BIONDINA.

VIELLIEBCHEN. 1829.

LEIPZIG. INDUSTRIE COMPTOIR.

Vielliebchen.

Historisch-romantisches Taschenbuch

für

1829.

Von

A. v. Tromlitz.

Mit Kupfern.

Leipzig, im Industrie-Comptoir.

Inhalt.

Der Tag von Granson. . . . . Seite 1

Der Troubadour. . . . . — 126

Blondine. . . . . — 259

Sängerliebe. . . . . — 326

Verzeichniß der Kupferstiche.

1. Biondina; zur Erzählung gleichen Namens.
2. Titelvignette.
3. Elisabeth von Scharnachthal; zur Erzählung der Tag von Granson. Seite 2.
4. Scene aus der nämlichen Erzählung. Seite 121.
5. Robert d'Esparron; zur Erzählung der Troubadour. Seite 228.
6. Eva von Trothe; zur Erzählung Sängerliebe. Seite 355.
7. Scene aus der nämlichen Erzählung. Seite 445.
8. Ansicht der Stadt und eines Theils von der Insel Bombay. Seite 453.

Der Tag von Granſon.

Hiſtoriſch romantiſche Erzählung

von

A. von Tremlitz.

1.

Die Sonne ſank hinter das Juragebürge und breitete ihre goldenen Strahlen glühend über den See, deſſen Spiegel von keinem Lüftchen bewegt, ein Feuermeer zu ſeyn ſchien. Leiſe nur rauſchte der Wind durch den blätterloſen Ahorn, und von ferner Alpe tönte das Horn aus der Hütte des Sennen. Heimwärts zu ihrem ſchilfigen Bette zog ſchnellen Fluges die wilde Ente, und der ſtierige Falke ſchwebte in langſamen Kreiſen noch einmal über die Felder, den letzten Raub des Tages zu erſpähen. Friedlich war die Natur, nur aus des Menſchen Bruſt war der Friede gewichen. Den Blick gen Granſon gerichtet, ſah das Auge der Schweizer trauernd zurück auf die Thaten der Männer von Sempach, denn was dieſe mit Muth und Blut errungen, die heilige Freiheit, des Landes, ſie ſchien bei dem Anblicke des mächtigen Heeres des Herzogs von Burgund verloren.

Auf einem Schlosse am Bieler See blickte mancher sorgenvoll in die Zukunft. Dort waren die Bewohner in geschäftiger Bewegung, Rüstwagen mit Haab' und Gut beschwert standen angeschirrt auf dem Hofe, und Elisabeth Scharnachthal, des Schultheißen von Bern Tochter, saß mit ihrer Muhme, der alten Frau Margareth, in dem seines Schmuckes beraubten Saale des väterlichen Schlosses, den Kopf auf den Arm gestützt, zur Reise bereit. Die Abendgluth trug ihren letzten Strahl über den See herüber, und vergoldete die bunt gemalten Fenster der Altanthüren, an welchen schweigend ein junger Mann saß, und hinaus in die schlummernde Natur blickte.

„Oeffnet die Thüre, Walter," bat Elisabeth. „Von meiner Heimath Bergen, von dem stillen Thale meiner Jugend, von jenem Schlosse dort rechts über dem See will ich noch einmal Abschied nehmen, und dann — wohin Gott will!" —

Der Jüngling öffnete die Flügelthüren und trat, seine Laute im Arme, auf den Altan. Glühend strahlte die Abendsonne in den hohen verödeten Saal, und traurig wandte Elisabeth das bleiche Antlitz nach der Scheidenden, während die Alte kopfschüttelnd beide betrachtete. Da griff Walter in die Saiten, sanft tönten sie zu dem leisen Plätschern des Sees, und begleiteten das Lispeln des Ahorns; jetzt, den Blick auf das Juragebürge gerichtet, sprach er begeistert die Worte, sie mit Akkorden begleitend:

„Sie sinkt! — Wie herrlich majestätisch schreitet
sie in den Glanz der letzten Purpurgluth,

ELISABETH von SCHARNACHTHAL.

seht! wie ihr goldnes Haar sie strahlend breitet,
wie es am Saum der hohen Gletscher ruht.
Bald ist die Bahn vollendet, und sie gleitet
hinab, sich tauchend in die Wellenfluth.
— — Sie sinkt mit ihrem purpurnen Gefieder,
und morgen kehrt sie als Aurora wieder!"

Er nahte sich Elisabeth, welche den Blick nach dem vom Abend gerötheten See gerichtet, tief bekümmert aufseufzte; Walter stand, mit inniger Theilnahme sie anblikkend, vor ihr, und sprach mit sanft tröstender Stimme:

„So kehrt im Wechsel dieses Pilgerlebens,
was einst entschwunden, freundlich Dir zurück.
Der Hoffnung Stern erglühte nicht vergebens,
die Ahnung schaut zu ihm mit festem Blick.
Umsonst ist nicht die Kraft des innern Strebens,
ein fester Sinn beherrschet das Geschick.
Und stürzt es auch vernichtend auf uns nieder,
durch ihn erhebt das wunde Herz sich wieder.

Elisabeth reichte ihm schweigend die Hand, er kniete vor ihr nieder, und drückte leise seine glühenden Lippen auf die Dargereichte.

„Hört, Walter," zürnte die Alte, „jetzt ist's nicht Zeit zu solchem phantastischen Treiben, nicht Zeit, der Sonne ein Abendlied zu singen, denn morgen geht sie blutig auf, blutig wird sie auf das Schweizerland ihre Strahlen senken."

„O! seht nur, edle Frau!" rief der Jüngling, die Ahnung der Alten nicht achtend, indem er sie bei der

Hand faßte und die Sträubende nach dem Altan zog. „Seht nur — die letzten Strahlen verglühen, — jetzt ist sie verschwunden.“

Da hallte es aus der Ferne wie dumpfer Donner; die ehrwürdige Matrone faltete die Hände und betete, unwillkührlich war Walter ihrem Beispiele gefolgt. — „Hörst Du, Jüngling von Uri!“ rief jetzt Frau Margareth, „hörst Du den Abendgruß des Burgunders. Die Schweizersonne sinkt, des Herzogs Stern geht auf.“

„Das wolle Gott nicht und der heilige Georg!“ rief Walter heftig.

„Darum laß Deine Laute ruhen, und nimm das Schwert, mein Sohn,“ sprach sanft verweisend die Alte.

„Das werd' ich, edle Frau!“ rief mit Jugendgluth Herr Walter, und auf seinem Antlitze flammte der Muth seiner Altvordern.

„Ich bleibe nicht daheim, wenn meine Brüder fechten. Aber, würdige Mutter, so lange das Leben noch mir gehört, so lange es noch im stillen Blüthenhain mir lächelt, greif' ich hochentzückt in meine goldnen sanftbewegten Saiten, und singe der Sonne ein Lebewohl! Doch morgen,“ sprach er ernst, trat zwischen die Frauen, legte die Laute auf den Tisch, und sein Auge flammte, „morgen, wenn das Horn von Uri schallt, wenn es von Thal zu Thal, von Alp' zu Alpe die Männer zum heiligen Kampfe ruft, dann fasse ich schnell die Armbrust, und ihrer Sehne Schwirren ist mir dann allein noch Melodie!“

„Das thue, mein Sohn,“ sagte die Alte, ihm traulich die Hand auf die Schulter legend. „Sei zart

im Liede, doch stark im Kampfe, im Frieden weihe Dich dem Sange — doch gilt's das Vaterland — dem Tode."

„Und meine Herrin schweigt?" fragte jetzt der Sänger, sich zu Elisabeth wendend. „Hin nach dem See von Neufchatel schaut Euer feuchtes Auge. O sprecht! Ihr wißt ja, mit Euren Lippen verstummt für mich die ganze herrliche Natur, und wie von einem Zauberstabe berührt, ist, wenn Ihr schweigt, rings um mich her das rosenfarbene Leben erstorben."

„Der Schmerz ist stumm!" erwiederte Elisabeth.

Frau Margarethe winkte, Walter schwieg und zog sich in eine Fenstervertiefung zurück. Da vernahm man den Hufschlag der Rosse auf dem Hofe, ein allgemeines Getümmel entstand dort. „Der Herr kommt!" rief Walter, Frau Margarethe ward unruhig, Elisabeth, des Vaters Tritte hörend, stand auf, ihm entgegen zu gehen. Scharnachthal trat mit seinem Sohne ein. Elisabeth küßte ihm die Hand, er duldete es, doch sah er finster auf sie herab und schien den bittenden Blick seiner Schwester nicht zu achten, die ihn freundlich begrüßte. „Macht fort," befahl er, „es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Sie stehen vor Granson, ihre Reiter schwärmen überall umher."

„Begleitest Du uns?" fragte Margarethe.

„Nein, ich kehre erst morgen früh zurück. Ich sammle hier das Landvolk und die wenige Reiterei der Edlen, dann erst zieh ich nach Bern. Ihr müßt schon diesen Abend aufbrechen, Eure Begleitung erwartet Euch am Kreuzwege. Die Wagen ziehen voran, nur säumt

nicht lange.“ — Frau Margarethe ging, und winkte Walter, ihr zu folgen.

In dem hohen Saale waltete jetzt eine drückende Stille. Der Schultheiß von Bern, ein stattlicher, ernster Mann, auf dessen Gesicht ein finsterer Zug abschreckend hervortrat, blickte, in seinen Mantel gehüllt, die Arme übereinander geschlagen, auf seine Tochter, welche mit gesenktem Blicke, doch nicht entmuthigt vor ihm stand. Wilhelm, sein Sohn, ein Jüngling in der herrlichsten Blüthe, war auf den Balkon getreten, und horchte auf den Donner des Geschützes, der jetzt wiederholt und lauter von Granson herüber schallte.

„Elisabeth!“ rief der alte Scharnachthal; die Jungfrau trat ihm näher. „Hörst Du den Donner des Geschützes?“

„Ich höre ihn,“ erwiederte sie gelassen.

„Er ist dort; die Schweizerbrust deckt das burgundische Kreuz.“

„Dann wehe ihm!“ sagte Elisabeth.

„Und kann die Schweizerjungfrau sich auch jetzt nicht von ihm losreißen?“ fragte der Alte heftiger.

„Nein, Vater!“ antwortete sie bestimmt.

Scharnachthal wandte ihr den Rücken. „Wilhelm!“ rief er. „Du trittst morgen in die ersten Reihen, Du führst die Landbewohner unserer Güter; rette wenigstens, wenn ich fallen sollte, meinen ehrenwerthen Namen. Gelobt sei Gott, daß Du mein Sohn, und sie nur meine Tochter ist.“

„Vater!“ rief der Jüngling feurig, seine Hand ergreifend, während Elisabeth ungebeugt vor dem Alten

ſtand. „Wenn das Schlachthorn ſchallt, ſollt Ihr mich Eurer würdig finden. Ich will, die Streitaxt in der Hand, mich in die dichteſten Reihen der Burgunder ſtürzen, und ſo für unſres Namens Ehre ſterben.“

„Mein Sohn,“ ſagte der Alte ernſt und verweiſend, auch ſprach wohl das Vaterherz bei dieſen Worten „der tolle Muth iſt nicht wahrer Muth; aus ſeinen Reihen brechen, ſich in Feindeshaufen unbedachtſam ſtürzen, den Tod ſuchen, ihn nicht muthvoll nur erwarten, iſt freventlich. Ja, wenn es gilt!“ rief der Alte begeiſtert, „wenn es die Rettung des Vaterlandes gilt, da iſt das Leben nur ein leichter Preis, ja wenn es wie bei Sempach gilt — Gott vergebe unſern Vorfahren, das Banner von Bern wehte nicht dort. — Da ſtanden die eiſernen Ritter feſt wie ein undurchdringlicher Wall, feſt Mann an Mann und Schild an Schild, einen Wald von ſcharfen Lanzen vorſtreckend; ſo rückten ſie auf unſres Volkes Reihen an, und ſchlugen auch die Schweizer Lanzen nieder, von neuem ſtreckten ſie ſich gegen ſie. Es war nicht möglich einzudringen; ſchon war der wackre Gundoldingen mit ſechszig von Luzern gefallen, und wie eine Schneelavine wälzte ſich das Heer der Ritter immer mehr und mehr heran, die Unſern wichen.

Da weihte Winkelried ſich ſichern Tode, umfaßte zwanzig Lanzen mit ſtarkem Arme, und wie der Liebende die holde Braut, ſo innig drückt er ſie an ſeine Bruſt, und ſtrömt ſein Herzblut aus für die Brüder. Ueber ſeinen durchbohrten Leichnam ſtürmt nun das Volk dem ehernen Feinde entgegen, bricht durch ſeine Reihen, und öffnet ſo der Freiheit eine Bahn.

„So, Wilhelm," fuhr er fort, die Hand auf des Jünglings Haupt legend, „so muß der Schweizer sich dem Vaterlande weihen, nicht tollen Muthes die Kraft vergeuden, die noch bessere Früchte dereinst tragen kann. Aber wo dem Vaterlande aus Tod das Leben keimt, da drücke ihn mit Inbrunst an Dein Herz, und werde ein zweiter Winkelried. Auf Deinem Grabe will ich dann jauchzen, denn aus solchem Tode entsprießt das schönste Leben!

„Du aber, Elisabeth," wendete er sich zu dieser, „Du machst das Leben mir zur Gruft. Du hängst an meines Feindes Sohn mit Liebe, und liebst ihn noch, da er Verräther an seinem Vaterlande ist. Weh Dir, weh ihm!"

Bei diesen Worten schmetterten längs dem See Trompeten. Scharnachthal sprang auf, das Schweizer Landvolk griff zu den Waffen, doch bald sah man, daß es nicht Feinde waren. Es war Herr Hanns von Halwyl mit zwanzig berittenen Reisigen und seinen Mannen, die von der Rydau herabgezogen, sich den Schutzverwandten von Bern anzuschließen.

Scharnachthals Gesicht veränderte sich bei dieser Nachricht; man sah, daß Hanns von Halwyls Nähe so manche Leidenschaft in seinem Innern aufregte; er faßte sich jedoch bald. „Verlaß uns!" sagte er zu Elisabeth, als er den Ritter in den Schloßhof reiten sah, und bald erinnerte ihn die Würde eines Schultheißen von Bern, daß er nur den Schutzverwandten, nicht Hanns von Halwyl empfangen müsse. Die Thür öffnete sich, Halwyl trat ein, mit ihm Anna, seine Gattin.

„Seid mir gegrüßt, edler Herr!“ rief ihm Scharnachthal entgegen, „auch Ihr, werthe Frau, seid willkommen in meinem Hause. Ich erwartete Euch nicht, glaubte, Ihr wäret noch weit von der Heimath entfernt, ein wallender Pilger am heiligen Grabe, und nun sehe ich Euch zu meiner Freude mit einem so stattlichen Zuge heranziehen für Schweizer-Recht und Freiheit zu kämpfen.“

„Ich dank Euch, Schultheiß,“ erwiederte Halwyl, „auch ich heiße den tapfern Anführer der Männer von Bern herzlich willkommen. In Neapel vernahm ich von des Herzogs Zuge, da eilte ich zurück, und wohl mir, daß ich noch zu dem Tage der Freude, zu dem Schlachttage eingetroffen bin. Seid mir gegrüßt, Scharnachthal!“

Er reichte dem Schultheißen seine Rechte, der sie nach kurzem Zögern ergriff, sie dann treuherzig schüttelte, und seinem Sohne winkte, Frau Annen einen Sessel zu reichen.

„Scharnachthal,“ begann jetzt Halwyl, das Scharfe seiner Rede so viel als möglich durch den sanften Ausdruck der Stimme mildernd, „als ich nach Palästina zog, wart Ihr mein Feind; was indessen vorgegangen, ist nicht geeignet, den alten Haß zu versöhnen, auch ich kehre mit Groll im Herzen gegen Euch zurück. Da aber Eintracht die festeste Stütze schweizerischer Freiheit ist, so habe ich Euch die Hand geboten zur augenblicklichen Sühne. So lange Burgund auf Schweizerboden steht, so lange schweige unser Haß. Nur Ein Ziel vor Augen, gehn wir treu vereint einen

Weg, wie im Rathe, so in der Schlacht. Ist die Schweiz von ihrem Feinde befreit, dann lebe, wenn Gott es will, der alte Haß von neuem auf. — Ist das auch Euer Wunsch, Schultheiß, so schlagt ein mit treu redlichem Herzen!" — Ohne Zögern reichte ihm Scharnachthal die Hand, über Frau Annens ernstes Gesicht zog sich ein freundliches Lächeln.

„Nun so will ich denn hinunter zu den Reisigen gehen und das Nöthige ordnen," fuhr Halwyl fort. „Vorsicht ist Noth, denn dem Vernehmen nach schweift Romond mit den savoyischen Reitern im Lande umher. Ich glaubte das Heer schon zu Murten, eilte, zu Euch zu stoßen, und so finde ich Euch noch hier; desto besser. Ihr begleitet mich wohl, junger Herr, da ich der Umgegend hier nicht ganz kundig bin," wandte er sich, das Gespräch abbrechend, zu dem jüngern Scharnachthal. Der Schultheiß blieb mit Frau Annen allein.

2.

Schweigend standen beide einander gegenüber; es schien, als sei die Gegenwart vor ihnen verschwunden, und das Vergangene habe aller ihrer Gedanken sich bemächtigt. Die Züge des ernsten Mannes wurden nach und nach milder, während Frau Anna forschend auf ihn blickte. — „Ich ahne, weshalb Ihr hier seid, edle Frau!" rief endlich der Schultheiß. „Ihr wollt mir eine schwere Prüfung auflegen — ich werde mit Gott sie bestehen."

„Ich glaube selbst," erwiederte Frau Anna nicht ohne Bitterkeit. „Herr Schultheiß, Euer eiserner Wille unterdrückte stets des Herzens Wallen."

„Nicht immer," murmelte Scharnachthal vor sich hin.

„Mein Gatte, ein Greis, steht mit den Seinen unter dem Banner Eurer Stadt zum Kampf bereit; der Sohn dort im burgundischen Lager."

„Weh ihm!" sagte der Schultheiß mit Heftigkeit.

„Wehe dem, der ihn verbannte," rief Frau Anna, sich vergessend, aber schnell einlenkend sagte sie sanfter: „Darf der Geächtete auf heimathliche Flur zurückkehren? Darf er sich stellen neben seinen Vater? Ein Wort von Euch und der Verbannte wird von dem Rathe am Tage der Gefahr zurückberufen. Laßt ihn zurückkehren!" bat sie. — Scharnachthal schwieg. — „Habt Ihr ihn nicht verwiesen," fuhr sie fort, „Ihr ihn nicht an das Hoflager des stolzen Herzogs getrieben?"

„Nicht ich!" rief Scharnachthal. „Das Gesetz!" —

„Mann!" fuhr Anna auf. „Der Haß, den Ihr seit jenem Tage in Eurer Brust genährt, an welchem ich auf meines Gatten Burg einzog, dieser Haß hat ihn vertrieben, geächtet. Er war es, der ihm die Tochter verweigerte, den kühnen, kräftigen Mann zum verzweifelten Schritte brachte, Eure Tochter zu rauben. Dieser Haß versammelte die Zünfte von Bern, überfiel die Burg, und ehe des Priesters Segen die Liebenden verband, riß Euer rächender Arm die Tochter von meines Sohnes Herz, und trieb ihn aus dem Vaterlande."

„Das that ich und mit Recht," erwiederte Scharnachthal mit kalter Ruhe. „Ich handelte nach Vaterpflicht, der Rath nach dem Gesetz."

„Jetzt aber," fuhr Frau Anna fort, trat dem düstern Mann würdevoll näher, und in ihren Augen glühte

der heilige Strahl der Mutterliebe, „jetzt erinnere ich Euch, daß Rudolph Halwyl wohl unter die Tapfersten schweizerischer Jugend zu zählen ist, daß er in manchem Kampfe es bewährte, und selbst die Waldstädte seinen Namen ehren. Ein tapfrer Mann ist in Zeit der Noth dem Lande viel; ruft ihn zurück, gebt ihm Euer Kind, und beglückt Anna von Babenberg — der Ihr einst mit Liebe zugethan schienet.“

Der Schultheiß schwieg. Die sanften Worte Annens hatten die Pforte wieder geöffnet gefunden, durch welche sie vor Jahren in das Herz des Jünglings so mächtig eingedrungen waren; sie fanden sie offen, aber nur für Augenblicke. Düster rollte sich die finstre Stirn, der letzte Funke der immer noch glimmenden Flamme verlosch. „Ihm meine Tochter, meine Elisabeth? Ihm, dem Sohne Hanns von Halwyls!“ rief er zornig. „Nein, nimmermehr! — Das war der schönste Augenblick meines Lebens, als ich ihn jenseit des Marksteins vaterländischer Fluren wußte, und meinen Triumph will ich nicht selbst vernichten.“

Frau Anna hatte ihn während dieser Rede schmerzvoll angeblickt. „Oft,“ betete sie mit Ergebung, die Hände zum Himmel gefaltet, „oft, Vater im Himmel, habe ich freventlich gemurrt, da Du den Wunsch meines jugendlichen Herzens mir einst versagtest — jetzt danke ich Dir; an diesem Eisigen wäre das meine erstarrt und gebrochen! — Laßt uns von etwas anderm reden, Herr Schultheiß,“ bat die würdevolle Frau, da Scharnachthal zu reden beginnen wollte. — „Kein Wort mehr — keine Entschuldigung, das Mutterherz versteht

Eure Sprache nicht; überdies höre ich meinen Gemahl nahen, und er könnte mir leicht zürnen, setzten wir das Gespräch fort."

Scharnachthal verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ bei Halwyls Eintreten den Saal.

„Dein Auge sagt mir, Dein Bitten war vergebens," sprach jetzt Halwyl finster. „Ich habe es Dir vorausgesagt, ich kenne diesen Mann, jähzornig, rachgierig, fest und unerschütterlich. Auf keinem Lebenswege mag ich ihm begegnen, als da nur, wo es das Wohl schweizerischer Eidgenossen gilt. Hier steht der edle Mann groß vor mir — sonst? — Ich will schweigen, will gegen das Unabänderliche nicht murren, mich nicht dagegen stemmen. — Ich habe Elisabeth gesehen, gesprochen. Sie ist eine liebliche Blume, aber in der Tiefe ihres Kelches sitzt ein Wurm, er nagt an ihrer Blüthe, und das jammert mich sehr. Gern hätte ich sie auf unsrer Burg als die Frau des Sohnes gesehen, sie scheint ein frommes, sanftes Kind."

„Und dennoch ist ihr des Vaters hochtrabender Sinn geworden," unterbrach ihn Anna. „Ohne ihre feste Weigerung, nicht ohne des Vaters Segen zum Altare zu gehen, wäre sie Rudolphs Weib geworden, und Berns Knechte kamen zu spät."

„Das macht mir die Jungfrau noch werther," meinte Herr Halwyl.

„Daß Ihr harten Männer doch immer, nur die kalte Pflicht vor Augen, des Herzens warmen Gefühles nicht gedenkt," sagte Anna schmerzlich. „Ohne ihre

Weigerung ſtand Rudolph in den Reihen vaterländiſcher Krieger, nicht dort, wo das Geſchütz gar grauſig donnert.“

Halwyl war indeß auf den Altan getreten und ſah nach Granſon hinüber. „Du ziehſt doch nicht an der Spitze Deiner Reiſigen nach Bern?“ fragte jetzt Frau Anna. Der Ritter antwortete nicht, ſein Blick war immer ſtarr nach jener Gegend gerichtet.

„Wirſt Du hinziehen nach Granſon gegen den eigenen Sohn?“

„Ich werde,“ erwiederte Halwyl beſtimmt. — Da konnte die Gattin die Thränen nicht länger zurückhalten; an die Bruſt ihres Mannes ſinkend brachen ſie unaufhaltſam hervor.

„Laß das Weinen!“ rief dieſer faſt unwillig. „So lange noch Gefahr das Vaterland bedroht, muß das Herz nicht trauern, kein Vater, keine Mutter den Sohn beweinen, der für begangene Frevel vom Vaterlande verſtoßen, nun feindlich zurückkehrt in dies Heiligthum. Nur des bedrohten Vaterlandes muß man gedenken, und ihm die letzten Kräfte weihen.“

„Das iſt hart,“ ſeufzte ſie.

„Anna!“ rief jetzt der ehrwürdige Ritter, ſein Arm ſtreckte ſich nach dem Wiederſcheine der untergegangenen Sonne, ſein Auge erglühte im jugendlichen Feuer. „Wie jenes Gewölk, jetzt noch von Abendgluth geröthet, ergrauend in der Dämmerung zerrinnt, ſo würde unſrer Thaten goldner Glanz verſchwinden, wenn unſrer Freiheit Sonne untergeht. Im letzten Seufzer des Schweizerlandes ſchwebt auch mein letzter Lebensodem hin; des Stammes wie des Vaterlandes Schmach, nie würde das

gebrochene Herz ſie überleben.“ Sein Haupt ſenkte ſich bei dieſen Worten, der Gram beugte das ehrenwerthe. — Plötzlich hob er es muthig empor, höher ſtand er da, den Blick hinüber nach ſeiner Heimath gewandt. „Doch ehe ich untergehe!“ rief er feurig, „ſoll noch ein Strahl des Ruhms mich begleiten; enden will ich meine Laufbahn, wie ich ſie begonnen, ehrenvoll mit meinem treuſten Freunde, dieſem Schwerte.“ —

„Willſt Du dem Sohne zürnend gegenüberſtehen?“ unterbrach ihn die Gattin, und ergriff bittend ſeine Hand.

„Anna!“ rief der alte Ritter zornerglüht. „Das Zeichen von Burgund biegt mir des Sohnes Herz, und wenn nach jenem Kreuz mein Schwert ſich wendet, muß ich es dulden, wenn es dieſes trifft.“

„Und auch der Mutter Herz,“ ſagte ſie dumpf vor ſich hin.

„Auf dem Altare des Vaterlandes muß ein jeder opfern,“ ſprach der Ritter mit Ergebung. „Du und ich — der Rittersmann wie der Knecht. Das Vaterherz wie die Mutterliebe, nichts ſei zu heilig und zu theuer.“

„Weh uns!“ ſeufzte Frau Anna, und trocknete ſchnell ihre Thränen, da ſie Tritte nahen hörte.

Es war Eliſabeth; den Reiſemantel umgeworfen, trat ſie ein, nahte der Edelfrau von Halwyl, küßte ihre Hand, und ſprach mit ergreifendem Tone: „Werthe Mutter, ich komme Euch zu begrüßen, und Euch zugleich Lebewohl zu ſagen; man wartet meiner, ich muß aus meinem Aſyle hinüber nach dem geräuſchvollen Bern. Zürnt

mir nicht, edle Frau, auch Ihr nicht, Vater Rudolphs. Ich habe den Sohn aus Euren Armen gerissen, ich habe den edlen Krieger aus seinem Vaterlande vertrieben — den Geliebten von diesem Herzen entfernt," setzte sie wehmüthig hinzu. — „Doch bei Gott und der heiligen Jungfrau!" fuhr sie ermuthigt fort, „ich konnte nicht anders, ich mußte! — Ohne Vatersegen welkt der Liebe Blüthe; darum verzeiht auch Ihr, wie diese würdige Frau es schon gethan." — Sie trat vor den alten Halwyl, der die Jungfrau in seine Arme schloß, und ihre Stirn küßte. „Ich zürne Euch nicht, zieht mit Gott," sprach er gerührt, „und vergesset meinen Sohn selbst in der Entfernung nicht." — Daß alles zur Abreise bereit, meldete ein Diener.

3.

Von zehn Knechten begleitet zogen Elisabeth und Frau Margarethe den Weg nach Bern. Es war schon spät am Abend, als sie das Schloß verließen, der Mond stieg über dem Gebürge auf, und die Nacht war hell und freundlich. Der Weg führte sie längs dem plätschernden See, dem kleinen Walde von Weymuthskiefern zu, der sich dort an den Hügel lehnt. Vor Elisabeths Seele schwebten so mannigfaltige Bilder, freundlich und schön, trüb und schmerzvoll. Rudolphs von Halwyl Bild war mit darunter, jedoch die rothe Binde über dem Harnische schien ihr ein bluthrother Streifen zu seyn, der sein Herz von dem ihrigen trennte, und bald versank sie in tiefe Betrübniß. Frau Margarethe störte sie nicht, schweigend ritt sie auf einem Maulthiere neben ihr, und beobachtete

ald die Jungfrau, bald den alten Schweizer, der, den Streitkolben oftmals mit kräftiger Faust schwingend, den rauen voranschritt, und aufmerksam um sich spähend es Feindes Nähe zu besorgen schien. Dies beunruhigte e Matrone, doch dachte sie an ihres Bruders, des chultheißen, Vorsicht, und wenn sie überlegte, daß ransen so weit von ihrem Wege entfernt lag, und der eind ohne bedeutende Heeresmacht sich wohl schwerlich die Alpthäler wagen würde, ermuthigte sich ihr Herz, d sie zog, keinen Unfall fürchtend, getrost weiter.

So waren sie wohl schon eine Stunde längs dem ee gezogen, und wandten sich jetzt rechts nach dem äldchen, durch dessen zackige Aeste des Mondes Sil- rlicht glänzte, als ihnen aus demselben eine Gestalt gegen trat, die sie aus der Ferne nicht deutlich erken- t konnten. Der alte Schweizer, seinen Streitkolben hörig zum Kampfe fassend, sah scharf nach ihr hin, d nachdem sie einige Schritte weiter gegangen waren, f er brummend: „Führt den der Teufel uns auch in Weg; das ist ja Walter von Uri der Sänger, seht r nicht die Laute über dem Wams neben der Arm- st? Die Pickelhaube und das Schwert an der Seite chte mich irr." — Der Alte hatte sich nicht getäuscht, war Walter, der vorangegangen, hier Elisabeth erwar- , um sie gen Bern zu begleiten. Er neigte sich vor Frauen, und küßte ehrerbietig die Hand, welche u Margarethe ihrem Lieblinge zum Willkommen ent- enstreckte; auch Elisabeth grüßte ihn freundlich, und en über seine Gegenwart nicht unwillig zu seyn; selbst alte Wilhelm, der Anführer des Zuges, schüttelte ihm

treuherzig die Hand, und befahl ihm, sich den Andern anzuschließen, da er ihn doch endlich einmal mit Schwert und Pickelhaube bewaffnet sähe.

Aber Walter konnte nicht bei den Kriegern verweilen, es trieb ihn neben das Roß, das Elisabeths Himmelsgestalt trug; schweigend schritt er neben her, denn er wagte es nicht, durch voreilige Worte die Herrin in ihren Gedanken zu stören. Selbst das Saitenspiel hing an dem lichtblauen Bande tonlos über seiner Schulter, nur das Auge war beredt und unverwandt auf Elisabeth gerichtet.

So durchzogen sie das Wäldchen, bogen dann in die Thalschlucht, wo der angeschwollene Mühlbach mit rauschender Kraft sich herabstürzte, und schäumend unter den gewaltigen Rädern der Mühle weiter zog, um in den Wassern der Bieler Sees unbeachtet sich zu verlieren. So stürzt sich mit keckem Muthe ein hoffärtiger Knabe in den Strudel des Lebens, um unbeachtet unter der Menge zu verschwinden.

Das rege Leben in der Mühle, das Klappern und Rauschen der Räder durch die schweigende Nacht, als ob hier auf diesem Punkte allein der Schlummer der Natur gestört sei, weckte auch Elisabeth aus ihren Träumen, sie begann mit Walter zu plaudern, und so setzten sie den Weg über die Matten am Felshange fort.

„Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein," begann der Jüngling, „daß ich Euch begleite, ist auch mein Arm nicht so stark als der Arm manches Schweizerjünglings, so fühl' ich doch meinen Muth dem ihren gleich, und wenn ich mir Euch still und trauernd auf dem Fel-

ter dachte, so meinte ich, es könne vielleicht ein Lied, meine Rede, ein Mährchen, wie ich Euch deren schon manches erzählte, Euch zerstreuen. Da riß ich mich von dem alten Halwyl los, der mich gewaltig anzog, wappnete mich, und erwartete so mit Schwert und Laute meine Herrin, im Voraus hoffend, sie würde mir darob nicht zürnen."

„Schweigt einen Augenblick mit Eurem Geplander!" rief halb leise der alte Wilhelm, der mit den Seinen plötzlich angehalten hatte, und sich jetzt horchend auf die Erde legte; mehrere Minuten lag er so, dann erhob er sich rasch und rief: „Ich irrte nicht, ich höre in der Entfernung Hufschlag; schwerlich möchten dies von den Unsrigen oder von den Oestreichischen seyn, darum schnell vorwärts, daß wir an jenen Kreuzweg kommen, wo der Fußpfad sich in die Alpe hinaufzieht, dorthin verfolgt uns kein Reiter." Mit raschem Schritte eilte er voran, die andern folgten, ihre Hellebarden und Schwerter zum Kampfe ordnend, Frau Margarethe mit zagendem Herzen.

Glücklich gelangten sie an den Kreuzweg und zogen auf dem Fußsteige die Alpe hinauf, und kaum hatten sie die erste Sennhütte erreicht, so sahen sie auch schon unten im Grunde einen beträchtlichen Trupp Reiter, die sie leicht als Burgundische erkannten. Der alte Wilhelm schlich sich deshalb auf einem Fußpfade mehr rechts, und ermuthigte seine Begleiter, im Fall sie auf die Burgunder stießen, sich tapfer zu wehren, und die Tochter und Schwester ihres Schultheißen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Elisabeth schien bei dieser drohenden Gefahr gleichgültig, Walter jedoch war hoch erfreut, und im

kecken Uebermuthe wähnend, er allein sei hinreichend, die Jungfrau zu beschützen, schritt er stolz und vertrauensvoll neben ihr her; nur Frau Margarethe bebte, sie betete leise vor sich hin, indeß der alte Wilhelm fluchte, als finstere Gewölke den Mond verbargen, und er dieses Weges nicht so ganz kundig, sich zu verirren fürchtete.

Während sie auf einem engen Fußpfade zwischen Hecken und einzelnen Büschen hindurch schritten, hatte sich der Himmel ganz umzogen, dunkle Schneewolken verbargen das Mondlicht, und kein Sternchen blickte mit goldenem Scheine leuchtend vom Himmel nieder; da wurde der Alte immer ungeduldiger, endlich hielt er an, und gestand unter Verwünschungen, daß er den Weg verfehlt haben müsse, denn längst müßten sie an Curt Wernachers Hütte seyn, und den Berg hinabsteigen statt hinaufzuklimmen. Aber weder seine Verwünschungen noch Frau Margarethens Gebet erhellten die finstre Nacht, sie mußten den einmal betretenen Weg weiter ziehen, und fanden sich nach einer langen sorgenvollen Stunde am Kreuzwege wieder, da wo sie die Straße verlassen und die Alpe hinaufgezogen waren.

Hier beriethen die Frauen mit ihrem Führer, was nun zu thun sei, und da man nirgends die Reiter vernahm, so wurde einmüthig beschlossen, nicht wieder auf dem Fußpfade die Alpe hinaufzuklimmen, sondern auf der Landstraße nach Bern weiter zu ziehen. Schweigend begann von neuem der Zug. Schon glaubten sie den Thurm von Walferswyl aus dem Dunkel heraustreten zu sehen, als sie hinter sich Hufschlag vernahmen. Vom Wege konnten sie nicht ab, rechts war eine steile Fels-

band, links ein Abgrund. „Eilt ſchnell vorwärts,“ raunte der alte Führer den Frauen zu, „treibt Eure Thiere an, wir wollen den Feind, ſo lange Gott will, aufhalten nach Kräften.“ Frau Margarethe trieb vergebens ihr träges Thier, das nur ungern der Mahnung folgte, Eliſabeth aber jagte auf ihrem muthigen Roſſe ſchnell von dannen.

„Nun, Walter!“ rief der Alte, der da, wo die Straße ſich um einen Felſen bog, vier der Seinen, die mit Feuerröhren bewaffnet waren, hingeſtellt, mit den übrigen aber, die Hellebarden und Streitäxte in der Hand, ſich auf die enge Straße geſtellt hatte. „Nun, Walter, macht Eure erſte Waffenprobe gut, hier gilt es dem Fräulein,“ und kaum hatte er dies geſagt, ſo ſahen ſie den Reiterhaufen wie eine dunkle Wolke heranwogen.

„Halt!“ dönnerte ihnen Walter entgegen. „Freund oder Feind!“ Statt Antwort ſprengten jene auf ihren Roſſen heran, die Büchſen knallten hinter den Felſen, die Reiter ſtutzten, drangen jedoch nach kurzem Aufenthalt ungend wieder vor. Die Bolzen der Armbrüſte, die vorgehaltenen Hellebarden hielten ſie nicht auf, ſie drangen ein in das Häuflein Schweizer, die mit Streitaxt und Schlachtſchwert wacker um ſich hieben, und manchen Burgunder in den Sand ſtreckten; doch von den Pferden umgeritten, zertreten, von den Schwertern getroffen, ſanken die Braven, keiner ſuchte in der Flucht ſein Heil. Walter lag betäubt unter den Todten.

Während deſſen hatte Frau Margarethe unabläſſig ihr träges Thier angetrieben, es vermochte nicht, dem feurigen Roſſe Eliſabeths zu folgen, und als die Feuerge-

wehre knallten, das Kampfgetöse ihr Ohr traf, gab ihr, trotz der steigenden Angst, die Besonnenheit den Rath, ihr Maulthier anzuhalten, abzusteigen, und längs dem sich herabstürzenden Bache den Felsen hinanzuklimmen. Alt und schwach vermochte sie es freilich kaum, doch war sie schon eine beträchtliche Höhe hinauf, hinter einem Weißdornstrauche ruhend, als sie unten die burgundischen Reiter vorbeiziehen sah. Auf ihren Knien dankte sie Gott. — Der kommende Morgen führte späterhin einige Landleute vorüber, die sie ab vom Wege nach einer Sennhütte leiteten.

Muthig, ihr flüchtiges Roß immer noch antreibend, war Elisabeth auf der Straße fortgesprengt; schon lag der Kampfplatz weit hinter ihr, nur das Knallen der Feuergewehre hatte noch ihr Ohr erreicht, das Waffengeklirr war nicht bis zu ihr gedrungen. Flüchtig jagte das muthige Roß mit seiner schönen Bürde dahin, vermochte jedoch nicht, sie ihrem Geschicke zu entziehen. Unfern Walferswyl stieß sie auf savoyische Reiter, die unter Anführung des Grafen von Romond von Yverdun aus sich durchgeschlichen hatten, und hier ihre Vorhut erwarteten.

Als der Morgen graute, erwachte Walter aus seiner Betäubung. Es mußte ein Streitkolben seine Pickelhaube getroffen haben, denn noch war er seiner Sinne nicht ganz mächtig, blutete jedoch aus keiner Wunde. Wie aus einem Traume erwacht, schaute er um sich her. Da lag der alte mürrische Wilhelm mit durchbohrter Brust, von seinen Genossen umgeben, neben ihm, nur einer seufzte noch und hob das gebrochene Auge nach dem

Jüngling, der ihm hülfreiche Hand zu leisten sich nahte. „Laß nur, Walter," sprach der Sterbende, „weckt mich nicht zu einem Leben, das keinen Werth mehr für mich hat; sollte ich der Einzige seyn, der die Kriegsgefährten überlebte? Laßt mich neben ihnen sterben. Eilt lieber nach Bern, und forscht, was aus den edlen Frauen geworden ist." Er wandte sich, drückte das Antlitz fest auf die Erde, murmelte noch einige Worte, vielleicht ein frommes Gebet, und verschied.

Da blickte der Jüngling noch einmal traurig auf den Wahlplatz hin, und eilte rasch vorwärts, Sorge um Elisabeth beflügelte seine Schritte. Sein müder Fuß trug ihn jedoch nicht weit, bald mußte er sich unter einem Baume niederlassen, sein Kopf brannte ihm, die Glieder schmerzten, er konnte nicht weiter.

Während er so ruhte, schlich ein Landmann mit Schwert und Streitkolben bewaffnet von der Höhe herab, lugte in der Gegend umher, und gewahrte den Schweizerjüngling unter dem Ahorne sitzend, das Haupt auf den Arm gestützt, er näherte sich ihm. „Einen Trunk," bat Walter. Der freundliche Mann reichte ihm eine Flasche mit Milch, die er bei sich trug, und als der Jüngling sich durch den Labetrunk gestärkt, fragte ihn der Landmann, „wo er schon so früh herkomme, und ob er vielleicht in dieser unglücksvollen Nacht schon hier gewesen sei?" Walter erzählte ihm, was vorgegangen, und daß er nach Bern eilen wolle, um dort Kunde von des Schultheißen Tochter einzuziehen, die noch vor Beginn des Kampfes auf einem weißen Rosse davongesprengt sei. Frau Margarethens gedachte er nicht.

„So ſteh ihr Gott bei!“ rief der Landmann, „denn die Burgunder haben ſie in ihren Händen. Als ich in dieſer Nacht nicht fern von hier die Höhe herabſtieg, um in Arberg zu meiner Fahne zu ſtoßen, ſah ich einen Haufen, wohl an tauſend Reiter auf der Straße halten; ich verbarg mich hinter einer Hecke, und von da ſah ich durch das Halbdunkel ein weißes Roß heranſprengen, hörte wie die Burgunder jauchzten, auch eine weibliche Stimme glaubte ich zu vernehmen.“

Walter ſprang auf, ſeine ſchlummernden Lebensgeiſter waren plötzlich wieder geweckt. „In den Händen der Burgunder!“ rief er erſchüttert, „Eliſabeth Scharnachthal gefangen!“ Nachſinnend bedeckte er mit beiden Händen das Geſicht, und ſtand regungslos da; doch plötzlich, als habe ein Göttergedanke ihn von neuem belebt, nahm er Schwert und Pickelhaube und gab beides dem Landmann. „Verwahrt mir das Schwert, bewahrt es mir gut, Caspar von der Flühe, mein Ahn, trug es bei Moorgarten, gebt es in Bern in dem Hauſe Scharnachthals in Verwahrung. Dieſe Pickelhaube tauſche ich mit Eurem Barett, das neu und gar hübſch iſt, denn zum Kampfe ſchmückt ſich der Schweizer doch immer mit dem beſten. Gebt, lieber Freund, Ihr gewinnt noch bei dem Tauſche.“ Er betrachtete ſeine Laute, die bei dem nächtlichen Kampfe wunderbarlich erhalten war, griff, wie zur Probe, einen volltönigen Akkord, und das Barett aufſetzend, bog er links nach dem Neuenburger See, und dem burgundiſchen Lager zu.

4.

In Bern war ein regsames kriegerisches Leben, Alt und Jung, Mann und Weib war in Bewegung, es galt ja die Freiheit. Noch standen die alten Thürme, noch bewachte der finstre Bär die Thore der mächtigen Stadt, in die noch kein Feind zerstörend gedrungen war, noch glühte Muth und Vertrauen in der Brust der Männer, und der blutigen Schlachten gedenkend, welche die ohne Blut errungene Freiheit befestigt hatten, vertrauten sie auf Gott und ihr Schwert, auch die mächtige Heeresmacht von Burgund aus ihren Landmarken zu vertreiben, wenn billige, ehrenvolle Bedingungen den stolzen Herzog nicht friedlich zurückkehren ließen.

Es war am Morgen des 24. Februars 1476, als Scharnachthal und Hanns von Halwyl mit dem versammelten Berner Landvolk und den wenigen Reisigen der schutzverwandten Edlen zu Fuß und zu Roß, unter Geläute der Glocken, einzogen. Es war ein rüstiger Haufe Alpenjäger und Sennhirten, und gar wohl geübt, das Schwert zu schwingen, die Bolzen nach dem Ziele zu schicken, das Feuerrohr zu gebrauchen. Alt und Jung, selbst Knaben waren im reisigen Zuge, niemand des Berner Landes hatte bei so dringender Gefahr daheim bleiben wollen, hohen Muthes hatten sie sich am See unter Ihres Schultheißen Banner versammelt, und freudig beim Abmarsche das Schwert geschwungen. Auf ihrem Zuge trafen sie die in der Nacht Erschlagenen, und eine traurige Ahnung hatte ihren edlen Führer erschüttert, ihnen selbst war dies erste Gefecht von trauriger Vorbedeutung.

Auch Halwyl war ergriffen, als Scharnachthal ihm leise zuraunte: „Dies Eures Sohnes Werk.“ — So rückten sie mit ernster Ruhe in die Stadt, finster wie das alte Thor, durch das sie zogen.

Der Schultheiß, den Schmerz der Vaterbrust bekämpfend, musterte nun auf dem Marktplatze die versammelte Schaar der Berner, denn die Glocke hatte schon längst auch die Innungen der Stadt zusammenberufen. Nur einen Blick warf er auf den Erker seines Hauses, an dem er vorüberschritt; aber leer war das hohe Fenster, nicht das Engelgesicht seines Kindes sah freundlich grüßend herab, und die Gewißheit ward ihm, sie sei in Feindes Hand. Der stolze heftige Mann bedurfte all seines Muthes, um bei dem ersten wichtigen Geschäfte nicht die Fassung zu verlieren, und in diesem entscheidenden Augenblicke mit zuversichtlich freiem ungetrübtem Antlitze die ihm anvertraute Schaar zu mustern. — Nahe an 8000 waren es, an deren Spitze er ausziehen wollte, den von Stein und seine Tapfern in Granson zu entsetzen, ihnen war ein freier ungetrübter Sinn noth. Bern war die Mächtigste des eidgenössischen Bundes, er ihr Schultheiß und Hauptmann; noch waren die andern Bundesgenossen nicht eingetroffen, mit Luzern allein stand Bern dem ersten Angriffe entgegen; es bedurfte nur eines raschen Marsches, und vor seinen Thoren wehten die Fahnen von Burgund.

„Männer von Bern!“ so begann er die Versammlung anzureden, „und Ihr edlen mit uns verbündeten Herren, die Ihr Eurer Pflicht getreu mit Euren Mannen zu uns gestoßen seid in den Tagen der Noth, hal-

tet feſt zuſammen in Eintracht, feſt in Reihe und Glied. Gedenkt des Tages von Laupen, denkt an Moorgarten; faßt Muth und Vertrauen, denn nicht die Zahl der Streiter, ihr Muth giebt den Sieg. Nicht um Gut und Blut kämpfen wir allein; es iſt das Höchſte des Lebens, es iſt die Freiheit, für die wir ſtreiten; wer möchte ohne ſie nicht lieber einen ehrenvollen Tod? Darum" — hier nahm er mit kräftiger Fauſt das Banner der Stadt aus den Händen des Bannerträgers — „folgt dieſem ehrwürdigen Zeichen! Stets führte es zum Siege, noch floh kein Schweizer in der Feldſchlacht. Gott war mit uns, wo Recht auf unſerer Seite war und ſo auch jetzt!" — Hell klirrte das Raſſeln der Waffen, da Scharnachtbal dies geſprochen, und als ob der Sieg auf der Spitze von Schwert und Hellebarde ſchwebe, hoben ſie die Wehren ſchweigend in die Höhe, als hielten ſie ſie empor zum feierlichen Schwur. Da übermannte das Gefühl den alten Helden, er mußte einhalten in der Fluth ſeiner Rede, doch ſchnell faßte er ſich. „Ein jeder gehe nach Hauſe," begann er von neuem, „ſtärke ſich mit Speis und Trank, und ſage den Seinen ein Lebewohl. Sagt Euren Weibern, daß ſie für Speis und Trank ſorgen, wenn die Eidgenoſſen zur Hülfe einziehen, und wenn die Glocke vom Münſter das Zeichen giebt, verſammelt Euch ſchnell und zum Abmarſche bereit auf dieſer Stätte. Nun geht mit Gott!" Dumpf wirbelte die Trommel, gleich dem Geſumme der Bienen, wenn ſie ſchwärmend dahin ziehen, wogte der Haufe auseinander, noch einmal das Brot vom eigenen Tiſche zu eſſen, den Wein aus dem Pokale der Väter zu trinken. Das

Landvolk zog, ein Jeder zu seinen Bekannten, noch einmal das Haus der alten Gastfreundschaft zu betreten.

Mit festem Schritte — der Sieg über das Schicksal war errungen — trat Scharnachthal in seine Wohnung. Nur Diener kamen ihm entgegen, nicht seine Schwester, nicht sein Kind. „Niemand in dieser Nacht eingetroffen?" fragte er, keine bejahende Antwort erwartend. „Niemand," erwiederte der ängstlich forschende Diener. „So laß mich allein, Wilhelm," sprach er zu seinem Sohne, der mit niedergeschlagenem Blicke hinter ihm stand; der Jüngling entfernte sich. Scharnachthal betrat sein Zimmer, schritt einigemal auf und ab, ging dann an das hohe Bogenfenster, und lehnte sein sorgenschweres Haupt an die bemalten Scheiben, wo der heilige Georg den grimmigen Drachen mit seiner Lanze durchbohrte.

Lange stand er so, hinaus auf den Marktplatz starrend, wo das rege Kriegsleben verschwunden war, und nur öde Stille noch herrschte. Vaterland und Vatersorgen drückten ihn nieder, aber fast mehr als das der Gedanke: Es ist die rächende Nemesis, die Dich ereilt. Plötzlich ermannte er sich. „Weg Vatersorgen, weg Vaterschmerz!" rief er. „Es ist das Opfer, das ich auf Deinem Altare niederlegen mußte, Land meiner Väter. Nur der Noth schweizerischer Eidgenossen gedenke, Schultheiß des mächtigen Bern!"

Er rief seinen Diener; da trat Frau Margarethe ein. „Allein?" fragte er sie. „Allein," antwortete sie schluchzend. „Wo ist sie?"

„Verfolgt von feindlichen Reitern floh sie; ich hoffte sie hier zu finden.“

„So helfe mir Gott!“ rief der Schulthelß, schüttelte mit besonderer Herzlichkeit die Hand der Schwester, warf hastig die Zeichen obrigkeitlicher Würde ab, und entfernte sich. Bald war der Harnisch umgeschnallt, die eiserne Pickelhaube aufgesetzt, das lange Schlachtschwert umgürtet. Noch einmal, wie zum Lebewohl, warf er einen Blick umher durch das Zimmer, drückte der Schwester schweigend die Hand und trat in das Vorhaus. Dort begegnete ihm Wilhelm, sein einziger Sohn, zum Kampfe schon gerüstet. „Sei ein Mann, ein Schweizer,“ sagte er ernst zu ihm, und Hand in Hand verließen sie die Wohnung der Väter.

In diesem Augenblicke begannen die Glocken der Stadt ihren dumpfen Ruf zum Aufbruch; lange schon hatte der Glöckner des Zeichens geharrt, zu ihrem feierlichen Tone wirbelten die Trommeln, schallten die Hörner, und schmetterten lustig die Trompeten der schutzverwandten Edlen.

Jetzt war der Augenblick der Trennung da, der Augenblick, wo der zurückgehaltene Schmerz laut ausbrach. Am Halse des Gatten hing, den Säugling auf dem Arme, die weinende Hausfrau, Kinder umfaßten die Knie des Vaters. Die Jungfrau drückte ihrem Verlobten den Scheidekuß auf die Lippen, Mütter und Greise segneten die Söhne und weihten sie zum heiligen Kampfe. „Seid eingedenk Eurer Vorfahren, kämpft, wie sie, für die Freiheit, und kehrt mit Gott als Sieger zurück.“ Das

war der Nachruf Tausender; selbst im Schmerze war hoher Muth.

Zu seinen Fahnen trat nun ein jeder, die Rottmeister ordneten ihre Haufen, die Hauptleute sprachen ein kräftig mahnendes Wort, und unter Glockengeläute, Trommelwirbel und Trompetenschall zogen die Berner, 6000 streitbare Männer, gen Murten.

5.

Im Lager der Burgunder ging es nicht so ernst her wie in Bern. Es erstreckte sich in einem halben Monde vom Ausgange des Thales der Orbe über Baumes, St. Croix bis gegen Vauxmarcüs, umgab die Höhen bei Granson, und enthielt 35,000 Burgunder, zu welchen 15,000 Savoyer und Italiener, unter dem Fürsten von Tarent, gestoßen waren, der sich durch diesen Kriegszug die reiche Erbin von Burgund zu gewinnen wähnte. Das Heer schwelgte in zügelloser Ausgelassenheit. Auf einem Hügel mitten im Lager stand, einem Pallaste ähnlich, des Herzogs prachtvolles Zelt, Teppiche schmückten die Wände, mit dem schönsten Brügger Sammt waren Sessel und Stühle behangen, wie am Hoflager zu Arras glänzten Gold und Edelsteine überall. Zahllose Diener in prunkvollen Gewändern wogten im bunten Gemische, laut schallte das Wiehern von hundert Streithengsten aus schöngeschmückten Zelten, Trompeten und Pauken wirbelten durch die Luft, und riefen die Menge der Ritter zur Tafel und zum Banket. Um die Zelte des Fürsten prangten die Zelte der Schranzen und Kriegsobersten, die in Pracht mit einander wetteiferten. Die langen Reihen

der gemeinen Kriegszelte, nach Landschaften und Waffengattungen geordnet, bedeckten Hügel und Thal; unzählige Rosse stampften muthig den Boden, und durch diese Reihen zog jubelnd ein Haufe von Possenreißern, Minnesängern, Gauklern und feilen Dirnen; burgundisches Gold gab den deutschen, den niederländischen, den italischen Völkern Leben und Lust, der Zügellogsigkeit Nahrung. Toller Muth, freche Hoffart entflammte die Soldaten, die sich hier, ein Hirtenvolk zu bekämpfen, vereinigt hatten, und Karl von Burgund, der stolze, kühne Herzog, hielt das Racheschwert bereit, das Schweizervolk mit einem Schlage zu vernichten.

Noch donnerte das Geschütz vor dem Schlosse von Granson, welches Albrecht von Stein mit 800 Bernern muthvoll vertheidigte, doch den wilden Jubel des Heeres störte Geschützesdonner nicht. Ueberall, wo eine zerstörte Hütte ein Obdach bot, lagerte sich ein Trupp, zechte und spielte, und als ob mit der Minute der letzte Freudetropfen geschlürft werden müßte, so gierig segen sie den Lebensgenuß ein. Nur am äußersten Ende des Lagers, da, wo drei Ulmbäume ein einsames Plätzchen bildeten, saßen unter offenem Zelte, die Becher vor sich, zwei Ritter im ernsthaften Gespräche vertieft. Der Eine, welcher der Jüngere zu seyn schien, sah unverwandt, den gefüllten Becher unangetastet vor sich, hinüber nach dem Neuenburger See, während der Andere mit Theilnahme schweigend ihn beobachtete.

„Der Schmerz übermannt Euch, Rudolph," sagte dieser endlich; „nur zwei Wege stehen Euch offen, und nur kurz ist noch die Zeit der Wahl. Ihr zieht zurück

in Eure Heimath, kämpft wider uns, oder fröhlichen Muthes mit uns. Es taugt nichts, wenn der Geist, wenn das Herz unbestimmt hin- und herschwankt, und nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Noch ist es Zeit, vielleicht morgen nicht mehr!"

„Ich gab dem Herzoge mein Wort, Etanges, und das brach ich nie!" rief der jüngere Ritter, wild aufspringend.

„Ihr dauert mich", begann nach einer Pause Ritter Etanges. „Es liegt so manches schätzenswerwerthe in Euch, das mich, trotz Eures wilden stürmischen Wesens, anzog; selbst die helle Gluth, die in Eurem Blicke entflammt, freut mich, nur Schade, daß sie die Hütten Eures Vaterlandes anzünden soll. Wäre ich ein Schweizer, so wie ich aus Burgund stamme, Ihr sähet mich dort, nicht hier!" Er wies hinüber gen Bern.

Finster sah der Andre nach dem Alpengebürge, ergriff dann plötzlich des Freundes Hand, und den Arm nach dem Juragebürge ausstreckend, rief er mit wild rollendem Blicke: „Dort bei der hohen Eiche am Felsquell steht am Scheidewege ein einsam Kreuz, dort trennt sich das Schweizerland von Burgund, wenn die Alpen in der Abendsonne glühen, liegen Eure Berge im Dunkel. Da stand ich an des Vaterlandes Markstein meines thatenreichen Lebens; mit einem Schritte, Etanges! mit einem einzigen Schritte trat ich hinüber in das fremde Land, und trennte mich von Allem, was mir einst so theuer war. Noch einmal warf ich sehnsuchtsvoll den Blick nach meiner Heimath goldgesäumten Bergen — und sagte Allem, Allem Lebewohl. —

„Arm wie ein Bettler," fuhr er mit Ingrimm fort, „arm an innern Frieden; reich wie Crösus an tiefem Schmerz ſtand ich, der Pflicht, der Bande entledigt, die mich dort gefeſſelt; nur das Schwert und die Erinnerung begleiteten mich in die feindliche Verbannung. Da hob ich ſcheu den Fuß, trat, ein Flüchtling, auf burgundiſchen Boden, das Schweizerherz ſtieß ich von mir, und ſtreckte meine Hand gen Himmel Rache ſchwörend — und den Schwur werd ich halten. Auf Schweizerboden zurückgekehrt," fuhr er ſanfter fort, „erkenne ich meine Heimath nicht, es hat ſich Alles um mich her verwandelt; die Sehnſucht zieht mich nicht nach jener Höhe, das Alphorn weckt nicht mehr der Wehmuth ſüßen Schmerz in meiner Bruſt, der Morgen grüßt mich nicht mit ſeinem Strahlenglanze von jenem Berge herüber, und die Abendſonne nimmt mein Sehnen nicht mit ſich hinunter. Nur die Nacht weckt den Schmerz und die Erinnerung.

Da tönte bei dieſen Worten unfern des Zeltes, von Lautenklängen begleitet, der Geſang eines Alpliedes. Etanges horchte auf, Rudolph von Halwyl aber ward von dieſen Tönen ſonderbar erſchüttert. Als das Lied beendet war, näherte ſich ein Schweizerjüngling dem Zelte; es war Walter, der die Laute im Arme, mit dreiſtem Muthe zu den Rittern trat.

„Seid mir gegrüßt, Ihr Herren!" ſagte er, freundlich ſich neigend. „Reicht mir einen Becher Wein, und ich ſinge Euch ein munteres Alplied."

„Wer biſt Du?" fragte der Ritter Etanges.

„Bin von Uri, eines Sennen Sohn von hoher

Alp," erwiederte er unbefangen, „und durchziehe bald Stadt, bald Land mit meinem Saitenspiele."

„Und wagst Dich ins Lager der Burgunder?" unterbrach ihn der Ritter. „Kennst Du des Herzogs Strenge nicht? es könnte leicht den Kopf Dir kosten; geh', mein Sohn, ehe man Dich hier gewahrt."

„Des Liedes Zauber," entgegnete der Schweizer keck, „giebt dem Sänger einen Freipaß durch die ganze Welt, ihm öffnen sich bei Freund und Feind die Thore, und überall ist er willkommen. Es lauscht der Ritter, wie die Dirne, auf seinen Gesang; der spendet ihm den Wein, sie den Kuß, und nirgends zieht er unbelohnt von dannen. Darum, werthe Herren, hört auf mein Lied, und dann reicht mir einen Becher Wein, denn mich dürstet."

„So nimm den Becher und trink," sagte Etanges, ihm den gefüllten reichend.

Mit zierlichem Anstande ergriff ihn Walter. „Den holden Frauen!" rief er, „die Lieb um Liebe geben, und" — er leerte den Becher und hielt ihn hoch in die Höhe — „dem Vaterlande!"

„Dem Vaterlande, da trinke ich mit!" rief Etanges, und leerte seinen Becher während Rudolph düster vor sich hinstarrte.

„Und Ihr, Herr Ritter, steht mit finsterm Blicke da," wandte sich Walter jetzt zu Halwyl, „und leert den Becher nicht auf das Wohl Eures Vaterlandes, wo doch gewiß die Heimath lieblich Eurem Blicke grünt, und Weib und Kind Eurer Rückkehr sehnsuchtsvoll wartet."

„Schweig, Knabe!" rief dieser zornig, „schweig!" —

„Laß ihn," unterbrach Etanges Hallwyls Heftigkeit, sich zu dem Schweizer wendend. „Er hat nicht Weib, nicht Kind — kein Vaterland."

„Dann dauert Ihr mich, Herr," sprach der Jüngling, treuherzig dem Ritter sich nahend. „Dann nahm der Himmel Euch des Schönen viel. Nähm' er mir Alles, ich wollt' es freudig opfern, ließ er mir nur mein trautes Saitenspiel, und meiner Heimath goldbesäumte Gletscher, bliebst Du mir nur, mein stilles, von hoher Alp beschattetes Felsthal, wo meines Vaters Hütte einsam steht, wo unsre Heerde auf der Matte weidet, der klare Quell vom Felsen stürzt, und melancholisch unser Alphorn ruft, wo mir im Wehen sanfter Abendlüfte der Glocken wehmuthsvoll Geläut entgegen tönt. O dieser Glocken Ton! — Ihr lieben Herren, Ihr kennt ihn nicht — dringt tief in eine Schweizerbrust, und trägt auf seinen sanftbewegten Schwingen das sehnsuchtsvolle Herz zur lieben Heimath hin!" Bei diesen Worten erglänzte des Jünglings Auge, stolz sah er hinüber nach seinen Bergen, und als er den Blick wieder nach den Rittern wandte, schienen ihm deren Auge feucht. „Was ist Euch, Ihr Herren?" rief er theilnehmend.

„Kennst Du ihn nicht?" fragte Etanges, ihn bei Seite ziehend.

„Nein, Herr," erwiederte Walter.

„Es ist der Ritter Rudolph von Halwyl."

Bei diesem Namen erbebte der Sänger und trat einige Schritte zurück; starr sah er Halwyl an, in dessen Gesichte Stolz mit Wehmuth wechselte, auch in des Jünglings Brust schienen feindliche Gefühle zu kämpfen. End-

lich trat er mit einem Blicke dem Ritter näher, in dem sein ganzes Herz offen lag. „Ein Schweizerjüngling," so sprach er, „tret ich vor Euch hin. Im Hauche meines schwachen Wortes ruft Euch der Alpen Sturmgebrause, ruft Euch der Lavine furchtbares Rauschen, ruft der Ton des Alphorns Euch entgegen: Zurück zu Deines Landes Bergen; zieh Dein Schwert nicht gegen Deine Brüder, nicht für den fremden Herrn. Kehre zu Deinem Banner wieder, Schweizerheld."

Finster blickte bei diesen Worten Halwyl auf den Jüngling. — „Es stieß mich aus!" rief er, „zerriß das Band, und frei stehe ich, ein Rachegeist, auf seinem Boden!"

„Dann wehe Dir, Elisabeth!" rief schmerzvoll der Sänger.

„Welchen Namen rufst Du mir entgegen, heimtückischer Bube!" rief Halwyl zornig. „Glaubst Du, mit diesem Zauberspruche mich zu bannen, glaubst Du, mit ihm die schlummernden Gefühle zu wecken?"

„Ich würde bei ihrem Namen aus Todesschlaf erwachen!" erwiederte Walter erglüht. „Ein Liebeshauch von ihren Lippen, und das Leben wäre wieder mein in seiner schönsten Pracht."

„Du kennst Elisabeth Scharnachthal?" fragte jetzt nach langem Schweigen mit sanftem Tone der Ritter.

„Ob ich sie kenne, Herr? Zwar erst seit kurzem sah ich ihr holdes Antlitz, aber es bedarf ja nur eines Augenblickes, um vor der Herrlichen anbetend niederzuknien." —

„Wie geht es ihr!"

„Das fragt Ihr mich? — Nur an Euch gedenkend welkt die zarte Blüthe, die Ihr im Sturm zerknicktet.“

„Wo ist sie jetzt; auf ihres Vaters Schlosse am See, oder in Bern?“

„Und ahnet Ihr nicht ihre Nähe, wißt Ihr es nicht, daß sie in Eurem Lager ist?“

„Hier im burgundischen Lager!“ rief Halwyl, und stand bleich, wie der Tod, vor dem Jünglinge.

„Sie ward in dieser Nacht von Euren Reitern gefangen, als sie vom Bieler See nach Bern zog.“

„Ha, Romond!“ schrie Halwyl auf. „Fort, hin zum Herzog.“ Etanges vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er stürzte aus dem Zelte. „Komm mit mir,“ befahl dieser dem Sänger, „verlaß mich keinen Schritt, sonst bist Du verloren.“ Sie folgten Halwyl.

6.

In seinem Zelte saß Karl von Burgund, der Graf von Campobasso und Ludwig von Chateaugüjon waren bei ihm. Er ertheilte ihnen eben seine Befehle zu einem neuen Sturme auf Granson, da trat ein Edelknabe herein, und meldete den Ritter von Halwyl, welcher Se. Hoheit um Gehör bitte. „Er mag warten,“ erwiederte der Herzog unmuthig über diese Störung. Der Edelknabe ging.

„Doch immer frech dies Landvolk,“ sagte der Herzog empfindlich. „Sie lernen nie den Unterschied von Herr und Diener, besonders dieser Halwyl tritt so keck vor mich, als wäre mein Thron seines Vaters Armessel.“

„Gnädiger Herr," nahm Chateaugüjon das Wort, „es iſt ein gar wackrer Mann, als Held im Schweizerland bekannt, und das bedeutet viel." Der Graf von Campobaſſo lächelte. — „Herr Graf," fuhr Chateaugüjon, durch dies Lächeln beleidigt, fort, „ein Schweizer gilt am Schlachttage wohl zwei von Neapel, er weiß, wofür er ſtreitet, und wechſelt nie mit ſeinem Rocke das Herz und ſeinen Herrn." — Ein zorniger Blick des Herzogs traf den freimüthigen Redner. — „Darum, gnädiger Herr," fuhr dieſer fort, „wollt ich Euch bitten, dem Ritter Halwyl Gehör zu geben. Sein Rath, ſein Arm muß in dieſem Augenblicke Euch werth ſeyn, und ſeine feſte Treue zu Euch, während alle andere Schweizer, Euren Dienſt verlaſſend, zurück in die Heimath zogen, ſcheint mir wohl des Dankes werth."

„Graf Chateaugüjon!" unterbrach ihn der Herzog heftig, „Ihr ſcheint ſeit einiger Zeit, und beſonders jetzt, ein ſehr gewagtes Spiel in meiner Gegenwart zu ſpielen. Ihr redet keck, und wißt, das lieb' ich nicht."

„Gnädiger Herr," erwiederte der Graf mit würdevoller Ruhe, „am Vorabende der Schlacht, den Tod vor Augen, ſpricht der Krieger freien Muthes mit ſeinem Feldherrn. Darum bitte ich, gebt dem Halwyl Gehör. Ich weiß zwar nicht, was ihn vor ſeinen Herrn führt, doch iſt es gewiß von Wichtigkeit."

„Er wird um höhern Sold bitten," fiel Campobaſſo ihm in die Rede.

„Er ſo wie ich, wir dienen nie um Sold," erwiederte Orgniens Bruder.

„Laßt ihn eintreten," befahl der Herzog. Chateau-güſon ging.

„Nach der Schlacht, mein gnädiger Herr," ſagte Campobaſſo, als er mit dem Herzoge allein war, „werden die Stolzen wohl geſchmeidiger ſeyn, jetzt rechnen ſie auf ihren Werth, dann kriechen ſie an Eurem Throne, ein finſtrer Blick von Euch iſt dann hinreichend, ſie zu zermalmen."

„Der iſt ſo ſtolz, als ſein Bruder Oranien, aber auch brav, und mir treu ergeben; ſie grenzen ſo nahe an die Schweiz und ſaugen die Luft von dieſen rauhen Bergen ein," ſagte der Herzog, als Halwyl mit dem Grafen eintrat. Er nahte ſich ehrfurchtsvoll dem Herzoge, der ihn zu entmuthigen mit ſtrengem Blick auf ihn niederſah. „Was iſt Euer Begehr?" fragte er ihn rauh.

„Gnädiger Herr," begann der Schweizer, „ſeit einem Jahre ſchon diene ich Euch, für Euch habe ich gefochten, geblutet, ohne Sold, aus freiem Willen, keine Gnade ward mir dafür zu Theil, ich bedurfte auch ihrer nicht, ich fand den Lohn in meiner eignen Bruſt."

„Macht kurz," unterbrach ihn der Herzog.

„Jetzt aber," fuhr der Ritter fort, „bietet ſich eine Gelegenheit dar, mich zu belohnen, und ich fordre den Lohn!" — Campobaſſo lächelte höhniſch.

„Und," fragte der Herzog, „Eure Bitte iſt?"

„Der Graf von Romond hat in dieſer Nacht auf einem Streifzuge einer Schweizerjungfrau begegnet, ſie wider Ritterpflicht und Kriegsgebrauch gefangen nach Yverdün abgeführt. Dieſe Jungfrau war einſt meine Verlobte, noch jetzt fühle ich mich zu ihrem Schutze ver-

pflichtet; deshalb ersuche ich Euch, mein gnädiger Herr, zu befehlen, daß die Jungfrau mir ausgeliefert werde, da wir doch mit Frauen nicht Krieg führen, und Weiber wohl nicht im Heere Herzogs Karl von Burgund als Beute betrachtet werden. Hiermit, mein gnädiger Herr, bezahlt Ihr mir meine Dienste reichlich."

„Die Jungfrau war Eure Verlobte, Ritter Halwyl?" fragte der Herzog. Rudolph verbeugte sich bejahend. „So wird wohl die Courtoisie des Grafen Romond nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Ihr sie zurückfordert. Sie soll Euren Händen übergeben werden."

„Verbürgt mir dies Euer fürstlich Wort?" fragte Halwyl bestimmt.

„Was Karl von Burgund versprach, wird der Bastard von Savoyen nicht verweigern." Der Herzog befahl einem Diener, den Grafen von Romond zu rufen, und Halwyl hier zu verweilen.

„Und wie heißt Eure Verlobte?" fragte jetzt Chateaugüjon den Ritter, mit ihm zurücktretend, da der Herzog leise mit Campobasso sprach.

„Elisabeth von Scharnachthal," erwiederte dieser.

„Die Tochter des Schultheißen von Bern?" unterbrach ihn schnell der Graf.

„Nikolaus von Scharnachthals Tochter," wiederholte Halwyl.

„So rathe ich Euch, nennt diesen Namen nicht vor dem Herzoge. Er giebt sie dann nicht frei, und willkommen ist ihm der Zufall, der ihm die Tochter seines bittersten Feindes in seine Gewalt gab."

„Ich habe ſein fürſtliches Wort.“

„Sein Jähzorn, ſein Haß läßt ihn alles vergeſſen.“

Indem trat der Graf von Romond ins Zelt. „Nur einen Augenblick verweilt!“ rief ihm der Herzog entgegen, und ſprach noch einige Worte mit Campobaſſo, welcher das Zelt verließ.

„Graf Romond,“ begann nun der Herzog, „ich habe das Waadland erobert, und es Euch zurückgegeben, ich verlange dafür auch einen Antheil Eurer geſtrigen Beute.“

„Ew. Hoheit hat zu befehlen,“ erwiederte Romond.

„Ihr habt eine Schweizerdirne, wohl eigentlich für des Grafen von Savoyen Sohn eine ſchlechte Beute, von Euren nächtlichen Streifereien mitgebracht und nach Yverdün geführt; überlaßt ſie mir.“

Das Geſicht des Grafen überzog Purpurgluth. „Ihr ſeid unſchlüſſig!“ fuhr der Herzog auf. „Ich hoffe Burgunds Wunſch ſei Savoyen Befehl.“

„Ich werde die Jungfrau den Händen meines gnädigen Herrn überliefern,“ antwortete ſchnell, doch mit Unmuth Graf Romond.

„Nicht für mich verlange ich ſie,“ unterbrach ihn der Herzog, über des Grafen Unmuth aufgebracht. „Einen Wunſch, der mich betreffen, hätte ich in mir verſchloſſen, oder hätte befohlen. Nur um dem Ritter von Halwyl ſeine treuen Dienſte zu lohnen, gewährte ich ihm ſeine Bitte, denn die Jungfrau war ſeine Verlobte.“

„Wie Ew. Hoheit befehlen,“ begann jetzt Romond, neue Hoffnung ſchöpfend; „auch wird die Welt die

Großmuth des Herzogs von Burgund hiebei zu preisen haben."

„Wie so, Romond?" fragte Karl, von seinem Sitze auffahrend. „Glaubt Ihr, ich könne meine Diener nicht würdiger belohnen, als mit einer geraubten Dirne. Verlangt, Halwyl, was wünscht Ihr noch an Gut und Lehn? Karl von Burgund gewährt Eure Bitte."

„Ich habe keinen andern Wunsch und bedarf nicht Gut noch Lehn, mir genügt der freie Besitz der Jungfrau," erwiederte der Ritter.

„Sehr stolz," sagte der Herzog vor sich hin.

„Ganz Europa wird staunen ob dieser Gnade," begann jetzt der Graf Romond mit hämischem Lächeln, „am meisten die Majestät von Frankreich, die solche Großmuth nicht wird fassen können."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Herzog schnell.

„Sollte es nicht männiglich wundern, daß Ew. Hoheit dem Schultheißen von Bern die Tochter zurückgiebt?" erwiederte Romond.

„Dem Nikolaus Scharnachthal!" fuhr der Herzog heftig auf.

„Es ist Elisabeth, seine Tochter, die in Verdün in Verwahrung ist," sagte der Graf triumphirend.

„Nimmer, nimmer gebe ich sie zurück!" rief der Herzog, faßte seinen eisernen Handschuh, der vor ihm lag, und warf ihn heftig zu Boden. „Fordert, was Ihr wollt, Ritter Halwyl, fordert ungenügsam und ich gebe es Euch, aber dieses Mannes Tochter kehrt nicht zurück in des Vaters Arm. Bern, Bern!" rief er zornig, „Du hast mir vor Neuß den Fehdebrief gesandt,

ich bin hier, ihn blutig zurückzugeben. Nikolaus Scharnachthals Tochter in meiner Gewalt! Werft sie in den Thurm!" rief er Chateaugüjon zu, „sie blute für Peter von Hagenbach."

Da trat Halwyl vor ihn; nicht Zorn, nicht Trotz lag in seinem Gesichte, nur der feste Blick des Muthes traf den Herzog. „Hoheit," sprach er, „ich muß Euch an Euer Wort erinnern." Der Herzog warf einen wilden Blick auf ihn, er fuhr ruhig fort: „Fürstenwort ist ein heiliges Wort, Fürstenehre ein makelloser Schild; übergebt mir die Jungfrau, wie Ihr mir verheißen."

„Ritter!" rief der Herzog, kaum seines Zornes Herr. „Noch einmal gelobe ich Euch, Alles, was Ihr fordert, zu gewähren. Nur noch für kurze Augenblicke ist meine Langmuth, meine Gnade für Euch."

„Ich bedarf Eurer Gnade nicht," erwiederte mit gelassenem Muthe der Ritter. „Ich halte fest auf Euer Wort, und erwarte vertrauungsvoll, daß mein gnädiger Herr gerecht ist gegen mich und gegen sich selbst. Kein Ritter giebt seine Dame hin für Gold. Hier liegt mein Schwert zu Euren Füßen!" rief er erglüht, es vor dem Herzoge niederlegend. „Mein Leben steht in Eurer Macht, doch Euer fürstlich Wort nehme ich mit in den Tod." — Ernst blickte er dem Herzoge ins zornige Auge, der vor Wuth erbleichend vor dem Kühnen stand; ein jeder glaubte den Augenblick zu sehen, wo sein Zorn zur That übergehen würde. Aber plötzlich überflog eine flammende Röthe sein Gesicht, hoch hob sich seine Brust, würdevoller als je trat er einige Schritte dem Ritter entgegen, und sprach: „Nehmt Euer Schwert auf, führt

es fortan für mich als tapfrer Mann. Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen. Die Dirne ist Euer."

Da beugte sich unwillkührlich des Ritters Knie, doch schnell erhob er sich. „Gnädiger Herr, ich danke Euch;" sagte er bewegt, „nie vergesse ich diese Stunde."

„Uebergebt ihm die Jungfrau, Graf von Romond," sprach jetzt der Herzog besänftigt. Eine Verneigung seines Hauptes befahl beiden sich zu entfernen, nur Chateaugüjon blieb.

„Hoheit," sagte dieser, sich dem Herzoge nahend, der mit langsamen Schritten auf- und niederging, „Ihr wißt, wie treu mein Herz an Euch hängt, wie ich Euch liebe, erlaubt mir meine Freude laut werden zu lassen, daß Ihr Euch selbst besiegt habt."

„Weißt Du, Ludwig," erwiederte der Herzog des Grafen herzlichen Worten. „Weißt Du, was mich bestimmte?"

Chateaugüjon schwieg.

„Ich wollte vor ihm noch größer stehen, als er vor mir stand." — Diese Schweizer sind Männer," fuhr er fort. „Folgen sie erst meinem Banner, dann wehe dir Frankreich, von der Nordsee bis über die Alpen strekken sich meine Arme, und mein Fuß zertritt dich und deinen arglistigen König."

„Auch ohne daß Ihr sie mit Krieg überzieht, wären sie Euren Fahnen gefolgt," meinte der Graf.

„Du irrst. — Mir zur Seite mag ich den Diesbach, Scharnachthal, den Bubenberg, den Schwyzer Reding nicht; die stolzen Patrizier meinen der Fürsten

Vormünder zu seyn. Meinem Lehnsrufe müssen sie folgen, zum Hochverräther muß das französische Gold jeden stempeln, der es annimmt, Knechte müssen sie seyn, und so meine Schlachten schlagen."

„Das werden sie nimmer, Herr," erwiederte muthig Chateaugüjen. „Zu Tausenden erschlagen, könnt Ihr sie auf dem Schlachtfelde liegen sehen, nicht einen in Ketten."

Der Herzog lächelte höhnisch und zog die Augenbrauen finster zusammen, ein Zeichen des nahenden Sturmes, als Campobasso hereintrat. „Hoheit," berichtete er, „in der Begleitung des Ritter Etanges zieht ein Schweizerknabe, die Laute im Arme, durch das Lager. Ich habe ihn hieher bringen lassen, da er mir verdächtig schien, vielleicht auch Ew. Hoheit Gefallen am Gesange findet."

„Laßt ihn ein," befahl der Herzog.

Etanges und Walter traten ein. „Tritt näher, Knabe!" rief ihm Karl entgegen. Der Jüngling trat kühn, aber bescheiden vor ihn, neigte sich mit Anstand, und blickte mit seinem klaren blauen Auge den Herzog freundlich an.

„Das ist kein Kundschafter," sagte dieser leise zu Campobasso, „aus dieses Knaben offenem Auge strahlt kein Falsch. Wer bist Du?"

„Ein Sänger von Uri," erwiederte Walter.

„Und hier in meinem Lager! Was verweilst Du hier und spähst umher; weißt Du, was Dich erwartet, kecker Bursche?"

„Ein goldnes Kettlein für ein Alplied," antwortete mit freundlichem Lächeln Walter.

„Das Kettlein möchte wohl nicht von Gold seyn," spottete der Herzog.

„Mit Gold nur lohnt der Herzog von Burgund dem Sänger," sprach der Schweizer zuversichtlich.

„Kennst Du mich denn?" fragte der Herzog.

„Wer sollte Euch nicht kennen! Seid Ihr doch der Stolz Burgunds, sein kühner Herzog."

„Und Du wagst mit ihm zu scherzen?".

„Des Sängers Wort, Herr Herzog," erwiederte der Jüngling, dem Sessel des Fürsten näher tretend, „umgaukelt stets der Scherz, er kleidet den Ernst in der Anmuth freundliches Gewand."

„Du bist ein muntrer Bursche!" rief der Herzog lachend: „Du gefällst mir, bleib bei uns, und ist der Krieg beendet, so folge mir nach Arras, dort wirst Du bei den Frauen bald in Gunst stehen."

„Nein, gnädiger Herr," bat Walter, die Arme wie zur Bitte über seiner Brust kreuzend. „In hohen Mauern, in der Palläste Marmorsälen tönt das Lied so herzlich nicht, als in dem Dome der herrlichen Natur. Hier hallt von Fels zu Fels, von Thal zu Thal es wieder, und zu den sanften Tönen meines Liedes begleitet mich des Alphorns Wehmuthslaut. Laßt mich zurückkehren zu meinen Bergen, der Schweizer taugt nicht an Eurem Hofe."

„Wer lehrte Dich die Kunst," unterbrach ihn mit seltener Milde der Herzog, „wer lehrte Dich, muthig

dem Willen des mächtigen Karl von Burgund mit ſo viel Anmuth zu widerſtreben?"

„Die freie Luft auf meinen freien Bergen, der muntre Vogel, der ſich auf die königliche Eiche, wie auf den niedern Strauch, dem lieben Gott ſein Liedchen ſingend ſenkt, der ſchlichte Sinn meiner Brüder und das Gefühl des Menſchenwerthes, das lehrte mich, daß der Sänger, der das Herrlichſte im Buſen trägt, nie, ſelbſt vor eines Thrones Glanz nicht erbeben muß."

Da unterbrach des Schweizerjünglings Rede die Meldung, daß an der äußerſten Wache des Lagers Abgeordnete der Eidgenoſſen hielten, die um Einlaß bäten.

„Sonderbar," murmelte der Herzog für ſich. „So nahe dem Tage der Schlacht, was wollen dieſe trotzigen Männer? Hat ſich ihr ſtolzer Muth gebeugt, und zittern ſie vor meiner Macht?" Er verſank nach dieſen abgebrochenen Reden in Nachdenken. — „Führt ſie im Lager überall umher, und dann zu mir!" rief er endlich, und in ſeinem Antlitze glühte lebhafte Freude.

Erlaubt Ihr, gnädiger Herr, daß ich mich jetzt entfernen kann?" bat Walter ſchüchtern.

„Geh, wohin Du willſt, zieh' durch's Lager, kehre heim, wie Dich's gelüſtet — und ſuchſt Du mich in Arras auf, ſollſt Du einen gnädigen Herrn an mir finden. Reich ihm ein Geſchenk," befahl er ſeinem Seckelmeiſter. — Walter verbeugte ſich und ging.

7.

Das Zelt des Herzogs wurde nun zum Empfange der Abgeordneten auf das prachtvollſte ausgeſchmückt.

Was der Luxus damaliger Zeit nur in Palläſten auszubreiten vermochte, glänzte in ſeinem weiten Raume. Der Verhang ward aufgezogen, hinter welchem der goldne Stuhl ſich befand, auf dem der Herzog die Geſandten, ſelbſt die ſeiner Lehnsherren, des Königs von Frankreich und des deutſchen Kaiſers, ſitzend empfing. Ein Himmel von carmoiſin Sammt mit der ſchönſten goldnen Stickerei wölbte ſich über ihm, die herrlichſten venezianiſchen Spiegel ſchmückten die Wände, die Pracht war mehr als königlich. Zur Rechten und Linken ſtellten ſich die Heerführer und Hofleute, heute auf des Herzogs ausdrücklichen Befehl vom Kopf bis zum Fuße geharniſcht, nur die Diener waren in ihren von Gold ſtrotzenden Livreen, das burgundiſche Kreuz auf der Bruſt. Die ſchottiſche Leibwache des Herzogs umgab das Zelt und bewachte den Eingang; die Reiterei der Leibwache auf ihren hohen frieſiſchen Roſſen bildete eine Reihe, durch welche die Abgeordneten ziehen mußten, ehe ſie bis ans Zelt gelangten, von welchem hoch in der Luft die Hauptfahne Burgunds wehte.

Deſto einfacher war der Aufzug der ſchweizeriſchen Abgeordneten, welche vor dem Lager hielten. Sämmtliche Bünde hatten Männer nach Bern geſendet, um über ihre Angelegenheiten ſich zu berathen. Nach manchem Widerſpruche von Seiten Berns, denn nur dies hatte dabei zu verlieren, wurde endlich beſchloſſen, noch einmal, ſelbſt unter nachtheiligen Bedingungen, einen Verſuch zum Frieden zu wagen. Hierzu waren vier Männer beſtimmt; von Bern der Schultheiß von Scharnachthal und Hanns von Halwyl, von Zürch der rieſenhafte

Hanns Waldmann, und von Schwyz der Landamman Rudolph Reding. Als sie das Lager betraten, wo ihr kriegskundiger Blick überall umherschaute — denn der Herzog hatte befohlen, ihnen Alles zu zeigen, sie überall hinzuführen — hatten sich auf ihrem Wege, wohl auf Befehl, vielleicht auch aus Neugierde, die Haufen der Krieger gestellt; italische Truppen und die von Savoyen in bunten, gar köstlichen Wämsern, burgundische Reiter in blanker Rüstung, niederländisches Fußvolk in seinen weiten Pluderhosen von Brügger Tuch, selbst die hohen Friesen mit den langen Roßschweifen auf ihren Pickelhauben, standen in dichten Reihen, neugierig die Schweizer Abgeordneten zu sehen. Scharnachthal und Halwyl waren Greise, aber noch kräftig und würdevoll, Reding von Schwyz eine männliche Kriegergestalt, Waldmann von Zürch, das wahre Bild schweizerischer Kraft. „Dies sind also die Männer," raunten die Krieger sich einander zu, „vor denen wir in der Ferne erbebten. Wäre nicht der große riesenhafte Mann unter ihnen, bei Gott ein Friese nähm sie alle auf sich." — „Ihr Laffen," unterbrach sie ein alter Burgundier, der unter des Dauphins Heere in der Schlacht bei St. Jacob an der Birs gefochten hatte, „stellt Euch nur erst ihnen gegenüber, und seht, was das für Männer sind. Ich sah sie in dem Siechhause kämpfen, bis die Mauer stürzte, und Haus und Kapelle in Flammen aufging. Die 1500 alle blieben auf dem Schlachtfelde, aber von den Unsrigen wohl an 10,000."

Staunend sahen nach dieser Erzählung die Niederländer den Abgeordneten nach, die freundlich grüßend, doch mit edlem Anstande, durch ihre Reihen schritten.

Erst nach einer Stunde kamen sie bei dem Zelte des Herzogs an. Lange mußten sie, von den schottischen Trabanten begafft, vor den Zelten stehn; hier hatten sie Zeit, die muthigen Streitrosse der Friesen zu bewundern, deren wüthender Kraft sie vielleicht morgen schon widerstehen sollten. Sie sahen den Prunk des Lagers, der vor ihnen ausgebreitet war, sahen die Pracht der Zelte, die, wie die Sterne den Vollmond, das herzogliche umgaben, und laut seufzte Reding, der einfache, treuherzige Schweizer. „Gebe uns Gott Sieg," sagte er ernst, „nur nicht diesen Reichthum in unsre Hände, daß nicht Schweizersitte stirbt mit dieser Pracht."

„Welch ein sonderbarer Wunsch," unterbrach ihn Waldmann, der Zürcher. „Von Beute lebt der Kriegsmann, und könnte dieser Ueberfluß wohl Schweizer Armuth aufhelfen."

„Wie Ihr meint," erwiederte Reding. „Mit diesem Golde und Purpur trügen wir unsrer Väter einfache Sitten zu Grabe, und mit ihnen — doch warum diese traurige Ahnung aussprechen; wir bedürfen jetzt des Muthes und der Festigkeit, und dort sehe ich schon die Schranzen nahen, die uns einführen sollen. Gott gebe uns Weisheit und Ruhe, und der Fehde ein heilsames Ende.

Der Graf von Croix trat höflich auf sie zu und sagte: „Ihr werthen Herren Abgeordnete schweizerischer Eidgenossenschaft, so fern Euer Begehr, meinen Herrn, den Herzog Karl von Burgund, zu sprechen, in friedlich demüthiger Absicht geschah, habe ich den Befehl, Euch einzuführen; kommt Ihr aber in gleicher Absicht, wie in das Lager zu Neuß, wollt Ihr den Zorn meines Herrn

durch trotzige Rede noch mehr reizen, so kehrt um, es bedarf nicht seines Zornes noch mehr, Euch zu zermalmen."

„Herr," erwiederte Halwyl, „so fein und wohlbedacht der Anfang Eurer Rede war, so unfreundlich war das Ende. Nur in friedlicher Absicht können wir in Euer Lager kommen, denn einmal dem Feinde im Auge, spricht der Schweizer das Feindliche nur mit dem Schwerte und der That aus, deshalb ersuchen wir Euch, uns einzuführen."

Der Graf winkte, die Vorhänge rauschten auf, und die Abgeordneten traten in den Vorsaal des Zeltes, wo es von Dienern aller Art, von schottischen Bogenschützen und wallonischen Hellebardierern wimmelte. Der Graf von Creix verließ sie hier auf einen Augenblick, kehrte jedoch bald wieder zurück. Die goldgewirkten Vorhänge, welche das Innere des Zeltes verbargen, hoben sich, und dem Auge der Eidgenossen stellte sich ein imposantes Schauspiel dar, wohl geeignet, weniger freie Männer durch seinen Glanz zu blenden.

Unter dem Thronhimmel, auf goldnem Stuhle, saß der Herzog, in einfacher Rüstung von Stahl, den Fürstenhut auf dem Haupte, um und neben ihm Heerführer und Hauptleute, gerüstet wie zum Kampfe, in schweigender Erwartung. Die vier Männer der Schweiz, von dem sie umgebenden Glanze nicht geblendet, traten mit festem Muth vor den Herzog, und neigten sich ehrerbietig vor ihm, der, ohne sein Haupt zu entblößen, nur mit einer geringen Neigung desselben dankte.

Halwyl, als der Aelteste unter ihnen, trat ver-

„Herr Herzog, gnädiger Herr von Burgund!“ begann er mit fester Stimme. „Wir Abgeordnete schweizerischer Eidgenossenschaft stehen vor Euch, den Frieden Euch zu bieten.“

„Ihr bietet mir den Frieden!“ rief der Herzog zornig.

„Wir bieten ihn,“ fuhr Halwyl fort, „weil es das Beste ist, was wir zu geben wissen. Wir bieten Euch Frieden, Freundschaft und ein treues Bündniß.“

Der Herzog hatte während dieser Rede seine Empfindlichkeit und seinen Zorn zu mäßigen gesucht. „Ihr sprecht ja im Lager vor Granson aus einem andern Tone, als damals vor Neuß. Fühlt Ihr jetzt meine Macht, erkennt Ihr, welch ein Herr ein Herzog von Burgund ist?“

„Wir kannten schon längst Eure Macht,“ nahm jetzt Reding das Wort, „und hätten stets lieber den mächtigen Herrn von Burgund zum Freunde als zum Feinde gehabt.“

„Dies lag in Eurer Hand,“ sprach der Herzog stolz. „Mehr Demuth, weniger Trotz, gleiche Gesinnung mit mir gegen Frankreichs König, und ich stünde nicht feindlich hier auf Eurer Mark. Doch die von Bern sind Schuld an Allem, sie allein sind Schuld.“

„Bern handelte nach Recht, und auch, will's Gott, mit Weisheit,“ unterbrach rasch vortretend Scharnachthal den Herzog.

„Vor solcher Weisheit mag Euch Gott ferner bewahren,“ sagte dieser, „und was bietet Ihr für den Frieden?“ wandte er sich fragend an Halwyl.

„Wir geben das Eroberte zurück, vergleichen uns mit Savoyen und Oranien, bieten Euch den Bund der Freundschaft, und mit ihm sechstausend Mann als Bundesheer zu jedem Kriege, selbst gegen Frankreich, an; doch gleiche Zahl stellt Ihr auch uns.“

„Der Herzog lächelte. „Ihr seid sehr treu der ew'gen Richtung, die Ihr zu unserm Verderben beschworen, sehr treu dem großen Könige, dem von Plessis Latour, der mit seinem Golde Bern, und so Euch regiert. Doch ihn zu bekriegen, wenn es mich gelüsten sollte, bedarf ich Eurer nicht. Wer so, wie ich, das unbesiegte Schwert in der Hand hält, wer an der Spitze eines Heeres steht, wie das meine, wer Gent den Fuß auf den Nacken stellte, Lüttich zerstörte, der ruft nur seine Vasallen auf, ihm zum Heereszuge zu folgen, nicht seine Verbündeten. Ich stehe zu hoch für Eure Freundschaft, meiner Thaten Glanz beschämt den Norden, wie den Süden, und fest ruh' ich auf längst erworbenem Ruhme.“

„Herr Herzog,“ sagte Waldmann mit Kühnheit, „seid nicht so stolz auf Eurer Thaten Glanz; die Zeit raubt Euch die welken Lorbeerblätter, Ihr sinkt mit ihnen in den Strom der Zeit. Wie Wellen in des Meeres weitem Becken, wie falbe Blätter in der Eiche Wipfel, vergehen die Völker, wenn des Schicksals Schwingen rauschen. Der Welle folgen andere, neue Blätter entkeimen, wo die welken niedersanken, und neue Thaten schlingen die vergangenen in ihren nimmersatten Schlund. Ihr seid ein Mensch, Herr Herzog, seid dem Schicksal unterthan.“

„Ich stehe über dem Geschicke, so lange ich bin!“ rief Karl von Burgund aufspringend.

„So lange Gott will,“ sagte Halwyl. „Doch, gnädiger Herr, habt die Güte, Eure Meinung, Euren Willen uns wissen zu lassen; wo schon die Schlacht so nah, da ist eine ruhige Ueberlegung an der Zeit.“ — Der Herzog nahm seinen Platz wieder ein. „Fahrt fort,“ sagte er nun gelassen, „fahrt fort.“ — „So bedenkt, mein gnädiger Herr, in unserm stillen Lande ist nichts, was Euch gelüsten könnte. Rauh ist die Luft, der Boden nicht dankbar, selbst einen Lorbeerzweig, ihn in Euren Kranz zu flechten, fändet Ihr hier nicht. Auf unsern Alpen grünt nur die hohe Fichte, und streckt ihr zackig Haupt in die Wolken. Nicht Gold, nicht edle Steine, nur Eisen, Waffen und ein fester Sinn, fest wie die eisbedeckten Berge unsres Landes, sind des Schweizers treubewährtes Eigenthum. Auch hofft nicht, mein gnädiger Herr,“ fuhr er fort, und des Greises Stimme erhob sich, als er dem Herzoge näher trat. „Auch hofft nicht, an uns ein lenksames Volk zu finden, das willig seines Herrn Lehnsruf folgt, und als Knechte Eure Schlachten kämpft. Wer unter uns ein Schwert zu führen vermag, wer den Kolben schwingen, die Armbrust spannen kann, der führt, der schwingt, der spannt die Wehr nur für die Freiheit seines Vaterlandes; ihr Grab ist auch das unsre. — Darum, gnädiger Herr,“ fuhr er nach einer Pause fort, in welcher der Herzog nicht ohne Theilnahme auf den ehrwürdigen Alten geblickt hatte, „zieht heim in Frieden, was wir bieten können, geben wir willig dem Fürsten, der mit uns, den freien Männern, verbunden ist.“

„Ihr seid ein Edler," sagte jetzt der Herzog, „waret einst Vasall des deutschen Kaisers, seinem Lehnsrufe nur sind Eure Ahnen gefolgt, jetzt ruft der Voigt des schutzverwandten Berns, Halwyl folgt der Krämer Herren Ruf, und mit dem Bauer tritt er in die Reihe. Weht erst das Kreuz Burgunds auf Euren Bergen, soll Eurer Ahnen Recht Euch wieder werden."

„Nein, gnädiger Herr, dies Recht verlang' ich nicht," erwiederte Halwyl bescheiden, aber fest. „Im Kampfe für Freiheit da ist der Tapfre stets ein Edler; das Vaterland hat an seinem Busen Alle gleich genährt, und Mutter Erde nimmt Alle als Kinder wieder auf in ihren Schoos. Des Sennen breites Schwert schlägt wohl so tiefe Wunden als das Schwert des Ritters." Der Herzog schwieg.

„Herr Herzog, sollen wir ohne Antwort von dannen gehen?" fragte Reding. „Wollt Ihr nicht Friede, wollt Ihr Krieg, so sprecht es aus."

„Den Frieden gebe ich Euch," sagte der Herzog, sich erhebend, „wenn Ihr Savoyen und Oranien wiedergebt, was Ihr ihnen seit funfzig Jahren genommen, mir huldigt als Eurem Lehnsherrn, Eure Waffen mir überliefert, und 10,000 der Euren zu jedem Kriege mir stellt."

Da trat der Schultheiß von Bern trotzig hervor, sein Auge glühte, sein Arm, den er dem Herzoge entgegenstreckte, bebte, nicht vor Furcht, vor Grimm. „Wir bieten Euch, Karl Herzog von Burgund!" so rief er mit Donnerstimme; „wir bieten Euch das Land der Schweiz — zur Flucht; das Schwert der freien Männer — Eu-

rem Haupt; die Hellebarde — Eurer Bruſt. — Dies iſt, Herr Herzog, Alles, was wir geben wollen." — Er trat zurück.

Dieſe Rede erweckte ein lautes Murmeln in den Umgebungen des Herzogs, nur dieſer, ſonſt wohl durch Kleinigkeiten leicht aufgereizt, behielt doch faſt immer, wenn ihn etwas mächtig ergriff, den nöthigen Gleichmuth. Er ſah lächelnd, faſt höhniſch, auf die Abgeordneten, und erſt nach einer Pauſe ſprach er: „Morgen oder übermorgen, wenn es Euch beliebt, wird Euch die Antwort werden, gehabt Euch wohl, bis wir uns auf dem Schlachtfelde treffen." Er winkte, daß man ſie abführen ſollte, doch als die Abgeordneten ſich empfahlen, und faſt ſchon die Mitte des Zeltes überſchritten hatten, rief er den Ritter Etanges, und befahl ihm, die Schweizer durch das ganze Lager zu führen, ihnen Alles zu zeigen, ſie köſtlich zu bewirthen, und dann nach Häuſe zu geleiten. Etanges trat mit ihnen ab.

8.

In einer Thalſchlucht ſtand unter einem einſamen Baume, unfern der frieſiſchen Reiterei, das Zelt Rudolphs von Halwyl; zu keinem Kriegshaufen gehörend, hatte er ſich dies einſame Plätzchen gewählt. Hier wartete er auf den Grafen Romond, der mit nach Yverdün reiten, und ihm dort Eliſabeth Scharnachthal übergeben ſollte. Ungeduldig ſchritt er auf dem Platze vor ſeinem Zelte auf und ab, wo ſein Diener ſchon lange die Pferde bereit hielt. Der Graf hatte bei der Audienz der Schweizer gegenwärtig ſeyn müſſen, und kümmerte ſich auch

wenig, ob Halwyl auf ihn warte oder nicht. Dieſer ward indeß von ſo manchen widerſtreitenden Empfindungen gequält; Eliſabeth zu ſehen, die Geliebte wieder zu ſehen, dieſer Gedanke beglückte ihn, doch was konnte ſie ihm jetzt, was er der Schweizerjungfrau ſeyn? Dunkle Ahnungen, Wünſche, Furcht und Hoffen, Alles ſtürmte auf ſein aufgeregtes Gemüth ein. Da hörte er Tritte; er wähnte, Romond ſei es, und er ſah Etanges, mit den Schweizer Abgeordneten in ein ernſtes Geſpräch vertieft, ſich nahen.

Halwyl ſah wohl, daß die ſich Nahenden Eidgenoſſen waren, in der erſten Ueberraſchung jedoch erkannte er ſie nicht. Mit Blitzesſchnelle durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke das drückende Gefühl der Scham; gern hätte er ſich entfernt, es war unmöglich, ſie waren ſchon auf dem Platze. Da faßte er Muth, trat ihnen entgegen, und wie er ſein geſenktes Auge hob, traf ſein Blick den Vater, der unbeweglich ihn anſtarrte.

Auf den Geſichtern der Eidgenoſſen drückten ſich bei dieſem unglücklichen Zuſammentreffen gar verſchiedene Empfindungen aus, denn alle hatten ſie ihn gekannt und geehrt. Schmerz und Gram überzog des Vaters Antlitz, Haß und hämiſche Freude leuchteten aus Scharnachthals finſteren Mienen, heftiger Zorn zuckte um Waldmanns Lippen, nur Reding ſchaute mitleidsvoll auf den Jüngling, der bei Scharnachthals feindlichem Anblicke ſich ſelbſt wiedergegeben war.

„Vater,“ ſagte er, ſich vor der ehrwürdigen Geſtalt des Greiſes beugend; „daß Ihr aus Paläſtina zurückgekehrt ſeid, ahnete ich nicht, daß ich Euch hier finde,

ſchmerzt mich. Daß ich den Schultheißen von Bern hier ſehe, freut mich, am Schlachttage könnten wir uns wohl treffen. Euch, Waldmann, habe ich nichts zu ſagen, Ihr ſeid meinem Herzen fremd; Ihr aber, edler Reding, der allein mich zu verſtehen ſcheint, ſeid mir willkommen!"

„Ich erwiederte es gern," ſprach Reding ohne Bitterkeit, „nur im burgundiſchen Lager kann ich es nicht. Doch kehrt Ihr mit uns zurück, junger Mann, ſo will ich Euch an mein Herz drücken als wärt Ihr mein verlorener Sohn, und nimmt Euch Bern nicht auf in ſeinen Reihen, ſo kommt zu denen von Schwyz, und neben Rudolph Reding ſoll Euch ein ehrenvoller Platz werden."

„So geht zu den Waldſtädten, Junker!" rief hohnlachend Scharnachthal, während der Vater in ſich verſunken an dem Geſpräche keinen Theil zu nehmen ſchien. „Die Reihen Berns nehmen keinen Geächteten auf!"

Rudolph von Halwyl blickte wüthend nach dem Schultheißen, erwiederte jedoch nichts, er trat zu ſeinem Vater, ergriff deſſen Hand, und ſprach mit bewegter Stimme: „Hat Bern auch ſeinen Krieger von ſich geſtoßen, und ihm die Rückkehr verſchloſſen, ſteht dem Sohne doch das Vaterherz noch offen."

Halwyl erwiederte dem Sohne nichts, doch bat er die Andern, nach kurzem Nachdenken, ihn mit ihm auf einen Augenblick allein zu laſſen. Er trat dann mit Rudolph in das Zelt; hier ſtanden beide lange ſprachlos ſich gegenüber, endlich unterbrach der Greis das Schweigen. „Als Deine Mutter," ſo begann er, „Dich in der

Stunde Deiner Geburt mir entgegen hielt, ich Dich segnend auf den Arm nahm, da bat ich den Himmel, Dich mir zu erhalten, daß Du meine Freude und mein Stolz im Alter würdest. Als ich Dich das Schwert zu führen, die Streitart zu schwingen lehrte, beide dereinst männlich für den Bund zu brauchen, ich Dich im ernsten Kampfe, ein kühner Löwe, auf den Feind stürzen sah, und mein Herz von Freude und Stolz schwoll, als ich nach Palästina zog, für eine menschliche Schwäche zu büßen, und an dem heiligen Grabe für das Heil und den Glanz meines Stammes betete, da wähnte ich nicht, Dich so wieder zu finden, ein Feind des Vaterlandes, ein Fürstenknecht! — All meine Hoffnung, Rudolph, hast Du mir genommen, all mein Glück zertrümmert, meinen unbescholtenen Namen zum Spott der Eidgenossen gemacht, mein makelloses Alter, meine thatenreichen Jahre beschimpft. Ein Halwyl steht, ein Feind des Vaterlandes, auf Schweizerboden, meinen Sohn deckt Burgunds Feldbinde. — Du schweigst — macht Scham so stumm? — Daß Du die Jungfrau geraubt," fuhr der Alte fort, „war nicht edel, daß man Dich deshalb ächtete, nach dem Gesetze. Ich hätte den Vertriebenen, wo ich ihn gefunden, an mein Vaterherz gedrückt, und ihm verziehen; — doch hier im Lager von Burgund — bist Du nicht mehr mein Sohn." — Der Greis bebte vor Zorn, der Sohn schwieg. Des Vaters stummer Schmerz hatte ihn tief ergriffen, des Vaters Zorn, sein Hohn, verschloß des Sohnes Herz.

„Kehrst Du mit mir zurück?" rief jetzt der Vater mit Strenge.

„Ich kehre nicht zurück," erwiederte Rudolph.

„Fluchen will ich Dir nicht, Du bist meines Weibes Kind!" rief der Greis mit Wehmuth. „Deiner Thaten Fluch wird Dich ohne dies ereilen. — Aber ruhig will ich dem Tage entgegen sehen, wo ich, das Schwert in der Hand, dem, den ich einst Sohn nannte, feindlich entgegentrete. Leb' wohl! — vergiß mich!"

„Vater!" rief Rudolph zerknirscht, „Vater, scheidet nicht so von mir!"

„Im Lager von Burgund sind wir getrennt. Wen ich verachte, dem kann ich nicht nahen."

Rudolph schwieg — des Vaters Worte hatten ihn erbittert, doch noch einmal ergriff ihn der Anblick des alten Mannes. „Hörtet Ihr den Hohn des Schultheißen von Bern?" rief er. „Darf ich zurückkehren, Vater?"

„Gedenke der Geächteten, die, am Tage von Moorgarten sich sammelnd, fern von ihren Brüdern für die heilige Sache der Freiheit kämpften, und so die Freiheit und das Vaterland sich wieder gewannen!" — Rudolph sah düster vor sich hin. Des Jünglings Brust tobte, des Vaters Wort, sein Blick drang tief in sein erregtes Gemüth, das Schweizerherz erwachte bei dem Gedanken an die Heldenschlacht der Väter. — Da gedachte er des Wortes, welches er heute dem Herzoge gegeben, er gedachte Scharnachthals Schwur, daß Elisabeth nie die Seine werden solle, das Hohnlächeln des Schultheißen trat vor seine Erinnerung, und die Rache ward Herr aller seiner Empfindungen. „Lebt wohl, mein Vater," sagte er ernst. „Ich kehre nicht zurück, doch werde ich Eurer, meines Stammes nie vergessen."

Noch einmal ruhte des Vaters Blick auf ihm, dann wandte er ihm verächtlich den Rücken und verließ ihn, Rudolph folgte.

Als sie aus dem Zelte traten, sah Rudolph den Grafen Romond mit seinem Gefolge nahen. Sein Blick fiel auf Scharnachthal, der mit höhnendem Mitleid auf den gebeugten Greis herabsah. „Rache, Rache!“ rief er dumpf vor sich hin, und als Romond auf ihn zusprengte, warf er sich auf sein Roß. „Schultheiß von Bern, stolzer Scharnachthal!“ rief er mit Hohn. „Ich ziehe nach Verdün zu meinem Liebchen. In meine Gewalt hat der Herzog Eure Tochter gegeben, sie wird mein, ohne Euren Segen, auch ohne Priestersegen, wenn es seyn muß!“ Er sprengte mit Romond davon.

Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, stand Scharnachthal, die furchtbaren Worte donnerten noch in seinem Ohr. Während der Unterhandlung mit dem Herzoge hatte der Schultheiß nur an sein Vaterland gedacht, die Tochter vergessen, doch seit er Rudolph von Halwyl gesehen, seit dessen Anblick die Erinnerung an Elisabeth ihn zurückgerufen, war es nur der Gedanke an sie, der ihn beschäftigt. Gern hätte er bei dem Ritter Etanges Erkundigung eingezogen, doch dieser Edle, der wohl absichtlich die Schritte der Eidgenossen hieher gelenkt, hatte sich entfernt, das Zusammentreffen des Vaters und Sohnes durch seine Gegenwart nicht zu stören.

„Kommt, meine Freunde,“ sagte jetzt Hanns Waldmann, Scharnachthals Hand erfassend, „kommt hinweg von diesem Unglücksplatz. Kommt, Ihr kinderlosen Väter, dort am Neuenburger See erwarten Euch tausend

andere Kinder. Nur die Stimme der allgemeinen Noth laßt in Eurer Bruſt laut werden, der eigenen verſchließt ſie.“

Unwillkührlich hatte, indem ſie den Hügel hinaufſtiegen, Scharnachthal Halwyls Hand ergriffen, unbewußt ruhten beider Hände in einander, als hätte die Freundſchaft ſie zuſammengefügt, und doch war es nur der gleiche Schmerz, der ſie einander näher brachte. Etanges hatte ſich wieder angeſchloſſen, und ſo zogen ſie ſchweigend zu einem großen Zelte, wo ein koſtbares Mahl bereitet war. Es war jedoch dem Wirthe nicht möglich, ſeine Gäſte zur Freude zu ſtimmen, mancherlei Sorgen bewegten ihre Bruſt, und der Ritter war zu bieder geſinnt, um nicht ihren Ernſt, ihren Schmerz zu ehren; bald war das Mahl beendet.

Als ſie durch das Lager zurückgezogen waren, fiel es Reding auf, daß der Donner des Geſchützes vor Granſon ſchwieg, und als nun das Lager hinter ihnen lag, ſie nach dem bedrängten Schloſſe hinüber blickten, ſahen ſie die Fahne Burgunds im Sonnenlichte von dem halbzertrümmerten Thurme flattern. „Auch das noch!“ rief Reding. „An Granſons Mauern iſt unſer Glück nicht gefeſſelt,“ erwiederte Waldmann. „Laßt uns durch ſolche Begebenheiten nicht entmuthigen. Nur in offener Feldſchlacht fallen die entſcheidenden Würfel, in ihr ruht das verborgene Loos!“ — Sie zogen weiter; hätten ſie das Schickſal der Ihrigen gewußt, die, auf des Herzogs Wort vertrauend, die Veſte übergaben, ſie wären, von Schmerz erſchüttert, von Wuth entflammt, zum Heere zurückgekehrt.

Sie fanden die Eidgenossen in der herrlichsten Stimmung. Von allen Seiten waren sie herbeigezogen, und einige Tage vor dem Unglücke von Granson in Bern eingerückt. Mit fliegenden Fahnen und lustigem Spiel, den besonnenen Bürgermeister Göldli an ihrer Spitze, zogen die von Zürch, Baden und Thurgau, 2500 an der Zahl, dort ein. Zu ihnen gehörte der riesenhafte Waldmann, der Schweizerheld, der jetzt noch bei den zurückkehrenden Abgesandten war. Ueber 4000 von den alten Eidgenossen im Gebürge folgten nach wenig Stunden. Schon von fern tönte das Landhorn von Unterwalden, und der muthige Stier von Uri. Rudolph Reding mit 1180 Mann Schwyzern zog voran; viel Volk für den kleinen Bund, doch ihre alte Liebe zu Bern war groß. Hanns Tschudi an der Spitze derer von Glarus folgte. Am Mittage zog Ulrich Farnbühler mit denen von St. Gallen, die Schaffhauser mit ihrem Bürgermeister ein. Ueberall waren der Gastfreundschaft die Thore geöffnet; auf allen Straßen und Plätzen, in den hohen gewölbten Kreuzgängen der frommen Klöster, wie unter dem Himmelsdome, lagerten die Krieger, sich mit Speise und Trank erquickend; die Hausfrauen mit ihren Töchtern, selbst die ehrwürdigen Klosterbrüder waren geschäftig, nach Kräften den Bundesgenossen das Beste zu reichen, was Küche und Keller vermegte. Als wäre heute ein festlicher Tag, so wimmelte es auf den Straßen von Bern. Indessen, obgleich der Becher fleißig in die Runde ging, die Berner den Wein nicht kärglich kredenzten, war doch kein rechter Geist der Fröhlichkeit unter den Zechern. Eine dumpfe Stille herrschte trotz der wogenden Menge, und strahlte

auch das muthige Vertrauen in dem Blicke der Männer, war doch die wilde Lust ganz von ihnen gebannt; das Klirren der Becher galt der mahnenden ernsten Stunde, der Händedruck dem Wiedersehen jenseits.

Selbst die Frauen, von dieser Stimmung ergriffen, schienen gefaßt, und preßten gewaltsam die Thränen zurück, welche die sorgenschwere Zukunft hervorrief. Sie wanderten freundlich von einem Gaste zum andern, reichten diesem einen Trunk, jenem das Waizenbrot, so liebreich, als ob sie in jedem den Beschützer des Gatten, des Sohnes, des Bruders erkannten. So erwarteten die Streiter, noch einmal das Leben genießend, den Schall der Glocken, der zum Aufbruche nach Neuburg rief, wohin die Berner vorangezogen waren. Sie tönte, und jubelnd zogen sie ins Feld.

Mit allgemeiner Freude vernahmen die Schweizer des Herzogs stolze Antwort. Seit sie das Schwert an der Seite miteinander zum Kampfe ausgezogen, war der ernste Geist der Ueberlegung von ihnen gewichen, und nur der kühne muthige des Vertrauens, der sie bei Moorgarten, Sempach und Laupen zum Siege geführt, hatte sie auch jetzt ergriffen, und freudig erwarteten sie die Morgensonne, die ihnen zur Siegesbahn leuchten sollte.

9.

Während der Herzog das am Morgen gesprochene: „Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen," so bald vergessen hatte, ritt der Graf von Romond mit Rudolph von Halwyl nach Verdün. Beide waren schon seit früherer Zeit Feinde. Der Graf,

als Beſitzer des Waadlandes, kam zu oft mit Bern in Berührung, als daß nicht der ſtreitluſtige Schweizer manche Fehde, manchen Zwiſt mit den Ehrſüchtigen zu beſtehen gehabt hätte, überdies gränzten einige ihrer Beſitzungen aneinander. Seit Halwyl bei dem Herzoge war, und beſonders ſeit dem Heereszuge gegen die Eidgenoſſen, war der Graf als entſchiedener Gegner der Schweizer aufgetreten, dahingegen Chateaugüjon, ob ihn gleich die Berner durch Wegnahme von Orbe und Granſon gereizt hatten, immer den Groll des Herzogs zu mäßigen ſuchte. Die Stellung Romonds, an der Spitze der ſavoyiſchen Truppen, das Anſehen, worin er bei der Herzogin, Ludwig des 11ten Schweſter, ſtand, die Gleichheit der Geſinnungen mit denen des Herzogs, gaben ihm eine der erſten Stellen im Heere und im Rathe. Nur wenn zuweilen des Grafen hochfahrender Sinn zu laut in Gegenwart des Herzogs auftrat, unterließ dieſer nicht, ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen.

Als Romond am Morgen nach der für Eliſabeth ſo verhängnißvollen Nacht die herrliche Jungfrau, ſeine Gefangene, mit allem weiblichen Liebreiz geſchmückt, erblickt hatte, war es nicht mehr die Tochter des gefürchteten Scharnachthal allein, die ihm ſeine Beute werth machte. Sein zügelloſer Sinn, der den Untergang der Schweiz als gewiß glaubte, wähnte das ſchöne Mädchen als einen Preis des Sieges für ſich behalten zu können, und er, der noch vor Monden vor dem zürnenden Schultheißen von Bern gezittert hatte, fürchtete ſich nicht, des alten Helden Innerſtes ſchmählich zu verwunden. Deshalb verſchwieg er dem Herzoge den Vorfall mit der

Jungfrau, denn er konnte überzeugt seyn, daß dieser ihm die Tochter seines bittersten Feindes abfordern würde, und überging die ganze Sache als etwas Unbedeutendes. Des Herzogs Befehl störte ihn jedoch in der Ausführung seines unritterlichen Beginnens, und es schmerzte ihn tief, seinem Feinde, diesem Rudolph Halwyl, der ihm schon so oft kühn gegenüber getreten war, die schöne Beute überlassen zu müssen; indessen, was war zu thun, der Herzog hatte befohlen, es blieb nichts übrig, als zu gehorchen.

Schweigend ritten beide nebeneinander, was hatten sie sich auch zu sagen? Halwyl, von dem Auftritte mit dem Vater erschüttert, dachte jetzt kaum an Elisabeth, immer noch stand der Greis vor ihm, das zürnende Auge auf ihn gerichtet, die grauen Locken zornig schüttelnd. Lebhaft mahnte das Vaterland, die Sehnsucht nach der Heimath war erwacht, er sah das Banner von Bern flattern, sah seine Landsleute, die Freiheitsgesänge anstimmend, sich um dies Heiligthum lagern, den Stier von Uri, dieses Schreckenshorn, hörte er schallen, und unwillkührlich von Kriegslust ergriffen, faßte er die Hand nach dem Schwerte. Jetzt blickte er auf, sah Romond, seines Vaterlandes bittersten Feind, neben sich, und der süße Traum war vorüber; nur Elisabeth erhellte noch sein Erwachen, und mit unaussprechlicher Sehnsucht schlug sein Herz ihr entgegen. Nur hier, so dachte er, nur hier kann sie die Deine werden, dort trennt sie des Vaters mächtige, grausame Hand für immer von dir. Da gedachte er der heftigen, drohenden Worte, mit denen er den festen, unbiegsamen Sinn des alten Helden

erschüttert hatte, und eine hohe Röthe überflog sein Gesicht. „Nein," murmelte er leise vor sich hin, „nein, Elisabeth, so tief ist Dein Rudolph nicht gesunken!"

„Ihr scheint Euch schon jetzt mit Eurer Verlobten zu unterhalten," unterbrach Romond höhnisch das Schweigen. „Spart Eure Worte, Herr Ritter, denn wir sind nicht fern mehr von Yverdün, wohin Euch mein Stallmeister begleiten wird, dann habt Ihr Zeit genug zu kosen; er hat gemessene Befehle. Ich verlasse Euch hier, jene Schaar zu mustern, sie war der Zweck meines Rittes, nicht Ihr, denn Euch eine Dirne zu übergeben, ziemt eher meinem Diener als mir."

„Und wenn ich nun des Herzogs Wort pünktlich befolgt wissen wollte, wenn ich Elisabeth Scharnachthal nur aus Euren Händen übernähme?" fragte Halwyl im ernsten Tone.

„So würdet Ihr ohne Liebchen ins Lager zurückkehren müssen," meinte der Graf spöttelnd.

„Nein, das würde ich nicht!" rief der Ritter. „Zitternd vor des Herzogs Zorn würdet Ihr mir nach Yverdün folgen, Graf. Doch reitet, wohin es Euch beliebt, Euer wackrer Stallmeister ist mir ein ehrenwerther Mann, in dessen Gesellschaft es mir so wohl ist, als in der Euren; kommt Castinez!" Er gab seinem Pferde die Sporen, und jagte nach Yverdün zu.

Je mehr er der Stadt sich nahte, desto lauter klopfte ihm das Herz. Er fühlte es wohl, daß ein feindlicher Dämon zwischen ihn und Elisabeth getreten sei, daß es nicht mehr war, wie in den seligen Tagen auf dem Schlosse am See; er fühlte, daß seine Entführung und

Elisabeths Weigern ihre Herzen entfernt, aber nicht getrennt habe; und als er durch das Thor in die ganz zerstörte Stadt einritt, wo nur einzelne Häuser den Flammen getrotzt hatten, sagte ihm der alte Stallmeister ganz gleichgültig: „Dort in jenem einzeln stehenden Hause wird sie verwahrt.“ Da klopfte das Herz des wilden Mannes stürmisch; seinem Rosse die Sporen gebend, sprengte er nach dem Hause hin, sprang ab, und eilte so schnell hinauf, daß Castinez ihm nicht zu folgen vermochte.

„Hier ist jedem der Einlaß verboten!“ rief dem Stürmenden die rauhe Stimme eines savoyischen Fußknechtes entgegen, der, die Hellebarde vorhaltend, ihn zurückwies.

„Zurück!“ donnerte Rudolph; der Savoyard stand unbeweglich, die Spitze der Hellebarde nach des Ritters Brust gerichtet, der schon im Begriff war, sein Schwert zu ziehen; als Castinez herbeieilte. „Giacomo!“ rief er dem Unerschütterlichen zu, „laß den Ritter ein, und geh' in Dein Quartier zurück, Du bist hier nichts mehr nütze.“ Brummend senkte der alte Kriegsmann seine Wehr, es schien ihn zu ärgern, daß er mit dem Ritter nicht anbinden durfte, der jetzt die Thür aufriß und zu Elisabeth stürzte.

Sie hatte schon seine Stimme vernommen, bebend war sie aufgesprungen und eilte ihm entgegen. „Gelobt sei Gott!“ rief sie; doch Halwyl, im Rausche des Entzückens, im Taumel der Leidenschaft umfaßte sie stürmisch und drückte sie an sein Herz.

„Laßt mich, Rudolph!“ rief die Geängſtete. „Ehrt mich, wie ich es verdiene, ehrt Euch.“ Sie wand ſich aus ſeinen Armen, und trat im Kampfe ihrer Gefühle an das Fenſter. „Nehmt Euch der Verlaſſenen an,“ fuhr ſie fort, „und ſendet mich nach Bern zurück. — Blickt nicht ſo auf mich, Rudolph,“ bat ſie jetzt, da er mit wild rollendem Auge vor ſie trat. „Ich kenne Euer Herz, dies treue edle Herz, wenn die zügelloſe Leidenſchaft es nicht ergriff; ich kenne, ich fürchte aber auch dieſe, die Euch zum Sklaven des Augenblicks macht. Ueberwindet ſie und den finſtern Geiſt, der zuweilen in Euch ſtürmt. Schickt mich nach Bern!“

„Eliſabeth,“ ſagte jetzt der Ritter, die kalten abgemeſſenen Worte der Jungfrau hatten ſeine innere Gluth gedämpft. „Um Euren Beſitz ringend bin ich unterlegen. Als ich Euch, Alles wagend, auf meine Burg führte, verweigertet Ihr, die Ihr mir tauſendmal ewige Liebe geſchworen, Eure Hand, die mich allein mit Bern und Eurem Vater verſöhnen konnte. Aus dem Vaterlande ließet Ihr mich ziehen, und folgtet mir nicht; vielleicht nicht einmal eine Thräne begleitete den Verbannten. An der Vaterbruſt fandet Ihr Erſatz für des Geliebten Herz — und ich? — Von Euch geriſſen, von der Heimath ausgeſtoßen, irrte mit racherglühtem Herzen im fremden Lande, ein Schweizerherz fern von der Heimath, ein freier Mann Diener am Hofe der Fürſten. Für Karl von Burgund focht ich vor Neuß, für Karl von Burgund ſtehe ich auf Schweizerboden, wo mich Alles verließ, nur nicht das Gefühl der Rache!“

„Deshalb, Herr Ritter,“ unterbrach ihn Eliſabeth

mit verwundetem Herzen, „kann Euch meine Gegenwart hier nicht angenehm seyn. Laßt mich ziehen!“

„Und wär' ich nicht ein Thor, wenn ich diesen Wunsch erfüllte?“ unterbrach er sie rasch. „Alles hab' ich verloren, nur Euch nicht. Sollte ich das Einzige, das Höchste, was das Schicksal mir ließ, leichtsinnig opfern, um, von Allem entblößt, wie ein Bettler da zu stehen? Sollte ich auch diesem Glücke entsagen, damit Euer Vater triumphirend meiner Thorheit spottete? Nein, Elisabeth! Euer Bild war das Einzige, was ich hinüber in die Verbannung nahm, und als ich Alles mit kaltem Trotz hinter mir zurückließ, drückt' ich das Geliebte sorgsam pflegend an mein Herz. Durch Sturm und Gefahr, in schlaflosen Nächten, in den Träumen meiner Sehnsucht habt Ihr mich nie verlassen. Zwar standet Ihr nicht mehr, wie einst, vor mir, die Himmelsglorie um das Haupt, nicht als das treuliebende, Alles mir opfernde Wesen. Ernst, bedächtig, zwischen Vater und Geliebten wählend, nicht von unaufhaltsamen Flammen ergriffen, und mit mir fortgerissen, und dennoch bliebt Ihr meiner Sehnsucht Ziel, meines Willens einziger Zweck! — Da giebt das Schicksal im burgundischen Lager Euch noch einmal in meine Hand, und ich sollte“ —

„Und sollt' ich!“ unterbrach ihn Elisabeth zürnend, „dem Manne im burgundischen Lager meine Hand reichen, dem ich sie auf seiner Väter Schloß verweigern konnte? Das Schweizermädchen einem Feinde der Eidgenossen? Halwyl — dem Tode weiß ich entgegen zu gehen, aber nicht der Schande. Elisabeth Scharnach-

thal hat den Muth, mit gebrochenem Herzen Euch zu entsagen, den Mann als Feind des Vaterlandes zu hassen, den sie einst liebte. — Rudolph!" rief sie jetzt, von ihren Gefühlen hingerissen, „vermag ich noch etwas über Euch, strömt noch aus meinem Blicke der Zauber, der Euer wildes Gemüth so oft zähmte, dringt meine Stimme noch zu Eurem Herzen, so hört mich, hört Eure Elisabeth, schaut ihr ins Auge, senkt nicht den Blick, seht meine Liebe, meine heiße Liebe auch jetzt noch aus meinen Augen Euch entgegen strömen, hört mich, Rudolph Halwyl, hört mich, das Vaterland ruft Euch durch mich. Verlaßt Burgund, folgt Eures Landes Banner, kämpft und sterbt für Freiheit und Recht; dann schwöre ich Euch, nicht Vaterzorn, nicht Vaterfluch trennt mich von Euch; ich bin die Eure!"

„Ruft mir die Hoffnung nicht zurück!" sagte Rudolph finster, „hebt nicht aus tiefem Grabe den verlorenen Frieden, er ersteht für mich zum Leben nimmer. Zeigt mir das längst verlorene Paradies nicht noch einmal, Elisabeth; wie ein Verdammter irre ich vor der Pforte, schaue nur von ferne hin, und darf nicht eingehen in dies Eden. Des Schicksals Würfel sind für mich gefallen, und ich muß dem Vaterlande den Rücken für immer wenden, muß den fremden Pfad einsam betreten. Begleitet mich," bat er innig, „trennt Euch nicht von mir!"

„Mein Weg ist heilig," erwiederte die Jungfrau, „doch der Eure nicht. Verlaßt Burgund!"

„Ich wähnte einst der Liebe Macht sei allgewaltig," unterbrach er sie, und ihr Anblick hatte die wilde Leiden-

schaft seines Innern gebändigt; „aber seit ich mich getäuscht sah, seit Ihr auf Halwyl mich kalt zurückstießt, habe auch ich gelernt, ihrer Stimme mein Ohr zu verschließen.“

„So verschließt es nicht dem Rufe des Vaterlandes, dem Rufe der Ehre!“ unterbrach ihn Elisabeth schnell.

„Ich folge nicht,“ erwiederte er fest. „Nur einer Stimme Ruf folge ich noch, sie weckt mit Posaunenton die Rache in mir. Ihr wollt mein traurig Schicksal nicht mit mir theilen, wollt auch jetzt in Euch der Liebe Flamme dämpfen, wie dort auf meines Vaters Burg, das schmerzt. Ihr nehmt das Letzte, was ich noch mein nannte, aus vergangener schöner Zeit, ein liebes, heißgeliebtes Bild nehmt Ihr mit Euch, und arm an allen Lebensfreuden, arm an Hoffnung und Wünschen, laßt Ihr mich zurück. Zieht hin nach Bern; der Himmel schenke Eurem Herzen Frieden, ich werde suchen, Euch zu vergessen.“

Hier überwältigte das Gefühl das trauernde Mädchen, schmerzlich warf sie sich an seine Brust. „Mein Rudolph!“ rief sie, „höre mich. Was ich Dir sage, entsteigt bei Gott dem Innersten meines Herzens. Irrtest Du ein Bettler auf unwirthbarer Alpe, wären die Burgen, die Güter Deiner Väter in der Feinde Hand, das Vaterland in Ketten, flüchtetest Du von Fels zu Fels, von Land zu Lande, ein Schweizer aus dem theuren Vaterlande, ich folgte Dir, ich pflegte Deine Wunden, ich drückte Dir die Augen zu, und stürbe an Deinem Grabe, denn für das Vaterland wärst Du gefallen. Doch dem burgundischen Ritter — Rudolph, theurer Rudolph — ihm folg' ich nicht.“

Starr sah er vor sich hin, und immer ernster ward sein Blick. Sie fühlte, daß der Ton ihrer Stimme nicht bis zum Herzen gedrungen sei; da wich die Liebe dem Stolz. „Lebt wohl," sagte sie ernst. „Wie Euch die Rache, ruft mich das Vaterland — ich scheide von Euch mit blutendem Herzen, aber laßt den Augenblick der Trennung bald nahen, damit ich Euer Bildniß nicht ganz verändert mit mir in die Heimath nehmen muß. Lebt wohl! — Ein schneller Reitertod ist Alles, was ich Euch noch wünschen kann."

„Ihr habt Recht, Elisabeth," sagte er mit Rührung. „Da Ihr von mir zieht, ist Euer Wunsch auch der meine; wer so, wie ich, hier nichts mehr zu hoffen hat, der kann auch hier nichts mehr verlieren, und er spielt nur noch ein freudenloses Spiel um eine Spanne Lebens mit dem Tode. Bereitet Euch zur Rückkehr an die Vaterbrust und lebt wohl!" — Noch einmal drückte er sie stürmisch an sein Herz, sie duldete, sie erwiederte den Trennungskuß, dann riß er sich los und schritt nach der Thüre.

Aber plötzlich wandte er sich. „Elisabeth," sagte er, ohne sich ihr zu nahen, „falle ich, und die Euren finden meinen Leichnam, dann bittet, daß sie ehrenvoll mich begraben, und keiner mir fluche, denn Schweizerblut soll an meinem Schwerte nicht kleben." — Noch einen Blick, vielleicht den letzten, und er ging.

Vor der Thüre saß, die Laute im Arme, Walter. „Geh zu ihr, Sänger," sagte er freundlich zu dem Jünglinge, „begleite sie zu Deinen Brüdern."

Auf der verödeten Straße fand er Etanges. „Ihr

laßt sie ziehen?" rief ihm dieser entgegen. Rudolph bejahte es. „Und zieht mit ihr?" fragte dieser leise. „Nein," erwiederte Halwyl.

„Ihr wollt gegen Eure Brüder fechten?"

„Sterben will ich, Freund. Doch noch eine Bitte. Geleitet die Jungfrau morgen zurück, für heute ist es zu spät, übergebt sie ihrem Vater, und schützt sie bis dahin."

„Das will ich," erwiederte Etanges, „mit Freuden will ich es."

„So zieht mit Gott!" rief Rudolph. „Sagt ihr noch ein Lebewohl von mir, sagt ihr, auch in der Todesstunde würde ich ihrer gedenken."

10.

Als Rudolph sich von Etanges getrennt hatte, und mit schmerzerfüllter Brust wieder in das Lager eintritt, erwartete ihn ein furchtbares Schauspiel, wohl geeignet, den gefaßten Vorsatz zu befestigen.

Die Besatzung von Granson, durch die so sich von Yverdün durchgeschlagene verstärkt, hatte den Sturm der Burgunder mannhaft zurückgewiesen, zweihundert von diesen lagen zerschmettert im Graben. Nach mehreren Tagen ließ der Herzog von Neuem stürmen, ermuthigte durch seine Gegenwart das Heer, und nach dreistündiger Gegenwehr war die Stadt erobert. Georg von Stein, mit ihm Hanns Müller, der tapfere Vertheidiger von Yverdün, schlugen sich mit der Besatzung, noch 800 Mann stark, durch die eingedrungenen Schaaren der Burgunder, und ereilten, zwar mit Verlust manches tapfern Kriegers, die Burg. Hier

erkrankte der von Stein gefährlich; er mußte sich über den See fortbringen lassen. Hanns Wyler übernahm den Befehl, und der hohe Geist des Muthes war von Granson gewichen. Der erste Büchsenmeister wurde erschossen, der größte Theil des Pulvers flog in die Luft, mit ihm so viele der muthigen Vertheidiger, der Proviant nahm ab, Hafermuß war ihre einzige Kost.

Hanns Müller, ein Mann nach alter Art, stark im Kampfe, ungebeugt im Unglücke, suchte noch den sinkenden Muth zu erhalten, doch Hanns Wyler, an Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, glaubte es verloren, und den Entsatz unmöglich. Da nahte Ronchant, ein burgundischer Edler, sprach in deutscher Mundart mit deutscher Herzlichkeit, und gewann das Vertrauen der arglosen Schweizer. Er verlangte, im Namen des Herzogs, die Uebergabe; Hanns Müller antwortetete: Dahin zu gelangen sei nur ein Mittel, der Befehl der Eidgenossen. Ronchant lobte die treffliche Antwort, zweifelte jedoch, daß sie von den Eidgenossen noch Befehl erhalten könnten. Freiburg sei zerstört, Bern habe die Thore geöffnet, so sprach er, die Eidgenossen seien ein jeder nach seiner Heimath zurückgegangen. Doch ehre der Herzog ihren Muth, deshalb sollten sie es nicht auf das Aeußerste treiben, seinen Zorn nicht reizen, sollten sich ihm ergeben, und seiner Gnade gewiß seyn. „Jetzt bedenkt," so schloß er seine Rede, „ich bin ein Edelmann, würde ich auf meine Seele Euer Blut, auf mein Gewissen die Schande eines Verräthers laden. Ich schwöre Euch, im Namen des Herzogs von Burgund, freien Abzug zu den Eurigen mit Hab und Gut."

Die arglosen Schweizer glaubten ihm, trotz Hanns Müllers Warnung. Wylers Muth und Vertrauen war gebrochen; sie beschenkten den Elenden mit hundert Gulden und zogen aus.

Als sie, Ronchant an ihrer Spitze, in dem burgundischen Lager ankamen, begegneten sie dem Herzoge, der, von mehreren Großen und seiner Leibwache umgeben, wie zufällig einen Ritt zu machen schien. „Beim heiligen Georg, was sind das für Leute?" fragte er Ronchant, sich stellend, als wüßte er von dem Vertrage nichts. „Gnädiger Herr," erwiederte dieser, „es ist die Besazzung von Granson, die sich Euch auf Gnade und Ungnade ergeben hat." Da kamen die von Estarayé und die von Yverdün Vertriebene, wohl schon dahin bestellt, und schrien um Rache an Bern und an diesen Männern, die ihre Städte zerstört hätten. Sie fielen vor dem Herzoge auf die Knie, warfen sich ihm in den Weg, und baten mit thränenden Augen so dringend, daß der Herzog, ihnen nachgebend, die Männer und sein Wort opferte. Noch am Abende wurden dreihundert mit dem muthlosen Wyler an den Bäumen aufgehängt, die das Lager umgaben. Einhundert und funfzig, unter ihnen der mannhafte Hanns Müller, an Stricken durch den See geschwemmt, bis sie ihren Geist aufgaben. Sie starben als Männer, keiner warf dem andern sein Unglück vor, sie starben mit furchtbarer Ruhe, dem Feinde schreckbarer noch im Tode, als im Leben.

An diesem Abende ging mit seinem Fürstenworte der Stern Karls von Burgund unter. Das Glück

wandte fortan dem wortbrüchigen Herzog für immer den Rücken, und die Nemesis schwang ihre Fackel über ihn.

Als Halwyl im Lager ankam und nach dem einsamen Plätzchen ritt, wo sein Zelt stand, war es schon Nacht. Sein alter Diener wartete seiner, nahm ihm das Roß ab, und sagte dann mit treuherzigem Tone: „Lieber Herr, zürnt mir nicht, wenn ich Euch noch heute in der Nacht verlasse; bis hieher war ich Euch treu gefolgt, nun keinen Augenblick länger, und habt Ihr noch einen Tropfen Schweizerblut in Euch, so zieht auch von hier.“ Nun erzählte er dem Erstaunten, was indessen vorgegangen.

„Geh, ich halte Dich nicht!“ erwiederte der Ritter zerwalmt, und schritt in sein Zelt, dort saß er, seinen finstern Gedanken sich überlassend. Vaterlandsliebe trieb ihn hinweg, Stolz hielt ihn zurück. Sein Innres war, seit Elisabeth ihn verlassen, ganz zerrissen, und nichts kettete ihn mehr an die Welt. Der Schlaf floh ihn, der gefüllte Becher stand unangerührt, nur schwach noch brannte die Lampe, und ließ den aufgehenden Mond sein bleiches Licht durch die Leinwand werfen. Das lärmende Geräusch des Lagers schwieg, wie erstorben schien Alles um ihn her, nur hie und da unterbrach das Rufen der Posten, das Stampfen der Rosse die grausige Stille der Nacht. Mit beklemmenem Herzen trat er hinaus vor das Zelt, die Gluth seines Innern zu kühlen. Dunkle Wolken zogen dem Monde vorüber; — in der Ferne, da, wo das freundliche Neufchatel so anmuthig an dem plätschernden See liegt, brannten die Wachfeuer der Eidgenossen, und erhellten den dunklen Horizont. Vor ihm

nicht fern, schienen im Dunkel der Nacht gar sonderbare Gestalten zu wegen, als schwebten sie in weiten Kreisen in der Luft. Es ward ihm schauerlich, er wegte nicht nahen, die Erscheinung wogte noch immer hin und her, ohne aus ihrem Kreise zu treten. Jetzt begann der Sturm zu heulen, er peitschte die Wolken und in schnellern Kreisen bewegten sich die abentheuerlichen Gestalten; jetzt schlug des Sturmes mächtiger Flügel zornig in das Gewölk, es zerriß; des Mondes lichter Strahl blickte hindurch, und erhellte die Nacht. Da sah Rudolph im schauerlichen Glanze des Mondlichts deutlich, was ihn mit Grausen erfüllt; es waren die Leichname seiner Brüder, die vom Sturme hin- und hergewiegt, wie Geister der Nacht ihm erschienen waren. Er sah sie, die Tapfern, die auf Fürstenwort vertrauend, den schmählichen Tod gefunden, und auf zum Himmel um Rache gerufen hatten.

„Und diesem Fürsten dien' ich!" so rief er vor sich hin, „ihm dien' ich gegen mein Vaterland! — Aber furchtbarer als jene Unglücklichen erscheint mir Scharnachthal im Sturme der Nacht. Dem Verderben bin ich geweiht durch diesen höllischen Geist! Nein, seiner Gnade danke ich nichts, lieber unter den Schwertern meiner Brüder fallen, als ihm Rückkehr und Leben verdanken."

Da hörte er Tritte, und wie er sich wandte, sah er seinen treuen Conrad nahen, hinter ihm sein Jagdhund, der ihm mit in die Verbannung gefolgt war. „Lebt wohl, lieber Herr," sagte der treue Diener, „es hält mich wahrlich hier nicht länger, und treibt mich fort, so weh es mir auch thut, von Euch zu scheiden, lebt wohl,

lieber Herr.“ Er küßte die dargereichte Hand. „Auch verzeiht mir,“ begann er von Neuem, „wenn ich den alten Hector mitnehme, das treue Thier mußte es ahnen, daß es nach der Heimath ging, er wollte mich nicht verlaſſen, ſo ſehr ich ihm auch drohte, und ſchlagen konnt' ich ihn nicht.“ — Rudolph ſah wehmüthig auf Diener und Hund, und ſtreichelte das treue Thier, das freudig an ihm aufſprang. „Zieh mit Gott,“ ſagte er bewegt: „ſo bin ich ganz allein, von allem verlaſſen, was mich an meine Heimath erinnern konnte. Ziehe mit Gott, und ſchleichſt Du Dich glücklich durch die Wachen, kommſt Du an, wo Berns Banner aufgepflanzt iſt, dann ſage, was Du ſahſt, wie ſie hier hängen die Tapfern, dränge Dich in die Reihen der Streiter, erzähle, berichte genau, und fordre das Volk auf zur Rache.“

„Herr!“ rief der Alte. „Schweig und geh,“ unterbrach ihn ſein Herr. „Grüß meinen Vater, meine Mutter, die Heimath, lebe wohl!“ Er ſtürzte in ſein Zelt, der Morgen traf ihn noch wach.

11.

Unter einer hohen Linde vor Neufchatel lag der Schultheiß von Bern; der Abendwind rauſchte durch die blätterloſen Zweige, der Mond blickte zuweilen durch zerriſſenes Gewölk, heiter lächelnd, und über des Greiſes ſorgenſchwerem Haupte wallte das Banner von Bern. In der Abenddämmerung waren die Haufen der Schweizer um ihre Fahnen gelagert, und in dumpfer Stille erwarteten ſie den Schlag der neunten Stunde vom Neufchateller Thurme. Jetzt hallte er. Die todten ſchweigen-

den Massen erhoben sich, und 20,000 Streiter sanken auf ihre Knie, ihr stilles Abendgebet zu verrichten. Wie ferner Donner vom wiederhallenden Gebürge ununterbrochen dumpf dahin rollt, so das Murmeln der Tausende, die, zum Siege sich stärkend, den Himmel anriefen, und sich zum Tode bereiteten. Auch Scharnachthal kniete unter der Linde. „Vater der Barmherzigkeit!“ rief er, „gieb uns den Sieg. Erhöre das Gebet der Tausende, die auf ihren Knien sich flehend zu Dir wenden; laß uns nicht untergehen in Schmach! — und mich — richte nicht, wie ich gerichtet! Laß die Schuldlose nicht des Vaters Fehler büßen, sei gnädig, barmherzig gegen sie!“

Die Feier des Abendgebetes war beendet, der stillen Andacht folgte ein lautes Getöse. Die verschiedenen Haufen einten, trennten sich; die Müden legten sich auf die kalte Erde zur Ruhe, die Muntern stimmten ein Kriegslied an, und von Haufen zu Haufen hallte jetzt der Gesang, die Hörner tönten dazwischen, der Freude weihten sie die wenigen Augenblicke bis zum Schlummer.

Herrlich schallte der kräftige einfache Gesang durch den brausenden Sturm. Es waren nicht die wehmüthigen Töne der Alplieder, wie die Sennen sie singen, wenn sie von der Alp hinabwärts ziehen. Fest und kräftig, wie das Kriegshorn, war der Schlachtgesang, den sie angestimmt, herzerschütternd und mächtig, wie das Landhorn von Unterwalden, schreckbar wie der Stier von Uri. Bei den Männern von Schwyz beginnend, und so von Hause zu Hause, gleich einer mächtigen Schneelawine, fortwallend, ertönte er wie aus einer Brust, wie aus einem Herzen.

Die Hauptleute verſammelten ſich jetzt unter der Linde bei Bern, und berathſchlagten den morgenden Angriff. Am Mittag war Petermann Rot mit denen von Baſel, und mit 400 Mann von Straßburg und zwölf Büchſen; am Abend der im ganzen Schweizerlande ſo berühmte Schultheiß Hasfurther, ſeit dreißig Jahren an der Spitze des Kriegsvolkes, mit 1800 Mann von Luzern im Lager der Berner eingetroffen, auch die andern Eidgenoſſen, die über Bern gezogen waren, dort eingerückt. Es fehlten nur noch die Appenzeller, und Herrmann von Extingen mit den Reiſigen von Oeſtreich. Obgleich man dieſe am andern Abend erwartete, obgleich man das feſte Lager des Herzogs ſelbſt geſehen, und die von 400 Feuerſchlünden und 50,000 Kriegern vertheidigten Werke faſt für unüberwindlich halten mußte, ſo wollte man doch nicht länger in nutzloſer Unthätigkeit die koſtbare Zeit verbringen, wenn auch der Hauptzweck des Angriffs, der Entſatz von Granſon, nicht mehr war. Einmüthig beſchloſſen die Hauptleute für den kommenden Morgen die Schlacht, denn waren ſie auch ſchwächer an Zahl, ſo war doch die Erinnerung ihrer Thaten der ſtärkſte Bürge des Sieges. Scharnachthal und Hanns von Halwyl, der tapfere Kriegsgenoſſe des Matthias Corvinus und Johannes Hudiebrad, ſollten mit den Bernern die Vorhut führen, Reding mit den alten Eidgenoſſen aus dem Gebürge den Feind umgehen, die übrigen das Haupttreffen bilden.

Während ſie ſo beriethen, einſtimmig, ohne Streit und Ehrgeiz, nur das allgemeine Wohl vor Augen, kam eine große ſchwarze Rüde in den Kreis, ſprang freudig an Hanns von Halwyl heran, und ſchien ſich ſeines alten

Herrn zu freuen. „Mein Sohn!“ rief dieser, mein Sohn naht!“ doch es war nur sein Diener, der keuchend dem Hunde folgte, und der Ueberbringer trauriger Botschaft war. Was konnte er auch seinem alten Herrn von dem Sohne, was dem Schultheißen von der Tochter berichten, was den versammelten Hauptleuten als den schmählichen Tod der Tapfern von Granson.

Allgemein war die Betrübniß, aber nicht niedergebeugt durch diese Kunde, erhob sich vielmehr ihr Muth. „Freunde!“ rief Rudolph Reding, „so Ihr auf meine Worte hört, so schlagen wir morgen nicht. Der Muth der Eidgenossen bedarf keines Spornes, er ruht kräftig in dem Herzen unsrer Jugend, wie er in der Brust unsrer Vorfahren ruhte; aber ihren Ungestüm fürchte ich, der sie von Zucht und Gehorsam entfernt. Vernehmen sie den Tod derer von Granson, so hält sie morgen in der Schlacht nichts auf. Granson! schreiend stürzen sie sich blindlings in den Feind, und der Hauptleute weise Berathung, ihr ruhiger Blick und ihre Besonnenheit wäre an dem entscheidenden Tage verloren. Darum laßt morgen noch vorüber gehen, daß die Wuth sich kühle, überdies treffen dann die von Appenzell und des Erzherzogs Reisige ein, und sie haben dann kein Recht uns zu zürnen, daß wir ihnen die Ehre des Tages nicht gönnten.“

Zwar stimmten Waldmann und Scharnachthal der besonnenen Rede Redings nicht bei, doch fügten sie sich endlich der Meinung Aller, und mit diesem Beschlusse schieden die Hauptleute.

Kaum dämmerte der Morgen, so verließ auch schon die rüstige Jugend, die Waffen ergreifend, das harte La-

ger. Sie hofften die Schlacht, und blickten erwartungsvoll umher, überall Leben und Bewegung, doch nirgends die bedächtige Anordnung der Rottmeister, nirgends hoben sich die Banner, kein Harsthorn ertönte. Verwundert sahen sie sich an, vor Ungeduld brennend, daß das Zeichen zum Kampf ertönen möge. Da lief von Hanse zu Hause ein dumpfes Gerücht, die Burg von Granson sei gefallen; der Ungestüm ward gemäßigt, mit ruhiger Ergebung folgten sie den Priestern zur Messe, die unter dem herrlichen Dome der Natur in stiller Andacht gehalten wurde. Als aber die heilige Handlung vorüber, und das Herz dem Irdischen wiedergegeben war, sie zusammen traten, über den unerwarteten Fall der Veste zu sprechen, sich zu berathen, da nahte noch einmal ein dumpfes Gerücht von Munde zu Munde, bald laut werdend, ein Gerücht, schrecklicher als der Fall von Granson. Ein schmählicher Tod sei der tapfern Schaar der Berner geworden, gehenkt, ersäuft seien die braven Vertheidiger Gransons, die so lange allein dem mächtigen Heere der Burgunder widerstanden, und ein wild Geschrei, ein Toben und Brüllen verbreitete sich wie der Donner im hundertfältigen Echo durch das Lager. Die Waffen klirrten, der laute Zorn wälzte sich von Haufen zu Haufen; sie dem Feinde entgegen zu führen, und die Schmach zu rächen, war das allgemeine-Verlangen, und nur der feste Ernst der würdigen, hochgeachteten Männer hielt sie ab, daß sie nicht in toller Wuth, und in zügellosen, ungeregelten Haufen sich auf des Herzogs Lager stürzten. „Geduld auf morgen," hieß es, morgen ist Granson die Losung!"

Als Alles wieder beruhigt war, ritt Scharnachthal den Weg nach Vaumarcüs, dem einzigen von ihnen in dieser Gegend besetzten Schlosse, wo Johann, Bastard von Neuburg, befehligte, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen. Da sah er in der Ferne, da, wo die Straße in einen, von denen von Schwyz besetzten, Hohlweg führte, einen kleinen Trupp burgundischer Reiter in den Hohlweg reiten. Er sprengte hin, die Mannschaft von Schwyz zu warnen, fand sie jedoch schon auf ihrer Hut, und einen Rittersmann, der allein mit dem Zeichen des Friedens auf sie zugesprengt war, in ihrer Mitte. Dieser erkannte bald die kriegerische Gestalt des Berner Schultheißen, und rief ihm freundlich entgegen: „Willkommen, Herr Nikolaus von Scharnachthal! Ich bringe Euch gute Botschaft und ein willkommenes Geschenk; erlaubt nur, daß die Meinen mir folgen dürfen," und wie der Schultheiß, über diese sonderbare Bewillkommung erstaunt, ihn bat, zu thun, was ihm beliebe, sprengte er zurück, und nach wenig Augenblicken ruhte die Tochter in des Vaters Arm.

Rudolph Halwyl sendet sie Euch," begann Etanges. „So rächt er sich; seid ihm gleich an Edelmuth, Herr Schultheiß, und gehabt Euch wohl."

Kaum traute Scharnachthal seinen Augen, als er die geliebte einzige Tochter in seinen Armen liegen sah. Er liebkoste sie, und schenkte dem Vaterherzen den kostbaren Augenblick. Doch, bald an seine Umgebung, an den ernsten Augenblick der Zeit denkend, bestieg er wieder sein Roß und kehrte mit ihr nach dem Lager zurück. Stumm war seine Freude, stumm die ihrige und nicht ungetrübt.

So ritten sie eine Weile, dann fragte der Alte fast scheu: „und er sandte Dich zurück?“

„Rudolph befreite mich aus den Händen des Grafen von Romond, und übergab mich seinem Freunde Etanges, mich zu Euch zu geleiten.“ — Scharnachthal schwieg. — „Ich habe ihm entsagt,“ fuhr nach einer kleinen Pause Elisabeth fort. „Ich habe ihm auch dort meine Hand verweigert, — und nun sind wir für ewig getrennt. Ich habe ihn, mich, Eurem Willen geopfert.“

Da reichte ihr der Vater gerührt die Hand.

„Gebe Gott, daß ich Recht that,“ fuhr die Jungfrau fort.

„Und weshalb zweifelst Du?“ fragte Scharnachthal rasch.

„Sein Herz ist gebrochen — und auch das meine,“ erwiederte sie leise. „Auch,“ fuhr sie fort, während Scharnachthal ernst vor sich auf seines Rosses Hals blickte — „hat er mich gebeten, wenn der Herr in der Schlacht über ihn beschlösse, und man seinen Leichnam fände, ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu gönnen, denn es solle kein Schweizerblut an seinem Schwerte kleben.“ — Bei diesen Worten — sie hatte nur mit Mühe die Thränen zurückgehalten, schwankte sie bleich wie eine Lilie im Sturme.

„Dann sucht er den Tod und wird ihn finden!“ murmelte Scharnachthal dumpf vor sich hin, und langsam sank bei diesen Worten das Mädchen vom Pferde, und lag besinnungslos auf dem Boden.

Die Diener eilten herbei, der Vater sprang vom

Roſſe, kniete neben der Ohnmächtigen. Ihr Auge war geſchloſſen, die Wange bleich, der Körper ſtarr, und keine ärztliche Hülfe in der Nähe. Die Angſt des Vaters war unausſprechlich; da kam ein Gemsjäger von Unterwalden athemlos gelaufen. „Schultheiß!“ rief er, „die Burgunder ziehen vor Vaumarcus, hat mich mein Auge nicht getrügt, ſo iſt der Herzog mit ihnen.“ — „Sorg für mein Kind!“ rief Scharnachthal Walter zu, und ſprengte mit ſeiner geringen Begleitung nach dem Hohlwege.

Dort ſah er deutlich die Bogenſchützen der Leibwache, und aus dem Getümmel von Rittern, und der glänzenden Umgebung konnte er leicht ſchließen, der Herzog ſei unter ihnen. Er ſah jedoch keine Geſchütze, keine Anſtalten, die Burg anzugreifen, hörte keinen Schuß zur Vertheidigung fallen. Einen Augenblick beſann er ſich, dann noch einen beobachtenden Blick nach der Veſte werfend, befahl er einem ſeiner Begleiter, nach dem Lager der Berner zu eilen, daß dort Alles in Bereitſchaft ſich halte. — Aber wie erſtaunte er, als er nach einer Weile die Beſatzung ausrücken, und die Fahne von Burgund auf dem Thurme aufgepflanzt ſah; mit Vaumarcus war die letzte Vormauer Berns gefallen. Auch die Höhe, welche von der Burg beherrſcht wurde, hatten die Burgunder beſetzt. Zornig ritt er zurück; nur an die veränderte Geſtaltung der Dinge denkend, nur für den morgenden Tag Plane entwerfend, hatte er die Tochter faſt ganz vergeſſen, als er dem Orte nahte, wo er ſie verlaſſen hatte.

Da ſaß ſie unter einem knoſpenden Ahorn, und

blickte, ſanft lächelnd, ihm entgegen, neben ihr kniete Walter. Zwar ſtrahlte das Leben in mattem Schimmer aus ihrem Auge, der Tod jedoch überflog noch immer mit ſeinem bleichen Schatten Wang' und Lippe. „Gelobt ſei Gott, daß ich Dich ſo finde!" rief er ihr zu. „Wenn es Dir möglich iſt, ſo beſteig Dein Roß und folge mir, ich darf hier nicht länger verweilen, mich ruft die Pflicht." — Mit Anſtrengung konnte ſie zwar das Roß beſteigen, aber dem Eilenden nicht folgen, den es nach dem Lager der Eidgenoſſen trieb. Dort erſchütterte der Fall von Vaurmarcüs die Gemüther nur wenig.

Eliſabeth wurde, nachdem ſie langſam dem Vater ins Lager gefolgt war, nach Neufchatel gebracht; der Markgraf Rudolph nahm ſie in ſeinem Schloſſe auf. Nach Bern konnte ſie nicht, ſie war zu ſehr ermattet.

12.

Stolz, daß Vaurmarcüs, dieſes feſte Schloß, welches die Straße von Granſon nach Neufchatel beherrſcht, ſich ihm ohne Schwertſtreich ergeben hatte, kehrte der Herzog von Burgund mit ſeiner Leibwache in das Lager zurück, nachdem er den Grafen von Romont dort mit 500 Schützen zur Vertheidigung der Höhe und des Schloſſes zurückgelaſſen hatte.

In ſeinem Zelte angelangt, verſammelte er einen Kriegsrath. Sein Bruder Anton, bekannt unter dem Namen der große Baſtard von Burgund, die Prinzen von Tarent, Cleve und Oranien, die Grafen Romond, Chateaugüjon, Campobaſſo und Philipp von Neufchatel, der Sohn des alten Markgrafen Rudolph, waren zuge-

gen; der Herzog wollte ihre Meinung wegen der ferneren Bewegungen wissen. Ueber zweierlei verlangte er ihren Rath, obgleich er sich wohl schon fest bestimmt hatte: ob Bern und Freiburg anzugreifen sei, oder sie hinter sich lassend, das Heer das platte Land zerstören, und so die halsstarrigen Schweizer zur Unterwürfigkeit zwingen sollte. Der Herzog war für das Erste als das kühnste Unternehmen gestimmt, der Bastard, sein Bruder, immer der Besonnenere, für das Letztere. Dieser Meinung pflichtete Chateaugüjon bei, und bemerkte noch, daß man mit Schonung und Milde bei diesem Volke eher zum Ziele gelange, als durch Strenge und Verwüstung. Die Meinungen waren getheilt, der Herzog begann schon ungeduldig zu werden, da glaubte der Graf von Romend die Gelegenheit gefunden zu haben, seine Rache an Halwyl zu kühlen. „Hoheit," nahm er das Wort, „der edle Schweizerheld, Rudolph von Halwyl, Euch so treu ergeben, kennt wohl das Land und seine Beschaffenheit, die Stimmung der Einwohner und ihre Kräfte am besten. Bern ist seine Vaterstadt, die Lage und Vertheidigungswerke Freiburgs sind ihm genau bekannt; befragt ihn um seine Meinung, er ist nicht allein ein tapferer, er ist auch ein kriegserfahrener Mann."

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick; ihm hatte das feste, unbeugsame Benehmen Halwyls mißfallen, er war unter seinen Umgebungen dieses geraden stolzen Sinnes entwohnt, doch endlich gab er den Befehl, ihn zu rufen, und so mancher Plan, so manche Schmeichelei füllten die Zeit bis zu seiner Ankunft aus. Halwyl ahnete, weshalb er zum Herzoge beschieden wurde; schnell

war sein Vorsatz gefaßt, und ganz mit sich und seinem Entschlusse einig, trat er in das Zelt.

Er fand den Herzog, wie gewöhnlich, in der rauhen Jahreszeit, in einen Pelzmantel, mit schwarzem Marder verbrämt, eingehüllt, den schwarzen Sammthut auf dem Kopfe, auf einem hohen Armsessel sitzend, dessen Kissen und Lehne mit dem burgundischen Wappen geziert, und mit der Herzogskrone geschmückt, wohl eher einem Throne als einem Armsessel ähnlich war. Vor ihm stand ein Tisch mit Teppichen belegt, worauf eine Zeichnung von Bern ausgebreitet lag. Die Kriegsobersten standen in ehrfurchtsvoller Entfernung um ihn, und selbst die Ritter des goldenen Vließes mit unbedecktem Haupte.

„Ritter Halwyl!" rief der Herzog ihm entgegen, „Ihr kennt das Land, welches wir in Besitz zu nehmen in Begriff sind. Die Meinung meines Kriegsrathes ist über das wie getheilt. Es fragt sich, ob wir gen Bern und Freiburg ziehen, beide Städte, unserm gerechten Zorne opfernd, zerstören, oder uns, wie ein reißender Strom, über das platte Land ergießen, es verheeren, und so das Hirtenvolk unterjochen sollen. Wir erlauben Euch offen zu reden, theilt uns ohne Scheu Eure Ansichten mit, sagt Eure Meinung frei, ich bin überzeugt, sie ist die meinige, die schon fest in mir steht."

„Hoheit!" begann Halwyl mit der ihm eigenen Kühnheit, „habt Ihr, der kriegserfahrene Feldherr, schon fest beschlossen, was bedürft Ihr noch meiner?"

„Meinen Bruder, Chateaugüjon, Oranien zu überführen, daß selbst Ihr, ein Eingeborner, der die Be-

ſchaffenheit, den Geiſt der Einwohner kennt, auch meiner Meinung ſeid," erwiederte Karl von Burgund.

„Und wenn meiner Urtheilskraft nicht der hohe Schwung, nicht die Klarheit der Eurigen würde? Wenn meine Meinung — „Zur Sache!" unterbrach ihn der Herzog, deſſen Stirn ſich umdüſterte. „Zur Sache, ohne dieſe überflüſſigen Reden, die Euch hier nicht geziemen."

„Ihr befehlt, gnädiger Herr, ich gehorche," erwiederte Rudolph. „Soll ich frei, offen und wahr reden, ſo aus meines Herzens Innern, wie mein Geiſt es mir eingiebt, und nach beſtem Wiſſen, ſo rathe ich Euch, Herr Herzog, gebt auf leidliche Bedingungen den Eidgenoſſen den Frieden, kettet ſie durch Großmuth an Euch; dann zieht mit ihnen nach Paris, dort ſind Krone und Scepter, reiche, blühende Provinzen und Städte der Lohn eines gewiſſen Sieges, — hier unfruchtbare Berge, verödete Städte, ein allen Feſſeln widerſtrebendes Volk, und Trümmer der Freiheit, der ſchlechte Lohn eines zweifelhaften Kampfes, deſſen blutiges Ende Ihr nicht ahnet, mein gnädiger Herr, da Ihr die Männer der Schweiz nicht zu kennen ſcheint. Werft Euren Blick nach Bayards Thurm, wo eine Hand voll Krieger Euch jetzt noch widerſteht, denkt an Yverdün, deſſen tapfere Beſatzung, trotz Verrath, ſich durch Eurer Krieger Reihen in das Schloß, und wieder nach Granſon ſchlug. Denkt an dieſe Veſte, die nur durch Meineid eines burgundiſchen Edlen fiel, und aus deren Trümmern den Eidgenoſſen ein hoher Muth entblühen wird, denn die Kraft der Gemordeten erſteht dort drüben in ihrem Heere hundertfach wieder. Die Rache, der Hohn, ſind dieſem

Volke ein mächtiger Sporn! Daß Vauxmarcus fiel,“ fuhr er mit Bitterkeit fort, „zeige Euch nicht der Schweizer Entmuthigung; in ſeinem Vertheidiger floß kein echtes Blut, er war nur ein Auswuchs altedlen Stammes.“

Da fuhr Philipp von Neuenburg heftig auf, doch ein Blick des Herzogs war hinreichend, ihn in die Schranken zurückzuweiſen.

„Fahrt fort,“ ſprach dee Herzog nach dieſer kleinen Unterbrechung, dem die Kühnheit Halwyls die Ruhe gab, die wie die Schwüle der Luft vor nahen Gewittern voranzugehen pflegte.

„Wenn Ew. Hoheit befiehlt, doch habe ich nur wenig nach zu ſagen. Zu überlegen, wohin Ihr Euch mit dem Heere wenden ſollt, nach Bern, Freiburg, oder tiefer in das Land hinein, wäre unnütz, denn deſſen werden Euch die Eidgenoſſen durch die morgende Schlacht überheben.“

„Wer ſagt Euch, daß ich morgen ſchlagen will?“ fragte der Herzog.

„Ihr werdet nicht wollen, Hoheit, Ihr werdet müſſen! Glaubt Ihr, das Schweizervolk könne ſo lange im Angeſichte des Feindes beiſammen liegen, ohne das Schwert zu ziehen? Glaubt Ihr, der Südweſt, der heute den Alpſchnee in Strömen von den Bergen gießt, der die Leichen der Ertrunkenen von Granſon nach Neufchatel wälzt, der ſein tolles Spiel mit den Gehenkten an den Bäumen von Iiez treibt, rufe dort nicht die Rache auf? Ihr werdet morgen ihr Schlachthorn hören, morgen iſt die Schlacht!“

„Und dann?“ rief der Herzog, und ein Lächeln

zog sich über seine Lippen, vor dem selbst die Günstlinge zitterten.

„Giebt Euch Gott den Sieg, wird er blutig seyn; viel der Eidgenossen werdet Ihr erschlagen, denn zur Flucht zwingt Ihr sie nicht, viel der Euren werden sinken unter den Streichen ihres Grimms. Der Ueberrest wird sich nach Bern und Freiburg werfen, und es vertheidigen bis zum letzten Mann; das platte Land werden sie verwüsten, in die Alpen sich ziehen, Felsstücke werden ihr Geschoß, Bergschluchten und Abgründe ihr Schlachtfeld, die Freiheit das Banner seyn, unter dem sie sich sammeln. Eine Wüste habt Ihr gewonnen, bis Frankreich und Deutschland sich erbarmend ermannt. — Und werdet Ihr geschlagen!" —

„Schweigt, Unsinniger!" rief der Herzog zornig. „Euer Freimuth wird Frechheit! — Geht nur zurück zu Eurem Hirtenvolke," fuhr er, sich fassend, fort, „ich entlasse Euch meiner Dienste, kämpft in seinen Reihen. Ihr werdet in der Wagschale der Schlacht wahrlich nicht den Ausschlag geben. Wir könnten Euch zwar auf gleiche Weise in das Lager von Neufchatel senden, wie die hoffärtigen Vertheidiger Granſons; wir könnten Euch den Raben zum Futter, dem Wyles und seinen Genossen Gesellschaft leisten lassen, jedoch der Dienste eingedenk, die Ihr uns vor Neuß geleistet, entlassen wir Euch in Gnaden. Nehmt diese goldne Kette, und zieht, wohin Ihr wollt. Trotzigen Muth liebe ich nur im Kampfe, nicht vor meinem Thron." Er winkte ihm abzutreten. Rudolph verneigte sich, ging, und legte schweigend die Kette auf einen Sessel. Der Herzog bemerkte es und rief ihn

zurück. „Wann werdet Ihr ziehen?“ fragte er den Zurückgehenden.

„Noch weiß ich es nicht, erwiederte dieser ernst.

Der Herzog sah ihn mit durchdringendem Blicke an, er konnte sich der Achtung nicht erwehren, die ihm Halwyls edle Gestalt wider Willen einflößte. „Also noch unentschieden seid Ihr, nicht bestimmt, zu den Eidgenossen zurückzukehren?“

„Zu ihnen führt mich mein Weg nicht; die Pforte hat das Schicksal mir verschlossen,“ erwiederte Rudolph finster.

„Und weshalb, Halwyl, legtet Ihr die Kette von Euch?“ fragte der Herzog beruhigter.

„Hoheit,“ begann der Ritter, und der Stolz erwachte mächtig in des Schweizers Brust, „Ketten, goldenen oder eisern, führen ins Joch, und fesseln den freien Mann, ich trage sie nicht. — Ich wollte,“ fuhr er einlenkend fort, „aus dem burgundischen Feldlager nichts mitnehmen, als die Wunden, die ich für Euch empfing.“ Er schwieg — auch der Herzog. Die Feldobersten sahen theils mit besorglichem, theils mit schadenfrohem Blick auf den Ritter, denn jeder glaubte das Ungewitter, das den Schweizer zermalmend treffen würde, auf des Herzogs Antlitz hervorbrechen zu sehen. Nichts von dem geschah; der Herzog blieb gelassen, der Ritter stand ungebeugt vor ihm.

„Verlaßt uns, Halwyl,“ sagte jener endlich. „Heute um die neunte Stunde erwarte ich Euch hier.“

Alle sahen sich verwundert an; diese Ruhe, diese Gelassenheit war ihnen an ihrem Herrn neu, der auch

jetzt noch nachdenkend auf die Zeichnung von Bern blickte. „Wenn morgen, wie ich fast dem Ritter glauben muß," begann nun der Herzog, während der Rede immer noch sinnend, „der Tag der Schlacht seyn sollte, so erwarte ich den Feind in meinem wohlverschanzten Lager, an meinen Feldschlangen und Büchsen mag sein Muth, sein Stolz sich brechen. Greift er morgen nicht an, so ziehen wir ihm entgegen, und dann auf Bern. Dir, mein Bruder Anton, Euch Oranien vertraue ich die Vorhut. Ich selbst bleibe bei den Prinzen Friedrich von Tarent und Campobasso; Euch Johann von Cleve und Egmont übergebe ich die Nachhut; Chateaugüjen, Ihr führt die Reiterei. Nun geht, ordnet Alles und gehabt Euch wohl." Er erhob sich, grüßte freundlich, die Feldobersten verließen das Zelt des Herzogs, und folgten dem Prinzen von Tarent in das seinige.

„Der Herzog ist ganz umgewendet," begann dieser. „Sein kühner, trotziger Muth ist in kalte Besonnenheit, das feste Vertrauen auf sein Heer in ängstliche Sorgfalt umgewandelt. In einem verschanzten Lager sollen sich 50,000 Krieger gegen 20,000 Hirten verbergen, 400 Feuerschlünde sollen uns schützen, daß unsere Schwerter im Morgenthau nicht rosten. Die herrliche Reiterei auf stolzen neapolitanischen Rossen, die ich aus Italien ihm zugeführt, soll unthätig hinter dem Geschütze halten!"

„Ihr werdet sie schon gebrauchen, Prinz von Tarent, wenn das Hirtenvolk, wie Ihr es nennt, das Lager erstürmt hat," unterbrach ihn der Bastard von Burgund. „Seid nur bei der Hand, und brecht dann mit Euren gewappneten Reitern und Rossen wacker in

die vorgehaltenen Hellebarden ein, mein Vetter Chateaugüjon mit der burgundiſchen Reiterei wird Euch ſchon beiſtehen. Ihr werdet ſattſame Arbeit finden, Prinz von Tarent, ſorgt nicht."

„Hätte ich dies ahnen können," fuhr der Italiener fort, „wäre ich ſicher nicht über die Alpen gekommen."

„Hört, junger Herr," unterbrach ihn Anton von Burgund unmuthig, „zum Schlagen ſeid Ihr wahrlich nicht gekommen, nur zum Freien; denn hoffet Ihr nicht meine Muhme Maria, und mit ihr das ſtattliche Erbe Burgunds zu gewinnen, Ihr wäret an Eurem Golfe unter den Pomeranzenbäumen geblieben, und nicht hieher in dieſe rauhen Berge gezogen, wo Euch beim leiſeſten Lüftchen friert."

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn der Graf von Campobaſſo, „Ihr ſprecht mit dem Prinzen von Tarent in einem Tone, der ſich wohl nicht ziemt. Der Herzog, Euer Bruder, würde Euch ſeinen Zorn fühlen laſſen, erführ' er, was Ihr eben geſagt."

Der rieſenhafte Baſtard ſah mit einem Blick der Verachtung auf den Italiener herab, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fuhr er fort: „Ihr Herren, der Entſchluß, den der Herzog, mein Bruder, gefaßt, iſt weiſe, und ganz mit meinen Wünſchen übereinſtimmend. Wer dieſe Schweizer kennt, kennt auch ihren Muth. Es ſind keine Söldner, von ihren Condottieri zugeführt — freie Männer ſind es, die für ihre Freiheit kämpfen. Mann gegen Mann ſind ſie mit ihren Schlachtſchwertern und Hellebarden furchtbar. Darum gebe Gott, daß der Herzog ſeinen Sinn nicht ändert, falſche Schmeichler" —

hier traf ſein Blick Campobaſſo — „ihn nicht zu ſeinem Unglücke verlocken.“

„Und doch fürchte ich faſt,“ nahm Graf Romond die Rede.

„Fürchtet nichts,“ unterbrach ihn der Baſtard. „Das Waadland habt Ihr wieder, und ſo iſt Eure Rechnung geſchloſſen. Jetzt, Ihr meine Kriegsgefährten,“ ſagte er, ſich zu Oranien und Chateaugüjon wendend, „jetzt zu den Unſrigen, und Alles zur morgenden Schlacht bereitet. Ihr Herren aus Italien, thut ein Gleiches, und fürchtet nicht, daß Ihr morgen nicht Arbeit finden werdet, vielleicht mehr, als Euch lieb iſt.“ Er verließ mit den Uebrigen das Zelt, nur Campobaſſo und Romond blieben zurück.

„Dieſer Rieſe,“ begann jetzt Campobaſſo, „iſt in ſeinen Reden ſo roh als in ſeinen Manieren. Er iſt der Einzige, aus deſſen Munde der Herzog einen Widerſpruch verträgt, der Einzige, der die Wahrheit zu ſagen den Muth hat, darum muß man ihn ſchonen. Unterdrückt Euren Groll, mein Prinz, mit ſolchem Manne hilft nicht offene Fehde; die Kinder der Liebe ſind die verzogenen Söhne der Natur, und deshalb frech.“

„Herr Graf,“ unterbrach ihn Romond. „Ihr vergeßt, daß ich mit dem Baſtard von Burgund gleiches Loos theile. Zwar feiner in Manieren, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, iſt mein Schwert doch ſo ſcharf als das ſeine, ſo ſcharf als Eure Zunge. Hütet Euch vor den Kindern der Liebe, auch ſie ſind für den Haß empfänglich.“ Der Prinz von Tarent nahm ſchnell das Wort, und ſuchte den Baſtard von Savoyen zu beſänf-

tigen. O hätte der alte Scharnachthal die Stimmung, die feindliche Gährung der Gemüther der Feldobersten gesehen, sein Vertrauen auf den Sieg des kommenden Tages würde noch fester gestanden haben.

13.

Auch die Schweizer Hauptleute hatten sich zur nämlichen Zeit in Neufchatel zur Berathung versammelt. Es waren kriegskundige Männer, alle nur einen Zweck vor Augen, alle mit dem festen Willen, zu siegen oder zu sterben. Noch nie befanden sich die Eidgenossen in einer so bedrängten Lage. Die Schlachten gegen Oestreich waren zwar blutig, die Uebermacht stets nur auf der Seite der Feinde, aber Mann gegen Mann war damals der Kampf, der Ritter mußte absitzen von seinem Rosse, mußte in schwerer Rüstung zu Fuß kämpfen, und seine Kraft und Muth, sein Vertrauen war gebrochen. Jedoch seit Sempach und Moorgarten war der Gebrauch des Schießpulvers allgemeiner geworden, das Fußvolk geordneter. Die Lanzknechte, von denen sich bei dem burgundischen Heere bedeutende Haufen befanden, begannen ihren Ruf zu begründen, ihre Haufen waren ein tüchtiger Wall, und wenn auch erst späterhin unter Kaiser Maximilian die ehrenwerthen erbitterten Feinde der Eidgenossen, schon jetzt nicht zu verachtende Gegner. In dieser Hinsicht war die Lage der Eidgenossen bedrängter als je; einem unbesiegten, stolzen Feinde standen sie gegenüber, dessen Lager 400 Feuerschlünde vertheidigten.

Der alte Scharnachthal führte in dieser Versammlung das Wort. Die Wohlfahrt Berns vor Augen, dem

nächst Freiburg die Gefahr am nächsten war, stimmte er für den morgenden Angriff des Lagers. Rudolph Reding, Hanns Waldmann, der Schultheiß Hasfurther von Luzern, und Peter Rot von Basel waren gleicher Meinung; die übrigen, weniger der Gefahr ausgesetzt, hielten den Angriff des befestigten Lagers für zu gewagt, und fürchteten die Kräfte der Eidgenossen an Wall und Graben zu vergeuden.

Endlich erhob sich nach manchem ernsten, doch ruhigen Hin- und Herreden Scharnachthal, und sagte mit festem Tone: „Dort steht der Feind, hier die Eidgenossen, ein stattliches Heer, wie noch nie. Sollen wir die Feinde zählen, sollen wir die Hindernisse berechnen? Bekämpfen müssen wir sie, Ihr Hauptleute schweizerischer Eidgenossen, wo wir sie finden. Das junge Volk darf nicht unthätig rasten; verzehrt sich auch nicht der Muth, schwindet doch Ordnung und Gehorsam. Aber glaubt nicht, der alte Scharnachthal, der so manchen Kampf gefochten, wolle das Wohl der Eidgenossen tollkühn auf das Spiel setzen, das Schweizerland daran wagen, um Bern zu retten. Laßt uns gen Vaumarcus ziehen, laßt uns im Angesicht des burgundischen Lagers die Burg angreifen, und der stolze, kühne Herzog bleibt nicht ein müßiger Zuschauer hinter seinen Wällen, er zieht vor, uns entgegen, und dann mit Gott — die Schlacht."

„So sei es!" riefen alle einmüthig. „Mit Gott die Schlacht!" — Vertrauend reichten sie sich nach alter Sitte die Hände, bevor sie auseinander gingen, und diese stumme Sprache galt statt des heiligsten Eides, sich weder im Leben, noch im Tode zu verlassen.

Als sich die Versammlung jetzt getrennt, ging Scharnachthal auf das Schloß des Markgarfen, seine Tochter vor dem Schlachttage noch einmal zu sehen. Er fand sie sehr leidend. Die Trennung von Halwyl in Yverdün hatte sie mehr erschüttert, als damals, wo er, ein Geächteter, das Vaterland verlassen mußte; damals hatte sie ihn nicht gesehen, ihm nicht Lebewohl sagen können, und die Hoffnung war als tröstende Begleiterin zurückgeblieben. Jetzt aber, wo er mit dem Schwerte in der Hand, auf vaterländischem Boden stand, schwand jede Aussicht, und sie ahnete, sein Lebewohl sei für ewig gewesen. Dem alten Manne ging ihr Anblick tief zu Herzen. Er sprach so innig, so theilnehmend, er schien ihren Gram mitzufühlen, sein Auge, dieser längst vertrocknete Quell, wurde feucht, da ergriff das Mädchen seine Hand. — „Vater," bat sie, „schickt seinen Diener zurück, gönnt ihm, daß er in Euren Reihen fechten, und, will es der Himmel, für sein Vaterland sterben kann." — Bei diesen Worten kehrte Scharnachthals finsterer Ernst zurück, düster sah er auf die flehend emporblickende Tochter, und verließ schweigend, ohne Trost zu spenden, ohne selbst Trost mitzunehmen, das Zimmer.

Walter von Uri trat ein. Die Laute hing nicht mehr über seiner Schulter, das Wehrgehänge, Elisabeths Geschenk, nahm die Stelle des lichtblauen Bandes ein, ein breites Schlachtschwert hing an seiner Seite, die Armbrust ruhte in der Hand, und unter der Pickelhaube strahlte aus dem blauen schwärmerischen Auge feuriger Kriegsmuth hervor. Als er sich Elisabeth nahte, und die bleiche, leidende Gestalt vor sich sah, das Haupt gesenkt,

wie eine geknickte, halb schon entblätterte Rose, da löschte die Thräne den Feuerstrahl seines Auges, und vom Schmerz ergriffen beugte er, an ihren Sessel tretend, sein lockig Haupt.

„Herrin," so begann er, „ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, in den Reihen von Uri ist fortan mein Platz, Eurem Dienste habe ich mich im Leben uneigennützig geweiht; ich wußte, Ihr beachtetet mich nur wie ein Blümchen, das unter dem zarten Tritte Eures Fußes sich freundlich beugt, den rauhen Pfad sanfter zu ebenen, und ich hoffte nichts. Wie das Bild einer Heiligen, vor dem man anbetend kniet, so hab' ich Euch verehrt. Eine heilige Liebe habe ich in meiner Brust getragen, frei von allen irdischen Begierden, rein und makellos, für Euer Glück in Halwyls Arm hätte ich willig mein Leben geopfert; und doch, trotz des festen Willens, trotz der unaussprechlichen Sehnsucht, konnte ich nichts für Euch thun, als zuweilen mit meinem Liede den Unmuth von Eurer Stirne zu scheuchen, ein trauliches Wort des Dankes auf Eure Lippen locken. Deshalb verzeiht mir, daß ich seit Monden meine Schritte an die Euren bannte, Euch mit Gesang vielleicht lästig fiel; reicht mir Eure Hand zum Kuß, und stärkt mit einem freundlichem Worte den Sänger zum Kampfe."

Elisabeth reichte ihm die Hand, mit Entzücken drückte er sie an seine Lippen. „Zieh mit Gott, kämpfe für das Vaterland, mein guter Walter, möge die Blume der Liebe sich freundlicher Dir einst erschließen als mir. Siehst Du ihn im Gefechte — Doch nein," fuhr sie fort, und ihr heitrer Blick sah vertrauend empor, „sein

Schwert wird nicht von Schweizerblut befleckt, nur sein eigenes wird aus Wunden strömen." — Sie bedeckte ihr Gesicht. — „Geh mit Gott, guter Walter!" rief sie noch einmal, „mein Segen begleite Dein treues Herz."

Der Jüngling stürzte hinaus; die Brust wollte ihm zerspringen vor Schmerz und Wonne.

14.

Lange schon harrte Halwyl vor dem herzoglichen Zelte des Einlasses; den ernsten Blick nach den Sternen gerichtet, schritt er, sein Schicksal überdenkend, auf und ab. Bedachte er, daß er hier vor diesem großen prächtigen Zelte, umgeben von der stattlich geschmückten Leibwache der Bogenschützen, ein Entlassener, ein Verbannter stand, blickte er auf die hohen friesischen Rosse, die unten am Hügel den Boden stampften, auf die Fahne des stolzen Tarenters, die im Mondlicht flatterte; hörte er das Wiehern der neapolitanischen Rosse, so ward seine Brust beklommen, er fühlte sich auf seiner Heimath Boden fremd, das einzige Schweizerherz unter diesen von Nord und Süd zusammengezogenen Kriegern, die kein Band aneinander knüpfte, als die eiserne Kette, mit welcher des Herzogs Kraft diese feindlichen Elemente zusammenhielt. Blickte er nun hinüber, wo am Neuenburger See die Eidgenossen lagerten, ein Herz, eine Freiheit, ein Vaterland sie einte, wo aller Groll, alle Fehde in dem allgemeinen Kampfe erstarb, der Mann von Zürch mit wahrer Herzlichkeit dem von Schwyz die Hand zum Gruße bot, und nur der Gedanke, den Feind aus der Heimath zu treiben, die theure Freiheit kämpfend sich zu

erhalten, den Geist aller einte und stärkte — da drang ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und nur ein Wunsch tönte aus dem Chaos lebhaft hervor, der Wunsch zu sterben!

In diesen Gedanken störte ihn ein Kämmerer, welcher ihn zu dem Herrn berief. Als er in das Zelt trat, fand er den Herzog nicht in dem großen Gemache, wo er gestern vor ihm gestanden; durch mehrere Abtheilungen wurde er geführt, bis er in ein kleines, mit grünem Sammt ausgeschlagenes Zimmer trat, wo er ihn, den Rücken an das Fußgestell seines Bettes lehnend, fand. Sein Ansehn war ungewöhnlich, der wilde Blick des Auges war sanfter als sonst, in dem Ernste seines Gesichts lag eine seltene Milde, das Ganze war der Spiegel eines schmerzvoll aufgeregten Gemüthes. In seinen Pelz gehüllt, gar sonderbar durch das matte Licht der silbernen Lampe beschienen, die an der Decke des Zeltes befestigt, nur allein das dunkle Gemach erhellte, stand er nachdenkend, grüßte Halwyl flüchtig, doch wohlwollend, bedachte sich noch einige Augenblicke, dann klatschte er in die Hände, und ein alter Diener, der ihn in diesem einsamen Gemache allein nur bedienen durfte, trat ein.

„Nimm alle Verkehrungen, wie ich Dir befohlen!“ rief ihm der Herzog entgegen. Der Diener ging, kehrte jedoch bald wieder zurück, und sagte: „Alles ist angeordnet, wie Ew. Hoheit befohlen!“ Der Herzog winkte zufrieden, der Alte verließ das Gemach.

Noch hatte Karl von Burgund kein Wort zu Halwyl gesprochen, der in gespannter Erwartung am Eingange stand, und den Blick forschend auf den Herzog

richtete. „Tretet näher," sagte dieser endlich, „jetzt wird Alles von dem Zelte entfernt seyn, und die Wachen jedermann abhalten, uns zu belauschen." Er setzte sich bei diesen Worten auf einen Armsessel, Halwyl trat vor ihn.

„So lange der Herzogshut mich schmückt," begann Karl von Burgund, „selbst als mein Vater, glorreichen Andenkens, noch lebte, und ich nur Prinz von Charelois war, hat niemand, außer Euch, es gewagt, so furchtlos vor mir zu stehen, so offen und frei zu mir zu sprechen. Euer Freimuth mußte meinen Zorn, oder meine Bewunderung erregen; ich habe den ersteren bekämpft. Ihr seid einer von den wenigen Menschen, die ich achten gelernt, die übrigen sind nur kriechende Sklaven, an der Angel des Ehrgeizes und der Geldgier zappelnd, zu jeglichem Dienste mir bereit, wenn ich winke. Daß ich Euch ehre, wollte ich Euch noch sagen, ehe Ihr von mir zieht. Dies konnte ich nur, wenn wir allein waren, denn um Alles wollte ich nicht, daß unter meinen Hofleuten Euer Beispiel Wurzel fasse. Sie müssen Sklaven seyn, mir blind gehorchen, denn sie sind meine Vasallen, meine Diener." Er hielt an. Halwyl, über diese sonderbare Anrede erstaunt, war nicht eitel genug, sich von ihr bethören zu lassen, er neigte sich ehrerbietig dankend, und erwartete des Herzogs weitere Befehle.

„Seit der gestrigen Nacht," fuhr dieser fort, und Halwyl konnte deutlich sehen, daß es ihm schwer wurde, seine Empfindungen auszusprechen. „Seit der gestrigen Nacht quält mich eine gewisse Unruhe, böse Träume verjagen den Schlummer, ohne daß ich recht gewiß weiß,

was ich eigentlich träume. Es ſchwebten die Männer von Granſon um mein Lager, düſtre Geſtalten, jedoch nicht gräßlich, nicht ſchreckhaft — ruhig und ernſt, wie ſie ſtarben, ſchritten ſie mit Unglück verkündendem Geſichte, ich mochte wachen, ich mochte die Augen ſchließen, in ununterbrochenen Kreiſen an meinem Lager vorüber. Ich ſchellte meinen Dienern, die Geſtalten verſchwanden, und es waren gewiß nur meiner Phantaſie Gebilde. Aber auch im Wachen ſind ſie mir heute überall gefolgt, ich habe dieſe Bilder nicht verſcheuchen können, und als ich gen Vaurmarcus zog, die Thore der Veſte ſich mir öffneten, und die Beſatzung auszog, war es mir, als ob der Umgang der Nacht von Neuem beginne.

Ich ſpotte der Ahnungen und kenne keine Furcht. Ich weiß, daß der Menſch dem Schickſale gebieten kann, wenn er dem Launiſchen kühn entgegen tritt, und mit ſicherer Fauſt in das rollende Rad faßt; jedoch giebt es Augenblicke, wo auch ich bedächtiger handle als gewöhnlich, und vorſichtig abwäge, wo ich ſonſt nur dem kühnen Fluge meines Geiſtes blindlings folge. In dieſer Stimmung bin ich ſeit geſtern, deshalb hörte ich Euch im Kriegsrathe ruhig an, obgleich mein Auge — ich glaube mich nicht betrogen zu haben — in Euch einen Feind Burgunds ſieht, der, ausgeſtoßen aus ſeinem Vaterlande, noch mit Liebe an dem Undankbaren hängt, der aber weder zurückkehren, noch in meinem Lager bleiben, weder für, noch wider mich kämpfen will. Ihr ſeid mit Euch im Streite; die Auszeichnungen, die ich Euch erwies, verpflichten Euch zur Dankbarkeit, und doch grollt das Schweizerherz dem Herzoge von Burgund;

das fühlt' ich, und entließ Euch meiner Dienste, um den Kampf in Eurem Inneren zu beenden, und fordre zum Dank für die Zeichen meiner Gnade nur noch einmal — Wahrheit!" Er schwieg, sein Auge ruhte ernst auf Halwyl, sein Blick verdüsterte sich immer mehr, je schwerer es ihm zu werden schien, die Worte zu seiner Frage zu finden.' Doch jetzt erhob er sich von seinem Sessel, streckte Halwyl den Arm entgegen, und fragte rasch, so, daß man es ihm ansah, er eile, das Schwere, Unangenehme zu vollbringen. „Zittert Ihr für die Eidgenossen, oder für mich?"

„Könnt' ich zittern, wär' es für Euch, Herr Herzog," erwiederte Halwyl ernst.

Als ob ihm eine Stimme vom Himmel diese Worte zugerufen, so fuhr der Herzog unwillkührlich zusammen, doch schnell sich ermannend fragte er: „Und weshalb?"

„Wenn Ihr siegt, habt Ihr nichts gewonnen, werdet Ihr geschlagen, Alles verloren!"

Der Herzog sah ihn bei diesen Worten staunend an, das Zorn verkündende Lächeln umzog seinen Mund, eine Bewegung der Hand forderte jedoch den Ritter auf fortzufahren.

„Wird Euch der Sieg, so erkauft Ihr ihn theuer," fuhr er fort. „Die Eidgenossen werfen sich in Bern und Freiburg, und Eure Macht zerschellt an den Mauern dieser Städte. Yverdün und Granson haben Euch gezeigt, wie sich die Schweizer vertheidigen; und bedenkt, das waren nur fremde eroberte Städte; dort aber vertheidigen sie ihren Heerd, ihr Weib und Kind. Alles, was Waffen tragen kann, steht auf, nicht Greis, nicht

Knabe bleibt daheim, der Herzog von Oestreich, der schwäbische Bund zieht heran, und der schlaue Ludwig, der ruhig zu Hause lauerte, kommt, die Früchte Eurer blutgedüngten Schlachtfelder zu ernten. Ihr könnt ein verwüstetes Land erobern, das Euch zu nichts nützt, jedoch Euer Heer, Euren Ruhm, die Glorie verlieren, die Euch so mancher Sieg erwarb, der Unbesiegte setzt in jeder Schlacht viel aufs Spiel. — Verzeiht mir, Herr Herzog — Ihr dünkt mir ein Opfer der Politik Ludwigs zu seyn."

Mehreremale hatte des Herzogs Stirn sich gerunzelt, seine Faust sich geballt, aber fest entschlossen, heute des Ritters freie Meinung ruhig anzuhören, mäßigte er sich, ja gewann es sogar über sich zu fragen: „Und würde ich geschlagen?"

„Dann ist Euer Heer aufgelöst, Euer Geschütz, Euer Lager, Eure Schätze verloren, denn einmal zum Kampfe stürmt das Volk unaufhaltsam vorwärts, trennt die Haufen, bricht sich Bahn hindurch, und rastet nicht, bis alles flieht; denn ihm genügt nicht ein unvollständiger Sieg, es sättigt sich nur an Strömen Feindesblut, und an ihrer Vernichtung."

Der Herzog wurde nachdenkend, nicht Zorn, trüber Ernst umzog sein Antlitz, und Theilnahme erwachte in Halwyls Brust. — „Gnädiger Herr," unterbrach er die eingetretene Stille, „Ihr nahmt mich, den Verbannten, gütig auf, stelltet mich in Eurem Heere auf ehrenvollen Platz, gabt mir, zum Lohne meines Muthes, mit eigner Hand den Ritterschlag, aber mehr als alles dies, das Zutrauen, welches Ihr mir heute schenkt, die Milde,

mit der Ihr mich anhört, erweckt das Gefühl der Dankbarkeit in mir, so, daß ich Euch Alles sagen muß, wovon ich glaube, daß es Euch zu wissen frommt. Ihr habt mein Benehmen vor Neuß öffentlich gelobt, die Kraft meines Armes bewundert, und wahrlich ich bin nicht der Beste unter meinen Brüdern, Tausende sind mir gleich, Tausende von höherem Muthe, von stärkerer Kraft — und ich focht unter Euren Augen — nicht für das Vaterland, nicht für die Freiheit. Bedenkt daher, welche Männer gegen Euch stehen. Der Eigennutz, die Furcht, die Ehre treiben Eure Geschwader, den Kampf für Euch zu bestehen; jene durchflammt ein heiliges Gefühl, treibt die Verzweiflung, denn, unterliegend, verlieren sie Alles, was ihnen theuer ist, Alles, was sie von ihren Vorfahren ererbten, Gut, Freiheit und Vaterland. — Der Kampf ist ungleich; nicht Eure Geschütze, nicht Eure Bundesgenossen von Neapel, Mailand und Savoyen, nicht Eure Ueberzahl wiegt so schwer, um das Gleichgewicht herzustellen, oder für Euch die Schale sinken zu lassen." — Er schwieg, auch der Herzog sah gedankenvoll vor sich hin. — „Noch ist es Zeit," fuhr Halwyl fort. „Noch in dieser Stunde ist es Zeit, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen. Was die Abgeordneten vor wenig Tagen Euch gelobten, Bündniß gegen Frankreich, werden sie noch heute halten. Noch ist es Zeit! — Verlaßt die Schweiz, und sie folgen als Bundesgenossen Eurem Heere, wohin Ihr sie führt."

Da hob sich des Herzogs gesenktes Haupt langsam empor, sein düstres Auge erglühte. Auf gen Himmel sah er, faßte sein Schlachtschwert, das auf dem Tische

neben seinem Bette lag. „So gewiß ich dies Schwert als Fürst und Ritter mit Ehren führte, so gewiß ich schwur, es nicht eher in seiner Scheide ruhen zu lassen, bis ich die Berner gezüchtigt, so gewiß ziehe ich nicht ohne Kampf von dannen. Habe ich die Uebermüthigen besiegt, dann möchten Eure Worte mich vielleicht eher friedlich und zur Milde gestimmt finden, jetzt nicht. Ich stehe hier mit furchtbarer Macht, der Schritt über die nachbarliche Grenze ist gethan, Karl von Burgund verläßt nie den einmal betretenen Weg. Was ich ergreife, faß' ich stets mit Riesenkraft, mache den Gedanken mir ganz zu eigen, und mit ihm die That. Nur dieses eine Ziel vor Augen, lasse ich alles andere hinter mir schwinden. Demüthigung der Schweiz ist jetzt mein Ziel, ich werde es erreichen, oder darob zu Grunde gehen."

„Ihr steht so groß," begann Halwyl noch einmal, und in seiner Stimme lag der Ueberredung Zauber. „Europa fürchtet Euch, Frankreichs König zittert schon, wenn Eures Heeres Waffen rasseln, Ihr leuchtet an der Fürsten Himmel wie ein Meteor; doch eines Sturmes nur bedarf's, Ihr seid dahin, und nicht ein Fünkchen Eures Glanzes erhellt die Nacht, in welcher Ihr untergingt."

„Mann!" rief der Herzog, und faßte Halwyls Hand, sie heftig schüttelnd. „Spricht die Gabe der Prophezeiung aus Dir, sollte mein Glanz verlöschen, sollte ich untergehen? Dann — dann war es Gottes Macht, nicht Menschen Macht, die mich stürzte. Ihm allein kann ich unterliegen, ihm nur allein! — Unsere Unterredung ist beendet," fuhr er jetzt plötzlich, doch nicht zornig

auf. „Ich danke Euch. Es würde mich freuen, wenn Ihr einen Wunsch hättet, den ich zu erfüllen vermöchte; Herzog Karl von Burgund bleibt nie gern Schuldner, nicht im Guten, nicht im Bösen, und ich bin Eurer Freimüthigkeit Dank schuldig, keiner meiner Schranzen hätte mir dies zu sagen gewagt; deshalb sagt mir Eure Wünsche."

„Meiner Wünsche sind so wenig," erwiederte Halwyl, „daß der einzige, den ich habe, auch dem Bettler nicht versagt wird."

„Ich glaube Euch zu verstehen," sagte der Herzog. „Doch ziemt es dem Manne nicht zu verzweifeln. Faßt einen Entschluß, für mich, gegen mich — und die Schlacht wird Euch das Leben wieder erringen. Sprecht, wollt Ihr Gold, wollt Ihr Lehen?"

„Eure Achtung genügt mir," antwortete Halwyl.

„So nehmt diesen einfachen Ring von wenigem Werthe als Zeichen meiner Dankbarkeit." Er zog einen Ring vom Finger, der eine Schlange vorstellte, die einen kleinen Rubin als Krone auf ihrem Haupte trug, und gab ihn Halwyl, der ihn an seinen Finger steckte, und zu dem Herzog dankend sprach: „Der Ring, den der kühne Herzog von Burgund trug, nehme ich, und fühle mich geehrt durch dieses Zeichen seiner Achtung. — Doch Hoheit, kaum belohnt drängt sich auch schon eine andere Bitte mir auf."

„Sprecht," erwiederte der Herzog neugierig.

„Erlebe ich den kommenden Abend, begrüße er Euch als Sieger, so erlaubt mir, Euch an Eure Worte zu erinnern."

„An welche?" fragte der Herzog gespannt.

„Daß nach dem Siege meine Rede Euch friedlich und mild gegen mein Vaterland stimmen könnte."

„Es sei Euch erlaubt," sagte der Herzog nach kurzem Bedenken, und sein Auge verbarg nicht die Achtung, die des Ritters edle Bitte in ihm erweckte. „Lebt wohl!" fuhr er fort, und winkte ihm, sich zu entfernen.

15.

Die Sonne stieg blutig am 3. März des 1476sten Jahres über den Freiburger Alpen empor, und mit den ersten Strahlen, welche die Wellen des Neuenburger Sees erleuchteten, brach ein ungeregelter Haufe Freiwilliger von Bern, Schwyz und Thun, zu denen sich viele rüstige Mannschaft von St. Gallen und Zürch gesellten, mit freudigem Muthe vom Lagerplatze auf. Sie rückten nach Vaumarcüs vor, und kaum hatte sie der Graf Rosimboz, der Höhe und Schloß vertheidigte, erblickt, so gab er dem Herzoge das Zeichen, daß der Feind anrücke.

Das burgundische Heer stand schon geordnet, und erwartete die Eidgenossen. Der Bastard, Anton von Burgund, freute sich, den Herzog so standhaft in dem Entschlusse zu sehen, den Feind in seinem unangreifbaren Lager zu erwarten. Da sah man das Zeichen von Vaumarcüs, ein Bote brachte kurz darauf die Nachricht, daß an 1200 Eidgenossen Rosimboz entgegen rückten.

„Die Kühnen!" rief der Herzog zornig. „Im Angesichte meines Lagers Vaumarcüs anzugreifen. Campobasso, schickt Peter von Lignano mit dem mailändischen Fußvolke Rosimboz zu Hülfe, Eure Reiterei unter-

ſtütze ihn.“ Campobaſſo eilte, des Herzogs Befehle auszuführen, er ſchien ſich deſſen zu freuen; nicht ſo der Baſtard und Chateaugüjon. Sie baten den Herzog, Vaurmarcüs ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und ſtehenden Fußes den Angriff der Schweizer abzuwarten; Karl von Burgund nahm ſeinen Befehl nicht wieder zurück. Auf den Höhen von Vauxmarcüs begann die Schlacht.

Der kleine Haufe der Schweizer hatte Roſimboz bald in das Schloß zurückgeworfen, noch ehe Lignano mit den Mailändern kam. Als ſie die Höhe erreichten, ſahen ſie die Schlachtordnung der Burgunder vor ſich, und die Mailänder in dichten Reihen anrücken, die nicht wenig erſtaunt waren, den Feind ſchon hier zu finden.

Sobald das Heer der Eidgenoſſen die Seinigen auf der Höhe im Gefechte ſah, war es, Bern und Freiburg voran, ihnen nachgeeilt. Scharnachthal und Halwyl führten durch Schnee bedeckte Hohlwege den Vortrupp bis in die kleine Ebene unter Lance, dieſer alten Karthauſe der Grafen von Granſon. Hier hielten ſie, ordneten ſich, und ſandten leichtes Fußvolk auf beide Seiten, ſich die Flanken zu decken.

Als nun alle Anordnungen gemacht, und ſie Campobaſſo mit der Reiterei auf der Höhe zum Angriffe vorrücken ſahen, ſanken ſie nach alter löblicher Sitte auf die Knie, und ſtreckten die Hände gen Himmel, Gott um Sieg anflehend. Campobaſſo, der eben ſeine Geharniſchten auf der Höhe geordnet hatte, dies ſehend, wähnte im thörichten Uebermuthe, ſie ſänken, von dem Anblicke ſeiner Reiterſchaar entmuthigt, auf die Knie nieder, um

Erbarmen zu flehen; hohnlächelnd stürzte er sich mit sei-
nen Reitern, einen Keil bildend, von der Höhe herab,
auf die Eidgenossen. Diese kürzten ihr Gebet; fest Mann
an Mann geschlossen, bildeten sie schnell ein längliches
Viereck; die Banner in der Mitte, die Spieße und Hel-
lebarden vor sich in die Erde gestoßen, erwarteten sie den
Angriff der Reiterei. Diese prallte ab, die Eidgenossen
drangen vor, ihnen nach.

Als der Herzog das italienische Volk, dem er so
sehr vertraute, fliehen sah, übermannte ihn der Zorn;
er schickte Chateaugüjon mit der burgundischen Reiterei
vor, und befahl die allgemeine Schlacht. Aus hundert
Geschützen, zwischen Concise und Corcelles aufgefahren,
begann nun ein mörderisches Feuer; doch das Geschütz
war zu hoch gerichtet, es that den Eidgenossen keinen
Schaden. Das Fußvolk verließ jetzt die Schanzen,
drängte, den Bastard an der Spitze, in dichten Haufen
längs dem See vorwärts; die Reiterei bildete sich auf
der Höhe zum Angriff gegen die von Bern, die, im Be-
griffe aus dem Thale unter Lance hervorzubrechen, sich
in Bewegung setzten.

Von einer Höhe beobachtete der Herzog die Bewe-
gungen der Feinde, neben ihm hielt Brandolf von Stein,
ein Hauptmann von Bern, der in Yverdün gefangen
worden, in weiterer Entfernung Rudolph von Hal-
wyl, beide mit freudigem Blicke hinüber nach den Eid-
genossen schauend. Der Herzog bemerkte ihn, winkte,
daß er sich nähern möchte, und sagte mit sehr ernstem
Blick: „Ihr seid ein guter Prophet, Halwyl, sie sind
zur Schlacht gekommen. Dort ziehen sie heran, und bei

Gott mit Ordnung und Kriegesmuth.“ — Da ſetzte ſich Chateaugüjon in Bewegung, ſtürzte mit 6000 Reitern die Höhe herab auf die von Bern und Schwyz. Sie rückten ihm mannhaft entgegen, drängten die Reiterſchaar zurück, auseinander. Ein Theil der Reiter ſprengte den Hügel wieder hinauf, einen Theil trieben die Eidgenoſſen bis nach der Brücke am Arnou, unter ihnen Chateaugüjon. Der edle Kriegsheld ergrimmte; die Seinen ſammelnd, muthig ſie anredend, ſprengte er auf ſeinem hohen frieſiſchen Roſſe gegen die von Schwyz, brach durch die Reihen, hin wo das Landbanner ſtolz in den Lüften flatterte. Schon faßte er es, ſchon hob er es in die Höhe, als es ihm die kräftige Fauſt des Bannerträgers wieder entriß; wüthend begann der Kampf um dies Heiligthum. Die Gensdarmerie der Burgunder, dieſe unwiderſtehliche Schaar, war, ihrem Führer folgend, in das Viereck gedrungen. Die von Schwyz, die kühnſten von Bern, drängten in dichten Reihen, Mann an Mann um das gefährdete Banner; einzeln kämpften ſie hier mit Wuth und Erbitterung. Graf Chateaugüjon, alles vor ſich her niederwerfend, drang noch einmal vor, noch einmal ergriff ſeine Hand die heilige Fahne, da ſchlug Hanns in der Grub, ein Mann von Bern, mit der Streitart den mannhaften Ritter, er taumelte, ein zweiter Schlag ſtürzte ihn zu Boden, mit ihm das eigene blaue Banner mit dem goldenen Andreaskreuze.

Durch ihres Anführers Tod entmuthigt, kämpften die Burgunder weniger tapfer, durch Chateaugüjons Fall ermuthigt, mit neuer Kraft die Eidgenoſſen. Schnell die Ordnung wieder herſtellend, drangen ſie von neuem vor,

die in das Viereck eingedrungenen Burgunder wurden erſchlagen.

Während dieſes Kampfes, den der Herzog mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Unruhe von ſeiner Höhe angeſehen, hatten die beiden Schweizer, einſt Freunde und Bekannte, ſchweigend in einiger Entfernung hinter dem Herzoge gehalten. Der Eine war Gefangener, wehrlos und ohne Rüſtung, der Andere ein Verbannter, gewaffnet vom Kopf bis zum Fuß. Beide ſahen mit ſteigender Theilnahme nach der Arnoubrücke, wo das Gefecht am heftigſten war. Als das Banner von Schwyz ſich ſenkte, der hohe Chateaugüjon es ergriff, bebte das Herz Brandolfs von Stein; ſich vergeſſend, ergriff er angſtvoll Halwyls Hand, und drückte ſie krampfhaft; als die Schweizer ſich ermannten, der Kampf wieder hergeſtellt war, drückte er herzlich des Ritters Hand, und da Chateaugüjon fiel, die burgundiſche Reiterei wich, rief dieſer laut: „Freund, der Sieg iſt unſer!“

Plötzlich jedoch ließ Brandolf Halwyls Hand fahren, ſah ſtarr, faſt verächtlich auf den, der einſt ſein Freund geweſen; aber nicht lange dauerte dieſe Stimmung, die alte Freundſchaft erwachte, das alte Herz ſprach wieder. „Du ziehſt Dein Schwert nicht, Rudolph?“ fragte er leiſe, ſich ihm nähernd, „heute nicht?“

„Nie gegen mein Vaterland!“ rief dieſer ſo heftig und laut, daß der Herzog ſich zürnend umſchaute, doch feſſelte die Schlacht zu ſehr ſeine Aufmerkſamkeit, als daß er ſich weiter um die Beiden bekümmerte.

Der Kampf nahm jetzt für Burgund eine entſchieden ungünſtige Wendung. Die Reiterei floh, die Eidgenoſſen,

nach kurzer Raſt, in der ſie ſich ſchnell ordneten, drangen immer weiter vor. Der Herzog befahl ſeinem Bruder, dem Baſtard, Geſchütz gegen die Brücke auffahren, und das italieniſche Fußvolk nebſt den Wallonen vorrücken zu laſſen. Das Geſchütz kam, aber als ob an dieſem Tage ein ſchützender Engel die Schweizer bewahrt hätte, es ſchoß auch jetzt ſo ſchlecht, daß ſein Feuer auch hier ohne Erfolg blieb. Jetzt rückte Lignano mit den Malländern zum zweitenmale vor, muthig, in Ordnung ſchritten ſie durch die Weinberge herab, die Wallonen folgten. Da ſchallten von den Höhen zwiſchen Bouvilliers und Champagny fürchterliche Töne, ſie zogen die Augen aller Schaaren dorthin. Einen mächtigen Haufen Kriegsvolk ſah man dort heranziehen, jetzt — es war drei Uhr Nachmittags — brach die Sonne durch die Nebelwolken hindurch, und in ihren Strahlen glänzten hell die ſchimmernden Waffen, tönte der furchtbare Schall des Schlachthornes.

„Was iſt das für ein wildes Volk?“ rief der Herzog, ſich zu Brandolf von Stein wendend, „welch furchtbarer Ton ſchallt von da herüber? Seht dort einen Haufen Reiſige, ſind das auch Eidgenoſſen?“

„Das erſt,“ ſprach der von Stein, „das, gnädiger Herr, ſind die wahren alten Schweizer, die Männer von Moorgarten und Sempach; dort ſind die Bürgermeiſter von Zürch und Schaffhauſen, dort führt der Tſchudi ſein Volk. Die Reiſigen ſind des Herzogs von Oeſtreich Hülfe. Und was jetzt ſo furchtbar ſchallt, das iſt der Uriſtier, und das Landhorn von Unterwalden.“

Schreckbar tönte durch das Gebürge im hundert-

fachen Wiederhall der Ton der Schlachthörner. Das Herz der burgundiſchen Krieger erbebte, Lignanos Schaar ſtutzte, als ſie, jedoch noch in bedeutender Entfernung, ſich zur Seite die neue Kriegswolke aufgethürmt ſah, ſie wankten. Der Herzog gewahrte es; die Wichtigkeit dieſes Augenblicks fühlend, eilte er hin, befeuerte die Entmuthigten durch Worte und Beiſpiel, und als ſie, ihrem tapfern Führer folgend, von neuem anrückten, wendete ſich der Herzog zu den übrigen Schaaren, die Ordnung in ſeinem Heere wieder herzuſtellen, den Muth von neuem zu entflammen.

Jetzt hatten auch die Eidgenoſſen bei Champagny ihr Geſchütz aufgeſtellt, begannen nun ein mörderiſches Feuer, und zogen herab, ſich mit denen an der Arnoubrücke zu vereinigen. Ihnen ſchickte der Herzog Campobaſſo mit der italiäniſchen Reiterei, ſeinen Bruder und Oranien entgegen; als dieſen jedoch aus den Hohlwegen, hinter jedem Gebüſch, hinter jeder Höhe neue Schaaren entgegen traten, der Uriſtier immer näher, immer fürchterlicher tönte, von allen Seiten die Harſthörner ſchallten, die Trommeln wirbelten, Lignano an der Spitze der Mailänder fiel, und dieſe in Unordnung wichen, verbreitete ſich plötzlich über das ganze Heer ein paniſcher Schrecken. Der Herzog, die Kriegsoberſten ſtellten ſich mit bloßem Schwerte den Fliehenden entgegen, baten, drohten, hieben die Flüchtigen nieder, nichts half, nichts hemmte die Flucht. Der Glanz ſo vieler Siege verloſch in dieſer verhängnißvollen Stunde. — Der Stern Burgunds ging unter.

Auch Brandolf von Stein ward von ſeiner Wache mit fortgeriſſen; Halwyl folgte anfangs freiwillig dem

Freunde, der über den Sieg der Eidgenossen sein trauriges Schicksal vergessen zu haben schien, und laut triumphirte; kaum aber waren sie den Hügel herab, als ein Haufe Flüchtlinge sie mit fortriß, und über den Arnon nach Granson zu drängte; hier geriethen sie in der Mailänder Schaar und wurden getrennt. Die Eidgenossen drangen unaufhörlich vor und verfolgten die Fliehenden, konnten jedoch, aus Mangel an Reiterei, nur wenige ereilen; bis gegen Montagny drängte sich der Haufe unaufhaltsam fort, Halwyl mußte folgen.

Auf einer Wiese traf er den Herzog von seiner friesischen Leibwache umgeben; — während dieser Stolze noch einmal versuchte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, die nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die vorgehaltenen Schwerter der Friesen aufzuhalten vermogten, hielt Halwyl auf seinem Streitrosse und jauchzte laut bei dem großen Siege der Schweizer, jauchzte, als er den Herzog von der Flucht mit sich fortgerissen auf sich zukommen sah.

„Gelobt sei Gott!" rief er im Drange des Gefühles. „Gelobt sei Gott, die Freiheit siegt, nun sterb' ich mit Freuden!" Dies hörte der Herzog, hielt sein graues Streitroß an, und drängte sich durch die Menge zu ihm. „Wer ist der Freche?" schrie er zornentbrannt, und seine Hand ergriff das Pistol. „Du? Du!" rief er, als er Halwyl erblickte.

„Ja, ich, Herzog," erwiederte der Schweizer. „Gelobt sei Gott, daß die Freiheit siegt!" — Da drückte der Herzog, vor Wuth schäumend, sein Pistol ab, die Kugel zerschmetterte des Ritters Brust. „Ich danke Euch!" rief Halwyl dem Herzoge zu. „Ihr versöhnt

mich mit dem Vaterlande!" doch er hörte es nicht. Die Fahnen der Hennegauer drängten ſich nach dem Engpaſſe, trennten den Herzog von ihm, und riſſen ihn mit ſich fort. Verzweifelnd wandte dieſer ſein graues Schlachtroß, die Frieſen machten ihm Bahn, und über das eigene Fußvolk hinweg jagte er den Hohlweg hinan nach Joigne zu. Der Niederſiegte floh.

16.

Halwyl ward nicht von dem Schwarme mit fortgeriſſen, ſein Roß hatte ihn ſeitwärts von der Straße getragen, dort hielt er unter einem Baume an, und wählte ihn zum Markſteine ſeines Geſchicks, und als das Getümmel der Fliehenden ſich verlor, die letzte Reiterſchaar der Burgunder durch den Hohlweg von Montagny ſich drängte, die Sieger die Fliehenden nicht mehr mit Wuth verfolgten, da ſtieg er von ſeinem getreuen Roſſe ab, legte ihm mit ſchmerzlichem Lächeln die Zügel auf den Hals, und einen leichten Schlag auf den Rücken gebend, ſagte er wehmüthig: „Du treuer Kriegsgefährte trägſt mich nicht mehr zum Siege, geh', wohin Dein Muth Dich führt!" — Lange blieb das Roß neben ſeinem Herrn ſtehen, den Hals nach ihm wendend, ſchien es ihn nicht verlaſſen zu wollen; da tönte das Schweizerhorn in der Nähe, das Roß ſchnaubte, ſchüttelte die Mähnen, und den Schweif hoch erhoben, jagte es wiehernd den Siegern entgegen.

Die burgundiſche Feldbinde noch tragend, das Viſir geſchloſſen, ſtand Halwyl an den Baum gelehnt; zwar matt, aber die Kraft noch aufbietend, ſah er ſtarr nach

der Höhe, von der die Eidgenossen herabzogen. Wie ein einsamer Thurm unter Sturm und Wetter den Blitzen trotzend, stand er da, regungslos die Seinen erwartend. Kein Wunsch, kein Wille, keine Sehnsucht stieg in ihm auf, denn sein einziger Wunsch war erfüllt. Kein Blut der Brüder hing an seinem Schwerte, sein eignes Blut, von Feindes Hand vergossen, quoll unter dem Panzer hervor, ehrenvoll konnte seines Lebens letzte Stunde ihm schlagen; und so dem Himmel vertrauensvoll Leib und Seele übergebend, erwartete er die Eidgenossen, die jetzt mit fliegenden Fahnen und lautem Spiele über die Höhe zogen.

Da sah er einen der vorangeeilten Schweizer, hinter einem Felsstücke spähend, hervortreten, und die Armbrust auf ihn anlegen. „Drück nicht ab!" rief ihm der Ritter zu, warf das Visir zurück, und schritt wankend ihm entgegen. „Drück nicht ab, von Schweizerhand darf ich nicht sterben!" Der Schweizer, von des Ritters Anblick ergriffen, ließ die schon angelegte Armbrust sinken, sah ihn starr an, und plötzlich von dem Felsstücke herabspringend, stürzte er auf ihn zu. „Verzeiht, o verzeiht mir, Ritter!" rief Walter, der Sänger. „O Gott, hätte ich Euch getödtet, dann wehe mir Unglücklichen!"

„Willkommen, Walter," erwiederte Halwyl, ihm freundlich die Hand reichend. „Wer sind die, so jetzt von der Höhe herabsteigen?"

„Seht Ihr nicht oben den Riesen mit den Stierhörnern auf der Eisenhaube, und dem gewaltigen Horne in der Hand. Die Männer von Uri sind es."

„Und wer folgt ihnen?"

„Die von Bern, Herr Scharnachthal und —"

„Willst Du mir einen Knappendienst erweisen, braver Junge," sagte Halwyl, plötzlich aus seinen Gedanken auffahrend, und kehrte unter den Baum zurück, „so schnalle mir den Panzer ab, er drückt mich beengend, und hemmt den Strom des Blutes."

„Ihr seid verwundet?" rief Walter.

„Nicht von Freundes Hand. Das Geschoß des Burgunders traf meine Brust, ich sterbe dem Vaterlande." — Da löste mit zitternder Hand der Jüngling die Riemen. „Elisabeth," seufzte Rudolph, und als der Panzer herabrollte, das Blut strömend entquoll, sank er unter dem Baume nieder.

An dessen Rücken gelehnt, saß er, und sah freudig lächelnd die von Uri im Verfolgen des Feindes vorüberziehen, dann sagte er mit matter Stimme zu dem neben ihm Knienden: „Walter, nimm diese blaue und weiße Feldbinde, die ich auf meinem Herzen trug, mein Blut hat sie geröthet; verwahre sie, und ziehst Du nach Bern, wohin ich nimmer zurückkehre, so gieb sie Elisabeth Scharnachthal und sage ihr: Rudolph Halwyl habe sie treu geliebt bis zum Tode!" Dann sah er starr nach der Höhe, auf welcher das Banner von Bern im Abendwinde flatterte. „Geh, folge Deiner Fahne und dem Feinde," bat er, der Jüngling zögerte. „Laß mich in diesem Augenblicke allein. Sieh dort zieht ein Haufe von Bern die Höhe herab; geh!" — Walter schien zu gehorchen, er stieg den Berg hinauf, doch verbarg er sich hinter einem hervorstehenden Felsen.

„Dort kommen sie," sagte Rudolph, als er allein

war. „Deiner Gnade empfehle ich mich, Gott der Barmherzigkeit!“ Die Hände faltete er zum kurzen Gebete, und als er geendet, trat die Schaar von Bern ihm gegenüber aus dem Hohlwege hervor, an ihrer Spitze — sein Vater.

„Ich danke Dir, Gott!“ rief Rudolph freudig. „Nun wird auch sein Segen mich zu Dir begleiten. Vater! Vater!“ rief er ihm mit schwacher Stimme zu. „Dein Sohn, Dein Rudolph ist es, der Dich ruft; komm, ehe der Tod ihn ereilt.“

Starr blickte der Greis auf den Sohn, der seine Arme nach ihm ausstreckte. „Mein Sohn!“ rief er plötzlich, und stürzte auf ihn zu, „mein einziger Sohn! so streng hat Gott gerichtet. — Du stirbst!“

„Durch die Hand des Herzogs von Burgund! — O, Vater, mein Tod ist schön — er erringt mir Eure Vergebung — ich sterbe — rein vom Blute meiner Brüder — aufjauchzend über der Freiheit Sieg!“

Da schloß ihn der Vater in seine Arme; an der Vaterbrust zuckte noch einmal flammend sein Leben auf, noch einmal strömte es aus dem verklärten Auge — und verlosch.

Ueber des Sohnes Leiche beg sich der Greis und küßte die bleichenden Lippen. „Du bist gerettet, das Vaterland versöhnt, Du starbst einen ehrenvollen Tod!“ rief er, und die Eidgenossen, die dem Greise gefolgt, sanken, Kampf, Schlacht und Sieg vergessend, neben ihm auf die Knie, und beteten für die Seele ihres einst so ritterlichen Waffenbruders.

Lustig tönten die Harsthörner von der Höhe herab;

wogend flatterte das Banner von Bern neben dem Schultheißen, der, mit seinen Tausenden den Feind verfolgend, heranzog. Da lockte das sonderbare Schauspiel ihn herbei; erschrocken fuhr er zurück, als er den Ritter entseelt liegen, den Vater mit seinen Mannen neben ihm knien sah.

Als Halwyl das Auge erhob, Scharnachthal vor sich, die von Bern um sich stehen sah, richtete er sich auf und zeigte mit ernstem, furchtbarem Blicke auf den Sohn, seine Faust fuhr krampfhaft nach dem Schwerte, doch das Vaterland rief ihm abwehrend zu — „Schultheiß," sagte er mit heldenmüthiger Fassung, „an dem heutigen Tage, wo dem Schweizerlande solch herrlicher Sieg errungen ward, grolle kein Schweizerherz. Er fiel durch des Herzogs Hand, kein Blut der Unsern hat ihn befleckt, das Vaterland ist mit seinem Blute versöhnt. — Auch ich bin es, Schultheiß."

Scharnachthal drückte zermalmt die dargereichte Hand, dann rief er mit gepreßter Stimme dem Fahnenträger zu: „Herbei, ihr Fähnlein von Bern; bedeckt den gefallenen Bruder, der Tod hat ihn mit uns versöhnt. Des Landes Fahne wandle den Fluch, den wir über ihn sprachen, zum Segen, er sei wieder der Unsrigen einer!" Sechs Fähnlein deckte man über den Erschlagenen. „Vergebt," sagte er dann zu Halwyl, ergriff das Hauptbanner von Bern und schwang es hoch in der Luft. „Mir nach!" rief er, „mir nach! dort ist der Feind!" Nach Montagny zog er, seinen Schmerz in Feindes Blut zu kühlen.

Des Sohnes bleiches Haupt in seinen Schoos gelegt, saß Halwyl unter dem Banne, zu seinen Füßen

kniete Walter, die Fahnen von Bern deckten den Entschlafenen. So sahen die Eidgenossen den Greis sitzen, und zogen schweigend an ihm und seinem Schmerz vorüber, so fand ihn der Abendstern, und der Mond beleuchtete das blutige Opfer, dem Vaterlande gefallen.

17.

In ihren Gram versunken saß am Morgen des 6ten Märzes Frau Anna am Bogenfenster des Schlosses zu Halwyl, und schaute hinüber nach Reinach, von woher sie ihren Gatten und die theuren Ueberreste des Sohnes noch heute erwartete. So sehnsuchtsvoll die gebeugte Mutter ihrer Ankunft entgegen sah, so sehr fürchtete sie doch diesen Augenblick. Lange hatte sie schon zwischen Angst und Schmerz den Blick auf die Straße gerichtet, lange war schon alles in der Kapelle bereitet, und durch die Gluth des Morgenrothes schimmerte bleich der Schein der Kerzen die auf dem Altare und in der Gruft brannten. Mit gesenktem Haupte standen die vorangegangenen Reisigen und Mannen in der Kapelle, ihren Herrn und Waffengenossen zu erwarten, und der Fahnenträger hatte die zwei Adlerflügel mit Flor umwunden. Der Glöckner lugte aufmerksam über den Halwyler See, um bei dem Erblicken des Trauerzuges die Glocken zu ziehen, daß die Töne, die den Knaben zum Leben begrüßten, ihn auch zum Tode begleiten mögten. Trauernd stand der würdige Priester da, die irdische Hülle des Entschlafenen zur Ruhe zu geleiten, und den Segen ihm in den Schoos der mütterlichen Erde mitzugeben. Lange harrten sie schon, und der Trauerzug erschien noch nicht.

Da gewahrte die betrübte Mutter auf der Straße von Bern einen Haufen Reiter heranziehen; es waren zwei Frauen, die von einigen zu Pferde begleitet wurden. Sie erkannte bald, daß es Frau Margarethe und Elisabeth sei.

Kalt rieselte es durch ihre Adern. Der Gedanke, Elisabeth Scharnachthal komme zur Todtenfeier, zu der Kapelle, in welcher sie die Hand des Sohnes verweigert, und so die Ursache seines unglücklichen Todes geworden war, erschütterte sie; auch der Anblick Margarethens, Scharnachthals Schwester, einst ihre Jugendfreundin, erweckte keine mildernde Erinnerung; doch in den Stunden des tiefsten Schmerzes ist der Mensch gleichmüthig gegen die Tropfen Grams, die sich noch in seinen Leidenskelch senken. „Gott vergebe ihnen!" war der fromme Gedanke, der sich in Worten laut aussprach, als der Schall der Glocke dem Mutterherzen das Nahen des Trauerzuges verkündete. Mit diesem Tone trat ihr Schicksal in seiner ganzen Trauergestalt vor sie, jeder dumpfe Ton weckte die Erinnerung, und rief den verhaltenen Schmerz zum Leben auf.

Da nahte Elisabeth und Frau Margarethe dem Zimmer, wo das Mutterherz bebte. Sie trat ein, von ihrem Bruder geführt, von Walter begleitet. Die unglückliche Mutter erschrack bei ihrem Anblicke. Bleich wie eine Todte schlich sie im Trauergewande auf sie zu, stürzte ihr zu Füßen, wollte sprechen — und ihre bebenden Lippen vermogten es nicht; vom Schicksal zerschmettert, lag sie da, kaum gelang es dem Bruder, sie aufzurichten. Da rasselte der Leichenwagen durch das hohe Thor, das

Gemurmel der Betenden tönte vom Schloßhofe herauf, die ungewiſſen Tritte des wankenden Vaters hallten auf der Treppe, die Thür öffnete ſich, und Halwyl ſank jammernd an der Gattin Bruſt.

„Gott hat es über uns verhängt!“ rief ſie endlich ſich zuerſt ermannend, „ſein Name ſei gelobt, ſei geprieſen.“

„Amen,“ ſagte Eliſabeth; und reichte dem Greiſe die zitternde Hand.

„Komm, Vater!“ rief Frau Anna, „komm meine Tochter! Sein Blut nicht über Dich, Du biſt unſchuldig an unſern Leiden, Eliſabeth. Kommt, o kommt!“ — Sie ergriff des Gatten und Eliſabeths Hand, und leitete ſie hinunter zur Kapelle.

„Oeffnet den Sarg,“ befahl Anna, als ſie mit feſtem Tritte dem Sohne nahte, „noch einmal muß ich ihn ſehen, noch einmal ſeine bleichen Lippen küſſen. Oeffnet,“ bat ſie, und als der Deckel ſich hob, der Diener das weiße Tuch von dem Todten nahm, trat Eliſabeth ſchnell zu ihm, faßte ſeine Hand, drückte ſie an ihre Lippen, und legte die Schärpe, das Pfand beglückter Liebe, neben den Entſchlafenen. Anna aber ſah ihn freundlich lächelnd an. „Es iſt mein Rudolph,“ ſagte ſie, „ich habe ihn geſehen. Schließt, ſchließt!“

Der Sarg ſchloß ſich, die Gruft ſeiner Väter nahm ihn auf; er ruhte im Vaterlande.

Von Mariazell ſchaute Eliſabeth oft nach dem See von Halwyl hinüber, und nach dem kleinen Thurme der Kapelle, wo ihr Geliebter ſanft im Arme des Todes

schlummerte. Der Schleier, der die geknickte Rose deckte, konnte sie nicht vor dem Wurme schützen, der sie zernagte. An dem Fenster ihrer Klosterzelle sitzend, wo sie oft nach dem See hinüber geschaut, fand man sie einst, vom Abendroth umstrahlt, sanft entschlummert.

in seine Arme, als habe er sie nach langer Trennung wiedergefunden.

„Gieb mir einen Becher Wein, mein Kind," bat er jetzt, „mich durstet." Die Jungfrau eilte in die Hütte und kehrte mit dem gefüllten Becher zurück. „Da, Vater, trinkt!" sagte sie. Und als der Troubadour den Becher ergriff, ihn hoch in die Höhe hob, sein Auge lange und wehmüthig auf ihm ruhte, sprach er feierlich: „Friede den Vorangegangenen, Friede den Zurückgebliebenen!" Er leerte den Becher und gab ihn der Jungfrau zurück.

„Und das Mägdlein fandet Ihr nicht?" fragte theilnehmend Klotilde.

Da schaute sie der Alte schmerzlich lächelnd an, zog sie an seine Brust, küßte ihre Stirn und sagte feierlich. „Friede deinem Herzen!" Sie kniete bei diesen Worten vor ihm nieder, der Troubadour legte segnend seine Hand auf sie.

„Und meiner Mutter habt Ihr in Eurer Erzählung nicht gedacht?" fragte jetzt noch immer kniend das Mädchen. „Und doch wohl," erwiederte er, streichelte die herabgefallenen Locken aus der Jungfrau Stirn, und liebkoste sie.

Robert und Bastian hatten von dem allem nichts bemerkt, ihr Auge sah forschend nach dem Meere, wo von Marseille eine schön geschmückte Gondel daher geschwommen kam. Sie schienen nur Augen für diese zu haben, von deren Masten bunte Bänder flatterten, und auf deren Verdecke Cymbeln und Flöten erschallten. — Da trat Robert eilig zu der Knienden. „Steh auf, Klotilde," sagte er mit gebietendem Tone, und als das

Der Troubadour.

Romantische Erzählung

von

A. von Tromlitz.

1.

Am Gestade der Provence, unfern von Marseille, ragt ein Felsen weit in das Meer hinaus. Ihn scheint die Natur für eine friedsame, von der Welt abgeschiedene Seele dahin gesetzt zu haben, denn einsam und schauerlich trotzt er hier den Wogen, und nur durch einen schmalen Rücken mit dem Lande verbunden, steht er mit seinem nicht unbeträchtlichen Umfange, wie ein verödeter Punkt in dem schäumenden Meere. Zwei hohe Ulmen, deren Wurzeln fast durch seine Ritzen sich gewunden, zeigen noch jetzt, daß er einst nicht unbedeutend war.

In den Zeiten der Kreuzzüge, ungefähr zwölf Jahre nach Ludwigs des heiligen Zuge nach Egypten, stand hier eine geräumige freundliche Hütte, einfach, aber nicht ärmlich. Weinranken, vor der Gluth der Sonne schir-

Mädchen aufblickte, war es ihr, als sei es eine andere Gestalt, die vor ihr stand. „Ich muß jetzt von hier schnell, eilig. Die Stunde der Prüfung naht, so wie ich fürchte, sei standhaft, und eh' ich scheide, schwöre mir, nicht im Leben, nicht im Tode von mir zu lassen."

Das Mädchen war aufgestanden, der Troubadour hielt ihre zitternde Hand fest in der seinen. „Robert!" rief sie bittend, „warum den Schwur? laß uns heute glücklich seyn und hoffen, denn morgen geht die Hoffnung zu Grabe."

„Du schwörst nicht den Schwur ewiger Treue?" rief der Fischer zornig. „Kommt!" bat Bastian ängstlich, „kommt, Robert! und Ihr, Jungfrau, waffnet Euch mit Muth." Er zog Robert mit sich fort; Klotilde folgte, und warf sich dem Geliebten in die Arme. „Ach Gott!" rief sie, „zürne mir nicht, ich darf nicht schwören, — ich muß —"

„So lebe wohl!" rief der Fischer, und in diesen Worten lag Wehmuth und Schmerz. „Leb' wohl!" rief das zitternde Mädchen, „leb' wohl!" In die Arme des Troubadours sank die Unglückliche. Nicht einmal die kurzen Stunden der Wonne hatte das neidische Schicksal ihr gegönnt.

5.

Liebkosend führte der Troubadour das Mädchen nach der Ulme zurück, aber mit ihrem Auge folgte sie nur dem Geliebten, der durch das Olivenwäldchen längs dem Bache, doch nicht seiner Hütte zueilte. Jetzt sah sie noch einmal durch die Weinreben seine Gestalt schimmern,

mend, umzogen ſie, Mandel- und Olivenbäume, zwar nur von ſpärlichem Wuchſe, umgaben ein kleines Gärtchen, und vor der Hütte, da wo die Ausſicht nach dem Meere und den Thürmen von Marſeille das Auge ſo wohlthuend erquickt, ſtand dicht am ſteilen Abhange des Meeres ein Baum von ziemlicher Größe, und breitete ſeinen kühlenden Schatten über den Felſenſitz, den des Meiſels geſchäftige Hand hier ausgearbeitet hatte.

Von dem allen keine Spur mehr! Nur der Sitz auf der nackten Klippe zeigt dem Wanderer noch den Ort, wo einſt die Ulme geſtanden. Die Zeit hat alles zerſtört, im Kreislaufe der Jahre iſt Hütte und Gärtchen, Rebe und Olive verſchwunden, wie die damals dort wohnenden guten Menſchen.

An einem ſtürmiſchen Abende, wo die Sonne ihre Gluthen dunkelroth in den Golf von Languedoc tauchte, und der warme Süd von der afrikaniſchen Küſte herüber blies, ſaß auf dieſer Felswand ein alter Troubadour. Eine Harfe ruhte in ſeinem Arme, den von den Jahren gekrümmten Rücken lehnte er an den Ulmbaum, das Auge blickte in die Gluth der Abendſonne, und ſchien der Untergehenden den Abſchiedsgruß zu bringen. Sein grauer Bart hing nicht über das dunkelbraun wollene Koller herab, er kräuſelte ſich nur in Silberlocken, wie die Welle des murmelnden Baches, der an der linken Seite des Felſens in das Meer ſich ſtürzte, und die wenigen Locken, die den Scheitel bedeckten, flatterten frei im Winde.

Zu ſeinen Füßen, auf einem hervorragenden Felsſtücke, ſaß tiefer dem Meere zu eine Jungfrau. Wie der

Schaum der brausenden Wogen an ihr hinaufsprützte, hätte man meinen sollen, es sei die Göttin der Liebe, dem Schaume des Meeres so eben entstiegen. Nicht wie der Troubadour das Auge gen Abend gerichtet, blickte ihr dunkelglühendes gen Morgen, wo die Spitzen der Thürme von Marseille im Abendrothe erglänzten. Aermlich, doch reinlich gekleidet, flatterte ihr langes, dunkles Haar, das regellos über Schulter und Stirn wallte, im Winde, und so aufmerksam sie auch über das Meer blickte, lauschte sie doch sorgsam auf den Alten.

Der Troubadour, den Blick immer nach dem Untergange der Sonne gewendet, griff jetzt in die Saiten, sein Auge wurde feucht, die Brust hob sich, er sang:

„Alles raubt uns die Zeit,
der Jugend Schöne,
des Frohsinns Töne,
was das Leben nur beut.
Unsre seligsten Stunden,
sind für immer entschwunden,
unsre Blüthen verwelkt und zerstreut."

„Vater, lieber Vater!" unterbrach das Mädchen den Gesang, „wollt Ihr denn nicht in die Hütte gehen? Der Sturm wird immer heftiger."

Doch, ohne auf sie zu achten, sang der Greis weiter:

„Alles raubt uns die Zeit!
Des Knaben Spiele,
des Jünglings Gefühle,
was den Mann hoch erfreut,
ihm lieblich erblühte,

was ihm heilig erglühte,
nimmt sie gierig die fliehende Zeit!"

Und als er die dritte Strophe begann, stimmte das Mädchen leise mit ein und sang:

„Eines nur raubt sie uns nicht!
Dem treuen Herzen
bleiben die Schmerzen,
bis das trauernde bricht;
und der Liebe die Thränen,
und das unendliche Sehnen
raubt die Alles Verschlingende nicht!"

Beide schwiegen; nur einige sanfte Akkorde verloren sich in dem Sturme wie leise Nachklänge der inneren Töne, dann ruhte die Harfe wieder in des Troubadeurs Arm, dessen Auge sich auch jetzt nach der Abendröthe gewendet hatte; das Mädchen sah hinunter nach den Wellen, die, vom Sturme den Felsen hinauf gepeitscht, fast ihre Füße benetzten, und nur das Geschrei der über ihnen flatternden Seemöven kreischte im Brausen des Sturmes.

„Kommt, Vater, kommt in die Hütte!" bat noch einmal das Mädchen, stieg den Felsen herauf, und trat neben den Alten unter die Ulme. — „Seht nicht so in die Abendgluth, Ihr wißt ja, dann schmerzen Euch immer die Augen, Ihr müßt morgen gewiß den Anblick des Sonnenlichts entbehren, und die Binde um die Augen tragen; blickt nicht in die Gluth!"

Der Troubadour lächelte und drückte des Mädchens Hand.

„Thut es nicht, lieber Vater," bat die Jungfrau von neuem. „Wenn ich Euch so auf dem einsamen Felsen stehen sehe, die Harfe im Arme, das trübe Auge über das Meer gehoben, starr, unbeweglich dort hin blickend, wo, wie Ihr mir oft erzähltet, der fruchtbare Nil die Auen bewässert, da denke ich immer an jenen alten griechischen Sänger, von dem Ihr mir so oft sagtet, daß er auf dem Felsen am ägäischen Meere gesessen, und mit geschlossenem Auge doch hell in die Vergangenheit schauend, die Thaten seines Landes gesungen habe. Dann, Vater, dann ist es mir, als sähe ich auch Eure Augen geschlossen."

„Wie Gott will, so geschehe!" sprach der Alte, die Hände unwillkührlich faltend. „Verlöscht das matte Licht meiner Augen, so leitest Du mich hier auf dieses Plätzchen und wieder zurück in die Hütte, reichst mir meinen kleinen silbernen Becher, das theure Vermächtniß, und legst mir die Früchte in die zitternde Hand, statt daß ich sie jetzt mir selbst aus Deinem weidengeflochtenen Körbchen nehme. Ich könnte blind seyn, und mich wohl glücklich denken."

„Vater!" bat das Mädchen.

„Sieh, liebe Klotilde," sagte der alte Troubadour, und sein Gesicht glänzte gar feierlich im Abendrothe. „Wären meine Augen geschlossen, so säh' ich nicht mehr unsere kleine ärmliche Hütte, einst so freundlich geschmückt mit Zierathen, und allerlei Hausrath aus fernen Ländern. Ich vermißte nicht mehr die Geschenke der Großen, die wie eine Erinnerungstafel meiner Gesänge mich umgaben, und blickte nicht mit thränenschwerem Auge nach

dem kleinen silbernen Becher, den ich nie leere, ohne den Krystall des Quells mit meiner Thräne zu trüben. Ich schaute nicht mehr die Trümmer der Burg auf jener Höhe." — Er schwieg, und finster gestalteten sich die wehmüthigen Züge seines Gesichtes.

„Dann," hob er plötzlich an, und von neuem glänzte die halberloschene Flamme seines Auges. „Dann tritt die Vergangenheit in Nacht weit hinter mich, die Erinnerung verliert ihre mahnenden Boten, und nicht aus dem Strome unglücklicher Zeiten schöpfe ich die Farben zu meinen Bildern, aus mir selbst, aus dem unerschöpflichen Borne der Dichtung bilde ich mir dann ein neues Leben, tauche meinen Pinsel in die Gluthen jugendlicher Träume, und nichts erinnert mich an das Alter, diesen neidischen Zerstörer des frischen lebendigen Lebens. Ich wäre glücklich, mahnte mich nichts mehr an die vergangene Zeit, glücklich als ein Blinder."

„Und auch Eure Klotilde sähet Ihr dann nicht mehr," rief das Mädchen wehmüthig.

„Ja wohl, da verlör ich viel," unterbrach sie der Alte mit Feuer, „denn das Herrliche der Erde, der Jungfrau Engelsbild, stünd nicht vor mir. Ja wohl, mein Kind! säh mein Auge Dich nicht mehr, so wär alle Lebensgluth von mir gewichen, meine Harfe ruhte, mein Gesang verstummte, denn was noch lebendig, glühend aus mir strömt, reichte Dein Himmelsblick dem alten Troubadour, und wenn er sich noch eine Blume windet in den Kranz seiner Lieder, hast Du sie gepflückt."

„Das Mädchen küßte schweigend die nach ihr ge-

ſtreckte Hand des Greiſes, und lehnte ſich ſchmeichelnd an ihn.

„Nun komm, geliebtes Kind,“ ſagte der Alte. „Der Sturm rauſcht gar zu wild durch die Zweige der alten Ulme, und umſauſt mich. Die Sonne iſt ſchon wieder untergegangen -- und er iſt noch nicht zurück!“

„Ach, Vater, er iſt noch nicht zurück!“ rief Klotilde, und blieb an der Thür der Hütte ſtehen.

„Den ich erwarte, auf den hoffſt Du nicht, thörichtes Kind!“ zürnte der Alte und trat in die Hütte, das Mädchen folgte.

Der Sturm wurde heftiger, lauter tobten die Wellen, ſtärker klopfte des Mädchens Herz. Der Sonne letzte Strahlen verbreiteten nur noch ein Dämmerlicht, und als es dunkel zu werden begann, ordnete Klotilde eilig den kleinen Tiſch, ſetzte Früchte und Brot darauf, ſprang hinunter zum Quell, den Becher zu füllen, und blickte traurig nach der Fiſcherhütte am Meere, aus deren kleinem Fenſter noch kein Licht ſchimmerte.

„Der Sturm iſt doch fürchterlich, lieber Vater!“ ſagte das Mädchen im Hereintreten, indem ſie dem Troubadour den Becher reichte. „Die Unglücklichen auf der hohen See können mich jammern, und die Nacht wird ſo finſter. Horcht nur wie der Wind heult, und die Wellen gegen den Felſen ſchlagen; der Sturm iſt ſchrecklich.“

„Und morgen iſt er vorüber, vielleicht ſchon heute,“ unterbrach ſie der Greis. „So nicht der Sturm des Lebens; wo der wüthet und tobt, da reißt er alles nieder und nichts erſteht. Aus ſeiner Nacht bringt keine

Morgenröthe uns die Hoffnung zurück. Was der Sturm des Lebens erfaßte, sinkt."

Aber das Mädchen hatte nach dem Sturme des Meeres nur geschaut, als sie, während der Alte sprach, an dem kleinen Bogenfenster mit den bemalten Scheiben stand, denn plötzlich rief sie: „Ich sehe Licht in der Fischerhütte; gelobt sei Gott!"

„Ich rufe dies mit Dir, mein Kind," sagte der Alte. „Gott sei gelobt, der den Nächsten vor drohender Gefahr bewahrt. Aber — höre Klotilde, setze Dich her zu mir, so — rücke Deinen Sessel näher, blick nicht hinüber nach der Hütte und ihrem Lichte, höre mir aufmerksam zu. — Mit Robert, dem Fischer, mußt Du alle nähere Verbindung abbrechen; nie, ich wiederhole es Dir, nie wird mein Segen Deine Neigung heiligen, und ohne Vatersegen, Klotilde, welkt jede Lebensblüthe. Senke Dein Haupt nicht, Du duftende Rose der Provence, blicke mich nicht so traurig, so wehmüthig an. Ich kann zu dieser Liebe meinen Segen nicht geben, bräche darüber mein Herz, bräche das Deine. Robert ist ein wackerer Bursche, wenn auch nicht thätig und nicht recht geschickt in seinem Geschäfte, wie ich oft von fern bemerkte, der Bastian ist weit gewandter. Doch mag ich ihn leiden, und plaudre gern mit ihm. Er weiß von der vergangenen Zeit, und von dem heiligen Zuge des frommen Königs so lieblich zu erzählen, als sei er selbst dabei gewesen, auch ist sein Wandel fromm und ehrbar, aber an Deiner Seite seh ich ihn nicht gern. Nun, wer klopft?" — Klotilde sprang auf und eilte nach der Thür. — Es war Bastian; einen zappelnden Fisch in der Hand trat

er ein, und bot dem Alten einen guten Abend. „Da ſendet Euch Robert einen Theil ſeiner Beute, verzehrt ihn mit mehr Ruhe, als wir ihn gefangen haben. War ein greuliches Wetter, alter Herr! Das Meer ging ſo hoch, die Wellen trieben den Nachen bald in die Lüfte, bald ſenkten ſie ihn wieder in die Tiefe hinab, und ſeht — doch vom Meere verſteht ein alter Troubadour nicht viel.“

Der Alte lächelte ſchmerzlich. „Hab manche Fahrt gemacht in Sturm und Noth,“ ſagte er bewegt. „Darum, Baſtian, fahr fort in Deiner Erzählung.“

„Als wir dort bei der Inſel vorbei wollten,“ fuhr jener fort, „brauſt' ein Wirbelwind heran, die Wellen gingen gar hoch, und eine fuhr gar über uns.“

„Und Robert?“ rief Klotilde.

„Robert ſitzt daheim und trocknet ſeine Kleider,“ erwiederte Baſtian.

„Dann erzähle nur weiter,“ ſagte das Mädchen beruhigt.

„Nun, die Welle fährt über uns, nimmt zwei der größten Fiſche mit aus dem Nachen, und rauſcht mit ihrer Beute davon.“

„Habt Ihr beim Sturme guten Fang gemacht?“ fragte der Alte.

„Geht an! Auf der Inſel haben wir alles verkauft bis auf dieſen da, und ein Gericht für uns ſelbſt. Doch Ihr laßt den armen Teufel lange zappeln, Jungfrau. Tödtet Eure zarte Hand vielleicht nicht gern das arme Thier, ſo will ich in die Küche gehen und ihn abſtechen.

Der Robert ist unten und wartet Eurer," raunte er hiebei dem Mädchen leise zu.

„Soll ich ihn nicht in den Fischhälter tragen, mein Vater!" fragte sie jetzt, „und ihn dort für das morgende Mittagsmahl verwahren, denn" — sie stockte und trat dem Alten näher — „wir müssen wohl die Beiden zu Gaste bitten, habt ja noch einen Krug Wein, und der große Fisch verdürbe uns." — Sie sah dem Vater so bittend ins Auge, schmiegte sich so sanft an ihn, daß er, dem Blicke nicht widerstehend, freundlich erwiederte: „Sie mögen kommen."

Flüchtig wie ein hüpfendes Reh eilte sie hinaus, gab draußen Bastian den ungeduldigen Fisch, ihn in den Hälter zu tragen, und eilte nach dem Rasenplätzchen, da wo eine Gruppe von Mandelbäumen ein schirmendes Dach darüber bildete. Hier kam ihr Robert entgegen, und reichte ihr zum Willkommen traulich die Hand. „Selbst in Sturm und Wetter kömmst Du, liebe Klotilde, mir guten Abend zu sagen," sprach er herzlich. „Danke Dir!"

„Robert," sagte die Eilende, „nur auf Augenblicke kann ich bei Dir seyn, darum nimm meinen innigen Dank für Dein Geschenk. Du weißt, es ist das Lieblingsgericht des Vaters, der sich so manches versagen müßte ohne Deine treue Liebe. Er ladet Dich ein, morgen Mittag Dein Geschenk bei uns verzehren zu helfen, komm deshalb recht bald, mein guter Robert. Er singt Dir dann auch ein Liedchen, wenn wir zusammen unter dem Ulmbaume sitzen, vielleicht das von dem zerstörten Schlosse des Grafen von Sault, oder vielleicht das von dem Becher, Du kennst es ja schon."

Mit sonderbarer Bewegung hatte der Fischer den Worten des Mädchens zugehört, er war stumm, nachdenkend geworden; Klotilde sah ängstlich nach ihm.

„Dein Vater will mir nicht wohl," sagte er ernst.

„Er liebt Dich, erwiederte das Mädchen, „doch daß ich Dich liebe, darüber zürnt er."

„Und weshalb?" fragte der Fischer halb unwillig. „Kann er seit dem halben Jahre, daß ich Euer Nachbar bin, meinen Lebenswandel tadeln, habe ich nicht guten Verdienst, leide ich Noth?"

„Das nicht, lieber Robert," erwiederte das Mädchen, und legte alle Weichheit der Stimme in ihre Worte. „Er sagt von dem allen nichts, und meint nur, er könne, dürfe unsere Liebe nicht segnen, und — verzeih' dem alten Manne, zuweilen scheinen ihm die Erinnerungen an vergangene glückliche Zeiten, seine jetzige Lage vergessen zu machen, dann, meint er, für einen Fischer habe er seine Enkelin nicht groß gezogen. Zürne ihm deshalb nicht, lieber Robert," bat sie schmeichelnd. „Du genügst ja mir, in Deiner kleinen Hütte fühlte ich mich glücklicher, als in der stolzen Burg des Grafen d'Esparron, von der mein Vater in seinem Liede singt. Da mögte ich nicht seyn, mein Robert!"

Schweigend drückte der Fischer sein Mädchen an die Brust. Der Sturm tobte, die Wellen brausten, die Zweige über ihnen rauschten, sie vernahmen es nicht, Bastian stand schon lange vor ihnen, sie sahen ihn nicht; doch das Glöckchen der Hütte vernahm sie. „Leb wohl, Robert, der Vater ruft, leb wohl bis morgen. Wenn Du Deine Netze am Ufer ausspannst, blicke ich durch das

Fensterchen und sehe Dir zu, und wenn Du Deinen Nachen reinigst, und ich im Gärtchen das Unkraut jäte, blick' ich hinunter nach Dir und schicke Dir einen Morgengruß. Gute Nacht, Robert, gute Nacht, guter Bastian.

Sie schwankte dahin, klimmte die Felsen hinauf, und stand neben dem zürnenden Vater.

2.

Heiter war der Himmel, sanft wehte die Luft, als Klotilde am anderen Morgen schon lange am Fenster gestanden, und forschend hinüber nach der Fischerhütte geschaut hatte. Noch schlummerte der Troubadour. Jetzt, als sie Robert im Nachen erblickte, eilte sie hinaus, nahm das weiße Tuch und ließ es zum Morgengruß hoch in die Luft flattern.

„Der Vater hat Recht," sagte sie mit ernstem Blick, da Robert, den Gruß erwiedernd, in die Hütte getreten war. „Heute ist der Sturm vorüber, das Meer schaukelt nur noch die beruhigten Wellen, und der Wind rauscht nur leise durch die Blätter der freundlichen Ulme. Wie so heiter ist es und still, niemand könnte das Wetter von gestern nur ahnen. Doch was im Herzen tobt, das beruhigt wohl der Schlummer, aber die Morgensonne weckt es wieder zu neuen Stürmen." Sie legte die Hand auf ihr Herz, ging in das Gärtchen, band die Blumen an, welche der Sturm umgerissen, und ordnete alles, damit der Vater, wenn er in sein Gärtchen träte, auch hier die Spur des Unwetters nicht mehr fände.

Noch blühte an einem Rosenstrauche eine einzige Rose, die letzte im Garten, und schien den Strahlen

den Strahlen der brennenden Sonne zu trotzen, noch gestern hatte sie der Vater mit Wohlgefallen bemerkt, und Klotilde sie durch ein Dach von grünen Blättern gegen Regen und Sonne geschützt; auch heute lachte sie ihr freundlich entgegen; schon hob die Jungfrau ihre Hand, sie für den Geliebten zu pflücken. „Nein!" rief sie, und zog schnell die Hand zurück. „Nein, blühe fort, freundliches Röschen, bis dein letztes Blatt dir entsinkt, blühe dem Vater zur Freude und mir! Ach du sollst ja, wie der Vater oft singt, ein Bild der Liebe seyn, und bist du dies, so sei mir ein freundliches Zeichen, das mir künde, ob der Thau, der auf dir im Morgenrothe schimmert, Perlen mir bedeute oder Thränen."

Da flatterte eine Nachtigall aus dem nahen Gebüsche hin zu dem Rosenstocke, und als ob die Sängerin der Liebe sich den schönsten Blumenkelch zu ihrem Liede gewählt, schwang sie sich auf die Rose, und hauchte in die Frische der Morgenluft ihr Liebeslied aus. Freudig, von ahnender Wonne durchglüht, lauschte das Mädchen auf die schmelzenden Töne, sah, wie die Nachtigall, sich auf dem Kelche der Blume wiegend, die Thautropfen herabschüttelte, sah, wie sie girrend davon flog, und ihr Herz bebte vor Freude. Für eine freundliche Vorbedeutung hielt sie dies, mit neuem Muthe ordnete sie dies alles in ihrem kleinen Gärtchen, und sah sehnsuchtsvoll hinüber nach der Fischerhütte, wo Robert oft seinen Hut zum freundlichen Gruße in der Luft schwenkte.

Bald war die Arbeit im Gärtchen beendet. Lauschend, ob der Vater schon wach sei, schlich sie zu seinem Lager, ruhig schlummerte der Greis, ruhig und sanft;

da trug sie frische Milch auf den kleinen Tisch, legte das Brot daneben, daß alles bereit sei, wenn er erwache, warf noch einen Blick hin durch das Fenster nach der kleinen Fischerhütte, und da sie dort niemand sah, trat sie, die Laute im Arme, unter die Ulme und schaute übers Meer. Schaukelnd glitt Roberts Nachen über die Wellen dahin, lustig flatterte der Wimpel in der Morgenluft, der Wind schwellte das Segel, pfeilschnell flog das Schiffchen; Sehnsucht, unaussprechliche Sehnsucht [illegible] das Mädchen.

„Schon wieder fort, und so alle Tage!" rief sie traurig. „Wie oft kehrt er selbst zur Nacht nicht zurück, schwärmt auf dem wilden Meere, wenn flieht mich der Schlaf, und mein Sehnen bleibt ungestillt. „Ach!" seufzte sie und sang:

Wenn der Abend sinkt,
Thau die Rose trinkt,
die Nachtigall schlägt,
das Herz im Busen sich regt,
wenn die Sterne des Himmels erglühn,
wögt' ich so gern zum Geliebten ziehn.

Wenn um Mitternacht
noch mein Auge wacht,
die Wange mir glüht,
der Traum der Liebe mich flieht,
Sehnsucht das müde Auge mir näßt,
fühl' ich, daß Liebe von Liebe nicht läßt.

„Und doch muß sie lassen Klotilde!" sagte mit fast rauher Stimme der Troubadour, der indessen hinter sie

getreten war. „Du mußt Dich losreißen, Unglückliche, Deine Liebe iſt ein thörichtes Beginnen, ſie wird Dein Auge mit Thränen näſſen, ſie wird Dich elend machen.“

Das Mädchen hatte anfangs erſchrocken auf den Zürnenden geblickt, doch jetzt ſah ihn ihr Auge ſo freundlich bittend an, es lag ſo viel Herzliches, ſo viel Ergebung in dieſem Blicke, er drückte ſo ganz das Gefühl ihres Innern aus, daß der Troubadour gerührt ſchweigen mußte, als ſie mit kindlichem Tone zu ſingen begann:

Straf mich nicht für mein Beginnen.
Was kann ich für meine Thränen,
für mein Lieben, für mein Sehnen?
Laß mich weinen, laß mich minnen.

Laß das arme Herz nur walten.
Mag es hoffen und ſich trügen,
mag es dulden oder ſiegen,
ich kann es nicht länger halten!

Sie ſank an ſeine Bruſt, drückte ihn heftig an ſich. „Vater, lieber alter Vater!“ rief ſie. „Ich habe gegen mein Herz gekämpft, weil es Euch traurig machte, wenn es mich nach Robert zog, ich habe meine Gefühle unterdrücken, ich habe mir ſelbſt meinen Himmel zerſtören wollen, der ich den Euren trübte; aber konnte ich? Ich bin nur ein ſchwaches Kind, darum vergebt Eurer Klotilde und zürnt ihr nicht. Tag und Nacht ſage ich mir, daß ich Unrecht thue, Tag und Nacht kämpfe ich gegen meine Liebe, aber wenn ſein Nachen dorthin fährt, nimmt er mein Herz mit, wenn er wiederkehrt, bringt er

es mir nicht wieder. Vater, dieſe Thräne, die aus Eurem Auge auf meine Stirn rollt, brennt ſo heftig; weinet nicht! Klotilde kann Eure Thränen nicht mehr trocknen, die Liebe iſt zu mächtig in ihrer Bruſt!"

„Auch das noch!" rief der Greis. „Schickſal! ich glaubte, du hätteſt den Becher gefüllt bis an den Rand, aber das Gift, welches Du tropfenweiſe hineinträufelſt, findet noch immer Raum. Träufle nur zu, der Tod macht doch ein Ende."

Bei dieſen Worten wand das Mädchen ſich leiſe aus des Vaters Arme, trat einen Schritt zurück, und ſtarrte mit gar ſonderbarem Blick ihn an. „Wünſcht Ihr den Tod?" fragte ſie feierlich.

„Ich muß ihn wünſchen, ſeh' ich Dich in des Fiſchers Armen. Deine Liebe macht mich zum Meineidigen an meinem treuſten Freunde; im Grabe noch müßte er mir fluchen."

„Das ſoll er nicht, Vater," ſagte das Mädchen, und warf einen Blick voll Ergebung gen Himmel. „Das ſoll er nicht. Weiß ich auch nicht, was Euer Freund für ein Recht hat mich zu ſegnen, mir zu fluchen, fühl' ich wohl, daß, ſoll ein Opfer ſeyn, ich oder Ihr, daß ich es ſeyn muß. Ihr dankt mir nichts, als daß ich Euch pflege, zuweilen Eure Thränen trockne, und Eurem ernſten Munde ein Lächeln entlocke, Ihr aber ſeid meiner Mutter Vater, Ihr nahmt die Waiſe zu Euch, theiltet die letzte Habe mit ihr, ſie war Eures Lebens einziger Zweck; darum fühle ich es, ich muß ihm entſagen, und ſollte mein Herz darüber brechen. Ich muß und will es, der Himmel wird mir Muth und Kraft dazu geben! — Doch,

herzlieber Vater," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „gönnt mir nur noch heute die Wonne der Liebe, laßt mich heute ihre Neige schlürfen. Morgen, ich verspreche es Euch, bitte ich ihn, sich von mir zu trennen, wenn er kann, bitte ihn, seine Hütte zu verlassen. Robert ist gut, ist brav, liebt mich redlich, und wird mir es nicht versagen. Morgen, Vater, zerreiß ich das Band mit blutendem Herzen, aber ich zerreiße es, seid dessen gewiß!"

„Klotilde," sagte tief bewegt der Greis, „wüßtest Du, wie es mich schmerzt, Dich leiden zu sehen, könnte ich Dir nur sagen, was mich zwingt, hart, grausam gegen Dich zu seyn, Du würdest williger das Opfer bringen, aber unglücklicher werden, als Du es schon bist."

„Dann schweigt, Vater," sagte das Mädchen, „ich fühle mich jetzt unglücklich genug, um es noch mehr seyn zu wollen. Ihr habt mein Wort, ich halte es, und nun bitte ich, laßt mich einen Augenblick allein; ich muß mich sammeln, meine Gedanken, meine Gefühle ordnen." Sie küßte ihm die Hand, und setzte sich auf den Felshang, Troubadour ging mit blutendem Herzen zurück in die Hütte.

Lange saß die Jungfrau über den rauschenden Wellen, und sah in die Meeresfluth hinab. „Dahin, dahin," rief sie endlich den Eilenden nach, die wogend daher zogen, und, an dem Felsen sich brechend, schäumend verschwanden. „Alter Mann!" rief sie jetzt, den Blick nach der Hütte gewendet, „es muß eine mächtige Gewalt seyn, welche dich zwingt, deine Klotilde unglücklich

zu machen, unglücklich für das ganze Leben. Vergebe Dir es Gott!" Sie sah wieder starr in die Wellen hinab, und summte vor sich:

Wenn Sehnsucht das müde Auge mir näßt,
da fühl' ich, daß Liebe von Liebe nicht läßt!

„Sie muß!" rief sie aufspringend, „sie muß, Klotilde!"

Heiter wie ein wolkenloser Maihimmel trat sie zu ihrem Vater, der sinnend am Fenster saß, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt. Er betrachtete sie mit wehmüthigem Blicke, wie sie alles in der Hütte ordnete, und Feuer auf dem Heerde machte. Sie fragte ihn jetzt: „Wollt Ihr denn Eure Milch nicht trinken, mein lieber Vater, bis Mittag ist die Zeit noch lang. Doch" — setzte sie traurig und leise hinzu — „bis morgen ist sie so kurz!" — Der Troubadour schüttelte verneinend sein graues Haupt. „Mich hungert nicht," sagte er, stand auf und nahm seine treue Gefährtin, die Harfe. Oft versuchte seine bebende Hand die Saiten zu berühren, aber sie sank auf den Schoos; seine Seele war nicht bei der Harfe.

Manches Bild der Vergangenheit mogte wohl an ihm vorübergehen, denn seine Seufzer vernahm Klotilde, die ängstlich aus der Ferne den Vater beobachtete, manches Bild der Zukunft mogte düster vor ihm aufsteigen, und seinen Zorn erwecken, denn jetzt ballte er krampfhaft die Faust, und sein Blick sah finster hinüber über die Thürme von Marseille. Die Zeichen seines innern Grimmes waren jedoch nur rasch sich folgende Zuckungen.

Plötzlich aber hob er das geſenkte Haupt, ſeine Hand rauſchte wild durch die Saiten, daß ihre Töne hell durch das Toſen der Wellen hindurchdrangen, und wie von einem inneren Geiſte getrieben, ſang er:

Die heiligſten Kleinod der Erde,
ſie hab ich Dir Wackern vertraut,
einen Becher von meinem Vater,
die Veſte, die ich mir gebaut,
ein Weib wie keines auf Erden,
einen Knaben zum Kampfe bereit,
und mehr noch als alles dieſes,
eine zarte liebliche Maid.

Verwahr mir ſie treu, wackrer Sänger!
ſo ſprach er. Ich reicht' ihm die Hand. —
Er drückt' an ſein Herz die Treue,
und eilte vom heimiſchen Strand.
Sein Schifflein ſchwamm über die Fluthen,
ſein Streitroß trug ihn zur Schlacht.
Das Schifflein iſt wiedergekehret,
und hat ihn nicht wiedergebracht.

Der Feind hat die Veſte zertrümmert,
ſein Weib liegt im finſteren Grab,
und von den Zinnen dort drüben
da ſtürzte der Knabe hinab;
die Maid iſt in Flammen verſchwunden,
kein Aug' hat ſie wieder geſchaut.
Der Becher allein iſt geblieben,
von allem, was er mir vertraut

Drum leer' ich ihn alle Tage,
erneure Erinn'rung und Schmerz;
und wenn ich des Freundes gedenke,
so blutet und bricht mir das Herz.
Sein Schifflein schwamm über die Fluthen,
sein Streitroß trug ihn zur Schlacht.
Das Schifflein ist wiedergekehret,
ihn hat es nicht wiedergebracht.

Die Harfe entsank ihm, er barg das Gesicht in seine Hände. „Dank Dir, gütiger Vater!" rief er endlich, „noch sind die Thränen nicht vertrocknet, ich kann noch weinen, und aus meinen brennenden Augen träufeln noch die Tropfen Balsams. Klotilde!" rief er, „stelle die Harfe dort an die Thür, und dann setze Dich zu mir, daß ich Dein trauernd Antlitz sehen kann, und der Schmerz über Dein gebrochenes Herz mit meinen Thränen dahin fließe zu meinem Freunde. Ach Klotilde, das war ein treuer Bruder, groß und mächtig, und doch des Troubadours Freund; und sein Weib. — Höre Klotilde. — Das alte Herz liebte sie einst, als sie noch Jungfrau war, o! wie manches Lied hab' ich ihr gesungen, wie oft hat sie vor des Sängers Auge geschwebt, und noch jetzt steht sie vor mir. Anna! ich konnte Dich nicht retten, mein Arm war zu schwach, er blutete!" rief er Klotilden zu, doch plötzlich sagte er traurig: „Du bist es ja, liebes Kind, und nicht sie. So lächle nur, frommes Mädchen, lächle, daß auch mich die Liebe bestrickte, aber auch ich mußte sie opfern, wie Du; doch fester knüpfte sich mit dem gelösten Bande der Liebe die Freundschaft, und sie hat bestanden bis zum Tode."

Ermattet ſank er auf den Seſſel und ſchloß die Augen. Bilder der Vergangenheit wollte er herbeirufen, da beſchlich ihn ein freundlicher Traum. Er ſchlummerte ein, Klotilde bewachte den ſanft Entſchlafenen.

3.

Wehmüthig ſah ſie auf den Vater; der Traum, der an ihm vorüber ſchwebte, mußte lieblich ſeyn, denn ein freundliches Lächeln breitete ſich über ſein Antlitz. „Er träumt nicht von mir!“ ſeufzte die Jungfrau, „ich könnte ihm nur trauernd erſcheinen, das Lächeln gehört nicht mir.“ Indem ſie ſo dachte, und den alten Mann ſorgſam beobachtete, blickte ihr Auge zuweilen nach der Fiſcherhütte, zuweilen nach dem Meere, das heute nur von einem ſanften Lüftchen bewegt, im Spiegel die Strahlen der Sonne wiedergab. Endlich ſah ſie in der Ferne ein Segel immer näher und näher kommen. Ja es war ſein Nachen, er und Baſtian darin, jetzt konnte ſie ihn deutlich erkennen, hoch klopfte ihr Herz vor Freude. Doch plötzlich drang die Thräne in ihr Auge. „Er kommt,“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin, „er kommt, um den letzten Liebesblick zu holen; darum ſchweig, Herz, rinne nicht mehr Thräne des Schmerzes; es muß geſchieden ſeyn.“ Sie ſchlich ſich in die Küche, ordnete alles zum heutigen Mahle, trat dann in das Kämmerchen, holte aus der kleinen Truhe das Bild ihrer Mutter, drückte es an ihr Herz, und als habe ſie mit dieſem Drucke Stärkung dem Klopfenden gegeben, kehrte ſie zu dem Vater zurück.

Noch ſchlummerte der Greis. Der Nachen war ge-

landet, Robert und sein Gefährte ans Land getreten; die Sonne stand schon hoch, bald mußte es Mittag seyn, der Geliebte bald kommen. Jetzt trat er in seine Hütte, das gegebene Zeichen hatte er verstanden, erwiedert. Jetzt trat er wieder heraus, Bastian folgte, sie schritten den Fußsteig dem Felsen zu, jetzt waren sie über den Bach, über den Steg, bei den Mandelbäumen, an der Rasenbank. „Willkommen!" rief das Mädchen ihnen leise entgegen, schlich aus der Hütte, und eilte den Felsen hinab.

Noch nie hatte sie den Geliebten so glühend an ihr Herz gedrückt, ihn noch nie so empfangen. Ihr ganzes Wesen schien Liebe zu seyn, aus ihren Augen strahlte, von ihren Lippen strömte sie. „Mein Robert!" war zwar alles, was ihr Gefühl sie sagen ließ, aber in diesen Worten lag ein Himmel voll Wonne, die ganze Seele mit ihrem Schmerz und ihrer Freude lag in ihnen. „Robert!" rief sie noch einmal, und wie ein schmeichelnd unschuldvolles Kind ruhte sie in des Geliebten Arm.

„Wie bist Du heute so innig, meine Klotilde!" sagte der Jüngling sein Glück kaum fassend. „Du, so karg sonst im Ausdrucke Deines Gefühles, bist heute als müsse Dein Inneres aufjauchzen vor Wonne. — Gelobt sei Gott, daß ich Dich so finde, meine Geliebte, gewiß hat sich der Unmuth des Vaters gelegt, und der alte Troubadour sein holdes Kind und unsere Liebe gesegnet."

„Er zürnt mir nicht, daß ich Dich so empfange, mein Geliebter," unterbrach ihn das Mädchen. „Laß uns heute den Tag und seine Stunden, seine Minuten

genießen, als seien sie das ganze Maaß der Zeit, das uns noch zugemessen wäre, laß uns geizen mit den Augenblicken, alle der Liebe leben, und keinen der ungewissen Zukunft weihen. Komm mit mir herauf, sei freundlich, mein Robert, laß heute nur den Ernst schwinden, der auch noch jetzt Deine Stirn umzieht, laß uns wie Kinder die Gegenwart genießen, komm!"

Sie zog den Erstaunten mit sich fort. So hatte er sie noch nicht gesehen, so sich ihren Gefühlen unbefangen überlassend, und doch glaubte er durch diese Freudenstrahlen die Thränen in ihr Auge brechen zu sehen, und es war ihm nicht heimlich bei ihrer Lust. Wie in einer Sternennacht, wenn der Westwind leise die Bäume schaukelt, und alles vom Mondschein erhellt in magischem Rosenlichte um den Wanderer wogt, sein Herz von einem heiligen Gefühle erhoben, doch ahnungsvoll bebt, als weile er in der Nähe tückischer Elfen, die ihren Reihetanz unglückbringend um ihn beginnen, so war es dem Fischer. Es that ihm der Anblick des liebeglühenden Mädchens so wohl, und dennoch war ihm so bang, und oft stieg der leise Wunsch in ihm auf, sie mögte weinen.

Sie setzten sich unter den Ulmbaum. „Klotilde," sagte der Fischer, „heute früh, als ich aufstand, die Netze zu trocknen, Deine liebliche Gestalt mir auf dem Felsen entgegen trat, und ich Deiner Einladung und des frohen Tages gedachte, den Du mir bereiten würdest, glaubte ich, er müsse ein Tag des Glückes für mich werden. Ich bestieg mit Bastian den Nachen, wir warfen die Netze aus, und meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen, einen Fang thaten wir, wie seit lange nicht.

Schnell segelten wir nach Marseille, verkauften die Fische, und kehren nun mit einem großen Krug Wein für Deinen Vater zurück. Du hast mir ja den Fang verschafft, Du mir den Tag zum glücklichen gemacht, deshalb gehört auch Dir heute ein Theil unserer Beute.“

„Ich hätte Dir den Tag zum glücklichen gemacht?“ sagte traurig Klotilde. „Nun ja!“ rief sie schnell, „er werde glücklich, selig vollbracht.“

Indeß hatte Bastian den Krug in die Hütte gesetzt, den Fisch geholt, ihn bereitet und in den Kessel gethan, als der Troubadour erwachte, und Bastian bei dem Feuer das Geschäft seiner Tochter verrichten sah. „Guten Tag, Bastian!“ rief er freundlich, ihm die Hand reichend. „Wo ist mein Kind, daß Du statt seiner das Mahl bereitest?“ — Bastian lächelte und zeigte hinaus nach der Ulme, wo die Liebenden kosend Hand in Hand saßen.

Der Alte näherte sich ihnen, sie hörten ihn nicht, er stand schon hinter ihnen und sie ahneten seine Nähe noch nicht; Arm in Arm ruhten sie. Da riß sich der Fischer plötzlich empor. „Klotilde!“ rief er, das Auge gen Himmel gewendet. „Gestalte sich mein Schicksal wie es mag, traurig oder glänzend, so schwöre ich Dir hier unter diesem ehrwürdigen Baume, ich bleibe Dir treu bis in den Tod!“ — Das Mädchen schwieg. — „Und Du?“ rief der Jüngling. „Du schweigst; fühlst Du Deine Liebe nicht stark genug, auch mir Treue zu geloben, zu schwören, daß Du die Meine werden willst, und wenn das Schicksal unsern Bund mit dem Tode besiegelte?“

„Ich' schwöre Dir Treue und Liebe, ich schwöre Dir —“

„Halt ein!“ rief der Troubadour. „Schwöre nicht. Ihn nicht zu vergessen, das kannst Du ihm versichern, mehr darfst Du nicht!“

Der Jüngling war aufgesprungen, des Greises zürnender Blick hatte ihn anfangs erschreckt, jedoch stand er dem Alten jetzt muthvoll gegenüber, das Mädchen aber sagte sanft bittend: „Heute, mein Vater, stört mein Herz nicht in seinem kurzen Traume, seid menschlich.“

„Was nicht über die Stunden des Tages reicht, sei Dir gegönnt, Klotilde, was für ferne Zeiten bindet, zerreißt meine Hand.“

Robert, des Greises dunkle Worte nicht verstehend, sah unmuthig auf ihn, als Klotilde schnell seine Hand faßte. „Komm mit mir in meinen Garten, auch Ihr, Vater,“ bat sie. Beide folgten der Jungfrau.

Eine Hecke von duftendem Ginster umzog das kleine Gärtchen, eine niedere Pforte, aus manchem Schnitzwerk vergangener Zeit gar zierlich zusammengesetzt, schloß den Eingang. Hier hielt das Mädchen an. „Lieber Vater,“ sagte sie, „Ihr wißt, noch eine Rose blüht an jenem Strauche frisch und duftend, zwar Eure Freude, doch darf ich sie wohl meinem Robert zum Andenken des heutigen Tages geben. Eine Nachtigall setzte sich in der Morgenstunde darauf, sang ihr schmelzendes Lied, und weihte die Blume der Liebe zum sinnigen Geschenk für meinen Jüngling. Ihr erlaubt es; nun so komm, mein Robert, empfange die Duftende, Blühende, drücke sie an Dein Herz, dort erst verwelke sie.

Sie trat an den Strauch. „Schon verwelkt!“ rief sie traurig, „geknickt beugst Du Dein Haupt, hat die

Nachtigall dich gebrochen unter Klagegesang und Wehmuthslaut? War dies die Ahnung, die mich durchschauerte, als deine Tropfen sanken, Blume der Liebe? Nun so sei's!" Sie brach die Rose und gab sie Robert. „Nimm die Verwelkte, nimm sie aus meiner Hand, und gedenke stets meiner mit Liebe." An seine Brust sank die Jungfrau, ihre Thränen flossen. „Verzeiht, Vater!" rief sie. „Es sind die letzten, die ich heute weine, gewiß die letzten." Sie führte den staunenden Jüngling zurück in die Hütte, und mit einem frohen Muthe, als habe nichts die Stimmung ihrer Seele getrübt, ordnete sie den Tisch, setzte den Becher heute, mit Wein gefüllt, auf die Stelle, wo der Vater zu sitzen pflegte, und trug den Fisch auf, den Bastian köstlich bereitet hatte.

4.

Während der Mahlzeit schien sich der trübe Blick des Troubadours zu erheitern. Zwar, wie er den Becher an seine Lippen setzte, und der Duft des Languedocs ihm entgegenstieg, rollte eine Thräne in den goldnen Wein, und einen Seufzer, wohl nach vergangenen Zeiten, konnte er nicht unterdrücken; als er ihn jedoch oft geleert, der Wein, dieser Sorgenbrecher, auch ihm die Sorgen verscheucht, und er ein fröhliches Lied zum Lobe der Reben gesungen hatte, da schien der Geist der Freude in ihn zurückgekehrt zu seyn, und Klotilde sah mit wehmüthiger Rührung des alten Vaters feierlich begeisterten Blick.

„Alter Herr," begann jetzt Bastian, als das Gespräch stockte, die Liebenden nicht Worte bedurften, ihr

Gefühle gegenseitig auszutauschen, und der Troubadour, in Gedanken versunken, seine Blicke auf den silbernen Becher heftete. „Ihr singt so manches herrliche Lied. Seid Ihr frohen Muthes, wie heute, singt Ihr von Liebe und Lust, seid Ihr traurig, singt Ihr das Lied von Eurem Freunde, seid Ihr finster gestimmt, das Lied von jener zerstörten Burg. Mich däucht, die Lieder haben alle ihre Worte und ihre Weise aus Eurem Leben erhalten, theilt uns doch, wenn es Euch beliebt, etwas davon mit, und von jener zerstörten Burg; es muß herzzerreißend seyn."

Der Troubadour schwieg und sah finster vor sich hin.

„Nun," fuhr Bastian fort, „mahnt es Euch an vergangene böse Zeiten, so laßt es ruhen. Leert lieber den Becher, wenn der Wein Euch mundet." — Er füllte ihn bis an den Rand. — „So, nun, alter Herr, trinkt aber auch!"

Mit ernstem Antlitz ergriff der Alte den Becher. „Den Todten ein fröhliches Auferstehen!" sagte er feierlich, trank den Wein, erhob sich, und ergriff seine Harfe. Dann setzte er sich unter den Ulmbaum, und bald leise bald stärkere Akkorde greifend, waren die Töne das Echo seines bewegten Innern.

Auch die Andern waren aufgestanden. Klotilde trug schnell das Geräthe wieder an seinen Ort, und während Robert mit dem Gefährten leise sprach, ordnete sie alles und trat freundlich zu ihnen. Als ob die Stunden, die sie noch ihrer Liebe geweiht hatte, Stunden der Ewigkeit wären, so heiter, so voll Ergebung sah sie die Zeit entschwinden, und als die Sonne schon sich zu neigen begann, schien sie vertrauenvoll den Blick nach ihr zu wen-

den, als wenn sie morgen mit neuer Freude sie umstrahlen würde. — Der Troubadour hatte indeß, in stillen Betrachtungen vertieft, sich nicht um seine Gäste gekümmert. Klotilde war mit Robert hinunter an den rieselnden Bach gegangen, und womit Liebe die Zeit beschwingen kann, mit süßen Tändeleien, so wichtig der Liebe, mit ihrem Ernst, der tief bis in das Innerste des Herzens dringt, damit hatten sie sich um die eilende Zeit betrogen, während Bastian still vor der Hütte geblieben war. Da erhob sich der Greis, schaute um sich, sah die Liebenden nicht mehr, das Glöckchen der Hütte ertönte, und bald war alles um ihn versammelt.

„Bastian," sagte er freundlich, „du hast die Geschichte jenes Schlosses gern wissen wollen, wovon das Lied, das ich singe, wenn der Unmuth mich ergreift, Dir schon so manches hat sagen können, ich will sie Dir erzählen. Setzt Euch um mich, und hört die Kunde aus vergangenen Tagen."

Klotilde setzte sich auf ihr Lieblingsplätzchen, dem Felsstück über dem Meere, neben sie Robert, den Arm traulich um sie geschlungen, so blickten sie aufwärts zum Vater, der, seine Harfe an den Ulmbaum gelehnt, Bastian neben sich ein Plätzchen eingeräumt hatte. Sein Gesicht war gen Abend gewendet, das Auge feurig, der Mund lächelte wehmüthig. Er begann:

„Ich war ein rüstiger Troubadour, durchzog mit meinem Saitenspiele das schöne Frankreich nach allen Himmelsgegenden, durchstrich die lachenden Fluren Italiens, und wenn ich nach der Heimath zurückkehrte, die alten Thürme von Aix, wie würdige Bekannte mir ent-

gegen blickten, und mein kleines Haus am Abhange der Rebenhügel mir freundlich einladend entgegen lachte, dann griff ich freudetrunken in die Saiten der Harfe, und das Lied der Rückkehr erschallte durch die Flur. Dies war die Zeit der Rosen; Frohsinn, Jugend und Ueberfluß begleiteten mich überall, und das Leben war mir ein offener Blüthengarten, in dem ich mir Blumen zu meinen Kränzen flechten, und sie wählen konnte, wie ich nur wollte. Diese Frühlingszeit dauerte lange; ich muß den Himmel preisen, daß er mir das Schmetterlingsleben so lange gönnte."

„Damals kehrte ich oft auf jener Burg ein." — Er wandte sein Gesicht nach den Ruinen des Schlosses, und seine ausgestreckte Rechte deckte schnell das Auge, damit man die Thräne nicht bemerken sollte, welche die Erinnerung erpreßte. „Es war ein herrliches Werk, von seinem Besitzer, Rostan d'Ajout, Grafen von Sault, erst kürzlich erbaut; stattlich und hehr, hoch seine Zinnen in die Luft hebend, schien es Jahrhunderten zu trotzen, und jetzt. — Nach kaum dreißig Jahren liegt es in Trümmern." — Er hielt ein und suchte seines Gefühles Herr zu werden.

„Ich hatte den Grafen an Renés von Anjou Hofe kennen gelernt. Er liebte den Gesang, ich den Wein, so naheten wir uns, und in gleichem Alter, von gleicher Gesinnung, nur er ein Kriegsmann, rauh und jähzornig, ich ein Troubadour, sanft und weich, schlossen wir bald innige Freundschaft. Ich zog nie seiner Burg vorüber, ohne Wochen lang bei ihm einzukehren, er war mir hold und gewogen, ich ihm treu ergeben. So ver-

gingen Jahre, ich oft von der Minne geneckt, er noch immer ihren Netzen entgangen."

„Da zog ich zu dem Dauphin nach Vienne, sah am Hofe eine Jungfrau — ach noch seh' ich sie vor mir mit allem Liebreiz, den Erde und Himmel vereint dem Sterblichen zu reichen vermögen. Ich erglühte; sie bemerkte den Troubadour, der nur für sie die Lieder sang, den nur die Locke ihres dunkeln Haares begeisterte, den ein Blick ihres Feuerauges zum Himmel erhob. Sie war mir nicht abhold. Dankbar, daß ich sie zum Ideale meiner Dichtung erkohr, mitleidig gegen den armen Sänger, welcher der reichen Jungfrau nichts bieten konnte als sein Lied, duldete sie, daß ihr Name in meinen Gesängen lebte, und wenn ich am Hofe des Dauphins in die Saiten griff, das Lob der Einzigen von meinen Lippen strömte, erröthete sie nicht, wenn die Menge nach ihr, der Schönsten der Schönen, blickte."

„Als ich von Vienne in die Heimath kehrte, zog ich in die Burg des Freundes ein. Er hörte meine Lieder, erstaunte darob, denn solche Gluth, solche lebendige Bilder waren ihm neu. Da gestand ich ihm, daß die Minne selbst das Minnelied gedichtet, sang ihm das Lob Annas, malte ihm die Schönheit der Herrlichen, und als ich in wenigen Wochen zu einem Turnier dorthin zurückkehrte, zog er geschmückt und gerüstet mit mir." —

„Ach, guter Bastian," begann nach einer langen Pause der Alte. „Was ist die Harfe gegen eine Lanze, was der Gesang gegen das Klirren der Schwerter, was der Troubadour mit seinem kurzen verbrämten Mantel, das Saitenspiel im Arme, gegen den geharnischten Rit-

ter auf ſeinem Streitroſſe, wenn die Trompeten ſchmet-
tern, die Schranken ſich öffnen, das muthige Roß ſich
bäumt, und der Rittersmann einreitet keck und kühn zum
blutigen Kampfe. Lockend ſind die Töne der Nachtigall,
ihrer lauſcht das Ohr, ſie entzücken, bewegen mit ſanftem
Leben das Gemüth, aber der Adler ergreift den Götter-
knaben, auf ſeinen Schwingen reißt er ihn mit ſich fort
durch die unermeßlichen Lüfte.“

„Der Freund war der Glückliche, ich, den Pfeil im
Herzen, trat blutend zurück. Aber ich zürnte nicht, ich
zog den Pfeil aus der Bruſt, und hoffte, die Zeit würde
die Wunde heilen — ſie heilte nicht. An dem Tage, wo
die Trompeten und Schalmeien die Liebenden zum Altare
geleiteten, hatte ich den Muth, vor ihnen zu erſcheinen,
ein Lied der Weihe dem Freunde, ein Lied des Lobes
der einſt Geliebten zu ſingen. Er drückte mich an ſein
Herz, ſie reichte mir zum erſtenmale die Hand zum Kuß,
und fortan war ich der Dritte in ihrem heiligen Bunde.“

„Da beglückte eine geahnete Hoffnung die Mutter,
und mir wurde es traurig ums Herz. Ich glaubte, dies
unheimliche Gefühl entſpräng' aus unlauterem Quell; ach,
es war trauriges Vorgefühl. Ich zog fort, landete
in Joppe, pilgerte nach Jeruſalem, und mit meinem Ge-
lange fand ich ſelbſt bei den Sarazenen freundliches Ob-
dach. In der heiligen Stadt bat ich Gott für die Freunde
um Glück und Segen, aber ich mußte mit ſündigem Her-
zen an heiliger Stätte gekniet haben, denn mein Gebet
ward nicht erhört.“

„Ich kehrte heim, ein Knäblein trug die Hausfrau
mir entgegen, und legte es in meinen Arm. Haucht

ihm die Gabe des Liedes ein, lieber Troubadour, sagte sie freundlich, schenkt ihm Eure Liebe, weiht ihn in Eure Kunst. Ich küßte des Knaben Stirn; nach zehn Jahren küßte ich sie wieder — sie war zerschmettert!"

Er hielt an, nahm die Harfe, griff einige Akkorde stürmisch wild, dann setzte er sie wieder mit Heftigkeit an den Baum und fuhr fort.

„Mein Wanderleben begann von neuem. Auch nach Deutschland führte mich mein Stab; ich hörte hier gar süße Lieder, und waren sie auch nicht so lockend, so schmeichelnd wie an den Ufern der Dürance, so quollen sie doch aus einem tiefen Gemüth, und heiliger, reiner waren dort die Töne der Minnesänger, als in den tändelnden Liedern der Troubadoure. Ich nahm manches wackre Lied mit heim, und sang es dann an der Wiege eines kleinen Engels, den der Himmel dem Freunde geschenkt, daß beides, das Zarte und das Starke, sich in seinem Lebenskranze freundlich einen möge."

„So vergingen Jahre; ich wanderte und wie die Schwalbe kehrte ich immer zur Heimath wieder zurück. Da hatte der Freund mir, während ich in Gascogne schwärmte, dies Hüttchen bauen, diese Bäume pflanzen lassen. Fast jeden Abend, wenn ich sonst auf der Burg hauste, wandelte ich mit meiner Harfe hieher; wo Du sitzt, Klotilde, sah ich die Sonne untergehen, und weidete mich an dem herrlichen Anblicke des brausenden Meeres. Darum hatte der Freund dies Plätzchen gewählt. Ich zog hier ein. Die Schwalbe fand jedes Frühjahr ihr Nest, und kehrte wieder dahin zurück, der Freund fand immer des Freundes Herz, der Freundin theilneh-

menden Blick; die Kinder wuchsen heran, ich wiegte sie auf meinem Schoos. Ich schien glücklich, ich glaubte selbst es zu seyn, aber seit den Tagen von Vienne war der Glanz des Lebens mir verschwunden, die Glorie strahlte meinen Augen nicht wieder um das Haupt einer Sterblichen, die Poesie des Lebens war dahin."

„Da begann in dieser Zeit der fromme Ludwig seinen Kreuzzug gen Egypten. Auch die Ritter der Provence folgten der Oriflamme, der Freund verließ Weib, Kind, und die Burg, die er selbst gebaut; alles vertraute er dem Freunde, und segelte nach Damiette. — Er kehrte nicht wieder, sein Leibknapp hatte ihn auf dem Schlachtfelde todt zurückgelassen, Barbieux, sein Streitroß, neben ihm."

„Zwölf Jahre habe ich alle Abende hier die Sonne untergehen sehen, habe nach Egypten geschaut, und er ist nicht wiedergekehrt. — Wohl ihm, nur wenig würde er finden, wenig und doch viel. Hört weiter."

„Ich war auf der Burg, tröstete die Wittwe, und Gott weiß, ich litt unaussprechlich mit ihr. Hatte auch wohl früherhin in unbewachten Stunden des Troubadours lebhafte Einbildungskraft ihm Bilder gemalt aus vergangenen glücklichen Zeiten, sie zu einem blüthenreichen Teppich gewoben, so zog der Schleier, welcher der Wittwe Antlitz deckte, wie ein heiliges Palladium einen Vorhang vor meine Augen. Treu hab' ich meine Pflicht erfüllt, treu in That und Sinn, treu, bis das Schicksal mich fürchterlich mahnte, daß ich ein vergänglicher Mensch sei, zum Dulden, zum Leiden geboren."

„In Friede und Freundschaft hatte Graf Sault mit seinen Nachbarn gelebt, überdies schützte ja der Gottesfriede die Besitzungen der zum Kreuzzuge Gezogenen, nur einen, den Grafen d'Esparron, dem er seine frühgestorbene Schwester schnöde verweigert, den er beim Turnier öffentlich beschimpft, und dann im Zweikampfe überwunden, hatte er zum Feinde, und ach, daß ich es sagen muß, er hatte ihm Unrecht gethan, ihn gereizt. — Doch, Robert, Du siehst so starr und wild auf mich, Dein Auge stört mich in meiner Erzählung, höre ruhig zu, und verspare Deinen Grimm auf den Augenblick des Schreckens." — „Sieh mich an, Geliebter," bat das Mädchen, „sieh mir ins Auge, der Vater hat Recht, mich schauderte es vor Dir!" Robert drückte ihr schmerzlich lächelnd die Hand, der Troubadour fuhr fort.

„In einer Nacht, noch steht sie mit allen Schrecken vor mir, dringen Feinde in die friedliche Burg. Noch ehe an Widerstand zu denken ist, prasseln die Flammen über uns, wildes Getümmel weckt die ruhig Schlummernden. Ich springe vom Lager, das Schwert in der Hand, dringe ich bis zu dem Gemache der Herrin. Meine Kinder! schreit sie mir entgegen, und sinkt leblos in meine Arme. Ich trage sie eine verborgene Treppe hinunter in den Garten, lege sie auf den Rasen und eile zurück. Ueberall höre ich das Jauchzen der Mordbrenner, überall versperren die Flammen mir den Weg. Verbrannt an Händen und Füßen kehre ich zu ihr zurück. Sie schlummerte, um nimmer zu erwachen; der Tag graut, keine Morgenröthe weckte die Entschlafene. Stumm, vom Schmerz betäubt knie ich neben ihr, und

als ich aus meiner dumpfen Bewußtloſigkeit aufblicke, ſteht Esparron vor mir; die Hände über einander geſchlagen, blickte er ernſt auf die Entſeelte. Ich ſtarre ihn an. Ihr ſeid der Mörder! rufe ich aus, darum Fluch Euch. Wie ſie geendet, endet auch Ihr! Er ſah finſter auf mich, und ohne ein zürnendes Wort zu erwiedern, wandte er mir den Rücken, und verließ mit den Seinen die rauchende Burg. — Ich habe ihn nie wieder geſehen."

„Grauſig, fürchterlich! rief Robert, während Baſtian ein ſtilles Gebet für die Seelen der Umgekommenen murmelte; auch dem Alten ſchüttelte Fieberfroſt die Glieder, und Klotilde ſchmiegte ſich feſter an den Geliebten, der die geballte Fauſt krampfhaft auf ſein Herz drückte."

„Nach den Kindern ſucht' ich jetzt, fuhr der Troubadour fort. Niemand von allen Geretteten, die mir begegneten, konnte mir Nachricht geben; ich durchkroch jeden Winkel, aber bald verſagten mir die wunden, verbrannten Füße den Dienſt; ich ſetzte mich auf die Trümmer des eingeſtürzten Gemäuers, mein Blick ſchaut hinab in die Tiefe, da ſah ich — o erſpart mir den Schmerz — ich küßte die blutende zerſchellte Stirne des todten Knaben."

Er ſchwieg und wiſchte die Thränen aus ſeinem Auge. Klotilde war aufgeſtanden, und nahte ſich ihm. Die Leiden der Vergangenheit ließen ſie ihren Schmerz vergeſſen, ſie umfaßte den Vater, drückte ſein geſenktes Haupt an ihre wallende Bruſt, und als ein tiefer Seufzer ſich aus der ſeinen rang, und ihn wieder frei athmen ließ, da blickte er freundlich in des Mädchens Auge. „Ja Du biſt es Klotilde!" rief er, und ſchloß ſie ſtürmiſch

dann verschwand er. Schweigend kehrte sie zurück, setzte sich unter den Baum, während der Alte sie mitleidsvoll betrachtete. „Sonderbar," sagte er; „was war dem Fischer und seinem Gehülfen? Als trieb eine böse That sie von hinnen, so eilten sie davon; ein gut Gewissen geht ruhig seinen Weg und scheidet in Liebe und Freundschaft."

„Vater!" bat das Mädchen, dem des Alten Worte wehe thaten.

„War es mir doch, als er zürnend vor dir stand," fuhr der Troubadour fort, „als sei es eine andere Gestalt, erhabener, würdevoller als sonst; ich erkannte den Fischer nicht mehr in ihm. Aber" — unterbrach er sich plötzlich — „höre die Musik, die vom Meere herüber tönt, sieh das bunt gemalte Schiff, viel Volk ist darauf, lauter Jubel und Lust. Ach, wenn sie nur nicht bei des Troubadours Hütte landen, hier ist der Schmerz eingekehrt, hier hat der Gram sich gebettet, und die Flöten und Schalmeien sind nur Mistöne zu unserer Stimmung. Wahrhaftig sie landen am Bache. Stattlich Volk, reiche Kaufherren, die mit ihren Schätzen prunken, und denen kein Herz unter dem seidenen Wams schlägt. O! kehr nicht ein in die Hütte des Troubadours, seine Harfe ist verstimmt, wie sein Gemüth."

Die lustige Bande zog indessen singend und jubelnd den Felsen herauf, nur einer, er schien der Vornehmste zu seyn, schritt ernst voran, lugte überall umher, winkte dann einigen seines Gefolges, und gab ihnen, wie es schien, Befehle. Dann setzte er seinen Weg weiter fort. Es waren außer dem Kaufherrn wohl einige zwanzig

luſtige Geſellen, denen vier Pfeifer und Flötenſpieler voran ſchritten. — Der Alte ging ihnen entgegen, Klotilde, ihrer nicht achtend, blieb ſinnend auf der Felsbank ſitzen.

„Seid mir willkommen, Ihr Herren!“ ſagte er, dem Greiſe, der vorangeſchritten war, die Hand reichend, „ſeid mir willkommen. Sucht Ihr hier ein freundliches Plätzchen, die Sonne zu ſehen, wie ſie glühend ſich in die Meeresfluth taucht, wollt Ihr Eure Thürme im Abendgolde erglänzen ſehen, ſo könnt Ihr freilich kein ſchöneres finden als dieſes. Suchet Ihr aber die Freude auf dieſem Felſen, ſo findet Ihr ſie nicht, wenn ſie Euch nicht hieher begleitet hat. Wollt Ihr das Lied des Troubadours? Die Saiten ſeiner Harfe ſind verſtummt, der Gram hat der Dichtung Schwingen gebunden.“

„Des Troubadours Lied wollen wir,“ ſagte der Greis mit Ernſt, indem er vor die Hütte trat. Er war ein alter Mann von ſtattlichem Anſehn, die Zeit hatte ſeine Haare gebleicht, das Schickſal tiefe ernſte Furchen auf ſein Antlitz gegraben. Er war in der Tracht der Kaufherren, die nach Cypern und den Morgenländern Handel treiben, und ſein ganzes Aeußere hatte etwas Rauhes, Abſchreckendes!

Der Alte ſchwieg auf dieſe trotzige Aufforderung zum Geſange.

„Wir wollen des Troubadours Lied,“ wiederholte der Ernſte noch einmal.

„Das Lied des Sängers ſchwebt gleich dem königlichen Adler freien Fluges durch die Lüfte; ſind die

Schwingen ihm gelähmt, oder fehlt ihm der Wille, so steigt er nicht auf," erwiederte stolz der Alte.

„Oder fehlt ihm der Wille?" wiederholte der Kaufherr. „Troubadour!" sagte er mürrisch, „so viel ich weiß, hat der Wein Kraft, die Muse herbeizulocken; nehmt diesen Cyperwein zum Geschenk, und singt uns ein Lied."

„Der gefüllte Becher, Herr," entgegnete der Sänger, „öffnet zuweilen der Dichtung heilige Pforte, doch nur wenn der Frohsinn ihn kredenzt, oder die Freundschaft ihn beut."

„So nimm diesen Beutel mit Geld und sing uns ein Lied."

„Ihr bietet mehr, als es werth ist, und doch nicht genug," sagte mit festem Blicke der Alte.

„Und welchen Preis verlangst Du?" fragte jener.

„Ein herzliches Wort, eine freundliche Bitte."

„Auch das," sagte der Kaufherr. „So bitte ich dich, Troubadour, sing uns das Lied von jener zerstörten Burg dort drüben; es soll schauerlich seyn."

„Das Lied soll ich Euch singen?" unterbrach ihn der Alte. „Heute es Euch singen?"

„Ich habe Dir geboten, was Du verlangtest," sagte der Fremde ernst, „nun erfülle auch meine Bitte und Dein Wort."

Der Troubadour sagte, nachdem er sich lange bedacht: „So setzt Euch dort unter die Ulme, Ihr Andern lagert Euch, so gut Ihr könnt."

Als sie der Ulme zuschritten, stand Klotilde auf, neigte

sich züchtig vor den Fremden, und wollte nach der Hütte gehen.

„Ist dies Eure Tochter?“ fragte dieser, und sah mit festem durchdringenden Blicke auf die Jungfrau.

„Es ist meine Enkelin.“

„Verweilt doch einen Augenblick, holde Jungfrau,“ sagte der Kaufherr, und wie er die frommen, trauernden Züge des Mädchens betrachtete, schien der finstere Ernst seines Gesichtes allmählig zu schwinden. „Ihr seid wahrlich eine seltene Blume!“ rief er, wohl werth — Doch Euer Lied Troubadour!“ — Er wandte sich zu diesem, Klotilde schlich sich in die Hütte.

„Setzt Euch, Herr,“ sagte der alte Sänger. „Es ist ein schweres Opfer, welches ich heute bringe, das Lied der Trauer und des Schmerzes zu singen.“

Der Kaufherr, unverwandt nach den Ruinen blickend, antwortete nicht; der alte Sänger begann das Lied.

Mehrere Strophen hatte er schon gesungen, der Fremde ihm aufmerksam zugehört, die um ihn Gelagerten mit keinem Laut ihn unterbrochen, als er plötzlich inne hielt, und sein ganzes Wesen, welches beim Gesange des Ueberfalles und des Brandes wild und heftig geschienen, ganz verändert wurde; eine düstere Wolke umzog seine Stirn, stille Trauer seine Züge.

„Nun so singt,“ sagte der Fremde ungeduldig.

Mit zitternder Hand griff er in die Saiten und sang mit bewegter Stimme:

„Wie die Lilie vom Sturmwind geknickt,
lag sie dem lieblichen Leben entrückt,
nimmer erschloß sich ihr Blick.
Und meiner Thränen brennende Fluth,
und mein aus Wunden strömendes Blut,
riefen sie nimmer zurück.

Und wie in Lüften mein Jammerruf schallt,
tritt eine düstere wilde Gestalt
aus den Flammen hervor.
Höhnisch blickt sie auf Anna und spricht:
So halt' ich endlich mein furchtbar Gericht,
halte, was einst ich beschwor!

D'Esparron! rief ich, Du bist es, — Du! —

„Ja, ich bin es," unterbrach der Fremde, von seinem Sitze sich erhebend, den Gesang. „Ich bin Wilhelm d'Esparron!"

Starr sah der Troubadour ihn an. „Ja!" sagte er, als habe er in dem Buche seines Gedächtnisses ihn aufgefunden. „Ja, Du bist es! Deinen wilden Blick hat nur das Alter gemildert, diese Furchen die Schuld tiefer gegraben. Du bist es, ich erinnere mich noch wohl Deiner furchtbaren Gestalt, erinnere mich noch Deiner, als Du, ein Rachegeist, aus den Flammen tratest. Was willst Du, was suchst Du hier?"

„Meinen Sohn!" erwiederte der Vicomte.

„Der wäre sicherer in eines Tigers Höhle aufgehoben, als in der Hütte des Troubadours," erwiederte er mit kalter Ruhe.

„Kennſt Du Robert, den Fiſcher?“ fragte höhniſch d'Eſparron.

„Den kenn' ich“ ſagte der Greis.

„Er iſt mein Sohn!“

„Dein Sohn, der dort in jener Hütte wohnte? — Arme, arme Klotilde!“

„Heuchler!“ rief der Vicomte. „Du wähnſt, ich ſollte glauben, Du habeſt ihn nicht gekannt. Das Mädchen ſollte ihn verlocken, mit ihrem frommen Geſichte ihn verlocken und elend machen.“

„D'Eſparron!“ rief der Greis zornig, „Ihr kennt mich ſchlecht. Hätte ich gewußt, er ſei Dein Sohn, ich hätte ihn, wie Du jenen Knaben d'Ajout, vom Felſen geſchleudert, und ſeine ſchmetternde Stirn nicht geküßt. — Doch Gott ſei gedankt, daß ich ihn nicht erkannt habe.“

Einen Augenblick beſann ſich d'Eſparron, dann befahl er den Seinen, die Dirne aus der Hütte zu holen.

„Was wollt Ihr beginnen?“ rief der Troubadour.

„Des Sohnes Geliebte in das väterliche Schloß geleiten,“ ſagte höhniſch der Vicomte.

„Mann!“ rief der Troubadour und ſtreckte die zitternde Rechte gen Himmel. „Dort thront ein ernſter, ein ſtrenger Richter, zittre vor ihm!“

„Die Tochter des bettelnden Troubadours ſoll im Burgverließ ihre Hochzeit feiern, weiter will ich nichts,“ erwiederte der Vicomte. — Dieſe Antwort gab dem Greiſe neues Leben.

Klotilde wurde von einigen Männern herbeigeführt. Sie bebte, ihre Schritte wankten, ſie ahnete ihr Schick-

sal; wer Robert sei, hatte sie so eben vernommen. Wie sie so vor dem Vicomte stand, bleich wie der Tod, bebend wie das Blatt der Geislaube, wenn der Sturmwind sie durchrauscht, sagte d'Esparron vor sich hin „Sie kann ich nicht opfern, sie lebe! — führt sie auf das Schiff."

„Herr!" rief der Troubadour, und der Stolz des Mannes war gebrochen. „Trennt mich nicht von meinem Kinde, laßt mich mit ihm ziehen ins Gefängniß. Seid menschlich, und Gott möge es Euch in Euerm Schuldbuche anrechnen, daß Ihr den Greis nicht trenntet von seinem Kinde. Laßt mir meine Harfe, und diesen Becher, und gönnt mir ein Lager auf hartem Stein neben ihr!"

Der Vicomte schwieg.

„Schaut dort nach jenen Trümmern, gedenkt der Flamme, die emporstieg, denkt des Blutes, das Ihr dort vergoßt, denkt des Fluches der Kirche, der Euch lange verfolgte, und seid menschlich!"

„Deine Bitte sei Dir gewährt, Du darfst ihr folgen," sagte der Vicomte, und der Troubadour ergriff Harfe und Becher. „Leb' wohl, mein Asyl, leb' wohl, für immer!" rief er, und folgte der jammernden Tochter ins Schiff.

Als das Schiff die Anker gelichtet, sank die Sonne mit ihren ersten Strahlen in die Meeresfluth. Der Alte saß neben Klotilden und sah hinüber nach dem stillen Wohnplatz seiner Ruhe. Sonderbar erglühte die einsame Hütte im Wiederschein der Abendsonne, und der Ulmbaum schien in ihren Strahlen zu brennen.

„Sieh nur," sagte der Alte, „wie herrlich! welch' prächtiges Schauspiel. Sieh unsre Hütte, und sie mußten wir verlassen. Nun so bin ich denn losgerissen von allem, was mir theuer war; von allem — nein, nein!" sagte er leise und drückte Klotildens Hand. „Dich haben sie mir gelassen, und meinen Becher, und so bin ich noch reich. Sieh nur, Kind, sieh nur, wie herrlich der Felsen dort glänzt, und dort jene Burgtrümmer der d'Ajouts. Ach diese Sonne können sie nicht vernichten, und dieser Felsen trotzt den Flammen und der Rache. Sieh, es wird schon dunkel, tiefer sinkt die Sonne, und die Nacht wird mein Ruheplätzchen bald unsern Augen verbergen; bete, Kind, bete ein inbrünstig Gebet, daß wir noch einen, nur einen frohen Tag dort verleben mögen, und das Lebewohl, was wir ihm sagten, nicht für ewig sei."

Die Jungfrau faltete ihre zitternden Hände, ihr frommes Gefühl stieg im Gebete auf, doch Worte fand sie nicht, und als der Troubadour sein Gebet geendet hatte, war schon der Schleier der Nacht über das Hüttchen und den Felsen gebreitet, und die Sterne traten aus der Dämmerung bleich hervor.

Leise, als ob kein sorgenschweres Herz es belaste, schwamm das Schiff über die Wellen, ein sanfter Wind trug es längs der Küste hin; da summte der Troubadour leise vor sich:

Sein Schifflein schwimmt über die Fluthen,
und führe ihn nimmer zurück.

Jetzt ward es Nacht; nur das Sternenlicht, in den schaukelnden Wellen sich brechend, verbreitete noch einen magischen Schimmer. Eintönig hallte das Schlagen der Ruder, schauerlich das Rauschen der Wellen an dem schaukelnden Schiffe. Keine Flöte, keine Schalmeie ertönte, kein froher Gesang unterbrach die Stille der Nacht. In so manche Brust hatte das Schicksal seine lastenden Schmerzen gelegt, daß sie nicht aufathmen konnten in Luft; so schwamm das Schiff über den Golf von Marseille, wandte sich dann links, und als es nach langer Fahrt dem alten einsamen Wartthurme vorüber kam, nahte es sich dem Lande, an dessen Ufer eine dunkle Masse immer deutlicher aus dem Grau der Nacht hervortrat. Jetzt gewahrte man ein einsames Licht, und als die Ruder, am nahen Ziele ihrer Fahrt recht emsig geführt, mit doppelter Kraft die Wellen theilten, schallte von oben eines Thurmwarts Horn, mehrere Lichter wurden sichtbar, und Thürme und Mauern traten aus dem Dunkel hervor.

In einer Bucht, über welcher sich der Felsen mit seiner alten Burg wie ein Riese erhob, landete das Schiff; der Troubadour und Klotilde stiegen, von Bewaffneten streng beobachtet, die in den Felsen gehauene Treppe in mancherlei Krümmungen hinauf, und als sie an der Zugbrücke standen, sank sie nieder, die Pforte rasselte auf und schloß sich hinter ihnen.

Der Troubadour und seine Tochter wurden über einen Hof, der von Fackelschein erleuchtet war, in ein Zimmer der Burg gebracht, wo sie wohl einige Stunden verweilen mußten, bis ein alter mürrischer Mann ein-

trat, und ihnen zu folgen befahl. Durch mehrere Gänge gelangten sie bis an einen Thurm; eine Wendeltreppe führte von hier in die unteren Gewölbe, und erst, nachdem sie einige Stufen hinabgestiegen waren, hielt ihr Führer an, öffnete eine Thür, und sie traten in ein rundes von einer in der Mitte herabhängenden Ampel sattsam erleuchtetes Gemach. Hier verließ sie der Führer, die eiserne Thüre schloß sich, sie waren der Freiheit nun gänzlich beraubt.

Während Klotilde in unnennbarem Schmerze sinnend auf einem Sessel saß, besah der Troubadour seine neue Wohnung. Zwar tief unter der Erde von keinem Licht' erhellt, als dem der Ampel, nur durch eine Oeffnung im Gewölbe von einem erfrischenden Luftzug erquickt, hatte dies Gemach nicht das Fürchterliche der Burgverließe damaliger Zeit. Hoch und geräumig, die Wände getäfelt, der Hausrath nicht ärmlich, schien es eher der Gastfreundschaft anzugehören, als der Tyranney, und selbst das Lager war weich und einladend. Ein Krug mit Wein stand auf dem Tische, kaltes Fleisch und Brod daneben, so daß man sah, daß der hier Gefangene seine Tage wohl in Haft, aber nicht im Elende verbringen sollte.

Klotilde merkte von dem allem nichts. An Robert denkend war es ihr gleichgültig, ob sie auf hartem Steine, ob sie auf weichem Pfühle ruhe; sie zürnte ihm, daß er sie in dem einfachen Gewande eines armen Fischers hintergangen habe. Dachte sie aber, was er für sie gewagt, entbehrt habe, so fand sie in dieser Täuschung den höchsten Beweis seiner Liebe, und bald vereinigten

sich alle Gefühle ihres aufgeregten Gemüthes in dem einzigen Gefühle der Besorgniß um das Schicksal des Geliebten; an ihre eigene Noth nicht denkend, bangte sie nur um ihn.

Der Troubadour hingegen dachte nur an ihr Schicksal, ihn kümmerte Robert nicht, denn war ihm der Stand des armen Fischers zu gering für die herrliche Jungfrau gewesen, hätte er dem Fischer doch eher seinen Segen gegeben, als dem Sohne Wilhelm d'Esparrons. Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, schöpfte er aus dem bequemen, fast freundlich eingerichteten Kerker, er ließ ihn hoffen, der Vicomte habe nicht alle menschliche Empfindung unterdrückt; der Tochter seine Hoffnung mittheilend sprach er ihr Muth ein.

Doch dieser hatte sich bei ihrem Sinnen über ihr Schicksal ein Gedanke entwickelt, der ihr allen Muth wiedergab. Hatte sie nicht an jenem Unglückstage dem Vater versprochen, sich von Roberts Herzen loszureißen, konnte ihr dieser Tag wohl Schrecklicheres bringen, als sie sich selbst bereiten sollte? Getrennt war sie zwar von ihm, Riegel, Schloß und Mauern lagen zwischen ihr und dem Geliebten, aber ihr Herz gehörte noch ihm, noch durfte sie ihn den Ihrigen nennen, noch war das Band nicht zerrissen, das sie aneinander knüpfte. Sie fühlte sich glücklicher, gewaltsam von ihm getrennt zu seyn, als hätte ihre Hand den Liebeskranz zerpflückt. Frei, unverhohlen theilte sie dem Vater ihre Empfindungen mit, er lächelte, und freute sich über die Täuschung, die sie sich selbst bereitete.

Gestärkt durch diesen Glauben, warf sie sich auf ihr

Ruhebett, und der Schlaf, dieser freundliche, sorgliche Begleiter der Jugend, wiegte so lange das gramerfüllte Herz, bis das Auge sich schloß, dem Traume die Pforten zu öffnen und den Kummer in Vergessenheit zu senken.

Der Troubadour stand von schmerzlichem Gefühle durchschauert vor ihr. Der Gram hatte von ihren Wangen die Rosen genommen, bleich lag sie, als ruhe sie im Arme des Todes; aber sie schlief so sanft, in ihrem Busen wogte das Leben auf und ab, auf ihrem Munde schwebte ein wehmüthiges Lächeln, ihre Hand ruhte auf dem schlagenden Herzen, sie war das Bild eines entschlafenen Engels. „Sie lebt ja," sagte der Troubadour leise für sich, „sie lebt, und wird will's Gott mir die Augen zudrücken, die mich heute so sehr schmerzen." Da rasselten die Riegel, die Thür öffnete sich. „Ach stört sie nicht, stört ihren Schlummer nicht," bat er leise. Es war d'Esparron, der eintrat, ernst war sein Blick, stolz seine Haltung. Als er sprechen wollte, zeigte der Troubadour auf die immer noch Schlummernde, d'Esparron winkte seinen Begleitern zurückzubleiben, und trat vor das entschlafene Mädchen.

Erschrocken fuhr er bei ihrem Anblicke zurück; als träte ein Geist vor ihn, so starr, so unverwandt sah er nach dem Lager, faßte des Troubadours Hand, und zog ihn von der Slummernden hinweg.

„Was ist Euch?" fragte dieser.

„Eine finstere Erinnerung trat vor mich." Der Troubadour ahnete, was ihm sei, und bangte davor. „D'Esparron," sagte er jetzt, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. „Wer Euch ein Recht gab, mein

Kind herzuführen, weiß ich nicht; doch will ich Euch deshalb meinen Dank, daß Ihr uns ein menschliches Gefängniß angewiesen, nicht entziehen." — D'Esparron schwieg, sein Auge sah verstört umher.

„So wie ich Euch kennen lernte, konnte ich dies nicht erwarten. Seit jener Nacht, wo ich Euch neben der Entseelten zum erstenmale sah — "

„Schweigt," unterbrach ihn der Vicomte schnell, während er sich zu sammeln suchte, und mit starrem Blicke auf die schlafende Jungfrau zeigte. — „Troubadour!" fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „habt Ihr Wünsche, habt Ihr Bedürfnisse, nennt sie Eurem Wächter, es soll Euch hier nichts fehlen, als die Freiheit, und dieser habt Ihr freiwillig entsagt. Betrachtet Euch als meinen Gast, und nur Eure Tochter als meine Gefangene. „Aber," fuhr er mit strengem Ernste fort, „alle Verbindung mit meinem Sohne ist Euch untersagt, streng untersagt, jeden Versuch, Euch zu befreien, müßtet Ihr theuer bezahlen, dann würde meine Milde zur furchtbarsten Rache, und diese habt Ihr kennen gelernt!" — Ohne noch einen Blick auf die Jungfrau zu werfen, verließ er schnell den Kerker.

6.

Schweigend standen Vater und Sohn in dem hohen Rüstsaale sich gegenüber, Robert düster vor sich hinstarrend, der Alte den ernsten, finstern Blick streng auf denselben gerichtet.

„Ist das Euer unabänderlicher Wille, mein Vater?"

fragte jetzt der Jüngling, den Blick kühn empor he-bend.

„Er ist es!“

„Und ist Euer Herz verschlossen vor den Bitten des Sohnes?“

Der Vater schwieg.

„Ist jeder Funken von Liebe aus Eurer Vaterbrust gewichen? — Soll um eines thörichten Wahnes willen Eures Sohnes Glück zertrümmert seyn; soll Euer Stamm mit mir enden?“

„Jene ehrwürdigen Bilder mögen Dir Antwort geben,“ erwiederte der Greis, indem er auf die Gemälde der Ahnen zeigte, die in ununterbrochener Folge von den Zeiten Hugo Kapets bis jetzt hier vereinigt hingen.

Der Sohn schwieg. — Der Vater trat vor eines der Gemälde und schien diesem seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Plötzlich näherte sich ihm Robert. „Lebt wohl, Vater!“ sagte er ernst, ihm die Hand reichend.

„Wohin?“ fragte dieser mit kalter Ruhe.

„Dahin,“ entgegnete jener, „wo keine Vaterhand des Sohnes Herz zerreißt, wo die Hand der Enkelin eines alten Troubadours aus adlichem Geschlechte so viel Werth hat, als die Hand der reichen Erbin aus Languedoc, wo keine Blutschuld den Fluch herbei ruft, der wie ein Pesthauch über das sündige Geschlecht fährt, und den Vater trennt von seinem einzigen Kinde.“

Mit grimmigem, zermalmendem Blicke sah der Alte dem Zürnenden in das flammende Auge.

„Vater!“ fuhr dieser fort. „Ihr selbst habt Euch

losgerissen von mir, und mich berufen, die mahnende Stimme der Vergeltung zu seyn. Ich habe auf meinen Knieen Euch um Erbarmen gefleht, Ihr habt mich verstoßen; ich habe die Tage Euch zurück gerufen, wo meine Pflege, meine Liebe, meine innige kindliche Liebe die bösen Geister verscheuchte, die um Euer Krankenlager sich versammelt hatten, — Ihr habt dieser Erinnerung gespottet. Nun rufe ich Euch zu mit Worten, die, wie die Pfeile der Araber, ihr Ziel nie fehlen: denkt an d'Ajout, Grafen von Sault, und lebt wohl!" Er wandte dem Vater den Rücken und ging.

Ruhig trat dieser ans Fenster, nahm das Hifthorn von seiner Schulter und gab ein Zeichen; da schloß sich das Fallgatter, die Zugbrücke rasselte auf, der Sohn kehrte zurück.

Mit kalter Ruhe nahm er das Schwert aus dem Wehrgehenk, legte es auf den eichenen Tisch und sagte: „Ich kenne das Zeichen, ich kenne den Ruf. Die Pforte ist geschlossen, der Weg ist versperrt, ich bin ein Gefangener auf der Burg meiner Väter — darum lege ich freiwillig meine Waffe ab, und frage Euch: In welchen Kerker soll ich wandern?"

Noch hielt der Alte seine Wuth zurück. „Du weißt, sagte er ernst, daß ich mein Wort gab, Dich mit Adelaiden von Guiche zu verloben, Du selbst schienst mit dieser Verbindung zufrieden. Mein Wort breche ich nicht."

„Und ich nicht das meine!" erwiederte Robert.

„Nun dann!" rief der Alte, und mäßigte seinen Zorn nicht mehr. „Nun dann, Festigkeit gegen Trotz!" Er rief den Kastellan des Schlosses. „Bringt diesen in

den Thurm gegen Morgen!" Der alte Diener zögerte, doch ein Blick aus den Augen des Furchtbaren, und er befolgte schweigend den Befehl.

Am anderen Morgen berichtete dieser, der Gefangene habe die Speise verschmäht, den Wein noch nicht berührt.

Der Vicomte lachte. Den folgenden Morgen wiederholte er diese Meldung, d'Esparron lächelte; am dritten und vierten Morgen aber, als er die nämliche Kunde brachte, schwieg der Alte, und sein Auge wich dem Auge des Dieners aus, in welchem er eine Thräne schwimmen sah. Als dieser aber am anderen Tage berichtete, der Sohn liege matt und hinfällig auf seinem Lager, habe die ganze Zeit nicht Speise, nicht Trank genossen, da löste sich die Rinde vom Herzen des Vaters. Er ging hin zu dem Sohne, es war ja sein einziges Kind. „Robert," sagte er mit gepreßter Stimme, „was beginnst Du?"

„Trotz gegen Festigkeit," erwiederte dieser, und wendete sein bleiches Gesicht vom Vater ab.

„Und was forderst Du von mir?" fragte dieser, halb mit Unmuth, halb wehmüthig.

„Die Freiheit!"

„So folge mir." Mit Mühe hob sich der sonst so rüstige Jüngling vom Lager und folgte.

„Wohin willst Du gehen?" fragte der Vater. Robert schwieg.

„Kann nichts Dich zurückhalten!" fuhr jener fort.

„Klotildens Hand!"

„So zieh!"

„Darf ich sie nicht noch einmal sehen, Vater?"

„Nein!" erwiederte dieser streng. „Geh und leb' wohl!" Er reichte dem Sohne die Hand, dieser küßte und drückte sie an sein Herz. „Lebt wohl, Vater!" Aber ehe die Thür sich hinter ihm schloß, wandte er sich noch einmal. „Vater," sagte er feierlich, „ihr Tod ist auch der meine!" — Er ging, und bald sah man ihn auf seinem Streitrosse, nur von einem Diener begleitet, über die Zugbrücke reiten.

Der Troubadour hatte indessen seine Tage mit Ergebung verlebt, Klotilde schien beruhigt und freute sich, daß sich der Vater an Speis' und Trank erquickte, oft die Harfe wieder ergriff, und zuweilen zu ihren Tönen sogar ein Lied der Freude anstimmte; beide bargen jedoch unter heiterer Außenseite ein kummervolles Gemüth. So oft der Troubadour den Becher leerte, gedachte er des Freundes, es blutete ihm das Herz, und nur mit Mühe konnte er die Thränen zurückhalten; schlummerte aber Klotilde, dann rann die Thräne unaufhaltsam herab, und hier auf der Burg des Feindes, von dessen Weine trinkend, von dessen Brode essend, hatte der Schmerz doppelte Kraft, die Sehnsucht doppelte Schwingen. Auch that das Licht der Lampe seinen Augen wehe, der stete Wiederschein an den getäfelten Wänden, das beständig flackernde Licht, war ihnen nicht wohlthuend, und schon in den ersten Wochen mußte er oft die Binde vor den Augen tragen. „Ach!" seufzte er dann, „säß ich nur jetzt auf dem Felsen am Meere, und die Sehnsucht zög mich hinüber über die tobenden Wogen, und meine Saiten rauschten melodisch zu dem Brausen der Wellen, dann wär' ich

blind wie jener alte Sänger, aber fesſellos, ſo ſchwänge mein Geiſt ſich auf zu den Sphären; ich wäre blind, aber frei."

Auch Klotilde verbarg den Schmerz in ihrer wogenden Bruſt. Sie kannte die Verhältniſſe des Lebens zu wenig, um es ſich möglich zu denken, Robert könne ihr nicht naben, ſich ihr nicht kund thun mit Wort, Schrift oder Geſang. Sie hielt ihn, wo nicht treulos, doch nicht feſt im Glauben und Liebe. Gedachte ſie dann, wie ſie ſelbſt noch vor wenigen Tagen ihn hatte aufgeben, die Bande ihrer Liebe zerreißen wollen, da war ſie faſt gewiß, daß die Thränen ſeines Vaters ihn bewogen hätten, ihr zu entſagen. Wie glühte daher ihre Wange, wie pochte ihr Herz, als eines Mittags der Wärter mit den Speiſen eintrat, und die eintönigen Worte ſprach: „Man läßt Euch grüßen, Jungfrau!" Zwar konnte kein Bitten, kein Schmeicheln den alten mürriſchen Mann vermögen, ihr zu ſagen, von wem der Gruß komme, aber ihr Herz ſagte es ihr ja, was bedurfte es da noch weitere Kunde.

Täglich wiederholte der Alte ſeinen Gruß, ſelbſt als Robert ſchon fern von der Burg war, trieb ihn das Mitleid, ihn der Harrenden zu bringen, denn er ſah wohl, ſeit dem Gruße mundeten der Jungfrau die Speiſen, und auf ihre Wangen kehrte die Friſche der Jugend wieder.

„Vater!" rief ſie eines Tages, als der Alte eben das Lied der Sehnſucht geſungen, und ſich auf die Harfe gelehnt, „Vater, weinet nicht, ich ſehe unter der Binde die Thränen hervorquellen. Weinet nicht, mir ſagt eine

ahnende Stimme, alles wird sich noch glücklich gestalten, wir sehen unser Hüttchen wieder."

„Ich nicht, mein Kind, mein Auge wird trübe. — Gott ist barmherzig! — Als ich mit frohem heiteren Sinne mich umschauen konnte in seiner Schöpfung, da sah mein Auge so hell, so weit, nichts entging mir; was des Falken Blick erspähen konnte, sah auch ich; und jetzt, wo nur die Wände des einsamen Kerkers sich meinem Auge zeigen, wo nichts mir mehr entgegen tritt, das mich erfreuen könnte, wo selbst Dein Liebreiz, Du holdes Wesen, mich nur betrüben müßte, da erst schließt sich mein Auge. Ich bin darüber getröstet, und habe mich in mein dunkles Schicksal ergeben. Nur meine Hütte mögte ich noch einmal sehen, sie, die mir der Freund erbaute! Doch, kann ich sie auch nicht mehr sehen, sind einst die Pforten der Freiheit wieder geöffnet, leitest Du mich hin, und ich tappe umher, und meine Hand wird zum Auge, sie führt dem schaffenden Geiste alles vor. Schon jetzt, wenn die Binde das Auge deckt, und Du mir den Becher zum Nachttrunk reichst, berühre ich ihn von allen Seiten, fühle am Rande nach den Ranken von Weinreben, die ihn umwinden, und tiefer unten nach dem Leuen im Wappen der d'Ajouts. Aber kehren wir einst zurück, wird nichts mehr seyn, wie es war. Leer wird die Hütte stehen, und ausgeplündert, das Gärtchen zertreten, der Ulmbaum umgehauen, dieser freundliche treue Spender kühlender Erquickung. Nur den Felsen werden meine Tritte finden, und das Meer wird mein Ohr vernehmen mit seinem Brausen und Toben, und der Sturm wird über mir heulen, und in meinen grauen Locken sausen.

denn was des Herrn mächtige Hand schuf, vermag die schwache Hand des Menschen nicht zu verrücken! — Laß Deine Thränen, Klotilde, eines finden wir doch noch wieder, eines, woran meine schwache Hand jahrelang gemeisselt hat, — mein stilles Ruhebett am Abhange des Felsens, das haben sie mir gelassen!"

Er nahm die Harfe und stürmte in ihre Saiten. Oft rief sie ihm dann neuen Schmerz hervor, öfter aber entführte sie den Sänger auf ihren Tönen in das Reich der Begeisterung. Schmerz und Kummer war dann vergessen, eine selbstgeschaffene herrliche Welt umgab ihn, und der Gesang träufelte Balsam in den Becher des Schicksals.

7.

Robert, welcher sich von der väterlichen Burg nach Marseille gewandt hatte, ließ daselbst den Diener und die Rosse zurück, bestieg einen Kahn, und fuhr in trüber Stimmung nach seiner Fischerhütte. Hier fand er Bastian, der es nicht gewagt, mit ihm auf die Burg zurückzukehren, während dieser Zeit die Hütte des Troubadours sorgfältig gehütet, das Gärtchen gepflegt, und das ganze freundliche Asyl in einer Verfassung erhalten hatte, daß man die Abwesenheit des Besitzers nicht bemerken konnte. Groß war daher die Freude des treuen Dieners, als er den Kahn landen, und seinen guten Herrn aussteigen sah, aber der Anblick desselben milderte sie schnell. Bleich und abgehärmt trat er ihm entgegen, reichte ihm schweigend die Hand, beantwortete nur kurz die theilnehmenden Fragen, und eilte in die Fischerhütte,

um sie bald wieder in sichtbarer Unruhe zu verlassen. Sein Auge fand schnell des Troubadours Hütte, unwillkührlich zog es ihn hin unter die freundlichen Zeugen seiner seligsten Stunden. Da saß er traurig unter dem Mandelbaume, trank aus dem murmelnden Quell, aus dem sie so oft ihm Kühlung geschöpft, setzte sich auf die Bank, wo sein holdes Mädchen noch am letzten Abend, der vollen Gluth jungfräulicher Liebe sich hingebend, in seinen Armen geruht hatte. Die lieblichsten Erinnerungen fesselten ihn mit den holdesten Bildern, aber noch länger wollte er ihn träumen, den Traum der schönen Vergangenheit, und eilig, als erwarte ihn das Ziel seiner Wünsche, klimmte er den Felsen hinan, Bastian folgte ihm. Alles fand Robert hier wie an jenem Unglückstage, den alten Tisch, den Stuhl mit seinem Schnitzwerke, Klotildens kleinen Spiegel, der ihr die liebliche Gestalt so treu wiedergab. — Da lag noch das für ihn angefangene Netz, und auf der Truhe das Bild ihrer Mutter. Lange betrachtete er dies, es war ihm, als säh' er Klotilde, nur war die Mutter ernster, mehr Würde thronte auf ihrer Stirn, weniger Lieblichkeit um ihren Mund, auch schien sie älter an Jahren gewesen zu seyn, da sie gemalt wurde, als die Jungfrau. Selbst das Pilgergewand, das ihren zarten Gliederbau deckte, ließ noch deutlich sehen, daß die Natur auch ihr Klotildens nymphenhafte Gestalt zum Weihegeschenk gegeben habe. An das Herz drückte er das kleine Gemälde, und legte dann das Heiligthum wieder an seine Stelle. Alles fand er in der kleinen Hütte in bester Ordnung, nur die Saiten ihrer Laute waren gesprungen. Ach,

wenn er gewußt, welches Lied sie zum letztenmale begleitet, er hätte noch mehr um sie getrauert.

„So finde ich denn alles noch, wie ich es verlassen!“ rief er aus, „nur sie fehlt, und mit ihr der Liebreiz, der wie Rosengluth alles, was sie umgab, belebte und verschönte. Klotilde fehlt, und mit ihr — das Leben.“

Von Schmerz gefoltert ging er nach dem Gärtchen. Die Rose, die sie ihm an jenem Tage gegeben, war zwar verwelkt, doch hatte er sie sorgsam verwahrt; wehmüthig blickte er auf den Strauch, von dem sie gepflückt worden. Da flatterte es in den Zweigen, die Nachtigall lockte, sie girrte und flötete das Lied der Klage. „Trauerst auch Du, Sängerin der Liebe!“ rief er aus. „Singe nur durch die schweigende Nacht, sie vernimmt Deine Klage nicht, singe bis zur Morgenröthe, die schönste der Blumen erschließt sich nicht in ihrem jugendlichen Strahle, sie trauert im Kerker, sie trauert und welkt!“

Nach dem Ulmbaume zog es ihn jetzt. Dort setzte er sich auf die Klippe am Felsenhange, wo er an ihrer Seite der Erzählung des Troubadours so aufmerksam, und mit so streitenden Gefühlen zugehört hatte. Es war ihm, als müsse sie noch kommen, sich zu ihm setzen, ihn mit ihren Armen umschlingen; aber der Abendstern kam, Klotilde nicht! — Der Mond stieg auf hinter den Bergen, sie kam nicht in ihrem Glanze, sie, herrlicher als Sterne und Mond. — Traurig kehrte er zurück.

Am andern Morgen wallfahrte er wieder nach der Hütte, setzte sich an das Fensterchen, wo sie immer zu sitzen pflegte, und träumte dann liebliche Träume; jede Stunde, die er sich leben durfte, verlebte er hier. Doch

schwärmte er viel in der umliegenden Gegend umher, sein Streitroß mußte zu mancher Burg ihn tragen, wo seine Freunde und Waffenbrüder wohnten, welche er zu einem Ritt, seine Geliebte zu befreien, aufforderte. Diese, ohne zu wissen, daß sie in der Gewalt seines Vaters sey, gelobten ihm ihren Beistand. Auch hatte er auf des Vaters Burg mehrere Diener, auf deren Treue er sich verlassen zu können glaubte; sie sollten ihm bei Nachtzeit das Thor öffnen, er wollte dann mit seinen Freunden einziehen, den Vater überfallen, und so ohne Blutvergießen Klotilde befreien.

Schon hatte er ein wackeres Häufchen geworben, an dreißig Lanzen mit ihren Knechten waren zu dem Zuge bereit, und diese Zahl hinreichend, da nur wenige Reisige die Burg bewachten, und er unter diesen so manchen ihm Getreuen zählte. Immer hoffte er, sein Vater solle, wenn auch nur auf einige Tage, das Schloß verlassen; es hatte für ihn etwas Abschreckendes, Empörendes, das Schwert in der Hand, gegen den Vater zu treten, aber der Vicomte war, seit der Troubadour und seine Tochter dort gefangen saßen, noch keine Stunde von der Burg gewichen.

Ungeduldig beschloß er endlich, nur noch die letzte Nachricht abzuwarten, und dann zur Ausführung zu schreiten. Diese Nachricht erwartete er heute in der Hütte des Troubadours. Schon mochte es Mitternacht seyn, und der Bote war noch nicht da. Bastian, der schon mehreremale, aber vergebens, auf der Straße von Marseille ihm entgegen gegangen war, hatte sich deshalb eben jetzt wieder entfernt, und Robert war allein. Er

ſetzte ſich, des langen Harrens müde, auf ihren Seſſel am Fenſter, ſchloß die Augen, und an ſie, nur an ſie denkend, vergaß er Leiden und Schmerz. Alles war ſtill; nur der Nachtwind, der zu ſtürmen begann, rauſchte in den Zweigen der Ulme, das Meer brauſte, der Regen ſchlug an die klirrenden Fenſter, ein einſames Heimchen zirpte eintönig an dem alten Kamine, und die matt glimmende Lampe warf nur einen düſteren Schein. Robert, an Klotilde denkend, bemerkte es nicht; in ſeinen Gedanken verſunken, ſah er nur den zürnenden Vater, hörte er nur den Jammer der Geliebten. Da pochte es dreimal an die Hütte. Robert fuhr erſchrocken auf; muthig im Kampfe, war ihm doch die Stunde der Mitternacht ſchaurig. Da pochte es wieder, — ſein Haar ſträubte ſich, — er nahm Schwert und Lampe, öffnete die Thür, und eine hagere lange Geſtalt, mit tiefliegenden blitzenden Augen, trat ihm im Pilgergewande entgegen.

„Wer ſeid Ihr?“ rief Robert.

„Und wer biſt Du?“ fragte der Pilger.

„Ich bin Robert d'Eſparron, und nun gieb auch mir Antwort, wer Du biſt, und wen Du hier ſuchſt?“

„Seid Ihr der Sohn Wilhelm d'Eſparrons?“ fragte der Pilger ſchnell.

„Der bin ich, unbeſcheidener Frager,“ erwiederte der Jüngling unmuthig, „und nun iſt es an Euch, Pilger, mir zu antworten.“

Während dieſer Rede ſah man, wie dieſer mit äußerſter Kraft ſich zu mäßigen ſuchte. „Ritter d'Eſparron,“ begann er, „ich bin ein Edler aus der Dauphiné, den eine raſche That nach Paläſtina trieb, dort

an heiliger Stätte für ſein Verbrechen die Sühne zu empfangen. Ein Gelübde verbietet mir, meinen Namen zu nennen, bis mich dieſer Stab zu dem Heerde meiner Väter zurückgebracht, und ich dies Gewand abgelegt habe. Ich wollte auf meiner Wallfahrt nicht der Hütte meines einzigen noch übrigen Verwandten, des alten Troubadours Pierre Jacquelin, gemeinhin nur Pierre Jacques genannt, vorbeigehen, ich wollte ihn beſuchen, einen Becher mit ihm leeren, und die alten Lieder noch einmal vernehmen, die ihm bei den ſchönen Frauen der Provence einſt ſo manche freundliche Aufnahme erwarben. Nachdem ich daher nach vieler Mühe und Gefahr in Marſeille gelandet, iſt meine erſte Wallfahrt auf heimathlichem Boden hieher, und ſtatt ſeiner finde ich Euch. Könnt Ihr mir nicht berichten, ob der Alte noch lebt, und wo er hauſt?“

Robert, für den der Wortkarge plötzlich zum Schwätzer geworden war, wußte nicht, was er ihm beichten ſollte, des Pilgers Blick war ſo unſtät, bald freundlich und gleichmüthig, bald ſchien ein wildes Feuer aus ſeinen Augen zu blitzen. „Der Troubadour iſt plötzlich verſchwunden,“ ſagte er gleichgültig ſcheinend. „Vor mehreren Wochen fand man am Morgen die Hütte leer. Doch Ihr, Herr Ritter aus der Dauphiné, ſcheint ermüdet, ſetzt Euch.“

Der Pilger nahm in dem Armſeſſel Platz, und der ernſte Blick verſchwand nach und nach, die ſcharfen Züge ſeines Geſichtes wurden weich. Er ſah wehmüthig und lächelnd, doch ſinnend vor ſich hin.

„Wollt Ihr nicht einen Trunk Wein?“ fragte jetzt Robert, ihm den Becher reichend.

„Ich danke Euch,“ erwiederte der Fremde, aus seinen Gedanken aufgeschreckt, und schob den Becher mit Unwillen von sich.

„Herr Ritter aus der Dauphiné, Ihr scheint auf Euren Wanderungen die so löblichen Sitten unseres Landes vergessen zu haben,“ fuhr Robert heftig auf. „In der Provence verweigert man auf diese Weise einem Ehrenmanne den Becher nicht.“

Der Pilger erhob sich mit Hast, setzte sich jedoch langsam wieder nieder. „Verzeiht, junger Mann, sagte er, wenn ich vielleicht rauh zurückwies, was ich wohl hätte freundlicher thun sollen. Ich trinke nicht Wein, und meine Gedanken waren in diesem Augenblicke fern, weit von hier. Verzeiht!“

Er öffnete das Fenster und sah gen Abend, wo die alte zertrümmerte Veste schauerlich im Mondlichte erglänzte. „Liegt diese Burg, die der Mond trotz des Unwetters so herrlich beleuchtet, schon lange in Trümmern?“ fragte er; es muß ein herrliches festes Schloß gewesen seyn.“

Robert schien des Alten Rede nicht vernommen zu haben.

„Ich frage Euch, Ritter d'Esparron,“ wiederholte der Pilger, „liegt diese Burg schon lange in Trümmern?“

„So lange ich ein Roß tummeln, eine Lanze schwingen kann, erinnere ich mich, sie nur so gesehen zu haben.“

„Ihr Anblick muß Euch kein trauriges Gefühl zurückgelassen haben, sonst würdet Ihr nicht so gern, wie es scheint in ihrer Nähe seyn," begann der Pilger von neuem. „Auch verzeiht mir, wenn ich Euch frage, wie kommt Ihr um diese Zeit in Pierre Jacquelins Wohnung, wo ich alles so wohl aufgeräumt und in Ordnung finde, als habe sich der Hausherr erst seit ein paar Stunden zur Ruhe gelegt. Was führt Euch hieher, edler Herr?"

Robert war verlegen, er fühlte eine Art Scheu vor dem Pilger, es lag in des alten Mannes Blick so viel Abstoßendes, daß er ihm unmöglich sein Herz öffnen konnte. „Ich war sein Freund," sagte er endlich, „mich ergötzten seine Lieder, ich leerte manchen Becher mit ihm, und saß oft da draußen unter dem Ulmbaume an seiner Seite. Da hörte ich von seinem Verschwinden; Sarazenen sollen ihn über das Meer geschleppt haben. — Ich eilte hieher, ließ die Hütte, damit das kleine Eigenthum des Troubadours erhalten würde, durch einen meiner Diener bewachen, fand mich heute hier von der Nacht überrascht und blieb.

„So müßte ich Euch wohl für die Sorgfalt danken, mit welcher Ihr das Eigenthum meines Verwandten beschützt, Ritter d'Esparron!" sagte der Pilger, nachdem er einen durchdringenden Blick auf ihn heftete. „Aber fast sollte es mir unmöglich dünken, daß hieher, so nahe einer volkreichen Stadt, an die Küste des mächtigen Frankreichs Sarazenen gedrungen wären, um einen alten Troubadour wegzuführen."

Da trat Bastian in die Hütte, und war nicht wenig erstaunt, einen Fremden hier zu finden. „Herr!" sagte

er, ſich ſchnell faſſend, und winkte Robert, ihm zu folgen; dieſer ſtand auf.

„Edler Herr aus der Dauphiné," wendete er ſich zu dem Pilger, „ich muß Euch für heute verlaſſen, mich rufen dringende Geſchäfte. Mein Diener wird zurückkehren, für Speiſe, Trank und ein Lager ſorgen, da Ihr doch gewiß heute Nacht hier zu bleiben gedenkt."

„Heute Nacht, morgen, und ſo lange es mir beliebt," erwiederte der Pilger mit Stolz.

„Wie Ihr wollt," ſagte Robert. „Gehabt Euch wohl!" Er verließ die Hütte, Baſtian begleitete ihn.

Der Pilgersmann ſtand nun allein. Starr ſah er nach dem alten Seſſel, wo er die in Taxusholz geſchnittene Harfe gar wohl wieder erkannte, wehmüthig auf den kleinen Kamin, wo das Olivenholz ſo oft hell geflammt, und zu dem Liede des Troubadours praſſelnd in die Höhe geſtiegen war. Und wie er nun noch ſo bald hier, bald dahin, überall das Alte, überall die freundliche Erinnerung vergangener glücklicher Tage wieder fand, da flackerte das Lämpchen hell auf und verloſch.

„Auch dies nicht," ſagte er bitter lachend, „auch die Freuden der Erinnerung gönnſt Du mir nicht einmal, neidiſches Schickſal!"

Er verließ die Hütte und trat unter den Ulmbaum. Hier mußte wohl ſein Lieblingsplätzchen geweſen ſeyn, denn als er unter ſeinen breiten, vom Sturm bewegten Aeſten ſtand, den Blick nach den Trümmern der monderhellten Burg der Grafen von Sault wendete, warf er ſich auf die Knie, faltete die Hände, — und als er ſein

inniges Gebet schon lange beendet, beugte er noch sein Haupt auf den Felsensitz, und lag in Schmerz versunken.

Der Sturm war heftiger geworden; die Wolken, die er dem Monde vorübergejagt, hatten sich in Süden gesammelt, das Meer ging hoch, die Wellen tobten den Felsen hinan. Der Mond verbarg sein leuchtendes Antlitz, der Regen rauschte nieder, die Natur schien empört. — Der Pilger kniete noch, noch ruhte das Haupt in seinen Händen auf dem harten Steine, das Toben der empörten Natur schien das Toben seines Innern nicht zu überstimmen. Er hörte den Donner nicht, der in der Ferne rollte, er sah die Blitze nicht, die an den dunkeln Wolken zackig herabfuhren. Nur seinen Schmerz fühlte, nur die Stimme der Rache hörte, nur die Trümmer seiner Burg sah Rostan d'Ajeut, Graf von Sault.

Das Gewitter kam näher, lauter krachte der Donner, rascher, heller fuhren die Blitze hernieder, der Sturm trieb die Unwetter zusammen. Wie zwei feindliche Geister auf Wolken reitend, stürzten sie aneinander, schleuderten ihre Blitze, entladeten ihre Wasser. Da fuhr der Pilger, von dem Kampf der Elemente endlich aus seinem Schmerzensschlaf erweckt, auf, und sah zürnend nach den leuchtenden Wolken. „Ist denn keiner der unzähligen Strahlen für mich, daß ich ihn nach Montcallier schleudere? Ist denn kein Donner für mich, des Feindes Veste in ihren Trümmern zu erschüttern? Zieht ihr ruhig vorüber über des Frevlers Haupt, und trifft ihn kein tödtender Blitz? Nein!" rief er aus. — „In meiner Hand liegt sein Tod, aus meinem Schwerte

ſoll der zermalmende Strahl flammen!" Seine Rechte hatte er erhoben, und ſtreckte ſie in den Sturm. So ſtand er, eine furchtbare Geſtalt, in den Wettern der Nacht; wild jagte der Sturm das weite Pilgergewand, der lange Bart wogte im Winde, und wie ein Geiſt der Nacht, der, ſich auf des Sturmes Flügeln ſchwingend, ſeine wilde Fahrt durch die Lüfte beginnen will, ſo ſtand der Alte, als wolle er aufſchweben zu den Gewitterwolken, als wolle er hinüber mit ihnen zu des Feindes Burg.

Aber ſchwach und gering iſt des Menſchen Kraft, des Geiſtes Muth erlahmt an dem Irdiſchen. Nicht gleichen Flug vermag des Körpers Gebrechlichkeit mit den Schwingen des Willens zu halten. Gegen die Elemente, gegen dieſe furchtbaren Boten des Herrn, iſt des Menſchen Kraft ein ſchwankendes Rohr im Sturme. — Noch rollte der Donner, noch leuchteten die Blitze, noch brüllte der Sturm, brauſten die Wellen, und des Pilgers Arm, den er nach den Blitzen geſtreckt, ſie zu erfaſſen, ſank ſchon kraftlos; er ſelbſt warf ſich abgeſpannt auf den Felsſitz, und die Wuth der Kraft löſte ſich in Thränen der Wehmuth auf.

„Alles, alles iſt hin!" rief er. „Weib und Kind, alle hat der Feind mir erſchlagen! Die Burg iſt zertrümmert, des Freundes Hütte leer, und der Greis ſteht allein, den furchtbaren Schwur zu erfüllen. Ach! ſo verlaſſen zu ſeyn, nichts mehr zu haben, woran das Herz hängt, nichts als den blutigen Dolch der Rache, das iſt furchtbar! Weib und Kind, alle, alle hat er mir erſchlagen, nicht die treue Gattin iſt mir geblieben, nicht der muntere Knabe, nicht das holde, liebliche

Mädchen. Ein Bettler steh' ich hier, mit Crösus Schätzen beladen, ein Hungriger steh' ich an dem Seckel voll Edelsteine, und jammere um einen Bissen Brod; kein Kind, nicht das Weib hat er mir gelassen, und auch den Freund haben sie mir genommen!

Ja!" fuhr er plötzlich auf. „Was dahin ist, ruft die Klage nicht zurück, keine Thräne wäscht die That hinweg, kein Seufzer weckt die Todten, kein Jammer hebt die Trümmer wieder empor, daß, wie einst, die Thürme kühn nach den Wolken die goldenen Fahnen strecken. Ja!" rief er, und ein Feuerstrahl durchzuckte ihn von neuem; „der Löwe lag in Ketten, er hat sie gebrochen, und steht brüllend vor der Höhle, die furchtbare Tatze gehoben. Der Löwe der d'Ajouts soll zu Grabe getragen werden mit mir, aber erst in des Feindes Blut seine Wuth kühlen. Weg Pilgergewand, weg Pilgerstab; Schwert und Panzer umgürtet, und dann zur That!"

Da fuhr ein Blitz dicht am Gestade in die tobenden Wellen, rasselnd begleitete ihn der Donner, hoch sprützte das Wasser in die Höhe, daß seine Tropfen des Greises nackten Scheitel näßten. „Weihst Du mich?" rief er jauchzend. — „Nun wohl, es geschehe!"

Ermattet kehrte er in die Hütte zurück und warf sich in den Sessel; eine kurze Stunde erquickte ihn der Schlaf, der ferne Donner, der immer schwächer und schwächer hallte, störte ihn nicht. — So fand ihn Bastian. „Auch ein Unglücklicher," sagte er theilnehmend, als er den Pilger entschlummert sah, dem der Schlaf die kummervollen Züge nicht erheiterte; — „möge er sanft

träumen." Er ging zur Küche, ein stärkendes Mahl zu bereiten, womit er den Alten bei seinem Erwachen zu erquicken gedachte.

8.

Bald wachte der Pilger wieder auf. Er sah Bastian vor sich, der theilnehmend fragte: ob er etwas begehre? und obgleich der Alte ihm herzlich dankte und nichts zu bedürfen vorgab, breitete er doch sein buntes Tuch auf den Tisch, setzte einen Napf mit kräftiger Suppe darauf, und in dem Wahne, der unglückliche Pilger, denn dafür hielt er ihn, habe gewiß seit langer Zeit nichts gegessen, setzte er ein dampfendes Gericht Seefische daneben, und brachte einen Krug Wein. — Der Pilgersmann lächelte über diese gutmüthige Sorgsamkeit, genoß nur wenig, und trat dann in die ihm wohlbekannte kleine Kammer, jetzt die stille Wiege von Klotildens süßen Träumen. Er wunderte sich, hier mehreres zu finden, das eine weibliche Hand verrieth; seine Neugierde wurde rege. Er fand das Bild ihrer Mutter. Ach, er kannte sie ja so gut, sie war ihm ja so theuer, so lieb gewesen; an seine Lippen, an sein Herz drückte er das liebe Bild, dort den Raub zu verwahren. Ach, dieses weckte die Vergangenheit so schmerzhaft, mehr als Hütte und Grab, mehr als die Trümmer seiner Burg! — Es wurde ihm zu enge in der Kammer, er eilte ins Freie.

Eine sanfte, kühle Morgenluft wehte ihn an, Kräuter und Blumen hauchten nach vorübergegangenem Ge-

witter ihre balsamischen Düfte in vollen Strömen aus. Der Thau erglänzte im Strahle der Frühlingssonne, und die Natur erquickte sich an der sanften Ruhe, die nach dem Wetter sich über die Fluren zu breiten pflegt. Das Meer, in seinen Tiefen erschüttert, ging noch hoch, und seine Wellen wälzten sich noch langsam über die am Gestade hervorragenden Klippen. Auch auf das Gemüth des Pilgers hatte diese Ruhe einen wohlthätigen Einfluß; ergeben in sein finsteres Geschick, blickte er hinüber nach seiner Burg, mit sanfterem Schmerz wandelte er im Gärtchen. Hier sah er die Bäume, die er einst für den Freund gepflanzt, während der Jahre seiner Leiden so herrlich gewachsen; auch das Grab am Felshange, da wo die Klippe über die schäumenden Wogen sich beugt, fand er. Schweigend blickte er in die enge Wohnung des Todes. Ach! so wenig Raum sollte den umfassen, dem die Erde für seines Geistes Flug zu klein war; nur wenige Schritte sollten dem unsteten Wanderer über Berg und Thal, über Strom und Meer, genügen.

Sein Blick wendete sich jetzt von der engen Zelle in die weite Ferne hin nach Morgen. Die Thürme von Marseille traten eben aus dem Nebel hervor, das alte Schloß der Stadt lag im Dämmerlichte auf seinem Felsen vor ihr, und liebliche Erinnerungen vergangener glücklicher Tage traten mit ihm hervor; alles rief ihm fröhliche Zeiten zurück. Da gewahrte er am Strande die freundliche Fischerhütte, sie war ihm unbekannt; als er nach Damiette zog, stand sie noch nicht von ihrem Gärtchen umgeben da. Aber was ihn mehr wunderte, als ihr Anblick selbst, war ein Haufe Bewaffneter, die

ſich um ſie gelagert hatten. Knappen waren es, Streitroſſe an der Hand haltend.

„Freund!“ rief er Baſtian zu, der in der Hütte zurückgeblieben war. „Sagt mir doch, was jene Reiſigen bedeuten, die unten an der kleinen Hütte gelagert ſind?“

„Das kümmre Euch nicht,“ erwiederte dieſer, der ſie ſelbſt erſt jetzt zu gewahren ſchien. „Auf Wiederſehen!“ und mit ſchneller Eile ſprang er den Felſen hinunter.

Des Pilgers ganze Aufmerkſamkeit zog ſich unwillkührlich nach der Fiſcherhütte und den gelagerten Reiſigen. Seit lange hatte er nicht gewappnete Streitroſſe wiehern hören, Krieger ſeines Vaterlandes gerüſtet geſehen; das Herz des alten Kriegers klopfte laut bei dieſem Anblicke, er vergaß ſich ſelbſt und ſeine Leiden, nur dauerte das Entzücken nicht lange. Er ſah den Diener, wie er über den Bach der Hütte zueilte, Bekannte mußten es ſeyn, die er dort fand, denn ſie begrüßten ſich freundlich — jetzt ſah er ihn in die Fiſcherhütte gehen.

Das Unglück iſt der Vater des Argwohns. Der Diener gehörte dem Sohne Wilhelm d'Esparrons, dieſer mußte unten in der Hütte ſeyn. Er ſelbſt hatte ſich vielleicht verrathen, jener ihn erkannt, deshalb die Reiſigen verſammelt, den Diener bei ihm zurückgelaſſen, um ihn in des Troubadours Hütte feſt zu halten. Dieſe Gedanken durchkreuzten ſich, ſchnell war der Entſchluß gefaßt. Des Freundes Hütte Lebewohl ſagend, ergriff er den Pilgerſtab, und auf wohlbekannten Felspfaden

ſtieg er eilig eine Thalſchlucht hinab auf dem Wege nach den Trümmern ſeiner Burg.

Während ſeines Aufenthaltes in Pierre Jacquelins verlaſſener Hütte hatte es ihn hinüber nach der Veſte gezogen, aber Furcht und Sehnſucht ſtritten in ihm. Es ſchauderte ihn, den Wohnplatz ſeines häuslichen Glückes wieder zu betreten, auf Trümmern zu wandeln, die einſt von ſeiner ſchöpferiſchen Hand geſchaffen, im ſchönſten Ebenmaße als eine Zierde des Landes geprangt hatten. Jetzt trieb ihn die Furcht dahin, von wo ſie ihn kurz zuvor zurückgehalten hatte. Er ſtieg den Berg ſchnell hinauf, und erſt, als er an einen moosbewachſenen Felſenſitz kam, über welchen ſich eine vom Blitz halb zerſchmetterte Eiche bog, hielt er an. Was ihn von Pierre Jacquelins Hütte getrieben, deſſen gedachte er nicht mehr, nur was ihn hier heraufzog, ſtand lebhaft vor ihm. Er ſetzte ſich auf den bemoosten Stein, ſah hinauf nach der Burg, und aus ſeiner Bruſt ſtieg ein leiſes „Muth, Muth! hinauf zu den Trümmern Deines Glücks!“

Er erhob ſich und betrat langſamen Schrittes den verwilderten Weg. Wie oft war er ihn auf ſeinem andaluſiſchen Hengſte hinaufgeſprengt, wie oft, den Falken auf der Fauſt, hinuntergeritten, und jetzt — alt, ſchwach, auf den Pilgerſtab ſich ſtützend, kraftlos wankte er hinauf. Kein Thurmwart begrüßte ihn mit ſchallendem Horne, kein Weib, kein Kind, kein Freund kam ihm über die Zugbrücke entgegen, kein treuer Hund ſprang ihm voraus, den freundlichen Knaben zu liebkoſen; durch Brombeerranken, den Blick auf den Boden

geheftet, stieg er immer höher. Jetzt stand er vor dem Thore, ein Pilger vor seinem verödeten Hause.

Unbeweglich und wild wie der Löwe über dem großen Portale, starrte er auf die Trümmer. Die Zugbrücke war verbrannt; — was bedurfte es ihrer auch, die von der Gluth geborstenen Mauern hatten den Graben gefüllt, überall boten sie Eingang. Der hohe Thurm, welcher die Zugbrücke bewachte, dieser kecke Lug ins Land, den er sonst nur mit Lust und Behagen angeschaut, von dem er stolz auf Meer und Land herabgeblickt hatte, lag in Trümmern, weit, weit in die Tiefe hinab waren seine Quadern gerollt. Nur das Portal stand, der Löwe bewachte es noch. „Warum hast du in jener Unglücksnacht geschlafen, du tapferer Gefährte der D'Ajout!" rief er in seinem Schmerze. „Doch warum zog ich aus und verließ Weib und Kind!" setzte er dumpf hinzu.

Bevor er durch die Pforte über den Schutt zu schreiten wagte, setzte er sich auf einen Stein, und als wolle er sich selbst peinigen, rief er sich alles zurück, wie es einst war, den innern Hof, den Stall der Rosse, das Häuschen, worin seine Lieblingsfalken verwahrt wurden; dann führte ihn die Erinnerung die Wendeltreppe hinan — vor der offenen Thüre mit Schnitzwerk stand er, es war die Thüre zum Gemache seines Weibes. „O Gott!" rief er aus, und ein tiefer Seufzer entquoll der Brust, doch keine Thräne rann. Er sprang auf, klimmte den Schutthaufen hinan, und stürzte wie ein Verzweifelter in den Hof. Noch standen hier und da die hohen spitzen Fensterbogen, aber kein freundliches

Gesicht lachte ihm daraus entgegen. Aus dem untern Geschosse lugte ein Marder, das einzige lebende Wesen hier, so keck und kühn nach ihm hin, als sey er jetzt Herr der Burg. Auf dem verödeten Hofe rauschte das Gras im Winde, sein Tritt hallte in den öden Mauern schauerlich wieder.

Durch das gekrümmte, halbeingestürzte Thor schritt er jetzt in den innern Hof. Nach Norden war der Thurm ganz eingestürzt, die Mauern verfallen, nach Süd und Ost standen sie noch an mancher Stelle stattlich da. Nach Westen, da wo die Kapelle gestanden, war das kleine Thürmchen der Sakristei unversehrt geblieben, und obgleich die Bogen der hohen Fenster eingesunken, und dieser Theil fast noch mehr gelitten hatte, als die übrigen, war doch hier die Zerstörung geringer, und es sah nicht so verödet aus, als an den andern Seiten.

Lange hatte sich d'Ajout finster umgeschaut, ehe er in das große Portal nach Osten trat; hier war der Haupteingang des Schlosses gewesen. Die breite in dem vorspringenden Thurme hinauflaufende Wendeltreppe stand noch, so wie der ganze Thurm, der mit seinem graubemoosten Haupte die Trümmer stolz überragte. Eine einsame Birke hatte sich auf seiner Zinne eingewurzelt, und schwankte mit ihren dünnen Aesten über das Gemäuer. Er schritt an der Treppe vorüber in den Rüstsaal. Die Decke war eingestürzt, halbverbrannte Balken lagen auf dem steinernen Fußboden, die großen eingemauerten Haken, woran die Rüstungen seiner Ahnen gehangen, staken verrostet noch in der Wand, kein

Helm, kein Panzer hing jetzt an ihnen, kein vom Feinde erbeutetes Schwert, kein Schild im Kampfe geführt. Die Banner, in den Kriegen des heiligen Landes, das Schrecken der Sarazenen, waren Asche, die Fahne des Emir von Damaskus, in der Schlacht bei Askalon von dem Ahnherrn erbeutet, hatte die Flamme verzehrt. Die Frucht so manchen Sieges, theuer mit des Stammes Blut erkauft, war dahin, nichts von allem mehr vorhanden! — Doch nein! — Als der Pilger wuthentbrannt den Balken zurückstieß, der seine Schritte hemmte, rollte ein Schwert ihm vor die Füße. Freudig, als habe er einen Schatz von unendlichem Werthe gefunden, ergriff er es. Alt war es und verrostet, ein einfaches Kreuz von Eisen der Griff, auf der Klinge waren drei Sterne über eines Löwen Haupt strahlend geätzt. Der Pilger hob es mit leuchtendem Blick in die Höhe. „Theures Schwert!" rief er, „was Philipp d'Ajout, mein edler Ahn am Tage der Eroberung der heiligen Stadt führte, sey mir willkommen! sey das Schwert der Rache!" Und als habe dieses Wiedergefundene ihm neuen Muth gegeben, so kräftig setzte er seine Wanderung fort. Er trat in das große gewölbte Zimmer, wo die Reisigen sich sonst versammelten, die Knechte und Diener sich gelabt, und von den Zügen ihrer Herren sich erzählt hatten; dann wanderte er durch den engen Gang; Mauertrümmer überall, überall Verwüstung.

Jetzt kam er wieder an die Wendeltreppe, er schritt hinauf. Hier zog es ihn über den langen Gang, am Ahnensaale vorbei, nach seinem Gemache. Da hing die

Armbrust nicht mehr am gewohnten Orte, vom steinernen Tische im Bogenfenster blinkte ihm nicht mehr der Becher entgegen, alles war leer, und ein unheimliches Gefühl trieb ihn weiter. Hier — die Balken waren umgestürzt, der Gang verschüttet — hier war der Gattin Gemach. Die Faust geballt, das alte Schwert auf den Boden stampfend, daß die Balken unter ihm dröhnten, sah er auf zum Himmel, und wandte sich dann schnell ab. Auch zu dem Gemache der Kinder war ihm der Weg versperrt, durch den hohen Ahnensaal kehrte er zurück, die Wände waren leer, die Bilder der Ahnen verschwunden; Eulen flatterten auf, und Fledermäuse fuhren aus dem verfallenen Kamine, nur noch ein halbverbranntes Bild hing hier, als habe es der Flammen gespottet, über der Thür, die zum Altane führte, unkenntlich, ein Ruheplatz der Vögel.

Nach der andern Seite nach Norden zu, wo sein Freund gewohnt, und die Zimmer der Gastfreundschaft geöffnet gewesen waren, wollte er nun hin. Der Thurm hatte hier die Mauern zerschlagen, er konnte nicht weiter, alles war verschüttet, alles zerstört; er kehrte nach dem Hofe zurück und stand jetzt vor dem westlichen Flügel.

Ahnungsvoll klopfte ihm das Herz. Es schien ihm, als habe des Freundes Hand hier geordnet, als habe der Freund seines Lebens Höchstes hier begraben. Mit dem Muthe der Verzweiflung trat er durch die gothische Thür in die Kapelle. Ausgebrannt war das heilige Haus, nur die Sakristei mit ihrem Thürmchen stand, auch der Altar noch von grauem Marmor, und

vor ihm ein Stein. — Gütiger Himmel! sende dem unglücklichen Greise Deine lindernden Thränen, damit ihn der Schmerz nicht vernichte! — Zusammen sank die gebeugte Gestalt, warf sich aufgelöst über den Unheil kündenden Stein von Marmor, benetzte ihn mit heißen Thränen, und küßte ihn mit bebenden Lippen. — So lag er lange, ohne sich ermannen zu können, dann erhob er sich mühsam und las die zerschmetternden Worte:

„Hier ruht Anna d'Ajout, Gräfin von Sault, ein Engel im Leben, ein Engel im Tode. Der Freund rettete die irdische Hülle aus den Flammen, die Seele war schon aufgeschwebt zu Gott. Friede ihrer Asche, Rache dem Mörder!

Und als der Unglückliche das Auge traurig von der Schreckensstätte hob, erblickte er noch einen Stein zu dem Haupte der Gattin; sein Athem stockte, kaum vermochte sein thränentrübes Auge die eingegrabene Schrift zu lesen: „Hier ruhet Claude d'Ajout. Am Fuße des südlichen Thurmes lag er zerschmettert; er folgte der Mutter. — Dem Kinde ist wohl!"

„Ihm ist wohl!" wiederholte der Pilger mit bebender Stimme, „sein Herz schlägt nicht mehr!" Und ängstlich beklommenen Herzens blickte er umher, noch fehlte ja eines der Seinen. „Mathilde, wo schlummerst Du, süßes Kind?" rief er jammernd, „wo ruht Deine Asche, Du zarte, kaum zum Leben entfaltete Knospe. Mathilde, mein Liebling! Ach, Dich haben die Flammen verzehrt, Deine Asche der Wind verweht, Du ruhst nicht im engen Hause des Todes, in allen Winden ist Dein Grab!"

Auf die Stufen des Altars ſetzte er ſich, legte den Pilgerſtab dort nieder, und ergriff das alte Schwert. „Meine Wallfahrt iſt hier beendet," ſprach er feierlich; „den Stab lege ich hier zur Ruhe, und nehme das Schwert wieder zur Hand. Was der Freund auf dieſen Stein graben ließ, ſoll in Erfüllung gehen: Rache dem Mörder!"

Von dieſem Augenblicke an ſchien der Schmerz einer andern Leidenſchaft gewichen zu ſeyn. Noch einmal blickte er nach den Gräbern ſeiner Lieben, verließ die Kapelle und trat in den Garten; auch hier war alles verödet. Anfangs hatte des Freundes ſorgſame Hand ihn wieder zu ordnen verſucht, aber er hatte es nicht ferner vermocht, der Gram beugte ihn hier mit doppelter Gewalt; zu bitter riefen dieſe Trümmer ihm das Wehe zurück, welches das Schickſal über des Freundes Stamm ausgeſprochen hatte, auch verließen ihn ſeine Kräfte, und in den letzten Jahren beſuchte er die Burg nur ſelten. — Jetzt ſchritt der Pilger durch die verwilderten Bogengänge, hier und da kannte er noch einen wildverwachſenen Baum, den er einſt gepflanzt und gepflegt hatte, und der in den Jahren der Abweſenheit üppig emporgeſchoſſen war; er trat zum Springbrunnen, der ſonſt ſo luſtig ſeine klaren Strahlen hob, ein griechiſcher Meiſter hatte ihn angelegt, von fern her die Waſſer zu ihm geleitet, jetzt war er vertrocknet, verſchüttet.

Doch nun ſtimmte dies alles ihn nicht mehr wehmüthig, zur Rache rief es ihn auf, und er wühlte nur noch gierig unter den Trümmern, um neue Nah-

ung zu finden, die Rache zur Flamme anzufachen. Aber endlich, von seinen Wanderungen ermüdet, setzte er sich auf die Trümmer des Thurmes in Süden, da wo Weib und Kind so oft aus ihrem Gemache über das Meer geblickt hatten, und als er so da saß, das Auge hinauf nach den öden Fenstern gerichtet, und es ihm war, als müsse eines seiner Lieben heraussehen, ihn zu begrüßen, senkte sich traurig sein Blick und traf unter dem Fenster auf etwas weißes, das zwischen den dunkeln Steinen schimmerte. Er sprang auf, schritt hin — es war der Todtenschädel eines Kindes, der zerschellt unter mehreren Gebeinen lag. „Mathilde!" rief er, und hielt ihn in seiner zitternden Hand, „Mathilde!" — Sein Haupt beugte sich auf die Brust, das Schwert entsank ihm, starr blickte er die grausigen Ueberreste an; er war zermalmt.

„Pilgersmann!" rief eine sanfte Stimme. — D'Ajout schrack auf, ein junger Mann, den Helm auf dem Kopfe, einen gelbwollenen Waffenrock über das Panzerhemd, stand vor ihm. „Pilgersmann!" sagte er, „Ihr scheint in traurige Gedanken vertieft. Aus dem Schmerzenstraume den Schlummernden zu wecken, halte ich für Pflicht."

„Ich danke Euch, junger Herr!" sagte der Pilger. „Doch ich träumte nicht, ich hielt die furchtbare Wirklichkeit in meiner Hand."

„Einen Schädel, wie ich sehe!"

„Es ist der Schädel eines mir theuern Wesens; ich fand ihn hier."

„Ehrwürdiger Pilger," sagte der Ritter mit herz-

licher Gutmüthigkeit, „wenn Ihr ihn hier gefunden habt, wie könnt Ihr denn wissen, wem er angehört. Wer hat ihn bezeichnet? Der Tod verwischt des Lebens Merkmale, und auf den nackten Schädel gräbt die Vernichtung den Namen nicht; gleich sind sich die Schädel des Ritters und des Knechtes."

Schmerzlich blickte der Pilger auf; er ließ den Schädel hinrollen, und sah ihm traurig nach.

„Was sucht Ihr hier, alter Mann?" fragte der Ritter.

„Was ich suche? Alles, alles!"

„Das werdet Ihr hier schwerlich finden. Ich suche die prächtige Burg des Rostan d'Ajout, Grafen von Sault, eines meiner Verwandten, von der ich in meiner Kindheit schon so vieles hörte, sie aber vor dem Brande nie sah. Es muß eine feste Burg gewesen seyn; Schade, daß sie der Rache geopfert wurde."

„Ihr möget Recht haben," sagte der Pilger, und schien mit seinen Gedanken abwesend. „Wer seyd Ihr, Herr?" fragte er plötzlich.

„Der Sohn Pierre's le Noir, den Karl von Anjou mit den Gütern des in Egypten gebliebenen d'Ajout belehnte."

„Ein wackerer Herr, Herr Pierre le Noir," unterbrach ihn der Pilger mit ruhigem Ernste, „ich kenne ihn aus alter Zeit. Und was treibt Euch hierher, junger Herr? Wollt Ihr vielleicht einen Riß entwerfen, die Veste wieder aufzubauen, um auch dies Erbe Rostan d'Ajouts zu besitzen?"

„Ihr irrt" erwiederte der Jüngling. „Ein Aben-

theuer anderer Art führte mich dort unten nach der Fischerhütte am Meere. Da konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, die zerstörte Veste des edlen Grafen zu sehen, und während meine Waffenbrüder dort unten zechen, und über den Zug streiten, den wir vorhaben, eilte ich hier herauf."

„Und was für ein Abentheuer führte so stattliche Ritter in die Hütte eines armen Fischers?"

„Ihr scheint ein verständiger Mann zu seyn," sagte der Jüngling, „so daß ich wohl Euer Urtheil vernehmen möchte. Haltet Ihr es gegen das Gesetz, wenn ein Sohn gegen den Vater sich selbst Recht schafft?"

„Dies hängt wohl von den Umständen ab, bezeichnet sie mir genauer," erwiederte der Pilger.

„So hört! Der Sohn liebt ein Mädchen, der Vater verweigert ihm den Segen, und wirft die Geliebte in tiefen Kerker. — Ist es diesem nun erlaubt, die Geliebte zu befreien, die Burg des Vaters zu überfallen, und, jedoch ohne Blutvergießen, die Braut sich zu retten?"

„Gegen den Vater das Schwert ziehen, ist Sünde."

„Aber wenn kein Blut fließt?"

„Wer kann dem Schwerte gebieten, wenn es aus der Scheide fuhr: tödte nicht! Wer dem Pfeile, daß er nicht trifft?"

„Ich bin Eurer Meinung, deshalb verließ ich auch die unten Versammelten. Aber das dem Freunde gegebene Wort bindet uns."

„Dem Robert d'Esparron?"

„Kennt Ihr ihn?"

„Wie sollt ich nicht. Ich sprach ihn in dieser Nacht, bevor er zur Fischerhütte ging. Die künftige Nacht ist wohl zu Eurem Unternehmen bestimmt? Auch ich stoße mit meinen Mannen zu Euch."

„Nein, Pilger, Ihr irrt; erst in der Nacht des Johannistages. — Doch wie wollt Ihr, ein Pilger aus dem gelobten Lande, mit Euren Mannen zu uns stoßen?"

„Sorgt nicht, wir sehen uns wieder!"

Unvermerkt waren sie an das Portal gekommen, wo des Ritters Knappe mit den Pferden hielt. „Ritter le Noir! seht Ihr den Löwen dort oben im Wappen, der, die Tatze hebend, sich anschickt zum Kampfe," sagte der Pilger, und die gebeugte Gestalt stand riesenhaft vor dem Jüngling. „Wenn Ihr einen Ritter seht, der Euch sein Schild mit dem Löwen verhält, so wißt, ich bin es! Nun gehabt Euch wohl!" Das Schwert des Ahnen unter dem Arme schritt er an dem Ritter vorbei über das Gemäuer den Fußsteig hinab in das Thal, und richtete seine Wallfahrt nach den Ufern der Dürance.

5.

Da, wo dieser liebliche Fluß sich in die Rhone ergießt, erheben sich drei Hügel mit ihren Reben und Mandelbäumen, und begrenzen in der Entfernung einiger Stunden ein reizendes Thal. Auf dem mittelsten derselben lag eine Burg, man hätte sie eher ein Schloß

nennen können, denn einem ernsten Angriff konnte sie nicht widerstehen. Seit langer Zeit gehörte sie der Familie der Grafen von Sault, war aber schon seit einem Jahrhunderte nicht mehr der beständige Aufenthalt derselben; an der Küste hatten sie sich eine Burg gebaut, die, nachdem sie der Blitz zerstört, von Rostan d'Ajout mit vieler Pracht wieder aufgebaut worden war. Die Herrschaft an der Dürance, ganz unabhängig von ihren übrigen Besitzungen am Meere, war einmal durch Heirath an diese Familie gekommen, und deshalb nach dem vermeintlichen Tode des Grafen Rostan, den mehrere in der Schlacht am Nil hatten fallen sehen, dem Pierre le Noir mit dem Beinamen le juste, der gegründete Ansprüche darauf hatte, von Karl von Anjou zur Lehn gegeben.

Der neue Herr zog das lachende Schloß seinen Besitzungen in den Gebirgen der Dauphiné vor, und friedliebend wie er war, und in keiner blutigen Fehde begriffen, kümmerte es ihn wenig, ob das Schloß leicht zu ersteigen sey, und mehr geräumige Zimmer als feste Thürme habe. Mit Freuden hatten ihm die Vasallen gehuldigt, er war ein sanfter und gerechter Herr, der fast bei allen streitigen Fällen in der Umgegend als Schiedsrichter erkoren ward. Gegen die alten Diener des Hauses d'Ajout hatte er gleiche Gerechtigkeit geübt, und überhaupt in Allem das Andenken des unglücklichen Grafen geehrt, und dadurch die doppelte Liebe seiner Unterthanen sich erworben, die ihren ehemaligen Herrn fast vergöttert hatten.

Den Falken auf der Faust, ritt Pierre le Noir eines Tages längs den Ufern der Dürance auf die Rei-

herbeize, nur von dem Kastellan des Schlosses, dem Falkenier und einigen Dienern begleitet. Eben stieg ein Reiher aus den Gewässern auf und schwebte stolz über sie hin, Pierre nahm schnell dem Falken die Kappe ab, ließ ihn steigen, und jagte mit seinem Araber über Stock und Stein nach. Das schnelle Roß trug ihn bald die Höhe hinauf, an einem Olivenwäldchen vorbei, und den Falken im Auge, gab er wenig Acht auf den Weg, diese Sorge überließ er seinem sichern Araber. Da stutzte dieser plötzlich, bog seitwärts ein, und Pierre, durch die Bewegung des Rosses erschreckt, hielt unwillkührlich den Zügel an, und ein Pilger stand vor ihm.

„Grüß Euch Gott, edler Herr!" rief er dem Ritter zu, der unwillig ihm fast zu danken vergessen hätte. „Ich mögte Euch wohl um etwas bitten, wenn anders der Reiher dort Euch nicht mehr in Anspruch nimmt, als ein alter Pilgersmann."

Indem er dies sagte, hatte der Falke sich über den Reiher geschwungen, dieser, seinen spitzen Schnabel gegen den Feind gerichtet, suchte, sich vertheidigend, zu entfliehen. Der Augenblick war zu wichtig. „Henriot!" rief der Ritter dem Kastellan zu. „Sprich mit dem Manne, gieb ihm, wenn er etwas verlangt, will er mehr, bring' ihn nach Barbantane auf das Schloß," und dem Araber die Sporen gebend, jagte er mit dem Gefolge dahin, nur der Kastellan blieb zurück.

„Nun, alter Mann," sagte der Eilige, sich vorwärts nach einem Seckel mit Kupfermünze beugend; „was ist Euer Begehr?"

Der Pilger schwieg, und sah Henriot starr ins Auge.

Dieser, dem die Beize fast eben so sehr am Herzen lag, als seinem Herrn, faßte unmuthig in den Seckel, und schon hatte er einige Kupfermünze in der Hand, um sie dem Pilger als einen Zehrpfennig zu geben, als ihm doch einfiel, er könne wohl ein anderes Begehren haben. „Nun sprecht doch," sagte er! nach dem Falken blickend, „und haltet mich nicht so lange auf, Ihr seht, der Vogel hat vorbeigestoßen, der Reiher zieht nach dem Busche."

Der Pilger schwieg noch immer.

„Nun, wenn Ihr nicht reden wollt, so schweigt." Er gab seinem Pferde die Sporen, der Pilger aber faßte die Zügel des Rosses, und „Henriot!" mit ernster Stimme rufend, bannte er, wie mit einem Zauberspruche den Kastellan, der, erschrecken über die Stimme, dem Greise starr ins Auge sah.

„Henriot!" rief dieser noch einmal. „Haben denn die Jahre der Knechtschaft mein Gesicht so entstellt, daß Du Deinen Herrn nicht wieder erkennst?"

Noch starrte der Alte den Pilger regungslos an. „Stehen die Todten aus ihren Gräbern auf!" rief er endlich.

„Der Sklav zerbrach seine Fesseln, als Herr kehrt er in die Heimath zurück," erwiederte der Pilger.

Da stürzte der Alte vom Rosse zu den Füßen seines Herrn, zweifelte nicht länger, daß es Rostan d'Ajout, sein todtgeglaubter, guter Herr sey, umklammerte

seine Knie, und überließ sich seiner unaussprechlichen Freude.

„Steh auf, guter Henriot," sagte dieser, „steh auf und antworte mir wahr und offen. Finde ich noch Freunde im Lande und unter meinen Vasallen?"

„Treue, wahre Freunde."

„Die Blut und Leben für mich opfern werden?"

„Blut und Leben!"

„So birg mich, wenn Du kannst, im Jagdhause an der Rhone, sammle von Rittern, Reisigen, Freunden und Vasallen, so viel Du vermagst, und führe sie mir zu."

„Und wem gilt der Zug?"

„Kannst Du fragen, alter Graukopf; — nach Montcallier ziehen wir!"

„Gott sey gelobt!" rief der Alte. „Da zieht Pierre le Noir mit uns."

„Er darf nicht wissen, daß ich hier bin. Er ist ein edler, ein gerechter Mann, aber Herr meiner Lehen, und deshalb darf er es nicht wissen."

„Er darf es wissen, lieber Herr!" sagte der Kastellan. „Bei Gott, er darf es. Mein grauer Kopf bürgt für ihn, besonders wenn es Wilhelm d'Esparron gilt."

„Schweig!" gebot der Graf, „und geleite mich, wohin ich Dir gebot."

Sein Roß leitend, welches der Pilger, Aufsehen zu vermeiden, nicht besteigen wollte, zog der Kastellan neben seinem Herrn. Bald waren sie am Ufer der Rhone; durch eine Hinterpforte wurde der Graf eingelassen.

Freilich fand er hier wenig Bequemlichkeit, aber die Freude, die ihm aus den Augen des Alten strahlte, hatte für den Heimkehrenden mehr Werth, als die köstlichste Bewirthung. Tausend Fragen that Henriot seinem Herrn, aber nur wenige beantwortete dieser, dem seine Angelegenheit zu sehr am Herzen lag, und als der Abend begann, trieb er den Alten nach Barbantane zurück.

„In der Johannisnacht müssen wir vor Montcallier liegen!" rief er ihm noch nach. „Hörst Du!"

Als der Graf am andern Morgen noch schlummerte, weckte ihn schon der Hufschlag der Pferde, und kaum, daß er von seinem Lager aufgesprungen war, öffnete sich die Thür und le Noir trat ein. „Seyd mir willkommen in Eurer Heimath, würdiger d'Ajout!" rief er ihm entgegen, „seyd mir willkommen in Eurem Hause, denn von dem Augenblicke an, wo ich durch Henriot Eure Anwesenheit erfuhr, seyd Ihr der Herr und ich der Gast. — Zürnt dem Alten nicht. Er kannte mich und wußte, daß ich keiner unedlen Handlung fähig sey. Nothwendig war es, daß er mich von Eurem Vorhaben unterrichtete, denn hätte er Eure Vasallen heimlich in Eurem Namen aufgeboten, wie hätte das mir, wie das im ganzen Gau verschwiegen bleiben können, und Verschwiegenheit allein kann Euch zum Ziele führen. Drum zürnt dem Alten nicht, nicht mir, der, Euch nicht mehr am Leben glaubend, seine Rechte geltend machte, und wie ich glaube, als ein treuer Verweser gewirthschaftet, als ein gütiger Herr an Euren Lehnsleuten gehandelt hat."

Gerührt drückte ihm der Graf die Hand. „Ich komme nicht, mein Eigenthum zurückzufordern, le Noir,“ sagte er bewegt. „Ein kinderloser Greis, so nahe dem Grabe, bringe ich Schätze die Fülle aus dem Lande der Ungläubigen mit, um, wenn ich mein Gelübde erfüllt, ein Kloster zu stiften, und dort als bußfertiger Sünder mich zu jenem Leben vorzubereiten. Behaltet, was Ihr mit Recht habt. Nur laßt die Vasallen und Lehnsleute aufsitzen, den letzten Reiterdienst für ihren Herrn zu thun. Montcallier muß Aigremont gleichen, der Falke der Esparrons in das Grab Wilhelms gelegt werden, wie der Löwe der d'Ajout in das meine!“

„Das wäre schrecklich!“ rief le Noir.

„Schrecklich, aber gerecht. Tretet auf Aigremont, sucht die zerstörte Herrlichkeit in den Trümmern, weint neben dem Grabe der Gattin, des Knaben, sucht unter dem Schutthaufen der Tochter Gebeine, und dann sprecht das Urtheil über die That.“

„Wilhelm ist ein wilder, ein rachgieriger Mann,“ entgegnete le Noir, „er hat auch mir wehe gethan, stört den Frieden des ruhigen Landes, ihn treffe Eure Rache. Aber Robert, sein Sohn, ist zwar dem Alten gleich an festem Sinn und Muth, doch ein edles Herz schlägt in seiner Brust, kein Verbrechen lastet auf ihm, kein Fluch; ihn schont!“

„Der Väter Sünden ruhen lastend auf dem Geschlechte. Der Stamm der Esparrons muß mit dem meinen untergehen. — Ihr seyd Herr in Barbantane. Tragt Ihr Bedenken, Eure Mannen aufsitzen zu lassen, so gehe ich ans Meer, gehe in die Dauphiné, und stoße

ich dort in mein Schlachthorn, verſammeln ſich Schaaren der Vaſallen um mich, und die offene Fehde beginnt. Wenn Ihr mir aber die Hand bietet, geht es ſchneller, weniger Blut fließt, und das Land wird nicht verwüſtet."

„Edler Graf!" erwiederte le Noir, „ſchon ſind die Boten überall ausgeſendet, die Freunde und Vaſallen in meinem Namen aufzubieten, Henriot ſammelt ſchon die Reiſigen, in wenigen Tagen iſt alles verſammelt." — Der Graf drückte ihm dankbar die Hand. — „Jedoch, noch einmal bitte ich Euch im Namen des Erbarmers, ſeyd menſchlich, denkt vergangener Prüfungstage, die nun vorüber ſind, ſeyd menſchlich."

„Hättet Ihr gelitten, Herr!" rief der Graf von Sault und ſein Auge glühte. „Hättet Ihr gelitten, was ich litt, verloren, was ich verlor, Euer ſanftes Gemüth glühte von Rache, Euer friedlicher Sinn ließ die Trompete blaſen zum Kampfe. Ich habe ſchreckliches durch ihn erfahren. Hört mich an, dann richtet.

Wir zogen nach Egypten, auch d'Esparron mit uns. Ihr kennt die Unglücksfälle, die den frommen Ludwig und ſein Heer trafen. In dem unglücklichen Gefechte am Nil, das ihm die Freiheit koſtete, wehte des Vicomte Banner neben dem meinen; noch hielten die Schaaren der Provence, uns gegenüber war der Feind geflohen. Da ſahen wir den König umringt: Ihr Männer von Anjou, rief ich, auf, unſern Lehnsherrn zu retten! Ich ſprengte hin, d'Esparron mir nach, dicht an meiner Seite ſtürmte er mit mir ein. Bald waren wir von den Unſern getrennt, ich umringt: Denkt an Alice! rief er

hohnlächelnd, jagte zurück und ließ mich unter den Feinden. Ich, allein gegen die Menge, unterlag, aus vielen Wunden blutend, sank ich unter mein Streitroß.

Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht. Als ich die Augen aufschlug, war ich in der Hütte eines Egyptiers, lag auf einem Lager von Schilf, und fühlte mich so matt, daß ich bald die Augen wieder schließen mußte, und in einen Zustand verfiel, der zwischen Schlafen und Wachen liegt. Da vernahm ich aus dem Gespräche zweier Männer, die in der Hütte waren, daß sie mich aus Habsucht vom Schlachtfelde hierher getragen, meine Kleider, meine Rüstung sorgfältig verwahrt, um mich, der ich ihnen von vornehmer Abkunft schien, an irgend einen Israeliten zu verkaufen. Sie hatten mich deshalb nach Kräften verpflegt, und fürchteten nur, daß mein Tod ihre Hoffnung zerstören würde.

Er war nicht so barmherzig. Ich genas, und als ich das erstemal mein Lager verließ, trat auch schon ein Jude in die Hütte, und unserer Sprache wohl kundig, fragte er mich, wer ich sey. Der Listige hatte aus meinen Waffen, meiner Rüstung und mehreren Anzeichen geschlossen, daß ich ein Bannerherr sey, mithin ein mächtiger Vasall des Königs; ich beantwortete seine Fragen offen, der Wahrheit gemäß. Er sprach mit den Egyptiern, und wie um Vieh feilschte der Jude um meine Freiheit, und erhandelte mich. Meine Waffen und Kleider packte er auf ein Kameel, gab mir einen Sklavenkittel, und so mußte ich ihm folgen.

Er vermied alle Städte, nur von fern sah ich Cairo

mit seinen hundert Moscheen, und tief ins Land hinein zog er mit mir auf ein entferntes, einsam gelegenes Landhaus, wahrscheinlich, damit mich die Habgier der Sarazenen ihm nicht entreißen sollte. Zehntausend Livres verlangte er Lösegeld; ich versprach es ihm gern, so ungeheuer auch die Summe war. Nach einiger Zeit kaufte er einen Mann aus Languedoc los, unter der Bedingung, bei seiner Rückkehr ins Vaterland zu meinem Weibe zu gehen, und ihr das Schreiben zu bringen, damit sie die Summe zusammentreiben, und zu meiner Ranzion nach Alexandrien schicken könne. — Jahre vergingen, kein Geld, keine Nachricht kam, nie habe ich von dem Manne aus Languedoc wieder gehört. Der Jude, der mich bis dahin menschlich gehalten hatte, wurde härter, meine Kost geringer, ich mußte im Garten arbeiten wie die andern Sklaven, mein Loos verschlimmerte sich. Noch einmal schrieb ich an mein Weib, an meinen Freund, den Troubadour; ein jüdischer Handelsmann, mit dem der Israelit in Verbindung stand, und der oft nach Marseille reiste, versprach den Brief und das Geschäft zu besorgen. Nach einem Jahre traf die Nachricht ein, er sey auf seiner Reise gestorben, und ich erhielt von den Meinigen weder Geld noch Kunde. Vier Jahre hatte ich nun schon in der schmählichen Gefangenschaft verlebt; mit jedem Jahre wurde mein Loos trauriger, denn mit der Dauer meiner Gefangenschaft stieg auch des Juden Härte; nur wenn er auf Reisen war, und das geschah, Gott sey Dank, oft, war das Schicksal seiner Sklaven erträglicher. Sein Weib, der Himmel möge sie lohnen, obgleich sie eine Ungläubige

war, sein Weib war ein Engel an Milde, und Sanftmuth der schönste Zug ihres herrlichen Gemüths. Mir besonders war sie wohlgewogen, ich unterrichtete ihre zwölfjährige Tochter im Spiel der Laute, und meiner Mathilde gedenkend, mit der das Mädchen in gleichem Alter war, blieb mir das Kind ein wahrer Trost in meinen Leiden.

Sechs Jahre waren so vergangen. Des Kindes Neigung hatte fast auf das Herz des alten Juden wohlthätig für mich gewirkt, und da ich fast mehr darüber jammerte, daß ich nichts von Weib und Kind und von dem Freunde vernahm, als über den Verlust der köstlichen Freiheit, so beschloß er endlich, einen seiner Diener nach Marseille zu schicken, um wegen des Lösegeldes zu unterhandeln, und mir Nachricht von den Meinen zu bringen. Welche heißen Segenswünsche folgten ihm, als er das Kameel bestieg; ach, hätte ich ahnen können, welche Kunde er mir bringen würde, nie hätte ich ihn ziehen lassen. Nach einem Jahre kehrte er zurück. Jubelnd eilte ihm alles entgegen; Rebecca, die nun schon ihre Schönheit zu entfalten begann, sprang den mit Dattelbäumen bepflanzten Hügel hinauf — doch langsam kehrte sie zurück.

Seine traurige Kunde mögt Ihr Euch selbst sagen. Zermalmt stand ich da, ein Bettler an allen irdischen Freuden, ein Sklave in den Wüsten Egyptens; abgespannt an Geist und Körper, niedergebeugt durch diesen Schlag, blieb mir nichts als Verzweiflung. Sie zerrüttete meinen Körper, meinen Geist, — o! diese Erinnerung,

die Erinnerung an jene Tage, Ritter, könnte das Hirn des alten Pilgers noch einmal zerrütten!

Als ich nach Jahren genas, die wilde Wuth in sanften Schmerz sich aufgelöst hatte, war alles um mich verändert, mein Herr war gestorben, Rebecca zur blühenden Jungfrau aufgewachsen, die Mutter krank und schwach. Mit jedem hellen, neuen Blick meines Geistes erwachte in dem Herzen die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem Grabe meiner Lieben. Da versprach die würdige Frau mich heimziehen zu lassen; diese Nachricht stärkte Geist und Körper, und der Gedanke, edler Herr, die Hoffnung, zurückzukehren ins Vaterland, und wenn uns dort auch nichts begrüßt, als die Gräber unsrer Lieben, ach, diese Hoffnung ist so erquickend. Die Freude, als man mir, zum Zeichen der Freiheit, mein Schwert wieder gab, als es meine Hand ergriff, ich es küßte, und jauchzend schwang, o diese Freude war unaussprechlich.

Als Kaufmann verkleidet sollte ich mit einer Karavane an den Nil gehen, von da zu Schiffe nach Alexandrien, und so der Heimath entgegen. Doch das Schicksal beschloß es anders.

Ein reicher Türke, Sohn eines benachbarten Emirs, der ungefähr drei Meilen von dem Landhause der Jüdin einen Sommeraufenthalt besaß, hörte von Rebecca's Schönheit. Er fand Gelegenheit, sie zu sehen, und als ich in einer Nacht von den Küsten der Provence träumte, und unter den Mandel- und Olivenbäumen der Heimath zu lustwandeln wähnte, hörte ich ein Angstgeschrei; schnell setzte ich meinen Helm auf, nahm Schwert

und Schild, sprang aus meinem Kämmerchen, und fand den Türken von mehreren begleitet Rebecca im Arme, sie aus dem Hause schleppend. Ich dringe auf die Räuber ein, mein Schwert bahnt sich den Weg bis zu ihm, ich haue ihn nieder, die Feigen fliehen.

Aber mit dieser That war auch der Tod uns gewiß. Die Mutter, obgleich krank und schwach, verlor nicht Muth und Besinnung, ließ schnell Gold und Juwelen einpacken, und auf ein Kameel sich werfend zog sie mit den Ihrigen auf Schleifwegen dem Meere zu, ich, ihr Retter, mußte folgen.

Der Himmel begünstigte unsere Flucht. Ungehindert kamen wir nach Rosette; ein Boot brachte uns zu einem genuesischen Schiffe, das vor dem Hafen kreuzte. Auf Cypern setzte es uns ans Land. Hier war ich Zeuge, wie jener Diener, der mir die Unglücksnachricht gebracht, Rebeccas Gatte wurde, hier drückte ich der braven Mutter die Augen zu, und bestieg dann ein Schiff, das mich nach Marseille bringen sollte. Rebecca und ihr Gatte begleiteten mich, und als die Anker gelichtet wurden, trennten wir uns mit tief empfundener Rührung. Ein Kästchen drückte sie mir beim Abschiede in die Hand: Nehmt dies, so sprach sie, zur Erinnerung an uns, zum Aufbau Euerer Burg, unser Dank folgt Euch bis zum Grabe! Sie bestiegen ein Boot, der Wind schwellte die Segel, ich kam glücklich im Hafen von Marseille an.

Die Burg will ich nicht aufbauen von den Schätzen, welche mir die Dankbarkeit geweiht. Ein frommes Haus will der Kinderlose stiften, und dort bis an sein nahes Ende für seine Sünden büßen. Nur einmal will ich das

Schwert meiner Väter noch ziehen, und dann ruhe es für immer und folge mir ins Grab."

10.

Auf Montcallier lebte indessen der Troubadour mit seiner Tochter ein einsames, gleichförmiges Leben. Schmerzvolle Rückerinnerungen waren die heimlichen Boten des Kummers, der Wächter mit seinem eintönigen: „Ich soll Euch grüßen, Jungfrau!" war der trübe Mahner des Schmerzes. Wenn die Riegel rasselten glaubte der Troubadour die Ketten zu hören, wenn er den alltäglichen Gruß vernahm, schien es ihm, als sende ihn der Hohn; so wie der Wächter Speis und Trank auf den Tisch setzte, war es ihm, als ob der Giftbecher ihm gereicht würde, denn was d'Esparron ihm auch bieten konnte, war ihm bitter.

Ganz anders war es in Klotildens Innern. Der Gruß war ihr ein Bote des Himmels, Theilnahme sah sie in dem ernsten Blicke des Wächters, in der mit jedem Tage bessern Bewirthung das versöhnte Herz, in dem Vicomte nur den Vater ihres Geliebten. Sie suchte jetzt den Troubadour zu trösten, die sonst seines Trostes so sehr bedurft hatte, in ihrer Brust war ein Vertrauen aufgegangen, das ihn gänzlich verlassen hatte, und der Strahl des Lichtes, der sich nur noch trübe in seinen erblindenden Augen brach, mochte auch wohl sein Inneres verdüstern. Wenn er es sich auch früher mit voller Ergebung oft möglich, selbst gewiß hatte denken können, daß er, wenn auch erblindet, dennoch mit zufriedenem Herzen am Gestade des Meeres sitzen könne, so

fühlte er sich ja damals von diesem wilden Elemente umrauscht, vom Sturme umtost, und mit jedem Athemzuge erquickte den freien Mann die freie balsamische Luft. Da unter dem blauen Himmelszelte, umgeben von der großen Natur, konnte ihm das trübe Bild unmöglich so düster erscheinen, war er sich doch in seinem Innern eines reichen Quells bewußt, aus dem er schöpfen konnte, eine neue Welt vor das geschlossene Auge sich zu zaubern. Hier aber, wo in dem eintönigen Leben des einsamen Kerkers nichts die Seele erhob, und sein Schmerz wie ein Vampyr Tropfen vor Tropfen den Lebensmuth ihm aussog, hier unterlag des Alten kräftiger Geist, und mit dem Augenlichte erlosch auch der Stern seiner Hoffnung.

Als heute der Wächter eintrat und seinen Gruß brachte, erwiederte ihm Klotilde von dem Anblicke des Vaters aufgeregt halb in Unmuth: „Sagt dem, der Euch mich zu grüßen befahl, es wäre wohl an ihm, den Gruß nun selbst zu bringen.“ — Da entfuhr dem wortkargen Boten der unfreiwillige Ausruf: „Ja, wäre er nur hier!“ — und versetzte die Jungfrau in eine noch traurigere Stimmung. — Der Nachmittag verging still und ohne Mittheilung. Der Abend fand beide noch schweigend am Tische sitzen, der unter der Oeffnung stand, die ihnen den einzigen frischen Luftzug brachte. Der Alte hatte sein sorgenschweres Haupt auf die Harfe gestützt, und preßte die Augen, die ihn heute so sehr schmerzten, auf die zitternde Hand, Klotilde sah mit besorglichem Blicke nach dem Vater, der heute besonders traurig und niedergeschlagen war. Da unterbrach endlich der Troubadour die Stille. „Klotilde!“ bat er, „nimm mir

doch die Binde von den Augen, der Schmerz iſt vorüber, und ich habe dort eine andere gar ſonderbare Empfindung.“ Klotilde ſprang auf, nahm das Tuch ab, und drückte, von Wehmuth ergriffen, ſein Haupt an ihre Bruſt.

Und als der Alte es erhob, ſah er ſtarr um ſich — eine ewige grauſige Nacht hatte ſich für ihn ausgebreitet. „Iſt die Lampe erloſchen?“ fragte er, „oder iſt meiner Augen Licht dahin? Ich ſehe nichts um mich, Nacht iſt es, finſtre Rabennacht.“

Wie die junge Birke, vom Sturmwind gefaßt, gebrochen zur Erde ſich beugt, ſo ſank bei dieſen Worten Klotilde zu den Füßen des Vaters, barg ihr Haupt in ſeinen Schooß und weinte bitterlich.

„Weine nicht,“ tröſtete ſie der Alte. „Beuge Dich unter den Willen des Herrn! und wiſſe — ein Auge iſt mir geblieben, das Auge, das ich himmelwärts richten, womit ich dort das Heiligſte ſchauen kann; indem ſich mir die Erde verſchloß, hat ſich der Himmel mir geöffnet. Gelobt ſey Gott!“ — und in die Saiten ſeiner Harfe griff er, die zitternde Hand fand ſie ohne das Auge, einen Geſang zum Lobe des Herrn ſtimmte er an, und als er geendet, ſagte er feierlich: „Er wird mich nicht verlaſſen, der mir den Glauben, das Vertrauen, ſo tief in die Bruſt legte. Darum weine nicht, Klotilde. Des Vaters milde Hand führt ſeine Kinder durch Dunkelheit zum Licht.“

Aber das Mädchen beruhigte ſich nicht. Aufgelöſt in grenzenloſen Schmerz blickte ſie unverwandt in die ſeelenloſen ſtieren Augen, ſonſt der Spiegel des herrlichſten Gemüthes, und hoffte mit jeder Minute, daß der Strahl

des Lebens aus ihnen hervorbrechen sollte. Vergebens, des Vaters freundlicher, sanfter Blick traf ihr kindliches Herz nicht mehr, seine Augen sollten nicht mehr nach oben schauen, wenn er begeistert in die Harfe griff, sollten nicht mehr die Boten innerer Gefühle seyn bei Schmerz und Lust, und es war ihr, als ob sie ihre Empfindungen zurückhalten müsse, als ob der Vater sie nicht mehr verstehen, sie nicht mehr theilen könne.

Als sie den Vater zu seinem Lager leitete, ihm den silbernen Becher mit dem Schlaftrunke reichte, befühlte ihn seine Hand genau. „Ja!" rief er freudig, „sehe ich Dich auch nicht, Du edler Leu, so fühlt Dich doch meine Hand." Er setzte den Becher an seine Lippen, und als er ihn geleert, drückte er ihn an sein Herz und gab ihn der Tochter. — „Schlaf wohl, mein Kind," sagte er freundlich. „Schließ auch Du Dein Auge, aber morgen laß die hellen Sterne wieder leuchten."

Klotilde blieb noch lange lauschend am Lager des Vaters sitzen, dann, als sie hörte, daß er sanft entschlummert war, setzte sie sich an den Tisch, stützte den Kopf auf den Arm und dachte an Robert. Da rauschte etwas neben ihr hernieder, sie schrack auf; es war ein Blättchen, das von oben durch die Oeffnung gefallen seyn mußte, sie ergriff es. „Morgen Nacht siehst Du Deinen Robert," las sie, und zitternd vor Furcht drückte sie die geliebten Züge an ihre Lippen. Aber plötzlich ließ sie den freudig gehobenen Arm sinken. Nie hatte sie seine Schriftzüge gesehen, kam sie auch von Robert, diese tröstende Hoffnung, oder war es das Werk eines Hämischen? — „Nein, nein!" rief sie, „es sind Züge von

ſeiner Hand, das Gefühl, welches mich bei ihrem Anblicke durchſchauerte, trügt mich nicht; ſie kommen von ihm!"

Schon war ſie aufgeſprungen, dem Vater die frohe Kunde mitzutheilen, ſchon ſtand ſie an ſeinem Lager, als ſie der traurige Gedanke zurückhielt: „Er freut ſich ſeiner Ankunft nicht, er ſieht mich lieber in dieſen einſamen Mauern, als in den Armen Roberts d'Eſparron, und," ſagte ſie düſter vor ſich hin, „freute er ſich auch mit mir, ſo ſchläft er ja ſo ruhig, ſein Mund lächelt ſo ſanft, ich könnte ihn doch nicht wecken." Vorſichtig ſchlich ſie auch jetzt zu ihrem Lager, von dem heute Hoffnung, Freude und Sehnſucht lange den Schlaf fern hielten. Endlich nahte der Tröſtende mit ſeinen lieblichen Träumen, ſie entſchlummerte ſanft.

Nicht alle ſchliefen ſo ruhig, wie die Gefangenen. Kaum war d'Eſparron um Mitternacht eingeſchlummert, als ihn ſein Diener wieder weckte. Ein Bote hielt vor der Burg, dem Vicomte ein Schreiben von Wichtigkeit einzuhändigen. Dieſer, der unter keinen Umſtänden die nöthige Vorſicht vergaß, befahl, die Zugbrücke nicht nieder zu laſſen, die Pforte nicht zu öffnen, bis er ſelbſt alles genau unterſucht habe. Er kleidete ſich an und ging zu dem Thurmwart, den Boten ſelbſt zu befragen.

„Wer biſt Du?" rief er aus einem kleinen Fenſter herab, „und wer ſendet Dich?"

„Ich bin ein Diener meines Herrn," erwiederte der Bote.

„Und Dein Herr?"

„Euer Feind!"

„Bringst Du mir einen Absagebrief?" rief er entrüstet.

„Nein, Herr!" rief jener. „Ein Herold würde Euch den Absagebrief bringen, nicht ein schlichter Diener."

„Und der Name Deines Herrn?"

„Werdet Ihr wahrscheinlich im Briefe finden. Doch, Herr, meine Zeit ist mir zugemessen, ich muß noch Holz zum morgenden Johannisfeuer aus dem Walde holen. Hier auf dem Steine liegt der Brief, und nun Gott befohlen." Er ging.

Der Vicomte, dem das Räthselhafte dieses sonderbaren Gesandten auffiel, ließ die Pforte nicht eher öffnen, bis er seine Reisigen versammelt, und alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall getroffen hatte, dann schickte er einen Getreuen durchs Pförtchen, ließ es hinter ihm schließen, und erst dann die Zugbrücke fallen. Der Brief fand sich auf einem Steine, und ohne daß der Abgesandte irgend etwas Verdächtiges bemerkt hätte, kehrte er wieder zurück. Die Zugbrücke rasselte hinter ihm auf, die Pforte öffnete sich, der Vicomte empfing den Brief.

Neugierig, wer sein Feind sey und was er von ihm wolle, öffnete er das Schreiben und las:

„Morgen in der Johannisnacht wird Dein Sohn mit seinen Freunden, die er aufgeboten hat, vor Deine Burg rücken, sie zu überfallen. Nimm Deine Maßregeln gut, denn in der Burg selbst bist Du mit Verräthern umringt. Dich benachrichtigt hiervon Dein bitterster Feind."

Die Namensunterschrift fehlte; der Vicomte schüttelte bedenklich sein greises Haupt. „Sollte Jemand

Scherz mit mir treiben? Wer sollte dies wagen? Sollte Robert wirklich feindlich gegen mich auftreten, die Leidenschaft ihn bis zu einem Gewaltstreiche führen?" Aehnliche Gedanken kreuzten sich, und jetzt fiel ihm so manche Bewegung unter seinen Knechten auf. Die Jüngeren, die immer mehr zu dem Sohne sich gehalten, waren in dieser Zeit oft zusammengetreten, und hatten, wenn er sie so traf, bestürzt geschienen. So manche Merkmahle, daß die Warnung nicht ganz grundlos sey, glaubte er wohl gefunden zu haben, und von quälender Unruhe gefoltert, betrat er sein Gemach, und überlegte hier, was wohl zu thun sey.

Nach reiflichem Nachdenken beschloß er, sich Niemanden anzuvertrauen, selbst dem Burgvoigt nicht, der ihm vierzig Jahre die Veste in Noth und Gefahr bewahrt, und ihm treu zur Seite gestanden hatte. Unter dem Vorwande, daß ein Freund ihn um Hülfe angesprochen habe, ließ er durch die ihm Vertrautesten von seinen Höfen alle waffenfähige Mannschaft in der Stille zur Burg beordern. Mit ihnen wollte er die Besatzung verstärken, während er alle diejenigen, auf welche er nicht ganz vertrauen zu können glaubte, am andern Abend nach einer entlegenen Burg zu einem seiner Freunde auszusenden gedachte, um sie so von Montcallier zu entfernen. Er selbst wollte indeß die Veste bewachen, und dies glaubte er mit einigen vierzig Reisigen bewerkstelligen zu können.

Am andern Morgen traf er seine Anstalten. Niemand durfte heute die Burg verlassen; die Lehnsleute von den Höfen, welche am Nachmittage eingezogen, wurden

ſchnell mit Waffen verſehen, wobei der Vicomte alle ſeine Reiſigen verſammelt hatte, um auf ihren Geſichtern zu leſen, wem dieſe neuen Gäſte etwa nicht willkommen wären. Er glaubte ſie ausgefunden zu haben, und ein alter Diener zog, ehe es noch zu dämmern begann, mit zehn Bewaffneten auf die Straße nach Lyon. Der Vicomte ſelbſt nahm die Schlüſſel der Burg zu ſich, ſtellte alle Wachen aus, und hatte ein beſonders wachſames Auge auf die Gefangenen.

11.

Während ſich dies auf der Burg begab, hatte Robert mit Baſtian ſchon am frühen Morgen die Fiſcherhütte verlaſſen, und ſich in das einſame Thal bei der Walkmühle begeben, wo die Freunde einzutreffen verſprochen hatten. Nur diejenigen blieben aus, denen die ganze Unternehmung, da ſie gegen den eigenen Vater gerichtet war, ungerecht erſchien, und ehe die Sonne geſunken, hatte Robert ſchon ein ſtattliches Häufchen beiſammen. Auch Raoul le Noir war mit mehreren Reiſigen aus der Dauphiné eingetroffen. Er hatte ſie aus den dortigen Beſitzungen ſeines Vaters gezogen, denn er fürchtete, dieſen von dem Vorhaben zu unterrichten, und ſo unangenehm ihm auch das ganze Unternehmen war, ſo glaubte er doch das dem Robert d'Eſparron gegebene Wort halten zu müſſen.

Als die verſammelten Ritter in der Mühle noch beim Becher ſaßen, Robert den Freunden für den Reiterdienſt, den ſie ihm zu leiſten in Begriff ſtanden, dankte, ſagte le Noir: „Ritter d'Eſparron, ich vermiſſe noch einen

ROBERT.

Verbündeten, der mir mit seinen Mannen zu kommen versprach. Es war ein Pilger, den ich in den Trümmern von Aigremont sitzend fand; er versicherte mir, Euch gesprochen zu haben, und bei dem Zuge nach Montcallier uns begleiten zu wollen."

„Ein Pilger?" fragte Robert staunend.

„Eine lange Gestalt mit greisem Haupte, Ernst und Würde im Blicke," erwiederte le Noir.

„Ich traf einen solchen in der Hütte des Troubadours, und könnte nicht sagen, daß sein Anblick einen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht hätte," unterbrach ihn Robert. „Es lag etwas Finsteres, Abschreckendes in dem Blicke dieses Mannes, so daß ich mich freue, ihn nicht Wort halten zu sehen. Zwanzig Lanzen und sechszig Knechte, die ich hier versammelt finde, sind hinreichend, unser Vorhaben auszuführen, wir bedürfen der Pilger aus Palästina nicht."

„Nein, wahrlich nicht!" riefen die vom Weine aufgeregten Ritter, „und wenn er noch mit seinem Pilgergefolge kommen sollte, laßt uns ihm den Weg weisen, und dem alten Graubart statt der Lanze den Pilgerstab geben!"

„Spottet nicht," sagte le Noir fast entrüstet. „Es lag in des alten Mannes Gestalt, in seinem Blicke etwas Ehrfurchtgebietendes, so daß ich mich freuen würde, ihn in unserer Mitte zu sehen."

„Meine Freunde!" rief jetzt Robert, das Gespräch unterbrechend, stand auf und nahm den Becher zur Hand, „Euch ist sattsam bekannt, weshalb wir uns hier versammelt haben. Die Geliebte aus dem Kerker zu befreien,

ist allein mein Zweck, die Person des Vaters, so wie die Burg der Ahnen mir heilig; deshalb bitte ich Euch, mir zu schwören, nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg zu schonen, und sie wieder zu verlassen, wenn ich es verlange."

„Wir schwören!" riefen alle.

„Nun wohl, so laßt uns noch einen Becher auf die glückliche Fahrt leeren, und dann zu Rosse."

So geschah es, die Becher klirrten, laut war der Jubel. „Heil seiner Geliebten, Sieg Robert d'Esparron!" ertönte es im wilden Jubel, als die Thür sich öffnete, und ein ganz geharnischter Ritter mit geschlossenem Visir eintrat. Alle stutzten beim Anblicke dieser majestätischen Gestalt, der Jubel schwieg, aller Augen waren auf den Ritter gerichtet. Dieser, das Haupt nur wenig neigend, begrüßte die Gesellschaft und schritt auf Raoul le Noir zu, ihm sein schwarzes Schild mit einem aufrecht stehenden Löwen entgegen haltend. „Ritter le Noir," sagte er mit freundlicher Stimme, „der Pilgersmann ist hier!"

Unwillkührlich reichte ihm der Ritter die Hand. Indessen hatten die andern Muße gehabt, den fremden Gast zu betrachten. Seine Gestalt war von mehr als gewöhnlicher Länge, sein Schritt fest und majestätisch, die Rüstung mogte wohl von hell polirtem Stahl gewesen seyn, jetzt war sie unscheinbar und verrostet, und schien ganz schwarz wie Feldbinde und Wehrgehänge, worin ein langes Schwert hing, dessen Griff schmucklos ein Kreuz bildete.

Robert, nicht gewohnt vor irgend einem lebenden Wesen zu zittern, konnte sich doch nur mit Scheu dem

Unbekannten nahen. „Verzeiht mir," ſagte er zu dem Gebarniſchten tretend, der im Kreiſe der jungen Ritter umherſchaute. „Verzeiht, wenn ich um Euren Namen frage, und um den Grund Eurer Gegenwart?"

„Meinen Namen Euch zu nennen, Ritter d'Esparron," erwiederte der Gewappnete, „verbietet mir ein Gelübde; deshalb erlaubt, daß ich ihn Euch verſchweige. Meine Abſicht iſt, Euch mit meinen Mannen nach Montcallier zu begleiten."

„Nun ſo ſeyd mir willkommen," ſagte Robert und reichte ihm die Hand. Der Ritter that, als bemerke er dies nicht, er blickte auf ſeines Schwertes Griff, und achtete des hierüber entſtandenen Gemurmels nicht.

„Ritter!" rief Robert, dem dieſe Beleidigung nicht entgangen war, der jedoch ſeine Empfindlichkeit mäßigen zu müſſen glaubte. „Alle hier Verſammelte haben mir geſchworen, bei unſerem Zuge nach Montcallier nur zur Selbſtvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg meiner Väter zu ſchonen, und ſie wieder zu verlaſſen, wenn ich es verlange. Da Ihr uns begleiten wollt, ſo fordre ich auch von Euch dieſen Schwur."

„Ich ſchwöre nicht!" erwiederte der Ritter ganz ruhig, „Ich ſchwöre nicht und ziehe mit Euch nach Montcallier."

Erſtaunt ſahen ſich die Ritter an. Sie wurden unruhig, Robert fürchtete Streit, und obgleich ſelbſt über des ſchwarzen Ritters kecke Verweigerung entrüſtet, hielt ihn doch eine innere Scheu vor dem Fremden ab, ſeinen Zorn losbrechen zu laſſen. Er ſagte mit aller Höflichkeit:

„So kann ich, werther Herr, Eure Begleitung nicht annehmen.“

„Wie es Euch beliebt, Robert d'Esparron,“ erwiederte der Unbekannte. „Lebt wohl, auf Wiedersehen!“ Er neigte sich gegen die Versammlung so stolz als er bei seinem Eintritt es gethan, drückte le Noir die Hand, und verließ die versammelten Ritter.

Als er auf sein Streitroß gestiegen war, hielt er im Kreise der Reisigen, die den schwarz Geharnischten neugierig begafften; es schien, als ob er ihre Anzahl erforschen wolle, und winkte dann seinem Begleiter, welcher hierauf in das Hifthorn stieß.

Jetzt schmetterten unfern der Mühle Trompeten. Die Reisigen, von diesem Kriegsrufe aufgeschreckt, sprangen zu ihren Pferden, die Ritter stürzten aus der Mühle, bestiegen ihre Streitrosse und ordneten alles zum Kampfe. Ruhig hielt der Schwarze in ihrer Mitte, und als von der Höhe herab ein Zug Reisige im Mondlichte sichtbar wurde, rief er: „Gute Nacht Ritter d'Espgrron, glückliches Unternehmen!“ und sprengte nach dem Zuge, der, sich um die Ritter nicht kümmernd, in schönster Ordnung der Mühle vorbeizog. Es mochten an dreißig Lanzen und zweihundert Reisige seyn.

Als der Zug vorüber war, stürmten die Freunde auf le Noir ein, ihnen zu sagen, wer der Geheimnißvolle sey. Le Noir versicherte, ihn nicht zu kennen, und erzählte das Zusammentreffen auf Aigremont. Robert, der sich jener Unterhaltung in der Hütte noch wohl erinnerte, berichtete seinen Freunden, daß, wenn, wie er fast glauben müsse, beide Pilger eine Person seyen, er ein Edler aus der

Dauphiné, ein Verwandter Pierre Jacquelins wäre. Niemand konnte sich sein Erscheinen erklären, Niemand, wie er in so kurzer Zeit einen so ansehnlichen Haufen habe werben können, und einigen schien ein Geheimniß dahinter verborgen, das auf ihr heutiges Unternehmen Bezug habe.

„Möge es auch seyn!“ rief Robert ungeduldig. „Mich ruft die Geliebte, Euch bindet das Wort, deshalb zu Pferde und muthig zur That!“

Als sie aus der Thalschlucht zur Höhe zogen, konnten sie in der Ferne den Haufen des schwarzen Ritters noch sehen. Er nahm nicht die Richtung nach Montcallier, und schien mehr östlich zu ziehen. Die jungen Ritter spotteten des zudringlichen Gastes, nur le Noir und Robert nahmen die Sache ernsthafter, ihnen schien die geharnischte Gestalt von schlimmer Vorbedeutung zu seyn. Aber an Klotilden denkend war bald Pilgersmann und Ritter vergessen, die Sehnsucht trieb ihn rasch vorwärts.

Roberts Plan konnte beinahe nicht mißlingen. Während die Freunde hinter einem Felsen verborgen den günstigen Zeitpunkt abwarten sollten, wollte er nur von Bastian begleitet nach Montcallier reiten, sich dem Thurmwart zu erkennen geben und den Einlaß verlangen, der ihm nicht verweigert werden würde. Auf das Zeichen des Thurmwarts, daß Jemand Einlaß verlange, sollten seine Getreuen in der Burg sich einzeln auf dem äußersten Hofe einfinden, und sobald der Vogt die Zugbrücke herunter gelassen und die Pforte geöffnet habe, über ihn herfallen und das Thor öffnen; dann sollten seine Freunde, die sich indeß herangeschlichen, schnell vorrücken, in die Burg ent-

ziehen, und so die wenige Mannschaft, die allenfalls noch seinem Vater treu geblieben, in Zaum halten; er selbst mit den Seinen wollte indessen Klotilde und den Troubadour aus dem Gefängnisse befreien. — Daß bei diesem Plane an keinen Widerstand von Seiten des Vicomte zu denken sey, war zu vermuthen, auch die Vorkehrung getroffen, daß sein Gemach, sobald der Voigt die Pforte geöffnet, verriegelt, und hierdurch alles persönliche Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn vermieden werden sollte. Im Besitze Klotildens wollte man die Burg wieder verlassen, Blut sollte nicht fließen.

Auf monderhellten Pfaden zogen die Ritter Montcallier zu; sie wollten vor Untergang des Mondes nicht vor der Veste eintreffen, damit die Dunkelheit ihr Unternehmen begünstige. Es mogte Mitternacht seyn, als sie in dem Gehölze anlangten, welches gegen Norden auf einem Abhange der Burg gegenüber lag. Sie hatten sich zu sehr beeilt, denn noch schien der Mond, noch war das Thal, durch das sie ziehen mußten, erhellt; sie stiegen deshalb von ihren Rossen und rasteten, bis die Nacht nur noch ihr Sternenlicht schimmern ließ, dann zogen sie weiter. Hinter einem Felsen, der sie jedem Auge verbarg, machten sie jetzt Halt, und nur Robert und Bastian ritten bis an die aufgezogene Brücke.

Auf ihren Ruf erschien der Thurmwart und fragte nach ihrem Begehr. Robert gab sich kund; der Thurmwart, hoch erfreuet den Sohn seines Herrn zu vernehmen, gab das Zeichen; sein Ruf fand jedoch schon alle wach, den Vicomte gewaffnet im innern Hofe, die Besatzung bereit, ein jeder auf seinem angewiesenen Posten.

„Der Vater wird dem Sohne ſelbſt die Pforte öffnen; komm mit mir, Gregoire, und thue genau, was ich Dir befehle," ſagte der Vicomte; öffnete die Pforte, lugte durch das Dunkel der Nacht ſpähend umher, ehe er die Zugbrücke niederzulaſſen befahl, und als Robert darüber geritten war, raſſelte ſie wieder hinter ihm nieder. Der Vater trat zurück in den Hof. „Verzeiht, Herr," ſagte nun der Burgvoigt, „daß ich nicht das Thor, nur die Pforte Euch öffnen kann, und deshalb bitten muß abzuſteigen und zu Fuß einzuziehen. Euer Vater hat des Thores Schlüſſel verwahrt und mit auf ſein Jagdhaus genommen, wohin er geſtern Abend zog." Dem jungen Ritter war dieſe Nachricht willkommen, er ſtieg ab, und ſchritt mit freudigem Herzen durch die Pforte, Baſtian folgte ihm mit den Pferden.

Wie betroffen war er jedoch, als er ſchon unter dem Thore den Hof mit Fackeln erleuchtet ſah, noch mehr aber, als er in der Mitte der Reiſigen ſeinen Vater erblickte, der mit Hohn ihm entgegen rief: „Willkommen auf Montcallier, Robert d'Eſparron! und ſo allein, wo ſind denn Deine Begleiter, die mächtigen Ritter der Provence? Auch allein ſey mir willkommen, mein würdiger Sohn, Dein Gemach iſt ſchon bereitet! Führ' ihn hinab in den Kerker des weſtlichen Thurmes!" rief er jetzt grimmig dem Burgvoigt zu. „Jenen aber," auf Baſtian zeigend, „verſorgt, wie er es verdient."

Robert hatte mit ſtolzem, feſtem Blick auf den Vater geſchaut, während dieſer die höhnenden Worte geſprochen; jetzt, als er ſchwieg, wendete er ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den Rücken und folgte dem Voigt. Der Vicomte,

von diesem Trotze noch mehr erbittert, rief den Knechten zu, ihn in Fesseln zu legen. Die Unverständigen, zu wenig mit den Verhältnissen bekannt, wollten des Herrn Befehl befolgen und Hand an ihn legen, — da flammte das Schwert in seiner Rechten, die Frechen sanken von ihm getroffen zu Boden, er schritt allein dem Kerker zu.

Noch von Zorn entbrannt, begab sich jetzt der Vicomte in den äußersten Thurm. „Ihr Herren, die Ihr vielleicht zum erstenmale zu einem Strauße ausgezogen seyd," rief er den Rittern zu, die vor der aufgezogenen Brücke immer noch in der Erwartung hielten, Robert werde ihnen das Thor öffnen, „kehrt nach Hause zurück, legt Euch zur Ruhe, und danket der Nacht, die mir Eure Schilde verbirgt, daß ich Euch nicht erkennen, und meine Rache Euch nicht verfolgen kann. Kehrt nach Hause zurück, sonst werden die Bolzen meiner Schützen Euch den Weg weisen!"

Da trat ein Ritter vor; es war Raoul le Noir. „Vicomte d'Esparron!" rief er, „ich und zwanzig Ritter, meine Freunde, stehen als Waffenbrüder Roberts d'Esparron, zwar nur mit weniger Mannschaft hier vor Eurer Burg, doch verlangen wir, daß Ihr uns diesen frei gebt und seine Geliebte, wo nicht, so kündige ich Raoul le Noir, und diese meine Waffenbrüder Euch blutige Fehde an!" Er nannte jetzt die Namen der Ritter.

„Herr Raoul le Noir," erwiederte der Vicomte, „Ihr nennt mir da Namen von ehrenwerthen Männern, die ich nicht zu dem teuflischen Unternehmen eines Sohnes gegen den Vater versammelt geglaubt hätte. Doch da ich sie einmal hier finde, so nehme ich die Fehde an, und

lasse sie nach Würden begrüßen." Die Bolzen der Schützen sausten durch die Luft, sie prallten hell klirrend von Schild und Harnisch der Ritter ab, die sich bei dieser feindlichen Begrüßung zurückzogen.

„Da wir zu schwach sind, um gegen die wohlbemannte Veste etwas zu unternehmen," begann jetzt le Noir zu seinen Freunden, „so ist mein Rath, heimzuziehen, dem Vicomte den Absagebrief zu schicken, in acht Tagen bei der Mühle mit all' unsrer Macht uns zu versammeln, und diese Schmach dann zu rachen!" — So beschlossen auch die Uebrigen; den Freund bedauernd zogen sie, jedoch vereint, den Weg zurück.

Noch waren sie keine Stunde geritten, als sie durch das Dunkel der Nacht ganz in der Nähe einen Haufen Bewaffneter anrücken sahen, sie hielten an, le Noir sprengte vor. „Ha willkommen, junger Herr!" rief ihm Henriots wohlbekannte Stimme entgegen. „Hat doch der alte Ritter wahr prophezeit, wir würden Euch von Eurem Zuge rückkehrend antreffen. Ihr findet in dem Haufen, der mir folgt, fast lauter Freunde und Vasallen, nur wenig Fremde; wollt Ihr Euch deshalb uns anschließen, so erfüllt Ihr den Wunsch Eures Vaters."

Während der Alte noch sprach, näherte sich ihnen der schwarze Ritter und rief le Noir ein: „Willkommen!" entgegen. „Ihr kehrt zurück," begann er; „lüstet Euch und Euern Begleitern aber gar zu sehr auf Montcallier einzusprechen, so begleitet mich. Hundert wackre Fußknechte mit Sturmleitern begleiten mich, dreißig Lanzen mit ihren Reisigen folgen mir, alles Nöthige, die Thore zu sprengen, habe ich bei mir; wollt Ihr mich aber

nicht begleiten, ſo ziehet mit Gott ruhig Eure Straße weiter.“

Roberts Freunde hatten ſich indeſſen um den ſchwarzen Ritter verſammelt, der auch hier in der finſtern Nacht ſein Viſir geſchloſſen hielt. Kaum hörten ſie, daß ſein Zug nach Montcallier gehe, als alle ſich ihm anſchloſſen, und ſeine Sache wie die Ihrige zu führen verſprachen.

„Verſprecht nicht zu viel!“ rief der Alte. „Meine Fehde iſt nicht der Zwiſt von Vater und Sohn, ſie iſt ernſterer Art; wollt Ihr aber mit mir ziehen, ſo fordre auch ich Euer ritterliches Wort, das Ihr ſchon Robert d'Esparron gabt. Nicht die Veſte zu zerſtören, und wenn ich es verlange, die Burg zu verlaſſen, ſchwört auch mir dies zu halten.“

Die Ritter ſchwuren.

„So laßt meine Fußknechte und Schützen an Euch vorbeiziehen, ſchließt Euch an ſie an, — und nun Henriot den Weg nach Montcallier ohne Verweilen!“ Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; ein ſtattlicher Haufe, wohl werth, daß Roſtan d'Ajout Graf von Sault, der edle Streiter, an ſeiner Spitze ſtand.

12.

Die verſchiedenen Bewegungen in der Burg am Abende dieſes verhängnißvollen Tages waren dem Troubadour und Klotilden nicht unbemerkt geblieben. Die Jungfrau wußte nicht, ſolle ſie deshalb zagen, ſolle ſie ſich darüber freuen; der Vater, dem ſie von dem herabgefallenen Zettel nichts geſagt, ſchöpfte Hoffnung aus

dieſem Treiben, aus dieſem Waffengeklirr, das durch die Stille der Nacht ſelbſt bis zu ihnen drang. Seine Lage war ihm ſo drückend, daß jede Begebenheit, wenn ſie nur eine Veränderung ſeines Schickſals bewirken konnte, ihm willkommen war. Er beruhigte Klotilden, aber ihn floh der Schlaf, und auch ſie, die immer noch Roberts Worte vertrauend, bei dem leiſeſten Geräuſch ſein Kommen erwartete.

Als ſie das Horn des Thurmwarts vernahm, pochte ihr Herz. Es war ihr, als ob dies Zeichen die Ankunft des Geliebten verkünden müſſe, aber ſeine Tritte vernahm ſie nicht. Bald war alles wieder ſtill, und er immer noch nicht da. Sehnſuchtsvoll blickte ſie nach den eiſernen Thüren, die Stunde entſchwand, ihn brachte ſie nicht. Da nahten Tritte, die Riegel raſſelten. „Er kommt!“ rief ſie aus, ſank ihrem Vater freudeglühend um den Hals; die Thür öffnete ſich, ſie riß ſich aus des Vaters Armen und ſtand vor dem Vicomte.

„Mich habt Ihr wohl nicht erwartet, Jungfrau?“ ſagte er finſter. „Alſo auch Ihr waret von dem Bubenſtücke unterrichtet, auch Ihr, alter Graukopf, billiget alſo, daß ein Sohn bei Nacht des Vaters Burg überfällt, ihn gefangen nehmen, einſperren, oder Gott weiß was noch für Greuliches thun will, um eine Dirne heimzuführen, und hierdurch ſeinen Stamm zu entehren.“

„Herr Vicomte!“ rief der Alte heftig und ſprang auf, „das lügt Ihr, Klotildens Hand entehrt keinen Fürſten!“ Des Vicomte höhniſches Gelächter brachte ihn jedoch ſchnell zur Beſinnung. „Ich bin aus edlem Geſchlechte,“ fuhr er gelaſſener fort, „ich ſollte meinen,

die Enkelin eines Troubadours von edlem Stamme sey doppelt geadelt, besonders in der Provence, wo die Harfe geehrt wird neben dem Schwerte. Was Ihr mir jedoch von Eurem Sohne sagt, ist für mich dunkel, sein Vorhaben mir unbekannt, und wißt, Vicomte, läget Ihr vor mir auf Euren Knieen, so würde doch nie mein Segen Euren Sohn zum Altare begleiten, nur mein Fluch. Seit jener Nacht auf Aigremont kann mir von Euch und Eurem Stamme nichts Segensreiches kommen!"

„Nun wohl, Alter," sagte der Vicomte nach einigem Sinnen, „Ihr kommt meinen Wünschen entgegen. Wir beide wandern nach einem Ziele, helft es mir erreichen, und auch Ihr gelangt dahin. Zieht mit Eurer Tochter übers Meer; eine der Inseln des Archipels wird Euch willig aufnehmen; mein Geld soll Euren Seckel füllen. Wandert frei von hier, nur schwört mir nie zurückzukehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund zu thun."

„Aus meiner Heimath soll ich wandern; ein blinder Greis wandern mit meinem Kinde von ihrem Erbe?" rief der Troubadour.

„Nur so!" rief der Vicomte ungeduldig, „nur so könnt Ihr Euer Kind retten!"

„Ich verstehe Euch," unterbrach ihn der Alte mit Ruhe. „Spart eure Worte. Wer die unbewachte Burg anzünden, das Blut so vieler Unschuldigen versprützen konnte, dem ist das Leben einer Jungfrau ein geringes Opfer. Ich verstehe Euch, Vicomte, und will ziehen, dahin ziehen, wo kein Tiger die Krallen ausstreckt nach

dem unſchuldigen Kinde, das den blinden Sänger leiten muß zum Grabe. Ich verſtehe Euch und wandre!"

„So ſchwört mir, daß Ihr nie zurückkehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund thun wollt!"

„Ich ſchwöre, nie von meiner Pilgerſchaft zurückzukehren, nie Eurem Sohne kund zu thun, wo ich bin!"

„Und auch Ihr, Jungfrau!" ſagte der Vicomte mit erzwungener Freundlichkeit.

„Herr!" rief das Mädchen, und ſah dem wilden Manne freundlich und doch feſt ins Auge. „Ich ſchwöre nicht! Nach Robert wird es mich ziehen, ſo lange ich lebe. Meinem Vater die verlorene Ruhe wiederzugeben, hätte ich ihm entſagen können, das Leben mir zu erkaufen, entſage ich ihm nicht. Thut mit mir, was Ihr vor einem hohen Richter dereinſt zu verantworten gedenkt, ich, ein ſchwaches Mädchen, kann es Euch nicht wehren, und bin auf das Schrecklichſte gefaßt; aber entſagen kann ich ihm nicht. Irrte ich in Arabiens Steppen!" rief ſie voll Feuer, „ich bät den Süd der Wüſte, ihm zu künden, wo ich ſey; klimmte ich auf den Höhen der Alpen, ich flehte die ſtrahlende Sonne, ihn zu wecken, ihm zu zeigen, wo ich weilte; wär' ich auf tobendem Meere, ich ſmeichelte den Wellen, daß ſie nach Montcallier ſich wälzten, ihm zu künden, wohin ſie mich getragen; ruhte ich im Bette des Todes, mein Geiſt würde ihn umſchweben, im Traume, im Wachen die Stätte ihm zeigen, wo ich ruhte, daß er an meinem Grabe noch die unausſprechliche Sehnſucht mir ſtillen könnte!"

„Raſende!" rief der Vicomte.

„Komm, meine Tochter!" ſprach der Vater, und

breitete die Arme nach ihr. „Komm an meine Brust, Du bist Deines Namens werth, laß uns sterben und heimgehen zu unsern Lieben!"

„Laß uns heimgehen," sagte das Mädchen, und schmiegte sich fest an den Troubadour. Der Vicomte verließ wüthend den Kerker.

13.

Der schwarze Ritter war indessen mit seinem Heerhaufen auf der Straße nach Montcallier fortgezogen. Henriot, der die Vorhut führte, hatte einen der Burg ganz kundigen Mann bei sich, einen jener zehn Bewaffneten, die der Vicomte am Abend ausgesandt. Er hatte sich heimlich davon geschlichen, Robert von dem zu benachrichtigen, was indessen auf der Burg vorgefallen war, und da er ihn in der Fischerhütte nicht gefunden, war er forschend in der Gegend umher geschwärmt; hier stieß er in der Nacht auf den bewaffneten Haufen Henriots, der ihn auskundschaftete, und bei sich behielt, um ihn zu seinem Zwecke zu gebrauchen.

Als sie jetzt kaum noch eine Viertelstunde von der Burg entfernt waren, bat der Reisige Henriot, hier einen Augenblick zu verweilen. „Auf jener Höhe ist ein Kreuzweg," so sagte er, „hat der Vicomte Posten ausgestellt, so stehen sie dort, denn alle Wege kreuzen sich auf diesem Punkte. Man sieht weit in der Ferne umher, und uns selbst könnte man vielleicht, sobald wir auf der Höhe sind, trotz der Dunkelheit der Nacht, von dort erblicken. Gebt mir einige Fußknechte, gute, sichere Armbrustschützen, dann schleiche ich mich auf einem mir wohl-

bekannten Fußpfade zwischen die Burg und den Kreuzweg, und es soll keinem gelingen, zur Burg zurückzukommen.“ Henriot befolgte diesen Rath.

Indessen hatte der Vicomte, von mancherlei Sorgen gequält, die sein Herz so nahe angingen, dennoch nichts unbeachtet gelassen, was ihm zur Sicherheit der Burg nöthig schien. Als ihm der Thurmwart meldete, die Gewaffneten hätten sich zurückgezogen, schickte er Fußknechte aus, welche die Gegend rings um die Burg auskundschaften mußten, und da diese zurückkehrten, und vom Feinde nichts gewahrt hatten, sandte er Reiter nach dem Kreuzwege, dort alles zu beobachten, und ihm schnell Nachricht zu geben, wenn Bewaffnete der Burg nahen sollten.

So gesichert, ließ er nur die nothwendigen Wachen auf den Thürmen und Mauern, befahl dem Burgvoigt, ein wachsames Auge zu haben, und ging in sein Gemach zurück, wo er den Schlaf umsonst suchte Unruhig sprang er vom Lager auf und schritt im Zimmer auf und ab; mancherlei Gedanken durchkreuzten ihn. Bald wollte er hinunter in den Kerker seines Sohnes, bald schon heute mit Klotildens Leben ihm alle Hoffnung rauben, aber so oft auch dieser Gedanke in ihm erwachte, entstieg das Todtenbild Anna's d'Ajout mit ihm dem Grabe, und er bebte erschrocken zurück.

Unterdessen war Henriot nach einer kurzen Rast den Hügel hinauf gerückt, und überzeugte sich schon dort, daß der Reisige von Montcallier Recht gehabt. Er sah in der sternenhellen Nacht die Reiter zurücksprengen, aber die Armbrustschützen schossen zu gut, um ihren Mann zu fehlen, keiner kehrte zur Burg, die Nachricht zu bringen,

und die Schützen kamen mit den erbeuteten Rossen dem Kastellan triumphirend entgegen.

Jetzt zog man in der bestimmten Ordnung vorwärts. Zuerst eine Abtheilung Reisiger zu Fuß, dann die Träger der langen Sturmleitern, die mit Aexten Bewaffneten, und die, so Balken trugen, um mit diesen zu den Ketten der Zugbrücke gelangen zu können; ihnen folgte ein Haufe zu Fuß, nur mit Pickelhaube, Schwert und Schild bewaffnet, dicht hinter ihnen die Armbrustschützen, dann die Ritter, an ihrer Spitze Rostan d'Ajout; die Reisigen zu Roß beschlossen den Zug.

Leise nahten sie der Brücke, legten unbemerkt einige Balken darüber, einer stürzte jedoch krachend in den Graben, die Schildwache über dem Thore machte Lärm, das Horn des Thurmwarts rief zu den Waffen, und ehe noch die mit Aexten Bewaffneten zu den Ketten der Zugbrücke gelangt waren, erschienen schon die Reisigen d'Esparrons auf den Thürmen und Mauern. Aber die Leitern wurden auch jetzt, schon in den Graben gelassen, an die Thürme und Mauern gesetzt, die leicht Bewaffneten stiegen hinauf, die Bolzen der Armbrustschützen flogen wie dichter Hagel nach den Mauern und Schießscharten, hell und laut dröhnte der Schlag der Aexte durch das Kampfgetöse; — jetzt erscholl ein dumpfer furchtbarer Schlag, die Zugbrücke fiel nieder, Schwerbewaffnete, Kriegswerkzeuge führend, rückten gegen das Thor.

Da stürzten Steine und Balken von oben herab auf die Stürmenden und verwundeten manchen, während alle Armbrüste, nach diesem Punkt gerichtet, bald die Mauer lichteten; dumpf tönte das Geschmetter der Balken, die

gegen das eichene Thor getrieben wurden, krachend widerstand es der Gewalt, bis es endlich praſſelnd niederſtürzte. Jubelgeſchrei erfüllte die Luft; die Reiſigen drangen vor.

Jetzt begann ein mörderiſcher Kampf. „Zu mir, Ihr Tapfern von Montcallier!“ ſo ertönte des Vicomte Stimme durch das Klirren der Schwerter, während Roſtan d'Ajout bei dieſem Rufe von ſeinem Streitroſſe ſprang. „Zu Fuß, Mann gegen Mann!“ rief er, und drang durch die weichenden Schaaren der Seinigen, mehrere Ritter folgten dem Greiſe.

Hell war der Hof erleuchtet, Fackeln brannten und Pechtonnen flammten, flimmernd glänzten Schwert und Schild in dieſem nächtlichen Feuer. Selbſt das tiefe Thor war von der Flammengluth erleuchtet. „Wo biſt Du, d'Esparron?“ ſchrie der ſchwarze Ritter, alles mit ſeinem mächtigen Schwerte vor ſich her jagend. „Hervor, du Fackel von Aigremont, hervor!“ Immer weiter drang er vorwärts, das Thor war frei, doch konnten die Lanzen nicht einreiten, die Fußknechte verſperrten den Weg.

Jetzt erblickte Graf Sault beim Scheine einer Fackel die hohe Geſtalt ſeines Gegners; wie der königliche Adler in ſeinem Grimme auf den räuberiſchen Geier ſich ſtürzt, ſo ſtürmte der Alte den Seinen voran. „Steh!“ rief er, „ſteh, d'Esparron!“ und indem er dies rief, ſtürzte das eiſerne Fallgatter hinter ihm nieder.

Nur von wenigen der Seinen umgeben, ſtand Roſtan d'Ajout umringt von den Feinden. Höhniſch lachend rief ihm der Vicomte von fern entgegen. „Hab ich Dich, Du von den Todten Erſtandener, ſey mir gegrüßt!“ Aber wie der gefangene Leu ſeinen Käfig zerbricht, und

die gaffende Menge wie Spreu im Winde zerſtreut, ſo warf ſich der Greis auf die Reiſigen, das Auge nach d'Esparron gerichtet, der ihn zu vermeiden ſchien. Die Knechte wichen, doch auch die Seinen ſanken um und neben ihm, er ſelbſt blutete aus mehreren Wunden. Nur ein Ritter hielt noch neben ihm Stand, es war Raoul le Noir. „Nur immer drauf, mein edler Herr!" rief er. „Die Unſern erſteigen die Mauern, die Hülfe iſt nah!" und als das Siegsgeſchrei von Zinnen und Thürmen erſchallte, da warf ſich der Vicomte endlich verzweifelnd dem mächtigen Grafen von Sault entgegen, dem Raoul zu Hülfe ſprang.

„Zurück!" donnerte dieſer dem Jüngling zu, „mir allein gehört der Augenblick!" und hoch blitzte das alte Schwert, auf Helm und Schild fuhr es ſchmetternd herab, doch d'Esparron ſtand. Leben, Ehre und Freiheit galt es, mehr noch dem alten blutigen Haß, mit Jünglingskraft kämpften die Greiſe. — Der Vicomte ſank.

Den Kampf zu beenden, ließ d'Ajout ſein Horn erſchallen, des Blutes war genug gefloſſen, nur der Stamm der Esparrons ſollte untergehen. „Sammle die Unſrigen!" ſagte er jetzt noch athemlos zu Henriot, der ſeine Kniee umfaßte; „lade die Ritter, die mich mit Raoul le Noir bisher begleiteten, ein, ſich um mich zu verſammeln."

Das Gefecht hörte auf. Die Ritter mit ihren Knechten hatten ſich auf dem Hofe verſammelt, Raoul und ſeine Freunde bildeten nach kurzer Raſt einen Kreis um d'Ajout, der beim Scheine der Fackeln wie eine Rieſengeſtalt aus alter fabelhafter Zeit vor ihnen ſtand. „Ihr Freunde!" begann er, „habt Dank für Euren Reiterdienſt,

und verzeiht, daß ich Euch ſchon jetzt bitte, die Burg mit den Euren zu verlaſſen." Mehrere murrten. — „Ich habe Euer Wort! Mein Tagewerk iſt noch nicht vollendet, und zu dem, was ich nun beginnen muß, nutzt Eure Gegenwart nicht. Heute," fuhr er fort, ſich zu Raoul le Noir wendend, „zog ich mein Schwert, um es für immer in der Scheide roſten zu laſſen, ich bedarf ſeiner fortan nicht mehr, nur noch für einen Tag gehöre mir das Richteramt; geht die Sonne unter, ſo lege ich auch dieſes nieder, und nie mehr ſchmücke mich Helm, Schild und Panzer." Er nahm ſein Schwert aus dem Wehrgehenk. „Dies iſt mir ein theures Schwert," ſo ſprach er; „bei Jeruſalem führte es mein Ahn, ich am Tage des letzten Kampfes. Keinem Sohne kann ich es hinterlaſſen, der hier Erſchlagene zerſchmetterte ſein Hirn, und doch mögte ich es gern in edeln Händen wiſſen. Deshalb nimm Du es, Raoul le Noir, Du Erbe meiner Beſitzungen, führ' es mit tapfrer Fauſt, gleich meinem Ahn, und übergieb es einem Sohne. — Lebt wohl, meine Freunde! In dem Kampfe, den ich noch zu kämpfen habe, kann nur Gott mir beiſtehen."

Die Ritter reichten ihm verſöhnt die Hände, und zogen ſchweigend von dannen, nur Raoul blieb.

„Und willſt Du mich nicht verlaſſen?" fragte der Alte bewegt.

„Graf!" ſagte der kühne Jüngling. „Ihr wollt die Burg anzünden, ſie zerſtören?"

„Wenn mein Richteramt beendet und kein lebendes Weſen mehr in ihren Mauern iſt. — Ja!"

„Seyd mild, Graf Sault!" rief der Jüngling mit Feuer.

„Was ich an den Pyramiden in Egypten schwur, will ich auf den Bergen der Heimath halten. Geh, Raoul, ich bitte Dich, fest wie dieser Felsen steht mein Vorsatz, Du änderst nichts.“

„Robert d'Esparron und seine Geliebte sind in diesen Mauern,“ unterbrach ihn le Noir.

„Ich weiß es,“ sagte Graf Sault mit finsterm Blick. — Und als der Jüngling noch in bittender Stellung vor ihm stehen blieb, sagte er mit finsterm Ernst: „Ritter, ich mahne Euch an Euer Wort.“

„So nehmt Euer Schwert zurück, Graf!“ rief Raoul erglüht. „Ihr mögtet es hier noch zum Richteramte bedürfen; ich mag es nicht!“ Er wandte ihm stolz den Rücken und verließ die Burg.

Der Greis sah dem kühnen Jünglinge lange und sinnend nach, dann gab er Henriot das Schwert, und sagte dumpf vor sich hin: „Noch einen Schritt, und dann ins Grab!“

14.

Die Knechte d'Esparrons waren schon mit den Weibern und Kindern ausgezogen, die Reisigen d'Ajouts hatten die Mauern und Thürme besetzt, seine Vasallen sich im Burghofe versammelt. Ein jeder ahnete das furchtbare Gericht, das der Greis halten würde. Jeder Versuch, ihn zur Milde zu bewegen, war, gleich le Noirs Versuch, kalt zurückgewiesen worden, und obgleich man auf des Grafen Antlitz den Kampf las, den er mit seinem Herzen zu streiten hatte, so blieb er dem Vorsatze treu, seinen Schwur zu erfüllen. Er hatte eine Stunde

allein im Burggarten zugebracht, und als er in den Kreis der Seinen trat, sah man, daß der Gram, der Schmerz seine Begleiter in der Einsamkeit gewesen waren.

Er grüßte die Umstehenden freundlich, trat dann zu dem entseelten Körper Wilhelms d'Esparron, hob das schwarze Leichentuch empor, und sah starr auf den Todten, in dessen Zügen die Verzweiflung sich noch fest eingegraben hatte. Lange stand er, ihn betrachtend, dann rief er mit furchtbarer Stimme: „Bringt das Banner d'Esparrons herbei!" Aus dem Rüstsaale wurde dies ehrwürdige Zeichen gebracht; der Falke glänzte im blauen Felde auf der Fahne, die noch jetzt, als ginge es zur Schlacht, lustig im Winde rauschte. Zu des Vicomte Haupte ließ er sie pflanzen, Schwert, Schild und Harnisch zu seinen Füßen legen; den Leichnam deckte er selbst wieder mit dem Leichentuche.

„Euch das Schicksal meines Hauses zu wiederholen," begann er nun zu den Umstehenden, „hieße nur meinen Schmerz erneuen, Ihr kennt es, Ihr habt Aigremont brennen sehen, kanntet mein Weib, meine Kinder, und theiltet meinen Schmerz. — Als die Schreckensnachricht mir wurde, da schwur ich, nur im Blute der Esparrons meine Rache zu kühlen, keinen des Stammes zu schonen, nicht des Säuglings in der Wiege, Montcallier zu zertrümmern, wie Aigremont zertrümmert lag. Ich bin hier, meinen Schwur zu lösen.

Das Haupt fiel im ehrlichen Zweikampfe, den Sohn glaubte ich mit dem Schwerte in der Hand hier zu finden, darum verrieth ich dem Vater sein Unternehmen, damit Beide Ein Schlag treffe; ich hoffte, auch er sollte

einen ritterlichen Tod sterben im Gefechte, und mein Richteramt wäre dann beendet gewesen, das Rachschwert der Hand entwunden, und nur noch der Fackel hätte es bedurft, um mir zum Grabe zu leuchten. Das Schicksal hat es anders bestimmt. Robert d'Esparron muß durch die Hand des Nachrichters sterben, nicht, wie ich es gewünscht, gehofft. Doch er muß! — der Himmel hat meinen Schwur vernommen. Führt ihn aus seinem Kerker hierher! Keine Bitte. Mit blutendem Herzen bringe ich den Meinen dies Opfer — ich muß!"

Dumpfe Stille herrschte in der Versammlung, jedem war die Brust bewegt, jeder sah mit angstvollem Herzen auf den kommenden Augenblick.

Der Jüngling nahte. Würdevoll trat er seinem Ankläger und Richter entgegen, schaute zürnend dem Greise in das unstete Auge und schwieg. Auch Rostan d'Ajeut fand nicht die Worte; des Jünglings herrliche Gestalt jammerte ihn. So schlank, dachte er in diesem Augenblicke, so kräftig müsse auch sein Claude seyn, hätte er nicht die Stirn am Felsen zerschellt. Aber dies Bild vom Mitleid vor seine Seele gestellt, entflammte seinen Zorn; des Sohnes zerschmetterten Körper sah er am Felsen, die Tochter in den Flammen, die Gattin in des Freundes Armen, bleich und entseelt.

„Bereitet Euch zum Tode, d'Esparron!" rief er. „Nur noch wenige Augenblicke, und das Schwert trennt Euch vom Leben. Habt Ihr aber noch etwas mir zu sagen, habt Ihr einen Wunsch, so thut ihn mir kund."

„Verrichte Dein Amt, Henker!“ erwiederte der Jüngling kalt, die Rechte nach d'Ajout ausstreckend. „Von Dir verlange ich nichts, selbst das Leben wäre mir Tod aus Deiner Hand. Ich verachte Dich!“

Der Greis bebte vor Zorn. Erschüttert hatten ihn diese Worte, aber auch die Flamme der Wuth in ihm angefacht. „Knabe!“ rief er. „Du sollst Dich vor mir beugen, oder bei Gott! ich häufe meiner Sünden Schuld, und gebe Dir eine Begleiterin zum Tode, bei deren Anblicke Du Dich krümmen sollst gleich einem Wurm.“

Der Jüngling sah verächtlich auf den Wüthenden.

„Führt die Dirne herbei!“ rief Rostan wild.

Einen Augenblick stutzte Robert, dann sagte er mit Ergebung. „Auch sie weiß zu sterben!“ — Er nahte sich jetzt der Bahre, auf welcher sein Vater lag, sank auf die Kniee neben ihn nieder; aber des Todten Antlitz enthüllte er nicht.

Als er noch, das Haupt auf die Bahre gesenkt, andachtsvoll kniete, führte man Klotilde herbei. Sie nahte zitternd. — D'Ajout stutzte bei ihrem Anblicke, seine Hand fuhr rasch über die starren Augen, als wolle er das Bild von sich treiben, das mit ihr vor ihn trat. Da erblickte sie den Geliebten an des Vaters Bahre knieend. „Robert,“ schrie sie auf, „mein Robert!“ und sank in seine Arme.

„Wir müssen sterben!“ sagte der Jüngling.

„Sterben!“ wiederholte die Jungfrau.

„Ja, sterben, doch vereint!“ rief er, sie fest an sich schließend. Da wollte sie sich plötzlich aus seinen Ar-

men reißen, doch er hielt ſie zurück. „Klotilde!“ rief er ernſt, „entweihe dieſen Augenblick durch keine Klage, keine Bitte. Ein Tiger ſteht vor Dir, er kennt kein Erbarmen, er hört Dich nicht. Sey meiner werth!“ Bei dieſen Worten eilte er mit ihr in den Kreis, wo der Nachrichter mit dem gezückten Schwerte ihrer wartete, ſein Amt zu verrichten, warf ſich auf die Kniee, und bot dem Henker ſeinen Nacken dar. Klotilde ſank neben ihn, und faltete die Hände. Der Nachrichter blickte forſchend nach dem Grafen, deſſen Auge jedoch ſtarr auf die Betende ſah. „Vater!“ rief ſie jetzt, „vergieb, daß Dein Kind ohne Lebewohl von Dir ſcheidet, Vater, vergieb Deiner Klotilde!“

„Hat die Dirne einen Vater hier?“ fragte der Graf, und ſeine Gedanken ſchienen abweſend.

„Er wartet meiner im Kerker!“ rief das Mädchen, „o gönnt mir, ihm Lebewohl zu ſagen, Herr!“

„Robert erhob ſich bei dieſen Worten, und riß die Bebende auf. „Knie nicht vor dieſem Manne!“ rief er zornig. „Vor dem Henker nur laß uns knieen, den Todesſtreich zu empfangen, nicht vor ihm. Noch einmal komm an mein Herz, Du im Tode die Meine!“ Sie ſank an ſeine Bruſt. Da öffnete ſich der Kreis und machte einem herbeigeführten blinden Greiſe Platz.

„Wo iſt mein Kind?“ rief er; „wo biſt Du, Klotilde, was ſollſt Du hier?“

„Sterben!“ ſagte das Mädchen, und ſank zu ſeinen Füßen.

„Wer biſt Du, alter Mann?“ rief plötzlich Graf

Sault. „Deine Stimme — Deine Züge — Pierre Jacquelin, bist Du es, mein Troubadour?"

„Wer ruft mich?" fragte der Alte.

„Mein Mörder!" schrie das Mädchen.

„Dann ist es meines Freundes Stimme nicht, die ich vernahm. Dann Fluch —!

Halt ein!" rief der Graf. „Halt ein, Pierre, fluche mir nicht. Sie lebe!"

„Bist Du es, Rostan?" rief der Greis, und streckte die Hand nach dem Freunde. „Bist Du es wirklich?"

„Ich bin es, ich bin's!"

„Und wolltest diesen Engel morden?" D'Ajout schwieg.

Da suchte der Troubadour das Haupt der Jungfrau, und als seine zitternde Hand es gefunden hatte, legte er sie segnend auf ihre Stirn. „Ein Engel hat Dich beschirmt, Graf Sault. Du hättest — Dein Kind gemordet."

Starr, wie ein Todtenbild, den Blick auf die Jungfrau geheftet, stand d'Ajout vor dem zürnenden Freunde. „Mathilde!" rief er, „Du, meine Mathilde?"

„Sie ist's!" sagte der Troubadour. „Drücke Dein Kind an die Vaterbrust." Und als sie an seiner Brust ruhte, den sanften Blick nach ihm gehoben, da rief der Greis, und schloß die Jungfrau mit zitternden Armen an sein Herz. „So bin ich nicht kinderlos. Eins ist mir geblieben; ich bin ein reicher, ein überglücklicher Mann! ein Kind ist mir geblieben, und meine Hand rein vom Blute, mein Gewissen rein von Schuld! — Robert d'Es-

parren! Ein Kind ist dem Stamme d'Ajout geblieben, eins bleibe dem Stamme Esparron. Der Tod sollte Euch einen, so vereinige Euch das Leben!"

15.

Ein leiser Wind schwellte die Segel, das Schiff schaukelte sanft über das ruhige Meer, nur leise brachen sich die Wellen an dem hohen Bord, und lustig flatterten die bunten Wimpel in der Luft. Die Sonne, ihre Strahlen wie eine Glorie über die Wogen breitend, tauchte so eben in den Golf von Languedoc.

„Kinder!" sagte Pierre Jacquelin, der zwischen seinem Freunde und Klotilden saß, „jetzt, wenn ich nicht irre, und mein Ohr mich nicht täuscht, schiffen wir an Marseille vorüber, denn ich höre das Lärmen im Hafen, und wenn der Wind nur etwas heftiger bläst, so sind wir in wenigen Minuten um die Landspitze, dann steht unsre Hütte vor uns — und ich kann sie nicht sehen!" setzte er traurig hinzu.

„Vater," bat Mathilde d'Ajout den Troubadour, „denkt nicht an das, was Euch der Himmel entzieht, denkt nur an die Freuden, die er Euch gab. Zwischen Eurem Freunde und Eurer Klotilde sitzt Ihr, diese neben ihrem Geliebten, und so führt uns das Schiffchen der Hütte zu."

„Ja, Kind!" rief Pierre Jacquelin, und sein geschlossenes Auge wollte gen Himmel blicken. „Du hast Recht, ich bin ein Ungenügsamer, sollte ich nicht, statt zu klagen, laut aufjauchzen vor Freude, denn: Sein Schiffchen ist wiedergekehret, und hat mir ihn wiedergebracht!"

— Er drückte d'Ajouts Hand, lehnte sein Haupt sanft an dessen Brust, und sang leise vor sich hin:

Die Maid ist aus Flammen erstanden,
Dein Aug' hat sie wieder geschaut;
der Becher und sie ist geblieben
von dem, was der Freund mir vertraut!"

„Lieber Gott!" sagte er, die Hände faltend, mit Inbrunst. „Herrlich und schön war der Morgen meines Lebens, da nahte der Mittag, und mit ihm ein Gewitter, fürchterlich und schreckbar, nun ist es vorüber, und der Abend so heiter, und die Nacht nicht mehr fern. Was habe ich denn noch zu wünschen? — Wenn ich hinüber geschlummert bin, so legt mich in mein Felsengrab; es ist mir, wenn die Ruder schlagen und die Wellen rauschen, als vernähm' ich einen Gruß von daher!" Mathilde küßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. „Du sanfter Engel," sprach er, „willst immer mit Deinen Flügeln den Schmerz mir kühlen, und die trüben Gedanken verscheuchen, ich danke Dir! Doch sage mir, siehst Du die Hütte noch nicht?

„Im Abendroth erglänzt sie schön, mein Vater!"

„Und steht der Ulmbaum noch, und weht die Abendluft durch seine Zweige?"

„Er glüht feurig, wie an jenem Abende, wo das Schiff uns nach Montcallier trug."

„Ach, leer wird die Hütte seyn, und alles zerstört!"

„Mein Robert hat sie beschützt."

„Das lohne Dir Gott, Junge!" rief der Trouba-

[illegible] die Hand nach dem Jünglinge ausſtreckend. Darum
[illegible]ch der Himmel Dein Schickſal ſo glücklich geſtal-
[illegible]aber, Freund," wendete er ſich zu dem Grafen, Du
[illegible] kein Wort, haſt die Tochter, den Freund, die Hei-
math wieder gefunden, und Deine Freude iſt ſtumm!"

„Dort glänzen die Trümmer im Abendrothe, Pierre, dort ruht Weib und Kind!" erwiederte d'Ajout., Mathilde ſank an ſeine Bruſt.

„Hadre nicht mit dem Geſchicke," zürnte Pierre Jacquelin. „Nur kurz iſt noch unſre Pilgerfahrt, und dann ſtehen wir wieder vereint im Kreiſe unſrer Lieben. Hadre nicht, und hebe dein Auge mit Ergebung zu den Sternen."

Das Schiff landete jetzt, ſie ſtiegen an dem Giesbache aus, Robert und Mathilde leiteten den Blinden; Baſtian, der ſchon früher alles geordnet hatte, erwartete ſie dort. Als Pierre Jacquelin in die Hütte trat, faltete er die Hände zum ſtillen Gebet, dann tappte er, als er dem Höchſten ſeinen Dank gezollt, überall umher, lächelte zufrieden, ſobald ſeine Hand einen alten Bekannten berührte, und als er an ſeinen Seſſel kam, fühlte er nach der Harfe, die in die Lehne geſchnitzt war, und da er ſie gefunden, ſetzte er ſich mit fröhlich heiterm Antlitz auf ſein gewohntes Plätzchen.

„Wie oft hab' ich hier geſeſſen, und Deiner gedacht, mein Roſtan!" rief er bewegt, „wie oft da draußen unter dem Ulmbaume den Blick nach Egypten gewendet, und Deiner geharrt, und endlich biſt Du doch gekommen. — Fülle mir den Becher, Baſtian!" — Er nahm ihn, und als ob er ihn beſchauen könne, ſah ſein geſchloßnes Auge

ſtarr auf das theure Vermächtniß. „D'Ajout!“ [illegible] er, nachdem er ihn geleert; „ſo wie ich mich nie von ihm getrennt habe, trenne Dich auch nicht von [illegible] Baue ein heiliges Haus, erfülle Dein Gelübde, doch bleibe bei Deinem Freunde, er könnte Dir nicht in die heiligen Mauern folgen. Gott's freie Natur muß ihn umgeben, die reine balſamiſche Luft ihn umwehen, und wenn ſein Herz von Freude überſtrömt, muß die Harfe ſein Lied begleiten. Darum bleibe bei mir; die Erinnerung vergangener Tage ſoll uns verjüngen, mein Lied Dich erheitern. Bleibe bei mir!“

Roſtan drückte ihm die Hand, Pierre verſtand den Druck.

Die Freunde trennten ſich nicht mehr, die Hütte hatte Platz für Beide, und für Baſtian, den treuen Diener. Von Montcallier zog Robert und ſein geliebtes Weib noch oft herüber zu ihren Vätern; von Barbantane kam oft Raoul le Noir mit Henriot, die Alten zu begrüßen. Verſöhnt hatte d'Ajout dem Jünglinge die Hand gereicht, ſeine Lehen, ſein Schwert ihm überlaſſen, die Juwelen Rebeccens waren ja eine glänzende Ausſteuer für die Tochter, ſie bedurfte der Herrſchaft an der Dürance nicht.

Das Gotteshaus ſtieg prachtvoll empor, doch ehe es beendet war, fand d'Ajout eines Abends ſeinen Freund, die Harfe im Arm, unter dem Ulmbaume entſchlummert. Er war vorangegangen, des Freundes Ankunft bei Anna zu verkünden; auch Roſtan folgte ihm bald. — Das Grab am Felshange nahm Beide auf in ſeinen kühlen Schoos. Noch ſieht man den Stein, der die irdiſche Hülle der Freunde deckt. — —

Wenn es draußen ſtürmt, und der Süd über die Wogen brauſt, dann treibt er ſie den Felſen hinauf, und ihre ſchäumenden Waſſer beſpritzen die Gräber der Freunde. Schweigt der Sturm, ſo murmeln die Wellen leiſ' und eintönig unter ihrer Schlummerſtätte, daß ihr Schlaf ſanft ſey bis zum Morgenrothe.

Biondina.

1.

Am 16. Junius des 1550sten Jahres hallten die Glokken feierlich von den Thürmen Neapels, die Frommen zum Feste der Madonna di Monte Carmelo zu rufen. Alt und Jung strömte festlich geschmückt durch die Gassen, wo alle Balkone mit köstlichen Teppichen behangen waren, und unzählige Blumengewinde, vom sanften Westwinde geschaukelt, die süßesten Düfte verbreiteten. Man hätte glauben sollen, die Königin des Landes ziehe heute in Neapels Mauern ein; aber Neapel sah seine Königin nicht. Im finstern Madrid, von der Etikette in den Pallast des Prado verschlossen, hatte sie das schöne Land noch nicht begrüßt. Einer größeren Königin, der Königin des Himmels, galt das Fest.

In keinem Lande wurden die Feste der Heiligen mit so vieler sinnlichen Pracht gefeiert, als in jener Zeit zu Neapel; nicht allein religiöser Pomp verherrlichte sie, auch was der frohe, lebenslustige, so gern die Freude in Alles verflechtende Sinn der Neapolitaner erdenken konnte,

das Fest anziehender, sinnlicher zu machen, führte er aus. Es schien, als ob hier die alten heidnischen Gebräuche in dem Kultus der christlichen Religion nicht ganz untergegangen wären, denn Alles, was unmittelbaren Theil an der Ceremonie nahm, so wie alle Jünglinge und Mädchen, welche in dichten Reihen folgten, oder zuschauend sich drängten, waren in weiße Gewänder gekleidet, und durch ihre Locken flochten sich Kränze von mannigfaltigen Blumen.

In und vor der Kirche Santa Maria del Carmine versammelten sich Vornehme und Geringe, der Herzog wie die Lazaroni, um der Prozession durch die Straßen zu folgen. Die Geistlichkeit, in prachtvollem Ornate, erwartete am Thore die Ankunft des Vicekönigs, der trotz der unumschränkten Macht, welche er hier gleich einem souverainen Fürsten übte, es nicht hätte wagen dürfen, sich diesem Feste zu entziehen. Die Gesandten einiger Höfe, eben mit ihrem glänzenden Gefolge in Neapel versammelt, waren schon in der Kapelle gegenwärtig, und hinter dem Hochaltare standen die Jünglinge aus den ersten Häusern in ihren weißen Gewändern, mit Blumenkränzen das Haar geziert, und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie die mit Juwelen und Stoffen herrlich geschmückte Madonna, welche ein Thronhimmel gegen Sturm und Wetter schützte, auf ihre Schultern nehmen, und so mit der heiligen Bürde durch die Straßen Neapels ziehen könnten.

Der Vicekönig Don Pedro de Toledo ließ lange auf sich warten, und der jugendliche Herzog von Nemours, dieser Liebling der Frauen, sagte spöttelnd zu dem fran-

zösischen Gesandten, dem Marschall von Bouillon, dessen Gefolge er sich angeschlossen hatte: „Wahrlich, ich finde den Vicekönig sehr ungalant, eine Dame so lange auf sich warten zu lassen. Dieser Schuld bin ich mir noch nie bewußt."

„Ich glaube es wohl," antwortete ihm der Marschall, „doch Eure Ungeduld wird nicht länger auf die Probe gestellt werden, ich höre schon die Trommeln rasseln, der Erzbischof bereitet sich zum Empfange; seht, da ziehen sie in schönster Ordnung einher."

Aber den Herzog kümmerten die geistlichen Herren wenig. Er blickte in der Kirche umher, und wo er ein freundliches bekränztes Mädchen sah, und Neapel hatte deren nicht wenige, da war sein Auge, doch nur auf Augenblicke gefesselt, denn immer zog ihn eine neue Schönheit wieder ab.

Jetzt, nachdem der Vicekönig vor dem Altare der heiligen Mutter ein kurzes Gebet verrichtet, begann der Gesang der Chorknaben, die, paarweise geordnet, dem Zuge mit ihren brennenden Wachskerzen voranleuchteten, als ob die herrliche, unbewölkte Sonne, welche ihre glühenden Strahlen über die belebte Stadt sandte, dieser erbärmlichen Funken bedurft hätte, den Tag zu erleuchten. Den Knaben folgten die braunbekutteten Bettelmönche, und ihre geistligen Feinde, die Dominikaner; dann der Erzbischof mit seinem Klerus, und den gekreuzigten Sohn vor sich, die Mutter Gottes, welche Tausende aus der Ferne begrüßten, und bei ihrem Namen, die Blumen zu ihren Füßen streuend, anbetend niederknieten. Sie schien von ihrem Throne freundlich herabzulächeln, und mit der

Würde einer Königin die ihr schuldige Anbetung anzunehmen. Die jugendlichen Träger, nicht wenig eitel über die Ehre, die ihnen heute ward, suchten ihren Stolz unter Andacht und Demuth zu verbergen, und obschon sie deshalb die Augen niedergeschlagen hatten, lugten sie doch verstohlen nach den holden knieenden Mädchen, die oft die Blumen, welche den Weg der Madonna zieren sollten, unter lautem Gebete und Bekreuzen einem der Träger zuwarfen.

Der Madonna und ihren Dienern folgten die schwarzbekutteten Augustiner und Benediktiner, diese wohlgenährten, wohl dotirten Söhne der Armuth; dann schritt der Vicekönig, von seinem Gefolge und den riesenhaften Hellebardieren umgeben, mit spanischer Grandezza einher, die fremden Gesandten schlossen sich nach Rang und Stand dicht an ihn an; die Edlen des Landes folgten, selbst edle Frauen mischten sich, in ihre Schleier gehüllt, unter den Zug, und Alt und Jung folgte mit Gesang und Gebet in ungeordneten Haufen.

Schöner aber als alle die verschleierten Damen und die rosenbekränzten Mädchen mit ihren gefüllten Blumenkörben, die sie mit Inbrunst der Madonna entgegenstreckten, glänzten die Frauen Neapels, welche, mit allen Reizen der Schönheit und mit Juwelen geschmückt, auf den Balkonen oder in den Fenstern standen, die Madonna an dem Feste ihrer Geburt anbetend zu begrüßen. Viele waren verschleiert, doch waren die Schleier nicht so dicht, die Schönheiten ganz zu verbergen, sie sollten vielmehr der Phantasie einen weiten Spielraum geben, das Schöne noch schöner sich auszumalen. Nur wenige hatten, wie

es damals zur Erhaltung der Frische der Haut Sitte war, Masken vor, von denen der immer muntere Herzog von Nemours gegen seinen Nachbar behauptete, dies müßten nur Häßliche seyn; die meisten zeigten der Madonna, oder vielmehr den Vorüberziehenden ihr Engelsantlitz unverhüllt, und warfen Letztere zuweilen neckend mit Blumen.

Als der Zug jetzt die prächtige Straße Toledo verlassen und über den Platz San Spirito, rechts nach dem Platze delle Pigne einbog, bemerkte der Herzog von Nemours schon aus der Ferne auf dem kleinen Balkon eines unansehnlichen Hauses eine weibliche Gestalt im einfachen knapp anliegenden Frauengewande, deren Gesicht eine Maske verbarg. „Sieh, Lignerolles," raunte er seinem Nachbar zu, „sieh dort links die herrliche Gestalt, sieh diesen schön geformten blendend weißen Arm, diese niedliche Hand, welche jetzt den Blumenkranz erfaßt; bei Gott! fände auch hier meine Behauptung statt, und verbärge jene neidische Maske ein häßliches Gesicht, so könnte mit Recht der herrliche Körper mit der Natur deshalb zürnen." Während er dies sagte, waren sie dem Balkon genaht, und indem er hinaufschaute, warf die Dame so geschickt einen Kranz von Rosen ihm zu, daß er ihn erfassen und an sein Herz drücken konnte. Als er jetzt dankend zu ihr hinaufsah, lüftete sie die Maske, zwar nur auf einen Augenblick, der jedoch hinreichend war, ihm die schönsten Augen, den lieblichsten Mund zu zeigen.

Fast hätte ihn dieser Anblick aus der Fassung gebracht, und hätte der Begleiter nicht, leise erinnernd, ihn mit sich

fortgezogen, er wäre, nach der Dame blickend, vor dem Balkone stehen geblieben, so aber mußte er dem Zuge folgen, auch hatte er noch Gegenwart des Geistes genug, sich das Haus und die Straße genau zu merken.

Als er den Blumenstrauß, so viel es der Ort und die heilige Handlung erlaubte, genauer betrachtete, sah er in dem Kelche einer duftenden Rose ein Zettelchen stekken; er nahm es sorgfältig heraus, legte es in das kleine Gebetbuch, in welches er zuweilen zu blicken schien, und statt zu beten, las er: Den Kranz duftender Rosen dem reizendsten der Männer, dem Herzoge von Nemours.

Den Herzog, diesen allgemein anerkannten Besieger weiblicher Herzen, diesen auf dem Felde der Ehre wie der Liebe so ausgezeichneten Ritter, dem ein Liebesabentheuer etwas Alltägliches war, reizte doch die Neuheit der Situation, das Kecke der Dame; zwar wollte es ihm anfangs dünken, eine lustige Dirne hätte sich hinter der Maske versteckt, ihn in ihr Garn zu locken, bald aber beruhigte ihn seine Eitelkeit hierüber, und nur die einfache Tracht der Schönen, das kleine Häuschen, auf dessen Balkon er sie sah, ließ ihn ahnen, daß er kein glänzendes, wenn auch vielleicht ein köstliches Abentheuer zu erwarten habe.

Wie langsam schlich nun für ihn der Zug, wie viel ruhiger schaute jetzt sein Auge von Balkon zu Balkon, und als die Feierlichkeit beendet war, die Kinder der Lazaroni die gestreuten Blumen von der Straße wieder aufsuchten, sie aufzufrischen, und morgen in Sträuße gebunden zu verkaufen, eilte er, jeder Einladung entsagend,

das Engelsbild der holden Kranzspenderin noch stets vor Augen, nach Hause.

Schon bei seinem Eintreten bemerkte der schlaue Rouvois, sein Kammerdiener, daß seinem Herrn ein neuer Stern aufgegangen sey, denn die Ungeduld malte sich auf jedem seiner Züge, und die Hast, mit welcher er ein anderes Kleid verlangte, die Eile, mit welcher er sich ankleidete, und Rouvois ihm zu folgen befahl, bestätigte den Listigen in seiner Vermuthung. Als der Herzog nun ohne Gefolge, selbst ohne Diener, um sich nicht durch seine Livree zu verrathen, nur von Rouvois begleitet, durch die Straßen fuhr, erzählte er dem Kammerdiener, was ihm begegnet sey, und trug ihm auf, sich genau das Haus zu merken, welches er ihm jetzt bezeichnen würde. Rouvois betrachtete es im Vorbeifahren mit einem Falkenblicke, und fest war es in sein Gedächtniß geprägt.

Schon am andern Morgen, als der Herzog aus dem Pallaste Caraccioli zurückkehrte, wo er seit einiger Zeit der Dame des Hauses den Hof gemacht, brachte ihm sein treuer Kundschafter die Nachricht, daß jenes Haus von der Wittwe eines Prokurators und ihrer Tochter bewohnt werde, sie sey in ärmlichen Vermögensumständen, und lebe von einer kleinen Rente und ihrem Fleiße. — „Das wäre Alles gut und in der Ordnung," fuhr er fort, „und stimmte zu den Wünschen meines gnädigen Herrn, denn wo Armuth ist, sind die Thüren selten verschlossen; was Ihr mir aber von der Schönheit der Signora gesagt, muß ich, nach dem, was ich gehört, fast bezweifeln. Die Tochter der Wittwe, die sich Biondina nennt, soll zwar eine schöne Gestalt, und die nämliche seyn, welche

Euch, wie die Nachbarn es wohl bemerkt, mit Blumen geworfen hat, aber die Schönheit des Gesichts nicht zur Mitgift bekommen haben. Sie ist, wie mir allgemein versichert wurde, bleich wie der Tod, schielend, ihr Mund aufgeworfen, die Nase zu groß, und so von Blatternarben entstellt, daß jeder, der sie sieht, den herrlichen Hals bedauern muß, der solch häßlichen Kopf trägt. Für diesmal, gnädiger Herr, hat Euch Euer Kennerblick betrogen."

Der Herzog schüttelte ungläubig den Kopf. „In solchen Fällen, Rouvois," sagte er lächelnd, „irre ich sonst nie; sollte mich gestern mein Auge getäuscht haben? — Es war zwar nur ein flüchtiger Augenblick, während dem sie die Maske abnahm, aber hinreichend, mir ein Paar schöne Augen zu zeigen, die wahrlich nicht schielten. — Ich muß mich überzeugen."

„Wie Ihr befehlt," erwiederte Rouvois. „Nichts ist leichter als dies. Verkleidet Euch, geht zu der alten Signora, bestellt einen Spitzenkragen, oder dergleichen Arbeit, und ihr werdet Euch bald überzeugen, daß ich Recht habe."

2.

Schon am andern Morgen stand der Herzog vor dem Spiegel, und lachte hell auf, als er sich sah. Ein Pflaster auf dem rechten Auge, ein großer herabhängender Bart, wie ihn in Italien die alten Soldaten zu tragen pflegten, ein schlichtes Reiterwams, ein langer Stoßdegen mit seinem großen eisernen Korbe, an einem breiten ledernen Gehenke hängend, und die rothe Feder auf dem

ſpitzen Hute mit der ſchmalen Krempe, gaben ihm ganz das Anſehen eines Küraßreiters von den Kriegern des nicht längſt verſtorbenen Marquis von Pescara, die noch jetzt den Namen des edlen Feldherrn führten. So ausgeſtattet, daß wohl nicht leicht jemand den ſchönen Herzog von Nemours in ihm erkennen konnte, ging er nach dem Platze delle Pigne. Mit der fröhlichſten Laune trat er in das Haus der Wittwe, nachdem er vorher noch nach dem leeren Balkon geblickt, und ſich die liebliche Erſcheinung am Madonnenfeſte wieder zurückgerufen hatte. Eine alte Dienerin empfing ihn, fragte nach ſeinem Begehren, und führte ihn bei der Wittwe ein.

„Ich wünſchte, begann er mit barſchem Tone, und ſein Auge ſuchte vergebens die liebliche Geſtalt des Mädchens. „Ich wünſchte, Signora, daß Ihr einem alten Kriegsmanne einen Kragen ſticken möchtet, weit, groß, mit ſchönen Spitzen beſetzt, ſo daß mein Hauptmann ſich deſſen nicht ſchämen könnte, und dies Alles hübſch bald und recht wohlfeil.“

Die Alte betrachtete ihn genau, als ob ſie nach ſeinem Werthe den Werth des Kragens beſtimmen wollte, dann machte ſie ihn mit dem Preiſe bekannt, den er nach vergeblichem Handeln endlich einging. „Nur Eins habe ich noch zu bedingen,“ ſagte er. „Ich habe vernommen, Eure Tochter, Signora, übertreffe Euch noch an Geſchicklichkeit, ſie muß mir die Arbeit machen, ſonſt nehme ich ſie nicht.“

„Mir gleich,“ antwortete die Alte lächelnd, „ob wohl ich faſt zürnen ſollte, daß Ihr die Tochter der Mutter vorzieht. Doch es ſey!“ Kommt morgen, und

überzeugt Euch selbst, daß Biondina die Arbeit für Euch fertigt."

„Und könnte sie nicht gleich beginnen?" fragte der Herzog, aus seiner Rolle fallend.

„Herr Kürassier!" drohte die Alte. „Wäre mein Kind schön, so möchte ich fast glauben, es wäre Euch mehr um sie, als um die Arbeit zu thun, so müßt Ihr Euch bis morgen gedulden, denn sie ist nicht zu Hause; aber morgen um diese Stunde werdet Ihr sie schon in voller Arbeit finden." — Nicht sehr mit dem Abentheuer zufrieden, kehrte der Herzog in seine Wohnung zurück.

„Euer Gesicht, gnädiger Herr, sagt mir," empfing ihn Rouvois, „daß ich recht berichtet worden bin; sonst kehrt ihr von jedem Abentheuer immer triumphirend zurück, heute kommt Ihr weder mit Lorbeer noch Myrthe gekränzt."

„Ich glaube fast, du hast mit der Dame Recht," erwiederte der Herzog, und erzählte nun dem Kammerdiener, was ihm die Mutter von der Tochter Schönheit gesagt hatte. Er war dadurch unschlüssig geworden, ob er morgen hingehen, oder mit einer Dublone die Mühe der Alten bezahlen sollte. Aber einmal auf dem Wege zum Abentheuerlichen, war es ihm unmöglich, wieder umzukehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Er beschloß am andern Morgen, die Wanderung von Neuem zu beginnen, und meinte, es verlohne sich schon der Mühe, die Launen der Natur zu belauschen, die oft das Schöne mit dem Häßlichen so sonderbar vereint.

Der andere Morgen fand ihn wieder in dem Hause der Wittwe. Die alte Dienerin empfing ihn wie gestern,

ührte ihn wieder in das nämliche Zimmer, wo er auch
ente nur die Matrone fand, jedoch mit raſchem Blicke
in zweites Tiſchchen am Fenſter bemerkte, auf welchem
llerlei Arbeit ausgebreitet lag.

„Seht, Herr Küraſſier," ſagte die Alte, nachdem
ie ihn freundlich begrüßt hatte, „wie fleißig mein Kind
chon geweſen. Euer Wunſch, nur von ihrer Hand die
Arbeit zu haben, hat ihre Eitelkeit geſpornt, ſie wird
Euch gewiß etwas Treffliches liefern, ſeht nur." — Sie
eigte nach dem Tiſche mit der Arbeit, er beachtete ſie
aum, und fragte, über das Geſchwätz der Alten unge-
uldig geworden, faſt zu dringend: „Und wo iſt denn Eure
Tochter?"

„Biondina!" rief jetzt die Mutter zu einer Seiten-
thüre hinein. „So komm doch, den Kriegsmann, der
Deine Arbeit ſo hoch ſchätzt, zu begrüßen." — Während
ſie der Tochter zurief, heftete der Herzog neugierig den
Blick auf die halbgeöffnete Thüre; der lieblichen Erſchei-
nung auf dem Balken gedenkend, ſah er erwartungsvoll
ihrem Eintritte entgegen. — „Zögre nicht ſo lange!" rief
die Mutter noch einmal, „mache den Herrn nicht unge-
duldig, Dein Haar iſt gut genug geordnet; komm nur,
mein Kind!" Dies ſagend öffnete ſie die Thüre, Bion-
dina trat herein.

„Bei Gott und allen Heiligen, Rouvois iſt ein
Thor!" rief der Herzog, das Engelsgeſicht des Mäd-
chens mit Staunen betrachtend. „Dies Eure Tochter,
Signora?"

„Zu dienen, Herr!“ erwiederte dieſe. „Aber was ſoll der Ausruf, was ſoll der fremde Name Rouvois, den Mann kenne ich nicht?“

„Glaub' es wohl, Signora,“ ſagte der Herzog einlenkend. „Es iſt eine üble Gewohnheit von mir, wenn mich etwas überraſcht, ſo zu fluchen. — Verzeiht, Ihr ſelbſt habt die Schuld. Schildert mir Euer Kind als nicht ſchön, und, bei Gott!“ — er wandte ſich nach dem Mädchen, das, vor dem Tiſchchen ſitzend, ihn mit durchdringendem Blicke betrachtete, ſchnell aber, da der ſeine ſie traf, das Auge niederſchlug. — „Bei Gott, Signora; nennt Ihr Biondina nicht ſchön, ſo hat Italien Euch ſeinen Schönheitsſinn verſagt, und Ihr verdient nicht, daß der Himmel Euer Leben mit ſolcher Tochter ſchmücke.“— Die Alte lächelte; auf des Mädchens Antlitze wurden die Lilien zu Roſen, die Roſen der Wangen zu Purpur.

„Betrachtet ſie,“ fuhr der Herzog fort; „ſeht dieſes geſenkte Auge, von den langen dunkeln Wimpern beſchattet, wehe dem, den es zürnend, dreimal wehe dem, den es liebend anblickt, denn er verginge vor Wonne. Seht dieſen Mund, ſchwellend die Lippen und purpurn, freundlich lächelnd und klein, ſo daß man nicht glauben könnte, der Liebesgott hätte Raum, ſich auf dieſem ſchwellenden Pfühle zu wiegen. Seht die Grübchen, in jedem hat ſich Amor ein Hüttchen gebaut, und entladet von hier ſeinen Köcher. Die Locken, wie rollend in dunkler Fülle über Nacken und Schulter. — Seht“ —

„Herr Soldat,“ unterbrach ihn die Alte, „mir ſcheint, Ihr ſeyd mehr in Meiſter Petrarca's, als in des Marquis Pescara's Schule gegangen; mit Eurem einen Auge

ſeht Ihr mehr, als ich mit meinen beiden. Macht das Kind nicht verlegen, ſie wird ſonſt unruhig, die Stiche werden nicht gleich, und da Ihr Euch nun überzeugt habt, daß ſie die Arbeit für Euch verfertigt, ſo dächte ich, Ihr ſtörtet ſie nicht mehr."

„Nicht im mindeſten," ſagte der Herzog, nahm aber ihr gegenüber Platz.

„Daß das Kriegsvolk doch gleich, wo es eintritt, ſich in Beſitz ſetzt," ſagte die Alte brummend. „Nun, wenn Ihr fein ſtill ſeyn und mit Euren Schmeicheleien mein Kind nicht mehr beläſtigen wollt, ſo gönne ich Euch wohl einen Augenblick die Freude." — Sie ſetzte ſich jetzt an ihre Arbeit, und da der Herzog im Anſchauen vertieft war, herrſchte eine große Stille in dem kleinen Zimmer, die jedoch bald von der alten Dienerin, welche die Signora herausrief, unterbrochen wurde.

Der Herzog war nun mit dem ſchönen Mädchen allein. Ihr Anblick hatte ihn ſo hingeriſſen, daß er an ſeine Verkleidung nicht dachte, aufſprang, ihre Hand erfaßte und ſie an ſeine Lippen drücken wollte. Sie entzog ihm die Hand, ſtand auf und ſagte mit Stolz: „Wenn der Herzog von Nemours einem edlen Mädchen nahen will, ſo zeige er ſich in ſeinem Glanze; die Natur hat ihn ſo ausgeſtattet, daß er einer Mummerei nicht bedarf."

Der Herzog, von dieſen Worten überraſcht, wußte im erſten Augenblicke nichts zu erwiedern, doch zu gewandt, dauerte ſeine Verlegenheit nicht lange. „Dame," ſagte er ſcherzend, „Ihr ſcheint einen ſo durchdringenden Blick zu haben, als ich; ich erkannte, trotz der Maske, Eure

Schönheit, und Ihr, trotz diesem Barte und der Binde über dem Auge, den Herzog von Nemours, dem meine schöne Kranzspenderin wohl erlauben wird, morgen ohne Mummerei wiederzukommen, ihr meinen Dank für die Blumen zu sagen, welche mir als schwaches Vorbild der Rosen erscheinen, die ich jetzt mit immer steigender Gluth auf Euren Wangen erblicke."

„Gnädiger Herr," erwiederte das Mädchen. „Ihr erinnert mich jetzt an meine Thorheit, die ein neckender Dämon mir in einem Augenblicke eingab, wo ich mein Herz wohl zu ernstern Dingen hätte wenden sollen. Darf ich Euch offen gestehen, was mich zu der Unüberlegtheit vermochte, Euch mit jenem Kranze zu werfen? Ich bemerkte, daß Ihr schon aus der Ferne Euren Blick auf mich heftetet; mich machte dies verlegen, denn ich sah, wie die Nachbarn deshalb nach mir gafften; hierüber unmuthig geworden, wahrlich im Unmuthe, warf ich den Kranz nach Euch." —

„Und der Zettel, den ich daran befestigt fand?" unterbrach sie der Herzog lächelnd.

„Welcher Zettel?" fragte Biondina unbefangen.

„Dieser, der mir wohl Schmeichelhafteres sagt, als ich verdiene," erwiederte Nemours, ihr den Zettel reichend, den er wie ein Amulet bei sich trug.

„Ha!" rief sie, und der Zorn glühte auf ihrem lieblichen Angesichte. „Hast Du mir den Streich gespielt, Jazintha! — Daß ich den Zettel nicht geschrieben habe, wandte sie sich zum Herzoge, „will ich Euch beweisen." Sie holte Feder, Dinte und Papier, setzte sich, schrieb, und überreichte noch in heftiger Bewegung das Geschrie-

ene dem Herzoge. — Er las, und verglich die Züge, elche nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit denen des Zet= ls hatten, jedoch ſchienen ihm die geſchriebenen Worte: iebte ich, ſo würde ich es beſſer zu verbergen wiſſen! icht ohne Bedeutung.

Des Herzogs Eitelkeit war durch dieſe Erklärung ver= undet, ſie konnte es nicht zugeben, daß Biondina nur s Neckerei ihm den Kranz zugeworfen, und der Zettel, n er für ein Siegeszeichen gehalten, nur eine ſcherz= fte Myſtification geweſen ſey. „Warum aber, ſchöne iondina, fragte er, um ſie von neuem verlegen zu ma= en, „warum zoget Ihr, wenn auch nur auf einen Au= nblick, die Maske ab?“

„Herr Herzog!“ ſagte das Mädchen, ſich von dem eſſel erhebend, und der liebliche Zug um ihren Mund ard ernſt. „Des Menſchen Bruſt wird von manchen idenſchaften erſchüttert. Die Eine verwundet der Liebe feil, in der Andern bettet ſich die Eitelkeit auf beque= n Lager, und doch ſtören unbefriedigte Wünſche ewig e Ruhe; auch der Stolz breitet ſeine kühnen Schwin= n in ſo manchen aus, und nach dem Höchſten ſtrebend, rwundet er die mächtig klopfende. — Der Liebe Pfeil t mich noch nicht getroffen, möglich, daß ich jetzt ſchon n Schwirren vernehme, die Eitelkeit hat mich nie beun= higt, und nur der Stolz hat in meiner Bruſt ſeine hwingen gebreitet. Er war es, der mir gebot, mein ntlitz dem Manne zu zeigen, der jedes Herz eines Wei= s für ſeine Beute hält, ihn zu mir zu locken, ihn auf= ordern, mit mir, dem unbeachteten italiſchen Mädchen, n Kampf zu beginnen. — Und widerſtand ihm noch

kein Weib, so widerstehe ihm Biondina. — Daß ich, nach diesem offenen Geständnisse, nicht den Zettel mit der schalen Schmeichelei an Euch schreiben konnte, wird Euch wohl einleuchtend seyn."

Dem Herzoge war diese Wendung der Sache neu, aber auch um desto anziehender. Noch nie hatte ihn ein weibliches Wesen so kühn zum Kampfe gefordert, noch nie hatte er den Gedanken gefaßt, daß das Herz eines armen, anspruchlosen Mädchens ihm und seinem Golde widerstehen könne. — „Signora," sagte er lächelnd, „bei unserm Kampfe kann nur ich gewinnen. Gelegenheit müßt Ihr mir geben, den Kampf zu beginnen, und in jedem Augenblicke, wo ich Euch sehe, ernte ich schon die Früchte, denn in dieses Himmelsantlitz schauen, macht mich glücklicher als tausend Siege."

„Gnädiger Herr," antwortete Biondina, und das holde Lächeln umzog von neuem ihren rosigen Mund, und bildete die reizenden Grübchen. „Ihr wißt ja, der Eitelkeit habe ich kein Plätzchen gegönnt, auf diesem Wege macht Ihr mir den Sieg leicht. Ueberhaupt rathe ich Euch," fuhr sie scherzend fort, verschiebt den Angriff bis morgen, denn, wahrlich, in der Maske, in der Ihr vor mir steht, möchtet Ihr Euer Spiel verderben; der Blick eines Auges, und wäre er noch so feurig, dringt nie zum Herzen, die Liebe bedarf ihrer zwei. In diesem wilden Barte verschweben die lockenden Schmeichelworte Eures Mundes, und dieses breite Gehenk mit dem furchtbaren spanischen Degen deckt Euer Herz zu sehr, um dessen Klopfen zu bemerken. Kehrt morgen zurück, erscheint mir in Eurem vollen Glanze, wie einst Jupiter

der Semele, und Ihr werdet ſehen, die arme Biondina, die für den Küraſſier von Pescara's Regimente einen Spitzenkragen ſticken ſollte, iſt ſtolz und kalt genug, daß Eure Blitze in ihrem Herzen nicht zünden. — Verlaßt mich heute, und kehrt morgen zurück, denn, wahrlich, ich möchte Euer Bild, ſo wie es jetzt vor mir ſteht, nicht gern in mir auffaſſen."

Die Mutter trat bei dieſen Worten ein; der Herzog, der wohl fühlte, daß er in dieſem Aufzuge nichts zu gewinnen hoffen konnte, entfernte ſich bald.

3.

„Mein kluger Ambaſſadeur," ſagte er zu Rouvois, als dieſer ihm neugierig in das Kabinet folgte, „von wem haſt du denn die treuen Berichte über die Wittwe und ihre Tochter eingezogen?"

„Gnädiger Herr!" erwiederte der Kammerdiener, „die Nachricht erhielt ich erſtens von der alten Megäre im Hauſe ſelbſt, ſie koſtet mir ein freundliches Wort und einen Scudo, zweitens von dem Limonienhändler dem Hauſe gegenüber, dem ich ein Dutzend Früchte abkaufte, drittens von dem Makaroniverkäufer an der Ecke, der nur einen Bajocho für ſeine Nachricht verlangte, weil das Geſicht roth wie Kupfer ſey. Viertens —"

„Schweig, mit der Aufzählung Deiner Narren, geh nach dem Platze delle Pigne, tritt in das Haus, öffne mit Ehrfurcht die Thüre zu dem kleinen Stübchen, und Du wirſt am Fenſter ein Mädchen ſitzen ſehen, das alle Huld, allen Liebreiz, den die Phantaſie der Dichter und Maler geſchaffen in ſich vereint, die mit dem Stolze

einer Fürstin die Grazie der Liebenswürdigkeit verbindet — die" —

„In diesem Augenblicke die Erwählte ist," fiel ihm der dreiste Rouvois ins Wort, „denn, wahrlich, Eure Laune, gnädiger Herr, fesselt Euch stets nur an die Schönste der Schönen, und Eure Meinung, so flüchtig sie ist, besitzt Merlins Zauberkunst, das Gewöhnliche zum Außerordentlichen umzuschaffen; jedoch mit Eurem befriedigten Sehnen schwindet Schönheit und Liebreiz, und es geht den armen Verlassenen wie den Blumen; hat der West sie schaukelnd entblättert, rauscht er, die Blätterlosen nicht mehr beachtend, zu einer andern."

Der Herzog, der nach damaliger Sitte mit seinem ersten Diener, besonders in diesem Punkte, auf einem vertrauten Fuße stand, wurde über die treffenden Bemerkungen Rouvois nicht ungehalten. „Diesesmal, Henriot," sagte er ernst, „bist Du im Irrthume; was ich sagte, ist Wahrheit, und wahrlich meine Eitelkeit findet bei dieser sonderbaren Bekanntschaft so wenig Nahrung, daß sie eben keine Ursache hat, sich die neue Amazone zu idealisiren." Er erzählte nun Rouvois die ganze Unterredung mit dem lieblichen Mädchen, und während er den stolzen Ernst schilderte, der sich so wunderbar mit der unwiderstehlichen Lieblichkeit vereine, lachte der schlaue Henriot. —

„Nun, was soll Dein Lächeln, fragte der junge Herzog fast empfindlich. „Zweifelst Du auch hier?"

„Nicht im mindesten," erwiederte Rouvois, „nur glaube ich, nach alle dem, was Ihr von dem seltsamen, engelschönen Mädchen, welches den sieggewohnten Herzog

faſt zu keck herausgefordert, erzählt, es habe, ehe noch der Kampf beginnt, ſchon beſchloſſen, Euch als Sieger mit Lorbeer und Myrthe zu kränzen. — Verzeiht, mir ſcheint die Signora ſeiner Art zu ſeyn, ſie kennt die Schwingen meines gnädigen Herrn, kennt ſeinen Flatterſinn, und möchte, ehe ſie ſich ihm hingiebt, ſeine goldenen, wie ſeine Schwungfedern ihm ausrupfen, und da muß man freilich, Euch zum Stillhalten zu bewegen, ein neues Liedchen ſingen, deſſen Weiſe Ihr noch nicht kennt. Hütet Euch vor der Wittwe und ihrer Tochter."

„Du, ſonſt ſo liſtig," unterbrach ihn der Herzog, „ſcheinſt in dieſer Angelegenheit verdammt zu ſeyn, immer zu irren. Geh unter irgend einem Vorwande zu ihr, ſieh das Mädchen, beobachte ſie, und Du wirſt Dich überzeugen, daß ſie ſelten an Schönheit, ſeltener noch an Geſinnung iſt." —

Rouvois ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er wanderte nach dem Platze delle Pigne, trat zuerſt zu dem Makaronihändler und fragte ihn noch einmal nach der Signora, die in jenem Hauſe wohne. „Herr," erwiederte lächelnd der feiſte Makaronikoch, wäre ich nicht ein ſo armer Schlucker, müßte ich Euch wohl den Bajoche, womit Ihr vorgeſtern meine Nachricht lohntet, wiedergeben, ich hatte Euch auf Befehl der Signora, und wer kann ihren Worten widerſtehen, belügen müſſen, denn ſie befahl, jeden, der ſich bei mir nach ihr erkundigte, zu belügen, und zu ſagen, daß ſie häßlich ſey. Bei Gott! dachte ich, ein ſeltener Fall, das habe ich wohl ſchon erlebt, daß eine Häßliche ſich für ſchön ausgiebt, aber umgekehrt noch nie."

Rouvois ließ den Bajocho in Stich, und trat in den Laden des Limonienhändlers, der ihn lachend begrüßte. „Ihr kommt gewiß her, mit mir zu zürnen, lieber Herr!“ rief ihm dieser entgegen, „aber beim heiligen Januar, wenn solch ein Engel bittet, kann ein Mensch nicht widerstehen. — Schön ist die Signora, ihre Haut weich und glatt wie Sammet, der Blick ihres Auges, das Herz treffend, so gerade, daß es wahrhaft Sünde wäre, zu behaupten, solche Augen schielten, und der Mund — ach wenn sie hier steht, und eine Orange mit ihren lieblichen Händchen geschält hat, und sie nun die saftige zu dem küßlichen Munde führt, wahrhaftig, Herr, schon hundertmal ist der Wunsch in mir rege geworden, statt eines Limonienhändlers die Limonie selbst zu seyn.“

„Nun bei Gott,“ brummte Rouvois für sich, als er in die Straße nach dem Hause der Signora schritt, „muß doch wohl dieses Mädchen etwas ganz Außerordentliches seyn, daß sie einen feisten Makaroniverkäufer und den Pickelhäring von Limonienhändler so in Entzückung zu setzen vermag. — Nun, wir wollen sehen.“ — Er trat in das Haus.

Die alte brummige Dienerin kam ihm aus ihrer dunkeln Küche entgegen, und ein schadenfrohes Lächeln machte bei ihrem Anblicke ihr tückisches Gesicht noch widriger. „Wollt Ihr vielleicht zu der Signora, meiner würdigen Frau, und deren Tochter? Im letzten Falle bitte ich Euch um zwei Scudi, denn habt Ihr mir für die Häßliche Einen bezahlt, ist die Schöne wohl zwei werth.“

„Laßt mich auch ohne Scudi ein,“ hemmte er die geläufige Zunge der Alten. „Ich komme von meinem

Herrn, dem Herzoge von Nemours, und habe einen Auftrag an Eure Dame.“

„Ei, seht doch!“ unterbrach ihn die Alte staunend. „Ihr seyd nur ein Diener, meines Gleichen, und geht einher stolz wie ein Pfau, geputzt wie ein französischer Kavalier, habt einen Degen an der Seite, und ein seidenes Wams auch am Alltage an; nun hätte ich das gewußt, so würde ich vorgestern nicht so viel Umstände gemacht, und den Scudo nicht angenommen haben, denn eine Krähe schenkt der andern nichts, und in Neapel nimmt ein Diener vom andern kein Trinkgeld.“

„Nun, so gieb mir meinen Scudo wieder zurück, alter Drache,“ sagte Rouvois lachend.

„Habe ihn nicht mehr, habe ihn zu den Kapuzinern getragen, für Euren Verstand Messe lesen zu lassen.“ Dies sagend trat sie in ihre Küche zurück, und warf die Thüre hinter sich zu.

Rouvois besann sich nicht lange, und klopfte an die Stubenthüre. Ein kreischendes: Herein! gab ihm die Erlaubniß, sie zu öffnen. Er trat ein, neigte sich vor der Mutter, und trat der Tochter näher, die ihm halb den Rücken wandte, und sich nicht nach ihm umsah. „Signora, redete er sie an, „mein Herr, der Herzog von Nemours, dessen erster Kammerdiener ich bin, sendet mich zu Euch.“ Biondina wandte sich jetzt, und blickte nach ihm auf. Rouvois, dieser nie in Verlegenheit, hatte jedoch bei diesem Blicke ihres Auges seine wohlstudirte Rede vergessen, und sah, starr vor Erstaunen, die Signora an; so Herrliches hatte er noch nie gesehen.

„Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours!" sagte Biondina mit Laune, „was iſt des Herzogs Wunſch? Eure unbeſcheidenen, mir läſtigen Blicke machen uns nicht mit der Urſache Eures Hierſeyns bekannt.

„Signora," begann nun Rouvois, der von dem ſcharfen Tone, dem ſtolzen Sinne ihrer Rede aus ſeiner Extaſe geweckt war, „der Herzog ſendet Euch dieſe einfache weiße Roſe, mit der Bitte, ihr ein Plätzchen zu gönnen, wo ſie, von den Roſen Eurer Wangen beſtrahlt, erröthend ſich purpurn färben würde; die Stelle werdet Ihr wohl finden." Er reichte ihr die Roſe, welche ſie nicht annahm.

„Sagt Eurem Herrn," erwiederte ſie, „daß es in Frankreich wie in Italien wohl Sitte ſey, den Damen einfache Geſchenke, wie zum Beiſpiel Blumen, die einer ſinnigen Deutung unterworfen ſind, ſelbſt, aber nicht durch ſeinen Diener zu überreichen."

„Signora," erwiederte Rouvois, „mir wurde das Glück ſehr oft, dergleichen Geſchenke an Damen zu überreichen, die, obgleich von höherem Stande als Ihr, ſie dankbar aus meinen Händen annahmen."

„Ich glaube," fiel ihm Biondina zürnend in die Rede, „daß Ihr wohl ſchon oft von Eurem Herrn zu ſolchem Geſchäfte gebraucht wurdet, aber dabei habt Ihr doch nicht die Frauen zu unterſcheiden gelernt. Der Stand giebt ihnen nicht immer Werth und Würde; eine Herzogin könnte vielleicht die Roſe aus Eurer Hand angenommen und Euch belohnt haben, die Biondina zurückweiſet, und Euch erſucht, ſie zu verlaſſen." Sie wandte ihm den Rücken, entfernte ſich und ließ ihn ſtehen.

„Bei Gott! Signora," wandte sich Rouvois nun zu der Mutter, „Euer Töchterlein ist so zart von Körper, als unzart von Sitten. Wer von seiner Hände Arbeit leben muß, sollte wohl billiger Weise zuvorkommender seyn. Mit Gott komme ich nie wieder in dies Haus.

„Wie es Euch beliebt, Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours," erwiederte die Alte, „lebt somit für immer wohl."

Als Rouvois das Haus verließ, stand der magere Limonienhändler noch an der Thüre seines Ladens, und winkte ihm, herüber zu kommen; der Aufgebrachte aber hatte heute so wenig Lust, Limonien zu kaufen, als Zeuge der Entzückungen dieses Narren zu seyn, konnte jedoch mit seiner übeln Laune dem Makaroniverkäufer nicht ganz ausweichen, der auch dem Vorbeieilenden zurief: „Nicht wahr, Signor, sie ist ein Engel?"

„Eine stolze Närrin ist sie," brummte er vor sich hin, und eilte nach seiner Wohnung. — Als der Herzog von seinem Mittagsmahle nach Hause kam, war seine erste Frage: „Hast Du sie gesehen?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Sahst Du je ein schöneres, lieblicheres Wesen?"

„Nein, gnädiger Herr."

„Fandest Du je so viel Liebreiz, so viel Anmuth, je den wahren Stolz einer Jungfrau herrlicher, zarter ausgedrückt, als in den Reden Biondinas?"

„O ja, gnädiger Herr."

„Rouvois!" fuhr der Herzog auf, „warst Du taub oder blind?"

„Beides nicht. — Ich ſah eine Roſe, und muß geſtehen, ſchöner habe ich ſie nicht in Italiens Gärten, nicht auf Frankreichs Fluren geſehen. An dem Ebenmaaße des Körpers konnte ſelbſt Buonarotti nichts tadeln, ſchlank, voll, nymphenhaft, doch üppig; die Haut als hätte ſich die Roſengluth in dem Schnee einer Lilie gebadet; ein Auge, lockend und abſchreckend zugleich; ein Mund, nein bei Gott, nur geht es wie dem Limonienhändler, er bezaubert, wenn er ſich öffnet — aber" —

„Aber," fiel ihm der Herzog in die Rede, dem Rouvois Beſchreibung das Bild Biondina's lebhaft hingezaubert hatte.

„Aber nun iſt es mit der Herrlichkeit zu Ende. — Ambradüfte mag der Mund hauchen, und ihr Athem wie Jonquillen und Reſede duften, aber hat erſt der Hauch mit ſeinen aromatiſchen Schwingen ſich zu Tönen geformt, dann iſt es vorbei — ſolche unfreundliche Worte aus ſolch freundlichem Munde hörte ich noch nie."

Der Herzog lachte. „Ich bin neugierig, was Dir begegnet iſt, erzähle nur."

Rouvois berichtete nun alles treu, vergaß ſelbſt die alte Megäre nicht, und wie ſie ſich ihm gleichgeſtellt habe, auch hob er ſtark hervor, daß die Signora ſchon am Tage des Feſtes die Nachbarn gebeten, ſie jedem nach ihr Fragenden als häßlich zu ſchildern, worunter auf jeden Fall eine Liſt verborgen läge. Sein Unmuth trug ſtark auf, und doch mußte ſich bei aller übeln Laune, worein ihn die geringſchätzende Behandlung Biondina's verſetzt hatte, ſeine Bewunderung der Schönheit des Mädchens oft und laut ausſprechen.

„Wie kannſt aber auch Du, ſonſt ein gewandter Bote bei Frauen, einen ſolchen Mißgriff machen?“ ſagte jetzt der Herzog. „Wie konnteſt Du es wagen, der Dame Deines Herrn eine einfache Roſe zu überreichen? Dergleichen Geſchenke reicht nur das Herz in Augenblicken, wo es von Empfindung überſtrömt, nur der Geber giebt ihnen Werth; Geſchenke aber, die ein Dritter überbringt, müſſen von wahrem Werthe ſeyn. — Ich verſtehe ſchon die Signora.“

„Ich glaube es ſchwerlich,“ antwortete der Kammerdiener keck. — „Sie ſcheint mir ein Chamäleon zu ſeyn. — Aber habe ich als ein treuer Liebesbote Euch in ſo manchem Abentheuer beigeſtanden, habe ich Euch, als ein guter Chriſt, ſo manchmal abgerathen, und gebeten, das unſchuldige Herz der Jungfrau in ſeiner kindlichen Ruhe ſchlummern zu laſſen, ſo ſtehe ich Euch bei dieſem Abentheuer mit doppeltem Herzen bei, und ſollte Biondina darüber zu Grunde gehen; einmal mit dem treuen Herzen eines alten Dieners, dann mit dem der Rache, denn, bei Gott, der Stolz muß gebeugt, dieſe Närrin muß gedemüthigt werden.“

„Rouvois,“ unterbrach ihn der Herzog ernſt, „vergiß nicht, daß Biondina die Dame meines Herzens iſt.“

„So werd' ich mich nicht vergeſſen, gnädiger Herr! — ſo lange Ihr meines Rathes, meiner Liſt nicht bedürft, ſchweige ich. Gelangt Ihr ohne mich zum Ziele, ſo verweilt Ihr dort nicht lange, und Biondina war die Dame Eures Herzens, und dann weiß ich, daß Ihr mir nicht zürnt, wenn ich eine kleine Rache übe. Widerſteht

ſie Euren Bewerbungen, ſo werdet Ihr ſchon meiner bedürfen."

„Auch hier wirſt Du Dich irren, und ſelbſt in mir," ſagte der Herzog unmuthig, und brach das Geſpräch ab.

4.

Noch an demſelben Abende, kaum daß es zu dämmern begann, trat der Herzog bei Biondina ein, die er bei der Arbeit einer prächtigen rothen, mit Silber reich geſtickten Feldbinde fand. Sie empfing ihn höflich, aber nicht freundlich; ein gewiſſer Ernſt ſchien auf ihrem Geſichte zu liegen, welchen der Herzog ſeinem Kammerdiener zu verdanken glaubte.

„Ich komme, wieder gut zu machen, was der unzeitige Eifer meines Dieners gefehlt hat, ſchöne Biondina!" ſagte der Herzog. „Ich gab ihm den Auftrag, die ſchönſte Roſe, die nur in den Körben der Blumenmädchen zu finden ſey, aufzuſuchen, ſie mir zu bringen, und da eilt der Unüberlegte fort, und überreicht Euch das einfache, anſpruchloſe Geſchenk ſelbſt. — Biondina lächelte. — „Ihr ſcheint meinen Worten nicht zu glauben, reizende Signora," fuhr der Herzog fort.

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn das Mädchen, „was bedarf es einer Entſchuldigung. — Ich freue mich, den Herzog von Nemours in ſeinem Glanze, freue mich, ihn bei mir zu ſehen — von dem Vergangenen laßt uns ſchweigen. Eure Entſchuldigung macht die Thorheit Eures Kammerdieners nicht ungeſchehen, macht Eure Unzartheit, ver-

zeiht, gnädiger Herr, meine Offenheit, nicht weniger kränkend für mich."

„Meine Unzartheit?" fragte der Herzog erstaunt.

„Ja, gnädiger Herr. — Die Rose, für einen Bajocho aus dem Korbe eines Blumenmädchens gekauft, kann für mich keinen Werth haben, wenn sie auch Eure Hand mir gereicht hätte."

„Würde bei Euch keine sinnige Deutung in diesem anspruchlosen Geschenke gelegen haben?"

„Nein, Herr Herzog. — Hätte sie Eure Hand für mich gepflückt, hättet Ihr sie mir dann überreicht, und ich glauben können, Euer Herz, nicht Euer Mund nur, lege eine sinnvolle Deutung in diese freundliche Gabe, vielleicht hätte ich die Thorheit begangen, sie leise an mein Herz zu drücken, und ihr dort ein Plätzchen gegönnt. — So aber konnte sie in keinem Falle Werth für mich haben."

Der Herzog, welcher die Kunst verstand, alles, was ihn seinem Ziele näher bringen konnte, mit Schlauheit zu ergreifen, hielt den Faden dieser Unterhaltung fest, und suchte die Zeit, wo die Mutter noch abwesend war, so viel als möglich zu benutzen. Biondina hatte wohl eigentlich schon mehr gesagt, als sie sagen wollte; so zurückweisend ihre Rede auch seyn sollte, verrieth sie doch dem feinen Menschenkenner, und das war der Herzog gewiß, daß ihr Herz nicht ganz gleichgültig für ihn sey. Er baute darauf seinen Plan, betrug sich mit der äußersten Zartheit gegen das Mädchen, suchte nur immer die tiefen Saiten ihres Herzens zu berühren, und da er bald gewahr wurde, daß sie sich bei jedem Gefühle, im Stolze,

wie in den Empfindungen des Herzens, leicht zum Ueberspannten neigte, schwang er sich, was sonst im Umgang mit Frauen seine Gewohnheit nicht war, zu ihr auf, und ohne daß er es ahnete, hatte ihn Biondina in diesem Zauberkreise festgehalten.

Vielleicht zum erstenmale in seinem Leben verließ der Herzog ein Mädchen, für welches er, neben den sinnlichen Eindrücken der Liebe, auch Achtung fühlte. Still und in sich gekehrt kam er nach Hause, und Rouvois schüttelte bedenklich den Kopf, als er seinen lebensmuthigen Herrn so sinnend fand, doch schwieg er. Der Herzog erwähnte mit keiner Sylbe das Mädchen, Rouvois hütete sich wohl, deshalb eine Frage zu thun, und ohne, wie es sonst des Herzogs Gewohnheit war, beim Schlafengehen den Vertrauten von seinen Abentheuern zu unterhalten, legte er sich heute schweigend zu Bett.

„Entweder hat die Schöne seine Bewerbung so unglimpflich zurückgewiesen wie meine Rose, was ihr wohl nicht schaden könnte," dachte Rouvois bei sich, „oder, was viel schlimmer wäre, auch bei ihm sitzt einmal der Pfeil fest und tief; dann wäre freilich alle Lust und alles Leben dahin." — Mit tausend Plänen legte er sich nieder, doch des Herzogs Wankelmuthe vertrauend, schlief er sorglos ein.

Der andere Morgen fand schon den Herzog in dem Laden eines Juweliers, wo er die schönste von Brillanten gefaßte Rose, welche er in dem prachtvollen Gewölbe fand, kaufte. Von da ging er mit seinem Gefolge nach dem Platze delle Pigne. Er trat, nachdem er seine Umgebungen hier zurückschickte, heute mit einem ganz andern

Gefühle bei Blondina ein; ihm war die Bruſt beengt, und doch war es ihm ſo wohl, als er das ſchöne Mädchen vor ſich ſah, das wieder an der roſenfarbenen Feldbinde ſtickte.

Blondina empfing ihn freundlich, auf ihrem Antlitze hatte ſich der Frohſinn gebreitet, ſie nahte ſich ihm faſt mit kindlicher Unbefangenheit, und als ob ſie der geſtrige Abend um Jahre näher gebracht, ſo zutrauensvoll reichte ſie ihm die Hand, und lud ihn ein, ſich neben ſie zu ſetzen. Auch die Mutter ſchien ihm zu vertrauen, ſie ließ ihn ſorgenlos mit der Tochter allein, und kümmerte ſich wenig um ihr Geſpräch.

Blondina war heute von der köſtlichſten Laune, entfaltete einen ſo reichen Schatz von Kenntniſſen und Witz, wußte das Geſpräch gewandt auf ſo mancherlei Gegenſtände zu leiten, wobei ihr Geiſt zu glänzen Gelegenheit fand, daß der Herzog kaum mehr wußte, ſollte er ihre Schönheit, ſollte er die Vorzüge ihres Geiſtes, ihr Gemüth mehr bewundern; er ſchwamm in einem Meere von Wonne. Obgleich er ſich ſelbſt noch keine Rechenſchaft über ſeine Empfindungen gegeben hatte, und ſich faſt ſcheute, einen Blick in ſein Inneres zu thun, wo er ſich vielleicht hätte überzeugen müſſen, daß die Leidenſchaft ſein Herr geworden ſey, und er ſie an der Seite dieſes reizenden Mädchens nicht mehr beherrſchen könne, fühlte er ſich doch durch eine ihm bisher unbekannt gebliebene Empfindung ſanft durchſchauert. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel, er, der ſonſt mit kühnem, dreiſtem Muthe dem Siege entgegen ging, er, den die Herrſcherin auf dem Throne mit dem Glanze ihrer Krone nicht zu entmuthi-

gen vermochte, saß an der Seite eines italiſchen Bürgermädchens ſtill und beſcheiden, in ihren Anblick verſunken, und je freundlicher, herzlicher ſie gegen ihn wurde, mit deſto mehr ſcheuer Ehrfurcht betrachtete er ſie.

Ein ruhiger Beobachter hätte jedoch in dem Lächeln Biondina's, in dem holden Blicke ihres Auges nicht allein den Himmel, er hätte auch den Triumph geſehen, der ſich in ihnen ausdrückte, und den ſie wohl fühlen mußte, da ſie dieſen Abgott der Frauen, dieſen flüchtigen Schmetterling zu ihren Füßen gebannt ſah. Ihr Stolz war nicht von weiblicher Eitelkeit frei, die ſie nicht ganz zu verbergen verſtand. Selbſt der Herzog ſchien dies wohl zuweilen zu bemerken, aber ſchon hielt er es für Sünde, den kleinſten Flecken auf ſeinem Himmelsbilde zu ſehen; die Liebe iſt ja blind.

Ein Blumenſtrauß in einem Glaſe am Fenſter, in deſſen Mitte ſich eine dunkle Roſe ſtolz über ihre Schweſtern erhob, führte zufällig das Geſpräch auf Blumen, und ſo erwähnte Biondina auch der Roſe von geſtern. „Schickt mir nur nie den widrigen Menſchen, ſchickt mir den niedrigſten Eurer Diener, und er ſoll mir von Euch willkommen ſeyn. Eine Blume, die Ihr, für mich gepflückt, mir überreicht, hätte ich freudig aus Eurer Hand empfangen."

„So werdet Ihr aus meiner Hand auch dieſe Roſe nicht verſchmähen, ſagte jetzt der Herzog, und zog das Käſtchen hervor, „denkt, ich hätte ſie für Euch gepflückt."

Während die Mutter neugierig hinzugetreten war, öffnete Biondina das Käſtchen, warf einen flüchtigen,

gleichgültigen Blick auf die Brillanten, als ob ihr dergleichen Schmuck etwas Alltägliches sey, schloß das Kästchen wieder, und gab es dem Herzoge zurück. „Gnädiger Herr," sagte sie ernst, dergleichen Gaben giebt und nimmt nur der Eigennutz."

„Signora!" rief der Herzog. „Bei Gott, Ihr verkennt mich!"

„Ich glaube kaum," unterbrach ihn das Mädchen. „Gewohnt, bei Damen Eures Standes durch ritterliche Thaten den Lohn der Galanterie, wie Ihr es nennt, zu erringen, dünkt es Euch leichter, wenn Ihr in dem Gärtchen eines Bürgers eine Euch anziehende Blume blühen seht, mit Gold und Juwelen Euch den Minnelohn zu erkaufen. Nicht durch Ritterthat, nicht durch Peru's Schätze, Herzog von Nemours, könnt Ihr von der Tochter dieser armen Wittwe nur einen Händedruck erkaufen, selbst der treusten Liebe gäbe sie nur Herz um Herz, Hand um Hand. Dies offene Geständniß glaube ich Euch schuldig zu seyn. Ich sage Euch dies mit gerührtem Herzen, denn Euer Benehmen hat mich überrascht, mir gezeigt, daß Ihr mit Achtung, die ich auch bei Gott verdiene, Euer Wohlwollen für mich vereint. Daher nehmt!" rief sie dem immer noch Zögernden zu, „die Juwelen brennen in meiner Hand, nehmt!"

Der Herzog nahm das Kästchen, und in seinem Innern kämpften in diesem Augenblicke mancherlei Gefühle. Sein Stolz war beleidigt, seiner Eitelkeit hatte sie wehe gethan, und doch konnte er ihr nicht zürnen, ihren edlen Sinn konnte er nicht tadeln; sein besseres Gefühl behielt die Oberhand. „Ihr habt mir wehe gethan, aber han-

deltet recht, Signora!" ſprach er leidenſchaftlich, „ich muß Euch deshalb doppelt ehren. Zürnt mir nicht, ich meinte es gut, meine Abſicht war rein, mein Herz hoffte kaum einen Dank, ein freundlicher Blick hätte ihm genügt."

Dieſe Worte ſchienen Biondina gerührt zu haben, unwillkührlich reichte ſie ihm die Hand, er drückte ſie zum erſtenmale an ſeine Lippen, an ſein Herz, ergriff das Käſtchen, und kaum daß er ein flüchtiges Lebewohl zu ſagen vermochte, eilte er, von wonnigen und doch ſo ängſtlichen Gefühlen getrieben, hinweg.

Draußen fand er die Alte. „Nimm!" rief er im Vorbeieilen, und drückte ihr das Käſtchen in die Hand. „Sie hat es verſchmäht, vielleicht macht es Dich glücklich, auch mir brennt es in der Hand!" und eilte fort.

5.

Noch war es nicht Mittag, als der Herzog nach Hauſe kam, und ganz gegen ſeine Gewohnheit allein zu ſpeiſen verlangte; er war eben ſo einſylbig wie geſtern, ſelbſt während der kurzen Mahlzeit ſprach er mit Rouvois faſt gar nicht, aß wenig, leerte jedoch mit Haſt einen Becher Wein nach dem andern. Der liſtige Diener erkannte nun wohl den Seelenzuſtand ſeines Herrn. „Hat Dich Schalk Amor auch einmal getroffen," dachte er, als er am Nachmittage im Vorzimmer auf und abging, während der Herzog in ſeinem Kabinette träumend auf einem Seſſel ſaß und Biondina's gedachte. „Hat Dich endlich ſein Pfeil getroffen, doch hoffe ich nur auf kurze Zeit, denn langer Widerſtand ermüdet Dich bald, und nach ſchnellem Siege kommen die Damen Ueberdruß und Lan-

geweilt, und rufen Dich ab.“ Als er noch so dachte, pochte es leise an die Thüre. — „Ist denn kein Schurke von Diener da?“ rief er, „schlafen die Faullenzer alle!“ Es klopfte indessen noch einmal. „Soll denn wirklich der erste Kammerdiener des Herzogs vielleicht einer lustigen Dirne selbst die Thüre öffnen, als sey er der Portier. Gutes Kind, heute kommst Du zur ungelegenen Zeit mit den Blumen und Früchten.“ Da jedoch das Klopfen verdoppelt wurde, entschloß er sich endlich, den seiner Würde so sauren Gang zu thun, und die Thüre zu öffnen. Nicht das niedliche Blumenmädchen, welches er erwartete, die Alte vom Platze delle Pigne trat ihm entgegen.

„Was willst Du hier, Du Großmutter aller Hexen?“ rief er ihr zornig zu. „Ist es nicht genug, daß ich Deine Teufelslarve schon zweimal habe sehen, und den Anblick überdies noch mit einem Scudo habe bezahlen müssen, und mußt Du mich auch bis hierher verfolgen?“

„Herr,“ antwortete ihm die Alte höhnisch, „mich däucht, Ihr könnt den Scudo nicht vergessen, und werft es mir immer vor, daß ich so wenig meine Ehre bewahret, und ihn von Euch angenommen habe; da, nehmt ihn nur zurück, ich habe keine Messe dafür lesen lassen, hätte doch das Gebet des frommen Priesters Eurem Verstande nichts genutzt, und ich das Geld umsonst hingegeben. „Sie reichte ihm den Scudo.

Rouvol's Stolz erlaubte es nicht, ihn wiederzunehmen. „Behalte ihn nur,“ sagte er halb scherzend, halb verdrießlich; „ich wäre doch darum betrogen, denn in

Deiner Hand iſt er gewiß zur falſchen Münze geworden. Aber was willſt Du hier?"

„Mit dem Herzoge ſprechen."

„Im Namen der Tochter Deiner armen Herrin, die mehr Stolz hat, als Ahnen, und mehr ſpitze Worte im Munde, als Goldſtücke im Seckel?"

„Sprecht in einem andern Tone von ihr, Herr Kammerdiener; es könnte Euch mit der Zeit gereuen."

„Du bringſt mich zum Lachen," erwiederte Rouvois; „wie einen Weinrauſch ſchläft man ſolche Liebesträume aus, und alles iſt vorbei, nur Signora Blondina hängt das Köpfchen, und ihr Stolz iſt gebeugt."

„Hüte Dich!" ſagte die Alte, ihm mit dem langen knöchernen Zeigefinger drohend; ſie ſah hierbei wie eine jener geiſterhaften Geſtalten aus, welchen der Aberglaube damaliger Zeit übernatürliche Kräfte zuſchrieb. Selbſt Rouvois hatte ſich eines Schauders nicht erwehren können, als ſie ihm mit hohler Stimme: „Hüte Dich!" zurief, er ſchien von dem Augenblicke an weniger unfreundlich gegen ſie zu ſeyn.

„Nun ſag' mir nur, was Du willſt, und was Du bei dem Herzoge zu thun haſt?" fragte er noch einmal. „Ich darf Niemand einführen; haſt Du aber vielleicht ein Briefchen von der Signora, oder ſonſt einen Auftrag von ihr, der keinen Aufſchub erlaubt, ja, das wäre freilich zu wichtig."

„Ich habe dem Herzoge von meiner jungen Herrin nicht Briefchen, nicht Gruß zu bringen, ſie weiß nicht einmal, daß ich hier bin," ſagte die Alte. „Von mir ſelbſt habe ich dem Herzoge von Nemours etwas zu brin-

gen, was ich ihm, wie Euch den Scudo, wieder zurückgeben muß. Hier nehmt Beides; ich mag weder vom Herrn noch vom Diener ein Geſchenk; nehmt, was Euch gehört, das Käſtchen gebt dem Herzoge.“ Dies ſagend legte ſie den Scudo und das Käſtchen mit der brillanten Roſe auf den Tiſch und ging.

Wie erſtaunte Rouvois, als er das Käſtchen öffnete, und die Roſe darin fand. „Iſt es möglich!“ rief er, „iſt es möglich, daß die Liebe in ſo kurzer Zeit das Gehirn eines klugen Mannes ſo zerrütten kann, einem alten häßlichen Weibe ein ſolches Geſchenk zu machen, das er nicht unter 3000 Livres gekauft hat. Iſt es möglich!“ ſetzte er nach einer Weile noch immer ſtaunend hinzu, „daß der Stolz anſteckender noch als die Peſt, und in ein altes Weib gefahren ſey, für das ich, mit allen Lumpen, die um ſie hängen, nicht einen Livre gebe. — Sie bringt das Käſtchen wieder, iſt das erhört!“

Die letzten Worte des Monologs mußte er ſo laut ausgerufen haben, daß ſie den Herzog aus ſeinen ſüßen Träumen geweckt hatten, denn er ſchellte. Rouvois, ſeinen Scudo ſchnell einſteckend, das Käſtchen in die Hand nehmend, eilte zu ihm.

„Mit wem zankſt Du?“ rief der Herzog unmuthig, „ſtörſt mich, ſtatt Acht zu haben, daß mich Niemand beläſtigt.“ —

„Ich habe ein altes Weib abgewieſen, das zu Euch wollte, gnädiger Herr, und da ſie nicht ging, habe ich ſie in meiner Heftigkeit wahrſcheinlich zu laut angeredet.“ Dem Herzoge ſchien es gleichgültig zu ſeyn. — „Es war die

alte Dienerin der Wittwe vom Platze delle Pigne," fuhr er fort.

„Und weshalb haſt Du ſie weggeſchickt?" rief der Herzog aufſpringend.

„Hätte ſie Euch von Signora Biondina einen Gruß, ein Briefchen, oder ſonſt etwas Süßes gebracht, würde ich ſie ſicher nicht abgewieſen haben, ſo aber kam ſie in eigenen Angelegenheiten. Sie brachte mir den Scudo zurück, den ich ihr bei meinen unglücklichen Nachforſchungen gegeben, für Euch aber das Käſtchen mit Juwelen; ſie meinte, ſie nähme weder vom Herrn noch vom Diener ein Geſchenk."

Den Herzog überflog eine hohe Röthe; er ſchämte ſich ſeiner Thorheit, einem alten Weibe, ſey es aus Unmuth, ſey es im Uebermaaße ſeines Glückes, ein ſolches Geſchenk gemacht zu haben, und nun glaubte er es ſich ſchuldig zu ſeyn, ſeinen treuen Diener von dem Hergange der Sache zu unterrichten; ſo entfaltete er nach und nach dem Schlauen ſein Herz, und Rouvois wurde, ohne daß er es ſollte, auch hier ſein Vertrauter, denn einmal das Geſchloſſene geöffnet, fand es ſich durch Mittheilung erleichtert.

„Gnädiger Herr, begann nun Rouvois, nachdem er aufmerkſam auf alles gehört, ſelbſt mitunter einige Fragen zu thun ſich erlaubt, und jeden Umſtand genau erwogen hatte. „Aus allem, was Ihr mir mitzutheilen die Gnade gehabt, ſehe ich, daß Biondina ein Engel an Leib und Seele, oder eine ſchöne liſtige Schlange an Leib und Seele ſeyn muß. Ich würde faſt das Erſtere glauben, wenn

ſie ihre Abſicht mehr verſteckt, und ſie nicht zu deutlich ſelbſt ausgeſprochen hätte.

„Und welche?“ fragte der Herzog geſpannt.

„Sie ſetzt einen unbezahlbaren Preis auf die Erwiederung Eurer Liebe, mein gnädiger Herr, und was könnt Ihr nun bieten? Was will ſie von Euch, wenn ſie nur ihr Herz mit ihrer Hand vergeben will; das weiß ſie doch, daß der Herzog von Nemours nicht mit ihr nach Arabien ziehen, und dort, alles opfernd, ein idylliſches Hirtenleben mit ſeiner Geliebten führen wird. Der wahre weibliche Stolz, ſelbſt wenn ihr Herz nicht gleichgültig geblieben wäre, befahl ihr, ſich zurückzuziehen, und Euch die Thüre zu verſchließen; ſo, glaube ich, müßte ſie handeln, wäre ſie ein Engel. — Da aber —“

„Läſtre nicht,“ unterbrach ihn der Herzog zornig. „Läſtre dieſen Engel nicht!“ — Rouvois verbeugte ſich und ſchwieg, bemerkte aber wohl, daß der Tropfen Gift, den er ihm in ſeinen Wonnebecher geträufelt, die Wirkung nicht verfehlt hatte. Der Herzog war nachdenkend geworden, ſo manches, was ihm vorher nicht aufgefallen war, trat jetzt mahnend vor ihn, und fern von ihr, ſchien die Vernunft ihre Rechte zu behaupten.

Aber kaum ſtieg er am andern Tage von ſeinem Lager auf, als auch die Sehnſucht in ihrer ganzen Stärke wieder erwachte, und ihn zu Biondina trieb. Sah er ſie, blickte er in ihr Himmelsauge, war die Warnung vergeſſen, alle Zweifel gelöſet; er ſah nur das ſanfte, liebende Mädchen in ihr, das muthig ihre Empfindungen bekämpfte, und die Tugend aufrief, ihrer Liebe Schutzengel zu ſeyn.

Früher würde ihn ein solches weibliches Wesen gelangweilt haben, jetzt schien es der Zauber zu seyn, der ihn immer fester an Biondina band. Mit jedem Tage wurde sie inniger, zeigte ihre Liebe zu ihm unverhohlener, und als nach mehreren Wochen, welche sie im süßen Rausche verlebt hatten, der Herzog eines Abends mit aller Gluth seines Herzens sie bestürmte, und ihr das Geständniß ablockte, sie liebe ihn, da glaubte er das Ziel alles seines Strebens erreicht, und selig in der Gewißheit, ihr Herz sich errungen zu haben, hatte er für nichts mehr Gefühl, als für Biondina.

6.

Es mußte in Neapel auffallend seyn, den Herzog von Nemours, der sonst bei keinem Feste gefehlt, der jeder Gesellschaft durch seine Gegenwart einen besondern Glanz gab, diesen Abgott der Frauen nirgends mehr zu sehen; an keinem öffentlichen Orte, bei keinem Gastmahle, selbst nicht in dem Kreise seiner näheren Bekannten sah man ihn mehr. Ein jeder konnte leicht ahnen, daß ein Liebesabentheuer ihn gebunden hielt, und da dies zu wissen für manche Frau von Werth war, wurde er von Spionen umgeben, und seine Besuche bei der Wittwe auf dem Platze delle Pigne bald ausgekundschaftet. Wenn er sich ja zuweilen unter seine Freunde mischte, trafen ihn Neckereien, und die Damen Neapels, welche ihm sonst mit so viel Güte entgegengekommen waren, schienen ihn, der, die Würde seines Standes vergessend, sich von einem Abentheuer mit einer gemeinen Dirne aus ihrem Kreise ziehen ließ, kaum mehr zu beachten. Der Herzog be-

lächelte es anfangs, er kannte den Grund dieſes Spottes zu gut, und wußte, daß es nur von ihm abhinge, die Saiten anders für ſich zu ſtimmen, aber mit der Zeit wurde es ihm doch läſtig; er zog ſich nun aus allen geſellſchaftlichen Kreiſen zurück, und weihte ſich ganz Biondina.

Rouvois, der dieſem Mädchen ewigen Haß geſchworen, der überdies bei der neuen Lebensweiſe ſeines Herrn nichts gewann, und ſich langweilen mußte, hatte nicht verſäumt, hier und da wieder einen Gifttropfen in den Freudenkelch ſeines Herrn zu miſchen, hatte nach alter Gewohnheit ſogar das Haus mit Kundſchaftern umſtellt, und jeden Schritt Biondina's beobachten laſſen, und ſo erfuhr er, daß ſie zuweilen, wenn der Herzog ſie am Abende verlaſſen, ſich in Begleitung der Alten aus dem Hauſe ſchliche, ſich in einen Wagen ſetze, der in geringer Entfernung bereit ſtände, und dann den Weg nach dem Platze San Spirito nähme; weiter hätte man ihr nicht folgen können. Die Signora war dann in der Nacht nicht wieder zurückgekommen.

Rouvois baute hierauf ſeinen Plan. — Ohne dem Herzoge das Mindeſte von der erhaltenen Nachricht mitzutheilen, denn er fürchtete, daß er ſich gegen das Mädchen deshalb äußern würde, bat er ihn, ein Liebesabentheuer vorſchützend, um die Erlaubniß, einige Nächte außer dem Hauſe zubringen zu können. Der Herzog bewilligte es gern, und nun zog Rouvois um die zehnte Stunde, wo er wußte, daß der Herzog täglich Biondina verlaſſen mußte, mit ſechs Bewaffneten nach dem Platze delle Pigne, wo er in der Straße, die nach San Spirito

führte, seine Leute verbarg. Er selbst in den Mantel gehüllt, beobachtete von fern das Haus der Signora, und kaum sah er seinen Herrn es verlassen, kaum hatte sich dieser mit den vier bewaffneten Dienern, die ihn hier jedesmal erwarteten, entfernt, als er auch schon einen Wagen rasseln hörte, der in einer kleinen Entfernung vom Hause halten blieb. Bald sah er die Hausthüre sich öffnen, und die Signora heraustreten. Jetzt eilte er zu seinen Leuten, und als der Wagen an ihnen vorbeirollte, sprang er hervor, hielt die Pferde an, und bat die Dame in der Karosse, welche er sogleich für Biondina erkannte, auszusteigen.

Aber kaum hatte er diese unbescheidenen Worte gesprochen, als mehrere Bewaffnete zu Roß und zu Fuß herbeieilten; es entstand ein Gefecht, während dessen der Wagen weiter fuhr. Rouvois sank verwundet, seine Leute flohen, das Getümmel um ihn verlor sich. Da kehrte einer der feindlichen Parthei, menschenfreundlicher als die Andern, zu ihm zurück, nahm ihn auf sein Pferd, und auf die Frage, wohin er ihn bringen solle, welche Rouvois durch Bezeichnung seiner Wohnung beantwortete, sprengte er mit ihm davon, und setzte ihn vor seiner Wohnung nieder; hier fanden ihn die aus dem Gefechte Entflohenen, und brachten ihn auf sein Zimmer.

Der Wundarzt fand die Wunden nicht gefährlich; ein Hieb in den Arm, ein Stich in die Seite hatten keine edeln Theile verletzt, und am Morgen befand sich Rouvois so leidlich, daß er den Herzog, der von dem Vorfalle nichts ahnte, ersuchen ließ, zu ihm zu kommen. Dieser war nicht wenig erstaunt, seinen Kammerdiener

verwundet zu sehen. „Haben sie Dich, Raufbold, endlich einmal gezeichnet!“ rief er ihm entgegen; „ich habe Dich immer gewarnt, Deine Tollkühnheit im Zaume zu halten; nun, bei einem Liebesabentheuer, armer Rouvois, sind dergleichen Wunden nicht immer die schmerzhaftesten.“

„Da habt Ihr Recht, mein gnädiger Herr,“ sagte Rouvois, und winkte den Umstehenden, sich zu entfernen, „zumal, wenn man aus Treue für seinen guten Herrn geblutet hat. Hört mich an, gnädiger Herr, und beherzigt, was ich sage. — Ihr seyd betrogen; jener Engel mit dem Himmelsblicke und dem Rosenmunde ist ein Teufel, um so gefährlicher, da er so schön ist, denn ein solcher lockt das edelste Herz zum Verderben.

„Raset Du, sprichst Du im Fieberwahne?“ fuhr der Herzog auf.“

„Ich spreche mit gesunden Sinnen und die Wahrheit,“ entgegnete ihm der Verwundete. „Hört mich an!“ Er erzählte hierauf dem Herzoge, wie er schon lange sich auf Kundschaft gelegt, was er ausgeforscht, alsdann begonnen, und wie von allen Seiten Gewaffnete, auf ihn eindringend, ihn niedergeworfen hätten. „Wären die Feigen nur nicht entflohen, hätten wir nur einen von der saubern Bande gefangen, so bekämen wir doch Licht in der Sache.“

„Licht will ich mir bald verschaffen!“ sagte der Herzog, nachdem er heftig im Zimmer auf und abgeschritten war. — „Licht muß mir werden! Ich gehe augenblicklich zu ihr hin, noch ist es früh am Tage, vielleicht ist sie noch nicht von ihrer Nachtwanderung zurück.“

Er kleidete ſich in möglichſter Eile an. „Haſt Du auch recht geſehen, nicht das Haus, die Perſon verwechſelt?“ fragte er plötzlich.

„Der Mond ſchien hell, ich ſah Euch, mein gnädiger Herr, deutlich aus dem Hauſe gehen, Ihr warft, ſo wie Ihr auf den Platz tratet, den Mantel von der rechten zur linken Seite, verhülltet Euch, und ſahet links nach Baſtian, der mit den Andern ſchon auf Euch zukam — ſo genau konnte ich alles erkennen. Darauf kam ſie heraus, wer ſollte ſie nicht erkennen, die alte Megäre war ihr zur Seite, und als ich an den Wagen trat, ſah ich ſie deutlich, trotz des Schleiers, den ſie raſch vorwarf.“

„Wär' es möglich,“ rief der Herzog. „Könnte mich Biondina betrügen!“

„Gnädiger Herr,“ unterbrach Rouvois dieſe Exklamationen, „vielleicht hat der Himmel ſie erleſen, ihr ganzes Geſchlecht an Euch, der ſchon Tauſende betrogen hat, zu rächen.“

„Schweig!“ rief der Herzog, drückte den breitgekrempten Hut tief ins Auge, und eilte nach Biondina's Wohnung. — Er fand ſie, wie immer, am Arbeitstiſche, ſie begrüßte ihn herzlich. „Kann dies Auge voll Unſchuld lügen,“ dachte er, und vergaß darüber den Gruß zu erwiedern.— „Was iſt Euch?“ fragte Biondina, nachdem ſie den Schweigenden lange angeblickt. „Was iſt Euch begegnet, Ihr ſeht ſo ernſt, ſo finſter auf mich!“

„Und könnt Ihr noch fragen?“ ſagte er heftig.

„Warum ſollte ich nicht,“ erwiederte ſie mit Ruhe. „Darf ich nicht nach dem fragen, was Euer Herz

beunruhigt, ſoll ich gleichgültig ſeyn, wenn Ihr zürnet?"

„Wohin führte Euch Euer Weg, nachdem ich geſtern Abend Euch verlaſſen?"

„Zur Ruhe," erwiederte ſie lächelnd. „Auf meinem Lager verrichtete ich ein kurzes Gebet, und nur an Euch denkend ſchlummerte ich ein, und hatte manchen lieblichen Traum, bis mich die Mutter weckte. Doch wozu dieſe Frage?"

„Ihr habt geſtern Abend Eure Wohnung verlaſſen, ſeyd in einem Wagen, von Bewaffneten begleitet, davon gefahren, erſt heute ſeyd Ihr zurückgekehrt!"

„Ich war zu Hauſe," entgegnete Biondina mit kalter Ruhe.

„Schwört es mir, daß das, was Ihr ſo eben geſagt, die Wahrheit iſt!" rief der Herzog heftig.

„Ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen, daß ich die Wahrheit rede," ſprach ſie feierlich. „Ich ging geſtern Abend, als Ihr uns verließet, in mein Schlafzimmer zur Ruhe, und habe es nicht eher verlaſſen, als heute Morgen. — Nun aber hört auch mich, und erlaubt auch mir eine Frage," unterbrach ſie den Herzog, der, von ihrem Schwure feſt überzeugt, verſöhnend ſich ihr nahen wollte. — „Wer giebt Euch das Recht, als mein Richter und Ankläger vor mich zu treten — glaubt Ihr, die Liebe gebe es Euch? — Ich liebte Euch ſchon, ehe Ihr mich kanntet, und deshalb that es mir weh, daß ſo viel Herrliches im Sinnentaumel untergehen ſolle;

ich zog Euch absichtlich an mich, und hoffte, daß, wenn Ihr mein Herz kennen lerntet, Euch vielleicht die Achtung für mein Geschlecht wieder würde, die Ihr verloren habt, da Ihr bei Euren Abentheuern kein Weib gefunden haben müßt, daß Eure Achtung und Liebe zugleich verdiente. Dies war mein Zweck, deshalb begann ich den Kampf gegen mein Herz, gegen Euch; daß ich diesen Kampf uneigennützig begann, könnt Ihr Euch selbst sagen. Daß mir die Hand des Herzogs von Nemours nie werden konnte, mußte ich wissen, daß ich Euer Gold verachte, habe ich Euch gezeigt, daß mein Wohlwollen, oder nennt es auch meine Liebe zu Euch, nicht einen schwachen Augenblick herbeigeführt hat, wird Euch erinnerlich seyn, diese Lippen habt Ihr nie berührt, werdet sie auch nie berühren, nur der Mann, der mich zum Altare führt, weihe sie in die mir unbekannten Mysterien ein. — Und nun sprecht, Herzog, was berechtigt Euch, von mir Rechenschaft zu fordern? Durch welche That, durch welche Schwäche gab ich Euch ein Recht über mich? Welche meiner Handlungen ließ Euch glauben, Biondina könne bei nächtlicher Zeit auf Abentheuer ausziehen? Was könnte ich, wäre ich so verworfen, wie Ihr es wähnt, von Euch wollen, da ich Euer Geld um eine Liebe nicht mag, deren Band die Sinne knüpften, das Mißtrauen löfete?"

Der Herzog stand erschüttert vor dem zürnenden Mädchen. — „Ob ich Euren Zorn verdiene," begann er endlich, und der Unmuth hatte ihn wohl noch nicht ganz verlassen, gereizter Stolz sprach aus seinem Blicke, „glaube ich kaum. Habt Ihr mir auch kein Recht eingeräumt,

konnte mir, nach dem offenen Geſtändniſſe Eurer Liebe, Euer Betragen nicht gleichgültig ſeyn. Ich bin vielleicht in meinem Mißtrauen zu weit gegangen — vielleicht auch nicht," ſetzte er unmuthig hinzu — „aber was darf mich das kümmern. Ihr habt mir geſchworen, daß ich mich irrte, nun, ſo bitte ich um Verzeihung, wenn ich nämlich im Irrthume war. — Daß Ihr aber mein Herz enttäuſcht, daß Ihr, bloß aus Eitelkeit, die Einzige Eures Geſchlechtes zu ſeyn, die mit meinen Gefühlen Scherz treiben durfte, mich zu Euch locktet, daß Ihr den Herzog von Nemours als einen Zögling betrachtet, den Ihr durch den ſchlauen Blick Eures Auges, durch den Syrenenton Eures lieblichen Mundes, aus dem Fegfeuer der Frauen befreien wollt, reizt meinen Stolz, und wahrlich Eure kalte Berechnung könnte leicht die Gluth meines Herzens dämpfen. Ihr habt den Triumph zu früh gefeiert, noch war der Sklave nicht ganz an Euren Wagen gekettet."

Biondina hatte den Herzog ruhig angehört, mit keiner Sylbe, ſelbſt nicht mit einer ſtörenden Miene ihn unterbrochen. — „Ich habe mich getäuſcht," war alles, was ſie nach langem Schweigen ſagte, dann legte ſie die Hand aufs Herz, und ſetzte ſich, nachdem ſie ſich kaum merkbar gegen den Herzog verbeugt hatte, an ihre Arbeit.

Der Herzog ſtand vor ihr, ungewiß was er thun ſollte. Sein Stolz befahl ihm, zu gehen, doch ein Blick auf das liebliche Mädchen, deſſen holde Züge der Schmerz nur noch anziehender machte, hielt ihn wieder feſt. Sein Auge überflog die herrliche Geſtalt, er glaubte in dem

ihren eine Thräne schwimmen zu sehen, und Stolz und Unmuth war dahin. „Zürnt Ihr mir, Biondina?" sagte er, und in seinem Tone lag tiefes Gefühl.

„Ich zürne Euch nicht, gnädiger Herr," erwiederte sie, ohne aufzublicken, ihm die Hand reichend; „ich fühle mich in Eurer Nähe heute so beklommen, Ihr habt mir wehe gethan, und der Schmerz eilt nicht so schnell dahin wie die Freude, darum bitte ich, entfernt Euch. — Ich sage dies nicht im Unmuthe," sprach sie, das seelenvolle Auge nach ihm aufschlagend, „ich bitte Euch nur, damit ich mich fassen, meiner Gefühle Herrin werden kann. — Wir trennen uns in Liebe."

„Biondina!" rief der Herzog, ihre Hand stürmisch an seine Lippen pressend.

„Laßt mich!" bat sie, und ihr Auge ruhte mit Innigkeit, fast zärtlich auf ihm. „Laßt mich, und erfüllt meine Bitte." Sie hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sessel erhoben, und neigte ihr Lockenhaupt sanft nach ihm hin. Da konnte er seinen aufgeregten Sinnen nicht länger widerstehen, er umfaßte sie sanft, wollte sie an seine Brust drücken, aber ernst entwand sie sich seinen Armen. — „Nicht also, Herzog von Nemours," sprach sie zürnend und trat einige Schritte zurück. — „Jetzt muß ich Euch bitten, mich zu verlassen, Ihr häuft Kränkung auf Kränkung, Schmerz auf Schmerz."

Der Herzog, überrascht, vielleicht auch über den begangenen Mißgriff beschämt, wagte in dem ersten Augenblicke nicht, das Auge nach ihr aufzuschlagen; doch da er sich in einer drückenden Stellung fühlte, mußte ihm selbst die Gelegenheit willkommen seyn, die ihn aus

er augenblicklichen Verlegenheit riß. — „Wenn Ihr es erlangt, so gehe ich," sagte er ohne Empfindlichkeit, „ich hoffe morgen meinen Himmel heiterer zu finden. Lebt wohl, Biondina, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen," erwiederte sie leise.

7.

Der Herzog trat verstimmt in seine Wohnung, doch zu gutmüthig, um den Kranken seinen Unmuth fühlen zu lassen, sagte er zu Rouvois weiter nichts, als „Du hast Dich in der Person geirrt, Biondina war es nicht."

„Und sie war es doch," brummte der Verwundete vor sich hin. Der Herzog schien es nicht hören zu wollen, und verließ ihn.

Dieser Tag wollte dem Aufgeregten nicht zu Ende gehen, die Langeweile plagte ihn, er ritt, er ging aus, verschwor am Tage die Stunden, zu fliehen, in der Nacht den Schlaf, ihn einzulullen. Die Stunden durchschritten ihre gleichmäßige Bahn, unbekümmert um seine Eile, der Schlaf floh vor seinen Phantasiegebilden, und erst am Morgen senkte er sich auf ihn. Schon stand die Sonne hoch, als er erwachte, sich ankleidete und zu Biondina eilte. Er mußte sich nun gestehen, daß er nicht mehr aus ihrem Zauberkreise treten, daß selbst ihr stolzer Hohn ihn nicht von ihr bannen könne; der Unüberwindliche, der Sieger in jedem Kampfe unterlag der reizenden Italienerin. Auf dem langen Wege zu ihr entwarf er tausend Pläne, ihre Verzeihung wollte er erringen, alles ihr opfernd, sich ihrer Liebe würdig machen —

nichts war ihm zu schwer, kein Opfer zu groß, er wollte es ihr willig bringen. Mit diesem festen Vorsatze, mit dieser Gluth im Herzen riß er die Thüre ihrer Wohnung auf, und eilte in ihr Zimmer.

Auf dem gewohnten Plätzchen am Fenster, die rosenfarbene Feldbinde in der Hand, saß — die alte Magd, Rouvois Hexenmutter. — „Seyd mir schön gegrüßt!" rief sie dem finster Staunenden zu, ging ihm entgegen, faßte mit knöcherner Hand in ihren Busen, holte ein niedliches Briefchen heraus, und sagte mit grinsendem Lächeln: „Das gab mir die junge Signora für Euch."

Der Herzog riß mit Hast den Brief ihr aus der Hand, schon wollte er ihn an seine Lippen drücken, als er des Ortes gedachte, der dies Heiligthum entweiht hatte; er riß den Brief auf und las:

„Gnädiger Herr!

Der gestrige Tag hat mir gezeigt, daß ich mich in Euch, in mir geirrt habe. Mein Herz ist zu befangen, das Eure zu sehr den Sinnen unterthan, als daß ich es wagen könnte, in Eurer Nähe zu bleiben; ich habe deshalb mit meiner Mutter Neapel verlassen. Nach sechs Wochen kehre ich wieder. Finde ich Euch treu, dann halte ich es für meine Bestimmung, daß ich für Euch leben, vielleicht sterben soll. — Ich werde, ich kann Euch nicht beobachten, Eure Versicherung der Treue genüge mir, wenn ich zurückkehre. Der edle Herzog von Nemours wird Biondina nicht betrügen."

„Alte," sagte der Herzog, nachdem er den Brief gelesen und vernichtet vor ihr stand, „tausend Scudi

sind Dein, sagst Du mir, wohin Biondina gegangen ist.“

„Tausend Scudi sind ein schönes Geld, aber nicht vermögend, das von mir herauszulocken, was ich selbst nicht weiß,“ erwiederte die Alte. „Erst heute früh, der Morgen graute kaum, als die Maulthiere vor der Thüre hielten, erfuhr ich, daß meine Herrschaft verreisen wollte, aber wohin sie gezogen sind, weiß ich nicht, sie nahmen den Weg, den ich zu gehen pflege, wenn ich in Maria degli Angeli meine Andacht verrichten will.

Der Herzog verschwendete Bitten und Geschenke an die Alte, sie blieb stumm, achtete der Bitten nicht, und schlug die Geschenke aus. So mußte er, ohne zu erfahren, wohin sich Biondina gewendet hatte, in seine Wohnung zurückkehren. — Wochenlang lebte er nun wie ein Einsiedler, langweilte sich, besuchte keine Gesellschaft, und sah niemand bei sich. Rouvois, dessen Wunden ziemlich wieder geheilt waren, schien dies endlich bedenklich zu werden. So sehr sein Haß gegen die schöne stolze Signora durch ihr späteres Benehmen auch gemildert war, so sehr er auch den Entschluß gefaßt hatte, seinen Herrn in dieser Sache sich selbst zu überlassen, so fürchtete er doch endlich ernsthafte Folgen. Diese Beharrlichkeit war ihm an dem Herzoge neu, und da er den Plan Biondina's zu durchschauen glaubte, den Herzog durch Versagen der kleinsten Gunstbezeigung fest zu halten, ihn vielleicht gar zu den unüberlegtesten Schritten zu vermögen, so schien es ihm die höchste Zeit, zu einem Gegenmittel seine Zuflucht zu nehmen. Alle Freunde des Herzogs wurden aufgefordert, ihm hülfreiche Hand zu leisten, die schönsten

Blumenmädchen schlichen sich in des Herzogs Kabinet, aber ihr Bemühen war vergeblich; endlich brachte ihn sein innigster Freund, der Graf von Lignerolles, durch Spott dahin, an einem kleinen Feste in seiner Wohnung Theil zu nehmen, das späterhin in ein Bachanal ausartete. Der Herzog konnte sich nicht entfernen, er mußte bleiben, nahm jedoch auch hier, nur Biondina's gedenkend, keinen Theil an den Orgien, und wies jede Lockung zurück.

Aber was Rouvols List und seiner Freunde Bemühen nicht bezwecken konnte, hätte fast der Zufall erreicht, der ihn, der Messe beizuwohnen, in die Kirche San Filippo di Neri führte. Eine dicht verschleierte Dame, deren schöner Wuchs ihm auffiel, kniete nicht fern von ihm. — War es wieder der Zufall, der ihn am andern Tage wieder in die nämliche Kirche und die nämliche Verschleierte an seine Seite führte, oder war er wenigstens absichtlich dahin gegangen. Er betrachtete sie heute genauer; der kurze, jedoch dichte Schleier, welcher ihm das Gesicht verbarg, verhüllte ihm nicht im mindesten die herrliche Gestalt; ein Handschuh, den sie zufällig auszog, ließ ihn den schönsten Arm, die schönste Hand sehen, und die Ringe von Werth an ihren niedlich geformten Fingern ihn schließen, daß es eine Dame von Stande sey. Seine Neugierde wurde rege, der andere Tag fand ihn wieder zu der nämlichen Stunde in der Kirche; die Dame kniete wieder auf gewohnter Stelle.

Heute beschloß er, sich Kunde zu verschaffen, wer sie sey. Als sie die Kirche verließ, schlich er ihr in einiger Entfernung mit dem Vorsatze nach, sie bis zu ihrer

Wohnung zu begleiten; aber auch hier entschied der Zufall über ihn. Schon in der Pacca Napoli begegneten ihm zwei Freunde, sie begrüßten und hielten ihn unter nichtigen Vorwänden auf, und als er sich von ihnen losgemacht hatte, war die Dame verschwunden.

Am folgenden Morgen eilte er schon mit mehrerer Sehnsucht nach der Kirche; seine Phantasie war während einer schlaflosen Nacht geschäftig gewesen, ihm das Bild der Verschleierten reizend auszumalen, und zu ihrer herrlichen Gestalt einen Kopf zu bilden, der an Schönheit wenigstens dem Engelsantlitze Biondina's zu vergleichen war. Aber sein Sehnen und Hoffen ward nicht gestillt, nur die Begleiterin fand er heute in San Filippo, die Verschleierte nicht.

So unwillkommen es ihm auch anfangs war, so suchte er doch bei reiflichem Nachdenken aus seinem Mißgeschicke den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er kniete neben der Unbekannten hin, und als sie aufstand und die Kirche verließ, begleitete er sie, die heute einen entgegengesetzten Weg einschlug, und durch die Porta di Constinopoli nach der Vorstadt delle Virgine zuging. „Signora," redete er sie an, „verzeiht meiner Unbescheidenheit, wenn ich Euch auf der Straße anrede. Euer freundlicher Blick, die Gutmüthigkeit, die aus jedem Eurer Züge spricht, geben mir die Hoffnung, daß der Herzog von Nemours keine Fehlbitte an Euch thun wird."

„Seyd Ihr der Herzog von Nemours," sagte mit freudigem Erstaunen die Fremde, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „so freut es mich, einen Mann kennen zu lernen, den ich in dieser einfachen Kleidung nicht gesucht

hätte, und von deſſen Umwandlung Neapel ſo viel ſpricht. Es wird gewiß meiner Signora nicht gleichgültig ſeyn, zu erfahren, daß der liebenswürdige fromme Kavalier, den der Zufall vor dem Altare der heiligen Lucia neben ſie geführt, der Herzog iſt, den jetzt alle Frommen bewundern, die meiſten Frauen aber bitter tadeln und beſpötteln; doch zu dieſen gehört meine Gebieterin nicht."

„Und wer iſt die Signora, die ſo gütig auf den Betenden, ſo nachſichtig auf den Herzog von Nemours, ſo theilnehmend auf den Umgewandelten blickt?" fragte er die geſchwätzige Alte.

„Gnädiger Herr, ich kenne meine Pflicht zu gut, um ohne Befehl der Signora ihr Geheimniß einem Manne zu vertrauen, der in dem Rufe ſteht, jedes Vertrauen zu täuſchen. Es genüge Euch, zu erfahren, daß ſie Euch nicht abhold iſt, weiter verlangt nichts von mir zu wiſſen."

„Und könnte dieſer Ring Euch nicht zu weniger Strenge vermögen," unterbrach er ſie, ihr einen Ring an den Finger ſteckend.

„Ich nehme dies Geſchenk mit Dank von Euch an, mein gnädiger Herr," ſagte ſie freundlich, werde, ſobald ich heim komme, meiner Dame von Euch erzählen, und ſie um die Erlaubniß bitten, Euch ihren Namen und Stand zu ſagen, auch in Erinnerung Eurer Großmuth alles Mögliche thun, daß ſie Euch ihr holdes Antlitz entſchleiert zeige. — Heute Abend um die zehnte Stunde werdet Ihr mich auf dem Mercato finden, dort ſoll Euch die Antwort werden. Jetzt bitte ich aber, mich zu verlaſſen,

es möchte in diesem Theile der Stadt auffallend seyn, Euch neben mir zu sehen."

Der Herzog, durch den Reiz eines kleinen Abentheuers verlockt, vergaß in diesem Augenblicke seine guten Vorsätze und Biondina, versprach sich zur bestimmten Stunde einzustellen, und drückte ihr noch einen kleinen Beutel mit Ducati in die Hand. Als die Fremde sich dankend verbeugte, und der Herzog sich eben entfernen wollte, stand die alte Dienerin Biondina's vor ihm, die mit grinsender Teufelsmaske ihn hohnlächelnd ansah, und so an ihm vorüber ging. Auf eine unangenehmere Weise war wohl noch kein Liebender an die Geliebte erinnert worden, als der Herzog eben jetzt, dem das widrige Gesicht der Alten wie ein **Memento mori** seiner Liebe erschien. — Er kehrte unmuthig nach Hause, verschloß sich in sein Zimmer, rief sein holdes Mädchen in die Erinnerung zurück, schwärmte mit ihr durch Flur und Hain, saß in ärmlicher Hütte an ihrer Seite, selig wie ein Gott — und ging um die zehnte Stunde nach dem Mercato.

Er fand die Alte bald. „Gnädiger Herr," berichtete sie dem Ungeduldigen; „ich kann Euch heute nur wenig Tröstendes sagen. Stand und Name der Signora muß auf ihren Befehl noch vor Euch verborgen bleiben, und ich, eine treue Dienerin, muß gehorchen, doch hoffe ich noch ihren Eigensinn zu zähmen. Auch hat sie mir nach langem Bitten versprochen, wieder nach San Filippo zur Messe zu gehen, die sie, seitdem sie bemerkt hatte, daß Ihr uns folgen wolltet, nicht mehr besucht hat. Doch nur unter der Bedingung versprach sie es,

daß Ihr Euer ritterliches Wort gebt, ihr nie mehr zu folgen, nie durch Andere folgen zu laſſen. — Hofft! denn im Vertrauen geſagt, die Dame iſt Euch gewogen, der Liebe wird es gar leicht, den Schleier zu lüften, und die heimlichen Pforten zu öffnen. Vor einem aber, mein gnädiger Herr, muß ich Euch warnen; ſeyd nicht vorwitzig, überlaßt es der Zeit, und ich verſpreche Euch den ſüßeſten Lohn. Morgen zur Zeit der Meſſe werdet Ihr die Signora vor dem Altare der heiligen Lucia finden."

8.

Als der Herzog am andern Morgen die Kirche betrat, kniete die Verſchleierte, in tiefe Andacht verſunken, ſchon am Fuße des Altares. Der Herzog bewunderte aus der Ferne erſt lange die herrliche Geſtalt, und als er neben ihr ſich niederlaſſen wollte, erhob ſie ſich ſchon, und ein leiſes: „Bleibt ja!" ihrer Begleiterin bannte ihn feſt. Doch wurde ſein Gehorſam reichlich belohnt, ein Handſchuh lag auf der Stelle, wo ſie gekniet; er nahm ihn zu ſich, und eilte mit dieſem theuern Pfande nach Hauſe.

Dort angekommen, drückte er es an ſeine Lippen, da fühlte er, daß der Handſchuh noch etwas enthalte — es war ein einfacher Ring, der wahrſcheinlich beim Ausziehen zurückgeblieben war; oder war es Abſicht, daß ſie den Ring für ihn zurückgelaſſen hatte? Er konnte nicht umhin, Rouvois ſein Glück zu verkünden, der es von Herzen mit ihm theilte, denn er ſah in der angeſponnenen Intrigue die alte Zeit wieder aufleben, und mit ihr

Luſt und Freude und reichliche Geſchenke. Er ſpornte ſeines Herrn Eitelkeit, nannte ein ſolches Abentheuer ein dem Herzoge von Nemours würdiges, und wagte es ſchon, den Namen Biondina zu nennen, von der er meinte, ſie verdiene mit ihrem ſpröden Stolze wahrlich nicht, daß man ihretwegen die ſchöne Zeit in Neapel ſo langweilig verbrächte. Aber des Herzogs Stirn umwölkte ſich, das ſchöne Mädchen war noch nicht aus ſeinem Sinn, noch nicht aus ſeinem Herzen.

Am andern Tage in der Meſſe fand der Herzog Rouvols Vermuthung beſtätigt, daß die Unbekannte eine Fremde ſey. Er hatte nämlich die üppigſten blonden Locken unter dem Schleier hervorrollen geſehen, und da er am Tage darauf die Begleiterin nur allein in der Kirche gefunden, dieſe erſucht, ihre Gebieterin in ſeinem Namen um eine Locke als Zeichen ihrer Gunſt zu bitten. Sein Wunſch wurde erfüllt. Die ſchönſte dunkelblonde Locke, in geglättetes Papier zierlich eingewickelt, ſank am andern Tage unbemerkt neben ihn; er erfaßte und drückte ſie verſtohlen an ſeine Lippen. Die Dame ſchien es bemerkt zu haben, dankend nickte ſie ihm zu.

So vergingen Wochen, täglich ſah er die reizende Geſtalt, nie ihr Antlitz, der Schleier, welcher es deckte, reizte ſeine Einbildungskraft noch mehr, als es die ſchönſten Züge vermocht hätten. — Aber ſeine Ungeduld blieb immer auf der Stelle vor dem Altare der heiligen Lucia gebannt; ſich ihr weiter zu nahen, verbot ihm ſein gegebenes Wort.

In dieſer Zeit konnte endlich der geſchäftige Rouvols das Zimmer verlaſſen, und ſein erſter Gang war, ohne

daß der Herzog darum wußte, nach der Kirche San Filippo. Hier nahte er sich dem Altare, vor dem er seinen Herrn und mehrere Andächtige knieen sah; bald hatte er die Gestalt der blondgelockten Unbekannten aus der Menge herausgefunden, und, kein Auge von ihr verwendend, stellte er sich, sie stets beobachtend, in das Hauptportal. — Bald erhob sie sich, und verließ die Kirche, er folgte ihr die Straße entlang, und schlenderte bis nach dem Platze delle Pigne hinter ihr drein. Höchst sonderbar war es ihm, als er jetzt das Haus der Wittwe in der Ferne erblickte, und der geschäftige Makaronieverkäufer, den er schwitzend und keuchend in voller Arbeit fand, ihn im Vorbeigehen grüßte; furchtbar aber war ihm die Erscheinung der Alten, die aus dem Hause trat, und ihn erblickend schnurstracks auf ihn zuschritt. Er wollte ihr ausweichen, sie aber hielt ihn bei seinem Mantel fest. „Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours!" rief sie mit so lauter Stimme, daß der Limonienhändler, ihn zu begrüßen, aus seinem Laden herausgestürzt kam, und die Begleiterin der Dame, durch diesen Ruf aufmerksam geworden, sich nach ihm umsah. „Hier nehmt diesen Brief von schwerem Inhalte," raunte sie ihm leise zu, seinen Mantel noch immer festhaltend; er ist von meiner jungen Signora an Euren Herrn; morgen früh werde ich die Antwort holen." — Während sie mit ihm sprach, hatte Rouvois kein Auge von der Dame gewendet, die jetzt in ein enges Seitengäßchen einbog, und seinen Augen entrückt war. Er riß sich mit Gewalt von der Alten und dem sentimentalen Limonienhändler los, stürzte ihr nach, lief, sie aufsuchend, durch eine Menge Straßen, und fand sie nirgends.

Am andern Tage ging es dem Herzoge nicht besser; auch er fand die Unbekannte nicht in der Messe, und erfuhr von ihrer Begleiterin, daß ihre Dame auf ihn zürne, weil er seinen Kammerdiener beauftragt habe, ihre Wohnung zu erspähen. Der Herzog, den das ewige Einerlei, um welches sich das Abentheuer drehte, zu langweilen begann, schwor zwar hoch und theuer, daß dies nicht auf seinen Befehl geschehen sey, ergriff jedoch die Gelegenheit, der Begleiterin zu sagen, daß es ihm endlich doch vergönnt seyn möge, die Dame von Angesicht zu schauen, denn die Zeiten von Lea und Rahel seyen vorüber, und für entfernte Hoffnung, zumal bei verschleierten Schönen, fände man jetzt keinen dienenden Ritter mehr.

Die Matrone drohte mit aufgehobenem Zeigefinger, und meinte, ihr schiene es, er sey seinem Glücke so nahe, daß er, der Zeit voreilend, es nicht verscherzen solle. Der Herzog aber, heute besonders unmuthig gestimmt, bat sie, die Dame zu ersuchen, ihm endlich Gelegenheit zu geben, sie ohne Schleier zu sehen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er fast glauben müsse, der Schleier verberge kein Engelsgesicht. — Die zehnte Stunde und der Platz Mercato wurden von der Matrone wieder bestimmt, die Antwort der verschleierten Dame zu empfangen.

Rouvois fand seinen Herrn nicht gut gelaunt. Er zürnte ernstlich mit ihm, daß er ohne Befehl sich in seine Angelegenheiten mische, und würde noch mehr gezürnt haben, hätte er gewußt, daß die alte Dienerin Biondina's indessen schnöde abgewiesen worden, und sein Kammerdiener schon seit gestern früh einen Brief der Signora

zurückgehalten habe. Rouvois fürchtete aber, und wohl mit Recht, das Schreiben könne das Bild der schon fast vergessenen Geliebten leicht zu lebhaft in des Herzogs Erinnerung zurückführen.

Endlich schlug die bestimmte Stunde. Heute war die Nachricht, welche ihm die Matrone brachte, befriedigerend. — Sie hatte, wie sie versicherte, nach langem Zureden und nach Hinwegräumung mancherlei Einwürfe, die Dame endlich bewogen, daß sie ihn morgen Abend um die jetzige Stunde bei ihr einführen dürfe. „Ich werde Euch hier erwarten," fuhr sie fort, „vertraut Euch mir an, so wie ich Eurem edlen Herzen und Eurer Verschwiegenheit vertraue."

Der Herzog betrat heute nach langer Zeit zum erstenmale wieder heiter gestimmt seine Wohnung. Auch Rouvois, dem er die frohe Nachricht mittheilte, freute sich von Herzen, und da er den Herzog so ganz mit der verschleierten Dame und dem neuen Abentheuer beschäftigt fand, und auch die Wiederkehr der Alten befürchten mußte, glaubte er heute nichts mehr zu wagen, wenn er er ihm Biondina's Brief übergäbe, obgleich der Inhalt, da er mit etwas beschwert war, ihn weniger zuversichtlich hätte machen müssen.

Als sey ein Blitz vor ihm niedergeschlagen, so überraschte der Brief den Herzog. Lange hielt er ihn in der Hand, ehe er ein Wort zu sprechen, oder ihn zu öffnen vermochte; endlich brach er mit zitternder Hand das Siegel; doch ehe er ihn entfaltete, blickte sein Auge auf gen Himmel, als ob er sie dort unter den Sternen suchen

müſſe, und ein ſchmerzvolles Lächeln, das die eigene Schuld ihm erpreßte, umzog ſeinen Mund.

Aber wer vermag ſein Gefühl zu ſchildern, als er den Brief entfaltete, und Biondina's Bild ihm entgegenlächelte, freundlich und lieb, wie ſie ihn oft in den Tagen der Wonne angeblickt. Das Auge des Herzogs ruhte lange auf den holden Zügen, dann ſank eine Thräne auf den Kriſtall, der ſie deckte, vielleicht die erſte, die er der wahren Liebe geweint. „Und Dich konnte ich vergeſſen," rief er! „Dich, Du treue Seele, die mit himmliſcher Unſchuld den höchſten Reiz irdiſcher Vollkommenheit verbindet! Dich konnte ich vergeſſen, um ein verſchleiertes Phantom Dich vergeſſen, dem meine Phantaſie nicht die Reize zu geben vermochte, welche die Wirklichkeit Dir gab. O ich Undankbarer!" —

Endlich, nachdem er lange nicht vermocht hatte, ſein Auge von dem lieben Bilde abzuziehen, gedachte er des Schreibens und las:

„Gnädiger Herr!

Nur noch nach Tagen zähle ich den Augenblick des Wiederſehens, bald nur nach Stunden, und da überfällt mich eine unbeſchreibliche Angſt. — Ach, könntet Ihr mich vergeſſen haben, könnte Euer Mund mir nicht die Verſicherung bewährter Treue geben, ich verginge vor Schmerz. Ja, was mein Mund nur ſtammelnd zu ſagen wagte, will ich frei der Feder anvertrauen. Ich liebe Euch unausſprechlich, mehr als ich ſelbſt ahnete, ach, die Entfernung ſtärkt die Sehnſucht,

und offner liegt in solchen Augenblicken des Verlangens das Herz vor dem eigenen Blicke.

Ich schicke Euch mein Bild; diese Züge, an denen Euer Auge oft verlangend hing, mögen Euch Biondina in Eure Erinnerung, in Euer Herz zurückführen, und diese Lippen, die auf mein Verlangen der Maler kaum bemerkbar geöffnet hat, mögen Euch bitten: Vergeßt Biondina nicht!"

„Nein, bei meinem Worte!" rief der Herzog plötzlich. „Ich vergesse Dich nicht, Mädchen sonder Gleichen, wahre Liebe fühlte mein Herz nur für Dich, fühlte sie nur einmal, und vielleicht nie wieder. Laß mich allein, Rouvois!" befahl er dem ängstlich Harrenden, „ich will allein seyn und in der Erinnerung an sie schwelgen, ich will mich selbst peinigen, daß ich, geliebt von einem solchen Mädchen, noch nach thörichten Abentheuern ausziehe, und Menschen mein Ohr leihen konnte, die keinen Sinn für den Werth eines solchen Herzens haben." Er warf, indem er dies sagte, einen zürnenden Blick auf Rouvois, der sich schnell entfernte.

9.

Der Herzog hatte den folgenden Tag einsam verbracht, Rouvois wagte kaum, ihm zu nahen. Als es endlich zu dämmern begann, und die bestimmte Stunde zum Mercato rief, wagte es der Kammerdiener dennoch, zu ihm zu gehen, und ihn zu erinnern, daß man ihn wohl schon auf jenem Platze erwarte.

„Geh statt meiner," sagte der Herzog verdrießlich.

„Gnädiger Herr, handelt, wie es Euch gut dünkt, ich werde schweigen, werde in Zukunft immer schweigen, aber hier muß ich reden, meinem Herrn bemerken, daß es gegen alle Pflichten eines Ritters, gegen allen Gebrauch der Galanterie wäre, eine Dame bei einer verabredeten Zusammenkunft vergebens auf sich warten zu lassen, besonders wenn man sie erbeten hat."

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er plötzlich: „Du hast Recht, es wäre gegen alle Sitte, und eines Ritters vom Hofe des Königs von Frankreich nicht würdig. Ich werde gehen, auch bleibt mir noch ein Ausweg offen, mich mit Ehre und unbeschadet meiner Liebe aus dem Handel zu ziehen." — Er eilte nach dem Mercato, wo die Matrone schon lange auf ihn gewartet hatte.

„Für den galanten Herzog von Nemours," sagte sie schmollend, ihn in eine bereitstehende Karosse nöthigend, „habt Ihr mich ziemlich lange warten lassen, ich fürchte fast, Eure Sehnsucht ist schon früher gestillt, ehe Ihr noch die Schönste der Schönen gesehen, denn reizender entfaltete der Süden noch nicht eine Blume, wie diese des rauhen Nordens; waffnet Euer Herz."

„Ich glaube, es ist gepanzert," erwiederte der Herzog, und stieg in den Wagen. — Schweigend fuhren sie kreuz und quer durch die Gassen, so daß der Herzog deutlich sah, man wolle ihn von der Spur ableiten, bis endlich der Wagen an einem kleinen Gäßchen hielt, und sie an einer Pforte ausstiegen, welche die Matrone vorsichtig öffnete. „Folgt mir," sagte sie, „aber nur leise."

„Ehe ich Euch folge," sagte der Herzog, „muß ich Euch einen Auftrag, wohl eigentlich mehr eine Bitte mittheilen, welche ich an die mir unbekannte Dame thun muß, ehe ich vor ihr erscheine."

„Und die ist?" fragte die Führerin.

„Mich verschleiert zu empfangen, wie ich sie bis jetzt gesehen."

„Diesen Wunsch wird sie Euch sicher gewähren, folgt nur."

Der Garten lag bald hinter ihnen, die Matrone öffnete eine kleine Pforte, welche sie zu einer Wendeltreppe, dann in ein kleines, nur von einer Kerze sparsam erleuchtetes Zimmer führte. „Hier erwartet mich," sagte sie, entfernte sich, und gab ihm Zeit, über das Sonderbare seiner Lage nachzudenken. Schon an dergleichen Abentheuer sattsam gewöhnt, hatten sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren, und überdies beschäftigte ihn jetzt der Gedanke an Blondina so ganz, daß er nichts sehnlicher, als das Ende der Sache, und deshalb die Rückkehr der Matrone wünschte.

Sie ließ ihn nicht lange warten. „Meine Gebieterin," sagte sie, „wird Euren Wunsch erfüllen, der Schleier wird Euch so lange ihr holdes Antlitz verbergen, als Ihr es wünscht." Sie bat ihn, zu folgen.

Aus dem kleinen Zimmer traten sie jetzt in einen langen Gang, an dessen Ende sich ihnen eine Flügelthüre aufthat, welche die Aussicht in eine lange Reihe hell erleuchteter, köstlich geschmückter Zimmer öffnete. Der Herzog schritt mit seiner Begleiterin hindurch, niemand war zu seinem Empfange bereit, still wie im Grabe war es in

diesen prachtvollen Gemächern. Jetzt nahten sie einem Vorhange von reichem seidenen Stoffe, er rauschte auf, und in einem Kabinette, welches Luxus und Sinnlichkeit reizend ausgeschmückt hatte, saß die Unbekannte auf einem prachtvollen Sessel. Ein rothes Gewand deckte die üppigen Formen ihres Körpers, reiche Spangen, von Juwelen strahlend, ihren linken, eine Perlenschnur ihren rechten Arm, eine goldene Kette umschloß den blendenden Hals, und ein Fuß, niedlich und klein, blickte verstohlen unter der reichen Stickerei des sammetnen Gewandes hervor. Das Antlitz verbarg der Schleier.

„Dame!" sagte der Herzog, sich ihr ehrfurchtsvoll nahend. „Ich stehe beschämt vor Euch, der Zufall hat mich in San Filippo in Eure Nähe geführt, und Eure holde Gestalt mich angezogen; so Manches gab mir Hoffnung; Eure Güte erlaubte mir, jetzt vor Euch zu erscheinen, und doch muß ich gestehen, ich verdiene sie nicht; deshalb ließ ich Euch bitten, mich nur verschleiert zu empfangen. Und wäret Ihr so schön wie eine Himmlische, könnt' ich, dürft' ich doch nicht Eurer Schönheit huldigen, denn in meinem Herzen, vor meinem Blicke steht einzig ein Mädchen, herrlicher, als ich je eines gesehen, Biondina ist und wird ewig die Dame meines Herzens bleiben. — Darum verzeiht, daß ich, ohne Euer Antlitz gesehen zu haben, mich beurlaube. Ihr bleibt mir fremd, und werdet den Mann mindestens achten, der Eurem Zartgefühl solch hohen Genuß opfern kann."

„Herr Herzog," nahm die Begleiterin das Wort, während die Dame schwieg, doch ihre Bewegung kaum zu verbergen vermochte. „Eure Liebe zu jener Biondina

muß nicht ſtark ſeyn, daß Ihr fürchtet, Eure Treue wanken zu ſehen, wenn der Schleier meiner Gebieterin ſinkt.

„Nein!“ rief der Herzog heftig, „nur aus Achtung für die Dame, nicht aus Furcht vor meinem Herzen äußerte ich den Wunſch.“

„So laßt den Schleier ſinken,“ bat die Matrone. Der Schleier ſank — Biondina's Himmelsblick lächelte ihn an.

Starr, faſt leblos, fürchtend, ein Zauberbild bethöre ſeine Sinne, blickte der Herzog die Erſcheinung an. — „Trügt mich kein Wahn!“ rief er, und ſtürzte ihr zu Füßen, „iſt es Biondina, meine Biondina, die ich ſehe, deren Hand ich faſſe, an mein Herz drücke?“

„Sie iſt es!“ tönte es ihm entgegen und ein Himmelslächeln verkündete ihm ſein nahes Glück; ſie hob ihn auf — er ruhte an ihrer Bruſt. Der erſte Kuß weihte den Roſenmund des Mädchens in die unbekannten Myſterien ein.

Von den Wonneſtunden des Lebens, wie von ſeiner Marterwoche, hebe die Phantaſie den Schleier nie mit frecher Hand. Jedes Menſchen Herz male ſich dieſe Stunden mit eigenen Farben aus, und die Marterwoche löſche er durch Thränen aus dem Buche der Erinnerung. Die zarte Jungfrau, wie der ernſte Mann, wird Biondina's Glück ſich reizender ausmalen, als die ſchwachen Farben der Darſtellung es vermöchten; ihnen gnüge zu wiſſen, daß des Lebens, daß der Liebe höchſte Seligkeit ihnen ward.

10.

Ruhiger, mehr einer ſtillen Betrachtung fähig, als in jener Stunde der Wonne des Wiederſehens, ſaßen die

Liebenden am andern Morgen Hand in Hand in dem traulichen Kabinette. — „Und nun, Geliebte, begann der Herzog, „berichte mir, wer Dir den Zauber lieh, mit dem Du so Wunderbares vollführteſt; ſage mir, Biondina, wer Du biſt, denn noch jetzt muß ich glauben, Du ſeyſt eine jener Feen, die im Glanze des ewigen Frühlings mit unſterblichen Reizen auf Erden wallen, den ſterblichen Liebling zu beglücken.“

„So höre,“ ſprach ſie mit holder Anmuth, „und zürne mir nicht.“

Ich bin die Tochter des ſizilianiſchen Grafen Benvoglio. — Zwei Jahre ſind verfloſſen, als mich in meinem ſechszehnten Jahre der Marcheſe von Mantone zum Altare führte. Ich liebte ihn nicht, ich folgte nur meines Vaters Befehle. — An meinem Hochzeittage luſtwandelte ich mit meinem Gatten in dem Garten unſeres Pallaſtes zu Palermo; Banditen, von einem Weibe gedungen, das er ſchändlich hintergangen, überfielen, ermordeten ihn, und ſo ward ich an dem erſten Tage meiner Ehe ſchon Wittwe. Ich zog mich während des Trauerjahres in ein Kloſter zurück; in dieſer Zeit ſtarb auch mein Vater, und nur ein Ohm blieb mir, unter deſſen Schutze ich nach Neapel in den Pallaſt meines Gatten zog, wo ich, bis er meine Angelegenheiten geordnet, zurückgezogen leben wollte.

Zufällig ſah ich Dich — erlaß es mir, den Eindruck, die Regung zu beſchreiben, die ich bei Deinem Anblicke fühlte. Ich fragte meinen Ohm, einen ſanften, gefälligen alten Mann, nach Dir, und erfuhr — auch dies

erlaß mir, zu wiederholen. Aber nichts ſchreckte mich ab, und was Dir Biondina einſt ſagte, war Wahrheit. Ich wollte Dir zeigen, daß den Frauen auch die Achtung der Männer gebühre, wollte Deine Liebe mir gewinnen, und durch mich ſelbſt; das einfache, anſpruchloſe Mädchen ſollte Dich entzücken. Mein Ohm war zu allem bereitwillig; die Wittwe auf dem Platze delle Pigne wurde leicht gewonnen; ihre Tochter, eine Geſtalt, mir ähnlich, aber, wie Dein Kammerdiener Dir wahr berichtet, von Geſicht häßlich, wurde entfernt, und der Verſuch, Dich während der Prozeſſion auf mich aufmerkſam zu machen, gelang Die liſtige alte Dienerin hatte am andern Tage Deinen Kammerdiener bemerkt, als er Erkundigung einzog, durch Gold wurden die Nachbarn gewonnen, und Rouvois glauben gemacht, die Nachricht von meiner Häßlichkeit ſey ihm auf mein Anſtiften geworden. So lebte ich in dem Hauſe der Wittwe, kehrte faſt jeden Abend in den Pallaſt zurück, und konnte dies alles wagen, da mich in Neapel niemand kannte, und ich mich noch in keinem Zirkel gezeigt hatte.

Rouvois Nachforſchungen, Dein Benehmen an jenem Morgen, und jetzt darf ich es geſtehen, ein Blick in mein ſchwaches Herz, beſtimmten mich, den Schauplatz zu ändern. — Ich wollte Dich fern von mir prüfen, der Zufall führte uns in San Filippo zuſammen, ich benutzte ihn, Dich auf die Probe zu ſtellen, falſches Haar mußte Dich gänzlich täuſchen, und da ich für mich zu fürchten begann," fuhr ſie ernſter fort, „daß eine verſchleierte Dame mir gefährlich werden konnte, ſchickte ich Dir mein Bild — und dieſem Bilde danke ich mein Glück." — Sie

ſchwieg, Nemours drückte das holde liebliche Geſchöpf an ſein Herz. „Biondina!“ rief er, „womit vermag ich Dir Deine Liebe zu lohnen?“

„Du fragſt noch?“ ſagte ſie ernſt. „Womit kann Liebe die Liebe lohnen, als durch Treue!“

11.

Die Blüthenmonde des Frühlings vergingen den Glücklichen im Wonnerauſch; der Sommer führte ſchwüle Tage herbei, der Herbſtwind entblätterte ſchon manche Blüthe in dem Kranze der treuen Liebe, und die Winterſtürme führten ihn mit ſich fort. Die Welt ward ihr ohne ihn freudenleer, ſeit er ſie verließ, deckte auch jetzt, wie in jener Zeit der Hoffnung und Sehnſucht, der Schleier das ſeelenvolle Auge, und der kommende Frühling ließ in einſamer Kloſterzelle die erſte Roſe ihr entblühen, welche ſie dem noch immer Geliebten ſie weihend brach. — Kurz war ihre Wonne, auch kurz ihr Schmerz.

Bald ſenkte der Jüngling ſeine Fackel, doch ehe er ſie ſenkte, beleuchtete er noch einmal zögernd ſein Opfer, denn eine ſchönere Roſe hatte er noch nie gebrochen.

Sängerliebe.

In dem verwilderten Schloßgarten der alten Burg zum Falkenstein saß in dem auf einem hervorspringenden Felsen gebauten steinernen Häuschen ein liebliches Mädchen. Die Laute lag in ihrem Schooße, ihr Auge schaute unverwandt hinab in die schroffe Tiefe, wo der angeschwollene Waldbach brausend über Felsstücke dahin rollte. Jetzt hob sie ihr feuchtes Auge nach dem Abendsterne empor, der eben seine ersten Strahlen durch die Dämmerung schimmern ließ, legte die Hand aufs Herz, und ein tiefer Seufzer drang aus der gehobenen Brust.

Als sey es das Echo, so hallte der Seufzer aus dem Thale wieder, ihn begleitete der Akkord einer Laute; schnell, freudig erglühend, griff auch die Jungfrau, als wolle sie Antwort geben, in die goldenen Saiten; doch eben so schnell legte sie die Laute wieder neben sich auf die steinerne Bank, und als hätte eine Wolke die Strahlen der Freude verdunkelt, so verdüsterte sich ihr liebliches, hold lächelndes Antlitz.

Sie stand auf und schritt durch wild verwachsene Buchengänge einem Pförtchen zu, das aus dem Garten

in den hintern Schloßhof führte. Die Pforte öffnete ſich; mit ſtürmiſcher Eile ſtürzte ein Jüngling auf ſie zu, und die Erglühte ruhte lange und ſchweigend an ſeiner Bruſt. — „Laß mich!“ ſagte ſie endlich, ſich ſeiner Umarmung entwindend, „laß mich, Otto! zu ernſt iſt dieſe Stunde. Komm in jenes ſtille Häuschen am Abhange, dem verſchwiegenen Zeugen unſerer Liebe, dort laß uns die letzten Stunden noch mit ernſter Ergebung genießen, und dann — ſey es getrennt.“

„Getrennt!“ rief der Jüngling dumpf vor ſich hin, „getrennt! o das iſt ſchrecklich.“

Als ſie in das Häuschen traten, legte die Jungfrau ihre Laute auf die Bank. — „Leg' auch Du die Deinige nieder, mein Otto,“ ſagte ſie, „laß in dieſer Trennungsſtunde ihre Saiten ſchlummern, und höre mich aufmerkſam an.“

„Ruhig ſoll ich ſeyn, Eva!“ ſagte er bewegt; „ruhig, wenn die Stunde der Trennung ſchlägt!“

„Ja, Otto! ruhig ſollſt Du mich anhören, tief, hörſt Du, tief in Dein Herz einprägen, was ich Dir ſage, und die letzten Worte, die Du hier von mir vernimmſt, mögen Dir ſo heilig ſeyn, als wären es die letzten Worte einer Sterbenden. — „Du biſt treu und gut, fuhr ſie fort, und ihre Hand ergriff die ſeine und drückte ſie innig an ihr Herz, „kein Falſch ruht in Deiner Bruſt, Dein Herz ſchaut aus Deinen Augen, ſchwebt auf Deinen Lippen, und Du liebſt mich innig und wahr.“

„Das weiß Gott, der Allwiſſende!“ rief der Jüngling.

„Deshalb liebt' ich Dich, Otto, deshalb ſchloß ich Dir mein Herz auf, und verbarg Dir meine Empfindun-

gen nicht. — Aber jetzt, was ich so lange verschwieg, um Dir nicht wehe zu thun — jetzt muß ich es Dir sagen; jetzt wird es Pflicht. — Du bebst, Otto? Deine Hand zittert in der meinen? Sieh, lieber Freund, dies Beben, dies Zittern spricht schon das Wort aus, was ich Dir sagen wollte. Dein Herz ist brav, ist gut, es kennt keine Furcht, das hast Du bewiesen, als Wegelagerer die armen Braunschweiger Handelsherren anfielen, sie ausplünderten, und Du zu ihrer Rettung willig Dein Blut vergossest. — Aber auf keinem Turnier prangte noch Dein Schild, in keiner Fehde hörte man Deinen Namen, und Otto von Wehnden tönt nicht im Kreise der Ritter und Edlen dieses Gaues. Du bist Mann, mit Manneskraft handeln ist Deine Pflicht! Die Laute am grünen Bande um dies seidene Koller hängend, kleidet Dich weniger, als die stählerne Rüstung Deine Brust kleiden würde. — Minnesang liebt der Jungfrau Herz, ja er öffnet der Liebe die Thore; ritterliche Thaten aber setzen sie fest in dem Herzen, und erringen sich dauernde Frauenliebe. — Die Kraft des Mannes lieben wir, er muß uns Stütze und Stab seyn, zu ihm hinauf müssen wir blicken, er muß uns aufziehen zu seiner Größe, wir ihn nicht zu unserm Werth. Drum laß die Laute ruhen, hänge sie auf in Deiner Väter Burg zwischen die Kränze, die Deine Schwärmerei sich in ihren Träumen wand, ergreif das Schwert, das in so mancher Schlacht Dein edler Vater trug, zieh in ehrenvollen Kampf, und erringe Dir die Geliebte. — Klein ist Deine Habe, verpfändet meines Vaters Burg, arm sind wir Beide; drum Muth ist uns noth, daß eine freudige Zukunft unsrer Liebe auf-

gehe, und die Wirklichkeit uns bieten könne, was wir in unſern Träumen ſo oft, ſo leicht errungen zu haben glaubten.“

Sie ſchwieg, ihr Blick ruhte innig, ja zärtlich auf dem Jünglinge, ſie wollte mit dieſem Blicke das bittere Wort ihm verſüßen, was ſie ſo eben geſprochen; aber ſein Auge begegnete nicht dem ihren, es ruhte feſt auf dem Boden, ſeine Wange erglühte im Mondlicht vor Unmuth und Stolz, und wie er nun das Auge hob, ſah es zürnend auf die Jungfrau, die, ſich ſanft an ihn ſchmiegend, ihn zu beruhigen ſuchte.

„Liebte ich Dich nicht wahr und treu, mein Otto,“ fuhr ſie fort, „ſo hätte ich geſchwiegen, aber ſchon lange lag es zentnerſchwer auf meinem Herzen. Zürne mir nicht, ich mußte es Dir ſagen!“

„O! ihr Weiber,“ rief er, und ſein Blick glühte vor Unmuth. „Euch iſt der Panzer alles, das Herz nichts, das unter dem eiſernen ſchlägt. Bluten ſoll man für Euch, blutig nur den Dank ſich erringen, und wenn das Herz auch bräche. — Du haſt mir weh' gethan, Eva!“ ſagte er nach einem kurzen Schweigen, und der Unmuth war aus ſeinem frommen Geſichte verſchwunden, „ſehr wehe gethan. — Es giebt auch eine Kraft, einen Muth, der ſich nicht in Schwert und Lanze ausſpricht, der im Dulden wächſt, im Leiden ſich ſtählt, und der dem Schickſale ungebeugt entgegentritt. Feſt werde ich meinen Weg gehen und ehrenvoll; feſt, daß ſelbſt der Geliebten Spott mich nicht von ihm abwenden ſoll, nicht ihr Wankelmuth. — Drum ruhe nur immer an meinem Herzen, treue Laute! — mit Dir, auch ohne Kampf und ohne Schlacht,

weiß Otto von Wehnden ehrenvoll im Kreiſe edler Männer zu ſtehen. Lebe wohl! — Mich zu lieben, Eva, kann ich Dir nicht gebieten; mich zu achten, dazu will ich Dich zwingen!" Er reichte ihr die Hand und wollte gehen.

„Otto!" ſagte das Fräulein bewegt, „ſcheide nicht ſo von mir. Spornen wollt' ich Dein edles Gemüth, nicht ihm wehe thun."

„Spornt Euern Zelter, Jungfrau!" rief der Jüngling entrüſtet, „wenn Ihr am Hofe Herzog Heinrichs einreitet. — Ich bin kein träges Roß, das des Spornes bedarf. Lebt wohl! ich ſcheide von Euch mit Liebe." Er ging, doch wendete er ſich ſchnell. — „Wie ich Dich heute erkenne, Eva, ſo glaube ich, unſre Herzen begegnen ſich fürder nicht mehr; — das meinige wird Dich aufſuchen, und Dich freundlich begrüßen, wenn das Deine auch vor mir verſtummt. — Aber höre auch mich! — Des Minneſängers Nachtigallflöten öffnete Dein Herz der erſten Liebe, doch blieb es, unbefriedigt, auch andern Wünſchen offen ſtehen. Nach Trompetenklang und Waffengetöſe ſehnt es ſich! — An des Herzogs Hofe wirſt Du es vernehmen, und die Nachtigalltöne werden verhallen, wenn die Trompeten im Turniere dem Sieger entgegen ſchmettern, und Dein Ritter vom blutigen Kampfe mit Wunden bedeckt, ſiegreich zu Dir zurückkehrt. — Drum nehme ich Abſchied von Dir und Deiner Liebe, nicht von der meinigen, Du bleibſt ewig in meinem Herzen, wie der Geſang in meiner Bruſt. Leb' wohl!" rief er noch einmal, und ehe Eva ihn erreichen konnte, war er durch die Pforte verſchwunden.

Traurig kehrte sie zu dem Häuschen zurück, wo unten am Felsen der Fußpfad sich nach dem Geiersberg hinzieht. Sie blickte hinunter, sie hoffte ihn zu sehen, doch er wandelte den Fußpfad heute nicht. — Da schlich sie durch den verwilderten Bogengang nach der Pforte zurück, und als sie in ihrem einsamen Zimmer saß, wo längst schon Beatrix, die jüngere Schwester, schlummerte, als sie hinaus über den Garten blickte, noch immer hoffend, sie werde ihn am gegenseitigen Waldrande sehen können, da hob sich ihre Brust, da rann eine Thräne herab. Es war ihr, als ob sie für immer den Jüngling ihrer Liebe verloren, als ob ihr hartes Wort die Liebe gelöst, die Herzen getrennt habe.

„Und er hat Recht," sagte sie plötzlich. „Der Ehrgeiz schlummerte in meiner Brust. Als das Leben sich mir mit seinem bunten Farbenspiel aufrollte, da zeigte es mir ein Bild kräftig und schön, und wie auch mein Herz dagegen kämpfte, es drängte sich zwischen mich und ihn! — er gnügte mir nicht mehr."

2.

Mit wehmüthigem Gefühl erwachte Eva am Morgen ihrer Abreise. So sehr sie sich auch nach den Freuden des Hofes gesehnt, so sehr ihr reger Geist auch das Treiben und Leben am Hofe zu Wolfenbüttel sich reizend ausgemalt hatte, so wurde es ihr doch weich ums Herz, als sie bei ihrem Erwachen Beatrix mit verweinten Augen an ihrem Bette sitzen sah, die, sie nun stürmisch umfangend, ausrief: „So willst auch Du mich verlassen, so bin ich nun ganz allein bei dem alten kranken Vater,

und selbst Otto wird jetzt nicht mehr kommen, und mit seinem Lautenspiele die langen Winterabende mir verkürzen helfen, und der Vater wird dann so verdrießlich, so mißlaunig seyn. Ach, Eva! Du gehst der Freude entgegen, Du prangst bei den Turnieren in Sammt und Seide, wenn ich Arme hier in meinem leinenen Kleide sitze. — Ach, wie beneide ich Dein Loos!"

„Wer weiß, erwiederte Eva, wer weiß, ob es beneidenswerth ist, gute Beatrix. Seit gestern Abend ist es mir weh' ums Herz."

„War Otto bei Dir im Garten?" fragte Beatrix. Eva nickte bejahend. „Vergiß ihn nicht, Schwester, kränke den guten Otto nicht, sey treu Deinem Schwur, und es wird Dir wohlgehen." — Eva reichte ihr bewegt die Hand.

Als sie nun zur Reise angekleidet war, zu ihrem alten Vater, ihm Lebewohl zu sagen, trat, der Greis sie segnete, und die warnenden Worte sprach: „Wende nicht, von der Freude des Hofes bethört, Dein Herz von dem rechten Pfade, gedenke stets Deines edlen Stammes, und bleibe der Tugend getreu." Als er sie nun in seine Arme schloß, sein zitterndes: „Nun geh mit Gott!" ihr zurief, alles auf der Burg sich um sie drängte, von dem lieblichen, freundlichen Fräulein Abschied zu nehmen, und Beatrix an ihrem Halse hing, und bitterlich weinend ihr noch leise zurief: „Vergiß Otto nicht!" da waren alle freudig geschmückten Träume verschwunden. Der Schmerz, der bittere Schmerz, begleitete sie zur Reise.

Als nun der Wagen den steilen Berg herab, vor so manchem Plätzchen der Jugendfreuden vorüberrollte, und

die Pferde in den dunkeln Fichtenwald einbogen, sie jetzt nur noch den alten, verfallenen Thurm des Falkensteins sehen konnte, war es ihr, als ob sie aus ihrem Paradiese vertrieben werden, als ob sie ihr ganzes heitres Jugendleben, die Blüthenwelt, die Welt voll Unschuld und Natur hinter sich zurücklassen müßte, und nichts als ihr stürmisches sehnendes Herz, Träume und ahnungsvolle Bilder sie begleiteten.

Tröstend war es ihr, daß die beiden alten Knechte, die ganze Besatzung des Schlosses, zu ihrem Schutze mitzogen; selbst die Pferde, der alte Wagen, auf dem sie zuweilen nach dem nah gelegenen Kloster gefahren, waren ihr liebe Begleiter auf der einsamen Fahrt, und wie sie nun mehrere Stunden so träumend immer weiter gezogen war, und aus dem hohen Fichtenwalde heraus ins Freie kam, der alte Curt ihr mit freundlichem Lächeln zurief: „Dort über dem kleinen Eichenwald seht Ihr das Thürmchen, das ist der Geiersberg, wo Junker Otto mit seiner Mutter haust," da färbten sich bei diesen Worten die verblichenen Wangen, schnell und mit sehnsuchtsvollem Blicke schaute sie hinüber; ihr Herz schlug auch jetzt so laut, so warm dem Jüngling entgegen, wie in den vergangenen glücklichen Tagen; er allein schien ihr des Lebens Glück, er allein der Mann, dem sie durch ihre Schicksalsnacht folgen müsse. Doch als jetzt auch der Geiersberg fern hinter ihr lag, die Hoffnung, Otto unterwegs zu begegnen, verschwand, sie wohl fühlte, daß sie dem treuen Jüngling wehe gethan hatte, da sah sie sich nun selbst an dem rauschenden Hofe des Herzogs einsam und verlassen, und gern, wenn es in ihrem Willen gestanden

hätte, wäre sie wieder in die Arme ihres Vaters zurückgekehrt.

Aber nicht lange dauerte dies wehmüthige Gefühl. Als am andern Tage die hohen Thürme von Wolfenbüttel, von dem Golde der scheidenden Sonne bestrahlt, ihrem Auge entgegenblitzten, hob sich ihr gepreßter Busen und hoch klopfte ihr Herz. Der Falkenstein und der Geiersberg lagen hinter ihr. Die Zukunft mit all' ihren schönen Träumen trat wieder aus dem Chaos der quälenden Empfindungen hervor, und die Hoffnung umrauschte sie von neuem mit ihren bunten, luftigen Schwingen. Zwar trat durch alle diese Bilder der Vorsatz noch kräftig hindurch, fest und treu ihrer ersten Liebe zu bleiben, sich nicht von den Freuden des Hofes Otto's freundliches Bild verwischen zu lassen. Doch welch ein Himmelsleben trat auch zugleich mit diesem Vorsatz vor sie, als die herzogliche Burg mit ihren Thürmen und ihren unzähligen Fenstern jetzt deutlich vor ihr lag. Schwermuth, Gram und Trennung, alles hatte die Lebendige schnell vergessen. In das irdische Paradies glaubte sie einzugehen, und die Pforten des Himmels schienen sich ihr zu öffnen, als sie über die niedergelassene Zugbrücke einfuhr. — Ihr Ziel war erreicht.

Der alte Kastellan des Schlosses trat an den Wagen, und fragte, wer sie sey? Das Fräulein sagte ihm ihren Namen. Der Alte betrachtete sie aufmerksam. „Ich habe Euretwegen schon die nöthigen Befehle von unsrer gnädigen Frau erhalten," sagte er freundlich, „steigt nur ab und folgt mir, Eure Sachen sollen sicher nachkommen. Ladet nur indessen das Gepäck ab," wendete er

ſich zu den Knechten, während er Eva von Trothe herabſteigen half, „und wenn Ihr alles herunter habt, ſtärkt Euch durch einen Trunk, und dann zieht mit Gott.

„Grüß meinen Vater, guter Curt, und Beatrix und Otto!“ rief Eva, und folgte dem Kaſtellan, der die kleine Pforte eines Thurmes geöffnet hatte.

„Tretet hier herein,“ ſagte er freundlich, und ſchien ſich an der lieblichen Geſtalt der Jungfrau zu ergötzen. — „Werden hoch ſteigen müſſen, doch wenn es mir alten Manne nicht ſauer wird, wird es Eurer Jugend noch weniger werden. Sie gingen eine ſteile Wendeltreppe hinauf, und als ſie wohl ſchon einige dreißig Stufen geſtiegen waren, öffnete der Kaſtellan eine Seitenthür, und zeigte auf einen langen hohen Gang. „Seht hier die Gemächer der Frau Herzogin; die Treppe, die wir jetzt ſteigen, werdet Ihr noch oft betreten müſſen.“ Er ſchritt nun immer höher und höher voran; endlich öffnete er eine Thüre und führte Eva durch einen ſchmalen Gang. „Nun ſind wir am Ziele!“ ſagte er freundlich. „Am Hoflager des Fürſten, liebes Fräulein, iſt jeder Schritt mit Mühe verknüpft, drum kümmre Euch die hohe Treppe nicht. Steht Ihr erſt feſt in der Gunſt der gnädigen Frau Herzogin, ſo habt Ihr weiter unten eine bequemere Wohnung zu erwarten, jetzt nehmt hier vorlieb. Marthe!“ rief er, und eine Alte trat aus einem Kämmerchen hervor. „Hier iſt Dein Fräulein, ſorge für ſie; ich werde hinunter gehen zu ihrem Gepäck.“ Er verbeugte ſich und ging.

Die Alte faßte jetzt des Fräuleins Hand und küßte ſie. „Seyd mir willkommen, liebes, ſchönes Fräulein.

Hab' ich doch immer das Glück, die schmucksten Jungfrauen des Hofes zu bedienen; dachte mir es gleich, als der Kastellan befahl, mein Amt bei Euch anzutreten, daß Ihr ein liebes Engelsbild seyn würdet. Ich bin zu Eurem Dienst bereit, und bitte Euch: Ihr wollet freundlich und sanft gegen eine alte Dienerin seyn, die nun schon seit vierzig Jahren dies Amt treu verwaltet hat."

Sonderbar beklommen, und nicht vermögend, der Alten ein Wort zu erwiedern, reichte ihr Eva die Hand.

„Nun kommt, liebes Fräulein, so gut es sich thun ließ, habe ich alles in Eurem Zimmer aufgeputzt," fuhr die Alte fort; „kommt, und Gott möge Euren Eingang segnen." Sie öffnete eine Thüre, die in einen viereckigen Thurm führte. Eva trat in das ihr bestimmte Gemach.

„Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis ich wieder komme," sagte jetzt die Alte, „ich will nur hinunter, für Euch das Nachtessen zu bestellen; denn Hunger habt Ihr gewiß, und indeß wird der Kastellan wohl das Gepäck heraufschaffen." Dieser trat auch, noch ehe die Alte gegangen war, mit mehreren Dienern herein, welche die große Truhe brachten, sah noch einmal das Fräulein theilnehmend an, dann sagte er, ihre Hand küssend: „der Herr sey mit Euch!" und verließ mit Marthen das Zimmer.

Als Eva sich nun allein befand, seufzte sie tief auf, und eine Thräne drängte sich in ihr Auge. Wo waren die Bilder, die sie sich geschaffen, wo die Träume, die sie umgaukelt hatten? — Oed' und stille, wie ausgestorben, war das Schloß, nur des Kastellans Schritte hat-

ten dumpf auf der alten Wendeltreppe wiederhallt. Hier in ihrem Zimmer, wo war die geträumte Herrlichkeit? — Eine wollene grüne Tapete, zernagt von dem Zahne der Zeit, und von Martha's gutmüthiger Hand mit mancherlei Stoffen ausgebessert, war noch ärmlicher, als die alte Tapete ihres Zimmers auf Falkenstein, auf welcher doch ein junger Ritter mit einem älteren turnierend abgebildet war. Statt des hohen Bogenfensters in der verfallenen Burg ihres Vaters, das hinaus nach dem reizenden Waldthal zeigte, blickte sie hier durch ein kleines in den dicken Mauern des Thurmes angebrachtes Fenster auf den verödeten Schloßhof hinunter, und selbst das Hausgeräthe, was sie fand, war nicht geeignet, den düstern Eindruck zu erhellen, den ihre künftige Wohnung, wohl mehr noch die getäuschte Erwartung in ihr erregte. Ein Spiegel groß und hoch, der aber nur noch wenig brauchbare Stellen hatte, gab ihr Bild nur verzerrt, nur theilweise wieder, und ein Tisch, den die Würmer zernagt, ein großer eichener Schrank mit den längst verbleichten Wappen der Braunschweiger Herren verziert, drei hohe Sessel mit braunem abgenutzten Leder beschlagen, war alles, was sie in ihrem Zimmer fand.

Sie öffnete jetzt eine kleine Thür, und trat in das Schlafgemach ein. Ein großes Himmelbett, dessen Vorhänge nur noch Reste vergangener Pracht zeigten, ein kleiner Sessel und ein Tisch war alles, was sich hier befand. Die verbleichten gelb und blauen Federn nickten vom hohen Betthimmel ihr entgegen, und schienen mit ihr den entschwundenen Glanz zu betrauern.

„Ist das die geträumte Herrlichkeit?“ rief sie laut

ſeufzend. „Iſt dieſe klöſterliche Oede der Erſatz für das ſtille ſorgenloſe Leben meiner Jugend? Gnügt mir die gutmüthige Alte für meine freundliche Beatrix und für die ſanfte Marie, die ſich glücklich fühlte, durfte ſie mich bedienen. Und wird und kann mir Jemand den alten liebenden Vater erſetzen, der daheim ohne die gewohnte Pflege ſeiner Eva trauernd um ſie ſorgen wird. — Wo find' ich Erſatz für Otto's ſüßen Geſang, für das Spiel ſeiner Laute, für ſein treues Herz?"

Sie trat zurück in ihr Zimmer, und blickte in den alten verwitterten Spiegel; ihre herrliche Geſtalt ergötzte ſie heute nicht. Sie fühlte die bittere Qual der Täuſchung, denn alles, was ein jugendliches Herz ahnen, träumen kennte, hatte ſie geahnt, hatte ſie geträumt — und nichts von alle dem fand ſie verwirklicht. — Niemand ſchien ſich um Eva von Trothe zu bekümmern, und doch hatte ihr wohl die weibliche Eitelkeit zugeflüſtert: Man wird hier ſtaunend Deine Schönheit bewundern, Meiſterſänger werden wie Otto Dich beſingen, und wie jener junge Ritter auf der Tapete Deines Zimmers nach der Dame ſeines Herzens auf den Balkon hinaufſieht, ſo werden die Ritter beim Turniere Dich anblicken, ihre Lanzen einlegen und zu Deinem Preiſe kämpfen. — Und von allem dieſem war nichts! — Nur der alte freundliche Kaſtellan, nur die gutmüthige Marthe, die ſo eben mit dem Nachteſſen hereintrat, ein roth durchwirktes Tuch auf den eichenen Tiſch breitete, und eine Schüſſel mit Hirſebrei nebſt einigen Stücken gebratenen Wildprets, auch einen Becher mit Einbecker Bier darauf ſetzte, bekümmerte ſich um ſie.

„Eßt, liebes Fräulein," sagte sie, „wenn Ihr meiner bedürft, so zieht nur an dieser Schelle, mein Kämmerchen ist dicht neben dem Euren, und ich bin dann gleich zu Euren Diensten. Macht mich das Alter auch bisweilen etwas langsam, so bin ich doch immer willig und bereit." Sie verließ Eva. Doch diese war zu betrübt, um essen zu können; sie sah nur wehmüthig lächelnd auf den gedeckten Tisch, der auch ihren Erwartungen nicht entsprach. Nichts war anders als daheim auf dem Falkenstein, nur daß sie sich einsam und verlassen fühlte. — Sie stützte den Kopf auf den Arm und sank in düsteres Nachdenken. Als Marthe mit dem Lämpchen hereintrat, und die Speisen noch nicht angerührt fand, schüttelte sie traurig den Kopf. „Wollt Ihr nicht essen?" fragte sie theilnehmend. — „Nein, gute Marthe!" erwiederte das Fräulein. — Die Alte trug Alles wieder hinaus, kehrte dann zurück, half Eva sich entkleiden, und wünschte ihr eine gute Nacht.

3.

Die Morgensonne, die heute Eva von Trothe noch auf ihrem Lager fand, beschien kein freundliches Augenpaar. Traurig hatte sie sich zur Ruhe gelegt, traurig stand sie auf; doch kleidete sie sich sorgfältig an, denn sie hoffte, irgend Jemand würde erscheinen, sie willkommen zu heißen. Der Morgen verging, der Mittag nahte, Niemand erschien. Marthe deckte wieder den Tisch, und besetzte ihn reichlich, doch nur mit einigen ganz gewöhnlichen Speisen. Die Natur behauptete ihr Recht, Eva aß, Marthe stand freundlich ihr gegenüber, und war auf jeden

Wink ihres Fräuleins aufmerksam. Endlich brach diese das Schweigen: „Sagt mir, gute Alte, bin ich hier in klösterlicher Zucht, darf ich nicht aus meinem Zimmer, darf ich nicht meiner Gebieterin nahen? Bekümmert sich denn Niemand hier um eine Fremde?“

„Liebes Fräulein,“ erwiederte die alte Dienerin, „wenn unser gestrenger Herr nicht in Wolfenbüttel haust, ist es gar einsam hier auf dem Schlosse, denn die gnädige Frau lebt still und eingezogen, liebt nicht das Geräusch, ist immer kränklich, und hütet jetzt das Bett; deswegen hat sie Euch auch nicht zu sich rufen lassen.“

„Und die andern Fräuleins ihres Hofes?“ fragte Eva, durch diese Nachricht etwas ermuthigt.

„Wissen vielleicht noch gar nicht, daß Ihr hier seyd, und dürften auch ohne Erlaubniß der Frau Herzogin nicht ihr Gemach anders verlassen, als um sich in ihrem allgemeinen Versammlungszimmer mit einander zu vergnügen.“

Welche Aussichten für sie, die schon in früher Jugend ihre Mutter verloren, frei und nach eignem Willen gelebt hatte, sie sollte sich jetzt in die Launen einer kränkelnden Gebieterin fügen. Nie war ihr ihr Zimmerchen auf Falkenstein, nie ihr Garten, nie Otto so freundlich erschienen, als jetzt, wo sie Tage lang, ohne einen Menschen zu sehen, in ihrem Thurme nur der Erinnerung lebte, denn die schönen Träume der Zukunft waren allmählig verschwunden.

So waren nun schon drei Tage seit ihrer Ankunft in Wolfenbüttel verflossen, und noch hatte sie ihr Zimmer nicht verlassen. Am vierten trat eine ältliche Dame von ehrwürdigem Ansehen zu ihr, deren liebevolle Züge wohl

geeignet waren, Zutrauen zu erwecken. Diese grüßte sie freundlich, hieß sie am Hofe willkommen, und brachte ihr den Befehl der Herzogin, um die dritte Stunde des Nachmittags vor der Gebieterin zu erscheinen. „Ich werde dann wieder kommen, Euch abzuholen," sagte sie, betrachtete Eva noch einmal genau, und verließ sie dann wieder.

Der lang' ersehnte Augenblick nahte also. Der Herzogin sollte sie vorgestellt, unter den Fräuleins des Hofes eingeführt werden. So sehnlich sie auch nach diesem Augenblick verlangt hatte, so klopfte doch ihr Herz nun laut, und immer lauter, je näher die Stunde kam. Waren es die wenigen Worte Martha's über das ernste Wesen der Herzogin, war es eine dunkle Ahnung? — Die Beklemmung in ihrer Brust nahm mit jedem Augenblicke zu, und selbst als sie ihr schönes dunkelblondes Haar ordnete, Marthe ihr das knappe Korset zuheftelte, als sie dastand wie ein Kind des Frühlings, pochte ihr Herz doch gewaltig, als die Dame, sie abzuholen, eintrat.

Als sie mit ihr in das Zimmer der Herzogin eintrat, fand sie diese auf einem großen Lehnsessel ruhen. „Tritt näher, Eva!" sagte sie ernst, und als diese sich nahte, reichte sie ihr die Hand zum Kusse.

Die Herzogin, zwar erst dreißig Jahre alt, hatte durch mancherlei körperliche Leiden schon früh die Jugendblüthe verloren; bleich waren ihre Wangen, matt ihr Auge, und der Ernst, der über ihrem ganzen Gesichte schwebte, nicht geeignet, ihr schnell die Herzen zu gewinnen. Lange betrachtete sie, ohne ein ermuthigendes Wort mit ihr zu reden, das Fräulein, die, schüchtern den Blick

zur Erde gesenkt, vor dieser bleichen ernsten Gestalt bebend stand. Die Herzogin schien jeden Theil ihres Körpers genau zu betrachten, und die regelmäßigen Züge, die üppig geformte hohe Gestalt des Fräuleins, schien auch nicht einen freundlichen Zug in ihr ernstes Gesicht hervorzurufen.

„Auf das Vorwort und die Bitten der ehrwürdigen Domina von Wiprechtshausen habe ich Dich zu mir genommen, Eva von Trothe," begann nun die Herzogin, das lange Schweigen brechend. „Du sollst eine sittsame, fleißige Dirne seyn, die ihren alten kranken Vater treu gepflegt hat; das war brav, und hat Dir schon im Voraus meine Liebe erworben. Fahr so fort im tugendhaften Wandel, auch an meinem Hofe, wo der Verführer mehr sind, als auf dem Falkenstein. Denn wisse," fuhr sie mit hohem Ernste fort, „daß der geringste Fehltritt, selbst der Schein," setzte sie scharfbetonend hinzu, „Dich schon von mir entfernt. Du bist von der Natur nicht kärglich ausgestattet, gebrauche dies Geschenk mit Klugheit und Tugend, — ich werde Dir den Mann aussuchen, der Dich glücklich machen, und die verfallene Lage Deines Hauses verbessern kann! Mißbrauche die Gabe des Himmels nicht zu Deinem Verderben, Eva, und vergiß nie, daß ich zwar von heute an Deine Mutter, aber auch Deine strenge Gebieterin bin. Nun geh auf Dein Zimmer! — Ida!" sagte sie nun zu der Wittwe des Ritters Schulenburg, ihrer vertrauten Freundin, „mache sie nun mit den andern Fräuleins bekannt, und gieb ihr Arbeit, daß der Müßiggang sie nicht zu Thorheiten verleite."

Sie winkte ihr, sich zu entfernen, und entließ sie, ohne daß diese ihrer neuen Gebieterin nur ein Wort des Dankes hätte sagen können.

Am andern Tage trat Eva in den Kreis der übrigen Jungfrauen ein, die auf dem Schlosse zum Dienste der Herzogin versammelt waren. Sie stammten alle von den edelsten Geschlechtern des Landes ab, waren alle in der vollsten Blüthe der Jugend, doch mußte es Eva auffallend seyn, daß auch nicht eine unter ihnen Anspruch auf hohe Schönheit machen konnte. Still saßen sie um einen großen viereckigen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, jede emsig arbeitend, kaum daß sie aufzublicken wagten, so sehr schien die Gegenwart Ida's von Schulenburg ihre Blicke zu bannen. Diese stellte Eva den Fräuleins vor, und wies ihr einen Platz am Tische an, wo schon Seßel, Arbeit und alles bereit war. Eva setzte sich; zu ihrer Rechten beugte den kleinen zierlichen Kopf Clara Salder, zu ihrer Linken blickte Margarethe von der Asseburg mit dunkeln, fast schwermüthigen Augen nach ihr. — Nur leise sprachen die Jungfrauen, nur verstohlen blickten sie von der Arbeit auf.

Doch als die Frau von Schulenburg das Zimmer verließ, wurde es nach und nach lebhafter. Neugierig sahen die Mädchen nach der Neuangekommenen, und bargen ihre Verwunderung nicht, daß Eva mit diesem herrlichen Wuchse, mit diesem holdlächelnden Munde in ihren Kreis getreten sey. Treuherzig näherten sie sich ihr, und wenn auch der Neid in der Brust so mancher laut werden wollte, zog sie doch der freundliche offene Blick Eva's

zu unwiderſtehlich an, ſo daß wohl dies freundliche Entgegenkommen Aller unverſtellt war.

Am meiſten näherte ſich ihr jedoch Margarethe. Schon in dem erſten Augenblicke zeigte ſie es Eva offen, daß ſie ihr willkommen ſey. Sie machte ſie mit ſo manchem, was die Hofhaltung der Herzogin betraf, bekannt, und tröſtete ſie über die Langeweile, die jetzt auf dem Schloſſe zu Wolfenbüttel herrſche, mit der frohen Ausſicht der baldigen Ankunft des Herzogs, der in wenigen Tagen von ſeinem glorreichen Zuge gegen den Hildesheimer Biſchof zurückkehre. „Dann," fuhr ſie fort, „beginnt hier ein neues Leben, Turniere und Bankette wechſeln, Minneſänger laſſen ihre Lieder hören, und ſelbſt unſre ernſte Gebieterin, die wohl ein fühlendes Herz für die Töne des Liedes hat, ſcheint dann erheitert.

Von dieſem Tage an war Eva nicht mehr allein auf ihrem einſamen Stübchen. Sie aß, ſie arbeitete mit den Uebrigen, doch ſah ſie die Herzogin, die immer noch das Zimmer hütete, nicht. — Oft waren ihre Gedanken auf dem Falkenſtein, wohl öfters noch in dem Häuschen im Garten, und wenn ſie ihre Laute ergriff, und des Abends in der Einſamkeit auf ihrem kleinen Zimmer die trauten Lieder ſang, die Otto ihr gelehrt hatte, dann lebte ihre Seele nur in der Rückerinnerung vergangener Tage; doch ſprengte ein Reiter am Morgen über den Schloßhof, ſo ſprang ſie ans Fenſter, und die Sehnſucht des Abends verlor ſich in der Erwartung.

4.

Zwiſchen Eva von Trothe und Margarethe von der Aſſeburg hatte ſich bald eine innige Freundſchaft angeknüpft. Obgleich die ernſtere Margarethe weit ruhiger und bedachter das Leben und ſeine Freuden betrachtete, als die lebendige, alles raſch und leicht auffaſſende Eva, fanden ſich ihre Herzen doch bald, und beide wohl aus ganz verſchiedenen Gründen die nahen Feſte erwartend, hatten, hierbei manche Gelegenheit, ihre Wünſche, Hoffnungen und Gefühle gegenſeitig auszutauſchen. Von ihrer Liebe zu Otto hatte Eva bis jetzt noch geſchwiegen. Sey es, daß ſie noch nicht Vertrauen genug in ihre Freundin ſetzte, die Geheimniſſe des Herzens ihr enthüllen zu können, ſey es, daß vielleicht auch der unbedeutende Junker vom Geiersberge ihrer Eitelkeit nicht wichtig genug ſchien, um ihn als den Geliebten ihres Herzens der Freundin vorzuführen, genug, ſie hatte bis jetzt geſchwiegen.

Am Vorabend des längſt erſehnten feſtlichen Tages ſaßen beide in dem Zimmer Margarethens, welches eine freundliche Ausſicht in den Schloßgarten hatte. Mit den Freuden der kommenden Tage, mit ihrem Anzuge beſchäftigt, machte jede ihre kleinen Plane, und Margarethe neckte Eva, und behauptete, daß gewiß alle Ritter des Hofes ihrer Schönheit huldigen würden, da, wie ſie wohl ſchon bemerkt haben würde, unter allen Fräuleins, die den Hofſtaat der Herzogin bildeten, auch nicht eine ſey, die auf Schönheit Anſpruch machen könne. „Ich will Dir es nur im Vertrauen ſagen, liebe Eva, daß wir alle, als wir Dich ſahen, höchlich verwundert waren, denn ich glaube faſt, unſre Gebieterin liebt ausgezeichnete

Schönheit nicht in ihren Umgebungen; fast sollte man meinen, ihr Herz, so edel und gut es ist, wäre zur Eifersucht geneigt."

„Nun," sagte Eva mit zuversichtlichem Lächeln, „ich werde ihr keine Gelegenheit dazu geben."

„Ist Dein Herz nicht mehr frei?" fragte Margarethe schnell. Eva erröthete. „Liebe Eva," fuhr das Fräulein von der Asseburg fort, „schweigt auch unser Herz, glaubt es sich auch fest verschlossen, ist doch unsere Eitelkeit ein Schalk; hüte Dich! Es giebt viel Männer am Hofe, die wohl schön zu nennen sind — und unter allen strahlt unser Herr gar stattlich hervor."

Da tönte im Schloßgarten aus dunkler abgelegener Laube eine Laute. „Horch!" rief Margarethe, „die Minnesänger, die wir von Nürnberg erwarteten, sind schon da; ach, der Meister Gesang verherrlicht doch jedes Fest. — Wenn nach geendetem Turnier die Meistersänger am Abend mit ihren volltönenden Stimmen, begleitet von Laute oder Harfe, der Minne ein Loblied singen, wenn die wohlgesetzten Worte, als hätten sie meine Empfindungen mir aus dem Innersten genommen, wie längst bekannte Freunde auf den Tönen zurück in mein Herz dringen, da seh' ich die Welt rings um mich blühender, da schmückt sich der alte hohe Rittersaal mit Blumengewinden, und als wären sie aus fernen himmlischen Gegenden hergekommen, so heilig erscheinen mir als Priester einer unsichtbaren Welt, die ehrwürdigen Meister, und die Jüngeren wie Boten aus einem nur leis geahneten Paradies. Ach, wie viel theurer, wie viel herrlicher waren mir diese Augenblicke, als wenn ich die Eisenmänner

mit einander turnieren sah, wo nur Kraft sich an Kraft zersplitterte, und den inneren geistigen Werth unbeachtet, nur der Stärkste den Preis errang. — Doch Eva, Du hast nicht auf mich gehört, Du scheinst nur Ohren für die Lautentöne im Garten zu haben, während meine Worte für Dich verhallt sind."

„Ich höre nicht auf die Lautentöne," unterbrach sie Eva, „was kümmern mich die alten Meistersänger von Nürnberg. Vor meinem Geiste standen die geharnischten Ritter mit ihren wehenden Federbüschen, mit ihren dunkeln Schilden, worauf die sinnige Devise die geheime Sprache ihres Herzens redet. Nie bin ich bei einem Turnier gewesen, Margarethe, aber nach meines Vaters Erzählung kann ich mir es deutlich vorstellen. Das Wogen und Treiben, das Schmettern der Trompeten, das Wiehern der Rosse, unter deren ungeduldigem Hufschlag die Erde bebt, das Bangen und Hoffen, wenn er dort auf seinem schwarzen Streitroß einherjagt, die blaue Schärpe über der hellpolirten Rüstung, er aufsieht nach mir, und so, der Einzige noch in den Schranken, dem Danke entgegenreitet."

„Wer?" fragte gespannt die Asseburgerin.

„Wer anders, als der Herzog!" erwiederte, sich vergessend, Eva von Trotha, doch ehe noch Margarethe ihre Verwunderung ausdrücken konnte, erglühte Eva's Gesicht, deren lebendige Einbildungskraft wohl zu verschnell der Freundin einen strafbaren Wunsch des eitlen Herzens verrathen hatte. Doch noch immer mit ihren Bildern beschäftigt, fuhr sie schnell und lebhafter fort: „Und nun, wenn im Anblick männlicher Schöne und Kraft unser

Auge ſchwelgt, der errungene Dank für uns nur errungen ward — das Auge des Siegers, den alles beneidet, der hoch erhaben über die Andern ſteht, nur von uns ſich überwunden bekennt, und er, kühn über Andere ſchauend, nur vor uns die Blicke ſenkt; — wenn er dann im Tanz mit uns dahin ſchwebt, Arm in Arm, das Herz dem Herzen entgegenklopft, ſo laut, ſo ſtark, daß es die Bruſt zerſprengen möchte, um ſich mit dem andern zu einen — und nun die Trompeten ſchweigen, die Pauken nicht mehr rauſchen, ermattet ſich alles im Kreiſe ſetzt, und der Meiſterſänger in die Harfe greift, ſeine bleichen Lippen ein Liedchen ſingen von Minne, die tauſendmal lauter und glühender in unſerm Herzen mit unvergänglichen Tönen erſcholl; iſt es da nicht, als ſeyen der Sturm und der Donner, dieſe mächtigen Himmelsboten verſtummt, und aus dem niederen Gebüſch flöte eine Nachtigall ihre ſchmeichelnden Klänge. — Werden ſie die ſtolze Seele ergreifen, die von der erhabenen Muſik der Natur durchſchauert war?“

„Eva!“ ſagte das Fräulein von der Aſſeburg, nachdem ſie lange und verwundert ihre junge Freundin betrachtet hatte. „Dein Herz muß Gott ſchützen vor flammender Leidenſchaft, ſonſt biſt Du verloren!“

„Verloren!“ rief Eva, und ſchien den Gebilden ihrer Einbildungskraft nachzuhängen. „Verloren! das wäre fürchterlich!“ — Sie ſchwieg; auch Margarethe ſah ſinnend nach dem Garten hinab, von wo jetzt die Töne der Laute näher kamen, und ſie das Lied vernehmen konnten, was der Meiſterſänger, der kein Prieſter einer unſichtbaren Welt, der ein jugendlicher Bote des Para-

dieſes zu ſeyn ſchien, zu den Akkorden ſeiner Laute ſang. — „Horch!“ rief ſie Eva zu, und zog ſie dem Fenſter näher, „horch, die ſanfte Stimme.“ Der Meiſterſänger ſang:

Wenn des Lebens Melodien ſchweigen,
ſtimmt die Minne ihre Saiten wieder,
und die ſüßen zauberiſchen Lieder,
die der goldnen Laute dann entſteigen,
ſchleichen, lindernd Gram und Schmerz,
in des Menſchen tief bewegtes Herz.

Und ſie kühlet, was vor Gram erglühte,
und ſie heilet, was der Schmerz zerriſſen,
und aus ihren wonniglichen Küſſen
keimt von neuem eine zarte Blüthe,
die ſich innig und mit neuem Glanz
freundlich windet in des Lebens Kranz.

Darum über alles werth und theuer
halt' ich, Minne, deine heil'gen Gluthen,
müßte auch mein Herz für Dich verbluten,
glühte ewig doch das reine Feuer,
das, mir leuchtend durch des Lebens Nacht,
Du in meinem Buſen angefacht.

„Das iſt Otto's Stimme!“ ſagte, als das Lied verhallte, Eva leiſe für ſich, und ihre Hand bebte in der Hand der Freundin.

„Kennſt Du den Sänger?“ fragte Margarethe.

„Ob ich ihn kenne! Ach, laß uns hinunter zu ihm!“

rief Eva glühend, und Turnier und Ritter, Kampfgetös und Trompetenschall waren vergessen.

„Ohne die Erlaubniß Ida's von Schulenburg dürfen wir nicht in den Schloßgarten, und schon dämmert es."

„O! geh, bitte, beschwöre sie!"

„Eva!" sagte Margarethe ernst. „Dieser Otto, dieser Meistersänger —"

„Steht mir nahe, meinem Herzen nahe," rief die Leidenschaftliche, „so nahe, daß meine Hand das Band, was uns einet, nicht zerreißen darf!"

„Und doch vor wenig Augenblicken noch maltest Du Dir den Ritter beim Turnier so lebhaft, den Ritter, der, Deinen Dank erringend, Dir ihn huldigend zu Füßen legen würde? — Wird Otto beim Turnier erscheinen?"

„Das wird er nicht!" sagte Eva, und Purpur überzog ihre Wangen. „Der Laute ist seine Hand Meister, des Schwertes nicht."

„Und wie nennt er sich?"

„Otto von Wehnden!"

„Otto von Wehnden!" rief Margarethe, „der auf dem Geiersberg mit seiner Mutter einsam lebt, und dort so manches holde Lied gesungen hat? — Du also bist die Eva, welcher er die Blumen seiner Phantasie zu Kränzen windet, Du, in deren Ohren das Kampfgetöse lieblicher klingt, als die Töne des Minneliedes. Armer Otto!"

„Weshalb arm?" rief Eva.

„Ja wohl arm!" erwiederte Margarethe. — „Wenn die Ritter einziehen in die Schranken, schmettern die

Trompeten ihm das Grablied seiner Liebe entgegen; wenn er an des Herzogs Tafel der Minne ein Lobslied ertönen läßt, singt er ihr Schwanenlied. Armer Otto!"

„Armer Otto!" wiederholte Eva unwillkührlich. „Ich glaube fast, Du hast Recht, Margarethe."

Da hallten nur noch aus dem fernen Gebüsch die leisen Klänge; weit, als hätte seine Ahnung ihn fortgetrieben, hatte sich der Jüngling entfernt.

„Eva!" sagte jetzt das Fräulein von der Asseburg, „wenige Tage sind es erst, seit ich Dich sah. Deine liebliche Gestalt, Dein offner Blick zogen mich zu Dir; auch Du schienst in meiner Nähe gern zu seyn, und der Freundschaft zartes Band schlang sich schnell um uns. Doch heute, wo sich Dein Herz mir geöffnet hat, wo ich, wenn auch noch in ferner Zukunft, Dich an einem Abgrunde stehen sehe, da ist es mir, als ob das Geschick mich an an Dich kette, als ob mein Schicksal in das Deine verflochten wäre. Darum höre mich, Eva, höre die warnende Stimme Deiner Freundin, höre sie und zürne mir nicht! — Herrlich hat Dich die Natur ausgeschmückt! Sieh in diesen Spiegel, sieh die Fülle der Locken, diese sanft in Rosengluth getauchten Lilien, sieh Deine herrliche, königliche Gestalt, den Blick, den glühenden und doch sanften Blick Deines Auges, und Du mußt dem Himmel danken, der Dich so reizend schuf. Aber da gab er Dir, um nichts Vollkommnes auf dieser Pilgerwelt zu schaffen, die allzureizbaren Sinne, die Phantasie, die ewig schafft, und ewig zerstört, das weiche glühende Herz, das, mit sich im steten Kampfe, nur nach dem Unerreich-

ren ſtrebend, des Augenblicks Sklav iſt; und legte damit den Keim zu ſchwerer Prüfung, zu manchem Leiden in Dein bewegtes Herz. Du zwarſt entfernt von der Welt und ihrem Treiben, da ſchlich, mit ſchmeichelnder Hand von der Eitelkeit eingeführt, die Liebe auf den Schwingen der Töne ſich in Dein Herz. Den ſtillen Jüngling, der ſich Dir nahte, ſchmückte Deine Phantaſie mit ihren eigenen Farben herrlich aus; doch wie Dich Dein Schickſal an Herzog Heinrichs Hof führt, ſteht der von Dir ſelbſt ſo reich begabte Sänger ſchmucklos vor Dir. — Das iſt nicht Liebe; ſie windet ſich nicht aus Stolz und Eitelkeit ihre dauernden Kränze; nur ſchnell verwelkende Blüthen duften ihr aus der Wonne des Augenblicks entgegen. Du liebſt nicht Otto von Wehnden. Deine Phantaſie, nicht Dein Herz zauberte ihn zu Deinem Geliebten, Du betrügſt Dich und ihn."

Unverwandt hatte Eva die Freundin angeblickt. Auch noch jetzt, als dieſe ſchwieg, ruhten ihre großen braunen Augen auf ihr, als ob ſie fragen wollten: Haſt Du denn ſo tief in mein Inneres geſchaut? — Doch plötzlich, als ſey die Antwort ihr geworden, ſank ſie ſtürmiſch Margarethen um den Hals, keine Thräne trat in ihr Auge, aber heftig zitterte ſie in den Armen ihrer Freundin. Einen innigen Kuß drückte ſie auf ihre Lippen, und ſtürzte hinaus.

5.

Ganz Wolfenbüttel war in Bewegung. Alt und jung eilte nach dem Thore, das nach Braunſchweig führt, von wo man Herzog Heinrich den Jüngern mit ſeinem Gefolge erwartete. Auch die Frauen, und was noch von

Hofbedienten in Wolfenbüttel zurückgeblieben war, hatten ſich im großen Saale zum Empfang ihres Herrn verſammelt. Jetzt trat die Herzogin ein. Sie war in ſchwarzen Sammt einfach gekleidet, nur eine kleine Perlenſchnur ſchmückte ihren blendend weißen Hals, und ihr kaſtanienbraunes Haar, was die Weiße ihrer Haut noch mehr erhöhte, fiel in ungekünſtelten Locken auf ihre Schultern herab. — Aber bleich, nicht durch den leiſeſten Hauch von Röthe belebt, war das todte Geſicht, das durch das Schwarz des Gewandes nur noch lebloſer ſchien. Sie begrüßte mit einem freundlichen Nicken den Kreis ihrer Frauen, doch als ihr Auge Eva von Trothe traf, welche ſie wie eine Königin mit edlem Anſtande unter den Jungfrauen ſtehen ſah, blieb ihr Blick feſt auf ſie geheftet.

„Eva von Trothe!“ rief ſie ihr winkend, und eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen. Die Jungfrau trat beſcheiden auf ſie zu, neigte ſich, und küßte von einem ſonderbar drückenden Gefühl ergriffen der Herzogin Hand, die noch immer bald die braunen Locken, bald den ſchönen purpurnen Mund, bald die herrliche Geſtalt betrachtete, und das Fräulein in banger Erwartung vor ſich ſtehen ließ. Ein jeder, der das Gemüth der Herzogin genau kannte, las auf ihrem Geſichte einen inneren Kampf, der noch ſtärker ſich ausdrückte, als Eva ermuthigt die herrlichen Augen aufſchlug, und der freundliche Blick den ernſten der Herzogin traf.

„Das blaue Sammtkleid ſteht Dir gut, Eva von Trothe,“ begann die Herzogin jetzt, „und Du haſt, ſo ſcheint es mir, auf dem alten Falkenſtein Dich anzukleiden gelernt.“ — Eva verneigte ſich. — „Nur biſt Du, wie

ich ſehe, die Einzige unter meinen Fräuleins, die ganz ohne Schmuck an dem heutigen Ehrentage erſcheint; nimm dieſe kleine Perlenſchnur — ſie löſte ſie von ihrem Halſe — und vergiß nie, daß, ehe Du noch mir gedient hatteſt, Deine Gebieterin Dir ihre Gnade ſchon angedeihen ließ; ſey dankbar in jeder Lage des Lebens.“ Ein wehmüthiges Lächeln umzog den Ernſt ihres Geſichtes, ſie ſtreichelte ſanft Evas erglühte Wange, und als ſie ihr winkte, wieder auf ihren Platz zu treten, wendete ſie ſich ſchnell, trat in ein Fenſter, und ſchien nach dem Schloßhofe zu ſehen. Ida von Schulenburg folgte ihr.

Alles wurde ſtill, Niemand wagte es, ein Wort zu ſprechen, Aller Augen waren auf Eva gerichtet, welche die Perlenſchnur um den blendend weißen Hals befeſtigte, den wohl kein italieniſcher Meiſter ſchöner hätte bilden können.

Jetzt ſprengte ein Reiter durch den Hof, ſprang ab von ſeinem Roſſe und eilte die breite Treppe hinauf. Alles ſtürzte nach den Fenſtern, jedes wollte den Boten ſehen, der die Ankunft des Herzogs verkündete. Niemand beachtete in dieſer allgemeinen Spannung die Herzogin, welche den Kopf auf die Schulter der Schulenburg geſenkt hatte. Jetzt nahten die Tritte, heftig zitterte die Fürſtin. Die Flügelthür ging auf, Herzog Heinrich ſtürzte herein — ſeine Gemahlin breitete die Arme nach ihm, ohnmächtig ſank ſie an ſeine Bruſt.

Alles ſprang herbei, der Gebieterin beizuſtehen, die leblos in den Armen des fürſtlichen Gatten ruhte. Der Herzog, nur mit der Ohnmächtigen beſchäftigt, hatte nur Augen für ſie, drückte ſie feſt und innig an ſeine Bruſt,

EVA von TROTHA.

nach dem Original Gemälde von Bombelli

als
Leb
Lipp
ſchl
ren
Eva
folg
ſcha
Erd

„S
ſagt
mir
Sch

von
wol
ent
nac
nich
ehr
Se
ſchi
ſteh
daß
gin
Zim
blie
ſie

ob das Klopfen ſeines Herzens die entſchwundenen
ensgeiſter zurückrufen könne — da zuckten die bleichen
en der Erſtarrten, da öffnete ſich langſam das ge-
ffene Auge, und als es, wie aus einem langen ſchwe-
Traume erwacht, ſtarr vor ſich hinblickte, traf es
. — Die Herzogin ſchrack auf; des Herzogs Blick
te dieſer Richtung, auch er ſah Eva, und ſtaunend
ute er auf die hold Erröthende, die das Auge zur
e geſenkt, nicht aufzublicken wagte.

Der Herzogin war dies alles nicht entgangen. —
eyd mir willkommen, mein gnädiger Herr und Gatte,"
e ſie ſchnell, jedoch mit bebender Stimme. „Seyd
gegrüßt, als Sieger gegrüßt auf Eurem fürſtlichen
loſſe."

„Ich dank' Euch, Maria," erwiederte der Herzog ſich
ſeinem Erſtaunen erholend, „und bitte Euch, Ihr
lt mir vergeben, daß ich dem feierlichen Einzuge mich
ogen, und Euch überraſcht habe. Ich ſehnte mich
Euch und Ihr wißt, ich liebe das ſteife Ceremoniel
t; da bog ich einen Seitenweg ein und betrog den
würdigen Rath und die treuen Bürger dieſer Stadt. —
yd auch mir willkommen!" Er reichte ihr, ſo wie es
en mit Herzlichkeit, die Hand, und begrüßte die Um-
enden, wobei doch ſein Auge ſo lange auf Eva ruhte,
es dem aufmerkſamen Blicke der Herzogin nicht ent-
g. — Dieſe fand nun bald Gelegenheit, ſich auf ihr
mer zurückzuziehen, wohin der Herzog ihr folgte. Eva
b mit Margarethen in einer Fenſtervertiefung ſtehen,
ſahen dem Wogen und Treiben der Ankommenden zu.

Bald wimmelte es von Edeln und ihren Dienern auf dem Schloßhofe, Pferde wieherten, und des Gedränges war kein Ende, so daß wohl Eva, die dergleichen noch nie gesehen, vollauf zu schauen gehabt hätte. Aber bald bemerkte Margarethe, daß diese von allem dem nichts sah, und daß sie in tiefe Gedanken versunken ihr inneres Auge auf einen ganz andern Gegenstand gerichtet habe. Da auch jetzt die Frau von Schulenburg eintrat, und die Hoffräuleins im Namen der Herzogin entließ, so führte Margarethe die Träumende hinunter in den Schloßgarten, wo alles still und einsam war. In eine dunkle Fliederlaube führte sie Eva, die wie ein folgsam Kind mit freundlichem Lächeln neben ihr ging. — „Eva!" sagte hier die Asseburg — „Erwache doch aus Deinen Träumereien. Jedem, der Dich beobachtet, giebst Du eine Blöße, denn Du vermagst nicht Dein Inneres zu verbergen."

„O! löse mir doch das Band der Perlenschnur," bat Eva statt zu antworten, „es drückt mich!" — Margarethe löste die Schleife, und wie Eva dem Eingange der Laube gegenüber die Perlenschnur in ihrer Hand hielt, und sinnend auf sie nieder sah, umzog ein schmerzvolles Lächeln den lieblichen Mund, und eine Thräne rollte auf die Perlen. Margarethe sah dem allen schweigend zu; sie las deutlich in jedem Blick, in jeder Bewegung Evas die Gefühle ihres Innern, die sich nicht zu Worten gestalten konnten, und ihre trübe Ahnung wurde zur Gewißheit. — So standen sie sich gegenüber, beider Geist wohl mit verschiedenen Gedanken beschäftigt.

„Mir iſt es ſo ſonderbar zu Muthe," unterbrach Eva jetzt die Stille, „mir iſt, als hört' ich um mich Flügel rauſchen, hörte, wie das Schickſal ſich auf ihnen mir nahe und mit klangloſer Stimme mir entgegen rufe: Eva! düſter und unabänderlich ſteh ich Dir von heute an zur Seite!" — Doch plötzlich verſtummte ſie, ſtarrte unbeweglich vor ſich, hob den Arm, ſtreckte ihn nach dem Eingang der Laube, doch ihr Fuß blieb gebannt, ihr Mund geſchloſſen.

Margarethe erſchrack und blickte auf Eva, die noch immer ſchmerzvoll lächelnd nach dem Eingange zeigte. „Dort!" rief ſie jetzt, „dort ſteht es!" — Grauſen ergriff Margarethe, zitternd ſchaute ſie um ſich, und am Eingange der Laube ſtand ein Jüngling, den ſtaunenden Blick auf Eva gerichtet. Die Laute, die an einem grünen Bande um ſeine Schulter hing, ſagte ihr ſchnell, es ſey Otto von Wehnden. „Tretet näher," rief ſie dem Sänger zu, „tretet näher zu uns."

„Erſchein' ich Euch in dieſem ſchwarzen Kleide ſo verändert, Fräulein von Trothe!" ſagte er nun ſich Eva nähernd, „daß Ihr vor mir erſchreckt; oder iſt Euch der Jugendfreund in den wenigen Tagen des Hoflebens ſo fremd geworden, daß Ihr ihn ſtreng von Euch weiſet?"

„Das nicht," erwiederte Eva erröthend. — „Ihr überraſchtet mich nur in einem Augenblicke, wo ich ſo fern von Euch war; ich glaubte, mein Schickſal vor mir zu ſehen, und ſah Euch."

„Ihr wart nie fern von mir, Fräulein!" erwiederte Otto, „und ſah ich mein Schickſal vor mir ſtehen, ſo wart Ihr es denn — eine hohe Röthe überflog ſein

Geſicht, er ſenkte beſchämt die Augen — „doch verzeiht — auch Ihr Fräulein," ſagte er ſich zu Margarethen wendend, die während deſſen den Jüngling unverwandt betrachtet hatte — „verzeiht, daß ich ſo ſchnell Eurer Einladung folgte."

„Ihr ſeyd Otto von Wehnden?" fragte Margarethe.

„Der bin ich!"

„So wär' es grauſam, Euch zu ſtören. Ich weiß, was Euch hierher gezogen, Junker! Benutzt den Augenblick, den Euch der Zufall ſchenkt, wer weiß, wenn er wiederkehrt." — Sie verließ die Laube.

Sie ſtanden nun, beide ſich gegenüber, allein; ihre Blicke begegneten ſich, doch ihre Lippen ſchwiegen. „Eva!" ſagte endlich Otto, ſeine Laute ergreifend, doch ohne ſich zu nähern. „Nicht mit Schwert und Lanze, nicht gewapnet in Stahl und Eiſen, bin ich zum Turnier gezogen, um mir den Preis zu erwerben. Mit dieſer treuen Freundin zog ich ein, trete in die Schranken und kämpfe um den Preis des Lieds. Neben die Kraft trete die Milde, und wenn die Töne meines Geſanges auch nicht mehr in Euer Herz dringen, wenn das Raſſeln der Panzer, das Klirren der Schwerter Euren Ohren lieblicher klingt, und Ihr wie nach einem entſchwundenen Morgentraume, den man ſich nicht zurückſehnt, nach dem Sänger blickt, dann greif' ich leis und zart in meine Laute, und der Wehmuth töne das Lied. Nicht zerſprengen werde ich dann die goldenen Saiten, nicht zertrümmern die treue Laute, ſie nicht vertauſchen mit Lanze und Schwert, um mir die ſtolze Geliebte zu erringen.

„Ich hätte wohl nicht kommen ſollen, Eva!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher dieſe, ohne zu antworten, im ſteten innern Kampf vor ſich hin geblickt hatte. „Es ziemt dem Manne nicht, auch nicht dem Sänger, um Minne zu betteln, auch nicht um Treue zu bitten, wenn Minne treulos verſchwand. Auch bin ich deshalb nicht hier! Geht Euern Weg — kann ich vielleicht, wenn auch mit thränendem Blicke, einſt ein Feldblümchen auf ihn ſtreuen, thue ich es gern, und werde es immer thun. — Treu folge ich Euch, ſchützend und ſchirmend will ich um Euch ſtehen, und wenn Gefahr Euch droht, dann werfe ich die Leier weit, weit von mir, dann ergreif' ich Schwert und Lanze, kämpfe und blute für Euch.“

„Otto!“ ſagte Eva bewegt, „tritt zu mir, ſey traulich mit Eva, wie in jenen heitern ruhigen Tagen auf Falkenſtein, und höre mich an. Sieh! ob es gleich in mir tobt und ſtürmt, ob ich gleich mich ſelbſt noch nicht wiedergefunden habe, will ich doch mein Inneres ordnen und es Dir aufſchließen als meinem treueſten Freund.“ — Sie reichte ihm die Hand, er wagte nicht, ſie an ſein Herz zu drücken — ſie fuhr fort: „Du warſt mir einſt ein leiſes Morgenlüftchen, das die Schläferin zum Blüthenleben weckte, Du ſpielteſt traulich mit meinen Locken, und kühlteſt meine erglühten Wangen; doch die Gluth in meinem Innern konnteſt Du mit dem Odem Deines Liedes nur leiſe anhauchen, daß ſie nicht ganz in der Einſamkeit verlöſche; aber Du rauſchteſt nicht mit Deinen Schwingen über ſie, und weckteſt ſie nicht zur Flamme.“ — Otto lächelte wehmüthig. — „Ja, lieber Freund, ich zeige Dir mein Herz, wie ich es erſt jetzt ſelbſt erkannte. Du

warſt mir, wie auf den alten Bildern die Minne abconterfeit iſt — ein gutmüthiger Knabe, der nicht wagt, den Bogen zu ſpannen, den Pfeil zu ſpitzen. — Jener aber" —

„Wer?" rief Otto.

„Der in meinem Buſen, vor meinen Blicken ſteht, nach dem ich ſtrebe — er iſt jener Gott, der nur eines Blickes bedarf, das Herz zu verwunden, der mit unwiderſtehlicher Kraft mich nach ſich zieht, da jener beſcheiden nur meinen Tritten folgt."

Da berührte der Jüngling die Saiten ſeiner Laute, ein ſchmerzvoller Klang durchzitterte die Luft.

„Was ſoll dies?" fragte Eva durchſchauert.

„Roſe, üppige Roſe!" rief der Jüngling zürnend, „Du haſt die Lilie zerknickt, die ſich traulich und ſanft an Dich ſchmiegte, fürchte den Sturm, der, über Dir rauſchend, Dich entblättern wird; Du folgſt dem Adler, der Dich auf ſeine Schwingen nehmend über Abgründe führt, den treuen Schwan haſt Du verlaſſen, er zieht heim, und ſingt dem entſchwundenen Glück ſterbend ſein Schwanenlied. — Es gehe Euch wohl, Eva," fuhr er beruhigt fort, doch keine Thräne kühlte den brennenden Schmerz ſeiner Augen. — „Wehmuthsvoll reiß' ich mich los von den Träumen meiner Liebe, vergeſſen will ich jene Wonne — Euch nie! — Gott!" rief er jetzt und hob ſeine Hände gen Himmel, „drücke den Pfeil nicht zu tief in mein wundes Herz, laß es heilen oder ſchnell verbluten. Lebet wohl!" — Er ging.

Im Bogengang vor der Laube traf er Margarethe. „Vor Euch hat Eva von Trothe, wie ich vermuthe, kein

Geheimniß," ſagte er, „darum darf ich zu Euch reden. Seyd Ihr der gute Geiſt, welchen der Himmel ihr zur Seite geſtellt, ſo ſchützt ſie, denn ſie ſteht am Abgrund — ſeyd Ihr der böſe Geiſt, den zur Prüfung oft der ſtrenge Vater dem Menſchen beigeſellt, ſo ſeyd milde und ſtoßt ſie bald hinunter, daß ihr Leiden ſchnell ſich ende. — Könnt' ich von meinem Lebensweg die mir ſparſam zugetheilten Blumen für ſie pflücken, thät' ich es gern, und wandelte fürder nur auf Dornen."

„Otto!" rief Margarethe dem Scheidenden nach, „verlaßt nur jetzt die Freundin Eurer Jugend nicht!"

„Nicht jetzt, und nie," erwiederte er. „Hoffnungslos und doch treu, ſchmerzvoll, doch nie klagend, unglücklich ſeyn und das Unglück muthig tragen, das, Fräulein, ſey der Kampf, den ich ohne Harniſch und Schwert kämpfen, in dem ich ſiegen oder untergehen will." Er neigte ſich und ging.

Margarethe ſah ihm lange nach, unwillkührlich drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt, als er hinter der Buchenhecke verſchwand.

6.

Feſte folgten auf Feſte. Wie der leuchtende Abendſtern ſo hell glänzte Eva in dem Kreiſe der Frauen, und zog die Blicke aller Ritter auf ſich — aber alle gingen unbemerkt an ihr vorüber, nur Einem folgte ihr Auge, nur in Einem fand ſie das Bild ihrer Träume wieder. Es war der Herzog, der auch ſie nicht unbeachtet ließ, und der wohl verdiente, daß ein glühendes Mädchenauge wohlgefällig nach ihm blickte. So viel es der Anſtand

erlaubte, mischte auch er sich in den Kreis ihrer Bewunderer, und dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß seine Augen nicht gleichgültig auf Evens Reizen ruhten, und daß sie es zu bemerken schien. Der Herzog war in der Blüthe des männlichen Alters; von der Natur herrlich ausgestattet; eine hohe Majestät, nicht immer das Erbtheil der Fürsten, lag in seiner kräftigen Gestalt. Sein Auge blickte ernst, und doch so milde, die sanft gebogene Nase, der lächelnde Mund, gaben seinem Antlitz den edlen Ausdruck seiner Gestalt. Anmuth und Würde, der Glanz seiner ritterlichen Thaten, die Gewandtheit und Stärke, die er im Ritterspiel zeigte, war wohl vermögend, das Herz einer Jungfrau zu fesseln, die es vergessen konnte, daß ihr Fürst und Herr, der Gatte einer edlen Gemahlin, sich ihr nahe. — Auch Eva konnte dies vergessen, — sie vergaß noch mehr. — Nicht die Perlenschnur, die sich um ihren blendenden Hals wand, nicht der Ton ihrer Laute, das einzige Geschenk Ottos, konnte sie zu ihrer Pflicht zurückführen. Noch ehe sie den Herzog gesehen, schon an jenem Abend, wo Margarethe sie gewarnt, und ihr vertraut hatte, daß die Herzogin wohl zur Eifersucht geneigt sey, waren kühne Wünsche in ihr aufgestiegen, und von diesem Augenblicke an schien nur der Herzog ihrer Liebe würdig zu seyn.

Nicht die wenigen Tage, die sie am Hofe verlebt hatte, nicht die Huldigung, die ihr von allen Seiten wurde, nicht des Herzogs auszeichnendes Betragen gegen sie, hatten die Jungfrau so schnell in den Strudel der Eitelkeit geworfen. Der Keim zu dieser lag tief, und schon früh in ihrer Brust. Otto, der einzige Jüngling,

welcher die verlassene, verödete Burg ihres Vaters besuchte, schmückte mit ihrem Bilde, mit ihrem holden Bilde seine Lieder. Als Ideal des Schönen gepriesen, sog sie das Gift der Eitelkeit schon durch ihn in vollen Zügen ein, und der sanftbescheidene Jüngling, der mit allen Reizen der Jugend geschmückt wohl vermögend war, das aufgeregte Verlangen zu befriedigen, gnügte ihr nur, weil er der einzige war, den sie kannte. Dankbarkeit brachte sie ihm näher, die Schwärmerei des Sängers riß sie mit fort; sie schwärmte mit ihm von ewiger Minne und Treue, und erst als die Domina von Wiprechtshausen die Nachricht nach Falkenstein brachte, daß Eva in den Hofstaat der Herzogin aufgenommen sey, als der alte Vater, um seine Tochter mit dem Hofe und dessen Freuden und Leiden bekannt zu machen, ihr von den Festen, von Turnieren und Banketten erzählte, wurden die gebundenen Flügel der Phantasie gelüftet, der Kerker geöffnet, und sie schwang sich nun aufwärts mit doppelter Kraft.

Wie durch einen Zauberstab berührt, bekam jetzt alles um sie her eine andere Gestalt. Auf den alten Mauern der Burg sah sie jetzt Ritter und Knappen zu ihrer Vertheidigung das Leben opfern; in dem alten Waffensaal, worin nur verrostete Panzer und Schwerter hingen, wandelte sie jetzt so gern, und lauschte auf das Rasseln der Waffen, das sie sonst so oft erschreckt hatte. Selbst die turnierenden Ritter auf der alten Tapete in ihrem Gemach bekamen Leben, ihr schien der jüngere der Kämpfer nur für sie zu streiten. Alles strahlte farbenreicher um sie her, alles schmückte ihre Phantasie herrlicher, nur nicht

Ottos Bild. — Seine Lautentöne, die ſchmelzenden Akkorde, die ſonſt vom Thale herüber ſeine Ankunft verkündeten, drangen nicht mehr wie ſonſt ſo tief in ihr Herz, ſein kurzes Schwert ſchien ihr eine unrühmliche Waffe, ſeine Stimme zu zart, zu weich, zu unmännlich. — Ihre Liebe war ja ohne Blut, ohne Aufopferung errungen; — was ſie fühlte, war ja nur ein dankbares Wohlwollen gegen den Jüngling, der ihre ſchlummernden Gefühle zuerſt geweckt, deſſen Lieder ihr wohlgethan hatten. Konnte wohl einem ſolchen Gemüthe, durch Otto ſelbſt zur Schwärmerei verlockt, konnte wohl einem Herzen, auf den Schwingen der feurigſten Einbildungskraft entführt, wohl beim Anblick hoher Kraft und Muthes, beim Anblick ſieggekrönter Männer, beim Anſchaun eines ritterlichen Fürſten, ein ſanfter, weichgeſchaffener Sänger gnügen? Eine freundliche Blüthe aus vergangenen Zeiten war er ihr noch, die ſie jedoch nicht mehr in den Kranz ihrer Träume flechten wollte. Mit Rührung gedachte ſie ſeiner, für ſein Glück hätte ſie viel geopfert, nur nicht ihr Herz; ſeit der Unterredung in der Laube hatte ſie ihn nicht wieder geſehen.

Auch heute pochte ihr Herz angſtvoll. Am Morgen hatte ſie dem Herzog zufällig in dem langen Gange, der nach den Zimmern ſeiner Gemahlin führte, begegnet. Ueberraſcht duldete ſie, daß er ihre Hand ergriff, daß er erſt ihre Schönheit pries, und dann plötzlich, als habe ihr Blick, vielleicht ein ihr ſelbſt unbewußter Druck der Hand ihn ermuthigt, für die bisher verhaltenen Empfindungen Worte fand. Sie vermochte nichts ihm zu erwiedern, ſie bebte vor Wonne und Furcht, ein Geräuſch

befreite ſie aus der drückenden Lage. Der Herzog entfernte ſich. — Der erſte Schritt war gethan.

So beglückt ſie auch durch das Geſtändniß des Herzogs ſich fühlte, ſchwieg doch die innere Stimme nicht, die ihr ſo warnend zurief; und eben heute, mit dieſem drückenden Gefühl im Herzen, ſollte ſie bei dem Wettſtreit der Meiſterſänger zugegen ſeyn, wo Otto gewiß nicht fehlen würde. Sie ſollte ihm mit ſchuldbewußtem Herzen gegenüber ſtehen, ihm, der reines Herzens in ihr Auge blicken konnte. Mit ängſtlicher Erwartung trat ſie im Gefolge der Herzogin neben Margarethe in den Saal. Hier erblickte ſie den Jüngling, von einer Säule halb verborgen, hinter den Meiſterſängern ſtehen. Auch er ſah ſie und erbleichte, ſeine Laute drückte er feſter an das Herz, als ob er dies ſtürmiſche zur Ruhe bringen wollte, und ſein Auge vermied das Fräulein.

„Sieh nur,“ raunte Margarethe dieſer leiſe zu, „ſieh nur, wie bleich Dein Otto iſt. Sein dunkelgelbes Haar bedeckt faſt die edle Stirn und das feuchte Auge; ſchwermuthvoll ruht ſein Blick auf der Laute, und wenn ich nicht die Wunde ſeines Herzens kennte, müßt' ich glauben, er bebe vor Furcht, mit den alten Meiſtern im Kreis ſo edler Herren und Frauen ſich zu meſſen, und träte deshalb beſcheiden zurück.

Jetzt gab der Herzog das Zeichen, daß der Wettſtreit der Sänger beginnen könne. Drei Meiſterſänger von Nürnberg, einer von Augsburg, und einer von Cöln am Rhein waren zugegen. Sie traten vor, die für ſie beſtimmten Sitze einzunehmen; Otto blieb an ſeiner Säule gelehnt in Gedanken ſtehen. Dies bemerkte Meiſter Liebe-

traut, ein Greis aus Nürnberg gebürtig, er nahte dem Jüngling. „Nun, junger Herr," ſagte er freundlich, „die Laute im Arm müßt Ihr keck mit uns vortreten. Die Gabe des Geſanges giebt jedem ein Recht, ſelbſt vor hohen Fürſten frei und kühn ſich zu zeigen; denn im Reiche der Dichtkunſt iſt jeder Meiſter, König! — und ſeyd Ihr auch Euern Jahren nach noch nicht Meiſter, könnt Ihr doch wohl Eures Liedes wegen es zu ſeyn verdienen. — Drum tretet näher, ſetzt Euch her zu mir, und ringt mit uns um den Preis! Wer ſo wie Ihr in friſcher Lebensblüthe den himmliſchen Geſang der Minne weihte, dem müſſen aus des Herzens Tiefe glühend die Worte entſtrömen, und der Zauberton des Liedes. Darum Muth, junger Herr!" Otto ſetzte ſich, doch wagte er nicht aufzublicken.

Der Minne ein Loblied zu ſingen, war die Aufgabe, welche die Herzogin den Sängern ſchon ſeit mehreren Tagen gegeben hatte. So ſchmerzvoll es auch Otto geweſen war, ihr, die ihn ſo ſchrecklich getäuſcht hatte, ein Loblied ſingen zu müſſen, hatte doch die Begierde, in dieſem Kampfe wenigſtens als Sieger vor Evas Augen zu ſtehen, ihn ermuthigt, und er glaubte endlich etwas Vollkommenes geſchaffen zu haben. Selbſt von dem Geſange der Meiſterſänger nicht entmuthigt, von Liebetrauts ſchmelzender, herzergreifender Schilderung hoher reiner Minne ergriffen, ſah er doch dem Augenblicke mit Muth entgegen, wo er vor den verſammelten Fürſten, Rittern und Frauen den Wettgeſang beginnen, ſein Lied ertönen laſſen ſollte; doch Liebetrauts Lied, was eine unglückliche Leidenſchaft ſchilderte, ergriff ihn ſo innig, die glücklichen,

ſeligen Tage auf Falkenſtein traten ſo lebhaft vor ihn — ſich vergeſſend ſchlug er das geſenkte Auge auf, es traf Evas Blick, der auf der männlich ſchönen Geſtalt des Herzogs ruhte. — „Ihr ſoll ich ein Loblied ſingen," ſagte er leiſe in ſich, „ihr, die mich grenzenlos elend macht?" Und wie er unmuthig in ſeinem Innern Trotz ihr bietend ſtarr vor ſich hin ſah, weckte ihn plötzlich die ſanfte Stimme der Herzogin. — „Junkherr Otto!" rief ſie, „an Euch iſt es jetzt zu ſingen, nicht zu träumen" — und wie er aufſchrack, die Laute ergriff, aufſtand ſein Lied ertönen zu laſſen, hatte es der Unmuth verſcheucht; die Schmerzen der Liebe ſtanden vor ihm, tief fühlte er ſie, das Lied zu ihrem Lobe war vergeſſen. Da griff er verzweiflungsvoll in die Saiten der Laute, „ſo töne," rief er vor ſich hin, „ſo töne die Saite meines Innern." Er ſang:

Soll ich Dir ein Loblied ſingen,
ſüße Minne — meines Lebens Nacht?
Soll ich Dir ein feurig Opfer bringen,
Dir von Neuem Blumenkränze ſchlingen?
Ach ich fühle Deine hohe Macht,
aber auch mit ihr die Schmerzen
im Herzen.

Was Du reichteſt, iſt verſchwunden.
Alle Blüthen, die ich Dir geweiht,
jene Kränze, die in Wonneſtunden
ich im ſüßen Minnerauſch gewunden,
hat der Sturm der Leidenſchaft zerſtreut.
Thränen ſind mir nur geblieben
vom Lieben.

Dulden will ich, ich will ſchweigen,
einſam ſtehen vor dem Paradies,
wo die lieblich Holde ſonder Gleichen
unter Roſen, unter Myrthenzweigen
einſtens mich willkommen hieß.
Will nicht murren, nicht verzagen —
nur tragen.

Nun ſo töne, goldne Leier,
ſüßer heil'ger Minne Lied und Lob,
die mit ihren Gluthen, ihrem Feuer,
mit den ſchwachen Tönen meiner Leier,
mich, den Irdiſchen, zum Gott erhob.
Ach! ſie kehrt beim Klageton der Lieder
nie wieder!

Er ſchwieg — ſein Auge ruhte auf Eva, die erröthend den Blick zur Erde ſenkte. Die Laute ſank mit ſeinem Arme leiſe herab, und wie vom Schickſal niedergebeugt, ſtand die Jünglingsgeſtalt in Schmerz verſunken da.

„Kommt, Junkherr!“, ſagte jetzt der alte Meiſter von Nürnberg mit väterlichem Tone zu ihm, „es iſt Zeit, daß wir abtreten, damit die holden Frauen Gericht halten mögen. Erwacht!“ — Er faßte ſeinen Arm, und zog ihn mit ſich in ein anderes Gemach.

Als die Meiſterſänger ſich entfernt hatten, verſammelten ſich die zu Richtern auserwählten Ritter und Frauen um die Herzogin. Faſt einſtimmig wurde dem Liede Meiſter Liebetrauts der Preis, der in einem ſchweren ſilbernen mit Lorbeer umwundenen Becher beſtand,

zugetheilt. Zwar wollten einige Frauen, selbst die Herzogin, von der wehmüthigen Empfindung, die aus Ottes Lied gehaucht, bestochen, zu Gunsten des Junkers sprechen; doch fühlten sie wohl, daß Meister Liebetrauts Lied der Preis gebühre. „Nun," sagte die Herzogin, welche dem Junker von Wehnden gewogen zu seyn schien, „so muß er sich diesmal mit der Hoffnung begnügen, denn noch einen Preis setze ich auf das beste Lied, der holden Phantasie aus dem Stegreif gesungen. Es schien mir, diese habe den Junker um den Preis betrogen — ihr Auge traf Eva ernst — sie mag ihm einen andern gewinnen." Die Meistersänger traten nun auf ihren Befehl wieder ein.

Die Herzogin reichte den gefüllten Becher dem alten Meister Liebetraut. „Euch gebührt der Preis, nehmt ihn aus meiner Hand," sagte sie huldvoll.

„Dachte es wohl," sprach Otto leise für sich — „daß er mir nicht werden konnte. Vor ihrem Angesicht kann ich nicht siegen, nicht mit Schwert und Lanze, nicht mit dem Saitenspiel."

Der alte Meister hatte sich indessen vor der fürstlichen Frau geneigt. „Auf Euer Wohlergehen, meine gnädige Fürstin, die Ihr dem Gesange so hold seyd, und auf das Wohlergehen Eures Gemahls, Herzog Heinrichs des Siegreichen!" rief er aus und trank; und als er den Becher absetzte, bot er ihn Otto und sagte freundlich: „Trinkt aus diesem Becher, lieber Junkherr, die Minne hat ihn mir erworben, die Huld ihn mir gereicht, trinkt auf das Wohl beider."

„Von jener verlange ich nichts mehr," erwiederte mit ernſtem Tone der Jüngling. „Die Huld meiner edlen Fürſtin aber iſt mir werth über alles!" Er neigte ſich vor der Herzogin und trank.

„Nun, Ihr werthen Herren," begann dieſe — „noch habt Ihr nicht beendet. Noch einmal ringt um einen Preis. Schildert uns die Gluth der Phantaſie, ſie ſelbſt gebe uns ihr Lob. Sie bedarf nur des Augenblicks, um ihre Flügel zu entfalten. Und Ihr, Junkherr von Wehnden, die Ihr uns nicht die Wonne, nur die Schmerzen der Liebe ſangt, mögt wohl in Euren Jahren ihr die Hoffnung zugeſellen, und der Ahnung vertrauen, die gewiß nicht ganz in Eurer Bruſt entſchlummert iſt."

Der Jüngling ſah bei dieſen Worten ſchmerzlich lächelnd auf, und als habe ſchon jetzt die Phantaſie ihre Schwingen in ſeinem Innern entfaltet, trat er der Fürſtin näher, und ſagte mit wehmuthsvollem Tone:

Nicht immer, hohe Frau, führt uns zum Ziel
Durch Schmerz und Gram der Sehnſucht le ſer Flug;
Die Ahnung, die uns hin zu der Geliebten trug,
Sie täuſcht ſo oft das innigſte Gefühl.
Die Hoffnung hat mit ihrem Irisbogen
Das Auge, das mit Sehnſucht nach ihr ſchaut,
Das arme Herz, das ſich ihr gern vertraut,
So oft, ſo bitter ſchon betrogen.

„So jung und ſchon ſo tiefe Schmerzen!" ſagte die Herzogin mit Theilnahme zu dem Jüngling. „Säß' nur ein mitempfindend Herz, und nicht die Kunſt zu Gericht, gern würde ich Euch den Becher zum Dank gereicht haben,

und ſein Lorbeerkranz hätte dann vielleicht die heiße Stirn Euch gekühlt.“ — Es lag in den Worten der fürſtlichen Frau ſo inniges Mitgefühl, daß es jedermann ſchien, ſie wiſſe, was die Seufzer aus des Jünglings wunder Bruſt hervorlocke.

In Evas Buſen wogte es indeſſen ſtürmiſch. Der Freund ihrer Jugend, der einſt Geliebte jammerte ihrem Herzen, und doch fühlte ſie, daß auch der leiſeſte Funke von Liebe in ihr erloſchen ſey, denn, fiel ihr Blick auf des Herzogs edle Geſtalt, traf ſein Feuerauge das ihrige, rief die Erinnerung den ſeligen Morgen zurück, wo ſeine Lippen ſo zart das Geſtändniß der Liebe ausgeſprochen hatten, wo hätte noch ein anderes Gefühl in ihrem Buſen, das nicht von dieſem ſtürmiſch lauten Toben erweckt, auflammen können, ohne ſchnell zu verlöſchen.

In des Jünglings Bruſt hingegen war es ruhiger geworden. Muthig ſeinem Geſchick zu trotzen, im Schmerz lieber unterzugehen, als ihn noch einmal laut werden zu laſſen, das war die Stimme, die ihn in ſeinem Innern mahnte, männlich zu tragen, und als jetzt der alte Meiſter ihn aufforderte, ſein Lied ertönen zu laſſen, ergriff er mit hoher Begeiſterung die Laute und ſang:

Wenn die Wolken meinen Stern umziehen,
dunkle Nacht mein Innerſtes umgiebt;
alle Strahlen meinen Himmel fliehen,
und ich einſam ſteh' und ungeliebt;
da ergreif' ich meine goldne Laute,
ruf' herbei Dich holde Phantaſie,
und Du Himmliſche, der ich vertraute,
Du verließeſt dann den Sänger nie.

Ihn zu trösten in der Nacht des Lebens,
zauberst Du ihm mild der Sterne Licht,
und Dein Flügel rauschet nicht vergebens,
wenn er kühn durch Nacht und Wolke bricht.
Wieder weckst Du das erstorbne Leben,
kühlest sanft des Busens heiß-en Schmerz.
Dauer kannst Du nicht der Kühlung geben,
aber trösten doch das wunde Herz.

Phantasie! Dich fesselt keine Schranke,
unaufhaltsam schwebst Du himmelwärts,
und Dein Fittich ist ein Gluthgedanke,
und Dein Tempel ist des Menschen Herz.
Ist der Erde Paradies versunken,
stürzt die Säule, die den Himmel hält,
schwingst Du Deine Fackel, ihre Funken
schaffen eine neue Zauberwelt.

Kaum verhallte der letzte Ton des Liedes, so schloß Meister Liebetraut den Sänger an sein Herz, und drückte einen Kuß auf seine Stirn. — „Möge der Himmel," sagte der Alte mit bewegter Stimme, „möge er diese Blüthe nicht zu früh zerknicken, sie wird noch herrlichen Duft rings um sich verbreiten." Die übrigen Meistersänger drängten sich freundlich um ihn. Ihre Blicke baten die Fürstin, diese nahm ein schön gearbeitetes Schlachtschwert aus der Hand eines Edelknaben, winkte Eva, die erröthend zu ihr trat. „Otto von Wehnden!" sagte die Herzogin, „nehmt aus der Hand Eurer Jugendfreundin dies Schwert, die Schönheit und Tugend mögen mit diesem Preise die Hoffnung zurückführen."

Mit erglühten Wangen und klopfendem Herzen reichte Eva dem Jünglinge das Schwert; bleich wie der Tod ſtand er vor ihr, ſein Auge düſter auf das ihrige gehefſtet. „Otto!“ ſagte das Fräulein, nachdem ſie allen Muth geſammelt hatte, „nehmt dies Schwert, führt es zu ritterlichen Thaten, es ſchmücke Euch künftig noch ſchöner als die Laute am grünſeidenen Bande.“

„Und deshalb,“ fiel ihr die Herzogin in die Rede, „wird Euch das Fräulein von Trothe das Wehrgehenk ſticken, damit Euch das Schwert auch zur Erinnerung an ſie zieren könne.“

Der junge Meiſterſänger beugte ſich tief vor ſeiner Fürſtin, doch Even dankte er nur mit wehmüthig ſchmerzlichem Blick.

7.

Durch die Domina von Wiprechtshauſen hatte die Frau von Schulenburg das frühere Verhältniß Ottos und Evas erfahren. Dieſe hatte es ihr wohl nur in der Abſicht anvertraut, damit ſie dies Verhältniß hindern möge, welches der Domina bei des Junkherrn von Wehnden wenigen Glücksgütern eben nicht vortheilhaft ſchien. Die Frau von Schulenburg hatte es ihrer Gebieterin mitgetheilt, und dieſe, durch ſo manches Lied des Junkherrn für ihn eingenommen, ſchien gerade dem Wunſche der geiſtlichen Frau entgegen zu ſeyn, und Ottos Liebe zu begünſtigen.

Die Frau von Schulenburg hatte am Morgen nach dem Wettſtreit der Meiſterſänger auch mit Margarethen

von der Asseburg über Eva gesprochen, und da sie glaubte, daß diese auf sie wirken könne, ihr die Wünsche der Herzogin mitgetheilt. Margarethe schaute tiefer, als die gute Frau ahnen mochte; denn ob sie schon von der edlen geliebten Fürstin in jedem andern Fall erwarten konnte, daß sie einer reinen, frommen Liebe nicht hinderlich seyn werde, so sah sie doch klar, daß des Herzogs nun schon auffallende Bewerbung um Eva der Hauptgrund sey, der ihre Gebieterin bestimme, sich des jugendlichen Sängers und seiner Liebe thätig anzunehmen. Sie versprach ihrer mütterlichen Freundin, was in ihren Kräften stände zu thun, das Herz Evas von Trothe treu ihrer ersten Liebe zu erhalten.

Aber was kann die mahnende Stimme der Freundschaft wirken, wo die lockende Stimme der Leidenschaft spricht. — Noch am gestrigen Abend hatte der Herzog die Gelegenheit gefunden, mit Eva allein zu reden; hier hatte er sich offen erklärt. Der Unbesonnenen fehlte die Kraft, ihre innere Regung zu verbergen, und als der Herzog die kurze Unterredung abbrach und sie verlassen mußte, durfte die Hoffnung ihn begleiten. — Welchen Eindruck vermochten nun Margarethens ernste Worte, ihre lebendige Schilderung des traurigen, schwermüthigen Jünglings auf sie zu machen. Nur als eine freundliche Erinnerung, nur als einen Jugendfreund, für den sie thätig zu handeln sich vornahm, wenn ihr einst das Schicksal die Gelegenheit gäbe, nahm Eva noch Theil an Otto; die Liebe, wenn wahre Liebe je in ihrem Herzen glühte, war ganz verschwunden, und mit bitterem Unmuth begann sie auf Befehl der Herzogin das Wehrgehenk zu sticken.

Margarethe, welche mit Erlaubniß der Frau von Schulenburg Otto zu einer Unterredung im Schloßgarten eingeladen, fand ihn in der Laube, wo er vor einigen Tagen ſie und Eva überraſcht hatte. Er trat ihr freundlich entgegen. „Ihr kommt mich zu tröſten," ſagte er wehmüthig, „Euer Blick kündet mir, daß Euer frommes Herz Theil an meinem Kummer nimmt. Ich danke Euch, und freue mich, Euch vor meiner Abreiſe noch ſprechen, und meinen innigſten Wunſch, in dem ſich alle andern vereinen, an das Herz legen zu können. Die Sonne meiner Liebe iſt untergegangen, mein Herz zerriſſen, und das für ewig! Denn wenn man einmal ſein Ideal gefunden hatte, und es entſchwand, ſo können alle Farben und Gluthen es nicht wieder bilden, und wenn auch die Phantaſie den Pinſel lieh, das Herz bleibt kalt, und ohne Wärme verſchmelzen die Farben nicht zu einem glühenden himmliſchen Bilde. Einmal nur liebt das Herz, einmal nur träumt es von Himmelswonne; aus den Träumen grauſam aufgeſchreckt, ſchlummert es nie wieder ein. Darum hoff' und verlang' ich von Eva nichts mehr; deshalb fürchte ich auch nicht mehr für mich, denn ich weiß, ich habe nichts zu verlieren." — Er ſenkte ſein Haupt und konnte die Thräne nicht verbergen, die hervordrang; auch Margarethens Auge ward naß. — „Ihr weint des Mitgefühls Thräne, Fräulein!" fuhr er fort, „Gott lohne Euch. Das Mitgefühl iſt ein linder Balſam, vermag er auch nicht zu heilen, kühlt er doch den brennenden Schmerz. Doch von mir wollt' ich ja nicht weiter reden, nur von ihr! Ich habe, ohne es zu wollen, ſie geſtern Abend belauſcht; ach der Zufall treibt oft, uns zu

quälen, ſein hämiſch tückiſches Spiel. Sie trat mit dem Herzog in ein dunkles Zimmer, ſie glaubten ſich allein, mich hatte der Schmerz dahin getrieben, um dort neue Nahrung zu finden. Er ſprach von ſeiner Liebe, da lauſchte ich begierig auf jedes Wort, und ſo tief es mein Herz verwundete, ſo laut ſchien das ihrige aufzujauchzen. Sie liebt ihn — ſie iſt verloren! Aber dennoch, Fräulein, dürfen wir die Unglückliche nicht verlaſſen, Ihr ſteht näher um ſie als ich, und ſtößt ſie Euch auch tauſendmal zurück, werdet nicht unwillig, es gilt ein Herz, eine Seele zu retten! — —

Zwar fühl' ich, ſie iſt verloren, unwiederbringlich verloren, Rettung nicht mehr möglich;" fuhr er fort, „aber denkt, der entſeelte Leichnam der Geliebten ſchwämme von tobenden Wellen getragen über die Fluth, ſollte ich nicht in die Tiefe mich ſtürzen, die theuern Reſte zu retten? ſoll mir das Todte nicht theuer ſeyn, weil das Lebende mir nicht mehr angehört? — Uneigennützig war meine Liebe und treu! Verlaßt ſie nicht, verſprecht es mir!"

Schweigend reichte ihm Margarethe die Hand. Er ergriff und drückte ſie heftig. — „Nun ziehe ich beruhigt zurück zu meiner alten Mutter, nun habe ich meine Pflicht hier erfüllt, denn ich weiß ſie in dem Schutz eines Engels!"

Er entſchwand, Margarethe ſah ihm nach. Ach in ihrem Herzen blieb das Bild des frommen Jünglings zurück! — Gebe Gott zu ihrem Heil!

8.

Monden waren vergangen. Keinem der Hofleute war das Verhältniß des Herzogs und Eva's von Trothe ein Geheimniß mehr. Margarethe hatte alles gethan, was das treue Herz einer Freundin vermag, sie vom Abgrund hinweg zu reißen. Doch Evas leichter Sinn blieb für alle Warnungen taub, und Margarethe schwieg, da sie fürchtete, daß diese im Rausche ihres Glücks ihr ein Geheimniß anvertrauen möchte, was, obgleich längst geahnet, doch nur lastend für sie seyn konnte.

Otto war in dieser Zeit nur auf Augenblicke nach Wolfenbüttel gekommen, hatte nur von weitem Eva beobachtet, und nur durch Margarethe Erkundigungen über sie eingezogen. „Ach," sagte er dann seufzend, wenn diese ihre Sorgen ihm mittheilte, „habe ich es Euch nicht gesagt, Fräulein Margarethe, sie ist verloren! Jetzt erfreut sie sich noch wie ein thörichtes Kind an den Flammen, die über ihr zusammenschlagen, sie sieht noch freudig in die lechzende Gluth, wärmt sich an dem zerstörenden Feuer, und ahnet nicht, daß sie in wenig Augenblicken unter seinen Trümmern begraben wird."

Bei seinem letzten Aufenthalte in Wolfenbüttel, wo die Gnade der Herzogin, welche immer mit innigem Gefühle seinen schwermüthigen Liedern zuhörte, ihm in reichem Maße zu Theil geworden war, wollte er eben aus dem Schloßgarten treten, wo er Margarethen ein trauriges Lebewohl gesagt hatte, als Eva, die am Eingange des Gartens eine Rose gepflückt, und an ihren Busen gesteckt hatte, ihm begegnete. Er erschrack, so allein, so nahe

war er ihr lange nicht geweſen. — Doch wider Willen ruhte ſein Auge auf ihr, die in voller ſich entfalteter Schönheit, wenn auch bleicher wie ſonſt, vor ihm ſtand. Lächelnd nahte ſie ihm, nahm die eben gepflückte Roſe von ihrer wogenden Bruſt, gab ſie mit freundlicher Anmuth dem Jüngling, und ohne ein Wort zu ſagen, ging ſie an ihm vorüber zurück ins Schloß.

Staunend, die Roſe noch in der Hand, ſah er ihr nach, drückte die Blume an ſeine Lippen, an ſein Herz, und wollte eben den Garten mit ſeinem Geſchenk verlaſſen, als Margarethe zu ihm trat. Hoch erglühte ihr Geſicht. — Sie hatte es von fern geſehen, wie Eva ihm die Roſe gegeben, und vielleicht jetzt zum erſtenmale öffnete ſich ihr Herz dem eigenen Blicke. Sie erſchrack vor ſich ſelbſt, um ſo mehr, da ſie fühlte, ſie ſey nicht Herrin ihrer Empfindungen.

Sie fand ihn, wie er die Blume ſinnend betrachtete, und ſie noch einmal an ſeine Lippen drückte. — Als er aufſah und die Jungfrau vor ihm ſtand, hielt er ihr die Roſe entgegen. — „Sie hat mir die Blume gegeben!“ ſagte er wehmüthig. „Sie, daß von neuem ihr Dorn mich verwunde.“

„So werft ſie weg!“ erwiederte Margarethe ſchnell.

„Nein, Fräulein, da ſey Gott vor. Sie ruhte an ihrer Bruſt, ſie gab ſie mir, und auch das Gift aus ihrer Hand bewahr' ich treu; ſie ruhe hier und verwelke.“ Er barg ſie in ſeinem Koller.

„Aber wozu nutzt Euch dieſe Schwärmerei, guter Otto; hoffnungsloſe Liebe ſoll eine verzehrende Flamme ſeyn, die in unſerm Innern brennt, und keinen freund-

lichen Thau ſoll der Morgen zu ihrer Kühlung hernieder ſenden."

„Das eben!" rief der Jüngling, und ſein Auge glühte. „Das eben, Fräulein, iſt das Himmliſche der Liebe, daß wir auch ihre tiefſten Schmerzen bewahren und pflegen, und ſie mit der höchſten Wonne eines liebeloſen Lebens nicht vertauſchen mögen. Wäre es möglich, daß der Dorn dieſer Roſe mein Herz noch tiefer verwunden könnte, ich drückte ihn doch feſt und tief hinein, damit die Qualen um ſie ſich mehrten." — Margarethe ſchüttelte traurig ihr Haupt. — „Ihr ſcheint mich nicht zu verſtehen," fuhr er fort. „Ihr habt wohl nie geliebt — nie unglücklich geliebt, ſonſt tönten meine Worte in Eurem Herzen wieder, und ſchwebten nicht heimathlos an Euch vorüber. Wenn man alles Lebensglück in einem Herzen geſucht und gefunden, alle Wonnen im Traum oder im Wachen in dieſem Einen genoſſen hat, ſo wird es uns ſo lieb und theuer, alle Ahnung, alle Hoffnung, alle lieben Bilder des Lebens haben wir ja nur aus ihm geſchöpft — und wenn es uns nun getäuſcht hat, ein düſterer Nebel den Mond und die glänzenden Sterne umzieht, hinter dem dunkeln Mantel der Nacht die Nachtluft uns ſchaudernd anweht, und keine Morgenröthe uns mehr entgegendämmert, ſo kömmt doch der ſtille Hauch von ihr, und wenn er uns auch fieberhaft ſchüttelt, rufen wir ihm doch ein Willkommen entgegen. Denn könnte auch das himmliſche Leben der Liebe vergehen, blieb die Treue doch ewig. — Was weint Ihr, Margarethe, was preßt Ihr Eure Hand ſo feſt auf Euer Herz? Drückt es nicht nieder, laßt es frei ſtreben und ſchlagen. Euer Herz gehört

nur der Freundſchaft — da träufeln zwar manche Tropfen, aber ihr Quell verſiegt ſchnell, nahen die Strahlen der Liebe!"

„Verſiegt," ſagte die Jungfrau ſtill vor ſich. „Zuweilen mag es ſeyn, doch mein' ich, wenn die Liebe ſich naht, dann erſt ſtröme der Quell aus ſeinen innerſten Tiefen. Doch lebt wohl, Junker von Wehnden!" rief ſie ſchnell und entſchwand.

Wie gebannt ſtand Otto noch neben dem blühenden Roſenſtrauch, als ſeyen ihm mit dieſem Geſchenk, das ihm vielleicht nur gutmüthiger Leichtſinn reichte, alle Quellen der Erinnerung wieder aufgeſchloſſen, als träten die ſeligen Augenblicke der erſten Liebe wieder vor ihn. Noch einmal ſollte er in ihren Freuden ſchwelgen, noch einmal, ehe er ganz enttäuſcht aus ſeiner Zauberwelt heraus, und in ſein finſteres verſchloſſenes Inneres zurücktreten ſollte. Er ſah auf die Roſe, die er noch in ſeiner Hand hielt — verwelkt war ſie ſchon und faſt entblättert. Da lächelte er ſchmerzvoll; das Bild ſeines früh dahin welkenden Lebens ſchien ſie ihm zu ſeyn, und ohne zu ahnen, daß aus ihrem Fenſter Margarethe ihn belauſche, nahm er die treue Laute und ſang. Ein ſanfter Weſtwind führte Wort und Ton der Freundin zu.

Von dem Buſen nahmſt Du dieſe Roſe,
gabſt mir dieſes ſinnige Geſchenk,
ſchmeichelnd hauchte mir aus ihrem Schooße:
Sey ſtets liebend meiner eingedenk.

Kannſt Du Roſe aus dem Schnee Dich winden,
kannſt Du an dem kalten Herzen glühn,

kannſt Du an den Todten Leben finden,
ohne Gluth entfalten und entblühn?

Alſo dacht' ich, drückte ſie mit Beben
an die Lippe, an mein klopfend Herz.
Ahnend ſprach ich: Ach dein kurzes Leben
giebt für flücht'ge Wonne ew'gen Schmerz.

Kaum noch hatt' ich dieſes Wort geſprochen,
kaum noch an den Buſen ſie gedrückt,
hatte mich auch ſchon ihr Dorn geſtochen,
und die Roſe war verwelkt, zerknickt.

Und die ſtumme Sprache ihrer Blätter,
ſie verhallte mit dem Blüthenkranz.
Ach die Liebe windet nur für Götter
ihren unbewölkten Sternenkranz.

Welke nur! Du biſt für mich verblühet,
laß mir Deinen Dorn und Deinen Schmerz.
Wenn die treue Liebe uns entfliehet,
welket mit der Roſe auch das Herz.

Er legte die Laute neben ſich, zog jetzt die Roſe wieder aus ſeinem Buſen, hielt ſie dem Weſthauch entgegen, und wie ein Blatt nach dem andern auf ſeinem Flügel dahin getragen entflog, ſagte der Sänger wehmüthig nachblickend: „Fahrt hin, fahrt hin! Ihr nehmt meinen Schmerz doch nicht mit Euch fort.“

9.

Wohl hatte die Ahnung Otto nicht getäuſcht; die Flamme, die, wie auf einem Opferaltare Eva zu leuchten ſchien, hatte ſich über ihr Haupt gezogen, und ſich in Gewitterwolken eingehüllt, um als Blitz ſie zu zerſchmettern.

Die Herzogin wurde mit jedem Tage ſtiller, kränkelnder, man las in ihrem trüben, ſchwermüthigen Blicke, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Ihr Gatte, der, wenn er ſie auch nicht liebte, ſie doch achten mußte, wurde beſorgt um ſie, und obgleich er die Urſache ahnen konnte, die ihr frommes Gemüth ſchmerzhaft ergriff, wagte er es zuweilen doch, ſie theilnehmend zu fragen, was ſie ſo tief betrübe. — In einem ſolchen Augenblicke konnte ſie ihr Gefühl nicht länger verbergen. Sie geſtand ihm offen, daß ſeine Neigung zu Eva von Trothe die Urſache ihres Kummers ſey, und daß nur deren Entfernung vom Hofe ihr einigermaßen die verlorene Ruhe wieder geben könne.

Der Herzog war beſtürzt, doch faßte er ſich ſchnell, und ſuchte ſeine Gemahlin zu überreden, daß nur Wohlwollen und Rückerinnerung an die geleiſteten Dienſte des Vaters der Grund ſeines freundlichen Benehmens gegen das junge liebliche Mädchen ſey, und da die Herzogin zweifelnd den Kopf ſchüttelte, und weinend an ſeine Bruſt ſank, ſagte er ſchnell: „Nun wohl! Ihr könnt noch heute Eva von Trothe zu ihrem Vater zurückſchicken, und Ihr werdet ſehen, daß meine Heiterkeit nicht einen Augenblick getrübt iſt, es thut mir nur Euretwegen Leid, da Ihr die

Zierde Eures Hofes von Euch weiset, denn wahrlich im Kreise der Jungfrauen, die Euch umgeben, iſt Eva die Perle."

„Da habt Ihr Recht — in jeder Bedeutung Recht," erwiederte die Herzogin, „ſie bedeutet Schmuck und Thränen. Nun, wie Ihr wollt, mein Gemahl, ich werde die ehrwürdige Domina von Wiprechtshauſen zu mir berufen, ſie mag ſie zurück zu ihrem Vater führen."

„Nein!", rief der Herzog heftig. „Soll Eva uns verlaſſen, ſo ſey es ſchon morgen. Eure Ruhe, Marie," ſetzte er freundlich hinzu, „ſoll keine Stunde länger getrübt werden." Er verließ die Herzogin, welche in dem nämlichen Augenblick einer Zofe befahl, Eva zu rufen.

Dieſe, nichts ahnend, erſchien — ſelbſt in dem Blicke der Herzogin konnte ſie nichts leſen, was ſie hätte beunruhigen können, freundlich, gnädiger als je, kam ihr die Gebieterin entgegen. Doch als ſie vor ihr ſtand, ſich neigte, und ſie um ihre Befehle fragte, ruhte der Blick der Herzogin lange auf der holden Geſtalt. Es drückten ſich gegen einander kämpfende Empfindungen auf ihrem Antlitz aus, Wohlwollen und Bitterkeit, beides wechſelte. Endlich ergriff die Herzogin ihre Hand. „Eva," ſagte ſie wehmüthig, „wir müſſen uns trennen; es war nicht gut, daß Du den Falkenſtein verließeſt. — Ich fürchte, Du haſt zwei Menſchen unglücklich gemacht."

„Zwei Menſchen!" rief ſich vergeſſend, und noch vor Schreck über dieſe unerwartete Nachricht bebend, die Jungfrau.

„Ja!" ſagte die Herzogin ſich faſſend. „Zwei Menſchen, die es wohl vom Schickſal nicht verdient hätten —

Dich, und Otto von Wehnden. Auf Deiner Burg hätte des Sängers Liebe Dir genügt, Dich beglückt. An meinem Hoflager hat Dich dein leichter hochfahrender Sinn zu weit verlockt. Vielleicht iſt es noch Zeit, Dich wieder in das rechte Gleis zu bringen, darum ſollſt Du morgen zu Deinem Vater zurückkehren, und erfüllſt damit meinen Wunſch und des Herzogs Befehl."

„Des Herzogs Befehl?" entfuhr Eva.

„Wundert Dich das? Glaubſt Du, mein Gemahl nähme nicht ſo innigen Antheil an Deinem wahren Glücke als ich? Glaubſt Du, er fühle nicht ſo gut als ich, daß Entfernung der einzige Weg iſt, Dich zu retten? Geh, Eva, ordne Deine Sachen, bereite Dich zur Abreiſe, und nutze die wenigen Stunden noch mit Vorſicht. Geh, mein Kind!"

Eva beugte ſich vor der bleichen Geſtalt der fürſtlichen Frau, ergriff ihre Hand, und indem ſie die zitternde faſt krampfhaft an ihre Lippen drückte, ſank eine Thräne darauf.

„Du weinſt?" ſagte die Herzogin zu der immer noch Gebeugten. „Dein Herz iſt zerriſſen von Schmerz und Verzweiflung. Iſt denn meine Hülfe vergebens, kam meine Vorſicht zu ſpät? Dann ſey Gott Dir gnädig, und ſein Todesengel befreie Dich bald von Schande und Spott." — Sie ließ die Gebeugte auf den Knien und verließ das Zimmer.

Als Eva endlich das Haupt wieder hob, wie aus einem Traum erwacht um ſich ſah, die Hand nach dem Herzen griff, und ein tiefer Seufzer ſich aus der gepreßten Bruſt empor rang, da faltete ſie noch kniend die

Hände. „Allbarmherziger Gott!“ rief ſie und ihr Auge ſah ſtarr empor, „was iſt aus mir geworden. Vater im Himmel! War nicht einer Deiner ſchützenden Engel im Augenblicke der Gefahr um mich. Ende gnädig mit mir!“ — Ihr Haupt ſank auf die Bruſt, ihr dunkelblondes Haar rollte über Stirn und Auge; ſo fand ſie Margarethe, die ſchon lange vor ihr ſtand, und die Büßende nicht anzureden wagte.

Doch als Eva jetzt die Freundin vor ſich ſah, ſprang ſie auf, ergriff ihre Hand, zog ſie heftig mit ſich fort aus dem Gemache, über den Gang die Wendeltreppe hinauf, riß die Thüre ihres Zimmers auf, ſtürzte hinein. „Margarethe!“ rufend verſagte ihr die Stimme, hoch hob ſich die tobende Bruſt, es ſchien, als ob ein Geheimniß ſich aus ihr löſen wollte, und die Lippen die Pforte verſchlöſſen. Sie ſank an Margarethens Hals, preßte ſie krampfhaft an ſich. „Es muß getrennt ſeyn,“ rief ſie endlich. „Es muß!“

„Mir ſagte es die Herzogin,“ unterbrach die Freundin den Ausbruch des Schmerzes.

„Die Herzogin!“ rief Eva, „wehe mir, Margarethe. Die Herzogin und Otto ſtehen vor mir drohend, zornig, doch der Jüngling weint — und ich verdiene ſeine Thränen nicht.“

„Beruhige Dich!“ ſagte Margarethe und führte ſie auf einen Seſſel.

„Beruhigen ſoll ich mich, beruhigen, da Alles, Alles verloren iſt? Ihn habe ich verloren — und mich!“ rief ſie ſchaudernd, „mich hier und dort. — Doch,“ ſagte ſie plötzlich und ein ruhiges Lächeln verbreitete ſich über ihr

Geſicht, „alles Leid löſt ſich in einem entſchloſſenen Augenblick, allen Kummer nimmt er ſchnell mit ſich hinweg, und die Flamme des Schmerzes verliſcht in der ewigen Nacht.“

„Gedenke Deines ewigen Heils, iſt auch Dein irdiſches dahin!“ rief Margarethe erſchüttert. „Gott ſchütze Dich vor Verzweiflung.“

Eva lächelte bitter. — „Ich ſoll ja alles ordnen zur Abreiſe,“ ſagte ſie mit kalter Ruhe. „Hilfſt Du mir wohl, Margarethe? Ich will an alles eine Erinnerung knüpfen, an alles, was ich mitbrachte, eine freundliche, an alles, was mir ſeine, ihre Güte gab, eine traurige.“ Ihr heftiger Schmerz ſchien ſich in ſtille Wehmuth aufgelöſt zu haben.

Zuerſt ordnete ſie die einfache Kleidung, welche ſie aus dem väterlichen Hauſe durch die Milde der guten Domina mitgebracht hatte, legte alles in die Truhe, doch als ſie ein blau wollenes Kleid ergriff, das mit weißem Tafft verbrämt war, wiegte ſie es lange auf ihrem Arme. „Margarethe,“ ſagte ſie leiſe, „dies Kleid trug ich, als ich Otto ewige Liebe ſchwur, und trug es, als ich die Treue brach. Fahr hin du arger Mahner an Freud und Schmerz, du eintest beide ſo bitter in deinen verhängnißvollen Augenblicken;“ ſie warf es raſch von ſich, und als ſie nun die ſeidenen, ſammtnen Kleider nahm, deren ſie ſo manche in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes von der Gnade der Gebieterin erhalten hatte, legte ſie ſie ſchweigend zuſammen, und es ſchien eine Reihe gar freundlicher Erinnerungen vor ihrem Blicke vorüber zu ſchweben. Doch als ſie jetzt das Käſtchen erfaßte, in welchem die Perlen-

schnur lag, welche ihr bei des Herzogs Einzug die Fürstin geschenkt hatte, brach ein Thränenstrom hervor. — Noch einmal sank sie der Freundin um den Hals, und war nicht mehr vermögend, etwas zu ordnen; sie setzte sich an das Fenster, und sah hinaus in die Dämmerung des Abends. Margaretha und Martha ordneten das Uebrige.

Als Margarethe sie verließ, versprach diese am Morgen vor ihrer Abreise noch zu ihr zu kommen. Sie hielt Wort, und fand Eva ganz anders, als sie sie verlassen. Stiller Ernst schien an die Stelle des nagenden Schmerzes getreten zu seyn, über ihr ganzes Wesen schien sich eine gewisse Bestimmtheit und Ruhe verbreitet zu haben, die dem Fräulein von der Asseburg deutlich sagte, sie habe seit gestern Abend mit sich abgeschlossen. Ob sie für ihre Freundin deshalb fürchten, ob sie sich darüber freuen sollte, wußte sie nicht.

„Lebe wohl, Margarethe!" sagte Eva mit ernstem Tone und thränenlosem Auge, „leb wohl! mir sagt mein ahnendes Herz, wir sehen uns nicht wieder. Grüß' Otto, und bitte ihn, daß er meiner stets freundlich und ohne Bitterkeit gedenke."

Sie wand sich aus Margarethens Armen und bestieg den Wagen. Martha, die den Hof verlassen, und sich zu ihrer alten Schwester am Harz zurückziehen wollte, begleitete sie, einige Reisige folgten dem Wagen.

10.

Die so plötzliche Abreise Evas erregte viel Aufsehen am Herzog Heinrichs Hoflager. Ihre glänzende Schönheit hatte alle Blicke auf sie gezogen, und jedermann war

erſtaunt, den Herzog am Tage ihrer Abreiſe wie gewöhnlich auf die Jagd reiten, und ſo heiter wieder zurückkehren zu ſehen, als ob die holde Jungfrau noch den Glanz ſeines Hofes erhöhe, und ihr braunes feuriges Auge noch liebevoll an ihm hinge. Auch die Herzogin war ſich gleich geblieben, nur Margarethe von der Aſſeburg war ſtill und in ſich gekehrt, der Abſchied von Eva war ihr zu ſchmerzlich geweſen; die Gewißheit, welche ihr in den letzten Stunden des Zuſammenſeyns geworden war, daß die Ruhe ihrer Freundin unwiederbringlich verloren ſey, die furchtbare Ahnung, daß ſie, ihr Unglück nicht ertragend, gewaltſam es enden würde, ließen keinen beruhigenden Gedanken in ihr aufſteigen, und mit unausſprechlicher Angſt erwartete ſie die Rückkehr der Reiſigen.

Aber ſtatt ihrer kam Otto nach Wolfenbüttel. Eine drückende Beklemmung, ſo wie er ſagte, hatte ihn von ſeiner Mutter fort nach dem herzoglichen Hoflager getrieben, und da fand er ſeine Ahnung erfüllt; Eva war nicht mehr hier. Aber daß er ihr nicht begegnet, war ihm beängſtigend. War er doch den nämlichen Weg gekommen, den ſie nehmen mußte, keinen Wagen, nur einige Reiſige von Braunſchweig hatte er angetroffen. „Sollte ich an ihr vorüber geritten ſeyn, ohne daß die Stimme in meinem Innern mir ihre Nähe verkündet hätte!“ rief er. Da ritten die Reiſigen, welche Eva begleitet hatten, wieder über die Zugbrücke in den Schloßhof ein. Margarethe ſtürzte ihnen entgegen, und erfuhr, daß Eva in Gandersheim plötzlich erkrankt und dort unter Marthens Pflege zurückgeblieben ſey.

Sie hat Gift genommen, um ihre Qual zu enden; dies war der erste Gedanke, der in Margarethen aufstieg. Sie verschwieg ihn jedoch Otto, in welchem bei der Nachricht von Evas Abreise so manche Empfindungen mit einander gekämpft hatten. Er wußte nicht, sollte er sich freuen, daß sie nun wieder in seiner Nähe, entfernt vom Hofe und dem Herzog Heinrich, auf Falkenstein leben würde, sollte er ihre Nähe fürchten, die ihn wieder mit Hoffnungen beleben konnte, die er für immer aus seinem Herzen verbannen zu müssen glaubte. Nun kam zu diesem noch die Nachricht von ihrer Krankheit, welche ihn quälte, und die ihn wieder von Wolfenbüttel trieb. Er wurde von Hoffnung, Angst und Furcht wie ein steuerloses Schiff auf den Fluthen umher getrieben, und gewiß würde er alle Rücksicht bei Seite gesetzt, und sogleich nach Gandersheim geeilt seyn, hätte ihn nicht ein bestimmter Befehl des Herzogs, welcher wünschte, daß in einigen Tagen sein Gesang ein Fest verherrliche, in Wolfenbüttel festgehalten.

Margaretha hoffte den andern Tag vergebens auf Nachrichten von Gandersheim. Ihr schien es fast gewiß, daß Eva gewaltsam ihre Krankheit herbeigeführt habe, und daß keine Rettung mehr für sie sey. Sie mußte diese schreckliche Ahnung in sich verschließen, denn Niemanden durfte sie sich ja mittheilen, selbst Otto nicht, dessen Herz schon bei dem Gedanken gebrochen wäre.

Dieser hatte auch eine unruhige Nacht gehabt, der Schlaf war von ihm gewichen; doch als er am Morgen endlich eingeschlafen war, hatte ein freundlicher Traum ihn gestärkt. — Er hatte Eva gesehen, frisch wie eine

blühende Rose: freundlich hatte sie ihm entgegen gelächelt, und zu ihm gesagt: Otto, ich sterbe nicht! und als wären diese Worte eine Stimme des Himmels gewesen, so tröstend drangen sie auch noch beim Erwachen in des Jünglings Herz. „Ich habe sie gesehen, Fräulein!" rief er am Morgen Margarethen entgegen, „bald wird sie genesen, und frisch wie eine Frühlingsblume wieder auf Falkenstein wandeln. Meine Träume trügen mich nicht."

„Das gebe Gott!" seufzte Margarethe, aber in ihre Brust war das Vertrauen und die Hoffnung nicht wieder gekehrt.

Als daher das Fest schon früh am andern Abend beendet war, warf Otto die Laute über die Schulter, wickelte sich in seinen Mantel, und ohne sich bei dem Herzog und seiner Gemahlin zu beurlauben, ohne Margarethen Lebewohl gesagt zu haben, hatte er Wolfenbüttel verlassen, und sein flüchtiges Roß trug ihn nach Gandersheim.

Noch ruhte die Nacht auf der schweigenden Flur, als die Thürme der Stadt wie graue Riesen vor ihm standen. Immer den Blick nach ihnen gerichtet, als ob sie das Ziel seiner Sehnsucht wären, jagte er vorwärts, da vernahm er dumpfe Glockentöne, die nicht zur Hora riefen, auch nicht den jungen Tag begrüßten. Trauertöne waren es, die einen Lebensmüden zur Ruh begleiten sollten. „Eva!" rief der Jüngling, und sein angetriebenes Roß hielt bald vor dem verschlossenen Thore.

„Macht auf!" rief er dem Wächter entgegen, der gar nicht gesinnt war, um diese Zeit das wohlverwahrte Thor aufzuschließen. „Zieht das Fallgatter auf, ich komme

von dem Hoflager des Herzogs.“ Doch seine Eile, seine Angst gaben dem trägen Wächter keine Flügel; er traf erst alle nöthigen Vorkehrungen, weckte die Bürgerwache, und während das Geläute der Glocken immer stärker wurde, öffnete er endlich die Pforte, sah umher lugend heraus, und als er den Reiter nur allein erblickte, trat er zu dem Harrenden, noch nähere Erkundigung einzuziehen.

„Wem gilt das Geläute Eurer Glocken?“ rief ihm Otto zu.

„Einem Hoffräulein unserer gnädigen Frau,“ erwiederte der Thorwärter, indem er vorsichtig in die Ferne schaute, „dem schönen Fräulein Eva von Trothe.“

Bei diesen Worten sprang der Jüngling vom Pferde, drang durch die Pforte durch die vorgehaltenen Spieße der Bürgerwache. Als wolle er die Stadt mit stürmender Hand erobern, so machte er sich mit seinem Schwerte Bahn, stürzte die Straße hinauf, denn schon von fern hörte er von den Kapuzinern her den Grabgesang zwischen den dumpfen Glockentönen schallen. Jetzt sah er die Kirche von Fackeln erleuchtet, sah den Leichenzug, sah den schwarz behangenen Sarg, der die irdische Hülle, der alles deckte, was ihn noch an das trügerische Leben gekettet hatte. Noch das Schwert in der Hand stürzte er zwischen den Leichenzug, und sank bewußtlos am Sarge der Geliebten nieder.

Als er erwachte, befand er sich in einem fremden Zimmer. Ein freundliches Mütterchen saß an seinem Bett und begrüßte ihn. „Gott sey gedankt, lieber, junger Herr, daß Ihr wieder aus Eurer Ohnmacht erwacht

seyd, ist es doch schon spät am Morgen; wartet, ich will Euch etwas zum Imbiß bereiten, bin gleich wieder hier." Sie verließ ihn. — Als nun Otto verwundert um sich sah, die Begebenheiten der Nacht, der Trauerzug, das Geläute der Glocken, der Grabgesang wie ein Traum vor ihm schwebte, fiel sein Blick auf die Laute. Zertrümmert lag sie neben ihm auf einem Sessel, alle ihre Saiten waren gesprungen. „Gabst die Töne meines Herzens wieder, treue Vertraute meiner Schmerzen!" rief er, sich aufrichtend, „und bist jetzt auch mit dem Herzen verstummt. Deine Saiten sind gesprungen wie die Saiten meines Innern. Du bist zertrümmert, und keine Hand vermag dich wieder zu ordnen, und süße Harmonien aus dir zu locken — so auch in mir." Er stand auf, ordnete seine Kleidung, und als die Alte wieder eintrat, und ihm den Morgenimbiß auf den Tisch stellte, fragte er sie: bei wem er sich befinde, und erfuhr, daß sie, die Wittwe eines wohlhabenden Bürgers, schon lange mit ihrer Magd das Häuschen bewohne, und er in dieser Nacht, vor demselben ohnmächtig niedergesunken, hieher gebracht worden sey.

Otto aß nur wenig, trank einen Becher Wein, dankte der Alten, und wollte sich entfernen. „Euer Roß steht ja noch im Stalle," sagte diese, „wollt ihr denn zu Fuße weiter wandeln? Weilt doch bei mir, lieber Herr, und erholt Euch von dem Schreck, den wahrscheinlich der Trauerzug Eurer Schwester oder gar Eurer Braut erregt hat." — Otto sah starr vor sich nieder, und schien über etwas nachzudenken. „Ermannt Euch, junger Herr, verzweifelt nicht. Ihr ist wohl, sie ist bei Gott!"

„Mutter," ſagte Otto ſchnell, „gönnt Ihr meinem Roſſe wohl Herberge, bis ich morgen zurückkomme?"

„Gern," erwiederte dieſe.

„So lebt wohl!" Er drückte ihr die Hand und verließ ſie ſchnell.

Es war Sonntag, aus der Kirche ſtrömte die Menge, Otto miſchte ſich unter ſie, trat ein in das Gotteshaus, und fand den Glöckner, der allerhand wieder zu ordnen beſchäftigt war. „Lieber Herr!" ſagte er zu dieſem, „ſagt mir doch, in welcher Gruft ruht das Fräulein, welches in dieſer Nacht zur Ruhe beſtattet wurde?"

Der Glöckner zeigte ihm die Thür eines Gewölbes. „Hier, junger Herr, ruht die ſchöne, junge Dame. Gott gebe ihr eine fröhliche Auferſtehung."

„Und könnt Ihr mir nicht die Gruft öffnen? Gern will ich Euch dankbar dafür ſeyn!"

„Nein, lieber Herr, das iſt mir ſtreng verboten. Ich will's Euch nur vertrauen. Ihr Tod war ſo plötzlich, man ſprach von Gift, darum wahrſcheinlich das Verbot. Ich muß das Gewölbe am Tage verſchloſſen halten, und erſt des Abends darf ich es öffnen, denn hier haben wir die fromme Sitte, das Gewölbe, worin ein eben Geſtorbener beigeſetzt wird, drei Tage offen zu laſſen, damit die Verwandten am Sarge noch beten, und die vielleicht lebendig Begrabenen aus der kalten Gruft herausſteigen und Hülfe ſuchen können."

„Ich danke Euch," ſagte Otto, und miſchte ſich unter die letzten, welche die Kirche verließen, doch blieb er zurück. In einem verſteckten Winkel des Thurmes verbarg er ſich, und erſt als auch der Glöckner das Gotteshaus

verlaſſen, und die Pforte hinter ſich verſchloſſen hatte, trat er hervor.

Jetzt ſtand er vor dem Eingange des Gewölbes. — „So iſt denn die Blüthe geknickt und verwelkt, ſo iſt das herrliche Auge geſchloſſen," rief er aus, „und ſein Himmelsſtrahl durchglüht nie wieder mein qualvolles Herz. Die Lippen ſind bleich, die Gluth der Morgenröthe von dem Hauche des Todes erloſchen, und ihm dies herrliche, himmliſche Leben anheimgefallen! — Gift, ſagt man, habe dieſe Blume zerſtört? Hat die Schuld den Giftbecher gefüllt, die Verzweiflung ihn geleert? — Dann, Vater im Himmel," rief er, und ſank betend auf ſeine Knie, „dann nimm die Gefallene gnädig auf in Deinen Schooß, und vergieb ihr ihre Schuld — ſo wie ich ihr vergebe," ſetzte er leiſe hinzu.

11.

Dunkel wurde es jetzt um ihn her, der Tag verbarg ſich vor dem Schattenflügeln der Nacht, und nur noch das Flämmchen der ewigen Lampe erhellte mit ſeinem ſparſamen Lichte das hohe Gewölbe der Kirche, da hörte er Geräuſch an der Pforte. Schnell verbarg er ſich hinter dem Altar. Es war der Glöckner; eine Leuchte in der Hand, kam er herein und goß Oel auf die Lampe, trat vor den Altar, ſchlug das noch aufgeſchlagene Meßbuch zu, ging dann zu dem Gewölbe, worin Eva ruhte, ſchloß es auf, und nachdem er hinein geleuchtet hatte, ſagte er leiſe vor ſich hinmurmelnd: „Ruhe in Frieden!" dann ſich vor dem Gekreuzigten neigend, ſchritt er nach der Pforte, und verließ das Gotteshaus.

Die Uhr des Glockenthurms ſchlug eben zehn. Otto trat aus ſeinem Aſyle hervor, ging raſch nach der offenen Gruft, und ſchritt die Stufen hinab, welche zu dem Ruheplatz der Lebensmüden führten. Die Ampel warf ihr mattes Licht durch die geöffnete Thür auf die ſteinernen Tritte, doch in das Gewölbe fiel kein leuchtender Strahl. Eine Kerze zu zünden, und von ihrem Licht begleitet hinunter zu ſteigen, wagte der Jüngling nicht. Noch war es zu laut auf den Straßen, ein Vorübergehender konnte das Licht da unten erblicken; er wollte deshalb ſeine Sehnſucht unterdrücken, bis die Mitternacht das Auge der Müden geſchloſſen habe. Aber in ihrer Nähe mußte er bleiben. Er tappte umher, nichts als Särge faßte ſeine Hand, und wer konnte ihm ſagen, welcher es ſey, der Evens ſterbliche Hülle decke; da ging er traurig nach der Treppe zurück, denn an fremdem Sarge betend zu knien, ſchien ihm Entheiligung, ſetzte ſich, entſchloſſen, hier die Stunde der Geiſter abzuwarten, auf ihre kalten Stufen, und blickte in das Dunkel der Gruft, in dieſes Beinhaus des Todes hinein.

„Leben! freundliches Leben, wie biſt du ſo ſchön!“ rief er aus. „Roſig umſtrahlt dich der Tag, blühend prangen deine Kinder, die nach wenigen Stunden entſtellt in den Armen des Todes ruhen. Und wie wärſt du ſo fürchterlich, wenn du für Ewigkeiten zerſtören könnteſt, wenn keine Morgenröthe jenſeits uns weckte zum herrlicheren Erwachen. Kurz iſt ja nur die Trennung, wenn deine Sichel gemäht hat, ſo kurz, daß der feſte Wille der Zurückgebliebenen, daß ein Augenblick hinreicht, um die Jahre der Trennung zu Sekunden abzukürzen. — Eva!“

rief er, „wir ſehen uns wieder, ja wir ſehen uns einſt wieder! Dort, wo keine Trompeten ſchmettern, keine Waffen klirren, wo kein Ritter turniert um Ehre und Ruhm, dort, wo nur dem Dulder die Palme wird, und neben den frommen Herzen Barmherzigkeit die ſtille Tugend auf die Wagſchale legt. Wir ſehen uns wieder, das ſagt mir die Stimme in meinem Innern, das ſagt mir der dumpfe Wiederhall in dieſer Gruft.

Aber wie drückend, wie eiſig kalt iſt es hier, kaum daß des Lebens Aether hinab in die unterirdiſche Gruft ſich ſenkt, als fürchte er, an dieſen modernden Gebeinen ſeine Schwingen zu lähmen; wie grauſig iſt es, unter Schlafenden der einzige Wache, unter Todten der einzige Lebende zu ſeyn, der einzige, deſſen Herz noch von Sehnen und Wünſchen, von Furcht und Bangigkeit ſchlägt, wenn das Herz der Schlummernden in ewigem, heiligem Frieden ruht.“

Da ſchlug die eilfte Stunde. „Ich komme, Geliebte!“ rief er, „den letzten Kuß auf die erſtorbenen Lippen zu drücken, mit ihm der Wonne Lebewohl zu ſagen, und mich der Sehnſucht zu überlaſſen, die mich bald hinüber tragen wird.“ Er ſtieg die Treppe hinauf, und als er die heilige Kerze vom Altare nehmen, als er ſie an der ewigen Lampe zünden wollte, überlief es ihn eiskalt; konnte er ſich doch eines Schauders nicht erwehren, daß er das Heilige mit irdiſcher Hand faſſe, daß er das heilige Licht, nur dem Herrn geweiht, anzünde, die Ruhe der Todten zu ſtören.

Als er jedoch die Stufen hinabgeſtiegen, die Gruft betrat, den jungfräulichen Kranz auf dem ſchon mit halb

verwelkten Blumen geſchmückten eichenen Sarge vor ſich ſah, als er am Fuße die Worte las: „Hier ruht in Gott Eva von Trothe, der Herzogin Marie Hoffräulein. Gott ſey ihrer Seele gnädig!“ — da wankte ſein Fuß, da zitterte die Hand, faſt wäre ihm die Kerze entfallen, und es war ihm, als rieſe eine leiſe, klagende Stimme aus dem Sarge: „Störe meine Ruhe nicht, nur leis iſt mein Schlummer!“ — Ungewiß ſtand er an dem Sarge, ungewiß, was er beginnen ſollte, doch die Sehnſucht, die Geliebte noch einmal zu ſehen, war zu groß. „Vergieb mir, Unglückliche!“ rief er. „Ich wollte ja Deine Träume nicht ſtören im Leben, vergieb, daß meine Sehnſucht Deine Grabesruh unterbricht.“ Er nahte dem Sarge, wollte den Deckel heben, er war verſchloſſen, eiſerne Schrauben hielten ihn feſt. „Soll ich ſie nicht noch einmal ſehen?“ rief er aus, und Unmuth und Verzweiflung überſchatteten ſein Antlitz. „Gönnſt Du mir auch nicht dieſen Troſt, ſtrenger Vater im Himmel, und ich war doch ſo beſcheiden in meinen Wünſchen, ſo demüthig in meinem Begehren? Aber ich muß ſie ſehen, ich muß dieſe Lippen noch einmal berühren, und ſollte ich mit dieſem Augenblicke untergehen.“

Er kehrte in die Kirche zurück und ſuchte überall. In einer Ecke des Thurmes fand er ein Werkzeug, was vielleicht ein Arbeiter dort hatte liegen laſſen; er eilte zurück, er verſuchte, es gelang, die Schrauben gaben nach; er hatte alle gelöſt — und ſtand am Ziel.

„Himmelsbild!“ rief er, und zauderte, eh' er den Deckel ergriff, „Himmelsbild, wie werd' ich Dich wiederſehen! Der Tod hat das Leben verwiſcht, das Feuer ver-

löſcht, Dein Auge, Dein Engelsauge ruht geſchloſſen, Vernichtung hat das Herrlichſte der Erde zerſtört. Doch Du biſt es ja, meine Eva, Du biſt es, erſcheine mir, in welcher Geſtalt Du willſt, Dein Anblick ſey mir willkommen.“ Er hob die flammende Kerze hoch empor, warf den Deckel ab, taumelte zurück, und ſtarrte mit weit geöffneten ſtieren Augen in den Sarg.

„Träume ich!“ rief er endlich, und beleuchtete die Madonna, welche den Jeſusknaben im Arm, die Strahlenkrone um das Haupt, im Sarge lag. „Täuſcht mich eine Truggeſtalt,“ rief er noch einmal und umfaßte das hölzerne Muttergottesbild; ſtarr ſah er vor ſich darauf hin. Doch plötzlich erhellte die Kerze ſein Freude erglühendes Auge. „Sie lebt! ſie iſt nicht geſtorben!“ rief er, ein Strahl des Lichtes war in ſeiner Seele aufgegangen, „ſie iſt nicht geſtorben, ich werde ſie wiederſehen. Jauchze nicht, armes Herz, Deine Qualen ſind noch nicht beendet, aber auch Deine Wonnen nicht. Sie lebt! das iſt mir genug. Aufſuchen will ich, und finden werd' ich ſie; der Sehnſucht öffnen ſich alle Thore, und die Liebe, ſelbſt die hoffnungsloſe Liebe dringt durch Riegel und Mauern, durch Dunkel und Nacht.

„Aber,“ ſagte er plötzlich, „daß ich das Geheimniß enthüllt habe, muß ein Geheimniß bleiben, ihre Ehre will ich retten, ſie ſoll durch mich nicht untergehn.“ Er nahm den Deckel und wollte den Sarg wieder ſchließen. Doch als er das Muttergottesbild wieder mit Grabesnacht bedecken wollte, ergriff ihn ein Schauder. „Nein,“ ſagte er, „das Heilige darf nicht entheiligt, das Himmliſche nicht mit dem Irdiſchen verwechſelt werden,“ nahm

das Standbild der Madonna aus dem Sarge, ſtellte es in eine Niſche des Gewölbes, und ſchloß den Sarg wieder vorſichtig. Bis zu den Zeiten der Reformation ſtand dieſe Statue auf der Stelle, wohin Otto ſie gebracht, und wurde als ein Wunder verehrt, da der Aberglaube meinte, die Heilige ſey zum Schutz der frommen dort ruhenden Seelen dahin gewallt.

Als der Pförtner am Morgen kam, die Gruft wieder zu ſchließen, ſchlich ſich Otto aus der Kirche, eilte zu der alten Matrone, dankte ihr herzlich, beſtieg ſein Roß und jagte nach Wolfenbüttel zurück.

12.

Als er in den Hof des Schloſſes zu Wolfenbüttel eintrat, wo alle Sänger ſtets willkommen waren, mußte ihn die Herzogin geſehen haben, denn ein Diener trat eilig zu ihm, und brachte ihm den Befehl, zu ihr zu kommen.

Er fand ſie im Kreiſe ihrer Frauen, unter denen auch Margarethe war, mit Handarbeiten beſchäftigt. „Seyd uns willkommen, Junkherr von Wehnden," ſagte die edle Frau, „Ihr ſeyd an jenem Abend des Feſtes aus unſerm Schloſſe entflohen, als hätte Euch eine traurige Ahnung die Nachricht voraus verkündet, die uns kurz nach Eurer Abreiſe von Gandersheim wurde, denn wißt – und faßt Euch als Mann, Eure Jugendfreundin Eva von Trothe iſt plötzlich geſtorben."

„Ich weiß es, gnädige Frau," erwiederte der Jüngling mit Befangenheit. „Ihr hattet Recht, mich trieb eine traurige Ahnung nach Gandersheim, das Grabgeläute

tönte mir entgegen, ich ſah den Sarg, der ihre irdiſche Hülle zu Grabe geleitete, ich ſah die Gruft, wo ſie ruht.“

„Und kehrtet ſo ſchnell von dem Orte zurück, wo die Geliebte ſchlummert?“ unterbrach ihn die Herzogin.

Hohe Röthe überflog Otto's Wangen; er ſchwieg. — Die Herzogin ſah ihm feſt ins Auge, das der Jüngling zu Boden ſenkte. „Ihr werdet ermüdet ſeyn, ruht Euch aus, dann in einer Stunde kommt wieder, und bringt Eure Laute mit.“

„Sie iſt zerſchmettert,“ erwiederte er. „Als die Grabgeſänge tönten, ſtürzte ich zu Boden und ſie zerbrach.“

Die Herzogin ſah den Sänger immer ſchärfer beobachtend an. „Nun, ſo kommt ohne ſie, auch ſo ſollt Ihr mir willkommen ſeyn.“

Er verbeugte ſich und wollte gehen, da traf ihn Margarethens Auge; zweifelnd, ungewiß, als ſey ſie irr' an ihm geworden, ruhte ihr Blick auf ihm — das that ihm weh. Doch er ward Meiſter ſeiner Empfindung und ging.

Als er nach einer Stunde zu der Herzogin mit dem feſten Vorſatz zurückkehrte, dem forſchenden Blicke der Gebieterin ſich nicht zu verrathen, lieber zu heucheln als ſein Geheimniß kund zu thun, fand er dieſe mit Margarethen von der Aſſeburg allein. Beide ſchienen in bewegter Stimmung, Margarethe ſchien geweint zu haben.

„Otto!“ ſagte die Herzogin ihm entgegentretend, „Ihr habt in einem Augenblicke Euch von zwei treuen Freundinnen trennen müſſen, von der Freundin Eurer Jugend, und von Eurer Laute; ſtänd' es in meiner Macht,

Euch beide zu erſetzen, ich thät' es gern; ſo kann ich nur das Eine. Nehmt dieſe, Lorenzo Medicis ſchickte ſie mir einſt zum Geſchenk aus Florenz, ſie ſoll ſchön ſeyn, und ſanft ſchmelzend tönen; nehmt ſie als Erſatz für die Zertrümmerte. Sie wird, ſie kann Euch nicht die ſüßen Stunden der Vergangenheit zurückzaubern, ſie kann Euch nicht die Vertraute wehmüthig dahin geſchwundener Empfindungen ſeyn, nicht wie jene nur der ungeſtillten Sehnſucht, ſie kann nur der unglücklichen Liebe tönen. Deshalb möge dieſe in dem neuen Abſchnitt Eures Lebens der Hoffnung tönen, und auf ihren Aetherſchwingen Euch begleiten. Nehmt."

Otto kniete vor der Fürſtin nieder, neigte ſich, nahm die ſchöne, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Laute aus der Hand ſeiner Gebieterin, und wie er ſie betrachtend ſeinen Dank ſtammeln wollte, war er nicht vermögend, die Worte zu finden.

„So ſchön ſie iſt," ſagte die Fürſtin mit Huld, „ſo erſetzt ſie Euch nicht die Verlorene. — Ach, was aus den Zeiten der fröhlichen Jugend mit uns in das ernſte Leben hinüber ging, bleibt uns theurer, werther als alles, was das Schickſal uns ſpäterhin reicht. Was ſo manche Erinnerung bekränzt, ſo manche Wonne vergangener ſeliger Stunden zurückruft, hat magiſche Kraft, hat einen unnennbaren Zauber. Was aus der Blüthenwelt der erſten Liebe uns in die ernſten Tage des Lebens begleitete, erſetzt uns nichts."

Die Fürſtin verſank in wehmuthsvolle Träume, und ihr Auge ſah nach dem Himmel. Otto kniete noch vor

ihr, ſein Auge zu Boden geſenkt, Margarethe ſah tiefgerührt auf den Knieenden.

„Steht auf, Junkherr von Wehnden," ſagte nach einer langen Pauſe die Herzogin, „und Du, Margarethe, knüpfe ein Band an die Laute."

Margarethe nahm ſie. „Welche Farbe wünſcht Ihr zum Bande?" fragte die Jungfrau.

„Heftet grün an die Gabe meiner Gebieterin, mit ihr will ich der Hoffnung folgen."

Während Margarethe ging, ein grünes Band zu holen, fragte die Herzogin: „Alſo hörtet Ihr das Geläute der Glocken, als Ihr nach Gandersheim kamt?"

„Durch das Dunkel der Nacht, Herrin! tönte es mir entgegen."

„Saht den Sarg, wie er von den frommen Vätern, von Frauen und Jungfrauen begleitet, zu der Ruheſtätte gebracht wurde?"

„Ich ſah den Sarg, doch ſank ich bei ſeinem Anblicke bewußtlos zu Boden."

„Und beſuchtet Ihr nicht ihr Grab?"

„Der Glöckner zeigte mir die Gruft, die es verſchloß."

„Und trieb die Sehnſucht Euch nicht, die Geliebte noch einmal zu ſehen?"

„Ich wage nicht, den Schlaf der Todten zu ſtören!"

„Und ſaht ſie nicht?"

„Ich ſah' ſie nicht!"

„Kehrtet zurück nach Wolfenbüttel, nicht zu Eurer Mutter!"

„Die Verzweiflung, hohe Frau! und ein mir unerklärbares Gefühl trieb mich hieher.“ — Margarethe trat ein, und unterbrach das für Otto ſo peinliche Geſpräch.

„Junkherr!“ ſagte ſie, ihm die Laute umhängend, „tragt ſie zur Erinnerung an unſre hohe Gebieterin, und zuweilen auch zur Erinnerung an mich, und aus ihren Tönen entſteige Euch Troſt.“

„Troſt ward mir ſchon jetzt,“ erwiederte Otto unbedachtſam.

„Troſt?“ fragte Margarethe, „und wer reichte ihn Euch?“

Ueber ſeine Unvorſichtigkeit erſchrocken, glaubte der Jüngling, nur ein Mittel bliebe ihm übrig, ſie unſchädlich zu machen. Verbindlich erwiederte er Margarethen: „Ihr, mein holdes Fräulein, umwandet mit Hoffnung dies Geſchenk, mit der Hoffnung ſchlich ſich der Troſt ins Herz.“

„Eure Thränen, Junker von Wehnden, ſind ſchnell getrocknet,“ ſagte die Herzogin; „was Euch Eva war, weiß ich, wußte es längſt; daß Ihr mit ihr Eures Lebens Glück verloret, bin ich gewiß, und Ihr ſcheint ſie ſchon jetzt vergeſſen zu haben.“

„Nicht der Tod raubte mir mein Glück, er nahm nur der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung; ſchon früher war es dahin, unwiederbringlich verloren,“ erwiederte Otto.

Die Herzogin erröthete.

„Deshalb, hohe Frau, übermannte mich zwar der Schmerz, als ich den Sarg und das Grabgefolge erblickte; doch als ich von meiner Ohnmacht erwachte, fühlte ich

wohl, daß der Tod meinen Schmerz in ſanfte Trauer aufgelöſt habe, daß es thöricht ſey, noch länger das ſchon längſt Verlorene zu beklagen, und daß ich in ferne Länder pilgern muß, um die Blüthe der erſten Liebe zu vergeſſen, die der Sturm ſo früh entblätterte."

„Ihr wollt von uns ziehen?" rief ſchnell Margarethe.

„Ich muß" —

„Wollt nicht wiederkehren?"

„Mit Gott, ja!"

„Und Eure Mutter, Eure alte Mutter?"

„Steht in der Hand des Herrn."

Die Jungfrau wendete ſich, eine Thräne zu verbergen, die Herzogin ſah ernſt auf Otto, der theilnehmend nach Margarethen blickte.

„So zieht mit Gott!" unterbrach die Herzogin das Schweigen, „für Eure verlaſſene Mutter werde ich ſorgen; Margarethe ſoll, als ſey ſie ihre Tochter, ſie pflegen und warten."

„Das lohne Euch Gott, edle Frau, daß Ihr Euch der Verlaſſenen in ihrer Einſamkeit annehmen wollt." Er beugte ſeine Knie vor der fürſtlichen Frau, und küßte die dargereichte Hand. — „Sollte ich nicht wiederkehren," ſagte er jetzt, hob den thränenſchweren Blick zur Fürſtin, und ſein Ton wurde weich, in ſeinem Auge ſtrahlte die Gluth ſanfter Schwärmerei; „ſo danke ich Euch, hohe Frau, für Euer Wohlwollen, das Ihr mir ſo huldreich geſchenkt habt, ich danke Euch mit gerührtem, mit wundem Herzen. — Gott ſchenke Ruhe Eurem Gemüthe, Friede Eurem Herzen." Er ſtand auf, trat zu

Margarethen, die ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte. „Euch, die ich fortan als Schweſter begrüße, da Ihr Kindespflicht bei meiner kranken Mutter übernehmen wollt, Euch lohne Gott mit einem Herzen, des Euren werth.“

„Seh' ich Euch heute nicht wieder?“ fragte Margarethe.

„Ich hätte Euch wohl manches noch, was die Pflege der Mutter betrifft, zu ſagen,“ erwiederte Otto. „Erlaubt Ihr es, erlaubt es meine hohe Gebieterin, ſo finde ich Euch wohl nach der Vesper im Garten.“ Die Herzogin winkte bejahend, ein leiſer, kaum fühlbarer Druck von Margarethens Hand gab ihm die Erlaubniß. — Er verbeugte ſich und verließ das Gemach.

13.

Ungewiß über das, was er eigentlich der Freundin zu ſagen habe, betrat Otto den Garten. Sollte er ſie über das Schickſal Evas beruhigen, ſollte er das Vertrauen in ſie ſetzen, daß ſie das Geheimniß der Freundin in ihrer Bruſt verſchließen würde; oder ſollte er, treu ſeinem Vorſatze, nur allein die Kunde ihres Lebens bewahren? — Was konnte er ihr aber von der Mutter ſagen, deren Pflege er ſelbſt übernehmen konnte, denn nur auf Wochen wollte er im Lande umher ziehen, von Schloß zu Schloſſe, von Burg zu Burg, da er überzeugt war, nur Herzog Heinrich konnte die Mummerei in Gandersheim veranſtaltet, nur er Eva auf einem ſeiner Schlöſſer verborgen haben.

Noch dachte er hierüber nach, als Margarethe traurig durch die hohen Buchenhecken der Laube zuſchritt, an deren Eingang Otto ihrer wartete. Sie war eine hohe, ſchöne, wenn auch wohl etwas zu ſchlanke Geſtalt, ihr ſchönes, ſchwermüthiges Auge mußte zum Herzen ſprechen, wenn auch das regelmäßige Geſicht, welches die Blattern der Friſche und des Glanzes beraubt hatten, nicht zu den Sinnen ſprach. Schön war ſie nicht zu nennen, aber holde Anmuth umſtrahlte das ſanfte Geſchöpf.

„Ihr wünſcht mir noch Einiges, Eure gute Mutter betreffend, zu ſagen," begann Margarethe das Geſpräch, „unterrichtet mich von allen, von ihren kleinſten Bedürfniſſen; die Herzogin hat mir erlaubt, während Eurer Abweſenheit die meiſte Zeit auf Burg Geiersberg zuzubringen, und ich werde alles thun, was ich vermag, um ſie Eure Abweſenheit vergeſſen zu machen; ſagt nur alles, lieber Otto!"

„Gering ſind die Bedürfniſſe meiner Mutter," erwiederte er. „Genügſam und kränkelnd, bedarf ſie nur weiblicher Pflege, die eine alte Dienerin ihr auch treulich leiſtet. Des Sohnes Gegenwart war nur ihrem Herzen werth; erſetzt ihrem Herzen, was es entbehrt, und ich werde Euch ewig dankbar ſeyn."

„Werde ich das auch können?"

„Gewiß. Euer Herz, Euer edles Herz vermag noch beſſer den Ton zu finden, der Mutter trübes Gemüth zu erheitern, als das meine, was nur ſchmerzvoll die Töne des Leides wiedergiebt."

„Und glaubt Ihr, das meine ſey der Freude geweiht? — Mich drückt ſo mancher Kummer, und Evas Tod ergriff es mehr, als das Eurige.“ — Otto lächelte wehmüthig. — „Ja, mein lieber Freund,“ ſagte ſie mit tiefem, ſchmerzlichem Gefühle, „ich hatte nicht geglaubt, daß auch in Eurem Herzen die Liebe nur Sinnenrauſch ſey; ich wähnte, ſie ſey Euch eine heilige Blume, die auch jenſeit des Grabes noch blühe — der kalte Hauch des Todes hat ſie verweht, die Erinnerung führt ſie Euch nur als eine heimgegangene Freundin vor den Blick, und was tief, tief im Herzen ruhen ſollte, iſt auf den Schwingungen des Grabgeläutes entflohen.“

Otto ſah der Jungfrau feſt und unverwandt, jedoch ſchmerzvoll ins Auge. — „Otto!“ fuhr ſie endlich fort, „nicht dieſen Blick, nicht dieſen offnen, treuherzigen Strahl aus Eurem Auge; nach dem, was Ihr der Herzogin geſagt, müßte ich ganz an Euch verzweifeln, wär' auch dieſer Blick geheuchelt. — Ihr habt Eva vergeſſen.“

„Vergeſſen!“ rief der Jüngling und ſein Auge glühte. „Sie vergeſſen!“

„Der Tod nahm der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung,“ ſo ſagtet Ihr vor Kurzem — „und jetzt“ —

„Margarethe!“ rief Otto, und faßte wie in Verzweiflung ihre Hand. „Es giebt Augenblicke im Leben, wo der Menſch wie die bunte Raupe ſich in ſich ſelbſt verpuppen muß. Doch er ſteigt als Pſyche aus dem Kerker hervor, und zeigt ſich wieder in ſeiner wahren Geſtalt. Mißdeutet meine Worte nicht; ich bin, ich bleibe wie ich war, wie Ihr mich erkannt habt.“

„Das wolle Gott! Es wäre bitter, wenn mir das Schickſal auch den Glauben an Euer Herz nähme," ſagte Margarethe ſich vergeſſend. Erſtaunt ſah der Jüngling bei dieſen Worten auf ſie, die erröthend die Augen niederſchlug, und vor ſich ſelbſt erſchrack, daß ihr Herz ſich ſo laut verrathen habe. „Ja," fuhr ſie mit mehrerer Faſſung fort, „Ihr ſeyd mir um Eva werth, ſeyd mir als Freund theuer, es würde mich ſchmerzen, wenn ich mich in dem Mann und ſeiner Liebe geirrt hätte, an der ich ſo innigen Theil nahm."

„Und ſoll denn die Liebe auch über dem Grabe noch die Arme ſehnend ausſtrecken? ſoll ſie endlos ſeyn, wenn auch des Todes Sichel die Blumen gemäht?" fragte der Jüngling.

„Otto!" rief ſtaunend die Jungfrau.

„Könntet Ihr wirklich wünſchen," fuhr dieſer fort, „daß meine Qual ewig, mein Schmerz unvergänglich ſey?"

„Um Euretwillen, Otto, ja!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme.

„Nun ſo fürchtet nicht, Margarethe! Meine Liebe folgt mir ins Grab, meine hoffnungsloſe, meine thörichte Liebe; denn wißt, es war nicht Evens Schöne, nicht der holde Liebreiz, der wie ein Maienlüftchen ſie umfloß, es war nicht jener Purpur, der auf ihren Lippen thronte, nicht der Himmelsſtrahl, der aus ihrem Auge zu mir ſprach; es war eine dunkle, unſichtbare, geheime Kraft, ein Aether, der von ihr ausſtrömte, und der mich mit ſich fortriß im Leben, mit ſich fortreißen wird weit übers Grab hinaus. Darum fürchtet nicht, daß meine Pſyche mit ihren Schmet-

terlingsflügeln nur flattern könnte, den Flug des Adlers begleitet sie unablässig nach einem Ziele.

Lebt wohl! sorgt für die Mutter. Solltet Ihr mich nicht wiedersehen, und mein Grab finden, schmückt es mit Blumen, und schenkt mir eine freundliche Erinnerung." — Er drückte ihre Hand an sein Herz, und als die Jungfrau nach ihm blickte, und „lebt wohl. Otto!" ihm zurief, bog er sich zu ihr nieder, seine Lippen berührten ihre Stirn; er verließ sie.

„Ewig, selbst über das Grab hinaus, lebt treue Liebe!" rief die Jungfrau, den Blick nach dem Scheidenden gerichtet. „So schweige, Herz, schweig und verbirg dich vor dir selbst."

14.

Mehreremale war Margarethe schon wochenlang bei Ottos Mutter gewesen, und hatte die bange Sorge mit ihr getheilt, welche diese um ihren Sohn trug. Auch sie wußte nicht, wohin er sich gewendet, auch sie hatte keine Kunde von ihm erhalten. Was nur eine aufmerksame Tochter vermag, that sie mit sorgsamer Liebe, jede Bequemlichkeit, die sie ihr durch Hülfe der Herzogin verschaffen konnte, bereitete sie, so daß die gute Mutter oft im Stillen den Wunsch hegte, daß ihr einziger, ihr geliebter Sohn, diesen sanften Engel zur Lebensgefährtin wählen möchte.

Auch war Margarethe nach Falkenstein zu dem alten Trothe gereist. Einige Worte, welche der Herzogin im Augenblicke des Unmuthes und Schmerzes entschlüpft waren, hatten die Vermuthung in ihr erweckt, die Fürstin

zweifle an Evas Tode. Den Wunsch, den sie geäußert hatte, den Sarg ihres Hoffräuleins öffnen zu lassen, hatten die Kapuziner zu Gandersheim standhaft verweigert, und das ruhige Benehmen, die Abwesenheit Ottos, selbst das Verschwinden der alten Marthe, die nirgends zu finden war, alles dies bestärkte sie in der Vermuthung. Margarethe ging deshalb nach Falkenstein, um auch dort zu erforschen, ob der Herzogin Verdacht gegründet sey.

Der alte Vater, noch über den Verlust seines geliebten Kindes untröstlich, begrüßte sie als die Freundin seiner Tochter mit inniger Herzlichkeit. Beatrix kindliches Gemüth kettete sich bald an Margarethens sanftes Herz, denn an ihrer Brust konnte sie um ihre Eva weinen. Margarethe verstand ihre Thränen, sie hatte ja selbst die Schwester so innig geliebt.

„Seht nur," sagte Beatrix eines Tages, und führte sie zu einer großen Truhe, die wohlverschlossen in ihrem Zimmer stand, „da liegen die Kleider der armen Entschlafenen; noch habe ich es nicht gewagt, die Truhe zu öffnen. Sähe ich sie, die mir alle so bekannt sind, dann würde sie zu lebhaft vor mich treten, und ich müßte bitterlich weinen. Die guten Herren von Gandersheim haben uns alles, was sie dort zurückgelassen, so treulich überschickt."

Margarethen durchfuhr plötzlich ein Gedanke. „Laßt uns die Truhe öffnen, Beatrix. Wer weiß, ob nicht die Schwester irgend einen Wunsch, irgend ein Vermächtniß hier zurückgelassen hat." Beatrix zögerte einen Augenblick, dann gab sie den Schlüssel. — „Schließt auf, untersucht alles, doch laßt mich ferne seyn." — Sie ging.

Margarethe öffnete die Truhe. Sie fand alle Hauskleider Evens, alles, was sie von Falkenstein an den Hof von Wolfenbüttel mitgebracht hatte. Doch die sammtnen, die seidenen Kleider, die ihr die Herzogin zu den Festen hatte machen lassen, die Perlenschnur, die sie ihr geschenkt, die goldene Kette, die ihr der Herzog noch wenige Wochen vor ihrer Entfernung vom Hofe verehrt hatte, fehlten, und ihre Vermuthung, die sie jedoch der Herzogin sorgfältig zu verbergen sich vornahm, wurde fast zur Gewißheit. Ihr war es jetzt klar, daß Ottos Pilgerschaft nur den Zweck habe, Eva aufzusuchen, daß er wisse, sie lebe, doch nicht, wo sie sich verborgen halte.

In der Hoffnung, vielleicht Näheres durch die gute, alte Mutter zu erfahren, war sie jetzt wieder zu ihr nach dem Geiersberg gereist. So wehmüthig, fast schmerzhaft es ihr auch war, da zu leben, wo jeder Gegenstand sie an Otto erinnerte, den, sie mußte es sich nun wohl selbst gestehen, sie innig liebte, war es ihr doch nur an dem Orte wohl, wo er geboren war, wo er gewandelt hatte, wo so manches seiner trauten Lieblingsplätzchen sie oft und schmerzlich an ihn erinnerte, daß sie wähnte, seine Nähe hier zu fühlen.

So hatte sie auch durch seine Mutter erfahren, daß eine in Stein gehauene Bank in einem kleinen Thale, in welchem ein Quell von Felsen zu Felsen sich herabstürzend einen Wasserfall bildete, sein Lieblingsplätzchen gewesen sey, und daß, wenn die Sonne im Westen untergegangen, und die herabstürzenden Fluthen vergoldet habe, er oft in der Kühle des Abends dort gesessen, und die Töne seiner Laute das Rauschen des Quells begleitet

hätten. Oft ſchon hatte Margarethe auf dieſem einſamen Plätzchen die Sonne untergehen ſehen, und ſich in ſolchen Augenblicken den Geliebten zurückgezaubert. Auch heute ging ſie längs den bunten Wieſen durch den Birkenwald über die hölzerne Brücke, welche nach dem Thalrande führte. — Als ſie an den drei hohen Tannen vorüber war, welche den Eingang des Thals zu ſchirmen ſchienen, dünkte es ihr, als höre ſie in der Ferne leiſe Töne; es waren Lautenklänge, die aus dem Thale durch das Rauſchen des Waſſerfalls drangen, einzelne Akkorde, von keiner Stimme begleitet. Ahnung beflügelte ihre Schritte, ſie bog ſchnell um das Erlengebüſch, und auf der Steinbank, den Blick nach der ſcheidenden Sonne gerichtet, ſah ſie Otto ſitzen, das Schwert an der Seite, die Laute im Arm, einen Helm neben ſich.

Hoch und freudig klopfte ihr Herz; als ſie jedoch des Sängers bleiches Antlitz, den ſtillen Kummer ſah, der es überſchattete, als ſie bemerkte, wie er ganz im Anſchauen des Strahlenmeeres verſunken war, zuweilen bewußtlos in die goldenen Saiten griff, da entwand ſich ein tiefer Seufzer ihrer Bruſt, denn ſie fühlte nun wohl, der Jüngling kehre nicht glücklicher heim, ſein wundes, zerriſſenes Herz ſey noch nicht geheilt. Sie trat ihm näher, er bemerkte ſie nicht, das Rauſchen des Waſſerfalles ließ ihn ihre Tritte nicht vernehmen, ſie ſtand dicht hinter ihm, ohne daß er ſie ſah.

Doch länger vermochte ſie ſich nicht zurückzuhalten. — „Willkommen, Otto!“ ſagte ſie mit leiſer, bebender Stimme, und trat vor ihn, der erſchrocken auffuhr. „Ihr hier?“ rief er, doch ſchnell umzog ein freundliches Lächeln

die traurigen Züge seines Gesichtes. „Seyd mir willkommen, Schwester, herzlich, innig willkommen. Was macht die Mutter, ihr hat wohl sehr um mich gebangt?"

„Wir haben manche Sorge um Euch gehabt. Doch Gott sey gelobt, daß Ihr wieder zurück seyd und nun als ein guter Sohn eine treue Pflicht erfüllen, und auf der heimathlichen Burg bei der verlassenen Mutter bleiben werdet."

„Margarethe!" sagte Otto, stand auf von seinem Siz und führte sie einige Schritte seitwärts. „Seht hier diesen Quell, auf hohem Felsen entsprangen seine Wasser, murmelnd windet er sich da oben durch sanftes Grün, und stürzt sich nun brausend und schäumend von Klippe zu Klippe herab. Nicht muthwillig verließ er die schlängelnde ruhige Bahn; sein Schicksal bezeichnete ihm den Weg, er muß sich hinunter stürzen in die Tiefe, muß seine Wasser schäumend verspritzen, und erst hier unten am Ziele vermag er die Millionen Tropfen zu sammeln, in denen sein Strom zerstäubte, erst hier ist es ihm vergönnt, ruhig und freundlich durch das Thal zu fließen, bis des Flusses Wellen ihn aufnehmen. So muß auch ich mich hinunterstürzen von Klippe zu Klippe, und erst am Ziele beginnt eine ruhige Bahn."

„Otto!" rief die Jungfrau bewegt.

„Der Mensch folgt nur seinem Geschick, folgt nur der höhern Macht, die ihm seine Bahn vorschreibt," unterbrach sie der Jüngling. „Die meine schien mir bis ans Ende der Wallfahrt mit Rosen bestreut; da kam ein Sturm, nahm die Blüthen und Blätter auf seine Flügel, und rauschte mit ihnen davon. Doch die Dornen ließ er

mir, auf ihnen muß ich wandeln, wenn auch der Fuß ſchmerzt, und die Wunden bluten; ich muß!"

„Und was treibt Euch auf dieſen Dornenpfad?" fragte Margarethe.

„Mein Schickſal, meine Pflicht, Jungfrau!"

„Sucht Ihr mit wundem Fuß und blutendem Herzen das Lebende, oder jagt Euch die Verzweiflung nach dem Todten?" unterbrach ihn Margarethe.

Verwundert ſchaute Otto ſie feſt und ſtaunend an. „Wie ſoll ich Eure Worte verſtehen, Fräulein?" ſagte er ernſt.

„Theilt Ihr unſere Ahnung, daß Eva noch lebt?"

„Weſſen Ahnung?" rief er erſchrocken.

„Die meinige, Otto, die Ahnung der Herzogin."

„Gott!" rief er plötzlich, doch ſchnell faßte er ſich. „Die Minne, holdes Fräulein," ſagte er lächelnd, „iſt ein thörichtes, blindes Kind; verſchließt das Schickſal ihren Himmel, ſo glaubt ſie doch an der Hand der Phantaſie durch ihre Binde die geöffnete Pforte zu ſchauen, und wallt und tappt umher, und ſelbſt wenn ſie vor der verſchloſſenen Pforte ſteht, verläßt die Hoffnung ſie nicht."

„Ich will nicht tiefer in Euer Geheimniß dringen," ſagte Margarethe. „Was Ihr dem Buſen der Freundin nicht anvertrauen könnt, will ſie nicht erlauſchen. Kommt zu Eurer harrenden Mutter."

Er faßte, ohne etwas darauf zu erwiedern, ſein weidendes Roß am Zügel. „Ich ſehne mich nach dem Mutterherzen," ſagte er, „darum kommt." Er warf die Laute

ant, ſeine Rechte führte das Fräulein, ſeine Linke das Roß; ſo ſchritten ſie ſchweigend den Felspfad hinauf.

Innig drückte die Mutter den Sohn an die Bruſt, lang ruhte er in ihren Armen, und als die Matrone mit ſanftem, bittendem Tone fragte: „Nun wirſt Du mich doch nicht wieder verlaſſen?“ ſchwieg er und küßte ſtürmiſch ihre Hand.

Am andern Tage ſchon verließ, trotz der Mutter Bitten, Margarethe die Burg, und kehrte nach Wolfenbüttel zurück. Einige Worte der Matrone aus dem Innern ihres Herzens geſprochen, und die Furcht, daß die Liebe, welche die gute Alte für ſie zeigte, dieſe zu weit führen könnte, beſtimmte ſie ſchnell, den Geiersberg und Otto zu verlaſſen.

Ihre Furcht war gegründet. Als Otto kurz nach ihrer Abreiſe allein bei ſeiner Mutter war, benutzte dieſe den Augenblick, wo er beſonders weich geſtimmt neben ihr ſaß und Margarethens Abreiſe beklagte. — „Otto,“ ſagte die Mutter bewegt, „am Rande des Grabes ſteht es ſich ſo ſchauerlich allein, man fürchtet dann, daß keine liebende Hand das müde Auge zudrückt. Warum verläßt mein frommer Sohn die gebeugte Mutter, warum irrt er unſtät durch die Welt, als trieb ihn die Schuld? Es ziemt nicht dem Manne, verzweiflungsvoll ſich dem Schmerze zu überlaſſen, und die Pflichten zu vergeſſen, die ſchon in der Stunde ſeiner Geburt die Natur ihm auflegte. — Was ſuchſt du entfernt vom Mutterherzen?“

„Gute, herzgeliebte Mutter!“ rief Otto und ſank ihr um den Hals, bürdet mir nicht noch mehr auf, ich vermag die Laſt kaum zu tragen, welche der Himmel mir

anflegte. Mich treibt mein Geſchick, laßt mich ihm folgen, mein Herz verlangt, Gott will es! Laßt mich ſchweigen, meine Lippen ſchließt ein heiliges Gelübde. Laßt mich ziehen, ein Eid treibt mich von Euch — ein Eid, den ich freiwillig mir ſelbſt ſchwor."

Traurig ſchüttelte die Mutter ihr graues Haupt. „Gegen Eidſchwur und heilige Gelübde," ſagte ſie, „darf das Mutterherz nicht kämpfen; Gott vergebe Dir, wenn Du leichtſinnig durch das Furchtbare Dich ketteteſt. Doch die Pforte Deines Herzens hat der Schwur, hat das Gelübde dem Mutterherzen wohl nicht verſchloſſen, wie Deine Lippen, wie Deinen Willen; öffne ſie mir, mein Sohn, und gieb meiner Bitte ein freundliches Gehör. Eva von Trothe iſt für Dich verloren. Gottlob! möchte ich ſagen, ſähe ich nicht, daß dein Herz darüber verblutet. Du weißt, nie war ich dieſer Liebe hold; zu üppig ſchoß die Blume empor, zu feurig war das Auge, zu begehrlich der Mund, ich konnte mich nie des Mädchens freuen, und auch Du, mein Sohn, warſt zu fromm für dieſe Sünderin. Der Herr hat ſie zu ſich genommen, Friede ſey mit ihr, ſie ſchlafe ſanft im Grabe wie in Deinem Herzen! Aber weil ſie Dir verloren iſt, willſt Du denn verlaſſen auf dieſer Erde wandeln? Willſt Du einſam ſtehen, und mich hülflos laſſen? Willſt Du freventlich mit dem Barmherzigen zürnen, daß er Deine thörichten Wünſche, wohl zu Deinem Heile, nicht erfüllte? — Otto von Wehnden, Du Zweig eines edlen Stammes, Du Sohn eines hochherzigen Vaters, willſt Du an einer fürſtlichen Buhlerin hangen, Dir zur Schande, mir zur Pein?"

„Mutter!" rief der Jüngling faſt entrüſtet.

„Sohn!“ unterbrach die Matrone mit hohem Ernſte ſeine Rede, erhob ſich von ihrem Seſſel, und die vom Kummer Gebeugte ſtand würdevoll vor dem Jüngling. — „Sohn! es iſt meine Pflicht, daß ich Dich an Deine Ahnen erinnere, Dir die Thaten Deines Vaters zurückführe, den Stolz erwecke, der in Dir entſchlummert iſt. Mir gnügt es nicht, daß ich Dich geſtern mit männlichen Waffen heimkehren ſah, auch ein männliches Beginnen muß die Waffen begleiten, Manneskraft ſie führen, und Adel der Seele ihr Schild ſeyn. — Ich ſäh' Dich lieber todt als entehrt.“

„Todt! ja,“ ſagte Otto vor ſich hin, „todt könnt Ihr mich ſehen, entehrt wohl nie. Mutter, Ihr habt heute mit harter Hand meine Wunden verbinden wollen. Sie ſchmerzen nun bittrer, aber heilten nicht. In Euren Jahren iſt der Liebe Gluth die Abendröthe, die man untergehen ſah, kaum kann man in der Dämmerung ſich ihrer milden Strahlen noch erinnern; mir aber iſt ſie des Lebens Morgenroth, und geht ſie unter, ſink' ich mit ihr. Ich bin ein unheilbarer Kranker, gebt mich auf, und vertraut auf Gott, in deſſen Vaterhand mein Schickſal ruht. — Ich kenne Euern Wunſch, ich las ihn ſchon geſtern in Euren Augen, ich ſah ihn auf Euren Lippen ſchweben. Margarethe von der Aſſeburg wünſcht Ihr als Tochter, Eure alten Tage zu pflegen. Sie iſt ein himmliſches Weſen, werth eines Herzens, das ſeine erſten Opfer ihr weiht — mein Herz, Mutter, iſt ein zerſtörter Altar, den der Blitz traf — er iſt zerſchmettert! Wär' ſie mir begegnet in den Tagen der Ruhe, hätt' ich ſie willkommen geheißen, und ſie Euch zugeführt, jetzt —

verlangt von mir Blut und Leben, das ist noch mein, ich gebe es willig, nur nichts von meinem Herzen, das ist erstorben, selbst seiner Liebe erstorben. Habt Ihr ein mütterliches Herz, so füllt meinen Becher nicht bis an den Rand. Aus Mutterhänden ist der Wermuth doppelt bitter, seyd menschlich, und laßt mich meinem Schicksale entgegen gehen, bald muß es sich zur Ruhe gestalten, zur Ruhe im Leben oder im Tode. Noch einmal ziehe ich von hinnen, kehre ich wieder, dann bleibe ich um Euch, hänge Schwert und Helm neben die schwarze Rüstung des Vaters, und die Töne von Lorenzo Medicis Laute werden Euch dann wieder wie sonst in den Schlaf wiegen, und meine Lieder so sanfter Euch entgegen tönen."

„So ziehe mit Gott. Des Vaters Geist umschwebe Dich," sagte die Mutter. „Kehre zurück, und der Mutter Arm wird freudig Dich an ihre Brust drücken, und wäre dieser Augenblick der Augenblick des Todes."

Otto sank vor ihr nieder, ihre Hand, ihre bebenden Lippen segneten den Sohn.

15.

Schon dämmerte es, als ein Reitersmann, nur von einem Diener begleitet, durch den Forst ritt, welcher an dem Fuße der Staufenburg sich breitet. Immer schärfer mußten die Rosse traben, und man sah dem Reiter wohl an, daß Furcht oder Sehnsucht ihn trieben. Jetzt kamen sie ins Freie; als kennten die Rosse die Gegend und den geräumichen Stall, wo Ruhe und Futter ihrer wartete, so freudig wieherten sie beim Anblick eines Meierhofes, der am Abhange des steilen Felsens lag. Dort angelangt,

ſprang der Reiter ab, gab dem Diener das Roß, warf den Mantel um, und ſchritt einen ſteilen Fußpfad hinan, der ſich zwiſchen blühendem Schlehdorn und Wacholdergebüſch nach der Burg hinauf ſchlängelte.

Jetzt hatte er faſt den Gipfel des Berges und mit ihm die Mauern der Burg erreicht, als er in der Entfernung Geſang vernahm. Er trat näher. Auf einer Bank am Vorſprunghäuschen, da wo die Mutter Gottes in Stein gehauen in einer kleinen Blende zu ſehen war, ſaß ein alter Pilgersmann mit grauem, lang herabhängendem Barte, ſein Stab ruhte neben ihm, und ein freundlich lieblicher Knabe, der eben aus einer Kürbisflaſche einen Trunk, ſo wie es ſchien, verſtohlen that, ſaß zu ſeinen Füßen. Eine Laute hatte der Alte im Arm, und ſchien noch mit ſicherer Hand die goldenen Saiten zu greifen.

„Singt noch ein Liedchen, lieber alter Herr," ſagte der Knabe, „es hat uns noch niemand gehört, ſingt recht laut und ſtark, da oben müſſen ſie alle ſchlafen oder taub ſeyn. Ach ſollten wir die Nacht hier zubringen müſſen, würde es uns recht frieren, mich friert ſchon jetzt." Er trank noch einmal aus der Flaſche.

Der Reitersmann war indeſſen den Pilgern ſo nahe gekommen, daß er deutlich jedes Wort vernehmen konnte; ein Felsſtück verbarg ihn.

„Nun ſingt, lieber Herr!" wiederholte der Knabe, „ich leite Euch dann auch recht ſorgſam wieder hinunter auf den Meierhof, wenn die da oben uns nicht aufnehmen."

Der Alte griff in die Saiten, und ſang mit lauter, männlicher Stimme:

An der Pforte ſteht das Alter,
ſchaut mit mattem Blick
nach des Lebens Dornenpfaden
wehmuthsvoll zurück.
Klopft und bittet, daß man öffne,
ſchreitet dann hinaus,
und des Lebens mattes Lämpchen
löſcht dem Pilger aus.

Auch die Jugend eilt mit Sehnen
oft dem Alter nach,
wenn die Liebe ſie betrogen
und das Herz ihr brach;
ſchreitet freudig durch die Pforte
nach dem fernen Land,
wo die Liebe Herz an Herzen
unzertrennlich band.

Walle, walle, junger Pilger,
walle hin zum Ziel!
unterdrücke keine Thränen
und dein Schmerzgefühl;
klopfe an die düſtre Pforte,
die das Leben ſchließt;
walle nach den Himmelsauen,
wo die Treu' entſprießt.

Stehſt ja einſam auf der Erde,
biſt geweiht dem Schmerz;

denn es drückte Dir die Rose
nur den Dorn ins Herz.
Walle, walle, junger Pilger,
lösch Dein Lämpchen aus;
schreite durch die düstre Pforte
muthig nur hinaus.

Der Alte schwieg und sein Haupt sank auf die Laute. „Seht nur, lieber Herr," sagte der Knabe, „dort über dem Schlosse kommt schon der Abendstern herauf, und da oben läßt sich noch niemand blicken. Seht nur, auch der Mond scheint schon dort durch die Bäume."

„Kann ich ihn denn sehen, thörichter Knabe?" unterbrach ihn der Greis. „Ist meiner Augen Licht nicht verloschen?" „Dacht' ich doch nicht daran," erwiederte der Kleine. „Aber gottlos ist es doch, einem alten blinden Pilger, der von Jerusalem kommt, wie Ihr mir erzählt habt, und der so schöne Liedlein singen kann, nicht einmal eine Herberge in stürmischer Nacht zu geben. Wär' ich ein Ritter, einen alten blinden Sänger hieß ich immer willkommen, und gäb' ihm Weizenbrod und einen Trunk Wein." Er wollte eben die Kürbisflasche noch einmal ansetzen, als der Reitersmann hervortrat, und mit einem barschen: „Guten Abend, was sucht Ihr hier?" den Knaben erschreckte.

„Ich dank' Euch, Herr, für den guten Abend, und wünsch' Euch einen bessern, als mir bevorsteht," erwiederte der Pilger. Der Knabe, der aufgesprungen war, horchte verwundert, denn es schien ihm, als sey die Sprache

seines Herrn ganz verändert. „Ein Nachtlager," fuhr der Alte fort, „ein Abendessen und einen Tropfen Wein hoffen wir, da wir am Vorsprunghäuschen einer großen Burg sitzen, wie mein Knabe mir sagt; aber niemand hört auf mein Lied, und still ist alles hier wie im Grabe."

„Ihr seyd blind, Alter?" fragte der Reitersmann.

„Schon seit ich mich in Joppe einschiffte — von Napolis hat mich mein Enkel, ein Jüngling in der Blüthe des Alters bis nach dem Harz geleitet, da starb er in Goslar. Es war ein frommer Jüngling, Gott möge seiner Seele gnädig seyn, und da nahm ich mir den Burschen, der will mich nun bis zu meiner Heimath nach Rosteck im Mecklenburger Lande führen."

„Nur Geduld, Alter!" sagte der Reitersmann, hier kann ich wohl helfen." Er nahm unter dem Mantel ein Hifthorn hervor, stieß dreimal hinein, und schnell antwortete der Thurmwart von oben. „Folgt mir nur," sagte er zu dem Pilger, „ich will Euch schon Einlaß und ein Nachtlager verschaffen." Er ging voran bis an die Zugbrücke, der Alte folgte, so schnell er konnte, an der Hand des Knaben, der jetzt, als die Zugbrücke niedergelassen, das Fallgatter aufgezogen wurde, und Bewaffnete heraustraten, leise dem Alten zurief: „Seyd auf Eurer Huth, Herr, ich fürchte hier Böses, der Reitersmann winkte den Reisigen, die herauskamen, zeigte auf uns und gebot, so wie es schien, durch Zeichen, ihn nicht zu verrathen."

„Führe mich nur getrost," sagte der Alte, „ich fürchte nichts — nur geschwind."

Der Knabe ſchritt nun ermuthigt voran, ging keck über die Zugbrücke, grüßte gar freundlich die Reiſigen, und wollte eben durch das Fallgatter in den Vorhof, als einer der Gewappneten ihn unſanft beim Arme faßte: „Mit nichten, junger Burſche, hier herein gehet der Weg nicht. Thomas," rief er einem Reiſigen zu, „führe den Jungen hinunter nach dem Meierhofe, ſie ſollen ihn gut verpflegen, und an nichts Mangel leiden laſſen. Kommt, Alter," ſagte er zu dem Pilger, „ich will des Knaben Stelle bei Euch vertreten, ſo lang Ihr hier auf der Burg ſeyd."

„Folge deinem Führer," ſagte der Pilger zu dem Knaben, faßte des Reiſigen Hand, und ſchritt über den Burghof in das Schloß, wo ihn der Alte in ein Kämmerchen führte, ihn ſich zu ſetzen einlud, und Speiſe und Trank brachte.

Wohl mochte er ſo länger als eine Stunde geſeſſen haben, als der Alte wieder zurückkehrte, und ihm zu folgen befahl. Er führte ihn eine hohe Treppe hinauf, über einen langen Gang hinweg. Eine Thür öffnete ſich, und der Reitersmann, der wahrſcheinlich der Herr der Burg war, hieß ihn willkommen.

„Alter," ſagte er mit freundlicher Stimme zu ihm, „nimm Deine Laute, ſpiel' und ſinge uns ein Lied." Der Pilger, der ſeit ſeinem Eintritt, wie die Blinden es zu thun pflegen, ſcharf aufgehorcht hatte, erwiederte: „Gern würd' ich, lieber Herr, mein Saitenſpiel vor Euch ertönen laſſen, aber da wollte vorher meine zitternde Hand

es ſtimmen, und die ſchönſte Saite ſprang. — Verzeiht, daß ich ohne Laute komme.“

„Nun ſo ſing' uns wenigſtens ein Liedchen,“ ſagte der Reiter, und „ſtill, ja ſtill, Liebchen!“ hörte der Pilger ihn leiſe zu Jemand ſagen, deſſen Kleid wie ein Frauenkleid rauſchte.

„Wenn Ihr befehlt, lieber Herr, gern, denn es iſt Pflicht eines armen, blinden Pilgers, für Nachtlager und Labung durch Sang und Lied zu zahlen, was der Seckel nicht vermag noch darf.“ Er ſang:

Ein Rittersmann ritt in Nacht und Graus
auf ſeinem wilden Rappen,
er jagte mit Eil zum Wald hinaus
ohn' Helm und Schild und Knappen;
und über Stock und über Stein
ging's in die dunkle Nacht hinein.

Nur munter, mein treues Dänenroß,
auf, fort mit Blitzesſchnelle!
dort drüben im finſtern, alten Schloß,
in ſtiller, einſamer Zelle,
da ſitzet im bleichen Mondenſchein
die holde Maid und harret mein.

Er trabte hinauf den ſteilen Berg,
jetzt hält er an der Pforte,
da kreiſchet vom Thurm der kleine Zwerg
die hohlen Schreckensworte:
Kehrt heim, kehrt heim! — Im Abendroth
umfaßte die Maid der kalte Tod.

Er wendet ſein Roß zum finſtern Wald,
da tritt auf ſeinen Wegen
die traurige, düſtere Luftgeſtalt
der Dirne ihm entgegen;
aus ihrem bleichen Grabgewand
ſtreckt winkend ſie die kalte Hand.

Ich folge Dir gern, Du holde Maid,
Du winkſt mir nicht vergebens,
Die Blüthen der Hoffnung ſind zerſtreut,
verwelkt der Kranz des Lebens.
Er ſprach's und ſinkt. — Der tiefe Schmerz
zerdrückt des Treuen treues Herz.

Der Pilgersmann hörte jetzt, als er den Geſang beendet hatte, ein leiſes Schluchzen. — „Ich dank' Euch, Alter," ſagte der Reiter, „legt Euch zur Ruh, mein Diener wird Euch geleiten." Dieſer faßte ſchnell ſeine Hand, und führte ihn wieder hinunter in ſein Kämmerchen. „Hier rechts hat man Euch ein weiches Lager bereitet," ſagte er, „ſoll ich Euch auskleiden?"

„Ich danke," erwiederte der Pilgersmann freundlich. „An die Dunkelheit im Leben gewöhnt, bedarf ich keiner Hülfe, ich tappe herum, und will mich mit meinen Händen wohl finden. Muß noch ein langes Gebet zu meinem Schöpfer erheben, und dabei bin ich gern ungeſtört und allein." — Der Reiſige ging.

Kaum hatte dieſer die Kammer verlaſſen, ſo ſank der Pilger auf ſeine Kniee. „Barmherziger Vater! Du haſt meinen Wunſch erhört. Dank Dir, Dank für Deine

Gnade.“ Lange lag er ſo auf den Knien in ſtille Andacht verſunken, dann warf er ſich auf ſein Lager, und erwartete, ohne daß der Schlaf ſein müdes Auge ſchloß, den kommenden Morgen.

16.

Mit dem Aufgange der Sonne, die durch das kleine Bogenfenſter hindurchdrang, ſchallte Hörnergetös aus dem Thale herauf, und in der Burg ſelbſt ward alles lebendig, Rüden bellten, Hufſchlag von Roſſen vernahm man, die Zugbrücke raſſelte nieder, und deutlich hörte der Pilger, daß alles zur Jagd ausziehe.

Nicht lange nachdem es wieder ſtill geworden war, trat der Reiſige ein, der ihm geſtern von dem Kaſtellan der Burg zur Leitung gegeben war, bot ihm einen guten Morgen, ſetzte Einiges zum Imbiß auf den Tiſch, zerlegte ſorgſam das gebratene Wild, öffnete den Deckel der zinnernen Kanne, worin er ihm einen Morgentrunk gebracht hatte, und während der Blinde zulangte und ſich recht gut zu helfen wußte, erzählte ihm der Alte, wie alles mit dem Herrn Kaſtellan des Schloſſes zur Jagd ausgezogen ſey, und er bloß ſeinetwegen hätte daheim bleiben müſſen, nahm das Frühſtück wieder ab, wovon der Alte nun zur Genüge gegeſſen hatte, und ſagte im Weggehen, ſein Herr ließe ihn erſuchen, noch bis morgen hier zu bleiben, es ſolle ihm an nichts mangeln.

Nach einigen Stunden kehrte er wieder. „Verzeiht, Pilgersmann,“ begann er, „haben da oben des Ka-

ſtellans Mutter, eine alte, neugierige Frau, die gern von Paläſtina erzählen und Lieder ſingen hört; ſie läßt Euch erſuchen, zu ihr hinauf zu kommen, und ihr ein recht fein Stückchen zu ſingen, muß aber von Minne d'rin ſeyn, ſonſt behagt's der Alten nicht. Kommt, folgt mir; gefällt Euer Lied, legt ſie Euch gern einen Zehrpfennig in den Seckel, doch darf der Herr es nicht erfahren, er liebt es nicht, daß die Alte noch ſo lüſtern nach Liedern und Mährchen iſt."

Raſch tappte der Pilger nach der dargereichten Hand und folgte dem Reiſigen. „Tretet nur hier herein," ſagte dieſer, indem er eine Thür öffnete, ihn in ein Zimmer führte und einen Seſſel reichte.

Der Pilgersmann ſaß ſchon eine Weile auf ſeinen Stab geſtützt und horchte, aber er vernahm nichts. Jetzt hörte er rauſchen, Tritte nahten ſich, und eine Stimme lieblich und melodiſch drang zu ihm und ſagte: „Ihr zittert ja, alter Mann, iſt Euch nicht wohl?"

„Wohl, unausſprechlich wohl!" erwiederte er mit Jugendfeuer.

„So erzählt mir von Paläſtina, von Euren Wanderungen. Ich lebe hier ſo einſam, daß mir nun ſchon lange die Begebenheiten der Welt verborgen liegen."

„Ach tröſtet Euch darüber," ſagte der Pilger, „in der Welt iſt des Kummers mehr als der Freude. Manche gar ſonderbare Begebenheiten ereignen ſich da. Als ich zum Beiſpiel durch Ferrara, im Lande des Herzogs Alphons, zog, hatte ſich dort etwas gar Sonderbares ereig-

net; doch ehe ich die Erzählung beginnen kann, wenn Ihr anders sie hören wollt, so muß ich um einen Trunk Wein bitten, der Saft der Reben löst meine Zunge."

„Geh," sagte die Dame zu einem Diener, „hole einen Becher!" — Und wie dieser das Zimmer verlassen hatte, sagte der Alte halb leise: „Edle Matrone, besser wär' es, Ihr entferntet den Diener ganz und gar, es kommen in meiner Geschichte gar sonderbare Dinge vor, die nicht für Jedermanns Ohren passen. Ich bitt' Euch um Eurer selbst." Indem trat der Diener ein, der Alte leerte den Becher nur halb, und gab ihn dem Reisigen zurück. — „Geh nur, Curt," sagte die Dame, „sorge für die daheim gebliebenen Rosse, wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich schon rufen." — Der Diener zögerte. — „Geh', ich befehle es Dir." — Curt ging. — „Nun beginnt, Alter, jetzt sind wir allein."

„Sind wir auch ganz allein?" fragte sorgsam der Alte. — „Es ist Niemand hier," entgegnete die Dame, doch wozu das Geheimnißvolle?" — „Nun so hört:

In Ferrara am Hofe der Gemahlin des Herzogs Alphons," so hob der Alte an, „war ein Fräulein von außerordentlicher Schönheit. Meistersänger feierten sie in ihren Liedern, und die Dichter fanden das Ideal ihrer Phantasie in ihr übertroffen. In der Einsamkeit erzogen, hatte sie ihr Herz einem Jüngling geschenkt, der in ihr seines Lebens Glück, seinen ganzen Himmel fand. Am Hofe des Herzogs blühte diese Rose üppig auf. — Alle Ritter, selbst der Herzog buhlten um sie, sie vergaß den Jüngling, vergaß Stand, Ehre, Tugend, mußte den Hof

verlaſſen und ſtarb. — Doch nur zum Schein. Denn lebend tritt der Jüngling vor ſie, ihr noch einmal Lebewohl zu ſagen.“ Bart und Pilgergewand ſanken, Otto ſtand vor Eva, die ſchon von ſeiner Erzählung durchſchauert, jetzt kaum ihrer Sinne mächtig auf einen Seſſel ſank.

„Eva!“ ſagte der Jüngling. Ich komme nicht als ein ſtrafender Richter, nicht als ein läſtiger Mahner, nahe Euch nicht als ein Bittender. Ich konnte nicht leben, nicht ſterben, ohne die Gewißheit zu haben, daß Ihr lebt, ohne Euch noch einmal zu ſehen. Fürchtet nichts, mich trieb ein heiliges, frommes Verlangen her zu Euch, nicht zu Eurem Verderben ſchlich ich mich hier ein. Euer Geheimniß geht mit mir zu Grabe, keine Marter kann es mir erpreſſen. Glücklich fühle ich mich, daß ich Euch lebend weiß, glücklich, da dieſe Himmelsblume nicht verwelkt iſt, dieſe Engelgeſtalt noch im Lichte des Lebens wandelt. — Meine irdiſche Liebe war, ſeit Ihr mit dem Herzog an jenem Abend zu Wolfenbüttel im einſamen Zimmer ſpracht, dahin, meine heilige Liebe aber iſt unvergänglich. Schlagt Euren Blick nicht vor mir nieder, hebt den Strahl Eures Auges nach mir auf, laßt mich noch einmal in ihm die entſchwundene Wonne ſehen, laßt ſie mich fühlen, ſie noch einmal genießen, und ſeyd nicht ſo grauſam, mir dieſen Wunſch zu verſagen.

Ja er iſt's, es iſt der Spiegel meines Glücks,“ rief er aus, als Eva ihr Auge nach ihm hob. „Eine Paradieſeswelt ſchwimmt in dieſen feuchten Sternen, ein Himmelsleben glüht mir aus dieſem Strahl entgegen, und

durchſchauert mein halb erſtorbenes Herz. O ſenke, ſenke Deinen Blick, Engel, die Wonne könnte mich tödten! — Schließt euch, ihr Augen, ſchließt euch wieder!" rief er, und hüllte ſich in das Pilgergewand, „denn der Anblick erſchüttert mich, und mein Herz iſt ſchwach, meine Sinne ſchlummerten nur; ſie ſind erwacht; fort, fort von hier!" — Er wollte hinaus.

„Otto!" rief Eva mit wehmüthiger, halb erſtickter Stimme, „bleib, höre mich. Meiner Augen Gluth kann ja Dein reines Herz nicht mehr erwärmen. Eva von Trothe iſt" —

„Schweigt, o ſchweigt!" unterbrach er ſie, ſich nach ihr wendend. „Laßt mir mein Himmelsbild! raubt es mir nicht! — Seht! ich habe Muth, Euch in das Auge zu ſchauen, Eure Zauberſtimme zu hören." Er trat zu ihr. „Redet, Eva, und denkt Euer treueſter Freund ſtehe vor Euch."

„Ich bin nicht glücklich!" begann das Fräulein.

„Nicht glücklich!" rief der Jüngling. „Nicht glücklich — und liebt?"

„Kann ich mich hier glücklich fühlen, Otto! Abgeſchieden von der Welt und ihrem lockenden Glanze, verlaſſen von allen, die meinem Herzen nahe ſtanden, umgeben von Spähern und Wächtern, kann ich es? Und er, der mir dieſes öde Leben ausſchmücken, der mich tröſten könnte, er naht nur auf Augenblicke, und die Wonne des Wiederſehens liegt ſo nahe an den Schmerzen der Trennung, daß ſie mit ihrem zagenden Flügel kaum aufzuflattern wagt. Seine Liebe muß ich in meiner Bruſt ver-

ſchließen, darf ſie der Welt nicht verkünden, darf ihr nicht ſagen: Mein iſt der ritterliche Fürſt, mir gehört ſein Herz, mein ſind ſeine Thaten. — Seh' ich in den Spiegel, ſeh' ich das unglücksvolle Geſchenk der Natur, ſeh' ich die lebenden Züge, ſo freut es mich nicht. Wer ſich ihrer, wer ſich Evas erinnert, denkt ſie ſich verwelkt, vermodert. Grauſig iſt es mir, wenn ich mich unter den Lebenden als eine Todte herumwandeln ſehe, die längſt begraben ihnen und dem Leben nicht mehr angehört. — Seht mich nicht ſo traurig, ſo mitleidsvoll an, Junkherr von Wehnden, ſeht lieber ernſt und ſtreng auf mich. — Die Todtgeglaubte bedarf keiner Thränen mehr, Leben bedarf ſie, das Leben der Welt."

„Eva!" ſagte nun der Jüngling, nachdem das Fräulein geſchwiegen, und ihr erglühtes Auge bei den letzten Worten ſchnell zu Boden geſenkt hatte. „Ihr liebt den Herzog nicht!"

„Ich liebte ihn nicht?" rief ſie raſch.

„Nein, Eva! Denn wär' ich mit Euch im finſtern Kerker, von Grabesnacht umgeben, Ihr ſchmücktet mir ihn zum Paradieſe, der Strahl Eurer Augen erhellte die Nacht. Ach ich wäre glücklich, ruht ich nur auf Augenblicke an Eurer liebenden Bruſt. Doch ſtill, ſtill! weg, nur weg ihr lockenden Bilder, nehm' ich doch den Troſt mit mir, daß Otto, der verlaſſene Jüngling, in den Stunden der Einſamkeit wie eine freundliche Erſcheinung vor Euch tritt, wie ein geliebter Bruder, und nach dem ihr ſehnend das Auge wendet. — Eva drückte ihm ſchweigend die Hand. — Nun aber lebt wohl! keinen Tropfen Bitterkeit will ich in Euren Becher träufeln, und von hinnen eilen, damit ich

meine Wonne ungetrübt mit mir nehme, und der Zauber nicht vergehe."

Lange ruhte noch sein Blick auf dem holden Mädchen, auch der ihrige traf ihn sanft und freundlich, als ob er Trost in dem Auge des Freundes suchen wollte, da faßte Otto mit Heftigkeit ihre Hand. „Unglückliche," rief er, „Du bist nicht gestorben, und doch der Welt todt; Blume der Liebe, Du bist nicht verwelkt, aber duftest verborgen; Sonne meines Lebens, Du gingst nicht unter in Grabesnacht, und Deine Himmelsstrahlen leuchten und wärmen nicht mehr. Lebe wohl! Und" — sagte er nach kurzem Schweigen und sein ganzes Herz lag auf seinen Lippen — „bete, Eva, und preise Gott, daß Du schon hier büßen mußt für Deinen eitlen Wahn, darum wird Dir dort vergeben seyn; — leb' wohl! Gott stärke Dich!"

„Otto!" rief das Fräulein und hielt den Wegeilenden zurück. — „Kehrst Du nicht wieder zu Eva?"

„Nein, ich kehre nicht, was soll ich hier! Trösten? — ach ich bedarf des Trostes ja selbst. — Ermahnen? Dein Schicksal mahnt Dich nur zu ernst. — Mit Dir weinen? Die Todtgeglaubte, sagtest Du ja, bedarf keiner Thränen mehr, und das Leben, was sie verlangt — kann der Sänger Ihr nicht geben. — Deshalb besser, ich kehre nicht wieder."

„Und wenn ich Trost in Deinem Anblicke fände, wenn Dein Erscheinen mir die Versicherung gäbe, Du verachtest mich nicht; wenn Dein Kommen ein Sternenblick in meiner öden, dunkeln Nacht wäre, kommst Du auch dann nicht? — O nur noch einmal mahne dein frommer Blick mich an die Reue, o! nur noch einmal wecke die Tage

der Unschuld in meiner beengten Brust, nur noch einmal!"

Der Jüngling reichte ihr die Hand und drückte sie innig. „Ich werde kommen, weil es Euch tröstet, noch einmal werde ich kommen. Lebt wohl!" — Er wollte gehen, schon war die Thür geöffnet, da besann er sich schnell, trocknete das feuchte Auge und schloß es wieder. „Ruft Euren Diener, und befehlt ihm, daß er den blinden Pilger zurück nach dem Meierhof geleitet, wo mein Knabe meiner wartet."

Eva rief den Diener, und als seine Tritte auf dem Gange schallten, sagte Otto mit gepreßter Stimme: „Friede Eurem Herzen, Heil Eurer Seele, Vergebung dort, wie hier!"

Der Diener geleitete ihn hinunter. Der Knabe freute sich, seinen alten, blinden Herrn wieder zu sehen, und als sie durch den Staufenburger Forst gingen, Hörnerruf und Rüdengebell rings um sie schallte, in weiter Ferne der Herzog mit seinem Gefolge über den Weg den flüchtigen Hirsch verfolgend sprengte, und der Knabe dem Blinden dies alles erzählte, sagte dieser leise für sich: „Das Schicksal hält ja auch seine Jagd mit uns. Nur fort, fort!"

17.

Wochen waren wieder vergangen, seit Otto auf dem Geiersberg hauste, still lebte er dort, und schien beruhigt. Mit seinem Herzen hatte er abgeschlossen, nur mit sich nicht und seinem Leben. Daß er nicht immer unthätig auf seiner Burg bleiben könne, daß ihn sein Beruf hin-

austrieb in die Welt, mit Schwert oder Gesang sich Ruhm zu erwerben, fühlte er wohl; denn selbst seine Laute, dieser treue Freund, ruhte, seitdem er auf der Staufenburg gewesen, unter den Resten der längst entblätterten Rose, die ihm Eva in Wolfenbüttel gegeben, und zu keinem Liede hatte sie seitdem getönt. Deshalb schien er heitrer, als er war, er schien beruhigt, weil er nur noch einen Wunsch hatte, und diesen vor sich selbst nicht einmal laut werden lassen wollte. — Aber sein Inneres wurde oft von Sehnsucht fortgezogen, doch ohne Ziel, er wußte nicht wohin, und so war er bei der Mutter still und heiter; schwermuthsvoll und wehmüthig, war er allein.

Eines Tages saß er still nachdenkend bei dieser, die ihn schon lange aufmerksam beobachtet hatte. „Du bist mit Dir unzufrieden, mein Sohn!" sagte sie zu ihm; „Du glaubst, in Deiner Brust ruhten keine Wünsche verborgen, und sie verschließt deren so manchen."

„Ja, Mutter!" rief er aufspringend. „Es ruhen so manche hier in meiner Brust. Kommt, begleitet mich." Er ergriff ihre Hand und führte sie in den Rüstsaal, wo die aufgehangenen Waffen seiner Ahnen ihre Thaten zurückriefen, und zu ähnlichen mahnten. Vor des Vaters Rüstung blieb er stehen. „Hier," sagte er, auf selbige zeigend, „hier ist das Ziel meiner Wünsche, hier, wo das Schwert in der Scheide rostet, und der Helmbusch bestaubt herabnickt, hier findet mein Herz die Ruhe — unter dem Panzer, Mutter, ist es sanfter gebettet, als wenn es die Laute mit seinem heftigen Klopfen bewegt!" — „Ja, mein Sohn!" rief die Mutter, „zieh aus zu rit-

terlichen Thaten, vergiß ein flatterhaftes Weſen, das der Himmel Dir zur Qual ſo lieblich ſchuf, vergiß es, und wenn Du mit Ruhm und Ehre bedeckt zurückkehrſt, dann wirb um Margarethe von der Aſſeburg, führe ſie heim, und ſchmücke den Kranz Deines Lebens mit dieſer ſtill beſcheidenen Blume, Dir und mir zur Freude.“

Ohne die Mutter zu unterbrechen, hatte Otto ſie theilnehmend angehört. Jetzt ſah er freundlich lächelnd auf die Matrone, welcher der Himmel in ſeinen Augen geöffnet zu ſeyn ſchien. „Mutter,“ ſagte er mit Herzlichkeit, „Ihr glaubt, ich könne Eva vergeſſen. Nein, Mutter, das kann ich nicht! Aber in Kampf und Schlacht will ich ziehen, in den Strudel des Lebens mich werfen, denn dort finde ich wohl den einzigen Wunſch erfüllt, den einzigen, der noch meiner wunden Bruſt entquillt. Des Vaters Rüſtung ſoll mich zieren, ſeine Thaten mich ſpornen, ſein Tod auch der meine ſeyn!“ Er nahm die beſtaubte Rüſtung herab, und betrachtete die Oeffnung am Bruſtharniſch, wo die tückiſche Kugel des Vaters Herz getroffen hatte. „Auch hier treffe mich des Todes Geſchoß und dann iſt Ruhe,“ ſagte er ernſt.

„Das wolle Gott nicht!“ rief die Mutter. „Doch des Herrn Wille geſchehe!“ — Sie ſank an des Sohnes Bruſt und drückte ihn heftig an ſich. „Zieh hin, mein Sohn, beſſer ein ehrenvoller Tod, als ein ſieches, thatenloſes, qualvolles Leben!“

Otto reichte ihr bejahend die Rechte und ging, die Rüſtung mit ſich nehmend, in ſein Gemach. Doch des Vaters Schwert ließ er im Rüſtſaal zurück, er bedurfte

dessen nicht. Das Schwert, zum Preis aus Evas Hand empfangen, sollte ihn zum Kampf begleiten. Wie er nun die Rüstung ordnete, den grün und weißen Helmschmuck säuberte, fiel sein Blick auf die einsam hängende Laute, und zum ersten Male seit langer Zeit ergriff ihn wieder der Geist der Dichtung, welcher, dem Sänger die trüben Augenblicke des Lebens zu wonnigen weihend, mit Flammengluth begeistert. „Komm," sagte er, „komm, Du lang vergessener Freund, auch beim Klirren der Waffen will ich Dein gedenken, komm und töne, was in meinem Innersten glüht, locke die Schmerzen aus meiner Brust, daß sie auf den Schwingungen Deiner Saiten dahin schweben." Er nahm die Laute, warf sie über seine Schulter und griff einzelne Akkorde. „Du verstimmest nicht so leicht, wie mein Gemüth," rief er lächelnd, „komm, begleite mich zu meinem Lieblingsplätzchen, und zaubere dort noch einmal mit Deinen sanften Tönen den holden Jugendtraum des Sängers zurück, noch einmal, dann fort von hier in den Kampf!" Er wanderte den Berg hinunter nach dem Lieblingsplätzchen im Thal.

Eine warme Luft athmete ihm hier aus der Tiefe entgegen, die Gluth des heißen Tages, in Nebeldunst aufgelöst, hatte sich vor die Strahlen der scheidenden Sonne gezogen. Wie ein Gluthmeer wogte es zwischen dem hohen, das Thal bekränzenden Eichwald, nur hie und da drang ein Strahl der Abendsonne hindurch, und zog einen Lichtstreif durch den dämmernden Schleier. Jetzt traf ein solcher Strahl den rauschenden Bergquell, der, wie Millionen funkelnde Sterne von dem grau bemoosten Gestein

herabrollend, ſich mit ſeinen glühenden Tropfen in das weite Bette ſenkte, und dann wie ein Feuerſtreif durch blumige Wieſen ſich zog. Rehe traten aus dem Walde ins Thal, Labung am Quelle ſuchend, ein Steinadler ſchwebte in weiten Kreiſen über den Bäumen, und das Birkhuhn flatterte von Zweig zu Zweig. Otto ſtand dem Waſſerfalle gegenüber auf einem Felsgeſtein, Staunen ergriff ihn bei dieſem herrlichen Anblick. Die Stille des Abends, das Rauſchen des Waſſerfalls, das Plätſchern des Quells, das Schlagen der Flügel des königlichen Adlers, der immer tiefer und tiefer ſich ſenkte, das alles ſtimmte ſeine Seele erhaben. Seine Phantaſie ſchuf ihm magiſche Bilder, doch vor allen ſchwebte Evas Bild herrlich und ſtrahlend hervor. Da griff er in die Saiten der Laute, Sehnſucht ſtrömte aus ſeinen Augen, ſtrömte aus den goldenen Saiten. Das flüchtige Reh horchte bei ihren Tönen auf, das Birkhuhn flatterte in die Höhe und flog tiefer in den Wald hinein, der Bergquell ſchied nur leiſe murmelnd von den Tönen der Sehnſucht, nur der Adler ſchwebte unbekümmert in ſeinen Kreiſen fort.

So ſtand der bleiche Sänger, das Auge nach den Schwingen des Adlers gewendet, nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Staufenburg lag. Sehnſucht, unausſprechliche Sehnſucht ergriff ihn. Hinunter hätte er ſich mit dem Waſſer ſtürzen, mit dem Bache dahin fließen, mit den Flügeln des Adlers ſich aufſchwingen mögen, um zu ihr zu fließen, zu ihr zu ſchweben. Jedoch nur das Lied vermochte ſeine Sehnſucht zu beſchwingen; er ſang:

Die Sehnſucht iſt dem Schwane gleich,
Der auf ſeinem weißen Flaumgefieder
Durch der Lüfte ſanft durchſchiffte Reich
Kehret nach der lieben Heimath wieder.

Ach die Sehnſucht, biſt Du von mir fern,
Zieht mich hin zu Dir durch Zeit und Räume.
Immer nur nach einem holden Stern
Blick ich auf, wenn ich dann wachend träume.

Doch der Stern blickt nicht auf mich herab,
Ungeſtillet bleibt des Buſens Sehnen,
Denn der Abend gräbt der Hoffnung Grab,
Und ich netz' es dann mit meinen Thränen.

Warum läſt Du Sehnſucht ungeſtillt,
Warum Hoffnung troſtlos mir verſchwinden?
Zeige Dich, Du liebes Engelsbild,
Hoffnung, Sehnſucht, feſt an mich zu binden.

Aber ſchweig, du ungenügſam Herz,
Haſt Du Deinen Himmel nicht gefunden?
Schwindet nicht der Trennung herber Schmerz
In des Wiederſehens ſchönen Stunden? —

Er ſchwieg, die Laute ruhte in ſeinem Arme. Noch immer kreiſte beuteſuchend der Adler über ihm, noch immer rauſchte der Waſſerfall, plätſcherte der Quell zu ſeinen Füßen. „Schwinge deine Flügel nur immer über mir, königlicher Aar!" rief er jetzt, „fahr' herab auf die

zitternde Beute, führe sie hinauf in dein Felsennest; was kümmert es mich; bist du doch kein Geier, der aus meiner Brust das Herz, das glühende, liebende Herz mit seinen Qualen mir reißen könnte; das gehört mir und meinem Schicksal!"

Wild griff er in die Saiten, Unmuth umzog seine Stirn, doch der letzte Blick der scheidenden Sonne traf sein düsteres Auge. „Leb' wohl," rief er ihr zu, „hier gehst Du mir nicht mehr unter — dort mir nicht mehr auf." Und als sie das Strahlenhaupt hinter dem Waldgipfel verborgen hatte, und der bleiche Wiederschein nur noch wie zum Abschiedsgruß aus der Dämmerung hervorbrach, warf er noch einen Blick auf den schäumenden Wasserfall, sah er noch einmal nach dem kreisenden Adler; auch er war der Sonne zur Ruhe gefolgt. —

Schon am andern Morgen ordnete er alles zur Abreise. Ein Zug, den der Herzog Heinrich nach Thüringen gegen die aufrührischen Bauern unter Thomas Münzer verhatte, gab ihm ein weites Feld, seinen Muth zu erproben — nach Osterode wollte er ziehen. Doch als die Mutter ihn so schnell zur Abreise bereit sah, bat sie, noch einige Tage bei ihr zu verweilen, denn Margarethe von der Asseburg habe sie herbeschieden, ihr müsse er Lebewohl sagen, und nicht kalt und herzlos ein Band zerreißen, welches die Freundschaft um sie beide geschlungen habe. Otto versprach es und verweilte noch, ob ihn gleich eine quälende Unruhe von dem Geiersberge zu treiben schien.

Nach zwei Tagen erschien Margarethe, nicht wenig überrascht, Otto hier zu finden, den sie immer noch auf seinen Wanderungen begriffen glaubte. Herzlich empfing

ſie dieſer, zutraulicher wie je nahte er ihr; es ſchien, als habe die Entfernung die Herzen näher gebracht, und hoffnungsvoll ſah die Mutter auf die beiden ihr ſo theuren Menſchen.

Aber je inniger ſich Otto dem Fräulein näherte, deſto ſtiller, zurückhaltender wurde dieſe, ſie fühlte wohl, welcher Quelle Ottos herzliches Betragen entſpringe, ſie fühlte wohl, daß der Bruder ſich der Schweſter unbefangen näherte, und ſie täuſchte ſich nicht.

„Margarethe!“ ſagte der Jüngling am Abend vor ſeiner Abreiſe, „der Mutter Wunſch und einer Mahnung meines Herzens folgend, ziehe ich zu dem Heerhaufen, den der Herzog bei Oſterode ſammelt. Mein Schickſal liegt in Gottes Hand; ob ich heimkehren werde, weiß ich nicht, ich ahne, daß dies Lebewohl für die Ewigkeit iſt, darum, Margarethe, übergebe ich Euch die Mutter. Erſetzt ihr, was ſie an mir verlor, und drückt ihr die müden Augen zu. — Mir aber, wo ich auch falle, gönnt ein Plätzchen in der Ruheſtätte meiner Väter, dort nur ſchläft es ſich wohl.“ — Und nun ſagte er bewegter: „Ich danke Euch, Margarethe, für das Mitgefühl, was Ihr mir ſchenktet, es war dem Unglücklichen ein freundlicher Stern in der Nacht; ich danke Euch. Gern möcht' ich Euch lohnen, doch ich habe nichts, was mein iſt, als fromme Wünſche und eine freundliche Erinnerung an Euch, die ſelbſt in der Todesſtunde mich nicht verlaſſen wird. Wenn die Sonne morgen über jene Berge ſteigt, bin ich weit von hier — ohne den Segen der Mutter empfangen zu haben, beginn ich meine Wallfahrt; ich weiß ja, ihr Segen begleitet mich überall. Tröſtet und bittet ſie, daß ſie mir

verzeihe, wenn ich, ohne ihr Lebewohl zu ſagen, von hinnen ging.

„Otto!“ rief Margarethe, ihre Arme hoben ſich, doch bald ſanken ſie wieder, ſie preßte muthig das Gefühl in ihre Bruſt zurück. Aber als er ſie ſanft umfing, als er leiſe den Abſchiedskuß auf ihre Lippen hauchte, da ſchlang ſie die Arme feſt um ihn. „Leb wohl, mein Otto!“ rief ſie, Gott ſey mit Dir! und bewußtlos ruhte ſie an ſeiner Bruſt.

18.

Als am Abend der Meier des herzoglichen Hofes die Staufenburg, wohin er allerlei Lebensmittel gebracht hatte, wieder verließ, und der Schloßvoigt die Pforte öffnete, fanden ſie einen alten blinden Pilgersmann verlaſſen und allein auf einem Stein ſitzend. Es war derſelbe, der ſchon vor einigen Wochen auf der Burg geweſen; ſie erkannten ihn gleich, nahten ſich ihm freundlich, und erfuhren, daß ſein dienender Knabe ihn nach manchem nutzloſen Hin- und Herziehen hieher gebracht, und ihn hier böslich verlaſſen habe. Er bat, man möchte ihm doch aus Barmherzigkeit Obdach geben, denn er ſey ſo ermüdet, daß er, ſelbſt von einem Führer unterſtützt, nicht weiter könne. Der Voigt verſprach, deshalb Befehle einzuholen, kehrte zurück in die Burg, und kam mit der frohen Nachricht wieder, daß er ihm folgen dürfe. Der nämliche Diener, der ſchon das erſte Mal ſein Führer geweſen war, kam mit dem Voigt auch heute, ihn zu geleiten.

Man wies ihm das schon einmal bewohnte Kämmerchen an, doch nicht lange war er hier, als der Diener eintrat und ihn wie damals beschied, zu der alten Mutter des Kastellans zu kommen, die sich seiner Ankunft freue. Mit klopfendem Herzen folgte ihm Otto. Der Gedanke, es sey das letzte Mal, daß er Eva sehen solle, ergriff ihn mächtig, es war ihm, als ob er heute sich von allem trennen müßte, als ob er mit dem letzten Blick, den er auf sie werfe, auch das Auge schließen müsse für alles.

Er folgte dem Diener auf dem ihm noch wohlbekannten Wege, und als die Thüre sich öffnete, er die süße Stimme Evas hörte, die dem Reisigen befahl, sich zu entfernen, als sie ihm mit ihren Zaubertönen zurief: „Otto, wir sind allein," er die Augen aufschlug, und sie vor ihm stand, herrlich und schön, da war es ihm, als ob seines Lebens ganze Wonne sich in diesem Augenblicke vereint, alles Glück, was er noch zu genießen habe, in diesem Augenblick über ihn ausströme, als ob er seines Lebens letzte Neige schlürfe. — Begeistert blickte er auf sie, die errötheud freundlich auch ihn anschaute.

Endlich fand seine Empfindung Worte. „Verzeiht, Fräulein," sagte er, „verzeiht, daß ich mich Euch noch einmal nahe, es ist das letzte Mal. Ich ziehe mit dem Herzog nach Thüringen, nicht um Ruhm oder Gold mir zu erwerben. In seine Nähe von meinem gequälten Herzen getrieben, suche ich auf dem Kampfplatz die Ruhe, den Tod! Aber ohne Euch noch einmal gesehen zu haben, wollte ich nicht vom Leben scheiden."

„Ich dank' Euch," entgegnete Eva bewegt. „Nicht Otto," fuhr sie nach einer Pause fort, „mit dem Lebewohl, das Ihr mir sagt, scheidet Ihr versöhnt von mir?"

„Ihr habt mir wehe gethan, sehr wehe," erwiederte Otto, „als Ihr mich schonungslos aus meinen Träumen wecktet, aber ich habe nicht auf Euch gezürnt. Ach die Wunden, wenn Liebe sie schlägt, brennen, aber sie bleiben der Versöhnung offen, und wahre Liebe kennt selbst in ihren Qualen nicht Zorn, nicht Rache. Für Euch habe ich gebetet, und den Frieden und das Glück Eurem Herzen gewünscht, das mir selbst nicht zu Theil wurde. Ich habe Euch betrauert, mehr noch als mich selbst."

„Und Ihr thatet Recht, ich dank' es Euch," unterbrach ihn Eva; „ich bedarf des Mitleids und eines frommen Gebetes. Denn schmückt auch die Liebe mir mit kurzen Augenblicken das Leben, foltert mich die Schuld, und die Sehnsucht nach den vergangenen glücklichen Stunden ergreift mich oft, und entführt auf ihren Schwingen den Hauch der Wonne, der noch zuweilen, die glühende Stirn mir zu kühlen, mich umweht."

„Ergreift Euch zuweilen die Sehnsucht nach jenen Frühlingstagen?" rief Otto glühend, „treten sie noch zuweilen vor Euch mit ihrem lieblichen Schimmer, und schwebt dann vielleicht mein Bild, mein leidendes Bild an Euch vorüber, und Ihr zürnt mir nicht, und winkt mir freundlich zu, wie einem alten lieben Bekannten?"

„Oft, Otto!"

„So lohn's Euch Gott, daß Ihr meiner noch mit Liebe gedenkt."

„Eurer und Eures treuen Herzens gedenke ich oft. Ja, ich will es Euch gestehen, oft wünsche ich, es wäre noch alles so, wie es auf dem Falkenstein war; die Tage der Unschuld sind dem Herzen friedliche Boten, die Tage der Lust stürmische Mahner.“

Da tönte dreimal der Ruf eines Hifthorns. „Gerechter Gott!“ rief Eva, „der Herzog kommt. Wohin Dich verbergen, armer Otto, wohin Dich vor seinem Zorne verbergen?“

„Laßt mich hier, Fräulein,“ sagte der Jüngling mit Ruhe, doch überzog bei dem Gedanken an Herzog Heinrich eine flüchtige Röthe sein Gesicht. „Erkennt mich der Herzog unter diesem Pilgergewand nicht, dann wandre ich weiter, und meine neue Laufbahn beginnt. Erkennt er mich, dann tritt ihm ein reines Gewissen entgegen. — Ich bleibe hier, ich scheue ihn nicht.“ — Er setzte sich auf einen Sessel an die Thür, und als er den Herzog hörte, schloß er die Augen.

Das Zimmer wurde geöffnet, der Herzog trat ein; verlegen ging Eva ihm entgegen, und vermochte nicht, ihre Aengstlichkeit zu unterdrücken. „Wie, Eva!“ sagte der Herzog, sie in seine Arme schließend, „Du kommst mir hier erst entgegen, empfängst mich hier so kalt, und — sein Auge traf Otto — in Gesellschaft?“

„Der blinde Pilger, den Ihr kennt, mein gnädiger Herr.“

„Seine bleichen Wangen scheinen heute geröthet,“ unterbrach sie der Herzog, und sein Auge traf bald Eva, bald den Pilger, auf den er jetzt rasch zutrat. „Zeigt mir Eure Laute, Alter,“ sagte der Herzog entrüstet, sie

ihm aus der Hand reißend. „Wie kommt Ihr zu der Laute, die meine Gemahlin dem Junkherr von Wehnden verehrte?“

„Auf rechtliche Weise,“ erwiederte Otto, während des Herzogs Augen Eva zu durchbohren schienen.

„Du lügst, Gaukler!“ rief der Herzog zornig.

„Ich bin kein Gaukler, gnädiger Herr!“ erwiederte der Jüngling entrüstet, und warf Pilgermantel und Bart ab; „ich bin Otto von Wehnden, der das erstemal verkam, die Todtgeglaubte zu suchen — und heute“ —

Da zog der Herzog das Schwert, doch Eva warf sich an seine Brust, und hielt den aufgehobenen Arm zurück. „Um Gotteswillen, Herr!“ rief sie, ihn krampfhaft umschlingend, füllt das Maaß meiner Leiden nicht noch mehr, schont den Unschuldigen.“

Der Herzog wollte sie zurückstoßen, doch sie hielt ihn fest umschlungen, er vermochte es nicht. „Nein, mein Geliebter,“ rief sie, „nur durch meine Brust geht der Weg zu seinem Herzen. Ich bitte, ich beschwöre Dich, wirf Dein Schwert weg und höre mich an.“

„Rede!“ rief der Herzog, doch das Schwert blieb in seiner Faust.

„Mein Heinrich!“ bat die Zitternde, „gieb mir Dein Schwert, damit, wenn Dein Zorn die Macht über Dein edles Herz gewinnt, Du keine ungerechte That begehst; gieb es mir, und dann halte Gericht über uns.“

„Und verdammt mich, wenn Ihr es vermögt,“ sagte Otto, der bisher mit ruhigem Ernste vor dem Herzog gestanden, und sein Schicksal muthig erwartet hatte.

Der Herzog blickte auf den Jüngling, ſein heitres, unſchuldvolles Auge traf und ergriff ihn; er ſteckte das Schwert in die Scheide. — „Stehe mir Rede," ſagte er zu Otto, „mein fürſtliches Wort, daß jetzt Dein Blut nicht fließen ſoll. Was willſt Du hier, in welcher Abſicht biſt Du auf der Staufenburg?"

„Noch einmal Eva zu ſehen, dann nach Oſterode zu ziehen, wohin Ihr Eure Mannen beſchieden. Ihr Lebewohl zu ſagen für immer."

„Und wer verrieth Dir, daß ſie hier lebe?"

„Meine Sehnſucht, ſie noch einmal auch im Tode zu ſehen, trieb mich nach Gandersheim in die Kirche der Kapuziner. Ich öffnete bei Nacht ihren Sarg, und fand das Marienbild ſtatt ihrer."

„Ha!" unterbrach ihn der Herzog, „nun wird mir der Argwohn meiner Gemahlin klar."

„Ich ſchwieg, gnädiger Herr, meine Lippen haben das Geheimniß nicht verrathen. Sollte ich die todt geglaubte Geliebte entehrt zum Leben wecken?"

„Knabe!" rief der Herzog drohend.

„Ja, gnädiger Herr, ehe ich die Schande Evas von Trethe verkündigte, eher hätte ich tauſendfachen Tod erlitten."

„Nun weiter, weiter!" ſagte der Herzog beſänftigt.

„Lange ſuchte ich ſie auf Euern Schlöſſern, denn nur in Eurer Gewalt konnte ſie ſeyn, da führtet Ihr mich ſelbſt auf die Staufenburg ein. — Ich hörte ihre Stimme" —

„Und warum verließeſt Du das Schloß ſo ſchnell?" fragte der Herzog.

„Ich hatte ſie geſehen, ſie geſprochen. Ich war gewiß, ſie lebe, was ſollt' ich mehr, was ſollt' ich hier?"

„Und das verſchwiegſt Du mir, Eva?" ſagte der Herzog, ſich mit glühendem Blick zu ihr wendend.

„Was konnte es Euch nützen, gnädiger Herr, wenn ich es Euch berichtet hätte," erwiederte Eva ſchmeichelnd. „Ihr hättet Ottos Verſchwiegenheit nicht getraut, hättet für Euer Geheimniß gezittert."

„Und darf ich ſeiner Verſchwiegenheit vertrauen? Wer bürgt mir dafür, daß ſeine thörichte Liebe, daß ſeine Eiferſucht ihn nicht verleite."

„Mein Wort, gnädiger Herr," ſagte Otto raſch, „und mein Herz. Mein Wort brach ich noch nie, und mein Herz könnte nie Eva von Trothe verrathen. Auch habt Ihr von meiner Liebe nichts zu fürchten, ſchon lange hofft ſie, erwartet ſie nichts mehr, und mit der irdiſchen Liebe ſchwand auch die Eiferſucht."

„Nun ſo geh, Otto von Wehnden!" ſagte der Herzog nach einigem Nachdenken. „Vergiß nicht Dein gegebenes Wort, aber vergiß Eva! Denn" rief er jetzt drohend, „fänd ich Dich noch einmal hier, ließ ich Dich von den Zinnen des Oſtthurmes hinabſtürzen. — In Oſterode ſehen wir uns."

„Ich gehorche, Herr!" begann Otto, ſich vor dem Herzog verneigend. „Ich hätte auch ohne Euer Verbot die Staufenburg nie wieder betreten, denn meine Sehnſucht war geſtillt, ich am Ziele meiner Wünſche." Er nahte ſich Eva, die im Ausbruch ihres Dankes den Herzog umſchlungen hielt. „Lebt wohl, Eva," ſagte er gerührt, „betet zu Gott, daß er Euch den Frieden des Herzens

ſchenke. Sucht in der ſtillen Liebe, in der Einſamkeit Eures Lebens Glück, nicht im Geräuſche des Hofes, nicht in den Wünſchen der Eitelkeit. Ewig todt dem Auge der Welt, erſteht nur jenſeits.“

Er neigte ſich vor dem Herzog und wollte gehen. „Otto!“ rief dieſer, „ziehe nicht ſo ernſt von der Freundin Deiner Jugend, geh verſöhnt von ihr, Du biſt ein edler, braver Mann, ich erlaube, ich gönne Dir den Scheidekuß.“

„Verſöhnt war ich längſt!“ rief der Jüngling unmuthig; „nach einem Kuß, den Liebe nicht der Liebe giebt, gelüſtet mich nicht. Lebt wohl, und bleibt mir auch ferner ein gnädiger Herr.“ — Er neigte ſich und ging.

19.

Schon war es Nacht, als Otto bei der Köhlerhütte am Staufenburger Forſte, wo er Schwert und Helm, und ſein treues Roß zurückgelaſſen hatte, anlangte. Er trat in die Hütte, warf ſich auf das für ihn bereitete ärmliche Lager, wollte ruhen und konnte nicht. Der Schlaf floh ſein Auge, da warf er den Pilgermantel ab, hing ſein Schwert mit Evas Wehrgehenk über die Schulter, ſetzte den Helm auf, beſtieg ſein Roß, und trabte in Gedanken verſunken auf der Straße nach Oſterode, wo er die beiden Knechte zurückgelaſſen hatte, ſeinem Schickſal entgegen.

„So war es das letzte Mal,“ ſagte er vor ſich hin, „und nie ſehe ich ſie wieder. Nie ſollen meine Augen die herrliche Geſtalt, das ſeelenvolle Auge wieder erblicken, und nun hätte ich wirklich von allem Lebensglück Abſchied

genommen, und die Schwingen meiner Sehnſucht wären gelähmt, ihr Flug zu Ende? Nein, nein!" rief er plötzlich, als er die Morgenröthe hinter den hohen Bergen hervortreten, und die Gegenſtände um ſich her aus der Nacht in die Dämmerung übergehen ſah. „So wie du, goldene Sonne, wieder aufgehend mit deinen Strahlen die ſchlummernde Erde zu neuem Leben weckſt, ſo wird auch ſie meinen Blicken wieder erſcheinen, und die ſchlummernde Sehnſucht erwecken." — Da hörte er hinter ſich Hufſchlag. Er wendete ſich. Einen Reiſigen mit mehreren Knechten ſah er, die eiligſt aus dem Forſte auf dem nämlichen Wege heran ſprengten, auf dem er ruhig fort trabte. Sich nicht um ſie bekümmernd, zog er weiter, und zürnte im Stillen, daß ſie das liebliche Bild verwiſcht, und ihn in ſeinen Träumen geſtört hätten. Doch jetzt rief einer der Kommenden, der ſchon dicht hinter ihm war: „Halt! Junkherr von Wehnden, halt!"

Otto hielt ſein Roß an. „Was iſt Euer Begehr?" fragte er.

„Ich fordre Euch im Namen unſeres Herrn von Braunſchweig auf," ſagte der Reiter, „mir nach der Staufenburg zu folgen."

„Und was ſoll ich dort?"

„Uns Bürgſchaft in leidlicher Haft geben, daß Ihr verſchwiegen ſeyd; denn es wäre wohl thöricht, wenn der Herzog einem ſolchen jungen Fant, wie Ihr, ſein Geheimniß überließ, das iſt beſſer zwiſchen vier Mauern als in der Bruſt eines Minneſängers verwahrt. Dies war der Rath, den ich unſerm Herrn gab, und er ſchickt mich mit vier Knechten, Euch zurückzuführen in Güte oder mit

Gewalt. D'rum zaudert nicht länger, und laßt Euer Schwert in der Scheide ruhen, die Herren Meiſterſänger verſtehen mit ſolchen Dingen nicht umzugehen."

„Ob ich es verſtehe?" rief Otto, „da nimm!" Er führte einen heftigen Streich auf des Voigts Pickelhaube, und ſchrammte ihm den linken Arm. Doch kaum ſahen die Reiſigen ihren Führer bluten, als ſie Otto umringten. Aber das Schwert, was ſein Lied ihm errungen, verließ den Meiſterſänger nicht, wacker hieb er um ſich, denn wo Erfahrung und die Kunſt fehlte, trat Verzweiflung an ihre Stelle. „In leidlicher Haft?" rief er, „unten im Burgverließ! — davor ſchütze mich mein Schwert; eher das Leben als die Freiheit verloren!" Schon lagen drei Knechte blutend neben ihm, ſchon ſprengte ſein Roß durch die andern hindurch nach dem nahe gelegenen Wald, da ſauſte ein Bolzen durch die Luft und traf des Jünglings Schulter — er ſank.

„Habt es nicht anders gewollt," ſagte der Voigt, der zu ihm trat, „thut mir leid um Euer junges Leben, und wird auch gewiß unſerm Herrn leid thun." Er ließ ihn auf ſein Pferd heben, und zog mit ihm langſam der Staufenburg zu. — Otto ſagte indeſſen kein Wort, ſeine Wunden bluteten heftig, doch am meiſten ſchmerzte ihn die Wunde in der Bruſt. Er ſah nur mit Sehnſucht im Blick nach den Thürmen der Staufenburg, die jetzt im Morgenroth erglänzten. Endlich da ſie an den Fuß des Berges gelangten, bat er ſeinen Führer, die Roſſe anzutreiben, „damit ich ſie nur noch einmal ſehe, ehe der Tod meine Augen ſchließt," ſagte er leiſe, und ertrug mit heiterem Geſicht die immer ſich mehrenden Schmerzen.

Jetzt zogen sie in den Schloßhof ein. Der Herzog kam ihnen entgegen, und als er des Jünglings gebrochenes Auge sah, hob er den Blick gen Himmel. „Vergieb mir, Gott!“ rief er, „das wollte ich nicht!“

„Zu ihr!“ stammelte Otto.

„Bringt ihn hinauf,“ rief der Herzog, „in mein Gemach, und ruft den Arzt, vielleicht ist noch Hülfe möglich.“ Otto schüttelte verneinend, und als er in des Herzogs Zimmer auf ein Ruhebett gebracht, der Herzog selbst sein bleiches Haupt auf ein Küssen gelegt, und das strömende Blut zu stillen versucht hatte, öffnete sich die Thür, und Eva stürzte herein. Sie sank neben des Jünglings Lager nieder.

Ein heitres Lächeln umzog bei ihrem Anblick sein Gesicht. Ein tiefer Seufzer preßte sich aus der wunden Brust, und mit ihm schied das Leben.

20.

In der Stille begrub man Otto in der Schloßkapelle, sein Tod blieb ein Geheimniß, wie das Leben seiner Geliebten. Eva besuchte in den zehn Jahren, die sie hier noch unter mancherlei Schicksalen, ein eintöniges, freudeloses Daseyn verlebte, fast täglich sein Grab, weihte seinem Andenken manche bittre Zähre, und büßte für ihren Unbestand durch Reue und Buße, bis sie neben dem Getreuen ihre Ruhestätte fand. Freudelos war ihr Leben, sanft war ihr Tod.

Auf dem Geiersberge hatte die Mutter vergebens auf ihren Sohn geharret. Die Schlacht von Frankenhausen wurde geschlagen, niemand hatte Otto dort gesehen. In

banger Erwartung verlebte ſie ihre einſamen Tage, und immer kam keine Nachricht. Auch Margarethe von der Aſſeburg gedachte ſeiner mit banger Sorge, mit treu liebendem Herzen, und als auch nach Monden keine Nachricht kam, faſt ein Jahr in getäuſchter Hoffnung ſchwand, nagte der Kummer an ihrer Blüthe, bleich und trauernd wandelte ſie unter ihren Gefährtinnen.

So traf ſie der Herzog eines Abends im Schloßgarten zu Wolfenbüttel. In der Laube, wo ſie Otto das erſtemal getroffen, ſah er ſie das Haupt auf die Händ geſtützt ſitzen; ſie weinte bitterlich. Da übermannte das Gefühl des Herzogs edles Herz. „Arme Margarethe!“ ſagte er bewegt zu der Trauernden, „beweint nur den Todten, er iſt nicht mehr!“

Vom Hofe zu Wolfenbüttel ſchied ſie nun ſchnell, und ging nach dem Geiersberge, dort die Mutter zu pflegen, zu tröſten. Bei ſeinem Lieblingsplätzchen am Waſſerfall, neben der ſteinernen Bank, erhob ſie einen grünen Hügel, bepflanzte ihn mit Blumen, und ſchmückte ihn mit einem einfachen Kreuze. Zu den Füßen des Hügels ruhte die zerbrochene Laute, und wenn die Abendröthe den Waſſerfall erleuchtete, der Weſtwind ſanft durch die hohen Eichen rauſchte, der Quell murmelnd an dem Grabe hinfloß, da glaubte ſie, die Laute töne, und das Lied der Sehnſucht ſteige aus dem Hügel auf.

Nach der Mutter Tode nahm ſie den Schleier in Gandersheim. — Ihre Sehnſucht führte ſie bald hinüber.

Bombay

Ansicht der Stadt und eines Theils von der Insel Bombay *).

Wir liefern als eine dem Leser gewiß nicht unerfreuliche Zugabe die Ansicht einer der schönsten indischen Landschaften. Auffallend vermischt sich hier der Charakter der östlichen Zone mit den Zeichen Europäischer Cultur, welche die Gegenwart und die Macht der Britten in Indien beurkunden.

Die große Anzahl von Häusern, welche sich zur Rechten ausbreitet, bildet die reiche, wegen ihres Welthandels so berühmte Niederlassung Bombay. Sie ist der Sitz der Präsidentschaft, hat zwei hunderttausend Einwohner, den besten Hafen Ostindiens und ist gegen alle äußere Feinde durch starke Befestigungen geschützt.

Das einzeln stehende Haus, welches man auf der linken Seite unter einigen Palmen, auf hohen Ufern den weiten Ocean überschauend, erblickt, war die Wohnung von Sterne's Elisa, so berühmt durch die in viele Sprachen übersetzten Briefe des bekannten Schriftstellers; es trägt jetzt den Namen **Mazagon House.**

Die Verlagshandlung.

---

*) Dieses Blatt ist dem in diesem Jahre zum erstenmale in unserem Verlage erscheinenden Taschenbuche: *The British Wreath*, a literary Album and Christmas and new Year's Present for 1829 with seven higly finished engravings entnommen.

Druckfehler.

Seite 15	Zeile 12	v. o.	lies: birgt	statt birgt
— 19	— 8	„ „	„ Geplander	„ Geplander
— 32	— 10	„ „	„ ſchmerzenswerthe	„ ſchmerzwerwerthe
— 36	— 3	„ „	„ ſo	„ o
— 37	— 2	„ u.	„ Armſeſſel	„ Armeſſel
— 49	— 15	„ o.	„ männliche	„ mannliche
— 50	— 8	„ „	„ herzogliche	„ herzogliche
— 57	— 17	„ „	„ als	„ wie
— 76	— 13	„ „	„ Eſtavâjé	„ Eſtaraié
— 84	— 15	„ u.	„ als	„ wie
— 85	— 13	„ „	„ Scharnachtbal	„ Scharnachchal
— 91	— 8	„ o.	„ Der	„ Den
— 91	— 13	„ „	„ noch	„ nach
— 95	— 5	„ o.	„ Italiener	„ Jiallener
— 103	— 9	„ „	„ Charolois	„ Chavolois
— 109	— 9	„ u.	„ Den	„ Der
— 118	— 11	„ „	„ Kriegsgefährten	„ Kriegsgefährten
— 120	— 8	„ „	„ welcher	„ weicher

Anzeige.

Es sind von dem ersten Jahrgange (1828) des Vielliebchens noch Exemplare zu haben, die zum Preis von 2 Thlr. durch jede Buchhandlung bezogen werden können, was wir besonders deshalb bekannt machen, weil sich das Taschenbuch, kurz nach dessen Erscheinen auf unserm Lager vergriffen hatte und damals eine Menge Bestellungen nicht ausgeführt werden konnten; dieser Jahrgang enthielt, nächst den 6 darin befindlichen feinen Kupferstichen und einer Titelvignette, drei Novellen:

Johanna Lavil. 112 Seiten.

Die drei Wünsche. Eine Sage aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. 137 Seiten.

Die Schlacht von Marignano. 152 Seiten.

welche durch die Kritik fast einstimmig für gelungen erklärt wurden.

Das Dresdner Literatur-Blatt Nr. 1. der Morgenzeitung sagt davon:

„Viel Liebchen finden sich wirklich in den 3 Novellen des Taschenbuches, welche alle 3 den Herrn v. Tromlitz zum Verfasser haben und schon darum ein Vorrecht auf die Liebe der Leser mitbringen. —

Von der ersten Erzählung: Johanna Lavil heißt es: „Tromlitz hat die beiden neben einander hinlaufenden Leidenschaften trefflich zu schildern und ihnen durch die eintretenden interessanten Collisionen die größte Anziehekraft zu ertheilen gewußt."

Von der dritten, die Schlacht von Marignano:

„Ganz auf dem Felde seiner fast unfehlbaren Erfolge ist der Verfasser in dieser Erzählung. Als ein tief in den Geist der geschilderten Zeit Eingedrungener, zaubert er die Galanterie unter Franz dem Ersten von Frankreich mit dem ihm eigenen Reiz und der darin vorhandenen Ziererei und Verkehrtheit vor der Leser Augen."

Weiter unten:

„Der Leſer behält in dieſer Novelle durchaus keine Zeit zum Ermatten. Die Begebenheiten reißen ihn unaufhaltſam fort, während der blühendſte Vortrag ihn unausgeſetzt feſthält. So viel auch ſchon vorher Taſchenbücher vorhanden waren, ſo wird doch gewiß ihr Publikum anerkennen, daß Herr von Tremlitz ihm ein recht erfreuliches Geſchenk mit dieſem neuen, ausſchließend durch ihn ſelbſt beſorgten, gemacht hat und einer gleich gehaltreichen Fortſetzung für künftige Jahre mit Vergnügen entgegen ſehen.“

(Neue Musik.)

Der Troubadour.

Eine Sammlung von Romanzen, Liedern und Nocturnos

mit Begleitung des Pianoforte.

Musik von

Brugière, L'huillier, Pauseron, Berton.

Worte von Carl Kirsch.

No. 1. Mit color. Vignette. Preis 12 Gr.

Inhalt. Die Rose von Bagdad. — Das Hindumädchen. — Schäferlied (vierstimmig). — Ein Blick in den Spiegel. — Das Waisenmädchen. — Der kleine Schornsteinfeger (zweistimmig).

Es erblühen manche artige Blumen auf dem Felde ausländischer Composition, welche wegen ihrer Bescheidenheit verloren gehen, die aber wohl werth wären, gesammelt zu werden. Diese Ueberzeugung liess uns den Troubadour beginnen, welcher, wenn er in der deutschen Umkleidung Beifall findet, von Zeit zu Zeit diejenigen Melodien des Auslands bringen wird, die sich durch Eigenthümlichkeit auszeichnen und durch Lieblichkeit

geeignet sind, sich dem deutschen, streng-kritischen, musikalischen Gefühl einzuschmeicheln.

Hierbei wird sowohl auf den Ruf der Componisten als auf Neuheit und Werth der Gegenstände Rücksicht genommen werden. Die französische Romanze erfüllt, wie bekannt, die oben ausgesprochenen Anforderungen sehr und wir beginnen deshalb mit einer Auswahl solcher. —

Spätere Hefte werden auch italienische und, wenn entsprechende gefunden werden, englische Gesänge bringen.

Wir bitten diejenigen Musikhandlungen, mit denen wir nicht in Rechnung stehen, uns ihren Bedarf aufzugeben. —

Industrie-Comptoir in Leipzig,
Petersstrasse No. 112.

(Neue Kunstsachen.)

Die Präsidenten der vereinigten Staaten Nordamericas;

eine Gruppe der wohlgetroffenen Abbildungen: Washingtons, J. Adams, Jeffersons, Madisons, Monroes und J. Q. Adams, mit dem aufschwebenden Amerikanischen Adler und dem Motto: e pluribus unum. Gr. lithogr. Blatt, 27 Zoll hoch, 19½ Zoll breit. Preis auf f. Schweizer-Pap. 1 Thlr.

Napoleon in sieben verschiedenen Lebensepochen

mit seiner Familie und seinen Generalen. Gr. lithogr. Blatt auf gr. Colombier, 29 Zoll hoch, 37 Zoll breit. Preis 2 Thlr.

Baumgärtners Buchhandlung
in Leipzig.

JULIA GONZAGA.

Vielliebchen

historisch romantisches Taschenbuch

FÜR 1830.

96,4798

VON

A. VON TROXLITZ.

Mit Kupfern.

BIBLIOTH. UNIVERSITATIS LIPSIENSIS 1896

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Vielliebchen.

storisch-romantisches Taschenbuch

für

1[redacted]30.

Von

A. v. Tromlitz.

Mit Kupfern.

eipzig, im Industrie-Comptoir.

Inhalt.

Die Belagerung von Candia. . . . . Seite 1

Julia Gonzaga. . . . . — 244

Die Vierhundert von Pforzheim. . . . . — 294

Verzeichniß der Kupferstiche.

1. Julia Gonzaga; zur Erzählung gleiches Namens.
2. Titelvignette.
3. Scene aus der Erzählung die Belagerung von Candia. Seite 2.
4. Helene; zur nämlichen Erzählung. Seite 32.
5. Scene aus der nämlichen Erzählung. Seite 122.
6. Gertraud; zur Erzählung die Vierhundert von Pforzheim. Seite 299.
7. Albrecht Roser; zur nämlichen Erzählung. Seite 364.
8. Ansicht von Florenz. Seite 431.

Die Belagerung von Candia.

Ein sanfter Westwind bewegte nur leise die Fluthen des im Abendroth erglühten Meeres, welches mit seinen ruhigen Wellen das Ufer der Insel Standia bespülte. Schaukelnd zogen die Fischerkähne dem nahen Gestade zu; kein Gekrächze der Möwen, kein Brausen der Brandung störte die heilige Stille, welche sich über die unabsehbare Fläche gebreitet hatte; nur von Ferne donnerte dumpf das Geschütz von Candia, welches die Türken zum vierten Male belagerten, und ihr thätiger Vezier Achmed Kiupergli aus 300 Feuerschlünden unaufhörlich beschoß.

Auf Standia aber, obgleich dem Schauplatz des Alles verwüstenden Krieges nahe, war es ruhig. Unbekümmert flaggten hier die Schiffe Venedigs in dem sichern Hafen; ungestört lagerten die Truppen der Republik und Maltas in den zur Vertheidigung aufgeworfenen Verschanzungen, und die Arbeiter zogen unter Gesang von den Schiffswerften in ihre Hütten ruhig heimwärts. Meister zur See war die christliche Schaar auf dieser Insel vor dem Feinde sicher, der es noch nicht einmal gewagt hatte, das feste Standia anzugreifen.

Ohnfern des Hafens, da wo eine Erdzunge sich ins Meer zieht, standen im Garten der reichen Wittwe Anastasia die Trümmer einer römischen Villa, deren noch kühn sich erhebende Bogen dem hier Verweilenden Schutz, und eine hohe gewölbte Fensteröffnung die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Hafen bot. Hohe Cypressen und Palmen beschatteten dies graue Gemäuer, das vielleicht schon Jahrtausende den Stürmen und Wellen getrotzt hatte; prachtvoll blühende Oleander, freundliche Cistusrosen umgaben das versteckte Plätzchen, Jasmin schlängelte sich traulich an das alte Gemäuer empor, und Nelken, Amaryllis und Hyazinthen hauchten hier, mit der Blüthe der nahen Orange vereint, ihre balsamischen Düfte durch die schweigende, sich senkende Dämmerung.

An der Fensterbrüstung saß auf weichem Polster ein griechisches Mädchen und schaute in die wogenden Fluthen. Ihr Haupt ruhte auf ihrem mit Perlen geschmückten Arm, ihr Blick war unverwandt nach dem Hafen gerichtet und schien sehnsuchtsvoll etwas zu erwarten. Die Flechten ihres langen braunen Haares hingen über den golddurchwürkten Shawl herab, der einem weiten himmelblauen Gewande, welches das schöne Ebenmaas ihrer Glieder verhüllte, statt Gürtel diente. Vor ihr auf der Brüstung lag neben einem kleinen Gebetbuche eine gebrochene Lilie, und zu ihren Füßen lehnte eine Laute an dem alten Gemäuer. So saß sie in sich versunken und schien nicht auf den Donner des Geschützes zu hören, nicht das eintönige Rauschen der ans Ufer schlagenden Wellen zu vernehmen, noch den Mond zu beachten, der jetzt aus der Dämmerung leuchtend hervortrat, und, sein

ruhiges Antlitz in den bewegten Wogen spiegelnd, mit magischem Lichte die beginnende Nacht erhellte.

Am Eingang des gewölbten Gemäuers stand, an einer Säule sich lehnend, ein junger reich gekleideter Grieche, und so wie die Jungfrau ihren ernsten Blick über das Meer sandte, hielt er den seinen fest auf ihre herrliche Gestalt gebannt. Stille Trauer umdüsterte sein finstres, vom Mondlicht bestrahltes Antlitz, und nicht ein Seufzer, nicht die leiseste Bewegung störte die Träume der übers Meer Schauenden, die jetzt plötzlich ihre Laute erfaßte, stürmisch einige Akkorde griff, sie doch bald wieder mit Heftigkeit neben sich legend, in ernstes düsteres Sinnen versiel.

Doch nicht lange, so erhob sie sich, beg ihre hohe schlanke Gestalt über die Brüstung und sah hinüber, wo die Feuerkugeln, welche die Türken in das bedrängte Candia warfen, trotz dem Mondlicht, durch die graue Nacht, wie feurige Unheil verkündende Meteore, zogen. „Noch seh' ich die Flotte nicht, die von Frankreichs Küsten zur Hülfe erscheinen soll! noch ist er fern!" rief sie jetzt schmerzvoll. „Wie oft hast du schon meinem sehnenden Auge vergebens geleuchtet!" fuhr sie fort, „wie oft bist du, schweigendes Licht, vor meinem Blicke mit der Hoffnung aufgegangen, du würdest mir die weißen Segel zeigen, die ihn mir zurückbringen sollen; ich harrte und harrte manche lang sich dehnende Nacht, und du gingst unbekümmert meines Grames hinter den Bergen unter, die Morgenröthe stieg über den schneebedeckten Gipfel des da herauf und brachte den jungen Tag; ihn brachte sie nicht —

„Hoffnung, Hoffnung!“ sagte sie jetzt und der Ton ihrer Stimme schmelz in Wehmuth, „täusche mich nicht! ich habe mein ganzes Glück zutrauensvoll auf deine Schwingen gelegt; entführ' es nicht, bring' es mir wieder, und laß mir deinen nie verwelkenden Kranz, der selbst mit Cypressen verschlungen auch jenseits fortgrünt; laß mir ihn! Alles, Alles hab' ich ja dem Manne meines Herzens geopfert, Alles, was ein stolzes, reines Gemüth nur opfern darf; die Thränen meiner Mutter habe ich hervorgerufen, habe ein treues Herz gebrochen, und meine Ruhe, meinen Stolz hingegeben. — Nein, der Himmel kann mir nicht zürnen, meine Liebe, unter Schmerz und Thränen geboren, blieb rein und —

„Was rauschet hier?“ rief sie, heftig sich wendend. „Wer stört mich, wenn ich aufseufze, das gepreßte Herz zu erleichtern. Ha! Ihr seyd es, Nikola;“ sagte sie besänftigter. „Seyd Ihr schon wieder meinen Schritten gefolgt, und auch im Mondenlicht mein düstrer Schatten? Habt Ihr meine Einsamkeit belauscht? Was konntet Ihr Freudiges vernehmen, als die klagende Sehnsu t, als das Aufjauchzen erneuter Hoffnung? — Störet mich nicht in meiner Freude, in meinem Schmerz. Wenn ich eines Freundes bedarf, wird Euch meine Stimme rufen; aber stört meine Einsamkeit nicht wieder!“ bat sie, freundlich ihm die Hand reichend, die er nicht erfassen zu wollen schien; er sah mit düsterem fast feindlichem Blick auf die Jungfrau.

„Nikola,“ sagte sie, die Hand zurückziehend, „Euer unversöhnliches Herz sollte Euch wenigstens aus meiner Nähe verbannen. Wenn Ihr die Hand der Freundschaft

zurückweiſet, was wollt Ihr noch weiteres von mir?" Der Grieche beantwortete dieſe Frage mit einem bittern Lächeln. „Euer Benehmen kränkt mich," fuhr das Mädchen fort, „Ihr kennt mich, kennt meinen Stolz. — Was wollt Ihr von mir? — Ich habe Euch wehe gethan, Eurem Herzen wehe gethan, das ich achten, aber nicht lieben kann. Ich habe Euch meine Freundſchaft geboten; ſie gnügt Euch nicht, meine Theilnahme iſt Euch drückend; das Mitleid, der Kummer, den ich bei Euren Leiden fühle, iſt für Euch noch eine zu ſchwache Buße. Wie ein finſtrer Geiſt folgt Ihr mir, bei Schmerz und Wonne; wachet heute, wie ein ſchützender Engel über mich, und blick' ich an Euch auf, ſo weiß ich nicht, zuckt Ihr das gehobene Schwert gegen mich oder zu meinem Schutze, und morgen, den Dolch in der Hand, die Tücke im Auge, ſchleicht Ihr hinter mir, wie die Schlange ſich zu dem Lager des Schlummernden windet. — Dies muß enden, Freund oder Feind müßt Ihr mir ſeyn. Wählet, Eines oder das Andere."

„Und welches von beiden wünſchet Ihr?" fragte der Grieche mit anſcheinendem Gleichmuthe.

„Daß Ihr mein Freund wäret, mein treuer Freund," erwiederte ſie.

„Ich will es verſuchen, ob ich es vermag. Ich glaube kaum," ſprach er ernſt. „Hat der Bergſtrom ſich erſt über Felſen brauſend die Bahn gebrochen, ſteht es nicht mehr in ſeinem Willen, unter Blumen, ein rieſelnder Bach, dahin zu fließen." Bei dieſen Worten ſchaute ſein Auge ſeelenvoll auf das Mädchen, die Züge des finſtern Geſichts erhellten ſich — er ergriff ihre Hand.

„Gute Nacht, Helene!“ rief er mit Leidenschaft, „gute Nacht!“ und eilte fort.

Lange sah ihm das Mädchen nach, dann seufzte sie tief auf. „Ich habe ein treues Herz gebrochen,“ sagte sie leise, nahm ihre Laute und das Gebetbuch, warf die gebrochene Lilie in die Meeresfluth und kehrte sinnend in ihre Wohnung zurück.

Am andern Morgen stand sie wieder an der Fensterbrüstung der verfallenen Villa und schaute nach dem Hafen, wo heute ein regeres Treiben war. Wohl 30 Segel wogten auf der Rhede, die Flagge Frankreichs wehte lustig im leisen West, Böte fuhren hin und her, und nahmen die Krieger auf, die ans Land gesetzt wurden, um während der Nacht auf kleineren Schiffen in den Hafen von Candia einzulaufen. Lebensmittel aller Art, Schanzzeug, Geschütz und Munition wurde ausgeladen und nach den Vorrathshäusern oder auf andere Schiffe gebracht, und überall sah und hörte man lauten Jubel; denn die so lang erwartete Hülfsflotte Frankreichs war eingetroffen und hatte am frühen Morgen auf der Rhede die Anker geworfen. Der Herzog von La Feuillade war mit 300 Edelleuten und 1000 Freiwilligen, zu denen sich 60 Ritter von Malta gesellt hatten, Candia zur Hülfe gezogen. Er und sein muthiger Haufe brannten vor Begierde, an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen.

Helene sah mit freudigem Blick dem regen Schauspiele zu. Laut klopfte ihr Herz, Hoffnung und Furcht wogten in ihrer Brust. Mit dieser schon seit einem Jahre erwarteten Flotte hatte der Chevalier d'Aubüssen wieder-

zukehren versprochen. Jetzt, nach so langem Harren, schlug die Stunde der Entscheidung, jetzt lag ihr Schicksal unwiderruflich entschleiert, die Flotte brachte ihr Leben oder Tod. Heinrich d'Aubüsson hatte mit ganzem Herzen, mit treuer reiner Liebe an dem Mädchen gehangen, das mit männlichem Muth an seiner Seite gefochten und sich die Bewunderung der Besatzung Candia's erworben hatte. Das heilige Kreuz den Kriegern vorantragend, hatte sie sich mit ihm bei jedem Ausfall in die dichtesten Reihen der Feinde gestürzt und von dem Gott der Liebe beschützt, war sie stets unverwundet in die Stadt zurückgekehrt, wo so manche ihrer Schwestern, von Glaubensmuth getrieben, männlich für ihre Vaterstadt und Religion auf den halb zerstörten Wällen gegen die Ungläubigen kämpften. Um Angelegenheiten mit seiner Familie zu ordnen, hatte d'Aubüsson Candia und die Geliebte unter dem Versprechen verlassen, mit der längst schen erwarteten Hülfsflotte zurückzukehren, und seiner heiligsten Verpflichtung getreu Helene zum Altar zu führen.

Seit einem Jahr hatte sie auf seine Rückkehr gewartet. Briefe, die sie zuweilen von ihm erhielt, hatten ihre unaussprechliche Sehnsucht nicht stillen können; sie athmeten Liebe, heiße innige Liebe, aber auch düstere Schwermuth. Jedoch wankte Helene nicht in ihrem Glauben an die Treue des ernsten edlen d'Aubüsson; sie vertraute ihm fest, und die Erfüllung seines Wortes konnte allein die Thränen ihrer gebeugten Mutter trocknen, den Haß ihrer Verwandten tilgen. Der Augenblick, der Alles dies gestalten mußte, war gekommen, die Flaggen der Flotte, die ihn herüberbringen sollte,

wehten auf der nahen Rhede, und sonderbar, so nahe ihrem Glück, bangte zum ersten Male ihr klopfendes Herz.

Da sah sie Nikola mit raschen Schritten den Weg von dem Hafen kommen. Er eilte nach dem Gemäuer, wo er sie schon erblickt haben mochte. Sein Antlitz, als er näher kam, verkündete nichts Freudiges, denn er war heiter und lächelnd — bebend erwartete ihn Helene.

„Freut Euch mit mir!" rief er ihr schon aus der Ferne entgegen. „Heinrich d'Aubüssen ist da, ich habe ihn gesehn, gesprochen — ich bringe Euch seinen Gruß, wenn Ihr ihn aus meinem Munde vernehmen wollt."

Freudig, als habe sich der Himmel ihrem verdüstertem Blicke geöffnet, eilte das Mädchen Nikola entgegen.

„Habt Ihr ihn gesprochen?" fragte sie.

„Ich sah ihn, wie er als wohlerfahrener Krieger beim Ausschiffen so manches anordnete; er erkannte, bewillkommte mich, freundlicher als je, und sagte mit flüchtiger Eile: „bring' Helenen meinen Gruß!"

„Und weiter sagte er nichts?" fragte das Mädchen aufgeregt.

„Weiter nichts!" erwiederte Nikola kalt. „Hat ein Officier bei der Ausschiffung auch zu viel zu thun und zu sorgen, wie kann er bei so ernstem Werke an die Tändeleien der Liebe denken." Er schwieg. Die Jungfrau sah sinnend vor sich nieder. „Helene," unterbrach er endlich die Stille, „wenn über die heiligen Mauern Arcadis ein Gewitter sich thürmt, der Donner rollt und die Blitze, diese furchtbaren Verkünder des göttlichen Zornes schlängelnd auf den Ida herniederfahren, dann

knie' ich nieder und bete zu Gott; thut heute ein Gleiches, wenn auch nur der Donner des Geschützes, die Hülfsflotte zu begrüßen, von den Wällen Candia's rollt. — Betet zu Gott, daß er Euch im Glauben stärke." Dies sagend verließ er die immer noch Sinnende und ging wieder dem Hafen zu.

„Zu Gott soll ich beten und um Stärkung im Glauben flehn?" — sagte nach langem Schweigen Helene vor sich hin. „Bedarf ich denn des himmlischen Beistandes so sehr, da er in meiner Nähe ist? — Was sollen diese dunklen Worte? — Was soll das freudige Lächeln auf Nikola's Gesicht, das bei d'Aubüssons Anblick sonst nur düster und feindlich sich zeigte? — Er hat mit ihm gesprochen, nur einen Gruß hat er mir gesandt? — Doch was quäl' ich mich? Liegen nicht in Nikola's Charakter so viel gegen einander streitende Gefühle? Hat er sich vielleicht mit d'Aubüssen versöhnt, weil dieser wiedergekehrt ist, für den Glauben und für Candia zu streiten?" —

Diese Zweifel quälten ihr aufgeregtes Gemüth, als Anastasia, ihre Mutter, durch die Myrthengänge des Gartens sich nahte. Mit kummervollem Blick trat sie zu ihr, und ihr Auge ruhte besorglich auf der Tochter. „Die Flotte der Franzosen ist eingelaufen," unterbrach sie endlich das Schweigen; „dort flaggen ihre Schiffe — ist er mit ihnen zurückgekehrt, Helene?"

„Er kehrte mit ihnen zurück!"

„Und Dein Gesicht ist so ernst, die Hoffnung, ihn wieder zu sehn, läßt Dich kalt?" fragte die Mutter.

„Ich erhielt die Nachricht durch Nikola," entgegnete

Helene: „und was mir dieſer Unglücksrabe mit freudigem Blicke verkündet, iſt mir ſtets unheilbringend geweſen; darum fürchte ich.“

„Und was kannſt Du noch fürchten, wenn er hier iſt?“ fragte die Mutter weiter. „Als das Boot ihn von dieſen Ufern nach dem Schiffe führte, als ich ihn nach den Grabuſen von hinnen ſteuern ſah, glaubte ich, ihn nie wieder zu erblicken; falſch und heuchleriſch iſt das Volk der Franzoſen, in der Liebe gleichen ſie den Phaläuen, die des Nachts von Blume zu Blume flattern, und wenn der Tag beginnt, ſich in ihrer Blätterhöhle verbergen. Es iſt ein wortbrüchiges Volk, einſchmeichelnd und liebkoſend, mit Liebe nur ſcherzend; haben ſie die Roſe entblättert, drücken ſie lächelnd den Dorn in das gramvolle Herz.“

„Mutter!“ unterbrach ſie ſtaunend Helene; „Ihr habt zwar immer an ſeiner Treue gezweifelt; aber ſo leidenſchaftlich hörte ich Euch noch nie über das ganze Volk der Franken urtheilen, — ſo heftig in Worten und Gebehrden ſah ich Euch noch nie.“ —

Die Mutter ſchwieg.

„Ihr zürnt mir, daß ich Heinrich d'Aubüſſon liebe; meine Neigung zu ihm hat den Thränenquell in Euch geöffnet, und mit ſo freundlichem Blick auch oft Euer Auge auf ihn ſah, wenn er in unſere Wohnung trat, ſo herzlich Ihr ihm auch zuweilen entgegen kamet, untergrub unſere Liebe dennoch das Glück Eures Lebens. Das ſchmerzt mich; aber noch mehr Eure Verſchloſſenheit. Ihr ſagtet mir oft ſelbſt, daß mein ernſter feſter Sinn den Sohn Euch erſetze, daß Ihr Euch mit mir bei den

wichtigſten Dingen berathen könntet; warum öffnet Ihr mir Euer Herz nicht in einer Angelegenheit, die mich ſo nahe angeht? Warum ſagt Ihr mir nicht den Grund, weshalb Ihr meine Liebe tadelt? Ich weiß wohl, daß Nikola es nicht iſt, warum Ihr mir zürnt; Ihr liebt ihn nicht; Ihr fürchtet, ſo wie ich, ſein verſchloſſenes Gemüth; Euch ſtößt ſein finſterer Glaubensſinn zurück, der ihn das ſanfte Licht der heiligen Religion im Dunkel des Wahns verlöſchen läßt; Euch wäre es gleich, reichte ich ihm oder einem andern Jüngling unſeres Landes meine Hand. Warum zürnt Ihr mir denn, warum trübt es Euer Glück, daß ich den edlen Mann gewählt habe, an deſſen herrlicher Geſtalt Euer Auge ſelbſt mit Wohlgefallen hängt?"

Bitter lächelnd ſchüttelte Anaſtaſia ihr immer noch ſchönes Haupt.

„Was ſoll Eure Helene an der Seite eines Candioten?" fuhr das Mädchen fort. „Soll ſie daheim ſitzen an der Spindel, während ihr Gatte mit Oel und Roſinen feilſcht, und ihren Werth nur nach dem ſchätzt, was ſie ihm an Heirathsgut zubrachte? — Was ſoll ſie in einem Lande, wo die Freiheit ſchon lange von St. Marcus Löwen gefeſſelt nur den letzten Funken ihres Lebens, den die ſtolze Signoria ihr ließ, in der deſpotiſchen Hand des Muſelmanns aushauchen wird? Was ſoll Eure Helene hier? Soll ſie etwa des ſtolzen Veziers Harem ſchmücken? — Nein, Mutter, dazu fließt ein zu edles Blut in meinen Adern; ehe ſie ſich dieſer Schande Preis gäbe, wählte die freie Griechin lieber den Tod. Nach Frankreichs Fluren, an dem Hofe des mächtigen Königs,

in dem Lande des Kriegsruhms — dahin treibt mich die Sehnsucht, dahin führt mich mein Geliebter; da bedarf es keines Schleiers, mein Gesicht den Männern zu verbergen, keines Wächters, meine Tugend zu bewahren; dort herrscht das Weib, hier ist sie des Mannes Sklavin!"

„Arme Betrogene!" rief die Mutter. „Dort, wo das Vorurtheil des Standes den hellen Geist so sehr trübt, daß Helene, die Tochter des Kaufherrn von Candia, trotz dem, womit die Natur sie herrlich ausgestattet, wie eine Aussätzige im Kreis der stolzen Barone empfangen würde, welche den ganzen Stamm der d'Aubüsson befleckte, dort suchst Du, stolzes Herz, Dein Glück? Wisse, Helene, was mich betrübt: Ist er treu, führt er Dich als seine Gattin heim, so hat er die Achtung der Seinen verloren; und giebt ihm auch Liebe augenblicklichen Ersatz, so schlummert doch der Ehrgeiz nur leise in des Mannes Brust, und beim Erwachen übt er strenges Recht; — und opfert er Dich dem Vorurtheil, verläßt er Dich treulos, dann bist Du in Deinem Vaterlande eine Verachtete."

„Mutter!" rief die Jungfrau, und auf ihrem Antlitz glühte eine heilige Flamme — „Sorgt nicht für mich! Die Tage des Hohns erleb' ich nicht; so werdet Ihr mein stolzes Herz nicht gebeugt sehn. Ich habe, um dem Geliebten zu zeigen, daß ich seiner werth bin, im Kampfe mein Leben freudig dem Tode geboten; glaubt Ihr, ich könne meinem Stolz nicht ein gleiches Opfer bringen? — Sorgt nicht für mich! Entschlossen wende ich meinen Blick nach dem Hafen, von wo mir mein

Schickſal lächelnd oder trübe kommen muß.“ Bei dieſen Worten wendete ſie ihr Auge nach dem Wege, der von dem Hafen nach ihrer Wohnung führte, ſchrie plötzlich auf und ſtürzte aus dem Gemäuer; doch bald kehrte ſie ſchweigend zurück, lehnte ſich an eine Säule und ſagte, die Hand aufs Herz preſſend, leiſe, doch der Mutter hörbar: „Ruhig, klopfe ruhig, mein Herz!“

Die Mutter, welche ſorgvoll nun auch nach jener Gegend hin blickte, ſah einen im Mantel Gehüllten den Fußſteig ſich nahen. Bald erkannte ſie Heinrich d'Aubüſſon, der langſam und wie es ſchien, in tiefen Gedanken verſunken einher ſchritt. „Faſſe Dich, Helene,“ bat ſie das wie leblos daſtehende Mädchen, „binde der Wonne die Schwingen, daß ſie Dich in ihrem Aufflug nicht tödte. – Sieh', er gönnt Dir Zeit, Dich zu ſammeln; ſein Schritt iſt langſam und ungewiß.“

„Das iſt nicht der eilende Flug der Liebe,“ ſagte Helene traurig, „ſo ſchleicht die Furcht. Nun, dieſe Stunde führe mir Wonne oder Schmerzen zu, ich werde beide muthig ertragen.“

Bei dieſen Worten verließ ſie das Gemäuer, und ging, von der Mutter gefolgt, langſamen Schrittes dem Geliebten entgegen.

Als dieſer ſie erblickte, verdoppelte er ſeine Schritte, und ſtand bald ihr gegenüber. Sie ruhte in ſeinem Arm, er fühlte das Schlagen ihres klopfenden Herzens — „Helene!“ rief er, mit ſeelenvoller Theilnahme auf ſie blickend, „meine theure, liebe Helene, ſeh' ich Dich wieder? ruhſt Du wieder in meinem Arm? biſt Du es auch? Ja!“ rief er, ſein Auge forſchend auf ſie gerich-

tet, „das ſind die lieben Züge, das der ſeelenvolle Blick und dies," ſagte er, ihr geſcheiteltes Haar mit bebender Hand ſanft von der Stirn hinweg ſchiebend, „dies die braunen Locken" —

„Mein Heinrich!" rief das Mädchen, an ihm aufblickend, „fließen dieſe Tropfen, die auf meine Stirn fielen, der Freude oder dem Schmerze? Sprich!"

D'Aubüſſon drückte ſie ſtürmiſch aber ſchweigend an ſeine Bruſt; Helene entwand ſich ſeinen Armen — „Flieſſen ſie der Freude oder dem Schmerze" — fragte ſie noch einmal.

Statt Antwort riß er den Mantel von ſeiner Schulter. Helene ſchrie laut auf, trat bebend einen Schritt zurück, ſtarrte mit finſter rollendem Auge auf den Schweigenden, ergriff dann der Mutter Hand und ſagte kalt — „Kommt Mutter!"

D'Aubüſſon hielt ſie zurück. Sie wandte ſich nach ihm. „Ritter von Malta!" ſagte ſie bitter, „was wollt Ihr von mir? — Das weiße Kreuz auf Eurer Bruſt iſt die unüberſteigbare Kluft zwiſchen mir und Euch." Sie wandte ihm den Rücken und ging mit der Mutter. D'Aubüſſon folgte nicht, nur ſein Auge begleitete ſie.

„Und dennoch wird dies Kreuz uns nicht auf ewig trennen," ſagte er, da ſie hinter einem Jasmingebüſch ſeinem Auge entſchwand, „und dennoch wirſt Du an meiner Bruſt liebend ruhn, beldes, edles Mädchen."

„Wie ſonderbar," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, als er in die Trümmer der Villa eintrat, „wie ſonderbar waltet das Schickſal über die Sterblichen

Meine Sehnſucht nach dieſem Plätzchen trauter Erinnerung war ſo groß, es trieb mich unaufhaltſam aus meinem Vaterlande hieher, und nun, da ich hier ſtehe, alle die freundlichen Bilder, die mich übers Meer begleiteten, um mich ſchaue, iſt es mir doch ſo wehmüthig ums Herz, und ſelbſt die Erinnerung bietet mir keine Freude, nur den Schmerz meines verlorenen Glückes. Es war ein ſchöner wonniger Traum, ein herrliches Morgenroth ſtieg mir auf — die Nebel haben es mir verdunkelt."

„Seyd mir willkommen, Herr Ritter von Malta," ſtörte ihn eine Stimme in ſeinen Betrachtungen, und Nikola ſtand vor ihm. „Ihr ſeyd lange ſchon erwartet worden; aber wohl ſchwerlich mit dieſem Kreuze auf der Bruſt."

„Wie ſteht es in Candia?" fragte, ſtatt Antwort, der Malteſer.

„Schlecht! der tapfre Moroſini ſteht noch, eine feſte unerſchütterliche Mauer hinter den zuſammengeſchoſſenen Wällen, und dieſer eherne Schild der Chriſtenheit ſtrahlt noch in vollem Glanze dem Halbmond entgegen. Minen fliegen noch täglich auf und ſchleudern die Muſelmänner in die Luft; Bomben zerſchmettern Kirche und Häuſer; ein Schutthaufen iſt die Stadt. Aber noch glüht das Herz muthig zu ihrer Vertheidigung; noch erhebt ſich das heilige Kreuz auf den Trümmern, und Gott wird das Bollwerk der Chriſtenheit nicht untergehen laſſen."

„Und was hat Euch, Nikola Conduri, aus der bedrängten Stadt geführt? Ich ſah Euch doch ſonſt einen der Erſten auf den Wällen, einen der tapferſten Candioten im Gefecht?" fragte d'Aubüſſon.

„Ich hatte ein wackeres Häufchen Büchsenschützen in den Bergen gesammelt," erwiederte der Grieche, „habe den Ungläubigen manchen Schaden mit ihnen zugefügt, und jetzt ziehen wir, 40 an der Zahl, zur Vertheidigung der Stadt; dort werden wir uns wieder finden, Herr Ritter!"

„Dessen bin ich gewiß, denn Ihr seyd ein wackerer, ehrenwerther Kriegsmann; ich habe oft Euren kecken Muth bewundern müssen," sagte der Malteser, ihm herzlich die Hand reichend, die Nikola auch ergriff.

„Wie ist es Helenen seit dieser Zeit ergangen?" fragte D'Aubüsson ablenkend.

„Sie hat, seit Euer Schiff den Hafen verließ, auch Candia verlassen. An meiner Seite hat sie nicht gefochten und meiner Schaar nicht das Kreuz vorgetragen, wie der Eurigen. Eitle Lust legte ihr das Heilige in die Hand, nicht der Glaubensmuth."

Der Ritter sah den Griechen forschend an, dessen Gesicht sich umdüstert hatte. — „Ihr liebtet Helene?" Mit diesen Worten weckte er den Träumenden aus seinem düstern Sinnen.

Nikola blickte wild auf; unwillkührlich fuhr seine Hand nach dem Dolche in seinem Gürtel.

„Meine Frage sollte kein bitteres Gefühl in Euch wecken," fuhr d'Aubüsson mit ruhigem Tone fort. „Das Kreuz auf meiner Brust kann Euch Bürge seyn, daß ich nicht feindlich zwischen Euch und Helene trete; ich wüßte keinen Mann, an dessen Hand ich sie lieber durchs Leben wandeln sähe, als Euch."

Der Grieche, welcher, während der Ritter gesproche

noch immer die Hand an dem Dolche, ſtolz auf den Malteſer geſchaut hatte, wandte ihm jetzt, einen verächtlichen Blick auf ihn werfend, den Rücken und verließ ihn langſamen Schrittes.

„Grieche!“ rief ihm d'Aubüſſon gebieteriſch zu, „iſt Dir Dein Leben lieb, ſo ſteh!“

Nikola ſtand und wandte ſich. „Auf welche Weiſe wollt Ihr mein Leben;“ ſprach er, „das Schwert in der Hand, oder vor dem Richterſtuhl der Venetianer, wo es dem Ritter von Malta leicht wird, gegen einen Griechen ein blutiges Urtheil zu erhalten?“

„Ich will, daß Du mir Rede ſtehſt,“ erwiederte d'Aubüſſon befehlend. „Warum wandteſt Du mir auf ſolche ungeziemende verächtliche Weiſe den Rücken? Ein franzöſiſcher Edler duldet ſolches Betragen nicht ungeſtraft.“

„Seyd Ihr mein Richter?“ erwiederte Nikola kalt, „oder meint Ihr, wir Griechen wären Sklaven, und Ihr wäret die ſtrengen gebietenden Herren?“

„In der Sache meiner Ehre bin ich mein Richter,“ entgegnete d'Aubüſſon. „Ich halte Euch für einen freien ehrenwerthen Mann, und von einem ſolchen verlange ich Rechenſchaft.“

„Ihr wollt es wiſſen? Nun wohlan, ſo hört!“ begann der Grieche, nachdem er einen ruhigen Augenblick benutzt hatte, ſich zu faſſen. — „Ihr waret mein glücklicher Nebenbuhler, deshalb haßte ich Euch, obſchon ich Euch ſonſt ehren mußte. Ihr kehrt als Malteſer Ritter zurück, und entſaget freiwillig einem Glück, für das ich mein Leben tauſendfach geopfert hätte; ich beklage

Euch deshalb und mein Haß iſt erloſchen. Da bietet Ihr mir Helene, als wäre ein ſolcher Engel ein käufliches Gut, mit kaltem Herzen an. Soll ich den Mann ehren, der ſolch himmliſches Weſen ſchmerzlos verlaſſen, der Treue brechen kann, und die Verlaſſene anbietet, als habe er ein Recht ihre Hand, ihr Herz zu vergeben? Ich muß Helenen entſagen, denn ſie iſt thöricht genug Euch zu lieben; aber bei Gott! ſie bleibt die Heilige meines Lebens, und nächſt meinem Glauben war meine unglückliche Liebe mir das Höchſte auf der Welt. Ihr tretet, dies Kreuz auf der Bruſt, vor die in Sehnſucht Harrende, und in dem Augenblicke, wo die Schmerzerfüllte Euch verläßt, ſagt Ihr mit höhniſcher Kälte: Grieche, nimm hin die Roſe, die ich verſchmähte, Du biſt nun ihrer werth! Deshalb verachte ich Euch — und nun nehmt Eure Rache, verſöhnt mit Blut das Wort, das Eure Ehre kränkte; ein ſolches Wort kann nur blutig verſöhnt werden; die unedle That läßt ja keinen Makel zurück."

„Grieche!" ſagte der Malteſer und ſtand würdevoll vor dem Zornerglühten, „wäre Helene mir nicht noch jetzt das Höchſte der Erde, mein Schwert ſtreckte Dich zu Boden. Aber ich thät Unrecht — ich muß Dir verzeihn; ein edler Zorn ſpricht aus Dir. Beurtheile keinen Ehrenmann eher, als bis Du ihn ganz kennſt, bis Du weißt, weshalb er ſo und nicht anders handelt. Ich verzeihe Dir; hüte aber Blick und Worte, nicht immer könnteſt Du mich ſo beſonnen finden, als in dieſer ernſten Stunde. Leb' wohl, ich ſcheide von Dir als Freund!" Er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Ruine,

ſchaute noch einmal im Garten umher, und ließ Nikola ſtaunend zurück, den der ruhige Ernſt, die edle Haltung des Ritters außer Faſſung gebracht hatten.

„Bei Gott!“ rief er, „den hat das Kreuz duldſam gemacht. Ich verſtehe ihn nicht.“

Der Mond trat auch heute freundlich hinter Wolken hervor und beleuchtete ein herrliches Schauſpiel. Auf 60 kleinen Schiffen war die muthige Schaar von Frankreich und Malta eingeſchifft; ihnen ſollten noch 40 Boote mit Kriegsmunition, Lebensmitteln und Schanzzeug aller Art folgen; vier Galeeren Venedigs, zwei von Malta und acht franzöſiſche Kriegsſchiffe waren im Begriff die Anker zu lichten, um die Tranſportflotte bis unter die Kanonen der feindlichen Batterieen zu begleiten. Lauter Jubel verkündete die muthige Stimmung dieſer der Ehre und dem Ruhme geweihten Schaar, und als der Signal-Schuß von der St. Marcus-Schanze tönte, wurden die Anker gelichtet, und von einem günſtigen Wind getrieben, ſegelte die Flotte dem Hafen von Candia zu.

In einiger Entfernung folgte ihr mit emſigem Ruderſchlag ein griechiſches Schiff. Nicht lauter Jubel, wie auf der Flotte der Verbündeten, ernſte Stille herrſchte hier; kein Jauchzen, kein Geſang ſtörte das eintönige Schlagen der Ruder, das Brauſen der Wellen. Nicht von Ehrgeiz und Ruhmſucht getrieben, erfüllte ein anderer Muth die kleine Schaar, welche das Schiff nach Candia's Trümmern brachte: Glaubensmuth und Vaterlandsliebe führte ſie in die zerſtörte Heimath zurück; nicht für ein welkes Lorbeerreis, nicht für den ſchnell verhal-

lenden Tubaten der Fama zogen sie hin zur Vertheidigung jener schon seit 20 Jahren mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen belagerten Veste. Den Lorbeerbaum wollten sie sich wieder erkämpfen, den ihre Väter auf heimathlichen Boden gepflanzt; den Schall der Glocken, von den hohen Thürmen der heiligen Gotteshäuser, die ihre Vorfahren im frommen Glauben erbauet hatten, wollten sie als freie Männer vernehmen; den Friedhof, wo die Väter ruhten, wollten sie zur eigenen Ruhestätte sich erringen, damit sie in heimathlicher Erde bis zum Tage der Auferstehung sanft schlummern könnten. Deshalb war ihr Sinn ernst gestimmt; sie zogen hin, für ihren zerstörten Heerd zu kämpfen. Der bleiche Schein des Mondes zeigte ihnen in der Ferne nicht allein das Schlachtfeld der Ehre; nein! aus den dunklen Massen, die am fernen Horizont, wie finstre zürnende Geister in der Mondnacht sich aus der Meeresfluth zu heben schienen, starrten ihnen die Trümmer ihrer heimathlichen Wohnung entgegen; jener dunkle Riese, der den feindlichen Kugeln trotzend seinen langen Schatten über den Schutthaufen warf, hatte sein Trauergelaute ertönen lassen, als die theure Gattin, als das liebende Kind der Erde wiedergegeben wurde; jetzt hallten nur seine Seufzer, wenn die ehernen Kugeln von seiner unverwundbaren Brust abprallten. An die immer deutlicher hervortretenden Massen knüpfte jeder der auf diesem Schiffe sich Befindenden wehmuthige oder schmerzliche Erinnerungen, und wo jene Fremden in wildem Kriegsübermuthe jauchzten, füllte dumpfer Schmerz Nikola und seine Gefährten. Nur ein Herz unter ihnen hatte sich andern Gefüh-

len hingegeben; es klopfte laut, ſtürmiſch und ſchmerzvoll, aber ſein Schmerz war andrer Art. Es war der Schmerz gekränkten Stolzes, zertrümmerter Hoffnung; es war Helenens Herz, das unter ihrem ſeidenen Gewande ſchlug, es war Helenens Auge, das thränenlos vor ſich hinſtarrte. Sie war Nikola nach Candia gefolgt; d'Aubüſſons Herz verloren, ſuchte ſie den Tod.

Jetzt nahte die Flotte dem Hafen. Die vorderen Schiffe zogen nun einen Theil ihrer Segel ein, um den Folgenden Zeit zum Herankommen zu geben, damit ſie wo möglich, in gehöriger Ordnung in den Hafen einlaufen könnten und dem Feuer der türkiſchen Batterieen nicht einzeln ausgeſetzt würden. Durch das Aufſteigen dreier Raketen gab der Herzog von la Feuillade der Beſatzung das Zeichen ſeiner Ankunft, die auch auf dies Zeichen von der Seite der Baſtion St. Andreä und Sabionera zum Schein einen Ausfall machte, die Aufmerkſamkeit der Feinde dahin zu leiten. Die Türken jedoch, von der Ankunft der Flotte unterrichtet, die ihnen überdies das Mondlicht ſchon in der Ferne zeigte, waren auf ihrer Hut, das Geſchütz in den Strandbatterieen, die Roſte bereit, und kaum daß ſich das erſte Schiff auf Schußweite nahte, begann ein furchtbares Feuer aus dem ſchweren Geſchütz und glühende Kugeln fuhren ziſchend in das Meer. Die Schiffe der Verbündeten, welche ſich den Batterieen gegen über legten, um ſie mit ihrem Feuer zum Schweigen zu bringen, erfüllten ihren Zweck nicht. Unbekümmert um die Kugeln, die ſie ſandten, richteten die Türken ihre Kanonen nur auf die Flotte, welche, trotz des heftigen Feuers, nur mit we-

nigem Verluste in den Hafen einlief. Ein einziges Schiff, mit Schanzkörben beladen, gerieth in Brand und mehrere wurden nur leicht beschädigt.

Während diesem hatte sich das griechische Schiff außer dem Bereich des Geschützes gehalten; zu gut mit der Kriegsweise der Türken bekannt, kreuzte es auf offener See vor dem Hafen, und erst als die Kriegsflotte der Verbündeten ihr Feuer eingestellt und sich wieder gesammelt hatte, um nach der Rhede von Standia zurückzukehren, täuschte es die Wachsamkeit der Türken und lief, ohne beschossen zu werden, in den Hafen ein.

Die Ankunft der Verstärkung belebte von Neuem den Muth der bis auf 5000 Mann geschmelzenen Besatzung. Franz Morosini, dieser letzte Held Venedigs, Generalissimus über die Land- und Seemacht der bedrängten Republik, empfing den Herzog von la Feuillade mit aufrichtiger Freude; eben so der oberste Befehlshaber der Besatzung, der Marquis de St. André Montbrün, welcher über die Ankunft seiner Landsleute nicht weniger erfreut war.

Am andern Tage, an welchem der edle Morosini Heerschau über die neuangelangten Völker hielt, klopfte sein Herz, als er diese neue Kriegsschaar muthig und wohlbewaffnet auf dem öden Marktplatz aufmarschirt sah. Die Officiere bildeten ein eigenes Regiment von 300 Mann, das der Herzog von Chateauthierry und der siebzehnjährige Graf von St. Pol anführte. Die übrigen Freiwilligen, 600 an der Zahl, worunter die meisten von Adel, führten der Marquis von Tarannes und der Graf Langeron an. Die dritte Abtheilung, wohl an 300, bestand aus den Dienern der Adeligen, und war jeder an-

dern an Körperkraft und Muth gleich zu achten; neben diesen standen die 60 Ritter von Malta mit ihren Knechten, kein großer, aber ein kriegserfahrener Haufe. Vor ihrer Front wehte die Fahne von Malta, in welcher der Großmeister aus Achtung für die französischen Edlen, und um die Ritter durch die Erinnerung an die Vertheidigung von Rhodus anzufeuern, das Wappen der d'Aubüsson hatte würken lassen. Zuletzt schloß das wackre Häuflein Griechen, mit ihren türkischen Röhren bewaffnet, die Linie.

Jedem ein freundliches ermuthigendes Wort sagend, durchschritt der Generalissimus die Reihen; den französischen Großen schmeichelte er mit der Hoffnung auf glänzende Thaten, die er von ihnen erwartete; den Rittern von Malta dankte er, daß sie als Streiter der Kirche zur Vertheidigung herbeigeeilt; den kleinen Haufen Griechen, ihm aus so manchem früheren Kampfe meist wohlbekannt, grüßte er freundlich.

Durch dreimalige Abfeuerung des Geschützes ließ nun Morosini dem Feind die Ankunft der Verstärkung verkündigen. Achmed Kiuprogli beantwortete diesen Gruß durch ein unaufhörliches Feuer aus allen Batterieen, und die Franzosen erstaunten nicht wenig, als eine Masse von Kugeln von einem ihnen bis jetzt unglaublichen Kaliber über sie hin sauste, zerstörend um sie einschlug, und selbst Mehrern unter ihnen, ehe sie noch den Feind gesehn, den Tod brachte. Morosini befahl nun den Anführern, ihre Untergebenen in die für sie bestimmten Quartiere, meist Casematten und Keller, zu führen, um nicht länger nutzlos dem Feuer der Feinde auf diesem Platze, wohin alles

Wurfgeschütz gerichtet war, ausgesetzt zu seyn; allein die Franzosen verspotteten in ihrem Uebermuth den Rath; sie hielten es für entehrend den feindlichen Kugeln aus dem Wege zu gehen, weigerten sich zu gehorchen, blieben, bis das Feuer aufhörte, ließen 20 Todte und mehrere Verwundete auf dem Platze, und nur die Abtheilung von Malta, schon mehr an Kriegszucht gewöhnt, und die Griechen waren der Mahnung des erfahrenen Morosini gefolgt und in ihre Quartiere, nach der Bastion Sabionera, deren Vertheidigung sie übernahmen, gerückt. Erst am Mittag zogen die Franzosen auf die andere Seite der Festung, und übernahmen die Vertheidigung der Bresche auf der Bastion St. Andreä, und die des Hornwerks am Meere.

In der Dämmerung verließ Helene das Bollwerk der Sabionera und eilte durch die verödeten Straßen der einst so blühenden Stadt nach ihrer väterlichen Wohnung, die schon während ihrem früheren Aufenthalte in Candia von dem feindlichen Geschütz viel gelitten hatte; sie hoffte hier mit der Erinnerung ihren Schmerz bekämpfen zu können. Als sie aber auf dem Wege dahin der eingeäscherten Kirche St. Thomas vorüber ging, hallte ihr aus der verfallenen Pforte: „der Friede Gottes mit Dir!“ entgegen. Sie blickte auf und sah die ernste Gestalt des alten Papas Ambrosios an der ausgebrannten Mauer des Eingangs stehen. Sie eilte auf ihn zu und küßte ihrem alten Lehrer ehrfurchtsvoll die Hand, der seine Rechte auf ihre Stirn legend feierlich sprach: „Der Herr der Heerschaaren segne Dein Beginnen, Helene, und

lasse Dich bald eingehen in sein himmlisches Haus! Dein irdisches ist zertrümmert, und nur dort eben ist noch Ruhe für unsere Brüder und Schwestern, und für Dich! Sieh, mein frommes Kind," sprach er, sie auf den Friedhof führend, „hier, wo die Gräber, diese sanften Ruhestätten der müden Pilger sich erheben, ist jetzt mein Tempel, hier dien' ich Gott, und indem ich die Gefallenen unsres Glaubens hier zur Erde begleite, fühl' ich, für ihr Heil betend, immer mehr, daß das einzige sanfte Kissen für des Menschen müdes Haupt das Kissen von Staub ist, welches ihm das Grab bereitet. Mancher brave Krieger ruht hier; Mancher, der durch Schmerz und Wunden zum himmlischen Paradies eingegangen ist, und dort, wo durch das Gebüsch von Rosen der Jasmin sich rankt und die weißen, mit Myrthen bekränzten Marmorsteine die Gräber bezeichnen, dort ruhen Deine Schwestern, welche im heiligen Kampfe fielen. Sechszehn Opfer hat in diesem verhängnißvollen Jahre der Tod sich aus dem blühenden Kranze der Jungfrauen gewählt, meist zarte Knospen, welche durch ihr Blut sich die Palme des ewigen Friedens errungen; nur wenige sind noch von denen übrig, welche, die Waffen in der Hand, nach der Märtyrkrone strebten, und wohl Dir, daß Du wieder unter sie trittst! Wohl Dir, wirst Du gleich ihnen für Deinen Glauben sterben!"

Er schwieg. Helenens Auge ruhte auf den weißen Steinen, die das Opfer, welches das Grab verschloß, bezeichneten. „Schlummerst auch Du hier, freundliche Melitta?" rief sie, „und Du, Anastasia, kühne stolze Kriegerin? Auch Du, meine sanfte Freundin Euphro-

syne, holdes, liebliches Wesen?" „Euphrosyne wandelt noch unter den Lebenden," unterbrach sie Ambrosios, „eine heilige Blume, dem Himmel geweiht; die andern knickte der Tod. Du wirst die Freundin wieder sehen, Hele suche ihr gleich zu werden in Demuth und Geduld, leg' ab die irdische Lust, welche Dich von dem Altare Deiner Väter lockt, lebe Deinem Glauben und stirb für ihn! Nun geh mit Gott! dort unter dem Laubdach der Myrthe werde ich ein Grab für Dich graben lassen; gebe Gott, daß ich Dich als Märtyrin dort zur Ruhe bestatten kann. Geh' hin in Frieden!"

„Ehrwürdiger Vater," erwiederte Helene, sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigend, „grabt bald meine Gruft. Ich bin eine müde Pilgerin, sehne mich nach Ruhe und kehrte nach Candia zurück, sie hier zu finden. — Aber Eure mahnende Stimme stärkt den Vorsatz der Wankenden. Die Hoffnung des Lebens ist mir zerstört, die irdische Lust ward zur ewigen Qual, und ich bin dem Altare meiner Väter wiedergegeben, da ich nicht an seinen Altar treten soll. Deshalb bitte ich Euch, mein theurer Lehrer, legt Eure Hand auf mein sündiges Haupt, segnet die Sterbende, erquickt ihr schwaches Herz und grabt noch heute mein Grab."

„Was willst Du beginnen?" fragte der Priester. „Kleinmüthige! Mangelt Dir der Muth, die Bürde zu tragen, welche der Herr Dir aufgelegt? Willst Du dem Tode vorgreifen in seiner Ernte, und den Halm mähen ehe er reif ist? In tausendfältigen Gestalten, in jeder Minute umschwirrt er Dich auf Candia's eingeäscherten Wällen; soll er Dich finden, so fürchte nicht,

daß er an Dir vorüber rausche; soll seine Sense Dich verschonen, so befahl es ihm der Herr, und Dein Grab bleibt offen, bis Deine Stunde schlägt. Wage nicht, die frevelnde Hand zum Selbstmord zu heben! Wer sich selbst den Tod giebt, giebt sich die Verdammniß. Wer sich dem Tod für Glauben und Vaterland weiht, weiht sich dem Paradiese."

„Steh auf," fuhr er fort, „kämpfe mit Heldenmuth und trage Dein Schicksal mit dem Muth einer Christin." Dies sagend, schritt er nach dem Eingange der Kirche zurück.

Helene warf noch einen Blick auf die Gräber ihrer Kampfgenossinnen, einen Blick auf die Stelle, die Ambrosios zu ihrer Ruhestätte bezeichnet hatte, und seufzte tief auf. „So war denn das Wanken in meinem blutigen Vorsatz eine Mahnung von oben; so soll ich den Tod erwarten, und dulden, bis er mir naht. — Auch hierzu gebricht mir nicht der Muth; den Schmerz kann ich ertragen, wie die Wonne." Sie verließ im Glauben gestärkt den Friedhof, und schritt der Wohnung ihrer Väter zu.

Dort fand sie Alles verwüstet; nur mühsam konnte sie über die Schutthaufen hinwegklimmen und ihr Zimmer erreichen, wo das kleine Bild der heiligen Helene, ihrer Schutzpatronin, unversehrt an der alten Stelle hing. Sie nahm es herab, küßte es, wanderte dann weiter, und betrat nun das Zimmer ihrer Eltern, wo so manche wehmüthige Erinnerung in ihr aufstieg, und als sie jedes Plätzchen, wohin ihr Fuß sie führen konnte, besucht hatte,

verließ ſie die Trümmer, ſetzte ſich vor der Thüre auf ein herabgerolltes Quaderſtück und überließ ſich ihren ſchmerzlichen Gefühlen. Sie wollte aus der Vergangenheit ſchöpfen, aber dieſe floh wie der Schatten der vom Sturm getriebenen Wolke an ihr vorüber; nur ihr Schickſal, wie es ſich jetzt geſtaltete, ſtand feſt gebannt vor ihr; ewig verwebte ſich ſein Bild in ihre Gedanken, und eine innere Stimme, nicht die lockende der Liebe, nicht die ſanfte des Mitleids, deſſen bedurfte er nicht, ſprach immer noch für den Treuloſen. Ihr gekränkter Stolz rief ſie auf zum Entſagen, zur Rache; aber hing ſie dieſem Gedanken nach, dachte ſie ſich ihn recht lebhaft, ſo verſchmelzt er mit der Wehmuth, die ihr ganzes Weſen ergriffen hatte, und nur ein Gedanke, nur ein Wunſch blieb in ihr feſt, der Wunſch zu ſterben.

Nikola, der ſie aufgeſucht und ſchon lange ſchweigend vor ihr geſtanden hatte, ohne ſie in ihrem düſtren Sinnen zu ſtören, unterbrach endlich ſein Schweigen.

„Ich hätte Euch männlicher geglaubt, Helene," ſagte er, „hätte geglaubt, Euer Stolz würde Euch über das Schickſal erheben. Laßt den Malteſer dies feuchte Auge nicht ſehen, laßt ihn den Seufzer Eurer Bruſt nicht hören. Vergeßt ihn, wenn Ihr es vermöget, wo nicht, ſo drückt den Pfeil immer tiefer in Euer Herz, daß der ewige Schmerz Euch zur Rache reize; oder iſt Eure Hand zu ſchwach, würde ſie zittern, überlaßt ſie mir."

Helene ſah bei dieſen Worten nach ihm auf. „Nikola," ſagte ſie, „könnte Blut mich verſöhnen, ſo ſtöß' es durch meine Hand. Ueberlaßt mir den Schmerz und die Rache, beide ſind mein Eigenthum geworden. Beſſer

wär' es freilich, der Tod ereilte mich, so wär' Alles vorbei."

„Weshalb wünscht Ihr Euch den Tod?" unterbrach sie der Grieche. „Dieser Wunsch streitet gegen unsern heiligen Glauben; in Demuth muß der Mensch sein zugetheiltes Schicksal ertragen."

„In Demuth?" fuhr sie heftig auf. „Vermögt Ihr das?"

„Ja, Helene," erwiederte er mit Ruhe. „hätte ich nicht in Demuth mein Schicksal getragen, hätte mich nicht die Religion an meine Pflicht gemahnt, so würde ich längst dem mir einst Verhaßten den Dolch in die Brust gestoßen und so meiner Rache das Opfer gebracht haben. Aber trieb mein stürmisch klopfendes Herz das Blut mir durch die Adern, erzeugte sich der wilde Gedanke in meiner Brust, dann nahte ich mich dem heiligen Orte, wo der Geist in frommer Andacht sich aufschwingt zum Herrn, und betete; wenn ich dann den Segen des Priesters empfing und sein stärkendes Wort mich an die Worte des Erlösers erinnerte: „Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen," dann wurde mein Herz bewegt, ich konnte Euch in seinen Armen sehen und für Euer Glück beten. Helene," fuhr er mit Rührung fort, „ich bin ein sündiger Mensch, die Leidenschaft reißt mich oft auf Abwege, ich bin jähzornig, rachsüchtig und stolz; aber mein fester Glaube und mein stündlich Gebet schützen mich vor dem Bösen; sieht mein Auge nach dem Jenseits, so wird mein Haß zu Liebe, und, bin ich mir auch manches bösen Vorsatzes bewußt, blieb doch die böse That von mir fern. Haltet am Glauben, Helene, an dem reinen

Glauben unſerer Kirche; ſie nur beſtimme Euren Wandel, ſie nur vermag Euch den Weg des Heils zu führen."

„Aber Ihr hört nicht auf meine frommen Ermahnungen," fuhr er zürnend fort, „Eure Gedanken ſind mir nicht auf dem Himmelswege gefolgt" —

„Ich war fern von hier," ſagte das Mädchen, ihm freundlich die Hand reichend — „ich dachte an ihn!" Des Griechen Geſicht umdüſterte ſich — „und ich will es Euch offen geſtehen, guter Nikola, er ſtand freundlich und liebend vor mir, ein lieblicheſ Lächeln umzog ſeinen Mund, und es war mir, als ob er ſagte: „Auch jetzt noch biſt Du mir das Höchſte der Erde!" — „Ich kann ihn nicht haſſen!"

„Greif' ich in meine Bruſt und öffne ihre geheime Pforte," nahm Nikola das Wort, „ſo fühle ich, daß auch ich ihn nicht haſſen kann. Obgleich mir der Malteſer ein räthſelhafter Menſch iſt, deſſen Benehmen ich nicht zu ergründen vermag, iſt er mir doch, ſeit er das Kreuz trägt, lieber geworden."

„Hofft für Euch von dem Kreuze nichts, Nikola," fiel ihm das Mädchen raſch und ſchonungslos in die Rede.

„Sorgt nicht, Helene!" erwiederte er ſchmerzvoll lächelnd; „ſorgt nicht, daß mich die Hoffnung bethören könnte, Ihr ſteht jetzt meinem liebenden Herzen ferner, als je." Die Jungfrau ſah bei dieſen Worten verwundert nach ihm auf. „Zweifelt Ihr daran?" fuhr er fort. „Als ich Euch glücklich wußte, da verlangte mein ungeſtümes ungenügſames Herz. Euer Glück zu theilen; jetzt — mir ſelbſt ein Räthſel, nähm ich die Hand der Freundſchaft

von Euch an und drückte sie an meine treue Brust, wenn Ihr sie mir bötet."

Freundlich reichte ihm Helene die Hand, die er unwillkührlich an sein Herz preßte. „Der Freund wird Euch treu zur Seite stehn, und Euch, selbst vor seiner Liebe, schützen. Kommt, Helene," sagte er rasch, als fürchtete er den Ausbruch seines Gefühls, „kommt nach dem St. Annenkloster, dort führ' ich Euch in das bombenfeste Gewölbe, wo die Frauen Eurer harren."

Schweigend folgte sie; am Eingang des Gewölbes, wo er von ihr schied, lohnte ihm ein leiser Druck der Hand.

Helene trat nun in dies ihr wohlbekannte Gewölbe. Es war das Kellergeschoß eines griechischen Klosters, fest und durch den es bedeckenden Schutt gegen die Bomben gesichert. Morosini hatte es den Frauen einräumen lassen und es war ihnen ein Asyl, jedem Kriegsmanne verschlossen. Hoffnungslos betrat sie es wieder. Noch fand sie Alles wie sonst; am Eingang hingen noch, wie vormals, die Waffen ihrer Kriegsgefährtinnen, herrliche, mit Gold und Silber ausgelegte Gewehre, Säbel, schneidend aber leicht, damit des Weibes schwache Hand sie führen könne, türkische Bogen mit dem Köcher voll zackiger Pfeile, die, von den Muselmännern erbeutet, ihnen nun selbst Verderben brachten; leichte Harnische, die Brust gegen Schwert und Pfeil schützend, ohne sie zu beengen, und die Blechhauben, von starkem Draht künstlich geflochten, unter welchen sich das üppige Haar der kühnen Amazonen verbarg. Auch die männliche Kleidung, welche sie auf den Wällen trugen, hing in zierlicher Ordnung neben den Rüstungen, und schon in dieser kleinen Vor-

halle konnte man die weibliche, Alles ordnende Hand erkennen.

Aber über viele der Waffen hing jetzt der traurige Cypressenkranz, statt des Kranzes von Epheu. Helene sah mit wehmüthigem Blick auf diese dem Tode geweihten Zeichen; sie blickte nach der Stelle, wo einst ihre Waffen gehangen. Noch hing in der Tiefe des Gewölbes das einfache aus Cedernholz geformte Kreuz, jetzt mit einem von Myrthe und Rosen gewundenen Kranze geschmückt. Es war dasselbe, welches sie so oft als Oriflamme vor d'Aubüssons Schaar getragen; sie beugte ihr Knie vor dem heiligen Kreuze, nahm den Kranz herab, hatte er doch seine Bedeutung verloren, und hing dann unter diesem frommen Zeichen ihr Gewehr, ihr Schwert und die Pistolen auf, welche der Geliebte bei einem Ausfall erbeutet und ihr verehrt hatte. Es war ihr jetzt in dieser Waffenhalle, als sey sie in die Vergangenheit zurückgetreten, als wären die Tage ihrer Abwesenheit aus dem Buche der Zeit verwischt, sie eben vom Kampfe zurückgekehrt, und d'Aubüsson, nicht Nikola, habe sie bis an die Pforte des Gewölbes begleitet. Das leise Gemurmel, welches ihr durch die geschlossene Thüre entgegen tönte, rief die Erinnerung noch mehr zurück, und mit einem tiefen Seufzer, in dem sie ihren ganzen Schmerz auszuhauchen strebte, öffnete sie die Thüre und trat in das andere unterirdische Gemach. Hier bot sich ihr ein herzerhebendes Schauspiel dar. Matronen und Jungfrauen lagen vor dem ehrwürdigen Priester Ambrosios auf den Knieen, der mit herzergreifender Rede die Bekenden ermuthigte, standhaft im Glauben, standhaft in seiner Vertheidigung zu

Bunyo del. Roop Boyer

HELEN.

seyn. „Was ist des Lebens Reiz, was sind die Freuden dieser Welt?“ sagte er bewegt. „Kurz sind sie und vorübergehend, wie ein flüchtiger Traum, ein Augenblick in dem Kreislaufe von Jahrtausenden; aber jene Welt, in die wir dereinst eingehen werden, ist die unermeßliche Ewigkeit der Ernte für die kurze mühevolle Saat. Deshalb, Ihr Frauen Candia's, die Ihr Euch der Vertheidigung Eurer Heimath, der Vertheidigung Eurer heiligen Tempel, und der Pflege der Kranken und Verwundeten geweiht habt, wendet Euren Blick nur nach oben, säet aus das Saamenkorn! und müßtet Ihr es auch mit Eurem Blute tränken, so wird es dort oben herrliche, ewige Früchte tragen!“

„In Eure Mitte,“ fuhr er fort, seinen Blick auf die am Eingang in Anbetung niedergekniete Helene richtend; „in Eure Mitte ist eine Schwester zurückgekehrt, welche das Kreuz, das sie sonst im Kampf vor Euch hergetragen, zurück ließ, um in eitler Hoffnung und sinnlicher Lust die Tage zu verträumen, in welchen so manche zarte Blume aus Eurer Mitte schied, so manche unter Euch durch ihr Blut ein Opfer am Altar des Herrn brachte. Sie ist zurückgekehrt, den Schmerz in der Brust, und, wohl ihr, auch die Reinheit im Herzen; ja, wohl ihr, daß sie schon hier duldet, um dort freudig eingehen zu können. Sie sey uns willkommen!“ Er sprach dann ein leises Gebet, theilte den Segen aus, löschte die auf dem kleinen Altar brennenden Kerzen, und schied aus der Versammlung.

Freudig, als drücke sie den Geliebten an ihr Herz, stürzte jetzt eine der Jungfrauen an Helenens Brust. „Hab'

ich Dich wieder, theure Freundin!" rief ſie, „biſt Du wieder unter uns? Ach, ich will heute mein Lager von Matten mit Myrthen und Roſen ſchmücken, und Euphroſyne wird es wieder mit Dir theilen, wie ſonſt." Auch die andern Jungfrauen traten zu ihr: „Sey uns willkommen, Helene," ſprachen ſie, „ſey uns willkommen, hier und im Kampfe!" Die Matronen naheten ſich ihr grüßend, fragten nach ihrer Mutter, und ob man auf Standia noch fernere Hülfe erwarte, waren freundlich und herzlich gegen die Neuangekommene, und die Aelteſte unter ihnen, welcher eine Art von Regiment in dieſer kleinen Republik eingeräumt war, ermahnte ſie, ſich in die Gebräuche und Geſetze, die ſie ſchon aus früherer Zeit kenne, wie ſonſt zu fügen, ſich nicht unnütz in die Gefahr zu ſtürzen, ſich nicht tollkühn zu opfern; „denn," ſchloß ſie ihre Rede, „Du ſiehſt, Helene, klein iſt unſer Häuflein geworden, es ſchmilzt, wie der Schnee auf dem Ida, und für Zehen, welche der Tod hinweggerafft, ſchließt ſich kaum Eine an uns an. Du wirſt manche unter uns vermiſſen."

Helene war von dem herzlichen Empfange gerührt. Ach, ſo nahe der Todespforte öffnet ſich das Herz dem Mitgefühl; ſo nah dem Grabe, ſchweigt Haß und Neid, der in glücklichen Tagen ſo oft die Herzen trennt! Die Noth hatte Alle vereint, da nur ein Gedanke, eine Hoffnung ihnen ward, und ein Schickſal ſie erwartete. Aber unter Allen, die ſie hier wieder fand, war doch nur ein Herz, an das ſie ſich innig ſchloß; nur Euphroſynen theilte ſie ſich mit, und als längſt ſchon die Andern ſchlummerten, ſaßen die Freundinnen noch beim Schein

der flackernden Lampe und Helene vergaß ihren Kummer an dem mitfühlenden Busen der Freundin.

Der folgende Tag verging in den Mauern Candia's friedlich, nur beim Hornwerk, wo der Feind die neuen Gäste bemerkte, suchte er sie zu prüfen; auf der Seite der Sabioneta aber war Alles ruhig, selbst das Geschütz aus den feindlichen Batterieen schwieg. Diese Ruhe benutzte Helene, mit ihrer Freundin durch die öden verlassenen Straßen der Stadt zu wandern, und das Grab ihres Vaters zu besuchen, der in der Kirche St. Andrä ruhte. Der Anblick der Trümmer dieser ehemals so blühenden Stadt konnte die Schwermuth nicht lindern, die ihre Brust beengte, das Bild der Zerstörung ihren trüben Sinn nicht aufheitern. Furchtbar, herzzerreißend war der Anblick. Nur wenige Häuser standen noch, die das Feuer, keines, das die feindlichen Kugeln verschont hatten; über Trümmer mußten sie klimmen, um durch die verschütteten Straßen zu kommen, wo kein menschliches Wesen weilte, und nur die Raubvögel mit widrigem Geschrei beutesuchend in weiten Kreisen schwebten. Alle Bewohner waren auf den Wällen oder in den Kellern verborgen, und nur auf den öffentlichen Plätzen, wo die zur See eingebrachten Lebensmittel unter steter Todesgefahr feil geboten wurden, war noch einiges Leben, nur hier sah man, daß die Stadt nicht ganz entvölkert sey. Durch diese öden Trümmer gelangten Helene und Euphrosyne nach St. Andrä, auf dessen Friedhof Ambrosios die Gräber der gebliebenen Frauen mit Myrthen geschmückt hatte. Sie traten in das eingeäscherte Gotteshaus; rings umher traf

ihr Auge Zerstörung. Der Altar war durch Kugeln zerschmettert, Gräber durch Habsucht geöffnet, und statt der hochgewölbten Kuppel wölbte sich jetzt der ewige Dom des Himmels über die öden, ihres Schmuckes beraubten Mauern. Des Vaters Grab war noch unversehrt, nicht Feindeswuth, nicht Habsucht hatten seinen Schlummer gestört, seine Gebeine zerstreut, und Helene konnte andächtig auf dem Steine niederknieen, der seine Ruhestätte bezeichnete. Brünstig war heute ihr Gebet, obgleich sie ihn im Leben nicht gekannt; nur einen Wunsch schloß es ein, den Wunsch, bald an seiner Seite zu ruhn.

Sie erhob sich, warf noch einen traurigen Blick umher und seufzte tief auf. „So öde mag es in meinem Herzen seyn!“ rief sie schmerzvoll, „dort, wie hier, ist der Blick nach oben noch der einzig erhebende. Komm, Euphrosyne, komm, laß uns zum Walle eilen, wo das Geschütz zu donnern beginnt.“ Sie zog die Freundin mit sich fort, und als ob der rauhe Wind, der durch die gespaltenen Mauern sauste, eine traurige Ahnung ihr zuführte, so schnell eilte sie aus dem Gotteshause. Aber ihr Fuß hemmte seine Eile, als sie aus der Pforte trat. — Auf der nämlichen Stelle, wo Ambrosios gestanden, sah sie den Malteser, welcher sie freundlich grüßte. „Komm!“ rief sie der zögernden Euphrosyne zu, „komm schnell von hier!“ Aber d'Aubussons Stimme bannte sie fest.

„Warum vor mir entfliehn, Helene?“ sagte er mit sanfter Stimme; „warum meinen Anblick meiden? Bin ich ein Anderer geworden, seit dies Kreuz auf meine Brust geheftet ist? Glaubt Ihr, mein Herz schlage unter ihm nicht mehr Euch entgegen?“

„Ritter von Malta!“ wandte ſich Helene, die bis jetzt ſtarr vor ſich hin geblickt hatte, plötzlich nach ihm. „Ich will Euch Rede ſtehen, warum Euch vermeiden? — Wort und Schwur verhallen ſchnell, das rauſchende Lüftchen nimmt ſie mit ſich fort, und die Erinnerung iſt eine läſtige Mahnerin. Deshalb ſprecht, was wollt Ihr von mir?“

„Helene!“ nahm d'Aubuſſon das Wort, „der Menſch iſt einer höhern Macht unterthan; ſein Wille iſt ſchwach, wenn der Himmel anders über ihn beſchieden hat!“

Helene lächelte bitter.

„Oft muß er die Stimme des Herzens unterdrücken, oft darf er dem Wege nicht folgen, den er wählte, und das Schickſal ändert ſeine Beſtimmung!“

„Und ſo zwang Euch das Schickſal, das Kreuz zu nehmen, mit ſchwerem Herzen leiſtetet Ihr das Gelübde; nicht wahr, ſo iſt es?“ unterbrach ihn Helene, „ich will Euch nur die Worte erſparen.“

„Freiwillig habe ich das Kreuz an meine Bruſt geheftet, freiwillig, in unwandelbarer Liebe zu Euch das mich bindende Gelübde gethan,“ erwiederte d'Aubuſſon.

„Ihr redet in Räthſeln, Herr,“ nahm Euphroſyne, die bisher geſchwiegen hatte, das Wort, „redet deutlicher!“

„Ich darf nicht!“ war des Malteſers kurze Antwort. „Beurtheilt mich nicht ſtreng, nicht ungerecht,“ fuhr er, ſich zu Helenen wendend, fort. „Hat auch das Kreuz den Bund getrennt, den wir zu ſchließen glaubten, hat es mich auch von dem Herzen aller Frauen geriſſen, ſo hängt mein Herz doch noch an Euch, und Ihr bleibt mir das Heiligſte der Welt. Ja, Helene,“ ſagte er mit tie-

sem innigem Gefühle, und in dem Tone seiner Stimme lag überzeugende Wahrheit; „ja, holdes, liebliches Wesen, Du bleibst mir ewig theuer, und ist auch die Leidenschaft der begehrenden glühenden Liebe verloschen, glüht doch eine reine heilige Flamme für Dich in meiner Brust.“

Auf Helenens Antlitz hatten sich ihre Gefühle, während er sprach, deutlich ausgedrückt; der finstere Ernst war allmählig in sanften Schmerz übergegangen, und leise wiederholte sie vor sich: „Eine heilige Flamme glüht noch in seiner Brust?“ „Auch in der meinen!“ setzte sie, kaum hörbar, hinzu. — Aber plötzlich umzog Purpurröthe ihr Antlitz. „Wozu die Worte!“ rief sie heftig, „wozu noch die Blüthen des Mandelbaumes pflegen, wenn man den Stamm entwurzelte? Warum Gefahr heucheln, die man längst bekämpft hat? Was soll des Malteſers Flamme einem griechiſchen Mädchen? Soll ſie die Gluth des Herzens erneuern, soll ſie die Fackel unheiliger Liebe seyn, da ſie nicht Hymens Fackel wurde? Nein, frommer Ritter! Eure sanften schmeichelnden Worte glitten einſt in mein Herz, Vertrauen, Hoffnung und Liebe öffneten ihnen die Pforte, jetzt, da das Vertrauen mit der Hoffnung entschwunden, iſt die Liebe erſtorben und die Pforte ihr geſchloſſen. Eure Worte ſollen ein Geheimniß ahnen laſſen; enthüllt es, ſagt es mir offen, was Euch zum Meineid zwang, vielleicht war es eine Macht, der auch der feſte, muthige Mann unterliegen mußte, dann würdet Ihr meine Achtung Euch erhalten — meine Neigung nie!“

„Es wird eine Zeit kommen, Helene,“ erwiederte d'Aubuſſon mit Zuverſicht, „wo Ihr mich achten, wo Ihr

mich lieben werdet, wo kein Kreuz von Malta unſere Herzen trennt, daß ſie nicht Bruſt an Bruſt liebend ſchlagen dürften. Blickt nicht mit ſolchem Hohne auf mich, ich verdiene ſolchen Blick wahrlich nicht. Ich werde Euch mit dem Ausbruch meiner Gefühle ferner nicht läſtig ſeyn, aber für Euch zu wachen, Euch zu ſchützen gebietet meine Pflicht, ſelbſt wenn Ihr meiner nicht mehr freundlich gedenkt. Leb wohl, Helene! Gott mit Dir!" Dies ſagend verließ er ſie.

„Kannſt Du ihn haſſen?" fragte Euphroſyne, als Helenens Auge thränenvoll den Himmel blickte.

„Haſſen? Nein!" — erwiederte ſie; „aber wahrlich auch nicht lieben. Die Flamme in meinem Innern hat das Kreuz verlöſcht. — Und doch iſt es mir ſonderbar in ſeiner Nähe, es iſt mir, als ob ich ihm für die ſeligen Stunden, die er mir ſchuf, dankbar ſeyn müßte, als ob er ein freundlicher Bote ſey, der mir aus der Vergangenheit manch traulichen Gruß brächte. Aber laß uns von hinnen gehen, Euphroſyne, von hier, wo die Erinnerung mir ſo manchen bitterſüßen Troſten reicht. — Mein Mund ſey ihm fortan verſchloſſen, wie mein Herz; aber die That ſoll ihn das griechiſche Mädchen achten lehren, das ihm ſeine Ahnen zu vergeſſen befahlen. Das Kreuz will ich ſeiner Schaar verführen, das ſchwarze Kreuz von Cedernholz ſoll mich vor ſeinem Angeſicht dem Tod entgegen führen, wie das von Malta das Grab meiner Liebe wurde. Komm, Euphroſyne, zu jenen Hügeln, wo Anaſtaſia, wo Melitta ſchlummert; auf ihrem Grabe will ich alle die irdiſchen Wünſche niederlegen, die ich ihren Schweſterherzen ſo oft mittheilte."

Sie gingen durch die frischen Grabhügel hin zu den Gräbern der früh Entschlafenen, und während Helene zu Gott betete, legte die sanfte Euphrosyne eine Rose auf die grün berasten Todtenhügel.

Der folgende Tag fand die Besatzung Candia's in voller Thätigkeit. Die ausgeschifften Schanzkörbe wurden auf die Bollwerke gebracht, mit Erde gefüllt, und hierdurch die Brustwehr auf der Sabienera und der Bastion Bethlehem wieder hergestellt. Auf St. Andrä, wo das Geschütz der Feinde eine bedeutende Oeffnung gemacht hatte, wurde selbst bei Tage, unter dem mörderischen Feuer an der Ausbesserung der Bresche gearbeitet, und mancher Franzose zahlte hier seinen kecken Muth mit dem Leben. Die Venetianer arbeiteten indessen thätig an einem Abschnitt hinter dem Hornwerk von St. Andrä, der sich vom Meere bis an die Bastion Panigra erstreckte, um, im Fall der Feind von dieser Seite eindränge, sich noch hinter diesem Bollwerk vertheidigen zu können.

Die Franzosen, bald dieser Art Krieg zu führen, überhaupt des Lebens in Candia, das zu ihrem feurigen Geiste so wenig stimmte, müde, murrten laut. Nur kriechend konnten sie nach ihrem Posten auf den Außenwerken gelangen, wo nur ein schmaler Graben, ein niederer Erdaufwurf sie noch von dem Feinde trennte. Hier mußten sie den ganzen Tag auf der Erde liegen, und wenn sie zuweilen über die zerschossene Brustwehr nach dem Feinde lugten, wies dieser den Neugierigen mit seinen Kugeln zurück. Auch sandten die Türken mehrere Arten Pfeile im Bogenschuß herüber, wodurch sie oft den sich

hinter der Bruſtwehr ſicher Glaubenden tödtlich verwundeten. Der ungeſtüme Muth des Franzoſen, dem überdies dieſe Art Krieg zu führen neu war, verlangte nach einem freieren Feld, wo er, Mann gegen Mann, durch glänzende Waffenthat ſich Ruhm erwerben konnte; hinter den Schanzkörben langweilte er ſich. Auch gehörte Ausdauer und wahrer Muth dazu, um nicht in Candia zu ermüden und ſich nicht von Unmuth und Ungeduld hinreißen zu laſſen. Jeder Tag war ein gleichförmiger Kampf. Der Feind ſchonte keine Munition; Stückgießerei, Pulvermühlen hatte er hinter ſeinem Lager errichtet, die größten Kanonen, die je gebraucht wurden, goß er hier, Stücke, die 80 Pfund ſchoſſen, fuhr er in ſeinen Batterieen auf, und wenn auch die Venetianer bei ihren häufigen Ausfällen die Kanonen vernagelt oder ſonſt unbrauchbar gemacht hatten, wurden ſie durch andre erſetzt, ausgebeſſert, und im ſchlimmſten Falle umgegoſſen, und bald donnerten ſie wieder gegen die Feſtung. Kein Haus, kein Plätzchen gab Sicherheit; unaufhörlich ſchleuderte das Wurfgeſchütz der Türken Tod und Verderben in die Stadt; hinter den Wällen tödtete ein Hagel von Steinen die ſich in Sicherheit Glaubenden, und die in den Außenwerken Stehenden wurden bei Tag und Nacht von den Handgranaten geängſtiget, welche der ſo nahe Feind in die Schanzen warf, überall mähte der Tod. Nur in den dunklen Caſemattten, und in dem zum Theil in der Stadt bombenfeſt gemachten Kellern war noch einiger Schutz; aber nirgends hörte man hier einen freudigen Jubel, überall war ernſte Stille; von Grabe zu Grabe ſchritt der Fuß des Wanderers, und wo man ruhte, ruhte

unter Schutt und Trümmern ein gebrochenes Menschenherz. Dreißigtausend Streiter waren schon, die Stadt vertheidigend, gefallen, hundert und zwanzigtausend hatte der Feind an ihre Eroberung gesetzt, und dennoch der Festung nicht so viel Erde abgewonnen, als er zu ihren Gräbern bedurft hätte.

Morosini, dieser edle Venetianer, der mit eiserner Beharrlichkeit seit 10 Jahren zu Wasser und zu Lande die Stadt vertheidigt, war Achmed Kiupergli's würdiger Gegner. Ohne sich von einem glücklichen Erfolge hinreißen zu lassen, ohne bei den Launen des Glücks entmuthigt zu seyn, setzte er dem Ungestüm des Veziers ruhige Besonnenheit, kalten Muth entgegen. Er, der sich schon oft genöthigt sah, seine Kriegsschiffe abzutakeln, um ihr Geschütz und Mannschaft zur Vertheidigung der Wälle zu verwenden, er kannte den Werth der Menschen zu gut, um die Besatzung in nutzlosen Ausfällen aufzureiben. Wo Jener Menschen auf Menschen trieb, die Gräben mit ihren Leichnamen zu füllen, wo der Türke Tausende opferte, das Unmögliche zu erringen, opferte der Venetianer sein Pulver in den Alles zerstörenden Minen und schonte das Menschenleben. Nur, wenn es die Zerstörung eines feindlichen Werkes galt, wenn es galt, den Feind auf eine Mine zu locken, oder einen Hauptschlag auszuführen, dann führte er seine Krieger dem Feinde unter die Augen; dann glaubte er durch das Opfer Einzelner das Ganze retten zu müssen.

Der Herzog von la Feuillade, welchen nur Ehrsucht, nicht das allgemeine Wohl der Christenheit, nicht das Wohl seines Landes, nur eitle Ruhmsucht mit seiner Schaar

nach Candia geführt hatte, wollte nur Ruhm erwerben; je kühner das Unternehmen, deſto willkommener war es ihm; ob es für Candia's Wohl ſey oder zu ſeinem Untergange, war ihm gleichviel, erhob es nur ſeinen Namen und den Kriegsruhm Frankreichs, denn dies war das einzige Ziel, wonach er und die muthige Jugend, die ihn begleitet hatte, ſtrebte. Der Unmuth und die Ungeduld ſeiner Streitgenoſſen kam ſeinen Wünſchen entgegen, ſie forderten von ihm, daß er ſie den Türken entgegen führe, ſie verlangten einen Ausfall. Der Herzog ging zu dem Generaliſſimus und trug ihm ſeine Wünſche vor; der erfahrene Feldherr ſchlug ihm ſein Geſuch ab. Da verlangten noch am nämlichen Tage die Anführer der franzöſiſchen Truppen, den jungen ſiebzehnjährigen Grafen von St. Pol an ihrer Spitze, eine Unterredung mit Moroſini, ihn, wie ſie meinten, zu zwingen, mit der ganzen Beſatzung einen Ausfall zu wagen. Der in Schlachten ergraute Held hörte gelaſſen und ruhig das mit Heftigkeit vorgetragene Verlangen des jungen Kriegers an, unterbrach ihn mit keinem Worte, und blickte, während jener ſprach, freundlich, faſt mitleidig auf ihn nieder. Als er jedoch geendet hatte, warf er einen ernſten ſtolzen Blick in die Verſammlung umher, und ſein feurig blitzendes Auge heftete ſich auf die Jünglingsgeſtalt des franzöſiſchen Edlen, der mit ſo kühnem, faſt keckem Muthe ihn zu einer unüberlegten Maſſenthat aufgefordert hatte. „Graf St. Pol," begann er mit würdevollem Ernſte, „ich habe mit Wohlgefallen Eure Rede vernommen; es freut mich, in Euch einen edlen Sprößling eines Geſchlechtes zu ſehen, dem der Ruhm ſtets Alles,

und der Tod auf dem Bette der Ehre der wünschenswerthe=ste war. Wie Ihr, würde Merosini, der Venetianer handeln, hätte er nöthig, nach einem Lorbeerreis zu haschen; aber ich bedarf dieser eitlen Zierde nicht mehr, mein Vaterland reichte mir die Bürgerkrone, und meine gewonnenen Schlachten des Lorbeers genug. Venedigs Heil ruht in meiner Hand, vielleicht das Heil der ganzen Christenheit; zieh' ich das Schwert, so gilt es das Leben Tausender; zieht Ihr es, nur das Eurige! — Siebentausend Brave habe ich schon zur Vertheidigung der Stadt in diesem einen Jahre opfern müssen, die Jahrszeit ist nahe, wo die Regengüsse den Feind zur Unthätigkeit zwingen. Deshalb ist es des Opfers genug; mehr darf ich nicht auf die Schlachtbank führen, am wenigsten Venedigs Kräfte vergeuden, um den Ruhm des französischen Adels zu erheben, der hoch genug steht, und Candia's Trümmer nicht zur Vermehrung seines Glanzes bedarf. Geduldet Euch, junger Mann, wartet nur noch wenige Tage, und Achmed Kiupergli wird nicht unterlassen noch einen Sturm zu wagen, ehe er die Kriegsfurie ruhen lassen muß, er wird Euch sicher Gelegenheit geben, Euren Muth zu prüfen. Auf der Bresche ist Euer Platz, da könnt Ihr dem Feinde in das wilde Auge schauen; er wird Euch wahrlich so nahe kommen, daß Ihr die Farbe seines Augapfels werdet unterscheiden können."

„General," fiel ihm der ungeduldige Jüngling in die Rede, „Frankreichs Adel kam nicht nach Candia, um wie der Söldner, hinter dem Wall zu lauern und von der Brustwehr geschützt, dem Feinde hinterlistig zu schaden; im offenen Felde, Mann gegen Mann zu kämpfen, den

Feind aus ſeinen Laufgräben, aus den Verſchanzungen, aus ſeinem Lager zu jagen und ſo Candia zu entſetzen, das war unſer Zweck."

„Wie ſtark iſt Eure Schaar?" fragte Moroſini kalt.

„Noch 300 Officiere, 200 vom Adel und 250 Freiwillige," erwiederte der Graf.

„Ein ſchöner Haufe," fuhr Moroſini fort, „der wohl am Tage der Schlacht den Ausſchlag geben könnte. Aber gegen 400 Feuerſchlünde und 40000 Streiter, die, gleich uns, hinter Schanzen und Bruſtwehr vergraben liegen, möchten ſie wohl ſchwerlich etwas ausrichten."

„Wenn Ihr uns mit der ganzen Beſatzung unterſtützt, dann gewiß!" nahm der Herzog von Chateauthierry das Wort.

„Das werd' ich nicht!" erwiederte Moroſini. „Ich bedarf meiner Venetianer und Deutſchen auf der Breſche."

„Nun, wenn Ihr den Muth nicht habt, uns zu folgen," rief Graf von St. Pol, „ſo rücken wir allein aus; Ihr könnt dann von den Wällen zuſehen, wie wir die Feinde aus den Laufgräben treiben."

„Junger Mann," erwiederte Moroſini lächelnd, „handelt, wie es Euch beliebt, zieht aus, ſchlagt die Türken aus ihren Laufgräben, aus ihrem Lager, aus der Inſel; ich werd' es Euch Dank wiſſen, und wahrlich Euren Ruhm nicht ſchwälern, ſondern der erſte ſeyn, Euch mit den Lorbeern zu ſchmücken; — aber ich bleibe dennoch mit der Beſatzung zurück und kann nichts thun, als — Euren Rückzug decken."

„Ihr Herren," ſagte er, ſich jetzt zu den verſammelten Franzoſen wendend, „Ihr ſeyd freiwillig hierher

gezogen, habt Waffen, Munition und Lebensmittel für Euch mitgebracht, und fallt mithin der Festung in keiner Art zur Last; Euer König hat Euch nicht unter meine Befehle gestellt, eben so wenig die Signoria zu Venedig mir Euretwegen besondere Aufträge gegeben; Ihr seyd unabhängig von meinen Befehlen, könnt thun und lassen, was Euch gefällig, wenn es nur nicht zum Nachtheil Candia's ist. Deshalb schweig' ich zu Eurem Unternehmen und lasse Euch gewähren. Machtet Ihr einen Theil der Besatzung aus, so würde der, welcher es noch einmal wagte, mich zu einer thörichten Unternehmung zwingen zu wollen, den Kopf verlieren. Dies das letzte Wort des alten Morosini, und nun gebt und thut, was Euch beliebt. Aber Schade ist es, daß solch wackerer Muth so nutzlos vergeudet werden soll." Er entließ die Versammlung.

Kaum graute der Morgen, so standen die Franzosen, muthvoll und gerüstet, bei dem Ausfall zwischen dem Hornwerk und St. Andrä, der Herzog von la Feuillade an der Spitze, statt eines Schwertes eine Reitpeitsche in der Hand. Chatcauthierry, St. Pol, La Motthe Fenelon und mehrere hatten ihre Schutzwaffen abgelegt, um desto leichter im Verfolgen zu seyn. Alles zeigte prahlende Verachtung des Feindes. Selbst Kapuziner, das Kreuz in der Hand, theilten den Uebermuth ihrer Landsleute und stellten sich an die Spitze des Haufens.

Zu den Franzosen gesellten sich die freiwilligen Ritter von Malta. Von dem Herzog von la Feuillade aufgefordert, hatten sie, gegen den Befehl Morosini's, es ihrer

Ehre schuldig zu seyn geglaubt, dieser Einladung zu folgen; jedoch das Regiment von Malta hatte sich geweigert, gegen des Feldherrn Befehl auszurücken. Merosini ließ die ganze Besatzung unter Waffen treten; er selbst stand an der Pforte des Ausfalls, gab mit väterlichem Ernste dem Herzog noch manchen guten Rath, und so wie die Franzosen hinaus stürzend den Angriff begannen, ließ er von allen Bastionen ein mörderisches Feuer auf den Feind machen, der, auf einen Angriff vorbereitet, die Heranrückenden mit Ordnung empfing.

Aber nichts hielt den stürmischen Muth der Franzosen auf, die Türken waren bald aus den Laufgräben getrieben und warfen sich hinter ihre Batterieen, wo der Bassa von Salonichi mit 2000 Mann festen Fußes die Anstürmenden erwartete; aber auch er ward geworfen, und eine Batterie von 10 dreißigpfündigen Kanonen von den Franzosen erobert, während die Malteser gegen eine Mörserbatterie anrückten und auch sie nach langem Widerstande nahmen.

Bei dem Sturme auf diese Batterie erblickte d'Aubüsson Helene, das Kreuz in der Hand und von Nikola begleitet an der Spitze der Malteserritter. Sie waren die ersten auf der Brustwehr. „Ich hoffte nicht, Euch hier zu finden," raunte er ihr in der Hitze des Gefechts zu; sie erwiederte nichts und verfolgte den fliehenden Feind.

Jeden Schritt, den die Franzosen jetzt vorwärts thaten, mußten sie mit Blut theuer erkaufen; jeden Strauch, jeden Hügel benutzte der Feind, überall hatten sie Erdaufwürfe, und nur nach der größten Anstrengung gelang es den Christen, noch einige hundert Schritt Terrain zu ge-

winnen. Hier sammelten sie sich und stellten in geschlossenen Reihen sich auf, denn aus dem türkischen Lager rückten hinter der Höhe die Spahi hervor, und weiter zurücklegende Batterieen unterhielten ein lebhaftes Feuer auf sie. Unerschütterlich hielt jedoch La Feuillade den Angriff aus; die muthige türkische Reiterei prallte an dem festen Muthe der Franzosen und Malteser ab, und ein Haufen Janitscharen, der geschlossen ihnen entgegen rückte, war nicht glücklicher; die Franzosen wichen nicht, und obgleich ihr Haufen immer mehr und mehr zusammen schmolz, behaupteten sie standhaft den errungenen Posten.

Aber von allen Seiten rückten jetzt die Türken aus dem Lager heran. Von dem Meere her zog eine Abtheilung die Höhe herauf, das Feuer aus den Batterieen des Hornwerks hielt sie nicht auf, sie suchte den Franzosen den Rückzug nach der Bastion abzuschneiden, während eine noch stärkere Abtheilung in gleicher Absicht gegen die Bastion Panigra anrückte und eine zerstreute Schaar Janitscharen unter dem furchtbaren Allah Ruf sich in der Front auf die Franzosen stürzte und aus dem zusammengedrängten Haufen manchen tapfern Mann niederschoß. La Feuillade mußte sich endlich, um nicht abgeschnitten zu werden, zum Rückzug bequemen. Zwar vom Feinde von allen Seiten gedrängt, geschah er mit Ordnung, obgleich nicht ohne Verlust, und glücklich gelangten die Franzosen zu dem sardinischen Regimente, welches Morosini, sie aufzunehmen, hatte ausrücken lassen.

Die Ritter von Malta, bei dem Angriff die Letzten, hielten es ihrer Ehre gemäß nun bei dem Rückzuge auch

die Letzten zu seyn und bewiesen sich ihres Ordens würdig; mancher edle Ritter fiel von feindlicher Kugel getroffen, mancher sank, von den Säbeln der eindringenden Spahi's niedergehauen; auch d'Aubüsson fiel, von einer feindlichen Kugel am Fuße verwundet. „Nikola!" rief Helene, die ihn fallen sah, „wenn ich Euch werth bin, rettet den Malteser, daß er nicht in die Hände der Ungläubigen falle!" Schnell, als sey des Mädchens Gebot eine Stimme des Himmels, erfaßte mit starkem Arm Nikola den Verwundeten und trug ihn aus dem Getümmel, während Helene, ihm den Rücken zu decken, in ihrer Rechten das Schwert, in ihrer Linken das Kreuz, den Kampf fortsetzte. Aber auch ihr war heute ein trauriges Loos beschieden; ein Haufen anrückender Spahi's sprengte die Nachhut der Malteser auseinander, die nur zum Theil in den Laufgräben ihre Rettung fanden. Helene hatte sich zu lange verweilt und ward umzingelt. „So hat Gott mein Gebet erhört!" dies war ihr einziger Gedanke, als sie mit ihrem Schwert sich gegen den Angriff der Spahi's zu vertheidigen suchte; aber bald ward sie übermannt, unter Rosses Hufen sah sie den tödtlichen Streich schon auf sich geführt, als ein donnerndes „Halt!" ihn aufhielt. „Schont sein Leben," befahl ein auf stattlichem arabischen Rosse vorbeisprengender junger Türke, der von hohem Range seyn mußte, da der kampfbegierige Reiter ehrerbietig seine Befehle befolgend, den Streich aufhielt und seinen Gefangenen, selbst ohne ihn zu plündern, ins Lager führte.

Schweigend, mit still verhaltener Wuth, rückten die Franzosen wieder in Candia ein. Der Herzog von La

Feuillade, aus drei Wunden blutend, war der Letzte; nur wenige dieser Tollkühnen waren unverwundet, viele hatten mit dem Leben ihren kecken Muth bezahlt. Zwar waren, besonders im ersten Angriff auf die Laufgräben, wohl an 1500 der Feinde getödtet worden, aber auch kaum die Hälfte der Franzosen kehrte zurück. Die Marquis von Villamor und Tavannes und 60 Officiere waren geblieben, der Marquis de la Mothe Fenelon hatte seinen Sohn an seiner Seite niedersäbeln sehen, und von den Freiwilligen und der andern Brigade waren 400 geblieben; auch die Malteser hatten bedeutend verloren. Trotz der gemachten Erfahrung waren der Herzog und seine Officiere noch immer in dem unglücklichen Wahn, daß, wenn Morosini sie mit der Besatzung gehörig unterstützt hätte, sie bis in das Lager der Türken gedrungen und den vollkommensten Sieg errungen hätten. Sie waren deshalb gegen den Generalissimus aufgebracht, murrten laut, und noch am nämlichen Abend beschlossen sie, Candia zu verlassen, wozu auch Morosini, sobald er es erfuhr, die französischen Schiffe auf Standia zur Abfahrt ausrüsten ließ. Er war froh, diese tollkühnen Menschen los zu werden, die an keine Kriegszucht gewöhnt, nur den Geist des Ungehorsams auf die, aus allen Nationen zusammengesetzte Besatzung verpflanzen konnten.

Nikola, von einigen Maltesern unterstützt, war trotz des Gewühls mit dem Verwundeten glücklich durch die Pforte gekommen. Er brachte ihn sogleich in die Casemate der Malteser, übergab ihn seinen Dienern und eilte nach St. Andrä zurück, um über Helene, die er im Gefecht zurückgelassen hatte, Erkundigung einzuziehen.

Niemand konnte ihm bestimmte Nachricht geben, Jeder war zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, um auf den Andern zu achten. Er eilte nun nach den unterirdischen Gemächern der Frauen; dort erfuhr er von einer der Matronen, die er am Eingange fand, Helene sey noch nicht wieder zurückgekehrt. In unaussprechlicher Unruhe durchzog er alle Straßen, fragte bei jedem Haufen, bei jedem Einzelnen nach dem Griechen, der den Rittern von Malta das Kreuz vorgetragen habe; niemand konnte ihm Kunde geben, er glaubte sie getödtet.

Mit dieser traurigen Vermuthung kehrte er zu d'Aubüssen zurück, der jedoch bei der Nachricht, daß zum Begräbniß der Todten ein zweistündiger Waffenstillstand mit dem Feind abgeschlossen sey, Nikola leicht vermochte, Helene auf dem Wahlplatze unter den Todten aufzusuchen. Aber auch hier war des Jünglings Forschen vergebens; trostlos kehrte er zurück; denn nun war er gewiß, sie sey in des Feindes Hände gefallen und ihr Schicksal fürchterlich.

Am Fuße eines mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels, von welchem das in Trümmern liegende Kloster des heiligen Ambrosius wie ein ernstes Bild der Verwüstung auf das türkische Lager herab sah, welches sich mit asiatischer Pracht in der Ebene ausbreitete, springt ein murmelnder Bach aus einer dunkeln Felshöhle und stürzt sich nach kurzem Lauf in die rauschenden Fluthen des Meeres. In jener Zeit standen da, wo er sich aus der Höhle stürzt, vier hohe Platanen, in deren kühlendem Schatten ein prachtvolles Zelt, von mehrern andern um-

geben, aufgeschlagen war. Rings um dasselbe blühten Rosen, Gen.sa und Jasmin, und wenn auch in der ganzen Gegend kein Baum, kein Strauch mehr zu sehen war, so hatte doch hier eine schützende Hand dieses Plätzchen und den Hügel freundlich geschirmt, und Wein- und Oliven-, Mandel- und Feigen-Bäume standen hier in Blüthe und Frucht, und belebten die öde, verwüstete Gegend. Zu diesem freundlichen schattigen Plätzchen führte der Spahi Helene und ließ sie in eines der kleineren Zelte eintreten, wo er vor dem offenen Eingange Wacht hielt. Aus diesem Zelte konnte nun Helene den ganzen Theil des türkischen Lagers, der südöstlich die Stadt umgab, übersehen; deutlich konnte sie das große Zelt des Veziers unterscheiden, welches auf einem künstlich errichteten Hügel in der Mitte der Ebene ohnfern des Baches stand, und von tausend buntgeschmückten Zelten umgeben, das Lager beherrschte. Unter lautem Jubel sah sie jetzt das, während des Angriffs der Franzosen ausgerückte türkische Heer in wilder Unordnung zurückkehren; Hörner schmetterten, die großen Trommeln rasselten dumpf zu dem hellen Klang der geschlagenen Becken und die muthigen Rosse, welche nach ihren Lagern sich drängten, wieherten, als ob sie den Jubel ihrer Reiter theilen müßten.

Dieser Anblick vermochte nicht den trüben Sinn der Gefangenen aufzuheitern. Trostlos hätte das Schicksal ihr erscheinen müssen, wenn nicht der Tod als treuer Freund ihr zur Seite gestanden und der verborgene Dolch in ihrem Gürtel ihr nicht die Gewißheit gegeben hätte, daß dieser treue Freund zu ihrer Rettung erscheinen werde, sobald sie seiner bedürfe.

Helene, von ihrem Begleiter nur wenig beachtet, warf sich jetzt nieder, und hob andachtsvoll ihr Kreuz, das sie ihr gelassen hatten, empor. „Verzeih mir, barmherziger Gott," betete sie, „verzeih, wenn die Lebensmüde, ehe du sie abrufst, zu dir heimkehrt, verzeih ihr, wenn sie zur Rettung ihrer Ehre den Dolch in das gebrochene Herz stößt, ihre Erdenqualen zu enden, und rein und makellos in deinen Himmel einzugehen!"

Getröstet, gestärkt erhob sie sich bei dem Eintritt des Muselmanns; sie hatte selbst ihr blutiges Loos geworfen, und obschon vor Selbstmord zurückschaudernd, war sie dennoch gewiß, daß ihre Hand im entscheidenden Augenblicke nicht zittern würde. Beruhigt, als sey es ein Freund, der ihr nahe, sahe sie jetzt den jungen Türken, welcher zu ihrem Verderben den tödtenden Streich von ihr abgewendet, mit bedeutendem Gefolge dem prachtvollen Zelte zueilen. Sklaven von allen Farben eilten herbei, sich ehrfurchtsvoll vor ihrem Herrn neigend. Zwei stattliche Reiter sprangen von ihren schnaubenden Rossen, dem Gebieter Roß und Bügel zu halten; doch ehe sie sich nahen konnten, hatte sich der Behende schon aus dem Sattel geschwungen, und indem er mit der Hand den Sklaven, sich zu entfernen, winkte, trat er, nur von einem Derwisch begleitet in sein Zelt.

Helene hatte dies Alles mit Gleichmuth angesehen, setzte sich auf ein Polster und überließ sich ihren schmerzvollen Gedanken. Niemand störte sie in ihrem düstern Sinnen, niemand kümmerte sich um sie und so konnte sie sich die geliebte Mutter, Nikola, Euphrosyne und auch den Malteser, dessen Bild ihr immer noch eine freund-

liche Erscheinung blieb, zurückrufen. Der sie bewachende Türke hatte sich indessen am Eingang des Zeltes gesetzt, sah ernst vor sich nieder und schien sie weiter nicht zu beachten, auch nicht im mindesten zu sorgen, daß der Erschöpften Speis' oder Trank gereicht würde.

Sie mochte wohl zwei Stunden ihren Gedanken überlassen, so gesessen haben, als ihr Wächter plötzlich aufsprang, die Arme kreuzweis über einander schlug und in dieser demüthigen Stellung einen ältlichen Mann erwartete, der ein Officier der Timarioten (Lehnreiterei) zu seyn schien, und sich dem Zelte nahte. „Steh auf, Christ!" rief er Helenen entgegen, „und folge mir!"

„Wäre es nur zum Tode!" sagte Helene leise vor sich hin, indem sie aufstand und dem Türken folgte; „dann wohl mir!"

Als sie an das große prachtvolle Zelt gelangten, öffneten reichgekleidete junge Sklaven das äußere Gemach; sie traten ein, der Führer befahl Helenen, hier zu verweilen, verließ sie einen Augenblick, kehrte jedoch schnell wieder und sagte in seinem barschen Tone: „Tritt ein, wage es aber nicht, nur mit einem Schritt den Eingang zu verlassen und Dich dem Gebieter zu nähern." Ein Sklave zog jetzt den damastenen Vorhang zurück; Helene trat ein.

Ein reichgekleideter junger Türke lag dem Eingang gegenüber auf seinem Polster, eine junge Löwin ihm zu Füßen, neben ihm stand ein Derwisch, dessen grau wollener langer, mit einem ledernen Gürtel zusammengeschnürter Rock und die mit Riemen befestigten Sandalen einen sonderbaren Kontrast mit dem reichen Anzuge des jungen Mannes machte. Der Türke sowohl als der Der-

wisch sahen schweigend auf Helene, welche die Augen niederschlagend in banger Erwartung vor ihnen stand.

„Wie stark ist die Hülfe, die von Frankreich angekommen ist?" fragte jetzt der Derwisch in griechischer Sprache.

„Dies ist mir unbekannt," erwiederte Helene.

„Rede die Wahrheit, Christ!" sagte der Derwisch mit finstrem Blick, doch lag in dem Tone seiner Stimme Milde. Ein Lichtstrahl durchzuckte bei diesen Worten das Mädchen. „Herr," sprach sie mit festem Muthe, „ich danke Dir, daß Du mich erinnerst, auch im Tode der Wahrheit treu zu bleiben. Ja ich weiß es, kenne alle Kräfte der Vertheidigung meiner Vaterstadt, kenne jede Mine, jedes Geschütz; aber fern sey es von mir, am Glauben und Vaterland zum Verräther zu werden; keine Qualen, nicht der Tod, können mir irgend ein Geständniß zum Verderben der bedrängten Stadt entlocken."

Der Derwisch schwieg und blickte auf den Türken, der Helene aufmerksam betrachtete, und bis jetzt noch keine Silbe gesprochen hatte; dann wendete sich der Alte wieder zu ihr und sagte lächelnd: „Worte sind oft kühner, als die That. He, Sklaven!" rief er auf türkisch, und von allen Seiten kamen sie herbei, „Nehmt den Christenhund, und gebt ihm so lange Sohlenstreiche, bis sein tückisch Gemüth weich und seine Zunge gelöst ist!" Die Sklaven wollten Helene fassen, da riß sie den verborgenen Dolch aus ihrem Gewande. — „Wagt es nicht, mich anzurühren!" rief sie, die Waffe schwingend, sie aber mehr nach der eigenen, als der fremden Brust zuckend. Jedoch auf einen Wink des Türken ent-

fernten sich die Sklaven schnell, und der Derwisch, dessen Augen durchbohrend auf Helenen ruhten, sagte freundlich: „Wirf Deine Waffe weg und tritt näher!“

„Nein!“ erwiederte Helene mit heiterer Ruhe, „ich lege den Dolch nicht von mir; er muß mich vor einem schmähligen Tod schützen, und bleibt deshalb in meiner Hand.“

„So birg ihn in seine Scheide, kecker Bursche!“ sagte der Derwisch lachend; denn mit gezücktem Dolch ziemt es sich wahrlich nicht, daß Du vor Deinem Herrn stehst.“

„Ich erkenne nur einen Herrn über mir, und das ist mein Gott!“ rief sie feierlich, immer noch hoffend, ihr kühner Muth solle ihr den erwünschten Tod bringen; aber der Derwisch blieb gelassen, sprach kein Wort und betrachtete sie eben so aufmerksam, als der junge Türke.

„Unbärtiger Knabe!“ begann nun der Alte, „verbirg Deine Waffe! Meine Warnung ist Dir zum Heil!“

„Eurer Warnung will ich folgen, nicht Eurem Befehl,“ erwiederte sie, den Dolch in die an ihrem Gürtel verborgene Scheide steckend. Aber kaum hatte sie das gethan, so fuhr der Türke plötzlich von seinem Polster auf und sagte dem Derwisch mit Heftigkeit einige Worte in türkischer Sprache.

„Mustapha!“ unterbrach ihn der Alte, verweisend; der Türke schien beruhigt, drückte ihm freundlich die Hand, und setzte sich wieder auf sein Polster, das Auge aber sah unverwandt und glühend auf Helene.

Auch der Derwisch blickte forschend nach ihr; dann nahte er sich, erfaßte ihre Hand und sah ihr ins belebte

Auge. „Du bist ein Weib," sprach er mit sanfter Stimme, „bist eine Unglückliche, unsres Mitleids bedürftig. Wohl Dir, daß Du in die Hände Mustapha's Kuprogli, des Sohnes unsres mächtigen Veziers, fielst, der seinem edlen Vater an Großmuth gleicht, und ein Mensch ist. Sey unbesorgt, Christin, der Derwisch Abdallah ist der Unglücklichen Vater, und lehrte seinen Zögling, ihr Bruder zu seyn. Fürchte nicht den flammenden Blick, mit dem er Dich betrachtet; an die Befriedigung jedes Wunsches gewöhnt, bedarf er Zeit, Herr seiner Begierden zu werden; fürchte ihn nicht!"

„Dein Name, schönes Mädchen?" fragte jetzt in griechischer Sprache Mustapha, und erhob sich von seinem Sitz.

„Helene!" erwiederte sie, und ihr Auge traf das brennende des Türken.

„Helene!" sagte dieser, „bleib bei mir, gönne mir das Glück, die schönste der Houris mein nennen zu dürfen, gönne mir das Glück; schon die Himmelssterne Deiner Augen zu sehen gnügt mir! Was Dein Herz verlangt, was Deine Rosenlippen wünschen, soll Dir gewährt seyn!"

„Herr!" sagte das Mädchen schnell, und ihr Auge blickte freundlich auf die herrliche Gestalt des Jünglings. „So gebt mir die Freiheit, oder den Tod!" —

„Du verlangst das Ohnmögliche, Christin!" unterbrach sie Mustapha, „die Freiheit wie der Tod, beide trennen mich von Dir" —

„Und so muß es doch seyn," sagte Helene bewegt. „Ich erkenne Deine Güte, Herr! aber keine Wahl bleibt

mir übrig. Wort zu halten lehrte Dich gewiß dieser alte Mann, der jetzt so zufrieden und freundlich lächelnd auf Dich blickt. Gieb mir eins von beiden!" —

„Und gäb' ich Dir den Tod?" fragte der Türke.

„So würde ich Dich segnen, und mein letzter Seufzer würde ein Gebet zu dem Gott der Christen für Dich seyn. Doch nein! — mein letzter Hauch wäre ja nur Er!"

„Wer?" fragte Kiupergli gespannt.

„Er, der meinem Herzen die Freiheit wieder gab, und auch den Tod!" sagte sie feierlich.

„Ich verstehe Dich nicht, Helene," nahm Mustapha das Wort, und seine Wange begann zu glühen.

„Ich würde im Tode an ihn denken, der mir das Theuerste auf Erden war, nicht an Dich," erwiederte das Mädchen.

„Ha!" rief der Türke, und riß den Dolch mit diamantenem Griff aus seinem Gürtel. Bei diesem Ausruf sprang die Löwin, welche bisher ruhig auf dem Teppich gelegen, zähnefletschend auf, und der Derwisch, „zurück, wilde Bestie!" rufend, trat mit finsterem Blick zwischen Helene und Mustapha. Die Löwin legte sich, dem Befehl gehorchend, wieder nieder, behielt jedoch ihren Herrn fest im Auge, welcher nach kurzem Ueberlegen mit freundlichem Blicke Helenen seinen Dolch reichte. „Christin," sagte er, „Du siehst, wie ich noch jenem Löwen gleiche und die wilden Gewohnheiten früherer Zeit noch nicht ganz abgelegt habe. Dank Dir, Abdallah, daß Du mir wenigstens den Willen gabst, Mensch zu seyn, und ich nur selten der That mich schämen darf. Nimm diesen Dolch, Helene, den ich in blindem Eifer

auf Dich zuckte! Gieb mir den Deinen an seiner Stelle," fuhr er fort, „ich will ihn tragen zur steten Erinnerung an Dich, und wenn meine Hand ihn im Jähzorn faßt, dann werde ich, Deiner gedenkend, so sanft werden, wie Dein himmlisches Auge jetzt auf mich blickt. Nimm ihn, und mit ihm die Freiheit!"

„Dafür segne Euch Gott!" sagte Helene, seinen Dolch nehmend und ihm den ihrigen reichend. „Schickt mich zurück zu den Meinen, die Sorge um mich tragen werden, und vermögt Ihr etwas über Eures Vaters Herz, so gedenket der unglücklichen Stadt mit Milde. Lebt wohl, und laßt mich ziehen!"

„Du darfst noch nicht von hier, Christin," sagte der Derwisch, sie zurückhaltend. Ohne des Veziers Befehl dürfte selbst sein Sohn es nicht wagen, einen Gefangenen nach der belagerten Stadt zurück zu schicken; Du mußt diese Nacht noch bei uns verweilen. Wenn der Morgen graut, wird Mustapha zu seinem Vater gehen, und der wird ihm sicher seine Bitte nicht versagen; früher läßt es sich nicht thun. Komm mit mir," fuhr er fort, „Du darfst hier nicht länger weilen, komm in mein Zelt, dort bist Du sicher."

„Lebt wohl, Herr!" wandte sie sich zu Mustapha, „Gott möge Euch Euren Edelmuth lohnen, ich werde oft mit bewegtem Herzen Eurer gedenken. Es gehe Euch wohl!"

Kinyergli erwiederte kein Wort, er schien in ihren Anblick versunken. „Lebt wohl!" wiederholte sie im Abgehen; da folgte er ihr, ergriff ihre Hand und sagte bewegt: „Helene, siehst Du einst zur Vertheidigung

Candia's auf seinen Wällen und siehst auf einer unserer Batterieen oder in den Laufgräben eine Fahne wehen, weiß, wie der Schnee Deiner Stirn, siehst Du einen Kranz von Rosen, glühend, wie Deine holden Wangen an ihrer Spitze flattern, so wisse, ich stehe Dir gegenüber. Laß dann, mir zum Zeichen, Dein Tuch wehen, daß ich die tödtenden Geschosse nach einer andern Stelle richten kann, und nicht fürchten muß, ich selbst zerstöre das Schönste der Erde. Vergiß es nicht, und nun lebe wohl! — Sorge für sie, Abdallah!" Er ging nach seinem Sitze zurück; die Löwin legte sich wieder knurrend zu seinen Füßen, und als der Derwisch aus seinem Zelt zurückgekehrt war, wo er Helenen ein sicheres Asyl bereitet hatte, fand er seinen Zögling noch immer sinnend, das Auge zu Boden gesenkt.

„Der schönste Sieg ist der Sieg über sich selbst, Du hast ihn heute errungen; wohl Dir!" Mit diesen Worten weckte er erst den Jüngling aus seinem stillen Traume.

Auch am heutigen Abend stand der ehrwürdige Papa Ambrosios wieder an den Säulen des zerstörten Gotteshauses, und schien Jemand zu erwarten. Da kamen Griechen durch die verödete Gasse, ein Jeder eine Schaufel in der Hand, auf ihn zu. „Nun, kommt Ihr endlich?" rief er ihnen entgegen; „es wird bald Nacht seyn, der Mond geht erst spät auf, und die Todte sehnt sich nach Ruhe. Kommt!" Er ging mit ihnen über die Ruhestätten der Schlummernden hin zu der Mauer, wo die Myrthenbekränzten, weißen Marmorsteine durch die Dämmerung leuchteten. „Hier grabt das Grab," sprach

er, ihnen eine Stelle anweisend. „Bei jeder Schelle Erde, die Ihr heraus werft, denkt daß es vielleicht der Staub eines hier vermoderten Menschenherzens ist, den ihr den Winden Preis gebt, und betet deshalb während Eurer Arbeit ein frommes Gebet; und nun frisch ans Werk! Die Frauen warten sicher schon lange."

Die Griechen begannen nun emsig zu graben, während Ambrosius zuweilen ihnen zur Seite blieb und ein Gebet murmelte, zuweilen in stiller Betrachtung zwischen den Gräbern umher ging und die vom Wind verwehten Kränze ordnete. „Welch eine kurze Pilgerfahrt ist es doch von der Wiege bis zum Grabe," sagte er jetzt, die Gräber wehmüthig betrachtend, „und in diesem kleinen Raume seiner Wallfarth sollte des Menschen Zukunft für die ganze Ewigkeit liegen? — Wenn er auf diesem kurzen Wege strauchelte, wenn er fiel, so könnte er nicht wieder aufstehn in dem unermessenen Raume der Ewigkeit? — Das Grab besiegelte sein Urtheil unwiderruflich, und in des Menschen schwachen Willen, den er in dieser Zeit geübt, hätte der Barmherzige das unabänderliche Loos gelegt, ewige Verdammniß, oder ewiges Heil? — Furchtbar! — Aber fort, fort, ihr Zweifel! Verhülle den Blick, forschender Geist, glaub' und hoffe in Demuth, und erwarte jenseits erst das Licht, welches diese Dunkelheit zu erhellen vermag!" In diesen Betrachtungen vertieft, wandelte er zwischen den Todtenhügeln, bis das frische Grab beendet war, und er einen der Männer nach der Wohnung der Frauen schicken konnte, sie zu benachrichtigen, daß das Asyl der Ruhe für die Ausgelittene offen und bereit zu ihrem Empfange sey.

Nach einiger Zeit erhellte in der Ferne Fackelglanz die übereinander sich thürmenden Trümmer, und Trauertöne hallten leise durch die schweigende Nacht. Immer näher kam der Zug, welcher die irdische Hülle der an ihren Wunden gestorbenen Jungfrau zur Erde begleitete, und als er bei der Gruft anlangte, senkten die Matronen die auf einem Bett liegende Leiche (Särge waren bei der Menge Todten nicht mehr zu finden), Jungfrauen schmückten sie noch mit Blumen, während die sie begleitenden Priester leise Gebete murmelten. „Sieh ein in das Himmelreich, Du für den Glauben Gestorbene!“ rief jetzt Ambrosios. „Doch vorher laß uns noch einmal Dein irdisches Antlitz sehen; dann mag es das Leichentuch bedecken, daß es nimmer des Menschen Auge erscheine!“ Eine Matrone nahm den Schleier von dem Antlitz der Todten, Andere beleuchteten mit brennenden Wachskerzen die Entschlafene, und die Jungfrauen blickten noch einmal auf das bleiche Gesicht der Heimgegangenen, die, eine weiße geknickte Rose, in das Leichentuch gehüllt vor ihnen lag.

„Dein Gedächtniß sey ewig, Du selige geliebte Schwester!“ rief dreimal Ambrosios, winkte, der Schleier deckte das bleiche Antlitz, und die Jungfrauen begannen die Todtenhymne zu singen, während die Matronen den eingehüllten Leichnam in das Grab senkten.

Sie ruhte nun in ihrer Mutter Schooß. Die Hymne war beendet, und ehe die Schollen Erde sie deckten, streuten die Jungfrauen Kränze von Blumen und blühende Ranken auf die Todte, daß die Erde leicht auf ihr ruhe, und ihr Schlaf sanft sey. Zuletzt warf Ambrosios einen

Myrthenkranz hinab. „Heil Dir, fromme Entschlafene!“ sprach er, „Heil Dir, daß Dir der Kranz blühender Myrthe folgen kann! Wohl Dir, daß der Tod Deine Blüthe knickte, nicht das rauhe Leben. Schlummre sanft bis zum Tage der Auferstehung! Gott sey deiner Seele ein milder Richter! Und nun“ sprach er bewegt, „werft die Erde hinab und übergebt sie dem Tode.“ Dann schüttete er eine Handvoll leichten Staubes über die Entschlafene. „Die Erde ist des Herrn,“ sprach er hierbei, „und was drinnen ist und darauf wohnet!“ Einige Tropfen Oehl träufelte er hinab, streute aus dem Rauchfaß des neben ihm stehenden Priesters Asche ins Grab, die Jungfrauen warfen nun leichten Staub über die Blumen, und die Matronen deckten sie mit Erde. Die Pforte des irdischen Lebens ward geschlossen, die Pforte des ewigen ihr geöffnet.

Der Hügel erhob sich, Rasen von Thymian und Lavendel duftend, bedeckte ihn, der weiße Marmorstein bezeichnete den Markstein des jungen Lebens, und Ambrosios bekränzte ihn. Die Frauen umkreisten das Grab, die Hymne der Auferstehung erscholl, und mit dem letzten verhallenden Tone heiliger Andacht zogen sie schweigend und ohne Gesang heim in ihre unterirdische Wohnung, wo sie über die Waffen der Gebliebenen den Cypressenkranz hingen.

Ambrosios stand noch allein an der Gruft und betete, als Nikela mit Hast zu ihm trat. „Ehrwürdiger Herr,“ sagte er in Eil, „ich komme hieher, Euch zu bitten, mit mir in das Gotteshaus zu treten und meine Beichte anzuhören. Ich gehe einen ernsten Gang, der

mich leicht in den Augen der Welt als Verräther an meiner Vaterstadt bezeichnen könnte; ich thue einen gewagten Schritt, und bedarf vielleicht dereinst Eures Zeugnisses, daß edle Absichten mich dazu bestimmten."

„Nikola, warum soll ich in das Haus des Herrn treten, um Deine Beichte zu vernehmen?" erwiederte Ambrosios; „Sein Auge sieht und hört Dich hier, wie dort. Der Mensch bedarf keines Domes, das Herz zu dem Vater im Himmel zu erheben; der, den seine allmächtige Hand über uns gewölbt hat, der ist der heiligste; ein wahrhaft frommes Herz steht ihm nahe, wo es auch sey."

„Nun, wie Ihr wollt," erwiederte Nikola unmuthig — „ich theile Euren Glauben hierin nicht, ehrwürdiger Herr" —

„Das weiß ich, mein Sohn; Dein Glaube ist ein dusterer, der meine ein heiterer milder Glaube, mild, wie das Auge Gottes voll Barmherzigkeit auf uns blickt. Aber beginne, mir Dein Herz zu öffnen; ich sehe, Du hast Eile."

Nikola vertraute nun dem Priester sein Vorhaben, bat ihn, wenn der Tod ihn in seinem Beginnen ereilen sollte, für ihn zu beten und seine Ehre gegen Jedermann zu vertheidigen.

„Geh mit Gott," sagte Ambrosios gerührt. „Dein Vorhaben ist ein frommes Werk, führe es aus. Vor Mißdeutung soll mein Ansehen, mein Zeugniß Dich bewahren." Er legte seine Hand segnend auf des Griechen Stirn, der, ihm dankend, in die Kirche eilte, vor dem zer-

trümmerten Altare sich niederwarf und ein brünstiges Gebet an Gott und den heiligen Andreas richtete. Dann eilte er nach der östlichen Gegend der Stadt, und wo das Meer das bedrängte Candia schützte, ließ er sich an einem Seile von der Mauer herab, schwang sich in einen bereit stehenden Nachen und ruderte unter stillem Gebet längs dem Ufer hin.

Von dem Wachtschiffe bemerkt, strengte er alle Kräfte an, ihm zu entgehen, zog das kleine Segel auf, warf den Kahn noch mehr dem Lande zu und achtete so wenig die über ihm sausenden Kugeln, womit das Wachtschiff ihn anzuhalten zwingen wollte, als das ihm nachgesandte Boot. Er gelangte glücklich unter die Kanonen der feindlichen Strandbatterieen, wo er ans Land stieg, von den Türken umringt, und zu dem hier befehlenden Aga geführt wurde.

Diesen bestimmte er durch die Versicherung, er habe dem Großvezier wichtige Nachrichten aus Candia mitzutheilen, ihn sogleich unter Bedeckung nach dem Lager abführen zu lassen.

Es war eine heitere Nacht; ein wolkenloser Himmel wölbte sich mit seinem dunkeln Blau und seinen Millionen Sternen über die schlummernde Erde. Feierliche Stille war dort oben in den himmlischen Gefilden, hier unten aber auf der blutgetränkten Erde schien die Ruhe verschwunden. Schaaren blutdürstiger Krieger zogen in dem Dunkel der Nacht aus dem Lager nach den Laufgräben, die Kriegsgenossen von dem Wahlplatz des Todes abzulösen, und bis zur morgenden Dunkelheit den Pfeilen des Todes die Brust zu bieten. Hier jagten Reiter,

Befehle zu bringen, dort lagerte ein Haufen um ein mattes Feuer, den schwarzen, das Auge wachhaltenden Trank zu bereiten. Dort starrte ein Anderer regungslos in das prasselnde Feuer und schien die Vorübergehenden nicht zu bemerken. Zwischen diesem Allen donnerte das Geschütz, drang der laute Ruf der Schildwachten und die helle Glocke von St. Marcus, die einzige noch in Candia und die selbst nur noch um Mitternacht, oder wenn der Feind stürmte, ihre dumpfen Schläge erklingen ließ. Sie mahnte Nikola, daß ein neuer Tag beginne, und bei ihren feierlichen Tönen ergriff ihn ein heiliges Grauen, ihn schauderte, sich in der ernsten Stunde der Mitternacht von Ungläubigen umgeben zu sehen, der einzige Christ unter Muselmännern zu seyn, und er befahl seine Seele Gott.

So gelangte er in das Lager, welches sich regellos über die einst blühende Ebene breitete. Hier schien Alles zu ruhen, nur die Schildwachten auf den, es umgebenden Verschanzungen, obgleich in fast regungsloser Stellung, waren wach. Die bunten Zelte mit ihren abenteuerlichen Verzierungen nahmen sich in dem Sternenlichte sonderbar aus; sie erschienen in der Ferne wie wunderbare Gebilde und die an ihrer Spitze hin und her wogenden Fahnen gaben ihnen das Ansehen lebender seltsamer Gestalten. Die Stille, die überall herrschte, nur von dem Stampfen der Rosse und dem widrigen schauerlichen Tone der Schnarchenden unterbrochen, beengte die Brust, und das unverständliche leise Gespräch der, Nikola begleitenden Janitscharen war auch nicht geeignet, dieses Nachtbild freundlicher zu gestalten. Aber von alle diesem sah und ver-

nahm der Grieche nichts; leise Gebete murmelnd, den Blick nach oben gerichtet, sah er nur die Märtyrkrone vor sich, und den Himmel offen, ihn zu empfangen.

Sie nahten jetzt dem Hügel, auf welchem des Großveziers palastähnliches Zelt stand; eine Mauer, an welcher sich tausend andere Zelte lehnten, umgab den Hügel. Dieser ganze Platz, von dem übrigen Lager durch Pfähle, worauf kleine blutrothe Fahnen flatterten, abgesondert, gehörte allein dem Vezier und seinem Hofstaat. Ohne Erlaubniß seines Aga's durfte ihn niemand betreten, und auch Nikola mit seinen Begleitern wurde von der Wacht angehalten und mußten an der Pforte harren, bis sie auf Befehl des Aga's eingelassen wurden, welcher sogleich den Ueberläufer zu sprechen verlangte. Ehe er jedoch in dessen Zelt geführt wurde, mußte er sich auskleiden, damit die vorsichtigen Türken sich versicherten, daß er keine Waffen bei sich führe.

Er fand bei seinem Eintreten einen jungen Mann, von mehreren Sklaven umgeben, auf weichen Polstern, in einen persischen Teppich gewickelt, liegen, vor dessen Lager zwei Kerzen brannten. „Tritt näher, Christ!" rief er dem Eintretenden in türkischer Sprache zu. Dann fragte ihn ein griechischer Sklave: „Du kommst von Candia, und willst unserm Herrn, dem Vezier, wichtige Dinge entdecken? — Theile sie meinem Herrn, dem Aga, mit."

„Nur dem Vezier darf ich sie vertrauen," erwiederte Nikola.

„Sind sie von der Art, daß der Vezier sie sogleich wissen muß?" fuhr der Sklave fort, nachdem er das

Gesagte dem Aga verdollmetscht hatte, ohne daß dieser über die Weigerung erzürnt zu seyn schien, — „oder hat es Zeit bis morgen?“

„Der Aufschub bis morgen bringt ihm keine Gefahr,“ antwortete Nikola.

Der Türke gab ein Zeichen, und man führte ihn aus dem Zelt in ein anderes, wo ihm ein ärmliches Lager angewiesen wurde. Die Türken hielten mit gezogenem Säbel Wacht davor.

Nikola warf sich auf die schmutzigen Decken, legte sein sorgenschweres Haupt auf das zerrissene Polster und schloß die Augen; aber der Schlaf floh ihn, die Morgenröthe fand ihn noch wach, und als die Muselmänner ihr Morgengebet verrichteten, betete auch er im Stillen und bat den Allmächtigen, ihm Muth zu seinem Unternehmen zu verleihen. Schon stand die Sonne hoch, und noch befand er sich in dem kleinen dürftigen Zelte, niemand schien sich um ihn zu kümmern, als endlich ein Officier der Leibwacht des Veziers eintrat und ihm zu folgen befahl. Als er aus dem Zelte trat und sein Auge über das türkische Lager schweifte, welches jetzt in vollem Leben vor ihm stand, überraschte ihn ein ganz neues Schauspiel. Asiatische Pracht strahlte ihm hier entgegen, das zahllose Heer, welches jetzt eben ausrückte, den Sold zu empfangen, konnte er nur mit Bewunderung anstaunen, so wie die Menge der wiehernden Rosse, der hohen Kameele, die in einem langen Zuge von Canea mit Lebensmitteln beladen, zum Lager zogen. Er sah das zahllose Heer von Sklaven, welches zu dem Hofstaate des Veziers gehörte, die prächtige Leibwacht, die den

allmächtigen Stellvertreter des Großherrn umgab, der an der Spitze des Heeres das alte Schrecken muſelmänniſcher Waffen erneute, während Sultan Mahomet im Serail den Lüſten fröhnte. Durch das rauſchende Gewühl von Kriegern, Hofleuten und Sklaven, gelangte er an das mit ſeidenen Stoffen behangene Zelt, auf welchem der ſtolze halbe Mond im Sonnenlicht erglänzte. Nicht lange durfte er hier verweilen; er wurde durch eine Reihe, mit köſtlichen Teppichen abgeſonderter, von Sklaven und Hofbedienten erfüllter Gemächer in den Saal geführt, wo er den Vezier, zwei Schreiber zu ſeiner Rechten, einen Dollmetſcher zur Linken, auf einem Polſter ſitzend fand.

„Was iſt Dein Begehr!“ fragte der Dollmetſcher, ein Grieche aus Conſtantinopel, Nikola. „Was ich dem erlauchten Vezier zu berichten habe, darf ich nur ſeinen Ohren vertrauen,“ erwiederte dieſer muthig.

Ohne des Dollmetſchers Uebertragung abzuwarten, rief der Vezier den am Eingange ſtehenden Offizier, fragte ihn einiges, welches dieſer, ſich tief vor ihm neigend, bejahte; dann raunte er dem Dragoman einige Worte zu, der ſich ſogleich zu Nikola wandte.

„Iſt das, was Du dem Vezier, meinem Herrn, zu vertrauen haſt, auch von der Wichtigkeit, wie Du vorgiebſt? Macht es Dich der Gnade würdig, ſelbſt mit dem mächtigen Herrn zu reden und von den Strahlen ſeines Feuerauges allein erwärmt zu werden? Ueberlege das wohl; denn iſt Dein Verbringen nur die gewöhnliche Kunde gewiſſenloſer Ueberläufer, ſo wiſſe, daß Dich der Tod erwartet!“

„Ich bin auf ihn gefaßt," erwiederte Nikola ruhig.

Der Großvezier winkte; Alle entfernten sich, außer dem Dragoman, seinem Vertrauten; denn verstand der Vezier auch die griechische Sprache, redete er sie auch geläufig, so erlaubte seine Würde und der Stolz seiner Nation nicht, öffentlich eine andere Sprache, als die Seinige, zu reden.

„Rede!" sagte jetzt der Dragoman.

Nikola, ehe er begann, faltete seine Hände, blickte auf zu Gott, ein tiefer Seufzer stieg aus seiner beengten Brust empor, und so stand er, sich Gott übergebend, einige Augenblicke vor dem gefürchteten Kinpergli; dann sagte er mit Fassung: „Herr! ich stehe vor Dir, mit dem Vertrauen, daß Du, wie selbst Deine Feinde sagen, ein edler Mann, ein großmüthiger Feind bist. Ich stehe vor Dir mit dem Bewußtseyn, den Tod verdient zu haben, und zittre nicht; denn wisse, ich habe Dir nichts von Candia zu berichten, und bin meinem Vaterlande zu treu, um ein Verräther an ihm werden zu können."

Achmed Kinpergli sah zornig auf den Griechen, den dieser Blick nicht entmuthigte; doch mochte die Kühnheit, mit welcher er vor ihm stand, den Vezier überraschen und ihm Achtung gebieten, er mäßigte seinen Zorn und unterbrach Nikola nicht, der nach kurzem Schweigen fortfuhr. „Weshalb ich es gewagt habe, vor Dir zu erscheinen, Herr, ist ein Geringes in den Augen des mächtigen Veziers, mir aber das Glück meines Lebens. Höre auf meine Worte, Herr! sey barmherzig, und der Gott der Christen — er ist ja auch Dein Gott — möge auch

einst barmherzig gegen Dich seyn, siehst Du, Rechenschaft zu geben vor seinem Throne."

„Rede!" rief ihm, sich vergessend, der Vezier auf Griechisch zu.

„Im Gefecht des gestrigen Tages ist einer meiner Brüder in Deine Hände gefallen; gieb ihn frei und nimm mich statt seiner als Sklaven!"

„Dich?" unterbrach ihn der Vezier verwundert —

„Ja, Herr, nimm mich. Er ist ein zarter Jüngling, schwach von Körper, nicht vermögend, schwere Arbeit zu verrichten; ich, so wie Du siehst, bin stark und rüstig, verstehe die Laute zu spielen, und mein Gesang könnte Dich ergötzen. Er würde vor Schmerz vergehn; ich biete meine Hände freiwillig den Ketten und Du kannst nur bei dem Tausche gewinnen."

Der Vezier sagte dem Dollmetscher einige leise Worte. „Und wenn nun des Herrn Milde Dich bestrahlte, wenn er Dir das Leben schenkte, welches Deine Frechheit verwirkt hat, und auch Dir die Sklavenketten gleich dem Bruder anlegen ließ?"

„Dann hätte ich mich in Achmed Kinpergli, dem Vezier der Muselmänner, geirrt; ich hätte ihn für größer gehalten, als er ist."

Der Vezier lächelte bei diesen Worten; sein edles Gesicht sah wohlgefällig auf den Griechen, der mit ruhiger Fassung sein Schicksal erwartete.

„Was bewegt Dich," — fragte der Dollmetscher weiter — „was bewegt Dich für Deinen Bruder Dich opfern zu wollen? Bruderliebe allein ist nicht ein so mächtiger Hebel."

„Meine Pflicht, mein Glaube befahl es mir!“ erwiederte Nikola.

Auch bei diesen Worten umdüsterte sich Achmeds Antlitz nicht. Wer ihn, das lebhafte Auge wohlwollend auf den Griechen gerichtet, gesehen, der hätte kein Todesurtheil, er hätte Milde darin gelesen; selbst für Nikola schien die Hoffnung aufzugehen, als ein eintretender Kämmerling die Unterredung störte, und der glückliche Augenblick vorüber ging. — „Vezier! Dein Sohn verlangt einzutreten;“ sagte er, in demüthiger Stellung. „Darf er kommen?“ Achmed bejahte es. Mustapha, der Anführer der Spahi, trat ein, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Vater und blieb in einiger Entfernung stehen.

„Hat das, was Du mir zu sagen hast, Eile?“ fragte der Vezier mit würdevollem Ernste und winkte dem Sohne, näher zu treten. „Herr! es betrifft ein Gesuch an Deine Großmuth, dessen Erfüllung mich beglücken würde!“ erwiederte der Jüngling.

„So verweile!“ sagte der Großvezier und sprach dann leise mit dem Dollmetscher, während Mustapha unwillig auf den Griechen blickte, welcher seinen heißen Wünschen im Wege stand.

„Christ,“ begann nun der Dollmetscher, „bezeichne mir den Gefangenen; der Herr will ihn sehen, und ist dem so, wie Du sagtest, so könnte es wohl seyn, daß des Gebieters Milde Dich statt seiner zurückbehielt.“

„Nur wenig Christen sind gestern gefangen,“ sagte Nikola; „nur Einer der Unsern. Leicht wirst Du ihn auf-

finden können, da er während des Kampfes ein schwarzes Kreuz, statt einer Waffe trug" —

„Was willst Du von dem?" rief Mustapha heftig; doch des Vaters finstrer Blick gebot ihm, zu schweigen. „Herr," wendete sich der Dollmetscher zum Sohne seines Herrn, „dieser Grieche hatte unter dem Vorgeben, daß er eine wichtige Nachricht von Candia mitzutheilen habe, den kecken Muth vor den mächtigen Vezier zu treten und zu bitten, ihn, statt seines gestern gefangenen Bruders als Sklav zu behalten."

„Christ, Du lügst!" sagte Mustapha ernst. „Der Gefangene, welcher, das schwarze Kreuz in der Hand, durch mich gerettet wurde, ist Dein Bruder nicht, es ist ein Weib!" —

„So stehe ihr Gott bei!" rief Nikola, die Hände faltend.

„Ist dem so?" fragte der Vezier, sich von seinem Polster erhebend.

„Ja, so ist es!" erwiederte Nikola furchtlos.

„Ist sie Dein Weib?" fragte der Dollmetscher.

„Nein!"

„Deine Schwester?" fragte er weiter.

Noch einmal sagte Nikola ein ruhiges „Nein!"

„Deine Geliebte?" fragte Mustapha, dem Dollmetscher in die Rede fallend.

„Sie liebt mich nicht, Herr! dies Glück ward mir nicht zu Theil; gleichgültig ging sie an mir vorüber;" erwiederte Nikola und sein Auge wurde naß.

„Und was bewog Dich, für sie Deine Freiheit zu opfern?" fragte der Dollmetscher.

„Ich sagte Dir es schon einmal, meine Pflicht und mein Glaube!“ antwortete Nikola, und ein freudiges Lächeln umzog seinen Mund, als sähe er schon die Märtyrkrone vor sich schweben.

„Man führe ihn ab und werfe ihn in Ketten!“ befehl der Vezier, und als die Henker kamen und die eisernen Bande um seine Hand legten, sah der Grieche mitleidsvoll auf den Vezier. „Ich habe Dich für größer gehalten, Achmed Kiupergli, als Du bist;“ sagte er stolz und folgte mit heitrem Blick den Trabanten. Auch der Dragoman verließ das Gemach.

„Beim Propheten!“ rief der Vezier, der staunend dem Griechen nachgeblickt hatte, „der Christ verdient meine Bewunderung. — Sahst Du die Gefangene?“ fragte er hierauf den Sohn.

„Ja, Herr, ich sah sie.“

„Ist sie schön?“

„Trotz der männlichen Kleidung, die sie trug, ist keine Houri des Paradieses ihr zu vergleichen;“ erwiederte Mustapha mit Wärme. „Ihr Auge feurig, wie die Sterne der Nacht, ihr Mund purpurn, wie der Kelch einer duftenden Rose, die Wange der Pfirsich gleich, welche der Sonne Strahlen geröthet“ —

Des Vaters ernster Blick unterbrach die feurigen Worte des Jünglings. „Und was willst Du mit Deiner Sklavin beginnen?“ fragte er, den Sohn fest ins Auge fassend.

„Sie war es, die mich so früh zu Dir herführte, Herr. Erlaube, daß ich sie nach Candia zu den Ihrigen zurücksende.“

„War Abdallah in Deiner Nähe, als Du das Mädchen sahst?" fragte der Vezier.

„Er war zugegen, nahm sie in seinen Schutz; sie ist noch in seinem Zelte;" erwiederte Mustapha.

„Das konnte ich ahnen," sagte Achmed lächelnd. „Gieb Befehl, daß der Derwisch sie herbringe, jedoch nicht in männlicher Tracht; das reichste Frauengewand soll sie schmücken. Geh, mein Sohn!" — Er reichte ihm die Hand, sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem edlen Jüngling.

In einer Sänfte, dem Auge der Männer verborgen, langte am Mittag Helene, vom Derwisch Abdallah begleitet, bei dem Zelte des Großveziers an. Aus dem Gemache war jedermann entfernt; nur Achmed und Mustapha erwarteten sie hier, die dicht verschleiert, mit dem köstlichsten Anzug einer Türkin bekleidet, eintrat. Stolz war ihr Schritt, ihr Haupt frei und erhoben; so nahte sie dem Manne, vor dessen Zorn drei Welttheile erzitterten.

„Laß Deinen Schleier sinken, Christin!" befahl der Vezier, nachdem er lange mit Wohlgefallen ihre edle Gestalt betrachtet hatte. Helene zögerte einen Augenblick, dann warf sie den Schleier zurück und mit Ehrfurcht gebietendem Blick sah sie auf Achmed Kiuprogli, der erstaunt und wohl gegen seinen Willen seine Bewunderung nicht ganz unterdrücken konnte. Er wandte jedoch schnell sein Auge forschend auf Mustapha, der im Anschauen Helenens versunken, sie mit glühendem Blicke betrachtete.

Helene schwieg; auch Mustapha schien bei ihrem Anblick verstummt zu seyn; der Vezier sah bald auf das Mädchen, bald auf seinen Sohn; der Derwisch beobachtete nur diesen.

„Mustapha," begann endlich der Großvezier, „wie könnte ich Deinen Muth, den Du an dem gestrigen Tage so herrlich bewiesen, besser belohnen, als wenn ich Dir die Gefangene als Sklavin überlasse; ich glaube, nur die männliche Kleidung konnte Dich zu einem thörichten Entsagen bestimmen, jetzt siehst Du sie im vollen Glanze ihrer Schönheit."

Mustapha nahte sich bei diesen Worten Helenen. „Bleib bei mir, schönes Mädchen!" bat er, „nicht meine Sklavin, sey meine Herrin!"

Statt Antwort warf Helene einen finstern bedeutsamen Blick auf den mit Diamanten gezierten Dolch Mustapha's, den sie in ihrem Gürtel trug. Mustapha verstand die Antwort, und glühend vor Verlangen und Schaam trat er zurück. „Ich danke Dir, mein Herr und Vater," wandte er sich dann nach kurzem Sinnen, während dem sein Auge dem Auge Abdallah's begegnete, zu Achmed, „ich weiß Deine Gnade zu schätzen, Herr! Aber ganz ihrer werth zu seyn, erlaube mir, daß ich die Griechin nach Candia zurücksenden darf."

„Es sey Dir erlaubt," sagte der Vezier. „Du aber, schöne Christin, laß Deinen Schleier sinken und verbirg uns Dein Antlitz; leicht könnte die Gluth Deiner Augen die Flamme von Neuem in Mustapha's Herzen entzünden." Der Schleier sank, Mustapha seufzte tief auf, als seine Sonne unterging. „Wer sich selbst zu

beherrschen weiß, verdient, dereinst Herr über Andere zu seyn;" sagte der Vezier, sich zu seinem Sohne wendend; „ich bin stolz auf Dich, Mustapha, und danke Dir, Abdallah, daß Du den wilden Löwen gebändigt hast." Er rief hierauf einen Kämmerling, gab ihm leise seine Befehle, und während der Derwisch sich mit Helenen beschäftigte, führte die Leibwacht Nikola wieder herein.

„Grieche," sagte der Vezier ernst, „was Ihr Christen groß nennt, weiß ich nicht; ich kenne die Waage nicht, mit der Ihr des Menschen Werth abwägt; doch will ich versuchen, ob ich Dir edel erscheinen kann. Nehmt ihm die Ketten ab!" befahl er. „Du bist frei; kehre zu den Deinen zurück, und damit Du siehst, wie großmüthig ich bin, nimm dies Weib von mir zum Geschenk; führe sie heim; sie sey Dein Eigenthum."

Staunend sah Nikola auf die verschleierte Gestalt; dann wandte er sich schnell zu dem Großvezier, neigte sich vor ihm und sagte mit bewegter Stimme: „Ich erkenne Deine Güte, Deine Großmuth, Herr; aber sie beglückt mich nicht. Willst Du, daß ich, ein Feind Deines Glaubens, Deinen Edelmuth preisen soll, so behalte dies Weib, laß mir meine Fesseln; nur sie gieb frei, oder gieb ihr, der reinen, makellosen Jungfrau und auch mir den Tod!"

„Thor!" nahm der Derwisch das Wort, „hebe erst den Schleier von ihrem Antlitz, schau ihr ins Auge und, beim Propheten schwör' ich, Du bist von ihrer Schönheit entzückt und sinkst dem Stellvertreter des Padischah dankbar zu Füßen."

„Und wäre sie schön, wie eine Himmlische, wäre sie das Vollkommenste der Erde, mein Herz blieb kalt!“ rief Nikola begeistert.

„Laß den Schleier sinken, Christin!“ befahl der Vezier. Der Schleier sank, und mit dem Ausruf: „Helene!“ stürzte Nikola auf sie zu; doch plötzlich hielt er an, wendete sich zum Vezier: „Herr!“ rief er, sein Knie vor ihm beugend, „nur vor Gott und den Heiligen habe ich mein Knie gebeugt, noch nie vor einem Menschen; aber der gütige Vater im Himmel wird es mir vergeben, daß ich vom Gefühl durchdrungen, Dir diese Huldigung des Dankes bringe!“

„Beugst Du das Knie nur vor Deinem Gott,“ sagte der Vezier mit Milde, „so erhebe Dich; auch ich bin nur ein Mensch und verlange nicht göttliche Anbetung.“

Nikola erhob sich, sein Blick traf Helene, deren Antlitz der Schleier wieder bedeckte; er sollte die Gluth ihrer Wangen verbergen, denn Nikola's Heldenmuth und die hingebende Liebe, die er so eben ausgesprochen, hatten sie tief erschüttert, obgleich sie noch nicht wußte, wie und weshalb er ins türkische Lager gekommen sey.

Als der Vezier dem Derwisch befahl, die Griechen zur Barke zu begleiten, trat Helene zu Mustapha: „Ich habe in Deinem Zelte ein theures Pfand zurücklassen müssen,“ sagte sie. „Das schwarze Kreuz, welches ich bei dem Ausfall trug; laß es mir zurückgeben.“

„Du wirst es in dem Boote finden,“ beruhigte sie der Derwisch, während Mustapha ihr freundlich „Lebewohl!“ sagte.

„Herr!“ fuhr Helene fort, „Du hast so edel an

mir gehandelt; sprich, wie könnte ich Dir dankbar seyn?"

„Vergiß meine Bitte nicht," erwiederte Mustapha, „und gedenke mein!"

„Ich werde Deiner stets eingedenk seyn;" versicherte Helene. „Aber hast Du sonst keinen Wunsch?"

„Nur zwei ruhen in meiner Brust, und beide kannst Du nicht erfüllen;" sagte der junge Türke.

„Und diese sind?" fragte schnell der Vezier.

„Dir dereinst an Werth und Würde zu gleichen, mein edler Vater, und wenn Allah mir den Todesengel sendet, daß er mich, das Schwert in der Hand, vom Schlachtfeld abrufen möge."

„Gott ist gnädig!" sagte Helene; „er wird Deine Bitte erhören." Sie neigte sich vor dem Vezier, und verließ, von Abdallah begleitet, das Zelt.

Auf dem Wege nach dem Meere fragte Abdallah den Griechen: „Wußte der Venetianer Moresini, daß Du hieher in unser Lager gehen würdest?"

„Nein!" erwiederte dieser. „Ich unterrichtete ihn nicht von meinem Vorhaben, er hätte mich daran gehindert."

„Und willst Du in Candia einem sichern Tod entgegen gehn?" fragte er weiter. „Noch ist es Zeit." —

„Die Reinheit meiner Absicht schützt mich," erwiederte Nikola, „dorthin führt mich meine Pflicht."

„Du kennst den festen unerschütterlichen Venetianer schlecht," sprach der Derwisch, bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er freundlich: „Ziehe nur hin! Der Herr wird Dich schützen."

Unter freundlichem Gespräche gelangten sie ans Meer, wo sie zwei griechische Sklaven und mehrere köstliche Zeuge auf einem bereitstehenden Boote fanden. „Der Vezier schenkt als Beweis, wie sehr er Deinen Muth ehret, den beiden Sklaven die Freiheit," sprach jetzt der Derwisch; „Dir, Helene, sendet Mustapha dies Geschenk. „Lebt wohl, und bleibt demüthig im Glück, wie ihr standhaft im Unglück waret!" Der wackere Alte verließ sie, das Boot stach in die See, und Helenen wollte es dünken, als ob sie längs dem Strande des Meeres die edle Gestalt Mustapha's auf seinem Araberrosse dahin jagen sähe.

Ein starker Westwind trieb die Barke pfeilschnell über die Wogen; kaum bedurfte es der Ruder, ihren Lauf zu beeilen. Helene saß neben dem Steuer, das Nikola lenkte, beide schwiegen. „Laßt uns nach Standia schiffen," sagte sie, endlich das Schweigen brechend. „Ihr kennt den eisernen Sinn Moresini's, kennt die Strenge der venetianischen Gesetze, gebt Euch ihnen nicht Preis."

„Sie würden doch nur mich treffen, Helene," erwiederte Nikola; „deshalb kümmert Euch nicht."

„Freund, treuer Freund," sagte Helene mit tiefer Rührung, „verkennt Ihr so mein Herz? Glaubt Nikola, ich bliebe kalt, bei seiner Alles mir opfernden Liebe? Glaubt Ihr, ich fühle nicht den Werth eines Herzens, wie das Eurige? — Wendet den Blick nicht von mir, schaut freundlich mir ins Auge."

„Ihr waret auch ohne mich gerettet," antwortete Nikola, „und frei, wie mir der Derwisch, während wir

nach dem Meere gingen, ſagte; Muſtapha hatte ſchon über Euer Schickſal entſchieden, ehe noch mein Wille zur That wurde. Warum dankt Ihr mir? An ihm fandet Ihr einen Gönner und Beſchützer; ihm gebührt allein der Dank, ihm Eures Herzens Ergießung."

„Ich werde den Jüngling ehren, ſo lange ich bin!" erwiederte Helene mit Feuer. „Er handelte edel an mir, Ihr, Nikola, handeltet groß; er entſagte einem tyranniſchen Recht, Ihr weihtet Euch uneigennützig der Sklaverei, dem Tode. Für ihn ſchlägt mein dankbares Herz, — für Euch" — ſie ſtockte —

„Und für mich?" fragte Nikola mit einem Tone, in welchem ſich die Stimmung ſeines Gemüthes ganz ausdrückte.

„Nikola!" antwortete Helene nach kurzem Sinnen. „In meinem Herzen ſteht Euer Bild, als das edelſte der Welt; in meinem Herzen ruht der Wunſch, Euch danken zu können mit Wort und That; aber verzeiht mir mein offenes Geſtändniß: Der Freundſchaft reine Flamme fühl' ich wohl, doch nicht der Liebe Gluth. Verlangt mein Leben, ich gebe es willig für Euch; verlangt mein irdiſches Glück, freudig opfere ich es Euch. Aber das Herz mit ſeiner Sehnſucht und ſeinen Träumen iſt einer geheimen Macht unterthan, die es launiſch beherrſcht. Ueberlaßt es der Zeit, nehmt den Kranz von Epheu ſtatt des von Myrthen aus Helenens Hand und das Geſtändniß, daß ich keinen Mann auf Erden, ſelbſt den Malteſer nicht" ſetzte ſie leiſe hinzu, „ſo hoch achte, wie Euch."

Ein bittres Lächeln umzog Nikola's Mund, er wen-

dete das Steuer. „Also nach Standia wollt Ihr?“ sagte er schmerzvoll: „Euer Wille geschehe!“ Er warf das Segel herum, gab den Ruderern seine Befehle, ergriff das Steuer wieder, und schwieg. Helene war niedergeschlagen und in sich verschlossen.

Schon lag Candia hinter ihnen, der Hafen von Standia war nicht mehr fern, als Nikola plötzlich das Schweigen brach. „Wollt Ihr in dieser unheiligen Kleidung auf christlichem Boden landen? Oder gefällt Euch dieses mit Pelz verbrämte Gewand, dieser Turban so wohl, daß Ihr ihn nicht ablegen könnt? Wahrlich! begegneten uns Schiffe, man glaubte, ich habe Euch aus des Großveziers Harem geraubt; denn Helene, die Tochter der edlen Wittwe Anastasia suchte man nicht unter solchem Gewande. Nehmt meinen Mantel, werft ihn um, hüllt Euer Antlitz in den dreifachen Schleier. Ich weiß zwar nicht,“ fuhr er fort, ihr seinen Mantel reichend, „ob Ihr so bereitwillig seyd, meine Bitten zu gewähren, als Ihr scheint, die Bitte Mustapha's erfüllen zu wollen; aber ich ersuche Euch, denn wenn Ihr in dieser Kleidung mir gegenüber sitzt, schwinden alle frommen Gedanken, und ich habe noch nicht zu Gott mein dankendes Gebet erheben können, daß er Euch der Gefahr entrissen hat.“ Helene warf den Mantel um, bedeckte ihr Antlitz mit dem Schleier und verbarg mit ihm eine Thräne, die ihr Nikola's bittere Worte erpreßt hatten. Nikola begann nun ein leises Gebet zu murmeln. Als er es beendet hatte, fragte er die Griechen, welche emsig ruderten, von welcher Insel sie wären und erfuhr, daß sie Candioten und von Spina longa seyen. Sie wären,

so erzählten sie, auf einem Kauffahrer gefangen in das Lager der Türken geführt und dort in schmählicher Sklaverei gehalten worden. Erst am heutigen Morgen hätten sie unvermuthet ihre Freiheit erhalten. Nikola erkundigte sich noch nach Manchem, ihre Verhältnisse betreffend, und als sie jetzt in der kleinen Bucht an dem Garten Anastasia's landeten, überließ er ihnen die Barke, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

Als Helene, das Kreuz in der Hand, die Trümmer der alten römischen Villa betrat, stellte sie das Heilige vor sich auf, sank auf ihre Knice und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. So manche heiße Bitte stieg in ihrem Gebete auf; auch Nikola's gedachte sie und flehte zu Gott, daß er ihr Herz zu dem edlen finstren Manne wenden möge, damit sie ihm das Einzige reiche, womit sie ihm lohnen könne. Gestärkt erhob sie sich, bot Nikola herzlich die Hand, der mit keinem Laut ihr Gebet unterbrochen, und düster auf sie geblickt hatte, jetzt aber die Dargebotene leidenschaftlich ergriff. „Helene!" rief er feierlich, „Ihr habt eben zu Gott Euer Gebet erhoben. Brachtet Ihr dem barmherzigen Vater im Himmel Euren Dank, oder flehtet Ihr um Vergebung Eurer Sünden?"

Helene warf den Schleier zurück und ihr dunkles Auge heftete sich stolz und strafend auf den Griechen, der ihrem Blicke forschend begegnete. „Ich will Eurem Auge vertrauen," fuhr er fort, „aber ehe ich Euch in die Arme Eurer Mutter zurückführe und mich dort von Euch trenne, muß mein gepreßtes Herz noch eine Frage an Euch thun. Welche Bitte solltet Ihr dem Sohne des Vezirs erfüllen?"

„Dies muß ich Euch verschweigen, Nikola," antwortete das Mädchen, und eine leichte Röthe überflog ihr Antlitz.

„Jede Verbindung mit dem Feinde ist ein Verbrechen, Helene," sagte der Grieche ernst; „was im Dunkeln verborgen bleiben muß, was das Licht scheut, gehört dem Bösen" —

„Kümmert Euch deshalb nicht, edler Freund. Seine Bitte betraf nur mich."

„Nur Euch?" wiederholte er, bitter lächelnd. „So kommt! Denn was Ihr Mustapha noch zu erfüllen versprochen habt, gehört wohl nicht für mein Ohr."

„Nikola!" unterbrach ihn die Jungfrau gekränkt; „solch argen Verdacht glaubte ich nicht in Eurem Herzen zu finden; kommt!" Dies sagend eilte sie nach der Wohnung ihrer Mutter, Nikola folgte ihr.

Anastasia, von der Gefangenschaft ihrer Tochter benachrichtigt, hatte sie schon verloren geglaubt. Desto größer war ihr Erstaunen, ihre Freude, als sie Helene an Nikola's Seite eintreten sah. Im ersten Augenblicke des Wiedersehens bemerkte sie die fremde Kleidung nicht, später aber mußte ihr Helene das Räthsel lösen, weshalb sie in dies reiche Gewand gekleidet sey, und nun bewunderte Anastasia die kostbare Perlenschnur, welche Helenens Hals schmückte, die Juwelen, welche von dem Griff des Dolches und dem Gürtel ihr entgegen blitzten, und die weibliche Eitelkeit konnte selbst in diesem feierlichen Augenblicke ihre Freude hierüber nicht unterdrücken.

Finster sah Nikola dem Allen zu; ohne Lebewohl zu sagen, entfernte er sich und zog sich in das kleine Häuschen zurück, welches in glücklichern Zeiten sein Vater in einer Limonienpflanzung auf der Insel gebaut hatte, und das Nikola, seit Helene Candia verlassen, oft bewohnt hatte.

Hier traf ihn, schon am andern Abend, ein Befehl Morosini's, sogleich nach Candia zu kommen. Die Eile, mit welcher der ihm den Befehl überbringende Officier ihn ersuchte, schleunig Folge zu leisten, einige päbstliche Soldaten, welche er in der Nähe seiner Wohnung erblickte, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß er ein Gefangener sey. Er ordnete noch Einiges an, dann folgte er dem Officier an den Bord einer Galeasse, die noch am Abend nach Candia segeln sollte. Wie groß war sein Erstaunen, als er Helene in der Cajüte fand, die ihm heute in der kriegerischen Tracht der Candioten ungleich reizender erschien, als in der prachtvollen einer Türkin; nur der mit Juwelen ausgelegte Dolch, den sie in ihrem Gürtel trug, schlug seine Freude nieder, und erweckte ihm trübe Erinnerungen. „Was führt Euch hieher, Helene?" fragte er sie düster. „Kehrt Ihr zur Vertheidigung in die Mauern Candia's zurück, oder um als Wärterin an dem Siechbette des Verwundeten zu weilen?"

„Keines von beiden," erwiederte sie ernst. „Ihr wurdet in unserer Wohnung gesucht; ich erfuhr, daß Ihr zu dem Generalissimus beordert wäret, leicht konnte ich die Ursache errathen, und so war es meine Pflicht, Euch zu begleiten, denn nur ich allein kann für Euch zeugen."

„Ich danke Euch, Helene!“ erwiederte er, und zum ersten Male seit langer Zeit war der Ausdruck seines Gesichts reine, ungetrübte Heiterkeit. Auch Helene schien sorgenlos; sie ahnete wohl Gefahr, aber der gerechten Sache vertrauend, zweifelte sie keinen Augenblick, daß die edle That Nikola's, welche selbst dem Vezier Achtung eingeflößt hatte, die nämliche Wirkung bei einem christlichen Heerführer nicht verfehlen könne. Sie freute sich überdies, vielleicht eine Gelegenheit zu finden, einen kleinen Theil ihrer Schuld an Nikola abtragen zu können, die ihr zwar nicht drückend, aber eine ewige lästige Mahnerin war. Vielleicht — wer erforscht das weibliche Herz in seiner ganzen Tiefe — zog sie auch der Malteser nach Candia's Mauern zurück.

Der Officier, welchem, so wie es schien, die Bewachung Nikola's anvertraut war, mischte sich jetzt in ihr Gespräch und suchte Vielen auszuforschen, weshalb er zu dem General geführt werden solle; der Grieche antwortete unbestimmt. Helene schwieg bei den Fragen des Zudringlichen, und so gelangten sie, obgleich mit ungünstigem Winde, dem Hafen Candia's immer näher. Plötzlich störte ein lautes Getöse ihre Unterredung, das Meer schien aufgeregt, die Wellen brausten, rauschend fuhr es an ihnen vorüber; sie eilten auf das Verdeck, und hier sahen sie sich von einer Menge vorbeisegelnder Schiffe umgeben. „Was ist das?“ fragte Nikola staunend. „Es sind die Franzosen, welche Candia verlassen,“ erwiederte der Officier. „Nach der Lehre, welche ihnen die Türken beim letzten Ausfalle gegeben, ist ihr prahlender Muth gesunken; die Helden, welche allein das feind-

liche Lager stürmen wollten, haben sich schnell eingeschifft und davon gemacht. Glückliche Reise, Ihr Prahlhänse!" rief der Venetianer ihnen zu; „möget Ihr in den Wellen den Tod finden, dem Ihr hier zu entfliehen sucht!"

Nikola und Helene wurden durch diese Nachricht traurig gestimmt. Die Hülfe, welche er so sehnlich zur Rettung seines armen Vaterlandes erwartet, hatte nun nach wenigen Tagen die bedrängte Stadt muthlos wieder verlassen; in Helenen erweckte die vorüberseegelnde Flotte lebhaft den Gedanken an Heinrich d'Aubüssen; sie glaubte, auch er habe, trotz seiner Wunde sich eingeschifft und sie sehe ihn nie wieder. Sie fragte sich zwar, warum sie das betrübe, warum ihr schwankendes Herz immer noch an dem Treulosen hänge; aber das Herz glaubte ihn nicht treulos, es blieb sein steter Vertheidiger.

Die Thränen der ersten Liebe verwischen das Bild des Geliebten nur schwer, nur unter ewigen Schmerzen reißt es sich allmählig los, doch selten ganz; eine freundliche Rückerinnerung bleibt noch immer an diese Tage der Wonne zurück und geht mit uns in das ernstere Leben über. Auch Helene konnte die sanfte Rührung, welche sie bei dem Gedanken an ihn empfand, nicht unterdrücken; sie hätte ihn so gern vergessen, hätte so gern ihre Neigung auf den Mann übergetragen, der so lange schon ihr mit Liebe zugethan, sich zu ihrer Rettung freudig der Sklaverei, dem Tode geweiht hatte; aber sie vermochte Beides nicht. Zu fest stand d'Aubüssens Bild in ihrem Innern, zu sehr stieß sie die heftige Leidenschaft, der finstere Glaube Nikola's von ihm ab. Von solchen

widerstreitenden Empfindungen gequält sah sie das rauchende Candia aus der Morgendämmerung vor ihrem Blicke aufsteigen, sie hörte den furchtbaren Donner der Kanonen, womit der Feind während der ganzen Nacht und auch jetzt noch die bedrängte Stadt geängstigt, und die wenigen Häuser, die noch auf dem Platze der St. Marcuskirche unversehrt gestanden, in Brand geschossen hatte. Diesen traurigen Anblick im Auge nahten sie dem Hafen, und liefen mit günstigem Winde, obgleich von den türkischen Strandbatterieen beschossen, ohne beschädigt zu werden, glücklich ein.

Der Officier führte nun Nikola sogleich zum Generalissimus, den sie auf dem Hornwerke am Meere in voller Thätigkeit fanden. Er verließ, sobald er sie kommen sah, den Wall, trat in die Caleniatte, welche er hier zu seiner Wohnung hatte einrichten lassen, und befahl Nikola, ihm zu folgen; der Officier aber blieb mit Helenen am Eingange zurück.

„Grieche!" redete ihn Morosini mit dem Stolz und der Würde eines venetianischen Nobile an, „Du hast es gewagt, Candia heimlich auf einem Fahrzeuge zu verlassen und in das feindliche Lager zu gehen: Weißt Du, welche Strafe Dich erwartet?"

„Nach dem Gesetze, der Tod!" erwiederte Nikola furchtlos.

„Und dies kennend, sprich, was beweg Dich zu diesem frevelhaften Unternehmen?"

„Ich weiß nicht, Herr! ob Ihr das, was ich Euch sagen könnte, verstehen werdet," antwortete Nikola. „Mich trieb ein menschliches Gefühl, und Ihr, Herr,

müßt in Eurer Stellung oft dies Gefühl gegen Eure beſſere Ueberzeugung verläugnen. — Eine Griechin, die nämliche, welche bei allen Ausfällen den Soldaten das Kreuz vorträgt, Helene Panes, ward bei dem letzten Ausfalle gefangen; ſie zu retten, ſtatt ihrer die Ketten zu tragen oder für ſie zu ſterben, wagte ich das kecke Unternehmen. Dies Herr iſt — bei meinem Gott ſey es geſchworen! — die lautere Wahrheit. — Ihr ſchüttelt zweifelnd Euer edles Haupt? Ich glaube wohl, daß Ihr es nicht zu verſtehen vermögt, wie man einem theuren Weſen ſolch Opfer bringen kann; Ihr lebt nur für Euer Vaterland. Wohl Euch, daß ihr dafür leben, ſterben könnt!" ſetzte er ernſt hinzu. „Und was vermöchtet Ihr nicht für das Geliebte zu opfern?" Er ſchwieg. Moroſini war nachdenkend geworden. „Auch habe ich dem Papa Ambroſios, Euch als ein würdiger Prieſter bekannt, mein Vorhaben vertraut," fuhr der Grieche fort, „damit, im Fall ich mit dem Leben zahlte, mein guter Name gerettet und ich nicht für einen elenden Verräther gehalten würde."

„Ruft mir den Prieſter Ambroſios!" befahl Moroſini. „Und nun berichte mir," wandte er ſich wieder zu Nikola, „was Du im türkiſchen Lager geſehen und wie Du dort aufgenommen wurdeſt; nur durch die Mittheilung wichtiger Nachrichten kannſt Du die Strafe Deines Vergehens mildern."

„Herr!" erwiederte Nikola, „könnte ich Euch Wichtiges berichten, ſo thäte ich es ſchon zum Beſten Candia's und die Religion geböte mir, Alles zu nutzen, womit ich den Ungläubigen ſchaden könnte; ſo aber weiß

ich Euch nur wenig zu sagen. Ich landete an den Strandbatterieen des westlichen Ufers; dort fand ich, so wie in den Laufgräben und auf den Basteien Alles wachsam und munter; ich begegnete der Ablösung, die gegen St. Andrä und das Hornwerk zog; es mochten wohl an 2000 Mann seyn. Im Lager lag Alles in tiefer Ruhe; hätten 1000 Entschlossene in der Stille landen können, wären sie rasch eingebrochen, sie hätten ein fruchtbares Blutbad unter den Ungläubigen angerichtet."

„Und der Großvezier?" fragte Meresini von Neuem.

„Ist ein Mann in seiner vollen Kraft, von schönem männlichen Ansehen, mild und freundlich; er hat edel an mir gehandelt."

„Und wodurch weckte Du seinen Edelmuth?"

„Gott mag sein Herz gelenkt haben; ich weiß es nicht zu enthüllen. Mein Freimuth gefiel ihm, er schien meine kühne That wohlwollend zu beurtheilen. Einen Augenblick nur, als er erfuhr, daß ich ihn hintergangen und der Gefangene ein Mädchen sey, ward er zornig; jedoch schien ihn Mustapha, sein Sohn, und ein alter Derwisch, der viel bei ihm zu gelten scheint, besänftiget zu haben."

„Ich kenne den Derwisch;" sagte Morosini, — „es ist ein seltener Mann. — Du sahst den Sohn des Vezirs, schildere mir ihn."

„Befragt deshalb Helene Panos; sie ward von ihm gefangen, hielt sich bei ihm auf, und ward dann von ihm freigegeben;" erwiederte Nikola.

„Ohne Lösegeld?" fragte mit zweideutigem Tone der General.

Nikola ſchwieg; Purpurröthe überflog ſein Geſicht.

„Iſt ſie mit Dir von Standia herübergekommen?“

„Sie iſt mir bisher gefolgt,“ erwiederte Nikola, „ich glaube, ſie weilt noch am Eingang.“ Moroſini befahl die Griechin einzuführen.

Helene trat ein. „Ihr waret von Muſtapha Kiuprogli gefangen, und längere Zeit um ihn?“ fragte der General, ohne von des Mädchens holdem Antlitz überraſcht zu ſeyn.

„Nicht eine Stunde befand ich mich in ſeiner Nähe,“ erwiederte Helene. — „Ich folgte dem Derwiſch Abdallah in ſein Zelt.“

„Gleicht der Sohn dem Vater, iſt es ein kriegeriſcher Mann?“ fragte Moroſini weiter.

„Ich ſah ihn zuerſt im Kampfgewühl. Es iſt ein ſchöner edler Jüngling, dem ich meine Bewunderung zollen muß. In der Bruſt dieſes Muſelmanns ſchlägt ein menſchlich Herz, das oft in der Bruſt des Chriſten bei kalter Größe untergeht.“ Moroſini fühlte den Sinn dieſer Rede, ſein Geſicht umdüſterte ſich. — „Was haſt Du von dem türkiſchen Heere geſehen?“ fragte er weiter.

„Eine unabſehbare Menge Zelte, Roß und Mann in unzähliger Anzahl ſah ich vor mir; doch ſchien mir viel unnützer Troß darunter zu ſeyn.“

Indem ſie dies ſagte, trat Ambroſios ein. „Ich habe Euch rufen laſſen,“ begann nun Moroſini, ſich, jedoch ohne beſondere Aufmerkſamkeit, nach ihm wendend, Zeugniß für dieſen Griechen abzulegen; er beruft ſich in ſeiner Vertheidigung auf das, was er Euch vertraute.“

„Seine Absicht war edel, Herr," erwiederte Ambrosios, „so edel, daß das strenge Kriegsgesetz entehrt würde, wolltet Ihr es hierauf anwenden."

„Die Anwendung überlaßt mir, Papa;" unterbrach ihn Morosini kalt. „Ich danke Euch für Eure Mühe," fuhr er fort, nur wenig das Haupt neigend; „Ihr seyd entlassen. — Dir, Nikola," wandte er sich nun zu diesem, „Dir schenk' ich das verwirkte Leben; ich will die Absicht wägen, nicht die That. Enthalte Dich künftig jeder Gemeinschaft mit dem Feinde; einmal nur laß ich Gnade für Recht ergehn. Geh auf Deinen Dir angewiesenen Platz, und bezeige Dich dort als einen muthigen Streiter, als einen gläubigen Christen."

„Du aber, Helene Panes, vergiß des Türken Edelmuth und seine jugendlich schöne Gestalt. Des Weibes Herz wird oft von dem Auge verleckt. Schweife mit Deinen Gedanken nicht über die Wälle der Stadt, nicht nach dem feindliche Lager; Du möchtest vielleicht mein Herz nicht so weich und edel gestimmt finden, als das Herz des Türken. Ich warne Dich!"

„Wofür, General?" sagte Helene, stolz auf Morosini blickend.

Statt Antwort winkte er, daß sie sich entfernen sollten. Helene verweilte, sie schien die Antwort auf ihre Frage zu erwarten. Morosini wollte es wahrscheinlich nicht bemerken, er ließ sie stehen und entfernte sich.

Die Milde des sonst so strengen Generals hatte einen ganz andern Grund, als Berücksichtigung der edlen Absicht Nikola's. In der nämlichen Stunde, in welcher der Großvezier die Griechen zurückgeschickt, hatte er auf

Abdallahs Bitte einen jungen gefangenen Venetianer, für deſſen Freilaſſung der General, wiewohl vergebens, ſchon mehrmals ein bedeutendes Löſegeld geboten, unter der Bedingung frei gegeben, daß Moroſini Nikola begnadige. Auch ließ er ihm mehrere Vorſchläge, die Uebergabe der Stadt betreffend, durch den Venetianer machen, der das Verſprechen geben mußte, im Fall der General in Hinſicht Nikola's des Veziers Wünſche nicht erfüllte, ſich wieder als Gefangener zu ſtellen.

So wenig Moroſini die Vorſchläge wegen der Uebergabe berückſichtigte, ſo ſehr war ihm doch an der Freiheit ſeines Neffen gelegen, um nicht gern einem Manne zu verzeihen, der nur in guter Abſicht gefehlt, und deſſen Verbrechen ohne Folgen geblieben war. Er ließ Nikola nur von Standia abholen, um vielleicht von ihm irgend eine wichtige Nachricht aus dem türkiſchen Lager zu erhalten. Was ihm aber dieſer ſowohl als Helene berichtete, hatte für ihn keinen ſonderlichen Werth; jedoch mißtrauiſch wie er war und wie er es bei den vielen Verräthereien auch Urſache hatte zu ſeyn, glaubte er auf Helene ein wachſames Auge haben zu müſſen; ihm war Muſtapha's uneigennütziger Edelmuth unglaublich, der nächtliche Aufenthalt im Lager, die reiche prachtvolle türkiſche Kleidung, von der ihm ſchon ſeine Kundſchafter in Standia Nachricht gegeben hatten, des Veziers großmüthiges Benehmen gegen Nikola, alles dies ließ ihn glauben, Helene habe ihre Freiheit theuer erkauft, und die Wärme, mit der ſie von Muſtapha geſprochen, blieb ihm verdächtig; er umſtellte ſie mit Spionen.

Während Helene in die Wohnung der Frauen eintrat, ihr Kreuz neben ihren Waffen wieder aufhängend, mit tiefer Rührung Gott für ihre Errettung dankte und sie von Allen mit wahrer aufrichtiger Freude empfangen wurde, hatte Nikola den Malteser aufgesucht. Er fand ihn noch in der Casematte der Bastion Sabionera an seiner Wunde niederliegend, jedoch außer Gefahr. Die Ritter von Malta, ihrer Bestimmung getreu, waren den Franzosen nicht gefolgt und zur Vertheidigung Candia's zurückgeblieben; um so weniger hatte d'Aubüsson die Stadt verlassen, da er wegen Helenens Schicksal in peinlicher Ungewißheit und Sorge, die Ankunft seines Vaters mit der von Ludwig dem Vierzehnten den Venetianern versprochenen Hülfe erwartete.

Der Marquis d'Aubüssen hatte schon früher in Candia, während der ersten Belagerung dieser Stadt unter Moncenigo heldenmüthig gefochten, und war erst nach mancher empfangenen Wunde nach Frankreich zurückgekehrt. Durch das Zureden seines Freundes, des Herzogs von Navailles, welcher das französische Hülfscorps befehligte, bestimmt, wollte er noch einmal und an der Seite seines Sohnes auf Candia's Mauern fechten. Vielleicht beweg ihn auch noch ein anderer Grund, sich dem muthigen Kriegshaufen anzuschließen und in seinem reiferen Alter noch einmal hier das Schwert für seinen Glauben zu ziehen.

Die Nachricht, daß Helene gerettet sey, gab dem Malteser neues Leben; mit herzlicher Rührung dankte er Nikola, bewunderte seine edle That, und als lebe nur ihr Bild in seinem Herzen, so glühend, alle Rücksicht

vergessend, drückte er den Griechen an sein Herz, der über diesen leidenschaftlichen Ausbruch der Freude den Malteser verwundert anstaunte.

„Herr!" sagte er endlich, „erkläret mir Euer Benehmen. Freiwillig, wie Ihr sagtet, nahmt Ihr das Kreuz, das Euch von Helenen für immer trennt, und doch scheint Euer Herz nur für sie zu schlagen, Euer Gebet nur für sie aufzusteigen? Sagt mir, was fesselt Euch noch an das Mädchen, nachdem Ihr selbst die Bande gelöst? Welcher Zauber hält Euch noch an ihr fest, da Ihr Euch doch selbst aus ihrem Zauberkreise gebannt habt? Löst mir diesen Widerspruch!"

„Nikola," erwiederte d'Aubüssen, und sein düsteres Auge verrieth, daß eine traurig tönende Saite in seinem Innern berührt worden war; „meine Liebe zu Helenen fließt jetzt aus einer andern Quelle; einst war sie ein Waldbach, sich über Felsen herab zu ihren Füßen stürzend; jetzt fließt sie still murmelnd dahin. Seit ich ihr entsagen mußte, ist der Sturm der Leidenschaft vorüber, und nur ein linder West spielt noch um mein Herz und führt es auf seinen sanften Schwingen zu ihr. Ich kann mit ruhigem Blicke es sehen, daß Ihr Euch um ihr Herz bewerbt; es würde mich freuen, jetzt doppelt freuen, wenn Ihr des Mädchens Liebe gewönnet. Ihr habt Euch ein Recht auf sie erworben; ich gönne Euch Euer Glück."

„Ritter!" rief der Grieche lebhaft, „könnt Ihr mir es gönnen, dann habt Ihr Helene nie geliebt!"

„Laßt uns davon schweigen, Nikola!" fiel ihm d'Aubüssen unmuthig in die Rede. „Sie war mein

erste, sie ist meine letzte Liebe. Deshalb nahm ich das Kreuz. Aber berührt diese Saite nicht mehr, Nikola! Sucht ihr Herz Euch zu gewinnen."

Nikola schüttelte bedenklich den Kopf. Seinem stürmischen leidenschaftlichen Gemüth war die ruhige duldsame Liebe des Ritters undenkbar. Ihm war die Liebe das Feuer eines Vulkans, das, unaufhaltsam hervorbrechend, Alles, was sich ihm entgegenstemmt, zerstört. Nur sein gläubiges Gemüth hatte ihm den Dolch aus der Hand gewunden, den er schon so oft auf d'Aubüsson gezückt hatte; seine Liebe zu Helenen, die ohne Lohn Alles andre opfern konnte, war doch nicht edel genug, sich selbst zu opfern; einmal ihr Herz sein nennend, wäre es ihm ein Heiligthum gewesen, das er nur mit seinem Leben gelassen hätte. Der Gleichmuth, welchen der Malteser bei dem offenen Geständniß, Helene sey ihm noch theuer, bewies, entwürdigte in seinen Augen den Mann, und die Achtung, die er sonst für den heldenmüthigen Jüngling gehabt, begann zu schwinden.

In dieser Zeit traf die freudige Nachricht in Candia ein, daß die französische Hülfe wirklich im Einschiffen begriffen und im Anfang des Maimonats zu erwarten sey. Morosini verdoppelte nun seine Thätigkeit, er ließ Tag und Nacht an der Herstellung der Werke und Brustwehren arbeiten, ließ alles wieder in Stand gesetzte Geschütz auffahren, von der Seite St. Andrä neue Minengänge anlegen, und hoffte nun, nachdem er mehrere Schiffe in Standia abgetakelt und die Mannschaft nach Candia gezogen hatte, bis zur Ankunft der französischen Hülfe dem Feinde widerstehen zu können. Die Verwun-

deten und Kranken wurden nach Standia geschickt, wohin Helene, welche die Aufsicht hierbei übernommen hatte, folgte. Nikola erhielt den Auftrag, soviel Eingeborne als möglich in dem Gebürge, wohin sie sich vor der Grausamkeit der Türken geflüchtet hatten, für die Republik zu werben.

D'Aubüsson zog nun mit Nikola, welcher ihm sein Landhaus auf dem Limonienhügel eingeräumt hatte, nach Standia; Helene folgte erst am andern Tage, und so war der Malteser wieder ganz in ihrer Nähe; denn am Fuße des Hügels lag ja die Wohnung der Wittwe Anastasia.

Nur ungern war Helene, ihre Pflicht erfüllend, nach Standia geschifft; ihr Gefühl sträubte sich gegen den Gedanken, der Malteser könne glauben, sie sey ihm gefolgt. Sie vermied seine Nähe, schien sich absichtlich die wenigen Tage, welche Nikola auf der Insel verweilte, diesem zu nähern, überließ die Wartung des ohnehin nun weniger Pflege Bedürftigen einer der andern Frauen und lebte ganz ihrer sich aufgebürdeten Pflicht.

Aber wenn sie am Abend aus den für die Kranken und Verwundeten eingerichteten Wohnungen heimkehrte, sie ihren Schleier zurückwerfen, sie nun unverhüllt frei athmen konnte, in dem Garten am Meere saß und ihr Auge das Lämpchen auf dem Hügel durch die Dunkelheit schimmern sah, da hob der Seufzer ihre gepreßte Brust und unwillkührlich waren ihre Gedanken bei ihm. Was half ihr der Unmuth, welchen der Stolz herbeirief, was das bittre Gefühl: Er ist für Dich unwiderbringlich verloren, er selbst zerriß das Band! — Sein

freundliches Bild winkte zu lieblich, der sanfte Ton seiner Stimme, den die Phantasie ihr zuführte, lockte so süß, sie konnte nicht widerstehen, ihr Auge blieb nach dem Hügel, nach dem Häuschen, nach ihm gerichtet.

Acht Tage waren in diesem Kampfe der Sehnsucht und des Stolzes vergangen. Nikola hatte alle nöthige Vorkehrungen zu seiner Ueberfahrt nach der Insel gemacht, hatte einen Vertrauten vorausgesandt, die, in den Höhlen der Berge Zerstreuten zu sammeln und ihnen das Kloster Arkadi am Fuße des Ida zum Sammelplatz bestimmt. Die raubgierige Hand der Türken war bis dahin nicht gedrungen, oder sie hatten es vielleicht bis jetzt aus der politischen Rücksicht verschont, die Griechen durch Achtung ihres heiligsten Andachtsortes für sich zu gewinnen, da die Venetianer in blindem Glaubenseifer nicht immer die nöthigen Rücksichten nahmen, die Griechen in ihrem Kultus störten, und sie oft durch eben nicht christliche Mittel zu Proselyten machen wollten.

Am Abend vor seiner Abfahrt ging er zu Helenen, ihr Lebewohl zu sagen. Trotz der Freundlichkeit, mit der sie ihm seit ihrem Aufenthalte in dem türkischen Lager entgegen gekommen war, trotz der herzlichen Theilnahme, welche sie ihm seitdem gezeigt, fühlte er doch zu gut, daß Liebe an alle dem keinen Theil habe. Ihre Freundlichkeit, ihr herzliches Nahen war berechnet, es floß nicht aus dem sprudelnden Feuerquell, der aus des Herzens Tiefe hervorbricht; es war ein Trunk, den das Mitleid, die Dankbarkeit in wohlberechnetem Maaße ihm gab. Er fühlte es nur zu gut, daß er hoffnungslos liebe, und dieser Gedanke, obgleich er ihn vom An-

beginn begleitet, war ihm jetzt ſchmerzhafter, als damals, wo die Hoffnung an dem Arme des Malteſers Helenen noch geleuchtet hatte. Damals hatten ihn die Qualen der Eiferſucht gefoltert; von ſeiner Liebe zu ihr hingezogen, von ihrer ſtolzen Kälte abgeſtoßen, waren ſeine Gefühle von wildem Schmerze zerriſſen und er ſtets zwiſchen Liebe und Rache ſchwankend. Jetzt that ihm ihr ſchweſterliches Nahen nicht wohl, es beruhigte zwar das ſtürmiſche Herz, beſänftigte den Ausbruch wilder Leidenſchaft und löſte den Schmerz in Wehmuth auf, aber er fühlte ſich dennoch nicht glücklicher. Mit ſeinem Leben, mit ſeiner Freiheit hatte er ſie erringen wollen, den Tod für ſie hatte er geſucht, aber nicht Tod, nicht Liebe war ihm geworden, nur Dankbarkeit und Theilnahme. Um dieſen quälenden Zuſtand zu enden, war er feſt entſchloſſen, aus ihrem Zauberkreiſe zu treten.

Er ging deshalb an dieſem Abende zu ihr und fand ſie in ihrem Garten ſinnend ſitzen. „Helene," ſagte er ohne Bitterkeit, „mein Schickſal, oder Eure Zaubermacht, gleichviel, hatte mich in Euren Kreis feſtgebannt, und ich konnte nicht widerſtehen. Ich habe um Eure Liebe geworben, gerungen; ich habe gegen die Meine muthig gekämpft und aus keinem Kampfe bin ich als Sieger hervorgetreten. Ich wurde Euch läſtig — unterbrecht mich nicht," bat er ſie, „laßt mich enden — durch meine Bewerbungen läſtig, und jetzt bin ich es doppelt, da ich vielleicht einen kleinen Anſpruch auf Eure Dankbarkeit habe, und die iſt dem Menſchen ſtets eine läſtige Mahnerin. — Ich fühle dies und es ſchmerzt mich, daß ich nicht in die ruhige Stellung eines Freundes treten

kann, denn meine Leidenschaft reißt mich fort; sie will Euch Alles oder Nichts seyn. — Diesen qualvollen Zustand zu enden, komm ich, Euch Lebewohl zu sagen, und gewaltsam mich von Euch losreißend, hoffe ich mein zerrissenes Herz zu heilen. In Eurer Nähe giebt mir selbst die Zeit keinen Balsam, wohl aber drückt jeder Eurer Blicke den Pfeil tiefer in meine Brust. Kann ich in der Ferne Euer schützender Engel seyn, so werde ich Euch zur Seite stehen, und für Euch gern meine Brust, mein Leben bieten."

„Und auch Ihr wollt mich verlassen?" sagte Helene bewegt. — „Was kann ich Euch auf Eurer Lebensbahn seyn!" unterbrach er sie mit Bitterkeit; „ein Stab, auf den Ihr Euch in Gefahren stützt, um ihn wegzuwerfen, wenn sie vorüber sind!" —

„Ihr macht mir unsere Trennung nicht schwer, Nikola," erwiederte Helene, von diesem Gleichniß gereizt. „Ich hätte gewünscht, daß, wenn es getrennt seyn sollte, ich dem edlen Mann, der mir wahrlich mehr ist, als ein Stab in der Noth, ein herzliches Lebewohl hätte sagen können."

„Was ich zu seyn begehre, werde ich Euch nie seyn können; darum" fuhr er schnell fort, „ist es gut, daß ich scheide. Lebt wohl, Helene!" Er entriß ihr stürmisch eine Rose, welche sie in ihrer Hand hielt, und eilte davon.

„Auch der Freund verläßt mich!" rief sie, ihm nachblickend. — „Nun, so stehe ich allein und kann nur noch auf mich selbst vertrauen. Ach! schwiege dies Herz, und

mein ſtolzer Sinn könnte feſſellos ſeine Flügel ſchwingen, dann wäre mir wohl!“

Aber trotz dieſem Wunſche blickte ihr Auge ſehnſuchtsvoll nach dem Hauſe auf dem Hügel, und ein Seufzer hob ſich im Wehen des Abendwindes zu ihm auf.

Wochen waren vorüber, und Helene hatte den Malteſer noch nicht geſehen; der Verwundeten und Kranken wurden immer weniger, die meiſten waren geheilt wieder nach Candia zurückgekehrt, wo von Achmed Kiupergli des eingetretenen Regens wegen die Stadt weniger beunruhigt und kein Hauptangriff gemacht worden war. Nikola's Sendung war erfüllt; er hatte ſechzig wackere Schützen zur See nach Candia geführt und Moroſini, den hohen Muth des jungen Griechen ehrend, ernannte ihn zum Hauptmann über die 300 Candioten, welche freiwillig und ohne Sold in Candia dienten. Aber immer noch erwartete man die Ankunft der Hülfsflotte vergebens. Unvorhergeſehene Hinderniſſe, auch wohl die damals ſchwankende Politik Frankreichs hatte bis jetzt das Einſchiffen der Truppen in Toulon verhindert; die Regenzeit nahte ſich ihrem Ende und dann mußte Moroſini die verdoppelte Thätigkeit des Veziers erwarten, dem eine, den Venetianern entſchlüpfte, Flotte Verſtärkung an Truppen und Munition in den Hafen von Canea zugeführt hatte.

Auch d'Aubuſſons Wunde war geheilt, nur konnte er den Fuß noch nicht ganz gebrauchen, und kaum vermochte er, von ſeinem Diener geleitet und auf einen ſe-

ſten Stab geſtützt, eine kleine Strecke zu gehen. Helenens Zurückziehen hatte ihm wehe gethan; er konnte ihr deshalb zwar nicht zürnen, aber eben ſo wenig erlaubte ihm das Zartgefühl, ſeinen Wunſch, ſie zu ſehen, laut werden zu laſſen.

Eines Abends ſaß Helene, wie ſie faſt täglich zu thun pflegte, unter den Bogen der verfallenen Villa. Ein ſtarker Nordwind trieb die Wellen ans Geſtade, und feierlich hallte das Brauſen der Wogen durch die Stille des Abends; kein Donner des Geſchützes unterbrach dieſes eintönige Toſen, und der Mond beleuchtete mit ſeinem Strahlenglanze den ſpritzenden Schaum der Wellen und färbte ihn golden. Helene ſah in die wogende Fluth, wo Welle die Welle verſchlang, wie die nahende Minute die entfliehende verſchlingt; jetzt thürmten ſie ſich auf, jetzt ſanken ſie in den finſtern Abgrund hinab, wo kein Mondlicht ihren Schaum mehr vergoldete, und der Sturm ſie nicht mehr peitſchend den Sternen entgegen trieb. „O wie gleichen doch unſere Schmerzen und unſere Freuden den Wellen, wenn der Sturm des Schickſals ſie erfaßt!“ ſeufzte das Mädchen. „Der Schmerz gleicht der bewegten Woge, die Freude ihrem Schaum. Aufwärts ſpritzt ſie ihre vom Mondlicht vergoldeten Perlen; aber der Schmerz, dieſe dunkelrollende Woge, wälzt ſich bis zur Tiefe des Herzens, wie die Welle zur Tiefe des Meeres, und wogt gleich ihr noch lange, wenn auch ſchon der Spiegel der Fluth längſt beruhigt iſt.“ Traurig war ihr das Bild, traurig das bleiche Mondlicht, das wie mit ſilbergewirktem Schleier die ſchlummernde Natur bedeckte; ſie wandt' ihr Antlitz von dem brauſenden Meere und ſah nach dem

Hügel hinauf, wo heute kein Lämpchen das Fenſter erhellte.

„Schläfſt Du ſchon?“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin, „Träumſt Du? O dann mögen Deine Träume freundlicher ſeyn, als mein Wachen, und die Bilder, welche mich umſchweben, Dir mehr Ruhe und Kühlung zuwehen, als mir!“ Während ſie ſo dachte, traf ihr Blick eine fremde Erſcheinung. Sie ſah zwei Schattengeſtalten durch die mäandriſchen Gänge des Gartens nahen. Jetzt traten ſie aus dem Gebüſche hervor, jetzt verſchwanden ſie hinter der Weinlaube, um dort, wo die hohe Cypreſſe über den einfachen, nur von einem Kreuze bezeichneten Todtenhügel ihre langen Schatten warf, wieder hervor zu treten.

Die Geſtalten hielten unter der Cypreſſe an, ſchienen an dem Grabhügel zu verweilen, und ſchritten dann langſam dem Oleandergebüſche zu, das ſie bald wieder Helenens Auge verbarg, die mit ſtillem Grauen ſie hatte nahen ſehen. Das Dunkel der einbrechenden Nacht, das bleiche Mondlicht, die düſtern Bilder, womit ihre Phantaſie ſich beſchäftigte, alles dieſes hatte ſie aufgeregt und ließ ihr die Schattengeſtalten in übernatürlicher Größe geiſterhaft erſcheinen. Jetzt traten ſie aus dem Gebüſche hervor; deutlicher geſtalteten ſie ſich Helenens ſtarr blikkendem Auge, ſie erkannte zwei Männer, erkannte — doch was ſie ſah, beruhigte nicht ihr wallendes Blut, ließ das Herz nicht ſchwächer klopfen, die Bruſt nicht freier athmen — denn es war der Malteſer, mit ſeinem Diener, der ihr entgegen wankte. Bei ſeinem Anblick wollte ſie fliehen, aber ſie vermochte es nicht, ihr Fuß war feſt gebannt, ſie mußte, die Hand auf ihr

stürmisch klopfendes Herz gedrückt, ihn zitternd erwarten. Noch nie hatte bei seinem Anblicke solch Gefühl sie durchbebt, noch nie war die Brust ihr so beengt, als jetzt, da er, eine bleiche Gestalt, schwankend ihr nahte.

„So hat das Glück mich doch nicht ganz verlassen!" sagte er bewegt, sich an die Säule des Gewölbes lehnend, und seinem Diener, sich zu entfernen winkend, „So finde ich Euch hier, Helene, und sehe Euch nach langer Zeit doch endlich wieder."

„Setzt Euch auf dies Polster, Herr!" bat, von dem schwachen hülflosen Zustand des Jünglings ergriffen, Helene, und nur seine bleiche Leichengestalt stand vor ihr; das Mitleid ließ sie alles Andere vergessen. Sie unterstützte ihn, hielt ihn sorgsam, bis er auf das schwellende Polster sich niedergelassen, und als er dankend ihre Hand an sein Herz drückte, sein mattes Auge freundlich an ihr aufsah, vermochte sie nicht länger die Thränen, nicht länger die Stimme des Herzens zurück zu halten. „Wie konntet Ihr mich so treulos verlassen!" rief sie, von Schmerz und Wehmuth durchdrungen, aber schnell faßte sie sich, eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, sie preßte die Thränen zurück, trat an das Bogenfenster und blickte auf die schäumenden Wellen hinaus.

Auch in d'Aubüssons Brust wogte es stürmisch, wie auf dem bewegten Meere. Helenens Worte hatten ihn tief ergriffen, der erste Vorwurf, den sie ausgesprochen, hatte alle schmerzlich tönenden Saiten berührt; der Anblick der leidenden Gestalt des Mädchens, die gegen ihre Empfindungen kämpfend sich von ihm wegwandte, erschütterte ihn. — „Nein!" rief er, „vergieb meinem

schwachen Herzen, Vater! vergieb, wenn ich nicht länger schuldvoll vor dieser Reinen stehen, nicht länger ihre Thränen ungetrocknet lassen kann. Helene!" rief er, da sie sich bei diesem lauten Ausruf nach ihm gewandt hatte, „Helene, höre mich! Ich will schuldlos vor Dir stehen, rein, wie ein Cherub des Himmels mich in Deine Arme werfen. Komm, setze Dich zu mir und höre mich! Komm, liebe, innig geliebte Helene, komm an die Seite Deines Heinrichs, den seine Wunde fest hält, daß er nicht in Deine Arme eilen, an Deine Brust sinken kann!"

Staunend, und doch von seinen Worten ergriffen, wollte das Mädchen ihm nahen, als er die Hand nach ihr streckte. „Helene!" bat er, „ehe mein Mund die Pforte des Herzens öffnet, versprich mir, daß das, was Du hören wirst, in Dir verschlossen bleibe, bis mein Vater Deinem Munde die Bande löset."

„Von welchem furchtbaren Geheimniß wollt Ihr den Schleier ziehen?" fragte das Mädchen und zog den schon aufgehobenen Fuß wieder zurück. „Schweigt lieber! mir ahnet zwar nichts von Eurem Geheimniß, aber ich sehe dennoch mit Grausen Eure Lippen sich öffnen. Schweigt, Ritter! ich will den Groll aus meinem Herzen bannen, und nur den Schmerz dort beherbergen, ich will glauben, daß Gott es Euch befahl, mich zu verlassen, will mich trösten: aber schweigt nur!"

„Nein, Helene! ich kann nicht länger mich selbst vor Dir verbergen: ich muß reden. Komm, setze Dich neben Heinrich d'Aubüssen, komm zu mir!" bat er freundlich und überredend, so daß, wie von unsichtbarer

Macht gezogen, Helene sich neben ihn setzen mußte. „Rücke näher zu mir, Geliebte, daß mein Arm Dich umfangen kann," fuhr er herzlich fort, und ihrer selbst unbewußt gehorchte sie, obwohl zitternd, gleich einem folgsamen Kinde.

„Ich bin gefaßt!" sprach sie jetzt, da sein Auge voll heiliger Liebe auf ihr ruhte, seine Hand die ihrige nach dem klopfenden Herzen führte. „Sprecht, aber laßt meine Hand! — Ihr habt sie verschmäht!" setzte sie leise hinzu — „Sagt mir mit wenigen Worten, was Euch bewog, das unglücksvolle Kreuz an Eure Brust zu heften, warum Helene Euch nicht Alles seyn darf. — Eure Worte sollen in meiner Brust verschlossen bleiben!"

„Helene!" rief er, seinen Arm um sie schlingend, „theure, liebe Schwester! Holdes Kind meines Vaters!"

Das Mädchen sprang auf. „Was redet Ihr, Heinrich d'Aubüsson?" rief sie und ihr Auge glühte „Ich Eure Schwester?"

„Ja!" erwiederte der Ritter, freudig, daß das lastende Geheimniß sich endlich losgerissen habe. „Du bist meine Schwester, nur die Bande des Blutes trennten uns. Jeder Gluth der Liebe war fortan mein Herz verschlossen. Nur Dir zu leben, hatte ich geschworen, Helene; diesen Schwur treu zu halten, heftete ich das Kreuz an meine Brust; denn Frauenliebe soll fortan mein Herz nicht mehr beglücken; mir gnüge die Liebe meiner Schwester!"

Helene hatte, während er sprach, starr vor sich hingeblickt; eine neue Welt, aber eine düstre, freudenleere,

lag vor ihr geöffnet. „Und Du theilſt meine Freude nicht? Du ſinkſt nicht in Deines Bruders Arm?“ rief er ihr zu. „Dein Auge iſt auf den kalten Marmor geheftet, nicht auf Deines Bruders freudig erglühenden Blick?“

Statt Antwort ſtürzten helle Thränen aus des Mädchens Auge. „Hin!“ rief ſie, „nun iſt Alles hin, jede Hoffnung, auch die fernſte, verloren! Die Blume der Liebe geknickt! Selbſt Gott kann ihr nicht mehr zurufen: Erſtehe!“

„Schweſter!“ bat d'Aubüſſon, „geliebte Schweſter, verſcheuche dieſe Gedanken! Freue Dich mit mir, und drücke den Schuldloſen, drücke Deinen Bruder an Dein Herz!“

„Die Treue konnte, ein Phönix, aus ihrer Aſche erſtehen,“ fuhr ſie in ſich gekehrt fort; „Dispenſation konnte der Ritter von Malta noch hoffen; noch glimmte ein mattes Flämmchen, mir zu dem einzigen Lebensziel zu leuchten; der Bruder hat es ausgelöſcht, und keine Macht der Erde, keine Macht des Himmels vermag es wieder anzuzünden. Nun iſt Alles vorbei! Darum ſchweig mit deinem vergeblichen Klopfen, Herz! Warum ſuchteſt du auch auf Erden deinen Himmel?“

„Heinrich!“ begann ſie jetzt, und ihr thränenſchweres Auge ruhte auf dem bittenden Blicke d'Aubüſſons, „verzeiht, wenn ich, obſchon Euren Worten glaubend, mich nicht freuen kann. Mein Stolz allein fühlt ſich bei Eurer Nachricht wohl, obſchon auch er gekränkt iſt; aber ich fühle es nun tief, wie wenig ſeine Stimme das Flöten der Liebe zu übertönen vermag. Ich kann mich des

Bruders noch nicht so ganz erfreuen, der mir einst mehr war. Ach d'Aubüssen! wer Eure Liebe je empfunden, wer Euer Bild in seinem Herzen trug, dem heilt nicht Bruderliebe, nicht Freundschaft die Wunde, die ihm solch bittere Täuschung schlug. — Ich fühle mich nicht beglückt: Einen Bruder habe ich gewonnen, und den Geliebten verloren, ein Vater ist mir geworden, und für ihn die Mutter mir genommen!"

„Anastasia bleibt Dir ja Mutter," besänftigte sie d'Aubüssen.

„Deckt einen Schleier über sie — bergt die Vergangenheit mit ihm!" unterbrach Helene d'Aubüssen schnell. „Es wäre besser, ich hätte nie das Schreckliche erfahren!" Sie lehnte sich, dies sagend, an das umrankte Gemäuer und blickte düster in die sturmbewegte Fluth.

„So hab' ich mir den Augenblick nicht gedacht, Helene," sagte d'Aubüssen traurig, „den Augenblick, wo ich Dich zum ersten Mal als Schwester begrüßen würde. Als ich dem Vater meine Liebe zu Dir vertraute, als er, nach manchen Fragen, endlich mir sagte, daß die Geliebte meines Herzens sein Kind sey, drang auch in mein Auge unwillkührlich eine Thräne, aber sie rollte nicht herab. Der Gedanke, Helene bleibt meinem Herzen nahe, — der Gedanke, Dich zu schützen, für Dich sorgen zu können, bleibt ja noch meine theuerste Pflicht, — Du bleibst mir das einzige Höchste der Erde; — dieser Gedanke preßte die Thräne zurück, ich heftete mit frommer Liebe das Kreuz an meine Brust, und Du standest, auch als Schwester, in meinem Herzen herrlich und einzig. — Aber der Bruder ist Dir ein Fremdling gewor-

den; mit dem Schicksal zürnend, stehst Du kalt an seiner Seite. War Dir denn d'Aubüsson Alles? Dein Heinrich nichts?"

Bei diesen Worten warf sich Helene stürmisch in des Bruders Arm; aber als ihre glühenden Lippen die seinen berührten, riß sie sich mit Heftigkeit los. „Gönne mir Zeit, Heinrich," sagte sie bebend, „ich kann mich noch nicht mit unserm Verhältniß befreunden, es mir zu eigen machen. Deine Lippen brennen, und noch strömt ihre Gluth durch meine Adern; das darf nicht seyn. Gönne mir Zeit, mein Bruder, und zürne mir nicht!"

D'Aubüsson reichte ihr freundlich die Hand. „Auch mir war es zuweilen, so wie Du eben sagtest, wenn mein Blick an Deinem holden Auge hing; auch mir rief dann die Erinnerung manch seligen Augenblick zurück, und mir wurde es so weh ums Herz, dachte ich, daß Du mir nur Schwester seyn könntest; aber die Religion gebietet, über die Vergangenheit den Schleier zu werfen, jener Zeit und ihrer Verirrungen nicht mehr zu denken, und den ernsteren Gang, Hand in Hand durchs Leben zu gehen." Er erhob sich bei diesen Worten, und als ihn Helene hierbei unterstützte, ihr Arm sich um ihn schlang, ihr Auge seinen ruhigen frommen Blick traf, lehnte sie ihr Haupt an seine Brust und preßte ihn mit Heftigkeit an die ihrige.

„Wer schleicht da draußen?" rief jetzt d'Aubüsson einer durch das Gebüsch vorüber eilenden Gestalt zu. Nur ein höhnisches Lachen schallte ihm statt der Antwort entgegen, und als Helene hinausstürzte, sah sie einen im Mantel Verhüllten in ein bereit stehendes Boot spring-

gen, und rasch vom Ufer abstoßend, trotz den tobenden Wellen dem Hafen zu rudern.

„Wer könnte das seyn?" fragte d'Aubüsson, als sie in das Gemäuer zurückkehrte. „Wer könnte hier absichtslos in dieser nächtlichen Stunde verweilt haben, und wie ein Tollkühner sich im elenden Boote den Wellen Preis geben?"

„Sollte es Nikola gewesen seyn?" meinte Helene.

„Er wäre näher gekommen, hätte uns nicht vermieden, und solch teuflisches Lachen kam nicht aus dem Munde des edlen Jünglings!" entgegnete der Malteser.

„Du kennst ihn nicht," unterbrach ihn Helene. „In diesem Manne kämpfet ein Engel mit einem finstern Geiste, der oft in dem Augenblicke der Leidenschaft ihn beherrscht. Aufbrausend, rachgierig, des Augenblicks Sklav, ist er bei ruhigem Besinnen der edelste Mensch. Sein frommer, wenn auch düsterer Glaube erhebt ihn zu dem Höchsten; was ihm die Religion befiehlt, erfüllt er, das Opfer, welches sie von ihm fordert, bringt er, gleich Abraham auf Moria, mit demüthigem Glauben, und nur durch sie bändigt er die Wuth seiner Leidenschaft. War er es, der uns hier Arm in Arm sah, so griff seine Hand sicher nach dem Schwerte, sein Glaube hielt ihn zurück, seine Eifersucht preßte ihm jedoch das höhnische Lachen aus, was er vielleicht jetzt schon bereut."

„Er steht edler vor mir, als Du ihn schilderst," nahm jetzt Heinrich das Wort, „und es sollte mir wehe thun, gliche ihm Dein Bild. Ich hoffte, seine treue Anhänglichkeit, seine edle Aufopferung sollte ihn Deinem Herzen

näher gebracht haben, als Deine Worte mich vermuthen lassen."

„Verstehe ich Dich recht!" rief Helene außer sich.

„Ich will Dein Glück," fiel ihr d'Aubüsson in die Rede, „engherzige Selbstsucht ist mir fremd; dem Schwesterherzen gönne ich mit Freuden ein Glück, dem ich freiwillig entsagte." —

„Und könntest Du mich in den Armen eines andern Mannes sehen?" fragte Helene mit Leidenschaft.

„Wärest Du glücklich, ja!" erwiederte er. „Doch" fuhr er nach kurzem Sinnen fort, „wenn ich einen tiefen Blick in mein Herz thue, so glaube ich fast, ich könnte es nur unter Thränen. Doch laß uns davon schweigen, laß uns die Freude ungetrübt genießen, uns, wenn auch nur als Bruder und Schwester, lieben zu dürfen. Morgen um die nämliche Stunde suche ich Dich wieder an dieser lieben Stelle auf, und da sollst Du hören, wie Alles sich begab." Er fühlte, daß Helene zu aufgeregt sey, um heute das Schicksal ihrer Mutter zu erfahren, er rief deshalb den Diener; von ihm gestützt, von Helenen, die schweigend an seiner Seite ging, begleitet, kehrte er, seines Geheimnisses zwar entbunden, doch nicht mit beruhigterem Herzen heim. Helenens leidenschaftliches Benehmen hatte ihn nicht freudig gestimmt.

Am andern Abend fand er die Schwester unter den Trümmern am Meere schon seiner harren. Hier äußerte ihm Helene den Wunsch, bald nach Candia zurückkehren

zu können, da ihr der Aufenthalt bei ihrer Mutter nun drückend zu werden beginne. Sie war heute beruhigter, schien sich mit ihrem neuen Verhältnisse vertrauter gemacht zu haben, war herzlich gegen den Malteser und hörte aufmerksam zu, als er sie mit den früheren Begebenheiten bekannt machte.

„Der Marquis d'Aubüsson," so erzählte er ihr, „war mit mehreren Freiwilligen zu der ersten Belagerung von Candia gezogen. Nach der Seeschlacht von Foschia auf Candia gelandet, hatte er hier unter Mocenigo tapfer gefochten, und ward verwundet nach Standia gebracht, wo Anastasia in der Blüthe ihrer Schönheit auf dem Landhause ihres Vaters wohnte. D'Aubüssons edle männliche Gestalt verfehlte nicht, auf das junge unerfahrene Mädchen Eindruck zu machen, die schöne Griechin entflammte die Begierden des Franzosen; von Leidenschaft hingerissen, vergaß er die Pflicht des edlen Mannes, verschwieg dem liebenden Mädchen daß in Paris eine Gattin seiner Rückkehr harre, und das heiligste Versprechen verlockte die Arme sich ihm ganz hinzugeben."

„Eines Abends, als sie seiner in den Trümmern der nämlichen Villa am Meere harrte, wo auch Helene so oft Arm in Arm mit dem Geliebten gesessen, kam, statt d'Aubüsson, sein Diener und brachte ihr einen Brief, der sie von ihrem Schicksal unterrichtete und ihr Gold statt Liebe bot. Außer sich, im tiefsten Gefühl ihres Schmerzes entdeckte sie sich ihrer sie zärtlich liebenden Mutter. Die besonnene Frau sandte sie unter irgend einem Vorwande zu einer Freundin nach Sizilien; dort gab Anastasia Helenen das Leben, ließ das Kind zurück und reichte

gleich nach ihrer Ankunft einem Manne die Hand, den sie, ohne zu lieben, ohne ihn zu täuschen, wählte, und für den ihr reiches Erbe mehr Werth hatte, als ihre Ehre. Eine Vertraute wurde nun nach Sizilien gesandt, Helene von dort zurück zu holen, und ehe sie vor den Altar trat, schrieb sie noch einmal an d'Aubüsson, meldete ihm die Geburt seiner Tochter, meldete ihm, daß sie einem Manne blos deshalb die Hand reiche, weil er der Unglücklichen Vater zu seyn versprochen. Die Briefe, welche sie späterhin von ihm erhielt, schickte sie unerbrochen zurück. D'Aubüssons Vater hatte nichts wieder von der Tochter vernommen, und während der Unruhen, welche Frankreich zur Zeit der Fronde bewegten, hatte er sie ganz vergessen. Des Sohnes Liebe rief ihm erst die Begebenheit seiner früheren Jugend wieder zurück, der Name Helene, der Name Anastasia, die Schilderung des Landhauses, die Beschreibung der Trümmer am Meere, erfüllten den Marquis mit Schauder und nur des Sohnes Versicherung seiner reinen heiligen Liebe wälzte die Centnerlast von seiner Brust, ließ die rächende Nemesis, deren Flügel er schon über sich rauschen zu hören glaubte, vorüberziehn, und ihn dem Sohne die Schuld seiner Jugend gestehen.

„Und wie konnte die Mutter eine strafbare Leidenschaft keimen, sich entfalten sehen?" unterbrach Helene d'Aubüssons Erzählung, „Wie konnte sie, trotz ihrer Warnung, trotz ihrem Widerwillen gegen Dich, es wagen, uns auf diesem furchtbaren Wege wandeln zu lassen? Vertraute sie auch meinem Herzen, meinem Stolze, wozu konnte dies Alles führen? — Zur Verzweif-

lung!" sagte sie düster vor sich hin; "zu der furchtbarsten Verzweiflung!"

„Wollte sie, der Tochter reinem Gemüth vertrauend, an dem Sohne rächen, was der Vater gefehlt?" sagte d'Aubüsson ernst. „Sollte die Liebe in mir entflammen, um sie mit dem furchtbaren Wort: Sie ist Deine Schwester! tückisch zu löschen?"

„Wollte sie auch ihr Kind elend machen?" fiel ihm Helene heftig in die Rede. „Ja, Heinrich, laß uns schnell von hier! Die Verwundeten sind geheilt, der Mutter Anblick thut meinem Herzen wehe; besser, ich stehe auf Candia's Wall, als ihr zur Seite." Es wurde nun beschlossen, sobald d'Aubüsson ganz wieder hergestellt sey — und dies erwartete er in wenig Tagen, — nach Candia zurückzukehren.

Auch Anastasia hinderte die Tochter in ihrem Vorhaben nicht, und da der Ernst und der düstere Unmuth, mit welchem Helenens Auge ihr jetzt begegnete, die sorgenvollen Tage der Wittwe nur noch trüber schufen, so legte sie ihr keine weiteren Hindernisse in den Weg.

Bis zur nahen Rückkehr fand der Malteser jeden Abend Helene auf ihrem Lieblingsplätzchen am Meere; aber die Schwester blieb in scheuer Entfernung; auch er konnte seine Empfindungen nicht immer zu der gelassenen Zärtlichkeit des Bruders stimmen, und er fühlte, daß sie ihm zuweilen mehr sey, als sie ihm seyn durfte. Die vergangenen seligen Stunden führte oft noch die Täuschung herbei und die Bande der Verwandtschaft, welche statt zu einen, sie getrennt hatten, wurden durch diese Zusammenkünfte nicht fester geknüpft.

Endlich nahte der Tag, wo sie die Insel verließen. Mit abstoßender Kälte trennte sich Helene von ihrer Mutter, der sie noch eher ihre Geburt, als die Nachsicht vergeben konnte, mit welcher sie ihre Liebe zu d'Aubüsson sich hatte entfalten lassen, und der, die Ursache nicht ahnenden Mutter, schien dies Benehmen tief zu schmerzen.

In Candia fanden sie manches verändert. Die Malteser hatten ihren Posten auf der Sabionera verlassen und vertheidigten jetzt die zum Theil wieder hergestellte Bresche auf St. Andrä, die Griechen standen auf dem äußersten Posten, auf dem Außenwerke Panigra. Die Türken, welche sich während der Regenzeit ziemlich ruhig verhalten und die Stadt nur wenig beschossen hatten, machten nun, da die Witterung es erlaubte, von Neuem Anstalten, wie im vergangenen Jahre, hauptsächlich von den beiden Seiten des Meeres anzugreifen. Bei mehreren auf einander folgenden Angriffen hatte Helene schon einigemal die weiße Fahne Mustapha's, den Rosenkranz an ihrer Spitze, flattern sehen, nie aber das Zeichen erwiedert; ihr Stolz hatte es nicht erlaubt, die Gefahr von sich ab und auf andere zu wenden, und so mochte Mustapha sich über den Zufall freuen, der ihn nie der holden Griechin entgegen stellte. Nikola, seit ihrer Rückkehr nach Candia still und düster, vermied Helene; begegnete er ihr, so grüßte er sie, aber sein finstrer Blick wich ihr aus und nur ein Mal, als er Helene an der Kirche St. Thomä traf und sie ihn mit wahrer Herzlichkeit fragte, warum er sie vermeide, war er bewegt,

sein Auge blikte schmerzvoll auf sie, doch bald rollte es wild. „Was wird Euch das kümmern?“ sagte er mit Bitterkeit; „In des Malteſers Arm, an seiner Seite, wo Ihr jetzt so oft im Sternenschimmer der Nacht auf den Trümmern Candia's luſtwandelt, da bedürft Ihr meiner nicht, und ich wär' Euch nur ein läſtiger Mahner. Schreckt Euch das weiße Kreuz nicht an seiner Bruſt, würde es mein finſterer Blick noch weniger thun.“ Dieſe Worte gaben Helenen die Gewißheit, Nikola sey es geweſen, der an jenem Abend sie belauſcht und in dem Boote die Inſel verlaſſen habe. Einmal noch, als sie auf der halb zerſchoſſenen Schanze ſtanden und auf der ihnen gegenüber ſtehenden feindlichen Mörſer-Batterie die weiße Fahne mit den Roſen wehte, begann Nikola, indem er ſeinen Blick auf ſie heftete: „Seht nur, Helene, dort jene Fahne! Auch bei den ernſten Türken muß es Fante geben, die das Zeichen blutigen Kampfes mit Blumen ſchmücken. Ihr belächelt das zwar nicht, gleich mir; ich ſah Euer Auge nachdenkend auf dem ſonderbaren Zeichen ruhen; kennt Ihr vielleicht ſeine Bedeutung?“ Helene erröthete und ſchwieg. Nikola's forſchender Blick, mit dem er ſie jetzt betrachtete, ließ ſie fürchten, er errathe den, der die Fahne aufgepflanzt.

Auch gegen d'Aubüſſon war Nikola ernſt und einſylbig; ſo ſehr er früher mit ihm verſöhnt zu ſeyn geſchienen, ſo abſtoßend war er jetzt gegen den Malteſer, obgleich dieſer ſich ihm mit Herzlichkeit nahte, da er ihn für würdig hielt, ſich die Hand Helenens zu gewinnen. Aber der finſtre Argwohn, den er an jenem Abende auf Candia gefaßt, — denn er war es, der die Trümmer um-

ſchlichen — hatte einen furchtbaren Kampf in ihm erweckt; Liebe und Eiferſucht zerriſſen ſein Herz; die Achtung für das Mädchen ſeiner begeiſterten Liebe war verloren, und hätte nicht Ambroſios, der ſein Zutrauen beſaß, ihn durch warnende Worte von jeder leidenſchaftlichen Handlung abgehalten, nur Blut hätte die Erinnerung an jenen Abend verwiſchen können. Er hatte ſie früher oft in den Armen des Geliebten belauſcht; dann fühlte er wohl einen Dolchſtich in dem glühenden Herzen, aber das ſchmerzliche Gefühl hatte das holde Bild der Geliebten nicht entſtellt, ſie blieb ihm, die Glorie um das Haupt, ſeiner Anbetung würdig; als er ſie aber in den Armen des Malteſer-Ritters ſah, glaubte er den Nimbus verloſchen, und doch konnte der Unglückliche die ſich ſelbſt Entweihende nicht aus ſeinen Gedanken, nicht aus ſeinem Herzen entfernen; er blieb auch jetzt noch in ihren Zauberkreis gebannt.

Noch immer hoffte Moroſini vergebens auf die Ankunft der franzöſiſchen Flotte. Schon einige Male hatten ihm von Toulon kommende Schiffe die Nachricht gebracht, ſie ſey zum Auslaufen bereit, und immer fand er ſich getäuſcht. Seine Hülfsmittel ſchwanden mit jedem Tage, die Beſatzung wurde ſchwächer, Venedig war nicht mehr im Stande neue Kriegsvölker zu ſchicken, es verließ ihn Alles, nur nicht der Muth, und die Hoffnung, obgleich er ſeit mehreren Wochen ohne alle Nachricht vom feſten Lande war. — Achmed Kiuprogli hingegen, vielleicht beſſer über die Hülfsflotte unterrichtet,

als der Venetianer selbst, verdoppelte die Mittel des Angriffs, und alle Vorbereitungen im türkischen Lager deuteten am Abend des 18. Juni auf einen neuen Sturm, und schon an diesem Tage donnerte das Geschütz aus mehreren Batterieen, die Bastion St. Andrä beschießend, und legte eine weite Bresche.

Helene, welche heute die Wacht auf der Schanze Panigra gehabt, und erst am Abend abgelöst worden war, hatte während des ganzen Tages die Vorbereitungen zum nahen Sturme gesehen. Eine trübe Ahnung ergriff sie, indem sie in der Dämmerung hin nach St. Andrä blickte, wo die Fahne von Malta im Abendwind flatterte; sie bangte für den Bruder, da sie den Angriff dorthin vermuthen mußte und ihre Gedanken waren nur bei ihm. So ging sie langsamen Schrittes in ihre dunkle Wohnung, wo eine unbeschreibliche Beklemmung sie jedoch bald wieder ins Freie trieb. Sie durchwandelte jetzt die öden Straßen, und ihr Inneres war von den streitenden Empfindungen bewegt, die ihr Herz jedesmal beunruhigten, gedachte sie seiner. Ihr Weg führte sie an der Kirche von St. Andrä vorbei, es zog sie in das Gotteshaus, wo sie vor dem Altare sich niederwarf und betete. Aber das Gebet stärkte sie nicht, das nahe Grab ihres vermeinten Vaters zog sie von dem Heiligen ab. Sie erhob sich und ging nach dem einfachen Stein, an dem sie so oft andachtsvoll gekniet hatte. „Dir, Dir unten Schlummernden," sagte sie finster auf die Grabstätte blickend, „Dir danke ich also nicht mein freudeloses Leben? An Deiner Gruft hat mein kindlich Herz sich vergebens nach der Vaterbrust gesehnt, an der ich nie

ruhte? So war das Klopfen meines Herzens, dieſes laute Wogen meiner Bruſt, das kindliche Gefühl, was mich zu Dir hinab zog, nur Täuſchung, und nur der Gatte meiner Mutter ſchlummert da unten, und ſein Geiſt, deſſen leiſen Hauch ich ſo oft zu fühlen wähnte, hat nie die Tochter ſegnend berührt? Alles war Täuſchung in meinem kurzen Leben, von der erſten Thräne, die ich hier weinte, bis zur letzten, die auf des Geliebten Wange fiel!"

„Helene!" weckte ſie eine ernſte Stimme aus ihrem Sinnen; ſie blickte auf, Ambroſios ſtand vor ihr. „Helene! verlaß das Grab des Vaters und folge mir zu einem andern," ſprach er. Schweigend folgte ſie; der Anblick des frommen Mannes war ihr beruhigend, obgleich ſein Auge finſter und nicht ſo freundlich auf ſie blickte, wie ſonſt. Er verließ den öden Tempel, trat auf den Friedhof und ſchritt zwiſchen die Gräber hindurch. Sein Weg ging nach der Ruheſtätte der für ihren Glauben gefallenen Jungfrauen, wo er ſie an ein offenes Grab führte. „Blick' hinab, Helene!" ſagte er feierlich; „es iſt Dein Grab! — Du ſiehſt, es ſteht bereit, Dich zu empfangen. Vielleicht morgen ſchon hallt Dir die Todtenhymne, und ſie ſenken Dich hinab und die Blumen und die kalte Erde decken Dich. Aber wenn ſie Dich auch deckt, wird in Ambroſios Hand der Myrthenkranz noch ruhen, den er nicht mit in Dein Grab ſenken durfte" —

„Nicht?" — rief Helene, aus ihrem Todestraum geweckt — „Nicht?" „Der Reinen nur folgt dieſes zarte Sinnbild und umgiebt gleich einer Glorie das Haupt der

Entschlafenen," antwortete der Priester. „Ihr aber, die in sündlicher Lust an des Mannes Busen ruhte, ihr folgt er nicht, sie für jenes Leben zu schmücken. — Du schweigst? Blickst stolz lächelnd auf mich, Helene? — Die an des Malteſers Bruſt des Lebens Seligkeit gesucht, hat die ewige verscherzt!"

„Ambrosios!" sagte jetzt die Zürnende, und ein bitteres, kein stolzes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund. „Wähnt Ihr wirklich so hell in des Menschen Zukunft, in das Innerste seines Herzens blicken zu können, daß der Hauch Eurer Rede den reinen Glanz um das Haupt einer edlen Jungfrau verlöschen könnte? O bejammernswolle Weisheit kurzsichtiger Menschen, welche dem matten Auge vertrauen, dessen Sehkraft kaum so weit reicht, als der Pfeil meines Bogens. Wisse es, Priester! nicht sündliche Lust lockte mich an den Busen des Malteſers, schmerzliche Lust ist es, die mich in seine Arme führt; der Kuß, der nur flüchtig, wie ein Zephyrhauch, seine Lippen berühren darf, führt nicht die Wonne in mein zerrissenes Herz, führt mich nicht in ein Eden irdischen Glücks; er führt mich in mein verlorenes Paradies! Wisse, kalter Priester, der Du mit eisiger Hand das Grab der Lebenden öffnest, und als furchtbarer Mahner die Todtenhymnen der noch Wachenden anstimmen läßt, wisse, wisse! — doch unter dem Siegel der Beichte: Der Malteſer ist mein Bruder! — Und nun könnt Ihr immer den Myrthenkranz in mein Grab werfen," sagte sie sanft, „und den Segen über mich sprechen, wenn ich dort unten ruhen werde: Möge es bald seyn!"

„Der Malteser Euer Bruder?" rief Ambrosios erstaunt. — „Wie wäre das möglich?"

„Fragt nicht weiter, glaubt meinem Worte!" erwiederte sie stolz. „Auch mich hat dies Wort erschüttert, wahrlich noch tiefer als Euch" —

„Helene!" sprach der Greis mit Rührung, „ich habe lange gezaudert, das Wehe über Dich zu rufen; unter allen den Blumen dieses irdischen, nun zerstörten Paradieses, erschienst Du mir immer als die herrlichste, wenn auch nicht die zarteste Blume. Deinem reinen stolzen Sinn vertraut' ich viel, Du warst mir die liebste Deiner Schwestern; ich folgte sorgsam und mit Vaterliebe Deinen Schritten, und mit gebrochenem Herzen sah ich Dich am Abgrund stehen und weinte der Gefallenen eine Thräne. Doch der Herr sey gepriesen! meine Thränen waren vergebens, die Glorie umstrahlt noch mein liebstes Kind, sie ist meiner Liebe noch werth." —

„Ihr senkt die Myrthe in meine Gruft," sagte sie bewegt, „nicht wahr, Ambrosios? Und wenn die Erde über mich rollt, der Hügel mich deckt, die Hymne der Auferstehung mich weckt, dann kann ich rein und heilig aufschweben, und hintreten vor Gottes Thron, und sprechen: Ich stehe, eine Reine, Herr, vor Dir! — — Aber nein!" sagte sie schaudernd und blickte hinunter in das offene Grab — „Stolzes Herz, das kannst Du nicht! Nicht mit Schwesterliebe lieb' ich ihn, meine Sinne verwirren sich oft, ich wähne den Geliebten in meine Arme zu schließen — ihm klopft das Herz — ach! ich bin ein sündhaftes Wesen!" Dies sagend sank sie an das Grab auf ihre Kniee nieder, streckte die Arme empor und betete:

„Herr, löse den Zwiespalt in meinem Innern, sende mir einen Deiner barmherzigen Engel, mich zu leiten, träufle einen Tropfen aus der Schale Deiner Barmherzigkeit in mein zerrissenes Gemüth, daß es heile — oder bette mich bald sanft in diese stille Klause, die ihre dunklen Arme nach mir streckt und ihre kalte Brust mir zur Ruhestätte bietet; gieb mir Ruhe im Leben oder Ruhe im Grabe!"

„Amen!" sprach Ambrosios. „Steh auf und gehe heim! Bald wirst Du sie finden!" Er legte die Hand auf ihre glühende Stirn. „Der Herr segne Dich!" sprach er, die Knieende verlassend.

Noch immer blickte Helene in die offene Gruft; eine unaussprechliche Sehnsucht zog sie hinab, ihre Gedanken waren fromme Todesgedanken, ihre Phantasie schwebte nur auf seinen dunkeln Flügeln, da schien ihrem starren Blicke in dem dunklen Grabe ein Leben zu beginnen, die Erde schien sich zu regen, zu gestalten, und aus dem Chaos wirrer Bilder trat ihr eigenes hervor — bleich, verhüllt, das schwarze Kreuz von Ebenholz in ihrer Hand, die Lilie an ihrer Brust. Durch die dunkeln Locken schlängelte sich Myrthe und Rose, kein Schleier deckte ihr Antlitz, das Auge war nicht von milder Schwesterhand geschlossen, regungslos, doch freundlich starrte es sie an. Da sah sie Blumen niedersinken; — „stimmt an die Todeshymne!" hörte sie neben sich rufen, doch nicht der Todtensang, die Hymne der Auferstehung erscholl, und langsam, geisterhaft erhob sich die dem Grab Entsteigende, und immer näher und näher kam sie der Lebenden, die laut aufschreiend, über Gräber stürzend, davon eilte, als verfolge sie ihr eigenes Todtenbild. Erst

auf dem Marktplatze hielt sie in ihrem Laufe an, bedeckte die starrenden Augen mit ihren zitternden Händen und ein tiefer Seufzer rang sich aus wogender Brust. „Fort, fort!“ rief sie, „ihr gaukelnden selbstgeschaffenen Bilder! trübt mir nicht den klaren Sinn! Es war nur Trug, Trug meiner regellosen Phantasie! Zurück ans Grab, um noch einmal hinab zu schauen, mich zu enttäuschen. Aber nein!“ rief sie, den schon gehobenen Fuß wieder zurückziehend, „frevle nicht, versuche nicht die Geister, wecke die Schlummernden nicht! — geh' zur Ruh und bete in Demuth zu Gott!“ Dies sagend ging sie in ihre unterirdische Wohnung zurück.

Kaum daß der Morgen graute, so weckte auch schon Kanonendonner die Besatzung. Mit hellem Tone rief der Schall der Glocke von St. Marcus die Streiter zum Walle; die Trommeln rasselten, die Karthaunen brüllten und sausend und pfeifend flogen die Kugeln über die Häupter der nach ihren Posten Eilenden. Ihnen kam dieser Ruf nicht unerwartet; denn gerüstet und das Gewehr in der Hand waren sie seiner gewärtig gewesen. Auch auf dem Walle traf der Feind die Vertheidiger nicht unvorbereitet; sie schlugen hier mit muthiger Zuversicht den ersten Angriff auf das Ravelin Bethlehem zurück, und hielten es, bis ein venetianisches Regiment ihnen zur Hülfe kam. Die ganze Besatzung stand bald auf seinen Posten, alle Frauen waren geschäftig; Kranke und Verwundete, wenn sie es nur irgend vermochten, eilten auf den Wall; es galt ja heute Freiheit und Leben. Merosini

war überall und hielt Alles zu einem allgemeinen Sturme bereit. Die Constabler standen, den günstigen Augenblick erwartend, bei dem Geschütz, Munition wurde herbeigeschafft, neben die Musketen pflanzten die Vertheidiger ihre Piken, die Stürmenden von der Brustwehr zu vertreiben; in großen Kesseln sotten die Frauen das schäumende Oel, indeß die Männer die Handgranaten zurecht legten und ihre Lunten abklopften. Morosini nahm seinen Posten bei den Maltesern auf der Bastion St. Andrä, und obgleich sich hier anfangs nur wenig vom Feinde zeigte, so war er doch gewiß, daß der Hauptangriff von dieser Seite geschehen würde.

Aber die Türken zeigten sich hier nicht, sie stürzten sich mit neuer Wuth auf das schon einmal angegriffene Ravelin. Vierzig Kanonen beschossen es, und während die Janitscharen, jeder eine Faschine vor sich tragend, das Glacis stürmten, den bedeckten Weg nahmen und unter Allahgeschrei bis an den Graben verdrangen, feuerten Andere einzeln zerstreut auf die Constabler. Aber die Venetianer, welche das Werk vertheidigten, gaben ihnen nicht Zeit, sich in dem Graben festzusetzen; das Fort Panigra feuerte mit Traubenschüssen in des Feindes linke, das Fort St. Nikola in seine rechte Seite; die Türken zogen sich zurück.

Im Augenblicke dieses Rückzuges wogte eine dichte Masse Muselmänner die Höhe vom Meere herauf, die während der Nacht St. Andrä gegenüber errichteten, bis jetzt noch verdeckt gewesenen Batterieen wurden sichtbar; ein mörderisches Feuer begann auf die kaum hergestellte Bastion und brachte das venetianische Geschütz bald zum

Schweigen. Hundert türkiſche Geſchütze donnerten nun von dieſer Seite, bald war die in der Nacht theilweis hergeſtellte Breſche wieder geöffnet und die aſiatiſchen Völker, von den Janitſcharen gefolgt, rückten an.

Auch auf die ganze Linie von St. Nikola bis ans Meer und von der Sabionera bis an das Hornwerk von St. Maria begann nun der feindliche Angriff. Fünfhundert Geſchütze ſchleuderten auf beiden Seiten Tod und Verderben. Vor der Sabionera flogen zwei Minen auf, welches hier das Eindringen der Feinde für den Augenblick vereitelte, die ſich jetzt zum Hauptangriff gegen St. Andrä rüſteten. Da ließ Moroſini die Fahne von St. Marcus auf der Breſche aufpflanzen, neben ihr ſteckten die Malteſer die des Ordens auf, und zu gleicher Zeit wehten von allen Baſtionen die Fahnen der Krieger, welche ſie vertheidigten. Auch ſtand das heilige Kreuz auf jeder Schanze und neben der Fahne der Candioten pflanzte Helene das ihrige auf.

Mit kühnem Muthe rückten die Türken gegen die Breſche an, das Regiment von Malta vertheidigte ſie; die freiwilligen Ritter, 80 an der Zahl, ſtanden dicht geſchloſſen zur Unterſtützung hinter ihnen. Moroſini hatte, ehe die Janitſcharen auf Schußweite angerückt waren, den in der Breſche Stehenden befohlen, ſich hinter dem kleinen Aufwurfe gegen die feindlichen Kugeln zu ſchützen; jetzt aber, da die Muſelmänner ſich dem von dem eingeſtürzten Werke halb verſchütteten Graben näherten, und ſie durch den Feind ſelbſt gegen die Wirkung des Geſchützes gedeckt waren, erhoben ſich die Malteſer und begrüßten die unter Allahruf Heranſtürmenden mit

ihren Kugeln. Das Feuer des Hornwerks und aus dem Ravelin Panigra, welches die Anrückenden in die Seite faßte, riß ganze Reihen nieder, das in die Bresche selbst gebrachte Feldgeschütz mähte in dem dichten Haufen der Feinde, und ein wohlgeordnetes Musketenfeuer streckte sie zu Hunderten hin. Aber nicht der Tod ihrer Kampfgenossen, nicht der Weheruf der neben ihnen verwundet Hingestürzten hemmte die Wuth des Angriffs. Schon hatten sie sich im Graben festgesetzt, schon legten sie Sturmleitern an und rückten gegen die offene Bresche, schon gab Morosini im Stillen an das rückwärts in dem Abschnitt stehende Regiment Befehl, Alles zum Empfange der Fliehenden, und zum Empfange des Feindes bereit zu halten, als die Janitscharen, ihren Aga an der Spitze, gegen die Malteser drangen. Ueber die Leichen ihrer Brüder bahnten sie sich den blutigen Weg, von den Leichnamen der Ihrigen geschützt, feuerten sie das tödtende Geschoß ab; jetzt warfen sie die schweren Feuerröhre über die Schultern, zogen die Säbel, drangen vorwärts, drangen ein, der Kampf Mann gegen Mann begann, das Regiment von Malta wich. Da hob Godefroy Langeron die Fahne der Ritter hoch empor. „Mir nach!" rief er, und die gebarnischte Schaar drang, das Schwert in der Hand, vorwärts, hinter ihnen sammelten sich die Weichenden, die Türken stutzten, die Ritter drangen mit den Ihrigen unaufhaltsam vor, die Bresche war wieder gewonnen, der Feind in den Graben zurückgeworfen.

Auch hier konnten sich die Muselmänner nicht lange halten. Von allen Seiten beschossen, wichen sie bis an

den Einſchnitt, den ſie in der Eile St. Andrä gegenüber gemacht hatten. Aber Achmed Kiupergli, auf dieſem Punkte ſelbſt gegenwärtig, ließ friſche Truppen anrücken und befahl noch einmal zu ſtürmen. Leichter wurde es jetzt den Muſelmännern, denn die Menge der Todten ward ihnen zum ſchützenden Wall; die Menge der Gefallenen füllte den Graben aus, und leicht konnten ſie über ſie weg ſich der Breſche nahen. Noch einmal griffen ſie hier, den Säbel in der Fauſt, die Malteſer an, trieben Alles vor ſich her, und drangen immer weiter vor; nur noch die Ritter von Malta ſtanden eine eherne Mauer; doch waren ſie bald umringt, der edle Venetianer Grimaldi, welcher auf St. Andrä befehligte, ſank an ihrer Spitze, ſie ſchienen verloren, — da kam im Sturmſchritt Graf Königsmark mit dem Lüneburgiſchen Regimente, das er von dem Hornwerk St. Maria durch die Stadt geführt, noch zur glücklichen Stunde an. Die Piken gefällt, drangen die dichtgeſchloſſenen Reihen der Deutſchen vor, machten die brave Schaar von Malta frei, ſtürzten ſich mit den Rittern in den Graben, trieben den Feind heraus, trieben ihn bis über die eingeriſſenen Palliſaden und kehrten ſiegreich auf St. Andrä zurück. Dreitauſend Türken, fünfhundert Chriſten deckten den Wahlplatz; jedoch hatte ſich der Feind dicht an dem Graben feſtgeſetzt, und behauptete ſich auch hier.

Während der Feind auf St. Andrä ſtürmte, machte er faſt auf alle Baſtionen mehr oder minder heftige Angriffe. Die Erde zitterte, die dunkeln Gewitterwolken theilten ſich und machten den Wolken von Pulverdampf, die ſich wogend über die verwüſtete Stadt breiteten,

Platz. Gegen das Außenwerk Panigra wandte sich nun die Wuth des Feindes, bald sah dies schon einmal fast zerstörte, zum Theil noch rasirte Werk, einem Schutthaufen ähnlich, eine Bresche, wohl an 50 Schritt breit, lockte den Feind zum muthigen Angriff, Albaneser rückten an; die Türken stürmten, der Kampf begann.

Morosini konnte der kleinen Schaar Candioten, die noch die Trümmer des Außenwerks vertheidigten, nur 200 Venetianer zur Hülfe schicken; sie kamen noch zeitig genug, um mit diesem braven Haufen den Lorbeer zu theilen, den sie sich durch ihren Tod erringen wollten. Angefeuert durch die Gegenwart und den Heldenmuth ihrer Frauen, welche Pfeile und Steine auf die Stürmenden schleuderten, siedendes Oel auf sie herabgossen und brennende Pechkränze unter die dichten im Graben sich zusammendrängenden Haufen warfen, belebte sie ein hoher Muth, sie drängten sich um Helenens Kreuz, das auf der Bresche aufgepflanzt war, und dieses heldenmüthig vertheidigend, sanken die meisten, von feindlichen Kugeln getroffen. Zwei Stunden dauerte hier der Kampf mit abwechselndem Glück, während Kiupergli zum dritten Male St. Andrä, wiewohl vergebens, stürmte, und eine Abtheilung gegen die Bastion Bethlehem rückte. Nicht mehr von diesen beiden Bastionen beschossen, drangen nun die Muselmänner, den Säbel in der Faust, gegen Panigra; der Widerstand war nur gering, die Bresche ward erstürmt, der Wall erstiegen, der Rest der tapfern Vertheidiger mußte sich nach dem Hauptwalle zurückziehn.

Morosini befahl sogleich den Feind durch das Geschütz des Hauptwalls zu beschießen und ihn zu verhin-

dern, sich auf Panigra festzusetzen; aber mit unglaublicher Schnelligkeit gruben sich die Türken ein, und achteten nicht des Verlustes an Menschen; es war ihnen zu viel werth, so nahe dem Walle festen Fuß gefaßt zu haben. Da befahl Morosini, daß das Werk in die Luft gesprengt werden sollte; aber die Mine war nicht gefüllt, der Ingenieur, dem dieser Theil der Vertheidigung aufgetragen, war zum Verräther geworden und während des Gefechtes zum Feinde übergegangen; doch zum Heil Candia's hatte ihm eine Kugel den verdienten Lohn des Verraths gegeben.

Die Türken begannen sogleich ihre Laufgräben bis zu dem eroberten Werke vorzuschieben, und ließen Geschütz herbeiführen. Morosini sah nun wohl, daß er sie wieder aus diesem Posten werfen müsse, es koste was es wolle. Zu besonnen, um sich von dem Augenblicke hinreißen zu lassen und das Blut der braven Besatzung unnütz zu opfern, befahl er in der Stille, die Kammern der Mine, welche unter dem Werke war, gehörig zu füllen, und verschob noch die Ausführung seines Vorhabens, bis die eben heranziehenden Türken die Besatzung der Schanze verstärkt, damit beim Auffliegen ihr Verlust größer sey.

In der den Hauptwall vertheidigenden Bastion stand das Häuflein der Griechen, kaum noch hundert streitfähige Männer, die auf dem Außenwerke Panigra dem Schwerte der Muselmänner entronnen waren, und blickten finster hinüber nach der verlassenen Schanze, wo die Häupter der Ihrigen auf Piken gesteckt, sie zur Rache aufriefen. Nikola's Auge ruhte zornerglühend auf dem grausigen,

die Menschlichkeit entehrendem Schauspiele. „Jubelt, jubelt nur, Ihr Ungläubigen!“ rief er mit Ingrimm, „bald wird Euch der Lohn Eurer Gräuel, bald ist die Mine gefüllt, und Ihr fliegt auf zur Ehre Gottes, und Eure Gebeine werden umher gestreut, wie Ihr jetzt den Gebeinen unserer Brüder gethan. Blick' hin, Helene!“ raunte er dann der Trauernden zu, die ihr Kreuz, diese heilige Christflamme den Feinden hatte überlassen müssen, „blick' hin! Wo das Kreuz, das heilige Zeichen der Christen stand, weht jetzt die weiße Fahne mit dem halben Monde und den flatternden Rosen daran; mich dünkt, es sendet mit diesem Liebeszeichen ein Muselmann freundlichen Gruß.“ Helene blickte auf, sah Mustapha's Fahne, doch ein Ausruf des Schmerzes an ihrer Seite zog ihren Blick von dem Friedenszeichen ab nach Euphrosynen, die verwundet neben ihr niedersank. Ein feindlicher Pfeil hatte sie getroffen.

„Zieh den Pfeil aus der Wunde, und führe mich von hier, Helene!“ bat Euphrosyne. „Führe mich aus dem Kriegsgetümmel hinweg, die Wunde schmerzt!“ Eine der Frauen leitete sie mit Helenen von dem Schauplatz des Todes; doch ehe diese das Bollwerk verließ, blickte sie noch einmal hinüber nach der verlassenen Schanze, wo Mustapha's Fahne flatterte.

Ihr Herz schlug heftig. „Er ist dort!“ war der Gedanke, welcher, während die Verwundete in die verfallene Hütte gebracht wurde, sie ängstigend durchzuckte. „Er steht auf seinem Grabe! nur noch wenige Augenblicke und es öffnet sich, ihn zu verschlingen — und ich kann ihn nicht retten! — Undankbare!“ rief ihr eine innere

Stimme zu, — und sie klang ihr, wie die Stimme des Erbarmens — „willst Du den edlen Jüngling verderben sehen, ohne ihn zu retten? — Undank ist das schwärzeste Laster engherziger Seelen."

„Sorgt für Euphrosyne," bat sie jetzt die sie begleitende Griechin, eilte aus der Hütte, nahm ihren Griffel, riß ein Blatt aus dem kleinen Gebetbuch, welches sie stets bei sich trug und schrieb darauf: „Rette Dich, Mustapha, eile hinweg — sonst bist Du verloren!" Dies Blättchen in der Hand verbergend eilte sie, von Angst beflügelt, nach der Bastion. Schon sah sie den Grafen von Waldeck, die Explosion erwartend, mit den deutschen Truppen zum Ausfall bereit stehen, hörte durch die Reihen das dumpfe Gemurmel: „Nur noch wenige Augenblicke — bald — jetzt!" Sie stürzte auf die Bastion, trat auf den vorspringenden Winkel, drückte sich hinter einen Schanzkorb, ergriff einen Pfeil, band unbemerkt, wie sie glaubte, den Zettel daran und schoß ihn hinüber.

„Seyd Ihr heute so blutgierig gestimmt, Helene," rief ihr Nikola zu — „daß Ihr selbst die verwundete Freundin verlaßt, um auf den Kampfplatz zurückzukehren, und den, wie mir schien, schwer befiederten Pfeil dem Feinde hinüber zu senden?"

„Nikola!" rief die Erschreckene — doch in diesem Augenblicke theilte ein furchtbarer Schlag die Luft, starr blickte das Mädchen hin nach der Wolke von Staub und Pulverdampf, welche das gräßliche Schauspiel verbarg. Regungslos schaute sie auf diese furchtbare Todesstätte, die sich jetzt, während die Deutschen durch den Ausfall hervorbrachen, die Griechen ihnen folgten, unverhüllt

ihrem Auge zeigte. Die Schanze schien ein großes weites Grab, das kaum die Menge der Unglücklichen, denen es den Tod gegeben, zu fassen vermochte; Panigia war heute zum zweiten Male ein Erntefeld des Todes geworden. Verstümmelte Leichname, Kanonen, Steine und Gebälk lagen in grausigem Verein über einander; selbst die im Gefecht Gebliebenen, selbst diese Todten hatte noch einmal die furchtbare Hand der Zerstörung erfaßt, und sie verstümmelt nach allen Winden verstreut. Ueber diese Stätte der Verwüstung drangen nun die Deutschen, geschlossen, dicht aneinander gedrängt, vor, den Blick nicht auf die Todten gerichtet, über welche sie kampfmuthig schritten, ihn nur nach dem fliehenden Feinde wendend, der, von Schrecken ergriffen, hinter dem Schutze der eigenen Batterieen seine Rettung suchte Den ernsten Deutschen folgte der ungeregelte Haufe der Griechen; rachegierig brachen sie hervor; doch die lockende Beute, die noch zuckenden Feinde gaben ihnen hier ein Erntefeld; sie zerstreuten sich auf der Wahlstatt, plünderten die Todten und fanden, besonders an Waffen, eine reiche Beute. Auch Nikola fand unter Schutt und Trümmern, was er suchte, die weiße Fahne, und weit von ihr geschleudert den Rosenzweig, der an ihr geflattert hatte.

Die Deutschen waren indeß rasch vor, ein venetianisches Regiment ihnen nachgerückt; die Türken flohen aus den Laufgräben; es bedurfte des Häufleins Griechen nicht, die Fliehenden bis in ihre Verschanzungen auf der Höhe zu treiben, die Mörserbatterie zu erobern und niederzureißen. Nikola jedoch, das Wohl Candia's, trotz der düstern Stimmung in seinem Innern, stets vor Au-

gen, ſammelte die Seinen, feuerte ſie zur Arbeit an, ließ ſie die durch die Exploſion verſenkten Kanonen ausgraben, und mit den von Moroſini in der Eil geſchickten Schanzarbeitern eine Bruſtwehr aufwerfen, um wenigſtens in Etwas das Annähern des Feindes verhindern zu können.

Helene hatte indeſſen von dem Walle mit klopfendem Herzen dem Allen zugeſehen. „Armer Muſtapha!“ ſeufzte ſie, als ſie Nikola auf einer zertrümmerten Lavette, die Fahne im Arm, den Zweig blühender Roſen in der Hand, ſinnend ſitzen ſah — „So konnte mein Pfeil Dich nicht retten, ich Deinem Edelmuthe nicht lohnen! Fahr' hin in der Blüthe Deiner Jahre, du edler Muſelmann! Hat doch der Himmel Einen Deiner Wünſche Dir gewährt; der Tod traf Dich, das Schwert in der Hand: Gott ſey Dir ein gnädiger Richter, wie Du es mir wareſt!“ Sie verließ dann den Wall mit betrübtem Herzen. Muſtapha's Tod war ihr ſchmerzlich. Nicht Neigung, nicht Erinnerung an den ſchönen Jüngling, nicht Erinnerung an das Auge voll Liebe, mit dem er auf ſie geblickt, nur Dankbarkeit erweckte das Mitgefühl in ihrer Bruſt; denn des Malteſers Bild ſtand ja einzig in ihrem Herzen, und ſchon der Gruß von ihm, den einer ſeiner Diener, welchen er zur Erkundigung nach ihr abgeſandt, ihr mit der Nachricht brachte, er ſey unverwundet, linderte ihren Schmerz über Muſtapha's trauriges Schickſal. Sie eilte nun hinunter zu ihrer geliebten Euphroſyne, fand ſie nicht mehr und ging nach ihrer unterirdiſchen Wohnung. Schweigend hing ſie hier die Waffen an gewohnter Stelle auf; unwillkührlich drang

eine Thräne in ihr Auge, da sie die Stelle, wo das Kreuz gehangen, leer sah. „Das Heilige hab' ich verloren!" rief sie. „In die Hände der Ungläubigen ist es gefallen! Aber Gottlob! ihre Hand wird es nicht entweihen, es wird mit ihnen aufgeflogen und so zertrümmert seyn!" Durch diesen Gedanken getröstet eilte sie zu der verwundeten Freundin

Indessen hatten sich die Türken von ihrem ersten Schrecke erholt. Mehrere Haufen Janitscharen und Spahi's rückten aus dem Lager dem Grafen von Waldeck entgegen. Moresini, welcher von St. Andrä dies beobachten konnte, schickte ihm schnell Befehl, sich zurückzuziehen. Langsam, mit ruhiger Besonnenheit, 600 Gefangene mit sich führend, zog sich der deutsche Held auf das venetianische Regiment, welches in der Gegend der genommenen Mörser-Batterie zu seiner Unterstützung aufgestellt war, zurück. Von den Türken verfolgt erreichte er nur mit wenigem Verluste diesen Rückhalt. Aber eine feindliche Kugel ereilte hier den deutschen Helden, der, wie so mancher seiner braven Landsleute, in der Vertheidigung Candia's fiel. Die Truppen, den Leichnam ihres Führers in ihrer Mitte, zogen, von ihrem Siege nicht trunken, in dumpfer Stille der Stadt zu; sie hatten ihn ja mit dem Leben ihres tapfern Generals erkaufen müssen.

Als die Deutschen und Venetianer ihren Rückzug begannen, sammelte Nikola seinen bei der Arbeit zerstreuten Haufen, ließ ihn das Gewehr ergreifen, und so erwartete er, für alle Fälle gerüstet, den Feind. Die Fahne in der Hand überschaute er noch einmal die Trüm-

mer der in die Luft gesprengten Schanze, beobachtete die noch stehenden Ueberreste, und sein kriegerischer Geist dachte nur an den Bericht, welchen er dem General über das zerstörte Werk zu machen habe, als er Etwas auf einem, noch verschont gebliebenen Theile des Walles gewahrte; er eilte hin und fand —

Die Deutschen waren an ihm vorüber gezogen, die Venetianer ihnen gefolgt, er hatte sie nicht bemerkt; die Standröhre der Griechen hinter dem Aufwurf verjagten donnernd die einzeln sich heranschleichenden Türken; er beachtete es nicht; den Blick gen Himmel gehoben stand er da, sein Antlitz sprach die Verzweiflung aus, die sein Inneres zerriß. „Kapitano!" störte ihn der Zuruf eines alten Griechen: „Deutsche und Italiäner gehen zurück, sollen wir noch einmal diese blutige Wahlstatt behaupten? Das Geschütz donnert von den Wällen; die Türken rücken mit Macht an, einen Roßschweif, eine weiße Fahne in ihrer Mitte."

„Eine weiße Fahne!" rief Nikola, stürzte zu den Seinen und pflanzte auf den niedern Aufwurf die erbeutete Fahne auf. „Steht, Griechen!" rief er mit donnernder Stimme, „und wie am Morgen um das verlorene Kreuz, so drängt Euch um diese Fahne der Muselmänner, die wir erbeutet!" Von ihrem Führer angefeuert, hielten die Griechen muthig Stand, die Türken rückten jedoch nicht weiter gegen sie vor; auch sie schienen des Blutvergießens müde zu seyn. Morosini schickte am Abend einige Compagnien Sardinier, sie abzulösen, und mit der Fahne in der Hand und seiner Beute rückte Nikola mit den Griechen wieder in die Festung ein.

Ueber die Todten und Verstümmelten, den Geiern eine sichere Beute, rauschte der Sturm; kein Stern, kein Mondlicht drang durch das Dunkel der Nacht, und leuchtete den Arbeitern, die an der Bresche auf St. Andrä und an der Herstellung von Panigra thätig waren. Nur auf dem Friedhofe, der Ruhestätte der im Kampfe gebliebenen Griechen, leuchtete ein einsames Licht denen, welche die Gräber für die Wenigen gruben, die des Freundes Arm, damit sie nicht in die Hände der Ungläubigen fielen, bei dem Rückzuge von Panigra in die Stadt getragen hatte. Es waren deren nicht viel, die meisten ruhten mit dem Feinde in dem weiten Grabe der Panigra, oder lagen noch den Thieren zum Raube. Nicht der rauhe Sturm, nicht die Mühen des Tages hielten die frommen Männer ab, rastlos zu graben; sie durchwühlten andachtsvoll den Schoos der Erde und jeder Blick, den sie um sich warfen, konnte ihnen ihre eigene, sich öffnende Ruhestätte bezeichnen.

Auch in der zerstörten Kirche ward die Dunkelheit der Nacht erhellt; zwei Kerzen brannten auf dem halb zerschmetterten Altare, zwei Leuchter standen neben den Flackernden, welche der Sturm zu verlöschen drohte, und auf den Stufen kniete Ambrosios, für die Seelen der Gebliebenen sein Gebet auf zu Gott steigen zu lassen. Einst Priester dieses heiligen Tempels, den Lebenden ein Vorbild der Frömmigkeit und Tugend, legte er jetzt die Todten zur Ruhe und begleitete mit seinem Gebete die sich aufschwingende Seele zur himmlischen Wohnung. Andachtsvoll, von dem Fall so vieler seiner Freunde niedergebeugt, erhob er aus schmerzerfüllter Brust sein Ge-

bet zu Gott und ſeine Seele ſtand vor dem Vater der Milde, die Gebliebenen ſeiner Barmherzigkeit empfehlend, als raſche laute Tritte ihn in ſeiner Andacht ſtörten. Er erhob, wandte ſich und ſah die Geſtalt eines Mannes eiligſt nahen, deſſen Haar wild im Sturmwinde flatterte und deſſen Rechte, einen Pfeil emporhaltend, ſich ſchon aus der Ferne nach ihm ſtreckte. Er erkannte bald Nikola. Sein Auge leuchtete ihm wild entgegen, auf ſeinem Geſichte ſprach ſich die Verzweiflung in grellen Zügen aus.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte er würdevoll, doch einen Schritt vor der wilden Geſtalt Nikola's zurückbebend, „Was wollt Ihr hier, den Pfeil in der zitternden Hand, die Verzweiflung im Blick? Hier, wo die Liebe nur waltet und die Barmherzigkeit?“

„Ich will zu Gott reden!“ rief der Grieche, „Will von ihm Licht fordern in der Finſterniß, die mich umgiebt, Ruhe fordern für mein zerriſſenes Herz, und Troſt, wo kein Troſt mehr ſeyn kann. Er, der Herr, der ſeinen Sturmwind ſandte, mit ſeinen Flügeln mein ſträubendes Haar zu umrauſchen, er mag mir den Zweifel löſen, der meine Seele mit qualvollen Banden umſtrickt: hat! Zu ihm will ich flehen, mich niederwerfen vor ſeinem Altare in dieſem Gotteshauſe, wo ſchon ſo oft meine Knice ſich wund gelegen und ich zu ihm aufgerufen habe; auch jetzt ſoll er mein Geſchrei vernehmen und mir antworten.“

„Chriſt! biſt Du bei Sinnen?“ zürnte der Greis. „Wagſt Du an heiliger Stätte zu freveln! Wagſt Du,

Wurm des Staubes, den Allmächtigen zwingen zu wollen, die Finsterniß Deiner Seele zu erhellen?"

„Ich dürste nach Licht, wie der Verirrte in Arabiens Sandwüste nach dem erquickenden Trunk," rief der Verzweifelnde. — „Hier, hier brennts, Ambrosios, hier flammts, und doch ist es Nacht!" —

„Beuge in Demuth Dein Haupt, Nikola!" sprach Ambrosios. „Knie nieder, erhebe Dein Herz im Gebet, und vielleicht sendet der barmherzige Vater einen Strahl in die verdüsterte Seele. Knie nieder in Demuth! So nur kannst Du dem Herrn nahen."

Nikola kniete auf die marmornen Stufen nieder, streckte, die Hände faltend, den Pfeil hoch empor, sein Auge sah starr gen Himmel, jede Muskel seines Körpers war gespannt, seine Lippen bewegten sich, sprachen jedoch nur wenige, abgebrochene Worte aus. Ambrosios betrachtete unverwandt den Betenden, schmerzvoll ruhte sein Auge auf dem Leidenschaftlichen. „Kann denn der Glaube, kann die milde Christusreligion so stürmend sich zu ihrem Vater wenden?" dachte er, „Kann der Wahn des Menschen so weit abwärts führen, daß er das Licht von Oben sich zu ertrotzen glaubt? — Kann die Verzweiflung ein Herz so zerreißen?"

Noch schien Nikola zu beten; aber plötzlich fuhr er auf. „Mir wird kein Licht! Je mehr ich bete, desto finsterer wird es mir, desto mehr Zweifel steigen in mir auf. — Ambrosios!" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Ihr seyd ein Diener des Herrn, ein Verkünder seines Wortes. An Euch wende ich mich, da Gott mich nicht würdigt, sich mir kund zu thun; hört, was ich sa-

gen werde, bebt Euer Herz zu Gott, daß Eure Antwort mir seinen Willen verkünde. Hört!"

„Diesen Pfeil schoß Helene nach Panigra, als es die Türken besetzt hatten. — Dieser Zettel warnt Mustapha, der seine Gegenwart durch eine weiße Fahne ihr kund that. — Ließ ihn Gott in seine Hände gelangen, so flog die Schanze auf, und nur die Leichname der Unsrigen riß sie mit empor. — Ich fand ihn, und nun hört! hört! — Das Mädchen, das ich liebte, das ich noch liebe, hier und dort ewig lieben werde, ist zur Verrätherin an ihrer Vaterstadt, an ihrem Glauben, ist in der Ungläubigen Händen das Verderben Candia's geworden. — Darf sie leben oder muß sie sterben? — Entscheidet!"

Ambrosios las den an dem Pfeile gehefteten Zettel, seine Hand bebte; Nikola's Worte hatten ihn erschüttert, mehr noch die Verzweiflung, mit welcher er sie gesprochen. Sein Auge sah flehend gen Himmel, als ob auch er dort den Strahl suche, der ihn erleuchten solle. „Ich kann an der Menschheit nicht verzweifeln, Nikola!" sprach er endlich, „Mitleid und Dankbarkeit, nicht Verrath schrieben diesen Brief. — Der Herr ist barmherzig, auch der Christ soll es seyn."

„So dachte auch ich in dem Augenblicke besänftigter Leidenschaft," sprach Nikola, und schien beruhigter. „Gedachte ich aber, daß zwischen ihr und ihm ein Verständiß seyn müsse — wie konnte sie sonst wissen, daß er auf Panigra sey; — erinnerte ich mich, daß ich oft diese Fahne, das Zeichen des Verraths gesehen, und der Feind dann immer von diesem Punkte aus am wüthendsten seine

Feuer donnern, seinen Angriff beginnen ließ dann sank mein Glaube an die Menschheit; der schöne Jüngling stand vor mir, ich gedachte der Nacht, in der ich Thor, während sie bei ihm war, mich dem Verderben weihte, — gedachte des Lebewohls, das sie ihm nachrief, und meine Sinne umdüsterten sich, es trieb mich, als würde ich von Dämonen gegeißelt, über die öden Trümmer der Stadt" —

„Euch trieb die Eifersucht!" unterbrach ihn Ambrosios zürnend. „Das ist der Dämon, der Euch mit seiner Schlangengeißel jagte — und noch treibt" —

„Und nun" — fuhr Nikola kalt und finster fort, — „gedachte ich, daß ein Menschenleben ein gar kleines Opfer auf dem Altare des Herrn ist, daß zu seiner Ehre das vergossene Blut als Weihrauch aufdampft" —

„Mensch! Christ!" unterbrach ihn Ambrosios.

„Gestern sanken 100 der Unsern, — ein türkisches Geschoß, nur um ein Haar breit anders gerichtet — und auch Helene sank! — Was ist es denn nun Furchtbares, wenn sie zum Heil des Glaubens durch meine Hand fällt? Ist sie schuldig, so empfängt sie den verdienten Lohn, ereilt mein Dolch sie schuldlos, so geht sie als Märtyrin ein in das ewige Paradies. — Ich allein muß büßen, kann zwar die Krone des Glaubens erringen, indem ich mein Liebstes auf Erden der Kirche opfere; doch auch die ewige Verdammniß, indem ich freventlich das Richteramt übernahm. — Ja, Ambrosios, für sie habe ich Sklavenketten tragen, mich dem Tode weihen wollen; auch meine Seligkeit wage ich für ihr ewiges

Heil! Denn Blut verſöhnt die That der Schuldbelaſteten; Blut reicht der Schuldloſen die Märtyrkrone.“

Ambroſios ſah ſtarr vor Entſetzen auf den Mann, den noch vor Augenblicken wilde Leidenſchaft gejagt, und der jetzt mit kalter Ruhe, das Opfermeſſer in der Hand, dem Glauben voll Lieb' und Milde ein blutiges Opfer zu bringen, vor ihm ſtand. — „Chriſt!“ rief er endlich, „Sohn einer Kirche, welche Lieb' und Duldung predigt, ſtrebe nach dem Vorbilde Deines göttlichen Lehrers, der ſeinen Feinden am Kreuze vergab, — wirf, wirf den blutigen Dolch hinweg! reiße den blutdürſtigen Gedanken aus Deiner Seele, und vergieb ihr die Schuld, wie Gott dereinſt Dir die Deine vergeben mag. Geh heim, zerbrich den Pfeil, zerreiß' das warnende Blatt, öffne Dein Herz der Barmherzigkeit, damit Gott auch Dir barmherzig ſey. Wirf Dich nieder vor ihm, flehe um Kraft zum Guten, und wehe! wehe Dir, hier und dort, befleckſt Du Deine Hände mit Blut!“ —

„Ich verlaſſe Dich, Unglücklicher!“ ſprach er mit Würde, die Stufen des Altars hinanſchreitend. „So möge die unheilige Flamme Deines Glaubenswahns verlöſchen, wie ich dieſe heiligen Kerzen auslöſche, und Du fortan nicht mehr in Finſterniß wandeln, wie ich Dich in Finſterniß zurücklaſſe.“ Er ergriff die letzte noch brennende Leuchte: „Der Herr ſey mit Dir!“ ſprach er und ſchritt durch das zerſtörte Gotteshaus.

Da ſtand der Unglückliche! der Sturmwind, welcher durch die zertrümmerten Fenſter brauſte, roſſte die meſſchen Steine praſſelnd zu ſeinen Füßen, rauſchte mit ſeinen ſchlagenden Flügeln zornig an ihm vorüber und trieb

das wild hangende Haar flatternd in die Höhe. Ferner Donner rollte durch die Stille der Nacht, zuweilen erhellte das Leuchten eines Blitzes das Dunkel, und die Eule, durch die zackige Flamme aufgeschreckt, verließ ihr Nest, suchte Schutz in dem Tempel und kreischte ihren widrigen Nachtruf durch des Sturmes Geheul. Der Regen schoß strömend herab, kein Mantel schützte den Leichtbekleideten, der mit dem Trotze der Verzweiflung unbeweglich an den Stufen des Altars stand und die Elemente zu verspotten schien.

„Stürmt nur, stürmt!" sagte er dumpf vor sich; „rausche nur, Wilder, mit Deinen Flügeln! Du bist nur schwach gegen den Sturm in meinem Innern! Rolle nur, Donner, immer lauter! Du übertäubst doch die Stimmen nicht, die mir bald sanft, bald grausig, zurufen, und mich schwanken lassen zwischen Liebe und Haß!" —

„Beten kann ich nicht" — sagte er plötzlich — „beten nicht in der Stunde des Zweifels! Das ist schrecklich! — Ach, sie war meines Lebens einziger Stern, meines Lebens einzige Blume! und ich soll sie entblättern? — Muß ich nicht!" rief er aus — „muß ich sie nicht von der Schande, Candia nicht vom Untergange, meines Glaubens Tempel nicht vor Entweihung retten? — Fort, fort! von hier!"

Von diesen widerstreitenden Gefühlen zerrissen schritt er durch die Nacht ohne Ruhe und Rast über die Trümmer der Vaterstadt. Langsamer ward jedoch sein Schritt, er rastete selbst zuweilen, wenn sein Herz ihr holdes Bild ihm vorhielt, wie es dort so lange geruhet; wenn Ambrosios Worte, wie milde Friedensboten in seinem

Innern wiedertönten und er der holden Roſe gedachte, die er zerknicken ſollte, dann weilte ſein Schritt, dann hing die Hand erſchlafft herab, und ſein Blick flehte den Himmel um einen feſten, unwandelbaren Entſchluß. — Zeigte ihm aber ſeine erhitzte Einbildungskraft Muſtapha im Glanze der Schönheit und Jugend, dann trieb es ihn mit dämoniſcher Gewalt, dann erinnerten ihn die Trümmer, über welche ſein unſtäter Fuß klimmte, an die zerſtörte Vaterſtadt, dann riefen ihn die verfallenen Mauern der heiligen Tempel auf, den Verrath zu rächen. Von Vaterlandsliebe getrieben, von Glaubenswahn gejagt, von Lieb' und Menſchlichkeit zurückgehalten, durchſchritt er unter Sturm und Wetter die öden Straßen, bis er am Hafen vor der Pforte des noch von Kugeln verſchonten Kloſters des heiligen Baſilios plötzlich ſtill ſtand.

„Hier ſoll mir des Herrn Stimme erſchallen!" ſagte er, heftig die Klingel ziehend — „Hier mein Schickſal entſchieden werden!" — Nach langem Harren öffnete endlich der Pförtner. „Woher noch ſo ſpät, lieber Herr?" fragte er, Nikola beleuchtend. „Mein Gott! Ihr ſeyd ja ganz durchnäßt, Euer Haar trieft, tretet ein in die Pforte, und ſagt mir, was Euch ſo ſpät noch hierher führt?"

„Bringt mich zu dem Abt, frommer Bruder! ich habe dringend mit ihm zu ſprechen," erwiederte Nikola.

„Wolltet Ihr nicht lieber erſt in meine Zelle gehen?" ſagte gutmüthig der Pförtner. „Ihr ſcheint aufgeregt, das Wetter, der Sturm und der Donner haben Seel' und Körper erſchüttert; verweilt nur einen Augenblick,

ich hole einen Becher Wein und melde Euch dann dem ehrwürdigen Abte, der überdies jetzt mit den Priestern und Brüdern in dem Betsaale versammelt ist, während des Unwetters die Psalmen zu singen."

„Da finde ich sie ja beisammen, gerade so, wie ich es wünsche," unterbrach ihn Nikola. „Es wird doch Einer unter ihnen seyn, der so frommen gläubigen Herzens ist, daß Gott sich ihm offenbare. Geh' nur voran, ich folge Dir." Der Bruder zögerte; das wildrollende Auge, die furchtbare Gestalt, das vom Regen durchnäßte herabhängende Haar, der Pfeil in der Hand, — alles dies ließ ihn fürchten, der Grieche habe Böses im Sinne. „Macht fort!" rief Nikola ungeduldig, „ich habe Eile, muß wieder von hinnen, ehe der Tag graut; gebt mir die Kerze, ich kenne den Weg." Er streckte die Hand nach ihr, doch der Bruder trat ernst zurück. „Ziemt es einem Laien, so in das Haus frommer Diener des Herrn zu treten, und die sündige Hand nach der geweihten Kerze auszustrecken? Demüthig tretet ein, und ehrt das Klostergewand, das mich vor frevlerischer Hand schützt!"

Diese Worte riefen Nikola zur Besinnung zurück; er beugte sein Knie vor dem Mönch, obgleich er nur Bruder, nicht Priester war, und küßte das heilige Gewand. „Geht voran, frommer Bruder!" bat er, „ich werde folgen, aber schnell, denn ich habe Eile!"

Der Bruder Pförtner schritt durch die spitzgewölbte Halle, dem Betsaale zu; aber so sehr auch Nikola Eile zu haben schien, so sehr er auch den Mönch antrieb, seine Schritte zu verdoppeln, so verweilte er doch bei

jedem Heiligenbilde, neigte ſich davor und verrichtete ſein Gebet. Endlich ſtanden ſie vor der Thüre des Betſaals. Der Pförtner ging hinein, dem Abt des Fremden Ankunft zu melden, während Nikola draußen ſeiner Rückkehr harrte. Die Worte des Mönchs, die häufigen Gebete, ſelbſt das Harren hatte ſein Blut gekühlt, der Zwieſpalt in ſeinem Innern war auf ſeinem Antlitz weniger ſichtbar, und er im Ganzen ruhiger geworden, als die Thüre ſich öffnete und er eintrat.

In dem hohen gewölbten, nur ſchwach erleuchteten Saale ſah er die ehrwürdigen Prieſter auf der einen, die frommen Brüder auf der andern Seite ſtehen. Vor einem kleinen ſchmuckloſen Altare ſtand der Abt; ein Prieſter, das Rauchfaß haltend, neben ihm.

„Verweilt am Eingang!“ raunte der Pförtner Nikola zu, der auch mit andächtigem Herzen ſich niederwarf. Jetzt begann der Prieſter den Altar zu beräuchern, während dem der Abt betete: „Laßt uns in Frieden den Herrn anrufen!“ Die Prieſter ſangen im Chor: „Herr, erbarme dich!“ Der Abt ſprach: „Um den Frieden von oben bitten wir!“ Das Chor wiederholte ſein: „Herr, erbarme dich!“ —

„Um deinen Schutz für dieſe Stadt und alle gläubigen Chriſten flehen wir!“ begann der Abt von Neuem, „Erbarme dich unſer, Herr, wie wir uns der Unglücklichen erbarmen wollen.“ „Amen!“ fiel das Chor ein und die Prieſter ſangen das: „Heilig, heilig, heilig iſt der Gott des Erbarmens!“

Das Gebet, der Mönche Geſang, das Chor: „Er-

barme dich, Herr!" hatten Nikola tief erschüttert; milder gestimmt schritt er vor.

„Tritt näher, Nikola Conduri," sprach jetzt der Abt, während die Brüder den Raum, welcher den Altar von den Sitzen der Priester trennte, schlossen. „Was führt Dich in dieser stürmischen Nacht noch in unsre stillen Mauern? Was bewegt Dein Gemüth so heftig, Du gläubiger Sohn der Kirche?"

„Ehrwürdiger Vater," begann Nikola, sein Knie beugend — „ich komme zu Euch, Euren Rath zu vernehmen. Hört mich an!"

„Rede mein Sohn! Wir hören auf Dich."

„Eine der Jungfrauen, welche zur Vertheidigung des Glaubens die Waffen ergriffen haben," begann Nikola mit fester Stimme, „ward gefangen, ins türkische Lager geführt und dort freigegeben. Der sie frei gab, knüpfte durch mancherlei Zeichen eine Verbindung mit ihr, so daß sie wußte, er stand auf der vom Feinde genommenen Schanze Panigra, die eben durch eine Mine gesprengt werden sollte. Da schießt sie diesen Pfeil, an welchem eine Warnung geheftet war, hinüber zu dem Feinde; der Pfeil fiel in meine Hand; ich entdeckte die Verrätherin" —

„Du meinst Helene Panos, die Geliebte des Ritters d'Aubüssen?" unterbrach ihn Abt Gregor.

Nikola erschrak. „Fahr fort!" befahl der Abt.

„Darf hier Mitleid walten, frommer Herr? Oder muß der Tod die Verrätherin an Glauben und Vaterland treffen?" sprach Nikola.

„Und welches ist Deine Meinung?" fragte der Abt.

„Mein Wille iſt gebunden," erwiederte der Grieche. „Von ſtreitenden Leidenſchaften zerriſſen, weiß er nicht, wohin er ſich wenden ſoll; Engel und Dämonen ſtreiten in mir für ſie, wider ſie" —

„Und die thörichte Liebe gewinnt in dem Herzen den Sieg?" unterbrach ihn der Abt. „Ich bin unterrichtet."

„Eure Meinung, ehrwürdiger Vater!" bat Nikola, ungeduldig werdend, und ohne auf des Abts verwundende Rede weiteres zu antworten.

„Väter des Glaubens!" wandte ſich dieſer zu den Prieſtern, „Habt Ihr vernommen, was Nikola Cenduri geſagt?"

„Wir haben!" erwiederten ſie.

„Sprecht Eure Meinung aus im Namen des Herrn, deſſen heilige Stimme im Donner über uns erſchallt. Darf Vergebung Helenen Panos werden, oder ſoll es der Tod?"

„Der Tod!" hallte es dumpf im hohen Gewölbe wieder.

Nikola erbebte. „Wer Gemeinſchaft hat mit den Ungläubigen, ſeinen Gott, ſeine heilige Kirche vergißt, und das Heil der Chriſtenheit ſchnöder Luſt oder ſchnödem Gewinnſte opfert, den trifft der Bann und ſein Leben iſt dem Tode verfallen!" ſprach der Abt feierlich.

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus Nikola's Bruſt, ſein Auge ſah auf gen Himmel. „Ich vernehme Deine Stimme, Herr!" ſprach er, ſein Haupt beugend, „Ich vernehme ſie, wenn ich auch vor ihr erbeben muß!" Er zog den Dolch aus ſeinem Gürtel. „Ehrwürdiger

Abt, weihet ihn zu dem frommen Werke; meine Hand selbst soll es ausführen!"

„Nein, mein Sohn," sagte der Abt, den Dolch zurückweisend, „wo Blut fließt, da bleibe die Hand des Priesters fern. Segen darf sie geben, nicht den Tod. Auch würde eine schnelle That dem Volke wenig zur Erleuchtung nützen; es würde an ihrem Grabe um sie jammern und Euch fluchen. Ein schneller Tod würde ihr die Zeit zur Buße rauben und ihr die Pforten des Paradieses verschließen. Uebergebt sie dem weltlichen Arm, dann geht die Sache ihren ruhigen Weg; Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, Eure Hand bleibt rein und unser Wort ward nicht zur That. Uebergebt sie Morosini; der Venetianer weiß das Recht vom Unrecht mit strenger blutiger Wage zu scheiden."

Starr blickte Nikola vor sich nieder. Er hatte sich entschlossen geglaubt, zum Heil der Kirche, zu ihrem Heil den Dolch ihr in die Brust stoßen zu können. Er hatte geglaubt, ein schneller Tod rette sie vor der Schande und reiche ihr die Palme des Friedens; sie aber als ein gemeiner Ankläger bei Morosini anzugeben, davor schauderte er, ihn graufte vor dem Gedanken, sie dem Henkerbeil zu überliefern, und wie es ihm eine fromme Handlung dünkte, Helene durch seine Hand sterben zu lassen, so schien es ihm ein entehrendes irdisches Beginnen, sie des Verrathes anzuklagen.

Während er noch sinnend und zweifelnd stand, hatten die Priester und Brüder sich entfernt, Abt Gregor allein war bei ihm geblieben.

„Mein Sohn!" sagte dieser, „Du hast den Wil-

len des Herrn durch uns vernommen. Geh, vollführe, was er Dir gebet!" —

„Kein Erbarmen?" fragte Nikola.

„Was ist dem Wohl von Tausenden, dem Wohl der Kirche ein Opferlamm?" erwiederte der Priester. „Hüte Dich, daß Dein thörichtes Zweifeln Dich nicht selbst mit Schuld belaste. — Führe ihn zurück!" befahl er dem Pförtner. „Der Herr mit Euch!" Dies sagend warf er noch einen ernsten Blick auf Nikola und verließ ihn.

„Kommt, Bruder Pförtner!" sprach der Grieche, und folgte ihm durch den Begengang, die heiligen Bilder nicht beachtend, an denen er, ohne vor ihnen nieder zu knieen, vorüber ging; seine Seele war bei Gott.

Als der Bruder die Pforte öffnete und Nikola das Kloster verlassen wollte, hielt ihn der Mönch zurück. „Herr," sprach er, „ich bin ein armer Klosterbruder, aber nicht um alle Schätze der Erde, nicht um den Stuhl des Patriarchen, nicht um des Himmels Seligkeit möchte ich Euren Weg geben! — Bedenket Eure Seele! Gott ist ein gnädiger Gott und sey es auch Euch!" Er schloß die Pforte hinter ihm.

Langsam, mit ungewissem Schritte, unbewußt, wohin es ihn führen werde, irrte Nikola durch die öden, menschenleeren Straßen längs dem Meeresufer hin. Hier setzte er sich auf die Trümmer eines eingeschossenen Thurmes, der sonst den Venetianern zum Gefängniß gedient hatte, und überdachte noch einmal seine schreckvolle

Lage. Seit er das furchtbare „den Tod!“ aus dem Munde der Prieſter vernommen, hatte ihn vor dem Gedanken, Helenen den Tod zu geben, geſchaudert, und ſelbſt des Abts Worte, obgleich von dem Munde eines Prieſters geſprochen, waren nicht in ſein Innerſtes gedrungen. Nur der Chor und ſein ergreifendes: „Herr, erbarme dich!“ tönte noch in ſeinem Ohr. So von neuen Zweifeln gequält, doch beruhigter, ſaß er, ſein Auge gen Himmel gerichtet.

Das Wetter war vorüber, der Sturm ſchwieg, die Meereswogen ſchlugen nicht mehr brauſend an das Felsufer, am fernen öſtlichen Horizonte hob ſich aus der dunklen Meeresfluth der röthliche Schimmer des Tages: es dämmerte. Immer heller und heller ward es, und die Morgenſonne ſtieg goldig erglühend aus dem Meer und verkündete, ihre Strahlen breitend, den jungen Tag.

Unverwandt war Nikola's Auge gen Oſten gerichtet, mit den Strahlen des Lichts ſchien auch in ihm das Dunkel verſchwunden. „Sonne! herrliches, ewiges Pfand göttlicher Milde!“ rief er, „Wie biſt du ſo ſchön! Leben, freundliches Leben, wie biſt du ſo lieblich! Tod — furchtbarer Bote eines langen Schlummers! wie biſt du ſo ernſt! — Weckſt du das Erbarmen in meiner zerriſſenen Bruſt, freundliches Licht? rufſt du mir ihr Bild zurück, du ſanft ſäuſelndes Morgenlüftchen? Ach, wehe mir Kühlung zu! in mir glüht's“ —

Sein Auge vermochte nicht mehr die Strahlen der immer höher ſteigenden Sonne zu ertragen, es ſenkte und wandte ſich von ihr ab nach den Trümmern der Stadt.

Da ſah er Ambroſius, einen Chorknaben hinter ſich, langſam vorüber ziehn. Sein frommes Antlitz erglänzte in dem Leuchten der Morgenröthe, der ihm folgende Knabe erſchien ihm in ſeinem weißen Gewande wie der Engel einer. Nikola's Auge ſah mit ſanfter Rührung der ehrwürdigen Geſtalt des Prieſters nach. „Dein Weg iſt gottgefällig!“ rief er. „Deine Worte ſind Worte des Friedens; ihnen will ich folgen, ſie mögen mich vom Abgrund retten! Sie riefen mir Erbarmen und Milde zu; die Stimme Jener ſang „Erbarmen!“ und ſprach das furchtbare „den Tod!“

Er erhob ſich, und ſtand lange in ſich gekehrt; unwillkührlich zerknickte er, während er ſann, den Pfeil, zerriß das unglücksvolle Blatt und ſtreute es umher. „Ha!“ rief er dann plötzlich, „So kann ich ſie retten, und meine Pflicht erfüllen; ſo fällt ſie nicht als Opfer, und iſt ſie ſchuldig, kann ihre Schuld nicht dem Glauben, nicht Candia Unheil bringen, und mein Gewiſſen iſt rein. Fort, fort! Hin zu ihr, daß ſchnelle Flucht ſie rette, ehe Gregor ſie als Sühnopfer verlangt!“ Er verließ die Trümmer und eilte nach Helenens Wohnung.

Aber kaum hatte er einige Straßen durcheilt, als er in der Ferne einen Haufen Soldaten, einen Gefangenen in ihrer Mitte führend, erblickte. Sie kamen näher; der Gefangene war Helene! Starr, bewußtlos, wie vom Donner gerührt ſtand er. Als ſie jedoch in ſeine Nähe kam, ihr Blick ihn freundlich begrüßte, da ſtrömte Leben und Bewußtſeyn wieder durch Adern und Nerven. „Wohin führt man Euch, Helene?“ fragte er, vor der Antwort zitternd.

„Zu Morosini," erwiederte sie gelassen.

„Zu ihm!" rief Nikola außer sich.

„Tröstet Euch, mein treuer Freund!" sagte sie mit Engelsmilde. „Gott und ein reines Gewissen begleiten mich."

„Treuer Freund!" rief er zermalmt. — „Ich? Euer treuer Freund? — Und Ihr vertraut Eurem reinen Gewissen? Abt Gregor! Abt Gregor!" — Dies, im Ausbruch der höchsten Leidenschaft sagend, eilte er fort. — Wie die zornige Löwin, dem Jäger die Jungen abjagend, so jach, so wild, so unaufhaltsam stürzte er durch die öden Gassen hin nach der Casematte von St. Andrä. Vergebens wollte ihn die Schildwacht aufhalten, vergebens traten ihm die Diener entgegen, er stürmte hindurch, riß die Thüre des Gemachs auf und trat vor den erstaunten Morosini.

„Was ist Euer Begehr, Hauptmann? Was habt Ihr mir Wichtiges zu sagen, daß Ihr zu dieser Stunde, mit diesem Ungestüm, in dieser Kleidung zu mir tretet?"

Nikola vermochte kein Wort hervorzubringen; die Brust war ihm beengt, der Athem stockte, sein Arm streckte sich regungslos nach einem schwarzen Kreuze, das er sogleich als das Kreuz Helenens erkannt hatte.

„Was soll dies Benehmen, Hauptmann?" fuhr Morosini auf. „Wohl könnt Ihr bei dem Anblick dieses Kreuzes staunen; aber davon hernach! — Was führt Euch hieher?"

„Herr!" begann Nikola, und ein tiefer Seufzer öffnete die Pforte seiner Rede, „ich trete ein Schuldiger vor Euch. Blinde, thörichte Eifersucht trieb mich, eine

Unſchuldige anzuklagen. — Was ich dem Abt Greger von dem Pfeile und der Warnung ſagte, war erdichtet.“

Moroſini ſah dem Griechen einen Augenblick ſcharf ins Auge, dann ſprach er gleichgültig: „Wiederholt, was Ihr dem Abt ſagtet, damit ich urtheilen kann, ob Ihr die Wahrheit redet.“

„Helene Panos ſtehe in Verbindung mit Muſtapha Kiupergli, dem Sohne des Veziers, ſo ſagte ich ihm;“ erwiederte Nikola mit Haſt, „ſie habe, den Türken zu retten, einen Pfeil mit einem warnenden Zettel nach Panigra geſchoſſen; aber Alles iſt erlogen!“

Noch immer ruhte Moroſini's Blick feſt auf Nikola, der furchtlos vor ihm ſtand. „Dies Alles iſt erlogen?“ fragte der General.

„Alles!“ erwiederte Nikola kalt.

„So müßt Ihr ein ehrloſer Mann ſeyn!“ fuhr Moroſini auf, und Nikola erbleichte, ſeine Hand ballte ſich krampfhaft — „oder ein Wahnſinniger,“ fuhr der General fort, „der, ein Mädchen zu retten, ſein Leben zwiefach wagt, und dann ſeine Ehre daran ſetzt, ſie zu verderben.“

Nikola ſtand, von ſeinem innern Bewußtſeyn gehoben, ſchweigend und ſtolz vor ſeinem Feldherrn.

„Und doch,“ fuhr dieſer fort, „da Ihr ſie eines Einverſtändniſſes mit Muſtapha Kiupergli beſchuldigt habt, muß wenigſtens der Schein gegen ſie geweſen ſeyn“ —

„Excellenza!“ trat ein Diener ein, „ſo eben bringt man die verhaftete Griechin.“

„Man führe ſie herein!“ befahl der General.

Helene trat, von einem Officier begleitet, ein.

„Kennst Du dies Kreuz, Helene Panes?" fragte Morosini, nach dem schwarzen Kreuze zeigend.

„Es ist das meine!" erwiederte die Jungfrau mit freudergluhtem Auge.

„Du verloreſt es gestern, als die Feinde das Außenwerk Panigra erstürmten?"

„Ich hatte es auf der Breſche aufgepflanzt, hatte mein Gewehr zur Vertheidigung ergriffen, der Feind drang ein, wir mußten weichen." —

„Weißt Du, wie es in meine Hände kam?" sagte Morosini, sie scharf beobachtend.

„Fand man es auf der zerstörten Schanze? Schützte der Himmel das Heilige?" fragte Helene lebhaft.

„Ein Sardinier brachte es mir, dem es Mustapha Kupergli, der Sohn des Veziers, mit diesem Zettel anvertraute, Beides Dir zu bringen. Der Sardinier nahm die Zechinen und seine Freiheit, und brachte mir das Kreuz. — Leſet, Hauptmann Conduri, leſet der Jungfrau vor, was der Türke ihr in zierlichem Griechisch schreibt."

Bebend nahm Nikola das Blatt und las: „Das Kreuz, welches ich als das Deine erkenne, schöne Helene, hat mich gerettet; denn indem ich es von der Breſche trug, es zu verwahren, flog die Mine auf und ich war geborgen. Ich danke Dir mein Leben, und Niemand sage ich diesen Dank so gern, als Dir, liebliche Blume Edens. Da ich weiß, welchen Werth ihr Christen auf das Zeichen des Kreuzes legt, weiß, wie theuer

es Dir war, ſo ſende ich es Dir zurück. — Gedenke meiner. Muſtapha.“

„Gott gedankt!“ rief Helene, während Nikola im furchtbaren Kampfe vor ſich nieder ſah, „daß ich meine Schuld bezahlt, und das blinde Werkzeug ſeiner Rettung geworden bin! Gott gedankt, daß er lebt!“

„Wahnſinnige!“ rief Moroſini zornig, „das wagſt Du in meiner Gegenwart auszuſprechen. Wagſt über die Rettung des bitterſten Feindes unſers Glaubens zu triumphiren, mit dem Du in geheimen Verſtändniſſe wareſt, dem Du Nachricht gabſt von Allem?“

„Das that ich nicht, Herr!“ erwiederte Helene ſtolz.

„Schoſſeſt Du nicht den Pfeil mit der Warnung nach Panigra?“ unterbrach er ſie ſchnell.

„Ja!“ erwiederte ſie furchtlos.

„Nein, Herr! glaubt es der Wahnſinnigen nicht!“ rief Nikola hervortretend. „Von einer unglücklichen Leidenſchaft für den Malteſer Ritter d'Aubüſſon zerriſſen, ſucht ſie den Tod auf dem Wall, in den Laufgräben, auf dem Blutgerüſt — ihr gleichviel — ſie will den Tod! Darum glaubt ihr nicht.“

„Und Du, jetzt ihr warmer Vertheidiger? Weshalb warſt Du ihr Ankläger bei den Mönchen von St. Baſil?“ unterbrach ihn Moroſini.

„Nikola! Ihr mein Ankläger?“ rief Helene erbebend.

„Thörichte Leidenſchaft, Wahnſinn der Eiferſucht, trieb mich zu dieſer Unthat. Bei Gott und allen Heiligen! Sie iſt unſchuldig!“ rief Nikola außer ſich.

„Das ſchmerzt, ſchmerzt mehr, als die Bande, die

mir der kalte Morosini anlegen wird!" seufzte Helene. „Glaubt ihm nicht. Ich schoß den Pfeil hinüber, den Mann zu retten, der edelmüthig an mir gehandelt, dem ein menschlich Herz in seiner Brust schlägt. Steh' ich auch als Schuldige vor Eurem Richterstuhl, wird doch der Richter da oben die menschliche Absicht dereinst auf die Wagschale legen und mich frei sprechen."

„O ihr Mönche, ihr Mönche!" rief Nikola heftig; „konntet ihr das Licht des Tages nicht erwarten, um die Unglückliche in den Kerker zu führen?"

„Ihr irrt, Hauptmann!" unterbrach ihn Morosini. „Nicht die Mönche von St. Basil, Ihr allein habt mich mit einer Sache bekannt gemacht, die ich nicht ahnete, die jedoch meinen Verdacht nur noch mehr rechtfertigt."

„Schicksal, Schicksal!" rief der Grieche. „So mußte ich doch nach langem Kampfe ihr Verderber seyn! Der Engel, den der Herr sandte, schritt, ohne zu schirmen, an ihr vorüber!"

„Excellenza!" trat ein Officier ein, „so eben vernahm man die 13 Signalschüsse von Standia."

„Führt die Gefangene in den Thurm des Lazareths, den Hauptmann Conduri auf die Wacht der Bastion Bethlehem!" befahl der General; ich werde über Beide weiter bestimmen.

Die verabredeten Signale verkündeten die Ankunft der schon lang erwarteten französischen Flotte auf Standia. Achmed Kiupergli war von ihrer Abfahrt von Toulon besser als der Venetianer unterrichtet, hatte den

Sturm noch vor ihrer Ankunft unternommen, da er wußte, daß Morosini, auf das Aeußerste gebracht, nur noch eine schwache Besatzung in Candia hatte. Aber an der Ausdauer und dem Muthe der Vertheidiger war seine Hoffnung gescheitert, und seine Flotte zu entfernt und auch zu schwach, um sich der französischen entgegen stellen zu können. Er vernahm daher mit Unmuth ihre Ankunft auf der Rhede von Standia.

Desto freudiger stimmte diese Nachricht den heldenmüthigen Morosini. Sechstausend kriegserfahrene Soldaten sollten sich mit ihm vereinigen, und, obgleich durch das Unternehmen des Herzogs von la Feuillade und seiner Freiwilligen gegen die französische Hülfe mißtrauisch, hoffte er doch, Ludwig der Vierzehnte würde jetzt der Eitelkeit ein Opfer gebracht und das kleine Heer unter seine Befehle gestellt haben.

In dieser Hoffnung bestieg er eine bereit liegende Galeere, und da der Wind günstig war, segelte er, trotz dem feindlichen Feuer, aus dem Hafen nach Standia, wo er die ganze Flotte auf der dortigen Rhede vor Anker fand. Funfzehn Linienschiffe, vierzehn Galeeren, sieben und zwanzig Transportschiffe, die er hier sah, gaben ihm ein herrliches Schauspiel. Der Herzog von Beaufort, Enkel Heinrich des Vierten und der schönen Gabriele, befehligte die Flotte, der Herzog von Navailles das Heer, welches aus zweihundert freiwilligen Officieren, fünfhundert Mann der königlichen Garde zu Fuß, viertausend siebenhundert Mann Fußvolk, und die Reiterei aus zweihundert Mousquetairs und dreihundert vier und zwanzig leicht Berittenen bestand.

Unter dem Donner der Kanonen empfingen, mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen, die Herzöge von Beaufort und Navailles den venetianischen General auf dem Admiralschiff Royal Louis. Als aber nach der ersten Bewillkommnung Morosini ihre Mitwirkung zur Befreiung Candia's berührte und ihnen seinen Plan mittheilte, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch der Herzog von Navailles sich ihm nicht untergeordnet glaubte, und, wie die ersten, mehr ihren Ehrgeiz, als das Wohl Candia's vor Augen hatten. Er that ihnen den Vorschlag, auf der Seite von Canea eine Diversion zu machen, wodurch ein Theil des türkischen Heeres von Candia abgezogen würde, während er, verstärkt durch 2000 Mann, welche ihm die zweite Abtheilung der in einigen Tagen zu erwartenden Hülfsflotte zuführen sollte, einen Ausfall auf das geschwächte Belagerungsheer machen, die feindlichen Werke zerstören und so den Feind von Candia's Mauern verjagen wollte.

Der Herzog von Navailles war nicht dieser Meinung; er glaubte dann keine Abtheilung, sondern das ganze feindliche Heer auf sich zu ziehen und fürchtete, daß der geringste Nachtheil, welchen sie erlitten, die Soldaten entmuthigen würde; er hielt es für zweckmäßiger, aus Candia einen gemeinsamen Ausfall zu machen, und, nicht durch das unglückliche Unternehmen des Herzogs von la Feuillade belehrt, glaubte er das französische Heer auch im Nothfall allein stark genug, Candia zu entsetzen. Vergebens stellte ihm Morosini vor, wie viel schwieriger es sey, den Feind aus seinen Verschanzungen zu vertreiben, als ihn im freien Felde zu schlagen; vergebens

führte er das Beiſpiel des Herzogs von la Feuillade an; nichts deutete den ſtörriſchen Charakter des Herzogs, welcher ein Heer von 6000 Franzoſen für unüberwindlich und Candia ſchon durch ſeine Ankunft für gerettet hielt. Selbſt dem Wunſche Moreſini's, daß er ſich doch vorher mit dem Marquis de St. Andrä Montbrün, dem Befehlshaber der Beſatzung, beſprechen möchte, wich er aus. Es blieb dem beharrlichen Venetianer daher nichts übrig, als unverrichteter Sache wieder nach Candia zu ſchiffen, die nöthigen Anſtalten zum Empfange ſeiner eigenſinnigen Gäſte zu machen, und den Admiral zu bewegen, noch in der Nacht nach Candia zu ſegeln. Auch hierin hätte er bald bei dem Herzoge von Beaufort Widerſtand gefunden, der es für ſchimpflich hielt, daß ein Enkel Heinrichs des Vierten in der Dunkelheit der Nacht, gleich einem Feigen, ſich dem feindlichen Feuer entziehen und ſich in die Feſtung ſchleichen ſollte, und nur erſt auf die Vorſtellung des Herzogs von Navailles, daß das Einlaufen bei Tage unnützer Weiſe zu viel Menſchen koſten würde, gab er nach. Die Mousquetairs aber, dieſe ſtolzen Trabanten Ludwigs des Vierzehnten, waren nicht zu bewegen, mit den Uebrigen in der Nacht nach Candia zu ſchiffen; ſie beſtanden darauf, am Tage in den Hafen einzulaufen, und das Glück war ihnen ſo günſtig, daß ihr Uebermuth nicht beſtraft und ſie ohne bedeutenden Verluſt gleich den Uebrigen in Candia ankamen.

Moreſini kehrte mit traurigem Herzen nach der Stadt zurück. Er ſah voraus, daß dieſe Hülfsmacht eben ſo nutzlos für Candia und Venedigs Wohl ſeyn würde, als der kleine Haufe Freiwilliger des Herzogs von la

Feuillade es geweſen war. Dieſe erſte Zuſammenkunft zeigte ihm ſchon, wie wenig er von einem hoffärtigen, tollkühnen Manne, wie der Herzog von Beaufort, der als ein ſolcher ſich in jeder Lage ſeines Lebens gezeigt hatte, zu erwarten habe. Er mußte Alles von dem Eigenſinn und dem Stolze des Herzogs von Navailles befürchten, und trat verſtimmt, wenn auch nicht entmuthigt, mit dem feſten Vorſatz ans Land, wie Jener nur den Ruhm Frankreichs, nur das Wohl der Republik vor Augen zu haben, und von dieſer Hülfsmacht ſo viel Nutzen für Candia zu ziehen, als es ihm nur möglich ſey.

Mißmuthig trat er in ſeine Caſematte. Die vielen Ueberläufer, worunter mehrere Officiere, die ſein Zutrauen gehabt, und welche dem Feinde ſeine geheimſten Pläne, die wichtigſten Arbeiten verrathen, hatten ihn mißtrauiſch gemacht. Nichts konnte in der Feſtung vorgehen, ſo wußte es der Vezier, und der ſonſt ſo offene biedere Mann glaubte ſich daher von Verräthern umgeben und traute Niemand mehr. Er hielt es ſchon ſeit lange für Pflicht, die Milde aus ſeinem Herzen zu verbannen; mit äußerſter Strenge beſtrafte er deshalb die kleinſten Vergehungen, beſonders jede Gemeinſchaft mit dem Feinde, und ſelbſt die Schildwacht, welche mit einem ihr oft ſo nahen feindlichen Poſten geſprochen, hätte das Leben verwirkt. Wieviel mehr mußte ihm Helenens verrätheriſch ſcheinendes Betragen erzurnen. Sein feſter, ſelten zu erſchütternder Vorſatz war daher, hier ein Beiſpiel der Strenge zu geben.

Noch am nämlichen Abend, als er eben mit den

nöthigen Befehlen zum Empfange der Franzo'en beſchäftigt war, kamen die griechiſchen Frauen, und baten um Gehör. Er konnte es ihnen nicht gut verſagen. Sie traten, die ehrwürdigen Matronen an ihrer Spitze, ein, und in ihrer Mitte wankte, bleich und leidend, Euphroſyne, welche, trotz dem, daß ſie noch ſchwer an ihren Wunden darnieder lag, ſich in einer Sänfte hatte hintragen laſſen.

Die Aelteſte der Matronen nahm das Wort, und bat, im Namen Aller, ihre Kriegsgefährtin Helene Panos zu begnadigen. „Sie hat gefehlt," ſagte die würdige Frau, „das ſtrenge Kriegsgeſetz muß ſie verdammen; dürfen aber Frauen nach dieſem harten gerichtet werden? Darf man die zarteren Gefühle ihres Herzens mit dieſer unerbittlich ſtrengen Wage wägen? Hier, dieſe Verwundete," fuhr ſie fort, auf Euphroſyne zeigend, „welche, indem ſie vor Euch, die Freundin zu vertheidigen, ſteht, ihren Edelmuth mit ihrem Leben bezahlen kann, wird Euch die Verſicherung geben, daß kein verrätheriſches Einverſtändniß zwiſchen Helenen und dem Feinde obwaltete." —

„Ja, Herr," wankte, von ihrer Freundin unterſtützt, Euphroſyne aus der Mitte der Frauen hervor, „meiner Bruſt hat ſie den leiſeſten Gedanken vertraut. Muſtapha Kluyergli hatte ihr geſagt, daß eine weiße Fahne mit flatternden Roſen ihr ſeine Nähe kund thun ſolle, ſie möge ihm dann ein Zeichen geben, damit er den Angriff und das Geſchütz von dem Punkte wenden könne, wo er ſie wüßte. Sie hat oft die Fahne wehen ſehen, nie aber ein Zeichen gegeben." —

„Und warum benachrichtigte sie mich nicht davon, daß ich auf diesen Punkt alles Geschütz gegen den Sohn des Veziers richten und durch seinen Tod dem Vater die Lust zur Eroberung Candia's benehmen konnte?" fuhr Morosini auf. „Dies Schweigen allein macht sie schon straffällig."

„Hätte sie den Mann, der so edel an ihr handelte, verrathen können, so wäre sie nicht werth gewesen, eine griechische Jungfrau zu seyn!" erwiederte Euphrosyne und sank ermattet in die Arme ihrer Schwestern.

„Seyd mild, Herr!" baten die Frauen. „Bedenkt die Absicht, nicht die That!"

„Zu lange," unterbrach Morosini die wiederholten Bitten der Griechinnen, „habe ich die Milde unter Euch walten lassen. Verrath folgt auf Verrath; deshalb gebe sie ein warnendes Beispiel. Die Kräfte der Republik werden nutzlos für Euch verwendet, Millionen verschleudert, Ströme Blutes für Eure Freiheit vergossen, und nun tritt selbst die Verrätherei aus Eurer Mitte hervor, und lohnt mit Undank die Gnade der erlauchten Republik!"

„Excellenza!" nahm die Aelteste der Matronen das Wort, „Nicht für Helene sprech' ich noch; nur im Namen meines Vaterlandes rede ich jetzt zu Euch. Für unsere Freiheit, sagt Ihr, verschleudere Venedig seine Millionen, sende es seine Söldner, ihr mit Zechinen erkauftes Blut zu verspritzen? Stehen wir denn als freie Menschen vor der Signoria dieser stolzen Stadt? Haben wir denn Theil an der Pracht von St. Marcus, an dem Glanze, an dem Ruhme, an den Reichthümern Venedigs? Sind unsere Kirchen uns geblieben, die Sitten

der Väter geehrt worden, und verwalten unſere Männer das Richteramt über uns? Vor dem Richterſtuhle Eures ſtolzen Adels ſtehen die Nachkommen griechiſcher Kaiſer, und der Candiot hat auf der Wagſchale Eurer Gerechtigkeit nur das halbe Gewicht eines Venetianers! Ja, Excellenza, mit dem türkiſchen Joche wechſeln wir nur die Feſſeln! Denn wahrlich! die, ſo uns Euer Adel, Eure Pfaffen angelegt, drücken ſchwer und laſten bitter auf uns, wenn ſie auch vielleicht nicht ſo laut klirren, als die Sklavenketten der Muſelmänner. Für unſere Freiheit, Excellenza, erſpare das ſtolze Venedig ſeine Millionen und ſeine Söldner; es vergeudet ſeine Kraft für ein Ding, das ſchon lange nicht mehr war!" —

Moroſini hatte mit keinem Worte die Rede der Matrone unterbrochen. In ſeinem Innern mochte wohl die Stimme ſeines edlen Gefühls die kühne Rede vertheidigen, der Repräſentant der Republik aber mußte dieſer Stimme Schweigen gebieten. „Ich freue mich Eurer Offenheit," erwiederte er faſt mit Geringſchätzung. „Könnte ich glauben, daß Eure, für ſolch Alter beſonders unziemlichen Worte die Meinung aller Candioten wären, würde ich meine Maasregeln darnach nehmen, ſo aber habe ich Mitleid mit Eurem unzeitigen Eifer und gebe Euch nur die Warnung mit auf den Weg, künftig vorſichtiger, als Ihr eben gethan, Eure Worte zu wägen." Er winkte, daß ſie abtreten ſollten.

„So iſt denn für Helene Panos nichts zu hoffen?" fragte die nämliche Matrone, ohne ſich durch Moroſini's finſtren Blick entmuthigen zu laſſen.

„Sie iſt dem Geſetze verfallen," erwiederte er kalt.

„Hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Erbarmen?“ fragte die Matrone noch einmal, und in dem Tone ihrer Stimme lag Drohung.

„Bei dem Eide, den ich der Republik leiſtete, bei der Ehre meines Geſchlechts,“ erwiederte Moroſini, und der Unerſchütterliche ſtand wie das finſtre Schickſal vor den bebenden Frauen — „bei dem Wohle der Republik ſchwöre ich, daß die Schuldige dem Geſetz und nie der Gnade anheim fallen wird!“

„Amen!“ ſprach die Matrone feierlich. „Dort oben, Venetianer, dort ſehen wir uns wieder!“ Sie wandte ihm den Rücken und ging.

„Herr!“ bat Euphroſyne. „Ich bin dem Grabe, wo die Wahrheit dem Sterbenden zur Seite ſteht, ſo nahe. Hört mich! — Helene iſt keines Verraths, keiner Verbindung mit dem Feinde ſchuldig; ſo wahr Gott mir gnädig ſeyn möge, vor deſſen Richterſtuhl ich nun bald ſtehen werde, ſo wahr iſt ſie unſchuldig!“

„Es bleibt bei dem, was ich geſagt,“ erwiederte der General mit Ruhe, jedoch ſchien er bewegt. „Ich ehre,“ fuhr er fort, „ich ehre es, daß Ihr Gnade für Helene Panos erflebt. Aber ich darf nicht handeln, wie mein Herz es vielleicht gern thät; auf mir laſten ſchwere Pflichten. — Mißkennt mich nicht, haltet Euch ruhig und zwingt mich nicht zur Strenge. Gehabt Euch wohl!“ Mit dieſen Worten entließ er ſie.

In den Zimmern des halb zerſtörten Pallaſtes Grimaldi ſaß am andern Morgen der Marquis d'Aubüſſon

mit ſeinem Sohne. Schon am vergangenen Tage hatte der Malteſer Helenens Schickſal erfahren, und war, da er Moroſini abweſend fand, nach dem Thurme des Lazareths geeilt, der Kerkermeiſter hatte ihm aber den Eingang verweigert. Eben ſo war es ihm nicht geſtattet worden, ohne Erlaubniß des Generals mit Nikola zu ſprechen, und er mußte ſich bis zu deſſen Rückkehr gedulden. Auch am frühen Morgen war er bei dem General, den er mit Anordnungen wegen der, in der Nacht gelandeten Hülfsvölker, beſchäftigt fand, nicht vorgelaſſen worden, und von qualvoller Angſt getrieben, hatte er in der Wohnung des Herzogs von Navailles, wo der Vater ſein Quartier genommen, dieſen, der in der Nacht ſchon von Helenens Schickſal unterrichtet wurde, aufgeſucht.

Der Vater war gefaßter, als der Sohn. Obgleich er ſich auf den Augenblick gefreut hatte, wo er ſein Kind in die Arme ſchließen würde, ſah er doch nicht in ſolche unglücksvolle Zukunft, wie der Malteſer. Der Fürſprache des Herzogs, über den er Alles vermochte, gewiß, zweifelte er nicht, daß der Wunſch des franzöſiſchen Feldherrn ſchon allein hinreichend ſey, der Tochter die Freiheit zu geben, und nur die Art und Weiſe, wie er ſich für ſie intereſſiren ſollte, quälte ihn, da er ſie hier nicht öffentlich als ſeine Tochter anerkennen wollte.

Heinrich d'Aubüſſon hingegen, Moroſini's unerſchütterlichen Charakter beſſer kennend, und von dem vergeblichen Verſuche der griechiſchen Frauen unterrichtet, fürchtete Alles, und beſchwor ſeinen Vater, den Herzog von Navailles noch heute zu bewegen, ſich bei Moroſini für Helene zu verwenden.

„Nur erſt wenn meine Worte vergeblich ſind, nur bis ich ſelbſt das Letzte verſucht habe, fodre ich fremde Hülfe auf," erwiederte der ſtolze Mann, „überdies iſt es erſt an Dir, mit dem General zu reden."

Indem er dies ſagte, vernahmen ſie ein Geräuſch und laute Stimmen vor der Thüre, die plötzlich aufgeriſſen wurde. Anaſtaſia ſtürzte herein. „Herr!" rief ſie, vor dem Marquis ſich niederwerfend, „die Angſt des Mutterherzens führt mich zu Euch, zu Euren Füßen. Rettet mein Kind, rettet Helene!"

Heinrich d'Aubüſſon hatte ſchnell die Knieende umfaßt ſie aufzuheben, der Marquis aber ſtand ernſt und kalt vor der Unglücklichen, heftete einen durchdringenden Blick auf ſie und fragte: „Wer ſeyd Ihr?"

„Das könnt Ihr mich fragen?" erwiederte ſie ſtolz, und es ſchien als hätten die Worte d'Aubüſſon's ihre Heftigkeit plötzlich in Kälte verwandelt. — „Das könnt Ihr mich fragen?"

„Es iſt die Mutter Eures Kindes, iſt Helenens Mutter, welche Euch aufferdert, Eure Tochter zu retten!" fiel ihr der Sohn erröthend ins Wort, während Anaſtaſia ihn verwundert, dann plötzlich freudig anblickte.

„Hätte ich Euch doch kaum wieder erkannt, Anaſtaſia!" ſagte, nach langem Schweigen, der Marquis und ein ſchwacher Zug von Theilnahme drückte ſich auf ſeinem ernſten Antlitz aus —

„Nicht? mich nicht wieder erkannt?" ſagte die Griechin erröthend. „Ja wohl! Neunzehn Jahre ziehen nicht ſpurlos an uns vorüber, und wo der Gram am

Herzen nagt, welkt die Blüthe ſchnell.“ Es mochte, trotz den düſtern Gedanken, in dieſem Augenblicke die Erinnerung die Tage der erſten Liebe herbei gerufen haben, denn ihr Auge ruhte ſanft und freundlich auf dem Marquis, der dieſen Blick zu verſtehen ſchien. „Herr!“ unterbrach Anaſtaſia die Stille, „laßt die Vergangenheit an uns vorüber ſchweben! Heftet nur Euer Auge auf den heutigen unglücklichen Tag, rettet mein Kind! — — Rettet das Eure!“ ſetzte ſie mit bebendem Tone hinzu. Wenn nicht alles menſchliche Gefühl in Eurer Bruſt erſtorben iſt, ſo eilt zu Meroſini! Seine Hand zögert nicht lange, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen, zaudert Ihr bis morgen, iſt Helene verloren!“

„Ich werde meine Pflicht gegen Euer Kind erfüllen,“ erwiederte der Marquis. — „Aber ſetzt Euch! — Ihr ſcheint angegriffen. Reich' ihr einen Stuhl, Heinrich!“ Der Malteſer brachte der Witwe einen Seſſel, welche ermattet darauf hinſank.

„Fürchtet nicht!“ ſagte Heinrich mit dem ſanften Tone ſeiner Stimme. „Fürchtet nicht, Anaſtaſia! Er wird väterlich für ſeine Tochter ſorgen.“

„Für ſeine Tochter ſorgen?“ rief die Griechin auffahrend. — „Doch“ — ſetzte ſie ſchnell hinzu — „er wird ja die Stimme der Natur hören.“

„Das werde ich,“ unterbrach ſie der Marquis. „Mein Sohn wird ſogleich zu dem General gehen; iſt ſein Bitten vergebens, werden meine Drohungen wirken; und ſollten auch dieſe fruchtlos ſeyn, wird der Herzog befehlen.“

„Auf dieſe Weiſe rettet Ihr Helene nicht,“ ſagte

die Witwe kopfschüttelnd. „Durch Drohung macht Ihr Moresini's eisernen Sinn nur noch unbeugsamer, und in Candia hat nur er allein zu befehlen.“

Der Marquis lächelte und antwortete hierauf nicht; der Malteser aber tröstete sie und versprach sogleich zu dem Feldherrn zu gehen. —

„Der Herr segne Euer Unternehmen!“ rief Anastasia dem Ritter nach, als er sich, noch einmal zu Moresini zu gehen, entfernte. Sie blieb nun mit dem Manne ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe allein.

Als der Malteser sich der Casematte von St. André näherte, fand er am Walle eine Menge Soldaten und Volk versammelt, so daß er sich kaum durch die dichten Haufen der Neugierigen drängen konnte. Auf seine Frage, was das bedeute, erfuhr er, daß ein Türke in ganz zerlumpter Kleidung mit verbundenen Augen so eben zu dem General gebracht worden sey. D'Aubüssen, der nach der Beschreibung sogleich in ihm den Derwisch Abdallah vermuthete, eilte, ihn noch, ehe er zu Moresini eingeführt würde, zu treffen, kam jedoch zu spät, und mußte zum zweiten Mal auf einen günstigeren Augenblick warten.

Moresini war über die Nachricht, daß ein türkischer Parlementair vor den äußern Posten halte und eingelassen zu werden verlange, nicht wenig erstaunt, da er heute, wo die aus Frankreich gelandete Hülfe ihn eben nicht zum Unterhandeln geneigt machte, es nicht erwarten konnte, daß der Vezier einen Parlementair zu ihm

ſchicke. Er befahl jedoch, ihn einzulaſſen, und erſtaunte noch mehr, als der Derwiſch zu ihm kam.

„Der Gott aller Völker," redete ihn der Muſelmann an, „laſſe ſeine Sonne freundlich über Dich leuchten, edler Feldherr der Chriſten, und ſchenke Dir die Erfüllung Deiner beſcheidenen Wünſche! Mein Herr, der mächtige Vezier, Achmed Kiupergli, ſendet mich zu Dir, ſeinem ehrenwerthen Feinde, und mit mir ſeinen Gruß."

„Ich danke Deinem Vezier, deſſen Geiſt ich ehre und ſchätze und den ich lieben könnte, ſtänd' er nicht als Feind mir gegenüber," erwiederte der General.

„Des Menſchen Herz muß auch dem Feinde offen ſtehen," ſagte Abdallah.

„Das ſprach der Derwiſch, nicht der Abgeſandte des Großveziers;" unterbrach ihn Moroſini. „Aber, ehe Du mir Deine Sendung kund thuſt, ſag' mir, Derwiſch, warum wählte Dich Dein Herr ſchon wieder zum Abgeſandten bei mir? Einmal trafſt Du mich zur See, als Du wegen der Gefangenen zu mir geſchickt wurdeſt; heute trifft Du mich hier, zu Lande. Sollſt Du meinen Völkern ein Bild der aſiatiſchen Pracht Eures Lagers ſeyn, wo des Veziers Zelt mehr Raum umfaßt, als Ihr uns hier zu Wohnungen übrig gelaſſen habt? Soll es mich ehren, oder ſoll es Spott ſeyn, als wär' ich eines andern Unterhändlers nicht werth?"

Der Derwiſch ſah lächelnd auf den Venetianer. „Siehſt Du auf das Kleid und nicht auf den Mann, ſo hätte Dir freilich der Vezier einen ſeiner Thürſteher ſenden können, die in Seide und Pelzwerk gehüllt ſind; ſo

aber nimm mit mir vorlieb und laß Dir von mir das Räthſel löſen. Wo blos Staatskunſt der Zweck der Sendung iſt, da bleibt Abdallah fern, wo aber das Herz mit im Spiele iſt, da ſchickt mich der Vezier gern."

„Nun, ſo bin ich auf Deine Sendung neugierig!" rief Meroſini. „Sprich, Abdallah!"

„Der Vezier hat erfahren, daß Du geſtern ein griechiſches Mädchen haſt verhaften laſſen, weil ſie, ſeinen Sohn zu retten, einen Pfeil in die erſtürmte Schanze geſchoſſen hat."

„Hat Dein Vezier ſo ſchnelle Kunde von dem, was hier vorgeht?" fragte Meroſini entrüſtet.

„Wie Du ſiehſt," erwiederte der Derwiſch; „hier haſt Du ein Verzeichniß des gelandeten Kriegsvolkes," ſprach er, ein Blatt hervorziehend, „hier das Verzeichniß, wer ſie befehligt, — Deinen Namen wirſt Du nicht darauf finden. Elend und Noth auf der einen, Gold auf der andern Seite, werben leicht Verräther. Du ſiehſt, auch ohne der Griechin Pfeil haben wir genaue Nachricht."

„So wie ich ſehe!" fiel ihm Meroſini in die Rede. „Doch fahre in Deinem Auftrage fort. Verrätherei beugt meinen Muth nicht, und durch Deine Mittheilung, mein guter Derwiſch, biſt Du Deinem Ziele keines Haarbreits näher gerückt."

„Der Vezier," fuhr der Derwiſch fort, „die wohlmeinende Abſicht der Griechin berückſichtigend, läßt Dich bitten, ihr die Freiheit zu ſchenken; er erkauft ſie mit zehn Chriſten, hohen oder niederen Standes, die Du un-

ter den Gefangenen wählen kannſt. Er bietet Dir überdies, vielleicht das Unbezahlbare, ſeine Freundſchaft."

Meroſini wurde nachdenkend. — „Du haſt ſicher ſchon vernommen," redete Abdallah weiter, „daß dieſe Griechin gefangen war, haſt erfahren, daß der Sohn des Veziers innigen Antheil an dem Mädchen nahm. — Er iſt die Urſache, daß Achmed Kiuprogli mich ſendet." — — „Meroſini!" begann der Derwiſch, nachdem er lange ſchweigend vor dem Nachdenkenden geſtanden, „der Vezier wird Deine Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu ſeyn, nie vergeſſen, und Du weißt, wieviel er vermag. Es iſt Deine Pflicht, ſelbſt gegen Venedig, in dieſer Kleinigkeit Deinen ſtrengen Sinn zu beugen!"

„Derwiſch!" nahm jetzt der Venetianer das Wort. „Glaube mir, auch mein Herz macht mich geneigt, des Veziers Bitte zu willfahren; auch mich dauert das Mädchen, da ich überzeugt bin, ſie fehlte nur aus edler Abſicht. Aber, von Verräthern, von Spionen umringt, verlangt da das Wohl meiner Republik nicht, daß ich ein warnendes Beiſpiel gebe?"

„Liegt es Dir nur an einem warnenden Beiſpiele, Freund," ſprach der Türke lächelnd, „ſo will ich Dir Zwei für die Eine nennen, an denen Du es üben kannſt, und die es, beim Mahomed! an Dir verdient haben. Laß ſie aufhängen und giel das Mädchen frei!"

„Ich handle nicht mit Menſchenleben," erwiederte Meroſini ſtolz, „verlange die Namen der Verräther nicht zu wiſſen, denn, mein guter Derwiſch, mit aller Eurer Kunde ſeyd Ihr doch noch nicht weit auf Candia's Wällen vorgerückt. — Aber, laſſen wir das! Sag' Deinem

Vezier, den ich wahrlich als Staatsmann, Krieger und Mensch ehre, daß es mich schmerzt, seine Wünsche nicht erfüllen zu können; mich bindet ein Eid."

„Schwurst Du bei Deinem Gott oder seinem Propheten?" fiel ihm der Derwisch in die Rede.

„Ich schwur bei meiner Ehre!" erwiederte Morosini, „und dieses ist des Edeln höchster Schwur."

„Christ!" fuhr der Derwisch, sich vergessend, auf. „Stellst Du Deine Ehre höher als Gott, so bedaure ich Dich. Zehn edle Christen hält Dein Schwur in Sklaverei, ein edles Mädchen übergiebt er dem Henkerbeil, weil es menschlich, dankbar fühlte! Es gäbe Deiner Ehre höhern Glanz, Deinen Schwur zu brechen, als ihn zu halten und grausam zu seyn! Wort und Schwur sind dem Muselmanne heilig; aber er giebt sein Wort nur, er schwört nur bei seinem Gott und dessen Propheten zum Heil seiner Nebenmenschen, nicht zu ihrem Verderben! Bindet Dich Dein Schwur unabänderlich?"

„Unabänderlich!" erwiederte Morosini kalt.

„Nun dann, so will der Derwisch, nicht deinet, der Menschheit wegen, eine Warnung Dir zurücklassen, die aus meinem Herzen, nicht aus dem Munde des Veziers kam, denn er konnte Deine Weigerung nicht erwarten. — Darfst Du die Griechin nicht begnadigen, so schone wenigstens ihres Lebens. Ich könnte Dir nicht dafür stehen, daß in dem Augenblicke, wo Achmed Kiupergli das Unmenschliche erführe, der Löwe zum Tiger würde und der Griechin ein Opfer brächte, das blutig

um Rache gegen Dich ſchreien würde. Der Morgenländer iſt feuriger, rachgieriger Natur; ich warne Dich!"

„Für das Blut, welches ich vergieße, Derwiſch," ſagte Moroſini mit edlem Vertrauen, „werde ich dereinſt meinem Richter Rechenſchaft geben; das Blut, welches die Grauſamkeit des Veziers vergießen würde, dafür ſtehe er dereinſt Rede; was kümmert das mich? Und überdies mag wohl der Tod eine größere Wohlthat ſeyn, als Eure Feſſeln."

„Da könnteſt Du wohl Recht haben!" ſagte der Türke vor ſich hin. „Und ſo wäre denn des Derwiſch Sendung beendet, und er ſollte nun wohl ins Lager zurückkehren, dort einen Kaftan umzuhängen, den Turban aufzuſetzen, um im Staatskleide vor Dir zu erſcheinen; denn was ich Dir noch zu ſagen habe, betrifft den Großvezier der hohen Pforte und den Feldherrn Venedigs. — Oder erlaubſt Du dem Manne im groben Gewande zu ſprechen?"

„Rede nur, Abdallah!" erwiederte der General. „Du biſt mir auch in Lumpen ein ehrenwerther Mann."

„Dich zur Uebergabe aufzufordern," begann der Derwiſch, „wäre in dieſem Augenblicke thöricht, wo 6000 Mann, tüchtige Krieger des meineidigen Frankreichs, zu Deiner Hülfe gelandet, und noch eine zweite Hülfe nicht fern iſt. Aber mein Herr befahl mir, Dir zu ſagen: Er ſey gewiß, daß die franzöſiſchen Hülfsvölker, deren brauſender Muth ohne Ausdauer und leicht nach dem erſten unglücklichen Unternehmen verraucht iſt, Dich, gleich der frühern Hülfe, verlaſſen werden, ihr Beiſpiel würde dann die andern chriſtlichen Völker mit ſich fort-

reißen und Du würdeſt mit der kleinen Schaar Venedigs allein zur Vertheidigung der Wälle zurückbleiben und nur noch Rettung in Dir und Deiner Beharrlichkeit finden. Dir blieb dann nichts übrig, als Dich unter Candia's Trümmern zu begraben. Du ſollſt, ſo ſprach der Vezier, einen edlen Sieger an Achmed finden, der, den Heldenmuth des Kriegers an Dir ehrend, Dir nicht den ſeit Jahren erworbenen Ruhm entreißen wird. An Candia's Fall hängt des Veziers Leben und Glück; er muß hier einziehen oder untergehen; an Candia's Erhaltung hängt nicht das Deine, nicht das Deiner Republik; einen Steinhaufen könnteſt Du ihr erhalten, der Venedigs Kräfte verzehrt; aber kämpfe mit noch höherem Muthe, was hilft es Dir, früh oder ſpät wird doch der halbe Mond von dem Marcusthurme Candia's wehen. Handle ſo menſchlich edel, Moroſini, wie Du ein tapferer Kriegsheld biſt, und ſey überzeugt, Achmed Kiuprgli wird an Edelmuthe Dir gleichen. Nun leb' wohl! Zu meiner Bitte für das Leben der Griechin füge ich noch die Bitte Muſtapha Kiuprgli's bei; berückſichtige ſie, er vermag viel bei ſeinem Vater, und iſt ein edler Jüngling; aber es koſtet mir Mühe, ſeinen wilden Sinn zu bändigen; ſeine Mutter war arabiſchen Geblüts. Leb' wohl!"

„Verweile einen Augenblick!" bat Moroſini, ſchellte und gab dem eintretenden Diener einen Befehl. — „Verweile nur einen Augenblick, Abdallah!"

„Wahrlich!" ſagte dieſer, in dem von Kerzen erhellten gewölbten Zimmer umherſchauend, „iſt doch hier in Deiner Wohnung nichts Glänzendes, als die blitzenden Tropfen, die gleich Juwelen an den feuchten Wän-

den funkeln! Dieser Aufenthalt paßte eher für den Derwisch Abdallah, als für den edlen Venetianer Morosini. Fürwahr, Du bist genügsam."

„Muß ich nicht?" erwiederte der Feldherr lächelnd, „und wahrlich! könnte ich diese öde Wohnung, so lang' ich athme, die meine nennen, ich vertauschte sie nicht mit meinem Pallaste in Venedig." —

Ein Officier trat mit einer Fahne ein. „Abdallah!" sprach Morosini mit Würde. „Mustapha Kuprogli sandte der Griechin das Kreuz, dieses den Christen so heilige Sinnbild, zurück. Hier, nimm dafür seine Fahne, die wir auf den Trümmern der Schanze Panigra fanden; grüße den edlen Jüngling von mir, und lebe wohl!"

Der Derwisch reichte ihm die Hand, welche Morosini freundlich drückte, nahm die Fahne, verließ das Zimmer und ward mit verbundenen Augen, von einer zahllosen Menge begleitet, an die türkischen Posten zurückgebracht.

Der heutige Tag war dazu bestimmt, den Feldherrn mit Bitten für Helenens Freiheit zu belästigen. Gleich nachdem der Derwisch ihn verlassen hatte, trat der Maltheser ein und trug dem General sein Gesuch vor. Was das Mitgefühl, was die Leidenschaft sagen kann, verschwendete er an dem festen Sinne des Venetianers, der nicht ohne Bitterkeit das Verhältniß berührte, in welchem er das Mädchen zu dem Ritter von Malta zu stehen glaubte. Auch unterließ er aus besondern Gründen

nicht, dem Ritter, soviel es ihm gut dünkte, von Abdallah's Sendung und Mustapha Kiuprogli's Theilnahme zu sagen, entschuldigte sich mit dem gethanen Schwur, und d'Aubüssen mußte, an Helenens Rettung auf diesem Wege verzweifelnd, ihn verlassen.

Mit größerem Vertrauen trat späterhin der Marquis vor ihn. Die Stunden, in welchen er mit Anastasia allein geblieben, hatten manche freundliche Erinnerung zurückgeführt, sein kaltes Herz nicht ohne Rührung gelassen, und die Vaterpflicht trieb ihn jetzt mehr als der Stolz zu Morosini.

„Ich bin der Marquis d'Aubüssen, der Freund des Herzogs von Navailles," so gab er sich dem venetianischen Heerführer kund, „und komme mit einem Gesuche zu Euch, Excellenza!" —

„Seyd mir willkommen, Herr Marquis," erwiederte Morosini, „auch wenn Ihr nicht des Herzogs Freund wäret; schon um Eures edlen Sohnes willen, der manchem blutigen Kampfe unter Candia's Mauern beigewohnt hat. Seyd mir willkommen!"

„Und der sich gewiß seines Namens würdig gezeigt hat," fiel ihm der Marquis stolz in die Rede.

„Dies zu erwähnen bedurfte es wohl nicht," sagte Morosini, und in seinem Tone lag wenig Verbindliches. — „Doch dürfte ich Euch bitten, mir Eure Wünsche mitzutheilen?"

„Ich komme zu Euch, Excellenza!" begann der Marquis anmaßend, „Euch um Helene Panos Freiheit zu bitten. Ihr habt zwar schon meinem Sohne seinen

Wunsch versagt, ich hoffe jedoch, Ihr werdet dem Vater gefälliger seyn."

„Wie könnte ich?" erwiederte Morosini entschuldigend; „Wie könnte ich Euren Wunsch erfüllen, da ich ihn Eurem ehrenwerthen Sohne versagen mußte? Denn wahrlich! läg' es in meiner Macht, so hätte ich mit Freuden die Bitte des Malteser Ritters d'Aubüsson gewährt."

„Wüßtet Ihr, welchen Antheil ich an dem Mädchen nehme!" fuhr der Marquis gemäßigter fort.

„Das kann ich freilich nicht errathen," erwiederte Morosini. „Das Mädchen war, wie ich vernahm, Eures Sohnes Geliebte, ist es trotz des Malteserkreuzes noch, und ich sollte meinen, der Antheil, den Ihr an dem Mädchen nehmt, könne nur allgemeines Mitleid mit der Unglücklichen seyn, und dies theile ich mit Euch." —

„Excellenza!" sagte der Marquis, über diese Bemerkung empfindlich geworden, „und was hält Euch denn ab, wenn Euer Mitleid für das Mädchen spricht?"

„Ich gab mein Wort, durch sie dem verrätherischen Geiste der Besatzung ein Beispiel zu geben," sagte Morosini, „und Ihr wißt, Marquis, wie fest das Wort den Mann bindet. Deshalb muß ich Euer Gesuch abschlagen."

„Es bindet fest, ja ja, General!" rief d'Aubüsson heftig, „Und weil es so fest bindet, weil es unwiderruflich ist, so schwöre auch ich: ich rette das Mädchen, und sollte Candia darüber zu Grunde gehn!"

Stolz, fast verächtlich, blickte Morosini, ohne zu antworten, auf den Franzosen.

„Doch ehe ich zu diesem Mittel schreite," fuhr dieser, durch des Generals Stillschweigen gereizt, immer heftiger werdend, fort, „fordre ich Genugthuung wegen des verächtlichen Blickes, mit dem Ihr meine Rede beantwortet. Bestimmt Zeit, Ort und Waffe."

„Die Waffe ist mir gleich, zu Pferd oder zu Fuß," erwiederte Meresini kalt; „der Ort sey Novarra in Piemont, den Franzosen aus fruherer Zeit wohl bekannt, er liegt ziemlich auf halbem Wege von Venedig nach Paris; Ihr habt vielleicht nur etwas weiter. — Die Zeit? — Wenn die Republik Venedig mich des Commando's entlassen hat, und mich keine andern Pflichten abhalten, meine Ehre gegen fremde Anmaßung zu schützen. Jetzt hat mein Leben einen höheren Preis, als es gegen das Eurige einzusetzen."

„Aufschub sucht nur der Feige!" rief d'Aubüsson, durch des Venetianers Kälte außer sich.

„Marquis!" erwiederte Meresini immer noch gelassen, „Wer aus so vielen Schlachten als Sieger ging, der lächelt stolz, wenn man seinen Muth bezweifelt. — Bis hieher, Marquis d'Aubüsson, sprach der venetianische Nobile mit Euch. — Jetzt aber redet der Generalissimus: Noch ein Wort, noch ein beleidigendes Wort, und ich lasse Euch verhaften, Euch zu Eurem Feldherrn führen und fordere Genugthuung im Namen der Republik Venedig, deren Stellvertreter ich bin."

„Und die ein zorniger Blick meines Königs erzittern macht, und der ich spotte!" erwiederte der Marquis höhnend, die Hand an den Griff seines Degens legend.

Morosini erfaßte bei dieser drohenden Bewegung ru-

hig die Klingel, schellte, und befahl dem eintretenden Diener: „Ein Officier und Wacht!“

„General!“ rief d'Aubüſſon entrüſtet, „bringt mich nicht aufs Aeußerſte.“

„Thut, was Euch beliebt! — Nehmt dieſem Herrn den Degen ab!“ befahl er dem Eintretenden.

Der Marquis war unſchlüſſig; endlich reichte er dem Officier ſeinen Degen, Moroſini befahl, ihn ohne Aufſehen in eine andere Caſematte zu bringen und meldete den ihm höchſt unangenehmen Vorfall dem Herzoge von Navailles, dem er des Marquis Degen mit der Bitte überſandte, den Marquis abholen zu laſſen und nach ſeinem Gutdünken mit ihm zu verfahren, jedoch die Genugthuung nicht zu vergeſſen, welche er im Namen ſeiner Republik fordern müſſe.

Dem Herzoge war dieſer Vorfall, der ſo leicht die Beſatzung gegen einander waffnen konnte, unangenehm; er eilte ſchnell zu d'Aubüſſon, holte ihn ſelbſt ab, unterrichtete ſich von dem Hergange der Sache, und konnte nicht umhin, den Freund wegen ſeines heftigen unvorſichtigen Betragens zu tadeln. Erſt nach langem Ueberreden vermochte er ihn, Moroſini wenigſtens über das, was die Republik Venedig betraf, ſeine Entſchuldigung zu machen.

Der Herzog begleitete ihn. Der ſtolze Franzoſe ſagt: dem Venetianer einige entſchuldigende Worte, ſetzte aber ſchnell hinzu: „Dies, was ich Euch ſagte, galt nur Eurer erlauchten Republik, und ihrem Repräſentanten; dem Venetianer Moroſini wird zu ſeiner Zeit der Marquis d'Aubüſſon zu begegnen wiſſen.“

Morosini verbeugte sich höflich statt Antwort, entschuldigte sich gegen den Herzog, daß ihn seine Würde so zu handeln gezwungen, und wollte das Gespräch auf andere Dinge leiten, als der Herzog diesen Augenblick für den passendsten hielt, mit dem General über die gefangene Griechin zu sprechen. Aber auch er hatte die Kränkung, sich vergeblich für sie verwendet zu haben, und so schieden die Feldherrn nicht in dem besten Vernehmen; d'Aubüsson kehrte, Rache im Herzen, zurück.

Helene saß indessen im Thurme des Lazareths. Auf Befehl des Generals, welcher die Verwendung des Veziers und die Warnung des Derwisches nicht ganz unberücksichtiget ließ, ward sie aus einem finstern Kerker in ein freundliches, jedoch wohlverwahrtes Zimmer gebracht, welches die Aussicht auf das Meer hatte. Mit männlichem Muthe ihre Lage überdenkend, erwartete sie mit Ruhe ihr Schicksal. Ihr Gemüth war zerrissen, sie fühlte sich als Schwester d'Aubüssons unglücklicher, als da sie noch wähnte, er habe sie treulos verlassen; der Tod allein konnte ja nur den Knoten lösen, der sich um ihr Herz gelegt hatte, und sie erbebte nicht vor ihm; auch die Sehnsucht nach ihrem Vater rief den Wunsch zum Leben nicht in ihr zurück. Es durchschauerte sie ein sonderbares Gefühl, dachte sie an ihn, der ihr das Leben gegeben, sie ganz vergessen und ihre Mutter elend gemacht hatte. Sie konnte ihn nicht lieben, er war ihr fremd, fremder noch durch ihre Liebe zum Malteser geworden. In diesen dustern Gedanken versunken saß sie, als die

Kerkerthüre ſich öffnete und ein ernſter Mann, einen weiten Mantel um ſeine Schultern geſchlagen, eintrat, an der Thüre ſtehen blieb und ſie forſchend anblickte. Helene hatte ſich bei ſeinem Eintreten von ihrem Sitze erhoben; der Mann kam jetzt näher. „Unglückliche! ſagt Dir Dein Herz nicht, wer vor Dir ſteht?“ fragte er mit rauher Stimme die Erſchrockene, die ihn bewegungslos betrachtete.

„Kommt Ihr mich zum Gericht zu holen, ſo findet Ihr mich bereit;“ erwiederte ſie endlich gefaßt.

„Helene!“ rief er, und der Irrthum der Gefangenen ſchien ihn erſchüttert zu haben, „Schweigt Dein Herz, ſagt es der Tochter nichts?“

„Ihr,“ rief das Mädchen zu ſeinen Füßen ſtürzend, „Ihr, der Marquis d'Aubüſſon, mein Vater?“

Der Marquis hob ſie auf, das Vatergefühl überwand den Stolz, er drückte ſie an ſeine Bruſt, küßte ihre Stirn und betrachtete mit Wohlgefallen die lieblichen Züge des Mädchens, in welchen er die Züge der jugendlichen Anaſtaſia wieder zu erblicken glaubte. Sein Herz war bewegt, er liebkoſte ſie, ſtreichelte ihre Wangen, nannte ſie ſeine Tochter, ſeine liebe Helene; ſie aber ruhte, den Blick forſchend auf ihn gerichtet, ſchweigend in ſeinen Armen; eine ſcheue Furcht ſchien ſie von ihm zu entfernen, die ernſten Züge des Marquis ſie zurückzuhalten, die Stimme ihres Herzens laut werden zu laſſen, welche, wenn auch nur leiſe, ſie mahnte, dem Vater mit kindlichem Gemüthe entgegen zu kommen.

Der Marquis fühlte wohl, daß Helene ihn nicht mit dem Feuer inniger Liebe umfing, wie er es erwar-

tet hatte; er errieth jedoch nicht den Grund ihrer Zurückhaltung. „Scheue Dich nicht, meine Tochter," sagte er freundlich, fast gnädig zu ihr, „schmiege Dich nur innig an die Brust, welche der Stern des heiligen Michael ziert, scheue Dich nicht vor ungewohnter Größe, Helene! sieh in mir nur Deinen Vater!"

„Glaubt Ihr, Herr!" erwiederte das Mädchen, sich seinen Armen entziehend, „Euer Glanz, Euer Stand halte mich fern von Euch? Die Jahre, welche zwischen meiner Geburt und dem Jetzt dahin gerollt sind, ohne daß Ihr in den Millionen Sekunden nur in einer der Tochter gedacht, die Jahre, in denen ich an eines fremden Mannes Grab mein kindliches Herz ausgeschüttet, meine heißen Thränen geweint habe, diese treten zwischen mich und Euch und entfremden mich, und der Gedanke an meine unglückliche Mutter läßt diesen heiligen Augenblick kalt an mir vorübergehen. Verzeiht mir, Herr! und zürnt mir nicht, daß ich Euch meine Gefühle offen darlege. Hättet Ihr mich in Eurer Heimath, an dem Hofe Eures Königs erzogen, würde ich vielleicht der Wahrheit weniger treu, mich zu verstellen gelernt haben; auf Candia's Flur geboren, blieb mir der Stolz und die Wahrheit."

Dem Marquis flößte Helenens, obgleich abstoßendes Benehmen wider Willen Achtung ein, er wurde verlegen, und fühlte, wie verdient der Vorwurf ihn traf, sein Kind so lange vergessen zu haben. Er drückte ihr statt Antwort freundlich die Hand, öffnete die Thür und Anastasia trat mit Heinrich d'Aubüssen ein. Helene war überrascht, sie vergaß in diesem Augenblicke der Mutter

Schuld, ſank in ihre Arme und ruhete lang' an des Bruders Bruſt. Der Marquis ſah den lebhaften Ausbruch ihres Gefühls nicht ohne Schmerz.

Nach manchem Worte der Liebe und des Troſtes fragte plötzlich Helene: „Wie geht es Nikola?" „Frage nicht nach ihm!" unterbrach ſie der Marquis ernſt, „Dieſer Nichtswürdige, allein an Deinem Unglück ſchuld, iſt wieder auf freien Fuß geſetzt; aber er ſoll meiner Rache nicht entgehn!"

„Wenn er fehlte, Vater," bat Helene, „ſo verzeiht ihm; ſeine Leidenſchaft, nicht ſein Herz führte ihn irre. Er hat viel für mich gewagt, geopfert, und ich habe ihm mit nichts gelohnet. Verzeiht ihm!"

„Dem Nichtswürdigen! Dem elenden Griechen?" rief der Marquis. — „Doch das iſt Nebenſache. Faſſe Muth, meine Tochter! Die Strenge des Geſetzes ereilt Dich nicht, dafür ſchützt Dich das franzöſiſche Heer, das in Candia's Mauern die Macht hat, die Pforten dieſes elenden Gefängniſſes zu ſprengen."

„Vater!" rief Helene. „In mir wallt griechiſches Blut; das franzöſiſche hat mich achtzehn Jahre verläugnet und verläugnet ſich auch jetzt in mir. Mir iſt die Erhaltung Candia's heilig, und führte ich den Zwieſpalt unter ſeine Vertheidiger, dann wehe mir!" — Anaſtaſiens Blick erheiterte ſich — „Ueberlaßt es Gott, er wird ſeinen Engel ſenden, mich zu ſchützen, und wenn es ſein Wille iſt, ſo wird die Pforte ſich mir öffnen, ohne daß Gewalt und Zwietracht ihre Riegel ſprengt."

„Nun wir werden es ſchon veranſtalten, wie es uns gut dünkt," ſagte der Marquis, ſchien mit der Aeuße-

rung seiner Tochter unzufrieden, überließ es dem Sohne, sie zu trösten, und versank in Nachdenken. Nach kurzem Lebewohl verließ er bald darauf mit dem Malteser und Anastasien das Gefängniß. Helene war durch seine Gegenwart in keine freudige Stimmung versetzt worden, sie fühlte sich hülfloser, als je; des Vaters stolzes, kaltes Wesen stieß sie zurück; gegen die Mutter war sie ihres frühern Benehmens wegen unzufrieden, obgleich eine innere Stimme sie zu vertheidigen suchte, und mit dem eigenen Herzen, das für Heinrich d'Aubüssen noch immer laut und heftig klopfte, zürnte sie, auch mit ihm, dessen Auge von einem Feuer erglühte, das sie erschrecken mußte. In dieser Stimmung empfing sie den venetianischen Officier, der ihr ankündigte, daß Morgen das Kriegsgericht, über sie zu sprechen, sich versammeln würde.

Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß schob die Versammlung des Kriegsrechts noch hinaus. Der Herzog von Navailles, ganz in dem Geiste seines Vorgängers handelnd, war von gleicher Eitelkeit und Ruhmsucht gespornt, und überdies noch durch d'Aubüssen gereizt, und verlangte von Morosini einen allgemeinen Ausfall, mit Einem Schlage Alles zu enden. Auch hier, wie bei dem Herzoge von la Feuillade war jeder Einwurf vergebens. Morosini konnte ihn nicht einmal bewegen, die zweite Abtheilung seines Heeres abzuwarten, und nur vier Tage Aufschub war Alles, was er bewirken konnte. Der 25. Juni wurde zu dem Tage des Ausfalls bestimmt und das Kriegsgericht bis dahin aufgeschoben.

Wie in jener Nacht der Verzweiflung die gegen einander kämpfenden Empfindungen Nikola von Straße zu Straße, von Kirche zu Kloster jagten, so begleitete ihn heute nur eine Empfindung, nur ein Gedanke, das Gefühl, daß er Helene unglücklich gemacht, der Gedanke, wie er sie retten könne. Am Abend war er seiner Haft entlassen worden, und ohne nach seiner Wohnung zu gehen, ohne einen seiner Freunde zu sprechen, schritt er über die jetzt nicht mehr so menschenleeren Straßen, ging mit kaltem Grausen an dem Kloster des heiligen Basil vorüber, und sah in der Ferne die Trümmer der Kirche St. Andrä, ohne daß seine Sehnsucht ihn dorthin gezogen hätte. Der feste Wille, Helene zu retten, oder mit ihr unterzugehen, ruhte in seiner Brust. Seit sie im Kerker schmachtete, erschien sie ihm als eine Märtyrin der Tugend, die erloschene Glorie sah er wieder um ihr Haupt, und mit klarem ungetrübten Blick, mit ruhigem Herzen konnte er auf jene Stunde zurücksehen, wo Mustapha Kinyergli ihr Lebewohl gesagt und sie an seine Bitte erinnert hatte. Mit solch scheuer Ehrfurcht stand kein Türke vor seinem Opfer, solchen Edelmuth konnte nur die Achtung erwecken, nur die Reine konnte für den Muselmann, der sich freiwillig von ihr trennte, noch Werth haben. Aber Helenens Verhältniß zu dem Malteser störte zuweilen das reine Bild, und trübte den Glanz, den es um sie verbreitete; dennoch stand sie wie eine Heilige vor ihm, und er fühlte tief, daß sie edel, wenn auch unrecht, gehandelt hatte, als sie den Pfeil nach Panigra schoß. Der Glaub , der mit wildem Eifer ihm den Dolch in die Hand gedrückt, ein Opfer l m.. zu

schlachten, befahl ihm jetzt, mit der sanften Stimme des Erbarmens, die reine Jungfrau zu retten, und er fühlte, daß sein Wille nicht des furchtbaren Befehls der Mönche von St. Basil, nicht Ambrosies duldsamer Worte bedurfte, die Stimme von Oben glaubte er laut in sich zu vernehmen. Mit diesem Gefühl, seinen Geist nur auf die Mittel ihrer Befreiung gerichtet, kam er an den Thurm des Lazareths. Finster schaute dieser dunkle Riese über die Trümmer, sich wenig um das bleiche Sternenlicht kümmernd, das seine rauhen moosbewachsenen Steine beleuchtete. Ausgelöscht waren die Lampen, dunkel die Luken, nur unten in des Wächters finsterer Zelle, und oben, wo der Schlaf einen Unglücklichen fliehen mochte, glimmte ein Lämpchen. Unverwandt sah Nikola hinauf. „Wär' es Dein Lämpchen, Helene, was da oben schwach nur flimmert; wärest Du noch wach, Du herrliche Blume meines rauhen Lebens!" dachte er, und sein Auge konnte sich nicht von jenem bleichen Lichte wenden. Weder die Todtenstille, noch die Glocke von St. Marcus, welche eben mit ihren dumpfen Schlägen die Stunde der Mitternacht verkündete, noch das eintönige Brausen des Meeres, zog seine Gedanken ab. Ruhig, mit heitrem Blick, als sey er der Rettung gewiß, sah er hinauf, und der Gedanke, daß das Licht einem andern Unglücklichen leuchten könne, stieg nicht einmal in ihm auf. — Jetzt wandte er sein Auge von jenem vergitterten Fensterchen, seine Hand fuhr rasch in die Tasche, ließ zählend einen Haufen Zechinen durchrollen, und muthigen Herzens klopfte er dann an des Kerkermeisters Fenster. Es wurde geöffnet, ein alter Mann mit dunklem Bart lugte finstren

Blickes heraus. „Was wollt Ihr?“ rief er mürrisch —

„Oeffne die Pforte! laß mich in Deine Zelle, nimm dafür diese Zechine, und wenn Du mich eingelassen, so höre mich einen Augenblick an! Du erhältst dafür noch zwei, und bist Du vernünftig, außer diesen noch drei. Aber mache schnell!“ Dies sagend reichte er ihm die versprochene Zechine. Der Alte mochte sie wohl bei Licht näher untersucht haben, denn er hatte sich vom Fenster entfernt, und kam nach einiger Zeit wieder. „Geduldet Euch einen Augenblick!“ sprach er dann und bald hörte Nikola die Riegel rasseln. Die Pforte öffnete sich, und er trat in das kleine Zimmer des Wächters. Hier saß ein starker Bursche von wildem unfreundlichen Ansehen auf einer Bank, sein Auge schien eben so unverwandt den Griechen anzublicken, als der kalabresische Hund, der knurrend zwischen seinen Füßen lag, und Nikola nicht aus den Augen ließ.

„Nun redet!“ sagte der alte Kerkermeister, „Scheuet Euch nicht vor dem Burschen, er ist mein Sohn, und was ich hören darf, kann auch er hören.“

„Wie Ihr meint,“ erwiederte Nikola und zählte zwei Zechinen auf. — „In diesem Thurme sitzt die Griechin Helene Panos. Oeffnet mir ihren Kerker, laßt mich nur einen Augenblick mit ihr allein, und drei andre Zechinen sind Eure.“

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, und schien ungewiß; doch als der Sohn die zwei auf den Tisch geworfenen Zechinen gierig betrachtet hatte, nahm er, ohne seine nachläßige Stellung zu ändern, das Wort: „Wenn der

Herr sich der Durchsuchung unterwerfen will, so daß wir gewiß sind, er steckt der Gefangenen kein tödtendes Instrument zu, und zu den dreien, die er Euch versprach, noch zwei für mich zulegen will, könnten wir wohl das Geld verdienen. Durften der französische Herr und der von Malta zu ihr, warum nicht auch ein Grieche? Wollt Ihr Euch untersuchen lassen und mir noch zwei geben?"

„Gern!" erwiederte Nikola. Bald war der Handel geschlossen, der Kerkermeister machte sich mit seinem Sohne bereit, ihn die schmale Wendeltreppe hinauf zu führen. Die Thüren rasselten auf, Nikola trat ein. In ihrem Anschauen versunken, blieb er an der Thüre stehen, sein Auge unverwandt auf Helene gerichtet.

„Auch Ihr, Nikola!" sagte sie verwundert. „Seyd mir willkommen!" Sie schlug das Gebetbuch zu, in welchem sie eben gelesen, und streckte ihm die Hand entgegen. Der Grieche trat zögernd näher, ergriff die Dargereichte, beugte Knie und Haupt und blieb so schweigend vor ihr stehen. „Was Ihr an mir gethan, mein unglücklicher Freund, ist Euch schon lange vergeben," sprach das Mädchen mit Engelsmilde. „Eure Leidenschaft übertäubte nur auf Augenblicke Euer Herz, Euch mangelte das hohe Vertrauen zu mir, Ihr fehltet, weil Ihr ein leidenschaftlicher Mensch seyd. Aber vergeßt um dieses kleinen Fehls willen nicht, wie edel Ihr an mir gehandelt. Jenes hab' ich vergessen, dieses nicht."

„Ich danke Euch, Helene, für diesen beruhigenden Trost, er erhebt meine gebeugte Seele wieder," sagte er gerührt, hob das gesenkte Haupt, und ein Blick voll

Liebe traf das Mädchen. „Helene!“ fuhr er freudig fort, „faſſet Muth! Ich rette Euch, und ſprächen ſie zehn Todesurtheile über Euch, ich rette Euch, vertrauet mir! — Es iſt ja meine Pflicht, und ich übe ſie mit Freuden!“

„Guter Nikola!“ erwiederte Helene, „Thut keinen Schritt, Euch zum Verderben. Mein Vater, mein Bruder werden ſchon Alles verſuchen, was möglich iſt. — Ich hoffe.“ —

„Euer Vater? Euer Bruder?“ rief der Grieche erſtaunt.

„Ja, Euch darf ich es vertrauen,“ ſagte das Mädchen; „ich weiß, wenn Helene es wünſcht, ſo iſt Euer Mund verſchloſſen: Der Marquis d'Aubüſſon iſt mein Vater, der Malteſer mein Bruder!“

„Gott ſey gelobt!“ rief er entzückt. „So ſteht Ihr, eine Heilige vor mir, und kein Flecken trübt die Glorie um Euer Haupt.“

„Herr!“ rief von außen der Kerkermeiſter. „Die Augenblicke ſind längſt vorüber.“

„Nur noch einen!“ rief ihm Nikola zu. „Ich wiege ihn Dir mit einer Zechine auf. — Fürchtet nicht,“ wendete er ſich zu Helenen, „daß das Entzücken, als ich vernahm, der Malteſer ſey Euer Bruder, der Hoffnung angehört, es gehört nur Euch! — Ich hoffe nichts! Aber hofft auch Ihr nicht auf die Hülfe Eures Vaters. Oft iſt des Menſchen Wille ſtärker als ſeine Macht, und auf gewöhnlichen Wegen ſeyd Ihr nicht zu retten, nicht durch Bitten, nicht durch Drohungen. Die That allein, die kühne verwegene That, ſie nur kann Rettung brin-

gen, und sie ward nicht Jedermanns Theil. Lebt wohl!" Dies sagend eilte er fort.

Als er vorhin, nach dem Schimmer des Lämpchens aufblickend, an dem Thurme gestanden, hatte sein Herz ruhig geklopft; unruhig klopfte es jetzt, da er noch einen Blick hinauf warf, und dann, dem Meeresufer entlang, an dem Pallaste Grimaldi vorüber ging. „Also frei ihr Herz, frei ihre Hand!" sagte er still vor sich hin. — „Aber nein!" rief er laut — „hoffe nichts! — Hoffnungslos sie zu retten, sey Deine Wollust! Uneigennützig das Leben für sie zu wagen, Deine Seligkeit!" Von diesem Gefühl durchdrungen, führte ihn sein Fuß auch heute wieder nach den Trümmern des alten Thurmes; hier setzte er sich, und seine Träume verlockten ihn in liebliche freudeglühende Gefilde; aber sie waren nur kurz. „Hoffe nichts, stürmisches Herz!" sagte er dann, und band mit diesem Zauberworte die Schwingen seiner aufstrebenden Phantasie.

Der Morgen traf ihn noch auf den Trümmern; mit seinem Glanz ging ihm ein neues Leben auf, mild und rosig, wie die Strahlen der neuen Morgenröthe. Sein Herz klopfte laut, aber nicht stürmisch, sein Morgengebet war feurig, aber in Demuth. Er glaubte der Hoffnung entsagt zu haben, und sie stand doch mehr, als je, ihm zur Seite.

Mitternacht war vorüber, der Tag der Entscheidung nahte, die französischen Regimenter versammelten sich auf den ihnen angewiesenen Plätzen. In möglichster

Stille rückten sie durch die Werke, und lagerten sich auf platter Erde zwischen dem Fort Demetrius und den feindlichen Laufgräben, das Signal zum Angriff erwartend. Längs dem Meere waren die Deutschen unter Graf Königsmark aufgestellt, den Angriff der Franzosen zu decken. Die italiänischen Truppen, die von Malta und die griechischen Regimenter und Freiwilligen blieben zur Vertheidigung der Wälle in der Stadt zurück.

Als der Morgen zu grauen begann, gaben drei Kanonenschüsse vom Fort Demetrius das längst ersehnte Signal. 400 Mann und 50 Grenadiere, so die Vorhut bildeten, ungeduldig, sich mit dem Feinde zu messen, warfen sich auf die Deutschen, welche sie in der Dämmerung nicht erkannten, und ehe sie den Irrthum bemerkten, weckte das hier stattfindende Feuern die Türken aus ihrer Ruhe. Die Unordnung, welche in dem christlichen Heere durch dieses Versehen entstanden war, wurde jedoch bald wieder gehoben. Der Graf Dampierre griff, an der Spitze der 3 Schwadronen Reiterei rasch den sich sammelnden Feind an, die Regimenter St. Vallier, Lothringen und Bretagne stürzten sich in die Laufgräben, während der Herzog von Beaufort mit 1500 Seesoldaten an der Seite der Sabioneta landete, um dem Feinde die Strandbatterieen wegzunehmen. Die Türken wichen auf allen Seiten, der kühne Muth der Franzosen trieb sie vor sich her, und schon waren über Tausend unter dem Schwerte und von den Kugeln der Christen gefallen, ehe die Fliehenden sich wieder auf der Höhe sammeln konnten. Hier griff sie der Herzog von Navailles in Person an, trieb sie, während die Strandbatterieen

genommen und zwei Redouten von den Regimentern Conti, Harcourt und Rohan erstürmt wurden, zurück, und es schien, als ob der heutige Tag den Muth der Christen krönen und Candia befreien sollte. Die Türken setzten sich noch einmal; noch einmal wurden sie geschlagen und flohen hinter die Verschanzungen, welche ihr Lager deckten. Zwar schickte der Großvezier einen Haufen Spahis zur Hülfe, 4000 Janitscharen folgten, aber diese heranziehende Verstärkung nicht achtend, rückten die Franzosen immer weiter vor, und schienen die so allgemein unter ihnen verbreitete Furcht vor Minen ganz zurückgelassen zu haben; unbekümmert durchzogen sie das Schlachtfeld und besetzten die genommenen Verschanzungen.

Der Herzog von Navailles, nun mit den gelandeten Seesoldaten vereinigt, war eben im Begriff seine Schlachtlinie zu bilden und die Ankunft der unter dem Marquis de Castellane nachrückenden Regimenter Montpesat, Lignieres und Vendome abzuwarten, als plötzlich in einer der feindlichen, von der französischen Nachhut besetzten Redouten das Pulver und die dort aufgehäuften Granaden Feuer fingen und in die Luft flogen. Der Knall dieser Explosion ließ die Franzosen glauben, eine feindliche Mine sey aufgeflogen und sie ständen auf einem unterminirten Felde; das Geschrei: „Gare la mine!“ *) verbreitete sich durch das ganze Heer, die Besatzung aus den Redouten floh, die unter Castellane anrückenden Regimenter folgten diesem Beispiel, kehrten um, der Feind,

*) Wahrt Euch vor der Mine.

dies erblickend, sammelte sich und griff den Herzog an; die türkische Reiterei jagte heran, stürzte sich auf die Fliehenden, hieb Alles vor sich nieder und vollendete die Unordnung. Auch die Regimenter, welche der Herzog anführte, und die königliche Garde, selbst die stolzen Mousquetairs wandten bei diesem Anblicke dem Feinde den Rücken und flohen der Stadt zu; die anrückenden Janitscharen vollendeten das panische Schrecken, welches das kleine Heer ergriffen hatte. Der Herzog von Navailles mußte der allgemeinen Flucht folgen, er schlug sich an der Spitze von 150 Officieren glücklich durch. Nicht so glücklich war der Enkel Heinrichs des Vierten; schwer verwundet fiel der Herzog von Beaufort in die Hände der Feinde.

Die Anführer hatten Alles gethan, ihre Soldaten zum Stehen zu bewegen, aber Bitten und Drohunge waren vergebens, Alles stürzte in regellosen Haufen dem Walle zu, und wäre der Graf Königsmark nicht mit den deutschen Truppen vorgerückt, und hätte sich dem stürmischen Anlaufe der Feinde entgegen geworfen, das ganze Heer wäre unter den Säbeln der Türken gefallen. So bezahlten sie ihre Kühnheit nur mit 1500 der Ihrigen, mit dem größten Theil ihrer Führer und der Blüthe ihres Adels, der, seiner Ehre eingedenk, nur Schritt vor Schritt gewichen war. Noch am nämlichen Tage ward ihnen das herzzerreißende Schauspiel, die Köpfe des Herzogs von Beaufort und sämmtlicher Gefangenen auf Piken gesteckt zur Schau um die Stadt tragen zu sehen.

Dieses unglückliche Gefecht bestimmte Morosini zu

einem andern Benehmen gegen die Franzoſen. Er ſah, daß ohne Kriegszucht die Hülfsvölker der Stadt mehr eine Laſt, als eine Hülfe waren, und die Niedergeſchlagenheit der Franzoſen benutzend, war er feſt entſchloſſen ſie unter ſeinen beſtimmten Befehl zu bringen. Er kränkte zwar nach dieſem Unfall ihre Eitelkeit nicht, lobte ihren Muth, maß die Schuld dem Zufalle bei, der das Pulver hatte in die Luft fliegen laſſen, entſchuldigte ſie mit der Unkunde in dieſer Art Krieg zu führen, und beugte den Stolz des Herzogs jetzt weniger mit Worten, als am andern Tage durch die That. Er beorderte in der nämlichen Nacht 500 waffenfähige Griechen und eben ſo viel Slavonier von der Beſatzung, und ließ bei Anbruch des Tages, in Gegenwart des Herzogs von Navailles, unter Montbrün einen Ausfall machen, den Feind aus einer am vergangenen Tage der Schanze Panigra gegenüber errichteten Batterie zu vertreiben. Es glückte, die Schanze ward genommen, das Geſchütz vernagelt, der Feind aus den Laufgräben vertrieben, und die Griechen und Slavonier brachten, das grauſame Verfahren der Türken von geſtern zu vergelten, 500 Köpfe der Feinde mit zurück, die auf St. Andrä aufgepflanzt wurden.

„Seht, gnädiger Herr," ſagte bei dieſer Gelegenheit Moroſini zu dem Herzog, „wir kennen den Feind und ſeine Art zu fechten; wären die Braven nur 300 Schritt weiter vorgerückt, hätten ſie ſich nur wenige Zeit länger aufgehalten und ihren Sieg weiter verfolgt, ſo war er ihnen entriſſen, oder wenigſtens wär' er theuer erkauft worden. Ihr werdet mir daher verzeihen, wenn ich künftig allein die Anordnung machen werde; ich bin

es meiner Republik, bin es selbst Eurem Herrn, dem Könige schuldig. Nur Einer kann befehlen, und dieser Eine bin ich."

Der Herzog fuhr bei diesen Worten zornig auf.

„Es hängt von Euch ab, meinen Befehlen nicht zu gehorchen," erwiederte Morosini mit Ruhe, „dann aber muß ich Euch bitten, Candia zu verlassen, denn Ihr nützet mir nichts."

Der Herzog verließ Morosini entrüstet. Sein besserer Sinn mußte ihm zwar sagen, der stolze Venetianer habe Recht, Einer nur müsse befehlen, aber sein Stolz empörte sich gegen den Gedanken, unter dem Commando eines venetianischen Nobile zu stehen. Der Marquis d'Aubüsson schürte die Flamme noch mehr an, und auf seinen Rath wurde beschlossen, die 2000 Mann der zweiten Abtheilung nicht in Candia, sondern in Standia landen zu lassen, um sich für jeden Augenblick der Flotte versichern zu können, jede thätige Mitwirkung zur Vertheidigung Candia's aber, so viel als möglich, abzulehnen.

Am folgenden Tage stand Helene stolz und muthig vor Gericht. Man sah an der Verhandlung, an der Stimmung der Richter, daß sie zur Milde geneigt und von dem Feldherrn nicht zur Strenge aufgefordert waren; aber trotz dem sprach das Gesetz zu deutlich den Tod. Mit blutendem Herzen, mit Thränen im Blick unterzeichneten die Richter das Todesurtheil und Morosini bestätigte es; der andere Tag wurde zur Vollziehung bestimmt.

Nicht der Marquis noch der Malteser verwendeten sich bei dem harten Morosini für Helene; auch Nikola schwieg, vermied den Malteser, der ihn schon in seiner Casematte aufgesucht hatte, und er allein, der Unglücklichste unter Allen, glaubte sich sicherer Hoffnung überlassen zu können. Er war am Morgen, gleich nachdem das Gericht gehalten worden war, zu dem Kerkermeister gegangen, hatte diesem und dem Sohne vorgestellt, wie nahe die Uebergabe der Stadt sey, wie leicht sie durch Sturm übergehen könne; er hatte Beiden mit grellen Farben das Schicksal, das sie dann erwartete, geschildert, hatte ihr Mitleid, ihre Menschlichkeit zu erregen gesucht, und den Sohn endlich durch ein Versprechen von 100 Zechinen vermocht, den noch wankenden Vater zu überreden, ihm am Abend die Pforte von Helenens Gefängniß zu öffnen. Zugleich war ihnen freigestellt, ob Beide mit ihm fliehen wollten, und für diesen Fall hatte Nikola noch 50 Zechinen zugesichert — oder ob man dem Unternehmen den Schein einer Gewaltthat geben, und deshalb Vater und Sohn knebeln, und sie so der Schuld entziehen wollte. Der Vater, den einige Zechinen und mehrere Flaschen Wein endlich bestimmten, war für Letzteres, der Sohn für Ersteres, und dieser schwur auf das Kruzifix, Wort zu halten; die zehnte Stunde des Abends ward zur Ausführung bestimmt.

Aber schon am Nachmittage wurde es dem Alten Leid. Gewissensbisse, Furcht vor Strafe stiegen in ihm auf, und die schon erhaltenen Zechinen brannten ihm wie Feuer in der Tasche. Ohne dem Sohne sein Vorhaben zu vertrauen, übergab er diesem die Obhut des Gefäng-

niſſes, und eilte zu Moroſini, den er im Geheim zu ſprechen verlangte. Hier verrieth er den unglücklichen Nikola, und berichtete dem General den zur Rettung Helenens entworfenen Plan. Moroſini hörte ihm aufmerkſam zu, und gab ihm dann den Beſcheid, ohne Weigern die Pforte des Thurmes und Helenens Gefängniß zu öffnen, ſich knebeln zu laſſen und nur ruhig den Ausgang abzuwarten, Soldaten ſollten ſchon in der Nähe ſeyn. Der General wollte die meuteriſchen Griechen auf der That betreffen, um an ihnen ein warnendes Beiſpiel geben zu können. Die ihm von Nikola verſprochenen hundert Zechinen ließ ihm Moroſini ſogleich auszahlen, und entließ ihn unter Androhung des tiefſten Stillſchweigens.

Kaum hatte dieſer ihn verlaſſen, als man dem General einen Abgeſandten des Vezirs vorführte.

„Dich habe ich heute erwartet, Derwiſch!“ rief ihm der Venetianer bei ſeinem Eintreten entgegen. „Du mußteſt mich es ja wiſſen laſſen, daß Eure Kundſchafter Euch von Helenens Todesurtheil unterrichtet hatten. Ihr ſcheint einen großen Werth auf Eure Nachrichten zu legen, und dennoch will ich Dir Deine Sendung erleichtern. Sag' Deinem Vezier: Moroſini würde in dieſer Sache ſo handeln, wie Achmed Kiuprogli an ſeiner Stelle gethan. — Gieb ihm dieſe Verſicherung!“

„So begnadigſt Du das Mädchen?“ fragte der Derwiſch.

„Nein!“ erwiederte Moroſini kalt.

„Dann irrſt Du, Chriſt,“ ſagte nach kurzem Schweigen Abdallah, „wenn Du glaubſt, Kiuprogli würde ſo

wie Du gehandelt haben. Doch Christ und Muselmann sind verschieden im Glauben und in der Tugend. Der Vezier bietet Dir für das Mädchen die Leichen der im letzten Treffen gebliebenen Christen zum feierlichen Begräbniß; ihre Köpfe will er nicht nach Konstantinopel schicken, sondern Dir zurück geben, und er weiß, daß mancher edle Franzose, selbst der Enkel eines Königs unter ihnen ist."

„Gut!" sagte Morosini lächelnd, „den Vorschlag nehme ich an. Dein Vezier soll das Mädchen, ihren Leichnam nämlich, mit ihrem Kopfe obendrein, haben, aber erst, wenn er vom Rumpf getrennt ist; als Zugabe mögen Euch noch die Fünfhundert werden, die auf St. Andrä aufgepfahlt sind."

„Du jammerst mich, Morosini," unterbrach ihn der Derwisch, und die zerlumpte Gestalt sah verächtlich auf den stolzen Venetianer, der nicht durch Wort, nicht durch Blick aus seinem Gleichmuth gebracht wurde. „Du dauerst mich, Christ," fuhr er fort, „daß Du bei kaltem Blute mit dem vom Rumpfe zu trennenden Haupte einer Unglücklichen, noch Lebenden, Scherz treiben kannst; wir treiben nur dies grausame Spiel mit den Todten. Lehrte Dein Meister solche Tugend üben, dann wundert es mich freilich nicht, daß der Sieg Eurem Glauben nicht folgt. Und nun," setzte er finster hinzu, „ist es mir leid, Dir ein Wort des Friedens bieten zu müssen, Dir, dem ich lieber Krieg und Verderben bringen möchte. Mein Herr, der Vezier, dessen Prophezeihung zum Theil schon im letzten Gefechte eingetroffen ist, läßt Dich vor den Franzosen warnen; die heute ausgelaufene Galeasse, die wir

abſichtlich mit keinem Kanonenſchuß begrüßten, bringt der ſich nahenden Flotte den Befehl, die Regimenter auf Standi zu landen. Warum? kannſt Du leicht errathen. Deshalb läßt der Vezier" —

„Laß nur, Derwiſch," unterbrach ihn Moroſini, „ich verlange Deine Friedensbotſchaft nicht weiter zu vernehmen. An der Spitze einer Beſatzung von 10000 Mann darf und werde ich keinen Vorſchlag anhören; darum ſpare Deine Rede. — Aber, Muſelmann, was Du mir vorhin zu ſagen die Kühnheit hatteſt, tönt noch vor meinem Ohr. Ich ſchwieg, ich ſtörte Deinen Eifer nicht. Wiſſe, Du Mann der Wüſte, Du Mann im groben wollenen Gewande, mit dem edlen biedern Herzen, Moroſini iſt Chriſt, Menſch und Feldherr, weiß jede Pflicht zu erfüllen, die dieſe von ihm heiſchen, und belächelt Deine Weisheit, kluger Derwiſch, die etwas voreilig iſt! — Grüß den Vezier von mir und gehab' Dich wohl!"

Ruhig, als ob das Bewußtſeyn einer edlen That ihn über den Muſelmann erhöbe, neigte er ſtolz ſein Haupt zum Abſchied, und als der Derwiſch noch ſprechen wollte, ſagte er ernſt: „Geh! es waren Deiner Worte ſchon zu viel!"

Von mehreren Seiten kamen nun dem Feldherrn beunruhigende Nachrichten; der Eine berichtete ihm, daß es in den Quartieren der Franzoſen lebhaft ſey und die Heerführer ſchon ſeit dem Nachmittag und jetzt noch bei dem Herzoge von Navailles verſammelt wären. „Sie werden zechen," erwiederte Moroſini gelaſſen. „Wer wollte ihnen die Freude ſtören!" Der Andere berichtete,

die Casematte der Griechen sey Jedem verschlossen, es müsse Geheimes darin vorgehen, auch hätten die Weiber Drohungen ausgestoßen, die auf Gewalt zu Helenens Befreiung deuteten; auf dem Friedhofe von St. Andrä, wie auch auf abgelegenen Straßen hätten sich mehrere bewaffnete Griechen sehen lassen. „Sie werden für die Seelen ihrer Kriegsgefährten beten," erwiederte er lächelnd, „Stört sie nicht in ihrer Andacht." — Jetzt wurde ihm auch der Pater Ambrosios gemeldet.

„Gnädiger Herr," sprach er, „ich komme, ein Diener Gottes, Euch im Namen des Erbarmers um Mitleiden zu flehen. Nicht allein das Leben der Unglücklichen habt Ihr zu bedenken; es könnte ihr Blut auf Euch zurückfallen, und Candia darüber zu Grunde gehen."

„Ihr meint, die Griechen und Franzosen könnten sie mit bewaffneter Hand befreien, und so die Furie der Zwietracht in Candia's Mauern losgelassen werden," erwiederte Morosini. „Glaubt doch das nicht, alter Mann! Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo um eines Weibes willen Troja fiel, und wär' es so, sind meine Maaßregeln schon darnach genommen."

„Wißt Ihr, Herr — doch das erfuhr ich unter dem Siegel der Beichte — ich muß es verschweigen."

„Ihr wollt mir sagen, daß Helene die Tochter des Marquis d'Aubüssen ist? Das wußte ich längst;" unterbrach ihn der General.

„Und kenntet" —

„Geht zu der Unglücklichen, bereitet sie zum Tode! Dieser schriftliche Befehl verschafft Euch Einlaß. Ihren

Leib will ich vertreten, das Heil ihrer Seele mag ich nicht auf mein Gewissen laden; ich übergebe es Euch."

„So möge Euch Gott mit gleicher blutiger Wage richten," rief Ambrosios in heiligem Eifer, „wie Ihr die Unglückliche richtet."

„Amen!" sprach Morosini. „Und nun, Priester, raube mir nicht die kostbare Zeit. Geh!" Ambrosios verließ ihn, die Thräne im Auge, den Fluch auf der Lippe.

Es mochte um die neunte Stunde des verhängnißvollen Abends seyn, als Ambrosios in Helenens Kerker trat. Er fand sie betend. „Der Friede Gottes mit Dir, Unglückliche!" sprach er. „Der Friede Gottes stärke Dich und erhebe Dich über Dein Schicksal!"

„Kommt Ihr, mich in das lange schon bereitete Grab zu geleiten, frommer Vater?" sprach sie, ihm entgegen tretend. „Wollt Ihr mir die letzten Augenblicke versüßen, und mich in meiner Todesstunde im Glauben stärken? Dank Euch, mein werther Lehrer! Dank Euch, Ambrosios, daß Ihr meiner gedachtet! Die Reise ist lang, der Weg ist schwer. Ich sehnte mich so oft nach ihm, aber, da ich ihn betreten soll, zagt mein Fuß, und wenn ich ihn auch nicht fürchte, klopft doch bebend mein Herz, da ich ihn so nahe vor mir sehe."

„Helene!" sprach der würdige Priester. „Nutze die kurzen Augenblicke, welche Dir noch übrig sind, Dein Herz reuig zu Deinem Gott zu wenden. Beichte in Demuth, fleh' um Vergebung Deiner Schuld, denn kein

Erdengeborener ſteht rein vor dem Engel des Lichts. Ach! es könnte Deine Schuld Dir unbewußt ſich vergrößern" —

„Die, ſo mir unbewußt iſt, ſchreibt die ewige Milde nicht in mein Schuldbuch," unterbrach ihn das Mädchen mit Ruhe, kniete vor ihm, und legte die Hand kreuzend über ihre Bruſt. „Herr, mein Gott!" ſprach ſie, und ihr Auge blickte nach dem ſternbekränzten Himmel, „Für das, warum ich den Tod leide, bedarf ich Deiner Vergebung nicht; Du ſahſt mein Herz, und keine Schuld ſtand darin geſchrieben. Vergieb aber Deinem Kinde, wo es unwiſſend fehlte. Vergieb mir, daß ich dem Mann, der für mich duldete und litt, der vielleicht ſein Blut nutzlos für mich verſpritzen wird, nicht mit Liebe lohnen konnte. Ich habe Unrecht an ihm gehandelt, ich ſcheide undankbar von ihm, und es iſt die einzige Schuld, die — doch nein! auch mein ſtolzes Gemüth zieht mich reuevoll nieder und ich flehe Dich um einen milden Spruch, daß ich mich höher ſtellte, als Andere, da ich, eine niedere Magd, nur in Demuth hätte wandeln ſollen."

„Der Herr ſey barmherzig und gnädig!" ſagte Ambroſius. „Er ſende den Engel des Todes über Dich, daß er freundlich in Dein Antlitz ſchaue und Deine Seele zum ſanften Schlummer auf ſeine Flügel bis zum Tage der Auferſtehung hebe!" Er ſchwieg, legte ſegnend ſeine zitternde Hand auf ihre glühende Stirn und blickte, Thränen im Auge, auf das zum Tode bereitete Opfer herab. „Haſt Du keinen Wunſch mehr, Helene, keinen

Feind, dem Du vergeben könntest? Hast Du Nikola seinen Wahnsinn verziehen?" fragte er dann.

„Das hab' ich, mein Vater," erwiederte sie; „ihn riß hoffnungslose Liebe, riß die Eifersucht und sein finsterer Glaube hin; in seinem Herzen aber stand mein Bild unverändert. Ihr habt Recht, es war ein Augenblick des Wahnsinns und ich zürne ihm deshalb nicht, vielmehr — nie fühlte ich mich so zu ihm hingezogen, als jetzt, da ich an der Pforte des Todes stehe; denn nur seine Liebe, seine treue, unwandelbare Liebe war der Quell seiner Schuld. Sagt ihm, Vater, daß ich in dieser Stunde freundlich seiner gedacht; sucht ihn auf, aber schnell! Bittet ihn, daß er keinen Schritt für mich wage. Gelingt es der mächtigen Hand meines Vaters, meines Bruders nicht, mich zu retten, wie könnte es ihm gelingen? Er würde, ein nutzloses Opfer, fallen!"

Traurig war das Lebewohl, das Ambrosios Helenen, dieser lieblichen Blume, die sich unter den Flügeln des über sie rauschenden Sturmes nicht beugte, aus wehmuthsvollem Herzen sagte. „Vater," sprach sie mit fester Stimme, „trauert nicht um mich. Wie ich gelebt, so werde ich auch sterben, werde dem Henker muthigen Blicks meinen Nacken bieten. Und nicht wahr, frommer Mann? Ihr legt mich dann in das offene Grab und werft den Myrthenkranz in die Gruft, daß er das Haupt der Todten schmücke?"

„Schon eine Andere bewohnt es; Euphrosyne schlummert dort;" sagte Ambrosios tief erschüttert; er vermochte nicht Weiteres zu sagen, preßte heftig ihre Hand, warf noch einen Blick gen Himmel und als er sich nach

der Thüre wandte, ſich zu entfernen, wurde ſie plötzlich aufgeriſſen, und Nikola ſtürzte herein. „Kommt, kommt, Helene!“ rief er mit Haſt. „Folgt mir! der Weg iſt frei, nur ſchnell!“

„Nikola!“ unterbrach ihn Ambroſios. „Euer Unternehmen ſcheitert an Meroſini's Wachſamkeit. Er iſt von Allem unterrichtet.“

„Und wär' er es, was könnte die Flucht Ihr ſchaden? Sie iſt dem Tode geweiht. Er ereile ſie nun auf der Flucht oder auf dem Blutgerüſte; ſie hat nichts mehr zu verlieren.“

„Aber Ihr, Nikola? Ihr fallt ein Opfer, und für mich!“ ſagte Helene gerührt.

„O! fiel ich für Euch, ſtürb' ich mit Euch!“ rief er begeiſtert, „ſo wäre meines Lebens höchſter, einziger Wunſch erfüllt! Der Tod wäre meines Lebens ſchönſter Augenblick! Aber nein! Ihr müßt leben! — Solch Herrliches darf nicht untergehen durch Henkers Hand!“

„Laßt mich hier!“ bat Helene, „wagt es nicht!“

„Wagen?“ rief Nikola, und ſein Auge ſah feurig, glühend auf das Mädchen. „Ich muß! Verzeihe mir, Heilige! wenn meine kühne Hand Dich berührt!“ Dies ſagend umfaßte er ſie mit kräftigem Arme und trug ſie die ſchmale Wendeltreppe hinab. Sie ſträubte ſich nicht. „Habt Ihr gethan, wie ich befohlen, ſind ſie geknebelt?“ rief er einigen Griechen zu, die unten ſeiner warteten.

„Alles geſchehen, wie Ihr es wünſchtet!“ erwiederten dieſe.

„So kommt, meine Freunde!“ Sie eilten hinaus.

Noch trug er Helene mehrere hundert Schritte, dann setzte er seine süße Bürde nieder. „Eilt, eilt, Helene!“ rief er, ihre Hand erfassend. „Folgt mir vertrauensvoll!“

„Ich folge Euch,“ erwiederte sie, warf ihr kurzes Schwert und ihr Gewehr, das die Griechen vorsorglich mitgebracht hatten, über die Schulter, und schritt, von Nikola und den Andern begleitet, durch menschenleere Straßen dem westlichen Theile des Walles zu.

Aber das Quartier der Stadt am Meere, wo die französischen Befehlshaber wohnten und in dessen Nähe der Thurm des Lazarethes lag, war in diesem Augenblicke nicht so menschenleer, wie der westliche Theil der Stadt. Um die zehnte Stunde versammelten sich hier, in dem Hofe des Pallastes Grimaldi, die Grenadiere der königlichen Garde, und die Regimenter Vendome und Rosan, dreißig freiwillige Officiere erwarteten ihren Anführer, den Marquis d'Aubüsson, der auch von seinem Sohne begleitet, bald erschien. Die Officiere und Grenadiere setzten sich in Marsch; das Regiment Vendome folgte in einzelnen Abtheilungen, das von Rosan aber blieb in dem Hofe des Pallastes in Reih und Glied zurück.

Mit möglichster Stille rückte d'Aubüsson nach dem Thurme des Lazarethes. Zu seinem Erstaunen fand er die eiserne Pforte offen, und Unglück ahnend trat er ein. „Nun kommt Ihr endlich, mich von meinen Banden zu befreien?“ rief ihm der geknebelte Kerkermeister entgegen.

„Der General ließ uns lange warten, das iſt ſonſt ſeine Sache nicht.“

„Nieder mit ihnen!“ befahl der Marquis. „Nieder mit den venetianiſchen Henkersknechten!“ Zwei Grenadiere ſtießen die Unglücklichen nieder und gaben ihnen den Lohn des doppelten Verrathes, während der Malteſer mit ſeinen jugendlichen Gefährten die Wendeltreppe hinauf nach dem Kerker Helenens ſtürzte. Offen war auch hier die Thür — der Kerker leer — Helene verſchwunden!

Sinnlos ſtürzte der Malteſer hinunter. „Wo iſt ſie, wo iſt die Griechin?“ rief er, die Sterbenden rüttelnd. Der Sohn ſchwieg, ihm hatten drei Stiche das Herz durchbohrt, er hatte ſchon geendet. Der Vater aber gab noch Zeichen des Lebens. „Wo iſt die Griechin, Unglücklicher?“ rief der Malteſer. „Moroſini!“ röchelte der Alte und verſchied.

„Moroſini!“ wiederholte der Marquis, während der Malteſer ſtarr auf die Leichen blickte, als ob er noch auf ihren Athem, auf ihre Antwort lauſche. „Moroſini, alſo Du! — Nun hier habt Ihr wohl keine Bleikammern, wie in Venedig, aber doch manches unterirdiſche Gewölbe, wo der Tod heimlich ſeine Beute faßt, und ein ſtilles Grab den Mantel über die Gräuelthat wirft. Du ſollſt mir Rechenſchaft geben, blutige Rechenſchaft!“ Er ließ, als er ſeinen Zorn gebändigt, das ganze Gebäude durchſuchen, nirgends fand man eine Spur, Niemand konnte Nachricht geben. „Aber,“ rief er plötzlich, „nur vor Kurzem kann erſt die That vollführt ſeyn. Mir nach! vielleicht ereilen wir ſie!“ Er befahl den Officieren ſich

mit ihren Abtheilungen durch alle Quartiere der Stadt zu zerſtreuen und Helene aufzuſuchen; er ſelbſt eilte, von ſeinem Sohne und 100 Mann der königlichen Garde begleitet, durch die Straßen. — Das Schickſal leitete ſeine Schritte.

Während dies am Thurme des Lazareths geſchah, war Nikola mit Helenen und ſeinen Begleitern auf den Theil des Hauptwalles gekommen, deſſen Vertheidigung den Griechen anvertrauet war. „Wohin wollt Ihr mich führen?“ fragte hier Helene ihren Retter.

„Zu Menſchen!“ — erwiederte Nikola bewegt — „Ihr wundert Euch, Helene, daß ich Euch dorthin führen will? — Die Finſterniß meines Glaubens iſt erhellt, mein Vertrauen zu Euch ſteht feſt. Wo Rettung für Euch iſt, ſey es im Lager der Türken, oder im Bethaus der Chriſten, dahin führe ich Euch — dort finden wir edle Menſchen, hier fliehen wir kalte, engherzige Seelen. Alles iſt angeordnet, kommt! hin nach dem Außenwerk und dann ins türkiſche Lager!“

„Ich folge Euch nicht, Nikola!“ erwiederte ſie ernſt. „Dorthin nicht! Eher den Tod, als zu den Ungläubigen! — War Euer Glaube ſo ſchwach,“ fuhr ſie fort, da er ſchweigend und ſtaunend ſie anblickte. „War dieſer finſtere Glaube ſo ſchwach, daß er die Tempel ſeiner Väter verlaſſen und zu den Ungläubigen ſich wenden kann? War es ſo düſter in Eurem Gemüthe, daß Ihr um irdiſches Glück das himmliſche hingeben könnt? Dorthin führt der Weg zur Verdammniß, und Moroſini hätte ein Recht, uns als Verräther zu brand-

marken! Ins türkische Lager folgt Euch Helene nicht, sonst überall!"

Nikola war von ihren Worten ergriffen. Starr heftete sich sein Auge auf den Boden, er schien über einen Entschluß zu brüten. Plötzlich fuhr er auf! „Kameraden!" rief er den Griechen zu, „Seyd Ihr entschlossen, Helene Panos zu retten, so folgt mir ans Ufer! Des ersten Schiffes, der ersten Barke bemächtigen wir uns, sey es mit List oder Gewalt, und dann, wohin Gott es mir gebietet!"

„Wir folgen Dir!" riefen die Griechen.

„So kommt, Helene, zögert keinen Augenblick!" Sie reichte ihm freundlich die Hand und folgte ihm nach dem Meere, wo man sie für einen bewaffneten Haufen, der die Runde ging, ansah und sie nirgends aufhielt. Bald fanden sie, ohnfern des Hafens, ein kleines Boot; ein Schiffer lag darin, wahrscheinlich in der Absicht, am Morgen zum Fischfang auszuziehen, denn er hatte Lebensmittel auf mehrere Tage bei sich. Die Griechen bemächtigten sich des Fahrzeuges, und knebelten den Schiffer. Schon hatte Helene es bestiegen, schon löste es Nikola von dem Tau, womit es am Ufer befestigt war, als der Marquis mit seinen Begleitern hinter den Trümmern eines alten Thurmes hervorbrach, und, sie gewahrend, auf die Griechen eindrang.

Kaum hatte Nikola die Bewaffneten erblickt, als sein erster Gedanke war, das Tau zu zerhauen und mit Helenen die offne See zu gewinnen; aber das Tau war zu stark, es widerstand den Säbelhieben. — Da rief er Helenen zu, sich im Fahrzeuge zu verbergen, sammelte

seine Gefährten um sich und erwartete nun festen Fußes die Heranstürmenden, welche er für Venetianer hielt. D'Aubüsson erkannte Helene, die aus dem Schiff ans Land sprang, erkannte gleich darauf Nikola. Wuth verblendete ihn, er zog sein Pistol, und ehe der Sohn ihn erreichen konnte, drückte er dicht vor dem Unglücklichen, der unerschrocken den Angriff erwartete, das Pistol ab, und mit zerschmetterter Brust sank Nikola nieder. Der Malteser eilte herbei. „Zurück, zurück!" rief er den anrückenden Franzosen zu. „Wir stießen auf Freunde! Haltet ein mit dem Blutvergießen, mein Vater!" bat er diesen, „Ihr trefft der Tochter Herz." Er bog sich zu Nikola und hob ihn mit kräftigem Arme empor. „Armer Unglücklicher!" rief er, im Gefühl des aufrichtigsten Schmerzes. „Ja, armer Unglücklicher!" wiederholte Helene neben dem Verwundeten niederkniend, „Mußtest Du doch für mich Dein Leben lassen?"

„Gelobt sey Gott, der es so fügte!" sprach Nikola mit schwacher Stimme. „Gelobt sey Gott, der Euch, Helene, in die rettende Hand Eures Vaters gab. — Euch Marquis — dank' ich — Ihr habt — meinen heißesten Wunsch erfüllt."

Der Marquis stand, das losgedrückte Pistol noch in der Hand, zermalmt vor dem Blutenden; wo er auch hinblickte, überall traf er ein Bild des Jammers. Sein Opfer lag, bleich wie das, die traurige Scene beleuchtende Mondlicht, vor ihm. Der Malteser, nur mit Nikola beschäftigt, den ein Wundarzt verband, blickte in stummen Schmerz auf den Unglücklichen, dessen Hand Helene, neben ihm knieend, an ihre wogende Brust drückte.

Sein stolzes Herz brach er nahte sich ihr, wollte sie aufrichten, sie in seine Arme schließen, Helene aber wies, mit ernstem Blick ihn abwehrend, auf den Verwundeten. „Er schläft," sagte sie mit herzzerreißendem Tone, „schläft, um nie wieder zu erwachen! Laßt mich bei ihm, der für mich in den Tod ging — naht ihm nicht!" Die ernsten Krieger, welche jetzt in friedlicher Eintracht um dieses Bild der Trauer standen, sahen nicht ohne Rührung auf die Leidende, welche nur den Odem des Schlummernden zu belauschen schien, und aus dem Auge des Arztes Trost oder Vernichtung zu lesen suchte.

„Tödtlich ist die Wunde nicht," sprach dieser endlich, „aber gefährlich. Das Leben hängt nur noch an einem zarten Faden, seine kräftige Jugend allein giebt uns Hoffnung zur Rettung" —

„Erhöre Gott mein Gebet!" brach jetzt Helene die drückende Stille. — „Schenke ihm das Leben, damit ich seine überschwengliche Liebe zu lohnen vermag. Barmherziger, erhöre mein Gebet!"

„Erhöre es nicht!" sprach leise der Verwundete, ohne sein Auge zu öffnen. „Nimm mich auf zu Dir!" —

Eine heilige Stille folgte diesen geisterhaft gesprochenen Worten des Sterbenden. Das dumpfe Brausen des Meeres, das Schlagen der schäumenden Wellen, das Rauschen des Nachtwindes, der ferne Glockenton von St. Marcus, welcher die Mitternacht verkündete, unterbrach allein — aber deste schauerlicher die Stille, es schien, der Tod rausche auf des Sturmes Flügeln über das Meer einher, seine Beute zu fassen; aber ihm ward die Macht genommen. Helene, von Schmerz überwältigt,

beugte ſich über den Sterbenden, ihm die letzte Gabe zur langen Pilgerfahrt zu reichen, und als ihre Lippen die ſeinen berührten, ſprach er wie im Traume: „Weckſt Du mich, Helene, zu neuer Prüfung, zu neuem Schmerz? Weckſt Du mich, tönende Glocke, die mich ſo oft zum Gebete rief, zum neuen Leben? — O laßt mich ſchlummern, laßt mich hinüber geben, wo allein mein Herz die Ruhe findet!" Dies ſagend, ſchlug er das matte Auge auf, ſein Blick traf Helene. — „Ja! ja!" ſprach er lächelnd, „mir ahnete es immer, daß Du mein guter Engel ſeyn würdeſt, mir die Augen zu zudrücken, mich hinüber zu geleiten!" — Helene ſchloß ihn in ihre Arme. „Halte die fliehende Seele nicht auf, Holde!" bat er. „Dein Zauberwort hat mehr Kraft, als der Tod, es bindet ſie feſt an dieſe Hülle; laß ſie aufſchweben zum Licht, denn hier unten bleibt es für mich doch Nacht."

„Gönnt ihm Ruhe, Ihr tödtet ihn" ſagte der Wundarzt, als Nikola ermattet in des Malteſers Arme zurückſank. — „Gönnt ihm Ruhe! Laßt ihn von hier bringen, gnädiger Herr!" bat er den Marquis.

„Darf er nach Standia gebracht werden?" fragte dieſer.

„Ich glaube," erwiederte der Wundarzt; „die Bewegung des Schiffes wird ihm nicht ſchaden, und dort hat er mehr Ruhe, als hier."

„Nun, ſo bringt ihn auf ein Boot unſerer Flotte, das mag ihn nach Standia führen," befahl der Marquis. „Hier könnte ich ihn überdies weniger gegen Moroſini ſchützen, als dort, wo unſere Flotte im Hafen liegt.

Ihr, Wundarzt, begleitet und sorgt für ihn; Du aber, Helene, folgst mir in den Pallast Grimaldi, dort bist Du sicher." —

Helene schien nicht auf seine Worte gehört zu haben, denn als man Nikola nach dem Boote trug, folgte sie schweigend. „Helene!" rief der Vater, ihre Hand erfassend. „Wohin willst Du?"

„Mit ihm nach Stanbia!" sagte sie ruhig.

„Das verbietet die Sitte — Folge mir!"

„Euch? — Habt Ihr schon für mich geblutet, wie er?" sprach sie kalt. — „Ihm gehöre ich an, er hat ein schweres Recht an mir erworben! Ich werde ihn pflegen, und wenn ich es vermag ihm sein Leben, seinen Tod versüßen!"

„Helene!" bat der Marquis, von Zorn wie von Rührung gleich erschüttert. — „Folge mir! Höre nur die Stimme Deines kindlichen Herzens!"

„Sie schweigt," unterbrach sie ihn, ihre Hand der seinen entziehend, und folgte nun mit eilenden Schritten den Griechen, welche den Verwundeten in das Boot trugen. Heinrich d'Aubüssien stürzte sich in die Arme des Vaters der ihr nacheilen wollte, und hielt ihn zurück. „Laßt sie mit ihm ziehen, Vater!" bat er, „sie erfüllt eine heilige Pflicht; hindert sie nicht!"

„Nun wohl," sagte der Marquis nach kurzem Bedenken; „so mag sie ihm folgen; aber auch Du begleite sie, daß der Anstand nicht verletzt werde. Sorge dort für ihre Sicherheit."

Das Boot schwamm mit Nikola, Helenen und dem Malteser ungehindert dahin, — und als der Verwun-

dete sein Auge aufschlug, sah er sich in der Wohnung der Wittwe Anastasia, und an seinem Lager die weinende Helene.

Obgleich der Verdacht des Marquis, daß Morosini in der Stille seine Tochter aus ihrem Gefängnisse zum Tode habe führen lassen, ihm jetzt sattsam als ungegründet erscheinen mußte, war er doch zu sehr gegen den Venetianer gereizt, um ihm zu verzeihen, und die Gewißheit, welche er zu haben glaubte, daß Morosini seiner Rache gegen ihn durch Helenens Tod ein blutiges Opfer hätte bringen wollen, bestimmte ihn auch jetzt noch, des stolzen Nobile Untergang zu beschließen.

In der am folgenden Morgen gehaltenen Versammlung des französischen Adels suchte er die, ohnehin durch Morosini's würdevolles, ihnen stolz dünkendes Benehmen erbitterten Gemüther noch mehr aufzubringen, und es gelang ihm auch, sie zu dem einmüthigen Beschluß zu vermögen, den Herzog von Navailles zu bitten, sich mit dem Heere wieder einzuschiffen und nach Frankreich zurück zu kehren. Der Marquis übernahm es, ihn dazu zu bewegen, und begab sich sogleich zu ihm. Aber soviel Einfluß er auch auf den Herzog von Navailles hatte, konnte er diesen doch zu keinem raschen Entschluß vermögen; der Herzog fürchtete, und mit Recht, die Ungnade seines Königs, zog es vor, unthätig zu bleiben und dem Minister Louvois einen Bericht zu machen, der die Hülfe, welche Frankreich gesendet, als ganz nutzlos schilderte. Indessen wollte er noch mit der Flotte einen

Angriff auf das türkische Lager wagen, um, bei etwaigem Verluste, dem Könige, welchem die Marine so sehr am Herzen lag, die ganze Unternehmung verhaßt zu machen. D'Aubüssen selbst hatte diesen Plan entworfen, da er den Herzog nicht zur Einschiffung zu bereden vermochte.

An dem nämlichen Tage war auch nach manchen ausgestandenen Stürmen die zweite Abtheilung der Hülfsflotte in Standia gelandet, hatte die Truppen dort ausgeschifft, und bereitete sich, gleich der schon im Hafen vor Anker liegenden Flotte, zum Angriff des türkischen Lagers. Die Truppen landeten auf der Insel, lagerten unter Zelten oder in den wenigen Landhäusern der Einwohner, und nur die Wohnung der Wittwe Anastasia blieb von den fremden Gästen verschont, da Nikola hier verwundet lag.

Dieser genas von Tage zu Tage immer mehr und mehr, das junge kräftige Leben kämpfte muthig gegen den Tod, Helenens Sorgfalt, die Liebe, die sie jetzt dem Kranken zeigte, wirkten wohlthätig auf ihn, und obgleich der Wundarzt sein Haupt noch bedenklich schüttelte, trat doch mit jedem Tage die Hoffnung ermuthigender neben das Krankenlager, und der Tod mußte seine gewiß geglaubte Beute wieder fahren lassen.

An dem Siechbette drang mancher Seufzer aus vielfach bewegter Brust. War Helenens Auge auf den Verwundeten gerichtet, der nur in ihrem Blick seine Lebenshoffnung fand, gedachte sie, was dieser bleiche leidende Mann für sie gethan, welch hohe unauslöschbare Liebe in dieser kaum noch athmenden Brust für sie glühe, so trat ein leises Gebet auf ihre Lippen, und der Vorsatz,

Liebe mit Liebe zu lohnen, faßte feste Wurzel. Traf aber der Blick das Auge des Malteſers, welches wehmuthsvoll auf der Thräne ruhte, die unwillkührlich über ihre Wange herabgerollt war, dann fühlte ſie eine ängſtliche Beklemmung, ſie konnte das Bild des Bruders nicht feſthalten, der Malteſer und ſein Kreuz waren verſchwunden und Heinrich d'Aubüſſon, wie er in den Tagen glücklicher Täuſchung in ihren Armen geruht hatte, ſtand vor ihr, lockend und lieblich. Dann wandte ſie ſich zürnend ab und bat Gott, dieſer frevelnden Gebilde wegen, um Vergebung. Anaſtaſia, die Mutter, ſaß traurig neben ihr, das Auge auf ſie gerichtet; eine Thräne drängte ſich wohl zuweilen hervor, aber blickte ſie auf den Malteſer, ſo vermochte ſie nicht, eine Wallung zu unterdrücken, welche das Blut auf ihre Wangen trieb. Nur Nikola fühlte ſich ganz glücklich. — „Und muß ich auch ſterben," ſagte er eines Abends, als Helene allein an ſeinem Lager ſaß, „ſo ſterbe ich mit Freuden; es iſt ja für Euch, die Ihr mir noch den ſchönſten Kranz des Lebens mit auf die Pilgerreiſe gebt, den Kranz aus Roſen und Myrthe gewunden, und mit der Thräne des Mitgefühls beſeuchtet. Ja, Helene, ich bin ein glücklicher Menſch! — Hier am Markſteine kämpft das Leben mit dem Tode, wer auch den Sieg erringt, er beglückt mich. — Hier weiß ich, verläſſeſt Du mich nicht mehr, dorthin folgt mir Dein Dank, Deine Sehnſucht und mein Bewußtſeyn. Möge nun Gott nach ſeiner Weisheit über mich beſchließen" —

„Ja," erwiederte das Mädchen — die Abweſenheit des Malteſers gab ihr Muth, das Wort auszuſprechen,

„ja, Nikola, Dir sey fortan mein Leben geweiht — kann meine Liebe die Deine lohnen, so nimm diese Hand zum Pfande meiner unverbrüchlichen Treue — ganz gehört Dir nun mein Herz, nur dem Bruder gönne sein Theil!“ sprach sie erröthend, „und zürne der Thräne nicht, welche Erinnerung mir zuweilen erpressen könnte.“

Leise drückte Nikola die dargereichte Hand an seine bleichen Lippen, „Nun sterb' ich gern, nun ich dies Liebeswort aus Deinem Munde vernahm,“ sagte er, kaum seiner mächtig, sank ermattet auf sein Lager zurück und schloß die Augen. — Sein ganzes Wesen war ergriffen, die Wonne hatte ihn zu heiß durchschauert, so daß der eben hereintretende Wundarzt, welcher seinen Puls untersuchte, für ihn fürchtete, und Helene bat, in des Kranken Gegenwart jede zu lebhafte Gemüthsbewegung soviel als möglich zu unterdrücken.

„Muß ich denn immer ihm wehe thun!“ seufzte sie, „auch wenn ich sein Herz erfreuen will?“ Sie blickte noch einmal nach dem Schlummernden, den ein freundlicher Traum beglücken mußte, denn ein heiteres Lächeln verklärte sein Antlitz — „Schlaf wohl!“ sprach sie leise, „möge Dein Erwachen so heiter, wie Dein Schlaf sanft seyn!“ — Sie ging traurig gestimmt hinaus in den Garten nach der ihr so lieb gewordenen Trümmer am Meere, um sich hier ihren Gefühlen zu überlassen. Mit freudigem Herzen, mit fester Zuversicht, mit wahrer Liebe hatte sie Nikola ihre Hand gereicht, aber ganz rein, ganz ungetrübt fühlte sie ihr Glück nicht. Sie mußte sich von so Manchem trennen, mußte so lang genährter Wonne ein schmerzliches Lebewohl sagen, und

wie die junge Gattin ſich weinend an der Mutter Bruſt wirft, an der ſie ſo oft liebend geruht, wie ſie nur unter Thränen ſich von der Heimath, von dem Vaterhaus, von den Gefrielen ihrer Jugend trennt, um, dem geliebten Gatten folgend, in eine neue Freudenwelt einzutreten, ſo konnte ſich Helene auch nur unter Thränen von dem Traume ihrer erſten Liebe losreißen, und obgleich es das Schickſal ſchon gewaltſam gethan, ſo war es ihr doch, als wär' es heute erſt, wo ſie die Worte der Trennung ausgeſprochen hätte. „Lebt wohl, lebt wohl! ihr ſchönen Tage, ihr Tage unausſprechlicher Wonne!" rief ſie. „Nur einmal könnt ihr in ſolch herrlichem Glanze dem Menſchen erſcheinen, nur einmal wecken die Strahlen einer kaum geahneten Aurora das ſchlummernde Herz der Jungfrau aus ſeinen lieblichen Träumen. Weg, weg ihr verführeriſchen ſündhaften Bilder einer unheiligen Liebe! Weg ihr Freuden, die mich mit Grauſen erfüllen! — Und doch — kann ich ſelbſt an des edlen Mannes Bruſt — Heinrich d'Aubuſſon vergeſſen?" —

„Das ſollſt Du auch nicht, Helene!" unterbrach des Malteſers Stimme ihr Selbſtgeſpräch, „Du darfſt den Bruder nicht vergeſſen, dem Du das Höchſte der Welt, die Friedenspalme ſeines Lebens biſt. Reich' dem edlen Griechen Deine Hand, ſey in ſeiner Liebe beglückt, und wenn Ihr Euch auch nur in ruhigen Stunden, wo der Wonnekelch geleert iſt, in ſtillen ſanften Augenblicken der Vergangenheit erinnert, dann gedenkt meiner mit Liebe! — Halte die Thräne nicht zurück, Helene! ſie nimmt mir den Muth, nimmt mir das Vertrauen auf mich ſelbſt. Laß uns immer mit Wehmuth der Vergan-

genheit gedenken, aber auch dankbar gegen die Vorsehung seyn, die uns vom Abgrund zurückhielt, und unsre Liebe trennend, uns wieder in Liebe vereinte. Laß uns den festen Vorsatz fassen, zu vergessen, was war und uns nur an dem zu erfreuen, was ist!"

Schweigend reichte ihm Helene die Hand, sie zürnte mit sich, daß sie die lockende Stimme in ihrer Brust nicht ganz unterdrücken konnte. — Sie wollte vergessen, und vermochte es nicht.

Der Minister Louvois hatte dem Herzog auf seinen Bericht wegen Candia endlich eine zweideutige Antwort ertheilt. „Der König," so schrieb er ihm, „sey über das Gefecht vom 25. Juni ungehalten; es wäre daher gut, wenn der Herzog durch irgend ein glänzendes Unternehmen zu Wasser oder Land den üblen Eindruck verwischen könnte, jedoch möchte er nicht alles aufs Spiel setzen. Uebrigens müsse es dem Herzog anheimgestellt bleiben, ob er Candia zu erhalten glaube, oder ob er es für verloren halte, in letzterem Falle müsse man es freilich verlassen." Kaum daß der Herzog dieses Schreiben gelesen, als sein Plan schnell gereift war. Er schien seit diesem Augenblicke ganz von der von Morosini längst gewünschten Thätigkeit beseelt, bot, im Fall der General einen Ausfall wagen wollte, die ganze französische Flotte zur Unterstützung an, und bemerkte nur, daß es wohl gerathener sey, hierbei den Franzosen die Vertheidigung der Werke zu überlassen, und mit den übrigen Truppen den Ausfall zu machen, da die italiänischen und deut-

schen Regimenter weit mehr an diese Art Kriegsführung gewöhnt wären.

Der schlaue Morosini durchschaute leicht des Herzogs Plan. Gelang der Ausfall, so eignete sich der Herzog einen Theil der Ehre zu, und zog dennoch ab; Morosini hatte die Regimenter, auf welche er sich allein noch verlassen konnte, geschwächt, und ihm blieb nach dem Abzuge der Franzosen nichts übrig, als die Flotte abzutakeln, mit dem Schiffsvolk die Besatzung zu verstärken, und so die Flotte und die Herrschaft zur See Preis zu geben, oder die Stadt dem Feinde zu räumen. Mißglückte der Ausfall, so konnte der Herzog Candia für verloren halten, und hatte dann einen richtigen Beweggrund zu seinem Abzug. Er ging daher den Vorschlag nur unter der Bedingung ein, wenn der Herzog die 2000 Mann, welche auf Standia lagerten, nach Candia zöge, und bei dem Ausfalle ganz zu seiner Verfügung stelle.

Fast hätte er den Herzog für sich gewonnen, der zwar auf nichts ganz einging, sich jedoch Bedenkzeit ausbat, aber leicht von d'Aubüsson umgestimmt wurde, welcher nur seine Rache gegen Morosini vor Augen, den verwundbarsten Fleck zu treffen hoffte, diesem Edlen wehe zu thun. Er sollte Candia und mit dem Fall dieser Feste seinen Kriegsruhm verlieren. Unausgesetzt versuchte er daher, den Herzog zur Einschiffung zu bereden. Das Schreiben Louvois bot ihm Scheingründe genug, der Herzog langweilte sich überdies in Candia und gab ihm desto williger Gehör; nur wollte er nicht ohne irgend eine Waffenthat abziehen. Es wurde nun beschlossen, die französische Flotte gegen den Strand rücken und das feind-

liche Lager beschießen zu lassen, wenn auch Morosini den Ausfall unterließe. Der 24. Juli ward zu diesem Unternehmen bestimmt.

An diesem Tage bot sich dem Auge an der Küste Candia's ein herrliches Schauspiel dar. Siebzehn Linienschiffe und achtzehn Galeeren zogen mit vollen Segeln von Standia her, legten sich dem Lager des Großveziers gegenüber und begannen aus 1800 Geschützen ein mörderisches Feuer, während Morosini, jedoch nur zum Schein und mit weniger Kraft, auch wenigem Erfolge, einen Ausfall machte. Die Türken, wahrscheinlich schon von Allem im Voraus benachrichtiget, boten den hervorbrechenden Kriegern überall die Stirn, hatten in ihren meist in Felsen gebauenen Strandbatterieen Roste mit glühenden Kugeln bereit, und erwiederten mit ihrem an Kaliber, wenn auch nicht an Zahl, überlegenen Geschütze das schlecht unterhaltene Feuer der Franzosen. Vom Morgen bis gegen Abend dauerte dieses nutzlose Beschießen, welches den Türken nur wenig schadete und nur einen kleinen Theil ihres Lagers zerstörte. Gegen Abend aber, als der Vendome, ein französisches Linienschiff von 64 Kanonen, durch glühende Kugeln in Brand gesetzt, aufflog, kehrte die Flotte, nachdem sie 1200 Todte verloren hatte, unverrichteter Sache wieder nach Standia zurück.

Gern hätte der Herzog, welchem Morosini's an diesem Tage bewiesenes zweideutiges Benehmen leicht einen Grund geben konnte, Candia zu verlassen, gleich jetzt die Einschiffung befohlen, wenn nicht die Schiffe durch das feindliche Feuer so beschädigt gewesen wären, daß

sie einer nothwendigen Ausbesserung bedurft hätten. Diese desto eifriger zu betreiben, sandte der Herzog den Marquis d'Aubüsson mit ausgedehnter Vollmacht nach Standia.

Die Ankunft des Marquis störte gewissermaßen den stillen Frieden, der nach jenem Abend in dem Landhause der Wittwe waltete. Nikola hatte sich mit jedem Tage mehr und mehr erholt, so daß er jetzt schon zuweilen sein Lager verlassen, und sich an den warmen Strahlen der Sonne erquicken konnte und Helene freute sich, daß sie unter ihrer Pflege und Sorgfalt diesen zerschmetterten Baum wieder aufblühen sah. Der Arzt aber theilte ihre Hoffnungen nicht. — „Die Lunge ist verletzt," vertraute er dem Malteser, „das Leben kann ich ihm zwar erhalten, aber nur ein sieches, kraftloses; mich dauert die Jungfrau." Der Malteser bat ihn, seine Vermuthung ja Helenen zu verschweigen, und ihr den süßen Traum nicht zu stören, nur fürchtete er, daß der Vater ihre Hoffnung mit einem Worte zertrümmern möchte. Aber der Marquis, welcher Nikola's Wohnung mit seinem Sohne bezog, mochte sein Unrecht gegen den Mann, der sein Leben daran gewagt hatte, ihm die Tochter zu retten, wohl erkennen. Er entschuldigte sich bei Nikola, bezeigte ihm sein Beileid, versicherte ihn seiner Dankbarkeit, und dieser, weit entfernt, den Marquis wegen seiner unüberlegten That zu hassen, freute sich, dem Vater seiner Helene Freundliches erwiedern zu können.

Der Malteser machte nun, da ihm die Stimmung des Vaters so günstig schien, diesen mit Helenens Ent-

ſchluß in Rückſicht Nikola's bekannt. Der Marquis hörte ihn ruhig an. „Ich finde es natürlich," ſagte er dann, als ſein Sohn ſich mit Lebhaftigkeit für Helene verwendet hatte, „daß die überſpannte Leidenſchaft Deiner Schweſter ſo handelt, und ſie Dankbarkeit für Liebe hält. — Was will ſie aber mit dem ſiechen Manne, der nach dem Ausſpruche des Wundarztes nie wieder ganz geneſen kann?" Der Malteſer ſah den Vater ſtaunend an — „Du ſcheinſt Dich über meine Aeußerung zu verwundern, Heinrich!" fuhr er fort. „Ich glaube wohl, daß Du ſelbſt ſo handeln und einer ſiechen Verlobten Deine Hand reichen würdeſt, ohne die kurze Dauer Deiner Täuſchung, ohne den Glanz Deines Hauſes zu beachten; aber mir, dem Vater, dem die Leidenſchaft nicht den klaren Verſtand umnebelt, mir ſey es vergönnt" —

„Ihr wollt Euch ihren Wünſchen widerſetzen?" unterbrach ihn der Malteſer, „Wollt den edlen Mann" —

„Gemach, mein Sohn," fiel ihm der Marquis einlenkend in die Rede, „wer ſpricht davon? — meine Wünſche ſind noch nicht die That. Findet ſie an des Griechen verwundeter Bruſt einen ſtärkern Magnet, als an der Bruſt des Vaters, ſo geſchehe ihr Wille. Auch dann werde ich väterlich für ſie ſorgen!"

„Wie dank' ich Euch für dieſes tröſtende Wort!" rief der Malteſer, in die Arme des Vaters ſinkend. „Ich war es gewiß, Euer edles Herz würde die Hoffnung, die ich nährte, nicht trügen."

Mit freudigem Herzen eilte er nun zu Helenen, ihr die frohe Kunde zu bringen. Dieſe dankte ihm zwar für

ſeine Bemühung, doch war dieſer Dank nicht herzlich. Ihr ſchien es wehe zu thun, daß Heinrich d'Aubuſſon ſo eifrig ihre Verbindung mit Nikola betrieb, auch konnte ſie ſich mit dem Verhältniß zu ihrem Vater, wie es die Pflicht befahl, nicht befreunden, er blieb ihr ſtets ein fremder, ein ſtolzer Mann, von dem ſie ſich mehr abgeſtoßen als angezogen fühlte. Sie verheimlichte dies dem Malteſer nicht, der ihr faſt darüber gezürnt hätte.

In dieſer Zeit war wohl Anaſtaſia die Einzige, die traurig und niedergeſchlagen umher ging. War auch Helene ernſt und nicht heiter, entlockte ihr die bevorſtehende Trennung von ihrem Heinrich auch manche Thräne, ſo fühlte ſie ſich doch in der Erfüllung ihrer heiligſten Pflichten beglückt, und das ſanfte Benehmen Nikola's, der durch die Gewißheit ſeines Glücks ganz umgeſtaltet war, und den ſie jetzt wahrhaft liebte, ließ ſie keinen trüben Blick in die Zukunft thun. Seine Liebe wie ſein Gebet war ſanft und nicht mehr ſtürmiſch, er fühlte innige Freundſchaft für den Malteſer, den er oft im Stillen beklagte, wenn er deſſen Blick ſehnſuchtsvoll auf Helenen ruhen ſah, er tröſtete die Geliebte, wenn er eine Thräne in ihrem Auge belauſchte. „Verbirg ſie nicht," ſagte er dann ſanft, „weine nur immer um ihn — iſt er von hinnen gezogen, ſo heilt die Zeit auch dieſe Wunde und wir ſind ganz glücklich."

Der Arzt aber freute ſich dieſer Stimmung des Kranken nicht ſo ganz, er hielt ſie für Abſpannung und mochte wohl Recht haben, denn ſo wie Nikola theilnehmender, inniger wurde, ſchien die Lebensflamme immer

matter zu glimmen; je reizbarer sein Gemüth war, desto leidender ward sein Körper.

Das Verhältniß des Marquis zu Anastasia war, von seiner Seite, kalte abgemessene Höflichkeit, von der ihrigen, fast feindliche Zurückgezogenheit, und man sah deutlich, daß etwas sie beunruhige und sie Mißtrauen in den Marquis setze. Gegen den Malteser blieb sie ernst, gegen Helene aber strömte die Gluth ihrer Liebe aus wie noch nie. Sie schien den Tag zu fürchten, an welchem die französische Flotte die Anker lichten würde, und sich dennoch auf ihn zu freuen.

Der Marquis betrieb indessen mit beispielloser Thätigkeit die Instandsetzung der Schiffe und Alles, was zur Abfahrt nöthig war, und endlich konnte er nach Candia schiffen und dem Herzog von Navailles melden, daß alle Fahrzeuge seegelfertig seyen, und es nur seines Befehls zur Abfahrt bedürfe.

Der Herzog kündete nun Morosini an, daß er sich unverzüglich einschiffen werde, und so wenig diese Nachricht den Venetianer unvorbereitet traf, wendete er doch noch alle Ueberredungsmittel an, den Herzog zu bewegen, erst den bestimmten Befehl seines Königs abzuwarten, aber nichts änderte den einmal gefaßten Entschluß. „Nun so zieht, wohin es Euch beliebt!" sagte Morosini aufgebracht. „Verantwortet Euer Benehmen vor Gott, Eurem König und der Nachwelt, die uns richten wird!"

Von dem Augenblicke an legte er auch dem Herzog nicht das mindeste Hinderniß mehr in den Weg, zu Allem bereitwillig, was nur zur Beschleunigung der Abfahrt dienen konnte, handelte er, wie ein Wirth, der

seinen Gast los zu werden strebt. Den 20. August war Alles in Stand, und eine gehörige Anzahl kleiner Fahrzeuge zum Einschiffen der Truppen bereit; den andern Tag sollten die Franzosen Candia verlassen.

Der Herzog war mit dem Marquis seinem Heere vorangeeilt und einen Tag früher nach Standia übergeschifft. Ein Schreiben des Großveziers, das ihn zu einer Unterhandlung einlud, hatte ihn dazu vermocht. Kiupergli machte ihm darin den Vorschlag, daß er Abgesandte nach Standia senden wolle, um mit ihm so Manches, die Gefangenen und die Verhältnisse Frankreichs mit der hohen Pforte betreffend, zu besprechen. Er lud ihn ein, ein Fahrzeug auf die Rhede vor Candia zu senden, um die Abgesandten, welche sich dort auf einem türkischen Schiffe einfinden würden, aufzunehmen; zu ihrer Sicherheit aber verlangte er sechs französische Edle von den bedeutendsten Geschlechtern als Geißel, und zu diesem Allen von Morosini sicheres Geleit, damit die Venetianer nicht, wie sie wohl zuweilen zu thun pflegten, einen heimtückischen Streich, selbst gegen des Herzogs Willen, ausführen möchten. Den Herzog verdroß diese Vorsicht; als er jedoch bedachte, daß sie wohl mehr dem Venetianer, als ihm gelte, und er wohl wußte, wieviel seinem Könige an der Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit der hohen Pforte gelegen sey, so ging er zu Morosini und trug ihm die Sache vor. Dieser, solche Vorsichtsmasregeln des Veziers nicht gewohnt, erstaunte, und suchte mehr darin, als wohl darin liegen

mochte, stellte jedoch endlich, da nichts Schlimmeres als der schon auf den andern Tag bestimmte Abzug der Franzosen daraus folgen konnte, für die türkischen Abgesandten den Geleitsbrief aus.

Der Herzog hatte zu ihrem Empfange am Strande des Meeres mit aller nur möglichen Pracht ein großes Zelt aufschlagen lassen, alle Officiere seines Heeres waren um ihn versammelt, alle französischen Schiffe flaggten; die Venetianer aber und die von Malta blieben ruhig und nahmen keinen Theil an den Ehrenbezeugungen. Die Abtheilung der Franzosen, welche schon auf Standia lagerte, ward in langen Reihen aufgestellt und das Geschütz am Strande aufgefahren. Als das Schiff, auf welchem die Abgesandten sich befanden, auf der Rhede vor Anker ging, und diese unter Kanonendonner landeten, erstaunte der Herzog und fühlte seinen Stolz nicht wenig beleidigt, als er den ärmlich gekleideten Derwisch, begleitet von zwei jungen Türken, die sich auch nicht durch besondere Pracht auszeichneten, auf sich zukommen sah. Fast hätte sein Hochmuth ihn verleitet, ihnen den Rücken zu kehren; doch bedachte er noch zur rechten Zeit, welch wichtiger Mann der Derwisch im Rathe des Veziers sey, und wieviel er bei seinem Könige zu verantworten habe, wenn er so plötzlich und auf so beleidigende Art die Unterhandlung abbräche; er zügelte daher seinen Unmuth, lud den Derwisch in das Zelt und empfing hier von ihm des Großveziers Schreiben. Kaum hatte er es gelesen, als er seine Officiere sich zu entfernen bat, und mit dem Derwisch und dessen Dollmetscher allein in dem Zelte zurück blieb. Was hier verhandelt wurde, ist der Mit- und

Nachwelt ein Geheimniß geblieben, nur ein Resultat ergab ſich am andern Tage, wo alle gefangene Franzoſen nach Standia, ohne Ranzion, ausgeliefert wurden.

Indeß der Herzog die Verhandlungen im Geheim betrieb, ſaß der Malteſer mit Nikola und Helenen in einer Roſenlaube, wo die nahe Trennung ein trauriges Geſpräch herbei geführt hatte. Da ſah d'Aubüſſon zwei Türken, von einem griechiſchen Sklaven und einem franzöſiſchen Officier begleitet, auf ſie zukommen. — Der Officier blieb jetzt mit dem einen Türken und dem Sklaven zurück, während der andere mit raſchen Schritten auf die offene Laube zuging.

Als dieſer näher kam, überflog eine hohe Röthe Helene. — „Es iſt Muſtapha," ſagte ſie halb leiſe zu Nikola. „Beruhige Dich, mein Freund!" — Dieſer erbleichte, doch faßte er ſich ſchnell. — „Geh', ihn zu empfangen!" bat er ſie, „der edle Jüngling verdient, daß wir ihn herzlich willkommen heißen." Als Helene zögerte, ging der Malteſer ihm entgegen und führte ihn ein.

„Ich komme," ſo redete Muſtapha Kinperali, um deſſentwillen der Vezier wohl die Vorſichtsmasregeln getroffen hatte, das Mädchen an, „Dich, Helene, Perle der Jungfrauen, zu begrüßen. Ich komme allein — Abdallah iſt in dem Zelte bei dem Herzog der Franken zurückgeblieben — Dir zu zeigen, ſchöne Chriſtin, daß der wilde Muſtapha, nach Deinen Himmelsſternen blikkend, auch ohne ſeinen alten Lehrer ehrfurchtsvoll vor Dir ſtehen kann. Sey mir willkommen als Verlobte dieſes Mannes! Auch Du, edler Chriſt," wandte er ſich

zu Nikola, „der, beim Propheten! sich diese Auserwählte mit seinem Blut und mit vollem Rechte errungen, Dir dankt Mustapha, daß Du, sie retten zu wollen, Dich opferteſt. Zwar haſt Du die Herrliche nicht, wie Du vielleicht wähnſt, dem ſchmählichen Tod entriſſen, doch bleibt Deine That gleich edel; Du konnteſt nicht ahnen, daß der tapfere Moroſini Dich freudigen Herzens mit Deiner ſchönen Beute entfliehen, das Boot zu Deiner Flucht bereit ſtellen und den Wachtſchiffen befehlen ließ, Dich ungehindert ſegeln zu laſſen."

„Ich kam hierher," fuhr er fort, „für Dich, tapfrer Grieche, bei dem ſchönen Mädchen zu werben; ich komme zu ſpät! — Nun, ſo iſt es beſſer! — Bleibt auf der Inſel, der Vezier wird Euch ſchützen, wo Ihr auch ſeyd, nur hier in Standia vermag er es jetzt nicht. Aber geht nicht nach Candia zurück, der edle Moroſini würde ſtreng gegen Euch verfahren müſſen."

„Du, der das Kreuz von Malta trägt," ſagte er dann, ſich zu Heinrich d'Aubüſſon wendend, „Dich bedaure ich, daß Du der Bruder dieſer Auserwählten biſt. Schweſterliebe iſt ſchön, Frauenliebe viel herrlicher! Ich bin Dir trotz Deines Kreuzes, das ich ſonſt als ein Rechtgläubiger haſſe und verfolge, von Herzen gewogen. Unterliegſt Du dereinſt Deinem Schickſal, und Kiuprogli, mein Vater, kann Dir nützen, ſo wende Dich an mich, Du wirſt, um dieſer Herrlichen willen, einen Freund an Muſtapha finden."

„Nun habe ich Dich noch einmal geſehn," ſprach er tief bewegt, „lieblichſte der Houris dieſes Erdenparadieſes, mich noch einmal an Deinem Anblick geweidet,

und ſo der ſtürmiſchen Mahnung meines Herzens genügt. Nun fühl' ich, daß der Augenblick der Trennung nahen muß, daß ich nicht länger in Dein holdes Auge blicken darf, wenn ich mit ganz reinem Bewußtſeyn vor meinen alten Lehrer treten will. Nimm dieſen Ring, Helene, Du, wackerer Grieche, dies Schwert, und Du, Malteſer, meinen Handſchlag; nun lebt wohl! Vor Muſtapha decke für immer ein Schleier Dein liebliches holdes Angeſicht. Leb wohl!"

Er warf noch einen flammenden Blick auf die Erröthende, verließ dann ſchnell die Laube und eilte zu ſeiner Begleitung zurück.

„Führe mich hinaus unter die Cypreſſe, welche den kleinen, mit friſchen Blumen geſchmückten Hügel ſo traulich beſchattet," bat Nikola Helene, die Muſtapha immer noch freundlich nachblickte. „Mir wird es ſo beklommen, ſo ängſtlich in der Laube, des Türken Gegenwart hat ſo manche Erinnerung, ſo manches Gefühl in mir aufgeregt, daß mich eine ſonderbare Unruhe ergreift, die ich mir nicht zu deuten weiß. Leite mich dorthin auf die Raſenbank bei dem duftenden Oleander."

Helene reichte ihm den Arm und führte ihn, von dem Malteſer unterſtützt, zu ſeinem Lieblingsplätzchen. Hier bat er d'Aubüſſon, ihn mit der Geliebten allein zu laſſen, und als dieſer ſich entfernt hatte, ſagte er, des Mädchens Hand in ſeine zitternde preſſend: „Helene! als der Türke vor Dir ſtand, Dich eine Perle der Jungfrauen, Dich die ſchönſte der Frauen des Erdenparadieſes nannte, aus ſeinem Auge die Flammen glühender Liebe ſchlugen, und ich gedachte, daß er der Gefangenen frei-

willig entsagen, Dich dem Geliebten zurücksenden konnte, da erschien mir der Jüngling so edel, so groß, und ich so klein neben ihm, der ich, ein schwacher, elender Mensch, die Hand nach der Perle der Jungfrauen ausstrecke, die zu erfassen ich nicht würdig bin. Höre mich, Helene!" bat er innig und sein ganzes Inneres sprach sich in diesen Worten aus. „Ist es Mitleid, ist es Dankbarkeit, was Dich mir zuführt, so halte ein, zögre, mir zu nahen und prüfe Dich erst; mir gnügte es, aber Dich kann nur überschwengliche Liebe in eigener Brust beglücken. Ich hätte Dich nur gerettet, um Dich elend zu machen — und das will ich nicht!" —

„Nikola!" — begann das Mädchen, aber schnell unterbrach er sie — „Prüfe Dich erst, ehe Du mir Dein Herz zeigst. — Wie es auch sey, ich werde mich glücklich fühlen. Wenn heute Abend der Wind kühlend durch diese Cypresse rauscht und mit den Blumen des Hügels spielt, die Abendsonne sich in die Fluthen taucht, die Dämmerung ihren Schleier breitet, und Du mein bleiches Antlitz nicht mehr sehen kannst, dann sprich und thue mir kund, was Dein Herz Dir vertraute — Jetzt nicht — Jetzt bin ich zu ermattet, der Schlaf drückt schwer auf meine Augen und will sie schließen. Wenn ich erwache, bricht vielleicht schon die Dämmerung an." —

Seir Haupt sank bei diesen Worten an Helenen nieder, die über das, was er gesprochen, sinnend, den Schlummer des Müden sorgsam bewachte.

Während Nikola, von seinem Engel bewacht, sanft schlummerte, kehrte der Marquis aus dem Lager zurück und trat in die Wohnung Anastasiens, bei welcher er seinen Sohn fand. Bald führte das Gespräch sie auf die nahe Abreise, und den sonst so ernsten, kalten d'Aubüs-son schien der Gedanke an Trennung von diesem Schauplatz seiner frühern Liebe weich zu stimmen. „Ich habe Euch wehe gethan, Anastasia," sagte er bewegt, „ich fühle mein Unrecht, und hoffe, Euer sanftes Gemüth wird mir vergeben. Ja, bei Gott! es schmerzt mich, Euch verlassen zu müssen, Euch wehe gethan zu haben, Euch vielleicht n o ch wehe zu thun." Dies sagend übermannte ihn das Gefühl, und zum ersten Mal, seit er sie treulos verlassen, schloß er sie an seine Brust.

Anastasia entzog sich seiner Umarmung, doch schien sie ihm deshalb nicht zu zürnen; ihr Mund wollte freundlich lächeln, er vermochte es nicht; Schmerz umzog ihn, die Thräne drang in ihr Auge, das immer finsterer auf den Marquis blickte. „Kommt, Marquis d'Aubüsson, kommt Ritter von Malta!" sprach sie feierlich, trat zwischen Beide, und gleich einem finstern Geiste führte sie die Männer hinaus in den Garten. „Kommt, Marquis," wiederholte sie hier, „kommt zu Eurem Kinde, damit Ihr mir nicht noch einmal wehe thut!"

Verwundert sahen Beide auf Anastasia, die schweigend durch den Garten schritt. Ueber ihr ganzes Wesen war feierlicher Ernst gebreitet, keiner wagte nach der Ursache dieser Stimmung zu fragen. Jetzt traten sie aus dem Myrthengebüsch und gingen längs der hochgewölbten Weinlaube. „Kommt!" rief sie noch einmal und

ſchritt haſtig der hohen majeſtätiſchen Cypreſſe zu, welche den grünen blumengeſchmückten Hügel beſchattete.

„Hier, unter dieſem Hügel, Marquis d'Aubüſſon,“ ſprach ſie, „findet Ihr Eure Tochter! Jene, welche dort, ihren heiter lächelnden Geliebten verlaſſend, auf uns zutritt, iſt mein Kind, aber nicht das Eurige.“

Von dieſen Worten erſchüttert, ſtand der Marquis, ſein Auge nur auf den Grabhügel geheftet. Der Malteſer aber auf die Jungfrau zuſtürzend, rief freudig ihr entgegen: „Helene! meine Helene!“ Auch ſie, welche der Mutter Worte vernommen, eilte auf ihn zu, und ſank mit dem Ausruf, „mein Heinrich, mein Geliebter!“ an ſeine Bruſt. Da trat die Mutter zürnend zwiſchen ſie. „Das iſt der Malteſer Ritter d'Aubüſſon, Dir fremd, und nicht Dein Bruder!“ ſprach ſie ernſt. „Dieſe iſt Nikola Conduri's Verlobte, und ſo ſeyd Ihr getrennt, wie ich es wünſchte! — Und nun ſey Euch vergeben!“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme zu dem Marquis, er noch immer den Blick auf den Hügel gerichtet, an Allem keinen Theil genommen hatte.

Leblos, als habe ein Blitzſtrahl ſie getrennt, ſtanden der Malteſer und Helene von einander geſchieden. „Es iſt vorüber!“ ſagte dieſe, ihm die Hand reichend, die er feſt in der ſeinen hielt. „Lebt wohl!“

Da fuhr der Marquis plötzlich aus ſeinem düſtren Sinnen auf: „Weib!“ rief er vor Zorn erbebend, „Wo iſt mein Kind?“

„Dort ſchlummert es,“ ſagte Anaſtaſia, auf den Hügel zeigend. Bei dieſen Worten erbebten Alle. Der Malteſer ließ Helenens Hand los, die, als trieb ſie die

Schuld, zu Nikola eilte und mit einem Schrei an dem Rasensitze niedersank —

Anastasia und der Malteser eilten hin, d'Aubüssen aber blieb an dem Grabhügel seines Kindes, nichts um sich beachtend, zurück. —

Das bleiche Haupt auf die kalte Brust gesenkt, das Auge starr und gebrochen, lag Nikola an den Rasensitz gelehnt. Ein schmerzvolles Lächeln schien noch um die bleichen Lippen zu zucken, der Gram die matte Lampe gelöscht, der Schmerz den Tod herbeigerufen zu haben. Was er vernommen, was er erblickt, hatte sein edles Herz gebrochen.

Am andern Morgen verkündete Kanonendonner die Einschiffung der französischen Regimenter auf den Schiffen der ersten Abtheilung; am Abend sollte die zweite folgen, mit welcher der Marquis Standia zu verlassen gedachte. Durch die Begebenheit des vergangenen Tages tief erschüttert, überließ er Andern die hierzu nöthigen Geschäfte und wallfahrte nach dem Grabhügel seines Kindes. Er hatte es nicht gekannt, wohl selten nur an das Unglückliche mit wahrer Liebe gedacht, das Vatergefühl war in der Entfernung und in seinem bewegten Leben untergegangen und somit war auch das, was er jetzt an diesem Hügel empfand, nicht allein der Vaterschmerz, es war wohl mehr das Gefühl einer tiefen Schuld, es waren die Schlangenbisse eines erwachten Gewissens. Candia hatte er aus Rache an den Rand des Verderbens gebracht, und für wen? Für Helene! und

was war sie ihm? — Blickte er in die Zukunft, gedachte er der Leidenschaft, mit welcher sein Sohn, trotz dem Schmerze, der ihn bei Nikola's Anblick ergriffen, auf die Griechin schaute, dachte er, daß sie wohl noch auf die Ahnentafel der d'Aubüssons einen Makel werfen könne, so fühlte er, daß er das Opfer, sich selbst zum Verderben, gebracht, und die Nemesis ihn schon jetzt ereile. Aber so ganz war das menschliche Gefühl nicht von ihm gewichen, daß der Schmerz, dem er überall begegnete, ihn fühllos hätte lassen sollen, und er ihn eben jetzt nicht mit empfunden hätte, als Anastasia langsam und niedergebeugt nach dem Grabhügel zuschritt.

„Die Stunde des Scheidens naht" sagte sie, eine Thräne im Blick, „vielleicht für mich auch bald die Stunde der Trennung von der Heimath und diesem Grabe. Ich komme, da es wohl das letzte Mal ist, daß wir uns auf dieser Welt sehen, Euch mit betrübtem aber aufrichtigem Herzen zu sagen, daß ich Euch verziehen habe, damit wir in jener Welt uns freundlich begegnen mögen. Aber da Ihr nach dem, was ich gethan, leicht glauben könntet, Rache hätte mich geleitet, da doch nur das Mutterherz gehandelt hat, so wißt: Nur die Angst um mein Kind ließ mich bei unserer ersten Zusammenkunft in Candia Euren selbst gefaßten Irrthum, Helene sey Eure Tochter, bestätigen, und ich ergriff den letzten Halm, an dem ich ihr Leben retten zu können glaubte. Meine Klugheit wurde zu Schanden, ohne sie wäre der edle Nikola nicht geopfert, mein Kind gerettet, und würde wahrscheinlich in seinen Armen ihre thörichte Leidenschaft, die jetzt, selbst über seinem Grabe, mit aller

Kraft hervorbricht, vergessen haben. Ohne Euren lieblosen Vorsatz, Herr Marquis, mir bei Eurer Abfahrt die Tochter mit Gewalt zu rauben, und sie so dem unglücklichen Griechen, der sie mit seinem Blute theuer sich erkauft hatte, zu entreißen, ohne diesen, verzeiht mir, nicht edlen Entschluß, den ich, als Ihr Eurem Diener die nöthigen Befehle dazu gabt, aus Eurem Munde vernahm, hätte ich Euch hier den Irrthum nicht benommen; erst in der Ferne solltet Ihr erfahren, daß Helene Euer Kind nicht sey. So aber mußte ich das Geheimniß jetzt schon enthüllen und Euch zeigen, daß Ihr kein Recht auf Helene hattet; Nikola ward das Opfer. — Ihr seht, Marquis d'Aubüsson, der Schuld des Menschen folgt die Strafe, wenn auch schleichend, aber sicher nach; trennten ihn auch Meere und Welten von dem Schauplatze der That, wagte auch sein stolzer Geist Alles, ihr zu entgehen, die Vergelterin ereilt ihn, wo er auch sey! — und uns? — sie hat uns ereilt, sie wird uns noch ferner ereilen und Euer Sohn, meine Tochter, werden beide die Schuld ihrer Eltern büßen!" — Dieser Gedanke mochte sie schmerzlich bewegen, sie hielt in ihrer Rede an — „D'Aubüsson," sagte sie dann, und blickte bittend an ihm auf, „vergebt mir; auch ich bin schuldig — Wie es auch komme, handelt menschlich gegen Helene! — Dies meine letzte Bitte. Reicht mir über dem Grabe unseres Kindes die Hand zur Bestätigung, daß Ihr sie erfüllen wollt; dieser Handschlag versöhne Alles, das Vergangene, wie das Zukünftige!"

Der Marquis reichte ihr die Hand, unwillkührlich drückte sie sie leise an ihr Herz, ihr Auge sah noch ein-

mal auf nach dem Manne ihrer ersten Liebe. „Lebt wohl!“ rief sie dann und verließ ihn schnell, um ihn nie wieder zu sehen.

Am Abend, wo die letzte Abtheilung der französischen Flotte mit vollen Segeln von der Rhede von Standia nach Frankreichs Küste zurück fuhr, und von den fremden Schiffen nur noch die Galeeren des Papstes und die von Malta im Hafen flaggten, saß Helene, bei dem Schein einer brennenden Fackel in den Trümmer am Meere. In dem Gewande der Trauer, einen Myrthenkranz in das Haar geflochten, blickte sie regungslos vor sich hin und schien den Malteser, welcher dicht hinter ihr stand, nicht zu beachten. Ihr Auge war auf ein offenes Grab dicht neben ihrem Sitz am Bogenfenster geheftet, und wie an jenem Abend auf dem Kirchhofe St. Andrä, so starr sah sie in das dunkle Grab. „Heinrich d'Aubüsson,“ fragte sie endlich sich erhebend, — „Wann seegelt Ihr von hier?“ — Er antwortete nicht, sein Herz war zu beklommen — „Wann seegelt Ihr von hier?“ fragte sie noch einmal.

„In drei Tagen,“ erwiederte er nun mit Feuer, „dann ziehe ich nach Rom, der heilige Vater wird mir Dispensation nicht versagen, ich kehre zurück“ —

„Seht Ihr dort die Fackeln sich nahen?“ unterbrach ihn mit feierlichem Tone Helene. „Hört Ihr das Gemurmel der Betenden? — Er kommt!“ — Sie trat an den Eingang der Trümmer, faltete ihre Hände und schien mit Fassung den Fackelzug zu erwarten. Plötz-

lich hob sie die Hände gen Himmel. „Vergieb mir meine Schuld, barmherziger Gott!“ rief sie, von Schmerz durchdrungen aus und ihre Knie wankten.

Der Trauerzug hatte jetzt die Trümmer erreicht. Jünglinge trugen den Sarg, der Zug war nur klein, und schwach die Hymne, die den Todten zur Ruhe begleitete, aber vor dem mit Cypressen bekränzten Sarge schritt der würdige Priester Ambrosios in feierlicher Andacht einher. Er hatte das Schicksal des Jünglings erfahren, und war gekommen, dem Todten den Segen, der Lebenden das Urtheil zu sprechen.

Ohne auf Helene, ohne auf den Malteser zu blicken, trat er ein, der Sarg wurde niedergesetzt, Ambrosios ließ ihn öffnen, trat zu dem Todten und sprach den Segen über ihn. „Friede sey mit Dir, dem hier der Friede nicht ward. Schwinge Dich auf, edler Märtyrer! Gott wird Dein Herz erkennen, das Menschen Dir brachen. Schwinge Dich auf, Glücklicher! denn wohl dem, den das Bewußtseyn edler That hinüber geleitet. — Wehe denen, die schuldbelastet zurückbleiben.“

Da trat Helene an den Sarg. — „Schlaf wohl, Nikola!“ sprach sie leise, „dort sehen wir uns wieder!“ Dies sagend nahm sie den Myrthenkranz aus ihren Locken, und beg ihn um seine kalte Stirn. — „Du verstehst mein Opfer,“ sprach sie, küßte seine Lippen und drückte seine kalte Hand an ihr Herz. — „Schließt den Sarg!“ befahl sie, „und senkt ihn in die Gruft!“

Und als der Sarg sich senkte, die Grabeshymne ihn begleitete, rollte keine Thräne aus Helenens Auge ihm nach. — Heiter, als schwebe sie mit ihm auf, blickte

sie zu dem gestirnten Himmel empor, und als die Hymne der Auferstehung verhallt war, die Anwesenden sich schweigend entfernten, Ambrosius und der Malteser allein zurückblieben, trat sie würdevoll zu dem Priester: „Ehrwürdiger Vater," sprach sie, „Ihr seyd gekommen, über den Todten Segen, über die Lebende ein strenges Urtheil zu sprechen. — Der Segen gnüge Euch, das Urtheil sprach schon Gott. — Ich schlang den Kranz von Myrthen um seine Schläfe, und damit habe ich auch im Tode mich mit ihm verbunden, und ihm Alles geopfert."

„Heinrich d'Aubüssen!" wandte sie sich nun zu diesem. „Schuldbeladen stehe ich an diesem Grabe. Wo die dunkle Vergeltung waltet, welken alle Blüthen der Liebe, wo die Schuld die Hochzeitfackel trägt, leuchtet kein Glück, wo der Friede des Herzens zerstört ist, flieht die Ruhe für immer. — Dieses Grab trennt uns auf ewig, die Sichel des Todes, welche den schwachen Halm seines Lebens mähte, traf auch die Blume unserer Liebe, sie ist gebrochen, wie sein Herz — wie das meine. — Lebt wohl! — Ehrt Ihr die Unglückliche noch, habt Ihr Mitleid mit der Schuldbelasteten, so macht Ihr den Abschied nicht schwer! — Ihr lebt, keine Thräne entrollt meinem Auge, ihr Quell ist mit ihm versiegt; seyd Mann, sprecht ein ernstes Lebewohl! — Dort oben erwartet uns ein schönes Wiedersehen!"

„Helene!" rief der Malteser.

„Ritter von Malta!" unterbrach ihn der Priester, „Denkt an Gott, an Eure Pflicht — an ihr gebrochenes Herz!"

„So lebe wohl!“ rief Heinrich d'Aubüſſon. „Lebe wohl, Du meines Lebens Stern. Gott ſtärke Dich, und ende bald mit mir!“ — Dies ſagend ſtürzte er hinaus.

„Der Herr ſegne Dich!“ ſprach nun Ambroſius, die Hand auf die Knieende legend, welche in ſtillem Gebet ihren Schmerz zu übertäuben ſuchte. „Er erhalte Dich im gläubigen Vertrauen, und gebe Dir Muth und Kraft, mit Ergebung zu tragen, bis er Dich abruft ins Land des Friedens.“

„Amen!“ ſprach die Gebeugte. „Gott ſey barmherzig!“

Schon am andern Morgen, nachdem auch die päpſtlichen Galeeren und die von Malta die Rhede von Standia verlaſſen hatten, donnerte das Geſchütz wieder unaufhaltſam vor der bedrängten Stadt, wo Moroſini kaum 3000 Streiter zur Vertheidigung geblieben waren, denn mit den Franzoſen hatten alle Hulfstruppen Candia verlaſſen, und nur noch die deutſchen und italiäniſchen Regimenter, welche im Solde der Republik ſtanden, waren, ihrem Eide treu, bei ihm geblieben. Mit dieſem kleinen Haufen ſtand der unerſchütterliche Held unentmuthigt auf den Trümmern der zerſtörten Werke; er fühlte wenig Hoffnung mehr, aber immer noch den alten Muth. In den drei erſten Tagen gingen alle Außenwerke verloren, ſelbſt einen Theil der Baſtion St. Andrä hatte der Feind genommen und ſich dort eingegraben. Da erſchien am Abend dieſes blutigen Tages der Der-

wisch. „Du siehst, tapferer Kriegsheld," redete er Morosini an, „daß mein Herr, der Vezier, sein Versprechen hält. Er sendet mich, Dir einen ehrenvollen Vergleich anzubieten, er achtet Deinen Muth, und will nicht das Häuflein Deiner braven Soldaten dem Schwerte opfern, denn, noch ein ernstlicher Sturm, und Candia ist genommen! — Sprich Deine Wünsche aus, oder bist Du auch jetzt noch unbeugsam, wie immer?"

„Freund Derwisch!" erwiederte Morosini, und ein großer, für einen Venetianer, ein kühner Gedanke, durchzuckte seine Seele. „Ich bleibe auch heute mir gleich. Candia übergebe ich nicht durch Vertrag, nur mit meiner Republik in Frieden mag Dein Vezier einziehn, oder es stürmend mit dem Blute Tausender gewinnen! Dies mein unabänderlicher Entschluß!" — Der Derwisch lächelte — „Wisse, Abdallah, hätten mich jene eitlen unbeständigen Franzosen nicht zweimal schändlich verlassen, hätten sie ausgeharrt, wie die braven Deutschen, ich stände vor Canea, nicht Ihr vor dieser Stadt!"

„Thor!" sagte der Derwisch unwillig. „Warum bandest Du auch das Schicksal Candia's an Dein im Zorn gegebenes Wort! Jener Pfeil, den Helene Panos hinüber schoß, nahm das Glück der belagerten Stadt in seinem Fluge mit sich fort. Ohne des alten d'Aubüsson Rache wehten die Lilien Frankreichs noch auf Euren Wällen."

Morosini schwieg.

„Achmed Kiupergli ehrt Dich, er achtet die Kraftanstrengung Deiner Republik; ich hoffe, Ihr scheidet als

Freunde. Ich gehe, und als Friedensbote ſiehſt Du mich bald wieder.“

Schon am dritten Tage nach dieſer Unterredung hörte der Kanonendonner vor Candia auf. Am 7. September des Jahres 1669 ward ein ehrenvoller Friede zwiſchen Kiupergli und dem venetianiſchen General geſchloſſen. Moroſini mit der Beſatzung und allen Einwohnern durfte frei abziehen oder bleiben, und alles Hab' und Gut, den Kriegsvorrath und 140 Kanonen mitnehmen. Grabuſa, Spina longa und Suda, dieſe drei Hafen Candia's blieben, wie alle Eroberungen in Bosnien und Dalmatien, der Republik. Dafür übergab Moroſini einen Schutthaufen, der 20 Jahre den Osmanen widerſtanden hatte. Am 24. des nämlichen Monats zog Achmed in Candia ein. Er war ein ſo edler Sieger, als er ein furchtbarer Feind geweſen war; denn außer daß er die Bedingungen treu erfüllte, geſtattete er Moroſini zu der beſtimmten Friſt zur Einſchiffung noch ſechs Tage mehr, und ſchenkte ihm, ſeinen Muth zu ehren, vier der ſchönſten metallenen Geſchütze. Sie ſchieden, wie zwei edle Feinde, ſich gegenſeitig hochachtend. Für Anaſtaſia und ihre Tochter ſorgte Muſtapha als thätiger Freund, der Vezier als freigebiger Gebieter, ſie blieben unter ſeinem beſondern Schutze auf Standia; aber weder er, noch ſein Sohn ſahen Helene wieder, Muſtapha ehrte ihren Schmerz, nur der Derwiſch beſuchte ſie zuweilen. Durch ihn erfuhren ſie nach kurzer Zeit, daß Heinrich d'Aubuſſon, im Kampf für ſeinen Glauben, gefallen ſey.

Auch er war ihr nun vorangegangen. Das Leben

hielt ſie lange mit feſten Armen umſchlungen und ſpottete ihrer Sehnſucht ihnen zu folgen. Oft ſaß ſie noch an Nikola's Grabe, blickte hinaus auf das ſtürmiſche Meer, das die Hülle Heinrich d'Aubüſſon's verſchlungen, und wie dunkle Nebelgeiſter ſchwebten die Bilder der Erinnerung an ihr vorüber. Der einzige Begleiter aus jener ſchönen, ſo ſturmbewegten Zeit, war ihr der Schmerz.

Zwei und zwanzig Jahre waren ſeit Candia's Fall verfloſſen, als eines Tages ein Greis, auf ſeinem Stabe geſtützt, dem Landhauſe der Wittwe Anaſtaſia zuſchritt, wo Helene mit ihrer Mutter in ſtiller Einſamkeit im Garten ſaß. Der Alte, ein Pilger, welchen Helene, als er näher kam, ſogleich für den Derwiſch Abdallah erkannte, trat in ihre Mitte. „Gott und der Prophet mit Euch!“ rief er ihnen zu. „Ich bringe Euch, Helene, den Abſchiedsgruß Muſtapha Kiuprgli's; er ſank, wie er es gewünſcht, auf dem Bette der Ehre in der Schlacht von Salankemen. Ihr habt einen edlen Beſchützer an dem mächtigen Vezier, ich, einen treuen Freund verloren; nun wandre ich in meine Wüſte zurück und ſcheide von der Welt. Da wollte ich Dich noch einmal ſehen, Du holder Stern meines Muſtapha, und komme zu Dir, Helene, in Deine flammenden Augen zu ſchauen. — Sie leuchten nicht mehr wie zwei ſtrahlende Sonnen, aber immer noch wie zwei freundliche Sterne in trüber Nacht. Gebe Dir Gott einen ſanften

Tod!“ Dies ſagend reichte er ihr die Hand, und ſchritt nach dem Meere zu, wo ſein Boot ihn erwartete.

Als er, von den Frauen begleitet, an der Trümmer vorüber ging, trat er dort ein; ſein Auge ſchaute auf Nikola's Grab. „Hier ruht ein edles Herz,“ ſprach er; „wohl dem, der in Frieden zu Allah geht!“

Auch Helenens Herz fand bald die Ruhe im Grabe. — Sanft war ihr Tod — heiter möge ihre Auferſtehung ſeyn!

Julia Gonzaga.

1.

Wie ein glänzendes Luftgebild, welches die Sterne, selbst die silberne Scheibe des Mondes verdunkelnd, flammend durch die Himmelsräume schwebt, also strahlte Julia Gonzaga, die Schönste der Schönen, unter den Frauen ihres Jahrhunderts. Nicht nur über Italiens Gefilde verbreitete sich ihr Glanz, durch ganz Europa erscholl der Ruf ihrer Schönheit, selbst an die Sandküsten Afrika's, wo der wilde Barbaressa hauste, selbst in Konstantinopel drang durch die streng verschlossene Pforte des Serails das Lob ihrer hohen Schönheit. Dichter aller Nationen besangen sie in Canzonen und Sonetten. selbst die Kälte der deutschen Minnesänger damaliger Zeit erwärmte sich an dem Feuer ihrer Augen, und manches schöne Lied aus diesen Tagen verdanken wir der reizenden Frau, die, ein Muster an Schönheit, auch ein Muster an Tugend war.

Schon im sechszehnten Jahre an Vespasian Colonna, Herzog von Trajetto und Grafen von Fondi, einen edlen, aber alten Fürsten vermählt, und durch diese Vermählung von dem Manne ihrer ersten geheimen Liebe, einem jungen Edlen aus Campanien getrennt, hing sie mit unerschütterlicher aufrichtiger Treue an ihrem Gatten

Wie ein liebendes Kind dem Vater, so vertraute sie ihm ihre leisesten Gedanken, und sogar ihre frühere Neigung hatte sie ihm nicht verschwiegen.

Grazie, mit hoher seltener Schönheit verbindend, geistreiche Beschützerin der Künste, war sie die Sonne Roms und Neapels. Krieger, Gelehrte, Staatsmänner und Künstler bildeten ihren Hof, und mit unbeschreiblicher Anmuth wußte sie die Herzen der Männer zu fesseln, aber eben so Jeden in den Schranken hoher Achtung zurückzuhalten. Selbst für den Neid der Frauen stand sie zu hoch, auch sie huldigten ihr und keine wagte, sich Julia Gonzaga gleich zu stellen. Sie war eine der seltenen Erscheinungen, wie sie nur Jahrhunderte einmal hervorbringen. Noch ist in Rom ein Bild von ihr zu sehen, welches sie in dem Augenblicke darstellt, wo sie in einer, für die damalige Zeit, ungewöhnlichen Tracht zu einem Maskenball gekleidet, ein Schmuckkästchen vor sich stehen hat. Aber die Seele, die himmlische Grazie konnte der Maler nicht ganz wiedergeben, und das Bild, welches die Dichter, den Pinsel in die Gluth der Phantasie tauchend, uns zurück ließen, ist tausendmal schöner.

Vespasian Colonna, während seines ganzen Lebens mit dem Familien-Kampf gegen den Papst beschäftigt, liebte seine Gattin zärtlich, weihte ihr sein Leben und sah mit stolzer Selbstzufriedenheit auf die Herrliche. Nicht allein aus der Eitelkeit, diesen Juwel sein zu nennen, nein, aus tiefer wahrer Verehrung ging die hohe Achtung hervor, mit welcher er ihr begegnete. Sie war durch Tugend Königin seines Herzens, wie sie durch Schönheit und Anmuth Königin Roms und Neapels war.

Aber die Huldigungen der Welt, die Schmeicheleien der Dichter, die anbetungsgleiche Verehrung aller Gebildeten, ſelbſt die Achtung und Liebe ihres Gatten, gnügten ihr nicht immer. Oft fühlte ſie mitten in den Feſten, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft in dem Kreiſe der geiſtreichſten Männer eine gewiſſe Leere; der Weihrauch, den man ihr ſtreute, ward ihr widrig und eine innere Stimme flüſterte ihr dann zu: „Es giebt noch Herrlicheres für Dich, als dieſe Ambradüfte; brich nur die Blume der Liebe, brich eine Roſe, ihr Hauch iſt lieblicher, als alle Wohlgerüche Arabiens.“ Doch Julia gab dieſer dämoniſchen Einflüſterung kein Gehör; Stolz, und vielleicht auch ihre erſte Liebe verſchloſſen ihr Herz jedem Eindrucke; denn noch immer, obgleich nun ſchon vier Jahre vergangen waren, gedachte ſie jener Blüthenzeit mit Wohlgefallen, und das Bild des ſchwarzgelockten Giovanni d'Arienzo, mit ſeinen dunklen ernſten Augen, den ſie ſeitdem nicht wieder geſehen, ſchwebte noch zuweilen an ihr vorüber. Saß ſie in der ſtillen Laube ihres einſamen Gartens zu Fondi, ſo war es ihr oft, als vernähme ſie ſeine liebliche Stimme, ſeiner Lieder ſchmelzende Melodie, und die ſüßeſten Erinnerungen verlockten ſie dann in jene Zeit; aber ſie gab ſich dieſer Täuſchung nicht hin. Wie das Bild eines Heiligen, welchen die Jungfrau in ihr Herz geſchloſſen, ſie vor den Lockungen des Verſuchers bewahrt, ſo war auch die Erinnerung an ihre erſte heilige Liebe der feſte Grund, auf welchem ihre Tugend, Stürmen trotzend, den Anker auswerfen konnte.

In ſolchen Tagen, wo ihr der Glanz, der ſie in Rom oder Neapel umgab, läſtig zu werden begann, eilte

ſie nach Fondi, wohin ihr Gemahl zwar nur ſelten folgte. Hier in der Einſamkeit ſammelte ſie ſich von den Zerſtreuungen wieder, die in Rom ihren Geiſt von dem Ernſten abgezogen hatten, und lebte ſich und ihren edleren Gefühlen. Hier prüfte ſie ſtreng ihr Betragen; in dem herrlich ausgeſchmückten Garten des Schloſſes reiften die ernſten Entſchlüſſe, mit denen ſie in das Geräuſch der Welt zurückkehrte. Auch jetzt ſehnte ſie ſich nach ihrem Lieblingsaufenthalte, weil die Bewerbungen des päpſtlichen Nepoten, des Kardinals Hippolyt von Medicis ihr um ſo mehr läſtig und drückend zu werden begannen, als dieſer junge Mann, mit einem ſchönen Aeuſſeren die Liebenswürdigkeit, das Erbtheil ſeiner Familie, verband, und ſie fühlte, daß ſie gern in ſeiner Nähe ſey. Sie eilte deshalb nach ihrer Einſamkeit, dort der Erinnerung und der Phantaſie leben zu können.

Als ſie ſich von ihrem Gemahl beurlaubte, ſagte dieſer freundlich, aber ſonderbar lächelnd: „Es iſt nicht gut, daß Ihr mit Euern Frauen und den paar alten Cavalieren ſo allein in dem einſamen Fondi ſeyd; ich werde Euch diesmal einen andern Diener ſenden, den Ihr mir zu Liebe freundlich aufnehmen möget, und der es wohl verſtehen wird, Euch die Zeit zu verkürzen. Er ſingt vortrefflich, ſpielt ſchön die Laute, ſoll auch ganz artige Sonette dichten und ein junger beſcheidener Mann ſeyn.“

Julia war mehr noch über den ſcherzhaften Ton, mit welchem ihr Gemahl dies ſagte, als über den Inhalt ſeiner Rede verwundert. Sie that ihm hierüber mehrere Fragen, denen er lächelnd auswich. „Nun, mein edler

Gemahl," sagte sie endlich scherzend, „so muß ich fast glauben, Ihr selbst werdet mich in Fondi heimsuchen; Ihr spielt noch jetzt zuweilen die Laute, sollt einst eine bezaubernde Stimme gehabt haben, und manches herrliche Sonett ist aus Eurer Feder geflossen; Ihr habt sicher Euer eignes Gemälde aus den Tagen Eurer Jugend mir vorgehalten. Auch wüßte ich Niemand, der mir dort willkommener seyn könnte, als Ihr."

„Diesmal werdet Ihr Euch mit einem Andern begnügen müssen," erwiederte Colonna, „meine Geschäfte erlauben es nicht, Euch zu folgen;" und ohne ihre Neugierde gestillt zu sehen, mußte sie mit ihrer Jugendfreundin Leonore Orbitre und einem fürstlichen Gefolge von Cavalieren und Dienern ihre Reise nach Fondi antreten.

Sie fühlte sich jedesmal wohl, wenn sie das ihr so lieb gewordene Schloß betrat. Mehrere tausend Schritte vom Meere entfernt, welches dichtes Gebüsch hier dem Auge versteckt, liegt die Stadt am Fuße des, die Ebene bekränzenden Gebirges. Ihre Lage ist nicht reizend zu nennen, und doch war sie der Lieblingsaufenthalt der Signora und der ihres Gatten. Hier ruhte sein großer Vater Prosper Colonna, dieser edle Kriegsheld, dieser Schrecken der Franzosen, hier Marcus Colonna, sein hoher Ohm; deshalb, wenn es seine politischen Händel erlaubten, eilte er stets nach Fondi, dessen Pallast er mit Schätzen der Kunst und mit Pracht geschmückt, und wo er Alles gethan hatte, ihn zu einem reizenden Aufenthalt zu schaffen.

Julia's Herz klopfte auch jetzt freudig, als sie ihr Zimmer betrat, ihren Reisemantel abwarf und sich auf

den Seſſel am Fenſter des kleinen Thurmes, wo ſie ſo gern zu ſitzen pflegte, niederließ. Hier ſeufzte ſie tief auf. „Gottlob, Leonore!“ ſagte ſie zu ihrer Freundin, „nun bin ich wieder frei, und darf mir ſelbſt leben, und was ich empfinde, mir offen geſtehen. — Die Sehnſucht nach Fondi war dieſes Mal groß —“

„Und die Flucht vor dem Kardinal von Medicis eilig,“ unterbrach ſie Leonore.

„Scherze nicht,“ ſagte Julia ernſt. „Du weißt, ſo ſehr mich Deine frohe Laune erheitern kann, ſo liebe ich, ſelbſt aus Deinem Munde, dieſen Scherz nicht. — Vor dem Kardinal bin ich wahrlich nicht geflohen, ſo wenig wie vor meinem eigenen Herzen. Aber ich weiß mir die Sehnſucht nicht zu erklären, die mich hierher trieb, und muß faſt lächeln, wenn ſich die Worte meines Gatten und der mir verheißene Sänger ſo oft in ihr verbinden.“

„Nun wahrlich!“ meinte Leonore ſcherzend, „neugierig bin ich auch, den Mann zu ſehen, der Euch aus Eurem Gleichmuth zu bringen vermöchte; denn ſelbſt Giovanni, wenn der Beklagenswerthe noch lebt, darf ſich nicht rühmen, Euch nur einen Augenblick ſchwach geſehen zu haben.“

Julia erwiederte nichts, ihr Auge blickte ernſt vor ſich hin. Auch Leonore ſchwieg, denn nur zart durfte ſie dieſe Saite berühren.

2.

Wochen waren vergangen und der Verheißene noch nicht erſchienen. Julia ſowohl, wie Leonore, wurden

mit jedem Tage gespannter, da der Herzog in seinen Briefen stets seiner erwähnte und sie auf sein baldiges Kommen vertröstete. In jedem Fremden, der auf dem Schlosse einritt, glaubte sie den zu sehen, von welchem ihr der Gemahl gesprochen, aber von allen den Männern, die kamen und gingen, wollte Keiner dem Bilde gleichen, das er von ihm entworfen hatte. Sie zürnte mit sich, daß sie durch einen Scherz ihre Neugierde so rege machen ließ, und war schon im Voraus überzeugt, wer es auch sey, er würde ihr wenig Freude und wenig Zerstreuung gewähren.

Eines Tages saß sie allein in ihrer Lieblingslaube im Garten, eben gedachte sie wieder der geheimnißvollen Worte ihres Gatten, als sie den Hufschlag von Rossen auf dem Schloßhofe vernahm. Ihr unerklärbar, begann ihr Herz lauter als gewöhnlich zu klopfen, und sie war mit sich unzufrieden, daß sie sich von ihrer Phantasie so hinreißen lasse, und sich sogar, gedachte sie des jungen Mannes, ein Bild von ihm entwerfen konnte.

Ein Diener trat jetzt aus dem Schlosse, seine Gebieterin aufzusuchen. Er ist gekommen! war ihr erster Gedanke, und sie irrte nicht. „Signora!" begann dieser, „es ist eben ein Cavalier angelangt, der Euch Briefe von dem Herrn bringt. Er bittet vorgelassen zu werden."

„Nannte er seinen Namen?" fragte die Herzogin.

„Als ich ihn darnach fragte," antwortete der Diener, „behauptete er, ihn nicht eher sagen zu dürfen, bis er der Signora den Brief übergeben habe."

„So führ' ihn hierher!" befahl sie, und trat, nicht ohne eine gewisse Beklemmung, aus der Laube. „Sollte es der Verheißene seyn, den mir mein Gatte sendet?" dachte sie. „Und was soll ein junger Mann hier in meiner Nähe? Warum empfiehlt ihn mein Gemahl so dringend, und fordert mich auf, ihn freundlich zu empfangen? Wer könnte es seyn?"

Als sie noch so sann, öffnete sich die Thür des Schlosses, und ein Jüngling, ganz in schwarz gekleidet, trat die Stufen herab und ging auf sie zu. Seine Haltung war edel, doch schien sein Schritt ungewiß und schwankend; sein gebeugtes Haupt erlaubte der Herzogin nicht, das Gesicht deutlich zu sehen, und je näher er kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Jetzt hob er das Haupt, blickte nach ihr auf und Julia sah ein ihr wohlbekanntes Gesicht; ihr Herz begann heftig zu klopfen, ihre Kniee bebten, und als er nur noch wenig Schritte von ihr war, winkte sie ihm, sich zu entfernen. Der Fremde neigte sich, warf einen kurzen aber schwermuthsvollen Blick auf sie, legte den Brief auf das Gestell einer Bildsäule, wandte sich und ging nach dem Schlosse zurück. — In der peinlichsten Gemüthsbewegung sah ihm Julia nach; schon hob sie den Fuß, ihm zu folgen, schon streckte sie die Arme aus, ihn zurück zu halten, doch hielt sie plötzlich inne, aber ihren Lippen konnte sie nicht gebieten, sie riefen: „Arienzo!"

Wie durch Zauber fest gebannt, stand er bei diesem Rufe, legte die Hand auf sein Herz, sann einen Augenblick, dann wandte er sich und schritt auf die Herzogin zu, die in dem kurzen Augenblicke wieder Fassung erhal-

ten hatte. „Tretet näher!“ rief sie ihm entgegen, als er den weggelegten Brief wieder ergriff. „Ihr kommt von meinem Gemahl — seyd mir deshalb willkommen! Gebt den Brief!“

Er überreichte ihn der Herzogin mit einer leichten kaum bemerkbaren Beugung des Knies, und sein Auge wagte nicht, während sie das Schreiben las, sie anzublicken.

„Der Herzog von Trajetto, mein Gemahl, wünscht,“ begann nun die Herzogin, „daß Ihr als Gesellschafts-Cavalier in meinen Dienst treten und hier, in Fondi, mit Eurem Talent mich ergötzen sollt. Jeder Wunsch meines Gemahls ist mir Befehl, so auch dieser, und deshalb seyd mir gegrüßt. Es liegen Euch hier nur wenige Pflichten ob,“ fuhr sie mit hohem Ernste fort. „Die Erste von Allen sey Bescheidenheit, dann, zieht einen dichten Schleier vor das Vergangene und bleibt, so viel es sich thun läßt, aus meiner Nähe gebannt. Erfüllt Ihr diese, so wird Euch meine Achtung lohnen. Mein Maior domo wird Euch das Weitere sagen.“

Sie winkte ihm, sich zu entfernen; er verneigte sich und ging. Die Herzogin blieb in dem Garten zurück. Ihr war das Benehmen ihres Gatten, der ihre früheren Verhältnisse zu Arlenzo durch sie selbst kannte, räthselhaft. Was sollte ihrem Herzen diese Prüfung, wohin konnte sie führen?

Als sie noch sinnend auf der Terrasse stand, störte sie Leonore in ihren ernsten Gedanken. „Julia,“ sprach sie, „Giovanni sendet Dir durch mich diesen Brief, welchen er in der ersten Bestürzung Dir zu überreichen ver-

geſſen hat. Er bat mich, alter Freundſchaft eingedenk und ſeine Fürſprecherin zu ſeyn. Julia nahm den Brief, und da ſie ſeine Hand erkannte, war ſie einige Zeit unſchlüſſig, ob ſie ihn erbrechen ſollte. „Lies," bat Leonore.

„Erbrich Du den Brief und lies ihn ſtatt meiner!" ſagte Julia, ihn zurückgebend. „Hören will ich jedoch, was er mir ſchreibt."

Leonore las:

„Vier Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich Euch nicht „ſah. Was ich in dieſer Zeit geſucht, hab' ich „nicht gefunden: vergeſſen zu können, oder den „Tod! — Das Schickſal trieb mich in mein „Vaterland zurück, nicht mein Wille, und eine „ſonderbare Verkettung von Umſtänden führt mich „auch jetzt, ohne daß ich es wollte, in Eure „Nähe. Zürnt mir deshalb nicht, zürnt mir „nicht, daß ich die Feſſeln löſen mußte, womit „ich mich ſelbſt band, daß ich aus meiner freiwilligen Verbannung zurückgekehrt, und Euch vor „die Augen getreten bin. Mehr noch als einſt „ſieht Ihr auch jetzt, eine Heilige, vor mir, an „der ich kaum aufzublicken wage, und die ich nur „anbetend verehren darf. Dies Gefühl blieb mir „in der Ferne, in Eurer Nähe vermöchte ich es „noch weniger zu unterdrücken. Fürchtet nicht, „daß ich Euch läſtig werde, dazu bin ich zu ſtolz „und meine Ehrfurcht für Euch iſt zu groß; duldet, daß ich in Eurem Anſchaun noch das einzige mir erlaubte Glück genießen darf, und wenn

„Ihr die Töne meiner Laute aus der Ferne ver-
„nehmt, so hört nicht, wie sonst, auf die Worte
„meines Gesanges, hört nur auf die todten Ak-
„korde, und laßt den Sinn des Liedes unbeachtet
„an Euch vorüber schweben; es verliere sich in
„den tausenden, die zu Eurem Preis gesungen
„wurden. Aber befehlt mir nicht zu schweigen.
„Als meine Phantasie Euer Bild sich schaffen
„mußte, vermocht' ich es nicht; wie könnt' ich es
„jetzt, da Ihr, die Glorie um das Haupt, in
„unaussprechlicher Schönheit vor mir steht."

„Zürnt mir nicht!"

„Und kannst Du ihm zürnen, Julia?" fragte Leonore. „Kannst Du dem Manne zürnen, der, als er in Deinem Auge Liebe las, sich zart an dem Hauche der Rose erquickte, sie aber nie zu berühren wagte, der, als des Vaters Spruch Dich an den edlen Colonna band, die Kraft hatte, sich freiwillig aus Deinem Zauberkreise loszureißen, sich in ferne Lande unter wildem ungarischen Volke verbannte und, für seinen Kaiser fechtend, den Tod suchte, da das Leben ihm Julia entriß? Kannst Du ihm zürnen?"

„Nein!" erwiederte Julia. „Zürnen werd' ich ihm nicht, aber es schmerzt mich, daß ihn mein Gatte hierher sandte. Wollte er mich prüfen? Wozu? Hatte er nicht die Gewißheit, daß ich die Prüfung bestehen würde, was könnte es ihm nützen, wenn ich nicht bestände? Mein Stolz ist beleidigt, meine Tugend bedarf keine Prüfung, mein Herz ist, seit ich es am Altare für im

mer verſchloß, jedem Eindrucke unzugänglich, iſt unverwundbar.“

„Julia,“ unterbrach ſie ihre Freundin, „jetzt verſteh' ich Dich nicht. In dem Augenblicke, wo der Mann Deiner erſten, wohl Deiner einzigen Liebe nach ſo langer Trennung beſcheiden vor Dich tritt, ſpricht Dein Stolz ſo laut, und Dein Herz bleibt ſo ruhig?“

„Ruhig, glaubſt Du?“ fiel ihr die Herzogin, ihre Hand ergreifend, ins Wort. „Fühl' her, fühle, wie es klopft! Fühle, wie meine Pulſe ſchlagen, und mein Blut raſch durch die Adern rinnt! Du irrſt in mir! Eben weil dies Herz ſo tief empfindet, weil dies Blut ſo warm nach ihm ſtrömt, eben darum, weil ich meinen Feind kenne, hat mich die Vernunft gelehrt, ihm muthig zu widerſtehen. Ich habe bei Giovanni's Anblick gebebt, als ſein ſchwermüthiger Blick mich traf, war es mir, als ſähe ich die Pforte meines zerſtörten Paradieſes wieder offen. Sollte ich meinem Gefühle mich hingeben? o, das kleinſte Zeichen, der leiſeſte Verrath, und der Nimbus verſchwände um mein Haupt, die lockende Hoffnung lächelte ihm, und an dieſem kleinen Fädchen ſpänne ſich für mich und ihn ein unzerreißbares Netz. Ich bin ſtolz, daß ich mich beherrſchen kann, würde mich aber elend fühlen, wär' ich bei ſeinem Anblicke gleichgültig geblieben, und hätte mir die Erinnerung nicht jene Tage der Liebe zauberiſch zurück gerufen. Aber, Leonore, nicht allein die Vernunft befiehlt, mehr noch als ſie, gebietet die Pflicht. Mein Gatte mit ſeinem ſilbergelockten Haare blickt auf mich, wie auf ſeinen hellſtrahlendſten Juwel, an dem der ſtrengſte Tadler keinen

Makel erkennen kann; er iſt ſtolz, ſagen zu können: dies Weib iſt mein, und hängt ſo feſt und treu an mir, wie es die glühendſte Liebe nur vermöchte. Soll ich dieſes Vertrauen täuſchen? Soll ich das Schrecklichſte, was dem Weibe begegnen kann, die Achtung meiner ſelbſt verlieren?"

„Das ſey fern von mir zu wünſchen!" unterbrach ſie Leonore. „Noch nie haſt Du ſo offen zu mir geredet, mir die ſtille Gluth Deines Herzens nie aufgedeckt, nie Dich ſo menſchlich weiblich mir gezeigt, wie in dieſem ſchönen Augenblicke, wo Du mir doppelt werth und theuer geworden biſt. Ich ſah ſonſt an Dir auf, wie an einem kalten Marmorbilde, das des Künſtlers Hand herrlicher geformt hatte, als es ſelbſt die ſchaffende Natur vermochte, dem die Göttin der Liebe ihren Gürtel, die Grazien ihr freundlichſtes Lächeln, ihre zarteſte Anmuth gereicht hatten. Ich ſtaunte Dich an, aber mein Herz blieb kalt. Nur die Erinnerung an jene ſüßen Tage der Jugend, wo Du das ſanft liebende Mädchen wareſt, und Dankbarkeit, hielten mich feſt an Dich gebunden; jetzt aber iſt es Dein Herz, was das Zauberband um mich geſchlungen hat; jetzt fühl ich, daß Du ein Weib, das edelſte, ſchönſte, herrlichſte der Erde biſt! — und nun erlaube mir, daß ich Giovanni entferne. Was ſoll er hier? was ſoll er in Deiner Nähe? Willſt Du mit jeder Stunde den Kampf erneuen?"

„Laß ihn hier," erwiederte Julia beſtimmt. „Ueberleg' ich mir es recht, ſo freut mich ſeine Nähe. Mein Gatte hat ihn geſandt, wollte ich ihn ſchnell wieder entfernen, könnte er mit Recht den Argwohn ſchöpfen, daß

ich nicht Kraft und Muth genug fühlte, den Lockungen meiner ersten Liebe zu widerstehen. Und dann, Leonore, soll er mir eine Leere, die ich oft unter der Huldigung von Tausenden gefühlt, ausfüllen. Wenn ich in Rom und Neapel den Wissenschaften und meinem Stande gelebt, wenn mich die hundert Sonette und tausend Canzonen, die zu meinen Füßen niedergelegt wurden, gelangweilt haben, dann soll mir ein Lied von ihm, das in stillen Abendstunden aus der Ferne zu mir dringt, je e Zeit zurückrufen und ich will da ganz Julia Gonzaga seyn, wie ich es in den freundlichen Tagen meines ersten Blüthenlebens war. Die Klänge, die wie ein leiser Hauch die Saiten meines Innern berühren werden, sollen die Reinheit meines Herzens nicht entweihen, sie sollen sie heiligen und dem Herzen einen stummen Tribut zahlen, welcher der Gattin Colonna's nicht werden darf. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst, Leonore! Es ist eine zarte leistönende Saite, die ich berühre; ihr Ton dringt ins Herz, doch nicht zu den Sinnen."

„Ich verstehe Dich, Julia, muß Dich aber warnen," erwiederte die Freundin. „Die Schwärmerei der Liebe ist eine gefährliche Klippe, an welcher das Lebensschiff leicht scheitern kann. Körper und Geist sind so innig verwebt, daß der Schmerz des Einen stets den Andern trifft, wie die Wonne beide zugleich durchschauert."

Julia lächelte. „Sorge nicht," sprach sie. „Wer den innern Richter scheut, erhält sich den geheimsten Gedanken rein und heilig! — Komm zurück ins Schloß; die Orangenblüthe duftet zu stark und könnte leicht, wie Du sagtest, meinen Geist umnebeln, wie sie meine Sinne

betäubt. Komm!" Sie kehrten beide, nicht ohne Klopfen des Herzens, in das Schloß zurück.

3.

Vespasian Colonna, in steter Feindschaft mit dem Hause Medicis, hatte nicht ohne Besorgniß die Bewerbungen des Kardinals Nepoten bei seiner Gemahlin beobachtet. Nicht, daß er Mißtrauen in ihre Tugend gesetzt, oder nur hätte glauben können, der Kardinal mache den kleinsten Eindruck auf sie, aber er meinte einen andern geheimen Grund darin zu finden und fürchtete einen versteckten Fallstrick, oder ein Gewebe von List und Rache, ihn und seine Gemahlin zu entzweien und zu verderben. Noch mehr wurde er in diesem Glauben bestärkt, als er einen anonymen Brief erhielt, in welchem auf eine wenig schonende Art das frühere Verhältniß seiner Gattin zu Giovanni d'Arienzo berührt war, und wodurch er erfuhr, daß dieser mit seinem Regiment nach Neapel gekommen, und nach dessen Auflösung in seine Heimath zurückgekehrt sey. Daß eine feindliche Hand diesen Brief geschrieben, war ihm klar, daß er von den Medicis kam, dessen wurde er durch den Kardinal Hippolyt gewiß, der ihn an dem Tage, wo er die Reise der Herzogin nach Fondi erfuhr, mit höhnischem Lächeln fragte, wie weit Teano, die Vaterstadt Arienzo's, von Fondi entfernt sey?

Vespasian schmerzte dies hämische Benehmen tief, es war die empfindlichste Stelle, wo man ihn verwunden konnte. Lange war er unschlüssig, was er thun, ob er seinen Feinden Verachtung entgegen setzen, oder sie

demüthigen sollte. Sein Stolz bestimmte ihn zu dem Letztern.

Kaum war Julia abgereist, als auch schon ein Vertrauter nach Teano eilte, Giovanni zu ihm nach Rom einzuladen. So auffallend und gefährlich diesem auch anfangs die Einladung erscheinen mußte, so bewog ihn doch der allgemein anerkannte edle Charakter Vespasian Colonna's, dessen Wunsch zu erfüllen, und dem Boten über Aquino nach Rom zu folgen.

Hier ward er in dem Pallaste Colonna gastfreundlich aufgenommen, bei jedem Mahle, bei jedem Feste, zum Erstaunen der Wenigen, die von der früheren Liebe der Donna Julia unterrichtet seyn konnten, ausgezeichnet behandelt, und nach einigen Tagen machte ihm Colonna den Vorschlag, während dem Aufenthalte seiner Gemahlin, in Fondi zu bleiben, und so lange, wenn auch nur dem Scheine nach, als Gesellschafts-Cavalier, eine zu damaliger Zeit gebräuchliche Stelle unbemittelter Edlen bei Damen des höhern Adels, in ihre Dienste zu treten. Giovanni stutzte, er fürchtete einen Fallstrick und suchte sich zu entschuldigen; als aber Colonna ihm sagte, daß er von seiner Gemahlin selbst mit den früheren Verhältnissen bekannt gemacht worden, ihm den anonymen Brief zeigte, ihn aufforderte, in ihre Dienste zu treten, und der Würde seiner Gattin dies Opfer zu bringen, und ihm noch mehrere Gründe vorlegte, die es ihn wünschen ließen, konnte Arienzo nicht widerstehen. Auch mochte wohl, ihm selbst unbewußt, die süße Hoffnung ihn bestimmen, Julia wieder zu sehen, und nun sein, nur sich gethanes Gelübde zu ihrem Heil brechen zu können.

Am anderen Tage ward er bei einem festlichen Mahle den Gästen als ein Cavalier der Herzogin vorgestellt, und die Verwunderung, welche der Kardinal bei dieser Nachricht nicht zu bergen vermochte, bestätigte Colonna noch mehr in dem Argwohne, daß der vergiftete Pfeil von ihm gesendet worden sey. Ihr aber mußte dies verborgen bleiben. Colonna kannte ihren Stolz und ihr Selbstgefühl zu gut, und war überzeugt, daß sie nie zu solchem Beweis sich herabgewürdigt haben würde, da sie sich über allen Verdacht, und mit Recht, erhaben dünkte.

Mit dem festen Vorsatze, auch in ihrer Nähe jeden Wunsch, jede Hoffnung und Sehnsucht zu unterdrücken, war Arienzo von Rom abgereist; aber ihr Anblick, die nun ganz vollendete Schönheit, welche er in ihr erblickte, hatte alle süße Erinnerungen mit einem Zauberschlage aus ihrem Schlummer erweckt, und ihn noch mehr erschüttert, als er geglaubt. Mit Ergebung hatte er, als sie ihm sich zu entfernen winkte, Fondi wieder verlassen wollen und doch fühlte er bei dem Zaubertone ihrer Stimme, als sie „Arienzo!" rief, daß er einen schweren Kampf gegen sein Herz zu bestehen habe. Die Gegenwart Leonoren's, welche in früherer Zeit die theilnehmende Vertraute seines Glückes gewesen, war ihm willkommen, in ihr hoffte er Trost und Rath zu finden, und er irrte sich nicht, sie nahm auch jetzt noch innigen Theil an ihm, und war seine thätige, vielleicht nur zu thätige Fürsprecherin bei der Herzogin.

Seit Julia auf Befehl ihres Vaters die Gattin Colonna's geworden und ihrer Liebe zu Giovanni, welche ihr schon damals die Vernunft als unstatthaft und thö-

richt ſchildern mußte, entſagt, hatte zwar zuweilen Erinnerung die Schmerzen der Liebe in ihrer Bruſt geweckt, aber mit dem feſten Willen, ihre Pflichten in höchſter Reinheit zu erfüllen, war ſie ſtets als Siegerin aus dieſem Kampfe getreten, und ſo hatte ſich eine heitere Ruhe über ihr Leben verbreitet und das Gefühl ihrer Pflicht ſie gegen ſich ſelbſt geſchützt. Jetzt aber in ſeiner Nähe bemächtigte ſich eine ängſtliche Unruhe ihres Gemüths, ſie bebte bei dem leiſeſten Klopfen ihres Herzens, und wenn ſie in ſternenheller Nacht auf einſamen Lager lag und die Töne ſeiner Laute aus der Ferne zu ihr drangen, dann durchwehete ſie ein leiſer Schauer, und, obgleich wachend, verſank ſie in ſüße Träume. Aber ihrer Pflicht gedenkend ſprang ſie auf, warf den Mantel über und eilte in ein anderes Zimmer, wo ſie ſeine lockende Stimme nicht vernehmen konnte.

Geſprochen hatte ſie ihn nicht wieder, doch oftmals geſehen, und ſonderbar, ſein Anblick bewegte ſie weniger, als wenn ſie aus der Ferne ſeinen Geſang vernahm. Sie konnte ihm ins dunkle Auge ſehen, und blieb Herr ihrer Empfindungen, aber fern von ihm waren die Bilder ihrer Phantaſie zu lebendig, ſie gab ſich ihr hin und wurde leiſe und unbemerkt von ihr entführt, und Leonore, welcher dies nicht entging, bat ſie noch einmal, Giovanni zu entfernen, aber vergeblich.

Eines Morgens als die Herzogin mit Leonoren in ihrem Zimmer ſaß, entſtand ein groſſer Auflauf auf dem Schloßhofe; der Kardinal Hippolyt von Medicis kam auf ſeiner Reiſe von Rom nach Neapel durch Fondi, hielt auf dem Schloſſe an, und wünſchte der Herzogin

seine Aufwartung zu machen und ihr Briefe von ihrem Gemahl zu überreichen. Julia war über diesen Besuch nicht wenig verwundert. Sie kannte das Verhältniß ihres Gatten zu den Medicis, von denen ihr Keiner in diesem Augenblicke unangenehmer gewesen wäre, als eben der Kardinal. Die Höflichkeit erlaubte es ihr nicht, ihn abzuweisen, sie nahm ihn an und empfing ihn mit dem kalten Anstande und der Würde, mit welcher sie jedem Manne entgegen trat, von dem sie nur im Mindesten glauben konnte, er nähre irgend eine Hoffnung.

Der Kardinal überreichte ihr die Briefe ihres Gemahls, erzählte ihr manches Neue aus Rom, benachrichtigte sie von den Zurüstungen zur See, welche Soliman, der Kaiser der Osmanen, gemacht, und womit der berüchtigte Barbaroſſa die Küsten des mittelländischen Meeres bedrohe und schon in Calabrien gelandet seyn solle; übrigens schien er heute weit weniger bemüht, seine Vorzüge geltend zu machen, als gewöhnlich. Während die Herzogin sich entfernte, die Briefe ihres Gemahls zu lesen, welche nicht das Entfernteste enthielten, was auf den sonderbaren Besuch des Kardinals Beziehung haben konnte, suchte Leonore, gegen die er heute ausnehmend galant war, ihn über den Zweck seiner Reise auszuforschen; er vermied jede desfalsige Berührung und erzählte ihr dagegen, was Rom und der päpstliche Hof nur Erzählungswerthes darboten.

Julia kehrte bald zurück und mußte, so unangenehm es ihr auch war, den Kardinal zur Tafel einladen. Er nahm es verbindlichst an und äußerte zugleich, wie sehr er sich freue, bei dieser Gelegenheit einen jungen Mann

wieder zu ſehen, deſſen Bekanntſchaft er vor einiger Zeit im Pallaſte Colonna gemacht habe.

„Wen meint Ihr?“ fragte die Herzogin verwundert, da ihr Giovanni's längerer Aufenthalt in Rom unbekannt geblieben war.

„Giovanni d'Arienzo,“ erwiederte der Kardinal, und ſein Auge warf bei der Nennung dieſes Namens einen forſchenden Blick auf die Herzogin, welche nicht ohne Verlegenheit ihr Erröthen fühlte. „Es iſt ein liebenswürdiger Mann, ſpielt meiſterhaft die Laute, und ſeine Stimme iſt melodiſch. Mir ſagte Euer Gemahl, daß er als Geſellſchafts-Cavalier in Eure Dienſte träte.“

„Ihr werdet ihn heute Mittag ſehen,“ erwiederte Julia gefaßt, „und der Ruf hat Euch nicht zu viel von ihm geſagt.“

Der Haushofmeiſter trat in dieſem Augenblicke ein, und meldete, daß die Tafel bereitet ſey. „Ich habe vergeſſen, Euch den Befehl zu geben,“ wandte ſich die Herzogin zu ihm, „den Signor Arienzo heute zur Tafel zu laden, Seine Eminenz wünſchen ihn näher kennen zu lernen. Eilt, daß wir nicht lange auf ihn zu warten haben.“

„So muß ich Euch, Signora, wohl für die beſondere Aufmerkſamkeit danken, welche Ihr mir erzeigt,“ nahm der Kardinal das Wort. „Ich glaubte, Eure Cavaliere hätten täglich das Glück, Euch, bei Tafel wenigſtens, zu ſehen.“

„In Rom,“ erwiederte ſie, „aber nicht hier. Um die Stille der Einſamkeit ganz genießen zu können, bin

ich gemeinhin mit meiner Freundin allein und nur zuweilen lieb' ich hier Gesellschaft. Arienzo gehört zu denen," fuhr sie unbefangen fort, „welche durch ihr Talent mir aber sonst manche Stunde verkürzen. Ich liebe, wie Ihr wißt, Musik leidenschaftlich, und besonders deshalb hat mein Gemahl die Güte gehabt, ihn hierher zu senden."

„Und kanntet Ihr ihn früher nicht?" fragte der Kardinal, gleiche Unbefangenheit heuchelnd.

„Schon seit längerer Zeit," erwiederte sie, „und es war mir doppelt lieb, in ihm, den ich seit meiner Vermählung nicht wieder sah, einen alten Bekannten zu finden. Doch habt die Güte, mich in den Speisesaal zu begleiten, man wird auf uns warten." Sie reichte ihm den Arm, Leonore folgte ihnen.

Die Tafel war nur für Fünf gedeckt. Der Kardinal nahm zwischen den beiden Frauen Platz, Julia Gonzaga wies einem jungen Römer aus dem Hause Ghigi, welcher den Kardinal begleitet hatte, den Sitz zu ihrer Rechten an, ihr gegenüber saß Giovanni.

Bald wurde die Unterhaltung allgemein, der Kardinal suchte besonders Giovanni in das Gespräch zu ziehen, dieser wich aber so viel als möglich jeder Unterredung aus. Selbst Julia richtete heute oft ihre Rede an ihn, und er, der vielleicht des Kardinals Absicht durchschaute, wagte es, sie anzusehen, ihr frei und unbefangen zu antworten. Die Tafel wurde bald aufgehoben, der Kardinal, welcher heute noch bis Gaeta wollte, mußte sich entfernen, und als er die Mauern

von Fondi lange ſchon hinter ſich hatte, fand er erſt Worte, dem Begleiter ſein Erſtaunen mitzutheilen.

„Das Weib iſt ein Engel, und wüßte ich nicht, daß die Liebe ſchon früher ihre Gewalt über ſie ausgeübt hätte, ſo müßt' ich glauben, ſie ſey gefühllos. Der Herzog, ihr Gemahl, hat mich durchſchaut, er iſt abſichtlich meinen Wünſchen entgegen gekommen, ſeine Gemahlin in Geſellſchaft ihres ehemaligen Geliebten zu ſehen, und ich muß geſtehen, ſolche Unbefangenheit hatte ich nicht vermuthet. Aber warum ſchuf der Himmel ein ſolches Meiſterwerk, wenn es nur einen alten, dem Grabe nahen Greis beglücken ſoll? Warum ließ die Natur eine ſolche duftende Blume ſich entfalten, damit nur er ihre Wohlgerüche einathme? Fort, fort aus ihrem Zauberkreis!"

Während der Kardinal ſeinen Unmuth auf dieſe Weiſe ausdrückte, waren Julia's Gedanken auch bei ihm. „Nicht ohne Erlaubniß meines Mannes," ſo ſchloß ſie, „durfte er hierher kommen, das verbot ihm ſchon die Sitte. Der Herzog muß alſo einen Plan haben, weshalb er ihm, und gerade ihm den Brief und ſo die Gelegenheit gab, mir in Fondi aufzuwarten. Ich geſtehe Dir, Leonore, dies beunruhigt mich, und macht mir Giovanni's Gegenwart doppelt drückend."

„Sende ihn fort!" bat Leonore. „Beginne nicht den Kampf mit Dir und dem Schickſale. Prüfe Dich genau, ob in der Zeit, wo Du ihn täglich ſiehſt, an jedem Abend ſeine Stimme hörſt und auf ſeine Lieder lauſcheſt, ob Dein Herz noch ſo ruhig ſchlägt, wie ſonſt."

„Und wär' alle meine Ruhe dahin," erwiederte Julia, „schlüge das Herz so laut, so heftig, daß es die Brust zersprengen möchte, ich sendete ihn nicht fort von hier. Sollte ich mir selbst nicht mehr vertrauen? Was ist Tugend ohne Prüfung? In dem Strome der Welt, wo gleich den Motten um die Flamme, die Männer um Schönheit flattern, da prüft sich das Herz eines edlen Weibes nicht, solchen Eindrücken widersteht es leicht. Aber wenn in stiller Einsamkeit, wo die Phantasie, sich liebliche Bilder zu schaffen, in tausend Gluthen ihren Pinsel taucht, wo in trauten Abendstunden, beim leisen Flüstern des Westes das Herz nicht stürmisch, aber sehnsuchtsvoll klopft, wo die Erinnerung uns eine glückliche Vergangenheit herbei führt und das Auge des einst Geliebten, wenn auch bescheiden, doch mit Trauer und Sehnsucht auf uns blickt, und das Herz so willig diesem Blicke die Pforte öffnen möchte, da wird es geprüft, da ist es ruhmvoll, rein, tadellos und siegend aus dem Kampfe zu treten."

„Freundin meiner Kindheit," nahm tief bewegt Leonore das Wort, „Du, welche die arme verlassene Waise, da alle Welt sie verstieß, freundlich in die Arme schloß, höre mich an, Julia! Achte auf meine Worte und vertraue meinem ängstlichen Herzen mehr, als Deinem stolzen Sinne! Fordre das Schicksal nicht auf zum Kampf; des Menschen Herz ist schwach, bedarf nur eines Augenblickes, und der lang errungene Sieg ist dahin! Laß Giovanni ziehen! Selbst der Jüngling dauert mich; was soll er hier? Sehnsucht und Hoffnung müssen mit jedem Augenblicke in ihm aufsteigen, damit der

folgende sie wieder zerstöre. Der Hauch Deines Mundes muß die Gluth seines Herzens zur Flamme anwehen, und sie zu löschen, hat er nur seine Thränen. Quäl' ihn nicht länger. Nicht was ihm einst werden kann, sieht er in Dir, was er verloren, erblickt er nur, und je schöner es ihm erscheint, desto schmerzhafter müssen seine Wunden bluten."

Julia ward nachdenkend. Ihr Auge sah düster vor sich nieder, ihr Mund wollte lächeln und vermochte es doch nicht.

„Höre mich, send' ihn weg!" bat noch einmal Leonore.

„Sonderbares Mädchen," nahm die Herzogin das Wort. „Du verstehst, was ich in der Tiefe meines Herzens verschlossen habe, hervorzulocken. Wisse, nicht allein mein Stolz, nicht allein die Furcht, daß ich meinen Gemahl durch seine Zurücksendung glauben lassen könnte, mir fehle der Muth, auch dieser Versuchung zu widerstehen, ist es, warum ich ihn nicht zurückschicke. Nein, es liegt noch eine andere Thorheit zum Grunde, die ich Dir bis jetzt verschwiegen habe."

„In jenen Tagen, als mein junges unerfahrenes Herz sich dem ersten Eindrucke, den Arienzo auf mich machte, sorglos hingab, als die zarte Knospe der Liebe leise, aber schön sich in mir entfaltete, da saß ich eines Abends vor der Villa meines Vaters, und sah, wie die Sonne ihre goldenen Strahlen ins Meer tauchte, und hinter ihr her die Dämmerung ihre Nebelschatten breitete. Alles erschien mir in diesem Augenblicke schöner, als sonst, die Sonne glühender, das Meer dunkler wogend, das

Grün der Bäume frischer, die Blumen um mich her schienen mir lieblicher zu duften. Jedem Vorübergehenden dankte ich freundlicher als sonst, jedem hätt' ich gern gegeben, denn ich fühlte mich so glücklich, so überreich, und mein ganzes Wesen war Liebe. Da schritt eine alte hülflose, in Lumpen gehüllte Frau an mir vorüber; ihr Auge sah schüchtern nach mir, ich bemerkte, daß ein Wunsch auf ihren Lippen schwebe, sie ihn aber nicht zu sagen wage; da rief ich sie heran, fragte, wer sie sey, wohin sie ziehe und ob irgend eine Noth sie drücke? — „Ich bin eine Unglückliche," erwiederte sie, „meine Heimath ist überall, und was mich drückt, das könnt Ihr mir nicht lindern. Wollt Ihr mir eine Gabe reichen, und so meine Tage fristen, so will ich Euch dankbar dafür seyn." — Ich nahm aus meinem kleinen Seckel Alles was ich hatte, und gab es ihr. — „Ihr gebt viel," sprach sie freundlich dankend, „Gott wird Euch dafür gewiß auch Vieles geben, Schönheit und Anmuth, Verstand und Hoheit, und, was das Weib am herrlichsten ziert, Tugend. Nur Eines wird Euch nicht, Euer sehnlichster Wunsch wird Euch nicht erfüllt; denn in den Becher der Wonne muß ja das Schicksal immer einige Tropfen Wermuth träufeln, ungetrübt leert ihn Keiner. Den Ihr liebt, den werdet Ihr verlassen, ohne ihm untreu zu seyn; er wird Euch verlassen und Euch doch ewig treu bleiben. Solltet Ihr Euch nach Jahren der Trennung wieder finden, so weis' ihn nicht von Dir, holdes Kind, denn er wird Dein guter Engel seyn." — Dies sagend küßte sie mir die Hand und schlich fort. Ich beachtete ihre Rede nicht; ich war ja so glück-

lich, warum ſollten die Worte der Alten mein Glück ſtören? Aber vor dem Altare, wo ich das feierliche Ja ſprach, gedachte ich ihrer; ich hatte mich von Giovanni losreißen müſſen, er trennte ſich freiwillig von mir, und doch hatten unſere Herzen das Band nicht zerriſſen. Späterhin von den Huldigungen der Männer umgeben, geehrt von den Frauen, geliebt von meinem Gatten, hab' ich der Alten nicht wieder gedacht, obgleich auch damals ihre Worte wahr wurden. Doch als mich hier am erſten Abend, wo die Töne ſeiner Laute mein Ohr trafen, der Schlaf floh, und ich auf meinem Ruhebette ſinnend ſaß, trat die Alte lebhaft vor meine Erinnerung, und es war mir, als ob die Worte: „wenn Ihr Euch wieder findet, wird er Dein guter Engel ſeyn," auf ſeinen Tönen zu mir herauf drängen und, Leonore, ich wag' es nicht, dem Schickſale vorzugreifen; wer weiß, wozu das ihn beſtimmte. Deßhalb entfern' ich ihn nicht. Sollte aber ein frevelhafter, ſündhafter Gedanke in mir aufſteigen, dann ſtieb ich die Gefahr, denn dann fühl' ich, daß ſie mir nahe iſt."

„Nun, ſo bin ich beruhigt," erwiederte Leonore, „obgleich ich nicht begreife, wie die Worte der Alten ſo tiefen, ſo bleibenden Eindruck auf Deinen hellen Geiſt machen konnten. Sie wollte Dir für Deine Gabe etwas Freundliches ſagen, war vielleicht aus gleicher Urſache Arienzo Dank ſchuldig, und wollte ihm nützlich werden, auch kannte ſie vielleicht durch Zufall Dein Verhältniß zu Giovanni und es konnte ihr dann nicht ſchwer werden, die Trennung voraus zu ſagen. Laß ſie ruhen, und hänge nicht dieſem Phantome, dem Kinde des

Aberglaubens, nach, das höchstens im Zufall Bestätigung findet."

„Dies mein' auch ich," nahm Julia das Wort, „ich vertraue solchen Sprüchen nie; aber wenn es nicht gegen die Vernunft, nicht gegen meine Pflicht ist, so handl' ich ihnen nicht gern entgegen." Indem sie dies sprach, tönte Giovanni's Laute im Garten und deutlich konnten sie sein Lied vernehmen. Es schilderte die Qualen der Trennung, den tiefen Schmerz, sich in fernem Lande von allen Lieben verlassen zu sehen. Wort und Ton kamen aus der Tiefe des Herzens, und selbst Leonore konnte einer sanften Rührung nicht Meister werden. „Der Arme!" sprach sie. „Er fühlt die Qualen des Tantalus; immer sieht er die goldenen Früchte vor sich, ewig umspülen ihn die Fluthen, er streckt die Hand nach ihnen und sie entweichen."

„Das ist das Loos des Menschen!" unterbrach sie Julia. „Unbefriedigte Wünsche begleiten auch den Glücklichsten von seinem Morgen bis zu seinem Abendroth. Laß uns schweigen und auf seinen Gesang lauschen."

Der Mond, der erst spät zu seinen Wandergefährten, den goldenen Sternen hervorgetreten war, hatte schon lange seine Bahn durchwandelt, und sein bleiches Licht über die dunkeln Schatten der Erde geworfen, als die Herzogin mit ihrer Freundin noch am offenen Fenster saß und auf des Sängers Klagetöne lauschte. Sanfte Wehmuth hatte sie ergriffen, manche Thräne war herabgerollt, und als die Lautentöne verhallt waren, und nur noch leise der Nachtwind durch die Pinien rauschte, saßen sie immer noch schweigend, Vergangenheit und

Zukunft durchirrend, am offenen Fenster, bis der kalte Wind, der vom Meere herüber blies, sie aus ihren Träumen weckend zur Ruhe mahnte.

4.

Die Bitte ihrer Freundin, Arienzo zu entlassen, und der Gedanke, daß er in ihrer Nähe so viel leiden müsse, und nicht einmal ein herzlicher Blick ihn lohnen dürfe, beunruhigte Julia's Gemüth während des ganzen Tages. Schon oft hatte sie heute Pinsel und Palette weggelegt und war von ihrem Sitze vor der Staffelei aufgesprungen, auf welcher eine fast vollendete Hebe stand, die ihre Schaale einer, von der Abendgluth vergoldeten Wolke entgegen streckte. — Immer war es ihr, als ob diese Wolke sich gestalte, als ob aus den grauen Nebelformen das Bild Giovanni's mehr und mehr hervorträte. Sie konnte ihrer neckenden Phantasie nicht Herrin werden, verließ das Zimmer, und eilte, da es nun kühl ward, hinunter in den Garten.

Aber auch hier folgte ihr eine Unruhe, die sie nicht bekämpfen konnte, und auf welche sie fast zu zürnen begann. Sie schritt, selbst ohne einzutreten, an ihrer Lieblingslaube vorüber, brach gedankenlos die Blüthe von den, mit goldenen Früchten belasteten Orangenbäumen, pflückte Blumen und warf sie unmuthig wieder fort; doch eine Rose, welche sie so eben brach, hielt sie in ihrer schönen weißen Hand und ihre Gedanken schienen durch sie eine andere Richtung genommen zu haben. Leicht konnte sie in dieser duftenden Blume ihr eigenes

Bild erkennen, denn eben entfaltet, hauchte ſie die ſüßeſten Düfte aus ihrem halbgeöffneten Kelche, und war das lieblichſte Bild eines, im höchſten Glanze der Schönheit blühenden Weibes.

Die Roſe in der Hand wanderte ſie heute nach dem abgelegenſten Theile des Gartens, den ihr Fuß nur ſelten betrat. Dort, am äußerſten Ende, war eine von Platanen beſchattete kleine Felſengrotte, in welcher ein plätſchernder Quell ſeine Waſſer aus dem Geſtein in ein marmornes Becken ergoß. Hier, wohin nur die Abendſonne ihre ſinkenden Strahlen warf, war es auch bei der brennendſten Hitze kühl, und Julia wandte ſich hierher, um auf einer von Blumen umdufteten Raſenbank ihre Gefühle zu ordnen und den in ihr aufkeimenden Entſchluß zu befeſtigen. Ihr Auge ſinnend auf den Boden geheftet, trat ſie in die Grotte, ſchritt, nur mit dem Zwieſpalt in ihrem Innern beſchäftigt, der Raſenbank zu, und als ſie das geſenkte Auge erhob, ſchrak ſie zuſammen, da ſie Giovanni auf derſelben entſchlummert fand, der eine grüne, ſchon verblichene Schleife an ſein Herz drückte, welche ſie ſogleich als ihr Geſchenk aus früherer Zeit erkannte. — Sie ſtutzte, wollte ſich entfernen — er ſchlief ja ſo ſanft — der Entſchluß, daß er Fondi verlaſſen ſolle, ſtand ja ſo feſt in ihr — es war vielleicht das letzte Mal, daß ſie ihn ſah — es war ja das erſte, das einzige Opfer, welches ſie ihm, welches ſie dem entſchwundenen Glücke ihrer Jugendträume brachte. Noch einmal wollte ſie ihn ſehen, ihn ſo betrachten, daß jeder ſeiner Züge ihr eine liebe Erinnerung zurückführen ſollte. Sie wähnte mit dieſem Augenblicke die ganze

Vergangenheit noch einmal überblickend für immer zu zerstören.

„Und was hätte ich zu fürchten, da er so fest schlummert?“ dachte sie. „Für mein Herz fürchte ich nicht, und — Jetzt könnte ich meine Sinne prüfen, darum hin zu dem Schläfer!“ befahl ihr Stolz, und sie nahte ihm.

Ruhig war sein Schlummer, er ahnte nicht den Schmerz der nahen Trennung, nicht die Wonne ihrer Gegenwart; aus jedem Zuge seines Antlitzes sprach der Friede des Herzens und die stille Ergebung, diese treue Begleiterin auf seiner freudelosen Bahn. Unverwandt hatte Julia auf ihn geblickt; mit jeder Sekunde schwand Stolz und Gegenwart, Wehmuth und Vergangenheit traten an ihre Stelle, und sie fühlte, daß eine Thräne über ihre Wangen herabrollte. Da traf ihr Auge die Schleife, das einzige Pfand aus jener seligen Zeit, welche das leis' klopfende Herz sanft bewegte. „Die einst an meiner Brust wogte, ruht an eines Mannes Herzen,“ dachte sie; ihr Auge ward ernst, der Stolz erwachte, ihre Hand streckte sich aus, ihm das Letzte zu nehmen, was dem Armen noch aus seiner Blüthenwelt geblieben war, und indem sie die Schleife erfassen wollte, sank die Rose, welche ihre Hand hielt, neben sie hin; — sie erschrak. — „Schickung des Himmels!“ sprach sie, ihr Auge aufwärts hebend, und vermochte nun nicht, ihm weder Schleife noch Rose zu nehmen.

„Schlaf' sanft!“ lispelte sie, sich entfernend. „Dich sehe ich nicht wieder! — Also heute war es das letzte Mal!“ und dieser Gedanke lockte sie wieder zurück, sie

beugte ſich, zwar nur wenig, über ihn, blickte, leiſe „Lebewohl!“ murmelnd, ihn noch einmal wehmuthsvoll an — ihr Auge hing noch einmal an dem Geſchloſſenen, das er jetzt aufſchlug, nach ihr aufblickte und ſie vor ſich ſtehen ſah.

„Lebt wohl, Giovanni!“ ſagte die Herzogin, nach kurzem Beben ſich ſchnell faſſend. „Lebt wohl! Zieht morgen von hier! Ich danke Euch für Euer zartes Benehmen.“

Arienzo, die Herrliche vor ſich erblickend, war zu ihren Füßen geſunken, ſeine Linke hielt die Schleife feſt, ſie war ſein Eigenthum, die Rechte ſtreckte ihr die Roſe entgegen, als ob er ſie fragen wollte: „Darf ich ſie behalten? Wo nicht, ſo nehmt ſie zurück!“

„Behaltet die Roſe,“ ſagte die Herzogin, „und lebt wohl! — Ich ehre Euch, Euer Andenken ſey mir heilig!“ Ein Blick, in dem ein Himmel voll Seligkeit für ihn lag, ward ihm noch, dann entfernte ſie ſich.

„War es kein Traum,“ rief er, als er die Roſe an ſeine Lippen drückte, „verweilte ſie bei dem Schlummernden? legte ſie dieſe Blume an mein Herz? — Ja wohl iſt es Zeit, daß ich von hinnen gehe, auch ohne Deinen Befehl, Gebieterin, wär' ich geflohen. Darum mußte ich leben,“ ſagte er aufſpringend, „darum fand ich nicht den Tod, damit ich noch einmal die Wonne jener Zeit empfinden ſollte, damit ich die Gewißheit mit mir nehmen kann, daß ich ihr theuer bin! Eitler Thor!“ rief er aus, „verdanke dies vergängliche Geſchenk, dieſe ſchnell verwelkte Roſe, dem Mitleid, nicht der Theilnahme, und träume Dir keinen Himmel, wo

Dein Paradies schon längst zerstört ist, und eine furchtbare Oede Dich umgiebt. Träume nicht von Glück, Unglücklicher! Das Erwachen aus solchem Traume ist fürchterlich!" Er verließ die Grotte; die Rose in der Hand durchirrte er den Garten, und fand in seiner Wonne die Ruhe nicht.

Die Herzogin aber betrat in ernster Stimmung ihr Zimmer. „Ich habe menschlich gefühlt und nicht gefehlt," sagte sie zu sich selbst; „meine Gedanken, als ich ihn schlummern sah, waren rein, wie mein Wandel; dem unglücklichen Freunde schlug dieses Herz, dem Manne, dem ich seinen Himmel getrübt habe, nicht dem Geliebten, und kein anderer Wunsch stieg in mir auf, als ihn glücklich, selbst in dem Arme einer Andern glücklich zu wissen. Aber ihn habe ich aus seiner Ruhe geweckt, ihm den Frieden gestört! Das war nicht recht, war es auch nicht mein Wille, daß es geschehe."

„Leonore," sprach sie zu der in Reisekleidern Eintretenden. „Morgen zieht Giovanni von hier. Rede mit ihm, noch ehe Du heute Abend Deine sonderbare Wallfarth zu dem Einsiedler von Ceretello beginnst. Forsche nach seinen Verhältnissen, suche ihn zu bewegen, daß, sind sie drückend, ich, oder mein Gemahl sie verbessern darf; sag' ihm: Julia Gonzaga werde durch's ganze Leben seine treue Freundin bleiben; sag' ihm von mir ein herzliches Lebewohl; aber getrennt muß es seyn. Ich fühle zwar, daß ich die Prüfung bestanden habe, daß mein Herz stark, meine Grundsätze fest genug sind, in dem Geliebten nur den treuen Freund zu erblicken,

aber ſein Herz würde brechen, und deshalb iſt es beſſer, daß er von hinnen zieht."

Leonore war über den raſch gefaßten Entſchluß erſtaunt, ſie fragte die Freundin nach dem, was ihn ſo plötzlich herbei geführt habe. „Sprich mit Giovanni, vielleicht wird er Dir es ſagen," war Julia's Antwort.

Aber Giovanni ſagte ihr nichts. „Ich werde die Befehle meiner Gebieterin befolgen," ſprach er. „Der morgende Tag wird mich nicht mehr in Fondi treffen. — Sagt der Herzogin — Doch ſagt ihr nichts — Mein Lebewohl ſey ſo beſcheiden, wie meine Liebe! — Euch aber, Signora, den innigſten Dank! Ihr habt es mit dem Unglücklichen gut gemeint." — Er küßte ihre Hand; ſie ging und ſah ihn nie wieder.

Kaum daß Leonore, ein Gelübde zu erfüllen, mit ihrer Begleitung die Wallfahrt nach der Zelle des Einſiedlers von Cerctello begonnen hatte, als ein Eilbote auf ſchweißtriefendem Roſſe in den Schloßhof geſprengt kam. Der Kardinal Medicis hatte ihn in der Nacht von Neapel mit einem Schreiben an die Herzogin geſandt, welches die Schreckensnachricht enthielt, daß Barbaroſſa mit der Flotte dicht bei Neapel vorbei geſegelt, und auf Procida gelandet ſey, wo er Alles mit Feuer und Schwert verwüſte. Der Kardinal warnte ſie, in Fondi, was ſo nahe dem Meere lag, zu bleiben, und beſchwor ſie, Angeſichts dieſes, das Schloß zu verlaſſen, und entweder nach Rom oder mehr landeinwärts zu ziehen.

Obgleich dieſe Nachricht ſie nicht wenig beunruhigte, glaubte ſie doch, ohne Erlaubniß ihres Gemahls, Fondi

nicht verlaſſen zu dürfen. Ueberdies ſchien es ihr, als ob der Kardinal ihren Muth prüfen wolle, um ſie bei ſchleuniger Flucht, da die Gefahr ſelbſt noch ſo fern und ungewiß war, zu verſpotten. Sie ſandte daher ſogleich einen ihrer Cavaliere nach Rom, die Befehle ihres Gemahls einzuholen, und war feſt entſchloſſen, bis dahin in Fondi zu bleiben, und nur, wenn man die türkiſche Flotte gewahren ſollte, nach Ponto Corvo zu eilen. Die Gefahr nicht nahe glaubend, lauſchte ſie am Abend, wie gewöhnlich, auf den Geſang Arienzo's, den ſie heute noch lieblicher, herzergreifender fand, als je, denn heute war ſie ja von ſo manchen Empfindungen tief bewegt. Sie ſaß an ihrem Fenſter und blickte in den Garten hinab, und der Gedanke, daß es das letzte Mal ſey, daß ſeine liebe Stimme durch die ſchweigende Nacht zu ihr hinauf dränge, betrübte ſie ſehr.

Aber es wurde immer finſterer, Gewitter thürmten ſich in Oſten auf und die Wolken wälzten ſich vor die funkelnden Sterne, ſo daß auch nicht der kleinſte Strahl die Nacht erhellte, einzelne Regentropfen fielen, die Donner rollten in der Ferne, und zuweilen fuhr ein zackiger Blitz am Horizont hernieder. Noch immer tönte der Klang von Giovanni's Laute und ein ſchwermüthiges Lied hallte durch die ſchwüle Luft; da ſandte Julia eine ihrer Zofen hinab, Arienzo zu bitten, daß er den Geſang beende und in das Schloß zurückkehre; ſie fürchtete, das Wetter möchte ihn überraſchen. Sie ſelbſt, durch den feſten Vorſatz, ihn am andern Tag nach ſeiner Heimath zurück zu ſenden, beruhigt, legte ſich nieder und ein ſanfter Schlaf ſchloß ihre Augen.

Giovanni vernahm zwar ihren Befehl, ſeine Laute verſtummte und ſein Geſang war beendet; aber es war ihm unmöglich, jetzt ſchon in das Schloß zurück zu gehen. Die Natur ſtimmte ſo ganz zu ſeinem Gemüthe, dunkel und finſter war es um ihn wie in ihm, und der ferne Blitz glich dem Strahle, der zuweilen aus Julia's Augen ihn traf und das Dunkel, wenn auch nur auf Augenblicke, in ihm erhellte. Er blieb in dem Garten, ihm war es zu wohl in der freien Natur, und ihn ergötzte das ferne Rollen des Donners, das dumpfe Brauſen des Meeres.

„Gleicht doch dieſe Nacht meinem Schickſale!“ rief er aus. „Freundlich trat das Morgenroth eines ſchönen Tages mir hervor, eine Sonne, ſchöner, herrlicher wie das Licht des Himmels, ſtieg mir roſig auf; aber bald ſank ſie, und ich kann mich nur an ihrer Abendgluth ergötzen, und wenn ſie ganz vor meinen Augen untergehen wird, dann iſt es ſo finſtre Nacht, wie jetzt um mich. Warum weil' ich noch hier? Soll ich noch einmal aus einem ſüßen Traume geweckt werden? Soll ich noch einmal den Liebesblick einſaugen, der wie ein verwundender Pfeil in das Herz dringt? Ich habe meine Pflicht gegen ſie erfüllt, habe ihrer Ruhe die meine zum Opfer gebracht; mehr verlange ſie, mehr verlange der edle Colonna nicht! Die Flotte der Ungläubigen ſchwärmt auf unſern Meeren und mit Gott wird doch Kaiſer Karl ihr eine Armade entgegen ſenden, dann will ich mich einſchiffen, will ſehen, ob das trügeriſche Element des Meeres mir eher meinen Wunſch erfüllt, als die Erde, die mich nicht in ihren Schooß auf-

nehmen wollte. Ich gehe, ehe es tagt, von hier, gehe nach Neapel, denn ſeit ich aus ſüßem Schlummer erwachend, ſie im Glanze zauberiſcher Schönheit vor mir ſah, ſeit ich die Roſe an meine Bruſt drücke, welche ſie an mein klopfendes Herz gelegt, ſeitdem iſt hier keine Ruhe mehr für mich!“

Als er noch einmal ſein Schickſal überdachte, der Schmerz der Trennung ihn ergriff, hörte er, trotz des Sturmes, der zu heulen begann, trotz des in Strömen niederſchlagenden Regens, ein dumpfes verworrenes Geräuſch wie von Menſchenſtimmen. Er lauſchte, es kam immer näher. Da klimmte er auf die hohe Mauer, welche den Garten an der Meeresſeite umgab, und es ſchien ihm, als ſähe er dunkle Maſſen von dort heran wogen; jetzt hörte er das Wiehern von Roſſen, das Stampfen ihrer Hufe; er gedachte der Schreckensnachricht, die von Neapel, von den Inſeln herüber gekommen war; ein Blitz, der, wenn auch nur wenig, die Gegend erhellte, ließ ihn heranziehendes Kriegsvolk bemerken; noch lauſchte er einen Augenblick, dann konnte er nicht mehr zweifeln, daß es Muſelmänner ſeyen, und ſein Entſchluß war gefaßt. Er ſprang von der Mauer herab, ſtürzte in das Schloß, rief ſeinem Diener, der in der Halle auf ihn wartete, zu: „Zwei Roſſe, geſattelt oder nicht, gleichviel — nur ſchnell!“ ſtürzte die Treppe hinauf, rannte in der Finſterniß durch die Zimmer, der Himmel ließ ihn die Thüre zum Schlafgemach der Herzogin finden, Verzweiflung, Todesangſt gaben ihm Kraft, er rannte ſie ein, ſtürzte nach ihrem Bette, ergriff ſie mit ſtarkem Arm, ehe ſie noch wußte, wie ihr geſchah, und trug

sie die Treppe hinab. „Die Ungläubigen überfallen uns! Um Gottes Willen, Rettung! Rettung!“ rief er der Sträubenden zu. „Vertraut mir, Julia, vertraut Eurem Giovanni!“

Die Rosse standen bereit. Da ließ der erschreckte Diener den Zügel des einen fahren, und nur eins blieb übrig. „Um Gottes und aller Heiligen Willen, Signora!“ rief er, „vertraut Euch mir an!“ Er schwang sich nun schnell auf das Roß, der Diener half der Herzogin hinauf, die halb bewußtlos jedes Widerstandes unfähig war; der Thorwart, glücklicher Weise noch wach, öffnete schnell die Pforte, und so sprengte er hinaus. Kaum waren sie im Freien, so hörten sie auch schon den wilden Allahruf der Türken, mit dem sie über die Mauern drangen, hörten das Schnauben der Rosse, welche die Stadt umjagten, damit Niemand durch Flucht sich retten könne. Zum Unglück war das Roß, welches er bestiegen, sein Streithengst, der, als er Pferde in seiner Nähe witterte, den Kopf hob, mit weit geöffneten Nüstern die Mähne schüttelte, seine Gefährten begrüßend laut wieherte und die Feinde, ihm zu folgen, herbei lockte. Giovanni, die Türken hinter sich hörend, drückte nun seinem Rosse die Sporen in die Weichen und jagte, immer noch verfolgt, im schnellsten Laufe davon.

Da lag sie nun im leichten Nachtgewande in seinen Armen. Er hatte seinen Mantel über sie geworfen, schloß sie fest an sich, und zum ersten Mal ruhte sie an seiner Brust, die, vor banger Furcht für sie, kaum zu athmen wagte.

„Gerechter Gott!“ sagte die Herzogin leise. „Eilt,

eilt, Giovanni! Ich höre das Geſchrei der Muſelmänner dicht hinter uns; rettet mich!"

„Sollten ſie uns ereilen," ſagte er angſtvoll, „und wäre keine andere Rettung möglich, ſo laſſe ich Euch vom Pferde herab, eilt dann ins Gebirge, denkt nicht an mich, mir kann nichts ſchöneres werden, als für Euch zu ſterben!" Er fühlte, indem er ſprach, daß ein tiefer Seufzer ihre Bruſt hob, und der Tod erſchien ihm in dieſem Augenblicke ſo freundlich, wenn er ſie nur erſt gerettet wußte.

Als ſie jetzt den Berg hinauf jagten und das Pferdegetrappel immer näher und näher hinter ſich kommen hörten, ſie immer deutlicher und deutlicher die Stimmen der Verfolger vernahmen, da ſagte die Herzogin mit Beſonnenheit, die ſie auch in der Gefahr nicht verließ: „Laßt mich herab — Euer Roß iſt ermüdet, ſie ereilen uns; aber auch Ihr müßt mir folgen, da es noch Zeit iſt, damit ich nicht allein, ohne Schutz in den Bergen irre. Sie werden hinter dem Roſſe herjagen, das, ohne ſeine Laſt, flüchtig dahin eilen wird, und wir ſind geborgen." Er gehorchte, ließ ſie herab, ſprang vom Pferde und eilte mit ihr unbemerkt ſeitwärts die Klippen hinauf. — Hier überzeugten ſie ſich, daß ſie keinen Augenblick länger hätten zögern dürfen, denn die Muſelmänner waren dicht hinter ihnen. Mit wildem Fluchen jagten ſie, das flüchtige Roß verfolgend, an ihnen vorüber.

Abe nicht lange vermochte die Herzogin über die ſcharfen Klippen zu klimmen, ihre zarten nackten Füße bluteten, ſie mußte ſich auf einen Felſen niederſetzen und

hier, so nahe der Stadt, so nahe dem verfolgenden Feinde, konnten sie keine Rettung hoffen. „Erlaubt, daß ich Euch trage," bat Giovanni. „Vielleicht treffen wir eine der vielen Höhlen des Gebirges, die uns schützend aufnimmt. Ach, zögert nicht! Vergeßt, daß Euch meine Arme umfangen müssen; es gilt ja Euer Leben, es gilt ja tausendmal mehr, als Ihr mir opfert." Die Herzogin schwieg. „Und könntet Ihr dann," fuhr er fort, „mich nicht mehr, ohne zu erröthen, vor Euch sehen, so schwör' ich, Euren Anblick zu meiden, nie soll Euer Auge mich wieder erblicken. Erlaubt, daß ich Euch aufnehmen, Euch von hier tragen darf. Gönnt einem Sterbenden die letzte Wonne, denn ich fühle wohl, mit diesem Tage geht meine Sonne für immer unter."

„Edler Mann! Treue Seele!" sagte die Herzogin gerührt. „Freudig und zutrauensvoll übergeb' ich mich Euch. An einem solchen reinen Herzen verliert die Glorie meiner Tugend nichts von ihrem Strahl. Tragt mich von hier." Da umfaßte er sie freudigen Muthes, hob sie auf und trug sie immer tiefer, die Höhen hinauf, in den dichten Wald. Aber bald versagte auch ihm die Kraft, er mußte ruhen, seine Bürde niederlegen und sich selbst auf einen Felsblock setzen, um Athem zu schöpfen. Doch kaum, daß er sich nur in etwas erholt hatte, begann er die Wanderung von Neuem, von Neuem mußte er die süße Bürde niedersetzen, um mit gestärkter Kraft die Wanderung wieder beginnen zu können.

Da sagte die Herzogin plötzlich: „Irr' ich nicht, so muß ohnfern dieser drei hohen Kastanienbäume, die uns jetzt schirmen, eine Höhle seyn, ich glaube hier zur

linken Hand. Schon einigemal hat mich mein Zelter hierher getragen, ich kenne die Gegend. Geht, Giovanni, sucht sie auf, daß wir Schutz vor dem Unwetter und dem furchtbaren Regen finden, denn ich bin ganz durchnäßt." Er tappte umher, sein Geschick ließ ihn den Eingang der Höhle finden und er trug die Herzogin hinein.

Sonderbare Schickung des Himmels! Hier lag die von ganz Italien angebetete Frau, vor Kälte erstarrt, von Regen triefend, auf hartem Stein, dankte Gott, daß der bemooste Fels, der sich über ihr wölbte, ihr Schutz vor dem herabströmenden Regen gab. Sie, vor welcher die Männer mit scheuer Ehrfurcht nur in der Entfernung gestanden, sie war jetzt in dunkler Nacht allein mit dem Manne, dem Einzigen, für den ihr Herz liebend geschlagen hatte. So spottet das Schicksal des stolzen Willens der Menschen, so führt es die Getrennten wieder zusammen und trennt, was sich vereinte.

„Mich friert," sagte die Herzogin jetzt zu dem in der Ferne Stehenden; „ach! mein Haupt liegt so hart auf diesem kalten Steine!" Bei diesen Worten nahte er sich und kniete neben ihr hin. „Ich weiß, was Ihr wollt," fuhr sie fort. „Ihr wagt es nicht, mir anzubieten, was auch ich kaum anzunehmen wage, und doch — — „Er wird dein guter Engel seyn," sagte die Alte. Meinem Engel darf ich vertrauen;" und nun legte sie ihr müdes Haupt an seine Brust, er deckte sie noch mit seinem Oberkleide, und die Ermattung schloß wider Willen ihr die Augen, selbst das Klopfen seines Herzens störte ihren Schlummer nicht. Aber bald wurde sie,

die mehr betäubt als ſchlummernd geruht hatte, durch wildes Getümmel geweckt. „Flieht tiefer in die Höhle!“ rief Giovanni aufſpringend. „Ich höre nahen.“

Julia eilte bis an das äußerſte Ende der Höhle, während Arienzo ohnfern des Einganges mit gezogenem Schwert ſtehen blieb. Jetzt konnte er die Stimmen deutlich unterſcheiden. Er hörte die Sprache des Landes, aber auch zugleich, als er ihre Worte vernahm, daß es Räuber waren, die ſich vor den Türken tiefer in das Gebirge flüchteten. Er hoffte, ſie würden vorüber ziehen; aber zu gut mit allen dieſen Schlupfwinkeln bekannt, gingen ſie gerade auf den Eingang zu. Aus ihrem Geſpräch konnte er wiſſen, daß es ein bedeutender Haufe, Widerſtand alſo unmöglich und nur für die Herzogin gefährlich ſey. Er änderte daher ſeinen Entſchluß. „Wer Ihr auch ſeyd,“ rief er, als ſie ſchon den Eingang betreten hatten, ihnen entgegen, „ſo fordre ich Euch als Chriſten zum Schutz für eine von den Muſelmännern verfolgte Dame auf.“

„Wer biſt Du, Burſche, der uns ſo keck zur Vertheidigung auffordert?“ erwiederte in barſchem Tone der Vorderſte. „Frauen, wenn ſie ſchön ſind, werden von uns gemeinhin nur als gute Beute betrachtet, und es müßte ſonderbar ſeyn, wenn wir unſer Leben zu ihrer Vertheidigung wagen ſollten. Zünde die Fackel an, Andreas, am Ende iſt es hier nicht geheuer!“

Schnell flackerte eine Fackel auf; doch als die Räuber in die Höhle dringen wollten, trat Giovanni, das Schwert in der Fauſt, vor den Eingang. „Erſt verſprecht mir Schutz für die Dame, dagegen verſprech' ich

Euch 2000 Dublonen, wenn Ihr sie rettet; wo nicht, so wagt den blutigen Tanz mit mir!"

„Ihr seht mir eben nicht aus, wie 2000 Dublonen!" sagte der Räuber höhnisch lachend, „und erst müssen wir unsres Preises gewiß seyn, ehe wir etwas versprechen."

„Das könnt Ihr," sagte die Herzogin, mit stolzem Schritte, in Arienzo's Mantel gehüllt, hervortretend — die Gefahr gab ihr Muth und Kraft — „Die Herzogin von Trajetto, Julia Gonzaga, hält, was sie versprach!"

„Ihr seyd es, gnädige Frau?" rief der Räuber, sich ehrerbietig vor ihr neigend. „Ja, bei Gott, Ihr seyd es!"

„Ein herrlicher Fang!" rief Einer aus dem Haufen. „Wahrlich! der alte Colonna giebt 10000 Dublonen für sie, und selbst, wenn wir sie an Barbarossa verhandeln wollten, bekämen wir ein tüchtiges Geld für die schöne Frau. Wären wir doch rechte Thoren, wenn wir sie um das Spottgeld hingäben und sie noch obendrein beschützen wollten!"

„Schweig, Nimmersatt!" rief der Anführer. „Auch in des Räubers Brust muß die Achtung vor solch' einer Frau nicht untergegangen seyn. Es ist wohl Keiner unter Euch, dem sie nicht, wenn auch nicht ihm selbst, doch wenigstens seinem Weibe oder Kinde, Gutes gethan hätte. Darum, gnädigste Frau, seyd unsres Schutzes gewiß, so viel wir können, wollen wir thun, und es soll uns auf ein paar Wunden für Euch nicht ankommen; nur müßt Ihr uns erlauben, wenn am Morgen die Ungläubigen noch nicht wieder zu Schiffe sind, und

plündernd in der Gegend herum ſtreifen, Euch tiefer in die Gebirge, in mehr verſteckte Schluchten führen zu dürfen. Jetzt, Geſellen!" wandte er ſich zu ſeinen Kameraden, „müſſen wir wohl unter freiem Himmel wohnen und der Dame die Höhle allein überlaſſen. Franziska!" rief er einem jungen Weibe zu, „Du und die Uebrigen ſorgt für ein gutes Lager, breitet Eure Decken aus und macht ein Feuer an, daß ſich die edle Frau daran erwärme. Ihr aber, junger Herr, könnt mit uns ziehen, und bei dem Haufen bleiben, und im Fall der Noth mit fechten helfen. Doch Ihr, an denen die Wacht iſt, ſtellt die Poſten aus, und habt ein wachſames Auge!"

Giovanni, der, ſeit die Fackel leuchtete, ſich unter die Räuber gemiſcht hatte, und in der Entfernung von der Herzogin geblieben war, ſagte jetzt mit tief bewegter Stimme: „Lebt wohl! Gott ſchütze Euch!"

„Wollt Ihr mich verlaſſen, Giovanni?" rief Julia mit allem Zauber ihrer Stimme.

„Ich bleibe in Eurer Nähe, Signora," erwiederte er, und entfernte ſich. Indeß die Räuber unter den Kaſtanienbäumen ſich lagerten, die Andern ihre Poſten ausſtellten, bereiteten die Frauen und Mädchen, ſo gut ſie es konnten, für die Herzogin das Lager. Die Frau des Hauptmanns, ein junges ſchlankes Weib von kaum achtzehn Jahren, nahte ſich ihr, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und da ſie den Zuſtand bemerkte, in welchem die Herzogin war, holte ſie aus ihrem ledernen Bündel ihre beſten Sachen hervor und bat, ſich damit zu bekleiden. Die Herzogin nahm es dankbar an, und ſtand bald in

der Tracht eines Bauermädchens von Terra di Lavora unter den staunenden Frauen, die ihre Schönheit nicht genug bewundern konnten. Dann legte sie sich ermattet zur Ruhe, die Frauen sangen einige Lieder und leise senkte sich der Schlummer auf die Ermüdete, und schloß, bei den Tönen des Gesanges, ihre Augen.

5.

Giovanni war während dem draußen unruhig auf und abgegangen. Was in seinem Herzen jetzt so laut sprach, war ihm neu; eine nie gefühlte Wonne durchschauerte ihn; ihm war es noch immer, als fühle er ihr Haupt an seiner Brust ruhen, als fühle er die Gluth ihrer sanft errötheten Wange an seinem klopfenden Herzen. Schöner als heute hatte sie ihm die Phantasie noch nicht gemalt. Aber es war immer noch das heilige Bild, um dessen Schönheit der Nimbus strahlte, und hoch beglückt, daß er ihr guter Engel gewesen, seine Arme sie dem Verderben entrissen, rief er begeistert: „Nun kann ich enden, und darf nicht murren; hab' ich doch des Lebens höchste Seligkeit empfunden! Nun ist mir der Tod willkommener, denn das Leben kann mir nichts Schöneres mehr bieten!"

„Kommt auf jenen Felsen," sagte der Anführer der Räuber, Giovanni in dem Gefühl seines Glückes störend. „Wenn der Morgen graut, können wir von dort in das Thal hinunter bis über das Meer sehen. Doch besser, ich bleibe hier und halte Ordnung. Steigt nur allein hinauf, junger Herr! Mich dünkt, der Tag muß bald beginnen. Was Ihr sehet, berichtet uns schnell,

besonders, ob die Muselmänner sich einschiffen. — Ich hoffe, sie werden wohl nicht lange bei uns verweilen."

Arienzo befolgte den Rath und klimmte den Felsen hinauf, setzte sich dort unter einen Baum und erwartete den Morgen. Der Sturm hatte sich gelegt, die letzten Blitze begrüßten noch, zum Abschied flammend, am fernen Horizonte die Nacht, und zwischen den zerrissenen Wolken funkelten, nach und nach eine matte Dämmerung verbreitend, die leuchtenden Sterne. Starr sah er auf zu den Strahlenden, sein Geist war auch hier bei Julia, die er nie wieder sehen wollte. Er fühlte eine noch nie empfundene Gluth in seinem Herzen; er fühlte, daß diese Nacht ihm Julia näher gebracht habe, als alle Wonnemonde seiner früh entschwundenen Liebe. „Darum," sprach er, „ist es gut, daß ich auch jetzt, ihrem frühern Befehl gehorchend, dem Danke entfliehe; so wird mein Andenken ihr stets freundlich bleiben."

Der Tag brach am fernen Horizonte mit seinem falben Scheine hervor. Immer lichter und lichter wurde es, und, die einzelnen über das Meer ziehenden Wolken begannen, wie die Lilienwangen der Jungfrau bei dem ersten Kuß des Geliebten, sich sanft zu röthen. Jetzt erglühte der Horizont in rosenfarbenem Feuer, die Sonne trat majestätisch hervor, und breitete ihre glühenden Strahlen über das wogende Meer. Es ward Tag! — Aber sein Licht senkte nicht Trost in des Jünglings tief bewegte Brust. Qualmend stieg der Rauch aus der unglücklichen Stadt empor, die, ein Bild der Verwüstung, vor ihm lag. Mit vollen Seegeln sah er die Raubschiffe dahin gleiten, während andere noch bei Sperlonga vor

Anker lagen, mit dem herbeigeschleppten Raube beladen zu werden, und in der Stadt hörte er noch die Muselmänner jauchzen. Nur Barbarossa, der kühne Räuber, saß, von Wuth entbrannt, in den Zimmern des Pallastes, zähneknirschend, daß ihm seine schöne Beute entgangen sey.

Soliman, zu dem die Kunde von Julia Gonzaga's Schönheit gedrungen war, hatte seinem Admiral befohlen, ihm dies schöne Weib, und sollte er sie mit dem Blute Tausender erkaufen, nach Stambul zu bringen. Aber die Liebe hatte dem Geier die Taube entführt, die Herzogin war gerettet, und nur todte Schätze waren der Lohn seiner Bemühungen. Sperlonga, wo Barbarossa zuerst gelandet, und das unglückliche Fondi, wo die zerstörenden Flammen seine Abfahrt verkündeten, büßten furchtbar für die Rettung der Herzogin.

Als die letzten Türken die Stadt verlassen hatten, und kein Schiff am fernen Strande mehr gesehen wurde, eilte Giovanni mit einigen der Räuber ins Thal hinab, um sich zu versichern, daß Fondi ganz geräumt, und alle Muselmänner sich wieder eingeschifft hätten. Sie fanden die brennende Stadt leer, kein menschliches Wesen wandelte unter ihren Trümmern, und die Flammen wütheten noch furchtbar. Da sandte er die Räuber zurück, die Herzogin davon zu benachrichtigen; er selbst wanderte seiner Vaterstadt zu.

Julia, von dem Jammerbilde ergriffen, das die zurückkehrenden Räuber ihr gemacht, ließ sich sogleich auf einem in der Eile aus Stämmen zusammengeflochtenen Sitze nach Fondi tragen, um, wo möglich, dem Feuer

noch Einhalt zu thun; willig folgte ihr die Bande. Die Belohnung, welche sie ihnen verhieß und vielleicht auch die Aussicht auf Beute lockte sie; Alle begleiteten die Herzogin.

Schon begegneten ihr Einige, freilich nur Wenige der wieder zurückkehrenden Geflüchteten, die dem Schwerte und der Sklaverei entronnen waren; mit ihnen kehrte sie in die Stätte des Jammers zurück. Aber alle Hülfe war vergebens, man vermochte nicht den Flammen Einhalt zu thun, bald lag die Stadt in Asche, und nur die Kirche und das Schloß blieben verschont. Barbarossa's Anwesenheit hatte dieses gerettet, denn da er einer der Letzten von hinnen zog, so war das Feuer erst spät angelegt und nicht unterhalten worden, die Mauern hatten widerstanden und es war nur wenig Schaden angerichtet. Aber alles Uebrige fand man verwüstet und vernichtet; die herrlichsten Gemälde zerrissen, die Statuen verstümmelt, Alles erbrochen, beraubt und zerschlagen. Selbst die Gräber waren nicht verschont geblieben, und Marco's und Prosper Colonna's Grabmal aufgebrochen, die Gebeine umher gestreut, und die Kleinodien, mit denen der menschliche Stolz sich und die Todten ehren will, geraubt. Aber am furchtbarsten war das Jammergeschrei der Zurückkehrenden. Hier beklagte eine arme Waise die in dem Schutthaufen begrabenen Eltern, dort die Mutter ihre blühende geraubte Tochter, der Gatte die Gattin, der Bruder den Bruder, Keiner war, der, außer seiner Habe, nicht noch Theureres verloren, Keiner, den nicht die Jammernacht um seines Lebens Glück gebracht hatte.

Die Herzogin tröſtete, verſprach zu helfen, ſo viel ſie konnte, aber was vermag des Menſchen ſchwache Hand, wo das Schickſal die tiefen Wunden ſchlug. Auch ſie hatte ſo manchen treuen Diener verloren, keine ihrer Frauen fand ſie wieder, und doch mußte ſie dem Himmel danken, der ihre Freundin ſo wunderbar gerettet hatte. Die Freude des Wiederſehens war groß, als Leonore, welche von der Klauſe des Einſiedlers die Flammen hatte aufſteigen ſehen, das Unglück vernommen und bis Pico geflüchtet war, am Abend der Herzogin auf ihrem Zuge nach Pontecorvo begegnete, wohin ſie ſich, neuer Gefahr zu entgehen, einſtweilen begab. Sie hatte für Julia gezittert, und dankte dem Himmel doppelt, da ſie erfuhr, daß Arienzo ſie gerettet.

„Und wo iſt er?“ fragte ſie.

„Er iſt fort,“ erwiederte die Herzogin, ihren Schmerz nicht verbergend. „Niemand hat ihn ſeit dieſem Morgen geſehen. Er iſt meinem Anblicke und meinem Danke ausgewichen, doch meinem Herzen iſt er nicht entflohen; dankbar werde ich ſeiner gedenken, dankbar — und mit Liebe,“ ſetzte ſie leiſ' errötheud hinzu.

6.

Der Tod entriß Julia bald hierauf den Gatten, und keine Nachricht brachte ihr von Giovanni Kunde. Er war ſeit jenem Unglückstage verſchwunden; nur ſo viel konnte ſie durch ſeine Eltern erfahren, daß er auf der Flotte nach Tunis gezogen, aber nicht wieder heimgekehrt ſey. Der Tod ihres Gatten, Ungewißheit über

Giovanni's Schicksal, hatten ihre Heiterkeit getrübt. Vergebens eilten aus allen Gegenden Italiens die Fürsten und Großen herbei, ihr zu huldigen, und Herz und Hand der schönen Witwe anzubieten; Keinen fand sie würdig, den edlen Colonna zu ersetzen. Sie hatte einen Kranz von Amaranthen mit der Umschrift: „non moritura," zu ihrem Sinnbilde gewählt und blieb, das Andenken an den Gestorbenen, vielleicht auch das Andenken an ihre erste Liebe rein zu bewahren, ihrem Vorsatze treu.

Sechs Jahre waren nun, seitdem sie Arienzo zum letzten Male gesehen, verflossen, als sie eines Tages mit Leonoren auf der Rasenbank der Felsgrotte, wo sie ihn einst schlummernd gefunden, seiner Liebe und Treue freundlich gedenkend, saß, als ein Diener ihr ein kleines Paquet überreichte, welches ein fremder Kriegsmann, sich schnell wieder entfernend, abgegeben habe; sie öffnete es. In einem Kranz verwelkter Amaranthen lag eine entblätterte Rose von einer verblichenen Schleife umwunden, und mit zitternder Hand geschrieben stand ihre Devise: „non moritura" darüber. Wer ihr dieses sandte, konnte sie leicht ahnen; wer es ihr gebracht, erfuhr sie nie. Die mit bebender Hand geschriebenen Worte, und daß Giovanni sich von diesen, ihm so theuren Erinnerungen getrennt hatte, gaben ihr die Gewißheit seines Todes.

„Was sind dem Menschen die Gaben des Himmels!" sagte sie zu ihrer Freundin mit Thränen im Auge, traurig auf die verwelkten Blumen und die Worte blickend. „Mir gab der Himmel Alles, was uns be-

glücken kann, Schönheit, Geist und Anmuth, einen edlen Gatten und Reichthümer, das Leben zu genießen; er versagte mir nur Eins, aber mit diesem Einen nahm er mir Alles. In der Mitte meiner strahlenden Laufbahn, umgeben von Glanz und Hoheit, fühlte ich mich arm, wie ein Bettler, arm, wie ich mich in der Stunde fühlte, die mich auf immer von Arienzo trennte. Ich war die Sonne, deren Strahlen Alles erwärmten, nur nicht das eigne Herz, das blieb ohne ihn kalt! Ja, Leonore, dies waren die Tropfen Wermuth in meinem Lebensbecher, von denen die Alte sprach."

Auf Erden ist Keiner ganz glücklich!

Die Vierhundert von Pforzheim.

1.

An einem schönen heitern Septemberabend zogen zwei Wanderer auf der Straße von Zürich nach Brugg. Der Eine, ein Baret mit stolzen weißen Federn auf seinem Haupte, eine Laute über seinem grünen Wamms, saß auf einem stattlichen falben Rosse, ein breites Schwert an seiner Seite, und ein paar mit Silber ausgelegte Pistolen an seinem Sattelknopfe. Sein Auge sah gleichgültig umher. Der Andere, ein kräftiger Bursche, dem das braune Haar um Schulter und Nacken lockig herabrollte, schritt in der einfachen Kleidung eines Handwerksmannes, seine ganze Habe in einem Bündel auf dem Rücken tragend, neben ihm her. So zierlich der Reiter gebaut war, so stark und kräftig war der Wanderer zu Fuß, der, sich an der Gegend ergötzend, mit seinen dunkelblauen Augen umher schaute.

„Laßt uns hier einen Augenblick verweilen!" sagte er zu dem Reiter. „Hier ist es gar zu schön. Seht nur das herrliche Thal, wo die brausende Aar sich die Bahn gebrochen hat, seht dort das ferne Gebirge, hier unten die stille Abtei, und die alte mächtige Römerstadt, jetzt nur noch ein ärmliches Dorf."

„Hab' ich Euch mein Roß nicht ſchon oft angeboten?" erwiederte der Andere abſteigend. „Aber ſeit wir aus Mailand gezogen ſind, habt Ihr es noch nicht ein einziges Mal beſtiegen.'

„Lieber Herr," erwiederte der Fußgänger, „Ihr ſeyd ſo freundlich gegen mich! Nicht die Müdigkeit läßt mich hier verweilen, die Nähe ſo manches berühmten Ortes, die ſchöne Ausſicht hält mich hier feſt. Seht nur, wie ſchön! Solch ein Anblick erhebt das Herz, und verſtänd' ich die Laute zu ſchlagen, wie Ihr, und ſo viele ſchöne Liedlein zu ſingen, wahrhaftig, hier griff ich in die Saiten, und ein Lied, dem eigenen Gefühl entſprungen, ſtrömte unwillkührlich aus mir hervor."

„Freund Waffenſchmidt," entgegnete der Andere, „wo ich nicht ein holdes Frauengeſicht in der Nähe weiß, da fehlt mir die Luſt zu Sing und Sang. Aber wenn mich zwei ſchöne Augen locken, ein küßlicher Mund mir winkt, ja, dann zuckt es mir in allen Fingerſpitzen, und die ſchmelzenden Lieder fließen dahin, wie ein murmelnder Wieſenbach. Sollte mich die Sonne mit ihren Strahlen und die Berge mit ihren Eiskronen ſo entzücken, wie Euch, mein werther Reiſegeſell, dann müßte ich ja durch die ganze liebe Schweiz nichts thun, als ſingen und ſpielen. Ich nehme meine Feldflaſche zur Hand und überlaſſe Euch gern die ganze Gegend zum Eigenthum."

„Nun dann," ſagte der Fußgänger, als ſie die Trümmer der alten Habsburg über ſich ſahen, „reitet nur in Gottes Namen weiter nach Brugg, es ſind immer noch einige Stunden, bis es Nacht wird und dann

bin ich wieder bei Euch. Ich muß die Ueberreste des alten Stammsitzes unsres Kaiserhauses betreten, und könnte wahrlich nicht so vorüber gehn."

„Wenn Ihr das Klettern nicht lassen könnt, so steigt hinauf in das alte Eulennest," entgegnete der Kaufherr. „Was kümmr' ich mich um Habsburg und die Vorfahren unsrer Kaiser."

„Ei ei, junger Herr," sagte der Waffenschmidt, „als ein Deutscher solltet Ihr doch mit mehr Achtung von dem Stammhause und dem Geschlechte der Habsburger sprechen, das dem Vaterlande so manchen wackern Kaiser gegeben hat. Ich bin ein Anhänger Luthers und wir sind jetzt in hartem Streit mit dem Kaiser und den Spaniern, aber dennoch schlägt mein deutsches Herz freudig, denk' ich mir, daß einst dort oben die ehrwürdigen Ritter einzogen, deren Nachkommen noch jetzt so ehrenvoll die Kaiserkrone tragen."

„Wohl bekomme Euch der Spaziergang!" entgegnete der Andere, „und grüßt mir die alten Mauern!" Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon.

Albrecht Roser, fast verächtlich seinem Reisegefährten nachblickend, klimmte nun rüstig einen Fußpfad über den Wülpelsberg nach der Habsburg hinauf und stand bald vor den Trümmern der alten ehrwürdigen Veste. Die Zeit hatte arg hier gewüstet und nur wenig aus der Vergangenheit übrig gelassen. Auf der einen Seite stand noch ein Theil des alten Gebäudes, von einem dürftigen Landmanne bewohnt, die andern Seiten waren ganz verfallen und zeigten nur noch Ueberreste von Mauern und Thürme, die sie einst beschützten, und diese

Burg, die Wiege des großen Fürstengeschlechtes, das in damaligen Zeiten über drei Welttheile seine Arme breitete, kennte nur klein und unbedeutend gewesen seyn. Albrecht durchwanderte, nur an die Vergangenheit denkend, ihre Trümmer. „Der Zeit trotzt doch nichts!" rief er aus, als er auf den Ueberresten eines der verfallenen Thürme stand — „Kein Denkmal, von Menschenhänden geschaffen, und wär' es noch so kühn und herrlich, vermag ihr zu widerstehen. Nur über die große That schwingt sie vergebens ihre Sense. Ueberall sehe ich im Schweizerland zertrümmerte Burgen, die blühenden Städte können vergehen, selbst die Berge eher versinken, als das Gedächtniß an die Tage von Morgarten und Sempach — das bleibt in dem Munde der Nachwelt, so lange das Herz für das Edle erglüht, die Welt unzertrümmert besteht."

Nun warf er den Blick über die herrliche Gegend, welche in herbstlicher Pracht vor ihm lag. — Wo die Morgensonne hinter den in weiter Ferne hervorragenden Eisbergen von Uri und Glarus hervor tritt, hatte jetzt die Abendsonne ihren goldenen Mantel gebreitet; unter ihnen wölbten sich die waldumkränzten Berge mit ihren vergoldeten Spitzen, und zu ihren Füßen grünten die lieblichen Hügel, welche das Birrfeld umgeben. Auf der andern Seite sah er die Aar durch das schöne Thal von Städten und Schlössern, Dörfern und Wiesen bekränzt, die freundliche Landschaft mit manchem Reiz beleben, und da, wo die Fluthen der Reuß und der Limmat sich mit der Aar verbinden, erblickte er die alte Abtei Königsfelden, dies düstre Denkmal eines Kaisermor-

des. Hoch schlug ihm das Herz, feurig blickte sein Auge umher, seine ganze Seele schwelgte in Genuß.

Die heimziehenden Vögel, das ferne Geläute der Heerden mahnte ihn zum Aufbruch. Das Herz von edlen Gefühlen gehoben, verließ er die Burg und wanderte wieder ins Thal hinab. Die Abendsonne senkte sich schon tief hinter die Berge, schon begann es zu dämmern, als er eine reizende Thalschlucht gewahrte, welche die Höhe wieder hinauf führte. Das leise Plätschern eines Quells zog ihn an. „Soll ich denn schon nach der engen Herberge wandern," sprach er für sich, „und nicht hier bei dem Flüstern des Abendwindes, bei dem melodischen Geläute der heimziehenden Heerden verweilen, und dem Gefühle nachhängen das mir oft in der freien Natur so sonderbar die Brust beengt? Ach, könnt' ich nur die Laute spielen und all' die Lieder singen, welche oft bei dem eintönigen Schlage meines Hammers, ich weiß nicht recht, ob aus meinem Kopfe oder aus dem Herzen hervor, aber nie auf meine Lippen treten; ich wollte dem Adler entgegen singen, der dort oben mit seinen Flügeln über mir rauscht, und zu dem Plätschern der Quelle, die ich hier seitwärts vernehme, die zärtlichsten Töne aus meinen Saiten locken; aber meine Stimme ist rauh, wie meine Hand, und was mir oft die Brust zersprengen möchte, kann ich in Liedern nicht aussprechen. Nun, alle Welt kann nicht Minnesänger seyn, und so lange es Krieg giebt, bedarf man auch eines tüchtigen Waffenschmidts." Das sagend, folgte er dem Rauschen des Wassers, beg um ein Felsstück und sah —

Q^E BETRAY'D.

Neben dem klarſten Waſſerſtrome, welcher durch eine Röhre von dem Felſen herabgeleitet, in ein natürliches Becken fiel, ſaß auf einem Steinblocke ein Mädchen, deſſen Tracht nicht ganz der Kleidung der Jungfrauen aus dem Aargau gleichend, auf fremden Urſprung hinzudeuten ſchien. Die vollen Flechten hingen nicht, wie hier zu Lande, üppig herab, ſie waren, wie es in ſeinem lieben Vaterlande Schwaben gebräuchlich, zum Kranze zuſammen geflochten und mit Aſtern umſchlungen. Das Mädchen lehnte ihren rechten Arm auf einen gefüllten Waſſerkrug, die linke Hand hielt eine Spätroſe, und ihr großes dunkles Auge blickte ſchwermüthig vor ſich hin. Lange ſchon hatte Albrecht ſie betrachtet; es war ihm, als ob er dieſes ſchwermüthige Geſicht in früherer Zeit ſchon irgendwo geſehen, als ob dieſer liebliche Mund ihn ſchon angeſprochen haben müſſe, und doch konnte er ſich nicht erinnern, wo? Da machte wahrſcheinlich ein Geräuſch die Jungfrau aus ihrem Sinnen geweckt haben, ſie ſah ſich um, erblickte ihn, und ſprang erröthend auf.

„Ihr habt Euch wohl verirrt, lieber Herr," ſagte ſie freundlich zu dem Schweigenden, der die holde ſchlanke Geſtalt bewundernd anſtaunte, „denn hierher führt kein Pfad. Kommt mit mir nach der Wohnung meines Oheims, die ganz nahe hier am Abhange des Berges liegt. Von dort könnt ihr den Weg nicht verfehlen."

„Ich danke Euch," erwiederte Albrecht. „Erlaubt, daß ich die Kanne tragen und Euch folgen darf. Eure Rede iſt mir zu angenehm, ſie führt mir die Töne der

Heimath zurück, und Ihr glaubt nicht, wie lieblich uns die im fremden Lande klingen."

„Weß Landes seyd Ihr?" fragte das Mädchen. „Ich sollte fast meinen, es errathen zu haben."

„Ich bin aus Schwaben," erwiederte der Waffenschmidt.

„Dacht' ich's doch!" sagte sie, und ihr ernstes Gesicht erheiterte sich. „Kommt nur, kommt! Ihr werdet in meines Oheims Hause eine freundliche Aufnahme finden." Dies sagend, schritt sie voran und Albrecht säumte nicht, ihr zu folgen.

Als sie an ihrer Wohnung, einem freundlichen Landhause, angekommen waren, dankte ihr der Wandersmann, setzte den Krug auf die steinerne Bank und wollte, obgleich mit schwerem Herzen, seinen Weg fortsetzen; aber das Mädchen bat ihn, doch wenigstens einen Augenblick bei ihrem Oheim einzusprechen und einen Trunk Wein zu genießen. „Denn wißt, er ist auch aus Schwaben und wird sich sehr freuen, einen Landsmann bei sich zu sehen."

„Nun, wenn Ihr es mir vergönnt," sagte Albrecht, „so folge ich Euch, und sollte es sich fügen, daß Ihr oder Einer der Euren nach meiner Vaterstadt Pforzheim käme, so wird Euch in meiner Eltern Hause gleiche Gastfreundschaft wiederfahren."

„Aus Pforzheim seyd Ihr gebürtig?" rief das Mädchen freudig aus. „O so tretet herein! — Oheim," rief sie dem ihnen Entgegenkommenden zu, „hier dieser junge Handwerksmann ist aus unserer lieben Vaterstadt —"

„Dann ſeyd mir von Herzen willkommen; tretet nur näher hier ins Zimmer!“ ſagte der Alte, ihm freundlich die Hand reichend — „Euer Name?“

„Albrecht Roſer,“ erwiederte der Wandersmann.

„Des alten Waffenſchmidts Sohn? O ich erinnere mich Eures Vaters, meines Schulfreundes, noch wohl, obgleich es lange her iſt, daß ich nicht in dem guten Pforzheim war, es ſind nun wohl ſchon 20 Jahre und darüber — Kennſt Du den jungen Mann?“ wandte er ſich nun zu dem Mädchen.

„Mein Ohm,“ erwiederte ſie, „ich entſinne mich nicht, ihn geſehen zu haben.“

„Glaub' es wohl,“ nahm Albrecht das Wort. „Bin ich doch ſchon 6 Jahre aus meiner Heimath, und da waret Ihr noch ein zartes Kind; ich erinnere mich aber jetzt Eurer noch ſehr gut. Ihr ſeyd Gertraud, des reichen Juweliers Herrn Deimlings Tochter. — Ich habe Euch oft mit dem Geſangbuch in der Hand neben Eurer würdigen Mutter zur Kirche gehen ſehen, und mich über Euer ſtilles ſittiges Weſen gefreut.“

Gertraud wandte ſich bei dieſen Worten ſchnell von ihm ab und verließ das Zimmer.

„Berühret das Andenken an ihre Mutter nicht, Albrecht Roſer,“ ſagte der Alte. „Die gute Frau iſt vor einigen Monden geſtorben und das Mädchen grämt ſich immer noch und kann den Verluſt nicht verſchmerzen. Sie hat auch Recht, es war eine herrliche brave Frau, und mein Bruder hat wohl nicht immer den Werth ſeines Weibes erkannt. Da nahm ich denn das Mädchen zu mir und hoffte, ſie würde ſich in unſern Bergen zer-

ſtreuen, verließ deshalb mein Haus in Aarau und zog hierher, wo ich ſonſt nur einige Wochen zu ſeyn pflege; aber unſer klarer Himmel, unſere reine Luft erheitern ſie nicht, ſie ſehnt ſich nach Hauſe, glaubt, es geſchähe um ihres wunderlichen Vaters willen, und es iſt doch nur der Mutter Grab, das ſie dorthin zieht. Trutchen," rief er hinaus, „bring doch Wein und einen Imbiß! — Und nun ſetzt Euch," fuhr er fort, „und erzählt mir, woher Ihr kommt, und wohin Ihr zu ziehen gedenkt."

„Ich komme von Mailand," erwiederte der Waffenſchmidt, „habe mich lange dort aufgehalten, da, wie Ihr wohl wiſſen werdet, in jener Stadt mein Handwerk am tüchtigſten getrieben wird und Ihr keinen beſſern Harniſch finden könnt, als einen Mailändiſchen. Da ich aber von meinem Vater vernahm, daß es in der lieben Heimath kriegeriſch ausſehe und der Baier und die Spanier immer mehr ſich dem Schwabenlande nähern und der edle Landesvater wieder werben laſſe, da hielt es mich in meiner italiäniſchen Werkſtatt nicht länger, die Sehnſucht nach Vater und Mutter und meiner Heimath zog zu ſtark, und mit dem Verſatze, auch einmal wieder das Schwert zu führen, das ich geſchmiedet, ſchnürte ich mein Bündel und bin nun auf dem Heimwege begriffen."

Indem trat Gertraud mit zwei gefüllten Bechern ein, man ſah ihr an, daß ſie geweint hatte. Sie reichte den einen ihrem Ohm, dann nahm ſie den andern, und ſich züchtig verneigend ſagte ſie freundlich zu dem Reiſenden: „Auf glückliche Heimkehr, lieber Herr!" nippte von dem Weine und reichte Albrecht den Becher. Er nahm

ihn dankend. „Auch Euch, werthe Jungfrau," sprach er, „bringe ich den Wunsch baldiger Heimkehr, denn am eigenen Heerde sitzt es sich doch immer am traulichsten!"

„Vermehret nicht noch ihr Heimweh," unterbrach ihn der Alte. „Trinkt und eßt, aber schweigt davon. Ruht Euch aus, ein Kämmerchen steht zu Eurem Empfange bereit."

„Herr!" erwiederte Albrecht, und sein Auge sah, um vielleicht was sie wünsche zu erspähen, nach dem Mädchen. „In Brugg wartet mein Reisegeselle auf mich, der möchte wohl, wenn ich in der Nacht nicht einträfe, um mich in Sorgen seyn."

„Da habt Ihr Recht," meinte der Alte; „ich will hinunter schicken, und es ihm wissen lassen. Wer ist er, wie heißt er?"

„Er heißt Philipp Wels, und ist eines reichen Kaufherrn Sohn aus Cöln," erwiederte Albrecht.

„Aus Cöln? mithin wohl katholisch. Wie kommt Ihr zu ihm, wie der wandernde Gesell zu dem vornehmen Cölner Handelsmann?"

„Weiß ich es doch selbst nicht," — antwortete Reser. „Als ich aus dem Thore von Mailand meine Straße zog, kam er hinter mir drein geritten, ich grüßte ihn, er dankte freundlich. Wohin des Weges? fragte er. Hast ja ein so gutes Schwert an Deiner Seite, wackerer Geselle, daß Du eher einem Kriegsmanne als einem Handwerker gleichst." Da antwortete ich ihm: „bin ein Waffenschmidt, gedenke über Bellenz und den St. Gotthard nach Luzern und von da weiter über Basel

nach meiner Heimath zu ziehen." — „Des Weges gehe ich auch," sprach er dann, „und so können wir zusammen reisen." — Ich hatte so eben die über seine Schulter hängende Laute erblickt, und da ich eine gar große Freude am Gesang habe, so besann ich mich nicht lange, und erwiederte: „Ja Herr, wenn Euer stolzes Roß gleichen Schritt mit mir halten will, so können wir wohl mit einander ziehen." Er machte mir nun gar freundlich den Vorschlag, auf dem ganzen Weg durch Italien und die Schweiz freie Herberge für mich zu halten, ich aber lachte, denn vielleicht hat mir mein Fleiß mehr Dublonen in den Seckel gebracht, als seine Verschwendung ihm darin gelassen. Ich dankte höflichst für den guten Willen, und so sind wir denn mit einander gezogen bis hierher —"

Der Alte entfernte sich nun, wahrscheinlich um hinunter nach Brugg zu schicken, und der Waffenschmidt blieb mit Gertraud allein.

„Ihr liebt also den Gesang?" fragte ihn das Mädchen, nachdem sie einige Zeit schweigend einander gegenüber gestanden hatten.

„Ueber Alles!" erwiederte er.

„Und singt wohl selbst, spielt wohl sogar die Laute?" —

„Ach könnt' ich das!" sagte er fast betrübt, „so wär' ich vermögend, was mir oft die Brust beengt, auszusprechen; aber meine Hand, von Arbeit gehärtet, würde die Saiten nur zersprengen, statt Töne aus ihnen zu locken, und meine Stimme ist so rauh —"

„Und doch nicht unmelodisch," sagte das Mädchen, schnell innehaltend, da sie ihr Erröthen fühlen mochte. —

„Wann gedenkt Ihr wieder nach Pforzheim zurückzukehren?" fragte er sie, die eingetretene Stille unterbrechend.

„Sobald es mein Vater wünscht und mein Ohm es erlaubt," erwiederte sie. „O! Es ist Einem doch nirgends so wohl, als daheim. Was nützt mir das schöne Land mit seinen Bergen und seinen grünen Matten, was der mahlerische Fluß mit seinen Krümmungen und den herrlichen Wiesen?"

„Je nun," meinte Albrecht, „bei ihrem Anblicke erquickt sich doch das Auge und erhebt sich das Herz."

„Ihr habt wohl Recht," fuhr sie fort. „Ich war erstaunt, als ich die waldumkränzten Berge, die Thäler und die schönen Heerden zum ersten Mal sah, und die Eismeere, welche wie der kalte Tod auf das Leben unter ihnen, drücken, aber ich fand hier Niemand, mit dem ich so recht traulich sprechen, Niemand, mit dem ich von meinem Vaterhause, von unsrer alten Kirche, und von meinen Gespielinnen reden konnte, und das Herz erwärmt sich doch mehr am Herzen, als an der todten Natur und wäre sie noch so schön. Und dann," fuhr sie traurig fort — „wenn ich auch in stiller Andacht in Aarau auf den Friedhof ging, fand ich doch das Grab meiner Mutter nicht, an dem ich mich so gern ausgeweint hätte. Jetzt sind längst die Blumen verwelkt, die ich darauf pflanzte. — Lieber Landsmann," sagte sie plötzlich, „Geld darf ich Euch nicht bieten, Ihr habt dessen genug, wie Ihr vorhin dem Oheim sagtet, aber

nehmt das einfache Kreuz von Ebenholz an dieſer kleinen Kette von mir an, und verſprecht mir dafür, ſobald Ihr nach Pforzheim kommt, das Grab der Mutter, ſo lange der Froſt es erlaubt, mit Blumen zu ſchmücken. Nehmt ſtatt Geld dies kleine Andenken, welches ich lange und oft getragen habe, und verſprecht mir —"

„Die ſchönſten Blumen, die ich finden kann, ſollen Eurer Mutter Grab ſchmücken," unterbrach er ſie. „Hier meine Hand, daß ich Wort halte!" Er reichte ihr ſeine Rechte, ſie ergriff ſie, erröthete und ließ ſie ſchnell los. „Ich glaube Euren Worten und dem treuherzigen Blicke Eures Auges," ſprach ſie ängſtlich, „und bedarf keiner weitern Verſicherung —"

Der Oheim trat ein. „Gewiß habt Ihr von Pforzheim und dem Schwabenlande geſprochen," ſagte er, „denn Eure Wangen glühen und Deine Augen, Gertraud, ſind lebhafter, als ich ſie ſeit lange ſah." Des Mädchens Wangen erglühten bei dieſen Worten noch mehr, ſie ſetzte die Becher wieder auf den Kredenzteller und eilte verlegen hinaus. Als ſie wieder eintrat, der Tiſch gedeckt, das Nachteſſen aufgetragen war, bat der Hausherr den fremden Gaſt, ſich zu ſetzen, welcher einen Augenblick zögerte und mit Beſcheidenheit bemerkte, daß er ja nur ein ſchlichter reiſender Geſelle ſey, dem in dieſem Hauſe zu viel Ehre geſchähe. Auf des Alten nochmalige Einladung nahm er jedoch, zwiſchen ihm und einer alten Verwandten, welche die Wirthſchaft beſorgte, Gertraud gegenüber, Platz.

„Ihr meint," begann nun der Alte, „es geſchehe Euch zu viel Ehre, an dem Tiſche eines wohlhabenden

Handelsherrn zu ſitzen? Nein, guter Freund, Euer Stand iſt ehrenwerth, wenn auch nicht mehr ſo geachtet und nützlich wie ſonſt, wo kein Reiter anders, als vom Kopf bis zum Fuß geharniſcht, auszog, kein Fußknecht ohne Pickelhaube, Halskragen und Panzer den Kampf beſtand, wo noch Schwert, Hellebarde, Lanze und Streitkolben die einzigen Waffen waren, und man alles zum Kriegshandwerk Nöthige in der Werkſtatt eines guten Waffenſchmidts fand. Damals war Euer Gewerbe hoch geachtet, und das Eiſen unter Eurem Hammer wurde zu Gold. Jetzt freilich, wo das Fußvolk dem tödtenden Geſchoß die Bruſt meiſt frei bietet, der geharniſchte Küraßreiter allein noch nach alter Sitte gewappnet iſt, und der Ritter die künſtlichen Arm- und Beinſchienen und die Knieſtücke nur ſelten trägt, da dünkt ſich ein blanker Geldſchmidt gar ein andres Ding als ein Waffenſchmidt, und vollends Einer, der, wie mein Bruder, gar Edelſteine künſtlich faßt; ein ſolcher meint, er werde geſchimpft, wenn man ihn einen Handwerksmann nennt."

„Der reiche Juwelier, Herr Deimling, iſt alſo Euer Bruder?" fragte Albrecht, „und der Bürgermeiſter —"

„Iſt mein jüngſter, mein liebſter Bruder. Er iſt ein wackerer Mann, der gewiß zuweilen in Eures Vaters Werkſtatt einkehren und ſich ein gutes Schwert ausſuchen wird. Er handelt, wie ich, mit ſeidenen Stoffen, und auch wohl mit Spezereien, iſt in ſeinem Geſchäft ein tüchtiger Mann, ſo wie auf dem Rathhauſe ein wackerer Bürgermeiſter. Unſer Vater hatte ihn

nach Rotterdam geschickt, die Handlung zu lernen, glaubte ihn dort recht fleißig hinter dem Schreibtisch und im Laden, und statt dessen zog er mehrere Jahre mit Oranien gegen die Spanier, und hat da als ein wackerer Kriegsmann gefochten. Als er wieder heim kam, ein Weib nahm, und sein Geschäft betrieb, that er auch dies mit treuem Eifer; nur wenn eine Trommel wirbelt, oder eine Trompete schmettert, dann wirft er Elle und Feder bei Seite und sein Herz klopft! — Na, Ihr werdet ihn schon kennen lernen. — Aber Ihr eßt ja gar nicht? Ihr scheint in Gedanken. Seht doch lieber mehr auf die Schüssel und den Becher, und hört weniger auf mein Geschwätz, sonst zankt die alte Muhme mit mir, die mir überdies immer Schuld giebt, ich halte durch meine langgesponnenen Reden die Gäste vom Essen ab."

Der gute geschwätzige Alte irrte sich; die Muhme gab ihm heute sicher nicht die Schuld, sie bemerkte nur zu gut, daß des Fremden Ohr nichts von seiner Rede vernahm, wohl aber dessen Auge um so aufmerksamer auf Gertraud schaute, mit der er jetzt ein Gespräch von der Heimath und dem lieben Schwabenlande anknüpfte. Der Hausherr, dem dies Kapitel nicht anstand, da er seine liebe Nichte hierbei immer trauriger werden sah, stand bald auf, und befahl der Alten, dem Gaste sein Lager anzuweisen, sagte ihm, als eben das Mädchen nicht im Zimmer war, gute Nacht, und so mußte Albrecht, ohne das holde schwermüthige Engelsgesicht noch einmal gesehen zu haben, in sein Kämmerchen wandern.

2.

Als er allein war, die Thüre verriegelt, die Lampe ausgelöscht hatte, warf er sich auf das weiche Lager; aber so ermüdet er auch war, floh ihn doch der Schlaf. Unmuthig sprang er auf, trat an das nach dem Garten hinausgehende Fenster und übersah die vom Mondlicht beleuchtete Gegend. Die fernen Berge erschienen ihm wie graue mit silbernem Harnisch gewappnete Riesengestalten, die rauschende Aar, in deren Wellen das Mondlicht sich brach · und die Sterne tanzten, leuchtete ihm wie ein funkelnder Gürtel, welcher die Riesen umgab, die nahen belaubten Bäume, durch deren schwankende Zweige der Nachtwind rauschte, die hohen zackigen Fichten, die knarrend zusammen schlugen, wogten wie dunkle Nebelgebilde vor ihm, — und zu alle diesem klopfte ihm sein Herz so laut, daß er unwillkührlich ausrief: „Was willst Du denn mit diesem Pochen, glaubst Du, daß meine Brust ein Ambos sey? — Was soll das, unruhiges Herz? — Und was sollen diese Gestalten, die, ewig vor meinem Auge gaukelnd, wie jene Schattenbilder der Nacht, bald in Nebel zerfließen, bald wie diese Sterne sich zu des Mädchens Bilde formen? — Ist es doch auch ein liebes Antlitz!" sagte er dann beruhigter vor sich hin, — „ein Antlitz, auf welchem das Auge so gern verweilt; liegt doch in ihrem schwermüthigen Blick ein Zauber, der mich immer wieder hinzieht, wenn ich auch den festen Vorsatz hätte, sie nicht wieder anzusehen. — Und ihr Mund — ach! er spricht so liebe Worte und man wähnt — Horch, Lautenklänge!" rief er lauschend, und er irrte sich nicht, es waren Töne

einer Laute, welche durch das schaurige Rauschen des Nachtwindes drangen, und bald von einem wehmuthsvollen Gesange begleitet wurden. — „Schweig, schweig!“ sagte er zitternd, „schweig, holde Sängerin! Deine Töne dringen zu tief in mein Herz und durchströmen mich mit Gluth.“ —

Da verhallte der Gesang, Alles ward still, er sah im Mondlicht eine weiße Gestalt durch das Gebüsch dem Hause zueilen, und ihm schien, als schwebe ein Engel des Himmels in sternerhellter Nacht an ihm vorüber. „Schlaf wohl!“ rief er ihr leise nach.

Der Schlaf floh sein brennendes Auge, und als er am andern Morgen das Reisebündel ordnete, war es ihm so wehmüthig ums Herz, wie damals, als er, das Vaterhaus verlassend, zu der Mutter ging, ihr Lebewohl zu sagen. Nur langsam schlich er die Treppe hinab und setzte sich vor der Hausthür auf die Steinbank; aber so kühl die Morgenluft ihn auch anwehte, so herzerhebend auch der Anblick der, mit majestätischem Schritte hinter den Bergen hervorschreitenden Sonne war, blieb sein Herz doch beklommen; bei jedem Oeffnen der Thüre ward es ihm ängstlich, und er glaubte, der Augenblick der Trennung erscheine. Aber er saß eine geraume Zeit, weder der Alte, noch Gertraud ließen sich blicken; endlich trat die Muhme heraus und lud ihn freundlich zum Morgenimbiß in das Wohnzimmer ein.

Hier fand er Gertraud neben dem Oheim schon bei dem Frühstücke. Der Alte grüßte ihn freundlich, die holde Sängerin aber schlug die Augen nieder, und sprach kaum hörbar — „Guten Morgen, Herr Roser!“ sah,

während die Suppe verzehrt wurde, nicht auf, und eilte, ſobald der Alte aufgeſtanden war, davon.

„Ich gebe Euch hier zwei Schreiben mit," begann nun dieſer; „das eine iſt an meinen Bruder Caſpar, den Juwelier, das andere an Berchtold, den Bürgermeiſter. Das Erſtere ſpricht nur von Geſchäften, meiſt das Mädel betreffend, das Zweite aber von Euch, den ich während ſeines kurzen Aufenthalts lieb gewonnen habe. Grüßt meinen Bruder, den Juwelier, den Berchtold aber zweimal von mir, ſagt ihnen, Ihr hättet mich geſund an Leib und Seele, an Hab' und Gut getroffen."

„Trudchen! Muhme! He!" rief er jetzt zur Thür hinaus. „Kommt doch, dem Landsmanne Valet zu ſagen, er will fort!" Die Muhme kam, ſpäter Gertraud. Die erſte fand bald ihre zierlich geſetzten, in der Küche weislich überdachten Worte wieder, Gertraud aber ſtockte, als ſie Albrecht die Hand zum Abſchiede reichte. „Vergeßt meine Bitte nicht, und betet ſtatt meiner an dem Grabe der Mutter." Dies ſagend, wandte ſie ſich ab, die Thränen zu verbergen und trat ins Fenſter. Albrecht blickte ihr ſinnend nach — „Galten die Thränen mir oder der Mutter?" Dieſer kühne Gedanke durchflog ihn, als der Alte ihm freundlich, zu gehen, winkte.

„Lohn' Euch Gott, daß Ihr mich ſo gaſtfreundlich beherbergt," ſagte der Wandersmann gerührt. „Möge der Herr jede Thräne trocknen, welche in dieſem Hauſe geweint werden könnte! Schönen Dank für Speiſ' und Trank, herzlichen für die freundliche Aufnahme." Er

ſchüttelte dem Alten traulich die Hand, und wollte eben gehen, als Philipp Wels, ſein Reiſegefährte, eintrat.

„Verzeiht mir, werther Herr, daß ich ſo früh Euer Haus betrete," ſprach dieſer. „Ihr hattet die Güte, mich geſtern Abends wiſſen zu laſſen, daß mein Reiſekumpan, ein Landsmann von Euch, in Eurem Hauſe übernachten und erſt heute früh zurückkehren werde. Da mich nun das Unglück betroffen, daß mein Roß gelähmt iſt und ein, in dergleichen Sachen, kundiger Mann in Brugg mir verſichert hat, erſt in drei Tagen könne er es heilen, ſo eilte ich hierher zu meinem Freund, ihn zu bitten, ſeine Reiſe ſo lange aufzuſchieben, bis mein Gaul wieder geheilt ſey. Drei Tage früher oder ſpäter machen ja im Leben wenig aus."

„Setzt Euch, Herr," erwiederte ihm der Alte, „ſeyd mir in meinem Hauſe willkommen."

„Und," fuhr jener, zuweilen den Blick nach Gertraud wendend, verbindlich fort, „als ich vernahm, daß Ihr der berühmte Handelsherr Georg Deimling aus Aarau wäret, welcher ſo ſtarken Handel mit lombardiſcher Seide und gewirkten Stoffen treibt, ſo ergriff ich die Gelegenheit, Eure Bekanntſchaft zu machen."

„Nun, lieber Landsmann," wandte ſich der Hausherr an Albrecht, ohne über die neue Bekanntſchaft ſeine Freude kund zu thun, „wollt Ihr Eurem Reiſegefährten zu Lieb' einige Tage verweilen, oder treibt es Euch zu ſtark von hier nach der Heimath?"

Während Albrecht ſeine Antwort in Gertrauds Auge, das ſie eben forſchend auf ihn gerichtet, zu leſen ſuchte,

raunte die Muhme dem Hausherrn leise zu: „Laßt ihn ziehen, ich will Euch hernach schon sagen, weshalb.“

„Nun, Landsmann,“ fuhr der Alte fort, ohne sich um das Einflüstern der Muhme zu kümmern, „Ihr scheint so unschlüssig zu seyn, hätte geglaubt, der Entschluß wäre bei Euch rascher.“

„Ich werde drei Tage in Brugg verweilen, länger jedoch auf keinen Fall,“ erwiederte nun Albrecht, „und somit sage ich Euch Allen für jetzt kein Lebewohl; denn es wird mir doch wohl vergönnt seyn, ehe ich aus hiesiger Gegend ziehe, dies gastfreundliche Haus noch einmal zu betreten.“

„War Euch die Herberge in dieser Nacht so unbehaglich, daß Ihr sie verlassen wollt?“ fragte der Alte scherzend. „Bleibt bei uns, bis das Roß Eures Gefährten geheilt ist. Ihr habt gewiß die Güte, uns davon zu benachrichtigen.“ Philipp verneigte sich.

„Wenn Ihr es mir vergönnt, unter Eurem gastfreundlichen Dache zu verweilen, so nehme ich es willig an,“ erwiederte Albrecht nach langem innern Kampfe. Der Alte schien sich über diesen Entschluß zu freuen, die Muhme aber verließ brummend das Zimmer, und Gertraud wandte ihr holdes Antlitz schnell nach dem Fenster und schlich sich bald wieder davon.

„Ihr habt sehr recht, das freundliche Anerbieten Herrn Deimlings anzunehmen,“ begann nun Philipp, „denn die Herberge in Brugg ist abscheulich.“ —

„Wüßte doch nicht,“ entgegnete der Alte spöttisch, „Wirth und Wirthin sind freundliche, reinliche Leute, man kehrt sonst gern bei ihnen ein, und wenn uns ein

ſo edles Thier krank iſt, da überläßt man es nicht gern fremder Pflege, und nimmt ſchon mit weniger guter Bewirthung vorlieb."

Philipp Wels verſtand den Wink — er ſprach nicht mehr davon. und nachdem er ſich einige Stunden von Handelsgeſchäften mit dem Kaufherrn unterhalten hatte, empfahl er ſich, und wurde auf morgen zur Mahlzeit geladen.

3.

Als Albrecht von einem Spaziergange in der Umgegend zurückkam, fand er den Hausherrn mit ſeiner Nichte und der Alten ſchon auf ihn wartend. „Euer Freund," ſo redete ihn Herr Deimling an, „gefällt mir nicht. Es iſt zwar ein verſtändiger Mann, der wohl ſeine Kenntniſſe haben mag, aber es liegt in ſeinem Geſichte etwas Abſtoßendes für mich; ſein Blick iſt unſtät, und ſein Mund zieht ſich zuweilen zu einem höhniſchen Lächeln. Wie habt Ihr Euch beide doch zuſammen gefunden; ein paar verſchiedenere Reiſegeſellen habe ich noch nicht geſehen."

Albrecht ſchwieg; er wollte dem Hausherrn nicht widerſprechen, ihm aber auch nicht Recht geben.

„Nun, junger Mann," fuhr Herr Deimling fort. „Seyd Ihr nicht gleicher Meinung mit mir? Ich ſollte es faſt glauben, denn die Art und Weiſe, wie Ihr Euch gegen ihn benehmt, ſcheint eben nicht von inniger Freundſchaft zu zeugen."

„Herr," erwiederte Albrecht, „was kann ich Euch über meinen Reiſegeſellen ſagen? In fremdem Lande

freut man sich schon, wenn man nur ein vaterländisches Wort hört, und gar gern gesellt man sich da zu seinen Landsleuten. Ich könnte freilich nicht sagen, daß mich der Kaufherr aus Cöln so angesprochen hätte, daß ich ihn zu meinem Freunde erwählen möchte; aber zum Reisekumpan schien er mir doch besser, als gar keiner. Er ist munter, singt artige Lieder, sitzt gern beim vollen Becher, schimpft, wenn die Sonne scheint und lacht, wenn es regnet. So hat er mir manchmal die Zeit vertrieben, und da er sich bisher freundlich gegen mich benommen, so habe ich Liebes mit Liebem vergolten."

„Auch mir hat er nicht gefallen," sagte jetzt Gertraud, „es ist wohl ein feiner Mann, aber ich könnte kein Zutrauen zu ihm fassen."

„Da bist Du doch sehr undankbar," begann die Muhme, sich in das Gespräch mischend. „Sein Auge hat Dich stets verfolgt, und in den wenigen Augenblikken, daß er Dich gesehen hat, schien es mir, als wenn Du ihm nicht gleichgültig wärest."

„Hättet Ihr Recht, Muhme," erwiederte das Mädchen, „so würde er mir deshalb noch weniger gefallen."

„So?" meinte die Muhme empfindlich.

„Nun, laßt diese unnützen Worte," unterbrach der Hausherr das Gespräch. „Gertraud, gehe Du mit unserm Landsmanne hinunter nach Königsfelden; zeige ihm dort das blutige Denkmal und lade den Vogt ein, morgen Mittag bei uns zu speisen. Die alte Barbara kann Dich begleiten und das bereit stehende Körbchen mit Obst für ihn mitnehmen. Haltet Euch nicht auf und kehrt bald

wieder heim, denn ich habe noch Manches mit Euch, junger Mann, zu sprechen."

Gertraud konnte die Verlegenheit nicht verbergen, in welche sie der Befehl ihres Oheims versetzte; sie nahm ihren Strohhut und begab sich auf den Weg. Albrecht folgte ihr mit freudigem, aber dennoch mit beklommenem Herzen.

Kaum hatten sich die jungen Leute entfernt, als die Muhme ihren Unwillen auszusprechen begann: „Aber, mein Gott, Vetter, seyd Ihr denn blind? Saht Ihr denn nicht die Blicke, welche die Beiden verstohlen wechselten, habt Ihr denn noch nicht bemerkt, wie unsre Gertraud, ganz wider ihre Gewohnheit, in Gegenwart des jungen Mannes befangen ist und ewig roth wird? Habt Ihr nicht sein glühendes Auge gesehen, wenn er auf sie blickt?"

Der Alte lächelte. „Gute Muhme, das kümmre Euch nicht!" erwiederte er gelassen. „Unsere Gertraud ist ein wackeres züchtiges Mädchen, der Waffenschmidt, wenn ich nicht irre, ein braver Mann. Was wäre dabei zu befürchten? Faßten die Leutchen Neigung für einander, was schadet's? Sie sind sich werth und Keiner betrügt den Andern bei dem Kauf; sein Vater ist ein wohlhabender Bürgersmann, und Albrecht scheint etwas gelernt zu haben."

„Und Euer Bruder?" — unterbrach sie ihn.

„Ja freilich, der verlangt eines Kaisers Sohn zum Eidam; ich aber habe meine Freude an dem treuherzigen biedern Burschen. Sein Vater war mein liebster Schulfreund, und da mir leider, Gott keine Kinder gegeben

hat, und der Sohn meines Berchtolds und Gertraud die einzigen Erben meines hübschen Vermögens sind, so sollten sie nicht darben, wenn auch der Bruder die Hand von seinem Kinde abzöge."

Während die Alte über des Vetters Aeußerung den Kopf schüttelte, wanderte Albrecht und Gertraud der Abtei Königsfelden zu. Die schöne Gegend gab ihnen wohl hie und da Stoff zur Unterhaltung, aber oft riß der Faden, oft gingen sie mehrere hundert Schritte schweigend neben einander und Keines wagte aufzublicken, Keines das Gespräch wieder anzuknüpfen. Als aber endlich die Rede auf die liebe Vaterstadt kam, wurde es lebhafter und wärmer; die Erinnerung führte ihnen so manches, Freude und Sehnsucht Erweckendes vor, und nach und nach, ihnen selbst unbewußt, verschwand die ängstliche Scheu und sie wurden gegenseitig vertrauter.

„Ihr vergeßt doch Euer Versprechen nicht, lieber Freund!" sagte jetzt Gertraud. „Pflanzt ja recht viele Astern auf das Grab, dies waren meiner guten Mutter Lieblingsblumen; sie sagte oft: diese Kinder des Herbstes schmücken, wenn alle andere schon längst verblüht, noch mit ihrer bunten Pracht den Garten, und sind mir dann ein treues Bild des ehelichen Glückes. Wenn Rose und Nelken und alle die andern schönen Blumen längst verblüht sind, dann erquicken die Astern noch mit ihren bunten Farben das Auge, bis der kalte Herbststurm sie schüttelt und der Winter sein Kleid über sie breitet. Darum, pflanzt ja recht viel Astern auf ihr Grab, und vergeßt meine Bitte nicht."

„Wie könnt' ich Eure Bitte vergessen, Jungfrau?"

ſagte Albrecht, das Kreuz, welches an der goldnen Kette um ſeinen Hals hing, aus dem Koller hervorziehend. „Wie könnt' ich es vergeſſen, da ein ſo werthes Andenken mich daran erinnert?" Er küßte mit Inbrunſt das Kreuz, erſchrak über das, was er gethan, und verbarg es raſch wieder an ſeiner Bruſt. Gertraud erröthete und das Geſpräch ſtockte wieder, wie anfangs.

So gelangten ſie nach Königsfelden. Der Vogt empfing ſie freundlich, und führte Albrecht Roſer ſelbſt in der ehemaligen Abtei umher, welche nach vollbrachter furchtbarer Rache Kaiſer Albrechts Gemahlin und Tochter zur Sühne geſtiftet hatten. Als ſie in der Kirche die Stufen des Hochaltars betraten, ſchauderte Gertraud. „Hier iſt," ſagte ſie, „die unglückliche Stelle, wo der Kaiſer durch Meuchelmord fiel. Der Altar drückt die blutgetränkte Erde, und Ströme Blutes floſſen zum Sühnopfer für das hier Vergoſſene."

„Eine furchtbare That!" ſprach Albrecht. „Die Vergeltung ereilt ſtets den Verbrecher, ihr entgeht er nicht."

„Und doch," berichtete der Vogt, „ereilte ſie nur den minder Schuldigen. Die Mörder Johann von Schwaben, Palm, Eſchenbach und Degernfelden ſind dem Arme der Gerechtigkeit entgangen, nur der Freiherr von Wart, ein unthätiger Zuſchauer, büßte für Alle. Von ſeinem Freunde verrathen fiel er in die Gewalt Agneſens von Ungarn; er wurde in Winterthur gerädert, und noch lebend aufs Rad geflochten, wo er erſt nach drei Tagen ſtarb.

„Und ſeine edle Gemahlin," fiel Gertraud dem

Vogt in die Rede, „schlich, so wie es zu dämmern begann, jeden Abend zu dem Rabensteine, betete mit ihm, tröstete ihn, linderte so seine qualvollen Leiden und drückte ihm endlich die Augen zu. — Nicht ohne Thränen kann ich an die edle Frau denken, wenn ich vor dem Bilde der rächenden Fürstinnen schaudern muß. Kommt, kommt!“ sagte sie dann. „Weg von dieser unheimlichen Stelle! Nicht der Gesang, nicht das Gebet der Klosterfrauen konnte die That, konnte die Rache versöhnen.“

Sie verließen diesen Aufenthalt trauriger Rückerinnerungen, dieses Denkmal des Verfalles irdischer Größe. Auf dem Heimwege, wo die Vergangenheit ihnen Stoff zu manchen Gesprächen gab, schien wieder unbefangene Vertraulichkeit einzutreten. Jedes Wort, jeder Blick brachte sie näher, und als sie vor ihrer Wohnung standen, mochte wohl ein leiser Druck seiner Hand ihr mehr sagen, als alle Worte, die sie unterweges gewechselt.

Der Alte setzte sich nun mit Albrecht in ein kleines Zimmer, wo er zu arbeiten pflegte. Hier ließ er einen Krug mit Wein bringen und lud den jungen Mann ein, sich zu ihm zu setzen.

„Ihr scheint mir ein wackerer Bursche zu seyn,“ begann er zutraulich, „kräftig an Geist, wie an Körper, und hoffentlich unserer Lehre mit Leib und Leben zugethan, obgleich Ihr in Gesellschaft eines Papisten reist. Ich bin Euch um Eurer selbst und auch darum gewogen, weil Ihr der Sohn eines wackern Mannes, meines Schulfreundes, seyd. Auch werdet Ihr hoffentlich, wenn die Trommel gerührt wird, nicht der Letzte seyn, sich in

Reih' und Glied zu stellen. Ich habe deshalb den Brief, den ich Euch an den Bürgermeister mitgab, geschrieben, und Euch in demselben als einen wackern Mann geschildert, der wohl Kraft und Muth genug hätte, das Banner der Stadt zu tragen. Straft meine Worte nicht Lügen, junger Mann! und beginnet der Kampf, so macht meinem Glauben an Euch Ehre, und denkt, daß oft nur der Kühne sich einen, sonst unerreichbaren, Preis erringen kann."

„Ja," fuhr Albrecht lebhaft auf, faßte des Alten Hand, und schüttelte sie herzlich. „So wahr ich hier vor Gottes Angesicht und vor dem Angesicht eines deutschen Mannes stehe, so wahr sollt Ihr mich bereit und Eures Zutrauens würdig finden! Ob ich mir einen Preis erringen kann," fuhr er hocherglühend fort, „das mag Gott der Allmächtige wissen, daß ich aber handeln werde, als ob mir der Schönste zum Lohn werden müßte, das seyd von mir gewiß. Auch, lieber Herr," sagte er gerührt, „werde ich dieser Stunde und Eurer nie vergessen. Habt Ihr in meiner Brust eine Hoffnung angezündet, deren Funke kaum zu glimmen wagte, so soll sie in mir verborgen glühen, und ich werde bescheiden aber muthig meinem Ziele entgegen gehen und Eures Wohlwollens mich werth zu machen suchen."

Der Alte erwiederte den Händedruck. „Halte Wort!" sprach er, „und Du kannst auf mich rechnen."

4.

Am Abend, als schon Alles im Hause schlief, vernahm Albrecht wieder die Lautentöne und den lieblichen

Gesang, der sich heute von dem am Fenster Lauschenden nicht unterbrechen ließ, und der erst nach manchem schön gesungenen Liede verstummte. Auch schwebte die Sängerin nicht, wie gestern, geisterhaft in der Ferne vorüber; Gertraud rief ihm, als sie unter seinem Fenster vorbei schlüpfte, eine freundliche gute Nacht zu, und so floh ihn auch heute der Schlaf; denn die Brust wollte ihm vor Freude zerspringen, und das holde Bild dieses lieben schwermüthigen Mädchens trat unaufhörlich vor ihn. Und doch fühlte er sich so gestärkt, als der erste Schimmer des Tages hinter den Bergen hervor brach, doch fühlte er sich so wohl, daß er sich aus dem Hause schlich, den Wülpelsberg hinauf klimmte und die Sonne in majestätischer Pracht aufsteigen sah. Hatte sie an jenem Abend um die eisbedeckten in der Ferne hervorragenden Gletscher einen goldenen Mantel gebreitet, so hauchte sie heute das zarteste Roth über die weißen Eisfelder und, wie eine züchtige Braut dem nahenden Geliebten sanft erröthend entgegen sieht, so harrte die Natur, von rosigem Hauch umflossen, der Alles belebenden Sonne. Es war dem Jünglinge, als ob mit ihren wiederkehrenden Strahlen eine neue Hoffnung für ihn aufgegangen sey, und seit dem Gespräche mit dem alten Ohm hatte sich in ihm eine Zukunft gestaltet, die er früher nicht einmal zu ahnen gewagt hatte. „Wäre es denn möglich," dachte er, und bei diesem Gedanken fühlte er sein Herz schneller klopfen, „könnte ich ihre Liebe gewinnen? könnte ich sie wirklich erringen? Ach, womit?" fragte er sich plötzlich und seine Gedanken gestalteten sich in Worten. — „Bin ich doch ein so schlich-

ter Mensch, der weder mit zierlichen Reden, noch durch Minnelieder und Harfenklänge sich in des Mädchens Herz zu stehlen weiß. Aber das verlangt sie auch nicht," setzte er beruhigt hinzu. „Verstand sie nicht den leisen Druck meiner Hand! erwiederte sie ihn nicht, und verstand ich nicht, was diese Erwiederung sagen wollte, obgleich der Druck viel leiser, als der meine, und kaum fühlbar war? Ach! braucht es denn des äußeren Tandes, daß sich die Herzen finden? Ja ja! ich glaube, ich hoffe, auch sie ist mir gewogen."

In diesen seligen Träumen, die zum ersten Male in seinem thätigen Leben in ihm aufgestiegen waren, schwärmte er durch manche Schlucht, auf mancher Bergkuppe umher. Frei, wie der über ihm schwebende Adler, fühlte er sich in der reinen Morgenluft, die er gierig einsog, frei dünkte er sich und hoch beglückt, und bedachte nicht, daß die Liebe der Freiheit, wenn auch nur rosige Bande anlege und er jetzt erst einem ernsten Schicksale entgegen träte. Aber der Augenblick des Glücks verschlang die Zukunft, er gedachte nur Gertrauds und der Funke der ersten Liebe flammte in seinem Herzen unaufhaltsam auf.

Es ist eine gar schöne Zeit, diese Knospenzeit der Liebe, wo die ersten Blätter sich röthen, Thränen nur ein sanfter erquickender Thau sind und die Strahlen der Morgensonne mit warmen Hauch die Blätter zum Entfalten hervor locken. — Schwellend drängen sie sich nach dem Lichte, nach dem wärmenden Hauche, ein unbekanntes Gefühl hebt sie immer mehr und mehr empor, und im Entfalten suchen sie ihr einziges Glück. — Da

saugt an einem Wonnetag ein milder Sonnenstrahl den Thau freundlich auf, die Knospe schwellt, sie durchbricht die grüne Hülle und zart, sanft erröthend öffnet sie ihren verschlossenen Kelch dem Lichte und scheint in dem ersten Duft, den sie aushaucht, leise zitternd zu rufen: ich liebe! — Was kümmert sie dann der Sturm, der sie umweht, küssen doch die Strahlen der neuen Aurora die Thränen der Nacht von ihren Blättern, und entfaltet doch jeder junge Tag sie mehr und mehr, duftet sie doch an jedem Abend lieblicher, und verweilt doch der West, um ihre zarte Blätterfülle spielend, gern bei ihr. — Aber was Duft und Farbe lockte, was das Verborgene zum Leben hervor rief und das Farbenlose mit dem sanften Roth überhauchte, die Strahlen der Sonne bleichen ihre Blüthe, der Zephyr drängt sich nicht mehr zwischen ihre dichten Blätter, sie senkt trauernd ihr Haupt, und er rauscht durch die welken, sie auf seinen Schmetterlingsflügeln mit sich fortnehmend. Kurz sind die Blüthentage des Frühlings, lang ist der Sommer, lang die Tage des Herbstes, und der Winter? — o wie tief ist sein Schlaf bis zum neuen Erwachen!

Aber noch kürzer ist das Blüthenleben der ersten Liebe, oft sind es nur Stunden, oft nur Tage, selten Jahre, in denen sie in Gluth und Frische den Menschen beglückt, drückend ist der schwüle Sommer des Lebens, rauh sind die Stürme des Herbstes und Erinnerung und Sehnsucht nach den schönen Tagen eines Freudenparadieses ist Alles, was uns bleibt.

Auch Gertraud fühlte bei den Strahlen der Morgensonne in ihrer Brust der ersten Liebe Himmelstraum sich

entfalten; was des treuherzigen Alten, vielleicht zu rasch gesprochenes, Wort in des Jünglings Brust zum Leben hervor gerufen, hatte bei ihr der Muhme warnende Rede gethan, welche ihr den ernsten lieben Landsmann nur als den rußigen Waffenschmidt mit Schurzfell und Hammer vorgemalt hatte. Die Liebe hat ihre eigenen Zauberfarben, ihre eigene Gestaltung, ein fremder Pinsel malt nie treffend, deshalb war auch der Muhme Mühen vergebens gewesen, und nur an ihn gedenkend hatte sich Gertraud aufs Lager geworfen. Aber auch sie fand keinen Schlaf, die Morgenröthe hatte sie ins Freie gelockt, und als Albrecht eben wieder im Zurückgehen begriffen war, begegneten sich Beide.

Zarte wahre Liebe spricht nur wenig, die Lippen schweigen, das Auge allein ist beredt. Auf dem Heimwege entschlüpfte ihnen kein Wort von dem, was sie empfanden, und doch brachte diese Stunde sie so nahe, und doch traten sie überreich an Glück in das Landhaus.

Da störte sie Philipp Wels in ihrem stillen Glücke, der wie durch einen Zauber, der Muhme grämliches Antlitz zu erheitern, Gertrauds sanft erglühtes Auge zu umdüstern verstand. Scharf beobachtend ruhte sein Blick auf den Glücklichen, das Mädchen bemerkte es, ihr Gleichmuth war hin, und der Gedanke, ihre Empfindungen vor diesem Fremden verbergen zu müssen, ließ sie ihre Gefühle erst ganz erkennen. Der Ohm, dem dies Alles nicht entging, suchte den Kaufherrn mit seinem Gespräch in seine Nähe zu bannen, aber er vermochte nicht, die glühenden Blicke Philipps von Trudchens hol-

der Gestalt abzuziehen, und ehe noch der Vogt von Königsfelden ankam, hatte sich der Cölner schon von dem Alten wieder losgemacht, seine Laute ergriffen und versuchte nun mit seiner wirklich melodischen Stimme und einem zarten Liede das Mädchen an sich zu locken. Aber mit einem Blicke voll Liebe Albrecht noch beglükkend, entfernte sie sich, mitten in seinem Gesang und erst, als das Mittagsessen aufgetragen war, erschien sie wieder. Auch Albrecht entging die zudringliche Bewerbung seines Gefährten nicht, ihn dauerte das Mädchen, dem dieser mit jedem Worte, das er sprach, immer lästiger zu werden schien. Zuweilen gelang es Albrecht wohl, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und Philipp in ein anderes zu verwickeln; aber immer wendete dieser seine Worte wieder an Gertraud, welche über die Schmeicheleien, womit er sie quälte, verlegen wurde. So verging der Tag, für Keinen befriedigend; erst spät am Abend ritten der Vogt und der Cölnische Kaufherr wieder heim und Albrecht sehnte sich nun, in der Hoffnung, daß ihn Gertrauds Gesang für den verlorenen Tag entschädigen würde, nach seinem stillen Kämmerchen. Er täuschte sich nicht; auch heute tönte ihr Lied, schmelzender als je, auch heute beglückte ihn der traute Ton ihrer Stimme, mit welchem sie ihm: „Gute Nacht, mein lieber theuer Landsmann!“ zurief, und auch heute verbrachte er die Nacht von freundlichen Träumen umgaukelt.

Der andere Tag, der letzte, welchen er in ihrer Nähe seyn sollte, da ihn sein Reisegefährte von der Wiederherstellung seines Rosses benachrichtigt hatte, war ein

Gemisch von Himmel und Hölle. Am Morgen quälte die Muhme sie mit ihrer Gegenwart, und verließ Gertraud keinen Augenblick; nach Tische störte der zudringliche Freund die Stunden der Weihe, und nur den Abend hofften sie ganz für sich genießen zu können; aber hier trennte sie der Ohm. Er hatte dem jungen Manne so manche Vermahnung, so manchen Auftrag, so viel Grüße an die Brüder und an seinen Jugendfreund mit auf den Weg zu geben, daß sie auch nicht einmal ein leises Wörtchen mit einander sprechen, nicht ein Händedruck sie beglücken konnte.

Als Albrecht, da Alles schlief, ihre holde Stimme wieder vernahm und dachte, daß dies das letzte Mal sey, daß er sie höre, wollte er hinunter zu ihr; aber die Furcht, ihr zu mißfallen, zügelte seine Sehnsucht. Er blieb und lauschte auf jeden Ton der lieben Sängerin, die heute früher als gewöhnlich endete, und da sie unter seinem Fenster vorübergehend ihm gute Nacht zurief, hielt er sich nicht länger. „O daß ich hinunter zu Euch kommen dürfte," rief er ihr leise zu, „es liegt so viel auf meiner Brust, das ich Euch vertrauen möchte."

„Das dürft Ihr nicht, mein Freund," erwiederte sie. „Im Dunkel der Nacht ziemt es der Jungfrau nicht, an Eurer Seite zu lustwandeln; wenn aber morgen der Tag anbricht und die Berge sich röthen, dann will ich Euch auf der Bank vor dem Hause erwarten."

Die Dämmerung fand ihn schon dort. Der erste rosige Schein der Morgenröthe führte Gertraud an seine Seite, und bald saßen sie schweigend, Hand in Hand, Aug' in Auge. Viel hatten sie sich zu sagen, aber nur

wenig sprach der Mund. Da überraschte sie die Muhme, rief das Mädchen herein und störte auch so die letzte feierliche Stunde.

Als der Augenblick der Trennung nahte, der Alte den Jüngling an sein Herz schloß, Albrecht, trotz dem Kummer, den ihm die Alte gemacht, ihr freundlich die Hand reichte, und für das Gute dankte, was er hier genossen, er jetzt mit zagendem Schritte sich Gertraud nahte, ihr Lebewohl zu sagen, trat der Hausherr zwischen Beide. „Macht es kurz, Kinder!" sprach er gerührt. „Macht Euch den Abschied nicht schwer, reicht Euch die Hände, und sagt Euch ein kurzes Lebewohl."

„Lebt wohl, liebe Gertraud!" sprach jetzt der Waffenschmidt, ihr die Hand reichend.

„Zieht mit Gott!" erwiederte sie. „Ich werde oft Eurer mit Liebe gedenken. Lebt wohl!" Sie eilte hinaus, und Albrecht zog nun, von Gertrauds Bilde begleitet, seiner Heimath zu.

5.

Der Weg bis Basel schien ihm nicht so reizend, als der, den er schon zurückgelegt hatte. Er beachtete die schöne Natur nicht mehr; in sich verschlossen, theilte er sich nur wenig mit, und sein Reisegefährte, den nicht die Lähmung seines Rosses, sondern die Absicht, mit Gertraud in nähere Berührung zu kommen, in Brugg aufgehalten hatte, ward unwillig. Oft hatte er ihn schon mit der schönen Schweizerin am Wülpelsberge geneckt. Albrecht hatte es nicht gehört, oder vielmehr nicht hören wollen; da jedoch Philipps Neckereien immer bitte-

rer und unfeiner wurden, und selbst das Mädchen trafen, ertrug er sie nicht mehr gleichgültig. Er bat seinen Gefährten höflichst, zu schweigen, und ein ernster Blick auf sein Schwert gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er jede Verunglimpfung Gertrauds mit diesem beantworten würde. So gelangten sie in wenig traulicher Eintracht nach Basel, wo der Kaufherr, Geschäfte vorschützend, zurück blieb; Albrecht aber setzte seinen Wanderstab weiter fort und eilte der lieben Vaterstadt zu.

Hoch schlug ihm das Herz, als er an einem schönen Morgen auf der Höhe stand, von welcher er Pforzheim überblicken konnte. Seit sechs Jahren hatte er diese Thürme nicht gesehen, und diese Zeit hatte das Gefühl für seine Vaterstadt nicht geschwächt. Alles, was ihn hier Liebes erwartete, winkte ihm schon aus der Ferne zu; das Vaterhaus, die Werkstätte, wo er das erste Mal den Hammer geschwungen, der alte Vater mit dem schwarzen Käppchen über seinen spärlichen Locken, den aufgeschürzten Arm noch kräftig am Ambos schwingend, der alte Konrad, dieser treue Geselle, der vierzig Jahre schon seines Vaters steter Mitarbeiter gewesen war, und vor Allen die gute sorgsame Mutter, welche er kränklich verlassen und die er kaum wieder zu sehen geglaubt hatte, Alles dies trat lebendig vor ihn, und zog ihn jetzt, wie mit magischer Gewalt, den Hügel hinab. Seine Schritte verdoppelnd eilte er dem grauen Thore zu, und als er durch das finstre Gewölbe ging, durch die belebten Gassen schritt, wo so mancher Bekannte ihn freundlich begrüßte, als er das Giebeldach seiner väterlichen Wohnung in der Ferne erblickte, jetzt näher kam und die

Funken vom Ambos in der Werkstatt sprühen sah, hielt es ihn nicht länger, er stürzte in die offene Thür, reichte im Vorübergehen dem alten Konrad die Hand und fiel dem Vater um den Hals, der, von seinem Anblick überrascht, den aufgehobenen Hammer sinken ließ.

„Du bist ein wackerer Bursche geworden," sagte der Alte, ihn nach der ersten Bewillkommung vom Haupt bis zu der Sohle betrachtend. „Bist ein Mann geworden, der wohl im Stande ist, mein Werk fortzuführen. Grüß Dich Gott, mein Sohn. Willkommen in Deinem Vaterhause, Albrecht, und doppelt willkommen, gehst Du so redlichen Herzens ein, wie Du auszogest."

„Ich hoff' es," erwiederte Albrecht, „aber sagt mein Vater," fragte er besorglich, „wo find' ich die Mutter?"

„Dacht ich's doch," antwortete der Alte lächelnd, „daß es Dich nicht lange bei mir halten und es Dich gleich nach der Mutter ziehen würde. Es ist brav von Dir, mein Sohn, denn solch ein Mutterherz findet man nur selten. Geh hinüber, in die Wohnstube, dort wirst Du sie auf ihrem alten Plätzchen finden."

Albrecht eilte hinüber. Auf gewohnter Stelle, in ihrem alten Lehnstuhl sitzend, fand er die gute Mutter, welche seine Stimme schon gehört und die Arme nach ihm ausgestreckt hatte. Lange kniete er vor ihr, lehnte sein Haupt an ihre Brust, und seine Freude war stumm.

„Hab' ich Dich endlich wieder, mein Sohn, Du mein einziges Kind!" rief sie, Freudethränen im Blicke. „Hat mir der Himmel doch so lange das Leben gefristet,

daß ich Dich noch einmal ſehen konnte! Steh' auf, mein Albrecht! daß Dich meine trüben Augen betrachten und ſich an Dir ergötzen können. Ja," ſagte ſie freundlich lächelnd, „das iſt noch der ſanfte Blick, welcher meinen Augen ſo manche Freudenthräne entlockte. Das iſt der freundliche Mund, der, wenn Schmerz und Krankheit mich unmuthig machten, mir ſo kindlich Troſt zuſprach, das iſt noch das ſchöne dichte braungelockte Haar; aber ſonſt erkenn' ich nichts an Dir wieder. Du biſt viel ſtattlicher geworden, biſt zum Manne gereift und ſtehſt jetzt vor mir, ganz das Bild Deines Vaters, aus jener Zeit, wo er um meine Hand warb. Sieh nur, Paul!" rief ſie dem lächelnden Alten zu, der lange ſchweigend, mit Wohlgefallen auf Beide blickend, hinter Albrecht geſtanden hatte, „ſieh nur unſern Sohn und freue Dich mit mir!"

„Was ſollt' ich nicht, gute Alte?" ſprach der Meiſter, ihr die Hand traulich ſchüttelnd. „Dir gegenüber ward mir ja immer die Freude zu Theil, und ſteht er in unſerer Mitte, dann wird ſie uns dreifach."

„Und wie kehrſt Du heim, mein Sohn?" fragte nun die Mutter. „Haſt Du meine Lehren noch tief in Dein Herz geprägt, oder gingen ſie im Strudel der Welt unter? Kannſt Du auf dieſe Frage, die ich mit Zittern an Dich thue, mir frei in das Auge blicken?"

„Das kann ich, Mutter!" erwiederte er. „Rein trat ich aus dieſem frommen Hauſe, rein kehr' ich wieder dahin zurück."

„Der Herr ſey gelobt!" ſprachen die Alten, falteten die Hände und dankten Gott im ſtillen Gebete.

„Du findest mich, mein Sohn, auf diesen Sessel gebannt," begann nun die Mutter, ihr Herz auszuschütten. „Des Abends trägt mich der Vater ins Bett und den Morgen wieder hierher zurück. Meine Füße sind ganz gelähmt, selbst als ich vorhin Deine Stimme hörte, konnte ich Dir nicht einmal entgegen gehen. Mit mir ist es während Deiner Abwesenheit schlimmer geworden. Ich tauge zu nichts mehr, und nun ich Dich wieder gesehen, thäte Gott wohl besser, er nähme mich zu sich. Ich bin ja Allen nur zur Last —"

„Schweig doch, Mutter!" unterbrach sie der Meister fast unwillig. „Wer am Ende der Laufbahn seine Gefährtin, wenn auch durch Noth und Elend, nicht mit Geduld und Liebe bis zu der dunkeln Ruhestätte tragen wollte, der wär' ein schlechter Mann! Hast Du doch so viele Jahre für mich gesorgt, mich gewartet und gepflegt, in den noch Uebrigen laß mich es thun, und gönne es mir, daß Du mir bleibst, bis auch ich von hinnen gehe."

Die Alte nickte ihrem Eheherrn freundlich dankend zu. „Er ist so gut, Albrecht; Du kennst ja Deines Vaters Herz!" sprach sie gerührt. „Nun, wie Gott will! Aber für eine Hausfrau, die so treulich ihrer Wirthschaft vorgestanden, ist es doch zu hart, wenn sie nun Alles in fremde Hände übergeben muß!"

„Darüber darfst Du doch nicht klagen!" meinte der Alte.

„Ich klage auch nicht," erwiederte die Mutter, „denn unsre Margarethe ist ein Engel, den mir Gott gesendet hat. Ja, mein Sohn," sprach sie mit Feuer,

willst Du mich in meinen alten Tagen ganz glücklich machen —"

„So schweig doch!" — sagte der Vater unwillig. „Was gehört das jetzt hierher? Laß uns nur an das Glück denken, den braven Jungen wieder um uns zu haben, das Andere überlaß Gott."

Die Worte der Mutter, welche Albrecht wohl verstand, hatten ihn verlegen gemacht, und er erbleichte, als die Thüre sich öffnete und eine Jungfrau eintrat, die ihn schüchtern willkommen hieß.

„Das ist unsere Margarethe," sagte die Mutter, freundlich ihre Wangen streichelnd, „eine arme Waise, die ich zu mir nahm, und welche mir das Bißchen Gute, das ich ihr that, tausendfach gelohnt hat. Ehre sie, mein Sohn!" —

„Liebe sie, wie Deine Schwester!" fiel ihr der Alte in die Rede, „und an dem feierlichen Tage Deiner Wiederkehr in Dein Vaterhaus mach' ich es Dir zur heiligsten Pflicht, für sie als Bruder zu sorgen, wenn wir einst nicht mehr sind."

„Das versprech' ich Euch, Vater! Ich will treulich für Euch als Bruder sorgen, Margarethe," wendete er sich zu dem Mädchen, „und Euch, steht es in meinen Kräften, das lohnen, was Ihr an meiner Mutter gethan."

Margarethe verneigte sich erröthend, warf einen verstohlenen Blick auf den jungen Mann und verließ, sobald sie konnte, das Zimmer.

Schon am Nachmittage ging Albrecht, die Briefe abzugeben, aus. Zuerst führte ihn der Weg zu Herrn

Caspar Deimling, dem Juwelier. Er fand ihn in einem kleinen Gartenhäuschen seines Blumengartens, in perlfarbenem tuchenem Oberkleid, ein rothes Sammtkäppchen auf seinen braunen Haaren und eine Brille auf der Nase, in einem großen mit Sammet beschlagenen Lehnstuhl sitzen. Vor sich hatte er einen Folianten aufgeschlagen und neben sich einen künstlich gearbeiten Becher mit Wein stehen.

Als Albrecht eintrat, erhob er sich ein wenig, rückte sein Käppchen und fragte nach des Fremden Begehr.

„Herr Deimling," begann dieser, sich ehrerbietig vor Gertruds Vater neigend, „ich komme aus der Schweiz und bringe Euch hier einen Brief von Eurem Bruder, dem Kaufherrn in Aarau, und —"

„Zeigt her!" unterbrach ihn der Juwelier, die Hand nach dem Briefe streckend, dann überflog sein Auge den jungen Mann. — „Ihr wünscht gewiß in meiner Werkstatt angestellt zu werden und Euch bei mir zu vervollkommnen! Nun, wir wollen sehen!"

„Ihr irrt, Herr!" erwiederte Albrecht — „Seht nur meine Hand, sie taugte wahrlich in Eurer Werkstatt nicht."

„Das weiß Gott!" sagte Herr Deimling, vor der nervigen Faust des Waffenschmidts fast erschreckend. — „Nun, was wollt Ihr sonst?" —

„Den Brief übergeben," antwortete Albrecht, „und Euch einen Gruß von Eurem holden Kinde, der Jungfer Gertraud, bringen."

„Danke Euch schön!" sagte der Juwelier, sein Käppchen rückend, und sein ganzes Gesicht erheiterte sich.

„Wie geht es ihr, ist sie munter? Hat die Melancholie sie verlassen, und wird sie bald wieder ins Vaterhaus zurückkehren?"

Albrecht fühlte wohl, daß er jede Rede über Gertraud vermeiden müsse, wenn er nicht dem Vater, der ihn überdies schon scharf beobachtete, sein Innerstes verrathen wollte; er antwortete daher mit gutem Bedacht: „Dies Alles wird wohl in dem Briefe stehen, brecht ihn nur auf, lieber Herr, und leſt."

Der Juwelier brach ihn nun auf. Während des Leſens sah er einige Mal scharf auf Roſer, der seine Verlegenheit nicht ganz unterdrücken konnte, dann legte der Alte den Brief zusammen und fragte: „Ihr seyd also Meister Pauls, des Waffenschmidts, Sohn!"

„Ja, Herr!"

„Wollt hier im Orte bleiben und die Werkstatt Eures Vaters übernehmen!"

„Mit der Zeit, wenn der Vater dem Geschäfte nicht mehr vorstehen kann," antwortete Albrecht.

„Und da sucht Ihr Gönner und Freunde und wünscht unsre Protektion?" fuhr Caspar Deimling fort.

„Nein, Herr! die suche ich nicht, wohl aber Eure Liebe —"

Der Alte schüttelte, über diese Antwort nicht wenig verwundert, den Kopf. „Was sollte Euch die nützen?" fragte er, und nicht die leiſeste Ahnung von dem, was der Waffenschmidt damit meinen mochte, stieg in ihm auf. —

Albrecht fühlte, daß er schon zu viel gesagt habe,

und ſuchte wieder einzulenken. „Der Protektion bedarf ein ehrlicher fleißiger Bürger nicht," ſagte er ſtolz. „Das Geſetz ſchützt, ſeine Arbeit nährt ihn, aber die Liebe ſeiner Mitbürger muß ihm werth ſeyn." —

„Was verſteht Ihr unter Mitbürger, mein Freund?" fragte der Juwelier ihn unterbrechend.

„Je nun, lieber Herr, das dächt' ich, wüßtet Ihr beſſer als ich," entgegnete Albrecht. „Wer ſeine Abgaben giebt, ſeine Laſten trägt, für der Stadt Wohlfahrt ſorgt, und mit treuer Liebe an ſeiner Heimath hängt, das iſt ein Bürger dieſer Stadt, und mithin auch mein Mitbürger. Habe ich mich nicht recht ausgedrückt," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, worin er deutlich Mißfallen auf Herrn Deimlings Geſichte las, „ſo verzeiht mir; ich habe mich ſo ganz nach meinem ſchlichten Verſtande ausgeſprochen."

„Hat nichts zu ſagen," entgegnete der Juwelier. „Wir ſind alle Menſchen und vor Gott gleich. — Hier auf dieſer Welt findet wohl zuweilen, und auch mit Recht, ein Unterſchied ſtatt — doch dies gehört nicht hierher. Ich danke Euch für Eure frohe Botſchaft," fuhr er fort, „und will mich auch gern auf eine andere Art dankbar beweiſen. Sollte die Zeit kommen, wo Ihr eine Braut in Euer väterliches Haus einführen wollt, ſo laßt mich es wiſſen, und ich verſpreche Euch, Eurer Botſchaft wegen, und da mich mein älterer Bruder, der Euch liebgewonnen zu haben ſcheint, darum bittet, einen wohlgearbeiteten Verlobungsring ohne Zahlung zu verehren. Kommt dann alſo nur mit Eurer Braut zu mir. Vom Caspar Deimling, dem Juwelier, könnt Ihr ſchon

eine freundliche Hochzeitgabe annehmen. Und nun Gott befohlen!" Er rückte sein Käppchen wieder, machte eine geringe Verbeugung mit dem Kopfe und that als ob er aufstehen wolle.

„Danke Euch, lieber Herr, für freundliche Aufnahme, und für das Versprechen," erwiederte Albrecht lächelnd. „Ich werde mich schon zur rechten Zeit deshalb bei Euch einfinden. Lebt wohl!" Dies sagend empfahl er sich und ging nach des Bürgermeisters Wohnung.

Herrn Berchtold Deimlings Haus war nicht so prachtvoll von außen und innen, wie das seines Bruders; es war das väterliche Haus, klein aber freundlich. Auf der Hausflur begegnete ihm Rudolph, des Bürgermeisters Sohn, ein Jugendfreund, der ihn auch gleich zu dem Zimmer seines Vaters führte.

Er klopfte an. Auf das „Herein!" öffnete er die Thüre. Ein Mann, den Rücken ihm zugewandt, saß am Schreibtische, schien emsig beschäftigt, und beachtete ihn nicht. Albrecht trat ein, blieb ruhig wartend an der Thüre stehen und hatte Zeit, sich im Zimmer umzusehen. Auch hier fand er Alles anders, als in dem, mit Schildereien und manchen Kostbarkeiten geschmückten Gartenstübchen des Juweliers. Die Bildnisse des Markgrafen Georg Friedrichs und Luthers schmückten allein die Wand. Auf der einen Seite stand ein Gestell mit Büchern, auf der andern ein Gleiches mit Akten. Vor dem Tische, an welchem er den Bürgermeister sitzend fand, hing eine Landcharte. Alles aber war einfach und sorgsam geordnet.

Lange hatte er so erwartend gestanden, als endlich Herr Deimling, ein langer, hagerer, doch kräftig gebauter Mann, sich erhob und mit raschem Schritte auf ihn zuging. „Was ist Euer Begehr, junger Mann?“ fragte er freundlich. „Wer seyd Ihr?“

„Ich bin Meister Paul Rosers, des Waffenschmidts Sohn,“ erwiederte Albrecht.

„So seyd mir von Herzen willkommen!“ sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend. „Setzt Euch und sagt mir Euer Begehr.“

„Ich bringe Euch, gestrenger Herr,“ begann Albrecht, „Gruß und Schreiben von Eurem Bruder aus der Schweiz.“

„Gebt her!“ unterbrach ihn der Bürgermeister mit Hast. „Was von ihm kommt, ist mir werth; seyd mir nun doppelt willkommen!“ Er nahm den Brief, riß eilig das Siegel ab, und las. Man sah es ihm an, daß er den Inhalt begierig durchflog, aber je länger er las, desto aufmerksamer ward er, und sein Auge verweilte sogar auf manchen Stellen, und dann schien er über den Inhalt nachzudenken. Unverwandt den Blick auf den Brief gerichtet, schien er Albrecht gar nicht zu beachten, und auch jetzt noch, als er das Schreiben schon lange wieder zusammengeschlagen auf den Tisch gelegt und in seiner Stube auf und ab ging, ließ er den jungen Mann, der gehofft hatte, der Brief enthalte Einiges von ihm, unbeachtet stehen.

Doch plötzlich trat er auf ihn zu. „Setzt Euch doch, Albrecht Roser,“ sagte er freundlich, „und berichtet mir, wie es meinem Bruder geht, ob er gesund

und frischen Ansehens, und über den Verlust seines vor Jahren gestorbenen Weibes nun endlich getröstet ist. — Auch von meiner Nichte Gertraud erzählt mir, und ob die Schweizer Luft, oder sonst Etwas, ihren Trübsinn aufzuheitern vermocht hat. Je mehr, je länger Ihr mir von ihnen erzählt, desto lieber wird es mir seyn."

Albrecht begann nun unbefangen zu sagen, was er gesehen, gehört, und wie ihm die Verhältnisse erschienen wären. Anfangs unterbrach ihn der Bürgermeister nur selten, zuletzt aber, besonders wo die Rede von Gertraud war, that er so manche Frage an ihn, und das mit so theilnehmendem Tone, daß Albrecht unvermerkt offener über sie sprach, als er es wohl gewollt, und sie mit so lebhaften Farben schilderte, daß Jeder leicht merken konnte, sie sey ihm nicht gleichgültig.

Herr Deimling schien es aber nicht zu bemerken, fragte bald nach gleichgültigen Sachen, bald verlockte er den jungen Mann wieder, über Gertraud sein Herz auszuschütten. Hierbei beobachtete er ihn genau, ohne es jedoch im Mindesten zu scheinen. „Mein lieber Bruder," sagte er dann lächelnd, „hat mir viel Gutes von Euch geschrieben, ich hoffe, er hat Recht. Aber unbedingt möchte ich ihm doch nicht Alles glauben, so ein verständiger Mann er auch ist, so hat das Alter sein Jugendfeuer noch nicht sattsam gedämpft. Er ergreift Alles mit Leidenschaft, wessen Gesicht ihn anspricht, dem kommt er herzlich entgegen, und tausendmal getäuscht, ist er tausendmal dem ersten Eindrucke wieder gefolgt, und hat sich von ihm hinreißen lassen. So bedächtig er in seinen Geschäften, so rasch ist er in seinem übrigen

Handeln, und ſein ewig reger Geiſt reißt ihn immer mit fort. Auf ſein gegebenes Wort könnt Ihr wie auf feſtem Grunde bauen, ſeinen Anſichten, ſeinen Hoffnungen vertraut nie, er täuſcht ſich und Andere hierin oft."

„Auch mich hat Euer offenes ernſtes Weſen beſtochen, junger Mann," fuhr er fort. „Auch ich will Euch wohl, ſchon Eurer würdigen Eltern wegen; aber ehe ich mich dieſem wohlwollenden Gefühle ganz überlaſſe, bedarf es Zeit, Prüfungszeit. Bis dahin ſeht in mir einen Freund, wie ich es Jedem meiner Mitbürger bin, der es zu ſeyn verdient." Albrecht dankte beſcheiden.

„Ihr wollt in den Krieg ziehn?" fragte der Bürgermeiſter. „Mein Bruder meint, Ihr wäret ein wackerer Geſelle, das Stadtbanner zu tragen, wenn es je aufgerollt werden ſollte. Euer Arm iſt freilich kräftig genug dazu, aber ob auch das Herz! Deſſen Kraft bedarf der Fahnenträger am meiſten, und ein Handwerksmann, fühlt er auch im Leben zu Allem tüchtigen Muth, findet ihn doch nicht immer, wenn es zum Kampfe geht. Da muß man ſich ſelbſt erſt geprüft haben —"

„Das that ich ſchon, Herr!" unterbrach Albrecht den Bürgermeiſter.

„So? das freut mich zu hören," erwiederte dieſer. — „Nun, wie war es Euch da zu Muthe?" —

„Anfangs menſchlich," ſagte er ganz offenherzig. — „Das Herz mochte wohl ſchneller klopfen wie gewöhnlich, und die Vernunft rief mir zuweilen zu: Thor, was ſuchteſt Du auch vorwitzig die Gefahr! Warum bliebſt

Du nicht heim? Aber wie ich mir sagte: Du bist nun einmal hier, laß Gott walten und zeige Dich als einen braven Schwaben, da war das Herzklopfen vorüber, ich zog guten Muthes vorwärts und achtete nicht mehr der Kugeln und Hiebe, die um mich sausten und auf mich fielen."

„Und wo habt Ihr Eure erste Waffenthat gethan? Erzählt mir es, aber recht ausführlich," sagte der Bürgermeister, seinen Sessel näher rückend.

„Ich arbeitete eben in Genf," begann Albrecht, „da erscholl das Gerücht von der grausamen Metzelei der Protestanten im Veltliner Land, und wie Zürich und Bern den Bündnern zu Hülfe zögen, die Mörder zu strafen; da kam mir aus mancherlei Grund die Lust an, mit zu ziehen. Erstens wollte ich auch das Kriegshandwerk einmal versuchen, dann galt es ja einer gerechten Sache und dem Glauben. Ich ging nach Zürich und trat wohlgerüstet unter die Fahne des Hauptmanns Stucki von Obrist Müllinens Regiment. Wir zogen bald durch Bünden über den Casanaberg in das Wormser Gebiet, die Bündner voran, die Zürcher in der Mitte, die Berner in der Nachhut."

Schon am Abend sah ich die Kriegsfurie, ihre Brandfackel in der Hand, vor uns herziehen; die Bündner, von wildem Glaubenseifer getrieben, zündeten mehrere verlassene Dörfer und einzeln stehende Häuser an, und gräßlich leuchteten die Feuer durch die dunkle Nacht. Das wollte mir und auch den Zürchern nicht so recht gefallen. Am andern Morgen rückten wir über den Joupton gegen den Flecken Pedevos vor. Hier trafen wir auf die Spa-

nier, das Scharmuziren begann, und wie die erste Falkonetkugel meinen Nebenmann niederwarf, ward es mir sonderbar zu Muthe; aber dies dauerte nicht lange. Wir stürmten immer vorwärts, trieben den Feind aus den Häusern, aus der verschanzten Kirche bis auf das freie Feld, und ich glaubte nun, es müßte so seyn und das Pfeifen der Kugeln kümmerte mich wenig mehr. Jetzt aber rückte uns geharnischte Reiterei in geschlossenen Reihen entgegen, wir schlossen uns dichter zusammen, die beiden ersten Glieder, unter denen auch ich war, sanken auf die Kniee und erwarteten mit vorgehaltenen Hellebarden den Angriff, während die Hakenschützen ihre Lunten abklopften und sich zum Feuern bereit hielten. Als ich die geharnischten Männer auf mich heranjagen sah, wollte es mir doch bald dünken, als könne ich schwacher Mensch solcher Gewalt nicht widerstehen, doch bohrte ich mein rechtes Knie fest in den Boden, stemmte den linken Fuß gegen eine Baumwurzel und den Schaft meiner Hellebarde tief in den Grund gestoßen, erwartete ich guten Muths den Angriff, der auch mit Wuth geschah, jedoch tapfer zurückgeschlagen ward. Wir verfolgten die Fliehenden und kamen nach Worms, ohne daß sich der Feind bis dahin weiter gezeigt hätte."

„Herr! Ich glaube, es giebt nichts Grausigeres und das Gemüth Ergreifenderes, als wenn man im Krieg in einen von Menschen verlassenen Ort einrückt. Die Straßen sind öde, die Häuser stehen offen, keine Thüre ist verschlossen; überall Spuren des Lebens und Alles doch wie ausgestorben, kein Mensch, der uns entgegen tritt, kein Laut, der uns begrüßt, Alles um uns her wie ein gros-

ser Friedhof. Noch steht der halbgeleerte Becher auf dem Tische, noch glimmt das Feuer auf dem Heerde, wo das Mittagsessen, halb bereitet, noch dampft. Das Gebetbuch liegt aufgeschlagen, worin die Unglücklichen Trost gesucht, und Truhen und Schränke stehen dem Plünderer offen. Das Vieh brüllt in den Ställen, die Hausthiere laufen scheu umher und selbst der rohe Kriegsmann schreitet nur mit Grausen durch die verlassene Wohnung und ihm ist, als ob aus jeder Thür, hinter jeder Wand Jemand, der verborgen auf ihn lauere, hervor treten müsse. Plötzlich erfaßt ihn Unmuth, die Wuth des Plünderns wird in ihm wach, kein Jammer, keine Bitte kann ihn zurückhalten und sein Herz rühren, mit wilder Habgier stürzt er von Gemach zu Gemach, immer nach Geld und Geschmeide suchend, was er doch nur selten findet, übt dann im Unmuth seines getäuschten Hoffens Rache an dem Leblosen, zertrümmert, zerreißt, was ihm nicht nützen kann, und der Hyäne gleich, die auch gesättigt am Morden noch ihre Lust findet, durchwühlt und zerstört er noch Alles, wenn er auch schon längst seine Beute nicht mehr fortschleppen kann. Zuletzt wirft er die Brandfackel in das verlassene Haus und zieht hohnlachend weiter. Ach! der wuthentbrannte habgierige Mensch ist ein reißendes Thier!" —

„Schon brannte es an verschiedenen Orten," fuhr Albrecht in seiner Erzählung fort, „als der wackere Obrist Müllinen die Trommel rühren und dem Gräuel Einhalt thun ließ. Er führte uns ins freie Feld und nun war der blaue Himmel unser Dach und die Sterne unsere Leuchten; mir ward es wohl, denn mit Abscheu hatte ich

den Gräuel gesehen, und der Vorsatz, nie für fremde Sache und aus eitler Lust das wilde Kriegshandwerk zu treiben, stand in mir fest."

„Wir rückten nun unter mancherlei Scharmützel bis Tyran vor. Hier hatten wir noch einen harten Strauß. Der Feind griff uns an. Die Bündner, die Berner flohen, die Zürcher aber rückten muthig vor, verzagten nicht und verjagten den Feind. Unsre Fahne drang mit den Flüchtigen bis in die Stadt, da uns aber Niemand folgte, mußten wir uns fechtend wieder zurückziehen, begruben in der Nacht die Gebliebenen, trauerten am Hügel unsers braven Obristen, den eine feindliche Kugel getroffen hatte, und zogen uns den andern Morgen wieder zurück, bis wir auf dem nämlichen Wege wieder nach Graubünden gelangten. Die Eidgenossen gingen heim, und ich verkaufte nun in Zürich Panzer, Pickelhaube und Hellebarde, wanderte über den Gotthard nach Mailand, ging wieder in die Werkstatt zur Arbeit und die Lust zum Kriege war gestillt."

„Also für immer habt Ihr den Krieg abgeschworen?" fragte der Bürgermeister.

„Nein, gestrenger Herr," erwiederte Albrecht — „Für sein Vaterland und seinen Glauben zu streiten, oder wenn der Landesherr befiehlt, auszuziehn, das ist Pflicht, und mit Gott werden wir wohl nicht sengen und brennen, wie die Bündner es thaten."

Der Bürgermeister lächelte, klopfte dem jungen Mann auf die Schulter und sagte mit herzlichem Tone: „Ich freue mich, Albrecht Roser, Euch so befunden zu haben. Ihr habt Euch einen Freund an mir erworben; in Zeit

der Noth rechnet auf mich, und wenn die Trommel gerührt werden sollte, könnte Euch wohl die Fahne werden. Lebt wohl, grüßt Euern wackern Vater und seyd fleißig in der Werkstatt, denn wir möchten Eurer jetzt bedürfen." Dies sagend, entließ er ihn.

6.

Als Albrecht nach Hause kam, fand er zu seiner nicht geringen Verwunderung seinen Reisegefährten bei den Eltern; schon seit einer Stunde war er dort gewesen und hatte auf ihn gewartet. Freundlich begrüßte er ihn, denn die kleinen Neckereien auf dem Wege von Brugg nach Basel waren längst vergessen, und seine Freude, den muntern Gesellen in seiner Heimath zu sehen, aufrichtig. Dieser hatte schon durch die Erzählung seiner Reise, und was ihm mit Albrecht unterwegs begegnet, das Herz der Mutter gewonnen, welche eine von den Frauen war, die bei edlem Herzen und klarem Verstande, doch nie eine gewisse Demuth gegen Höhere oder Reichere ablegen konnte, obgleich sie oft von ihrem Eheherrn deshalb gescholten wurde. Der reiche Anzug und das vornehme Benehmen des Cölners ließen es ihr als Herablassung erscheinen, daß er ihrem Sohn in seiner Gesellschaft zu reisen erlaubt habe, und sie vermochte nicht ganz ihre Dankbarkeit deshalb zu unterdrücken. Einige finstere Blicke Meister Pauls führten sie zwar bald wieder ins Gleis zurück, aber doch konnte sie nur mit scheuer Verlegenheit den Wunsch aussprechen, daß der Fremde am andern Mittag mit einem schlechten Mahle vorlieb nehmen möge.

„Warum ſollte der Herr nicht zu uns kommen?“ unterbrach ſie der Meiſter. „Daß er gern geſehen wird, weiß er, daß er nicht hungrig vom Tiſch aufſtehen wird, darf er hoffen, und überdies hat ein Waffenſchmidt immer kräftige Koſt und liebt guten Wein.“

Herr Wels nahm die freundliche Einladung willig an und ſtellte ſich den andern Tag zur rechten Zeit ein. Er hatte den Morgen damit zugebracht, das Merkwürdige der Stadt zu ſehen, hatte den Bürgermeiſter begrüßt und in dem Laden des Juweliers mehrere Ringe und einen ſchön gearbeiteten, vergoldeten Becher gekauft, ſich mit dem Vater Gertraud's lange unterhalten, und da ſeines Vaters Handelshaus, welches die Frankfurter Meſſe fleißig bezog, auch Herrn Kaspar Deimling wohlbekannt war, ſo fand er bei dieſem eine freundliche Aufnahme, zumal da er ihm von ſeinem lieben Kinde zu erzählen und ſeinem Stolze zu ſchmeicheln wußte. Der Cölner beſchrieb die Schönheit des Mädchens mit ſo glänzenden Farben, ſchilderte dem Vater das Heimweh ſeiner Tochter ſo lebhaft, und mit dem, was ſein Bruder ihm geſchrieben, ſo übereinſtimmend, daß der Alte, der außer ſeinen Juwelen nur Gefühl für ſein einziges Kind hatte, von der Sehnſucht nach Gertraud mehr als je ergriffen wurde. Auch mochte wohl manches noch unter Beiden im Stillen abgehandelt ſeyn.

Von hier war Herr Philipp Wels zu ſeinem Reiſegefährten gegangen, wo er ſich auch heute mit der Mutter viel unterhielt und ihr den kleinen Becher verehrte, den ſie, obſchon erſt nach vielem Weigern, dennoch gern annahm. Dem Meiſter war dieſes Geſchenk unange-

nehm; er ging in die Werkstatt und kehrte mit einem künstlich ausgelegten Pistol, das ihm Albrecht früher aus Mailand gesendet hatte, zurück und überreichte es ihm mit den Worten: „Nehmt auch Ihr dies Geschenk von mir, es ist ein treffliches, seltenes Stück. Gebraucht es nur zu edlem Zweck." Der Kaufmann nahm es mit Dank.

Bei dem Mittagsessen machte Margarethe die Wirthin, weil die Mutter ihren Lehnstuhl nicht verlassen konnte. Ihre Gegenwart war vielleicht das Einzige, was für den verwöhnten Kaufherrn Reiz haben konnte. Die einfache, obgleich schmackhafte Kost, der gute, aber gewöhnliche Wein des Landes genügten seinem Gaumen nicht, des alten Meisters Unterhaltung hatte für ihn nichts Anziehendes, eben so wenig die seines ehemaligen Reisegefährten, der heute still und einsilbig war und wahrscheinlich an das Landhaus am Wülpelsberg dachte, und so mußte es ihm lieb seyn, wenigstens Etwas an des Waffenschmidts Tische zu finden, was ihm behagte. Margarethe, nicht schön, war eine von den schlanken Gestalten, wie sie die Maler des vergangenen Jahrhunderts zu ihrem Ideal aufgefaßt hatten, ein Bild der bescheidenen Anmuth und der Jungfräulichkeit. Ihr blaues Auge blickte sanft, aber nicht strahlend, ihr Mund war frisch, aber nicht lockend, der Ausdruck ihres Gesichts zeigte tiefes Gemüth, aber nicht hohen Geist, und doch war über das Ganze ein sanfter Zauber verbreitet, der unwillkührlich, man wußte nicht wodurch, anzog, und selbst Albrechts Auge, obgleich Gertraud's schwermüthi-

ges Bild ihm immer vorſchwebte, ruhte oft mit Wohlgefallen auf der ſittigen Jungfrau.

Sie aber ſchlug dann ihr Auge nieder, und auch heute war ſie in Gegenwart des Cölner Kaufherrn ſtill, und begegnete ſie zufällig ſeinem Blicke, verlegener als je. Seine Gegenwart ſchien ihr ſo unangenehm zu ſeyn, wie ſie Gertraud geweſen, und nach beendeter Mahlzeit, wo ſich wieder Alle um den Lehnſtuhl der kranken Mutter verſammelt hatten, ließ ſie ſich nicht mehr blicken. Auch Philipp empfahl ſich, da er morgen in aller Frühe aufbrechen und nach ſeiner Heimath ziehen wollte, verſprach jedoch, bald wieder zu kommen, da ihn Handelsgeſchäfte nach Schwaben zurück riefen, und nur von der Mutter bedauert, die ſo gern über Gertraud mit ihm geſprochen hätte, verließ er das Haus. Der Meiſter ſchlug, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, ein Kreuz und meinte, in dem Herzen dieſes Mannes habe ſich Gott keinen Altar gebaut, obgleich er ihm eine einnehmende Geſtalt gegeben; und als er Margarethe fragte, weshalb ſie zu Mittag ſo verlegen ihr Auge niedergeſchlagen, erwiederte ſie erröthend: der ſchöne junge Mann habe ſie immer ſo durchbohrend angeblickt, und da habe es ihr, ſie wiſſe nicht weshalb, geſchienen, als ob ſich ſein freundliches Geſicht verzerre. Der Alte lachte, Albrecht aber wurde bei des Mädchens Worten ernſter.

Von dieſem Tage an fand der frühe Morgen Albrecht ſchon in der Werkſtatt und der Alte hatte ſeine Freude an des Sohnes Arbeit, den er oft ſelbſt, hierbei feiernd, zuſah. Feſt und dauerhaft, aber zugleich künſtlich und zierlich war, was er raſch förderte, und man

hätte nicht glauben sollen, daß das Werk solcher rauhen Faust entsprungen wäre. So verstrichen Monden in gleichmäßiger stiller Freude und bei steter Arbeit, Alles blieb in seinem ruhigen Gleise, nur schien es, als ob Albrecht und Margarethe sich mehr und mehr näherten. Das Mädchen hatte alle Schüchternheit in seiner Gegenwart verloren und oft begleitete sie ihn jetzt, wenn er am Abend nach dem Garten vor dem Thore ging. Der Mutter Herz klopfte dann, der Vater schüttelte bedenklich den Kopf, die ganze Stadt aber meinte, Jungfer Margarethe würde bald, mit dem Brautkränzchen geziert, an Albrecht Rosers Seite zur Kirche gehen.

7.

Festlich geschmückt, die Zünfte um ihre Fahnen versammelt, standen die Bürger Pforzheims heute auf dem Markte, die Ankunft des Markgrafen Georg Friedrich, ihres geliebten Landesherrn, erwartend. Die Jungfrauen, mit Blumen geschmückt und in ihren Sonntagskleidern, hatten sich an dem, nach Durlach führenden Thore versammelt, und unter ihnen war wohl manche schöner noch als die Blumen an ihrer Brust. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung, fast alle Häuser waren verschlossen, denn weder Alt noch Jung wollte heute daheim bleiben.

Es mochte schon Mittag vorüber seyn, als der Reiter, welcher auf einer Höhe zum Spähen ausgestellt war, in die Stadt sprengte und die nahe Ankunft des Herrn verkündete. Schnell wirbelten die Trommeln und riefen einen Jeden zu seiner Fahne. Von dem stattlichen Bür-

germeister Berchtold Deimling angeführt, setzte sich der Zug rüstiger Männer und Jünglinge in Bewegung, dem Fürsten entgegen zu ziehn; nur die Alten blieben an dem Portal des Schlosses zurück, um dort den Landesherrn zu empfangen.

Noch hatten sie nicht lange auf dem, mit Obstbäumen bepflanzten Anger vor dem Thore gestanden, als auch schon der Markgraf sich in der Ferne zeigte. Die Glocken begannen zu läuten und der Bürgermeister mit Einigen der angesehensten Bürger ritt ihm entgegen. „Willkommen," rief ihm der Markgraf schon aus der Ferne zu: „Willkommen Bürgermeister! Herzlich freue ich mich, Euch noch so rüstig auf Eurem Rosse sitzen zu sehen. Ist es mir doch immer, als müßt' ich Euch nur in Helm und Panzer erblicken, denn wahrlich! Ihr seht so ritterlich aus, wie irgend ein Kriegsmann an meinem Hofe."

„Dank Eurer Gnaden für diesen freundlichen Gruß," erwiederte Berchtold. „Seyd auch mir und unsrer Stadt herzlich willkommen, und wenn Euch die Pforzheimer in Rüstung besser gefallen, so befehlt nur und sie stehen in Waffen vor Euch."

Der Markgraf reichte ihm traulich die Hand. „Ich weiß, wessen ich mich an Euch zu gewärtigen habe," sprach er, und nachdem er die Andern gleichfalls freundlich gegrüßt, ritt er mit ihnen der Stadt zu.

Wie einen Vater, wenn er nach langer Abwesenheit zurück in den Kreis der Seinen kehrt, und ihn die Kinder jubelnd empfangen, so herzlich begrüßten die Bürger ihren Landesherrn, drängten sich um sein schneeweißes

Roß und Jeder ſuchte ſeine Hand zu faſſen, oder ihm durch irgend ein Wort ſeine Freude zu bezeugen. Die ſchönſten Jungfrauen der Stadt näherten ſich ihm, überreichten ihm Blumenkränze, und als Margarethe, die Pflegetochter des Waffenſchmidts, ihm, ſo wie es der Vater befohlen, einen Lorbeerkranz entgegen ſtreckte, ſagte der Markgraf, einen ernſten Blick auf die Gabe ſenkend: „Ich will ihn annehmen, liebes Kind, um Dein Geſchenk nicht zurück zu weiſen; doch hab' ich dieſes Zeichen noch nicht verdient. Vielleicht, wenn ich in Kurzem einmal wieder nach Pforzheim komme, ſo magſt Du mir einen andern bieten, den ich dann mit froherem Herzen annehmen darf." Er nahm den Kranz und gab ihn ſeinem Stallmeiſter zur Verwahrung.

Von den Zünften begleitet, zog er nun nach dem Schloſſe, der ehemaligen Reſidenz ſeiner Vorfahren. Hier befahl er dem Bürgermeiſter, mit den Gliedern des Rathes, den Vorſtehern der Gewerbe und noch Einigen der rechtlichſten Bürger, unangeſehen ihres Vermögens, am Nachmittag zu ihm zu kommen, wo er ihnen ſein Anliegen eröffnen würde.

Die Bürger, an ihrer Spitze Herr Berchtold Deimling, ſtellten ſich auf dem Schloſſe ein. Der Markgraf empfing ſie in dem großen Rüſtſaale, grüßte Jeden freundlich und huldvoll und dann begann er:

„Ich habe Euch, getreue Bürger meiner Stadt Pforzheim, hierher beſchieden, mit Euch in den Tagen der Noth mich zu berathen. Die Kriegsfurie zieht immer furchtbarer durch Deutſchland und nähert ſich mehr und mehr unſern Landen, der Churfürſt von der Pfalz

irrt ohne Heimath auf fremdem Boden, die Spanier hausen in seinen Staaten. Kein deutscher Fürst zieht das Schwert für seinen unglücklichen Bruder, keiner bedenkt, daß auch an ihn die Reihe kommen kann, wo er, von Land und Leuten verjagt, fern von seiner Heimath, ein Geächteter, fremdes Brod essen, aus fremden Bechern trinken wird. Nur der edle Graf von Mannsfeld steht noch kampfgerüstet dem Heere der Lige und den Spaniern gegenüber; aber er muß unterliegen, wenn ihm nicht Hülfe wird. Die protestantischen Fürsten schlummern, Euer Landesvater allein blieb wach. Lange und reiflich habe ich nun erwogen, was mir zu thun obliegt, die Noth deutschen Vaterlandes bedacht, aber auch das Elend, welches ich über mein Land bringen könnte. Da ließ Gott den Entschluß in mir reifen, in aller Stille zu werben, und für Deutschland, Freiheit und meinen Glauben zu siegen oder unterzugehn. Damit ich aber meine geliebten Unterthanen nicht mit in den Strudel eines ungewissen Verhängnisses hinabziehe, habe ich meinem Erstgebornen die Regierung in der Stille abgetreten und übergeben, zu seiner Zeit wird es feierlich geschehen. Markgraf Georg Friedrich steht heute nicht mehr als Herr und Gebieter unter Euch, er befiehlt nicht, daß Ihr Eure Fahnen aufrollen und ihm die Folge leisten sollt, er steht nur wie ein Freund unter seinen Freunden, ein Kriegsmann unter seines Gleichen und wirbt bei Euch um einen ehrlichen Reiterdienst. Nicht die Bürger Pforzheims sollen mir auf meinem Zuge folgen, Freiwillige aus allen Ständen will ich werben. Meine Fahne in der Hand trete ich auf Euren Markt, lasse die Trommel rühren

und wer um geringen Sold ſein Schickſal an das meine knüpfen, für Gott und Vaterland fechten will, der ſchließe ſich an mich an.“

„Gnädigſter Herr!“ nahm jetzt der Bürgermeiſter, aus dem Kreiſe hervortretend, das Wort. „Ich bin beauftragt, im Namen meiner Mitbürger Euch zu antworten. So hört in mir die Stimme Aller.“

„Erſt unſer Beileid, daß wir unſern theuern Vater verlieren ſollen, daß er das Scepter, welches er ſo ſanft und gerecht führte, einem Andern, und wenn es auch ſein Sohn iſt, übergeben hat. Glücklicher können wir nicht werden, als wir es durch ihn waren, feſter kann der Baum der Treue nicht wurzeln, als er für Euch, edler Herr, auf gutem Grunde unerſchütterlich ſtand, und ſchmerzvoll werden wir dem neuen Landesherrn den neuen Eid leiſten, denn er reißt uns von Eurer Vaterbruſt.“ Er ſchwieg. In heiliger Stille ſtand die Verſammlung, kein Athemzug ſtörte ſie, die Bruſt war zu bewegt, um aufzuathmen, aber Thränen rollten über die Wangen der Greiſe und Männer herab, die ſich nun in dieſer ernſten Stunde von ihrem geliebten Vater losreißen ſollten. Auch der Bürgermeiſter, ſonſt ein unerſchütterlicher Mann, mußte Faſſung ſuchen, doch ermannte er ſich bald. „Nun, gnädigſter Herr,“ fuhr er fort, „was ich Euch noch zu ſagen habe, gilt nicht mehr dem Fürſten, es gilt dem Freund, dem Waffenbruder.“

„Es bedarf keines Trommelſchlages, die kampfluſtigen Männer um Euch zu verſammeln. Ich wähle die rüſtige Jugend aus, die Andern beſtimme das Loos. Vierhundert ſollen mit Euch ziehen und mit Ihrem Leib

Eure fürstliche Gnaden, wie treue Knappen ihren Ritter, beschützen. Vierhundert kann Pforzheim verlieren, ohne ganz zu Grunde zu gehen; bestimmte ich aber die Zahl nicht, dann, gnädigster Herr, zögen Alle mit, denn ein Schimpf würde es dem seyn, der da zurückbleiben wollte. Die Werkstätten blieben leer, Handel und Wandel stockte, und die Thränen der Wittwen und Waisen könnten doch wohl im Unmuth über den zu großen Jammer Euch bei Gott anklagen. Vierhundert tüchtige Männer mit festem Willen, für ihren Fürsten, ihr Vaterland und ihren Glauben in den Tod zu geben, sind schon ein ehrenwerther Haufen, und werden eine treue Leibwacht um Euch bilden, wenn Ihr ihnen diese Ehre gönnt. Seyd Ihr meiner Meinung, meine Freunde?" wandte er sich zu seinen Mitbürgern, „so sprecht!" Ein einstimmiges Ja bekräftigte, was er gesagt.

Der Markgraf war tief gerührt; ohne ein Wort zu erwiedern, ging er im Kreise umher, reichte einem Jeden die Hand und mit diesem Handschlag weiheten sie sich, sein Schicksal zu theilen. „Ich danke Euch, meine Freunde! Gott sey mit uns!" war Alles, was er zu sagen vermochte. „Amen!" sprach die Versammlung und mit tief erregtem Gemüth gingen sie heim.

Hier fanden sie auf den Straßen überall lauten Jubel. Die Jugend zog mit Musik und aufgerollten Fahnen durch die Stadt, Trommeln wirbelten, von den Thürmen schmetterten die Trompeten lustig herab, und als sey der Tag der Wonne erschienen, so ganz gaben sich die Bürger Pforzheims ihrer Freude hin. Als aber die jubelnde Menge die Väter mit ernstem Antlitz vom

Schloß herabkommen ſah, die zwar frohen Muthes, doch nachdenkend und ſchweigend an ihnen vorüber gingen, da fühlten ſie wohl, daß die Stunde nicht dem Jubel, daß ſie ernſten Geſchäften geweiht ſey. Jeder eilte nach Hauſe, dort Kunde von dem zu erhalten, was auf dem Schloſſe verhandelt worden. Doch was ſie hier vernahmen, trübte ihre Freude nicht. Wie ein Sturm die praſſelnde Flamme erfaßt und ſie hoch und immer höher jagt, ſo ergriff die Nachricht, daß Vierhundert unter ihnen mit ihrem Herrn in den Kampf ziehen ſollten, die Flamme ihrer Freude und trieb auch ſie leuchtend empor. Jetzt begannen die Trommeln erſt recht zu raſſeln, jetzt erſt die Trompeten vom Thurm unaufhörlich zu ſchmettern, lauter wurde der allgemeine Jubel, Alles drängte nach dem Hauſe des Bürgermeiſters, als ob Jeder befürchte, der Letzte der Vierhundert zu ſeyn. Nicht mehr geſchmückt, wie zum Tanze, gerüſtet traten ſie einher, und ſelbſt die Jungfrauen nahmen Theil und ermuthigten ihre Brüder, ihre Geliebten, nicht daheim zu bleiben, ſondern zum Streite mit auszuziehn.

Hoch ſchlug dem Markgrafen das Herz, als er dies aus den Fenſtern ſeines Schloſſes gewahrte. „Bei Gott!“ ſagte er zu dem eben gegenwärtigen Herzoge Magnus von Würtemberg. „Wüßten die Fürſten die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen, ihr Thron ſtände unerſchütterlich!“

8.

„Und Du bleibſt heute ſo ſtill für Dich daheim?“ ſagte Meiſter Roſer zu ſeinem Sohne, als dieſer ruhig

neben dem Seſſel der Mutter, ſie liebkoſend, ſaß. „Nimmſt Du keinen Theil an der allgemeinen Freude? Willſt Du nicht Einer der Vierhundert ſeyn? — Nun ſo werde ich wohl für Dich eintreten müſſen.“

„Vater,“ erwiederte Albrecht ſanft, „thut mir nicht Unrecht. Mein Entſchluß war gefaßt, ehe ich noch in die Vaterſtadt heimkehrte. Der bevorſtehende Krieg hatte ſo gut wie Ihr und die Mutter Theil daran, daß ich das ſchöne Mailand und meinen geſchickten Meiſter ſo bald verließ. Sorgt nicht für mich; was heute brennt, das iſt ein Strohfeuer, von dem Augenblick angeblaſen, von der Begeiſterung entflammt. Wir wollen ſehn, wie es nach Wochen ſteht.“

„Du kennſt Deine Mitbürger wenig,“ erwiederte der Alte unwillig. „Nach Wochen wird dieſe Flamme zwar nicht mehr ſo praſſelnd, aber deſto heller brennen.“

„Das iſt zu wünſchen,“ erwiederte der Sohn, „und dann trer' ich mit Freuden unter ſie. Das Banner der Stadt will ich tragen, hoch will ich es ſchwingen im Glück, im Unglück feſt an mein Herz drücken, daß es nur mit ihm untergehe. Es ſoll die Braut ſeyn, der ich mich dann vermähle.“

„Mein Sohn!“ unterbrach ihn die Mutter, „rede nicht ſo frevenlich! Thue Deine Pflicht in Demuth und erwarte Dein Schickſal ruhig von Gott. Des Menſchen Kraft iſt ſo ſchwach, was nützt ihm der hochſtrebende Wille? Was ſoll Dir das Banner zur Braut? Gönnt man Dir auch die Ehre, es zu tragen, ſo ſtellſt Du es, kehrſt Du heim, wieder auf das Rathhaus und in der

Wohnung des Friedens lebst Du einer andern Pflicht. Dann mein Sohn —"

„Anna!" unterbrach sie der Meister, „trübe mir nicht den heutigen Tag!"

„Nein, Vater!" nahm die Alte das Wort, „es muß heraus, es sprengte mir ja sonst die Brust. — Kehrst Du zurück," fuhr sie zu Albrecht fort, „dann mein Sohn, gieb unserer Margarethe die Hand, erheitere so der alten Mutter kummervolle Tage und bereite ihr einen sanften Tod. Nicht wahr, mein Albrecht, die Bitte Deiner kranken Mutter dringt bis zu Deinem Herzen?"

„Mutter," erwiederte er, und knie'te unwillkührlich an ihrem Sessel nieder, drückte innig ihre welke Hand und sein großes blaues Auge, von einer Thräne befeuchtet, sah mit kindlicher Liebe nach ihr auf. „Mutter," sagte er bewegt, „was Ihr von mir fordert, das zu erfüllen ist mir unmöglich."

„So hat ein italisches Mädchen, wie ich es längst gefürchtet, Dein Herz umstrickt! Darum bliebst Du auch so lang' in Mailand unter dem katholischen Volke," fuhr die Alte heftig auf und entzog ihm die Hand.

„Nein, Mutter, kein italisches Mädchen umstrickte mich; einer deutschen Jungfrau gelobte ich im Stillen ewige Treue, und was ich, wenn auch nur mir selbst, gelobt, muß ich halten."

„Was ich eben höre, gefällt mir nicht, mein Sohn," nahm der Alte das Wort, während Albrecht sich erhoben hatte. „Wenn es gilt, die Hausfrau in das Vaterhaus zu führen, dann haben die Eltern wohl auch ein Recht, mit zu reden. Du hast nun einmal die Sache herbeige-

führt, Anna," wandte er sich zu dieser, „so soll auch der Becher, den Du gefüllt, geleert werden bis auf den Grund, sey es nun Sekt oder Wermuth, den wir hinunter trinken müssen. Aber ehe ich den Sohn eines Weitern befrage, reich' ihm wieder Deine Hand, blick' ihn mit Mutterliebe an, damit ihm das Zutrauen zu Dir nicht fehle. Und nun sag' uns, Albrecht, wer ist das Mädchen? wie heißt sie? wo ist ihre Heimath?"

Langsam hatte, während dieser Frage, die Mutter ihre Hand wieder nach dem Liebling gestreckt; leise drückte sie die seine und ihr feuchtes Auge, aus dem der Kummer sprach, zwang sich, ihn freundlich anzulächeln. „Sprich, mein Sohn," sprach sie mit bebender Stimme, „sag' uns Alles, verheimliche uns nichts; kehre Dich nicht an meinen ängstlichen Blick, nicht an mein Zittern; ich will ja gern das Grab meiner Hoffnung sich öffnen sehen, wenn ich Dich nur glücklich weiß."

„Mutter, Mutter!" bat Albrecht. „Nicht diese Güte! Ihr macht mir den Kampf zu schwer. Zürnt mir! Ich kann leichter Euern Zorn ertragen, als die Milde, die ich in Euern Augen lese."

„Laß das und rede!" unterbrach ihn der Vater verweisend. „In den ernsten Augenblicken des Lebens taugt die Weichheit nicht; da muß der Mann sprechen und handeln!"

„Die Jungfrau, die ich liebe," begann nun Albrecht, und eine hohe Röthe überflog seine Wangen, „die Jungfrau ist aus unsrer Vaterstadt."

„Aus Pforzheim?" fuhr die Mutter neugierig auf. „Mein Gott, wie wär' es möglich!"

„Sie ist Gertraud, Herrn Deimlings, des Juweliers, Tochter.“

Bei diesen Worten schien der Kummer in der Mutter Antlitz der Freude zu weichen. Unwillkührlich faltete sie die Hände, während der Vater schmerzvoll auf den Sohn blickte. „Armer Junge!“ sprach er, „Du hast Dir ein schönes, aber unerreichbares Ziel gesetzt. Ich wollte lieber, Du hättest die Tochter eines armen Hirten gewählt, als das Kind dieses stolzen Reichen. Wie er seine Juwelen nur für Grafen und Fürsten faßt, so hält er diesen Juwel auch nur ihrer werth. Hoffe nie, sie Dein Weib nennen zu können!“ —

„Sollt' es einmal nicht Margarethe seyn; so wüßt' ich keine liebere Tochter, als Gertraud!“ meinte die Mutter. „Hat sie sich Dir schon mit Hand und Mund verlobt?“

„Ich selbst habe ihr noch nicht gesagt, daß ich sie liebe,“ erwiederte er. „Wie dürft' ich das, liebe Eltern, ohne Euern Willen zu kennen? Aber das weiß ich und fühl' es tief in meinem Innersten, daß sie mich liebt, mich treu liebt, ihr Händedruck, ihr Lebewohl hat es mir gesagt. Auch sind mir die beiden Brüder ihres Vaters gewogen, Beide haben mir, der eine mehr, der andere minder, eine ferne Hoffnung gezeigt, und ich glaube, sie recht verstanden zu haben. Laßt mich muthig meinem Ziele entgegen gehn; der Mensch vermag Alles, wenn sich ihm das Schicksal nicht gar zu tückisch entgegen stellt. Aber, gute Mutter, laßt mich nur in freundliche Augen schauen, denn sähe ich Kummer auf Eurer Stirn, so wäre mein Muth dahin.“

„Der Herr gebe Dir seinen Segen!" sprach die Mutter, und der Vater reichte ihm die Hand. „Es war brav von Dir, mein Sohn," sprach er, „daß Du der Eltern Meinung vernehmen wolltest, dem Mädel Dein Herz nicht entdecktest, und sie nicht durch süße Worte umstricktest. — Die Neigung, welche die stummen Boten zum Herzen führen, soll die festeste seyn. Nun aber auch mit Gott, trotz Lieb' und Sehnsucht, an die Arbeit! Jetzt dürfen des Waffenschmidts Hände nicht ruhn."

Mit leichtem Herzen ging Albrecht den andern Tag in die Werkstatt; hatte er doch vor seinen Eltern kein Geheimniß mehr in seiner Brust verschlossen.

9.

Wenige Tage nach der Abreise des Markgrafen versammelten sich alle waffenfähige Bürger auf dem Rathhause, wo der Bürgermeister zuerst 300 Jünglinge aus denen, die zu der Erhaltung ihrer Familien nicht unumgänglich nothwendig waren, auswählte. Dann ließ er für das fehlende Hundert das Loos entscheiden. Die Bürger waren mit dieser Einrichtung zufrieden, die Jünglinge brannten vor Begierde, in den Kampf zu ziehen, und die, so das Loos betroffen, hielten es für eine Schickung des Himmels und kehrten frohen Muthes heim, ihre Rüstungen und Schwerter hervor zu suchen. In keinem Hause flossen Thränen, jeder der Erwählten war stolz, zur Vertheidigung des Vaterlandes mit seinem Herrn zu ziehn. Am stolzesten aber kam Albrecht Roser nach Hause, den der Bürgermeister, als Haupt-

mann dieſer auserwählten Schaar, die Fahne anvertraut hatte.

Jetzt ward es in der Werkſtatt Meiſter Pauls lebendiger als je. Alle ſtrömten herbei, die verroſteten Harniſche poliren, die Schwerter und Partiſanen in Stand ſetzen zu laſſen, und Albrecht hatte vollauf zu thun. Aber trotz der Arbeit, trotz dem, daß ſein Geiſt mit dem Kriegszuge beſchäftigt war, gedachte er doch ſtets Gertrauds. Seinem Verſprechen zufolge hatte er gleich bei ſeiner Ankunft das Grab ihrer Mutter mit Blumen geſchmückt, aber jetzt, da der Herbſtſturm ſchon den Schnee über die Felder jagte, konnte er keine Blume mehr finden, und die letzten Aſtern, die er gepflanzt, ſtanden entblättert, ein Bild der Vergänglichkeit, auf dem Grabhügel. Des Sonntags, wenn die Arbeit ruhte, die andern jungen Leute zechten und ſich vergnügten, auch wohl hier und da von dem bevorſtehenden Kriegszuge ſchwatzten, ſchlich er, wie Gertraud es gewünſcht, auf den Friedhof, trat trauernd an das Grab der Entſchlafenen, und betete. Auch ging er zuweilen zu Herrn Berchtold, ſprach mit ihm über Kriegs- und Weltbegebenheiten, wobei der würdige Mann, welcher den Jüngling von Herzen liebgewonnen, ihn oftmals in ſeine Gewehrkammer führte, in welcher er noch aus dem niederländiſchen Kriege ſeine Waffen und manches ſeltene Stück aufbewahrte. Nur Wenige konnten ſich dieſer Vergunſt erfreuen, denn nur den, welchem der Bürgermeiſter beſonders hold war, führte er in dies abgelegene Kämmerchen, wo er ſeine liebſten Erinnerungen verwahrte. Er hielt es als Handelsherr und Bürgermeiſter nicht an ſeinem Platz den

Kriegsmann zu spielen, und darum war seine Rüstkammer nur den Freunden offen. Heute aber, da es wieder dem Ernste galt, suchte er eine stattliche Rüstung, die er einst einem spanischen Hauptmanne abgewonnen hatte, hervor, ergriff das Schwert, welches schon in manchem Strauße sein treuer Gefährte gewesen, und übergab Beides Albrecht, um es wieder in seinen alten Glanz herzustellen.

Nicht allein die verständige Rede des erfahrenen Mannes, nicht die Freude an den seltenen Waffen, führte den Jüngling in das Haus des Bürgermeisters. Am meisten zog ihn der Umgang des Sohnes, eines biedern treuherzigen Jünglings, an, der sich mit Freundschaft schon früher an ihn angeschlossen hatte. Doch waren es auch hier nicht allein die gleichen Gesinnungen und Ansichten über so mancherlei Lebensverhältnisse, welche Rudolph Deimling zu dem Waffenschmidt hinzogen, es war ein tieferer Grund vorhanden, ihre Herzen in Freundschaft zu verbinden. Rudolph liebte Margarethe, und hatte dies in einer vertrauten Stunde seinem Freunde mitgetheilt, und von ihm in Rücksicht Gertrauds ein gleiches Geständniß erhalten. Daher die größere Vertraulichkeit zwischen Albrecht und dem Mädchen, und wenn die Mutter beide nach dem Garten vor dem Thore gehen sah, ahnte sie wohl schwerlich, weshalb Margarethe ihren Sohn begleite.

„Wär' ich nur auch so glücklich, wie Du! Ständen mir nur auch so wenig Hindernisse im Wege, wie Dir," sagte Albrecht zu seinem Freunde, wenn sie ge-

genseitig ihre Herzen sich öffneten. „Du kannst der Einwilligung meiner Eltern gewiß seyn —"

„Aber nicht der, meines Vaters," unterbrach ihn dann Rudolph besorglich. „Er ist zwar ein freisinniger Mann, aber der Kaufmann sieht auf Geld und Gut, und Margarethe ist eine arme Waise."

„Da hab' ich mehr Vertrauen zu Deines Vaters Denkart," meinte Albrecht. „Ein so edler Mann berücksichtigt nur das Herz, und nicht den äußern Tand." Rudolph schüttelte bedenklich den Kopf.

Als Albrecht eines Sonntags allein bei dem Bürgermeister saß, der Becher oft geleert wurde, und dieser heute besonders guter Laune war, stieg der kecke Entschluß in ihm auf, für seinen Freund bei dem Vater zu werben, wozu Herr Deimling auch bald Gelegenheit gab. Von einer neckenden Laune verleckt, begann dieser, was er noch nie gethan, Gertrauds zu erwähnen, und hätte fast, wie sein ältester Bruder, dem Jünglinge geradezu seine Gesinnungen mitgetheilt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit bedacht hätte; so aber blieb es bei kleinen Neckereien, die dem sonst so ernsten Manne nicht gewöhnlich waren. Aber Albrecht hielt ihn fest, er schien in seinen Scherz einzugehn und fragte unter Andern: „Gestrenger Herr, was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch gestände, daß ich Eure Nichte, von welcher Ihr eben jetzt so viel Liebes und Gutes mir saget, zum Weibe begehrte?"

„Ich würde schweigen," antwortete der Bürgermeister lächelnd.

„Und wie sollt' ich mir dies Schweigen erklären?" fragte Albrecht weiter.

„Darauf behalt' ich mir die Antwort vor," erwiederte er ernster werdend.

„Und was würdet Ihr sagen," fragte Albrecht, ohne sich von dem ernsten Blicke des würdigen Mannes stören zu lassen, „was würdet Ihr sagen, wenn Euer Rudolph zu Euch trät' und spräche: Vater, ich liebe ein gutes frommes Mädchen, arm an Gütern, reich an Gemüth. Gebt mir Euren Segen?"

„Ich würde sprechen," erwiederte der Bürgermeister halb ernst, halb launig: „Mein Sohn, davon, wenn ich aus dem Kampf zurückgekehrt bin. Erst die Pflicht für das allgemeine Wohl erfüllt, dann an die Pflicht für dich selbst gedacht! Beachtet dieses Wort, junger Mann! Doch ich würde in gleichem Falle Euch das nämliche antworten."

So unbestimmt diese Antwort auch war, so schöpfte doch Albrecht für sich und seinen Freund manche Hoffnung daraus; er eilte vergnügten Herzens nach Hause und theilte sie Rudolph mit.

10.

Einige Tage nach dieser Unterredung stand Albrecht eines Nachmittags, als der Vater mit den Gesellen eine Menge in Stand gesetzter, der Stadt gehöriger Waffen, auf das Rathhaus brachte, allein in seiner Werkstatt. Der junge Waffenschmidt legte eben die Schienen eines Harnisches auf seinen Ambos, und nahm die Feile zur Hand; aber seine Gedanken waren hierbei sanfter, als

die schwellenden Töne seiner Feile, sie waren bei Gertraud, von der er seither noch nichts vernommen hatte. War er auch zuweilen, unter mancherlei Vorwand, bei ihrem Vater gewesen, der ihn Margarethens wegen neckend fragte, ob er käme, seinen Verlobungsring zu bestellen, hatte er auch dann das Gespräch geschickt auf Jungfer Gertraud zu wenden verstanden, so war es ihm doch nicht geglückt, irgend etwas Weiteres von ihr zu erfahren. Eben heute gedachte er ihrer so recht von Herzen; seine Sehnsucht wuchs mit jedem Augenblicke, und da er eben den letzten Feilenstrich gethan, und zwar, noch seine Arbeit vor sich, an sie und sein Schicksal denkend, unwillkührlich den Blick auf die Straße geheftet hatte, wär' ihm bald Feil' und Schiene vor Staunen entsunken, denn er sah Gertraud, den schlanken Leib in einen stattlichen Marderpelz gehüllt, zwischen ihrem Vater und Herrn Philipp Weis, dem Hause vorüber gehen. „Ha!" rief er aus, und eilte, Alles von sich werfend, hinaus. Doch der Ruf seiner Mutter hielt ihn auf der Hausflur zurück; er besann sich und trat zu ihr ein.

„Hast Du sie gesehn?" fragte sie, über den starren Blick ihres Sohnes geängstigt. „Hast Du Gertraud mit dem Kaufherrn gesehn?"

„Ich sah sie," erwiederte Albrecht, bei dem es nur eines Augenblicks bedurft hatte, Fassung zu gewinnen, „und freue mich jetzt von Herzen, daß ich sie nur hier weiß. Nun erst will ich mit rechter Lust an die Arbeit gehn, denn in ihrer Nähe wird jeder Tag ein Tag der Freude."

„Und fürchtest Du nichts?" fragte die Mutter war-

ALBRECHT ROSER.

nend. „Sahst Du nicht den Cölner Kaufherrn in seinem mit Pelz verbrämten Oberkleide? Sahst Du nicht ihres Vaters stolzen triumphirenden Blick, als ob er sagen wollte: Seht, das ist mein künftiger Eidam!“

„Ich sah alles dies,“ antwortete Albrecht, „aber auch des Mädchens trauriges, schwermuthsvolles Auge. So geht die Braut nicht an der Seite ihres Bräutigams. Und dann, Mutter, vertrau' ich dem Mädchen fest, und sie ist wahrlich meines Vertrauens werth!“

„Und Dein Benehmen gegen Margarethe,“ fuhr sie fort, „könnte mich auch wohl glauben lassen, Du würdest Dich über Untreue trösten.“

„Mutter, Mutter, wie arg denkt Ihr doch von mir!“ unterbrach er sie heftig. „Könnt Ihr glauben, daß Euer Sohn so wankelmüthig ist? Wißt, was ich Euch bis jetzt verschwiegen — aber fragt nicht weiter, denn was ich Euch vertraue, ist nicht mein Geheimniß — Margarethe wird von einem braven Manne geliebt, sie liebt ihn wieder, und ich weiß davon.“

„Mein Gott!“ rief die Mutter erschrocken und doch freudig. „Und das blieb mir verborgen? Das Mädchen konnte hinter meinem Rücken eine Verbindung knüpfen?“

„Mutter! erst müssen die Herzen sich kennen, erst müssen sie Gewißheit haben, ehe der Mund das Geheimniß ausspricht. Fragt Margarethe nicht, sie hat zu schweigen gelobt und dürfte Euch nichts vertrauen. Vertraut mir und sorgt nicht, da es ein wackerer Mann, und er ihrer wohl werth ist. Gebt mir die Hand, daß

Ihr nicht weiter nach dem forschen wollt, was ich Euch unvorsichtig sagte."

Die Mutter konnte ihrem Sohne nichts versagen, sie gab ihm Hand und Versprechen, und brach es schon am Abend, als sie mit Margarethe allein war. Die Arme warf sich, statt Antwort, weinend an ihren Hals, liebkoste die Mutter, schwur bei Allem, was ihr heilig sey, ihre Liebe sey rein, der Mann ihrer zehnfach werth; aber seinen Namen nannte sie nicht.

Indessen Margarethe dies peinliche Verhör ausstehen mußte, war Albrecht ohne bestimmte Absicht nach dem Friedhof gewandert. War es sein täglicher Gang oder hatte ihn eine leise Ahnung hingezogen, er öffnete die Gitterthür, ging um die Kirche nach dem offenen Gewölbe, unter dessen schützendem Dache der Grabhügel von Gertrauds Mutter aufgeworfen war, sah hier Gertraud, den Rücken nach ihm gewandt, trotz Sturm und Schneegestöber, an der Mutter Grabe betend knieen, und wagte nicht, ihre Andacht zu stören. Als sie sich erhob, sich wandte, erblickte sie ihn und erbleichte. Aber schnell trat sie auf ihn zu. „Albrecht!" sprach sie mit fester Stimme, und die Verzweiflung gab ihr Muth. „Mir droht Gefahr! Euer Reisegefährte ist der von meinem Vater mir bestimmte Bräutigam; ich hasse ihn, nie werd' ich die Seine. Seyd Ihr noch, wie Ihr Euch in dem Landhause bei meinem Oheim zeigtet," fuhr sie fort, „so ist es Eure Pflicht, mir beizustehen. Sendet einen Boten nach der Schweiz, an meinen Ohm, meldet ihm, was ich Euch eben gesagt; hier werd' ich selbst für mich handeln!"

„Gertraud!“ rief Albrecht und wollte ihre Hand fassen.

„Nicht so, Albrecht!“ bat sie. „Man könnte uns bemerken, ich muß nach Hause eilen, verlaßt mich!“

„Nun so muß ich das, was so lange in mir verschlossen liegt, seiner Bande entledigen,“ rief er. „Ich muß sprechen! Nehmt die Versicherung, daß ich Euch liebe, bis zum Tode lieben werde!“

„Auch ich!“ sprach sie leise, und eilte, wie ein aufgescheuchtes Reh, über den Friedhof hinweg.

Da stand er, im Sturmgebraus und Schneegestöber, die weißen Flocken umtanzten sein Haupt und breiteten sich zum Leichentuch über die Gräber — er sah es nicht; der Sturm jagte wirbelnd sein Haar empor, er bemerkte es nicht. Ein Frühling, lächelnd und wonnig, wie am blüthenreichsten Maientage, zauberte ihn begrüßend einen bunten Teppich um ihn her. Die weißen Grabhügel schmückten sich mit frischem Grün, Blumen sprießten aus dem Schooße der Verwesung und duftende Rosen keimten aus dem Staube der Todten empor.

Sie hatte ja das himmlische Wort gesprochen, was kümmert' ihn die tobende Natur? was die schneeigen Flocken? Mit diesem Worte breitete sich ein Paradies vor ihm aus, und der trübumflorte Himmel strahlte ihm in azurnem Glanze! So stand er lange in glücklicher Täuschung. Aber endlich zerstörte dies liebliche Bild sich selbst; die todte Wirklichkeit trat vor ihn, die Gräber mahnten ihn, daß Alles auf dieser Erdenwelt vergänglich sey; sein Maientag hatte abgeblüht, er schritt in sich ge-

kehrt über die Hügel hinweg, und mit jedem Schritte gestaltete sich ihm die Zukunft ernster.

„Und wenn mir auch das Leben keine der schönen Blumen böte, die eine trunkene Phantasie mir so eben erschuf,' rief er endlich freudig aus, „so wollt' ich doch nicht mit dem Geschicke hadern! Weiß ich doch, daß sie mich liebt, daß sie mich ewig lieben wird." Mit diesen Gedanken kehrte das Vertrauen und der Muth in seine Brust zurück, und hoch beglückt trat er in das väterliche Haus.

Hier fand er seinen Reisegefährten, der gestern schon angekommen, und bis jetzt abgehalten worden war, ihm seinen Besuch zu machen. Er erwähnte Gertrauds mit keiner Sylbe. Auch Albrecht schwieg und hatte die Fassung, nicht den mindesten Unmuth gegen Philipp blicken zu lassen; auch fühlte er wirklich keinen Groll gegen ihn in seinem Herzen. Warum sollte er ihm verargen, nach diesem Engel seine Wünsche zu heben? Und heimtückisch war es auch nicht von ihm, daß er um sie warb; wie konnte er, dem er sich nie vertraut hatte, das Verhältniß ahnen, in welchem er zu Gertraud stand? Kleinliche Eifersucht und Rache war seinem biedern Herzen fremd, und so reichte er mit eben der Freundlichkeit auch heute Philipp die Hand zum Willkommen, wie er sich von ihm in Basel getrennt hatte.

Die Mutter aber war über das Betragen ihres Sohnes betreten. „Fürchtest Du denn gar nichts?" fragte sie ängstlich, als sie allein waren. „Ist Dir denn dies neue Hinderniß gleichgültig, und bist Du denn des Gelingens so gewiß?"

„Ihrer Liebe bin ich gewiß, Mutter," erwiederte er mit freudiger Zuversicht. „Sie hat mir eben jetzt ihr Herz aufgeschlossen, und was brauch' ich mehr? Auf ein solches Wort, auf einen solchen Blick, der das Wort bekräftigte, baue ich vertrauensvoll mein Schicksal."

Herr Caspar hatte indeß seinem Bruder die ihm so freudige Nachricht mitgetheilt, daß der Sohn des reichen Cölner Kaufherrn, Philipp Wels, um sie angehalten, und er sie ihm zugesagt habe. Herr Berchtold hörte ihm gelassen zu, und als er geendet, fragte er, ohne das, was er über Gertrauds Herz wohl ziemlich gewiß wußte, zu erwähnen, den Juwelier: „Hast Du denn die Ueberzeugung, daß Deine Wünsche auch die Wünsche Deines Kindes sind?"

„Das eben nicht," erwiederte Herr Caspar. „Sie scheint im Gegentheil dem Kaufherrn nicht wohl zu wollen. Aber das findet sich; ich kenne das aus Erfahrung. Du weißt ja selbst, wie lange mein verstorbenes Ehegespons sich gegen den Willen ihrer Eltern sträubte, bis sie endlich doch das Ja aussprach." —

„Und weiß auch, Bruder," unterbrach ihn Herr Berchtold mit finsterm Ernst, „daß sie durch ihr ganzes Leben nicht glücklich war, daß sie in mancher schlaflosen Nacht den Mann ihrer ersten Liebe beweinte, der aus Verzweiflung den Tod suchte, und ihn auch auf dem Bette der Ehre fand. Du warst und machtest nicht glücklich, Bruder! das Gold, was Dir Dein Weib zubrachte, und weshalb ihr Besitz Dir so wünschenswerth war, hat den Frieden nicht in Dein Haus gebracht, und der Prunk, mit dem Du Dich umgabst, die Perlen,

mit welchen Du Dein Weib schmücktest, haben die Thränen nicht getrocknet, die ihr brennendes Auge so lange weinte, bis der Tod es endlich mitleidig schloß. Erinnere Dich jener Stunde," fuhr er fort, „wo wir in stiller Nacht an ihrem offenen Sarge standen. Die Todtenlichter brannten matt, der Dampf des Weihrauchs, der die Leiche umgab, umschleierte noch mehr ihr Antlitz; und als Du ihr näher tratest, Dein Auge theilnehmend auf ihr ruhte, und Dein Gewissen laut mahnend zu Dir sprach, schien es Dir, ihre bleichen Lippen bewegten sich und ihr Auge sahe starr auf Dich. Da, in jener ernsten Stunde, gelobtest Du feierlich, was Du an ihr gesündigt, wieder gut zu machen. Ich mahne Dich an dieses Gelübde! — Sie ruht im Grabe, ihr ist wohl, Deine Macht erstreckt sich nicht bis zu ihr; aber sie ließ Dir eine Tochter zurück, ganz ihr Ebenbild an Herz und Gemüth. Blick' in ihr Auge, mit dem Tode der Mutter erbte sie der Mutter Schwermuth; zwinge sie nicht, und mache nicht auch sie unglücklich. Laß ihrem Herzen freie Wahl, und vielleicht verstummt bei ihrem Glücke die mahnende Stimme Deines Gewissens. Geh' in Dich, Bruder, und denke, daß dereinst von jeder Thräne, die wir dem fremden Aug' erpreßten, Rechenschaft gefordert wird."

Würdevoll, einen ernsten, aber doch einen Blick voll Liebe auf seinen Bruder heftend, stand er vor dem Erschütterten, der ihm schweigend die Hand reichte und mit wahrhaft gerührtem Herzen ihn verließ.

11.

Kaum aber war der erste Moment der Rührung vorüber, kaum war das Bild der Gestorbenen durch andere Bilder verdrängt, als Herr Caspar, zwar den Vorsatz noch fest hielt, seine Tochter nicht zu zwingen, aber schon auf Mittel dachte, auch ohne dies zu seinem Zwecke zu gelangen. Er hoffte, der schöne Mann und die reichen Geschenke, welche er mitgebracht, würden mit der Zeit ihren Eindruck auf das Herz seiner Tochter nicht verfehlen, und da er nicht ahnen konnte, daß schon eine andere Neigung sich dessen bemächtigt habe, so glaubte er, daß Herrn Philipps angenehmes Wesen, sein Gesang und seine Laute sich den Weg bahnen würden. Aber nicht Laute, nicht Gesang, nicht Schmeichelworte öffneten die Pforte, die ihm stets fest verschlossen blieb, und die Geschenke wurden mit Verachtung und Stolz von Gertraud zurückgewiesen. Mochte er auch täglich um sie seyn, mochte der Vater ihm keine Gelegenheit versagen, mit ihr allein zu sprechen, so gewann er dadurch nichts, als daß sie, die anfangs nur mit schweigender Kälte ihn abgewiesen, ihm jetzt unverholen sagte, daß er ihr lästig sey und nichts von ihr zu erwarten habe.

Aber was jeden Andern entmuthigt hätte, ließ ihn nur desto beharrlicher in seinen Bewerbungen bleiben. Ihr ganzes Benehmen zeigte ihm klar, daß eine frühere Liebe allein ihm im Wege stände, und seine tief gekränkte Eitelkeit sagte ihm stets, daß nur eine solche vermögend sey, sich dem Eindrucke, den er auf das Mädchen glaubte machen zu müssen, entgegen zu stellen. Natürlich kam

ihm hierbei sein Reisegefährte in den Sinn. Er umschlich nun Gertraud, ließ jeden ihrer Schritte bewachen, aber da sie nirgends als in der Kirche oder an dem Grabe ihrer Mutter und zuweilen in dem Hause des Bürgermeisters gesehen wurde, so waren seine Nachforschungen vergebens; denn in dem Gotteshause verbot die Frömmigkeit dem Geliebten auch nur einen Blick zu schenken, an dem Grabe der Mutter sie aufzusuchen, hatte sie ihm untersagt, und in dem Hause des Bürgermeisters, wo der junge Kaufherr keinen Zutritt hätte, konnte er von dem, was dort verging, nichts erfahren.

Einigemal hatte Albrecht Gertraud dort ganz zufällig getroffen, und einmal sogar sie hier allein zu sprechen Gelegenheit gehabt; aber was bedarf die Liebe auch der Worte? Ein Blick, ein leiser Druck der Hand genügt, um sie zu nähren, und ein Briefchen, tausendmal gelesen und an die Lippen gedrückt, läßt die Erinnerung so oft erneuen, und stärkt die zarten Keime der Liebe mehr, als die schnell verhallenden Worte. Ueberdies war Rudolph des Freundes treuer Bote, ihm vertraute sie ihre Briefe an, und was die Liebenden sich sonst noch kund zu thun hatten, ging durch seinen Mund.

Philipp Wels hoffte jeden Tag mit der Bestätigung seines Argwohns vor den Vater treten zu können, aber noch war es seiner Verschlagenheit nicht gelungen, auch nur das Kleinste aufzufinden, wodurch er dem stolzen Juwelier es hätte glaublich machen können, daß ein russiger Waffenschmidt um die Gunst seiner Tochter werbe. Aber von Eifersucht und Rache getrieben, konnte er nicht länger die verächtliche Zurückweisung erdulden. Er

trat eines Morgens in Herrn Caspars Zimmer und beklagte ſich über Gertrauds kaltes abſtoßendes Benehmen. Der Vater bedauerte ihn, geſtand ihm aber offen, daß er ſein Kind unter keinem Verhältniſſe zwingen würde, ermahnte den jungen Handelsherrn, nur ſtandhaft in ſeinen Bewerbungen zu ſeyn, und führte ihm ſein eignes Beiſpiel an, wie er durch Ausdauer doch endlich ans Ziel gekommen ſey, und ſeines Weibes Herz damals ſogar von einer andern Leidenſchaft ergriffen geweſen wäre.

„Das ſcheint auch hier der Fall zu ſeyn," unterbrach ihn Philipp, froh, daß ihm der Vater ſelbſt eine Gelegenheit bot, ihm ſeinen Verdacht mitzutheilen.

Herr Caspar lächelte: „Meine ſtille ſchwermüthige Gertraud?" ſagte er zuverſichtlich. „Nein, nein, Ihr irrt! Die Eiferſucht läßt Euch ſehen, wo nichts zu ſehen iſt." Doch durchflog er ſchnell die Reihe der Wenigen, welche er würdig und kühn genug hielt, nach ſolchem Preis zu ringen.

„Und ich ſetze das Beſte, was ich habe, gegen eines Bettlers Wamms ein, wenn ich mich irre," entgegnete der Cölner zuverſichtlich.

„Und wenn Ihr Alles ſo genau wißt, ſo ſagt mir doch, wer denn der Glückliche iſt?" fragte der Juwelier ſpöttiſch.

„Wer es ſey?" fuhr Jener fort. „Schon in der Schweiz ſah ich die beredten Liebesblicke wechſeln, ſchon da war ich überzeugt —"

„In dem Hauſe meines Bruders?" fiel ihm Gertrauds Vater geſpannt in die Rede. „Ein Schweizer?

Alſo vermuthlich ein wohlhabender Kaufherr aus Aarau —"

„Ihr irrt, Herr Deimling," nahm Philipp das Wort. — „Der Waffenſchmidt Albrecht Roſer iſt der Glückliche."

Der Becher mit dem Morgentrunk, welchen der Juwelier eben in der Hand hielt, wäre ihm bei dieſen Worten faſt entſunken, ſo ſehr hatten ſie ihn erſchüttert; nicht, daß er die Nachricht nur im Mindeſten geglaubt hätte, nein, es war ja unmöglich! aber daß der Kaufherr es wagen konnte, ſolchen Gedanken zu faſſen, und ihn ſogar zu äußern, empörte ihn.

„Herr!" ſagte er entrüſtet. „Ihr müßt einen ſchlechten Glauben von meinem Hauſe und dem Werthe meiner Tochter haben, daß Ihr einem ſolchen Gedanken die Herberge bei Euch gönnen könnt. So tief kann meine Gertraud nicht ſinken." — — — — Philipp lächelte höhniſch.

„Zwar lieſt man in alten Büchern," fuhr Herr Caspar, unruhig auf und abgehend, fort, „daß die Liebe zuweilen wunderliche Dinge ausgeführt hat, und ſo könnte auch wohl die Tochter des reichen Juweliers, Caspar Deimling, ſich in — Nein, nein!" ſagte er beruhigt, „das iſt nicht möglich. Mein Kind iſt zu fromm, zu ſittſam, blickt nach keinem Manne, denkt nur an jene Welt, nicht an dieſe, nur an den Tod, nicht an die Liebe — Aber, was ſtehe ich hier und ſinne?" fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, auf; „es bedarf ja nur eines kurzen Ganges bis zu ihr, es bedarf ja nur einer Frage und ich bin beruhigt. Ver-

weilt einen Augenblick," bat er, „ich kehre gleich zurück." Dies ſagend eilte er nach der Thüre; doch ſollte er ſeiner Unruhe nicht ſogleich quitt werden, denn ſein Bruder, der Kaufherr aus Aarau, trat unvermuthet ein, umfing ihn herzlich grüßend und hielt ihn zurück.

„Du wunderſt Dich wohl, Caspar," begann er nach der erſten Umarmung, „mich hier in unſrer Vaterſtadt zu ſehen? Glaub' es Dir wohl; aber die Sehnſucht und ſo manches Andere noch zog mich her. Nun ſind es ſechs Jahre, ſeit wir uns nicht ſahen und Du das letzte Mal in Aarau wareſt. Ach, ſeit dem, Bruder, hat ſich gar viel verändert! Unſre Frauen ſchlummern im Grabe und wir ſtehen verlaſſen und einſam, wie halb vertrocknete Stämme, um die ſich kein Epheu mehr traulich rankt. Aber laß das! Sey mir von Herzen gegrüßt, Bruder! und gebe Gott, daß ich Dir ſo willkommen bin, als ich mich freue, Dich zu ſehen."

„Herzlich willkommen!" entgegnete Herr Caspar, der, wenn der Stolz und die Eitelkeit nicht ſprachen, ein gar wohlwollender Mann war. „Herzlich willkommen in meinem Hauſe, lieber Bruder! — Aber wo iſt Dein Gepäck, wo ſind Deine Leute?"

„Ich bin im elterlichen Hauſe bei Berchtold abgeſtiegen," erwiederte Herr Georg; „ſeit 20 Jahren hatte ich es nicht betreten, und ſo kannſt Du mir es nicht verargen, daß mich die Sehnſucht dahin zog, obgleich mich Deine Gertraud, das liebe Mädchen, bald zu Dir verlockt hätte."

„Gertraud?" wiederholte der Juwelier, und der Waffenſchmidt, ſeines Bruders Brief, in dem er ihm

den jungen Mann angelegentlichst empfahl, dessen Bitte um den Verlobungsring, Alles das trat plötzlich vor ihn. „Gertraud! ja, ja!“ wiederholte er noch einmal. „Nun ich gehe, sie Dir herzubringen. Verweile nur einen Augenblick bei diesem Herrn.“ Dies sagend eilte er nach dem Zimmer seiner Tochter. —

Verstört trat er ein, das Mädchen erschrak über des Vaters Aussehn. „Ist es das böse Gewissen, Gertraud, das Dich bei dem Anblick Deines Vaters erbeben läßt?“ rief er ihr entgegen. „Ahnest Du, warum ich hier bin, welche Frage ich an Dich thun werde?“

„Ich ahne nichts!“ erwiederte die Tochter, „nur Euer Aussehen erschreckt mich.“

„Du liebst!“ sagte er mit Heftigkeit. „Dein Erröthen klagt Dich an. Du liebst den rußigen Waffenschmidt!“

Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, und mit ihm schien sie einer drückenden Last entladen.

„Antworte!“ rief er heftig, „antworte mir auf der Stelle! Bist Du so tief gesunken, daß Du den Waffenschmidt Albrecht Roser zu Deinem Buhlen erkoren hast?“

„Ob ich tief gesunken bin,“ erwiederte sie, „darüber richte Gott! Daß ich Albrecht Roser liebe, hat, nach meinem Gefühle, mich eher erhoben, als erniedrigt.“

„Gertraud!“ unterbrach sie der Alte zerschmettert. „Habe ich das um Dich verdient? Lohnst Du mir so meine Liebe?“

„Vater!“ unterbrach ihn das Mädchen. „Als ich

das erste Aufflammen der Neigung zu ihm in meinem Herzen fühlte, waret Ihr mein erster Gedanke; ich ahnete, daß ich Euch wehe thun, Euch betrüben würde, und ich gebot dem Herzen zu schweigen; aber es gehorchte nicht, immer mehr und mehr gab es sich den süßen Träumen der lieben Hoffnung hin, und wenn ich auch noch so sehr an Euch dachte, stand er doch nur vor meinem Blick; die Liebe zu ihm, verzeiht mir, war stärker als die Pflicht."

„Unglückselige!" rief der Alte. — „Doch, was jammere ich! — Fern von ihm sollst Du Deine Thorheit vergessen. Ich sende Dich fort von hier nach Augsburg, nach Nürnberg, oder noch weiter, damit Berg und Thal Euch trennen sollen, dann wird die Zeit schon die Thorheit heilen."

„Vater!" unterbrach ihn Gertraud, sich sanft an ihn schmiegend; wehmuthsvoll blickte ihr großes dunkelblaues Auge an ihm auf, und tiefer Schmerz sprach aus jedem ihrer Züge. „Vater, nicht Zeit, nicht Raum heilt den Liebesschmerz. — Wälzt Berg und Thal und das wilde Meer zwischen die Herzen, laßt Jahre über sie dahin rollen, wahre Liebe bleibt unwandelbar. Schleppt mich gewaltsam zum Altar, erpreßt durch Eure Thränen, durch Euer kummervolles Antlitz meinem kindlichen Herzen das furchtbare Ja! Was hilft es Euch? Sein Bild trät' am Altare zwischen mich und den Verlobten, es begleitete mich überall durchs Leben, im Wachen und Träumen wär es nur er, an den ich dächte, bis ich Ruhe fänd' im Grabe. — Weinet nicht, Vater! — Grämt Euch nicht! ich könnte Eure Thränen,

Euer kummervolles Antlitz nicht sehen, ich würde dem reichen Handelsherrn aus Cöln, Euch zu beruhigen, die Hand reichen und dann im Schmerz untergehen, wie meine Mutter —"

Bei diesem Worte wurde der Alte bleicher, seine Kniee wankten, er hielt sich an dem Sessel. Das Bild der Todten, deren Lippen gebebt, deren gebrochenes Auge sich geöffnet haben sollte, stand drohend vor ihm, er sah nur dies Gebild seiner Einbildungskraft, und beachtete die Tochter nicht, welche vor ihm niederstürzend seine Kniee umklammert hielt. „Vergebt Vater," bat sie, „vergebt das harte Wort, das nie über der Tochter Lippen hätte kommen sollen. Vergebt ihr, was die Angst, der Schmerz ihr erpreßte. — Ich will ja das Opfer seyn, wenn es Euch glücklich macht."

Der Vater beugte sich gerührt über sie hin, und schloß sie in seine Arme. Beide waren so tief ergriffen, daß sie das Eintreten des Bruders nicht bemerkt hatten. „Gebe Gott seinen Segen und erhalte Euch in Lieb' und Eintracht!" sprach dieser, beide umarmend. „Dir, mein Bruder, sey das Herz und die Erinnerung ein ernster Mahner — Dir, Gertraud, sey das Beispiel Deiner Mutter heilig, die dem Gebote: „Ehre Vater und Mutter!" ein schmerzliches Opfer brachte. Dort oben erntet die Dulderin jetzt ihren Lohn. — Nun aber kommt! Keinen Entschluß, mein Bruder — kein Entsagen, Gertraud! Eure Seele ist betrübt, Euer Gemüth aufgeregt, nicht die Rührung des Augenblicks, die Vernunft muß über Euch bestimmen. Kommt!" Er zog sie mit sich fort.

12.

Ein Bote, den Albrecht mit der Nachricht von dem, was hier vorgefallen war, nach Aarau gesendet, hatte Herrn Deimlings Reise nach seiner Vaterstadt beschleunigt. Schon seit Gertrauds Abreise, welche der Vater plötzlich zurückgefordert hatte, war es sein fester Vorsatz, zum Wohl des Mädchens diese Reise zu unternehmen. Gertraud war ihm während ihres Besuchs so lieb und werth geworden, daß er nicht mehr Theil an seinem eigenen Kinde hätte nehmen können. Ihre Liebe zu dem jungen Waffenschmidt, obgleich er in ruhigen Augenblicken den Kopf deshalb bedenklich schüttelte, hatte etwas Romantisches, das biedere Wesen des jungen Mannes gefiel ihm, und so hatte er sich doch fest vorgenommen, der Beschützer ihrer Liebe zu seyn. Er kannte seinen Bruder genau, kannte seinen Stolz, aber auch seinen Eigennutz und hoffte den erstern mit dem letztern zu bekämpfen; auch rechnete er auf dessen Liebe zu seinem Kinde und auf sein sonst so weiches Herz. Der Bürgermeister hatte jedoch einen sichreren Weg eingeschlagen. Seit dem Tode seiner Ehefrau oft von Gewissensbissen gequält, furchtsam von Natur, konnte Herr Caspar die Scene am Sarge nicht vergessen, und von diesem Tage an, sein Unrecht gegen die Verstorbene einsehend, glaubte er durch fromme und milde Handlungen den Himmel versöhnen zu müssen. Berchtolds erschütternde Worte hatten ihn schon bestimmt, sein Kind nicht gegen ihren Willen zu verheirathen; die Worte des Mädchens aber ihn so weich gestimmt, daß, wenn sie oder der Bruder

den Augenblick benutzt hätten, er schon damals zu Allem seine Einwilligung gegeben hätte.

Am andern Tage, da die Brüder in dem väterlichen Hause versammelt waren, brachte der Handelsherr die Sache, wegen Gertrauds Heirath, ernstlich zur Sprache. Der Bürgermeister unterstützte ihn, schilderte Albrecht als einen edlen Jüngling, dem mit seinem Muth und seinem Geist, besonders in dieser kriegerischen Zeit, die Welt überall offen stände, und der, nicht an den Ambos gebunden, ihm wohl zu Größerem bestimmt zu seyn schiene. Der Kaufherr verpflichtete sich überdies noch, schon bei seinen Lebzeiten einen großen Theil des ihr Zugedachten dem jungen Ehepaare auszuzahlen, so daß der Bruder nicht nöthig habe, sein Geld aus der Handlung zur Aussteuer seiner Tochter zu ziehn, und so gab endlich Herr Caspar mit schwerem Herzen nach und versprach — jedoch unter der Bedingung der Neigung seines Kindes nicht entgegen zu seyn, daß Albrecht Roser sein Handwerk niederlegen, sich im Kriege einen Namen und eine ehrenvolle Stelle erwerben und dann erst die Hand seiner Tochter ihn beglücken solle. Bis dahin, da überdies der Auszug ins Feld nicht mehr ferne sey, müsse Alles ein Geheimniß bleiben, und nur mit Mühe vermochten ihn die Brüder, dem Sohne zu erlauben, wenigstens den Eltern sein Glück kund thun zu dürfen. Der Bürgermeister übernahm nun auch das unangenehme Geschäft, mit Herrn Wels zu sprechen, und ihm jede Hoffnung auf Gertrauds Hand zu nehmen. Da die Urkunde, welche der Kaufherr sogleich über die Mitgift Gertrauds ausstellte, Herrn Caspars Erwartungen bei weiten über-

traf, ſo ſöhnte er ſich ſchnell mit dem Verhältniß aus und ſchickte, die Liebenden zu überraſchen, einen Diener an Albrecht Roſer, mit der Bitte, daß er augenblicklich zu ihm kommen möchte.

Dieſe Botſchaft kam Albrecht unerwartet; er konnte nichts Freudiges hoffen und ging daher mit klopfendem Herzen nach der Wohnung des Juweliers. Hier fand er Herrn Deimling mit den Brüdern und Gertraud, welche, ſein Kommen nicht ahnend, bei ſeinem Anblicke nicht wenig betroffen war, um einen Tiſch ſitzen. Der Juwelier rückte, wie an jenem Tage, zum Gruß nur wenig ſein Sammetkäppchen und ſprach zu Albrecht, der ängſtlich auf die bleiche Gertraud ſah: „Junger Mann, ich habe Euch rufen laſſen, um mein Verſprechen zu löſen, ich weiß, Ihr ſeyd im Stillen verlobt, nehmt dieſen Ring!" Dies ſagend öffnete er ein vor ihm ſtehendes Käſtchen, nahm einen funkelnden Brillantring heraus, und reichte ihn Albrecht mit den Worten: „Nehmt, und gebt ihn Eurer Braut!"

„Herr!" erwiederte Albrecht, indem er den Ring anzunehmen ſich weigerte und ſeine Wange erglühte, „Kenn' ich auch eine Jungfrau, mir theurer als alle Schätze der Welt, iſt auch keine Macht der Erde vermögend, das Liebesband zu trennen, welches uns für ewig eint, ſo iſt ſie doch nicht meine Verlobte, denn noch fehlt uns der Segen ihres Vaters, und ſo lange der unſer Glück nicht heiligt, muß es ſtill in unſrer Bruſt verſchloſſen ruhn. Deshalb behaltet Euren Ring, werther Herr, bis zu glücklichern Tagen; dann werdet Ihr mir ſchon erlauben, ihn Euch abzufordern."

Der Juwelier wollte lächeln, aber die Worte des Jünglings, ſein edles Benehmen, die tiefe Achtung für das väterliche Wort, hatten ihn zu tief gerührt, er vermochte es nicht. „Nein, Albrecht Roſer," ſprach er herzlich, „nehmt den Ring! Seht, neben Euch ruht an einem klopfenden Herzen eine weiße Hand, ſteckt ihn an den Zeigefinger dieſer Hand, und des Vaters Segen wird Euer Verlöbniß heiligen."

Schmerzvoll — denn Albrecht meinte, es ſey bitterer Spott — blickte er auf Gertraud; aber ihr Auge, aus dem, ſeit der Vater die freundlichen Worte geſprochen, die Hoffnung leuchtete, ſah ihn beruhigend an, da ſtreckte er ermuthigt die Hand nach dem Ring, erfaßte ihn, aber wagte es dennoch nicht, ihn an die liebe Hand zu ſtecken; noch traute er ſeinem Glücke nicht, es war zu groß, zu überraſchend.

„Nun, was zögert Ihr?" rief der Vater lächelnd. „Vertraut Ihr meinen Worten nicht? Doch, Ihr habt Recht!" ſagte er plötzlich. „Ehe Ihr Euch meiner Tochter verlobt, hört erſt die Bedingungen, unter welchen ſie Euer Weib werden kann. Ihr zieht in den Krieg, fechtet für eine gerechte Sache, die Fahne der Stadt iſt Euch anvertraut, und ſomit ſteht Eurem Muthe ein weites Feld offen. Nur, wenn Ihr mit Ruhm und Ehre zurückkehrt, ſey Gertraud die Eure! Doch das Schurzfell werft dann weg, es würde mir immer ein Dorn im Auge ſeyn und mir die Freude an meines Kindes Glück ſtören."

„Iſt es möglich!" rief Albrecht aus, und drückte Gertrauds Hand an ſein Herz. „Bin ich denn plötzlich

aus einem finstern Traum erwacht? Und darfst Du, liebliches Wesen, mir als die Morgenröthe eines herrlichen Tages erscheinen? Darf ich Dich mein nennen, mein für immer?"

„Du darfst!" erwiederte Gertraud, sich an ihn lehnend.

„Und die Bedingungen?" unterbrach sie Herr Caspar.

„Herr! Wie könnt' ich in dem Augenblicke, wo mein ganzes Herz von freudigem Dank durchdrungen ist, Eurem Willen entgegen seyn? Fordert noch mehr! Denn was Ihr von mir verlangt, ist ja nur wenig. Ob ich die Waffen führe oder sie schmiede, ist wohl gleich; bei Beidem kann ich ein rechtlicher Mann seyn und bleiben. Er wandte sich nun wieder zu Gertraud, steckte ihr den Ring an den Finger, auch sie nahm den Verlobungsring ihrer Mutter und that ihm ein Gleiches. „Nun, Gertraud," sprach er, „laß uns zum Vater treten, mit kindlich gerührtem Herzen ihm danken und um seinen Segen flehn!"

Sie traten vor ihn, knieeten nieder, er legte seine Hände auf ihre glühende Stirn und nur mühsam rangen sich die Worte aus seiner gepreßten Brust. „Sey glücklicher, Gertraud, als Deine Mutter es war, und Du, mein Sohn, mache Dein Weib glücklicher, als ich es vermochte!" Sie sanken an seine Brust, und dies war wohl der erste wahrhaft schöne Augenblick in dem Leben dieses Mannes; zum ersten Male fühlte sein Herz, daß Wohlthun mit Aufopferung der eigenen liebsten Wünsche das belohnendste Gefühl des Menschen ist.

„Und nun, Ihr werthen Herrn!“ wandte ſich Albrecht zu den Brüdern, „nun nehmt auch Ihr unſern herzlichen Dank! Ich wußte längſt, daß Ihr mir wohlwolltet, und Euch, Herr Bürgermeiſter, fordre ich hiermit auf, dereinſt mein Richter zu ſeyn, und zu entſcheiden, ob ich, was ich hier gelobte, treu erfüllt habe.“

„Das wirſt Du, mein Sohn,“ ſagte Herr Berchtold, ihm treuherzig die Hand ſchüttelnd. „Um einen ſolchen Preis könnte ſelbſt der Feige zum Helden werden, wie vielmehr Du! Aber noch eins!“ begann er. „Mein Bruder wünſcht, daß Eure Verlobung noch geheim bleibe. Erfülle ſeinen Willen, und mache nur Deine Eltern damit bekannt.“ Albrecht verſprach es mit frohem Herzen.

Auch Rudolph trat jetzt ein, theilte die Wonne ſeines Freundes, und ein trauliches Zunicken ſeines Vaters ſchien ihm ein ähnliches Glück zu verſprechen. Als der kriſtallne Pokal, der nur bei feierlicher Gelegenheit vom Schenktiſche genommen wurde, fleißig in die Runde ging, und auf die Geſundheit der Neuverlobten geleert wurde, ſagte Herr Caspar plötzlich: „Iſt es mir doch ſeit lange nicht ſo wohl geweſen, als an dem heutigen Tage, und meine verſtorbene Marie mir noch nie ſo freundlich vor Augen getreten, als eben jetzt! Ich glaube faſt, Ihr Brüder, daß ich Urſache habe, Euch zu danken. Doch nichts mehr von dieſen traurigen Rückerinnerungen! Ich ſehe Thränen in den Augen meines Kindes, ſie rollen ihr ins Kelchglas, und der heutige Tag, ſo wie der Wein, muß nun der Freude geweiht bleiben.“

„Auch wohl wehmuthsvoller Erinnerung!“ ſagte

Gertraud. „Diesen Wein, mit dem sich meine Thräne vermischte, weih' ich der Todten. Ein sanfter Schlummer Dir, meine gute Mutter!" sprach sie tief bewegt. „Eine heitere Morgenröthe, weckt Dich einst der Engel der Auferstehung!" Dies sagend trank sie aus dem Becher, reichte ihn dem Vater, und die Freude machte in dem Herzen Aller der Erinnerung an die Heimgegangene Platz.

Da ergriff Herr Berchtold die silberne Kanne, füllte noch einmal den Pokal, erhob sich von seinem Sitze und sprach mit lauter freudiger Stimme: „Laßt die Todten ruhn, ihnen ist wohl! Gedenkt Eures Glückes, ohne es freventlich zu trüben, und trinkt noch einmal aus diesem Pokal. Der frohen Gegenwart!" rief er, ihn mit einem Zuge leerend, „und einer noch frohern Zukunft! und Allen denen die Hoffnung, welche mit sehnendem Herzen ein gleiches Glück, wie Ihr, erwarten." Bei diesen Worten schaute sein Auge freudig auf seinen Sohn, dieser verstand den Blick, und leerte auf Margarethens Wohl das Kelchglas, welches ihm sein Vater gereicht hatte.

13.

Während dem erwarteten Meister Paul und Anna nicht ohne Unruhe die Rückkehr des Sohnes. Die Lampe hatte schon lange gebrannt, der Vater schon manches Blatt in dem Chronikenbuche umgeschlagen, und Margarethe längst schon den Tisch gedeckt, und noch immer kam der Sohn nicht heim.

„Mir wird doch ganz ängstlich zu Muthe!" sagte

die Mutter, das drückende Schweigen unterbrechend. „Was nur der ſtolze Juwelier von ihm will? Ach, hat er es erfahren, daß das Mädchen ihm gewogen iſt, hat er ihn hart angefahren, ihm alle Hoffnung genommen, ſo iſt der arme Junge zur Verzweiflung gebracht. Wer weiß —"

„Ach was, Mutter, Verzweiflung!" unterbrach ſie der Meiſter. „Die ergreift den Muthigen nie; unterliegen kann man im Kampfe, aber ihn nicht gleich hoffnungslos aufgeben. Was wird es ſeyn? tauſenderlei Dinge können ihn zurückhalten. Wer wird denn immer das Schlimmſte fürchten."

„Der Bruder aus der Schweiz iſt heute früh angekommen," ſagte jetzt Margarethe ſchüchtern. „Vielleicht daß —"

„Woher haſt Du die Nachricht?" fragte Meiſter Paul die Hocherröthende. „Weißt Du denn ſo genau, was in der Familie vorgeht? Du warſt doch heute noch nicht aus dem Hauſe. Von wem haſt Du die Botſchaft?"

Das Mädchen eilte, ſtatt zu antworten, hinaus.

„Das heimliche Thun und Flüſtern mit Albrecht gefällt mir nicht," brummte nun der Alte. „Da ſteckt ein Geheimniß dahinter; — was die Eltern nicht wiſſen ſollen, iſt ſelten etwas Gutes. Sie muß mir Rede ſtehn!" Er ſtand auf, eilte nach der Thür und rief; aber ſtatt ihrer trat der Bürgermeiſter ein.

„Seyd mir herzlich willkommen!" ſagte Meiſter Paul, wohl ein wenig überraſcht, während die Mutter ſich verlegen auf dem Lehnſtuhl hin und her ſchob.

„Was bringt Euch so spät zu mir, lieber Herr! Ist es eine traurige Kunde, so sagt sie, ich bin darauf gefaßt, selbst wenn sie meinen Sohn beträfe. Margarethe!“ rief er, den Bürgermeister einen Sessel bietend, „Zwei Becher mit Wein!“

„Laßt deren drei bringen, wenn ich bitten darf,“ sagte Herr Berchtold, die eintretende Margarethe freundlich grüßend. „Laßt deren mehrere bringen, vielleicht bedürfen wir sie!“

„Herr!“ nahm jetzt die Mutter das Wort. „Verzeiht, daß ich nicht, wie es wohl meine Schuldigkeit wäre, Euch ehrfurchtsvoll begrüße. Ich bin, wie Ihr wissen werdet —“

„Laßt nur, gute Frau,“ unterbrach Herr Deimling ihre entschuldigende Rede. „Ich weiß es schon und es bedarf überhaupt dessen nicht. Mein liebes Mädchen,“ fuhr er fort, sich zu Margarethen wendend, die ihm eben den Becher kredenzte. — „Darf ich Dir wohl im Namen meines Sohnes zutrinken, Margarethe?“ fragte er, ihre Hand ergreifend. „Darf ich wohl um diese niedliche kleine Hand für ihn werben?“

„Du gerechter Gott!“ schrie Mutter Anna freudig auf, während das Mädchen des Bürgermeisters Hand an ihre Lippen drückte.

„Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeister?“ fragte jetzt der Alte.

„Nun, mein Gott,“ fiel ihm die Mutter ins Wort, „wie kann der gestrenge Herr das anders meinen, als —“

„Schweig, Anna!“ fuhr Meister Paul auf. „Wie

meint Ihr das, Herr Bürgermeister?" wiederholte er seine Frage.

„Wie kann ich es anders meinen," erwiederte Herr Berchtold, „als daß ich für meinen Sohn um die Hand Eurer Pflegetochter werbe. Ich habe sie lange beobachtet, sie ist eine sittsame, ehrbare Dirne, zwar arm, doch schadet das nichts. Reichthum bringt nicht immer Segen ins Haus, und der Glanz der Juwelen überstrahlt nicht den Heiligenschein eines frommen Herzens. Darum bitte ich Euch, lieber Meister, und Euch, werthe Frau, gebt sie meinem Sohne zum Weibe und mir zur Pflegerin in meinen alten Tagen. Wenn wir aus dem Kampfe zurückkehren, dann ziehe sie bei mir ein, und damit Ihr der Pflege nicht entbehrt, steht draußen eine arme Magd, die ich für Euch geworben habe." Er öffnete die Thür und Gertraud, von Albrecht und Rudolph begleitet, traten ein.

„Ja, verehrte Mutter," sprach sie, die zitternde Hand der alten Frau an ihr Herz drückend. „Ich will Euch Margarethens Stelle ersetzen, wenn Ihr mir es erlaubt. Ich will Euch eine treue folgsame Tochter seyn, und auch Euch, Meister Paul."

„Jungfrau," sprach Anna gerührt. „Ich weiß, was Ihr Eurer Mutter war't, wie Ihr sie in gesunden und kranken Tagen gepflegt, und welch ein Engel der Milde Ihr den Armen seyd, deshalb dank' ich Gott mit aufrichtigem Herzen, daß er mir in Euch einen Engel sandte. Auch in Euren Armen wird sich's sanft sterben lassen."

„Warum solch' traurige Worte?" sagte der Meister,

und doch lag auch in dem Tone ſeiner Stimme Wehmuth. „Laß uns lieber mit gerührtem Herzen Gott danken und ausrufen: Herr, Du überſtrömſt uns mit Deiner Gnade, Du läßt Deine Sonne aufgehen über uns. Sende nicht Deine Nacht hernieder, die ſegnenden Strahlen zu decken, prüfe im Glücke unſere Demuth nicht zu ſtreng, prüfe unſern Muth nicht zu hart im Unglücke; ſey uns ein gnädiger Gott!"

„Des Glückes dünkt mir faſt zu viel, Herr Berchtold!" wandte er ſich jetzt zu dieſem. „Wem Gott ſolch Uebermaaß ſendet, den will er prüfen. Nun, ſein Wille geſchehe!"

Obgleich die Verlobten Hand in Hand, Bruſt an Bruſt ruhten, die Alten mit freudiger Hoffnung und von manch lieber Erinnerung aufgeregt, auf ihre Kinder blickten, ſo drückte doch ein trüber Ernſt Aller Herzen und die Freude war nicht laut.

14.

Der Bürgermeiſter, der es übernommen hatte, Herrn Philipp Wels zu entfernen, ließ ihn am andern Tage höflichſt einladen und ſagte ihm, ohne weitere Umſchweife, daß ſeine Nichte ſich unter keiner Bedingung entſchließen könne, ihr Glück mit ihm zu theilen; ſo angenehm, ſo ehrenvoll auch ſeinem Bruder der Antrag eines ſolchen wackern Mannes geweſen ſey, könne er ſein Kind doch nicht zu ſolch wichtigem Schritte zwingen. Er bäte ihn alſo, ſeinem Bruder, von deſſen gutem Willen er gewiß überzeugt ſey, es nicht zu verargen, von

seinen Bewerbungen abzustehn, und in Freundschaft von ihnen zu scheiden.

Herr Philipp, dessen Stolz durch diese zwar herzlich gesprochenen Worte nicht wenig beleidigt war, erwiederte anfangs nichts. Als aber Herr Berchtold, der wirklich glaubte, die Nachricht habe sein Herz tiefer verwundet, als er gedacht, und dem deshalb der junge Mann Leid zu thun begann, ihn trösten wollte, unterbrach ihn der Kaufherr und sagte mit spöttischem Tone: „Spart Eure Worte, Herr Bürgermeister; ich weiß mich schon allein über den Verlust zu trösten, der für mich wohl eigentlich keiner ist; ich wünsche Euch Glück zu dem neuen Vetter. Ein Handwerksmann ist ja in einer kleinen Stadt, wo die Stände wie die Häuser näher zusammengerückt sind, ein ehrenwerther Mann, und somit wird Albrecht Roser Euch wohl so willkommen seyn, als ich."

„Wohl möglich," erwiederte der Bürgermeister empfindlich. „Ein tüchtiger Handwerksmann ist überall ehrenwerther, als ein vornehmer Geck."

„Ich danke Euch für die feine Zurechtweisung, Herr Bürgermeister," erwiederte der Cölner; ein stolzer Blick, der Herrn Berchtold treffen sollte, prallte jedoch an dem ernsten des würdigen Mannes ab, und ohne weiter etwas zu erwiedern, verließ er, Rache im Herzen, des Bürgermeisters Wohnung.

So wenig ihm auch sonst der Muth geworden, irgend Jemand kühn unter die Augen zu treten, so hatte doch die bittere Kränkung ihn jetzt so sehr aufgeregt, daß

er in seiner Wuth nach Albrechts Wohnung eilte, den er in der Werkstatt arbeitend fand.

„Nun werther Reisegefährte," rief er ihm zu, und der frèttische Zug seines Mundes konnte den Verdruß, der sich auf seinem Gesichte deutlich aussprach, nicht verbergen. „Ich komme, Euch Glück zu wünschen."

„Wozu?" erwiederte Albrecht.

„Zu der schmachtenden schwärmerischen Jungfrau, welcher Ihr schon in der Schweiz nicht abhold waret. Je nun, sie ist so übel nicht, und Ihr könnt Euch immer noch Glück wünschen, denn hängt sie auch das Köpfchen wie eine geknickte Lilie und glühen auch ihre trüben, schwermüthigen Augen nicht vor Lust und Freude, so funkeln doch die Juwelen ihres Vaters desto heller, und das wird Euch schon entschädigen."

„Herr!" rief Albrecht, den Hammer vor sich niederlegend. „Ich verstehe Euch nicht, und mich dünkt, verständ' ich Euch, so müßte ich bitten zu schweigen."

„Nun, nur nicht so eifrig!" unterbrach ihn Philipp. „Bedenkt, daß Ihr nicht eine Schiene vor Euch habt, die Ihr nach Belieben auf Eurem Ambos hämmern könnt, und vergeßt nicht, daß ich vor Euch stehe."

„Wahrhaftig!" sagte Albrecht, sich lächelnd von ihm abwendend. „Säh' ich in Euch nicht meinen Reisegefährten, ich hätte es längst vergessen —"

„Herr!" unterbrach der Vater das Gespräch. „Welches Mädchen meinet Ihr?"

„Jungfer Gertraud," erwiederte Wels ziemlich keck.

„Sprecht von dieser mit mehr Achtung!" fuhr der Alte zornig auf; „sonst könnt' ich mich vergessen und

mein Hausrecht gebrauchen.“ Bei dieſen Worten gab ſein zorniges Auge dem Geſellen einen Wink. Albrecht, der ihn verſtand, nahte ſich ſchnell dem Vater. „Laßt es gut ſeyn!“ bat er. „Es verlohnt ſich nicht der Mühe; ein ernſtes Wort iſt hinreichend, ihn los zu werden. Herr Philipp,“ wandte er ſich jetzt zu dieſem, „ich erſuche Euch, uns zu verlaſſen. Was Euch bewogen haben mag, zu uns zu kommen und mit ſpitzen Worten uns wehe thun zu wollen, weiß ich nicht, und doch vergeb' ich Euch. Wiederholt aber weder Beſuch noch Worte, denn es könnte leicht ſeyn, daß Ihr dann zur Schiene würdet, auf die mein Hammer losſchlüge.“

„Wir ſehen uns wieder, Herr Waffenſchmidt,“ antwortete der Cölner, und verließ eiligſt die Werkſtatt.

„Sagt' ich's nicht,“ nahm jetzt der Alte das Wort, „daß auf dieſes Menſchen Stirn ein böſes Zeichen gegraben ſey? Gebe Gott, daß er nicht Wort hält und wir ihn nie wieder ſehen.“

15.

Nichts ſtörte jetzt die Liebenden in ihrem Glücke. Herr Caspar, der ſeinen künftigen Eidam ſchon in Gedanken als einen würdevollen Hauptmann des Fußvolks zurückkehren ſah, und jetzt manche Vorzüge an ihm zu finden glaubte, die er bei einem Waffenſchmidt nie geſucht haben würde, ſchien mit dem Gange der Begebenheiten zufrieden, war glücklich in dem Glücke ſeines Kindes, nur quälte ihn in ſeinem Innern noch der Kampf zwiſchen dem Stolze und der Eitelkeit. Gertraud war verlobt; gern hätte die Eitelkeit durch prunkende Feſte

ſeinen Reichthum gezeigt, ſeine Koſtbarkeiten zur Schau geſtellt, aber der Stolz verbot ihm, den Handwerksmann als künftigen Eidam den Freunden und Nachbarn vorzuſtellen, und dies trübte gar ſehr ſeine Zufriedenheit. Nur zuweilen durfte Albrecht zu ihm kommen, nur wenn es dunkel war, Gertraud zur Mutter Anna ſchleichen, und ſo ſahen ſie ſich meiſt nur in dem Hauſe des Oheims.

Glücklicher waren hierin Rudolph und Margarethe; aber auch ihr Glück war nicht ganz ungetrübt; trotz dem, daß der höchſte, der einzige Wunſch des Mädchens erfüllt war, blickte doch aus ihrem Auge zuweilen ein geheimer Kummer zwiſchen den Strahlen der Liebe hervor, den vielleicht nur Albrecht verſtand und der Verlobte im Rauſch ſeiner Freude nicht bemerkte. Ungehindert ſahen ſie ſich, öffentlich ward ihre Verlobung gefeiert, und nur der nahe Kriegszug verſchob noch das Ziel ihrer Wünſche.

Der Tag des Auszugs nahte. Graf Mannsfeld war in den Elſaß gerückt, Tilly verfolgte ihn, der Zeitpunkt kam immer näher, wo der Markgraf, der bis jetzt nur unter dem Vorwande, ſein Land gegen feindliche Einfälle zu ſchützen, das Heer geworben hatte, ſeine wahre Abſicht zeigen durfte. Das ganze Land ſchien nun ein Waffenplatz zu ſeyn, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar rückten mit einem Heerhaufen heran, und die Uebergabe des Landes an ſeinen Sohn, die bisher noch nicht öffentlich geſchehen war, ging nun auf der Carlsburg feierlich von Statten.

In Pforzheim ſelbſt verſammelte ſich täglich die zum

Kampf bestimmte Mannschaft, und übte sich in den Waffen. Alt und jung strömte dann herbei, und kaum vermochte das Ansehen des Bürgermeisters die Kriegslustigen zurück zu halten, sich in Reih' und Glied zu stellen. Die Liebe zu ihrem Landesherrn, der Glaubensmuth war zu groß, zu allgemein, die Hoffnung, sich bürgerliche und Glaubensfreiheit zu erringen, zu süß, als daß nicht das Herz eines Jeden vor Begierde, Theil an dem Kampfe zu nehmen, geschlagen hätte. Von den Zurückbleibenden beneidet, rückte die gerüstete Schaar zu ihren Uebungen, und selbst die Mütter, die Verlobten jammerten nicht. Auch Gertrauds Herz klopfte freudig, sah sie Albrecht, die Fahne in der Hand, vor dem Kriegshaufen der Vierhundert einherschreiten, und Margarethe konnte dann ihren stillen Kummer, den Albrecht wohl errathen hatte, nicht bergen, den Kummer, daß Rudolph nicht auch in ihren Reihen stand. Herr Berchtold hatte wohlbesonnen seinen Sohn nicht mit unter die dreihundert Auserwählten gestellt, und das Loos hatte ihn nicht getroffen. „Ich gebe selbst, mich dem allgemeinen Wohle opfernd, der Gefahr entgegen," sprach er zu seinen Freunden; „meine Brüder sind ohne männliche Nachkommen, und so hielt ich es für Pflicht, den einzigen Zweig zurück zu lassen, damit das alte Geschlecht nicht ganz untergehe."

Ein herrlicher Geist herrschte jetzt in Pforzheim, das Treiben und Wogen, diese allgemein verbreitete Gesinnung, gab einen herzerhebenden Anblick. Man wußte nicht, war es die Liebe zu dem Landesherrn, war es der Eifer für den Glauben, war es Kampflust, welche sie

am meiſten beſeelte, denn jubelnd, als wäre der Tag des Auszugs ein allgemeiner Feſttag für die Stadt, ſehnten ſie ſich nach der Stunde, die ſie vielleicht für immer von den Ihrigen trennte.

Sie erſchien. Der Markgraf kam noch einmal in ſeine treue Stadt, um Muſterung zu halten. Unter Trommel- und Trompetenſchall rückten die Vierhundert aus und erwarteten die Ankunft ihres Herrn. Alle gleich in weiße Röcke gekleidet, über welchen der blanke Harniſch funkelte, dreihundert mit der Hellebarde, hundert mit Feuergewehr bewaffnet, ſtanden ſie da, eine ſich freudig dem Tode weihende Schaar. Kein Auge war getrübt, kein Antlitz, auf dem ſich nicht die Luſt des Kampfes ausgeſprochen hätte; ſo von ihren Mitbürgern umgeben, empfingen ſie mit freudigem Zuruf den Markgrafen, der von dem Oberſt Hofſtetter und einem bedeutenden Gefolge begleitet, jetzt heran ſprengte. Er ſtieg von ſeinem Roß und durchſchritt, dem Bürgermeiſter zur Seite, die ſich öffnenden Reihen, beſah Mann vor Mann, lobte die Bewaffnung, ihr kriegeriſches Anſehen, und beſonders ſchien ihm die gleiche Tracht zu gefallen. Dann trat er vor ſie, nahm aus des Oberſten Hand eine Fahne und ſagte:

„Ihr habt Euch, meine treuen Pforzheimer, zu meiner Leibwacht erbeten, ich nehme Euch als ſolche hiermit an und überreiche Euch, ſtatt des Banners der Stadt, meine Leibfahne. Das Wappen meines Hauſes werdet Ihr darauf finden, und die Worte Luthers: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott. Dieſes kräftige Wort, von dem gottesfürchtigen Manne geſprochen, ſtehe feſt in

unſern Herzen, denn nur durch Gott können wir ſiegen, und nur ihm vertrauend, Demuth im Glücke, Muth im Unglücke finden.“ Er reichte Albrecht die Fahne. „Junger Mann,“ redete er ihn an, „bewahre ſie treu, daß ſie nie in die Hände der Feinde unſres Glaubens gerathe. Du ſcheinſt mir ein wackerer Geſell, darum übergebe ich ſie Dir mit Vertrauen.“ Albrecht neigte ſich ſchweigend, übergab das Stadtbanner einem Andern, rollte die Leibfahne des Markgrafen auf, daß ſie luſtig im Morgenwinde flatterte und Jedermann die Worte Luthers, auf welche die Sonne ihre Strahlen warf, deutlich leſen konnte.

„Noch fehlet Eines!“ rief jetzt der Oberſt Hofſtetter, ein verſuchter Kriegsmann. „Ehe Ihr der Fahne folgt, muß ſie geweiht ſeyn, ſo verlangt es der Kriegsgebrauch. Eine Jungfrau muß das Band an ſie heften, damit, ſo wie der Jungfrau Hand rein, ſie auch unentweiht von Feindes Hand, ſtets vor Euch herziehe. Wählt unter den Umſtehenden Eine und gebt ihr dies ſilberne Band, um es anzuheften.“

Da trat Albrecht in den Kreis der Zuſchauenden und ſenkte die Fahne vor Gertraud. „Jungfrau,“ ſprach er, ihr das Band reichend. „Ich wüßte, ſo werth ich alle Jungfrauen halte, die ich hier verſammelt ſehe, Keine, die ich würdiger fände, von welcher ich lieber das Zeichen an meine Fahne gehefte ſähe, als Euch. Was mir auch geſchehe, indem ich mit ihr zum Sieg oder zum Tode gehe, ſo wird es mir ein Troſt ſeyn, wenn dies heilige, mir anvertraute Pfand durch Euch geweiht wird.“

Bleich, bebend, faßte Gertraud das Band und knüpft' es dicht unter der Fahnenspitze fest. „Gebe Gott," sprach sie, und vermochte nicht die Thräne zurückzuhalten — „Gebe Gott, daß dies Band stets flattern, nie mit der Fahne sinken mag, und Ihr mit ihr siegreich in die Vaterstadt zurückkehret!"

„Wer ist das Mädchen?" fragte der Markgraf. „Sie scheint innigen Antheil an dem jungen Manne zu nehmen, und ihr Aeußeres ist schön und erweckt Theilnahme."

„Sie ist meines Bruders Tochter," erwiederte der Bürgermeister.

„Nun so gebe der Himmel," sprach der Fürst, „daß ihre Thränen und ihr schwermüthiger Blick nicht eine böse Vorbedeutung sind. — Ihr Männer von Pforzheim," wandte er sich dann zu dem Haufen, „kehrt nun in Eure Wohnungen zurück und genießt noch die kurzen Stunden der Ruhe, bald sehen wir uns bei Durlach, wo ich das Heer versammle, wieder. Den Muth, den ich aus Eurem Antlitz leuchten sehe, bewahret fest, so wie das Vertrauen zu Gott; und der Sieg wird uns werden."

So standhaft Georg Friedrich auch war, so vermochte er doch nicht, eine innere Rührung zu verbergen, als er die Schaar der Vierhundert, aus einer Stadt ihm zugezogen, vor sich vorbei ziehen sah. Er grüßte noch einmal die Umstehenden, dankte ihnen herzlich für das Opfer, welches sie gebracht und sprengte davon.

In der Brust der treuen Bürger jauchzte von Neuem die Freude auf. Lauter Jubel folgte ihrem geliebten

Herrn, und frohen Muthes kehrten sie in ihre Wohnung zurück.

Nur aus Gertrauds Brust war die Ruhe gewichen. „Albrecht," sagte sie am Abend, als sie in dem Garten ihres väterlichen Hauses mit ihm allein war. „Als ich das Band um die Fahne knüpfte, durchrieselte es mich, wie kalter Todesschauer, Dein Antlitz erschien mir bleich, Deine flammenden Augen erloschen und selbst der Blick des Markgrafen ruhte mit ernster Trauer auf uns. Mir ist, als ob die nahe Stunde der Trennung die Stunde des ewigen Scheidens wäre, und wir uns erst jenseits wieder finden würden."

Albrecht lächelte. „Wohl möglich, liebe Gertraud, daß Du Recht haben magst," sprach er, „denn das Schicksal liegt nicht in des Menschen Hand, das liegt in einer höheren. Aber, was könnte mich entmuthigen? Ist es nicht ein so herrlicher Preis, für den ich kämpfen soll? Hat wohl noch je ein Arm für einen schöneren das Schwert gezogen? Vierhundert meiner Mitbürger trag' ich die Fahne vor, und unter ihnen ist Keiner, der nicht mit Freuden für seinen edlen Herrn in den Tod ginge. Dem Glauben gilt es, der Freiheit unsres Gewissens, das Irdische, wie das Himmlische ruft uns! Und mir," sprach er, sie fest in seine Arme drückend, „mir winkt noch ein schönerer Preis. Dich erring ich mir, Du wirst die Meine, und so ruft mich ja Alles, was den Menschen zur Begeisterung entflammen, was ihn zum Helden machen kann: Glaube, Vaterland und eine heilige Liebe, die, ist sie auch irdisch, mich doch jenseits hinüber begleiten wird. Darum, liebe Gertraud

würde Deine Ahnung wahr, sähen wir uns, wenn ich aus diesen Mauern ziehe, auch hier nicht wieder, so fänden wir uns dort!"

„Dort!" wiederholte sie, ihm die Hand reichend, und der Bund war auch für Jenseits geschlossen.

16.

Der Bote, welcher des Markgrafen Befehl zum Aufbruch brachte, säumte nicht, in Pforzheim einzutreffen. Der von dem Grafen von Mannsfeld beschlossene Uebergang über den Rhein hatte es nöthig gemacht, daß ein Theil des noch nicht ganz versammelten markgräflichen Heeres sich in Marsch setzen und in der Gegend von Germersheim zu dem Grafen stoßen mußte. Schon hatten sich die Herzöge von Weimar mit 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern mit ihm vereinigt, der Markgraf selbst war von Durlach mit Allem, was er dort beisammen hatte, nach Bruchsal gerückt, wohin auch die Pforzheimer beordert waren. Die Heeresabtheilungen, welche in der obern Grafschaft lagen, fehlten noch und hatten den Befehl, in nämlicher Richtung zu folgen.

Der kommende Tag war zum Ausmarsch bestimmt. Mit so frohem Jubel auch dieser Befehl empfangen wurde, so jauchzend auch das junge Kriegsvolk den Tag über die Straßen durchzog, so wurde es doch gegen Abend still und die Stadt schien wie ausgestorben. Jede Familie hatte sich in stillem Kreise zum Abschiedsmahle versammelt; denn es galt eine lange Trennung, und da der Abschied, vielleicht auf ewig, so nahe war, schwieg die Freude und ernste Betrachtungen traten an ihre

Stelle. Die Jungfrau, welche mit freudigem Blicke den Kriegsübungen ihres Geliebten zugesehen, deren Herz, von freudigem Muthe geschwellt, lauter geklopft hatte, dachte sie, daß er für Glauben und Vaterland zum Kampfe zog, fühlte jetzt nur noch den Schmerz der Trennung, und die herrlichen Träume ihrer Phantasie waren trübe und traurig. Auch das Mutterherz, auch der sorgsame Vater konnte sich nicht der Freude überlassen. Das so nahe Lebewohl konnte ja für ewig seyn, und die Zukunft lag düster und verhüllt vor ihnen. Es bedurfte alles Muthes, um nicht in Klagen auszubrechen, und nur der biedere Sinn, der feste Glaube und das Vertrauen auf Gott ließ die treuen Pferzheimer nicht verzagen.

In dem Hause des Bürgermeisters hatte sich die Familie versammelt. Meister Paul und die Seinen waren auch da. Herr Berchtold, vielleicht der Einzige, dem das Herz ganz ohne Betrübniß schlug, that alles Mögliche, die ernste Stimmung, welche auch in diesen Kreis sich einzuschleichen drohte, zu verscheuchen. Er rief den Wein und die Liebe zu Hülfe, aber beide vermochten nicht, Gertrauds schwermüthigen Blick zu erheitern und die faltenreiche Stirn seines Sohnes zu glätten. Selbst Herr Caspar, dem sonst die Welthändel weniger zu Herzen gingen, als seine Juwelen, und den bei Gelagen der Wein immer zu erheitern pflegte, konnte heute nicht recht in seinem fröhlichen Gleise fortgehen; bald nahm er Theil an des Bruders Frohsinn, bald an dem Kummer seiner Tochter, und mit jeder Thräne, die er in ihrem Auge erglänzen sah, ward er weicher, nachdenkender

gestimmt. „Albrecht!“ sprach er, seinem künftigen Eidam freundlich die Hand reichend, „jetzt, da Ihr uns verlassen müßt, fühl' ich erst recht, was für einen ernsten Weg Ihr zu gehen habt. Ich lese in den Augen meiner Tochter die Furcht, Euch nicht wieder zu sehen, und bedenke, daß wohl jenes Wort, welches der Stolz aus mir sprach, daß Ihr nur dann mein Eidam werden solltet, wenn Ihr mit Kriegsruhm und Kriegsehren zurück kämet, ein frevelhaftes Wort war. Ich nehme es hiermit zurück; kehrt heim ohne Glanz, tretet wieder in Eure Werkstatt, und mein Kind werde Euch, wenn Ihr auch nicht mit goldenen Ketten behangen seyd. Leicht könnte der Preis Euch bis zur Tollkühnheit führen, leicht könnte mein Stolz das Grab Euch öffnen und das sey fern von mir! Ich habe in diesen Tagen gefühlt, welch ein Glück es ist, Anderer Glück zu fördern. Deshalb will ich nur meiner Gertraud Wohl, das sie, wie ich sehe, nur in Euch finden kann, und somit sag' ich Euch, daß sie auch unbedingt die Eure wird.“ Gertraud sprang bei diesen Worten auf, sank an die Brust ihres Vaters und raunte ihm leise zu: „Nun hat Euch die Mutter sicherlich vergeben. Dank, Dank, lieber Herzensvater!“

„Das war ein braves Wort gesprochen, Bruder,“ nahm jetzt der Handelsherr das Wort. „Leicht hättest Du können den Brausekopf in den Tod jagen, da er sich das Mädel mit seinem Blute erkaufen sollte.“

„Nein, Herr!“ erwiederte Albrecht, und ruhige Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz. „Ich würde auch ohne den gütigen Erlaß Eurer Bedingung nich anders

gehandelt haben, wie ich auch jetzt handeln werde. Wenn ich das Schwert ziehe, oder den Hammer führe, so steht feste Beharrlichkeit mir zur Seite; der Kriegsmann muß sein Leben freudig einsetzen oder daheim bleiben. Will er dem Schicksale, dem Glücke nichts überlassen, so versuche er es nicht und verlange nichts von ihm; den Feigen ereilt der Tod noch sicherer als den Muthigen, und wo es einen großen Zweck gilt, wo der Einzelne mit seinem Leben das Leben Vieler erhalten kann, da weihe man sich freudig einem gewissen Untergange, denn wer das Schwert zieht, weihte sich ja schon den dunkeln Mächten. Zage nicht, geliebte Gertraud, Du weißt, es gehe auch wie es wolle, unsere Trennung ist nur kurz, der Tod hat keine Gewalt über uns."

„Laß diese Worte!" unterbrach ihn Herr Berchtold. „Sie trösten nicht das wunde Herz des Mädchens, sie nähren nur ihre Schwermuth. Freventlich ist es, unsere Pläne bis in eine Ewigkeit hinüber zu bauen, die wir nicht einmal kennen. Erwartet hier, was der Himmel über Euch beschieden, in das Jenseits gehet mit gläubigen, demuthvollen Herzen ein. Hoffe und vertraue, meine Tochter," wandte er sich zu Gertraud. „Tausende zogen aus, Tausende kehrten heim! Aber auch Mancher kehrt nicht wieder!" setzte er düster hinzu, erhob sich von seinem Sitze, nahm den gefüllten Pokal, schaute sich in dem Prunkzimmer, wo die Bilder seiner Eltern und seiner Vorfahren hingen, umher, und als riefen sie ihm ein Willkommen entgegen, so freundlich nickte er ihnen zu. Dann aber ward sein Auge wieder ernst: „Ob ich wohl noch einmal unter Euch treten,

noch einmal in das väterliche Haus heimkehren werde?" sprach er, von seinem Gefühle übermannt. „Mich dünkt es fast, als sagtet Ihr mir jetzt ein Lebewohl, Ihr alten Bilder, die mir so oft mit der Erinnerung Eures thätigen Wandels das Herz erhoben. Nun, dann wär' es vollbracht! — und Du, mein Sohn," wandte er sich zu Rudolph, „hingest dann mein Bild neben das Deiner Mutter, und wenn Du am Abend Deines Lebens in dem Kreise der Deinen ruhig Deiner Stunde entgegen siehst, und auf dieser Stelle, wo ich jetzt stehe, um Dich in diesem würdigen Kreise der Vorangegangenen blickst, dann möge Dir Gott den heitern Muth geben, zu vollenden, wie er ihn mir in diesem Augenblicke reicht. — Und nun," fuhr Herr Berchtold fort, den Becher hoch hebend: „Auf glückliches Wiedersehen!"

„Wenn auch nicht hier — dort gewiß!" lispelte Gertraud ihrem Verlobten zu.

„Auf glückliches Wiedersehn, Ihr Herren!" nahm jetzt Meister Paul das Wort. „Wenn wir uns dann wieder zum frohen Gelage vereinen werden, sitzen zwei Bräute mit dem Kränzchen im Haar unter uns, und meines guten Weibes Herz klopft dann vor Freude und nicht mehr vor banger Sorge. Und nun, dächt' ich, Ihr Herren, ein Jeder ginge heim; getrennt muß es einmal seyn, eine Stunde früher, eine Stunde später: was hilft's?".

Sie folgten seiner Mahnung und standen auf. Als nun Altbrecht sein Baret genommen, die Mutter ihr Mäntelchen umgethan und von den rüstigen Gesellen schon im Tragsessel aufgehoben, Allen eine freundliche

gute Nacht, dem Bürgermeister aber ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, zog Albrecht Gertraud in das Erkerfenster. „Leb' wohl!" sprach er hier mit männlichem Muthe. „Verlaß morgen in der Frühe nicht Dein väterliches Haus, mich noch einmal zu sehen, Dein Anblick könnte meinen Muth brechen. Laß uns hier trennen, und darf ich einer Stimme trauen, die laut in mir spricht, so sehen wir uns hier wieder." Dies sagend drückte er den ersten Kuß auf ihre bebenden Lippen und eilte davon.

17.

Kaum röthete der Morgen die Thurmspitzen Pforzheims, als auch schon die Trommel, durch die Straßen wirbelnd, zum Aufbruch rief. Die Schaar der Vierhundert trat nun gewappnet aus ihren Häusern und eilte, von ihren Lieben begleitet, nach dem Marktplatze, wo auf hohem schwarzen Roß, in völligem Harnisch, Herr Berchtold Deimling sie erwartend hielt. Ihm zur Seite stand Albrecht Roser, die glänzende Pickelhaube auf seinem Haupte, den hellpolirten Panzer und Halskragen über sein weißes Gewand, das einfache Kreuz, dies Geschenk Gertrauds, um den Hals. Rauschend flatterte die weiße Fahne mit dem Wappen von Baden, hinter der sich die Rotte saumelte, im Morgenwind.

Als der Haufe geordnet, und Alles zum Aufbruch bereitet war, gab der Bürgermeister ein Zeichen, und die Glocken begannen zu läuten, die Trommeln wirbelten. „Ade! Ade! Leb' wohl! Leb' wohl!" tönte aus Aller Munde. Väter, Mütter, Schwestern stürzten sich

in die Reihen, drückten die Scheidenden an ihr Herz und kehrten in stiller Trauer heim. Gertraud hatte die Bitte Albrechts erfüllt und war nicht bei dem Ausmarsche gegenwärtig, sie kniete während dem an dem Grabe ihrer Mutter.

18.

Schweigend zogen nun die Vierhundert gen Bretten, und von da am andern Morgen nach Bruchsal, wo sie den Markgrafen nicht mehr fanden, denn er war eiligst mit dem, was er bei sich hatte, zu Mannsfeld gestoßen und hatte ihnen den Befehl zurückgelassen, einstweilen in Bruchsal zu bleiben.

Unmuthig, daß sie hier unthätig liegen sollten, bezogen sie ihre Quartiere, aber bald erschöll die Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Wisloch, wo das vereinigte Heer die Baiern geschlagen und Tilly zum Rückzug über den Neckar gezwungen hatte, und verwandelte ihren Unmuth in lauten Jubel. Der Sieg hatte das erste gemeinsame Unternehmen gekrönt.

Aber schon aus dieser Viktoria entsprang die Zwietracht unter den Heerführern. Der Churfürst von der Pfalz, aus dem Haag in seine Lande zurückgekehrt, befand sich bei dem Heere; ihm war Alles an der Wiedereroberung desselben gelegen; er verlangte nach diesem Treffen, welches nicht von großer Bedeutung war, Ladenburg, eine wormsische, mitten in der Pfalz gelegene Stadt, zu belagern. Mannsfeld, welcher den Kriegsschauplatz, wegen Unterhalt seines Heeres, nach den geistlichen Landen ziehen wollte, stimmte willig in diesen

Vorschlag ein. Der Markgraf von Baden-Durlach glaubte, es sey am gerathensten, Tilly zu verfolgen, und so die Vereinigung des spanischen und ligistischen Heeres zu verhindern; Mannsfeld drang jedoch mit seinem Plane durch, rückte über den Neckar gegen Ladenburg vor und der Markgraf trennte sich nun von ihm, die Herzoge von Weimar folgten diesem mit ihren Hülfsvölkern, und zogen sich nach Bruchsal zurück, dort die übrigen Regimenter aus der obern Grafschaft erwartend.

Bald trafen diese ein. Das Heer, 15000 Mann stark, war versammelt, und der Aufbruch nach dem Neckar, Tilly die Spitze zu bieten, beschlossen, während Mannsfeld Ladenburg belagern und die Spanier jenseit des Neckars festhalten sollte.

Das Heer rückte jetzt über Gochsheim und Eppingen gegen Wimpfen vor, in der Absicht, bei Neckars-Elz über den Strom zu setzen, und auf Tilly los zu gehen; aber die Nachricht, daß Tilly schon diesseits des Neckars stehe und ihnen entgegen rücke, machte den Markgrafen in seinen Bewegungen ungewiß; er ließ das Heer auf der Höhe diesseits des vom Regen angeschwollenen Bellinger Bachs halten und ein Lager beziehen, das in der Eil durch Schanzen und eine Wagenburg befestigt werden sollte.

19.

Als die Markgräflichen damit beschäftigt waren, traf die Nachricht ein, daß das ligistische Heer im vollen Anzuge auf Wimpfen sey und schon den Wald besetzt habe. Der Markgraf sandte sogleich an den Grafen

Mannsfeld, ihn zu vermögen, die Belagerung von Ladenburg aufzuheben und sich über Sinsheim, im Fall die Spanier unter Ferdinand von Cordova ihn nicht daran hinderten, mit ihm zu vereinigen. Auch ließ er ihm wissen, daß er bis zu seiner Ankunft in der verschanzten Stellung bleiben und nur gezwungen ein Treffen annehmen würde.

Tilly, dieser kriegserfahrene Feldherr, hatte sich in aller Stille, sobald er die Trennung beider Heere vernommen, in der Gegend von Neckar Steinach mit den Spaniern vereinigt, die sich wenig um Mannsfeld und die Belagerung von Ladenburg kümmerten. Schnell über den Neckar gesetzt, rückte er in Eilmärschen dem Markgrafen entgegen, ihm, ehe sich Mannsfeld mit ihm vereinigen könnte, ein Treffen zu liefern.

Von der Vereinigung Tilly's und Cordova's wußte der Markgraf nichts; er glaubte nur Tilly und seine Baiern vor sich zu haben und Ferdinand von Cordova mit Mannsfeld beschäftigt, sonst würde er sich wohl bei Zeiten zurückgezogen und ein Treffen vermieden haben. Als er aber am andern Tage die Vereinigung der beiden Heere erfuhr, stand der Feind ihm schon zu nahe, und ein Rückzug konnte leicht von schlimmeren Folgen seyn, als eine verlorene Schlacht.

Sein Heer, aus 5 starken Regimentern zu Fuß und 28 Schwadronen Reitern bestehend, stand, den rechten Flügel bei Unter-Eisesheim an dem Neckar, den linken bei Biberach am Bellinger Bach gelehnt. Auf der Höhe zwischen beiden Orten war in einem Halbkreis die, von 20 Stück Geschütz vertheidigte, Wagenburg aufgefahren,

Eiſesheim mit Fußvolk beſetzt, und in dem Zwiſchenraume von da bis zu dem verſchanzten Lager ſtand der größte Theil der Reiterei unter Herzog Magnus von Würtemberg aufgeſtellt. Die Herzöge von Weimar hatten den linken Flügel am Abhange der Höhe nach Biberach zu mit ihren Völkern beſetzt. Der Bellinger Bach, über den mehrere Brücken führten, war der Schlachtordnung im Rücken, deren Hauptſtärke das verſchanzte Lager und die Wagenburg auf der Höhe war.

Am Abend des 25. Aprils, als eben die Markgräflichen Gottesdienſt hielten, erblickten ſie an dem Rande des Waldes, der ſich von Wimpfen nach Biberach zieht, das verbündete Heer der Liga und Spanier, welches mit einzelnen Abtheilungen die dem Lager gegenüber liegende Höhe beſetzte. Die Andacht wurde durch dieſen Anblick nicht geſtört, feuriger ſtieg das Gebet zum Himmel auf, und als der Geſang beendet und Jeder in ſein Zelt zurückgekehrt war, begann der laute Jubel, denn das Heer erglühte von freudigem Muthe, welchen der Anblick des Feindes nur noch erhöht hatte. Nur der Markgraf, der in Eiſesheim ſein Quartier genommen, und eben jetzt die Herzöge Magnus von Würtemberg und Wilhelm und Bernhard von Weimar und mehrere hohe Offiziere zur Berathung bei ſich hatte, ſchien nicht mit ſo freudigem Muthe dem morgenden Tage entgegen zu ſehen. „Der Feind," ſprach er, „iſt uns an Anzahl weit überlegen, wir ihm nur an Geſchütz. Tilly und Cordova führen uns alte gediente Schaaren, wir ihnen neu geworbenes Volk entgegen; es war gefehlt, uns von Mannsfeld zu trennen. Es fragt ſich daher, ſollen wir noch die Ver-

einigung zu bewerkstelligen und die Schlacht zu vermeiden suchen, oder sie annehmen, und den Lorbeer allein brechen?"

„Ist die Vereinigung mit Mannsfeld noch eine Möglichkeit," nahm Herzog Wilhelm das Wort, „so stimme ich dafür. Besser, wir wenden uns gegen Germersheim und setzen im schlimmsten Falle über den Rhein —"

„Und mein armes Land liegt den Spaniern offen" — unterbrach ihn der Markgraf.

„Sie werden nicht weit vorrücken und sich vom Neckar entfernen, wenn sie unsere Vereinigung erfahren," meinte der Herzog.

„Vertraut Ihr denn Eurem Muthe nicht?" unterbrach Herzog Magnus starke Stimme die Berathung. „Sollen wir denn im Angesicht des Feindes den Kampf vermeiden, und so den Muth der Soldaten niederschlagen? Laßt uns mit Gott die Schlacht annehmen, an der Wagenburg sollen die Spanier ihre Köpfe schon zerschellen."

„Und Eure Meinung, mein junger Herr!" wandte sich der Markgraf, wohl nur aus Höflichkeit, zu dem achtzehnjährigen Herzog Bernhard.

„Ich diene als Rittmeister in meines Bruders Regiment," erwiederte dieser bescheiden; „mir gebührt hier nur zu hören, nicht zu sprechen; zu lernen, nicht zu belehren."

„Redet!" rief ihm Herzog Magnus zu. „Jahre geben nicht immer Einsicht —"

„Aber doch Erfahrung," meinte der junge Fürst.

„Wir ersuchen Euch, Eure Meinung zu sagen," nahm der Markgraf das Wort.

„Nun wenn Ihr es wünscht, so muß ich gehorchen," sprach Herzog Bernhard. „Meiner Meinung nach," begann er, „wär' es besser, wenn wir die Schlacht vermieden, und nur mit Mannsfeld vereint schlagen könnten; jetzt aber im Angesicht des kriegserfahrenen Feindes wagen wir beim Zurückzuge mehr als bei der Schlacht. Die Höhe ist gut besetzt, dort werden sie uns nichts anhaben, für das Fußvolk, durch Schanzen und Wagen gedeckt, fürchte ich nicht, wohl aber für die Reiterei, an der sie uns überdies überlegen sind. Sie muß so lange als möglich den Kampf vermeiden. Und würde sie auch geschlagen, und hat dann das Fußvolk nur Muth und Ausdauer, ist der Sieg dennoch unser!"

„Junger Herr," nahte sich dem Herzoge der Oberst Hofstetter. „Ihr sprecht, als hättet Ihr schon zehn Schlachten beigewohnt — ich bin ganz Eurer Meinung. Nur Muth, Ausdauer und keinen unüberlegten Angriff der Reiterei, und die Spanier prallen an unsern Verschanzungen ab, und doppelte Ehre wird uns, haben wir den Sieg allein erfochten."

Herzog Wilhelm's Meinung drang nicht durch, und nach langer Ueberlegung wurde die Schlacht anzunehmen beschlossen.

20.

Als der Morgen des verhängnißvollen Tages zu grauen begann, ergriff das markgräfliche Heer nach kur-

zem Gebete die Waffen, und jedes Regiment trat auf den ihm angewiesenen Posten, das Fußvolk hinter die aufgefahrenen, mit eisernen Spitzen wohl versehenen Wagen; die Reiterei, von Herzog Magnus befehligt, stellte sich der Wagenburg zur Rechten, des Herzogs Wilhelm von Weimar Regiment zur Linken. Die Vierhundert Pforzheimer, unter dem Befehle ihres Bürgermeisters, standen im Hintertreffen bei den Munitionswagen. So geordnet, erwartete das Heer den Angriff.

Er begann von feindlicher Seite durch das Feuer der auf der Höhe vor dem Walde aufgeführten ganzen Karthäunen, welches die Markgräflichen beantworteten, während das Fußvolk der Liga noch im Walde zurück blieb, um dem überlegenen feindlichen Feuer nicht nutzlos ausgesetzt zu seyn. Der Morgen verging unter Scharmutziren. Einzelne bairische Reiter-Regimenter rückten mehrmal auf Herzog Magnus vor, der ihnen seine Schwadronen entgegen schickte, wobei bald die Baiern, bald die Markgräflichen zurückgetrieben wurden. Eben so war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Wilhelm den Spaniern gegenüber stand, die zuweilen mit ihrem Fußvolk aus dem Walde hervorbrachen und das gegen Biberach aufgestellte Weimarische mit abwechselndem Erfolge angriffen; jedoch schien es, als ob die Verbündeten nirgend rechten Ernst zeigten. Das grobe Geschütz donnerte von beiden Seiten, Tilly rückte nicht aus dem Walde, der Markgraf blieb hinter seiner Wagenburg.

Mittag war vorüber, schon glaubte das protestantische Heer, der Feind werde wenigstens heute die Schlacht

nicht wagen, als plötzlich, es mochte um die zweite Stunde des Nachmittags seyn, Tilly aus dem Walde mit der ganzen Armada hervorbrach, sich auf der Höhe nach dem Neckar hinzog und die Spanier, nur eine kleine Abtheilung, Biberach gegenüber, am Walde zurück lassend, ihm folgten. Er bildete nun seine Schlachtlinie, den linken Flügel an den Neckar, den rechten an den Wald hinter dem Geschütz gelehnt. Beinahe die ganze aus 80 Cornetten bestehende Reiterei, war hinter dem Fußvolke auf dem linken Flügel aufgestellt.

Jetzt begann der Markgraf auch aus seinen Feldschlangen und halben Karthaunen den Feind zu begrüßen, dessen Fußvolk zwar noch unbeweglich stand, dessen Reiterei aber hervorbrach und durch eine gewagte Bewegung zwischen der Wagenburg und den in Eisesheim Aufgestellten gegen Herzog Magnus vordrang. Dieser ging dem Feinde muthig entgegen, und obgleich viel schwächer, warf er sich dennoch mit solcher Gewalt auf ihn, daß er seine Schwadronen durchbrach und ihn gegen den Neckar zurück trieb. Hier aber nahm die italiänische Reiterei und das Fußvolk die Fliehenden auf, und hemmte die Fortschritte der Markgräflichen, die sich wieder auf ihren Posten zurückziehen mußten.

Bald erneuerten die Baiern, von der Reiterei Don Cordova's unterstützt, den Angriff. Der Herzog, von tollem Muthe getrieben, verließ auch jetzt seine vortheilhafte Stellung zwischen dem besetzten Dorfe und der Wagenburg, noch einmal ging er den Anrückenden entgegen, mußte jedoch der Uebermacht weichen. Seine Reiterei floh, ihm wurde das Pferd getödtet, er bestieg

ein anderes, sammelte die Flüchtigen, setzte noch einmal in den Feind, warf ihn zurück, verlor ein zweites Roß, konnte aber mit seinem schwachen Haufen der Uebermacht nicht länger widerstehen; er ward von Neuem geschlagen, zerstreut, ein neapolitanischer Küraſſier erreichte ihn und schoß ihn nieder. — Die Flucht der Reiterei war allgemein, sie floh in Unordnung über den Bellinger Bach, dann bei Grattach über den Neckar, und zeigte sich nicht wieder.

In diesem entscheidenden Augenblicke ließen die verbündeten Feldherren das Fußvolk von der Höhe herab gegen die Wagenburg rücken, während ein Theil der Reiterei durch den Wald zog, um den feindlichen linken Flügel, wo die weimarischen Fürsten standen, anzugreifen. Das markgräfliche Fußvolk, obgleich von dem größten Theile seiner Reiterei verlassen, stand hier unentmuthigt, einen Jeden erhob der Gedanke: auf sie beruhe die Schlacht. Dreimal setzten die Baiern, zweimal die Spanier an, das Geschütz, das Feuer der Musketen riß ganze Haufen nieder, sie mußten weichen, drei ligistische Regimenter verließen zerstreut das Schlachtfeld und waren nicht mehr zu sammeln, selbst die furchtbaren wallonischen Regimenter, unter Cordova, zögerten mit dem nochmaligen Angriffe, als eben die spanische Reiterei aus dem Walde hervorbrach und sich auf die 1000 Geharnischten Wilhelm's von Weimar stürzte. An Muthe gleich, an Zahl überlegen, mußte auch hier der Sieg dem katholischen Heere werden. Trotz der Anstrengung der beiden Herzöge, wurde das weimarische

Regiment geworfen und die Fürsten selbst durch die Flie-henden über den Bellinger Bach mit fortgerissen.

Noch stand das Fußvolk. Die vierhundert Pforz-heimer, die Munition deckend, hatten noch keine Pike gesenkt, noch keine Muskete abgebrannt. Mit Ingrimm sahen sie die Flucht der Reiterei, und dem Allen mußten sie unthätig zusehen, konnten nicht helfen, nicht wirken; das ernste Wort Herrn Deimling's bannte sie fest. Unmuthig hatte Albrecht Roser seine Fahne in die Erde gestoßen, schritt murrend auf und ab, und als der Bürgermeister an ihm vorbei ging, sagte er: „Wir stehen hier als ein verlassener Haufe, überall wüthet die Schlacht, nur wir nehmen keinen Theil daran!"

Ohne ihm zu antworten, das Auge unverwandt nach dem Gefechte der Weimaraner gerichtet, befahl jetzt der Bürgermeister seiner Schaar, ihm zu folgen. Er rückte mit ihnen gegen die entblößte linke Seite der Wagenburg, wo eben die spanische Reiterei einzubrechen sich anschickte. Hier faßte er Posto. „Nun, meine Freunde," rief er, „nun gilt's! Senkt mit fester Faust die Partisanen, streckt den Spaniern einen undurchdringlichen Wald entgegen und zielt gut, ihr Schützen." Auf dies Wort stießen die Musketiere ihre Haken in die Erde, die Pikeniere senkten ihre Partisanen, und erwarteten so den anrückenden Feind. Mit kalter Ruhe trabten die Spanier die Höhe hinauf, stutzten einen Augenblick, als sie unvermuthet die weiße Kriegsschaar vor sich erblickten, beeilten jedoch ihren Angriff und jagten nun, Pistol und Schwert in der Hand, auf die sie ruhig Erwartenden. Vergebens stampften die muthigen Rosse mit kräftigem

Hufschlag die Erde, vergebens boten sie ihre Brust dem feindlichen Stahl, Roß und Reiter stürzten zusammen, hier und da rissen zwar die sinkenden Rosse die Reihen nieder; aber unerschüttert standen dennoch die Bürger von Pforzheim, lustig flatterte ihre Fahne hoch in der Luft; die Spanier wichen, das Feld war mit Leichen überdeckt. Aber des erfahrenen Cordova's Scharfblick sagte ihm nur zu gut, daß hier der wichtigste Punkt sey, der Schlüssel zu der ganzen, festen Stellung des markgräflichen Heeres. Er sandte neue Regimenter zum Angriffe, dreimal stürmten sie heran, dreimal schlugen die Pforzheimer sie zurück.

Nur Wenige von diesen waren geblieben. Die Pistolen, womit die Reiterei, nach damaligem Kriegsgebrauche, ehe sie zum Einhauen ansetzten, feuerte, hatten wenig getroffen, einige aus den ersten Gliedern waren von den in die Reihen gestürzten Rossen beschädigt, aber wer nur noch stehen, seine Faust noch rühren konnte, verließ sein Glied nicht.

Nach diesem Angriffe ließen Tilly und Cordova die ganze vom Verfolgen zurückgekehrte Reiterei den Angriff gegen die Wagenburg erneuern, aber immer vergebens. Der Markgraf, überall, wo es Noth that, zugegen, feuerte die Seinen an, setzte sich an ihrer Spitze jeder Gefahr aus, und obgleich seine Reiterei das Schlachtfeld verlassen, kämpfte er mit dem Fußvolke noch immer um den Sieg, und das Geschütz streckte Tausende der Feinde nieder. Da ließen die feindlichen Feldherren das ganze Fußvolk noch einmal vorrücken, ein mörderisches Feuer begann. Zwei neapolitanische Regimenter, welche bei

dem ersten Angriffe in Unordnung zurückgegangen und von Cordova, der sie wieder gesammelt, mit entehrenden Worten gestraft waren, schlossen sich dicht an einander, und mit dem Schwure, eher unterzugehen, als noch einmal zurück zu weichen, senkten sie die Piken und nur vor sich auf den Boden sehend, keine weitere Gefahr beachtend, rückten sie gegen neun, dem Walde gegenüber aufgeführte, halbe Karthaunen an.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke entschied ein Zufall die Schlacht. Ein dumpfer Schlag theilte im Rücken des markgräflichen Heeres die Luft. Die Munitionswagen, neben welchen früher die Pforzheimer zur Deckung gestanden, flogen, wodurch, ist unbekannt geblieben, in die Luft; ein panisches Schrecken ergriff das hinter der Wagenburg stehende Fußvolk, in dem nämlichen Augenblicke hatten auch die Neapolitaner, immer vorwärts dringend, nicht die Lücken achtend, welche die feindlichen Kugeln in ihre Reihen rissen, nicht den Tod so vieler Hunderte der Ihrigen, die Karthaunen genommen und sie gegen das noch Stand haltende markgräfliche Fußvolk gerichtet. Zu gleicher Zeit stürmten, die Verwirrung der Feinde sehend, die Baiern mit Roß und Mann von Neuem heran. — Alles wich, Alles floh über die Brücken des reißenden Bellinger Baches. Vergebens drohte der Markgraf und versuchte die Fliehenden zum Stehen zu bewegen, vergebens warf er sich mit einer kleinen Schaar Getreuer dem eindringenden Feinde entgegen und hielt ihn auf; stärker und immer stärker drang der Feind auf allen Seiten vor, immer schwächer

wurde der, den Markgrafen umgebende Haufe, — die Schlacht war verloren.

Von der Höhe, auf welcher die Pforzheimer standen, sah Herr Deimling dem erschütternden Schauspiele zu, sah die Flucht des Heeres, die gegen ihn heranrükkenden Spanier, sah den Markgrafen auf seinem schneeweißen Rosse im dichtesten Handgemenge. Da durchzuckte ihn ein kühner Gedanke. „Mir nach!" rief er und eilte der Stelle zu, wo der Markgraf focht. Die Partisanen gesenkt stürzten sich die Vierhundert auf die Feinde, warfen Alles vor sich her, brachen sich Bahn bis zu ihrem Herrn, der, nur von wenigen Getreuen umgeben, den Kampf der Verzweiflung focht. Hier gaben sie bald dem Kampfe den Ausschlag, nahmen den Markgrafen, seinen Sohn und den Obrist Hofstetter in ihre Mitte, und Schritt vor Schritt, oft dem nachrückenden Feinde die Stirne bietend, zogen sie sich, die Letzten auf dem Schlachtfelde, nach der Brücke zurück, über welche Freund und Feind sich drängte.

Obgleich von der ligistischen Reiterei heftig verfolgt, erreichten sie dennoch die Brücke, die einzige, welche noch brauchbar war; die andern hatten die Fliehenden zerstört.

„Jetzt, mein gnädiger Herr," wandte sich Herr Deimling, als sie das andere Ufer erreicht hatten, zum Markgrafen — „jetzt, gnädiger Herr, eilt mit Eurem Prinzen über den Neckar, sammelt, was Ihr unterweges findet, und eilt zu dem Mannsfeld —"

„Und Ihr?“ fragte der Markgraf.

„Wir halten Stand, bis wir Euch in Sicherheit wissen. Eine Stunde wird uns doch Gott noch Frist geben, und dann habt Ihr einen guten Vorsprung.“ — Der Markgraf zauderte. „Herr,“ bat der Bürgermeister von seinem Roß springend, und umklammerte des Markgrafen Knie, „nehmt mein Roß, das Eure blutet, das meine hat heute noch wenig gethan, ist noch frisch. Eilt davon, der Feind naht!“

Der Markgraf bestieg, nach langem Zögern, das Streitroß des Bürgermeisters. „Lebt wohl, Ihr Treuen!“ rief er den Pforzheimern im Davonsprengen zu. „Auf glückliches Wiedersehen!“

„Dort oben!“ murmelte Herr Berchtold leise vor sich. „Aber wollt Ihr dem Herrn nicht folgen, Herr Obrist?“ sagte er zu Hofstetter, der abgestiegen war und sein Roß einem Diener gegeben hatte, „wollt Ihr Euren Herrn nicht begleiten?“

„Wie könnt Ihr so gering von einem alten Kriegsmanne denken?“ erwiederte dieser. „An meinem Leben liegt nichts! Ich bleibe hier und sterbe mit Euch!“

„Hebe die Fahne, Albrecht,“ rief jetzt der Bürgermeister begeistert, „hebe sie hoch, daß Jeder sie sehe, Freund und Feind! — Wollt Ihr, Bürger von Pforzheim,“ wandte er sich zu diesen, „wollt Ihr die Brücke vertheidigen, bis unser Herr gerettet ist?“

„Wir wollen!“ ertönte es laut.

„Wollt Ihr, wenn Gott es über uns verhängt, Eure Treue mit dem Tode beſiegeln, ſo ſchwört bei dieſer Fahne!“

„Wir ſchwören!“ riefen ſie einſtimmig, die Hand zum Schwur hebend.

„Nun dann, mit Gott! — Seyd ſtandhaft, der Feind naht!“

Indem rückte auch ligiſtiſche Reiterei unter lautem Victoriarufen gegen die Brücke. Sie prallte an der ehernen Bruſt der Pforzheimer ab, die in dichten Reihen mit geſenkten Partiſanen die Brücke ſchloſſen, während die Musketiere, am Ufer hinter den Weiden aufgeſtellt, manch Geharniſchten von ſeinem Roſſe niederſchoſſen. Des Häufleins immer noch ſpottend, verſuchte die Reiterei noch mehrmal den Angriff; aber immer vergebens. Da rückte ligiſtiſches Fußvolk heran und begann ein geregeltes Feuer. — Die Vierhundert ſtanden; zwar bald mußten die hinteren Glieder die Lücken der erſten ausfüllen, aber ſie ſtanden. — Plötzlich rief Herr Berchtold: „Albrecht, hebe die Fahne, ſenkt die Partiſanen, mir nach!“ Sie folgten, ſtürzten ſich auf den Feind, er wich, floh, und ruhig zog ſich die muthige Schaar in ihre alte Stellung über die Brücke zurück. Zweihundert und achtzig nur waren noch übrig, auch Obriſt Hofſtetter war nicht mehr.

Da ſtimmte der Bürgermeiſter mit lauter Stimme an: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein' gute Wehr und Waffen,“ und die dem Tode geweihte Schaar fiel

ein, und über die Leichen ihrer Brüder und über die Leichen der Feinde ſtieg der herzerhebende Geſang unter Trommel- und Trompetenklang der wieder anrückenden Feinde zum Himmel auf.

Jetzt ſprengte ein Trompeter auf die Brücke zu. Dreimal ſchmetterte die Trompete, dann rief er mit lauter Stimme: „Der Generallieutenant, Graf Tilly, fodert Euch auf, die Waffen nieder zu legen, Ihr ſollt dann frei in Eure Heimath ziehen.“

„Sag' Deinem Feldherrn,“ erwiederte Herr Berchtold, und ſein Auge ſah forſchend nach den Regimentern, die jetzt gegen ihn heranzogen. „Will er uns eine halbe Stunde dieſen Poſten noch gönnen, dann wollen wir unſere Waffen niederlegen.“

„Da wären wir doch Thoren, Euch dies zu geſtatten,“ erwiederte der Trompeter. „An der Brücke iſt uns gelegen, nicht an Euch und Euren Waffen. Längerer Widerſtand hilft Euch nicht, ſeht, wie die Reiterei durch den Bach auch ohne Brücke ſetzt.“ —

„Sind nur Einzelne, die das ſteile Ufer hinab können,“ entgegnete der Bürgermeiſter. „Bis wir die Unſern gerettet wiſſen, vertheidigen wir unſern Poſten, ſo lange Gott will.“

Ohne hierauf Etwas zu erwiedern ritt der Trompeter zurück. Statt ſeiner rückte ein Regiment Fußvolk an. Der Kampf ward erneuert. Nicht Mann gegen Mann begann das Gefecht, aus der Ferne ſchoſſen ſie

mit Musketen; selbst eine Feldschlange wurde aufgefahren und so die Tapfern niedergestreckt. Da riß der Bürgermeister Albrecht die Fahne aus der Hand. „Nimm die Muskete jenes Gefallenen!" rief er. „Laß mir die Fahne!" Dem Kriegsgotte gleich trat er, die Flatternde in der Hand, auf die Brücke, vor das immer mehr zusammenschmelzende Häuflein. „Gedenkt Eures Schwures!" rief er, „und steht!" Da zerschmetterte eine Kugel ihm das rechte Bein, er kniete auf das linke nieder, und seine kräftige Faust schwang die Fahne hoch. Da zerriß eine Traubenkugel ihm den rechten Arm, die Fahne sank, er erfaßte sie schnell mit der Linken. „Schön ist der Tod für's Vaterland!" rief er aus, hob die Fahne noch hoch in die Luft, und sank mit zerschmetterter Brust zu Boden. Da ergriff Albrecht die Gesunkene. „Mir nach!" rief er dem kleinen Häuflein von kaum noch Achtzigen zu, „mir nach in den Tod, daß wir Mann gegen Mann fechtend sterben!" In der Linken die Fahne, in der Rechten das Schwert, stürzte er voran über die Brücke, die Andern folgten, drangen in die dichten Reihen des ihnen gegenüberstehenden wallonischen Regiments, und das Gefecht mit blanker Waffe begann mörderisch.

Furchtbar wüthete der Tod, die Verzweiflung ist seine furchtbarste Sense. Leichen thürmten sich auf Leichen, immer tiefer in das geschlossene Viereck der Wallonen drangen die Pforzheimer, aber auch immer enger schlossen sich die Reihen der Feinde hinter ihnen, immer kleiner ward der Haufe, die Kraft erlahmte, die Uebermacht drückte sie zu Boden; theuer ihr Leben verkaufend

sanken sie. Die Schaar der Vierhundert war nicht mehr: Nur noch die weiße Fahne flatterte hoch, noch schwang Albrecht sein Schwert. Unverwundet, als habe eine höhere Macht ihn geschützt, kämpfte er, der Letzte der Heldenschaar. Da spaltete der Schlag einer Partisane seine Pickelhaube — er taumelte — und hundert Arme waren mordend gegen ihn gehoben, als eine Stimme „Halt!" rief. — Die schon gehobenen Schwerter sänken, und vor dem Jüngling, der sich auf seine Fahne, an ihr sich aufrecht zu erhalten, stützte, hielt auf grauem Rosse ein kleiner Mann in spanischer Tracht, vor dem die Soldaten ehrfurchtvoll zurück wichen. Er sah Albrecht lange durchdringend an, dann sagte er: „Junger Mann, seyd Ihr rasend, allein gegen ein ganzes Regiment kämpfen zu wollen? — Steckt Euer Schwert in die Scheide, laßt Euch verbinden, und dann zieht hin, wohin Ihr wollt. Ich ehre Euren Muth!"

Albrecht sah auf, sah den Grafen Tilly — denn er war es — starr an, und sammelte, noch von dem Schlage der Partisane betäubt, seine Gedanken, während sich Alles neugierig um ihn drängte.

„Gebt Eure Fahne ab, und laßt Euch verbinden!" wiederholte der General.

„Meine Fahne?" rief er, und seine Lebensgeister waren zurückgekehrt. „Ich meine Fahne geben? Der Einzige seyn von den Vierhunderten, der diesen Tag überlebte. Nein, Herr! lebend geb' ich meine Fahne nicht!"

„So behalte ſie, ſonderbarer Menſch, ſie ſey Dir geſchenkt!“ ſprach der Feldherr.

„So ſchenke Euch Gott für dies freundliche Wort auch dereinſt einen ſanften Tod auf dem Bette der Ehren!“ erwiederte Albrecht, die Fahne an ſeine Bruſt drückend. Da traf ſein Blick Gertraud's Kreuz. „Leben ſoll ich?“ ſagte er dumpf vor ſich hin — „mit Schande heimkehren zu ihr, der einzige Lebende von den Vierhundert? — Nein, nein! — Herr! gebt mir den Tod!“ rief er Tilly zu, „oder ich ſuche ihn —“

Da fiel ohnweit des Feldherrn ein Schuß, eine Kugel drang durch Albrecht's Panzer, zerſchmetterte ſeine Bruſt — er ſank nieder.

„Wer wagte es, ohne meinen Befehl?“ rief Tilly zornig. „Wer wagte es in meiner Gegenwart?“

„Dieſer!“ riefen die Wallonen, von der That empört. „Der Elmer Kaufherr, der ſtets hinter uns her, wie mit uns zog.“

„Haut den Frechen nieder!“ befahl Tilly und ſchnell gehorchten die aufgebrachten Krieger, und Philipp Wels erndete ſchnell den Lohn ſeiner Schandthat.

„Tragt Sorge für den Verwundeten!“ befahl nun Tilly einem Wundarzt, „und man laſſe ihm ſeine Fahne!“ Dann beſah er die Wahlſtatt. Mehr als Tauſend der Seinen ſah er liegen und zwiſchen ihnen die 400 Männer von Pforzheim. Keiner von ihnen war übrig geblieben, Keiner lebte mehr, die Wuth der Feinde hatte auch der Verwundeten nicht geſchont.

Schweigend betrachtete Tilly die Todten. Daß 400 Krieger sich dem Heldentod geweiht, mußte, konnte er bewundern; daß 400 Bürger so fest, so edel die Treue an ihrem Landesherrn bewährt, das faßte er nicht, denn es schlug kein deutsches Herz in seiner Brust.

21.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht traf nur zu bald in Pforzheim ein, doch über das Schicksal der Ihrigen blieben sie länger in Ungewißheit. Aber auch bald darauf erhielten sie die schreckliche Kunde, daß Keiner der Vierhundert übrig geblieben, Alle auf dem Schlachtfelde gefallen seyen. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, Tilly wäre mit dem ligistischen Heere im Anzug und geradeswegs im Marsch nach Pforzheim begriffen. Sie mußten fürchten, daß er an ihnen Rache wegen ihrer, dem Landesherrn bewiesenen Treue, selbst wegen des in der Schlacht bezeugten Muthes, durch den so Viele der Seinen gefallen waren, furchtbar nehmen würde. Aber der Muth, der sie in so mancher Gefahr nicht verlassen, verließ sie auch jetzt nicht. Zwar gaben sie alle Gegenwehr auf, faßten den einmüthigen Entschluß, sich dem Sieger zu unterwerfen; aber dies hielt sie trotz der Nähe des Feindes nicht ab, für die Gebliebenen ein feierliches Todtenamt zu halten.

Gertraud hatte die Nachricht dieses Unglücks mit Fassung vernommen. „Ich ahnete den traurigen Ausgang," sagte sie zu ihrem Vater, „und war darauf

gefaßt. Daß für mich kein Glück auf Erden blühen würde, fühlte ich schon längst.“ Sie ging, obgleich sie selbst des Trostes so sehr bedurfte, die Mutter ihres Geliebten zu trösten, und so tief ihr Herz auch verwundet war, entschlüpfte ihr dennoch keine Klage.

Durch die ganze Stadt herrschte bei der Nachricht, das ligistische Heer sey nur noch wenige Stunden entfernt, eine dumpfe Stille. Aengstlich bereitete jeder Hausvater sich zu dem Schrecklichsten vor; was Jeder an Kostbarkeiten gehabt, hatte er zwar schon früher in irgend eine befreundete Stadt geschickt, aber von dem Kostbarsten, was ihm blieb, von seinem Weibe, seinem Kinde, hatte er sich nicht trennen können. Jetzt nahte die verhängnißvolle Stunde, Tilly's finsterer Geist schwebte vor ihr her und erfüllte mit bangen Sorgen die treuen Bürger. Manche Jungfrau sieh noch aus dem väterlichen Hause, wo die Zurückgebliebenen sich nur noch dem Schutze Gottes empfehlen konnten.

Da gab der Thürmer das Trauerzeichen, daß der Feind sich nahe. Die ehrwürdigen Glieder des Rathes versammelten sich, dem Feldherrn entgegen zu gehen, an sie schlossen sich mehrere angesehene Bürger, um durch Bitten das Herz Tilly's zu erweichen; unter ihnen war auch Meister Paul Reser.

Als sie vor das Thor kamen, sahen sie in der Ferne schon Abtheilungen von Reiterei; diesen voraus, zog ein kleiner Haufen, theils Fußvolk, theils Reiter, die unbekümmert, ob die Stadt Widerstand leisten werde

oder nicht, ohne Ordnung sich nahten. Bald erkannte man, daß sechs bärtige Fußknechte einen mit einer Fahne bedeckten Verwundeten auf der Bahre trugen, welche mehrere Reiter begleiteten, wovon der eine jetzt rasch hervorsprengte. Als er die vor dem Thore Versammelten erreichte, rief er ihnen zu: „Ihr Herren! Ich bringe Euch hier einen Verwundeten, welchen der General Eurer Pflege empfiehlt, auch freue ich mich, Euch hier zu unserm Empfange in Frieden bereit zu sehen; das hat Euch ein guter Geist gelehrt.“

Als während dem die Fußknechte bis bald zu den Bürgern gekommen waren, ging ihnen Meister Paul, den eine Ahnung vorwärts trieb, entgegen. Sie hatte ihn nicht getäuscht. Er sah Albrecht, dem Tilly die Bitte gewährt hatte, ihm den Tod in seiner Vaterstadt zu gönnen, bleich, fast leblos auf die Bahre gestreckt. Schweigend reichte ihm der Vater die Hand, die der Verwundete kaum zu erfassen vermochte. So zogen sie, ohne daß eine Klage das Schweigen gebrochen hätte, der Stadt zu.

Als der vorangesprengte Offizier erfuhr, daß Meister Paul der Vater des Verwundeten sey, begrüßte er ihn höflich. „Herr!“ sagte er, „es muß ein schmerzliches Gefühl seyn, sein Kind in solchem Zustande wieder zu sehen, aber auch ein schönes, das Bewußtseyn zu haben, daß er so männlich dem Schicksale seinen Tribut gezollt hat. Wahrlich, Ihr Bürger Pforzheims,“ fuhr er fort, „hätten alle so ritterlich gefochten, wie er und die Vierhundert Eurer Stadt, wir ständen nicht vor Euren Mauern.“

„Da ich Euch nun in den Händen Eures Vaters weiß," wandte er sich jetzt zu Albrecht, „so sag' ich Euch ein Lebewohl, junger Herr, wünsche Euch einen sanften Tod und eine fröhliche Auferstehung! Und nun zieht in Frieden nach Eurem Vaterhause." Er ließ die Reiter halten und ritt den Heranrückenden, die indeß der Stadt ziemlich nahe gekommen waren, entgegen.

Voran zog ein ligistisches Kürassierregiment, alte gediente Krieger, die, ohne den Gruß der Pforzheimer zu erwiedern, mürrisch an ihnen vorüber ritten, mürrisch, weil ihre Unterwerfung ihnen die Aussicht zur Plünderung nahm. Sie besetzten das Stadtthor und blieben aufmarschirt davor halten. Hinter ihnen kamen mehrere Reiter in vollem Jagen gesprengt. Ein kleiner schon bejahrter Mann, auf einem braunen arabischen Rosse, hielt plötzlich vor ihnen an. Leicht konnten sie an Kleidung und Aeußern in ihm den Generallieutenant der Liga, Graf Tscherklas von Tilly, erkennen.

Würdevoll, ohne das Knie zu beugen, traten sie an ihn heran. Der Aelteste des Rathes überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, und bat mit kurzen aber eindringenden Worten, um Schonung.

„Ihr habt wohl bange Sorge gehabt," erwiederte Tilly, „habt gefürchtet, daß Eurer Treue an einem Fürsten, der gegen seinen Kaiser zu Felde zog, eine strenge Ahndung werden würde? Fürchtet nichts! Der Muth, den die Vierhundert Eurer Stadt auf dem Schlachtfelde bewiesen, hat mein Soldatenherz mit Be-

wunderung erfüllt. Sie sind als Helden gefallen, sind den schönsten Tod gestorben, wär' es nur für eine bessere Sache geschehen! Solchen Muth ehrt der Krieger auch in dem Feinde, und sie haben mit ihrem Tode Euch Schonung und Milde erkauft. Vertraut meinen Worten. Geht zurück zu den Eurigen, beruhigt sie, und empfangt das einziehende Kriegsvolk gut, gebt, was Ihr vermögt, und Mannszucht soll gehalten werden."

Diese unerwartete Milde eines sonst so strengen Kriegers war den Tiefgebeugten, die schon ihre Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt sahen, ein Stern in ihrer Nacht. Doppelt werth war ihnen jetzt das Andenken an die Gebliebenen, die noch im Tode ihre Vaterstadt gerettet hatten.

22.

Als Albrecht in sein väterliches Haus gebracht, sein Lager, neben welchem die ihm anvertraute, nun zerschossene Fahne stand, dicht bei dem Sessel der Mutter aufgeschlagen war, Gertraud, Margarethe und die Väter vor ihm standen, da schien mit dem Eintritte in das Vaterhaus der letzte Lebensfunken noch einmal in ihm aufzuflammen. „Sagt' ich Dir es nicht, meine Gertraud," sprach er, „sagt' ich Dir es nicht, wir sähen uns hier noch einmal wieder? Gelobt sey Gott, daß Du mir die Augen zudrücken kannst! Gelobt sey Gott, daß ich Euch, mein Vater, und Euch, meine gute Mutter, noch einmal sehn, Euch die Hand reichen

kann. Draußen, wo an der Brücke die Vierhundert gefallen sind, war ein heißer, aber ein schöner Tag; die Helden sanken, das Vaterland weint! Da wollte das Schicksal nicht, daß ich das Bette der Ehren mit ihnen theilen sollte, aber der Tod hat mich doch dort auf dem Schlachtfelde erfaßt, wenn er mir auch hier erst das Herz zerdrückt. Ich fühle ihn nahen, und lobe Gott, daß er mich nicht übrig ließ, daß ich das Schicksal der Edlen theilen und mit ihnen den Heldentod sterben kann! Rollt meine Fahne auf, daß ich die Zerschossene noch einmal sehe!" rief er freudig. „Seht, wie das scharfe Blei sie zerriß. Breitet sie über mich, wenn ich ausgerungen! Und nun Euren Segen, Vater," sprach er mit matter Stimme, „schließt mich in Euer frommes Gebet, gute Mutter! Reich mir Deine Lippen zum Kuß, meine Gertraud! Schnell! denn ich fühle — daß meine Stunde schlägt." Und als der Vater den Segen sprach, die Mutter ein frommes Gebet zum Himmel sandte, Gertraud sich über ihn beugte, ihre bebenden Lippen auf seinen Mund drückte, da erhob sich krampfhaft seine Brust, der Tod ergriff ihn, der Letzte der Vierhundert war nicht mehr. —

Gertraud und Mutter Anna folgten ihm bald.

Die That der Dreihundert bei den Thermopylen hat die Geschichte zu uns gebracht, der Ruf dieser That verschallt nicht in dem rauschenden Fluge von Jahrtausenden. — Der That der Vierhundert von Pforzheim bei Wimpfen, über die nur zwei Jahrhunderte hinweg zogen, gedenkt Keiner, denn es waren Deutsche. —

Jene starben den Tod für die Freiheit ihres Vaterlandes, diese für Rettung ihres edlen Fürsten, für Freiheit und Glauben; und kein Dichter sang ihren Ruhm, von keinem Katheder preist man die That, denn der Deutsche ehrt nur das Fremde, und was aus ihm selbst hervorgeht, dünkt ihm niemals groß.

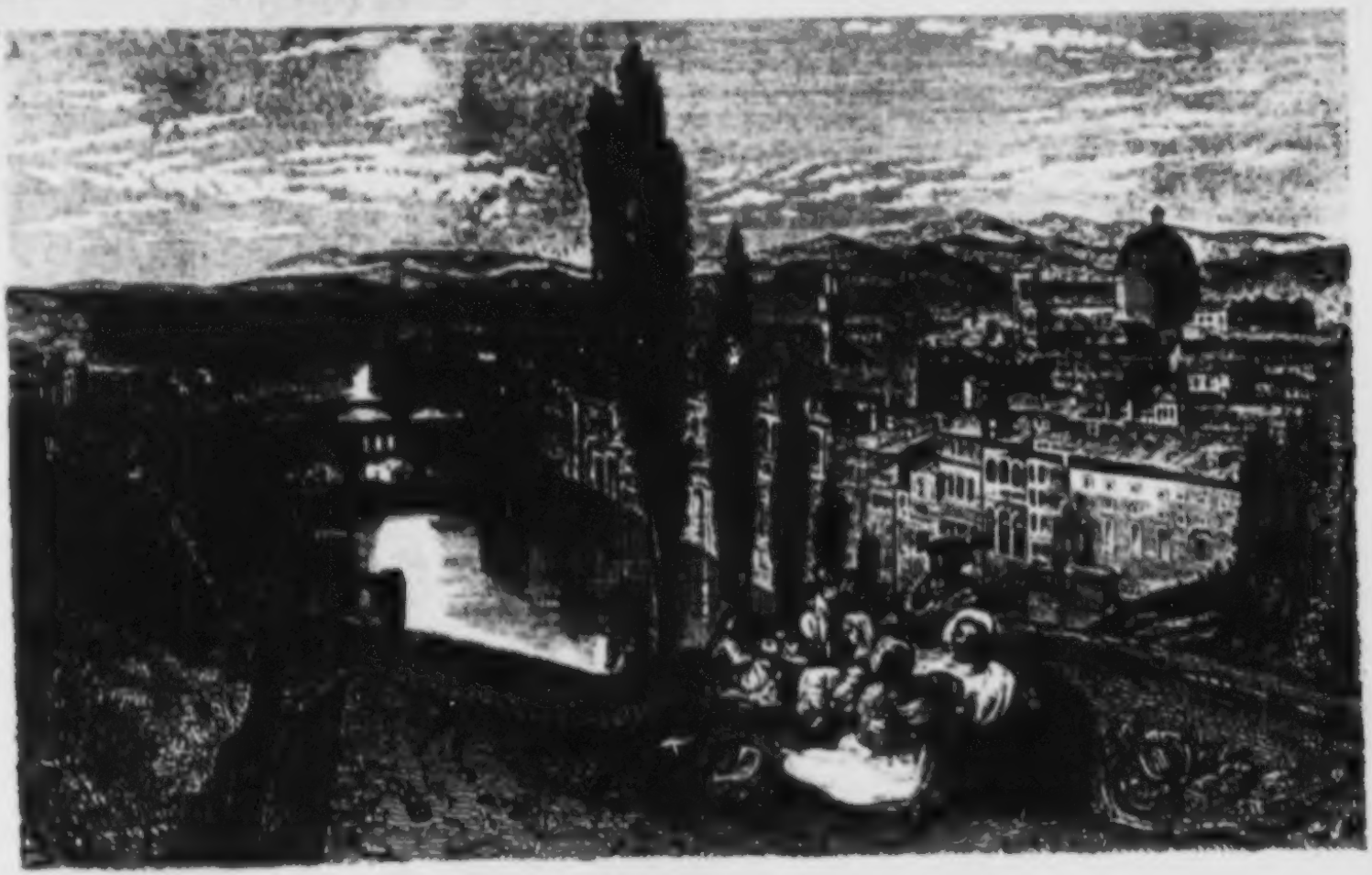

FLORENZA.

Ansicht von Florenz.

Wir liefern als Zugabe zu dem diesjährigen Vielliebchen eine Ansicht von Florenz, die, wie wir uns schmeicheln, eben so vielen Beifall finden wird, als die von Bombay im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuchs. — Florenz, mit vollem Rechte die Schöne genannt, liegt in einem der anmuthigsten und fruchtbarsten Thäler Italiens. Der Arno rollt seine klaren Wogen mitten durch die Stadt und schlängelt sich in leichten Krümmungen durch die lachende Aue. Sanfte Hügel, mit reizenden Villen bebaut und blütengefüllten Gärten geschmückt, steigen in geringer Entfernung von der Stadt auf; bläuliche Berge verschwimmen am Horizonte mit dem reinen Dunkelblau des Himmels. Kühn gewölbte Brücken führen aus einer Hälfte der Stadt über den Arno zu der andern; altehrwürdige Häuser und Paläste steigen an seinen Ufern empor. Rechts am äußersten Ende erhebt sich die majestätische Kuppel der St. Lorenzokirche, in deren mit Pracht überladener Gruft die Fürsten der Stadt schlafen. In der Kirche Santa Croce ruhen die Gebeine von Alfieri, Mich. Angelo, Galilei und Machiavelli. Diese beiden und alle übrigen Gotteshäuser sind zu gleicher Zeit Tempel der Andacht und Museen der Kunst, denn die herrlichsten Schöpfungen eines Raphael, Leonardo da Vinci, Mich. Angelo und Masaccio schmücken sie. Ueberhaupt findet man fast in keiner andern Stadt so viele Meisterwerke der Sculptur und Malerei, als in dem kunstsinnigen Florenz, das nebst seinem Fürstenhause von jeher

die Kunst und ihre Jünger ehrte und schützte. — In seinen Mauern erblickten Americo Vespucci, Nicolo Machiavelli, Dante Alighieri, G. Boccaccio, C. Alemanni und Fr. Guicciardi das Licht der Welt, die sie später mit ihrem Ruhme füllten.

Die Verlagshandlung.

Im Industrie-Comptoir in Leipzig sind zu haben, und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bilderbibel, neue hieroglyphische, mit fünfhundert color. Figuren für die Jugend. Aus dem Engl. kl. 8. br. 16 Gr.

Jarvis, T. M. Esq., Geistergeschichten, nach beglaubigten Quellen erzählt und herausgegeben. Aus dem Englischen. Mit einer Abhandlung des Uebersetzers über Geistererscheinungen. 8. (16 B.) br. Bisher 1 Thlr., jetzt 8 Gr.

Jaubert, P. Amadeus, Ritter der Ehrenlegion, königlichen Dolmetscher der orientalischen Sprachen, Professor der türkischen Sprache bei der königlichen Bibliothek u. s. w. Reise durch Armenien und Persien. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. G. W. Becker. Mit acht Abbild. in 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Joliffe's, T. R., Reise in Palästina, Syrien und Aegypten im Jahre 1817. Mit vielen Zusätzen aus neuen ausländischen Reisebeschreibungen übersetzt. Zum Behufe für Bibelleser. Nebst einer Vorrede von Dr. E. F. K. Rosenmüller. Mit einer Abbildung der Aufschrift auf der Pompeiussäule. gr. 8. 2 Thlr.

Kunst, die, Schulden zu machen und seine Gläubiger hinzuhalten. Für Deutschland bearbeitet. gr. 8. br. 12 Gr.

Modenzeitung, allgemeine, eine Zeitschrift für die gebildete Welt. Herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 30r Jahrg. 1829. Mit illum. und schwarzen Kpfrn. gr. 4. Der ganze Jahrgang mit 52 Kpfrn. 6 Thlr., mit 104 Kpfrn. 8 Thlr.

Rosenmüller, M. G. H., Herausgeber der Mitgabe fürs ganze Leben. Der kleine Hausaltar, oder Morgen- und Abendgebete auf vier Wochen, nebst einer Sammlung von Gebeten, auf besondere Zeiten und Fälle. Mit einem allegorischen Titelblatte. gr. 8. (15 Bgn.) br. 12 Gr.

Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen aus den niedern Ständen, dargestellt in Gemälden mit Beschreibung von F. Richter und Ch. G. H. Geißler. 2r Bd. 1ste und 2te Abtheilung. Mit 28 illum. Kupfern. 4. br. Bisher 6 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Spiele und Belustigungen der Russen aus den niedern Volksklassen. Dargestellt in Gemälden von Ch. G. H. Geißler, Zeichner und Reisegefährte von Pallas und beschrieben von F. Richter. Mit 12 Kupfern. gr. 4. Bisher 6 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Taschen-Encyclopädie, oder allgemeine Uebersicht der Künste ꝛc. ꝛc. Vollständiger Abriß der Astronomie, oder Darstellung der Natur und der Bewegung der Himmelskörper, nebst einer vorausgeschickten historischen Einleitung; auch mit einer Biographie der vorzüglichsten Astronomen und einem astronomischen Bücher- und Kunstwörterverzeichnisse versehen von C. Bailly. Aus dem Französischen von G. A. Jahn. Mit 3 Kpfrn. u. 1 Vignette. 16. (25 Bgn.) br. 18 Gr.

Dieselbe. Vollständiger Abriß der Botanik. 2 Bde. Organegraphie und Systemkunde. Enthaltend die Anatomie der Pflanzen, die Beschreibung aller Organe und ihrer Modificationen, die Systemkunde oder Auseinandersetzung der Systeme und Classificationen, Methoden und eine geschichtliche Einleitung. Von Dr. J. P. Lamoureux. Aus dem Franz. von Dr. F. A. Wiese. Mit 3 Kupfertafeln und 2 Vignetten. 16. (50 Bgn.) br. à 18 Gr. compl. 1 Thlr. 12 Gr.

Tromlitz, A. v., Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1828. Erster Jahrg. Mit 6 Kpfrn. gr. 16. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Derselbe — dasselbe für 1829. Zweiter Jahrg. Mit 8 Kpfrn. gr. 16. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Wunder, die, des Mikroscops, od. Darstellung d. Weisheit d. Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen, für Freunde d. Wissens. M. 9 Kpfrn. gr. 8. 1 Thlr.

HELENE.

TASCHENBUCH.

BIBLIOTH. UNIVERSITATIS INSBRUGENSIS
1896

Industrie Comptoir

Vielliebchen.

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1831.

Von

A. v. Tromlitz.

Das Mädchen von Eßlingen. . Seite 1.
Tschesme. . . . . — 215.
Die seltsame Wette. . . . . — 337.

Verzeichniß der Kupferstiche.

Helene. Titelkupfer.

Titelvignette.

Scene aus der Erzählung: das Mädchen von Eßlingen . . . . . Seite 100.

Das Mädchen von Eßlingen. . . . . — 40.

Scene aus derselben Erzählung. . . . — 178.

Obrist Rosen. . . . . — 352.

Margarethe von Eyp. . . . . — 386.

Die Kreuzigung.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Das Mädchen von Esslingen.

1.

Der wilde Jäger.

Der Sturm brauſte durch den Odenwald und ſchleuderte die mächtigen Stämme der hundertjährigen Eichen mit furchtbarem Krachen zu Boden. Schwarze Gewitterwolken, ſich zornig ihrer Blitze entladend, flogen über den dunkeln Wald hinweg, die Donner rollten in tauſendfachem Echo durch die Berge, den furchtbar heulenden Flügelſchlag des Sturmes übertäubend. Kein kühlender Regen erquickte die feuerſchwangre Luft, drückend ruhte ſie über der Natur.

So war die Nacht, in der ſich aus den Ruinen des Schnellert's eine dunkle Geſtalt erhob. Immer höher und höher trat ſie über das verwitterte Gemäuer hervor, und ſchwebte dann, wie eine düſtre Nebelgeſtalt über die Zinnen des alten Thurmes hinweg. Grauſig war ihr Anſehn; als habe der Sturm einer Gewitterwolke die Umriſſe einer Menſchengeſtalt gegeben, ſo geformt, und doch formlos,

so körperlich, und doch körperlos, schwebte sie, wie aus feuchtem Abendnebel gehaucht, über die Ruinen. Der Sturmwind vermochte nicht, die luftig Schwebende zu jagen, ruhig zog sie seinem rauschenden Flügelschlage entgegen, und selbst der Donner schwieg, kein Blitz leuchtete mehr, nur der Mond breitete durch zerrissene Wolken seinen silberstrahlenden Schleier aus, der aber heute einem weißen Leichentuche glich.

Jetzt schwebte die Nachtgestalt über einer verdorrten, vom Blitz zerschmetterten Eiche, auf deren kahlen Aesten Rabe und Uhu, in banger Furcht, lautlos neben einander saßen, und aufwärts nach ihr blickten, die jetzt ihren feuchten Mantel, ihn wie einen Nebelstreif abrollend, hinter sich ziehen ließ, sich zur Erde senkte und einen Schlafenden, den sie in ihren Riesenarmen trug, unter den verdorrten Baum niederlegte. Nicht mehr schwebend, eine furchtbare Gestalt, hoch über die Eiche, selbst über die jetzt scheu emporflatternden Nachtvögel ragend, stand sie, mit ihren Flammenaugen durch die finstre Nacht auf den Schlafenden blickend.

Dieser war ein Mann, in der Jagdkleidung der Ritter aus dem 14. Jahrhundert. Dunkles, schwarzes Haar rollte über die gefurchte Stirn, ein langer, krauser Bart machte das leichenbleiche Gesicht noch furchtbarer, und obgleich die Augen fest geschlossen waren, kein Glied sich rührte, kein Leben verkündender Athemzug die Brust hob, schien doch sein Schlaf unruhig, und die fest zusammengepreßten Lippen auf böse, schwere Träume zu deuten.

Während die Nachtgestalt, den Arm auf den Eichgipfel gestützt, unverrückt neben dem noch Schlafenden stand,

schwieg der Donner noch immer; nicht des Blitzes Leuchten, nicht Mond, noch Sternenlicht erhellten das furchtbare Dunkel, und nur die drückende Schwüle hing noch mit ihrer Centnerlast über den Erdball gebreitet. Da tönte die Thurmuhr vom nahen Kloster, und mit ihrem ersten Schlage streckte die Riesengestalt den Arm über den Schläfer, und mit dem letzten eilften Schlag erschallte, als ob die Erde in ihrer Tiefe zürnend grolle, ein dumpfes: Erwache!

Bei diesem Rufe öffnete der Schlafende die Augen und starrte staunend in die dunkle Nacht hinein, wo er, trotz der Finsterniß, die Geistergestalt neben sich stehen sah.

„Ha!“ rief der Erwachte, und fuhr von seinem feuchten Mooslager auf, „Du hier? Und ich wieder zum Verderben erwacht? — Also noch kein Erbarmen, keine Vergebung?“ —

„Keine!“ hallte es im dumpfen Echo wieder; die Gestalt erhob sich, rollte zusammen, und zog, gleich einem Morgennebel, den der Wind über die Stoppel treibt, einer Gewitterwolke nach, die sich nun von neuem ihrer Blitze entlud.

Der Mann blieb allein unter dem verdorrten Baume stehen, den jetzt die Raben krächzend umflogen. Der Sturmwind heulte wieder furchtbar durch das Gestein der verfallenen Burg, und durchrauschte den langen flatternden Bart des Mannes. Er schien es nicht zu achten, sein Flammenauge starrte vor sich nieder, und die vorhin so ruhige Brust hob sich stürmisch. „Was mahnst du mich so laut, du längst vermodertes Herz?“ rief er endlich, „Als ich noch unter den Lebenden wandelte, mahntest

du mich nie! Was rufst du mir jetzt zu, den Blick hinauf nach dem furchtbaren, unerbittlichen Richter zu wenden, zu dessen Ohr nur ein frommes Gebet dringt, das mir, dem Sünder, versagt ist? — Warum beginnst du erst jetzt menschlich zu fühlen, da kein warmer Tropfen Lebensblut aus dir strömt? Was quälst und treibst und drängst du mich dort hinauf, wo ich, ein Verworfener, ausgestoßen ward? — Bin ich nicht an diese Erde gebannt, die längst ihr Theil von mir zurücknahm, und muß ich nicht dennoch, Unglück verkündend, ein Todter unter Lebenden wandeln? — An mein Grab rütteln die Geister, daß mein Schlaf nicht friedlich sei, von meinem wilden Leben träume ich dort unten immer, und wenn die Furchtbaren rufen: Erwache! dann treibt mich die Sünde hinaus, ich muß rennen durch Sturm und Nacht, muß jagen und jauchzen, und möchte jammern und sterben!

Wie oft hab' ich nicht im Leben, wenn meine scheue Hand den Dolch in des Unglücklichen Brust stieß, den Tod herbeigerufen, und jetzt, da ich ihn für mich erflehe, flieht er mich hohnlächelnd, seine Sense beugt den verdorrten Halm, doch knickt sie ihn nie. Ich lege mich in die Gruft, wie einst auf mein Lager, und mir graußt vor dem Erwachen; denn meine Morgenröthe ist finstere Rabennacht! — Für mich allein ist kein Todesschlaf!" —

Als er dies sprach, schmetterten aus weiter Ferne Trompeten, Hörnerruf, widrig und kreischend, erschallte durch das Brausen des Sturmes, Rüden heulten, Rosse wieherten, und deutlich konnte man das Dröhnen ihres Hufschlags vernehmen. „Bist du auch schon in meiner Nähe, Unglücksgefährte?" rief er, als er aus dem Walde

zwei feurige Punkte, gleich zwei brüderlich nebeneinander hüpfenden Irrlichtern, sich nahen sah, „Bist du auch schon hier, alter Greif, du mein treuer Gefährte und Vollstrecker manch grausamen Befehls? Naht ihr schon, ihr wilden Gesellen meiner Fehden und Jagden? Soll der Unglückverkündende Kriegszug schon wieder beginnen, und die wilde Jagd durch Forst und Flur verwüstend ziehen? Naht ihr mir schon wieder, und behielt das Grab keinen von Euch zurück? — Nur sie erscheint mir nicht! — Ist dir endlich Ruhe geworden, Unglückliche? Schläfst du einen festen Schlaf, und wecken dich keine bösen Träume, und keine Geister mehr, arme Mathilde? Wohl dir! wenn dort oben Milde an dir, Unschuldige geübt wurde. — Du fehltest menschlich, ich — teuflisch!“ Starr sah er bei diesen Worten vor sich hin, da erblickte er eine graue Dogge winselnd zu seinen Füßen, und das Wiehern und Stampfen der Rosse, das wilde Gebell der Rüden schien immer näher zu kommen, immer lauter das Schmettern der Trompeten, der Hörnerruf durch das Rauschen des Sturmes zu heulen. Aber auch Harfentöne, sanft und mild, drangen durch das höllische Chor, und auf den Zinnen des grauen Thurmes erschien eine lichte Gestalt, gleich einer weißen Friedenstaube schwebte sie herab zu ihm, der, die luftigen Arme nach ihr ausstreckend, „Auch du hier? Unglückliche!“ ausrief.

„Ich träumte, du verließest mein Lager, verließest mich,“ sprach die Gestalt, „da erwachte ich angstvoll, und obgleich meine Wunde noch brennt, warf ich doch das Leichentuch um, nahm die Laute, suchte dich auf — und habe dich gefunden!“

„Unglückliche!“ sprach der Jägersmann dumpf vo
ſich hin, „Unglückliche!“ wiederholte er, „Kehre heim
zurück in deine Gruft!“

„Treibt mich auch kein Fluch aus meinem Grabe
öffnet es doch die Sehnſucht nach dir,“ erwiederte ſi
traurig, „Oder iſt es die Strafe für mein Vergehen
daß ich dir im Tode ſo willig folge, wie ich es im Lebe
that?“

„Fliehe mich!“ rief er jetzt mit dem Tone der Ver
zweiflung, „Hörſt du nicht das wilde Heulen und Jauch
zen? — Die Gräber haben ſich aufgethan, die Todten
ſind erſtanden, der Kriegszug beginnt, die wilde Jagd iſt
los!“

„Faſſe Muth!“ bat ſie den Verzweifelnden, „Ver
traue dem Barmherzigen! Wende dein Herz zum Himmel,
ſprich ein brünſtiges, ein reniges Gebet, es wird gewiß
erhört!“

„Kann ich?“ fuhr er wild auf, „Kann ich dem
Dämon, der mich erfaßt, gebieten: Laß mich los. Oh!
möcht' ich auch beten, ich kann nicht!“

„Otto!“ rief vom Schmerz erg·iffen die Geſtalt,
„Frevle nicht, häufe nicht das Maaß deiner Schuld noch
mehr, des Herrn Barmherzigkeit iſt groß.“

„Groß?“ rief er hohnlachend, während das wilde
Kriegsgetöſe immer näher kam, „Bewährt ſie ſich an
dir, du Unglückliche? Läßt ſie dich im Grabe ſchlummern,
ward dir Vergebung?“ —

„Aus meines Grabes Ruh zieht mich die Sehnſucht
nach dir, mein Geliebter; mit dem Blute, das aus meiner

Wunde floß, entquoll die Liebe meinem Herzen nicht. Laß mich dein guter Engel sein — vielleicht" —

„Hoffe nichts," unterbrach er sie, und sein feuriges Auge rollte immer wilder, „Mich treibt der Fluch meines sterbenden Weibes: Auch noch im Tode zur Fehd' und Schlacht auszuziehen; und wenn dann die Krieger, bis die Friedensfahne weht, auf dem Rodenstein ruhen, treibt mich indeß die Sünde, mit meinen wilden Jagdgesellen hinaus in den Wald, dort über Flur und Saat, mit ihnen zu jagen. Wenn die Schuld mit blutbefleckter Faust an mein Grab klopft, muß ich erwachen, wenn der Tod, dem ich, ein wilder Schnitter der Halme, so Manchen mähete, auf seinem klapperuden Rosse voranzieht, muß ich folgen. — Die hohen Föhren, die hundertjährigen Eichen beugen sich dann unter dem Hufschlag meines Rosses, und die Nebel zertheilen sich vor dem Schnaufen der wilden Bestien, und dem gellenden Ruf meiner Hörner. — Was hilft mir der Wille, was hilft mir das dumpfe Gefühl der Reue; das Schmettern der Hörner, der Jagdruf der Gesellen, übertäubt bald ihre leise Stimme. Zöge mein treuer Eckard nicht warnend vor mir her, wäre ich auch im Tode noch das Verderben der Menschen, wie ich es im Leben war."

Da tönte von dem Klosterthurm der erste dumpfe Schlag der Mitternacht, und auf des Sturmes Flügeln fuhren die wilden feurigen Gestalten einher; Ritter, schwarz geharnischt wie zur Schlacht, die Flammen-Lanzen in der Hand, einen feurigen Dornbusch statt Helmschmuck auf dem schwankenden Eisen-Helm, mit glühenden Augen aus dem geschlossenen Visir blickend, Reiter im Jagdgewand,

mit bleichen Todtengesichtern, auf schwarzen und fahlen Rossen jagend; Rüden, los und gekoppelt, stürzten mit wildem Geheul heran; Hörner- und Trompetenschall, gellend und widrig, schmetterte durch das Toben des Sturmes und scheuchte die Nachtvögel auf, welche krächzend und ängstlich die Burg umkreisten; der alte Leibknappe des Ritters, mit grauem, zottigem Barte, führte das schwarze, wiehernde Streitroß herbei, und Waffengeklirr und das wilde Hussa der Jäger, erscholl durch Berg und Thal.

Da sank Mathilde vor dem Jägersmann zusammen, „Bleib zurück, Otto!“ flehte sie, „Bleib zurück, laß sie ziehen — fasse Muth, und wende dein Herz zu Gott!“

„Ich muß!“ rief er, als der letzte Schlag verhallte, „Unglückliche, ich muß! Mich treibt meine Schuld!“— Er riß Helm und Lanze aus des Knappen Hand, schwang sich auf das bäumende, schnaubende Roß, und sprengte vor dem Kriegszuge her. „Blaßt! Blaßt Trompeter!“ brüllte er, „Laßt die Hörner erschallen, ihr Jäger! Laßt die Rüden los, ihr Gesellen! — Seht ihr die Führer nicht nahen?“

Und auf einem falben Rosse jagte rasselnd der Tod über sie her, ihm zur Seite, die lockende Gestalt der Sünde; sie ließen sich an der Spitze des Kriegszugs nieder, der unter Waffengeklirr und Trompetenklang, langsam und ernst gen Rodenstein zog. Vom Blitz geleuchtet, vom Donner begleitet, rauschten schweigend die luftigen Jagdgesellen, in wilder Unordnung hinterdrein; jener erst vom Rodenstein aus, begann ihre wilde Jagd.

Nur Mathilde blieb, die Harfe im Arm, unter dem Baume zurück, sah traurig dem Zuge nach, und achtete

des Jünglings nicht, der, ihren luftigen Zelter haltend, sehnsuchtsvoll nach ihr blickte. „Wollt Ihr nicht aufsitzen, Herrin, und ihm folgen?“ fragte er endlich; doch sie hörte nicht auf ihn, kniete nieder, und ihr Schmerz sprach sich im frommen Gebete aus. — Da zerrann, bei ihren heiligen Worten, die luftige Gestalt von Diener und Roß, ein feuchter Nebelstreif zog über die Trümmer der Burg dahin; die Betende blieb allein.

Der Sturm hatte sich gelegt, das Gewitter war vorüber, unbewölkt warf der Mond sein Silberlicht über die Trümmer der Burg, hell glänzten die eckig gehauenen Steine des halb verfallenen Thurmes, und die Regentropfen funkelten wie Crystall vom Mondlicht bestrahlt. Der Nachtwind rauschte nur leise durch das alte Gemäuer, und das hohe Gras, das in der verödeten Kapelle die Gräber deckte, schwankte, von seinem kalten Hauche berührt, hin und her. Die Nachtvögel waren wieder zur Ruhe gegangen; die betende Geistergestalt störte sie nicht.

Diese hatte sich jetzt von der Stelle unter dem Baume erhoben, und schwebte zu den Trümmern der Burg zurück. Hier ließ sie sich auf einem hohen Steine, der wahrscheinlich einst der Altar der Kapelle gewesen war, nieder, die Stunde des angstvollen Schlummers, den ihr die Morgenröthe brachte, zu erwarten. Stunden waren an ihr vorüber gegangen, sie hatte es nicht bemerkt; ihre Harfe im Arm, ihr Auge nach den Sternen gerichtet, schwanden sie ihr unbeachtet. Doch jetzt, als sie aus der Ferne Rüdengebell und Hörnerklang vernahm, fuhr sie auf, — „Barmherziger Gott, erhöre mein Gebet!“ rief sie, auf ihre Kniee sinkend, — „Vergieb mir meine Schuld, ver-

gieb ihm seine Sünde, gieb ihm Kraft, sich zu dir zu wenden — gieb uns die ewige Ruhe!" —

Und es rauschte über ihr, gleich dem Flügelschlag aufgeschenchter Nachtvögel; Schatten, grau und düster, schwebten über das Gemäuer dahin, und der Ritter von Rodenstein senkte sich aus den Lüften vor ihr nieder. „Auf, auf!" rief er, „auf Mathilde! Im Osten beginnt der Tag zu grauen; die Jagd ist vorüber, klopf an die Pforte, daß sie sich öffne!" —

„Willst du dich wieder ohne Nachtgebet zur Ruhe legen?" fragte sie traurig.

„Auf meinem Jagdzuge habe ich das Beten verlernt — komm Liebchen! Komm ins kühle Bett, zwar nur eng und klein, schauerlich und kalt; doch zieht es mich hin. Mach auf die Pforte, du klappernder Thorwärter," rief er, „mach auf, ich komme mit meinem Liebchen." Er streckte den Arm nach ihr — sie versanken.

2.

Magdalene.

„Gevatter! Gevatter!“ ſagte der kleine, verwachſene Stadtſchreiber der freien Reichsſtadt Eßlingen zu dem ſtämmigen Wirthe der Herberge zum ſchwarzen Adler, „Allzu ſcharf macht ſchartig! Was ſoll der ewige Unmuth, was ſoll das Schmollen über Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind!“

„Trinkt, Herr Stadtſchreiber!“ erwiederte Benedikt Hegelin, der Wirth, „Laßt es Euch ſchmecken, kümmert Euch um die Wohlfahrt unſerer Vaterſtadt, und nicht um meine Laune, die wird durch Eure geſuchten, wohlgeſetzten Reden nicht geändert.“ Er ſchenkte ihm bei dieſen Worten das Kelchglas wieder voll, dann ſagte er mit Unmuth, „Es ziehen von neuem trübe Wolken, jenſeit des Rheins über unſer liebes Deutſchland her; der franzöſiſche König wirbt, aus allen Provinzen ziehen die Kriegsvölker der Grenze zu, und kaum hat der harte Friede von Nimwegen den deutſchen Landen einige Ruhe gegönnt, kaum ſind die Brandſtätten wieder bebaut, ſo droht der Krieg von neuem zu wüthen. Trinkt doch, Herr Stadtſchreiber!“ unterbrach er ſeine politiſche Klagrede, „trinkt, und ſeht mich nicht ſo ſeitwärts mit Euern blitzenden Augen an; Ihr wißt, ich liebe einen offnen geraden Blick.“

„Ja!“ erwiederte der kleine Mann mit dem größten Gleichmuthe, aus dem frischgefüllten Kelchglase nippend, „Ja, es scheinen trübe Zeiten einzutreten, deshalb muß auch alles in Fried und Freundschaft zusammen halten, nur das allgemeine Wohl vor Augen haben, und Privatfeindschaft vergessen sein. Zugleich ist es gerathen, sein Haus zu bestellen, und Euch vorzüglich möcht' ich warnen!“

„Herr Stadtschreiber,“ fuhr Benedikt auf, — „Ihr wißt, wie ungern ich mir ein Glas Wein, diesen edlen Trank, vergällen lasse, wie ungern ich in meinem Hause meinen Gästen, besonders solchen werthen Gästen, wie Ihr, Unfreundliches sagen mag.“

„Beruhigt Euch, lieber Nachbar,“ unterbrach ihn der Stadtschreiber beschwichtigend, „Gut Ding will Weile haben, und zu einem guten Entschluß gehört ein weiser Rath, deshalb bitte ich, werther Gevatter, hört mich ruhig an, und faßt die Ueberzeugung, daß nur wahre Freundschaft für Euch mich zu sprechen zwingt, besonders da ich weiß, wie leicht meine Reden einen so alten Freund gegen mich aufbringen könnten.“

„Nun so beginnt Euern wohlstudirten Sermon,“ sagte Benedikt verdrießlich, und setzte sich in seinem Lehnstuhl zurecht, „nur erwartet nicht, daß ich Euch unterbrechen, oder wohl gar mich mit Euch in einen Wortwechsel einlassen soll; Eure Zunge ist gewandt, Ihr seid ein hochstudirter, und zugleich ein listiger Mann; ich ein schlichter Reichsbürger, der nur das Herz, nicht Spitzfindigkeiten auf der Zunge hat, — wofür Gott ewig gelobt sei.“

„So bitte ich wenigstens für heute noch um geneigtes Gehör,“ begann nun der Stadtschreiber, dem gar nicht

vor seines Gevatters Schweigen bange war. „Ihr seid seit dem letzten Schwörungstage mit der Rathswahl unzufrieden, glaubt, Ihr wäret durch allerhand Ränke von der Wahl ausgeschlossen, und Euch zu kränken, wäre der Burgemeister Beer, Euer bitterster Feind, gewählt worden."

„Nun, ist dem nicht so?" fuhr Benedikt auf, — „Hab' ich nicht — doch ich wollte Euch ja nicht unterbrechen — fahrt nur fort!"

„Selbst mich, Euern bewährten Freund, hattet Ihr in Verdacht, daß ich aus kleinlicher Rache dazu beigetragen, und manchen von Euerm Anhang Euch abwendig gemacht hätte — Ihr irrtet —"

„Nun ja, ich irrte!" unterbrach ihn der Adlerwirth von neuem — „Wenn Ihr es meint, nun ja! — aber nur weiter."

„Ihr zürnt deshalb der Stadt, seid dem Rath in Allem zuwider, wiegelt Eure Freunde auf, dringt auf genaue Ablegung der Rechnungen, stört in jetziger Calamitätenvollen Zeit die so nöthige Eintracht, macht Euch dadurch die halbe Stadt zu Feinden, und versperret Euch, für das künftige Jahr, alle Aussicht zu Amt und Ehren."

„Wie Gott will!" sprach Herr Benedikt mit ruhigem Ernst, „Mögen doch alle Schufte, und die es nicht redlich mit der Vaterstadt meinen, mir Feind sein, oder werden, wenn mir nur die wenigen rechtlichen Männer zugethan bleiben, deren unsre Stadt noch manchen zählt; doch weiter, weiter, die Kanne ist bald leer, ich muß sonst, ehe Ihr beendet habt, hinaus, sie wieder zu füllen."

„Darum rath' ich Euch, Euere Freunde zur Eintracht zu ermahnen, und ihnen mit gutem Beispiel voran zu

gehen," fuhr der Stadtschreiber fort, ohne sich im mindesten aus seiner kalten Ruhe bringen zu lassen, „Dies mein Rath in Hinsicht der Stadt; nun von dem, was mich persönlich und näher angeht."

„Das alte Lied!" unterbrach ihn Benedikt mürrisch, während der Stadtschreiber sich durch einen Trunk zu seiner Rede stärkte.

„Ihr habt mir nun schon zweimal Eure Tochter für meinen Sohn versagt", begann er, „ohne mir einen andern Grund anzuführen, als, daß Ihr ihn nicht zum Eidam wollt. In jetziger Zeit, wo der politische Horizont so trübe wird, ist jeder Jungfrau eine Stütze nöthig, und um so mehr, wenn Gott sie mit Schönheit und Anmuth begabt hat, wie Euer Töchterlein; in Kriegszeiten ist Schönheit nicht immer eine kostbare Mitgift. — Und was könnt Ihr gegen meinen Sohn haben? Ist er nicht ein feiner, wohlgebildeter junger Mann, erlaubt Ihm sein einträgliches Geschäft nicht, ein Weib zu nehmen, und glaubt Ihr, der alte Mathias Keller würde seine Truhen unter Schloß und Riegel halten, wenn Jungfer Magdalene als Hausfrau in seines Sohnes Wohnung einzöge? Haltet mich nicht für so filzig! Ich gebe meinem Andreas ein gleiches Heirathsgut mit, wie Ihr Eurer Tochter —"

Der Mann im Lehnstuhle schwieg.

„Nun," fuhr der Stadtschreiber fort, dem dies Schweigen die Hoffnung mehrte, „nun, überlegt nicht lange — Mein Andreas ist jung, hübsch, reich, ein ehrenwerther Mann."

Ein unwillkührliches, spöttisches „Hm!" das Herrn Benedikt entschlüpfte, unterbrach den glücklichen Vater auf unangenehme Weise in dem Fluß seiner Rede, —

„Was soll der spöttische Ausruf bedeuten, Herr Gevatter?“ fragte er jetzt, den immer noch in Gedanken Sitzenden, „Zweifelt Ihr etwa, daß mein Andreas ein ehrenwerther Mann sei?“ —

„Herr Stadtschreiber,“ nahm der Wirth zum schwarzen Adler das Wort, rückte seinen Sorgenstuhl näher, nahm sein schwarzes Käppchen mit Heftigkeit ab, und legte es etwas zusammen geballt neben sich, „Ihr habt mir im Leben manche Gefälligkeit erzeigt, zwar keine umsonst, doch das thut nichts zur Sache, seid mein Nachbar, und bis jetzt haben wir immer in Friede und Freundschaft neben einander gelebt, ich habe Euern Sohn, Ihr meine Tochter zur Taufe gehalten, und so bestand seit vielen Jahren ein freundliches, wenn auch kein herzliches Verhältniß unter uns beiden, das ich in meinen alten Tagen nicht gern gestört sehen möchte. Deshalb wich ich den Bewerbungen für Euern Sohn aus, ohne Euch reinen Wein einzuschenken, ich glaube aber, ich that nicht gut daran, denn der gerade Weg ist immer der beste und darum will ich ihn jetzt wenigstens gehen, und nun nichts für ungut, Herr Stadtschreiber!“ Er setzte sein Käppchen wieder auf und fuhr dann fort: „Was die Rathswahl anbetrifft, so weiß ich, daß Ihr mir, trotz Euren Versicherungen, entgegen waret, Ihr hattet Eures Sohnes wegen einen Groll auf mich geworfen, und vergaßt darüber so Manches, was Ihr nicht hättet vergessen sollen. Ich habe Euch vergeben; in der Leidenschaft handelt der Mensch nicht immer, wie er soll. Warum ich aber Euern Sohn nicht zum Eidam mag? Meine Magdalene mag ihn nicht zum Manne, ich wünsche mir ihn nicht zum Eidam

ſeht, das ſind von den mancherlei Urſachen die hauptſächlichſten, und es bedarf nun wohl keiner Rede mehr." —

Er ſchenkte bei dieſen Worten die Kelchgläſer wieder voll. Der Stadtſchreiber, ohne ſein Geſicht nur im mindeſten zu verändern, hatte ihm ruhig zugehört, hatte ihm das leere Glas hingehalten, und erſt, als der alte Reichsbürger das Zimmer verlaſſen, umzog ein teufliſches Lächeln ſeinen Mund, wobei er nachdenkend in das gefüllte Glas blickte. Jetzt mochte ihm ein böſer Geiſt einen klugen Gedanken eingegeben haben, denn er ſah, beifällig mit dem Kopfe nickend auf, ſein Entſchluß ſchien gereift, und als der Wirth wieder eintrat, war des Stadtſchreibers Geſicht ſo ausdruckslos, ſo flach und gleichgültig, als ob zwiſchen ihnen beiden nichts vorgefallen ſei.

„Nun dann, werther Gevatter!" brach er endlich das Schweigen, „So hart Euer eben geſprochenes Wort auch für mich war, ſo ſehr es mir auch alle Hoffnung für meinen Sohn genommen hat, ſoll doch Friede und Freundſchaft ferner unter uns ſein und bleiben. Auch wenn Eure Magdalene meine Schwiegertochter nicht wird, ſoll ſie und Euer zukünftiger Schwiegerſohn dennoch hoch leben, kommt, ſtoßt an!"

„Wie meint Ihr das, und wen meint Ihr?" ſagte Herr Benedikt, das Glas unberührt vor ſich auf dem Tiſche ſtehen laſſend, — „Aus Euern Augen, Gevatter, blitzt die Schadenfreude, erklärt Euch deutlicher."

„Nun, Freund! Was bedarf es da weiterer Erklärung," nahm der Stadtſchreiber das Wort, „Was die ganze Stadt weiß, werde ich doch wohl auch wiſſen können."

„Was wißt Ihr, was weiß die ganze Stadt?“ fuhr Benedikt heftig auf.

„Daß der Kaufmannssohn aus Gmünd, der bei dem Würtenberger Reiter Geschwader in Tübingen steht, Eurer Tochter Herz schon längst gefesselt hat.“

„Aber das Meine nicht!“ unterbrach ihn der Vater, immer heftiger werdend.

„Glaube es wohl,“ fuhr der Stadtschreiber fort, „Wie könnte auch ein so rechtgläubiger, lutherischer Christ sein Kind einem Katholiken geben wollen.“

„Nimmermehr, nimmermehr!“ fuhr Benedikt von neuem auf.

„Und deshalb dachte ich so nach meinem geringen Verstande, daß es doch wohlgethan und besser sei, der Sache durch eine anderweitige schnelle Heirath zuvorzukommen, ehe der Liebesteufel die Jungfrau ganz umstrickt, und sie von dem rechten Glauben abwendig macht.“ Er hielt inne, und beobachtete seinen Nachbar aufmerksam, der schweigend vor sich hin sah.

„Ihr thatet überdies nicht wohl, Gevatter,“ fuhr er dann fort, das Feuer, das in des Alten Auge blitzte, noch mehr anschürend, „das Mädchen nach Gmünd zu Eurer Schwägerin zu schicken, nach jener Stadt, wo das Licht Lutheri noch nicht geleuchtet, und wo in jenem Hause schon manches gläubige Herz verführt wurde — Ihr thatet nicht wohl daran! — Doch, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, nur für die Zukunft kann der menschliche Verstand sinnen und grübeln, und ein guter, wohlgemeinter Rath nur dort Früchte tragen.“ Bei diesen Worten stand er auf, nahm sein Hütchen zur Hand, dankte

höflich für gute Bewirthung, und verließ mit den Worten: „Grüßt Jungfer Magdalene freundlich von mir“ das Zimmer.

Benedikt, der auf alle dies nur mit Kopfnicken geantwortet hatte, ſtand noch lange mit verſchränkten Armen da, und ſah gedankenvoll nach der Thür, aus welcher der Stadtſchreiber gegangen war. Endlich ſeufzte er tief auf — „Sollt' es möglich ſein! — Sollte mein Kind“ — murmelte er vor ſich hin, „meine fromme Magdalene wirklich von dem rechten Pfade gewichen, des Nachbars Rath eine warnende Stimme von Gott ſein? — Nein, nein!“ rief er dann heftig, „durch den Mund jenes gleißneriſchen Mannes ſpricht Gott nicht zu mir, nur die Rache und eine böſe Abſicht ſprechen aus ihm!“ Er ſetzte unmuthig das Trinkgeſchirr wieder an ſeine Stelle, und ging, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn er mürriſch war, nach dem obern Stübchen, wo gemeinhin Magdalene bei ihrer kränklichen Mutter ſaß.

Heute fand er aber ſein Weib nur allein, er reichte ihr ſchweigend die Hand, und ſetzte ſich auf Magdalenens Platz, ihr gegenüber. Eine geraume Zeit ſaßen ſie ſo, der Vater in Gedanken, die Mutter den Ausbruch ſeines Unmuths befürchtend; da er aber ſein Schweigen nicht brechen wollte, und mit der linken Hand auf dem Tiſche trommelte und unverſtändliche Worte murmelte, ein Zeichen, daß er mit etwas Unangenehmen beſchäftigt war, ſo glaubte ſie reden, und ihn auf etwas Anderes bringen zu müſſen. „Es ſind heute wohl keine Gäſte in der Schenkſtube, da du zu mir herauf gekommen biſt?“ fragte ſie deshalb.

„Genug," erwiederte er, „der Konrad wird ſie ſchon bedienen — Aber wo iſt Magdalene?"

„Sie hat ihr Regentuch genommen, und iſt zu ihrer Freundin gegangen."

„Ich liebe es nicht, wenn ein ſittiges Mädchen, gleich einem unnützen Pflaſtertreter, von Straße zu Straße herumläuft," ſagte er finſter, „ſage ihr das! Es iſt beſſer, ſie bleibt zu Hauſe und pflegt ihre kranke Mutter, arbeitet und ſteht der Wirthſchaft vor, damit ſie dereinſt eine gute, tüchtige Hausfrau werde, als daß ſie von Straße zu Straße zieht. Sieh, alle der Schnak, den ich da auf dem Tiſche und in ihrer Arbeitslade ſehe, gefällt mir nicht — Spitzen und Bänder, neumodiſch Zeug, was über den Rhein zu uns gekommen iſt, Firlefanz, von dem du und deinesgleichen in Eurer Jugend nichts wußtet. Was ſoll der Plunder? Was nützt eine ſolche Arbeit? Im Winter an den Spinnrocken, im Sommer das Linnen gebleicht und dann genäht, daß die Kaſten voll werden, und wenn der Eidam die Tochter abholt, alles bereit iſt, und dem Kinde nichts fehlt, als Gottes und der Eltern Seegen, das iſt Ordnung und Thätigkeit."

Die Mutter ſeufzte.

„Ich verſtehe deinen Seufzer, Gertrud," fuhr Benedikt fort, „du möchteſt den Eidam einziehen ſehen, aber den, den du und das Mädchen wünſchet; du kennſt ihn, den Magdalene ſich zu ihrem Verderben erkohren hat, biſt ſchwach genug, der Thorheit deines Kindes nachzugeben, und ſiehſt nicht die Kluft, welche ſie trennt. Denk' an die Vergangenheit, Mutter!" ſagte er nun, mit Herzlichkeit ihr die Hand reichend, „denk' an unſere Jugend

und ziehe dir die Lehre daraus, daß es nicht gut sei, wenn der Glaube störend in das häusliche Leben tritt. — Wir liebten uns gewißlich treu und wahr," fuhr er, in der Erinnerung an die Vergangenheit traulicher werdend, fort: „In dir allein suchte ich mein ganzes Glück, ohne dich wäre mir das Leben verhaßt gewesen, und doch hätte ich den Muth gehabt, dir zu entsagen, wenn du dich nicht zur reinen Lehre bekannt hättest. Du thatest es anfangs mehr aus Liebe, als aus Ueberzeugung, und erst als du das Wahre vom Falschen sattsam unterscheiden lerntest und das Licht, hell und klar, dein Inneres erleuchtete, dankest du mir, daß ich dich recht geleitet. Und doch Barbara, doch hat, besonders in spätern Jahren, der Glaube uns so manche schöne Stunde getrübt, und läugne es nicht, — Du bist, seit Gicht und Krankheit dich plagen, und Gott dir schwere Lasten auflegte, in deinem Glauben irre geworden, und zuweilen mag sogar ein Zweifel in dir aufsteigen, ob du recht thatest, dem Pabstthum abzuschwören. Weine nicht, Mutter!" sagte er, sie zu beruhigen, „Fasse dich, Gott ist ein barmherziger Vater, er wird dir die Zweifel deines gedrückten Geistes vergeben, aber trotz seiner Barmherzigkeit würde er dir es nie verzeihen können, machtest du unser Kind in seinem Glauben irre und raubtest ihr so den Frieden ihres Herzens. Im Glauben allein ist ewiges Heil, so wie im redlichen Wandel das irdische zu finden ist. Ich warne Euch vor Sünde und Thorheit, denn wäre meine Furcht gegründet, so wäre auch mein Erdenglück dahin. Auch gebe ich nie meine Einwilligung zu der Heirath," fuhr er fort: „des Mädchens Starrsinn setze ich meinen eisernen Willen entgegen, und sowahr ich

Benedikt Hegelin heiße, und ein redlicher Bürger von Eßlingen bin," rief er, heftig mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, „der katholische Reuter Lieutenant erhält mein Kind nimmermehr!" Eben trat Magdalene ein.

„Gut daß du kommst," sprach er heftig auf sie zugehend; doch die Mutter hielt ihn zurück, „Benedikt!" bat sie, „Hast du mir nicht so oft versprochen, nie, wenn du heftig bist, das zarte Kind zu betrüben; erst beruhige dich, dann sprich mit ihr."

„Du hast recht, Mutter!" sagte er, durch diese Mahnung besonnener geworden, „Es ist nicht gut, wenn der Mensch im Zorne redet, seine Vernunft ist dann gefangen, und seine Worte sind gemeinhin zu hart. Deshalb ein andermal, Magdalene, wenn ich ruhiger bin, sollst du erfahren, was ich dir sagen wollte." Er ging, ohne ihr die Hand zu reichen, an ihr vorüber.

„Ich weiß schon, was du willst, alter Vater!" sagte das Mädchen ihm ernst und traurig nachsehend, „Fürchte nicht für dein Kind!"

„Komm, komm Magdalene!" rief jetzt die Mutter, „Komm an mein Herz! Weine dich aus, an der Mutterbrust findest du die Thränen."

Aber Magdalene fand auch an der Mutterbrust die Thränen nicht, nur erst, als sie ihr Regentuch abgelegt, sich wieder zur Arbeit hingesetzt hatte, und die weinende Mutter vor sich sitzen sah, erhielt ihr Schmerz Worte: „Weinet nicht um mich, Mutter!" sprach sie mit weicher Stimme „Eure Thränen vermehren nur noch meinen Kummer, ehe der Zwiespalt in meinem Innern nicht gelöst ist, ehe nicht ein fester Entschluß in mir Wurzel ge-

faßt hat, eher habe ich nicht Ruhe noch Raſt. Ich habe die Muhme geſprochen, ſie läßt Euch grüßen und ermahnen, beharrlich auf dem Wege fortzuſchreiten, den Ihr betreten hättet. Mir hat ſie einen Geuß und dies Brieflein von ihm gebracht, und mir manches geſagt, was mich betrübt. Sie meint, ich ſoll das Vaterhaus heimlich verlaſſen, nach Gmünd zu ihr kommen, dort mich mit Georg verbinden, und in dem Schoos der alleinſeligmachenden Kirche Vergebung ſuchen."

„Kind!" rief die Mutter erſchrocken.

„Bangt nicht für mich, Mutter!" fuhr Magdalene fort, „gegen dieſen Vorſchlag ſträubt ſich mein Herz, ich verlaſſe den alten Vater nicht heimlich, trete ohne ſeinen Seegen nicht zum Altar. Und drängt auch eine mächtige Sehnſucht mich nach der Kirche, wo ich nicht *allein und verlaſſen mit meinen Fehlern und Sünden ſtände*, wo die heilige Mutter als ſöhnende Vermittlerin, wo die Heiligen durch ihre Fürſprache für mich um Vergebung flehen würden, lockt mich auch das glänzende Gepränge, der Weihrauch und der feierliche Geſang, ſo wende ich doch mit innigem, frommen Herzen mein Auge nach dem reinen, hellern Licht, das mich ſeit meiner Wiege umſtrahlte, ich wage es nicht meinen Geiſt zu feſſeln, und meinen Sinnen zu folgen."

„Der Herr möge dich erleuchten," ſprach die Mutter.

„Ueberdies ſeh ich in Euch ein warnendes Bild," fuhr Magdalene fort. „Noch im Alter ſteigen Zweifel in Euch auf, ob Ihr recht thatet, den Glauben Eurer Väter zu verlaſſen, und ich fürchte, auch mich könnte es gereuen, durch Liebe verlockt, dem Glauben zu entſagen, auf den

meines Vaters redliches Herz so sehr baut, der ihm so schönen Trost, so kräftigen Muth im Unglück giebt, und den er mir von Kindheit an so tief in meine Seele geprägt hat; dann dünkt es mir auch zuweilen, als führe nur der fromme Wandel zum Himmel und die äußern Formen wären nur irdischer Tand, den man am Grabe ablegt, und von dem die Heiligen dort oben nichts wissen. So wird mein Inneres vom Zwiespalt zerrissen, ich bin mir kaum eines festen Willens, eines bestimmten Wunsches mehr bewußt; nur das weiß ich, daß ohne Georg das Glück des Lebens für mich dahin ist."

„Er wird nie der Deine werden, armes Kind!" sagte jetzt die Kranke, das Mädchen näher an sich ziehend, „Der Vater hat sich darüber bestimmt ausgesprochen, und du kennst seinen festen Willen."

„Den kenne ich!" sagte Magdalene mit Ergebung, „Ich werde mich vor ihm beugen, gehorsam sein, und lieber untergehen, als etwas thun, was mir Gott und der Vater verbietet, aber eben so wenig wird sein Wille mich vermögen, ihm zu entsagen, ihn zu vergessen. — Seht Mutter! Wären bei uns die frommen Asyle, wo ein zerrissenes Gemüth Fried' und Ruhe wieder finden konnte, nicht aufgehoben und zerstört, so stände mir ein Ausweg offen, nun aber schwank' ich zweifelnd zwischen Schmerz und Lust, zwischen Pflicht und Liebe, und weiß mir nicht mehr zu rathen."

„Armes Kind!" jammerte die Mutter, „Auch ich weiß dir keinen Rath, keinen Trost zu geben; geh in dein Kämmerchen und bete."

„Ja Mutter, das thu' ich oft, wenn mir die Brust

zerſpringen will, bei Tag und Nacht, in Freud und Leid. Aber wenn ich dann, die Hände gefaltet, auf meinen Knieen liege und meine Worte ſo recht aus des Herzens Tiefe aufſteigen, ſo iſt es mir doch zuweilen, als flüſtre mir eine Stimme von außen zu: Dein Gebet dringt nicht hinauf zu Gott, die Lüfte tragen es nicht zu ſeinem heiligen Thron, und dann drängt es mich, das Muttergottesbild, das ich ſo ſorgſam verberge, aus dem Schrein zu nehmen, und an ſie, die Schmerzensmutter, mein Gebet zu richten. Oft habe ich es ſchon gethan, und da war es mir, wenn ich mein Auge nach ihr hob, als ob ich zu Euch, gute Mutter ſpräche und ſie meine Sehnſucht verſtände, und dann ward es mir leichter ums Herz. Zuweilen aber grauſt mir vor dem Bilde, und es iſt mir, als trieb ich Abgötterei mit irdiſchen Dingen."

Sie ſchwieg und ſetzte ſich zur Arbeit nieder, aber es dauerte lange, bis ſie die Nadel zur Hand nahm, ihr Herz war zu bewegt. „Mutter!" ſagte ſie endlich, „Er hat mir geſchrieben, daß er morgen hierher kommen würde, in unſer Haus darf er nicht, und ſprechen muß ich ihn doch, erlaubt Ihr, daß ich zur Muhme gehen darf? dort will er mich erwarten."

„Kann ich dir deine Bitte verweigern?" erwiederte die Mutter, „Mich dünkt zwar, ich thue Unrecht und auch du, wir ſollten Beide nichts beginnen, was der Vater nicht wiſſen darf."

„Ich will es ihm auch nicht verheimlichen," ſagte Magdalene raſch, „will es ihm offen geſtehen, daß ich Georg ſprach. Warum ſollte ich es nicht iſt es ja nur

ihm Lebewohl zu sagen, daß ich ihn noch einmal sehen will."

„Hast du den Muth hierzu, Magdalene?" fragte die Mutter besorgt, „Wird dein Herz nicht vor Gram brechen?" —

„Ja Mutter!" erwiederte sie mit Ergebung, „Ich werde Georg nie vergessen, nie wird eine andere Liebe mein Herz beglücken, aber der Vater befiehlt und ich gehorche, ihm danke ich mein Leben, er legte den festen Grund der Tugend in meine Brust, er erwartet so ganz das Glück seines Alters aus meiner Hand, nie werde ich thun, was ihn betrüben könnte. Dies Herz wird brechen, doch soll es ihm verborgen bleiben, diese Augen werden weinen, er soll keine Thräne sehen, nur an Eurer Brust soll mein Schmerz Worte finden, nur Euch soll mein blutendes Herz geöffnet sein."

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, sie versuchte ihr Kind von dem ernsten Entschlusse abzubringen, aber vergebens. „Ich vergesse ihn nie," sprach Magdalene mit Ruhe, „aber geschieden muß es sein."

Am andern Morgen schlich sie zu der Muhme, und fand dort den Geliebten schon ihrer harrend. Sie hatte am Morgen noch einmal offen mit dem Vater über ihr Verhältniß gesprochen, seine bestimmte Weigerung ihrer Bitte, die furchtbare Verheißung seines Fluches, wenn sie den Katholiken heirathe, hatten ihr gezeigt, daß keine Hoffnung mehr für sie sei, und ihr Entschluß stand nun unerschütterlich. Nicht Georgs Bitten, nicht der Muhme Ermahnungen, konnten sie bewegen.

„Wir müssen uns für den Augenblick trennen, mein

Geliebter!“ ſprach ſie, „Nur die Zeit kann Hoffnung wiederbringen, jetzt muß ſie für uns verloren ſein. Nicht mein Glaube, nicht der Deinige erlauben mir Kindespflicht zu vergeſſen, und kein Prieſter kann mich von dem Vaterfluche losſprechen. Wir ſehen uns nicht wieder! Bleibſt du mir treu, ſo finden ſich unſre Herzen doch; ſei es hier, oder dort.“ Sie ſchied von ihm, ſeine Thränen, ſein Flehen hielten ſie nicht zurück.

Kaum war ſie wieder in ihr Haus getreten, als ſie den Vater von der Zuſammenkunft mit Georg, und von dem Lebewohl, welches ſie ihm geſagt, unterrichtete. Sie verſprach ihm, ſo lange er es wünſche, von dem Geliebten getrennt zu bleiben, geſtand aber eben ſo offen, daß ſie ihn nie vergeſſen, ihn ewig lieben werde. „Und wenn dieſe Augen ſich ſchließen?“ unterbrach ſie der Vater, „Wenn ich nicht mehr bin?“

Magdalene ſchwieg.

„Auf mein Grab baust du deine Hoffnung?“ fuhr er finſter fort, „Ich verſtehe dich! Mein Todtenkranz ſoll dir zum Brautkranz werden!“

„Vater!“ rief das Mädchen erſchüttert, „Vater, nicht ſolche zerreißende Worte!“

„Nun,“ ſagte er beruhigter, „wir wollen es der Zeit überlaſſen; ſie heilt ſo manches. Ich will deinen Worten vertrauen — Aber Magdalene, wenn du auch dieſen Stein von meinem Herzen gewälzt haſt, liegt doch noch ein ſchwererer darauf — Wirſt du deinem Glauben ſo treu bleiben, wie deiner Kindespflicht? Wirſt du nie wanken, nie das Gelübde vergeſſen, das du an heiliger Stätte thateſt? Denn wiſſe, nur um des Glaubens willen

erscheint mir deine Liebe sündhaft, nur weil er ein Katholik ist, mag ich ihn nicht zum Eidam; beruhige mich auch hier."

„Lieber Vater," erwiederte das Mädchen, und über ihr Antlitz breitete sich eine heilige Ruhe, „was der Welt angehört, darüber vermag der menschliche Wille zu entscheiden, ich habe es nach Euerm Wunsche gethan; der Glaube aber gehört dem Himmel an, von dort kam er zu den Menschen, dort oben leuchtet das Licht, das seine Strahlen in unsre Brust wirft, Gott wird mein Herz lenken!" —

„Das möge er!" sprach der Alte, und legte seine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt, „Gott möge Barmherzigkeit an dir und mir üben, und dir das reine Licht seiner Lehre ewig in deinem Herzen leuchten lassen. Geh in dich, daß dich mein Fluch nicht treffe."

Magdalene neigte sich ehrerbietig vor dem Vater, legte die Hand auf ihr Herz, warf einen Blick gen Himmel, und ging der Thüre zu. Als sie diese eben öffnete, trat der Stadtschreiber mit Hast ein, „Wohin Jungfer Magdalene?" sagte er freundlich und wollte sie zurückhalten, sie aber achtete seiner nicht, und schritt an ihm vorüber.

„Eine stolze Dirne, Gevatter!" sagte er ihr nachblickend, „Gebe Gott, daß es bei ihr nicht heißt: Hochmuth kömmt vor dem Falle!"

„Wie meint ihr das, Herr?" fuhr Benedikt aus seinem Sinnen auf.

„I nun Gevatter!" erwiederte der Stadtschreiber heimlich lächelnd, „Der Mensch kann fleischlich, kann geistig fallen, das Letztere ist das Gefährlichste — Doch" —

lenkte er schnell ein, „von wichtigern Dingen. Wißt Ihr schon?“ —

„Was soll ich wissen?“ fragte Benedikt ungeduldig.

„Der nächtliche Kriegszug ist, so wie uns aus Erbach geschrieben worden, vom Schnellert nach dem Rodenstein gezogen, man hat amtliche Berichte darüber, der Lärm, das Getöse soll furchtbarer gewesen sein, als je.“

„Possen!“ unterbrach ihn Benedikt, „Wie könnt Ihr nur auf solches Geschwätz hören.“

„Possen nennt Ihr, was weltkundig ist? Der Amtmann von Erbach hat sich an Ort und Stelle begeben, Protokolle sind darüber aufgenommen, Zeugen verhört, von Heidelberg ist ein Rechtsgelehrter hingeschickt, und der wird sich doch nicht blenden lassen?“

„Vom Teufel, Herr Stadtschreiber, lassen sich Gelehrte und Ungelehrte, Pfaffen und Laien blenden; so lange mich meine Augen, meine Ohren nicht überzeugen, bleibe ich hierin ein Ungläubiger.“

„Auch hat sich der wilde Jäger bei Türkheim wieder hören lassen — An dem alten Wartthurm auf dem Oehlenberge haben sie Halt gemacht, und eine höllische Fanfare geblasen.“

„Wie kann nur ein verständiger Mann an solchen Weiberschnak glauben?“ unterbrach ihn der Adlerwirth mit Unmuth.

„Der Glaube macht selig!“ begann der Stadtschreiber schnell das Wort wieder ergreifend, „Was alle Welt glaubt, glaube auch ich, und das Ding mit dem wilden Jäger habe ich selbst aus der Ferne gehört, als ich einstmals bei Nacht mit meinem Diener in wichtiger Angele-

genheit von Stuttgardt zurückkehrte. Das war ein Saus und Braus, ein Lärmen und Toben, man hätte meinen sollen, der Böse rücke mit der ganzen Hölle an.“ —

„Habt vielleicht auf Rechnung der Stadt in Stuttgardt einen Trunk über den Durst gethan,“ meinte der Alte.

„Und bedenkt,“ fuhr jener fort, „daß schon seit Jahrhunderten die Sage vom wilden Jäger und von dem Kriegszug vom Schnellert nach dem Rodenstein im Volke herumgeht, und solche Sagen sind ehrwürdig; Jung und Alt, Weise und Narren glauben daran, und nur Ihr allein zweifelt.“

Benedikt lächelte bei diesen Worten, „Noch mehr würdet Ihr Euch über meinen Unglauben wundern,“ sagte er, „wenn Ihr wüßtet, daß der wilde Jäger gewissermaßen zu meiner Sippschaft gehört, dessen ich mich aber nicht zu rühmen habe.“

„Zu Eurer Sippschaft? Ei, wie wäre das möglich Gevatter?“ fragte der Stadtschreiber, rückte sich einen Sessel zurecht und legte sein Hütchen vor sich auf den Tisch.

„Ja, ja!“ sagte Benedikt lächelnd und schob ihm ein Kelchglas zu, das er bald mit bleichem Ramsthaler füllte. „In meiner Familie vererbte eine alte Urkunde vom Vater auf den Sohn, die gar sonderbare Dinge enthält; ein launiger Mönch mag sie wohl einmal aufgesetzt und einem meiner Vorfahren für ein Fuder alten Wein verkauft haben.“

„Ei. Ihr macht mich sehr neugierig Gevatter,“ nahm der Stadtschreiber das Wort, „zeigt doch die Urkunde,

Ihr wißt, solche Antiquitäten halte ich für Schatzkästlein, aus denen man manche gute Historie schöpfen, manches lernen kann, für mich haben sie großen Werth, und Vieles wird durch sie berichtigt, was sonst im Dunkel geblieben wäre."

Benedikt lächelte, schloß einen Wandschrank auf und nahm eine alte, gelb gewordene Pergamentrolle heraus. „Hätten auch mit dem theuern Pergamente etwas vernünftigeres thun können, als dergleichen Sagen aufzusetzen, und ihre Lügen bis auf die Nachwelt zu bringen," sagte er, sie entfaltend, „Da es Euch aber Freude macht, solchen Schnak zu hören, so sei's! Stärkt Euch mit einem Trunke, und hört aufmerksam zu, es ist für Euern Gaumen ein wahrer Leckerbissen."

Der Stadtschreiber, abergläubisch und furchtsam, setzte sich zurecht und wagte kaum aufzuathmen, so begierig war er auf die alten Geschichten, obgleich es ihm schon jetzt vor alle dem Furchtbaren, was er vernehmen sollte, graußte. Der Wirth zum Adler begann nun zu lesen:

Die Eßlinger waren mit ihren Verbündeten gen Well gezogen, dem Grafen Eberhard von Würtenberg, dem Todtfeind ihrer Stadt entgegen. Es war ein gar stattlicher Hauf, wohl an 5000 wackre Kriegsleute, in mancher Fehde, in mancher Schlacht erprobt, Gmünd, Ulm, Nördlingen, Reutlingen, und andere schwäbische Orte, auch die von Nürnberg und Frankfurth hatten ihre reisigen Knechte geschickt, und die von Eßlingen allein 600 Bewaffnete gestellt. Unter ihnen befand sich Max Hegelin der Wirth, ein gar ansehnlicher Kriegsmann und wackerer Bürger. Dies Volk lagerte sich nun vor Deßingen, wo

das Würtenberger Landvolk sich mit Haab und Gut auf den Kirchhof geflüchtet und sich dort verschanzt hatte. Die von den Städten meinten, sie hätten leichtes Spiel, aber die Würtenberger wehrten sich tapfer, und wollten nichts von Uebergabe wissen, so, daß ihr Graf Zeit gewann, mit den verbündeten Fürsten und Edlen ihnen zu Hülfe zu ziehen.

Am 24. Tage des Augustmonats traf auch Graf Eberhard, benamset der Greiner, mit seinem Heere bei Oeffingen ein. Es waren zwar nur 600 Lanzen, aber lauter Grafen und Edle, wohlbewaffnet und muthigen Sinnes, und 2200 zu Fuß, meist Würtenberger Volk. Die Städter verlachten das kleine Häuflein und meinten, es solle ihnen geschehen wie zu Reutlingen, wo sie des Grafen Sohn, den Junker Ullrich, aufs Haupt schlugen, und manchen Edlen niederwarfen; stellten sich auch die von Reutlingen, eine kecke, verwegene Schaar voran, und erwarteten unter Hohngeschrei den Feind, der auch nicht lange säumte. Als Graf Ullrich das Stadtpanner von Reutlingen wehen sahe, gedachte er jenes unglücklichen Tages, der Zorn übermannte ihn, er legte die Lanze ein, Graf Heinrich von Werdenberg, Graf Erich von Zollern folgten. Sie drangen ein, warfen Alles vor sich nieder, doch als der Würtenberger ihr Panner erfaßte, stach ein Reutlinger sein Streitroß nieder, es stürzte, die Bürger warfen sich auf den Grafen und er und seine Freunde wurden erschlagen.

Dies sah der alte Greiner, sein Muth sank nicht, wohl aber stieg sein Blutdurst, denn er war ein gar wilder, aber streitbarer Herr. Er sprach den Seinen Muth ein, setzte in die von Eßlingen, auf welche er, wegen

alter Unbill, am meiſten erbittert war, und nun begann ein blutiger, allgemeiner Kampf. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, die vom Adel fochten ritterlich, die aus den Städten als wackere Kriegsleute; da kam ein reiſiger Haufe unter wildem Geſchrei von der Höhe herab, denen von Frankfurth und Worms, ſo die Nachhut hatten, in den Rücken, drangen ein, die Städter ſtutzten, ihre Reihen trennten ſich, die Würtenberger bekamen neuen Muth, und Gott gab ihnen endlich den Sieg. 1500 der Städter blieben auf dem Wahlplatz, 600 wurden gefangen.

Wolf von Wunnenſtein, des Grafen Eberhard bitterſter Feind, aber ein noch gröſſerer Feind der Städte, ein wilder Mann, hatte aus allen Gegenden ſeine tollen Freunde und Zechbrüder aufgeboten, und ſo an 50 Lanzen zuſammengebracht, unter denen ſich auch der gottloſe Junkherr von Rodenſtein befand. Wolf vergaß für den Augenblick den alten Groll, zog mit ihnen Graf Eberhard zur Hülfe und entſchied den Sieg. Nach der Schlacht kehrte er unverſöhnt wieder heim, und ſeine Geſellen mit ihren Gefangenen, deren nicht wenig waren, auf ihre Burgen, und ſo führte das Schickſal Max Hegelin nach Burg Rodenſtein, in die Gewalt des wilden Raubritters, vor dem der ganze Odenwald, wegen ſeiner Grauſamkeit erzitterte. Wenn ihn die Landleute nahen ſahen, ſchlugen ſie, wie vor dem Böſen, ein Kreuz, denn er verwüſtete mit ſeinen Geſellen ſchonungslos die Fluren, ließ aus tollem Uebermuth die Unglücklichen, welche er auf ſeinem wilden Jagdzug traf, von ſeinen Hunden zu todte hetzen und war in Summa ſchon bei ſeinem Leben der Hölle verfallen; Max Hegelin, der rechtliche Mann konnte in

keine schlimmeren Hände fallen, als in die des wilden Raubritters.

In den Städten war indeß Jammer und Noth, es gab kein Haus, wo nicht Thränen und Wehklagen gewesen wäre. Auch in Max Hegelins Wohnung zu Eßlingen flossen der Thränen viel, und Herrn Max Töchterlein, ein frommes, gar liebes Kind, weinte und klagte zwei ganzer Tage. Am dritten bestieg sie ein Roß, und zog mit ihrer Amme, einem Diener und einem wohlgefüllten Seckel nach Heilbronn zu ihrer Muhme. Von dort schickte sie nach Rodenstein, um wegen des Lösegelds für den Vater zu unterhandeln; aber der Ritter verlangte so viel, daß das ganze Vermögen des Alten nicht hinreichte. Sie weinte und klagte nun von neuem, und härmte sich übe ihren Vater ab, von dem sie nicht die mindeste Kunde erhielt. Da flüsterte der Böse ihr zu, selbst hinzuziehen ein frommes Werk zu thun und den Vater aus der Haft zu erlösen; sie folgte, legte das züchtige Gewand einer Jungfrau ab, kleidete sich wie ein Junkherr und zog nach dem Odenwalde.

Als sie in der Ferne die Thürme des Rodensteins gewahrte, sank ihr der Muth, sie hielt ihr Roß an, und gedachte des wilden, grausamen Ritters; denn also hatte man ihr den von Rodenstein beschrieben. Ihr Herz bebte, denn sie stellte sich ihn, und mit Recht, gar fürchterlich und gottlos vor. Da wandte sie ihr Roß, wollte umkehren und wieder heimwärts ziehen, als sich plötzlich von nah und fern Hörner und Rüdengebell vernehmen ließ und ein flüchtiger Hirsch an ihr vorbeijagte, von Hunden und Jägern gefolgt, die sich jedoch wenig um sie und ihren

Begleiter kümmerten. Nur einer, ein ſtattlicher, ſchöner Mann hielt ſein Roß an. „Wohin des Weges Junkherr?“ fragte er, „Wollt Ihr nicht mit uns hinter dem Hirſche drein? Kommt!“

Aber das Mädchen dankte höflichſt, und da der Jägersmann ihr wohlgefiel, und er ihr Zutrauen ſchnell gewonnen hatte, glaubte ſie. Gott habe ihn ihr geſandt. „Herr,“ bat ſie mit zitternder Stimme, „mein Herz iſt zu betrübt, um Theil an Eurer Jagd zu nehmen. Ich bin kein Junkherr, wie Ihr meint, ſondern der Sohn eines ehrſamen Bürgers von Eßlingen, der auf dem Rodenſtein gefangen ſitzt. Ich kam, den Ritter um ſeine Freiheit gegen Löſegeld zu bitten, doch als ich die Burg in der Ferne ſah, verging mir der Muth, und ich beſchloß umzukehren. Vermöget Ihr vielleicht etwas über den wilden Mann, ſo ſprecht für mich ein gutes Wort. Gott wird's Euch lohnen!“

Der Jägersmann blickte die Jungfrau unverwandt an, und mochte wohl die Mummerei durchſchaut, und ihr Geſchlecht errathen haben; denn er ſagte gar freundlich: „Reitet nur mit mir nach der Burg, ich glaube wohl, etwas über den Ritter zu vermögen.“ Sie ließ ſich bethören, folgte ihm, und als die Zugbrücke hinter ihnen wieder aufgezogen war, ſagte er ihr unverholen, daß er ſelbſt der Ritter von Rodenſtein ſei, der längſt gemerkt, daß ſie Jungfer Mathildis, die Tochter des gefangenen Eßlingers wäre. Das Mädchen erröthete und konnte ſich vor dem Ritter nicht länger verbergen, für den der Böſe ſchon beim erſten Anblick ihr Herz gewonnen hatte. Und als nach einigen Tagen Max Hegelin das

Gefängniß geöffnet wurde, er seine Tochter, die ihn gerettet, umhalste, konnte sie sich nicht freuen, und weinte bitterlich; auch folgte sie dem Vater nicht nach der Heimath; ihre Unschuld, ihr ewiges Heil war dahin, und ihr blieb nichts, als der Fluch des zornigen Vaters.

Er traf sie auch schwer. Als sie die Strafe ihrer Sünde unter ihrem Herzen spürte, und dies dem Ritter gestand, den sie immer noch mit sträflicher Leidenschaft liebte, und nun auf die Erfüllung seines eidlich gethanen Versprechens drang, sie als sein ehelich Weib zu umfangen, da übermannte ihn der Zorn; vom Wein bethört, von dem Bösen verleckt, stieß er ihr den Dolch ins Herz. Sie starb mitten in ihren Sünden, wohl reuig, doch ohne Sakrament. Deshalb soll sie auch im Tode weder Ruhe noch Rast haben, zur Strafe ihrer sündhaften Lust, wenn ihn Fluch und Verdammniß austreibt, von ihrer Sehnsucht geweckt werden, dann um ihn trauern und klagen, und sich mit ihm wieder ins Grab legen.

Dies habe ich, Ambrosius, Mönch zum Kloster des heiligen Franziskus, der Welt zu Nutz und Frommen, den Jungfrauen zur Warnung aufgesetzt, wie es mir Herr Max Hegelin auf seinem Sterbebette gebeichtet und der ehrwürdige Abt es bestätigt hat.

Gott schütze die Frommen, und strafe, die vom rechten Wege wandeln.

Geschrieben zu Eßlingen im Jahre Christi 1400.

„Nun hieraus seht Ihr," sagte Benedikt, der lächelnd das Pergament wieder zusammenrollte, „daß der wilde Jäger zu meiner Sippschaft gehört, wenn auch auf eine etwas wilde Art."

„Gevatter!“ nahm der Stadtſchreiber, deſſen Geſicht nach und nach wieder Ausdruck gewann, das Wort, „Irr' ich nicht, ſo ſagt auch in hieſiger Stadt ein Gerücht, daß den Jungfrauen Eures Geſchlechtes das Glück nie recht zur Seite ſtehen will, ihr Eheſtand zum Wehestand werde und ſchon ſeit vielen Jahren niemand aus hieſiger Stadt mehr gewagt habe eine Hegelin zu freien.“ Sein Auge ſah hierbei ſchadenfroh auf den Alten, der nachdenkend in ſein Kelchglas blickte. „Es ſind nun gerade 300 Jahr ſeit jener unglücklichen Schlacht, die Kriegsflamme leuchtet von neuem, mich dünkt, Ihr ſolltet das Schickſal nicht ſo arg verſuchen. Ein Jahrhundert iſt wie der Kreislauf des Blutes im Menſchen, es kehrt immer, ſo wie es ging, auf die alte Stelle zurück, überdies iſt die Zahl drei eine wichtige, heilige Zahl, und ich war am 24. Auguſt, als dem Schlachttage von Oeffingen, für unſre arme Stadt ſehr bange, und werde noch in Sorgen ſein, bis das Unglücksjahr hinter uns iſt. Dennoch,“ ſagte er nach einer langen Pauſe, während welcher er Herrn Benedikt ſcharf beobachtete, „will ich mich, trotz der Urkunde, und dem böſen Gerücht, nicht abgeneigt zeigen, noch einmal für meinen Sohn um Jungfer Magdalene zu werben.“

„Herr Stadtſchreiber!“ erwiederte der Alte, von des Mannes Zudringlichkeit aus ſeinem Sinnen geweckt, „Ihr glaubt ja ſo feſt an Sagen, achtet ſo leicht auf Gerüchte klatſchender Frauen, wie könnt Ihr es wagen, Euerm Sohn ein Weib aus meinem Geſchlechte geben zu wollen, wo die Mägdlein, wenn ſie auch nicht alle mit dem wilden Jäger herumziehen müſſen, zum Unglück,

oder zur Ehelosigkeit verdammt sind? Ist Euer Glaube an dergleichen Possen fest, so beachtet sie; meine Tochter soll über Euer Geschlecht kein Wehe bringen, und zum letztenmale bitte ich Euch freundlich, von dieser Sache zu schweigen. Magdalene ist die Letzte ihres Geschlechts, mit ihr geht mein Stamm aus, und vielleicht ist es gut, daß die Zweige verdorren, obgleich ich mich über das Schicksal nicht zu beschweren habe. Glück und Unglück wechseln in jedem Hause. In Euerm Geschlechte, Herr Stadtschreiber, scheint die Mitgift der Mägdlein glücklicher zu sein, als die der Knaben."

„Ihr scherzet doch immer, Gevatter," unterbrach ihn der Stadtschreiber, seine Empfindlichkeit, so viel ihm möglich war, unterdrückend, „selbst in dieser gefahrvollen Zeit ist Eure Laune die nämliche — Doch von etwas anderem. Wißt, es ist dem edlen Rath so eben die Nachricht zugekommen, daß die Franzosen Kaiserslautern besetzt haben und auf Speier und Mannheim rücken, auch sich bei Breisach zeigen sollen."

„Und das sagt Ihr mir erst jetzt?" fuhr Benedikt heftig auf, „Plaudert vom wilden Heer und dergleichen Unsinn und beschwatzt mich, Euch mit der alten Urkunde die Zeit zu vertreiben! — Vom Rhein, nicht vom Odenwalde kömmt das wilde Heer. Der französische Ludwig, das ist der Ritter von Rodenstein, der mit seinen Gesellen verwüstend über deutsche Fluren und Wälder zieht, dorthin muß jedes deutsche Auge schauen, jedes deutsche Ohr lauschen, nicht nach dem Sausen und Lärmen, wenn der Sturmwind durch den Buchenwald rauscht und der Furchtsame in der Angst seines Herzens Stimmen von Jägern

und Hunden und Hörnergetön zu vernehmen glaubt. Der Churfürſt von der Pfalz hätte beſſer gethan, das Ungewitter zu beſchwören und einen tüchtigen Staatsmann von Mannheim nach Paris zu ſchicken, als einen Rechtsgelehrten von Heidelberg nach Erbach, den Teufelsſpuk zu unterſuchen."

„Auch ſagt man," unterbrach ihn der Stadtſchreiber, „daß der Reichstag zu Regensburg, den Krieg für einen Reichskrieg erklären und die Stände deutſcher Nation auffordern würde, ihre Contingente zu ſtellen. Auch unſer gutes Eßlingen müßte dann dem allgemeinen Wohle das Opfer bringen, und bald würde es in dieſer friedlichen Stadt ſehr kriegeriſch ausſehen.

„Das Gott erbarm!" rief Benedikt hohnlachend, „Kriegeriſch würd' es hier ausſehen, wenn der Trommler mit ſeinem Kaſten lärmend durch alle Straßen zieht, um die paar Unglücklichen hervorzulocken, die in einen weißen Kittel geſteckt, für Freiheit und Vaterland ausziehen ſollen? Gott erbarme ſich über den jetzigen Kriegsſtand der deutſchen Reichsſtädte; das iſt ein jämmerlich Ding! So ein Reichsheer ſieht aus, wie eine Narrenjacke, aus hundert Flicken zuſammengeſetzt, überall pfeift der Wind durch, nirgends ein feſter Halt. Ja ſonſt, Herr Stadtſchreiber," rief er begeiſtert und packte den Kleinen gar unſanft bei der Schulter, „ſonſt, wenn der Feind nahte, der Thürmer blies, die Trommeln raſſelten, da verließ Jung und Alt die friedliche Wohnung, verließ Frau und Kind, eilte gewappnet auf den Marktplatz, zog von da nach ſeinem Poſten, auf den Wall oder zu den feſten Thürmen, auch wohl zur Stadt hinaus dem Feind ent-

gegen. Da ſtanden die Gewerke in brüderlicher Eintracht feſt neben einander; kein Neid, keine Zwietracht mehr, alles ſtand für einen Mann, denn es galt die Wohlfahrt der Stadt, den eignen Heerd, die Bürgerehre. — Freudig ſtellte ſich der Rath an die Spitze, jedermann folgte, und jetzt! — Sagt einmal ſelbſt, Herr Stadtſchreiber, ſolltet Ihr jetzt mit hinaus und den kleinen Degen ziehn, der hin und her an Eurer Seite wackelt, Ihr ſtürbet ja vor Furcht, ehe Ihr nur einen Feind geſehen hättet. Jetzt, wenn die Trommel ruft, da werden die Gefängniſſe geöffnet und die Hefe des Pöbels zieht zur Vertheidigung des Vaterlandes fort, und wohl der Stadt, kehrt keiner in ihre Mauern zurück. Ja, Herr!" fuhr er immer heftiger werdend fort, „Seit dem ſchweren dreißigjährigen Kriege, ſind die Städte geſunken, Handel und Wandel liegt, unſer Muth iſt gebrochen, und unſere ganze Sache nur noch eitel Flickwerk."

„Ei, ei, werther Gevatter," unterbrach ihn endlich der Stadtſchreiber, ſich ein Herz faſſend, „Rechnet Ihr unſere Privilegia für nichts? Sitzen wir jetzt nicht ſicherer in unſerm Hauſe, als in jenen unruhigen Zeiten? Schützt die Feder uns jetzt nicht mehr, als damals das Schwert, und das Kammergericht nicht beſſer, als alle gewappneten Gewerke? Jetzt geht alles fein ordentlich und überlegt, ruhig wird alles berathen, alles geſchieht bedächtig und mit Weile, damit die heftigen Gemüther Zeit zur Beſinnung haben, und ein ſtudirter Mann" —

„Spricht und ſchreibt, wo ſonſt ein kräftiger Mann handelte und drein ſchlug," fiel ihm der Adlerwirth in die Rede. „Nein, nein Herr, von all der Herrlichkeit,

von all unsrer Freiheit und unserem Wohlstand sind nur noch die Fetzen übrig geblieben. Uns geht's, wie den alten Jungfern, die sich nur noch an dem ergötzen, was sie einst waren, und nur auf längstvergangene Reize noch stolz sind. — Was ist Augsburg, was Nürnberg, wo ist ihr Handel, ihr Reichthum? Wo sind die Kriegsflotten der Hanse? Alles ist hin; keine Kraft, kein starker, fester Sinn mehr. Aus dem langen, dreißigjährigen Kriege sind die Fürsten allein mächtiger erstanden, die Städte sind gesunken, es ist aus mit uns!"

„Und doch schien es Euch wünschenswerth, das Regiment der Stadt auch noch in diesen elenden Zeiten zu führen," erwiederte der Stadtschreiber mit Bitterkeit, „doch grollt Ihr uns, daß wir Euch nicht zur Stütze dieses morschen Gebäudes wählten, und gerne hättet Ihr mit dieser alten, nur auf vergangene Vorzüge eitlen Jungfrau den Reihen eröffnet." —

„Ja," fiel ihm der Alte mit derber Stimme in die Rede, „ja, ich wünschte es, um zu retten, was noch zu retten war, vorerst die Blutsauger zu entlarven, die an der Stadt Mark saugen, und nur verstehn, der Stadt Seckel zu leeren, und den ihrigen zu füllen. Solche Menschen wollte ich aus der ehrwürdigen Rathsstube entfernen," fuhr er immer heftiger fort, „solche Menschen, die nicht werth sind — Doch, wozu dieser Eifer, trinkt nur Herr Nachbar, es ist ein guter Wein, zwar kein Eßlinger Gewächs, aber ächtes Brodwasser — Wißt Ihr, warum ich den Wein so nenne?"

„Nein!" erwiederte der Stadtschreiber, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Das Mädchen von Esslingen

„Ihro Gnaden, die Herzogin Sybille von Würtenberg, die jenseit des Waldes in Steten ihren Wittwensitz hat, kehrt, wenn ihr Weg sie nach Eßlingen führt, stets bei mir ein und ist mir und meinem Kinde gar wohl gewogen. Sie ist, wie Ihr wohl wissen werdet, eine gar fromme und tugendsame Frau, liebt aber ein Gläschen Wein, und schämt sich dessen, was sie doch nicht sollte. Sie hat sich nun deshalb Ramsthaler, weil er so bleich ist, zu ihrem Leibtrunk gewählt, und fordert dann immer, ihres schwachen Magens wegen, Brodwasser zum Imbiß und Schlaftrunk. Seht, so macht auch Ihr es, Herr Stadtschreiber, fordert von der Stadt, Euers schwachen Magens wegen, mit sonderlicher Demuth Brodwasser, und wißt, statt dessen, geschickt den besten Wein in Euern Keller zu bringen — Nun nichts für ungut, trinkt, verschluckt die Pille, sie ist wohlgemeint, und leert den Becher auf Stadts Wohlfahrt, daß der Krieg schonend an ihr vorübergehe.“

Sie stießen an, der Stadtschreiber ergriff seinen Hut, denn er kannte des Nachbars derbe Sprache, wenn er auf dies Kapitel kam, das er übrigens nicht weiter erörtert zu sehen wünschte, und empfahl sich, Rache im Herzen. Er schwur beim Nachhausegehen dem Alten den nochmaligen Korb für seinen Sohn und die Stichelreden nie zu vergeben, und sich dafür an dessen empfindlichster Stelle, an Magdalenen zu rächen.

Louvois, dieser allvermögende Minister Ludwig des 14., hatte, um den König von Frau von Maintenon ab-

zuziehn, den Krieg eingeleitet. Das erledigte Churfürstenthum Cölln und die von Frankreich begünstigte, vom Pabst verworfene Wahl des Kardinals von Fürstenberg, so wie die Ansprüche, welche das Haus Orleans an die Verlassenschaft des verstorbenen Churfürsten von der Pfalz zu haben meinte, gab Frankreich den Vorwand, ohne Kriegserklärung, ohne die mindesten, vorhergegangenen Verhandlungen, ein Heer in die Pfalz einrücken zu lassen. Schnell wurden die pfälzischen Länder, jenseits des Rheines besetzt, ein Heer von 30,000 Mann überschritt diesen Fluß, berennte Philippsburg, und gleich nach Ankunft des Dauphins begann, von Vauban geleitet, die Belagerung.

Deutschland war von Truppen entblößt. Noch waren die stehenden Heere nicht auf dem furchtbaren Fuß, wie späterhin, jeder Fürst hielt nur eine unbedeutende, die Kräfte des Landes nicht überschreitende Kriegsmacht. Durch Werbungen im In- und Auslande wurden bei bevorstehendem Kriege die Regimenter vollzählig gemacht, oder neue geworben, so, daß Ludwig der 14., der stets ein bedeutendes Heer zu seiner Verfügung hatte, bei diesem raschen Vordringen, besonders anfangs, ein großes Uebergewicht bekommen mußte; auch standen die Contingente der meisten Reichsstädte unter Ludwig von Baden an der Grenze von Servien gegen die Türken. So fanden die Franzosen das deutsche Reich ganz unvorbereitet, das nach seiner dermaligen Verfassung ohne alle Vertheidigung war. Philippsburg, die einzige bedeutende Festung am obern Rhein, fiel nach kurzer Gegenwehr, und nun sendete der Dauphin nach allen Gegenden seine Horden, durch Brandschatzung, Plündern und Brennen, die nie zu vertilgenden Spuren dieses

der am flandrischen Ufer zur Vertheidigung des Forts Santa Maria stand.

Aber Gianibelli, seitdem er sich in Antwerpen befand, war nicht mehr der frohe, kühne, alles mit den Schwingen der Hoffnung überfliegende Geist, der er in Spanien und England gewesen war. So viele Entwürfe, die schon im Entstehen ihr Grab gefunden hatten, so manche unausgeführte Idee, welche die Alltagmenschen, mit denen er umgeben war, nicht zu fassen vermochten, hatte ihn mürrisch und düster gestimmt, und seinen Verhältnissen zu Ignez die Herzlichkeit und das Schwärmerische genommen, das ihn so wunderbar, so innig an sie gekettet hatte. Der Ehrgeiz, wenn die Rache ihn begleitet, ist stets das Grab glücklicher Liebe. Der Myrthenkranz, womit Ignez seine Locken kränzte, als er in ihrem Herzen den Sieg über den Herzog errang, verwelkte neben dem Lorbeerkranz, den er sich über Parma's Genius zu erringen strebte. Seine Pläne, die ihn unaufhörlich beschäftigten, seine Thätigkeit, sein unersättlicher Trieb nach einem Ziel, ließ ihn Ignezens Liebkosungen nur kalt erwiedern, denn der Ehrgeiz zog die

Flamme seines Geistes unwiderstehlich nach diesem einen Punkte hin.

Ignez fühlte es tief. Zu stolz, dem Gatten Vorwürfe zu machen, schmolz das schmachtende Hingeben der Liebe in ihrem Busen, in stillen verschlossenen Gram, und nur in dem Busen ihrer Freundin Catharina van der Weert, Telignys Verlobte, schüttete sie ihren Kummer laut und unverstellt aus.

Mit dem Brief von Ignezens Vater, dessen Ueberbringer überall mit der größten Sorgfalt, aber bis jetzt nur vergebens aufgesucht wurde, war in Federicos Herzen zum ersten Mal ein Zweifel an die Liebe seiner Gattin, und mit ihm die Eifersucht erwacht. Zum ersten Mal stellte ihm seine Einbildekraft den mächtigen vom Glück begünstigten Alexander von Parma, dem alle seine Unternehmungen gelangen, mit allen Mitteln, die er mit kräftiger Hand leitete, neben den armen, nur auf seinen Geist, seine Talente und seine eigne Kraft sich stützenden Gianibelli, der mühsam und nur theilweise da die Mittel zu seinem Zweck von dem Gleichmuth und dem Stumpfsinne eines Bürgerhausens erbetteln mußte, wo der Andere mit Herrschergewalt

befahl und gewaltsam ordnete. Zum ersten Male ließ ihn seine Eitelkeit die Kluft erblicken, die das Schicksal zwischen ihm und seinem Gegner schon längst geöffnet hatte. Ihm erschien Ignezens Trauer, der stille Seufzer ihrer liebenden Brust, nur als die Sehnsucht, welche sie hinüber ins spanische Lager zog und ihr den königlichen Anbeter in Fülle der Kraft und des Glücks, sie immer noch liebend, verschönert zeigte; ihn, den nicht Antwerpens Mauern, nicht die Wellen der stolzen Schelde erschüttern konnten, der nur von Ignezens Liebe getroffen, sein Heldenherz, seinen Heldengeist freiwillig in ihre Fesseln schlug.

Er oder ich! so rief er zornig aus, und zuckte unwillkürlich den Dolch, der nie von seiner Seite kam, als er jetzt von den vergeblichen Nachforschungen nach Hause eilte, und seine Gattin neben Catharinen traurig und niedergeschlagen am Fenster, das hinüber nach dem flanderischen Ufer, nach der Schanze St. Maria zeigte, sitzen sah. Düster trat er vor Ignez hin, sah ihr mit durchdringendem, doch nicht unfreundlichem Blick ins Auge, und sagte nach lang verhaltenem innern Kampfe:

Zieht Dich Dein Herz hinüber zu Deinem Vater — zu ihm! — so sage es mir offen, Federico Gianibelli hat Muth zu Allem, er kann das Ungeheure ertragen und dem Schicksal Trotz bieten, es erscheine ihm so gräßlich es auch wolle, nur kann er sich nicht ungestraft hintergehen lassen. Bei der heiligen Mutter, die jener Schanze dort ihren Namen leiht, schwöre ich Dir: willst Du hinüber ins feindliche Lager, so laß ich Dich ungekränkt ziehen! —

Ignez hatte sich von ihrem Sitz erhoben. Federico! sagte sie mit Würde, auch ich lernte das Ungeheure ertragen, ich verließ Vater und Vaterland und folgte der Liebe, die ich nicht so leicht opfern könnte als Du! Sie gab mir das Leben, sie auch gebe mir den Tod.

Nun denn mein edles Weib! rief Federico, sie innig umfassend, Liebe bis in den Tod, Treue auch nach dem Tode.

Stumm reichte ihm Ignez ihre Rechte. Mit einem Blick gen Himmel, die Hand auf's Herz gelegt, schwur sie Liebe im Leben, Treue auch nach dem Tode!

Nun so will ich denn an mein Werk gehen, und es freudig vollbringen! — rief er

begeistert aus, weiß ich doch, der Stolze erringt Dich nie, und zög' er auch triumphirend über meine Leiche in Antwerpens Trümmer ein! Ein glühender Kuß auf Ignezens Lippen, und er verschwand.

Stumm blickten die Freundinnen sich an und sanken sich nun laut weinend in die Arme. Armes unglückliches Weib! sagte Catharine, hier hält Dich die Liebe mit Riesenkraft, dorthin zieht Dich das Vaterherz.

Hält mich hier die belohnende Liebe in ihren Rosenbanden, dann gute Catharina, dann will ich nicht murren, nicht klagen. An Ihn allein habe ich mich gekettet! Als ich das Vaterhaus verließ, habe ich mich ihm verschworen, mit ihm will ich siegen oder fallen, Dir Du Glückliche, lächelt die Liebe, welche die Hand des Vaters segnet. Dein Teligny, der liebreiche sanfte Mann, der in Deinem Arm nur schmachtend und sehnend Dich anschaut, und doch so wild und tapfer dem Feinde entgegen blickt, der kann Dich nur mit wohlthuender Liebe umfangen, wenn Gianibellis Liebe wie ein glühender Lava-Strom mich ergreift und mit sich fortreißt. Aber Catharina, fuhr sie feurig und schwärmerisch fort, dieß eben,

dieſe wilde Kraft, die aus ſeinen Augen, aus jeder Muskel ausſtrömt; dieſer hohe Sinn, der ſich verwegen kühn über die Klippen hebt, die ſich ihm entgegen thürmen; dieſer feſte eiſerne Sinn, der nur zwiſchen Leben und Tod, dem Höchſten oder dem Nichts, wählen kann, dies iſt es, was mich nach Federicos Herzen zog, dieß iſt es, was mich innig an ihn ketten wird und willig den Dolchſtich von ſeiner Hand erwarten läßt.

Nein Ignez! ſagte Catharina bewegt, die ſanfte Liebe nur könnte mich beglücken. Dein Federico zermalmte mich und ich verginge in ſeinen Armen. Mich ergreifen alle Gefühle ſanft, nur ſehnſuchtvoll häng' ich an Allem! Aber an dem, der mir das Leben gab, an ihm hang ich mit der höhern ſchwärmeriſchen Liebe. Nie könnt' ich Kindesliebe der Männerliebe opfern, und den verlaſſen, der ſeit meinem Entſtehen, mich ſo liebend treu und ſorgſam begleitete und ſchützte, um dem Mann zu folgen, der meine Sinne, mein Herz, erſt ſeit Kurzem umſtrickte. Ich liebe Teligny mit innigem Gefühl, alles, mein Leben will ich ihm freudig opfern; meinen Vater? — Nein, das könnt ich nicht!

Da stürzte Teligny ins Zimmer, heftig umfaßte er Catharinen, und drückte sie an seine klopfende Brust. Armes Mädchen! rief er im Gefühl des heftigsten Schmerzes aus, und drückte sie immer innig und inniger an sich. Gianibelli, der ihm folgte, sagte mit ernstem Ton zu Catharinen: Eure Gegenwart Fräulein, wird in Eurem Hause jetzt wohl nothwendiger sein, als in dem meinigen, laßt Euch von Teligny geleiten. Zitternd folgte Catharina ihrem Geliebten, staunend befragte Ignez ihren Gatten um das, was vorgefallen sei.

Der Bote, welcher Ignez den Brief ihres Vaters eingehändigt hatte, war ertappt und gefangen worden, man fand mehrere Briefe des Herzogs von Parma bei ihm, der mit verschiedenen Bürgern ein heimliches Verständniß unterhielt. Eigennützige Seelen, die ihren Privat-Vortheil dem Wohl des Vaterlandes vorzogen, hatte er in Menge gefunden, selbst Männer, welche das höchste Vertrauen der Bürger besaßen; und unter diesen Adrian van der Weert, Rathherr von Antwerpen. Sein Haß gegen den edlen Aldegonde und die feste Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter, hatten ihn zum Verräther an seinem Vater-

lande gemacht. Ein Brief des Herzogs an ihn führte zum Verdacht, die Papiere, die man bei ihm fand, gaben Gewißheit. Er wurde festgenommen, und des tapfern Teligny Bitten, Aldegondens edles Verwenden, selbst Gianibelli's Rath, daß man ihn nur in enger Verwahrung behalten, und ihn gegen Andre auswechseln möchte, konnten ihn vor der Rache des Pöbels nicht schützen; sein Haupt sank nach einigen Tagen unter dem Beil des Henkers.

Der nämliche Bote hatte auch im Verhör bekannt, daß er an Gianibelli's Gemahlin einen Brief gebracht. Gianibelli legte aber offen dem Rathe das ganze Verhältniß vor, zeigte den Brief der nur vom Vater zur Tochter geschrieben, ohne alle politische Tendenz war, und keinen Verdacht, weder auf ihn noch die Seinigen werfen konnte, und berief sich auf St. Aldegonden, den er sogleich von der Anwesenheit eines Spions benachrichtigt, und mit ihm gemeinschaftlich selbigen aufgesucht hätte. Doch machte dieses einen tiefen Eindruck auf Gianibelli. Er, der mit glühender Hast gegen Parma alles ergriff, was ihm schaden konnte, mußte außer sich sein, daß ein

solcher Verdacht ihn hatte treffen können, und je mehr er über Ignez und Catharinens inniges Verhältniß nachdachte, je tiefer schlug der Argwohn Wurzel. Selbst Teligny, an den er sich sonst so innig, so fest angeschlossen, wurde nun von ihm kalt und gleichgiltig behandelt.

Auch aus Teligny's Brust war die Freude gewichen. Düster und traurig war das Haus seiner Geliebten, wo der Schatten des gemordeten Vaters finster durch die verödeten Gemächer schwebte. Kann Deine Hand für die blutigen Henker fechten, die meinen Vater mordeten? sagte die einst so sanfte Catharine zu ihm. Sie schloß sich still und traurend in ihr Zimmer. — Nur erst, so schrieb sie an Teligny, wann der Schatten meines gemordeten Vaters versöhnt, mich mit kühlender Ruhe umfächelt, dann nur werd' ich Dich wieder sehen, dann nur die Deinige sein. In Antwerpens düstern Mauern siehst Du mich nicht wieder.

Verzweifelnd eilte Teligny umher; willkommen war ihm der Beschluß des Raths, daß ein Mann von Einfluß hin nach Seeland zu kommen trachten müsse, um die Trägheit

zu beflügeln, mit welcher dort die Flotte ausgerüstet wurde, und der die Lage Antwerpens und der Belagerer genau kenne. Er bot sich willig zu diesem Wagstück an, und verließ Antwerpen ohne Catharinen gesehen zu haben. Fest beharrte sie auf ihrem Entschluß. Hier, ließ sie ihm sagen, könne, dürfe sie ihn nicht wiedersehen.

Der tapferste Mann, der immer an der Spitze der Truppen focht, die feste Stütze von Antwerpen, hatte die Stadt verlassen. St. Aldegonde gab ihm trauernd das Geleite; ihm ahnete das Unglück, als er ihm ein schmerzliches Lebewohl sagte. — Teligny, verrathen, fiel in die Hände der Spanier, das Vaterland verlor einen seiner edelsten Vertheidiger.

Brüssel war nun auch in den Händen der Spanier; alle Zufuhr zu Lande, war durch den Fall dieser Stadt nun völlig abgeschnitten, die Brücke über die Schelde gänzlich beendet, die Gefahr auf's Höchste gestiegen. Aber eben diese Gefahr, die sich wie ein Gewitter näher und immer näher heranwälzte, belebte von Neuem den Muth der Belagerten, und der vereinigten Provinzen. Graf Justin

verderblichen Krieges in Deutschland zurückzulaſſen. Joyeuſe rückte vor Mannheim, Mouclar und mit ihm Melac nach Heidelberg und Heilbronn, von wo ſie die Badenſchen und Würtenberger Lande mit einem Einfall bedrohten.

Eine Schreckensnachricht folgte der andern, ganz Schwaben bebte vor dieſen zügelloſen Horden, die auf ausdrücklichen Befehl ihres Königs, den Krieg verwüſtender, als je führten und denen man kein Heer entgegen zu ſetzen hatte. Der Schreck lähmte jede Kraft, und die dringenden Befehle von Regensburg, in möglichſter Eile die Contingente zu ſtellen, wurden, aus Furcht vor dem ſich nahenden Feinde, nur läſſig betrieben. Auch in Eßlingen hatte das Vorrücken der Franzoſen alles in Schrecken geſetzt, jedermann flüchtete ſeine beſte Habe jenſeits der Donau; denn man war an jedem Tage der Ankunft des Feindes gewärtig, der ſchon den Nekar herab, gen Stuttgardt zog. Auf der Straße nach Ulm wimmelte es von Wagen mit flüchtenden Frauen und Jungfrauen, die dort ſich vor den Greuelthaten der Feinde zu retten ſuchten. Auch Frau Barbara bat jetzt ihren Eheherrn dringend, Magdalene einſtweilen zu ihrer Muhme nach Gmünd, das doch in etwas entfernter liege, zu ſchicken, von dort könne ſie im Fall der Noth ja leicht zu ſeiner Schweſter nach Nördlingen kommen; aber Herr Benedikt war hierzu nicht zu bewegen, er meinte, ſein Kind ſei nicht beſſer verwahrt, als unter dem Schutze des Vaters, er gedachte an die Worte des Stadtſchreibers, daß er nicht gut gethan habe, Magdalene in jene katholiſche Stadt zu ſchicken und ſchlug deshalb der Mutter ihre Bitte rund ab. Magdalene war bei dieſen Verhandlungen ganz lei-

von Nassau rückte mit der seeländischen Flotte heran, beschoß Liefkenhoek und bemächtigte sich, nach kurzem Widerstande des Forts und der Insel, und nichts hinderte nun die seeländische Flotte, sich der Brücke zu nähern.

Auch in Antwerpen war Gianibelli's schaffender Geist in rastloser Thätigkeit. Seit ihm der Brief von Ignezens Vater gesagt, daß Parma noch für sie glühe, seitdem er gesehen, daß man die Hoffnung nicht aufgab, sie ihm zu entreißen, hatte seine Thätigkeit einen doppelten Sporn, und sein Geist erschuf ohne Rast und Ruhe neue Mittel zur Vertheidigung. Die beiden Schiffe, die ihm die Stadt gegeben hatte, zwar nicht so groß und bedeutend als er es verlangt, und von welchen er das eine: das Glück, das andere: die Hoffnung nannte, wurden nun zu Höllenmaschinen umgeschaffen. Sie wurden gewölbt, und mit Pulver und allen nur erdenklichen Mordwerkzeugen gefüllt. Mit Grabsteinen überdeckt, als ob diese noch einmal dem Tode dienen sollten, verbargen sie, die dem Aeußern nach ganz die Form der Brander bekommen hatten, ihren wahren Zweck; und die heutige Nacht war zur Ausführung dieses

schrecklichen Schauspiels bestimmt. Ein tiefes Geheimniß hatte über diese Höllenwerkzeuge und über die zerstörenden Pläne seinen dichten Schleier gebreitet, und mit fester stolzer Zuversicht, des glücklichen Ausgangs gewiß, erwartete Gianibelli den sinkenden Tag. Dort! rief er nun Ignezen entgegen, da er mit ihr an's Fenster trat, und ihr das Fernrohr reichte: Dort, wo Du den dunkeln Punkt siehst, dort ist die Schanze Santa Maria! — Dort — siehst Du den dunkeln Streif, der wie ein Gürtel den breiten Strom umgibt? — Dies ist die Brücke; dort ist morgen Freiheit und Tod. Die heilige Mutter beginnt diese Nacht ihre Himmelfahrt und verläßt das Irdische!

Verhüllt in tiefen schwarzen Schleier trat Catharina herein. Es war das erste Mal, daß sie seit dem Tode ihres Vaters, seit Teligny's Abreise ihre Freundin, die sie herzlich empfing, besuchte. Gianibelli, gegen den sie sich ernst verbeugte, empfing sie kalt.

Seit wir uns nicht sahen, hub sie zu Ignez an, hat der Himmel einen düstern Wolken-Saum über mich gebreitet. Der Blitz hat gezündet und ich stehe verlassen auf den

Trümmern meines gesunkenen Glücks. — Einsam bis jetzt, in mein Kämmerlein verschlossen, wage ich es heute zum ersten Mal mich dem Tempel des Höchsten zu nahen, um ihn um Fassung, Muth und Geduld zu flehen. An Deiner Seite, meine einzige Freundin, laß mich diesen ernsten Gang thun, unterstütze die Zagende mit Deiner hülfreichen Hand.

Gianibelli's Gesicht wurde finster; der hohe kühne Blick, der so eben aus seinen Augen gestrahlt hatte, wurde zum zornigen. Ihr zürnt auf mich, edler Herr? sagte Catharina, sich zu ihm wendend: Ihr seid ungerecht! Für Euch will ich Segen erflehen von der heiligen Mutter, denn Ihr habt Euch meines Vaters erbarmt, Ihr und St. Aldegonde, da Alles ihn verließ — zürnt nicht auf die Verlassene! Komm meine Ignez, Gott möge unser frommes Gebet erhören!

So gehet mit Gott! sagte Gianibelli bewegt. Betet, daß mein Werk gelingen möge, zum Nutz und Frommen der Getreuen.

Sie wanderten nach dem Bethause, dem einzigen, welches den Katholiken noch eingeräumt war, und knieten vor dem Bilde der

Gebenedeieten. Da drängte ſich ein fremder Mann, der ihnen ſchon früher gefolgt war, an Ignez heran, ſteckte ihr einen Brief in den Aermel ihres Mantels und verſchwand. — Geſtört war die Andacht, unterbrochen ihr brünſtiges Gebet. Die Ahnung ſtieg in ihr auf, es komme von ihrem Vater.

Mit ſchnellen Schritten eilte ſie nach beendeter Meſſe in Catharinens Wohnung; hier öffnete ſie den Brief, und ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen.

Noch einmal, Ignez, zieht mich mein Vaterherz nach dir hin, ſo ſchrieb er; noch einmal will ich es verſuchen, Dich zu Deiner Pflicht und in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurück zu führen, da Du von Ketzern umringt, ſicher ihre Beute wirſt. O kehre zurück, komm in die Arme Deines Dich liebenden Vaters, wo die hohe mächtige Liebe, Glück, Reichthum und Ehre Deiner warten. Tritt als Gebieterin noch jetzt vor den, deſſen Sclavin Du bald ſein wirſt, denn nur wenige Wochen und das ſtolze Antwerpen iſt zertrümmert. Wähle Fluch oder Segen. Dort der Fluch Deines Vaters in den Armen eines Verräthers

hier des Vaters Segen in den Armen des gefeierten Helden.

Hinter den Apostel Peter, der am Eingang der Kreuzkirche steht, lege Deine Antwort.

Fernando Nunez.

Liebe bis in den Tod, Treue nach dem Tode! rief Ignez aus, zerriß das Papier und warf es ins flackernde Kamin.

Sie wird Dir auch den Dolch reichen, diese Liebe, die der Vaterfluch verfolgt, sagte Catharina, gebe Gott, daß der Himmel Fernando Nunez nicht vor Antwerpens Mauern fallen läßt, während seine Tochter hier triumphirt. Vatersegen vermag zwar mein gebrochnes Herz nicht über mein Schicksal zum Himmel zu erheben, Vaterfluch aber hätte mich der Hölle geweiht.

Mein Gott! rief Ignez bei diesen Worten, wie aus einem bösen Traum erwachend, aus. Sie ergriff Feder und Papier und schrieb:

Hütet Euch in dieser Nacht vor der Brücke und vor Santa Maria, ist Euch Euer Leben so lieb wie Eurer Ignez.

Segne Dich Gott, wenn Du ein kindliches

Werk ausübteſt, ſagte Catharina zur hinwegeilenden Ignez, die zitternd und ängſtlich nach der Kreuzkirche eilte und hinter St. Peter den Zettel verſtohlen verbarg. Kaum einige Schritte wieder entfernt, gewahrte ſie den Mann, der ſich ihr in der Kirche genaht, und der eilig den Zettel ergriff und davon eilte.

Eine Schuld habe ich der Natur bezahlt! ſprach ſie, als ſie in ihre Wohnung trat, gebe Gott, daß ich keine Sünde begangen habe!

Der Abend nahte. Ganz Antwerpen war in Bewegung; nur Ignez ſtand im düſtern Zimmer einſam am Fenſter, und ſah in die dunkle Nacht hinaus. Da tanzte ein leuchtendes Feuer auf dem wallenden Strom, es folgten bald mehrere Flammen, die in ſchönſter Ordnung die Schelde hinab zogen. Ruhig und majeſtätiſch ſchwebten dieſe Feuerſäulen dahin, und tauſendfach gaben die Wellen des Stroms die hüpfenden Strahlen wieder. Doch bald folgten neue Flammen den erſten und dieſen wieder andere. Der Fluß, ſchien ein Feuermeer, das die dunkle Nacht erhellend, ſich dem Meer entgegen wogte. Aengſtlich

klopfte Ignezens Herz: daß dies der Feuerwagen sei, der die heilige Jungfrau in dieser Nacht dem Himmel zuführen sollte, das ahnete sie. — Ihres Vaters graue Locken schwebten ihr in dem Wolkenstreif vorüber, der über das erhabene Schauspiel dahin zog, und sein Gebein erschien ihr im Widerschein der Flammen blutig roth. — Gianibelli trat ins Zimmer, hob die Hände empor, und rief mit schauerlicher Andacht aus: Segne mein Werk! gieb den Flammen Riesenarme, daß sie alles ergreifend, zerstören mögen; und schleudere die Grabsteine der gemordeten Bürger der Freiheit auf sein Henkerhaupt und auf das seiner Knechte. — Gieb den Wellen Kraft, sich zu erheben und sie zu verschlingen — laß mein Glück nicht sinken — und meine Hoffnung nicht untergehen. Er umarmte Ignezen stürmisch und verließ sie schnell.

Im spanischen Lager war alles in Bewegung, als die leuchtenden Schiffe daher geschwommen kamen, und jedermann eilte auf seinen angewiesenen Posten. Ueberall war der Herzog von Parma zugegen; umgeben von seinen Generalen, machte er die Anordnung zu Allem. Ein Nachtstück, das uns

Gianibelli zur Beluſtigung giebt, ſagte er lachend, als die erſten Schiffe, von einem Sturmwind zurückgetrieben, in dem ſchwimmenden Werke, was vor der eigentlichen Brücke lag und ſie deckte, ſich verwickelten und das Feuer nach und nach verloſch. Die andere Abtheilung rückte heran; aber, nun die Ordnung verlaſſend, verbreiteten ſich die Schiffe im Gemiſch durcheinander und von den Wellen hier bald dorthin geſchleudert, erloſchen ſie. Da kam die Hoffnung ruhig und majeſtätiſch wie eine glühende Säule, aber auch trügeriſch, wie ſie oft dem Menſchen erſcheint, daher geſchwommen, doch auch ſie wurde, dem Strome weichend, in das ſchwimmende Werk geſchleudert, aber hier machte ſie ſich Bahn, das Werk zertrümmernd warf ſie ſich an die Pfahlbrücke, wo ſie ſich an das Viereck nach der flanderiſchen Seite zu, dicht vor dem Herzog von Parma anlegte. Man hielt dieſes Fahrzeug gleich den andern für einen Brander. — Alles ſtürzte herbei, um es mit Stangen von der Brücke abzuhalten; der Herzog ſelbſt legte Hand an, er gab durch ſein Beiſpiel den Soldaten neuen Muth, neue Kraft. — Da ſtürzte Fernando Nunez ſich

durch die Menge drängend auf den Herzog zu und flehte ihn um aller Heiligen Willen, diesen gefährlichen Ort zu verlassen; der Herzog unwillig, sich in seiner Thätigkeit gestört zu sehen, that, als bemerke er ihn nicht, da ergriff Nunez des Herzogs Arm, raunte ihm den Namen Ignez in's Ohr, und zog ihn halb mit sich fort. Sie traten in das Fort Santa Maria, ein fürchterlicher Knall erschütterte die Luft — der Herzog und das ganze Heer stürzten zu Boden.

Endlich erhebt sich dieser nach mehreren Minuten, der Erste der ganzen hingeschleuderten Armee, aus seiner Betäubung vom Boden. Er sieht sein Werk zerstört, die Brücke in Flammen — ängstlich hört man die Unglücklichen um Hülfe schreien, die verstümmelt, wild durcheinander geworfen, zerstreut da liegen. — Der Fluß bis auf seine Tiefe erschüttert, hatte in Mannhöhe sein Wasser ausgespieen. Alle Werke standen unter Wasser, und der Theil der Brücke, an welchen sich die Hoffnung gekettet hatte, war ganz zertrümmert. Gianibelli! rief der Herzog mit Ingrimm aus, da er die Arbeiten von Monden in einem Augenblick zerstört sah:

Du haſt mich zum zweiten Mal verwundet; aber beſiegen ſollſt Du mich nicht, mein Geiſt iſt nicht ſo ſchwach wie mein Herz. Mit einer Ruhe, die nur das Erbtheil der Größe iſt, iſt, traf er alle nöthige Anſtalten, das Feuer zu löſchen und die Seeländiſche und Antwerper Flotte zu empfangen, denn daß dieſe erſcheinen, und ſein Werk vollends zu zerſtören trachten würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. —

Die Morgenſonne ſtieg auf und beleuchtete nun die Trümmer des ſtolzen Gebäudes. Fürchterlich war der Anblick der überall herum liegenden Leichen, der verſtümmelten Lebenden. Als habe ein Erdbeben die Veſte der Erde gerüttelt, als habe das Meer ſeinen Ueberfluß zerſtörend ausgeworfen, ſo hatten ſich dieſe geregelten Formen zum wilden Chaos verſchlungen. Doch die feindliche Flotte blieb aus, Parma ſah mit Frohlocken, daß Antwerpen ſeine Kraft nutzlos verſchwendet habe, und kaum zertrümmert, wurde das Werk von neuem angefangen. Die Hoffnung hatte für ihn nicht hoffnunglos zerſtört. Das Glück war, an das andere Ufer getrieben, verſunken, und hatte im Auffliegen nur wenigen Schaden gethan.

bend geblieben, hatte weder den Wunsch geäußert zu gehen, noch zu bleiben, war seit ihrer letzten Unterredung mit dem Geliebten still und in sich verschlossen, und öffnete selbst der Mutter ihr Herz weniger, als sonst.

Indessen wurden trotz Sorg und Noth in der Reichsstadt die Anstalten zur Stellung des Contingents getroffen. Der Reichstag zu Regensburg verfügte zur Vertheidigung des Vaterlandes die Bildung eines Heeres von 60,000 Mann, hierzu wurden 4 Römermonate ausgeschrieben, und Eßlingen hatte demnach 12 Reiter und 140 Mann Fußvolk zu stellen.

Als ob die Wohlfahrt von ganz Deutschland davon abhing, so wichtig wurde nun, trotz der Nähe der Franzosen, in der alten Reichsstadt die Stellung des Contingents betrieben. Der Fähndrich der städtischen, aus 50 Mann bestehenden Besatzung, ein ganz stämmiger, schon befahrter Mann, hatte auf dem Markt seine Fahne aufgepflanzt und ließ jeden Tag, mit dem Glockenschlag 11 weidlich trommeln, damit die kriegslustige Mannschaft sich zu seiner Fahne stellen, und sich anwerben lassen sollte. Die alten, graubärtigen Sergeanten durchwanderten fleißig die Wirthshäuser, erzählten von ihren Kriegsthaten, malten nach ihrer Art das Soldatenleben recht lockend aus, und meinten in solch schweren Zeiten wär es besser der Plagegeist, als der Geplagte, besser der Sack, als der Esel zu sein. Die 24 noch dienstfähigen Männer der alten Garnison wurden neu gekleidet, und zogen nun als Lockvögel auf den Gassen umher; aber alle diese Hülfsmittel machten das Contingent nicht vollzählig; nur die Reiterei, welche sich in ihren blauen Röcken mit Panzer

Als der Knall der Explosion in Antwerpen gehört wurde, ergriff Gianibelli die Hand seiner Gattin, drückte sie heftig und rief jauchzend: Gelobt sei Gott! Das war St. Mariens Himmelfahrt! Mein Vater! lispelte sie leise. Kuppler! murmelte Gianibelli und eilte hinunter an den Hafen, um die weitern Anordnungen zu treffen.

Schiffe wurden nun auf Kundschaft ausgeschickt, ihnen große Belohnung versprochen, wenn sie die Brücke vorbeisegeln und diese frohe Botschaft nach Fort Lillo bringen würden. Sie sollten dann, sobald wie sie die Brücke hinter sich hätten, Raketen aufsteigen lassen und so der Stadt Kunde geben, daß das Werk gelungen sei. Die Schiffe kehrten zurück und brachten die Trauerpost mit, daß alles noch im Stand, und die Brücke unversehrt sei. — Unmöglich! — rief Gianibelli — der Himmel ist gerecht, es kann nicht mißglückt sein, die Feigen haben nicht gewagt vorzudringen. Noch einmal schickte St. Aldegonde Schiffe aus; sie waren furchtsam umgekehrt ohne die Brücke erreicht zu haben.

Das Volk fing an zu murren; es wurde unruhig; es sprach von Verrätherei, die Ka-

tholiſchen durften ſich kaum mehr auf den Straßen blicken laſſen. Da nahm Gianibelli 50 Reiter, um nun ſelbſt von der Landſeite auf Kundſchaft auszuziehen. Doch auch hier ſchien alle Hoffnung vergebens; bis nahe vor der Stadt hatte der Feind alles beſetzt; ein Trupp ſpaniſcher Pikeniere kam ihnen entgegen. — Kameraden! — ſagte nun Gianibelli zu den Seinen — Nachricht müſſen wir haben, es koſte was es wolle. Hin auf den Feind, und bekommen wir nur Einen in unſere Gewalt, ſo iſt es genug. Sie ſtürzten wüthend auf die Spanier, die ſich eng zuſammenſchloſſen und mit vorgelegten Piken ruhig den Angriff erwarteten, während die Büchſenſchützen ein mörderiſches Feuer gaben. Doch die Niederländer drangen ein, zehn Gefangene führten ſie zurück, und unter dieſen den Hauptmann Fernando Nunez.

Düſter ſah er vor ſich hin, als ein Reiter ihn plünderte und er Gianibelli erkannte, der auf ihn zuging, den plündernden Soldaten abwehrte und ihn finſter grüßte. Nunez ſah ihm mit verbiſſener Wuth feſt in's Auge. Verräther! ſagte er, ſeiner nicht mehr mächtig, daß mich Gott in Deine Hände gab, iſt ſein

hartes Strafgericht für meine Sünden! Ohne ihm zu antworten, ritt Gianibelli nach Antwerpen zurück, ihm folgten seine Reiter und die Gefangenen.

„Ich übergebe Euch den Vater meiner Gattin, sagte Gianibelli zum Bürgermeister St. Aldegonde, gönnt ihm eine ehrliche Haft, es liegt mir viel daran, daß er hier bleibe, und vergeßt nicht, daß er mein Gefangener ist. Aber so viel ich von den andern Spaniern vernommen, ist die Brücke zerstört. — Ich muß selbst hinaus, gebt mir ein Schiff, denn die Feigen haben nicht Muth, dem Farneser unter die Augen zu treten, ich muß mich selbst überzeugen und hin nach Lillo und will's Gott mit den Seeländern wieder einziehen.

Er bestieg ein Schiff und segelte ab, von Ignezens Segen begleitet, die noch nichts ahnete, daß ihr Vater in Antwerpen gefangen saß. Sein Fernrohr in der Hand, stand Gianibelli muthvoll auf dem Verdeck und schaute umher. Da, wo der Fluß sich engte, hatten die Spanier am Ufer Schanzen aufgeworfen, und begrüßten ihn mit ihrem Geschütz. Doch dies hinderte ihn nicht, ruhig setzte das Schiff seine Fahrt fort, und schon konnte er deutlich

die Trümmer der Brücke erblicken. Allein zu seinem großen Erstaunen, zu seinem Verdruß sah er schon alles wieder in Thätigkeit, und je näher er kam, je deutlicher sah er, daß der Herzog in dieser kurzen Frist schon wieder sein Werk so weit ausgebessert und die noch bleibende Oeffnung mit Ketten geschlossen habe, daß es dem Schiff unmöglich war, durchzukommen. Ein heftiger Kugelregen empfing ihn, als er sich dem Werke jetzt näherte, und er sah nun wohl ein, daß er seinen Vorsatz aufgeben müsse. Er wendete sein Schiff, das Hohngelächter der Spanier hörend, und fuhr, mit getäuschter Erwartung, nach Antwerpen zurück.

Die Nacht begann, als er am Hafen ausstieg, wo alle, die ihm begegneten, still und scheu an ihm vorüber gingen. Er eilte zu St. Aldegonde, den er auf dem Rathhause fand, wo er nun dem noch versammelten Rathe seine, wenig Trost gebende Botschaft vorlegen konnte. Als er in den hohen Saal trat, fand er die ehrwürdigen Väter in ernster Berathung; er trug ihnen die wahre Lage der Dinge mit der Bitte vor, ihm die Mittel zu einem zweiten Versuche zu bewilligen.

Ihr bringt uns traurige Botschaft, sagte St. Aldegonde, Ihr allein habt Euch hierbei keines Fehlers zu zeihen, da wir alle zu wenig Vertrauen in Eure Unternehmung setzten, und den glücklichen Moment vorüber gehen ließen. Antwerpen ist Euch Dank schuldig — und es ist schmerzlich für mich, der ich stets Euer Freund war, und es treu und redlich auch noch bin, Euch sagen zu müssen, daß, statt des Dankes, den wir Euch zollen sollten, wir Euch, um des gemeinen Besten willen, tief kränken müssen.

Müssen? fragte Gianibelli düster, und weshalb? wodurch? —

Eure Gattin ist in strengen Verwahrsam gebracht?

Ignez? rief er auffahrend.

Ja! so ist es, erwiederte St. Aldegonde mit Ruhe. Wir fanden bei dem Hauptmann Fernando Nunez dieses Billet. Leset es selbst und dann urtheilt, ob nach dem, was schon früher geschehen, wir anders handeln konnten.

Gianibelli las den Zettel; es war der nämliche, den seine Gattin hinter St. Peter geworfen hatte, und legte ihn schweigend auf den Tisch.

Ueberdem, so fuhr St. Aldegonde fort, hat dieses unglückliche Schreiben sehr wahrscheinlich dem Herzog von Parma das Leben gerettet. Der Aussage der Gefangenen nach, hatte Fernando Nunez den Herzog kurz vor der Explosion fast mit Gewalt von der Brücke hinweg gezogen. Des Herzogs Dankbarkeit hat seinen Retter zum Hauptmann ernannt, ihn aber hierdurch schlecht beglückt, da bei seinem ersten Unternehmen er seine Freiheit verlor und in Eure Hände fiel.

Gianibelli stand noch, die Arme in einander geschlungen, stumm vor sich hinblickend da.

Ermannt Euch! werther Freund, sagte St. Aldegonde. Wir mußten so handeln, wir mußten sie in Verwahrsam bringen, um sie vor dem Ungestüm des Pöbels zu retten. Seid überzeugt, wir werden Eurer eingedenk sein und die Sache so glimpflich einzuleiten suchen, als möglich.

Dem Herzog hat sie das Leben gerettet? murmelte Gianibelli vor sich hin.

Wünscht Ihr sie zu sehen? fuhr St. Aldegonde freundlich fort, so wird es Euch nicht verweigert werden.

Nein! sagte Gianibelli fest und finster,

nichts mehr von ihr! Handelt wie's Euch recht dünkt. Nur gebt mir Schiffe und Pulver, noch einmal will ich dem Farneser eine Hochzeit-Fackel anzünden, wo ihm kein warnender Genius wieder erscheinen soll. Nur schnell bedarf ich der Thätigkeit, und dem gemeinen Wesen thut es Noth, daß man schnell Hülfe schaffe.

Herr Ritter! sagte Aldegonde, welcher am andern Morgen in sein Zimmer trat, der edle wahrhaft große Mann handelt nicht leidenschaftlich. Ihr scheint Eure Gattin zu verkennen, deren Fehler unsere Herzen, als menschlich und kindlich, entschuldigen, müßten wir sie auch als Richter verdammen. Wollt ihr sie nicht sehen, ihr kein tröstendes Wort der Verzeihung sagen?

Nein! sagte Gianibelli finster. Sie gehört Euch an, ich habe keinen Theil an ihr.

Sie wünscht ihren Vater zu sprechen, erlaubt Ihr es, mein theurer Freund?

Thut, was Euch als Antwerpens erstem Bürgermeister gut dünkt, vergeßt, daß Ignez Gianibelli's Gattin ist! Meinem Gefangenen erlaube ich willig seine Tochter zu sehen. Das Schicksal hat die Getrennten wieder vereinigt,

ich mag sie nicht zum zweiten Mal trennen, sie mögen ihr Schicksal vereint theilen.

Gianibelli! sagte St. Aldegonde sehr ernst. Wer weiß, wie bald unser Stündlein schlägt, und wie sehr wir dann der Verzeihung des Allbarmherzigen dort oben von Nöthen haben; darum bitte ich Euch noch einmal, vergebt Eurer Ignez, laßt den thörigen Wahn in Eurem Busen schwinden, daß sie dem Herzog zugethan sei, sie würde ihm ja nicht aus Liebe zu Euch entsagt, nicht mit Euch ihn verlassend, die Flucht ergriffen haben. Schenkt ihrem Vater die Freiheit, die der Herzog theuer zu erkaufen sich bereitwillig gefunden hat. Er will uns den tapfern Teligny zurück geben und Antwerpens Bürger werden Euern edelmüthigen Entschluß segnen.

Das Lösegeld für den spanischen Hauptmann Fernando Nunez habe ich zu bestimmen! sagte Gianibelli mit Stolz. — So lange ich athme, bleibt er in meinem Verwahrsam, diese Freude gönne ich dem Herzog nicht. Verlangt mein Blut, mein Leben, ich bin bereit es für Eure Stadt hinzugeben, meinen Gefangenen — nie!

Und wenn nun der Rath die Auslieferung befehle, wenn die Bürger es verlangten, würdet Ihr Euch widersetzen können?

Ich würde, Euer ungerechtes Beginnen verachtend, Antwerpen den Rücken wenden, und Euch Euerm Schicksal überlassen — und, fuhr er nach einer Pause fort, in welcher St. Aldegonde ihn unzufrieden anblickte, ich dächte, Ihr hättet Gianibelli kennen gelernt, daß er nichts von sich ertrotzen läßt!

Unzufrieden verließ zum ersten Male St. Aldegonde seinen Freund, in dessen Innerm feindliche Leidenschaften kämpften. Er liebte noch immer seine Ignez und sein Stolz war wohl mehr als seine Liebe beleidigt. Er trat, als Aldegonde ihn verlassen, an das Fenster. Da stürzte athemlos Catharina van der Weert herein. Mann! rief sie aus, der in den Armen seiner Ignez die Wonne der Liebe empfand, habt Mitleid mit einer verlassenen Waise, deren Vater auf dem Schaffot starb, und deren Geliebter in den Händen der Feinde thatenlos schmachtet. Gebt für Teligny, für Eures Freundes Freiheit, den Spanier los. — Uebt mit dieser Handlung die Pflicht

der Liebe, die Pflicht der Freundschaft, die Kindespflicht.

Finster blickte Gianibelli vor sich hin.

Ihr schweigt, Euer Herz ist keiner Rührung fähig, ihr sagt mir Armen kein tröstendes Wörtchen? Ihr wolltet ja Teligny in Antwerpens Mauern nicht wieder sehen, unterbrach sie Gianibelli, Ihr selbst schicktet ja den Verzweifelnden hinaus in's Verderben. —

Das that ich, ja Ihr habt Recht! — aber seit ich den Geliebten in den Händen der Spanier weiß, seit der Zeit habe ich es schwer gebüßt. Aber eben deshalb zieht es mich hin zu Euren Füßen, Euch um Teligny's Freiheit zu flehen, in Eurer Hand ruht mein Segen, meine Ruhe. Sie stürzte vor ihm nieder. Er erhob sie kalt.

Hoffet nichts von meinem Herzen, antwortete er. — Wer wie ich den Himmel verlor, der gehört der Hölle an.

Noch einmal ergriff sie seine Hand, blickte noch einmal bittend in sein Auge. Plötzlich aber, wie von einem Gedanken ergriffen, trat sie zurück und sagte: Was kann ich von dem Mann erwarten, der seine treue Gattin ver-

und runden, mit Federn geschmückten Hute gar stattlich ausnahm, war bald complett, das Fußvolk aber, trotz daß alle Gefängnisse geleert wurden, kaum bis zu 100 Mann angewachsen; auch fehlte es noch an Officiere, erst ein Lieutenant und der alte Fähndrich waren in Pflicht genommen.

Mit Ingrimm sah Benedikt Hegelin dem Treiben in der Stadt, und dem Kriegsfastnachtsspiele, wie er es zu nennen pflegte, zu. Als Mitglied des Bürgerausschusses, dem die Aufsicht über das Zeughaus und die Bewaffnung oblag, ging er in den Rüstsaal, die noch tauglichen Waffen zur Ausrüstung des Contingentes auszusuchen, die alten Musketen hervorzuholen und sie dem Waffenschmidt zu übergeben, um Bajonette, eine damals noch neue, bei dem französischen Heere aber schon allgemein verbreitete Erfindung, daraus zu verfertigen. Den längst verloschenen Glanz der alten Reichsstadt noch immer vor Augen, konnte er sich an die Erbärmlichkeit seiner Zeit nicht gewöhnen. Unmuthig stand er in dem hohen Rüstsaale, wo noch Pickelhaube und Panzer, Streitart, Partisane und Schlachtschwert aus jener kräftigen Zeit aufgehangen waren, und seine Brust hob sich bei diesem Anblick. —

„Damals gab es noch Männer!“ rief er auf- und abschreitend aus, „Damals, als noch die Bürger hierher eilten, sich zu waffnen, kein Schwert, kein Panzer ihnen zu schwer war, und sie freudigen Sinnes auf Thurm und Mauer eilten — Jetzt? — Nur trunkenen Muthes eilen sie zur Fahne, und wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, beben sie vor dem leichten Degen, den sie an ihrer

stößt und sie im Kerker schmachten läßt, und keine andern Gefühle in seinem Busen kennt, als thörigen Ehrgeiz. Lebt wohl Gianibelli! Was Catharina, die sanfte, schmachtende Catharina, wie ihr sie immer zu nennen pflegtet, nicht erbitten konnte, das wird sie erringen.

Ohnmächtiges Weib! rief Gianibelli, als sie ihn verließ und er in seine Träumereien von Neuem versank. Ach für das männliche Herz ist es die drückendste Pein, wenn es mit sich nicht einig ist und gegen sich selbst zu streiten hat. Auch in Gianibelli's Herzen kämpften feindliche Gefühle, Lieb' und Eifersucht gegen einander. Seine Liebe zu Ignez glühte heiß und feurig, oft mahlte sie ihm seine Einbildekraft mit den lieblichsten Farben, aber schnell trat dann Parma hohnlächelnd zwischen sie, und die sehnende Liebe hatte sich wieder in Eifersucht verwandelt. Ach in den Stunden, in welchen sein Herz nur von ruhigen sanften Gefühlen durchglüht war, hätte er so gern ihre Freiheit erfleht — was sie gethan, erschien ihm nur als Kindespflicht, die Rettung des Herzogs nur als Spiel des Zufalls. — Aber war sie frei, ruhte sie schmei-

chelnd in seinem Arm — konnte, mußte sie dann nicht die Freiheit ihres Vaters erflehn? und konnte er dem Herzog diesen Triumph gönnen?

So dauerte dieser Kampf in seinem Innern schon mehrere Tage, in welchem endlich der Ehrgeiz siegte. Die neue Thätigkeit, mit der er sich zu zerstreuen hoffte, war nicht hinreichend die Gefühle zu mildern, die sein Inneres zermalmten.

Ignez saß in ihrem einsamen Gewahrsam still ergeben. Ein freundliches Stübchen, das eine feste Thür verschloß, und wo eiserne Gitter die kleinen Fenster verwahrten, war die Wohnung der Gefangenen. Sie war heute durch St. Aldegonden und durch einige Rathsherren, die sich zu ihr begaben, des Briefes wegen befragt worden, und hatte alles erzählt, wie es sich zugetragen hatte, und offen hinzu gesetzt, daß es sie nicht gereue, ihre Kindespflicht hier wenigstens erfüllt zu haben; daß aber der Himmel sie zum Werkzeug gemacht habe, durch welches dem Herzog von Parma das Leben gerettet wurde, hätte in des Himmels Hand gelegen, sie habe keinen Theil daran. St. Aldegonde ersuchte sie nun,

sich über die Zukunft und über ihr Schicksal zu beruhigen. Ich bedarf keines Trostes, antwortete sie, mir sagt es eine innere Stimme, ich stehe und falle mit Euch! deßhalb bin ich ruhig und gefaßt auf alles, nur wünschte ich mein Gatte hätte die Ueberzeugung, daß ich unschuldig, und ihm treu sei — dieß ist der einzige Schmerz, der mein Herz zerreißt. Sagt ihm dieß, lieber Herr, und tröstet ihn, dem die Qualen der Eifersucht sein entzündbares Herz zerreißen müssen.

An einem Nachmittage saß sie sinnend allein, als sich die Thür öffnete und ihr Vater vor ihr stand. Sehen wir uns so wieder, Ignez? sagte er in rauhem Tone. Mein Vater! — rief sie aus und sank in seine Arme, doch er schob sie sanft von sich: Ich würde Dir fluchen, Dich verachten, wüßte ich nicht daß Du um meinetwillen in diesem Kerker schmachtest und die Liebe zu Deinem Vater Dir die Freiheit geraubt hat. Unglückliche Thörin! Dort winkt die Freude, Du entfliehst ihr, um Dich hier, mit Ketten beladen, in die Arme eines liebloſen Buhlen zu werfen, der Dich in Deinem Kerker verschmachten läßt! — O! ich weiß alles — in

den wenigen Tagen, die ich hier als Gefangener verlebte, habe ich schon die bittre Wahrheit vernommen, daß Du betrogen bist. Er, von dem es nur eines Wortes bedürfte, Dich in seine Arme zurückzuführen, er liebt Dich nicht mehr, die Rose ist entblättert, er hat sich an ihrem Geruch gesättigt und wirft sie weg.

Nein mein Vater! sagte nun Ignez, wie aus einem Traume erwacht, — daß er mich liebt, das fühle ich tief in dem Innersten meines Herzens. Von Eifersucht und gekränktem Stolz in Schlummer gewiegt, wird seine Liebe erwachen und schöner aufblühen, bis der Tod sie zerstört.

Und dort der Herzog, sagte Nunez, der Dich liebt mit der Gluth der unauslöschbaren Leidenschaft! Ich bitte Euch, schweigt von ihm, unterbrach ihn Ignez mit Würde, dem Munde des Vaters geziemen nicht solche Worte, die das Zartgefühl der Tochter verwunden müssen. Seid mir ein Bote des Friedens, mein Vater, laßt mich die lang entbehrte Wonne rein und ungetrübt genießen, die kindliche Brust an das Vaterherz zu drük-

ken, vergällt mir dieſen ſo lang erſehnten Augenblick nicht.

Der rauhe Krieger, dem ſonſt ſanfte, edle Gefühle fremd waren, widerſtand jetzt der innigen Herzlichkeit des wiedergefundenen Kindes nicht, er drückte ſie liebend an ſein kaltes Herz und ſchwieg von Parma. — So vergingen mehrere Tage, während Nunez täglich ſeine Tochter beſuchte.

Die Laute in der Hand, ſaß Ignez an einem ſtürmiſchen Abende am mondbeleuchteten Fenſter. Der Sturm jagte die Wolken, ſie flohen düſter vorüber und verbargen das ſilberne Licht des Mondes, der nur verſtohlen durch den Wolkenſchleier hindurch blickend ſich in ihrem thränenden Auge brach. — Das Bild meines Lebens, ſeufzte ſie, von Wolken umdüſtert floh es dahin, und nur einzelne Blicke voll unausſprechlicher Seligkeit brachen durch das Dunkel hervor und erhellten meine düſtern Pfade! — Sie ſenkte ihren Kopf auf den Arm und ſah hinauf zu dem allgütigen Vater, der jedes ſeiner Kinder, liebend, wenn auch oft ſtrafend, auf dem rauhen Lebenwege zur endlichen Ruhe geleitet. Sie griff ſinnend in ihre Laute und ſang:

Der Sturmwind heult,
er peitschet die Wellen,
sein Fittich zertheilt
die Tobenden, Schnellen;
Er hebet sie kühn bis zum Himmel mit Macht
und stürzt sie hinunter in finstere Nacht.

Der Sturmwind schweigt,
es ruht sein Gefieder,
und Hesperus zeigt
sein Strahlenhaupt wieder;
Die Wellen wild kämpfend mit feindlichem Sinn,
sie fließen vereint nun, und friedlich dahin.

Des Menschen Herz
ist gleich diesen Wogen!
Wer kennt nicht den Schmerz,
Wenn Lieb' es betrogen?
Und wenn nun das Schicksal dies wogende preßt,
wenn Hoffnung dies sehnende spottend verläßt?

Doch scheint der Stern
der Hoffnung uns wieder,
so senkt er sich gern
in Busen hernieder,
Die Sehnsucht, die Liebe, das fliehende Glück,
sie kehren nach Stürmen zur Heimath zurück.

Sie erhob sich und blickte hoffnungvoll auf; da öffnete sich die Thür, ein Vermummter trat herein, mit dem Zeichen des Schweigens ergriff er ihre Hand und winkte ihr, ihm zu

folgen. Erschrocken sah sie auf, sie konnte seine Züge nicht erkennen. Er winkte ihr noch einmal freundlich, und sie folgte bewußtlos. Durch Gänge und hohe Gewölbe, wo ein schauerliches Echo die leisen Fußtritte dumpf dröhnend wiedergab, geleitete er sie. Immer fort tappend durch die Finsterniß und Nacht gelangten sie endlich an eine kleine Pforte, die leise geöffnet sie in's Freie brachte.

Du bist frei, meine Ignez, sagte eine Stimme, die ihr von außen entgegen tönte, und zwei Arme umfaßten die noch Betäubte und drückten sie innig an sich. — Erkennst Du denn Deine Catharina nicht? sagte diese nun, und hier nicht Deinen Vater? Eilt, flieht, ehe man Euch vermißt. Sie ergriff ihre Hand, der Vater drückte die noch Zitternde an sein Herz, und so zogen sie die Betäubte mit sich fort. Stumm und ohne zu reden folgte Ignez. Plötzlich aber hielt sie an. Dort ist mein Ziel! rief sie aus, nach dem Hafen und Gianibelli's Wohnung zeigend. Dorthin geleitet mich, und dann entflieht, ehe der rächende Arm der Gerechtigkeit Euch ereilt.

Und Du willst mich noch einmal verlassen? rief Fernando knirschend vor Wuth.

Hier ist mein Himmel, dort meine Hölle! Hier Seligkeit, dort Verderben!

Elende! rief Nunez, und zog den Dolch, Du folgst mir ins Lager, oder ich durchbohre Dich!

Thut das, mein Vater — sagte sie ruhig, dann sterb' ich für ihn, und erfülle meinen Schwur: Liebe bis in den Tod!

Catharina war dem Rasenden in die Arme gefallen. Eilt! rief sie aus, ist Euch Euer, ist Euch mein Leben lieb, ich geleite Dich, Ignez. Eilt hinweg, sagte sie nun ängstlich, sich noch einmal an den Zögernden wendend, dieser Mann wird Euch begleiten, fort, damit ihr bald Antwerpens Mauern hinter Euch seht, sonst sind wir verloren. Seiner Tochter fluchend, entfernte sich Nunez schnell.

Daß Du ihm nicht folgen würdest, ahnete ich, ich war dessen selbst gewiß, sagte nun Catharina. Dort blühet für meine edle Ignez keine Blume. Die Blüthen Deiner Liebe kann nur die keusche Morgensonne entfalten, nur ihr bietet sich der geöffnete Kelch dar, um die Thautropfen einzusaugen.

— Und ich — freue Dich mit mir — ich habe meinen Teligny befreit, seine Ketten habe ich mit Nunez Ketten gebrochen. Ach es gelang der Lieb' und der Freundschaft so leicht, die Riegel Eurer leichten Haft zu sprengen. Der heilige Glaube unserer Väter gibt uns den Muth, die Kraft und die Mittel zum Vollbringen jedes guten Werkes.

Sie waren indessen an Gianibelli's Wohnung gekommen. Catharina entfernte sich, und sinnend stand Ignez vor der ihr so wohlbekannten Pforte.

Noch brannte eine matte Lampe in Gianibelli's Zimmer. Trauertöne seiner Laute schwebten herab und durchbebten schauerlich ihr Herz. Gott weiß es, wie ich ihn wiederfinden werde, — sagte sie still vor sich hin, als sie mit bangem Zagen an die Thür klopfte.

Gianibelli saß auf seinem Zimmer. — Die Lampe, noch um die letzten Lebenmomente ringend, brannte nur noch düster und war dem Verscheiden nahe, nur manchmal hob sich noch eine helle Flamme aufstrebend empor, und beleuchtete sein bleiches gramvolles Gesicht. Er fühlte sich so allein, und die einzelnen Akkor-

de der Laute, die das Echo der gewölbten Stube leiſe nachtönen ließ, belebte nicht die gräßliche Oede, die ihn umgab. Da öffnete ſich die Thür, leiſe und langſam trat ſie herein. Jeſus Maria! ſchrie der Ueberraſchte: Ihr Geiſt! — Doch die Arme die ihn umfingen, die glühenden Lippen, die, als ob ſie nimmer von ihm laſſen könnten, ſich auf ſeinen Mund preßten, der ſüße Ausruf — mein Federico! zeigte ihm bald, daß nicht ihr Geiſt, nein, daß ſie es ſei, ſeine Ignez, die er in ſeine Arme, an ſeinen Buſen drückte.

Und Du folgteſt Deinem Vater nicht? ſagte er nun, als ſie ihm die Begebenheit dieſer Nacht, jedoch ohne Catharinens zu gedenken, erzählt hatte. Du floheſt nicht zu dieſem Parma, der Dich immer noch liebt, Du eilteſt in die Arme Deines Gatten, der Dich verſtoßen hatte? — O meine Ignez die Du edler biſt als ich, deren Liebe nur wie eine reine Himmelflamme, im Glück wie im Unglück, ob belohnt oder verſtoßen, gleich treu und glühend lodert, verzeihe mir! Nichts ſoll uns trennen — Liebe bis in den Tod!

Seite hängen sehn, und zittern, wenn die Trommel sie zur Waffenübung ruft. Das Geschlecht ist entartet! Seit man den Muth bezahlt, ist er hin — Bellen können wir noch, aber wahrlich nicht mehr beißen!"

„Ei, ei!" unterbrach der Stadtschreiber, der schon eine ganze Zeit leise hinter dem, zwischen die ehrwürdigen Denkmäler kräftiger Vergangenheit hindurch Schreitenden geschlichen war, das Selbstgespräch, „Ei, ei, werther Gevatter! So in Eifer? Wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über, Ihr seid immer nur bei unsern Vorfahren, und deshalb unwillig und unzufrieden mit unsrer Zeit. Aber so ging es auch damals, die alte, gute Zeit lobte man von Anbeginn der Welt an, und tadelte die Gegenwart, die doch um nichts schlechter ist."

„Um nichts?" — rief der Adlerwirth aufgebracht, riß ein Schlachtschwert von der Wand, und drückte es dem Stadtschreiber in die Hand, „Hebt doch das Schwert, weiser Herr," sagte er, sich vergessend, „schlagt damit nur das Mäuslein todt, welches so eben zwischen Euren krummen Beinen durchgelaufen ist, Ihr vermögt es nicht einmal zu heben, und meint doch, die Altvordern wären um nichts besser gewesen, als wir!"

Der Stadtschreiber legte das ihn fast erdrückende Schwert bei Seite und lächelte. „Lieber Nachbar," sagte er, „bleibt doch nicht immer in der irrigen Meinung, des Menschen Werth bestände nur in seinem Arm."

„Der Meinung bin ich nicht, da irrt Ihr," sagte Herr Benedikt brummend, „was nützt der Arm, wenn nicht ein männlich Herz ihn hebt? Im Herzen, in dem treuen, festen unwandelbaren Sinn, da liegt der Werth

Treue auch nach dem Tode! lispelte die hocherglühte Ignez. Als ob des Todes Arme sie schon jetzt ergriffen, sank sie zitternd an seinen Busen.

In Antwerpen, wo man des andern Morgens die Flucht der Gefangenen erfuhr; gerieth alles in Bewegung. Man war sehr aufgebracht auf Gianibelli, den man nun als die Ursache betrachtete, daß der tapfere Teligny nicht in ihre Mitte zuück gekehrt sei. Den versammelten Rathherren aber war die Flucht von Ignez bedenklich, und sie erstaunten nicht wenig, als Gianibelli vor sie trat und ihnen die Kunde brachte, daß Ignez wider ihren Willen aus dem Gefängniß geführt, zu ihm zurückgekehrt sei und hierdurch wohl den Beweis gegeben, daß nur die Kindesliebe sie zu dem unglücklichen Schreiben verleitet habe. Er bat den Rath, daß man sie ihrer Haft entlassen möge, was auch sonder Widerrede geschah, um so mehr, da kurz hierauf ein Schreiben des Herzogs von Parma eintraf, welches sie von Teligny's Befreiung benachrichtigte. Er hatte jedoch sein Ritterwort geben müssen, nicht für die Befreiung Antwerpens zu fechten.

Der nämliche Bote, welcher den Brief vom Herzog an den Rath brachte, hatte auch ein Schreiben Teligny's an Catharinen. Er schrieb ihr:

Du hast geschworen, mich nicht in Antwerpens Mauern zu sehen, deshalb bin ich mit blutendem Herzen die Bedingung eingegangen, nicht für Antwerpen zu fechten, das Deinen Vater gemordet hat. Das Vaterland wird ja wohl anderwärts meines Arms bedürfen. Dahin eile ich

Teligny.

Der Herzog hatte nun seine Pfahlbrücke wieder ganz in den vorigen furchtbaren Zustand gesetzt und noch mehrere Vorkehrungen treffen lassen, um sie gegen Gianibelli's Angriffe zu schützen; Gianibelli hingegen arbeitete ohne Unterlaß an neuen Werkzeugen ihrer Zerstörung, und es wurden wieder andere Schiffe ausgerüstet. Das Zutrauen der Antwerper zu ihm, war durch den ersten glücklichen Versuch stärker als je geworden und die Hülfsmittel, die man ihm früher vorenthal-

ten hatte, ſtanden ihm jetzt willig zu Gebote. Bald waren neue Schiffe gleich den vorigen zum Auslauf fertig und platte Fahrzeuge zum Durchbrechen der Brücke eingerichtet, in gehörigen Stand geſetzt. Die Flotille lief aus, die Brücke wurde zum zweiten Mal geſprengt, doch konnte die ſeeländiſche Flotte, des widrigen Windes wegen nicht erſcheinen. Auch dieſer Verſuch lief alſo nutzlos ab, ein folgender mißglückte ganz, und nun rieth den Antwerpern Gianibelli ſelbſt, auf andern Wegen ihre Rettung zu ſuchen.

Nur in den Armen ſeiner Ignez, an der er jetzt mit der höchſten Liebe hing, die ihm theurer geworden war als je, konnte er den Troſt für ſo manche mislungene Entwürfe, für die Tücke des Schickſals finden. Dem Tode trotzend, miſchte er ſich bald unter die braven Schotten, bald als gemeiner Reuter unter die Niederländer; bei jedem Ausfalle, bei dem kleinſten Gefecht war er gegenwärtig. Er kehrte immer unverwundet in die Arme ſeiner Gattin, aus dem Schlachtgetümmel zurück, die ihn dann mit ſchwärmeriſcher Liebe umfing. Laß uns, mein Gianibelli, die letzten Tropfen aus dem Lebenkelche ſchuld-

los und heiter empfangen, sagte sie dann zu dem Unruhvollen, vielleicht bald naht die Todesstunde Antwerpens, und in ihr umschwebt auch uns der Todesengel.

Der Herzog von Parma, wahrscheinlich von Ignez Gesinnungen durch ihren Vater unterrichtet, fürchtete, daß dieß Heldenweib den Tod des ewig geliebten Gatten nicht überleben könne. Um sie zu retten, ließ er Gianibelli den Vorschlag thun, bei der jetzigen kritischen Lage Antwerpens frei und ungehindert mit seiner Gattin nach England, Deutschland oder wohin er wolle, zu gehen — er bot ihm selbst seine Schätze an, und versprach, für seine Sicherheit Bürgen zu stellen.

Federico antwortete dem Herzog:

Gianibelli entflieht seinem Schicksal nie. Siegreich singt er ein Te Deum auf Antwerpens befreiten Wällen, oder begräbt sich unter ihren Trümmern. So würde Alexander Farnese auch handeln, wäre er Gianibelli der sich nicht schlechter zu sein dünkt, als jener.

Während er des Herzogs Schreiben beantwortete, stand Ignez neben ihm und sah ihn forschend an. Die Großen der Erde, sprach

sie, als Gianibelli geendet hatte, sind doch eitle Thoren! sie glauben, nur in ihnen ruhe ein Heldengeist, und um diese Spanne Lebens opferten wir andern Erdenbürger alles willig. — Sieh mein Federico! mit jeder entflohenen Stande, mit jedem nutzlos verhallten Kanonendonner, zähle ich die Minuten meines Lebens, und schließe mit dem Schicksale ab. Deßhalb nur Muth und Vertrauen, mein Geliebter! Suche nicht den Tod, dort, wo Du Dein Leben nutzlos opfern würdest. Spare es auf, so lange es noch nützen kann, und wann einst die Spanier über die zerstörten Wälle dieser Stadt stürmend eindringen werden, dann laß uns Hand in Hand an die Bresche treten, und sie vertheidigend, vereint sterben.

Die Brücke zu zerstören und die freie Schiffahrt auf der Schelde sich dadurch zu öffnen, hatten die Antwerper nun aufgegeben. Man beschloß auf Gianibelli's Rath, den Covensteiner Damm anzugreifen, ihn zu durchstechen, und so das ganze Land unter Wasser zu setzen, und zugleich den letzten An-

griff auf die Brücke zu wagen. Der Graf Hohenlohe, Admiral der Seeländischen Flotte, versprach mit allen Kräften dazu mitzuwirken.

Doch dem Scharfblick Parma's war die Wichtigkeit dieses Punktes nicht entgangen. Gleich im Anfange der Belagerung hatte er den Damm besetzt und noch während derselben ihn durch fünf vertheidigende Schanzen fester und furchtbarer gemacht; es bedurfte kräftiger Mittel und eines unerschütterlichen Heldenmuthes, dieses Bollwerk zu erobern.

Alle kleinen Dämme waren schon zerschnitten, die seeländische Flotte schwamm schon auf diesem neuerschaffenen Meere dem Covensteiner Damme entgegen und auf den morgenden Tag war der Angriff bestimmt.

Eine furchtbare Stille schwebte über Antwerpens verödeten Straßen. Ein jeder Bürger blieb am Vorabend des entscheidenden Tages im Kreise der Seinen, um wenigstens noch den letzten Moment seines Lebens in ihrer Mitte genießen zu können. Es ist ein ängstlich ergreifendes Gefühl; das sich unwillkührlich in die Brust des Menschen drängt, wenn die letzte Hoffnung in der Stunde der

Entscheidung an ihm vorüber schwebt. Hallet der dumpfe Ton dieser Stunde, dann ist keine Wahl mehr zwischen dem Glück und dem Unglück; die Würfel liegen — getroffen oder gefehlt — das Schicksal steht unerschütterlich vor ihm da.

Gianibelli saß an diesem Abend neben seiner Gattin; schweigend schauten sie nach der scheidenden Sonne. Wenn morgen diese Sonne untergeht, dunkel, blutig roth, unterbrach er die Stille, dann ist Antwerpen, dann ist unser Loos entschieden, es ist die letzte Hoffnung.

Die letzte? wiederholte Ignez leise.

Ja, meine Theure, die letzte! — Ist der Sieg nicht unser, dann kriechen wir, der traurigen Schnecke gleich, zurück in unser enges Haus. Nicht mehr um den Sieg, nicht mehr um die Freiheit kämpfen wir dann, nur noch Tage, Stunden ringen wir mit dem Schicksal ab, das freie Leben zu fristen, dann naht der kühne Parma, eine Schanze fällt nach der andern, und der Hunger lähmt die ermatteten Glieder. Morgen, meine Ignez, wenn die Sonne blutig sich erhebt, beginnt

das ernste Spiel; am Abend ist es vorüber — und vielleicht verloren.

Noch graute nicht der Morgen, die goldenen Sterne funkelten noch in die dunkle Nacht hinein; da schwamm schon die Zerstörung-Flotte auf dem breiten Rücken der Schelde dahin, da kamen vier leuchtende Fahrzeuge von Lillo her, dem Covensteiner Damm entgegen. Die seeländische Flotte breitete sich längs demselben aus, und legte sich mit ihrer Hauptmacht vor die Pfahlschanze.

Zwischen ihr und der St. Georgen Schanze wurde der Damm erstiegen, und mit bewundernswürdiger Schnelle eine Brustwehr darauf errichtet, um beide feindliche Schanzen zu trennen. Hinter dieser Brustwehr arbeiteten nun die Schanzengräber, den Damm zu durchstechen. Die Wichtigkeit des Unternehmens, welche der Geringste der Arbeiter erkannte, gab ihnen doppelte Kraft. Auch die Antwerper Flotte, begann nun den Angriff von der andern Seite, und die Truppen aus der Stadt unterstützten die tapfern Seeländer, die unerschütterlich standen, und

die wiederholten Angriffe der Spanier heldenmüthig abschlugen.

Trunken von dem ersten glücklichen Erfolg, hoffte man schon alles überwunden zu haben, und fing an die Ladung der Seeländischen Schiffe in Antwerpner zu bringen, wodurch die kostbare Zeit verloren ging. Die Arbeit am Damm wurde nun nicht mehr mit voriger Thätigkeit betrieben und die Thatkraft erlahmte gänzlich, als der Graf Hohenlohe und St. Aldegonde in ein beladenes Schiff stiegen und gerade in dem entscheidenden Augenblicke nach Antwerpen fuhren, um dort den Triumph ihrer thörigen Eitelkeit zu feiern.

Unter Glockengeläute und Kanonendonner fuhren sie in den Hafen ein, wo Gianibelli mit einem kleinen Haufen getreuer Schotten noch stand, und die Nachricht von der Unternehmung gegen die Brücke ungeduldig erwartete.

Die Todtenglocke hallet Euch Unglücklichen entgegen und diese Kanonenschüsse sind die letzten Seufzer des sterbenden Antwerpens! sagte Gianibelli zu dem Bürgermeister und dem Admiral. Hier ist Eure Gegenwart un-

nütz, dort ist Eure Abwesenheit schädlich. Kommt, ihr Treuen, sagte er, sich mit seinen Gefährten einschiffend, hin zum Kampf; dort sind wir Noth.

Parma stand unterdessen mit der Ruhe eines Helden auf seiner Brücke und ordnete alles zum Empfang der heranschwimmenden Zerstörungwerkzeuge an. Er hatte die Vorkehrungen getroffen, daß die Brücke an mehreren Orten geöffnet werden konnte, um die andringenden Schiffe durchzulassen. Mit der höchsten Anstrengung sein Leben tausendmal Preis gebend, gelang es dem Helden, auch diese Unternehmung gefahrlos verschwinden zu sehen. Nun eilte er mit mehrern hundert spanischen Pikeniern dem Damm zu Hülfe, und kam noch eben zur rechten Zeit, ehe alles verloren war. Die Pfahlschanze, durch das Geschütz der Flotte ruinirt, war ihrem Einsturz nahe, der tapfere Gamboa, ihr Vertheidiger, lag verwundet, die meisten Soldaten waren todt, während sich hingegen die Macht der Niederländer von Stunde zu Stunde mehrte. Da sammelte der Herzog alle die Truppen, die er aus den Schanzen ziehen konnte, an ihre Spitze sich stellend,

und die Stärke des Mannes. Glaubt Ihr, ich meine die Burgunder seien bei Murten und Granson kraftloser, der Arm deutscher Ritterschaft bei Sempach weniger stark gewesen, als der der Schweizer? Wahrlich nicht! — Aber das Herz, das für Freiheit und Vaterland schlägt, das ist ein andres Ding, als ein Hasenherz, das, statt muthig nach dem Schwerte, ängstlich nach der Feder greift, sie zu zerkauen — Laßt mir meinen Glauben, meinen altdeutschen Sinn, und meinen grauen Scheitel, ich mißgönne Euch die Sitten und das Treiben nicht, das wie ein braunstiger Geruch aus jenem Lande, wo Falschheit und Gleißnerei schon lange heimisch waren, zu uns herüber kömmt; tragt in Gottesnamen Eure Allongenperrücke, die Euch der Haarkräusler aus Straßburg geschickt, und die eher für einen Riesen, oder eine Mummerei, als für Euch paßte, was kümmerts mich! — Aber wehe thut es mir, daß der deutsche Mann zum Männlein, und das Männlein zu einem Affen wird, der sich in fremde Thorheiten kleidet, und die edle gehaltvolle, heimische Münze für schlechtere umtauscht, wenn sie nur einen fremden Stempel trägt."

„Ereifert Euch nur nicht, lieber Freund!" begann nun der Stadtschreiber, nichts weniger, als beleidigt scheinend, „Wir leben nun einmal in solcher Zeit, und müssen uns in sie fügen, der kluge Mann schwimmt stets mit dem Strome, nie ihm entgegen. Doch bald hätte ich vergessen, weshalb ich hierher gekommen. Ich bin von dem edlen Rath geschickt," fuhr er, eine Amtsmiene annehmend fort, „Euch zu benachrichtigen, daß er, eingedenk Eurer vielfachen Verdienste um die Stadt, eingedenk Eurer hohen Einsicht in das Kriegswesen, eingedenk"—

rückte er vor, und hob durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth der Seinen.

Hinter der aufgeworfenen Brustwehr, zwischen der Pfahl- und St. Georgen-Schanze focht der Kern der niederländischen Truppen — die Freiheit des Vaterlandes galt es hier auf diesem entscheidenden Punkte, hier zu siegen oder zu sterben, war ihr Entschluß. — Da landete Gianibelli mit seinem Häufchen in dem nämlichen Augenblick, in welchem der Herzog von Parma die zurückgeschlagenen Spanier ordnend zu einem neuen Angriff anführte.

Das waltende Schicksal führte die Helden gegen einander — Mann gegen Mann, Schild gegen Schild fochten sie. — Ignez! — rief Gianibelli und führte einen furchtbaren Streich auf des Herzogs Helm. — Die Pike eines Spaniers traf ihn und warf ihn zu Boden. Um ihren Führer kämpften die Niederländer und Schotten, sie deckten ihn mit ihren Schilden und trugen ihn gerettet zurück auf das Schiff.

Mit Gianibelli sank der Muth der Seinen. Italiener und Spanier wetteiferten nun um die Ehre, wer von ihnen der Erste auf der

Brust-

Bruſtwehr ſei. Sie war erſtiegen; Antwerpens letzte Hoffnung ſank mit den Treuen, die bei ihrer Vertheidigung fielen. — Der Tag nahte ſeinem blutigen, ſeinem unglücklichen Ende.

Schwer verwundet lag Gianibelli nach mehrerer Zeit auf ſeinem Lager, ſeine treue Ignez ſaß mit ruhigem Blick neben ihm und hielt ſeine bleiche Rechte. St. Aldegonde, ein Schreiben in der Hand, trat ein. Mein theurer Freund! ſo ſprach er, wäre es möglich, in dieſer Zeit des Unglücks eine tröſtende Botſchaft zu bringen, ſo könnte ich es vielleicht jetzt. Der Herzog von Parma, der ſo eben die Stadt aufgefordert hat, ſich zu ergeben, fügte dieſen offenen Brief an Euch bei; er erlaubt Euch in demſelben, da ihr doch für die Wohlfahrt der Stadt nichts mehr nützen könntet, Euch von hier wegzubegeben, um Eure Wunden an einem ruhigen Orte heilen zu laſſen. Ihr könnt Euch, nah oder fern, mit Eurer Gattin hin begeben, wohin ihr wollt; der Herzog gibt Euch ſein fürſtliches Wort, daß Euch Beide nichts trennen,

nichts Euch lästig fallen solle. Er erbietet sich sogar, Geißeln für Eure Sicherheit zu stellen. Erfüllet seine Wünsche, der Feind naht — der friedliche Bürger ist in seiner Wohnung nicht mehr vor dem Wurfgeschütz des Feindes sicher. — Ihr bedürft der Ruhe, entfernt muß es Euch wohler sein, als hier, wo ihr doch nach kurzer Frist in die Hände des Siegers fallen würdet, der Euch jetzt frei und ungehindert will ziehen lassen.

Gleich' ich Dir auch an Muth, Alexander Farnese! rief der Verwundete gerührt aus, so übertrifft Du mich doch an Edelmuth und Glück. Laßt den Herzog in meinem Namen wissen, fuhr er mit matter Stimme fort, daß ich ihm danke, daß aber Gianibelli und sein Weib mit Antwerpen stehen und fallen, und unbesiegt in's Land der Freiheit eingehen wollen. Er sank ermattet zurück.

Und ihr, edle Frau? sagte nun St. Aldegonde, sich zu Ignez wendend. Ich theile das Loos des Gatten, entgegnete sie mit Würde — sei es rosig oder purpurn, ich siege oder sterbe mit ihm!

Edles Opfer! sprach der ehrwürdige St.

Aldegonde, der Himmel breite seine schützenden Arme um Euch und um unsere Stadt.

Doch nicht lange, so wüthete der Hunger immer fürchterlicher in dem unglücklichen Antwerpen, der Feind schloß es immer enger und enger ein. — Jeder, selbst der Kühnste verzweifelte an Rettung, das Volk murrte, der Hunger bedrohte sie mehr noch, als das Schwert des Feindes, und entmuthigte die Menge.

In dieser Zeit überlegte eben der versammelte Rath sorgsam, ob es nicht besser sei, unter leidlichen Bedingungen die Stadt zu übergeben, als das Aeußerste abzuwarten, da öffneten sich die Thüren des Saals, von seinen getreuen Schotten getragen, erschien Gianibelli auf seinem Ruhebette liegend, in der Versammlung der Väter der Stadt.

Der Sterbende, so sprach er mit matter Stimme: erscheint noch einmal unter Euch, um Euch zu warnen! Ihr habt seinen Rath so oft als Thorheit verworfen — Befolgt ihn wenigstens jetzt — Oeffnet Eure Thore dem Spanier nicht; vertheidigt Eure Stadt von Straße zu Straße, von Haus zu Haus; denkt an Alba und seine Schandsäule, aus

Euern Kanonen gegossen, denkt an das Blutgerüste, auf dem die Edelsten des Volkes durch das Beil des Henkers fielen. — Noch lebt Philipp, und Parma ist nur sein sclavisches Werkzeug, wie es Alba war. Edler ist es, wenn ihr als Helden unter den Trümmern Eurer Stadt Euch begrabt, als daß Ihr auf dem Blutgerüste durch Henkers Hand endet. — Weihet Euch lieber einem ehrlichen Reitertod! —

Das ist mein letztes Wort an Euch, dieß das letzte Mal, daß ich in diesen hohen Hallen erscheine, wo ich so oft in der Blüthe des Lebens an der Hand der Hoffnung eintrat. Er schwieg und winkte seinen Begleitern, daß sie ihn entfernen möchten.

Düster vor sich hinblickend, saßen die Räthe in stillem Schweigen da, als Gianibelli den Saal verlassen hatte.

Ja, meine Freunde! nahm endlich St. Aldegonde, sich ermannend das Wort: Ich fühle in mir den Muth, für das Vaterland zu sterben! Lieber den Tod als das spanische Joch! — denkt Ihr wie ich, so wagen wir noch einen Versuch! — Doch die Stimme des Pöbels, der in den Saal drang, unterbrach

seine kräftige Rede. Die Stadt zu übergeben verlangten sie ungestüm, sie, die der Hunger bis zur Verzweiflung getrieben hatte, so daß selbst der edle St. Aldegonde ihrer Wuth nachgeben mußte.

An dem Schweigen des Geschützes, und der dumpfen Stille, die in Antwerpen herrschte, ahnete Gianibelli auf seinem Lager, was vorging. Die Muthlosen unterwerfen sich! sagte er am Abend zu Ignez, und Ihr, Catharina, verschweigt es uns? Weine nicht gutes Mädchen, sagte er zu dieser, die ihre Thränen nicht länger verbergen konnte: Bald ist es vorüber — der Lebenstraum hat geendet, wenn die neue Morgenröthe erscheint. Ignez küßte seine blassen Lippen und mit verklärter Heiterkeit nickte sie ihm bejahend. Catharina, die seit seiner Verwundung Ignez nicht verlassen hatte, eilte nach Hause um Erkundigungen einzuziehen.

Die Ahnung Gianibelli's war gegründet, — Antwerpen hatte sich dem Herzog von Parma unterworfen, — die aufgehende Sonne

durfte nicht die Stadt der freien Bürger beſcheinen.

Nach einem langen erquickenden Schlummer erwachte Gianibelli am Morgen des unglücklichen Tages. Da ſchallten die Trommeln, da bließen die Pfeifer das ſpaniſche Lied. Sie nahen, rief er, ich kenne dieſe Töne, ſie haben mir ſo oft zum blutigen Tanze aufgeſpielt. Doch Parma, ſagte er ernſt: deinen Triumph will ich nicht zieren, Gianibelli fällt nicht lebend in die Hand ſeines Feindes. — Er riß den Verband von ſeinen Wunden — Ignez hinderte ihn nicht — erſchrocken bedeckte Catharina ihr Geſicht.

Liebe bis in den Tod! ſagte er ſterbend, dieſen Schwur haſt Du treulich gehalten, meine Ignez — Treue auch nach dem Tode! — Er ſank nieder und verſchied.

Fernando Nunez geleitete den Herzog nach Gianibelli's Wohnung — Verſöhnt will ich ihn noch einmal ſehn, den tapfern Feind, der mich wohl tief kränkte, doch ihm vergeben, und Ignez beruhigen, ſprach der edle Fürſt. Und hat ihn der Todesengel abgerufen, dann mag ſie in ein Kloſter gehen, dort ihr

Gelübde erfüllen und treu möge sie ihm sein auch nach dem Tode.

Die Thür öffnete sich, der Herzog und Nunez traten herein. Da erhob sich Ignez von dem Lager des verblichenen Gatten, langsam und feierlich. — Nicht näher! — rief sie ihnen entgegen. Er ist Euerm Triumph entgangen — Sein Glück versank, seine Hoffnung flog auf — Ihr habt beide nichts mehr von ihm zu fürchten. —

Der Herzog wollte sich ihr nahen. — Zwischen mir und Euch liegt Dieser im Leben wie im Tode. — Wir haben nichts mit einander gemein! — Die Liebe hat mich begleitet bis an sein Grab. — Die Treue geleite mich hinüber zu ihm, dem ich folge. — Sie sank von ihrem Dolch durchbohrt auf den Geliebten nieder.

Möge mich einst, wenn meine Stunde schlägt, ein solch treues Herz hinüber geleiten zu Gottes Thron, sagte Parma, und ohne sich der Heiligen zu nahen, verließ er schweigend das Zimmer. Nunez fühlte zum ersten Mal im Leben, daß der Schmerz des Vaterherzens der tiefste von allen sei.

Catharina schmückte ihre todte Freundin.

Ein Sarg schloß, ihrem letzten Wunsche nach, Beider Gebeine. — Liebe bis in den Tod, Treue auch nach dem Tode, war die Inschrift, die der edle Alexander auf ihr Grabmal setzen ließ, das er mit versöhnenden Thränen benetzte. — Die Zeit hat dieß Denkmal der treuen Liebe zerstört. Lange aber stand noch ein Kreuz auf der Stelle des Covensteiner Dammes, wo Gianibelli verwundet fiel.

„Laßt die vielen Worte, Herr Stadtschreiber," unterbrach ihn Benedikt — „Seid lieber eingedenk, daß die kurze Rede, immer die beste ist, und sagt mir, was der Rath von mir will."

„Eingedenk Eurer tiefen Menschenkenntniß," setzte der Stadtschreiber seine Rede fort, ohne sich durch Herrn Benedikts Unmuth stören zu lassen — „Hat der edle Rath beschlossen, Euch nach Stuttgardt zu senden, wo Ihr Euch nach dem Kriegs- und Defensions-Zustand unsrer werthen Nachbarn, der Würtenberger erkundigen, und zwei tüchtige Hauptleute und einen Lieutenant, der auch so halbweg sein muß, für unser Contingent werben sollt. Ich werde Euch einige Subjecte dazu denominiren, die dermalen außer Brod und Dienste sind, und deshalb Euern Anerbietungen leicht Gehör geben werden."

„Großer Gott!" rief Herr Benedikt fast in Verzweiflung, „In Stuttgardt, in der Hauptstadt unserer ehemaligen Todfeinde soll ich die Anführer unsrer Truppen werben, aus dem Würtenberger Lande herüberlocken, was sie selbst nicht mögen — So tief bist du gesunken, alte Stadt, du, einst das Schrecken deiner Feinde, die Zierde des edlen schwäbischen Bundes? Hast in deinen Mauern keine mehr, deine Krieger anzuführen? O! mit dir ist es aus!" —

„Nun, setzt Euch doch selbst an die Spitze des Contingents," unterbrach der Stadtschreiber den Ausbruch tiefen Schmerzes, der sich der Brust des alten Reichsbürgers entwunden hatte, „stellt Euch an die Spitze, erneuert den alten Kriegsruhm dieser Stadt und die Ernennung zum Hauptmann soll Euch noch heute werden.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Einundzwanzigstes Bändchen.

Marie von Lancaster.

BIBLIOTHECA LIPSIENSIS
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Marie von Lancaſter.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Marie von Lancaſter.

1.

Am Strande des Meeres, welches ein brausender Nordwind über die Dünen bei Boulogne trieb, gingen drei junge Männer schweigend auf und ab, und sahen zuweilen durch die Fernröhre hinüber nach den Küsten Englands. Das Meer ging hoch, die Möven flogen kreischend längs dem sandigen Ufer, und über Englands Küsten thürmte sich ein Gewitter auf, während die Sonne Frankreichs Gefilde gar freundlich beschien.

Seht, gnädiger Herr! begann der Eine, sich ehrfurchtvoll zu dem Jüngsten unter ihnen wendend: von England her naht das Unwetter und droht Frankreichs Sonne zu verdüstern.

Anna von Montmorency, erwiederte Franz, der junge Herzog von Valois, das Unge-

witter kommt nicht heran, und wenn die Wolken sich zusammenzögen, so geschähe es sicher nur, um die Flotte zu zerstören, die bei diesem günstigen Winde schon muß ausgelaufen sein.

Ich sehe in der Ferne Schiffe, rief Philipp von Chabot, der andere Jugendfreund des jungen Fürsten: seht nur, gnädiger Herr, sie nahen mit vollen Segeln.

Der Herzog schaute durch das Fernrohr. Sie mögen kommen! sagte er heiter. Gegen das Schicksal kann ich nur kämpfen, wie der Schiffer gegen den Sturm, muthig, unverzagt und nie das Steuer aus der Hand lassend. Soll ich den Thron Frankreichs nicht besteigen, so soll wenigstens der künftige Beherrscher von königlichem Geblüte sein; dafür wird die Herzogin von Angouleme, meine edle Mutter, sorgen, und auch ich!

Montmorency und Chabot unterbrachen die zuletzt heftig gesprochenen Worte des Herzogs nicht und sahen nur übers Meer nach der Englischen Flotte, welche die mit König Ludwig XII. verlobte Schwester Heinrichs VIII., die Prinzessin Marie von Lancaster, zum feierlichen Beilager nach Frankreich brachte.

Wohl mußte Franz von Valois die Ankunft der jugendlichen Braut, zu deren Empfang ihn der König nach Boulogne gesendet hatte, nicht gleichgültig sein. Die junge Gemahlin konnte ihm leicht die schönste Königkrone Europa's, die er bis jetzt schon sicher auf seinem Haupte geglaubt, rauben. Anna von Bretagne, die erst vor Kurzem verstorbene Königin, hatte keine Söhne, nur zwei Töchter hinterlassen, wovon die älteste, Claudia, des Herzogs Gemahlin, und er selbst der nächste muthmaßliche Thronerbe war. Diese neue Vermählung des Königs konnte das ganze Gebäude seiner Hoffnungen zertrümmern. Ludwig, erst 52 Jahre alt, war zwar kränklich, an Gicht leidend, und gegen den Rath seiner Aerzte zu dieser neuen Vermählung geschritten: doch mußte der junge ehrgeizige Fürst so Manches befürchten, so manche unvorhergesehene Fälle konnten eintreten, daß wohl jedes andere Herz bei dem Anblick der sich immer mehr nahenden Flotte gebebt hätte, nur nicht das Herz des muthigen Franz von Angouleme.

Meine Freunde! rief er jetzt, seht! die Wolken zertheilen sich und verdunkeln nicht

„Herr Stadtschreiber!“ fuhr bei diesen höhnischen Worten Benedikt Hegelin auf, „Wißt, ich bin hier nicht in meiner Schenkstube, noch in meinem Hause, wo die Gewohnheit mich höflicher sein läßt, als ich es oft wohl sein möchte, ich bin hier im Rüstsaal, wo die Kraft gilt und der Muth. Hütet Euch, daß mich der Unmuth nicht übermannt. — Aber nichts für ungut!“ fuhr er besonnener fort, da der Stadtschreiber einige Schritte vor dem Zürnenden zurückwich, „Benedikt Hegelin meint es so böse nicht, und sein Jähzorn ist bald vorüber, und nun Basta! Sagt dem Rath, wo es der Stadt Wohlfahrt gälte, bliebe ich nicht daheim; ich würde nach Stutigardt reiten, würde seinen Auftrag ausrichten, so gut es in meinen Kräften stände, oder vielmehr, so gut es der Rath haben wollte. Sagt mir nur, wieviel ich den saubern Herrn dafür bieten soll, daß die Dienstlosen bei uns Dienste nehmen.“

„Jedem monatlich 25 Gulden, 1 Ration und 2 Portionen und ihre Diener mögen sie sich aus der Mannschaft wählen, überdies jedem 10 Gulden Reisegeld und ein neues Kleid,“ erwiederte der Stadtschreiber. „Euere desfalsige Ausfertigung sollt Ihr sogleich erhalten.“

„Schon gut,“ sagte Benedikt lächelnd, „dafür schaffe ich Euch ein Dutzend Hauptleute von dem Schlage, wie Ihr sie verlangt. Ich werde noch heute hinreiten und morgen bin ich wieder zurück.“

„Auf Wiedersehn!“ sagte der Stadtschreiber, sich höflich verbeugend, war froh, daß er sich entfernen konnte, und schwur im Stillen, dem Nachbar nie wieder im Rüstsaale zu begegnen.

meine Sonne. Die Fürstin, die uns naht, soll schön, soll die reizendste Prinzessin Europa's sein. Wohlan, wir werden sie sehen. Kommt, wir wollen uns zum Empfange der königlichen Braut, welche das Gerücht als das Vollkommenste der Erde geschildert, schmücken, und, ist sie die Schönste der Schönen, ihr huldigen, wie es der Schönheit gebührt!

Gnädiger Herr! warnte Chabot, laßt Euch nicht von dieser Zauberin, die aller Männer Herzen fesseln soll, verlocken! Grabt nicht Euer eigenes Grab!

Sorge nicht, Chabot; seit ich Françoise von Chateaubriant sah, bleibt mein Herz jedem fremden Eindruck verschlossen, versicherte der junge Fürst; aber beide Freunde zweifelten, daß er wahr gesprochen; sie kannten seinen Wankelmuth, und schienen die Ankunft der jungen Fürstin mehr noch zu fürchten, als ihr Gebieter selbst.

2.

Die Flotte landete, Kanonendonner begrüßte die mit vollen Segeln Nahende. Der

Herzog von Valois, in seinem Gefolge die Herzoge Alençon und Vendome und eine bedeutende Zahl des Französischen Adels, erwarteten am Hafen, prachtvoll gekleidet, die königliche Braut, welche jedoch erst, nachdem ihre ganze Begleitung ausgeschifft und geordnet war, in einer auf's Reichste gezierten Barke, von ihren Frauen, den Herzogen von Norfolk und Suffolk, und dem Marquis von Dorset begleitet, sich dem Lande nahte.

Die Engländer zeigen uns viel Glanz, sagte Franz von Angouleme, beim Anblick des ausgeschifften Kriegvolks und der reich geschmückten königlichen Diener; darin wollen wir sie wohl übertreffen; aber täuscht mich mein Auge nicht, so ist jene Göttergestalt, die mit so viel Grazie an dem Mast der Barke lehnt, Marie von England. — Ja, bei Gott! sie muß es sein! und sie scheint mir unübertreffbar!

Gnädiger Herr! raunte ihm Chabot zu. Gedenkt Eures Vorsatzes!

Aber, nur den Blick nach der Prinzessin gerichtet, hörte der junge Fürst nicht auf die Warnung des Freundes, und als die Barke am Ufer hielt, eilte er, alle Etikette ver-

geſſend, ſeiner künftigen Gebieterin entgegen, ſie über die in möglichſter Eile von der Barke an das Ufer geſchlagene Brücke zu führen. Der Herzog von Vendome hielt ihn jedoch zurück, und überdies hatte ſchon der Herzog von Suffolk der Prinzeſſin die Hand gereicht, ſie an den Strand ihrer künftigen Heimath zu geleiten.

Ehrfurchtvoll beugten Franz von Valois und die Franzöſiſchen Großen ihre Kniee vor der Verlobten ihres Königs, und mit Allem, was die Galanterie damaliger Zeit nur Verbindliches und Ehrerbietiges ſagen konnte, empfing ſie der junge Fürſt, der ſein Auge nicht von dem Himmelantlitz Mariens wenden, und kaum die kurze Bewillkommungrede beendigen konnte.

Ich danke Euch, Herr Herzog, erwiderte die Prinzeſſin mit Anmuth in Stimme und Geberde, daß ſelbſt der ernſte Vendome davon entzückt war; und als ſie ſich nach manchem läſtigen Ceremoniel auf den bereit ſtehenden Zelter ſchwang, und neben dem zwanzigjährigen Herzog von Valois ritt, jauchzten alle Stimmen ihr entgegen, und jedes Auge ſah mit Bewunderung auf die Fürſtin, welche

mit so vielem Anstand und Grazie ihr Roß lenkte und die jubelnde Menge so freundlich und herablassend begrüßte.

In der für sie bestimmten Wohnung angelangt, dankte sie noch einmal dem Herzog und den Französischen Großen für ihre Bemühung, und zog sich dann in ihr Gemach zurück.

Niemand folgte ihr dahin, als die jugendliche Anna von Boleyn, welche sie als Hoffräulein begleitete, und Emmy Glifford, ihre treue Dienerin, die schon seit der Kindheit der Prinzessin um sie gewesen war. Beide hatten die Erlaubniß, auch in Frankreich um die Person ihrer Gebieterin bleiben zu dürfen.

Nun wären wir hier, sagte die muntre kaum funfzehnjährige Anna, diese herrliche Dianengestalt; nun ständen wir auf Französischem Boden, diesem Lande der Galanterie, dessen königliche Krone Eure goldenen Locken schmücken soll.

Und mich drücken wird, unterbrach sie die Fürstin schnell.

Königin zu sein, ist doch zu schön, um nicht jedes Opfer, das man bringen muß, leicht zu machen, fuhr Anna Boleyn fort.

Marie seufzte tief. Ich glaubte nicht, daß es mir so schwer werden würde, Anna, sagte sie; aber je näher dem Ziele, desto banger klopft mir das Herz. Es war grausam von meinem Bruder: ihn meinem Gefolge beizugeben und zum Gesandten zu ernennen.

Das war vielleicht gut von Eurem königlichen Bruder, sagte Emmy, die bisher keinen Theil an dem Gespräch genommen hatte. Die Politik und Euer Ehrgeiz verlangten das Opfer, die Liebe des Bruders gab Euch den Trost in Euren Kerker —

Emmy! drohte die Fürstin; die treue Dienerin schwieg.

Wäre der König, Euer künftiger Gemahl, dem jungen Herzoge von Valois gleich, unterbrach jetzt Anna von Boleyn die eingetretene Stille — so könntet Ihr Euch nicht beklagen; aber freilich soll der König alt, schwächlich, vom Podagra geplagt —

Aber herzlich gut und ein edler Mann sein, fiel ihr die Fürstin in die Rede, dem ein königliches Gemüth die Achtung, ein väterliches Herz die Liebe aller seinen Unterthanen erworben hat, und dem ich sein Wohlwollen für mich, nicht mit Undank lohnen werde.

Emmy seufzte bei diesen Worten tief, dann sagte sie leise, doch so, daß die Prinzessin es mußte gehört haben: Armer Charles!

Schweig, Unke! rief Anna unwillig, wecke es nicht, was mir so viel Mühe kostete, in Schlaf zu bringen; störe mit Deinem Seufzen und Klagen die Freude nicht, welche uns am Hof zu Paris erwartet, und rufe die kaum getrockneten Thränen nicht wieder in den Augen unserer Gebieterin hervor! Hin ist hin; wer kann den Glanz einer Krone stets mit der Liebe zugleich erringen! Nur der Kranz von Rosen, nicht das Diadem, giebt dem Herzen die Wonne; strebt man nach dem Einen, muß man dem Andern entsagen.

Hat denn der Schimmerglanz einer Krone so viel Reiz für Euch, Fräulein? fragte die ernste Emmy, während Marie an das Fenster trat.

Kennst Du etwas Herrlicheres, Emmy, als Diadem und Purpur? erwiderte Anna. Kennst Du etwas Lockenderes, als den Glanz, der Alles um sich her verdunkelt, so nenne es mir!

Treue, beglückte Liebe! erwiderte Emmy.

Du Arme! sagte Anna mit Theilnahme, da hat Dir der Himmel viel versagt, wenn Du beglückte Liebe in Deinem Alter noch für das Höchste in der Welt rechnest.

Berührt diese Saite nicht, Fräulein! unterbrach sie Emmy. Ihr wißt, Ihr thut mir dann wehe, ohne es zu wollen. Euch hat der Himmel noch mehr versagt, als mir, fuhr sie fort; denn, was Ihr für das Höchste haltet, ist Euch doch unerreichbar.

Unerreichbar? rief Anna, wandte sich jedoch schnell zu der Prinzessin, kniete vor ihr nieder und küßte ihre schönen Hände. Nicht so ernst, Marie von Lancaster! nicht diese düstern Gedanken, bat sie; es thut Eurer Anna wehe, Euch so zu sehn. Frankreich ist das Land der Freude; Freude muß aus den Augen seiner Königin strahlen, und die Thränen, die ich in den Euren schwimmen sehe, laßt in unserm düstern nebelbedeckten England zurück.

Heiteres Wesen, sagte die Prinzessin, sich zu ihr niederbeugend, um sie aufzuheben, Dich hat das Schicksal noch nicht zum Kampf gefordert; Dein Herz war nur dem Vergnügen, nicht der Liebe offen.

Anna

Anna erröthete.

Wie? fuhr die Prinzeſſin fort, ſollte ich mich geirrt, ſollteſt Du ein Geheimniß vor mir haben? Steh' mir Rede, flatternde Sylphide! Was trieb den Purpur auf Deine Wangen?

Nur auf meine Wangen den Purpur? ſagte Anna zerſtreut und wurde nachdenkend.

Da geht er vorüber! raunte Emmy in dieſem Augenblick der Prinzeſſin leiſe zu, welche ſchnell die Sinnende verließ, und hinunter auf die Straße blickte, wo der Herzog von Suffolk vorüber ging.

Er blickt nicht auf nach mir! ſagte die Prinzeſſin traurig.

Sollte, durfte er das, wenn er Euch wahrhaft liebt? fragte Emmy unmuthig.

Ich glaub', ich hoff' es, unterbrach Anna das Geſpräch.

Von wem ſprecht Ihr? fragte Emmy verwundert, da es ihr ſchien, als nähme Anna keinen Theil an ihrem Geſpräch.

Das Fräulein erröthete, ſchwieg, und verließ das Zimmer.

Kleide mich aus, ſprach die Prinzeſſin ich bin ermüdet, mein Körper und mein Geiſ

bedürfen der Ruhe. Emmy begann ihr Amt, und während sie mit ihrer Gebieterin beschäftigt war, suchte sie durch allerlei Gespräche diese zu zerstreuen. Der König, Euer Bruder, muß Euch unaussprechlich lieben, sagte sie; dessen bin ich jetzt mehr überzeugt, als je.

Wie meinst Du das? fragte Marie zerstreut.

Er entfernt Alles von sich, was ihm lieb und theuer ist; er trennt sich von Suffolk, trennt sich —

Von wem noch? fragte die Prinzessin gespannt.

Von Anna Boleyn, fuhr Emmy fort. Das arme Mädchen dauert mich; sie ist so brav, ihr Herz so gut und sanft, nur ihr Sinn so hochstrebend, ich fürchte —

Fürchte nichts, Emmy, unterbrach sie die Prinzessin; eben dieser stolze Sinn wird ihr Schutz sein.

Schützt er immer? fragte die treue furchtlose Dienerin. Schützt er Euch vor der Sehnsucht? verwahrt er Euer Herz, wenn Suffolk an Euch vorüber geht, und vermag er die Unruhe zu beschwichtigen, die Euch in seiner Nähe ergreift? Prinzessin, sagte sie mit

Wärme, Ihr habt nicht recht an dem edlen Manne, nicht recht an Frankreichs König gehandelt. Von dem Reiz, eine Krone zu tragen, verlockt, nahmt Ihr den freundlichen Kranz aus Eurem Haar und opfertet ihn dem Ehrgeiz. Die Töchter der Könige Englands waren bisher die glücklichsten Fürstinnen der Welt; sie wählten sich den Gatten im Kreise der Edlen ihres Landes, und wenn die Prinzessinnen anderer Staaten von der Politik in fremde Lande geführt wurden, folgten sie nur ihrem Herzen. Um Euch warb, was England und Irland Edles und Schönes aufzuweisen hatte; Ihr bliebet kalt, sahet in den Vasallen Eures Bruders nur seine Diener, bis Charles Brandon, ein geringer Edelmann, der Jugendgespiele des Königs, Euch Stand, Hoheit, und den Stolz der Lancaster vergessen lehrte, und er, durch die Gunst seines Königs von Stufe zu Stufe, bis zu einem Herzoge von Suffolk gehoben, Eurem Herzen so theuer ward, daß Emmy sich freute, die Gluth der reinen heiligen Liebe in dem königlichen Herzen ihrer Marie entflammt zu sehen.

Ich Thörin träumte damals von einem an-

Dieſer war indeſſen nach Hauſe gegangen, befahl dem Knecht, das Roß zu einem Ritt nach Stuttgardt bereit zu halten, und machte, während des Mittageſſens, die Seinen mit der vorhabenden Reiſe bekannt. Magdalene ſchien deshalb unbeſorgt, es waren ja nur wenige Stunden von Eßlingen bis dahin, die Mutter aber war ängſtlich, und bat ihren Eheherrn, doch ja nicht bei Nacht zu reiten, man habe ihr erzählt, der wilde Jäger laſſe ſich wieder in der Gegend hören, und er wiſſe wohl, daß der Wartthurm von Ober-Türkheim nicht weit von der Landſtraße liege. —

„Nun Mutter!“ beruhigte ſie Benedikt, „Was wäre es denn auch, wenn ich ihm begegnete? Solch luſtiges Geſindel, wenn es nämlich dergleichen giebt, ſoll ja vor einem geſchlagenen Kreuz und vor einem brünſtigen Gebet zerſtäuben, wie Spreu im Wind. Es ſollte mich freuen, wenn ich den Ritter von Rodenſtein treffen könnte, ich wünſchte wohl, ihn wegen der Unthat, die er an einer Jungfrau unſers Stammes verübt haben ſoll, zur Rechenſchaft zu ziehen; doch die Freude wird mir wohl nicht werden, denn die Sage vom wilden Jäger iſt ein Mährchen. Wenn der Sturmwind heult, und die Wolken an der Mondſcheibe vorüberjagen, ſo hören die furchtſamen Seelen Gebeul von Rüden und Hörnerſchall, und die fliegenden Schatten der Wolken dünken ihnen geſpenſtige Geſtalten, zu Roß und zu Fuß, und weiß Gott, was ihnen dann alles erſcheinen mag. Ein frommes, unverzagtes Herz ſieht dergleichen Dinge nicht; wo die Furcht das Auge nicht blendet, bleiben die Geiſter daheim, und die Todten ſteigen nicht aus ihren Gräbern.“

dern Glück, fuhr sie fort, obgleich ihre Gebieterin mit ihren Gedanken abwesend schien, sah Euch als Gattin des Edelsten aller Britten durchs Leben wandeln, sah Marie von Lancaster an der Hand des Mannes, dem die Güter des letzten Erben des Hauses York zu Theil wurden, und während sich mein treues Herz an dieser schönen Aussicht ergötzte, zerstörtet Ihr selbst Euer Glück. Frankreichs hinfälliger Monarch wirbt um Eure Hand; da lockt Euch die Krone, lockt das schöne, freundliche Frankreich Euern leichten stolzen Sinn, und Charles Brandon ist geopfert. Nein, Marie, und flössen Eure Thränen in Strömen, wie sie sich jetzt nur als Thautropfen hervordrängen, ich müßte es Euch am Morgen, wie am Abend zurufen! Ihr thatet Unrecht! Könnte ich es Euch selbst in dem Augenblicke noch zurufen, wo der Erzbischof die Krone auf Euer Haupt setzt, ich thät' es!

Die Prinzessin hatte zu diesem Allem geschwiegen, Emmy's Worte hatten ihr wehe gethan; doch konnte sie ihr, die ihr stets mehr eine mütterliche Freundin, als Dienerin gewesen war, nicht zürnen. Auch fühlte sie wohl, daß Emmy Recht, Anna's leichter,

hochstrebender Sinn sich ihr mitgetheilt und sie den Mann getäuscht habe, an dessen Hand allein sie einst das Glück des Lebens zu finden gehofft hatte. Emmy! sagte sie endlich, der Schritt ist geschehn; ich kann nicht mehr zurück, wenn ich auch wollte. Ich muß vergessen, was einst war, und deshalb finde ich es von dem Könige, meinem Bruder, so grausam, daß er Suffolk zu meinem Begleiter und zu seinem Gesandten in Frankreich ernannte. Glaubt er mir dadurch Ersatz für so Manches zu geben, was ich hier vermissen muß, so irrt er. War ich auch meiner ersten Liebe nicht treu, werd' ich es doch meiner Ehre und meiner Pflicht sein.

Emmy, fuhr sie nach ernstem Nachdenken fort, nur heute bin ich noch frei, bin Marie von Lancaster, morgen die Königin Frankreichs. Heute ist es noch kein Verbrechen, der vergangenen glücklichen Zeit ein Lebewohl zu sagen; morgen ist sogar die Rückerinnerung verpönt. Rufe, fuhr sie erröthend fort, rufe mir Suffolk; es ist nöthig, daß ich ihn spreche, daß ich ihm mein Herz offen zeige und ihm jede, jede Hoffnung nehme.

Emmy schüttelte mißbilligend den Kopf.

Was ihr ihm sagen könntet, Prinzessin, hat ihm sein edler Sinn längst gesagt; er nährt keine Hoffnung mehr; es könnte ja nur eine strafbare sein. Was soll er hier, wo Ihr von hundert Lauschern umgeben seid? Wollt Ihr seine Wunden aufreißen? Wollt ihr mit einem kalten oder mit einem Liebeswort Euch von ihm trennen? Beides wäre Unrecht. Laßt ihn fern von Euch.

Ich muß ihn sprechen, unterbrach sie die Prinzessin mit jenem bestimmten Tone, der in ihr mehr aus Eigensinn, als aus Festigkeit des Charakters entsprang, und welchen Emmy als unwiderruflich kannte. Geh, sah' ihm, wenn Alles ruht, solle er kommen. Ordne mit gewohnter Vorsicht das Nöthige und sorge dann, daß uns Niemand stört; selbst vor Anna Boleyn muß diese Zusammenkunft verborgen bleiben.

Emmy ging mit schwerem Herzen, die Befehle ihrer Gebieterin zu vollziehen, die indessen sich zu dieser Unterredung vorbereitend, ein kleines Kästchen hervorsuchte, und es auf den Tisch vor sich hin stellte. Lange war sie schon im Zimmer auf und ab gegangen, das Kästchen stand noch unberührt, und man sah,

daß es ihr schwer wurde, es zu öffnen. So muß ich mich denn von dem Letzten trennen, was mir aus jener Zeit noch geblieben ist, sagte sie nun wehmüthig; darf ich auch dies nicht mit hinüber nehmen, daß es mich nur zuweilen an jene Tage der frohen Jugend erinnere? Muß denn eine Königin Alles zurück lassen, was einst dem Herzen werth war und ihr Wonne schuf? Reicht das Diadem Ersatz für alle die hingeopferten Freuden, für alle die Träume einer blumengeschmückten Jugend?

Sie nahm ein kleines in Perlen gefaßtes Gemälde aus dem Kästchen, und ihr Auge ruhte lange darauf. Auch Dich muß ich opfern, Charles, auch Dich! sagte sie bewegt; nicht einmal Dein Bild darf ich mit mir nehmen! Aus meinen Händen, wie aus meinem Herzen muß ich es verbannen, und alle die süßen Liebesworte, die Deine Briefe mir zuriefen, alle die kleinen, werthlosen Pfänder, mir einst so bedeutsam — Alle soll ich hingeben! und wofür? — Diese Rose, sagte sie, eine verwelkte an ihre Lippen drükkend, soll mich in meine Oede begleiten, sie, die mir das zarte Geständniß Deiner Liebe

ausſprach, ſie will ich nicht von mir laſſen, und von allen den ſeligen, nun entſchwundenen Augenblicken ſoll ſie mir die ſüßeſten zurückzaubern, als ſei ſie Merlin's Stab! — Sie allein ſoll mir bleiben!

Noch einmal durchflog ſie die heiligen Pfänder beglückter Liebe; Wonne und Schmerz durchſchauerten ihre Bruſt, und: Alles, Alles hin! ausrufend, ſank ſie traurig auf den Lehnſtuhl zurück, ſchloß die Augen, und überließ ſich der Erinnerung.

Da ſtörte ſie nach lang durchträumten Stunden Emmy's leiſer Tritt. Sie bebte. Ob er auch kommen wird? fragte ſie ſich, und als die Thüre ſich öffnete, ſie Emmy allein eintreten ſah, rief ſie ſchmerzvoll: Er kommt nicht!

Meine Gebieterin, meine geliebte Gebieterin! begann Emmy; noch iſt es Zeit, die Folgen Eures raſch geſprochenen Wortes zu vernichten. Suffolk wartet draußen auf Eure Befehle; er ſelbſt fühlt, welche wichtige Folgen Euer unbedachter Wunſch haben kann; er durfte, er konnte zwar nicht widerſtreben, aber er gehorcht nur ungern. Erlaubt, daß er ſich entfernen kann.

Kam er ungern, so mag er zurückkehren! erwiderte die Prinzessin stolz. Wer mir nicht mit Freuden naht, bleibe mir fern!

Marie, zürnte die Glisford, versteht Ihr Suffolk so wenig? Mißkennt Ihr seine zarte Fürsorge für Euch? — Tretet ein, Charles Brandon! rief sie, die Thüre öffnend: die Königin von Frankreich befiehlt es.

Der Herzog von Suffolk trat ein. Emmy wollte das Zimmer verlassen, die Prinzessin befahl ihr, zu bleiben.

Ihr seid, wie mir Emmy gesagt, für mich besorgt, Suffolk, und habt deshalb gezaudert, zu mir zu kommen? begann die Prinzessin, noch aufgeregt.

Ja, Hoheit! erwiederte der Herzog. Euer Glück, darf ich es auch nicht mit Euch theilen, ist mir doch das Theuerste der Erde; deshalb fürchtete ich —

Gab Euch mein früheres Betragen Ursache, für mich zu bangen? oder glaubt Ihr, Marie von Lancaster würde auf Französischem Boden ihre Würde weniger zu behaupten wissen, als auf dem ihrer Heimath? Ihr irrt!

Für Euch fürchte ich nicht, Hoheit! erwiederte Suffolk, nicht für Euer stolzes Herz,

auch nicht für mich, aber vor den tausend Augen, die Euch bewachen, zagte ich. Doch weshalb, Hoheit, habt Ihr befohlen, daß ich zu dieser ungewöhnlichen Zeit vor Euch erscheinen soll? fragte er nun, sich vor ihr neigend.

Suffolk, sagte die Prinzessin schmerzvoll, das könnt Ihr noch fragen?

Wie kann ich ahnen, was die künftige Beherrscherin Frankreichs mir in dieser unpassenden Stunde zu sagen hat? erwiederte er ernst.

Diese Zurechtweisung schien den Stolz der Prinzessin beleidigt zu haben. In den letzten Stunden, sagte sie mit erzwungener Kälte, in welchen ich noch meine eigene Herrin bin, glaubte ich es der Vergangenheit schuldig zu sein, ihr ein freundliches, wenn auch schmerzvolles Lebewohl zu sagen. Meiner Pflicht Genüge zu leisten, muß ich Alles von mir losreißen, was mir einst theuer war, und es nicht mehr sein darf, und muß mich selbst von Dem trennen, was mir das Liebste im Leben war — und es noch ist, setzte sie leise hinzu. Sie ergriff das vor ihr stehende Kästchen und sagte mit zitternder Stimme: Her-

zog von Suffolk! nehmt aus der Hand der verlobten Königin, was Charles Brandon in glücklichen Tagen Marien von Lancaster gab; nehmt es zurück, und — der Stolz war gebrochen, die Thräne rann — und nehmt die Ueberzeugung, daß ich mit traurigem Herzen diese schwere Pflicht übe und mich von diesem Bilde, wie von Euch, nur schmerzlich trenne.

Sie reichte ihm das Kästchen, drückte flüchtig das Bild an ihre Lippen, und benetzte den Krystall, der es deckte, mit ihren Thränen. Perlen sollen Thränen bedeuten, sprach sie dann. Warum ließet Ihr es auch mit Perlen einfassen, Brandon? Mit Freudenthränen nahm ich es von Euch; Ihr seht, mit Schmerzenthränen geb' ich es Euch zurück!

Als der Herzog das Kästchen in seiner Hand hielt, und mit ihm sein finsteres, unwiderrufliches Geschick, überwältigte auch den ernsten, festen Mann ein wehmüthiges Gefühl. Sein Blick traf Mariens Blick, der schmerzvoll an dem seinigen hing, und obgleich ihr Mund schwieg, war doch ihr Auge beredt.

Hoheit! sagte er bewegt. Weshalb Ihr

mich rufen ließet, ahnete ich. Er ſetzte bei dieſen Worten das Käſtchen auf den Tiſch, warf den Mantel zurück, nahm aus ſeinem Gürtel eine geſtickte Taſche und reichte ſie der Prinzeſſin. Hier Eure Briefe, und hier, ſagte er, mit Heftigkeit ein Bildniß, das an goldener Kette hing, aus ſeiner Bruſt hervorziehend, hier Euer Bild, was Euch an jenem Abend vorſtellt, als Ihr Euch, auf meine Bitte in dieſer ungewöhnlichen, Euch ſo herrlich kleidenden Tracht zu dem Masken-Feſte ſchmückend, dieſe goldene Kette an Eurem Hals befeſtigtet, und mir dann dieſen Ring, den ich Euch hiermit zurückgebe, mit bedeutungvollen Worten reichtet.

Die Prinzeſſin nahm Kette und Bild, und die Taſche mit den Briefen; den Ring aber nahm ſie nicht. Suffolk, ſprach ſie, die Worte, welche ich damals in dem Palaſt zu Greenwich Euch ſagte, haben auch heute ihre Bedeutung nicht verloren. Ich verſicherte Euch an jenem Tage, dieſer Ring ſei das Zeichen meiner unwandelbaren Liebe; nur mit meiner Hand würde ich ihn wieder eintauſchen. Meine Hand, fuhr ſie zögernd fort, iſt Euch nicht geworden; deshalb muß Euch der Ring noch

bleiben. Behaltet ihn, so wie ich diese verwelkte Rose Euch nicht zurückgebe. Beide mögen uns, es gehe uns wohl oder übel, eine freundliche Erinnerung an jene Tage der Hoffnung sein! Und nun lebet wohl, Suffolk! Dies das letzte Mal, daß ich Euch allein sehe! Ich stehe am Scheidewege, auch von Euch muß geschieden sein! Sie reichte ihm die Hand zum Kusse.

Der Herzog hatte sie ergriffen und drückte sie unwillkührlich an sein Herz. Auf dem Throne Frankreichs, rief er, oder in dem Palaste des heimathlichen Englands, werdet Ihr allein die Königin meines Herzens sein. Auch fern von Euch, Marie, bleibt Ihr mir nahe — und so lebet wohl! Die Wunde, welche Ihr mir schluget, brennt, aber sehe ich in Euer Auge, werden die Schmerzen zur süßen Pein. Lebt wohl!

Marie Lancaster reicht Euch den Scheidekuß, sprach die Prinzessin und sank an seine vom Gefühl überwältigte Brust. Sanft drückte er seine Lippen auf ihre glühende Stirn und preßte die Erröthende an sein klopfendes Herz, als es an der äußern Thüre des Kabinets, Anfangs leise, dann immer heftiger klopfte.

„Wenn du in die Gegend des Oehlenberges kömmst, und bei dem finstern Wartthurm, den der wilde Jäger zu seiner Rast erbaut haben soll, so bete nur ein Vater unser.“ hat Frau Barbara „Glaube nicht, daß der Nekar dich schützt, die Geister schweben über die Wasser so gut, wie über Berg und Thal.“

„Thorheit!“ meinte Herr Benedikt. „Den Thurm ließen unsre Vorfahren als Lug ins Land erbauen, hauptsächlich um von hier den Würtenberg, unsrer Feinde Stammburg zu beobachten; du siehst, wie der Aberglaube alles deutet, und das Natürliche so gern zum Fabelhaften verunstaltet.“

„Wohl möglich, lieber Mann,“ nahm Frau Barbara wieder das Wort, „aber zu meiner Beruhigung versprich wenigstens, solltest du, wie ich nicht verhoffe, des Nachts jener Stelle vorüberziehn, ein frommes Gebet zu sprechen.“

„Wenn es dich beruhigt, zaghafte Seele, gern!“ erwiederte der Eheherr. „Du aber,“ wandte er sich zu Magdalenen, „bleib hübsch daheim, warte und pflege die kranke Mutter, und zeige mir, wenn ich zurückkehre, ein freundlicheres Gesicht. In deinen Jahren muß das Antlitz eines Mädchens einem heitern Frühlingsmorgen gleichen, unbewölkt und frei muß die Stirn sein, wie der klare, blaue Himmel, und der Blick des Auges sanft leuchten, wie die Maiensonne am Pfingsttage. Wenn erst der Sturm des Lebens die Wolken jagt, wenn Sorge und Noth, diese hinkenden Lebensboten, einkehren, und manche schwere Prüfung den Menschen trifft, dann mag sich die Stirn furchen, und das Auge in Thränen schwimmen, aber nicht, wenn man einer sündhaften Lust Valet sagen,

Die Liebenden fuhren erschrocken auf, Emmy versteckte schnell die Tasche mit den Briefen, rief, indem sie nach dem Kabinet eilte, Suffolk leise zu, hin in das zweite Zimmer zu Anna Boleyn zu eilen, und ging nach der Thür, an welche geklopft wurde.

Auf die Frage, wer noch so spät Einlaß begehre, erwiederte die Herzogin von Norfolk, Oberhofmeisterin der jungen Fürstin, daß sie es in Begleitung der Herzogin von Angouleme sei, die in Auftrag König Ludwigs noch mit der Prinzessin zu sprechen wünsche. Nach einigem absichtlichen Zögern öffnete Emmy endlich die Thür.

Die beiden Damen traten ein. Die Prinzessin empfing sie mit Fassung, und nachdem die Herzogin von Angouleme, welche so eben von Abbeville gekommen, der Prinzessin vorgestellt war, überreichte sie ihr ein Schreiben des Königs, bat wegen der späten Störung um Verzeihung, und machte sie mit der Anordnung zu dem morgenden Tage bekannt, wo sie ihrem Sohne, dem Herzog von Valois, feierlich übergeben werden sollte.

Während die Prinzessin das Schreiben des Königs las, hatte Louise von Angouleme Zeit

die Fürstin, welche ihr so viel Furcht einflößte, und vielleicht das ganze Gebäude ihrer lange genährten Hoffnungen zerstörte, aufmerksam zu betrachten. Diese schöne, jugendliche Gestalt, dieses Gesicht voll Liebreiz und Jugendfrische, dieses reizende Weib sollte ihre künftige Gebieterin werden, sollte vielleicht Frankreich seinen künftigen Beherrscher geben, der ihren Sohn von dem Throne verdrängte. Freundlich waren die Blicke nicht, mit welchen sie die junge Fürstin betrachtete, denn auf Louisens herrschsüchtiges Gemüth machten die Reize Mariens nur wenig Eindruck; überdies schien noch Manches ihr Inneres zu beunruhigen; ihr Auge schweifte, etwas suchend, mißtrauisch im Zimmer umher, und verweilte endlich auf dem Bilde der Prinzessin, das, von Emmy nicht hinweggenommen, noch auf dem Tische lag.

Als Marie den Brief des Königs gelesen und einige artige Worte über seinen Inhalt gesagt hatte, ergriff die gewandte Herzogin von Angouleme die Gelegenheit, sich dem Tische zu nähern, und das Bild zu betrachten. Dies sind Eure Züge, Hoheit, sagte sie mit Bedeutung, dies Euer, warlich zum

Sprechen, getroffenes Bild. Unter diesem ungewöhnlichen Kopfputz von himmelblauem Sammt müssen Eure blonden Locken lieblich herabgerollt sein, von denen ich eine hinter diesem Krystall zu erblicken glaube. Wäre dies reizende Bild nicht in so schlichter Einfassung, diese Kette nicht so schmucklos und einfach, so sollte ich fast glauben, es wäre für den König, meinen Herrn, bestimmt, und dann würde ich Euch bitten, mir zu erlauben, es ihm noch in dieser Nacht zusenden zu dürfen.

Wem anders könnte die Prinzessin wohl ihr Bild bestimmen, als ihrem königlichen Gemahl? nahm die Herzogin von Norfolk, nicht ohne Verlegenheit, das Wort.

Ihr habt Recht, sagte Marie von Lancaster mit Fassung; ich hatte es für meinen Herrn und König bestimmt. Diese Kette, an der es hängt, trug ich selbst, wie es Euch das Bild zeigt; ich glaubte, sie könnte deshalb wohl Werth, auch für den König haben, und da er der Juwelen nicht bedarf, schmeichelte ich mir, daß ihm mein Bild, auch ohne Einfassung von Diamanten theuer sein könnte. Da Ihr aber, Herzogin, die Ihr den König, meinen künftigen Gemahl, genauer

kennen

kennen müßt, als ich, daran zu zweifeln ſcheint, fuhr ſie fort, das Bild zurücknehmend, ſo würde es von mir anmaßend ſein, es zu ſeiner Beſtimmung gelangen zu laſſen. Dies ſagend, wollte ſie das Portrait weglegen; doch die Herzogin von Angouleme bat ſo dringend, die alte Herzogin von Norfolk führte ſo wichtige Gründe an, daß die Prinzeſſin genöthigt wurde, ihr das Bild zu geben, welches nun noch in dieſer Nacht, von dem Herzen des Geliebten in die Hände des künftigen Gatten kommen ſollte.

3.

Während die junge Fürſtin ſich von dem theuren Pfand ihrer erſten Liebe trennen mußte, und mit Gewandheit und Faſſung ihre Verlegenheit und ihren Unmuth verbarg, war der Herzog von Suffolk in nicht geringerer Verlegenheit. Eilig, aber leiſe, war er durch das anſtoßende Zimmer nach dem Gemache Anna Boley'ns geeilt, hatte vorſichtig die Thüre geöffnet, und ohne daß die ſchon Schlafende erwacht war, ſtand er in ihrem, von

einem Nachtlichte sparsam erhellten, Zimmer, wo die reizende Anna, vielleicht eben von süßen, ahnungvollen Träumen umgaukelt, auf ihrem Lager schlummerte.

Suffolk befand sich in einer peinvollen Lage. Obgleich seine Verhältnisse zu der Prinzessin, Anna nicht unbekannt waren, so wußte er doch, daß es Marien nicht gleichgültig sein würde, wenn das Fräulein diese ungewöhnliche nächtliche Zusammenkunft erführe; auch fürchtete er Anna's Erwachen, die vielleicht nicht Fassung genug haben konnte, um, in dem ersten Augenblicke wenigstens, mit Ruhe seine Gegenwart zu dulden. Er schlich deshalb, ohne nur nach der Schlummernden zu blicken, leise auf die andere Seite des Zimmers. Hier saß er eine geraume Zeit, über sein Schicksal nachdenkend, und sah in der Zukunft nirgends einen Sonnenblick, überall nur trübe sich aufthürmende Wolken; zu gleicher Zeit ergriff ihn, wegen des so spätes Klopfens an die Thüre der Prinzessin, Unruhe und Sorge; auch verwebte sich das Schicksal Anna's in die düstern Bilder seiner Phantasie. Dies liebliche Mädchen, von einem regellosen Ehrgeiz getrieben, dauerte ihn

Eine flüchtige Aufmerksamkeit seines Königs hatte in ihr Wünsche und Hoffnungen erregt, und Suffolk, für die Leidenschaft seines Herrn und für Anna bangend, hatte die Prinzessin vermocht, sie vom Hofe ihres Bruders zu entfernen und mit sich nach Frankreich zu nehmen. An diese Verhältnisse denkend, trat er unwillkührlich zu ihrem Lager, wo er den Vorhang zurückgeschlagen fand. Hier sah er, bei dem Scheine der Lampe das liebliche Mädchen sanft entschlummert. Die dunkelblonden Locken quollen unter dem Nachthäubchen, sich über die blendendweiße Stirn rollend, üppig hervor; die seelenvollen Augen waren zwar geschlossen, aber der Liebreiz, der um ihren Mund spielte, lockte so zauberisch, als es der Blick nur hätte thun können; freundlich und züchtig lag sie da, so daß nur das Engelsköpfchen aus der weißwollenen Decke hervorblickte, und wer sie so von einem freundlichen Traum umgaukelt lächeln sah, der mußte glauben, einen schlafenden Engel vor sich zu sehen.

Du bist warlich schön, holdes Mädchen! sagte Suffolk leise für sich, sie mit Vergnügen betrachtend, wohl werth; daß das Herz

meines königlichen Freundes für Dich schlägt. Aber Fürstenliebe macht nur selten glücklich! Darum wehe Dir! — Ach, hätte er ahnen können, daß dieser Engelkopf, der hier in sanfter Ruhe vor ihm lag, dereinst blutend vom Block herabrollen, und der Tod die schönen Augen, welche jetzt der Schlummer schloß, auf dem Blutgerüste für ewig schließen würde, er hätte den Kummer des eigenen Herzens vergessen und nur der Unglücklichen gedacht, die jetzt bei einem Geräusch, das er, ohne es zu wollen, machte, die Augen aufschlug.

Mit einem lauten Schrei hüllte sie sich noch tiefer in die schützende Decke. Was wollt Ihr hier, Suffolk? rief die Zürnende heftig. Ziemt es einem edlen Manne, so in das Schlafgemach einer Dame zu dringen?

Um Alles, was Euch heilig ist, Fräulein, schweigt! bat Suffolk. Nicht Eure Ehre, die Ehre der Prinzessin ist gefährdet; mich führte ein unglücklicher Zufall wider meinen Willen hierher; verhaltet Euch ruhig, ich bitte, ich beschwöre Euch!

Was kann Euch hierher führen, wovor Ihr nicht zu erröthen hättet? unterbrach ihn

Anna Boleyn. Entfernt Euch, denn keinen Augenblick länger dulde ich Euch in meiner Nähe.

Anna! erwiederte Suffolk mit Würde, daß ich an Eurem Lager stehe, darüber erröthe ich wahrlich nicht; saß ich doch dort auf dem Sessel schon eine geraume Zeit, ohne mein Auge nach Euch gewendet zu haben. Ich habe mich aus dem Zimmer Eurer Gebieterin hierher geflüchtet, und so müßt Ihr mich nun schon die Nacht beherbergen.

Nimmermehr! rief die immer noch Zürnende.

Und ich bleibe dennoch! sagte der Herzog mit Ruhe, ging auf die andere Seite des Zimmers, setzte sich dort und sprach weiter kein Wort. Auch Anna schwieg; nur zuweilen hörte er noch ihr Schluchzen. Ihr Stolz, ihre Eitelkeit war gekränkt; sie, der Heinrichs Thron nur ein würdiger Platz für die Huldigung ihrer Schönheit zu sein schien, hielt sich durch Suffolk's Gegenwart erniedrigt, und doch hielt sie Pflicht und Liebe zu ihrer Gebieterin von jedem unbedachten Schritte ab.

In dieser peinlichen Stimmung blieb sie wohl länger, als eine Stunde, ehe Emmy

eintrat, und durch ihre Gegenwart das Drükkende ihrer Lage für den Augenblick milderte; aber die Nachricht, welche sie brachte, wäre vermögend gewesen, ein noch stolzeres Gemüth, als das Anna Boleyn's verzweifeln zu lassen. Die Herzogin von Norfolk hatte erklärt, die Prinzessin während dieser Nacht nicht verlassen zu wollen, hatte ihr Bett neben dem ihrigen aufzuschlagen befohlen, und wich nicht von ihrer Seite. Was die sonst so Nachgiebige zu diesem Starrsinn bewogen, konnte selbst die schlaue Emmy nicht ergründen. Da nun Anna's Gemach keinen weitern Ausgang hatte, als den, welcher durch das Schlafzimmer der Prinzessin führte, so mußte Suffolk hier bis am Morgen verweilen, und Anna Boleyn sich in Geduld fügen.

Sie kleidete sich mit Emmy's Hülfe, während Suffolk in die Nacht hinaus sah, schnell an, und stand auf. Da es nun einmal nicht anders sein kann, als Euch zu beherbergen, sagte sie halb scherzend, halb weinend, so bitte ich wenigstens Emmy, sobald es ihr erlaubt sein wird, wieder zurück zu kehren, und uns Gesellschaft zu leisten; Emmy versprach es, als sie sich entfernte. — Aber wenn

ein junges lebenfrohes Mädchen in nächtlicher Stille einem schönen jungen Manne gegenüber sitzt, bleibt selten Mund und Herz verschlossen, sollte auch nur die Langeweile sie öffnen. So erging es auch Anna; nach und nach leitete sie ein leises Gespräch ein, das allmählig auf die Heimath, auf London, und den König führte; dann Suffolk's Verhältniß zu der Prinzessin berührte, und als dieser ihr im Unmuthe Vorwürfe machte, daß sie Mariens Herz verleitet habe, das Glück der Liebe mit einer Krone zu vertauschen, gestand sie ihm offen, daß die Rache sie dazu vermocht, indem sie wohl gewußt, wie sehr er bemüht gewesen sei, die Blicke des Königs von ihr abzuziehen.

Und könnt Ihr mich deßhalb hassen? unterbrach sie Suffolk; müßt Ihr mir nicht danken, Euch von einem Abgrund gerissen zu haben?

Nein! erwiederte Anna Boleyn bestimmt.

Suffolk erstaunte. Haltet Ihr das Glück, welches Cäcilie Latimer vielleicht mit ihrem Leben und sicher mit ihrer Ehre zahlte, für so groß, daß Ihr auch diese dafür opfern wolltet.

und der Vernunft und des Vaters Gebot folgen muß. Ich warne dich, Magdalene," fuhr er heftiger fort, „vertraue meiner Langmuth nicht zu viel, dein stilles, verschlossenes Wesen beginnt mir lästig zu werden, und ich zweifle fast, daß ich es noch lange werde dulden können. Dies der gute Rath, den ich dir zurücklasse, und nun lebt wohl!" Er gürtete sein kurzes Schwert um, bestieg sein Roß und trabte gen Stuttgardt.

Dort angelangt, fand er Alles in der größten Bestürzung. Die Nachricht, der Feind würde von Heilbronn gegen die Stadt rücken, beunruhigte Alt und Jung, denn es waren kaum 1200 Mann dienstfähige Mannschaft im Lande, und diese noch überdies für die Generalstaaten geworben. Der Administrator des Herzogthums hatte sich schon aus der Residenz entfernt, und es war hier an keinen Widerstand zu denken, der auf irgend eine Weise Eßlingen vor dem Besuch der Franzosen schützen konnte. Alle Nachfragen stimmten darin überein, und dem Eßlinger blieb daher am andern Tage nichts weiter übrig, als sich mit den Kriegsleuten in Unterhandlung einzulassen, und schon spät am Abend war Alles in Richtigkeit. Herr Benedikt säumte nun keinen Augenblick, Stuttgardt zu verlassen, aber die eilfte Stunde hatte schon lange geschlagen, als er bei dem herzoglichen Schlosse zum Thore hinausritt.

Es war eine sternenhelle Dezembernacht, Berg und Thal schon seit mehreren Tagen mit Schnee bedeckt, so daß die grünen Rebhügel zu seiner Linken, in ihrem flimmernden Winterkleide, die Wälder zu seiner Rechten, mit ihren weißen Lockenhäuptern schauerlich vor ihm lagen.

Suffolk, erwiederte Anna mit stolzem Lächeln, Ihr kennt mich wenig; solch Opfer bring' ich nicht. Nur die Krone im Haar ruht Anna Boleyn in Heinrichs Arm! — Ihr staunt? — schüttelt zweifelnd Euer Haupt? Hat Euch Marie von Lancaster nicht bewiesen, daß Frauentugend höher in unserm Herzen steht, als Frauenliebe? Berichtet Eurem König, was ich Euch eben gesagt, und er wird weniger darüber staunen, als Ihr.

Was seht Ihr so mitleidvoll auf mich, Suffolk? fragte sie nach kurzem Schweigen. Bin ich deshalb zu beklagen, weil mich dieser edle Stolz vor der Schwäche meines Herzens bewahrt? — Was ist es, das Euer Mitleid für mich erregt? Dieser theilnehmende Blick ist mir an Euch fremd.

Laßt uns davon schweigen, erwiderte Suffolk; überlaßt Euer Schicksal der Zeit, meine Theilnahme vermag nichts daran zu ändern.

Redet, ich bitte Euch, sagte Anna; hab' ich Euch auch nie geliebt, hat doch Euer edles Handeln Euch stets meine Achtung erworben. Sagt mir offen was Ihr für mich fürchtet.

Anna erwiderte Suffolk; Heinrichs Ge-

liebte zu ſein, iſt ein glücklicheres Loos, als das Loos ſeiner Gattin den Thron mit ihm zu theilen.

Ja, als das Loos Katharina's von Spanien, dieſer kalten, längſt Verblühten, unterbrach ihn das Fräulein.

Auch Ihr werdet verblühen, Anna! fuhr Suffolk fort, und dem Auge des Gatten wird die Friſche dieſer Lippen, die Gluth dieſer Augen, die Roſen dieſer Wangen früher vergehen, als dem Auge des Geliebten. — Doch noch lebt Katharina, und rief der Himmel die Dulderin ab, läge doch noch eine weite unüberſteigliche Kluft zwiſchen Eurem Wunſch und deſſen Erfüllung.

Und Ihr ſelbſt ſuchtet ſie wohl noch zu erweitern? fragte Anna.

Thät ich es, ſo würde ich meine Pflicht erfüllen.

Emmy trat in dieſem Augenblicke ein und mahnte ſie, leiſer zu reden, damit die Herzogin von Norfolk nicht erwache.

Trotz dem, was Ihr mir eben geſagt, Suffolk, raunte ihm Anna zu, habt Ihr dennoch in dieſer Nacht meine Freundſchaft

erworben. Ich fühle, Ihr meint es redlich mit mir; ich werde dankbar sein.

Emmy blieb nun bei ihnen, und erst am Morgen, nachdem sie Suffolk's treuen Diener benachrichtigen ließ und dieser heimlich andere Kleider gebracht, und die Herzogin von Norfolk, sich zum Feste zu schmücken, die Prinzessin verlassen hatte, konnte er in seiner Verkleidung aus Anna's Zimmer schleichen. Wohl aus mancherlei Ursache erröthend grüßte ihn die Prinzessin, als er an ihr vorüber ging und unerkannt ihre Wohnung verließ.

4.

Das Geläute der Glocken verkündete die feierliche Stunde, in welcher die königliche Braut in dem hierzu auf dem Rathhause festlich geschmückten Saale dem Herzog von Valois feierlich übergeben werden sollte.

In der Wohnung der Prinzessin versammelte sich ihr, von allem Glanze Englands umgebenes Gefolge, während die Schiffe im Hafen flaggten, und Alt und Jung her-

bei strömte, die schöne Braut, welche schon gestern auf ihrem weißen Rosse alle Herzen bezaubert hatte, in voller Pracht zu sehen. Jetzt verkündete Trompetenschall, daß sich der Zug nach dem Saale des Rathhauses in Bewegung setze. Der kurze Weg bis dahin war, trotz der späten Jahreszeit, mit Blumen und grünen Zweigen bestreut, die Häuser mit kostbaren Teppichen behangen, und der freudige Jubel der versammelten Menge begrüßte die königliche Braut, die von dem Herzoge von Norfolk geführt, mit Anmuth durch die Reihen der Englischen Krieger einher schritt.

Vor dem Rathhause empfing sie der Herzog von Alençon und geleitete sie zu dem mit Goldstoff ausgeschlagenen Saal, wo der Herzog von Valois die Verlobte seines Monarchens feierlich empfing. Die Herzogin von Angouleme, von ihren Damen umgeben, nahte sich dann ihrer mit dem Reiz der Jugend und Schönheit geschmückten Gebieterin, und Alles, was Frankreich nur Edles und Glänzendes aufzuweisen hatte, war hier versammelt, der königlichen Braut zu huldigen,

die Jeden mit Anmuth und Freundlichkeit empfing.

Der männlich schöne Carl von Montpensier, späterhin als Connetable von Bourbon für Frankreich so unheilbringend, — der mit Narben bedeckte Lautrec, die Herzoge von Alençon, Longueville und Nemours, der alle an Schönheit überstrahlende Bonnivet, Anna von Montmorency und Philipp von Chabot, die Freunde des jungen Franz von Valois, nahten sich der Prinzessin, und Alle waren von dem Glanz ihrer Schönheit entzückt. Den Ruf, sie sei die schönste Prinzessin ihrer Zeit, fand der junge Herzog noch zu gering, hatte er gestern nur die reizendste Frau erblickt, schien sie ihm, im Glanze ihrer königlichen Pracht, heute eine Fee zu sein, die mit übernatürlicher, unvergänglicher Anmuth begabt, die Herzen Aller mit einem Blicke fesselte.

Marie bemerkte mit Wohlgefallen den Eindruck, welchen sie auf den Herzog und die Französischen Großen machte; denn Ehrgeiz und Eitelkeit hatten sie ja nach Frankreich geführt, und selbst die Liebe war vor diesen mächtigen Leidenschaften zurückgetreten. Sie erwiderte die Anrede des Herzogs verbindlich

und mit heitrem Blick, so daß der größte Menschenkenner die Begebenheit der vergangenen Nacht nicht auf ihrem Gesichte hätte lesen können, am wenigsten am Abend, wo sie beim Tanz Aller Herzen bezauberte.

Suffolk beobachtete die Königin mit heimlicher Freude, und doch mit einem schmerzlichen Gefühl. Es that ihm wohl, die Gebieterin seines Herzens angebetet zu sehn, und doch schmerzte ihn die Bereitwilligkeit, mit der sie die Huldigungen, welche ihr in so vollem Maaße wurden, anzunehmen schien. Er hatte sich nicht entschließen können, Theil an dem Tanze zu nehmen, hatte, unbeachtet während dem an einen Pfeiler gelehnt gestanden, und so die Prinzessin und Anna von Boleyn, welcher Bonnivet besonders huldigte, beobachtet. Auch Anna schien nicht gleichgültig gegen die Auszeichnung zu sein, womit ihr die Herren am Hofe Ludwigs XII. entgegen kamen; aber sie nahm sie nur mit Stolz und als einen schuldigen Tribut auf, und schien der Anmuth, welche ihre Gebieterin in jedes Wort, in jedes freundliche Lächeln zu legen wußte, absichtlich zu entsagen.

Aber auch Suffolk, der sich unbemerkt

glaubte, wurde beobachtet. Der wahrhaft schöne Mann konnte dem Blick der Frauen nicht entgehen; auch hatte die Gräfin von Angouleme einen besondern Grund, ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm und ihrem Sohne zu theilen, der mit aller nur möglichen Galanterie der Prinzessin huldigte.

Das Verhältniß zwischen Marie und Suffolk war am Hofe zu London nicht so ganz geheim geblieben, daß es nicht auch dem Herzog von Longueville, der seit der Schlacht von Terouane in England als Gefangener war, zu Ohren gekommen wäre; jedoch da Niemand das Verhältniß als strafwürdig schilderte und Marie von Lancaster überall als ein Muster der Frauen erschien, so hatte er sich wohl gehütet, dem König, seinem Herrn, Etwas davon zu berichten. Als er jedoch bei seiner Rückkehr nach Frankreich die bedenklichen Gesundheitsumstände des Königs vernahm, so trieb ihn die Pflicht gegen sein Vaterland und seinen künftigen Monarchen, dessen Mutter, von der Gräfin von Angouleme, dieß Gerücht nicht zu verschweigen, damit sie für jeden Fall Vorkehrungen treffen könne. Diese Nachricht, welche die Gräfin

auf ihrem Wege nach Boulogne erhielt, hatte sie vermocht, bei ihrer Ankunft die Schritte Suffolk's und der Prinzessin bewachen zu lassen, und als sie noch spät am Abend erfuhr, der Herzog sei in der Dunkelheit ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt, ging sie, unter dem Vorwand, der Prinzessin den Brief des Königs zu überreichen, noch spät zu ihr, und einige hierbei absichtlich hingeworfene Worte, bestimmten die Herzogin von Norfolk, die Prinzessin nicht zu verlassen.

Auch beunruhigte sie ihr Sohn. Durch eine holde Frauengestalt leicht entzündet, flatterhaft in der Liebe, schien ihm jede Schönheit eine würdige Eroberung zu sein, und obgleich der Französische Hof damals noch den strengen Grundsätzen folgte, welche Anna von Bretagne dort eingeführt hatte, und noch nicht so sittlich verdorben war, wie späterhin unter der Regierung der Valois, so war man doch schon zu sehr gewöhnt, bei dem leisesten Verdacht das Schlimmste zu glauben, und die Gräfin von Angouleme war am wenigsten geeignet, eine Herzensverbindung, wie zwischen der Königin und Suffolk, für

rein und fleckenlos zu halten. Auch zitterte sie für das Glück ihres Sohnes, und hatte ihn schon am Morgen gewarnt, als er mit Gluth ihr die Reize Mariens von Lancaster geschildert, und obgleich er diese Warnung schon am Abend vergessen zu haben schien, so war ihm doch die Furcht vor Suffolk geblieben, von dessen Verhältnisse zu der Prinzessin seine Mutter ihn gleichfalls unterrichtet hatte. Hier mahnte ihn die Krone Frankreichs zur Vorsicht; Eifersucht und Liebe stählte sie noch mehr, und diese Mahnung war ihm treuer geblieben, als die der Mutter.

So verging der festliche Tag, mit dem wohl Alle zufrieden gewesen waren, nur Suffolk nicht, dem auch nicht ein verstohlener Liebesblick der Prinzessin geworden. Zwar war sie ihm einige Male, als er sich ihr genaht, entgegen gekommen, hatte huldreich, jedoch immer gleichgültig, mit ihm gesprochen, und ihre innern Gefühle so streng zu verbergen gewußt, daß selbst Suffolk im Zweifel blieb, ob Klugheit ihr dies Betragen vorschriebe, oder ob der Taumel der Eitelkeit ihn vergessen ließ. Er trat mit schmerzlichem Gefühl in seine Wohnung und be-

bedurfte seiner ganzen Festigkeit und seines Vertrauens auf ihr Herz, um nicht zu verzweifeln; denn mußte er auch jede Hoffnung aufgeben, und wollte er selbst keine mehr nähren, so war ihm doch der Gedanke, von ihr vergessen zu sein, schmerzhaft und unerträglich.

Marie kehrte zufriedner in ihr Gemach zurück, wo sich auch heute die Herzogin von Norfolk nicht von ihr trennte. Anna Boleyn, obgleich von manchem lockenden Bilde umgaukelt, schlief ruhiger, als gestern, nur Charles Brandon floh auch heute der Schlaf.

5.

Der feierliche Einzug in Abbeville war vorüber, der Erzbischof von Lyon hatte den Segen über das königliche Brautpaar gesprochen, und die junge Königin saß mit ihrem Gemahle allein am erhabenen Tische, unter einem karmoisinsammetnen, mit silbernen Lilien durchwirkten Baldachin, und speiste. Der Herzog von Valois bediente den König, seine Gemahlin die Königin, und die Gro-

Ein scharfer Ostwind, der durch das Nekarthal ihm entgegen pfiff, begrüßte ihn unfreundlich mit seinem kalten Hauche, und zwang ihn, sich in seinen braunen Mantel einzuwickeln. Vorsichtig, wie er immer war, untersuchte er seine, in der Halfter steckenden Pistolen, um in dieser unruhigen Zeit vor jedem Ueberfall gewaffnet zu sein, und ritt nun in kurzem Trabe auf dem ihm wohlbekannten Wege fort. Wohl zuweilen gedachte er der Bitte seines Ehegespenses, aber er lächelte hier eben so sehr über ihre Besorgniß, als daheim, und fürchtete mehr, irgend einen Schnapphahn hinter einer, der am Nekar stehenden Weiden zu treffen, als den wilden Jäger und sein wüthendes Heer. „Hm!" brummte er vor sich hin — „Sollte es wirklich dergleichen Spuk geben, so wünschte ich wahrlich, ihm einmal zu begegnen; aber mein Wunsch wird wohl in diesem Leben vergeblich sein." Je mehr er nun diesen Gedanken nachhing, deste stärker ward die Begierde in ihm, auf etwas Gespenstiges zu stoßen, und seine aufgeregte Einbildungskraft gaukelte ihm allerhand Bilder vor; so trabte er, durch seinen Mantel gegen die immer steigende Kälte geschützt, guten Muthes Eßlingen zu. Die Stunde der Mitternacht war längst vorbei, als ihm jetzt über die weiße, flimmernde Landschaft der graue Wartthurm auf dem Oehlenberge aus der Ferne entgegen blickte. War es, weil er seit einiger Zeit so viel von diesem Wartthurm gesprochen hatte, oder weckte der dunkle Riese, der auf der beschneiten Landschaft wie ein finstrer Geist einsam emporragte, die grausige Sage des wilden Jägers in ihm, es wurde ihm bei dem Anblick dieses alten Thurmes gar sonderbar zu Muth. Es war nicht scheue Furcht, die ihn freslig

ßen Frankreichs und Englands ſtanden in einiger Entfernung um das königliche Paar; Ludwig XII., von der Anmuth ſeiner Gemahlin entzückt, vergaß Gicht und Schmerzen, und hatte nur Augen für ſie, die ſich allein mit ihm zu beſchäftigen ſchien und nur zuweilen einige freundliche Worte der ſie bedienenden Herzogin von Valois ſagte. Aber die Heiterkeit, welche auf ihrem Antlitze ſchwebte, war nicht in ihrem Herzen. In dem Augenblicke, wo ſie ſich am Ziele ihrer Wünſche ſah, wo ihr die Huldigung zweier Königreiche wurde, traf ihr freudetrunkner Blick die ernſte Geſtalt Suffolk's; der in dem Kreiſe der Höflinge in tiefen Gedanken verſunken, den düſtern Blick unverwandt auf den Boden geheftet, finſter daſtand. Ihn hatte Mariens Bild, dies ihm einſt ſo theure Pfand ihrer Liebe, das er jetzt an der Bruſt des Königs erblickte, niedergeſchmettert.

Sein Anblick rührte die Königin, es ſchmerzte ſie, den Geliebten leiden zu ſehen; ihre Seele, ihr Herz war nur bei ihm, und unwillkührlich entſchlüpfte ihrer Bruſt ein tiefer Seufzer, welcher, ſo wie der nach Suffolk

gerichtete Blick, dem Herzog von Valois nicht entging.

Auch der König schien zu bemerken, daß eine trübe Stimmung sie ergriffen hatte, und fragte theilnehmend, ob sie vielleicht von der Ceremonie angegriffen, und ihr nicht wohl sei, hob die Tafel früher auf, als gewöhnlich, und erlaubte ihr, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Da, als sie beim Abtreten die Umstehenden freundlich grüßte, beglückte ein Blick den Herzog von Suffolk, ein Blick, flüchtig, aber auch sicher treffend, wie der leicht gefiederte Pfeil, und versüßte ihm die Bitterkeit dieses verhängnißvollen, schmerzlichen Tages.

Als die Königin am Abend, sich umzukleiden, in ihr Kabinet trat, Alles von sich entfernte und nur Anna Boleyn und ihre treue Glifford um sie geblieben waren, sank sie bitterlich weinend, an Anna's Brust. Ich habe mich getäuscht! rief sie aus: ich habe ihn und mich unglücklich gemacht; unter dem Thronhimmel, wo ich mit meinem Gemahle saß, lastete die Schuld schwer auf mir, und die Wonne, welche ich fühlte, als die edelsten Männer und Frauen Englands und

Frankreichs huldigend vor mir ſtanden, konnte nicht den ſtummen Vorwurf beſchwichtigen, der aus ſeinem trüben Blicke klagend mir zurief: Du haſt mich geopfert! — Anna, was wir uns in ſtillen Abendſtunden ſo lieblich träumten, alle die Herrlichkeiten einer Krone, war Täuſchung! Unter dem Purpur ſchlägt das Herz ſo warm, ſo glühend dem liebenden Herzen entgegen, als unter dem Mantel von Seide oder Hermelin, und die Krone drückt mit ihrer Laſt von Diamanten nicht die Erinnerung nieder, die immer mahnend, mit ewig neuem Gefieder aus jener Jugendwelt uns entgegen ſchwebt. Nur Du hatteſt Recht, meine gute Emmy; Du warnteſt, wenn jene mich lockte —

Es iſt geſchehen! ſagte die treue Dienerin und wenn die Königin Emmy Glifford frei zu ſprechen erlaubt, wie es Marie von Lancaſter that —

Rede, ſprich offen! Mein Herz iſt noch wie einſt, erwiderte die Königin.

So warne ich auch jetzt, fuhr Emmy fort. Der Prinzeſſin raunte ich oft den Namen, Charles Brandon, zu; der Königin von Frankreich ihn zu nennen, wäre ein Verbre-

chen; ſie muß vergeſſen, was hinter ihr liegt, muß nur vorwärts ſchauen, und der Liebe entſagend, nur der mahnenden Pflicht gehorchen.

Sei nicht zu ſtreng in Deinen Grundſätzen, gute Glifford, unterbrach ſie Anna von Boleyn. Wer kann vergeſſen, was die Erinnerung zurückführt? Wer kann, ſelbſt wachend, die Träume verbannen, welche die Seele beſchleichen? Wer iſt Herr ſeines Herzens?

Wer den Willen hat, es zu ſein und ſeine Pflicht höher ſtellt, als ſeine Luſt, erwiderte die Alte. Anna! fuhr ſie mit ernſtem Tone fort; in Greenwich, da maltet Ihr unſerer Gebieterin die Krone ſo glänzend, als ſei ſie von einer unvergänglichen Glorie von Seligkeit umgeben; da war die Liebe und Suffolk nichts in der Wagſchale Eures geträumten Glückes, und in Abbeville, wo ſie zum Verbrechen würde, habt Ihr die Kühnheit, der geopferten Liebe das Wort zu reden? Kennt' ich nicht Euren ſtolzen, wenn auch eitlen Sinn, ich ſollte faſt glauben, der franzöſiſche Hof habe Euch ſchon mit ſeiner Galanterie angeſteckt.

Beruhige Dich, unterbrach sie die Königin. Anna hat nicht ganz Unrecht, gute treue Glifford; wir sind nur Herren unserer Handlungen, nicht unserer Gedanken. Diese leichtbeschwingten nahen und kommen, wie sie der Augenblick ruft, und keine Macht kann sie verbannen, oder sie festhalten. Denke ich auch in jeder Minute an meine Pflicht, wächst mit jedem Augenblicke der Vorsatz, sie zu üben, tritt doch sein leidendes Bild vor mich; — und was kann ich dafür?

Sie schwieg; unwillkührlich theilte sich ihre Wehmuth Emmy und Anna mit, und als die Königin wehmüthig sagte: Kleide mich aus und schmücke das Opfer! da sanken Beide zu ihren Füßen und umschlangen weinend ihre Kniee.

Steht auf! sagte Marie ernst. Helft mir tragen, aber drückt mich nicht mit Euren Thränen ganz nieder. Ist es doch meine Schuld, daß ich büße, und habe ich doch selbst diesen ängstlichen Augenblick herbeigerufen; und warum bebe ich nun, da er mir naht? Ich muß ihm muthig entgegen gehn! Aber nun keine Thränen mehr, Ihr Lieben! Kleide mich aus, Emmy! und wenn Du ihn

ſiehſt, Anna, ſo ſag' ihm — murmelte ſie mit leiſer Stimme, als ob ſie fürchte, er könne es hören: ſag' ihm, daß ich in dieſem peinlichen Augenblicke ſeiner gedacht, und die Roſe, welche er an jenem glücklichen Tage im Park von Greenwich mir gab, an meine Lippen gedrückt habe. Sie nahm, indem ſie dies ſagte, die verwelkte Roſe aus ihrem Schmuckkäſtchen, preßte ſie an ihre Lippe und eine Thräne ſank auf ſie nieder. Auch von Thränen bethaut wirſt Du nicht wieder erblühen, arme Verwelkte! rief ſie ſchmerzlich: Dein kurzes Leben ſchwand ſchnell, wie das Glück, das Du verhießeſt. Sie legte ſie wieder in das Käſtchen, verſchloß es ſorgſam, ſchien nun gefaßt, und kaum daß ſie ausgekleidet war, trat die Herzogin von Norfolk ein und benachrichtigte ſie, daß der König ungeduldig harre. Da reichte ſie Emmy die Hand, küßte Anna's Mund, und lispelte ihr zu: Gib ihm dieſen Kuß von mir! winkte dann, daß Alle ſich entfernen ſollten, und blieb allein zurück.

6.

Am andern Morgen fand Emmy Glifford die Königin nicht heiterer; sie schien zerstreut, und als die Großen des Französischen Reichs und die von England sich nahten, ihr als Königin den ersten Morgengruß zu bringen, bemerkte Anna Boleyn, wie sie Suffolk's Anblick absichtlich vermied, und als sie zufällig seinem Blicke begegnete, hoch erröthend und verlegen ihr schönes Auge niederschlug. Der König benahm sich liebevoll und zärtlich gegen sie, sprach zutraulich mit dem Herzog von Valois und seiner Tochter, und schien alle Sorgen des Reichs und alle Schmerzen seines siechen Körpers bei dem Anblicke seiner jungen Gemahlin vergessen zu haben, die heute den Hofleuten weniger lebhaft zu sein schien, als am vergangenen Tage.

Noch vor der Tafel stellte die Herzogin von Angouleme der Königin den ihr von dem König bestimmten Hofstaat vor. Statt der freundlichen Herzogin von Norfolk übernahm die alte Gräfin d'Aumont die Stelle einer Oberhofmeisterin, und die Fräulein, zwar unter den schönsten Damen des Hofes und

aus den edelsten Familien gewählt, waren nicht im Stande, Anna von Boleyn zu verdunkeln, die alle an Schönheit überstrahlte.

Am andern Tage traf die Königin, von ihrem neuen Gefolge umgeben, in Amiens ein, wo Fest auf Fest zu ihrem Empfange folgte, und das leicht erregte Französische Volk die Gemahlin seines allgemein geliebten Königs mit den lebhaftesten Freudenbezeigungen empfing. So lange das Geräusch der Feierlichkeiten dauerte, vergaß die Königin ihren stillen Schmerz; wenn sie aber in ihr Gemach zurückgekehrt war, wo sie so gern sich gegen Anna und die treue Glisford ausgesprochen hätte, hinderte die Gräfin d'Aumont jede Mittheilung, denn sie verließ sie keinen Augenblick; selbst als der König von Amiens nach St. Denis vorausgegangen war, um das Nöthige zur feierlichen Krönung seiner Gemahlin vorzubereiten, ließ die Gräfin ihr Bett neben das ihrer Gebieterin aufschlagen und entschuldigte dies mit der Etikette, und mit der, von der Königin selbst geäußerten Furchtsamkeit. Erst in Clermont, wo sie auf ihrem Zuge nach Paris übernachtete, hatte die Königin endlich den Muth, der lästigen

Aufseherin den Befehl zu geben, sie wenigstens eine Stunde allein zu lassen. Die Gräfin d'Aumont mußte gehorchen, und die Monarchin, welche wohl das in sie gesetzte Mißtrauen bemerkte, und leicht die Quelle errieth, aus welcher es entsprang, fühlte sich nun frei, ihr Herz an dem Busen ihrer Freundinnen ausschütten zu können.

Emmy tröstete sie, rieth zu der größten Vorsicht und stellte ihr vor, wie nothwendig es sei, die Kränkung zu verbergen, und kein Wort des Unmuths entschlüpfen zu lassen. Anna Boleyn hingegen glaubte die Königin durch das unzarte Benehmen der Oberhofmeisterin beleidigt, und rieth zum festen Widerstand. Sie glaubte, es sei unter der Würde einer Königin, ihre Tugend bewachen zu lassen, die keines andern Wächters, als das Gefühl ihrer Würde und ihrer Pflicht bedürfe, und schlug vor, in der nächsten Nacht die Gräfin d'Aumont fortzuschicken. Aber statt dessen schickte die Königin einen vertrauten Diener an ihren Bruder und bat ihn, Suffolk nach England zurückzurufen; der Bischof von Wincheſter, der den Günstling des Königs lieber in Paris als in London sah, hin-

tertrieb es, und Mariens Wunsch ward, vielleicht zu ihrem Glücke, nicht erfüllt.

Als die Königin nach der Krönung in St. Denys, wo die Krone sie zum ersten Male schmückte, in ihr Gemach trat, um sich zu dem feierlichen Einzug in Paris anzuschicken, hing der Blick Anna's unverwandt an ihrer Gebieterin. Die Krone, dieses Ziel all' ihrer Wünsche, blitzte in den blonden Locken Mariens, der Purpur umfloß sie, und ein heiteres Lächeln schien auf dem lieblichen Antlitz dieser holden Fürstin zu strahlen. Nicht wahr, Majestät! fragte Anna leise: nicht wahr, die Krone drückt nicht?

Sie lastet schwer! entgegnete die Königin seufzend, und indem sie dies, selbst Anna kaum hörbar, sagte, bat die Gräfin d'Aumont die Königin, sich zu setzen und ihr zu erlauben, die Krone abzunehmen, welche erst wieder vor dem Altar von Notre-Dume ihr Haupt schmücken dürfe. Willig beugte die holde Fürstin ihr Haupt, und als die Oberhofmeisterin die Krone herabgenommen, und auf das sammetne Kissen gelegt, und sie dem hierzu bestimmten Herzoge von Vendome übergeben, und das Fräulein d'Esparre der

durchschüttelte, es war ein unwillkührlicher Schauer, der ihn für einen Augenblick erbeben ließ, als er da, wo das Thal sich biegt und er Ober-Türkheim gegenüber war, plötzlich ein Rauschen vernahm, als ob ein Schwarm ziehender Krähen über ihn weg flöge. Es konnte nicht der Wind sein, denn es kam ihm nicht entgegen, es rauschte hinter ihm her, und trieb ihm den flatternden Mantel über den Kopf. Auch sein muthiges Roß stutzte, und es bedurfte des Sporns, um es vorwärts zu treiben. Benedikt wurde durch dies Alles aufmerksam, und hielt bei einem hohen Stein am Ufer des Nekars, wo vor langer Zeit eine heimziehende Braut verunglückt war, sein Roß an und horchte. Immer noch rauschte es über und neben ihm, und es dünkte ihm, als höre er vom Walde her Hörnergetön, das immer näher zu kommen schien. Deutlich vernahm er jetzt Jagdruf und Rüdengebell, immer stärker ward das Rauschen über ihm, und längs der Rebenhügel von West nach Ost zu, sah er über die Höhen Wolken, gar wunderbar, dem Sturm entgegen ziehn, die, je länger sie zogen, sich immer mehr vor seinen Augen wie Menschen und Thiere gestalteten; sein Rappe mochte dies auch gewahren, denn er brauste und scharrte ungeduldig mit dem Huf in dem lockern Sand. Als der Lärm und das Toben näher kam, die grauen Wolken sich jetzt deutlich, als Roß und Reiter gestaltet, über den Wartthurm senkten, gehorchte das Roß des Reiters Faust nicht mehr, nahm das Gebiß zwischen die Zähne, und jagte, ohne daß es des Spornes bedurfte, mit hoch aufgehobenem Schweife und empor sich sträubender Mähne im vollsten Lauf dem Kloster Weil vorbei, der Stadt zu.

Königin den Hut von dunkelrothem Sammet mit den weißen Schwungfedern aufgesetzt hatte, sagte diese leise zu Anna, die noch einiges an den Locken ordnete: Nun erst ist es mir wieder wohl!

Der Einzug in Paris übertraf alle andere an Pracht. Die Stadt beeiferte sich, ihrem guten Könige, dem Vater seines Volks, in seiner Gemahlin ihre Huldigung darzubringen, und selbst die Engländischen Großen, welche der jungen Königin bis hierher gefolgt waren, obgleich an Pracht und Glanz durch Heinrichs VIII. üppigen Hof gewöhnt, erstaunten über den Reichthum, den Frankreichs Hauptstadt entfaltete. Feste folgten auf Feste und betäubten die Sinne der Königin so sehr, daß sie bald Suffolk, der sich nur da, wo es der Anstand erforderte, öffentlich zeigte, vergessen zu haben schien.

Der Herzog von Valois hatte indessen, trotz der wiederholten Warnung seiner Mutter, trotz der sanften Ermahnungen seiner edlen Gattin, nicht aufgehört, der Königin seine fortwährende Huldigung zu bezeigen. Diese hatte Anfangs, wenn auch nicht mit Wohlgefallen, doch mit Freundlichkeit die Beweise

ſeiner Galanterie angenommen, und, in den Rauſch des Vergnügens mit fortgezogen, endlich ſelbſt Gefallen an den Schmeicheleien gefunden, die ſie von ihm und von allen Seiten vernehmen mußte. Emmy, von dem, was bei Hofe vorging, durch Anna unterrichtet, warnte die Königin am meiſten vor dem Herzog von Valois, weil ſie deſſen Huldigung aus einer trübern Quelle entſprungen glaubte, wie ſie wirklich war; die Königin aber verſicherte ihr, daß ſie nur, um zu vergeſſen, wärmeren Antheil an dieſen rauſchenden Vergnügungen nehme.

Der Herzog von Valois, unter dem Vorwande, dem König ſeine aufrichtige Freude über die Vermählung mit Maria von England zu beweiſen, eigentlich aber wohl nur, um Gelegenheit zu haben, vor den Augen der Königin zu glänzen, hatte ein Turnier veranſtaltet, wozu alle Ritter Frankreichs und die anweſenden Fremden aus England eingeladen waren. Auf dem Platz vor dem Palaſt der Tournellen wurden die Schranken eröffnet, und für den König, die Königin und ihren Hofſtaat ein Söller mit den reichſten Teppichen geſchmückt. Der Herzog wählte ſich noch

ſieben Kampfgenoſſen, um mit ihnen in den Schranken zu halten, und mit Jedem, der ſie angreifen würde, zu fechten; der Herzog von Vendome, la Pallice, der Großmarſchall der Normandie, der ſchöne Bonnivet, der Marquis von Fleuranges, Brion und der Herzog von Suffolk, waren die Erwählten. Jeder dieſer Ritter, an deren Spitze Franz von Valois ſich befand, hatte die Farben ſeiner Dame gewählt. Der junge Herzog, als Ritter der Königin, war in weiß und roth gekleidet, der Herzog von Vendome trug Purpur, die Farbe von Louiſe von Savoyen; der Großmarſchall der Normandie war zur Ehre ſeiner Dame, der Herzogin von Valois, in dunkelblau und weiß; der Marquis von Fleuranges in Carmoiſin Sammet, der Farbe der Herzogin von Alençon, gekleidet; Brions weiß und aurorafarbene Federn ſchwankten prachtvoll, zur Ehre der jungen Herzogin von Bouillon, über ſeinem vergoldeten Helm; Bonnivet trug die grüne Farbe, in welcher auch Anna von Boleyn erſchien; Suffolk aber war ohne alles Abzeichen, ganz weiß, er hatte die Ehre zu ſeiner Dame gewählt, und behauptete, weiß, dieſe fleckenloſe Farbe, ſei auch die ihrige.

Die Königin, obgleich ganz im Anschauen der Pracht versunken, welche dieses Schauspiel ihr darbot, hatte Suffolk's Farbe nicht ohne geheime Freude erblickt; sie fühlte seine Schonung, nicht die ihrige zu tragen und nur die Ehre zu seiner Dame gewählt zu haben; gern hätte sie ihm mit einem freundlichen Blick dafür gedankt, aber die Augen Aller waren auf Sie gerichtet, sie durfte es nicht wagen, sich ihren Gefühlen auch nur leise hinzugeben. Anna hingegen überließ sich ihrer Eitelkeit und zeigte unverholen ihre Freude, daß der schönste Mann am Französischen Hofe ihre Farbe trage und sich zu ihrem Ritter aufgeworfen habe; nur für ihn schien sie Augen zu haben, nur seinem Rosse folgte ihr Blick.

Das Turnier begann, die Kämpfer eilten herbei, und Franz von Valois und seine Kampfgenossen hatten hinreichende Gelegenheit, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu beweisen.

War vielleicht auch der Ritter, welcher sich dem muthmaßlichen Thronerben gegenüber stellte, galant genug, ihm den Sieg zu überlassen, so hatten doch die Andern, wo sich oft noch persönlicher Haß zur Eitelkeit gesellte,

einen deſto ſchwerern Stand. Am ſchwerſten ward es aber dem Herzog von Suffolk; man hatte ihn zwar Anfangs als einen Fremden, ſelbſt während des Kampfſpiels, mit Galanterie behandelt, als jedoch die Eitelkeit endlich rege wurde, beſtrebte ſich jeder, ihm den Sieg zu erſchweren. Aber Suffolk, der gewandteſte Ritter Englands, welcher mit ausgezeichneter Schönheit auch ſeltene Kraft verband, wankte bei dem Brechen der Lanzen nicht im Sattel, ſelbſt als Bayards Lanze ihn traf, blieb er unerſchüttert. Auch im Schwertkampf, wo es mehr auf Geſchicklichkeit als Stärke ankam, wurde ihm der Preis zugetheilt; nur im Ringelrennen übertraf ihn die Gewandtheit der Franzöſiſchen Ritter.

Franz von Valois erhielt den erſten, Suffolk den zweiten, Bonnivet den dritten Preis und man konnte ſagen, der Sieg ſei der Schönheit gefolgt. Die junge Königin, wie billig die Preisſpenderin, überreichte dem Herzog mit Würde den künſtlich gearbeiteten Helm, über welchem ein goldener Drache die Flügel ſpreizte, mit den Worten: Tragt ihn in der erſten Schlacht, wo Ihr zur Ehre und zum Wohle Frankreichs das Schwert ziehet.

Der

Der Herzog nahm ehrerbietig dankend den Preis aus ihrer schönen Hand, und als ein Jahr später dieser Helm in der Schlacht bei Marignano sein königliches Haupt bedeckte, gedachte er noch im dichtesten Kampfgewühl der lieblichen Hand, die ihm das Kleinod gereicht.

Als der Herzog von Suffolk vor ihr niederkniete, das Schlachtschwert mit vergoldetem Kreuz aus ihrer Hand zu empfangen, bebte Marien's Herz; sie mußte ihm Etwas sagen, und doch ward es ihr so schwer; sie fühlte ihr Erröthen, ihre Unruhe. Herzog von Suffolk, sprach sie endlich, Fassung gewinnend: Nehmt dies Schwert mit hinüber in mein Vaterland, zieht es nur für meinen königlichen Bruder, Euren gnädigen Herrn, und bleibt so Eurer alten Verpflichtung getreu —

Nur für meinen König und meinen Schwur! erwiederte der Herzog sich erhebend, und ohne sein Auge auf die Königin zu richten, verließ er den Söller.

Euch, edler Ritter! sprach jetzt Marie zu dem ihr nahenden Bonnivet: reich' ich diesen Ring als Preis; vielleicht von höherem Werth,

aber freilich nicht ein so sprechendes Zeichen der Tapferkeit, wie Schwert und Helm; denkt, daß ich es nicht, daß es Eure Dame sei, welche diesen Ring Euch gibt, und dann wird er doppelten Werth für Euch haben.

Bonnivet warf einen bedeutungvollen Blick auf Anna, welche hinter der Königin stehend, ihn nicht zu bemerken schien, und nur Augen für ihre Gebieterin hatte.

Die folgenden Tage vergingen unter den glänzendsten Festen. Maria, nicht sowohl von ihrer Pracht, als von der Galanterie der Franzosen entzückt, dachte nur wenig an Suffolk, und da jetzt die sonst so geschäftige Emmy, Suffolks warme Freundin, schwieg, Anna Boleyn das Entzücken ihrer Herrin theilte, so waren nur wenige Augenblicke der Erinnerung und Charles Brandon geweiht. Machte sie sich auch zuweilen deshalb Vorwürfe, so beruhigte sie ihr Pflichtgefühl, das ihr, so zu handeln, befahl.

Aber Suffolk fühlte dies tief und schmerzlich; er glaubte Marien's Herz verloren zu haben, beurtheilte sie jedoch zu streng. Durfte sie ihn lieben, und liebte sie ihn noch wie in jenen Tagen zu Greenwich und Richmond,

durfte sie ihm öffentlich durch Wort oder Blick ihre Liebe kund thun? Dies bedachte der Gekränkte nicht, nicht, daß ein weibliches Herz selten ganz der Versuchung der Eitelkeit widersteht. Er mußte sie täglich sehn, täglich sie im strahlenden Glanze der Hoheit von einem sie anbetenden Hofe umgeben erblicken, und schweigend seinem schmerzlichen Gefühl hingegeben, in der Ferne stehen, selbst sein Auge hüten, daß es sein Inneres nicht verrieth; sein Zustand war qualvoll. Nicht einem theilnehmenden Herzen konnte er sich mittheilen, die einzige Vertraute seiner Liebe, Emmy Glisford, war ihm zwar nahe, doch durch Hofsitte ganz von ihm getrennt. Anna, mit welcher er bei den Festen zuweilen sprach, flößte ihm kein Zutrauen ein; er glaubte ihr Herz ganz der Eitelkeit hingegeben, und keiner wahren Theilnahme fähig.

7.

Die Feste waren beendet, und Mariens sämmtliche Begleitung kehrte nach England zurück; nur der Herzog von Suffolk blieb als

Gesandter in Paris. Der König, durch die rauschenden Feste zu sehr aus seiner ruhigen Lebenweise herausgetreten, begann zu kränkeln; der ganze Hof fühlte eine Art Abspannung und so war die Königin Marie plötzlich aus einem Taumel von Vergnügungen in die Einsamkeit gebannt, wo ihr nichts blieb, als die Pflege des kranken Gemahls, oder der eben nicht anziehende Umgang ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin d'Aumont. Je stärker jetzt der Abstand von jenen rauschenden Festen war, desto empfindlicher mußte es der Königin sein, die nun; sich selbst überlassen, Zeit und Muße hatte, über ihre Verhältnisse ernst nachzudenken, denn nur selten erlaubte es die Sitte, daß sie sich während der Krankheit des Königs öffentlich zeigen durfte. Geschah dies, dann beeiferte sich der Herzog von Valois, ihr den Hof zu machen und alles Mögliche zu ihrem Vergnügen anzuordnen; doch sah sie bei dergleichen Gelegenheit Suffolk nicht, und schon waren Wochen vergangen, ohne daß sie ihn erblickt, aber auch, ohne daß diese Zeit ihre neuerwachte Sehnsucht gestillt hatte. Glücklicher konnte Anna sein, die öfters mit Bonnivet bei Louise von Sa-

voyen oder der Herzogin Claudia zusammentraf. Aber sie schien dieses Glück nicht zu achten: seit jenem Turnier hatte sie sich immer entfernter von ihm gehalten und eine Begebenheit, die bei jeder andern Dame vielleicht Wohlwollen erweckt hätte, schien bei ihr gerade das Gegentheil bewirkt zu haben.

Bonnivet war nämlich an dem letzten Tage des Turniers, wo die Preise ausgetheilt wurden, Anna in einem Zimmer des Palastes begegnet, als sie sich eben in die Gemächer der Königin begeben wollte. Dame! redete er sie an, den günstigen Augenblick, wo er mit ihr allein war, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen; Ihr habt mir erlaubt, Euer Ritter zu sein und Eure Farbe zu tragen, deshalb gebührt der Preis, den ich errang, nur Euch. Ihr begeistertet mich, und nur an Euch denkend, ward ich Sieger. Nehmt diesen Ring. Er beugte nach damaliger Sitte das Knie und überreichte ihr das Kleinod.

Ritter! erwiederte Anna: behaltet ihn. Spart ihn für die Dame Eures Herzens auf, an mich würdet Ihr ihn verschwenden. Sie wandte ihm stolz den Rücken und ließ ihn

Benedikt versuchte es nicht das wilde Thier anzuhalten. Den Blick, wie durch Zaubergewalt rückwärts nach dem Oehlenberge gerichtet, wo er bald nichts mehr deutlich erkennen, nur noch das wilde Jagdgetös vernehmen konnte, ließ er, von dem widrigen Rauschen immer noch gefolgt, dem Rosse freien Lauf. Sein Blut schien erstarrt, nur zuweilen rieselte es ihm kalt durch Mark und Bein; es dünkte ihm, als läge eine kalte Todtenhand auf seinem Nacken und treibe ihn vorwärts, und es war doch wohl nur der Nachtwind, der durch die Bergschlucht ihn anwehte. Er war sich seiner Gedanken, seiner Gefühle nicht bewußt, nur das wußte er, daß er das Jagen seines Rosses nicht aufhalten, nicht wieder umkehren mochte, und könnte er damit sein Leben retten.

Sein schäumendes Roß trug ihn, der bleich, wie die Sternennacht, die ihn schauerlich umgab, immer noch rückwärts schaute, auf wohlbekanntem Wege pfeilschnell der Nekarbrücke zu — Hier stutzte und bäumte es sich plötzlich. Benedikt, sich nur mit Mühe im Sattel erhaltend, wandte den Blick und sah da, wo zu damaliger Zeit auf dem steinernen Geländer der Brücke ein kleines Kreuz zur Erbauung für fromme Seelen stand, eine knieende, weibliche Gestalt. Er suchte sein schnaubendes Roß an ihr vorbei zu lenken; sein Mühen war vergebens, nicht Schmeicheln, nicht Sporn brachte es von der Stelle. Da erhob sich die Gestalt und winkte ihm. Er war jedoch wie fest gebannt, und mochte ihr nicht nahen, sie aber, die ihn starr anzublicken schien, schritt jetzt an ihm vorbei, nickte ihm freundlich zu, und in dem Augenblick that der Gaul einen so gewaltigen Sprung, der den Sattelfesten

ſtehen. Bonnivet lächelte und hielt dieſen Stolz für eine der weiblichen Künſte, ihn noch feſter an ſich zu ketten; denn er, dem noch kein Herz widerſtanden, konnte nicht glauben, daß dieſe kaum dem Mädchenalter entwachſene Jungfrau bei ſeiner Bewerbung kalt bleiben könnte. Aber die Folge lehrte ihn, daß ſeine Eitelkeit an dem Stolze dieſes Engländiſchen Fräuleins geſcheitert und zum erſten Male ſeine Bewerbung fruchtlos geweſen ſei.

Obgleich ſich auch Anna nun am Hofe zu langweilen begann, und gleich ihrer Gebieterin die ſchönen Feſte zurückwünſchte, ſo vergnügte ſie doch ſchon die kleinſte Zerſtreuung. Ein Mahl, wobei ſie öffentlich im Glanz erſcheinen konnte, ſelbſt die kleinen ausgewählten Geſellſchaften bei Louiſe von Savoyen und der Herzogin von Valois, an denen ſie Theil nehmen durfte, erheiterten ſie, wenn ihre Gebieterin indeß am Krankenlager des Königs weilte, oder mit der ernſten Gräfin d'Aumont, welche der in Erinnerungen Verſunkenen von der Sitte am Franzöſiſchen Hofe und von dem ſtrengen Wandel der Königin Anna von Bretagne erzählte, allein

sitzen mußte. Aber auch Anna fühlte, trotz diesen Zerstreuungen, eine gewisse Leere, die Bonnivet's Bewerbungen nicht ausfüllen konnten. Sie strebte nach Höherem, der Günstling des Thronerben konnte ihr nicht genügen: der Thron allein schien ihr das würdige Ziel ihres Strebens zu sein.

Eines Abends, als sie sich bei der Herzogin von Valois befand, lenkte sich zufällig das Gespräch auf London. Man schien es fast vergessen zu haben, daß sie, eine Engländerin, gegenwärtig sei, denn Viele aus der Gesellschaft sprachen sehr freimüthig über die Sitte dieser seit Jahrhunderten gegen Frankreich stets feindlich gesinnten Nation, über den Hof zu London, und selbst über den König. Anna hatte bescheiden geschwiegen, mit der Marquise von Fleurange ein anderes Gespräch einzuleiten gewußt und vermied absichtlich Theil an jener Unterhaltung zu nehmen. Als aber einige Frauen auf eine eben nicht schonende Weise Heinrich VIII. erwähnten, und ohne zu leugnen, daß er ein schöner Mann sei, ihm den zum Gefallen so nöthigen Anstand und die Grazie absprachen, unterbrach sie schnell das Gespräch mit

der Marquise, und sich verpflichtet glaubend, die Vertheidigung des Königs übernehmen zu müssen, mischte sie sich mit einer sonst an ihr ungewohnten Wärme in die allgemeine Unterhaltung, schilderte die Vorzüge des Königs, seine Liebenswürdigkeit, die Pracht, mit der er sich umgebe, und schloß mit den Worten: ich glaube, daß es nur wenige Herzen gibt, die von seinem edlen Sinn und seiner Liebenswürdigkeit nicht ergriffen und gerührt würden! Sie hatte nicht bemerkt, daß, während sie sprach, der junge Herzog von Valois hereingetreten war, und da er sie in so eifrigem Gespräch begriffen sah, den Andern ein Zeichen gegeben hatte, ihn nicht zu beachten. Sie erschrak daher nicht wenig, als sie plötzlich seine Stimme vernahm, und er zu ihr sagte: Schöne Dame, ich glaubte Euer Herz sei der Liebe unzugänglich, ich freue mich herzlich, daß ihr es wenigstens einem so würdigen Gegenstande nicht verschlossen habt!

Anna erröthete, jedoch faßte sie sich schnell. Hoheit! erwiederte sie: würde irgend Eine dieser schönen Damen, welche ich um Eure edle Gemahlin versammelt sehe, fern von ih-

rer Heimath einen Zweifel an Eurer Liebenswürdigkeit hören müssen, so würde jede, auch ohne der Liebe ihr Herz geöffnet zu haben, es für Pflicht halten, Euch zu vertheidigen!

Ob mit solcher Wärme, unterbrach sie der Herzog lächelnd, glaub' ich kaum!

Hoheit! fuhr Anna fort: ich glaube doch, die Liebe zu dem angeborenen Herrscherstamme ist in jeder Brust zu groß, um sich nicht mit Feuer für denselben auszusprechen. Bei Euch, Hoheit, sagte sie verbindlich, würde es doppelt schwer sein, die Wahrheit nicht mit Lebhaftigkeit zu vertheidigen!

Ihr seid sehr galant, Fräulein, nahm die Herzogin Claudia das Wort, und scheint die Schwäche meines Gemahls zu kennen! Anna schwieg, sie fühlte wohl, daß dies Gespräch sie nur noch mehr in Verlegenheit setzen würde.

Als sie durch die Galerie in die Gemächer der Königin zurückging, trat ein Page zwischen sie und den mit einer Fackel vorangehenden Diener, und blieb mit kecker Miene sie betrachtend vor ihr stehn. Anna stutzte, sah staunend auf den kühnen Jüngling, und

bemerkte nicht, daß ihr Diener sich immer weiter entfernte. Was wollt Ihr von mir? sagte sie endlich aufgebracht. Was unterstehet Ihr Euch, mir so keck zu nahen?

Der Schönsten der Schönen, so ward mir befohlen, erwiderte er, soll ich dieses Schreiben überreichen, und da ich mich, nachdem ich Euch angeblickt, überzeugt habe, daß es nur an Euch gerichtet sein kann, so habt die Güte, es von meiner Hand anzunehmen!

Wer sendet Euch? fragte Anna.

Kennt Ihr die Farbe nicht, die ich trage? sagte der Page, und eilte, der Erstaunten das Schreiben in die Hand drückend, schnell davon. Als sie in ihr Zimmer kam, brach sie es auf und las: Vergeßt in Frankreich nicht ganz die Freunde, welche Ihr in England zurückgelassen habt. Diese wenigen Worte ohne Unterschrift waren der ganze Inhalt des Briefes.

Was soll das? sagte sie vor sich hin, mich an die zurückgelassenen Freunde zu erinnern? — Hab ich doch nur einen dort, der mir werth ist. — Und diese Schriftzüge, mir ist's, als müßte ich sie kennen — der Page in seinem rothen Kleide — Räthselhaft! —

Sie eilte mit dem Schreiben zu der Königin, und da sie Maria zufällig allein fand, theilte sie ihr das, was bei der Herzogin vorgefallen und ihr in der Galerie begegnet war, mit. Die Königin verlangte den Brief zu sehen, und als sie ihr Auge auf den Brief geworfen, erröthete sie, legte das Schreiben wieder zusammen und gab es Anna zurück. Es wird ein Scherz sein, den irgend Einer vom Hofe wegen Deiner unüberlegten Rede gemacht hat, sagte die Königin, weiter ist es nichts. Schweig gegen Jedermann von dieser Begebenheit und zerreiß den werthlosen Brief! Aber von einer leisen Ahnung bewegt, zerriß ihn Anna nicht; sie schien, in ihm eine freundliche Warnung findend, ihr Betragen noch mehr zu regeln.

8.

Die Krankheit des Königs wurde immer bedenklicher, es traten noch mehr Zufälle hinzu, welche die Aerzte endlich für sein Leben besorgt machten. Die Königin kam in dieser Zeit fast nicht von seinem Lager, pflegte mit

Liebe und Geduld den Kranken und zeigte sich ganz als liebende Gattin. Dennoch verdoppelte die Herzogin von Angouleme ihre Aufmerksamkeit, und die Gräfin d'Aumont erhielt die strengste Weisung, die Königin nicht einen Augenblick allein zu lassen. Sie glaubte, es müsse Marien Alles daran liegen, Frankreich einen Herrscher zu geben, wodurch sie die Zügel der Regierung erhalten, und, statt zu ihrem despotischen Bruder nach England zurückzukehren, in dem schönen Frankreich bleiben und herrschen würde. Sie vertraute zu wenig auf die Liebe, berechnete Mariens Herz nach dem ihrigen und konnte nicht glauben, daß der Geliebte mehr Werth für ein weibliches Herz haben könnte, als die Herrschaft über ein Königreich.

Die Gräfin d'Aumont, von Natur mißtrauisch und ängstlich, verließ weder bei Tag noch bei Nacht die Königin, begleitete sie, wenn sie sich zu ihrem Gemahl begab, bis an das Gemach des Königs, wartete hier im Vorzimmer, bis Marie ihn wieder verließ und begleitete sie dann zurück. Der Augenblick, wo die strenge Oberhofmeisterin sich ankleidete, war fast nur der einzige, wo sie

mit Anna und Emmy allein und sich selbst überlassen sein konnte. Daß ein solches Leben sie nicht beglückte, war wohl natürlich und der jungen Fürstin zu verzeihen, und selbst Anna schien nun der Glanz einer Krone nicht mehr so strahlend wie sonst.

Paris und ganz Frankreich war bei der Nachricht der Krankheit des Königs in banger Besorgniß. Nie ward ein Monarch so geliebt, wie Ludwig XII., nie verdiente ein König so ganz mit Recht den schönen Namen eines Vaters des Volkes, wie er. Zwar hielt man in Paris, seine Krankheit nicht für lebengefährlich, doch waren die Aerzte bedenklich und der König selbst fühlte, vielleicht besser, als sie, daß er sehr schwach werde, und das Ende seines Lebens sich nahe. Er duldete mit Ergebung sein Leiden, blieb standhaft, und nur seine nächsten Umgebungen fürchteten mit ihm, daß der Tod ihn bald hinwegraffen könnte.

Eines Tages, es waren nun sechs Wochen nach seiner Vermählung, verlangte er unvermuthet die letzte Oelung, und sandte, nachdem er sie empfangen, zu dem Herzog von Valois. Dieser erschien, und fand Niemand,

Kräften seinen letzten Willen zu erfüllen und dieser Stunde eingedenk zu sein. Hierauf sah ihn der König noch einmal freundlich an, drückte seiner weinenden Gemahlin die Hand, sprach ein leises Gebet, schloß die Augen, und ohne daß die wieder eingetretenen Hofleute es ahneten, schlummerte er sanft ein, um nie wieder zu erwachen.

Diese, ganz Paris schnell durchlaufende Nachricht, verbreitete allgemeine Bestürzung. Das Volk eilte nach dem Palast der Tournellen; Keiner wollte glauben, daß es gegründet, und ihr guter König gestorben sei. Haufenweis stürzten Greise, Männer und Frauen in die geöffneten Kirchen, für die Seele des hingeschiedenen Monarchen zu beten und Gott zu bitten, Frankreich einen König zu schenken, der dem Verstorbenen gleiche. Durch alle Straßen hörte man den lauten Klageruf: Der gute König Ludwig, unser Vater, ist todt! Schmerz und Klage hallte durch die ganze Stadt, wie aus Einem Munde.

Auch im Palaste der Tournellen waren die Hofleute über das plötzliche Hinscheiden ihres Herrn bestürzt. Nur die Herzogin von Angouleme und Emmy Glifford, Beide

schier abgeworfen hätte, jagte in wilden Sätzen über die Nekarbrücke, rannte gegen das Thor der Blasien Au, und stürzte mit zerschmettertem Hirn zusammen.

Lange lag Herr Benedikt bewußtlos neben seinem Rosse, endlich mochte ihn doch die kalte Luft zum Leben zurückgerufen haben, er erhob sich, wie aus einem Traume erwacht, zwar unbeschädigt, aber seiner Sinne noch nicht recht mächtig, und klopfte an die Pforte. Der Thurmwart ward munter, und als er erfuhr, wer Einlaß begehre, schickte er sogleich zum Burgemeister, die Thorschlüssel zu holen.

Während dem stand Hegelin, in seinen Mantel gehüllt, von Frost erstarrt, eine bleiche Gestalt, neben seinem todten Gaule. Unverwandt schaute sein Auge immer nach der Gegend des Wartthurms hin. — Er suchte seine Gedanken wieder zu gewinnen, sich die grausige Begebenheit geordnet ins Gedächtniß zurückzurufen, doch vergebens. Vor seinem Geiste schwebte das, was er in dieser Schreckensnacht gesehen, so dunkel und unbestimmt, daß, hätte der todte Rappe nicht zu seinen Füßen gelegen, ihm alles nur ein Traum gedünkt hätte. Er lauschte nun, ob er das Jagdgetös, den wilden Lärm und das Rauschen noch vernähme, aber es war still, nur der Fußtritt des Wächters unter dem gewölbten Thore schallte durch die schweigende Nacht; er sah nach dem kleinen Kruzifix, und da war es ihm, als sähe er die nämliche weiße Geistergestalt wieder am Kreuze knieen. „Benedikt, Benedikt!“ rief er, sich ermannend, aus „Feige Seele, in Worten stark, bei der That aber schwach und muthlos, hab Vertrauen zu Gott, geh dem Spuk entgegen; was vermag ein höllischer Geist

wohl aus ganz verschiedenen Gründen, waren vergnügt; denn selbst Franz von Valois, welcher den König aufrichtig geliebt hatte, fühlte sich durch seinen Tod erschüttert. Maria von Lancaster vergoß mit aufrichtigem Herzen Thränen um den Gatten, den sie doch ehren mußte, hatte sie ihn auch nicht geliebt, und selbst der Gedanke vom Thron herabsteigen und all dieser Herrlichkeit und diesem Glanze entsagen zu müssen, machte sie traurig. Trat aber das Bild Suffolks, welches sie jetzt nur erröthend an sich vorüberziehen ließ, vor ihren Blick, dann war der verschwundene Glanz in sanfte Dämmerung verschmolzen, wie das letzte Dämmerlicht des Tages im zauberischen Mondlicht verschmilzt, und ihre Phantasie führte ihr der Liebe süßeste Träume zu.

In solchen Träumen störte sie die unvermuthete Ankunft Franz I. und seiner Mutter. Der junge Fürst bezeigte ihr mit wahrer Herzlichkeit sein Beileid über den Tod ihres königlichen Gemahles und versicherte ihr auch für die Zukunft seine thätige Hülfe und seine treuen Dienste — doch! sagte er plötzlich: Ich biete Euch meine Dienste an, ohne zu wis-

wiſſen, ob es in meiner Macht ſteht, mein Wort zu halten; nur Ew. Majeſtät vermag mir die Gewißheit zu geben, ob ich mich König von Frankreich nennen darf oder nicht.

Maria's Wangen überzog bei dieſen Worten hohe Röthe — ſie zögerte Anfangs mit der Antwort, endlich ſagte ſie, ſich ehrerbietig vor dem jungen Monarchen neigend: Ich kenne keinen König von Frankreich, als Euch, meinen gnädigen Herrn! Bei dieſen Worten umarmte die Herzogin von Angouleme ſie zum erſten Male mit wahrer Theilnahme, und von dieſem Augenblicke an war der Haß, den ſie gegen die junge Fürſtin im Herzen trug, erloſchen.

9.

Als der Hof und die fremden Geſandten ſich verſammelt hatten, dem jungen König ihren Glückwunſch zu bringen, befand ſich auch der Herzog von Suffolk unter ihnen. Der junge Monarch, nachdem er ſich unter den Thronhimmel geſetzt und die Huldigung der Anweſenden empfangen hatte, ging in

dem Kreis umher und sagte einem Jeden etwas Verbindliches, doch schien er noch von dem Tod Ludwigs XII. erschüttert und nicht ganz in der heitern Stimmung wie gewöhnlich zu sein. Als er sich dem Herzoge von Suffolk nahte, sagte er mit bedeutungvollem Tone: Herr Ambassadeur, was ich Euch zu sagen habe, muß im Geheimen geschehen und ich ersuche Euch deshalb mir hernach in mein Gemach zu folgen. Uebrigens kann ich Euch öffentlich die Versicherung geben, daß ich alles anwenden werde, was sich mit meiner Ehre und dem Wohl verträgt, die Freundschaft, welche zwischen Eurem Herrn und dem verstorbenen König obwaltete, zu erhalten.

Suffolk ahnete den Zweck dieser geheimen Unterredung, doch äußerte er sich deshalb nicht, erwiderte nur dem König mit wenigen Worten, daß er schon im Voraus von den Gesinnungen seines Herrn überzeugt sei, der gewiß Alles aufbieten würde, mit Frankreich in Fried' und Freundschaft zu bleiben. Der König ging sodann zu den andern Gesandten, sprach noch Einiges mit seiner Mutter, der Herzogin von Angouleme, welche er zu dieser

Würde erhoben hatte, und entfernte sich. Bonnivet, den er noch am nämlichen Morgen zum Admiral von Frankreich ernannt hatte, bat nun den Herzog von Suffolk, ihm zu folgen, und führte ihn in das Kabinet des Königs ein.

Hier empfing der Monarch den Herzog mit würdevollem Ernst, befahl Bonnivet sich zu entfernen, und nachdem er einen kurzen Augenblick schweigend und nachdenkend vor ihm gestanden, sprach er:

Schon ehe Ihr die Prinzessin von England über den Kanal meinem Oheim zuführtet, Mylord von Suffolk, kannte ich Euer Verhältniß zu ihr. Ich schwieg, da ich Eure Bescheidenheit und Zurückhaltung wohl bemerkte, jedoch mußte ich immer noch befürchten, daß aus einer solchen Verbindung, für mich ein großer Nachtheil entstehen könnte. Deshalb wurden die Maßregeln genommen, welche Eurem Scharfblick nicht werden entgangen sein. Euer Betragen gegen die Königin Frankreichs war musterhaft; ich hoffe, es wird auch eben so gegen die Wittwe Ludwigs XII. sein!

Sire! nahm der Herzog, nachdem der

König geredet, das Wort: Ich habe das, was Ihr die Gnade hattet, mir zu sagen, nicht ganz verstanden!

Das wundert mich! unterbrach ihn Franz I. Ich glaubte deutlich gesprochen zu haben. Oder hätte ich Euer Verhältniß zu der Schwester Eures Monarchen noch deutlicher berühren sollen?

Sire! sagte der Herzog mit bescheidenem aber festem Tone. Das Verhältniß aus früherer Zeit zu der Königin mag gewesen sein, wie es wolle, so verstehe ich dennoch nicht, wie Ew. Majestät für sich besorgt sein konnte. Hätte sich auch das jugendliche Herz der Prinzessin von England mit Huld zu mir geneigt, was hätte das dem Herzog von Valois, dem Thronerben Frankreichs schaden können?

Herzog von Suffolk! unterbrach ihn noch einmal der König mit Ungeduld: Ich dächte es müßte Euch leicht werden einzusehen, daß die Folgen Eurer Liebe mir wohl Unruhe verursachen konnten. Ihr müßtet mich für einen großen Neuling der Galanterie halten, wenn ihr hofft mich glauben zu machen, daß selbst unter dem Purpur eine arkadische Liebe allein, dem Herzen Jahre lang gnügen könnte!

Verzeihen Ew. Majestät! sagte der Herzog stolz: Ohne die Ehrfurcht, die ich Frankreichs König schuldig bin, zu vergessen, zwingt mich meine Pflicht, die Ehre der Schwester meines Königs gegen Männiglich zu vertheidigen, der es wagt, sie zu beschimpfen. Noch einmal versichere ich auf mein Ritterwort, daß Ew. Majestät keine Ursache hatte, wegen mir für die Thronfolge zu bangen. — Nach dieser feierlichen Erklärung hoffe ich Sire, Ihr werdet ferner nicht mehr den Ruf einer edlen Dame, die wie eine Heilige den Thron Frankreichs bestieg, antasten, wo nicht, so müßte ich Euch im Namen meines Herrn den Fehdehandschuh bieten!

Nur gemach, Herr Herzog! sagte der König lächelnd: Mein Bruder von England hat bei dieser Sache nichts zu thun. Glaubt' ich Euren Worten nicht, so würde Franz von Angouleme gern vergessen, daß ihn eine Krone schmückt, und Euren Fehdehandschuh für sich, und gegen Euch, aufnehmen. Aber das sei fern von mir, daß ich irgend einen Zweifel in Eure Worte oder in die Tugend der Königin setze. Mir ist eine Liebe, die Jahre lang ohne Genuß bestand, neu. Doch nun von

dem Vergangenen nichts Weiteres; nur noch von der Zukunft. Ich hoffe, Herr Herzog! fuhr er fort: Ihr werdet auch künftighin Euer Betragen gegen die verwittwete Königin so einzurichten wissen, daß weder der König von England noch der von Frankreich etwas daran tadeln kann. Die Witwe Ludwigs XII. gehört auch Frankreich an; so lange sie auf Französischem Boden weilt, habe auch ich ein Recht, über ihr Schicksal zu entscheiden, und um Alles in der Welt wünschte ich nicht, daß irgend Etwas vorfiele, woraus der König, Euer Herr, Unzufriedenheit gegen uns schöpfen könnte. Nach dem, was Ihr mir gesagt, wird es Euch leicht werden, meinen Wunsch zu erfüllen. Einem so besonnenen Mann, wie Ihr, wird es nicht schwer sein Wort zu geben, keinen Schritt in Bezug der verwitweten Königin zu thun, der seinem König und dadurch auch mir unangenehm sein könnte!

Daß dieß nicht geschehen wird, Sire, darauf geb' ich Euch mein Wort und will Eure Gnade verlieren, wenn ich es breche! erwiderte Suffolk.

Versprecht nicht zu viel, Herzog! sagte der König scherzend. Doch wer so fest auf

seine Grundsätze baut, wie Ihr, der kann das Ohnmögliche versprechen und ist dennoch sicher, daß er es halten wird. Uebrigens, Herzog von Suffolk, nehmt die Versicherung, daß ich Euch persönlich wohl will; ihr seid ein galanter, ein tapferer Ritter, habt Euch mir so ehrenwerth gezeigt, daß ich Euch hochschätzen muß. Kann ich dereinst etwas für Euch zur Erreichung Eurer Wünsche thun, so seid überzeugt, ich werde es mit Freuden; muß ich aber gegen sie handeln, so geschieht es nur aus Rücksichten für Euren Herrn!

So ernst die Unterredung begonnen hatte, so huldreich war der König, als er den Herzog entließ.

10.

Maria von Lancaster mußte jetzt, der am Französischen Hofe bestehenden Sitte nach, eine traurige Zeit durchleben. Sie durfte sechs Wochen lang ihr Bett nicht verlassen, die Fenster ihrer ganz schwarz ausgeschlagenen Gemächer waren fest verschlossen, so daß kein Tageslicht hineindringen konnte und sie nur

durch Kerzen erhellt wurden. Niemand als ihre Oberhofmeisterin und ihre Hoffräuleins durften zu ihr, und so war sie für Jeden, auch für die Damen des Hofes unsichtbar. Diesen Zustand noch unangenehmer für sie zu machen war ihr die Gräfin d'Aumont, welche nun ihr Bett neben dem ihrigen hatte aufschlagen lassen und sie keinen Augenblick verließ, äußerst zuwider. Daß unter diesen Umständen ihr Geist sich in solcher Einsamkeit mehr mit ihrem ehemaligen Glück, als mit ihrem verstorbenen Gemahl beschäftigte, war zu entschuldigen; sie war ganz sich und ihren Gedanken überlassen, denn selbst die Gelegenheit war ihr benommen, Emmy ihren Gram und ihre Hoffnungen zu vertrauen. So verstrichen Wochen, ohne daß Maria nur die mindeste Nachricht von Suffolk erhalten hatte. Jede Verbindung mit der Welt war ihr abgeschnitten, und nur die Briefe ihres königlichen Bruders gelangten zu ihr, der eben nicht in der besten Laune über den Tod Ludwigs XII. ihr nicht viel Tröstliches schrieb.

Schon in früherer Zeit hatte Eine der Kammerfrauen der Herzogin von Angouleme

ſich Emmy Glyſford genähert, und ihren Umgang geſucht. Emmy, vorſichtig, und in dieſem fremden Lande ſtets auf ihrer Huth, war ihr ſo viel als möglich ausgewichen, endlich aber, da ſie in ihr ein gutes theilnehmendes Weſen gefunden, hatte ſie ſich ihr angeſchloſſen. Eines Tages wurde ſie von dieſer eingeladen, während der traurigen Stille bei ihrer Gebieterin, einige Stunden bei ihr vergnügt zu verbringen. Emmy, ſich aufzuheitern, nahm die Einladung an, zwar gleich ahnend, daß dieß nicht ganz abſichtlos geſchehe; jedoch neugierig zu wiſſen, welchen Zweck es haben könnte, erfüllte ſie den Wunſch ihrer jungen Freundin. Sie wurde nicht wenig überraſcht, als nach kurzer Anweſenheit die Herzogin von Angouleme, wie von ohngefähr, in das Zimmer trat. Louiſe von Savoyen, ſonſt eben nicht ſehr herablaſſend, war es doch heute gegen Emmy in hohem Grade, fragte ſie mit dem zutraulichen Tone, welchen die Großen zuweilen annehmen, wenn ſie damit irgend einen Zweck erreichen wollen, über ſo manches Gleichgültige, lenkte allmählig das Geſpräch auf die Königin, und nachdem die Kammerfrau das Zimmer verlaſſen, ſprach

gegen ein gläubiges Herz!“ Er befahl seine Seele Gott, und obgleich wankend, schritt er nach dem Kreuze zurück, und wollte nun Licht suchen in der Finsterniß; aber gleich einer Nebelwolke zerrann die Gestalt vor seinen Augen. „Die Furcht hat mich geneckt,“ sagte er in sich, „meine tollen Gedanken haben mir tolle Bilder hergezaubert, alles war Selbstbetrug,“ und als er dies so dachte und in keckem Muthe an dem Kruzifix vorbei nach dem Oehlenberge zuschreiten wollte, war es ihm, als ob er neben sich einen Seufzer hörte, und als ob, gleich dem Abendwinde, wenn er durch die Zweige rauscht, die leisen Worte ertönten: „Alter Mann, wahre Magdalene!“ — Bei diesen Worten, die ihn sein aufgeregter Zustand wohl nur vernehmen ließ, war all sein Muth dahin; eiskalt durchrieselte es ihn von Neuem, er eilte, als verfolge ihn die Geistergestalt, dem Thore zu, welches so eben geöffnet wurde.

„Thomas,“ sagte er zu dem alten Thurmwart, der mit seinem Sohne herzutrat, „laß deinen Buben derweile dein Amt versehen, und ihn Sattel und Zeug von meinem Gaul nehmen, du aber bringe mich nach meiner Wohnung, ich fühle mich zu schwach, um bis dahin allein zu gehen.“ Der alte Thurmwart, Herrn Benedikt gar wohl kennend, säumte keinen Augenblick, seinen Willen zu erfüllen, schloß, nachdem Sattel und Zeug abgenommen war, das Thor wieder, und sandte die Schlüssel zurück; er selbst bot dem Adlerwirth den Arm, ihn zu leiten. Als sie ohnfern der Brücke kamen, welche Blasien Au mit der Stadt verbindet, konnte Benedikt fast nicht weiter. „Thomas, laß uns hier einen Augenblick verweilen!“ bat er, sich auf eine

ſie ohne Rückhalt und ſagte unter Anderem, wie ſie ſtets die Königin Maria geehrt, geſchätzt und bedauert habe, daß ſie hätte ein Opfer der Politik werden und ihre frühere Neigung an den ſiechen Körper eines kränkelnden Mannes feſſeln müſſen. Ich kenne die Neigung Eurer Gebieterin zu dem Herzog von Suffolk! fuhr ſie fort. Ihr beiderſeitiges Benehmen hat ihnen meine und des Königs Achtung erworben. Wie auch der König, mein Sohn, öffentlich handeln mag, ſo kann Eure Gebieterin die Ueberzeugung haben, daß er jede Gelegenheit benutzen wird, ihr gefällig zu ſein und ſelbſt ihren geheimſten Wünſchen entgegen zu kommen. Was ich Euch eben geſagt, dürft ihr der Königin vertrauen: ich wünſche, daß ſie von der Wahrheit meiner Worte überzeugt ſei, und ihre Maßregeln darnach nehme. Kein Opfer wird dem König, meinem Sohn, zu groß ſein, welches er nicht mit Freuden der Königin bringen wird! Nachdem ſie dieß geſagt, entfernte ſie ſich ſchnell und ließ Emmy Glifford in nicht geringem Erſtaunen zurück.

Durch ihre lange Anweſenheit am Hofe hatte ſie eine gewiſſe Gewandtheit erhalten,

die ihr einen raſchen ſichern Ueberblick über ſo manche dunkle Verhältniſſe gab. Daß die ſtolze Herzogin ſich ſo weit herabgelaſſen hatte, ſie zur Vertrauten ihrer Pläne zu machen, konnte ihr ein Beweis ſein, wie viel dieſer Dame daran lag, daß ihre Gebieterin, die Geſinnungen des Königs von Frankreich in Rückſicht ihrer erfahre. Sie mochte die Sache betrachten, von welcher Seite ſie wollte, ſo fand ſie nur, daß der franzöſiſche Hof wünſche, die Königin möge ihre Verbindung mit Suffolk von Neuem und vielleicht feſter knüpfen als je. Der junge Erbe der Spaniſchen Monarchie, Karl, war noch unvermählt. Wie leicht konnte die Schönheit der jugendlichen Maria ihn reizen, wie ſehr mußte ihm die Verbindung mit England von Wichtigkeit ſein. Durch eine Vermählung mit Suffolk war die Sorge, daß Maria durch ihre Hand irgend ein mächtiges Reich inniger mit England verbinden könne, gehoben. Es ſchien alſo Emmy Glifford mehr Politik als Theilnahme, welche Franz I. ſo bereitwillig machte, der geheimen Neigung ihrer Gebieterin nicht entgegen zu handeln. Sie kehrte mit freudigem Herzen zurück;

denn dieser Plan des Französischen Hofes stimmte so ganz mit dem ihrigen überein, da sie nichts sehnlicher wünschte, als ihre Gebieterin durch ihre frühere Liebe beglückt zu sehen. Doch kannte sie Heinrich VIII. zu gut, um nicht zu wissen, daß dies nur in Frankreich und durch einen Gewaltstreich geschehen könne, denn Maria konnte zu dieser Verbindung nie die Einwilligung ihres Bruders, wohl aber, wenn sie einmal und unabänderlich geschlossen sei, seine Verzeihung erwarten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, sehnte sich die treue Dienerin nach dem Augenblick, wo sie sich mit der Königin allein befinden würde, aber es dauerte lange, ehe ihr Wunsch erfüllt ward, denn gleich einem bösen Geist blieb die Oberhofmeisterin wie gebannt an Mariens Seite. Jedoch nach einigen Tagen schien es, als ob die Hofsitte weniger streng beobachtet werden sollte. Die Gräfin d'Aumont wurde zur Herzogin von Angouleme eingeladen, wo sie mehrere Stunden bleiben mußte; auch fand die Königin Gelegenheit, die übrigen Hofdamen von sich zu entfernen, und auf einen Wink ihrer Glifford, den sie wohl verstand, entließ sie auch Anna; der

von Emmy so lange ersehnte Augenblick erschien endlich, wo sie ihre Gebieterin von dem, was ihr die Mutter des Königs gesagt, unterrichten konnte.

Maria ließ sich jedes Wort wiederholen, welches die Herzogin von Angouleme gesprochen, hörte ruhig den Vorschlag Emmy's an und verfiel dann in Nachdenken. — Nach manchem, ihrer Dienerin gemachten Einwurf schien sie endlich mit ihr übereinzustimmen. Ja! sagte sie, ich fühle selbst, Emmy, daß nur ein solcher Schritt mich an das Ziel meiner Wünsche führen kann; ein rascher Entschluß muß geschehen, sonst fall ich der Staatskunst noch einmal anheim und werde ihr Opfer. Haben sich Suffolks Gesinnungen in dieser Zeit nicht geändert —

Wie könnt Ihr dies glauben! fiel ihr Emmy in die Rede.

Wer weiß! sagte die Königin kopfschüttelnd, wer weiß, ob die Witwe Ludwigs XII., die einmal, und wohl freiwillig, sich ihm entzog, noch den Werth für ihn hat, wie einst Maria von Lancaster. Ist er aber noch der treue, unerschütterliche Freund, hat er den Muth, seinen Kopf für das Glück

seines Herzens zu wagen, dann sei der Schritt hier und bald gethan, denn dies fühl' ich wohl, daß er hier geschehen muß. Frankreichs arglistige Politik wird mir diesmal nicht entgegen sein, und der Charakter des jungen galanten Königs nicht ungern diesen romantischen Ausgang der Sache sehn!

Ob seine Gesinnungen sich geändert haben, überlaßt mir zu untersuchen! nahm Emmy das Wort. Mir kostet es nur eine kleine Ueberwindung, eine geringe Verkleidung, und ich kann ihn sprechen und mich überzeugen; doch ist es nothwendig, daß auch ihr mit ihm sprecht und das Nöthige verabredet. Wie dieß aber wird möglich sein, weiß Gott. Wir sind von so vielen Spähern umgeben, vor jeder Thüre lauscht ein Auspasser, und Eurer ganzen Dienerschaft ist in der Art nicht zu trauen. — Nur ein Mittel zeigt sich mir! sagte sie endlich nach langem Sinnen, wozu uns jedoch Anna die Hand bieten muß. Hörte ich nicht schon die Oberhofmeisterin nahen, so würde ich Euch bitten, sogleich mit ihr darüber zu sprechen, so aber müssen wir es bis auf den ersten Augenblick, wo

Ihr wieder mit mir und Anna allein seid, verschieben!

11.

Emmy Glifford, die jetzt nur mit dem Gedanken beschäftigt war, wie sie Suffolk eine Unterredung mit ihrer Gebieterin verschaffen könne, hatte, dies zu bewerkstelligen, einen kühnen und wohl gefährlichen Plan entworfen. Ohne an die Gefahr zu denken, welcher sie sich aussetzte, verließ sie eines Abends, so gut wie möglich verkleidet, den Palast und begab sich nach der Wohnung des Herzogs, den sie auch glücklich zu Hause fand. Suffolk war nicht wenig erstaunt und erfreut, seine treue Freundin wieder zu sehen. Da Ihr zu mir kommt, Emmy Glifford! sagte er, sie herzlich empfangend, so erwartet mich gewiß eine frohe Nachricht, denn Ihr waret mir immer die Verkünderin einer solchen!

Ja, Charles Brandon, erwiederte Emmy, ich glaube, Euch gute Botschaft zu bringen. Die Königin wünscht Euch zu sprechen.

Marie wünscht mich zu sprechen! rief der Herzog freudig aus. Sie gedenkt noch meiner?

Mit treu liebendem Herzen, erwiderte Emmy. Die Witwe Ludwigs XII. ist noch unverändert Maria von Lancaster.

Aber wie wäre es möglich dies zu bewerkstelligen? fragte Suffolk, seine Freude mäßigend. Ich kenne die strenge Sitte des Französischen Hofes, weiß wie die Königin bewacht wird, und wie schwer es selbst einer Dame werden würde, sich ihr zu nahen, wie viel mehr mir! ich habe es versucht, die Briefe, welche ich von meinem Herrn, dem Könige, für sie erhielt, ihr selbst überreichen zu können; aber unter dem Vorwand, daß sie das Bett nicht verlassen dürfe, wurde es mir abgeschlagen.

Habt Ihr so wenig Zutrauen zu Weiberlist? Was wäre einem liebenden Herzen unmöglich? Hört mich an und befolgt genau meinen Rath. Laßt einige Eurer Diener in die Livre des Admirals Bonnivet, aber ganz in der Stille kleiden; Ihr selbst, da Eure Gestalt der seinigen so gleich ist, müßt ein ähnliches Gewand, wie das Seine und wo möglich dem ähnlich, in welchem er an dem

zur Ausführung bestimmten Tage gekleidet war, anziehen und einen dunkelblauen spanischen Mantel umhängen; dann wenn es Abend ist, geht von Euren Dienern gefolgt, in den Palast; ich werde Euch in der untern Halle erwarten, folgt mir nur getrost, jedoch ohne mich anzureden, und ich bringe Euch noch einmal in das Gemach von Anna Boleyn.

Staunend sah der Herzog Emmy Glysford an, schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg.

Habt Ihr nicht den Muth, Mylord? Ist dies Abenteuer Eurem Muthe zu groß? fragte Emmy.

Für mich fürchte ich nicht, gute Glysford, aber wohl für Anna. Wie leicht könnte dies verrathen, wie leicht dies die Quelle mancher traurigen Ereignisse für sie werden. — Weiß sie es, ist sie damit einverstanden?

Noch haben wir ihr nichts davon gesagt; mußten wir doch erst Eure Einwilligung gewiß sein.

Und zweifeltet Ihr daran? Konntet ihr glauben, ich würde säumen, mich Marien zu Füßen zu werfen?

Nun, Herzog, sagte Emmy verweisend,

die Bedenklichkeiten, welche Ihr so eben ausgesprochen, könnten mir wohl zeigen, daß mein Verdacht nicht ungegründet war.

Ihr irrt in mir, Emmy, erwiderte der Herzog. Was mich betreffen kann, kommt hier nicht in Betracht. Aber die Ehre einer Dame, die mir aus mancher Rücksicht heilig sein muß, kann hier gefährdet sein. Ihr kennt die, wenn auch nur flüchtige, Neigung des Königs für sie.

Eben deshalb hätte dieser Schritt für den schlimmsten Fall, sein Gutes, erwiederte Emmy lebhaft. Glücklich, wenn wir den König von seiner Thorheit heilen, und das Mädchen von ihrem Untergange retten. Haltet Euch bereit, den Tag werde ich durch ein Zeichen bestimmen, da ich keinen Boten habe, dem ich vertrauen könnte. Ihr kennt die Fenster der Gemächer der Königin. Wenn an dem Bogenfester des Thurmes in der zwölften Stunde des Mittags ein kleines weißes Band flattert, dann bringe Euch der Abend zu ihr. So wie es dämmert, seid in der untern Halle des Schlosses, wo ich Euch erwarten werde, und nun lebt wohl! Ich habe Eile.

Emmy, ſagte der Herzog ſie zurückhaltend. Sei wahr und ſage mir, warum wünſcht Marie mich zu ſprechen. Iſt es blos Sehnſucht, mich zu ſehen und gönnt ſie mir ein ſo lang entbehrtes Glück, oder iſt es ein Dienſt, den ich ihr leiſten ſoll?

Wie könnt Ihr ſo ſonderbar fragen? antwortete Emmy. Seid Ihr doch ſchon hundertmal in der Dämmerung zu Eurer Gebieterin geſchlichen und wußtet recht gut, weshalb. Glaubt Ihr, daß ein anderer Stern als ſonſt Euch leuchten ſoll? Hofft Ihr, was Ihr ſonſt nicht zu hoffen wagtet?

Nein, wahrlich nicht, Emmy, ich hoffe nichts, ich fürchte nur —

Fürchtet nichts, Herzog von Suffolk, beruhigte ihn die Treue. Hofft! Dem Muthigen wird immer der höchſte Preis. Dies ſagend verließ ſie ihn ſchnell.

In den Palaſt zurückgekehrt fand ſie die Königin mit Anna allein; die Oberhofmeiſterin hatte ſich zu der Königin Claudia begeben müſſen, auch die Hofdamen waren dort eingeladen und Marie zu einer günſtigen Stunde allein.

Haſt Du ihn geſehen, geſprochen? rief ihr

Steinbank setzend, „Ach, hätte ich nur zur Stärkung einen Becher Wein.“

„So spät es ist, kann hierzu doch noch Rath werden,“ erwiederte der Thurmwart, „dort in dem kleinen Hause der Wittwe des Messerschmidts sehe ich noch Licht, es ist eine gute, liebreiche Frau und hält auf ein gutes Gläschen; wartet nur einen Augenblick“ — Er ging, und pochte leise an einen kleinen Laden, der sich auch bald öffnete; hier trug er seine Bitte vor und man ließ ihn willig ein. — „Nun, gute Alte, gieb Wein,“ bat Thomas, den Ermatteten die Stufen hinaufleitend —

„Geht nur ins obere Stock, lieber Herr,“ sagte die Magd, sich ehrerbietig vor Benedikt neigend, „oben sind sie noch auf, und sitzen beim gefüllten Becher, Ihr werdet gewiß willkommen sein!“ Dies sagend winkte sie dem Thurmwart zurückzubleiben, faßte Herrn Benedikts Arm, und leitete, die Lampe in der Hand, den noch Halbbetäubten die Treppe hinauf. „Nur fein stille, daß meine Hausfrau nicht aufwacht,“ sagte die Alte, „folgt mir nur leise,“ und als sie auf der obern Hausflur waren, führte sie ihn, auf den Zehen schleichend, nach einer Thür, die sie schnell öffnete.

Starr vor Schreck blieb Benedikt auf der Schwelle stehen, ihm war, als höre er auch jetzt noch die Warnung der Geistergestalt; aber es bedurfte nur eines Augenblicks, um Kraft und Besonnenheit wieder zu gewinnen. „Fort von mir, Schlange!“ rief er, die seine Kniee festumklammernde Magdalene von sich stoßend, „Fort Unglückliche!“ Dies sagend, wendt' er ihr den Rücken, warf die Thüre zu, entfernte sich schnell, schritt kraftvoll die Treppe hinab und stand bald vor seinem Hause am Markt.

die Königin entgegen. Jauchzte er vor Freude auf, konnte er die Wonne fassen, mich wieder zu sehen?

Beruhigt Euch, erwiderte Emmy. Was ich erzählen könnte, hat Euer Herz Euch schon längst gesagt; berichtet mir lieber, ob Ihr schon mit dem Fräulein gesprochen habt.

Noch nicht, erwiderte die Königin. Ich erwartete erst Deine Zurückkunft.

Nun, so thut es jetzt. Wer weiß ob die Gelegenheit wieder so günstig ist.

Die Königin wurde nachdenkend. Man sah, daß Etwas in ihr kämpfte; ihr Auge ruhte fast bittend auf Anna, deren Hand sie erfaßt und an ihr Herz gedrückt hatte.

Was ist Ew. Majestät? fragte diese. Ihr scheint bewegt, Eure Wangen glühen, Ihr seht mich so freundlich an. Ach, dieses Himmelslächeln Eures Auges macht mich so glücklich!

Anna, sagte jetzt die Königin und ihre Stimme bebte. Liebst Du mich wirklich? Ist Deine Anhänglichkeit an mich treu und unerschütterlich?

Treu und unerschütterlich, erwiderte das Fräulein, kniete vor ihrem Bett nieder und

küßte mit Innigkeit die Hand der Gebieterin, welche noch immer in der ihren ruhte.

Könnteſt Du mir ein Opfer bringen und wär' es auch noch ſo ſchwer? fragte die Königin weiter.

Ich glaub' es bringen zu können, erwiderte Anna.

So höre! ſprach die Königin. Höre, um was ich Dich bitte, aber ehe Du antworteſt, überlege genau, ob Dein Entſchluß feſt ſteht.

Anna erhob ſich und ſetzte ſich erwartungvoll neben das Bett der Königin.

Ich muß Suffolk ſprechen, begann nun Marie. Nicht allein meine Sehnſucht, auch manches Andere noch verlangt es. Ich habe keine Mittel, ihn zu ſehen, denn kein Gefangener in ſeinem Kerker kann ſtrenger bewacht werden, als ich in meinem Gemach Nur ein Mittel kenn' ich, und das liegt in Deiner Hand.

In meiner? fragte Anna Boleyn erſtaunt.

Ja, Anna, fuhr die Königin fort.— Erlaube, daß ſich Suffolk in Dein Gemach ſchleiche.

In mein Gemach? rief das Fräulein erschrocken.

Und unter der Verkleidung des Admirals, setzte die Königin hinzu.

Bei diesen Worten sprang Anna mit Heftigkeit auf. Unter der Maske Bonnivets soll sich der Herzog von Suffolk in mein Schlafgemach schleichen? Auf einem Wege soll er zu mir schleichen, der von tausend Spähern bewacht wird? So soll meine Ehre, mein guter Name geopfert, und ich dem Hohne dieses Hofes Preis gegeben werden?

Wer denkt auch gleich das Schlimmste! nahm Emmy Glyfford das Wort. Dem Admiral weicht Jeder aus und läßt ihn ungehindert und unbelauscht in dem Palaste gehn, wohin es ihm beliebt.

Ein Mann soll bei nächtlicher Weile in mein Gemach kommen? wiederholte Anna. Großer Gott! Erführe dies der König, mein Herr, dann —

Da meine Bitte Dich so sehr beunruhigt, Anna, unterbrach sie die Königin schnell, so denke, Du hättest sie nicht vernommen. Ich verlange ihre Erfüllung nicht mehr von Dir, ich fühle, daß das Opfer, welches Du mir

bringen solltest, für Dich zu groß ist und von üblen Folgen sein könnte, deshalb unterdrücke ich meinen Wunsch. Laß uns davon schweigen, setzte sie empfindlich hinzu.

Königin, bat das Fräulein gerührt, Ihr blicktet so huldreich auf mich, Eure Liebe hat mir so oft wohlgethan, und jetzt — O seht nicht so finster auf Anna Boleyn; sie will ja gern Eurer Bitte willfahren und sollt es ihr auch den schönsten Traum ihres Lebens kosten. Laßt den Herzog kommen! Mein Bewußtsein sei mir der Schild gegen den Hohn dieses Hofes, gegen ihre Beschuldigung, und sollte ich einen Vertheidiger bei noch Jemand bedürfen, nicht wahr, meine Gebieterin, dann vertheidigt Ihr meine Unschuld und laßt mich nicht ein Opfer meiner Treue an Euch werden!

Die Königin zog sie an sich und küßte sie mit Herzlichkeit. In keiner Lage des Lebens will ich dieses Opfer vergessen! sprach sie, und bedarfst Du eines Fürsprechers, eines Vertheidigers, will ich es sein, selbst da wo die Vernunft mir es verbieten würde.

Anna willigte nun in Alles ein, überließ der Glyfford die Anordnung, verbarg ihren Widerwillen gegen das nächtliche Abenteuer,

aber ihre Thränen vermochte sie nicht zu unterdrücken.

12.

Die Herzogin von Angouleme, durch ihre Spione schon von Emmy Glyffords Besuch bei dem Herzoge unterrichtet, konnte leicht den Zweck dieser heimlichen Wanderung errathen. Da es aus mancherlei Gründen ganz in ihrem Plane lag, daß die verwittwete Königin so bald als möglich Frankreich verlasse, und sie den Wunsch des Königs kannte, so war sie unter der Hand die thätigste Freundin von Maria's und Suffolk's Liebe. Sie hatte zu diesem Zweck die Oberhofmeisterin wieder zum Abendessen zu sich eingeladen und dies schon am Tage vorher, damit Maria Zeit genug habe, ihre Vorkehrungen zu treffen: auch flatterte wirklich um die zwölfte Stunde des Mittags, zur Freude Suffolk's, das weiße Band an dem Bogenfenster des Thurmes der Tournellen.

Als die Gräfin d'Aumont am Abend die Königin verlassen hatte, die Hoffräuleins und

die übrige Dienerschaft entfernt waren, eilte Emmy Glyfford in die Halle hinunter, während Marie in banger sehnsuchtvoller Erwartung zum erstenmal ihr Bett verlassen und in ein anderes Gemach gegangen war, den Geliebten zu empfangen. In ihr wogten mancherlei Empfindungen, und so süß ihr der Augenblick auch war, wo sie die zerrissenen Bande wieder knüpfen, vielleicht auf ewig knüpfen sollte, so bitter war es ihr, dem Geliebten ihre Pläne selbst mittheilen zu müssen.

Anna Boleyn hingegen saß, Suffolk erwartend, unmuthig in ihrem Zimmer. Tausendmal hatte sie es schon bereuet, ihre Einwilligung gegeben zu haben, eine düstere Ahnung, daß der heutige Tag und das ihr so unangenehme Abenteuer traurig auf ihr Schicksal einwirken würde, verfolgte sie; ihr Herz klopfte laut, und mehr als je dachte sie heute an ihre Heimath.

Indessen brauchte Emmy nicht lange auf Suffolk zu warten, der sich nach damaliger Sitte von mehreren ihm leuchtenden Dienern, welche in des Admirals Livree gekleidet waren, begleiten ließ, und jetzt durch das hohe

Portal der Halle zuschritt. Die Wachten, ihn für Bonnivet, den Günstling des Königs haltend, da er mit seinem dunkelblauen spanischen Mantel, wie der Admiral zu thun pflegte, einen Theil seines Gesichtes verbarg, ließen ihn ungehindert durch, und so folgte er der Glyfford, die, ohne ihn abzuwarten, eiligst voranschritt. Bald gelangten sie auf den Gang des Flügels, in welchem Anna Boleyns Zimmer war, das, in der Ecke des Schlosses liegend, mit den Gemächern der Königin, die im Hauptgebäude wohnte, zusammen hing.

Hier schickte Suffolk seine Diener, die für jeden Fall wohl unterrichtet waren, an die Treppe zurück, um dort seine Rückkehr zu erwarten; er selbst folgte Emmy, gelangte unbemerkt in Annas Zimmer, und entging so den Blicken der Wacht und der Aufpasser, welche den langen Gang, der zu den Zimmern der Königin führte, streng bewachten.

Anna empfing ihn kalt, dankte kaum als er sie begrüßte und ohne ein Wort auf seine Entschuldigung zu erwiedern, blieb sie unmuthig auf ihrem Sessel sitzen und gab nur mit der Hand ein Zeichen, daß er auf einem ent-

fernt stehenden, Platz nehmen möchte. Suffolk mit heißer Ungeduld Emmy erwartend, welche, um sich zu versichern, daß Niemand gegenwärtig sei, sich zur Königin begeben hatte, nahm nicht Platz, und als Emmy zurück kam, eilte er schnell zu der Geliebten hin.

Sonderbar grausig ward es ihm! als er durch die schwarz behangenen Zimmer schritt. Der Weg zu ihr, ihm sonst mit Rosen bestreut, mit dem Glanz von hundert Kerzen erleuchtet, schien ihm heute ein Grabesgang und von schlimmer Vorbedeutung zu sein. Die sparsam brennenden Lichter, das lange von den Wänden herabhängende schwarze Tuch, die todte Stille, welche ihn umgab, Alles dieß mußte sein Gemüth ernst stimmen und glich wenig der rosigen Hoffnung, die ihn bis hieher begleitet hatte. Selbst Maria's Anblick, die ihm schon aus der Ferne entgegen schritt, vermehrte noch den schauerlichen Eindruck, denn in Schwarz, die Trauerfarbe des Hofes seit Anna's von Bretagne Tod, gekleidet, umgab ein langer schwarzer Schleier die jugendliche Fürstin und barg ihm ihr holdes Antlitz.

Als er ihr genaht, vor ihr das Knie beugte, und seine glühenden Lippen auf die dargereichte Hand preßte, warf sie den Schleier zurück, und durch die schwarze ihn umgebende Nacht leuchteten ihm die lieblichen Sterne ihrer Augen entgegen. Nach ihnen aufblickend sah er seinen Himmel offen, die Nacht war verschwunden, denn der Liebesblick aus Maria's Augen strahlte so glühend auf ihn herab, daß es Tag um ihn wie in ihm ward.

Steht auf, Suffolk, sagte die Königin jetzt, nachdem er lange seine Lippen auf ihre Hand gedrückt, vor ihr gekniet hatte. Steht auf, Suffolk, daß nach so langer Trennung Aug' in Aug' sich wieder sehen kann.

Majestät! sprach der Herzog aufstehend.

Nicht also, Charles Brandon, bat Maria. Die Majestät ist hin, die mich so schwer drückende Krone habe ich abgelegt und statt ihrer ein grünes frisches Myrthenreis zwischen meine Locken geflochten. Die Königin von Frankreich steht nicht mehr vor Euch, es ist Maria von Lancaster, die ihren treuen Freund herzlich begrüßt.

Es mußten wohl bei diesen Worten der Königin manche düstere Erinnerungen an Suffolk vorüberziehen, denn er sah finster und schweigend vor sich hin, doch plötzlich schien ihn ein neues Leben zu durchflammen. Steht Maria von Lancaster wieder vor mir, ist die Majestät verschwunden, und flocht sich für mich die Myrthe durch die Locken? O dann sei mir willkommen, Augenblick des Wiedersehens!

Brust an Brust, als säßen sie in der traulich schattigen Fliederlaube zu Richmond, so ganz in Erinnerung versunken schlug nach langer Trennung Herz an Herz. Als ob sich dieser Augenblick an jene Tage des Glücks ohne Unterbrechung geschlossen habe, so ganz war Frankreichs Krone, waren Turnier und Feste vergessen und Maria Lancaster hielt Charles Brandon wieder in ihren Armen. Was die Liebe nur Süßes flüstert, was sie sich Inniges sagen kann, theilten sie sich mit, und nachdem die Glyfford sie verlassen hatte, schwand ihnen die Zeit in so raschem Fluge, daß Emmy wieder eintreten und ihre Gebieterin mahnen mußte, die kurze ihr zugemessene Zeit auch den ernsten Berathungen zu

Sein ſtarkes Pochen führte die Diener ſchnell herbei. Er trat ein, und ging in ſein kleines Zimmer neben der Schenkſtube. „Weckt meine Frau nicht!“ befahl er, „Und bringt mir einen Krug mit altem Weine,“ dann warf er ſich in ſeinen Lehnſtuhl, winkte dem Diener, der ihm den Wein gebracht hatte, ſich zu entfernen, und überließ ſich nun, bei dem matten Schein der flackernden Lampe, ſeinen Betrachtungen. Chaotiſch traten die Begebenheiten dieſer Nacht vor ihn, oft wollte es ihm dünken, Gott habe ihn, wegen des frevelhaften Wunſches, daß ihm etwas Geſpenſtiges begegnen möchte, durch dieſe Erſcheinung ſtrafen, ſeinen Hochmuth demüthigen wollen; aber da zwiſchen allen dieſen Nebelbildern ſeine Magdalene hervortauchte, ihm die Wahrheit ſo bitter vorführte, und er die Worte der Betenden auf der Nekar Brücke „Wahre Magdalene!“ immer noch zu hören glaubte, vereinigten ſich alle ſeine Gedanken nur in dem Einzigen, in dem Gedanken an ſein Kind, und ein bittrer Schmerz ergriff ihn. Er hatte dem Mädchen ſo feſt vertraut, ſo feſt auf ihr Wort und ihren Wandel, und nun fühlte er ſich plötzlich ſo getäuſcht, die einzige freundliche Hoffnung ſeines Lebens hatte ihn betrogen, er glaubte ſein ganzes Erdenglück dahin. Aber endlich gewann die Natur den Sieg über den lauten Schmerz, die frühere Abſpannung trat wieder ein, immer verworrener ſchwebten die Bilder vor ihm, immer bleicher und geiſterhafter erſchien ihm Magdalene, die er nun kaum mehr von der Knieenden am Kreuze zu unterſcheiden vermochte. Geiſt und Körper waren erſchöpft, und der Schlaf konnte ſich auf die matten Augenlieder ſenken; er ſchlummerte ein.

weihen, und nicht allein der Gegenwart, auch der Zukunft zu leben.

Ja, mein Geliebter! begann bei dieſer Mahnung die Königin, und es ward ihr ſchwer, die Worte zu dem zu finden, was ſie ihm ſagen wollte. Emmy hat Recht, der Zukunft müſſen wir gedenken. Soll ich an Frankreichs Hofe bleiben, oder nach England zurückkehren, wo die Politik meines Bruders vielleicht noch einmal über mein Schickſal entſcheidet, ſollen wir noch einmal unſer Glück zertrümmert und uns getrennt ſehen.

Eine trübe Ausſicht, ſagte Suffolk ſeufzend.

Ja wohl! ſprach Maria. — Hier umgiebt mich der Hof mit ſeinen Spähern, jedes Wort jeder Schritt, jeder Blick wird belauſcht und feindlich gedeutet — Dort — Ihr kennt meinen Bruder, Suffolk! ſelbſt der Liebe unterthan, ſind Eitelkeit und Ehrſucht ſeine Götzen und ſtärker als die ſanfte Neigung des Herzens. Sollte Karl von Spanien um mich werben, würde er mich dem mächtigen Fürſten verſagen? — Sie hielt inne; Suffolk war in ernſtes Nachdenken verſunken. — Was ſollen wir thun, mein Geliebter, um dem

drohenden Ungewitter zu entgehen? fuhr sie fort. Sprecht Suffolk, beruhigt Eure Maria.

Wo fänd' ich Rettung, wo fänd ich Trost! rief er verzweifelnd.

Kleinmüthiger! nahm Emmy Glyfford das Wort, da sie sah, daß ihre Gebieterin es nicht über sich vermochte, ihm den einzigen ihm noch bleibenden Ausweg zu zeigen. Was wäre wahrer Liebe zu groß um es nicht zu überwinden, welche Höhe zu steil, um sie nicht erklimmen zu können — Maria von Lancaster, die Witwe Ludwigs des Zwölften, die Geliebte des Herzogs von Suffolk, ist immer noch für die Fürsten Europa's ein wünschenswerther Preis, durch welchen Englands König sich Freunde und Bundesgenossen werben kann. Die Herzogin von Suffolk aber entgeht allen Bewerbungen, und liegt in der Schale der Staatskunst ohne Gewicht.

Ha! rief Suffolk wie aus einem Traume erwachend aus.

Wird es klar vor Eurem Auge, Charles Brandon, fuhr Emmy fort, schwindelt Euch nicht mehr vor der Höhe; auf die ich Euch führte.

Und was sagt Maria von Lancaster? sprach

der Herzog sich zu ihr wendend, die mit der Gluth der innigsten Liebe auf ihn blickte. Statt der Antwort sank sie erglüht in seine Arme.

Und was würde Euer königlicher Bruder, mein Freund, mein Wohlthäter sagen? fuhr der Herzog fort. Tief gekränkt müßte er mir zürnen, und auch Maria würde er seine Liebe entziehen. — Nein! nein! das Glück ist zu groß, ich vermag kaum den Gedanken zu fassen. —

Und zögert dennoch mit dem Entschluß? unterbrach ihn Emmy.

Nein, gute Glysford, fuhr er fort. Wer könnte zögern das Herrlichste der Erde zu erfassen und sein zu nennen: wenn es ihm vom Schicksal geboten wird. — Aber eine ernste Rücksicht verbietet mir die Hand darnach zu strecken. Nicht die Furcht vor dem Blutgerüst, auf das mich des Königs Zorn führen könnte, würde mich schrecken! — Was ist das Leben, gegen den Besitz eines solchen Engels. — Aber sie, die Alles, Alles mir opferte, sie in mein finsteres Geschick zu verflechten, das wag' ich nicht. Heinrich der Achte liebt Euch Maria, liebt mich: aber wir

Beide

Beide kennen seinen Jähzorn, seinen unerschütterlichen Willen. Ihr würdet mich aus dem Fenster des Towers, der ewig für Euch verschlossen blieb, bluten sehen, mein Tod würde ihn nicht versöhnen, und ich hätte Euch unglücklich gemacht.

Denkt nicht an mich, Suffolk, unterbrach ihn Marie. Euer Schicksal muß ja auch das meinige sein, im Glück wie im Unglück.

Und, nahm Emmy das Wort — knüpft hier in Frankreichs Hauptstadt der priesterliche Segen unauflösbar Euern Bund, so könnt Ihr dem ersten aufwallenden Zorn des Königs ausweichen, und im schlimmsten Falle Euch dahin zurückziehen, wo sein Arm Euch nicht ereilen kann.

Gute Glyfford, das verbietet mir mein, dem König von Frankreich gegebenes Wort. Ich mußte ihm geloben, auf französischen Boden keinen Schritt in Betreff der verwitweten Königin zu thun, der ihm oder meinem Herrn unangenehm sein könnte. Mein Wort darf ich nicht brechen.

Ich verkenne Euch Mylord, unterbrach ihn Emmy. Konntet Ihr Euch unbedachter Weise Fesseln anlegen lassen, warum sie nicht

muthig zerreißen? Ist Euch das Glück, welches sich Euch darbietet, von so geringem Werth, um nicht Alles dafür zu opfern?

Auch meine Ehre? fragte der Herzog unmuthig. Emmy schwieg. Die Königin, welche das Peinliche seiner Lage wohl besser erkannte, als ihre eifrige Dienerin, suchte ihn zu beruhigen. Ohne ihm Vorwürfe über seine Bedenklichkeiten zu machen, liebkos'te sie ihn und versuchte den Unmuth zu verscheuchen, den Emmy's heftige Worte in ihm aufgeregt hatten. Suffolk, sich ganz seinem Glück hingebend, vergaß in ihren Armen bald Heinrich den Achten, seinen Zorn und alle Folgen, die ihn treffen konnten, und würde schon jetzt mit freudigem Muthe in seinen Himmel einzugehen beschlossen haben, wenn ihn nicht sein heilig gegebenes Wort noch gebunden hätte.

Aber unter dem Tändeln der Liebe schwand die Zeit noch schneller als bei dem zagenden Blick in die Zukunft, und Emmy, die heute mit ihrem Schützling nicht so ganz zufrieden war, mußte zur Trennung mahnen, da die Stunde, wo die Oberhofmeisterin von der Herzogin von Angouleme zurückzukehren pfleg-

te, nicht mehr fern war. Ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, mußten sich die Liebenden trennen, und Suffolk kehrte wieder nach Anna's Zimmer zurück, um sich eiligst auf dem nämlichen Wege, auf welchem er gekommen war, zu entfernen.

13.

Eben als Suffolk das Zimmer der Königin verlassen, war die Gräfin d'Aumont von der Herzogin von Angouleme zurückgekehrt, hatte schon die mit brennenden Fackeln ihren Herrn erwartenden Diener an der Treppe gefunden, sogleich die Livree Bonnivets erkannt und eilte nun betroffen hinauf, da sie fürchtete, dieser in dergleichen Abenteuer als gefährlich bekannte Günstling könne sich während ihrer Abwesenheit in das Zimmer der Hoffräuleins geschlichen haben. In dem Augenblick, als sie über den Gang des Flügels schritt, sah sie schon in der Ferne den Herzog aus Anna's Zimmer heraustreten, der, sie gewahrend, keinen andern Ausweg vor sich sah, als sein Gesicht noch mehr zu verhüllen und sie begrüßend, mit keckem Schritt an ihr vorüber

zu gehen. Die strenge Oberhofmeisterin, außer sich, daß in dem Bereich ihres Amtes eine Dame es gewagt, bei nächtlicher Zeit einen Mann bei sich zu sehen, konnte sich nur mit dem Gedanken trösten, daß es eine Fremde sei, die von jenseits des Kanals herüber gekommen war. Aber das hielt sie nicht ab nach Anna's Zimmer zu eilen, wo sie mit Heftigkeit die noch nicht verschlossene Thür aufriß und die Unglückliche in Thränen fand.

Fräulein! sprach die erzürnte Duenna, mit Würde vor sie tretend: Wem fließen diese Thränen? Eurer Schuld? Dann wehe Euch! Zwar zeigen sie mir! daß das Gefühl für Tugend noch nicht ganz in Euch untergegangen ist, und so wäre vielleicht noch Rettung möglich! — Von Eurem stolzen Sinn, fuhr die Erzürnte fort, hätt' ich nicht erwartet, daß Ihr so tief sinken, und zu solcher Zeit einen Mann bei Euch aufnehmen könntet, dessen Diener mit brennenden Fackeln in der untern Halle unbekümmert, was die Welt davon denken mag, seiner warteten. Morgen seid Ihr das Gespött des Hofes, denn wer sich diesem Mann ergiebt, kann überzeugt sein, daß morgen die ganze Stadt dessen

Sieg erfährt. Ich muß es der Königin, Eurer Gebieterin melden, muß darauf dringen, daß Ihr sogleich den Hof verlaßt und nach England zurückgeschickt werdet.

Anna war bei dieser Anrede, nicht im Bewußtsein ihrer Schuld, sie war im Gefühl ihrer Reinheit, vor Unmuth erglüht; ihre Thränen waren schnell getrocknet. Gräfin d'Aumont, sagte sie heftig, wißt Ihr — doch schnell faßte sie sich, warf einen stolzen Blick auf die Oberhofmeisterin und sprach mit Würde: Wer mich so Etwas fähig glauben kann, der verdient zu sehr meine Verachtung, als daß ich ihn einer Antwort würdigen sollte, wandte der erstaunten Dame den Rücken und ließ sie unbeachtet stehen.

Anna von Bolcyn! rief jetzt die Gräfin, fast nicht mehr ihres Zornes mächtig. Das ist nicht Stolz, das ist Frechheit! Wer so wie Ihr vor mir stehen muß, der stehe als büßende Sünderin vor seinem Richter, und überlasse diesen stolzen Blick der reinen gekränkten Unschuld! Ich sah des Admirals Diener in der Halle, und ihn aus dieser Thüre treten. Er hat mich gegrüßt, war in der Stunde der Mitternacht bei Euch, und dennoch wagt

Ihr einer von dem König Euch vorgesetzte Dame, die ihren Ruf seit funfzig Jahren makellos an diesem Hofe erhielt, mit stolzem Hohn in dem Augenblick zu begegnen, wo Ihr von Schuld gebeugt, zerschmettert vor ihr niedersinken solltet? Leugnet, daß der Admiral bei Euch war!

Das kann ich mit reinem Bewußtsein, entgegnete Anna mit Ruhe.

Leugnet, daß Ihr einen Mann bei Euch aufgenommen habt!

Das werd' ich! erwiederte Anna nochmals.

Nun, sagte die alte Dame mit verächtlichem Lächeln und vor Zorn bebend: Nun so versichert mir auch, daß diese Augen blind geworden oder ein tückischer Dämon die Gestalt des Admirals, den ich aus diesem Zimmer treten sah, vorgegaukelt habe. Doch, die Königin entscheide über Euch! Euer Benehmen verbietet mir jede Schonung, und wäre unsere Gebieterin zu schwach, Euch ihre Busenfreundin, zu verdammen, so trete ich vor meinen König und bitte ihn, daß er mich eines Dienstes entlasse, wo mein greises Haupt nur mit Schande bedeckt wird.

Mäßigt Euren Zorn! sagte Anna. Oft ist

auch das sehende Auge blind, Zorn wird zum Dämon und was uns klar erscheint, ist dennoch in tiefes Dunkel gehüllt. Ich warne Euch Gräfin, da ich Euch ehre und Ihr mir in diesem Augenblick leid thut. Aber die ergrimmmte, noch einen Blick auf Anna werfend, eilte zur Königin, die, nur erst vor wenigen Augenblicken, sich wieder zu Bett gelegt hatte.

Kaum daß hier der Eifer der guten Matrone Worte fand, um der Königin das Vorgefallene zu berichten. Sie schilderte Anna's Benehmen mit den grellsten Farben, verlangte, daß die Königin schon morgen sie nach England zurücksenden solle, und fügte, ohne die Antwort ihrer Gebieterin abzuwarten, die Drohung hinzu: Wenn die Königin ihre gerechte Forderung nicht erfüllen würde, ihr Amt nieder zu legen.

Gräfin d'Aumont, erwiederte Maria mit Besonnenheit. Ob Anna Boleyn, wie ihr mir berichtet, gefehlt hat, kann ich nicht eher beurtheilen, bis ich sie gesprochen habe. Daß Ihr aber fehlt, indem Ihr es wagt, mit mir in diesem Tone zu reden, daß weiß ich, und solltet Ihr Euren Wunsch, meine Dienste zu verlassen, noch einmal in so unziemenden Worten

Als er am späten Morgen die Augen aufſchlug, ſtand Magdalene neben ihm auf den Sorgenſtuhl gelehnt, und ſein erſter Blick traf ihr umwölktes Auge, „Ihr habt unruhig geſchlafen, Vater, ſchwere Träume müſſen Euch gequält haben,“ ſprach ſie mit kindlicher Sorge.

„Wo warſt du in dieſer Nacht?“ rief, ſtatt Antwort Benedikt mit donnernder Stimme, „Wo warſt du? Unglückliche! —“

„Bei der Muhme aus Gmünd, und bei meinem Bräutigam.“

„Bräutigam?“ fuhr der Alte mit dem Fuße ſtampfend auf.

„Ja Vater, bei meinem Bräutigam vor Gott, bei ihm, dem ich ewige Liebe und Treue ſchwur, die ich auch halten werde bis zum Tode. Vor Menſchen iſt er es freilich nicht, das wollt Ihr nicht, und mein Glück unter Gram und Thränen opfernd, gehorche ich Euch.“

„Und gegen mein Verbot, gegen dein Verſprechen ſchlichſt du, ehrloſe Dirne zu ihm?“ eiferte der Alte.

Bei dieſen Worten färbte hohe Gluth des Mädchens Wange, „Ihr ſeid doch ſonſt ein ſo gerechter Mann,“ ſagte ſie mit Unmuth, „und ſollt, als Ihr das Richteramt bekleidetet, ein gerechter Richter geweſen ſein, wie mögt Ihr nun Euer Kind verdammen, ohne es angehört zu haben? Die ehrloſe Dirne,“ fuhr ſie fort, als der Vater ſchwieg, „wird gehen, ihr ziemt es nicht, länger unter einem Dache mit Euch zu wohnen.“ Bei dieſen Worten ging ſie der Thüre zu.

„Magdalene!“ rief der Vater.

„Was befehlt Ihr!“ entgegnete ſie umkehrend.

aussprechen, so würde ich selbst ihm entgegen kommen und den König bitten, Euch von mir zu entfernen. Gräfin d'Aumont, so lange wir noch beisammen sein sollten, vergeßt nie, daß Ihr die Oberhofmeisterin meines Hofstaates, aber nicht meine Hofmeisterin seid. Uebrigens muß hier ein Irrthum obwalten, lenkte die Königin freundlicher ein. Ich glaube, Anna's Gesinnungen zu gut zu kennen, um fürchten zu müssen, sie habe einen sie entehrenden Schritt gethan. Ich weiß wohl, daß der Admiral sich um sie beworben, aber auch daß sie ihn mit abstoßender Kälte zurückgewiesen hat. Deshalb beruhigt Euch. Morgen werde ich das Weitere untersuchen und mich dann darüber bestimmen.

Die Ruhe und Festigkeit der Königin überraschte die Gräfin. Es war das erste Mal, daß sie mit solchem Ernst und Stolz zu ihr gesprochen; das erste Mal, wo sie als Gebieterin gegen sie aufgetreten war. Zu sehr an die Sitte des Hofes, mithin an Unterwürfigkeit gewöhnt, schwieg sie, Rache im Herzen, legte sich zur Ruhe und durchwachte an Mariens Seite die Nacht.

14.

Am andern Morgen ließ die Königin Anna zu ſich rufen und entfernte Jedermann aus ihrem Zimmer, ſelbſt die Oberhofmeiſterin durfte nicht gegenwärtig ſein. Die Unterredung mit Anna war kurz, es bedurfte ja bei der Königin keiner Frage, keiner Auseinanderſetzung, ſie kannte den Zuſammenhang der Sache nur zu gut. Ihr that Anna leid, die, ohne ſich zu beklagen, mit Thränen im Auge, das mit der Oberhofmeiſterin Vorgefallene berichtete, doch den Schmerz darüber nicht verbergen konnte. Marie dankte ihr, daß ſie, ſelbſt in der Heftigkeit, ſie nicht verrathen und den Schmähungen der Gräfin d'Aumont nur Stolz entgegen geſetzt habe, und verſicherte ihr, daß ſie dieſen Beweis ihrer Liebe und Anhänglichkeit nie vergeſſen werde. Hierauf rief ſie die Gräfin herein und ſagte ihr in Gegenwart Anna's: Oberhofmeiſterin! Ich danke Euch für die Sorgfalt, mit der ihr die guten Sitten meines Hofſtaates bewacht. Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, aber nachdem ich die nähern Umſtände durch das Fräulein ſelbſt erfahren, habe ich mich überzeugt, daß hier

nur ein Mißverständniß zum Grunde liegt und Anna Boleyn ganz unschuldig ist.

Die Oberhofmeisterin, von dieser Anrede betroffen, blieb kaum Herrin ihres Unmuthes und wollte eben der Königin etwas erwidern, als diese das Wort nahm und mit ernstem strengem Blick ihr sagte: Ich hoffe, wenn ich Euch die Versicherung gebe, daß des Fräuleins Betragen tadellos war, so wird Euch das genügen, und Ihr werdet keinen Zweifel in die Wahrheit der Rede Eurer Königin setzen. Habt das Vertrauen zu mir, daß ich wohl in diesem Punkt Schuld und Unschuld zu unterscheiden-weiß. Geh auf Dein Zimmer, Anna! befahl sie jetzt dem Fräulein. Euch aber, Gräfin, verbiete ich, irgend Jemand mit diesem Vorfall bekannt zu machen; es könnte mir nur unangenehm und für Euch von nachtheiligen Folgen sein.

Ohne Etwas hierauf zu antworten, verneigte sich die tief Gekränkte, und verließ das Zimmer, um sogleich dem erhaltenen Befehle zuwider zu der Herzogin von Angouleme zu eilen, und diese um ihre Entlassung zu bitten.

Liebe Gräfin d'Aumont, sagte Louise von Savoyen lächelnd, nachdem die Oberhofmeiste-

rin, so viel als möglich, ihre Heftigkeit gemäßigt und der Herzogin das Vorgefallene erzählt hatte, Ihr, so alt an diesem Hofe geworden, laßt Euch noch von dem Augenblicke hinreißen und handelt so rücksichtlos. Gesetzt, Ihr hättet recht gesehen, der Admiral Bonnivet wäre zu einem Liebesabenteuer in Anna Boleyns Zimmer geschlichen, Ihr machtet dies dem König und dem Hofe bekannt, fordert Eure Entlassung — was würde Euch, was würde uns das nützen? Mein Sohn, galanten Abenteuern, wie Ihr wißt, nicht abhold, würde über die Sache lachen und vielleicht sogar den Admiral deßhalb beneiden, gewiß aber über Euer unweises, voreiliges Benehmen zürnen. Wollt Ihr Euch den Günstling Eures Königs zum Feinde machen? Wollt Ihr den Ruf eines armen verliebten Mädchens auf einmal zerstören? Wollt Ihr der Königin Marie feindlich gegenüber treten, die, ich muß es Euch gestehen, die Sache weit verständiger genommen hat, als Ihr.

Hoheit, fiel ihr die Gräfin, welche die Fassung verloren hatte, in die Rede. Ich will meine, durch die Aufführung eines meiner Aufsicht übergebenen Fräulein's gekränkte Ehre

retten; ich will nicht länger im Dienste der Fürstin bleiben, die hart und kühn genug ist, eine achtbare Matrone Lügen zu strafen, und in Gegenwart einer jungen leichtsinnigen Dame dieser Recht zu geben. Ich ersuche Ew. Hoheit, den König von diesem Vorfall mit der Bitte zu unterrichten, mich meines Amts bei Marie von England zu entlassen.

Die Herzogin bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie freundlich: Ich gebe Euch bis Mittag Bedenkzeit, Frau Oberhofmeisterin; hat sich Euer Zorn bis dahin nicht gelegt, und die ruhige Vernunft noch nicht Gewalt über Euch bekommen, so werde ich dem König Eure Wünsche vortragen, der dann gewiß nicht abgeneigt sein wird, Euch zu willfahren. Ob Ihr Euch aber dadurch in seiner Gnade befestigen werdet, wage ich nicht zu behaupten.

Hoheit! erwiderte die Gräfin, sich tief vor der Mutter ihres Königs neigend; die Gnade des Monarchen ist jedem französischen Herzen das Theuerste auf Erden; Jeder strebt sie zu erlangen, sie sich zu erhalten. Auch mir ist sie werth und über Alles theuer, nur mag ich sie nicht mit meiner Ehre, nicht mit

Hintenansetzung meiner Pflicht erkaufen. Die Grundsätze, welche Anna von Bretagne, glorreichen Andenkens, diesem Hofe gelehrt und eingeprägt hat, sprach sie, jetzt einen stolzen Blick auf die Herzogin werfend — diese Grundsätze sollen mich, wenn mich die Ungnade des Königs vom Hofe treibt, begleiten, und mich auf meinem Schlosse in Auvergne ruhig dem Ende meiner noch kurzen Laufbahn entgegen sehen lassen, denn Hoheit, in meinen Jahren schaut das Auge oft von dem eitlen Hofleben nach dem Jenseits hinüber, und dann erscheint uns die Gnade des Herrn dort oben werther, als die des irdischen Monarchen.

Gräfin d'Aumont, sagte Louise von Savoyen, durch diese kühnen Worte nicht zur Heftigkeit gereizt. Ich verzeihe Eurem Alter, was Ihr eben gesagt; da Ihr aber überzeugt sein konntet, daß Eure Ermahnung wohl nicht viel bei mir fruchten würde, so muß ich es Thorheit nennen, daß Ihr Eure stoische Tugend in solchen schönen Worten vor mir ausbreitet. Der würdigen Matrone verzeih ich gern, der Frau von Welt aber, mehr noch der Oberhofmeisterin, kann ich unmöglich ein so unstatthaftes Betragen vergeben. Ich werde

sogleich den König von dem Vorfall unterrichten und hoffe Euch noch heute Eure Entlassung bekannt machen zu können.

In der würdigen alten Dame kämpften in diesem Augenblick verschiedene Empfindungen. Sie freute sich den Muth gehabt, und der Mutter des Königs ihre offene Meinung rücksichtlos gesagt zu haben, und doch konnte sich die an Hofsitte Gewöhnte nicht eines Schauders erwehren, bedachte sie, daß sie sich so absichtlich die Ungnade des Königs und seiner Mutter zugezogen habe. Sie beugte sich ehrfurchtvoll vor der Herzogin, küßte demüthig ihre Hand, und konnte, als sie sich empfahl, nicht umhin, der Etikette ein Opfer bringend, die Herzogin um Verzeihung zu bitten und sie zu ersuchen, nicht ihre Ungnade auf sie zu werfen und dem Könige ihr Gesuch auf das Schonendste vorzutragen. Die Herzogin versprach dies und entließ sie.

15.

Am Nachmittag erhielt die Gräfin den Befehl vor dem Könige zu erscheinen. Sie fand ihn mit seiner Mutter allein. Würdige Dame,

redete er sie an, Ihr seid in einem großen Irrthume; Ihr glaubt, den Admiral aus dem Gemache des Hoffräuleins Anna von Boleyn kommend, gesehen zu haben. Ihr irrt! Bonnivet war gestern bis spät nach Mitternacht um meine Person und hat sich keinen Augenblick von mir entfernt. Daß dem so ist, gebe ich Euch mein Wort und Ihr wisset, Franz von Angouleme verpfändete es nur für die Wahrheit, der König wird es nicht weniger. Es thut mir leid, daß dieser Irrthum eine so würdige Frau vom Hofe entfernen soll, allein da es Euer Wunsch ist und überdies Euer übereiltes Betragen gegen die Königin Maria es erfordert, daß Ihr Euch von ihrer Person entfernt, so sei Euch Euer Gesuch gewährt. Ihr seid jedoch in Gnaden Eures Amtes entlassen, und es würde mich freuen, wenn Ihr dem Hofe Eure Gegenwart ferner schenktet. Zugleich aber fordere ich, und befehle Euch, diesen Vorfall Jedermann zu verschweigen; was geschehen sein könnte, geschah mit meiner Bewilligung.

Die Gräfin d'Aumont, in diesem Augenblick von dem Gedanken durchzuckt, es könne der König selbst gewesen sein, der dieses

nächtliche Abenteuer bestanden habe, verneigte sich chrfurchtvoll, eine Entschuldigung stotternd, und ihr Muth verließ sie, da sie sich bewußt war, schon mehrere ihrer Bekannten, von dem Vorfall unterrichtet zu haben.

Als sie sich dem König empfohlen und das Zimmer verlassen hatte, konnte der junge Monarch kaum das Lachen unterdrücken. Mich dauert die gute alte Dame, sprach er, welche als Märtyrin ihrer Tugend und der alten steifen Hofsitte, den Kampfplatz verlassen muß. Gute Frau! fuhr er lächelnd fort, die ernsten Zeiten der stolzen Anna sind vorüber, das Leben so wie der Hof haben eine jugendliche Gestalt gewonnen, und fern sei es von mir, die Galanterien meiner Ritter mit meiner Ungnade zu bestrafen. Ich weiß zu gut, daß Frauenliebe den wahren Muth noch erhöht, und nur durch Galanterie der ächte Rittersinn genährt wird.

Die Herzogin von Angouleme schien gegen diese Grundsätze nichts einwenden zu wollen. Sie selbst war den galanten Abenteuern nicht abhold, und ihre Liebe zu Karl von Bourbon, welche der König nur zu gut kannte, und die späterhin für Frankreich so unheilbringend

wurde,

wurde, hätte ihre guten Lehren überdies nutzlos gemacht. Sie freute sich, daß die Gräfin d'Aumont durch ihre abenteuerliche Tugend ihr einen großen Dienst erwiesen, da sie selbst die längstgewünschte Gelegenheit gegeben hatte, sie von der Person der Königin zu entfernen, damit diese in Hinsicht Suffolks ungebunden war.

Auch die Königin Maria war nicht ungehalten, als die Gräfin d'Aumont nicht ohne Verlegenheit zu ihr trat und sie wegen des Vorgefallenen um Verzeihung bittend ihr bekannt machte, daß sie von dem Könige ihres Dienstes entlassen sei. Die Königin, obwohl sie ein Recht hatte, der Oberhofmeisterin ihre Ungnade fühlen zu lassen, behandelte sie freundlich; nie konnte sie der Matrone ihre Achtung versagen, obgleich ihre strengen Grundsätze, welche sie überall äußerte, ihren Umgang nicht angenehm gemacht hatten; sie entließ sie gnädig und überreichte ihr zum Andenken ihr Bildniß. Als sie sich entfernt, athmete Maria tief auf und es war, als ob eine drückende Last von ihr genommen und sie nun erst frei sei.

Niemand war jedoch glücklicher als Emmy Glyfford, Niemand, zwar aus andern Grün-

„Tritt hierher!“ sagte er rauh, „Der Tochter ziemt es nicht eher zu gehen, als bis der Vater es ihr erlaubt. Tritt näher!“ Magdalene gehorchte. „Du hoffst mit deinem festen unerschütterlichen Sinn mich glauben zu machen, du ständest, eine Unschuldige vor mir; du wähnst, mit der Drohung das väterliche Haus zu verlassen, vielleicht dich in die Arme deines Buhlen, wohl gar in die Arme des Pabstthums zu werfen, mich zu erschrecken. Bist du, wofür ich dich halten muß, nachdem ich dich dort, in nächtlicher Stunde bei ihm traf, so geh, wohin dich die Sünde treibt, meide das Antlitz deines alten Vaters, dem du vor der Zeit das Grab geöffnet hast; mein Fluch soll dich nicht begleiten, aber auch mein Seegen wird es nicht!“

Magdalene war von diesem Worte erschüttert, ihr Auge ruhte finster auf dem Vater, dann hob es sich aufwärts gen Himmel — „Schweig Stolz, schweig gekränktes, tiefgekränktes Herz,“ sprach sie vor sich hin, „Der Vater ist mein irdischer Richter; steh ich rein vor Gott, will ich es auch vor ihm.“ Sie faßte nun in ihren Busen, holte ein Brieflein heraus und gab es dem Vater. „Als ich gestern Abend mit der Mutter mein Gebet verrichtet hatte, und mich eben zur Ruhe legen wollte,“ fuhr sie, während der Vater las, fort, „erhielt ich dies Brieflein, worin, wie Ihr lesen werdet, die Muhme mich benachrichtigt, daß sie hier angekommen, plötzlich aber bedeutend krank geworden sei, und mich bat, eiligst zu ihrer Pflege zu kommen. Sie ist die Schwester meiner Mutter, sollte ich nicht gehen? Sie hat mir wohlgethan, ich bin ihr Dank schuldig.“

den, trauriger, als Anna Boleyn, welche es tief ſchmerzte, daß ſie die unſchuldige Urſache geweſen war, daß dieſe von ihr hochgeſchätzte Frau den Hof verlaſſen ſollte. Auch war ihr der Gedanke, daß die Gräfin nicht die Ueberzeugung ihrer Unſchuld mit ſich nehmen ſollte, peinlich. Es trieb ſie daher zu ihr hin.

Gräfin d'Aumont, ſprach ſie, ehrerbietig die würdige Frau begrüßend. Ich bin die unſchuldige Urſache, daß Ihr aus unſrer Mitte ſcheidet. Ihr glaubt mich ſtrafbar; aber in dieſem Augenblicke, wo ich aus aller Verbindung mit Euch trete, und mir nur noch an Eurer perſönlichen Achtung gelegen ſein kann, verſichre ich Euch, daß ich ſchuldlos bin: Die Zeit wird mich rechtfertigen. Ich komme deshalb noch hierher, fuhr ſie fort, die Hand der Matrone küſſend, Euch um Verzeihung zu bitten, da ich vielleicht, im Gefühle meiner Unſchuld, Euch nicht die Achtung bewies, die ich Eurer Würde ſchuldig bin, und welche Eure gute Abſicht wohl verdiente.

Die Gräfin, durch Anna's Benehmen überraſcht, ſah lange mit theilnehmenden Blicken auf das liebliche Mädchen, ehe ſie die Antwort finden konnte. Dann ſagte ſie, ihr freund-

lich zunickend: Ich will Euch glauben, Fräulein, Euer Blick zeigt Wahrheit, und es wäre auch wahrlich schade, wenn eine solche liebliche Blume in ihrer schönsten Blüthe geknickt werden sollte. Anna Boleyn, Ihr steht hier am Hofe auf schlüpfrigem Boden; verlaßt ihn, sobald es möglich ist, das ist mein letzter, mein mütterlicher Rath.

Anna fühlte die Wahrheit dieser Worte; allein an Marien's Geschick gekettet, durfte sie es wohl nicht wagen, jetzt schon diesen Rath zu befolgen, und mußte sich ihrem Schicksale überlassen.

16.

Die Königin, von dem Zwange ihrer Oberhofmeisterin befreit, von der Hofsitte, da die sechs Wochen der strengen Trauer vorüber waren, nicht mehr so eingeschränkt, wie sonst, hatte nun fast jeden Tag Gelegenheit, Suffolk öffentlich oder im Geheim zu sehen. Seit sie den französischen Boden betreten, hatte die Pflicht sie von ihrem Geliebten getrennt, aber durch diese gewaltsame

Trennung war die Gluth in Beider Herzen nur noch mehr angefacht, und Suffolk fühlte nun wohl, daß es ihm unmöglich sein würde, Marien's stillen Wünschen und seiner Sehnsucht länger zu widerstehen. Manche schriftliche Aeußerung seines Monarchen überzeugte ihn in dieser Zeit überdies noch von dessen beständiger Neigung zu ihm, und so glaubte er endlich den Schritt wagen zu können, von welchem ihn nur noch sein, dem Könige von Frankreich gegebenes, Wort zurückhielt. Aber was bindet so fest, daß es die Liebe nicht lösen sollte. —

Emmy Glysford, welche zu diesem Zwecke freier handeln konnte, als die Königin selbst, da ihre Weiblichkeit nicht dabei verletzt wurde, sah mit Freuden, wie die Leidenschaft in Suffolks Herzen immer heftiger wurde. Auch in Marien's Brust sah sie die so lange unterdrückte Flamme mächtiger sich regen; denn seit sich die Königin mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, in Suffolk ihren Gemahl zu sehen, gab sie sich ihren Gefühlen ganz hin. Die arkadische Liebe, wie sie König Franz zu nennen pflegte, diese reine, zarte Liebe, die sonst in ihrem Herzen, ein

heiliger Funke, geglimmt hatte, war auch bei Marien zur Flamme aufgelodert, und nur mit Mühe vermochten sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften diese Flamme zu dämpfen. Beide fühlten dies, und eines Abends, wo sie es nur einem Zufalle dankten, der ihnen Stärke gegeben hatte, ihrer Leidenschaft zu widerstehen, faßte Suffolk den Entschluß, und sprach ihn unumwunden aus, daß sein dem Könige von Frankreich gegebenes Wort, so wenig als die Furcht vor dem Zorne Heinrich des Achten, ihm ferner in seinem Glücke hinderlich sein sollte. Maria, am Ziele ihrer Wünsche, sank in seine Arme, und die künftige Nacht ward zur Ausführung des gewagten Unternehmens bestimmt.

17.

In dieser verhängnißvollen Nacht saß die Königin, hochzeitlich, doch einfach, geschmückt in ihrem Zimmer. Anna, welcher man das Geheimniß mitgetheilt, stand, Thränen im Auge, vor ihr, und flocht einen Kranz von Rosen in ihr Haar, während Emmy Glysford

mit den nöthigen Anordnungen in einem andern Zimmer beſchäftigt war.

Was weinſt Du, Anna? fragte die Königin, als ſie die Thränen in ihren Augen erblickte. Du ſiehſt mich heiter und mit meinem Looſe zufrieden, ſiehſt mich ja dem Ziele meiner heißeſten Wünſche ſo nahe. Gönne mir den ſchönen Augenblick ungetrübt, und laß mich nicht durch Deine Thränen in die Zukunft blicken. Fürchte nichts für mich, gute Anna; ſelbſt Deinen thörigſten Hoffnungen, dächt' ich, müßte der Schritt, den ich zu vollbringen bereit bin, neue Schwingungen leihen. Laß die Thränen! Den Myrthenkranz darfſt Du mir zwar nicht in die Locken ſchlingen, winde aber mit freudigem Lächeln die Roſen in mein Haar!

Morgen ſind ſie verwelkt! ſagte Anna traurig. Das leiſeſte Lüftchen nimmt ihre Blätter mit ſich fort, und dieſer Schmuck iſt nur für kurze Stunden blühend und ſchön. Aber die Krone von Gold und funkelnden Edelſteinen, die, wie die Himmelſterne durch Wolken, aus Euren Locken hervor blitzten, ſie ſchmückt das Haupt für immer, erhellet das

Leben mit ihrem ſchimmernden Glanze, und erſt des Todes Hand entreißt ſie uns!

Ich habe ſie getragen! ſagte Maria ernſt, und ſie hat mein Leben nicht erhellt, ſie hat mich ſchwer gedrückt. Das Glück, welches ſie bietet, Anna, iſt ein trügeriſcher Schein, ein Irrlicht, keine Fackel des Himmels, unſre Welt zu erleuchten!

Anna erwiderte nichts, ſo wenig ſie auch die Gefühle Maria's theilte. Als ſie den Kranz in die Locken geflochten hatte, ſah ſie mit Wohlgefallen auf ihre Gebieterin, und ſagte, von ihrem Anblicke hingeriſſen: Ihr ſeid wahrlich ſchön, meine Königin, heute ſchöner, als an jenem Tage in Abbéville; dort glühte Euer Auge ſtolz, heute iſt es nur der ſanfte Strahl der Sehnſucht, der lieblicher noch aus ihm hervorbricht. Ihr ſteigt von Eurer Höhe herab, und hofft, die Liebe ſoll Euch lohnen; Ihr fühlt Euch glücklich in dieſem Gedanken, aber noch tauſendmal beglückender muß es ſein! rief ſie, ſich vergeſſend, und ihr ganzes Weſen drückte Hoheit und Majeſtät aus — tauſendmal beglükkender muß es ſein, ein ſtrahlender Diadem, mit Roſen und Myrthen umwunden, im Haar,

von der Liebe auf einen Thron gehoben, in seinem Himmel einzugehen!

Armes Mädchen! sagte Maria bewegt: du dauerst mich. Suche Deinem Himmel nur in Deinem Herzen. Dort kann Dir ein unaussprechlich schönes Paradies entblühen; dort, wo der Ehrgeiz schweigt, tönet Dir nur die sanfte Stimme der Liebe melodisch entgegen, dort lebst Du nur Dir, Deinem Geliebten, und einem stillen, reinen Glücke. Klimme nicht nach einem unerreichbaren Ziele, nicht nach einer freudenlosen Höhe, Du wirst sie nie erreichen; und wollt' es Dein finsteres Geschick, dann wehe Dir! Der Glanz des Thrones erhellet, aber erwärmet nicht unser Leben; es ist ein Schimmerglanz, der das Auge blendet, aber der innere Friede des Herzens, dieser fromme Begleiter, dieser sanfte Tröster in der Noth, er flieht den Glanz, er weilt nur selten unter dem golddurchwirkten Baldachin; mit Freuden sag' ich dem Purpur Lebewohl. Auf dem schönsten Throne der Welt, auf Frankreichs Throne, hab' ich gesessen. Anfangs ward ich oft von seinem Schimmerglanze verlockt; ich glaubte mich glücklich in dem Geräusche der Turniere

und Feste; der Weihrauch, der mir dampfte, that meinen eitlen Sinnen wohl. Wenn ich aber am Abend den Flitterglanz abgelegt hatte, die Königin wieder Maria von Lancaster war, ich auf einsamem Lager an den gekränkten Freund, an jene glücklichen Tage in Richmond dachte, und die Freude wog, welche mir hier, zum Ersatze für sie, wurde, o wie schaal waren sie mir dann; wie einsam fand ich mich und wie gern hätt' ich mein Schicksal mit dem des ärmsten Weibes meines Landes vertauscht, das in den Armen ihres liebenden Gatten, dem kommenden Tage voll Mühen und Sorgen sanft entgegen schlummert!

Anna schüttelte zweifelnd und nachdenkend ihr Haupt, als Emmy eintrat und ihrer Gebieterin leise Etwas zuflüsterte. Die Königin winkte bejahend, die Glysford entfernte sich.

Bald trat durch eine geheime Thür ein alter Priester ein, welcher die Königin ehrfurchtvoll begrüßte. Wißt Ihr, ehrwürdiger Herr! redete sie ihn an, weshalb Ihr hierher beschieden seid? Seid Ihr von Allem unterrichtet?

Ich weiß es, Majestät! erwiderte der

Alte, und bin bereit, Eurem Befehle zu gehorchen!

Ich danke Euch! sagte Maria huldvoll, und ersuche Euch, gleich nach vollbrachter heiliger Handlung Paris zu verlassen und nach England zu flüchten. Dort wird Euch mein Bruder schützen und ich werde Sorge für Euch tragen!

Ist Ew. Majestät so gewiß, fragte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, daß ich bei Eurem königlichen Bruder mehr Schutz finden würde, als bei dem Könige, meinem Herrn? Was ich zu thun bereit bin, will ich vor Gott, mithin auch vor meinem Monarchen verantworten, und die wenigen Tage, welche mir der Herr noch gönnen wird, möchte ich gern in meiner Heimath durchleben und in vaterländischer Erde ruhn, denn sie allein dünkt den müden Schläfer nicht schwer!

So nehmt dies zur Belohnung! sprach die Königin, ihm einen funkelnden Brillanten reichend. Der Priester nahm ihn, besah ihn aufmerksam, dann gab er ihn der Königin zurück. Der Ring, den Eure Gnade mir als Belohnung bietet, ist von hohem Werthe! sprach er. Nehmt ihn zurück, Majestät, ich

bedarf keines Lohnes. Reicht mir ein kleines werthloſes Andenken an Euch und dieſe feierliche Stunde, und ich werd' es gerührt und dankbar annehmen, und es treu bewahren! Da zog die Königin einen Ring von ihrem Finger, einfach und ohne Werth. Nehmt ihn, lieber Herr! bat ſie, und ſchließt mich in Euer Gebet!

Das werd' ich! erwiderte der Geiſtliche, den Ring mit Wohlgefallen betrachtend. Verzeihe mir Eure Majeſtät, begann er nach kurzem Schweigen, wenn ich, ehe ich zu der heiligen Handlung ſchreite, Euch ermahnen muß, mit reuigem Herzen Euch zu Gott zu wenden und Eure Sünden zu beichten. Nur wenn ihr von aller Schuld entſündigt vor mir ſteht, kann ich einen dauernden Segen über Euch ſprechen, und vielleicht den Entſchluß, den die Sünde gebar, heiligen!

Ihr irrt, Prieſter des Herrn! erwiderte Maria würdevoll. Was ich Euch zu beichten hätte, ſind nur menſchliche Schwächen, die ich mit allen meinen Schweſtern und Brüdern gemein habe; ich bin mir keiner Sünde bewußt, mein Entſchluß entſprang aus einer reinen Quelle, von keinem Vergehen getrübt,

„Fahr nur fort, nur weiter!“ sagte der Alte, da Magdalene schwieg.

„Als ich in die Wohnung der Muhme trat, fand ich sie wohl auf und auch Georg fand ich dort, der hierher gekommen war, mich noch einmal zu sehen. Heute brechen sie von Tübingen auf. Er kam, wie er mir sagte, mich um Gott und aller Heiligen willen zu bitten“

„Um Gott und aller Heiligen willen?“ unterbrach sie Benedikt heftig.

„Ja Vater, so sprach er, mich zu bitten, Eßlingen zu verlassen, zur Muhme nach Gmünd, besser, nach Nördlingen zu gehen, denn die Franzosen hauseten furchtbar, und ein ehrbares Mädchen dürfe nicht bleiben, wo ein solcher Feind sich blicken lasse; auch trug er mir auf, Euch dies vorzustellen, und Euch zu bitten —“

„Und du?“ unterbrach der Vater von Neuem.

„Ich versprach ihm, es Euch zu sagen, doch Euch zu bitten, versprach ich nicht. Ihr wißt ja am Besten, was mir frommt —“

„Meinst du?“ zürnte der Alte, „Wenn du das glaubst, warum erfüllst du meinen Willen nur mit Widerstreben? Wärst du von deines Vaters Einsicht, von seiner Liebe zu dir überzeugt, du würdest nicht gegen sein Gebot handeln.“

„Thu' ich das Vater?“ fragte Magdalene, und in dem Tone, womit sie dies sprach, lag fast ein Vorwurf, „War ich nicht immer Euer folgsames Kind, selbst gegen meine Ueberzeugung? Habe ich ihm nicht entsagt? Will ich mich nicht von ihm trennen, so lange es Euer Wille ist? Oder glaubt Ihr, man könne dem Herzen so leicht

deshalb sprecht getrost den Segen über mich!

Indem sie dies sagte, öffnete sich die Thür, und Emmy führte den Herzog von Suffolk herein. Nicht mit der stürmischen Gluth der Liebe, nicht mit dem Feuer auflammender Leidenschaft nahte er sich Marien; inniges, tiefes Gefühl sprach aus seinen Augen, als er vor sie trat, ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen preßte. Eure Liebe soll mich ganz beglücken! sagte er gerührt; ich erkenne das Opfer, Königin, welches Ihr mir bringt, ich werde es ewig erkennen!

Beginnt, ehrwürdiger Herr! sprach er dann zu dem Geistlichen. Bald ist es Mitternacht, und jeder versäumte Augenblick könnte Gefahr bringen!

Königin von Frankreich! begann jetzt der Priester, nachdem Suffolk und Maria Hand in Hand vor ihn getreten waren, in Emmy's Augen bei diesem Anblicke eine Freudenthräne glänzte, und Anna's Kniee, von geheimer Furcht erschüttert, wankten. Königin von Frankreich! Witwe Ludwigs des Zwölften, dieses Vaters seines Volkes! Ihr seid gesonnen, dem Glanze, der Herrlichkeit königlicher

Macht zu entſagen, und einem Diener und Vaſallen Eures königlichen Bruders die Hand als Eurem ehelichen Gemahl zu reichen. Habt Ihr auch wohl die Folgen dieſes Schrittes bedacht? Der Zorn zweier Könige kann Euch treffen, der Hohn der Welt Euch in einen Kerker folgen, und dieſe Stunde das Haupt Eures Geliebten auf den Block legen. Was der Menſch zu opfern vermag, opfert Ihr, Maria von Lancaſter! Was der Menſch zu bieten vermag, bietet Ihr, Charles, Herzog von Suffolk, für ein ungewiſſes Glück. Mit dem Ja, das Euer Mund in dieſer feierlichen Stunde ausſpricht, könnt Ihr Euch einem düſtern Schickſale, einem ſchmählichen Tode weihen, und hofft dafür in dem vergänglichen Glücke der Liebe allein Erſatz. Ach! des Menſchen Herz iſt ein ſchwankendes Rohr; jedes Lüftchen bewegt es, und der Sturm des Schickſals beugt es ſpielend nieder. Ihr, Herzog von Suffolk, lohnt Eurem Wohlthäter mit Undank und werdet dem Könige von Frankreich wortbrüchig. Ihr, hohe Frau, beleidigt durch dieſen Schritt den Geiſt Eures edlen verſtorbenen Gemahls; ganz Frankreich wird Euch tadeln, ganz

England Euch zürnen. Ueberlegt es wohl! Noch ſteht Ihr am Scheidewege; mit der kommenden Minute rauſcht Euer Schickſal unwiederbringlich dahin! — Seid Ihr nun noch entſchloſſen? fragte er nach kurzem Schweigen.

Wir ſind es! erwiderten Beide.

Nun, ſo möge Gott, der das Herz des Menſchen lenkt und ſein Schickſal in mächtigen Händen hält, Euer Beginnen ſegnen! Er möge Alles zum Beſten lenken, die reine Liebe Eurer Herzen erkennend, mit milder Hand Euch ſchützen und den Sturm des Schickſals leiten, daß er das, über Euch ſich thürmende, Gewitter zertheile!

Euch, hohe Frau, die ich nun zum letzten Male als Königin von Frankreich begrüße, die mit dieſem Augenblicke allem Glanze des Thrones entſagt, Maria von Lancaſter, ich frage Euch, iſt es Euer unabänderlicher Wille, Charles Brandon, Herzog von Suffolk, zum ehelichen Gemahl zu nehmen, und mit ihm Freud' und Leid zu theilen, ſo ſprecht es aus mit einem feierlichen Ja!

Die Königin ſprach das verhängnißvolle Ja mit bebender Stimme.

Und Ihr, Charles Brandon, Herzog von Suffolk, seid Ihr fest entschlossen, diese, Eure Verlobte, Maria von Lancaster, Prinzessin von England, als Eure eheliche Gemahlin mit Treu und Liebe zu empfangen, so thut ein Gleiches und sprecht Ja!

Obgleich der Herzog fühlte, daß er mit diesem Worte sein Todesurtheil aussprechen konnte, so sagte er es doch mit feierlichem festem Tone. Der Priester legte nun ihre Hände in einander, sprach den Segen über sie und der verhängnißvolle Bund war geschlossen, das Ziel, wonach sie seit Jahren gerungen, war erreicht; ein heiterer unumwölkter Himmel öffnete sich ihnen, und ihren Blick von der Zukunft abwendend, fühlten sie sich in der Gegenwart hoch beglückt.

18.

Durch die Voreiligkeit der Gräfin d'Aumont, war, trotz dem, daß sie ihren Freundinnen nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr Geheimniß anvertraut, doch schon am andern Tage das Gerücht, der Admiral sei von der Oberhofmeisterin bei Anna Boleyn

überraſcht worden, am ganzen Hofe verbreitet. Als dieſe im Gefolge ihrer Gebieterin einem groſsen Feſte beiwohnte, welches des Königs Mutter, Niemand wuſste, zu weſſen Ehren gab, wurde ſie durch den ſpöttiſchen Blick der Frauen und das bedeutungvolle Lächeln der Männer nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Sie errieth leicht die Urſache dieſes ſonderbaren Benehmens, ſchützte ein Unwohlſein vor und entfernte ſich gleich nach aufgehobener Tafel.

Tief gekränkt betrat ſie ihr Zimmer. Sie ſah ihren Stolz gedemüthigt, fühlte ſich, obgleich ſchuldlos, tief erniedrigt, und fürchtete, wohl nicht ohne Grund, daſs dieſe Verläumdung bis nach London, vielleicht ſogar bis zu dem Ohre des Königs dringen könnte, und ſo ſah ſie das ganze Gebäude ihres geträumten Glückes zuſammenſtürzen. Da öffnete ſich die Thür und der Admiral trat ein. Entrüſtet ſprang Anna auf und wollte ſich entfernen. Dame! ſprach er, ſie zurückhaltend, gönnt mir nur einen Augenblick Gehör. So eben vernahm ich von dem Könige, daſs die Gräfin d'Aumont glaubt, mich, in jener Nacht, aus Eurem Zimmer kommend, geſehn

zu haben: ich bin Euch hierüber eine Erklärung schuldig. Ich habe früher um Eure Gunst, und vergebens, geworben, dies mag vielleicht der Grund der Verläumdung und dieses bösartigen Gerüchtes sein; aber eben deshalb bin ich Euch Genugthuung schuldig. Ich war glücklicher Weise an jenem Abend mit dem Kanzler und Anna von Montmorency bei dem Könige! Beide können es mit mir bezeugen, daß das Gerücht gelogen hat; wir werden dies öffentlich vor dem versammelten Hofe thun, und wenn ihr es erlaubt, holdes Fräulein, so werde ich dann erklären, daß ich Jeden zum Zweikampfe fordere, der es wagt, Eure Ehre auch nur durch das leiseste Wort anzutasten. Ich war schon einmal Euer Ritter im Kampfe mit stumpfer Lanze und Schwert; erlaubt mir es auch da zu sein, wo mit scharfen Waffen gefochten wird!

Ich danke Euch, Herr Admiral! erwiderte Anna; ich erkenne Eure Galanterie und den ritterlichen Sinn, der Euch hierzu bestimmt, darf aber Eure Dienste nicht annehmen. Ueberlaßt es der Zeit, meine Unschuld an den Tag zu bringen; Stolz und Bewußtsein wird mich bis dahin über meine Feinde

erheben. Ich danke Euch nochmals: damit aber die Verläumdung nicht gerechte Ursache findet, ihr Gift auszuspritzen, so bitte ich, Euch zu entfernen! Dieß sagend verneigte sie sich und verließ das Zimmer.

Bei Gott, ein königliches Gemüth! sagte Bonnivet. Solch stolzem Sinn in einem kaum funfzehnjährigen Mädchen bin ich auf meinen lustigen Wanderungen noch nicht begegnet! Solch stolzes Herz könnte den Flüchtigsten zur Beharrlichkeit zwingen! Er verließ das Gemach und kehrte in den Kreis des versammelten Hofes zurück, wo eben der König öffentlich von diesem Vorfalle sprach, die Entlassung der Oberhofmeisterin erwähnte und mit der ihm eigenen Heftigkeit schwur, daß man Anna Boleyn Unrecht thue, indem Bonnivet während des ganzen Abends bis in die späteste Nacht mit Anna von Montmorency bei ihm gewesen sei. Auch gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß Jeder, der sich zweifelnd äußern würde, seiner Ungnade gewiß sein könne.

Dieses Wort des Königs legte plötzlich Jedem Stillschweigen auf, und obgleich wohl Mancher eines Andern sich überzeugt glaubte,

und sich die Verhältnisse nach seinem Belieben dachte; so wagte es doch schon am folgenden Tage Niemand mehr, Anna auch nur mit dem flüchtigsten Blick zu kränken, und die Sache schien vergessen zu sein.

19.

Drei Tage waren den Neuvermählten in dem süßesten Glücke der Liebe vergangen. Suffolk wurde es nicht schwer, sich in die Gemächer der Königin zu schleichen, da seit der Abwesenheit der Gräfin d'Aumont jeder Zwang von ihr entfernt und sie nicht mehr wie bisher, mit Spähern umgeben wurde. Franz der Erste behandelte sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, schien Anna zuweilen, trotz der Anwesenheit der Chateaubriant den Hof zu machen, und selbst die Herzogin von Angouleme war gegen Maria freundlicher als je. Auch gegen Suffolk, welcher zuweilen am Hofe erschien, war der König äußerst gnädig und zeigte ihm bei jeder Gelegenheit wie sehr er wünsche, mit England in gutem Vernehmen zu bleiben.

Nach einigen Tagen ließ ihn der König zu

ſich entbieten. Suffolk, wohl ahnend weshalb es geſchehe, waffnete ſich mit Muth und eilte nach dem Palaſte, wo er auf dem Hofe alles zur Jagd bereit, Franz den Erſten aber in ſeiner Jagdkleidung an einen Tiſch gelehnt, ihn erwartend, fand. Auf den erſten Blick ſah der gewandte Suffolk, daß der König ſich beſtrebe ernſter zu ſein, als er war, und dies ſtärkte ſeinen Muth.

Herzog von Suffolk! redete ihn der König an. Ich hatte viel Vertrauen auf Euern ritterlichen Sinn, und habe mich getäuſcht. Ich habe Eurem Wort vertraut, und Ihr habt es gebrochen. Wegen dem, was Ihr in jener Nacht gethan, ſollte ich vergeſſen, daß Ihr der Abgeſandte des Königs von England ſeid, und ſollte Euch den Kopf vor die Füße legen laſſen, da Ihr es gewagt habt, die Witwe des Königs von Frankreich ohne meine Erlaubniß zu ehelichen. Könnt Ihr es leugnen? Könnt Ihr diejenigen Lügen ſtrafen, die mir es berichteten? Welche Entſchuldigung kann ein Ritter haben, ſein Wort zu brechen?

Sire! erwiderte Suffolk, ich erkenne mein Unrecht. Vor dem Richterſtuhle des

Königs von Frankreich darf ich keine Verzeihung erwarten, denn für einen ſtrengen Richter habe ich keine Entſchuldigung; aber vor dem Richterſtuhle des Herzens wag' ich mich zu entſchuldigen, und der ritterliche König, welcher die Gewalt der Liebe kennen gelernt, wird mir gewiß verzeihen. Seit Jahren ſchon liebte ich Maria von Lancaſter. Der König, mein Herr, von der Reinheit unſerer Liebe überzeugt, ſchien ſie zu dulden. Da ſtörte die Staatkunſt unſer Glück, Maria wurde das Opfer, und wie ſie, wie ich ſeitdem gehandelt, weiß Ew. Majeſtät ſelbſt. Sollte ich noch einmal mein Glück auf das Spiel ſetzen? Soll ich vielleicht auch Karl von Spanien die Geliebte zuführen? Ich weiß, daß ich mein Leben dadurch verwirkt, aber welches Opfer wäre der Liebe zu groß? Auch Ihr, Sire, könnt mir nicht zürnen. Es wird Euch nicht entgangen ſein, daß meine Heirath mit Maria von Lancaſter wahrſcheinlich ein Band zerriſſen hat, welches England mit Spanien oder einer andern Macht verbunden hätte. Ihr werdet mir huldreich mein Wort zurück geben und unſer Beſchützer ſein. Für Frankreichs Wohl iſt es

gebieten, wie dem Munde? Man könne des Menschen freie Gedanken in Fesseln legen, wie einen Sclaven? Nein Vater, nur der Wille ist uns unterthan, und mit ihm die That; unserer Sinne lockenden Bildern, unserer Sehnsucht glühenden Wünschen sind wir nicht Herr, wir unterliegen in solchem Kampfe. Hätte ich gewußt ihn dort zu finden, so wär ich um keinen Preis der Erde zur Muhme gegangen; da ich aber unvorbereitet ihn fand und mich nicht gleich entfernen konnte, so hielten mich seine Bitten und das Bewußtsein, ich habe nicht ihn, nicht mich zu fürchten, dort zurück."

„Und wolltest die ganze Nacht mit ihm vertändeln," unterbrach sie der Vater mit Heftigkeit; „dachtest du nicht daran, daß es heute die ganze Stadt schon wissen wird?"

„Dieser Gedanke stieg wohl in mir auf, und verbitterte mir jede Freude," erwiederte sie erröthend, „und darum bat ich ihn auch, sich bald zu entfernen, und eben als Ihr kamt, sagten wir uns ein Lebewohl. Seht Vater," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „wir sind geschieden in Ehrbarkeit, wie zwei treue Freunde, ein Händedruck genügte unserm Vertrauen, seine Lippen haben mich nicht berührt."

Als wolle er in ihr Innerstes schauen, so fest ruhte des Vaters Auge auf dem ihrigen, die sich keiner Schuld bewußt, seinem Blick frei und offen entgegen kam. Er reichte ihr versöhnt die Hand, die sie stürmisch an ihre Lippen drückte; da wollte Wehmuth den ernsten strengen Mann beschleichen, er aber ward ihrer Herr.

„Magdalene," sagte er kopfschüttelnd, „ich sehe in eine düsteer Zukunft; was mir noch gestern verborgen war,

beſſer, daß die Witwe ſeines Königs Herzogin von Suffolk geworden, als wenn ſie dereinſt Königin von Spanien würde.

Der König lächelte bei dieſen Worten. Die Fehler der Liebe, ſagte er beſänftigt ſcheinend, ſtraf' ich nicht gern, und deßhalb möchte ich Euch wohl verzeihen, nur wünſchte ich nicht, daß dies die Urſache eines Zwiſtes zwiſchen mir und Eurem König würde. Mir liegt in dieſem Augenblick zu viel an der Freundſchaft Englands, als daß ich ſie Euretwegen opfern möchte. Rechnet deßhalb nicht auf meinen Schutz; ich übergebe Euer und Eurer Gemahlin Schickſal in die Hände Eures Königs. Die Beleidigung, welche dadurch dem Könige von Frankreich zugefügt wurde, will ich Euch vergeben. Was ich thun kann, den König, Euern Herrn, zu verſöhnen, ſoll geſchehn, doch verlang' ich von Euch, bis zu deſſen Entſcheidung von meinem Hofe, ſelbſt von Eurer Gemahlin entfernt zu bleiben. Man ahnet das Geſchehene und mir liegt ob, den äußern Anſtand zu beobachten, und dadurch dem Könige von England zu zeigen, wie unangenehm auch mir dieſer Vorfall iſt. Meldet Eurem Herrn

Eure Vermählung selbst. Morgen geht ein Gesandter nach London, er kann der Ueberbringer Eures Schreibens sein!

Nur warne ich Euch ernstlich, Herzog von Suffolk! fuhr der König fort, und sein Gesicht umdüsterte sich, meine Langmuth nicht noch einmal auf die Probe zu stellen, und bis zur Entscheidung Eures Herrn nicht am Hofe zu erscheinen, noch Eure Gemahlin zu sehen oder zu sprechen, sonst würd' ich Eure Kühnheit streng ahnden müssen. Ich entlasse Euch in Gnaden und bewillige das der Königin Maria ausgesetzte Witthum auch der Herzogin von Suffolk. Nun gehabt Euch wohl und benehmt Euch klug!

Der Herzog verneigte sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als ihn der König zurück rief. Suffolk! sagte er freundlich, ich bin es der Königin, deren Ritter ich einst war, schuldig, sie zu schützen, so viel ich es vermag. Für den Fall, daß mein Bruder von England Eure Verhaftung verlangt, sollen bis nach Savoyen Pferde für Euch bereit stehen. Wenn Anna von Montmorency unter irgend einem Vorwand zu Euch kommt, so sei dies ein Zeichen zur Flucht, säumt dann

keinen Augenblick und eilt mit eurer Gemahlin nach Savoyen, wo ihr einer guten Aufnahme gewärtig sein könnt. Doch benutzt diesen Wink dann schnell; ich bin der Liebe gern gefällig, möchte ihr aber dennoch nicht das Wohl meines Landes opfern!

Er entließ ihn und Suffolk ging mit freudigem Herzen heim. Ein Ungewitter war vorübergezogen und er hoffte durch die Verwendung des Königs von Frankreich von seinem Monarchen, einen milden Spruch.

Während Suffolk bei dem Könige war, hatte die Herzogin von Angouleme Marien ihre Aufwartung gemacht, und ihr Gespräch war fast von gleichem Inhalt, wie das des Königs. Die Herzogin machte sie ganz unumwunden mit der Meinung ihres Sohnes bekannt, und gab ihr zugleich die Versicherung, daß der König Alles thun würde, was zu einer Versöhnung mit ihrem Bruder führen könnte. Diesem fügte sie noch die Bitte zu, den Herzog von Suffolk während dieser Zeit nicht zu sehen und zu sprechen, und ertheilte ihr gleichfalls den Rath, im unglücklichsten Falle sich nach Savoyen zu begeben.

Maria war während dieser Zeit in

drückender Verlegenheit, sie mußte der Herzogin für ihre Güte dankbar und doch über das Verhältniß, das sie so plötzlich aufgedeckt, beschämt sein, aber die Frauen, wenn ihre Leidenschaft nicht feindlich aufgeregt ist, verstehen sich bald und sind dann gegen ihre Fehler nachsichtiger, als die Männer. Auch die Herzogin kam ihr mit so vieler Freundlichkeit entgegen, fand den Schritt, den sie gethan, so natürlich, suchte ihn zu entschuldigen und sie theilnehmend zu beruhigen, daß die Scheu, welche Maria gleich anfangs für sie gefaßt, sie bald verließ und dem Zutrauen Platz machte. Sie schieden als Freundinnen.

20.

Wochen waren verflossen, seit das Schreiben Maria's und Suffolk's an den König abgegangen war, und Emmy sich alle Abende zum Herzog geschlichen und ihm Nachricht von seiner Gemahlin gebracht. Suffolk selbst hatte seine Wohnung nicht verlassen. Mit Ungeduld und doch mit Furcht erwartete er die Antwort seines Königs; sie blieb immer noch aus, ein Monat war schon vergangen und Heinrich antwortete nicht, weder dem

Könige Franz noch ihm. Da trat eines Nachmittags Anna von Montmorency zu ihm; Suffolk erbleichte bei seinem Anblick. Mich hat der König zu Euch gesandt, redete er ihn an, indem er ihm lächelnd einen Brief überreichte, damit mir, der ich der Ueberbringer böser Zeitung sein sollte, auch die Freude werden würde, Euch gute Nachricht zu bringen. Ich glaube Ihr werdet mit dem Inhalt dieses Briefes zufrieden sein. Suffolk, des Königs Worte gedenkend, war ungewiß, was er thun sollte, doch öffnete er mit Hast das Schreiben, in welchem er sogleich die Hand seines Königs erkannte und las:

Ich verzeihe Dir Deinen unüberlegten Schritt, da auch ich die Macht der Liebe kenne und nur zu gut fühle, wie unglücklich es ist, an der Seite eines Wesens, das man nicht liebt, sein Leben verbringen zu müssen. Ich selbst habe Deiner frühern Neigung zu meiner Schwester nichts in den Weg gelegt, und will es auch jetzt nicht. Kehre mit Maria nach England zurück und ihr Gemahl wird seinen Platz in meinem Herzen, an meinem Throne finden, wie sonst ihr Geliebter. Eile zu kommen, denn Euer Aufenthalt in Frankreich muß für Euch Beide drückend sein. Dem König Franz danke, er hat sich warm für Dich verwendet; sag ihm, seine Freundschaft sei mir werth und er könne auf mich rechnen.

Heinrich.

In seiner Freude umarmte der Herzog den jungen Montmorency, welcher ihm nun sagte, daß er den Auftrag habe, ihn nach dem Palast, wo der König ihn erwarte, zu begleiten.

Freudigen Herzens folgte ihm Suffolk nach den Tournellen, wo er in den Gemächern der Herzogin von Angouleme nur sie und den König fand. Ich wünsche Euch Glück geliebter Vetter, sagte Franz, ihm huldvoll die Hand reichend; hätte ich doch kaum geglaubt, daß mein Bruder von England solche Achtung für Galanterie habe. Ihr müßt sehr bei ihm in Gnade stehen und er seine Schwester besonders lieben; denn wahrlich! so gern ich auch die Thorheiten der Liebe verzeihe, so weiß ich doch nicht, ob ich in solchem Falle so nachsichtig gegen meine Schwester von Alençon gewesen wäre.

Suffolk küßte die dargereichte Hand, und dankte dem jungen Monarchen, der so viel Anmuth und Herablassung mit königlicher Würde zu verbinden wußte. Auch theilte er ihm den Auftrag seines Königs, seines Herrn, mit.

Indem er noch sprach, öffnete sich die Thüre und Maria trat ein. Die Verlegenheit der beiden Liebenden war groß, doch eilte ihr Franz der Erste schnell entgegen, ergriff, einige Schmeicheleien sagend, ihre Hand und führte sie dem Herzog zu. Madam, sprach er dann; schon einmal hab' ich Euch einem Gemahl zugeführt; erlaubt, daß ich es zum zweitenmale thue. Wahrlich! es geschieht heu-

te mit freudigerm Herzen, als damals in Abbéville! Maria dankte ihm und war es gern überzeugt, daß er in diesem Augenblicke die Wahrheit gesprochen habe.

Nun aber, nahm die Herzogin von Angouleme das Wort, rath ich Euch, so werth mir auch Eure Gegenwart ist, Paris noch heute zu verlassen und unsern Palast in Meaux zu beziehen, da die verwitwete Königin von Frankreich füglich nicht am Hofe als Herzogin von Suffolk erscheinen könnte. Ihr werdet dort alle Bequemlichkeiten finden und Alles, was zu Eurer Abreise nach England nöthig ist, soll indessen besorgt werden!

Madam! erwiederte Maria, ich danke Euch für Eure Fürsorge; ich würde, wäret Ihr mir nicht mit Eurer Güte zuvorgekommen, diese Bitte selbst an Euch gethan haben; da Ihr aber so freundlich mir bei der Einen entgegen gekommen seid, so wag' ich auch mit desto größerer Zuversicht eine zweite Bitte an Euch, mein König. Erlaubt, daß Anna von Boleyn sich künftig dem Dienste der Königin Claudia, Eurer Gemahlin, widmen darf!

Anna von Boleyn! rief der König erstaunt.

Ja, sie selbst, erwiederte Maria. Mein königlicher Bruder wünscht, ich wage nicht den Grund zu errathen, weshalb, daß sie in Frankreich zurück bleibe!

Der König schüttelte bedenklich den Kopf. Sonderbar, räthselhaft! sagte er dann; doch

da Ihr es wünscht, so sei es. Meine Gemahlin, so wie meine Mutter werden für das liebliche Mädchen sorgen!

Maria dankte dem Könige für den neuen Beweis seiner Huld, und man trennte sich nicht ohne Rührung. Maria und Suffolk versprachen Franz dem Ersten noch alles Mögliche zu thun, das gute Vernehmen zwischen ihm und Heinrich dem Achten stets zu erhalten.

21.

Als Maria mit Suffolk in ihre Gemächer zurückgekehrt war, fanden sie die Glyfford, durch ihre Gebieterin von der Güte ihres königlichen Bruders unterrichtet, schon mit Einpacken beschäftigt; sie empfing sie mit jauchzender Freude! ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt, sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück und sah ihre geliebte Maria glücklich an der Seite Charles Brandons.

Trauernd, doch thränenlos saß Anna Boleyn auf ihrem Zimmer. Der Befehl ihres Königs hatte ihre ganzen Hoffnungen zertrümmert; eine leise Andeutung ließ sie vermuthen, daß der unglückliche Vorfall, wo Suffolk um Mitternacht ihr Gemach verlassen, die Ursache der königlichen Ungnade, und ihrer Entfernung von London sei, und sie hatte nicht Unrecht. Das verläumderische Gerücht, daß Bonnivet Anna den Hof mache und der Oberhofmeisterin begegnet sei, als

er eben um Mitternacht ihr Schlafzimmer verlassen habe, war bis zu den Ohren des Königs gedrungen. Dies hätte Heinrichs frühere Neigung schnell verwischt und ihn zu diesem Befehle vermocht. Kein tröstend Wort drang in Anna's Herz, sie überließ sich ihrem stillen Gram und selbst, als Maria ihr versprach, den König von ihrer Unschuld zu überzeugen und alles Mögliche zu thun, ihn zum Widerruf seines Befehles zu vermögen, blieb sie ernst und in sich gekehrt. Endlich brach sie in laute Klagen aus. Ich soll in die Dienste der Königin Claudia treten? sagte sie mit dem Trotz der Verzweiflung. Nun wohl, so will ich an dem Hofe Franz des Ersten bleiben, und keine Gewalt der Erde, das schwör' ich, soll mich in den ersten Jahren nach London zurück führen. Kann er mich, kann auch ich ihn vergessen!

Suffolk hielt Wort. Heinrich der Achte, durch ihn und seine Schwester von ihrer Unschuld überzeugt, gab ihr die Erlaubniß zurück zu kehren. Aber ihr Schwur, selbst ihr Stolz hielt sie gebannt. Sie hatte erfahren, daß der König indessen eine strafbare Verbindung mit ihrer ältern Schwester Maria eingegangen war; dies betrübte sie und machte ihr den Hof von London verhaßt. O wäre es doch für immer geschehen, hätte ihr Stolz sie doch ewig an Frankreich gefesselt! Erst nach fünf Jahren, als der Tod ihre Beschützerin, die Königin Claudia, hinweggerafft,

kehrte sie nach oft wiederholter Einladung, in der Blüthe höchster Schönheit zu ihrem Verderben nach England zurück, wo sie der König mit neu erwachter Gluth empfing und sie ihrer Wünsche hochgestecktes Ziel erreichte. Aber nicht der Tod, wie sie in jener verhängnißvollen Nacht ihrer Gebieterin gesagt, nahm ihr die Krone aus den Locken; noch im Leben sah sie sich dieses Schmuckes auf schmähliche Weise beraubt und büßte ihren Ehrgeiz auf dem Schaffot.

22.

Der König empfing Suffolk und seine Schwester mit besonderer Huld! nicht der leiseste Vorwurf störte die Freude des Wiedersehens und mehr als je konnte sich Suffolk der Gnade seines Monarchen erfreuen.

In Richmond, wo sich ihm die Knospe der Liebe entfaltet hatte, genossen die Glücklichen, vom Geräusch des Hofes entfernt, lange die Freuden des stillen häuslichen Glücks, bis ein neuer Krieg ihn den Armen seiner Gattin entriß, und er an den Hof mußte, um gegen den Stolz und die Anmaßung des Kardinals Wolsey zu kämpfen. Aber sobald die Kriegstrommete schwieg, sobald der unumschränkte Einfluß des Kardinals es ihm erlaubte, kehrte er zu seiner Gemahlin zurück, welche nur selten am Hofe erschien, und sich

iſt mir heute enthüllt, was ich verſpottete, das ſteht jetzt ernſt und unheilbringend vor mir — Ich ſehe in eine traurige Zukunft."

„Auch mir erſcheint ſie nicht glücklich," ſagte Magdalene.

„Selbſt die Geiſter haben mich gewarnt," fuhr Benedikt fort.

„Die Geiſter?" unterbrach ſie ihn ſchnell, „Auch mich — Doch lieber Vater, wie wäre das möglich; des Menſchen Seele ſchwebt zum Himmel auf, ſein Körper vermodert, und das feſte Grab verſchließt mit noch nie erbrochenem Riegel ſeine Beute — Auf Erden wandelt kein Geiſt, dort oben nur iſt ihre Heimath."

„So glaubt auch ich!" ſprach Benedikt, und die vergangene Nacht ſtand mit all ihrem Schauder vor ihm, „Doch was mir in dieſer Nacht begegnet iſt —"

„Und was?" fragte ſie immer geſpannter.

„Ich habe die wilde Jagd gehört," — Magdalene lächelte. —

„Verſpotte mich nicht — Während du mit deinem Buhlen koſteſt, verfolgte mich das wilde Heer. —"

„Sonderbar!" ſagte Magdalene unwillkührlich.

„Eine weiße Geſtalt, die an dem Kruzifix auf der Brücke zu beten ſchien, winkte mir, als mein ſchnaubender Gaul nicht an ihr vorüber wollte — und als ſie an mir vorbeiſchritt, bäumte ſich mein Roß, ſprengte mit furchtbaren Sätzen über die Brücke der Stadt zu, und zerſchmetterte an den eiſernen Nägeln des Thores das Hirn. Draußen vor Blaſien An liegt das arme Thier — Aber Kind," fuhr er plötzlich auf, „was iſt dir, du erbleichſt, zitterſt."

in den Armen ihres Gatten, im Kreiſe ihrer Kinder hoch beglückt fühlte. Einen Sohn und eine Tochter hatte ihnen der Himmel geſchenkt, den Sohn nahm er ihnen in der Blüthe ſeiner Jugend wieder, die Tochter ehelichte den Marquis Dorſet, ward Mutter der unglücklichen Johanna Grey und ſah Gatte und Tochter auf dem Blutgerüſte ſterben.

Auch Suffolks Glück war nicht dauernd; Maria ging ihm in der ſchönſten Blüthe ihres Alters voran, und ihn, der unerſchütterlich in der Gunſt des Königs blieb, ereilte der Tod wenige Monden vorher, ehe die blutdürſtige Königin Maria ſeinen Eidam und ſeine Enkelin enthaupten ließ.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zweiundzwanzigstes Bändchen.

Das Bild.
Die Häuptlinge von Esenz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Das Bild.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Das Bild.

Anekdote aus dem Leben des Herzogs von Nemours, im Jahre 1540.

1.

Zu Villa nova, im Piemonteſiſchen, ſaß der Herzog von Nemours mit ſeinen Officieren, meiſt jungen Edeln ſeines Alters an der Tafel. Sie zechten und erzählten ſich beim Becher ihre in Paris, an dem Hofe Heinrichs II., beſtandenen Abenteuer; eine luſtige Begebenheit folgte der andern, jeder wollte ſich auf dem Felde der Liebe hervorgethan haben und als der Herr von Vaſſé eben in einem etwas prahlenden Tone von ſeinem Glücke ſprach, das ihm bei einer Dame geworden ſei und dieſe ſo deutlich bezeichnete, daß man ihren Namen leicht errathen konnte, ſetzte der Herzog, der bisher nur Zuhörer geweſen war, unmuthig ſeinen Becher vor ſich nieder und ſagte: Vaſſé! Im Reiche der Liebe iſt zwar Alles gute Beute, dem Kühnſten wird die Schönſte zum Lohne; aber die wahre Minne

genießt und ſchweigt. Der Name der Dame bleibt in des Ritters Herzen verſchloſen, ihre Ehre ihm heilig.

Nun iſt die Reihe an Euch, gnädiger Herr! riefen die Anweſenden, dem Herrn von Vaſſé die Enſchuldigung zu erſparen, und der Herzog, dem es wohl nicht an Stoff fehlen mochte, wollte eben beginnen, als ihm der Kammerdiener einen Brief überreichte, den ein Bote von Aſti gebracht hatte.

Von Aſti? rief der Herzog ſtaunend. Ihr Herren ſagte er, ehe er den Brief noch geöffnet: da erhalten wir ſicher Nachricht vom Feinde. In 14 Tagen iſt der Waffenſtillſtand zu Ende und dann wird uns der Marcheſe Pescara ſchon zu thun geben, daß es uns hier ſo wenig an Abenteuern fehlen wird als in Paris. Er beſah die Aufſchrift. Handſchrift und Wappen ſind mir fremd, ſagte er verwundert, und erbrach den Brief.

Während er las, waren die Officiere ſtill und erwartungvoll; ernſtere Gedanken hatten bei ihnen die leichtſinnigen verjagt und ſie waren auf die Nachricht geſpannt, welche der Herzog aus dieſer, vom Feinde beſetzten, Stadt erhalten konnte. Aber ſie hatten ſich getäuſcht.

Anfangs las der Herzog aufmerksam, dann sah man sein Auge feurig glühn, zuletzt lachte er hell auf. Schaff mir den Boten, schnell, schnell! rief er jetzt dem Kammerdiener zu; aber der Bote war verschwunden und nirgend mehr zu finden.

Ihr Herren! begann nun der Herzog verdrießlich, daß der Bote ihm entwischt war: Während ihr von Euern Abenteuern erzählt, bietet sich mir eins gar sonderbarer Art dar; der Brief ist von einer Dame, die sich mir aber nicht genannt hat. — Hört den sonderbaren Inhalt! er las:

Gnädiger Herr!

Die Herzöge von Nemours waren von eher eben so tapfer als galant; von Gaston de Foix bis zu Euch wüßte ich Keinen, der nicht mit Freuden für die Dame seines Herzens gefochten hätte. Zu Euch habe ich noch stärkeres Vertrauen; Ihr sollt für eine Unbekannte einen Kampf bestehen, die wahrlich aus mancherlei Rücksichten es verdient, daß der Herzog von Nemours eine Lanze für sie bricht —

Hört das Weitere. —

In Asti lebt eine junge Witwe, Julia

„Nichts, Vater!“ sagte sie sich fassend — „Kommt hinauf zur Mutter, sie ist auf ihren Sessel gebannt, kann nicht herunter, und ängstigt sich um Euch und mich.“

„Sag mir Magdalene, was ist dir?“ — fragte der besorgte Vater noch einmal.

„Nichts mein Vater,“ wiederholte sie ruhig, „Eure Erzählung hat mich erschreckt, sonst ist mir gewiß nichts — Kommt nur,“ sie erfaßte seine Hand „— und darf ich der Mutter sagen, daß Ihr mir nicht mehr zürnt?“

„Komm!“ erwiederte Benedikt, den das noch immer zitternde Mädchen besorgt machte, „Komm mein einziges, mein unglückliches Kind! Nein, nein!“ rief er jetzt plötzlich, „So lange die Tugend in deinem Herzen wohnt, bist du nicht unglücklich; Gott verläßet seine Engel nicht! Was kümmert mich Teufelsspuk, und all die Fratzen mit ihren Prophezeihungen; du stehst unter seinem Schutz und nur er ist der barmherzige Lenker deines Geschicks.“ Der Alte nahm unwillkührlich sein Käppchen ab, faltete die Hände, blickte gen Himmel und aus geängsteter Brust stieg sein stummes Gebet empor. Magdalenens Auge ruhte auf dem alten Vater; aber beten konnte sie heute nicht mit ihm.

Endlich, nach mehreren Wochen war das Kontingent der Stadt Eßlingen an Officieren und Mannschaft vollzählig, und stand heute, der Stadt ein gar wichtiges Ereigniß, zur Heerschau vor dem Rathhause aufmarschirt; der ganze Marktplatz war mit Neugierigen angefüllt, alle Fenster der umstehenden Häuser waren besetzt, nur das Gast-

Gonfalieri, der Marchese Pescara wirbt um ihre Gunst und die Stolze, wähnend, sie sei die Schönste des ganzen Piemont, verlangte von ihm, was er auch gethan, sie öffentlich für die Schönste der Frauen zu erklären und Jeden, der daran zweifeln könnte, zum Kampf auf Tod und Leben mit noch drei Gesellen aufzufordern. Schon der Name Pescara, schon der Gedanke, daß ein Spanier eine solche Herausforderung in Eurer Nähe wagen kann, müßte Euch bewegen, den Fehdehandschuh aufzuheben, wie vielmehr werden es die Bitten einer Dame, die, wenn sie Euch jetzt auch noch unbekannt bleibt, doch nach dem Kampfe Euch ihren Namen wissen lassen und Euch zeigen wird, daß die, für die Ihr gekämpft, wahrlich den Preis der Schönheit vor Julia Gonfalieri verdient.

Hab' ich mich nicht in Euch geirrt, seid Ihr Eures Vaters würdig, so sendet Ihr einen Trompeter an den Marchese und laßt ihm wissen, daß Ihr den Kampf annehmt. — Gott schütze Euch!

Ist das nicht eine drollige Zumuthung?

rief der Herzog aus: für die Schönheit einer Unbekannten, die so häßlich sein kann wie ein Zigeunerweib und so alt und zahnlos wie die Großmutter meiner Amme, auf Leben und Tod zu kämpfen? — Stände der Name Pescara nicht in dem Briefe, ich würf' ihn in's Kamin und ließ die Schriftzüge meiner Unbekannten ruhig verbrennen, so aber ist es zu lockend, gegen den kühnen, edlen Pescara die Lanze einzulegen; auch verlohnt es sich wohl der Mühe, das seltsame Abenteuer zu bestehen und drei Gefährten finde ich auch wohl im französischen Heere, die mich zum Kampfe begleiten werden.

Auf diese Worte erhoben sich alle Anwesende und erboten sich dem Herzoge zu Waffengefährten. Er dankte und befahl einen Becher zu bringen. Jedem von Euch gebührt der Preis der Tapferkeit, wen sollte ich unter Euch wählen können? sagte er: — deßhalb bestimme das Loos, treffe es wen es will, es trifft einen Würdigen! — Aber nur über zwei unter Euch darf es entscheiden, den dritten bestimme ich selbst, denn ich gab schon einem wackern Freunde das Wort, daß, sollte ich

einmal einen Zweikampf bestehen, ich ihm erlauben würde, an meiner Seite zu fechten.

Die Loose wurden zusammengerollt, in den Becher gelegt; die Ritter zogen. Der Herr von Vassé zog den ersten Treffer — Nun, so werde ich wohl Gelegenheit finden, Euch mit mir auszusöhnen, gnädiger Herr! sagte er, sich seines Glückes erfreuend. Das zweite Loos traf den Capitain Manets, der die Gens-d'armen des Prinzen von La Roche befehligte; der Herzog reichte ihm freundlich die Hand.

Der Dritte sei mein alter Freund, Moucha! rief er nun: der, wenn er heute hier zugegen gewesen wäre, sicher kein Liebes-Abenteuer würde zu berichten gehabt haben, denn er hat wahrlich noch keins bestanden! Ihr kennt den Weiberfeind; sein Harnisch ist ihm lieber als die schönste Frau und ich glaube, er gäbe sein Schwert mit der Damascenerklinge, das ihm König Franz kurz vor seinem Tode gab, nicht für alle Frauen der Welt. — So lieb ihm Kampf und Schlacht ist, so fürcht' ich doch, er wird mir schmollen, wenn er erfährt, welchem Preis es gilt.

Dies sagend verließ er die Gesellschaft, das

Schreiben an den Marcheſe Pescara aufzuſetzen. Ein Trompeter wurde damit nach Aſti geſandt.

Hier ſaß der Marcheſe eben an der Seite ſeiner Dame, als man ihm den Trompeter vorführte. Neugierig, was wohl der Herzog von Nemours ihm Wichtiges zu ſagen habe, brach er ſchnell das Schreiben auf, durchlas es, lächelte, befahl, den Trompeter reichlich zu beſchenken und ſagte ihm dann: Berichte Deinem Herrn, daß ich mich durch ſeinen Antrag geehrt fühle, ich würde ihn morgen das Nähere wiſſen laſſen.

Damit wandt' er ſich nun zu Julia Gonſalieri: Ihr habt mit ſtolzer Zuverſicht geglaubt, Signora! daß Niemand es wagen würde, Euch den Preis der Schönheit ſtreitig zu machen. Ein wackrer Gegner iſt aufgetreten —

Wer, wer? fuhr die Dame auf.

Der Herzog von Nemours, ſonſt ein Kenner weiblicher Schönheit und ein edler Gegner! erwiederte der Marcheſe.

Julia war bei dem Namen des Herzogs von Nemours erbleicht. Herr! ſagte ſie ängſtlich: Er ſoll nicht allein der ſchönſte Mann

im französischen Heere, er soll auch der tapferste, gewandteste Ritter sein. — Ich zittere —

Zittert nicht, Signora! unterbrach sie der Marchese empfindlich: — zittert nie für Pescara! — doch Ihr habt ihn Euch gegenüber muthlos gesehen, lenkte er mit Galanterie ein: und so konntet Ihr glauben — Aber nein, Ihr kennt zu gut die Macht Eurer Reize, Ihr wißt zu gut, daß mich nur das Feuer Eurer strahlenden Augen entmuthigen konnte und daß es wohl einer Aufmunterung von Euch bedarf, mir den alten Muth wieder zu geben.

Kehrt als Sieger zurück, Marchese, und ich werde Euch lohnen, herrlich lohnen! erwiederte sie und ihr flammendes Auge lohnte ihm schon jetzt — Aber theilt mir den Brief mit, ich möchte doch die Schönheit kennen, die er höher stellt als mich.

Gern! erwiederte der Marchese: Ihr werdet Euch über den Inhalt wundern. Er las:

Edler Marchese!

Der Ruf ist bis zu mir gedrungen, daß Ihr Jeden, wer es auch sei, in Begleitung dreier Gefährten zum Kampf auf Leben und Tod auffordert, wenn er es wagt die Signora Julia Gonfalieri nicht

als die ſchönſte der Frauen anzuerkennen. Obgleich ich dieſe edle Dame, die Euch die ſchönſte der Erde dünkt, nie ſah, ſo hebe ich doch den Fehdehandſchuh für eine mir unbekannte Dame aus Aſti auf, die mir verſichert, ſie ſei ſchöner als die Dame Eures Herzens. —

Aufgefordert von einer Frau, mußte ich mich zu ihrem Kämpfer aufwerfen und gebe nur Gott, daß die gerechte Sache auf meiner Seite iſt; wäre ich aber auch nicht aufgefordert worden, würde ich doch mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, mit der Krone ſpaniſcher Ritterſchaft, mit dem Marcheſe Pescara eine Lanze für die Sache meines Königs zu brechen. Alſo für Beide! — Beſtimmt Tag, Stunde, Ort und Waffen, mir gilt Alles gleich. Auch bitte ich Euch, mich bei Julia Gonfalieri zu entſchuldigen, daß ich, ſtatt ihr zu huldigen, gegen den Werth ihrer Schönheit kämpfen muß.

Jakob, Herzog von Nemours.

Ich bin über die Thorheit erſtaunt! rief die Dame: für eine Unbekannte auf Leben und Tod kämpfen zu wollen, die vielleicht nur

ihren Scherz mit dem Herzog trieb. — Doch, welche unter den Frauen von Asti könnte es sein? — Welche sich neben mir in die Schranken stellen? Sie sann und sann, ließ alle Schönheiten der Stadt an sich vorüber ziehn und Keine schien ihr würdig, Keine ihr kühn genug zu solchem Wagstück. Aber mochte es auch sein welche es wolle, so war es ihr aus doppelter Hinsicht unlieb, daß der Herzog von Nemours den Kampf angenommen hatte. Er galt für den schönsten Mann Frankreichs — sie glaubte sich die schönste Frau der Welt, und so schmerzte es ihre Eitelkeit, daß eben er für die Behauptung stritt, sie sei es nicht. Auch fühlte sie, wo nicht wahre Neigung für den Marchese, doch sich durch seine Bewerbung sehr geschmeichelt. Ihr Stolz hatte ihr bisher verboten, ihm die kleinste Gunst, die kleinste Hoffnung zu gewähren und ihre Eitelkeit hatte den edlen Krieger zu dem Abenteuer im Sinne der fahrenden Ritter aufgefordert. Nun bangte sie für ihn, da Nemours ihm gegenüber trat, der im Turnier überall Sieger und der Erste der französischen Ritter war. Nie war sie dem Marchese so aufmunternd entgegen gekommen als heute, nie hatte sie so traulich zu

ihm gesprochen, wie in diesem Augenblicke und der feurige Neapolitaner fühlte sich des Sieges gewiß, sah er in ihr Auge und gedachte er dabei des Preises, der ihm werden sollte.

Am andern Morgen sandte er dem Herzog die Antwort.

Herr Herzog! schrieb er ihm,

Mit wahrem Vergnügen und mit der Ehrfurcht, die ich Euerm Stand und Eurer Person schuldig bin, habe ich Euer Schreiben erhalten und es könnte kein würdigerer Gegner gegen mich auftreten als der Herzog von Nemours. Ich fühle mich geehrt, daß Ihr den Fehdehandschuh aufgenommen habt und so wollen wir mit Gott für unsere Damen und unsern König eine Lanze brechen; nur will ich wünschen, daß, wenn Eure Unbekannte den Schleier fallen läßt, Ihr eben so sehr die Ueberzeugung haben möget, daß Ihr für das schönste Weib der Erde gekämpft habt, als ich, wenn ich Julia Gonfalieri in das dunkle, flammende Auge sehe.

Zwischen dem Maierhofe von Vaglierano und Asti ist ein trefflicher Platz, eben und groß, ganz zum Kampfe geeignet,

dorthin bitte ich, Euch mit Euern Streitgenossen in vollem Harnisch heut' über acht Tage, als am Tage des heiligen Cyrillus, einzufinden. Ist es Euch genehm, so werden drei Lanzen gebrochen und mehr nicht. Habt Ihr, Herr Herzog sonst noch Bedingungen zu machen, so laßt sie mich wissen, und Ihr werdet mich in Allem, Eure Wünsche zu erfüllen, bereit finden.

Ferdinand Franz d'Avalos,
Marchese von Pescara.

Der Herzog, des Kampfes der 13 Spanier mit Bayard gedenkend, wo diese 11 französischen Rittern die Pferde niederrannten und sie auf diese tückische Weise zum Kampfe unfähig machten und sich des spanischen Sprüchworts erinnernd: Muerto el cavallo, perdido l'hombre d'armas *), machte, nach Empfang des Briefes, die einzige Bedingnng, welche auch Pescara annahm, daß, wer des Gegners Pferd nieder stieß, ihm 700 Schildthaler bezahlen müsse und so war Alles in Ordnung, jeder Theil rüstete sich aufs Beßte und Moucha

*) Das Pferd getödtet, ist der geharnischte Reiter verloren.

kam von Turin herbeigeeilt, seinem jungen Freunde im Kampfe zur Seite zu stehen.

Dieser Franz von Moucha war ein gar sonderbarer Mann, der gewiß allen Hofleuten zur Scheibe ihres Witzes gedient haben würde, hätte er nicht ein so furchtbares Schwert geführt und wäre er noch in irgend einem Turniere aus dem Sattel gehoben worden; so aber scheuten sie den braven Sonderling, der ihnen auch nur darin sonderbar erschien, daß ihm die Galanterie des französischen Hofes ein Greul war. Es war ein schöner, wohlgebauter Mann, von edlem Anstande, freundlich und bescheiden, der an dem galanten Hofe Franz I. sein Herz und die Reinheit seiner Sitten bewahrt hatte und, obgleich mit Diana von Poitiers, der allgewaltigen Geliebten Heinrichs II. verwandt, an dessen Hofe eben so zurückhaltend, eben so Weiberfeind blieb, als an dem Franz I., obgleich manche Frauen, den schönen Mann zu gewinnen, wohl der Mühe werth hielten. So gesprächig, so lebhaft, so muthig er in der Gesellschaft der Männer war, so verlegen, so still war er bei Frauen, die er zu verachten schien, obgleich er nie von irgend einer Dame oder von dem

haus zum schwarzen Adler war wie ausgestorben. Trotz der schon bedeutenden Kälte, trotz dem, daß der ehrwürdige Rath auch hier sein weises „festina lente“ in Ausübung brachte und lange auf sich warten ließ, verminderte sich die Menge der Zuschauer nicht; nur schien dies Warten den Kriegern selbst nicht recht zu behagen, die heute, eine neue Erscheinung für die Stadt, zum erstenmal in gleicher Farbe, weiß und roth gekleidet, in der Ferne wirklich ein stattliches Ansehn hatten; nur in der Nähe durfte man diese Heldenschaar nicht beschauen. Außer dem alten Stamm der städtischen Besatzung, im Wachtdienst ergraute Trunkenbolde, war ein Theil aus den Gefängnissen genommen, unter denen es wohl manchen tüchtigen Raufbold gab, der sein Leben willig für seinen Sold, vielleicht für noch weniger einsetzte. — Die freiwillig Geworbenen waren Hungerleider und Müssiggänger, welche der Dezemberfrost in den warmen Soldatenrock gelockt hatte, die Uebrigen aber bettelndes, durchziehendes Gesindel, die mit einigen unglücklichen Schneidergesellen und Kesselflickern zur Fahne gepreßt, und wohl jetzt schon des Sinnes waren, sie so bald als möglich wieder zu verlassen. Die Officiere, im Dienst des Bachus bewanderter, als in dem des Kriegsgottes, waren ihrer Untergebenen würdig. Nur die Fähndriche mit den schön gemalten Fahnen der Stadt, welche sie bei den Aufzügen der Gewerke stattlich zu schwenken gelernt hatten, waren alte, erfahrene Kriegsleute, wovon der eine schon im 30jährigen Kriege der Schlacht von Susmarshausen als Pfeifer beigewohnt hatte, der andere aber auch ein Funfziger war; beide gaben mit ihrem ernsten, militärischen Aeußeren und ihren flatternden Fahnen

ganzen Geschlechte etwas Nachtheiliges sprach. Daß ein solches Benehmen ihm an solch frivolem Hofe den Spottnamen des Sonderlings verdienen mußte, war nicht zu verwundern; er wußte es, änderte deshalb nichts in seinem Betragen und schloß sich zur Verwunderung aller Höflinge mit wahrer Innigkeit dem jungen Herzoge von Nemours an, der ihm wohl auf dem Schlachtfelde an Tapferkeit, aber nicht im mindesten bei den Frauen glich.

Freudigen Herzens kam er in Villa nova an und war auch nicht unmuthig, als ihm der Herzog sagte, wem der Kampf gelte. Legt die Lanze für Eure Unbekannte ein, gnädiger Herr! sagte er, nur froh, daß es einen Zweikampf gab: ich kämpfe für Frankreich und uns Beiden ist der Sieg gewiß!

2.

Den Abend vor St. Cyrillus traf der Herzog mit seinen Begleitern und einem großen Gefolge in Vaglierano ein, wo er schon Alles zu seinem Empfange bereit fand. Kost-

bares Hausgeräthe war von Asti durch Pescaras Vorsorge dorthin geschafft worden, die Gemächer in der Wohnung des Herzogs mit Tapeten behangen und Köche standen in dazu erbauten geräumigen Küchen, mit allem Nöthigen versehen, ein köstliches Mahl für die französischen Ritter zu bereiten. Der spanische Stolz glaubte sich verpflichtet, den Wirth zu machen, da der Herzog gewissermaßen auf des Marchese Aufforderung hieher gekommen war und sich auf dem, vom spanischen Heere besetzten Gebiete befand und so sollte dies auf eine verschwenderische Weise geschehen.

Der Herzog war zu galant, um nicht diese Artigkeit anzunehmen. Er ließ sich von den spanischen Köchen und Dienern bedienen und ihnen am andern Tage das Doppelte des Werthes als Geschenk reichen. So überboten sich die Großen damaliger Zeit an Verschwendung, besonders wetteiferte der spanische und französische Adel, wer es dem Andern an Pracht und Freigebigkeit zuvor thun könne.

An dem nämlichen Abende kehrte auch ein in Asti wohlbekannter Italiener zu dem Herzog zurück, den er auf Kundschaft dahin gesandt hatte, um vielleicht zu erforschen, wer

die schöne Unbekannte sei und wer von dem spanischen Adel den Marchese zum Kampfe begleiten würde. Er erhielt über das Letztere befriedigende Nachricht; es waren nämlich Don Joseph Alba, der Marchese von Malespina und der Graf Caraffa, Neffe des Papstes, welche sich seinen Waffengefährten gegenüber stellen sollten; über das Erstere aber lauteten die Nachrichten weniger befriedigend. In ganz Asti war nur eine Stimme, daß von allen Damen dieser Stadt sich keine auch nicht im mindesten mit Julia Gonfalieri, der man unbedingt den Preis zugestehen müsse, an Schönheit messen könne. Der Herzog glaubte nun selbst, daß die Unbekannte Scherz mit ihm getrieben habe und meinte, er wolle es dennoch nicht wie Moucha machen und für Frankreich allein seine Lanze brechen, er wolle für alle Damen seiner Bekanntschaft, und deren gab es gar viele, den Kampf bestehen.

Als der Morgen graute, waffneten sich die Kämpfer, ein Priester las Messe, sie beichteten und empfahlen sich Gott; dann bestiegen sie ihre Streitrosse und ritten unter kriegerischer Musik dem Kampfplatze zu. Es war ein schöner Anblick. Der Herzog, diesmal ganz

von ſeiner Gewohnheit abgehend, trug eine einfache, ſtählerne Rüſtung und einen kurzen, weißtuchenen Waffenrock ohne allen Schmuck darüber, eine weiße Feder ſchwankte auf ſeinem glänzenden Helme und auf ſeinem Schilde ſah man das Wappen von Savoien, ohne irgend einen Wahlſpruch. Er ritt einen braunen, normanniſchen Hengſt und ſein ganzes Anſehen war mehr als zög' er zur Schlacht, als zum Zweikampfe. Der Herr von Vaſſé und der Chevalier Manets waren mit mehr Pracht gerüſtet, hohe Federbüſche ſchmückten ihre Roſſe, ſie trugen Beide zur Ehre ihrer Damen blauſammetne Waffenröcke über ihren Harniſchen und in die Decken ihrer Pferde waren ihre Wappen gar künſtlich geſtickt. Der Ritter Moucha hatte wie immer ſeine ſchwarze Kriegrüſtung angelegt, ſein Helm war ohne Federſchmuck, ſein Schild ohne Abzeichen. Prachtvoll gekleidete Diener, ein Zug von 100 Gensd'armen folgten dem Herzoge und den Rittern.

Sie fanden auf dem zum Kampfe beſtimmten Platze mehre Zelte für ſich aufgeſchlagen. Ein ſpaniſcher Edler empfing den Herzog, ihn im Namen des Marcheſe Pescara zu bewill-

kommnen und ihn zu ersuchen, das Zeichen zu geben, wenn es ihm gelegen wäre, daß der Kampf beginnen solle, da die Spanier gerüstet und nur das Zeichen erwartend, auf der andern Seite der Schranken bereit ständen. Der Herzog ließ sogleich die Trompeter blasen und ritt, ohne abzusitzen, mit seinen drei Gefährten in die Schranken ein. In dem nämlichen Augenblick erschienen die Spanier, kostbar gekleidet; besonders die Rüstung des Marchese mit Schmuck überladen; am meisten aber mußte der mailändische Federstrauß auffallen: der mit einer Menge glänzendem Flitterwerk besetzt, auf der Stirn seines Streitrosses hin und her wogte und blendend funkelte.

Die Kämpfer begrüßten sich jetzt aus der Ferne, ritten dann, auf ein gegebenes Zeichen, mit aufgehobenen Lanzen im Schritt auf einander zu, senkten die Lanzen, begrüßten sich nochmals und begaben sich dann zurück auf ihre Plätze. Dem Herzog hielt der Marchese gegenüber, dem Ritter Moucha der Graf Caraffa, Don Joseph Alba dem Chevalier Manets und der Marchese Malespina dem Herrn von Vassé.

Jetzt ertönten von Neuem die Trompeten und gaben das Zeichen zum Kampfe und bei dem dritten Trompetenstoß legten der Herzog und der Marchese die Lanzen ein. Beide trafen, beide zersplitterten, daß die Stücken hoch in die Luft flogen, Keiner wich im Sattel. Das Pferd des Herzogs, durch den in der Morgensonne hellflimmernden Federstrauß des Streitrosses seines Gegners scheu geworden, prallte von der Seite, so daß der Stoß des Herzogs seine volle Kraft verlor. Zum zweitenmal wiederholten sie das Rennen mit gleichem Erfolge und des Herzogs scheues Roß konnte nur mit Mühe von seinem geschickten Reiter in den Schranken gehalten werden. Als die Lanzen zum drittenmal zersplitterten, Beide unerschüttert im Sattel saßen, hoben sie die Visire und umarmten sich, dann ritten sie friedlich neben einander und sahen dem Kampfe der Ritter zu, die sich von der Eintracht ihrer Anführer nicht vom Scharfrennen abhalten ließen.

Auf das Zeichen der Trompeten legte der Herr von Vassé seine Lanze gegen den Marchese Malespina ein, Beide trafen sich und ihre Lanzen zersplitterten; im zweiten Rennen

drang des Spaniers Lanze durch den Halskragen des französischen Ritters, der verwundet aus den Schranken weggetragen werden mußte, auch der Marchese ward leicht am Arme verwundet. Der Chevalier von Manets hatte gleiches Schicksal und der Herzog schäumte vor Wuth, da sprengte der Ritter Moucha heran, traf den Neffen des Papstes so gewaltig, daß er, von seiner Lanze durchbohrt, weit weg flog und auf der Stelle todt blieb; die Wunden der beiden französischen Ritter waren nicht von Bedeutung.

Nachdem der Herzog seine verwundeten Freunde besucht und die nöthige Sorge für sie getragen hatte, nahm er die Einladung des Marchese an, ihn nach Asti zu begleiten. Wir sind gegenseitig gegen die Damen galant gewesen, sagte Pescara: keiner kann sich den Sieg zuschreiben, und so bleibt es noch unentschieden, ob Julia Gonfalieri oder Eure Unbekannte die Schönste sei. Deshalb erlaubt, daß ich Euch meiner Dame vorstellen darf., vielleicht daß die Eurige während Ihr bei mir etliche Tage verweilt, aus ihrer Verborgenheit hervortritt. Zum wenigsten will ich Euch die Ueberzeugung geben, daß die Dame meines Herzens wohl

die drei Lanzen werth war, die auf Euerm Schilde zersplitterten.

Daran zweifle ich nicht, Marchese! erwiederte der Herzog galant: Ihr Herren von Neapel habt die schöne Natur stets vor Augen, so, daß Euch nur das Schönste gnügen kann.

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Thore von Asti. Schon war der Ausgang des Kampfes bekannt und Jung und Alt strömte herbei, die Ritter zu empfangen, die so männlich gefochten hatten. Auf allen Balkonen standen die Damen der Stadt mit Blumen und Kränzen, sie begrüßend. Der Herzog, an dergleichen Festspiele schon gewöhnt, dankte freundlich, warf mancher rothwangigen Dirne einen verstohlenen Blick zu, schaute ausdrucksvoll nach mancher lieblichen Signora, die erröthend an der Seite ihres Gatten stand, aber was er sah, ließ ihn kalt. Die Frauen von Asti gleichen nicht denen von Neapel! sagte er zu dem Marchese.

Nicht an Schönheit, erwiederte Pescara: aber an Tugend übertreffen sie Neapels Schönheiten, sie sind so kalt wie die Eisluft ihrer Berge. — Seht, dieser Pallast, fuhr er fort,

den Herzog auf ein großes Gebäude aufmerksam machend: dort, wo Ihr den Altan leer sehet, dort wohnt meine Dame — und zeigt sich mir nicht, bewillkommt mich nicht —

Beim heiligen Apollonius! rief der Herzog lebhaft: Wäre es meine Dame und sie ließe sich heute nicht sehen, nie würf' ich mehr den Handschuh für sie hin, nie zög' ich für sie mein Schwert —

Und doch, sagte der Marchese lächelnd: hobt Ihr den Handschuh für eine Unbekannte auf, die sich Euch nie gezeigt hat, unterbrach er den Herzog.

Das ist eine andere Sache, Marchese! nahm der Herzog das Wort: nicht für die Unbekannte allein, auch für meine Ehre, für Frankreich hob ich ihn auf.

Der ernste Moucha war während dem in seiner unscheinbaren Rüstung auf seinem schwarzen, friesischen Rosse, zwischen den beiden Spaniern, dem Herzoge gefolgt, ohne sich um die geschmückten Frauen zu kümmern, die von den Altanen ihnen Blumen zuwarfen. Doch so ernst und theilnamlos er auch auf seinem wilden Rosse saß, lugte doch manches schwarze Auge nach ihm und fand Gefallen

an seiner hohen, stattlichen Gestalt und den edlen, schönen Zügen seines Gesichts. Manche Blume, die auf ihn gerichtet war, traf ihn, doch achtete er es nicht, ärgerte sich über die Possen und den langweiligen Ritt durch die Straßen und dankte Gott, als man vor der Wohnung des Marchese abstieg.

Hier war schon Alles zum Empfange der fremden Gäste bereitet. Ein schwelgendes Mittagmahl erwartete sie, als ob der Marchese Pescara den Ausgang des Zweikampfes hätte voraus sehen können; Franzosen und Spanier saßen hier in traulichem Vereine und man hätte glauben sollen, es säßen die wärmsten Freunde der Welt bei einander, so laut, so unverstellt war die Freude.

Während der Tafel, als Pescara eben den Becher auf das Wohl der schönen Unbekannten geleert hatte, brachte ein Diener ein niedliches Briefchen an den Herzog; welches ein Fremder, der sich aber sogleich wieder entfernt, überbracht hatte.

Sicher von Eurer Dame! sagte der Marchese scherzend, während der Herzog das zierlich zusammengefaltete Briefchen öffnete und in der Stille las:

dem Ganzen ein ganz martialisches Ansehen. Am vortheilhaftesten jedoch nahmen sich die Trommelschläger und Pfeifer mit ihren gestickten breiten Bandelieren aus, die unverwandt den Blick auf den Eingang gerichtet hatten, um mit ihrem Spiel die gestrengen Burgemeister, so bald sie sich blicken ließen, zu bewillkommen.

Der Rath ließ sehr lange auf sich warten, und erst als der Pöbel unruhig und das Geschrei und der Lärm immer stärker wurde, öffneten sich die Thorflügel, die Rathsdiener in alter Schweizertracht, ihre schweren Hellebarden in der Hand, schritten den gestrengen Herren voran. Die drei Burgemeister, von den übrigen Rathsgliedern gefolgt, wurden sichtbar, das Rasseln der Trommeln, wurde von dem wilden Jauchzen des Volkes übertäubt, und die Pfeifer thaten ihr Möglichstes, um mit dem gellenden Klang ihrer Instrumente durch den Lärm zu dringen; lustig schwenkten die grauen Fähndriche ihre Fahnen, und selbst der Sechzigjährige ließ die Seine in weiten Kreisen mit vieler Gewandheit durch die Lüfte flattern. Mit stolzer Gravität traten nun die hochweisen Herren heran, begrüßten mit kaum bemerkbarem Kopfnicken die Kriegsschaar, und gingen musternd die Reihen auf und nieder. Alles sorgfältig beschauend, die geringste Kleinigkeit mit Wichtigkeit tadelnd, untersuchten sie jedes genau, bezeigten huldreich ihren Beifall, und als sie dies in reichlichem Maaße gethan, ließen sie die Kompagnien einen Kreis bilden, und die Kriegsartikel vorlesen. Dann hielt der Stadtschreiber eine kräftige Rede, die Halberstarrten zu erwärmen, brachte hierbei die Thaten ihrer Vorfahren in Erinnerung, und ermahnte sie, in Tapferkeit jenen gleich

Gnädiger Herr!

Ihr habt als ein wahrer Ritter meine Bitte erfüllt und für eine Unbekannte mannhaft drei Lanzen gebrochen. Nehmt meinen Dank! Aber der schriftliche Dank einer Unbekannten ist so wenig, deshalb wird sie sich Euch zeigen und auch ihr Mund Euch Dank sagen. Bemüht Euch um die zehnte Stunde dieses Abends zu mir, es darf Euch begleiten, wen es Euch mitzunehmen gefällt. In der Straße, die von Eurer Wohnung nach dem Marktplatze führt, wird mein Diener Euch erwarten und zu mir führen, damit Ihr Euch überzeugen könnt, daß ich keine unbescheidene Bitte an Euch that, und die, für die Ihr kämpftet, es werth war. Zugleich ersuche ich Euch, gnädiger Herr, dies Billet Niemand zu zeigen und nicht nach meiner Wohnung zu forschen, damit die Unbekannte Jedermann, nur Euch nicht verborgen bleibe. Der Herzog von Nemours wird mir diese Bitte nicht versagen.

Die Gräfin von Gagliano.

Der Herzog lächelte, steckte den Brief zu sich und wich des Marchese Frage, ob seine Unbekannte sich ihm endlich genannt habe, durch die Wendung aus, daß es jederzeit dem Ritter Pflicht sei, zu schweigen, wenn es eine Dame beträfe. Der Marchese drang auch nicht weiter in ihn, die Tafel wurde bald aufgehoben und nun bat Pescara den Herzog, ihm zu erlauben, ihn bei Julia Gonfalieri einzuführen.

3.

Der Herzog, fast eben so begierig die Schönheit zu sehen, gegen die er gefochten, als die kennen zu lernen, für die er seine Lanzen zersplittert hatte, war sehr bereitwillig dem Marchese zu folgen. Sie betraten, von Moucha begleitet, die Wohnung der Dame, wo man sie erwartet zu haben schien, denn Diener standen überall bereit, Treppe und Vorsaal waren mit Blumen und Orangenbäumen geschmückt und so wurden sie durch mehre, mit kostbarem Hausgeräthe versehene Zimmer geführt, wo sie in dem letzten die Ankunft der Dame erwarten sollten.

Julia Gonfalieri ließ sie lange harren. Der Herzog hatte schon aus Langeweile alle Gemälde, welche in den Zimmern aufgehängt waren, betrachtet und immer kam die Schöne noch nicht. Wahrlich, Marchese! sagte er endlich ungeduldig: Eure Dame scheint, so schön sie auch sein mag, etwas hoffärthig und gewohnt zu sein, Eure Geduld auf die Probe zu setzen. Ich gestehe, daß ich in dieser halben Stunde, wo ich hier die Gemälde betrachte, sie ziemlich verloren habe.

Gnädiger Herr! sagte Pescara, durch ihr Ausbleiben selbst verdrießlich geworden: Ihr wißt selbst, daß im Reiche der Liebe Tyrannei den Scepter und Laune das Regiment führt. Man fühlt die Ketten, sie drücken, und um Alles in der Welt möchte man sie doch nicht abschütteln.

I nun! meinte der Herzog: drücken sie mich zu sehr, so zerreiße ich sie. Was ich aus der Hand der Frauen nehme, muß freudebringend, nicht schmerzerregend sein, muß mich fröhlich, nicht verdrießlich stimmen.

In unsern Landen, erwiederte Pescara: ist Liebe ohne Schmerzen nicht süß. — Wir sind stolz darauf, dulden und doch lieben zu können.

Indem er dies sagte, öffneten sich die Flügelthüren und die Signora trat ein — Verzeiht Marchese, daß ich Euch etwas warten ließ, nothwendige Geschäfte hielten mich ab! sprach sie — Dies wahrscheinlich der Herzog von Nemours? wandte sie sich mit stolzer Freundlichkeit zu diesem.

Es ist der Herzog, erwiederte Pescara.

Die Dame begrüßte ihn, Nemours erwiederte die Begrüßung, aber mehr stolz als verbindlich, jedoch ruhte sein Auge so forschend auf ihr, wie das Ihrige auf ihm. Beide waren gegenseitig überrascht.

Ihr habt den Fehdehandschuh des Marchese aufgehoben, begann die Dame jetzt und seyd gegen mich für eine Unbekannte in die Schranken getreten?

Ja, Signora! erwiederte der Herzog: das that ich. Hätte ich freilich Euch früher gesehen, so würde ich an der Wahrheit dessen gezweifelt haben, was mir eine Unbekannte versichert hat, ich würde gezweifelt haben, daß irgend Etwas Euch an Schönheit übertreffen könne.

Die Signora nahm diese Artigkeit mit stolzer Zuversicht, als ob sie keiner Beachtung

werth sei, auf; der Herzog, dergleichen ungewohnt, hütete sich wohl, sie zu wiederholen.

Julia spöttelte nun noch über die schöne Unbekannte. Ich fürchte, ich fürchte! sprach sie: eine muntere Dirne, vielleicht kaum Eurer Beachtung werth, hat Euch geneckt —

Und Euch erniedrigt, da sie gegen Euch in die Schranken trat! unterbrach sie der Herzog empfindlich.

Was könnte ich für die Thorheit Anderer? fuhr die Signora fort: es thäte mir nur leid um Euch, vielleicht für eine gemeine Dirne den Kampf bestanden zu haben.

Dame! sagte der Herzog stolz, ohne jedoch die Galanterie zu vergessen, die er einer schönen Frau gegenüber wohl nie vergessen konnte: Ihr waret mir so unbekannt als die, für die ich kämpfte, es mir jetzt noch ist. Nicht Eurer Schönheit galt es, es galt der Ehre und dem Vergnügen, mit dem Marchese in die Schranken zu treten, denn unter Tausenden, die seit Amadis de Gaules für die Schönheit ihrer Damen eine Lanze brachen, waren gewiß nur Wenige, welche die Ueberzeugung hatten, sie kämpften wirklich für die Schönste der Welt, die Liebe macht zwar blind,

aber die Blindheit ist selten von langer Dauer und dann sieht man um so schärfer. Nicht wahr, Marchese, Ihr pflichtet mir bei?

Dem Marchese ward in Gegenwart seiner Dame die Antwort schwer — Macht die Liebe blind, sagte er endlich: so wünschte ich ewig blind zu bleiben. Doch hoffe ich, meine Donna raubt mir nicht meiner Augen Licht, ich sehe sie im herrlichsten Glanze und so bin ich meines Glückes gewiß.

Der Herzog lächelte, denn eben belauschte er einen so forschenden, durchdringenden Blick der Signora, den Pescara nicht bemerkte, daß Nemours seinen Worten nicht ganz Glauben beimessen konnte.

Der Chevalier Moucha hatte an diesem Gespräche keinen Theil genommen. Anfangs beschäftigten ihn die Schildereien, die er als Kenner betrachtete, aber seit die Signora eingetreten war, schien die Unterhaltung seine Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn er auch nur Ohr war. Er bewunderte die Schönheit der Dame und obgleich kein Weiberkenner, fürchtete er doch fast, der Herzog habe nicht für die Schönste gekämpft.

Das Gespräch nahm nun eine allgemeine

Richtung und Julia entfaltete die Vorzüge ihres Geistes eben so schön, wie die ihres Körpers. Nach und nach kam das Gespräch auf Asti und seine Bewohner und der Herzog, der wenigstens die Namen einiger hier wohnenden Familien kannte, erkundigte sich nach ihnen und auch, wie zufällig, nach der Gräfin Gagliano.

Kennt Ihr diese eitle, stolze Dame auch? fragte Julia Gonfalieri.

Dem Namen nach; erwiederte der Herzog: sonst ist sie mir völlig unbekannt.

Es ist eine alte, stolze, häßliche Närrin, die in ihrem fünfzigsten Jahre noch mit der geträumten, nie besessenen Schönheit ihrer Jugend prunken will. Ueberall sucht sie hervorzutreten, überall verlangt sie die Erste zu seyn, und läge nicht die Zeit ihrer Blüthe gar zu weit hinter ihr, setzte sie, den Herzog scharf beobachtend, hinzu: so möchte ich fast glauben, sie sei es gewesen, die Euch zu dem Abenteuer vermocht hat.

Bei diesen Worten fühlte der Herzog, daß er erröthete, etwas, das ihm selten zu begegnen pflegte, er ward verlegen und selbst Moucha, der es bemerkte, konnte sich eines Lächelns

nicht enthalten; die Verlegenheit des Herzogs dauerte jedoch nur einen Augenblick und er ſagte lachend: Es würde das Abenteuer noch erhöht haben, wenn ich für eine alte Dame meine Lanze gebrochen hätte, obgleich es mir leid thäte, mich dann ſolches ſchlechten Preiſes wegen für überwunden halten zu müſſen.

Hat ſich denn die Unbekannte noch durch nichts kund gethan? Kein Briefchen, keine Einladung? fragte jetzt die Signora.

Durch nichts! erwiederte der Herzog: Sie hat noch nicht ihren Schleier gelüftet und es meiner Phantaſie immer noch überlaſſen, ſie mir ſo ſchön als möglich zu malen.

Sonderbar! meinte die Dame und ward nachdenkend; doch plötzlich erhob ſie ſich: hofft das Schönſte, Herr Herzog! ſagte ſie dann mit einem ſonderbaren Lächeln und ſchien ſich entfernen zu wollen, der Herzog, dem dies nicht entging, empfahl ſich und kehrte mit Moucha nach ſeiner Wohnung zurück.

Eine ſchöne Frau! ſagte er, als er ſich mit ſeinem Waffengefährten allein befand.

Schön iſt ſie, meinte der Chevalier: aber ſie mißfällt mir —

Euch gefällt Keine! ſagte der Herzog: ich

wäre begierig, das Weib zu sehen, das Euer kaltes Herz in Flammen setzen könnte.

Haltet Ihr mein Herz für so kalt, gnädiger Herr? unterbrach ihn Moucha, fast empfindlich.

Für die Freundschaft, für die Ehre schlägt es warm, das weiß ich, Freund! erwiederte der Herzog lebhaft: Aber für die Frauen —

Am Hofe zu Paris lernt man sie nicht achten! sagte der Chevalier: Nicht wie eine bescheidene Blume, die im Verborgenen duftet und blüht — nein, wie eine Rose, die eine freche Hand schon längst gebrochen und die sich nun Jedem zum Kauf bietet, so erschienen sie mir noch in den Gemächern meiner Muhme, Diana von Poitiers. — Könnt Ihr Euch rühmen, fuhr er mit Lebhaftigkeit fort: daß unter den Hunderten, die Ihr gewannet, Eine war, welche von Liebe betrogen, schuldlos in Euern Armen lag? — Alle betrogen die Liebe und Euch, sie wollten Euch gewinnen, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, den Mann in ihren Fesseln zu sehen und ihn so der Welt zu zeigen, den die Mode zum schönsten, galantesten Ritter gestempelt hatte. — Alle liebten sich — Keine Euch!

Ihr mögt meistentheils nicht so ganz Unrecht haben, Chevalier! sagte der Herzog lächelnd: Aber auch mein Herz blieb kalt, warum sollte das Herz der Frauen glühen? Galanterie ist nicht Liebe, diese giebt Herz um Herz, jene Genuß für Genuß. Doch nicht immer habt Ihr Recht, oft führet auch wahre Liebe uns den Frauen zu —

Nein, gnädiger Herr! unterbrach ihn der Chevalier und sein Auge, seine Wange glühte: wahre Liebe lohnt mit zarter Liebe und die kennt man nicht an unserm üppigen Hofe.

Ihr seyd ein Schwärmer, wie ich sehe! sagte der Herzog, als eine neue Botschaft das Gespräch unterbrach. Ein fremder Diener hatte so eben wieder ein zierliches Briefchen gebracht, das von Ambra und Moschus duftete. Der Herzog öffenete es und las:

Gnädiger Herr!

Was Ihr so eben bei der Signora Gonfalieri von mir gehört habt, kümmre Euch nicht. Heute Abend in der zehnten Stunde wird der Schleier fallen und die Unbekannte in all' ihrer Schönheit vor

zu werden und sich für die Erhaltung und den Ruhm Eßlingens freudig zu opfern. Die Söldner fühlten sich von dieser pathetischen Rede nicht erwärmt, äußerten durch ächt disciplinarisches Schweigen ihren Beifall, und zogen hungrig und erfroren unter Trommelklang und lustigem Pfeifengetön nach Haus, während der Rath, den wichtigen Tag zu feiern, sich zum festlichen Mahle setzte.

Benedikt, seit jener Nacht in sich gekehrter als je, hatte sich während des feierlichen Actus in ein Hinterstübchen verschlossen, und so war ihm der Lärm der neugierigen Menge nur wie das Summen eines Bienenschwarms zu Ohren gekommen; das Wirbeln der Trommeln weckte ihn endlich, jedoch nur für einen Augenblick aus seinem Sinnen. Aber so wie der Lärm vorüberzog, traten gegen seinen Willen die Bilder jener Nacht, besonders aber die Betende, wieder vor ihn und rollten ihm eine traurige, sorgenschwere Zukunft auf. Die Worte, welche er vernommen zu haben glaubte, erschütterten ihn noch jetzt, sie betrafen ja sein einziges, sein so heißgeliebtes Kind. „Ach!" seufzte er, „Wie kann ich sie gegen ihr Herz schützen, wie dieses zarte Mädchen vor dem Eindruck bewahren, den der Papist auf sie gemacht hat, und die Geistergestalt, sicher die unglückliche Tochter jenes Max Hegelin, der in der Dessinger Schlacht gefangen wurde, forderte sie mich nicht auf, Magdalene zu hüten? — Gerechter Gott!" rief er aufspringend aus und rang verzweifelnd die Hände, „Laß sie, laß mich sterben, nur bewahre mein Kind vor Schande, erhalte ihr Herz der Tugend, nimm sie lieber auf zu dir, und soll ich, wie Abra-

Euch stehen. Mein Diener wird Euch erwarten, um Euch zu mir zu führen.

Die Gräfin Gagliano.

Die Dame scheint gute Spione zu haben, da sie sogar weiß, was von ihr vor einer Stunde gesprochen wurde, sagte der Herzog lachend und unterrichtete jetzt seinen Freund von der ersten erhaltenen Einladung der Gräfin — Ihr müßt mich begleiten, Moucha! sagte er dann: Hier auf italischem Boden ist es gefährlich, ein Abenteuer allein zu bestehen.

Gern, gnädiger Herr! erwiederte der Chevalier. Nur dünkt mir dieser Brief sonderbar. Habt Ihr den Ersten noch, so laßt uns die Handschrift vergleichen.

Ich habe ihn verbrannt, wie ich es stets mit dergleichen zu thun pflege; erwiederte Nemours.

Schade! meinte Moucha: Es ist mir fast unglaublich, daß die Gräfin erfahren konnte, was nur in des Marchese und der Signora Gegenwart gesprochen wurde; — doch gleichviel, ich folge Euch mit Freuden.

4.

Die lebhafte Einbildekraft des Herzogs beſchäftigte ihn den ganzen Abend; bald führte ſie ihm die Unbekannte in vollem Glanze weiblicher Schönheit vor, bald ſah er die alte Gräfin Gagliano, welche mit aller grellen Liebenswürdigkeit, die eine alte Schöne auszubieten ſo eifrig bemüht iſt, vor ihm ſtand. Ihm ſchlichen die Stunden nur, der Chevalier hingegen erwartete die Zeit mit Ruhe, ging ſchweigend im Zimmer auf und ab und ließ ſich in ſeinem Nachdenken nicht durch das helle Auflachen des Herzogs ſtören, wenn dieſer ſich zuweilen die Dame Gagliano zu wunderbar lächerlich dachte. Der Chevalier hörte nicht darauf, denn auch ihm, dem Weiberfeinde, führte die Erinnerung den Kopf einer braungelockten Jungfrau vor, den er heute nur auf einen Augenblick hinter dem Vorhang hatte hervorblicken ſehen. Er war ſchon während des ganzen Tages mit ſich unzufrieden geweſen, daß ihn ein Blick, und hätte er ihn aus dem Auge einer Madonna getroffen, ſo beunruhigen könne, und doch war es ſo, doch ſah er den Engelkopf immer noch, glaubte

noch die dunkeln Augen zu sehen, die nach ihm geschaut hatten und so schnell wieder verschwunden waren. Das war ihm noch nicht begegnet, mit solchem Zauber hatte ihn noch kein Weiberauge gefesselt. Auch jetzt, wo er hastig auf und ab schritt, begleitete ihn das liebliche Gesicht und an sie denkend, malte er sie sich eben so lebhaft, aber wohl schöner aus, als der Herzog seine Unbekannte.

Endlich schlug die Stunde der Entscheidung, der Herzog sprang auf, warf seinen Mantel um, Moucha begleitete ihn und eine bedeutende Anzahl Diener folgte Beiden in einiger Entfernung. Auf der Straße angelangt, sahen sie zwei Menschen umherschleichen, die sich ihnen näherten — Gnädiger Herr! raunte der Eine ihm zu: ich ersuche Euch, mir zu folgen. Der Herzog schritt hinter ihm drein; da schlich der Andere leise an ihn heran. — Pack Dich! sagte Moucha und stieß ihn unsanft zurück: geh Deiner Wege und belästige uns nicht! Der Mann brummte Einiges vor sich hin, gehorchte und ließ die Diener des Herzogs ruhig an sich vorbei gehen.

Dieser war seinem Führer durch eine Menge enger Gassen gefolgt, der jetzt an einem

einſamen Gatterthore hielt. Ich bitte Euch, gnädiger Herr — erſuchte er jetzt den Herzog: Eure Diener hier zurück zu laſſen und mir allein zu folgen.

Mit nichten! erwiederte Nemours: meine Diener werden mir folgen; im Garten mögen ſie zurückbleiben, dieſer aber, mein Freund, wird mich bis zu Eurer Dame begleiten, ſie ſelbſt erlaubte mir Jeden, wen ich auch wollte, mit zu bringen.

Wenn dem ſo iſt, ſo gehorche ich! ſagte der Führer, öffnete das Gitter und ließ die Begleitung des Herzogs ein, er ſelbſt aber führte dieſen und Moucha nach einem Pavillon, der am andern Ende des Gartens lag, bat den Herzog, einen Augenblick zu verweilen, ging hinein und kehrte ſogleich wieder zurück. — Die Dame, die Euch erwartet, Herr, ſagte er: verlangt, daß Ihr nur allein eintreten möget.

Der Herzog bedachte ſich einen Augenblick, dann bat er Moucha ihn hier zu erwarten und trat ein.

Bald befand er ſich in einem kleinen, nur ſchwach erleuchteten Gartenſaale, wo auf der einen Seite eine Thüre, wahrſcheinlich nach

einem andern Zimmer führen mochte. Dieser gegenüber aber sah er durch einen rothseidenen Vorhang Licht schimmern, der sich in dem nämlichen Augenblick aufrollte und ihn eine dicht verschleierte Dame, von hohem, majestätischem Wuchse sehen ließ, die ihm näher zu treten winkte. Er gehorchte, die Dame zeigte auf einen Sessel, er aber folgte der Einladung nicht, sondern sagte: Dame, ohne Euch zu kennen, habe ich für Euch den Fehdehandschuh aufgenommen, ohne Euer Antlitz gesehen zu haben, habe ich die Lanze für Euch eingelegt. Nun habt auch die Güte, den Schleier fallen zu lassen, der mir Euer Antlitz und Eure ganze Gestalt verbirgt, damit ich endlich erfahre, ob ich mit Recht behauptete, Ihr wäret schöner als Julia Gonfalieri, denn, bei Gott! sie ist ein schönes Weib!

Bei diesen Worten ließ die Dame den Schleier sinken und Julia stand vor ihm.

Ihr staunt, Herr Herzog! sprach sie: mich hier und in mir die Unbekannte zu sehen, die Euch zum Kampfe gegen sich selbst aufforderte und die Euch des Scherzes und der Ueberraschung wegen im Namen der Gräfin Gagliano hierher beschieden hat. Ihr kennt die

Launen der Weiber gewiß zu gut, um nicht nachsichtig gegen sie zu sein und auch mir nicht die meinige zu verzeihen. Ich hatte so viel von Euch vernommen, der Ruf von Eurer Galanterie und Euerm ritterlichen Wesen war so laut bis zu uns gedrungen, daß mir auf einmal die Lust ankam, Beides auf die Probe zu stellen. Ihr habt sie bestanden und der Himmel war mir gnädig, daß er sowohl Euch als den Marchese vor jedem Unfall bewahrte. Lange war ich nun unentschlossen, ob ich Euch in der Ungewißheit lassen sollte, aber meine Eitelkeit erlaubte es nicht, ich mußte den gefeierten Herzog von Nemours als meinen Ritter vor mir sehen und ihm dies von mir gestickte Wehrgehenk als Dank selbst überreichen. Dies sagend, reichte sie ihm ein schön gesticktes Wehrgehenk, das er lächelnd annahm.

Signora! sprach er: Was Ihr mir so eben gesagt, dünkt mir ein wenig wunderbar. Gegen sich selbst einen Kämpfer aufzufordern, der, bei Gott, nicht als der Schlechtesten Einer bekannt ist, ist mir neu und hörte ich es nicht aus Euerm Munde, so könnte ich es kaum glauben. So — aber verzeiht mir Dame — muß ich Euch fragen, wozu es führen soll?

— Zum Scherz dächte ich mich, zum Ernst den Marchese Pescara zu gut; habt die Güte, Euch deutlicher auszusprechen.

Julia erröthete. Sollte ich mich in dem Herzog von Nemours geirrt haben? sagte sie empfindlich: sollte er sich einer Dame so unzart nahen, wie er stürmisch in der Schlacht seinem Gegner entgegen tritt?

Verzeiht, Dame! unterbrach sie der Herzog: Euer stolzes Benehmen, das ich heute zu bemerken Gelegenheit hatte, läßt mich an meinem Glücke zweifeln und ohne die Aussicht nach solchem, dünkt mir das Abenteuer ein wenig langweilig. Ihr seid schön, sehr schön; morgen, zu jedem Tage werfe ich den Fehdehandschuh hin und kämpfe mit Jedermann für Eure Schönheit; aber für die Dame eines Andern das Nämliche zu thun, das steht nicht in René's von Anjou Gesetze des cour d'amours. Die Lanze einzulegen, damit meinem Gegner der Minnelohn und mir ein Wehrgehenke wird — Nein, Julia Gonfalieri; so schön Ihr seid, das gnügt mir nicht!

Ihr seyd ungestüm, unanügsam, Herzog von Nemours! nahm die Dame das Wort. Ich dächte, daß Ihr mich um diese Zeit und

an diesem Orte sehet, könnte Euch schon genug sein. — Setzt Euch, erzählt mir von der wunderbaren Frau, die in ihrem Alter Euern König noch so zu fesseln versteht, erzählt mir von Diana von Poitiers und von den Galanterieen Eures Hofes, vielleicht — wird die Zeit uns schnell vorübergehen und ich werde es nicht zu bereuen haben, daß ich Euch zu mir beschied. Setzt Euch neben mich, Herr Herzog, und zeigt, daß Ihr so dienstfertig als tapfer seid.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, setzte sich, beantwortete anfangs einige Fragen nur einsylbig, bald wurde er aber redseliger und der galante Hof seines Königs gab ihm hinreichenden Stoff, die Dame zu unterhalten.

Während er der Signora manches erzählen mochte, hatten sich seine Diener unfern des Pavillons gelagert und der Chevalier, an seinen Engelkopf denkend, schritt, das Schwert unter dem Arme, rüstig auf und ab. Aber endlich mochte doch seine rege Einbildekraft nicht so viel Stoff an der Erscheinung der so schnell verschwundenen Schönen finden, als der Herzog Stoff zum Erzählen an dem Hofe Heinrich's II., denn die Zeit begann ihm lang

zu werden und eine Stunde verging nach der andern; schon war Mitternacht längst vorüber und der Herzog erschien immer noch nicht. Da ward er, als schon die Sterne zu bleichen begannen, unruhig, nahte sich der Thüre, klopfte mehremal und wollte sie eben öffnen, als der Herzog heraus trat.

Gott gedankt, daß ich Euch sehe! sagte der Chevalier: Ich wurde wirklich um Euch besorgt. Der Herzog lächelte, erwiederte jedoch nichts; Moucha fragte nicht weiter nach dem Vorgefallenen und so gingen sie, von dem nämlichen Diener geführt, nach ihrer Wohnung zurück.

5.

Am andern Morgen, kaum daß er aufgestanden war, erhielt der Herzog schon wieder einen Brief und schüttelte, während er ihn las, bedenklich den Kopf. Die Weiber treiben hier ihr Spiel mit mir! sagte er zu dem Chevalier, der eben aus der Messe kam: die Grafin Gagliano verfolgt mich mit Einladungen und Vorwürfen. — Leset nur!

Moucha

Moucha las:

Gnädiger Herr!

Wie ziemt es dem Herzoge von Nemours, eine Dame vergebens auf ſich warten zu laſſen, und während ſie Alles bereitet hat, ihren Ritter nach Würden zu empfangen, bis ſpät in die Nacht einer Dame zu huldigen, gegen die er den Fehdehandſchuh aufgenommen hat? Ihr werdet zwar bei mir nicht ein gleiches Abenteuer zu beſtehen haben, wie in der vergangenen Nacht, doch lade ich Euch nochmals ein, um die zehnte Stunde meinem Diener zu folgen, welcher, zum Zeichen, daß er der rechte iſt, Euch einen Handſchuh überreichen wird. Soll meine Achtung, die mir ſchon Euer Name einflößt, nicht ſchwinden, ſo kommt Ihr unfehlbar und hebt ſelbſt den Schleier, der das Geheimniß deckt.

Die Gräfin Gagliano.

Sagt mir um alle Welt, gnädiger Herr, fragte der Chevalier: was bedeutet das? Ich verſtehe von alle dem nichts. Nach dieſem Briefe zu urtheilen, hättet Ihr geſtern Abend nicht Eure Unbekannte, ſondern Signora Julia getroffen.

ham dir ein Opfer bringen, ich will es, nur laß ſie rein und unentweiht ſterben."

Er ſank, indem er dies ſprach, ermattet auf ſeinen Seſſel, der ſtarke, an Seel und Körper kräftige Mann erlag faſt dem Eindruck, den jene ſchauderhafte Begebenheit auf ihn gemacht hatte. Aber di ſe Abſpannung dauerte nicht lange. „Nein!" rief er plötzlich — „Ich will nicht unterliegen, will als Mann meinem Schickſal, als Chriſt dem Flüſtern des Satans entgegen g hn, der mir durch allerhand Geiſterſpuk meinen Glauben, meinen Verſtand irre zu leiten gedenkt, will mich nicht mehr quälen, nicht ängſtlich ſorgen um mein Kind, will ihrer Tugend vertrauen, und keine dämoniſche Erſcheinung, kein wilder Jäger mit ſeinem Heere ſoll mich ferner irre machen. Mit unwandelbarer Liebe wie ſonſt, will ich an meiner Magdalene hangen, und der Glaube an einen gerechten, barmherzigen Gott ſoll mich ſtärken und erhalten."

Indem er dies ſagte, öffnete ſich die Thür, Magdalene trat ein, und bei ihrem Anblick wäre faſt jetzt ſchon ſein Glaube dahin geweſen. Bleich wie der Tod, den ernſten, ſtarren Blick auf den Vater gerichtet, blieb ſie mit ſchwankendem Kniee regungslos an der Thüre ſtehen; ein ſchmerzliches Lächeln umzog ihren Mund, ihre Hand preßte ſich feſt auf das klopfende Herz und alles Leben ſchien von ihr gewichen. „Kind, Magdalene!" rief der erſchrockene Vater, „Was iſt dir begegnet?"

Sie erwiederte auf ſeine ängſtlichen Fragen nichts und blieb immer noch unbeweglich ſtehen. Plötzlich durchfuhr ein Gedanke den Alten „Iſt dir Mathilde erſchienen?" rief er ihr entgegen tretend — Sie ſchüttelte verneinend

Beide sind eine und die nämliche Person! erwiederte der Herzog.

Der Chevalier schüttelte bedenklich den Kopf, Das glaub' ich kaum, gnädiger Herr! sagte er: Wie könnte die Dame ein so gewagtes Spiel mit dem Marchese und Euch treiben, wie Euch auffordern, gegen ihren Ritter in die Schranken zu treten?

Nun, es sei wie es wolle! erwiederte der Herzog: heute Abend muß sich das Räthsel lösen. Ich folge dem Diener und ist es auch nur ein wiederholter Scherz, zürn' ich deshalb nicht und bin mit ihm wohl zufrieden. Ihr begleitet mich doch?

Der Chevalier stand in Gedanken und erwiederte nichts. Nun beim heiligen Apollonius! rief der Herzog: wenn Ihr ein Träumer werdet, so werd' ich ein Klausner. Solltet Ihr vielleicht zu tief in die Flammenaugen einer piemontesischen Schönen geblickt haben, so verstehen die Frauen von Asti Wunder zu thun und die Heiden zu bekehren.

Was wollt Ihr, gnädiger Herr? fuhr Moucha aus seinen Träumen auf.

Wahrhaftig, er hat nicht einmal gehört,

was ich ſagte. — Wo waret Ihr mit Euern Gedanken?

In der Kirche St. Giovanni! ſagte der Chevalier: ich ſtand an heiliger Stelle und ſah die Madonna vor mir.

Der Herzog lachte laut auf. — Der Chevalier ſchien empfindlich darüber zu ſein und ergriff ſchnell die Gelegenheit ſich zu entfernen.

Nicht Empfindlichkeit, Verlegenheit trieb ihn ſo ſchnell hinweg. Er fürchtete, daß er ſich verrathen möchte und um Alles hätte er dem Herzog ſein Geheimniß nicht anvertraut, ihm nicht mitgetheilt, daß ihn heute ein Zufall begünſtigt habe, als er in der Kirche St. Giovanni, unfern des Altares der heiligen Mutter, neben einer Dame kniete, die andächtig zu beten ſchien, während des Gebetes jedoch, wie durch Zufall, den Schleier lüftete und ihm das nämliche Engelantlitz zeigte, das er bei dem Einzuge in die Stadt nur auf einen Augenblick geſehen hatte. Zwar hatte ſie, als ſie ſich bemerkt ſah, ſchnell den Schleier wieder fallen laſſen und ſich entfernt; aber auch dieſer Augenblick war hinreichend, ihn zu bewegen, ihr in der Ferne zu folgen. Statt in irgend einem Nachbarhauſe zu fragen, wer in

dem Hause wohne, in das sie getreten war, merkte er sich nur das Haus genau und als er den Herzog verließ, führte ihn sein Weg absichtlich mehremal dort vorbei; aber das Glück, welches ihm in der Kirche geworden, ward ihm auf der Straße nicht, das Haus schien ausgestorben, kein Engelkopf lugte jetzt heraus und er mußte, ohne sie gesehn zu haben, heimwärts gehn.

Bei dem festlichen Mahle, welches Julia heute zu Ehren ihres Ritters gab, waren der Herzog und der Chevalier, so wie die schönsten Frauen von Asti geladen. Der Herzog erschien prachtvoll gekleidet, der Chevalier, obgleich er seine Unbekannte dort zu finden hoffte, in einfacher Kleidung; aber weder die Gräfin Gagliano, wie Nemours erwartet hatte, noch die unbekannte Schöne waren zugegen, und Beide fanden sich in ihren Erwartungen getäuscht. Der Herzog tröstete sich leicht, sein Auge hing verstohlen an der holden Dame des Hauses, welche alle Frauen an Schönheit überstrahlte und die mit stolzem Anstande die Wirthin machte. Ihr ernstes Benehmen gegen den Herzog ließ Moucha glauben, dieser habe gestern Abend ein etwas langweiliges

Abenteuer bestanden; doch kümmerte ihn dies wenig, das eigne Herz kümmerte ihn mehr, denn diese Unruhe, diese Sehnsucht, die ihn unablässig umher trieb, waren ihm neu, er hielt diese peinliche und doch so reizende Stimmung für Thorheit und hätte doch um Alles in der Welt diese Thorheit nicht mit der höchsten Weisheit vertauscht. Er fühlte nun wohl, daß auch seine Stunde geschlagen habe, aber doch hatte er noch Besonnenheit genug, sich zu sagen, daß er ja nur das Antlitz des lieblichen Wesens, nur den Ausdruck ihrer Seele, ihres Gemüthes in dem schnell entschwundenen Blicke ihres dunklen Auges gesehen habe, daß, um sich diesem Eindrucke hinzugeben, er das Mädchen erst näher kennen und prüfen, sie aber jetzt nur als ein schönes Bild betrachten müsse, an dem sein Auge mit Wohlgefallen gehangen habe. So kämpfte er während des ganzen Mahles mit sich und je mehr er über sich nachdachte, desto unzufriedener wurde er.

Endlich ward zu seiner Freude die Tafel aufgehoben. Der Tanz begann und auch hier zeigte sich der Herzog, wie in den Schranken als Meister und einstimmig erklärten ihn alle anwesenden Frauen für den vollendetsten Ritter

für den schönsten, liebenswürdigsten Mann. Alle sprachen dies deutlich aus, nur Julia Gonfalieri schien ihn zu übersehen, nur Augen für Pescara zu haben und ihn selbst zu vermeiden, so daß der Herzog keine weitere Aufklärung über den Brief, den sie ihm heute früh von Neuem unter dem Namen der Grafin Gagliano geschickt hatte, von ihr erhalten konnte. Er glaubte und hoffte, es sei eine versteckte Einladung auf diesen Abend, schien sich deshalb wenig um ihre scheinbare Kälte zu bekümmern, war galant gegen sie wie gegen die übrigen Frauen, schien sie so wenig besonders zu beachten wie sie ihn und schwärmte von einer Dame zur andern.

Jedoch, als die zehnte Stunde nahte, trat er zu Julia und sagte leise: Ich glaube, daß es klug ist, wenn ich mich bald entferne, schöne Frau; auf Wiedersehen!

Ich erwarte Euch um Mitternacht! lispelte sie ihm eben so leise zu und entfernte sich.

Der Herzog war über die Aenderung der Stunde überrascht, doch da er sich schon empfohlen hatte, schlich er sich leise mit Moucha davon und störte gewissermaßen das Fest, denn die Frauen vermißten ihn nur zu sehr;

Pescara glaubte, Julia würde sich durch seine Entfernung beleidigt fühlen und suchte ihn zu entschuldigen und sie zu trösten, die Dame aber lächelte: Das kümmere Euch nicht! erwiederte sie, flog mit ihrem Tänzer durch die wogenden Reihen und ließ sich wenig durch die Abwesenheit des Herzogs in ihrem Vergnügen stören.

6.

Noch ehe dieser in seine Wohnung zurückgekehrt war, trat ihm ein Mann in den Weg, der ihm ehrfurchtvoll einen künstlich gestickten Frauenhandschuh überreichte. Der Herzog betrachtete ihn beim Fackelschein: Bei Gott, Moucha! sagte er: die Hand, welche diesen Handschuh trug, muß niedlich und klein sein und ich bin neugierig, sie zu sehen. Nun glaub' ich selbst, Ihr habt Recht, Julia und die Unbekannte sind nicht Eine und Dieselbe. Kommt! Ohne in seine Wohnung einzutreten folgte er dem Diener, der ihn nicht wie gestern Abend durch enge Quergassen geheimnißvoll, sondern die große, breite Straße, nach

einem hellerleuchteten Hauſe führte, in das er ihn einzutreten bat.

Geht nicht hinein! raunte ihm der Chevalier zu und hielt ihn zurück.

Warum ſollte ich nicht? fragte der Herzog: Habe ich mich auch geirrt, giebt es hier auch kein ſüßes, geheimes Abenteuer, wie mir das hellerleuchtete Haus zeigt, ſo muß ich doch das Räthſel gelöſ't und die wahre Gräfin Gagliano ſehen. Wollt Ihr mir nicht folgen, ſo bleibt zurück, ich glaube, hier bedarf es keiner Vorſicht. Aber Moucha folgte ihm, ohne weiter etwas zu ſagen und ſo betraten ſie das Haus, wo der Herzog endlich die Schönheit ſehen ſollte, für die er Blut und Leben gewagt hatte.

Eine zahlreiche, reichgekleidete Dienerſchaft empfing ſie, ging ihnen mit brennenden Wachsfackeln, die ohnedies ſchon hinlänglich erleuchtete Treppe voran und der Herzog an das denkend, was Julia mit ihm von der alternden jedoch reichen Gräfin geſprochen, ſagte zu ſeinem Begleiter: Ich fürchte, das wird ein langweiliger Abend und meine Schönheit mag am Ende eine Frau Mab ſein.

Ich fürchte, daß Ihr Euch irrt, gnädiger

Herr: erwiederte der Chevalier seufzend und trat jetzt mit dem Herzog in einen hohen Saal, der hell erleuchtet und mit einer Menge Familienbilder behangen war. Von hier führte sie der Haushofmeister durch eine Reihe im alten Geschmack, aber prachtvoll eingerichteter Zimmer, wo ihnen eine schwarzverschleierte Dame mit abgemessenen Schritten entgegen trat.

Ich sollte mit Euch zürnen, gnädiger Herr! sagte sie mit wohltönender Stimme: daß Ihr mir so lange die Gelegenheit entzogen habt, Euch meinen Dank abzustatten. Nehmt ihn hiermit und die Versicherung, daß ich und die Meinen nie vergessen werden, daß der edle Herzog von Nemours ihr Kämpfer war.

Der Herzog dankte verbindlich: Aber edle Dame, sagte er: laßt auch jetzt den Schleier fallen! Lange genug bin ich der Ritter einer Unbekannten gewesen, so daß meine Neugierde, Euer Angesicht zu sehen, wohl verzeihlich ist.

Wenn Ihr es wünscht und dabei zu gewinnen glaubt, gern! sagte sie, doch ehe sie den Schleier hob, fragte sie: Wer ist Euer Begleiter, gnädiger Herr?

Mein Freund und Waffengenoſſe, der Chevalier Moucha; erwiederte Nemours.

Ah, der tapfre Kämpfer, der den Grafen Caraffa niederrannte? ſagte die Dame lebhaft: Seyd mir willkommen, Chevalier, doppelt willkommen Eurer mannhaften That wegen!

Moucha erglühte bei dieſen Worten, er ſtammelte einige Worte des Dankes und als die Dame auf die nochmaligen Bitten des Herzogs endlich den dichten Schleier erfaßte, klopfte ſein Herz gewiß ſtärker als das de Herzogs.

Ihr befehlt! ſagte ſie jetzt: und ich gehorche! Sie warf den doppelten Schleier zurück und eine Frau, wohl an 60 Jahre alt, die nie ſchön, wohl immer ſehr häßlich geweſen ſein mußte, ſtand vor ihnen.

Ihr ſcheint bei meinem Anblick überraſcht, ſagte ſie lächelnd: Ich glaube es wohl, wenn Ihr Euch die Gräfin Gagliano ſchön gedacht habt. — Das iſt ſie wahrlich nicht, das war ſie nie und die Zeit hat bei ihr wenig zu zerſtören gehabt.

Gräfin! ſagte der Herzog empfindlich; Ich bitte Euch, vor der Welt wenigſtens ſtets als meine Dame verborgen zu bleiben. Laßt mich

auch ferner noch für eine Unbekannte eine Lanze eingelegt haben, hebt den Schleier nie wieder, der Herzog von Nemours würde zum Gespötte, erführe die Welt, wen er an Schönheit höher gestellt hat als Julia Gonfalieri.

Gnädiger Herr! erwiederte die Dame mit Stolz: Und doch stellt sie sich höher als Jene, die Euch gestern Abend zu sich lockte. — Die äußere Schönheit vergeht, sie gehört einer kurzen Frühlingzeit an: auch Ihr, Herzog von Nemours, werdet einst hinfällig und welk einherschreiten und Euch nichts mehr von alle dem bleiben, was Ihr jetzt so hoch stellt, als eine traurige Erinnerung; aber ewig bleibt, was in dem Herzen liegt; eine edle Seele ist nicht der Zerstörung unterworfen, an ihr geht die Sense der Zeit schonend vorüber. Darum würde Euch Keiner verspotten, der mich kennt, hättet Ihr einen Kampf für mich bestanden. —

Aber freilich, lenkte sie freundlich ein: da es hier nur die Schönheit galt, so könntet Ihr wohl mit Recht auf mich zürnen und meinen, ich hätte ein unziemliches Spiel mit Euch getrieben, aber dem ist nicht so. Sie schellte und gab dem eintretenden Bedienten einen geheimen Befehl. — Nehmt Platz auf diesem

den Kopf. „Sprich, rede! Was es auch ſein mag, ich bin gefaßt, bin wieder ſtark das Schrecklichſte zu ertragen, aber rede nur!“ bat er, ſie in ſeine Arme ſchließend, „Nicht dieſen geiſterähnlichen Blick, nicht dieſe ſtumme Verzweiflung.“

„Er iſt nicht mehr!“ rang es ſich endlich aus Magdalenens Bruſt.

„Wer?“ fragte der Vater verwundert, und leitete die Zitternde auf einen Seſſel.

„Wie könnt Ihr noch fragen“ ſagte ſie, und der Unmuth trieb ihr das Blut zurück auf die Wangen „Euerer Sorge um mich ſeid Ihr nun quitt! den Papiſten zerſchmetterte eine feindliche Kugel die Bruſt —“

„Georg todt?“ rief der Alte, und ſein Auge ſah gen Himmel „Heiliger Gott! —“

„Haltet ein Vater!“ zürnte das Mädchen, „Danket Gott nicht, daß er Euer Kind unglücklich machte, preiſt ihn nicht, daß er Euer brünſtiges Gebet erhörte! Wofür Ihr Gott danken wollt, das hat mich grenzenlos elend gemacht; jubelt nicht, Eure Freude könnte mir das blutende Herz brechen.“

Der Vater drückte bei dieſen, mit Unmuth und Schmerz ausgeſprochenen Worten, die Trauernde ſanft an ſich „Wie könnte ich mich freuen, Magdalene, wenn du weinſt,“ ſprach er bewegt, „wie könnte ich jubeln, wenn mein Kind trauert? — Faſſe dich nur, des Herrn Wege ſind wunderbar, das, von dem wir glauben, es führe uns an einen Abgrund, wendet ſeine Barmherzigkeit oft zu unſerm Heil; oft beugt er den übermüthigen Sinn des Menſchen, damit er aus der Prüfung geläuterter hervorgehe —“

„Was hilft mir Prüfung, was ſoll ich geläuterter

Seſſel, Herr Herzog, ſetzt Euch, tapferer Chevalier! wendete ſie ſich jetzt zu dieſem: und verzieht Beide einen Augenblick, dann werde ich hoffentlich gerechtfertigt vor Euch ſtehen.

Ihr ſpannt meine Neugierde, Gräfin! ſagte der Herzog: ſo ſehr Ihr mich auch überraſcht habt, ſo geſtehe ich, daß Ihr mich zwingt, Euch die Achtung zu zollen, die Euer Stand, Euer Alter verlangen kann. Verzeiht, habe ich vielleicht in der erſten Ueberraſchung —

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und eine andere verſchleierte Dame trat mit ungewiſſen, ſchwankenden Schritten ein. — Dies iſt ſie, für die Ihr kämpftet, nicht ich! ſprach die Gräfin: Urtheilt, ob ſie es verdiente. — Wirf den Schleier zurück, Leonore! befahl ſie jetzt, Leonore gehorchte. — Ah! rief bei ihrem Anblick der Herzog. Sie iſt's! der Chevalier.

Beim heiligen Apollonius! ſagte Nemours und warf mit Ungeſtüm ſeinen Handſchuh auf den getäfelten Boden: Im Angeſichte der ganzen Chriſtenheit erkläre ich ſie für die Schönſte der Frauen und ſo wahr mir Gott helfen mag, ſie iſt es auch! Mit Freuden kämpf' ich noch einmal für ſie.

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder, wagte nicht aufzublicken und schwieg; auch der Chevalier war stumm, doch war sein Auge nicht gesenkt, es ruhte glühend auf der Verlegenen.

Und auch hier theilt Ihr nicht mein Entzücken, Chevalier? sagte der Herzog mit Feuer: Auch bei ihrem Anblicke schweigt Ihr?

Das wolle Gott nicht! erwiederte Moucha — Meine Anbetung ist stumm. —

Da hob das Mädchen langsam und schüchtern den Blick, er traf den Herzog nicht, er traf den Chevalier.

Nun, gnädiger Herr, zürnt Ihr mir noch? Hab' ich Euch hintergangen? fragte die Gräfin mit einer gewissen Selbstzufriedenheit.

Der Herzog neigte sich verbindlich gegen sie. Wahrlich, nein! sagte er: Morgen soll es ganz Asti erfahren und sollte ich noch einmal mit Pescara kämpfen müssen. Nicht wahr, Moucha, Ihr begleitet mich auch dann?

Dame! nahm dieser das Wort und trat vor das erröthende Mädchen, das jedoch das Auge nach ihm hob und ihn seelenvoll anblickte: Dame, für Euch mein Herzblut zu vergießen, wäre mir das schönste Loos der

Erde. Erlaubt es mir, gebt mir ein Zeichen, das mir als Talisman diene und ich fühle mich dann unüberwindlich.

Das Mädchen warf einen fragenden Blick nach der Dame, die ihr bejahend zuwinkte. Da nahm sie eine blaue Schleife von ihrer Brust, reichte sie dem Chevalier und sagte mit bebender Stimme: Tragt sie, meiner gedenkend —

Und ich soll mich keiner Gabe erfreuen dürfen? fragte der Herzog: habe ich keinen Dank verdient?

Reiche dem Herzog von Nemours Deine Wange zum Kuß! sagte die Gräfin und als das Mädchen zögerte, befahl sie es in gebietendem Tone. Leonore, unwillkührlich einen ängstlichen Blick nach dem Chevalier werfend, duldete nun, daß der Herzog, der, er wußte selbst nicht warum, von ihrem Anblicke sonderbar ergriffen war, auf zarte Weise nur ihre Stirne küßte.

Nun, gnädiger Herr! begann die alte Dame: Nachdem Ihr mir einen Wunsch erfüllt habt, habe ich noch einen zweiten. Morgen, wie ich vernahm, giebt der Marchese Pescara Euch zu Ehren ein großes Fest. Mich haßt

Julia Gonfalieri, deshalb bin ich nicht geladen. Verlangt, daß Ihr die Dame, für die Ihr kämpftet, zu dem Feste führen dürftet und erklärt sie, für diesen Tag wenigstens, für die Dame Eures Herzens. Gönnt mir diesen Triumph!

Muhme! bat Leonore.

Schweig! fiel ihr die Gräfin unfreundlich in die Rede — Leonore ist hier fremd, noch Niemand sah sie hier! wandte sie sich wieder zum Herzog: gönnt mir den Triumph, sie neben Julia zu sehen.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick — Ihr seyd ungewiß, gnädiger Herr? brach Moucha das Schweigen — O dürfte ich —

Nein, Moucha, ungewiß war ich keinen Augenblick! sagte der Herzog schnell: ich sann nur nach, wie ich es auf schickliche Weise thun könnte, ohne den Marchese zu beleidigen. Mir gebührt die Ehre, dieses holde Mädchen aufzuführen. Der Chevalier trat empfindlich zurück.

Von diesem Augenblick an unterhielt sich der Herzog fast ausschließlich mit Leonoren, die, nachdem sie ihre Schüchternheit überwunden hatte, ihn gern anzuhören schien, während

die Gräfin ſich die vergebliche Mühe gab, die Aufmerkſamkeit des Chevaliers durch die Unterhaltung zu feſſeln. Wollte der Herzog die Unruhe nicht bemerken, die den armen Moucha das Geſpräch der alten Dame ſo oft abbrechen ließ, oder war er wirklich zu ſehr in das Geſpräch mit Leonore vertieft, er war grauſam genug, ſeinem Freunde nicht einen Augenblick zu gönnen, ſich mit Leonore zu unterhalten, und auch die Gräfin ſchien mit ihm ſich gegen den Armen verſchworen zu haben, denn ſie hielt ihn abſichtlich zurück, Theil an dem Geſpräche des Herzogs zu nehmen. So lange dieſer Leonore nach ihren Verhältniſſen, nach ihren Eltern gefragt, mit ihr über das Kloſter, worin ſie erzogen war, geſprochen, hatte ſie ihm aufmerkſam zugehört, oder unbefangen ſeine Fragen beantwortet; als er aber allmählig begann die Schmeicheleien zu ſagen und von dem Eindrucke ſprach, den ihre Schönheit von dem erſten Augenblicke an auf ſein Herz gemacht habe, ward ſie ernſt, einſylbig und brach endlich das Geſpräch ſchnell ab.

Der Chevalier wäre während dem außer ſich geweſen, wenn ihn nicht zuweilen ein flüchtiger Blick Leonorens getroffen hätte. Sie

kannte

kannte die Welt zu wenig, war nie in Gesellschaft von Männern gewesen und so war ihr selbst der Eindruck nicht klar, den der Chevalier auf sie gemacht hatte; sie hielt es für Wohlwollen, dem sie sich ganz hingeben dürfe und zeigte es einem scharfen Beobachter wohl deutlich, daß die würdevolle Gestalt des ernsten Mannes sie mehr ansprach, als die selbst in jedem einzelnen Theile vollkommnere Gestalt, die edlen, schönen Züge des Herzogs. Der Gräfin entging es nicht; Leonore selbst hatte ihr erzählt, daß sie den Mann, der ihr bei dem Einzuge des Herzogs so sehr gefallen, in der Kirche wieder gesehen habe, sie hatte ihr gestanden, daß sie, um ihn besser betrachten zu können, den Schleier gehoben, von ihm aber überrascht worden sei. Demungeachtet zürnte sie ihr nicht, hielt aber dennoch den Chevalier ab, sich ihr zu nahen, so daß es schien, sie wünsche, daß Leonore sich allein mit dem Herzoge unterhalte.

Mitternacht war nun schon längst vorüber, als der Herzog der Zeit gedachte, plötzlich das Gespräch abbrach, sich bei der Gräfin entschuldigte und dann schnell, für den Chevalier nur zu schnell, sich entfernte.

Ihr müßt mich noch auf einem Gange begleiten, Freund! sagte er zu diesem, als sie sich auf der Straße befanden, wo seine Diener schon lange seiner harrten. Ich weiß heute auch ohne Führer den Weg zu finden, den wir gestern gingen; man erwartet mich dort. Ohne Moucha's Antwort abzuwarten, schritt er hastig voran, der Chevalier und die Diener folgten ihm in einiger Entfernung.

Eben schlug die Glocke Eins, als der Herzog bei dem Gitterthore anlangte; sein Führer von gestern stand dahinter und schien ihn erwartet zu haben: Oeffne! befahl der Herzog.

Gnädiger Herr! erwiederte dieser ohne zu öffnen: Meine Herrin läßt Euch sagen, daß sie seit Mitternacht gewartet habe, jetzt möchtet Ihr Euch nach Hause begeben, ihre Thüre wäre für Euch für immer verschlossen.

Oeffne! befahl der Herzog zornig.

Der Diener verweigerte es, der Herzog griff schon nach dem Schwerte, aber der Chevalier, der herbei geeilt war, hielt ihn zurück. Bedenkt, wo Ihr seyd! raunte er ihm zu und zog ihn mit sich fort.

7.

Am andern Morgen saß die alte Gräfin Gagliano, das Haupt auf ihren Arm gestützt, am Fenster ihres Wohnzimmers, während Leonore vor dem Bilde eines Geharnischten stand und es aufmerksam betrachtete — Weiß ich doch nicht, wandte sie sich zu der alten Dame: was für ein sonderbarer Zauber für mich in diesem Bilde liegt; ich betrachte es so gern und so oft ich in diesen wenigen Wochen, die ich in Asti bin, in Euer Zimmer trete, steh' ich vor dem Bilde und mir ist es wahrlich, liebe Muhme, als ob noch kein männliches Gesicht den Eindruck auf mich gemacht habe als dieser Ritter —

Auch der Chevalier nicht? fragte die Dame ohne aufzublicken.

Leonore erröthete und schwieg, blieb jedoch immer noch vor dem Bilde, es betrachtend, stehen. Endlich sprach sie, sich zu der Gräfin wendend: sagt mir nur, wen dies Bild vorstellt, nennt mir seinen Namen.

Aber die alte Dame gab ihr keine Antwort, blieb in ihrer nachdenkenden Stellung,

überließ sich immer noch ihren Gedanken und schien die Frage Leonorens nicht zu beachten.

Das Bild ist so alt noch nicht, noch sind die Farben in voller Frische; fuhr Leonore fort: der Mann muß in seiner Jugend schön, sehr schön gewesen sein. Welch feuriges Auge! Seht nur die schön gebogene Nase, das volle braune Haar, das über den blanken Harnisch herabrollt, seht nur den freundlichen Zug um den Mund —

Die Gräfin erhob sich plötzlich bei diesen Worten und verließ das Zimmer.

Leonore war hierdurch in ihren Betrachtungen gestört worden, sie setzte sich, darüber verdrießlich, an ihre Arbeit; aber bald legte sie sie wieder hin, senkte ihr schönes, lockiges Haupt und schien an etwas trauriges zu denken; dann stand sie rasch auf und trat wieder vor das Bild. Nachdem sie es eine Weile mit stiller Wehmuth betrachtet hatte, seufzte sie tief und das Eintreten der Gräfin nicht bemerkend, sagte sie vor sich hin — Ich habe meinen Vater nicht gekannt, er soll, wie man mir sagte, schon früh in einer Schlacht gefallen seyn, auch meine Mutter hab' ich früh verloren und so bin ich eine arme, elternlose

Waiſe, die kein Herz kennt, das für ſie ſchlägt. Wenn ich das Bild meiner Mutter betrachte, fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort: ich mich an ihren ſchönen Zügen weide und ſie mit kindlicher Rührung anblicke, ſcheint es mir, daß ihr Bild, jemehr ich auf ſie ſehe, deſto freundlicher auf mich niederblickt, dann wird mir ſo wohl, meine Bruſt möchte vor Freude zerſpringen, denn ich habe ja Niemand, der mich anlacht und mir wohl will.

Hörſt Du bald auf mit Deinen unnützen Reden? unterbrach die Gräfin das Selbſtgeſpräch: ſchweig und ſetze Dich zur Arbeit!

Leonore fuhr erſchrocken zuſammen, gehorchte und ſetzte ſich wieder an die Arbeit nieder.

Heute Abend wirſt Du zum erſtenmal bei einem Feſte erſcheinen; begann nun die Gräfin, die Stille unterbrechend: für Deinen Anzug, für Deinen Schmuck werde ich ſorgen, könnte ich es auch nur eben ſo für Dein Benehmen. Dir fehlt der Stolz, die Würde, mit der man auftreten muß, das muthige Vertrauen auf Dich ſelbſt, das Dir ſagen muß: Mir gebührt die Achtung, die Bewunderung der Welt! — Ich kann in ſolchen An-

hervorgehen!" rief Magdalene in Verzweiflung, „— Für mich ist das Erdenglück dahin! Mein Herz ist gebrochen, die Welt ist mir todt, nur bei ihm wäre noch Glück für mich!"

„Nur bei ihm?" wiederholte der Alte, und der Ton, mit dem er dies sagte, sprach deutlich seinen Schmerz aus — „Also bei deinem Vater fühltest du dich nicht glücklich? Das hab ich nicht um dich verdient."

„Zürnt mir nicht," bat sie, „was kann ich für mein Gefühl! Was die Pflicht gegen Euch mir gebietet, hab ich gethan, will es auch ferner thun; die Thränen, die mein Auge weint, sollen Euch verborgen bleiben, die Seufzer meiner Brust für Euch unbemerkt ihr entsteigen; aber der Reiz des Lebens ist mit ihm dahin, meine Sonne ging unter, für mich ist es Nacht, und nur dort kann mir die Morgenröthe wieder aufgehn! Was kann ich dafür, daß es so ist? —"

„Frevle nicht!" warnte der Vater, „Suche Trost in der Religion, halte fest am Glauben."

„Mein Anker ist gebrochen," sagte sie traurig, „Mein Schiff schwankt hin und her —"

„Suche festen Grund, Magdalene!"

„Wo ihn finden?" sprach sie, und das Vertrauen schien sie ganz verlassen zu haben, „— Ach, schickte der Himmel mir ein Zeichen, nahte mir ein Engel der Offenbarung."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und die Muhme aus Gmünd trat ein. Benedikt warf einen zornigen Blick auf sie, dann sagte er mit barschem Tone zu der Tochter, die mit freudefunkelnden Augen auf die Ankom-

genblicken nichts für Dich thun, als Dir hier gute Lehren geben und Dich dort durch Blicke warnen; achte auf Beide! Der Herzog von Nemours wird Dich als seine Dame aufführen, für die er in die Schranken getreten ist! fuhr sie dann fort: vergiß dies keinen Augenblick, dieser Gedanke muß Dir Stolz und Würde geben; muß Dich mit Zuversicht neben die hoffärtige Julia Gonfalieri stellen, die Du sicher verdunkeln wirst —

Muhme! wollte Leonore sie unterbrechen, aber ein zürnender Blick der alten Dame hieß sie schweigen; die Gräfin fuhr fort: ihre Mutter trat mit der Deinigen in die Schranken, ward ihre ärgste Feindin und trübte ihr Leben bis zum Tode, deßhalb hasse ich sie auch bis in den Tod! — Auch Du würdest meinen Haß theilen, wenn ich Dir das Geheimniß Deiner zu früh heimgegangenen Mutter jetzt schon enthüllen dürfte. Glaub' aber meinen Worten, hasse diese Julia, hasse sie glühend, Deiner und ihrer Mutter wegen.

Wie kann ich, Muhme! unterbrach sie Leonore: ich kenne sie ja nicht.

Du mußt! Habe Vertrauen zu meinen Worten, sei gehorsam meinen Befehlen! —

Der Herzog wird Dir den Hof machen! fuhr sie gemäßigter fort: Nimm diese Auszeichnung an, nimm sie wenigstens für diesen Abend an. Ganz Asti muß glauben, daß Du des Herzogs Geliebte seyest.

Nimmermehr! fuhr das Mädchen auf.

Ich befehle es Dir! sagte die Dame gebieterisch.

In Allem will ich Euch gehorchen, entgegnete Leonore mit einer Heftigkeit, die ihr sonst nicht eigen war: nur hierin nicht! Wie könnte ich mich so verstellen, so vor dem versammelten Adel Asti's verstellen, wie den Herzog täuschen — wie den —

Wie den Chevalier betrüben! fiel ihr die Gräfin schnell in die Rede, als Leonore hocherröthend stockte: Das ist es, thöriges Kind, warum Du Dich meinem Willen widersetzest. Der Chevalier, nicht der Adel von Asti hält Dich ab, Deiner Eitelkeit den Triumph zu bereiten.

Muhme, ich glaube Ihr thut mir doch Unrecht! sagte Leonore: Ja, ich gestehe es, die Meinung des Chevalier, ob er mich für gut oder schlecht hält, ist mir nicht gleichgültig, aber dies bestimmt mich nicht allein.

Eine gewiſſe Scheu hält mich von dem Herzoge zurück, ich will ihm wohl, doch wenn er mir Schmeicheleien ſagt, mir verſichert, daß ich ſchön ſei, wird er mir zuwider.

Würde es der Chevalier ſagen, würde es Dir nicht zuwider ſeyn, nicht wahr? unterbrach ſie die Gräfin.

Ich glaube Ihr habt Recht! ſagte das Mädchen und wurde nachdenkend — Ach, liebe Muhme! ſagte ſie plötzlich und ſank an ihre Bruſt: Ihr kennt das Herz ſo gut, Ihr ſeht ſo klar, ſagt, o ſagt mir, was iſt ſeit den Paar Tagen mit mir vorgegangen, daß ich mich ſo ängſtige, mich ſo unruhig und doch ſo glücklich fühle wie noch nie, daß ich jeden Augenblick wünſche ihn zu ſehen und kommt er, daß es mir dann ſo beklommen wird, ich zittre, mein Herz ſtärker klopft?

Die Gräfin lächelte und liebkoſ'te das Mädchen, blickte freundlich und mild auf ſie nieder, welche, die Löſung des Räthſels von ihr erwartend, an ihr auf ſah — Liebe Leonore! ſagte endlich die alte Dame: ſo wie Du hier ängſtlich in meinen Armen liegſt, lag auch Deine Mutter und ſprach in ähnlichen Worten

ihre Gefühle aus. Ich war zwölf Jahre älter als sie und mehr mütterliche Freundin als Schwester, deshalb mußte ich ihr das Geheimniß ihres Herzens enthüllen. Ich warnte, ermahnte — doch ich will von jener Zeit schweigen. — Aber auch Dich, Leonore, will ich warnen, will Dir rathen: Gieb Dich nicht zu früh einer Leidenschaft hin, von der Du nur ahnest, daß sie erwiedert wird. Der Chevalier scheint ein ernster, edler Mann zu seyn, meint er es redlich, so wüßte ich nicht, warum ich feindlich zwischen Eure Herzen treten sollte. Aber heute, Kind, heute mußt Du meinem Willen nachgeben, heute mußt Du die Geliebte des Herzogs von Nemours scheinen.

Und was wird er dazu sagen?

Der Herzog oder der Chevalier? Welchen von Beiden meinst Du, Leonore? fragte die Dame.

Beide, Beide, mein' ich! erwiederte sie schnell.

Der Herzog wird es nicht anders erwarten, sagte die Gräfin: denn es ist für jede Dame, wie vielmehr für ein junges Mädchen bei ihrem Eintritte in die Welt ehrenvoll, wenn ein

Mann, wie der Herzog von Nemours, als ihr Ritter sich zeigt, besonders wenn er schon für sie seine Lanze eingelegt hat. Zwischen Galanterie und Herzenneigung ist ein groser Unterschied, Kind! jene beschäftigt nur unsre Eitelkeit, diese unser Gemüth!

Aber der Chevalier? fragte Leonore unbefangen, da die Gräfin ihn nicht erwähnen zu wollen schien.

Der Chevalier kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, das es Dir Pflicht ist, artig und zuvorkommend gegen den Herzog zu seyn und daß Du an einem solchen Tage ausschliessend nur ihn zu berücksichtigen hast. Und sollte es ihn kränken, so macht am andern Tage ein freundlicher Blick Alles wieder gut.

Dies war nun freilich Leonoren nicht so ganz einleuchtend, sie mußte aber demungeachtet der alten Dame versprechen, ihren Rath zu befolgen und sich heute Abend ihren Wünschen gemäß zu betragen. Sie erwartete nun auf so mancherlei Ursachen mit klopfendem Herzen den Abend, wo sie zum erstenmal den Glanz der Welt sehen, wo sie als die Königin des Festes auftreten, aber mehr als dies, in-

all' ihrer Herrlichkeit vor ihm, dem Manne ihres Herzens erſcheinen ſollte.

8.

In der hellerleuchteten, prachtvoll geſchmückten Wohnung des Marcheſe wogte ſchon Alles von Dienern und Gäſten; Trompeter, Pauker und Geiger warteten ſchon lange auf das Zeichen anzuſtimmen und ungeduldig ſahen die Gäſte, welche von Aſti und allen benachbarten, von den Spaniern beſetzten Städten herbeigeſtrömt waren, der Ankunft des Herzogs entgegen, am ungeduldigſten aber Julia Gonfalieri, die, wie eine Fürſtin geſchmückt, ihren Stolz durch das Zögern Nemours gekränkt fühlte. Wahrhaftig! ſagte ſie zu Peſcara: Es ſtimmt ſchlecht mit der ſo geprieſenen franzöſiſchen Artigkeit überein, eine ſo anſehnliche Verſammlung und Euch, Marcheſe! als Wirth ſo lange warten zu laſſen. — Wäre ich an Eurer Stelle, ich beföhl', daß der Tanz ohne ihn beginnen ſolle — Peſcara verweigerte es jedoch; obgleich Neapolitaner von Geburt, war er im Benehmen zu ſehr Spanier und zu

ſtolz, um nur im Mindeſten zeigen zu wollen, daß auch er ſich gekränkt fühle. Er wartete ruhig, machte einſtweilen den heitern Wirth und erſt als man ihm meldete, der Herzog nahe mit ſtattlichem Gefolge dem Pallaſte, gab er den Befehl, daß bei deſſen Eintritt in den Saal die Trompeten ſchmetternd ihn empfangen ſollten.

Ob er wohl in meiner Farbe und mit meinem Wehrgehenk erſcheinen wird? dachte und hoffte Julia, als die Flügelthüren ſich öffneten, — Aber ihre Hoffnung täuſchte ſie; weder der Herzog noch ſein Gefolge waren feuerfarben gekleidet, und ein weit reicher geſticktes Wehrgehenk als das Ihrige, hing über ſeine Schulter, als er mit einer jungen, reichgeſchmückten Dame an der Hand, deren Schleppe von zwei Pagen getragen wurde, eintrat. Aller Augen waren auf ſie, die Niemand kannte, gerichtet, ſo daß man die ihr folgende, vom Chevalier geführte Gräfin Gagliano ganz überſah.

Marcheſe! redete der Herzog Peſcara an, welcher, Julia an der Hand, ihm entgegen gekommen war: Ihr erlaubtet mir die Dame, für die ich Euern Fehdehandſchuh aufhob, hierher zu führen, ich ſtelle ſie Euch hiermit vor

und Ihr werdet gestehen müssen, sie verdiente es, daß wir drei Lanzen für sie brachen. Auch Ihr, schöne Julia, wandte er sich zu dieser: habt jetzt die Ueberzeugung, daß es eine Würdige war, die sich Euch entgegenstellte — nicht Ihr selbst — raunte er ihr zu.

Julia hatte kein Auge von dem schönen Mädchen gewandt und kaum auf das gehört, was der Herzog ihr sagte. Sie theilte in dem ersten Augenblicke das Erstaunen Pescara's und der ganzen Versammlung und ohne dem Herzoge zu antworten, ruhte ihr Blick, der sich immer mehr und mehr umdüsterte, auf der Hocherröthenden, deren Hand in der Hand des Herzogs zitterte und die kaum den Blick aufzuschlagen wagte.

Endlich brach der Marchese das Schweigen — Signora! sagte er verbindlich: Ich begrüße Euch als die würdige Gegnerin meiner Dame und bin erfreut, daß Ihr durch Eure Gegenwart dies Fest zu verherrlichen erschienen seid. Auch Ihr, Gräfin Gagliano, seid mir gegrüßt.

Leonore, die bei dieser Anrede die Augen aufgeschlagen und an seiner Seite Julia erblickt hatte, gedachte in diesem Augenblicke

der Worte der Gräfin. Sicher ist das Julia Gonfalieri! war ihr erster Gedanke und dieser Gedanke erweckte ihren Stolz und gab ihr den Muth, mit Anstand dem Marchese zu antworten, ihm zu danken und ihn zu ersuchen, sie der Dame vorzustellen, mit der sie es gewagt, um den Preis der Schönheit zu streiten. Der Marchese erfüllte ihren Wunsch; stolz empfing sie Julia und zur großen Freude der alten Gräfin benahm sich Leonore auch in diesem Augenblicke mit Würde.

Der Tanz begann nun. Der Herzog von Nemours mußte mit Leonore den Reihen eröffnen und Aller Augen folgten dem schönen Paare. Es waren nur Wenige, welche die regelmäßigen Züge, das dunkle schwarze Haar, das stechende Auge, den üppigen Wuchs von Julia Gonfalieri, den braunen Ringellocken, den blendenden und doch zarten Farben, dem schmachtenden, dunkelblauen Auge der jungfräulichen Gestalt Leonorens vorgezogen hätten; die Meisten, besonders die Frauen, theilten der Jungfrau den Preis zu und der Beifall, den man ihr offen zollte, vermehrte sich immer mehr und mehr, je weniger befangen sie sich zeigte. Bald hatte die Gräfin nicht

mehr nöthig, ängstlich sie zu beobachten, sie betrachtete sie nur noch, um sich an ihrer Schönheit zu ergötzen und das Mädchen fand sich über ihr Erwarten schnell in die ihr neuen Verhältnisse des geselligen Lebens der großen Welt.

Der Herzog beschäftigte sich ausschließend mit ihr, die sich zwar dadurch geehrt und geschmeichelt fühlte, aber doch sicher lieber an der Hand des Chevaliers, der still und in sich gekehrt in einer Fensterbrüstung stand, durch die Reihen geschwebt hätte, als an der Hand des gefeierten Herzogs, der Aller Augen auf sich zog. Oft, wenn er mit ihr sprach, war sie zerstreut und so in Gedanken versunken, daß sie seine Fragen nicht beantwortete, denn sie war seit heute früh schon ununterbrochen mit sich allein beschäftigt gewesen. Nicht, daß der Eindruck, den sie auf alle Anwesende machte, ihrer Eitelkeit nicht geschmeichelt, daß die Pracht des Festes, die köstlichen Gewänder, die sie hier sah, die tönende Musik, die sie hörte, ihr eigner Anblick, den sie in den venetianischen Spiegeln so herrlich geschmückt erblickte, sie nicht mit einer Art Taumel erfaßt hätte; sie brachte der Weiblichkeit diesen

mende blickte, „Geh auf deine Kammer, Magdalene; denn das iſt wahrlich kein Engel der Offenbarung. Geh!“

Magdalene begrüßte im Vorbeigehen die Muhme, warf noch einen ſtrahlenden Blick auf ſie, und entfernte ſich.

„Was wollt Ihr hier?“ fuhr Benedikt jetzt die Matrone an.

„Ich ſuche Zuflucht bei Euch,“ erwiederte ſie. „Die Franzoſen ſind plötzlich von Schorndorf aus vor unſere Stadt gerückt, der Weg nach Ellwangen und Heidenheim war verſperrt, es blieb mir nichts übrig, als über die Alp hierher zu flüchten. Die Priorin der Clariſſerinnen mit den jüngſten Nonnen und den Novizen haben mich begleitet.“

„Glaubt Ihr hier ſicherer zu ſein?“ fragte er eben nicht verbindlich.

„Ich hoffe es, und auf jeden Fall bin ich in Eurem Hauſe vor Mißhandlungen ſicher; eine arme, verlaſſene Frau —“

„Warum bezieht Ihr Euere Wohnung auf der Blaſien Au bei der Wittwe des Meſſerſchmidts nicht wieder?“ unterbrach er ſie mit Unmuth, „Wie könnt Ihr noch, nachdem was vorgefallen iſt, mein Haus betreten?“

„Die Wohnung auf Blaſien Au überließ ich den frommen Clariſſerinnen; überdies Schwäher, hat ja der Tod verſöhnt, und eine Freiſtatt werde ich wohl in Euerem Hauſe erwarten können, da ich jahrelang Euer Kind in dem meinigen pflegte.“

„Beſſer, es wäre nicht geſchehen!“ brummte Benedikt vor ſich hin, reichte jedoch der Schwägerin die Hand zum Willkommen, und hieß ſie zu ihrer Schweſter hinauf ge-

Zoll, aber es bedurfte nur eines einzigen Blickes auf den ernsten Mann im Bogenfenster und alle Zauberei war dahin.

Was ist es denn eigentlich — dachte sie dann — was ich bei dem Anblicke dieses Mannes fühle? Warum pocht mein Herz stärker, naht er sich mir? Warum würde es mir die Brust zu zersprengen drohen, schwebt' ich Arm in Arm durch die Reihen der Tanzenden mit ihm dahin? — Der Herzog ist schöner und liebenswürdiger und doch könnte ich ihn nicht lieben. — Und liebe ich denn ihn? Weiß ich denn, ob er meine Liebe verlangt?

Eben als sie so dachte, der Herzog sie der Obhut der Gräfin übergeben und sich auf einen Augenblick entfernt hatte, nahte sich ihr der Chevalier — Ihr feiert einen schönen Triumph, Signora! sagte er verbindlich aber ernst; Ihr seid die Königin dieses Festes und bei Gott! alle Männer würdet Ihr als Eure Kämpfer sich waffnen sehn, wäret Ihr so anmaßend, wie Julia Gonfalieri und fordertet Ihr sie auf, für Euch in die Schranken zu treten. Es thut mir wohl, Euch so geehrt zu sehen.

Ihr zeigt es mir nicht, Chevalier, erwiederte

derte sie freundlich: Ihr seid, während Alles froh und fröhlich ist, so ernst und düster, es scheint, daß nichts Euch aufzuheitern, nichts Euch einen freundlichen Blick abzugewinnen vermag. Der Chevalier lächelte bei diesen Worten, aber es war ein schmerzliches Lächeln, so daß Leonore den Kopf schüttelnd ihm sagte: Freuet Euch mit mir, der all' dies bunte Gewühl neu ist und die oft nach dem Takte dieser Musik tanzt und doch mit ihren Gedanken nicht beim Tanze ist.

Und wo sind dann Eure Gedanken? fragte der Chevalier rasch. — Leonore erröthete und beantwortete die Frage nicht.

Jetzt nahte sich ihr der Herzog wieder. Er kam von Julia, der er auf galante verbindliche Weise ins Geheim Vorwürfe gemacht hatte, daß sie ihm gestern die Pforten des Paradieses verschlossen und ihn durch die Unterschrift ihres Briefes mystificirt habe.

Herr Herzog! hatte ihm die Piemonteserin geantwortet: wer dem Himmel entsagt, darf nicht erwarten, daß er ihn geöffnet finde. Es scheint, die Frauen Eures Landes lassen sich ungestraft vernachlässigen und begnügen sich mit einem getheilten Herzen.

Und die Eures Landes nahm der Herzog schnell das Wort: begnügen sich, wie es mir scheint, nicht mit einem Ritter, sie wollen ihrer zwei haben, die sich für ihre Schönheit gegenseitig die Hälse brechen sollen. Julia hatte bei diesen Worten einen flammenden Blick auf den Herzog geworfen, er lächelte ruhig und verließ sie, um zu seiner Dame zu gehen.

Remours, einer von denen Männern, die bei Frauen selten Widerstand gefunden hatten und welcher den Denkspruch, den er in seinem Wappen führte: „Dem Kühnsten folgt das Glück" so bewährt gefunden hatte, daß er ihn überall anwenden zu müssen glaubte, hielt weibliche Tugend höchstens für einen köstlichen Kampfpreis, nach welchem man nur muthig und gewandt ringen müsse, um ihn sicher zu gewinnen und diesem Grundsatze folgend, hatte ihm bis jetzt noch kein weibliches Herz widerstanden. Leonorens Schönheit, ihre Befangenheit, die Unschuld, die aus ihren: dunkelblauen Auge so deutlich sprach, reizten ihn, sie schien ihm ein köstlicher, wenn auch schwer zu errringender Preis und dies spornte seine Eitelkeit und entflammte seine Begierde noch

mehr. Er hoffte, der heutige Tag würde ihm die Bahn ebnen, die Eitelkeit das Mädchen verlocken, die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten wurden, der Neid, den sie deutlich auf den Gesichtern aller Frauen lesen konnte, wenn sie an der Hand des Herzogs durch die Reihen schwebte, würde ihre Sinne bethören. Aber Leonore war zwar gegen Alles dieses nicht unempfindlich, die Huldigungen thaten ihr wohl, der Spiegel sagte ihr heute mehr als je, daß sie schön, sehr schön sei und die neidischen Blicke der Frauen entgingen ihr nicht; doch ein Blick auf den ernsten traurigen Mann, der einsam in dem Fenster stand, ließ sie Alles vergessen und ein freundliches Wort der alten Gräfin, die heute mit ihr sehr zufrieden war und es ihr auch wider Gewohnheit bei jeder Gelegenheit, bei jedem Worte unverholen zeigte, beglückte sie mehr als die Schmeicheleien, die sie bis zum Ueberdrusse vernahm, als alle verführerischen Worte, womit sie der Herzog zu umstricken hoffte. Sie nahm Theil an dem Vergnügen, wie es bei einem jungen fröhlichen Mädchen natürlich war, zeigte beim Tanze, daß er ihr Freude mache, gab sich diesem Vergnügen

hin, ohne der Eitelkeit ein Opfer bringen zu wollen, war verbindlich gegen den Herzog und auch nicht verlegen, es öffentlich zu zeigen. Sobald er aber ins Geheim mit ihr sprach, war sie kalt, fast abstoßend gegen ihn.

Signora! sagte er endlich zu der Gräfin: Ihr habt ein Meisterstück von Sittsamkeit an Eurer Nichte geschaffen. Wahrlich! Wäre sie weniger schön, könnte diese Sprödigkeit leicht langweilig werden, so aber fordert es nur noch mehr zum Kampfe auf, wobei jedoch die junge Schöne unverwundbar dasteht und keine Blößen giebt. Ein seltenes Mädchen; bei Gott! wie ich noch Keine sah.

Die Gräfin lächelte. Mir gebührt nicht der Ruhm! erwiederte sie: Leonore ward im Kloster erzogen und tritt heute zum erstenmal in die Welt ein; aber ich freue mich Eures Urtheils über sie, gnädiger Herr, denn nur Ihr, als ein solcher Kenner unsers Geschlechts, vermögt zu unterscheiden, ob das Betragen meiner Nichte Befangenheit oder wahre Sittsamkeit sei, denn oft glüht die verborgene Flamme, wenn auch der Blick gesenkt sich nicht zu erheben wagt, oft schlägt das Herz laut, wenn auch der Mund schweigt.

Und glaubt Ihr, das könne bei Eurer Nichte der Fall seyn? fragte der Herzog, durch die Reden der alten Dame aufmerksam geworden.

So gut wie bei jedem Mädchen, gnädiger Herr! erwiederte sie: nur die Thörigte zeigt sich Euerm Geschlechte ganz wie sie ist; auch der Unschuldigsten gab die Natur den Instinkt und die Gabe sich zu verstellen. Leonorens Geist ist trotz ihrer Schüchternheit lebhaft, ihr Gemüth weich, ihr Herz offen und ich wette, liebt sie, so sind ihre Empfindungen stark und feurig.

Der Herzog sah die alte Dame forschend an. Sollte ihre Rede ihn ermuntern, der schönen Nichte ferner den Hof zu machen und sich nicht abschrecken zu lassen? Sollte sie die Strenge, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, hier verläugnen? Sollte ihre Eitelkeit — Nein, nein! Es umzog, indem sie dieses sprach, ein so sarkastisches Lächeln ihre welken Lippen, er durfte ihren Worten nicht trauen und hätte ihnen so gern getraut.

Was kann es schaden? dachte er: schon oft hast Du die sprödeste Schöne am fügsamsten gefunden. Er setzte sich nun wieder zu

Leonoren und vorsichtiger geworden, suchte er nur leise ihre Eitelkeit rege zu machen und gab seinen schmeichelnden Worten den Anstrich der Treuherzigkeit, redete als Freund zu ihr und bemerkte zu seiner Freude, daß sie auf diese Weise weniger schüchtern und nach und nach zutraulicher gegen ihn wurde.

So beschäftigte er sich den ganzen Abend nun ausschließend mit ihr und hatte seit der letzten Unterredung mit Julia sich dieser nicht wieder genaht. Immer emsiger bewarb er sich um Leonore, welche eine strenge Weisung, selbst die Bitten ihrer Muhme, den Herzog nicht unfreundlich zurück zu stoßen, bei ihm gebannt hielten. Jetzt aber, als das Fest schon seinem Ende nahte, erhob sie sich plötzlich von ihrem Sitze und kam, von dem Herzog gefolgt, eiligst auf die Gräfin zu, die eben mit dem Chevalier im Gespräch vertieft war. Sie glühte und konnte eine innere Bewegung nicht verbergen. Auch dem Chevalier entging dies nicht und da es ihm schien, sie habe der Gräfin etwas zu vertrauen, so folgte er dem Herzoge, der im Gewühl den Marchese aufsuchte.

Was Dir auch begegnet seyn mag, raunte ihr die Gräfin hastig zu: so fasse Dich, wir

werden beobachtet. Setze Dich zu mir, Kind, und erzähle mir, wo möglich mit heitrer Ruhe, was Dich so empört, aber leise, daß es Niemand hört und sein ruhig, als sei es die gleichgültigste Sache von der Welt.

Wie kann ich ruhig seyn? sagte das Mädchen, kaum seine Thränen zurückhaltend.

Du mußt! sagte die Dame gebieterisch, als sich Leonore neben sie gesetzt hatte — Was wird es seyn! fuhr sie dann lächelnd fort: der Herzog hat Dir Schmeichelhaftes gesagt, hat Dir seine Liebe erklärt — Leonore nickte bejahend — und Du hast geschwiegen?

So ist es! unterbrach sie das Mädchen.

Und was ist das für ein Unglück? meinte die Dame: ist dein Herz verschlossen, so verhallen dergleichen Worte im Wind' und verwehen bedeutunglos —

Ihr wißt noch nicht Alles! fiel ihr Leonore von Neuem in die Rede.

Hat er Dich vielleicht gar zu einer heimlichen Zusammenkunft bereden wollen?

Das wollte er, denkt! sagte Leonore mit Unmuth: Er wagte es, mich um die Erlaubniß zu bitten, morgen Abend, wenn Ihr ausgegangen wäret, ihn heimlich zu sprechen.

Und was erwiederteſt Du?

Ich erhob mich unwillig von meinem Sitze, er folgte mir und begleitete mich hierher.

Da haſt Du Unrecht gethan, ſagte die Dame: warum gingſt Du nicht in ſeine Wünſche ein? — Leonore ſah ſie bei dieſen Worten erſtaunt an — Du durfteſt es mich nur wiſſen laſſen, ſo blieb ich zu Hauſe, überraſchte den Herzog —

Und wozu ſollte das führen? fragte das Mädchen empfindlich.

Wozu es führen ſollte? murmelte die Gräfin vor ſich hin: Zu gar Vielem! — Doch, liebe Leonore — fuhr ſie in ſo herzlichem, gutmüthigem Tone fort, dem das weiche Gemüth des Mädchens nicht widerſtehen konnte: — ſei vernünftig, ſei freundlich gegen den Herzog, gönne Deiner und meiner Feindin nicht den Triumph. Sieh nur, wie ſie höhniſch lächelnd auf Dich blickt, Du mußt, wenn es Dir auch noch ſo viel Ueberwindung koſtet, zuvorkommend gegen den Herzog ſeyn. — Was ſchaden Dir die thörigen Worte eines Mannes? — Verſchließe ihnen Dein Herz, dringen ſie nicht bis zu dem, ſo ſind ſie unſchädlich. Dies ſagend, winkte ſie dem von ferneſtehen-

den Chevalier, sagte ihm einige leise Worte, dann bat sie ihn, zu Leonorens Erstaunen, die heute ihre Muhme gar nicht begreifen konnte, Leongre zu jener Dame im grauen Sammetkleide zu führen, die eine Freundin von ihr sei.

Der Chevalier reichte der Jungfrau die Hand. Zum erstenmal ruhte sie in der Seinigen, zum erstenmal fühlte sie einen leisen Druck, den sie sogar unwillkührlich erwiedert zu haben glaubte und der alle ihre Nerven erbeben ließ. Ach! Der Weg bis zu jener Dame war so kurz, der Augenblick so süß! — Sie dankte ihm, als er sie der Dame übergeben hatte, mit keinem Worte, aber mit einem Blicke, so ausdruckvoll und doch so verschämt, daß der Chevalier sich von diesem Augenblicke an für hoch beglückt hielt und sich in das einsamste Winkelchen des Saales zurückzog, um dort ungestört sich der Ahnung und seinem Glücke überlassen zu können.

Auch Leonore hing gar freundlichen Gedanken nach, denn das Erwachen der ersten Liebe ist ein fortgesetzter Traum; ein Traumbild reiht sich an das andere und wenn auch Keines klar und deutlich dem Blicke erscheint, Alle, wie mit einem Zauberflor umwoben, vor

hen — Als sie sich aber entfernen wollte, hielt er sie zurück, „Frau!“ sprach er, ihre Hand etwas unsanft schüttelnd, „Ihr habt in Magdalenens Herz Unkraut gesäet, hofft nicht hier erndten zu wollen, versucht nicht, das aufgeregte Gemüth des Kindes vollends zu berücken; denn wahrlich — Doch geht nur hinauf zu meinem Weibe, Gott möge Euern Eingang segnen.“

Die Muhme ging, und ihre Ankunft verbreitete bei den Frauen mehr Freude, als Benedikt bei ihrem Anblick empfunden haben mochte, der, nachdem er das Nöthige angeordnet, schnell den Mantel umwarf, und, Erkundigungen einzuziehen, das Haus verließ.

dem thränenfeuchten Auge ſchweben, ſo giebt ihnen doch die Ahnung ſo liebliche Geſtalten, daß man das Auge nicht von ihnen abwenden kann.

Als die Dame, zu der ſie ſich geſetzt hatte, ſie endlich durch mancherlei Fragen aus ihren Träumen weckte, ſie ihr antwortete und ihr Auge, vielleicht den Chevalier ſuchend, im Saale herumſchweifte, erblickte ſie zu ihrem Erſtaunen den Herzog neben der Gräfin im emſigen Geſpräche ſitzen. Ihre Unterhaltung konnte nicht feindlich, nicht ernſt ſeyn, denn Beide lächelten, Beiden ſchien der Inhalt angenehm. Sie ſchüttelte bedenklich den Kopf, denn ohne daß es ihr recht klar wurde, glaubte ſie in dem Charakter der ihr ſonſt ſo ehrwürdig und ſtreng erſchienenen Frau irre ſeyn zu müſſen; ſie glaubte jetzt die Abſicht der Gräfin, ſie dem Herzog näher zu bringen, nicht mehr verkennen zu können und ohne eigentlich zu wiſſen warum, hielt ſie dieſe Abſicht für ſträflich.

Der Herzog bezeigte ſich nun während des übrigen Theils des Feſtes galant und zuvorkommend gegen ſie und der Bitte ihrer Muhme gedenkend, wagte ſie es nicht, ihn kalt

zurückzuweiſen. So verging dieſer Tag, der erſte, wo Leonore die rauſchenden Freuden des Lebens genoſſen, wo ihre Eitelkeit erwacht und ihr Herz von ſchmerzlich ſüßen Empfindungen durchdrungen worden war. Der Herzog begleitete ſie wieder mit ſeinem Gefolge zurück und von tauſend lieblichen Bildern umgaukelt, ſchlief ſie endlich ein.

9.

Als Leonore am Morgen im Zimmer der Gräfin wieder bei ihrer Arbeit ſaß und ihr Auge kaum davon wandte, fand dieſe bald Gelegenheit, von dem geſtrigen Feſte mit ihr zu reden und ſuchte durch mancherlei Fragen Leonore dahin zu bringen, ihre Gefühle offen darüber auszuſprechen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, das Mädchen blieb verſchloſſen, beantwortete die an ſie gerichteten Fragen nur kurz und einſilbig und der geſtrige Tag ſchien keine freudigen Erinnerungen in ihr zurückgelaſſen zu haben, und die welche ihr geblieben waren, ſchienen zu ſchön zu ſeyn,

um sie mittheilen zu können. Sie arbeitete emsig weiter und blickte nicht auf.

Du erscheinst mir heute sonderbar! brach nach einer langen Stille endlich die Gräfin das Schweigen: Du vermeidest, mit mir über den festlichen Tag zu sprechen, weichst jeder Frage aus und scheinst so emsig mit Deiner Arbeit beschäftigt, daß Du selbst Deinen Liebling, den Geharnischten, nicht einmal eines Blickes würdigst. Seit gestern scheint Dir selbst das Bild gleichgültig geworden zu seyn; es hat freilich mit dem Chevalier Moucha keine Aehnlichkeit.

Leonore erröthete — Ihr irrt, Muhme, sagte sie sich erhebend: wenn Ihr glaubt, daß die edlen Züge jenes Bildes mir nicht mehr so lieb wären wie sonst. Durch so manches zerstreut gestehe ich, heute weniger nach dem Gemälde gesehen zu haben als ich wohl sonst zu thun pflege, aber selbst in diesem Augenblicke, da ich es betrachte, fühl' ich recht lebhaft den Wunsch, der Mann möchte leben und mir zur Seite stehen.

Und weshalb?

Daß ich ihm alle die wirren Empfindun-

gen, die sich in mir durchkreuzen, mittheilen könnte.

Und warum kannst Du das nicht mir? fragte die Gräfin gespannt.

Leonore ward verlegen — Nun! Bekomme ich bald Antwort? sagte die Dame streng.

Weil es mir dünkt, ich würde bei ihm Schutz gegen die Zudringlichkeiten des Herzogs finden und Ihr, liebe Muhme! verzeiht, scheint ihm so gewogen zu seyn.

Die Gräfin lächelte, war nicht ungehalten über das, was sie gehört, und schwieg.

Während des ganzen Tages war sie freundlicher und weniger streng gegen ihre Nichte als je. Sie berührte das Fest nicht mehr und erwähnte weder den Herzog noch den Chevalier. Nur einmal schien der gestrige Tag wieder sein Recht zu fordern, sie drückte Leonore heftig an sich und küßte ihre Stirn. Du hast mich gestern glücklich gemacht! sagte sie: Du hast die stolze Julia verdunkelt; nun bin ich zufrieden, nun erst bin ich glücklich! Aber schnell brach sie das Gespräch ab und stand unter dem Vorwande auf, sich ankleiden zu müssen, da sie heute Abend noch zu einer Freundin eingeladen sei.

Als sie sich von Leonoren trennte, war sie bewegt, sagte ihr mit Rührung Lebewohl, schloß sie mit Heftigkeit in ihre Arme und die Jungfrau glaubte eine Thräne in ihrem Auge schwimmen zu sehen. Sie wußte sich das nicht zu erklären und noch mehr war sie erstaunt, als sie in das Zimmer zurückkehrte und jenes ihr so liebe Bild mit einem Schleier verhüllt fand. Gönnt sie mir nicht den Genuß? sagte sie vor sich hin: soll ich die mir o lieben Züge nicht mehr sehen? Sie legte verdrießlich die kaum begonnene Arbeit wieder hin und wollte der Gräfin zum Trotze das Bild sich vorzaubern; denn es zu enthüllen, wagte sie nicht; aber es wollte ihr heute nicht gelingen, statt der Züge des Bildes, traten die des Chevaliers vor sie und da sie sich nicht bestrebte, sie zu verscheuchen, blieben sie ernst und doch freundlich vor ihr und so an ihn denkend, schwanden die Minuten, die Stunden des einfachen Abends.

Die Gräfin blieb heute, wider ihre Gewohnheit, lange aus; die Stunde des Abendessens war schon längst vorüber und sie war noch nicht zurück. Es begann Leonoren bange zu werden; sie schellte, Niemand kam; sie

wollte einen Diener rufen, nahm das Licht, ging auf den Vorsaal, aber das Haus schien heute wie ausgestorben, Niemand erschien auf ihr wiederholtes Rufen, da kehrte sie, ängstlich geworden, in das Zimmer zu ihrer Arbeit zurück. Aber so wenig wie vorhin wollte diese sie zerstreuen, auch der zerrissene Faden der Erinnerung an ihn sich nicht mehr anknüpfen. Nur an die Gräfin denkend, nur ihre Zurückkunft mit ängstlicher Unruhe erwartend, saß sie, bald das Fenster, bald die Thüre öffnend. Da vernahm sie durch die Stille, die sie umgab, plötzlich einen Lärm auf der Straße, sie öffnete das Fenster, Waffengeklirr tönte von unten herauf; auch vernahm sie mehre Stimmen, die wild durcheinander schrieen. Sie schlug das Fenster wieder zu, setzte sich in banger Erwartung, und tausend ängstliche Gedanken durchkreuzten sich in ihr.

Der Lärm und das wilde Getöse entfernte sich und es ward auf der Straße wieder so still wie in dem Hause. Aber dies beruhigte Leonore wenig, die Einsamkeit war ihr heute grausig und nie war noch die Sehnsucht nach der Rückkehr der alten Dame so laut, so

ſtark in ihr geweſen wie heute. Da vernahm ſie auf dem Gange leiſe Tritte, ſie faßte ſich ein Herz, nahm das Licht und wollte hinaus ſehen, hoffte einen Diener dort zu finden — doch als ſie eben die Thüre öffnen wollte, trat ihr der Herzog entgegen. Sie that einen Schrei, das Licht entſank ihr, ſie ſtand im Dunkeln und fühlte ſich in dem nämlichen Augenblicke von ſeinen Armen umfaßt.

Gnädiger Herr! rief ſie, an allen Gliedern zitternd: Iſt nicht alles Gefühl für Tugend aus Euerm Herzen gewichen, ſeid Ihr nicht ein gemeiner Böſewicht, den jedes edeldenkende Mädchen verachten muß, ſo entfernt Euch und gebt mir ſo die Gelegenheit Euch achten zu können.

Liebliches Mädchen! erwiederte der Herzog lachend und drückte ſie feſter an ſich. — Ich müßte wohl ein Thor ſeyn, die Gelegenheit ungenützt vorüber gehen zu laſſen! Dies ſagend, fühlte ſie auch ſchon ſeine Lippen auf die ihrigen gepreßt. — Aber mit der Kraft, welche die Verzweiflung giebt, entwand ſie ſich eben unter lautem Hülferuf ſeinen Armen als eine Tapetenthüre ſich öffnete und die

Gräfin,

Gräfin, zwei brennende Kerzen in der Hand, hereintrat.

Rettet mich! rief Leonore, sich an sie klammernd: rettet mich vor diesem Menschen!

Schönes Mädchen! sagte der Herzog lachend: Die Gräfin wird es mir gewiß verzeihen, daß ich es wagte, Eure rosigen Lippen zu küssen, sie kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß ein kühner Ritter wohl solchen Minnelohn von seiner Dame nehmen darf.

Ihr seid nicht mein Ritter! — Ihr sollt es nicht seyn, so wenig ich Eure Dame bin und es seyn mag! rief Leonore heftig — Redet doch für mich, Muhme! wandte sie sich zürnend nach dieser: sprecht doch ein ernstes Wort, verweist dem frechen Manne sein Unrecht, seid doch auch jetzt so streng, wie Ihr es sonst zu seyn pflegt!

Gnädiger Herr! begann die Gräfin: ich begrüße Euch und heiße Euch willkommen, wie es Euerm Stand gebührt, doch kann ich es Euch nicht bergen, daß Ihr die Rechte der Gastfreundschaft verletzt habt. In dem Hause der Gräfin Gagliano sollte jedes weibliche Wesen für dergleichen Ungebühr sich ge-

sichert glauben. — Ich kann, gnädiger Herr, Euer Betragen nicht billigen; verzeiht, daß ich dies in Gegenwart meiner Nichte aussprechen muß.

Edle Dame! sagte der Herzog spöttisch, durch die Worte der Gräfin beleidigt und zugleich in Verlegenheit gesetzt: Ihr leset mir einen Sermon, als ob es Euer Amt, Eure Pflicht sei, spielt in Gegenwart dieser jungen Dame die strenge Duenna und seid es doch selbst, die mich einlud, während Eurer Abwesenheit das Fräulein zu besuchen.

Ihr habt den Herzog eingeladen? rief Leonore außer sich, Ihr, die Ihr die Stelle meiner Mutter vertreten solltet, habt mir die Schande bereitet?

Ja, ich habe den Herzog eingeladen, heute hierher zu kommen! sagte die alte Dame ruhig lächelnd: weil ich hoffte, der Herzog von Nemours sei zu edel, als daß er das Zutrauen so mißbrauchen, so unzart handeln würde.

Das entschuldigt Euch nicht! unterbrach sie Leonore noch immer mit Heftigkeit, da sie die Schmach nicht vergessen konnte.

So entschuldige mich dieser! sagte die

Gräfin ruhig und enthüllte das Bild des Geharnischten.

Ah! rief der Herzog: wie kommt Ihr zu dem Bilde?

Es ist das einzige Vermächtniß Eures sterbenden Vaters, das er seiner Tochter hinterließ.

Seiner Tochter? fragte der Herzog erstaunt, während Leonore unverwandt mit leuchtenden Augen das Bild betrachtete.

Ja, seiner Tochter, Herzog von Nemours! erwiederte die Dame mit finsterm Ernst: Ja, seiner Tochter, die hier neben Euch steht.

Leonore ist —

Eure Schwester, gnädiger Herr!

Beschämt und doch freudig überrascht stand der Herzog vor den beiden Damen, dann eilte er auf Leonore zu, sie zu umarmen. Sie aber wies ihn ernst zurück: naht mir nicht, Herzog von Nemours! sprach sie noch immer zürnend: Ihr habt bis jetzt ein zu grausames Spiel mit mir getrieben, als daß ich der Nachricht glauben könnte, Ihr wäret mein Bruder.

3.

Melac.

Noch am nämlichen Tage marschirte das Kontingent nach der Donau, Dillingen zu, und man hörte das Kriegsgetös und Wirbeln der Trommeln nicht mehr, wohl aber bald den Kanonendonner von Schorndorf her. Die aus der Pfalz und dem Würtenberger Lande eingegangenen Nachrichten waren wohl geeignet, die Gemüther friedliebender Bürger zu beunruhigen; denn die Franzosen führten zwar jetzt nur Krieg gegen Bürger und Bauer, noch stand ihnen kein Heer entgegen, sie führten ihn aber auf eine, bis jetzt unerhört grausame Weise, so daß sie in Rohheit und Beutedurst die zügellosen Horden des 30jährigen Krieges weit übertrafen. Nicht allein, daß sie schwere Kontributionen ausschrieben, sie plünderten auch, nachdem sie diese erpreßt hatten, Städte und Dörfer, zündeten sie bei ihrem Abzuge an und zogen dann, die Brandfackel in der Hand, von Ort zu Ort weiter. Der Generallieutenant Monclar rückte jetzt von Heidelberg aus nach dem Herzogthum Würtemberg, dies Land eben so, wie die Pfalz auszusaugen; unter ihm befehligte der Brigadier Melac, ein Mann, der Louvois und Monclars Befehle nur zu willig befolgte, und der jetzt vor Schorndorf stand, das er zur Ue-

Leonore! nahm jetzt die Gräfin das Wort und ein ernster, strafender Blick traf das Mädchen: glaubst Du, die Schwester Deiner Mutter würde je den Herzog von Nemours zu Deinem Kämpfer aufgerufen, ihm erlaubt haben, als Dein Ritter Dich zu dem Feste des Marchese Pescara zu führen, würde je einen Mann eingeladen haben, in der Dämmerung ihr Haus zu betreten, um ihre Nichte allein zu finden? O wie wenig kennst Du mich und mein stolzes Gemüth, das, obgleich von dem Fehltritte Deiner Mutter tief gebeugt, sich nie zu solch einer Handlung hätte erniedrigen können. Ich wollte über Julia Gonfalieri einen Triumph feiern; wollte Dich und den Ruf Deiner Schönheit durch Piemont verbreiten und dem Sohne Gelegenheit geben, den Fehler, den schweren Fehler seiner Väters wieder gut zu machen. Dies war meine Absicht und, Gott Lob, ich habe sie erreicht! —

Verzeiht, Muhme! sagte jetzt Leonore, ehrfurchtvoll ihr die Hand küssend: verzeiht, daß ich nur einen Augenblick an Euerm edlen Sinne zweifeln konnte! Alles war mir neu,

die Begebenheiten häuften ſich; was mir geſchah, war ſo empörend —

Ich verzeihe Dir gern, Leonore, ſagte die Gräfin ſanft: Dein edler Unmuth hat mich gefreut, Du kannteſt die Welt zu wenig, um mich durchſchauen zu können.

So ſcheint es, Gräfin! nahm der Herzog das Wort: daß ich allein der Strafbare und auch der Betrogene bin. Aber ich will es gern ſeyn, gab mir doch der Himmel Erſatz in meiner holden Schweſter.

Verweilt einen Augenblick! ſagte die Gräfin und ließ ihn mit Leonoren allein, die ihre ängſtliche Scheu vor dem Herzog noch nicht überwinden konnte. Endlich aber überwältigte ſie das kindliche Gefühl, ſie ſah mit thränendem Auge nach dem Bilde auf — Alſo das ſind die Züge meines Vaters! ſprach ſie freudig: Dieſer freundliche Zug um den Mund, dieſer ſanfte Blick des Auges gehörte ihm! — Ach, nun weiß ich doch, warum ich ſo ehrfurchtvoll an dieſen theuern Zügen hing, was mir dies Bild ſo werth und lieb machte! Ach, nun kenn' ich arme Waiſe doch meinen Vater und dünke mich nicht mehr ſo verlaſſen auf dieſer Welt!

Sie faltete, die Gegenwart des Herzogs ganz vergessend, die Hände und dankte Gott mit leisem Gebete für die ihr erzeigte Gnade, während der Herzog nicht wagte, ihre Andacht zu stören.

So fand sie die Gräfin, welche ein Kästchen in der Hand, eintrat und es dem Herzog überreichte. Leset diese Schriften, gnädiger Herr! sagte sie: und überzeugt Euch durch die Handschrift Eures Vaters selbst, daß Leonore mit Recht die Ehre hat, Eure Schwester zu seyn. Wenn auch der Priester ihre Mutter nicht mit Eurem Vater am Altare verband, werdet Ihr doch nicht eine Schwester verstoßen wollen, die Eurer an Schönheit und wahrlich auch an edlem Sinne so würdig ist.

Wahrlich, das werde ich nicht! sagte der Herzog, mit Feuer ihr die Hand reichend und durchflog nun rasch die Papiere. Es leidet keinen Zweifel! sagte er dann: und mit freudigem Herzen begrüße ich Leonore als die holde Tochter meines Vaters.

So gönnt mir einen Augenblick Gehör; nahm die Gräfin das Wort: vernehmt von mir den Verlauf der Sache und auch Du,

Leonore, ſetze Dich neben mich, höre aufmerkſam zu und fälle kein zu ſtrenges Urtheil über Deine unglückliche Mutter.

In den mailändiſchen Kriegen Franz I. lernte Euer Vater, gnädiger Herr, meine Schweſter, in dieſem nämlichen Hauſe, wo Ihr Euch jetzt befindet, kennen. Das ſchöne Mädchen gefiel ihm und er wußte bald ihr Neigung einzuflößen. Mir blieb es nicht lange verborgen; ich warnte, aber die Liebe war ſtärker als meine Worte, meine Schweſter achtete nicht auf meinen Rath und ließ nur ihr Herz, nicht ihre Vernunft ſprechen. Da beſchloß ich, das einzige Mittel zu ergreifen, ſie zu retten: ich wollte ſie trennen, da ich leicht voraus ſehen konnte, daß dieſe Liebe meine Schweſter nur zum Verderben, nie zum Glücke führen könnte. In aller Stille machte ich ihr bei den Karmeliterinnen zu Turin eine Freiſtatt aus, wo ſie ſo lange verborgen bleiben ſollte, bis die Begebenheiten des Kriegs den Herzog aus hieſiger Gegend geführt hätten. Alles war bereit, ein Tag gewählt, wo Euer Vater abweſend war; nur meine Kammerfrau und der alte Haushofmeiſter, der noch in meinen Dienſten iſt,

wußten davon. Da verrieth, durch unzeitiges Mitleid verführt, die Dienerin meiner Schwester das Geheimniß, sie fand Gelegenheit, es ihrem Geliebten mitzutheilen und unsern Turin ward die Sänfte, worin sie sich befand, durch einen Haufen Bewaffneter angehalten und die Unglückliche verschwand.

Nach einem schmerzvoll durchlebten Jahre, nachdem alle meine Nachforschungen nach ihr fruchtlos geblieben waren, saß ich eines Abends auf meiner Villa am Lago Maggiore und schaute über die blaue Fluth, als ein Kahn, von Anguera kommend, gerade auf die Villa zu segelte und dicht an der Mauer landete. Zwei verschleierte Frauen, wovon die Eine ein Kind trug, stiegen ans Land und schritten die Terrasse herauf. Als die, welche die Kleine trug, mich sah, stürzte sie auf mich zu, hielt mir das Kind entgegen und sank bewußtlos zu meinen Füßen nieder. Ich faßte schnell nach dem Kinde, wollte nach Hülfe rufen, aber ihre Begleiterin raunte mir zu: Ruft Niemand, es ist Eure Schwester! Ja, es war die Unglückliche! Das Kind, das ich in meinen Armen hielt, warst Du. —

Die Gräfin ſchwieg, ihr Auge wurde naß, die Rückerinnerung erpreßte ihr die Thränen. Sie liebkoſ'te Leonore, die vor ihr niedergeſunken, das Geſicht in ihren Schoos verbarg; der Herzog wagte durch keine weiteren Fragen die Stille zu unterbrechen.

Was ſoll ich die Wunde von Neuem aufreißen? ſagte endlich die Gräfin — Ich will über dieſe traurige Erinnerung ſchnell hinweg eilen. Der Herzog, Euer Vater, fuhr ſie dann fort: hatte ſie entführt, ſie nach Novara gebracht; dort ward ſie ein Opfer ihrer Leidenſchaft. Aber der Mann, der ſo ſanft, ſo mild auf uns herabblickt, hat nicht edel an ihr gehandelt, denn während ſie ihm dies holde Kind gebar, lernte er die Mutter Julia's Gonfalieri kennen, die, obſchon Mutter von 4 Kindern, ihn mit buhleriſchen Künſten umſtrickte; er verließ die Unglückliche und jener Brief, den Ihr geleſen, war der einzige Troſt, den er ihr zurück ließ. Es war ein elender Troſt! — Sie floh von Novara und kam mit ihrem Kinde zu mir. —

Monden nur ertrug ſie im Verborgenen ihr Unglück, dann brach der Gram ihr Herz. — Friede ihrer Aſche! —

Arme Mutter! klagte Leonore still vor sich hin, erhob sich, trat vor das Bild ihres Vaters und blickte wehmuthvoll nach ihm auf.

Sie vergab ihm, ihr letztes Gebet war — Segen für ihn von Gott zu erflehen; sprach die Gräfin: auch ich habe ihm vergeben. Zürne auch du nicht mit dem Vater, Leonore!

Ich zürne ihm nicht, Muhme! sagte das Mädchen gerührt.

So vergieb auch mir! rief der Herzog: sieh in mir Deinen Bruder, der Dir durch das ganze Leben treu zur Seite stehen wird. Er streckte die Arme nach ihr aus, sie sank, vom Gefühle überwältigt, an seine Brust.

Tretet näher, der Herzog ist hier! rief in diesem Augenblicke der alte Haushofmeister, dem Chevalier die Thüre öffnend, der, als er Leonore in des Herzogs Armen erblickte, starr, wie von einem Zauber fest gebannt, an der Thüre stehen blieb.

Tretet näher, Chevalier, rief ihm der Herzog zu: und theilet mein Glück! Ich habe mir das Schönste der Erde erworben, dies holde Wesen ist —

Gnädiger Herr! unterbrach ihn mit Hast

der Chevalier: der Marcheſe Pescara wartet in Eurer Behauſung und verlangt Euch zu ſprechen.

Laßt ihn warten! Was kümmert es mich? ſagte der Herzog, das erröthete Mädchen immer feſter an ſich drückend: Der jetzige Augenblick iſt zu ſchön, als daß ich ihn mir ſtören laſſen ſollte. Seht, Moucha, wie glücklich ich bin. — Seht Leonore und begrüßt ſie als meine Schweſter.

Als Eure Schweſter? rief der Erſtaunte, der in ſeinem Schrecke die freundlichen Blicke Leonorens nicht für ſich gedeutet hatte — Gott gelobt! — Dies ſagend, nahte er ſich ihr — Wie ich Euch jetzt begrüßen ſoll, Dame, weiß ich nicht! redete er ſie an: welcher Titel Euch auch gebühren, welcher Stand Euch auch geworden ſeyn mag, er kann Euch nicht höher ſtellen, als Ihr ſchon in meinen Augen als die Schönſte, Herrlichſte der Jungfrauen ſtandet!

Ich danke Euch, Chevalier! ſagte Leonore ihm freundlich entgegen tretend: es freut mich doppelt, dies aus Euerm Munde zu hören.

Aber was will der Marcheſe? fragte jetzt

der Herzog, die stumme Sprache der Beiden unterbrechend.

Er hat von dem meuchelmörderischen Ueberfall gehört, durch den Euer Leben bedroht war —

Und wo Euer tapfrer Arm mir so trefflich beistand; unterbrach der Herzog den Chevalier.

Und da er vernommen, fuhr Moucha fort: daß Ihr einen der Mörder in Eure Gewalt bekommen habt, bittet er um seine Auslieferung, um ihn nach dem Gesetze strenge strafen zu lassen. Ich habe ihm erwiedert, Ihr hättet dem Menschen schon die Freiheit gegeben, obgleich ich ihn noch in sichrer Verwahrung habe. Er beruhigte sich jedoch dabei nicht und verlangt Euch selbst zu sprechen.

Habt Ihr den Menschen vernommen? fragte der Herzog.

Ja, gnädiger Herr! Seine Aussage bestätigt unsere Vermuthung.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann schien ihm ein glücklicher Einfall gekommen zu seyn, denn er sagte lachend: habt die Güte nach unsrer Wohnung zurückzukehren und dem Marchese zu sagen, ich sei in ein Abenteuer verwickelt, das es mir unmöglich mache zu

kommen; morgen in aller Frühe würde ich bei ihm seyn. Entschuldigt mich so gut Ihr könnt. Auch habt die Güte, meinem Haushofmeister den Befehl zu geben, das Nöthige zu unsrer Abreise bereit zu halten, sendet mir Dominique hierher und habt die Freundschaft mich mit einigen Bewaffneten um Mitternacht von hier abzuholen, wenn es nämlich die Gräfin erlaubt, daß ich so lange bei ihr verweilen darf. Nur ungern schied nun der Chevalier, den heute Leonorens Freundlichkeit zum glücklichsten Sterblichen gemacht hatte, die Befehle des Herzogs zu vollführen.

Jetzt bat dieser um Erlaubniß, nur einige Worte schreiben zu dürfen. Es wurde ihm das Nöthige hergebracht und die Gräfin und Leonore verließen ihn; er setzte sich und schrieb:

Signora!

Ihr verschlosset mir das irdische Paradies, sandtet aber ein halb Dutzend Banditen, mir das himmlische zu öffnen; einer von ihnen ist in meiner Gewalt. Finde ich nicht heute um Mitternacht das irdische mir geöffnet; so übergebe ich morgen Euern Gesandten der Gerechtigkeit.

Der Herzog von Nemours.

bergabe aufforderte. Aber trotz dem Befehl des Administrators von Würtenberg, den Franzosen die Thore zu öffnen, wehrten sich die Bürger, und Melac mußte nun die Stadt förmlich einschließen und belagern. Während dem war Monclar vor Stuttgardt gerückt, wo die Bürger sich auch, jedoch vergebens, zur Wehre setzten. Die Stadt wurde noch am nämlichen Tage eigenommen und geplündert.

Unter diesen Umständen mußte man in Eßlingen täglich den Feind erwarten. Der Rath, in der Hoffnung, die drohende Gefahr abzuwenden, wenigstens das traurige Schicksal so viel als möglich zu lindern, schickte den Stadtschreiber ins französische Lager vor Schorndorf, mit Melac zu unterhandeln, von dem sie wußten, er habe den Befehl, nach der Einnahme jener Stadt auf Eßlingen zu rücken. Der Stadtschreiber machte sich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen mit der tröstenden Nachricht zurück, daß Melac versprochen habe, wenn er auch dem Befehl zu Folge, Eßlingen besetzen würde, er die Stadt so schonend als möglich behandeln wolle; doch müsse man sich auch erkenntlich gegen ihn zeigen. „Der Fuchs will mit dem Wolfe theilen," sagte bei dieser Nachricht Herr Benedikt, „und doppelt Unglück wird über die Stadt kommen!"

Von diesem Augenblick an schien die Sorge um das Wohl der Stadt ihn eben so, wie die Sorge um sein Kind, und Melac mit seiner zügellosen Schaar, ihn so sehr, als der wilde Jäger zu beschäftigen, der jetzt mehr als je, sein Wesen in der Umgegend treiben sollte. Nur das allgemeine Beste vor Augen, unterdrückte er seinen

Mit diesem Schreiben sandte er Dominique an den vertrauten Diener Julia's und empfing dann die Gräfin, welche allein, ohne Leonore zu ihm zurückkehrte.

Gnädiger Herr! begann diese: Ich halte es für Pflicht, mit Euch über eine Sache zu sprechen, die wahrscheinlich Euerm Scharfblicke nicht wird entgangen seyn. — Der Herzog horchte verwundert auf: Ich meine die so schnell entstandene Neigung Leonorens —

Davon hab' ich wahrlich nichts bemerkt! unterbrach sie der Herzog: zu sehr mit ihr und mir allein beschäftigt und eine Neigung in diesem unschuldvollen, jugendlichen Herzen gar nicht ahnend, ist mir Alles entgangen.

Sie liebt, ich glaub' es gewiß sagen zu können, den Chevalier Moucha.

Da dauert sie mich, denn sie liebt den ärgsten Weiberfeind, den je die französische Erde trug, erwiederte der Herzog.

Und doch hat der sanfte Blick ihres schmachtenden Auges den Pfeil ihm in das Herz gedrückt — sagte die Gräfin.

Das wäre köstlich und mir höchst erwünscht! rief Nemours aus: Ich wüßte keinen Mann unter der Sonne, den ich werther hielt Leo-

norens Herz und Hand zu besitzen, als den Chevalier. Er ist ein Biedermann, mir treu ergeben und ich bin ihm durch Mancherlei verpflichtet. Eure Nachricht, Signora, macht mich in diesem Augenblicke glücklich, noch vor kurzem hätte sie mich Eigennützigen betrüben können — Doch nein! sagte er plötzlich: Gern hätte ich jeder Hoffnung entsagt, um den bewährten Freund glücklich zu wissen!

Die Gräfin bat ihn nun, weder mit Leonoren, noch mit dem Chevalier über die Sache zu sprechen, da dieser sich noch nicht gegen sie und das Mädchen erklärt habe. Der Herzog versprach es, so schwer es ihm auch wurde, Leonore, die wieder eingetreten war, nicht ein wenig zu necken.

10.

Mitternacht nahte, der Chevalier kam von Bewaffneten begleitet, auch Dominique brachte dem Herzog einen leichten Panzer, um für jeden Fall gesichert zu seyn. Der Herzog verließ die Gräfin und Leonore, ohne sie von dem bevorstehenden Abenteuer zu unterrichten und eilte nun nach dem eisernen Gitterthore,

das in den Garten Julia's führte. Er fand es offen und ging mit seinem Gefolge hinein. Erst an der Thüre des Pavillons kam ihm der Diener der Dame, welcher ihn einzutreten bat, entgegen. Der Chevalier rieth ihm ab, allein zu der Italierin zu gehen, der Herzog aber bestand darauf und meinte, daß es ungalant seyn würde, einen Fremden zum Zeugen eines solchen Auftritts zu machen.

Bei seinem Eintreten fand er die Dame auf einem Ruhebette sitzen, sie kam ihm jedoch entgegen. Herzog von Nemours! redete sie ihn an und ihr Stolz war noch nicht gebeugt: Willkommen kann ich Euch heute nicht heißen, denn Ihr habt mich gezwungen, mein Wort zu brechen und Euch noch einmal hier zu sehen.

Und Ihr, Signora, erwiederte der Herzog, dessen schnellem Blick der vortheilhaft gewählte Anzug der Dame nicht entging: Ihr habt mich gezwungen von einer Drohung Gebrauch zu machen, die Ihr, wäre der Herzog von Nemours besser von Euch gekannt, nicht zu fürchten gehabt hättet; nie würde er sie erfüllt, nie die Ehre einer Dame aufs Spiel gesetzt haben.

Und weshalb sehe ich Euch hier? fragte sie jetzt: kommt Ihr, mir Vorwürfe zu machen? — Kommt Ihr, mich tiefer kränken zu wollen als Ihr schon gethan? — Oder glaubt Ihr, mich zerknirscht, als büßende Sünderin vor Euch zu sehen? — Da irrt Ihr! In Frankreich mögen die Frauen weinen und sich über die Untreue, über die Vernachlässigung der Männer grämen und härmen; die edle Italienerin weint selten und fließen Thränen, so sind es nur blutige —

Aber sprecht, Herzog, was wollt Ihr hier? — Welche Rache habt Ihr Euch ausgedacht?

Ich wollte meine Laune befriedigen, Euch vor meiner Abreise noch einmal im Geheim zu sehen, erwiederte Nemours: denn öffentlich werde ich mich morgen bei Euch beurlauben, wollte Euch in diesem reizenden, verführerischen Anzuge sehen und Euch sagen, daß Schönheit ohne edlen Sinn kalt läßt und daß ein Mann dem schönsten Weibe selbst in der Mitternachtstunde den Rücken wenden und ihre Reize unbeachtet lassen kann. Dies sagend, verbeugte er sich, ließ die Erstaunte stehen und verließ den Garten.

11.

Noch lag er am andern Morgen im festen Schlafe als der Chevalier schon vor seinem Bette saß und auf sein Erwachen harrte. Kaum daß der Herzog die Augen aufschlug, so theilte er ihm auch das Geheimniß seines Herzens mit und verhehlte ihm die Hoffnung nicht, die er nähre, auch Leonore sei ihm mit Liebe zugethan; die schnelle Abreise des Herzogs zwang ihn zu diesem eiligen Geständnisse. Dieser setzte seinen Wünschen nichts entgegen; auch Leonore, mit welcher der Herzog sprach, verbarg ihm die Gefühle ihres Herzens nicht und nach beendetem Feldzuge ward der größte Weiberfeind, den die französische Erde trug, auf der Villa am Lago Maggiore durch Leonorens Hand der glücklichste Gatte.

Oft noch trafen Pescara und der Herzog im offenen Felde zusammen, oft noch galt ihr Kampf dem Vaterlande, nie mehr der Schönsten der Frauen, denn das Vorgefallene ahnend, verließ der Marchese bald die schöne Julia und Isabella Gonzaga entschädigte ihn als Gattin reichlich für die stolze, untreue Piemonteserin.

Die Häuptlinge von Esens.

Erzählung aus dem 15. Jahrhundert.

Im Jahre 1421 ſtand an einem heitern Frühlingstage Ida, die Tochter des Häuptlings von Jever, auf dem Söller der Burg und ſchaute mit klopfendem Herzen gen Eſens, woher ſie Dedo und Gerold, die Söhne des Lubke Onnekens, erwartete.

Lange ſpähte ihr Auge vergebens. Da ſah ſie Reiter durch das Gebüſch nahen. Auf ihren kaſtanienbraunen Hengſten ritten die Zwillingsbrüder in die Burg ein.

Der alte Popinga, dieſer Held der freien Frieſen, jetzt durch Alter entkräftet, aber nicht entmuthigt, empfing die Jünglinge feierlich und ſprach: Ihr kommt, um Ida, meine liebe Tochter, zu werben. Sie kann nur Einem zu Theil werden; welcher es iſt, ſtehe in ihrer Wahl, und auch der, welchen ſie wählt,

kann nur unter einer strengen Bedingung mein Eidam werden.

Sprecht sie aus, riefen die Jünglinge, und ist sie nicht gegen unsere Ehre und unsern Stamm, so erfüllen wir sie.

Dedo, Gerold! sprach der Greis, und ergriff mit väterlicher Rührung ihre Hand: Euer Vater war mein Waffenbruder, und nie hat ein Zwist unsere lange Freundschaft gestört. Wie Ihr, so innig, treu und fest liebten wir uns. Als er an seinen Wunden in meinen Armen starb, versprach ich ihm, Euch Vater zu seyn, die Hand meiner Ida in die Hand seines Sohnes zu legen. Heute ist der Tag, der bestimmen soll, wer von Euch Beiden der Eidam des alten Popinga, welcher Ida's Gatte wird, ihre Neigung entscheide. Doch ehe sie nahet, schwört mir, daß ihre Wahl Eure Herzen nicht trennen, Eure Liebe nicht in Haß verwandeln soll, und daß der, der die Braut heimführt, die Bedingungen erfülle, die ich von ihm heische.

Popinga! sagte Gerold mit bescheidenem Ernste: Das Erste beschwören wir nicht. Ein solcher Schwur würde unsere Bruderliebe entheiligen. Wir lieben Beide Euer holdes Kind,

ich, mit schwärmerischer Liebe, mein Bruder gewiß mit gleicher Gluth, aber wen Ida auch wählen mag, Frauenliebe wird Bruderliebe gewiß nicht mindern. Der Zurückgesetzte wird dem Glücklichen weichen, ihn beneiden, ihm aber mit gleicher Treue zugethan bleiben.

Das Zweite, rief der feurige Dedo: wollen wir beschwören. Ihr werdet nichts verlangen, was gegen Gott, unsere Ehre und unsern Stamm ist.

Nun wohl! sagte der Alte: Der Himmel erhalte Eure Liebe in jeder Anfechtung lauter und rein. Ich will Euch und Euren Herzen hierin auch ohne Schwur vertrauen.

Ida erschien. Eine holde Jungfrau, schön und herrlich, trat sie vor Gerold und Dedo hin, neigte sich züchtig, senkte den Blick und drückte, ihrer unbewußt, einen Blumenstrauß an ihre wogende Brust.

Du sollst wählen, mein geliebtes Kind, zwischen diesen Beiden. Beide verdienen Ida Popinga, Beide sind gut, edel und brav. Möge Gott Dein Herz lenken, daß es den sichern Weg zu seinem Glücke finde.

Ida trat mit gesenktem Blicke vor Dedo, reichte ihm den Strauß und sagte: Nehmet

Groll gegen den Rath, und ermahnte seine Freunde zur Eintracht in der Stunde der Noth, und nahm wieder thätigen Antheil an den Verhandlungen der Bürger.

Magdalene verließ jetzt nur selten das Haus, sinnend, ihr Schicksal überdenkend, saß sie einsam auf ihrer Kammer. So überraschte sie die Muhme oft, die mit glühendem Eifer, wie alle Proselytenmacher, das einmal sich gesteckte Ziel, Magdalene zu bekehren, beharrlich verfolgte. Von Herzen gut, ohne Falsch, das Mädchen, dem sie ihr ganzes Vermögen zugedacht, wie ihr eigenes Kind liebend, glaubte sie Recht zu thun, und handelte mit der völligen Ueberzeugung, auf diesem Wege allein für Magdalenens Heil sorgen zu können. In genauer Verbindung mit ihrer Jugendfreundin, der Priorin des Clarissen Klosters zu Gmünd, befolgte sie auch jetzt noch die Befehle dieser herrischen, listigen Frau, so wie sie es schon in der Jugend gethan, ehe jene noch den Schleier genommen hatte. Frau Barbara und Magdalene, diese beiden ihr theuersten Wesen der Erde, zum rechten Glauben zurückzuführen, war ihr eifrigstes Bestreben, und fast glückte es ihr bei der Nichte besser, als bei der Schwester. Diese, obgleich durch Gewissensbisse wegen ihres früheren Uebertritts zur protestantischen Kirche geängstet, fürchtete durch einen Rückschritt auf doppelte Weise ihr Gewissen zu beläſtigen, und hatte sich reuevoll der Gnade Gottes übergeben; Furcht und Liebe zu ihrem Eheherrn kämpften gegen die mahnende Stimme in ihrem Innern, und hielten sie, trotz ihrer Neigung, von jedem entscheidenden Schritte ab. Magdalene hingegen, die sonst dem an Geist und Körper kräftigen Vater mehr, als der schwächlichen Mutter angehan-

ihn, mein Ritter, bewahrt ihn treu. Am Altar lös' ich ihn ein! — Da neigte sich Dedo zu ihr, drückte den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen, und als sie aufblickten, hatte Gerold den Saal verlassen und ritt schweigend über die Zugbrücke nach Esens zu.

Laß ihn nur! sagte Dedo ruhig zu Ida, die nicht ohne Besorgniß ihm nachblickte: Laß ihn nur! er schied mit Liebe von uns. Auch ich wäre von hinnen gezogen, hättest Du diesen Blumenstrauß dem Bruder gereicht. Unsere Liebe trennt nur der Tod!

Und so ruhig hättest Du mir entsagen können? fragte Ida: So habe ich nur den zweiten Platz in Deinem Herzen?

Sei nicht ungerecht, Geliebte! sprach Dedo: Höher, himmlischer, herrlicher steht Deine Liebe in meiner Brust, aber was ich mit meinem Gerold zugleich aus unserer Mutter Brust gesogen, das senkte sich zu tief, zu fest in uns, um je vergehen zu können. Wir liebten Dich Beide gleich innig und treu, Du warest uns hold und gewogen; Du theiltest streng Deine Freundlichkeit mit gleichem Maaße aus; kein Neid, keine Eifersucht störte unsere Einigkeit. Fest stand es in uns, daß der, den Du ver-

ſtießeſt, ſeiner Liebe Meiſter werden, ſie beherrſchen ſolle, und Gerold wird ſeinen Schwur halten, doch fliehen mußte er Dich, um es zu können.

Nun, mein Sohn, ſagte der alte Popinga, höre die Bedingung, deren Erfüllung allein Dich an Ida's Seite an den Altar führen kann.

Vater! rief Ida bittend.

Schweig! entgegnete der Vater ernſt. Du weißt, mein Entſchluß iſt unabänderlich!

Ergraut in den Waffen habe ich ſeit vierzig Jahren mit Bremen in Fehde gelebt. Was das Schickſal mir Schweres zu tragen aufgelegt, kam von dieſer ſtolzen Stadt, an ihr habe ich das Mark meiner Jugend, die Kraft meines Alters nutzlos vergeudet. Mein einziger Sohn, mein treueſter Freund, Euer Vater, fiel in dieſem Kampfe; der edle Häuptling von Eſens unterlag. Ich hatte dieſen Bürgern Rache geſchworen, als mein alter Vater mir das Schwert zum erſten Kampfe umgürtete; das Schickſal ließ mich meinen Schwur nicht löſen. Darum löſ' ihn mein Eidam, da meine Hand zu ſchwach geworden iſt, das Racheſchwert zu führen.

Das Schloß Fredeburg, fuhr er nach einer Pauſe fort; kaum beendet, ſteht als Denkmal unſerer Schande von Bremen erbaut, uns im Zaum zu halten, höhnend vor uns. Widerrechtlich haben ſie es erbaut, die kühnen Bürger, mir zum Trotz. Sie muß fallen, dieſe ſtolze Veſte. Sie müſſen ſie ſchleifen, oder wir. So lange ſie noch ſteht als Urkunde unſerer Schwäche, ſo lange bleibt mein holdes Kind bei mir. Nur über ihre Trümmer führt der Weg zum Altare. Er ſchwieg. Die Tochter hing ſich ſchmeichelnd an ihn. Wohlan! rief der Greis, ſo ſchwöre die Fredeburg zu zerſtören durch Unterhandlung, Liſt oder Gewalt.

Den Blick auf Ida geheftet ſchwur der hochherzige Jüngling. Er freute ſich des Schwures — er rächte durch ihn den Tod ſeines Vaters; ſein Arm erkämpfte ihm die Geliebte.

Als der glückliche Dedo auf der Burg zu Eſens einritt, trat ihm Gerold freundlich entgegen. Die wenigen kummervollen Tage, die er hier allein verlebte, hatten die Roſen der

Jugend auf ſeinen Wangen gebleicht und das Lächeln, mit dem er ſeinen Bruder empfing, war gleich dem Sonnenblicke, der ſich durch die düſtern Nebel des Nordmeers drängt. Sprachlos ruhten ſie einander in den Armen, und ein Druck der Hand von Gerold gegeben, von Dedo erwiedert, ſagte dieſem: die alte Liebe ſei nicht erloſchen.

Und was war die Bedingung, die Popinga von Dir foderte? rief endlich Gerold, ohne nur mit einem Worte Ida zu erwähnen.

Geſchleift muß die Fredeburg werden, durch Unterhandlung, Liſt oder Gewalt.

Da ſah Gerold freudig gen Himmel, es ſchien, ein tröſtender Gedanke ſchwebe an ihm vorüber. Laß mich nach Bremen ziehen! rief er aus. Als ich am vergangenen Pfingſtfeſte daſelbſt verweilte, hat mich der Rathsherr Heinrich Gröningk freundlich in ſeinem Hauſe aufgenommen. Er iſt ein wackerer Mann, frei von dem anmaßenden Stolze der Reichsbürger. Er hat viel Einfluß im Rathe und eine mächtige Partei unter den Bürgern. Zu ihm will ich, will verſuchen, ob das Recht nicht mein Fürſprecher werden kann, und habe ich ihn gewonnen, dann, hoffe ich, wird die Bos-

heit des listigen Bürgermeisters Duckel, dieses Friesen-Feindes, nichts gegen uns vermögen.

Lächelnd erwiederte Dedo: Auch hast Du noch eine Fürsprache in Bremen.

Und welche? fragte Gerold und eine leichte Röthe überflog sein Gesicht.

Maria Gröningk! Sie vermag viel über ihren Vater.

Sie ist eine herrliche Jungfrau! unterbrach ihn Gerold. Schön, lieb und gut und mir freundlich zugethan. . . .

Da sah Dedo forschend ihm in's Auge und in seinem Blicke lag eine stumme Bitte, die der Mund nicht zu sagen wagte. Gerold verstand ihn.

Nein, geliebter Bruder, Du kennst mich. Wer einmal Ida's Bild in sein Herz schloß, ist erstorben für Frauenliebe! — Laß das! berühre ferner diese Saite nicht mehr. Ich gönne Dir Dein Glück, genieße es und laß mich still in mir vergehen.

Dedo sank ihm um den Hals und drückte ihn heftig an seine Brust. Auch ich kann edel handeln, wie Du selbst, sie kann ich Dir opfern,

mein Herzens-Bruder, rief er aus; Du bist mir mehr als sie!

Das sei fern von Dir, zürnte Gerold. Verdiene Dein Glück und achte es; verschließe Dir nicht freventlich den Himmel, indem Du mir ihn öffnen willst, ich könnte nicht einziehn in dieses Erden-Paradies — für mich ist es nun auf immer verschlossen. — Ich gehe nach Bremen! rief er nach einer Pause; ist mein Gang vergebens, so mag die List oder Gewalt uns nach Fredeburg geleiten.

Das überlasse mir! sprach Dedo: Mein ist der Preis, mein muß auch die Arbeit nur allein seyn.

Schmerzlich lächelnd sah Gerold nach ihm hin. Und könntest Du in den Streit ziehen wollen und Dein Gerold stände nicht an Deiner Seite? Wir haben Beide Ida geliebt, für sie streiten wir — Dir will ich sie erkämpfen!

Des andern Morgens zog er, von Edlen und freien Männern begleitet, gen Bremen. Stattlich war sein Einzug, er wurde freundlich empfangen.

Junger Mann, sagte der alte Gröningk; Ihr muthet mir eine sonderbare Sache an. Ich, Rathsherr von Bremen, soll in der Ver-

ſammlung der Bürger den Vorſchlag machen, die Fredeburg zu ſchleifen, deren Erbauung der Stadt ſo viel Blut, ſo viel Geld gekoſtet hat? Das kann ich, das thue ich nimmermehr. Wohl aber darf ich des alten Lubke Ommekens bravem Sohn mein Haus anbieten, daß er darinnen wohne, und damit einen Theil deſſen abtragen, was ich ſeinem Vater ſchuldig ward, der mich freundſchaftlich auf ſeiner Burg aufnahm, als mich in meinen jüngern Jahren die Unruhen der Vaterſtadt aus der Heimath vertrieben.

Aber das Recht iſt auf unſerer Seite, ſprach der Jüngling beſcheiden, jedoch feſt.

Das Recht, mein guter Ritter, iſt nicht immer das Rechte, was man zur allgemeinen Wohlfahrt ausüben kann. Nach hartem Kampf haben wir Euch und den Grafen von Oldenburg gezwungen, uns ungeſtört die Veſte bauen zu laſſen, und ſollten ſie jetzt ohne Grund, ohne Nutzen, bloß auf Eure Aufforderung, ſchleifen? Das wäre doch thörig und mit der Weisheit des Alters nicht übereinſtimmend. Nein, junger Herr, kein redlicher Bürger unſerer freien Stadt wird Euerm Anſinnen gnügen. Verſucht's im ver-

ſammelten Rath — der Erfolg wird Euch lehren, daß Jeder denkt, wie ich.

Gerold, durch dieſe Worte nicht entmuthigt, nahm das Anerbieten des Rathsherrn an und zog aus der Herberge in deſſen Wohnung. So drückend es auch dem frieſiſchen Edeln war, irgend einem Bürger Dank ſchuldig zu ſeyn, ſo glaubte er doch, ſeiner gerechten Sache zu nützen, wenn er befreundet mit dem wackern Gröningk in den Rath einträte.

Der alte Rathsherr empfing ihm herzlich; wohlwollend Maria Gröningk, welche für die ſchönſte Jungfrau der freien Hanſeſtadt gehalten wurde, und auch den Preis verdiente, den ihr Alt und Jung willig reichte. Sie blühte herrlich und prächtig im üppigen Glanz und ſtrahlte, wie die Madonna unter den Heiligen, im Kreiſe ihrer Geſpielen hervor. Man hatte Gerold am vergangenen Pfingſtfeſt geſehen, bei einem Bankett mit ihm getanzt, er war freundlich, offen und zutraulich gegen ſie geweſen und hatte ſie unter allen holden Jungfrauen dieſer Stadt ausgezeichnet. Mit innigem Wohlgefallen hatte ihr Blick auf dem kühnen, gefürchteten

Ritter gerührt, der in der ersten Blüthe der Jahre den Ruf seines Heldenmuthes am Ufer des Weserstroms so laut verbreitet. Sie hatte der Erzählung nach einen rauhen, unbändigen Krieger erwartet, dem die Wildheit seines Gewerbes — die Friesen waren in dieser Zeit die berüchtigtsten Seeräuber — aus seinem rollenden Auge strahlte, und ein bescheidener, schöner, blonder Jüngling stand vor ihr, der mit seinen Sitten ein weiches Gemüth verband, und sich ihr mit zartem Sinne näherte.

Auch ihm gefiel die sanfte, schwärmerische Maria. Er mußte sich gestehen, sie sei schöner, als Ida, sie sei sanfter, freundlicher, inniger gegen ihn. Aber wo ist die Macht, welche der Liebe gebieten kann, dieser allmächtigen Zauberin, die das Herz, in das sie ihre Flammengluthen senkt, unauflöbbar und ewig an das fremde Herz bannet, alles mit magischem Zauber umgiebt, und das Irdische in himmlischer Glorie erscheinen läßt! Mariens Engelgestalt erschien ihm nur als ein liebliches Bild, das er mit Ida's hohem Himmelsbilde nicht zu vergleichen wagte. Ihr liebeathmendes Wesen, ihr sanftes Schmach-

ten,

ten, ihr zartes Neigen nach ihm that ihm wohl, aber für einen freundlichen Blick aus Ida's Auge hätte er dies willig hingegeben. Er nahte sich ihr, wie der Bruder der Schwester, und als er wieder auf der Burg zu Esens hauste, war ihr freundliches Bild verschwunden; in Mariens frommem Herzen aber das seine glühend zurückgeblieben und gepflegt worden.

Auch nach Bremen erscholl die Kunde, daß die Häuptlinge von Esens um die reiche Erbin von Jever freiten. Man sah es hier nicht gern, daß Esens und Jever dann mit einander verbunden würden; doch selbst dem bedachtsamsten Rathsherrn machte diese Nachricht nicht so vielen Kummer, als Marien, die es sich nun nicht länger verbergen konnte, sie liebe hoffnungslos.

In dieser Zeit, es war am 16. Mai, kam Gerold nach Bremen und mit klopfendem Herzen hatte Maria den Jüngling in dem väterlichen Hause empfangen, ihm die Zimmer bereitet und ihn dort eingeführt. Bläſſer war seine Wange, trüber sein Auge, düsterer sein Blick, als am vergangenen Pfingstfest aber es war ja immer noch der beschei-

gen hatte, fühlte sich, seit sie glaubte, die Liebe zu Georg habe sie dem Vaterherzen fremder gemacht, verlassen. Sie hatte kein Herz, dem sie das ihrige aufschließen konnte, Georg war todt, die Mutter bebte schon bei dem Gedanken an des Vaters Zorn, und wies ängstlich jede Theilnahme zurück, nur der Muhme allein konnte sie ihren Kummer vertrauen. Schon während ihres Aufenthalts in Gmünd war sie ihr lieb und theuer geworden, sie war dort die Vertraute ihrer Liebe gewesen, durch ihren Beistand hatte sie zuweilen den Geliebten gesehen und Briefe von ihm erhalten, was Wunder, daß das Saamenkorn von solch lieber Hand ausgestreut, keimen und Wurzel fassen mußte. Mehr aber, als alle Ermahnungen der Muhme, mehr, als die donnernden Worte der Priorin, führte eine glühende Phantasie das Mädchen von ihrer ruhigen Bahn. Maria, die Gottesmutter, die holde Vermittlerin, stand so lieblich, so menschlich göttlich vor ihren Augen, sie wähnte in den Stunden der Schwärmerei und des Grames, in der Schmerzensreichen ein mitfühlendes Herz zu finden, und die mancherlei Gebräuche der katholischen Kirche, welche so leicht auf die Einbildungskraft eines aufgeregten Gemüthes wirken, stimmten auch sie zur Schwärmerin.

Jetzt besonders, wo das Schicksal sie bitter prüfte, wo der Geliebte todt, ihr Herz zerrissen, des Lebens Blumengarten für sie zerstört war, keine Blüthe, keine Hoffnung mehr für sie entsproß, da suchte das gebrochene Herz Mitgefühl, der Schmerz Nahrung. Da, wo die Vaterbrust für sie geschlossen, das Mutterherz nur unter Bangen ihr geöffnet war, führte das Unglück sie der Muhme näher, die theilnehmend ihre Thränen trocknete, mit ihr weinte,

dene, fromme Ritter Gerold Ommekens, der tapfere Häuptling von Esens, der vor ihr stand, und der vielleicht — ach, wie kettete an dieß Vielleicht, das seine Schwermuth in ihr aufrief, sich Wunsch an Wunsch, Bild an Bild! —

Freundlich begrüßte Gerold sie, als er ihr dunkelbraunes Auge so innig, so theilnehmend auf sich gerichtet fand. Da wagte er an Ida zu denken und sie neben Maria zu stellen. Aber wo wäre die Himmlische, die neben der Auserwählten den Strahlenkranz ihres Hauptes dieser nicht reichen müßte?

Der alte Gröningk hatte wahr gesprochen. Das Gesuch, welches der kühne Jüngling in der Versammlung des Rathes vortrug, wurde höhnend verworfen, und Gerold beschloß, am andern Morgen Bremen zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise saß er mit Marien in dem Würzgarten des alten Gröningk vor dem Osterthore — der Vater hatte sich eben entfernt. Vor dem Jünglinge schwebten sonderbare Bilder und Gestalten aus der Zukunft und der Vergangenheit, wunderbar in einander gewoben, und er saß sinnend vor sich nieder. Maria störte ihn

nicht, ſie betrachtete ihn mitleidvoll und dachte: warum muß doch ein Schmerz zwei Herzen zerreißen — warum vermag der Jüngling nicht das Unerreichbare zu opfern, um das zu gewinnen, was ſich ihm freundlich darbietet! — Sie ſchaute ihn dabei ſehnſuchtvoll an, es knüpften ſich an dieſen Gedanken ſo manche andere, und die Thräne der Wehmuth drang in ihr Auge. Da ſah Gerold auf — er ſah ihr feuchtes Auge, und fragte wie im Traume, was ihr fehle.

Das möchte ich Euch wohl fragen, mein werther Ritter! entgegnete Maria. Seit mein Vater von hier ging, ſehet Ihr ſo traurig vor Euch nieder. Ich wollte Euch nicht ſtören, ob ich gleich gern gewußt hätte, was Euch ſo ſehr bekümmert.

Der Häuptling ſchüttelte ſchweigend den Kopf, drückte ihre Hand und ſah wieder vor ſich hin.

Lieber Gerold, ſagte ſie bittend, blickt nicht ſo ſtier vor Euch hin, Ihr erſchreckt mich. Was kann Eure Heldenſeele ſo tief erſchüttern? — Iſt es die Antwort des Raths? — Dem Manne ſtehen ja ſo viele Wege offen, die er verſuchen kann, um zum Ziele zu

gelangen, warum gleich verzweifeln? — Oder fließt Euer Gram aus einer andern Quelle? Oeffnet Euer Herz mir, Eurer Schwester!

Gerold schwieg.

Ihr habt kein Zutrauen zu der Jungfrau, die sich Eurem Geheimniß aufdringt; Ihr habt Recht, ich will schweigen. Sie saß stumm neben ihm, da hob sie ihre Augen gen Himmel und sah einen Falken hoch über ihnen schweben. Lieber Ritter! rief sie aus, seht den Falken dort, das ist das Bild der Leidenschaft, und jene Taube das Bild des Herzens. In weiten Kreisen schwebt er, kaum sichtbar über der Armen, die nichts ahnend, ruhig von Dach zu Dach fliegt, sie sieht ihn nicht. Doch jetzt, wo er immer näher und näher schwebt und seine Bahn immer tiefer beschreibt, erkennt sie den Feind, und es treibt sie eine unnennbare Angst von hinnen, sie will entfliehen, sie flattert vom schützenden Dach hinweg in die weite Luft; da fährt wie ein Blitzstrahl schnell der Gierige herab, und sie verblutet unter seinen Krallen.

Was soll mir dies Gleichniß? fragte Gerold.

Der Falke ist Eures Stammes Wappen, er steht auf Eurem Schild und — in Eurem Herzen! setzte sie bewegt hinzu.

Es verblutet unter seinen Krallen! sagte er dumpf.

Ihr liebet Ida Popinga? fragte nun stammelnd die Hocherröthete.

Ja! — Ida, die Verlobte meines Bruders.

Die Verlobte Eures Bruders? rief, sich vergessend, freudeglühend Maria aus.

Ida ist Dedo Ommekens Verlobte, erwiederte Gerold finster.

Und Ihr?

Ich? sagte er mit Rührung und sein Blick traf Mariens himmlisches Auge. Ich trage ihr Bild wie ein Heiligenbild in meinem Herzen, dem ich nicht nahen, das ich nicht entschleiern darf — Maria! was einmal hier glühte, verlöscht kein Sturm, keine Zeit!"

Da senkte sie den Blick und die Flamme der Hoffnung erlosch, die aus ihm gestrahlt hatte. Treue ist edel, wandelt sie an der Hoffnung Hand! sagte sie.

Auch hoffnunglos, gute Maria! Ohne Ankergrund muß das Schiff sich fest halten in

Sturm und Gefahr. Was Gerold einmal aufgefaßt, rief er aus, und ergriff krampfhaft ihre Hand, das kann er nimmer laſſen! Er wanderte durch einen Bogengang dem Oſterthore zu und ließ Maria in Thränen zerfließend auf der Raſenbank allein.

Er hat Recht! rief ſie nach einer Weile. Auch ohne Hoffnung blühet die Liebe. Ihre Knospe keimt, wenn auch der Wurm die Blüthe ſchon vor dem Entfalten zernagt. Hoffnungsloſe Liebe iſt unſterblich, wie von oben träufelt der erquickende Thau auf ihre welken Blätter, nur jenſeit ahnet ſie ihr Entfalten.

Als Gerold des andern Tages aus Bremen zog, begleitete ihn Mariens Segenwunſch, aber auch die Ruhe des Herzens. Ihn zu lieben wie er Ida Popinga liebte, hoffnungslos und treu, das ſtand feſt in ihr.

Gerold fand ſeinen Bruder nicht in Eſens, er war in Jever bei Ida. Er ſandte ihm einen Boten, während dem er alles ordnete und bereitete, ſeine Treueſten in der Stille zu ſich berief und ſich ſo ein kleines, aber

tapferes Häuflein bildete, mit welchem er Dedo erwartete. Statt ſeiner kam der Bote allein zurück und brachte ihm einen Brief von dem Bruder, worin dieſer ihn bat, doch nach Jever zu kommen, ehe ſie zur Ausführung des Planes ſchritten. Ida wünſche ſehnlichſt ihn zu ſehen.

Auch das noch! rief er aus. Auch dieſen Kelch ſoll ich noch leeren. Doch ihr Wunſch iſt mir Befehl — es ſei! Schnell hatte er ſein gutes Roß beſtiegen, und trabte auf wohlbekannten Wegen nach Jever. Als er die alte Burg über dem weiten Moorbruche im Morgenlicht glänzend hervorragen ſah, klopfte ihm das Herz ſchneller. Es war ihm, als ſähe er vor ſich den Leuchtthurm am Hafen ſeines Glückes, den ihn der Sturm des Schickſals nie erreichen ließ.

Der alte Popinga empfing ihn. Ihr habt alles ſchon zum Angriff der Burg bereitet, mein werther Gerold? ſagte der Alte. Habt Euerm Bruder die Freuden der Liebe gegönnt und Alles geordnet, während er mit der Geliebten koſ'te. Ich muß Euch ehren — ſolch ritterlicher Sinn, ſolche treue Bruderliebe iſt ein ſeltenes Kleinod. Ein Sieg, wie Ihr

über Euch errungen, ist herrlicher als der schönste Sieg in offener Feldschlacht.

Gerold verbeugte sich schweigend vor dem alten, würdigen Manne.

Und nun, fuhr dieser fort: da Ihr morgen ausziehen und meinen Schwur lösen wollet, gebe ich Euch die väterliche Warnung mit auf den Weg: Seid vorsichtig, laßt Euch nicht von Eurem Muthe zu weit führen. Der Kampf gegen die Fredeburg ist nicht wie der Kampf auf offenem Meere, wo Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann kämpft, wo der Muthige über Bord springend das Schwert in der Faust, den Schild am Arm seinem Feinde entgegen stürmt. Hier lauert er hinter Mauern und Gräben — der Pfeil schwirrt tückisch durch die Luft, er trifft und man hat den Feind noch nicht gesehen. Der Stein rollt herab vom festen Thurm, man sah die Faust nicht, die ihn schleuderte. Der Bolzen fliegt von der Armbrust und dringt durch den eisernen Panzer; den, der ihn schoß, verbirgt das schützende Gemäuer. — List muß sich hier mit Kühnheit einen, überraschen müßt Ihr die Söldner. Doch steht Ihr ihnen erst gegenüber, dann

rasch, kein Hinderniß gescheut, dann sei keine Mauer zu hoch, Ihr müßt sie erklimmen; keine Pforte zu fest, Ihr müßt sie sprengen, und seid Ihr erst bis in den innern Hof gedrungen, dann nur den Thurm zur Rechten! rief der Alte aus, und erhob sich mit Jugendkraft. Sein Eingang ist links dicht an der Mauer, da hinauf müßt Ihr; habt Ihr den Thurm, so ist die Burg Euer, denn aus ihm, ich weiß es gewiß, führen Gänge nach allen Theilen der Veste.

Und seid Ihr Sieger, so fuhr er fort, und setzte sich auf den Armsessel nieder, dann seid menschlich — denkt, es sind nur feige Miethlinge, die den Haß gegen das freie Friesland nicht in ihrer Brust nähren, es sind nicht Bremens stolze Bürger, die überwunden vor Euch stehen und um ihr Leben betteln. Seid menschlich! — So nah' dem Grabe, wie ich, schaut man mit anderem Blick in die Welt hinein, in die Welt zurück, verschleierte so gern manchen Tag seines Lebens und mischte so gern manche That aus dem Buche der Erinnerung, die man einst im thörigen Wahne als die schönste pries. — Geht nun zu meiner Ida, lieber Gerold! sie wünscht Euch zu

ſprechen. Seid feſt, unterdrückt das Klopfen Eures Herzens und denkt: die Liebe iſt ein launiſches Kind, ſie neigt ſich bald hier, bald da hin und kehrt vielleicht freundlich, wenn auch in anderer Geſtalt, zu Euch zurück.

Ida ging ihm entgegen, als er in ihr Gemach trat. Sie war allein, Dedo nicht bei ihr. Es freut mich, lieber Gerold, ſagte ſie mit bewegter Stimme, daß Ihr meinen Wunſch beachtet und noch einmal hergekommen ſeid. Ich wünſchte ſo ſehr, ehe Ihr das kühne Werk beginnt, von Euch zu hören, daß Ihr keinen Groll auf mich habt und mir freundlich und mit brüderlicher Liebe zugethan ſeid. Es würde tröſtend für mich ſeyn, fuhr ſie fort, da Gerold, den Blick zur Erde geſenkt, immer noch ſchwieg, wenn Ihr mir die Verſicherung gäbet, daß meine innige Liebe zu Dedo Eure Bruderliebe nicht ſtöre, die bisher ſo feſt Euch vereinte. — Ihr ſchweigt? O redet, lieber Gerold, laßt mir den Troſt zurück, den einzigen, der mir bleibt, wenn Dedo mit Euch in den Kampf zieht, den Troſt, daß ich nicht feindlich zwiſchen Euch getreten bin.

Da hob Gerold den Blick und ſchaute auf

Ida. Innig und fest ruhte sein Auge auf den ihrigen; als ob er alles Hohe, alles Holde dieser Engelsgestalt noch einmal in sich saugen, als ob er noch einmal den Kelch der Wonne und zum letzten Male leeren wollte, sah er sie lange und sinnend an. Ueberall wo Ihr steht, rief er endlich begeistert aus, breitet ein Gottesengel seine schirmenden Flügel über mich — Ihr könnt nur als Engel der Liebe erscheinen! Er ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz und ging.

Gerold! rief die Jungfrau. Er wandte sich. Nur ein Wort, ehe Ihr scheidet, nur ein Wort!

Gerold nahte sich ihr.

Euch liebt Maria Gröningk. Was das Schicksal Euch hier entzog, reicht es Euch dort vielleicht doppelt wieder. Stoßt es nicht eigensinnig zurück — das innige Neigen nach Euch, die sanfte Gluth, die Euch aus den Augen dieser herrlichen Jungfrau entgegen strahlt, die zaghafte Liebe, mit der sie Euch schüchtern entgegen tritt, sie muß Gegenliebe in Eurer Brust erwecken.

Schmerzlich lächelnd sah der Jüngling auf Ida.

und mit ungeheucheltem Schmerz den Todten beklagte, der auch ihr theuer und werth gewesen war. Was die Welt Magdalenen entzog, suchte sie jenseits, Geist und Herz hatte sie zum Himmel gewandt, und nie fanden die Worte der Priorin, zu der sie zuweilen ging, die Pforten ihres Innern so offen als jetzt.

Wollte der Vater es nicht bemerken, was in ihrem Innern vorging, oder zogen ihn die Begebenheiten und Schreckensnachrichten, welche sich täglich einander auf dem Fuße folgten, von den Seinen ab; seit die Muhme im Hause war, betrat er die obere Stube nur selten, selbst der Eindruck, den die Erscheinungen jener Nacht auf ihn gemacht hatten, wurde schwächer, und allmählich gewöhnte er sich an den Glauben, seine aufgeregte Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt. In Georgs Tod wähnte er schon den Beweis zu finden, wie wenig er den Worten der Gestalt am Kruzifix zu vertrauen habe, und die Gefahr für Magdalene glaubte er nun vorüber. Daß die Warnung ihrem Glauben gelten könne, daran dachte er nicht, denn wie konnte wohl ein Geist der Finsterniß, und ein solcher konnte es ja nur sein, sich um das Seelenheil einer Irdischen bekümmern. Daß die Tugend seiner Tochter nur durch eine schwärmerische Neigung gefährdet werden könne, glaubte er gewiß zu sein, und diese hatte ja der Tod gelöst. Er war deshalb für sein Kind ohne Sorgen, ihr kummervoller Anblick that ihm weh, aber er kannte die Zeit als eine zu gute, sichere Trösterin, um ihr nicht Magdalenens Herz vertrauungsvoll zu übergeben. So beschäftigte ihn die Gefahr, welche seine Vaterstadt im jetzigen Augenblick bedrohte, fast gänzlich, und er meinte, ein

Verbannt Euch nicht aus Mariens Nähe, treue Liebe überwindet alles, der Sieg wird ihr zu Theil, kämpft so viel, so tapfer Ihr auch wollt.

Ida Popinga! sagte Gerold ernst, und ein schmerzvolles Lächeln zuckte um seinen Mund. Nicht immer wird Treue durch Liebe gelohnt, nicht immer zieht das innige Neigen das Geliebte an sich — nicht immer erwärmt die innere, heilige Gluth das fremde kalte Herz — treue Liebe erkämpft nicht immer Gegenliebe!

Erröthend stand die Jungfrau vor ihm.

Seid glücklich! Auch ich werde es dann, und durch Euch seyn, rief er aus.

So seid mir Bruder, seid mir Freund! sagte sie bewegt.

Ida! rief Gerold, vom Gefühl überwältigt, wer Euer Bild in seinem Busen trägt, dem heilet Freundschaft nie die Herzenswunde! — Lebt wohl! Er stürzte hinaus. Ernst und sinnend ritten die Brüder über die Zugbrücke die sich hinter ihnen hob, als verschlösse sie ihnen auf immer den Eingang in die Burg des alten Popinga.

Durch sumpfige Wege über das weite

Sehn zogen die Brüder mit ihrem kleinen aber muthigen Haufen. Voran die freien Frieſen, die ihrem Häuptling gefolgt waren, dann die Knechte; die Nachhut bildete ein Trupp deutſcher Arkebuſirer und Bogenſchützen. Es war eine ſtürmiſche Nacht, der Wind heulte, beugte das hohe Haidekraut, das zuweilen vom Mond erhellt, wie eine dunkle See um ſie wogte; die Wolken flohen ſchnell an der leuchtenden Mondſcheibe vorüber, der Fredeburg zu, als ob ſie dem Feinde Kunde bringen wollten von der Gefahr, die ihm drohe.

Es ruht mein Schickſal auf den Flügeln dieſer ſtürmiſchen Nacht, ſagte Dedo. Als ich dem alten Popinga mein Lebewohl ſagte, und Ida an mein Herz drückte, ſtürzte praſſelnd der Helm des alten Kriegers herab und rollte zu meinen Füßen. Das war kein gutes Zeichen, mein Bruder! und ſieh', dieſe ſtürmiſche Nacht, dieſe Finſterniß, die den Mond unſern Blicken verbirgt!

Deſto beſſer! ſagte Gerold. Laß brauſen den Sturm, laß den Mond ſich verbergen, verbirgt er doch auch uns; kaum erkenne ich die düſtere Burg, die dort wie ein ſchwarzer

Punkt vor uns liegt. Geht die Sonne freudig auf, so ist sie unser. Dann wacker an's Tagewerk, und auf ihren Trümmern — auch mein Schicksal ruht auf den schwarzen Flügeln dieser Nacht — ziehst Du ein in Deine Hochzeitkammer.

Das gebe Gott, geliebter Bruder! rief Dedo, und auch Dir reich' er dann ein Glück, dem meinen gleich.

Mein Himmel steht in meinem Herzen, entgegnete Gerold, ich kenne, ich mag keinen andern! Er drückte des Bruders Hand und ritt schweigend voran.

Sie näherten sich der Veste. Gerold führte die Friesen, Dedo die deutschen Schützen. Alles war still, wie im Grabe. Grau und düster ragten die Steinmassen auf der nackten Ebene wie Riesen empor, und schauten in dem Dunkel ernst um sich. Kein beschattender Baum, kein freundliches Hüttchen belebte diese finstere Einsamkeit; wie ein verlassenes, trauerndes Herz, so einsam, schweigend und in sich selbst versunken stand diese Geißel der Friesen vor ihnen; nur hier und da erhellte ein spärliches Licht ein kleines Fensterchen

und gab dieſer todten, finſtern Maſſe ein mattes Leben.

Gerold ſchlich mit den Seinen an den Graben. Die Zugbrücke war aufgezogen, der Graben breit, tief und ſumpfig. Da reichte er dem Bruder ſeinen Schild und ſein Schwert, warf die Streitaxt über den Nacken, nahm einem Knecht den Springſtock*) aus der Hand, ſenkte ihn raſch in die Tiefe, und ſchwenkte ſich, der Gewandteſte ſeines Volks, hinüber.

Wer da! rief die Wache an der Brücke, welche das Geräuſch erweckt hatte.

Frei Friesland! antwortete Gerold, riß die Streitaxt von der Schulter und drang auf den Söldner ein. Bald lag dieſer hingeſtreckt zu ſeinen Füßen. Aber auch in der Veſte ward Lärm; Waffengeklirr ertönte, während Gerold mit ſeiner Axt die Ketten der Zugbrücke zu zerſprengen ſuchte. Es gelang, praſſelnd ſtürzte die Brücke nieder, Dedo

---

*) Ein Springſtock, ſo nothwendig in Oſtfriesland, iſt eine lange Stange mit einer eiſernen Spitze am Ende und einem hölzernen Teller, mit dem die Frieſen über die breiteſten Gräben ſich ſchwingen.

ſtürmte heran, die Leitern wurden angeſetzt, das äußere Thor geſprengt, und ohne Gegenwehr war das Außenwerk erſtiegen.

Jetzt ſtürmten ſie das Hauptthor. Gerold führte mit ſeiner Streitaxt mächtige Streiche, laut dröhnte die Luft von den dumpfen Schlägen. Balken wurden herbeigeſchafft, wüthend rannten die Frieſen gegen das feſte eichene Thor; es widerſtand. Da ſchwirrten die Bolzen, da pfiffen die Kugeln in der Luft, aus allen Fenſtern, aus allen Schießſcharten nahete feindlich der Tod. Schnell zog Dodo die Schützen zurück, ſtellte ſie hinter das Gemäuer des Außenwerks und beſchoß die Oeffnungen, aus denen der Tod ihnen entgegen geſchleudert wurde, während die Frieſen mit den Schildern ein Dach bildeten, um die Führer zu ſchützen, die mit ihren Aexten das Thor zu zertrümmern ſuchten.

Schon wichen an der Nordſeite die Vertheidiger aus ihren Winkeln, das Feuer wurde auf dieſer Seite ſchwächer, da trat Conrad Löbbeke, der Befehlhaber der Burg, an ein offenes Fenſter und rief den Seinen Muth zu, ermahnte ſie, auf ihren Poſten

treu-

treulich zu ſtehen und ſich als tapfere Soldaten zu benehmen. Dies gewahrte bei dem Schein des Mondes der liſtige Enno aus dem Budjadinger-Land, er legte die Armbruſt an, doch die Wolke, die den Mond deckte, entführte ihm auch ſein Ziel, er ſetzte brummend die Armbruſt ab. Doch ſchnell trat der Mond wieder hervor, Löbbeke ſtand noch am Fenſter, ermahnte die Seinen; der Bolzen flog und fuhr dem tapfern Ritter durch das Hirn.

Der Fall des Anführers entmuthigte die Beſatzung, das Feuer wurde ſchwächer, nicht mehr ſo häufig zerſchellten die Steine die aufgehobenen Schilder. Unverdroſſen hieben die Aexte auf das ſchon halb geſpaltene Thor; da rannten die Frieſen mit einem mächtigen Balken gegen das morſche, — es brach — ſie ſtürzten hinein.

Jetzt ſtanden ſie in dem innern Hofe. So mancher von ihnen hatte geblutet; zwei Brüder aus Eſens, der tapfere Dirks und der freundliche Ukenna, lagen von einem Quader zerſchmettert. Knechte waren verwundet, manche Kugel, mancher Bolzen hatte die Schützen getroffen, doch nicht entmuthigt; aber Muth war auch noch von Nöthen. Die

Pforten waren fest verrammelt, die Schieß-scharten rings umher spien noch Tod und vom hohen Thurm rollten die Steine herab.

Hier hinauf! rief Gerold und setzte eine Leiter an den Thurm. Diesen müssen wir gewinnen! rief er mit mächtiger Stimme, so befahl es Popinga!

Doch Dedo riß ihn von der Leiter herab. Mein ist der Tag, mein sei das Werk — ich stürme — Ihr Friesen, folgt Euerm Häuptling. Er klimmte die Leiter hinauf, die Friesen folgten, und Gerold versuchte nun, die Pforte des Thurmes zu sprengen. Vergebens!

Plötzlich, als ob auch er begierig sei, dem Kampfe zuzuschauen, trat der Mond hinter den Wolken hervor, und schauete herab auf die Streitenden. Da sah Gerold den Bruder auf der Leiter an einer der Luken des Thurmes mit den Söldnern kämpfen, die mit ihren Hellebarden wacker herabstießen. Steine rollten auf ihn und die nacheilenden Friesen nieder, die ihrem Häuptling zur Stütze dienten, damit die Stöße der Hellebarden, die dessen Panzer trafen, ihn nicht herabwarfen.

Ida! rief Gerold hinauf. Gedenke ihrer,

mein Bruder! Du kämpfest für sie! Weiche nicht!

Da sprang Dedo die letzte Sprosse hinauf, packte den einen Söldner mit mächtiger Faust und schwang sich in die Luke hinein. Die Friesen folgten, der Kampf begann im Innern des Thurmes. Der Feind wehrte sich tapfer, doch bald leuchtete vom Thurme das Panner von Esens, die drei muthigen Falken, der Morgensonne entgegen.

Ergebt Euch! rief nun Gerold in den Vorhof tretend, mit donnernder Stimme der Besatzung des Schlosses zu.

Wir sind deutsche Männer! rief Hans Dahme, der Waffenschmidt aus Bremen, ihm entgegen; und fechten für gemeines Wohl gegen Euch Räuber! Er drückte die Büchse ab, und ihre Kugel drang durch die Schienen des linken Armes, den sie aber doch nur leicht verwundete.

So stürmt! rief der Jüngling, als er sein Blut unter der Rüstung hervorquellen sah: Stürmt! Ida Popinga! brüllte er fast wüthend, nahm die Leiter vom Thurm, setzte sie an den Erker des Schlosses und schwang sich

hinauf. Mir nach, Ihr Deutſchen, mir nach, Ihr Frieſen!

Halt! rief Dedo vom Thurme herab. Oeffne erſt die Pforte des Thurmes, mein Bruder! oder ſetze die Leitern an, daß ich zu Dir gelangen kann, denn alle Ausgänge ſind verrammelt.

Dringe aus dem Thurme in die Burg entgegnete dieſer, und klimmte immer höher die Leiter hinauf.

Gerold! rief Dedo, ich ſehe die Wurdener nahen, wohl 200 an der Zahl.

Und wären es Tauſend! rief der Jüngling: es gilt Ida zu erkämpfen — blute für ſie, wie ich!

Da ſtürzte ein mächtiger Stein hernieder auf die Leiter — ſie brach — Gerold fiel herab. Betäubt lag er auf dem Boden, die Frieſen bedeckten ihn mit ihren Schildern.

Todt! ſchrie der unglückliche Dedo, der, auf den Thurm gebannt, nicht herab konnte, dem geliebten Bruder zu helfen, ihn zu rächen. Doch dieſer erholte ſich bald, nur betäubt war er, nicht zerſchmettert. Was ſteht Ihr um mich, Ihr Feigen! rief er aus, ſich vom Boden erhebend: Mir nach! Er entriß einem

Knechte eine Leiter, hörte nicht das Geschrei seines Bruders, nicht das Feuern der Schützen, die an der Zugbrücke den eindringenden Wurdenern wehrten. Nur erst als die Schützen in den innern Hof stürzten, und muthlos ihm entgen riefen, daß alles verloren sei, da warf er sich mit dem Reste seiner Getreuen dem eindringenden Feinde entgegen. Der Kampf war fürchterlich, die Besatzung fiel aus und umzingelte den Haufen. Dedo, der unglückliche Dedo, auf seinen Thurm gebannt, konnte dem geliebten Bruder nicht helfen, nicht an seiner Seite fechten, und mußte sehen, wie ein Streitkolben ihn traf und ihn zu Boden schmetterte. Er und die Seinigen wurden gefangen.

Dedo verlangte freien Abzug. Doch Dahme, der Waffenschmidt, der als der einzige Bürger von Bremen, den Befehl in der Burg übernommen hatte, verlangte, daß er sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Er verweigerte es. Man stürmte den Thurm, doch Dedo und seine Friesen vertheidigten ihn heldenmüthig; noch am andern Morgen fochten sie tapfer, aber nun schwanden die Kräfte, denn sie waren bis jetzt ohne Speise und

jeder theile mit ihm die Furcht für den theuern Heerd der Väter, das Herz eines jeden sei nur von diesen Sorgen bewegt.

Der Stadtschreiber hatte seit seiner Rückkehr aus dem feindlichen Lager wieder mehrere Abende bei dem Nachbar eingesprochen und manchen Becher geleert, war jetzt freundlicher, schmiegsamer gegen ihn, als je, und hatte nur selten Magdalenens, desto häufiger aber des anziehenden Ungewitters erwähnt, das sich über die gute Stadt zusammen zog. Eines Nachmittags, als er wieder im schwarzen Adler saß, und des biedern Benedikts ängstliche Sorge um die Zukunft durch dunkle, zweideutige Reden zu vermehren suchte, fiel dies doch Benedikt auf. „Aber Herr Stadtschreiber," unterbrach er ihn, „nach dem, was Ihr tröstliches aus dem Lager mitgebracht, sollte man wohl meinen, Ihr hättet mehr Muth; die Versprechungen des feindlichen Heerführers, die Ihr doch am Besten würdigen könnt, sollten Euch doch wohl billig beruhigt haben."

„Freund!" erwiederte der Stadtschreiber geheimnißvoll, dem Nachbar näher rückend. „Was ich öffentlich der ganzen Welt verbergen muß, will ich Euch, meinem einzigen Freunde, vertrauen." Benedikt lächelte über die zweideutigen Freundschafts Versicherungen, und erwartete nicht ohne Spannung, was ihm der Stadtschreiber offenbaren würde.

„Ich habe kein Zutrauen zu General Melacs Versprechungen," raunte ihm dieser zu.

„Nicht?" fragte Benedikt verwundert, „und doch habt Ihr dem Rath und der ganzen Stadt die Versicherung gegeben —"

Trank. Da riß Dedo das Panner von Esens herab, zertrat es in Wuth, und: Ida! seufzend, ergab er sich.

Es war am Tage der heiligen Fides, als um die zehnte Stunde jeder Bürger von Bremen die Arbeit verließ und nach dem Thore hineilte. Ein feierlicher Zug nahte. Es waren die Wurdener, welche die gefangenen Friesen einführten. Neugierig strömte das Volk herbei, die Männer frohlockten, daß der Anschlag auf die Fredeburg mißglückt sei und ihre Feinde gefesselt nahten. Die Frauen und Jungfrauen standen an den Fenstern, wo der Zug vorüber ging, und schauten nicht ohne Theilnahme nach den gefangenen Häuptlingen von Esens, denn die meisten waren Gerolden freundlich zugethan, manches Herz schlug ihm wohlwollend entgegen und manches Auge befeuchtete die Thräne der Theilnahme. Nur in dem Hause des Heinrich Gröningk, das am Markte lag, war alles leer und wie ausgestorben.

Mit finsterm Blick schritt Dedo einher und rüttelte mit verbissenem Grimme an den Ket-

ten, die er trug. Ruhig und freundlich ging Gerold ihm zur Seite, erwiederte den Gruß von manchem Bekannten und dankte mancher Jungfrau, die, ſich vergeſſend, dem Unglücklichen freundlich zunickte. Als er auf den Marktplatz trat, wo der Zug hielt, und er nun dem Hauſe gegenüber ſtand, das ihn einſt ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatte, da ſchaute er hinauf. Er ſuchte Maria; ach dieſe weinte in ſtiller Einſamkeit auf ihrer Kammer und verging vor Schmerz und vor Betrübniß — ſie ließ ſich nicht blicken. O, eine Seele weilt doch in dieſer feindlichen Stadt, die meiner mit Liebe gedenkt! dachte Gerold und ſchaute mit trübem Blick auf die öden Fenſter, als der wilde Bürgermeiſter Duckel, der mit zorniger Geberde auf ihn zueilte, ihm ſchmähend zurief: Eitler Frauenknecht! In dem Prunkgemach, wohin ich Euch heute geleiten laſſe, werdet Ihr keine Dirnen finden, mit denen Ihr koſen könnt, wie bei unſern Banketten. Dieſe Fehden beſtandet Ihr glücklicher, als die blutige auf der Fredeburg.

Job von Duckel! entgegnete Gerold, und das Blut ſtieg ihm in die Wangen: Es geziemt Euch nicht, mich hier zu ſchmähen.

Nehmt mir meine Ketten ab, gebt mir mein Schwert, und dann verſucht es mit mir. Jetzt ehren Eure Worte nicht den Bürgermeiſter der Hanſeeſtadt Bremen.

Mehrere Bürger gaben laut ihren Beifall über die kühnen Worte des gefeſſelten Jünglings zu erkennen; aber Duckel rief zornig: Führt ſie ab! — Jenen Wüthenden in das Verließ im Zwinger, dieſen Stolzen dort in den Kerker unter dem Rathhauſe.

Lebe wohl, mein geliebter Bruder! rief Gerold, als ſie nun ſcheiden mußten und ſank an Dedo's Bruſt. Lebe wohl! gedenke unſers Stammes und laß uns ſterben wie wir gelebt haben.

Das wollen wir! rief Dedo. Lebe wohl, mein Bruder! Die Ketten klirrten bei dieſer Umarmung, man trennte ſie.

In einem düſtern Kerker, von keinem Mondlicht, von keiner Kerze erleuchtet, ſaß Gerold Ommekens und überdachte ſein Geſchick. Freundlich hatte er ſeine Jugend durchlebt, das Glück hatte ihm zur Seite geſtanden, der Ruhm ihn begleitet — da täuſchte ihn die Liebe und mit

dieſer Täuſchung verließ ihn Alles. In der Blüte ſeines Alters ſah er ſich an der offenen Gruft; er ſollte Abſchied nehmen von allen Freuden des Lebens, von ſeinem Traume — von Ida. Als ſein Todesengel trat dieſe vor ihn hin und erſchien ihm dennoch ſo lieblich und engelgleich. Sie hatte ihn im Leben verſtoßen, und doch zog ſie ihn am Rande des Grabes noch immer nach ſich hin. Auch Maria's Geſtalt ſchwebte an ihm vorüber, doch hielt er ſie nicht feſt; wie ein Schatten ſchwebte ſie dahin, er ſtreckte die Arme nicht aus, ſie zu faſſen. Sie erſchien ihm wie ein tröſtender Engel, doch ſchlug das pochende Herz nach dem Todesengel, der ihn auf ſeinem Rabenflügel entführte und ihn dann in eine unabſehbare Tiefe ſinken und hier vergehen ließ.

O thöriges Herz des ſchwachen Sterblichen, das das Hoffnungloſe in ſeinem Schooße liebend pflegt, während es das Hoffnungreiche frevelnd verſcheucht! Blinder Sklave der thörigen Leidenſchaft, ſtolzer Rebell gegen die heilige Vernunft, Du reichſt dem Erdenpilger in Deiner Verzuckung den Becher des Wahnſinns, oder die Nektar-Schale der Götter, Du hebſt ihn zum Himmel, oder läſſeſt ihn

enden auf dieſer Scholle, wo er, dem Ewigen nachſtrebend, im Streben vergeht. Thöriges, thöriges Herz! Du berauſchteſt den Jüngling auch jetzt noch mit deinem Zaubertrank; nach Ida zogeſt du ihn hin, von ihr, der frommen Maria, riſſeſt du ihn fort, von ihr, die im ſtillen Gemach die Thräne der Verzweiflung weinte, während Ida nur ihres Dedo gedenkend dir zürnte, daß du im wilden Uebermuth die Stimme des Verlaſſenen, welche dir vom Thurm herabſchallte, nicht hörteſt.

Noch gedachte er Ida's mit Sehnſucht und Liebe, als die Thür des Kerkers ſich öffnete. In einen Mantel gehüllt nahte ſich eine vermummte Geſtalt, die Kerze in der einen Hand, winkte ſie mit der andern, zu folgen.

Wer biſt Du? rief Gerold: Was willſt Du von mir?

Der Vermummte ſchwieg, bedeckte die Augen mit der flachen Hand und winkte wieder.

Wer biſt Du? ſprich! rief Gerold noch einmal.

Die Geſtalt winkte wieder und ſchwieg.

Willſt Du mich retten, Du ſtummer Bote? fragte Gerold.

Die Geſtalt nickte bejahend.

Wo weilt mein Bruder?

Der Vermummte gab mit der Hand ein Zeichen, daß er ferne sei.

Rette ihn, dann folg' ich Dir!

Der Unbekannte legte beide Arme kreuzweise über seine Brust und beugte sich.

Du kannst ihn nicht retten?

Er verneinte es kopfschüttelnd.

Dann geh'! Ohne ihn ist mir die Freiheit kein wünschenswerthes Gut. Meine Flucht könnte sein Unglück vermehren.

In bittender Stellung nahte sich der Vermummte.

Geh'! rief Gerold: Wer Du auch seiest, nimm meinen Dank, jedoch ohne ihn, ohne meinen Bruder verlaß ich diesen Kerker nicht.

Da stürzte der Vermummte zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee, und die Kerze sank zu Boden und verlosch.

Laß mich, Du Ungestümer! rief Gerold. Laß mich! Gerold Ommekens theilt nur Dedo's Loos! Laß mich! fuhr er fort, als sich der Vermummte nun fester an ihn anklammerte: Wie könnt' ich ohne ihn vor Ida erscheinen?!

O Gott! rief die Gestalt.

Maria Gröningk! schrie Gerold, beugte sich und hielt die Sinkende in seinen gefesselten Armen. Vom Gefühl übermannt, von Dankbarkeit ergriffen, drückte er, ohne es zu wollen, die Ohnmächtige an sein wogendes Herz. Um zu lauschen, ob der Hauch des Lebens die Erstarrte noch umwehe, bog er sich nieder zu ihr; da berührte sein Mund ihre kalten Lippen, da hielt es ihn fest — ein brennender Kuß, nicht von Liebe, nur von Dankbarkeit, vom Mitleid geleitet, hauchte den Odem in die Entschlummerte und rief sie zum Leben zurück.

Doch plötzlich riß sich die Jungfrau aus seinen Armen. Heilige Mutter! rief sie aus, was hab' ich gethan! Ich stehe sündhaft vor ihm, — er kennt meine Liebe, mein Herz. Ritter Gerold! sagte sie nach einer kurzen Pause, folgt mir. Alles ist zu Eurer Flucht bereitet. Vergeßt diesen Augenblick, vergeßt auch mich!

Euch werde ich nie vergessen, Maria! rief der Jüngling: so wahr ich Gnade hoffe vor Gottes Thron. Aber folgen kann ich Euch nicht, wofern Ihr den Bruder nicht retten könnt, den mein wilder Muth in's Unglück gestürzt hat.

Das steht nicht in meiner Macht! sagte sie finster.

So kann ich Euch nicht folgen, entgegnete Gerold: Mich hält mein Schicksal hier und meine Pflicht!

Maria schwieg, sie schien mit etwas zu kämpfen. Plötzlich wandte sie sich hin, wo Gerold stehen mußte, und als ihre Hand ihn faßte, stürzte sie noch einmal zu seinen Füßen. Nicht Liebe! rief sie aus, bei Gott! nicht Liebe, die fühle ich nicht in mir in diesem angstvollen Augenblick; nein, ein anderes, mir unbekanntes Gefühl zieht mich zu Euern Füßen, Herr Ritter! Um aller Heiligen willen beschwöre ich Euch, rettet Euch! entflieht! — denn ehe die Sonne im Mittag steht, blutet Ihr durch Henkers Hand!

Es sei! sagte Gerold ernst, ich weiche nicht. Nie soll man sagen: Gerold verließ seinen Bruder in der Stunde des Todes! Nie soll Ida Poppinga sagen, ich habe nicht für sie sterben können!

Dein Wille geschehe, Vater im Himmel! sagte Maria leise und hob sich von der Erde. Lebt wohl, Ritter Gerold! sagte sie. Geden-

ket meiner mit Liebe, wenn Ihr vor Gottes Throne steht! — Lebt wohl!

Gerold streckte die Arme nach ihr: Lebt wohl, edle Jungfrau! rief er, und die Thüre schloß sich.

Die Glocken tönten, das Volk strömte schaarenweise nach dem Marktplatz, wo vor dem steinernen Roland ein Blutgerüst aufgerichtet war. Todtenstille herrschte unter der Menge, nur der Ton der Glocken durchschwirrte die Luft. Da zog ein Haufen bewaffneter Bürger vom Zwinger her, in ihrer Mitte Dedo Ommekens. Kräftig und stolz schritt er unter ihnen, das Schicksal hatte den Kühnen nicht gebeugt, er schien ihm trotzig entgegen zu gehen. Mit Verachtung sah er vom Blutgerüst herab, faßte sein langes, braunes Haar in seine Hand, band es zusammen und steckte es auf seinem Scheitel fest. Euch vergebe Gott! ich vermag es nicht! rief er der Menge entgegen, sprach ein frommes Gebet und kniete nieder, den Streich zu empfangen.

Noch nicht, noch ist es nicht Zeit, Meister Hartmund! rief der Bürgermeister Duckel dem

Scharfrichter zu: Erſt komme der andere Bundsbrüchige!

Dieſer nahte ſchon. Freundlich, wie ein frommer Engel, in voller Schönheit und Jugend ſchritt Gerold aus dem Rathhauſe, und kaum an dem Fuße des Gerüſtes angelangt, erblickte er ſeinen Bruder, ſtürzte die Steigen hinauf und lag in ſeinen Armen.

Kein Ausruf, kein Laut der neugierigen Menge ſtörte dieſen heiligen Moment — nur ein Lüftchen ſäuſelte in den blonden Locken des Jünglings, die flatternd ihn bedeckten. Mein Dedo! rief er endlich, daß ich Deine Stimme nicht vernahm, als Du vom Thurm mich mahnend gerufen, das hat uns hierher geführt. Vergieb, ich bin Dein Mörder!

Nein, Gerold! rief Dedo, und drückte ihn, ſtatt weiterer Antwort innig an ſich.

Noch hielten ſie ſich umarmt, als der Bürgermeiſter rief: Was ſoll das weibiſche Schauſpiel! Meiſter Hartmund, thut Eure Pflicht!

Leb' wohl, mein Bruder! rief Dedo, entwand ſich Geralds Armen, kniete nieder und — zu des Bruders Füßen rollte ſein blutiges Haupt.

Da fuhr Gerold zurück, doch ſchnell beugte

„Freund," unterbrach ihn der Stadtschreiber, und rückte seine Perrücke zurechte, während Benedikt, auf den Tisch trommelnd, sein Liedchen brummte, „Freund! wie konnte ich anders? Ich habe in offener Sitzung dem Rath berichtet, was mir gesagt wurde, habe ihm deutlich meine Ansichten zu verstehen gegeben, ihn im Geheimen gewarnt; aber mich öffentlich auszusprechen, dazu bin ich zu klug."

„Und weshalb?" fragte der Adlerwirth verwundert.

„Ihr fraget noch?" fuhr jener fort, „Habt Ihr denn gar nicht vernommen, wie furchtbar, wie ungesittet die Herren von Ludwigs so galantem Hofe, überall mit denen umgehen, die nur im mindesten ihr Mißfallen erregen? Arretirt werden die Unglücklichen, in die finsterſten Kerker gesteckt, aus denen sie sich mit sauer erworbenem Gelde loskaufen müssen, wenn sie nicht nach Straßburg wandern wollen. Ach, es ist eine heillose Zeit. Heute ist sogar vom General Melac der Befehl an hiesigen Magistrat gekommen, niemanden mehr Pässe zu geben, damit die Herren das Nest fein warm und in Ordnung finden."

„Wer gehen will, wird dann ohne Paß wandern," erwiederte Benedikt.

„Bei Leibe nicht!" fiel ihm der Stadtschreiber in die Rede, „dergleichen würde der Stadt nur Nachtheil bringen."

„Wie so?" meinte der Alte, „Wie könnte das sein? — Wenn ich nun mein Kind entfernen wollte, und sie ohne Paß fortschickte, wie könnte der Rath dafür verantwortlich sein? Wie könnte er für etwas verantwortlich sein, von dem er nichts wüßte."

Der Stadtschreiber zuckte bedenklich die Achseln —

er ſich, hob das Blutende hoch in die Höhe, als ob er es, Rache fodernd, dem allmächtigen Gott zeigen wolle, und preßte mit Inbrunſt ſeine bebenden Lippen auf die erſtarrten. Mein Bruder, mein herzgeliebter Bruder! rief er aus: Ich folge Dir, bald ſind wir vereint!..

Nun endet! rief Duckel mit zorniger Stimme. Doch ein lautes Gemurmel des Volks unterbrach ſeine Rede. Gnade, Gnade! rief man von allen Seiten. Gnade! tönte es mit zarter Stimme aus allen Fenſtern. Gnade dem edlen jungen Ritter! Der Bürgermeiſter gebot Stille, doch immer tobender wurde der Lärm, immer enger und enger ſchloß der Kreis ſich um das Gerüſte, während Gerold, dies alles nicht achtend, noch an den bleichen Lippen des Bruders hing und ihm nun ſchmerzvoll die ſtarren Augen mit zitternden Händen ſchloß.

Da trat Meno Doringer, der Altmeiſter der Fleiſcherzunft, zu Duckel und ſprach: Herr Bürgermeiſter! laßt Euch rathen, ſchenkt dem jungen Herrn das Leben, oder wahrlich, es thut nicht gut! Dies fromme Blut ſoll nicht über unſere Stadt kommen und ſie verderben.

Gebt ihn frei! schrie die Menge und stürmte heran.

Da trat der Bürgermeister mit den andern Herren ab, um sich zu berathen; nach kurzer Zeit kehrten sie wieder, und Ahrend Ballaer, der Aelteste des Raths, sprach zu Gerold Ommekens: Herr Ritter! der Rath läßt Euch durch mich das Leben schenken und die Freiheit, jedoch unter dem Beding, daß Ihr in unsere Stadt ziehet, einer der Unsern werdet und Euch ein ehelich Weib aussuchet unter den Töchtern der Stadt. Keiner wird dem edlen Ommekens sein Kind versagen. Schwört Ihr, dies zu thun, so seid Ihr frei.

Da trat Gerold vor an den Rand des Gerüstes, doch als er zu reden anfangen wollte, unterbrach ihn der alte Ahrend Ballaer: Acht Tage gönnt Euch der Rath Bedenkzeit. Jetzt, wo der Schmerz um den Bruder Euch ergreift, wollen wir Eure Antwort nicht. Führt ihn zurück in's Gefängniß.

Gerold wollte antworten, doch das Jubelgeschrei der Menge übertäubte seine Worte, er mußte schweigen und folgen. Noch einen Blick auf seinen Bruder und er verließ das Blutgerüst. Der Kerker schloß sich hinter ihm.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18751/031

Dedo's Leichnam wurde in einen schön gezierten eisernen Sarg gelegt und in den Bleikeller gesetzt.

Als der Rathsherr Gröningk mit bewegtem Gemüthe in sein Haus trat, stürzte ihm Maria entgegen. Er ist frei! rief sie aus. Gott sei gedankt, mein Vater!

Ja, mein Kind! erwiederte mit anscheinender Ruhe der Vater, jedoch nur unter einer Bedingung hat ihm der Rath Leben und Freiheit geschenkt!

Unter welcher?

Daß er ein Bürger dieser Stadt werde und unter unsern Jungfrauen sich ein Weib erkiese!

Dann! sagte Maria erschrocken, dann wird er sterben!

Woher glaubst du dies! fragte der Vater und betrachtete sie mit forschendem Blicke.

Weil ich weiß, antwortete sie verlegen, daß er Ida Popinga liebt!"

Und der Häuptling von Esens zu stolz ist, Bürger einer freien Stadt zu werden! fiel ihr Gröningk in die Rede. Doch, Du glüh'st ja, mein Kind, was ist Dir? — Und wie, wenn er doch seine Liebe vergäße, seinen Stolz

beugte, und um sein Leben zu retten, Dich wählte? Ich wüßte keine der Jungfrauen, welcher er so wohl gewollt, als Dir!

Um sein Leben zu retten? murmelte Maria für sich.

Nun ja! sagte Vater Gröningk; könntest Du dann wohl Dich entschließen, ihm Deine Hand zu reichen und ihn zu retten?

Vater! rief Maria und sah mit ihren dunkelblauen Augen den Vater an. Ihr seid nicht offen gegen Euer Kind, Ihr wollt listig des Herzens Geheimniß ihm entlocken. Dessen bedürft Ihr nicht, Vater. Ja, ich liebe Gerold Ommekens, so treu, so innig, so ewig wie er Ida Poginga liebt, das gestehe ich Euch frei und unverholen. Nichts wird ihn aus diesem Herzen bannen — auch nicht sein Tod!

Glaubst Du, thöriges Kind, sagte Gröningk, daß ich dieß nicht schon lange ahnete und sah? Seit Gerold hier war, bist Du nicht mehr meine liebe, freundliche Maria! Sie schmiegte sich schmeichelnd an den Vater. Doch verzweifle nicht — wählt er das Leben für den Tod, dann wählt er auch Dich!

Ja, mein Vater! rief Maria begeistert.

Wir ſind vereint; eint uns nicht das Leben, ſo eint uns der Tod!

Maria, ſagte der Vater zürnend: fromme, gute Maria! Wie konnte ein ſolcher Gedanke in Dein Herz, ein ſolches Wort von Deinen Lippen kommen?

Vater, ſagte die Jungfrau mit ernſter Ruhe. Ich fühle es, ſein Tod zieht mich mit ſich hinüber, ich kann ihn nicht ertragen, ich vergehe. Aber wähnt nicht, daß euer Kind mit frevelnder Hand die Bahn ſich bezeichne, auf welcher ſie ihm folgen wird. Mein Leben ſteht in Gottes Hand, aber der iſt ein gütiger Vater, er wird ſein Kind aufnehmen in ſeinen heiligen Schooß und es dort oben mit Gerold vereinen.

Und warum nicht hier? Warum ſollte er Dich nicht wählen, Dich, die Schönſte, Lieblichſte der Jungfrauen dieſer Stadt?

Weil er nicht wählen wird, weil er liebt und weil es ſo ſeyn muß. Erſt wenn ſein Geiſt dort einſam trauert, Ida hier zurückgeblieben, und um ihren Dedo weinend, ſeine Nähe nicht ahnet, wenn ſein Schatten ſie umſchwebt — wenn dann Eure Maria dieſer Erdenbanden entledigt, ſich zu ihm ſchwingt

und spricht: Ich folgte Dir, mein Gerold! Dann wird sich sein Geist zu mir neigen, dann werden seine Flügel mich sanft umfassen, und mich liebend tragen durch die unermeßlichen Räume der Ewigkeit. Meine Liebe, Vater, entfaltet sich nur jenseits!

Höre mich, unglückliches Kind, sprach nun Gröningk, nachdem er in düsteres Nachdenken versunken, vor ihr gestanden hatte. Rein, heilig und geistig ist Deine Liebe zu Gerold?

Heilig wie mein Gebet, rein wie mein Herz und geistig wie die Ahnung, daß ich ihn dort einst finden, dort die Seine seyn werde.

Nun, so sei ihm als Gattin nur die liebende Schwester. Vielleicht — vielleicht rettest Du ihn dann.

Ich verstehe Euch nicht, mein Vater!

Höre mich! fuhr der alte Gröningk fort: Hast Du den Muth, das Bittere zu ertragen, das Leben an Gerold's Seite, als seine Gattin zwar, zu durchwandeln, aber doch nur seine Schwester zu seyn, nie den Kuß der Liebe von seinen Lippen zu schmecken, nie seinen Arm zu fühlen, wie er Dich liebend um-

schlingt? — Könntest du dies ertragen, um ihn zu retten?

Ich könnte es, mein Vater! Ich will ja nichts von ihm — ich will nur geben!

Hast Du den Muth, Maria — höre mich Kind — hast Du den Muth, zu ertragen, daß sein Herz von Dir gewendet an Ida hängt, daß er Dir nur Mitleid, nicht Liebe zollt? Hast Du Muth, es zu ertragen, wenn seiner Liebe Gluth sich nur nach ihr neigt, und seine Sehnsucht ihn nach ihr, ihn weg von Dir bannet?

Nein, mein Vater, diesen Muth habe ich nicht! Wäre es der Wille des Höchsten, diese Bürde auf mich zu laden, um ihn zu retten, will ich sie dulden; aber daß ich unterliege, weiß ich gewiß.

Armes Kind, sagte der Vater tief bewegt.

Laßt uns sterben, mein Vater! rief sie nun aus, dann bin ich glücklich, dann ist er mein!

Selbstsüchtiges Wesen! rief Gröningk zürnend. Weil Du thörig wähnst, Du besäßest ihn dann, willst Du ihn verderben. Er soll sterben, damit Du ihn Dir mit Deinem, mit seinem Leben erkaufen kannst!

Maria bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Vater! ſprach ſie nach einer Pauſe und ein Himmellächeln ſtrahlte aus ihrem Auge. Ich will dulden, alles dulden, leben will ich ein qualvolles Leben, kann ich ihn retten. Thut was Euch gut dünkt, die Jungfrau will alles opfern, ſie will betteln um ſeine Hand, ſie ſoll ihr genügen auch ohne Liebe. Mein Leben ſoll mir die Märtyrerkrone erringen, die ſonſt nur der Tod uns reicht; der Tod ſei dereinſt mein Lohn.

Gröningk drückte ſein Kind an ſeine Bruſt. Stärke Dich Gott, fromme Jungfrau! rief er aus, und mir gebe er Weisheit und Kraft!

Gerold ſaß im freundlichen Gewahrſam auf dem Rathhauſe. Sein Wort das er gegeben, nicht zu entfliehen, und die Hoffnung, daß er den Vorſchlag des Rathes annehmen würde, hatte ihn in dieſe gelinde Haft geführt. Doch ihm war dies gleich. Das blutende Haupt ſeines Bruders begleitete ihn auch hierher, ſtand überall vor ihm und ſchien ihm zu winken. Auch Ida's Bild trat manchmal lockend vor ihn, der Myrthenkranz ſchmückte nicht

mehr ihre Locken, sie winkte ihm zurück in's Leben. Aber vor diesem Bilde schaudernd, verscheuchte er den Gedanken, der es geschaffen, und dann trat die Geliebte, ihn an seine Pflicht mahnend vor ihn.

Er war entschlossen, sein Leben nicht durch Schmach zu erkaufen, und erwartete sehnsuchtvoll den entscheidenden Tag.

Es war der vierte Abend nach St. Fides, als der alte Gröningk zu ihm in's Gefängniß trat. Freundlich empfing Gerold den braven Alten, mit Herzlichkeit nahete Gröningk und konnte nur mit Mühe die Gefühle unterdrükken, die ihn so mächtig bewegten. Nach manchen freundlichen Worten that er endlich dem Jüngling die Frage: ob er über sich und sein Schicksal einen Entschluß gefaßt, und welchen.

Den ich ergreifen muß, entgegnete Gerold — Sterben!

Kanntet Ihr denn in Bremen kein Herz, keine Hand, die Eurer werth sei? fragte der Rathherr.

Das kenne ich wohl, entgegnete Gerold. Ich kenne ein Herz, dessen ich nicht werth bin, ein Herz, das für diese Welt zu fromm und gut, nur jenseit seinen Lohn erwarten

„Im Kriege, werther Freund!“ sagte er warnend, „gilt kein Recht, als das Recht des Stärkeren. Was kümmern sich die Kriegsleute darum, ob sie Gerechtigkeit handhaben oder nicht; sie handeln, wie es ihren Lüsten und ihrem Seckel am besten gefällt. Deshalb Nachbar, rathe ich, laßt jetzt Jungfer Magdalene hier; meine frühere, wohlgemeinte Warnung jetzt noch zu berücksichtigen, wäre Thorheit und brächte Euch ins Verderben, denn Ihr würdet das Opfer, würdet nach Straßburg geführt, Euer Haus stände leer, die Nahrung stockte, hörte auf, und der Adler, diese, in ganz Schwaben so wohl bekannte Herberge, wär verödet und würde sicher rein ausgeplündert.“

„Sorgt nicht für mein Haus, Herr Stadtschreiber!“ unterbrach ihn Benedikt unwillig, und trank den vor ihm stehenden Becher mit Hast aus, „sorgt für den schwarzen Adler nicht, da werden ferner noch die Gäste aus- und eingehen, und die Fremden, so von der Donau nach dem Rheinstrom ziehen, werden hier nach wie vor ihre Herberge nehmen, und Ihro fürstliche Gnaden, die Herzogin Sybille wird noch bei Benedikt Hegelin einkehren, wie sonst. Uebrigens bin ich gar nicht gesonnen, mein Kind jetzt, wo die Wege so unsicher sind, und das Soldatenvolk überall umherschwärmt, auf die Landstraße zu schicken; im Fall der Noth hätte ich für sie wohl einen nähern Zufluchtsort. —“

„Und der wäre?“ fragte der kleine Mann gespannt.

„Der Fuchs verräth wohl nie seinen Bau,“ erwiederte Benedikt, und schenkte das leere Glas seines Gastes wieder voll, der von neuem eine Frage thun wollte, aber

kann. Der alte Gröningk ſchauderte bei dieſen Worten zuſammen. Es iſt, ſo fuhr Gerold nach kurzem Stillſchweigen fort, es iſt das Herz der lieblichen Maria, Eures frommen Kindes.

Sie liebt Euch — ſchweſterlich! ſetzte Gröningk hinzu. Uneigennützig und rein iſt ihre Liebe — ſie könnte Alles opfern, um Euch zu retten.

Vater! ſagte Gerold bewegt, könnte das Leben mir noch Liebliches reichen, ich erhielt es mir, um es Eurer Maria zu bieten, aber ſo liegt es todt hinter mir, und mein Herz iſt erſtorben, ſeit Ida's Bild es berührte.

Und wenn nun Maria Euer Herz der Glücklichen überließ, wenn, Euch zu retten, die Jungfrau Euch am Altare die Hand reichte, und ſich neben Euch ſtellte mit zarter Sitte, nur als Eure Schweſter dem Glücke der Liebe entſagte? ſprach der Alte bewegt.

Um dies elende Leben zu retten beugt ſich Gerold nicht herab vom Gipfel des Edlen. Nur die Liebe gebietet über ſeine Hand! rief der Jüngling unwillig aus. Ida iſt für mich verloren — Dedo's blutendes Haupt mahnt mich zu folgen, da ich ihn nicht rä-

chen kann! Was soll mir noch ein feig erkauftes Leben, was soll mir noch ein gebrochenes Herz? Laßt mich ruhig sterben!

Ihr seid der Letzte Eures Stammes, sagte nun Gröningk; der letzte Zweig der Häuptlinge von Esens.

Eine mächtige Eiche sinkt unter den Streichen des Schicksals! rief Gerold aus. Ja, ich bin der Letzte des edlen Geschlechts — es schaudert mich, denk' ich, daß die drei muthigen Falken mit mir in die Gruft gelegt werden und ich den Reihen der Edlen beschließen soll. Besser aber, der Baum sinkt vom Sturme entwurzelt, als daß er entlaubt stehe, ein verhöhntes Denkmal seiner vorigen Größe. Wie der Erste meiner Ahnen als edler Ritter begann, wie die andern wandelten auf makelloser Bahn, so will auch ich enden!

Und habt Ihr mit Gott abgerechnet? fragte nun Gröningk. Befiehlt Euch die heilige Religion nicht, das himmlische Geschenk des Lebens nicht freventlich zu verschleudern?

Was mir Gott gegeben, nimmt e r mir, nicht i ch. Als er mir das Leben verlieh, legte er auch das Gefühl der Ehre in meine

Bruſt und verwebte es ſo innig mit dem Leben, daß beide unzertrennlich ſind.

Noch verſuchte Gröningk ihn zu überreden — vergebens! der Jüngling blieb feſt, und treu ſeinem Entſchluß.

So ſagt Euch Maria durch mich Lebewohl. Bedenkt, Herr Ritter, es gilt nicht Euer Leben allein, es gilt auch das Leben meines Kindes! — Gott leite Euer Herz.

Mitternacht war längſt vorüber, noch floh der Schlaf die müden Augen des tiefbewegten Gerolds. Maria, die bleiche Maria ſchwebte vor ihm, und die letzten Worte des alten Gröningk: Es gilt auch das Leben meines Kindes! tönten immer noch dumpf in ſein Ohr, und zum erſten Mal erſchien ihm der morgende Tag als ein Trauertag. Er ſah jetzt Maria in der Fülle der Jugend vor ſeiner Einbildekraft ſchweben; ſie winkte ihm freundlich — jetzt ſah er ſie als ſanfte Hausfrau an ſeiner Seite wandeln, das freundliche Leben trat mahnend vor ihn und zeigte ihm eine liebliche Zukunft. Doch immer drängte ſich das blutige Haupt des Bruders, drängte ſich Ida mit ſtrafendem Blick zwiſchen ihn und die holde Maria, und die

sanfte Engelgestalt verschwand, wie Morgen-Nebel, vor seinem Blick.

Noch von ihr träumend, nicht ohne Sehnsucht nach dem schönen Leben, schloß er die müden Augen. Sanfter Schlummer umkränzte seine Schläfe mit dem Blüthenkranz von Mohn, nahm die lieblichen Bilder mit hinüber in sein schattiges Reich und übergab sie den Träumen.

Freundlich, wie in den Tagen des Lebens, schwebte jetzt Dedo die myrthenbekränzte Ida an seiner Seite ihm entgegen. Er nahm den Kranz aus ihren Locken, küßte ihn und reichte ihn Gerold, und als dieser aufblickte, stand Maria, nicht Ida, an Dedo's Seite, neigte ihr Haupt, als erwartete sie, daß er den Kranz ihr in die Haare schlinge.

Reich' ihr nur den Myrthenkranz, mein geliebter Bruder, sagte jetzt Dedo, führe diesen Engel ein zu Dir, und laß den Stamm nicht verdorren, der Jahrhunderte freudig empor wuchs! Da neigte sich Gerold zu der Jungfrau, kränzte sie, und als sie ihr Haupt erhob, ward der Myrthenkranz zum Sternen-Diadem und Maria strahlte, wie eine Himmlische. Da streckte er die Arme nach ihr, sie

mit Inbrunſt an ſein Herz zu drücken, doch ſie verſchwand, ſanft lächelnd, in Roſenduft, und wie eine Wolke des Frühroths entſchwebte ſie ſeinem Blick. Er wollte ihr nach, wollte ſie feſt halten und — ein barſcher Ton, der ihn erweckte, ließ das holde Traumbild verſchwinden. Der Kerkermeiſter ſtand vor ihm.

Junger Herr! ſagte er, die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, man erwartet Euch auf dem Markt. Seid klug und rettet Euer junges Leben und freiet Maria Gröningk, die ich jüngſt zu Euch einließ.

Maria Gröningk? ſagte Gerold und glaubte, er ſähe ſie noch auf den Strahlen der Sonne entſchweben. Ja, Maria Gröningk könnte mich an dieſes Leben feſſeln!

Nun, dann kommt, ſagte der Alte; folgt mir und wählt das fromme Kind zu Eurer ehelichen Hausfrau.

Das Volk war ſchon auf dem Marktplatze verſammelt. Noch ſtand das Blutgerüſt und auf demſelben Meiſter Hartmund, das Schwert in ſeiner ſtarken Fauſt. Gerold ſchritt muthig voran, immer das Bild der holden Maria, immer noch die roſige Wolke die ihm entſchwebt war, vor Augen, und als er die

Stufen des Gerüstes betrat, schaute er auf Heinrich Gröningks Haus. Am Erkerfenster stand Maria, wie er sie im Traume gesehen, den Myrthenkranz im Haar, sie faltete die Hände, warf einen bittenden Blick auf ihn und verschwand.

Er sah nicht den Meister, nicht das Schwert, bemerkte nicht den Bürgermeister Duckel, nicht die alten Rathherrn, die oben standen und seiner warteten; er sah nicht den schwarzen Sarg mit den drei weißen Falken auf dem Leichentuche, der den Leichnam seines geliebten Bruders verschloß und in der Nähe des Gewölbes stand. Er sah nur Maria's Bild vor sich schweben, das Bild dieser Heiligen, die, gleich einem Opferlamme, ihm folgen wollte, im Leben, wie im Tode, und das Leben durchschauerte ihn mit Hoffnung.

Da hob Ahrend Ballaer an: Ihr wißt, Herr Ritter Gerold Ommekens, was ein edler Rath dieser Stadt Euch durch mich hat entbieten lassen. Wir sind hier, Euren Ausspruch zu vernehmen. Ihr legt den verlangten Eid ab und wählt ein Weib aus unserer Mitte, oder Euch geschehe Euer Recht durch das Schwert!

Da hörte man Trauertöne von fern, und ein Hause schwarz gekleideter Reiter zog dem Markte zu. Alles sah nach ihnen hin; es waren die freien Friesen von Jeverland und Esens, die Popinga sandte, den Leichnam des Eidams zu holen, den man ihm nicht verwei-

gert hatte. Ein junger Rittermann, schön und lieblich zog voran, hinter ihm die Knappen von Esens, mit den Falken der Junker auf ihrer Hand, dann der Wagen, der die sterbliche Hülle tragen sollte, die Edlen folgten.

Junker von Esens, wofern Ihr nicht den Schwur leistet, werdet auch Ihr so geleitet! rief der tückische Duckel Gerold entgegen, der, seiner nicht achtend, unverwandt nach dem Zuge hinblickte, welcher immer näher und näher kam. Da sah der junge Rittermann, der ihn führte, plötzlich auf nach dem Blutgerüst.

Ida! schrie Gerold.

Gerold! rief der Reiter, wandte sein Roß und sprengte zurück.

Bürger von Bremen!" rief nun Gerold, und sein Gesicht glühte vor Ingrimm und Stolz. Ich bin ein edler, freier Friese, dort ziehen meine Mannen ein! Eure Töchter sind nicht für mich, den Häuptling von Esens; gebt sie, wem Ihr wollt — mir gebt den Tod!

Er knieete nieder. Gnade! rief auch jetzt noch die Menge! Gnade dem kühnen Ritter!

Doch der Bürgermeister Duckel nahm das Wort: Nicht so, Ihr Rasenden! Glaubt Ihr, daß dieser stolze Häuptling je den Kuß auf seines Bruders todte Lippen vergessen könnte? Ihr habt nie etwas Gutes von ihm zu erwarten! Er winkte dem Meister, und

— Gerolds Blut tränkte die Stelle, wo sein geliebter Bruder sank.

Da schwebte ein Falke in engen Kreisen um den entseelten Körper, senkte sich herab und, nicht die tobende Menge scheuend, setzte er sich auf den Leichnam seines Herrn. Er war, als er Gerolds Stimme vernahm, dem Edelknaben entflohen, und weihte sich neben seinem Gebieter dem Tode.

Am Ende des Domganges, wohin der edle Jüngling begraben wurde, wollte Heinrich Gröninak seinem Andenken ein steinernes Bild setzen lassen, aber schon am dritten Tage seines Todes, hatte Maria dem geliebten Jüngling das schönste Denkmal der Treue gesetzt. Sie entschlummerte zum ewigen Schlaf auf seinem Grabe, und folgte ihm hinüber, wo ihre Liebe, ihre Treue ihn sich gewonnen hat.

Noch steht am Eingange des Doms dies Denkmal der Bruderliebe, dies Denkmal einer heiligen Frauen-Liebe.

Ida entfloh nach Jever. Der Anblick des Jünglings auf dem Blutgerüst hatte ihre Sinne verwirrt. In dem Kloster der Büßenden gab ihr der Himmel die Ruhe wieder und ein baldiges Ende.

durch des Nachbars barsches „Trinkt nur, Herr Stadtschreiber, trinkt nur!“ daran gehindert wurde.

„Ich habe alle Vorsichtsmaasregeln genommen,“ sagte dieser endlich, nachdem Benedikt nachdenkend geworden, und der Unmuth aus seinem Gesicht verschwunden war. „Geld und Gut, alles was die lüsternen Blicke der raubgierigen Herren locken könnte, ist in Sicherheit gebracht, nicht ein silbernes Becherlein ist daheim geblieben, und ich trinke meinen Wein jetzt aus einer zinnernen Kanne. Meinen Sohn —“

„O! laßt den nur in Gottesnamen daheim,“ fiel ihm Benedikt in die Rede, „und sendet ihn nicht mit Euerm Gold und Silber fort, ich glaube schwerlich, daß sich die Franzosen an ihn vergreifen werden. Nun, was seht Ihr mich so feindlich an? — Trinkt, und laßt Euern Sohn aus dem Spiel, Ihr wißt, das Gespräch vergällt mir immer den Trunk; und der Wein ist eine zu köstliche Gottesgabe, die man freudigen Herzens genießen muß.“

Indem er seinen Becher leerte, blies der Thürmer —

„Mein Gott! Sie kommen!“ rief der Stadtschreiber, „Ich muß eilen, Herr Gevatter, mich in Staat zu werfen, die französischen Gäste zu empfangen, denn an Widerstand ist doch nicht zu denken; nehmt Euer Töchterchen ja in Acht und gehabt Euch wohl.“ Dies sagend, eilte er fort.

„Also wäre wirklich die Stunde gekommen, und der Feind vor den Thoren? — Nun gilt es Muth und Festigkeit, aber auch Vorsicht,“ brummte Herr Hegelin vor sich hin, „Ich wollte doch, ich wüßte Magdalene fern.“ Er traf schnell alle mögliche Anstalten, befahl seiner Tochter,

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Dreiundzwanzigstes Bändchen.

Celi m.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Selim.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. POL.
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Selim.

Historische Novelle.

Erster Theil.

Mit beispielloser Tapferkeit hatten im Jahre 1480 die Ritter von Rhodus ihre Stadt gegen die siegreichen Scharen Muhamed's des Zweiten vertheidigt und sie zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Der Sultan wüthete, und um die Schande dieser Niederlage zu tilgen, versammelte er am Fuße des Berges Maltepe ein Heer von 300,000 Streitern; ob es den Persern entgegenrücken oder zur neuen Belagerung von Rhodus gebraucht werden sollte, blieb im Dunkel. Da ereilte ein plötzlicher Tod den wilden Eroberer in seinem Feldlager und hemmte seiner Thaten kühnen Lauf; er starb in der schönsten Kraft seiner Jahre und durch sein Hinsterben waren die Christen, besonders die Ritter von Rhodus, von ihrem gefährlichsten Feinde befreit.

Zu schnell vom Tode überrascht, hatte Muhamed über die Nachfolge in seinem weitläufigen Reiche nichts festsetzen können, und sie war bei den hierüber so unbestimmten Gesetzen ungewiß. Er hinterließ zwei Söhne, Bajazet, der ältere, ihm geboren, ehe er noch Kaiser war, Selim *), als er schon den Thron der Osmanen bestiegen hatte.

Diese beiden Brüder, von Muhamed aus Politik sorgsam entfernt, damit sie sich weder in Liebe vereinen, noch sich hassend trennen konnten, hatten sich nur einmal gesehen und dieß nur auf kurze Augenblicke. Beide waren in Denkart und Lebensweise ganz verschieden; Bajazet weichlich und eine Art Philosoph, Selim kühn, entschlossen und ganz Krieger. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Selim der Mann sei, das Große, was ein Muhamed kräftig begonnen, noch kräftiger auszuführen? Aber was ihm die Gemüther hätte gewinnen sollen, sein muthiger fester Charakter, entschied gegen ihn und bestimmte sein Schicksal. Weder er, noch Bajazet wa-

*) Der Held der Novelle heißt eigentlich Zizim, des Wohllautes wegen ist er hier Selim genannt worden.

ren bei dem Tode ihres Vaters bei dem Heere, oder in der Hauptstadt, sie erfuhren in den entfernten Provinzen, in denen sie als Statthalter residirten, diese Nachricht nur spät, und so geschah es, daß Achmed, der größte Feldherr Muhamed's, und mit ihm die Vassen sich für den trägen, weichlichen Bajazet entschieden, unter dessen Regierung sie einen größeren Wirkkreis zu erhalten hofsen konnten; er wurde, noch abwesend, in Constantinopel zum Kaiser ausgerufen und der würdigere Selim ihm nachgesetzt.

Dieser fügte sich jedoch nicht gelassen in sein Schicksal. War auch sein Recht noch zweifelhaft, so fühlt er doch, daß er zum Heerführer geboren sei. Er sammelte in Asien ein Heer, rückte gegen den Bosporus vor, nahm Brussa ein und hoffte nun, hier das Heer zu verstärken, um sich in Asien wenigstens behaupten zu können. Aber kaum erscholl in Constantinopel die Nachricht, daß er gegen Brussa vorgerückt sei, als der thätige Achmed, der sich an der Spitze der Janitscharen und des europäischen Kriegvolkes, dem Kern des türkischen Heeres, befand, seine Streitkräfte sammelte und mit 100,000 Mann

nach Asien übersetzte. Bei Brussa kam es zur Schlacht. Lange schwankte der Sieg, mehrmal schien Selim's Muth ihn an seine Fahnen zu fesseln, doch gegen Abend entschied er sich für die stärkere Zahl. Selim's Heer ward geschlagen, zerstreut, er selbst rettete sich mit nur Wenigen, kam unter mancherlei Gefahren nach Syrien und flüchtete von da nach Kairo zum Sultan von Aegypten.

Hier fand er nicht die thätige Hilfe, die er suchte. Das Alter hatte des Sultans Thatkraft gelähmt, er versuchte zwar für Selim in Constantinopel zu unterhandeln und schickte deßhalb einen Aga dahin ab, aber Selim wußte nur zu gut, daß im türkischen Reiche zwei Brüder, wovon der eine auf dem Throne, der andere in Freiheit lebe, nicht neben einander stehen könnten, der Kampf um den Thron auch der Kampf um das Leben sei. Als er daher in Kairo nichts mehr zu hoffen hatte, verließ er Aegypten und begab sich zu dem jungen Fürsten von Karamanien, dessen Vater der Kaiser Muhamed den schönsten Theil seiner Länder genommen hatte, und der mit Freuden die Gelegenheit ergriff, das Verlorne wieder zu gewinnen.

die Stube der Mutter nicht zu verlassen, und nachdem er alles im Hause angeordnet, warf er seinen Mantel um und eilte hinaus, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Dieser hielt auf der Straße von Stuttgardt in einiger Entfernung von der Stadt. Es war ein unbedeutender Haufen Reiterei, der sich zwischen Weil und Eßlingen am Nekar aufgestellt, und alle Vorsichtsmaasregeln gegen die Stadt genommen hatte, doch keine Miene machte, weiter vorzurücken. Der Stadtschreiber schlug dem, sich auf dem Rathhause eilig versammelnden Rathe vor, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und so durch Willfährigkeit ihn zu gewinnen; die auf dem Markt versammelten Bürger aber widersetzten sich, schloßen die Thore und Benedikt, der sich an ihrer Spitze befand, meinte, daß es immer noch Zeit sei, die ungeladenen Gäste zu empfangen, wenn sie in gehöriger Anzahl auf die Stadt anrückten. Er hatte für heute Recht; denn die kleine Abtheilung der Feinde kehrte bald wieder um und entfernte sich. Am andern Morgen aber rückten sie in bedeutender Menge auf der nämlichen Straße von neuem heran; ein Offizier mit einem Trompeter sprengte an das Thor, und verlangte eingelassen zu werden. Das Thor wurde ihm geöffnet, und er auf das Rathhaus geführt, wo er, im Namen des Brigadiers Melac, Quartier für ein bedeutendes Truppen-Corps verlangte. Zugleich sah man auf den Höhen, welche Eßlingen nördlich umgränzen, Abtheilungen des feindlichen Fußvolkes in so bedeutender Menge in den Weinbergen aufgestellt, daß jeder Widerstand thöricht gewesen wäre. Der Rath ernannte nun eine Deputation, den Feind zu empfan-

Bald sah sich der junge Fürst an der Spitze eines Heeres, und um Selim hatten sich auch seine Anhänger gesammelt, und Beide rückten nun vereinigt, wenn auch mit geringen Streitkräften, doch muthig in das Feld.

Bajazet erwachte bei dieser Nachricht aus seinem trägen Schlummer. Da es seine Person galt, glaubte er sich an die Spitze des Heeres stellen zu müssen; er setzte über den Bosporus und rückte auf der einen Seite, Achmet mit dem noch seit der Schlacht von Brussa in Asien stehenden Heere auf der andern Seite gegen Karamanien vor, und da unter diesen Umständen die Prinzen wohl einsahen, daß es ihnen unmöglich seyn würde, einer solchen Macht zu widerstehen, entließen sie ihr. Völker und warfen sich in die Schluchten des Taurus, wohin ihnen jedoch Achmet folgte.

Unweit einer Felshöhle in dem wilden, öden Geklüfte des Taurus hatte eine mildthätige Hand dicht an der aus den Steinen hervorsprudelnden Quelle einige Dattelbäume gepflanzt, unter deren Schatten der müde Wan-

derer ruhen und sich mit dem kühlen Wasser erquicken konnte; Blumen dufteten unter den Bäumen und Ginster und Oleander blühten hier üppig, von dem Naß der Quelle getränkt. Es war ein freundliches Plätzchen inmitten einer wüsten, rauhen Gegend, wo nur hier und da eine einsame Palme hervorragte und kahle Felsen wie eherne Riesen standen, die weite Sandebene zu bewachen.

Unter dem Schatten dieser Bäume lag ein junger Türke auf einem gewirkten persischen Teppiche entschlafen; zu seinen Füßen saßen einige Krieger, während andere die Rosse auf dem Grase weiden ließen, das hier der murmelnde Quell in Menge hervorlockte. Es herrschte tiefe Stille, keiner wagte sie zu unterbrechen, jedes Auge war auf den Schläfer gerichtet, dessen Kleidung zeigte, daß er der Herr sei.

Jetzt störte jedoch eine neue Erscheinung die Ruhe. Ein Kameel, von einigen Reitern begleitet, nahete sich und brachte schnell die ruhigen Kriegleute in Bewegung, doch sah man, wie sehr sie auch hierbei jedes Geräusch vermieden, das den Schlafenden hätte stören können. Einige von ihnen warfen sich schnell

auf die Roſſe und ſprengten den Ankommenden entgegen; bald aber ſah man aus den Zeichen der Reiter, daß es Freunde ſeyen, und Jedermann war neugierig, zu ſehen, wer ſie in dieſer Einſamkeit aufſuchen könne. Es war eine vornehmgekleidete, dichtverſchleierte Frau, die jetzt von dem Kameele abſtieg. Bei ihrem Anblicke neigten ſich die Muſelmänner ehrerbietig vor ihr, ihr Begleiter, ein alter Türke, ließ, während ſie den Schlafenden aufmerkſam betrachtet, einen Teppich vor ihr ausbreiten, auf den ſie ſich auch zu den Füßen des immer noch nicht Erwachten niederſetzte und nur mit ihm beſchäftigt zu ſeyn ſchien.

Dieß alles war in möglichſter Stille geſchehen; die Ankunft der Frau, eine bei den Türken ſo ungewöhnliche Erſcheinung, hatte dieſe Stille noch vermehrt und Jeder ſich in einige Entfernung zurückgezogen; man vernahm nur das Plätſchern des herabſtürzenden Quelles und zuweilen das Wiehern eines Roſſes, kein Lüftchen rauſchte durch die Zweige der Datteln, kein Vogel belebte die Einöde durch ſeinen Geſang. Die Sonne ſtand ſchon hoch, als der Schlafende endlich er-

wachte, sein erster Blick traf die verschleierte Frau, die mit übereinandergeschlagenen Armen sich demuthvoll vor ihm neigte. Ein Gleiches thaten die Uebrigen, die auf einen Wink des jungen Mannes sich ganz zurückgezogen hatten und ihn mit der Verschleierten allein ließen.

Was führt Dich zu mir, Fatime? — fragte der Türke freundlich. — Statt Antwort legte die Verschleierte die Hand auf's Herz. — Wirf Deinen Schleier zurück, Rose des Paradieses! — befahl er, und in voller Schönheit, wahrlich eine Rose aus Eden, stand die reizende Gestalt vor ihm. — Wie erfuhrst Du meinen Aufenthalt? fragte er weiter.

Von Lagerplatz zu Lagerplatz, von Höhle zu Höhle folgten wir Eurer Spur, Herr! Der treue Achmed kannte genau den Hufschlag Eures Rosses und irrte sich nicht.

Und was willst Du hier?

Euch folgen, wohin das Schicksal Euch führt!

Fatime! — sprach der Jüngling ernst — wer, wie ich, flüchtig umherirrt, kein Obdach, keine Nahrung für sich und sein edles

Roß hat, wem das Schicksal Alles genommen, der kann Treue nicht lohnen.

Bedarf sie des Lohnes?

Ich weiß, Du liebst mich, Fatime, liebst mich auf andere Weise als die Sklavinnen, die wir uns mit Piastern auf dem Bazar erhandeln, aber dennoch hast Du Dich einer schweren Prüfung unterworfen. Dein Loos wird, es kann kein glückliches seyn.

Darf ich nur bei Euch bleiben, Herr! darf ich nur Euer Loos mit Euch theilen, so fühle ich mich beglückt! — sagte sie wehmuthvoll ihn anblickend — Erlaubt es mir nur, bei Euch zu bleiben! — Der Türke reichte ihr die Hand, die sie leidenschaftlich an ihr Herz drückte.

Achmed! rief der Türke.

Gebieter der Gläubigen! — sagte hervortretend ein bejahrter Mann, der sich vor ihm niederbeugte — Was befiehlst Du Deinem Knechte?

Laß das, Achmed! — Selim, den Du Gebieter der Gläubigen nennst, gebietet nur noch den wenigen Unglückgefährten. Die schöne Hoffnung, über Stambul zu herrschen, ist dahin; vielleicht ist es gut, daß sie mir

ganz entflohen ist, rufe sie nicht zurück, indem Du mich als den Beherrscher der Gläubigen begrüßest. Nenne mich nur Selim, mein alter Lehrer, wie Du es früher gethan, und erst wenn Du mich an der Spitze eines Heeres als Sieger siehst, dann begrüße mich als den Erben meines Vaters.

Wie Du befiehlst, Herr! — sagte der Alte — so schwer es mir auch ist, Dir hierin gehorchen zu müssen. — Ist dieß Deine ganze Begleitung? — fragte er, nachdem er verwundert sich umgeschaut hatte — Sind nur diese vierzig Bewaffnete Ihrem Herrn gefolgt!

Wen das Glück nicht begleitet, Achmed, den verläßt die Menge.

So entlaß auch diese, Herr! wähle vier aus, die Andern sende fort. Schützen können sie Dich gegen des Veziers Heer nicht, wohl aber Dich verrathen. Jede Höhle verbirgt Dich leicht, aber nicht die Anderen mit ihren Rossen; überdieß könnte leicht ein Verräther —

Diesen sollt ich nicht vertrauen, alter argwöhnischer Mann, ihnen nicht; die Alles opfernd mir hierher folgten?! unterbrach ihn der Prinz verweisend.

Ach=

Achmed schüttelte verneinend den Kopf.

Nein, guter Achmed, das Vertrauen auf die Menschen hat mir das Schicksal noch nicht genommen, und ich preise Allah deßhalb. Aber die meisten fortzuschicken, den Rath will ich befolgen, nur vier will ich zurückbehalten.

Laßt das Loos entscheiden, Herr, wer die vier Auserwählten seyn sollen! bat Achmed.

Willst auch Du Dich dem Looſe unterwerfen?.

Nein, Herr! Seit Deiner Geburt war ich unzertrennlich von Dir, ich muß mit Dir leben und sterben.

Warum Du wünschest, daß ich das Loos entscheiden lassen soll, weiß ich! — fuhr Selim fort. — Du willst, daß ich Hassan nicht zurückbehalte. Nein, guter Alter, die Wahl bleibt mir und Hassan in meiner Nähe.

Herr! fiel ihm Fatime in die Rede.

Kein Wort; ist mein Entschluß gefaßt, erschüttert ihn nichts. Geh, bereite die Getreuen vor, daß sie ihren Herrn verlassen und sich dann zerstreuen müßten. Es wird mir schwer werden, ihnen Lebewohl zu sagen.

Und wohin willst Du Dich wenden? —

fragte der treue Alte. Selim, finster vor sich hinblickend, antwortete dem Alten nicht. — Nun, einen Entschluß mußt Du doch fassen, Herr! Hier von Höhle zu Höhle flüchten, Dich von dem Kriegvolke Bajazet's wie das Wild von einem listigen Jäger verfolgen zu lassen, führt zu nichts und ziemt nicht dem Sohne Muhamed's. Hoffe nicht auf den Fürsten von Karamanien, dessen Wille gut, dessen Arm aber schwach ist; denn was ist sein Ländchen gegen das Reich der Osmanen? ein Punkt wie dieses grüne Plätzchen in der weiten Sandwüste. Erwarte nichts von dem Sultan von Aegypten, das Alter hat seine Kraft gelähmt.

So ziehet nach Rhodus, Herr. unterbrach Fatime Achmed's Rede.

Zu den geschworenen Feinden unsers Glaubens! Das wäre das Schreckbarste, was Allah über Dich verhängen könnte! fiel der Alte schnell ein.

Und doch bleibt mir keine Wahl! — sagte Selim rasch — Wohin soll ich mich wenden? Wo der Glaube des Propheten herrscht, erwarten mich Fesseln. Nenne mir einen Fürsten unsers Glaubens, der Muhamed's un-

glücklichen Sohn aufnehmen würde, ohne ihn seinem Henker zu verkaufen.

Und hoffst Du von den Christen ein bessers Loos? fragte Achmed.

Solch entehrender Handlung sind die Ritter von Rhodus nicht fähig! unterbrach ihn Fatime.

Höre nicht auf ihre Worte, Herr! — bat der Alte — Lieblich sind sie wie die Töne der Nachtigall im Rosengebüsch; wenn sie aber die Christen betreffen, dann sind sie das Zischen einer Schlange, die aus dem Gebüsche herausschießt. Höre dann nie auf ihre Worte, sie lockt Dich durch ihre liebliche Stimme von dem Wege, den der Prophet uns vorgeschrieben hat; sie ist eine Christin und Du weißt, wie gern und wie listig diese den Muselmann zu umstricken suchen. Ueberdieß neigst Du Dich schon zu sehr nach diesen Ungläubigen und die tapfere Vertheidigung von Rhodus hat Deine frühere Vorliebe für diese Ritter noch vermehrt. In allem gleichst Du Deinem würdigen Vater, nur nicht in seinem Christenhasse.

Allah sei gelobt, daß es so ist! — sagte der Prinz — Duldsamkeit, Nachsicht mit den

Irrthümern Anderer ist Menschenpflicht; doch, Achmed, jetzt ist es nicht Zeit, meine Vorliebe für die Christen, die doch wohl eigentlich nur Theilnahme ist, zu bekritteln. Zeige mir einen sichern Zufluchtsort, wo der halbe Mond glänzt und freudig will ich dort hin.

Achmed senkte nachdenkend sein greises Haupt, dann hob er es unmuthig: Ich kenne in allen drei Welttheilen keinen! sagte er.

Nun so muß ich nach Rhodus als die letzte Zuflucht.

Allah, vergib! murmelte der Alte und ging auf den Wink seines Herrn, sich tief neigend, den Begleitern des Fürsten den traurigen Befehl zu bringen, sich von ihrem geliebten Herrn zu trennen.

Selim stand indessen an einen Dattelbaum gelehnt und sah starr vor sich hin. Vor seinem Geiste zogen die Bilder der Vergangenheit gleich trugvollen Schatten vorüber und keine freundliche Gestalt trat aus der finstern Zukunft hervor, die Entschwundenen zu ersetzen. Fatime stand vor ihm, das seelenvolle Auge auf den geliebten Mann geheftet, aus ihrem Blicke leuchtete Vertrauen und ihm schien an der Hand des finstern Schicksales

gen, und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und die Bürger, von den Mauern und Thürmen den anziehenden Feind erblickend, widersetzten sich heute diesem Beschlusse nicht, und blieben ruhig.

Einige Mitglieder des Raths, unter welchen sich auch der Stadtschreiber befand, zogen nun, während die Bürger mit sorgenschweren Herzen in ihre Häuser zurückkehrten, den unwillkommenen Gästen entgegen. Der Brigadier Melac empfing die Deputation der Stadt mit vieler Höflichkeit, die mit seinem rauhen Aeußern in nicht geringem Widerspruch stand, versprach gute Mannszucht und rückte dann, sich in weiter keine Unterhandlungen einlassend, an der Spitze von 1500 Reiter, meistens Dragoner, und den beiden Regimentern d'Auvergne und Bretagne, zusammen mit 4000 Mann ein. Seine Persönlichkeit war eben nicht geeignet, den übeln Eindruck, den seine Dragoner auf die Bürger Eßlingens machen mußten, zu mildern; denn sein Anblick erweckte eher Grausen als Zutrauen. Er war von langer hagerer Gestalt, mit Panzer und Armschienen, wie die schweren Reiter damaliger Zeit, bewaffnet, seinen schwarzen andalusischen Hengst, der mehr wild, als stolz unter ihm schnaubte, ließ er unbekümmert unter sich toben. Ein runder, auf einer Seite aufgestülpter, schwarzer Hut, mit einer einzigen, lang herabwallenden schwarzen Feder, deckte seinen spitzen, etwas zu kleinen Kopf und die Narben seiner Stirn. Sein krauses schwarzes Haar, nicht nach der Sitte von Ludwigs Hofe unter einer Perrücke versteckt, hing unordentlich über Hals und Schultern, und sein krauser Knebelbart verbarg den größten Theil des aufgeworfenen Mundes. Ueber die

die freundliche Hoffnung entgegen zu treten. Lange wagte sie nicht, das düstere Sinnen Selim's zu stören, endlich aber, da sein Blick immer finsterer wurde, sich immer fester auf den Boden heftete, konnte sie nicht länger schweigen.

Mein Gebieter! — sprach sie — ziemt dem Sohne Muhamed's diese stumme Verzweiflung?

Der Prinz sah auf, ein zorniger Blick traf sie und hieß sie schweigen; doch nicht lange folgte sie dem stummen Gebote.

Wenn das Unglück auf den Christen einstürmt, — sprach sie tief bewegt — dann senkt er den Blick nicht auf die Erde; aufwärts, glaubenmuthig wendet er ihn nach seinem Gott, beugt sich vor dessen strengem Willen, doch nicht vor dem strengen Schicksale und vertraut dem Höchsten, der ihn nie verläßt. — Selim sah horchend an ihr auf. — Ihr wendet dem Reiche der Muselmänner, dem Reiche Eurer Väter den Rücken, thut es getrost, — fuhr sie fort. — Da, wohin Ihr ziehen wollt, blüht ein schöneres Reich, das Euch zu Theil werden kann, das weit über diese Spanne Leben reicht und das kein

Bruder, kein Vezier Euch zu nehmen vermag, denn es ward Euch für die Ewigkeit von Gott gegeben. — Der Prinz lächelte bitter. — Treue Menschen begleiten Euch, — lenkte Fatime jetzt ein, da Selim's Gesicht ihr sattsam zeigte, daß ihm das, was sie gesagt, unangenehm sei. — Ein Herz voll Liebe folgt Euch in Eure freiwillige Verbannung, ein Herz, das nicht mehr durch ein Sklavenjoch an Euch gebunden, im Lande der Christen aus freier Wahl sich Euch zum Eigenthum hingibt, ein Herz, das Euch unaussprechlich liebt.

Rede mir nicht in solchem ernsten Augenblicke von dergleichen! — unterbrach sie Selim ernst — Frauenliebe ist Sinnenrausch und weiter nichts. Dort aber stehen vierzig treue Männer, erprobt durch Blut und Wunden, jeder gibt aus Pflicht, Dankbarkeit und Neigung sein Leben willig für mich hin, jeder theilt mein Elend mit Freuden, weil der Mann in Beharrlichkeit sich groß dünkt, von ihnen, von aller Herrlichkeit muß ich mich trennen, Du? — Nun, Du ruhst in meinen Armen auf diesem Rasenteppiche so reich als in dem Palaste zu Damaskus; Dein Sin-

nenrausch, den du Liebe nennst, dauert fort in den Gebirgen des Taurus, wie in den reizenden Gärten Stambuls; Du entbehrst nichts, so lange die Jugend Dich und mich umblüht, und darum wird es Dir leicht, mir in das Elend zu folgen. Aber jene! — Laß die Thränen, Fatime! Du weißt, ich liebe sie nicht; sie entstellen die freundlichen Züge eines Mädchengesichtes, — sprach er nicht ohne Theilnahme. — Ich habe Dich allen meinen Weibern und Sklavinnen vorgezogen, weil Du in meinen Augen die schönste, die uneigennützigste meiner Odalisken warst und in Deinem ganzen Wesen ein Zauber für mich liegt, den ich bei den Andern nicht fand. Damit begnüge Dich, doch hoffe nicht, den Sohn Muhamed's zu Deiner Schwärmerei zu verlocken, die in einen Harem nicht paßt.

Er ließ bei diesen Worten die Tiefverwundete stehen und ging seinen Begleitern entgegen, die von Achmed geführt sich ihm nahten.

Meine treuen Gefährten! — redete er sie an — das finstere Geschick, das mich verfolgt, zwingt mich, Euch bis auf bessere Zeiten zu entlassen. Zerstiebt auf Euren flüchtigen Rossen nach allen Weltgegenden, rettet Euch vor

Bajazet's Zorn, oder beugt Euer Haupt vor der Macht, die ihm Allah für den Augenblick verlieh, ich zürne Euch nicht. Hört Ihr aber dereinst meinen Ruf, so sammelt Euch wieder um Einen Fürsten und kämpft für seine Rechte. Du, Hassan, Achmed, Ibrahim und auch Du, Osman, bleibt bei mir, Ihr Anderen lebt wohl, Allah möge Euch beschützen!

Er ging im Kreise umher, reichte einem jeden die Hand zum Abschiede, verbarg seinen Schmerz, preßte die Thränen zurück, deren er sich schämte, und ging, von den vier Auserkorenen in einiger Entfernung gefolgt, zurück nach der grünen Wiese am Quell. Lange saß er hier und sah im stummen Schmerz einen der Getreuen nach dem andern auf flüchtigen Rossen davonsprengen, unbeweglich sah er dem schmerzvollen Schauspiele zu, bis der Letzte wie ein düsterer Punkt am fernen Horizonte seinem Auge entschwand.

Da steht der Sohn Muhamed's! — murmelte er vor sich hin — vier Diener, ein Roß und eine Sklavin sind alles, was ihm von dem Erbtheile seines großen Vaters blieb. Sein Schwert und sein Arm sind die einzigen Waffen, sich den Thron zu erkämpfen und

nichts als der Muth und die Hoffnung sind ihm für eine bessere Zukunft geblieben. Dort, wo die Sonne ihre Strahlen hinter den Bergen senkt, dort liegt ein Eiland, von den Feinden meines Glaubens bewohnt, dort herrschen die geharnischten Männer, halb Krieger, halb Mönche, die allein den Waffen meines Vaters Trotz boten und seinen Siegerkranz entlaubten; zu ihnen muß ich flüchten, das elende Leben zu fristen, und die einzige Hoffnung zur Rache mir zu retten; furchtbar! — Sollte ich untergehen wie diese Sonne? Sollte ich vergebens bei diesen Christen Hilfe suchen und untergehen in Schmach, um nie wieder im Glanze des Thrones und der Ehre zu erstehen? — Sinke, sinke Himmellicht, daß es bald Nacht um mich werde, sie ist mir erwünschter als ein langer freudeloser Tag, der Tod erwünschter als ein langes schmachvolles Leben! — Sein Haupt sank immer tiefer, seine Gedanken wurden immer trüber. Da erhob er sich plötzlich. — Verlor ich auch Alles, verlor ich doch nicht den Muth, dieses Erbtheil Muhamed's ist mir geblieben, dieses kann mir Bajazet nicht rauben. Hassan! — rief er jetzt einen jungen

Türken, der die Arme über die Bruſt gelegt, auf ihn zutrat — Eile nach der Küſte, — befahl er ihm — nimm ein Fahrzeug, ſetze nach Rhodus über und ſuche dort Schutz und Hilfe für mich. —

So erlaube, Herr, daß ich ihn begleiten darf! bat Achmed.

Du willſt mich verlaſſen? fragte Selim verwundert.

Ja, mein Gebieter! dort kann ich Dir nützlicher ſeyn als hier.

Der Prinz bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er raſch: Geh, aber noch in dieſer Stunde.

Mehre Tagereiſen vom Meere entfernt, war es ein gewagtes Unternehmen, die Küſte zu erreichen, da von allen Seiten feindliche Haufen umherſchwärmten, die ſelbſt in das öde Gebirge des Taurus drangen. Aber keine Gefahr, kein Hinderniß durfte ſie abſchrecken, es galt ja die Rettung ihres Herrn; ſo bereiteten ſie Alles zur Abreiſe und Achmed ging zu Selim, den geliebten Herrn noch einmal dem Schutze Allah's zu empfehlen, ihm Lebewohl zu ſagen und, da er der dortigen Gegend ſo kundig war, ihm noch einige An-

weisungen zu geben, wie er sich im schlimmsten Falle aus den Felsgewinden retten und das Meer erreichen könne. Die Bai von Karagatsch wurde als der Punkt bestimmt, wo sie sich treffen wollten, im Fall der Prinz genöthigt wäre, den jetzigen Zufluchtort zu verlassen. — Mit Wehmuth schied Achmed von seinem Gebieter, schwang sich dann auf sein arabisches Roß und sprengte mit Hassan davon.

Der Prinz blieb mit Fatimen in der Höhle zurück, wo schon früher die nöthigen Lebensmittel für längere Zeit vorräthig lagen. Nichts störte sie in dieser Einöde, die von allen Straßen abgelegen, nur selten von einem menschlichen Fuße betreten wurde, doch war es die Ruhe des Gefangenen, die dieser thatendurstige Jüngling hier wider Willen genoß, und nur selten konnte Fatimens fester Glaube an eine glückliche Zukunft seinen Trübsinn erheitern. Saß er in dem Dunkel der Höhle oder unter den grünen Dattelbäumen, so schweiften seine Gedanken nur nach Stambul und dem Throne seines Vaters, nur auf den Sturz Bajazet's sinnend, hatte er kein Ohr für die Schmeichelworte Fatimens.

Eines Abends saß er wie gewöhnlich in dem hintersten Grunde seiner Höhle. Die beiden Begleiter und der maurische Sklave, der Letzte, den er zur Wartung der Rosse noch hatte, lagen auf ihren Decken und schliefen, nur ihn, nur Fatimen floh der Schlaf. Das Mädchen saß vor der Höhle auf einem Felsstücke und blickte, am gewölbten Himmeldome die Hoffnung suchend, in die sternhelle Nacht hinaus, als sie Hufschlag aus der Ferne vernahm; sie horchte, und da sie ihn immer näher kommen hörte, sprang sie auf, benachrichtigte den Prinzen und weckte die Begleiter. Selim trat an die Oeffnung der Höhle und lauschte, aber Alles war still, nur das Geschrei eines hungrigen Geiers schallte von fern herüber, und doch mußte man in dieser öden Gegend jeden Tritt flüchtiger Rosse deutlich hören können. Der Prinz und seine Begleiter hörten nichts, auch als Osman die Höhle verließ und sich auf die Erde legte, blieb Alles still. Sie meinten nun, Fatime habe sich getäuscht, und so kehrten sie sorglos in die Höhle zurück, nur Fatime blieb und lauschte, immer noch mit ängstlich schlagendem Herzen. Leise schlich sie sich zu einem Vor-

ſprunge des Felſens, von wo aus man die ganze Gegend überſehen konnte, aber auch hier bemerkte ſie nichts als das Rauſchen des Weſtwindes, der jetzt ſcharf vom Meere herüber blaſend, durch die Dattelbäume ſtrich. Aber ſich immer mehr in Träumen verlierend, überließ ſie ſich ihrer Phantaſie und freundliche Bilder der Zukunft mochten ſie umgaukeln und den milden Spender der Ruhe herbeirufen, denn ſie ſchlummerte ein.

Selim allein war noch wach, ſaß bei dem matten Scheine einer Lampe in der Tiefe der Höhle und ſann über ſein Schickſal nach, als ihn plötzlich die rauh geſprochenen Worte: Vergib, Herr! in ſeinem Sinnen ſtörten. Er ſprang auf, und ein Mann von wildem Anſehen, in unterwürfiger, doch kecker Stellung ſtand vor ihm.

Der Prinz zog bei ſeinem Anblicke raſch das Schwert. Gebieter der Gläubigen, — fuhr jener ruhig fort — laß Dein Schwert in der Scheide ruhen, verſpare es für beſſere Augenblicke, jetzt erhöre meine Bitte und verhalte Dich ruhig, damit keiner Deiner faulen Diener erwacht, denn weßhalb ich hier bin, darf niemand wiſſen als Du und Allah.

Wer biſt Du, wo kommſt Du her? fragte Selim, mehr nach dem Eingange der Höhle vortretend.

Kennſt Du mich nicht, Sohn Muhamed's? — ſagte der Fremde — und Selim's Auge überflog raſch die lange, hagere Geſtalt, deren Kopf ein zottiger Turban deckte; das ganze Aeußere des Mannes verkündete mehr einen Wegelagerer als einen freundlichen Boten, wenn er nicht ohne Waffen geweſen wäre.

Ich kenne Dich nicht! antwortete Selim.

Erinnerſt Du Dich noch, mein edler Gebieter, als Du mit einem Kriegerhaufen von Damaskus nach Hams zogſt, daß Dein Schreiber eines Morgens in ſeinem Zelte ermordet gefunden wurde und man Dir einen Ismaeliten als ſeinen Mörder vorführte?

Ich erinnere mich deſſen, und der Mörder warſt Du?

Ja, Herr! Du ſchenkteſt mir Leben und Freiheit, da Dein Schreiber mir mein Weib geraubt und Du die Rache gerecht fandeſt. Damals warſt Du ein mächtiger Fürſt, der Sohn des gefürchteten Muhamed's, lebteſt in Pracht und Herrlichkeit und erbarmteſt Dich

dunkeln, feurig blitzenden Augen wölbten sich zwei dicke, schattige Brauen, und gaben dem Ganzen ein finsteres, wildes Ansehen; nur die weiße, mit goldnen Lilien durchwürkte Feldbinde, und das gestickte Degengehenk, war glänzend, und stach von dem angelaufenen Küraß und den hohen gestülpten Stiefeln sonderbar ab. So war der Mann, vor dem die Pfalz gezittert hatte und von dem Eßlingen sein Schicksal erwarten mußte.

Jetzt hielt er auf dem Markte sein andalusisches Roß an und sah mit stolzer Haltung die Regimenter an sich vorüberziehen, von denen ein Theil der Reiterei durch die Stadt nach Ober-Eßlingen und Weil rückte, der Marquis de Prêle aber mit dem Regiment d' Auvergne die, auf einer Anhöhe gelegene Burg der Stadt besetzte.

Als die Truppen an ihm vorübergezogen waren, stieg Melac ab, sah sich forschend auf dem Markte um, und schien die Häuser zu mustern. Gleich darauf zog eine lange Reihe von Packwagen und Saumrossen ein, wohl meist geraubtes Gut, das die armen Landleute noch von Ort zu Ort schleppen mußten. Ein alter Reiter, von zwei ungeheuern Hunden begleitet, sprengte voran, stieg, als er den General ansichtig wurde, schnell ab, und während die Doggen ihren Herrn begrüßend mit wildem Gebell an ihm hinaufsprangen, hinkte der Reiter ihnen nach, neigte sich mit steifem Ernste vor dem General, und bat um die Befehle, wohin er das Gepäck führen solle.

„Dort hinein, Constant," sagte Melac, auf den schwarzen Adler zeigend, „aber nur das Nöthige abgepackt, wir bleiben nur so lange dort, bis ein anderes Quartier für mich in Stand gesetzt ist."

dennoch eines Bettlers, eines armen Ismaeliten, der mit seinem Weibe Alles, was ihm Allah gegeben, verloren hatte. Darum erbarme ich mich auch jetzt Deiner, da Du ein Flüchtling in der Wüste umher irrest und Dein Palast diese dumpfe Höhle des Taurus ist; ich komme zu Deiner Hilfe.

Ich bedarf ihrer nicht! — erwiederte der Prinz mit bitterem Lächeln — Meine treuesten Diener habe ich von mir gesendet, was soll mir ein Fremdling nützen.

Mehr als führte Dir der Fürst von Karamanien zehntausend Streiter zu. Höre mich an, Herr! Als am Fuße des Libanon, wo meine öde Hütte steht, die Nachricht erscholl, Dein Heer sei von Bajazet geschlagen, da glaubte ich es nicht, denn ich meinte, Allah müsse Dir den Sieg verleihen. Doch als die Nachricht sich bestätigte, zog ich mit meinen vier Brüdern aus, Kunde von Dir zu erhalten, der Du, wie wir am Libanon vernommen, damals nach Kairo geflüchtet warst. Als ich hörte, Du seyest nach Karamanien gegangen, dort ein Heer zu werben, und wolltest Dich mit Bajazet messen, da sagte mir mein geringer Verstand, daß Du mit schwacher Kraft

nichts Starkes vollbringen könntest, und fest entschlossen, dankbar zu seyn, weihete ich mich Dir für's ganze Leben, und Du weißt, Gebieter, wie treu ein Ismaelit solchen Schwur hält. Jetzt kehrte ich nach dem Berge Semmack zurück, trat mit meinen Brüdern vor unsern mächtigen Scheik, den Alten vom Berge, und bat um die Erlaubniß, Bajazet zu Deiner Rettung morden zu dürfen; er gab sie mir und seinen Segen mit auf den Weg, in der Hoffnung, daß Du ihm den Tribut erließest, wenn Du auf den Thron gelangest. So stehe ich hier, Herr — meine Brüder harren auf der Ebene — und frage Dich: sollen wir hin und unsere Dolche in Deines Bruders Brust stoßen? — Befiehl!

Elender! — fuhr Selim auf — Du wagst es, mir solch Schändliches anzubieten, wagst es, ohne meinen gerechten Zorn zu fürchten?

Gebieter! — unterbrach ihn Ali, der Ismaelit, mit anscheinender Ruhe, doch konnte man deutlich sehen, daß sein Stolz gekränkt war — durch Dich oder für Dich zu sterben, kann mir ziemlich gleichgiltig seyn; ich habe mich Dir, mithin dem Tode geweiht, darf nichts fürchten, kann aber Alles wagen. Soll

mein

mein und meiner Brüder Dolch in der Scheide ruhen, wohlan, so lebe Bajazet, beherrsche die Osmanen und Du, Herr — doch ehe ich von Dir gehe, lies diesen Befehl des Veziers Achmed. Ich und meine Brüder haben den Auftrag, Dich zu morden, deßhalb dieser Paß, der uns frei durch das Kriegheer Bajazets ziehen läßt. Soll unser Dolch noch in der Scheide ruhen, da Deine Feinde ihn gegen Dich zücken?

Den Befehl gab Bajazet nicht, — sagte Selim schnell — doch gab er ihn auch, so ruhe dennoch Euer Dolch in der Scheide.

So höre wenigstens auf meinen Rath und brich schnell von hier auf. Ich fürchte, Du bist von Verräthern umgeben, denn der Vezier ist auf Deiner Spur und ein Kriegerhaufen folgt uns auf dem Fuße. Wohin willst Du Dich wenden, Herr?

Nach Westen erwiederte Selim.

Gut, so locken wir Deine Verfolger gen Osten. Wo kann ich Dich wiederfinden, Herr?

Der Prinz faßte den Fragenden scharf in's Auge und schwieg.

Du traueſt mir nicht! — fuhr Ali fort — Erlaubst Du, daß ich Dein treuer Diener

seyn, mein Schicksal an Deines binden darf, so suche ich Dich in Rhodus auf.

Woher weißt Du, daß ich dorthin will.

Ich warne Dich vor Verräthern und rathe Dir Vorsicht, denn die Küste des Meeres wird streng bewacht werden. Eile von hier noch ehe der Tag graut, sonst bist Du verloren. Darf ich Dich in Rhodus aufsuchen, Herr?

Du darfst! entgegnete der Prinz.

Nun, so möge Allah und sein Prophet Dich schützen! sagte Ali rasch und entfernte sich, als ob er fürchte, der Prinz werde sein Wort zurücknehmen. Als er zu der Schlafenden trat, weckte er sie. Bereite Dein Kameel und fliehe! rief er der Erschrockenen zu und verschwand.

Schon senkte sich die Sonne, der Geier zog hungrig nach seinem fernen, auf einsamem Horste gebauten Neste, golden erglänzte im Abendrothe der halbe Mond von den fernen Thürmen der Moschee von Akher und Alles zog heimwärts zur Ruhe, als Selim mit seinen Begleitern die Straße durchschnitt, die von Karahissar nach Konieh führt. Ohne sich um die Reisenden zu kümmern, die des We-

ges zogen, nur einen Trupp Reiter im Auge, der auf der Straße heranjagte, ließ er das Kameel antreiben, auf welchem Fatime saß, und bog in eine Bergschlucht ein, wo nur ein schmaler Fußpfad die Höhe hinaufführte. Oben angekommen sah er, daß die Reiter ihm folgten, die Gefahr war nahe, die Rosse ermüdet, die Tritte des Kameeles gaben den Verfolgenden sichere Spur, da sprengte Osman an seinen Gebieter heran.

Herr! — bat er — laß Deine Sklavin mein Roß besteigen, jage jenen steilen Abhang hinunter, ich will auf dieser Seite den gebahnten Fußpfad verfolgen, vielleicht verleite ich unsere Feinde!

Ohne Selim's Antwort abzuwarten, sprang er vom Rosse, hob die zitternde Fatime von ihrem Kameele, warf alles, was den Krieger hätte verrathen können, von sich und eilte im scharfen Trabe davon.

Schon wieder ein Freund weniger! murmelte Selim vor sich hin und das arabische Roß mußte seinen Unmuth fühlen, doch so ermüdet es auch war, nahm es die letzten Kräfte zur Rettung seines Herrn zusammen; aber nicht Osman's Aufopferung, nicht des

edlen Rosses guter Wille konnten die Fliehenden retten, denn dicht hinter sich vernahmen sie jetzt den Hufschlag der ihnen Folgenden. Da hielt Selim an. Lieber ehrenvoll sterben als schändlich fliehen! sprach er, zog das Schwert und erwartete mit seinen Gefährten die Feinde. — Sie nahten — jetzt bogen sie um eine Felswand und — sein alter Lehrer, sein treuer Achmed, hielt mit noch vier Anderen vor ihm.

Allah sei gelobt, daß ich Dich ereilt habe, Gebieter! — keuchte der Alte — Keinen Schritt weiter, oder du bist verloren, überall umschwärmen Dich die Krieger Bajazet's und lauren auf ihre Beute; laß uns hier rasten, denn nur bei Nacht darfst Du Deinen Weg fortsetzen.

Selim war nicht wenig bei dem Anblicke des Alten überrascht. Ich glaubte Dich auf dem Wege nach Rhodus, — sprach er, mit ihm bei Seite reitend — welcher Zufall führt Dich hierher und wer sind Deine Begleiter? Ihr grüner Turban läßt mich glauben, es seien Ismaeliten.

Mich führt ein trauriges Geschick wieder zu Dir, mein theurer Herr! — begann nun

der Alte. — Als ich Dich in der Höhle des Taurus verließ, nahm ich den nächsten Weg, der mich nach der Küste führen konnte und vermied sorgfältig jede gebahnte Straße, aber meine Vorsicht war vergebens. Schon am andern Tage trafen wir auf einen Trupp Reiterei des Veziers, die uns sogleich als Deine Anhänger erkennen mochten, denn sie sprengten auf uns ein, umzingelten uns. Hassan fiel und mich, den nur leicht Verwundeten, rettete sein schnelles Roß. Kurz darauf stieß ich auf den Ismaeliten Ali und seine Brüder; ich kannte ihn aus früherer Zeit und erfuhr von ihm, daß Du die Höhle des Taurus verlassen hättest. Bald trennten wir uns, er eilte zu dem Vezier, ließ mir seine Brüder zur Begleitung und schickt Dir den ihm von Achmed ausgestellten Ferman, der Dich sicher durch das Kriegvolk bringen wird, wenn Du Dich entschließen kannst, Deine Kleidung mit einem elenden Gewande und Deinen kaiserlichen Turban mit dem eines Ismaeliten zu vertauschen. Folge meinem Rathe, Herr! leg' Deinen Schmuck ab, verbirg Dich in diesen Lumpen, vertausche Dein arabisches Roß mit einem schlechten

Klepper, gib dem edlen Thiere die Freiheit, ſo den Glauben verbreitend, du ſcieſt nicht mehr unter den Lebenden.

Nicht ohne Widerwillen legte Selim den von Edelſteinen funkelnden Turban ab, aber Thränen des Unmuthes drangen in ſeine Augen, als er das Schwert abgürtete, das ſein großer Vater ſo lange ſiegreich geführt hatte; er blieb eine geraume Zeit unſchlüſſig, ob er es ablegen ſolle oder nicht. Da ſagte Achmed: Der Thron Muhamed's wiegt tauſend ſolcher Schwerter auf. Nimm dieſes gute Schwert, Herr! Ali ſchickt es Dir, ſeine Klinge iſt auch von Damaskus, wenn auch keine Rubinen auf ſeinem Griffe und ſeiner Scheide glänzen. — So, Herr! — ſprach er dann, als ſich Selim umgekleidet hatte — ſo iſt es recht und wahrlich auch in dieſem ärmlichen Gewande biſt Du der Fürſt der Osmanen.

Einer der Ismaeliten wickelte die Kleidung ſorgfältig zuſammen, Turban und Schwert aber blieben in den Händen Achmed's. Auch Fatime hatte hinter einem Gebüſche ihr reiches Gewand ablegen müſſen und trat jetzt als ein ismaelitiſcher Knabe beſchämt hervor, aber kein freundlicher dankbarer Blick Selim's trö-

ſtete die Tiefgebeugte, die in dieſem ärmlichen, ſie entſtellenden Anzuge vor den theuren Gebieter treten mußte.

Als die Nacht einbrach, Wolken das Sternenlicht bargen, nahm Selim den prachtvollen Zaum von ſeines Arabers Halſe und: Suche dir einen andern Herrn! ſprechend, gab er ihm mit einem leichten Schlage die Freiheit. Als wäre ſchon jetzt das edle Roß ſich ihrer bewußt, jagte es wiehernd und mit gehobenem Schweife durch die Wildniß. — Wiehernd verläßt es mich und jagt einem andern Herrn zu! — murmelte Selim vor ſich hin — Iſt denn auch unter Thieren treue Anhänglichkeit ſo ſelten als unter Menſchen?

Selten? unterbrach ihn Fatime, aber Muhamed's Sohn beachtete den Vorwurf nicht, der in dieſem Worte lag; er beſtieg den Klepper und befahl mit rauher Stimme, vorwärts zu reiten. Zwei Ismaeliten trabten voraus, Achmed und Ibrahim ritten ihrem Herrn, dem Fatime folgte, zur Seite; die beiden andern Ismaeliten blieben in weiter Entfernung zurück. So ging es auf ungebahnten Wegen in finſtrer Nacht bergauf, bergab, immer im raſchen Trabe nach Weſten zu. Als die Mor-

genröthe hervorbrach und ihre erſten Strahlen die vorliegenden Bergſpitzen rötheten, befanden ſie ſich an einem ſteilen Abhange, wo ſie abſteigen und ihre Roſſe eine Felswand herunterleiten mußten. Unter ihnen lag ein auf allen Seiten von Felſen eingeſchloſſenes Thal, das von der übrigen Welt wie abgeſchnitten erſchien. Zwei ärmliche Hütten, einige Dattelbäume, ein aus dem Felſen ſprudelnder Quell war alles, was ſich ihrem Auge zeigte, als ſie es nach mühevoll zurückgelegtem Wege erreichten.

Hier müßt Ihr verweilen, Herr, bis ich von Rhodus zurückkehre! — ſagte jetzt Achmed. — Denkt, die ärmliche Hütte ſei ein Palaſt, dieß enge Thal eine weite lachende Flur, und mehr als das wird es Euch ſeyn, ſchützt Euch dieſer Aufenthalt vor Euren Verfolgern. Tretet getroſt in das kleine Aſyl und übergebt Euch zutrauenvoll Allah und den Ismaeliten; hätten ſie Arges im Sinne, wäret Ihr längſt ſchon in Bajazet's Gewalt.

Der Prinz trat in eine der Hütten, nur eine ärmliche auf der Erde ausgebreitete Decke war der ganze Hausrath, den er hier fand. Mit übereinander geſchlagenen Armen ſtand

Conſtant verneigte ſich mit ſteifem ſoldatiſchem Anſtande, und ging, das Nöthige anzuordnen.

Melac ließ ſich nun ſeine Saumroſſe vorbeiführen, liebkoſte einen zahmen Hirſch, der auf den Ruf: Hector, auf ihn zu lief, und die ihn neckenden Doggen mit ſeinem Geweih von ſich abwehrte, betrachtete dann die vier ſchönen, holſteiniſchen Brannen, welche ſeine Karoſſe zogen, und ein unfreiwilliges Geſchenk der Heidelberger waren, mit Wohlgefallen, und kümmerte ſich wenig um die Deputirten des Raths, welche in ſcheuer Ehrerbietung hinter ihm, den günſtigen Augenblick erwarteten, wo ſie ihm den vergoldeten Pokal mit dem Ehrentrunk überreichen konnten. Jetzt gab er noch einigen umſtehenden Offizieren Befehle, dann wandte er ſich, wie zufällig, nach den immer noch wartenden Herren vom Rath, die ſich nun ehrerbietig nahten, und ihm den Ehrentrunk kredenzten.

„Gnädiger Herr!“ begann der Stadtſchreiber als Wortführer, „Habt die Güte, den Ehrentrunk von hieſiger Stadt anzunehmen, den wir Euch mit ſchuldiger Submiſſion bieten, und ſo wie dieſer Wein auf unſern Bergen gewachſen, rein und unverfälſcht iſt, ſo iſt auch die Verſicherung unſerer Hochachtung und Ergebenheit, aufrichtig und wahr.“ Er überreichte dann mit zierlicher Reverenz den Becher, den der General ziemlich gleichgültig annahm. „Auf Euer Wohl, Ihr Herren!“ ſprach er, leerte ihn auf einen Zug und als der dienſtfertige Stadtſchreiber ſich nahte, ihn aus Melacs Händen wieder zu empfangen, winkte dieſer einem ſeiner Diener, und gab dieſem den Becher.

Der Stadtſchreiber war hierdurch, jedoch nur auf ei-

er, sein finsteres Auge gen Himmel gerichtet, schweigend da und nur ein bittres Lächeln sprach die schmerzvollen Empfindungen aus, die sein Innerstes ergriffen. Da beugte Achmed sein Knie vor dem Gebieter und sprach mit bewegter Stimme: Ich muß Euch noch einmal verlassen, muß nach Rhodus zu dem Feinde unsers Glaubens ziehen, eine Freistatt für Muhamed's Sohn zu erbetteln; der Gang ist schwer, aber ich kenne kein anderes Mitel und so leite Allah meine Schritte und mein Thun, und lasse mich bald zu meinem geliebten Herrn zurückkehren.

Hier soll ich bleiben bis Du wiederkehrest? — fuhr Selim aus seinem Sinnen auf — Hier in dieser ärmlichen Hütte, die mich nicht vor Sturm und Regen schützt, hier in dieser Einöde, wo die Raben mich speißen müßten, soll ich nicht Hungers sterben? — Wie weit ist es noch zum Ufer des Meeres? fragte er dann plötzlich.

Ein flüchtiges Roß erreicht es kaum, wenn es vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne trabt.

So will ich meinem Glücke vertrauen, und wenn mein Roß ausgeruht hat, hin, ein

Fahrzeug bestellen und selbst nach Rhodus gehen.

Herr! — schüttelte Achmed bedenklich sein Haupt — Vertraut nicht zu viel auf Euer Glück, es hat bisher Euch stets treulos verlassen. Stürzt Euch nicht frevelnd in die Gefahr. Eben diese Einöde und die ärmliche Hütte bergen Euch besser als die üppige Wohnung eines falschen Freundes. Ich kehre bald zurück und finde Euch hier wieder. Nicht wahr, mein lieber theurer Herr, Ihr versprecht mir, diese Schlucht nicht zu verlassen? Gebt Eurem alten Lehrer dieß als Trost mit auf den Weg. — Selim reichte ihm, seine Rührung zu verbergen, mit abgewendetem Gesichte die Hand, die der Alte mit Heftigkeit küßte. — Lebt wohl, Herr! — rief er dann — Allah beschütze Euch!

Von den Tausenden, die Selim einst umgaben, waren ihm jetzt nur noch Ibrahim und Fatime geblieben, von allem Glanze asiatischer Pracht nur diese ärmliche Hütte. Gedachte er der Zukunft, so durchzuckte ihn qualvoll der Gedanke, daß mit dem Sprunge in das rettende Fahrzeug er alle Herrlichkeit des Lebens hinter sich lassen mußte und nur

ein matter Schimmer der Hoffnung ihn in das Land der Christen begleiten würde. Aber nur Muth! — rief er plötzlich aus, da er sich unbeachtet glaubte — Muth im Dulden wie im Erringen! Auch ohne den Thron meiner Väter muß ja noch auf dieser Welt das Glück erblühen, habe ich doch schon Manchen auch ohne Thron gefunden, der glücklicher war als ich!

Nur in der stillen Abgezogenheit des Lebens blüht das wahre Erdenglück! — unterbrach Fatime, die unbemerkt hereingetreten war, sein Selbstgespräch — Ihr werdet das Leben erst in aller seiner Schönheit kennen lernen, Herr, wenn alle äußere Pracht Euch genommen ist. — Selim sah sie verwundert, doch nicht unwillig an. — Alles was Ihr so lange entbehren mußtet, wird Euch dann erst werden; Freundschaft, Liebe, uneigennützige Treue werdet Ihr dann finden. Wer sich Euch theilnehmend nahet, nahet dann um Selim's willen, nicht der Macht wegen, die den Beherrscher umgibt; Sklaven werdet Ihr vermissen und statt ihrer treue Diener finden, die Euch Euerer Leutseligkeit wegen mit Freuden dienen werden; Freunde

werden sich Euch nahen, die um Euerer selbst willen Euch lieben und — hier stockte sie, hohe Röthe umzog ihre Wangen — das Glück der Liebe werdet Ihr erst dann kennen lernen, wenn sich das Herz freiwillig dem Herzen hingibt. Ihr habt viel verloren, Herr, in der Zeit Eures Scheinglückes, könnt aber nun noch mehr gewinnen.

Thörige Worte! — unterbrach sie Selim, der Fatimen nicht verstand, nicht verstehen konnte — Trauriger Ersatz, den Du mir für das Verlorene bietest; glaubst Du, daß etwas Anderes als der Eigennutz des Menschen Handlungen leite?

Seht auf jene Ismaeliten!

Sie setzen ihr Leben für die Zukunft ein, wagen in der Hoffnung, daß mir das Glück wieder lächeln und ich sie königlich belohnen werde. Dankbarkeit allein ist es nicht, was sie zu mir führt.

Und was erwarte ich von der Zukunft? fragte Fatime empfindlich.

Du lebst in der Gegenwart, die Dich beglückt.

Beglückt? — wiederholte sie traurig — Hat Liebe der Liebe gelohnt?

Das plötzliche Erscheinen der Besitzer der Hütte unterbrach dieß Gespräch. Es waren arme, gutmüthige Landleute, Befreundete der Ismaeliten, die sie dazu vermocht hatten, ihre Hütte auf einige Zeit einem Flüchtlinge als Asyl zu überlassen. Sie kamen jetzt aus dem nahe gelegenen Konack mit Lebenmitteln belastet, zu deren Einkauf der vorangeeilte Ismaelit sie abgeschickt hatte. Die Armen neigten sich ehrerbietig vor dem fremden Herrn, dessen Namen und Stand sie nicht kannten, hießen ihn willkommen in ihrer ärmlichen Hütte und versicherten ihre Bereitwilligkeit, ihm in Allem zu dienen.

Der Anblick dieser Menschen, in deren Hand gewissermaßen sein Schicksal lag, war nicht geeignet, den Trübsinn Selim's zu verscheuchen; er entließ sie finster. Jeder Morgen brachte ihm neuen Schmerz, jeder Abend gab ihm neue Sorgen zur Begleitung auf sein hartes Lager, nur Fatimens stets ungetrübte Heiterkeit, der frohe Muth, der sie nicht einen Augenblick verließ, die immer lauter und offener sich aussprechende Neigung ihres Herzens waren der einzige Trost, der Muhamed's Sohn noch blieb und ihm Fatime

immer werther machte. So waren Wochen vergangen, und Achmed kehrte noch immer nicht von Rhodus zurück. Einen Tag wie den andern ging der Landmann mit seinem Weibe nach der Stadt, Lebenmittel und Futter zu holen, und nichts unterbrach die Einförmigkeit dieses in jeder Art so beengten Lebens. Jedes Frühroth weckte Selim zu einem Tage quälender Rückerinnerungen, jedes Abendroth nahm eine Hoffnung nach der andern mit sich hinab; Ibrahim kletterte täglich den Fels hinauf, blickte nach Westen und hoffte Achmed zu sehen, Fatime sang zu dem Rauschen des Quelles ein griechisches Lied und es glückte ihr dadurch zuweilen, den Unmuth von der Stirn ihres Gebieters zu verscheuchen, aber dieß waren nur Momente, die schnell wie ein milder Sonnenblick, wenn der Sturm die Wolken jagt, wieder verschwanden.

Eines Abends, als Selim schon auf hartem Lager, vielleicht von einer glücklicheren Zukunft träumte, saß Fatime noch vor der Hütte und sah mit freudigem Herzen auf zu dem eben hinter den Felsen hervortretenden Monde. Der Gedanke, sie würde in das

Land der Chriſten zurückkehren, dort dem Herzen Selim's näher ſtehen, oder er vielleicht ſelbſt das Heil ſeiner Seele dort finden, dieſer Gedanke ließ ſie aller Gefahr vergeſſen und auf ihren Gott vertrauend, ſie in eine ſchöne Zukunft blicken. Mit dem klaren Gemüthe ſah ſie nach der dunkeln Nebelgeſtalt des Ismaeliten, der ſpähend auf einer Klippe an dem einzigen herabführenden Fußwege ſaß. Es ſind doch treue, wachſame Menſchen, — ſprach ſie für ſich — die eine edle Handlung lohnend, Gefahr und Mühe vergeſſen; Gott möge ſie ihrer Treue wegen lohnen! — Indem ſie dieß vor ſich hin murmelte, ſah ſie den Ismaeliten, plötzlich ſeinen Sitz verlaſſend, die Klippe hinaufſpringen; ſie ahnete, daß er ein Geräuſch vernähme, fürchtete einen Ueberfall und eilte in die Hütte, Selim zu wecken. Kaum war dieſer von ſeinem Lager aufgeſprungen als auch Ali ſchon vor ihm ſtand. Herr! — rief er faſt athemlos — ich komme von Konack, dort hat man Verdacht geſchöpft, die Bewohner dieſer Hütte ſind feſtgenommen, und wahrſcheinlich weiß man ſchon jetzt Deinen Aufenthalt. Eile, kein Augenblick iſt zu verlieren, ſchwing' Dich auf Dein Roß und

folge mir! — Bei dieſen Worten eilte Fatime hinaus. — Die ſchleunigſte Flucht nur kann Dich retten, denn überall ſchwärmt das feindliche Volk umher und Jeder hofft den hohen Preis zu gewinnen, der auf Dein Haupt geſetzt iſt. Darum rathe ich Dir, — ſagte der Ismaelit, während der Prinz den Säbel umſchnallte und den zerlumpten Turban aufſetzte — laß das Weib zurück, ſie hindert Deine Flucht und du findeſt überall Tauſende, ſchöner als ſie.

Aber keine Getreuere, — erwiederte Selim — ſie will mein Schickſal theilen und ich verlaſſe ſie nicht.

Ali verneigte ſich und ſchwieg. Als Beide die Hütte verließen, fanden ſie ſchon die Roſſe bereit, ſchwangen ſich auf ſie und folgten dem Ismaeliten, der vorausſprengend den Weg zeigte.

Der Mondſchein begünſtigte ihre Flucht, konnte ſie aber auch leicht ihren Feinden verrathen. Oft erblickten ſie in der Ferne dunkle Geſtalten, die wie finſtere Geiſter der Nacht auf den Flügeln des Windes ihnen zu nahen ſchienen, aber ein Abhang, den ſie hinunter ritten, ein Felswand, um die ſie

bogen,

bogen, entzog sie bald ihren Verfolgern. Jetzt sahen sie über die Ebene, die vor ihnen lag, mehre zerstreute Haufen reiten, hörten hinter sich den Hufschlag jagender Rosse und erblickten keinen rettenden Pfad mehr, auf dem sie nicht die dunkeln Gestalten ihrer Feinde bemerkten, keine Höhle, keine Felswand war in der Nähe, sie zu verbergen. Da erhob sich vom Meere her der Wind, jagte die Wolken vor sich her und trieb sie vor der leuchtenden Scheibe des Mondes und so ward es finstere Nacht. Laßt uns seitwärts vom Wege abreiten und halten, vielleicht zieht die Gefahr noch einmal vorüber, — sprach Ali leise, bog von der Landstraße ab, Selim folgte und sie hielten in einiger Entfernung die Rosse an.

Kannst Du Dich noch auf dem Klepper erhalten? — fragte Selim leise Fatimen, die erschöpft, kaum Athem zu holen wagte.

Diese theilnehmenden, freundlich gesprochenen Worte entzückten das Mädchen. Ja, Herr! — erwiederte sie — mir ist ganz wohl und ich fühle mich durch Eure Worte gestärkt; sähe ich Euch nur erst gerettet, dann wäre ich glücklich.

Still, ich bitte Dich, Herr! — raunte Ali ihm zu, da ſie ſo eben die verfolgenden Reiter auf der Straße vorbeiſprengen hörten — das mindeſte Geräuſch und Du biſt verloren. — In dieſem peinlichen Augenblicke wieherte Fatimens Roß. — So rette uns Allah! — rief der Ismaelit — Rache Dich auf das Aeußerſte gefaßt, Herr, doch erwarte es ſtill! — ſagte er dann in Eil und ſprengte der Landſtraße zu. Bald kehrte er, ein Roß am Zügel, zurück. — Nimm dieſes ſtatt des Deinen! — wendete er ſich zu Fatime — Es koſtet mich einen Dolchſtich, womit ich einen Neugierigen empfing. Dein Klepper taugt überdieß nicht viel und ſein Wiehern könnte uns verrathen. Geſchwind das Roß gewechſelt!

Fatime gehorchte und ſchwang ſich behende auf das muthige Thier. Da ihre Verfolger an ihnen vorüber waren und ſie keinen Hufſchlag mehr hörten, ſetzte Selim mit ſeiner Begleitung den Weg langſam fort. Auch jetzt mußten ſie noch auf rauhen ungebahnten Wegen dem erſehnten Ziele, dem Meere zutraben, wo ihr Weg ſie über Klippen und Felſen führte, und glücklich, daß ſie noch am

nen Augenblick außer Faſſung gebracht, „Erlaubt Ihr, mein gnädiger Herr," ſagte er dann, „daß wir Euch auf das Rathhaus begleiten, um von Euch zu erfahren, was Ihr von unſerer armen Stadt verlangt."

„Damit übereilt Euch nicht, Ihr Herren," erwiederte Melac lachend. „Sorgt nur einſtweilen für meine Soldaten, öffnet ihnen nur hübſch Küche und Keller, daß ſie ſich von ihren Strapatzen erholen mögen, lebt mit ihnen in guter Eintracht, wie Brüder; für gute Mannszucht werde ich dann ſchon ſorgen. Meine Soldaten ſind wie dieſe Saufänger, friedlich mit jedem, der ſie ſtreichelt und ihnen vollauf giebt, aber neckt man ſie, oder läßt ſie hungern, ſo fletſchen ſie die Zähne und beißen. —

„Wo iſt mein Quartier?" fragte er jetzt einen der ihn umgebenden Offiziere. —

„Im Steuerhauſe, General!" erwiederte dieſer, „doch"—

„Es iſt noch nicht in gehörigen Stand geſetzt, den Herrn General nach Würden aufzunehmen," fiel der Stadtſchreiber dem Offizier haſtig in die Rede.

„Schon gut!" ſagte Melac gleichgültig, „So ſteige ich einſtweilen in jenem Hauſe ab, das mir ganz anſtändig zu ſein ſcheint. Auf Wiederſehen, Ihr Herren vom Rath, in einer Stunde werde ich bei Euch eintreffen!" Er grüßte ſie und ging von einigen Offizieren gefolgt nach der Herberge zum ſchwarzen Adler.

In der Thüre empfing ihn Herr Benedikt. „Ihr ſeid der Wirth vom Hauſe?" fragte ihn Melac.

„Ja Herr! Seid mir willkommen!" erwiederte dieſer.

„Bin ich Euch dies wirklich?" ſagte der General im ſcherzenden Tone.

Abend eine Quelle fanden, die ſich in ein grünes Felsthal hinabſtürzte. Hier konnten ſie ihre Roſſe tränken und weiden laſſen, ſie ſelbſt fanden einen Labetrunk; für Selim allein hatte Ali noch ein wenig Reis, der in der Eile bereitet wurde; die Andern mußten ſich in der Hoffnung tröſten, ſich am andern Tage zu ſättigen. Als ſie aufbrachen — noch war es Nacht — ritt der ſonſt ſo muthige Ali traurig vor ſeinem Gebieter her; Fatime bemerkte es und fragte nach der Urſache dieſer plötzlichen Veränderung.

Frau! — erwiederte der Jemaelit — ſoll ich nicht bangen? Ehe die Sonne über unſerm Scheitel ſteht, iſt des Herrn Schickſal entſchieden, denn bald gelangen wir an das Geſtade des Meeres. Ob uns auch dort unſere Verfolger erwarten, ob wir dann ein rettendes Fahrzeug finden werden, davon hängt das Loos des Beherrſchers der Gläubigen, unſer Aller Loos ab. Wir ſehen auf dem Meere die Sonne untergehen, oder ſie iſt uns für immer untergegangen.

Schreckbar! murmelte Fatime vor ſich hin und zum erſten Mal verließ ſie ihr Glaubenmuth; ſie begab ſich, ohne Ali etwas zu

erwiedern, zu Selim zurück, und als ſie jetzt die ſanfte Höhe hinaufeilten, als ſie auf die Spitze gelangten, begrüßte ſie der erſte Strahl der Morgenſonne, die aus der dunklen Fluth des wogenden Meeres hervorſtieg und ſich in wunderbar ſchönem Glanze auf den vom Oſtwinde gehobenen Wellen brach. Herrlich war der Anblick und Hoffnung bringend, denn am Ufer erblickten ſie ein Fahrzeug, auf welchem ein Schiffer ſeine Netze auswarf; da ſprang Fatime vom Roſſe, warf ſich auf die Kniee, hob die Hände zum Himmel empor und richtete ihr ſtilles Gebet zu dem barmherzigen Gott der Chriſten.

Steh' auf! — unterbrach der Fürſt ihr Gebet — jetzt iſt dazu nicht Zeit. Fort, hinunter, daß wir das Geſtade erreichen, ehe jenes Fahrzeug ſich entfernt.

Ja wohl, Herr, eilt! — ſetzte Ali hinzu — denn trügt mich mein ſcharfes Auge nicht, ſo ſehe ich Reiter auf der Straße, die nach Smyrna führt!

Dieß ſagend ritt er mit verhängtem Zügel den ſteilen Bergpfad hinab, Selim folgte und auch Fatime ſchwang ſich auf ihr Roß und jagte ihnen nach.

Wenn man auf dieſem ſteilen Felspfade die Höhe, die wie ein Amphitheater das Meer umkränzt, herabſteigt, um den Golf von Satalie zu erreichen, bricht ſich ein brauſender Bergſtrom über Felſen die Bahn, ſchlängelt ſich dann durch eine lachende Ebene, bis er ſich unweit Bazari in's Meer ſtürzt. Am Ufer dieſes Stromes, da wo eine Brücke über ihn nach Satalie führt, zieht ſich ein Wald von Dattelbäumen bis an das Meer. An dieſer Brücke mußten ſie vorüber und von daher drohte ihnen Gefahr; doch Selim, nur die Fiſcherbarke im Auge, gab ſeinem müden Roſſe die Sporen, es zur letzten Anſtrengung zwingeud, als ſei das kleine Fahrzeug am Geſtade das Paradies, das ſich vor ihm geöffnet habe. Ali's Auge ſchweifte jedoch weiter umher, er hielt einen Augenblick an, den Blick bald auf die Ebene, bald auf die Brücke gerichtet. Auf der Ebene ſah er zwar einzelne Reiter auf ſie zukommen, ſie waren jedoch zu entfernt, um ſich um ſie zu kümmern, und da Selim jetzt der Brücke, dieſem Orte der Gefahr vorüber war, drang ein lautes: Allah ſei gelobt! aus ſeiner Bruſt und ſich wenig um die zurückgebliebene Fa-

time kümmernd, zwei seiner Brüder zur Vertheidigung der Brücke zurücklassend, gab er noch einmal seinem flüchtigen Araber die Sporen, sprengte an Selim, der jetzt wahrscheinlich Fatimen erwartete, vorüber, dem Meere zu, sprang am Ufer vom Rosse und stürzte sich in die Fluth.

Der Fischer, welcher die zerlumpten Reiter hatte auf sich zusprengen sehen, fürchtete mit Recht, ihre Eile gelte ihm; er zog schnell seine Netze ein, und in dem Augenblicke, wo Ali vom Rosse sprang, stieß er vom Ufer ab.

Bei dem heiligen Grabe des Propheten! — rief ihm der schwimmende Ismaelit nach — kehre um, rette den Sohn Mahomed's!

Aber der Fischer ruderte immer weiter in das Meer, die Kräfte Ali's schwanden, vor sich sah er den Tod, hinter sich seine beiden Brüder unter den Lanzenstichen der eben über die Brücke jagenden Spahis fallen, nirgend Rettung für seinen Herrn. Da faßte der brausende Ost eine Welle und schleuderte sie mit der Fischerbarke an das Ufer zurück; und als Ali aus der über ihn wogenden auftauchte, sah er Selim vom Pferde steigen und in das Fahrzeug springen.

Er ist gerettet! rief er, schwamm, die letzten Kräfte anstrengend, heran, schwang sich in den Kahn und stieß ihn vom Ufer ab.

Halt! — befahl Selim — Fatime ist noch zurück, die Feinde verfolgen sie, Ibrahim und zwei Deiner Brüder stehen noch am Ufer. Hin, sie zu retten!

Fordere das Schicksal nicht heraus! Herr! — bat der Ismaelit, immer fortrudernd — Was ist das Leben eines Weibes, was das Leben meiner Brüder gegen das Deinige.

Gehorche, Sklave! befahl der Fürst, riß das Ruder dem zitternden Fischer aus der Hand, und als die Barke an das Ufer stieß, sprang er mit gezücktem Schwerte heraus; der besonnene Ali jedoch blieb in dem Fahrzeuge zurück, sich dessen zu versichern.

Eben als Selim an's Ufer stürzte, waren die Spahis dicht hinter Fatimen; jetzt traf ein Lanzenstoß ihr Roß, es stürzte, sie sank bewußtlos zu Boden. Selim, alle Gefahr vergessend, sprang hinzu, erfaßte sie mit kräftigem Arme und trug, sich nicht um die Schwerter der Verfolger kümmernd, die Ohnmächtige in das Fahrzeug, das Ali sogleich

vom Ufer abstieß und es trotz der tobenden Wellen in die offene See lenkte.

Ibrahim und die beiden Ismaeliten waren, Selim's Flucht beschützend, gefallen und lagen verstümmelt am Ufer. Ali's treuer Araber, der seinem Herrn in die Fluthen gefolgt war, bald an das Ufer, bald in die See getrieben, kämpfte nur noch mit schwacher Kraft gegen die Wellen, bis er sank. Die Spahis standen am Ufer, ihr Mißgeschick verfluchend, und sahen verzweiflungvoll die sicher geglaubte Beute dahin schwimmen, während Fatime immer noch bewußtlos in Selim's Armen lag.

Soll ich auch sie verlieren, — sprach nach langem Schweigen der Fürst, das bleiche Mädchen, welches der Tod erfaßt zu haben schien, an seine Brust drückend — so bliebe mir ja nichts auf der Welt!

Nichts als ein treuer Sklave und die Hoffnung, die ja keinen verläßt, die auch mich damals nicht verließ, als Du, mein Gebieter, mir das Leben schenktest! unterbrach Ali, sein Ruder kräftig führend, das Selbstgespräch.

Und Deine Brüder? sagte der Fürst, theilnehmend nach dem Ufer blickend.

Ihnen iſt wohl, Herr! Sie erfüllten, was unſer Fürſt ihnen gebot: für Dich in den Tod zu gehen, und ſie ſind jetzt ſchon im Paradieſe; aber mein treues Roß, das edle Thier, liegt unten auf dem Meergrunde den Fiſchen zur Speiſe, ihm wird keine Vergeltung ſeiner Treue dort oben.

Selim hatte auf die Klage des Ismaeliten nicht gehört, ſein Blick, ſeine Gedanken waren nur auf Fatimen gerichtet, deren Wangen in dieſem Augenblicke ein mattes Roth überflog. Still, ſtill, — ſagte er faſt mehr bittend als befehlend — ſchweig', damit ich ihren Athemzug belauſchen kann. Jetzt ſchlägt ſie die Augen auf, ſie lebt!

Fatime war aus der Ohnmacht erwacht und ſchien nicht zu wiſſen, was mit ihr vorgegangen war, denn ſie ſtarrte ihren Gebieter verwundert an, der wohl nie ſo viel innige Liebe für ſie gefühlt hatte als jetzt, da ſie das Einzige war, was er noch ſein nennen konnte. Sie ſchmiegte ſich traulich an ihn an, ihre Freude war unausſprechlich, daß ſie in ſeinen Armen ruhte, daß ſie ihn gerettet ſah. Die ſüßeſten Worte aber ſprachen ihre Empfindung aus und dieſer Augenblick der

Wonne war hinreichend, sie zur Glücklichsten der Erde zu machen; alle Gefahr war vergessen, und mit jedem Ruderschlage, mit jeder daherbrausenden Welle drang die Hoffnung tiefer in ihr Herz.

Nicht so Ali, den des Mädchens Freude wenig kümmerte. Von tausend Besorgnissen gequält, mit raschem Blicke das Hilflose ihrer Lage überschauend, war die erste Freude der Rettung schnell vorüber. Wohin konnte sie der kleine Nachen führen, wo konnte er zu landen wagen, da überall auf der Küste Bewaffnete schwärmten? Mußte er nicht fürchten, daß von Satalie Fahrzeuge ausliefen, sie zu verfolgen, konnte er sich mit der elenden Fischerbarke in die offene See wagen — und er und Fatime, seit dem vorigen Tage ohne Nahrung, wie konnte das ärmliche Frühstück des Fischers ihren Hunger stillen? — Finster saß er am Steuer, mit seinem Falkenauge bald nach der Küste, bald über das Meer blickend, überall Hilfe suchend und sie nirgend findend. Traurig saß ihm der Fischer gegenüber, den das, was ihm begegnet war, wahrlich nicht heiterer stimmen konnte. Nur ein Herz schlug fröhlich, nur ein Auge

ſah vertrauenvoll in die glückliche Zukunft; ſteuerte doch Ali dem Lande der Chriſten zu, brachte ſie doch jeder Ruderſchlag der Inſel Cos, ihrem Vaterlande näher; welche ſüße Hoffnungen, durch Selim's edles, theilnehmendes Betragen nur noch mehr belebt, begleiteten ſie nicht? Die Feſſeln der Odaliske, waren ſie auch noch ſo roſig, drückten ſie nicht mehr, frei war ihr Wille, Liebe nur durfte noch Liebe fordern, und daß Liebe ſie lohnen werde, glaubte ſie nun gewiß zu ſeyn. Ach, ſie vergaß, welch kleiner Erſatz ſie dem Fürſten der Osmanen ſeyn konnte.

Vom Oſtwinde begünſtigt, der die kleine Barke immer weſtwärts trieb, ſchwamm ſie nun, ein Spiel der brauſenden Wellen, in dem weiten Becken des Meeres, jetzt fern vom Ufer in ungewiſſer Richtung hin. Ali, der beſſer verſtand, ſein Roß zu tummeln als ein Fahrzeug zu lenken, mußte ſich ganz dem Fiſcher überlaſſen, den er keinen Moment aus den Augen ließ und ihm befohlen hatte, nach Rhodus hinwärts zu ſteuern, ohne ſich jedoch zu weit von der Küſte zu entfernen. So fuhren ſie den ganzen Tag, ſelbſt Selim ergriff oft das Ruder, die Ermüdeten abzu-

lösen, und so lange die Sonne ihnen leuchtete, strahlte auch die Hoffnung, als sie aber in den Ocean sich tauchte, als die Sterne bleich, dann funkelnd hervortraten, erschien ihnen keiner als Stern der Hoffnung; Hunger und Durst quälte sie, denn längst war des Fischers Wasserkrug geleert, das harte Brod zernagt, und ihr Zustand schien rettunglos. Da befahl Ali dem Fischer, dem Lande zuzusteuern, das sie auch in einigen Stunden erreichten.

Herr, — raunte er hier dem Fürsten zu — während ich an das Land gehe und Speise und Trank suche, halte den Fischer fest, daß er uns nicht entrinne, ich will das Verzweifelte wagen.

Selim versprach es, und der Treue, dem ein in der Ferne erblicktes Licht Hoffnung gab, sprang an das Land. Selim der Warnung eingedenk, ließ den zitternden Fischer zu seinen Füßen sich auf dem Boden des Fahrzeuges niederlegen, und in der einen Hand den gezückten Dolch haltend, mit der andern die von Hunger und Durst ermattete Fatime unterstützend, saß er in stummer Verzweiflung da. Still war es auf dem Fahr-

„Herr!“ erwiederte der Alte treuherzig, — „Als Wirth bin ich gewohnt, jeden in mein Haus Eintretenden willkommen zu heißen.“

„Also nur dieser Gewohnheit danke ich Eure Begrüßung,“ unterbrach ihn Melac.

„Nein Herr!“ entgegnete Benedikt mit Freimuth, „Meinen Willkommen sage ich von Herzen, und besonders Euch General!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Melac neugierig.

„Bei jedem, der mein Haus betritt, steigt der Wunsch in mir auf, daß es zu meinem Wohle geschehen möge, und daß er mir ein willkommener, freundlicher Gast sei; dieser Wunsch, General, mußte auch, besonders bei Euch, in mir rege werden, deshalb bitte ich, seid mir ein freundlicher, werdet mir ein willkommener Gast.“

„Führt mich auf mein Zimmer,“ sagte Melac, dem Gespräch eine andere Richtung gebend.

„Wie Ihr befehlt, Herr!“ erwiederte Benedikt, „Habt nur die Güte, mir zu folgen.“ Er ging voran, Melac mit seinen Doggen folgte, die Offiziere blieben zurück. Während er die Treppe hinaufstieg, sagte, der Wirth wohl mehr als Benedikt: „Ihr müßt mit wenigen und geringen Zimmern fürlieb nehmen, ich kann Euch keine bessern geben, als die, welche meine gnädige Frau, die Herzogin von Würtenberg zu bewohnen pflegt, wenn sie nach Eßlingen kommt, und worinnen sie sich immer wohl und bequem befindet.“

„Nur voran!“ unterbrach ihn mit barschem Tone Melac, „Zeigt mir nur die Zimmer, mir ist es ziemlich gleich, wer sich darinnen wohl befunden hat, oder nicht.“

zeuge, als habe hier der Tod schon jetzt seine Aernte gehalten, und nur das Brausen der Wellen mahnte noch an das Leben. In dieser furchtbaren Stille seufzte das Mädchen plötzlich auf. Herr, mein Gott! — rief sie mit leiser Stimme — reiche mir Unglücklichen nur einen Trunk Wasser, damit ich nicht ganz verschmachte! — Dieß sagend, sank ihr Haupt ermattet an Selim's Brust. Dieser, die Warnung vergessend, sprang auf, schloß sie mitleidig in seine Arme und eilte nach dem leeren Wasserkruge, während der Fischer sich in's Meer stürzte und dem Ufer zuschwamm.

Da saß nun Muhamed's Sohn, eine Sterbende in seinen Armen, den dunklen Sternendom über sich, die Wellen um sich, die tosend an das Fahrzeug schlugen, als ob sie schon jetzt ihre Beute verlangten; da saß der Mann, der um Stambuls Thron gekämpft, jetzt mit den Wellen kämpfen mußte, welche die Barke vom Ufer wegführen wollten, verlassen von allem Glücke, der Verzweiflung preis gegeben. Ihm blieb nur die Wahl, ob er in diesem elenden Fahrzeuge seinen Tod erwarten oder an das Ufer springen und sei-

nen Henkern entgegen gehen wolle. Fast hätte er das Letztere gethan, aber Fatime, die ihn umschlungen hatte, hielt ihn zurück; duldend sah er nun auf zu den Sternen und überließ sich ohne Murren seinem traurigen Geschicke, da vernahm er Ali's Stimme, die ihm die Stimme des Engels in der Wüste schien. Wo bist Du? Gib mir ein Zeichen, daß ich Dich finde, Herr! — rief der Ismaelit — und da Selim sich kund gab, war er bald, mit Schätzen beladen, bei ihnen, denn er hatte einen Krug mit Wein und ein Weizenbrod unter dem Arme, in diesem Augenblicke mehr werth als alle Schätze Golkonda's.

Nimm — sprach er — iß und trink', ich habe es müssen mit fremdem Blute theuer erkaufen.

Selim, ohne darauf zu hören, reichte der halb verschmachteten Fatime den Krug und der Wein gab ihr das Leben wieder, gab Ali und seinem Herrn neue Kräfte.

Als der Ismaelit den Fischer vermißte und erfuhr, er sei entflohen, sagte er mit Bitterkeit: Mich hat doch mein Schicksal noch nie eine Freude ganz genießen lassen; doch nur wohlgemuth! — fuhr er dann fort, wendete das Fahrzeug und ruderte in die offene

See — Ist uns Rettung bestimmt, wird sie uns werden, sollen wir untergehen, hilft uns kein Jammern, kein Verzagen; der Mensch kann ja seiner Bestimmung nicht entgehen.

Er blickte dann mit forschendem Auge nach den Sternen, denn sie waren oftmal, wenn er durch finstere Nacht gejagt war, seine Wegweiser gewesen, lenkte dann das Fahrzeug genau nach der Gegend, wo er glaubte, daß Rhodus zu finden sein, zog das kleine Segel wieder auf und überließ sich seinem Glücke.

Die Nacht ging vorüber, hinter ihnen begann der Morgen zu dämmern, die Sterne erloschen, das bleiche Licht ward zum rosigen Schein, jetzt glühte es golden über die dunkle Fluth, aber schöner als die herrliche Morgensonne war ihnen der Anblick eines Schiffes, das mit vollen Segeln auf sie zu kam.

Sei es Freund oder Feind, — rief Selim — wir steuern darauf zu, mein Schicksal muß sich jetzt lösen!

Mit doppelter Kraft führten sie das Ruder, selbst Fatime, den Blick unverwandt auf das Schiff gerichtet, strengte ihre letzten Kräfte an und half. Wohl eine Stunde mochten sie dem Schiffe, das gegen den Wind

segelnd, sich nur langsam nahte, entgegen gefahren seyn, als Fatime plötzlich aufsprang und „das Kreuz, das heilige Kreuz!“ mit Begeisterung rufend, sich in Selim's Arme stürzte. Ja, Herr, Gott hat mein Gebet erhört, die Rettung naht, das Schiff gehört den Rittern von Rhodus, seht wie das Kreuz auf ihrer Flagge weht, beugt Euch vor dem heiligen!

Aber der vom Schicksal Gebeugte beugte sich nicht vor dem Kreuze, bei dessen Anblick sein Unglück lebhafter als je vor ihn trat. So soll das, was meinem großen Vater stets feindlich entgegenstand, meine Rettung seyn? Den Feinden meines Glaubens soll ich vertrauen und mich durch dieses Vertrauen ganz von meinem Volke, von jeder Hoffnung losreißen? — So dachte der Fürst und konnte die Freude Fatimens nicht ganz theilen, die in ängstlicher Unruhe die Ankunft des Schiffes erwartete, während Ali seinen Gebieter, dem das Ruder entsunken war, scharf beobachtete; ihm war es klar, was in Selim's Innern vorging.

Herr! — sagte er, ihn aus seinem düstern Sinnen weckend — denke, jenes Schiff der Rho-

Rhodenſer ſei das ſchwankende Bret, das der Schiffbrüchige zu ſeiner Rettung ergreift; Dein Schickſal wirft es Dir in den Weg und Du mußt es erfaſſen.

Als ſie näher kamen, erkannten ſie Achmed, der in das Boot ſprang, das ſie aufnehmen ſollte und er lag bald zu den Füßen ſeines Herrn. Freude und Kummer ſprachen ſich auf ſeinem Geſichte aus, doch kein Wort verrieth ſein Innerſtes; Freude und Kummer blieben in Gegenwart der fremden Zeugen ſtumm.

Auf dem Verdecke des Rhodenſer Schiffes empfing den Fürſten ein Ordensritter mit der ihm gebührenden Ehrfurcht und die Mannſchaft begrüßte ihn mit lautem Freudenrufe. Nach kurzer Fahrt ſtießen ſie auf die Eskader, die, von Don Alvaro de Zuniga befehligt, abgeſendet war, ihn auf der Küſte von Lydien aufzuſuchen. Der Osmanenfürſt wurde hier mit dreimaliger Salve aus allen Geſchützen begrüßt, ein Boot, in welchem Don Alvaro ſelbſt ſich befand, nahm ihn auf und brachte ihn nach dem Admiralſchiffe. Hier überreichte dieſer Selim ein Schreiben und den Geleitbrief des Großmeiſters, der ihm

feierlich Schutz und eine seinem Stande gemäße Aufnahme in Rhodus versprach. Gleich darauf segelte das Schiff nach Rhodus zu, die übrigen deckten seine Fahrt.

Selim fand auf dem Schiffe Alles so viel als möglich zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet, selbst für Fatime, die dicht in ihrem Schleier verhüllt blieb, war gesorgt, und bei dem Mittagmahle waren alle Speisen auf türkische Art zubereitet, Don Zuniga selbst, Trotz seiner spanischen Gravität, benahm sich mit ausgezeichneter Höflichkeit gegen seinen Gast.

Als sich endlich Selim und Achmed allein befanden, stand der alte Mann lange sprachlos vor seinem Herrn und blickte schmerzvoll an ihm auf.

Du scheinst Dich nicht zu freuen, mich hier zu sehen, Achmed? — brach Selim das Schweigen — Freuest Du Dich nicht über meine Rettung?

Wie ich mich über Deine Rettung freue, Herr, weiß Allah, der in die Tiefen des menschlichen Herzens schaut! — erwiederte der Alte — aber meine Freude ist nicht rein. Das Leben ist Dir gerettet —

Das Leben und auch die Freiheit! unterbrach ihn Selim mit Heftigkeit.

Die Freiheit! Hoffst Du in Rhodus zu finden? — O dieſe Zwittermenſchen, halb Ritter, halb Mönche, haben zwar den Muth der Erſteren, aber auch die Falſchheit der Letztern. Sei auf Deiner Hut. Sie werden Dich mit Ehrenbezeigungen überhäufen, Dir ſchmeicheln? alles verſprechen, was Du nur wünſcheſt und Dir nichts halten.

Achmed, mich dünkt, ſeit Du in Rhodus warſt, biſt Du noch ungerechter gegen die Ritter als ſonſt.

Ich ſah ihr Treiben in der Nähe.

Und der Großmeiſter?

Peter d'Aubuſſon wäre ein edler Mann, wenn er nicht Großmeiſter von Rhodus wäre. Aber das Kreuz auf ſeinem Mantel drückt alles Edle, Menſchliche danieder; er darf ſeinem Herzen nicht folgen, wenn es das Wohl des Ordens betrifft.

Du urtheilſt hart, Achmed!

Aber wahr, Herr.

So glaubſt Du, d'Aubuſſon könnte unedel genug ſeyn, mich Bajazet auszuliefern?

Das nun wohl nicht! — erwiederte der

Alte und sah gedankenvoll vor sich nieder. — Und doch, — fuhr er plötzlich auf — wenn er einen größern Vortheil für seinen Orden darin fände, würde er es dennoch thun!

Bei diesen Worten fuhr Selim auf. Hätte ich das ahnen können, nie hätte mein Fuß dieses Schiff betreten. Soll ich mich deßhalb in die Hände meiner Glaubenfeinde geliefert haben, um, mit dem Fluche meines Volkes beladen, dennoch in Stambul sterben zu müssen!

Ich glaube nicht, daß Du das zu befürchten hast, mein edler Gebieter! — unterbrach ihn Achmed — Ihr Vortheil ist es, Dich in ihrer Gewalt zu behalten, und an Deinem Leben hängt vielleicht für sie der Besitz von Rhodus; Du hast ihnen eine mächtige Waffe gegen Bajazet in die Hand gegeben und die Schlauen werden sie gewiß geschickt zu gebrauchen wissen. Aber Herr! — fuhr er nach einer Pause fort — Verstellung ist nöthig, sie dürfen nicht die leiseste Ahnung haben, daß wir sie durchschauen, wir müssen —

Don Zuniga unterbrach das Gespräch, er unterhielt sich mit Selim in italienischer Sprache, in der sich der Prinz mit vieler

Leichtigkeit auszudrücken verstand, über mancherlei Gegenstände. Hauptsächlich suchte er ihm die Gewißheit zu geben, daß er nicht als Gefangener, sondern als Fürst in Rhodus aufgenommen werde und er in dem Großmeister einen väterlichen Freund und in dem Orden treue Brüder finden würde, die für ihn alles nach ihren besten Kräften thun würden.

Selim, dem Rathe Achmed's eingedenk, schien keinen Zweifel in die Worte des Admirals zu setzen, versicherte ihn, daß er mit festem Vertrauen in die Redlichkeit und Großmuth des Ordens Rhodus betrete und sich mit voller Zuversicht den Rittern übergeben werde.

Nach kurzer Fahrt zeigte sich ihnen bald die Insel, an der die furchtbare Macht Muhamed's unlängst gescheitert war. Der Admiral ließ auf der Rhede die Anker werfen und schickte das Boot ab, dem Großmeister die Ankunft des türkischen Prinzen anzuzeigen und eine seinem Range angemessene prachtvolle Kleidung zu bringen, da er den Fürsten in vollem Glanze und nicht in Lumpen gehüllt seinen Einzug in die Stadt wollte halten lassen und Selim hatte hier Zeit,

Rhodus zu überschauen. Die Stadt, auf einem sanften Hügel erbaut, erhob sich vor seinem Blicke stolz mit ihren hohen Thürmen über das brausende Meer. Der Palast des Großmeisters ragte in der Mitte der alten Stadt wie ein ernster Gebieter über die Wohnungen der Ritter und die Häuser der übrigen Einwohner empor, und nur der hohe, prachtvolle Thurm der Johanniskirche streckte seine vergoldete Spitze über die Thürme des Palastes, und diese Spitze schien, vom Sonnenlichte bestrahlt, ein Stern zu seyn, der schützend über Rhodus strahlte. In den beiden Häfen wimmelte es von Schiffen, die bei der Ankunft des Admiralschiffes ihre Flaggen aufgezogen hatten und sich zum feierlichen Empfange bereiteten. Jetzt, als sie dem kleinen Hafen, worin die Galeeren lagen, näher kamen, begrüßte sie der Donner der Kanonen von dem Fort S. Elmo und dem Thurme S. Nicola, auch die Galeeren brannten ihre Geschütze ab; — freundlich wogten die tausend Wimpel in der Luft, und als das Admiralschiff sich eben wendete, um da, wo einst der Koloß von Rhodus stand, durch den engen Eingang des kleinen Hafens einzufahren, gab

Benedikt ſchloß nun eine große eichene Thüre auf, und bat den General einzutreten.

„Hm!“ meinte dieſer, ſich umſehend, „Es paſſirt zur Noth!“

„Womit kann ich Euch ferner dienen, Herr?“ fragte Benedikt mit einer tiefen Reverenz.

„Womit Ihr mir dienen könnt, davon ein andermal,“ erwiederte Melac und blickte mit einem widrigen Lächeln auf den Alten, der, ſein Käppchen in der Hand, die Befehle des rauhen Kriegsmannes erwartend, an der Thüre ſtand, dann, nach kurzem Schweigen fragte er ihn plötzlich,

„Ihr ſeid kein Freund der Franzoſen?“

Dieſe Frage überraſchte Benedikt, doch bald faßte er ſich und erwiederte ein trockenes „Nein!“

„Und das ſagt Ihr mir mit ſo frecher Stirn?“ fuhr Melac auf.

„Wolltet Ihr nicht die Wahrheit hören, General?“ erwiederte der Alte mit Ruhe. „Würdet Ihr mir geglaubt haben, wenn ich Euch das Gegentheil geantwortet hätte? Wer könnte, wenn er redlichen Herzens iſt, die Feinde ſeines Vaterlandes lieben? Wär Euch das möglich General? — Gewiß nicht!“ —

„Ihr ſeid ein ſehr freimüthiger Mann,“ ſagte Melac, mehr Spott als Ernſt in dieſe Worte legend. „So lange Ihr Euern Haß nur in Worten ausſprecht, mag es ungeſtraft hingehen, hütet Euch aber, es in der That zu thun. — Habt Ihr Familie?“ fragte er weiter.

„Eine kränkliche Frau und eine Tochter, die abweſend iſt.“

„Abweſend?“ fuhr der General, Benedikt mit ſchar-

die Glocke von St. Johann das Zeichen, und Glockengeläute und Kanonendonner empfingen feierlich den muhamedaniſchen Fürſten in der Stadt der chriſtlichen Ritter.

An dem Kai, auf dem Tauſende von Menſchen beiderlei Geſchlechts wogten, die in ihren Sonntagkleidern mit Ungeduld und Neugierde den türkiſchen Prinzen erwarteten, warf das Schiff die Anker; ein reichverziertes Boot, auf dem ſich vier Komthure des Ordens befanden, nahm Selim und ſeine Begleiter ein und brachte ſie an das Ufer, wo ein prachtvoll geſchmücktes Roß für ihn bereit ſtand. Auch der Admiral und die Komthure beſtiegen ihre Roſſe und führten nun den Prinzen unter dem Jauchzen des Volkes, bei fortwährendem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen durch die mit friſchen Blumen beſtreuten Straßen dem Marktplatze zu. Ueberall hingen, wie bei den feierlichſten Gelegenheiten, Teppiche aus den Fenſtern, ſchön geſchmückte Frauen und Jungfrauen ſtanden auf den Balkonen, den Prinzen begrüßend, und warfen Roſen und Orangenblüthe auf ihn herab, ſo daß dieſer Einzug einem Triumphzuge glich; nur konnte man nicht recht

wissen, wer eigentlich der Triumphator war, ob der Admiral mit seinem Gefangenen, oder der Fürst der Osmanen als erhabener Gast.

Selim, von diesem feierlichen Empfange überrascht, ergötzte sich an der Neuheit des Anblickes. — Die Menge der schönen Frauen, die sich ohne Schleier seinem Auge darboten, entzückte ihn; er glaubte Mahomed's Paradies geöffnet zu sehen, und Furcht und Sorge war in diesem Augenblicke der Ueberraschung verschwunden. Von dem Jauchzen des Volkes übertäubt, von dem Anblicke der schönen Frauen entzückt, vergaß er Achmed und seine Bedenklichkeiten; er hatte nur Augen und Ohren für das, was ihn umgab. — Wahrlich! — rief er — das Gerücht, das auf Rhodus die schönsten Frauen Asiens sind, hat nicht gelogen! — Zuniga, der ernste Spanier, der neben ihm ritt, lächelte bei diesem Ausrufe fast mitleidig; ihn dünkte es unter der Würde eines unglücklichen Fürsten, in solchem ernsten, entscheidenden Augenblicke das Auge auf Weiber zu richten.

Jetzt hatte Selim den Marktplatz schon hinter sich und nahte der Kirche St. Sebastian; da überraschte ihn ein anderes Schau-

ſpiel. Wer ſind die ehrwürdigen Männer, die dort am Portale jenes Gebäudes mich zu erwarten ſcheinen? fragte er den Admiral.

Jene erhabene Geſtalt, die auf dem Zelter ſitzt, iſt der Bruder Peter d'Aubuſſon, des Ordens Großmeiſter, die Anderen, die ihn umgeben, ſind Komthure und Ritter, Euere Ankunft erwartend.

Bei dieſen Worten hielt Selim ſein Roß an, ſah, jedoch nur einen Augenblick, auf die ehrwürdige Geſtalt des Meiſters und ſprengte auf den Großmeiſter zu. Peter d'Aubuſſon kam ihm entgegen und ſtieg ab; auch Selim ſprang vom Roſſe und begrüßte nach der Weiſe ſeines Volkes den Meiſter, der ſich tief vor ihm beugte und dann ihm die Hand zum Willkommen bot, die der Prinz treuherzig ergriff. — Bald ſaßen ſie wieder auf und der Großmeiſter, zur Linken des Fürſten, begleitete ihn nach der ihm beſtimmten Wohnung.

Ziemt einem Flüchtlinge, vielleicht gar einem Gefangenen dieſer Ehrenplatz? fragte der Prinz, die letzten Worte ſcharf betonend.

Ein Fürſt, und verfolgt ihn auch das Unglück, — erwiederte d'Aubuſſon, und Ton

und Blick mußte Zutrauen erwecken.— behält stets seinen Rang. Möchtet Ihr doch so viel Gewalt in Constantinopel haben als hier in Rhodus. — Wegen des Gefangenen jedoch sagte er ihm kein beruhigendes Wort. Unter mancherlei Höflichkeitbezeigungen gelangten sie nun in die alte Stadt und hielten jetzt vor dem Gasthause der französischen Zunge, das dem Prinzen zu seiner Wohnung eingerichtet war, still. Hier, von seiner natürlichen Gutmüthigkeit überwältigt, umarmte Selim den Großmeister, nannte ihn seinen Beschützer und Vater und Dankbarkeit sprach sich in jedem seiner Worte aus. Es möge Euch in Rhodus wohl ergehen! war die kurze Antwort d'Aubusson's, der ihn gleichfalls herzlich umfing und ihn dann verließ.

Die Wohnung Selim's war geräumig, auch prachtvoll eingerichtet; sie lag unfern des Palastes, war ganz mit den Wohnungen der Ordensritter umgeben und von dem Theile der Stadt abgelegen, wo die Bürger und Handwerker wohnten. Der Prinz fand hier eine zahlreiche Dienerschaft, meist Franzosen und einen Italiener, der ihm als Dolmetscher dienen konnte. Auch für Achmed und Ali

waren Zimmer bereitet, und Troß dem, daß nur selten Frauenpersonen in diesem Theile von Rhodus sich blicken ließen, waren doch auch für Fatime mehre Zimmer eingerichtet und zwei Dienerinnen erwarteten ihre Befehle.

Als Selim seine Wohnung betrat, wo auf dem unteren Hausflure drei bärtige Hellebardiere als Ehrenwache, wohl auch zu seinem Schutze standen, verschwand plötzlich der Nimbus, den der glänzende Empfang um ihn gewoben hatte. Der Gedanke: Du bist ein Gefangener der Christen durchzuckte ihn bei dem Anblicke dieser Männer; er erinnerte sich nun, daß ihm der Großmeister kein tröstendes Wort bei seiner Aeußerung hierüber gesagt hatte, und das Düstere seiner Wohnung, war sie auch mit orientalischer Pracht ausgeschmückt, die bärtigen Krieger, die ihn bewachten, alles dieß mußte den trüben Gedanken in ihm laut werden lassen: Du bist ein Gefangener in Rhodus! Von Achmed begleitet, trat er nun in sein Zimmer, entfernte die Diener, die ihm mehr zur Bewachung als zur Bedienung da zu seyn schienen, und drückte seinem alten Lehrer mit Heftigkeit die

Hand. Ich fürchte, Achmed, Du hatteſt Recht! rief er mit ſichtbarer Bewegung.

Allah möge Dich beſchützen! ſagte der Alte gerührt und preßte die dargereichte Hand an ſein Herz.

Ich danke Dir! — entgegnete Selim raſch, ihn zum erſten Mal in die Arme ſchließend — Laß uns muthig unſerm Geſchicke entgegengehen, aber laß uns auch vergeſſen, was war. Mit dem Eintritte in dieſes finſtere Haus lege ich für Dich, mein alter Lehrer, Fürſtenglanz und Fürſtenſtolz ab, Du biſt nicht mehr mein Diener, Du biſt fortan mein Freund. Auch das Unglück führt ſein Gutes mit ſich. Säße ich auf Stambuls Throne, müßteſt Du, fern von mir, gebeugt ſtehen; hier ruheſt Du an meiner Bruſt, und ſo ſchwer es mir werden wird, Menſchen um mich zu ſehen, die vor mir nicht zittern, wird es mir doch leicht, in Dir einen Freund zu ſehen. — Achmed verbeugte ſich. — Laß dieſe ſklaviſche Gewohnheit, denke, ich ſey Selim, der aus ſeinem Vaterlande Verbannte, nicht Selim, Muhamed's Sohn.

Bei dieſen Worten trat Ali, der Ismaelit, herein. Herr, was befiehlſt Du Deinem

Knechte, was soll ich hier in dieser Stadt thun und treiben? — fragte er, sich tief vor Selim neigend — Willst Du mich aussenden, zu spähen, sey es nach Syrien, Lydien oder selbst nach Stambul, so will ich gehen, wohin Du willst, denn hier unter dem ungläubigen Volke, wo die hohen, düsteren Häuser Luft und Sonne mir rauben und von den Thürmen ihrer Moscheen die Glocken dumpf und traurig tönen statt des hellen Rufes von der Zinne des Minarets, ist es mir nicht wohl; nur unter dem blauen Himmel athme ich frei, und selbst ohne meinen edlen Araber will ich für Dich ziehen, wohin Du befiehlst. Soll ich aber bei Dir bleiben, dann, Herr, weise mir ein Plätzchen vor Deiner Thüre an, wo ich mich hinlegen und wachen darf, daß Dich der Dolch Deiner Feinde nicht auch hier ereile. So gern ich wie der Vogel in der Luft durch Feld und Wald und durch die Wüste schweife, so glaube ich doch fast, es ist besser, Gebieter der Gläubigen, Du erlaubst, daß ich bei Dir bin, denn so kann ich am Besten Dankbarkeit üben, die Befehle meines Fürsten erfüllen und vielleicht Dir nützlich seyn.

Bleib', treuer Unglückgefährte! — nahm Selim das Wort und sein feuriges Auge ruhte wohlgefällig auf dem zerlumpten Manne — Die Rache Bajazet's würde Dich in den Höhlen Libanons wie in Deiner verwais'ten Hütte finden. Ich bin überdieß jetzt so arm, — fuhr er fort, und finsterer Ernst umzog seine Stirn — so arm, daß ich Dir nicht einmal Deine Dienste bezahlen könnte.

Herr! — sagte Ali mit Stolz — einem Ismaeliten kann kein Fürst der Erde seine Dienste bezahlen, nur sein Fürst, der vermag es durch einen einzigen wohlwollenden Blick; befiehlt er, so stößt der Ismaelit sich lächelnd den Dolch in die Brust und besiegelt freudig Gehorsam und Treue mit dem Tode. Ich bin Dir aus Dankbarkeit gefolgt und hatte also meinen Lohn schon im voraus, meine vier Brüder folgten mir auf Befehl unseres Gebieters. — Könntest Du selbst auf Stambuls Throne ihr Leben bezahlen? Nein, so mächtig Du auch wärest. — Ali folgt Dir, so lange das Schicksal zürnt; lächelt es Dir wieder, triumphirst Du über Bajazet, so verlange ich nichts von Dir, als daß ich zu meiner verödeten Hütte zurückkehren darf, um

dort neben dem Grabe meines Weibes noch einen Hügel aufzuwerfen, und mich dort hin zu setzen, und sie und die Brüder zu beweinen.

Wehmuth mochte den Mann ergreifen, denn ohne Selim's Befehl abzuwarten, verließ er schnell das Gemach; statt seiner trat Fatime ein.

Selim fuhr bei ihrem Anblicke halb zornig, halb erstaunt von seinem Sitze auf.

Was soll diese Kleidung? — fragte er das Mädchen, das in der Tracht ihres Landes reizend vor ihm stand — Wie wagst Du es, Dich ohne Schleier dem Auge der Männer zu zeigen?

Herr! — erwiederte Fatime und warf einen schelmischen Blick in den venezianischen Spiegel, der ihr gegenüber hing — gefalle ich Dir nicht in dieser Tracht, zeigt sie Dir nicht meinen schlanken Wuchs, hebt das gescheitelte Haar nicht die Weiße meiner Stirn, und findest Du die Flechten, um die sich die Orangenblüthe windet, nicht reizender als den steifen Turban? — Herr, hier im Lande der Christen darf das Weib unverhüllt sein Antlitz zeigen, jedermann darf es betrachten und

ſich daran ergötzen; aber nur Einem zeigt ſie ihr Herz, nur Einem gehört das Herz, gehören dieſe Reize.

Ich vergaß, daß Du im Lande der Chriſten eine Freie biſt! ſprach Selim mit Unmuth. — Du warſt nicht mein Weib, warſt nur meine Sklavin — jetzt biſt Du frei. — Geh' wohin Du willſt, ich bin nicht mehr Dein Gebieter — Du biſt frei.

Frei, Herr! — rief Fatime und ſank an ſeine Bruſt — Freier war ich in Deinem Palaſte zu Erivan, als ich es jetzt bin, wo die Leidenſchaft mich an Dich kettet und mich zu Deiner Sklavin macht. Ach, Selim! — ſprach ſie, ſich ſanft an ihn ſchmiegend — Wahre Liebe kennſt Du noch nicht, Du kannſt noch nicht begreifen, was ich für Dich fühle, erſt wenn Du ſiehſt, wie alles aus meinem Herzen ſtrömt, ich in Deinem Auge Deine kleinſten Wünſche leſe und der leiſeſte mir ſchon Befehl iſt, wenn ich freiwillig Dir jedes Opfer bringe und, wenn Du es verlangſt, gern mit dieſem Schleier, den ich für immer von mir werfen wollte, ohne Murren mein Geſicht für Jedermann verbergen will, erſt

dann

ſem Blick beobachtend auf, — „Ich ſehe, Eure Wahrheitsliebe iſt nicht immer dieſelbe.“ Er blickte hierbei den Alten durchdringend an, welcher, der ausgeſprochenen Lüge wegen, erröthete, und mit ſich kämpfte, ob er auf ſeiner Unwahrheit beharren ſolle oder nicht, jedoch ſeinen offenen Charakter unter die Nothwendigkeit beugend, ſchwieg er.

Der General ſchellte.

„Was ſteht zu Euerm Befehl?“ fragte der Wirth.

„Schicke mir Conſtant herauf, daß er mich entwaffne,“ befahl er dem eben eintretenden Kammerdiener, „die Offiziere mögen ſich bereit halten mich nach dem Rathhaus zu begleiten. Ihr könnt gehen,“ wandte er ſich nun mit barſchem Tone zu Benedikt, der dieſen Befehl auch ſchnell und gern befolgte.

Auf der Treppe begegnete er Conſtant, der mit ſeinem lahmen Beine, brummend herauf hinkte, im Vorbeigehen Benedikt ſcharf anſah, ſich dann plötzlich wandte und ihm zurief: „Wirth, auf ein Wort!“ Benedikt kehrte um, Conſtant winkte ihm näher zu kommen. „Gab es da oben Sturm und Ungewitter?“ fragte er halbleiſe. Hegelin nickte bejahend. „Wir wollen ſuchen, es zu beſchwören, nur den Kopf nicht verlieren,“ fuhr der Reiter fort, und ſchüttelte Benedikt treuherzig die Hand. „Haſt du eine hübſche Tochter, Alter,“ raunte er ihm dann zu, „ſo ſchicke ſie fort, bei uns taugt ſie nicht.“

„Conſtant!“ rief in dieſem Augenblick der General die Thüre aufreißend, „Wo bleibſt du?“

„Mein zerſchoſſenes Bein, Herr, verſagt mir auf dieſer verdammten Wendeltreppe den Dienſt,“ rief er ihm

dann wirst Du fühlen, was es heißt, von Herzen lieben und Liebe mit Liebe lohnen.

Ali trat in diesem Augenblicke ein und meldete, daß zwei Ordensritter ihn sprechen wollten. Selim warf einen ernsten Blick auf Fatime, die diesen Blick verstehend, schnell den Schleier überwarf; dann befahl er, die Ritter einzuführen.

Sie traten ein. Es waren André de la Rochechenard, ein ernster alter Mann und Gui von Blanchefort, des Großmeisters Neffe, ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, mit freiem offenen Gesicht.

Fürst der Osmanen! — nahm Gui das Wort — der Großmeister sendet uns zu Euch mit dem Auftrage, um Eure Person zu bleiben, sie zu schützen und Euch alle Vergnügungen zu bereiten, welche die Ordensregeln uns erlauben. Jagen, reiten, turniren, was Ihr sonst noch wünscht, soll von uns angeordnet werden, überall werden wir Eure Begleiter, Eure Gesellen seyn, die mit Freuden jeden Wunsch erfüllen.

Selim hatte, während Blanchefort sprach, die beiden Ritter scharf in's Auge gefaßt; er

durchschaute schnell, weßhalb der Meister sie gesendet hatte.

Ich danke Euch für Eure Bemühung, Ihr werthen Herren! — erwiederte er freundlich — seid mir willkommen. Also zu meinem Dienste schickt Euch mir der edle d'Aubusson?

Zu jedem Dienste, Herr, den die Höflichkeit fordern kann! — fiel ihm Bruder Rochechenard in die Rede — doch zu keinem, wie sie der Herr von seinen Dienern verlangen könnte.

Auch harrt ein griechischer Kaufmann draußen, der mit allerlei Spezereien und kostbaren Zeugen handelt, — fiel Blanchefort mit traulicher Weise rasch in die Rede seines Gefährten — Ihn sendet der Meister, da er weiß, wie sehr die Fürsten des Orients Wohlgerüche und kostbare Stoffe lieben; er läßt Euch ersuchen, zu wählen, was Euch beliebt und bittet, nicht sparsam bei der Wahl zu seyn; zugleich trägt er mir auf, Euch eine Summe Geldes anzubieten, die freilich nur der Armuth des Ordens, nicht der Schatzkammer des Beherrschers der Osmanen würdig ist.

Ein andermal hiervon! — erwiederte Se-

lim, der das Drückende, von fremder Hand Geld und Gut annehmen zu müssen, zum erstenmale fühlen mochte. — Für jetzt sagt dem Großmeister meinen Dank, sagt ihm, daß die Juweten, die ich noch besitze, mich auf längere Zeit vor Mangel schützen werden und ich jetzt schon seines Geldes nicht bedarf.

Darf der Grieche eintreten? — fragte Ritter Blanchefort, dem Gespräche eine andere Wendung geben wollend — Ich sehe dort eine Dame, und Damen lieben den Putz.

Achmed, laß ihn hereinkommen und uns seine Waaren zeigen! — befahl Selim in türkischer Sprache — Wir, und Fatime besonders, bedürfen der Kleider; — denn wahrlich, mich drückt das Gewand, das mir der Admiral verehrte, und mich ärgert die Kleidung Fatimens.

Achmed gehorchte, und Fatime, die dieß gehört hatte, mochte sich beleidigt fühlen, denn sie wendete sich ab und sah, während der Kaufmann eintrat, auf die Straße. Dieser verbeugte sich knechtisch vor dem Fürsten und breitete seine Waare aus.

Die Ritter hatten indessen auf Selim's Einladung Platz genommen; der Fürst trat

zu dem Kaufmann, die ausgebreiteten Stoffe betrachtend. Blanchefort sah zuweilen neugierig nach der Verschleierten, die absichtlich das Fenster nicht verließ, und Achmed beobachtete aus einiger Entfernung die Ritter. Es war hierbei eine Stille eingetreten, die endlich Selim mit der Frage nach dem Preise eines Stoffes unterbrach.

Funfzehn Zechinen, Herr! erwiederte der Kaufmann.

Bei diesen Worten wandte sich Fatime plötzlich, schrie auf und stürzte mit dem Ausrufe: Mein Vater, mein geliebter Vater! in die Arme des Griechen.

Helene, bist Du es? — rief dieser freudig zitternd, riß ihr den Schleier vom Gesichte und mit dem Ausrufe: Ja, Du bist es! drückte er sie an seine Brust.

Elender Hund! rief in diesem Augenblicke Selim, der die griechisch gesprochenen Worte Fatimens nicht verstanden hatte, und zog den Säbel, dem Frechen den Kopf zu spalten; aber die Ritter sprangen hinzu und Achmed warf sich vor seinem Herrn nieder. Bedenke wo Du bist, Herr! — bat er — so viel ich verstand, ist jener Mann Fatimens Vater.

Ruhig steckte der Fürst den Säbel wieder in die Scheide. — Ihr Vater? — murmelte er vor sich hin. — Laß den Schleier fallen, Fatime! — befahl er — und verlaß uns, Dein Vater darf Dir folgen.

Fatime gehorchte; der Alte ließ über der Freude, sein Kind wieder gefunden zu haben, die Waare ausgepackt liegen und folgte der Tochter.

Gebieter der Oekmanen — nahm jetzt André de la Rochechenard das Wort — Verzeiht, daß ich Euch bemerken muß, wie hier in Rhodus ein Jeder, weß Standes und Glaubens er auch sei, unter dem Schutze des Ordens steht und nur der Großmeister und das Kapitel über sein Leben zu gebieten haben.

Ich sollte Euch für Euren Rath danken, Herr Ritter! — erwiederte Selim rasch und sein stolzer Blick traf den Ordensbruder — denn nur zu gewohnt, zu herrschen, zu gewohnt, meinen Befehlen selbst blutigen Gehorsam zu verschaffen, vergaß ich, wo ich war. Ihr werdet aber, so wie es scheint, mich durch Wort, Blick und Handeln wohl noch so oft daran erinnern, daß ich bald vergessen werde, daß ich einst in Asien herrschte,

nie aber, daß ich in Rhodus bin. — Sagt dem Großmeister meinen Dank für seine Aufmerksamkeit, mir zwei Ordensritter zu meiner Begleitung bestimmt zu haben! — wandte er sich zu Blanchefort. — Plagt mich die Langeweile, werde ich Euch bitten, mir ein Roß vorführen zu lassen, mir einen Falken zu bringen und mit mir auf die Jagd zu reiten, bis dahin lebet wohl!

Bei Gott, ein stolzer Mann! — sagte Rochechenard, als er mit dem Bruder Gui den Sultan verlassen hatte — Ich habe mein Wohlgefallen an ihm, er ist ein Mann, den das Unglück nicht gebeugt hat, und solchen Stolz ehre ich selbst in dem Muselmann.

Blanchefort widersprach nicht, auch ihm hatte der türkische Prinz gefallen, denn er hoffte in ihm einen lustigen Kumpan bei der Reiherbeize zu finden, die den Rittern, ohne besondere Erlaubniß des Großmeisters wie allen sonst verboten war.

Als Selim sich mit Achmed allein befand, hob dieser an: Nun, Herr, wie gefallen Dir Deine Wächter? Selim antwortete nicht, er schritt wider seine Gewohnheit hastig im Zimmer auf und ab, murmelte unverständliche

Worte, worunter Achmed nur das Wort Fatime zuweilen verstehen konnte. Den Prinzen genau kennend, wußte er, daß man ihn bei aufgeregter Leidenschaft nie sich selbst überlassen durfte, seine lebhafte Einbildekraft erregte sie nur noch heftiger, bis sie sich zum Jähzorn steigerte; diesem zuvorzukommen, trat er ihm in den Weg. Herr, — sagte er — Du hast mich heute zu Deinem Freunde erkoren, so erlaube auch, daß ich als Freund zu Dir reden darf.

Rede! sagte Selim, immer noch mit raschen Schritten auf und ab gehend.

Erst gewinne Fassung, Herr, — fuhr Achmed fort — Dein Blut ist erhitzt.

Wo sie auch nur bleiben mag? — fuhr Selim auf — Ist denn die Luft in Rhodus so verpestet, daß schon ihr Hauch alle Bande zerreißt, wagt hier selbst eine Odaliske, mir zu trotzen und mir zu zeigen, daß sie ein anderes Wesen höher stellt als mich?

Die Tochter fand nach langer Trennung den todt geglaubten Vater wieder, — unterbrach ihn sein alter Lehrer. — Was würdest Du thun, träte Muhamed, Dein Vater, plötzlich vor Dich?

O mein Vater, mein großer Vater! — rief Selim, warf ſich auf die Polſter nieder und ſein Blick ſah ſtarr und verzweiflungvoll zu Boden — Säheſt Du Deinen Sohn, Deinen Lieblingſohn in Rhodus bei Deinen Feinden, — begann er vor ſich hin zu reden — ſäheſt Du ihn, ein Schützling des Ordens, Du würdeſt — Weg, weg ihr finſteren Gedanken, fort, du zürnendes Bild! — Du würdeſt mir den Rücken wenden und mich verfluchen, — daß ich nicht den Tod vorzog der Sklaverei.

Herr! nahte ſich Achmed bittend.

Schweig', ſtöre mich nicht, zittere, denn Muhamed, der ſeinen Erſtgeborenen erdroſſeln ließ, ſteht zürnend vor mir und ſtößt mich aus der Reihe der Gebieter der Osmanen. Schweig' und ſtöre mich nicht!

Als er dieß ſprach, öffnete ſich leiſe die Thür, Fatime trat mit ihrem Vater ein und die ſonſt ſo Fröhliche blieb ſchüchtern von fern ſtehen, während ihr Vater die ausgebreiteten Waaren wieder zuſammenpackte und ſein Geſicht mehr Unmuth als Freude über das wiedergefundene Kind ausdrückte; zuweilen ſah er finſter auf den Prinzen, zuweilen auf die

Tochter. Selim ſchien nicht ihn, nicht Fatimen zu bemerken, nur mit dem Gedanken an ſeinen Vater beſchäftigt, blickte er reglos vor ſich hin. Da gab Achmed Fatimen ein Zeichen, ſich dem Sultan zu nähern; ſie that es, doch mit Beben. Herr! — redete ſie ihn an; auch jetzt ſchwieg Selim — Lieber Herr, o blickt nur noch einmal auf zu Fatimen; die traurig hier ſteht, Euch Lebewohl zu ſagen. Selim erhob jetzt ſein geſenktes Haupt und ſtarrte wie einer, der eben aus einem Traume erwacht iſt, das Mädchen an. — Ja, Herr, ich komme, Euch Lebewohl zu ſagen.

Geh' hin in Frieden! ſprach er faſt tonlos.

So leicht wird es Euch, ſich von mir zu trennen? ſagte ſie ſchluchzend — Zieh' hin in Frieden! iſt der ganze Troſt, den Ihr mir auf meine einſame Wallfahrt mitgebt? ſo ſchickt Ihr mich von Euch?

Ich? — fuhr Selim auf, und es ſchien, als ob ſich ſeine Gedanken erſt jetzt auf das Mädchen richteten — Wer zwingt Dich, mich zu verlaſſen? — Vielleicht jener Grieche! Elender Hund, den mein Fuß zertreten kann wie einen giftigen Wurm!

Wir ſind in Rhodus, Herr! — raunte ihm Achmed zu.

Es iſt mein Vater! rief Fatime, in ſeine Arme ſinkend.

Ihr habt Recht, mich zu mahnen, — lenkte Selim ein, blickte Fatime, die ihr Haupt an ſeine Bruſt lehnte, mit flammenden Augen an, dann aber ſchob er ſie mit Ungeſtüm von ſich und trat auf den Griechen zu, der ſo ruhig, als ob nichts um ihn vorgegangen ſei, das letzte Packet zuſammenlegte. — Du willſt dieß Mädchen mit Dir nehmen?

Ja, Herr!

Weißt Du, daß ſie mein Eigenthum iſt, daß ich ſie erkauft habe?!

Im Lande der Chriſten gilt Menſchenhandel nicht, da fordert der Vater dreiſt ſein Kind zurück und keine Erdenmacht darf es verweigern.

Menſch! — fuhr Selim auf, doch ſchnell beſann er ſich und zog einen Ring vom Finger. Da, nimm, er iſt von Werth, laß mir die Tochter.

Mein Kind iſt keine Waare, mit der ich Handel treibe; — erwiederte der Grieche ſtolz — ſie wird, eingedenk ihrer Pflicht, freiwillig

entgegen, und winkte Benedikt, ſich ſchnell zu entfernen. „Nur ein wenig Geduld!“

„Schnell! Geſchwind!“ befahl Melac dem Eintretenden, und während dieſer die Armſchienen und den Küraß abſchnallte, fragte ihn der General, „Haſt du dich ſchon im Hauſe umgeſehen?“

„Ja Herr!“

„Wie gefällt dir's?“

„Gut! — Wie ſollte es auch nicht, der Wein iſt hier ſo gut, wie im Elſaß.“

„Haſt du die Tochter des Hauſes ſchon geſehen? Es ſoll ein ſchönes Mädchen ſein.“

„Nein General!“

„Der Alte will mich glauben machen, er habe ſie fortgeſchickt,“ fuhr Melac fort, „und geſtern erſt erhielt ich Nachricht, daß ſie noch hier ſei; ſpionire, ſchleiche durchs ganze Haus, forſche ſie aus, mache den Alten treuherzig, trink mit ihm!“ —

„Da lieg du alter Küraß,“ unterbrach Conſtant ſeines Herrn Rede, den Küraß unſanft auf einen Seſſel werfend, „ruh aus, altes Rüſtzeug, das uns bei Saarbrück das Leben rettete, jetzt bedürfen wir deiner nicht mehr.“

„Conſtant!“ fuhr Melac auf.

„Was Herr!“ fragte der Diener unbefangen.

„Haſt du verſtanden, was ich dir vorher geſagt?“

„Ja General.“

„Es beherzigt?“

„Nein Herr, zu dergleichen, wißt Ihr ja aus mancherlei Erfahrung, tauge ich nicht. Ihr habt ja ſo man-

mit dem Vater in die Heimat ziehen — oder das Gesetz wird sie dazu zwingen.

Folgst Du ihm freiwillig? fragte der Fürst.

Ich folge, wenn auch mit gebrochenem Herzen meiner Pflicht! — erwiederte Fatime — Das Glück werde ich dort nicht finden, wohl aber Vater und Mutter.

Das Glück freilich nicht! — fiel ihr der Vater in die Rede — Nicht Rose, nicht Orangenblüthe darf dort ihr Haar schmücken, nur Zypresse wird es durchranken, die Jungfrauen werden der Entehrten schon in der Ferne aus dem Wege gehen, und sie wird, von den Jünglingen verspottet, fern von ihren Tänzen bleiben müssen. Sie jammert mich, denn sie ist schuldlos an ihrem Unglücke, und darum wird auch die geknickte Rose das Vater- und Mutterherz finden, an dem sie sich ausweinen kann. Wehe dem, der sie unglücklich machte! Doch nein, nicht wehe ihm, er glaubte nicht Unrecht zu thun, und deßhalb will ich ihm verzeihen. — Nun komm', Kind, — sagte er, weichherzig geworden — komm', sag' Deinem ehemaligen Gebieter ein kurzes Lebewohl, dann folge Deinem Vater.

Leb wohl, mein Gebieter, Du mein Alles, mein Geliebter, lebe wohl! — rief Fatime, preßte noch einmal ihren Rosenmund auf Selim's Lippen, — dann raunte sie ihm leise zu: Ich sehe Euch wieder! riß sich los und stürzte ihrem Vater voraus aus dem Gemache.

Schon wieder ein Herz, welches das Schicksal von mir reißt! — sprach Selim, Achmed die Hand reichend — O Sohn Muhamed's! — rief er dann — wie bist Du doch so erbärmlich im Lande der Christen, ungefesselt ist Deine Hand, und doch darfst Du den Dolch nicht ziehen, Rache und Gerechtigkeit zu üben, Du bist ein elender Sklave der Gesetze. — O mein Vaterland! o Thron meiner Väter, du himmlische Macht des Willens, wo seid Ihr hin?

Hättest Du nichts verloren als die Macht des Willens, so hättest Du auf Rhodus gewonnen, Herr Du warst einst Sklave Deiner Leidenschaften, jetzt bist Du Sklave der Gesetze. Darum Muth, Muth! rief Achmed dem Tiefgebeugten zu — aber das tückische Schicksal drückte den Muth danieder, die Wunde

blutete noch zu frisch, Achmed konnte trösten, nicht heilen.

Am Tage nach Selim's Einzuge begab sich der Großmeister in vollem Glanze seiner Würde zu ihm und schickte bald, mit ihm allein zu bleiben, sein Gefolge zurück. Hier machte ihn Selim mit seiner ganzen Lage bekannt und bat, jedoch nie die Würde des Fürsten vergessend, um Schutz und Hilfe. Der Großmeister versprach ihm das Erstere, jedoch Hilfe, meinte er, könne er ihm unter jetzigen Umständen nicht gewähren, da der Orden nicht im Stande sei, allein der Macht Bajazet's zu widerstehen; jedoch gab er ihm die Hoffnung, daß der Papst und die übrigen christlichen Mächte sich gewiß bald zu seiner Unterstützung verbinden würden. Der Großmeister sprach so väterlich und schien so innigen Antheil an dem Schicksal des jungen Fürsten zu nehmen, daß er fast Selim's Mißtrauen verscheucht hätte; aber der Zwang, den sich der nur an Herrschen gewöhnte Sohn Muhamed's anthun mußte, die drückende Stellung, in der er sich dem Großmeister gegenüber befand, ließen ihm nicht ganz Zutrauen zu dem Manne fassen, den er als den ärgsten

Feind seiner Religion ansehen und dessen Uebergewicht er in diesem Augenblicke so bitter fühlen mußte. Er hatte jedoch noch Gewalt über sich, seine Empfindungen, so viel ihm möglich, nicht laut werden zu lassen, erwiederte des Großmeisters offenes Entgegenkommen mit einer Treuherzigkeit, die, wenn sein Jähzorn schwieg, so ganz in seinem Charakter lag, und bat den Großmeister, ihm, so lange er auf Rhodus sei, nicht seinen väterlichen Rath zu entziehen.

Es freut mich, — entgegnete d'Aubusson — daß Ihr mir Vertrauen schenkt; gern will ich mit meiner Erfahrung Euch rathen und helfen, wo ich nur kann, und damit Ihr seht, edler Fürst, wie gern ich Euern Wunsch erfülle, will ich schon jetzt beginnen.

Das Unglück hat Euch zu dem verzweifelten Schritt genöthigt, bei den Feinden Eures Glaubens Hilfe zu suchen. Euer Schicksal hat Euch zu Einem Volke geführt, das in Sitten und Gebräuchen ganz von dem Eurigen verschieden ist. Ehrt ihre Gebräuche, wie wir die Eurigen ehren müßten, hätte uns das Schicksal unter die Anhänger Muhamed's geschleudert. Gewöhnt Euch nach und nach an

unsere Sitten und erwerbt Euch so die Liebe der Christen, die Euch jetzt nützlicher ist als die Eurer Glaubensgenossen. Ich und meine Ritter werden nie vergessen, daß Ihr der Sohn des einst so gefürchteten Muhamed's seid; aber Ihr müßt vergessen, daß Ihr auf Rhodus nicht gebietet, damit keine rasche That uns in die Verlegenheit setzt, zwischen Euch und einem von Euch Gekränkten als Richter auftreten zu müssen. Seid mild und menschlich auch gegen den Niedrigsten im Volke; diese schöne Lehre übte und lehrte unser großer Meister, und ich glaube, selbst Euer Prophet.

Im Uebrigen — fuhr er fort — sollt Ihr in allem, was Euer Hauswesen betrifft keinen Zwang, keinen Mangel leiden. Es soll nach Euren Wünschen eingerichtet und, was unser Seckel vermag, Euch gereicht werden; ich selbst, der Großmeister des Ordens, will mich mit weniger begnügen, als Ihr haben sollt. Lächelt Euch dereinst das Glück, führt es Euch auf den Thron Eures Vaters, dann hoffe ich, daß Ihr dem Orden dafür dankbar seyn werdet. Erwartet mit Geduld die Aenderung Eures Geschickes und vertrauet mir.

Nun lebt wohl, edler Fürst! Es möge Euch in Rhodus wohlgefallen!

Als der Großmeister ihn verlassen hatte und Achmed eingetreten war, machte er ihn mit dieser Unterredung bekannt. Der Muselmann, stets mißtrauisch und ein Feind des Ordens, meinte: Worte wären Scheidemünze, die man mit vollen Händen ausgeben könnte, die That aber ein Goldstück, das man nur nach reiflichem Berechnen, ob es auch Nutzen bringe, aus dem Seckel nähme. Wird Dich der Orden fürstlich, wird er Dich uneigennützig behandeln, — sprach er — dann soll das Lob Peter d'Aubusson's von meinen Lippen strömen, laut und rein wie der Felsquell am Taurus.

Aber, lieber Herr! — fuhr er fort, da Selim's Gedanken abwesend zu seyn schienen — warum dieser Trübsinn, warum die Schwermuth? Im Unglück muß sich des Mannes Brust stolzer, freier heben als beim Schimmer des launigen Glücks. Oder hat Dich der Muth verlassen, seit die Odaliske Dich verließ? Herr! es gibt der schönen Weiber so viel in diesem Lande, und wenn sie auch nicht auf dem Bazar zum Verkauf ausstehen, so ver-

vernahm ich doch, daß man auch unter Chriſten ſie mit Gold erhandeln könne.

Es war eine treue Sklavin! — unterbrach ihn Selim mit Unmuth — mir ſchon damals lieb, als ich mit Glanz und Glück umgeben, ſie ihr Knie vor mir beugte, wenn es meiner Laune gefiel, ſie vor mich fordern zu laſſen; meinen Sinnen war ſie ſchon damals eine liebliche Erſcheinung, aber meinem Herzen ward ſie erſt werth, ſeit ſie mir in's Elend folgte, und ich fühlte, daß ihre Schmeichelworte Wahrheit ſeyen und ſie nicht den Sultan, nur den Mann in mir liebe. Ich geſtehe Dir, Achmed, die Sehnſucht nach ihr iſt groß.

Achmed lächelte. Du verſtehſt mich nicht, guter Alter! — fuhr Selim fort — Noch vor Kurzem hätte ich mich ſelbſt nicht verſtanden; denn der Glaube, daß ein Weib nur um unſerer ſelbſt willen lieben kann, bleibt uns in einem Harem fremd. Doch laß uns davon ſchweigen, ſie iſt fort und ich habe nicht die Macht, ſie zurückzuführen; ich muß mich in mein Schickſal ergeben, wie der unbärtige Knabe, dem man ſein liebſtes Spielzeug nahm.

Aber es ward dem Sohne Mahomed's nicht

leicht, Fatime zu entbehren, und Achmed schüttelte oft unmuthig den Kopf, wenn sich diese thörige Leidenschaft seines Herrn, denn dafür hielt er sie, laut gegen ihn aussprach. Er suchte nun durch Zerstreuung mancherlei Art die Erinnerung an Fatime zu verwischen, wozu ihm der Ritter Blanchefort, zu dem der alte Türke eine Art Neigung gefaßt hatte, behilflich war. Bruder Gui war ein Mann von fünf und dreißig Jahren, heitern redlichen Gemüths und gar nicht abgeneigt, die Fesseln, die ihm die Ordenregel auflegte, abzuschütteln, wenn sich ihm dazu eine Gelegenheit bot, die er in dem Umgang mit dem türkischen Prinzen so häufig fand. Ein Verwandter des Großmeisters, hatte ihn dieser, seines heitern Sinnes wegen, zum Gesellschafter des Prinzen erwählt, während der ernste gottesfürchtige Rochechenard mehr sein Aufseher seyn sollte. Achmed's Menschenkenntniß erkannte bald in Blanchefort den redlichen vorurtheilfreien Mann und er wurde ihm deßhalb in dem Maße lieb, als der düstere Ernst des andern Ritters, der schon in den ersten Tagen seine Bekehrungsucht nicht verbergen konnte, ihn abstieß. Blanchefort zog nun

fast täglich mit Selim auf die Jagd, dem die Reiherbeize besonders Vergnügen machte, und hätten nicht der Thron von Stambul und die Odalisken zu schmerzliche Erinnerungen herbeigeführt, wäre es vielleicht Blanchefort gelungen, Selim das Drückende seiner Lage vergessen zu machen; so aber rief ihm die Erinnerung zu oft die glänzende freudige Vergangenheit zurück, um die Gegenwart freudig genießen zu können.

Der Ritter Blanchefort war nun Selim's täglicher Gesellschafter, und Trotz Achmed's Ermahnungen, Trotz Ali's finsterem Gesichte, der wie ein treuer Hund die Thüre seines Herrn bewachte, konnte man oft den Muselmann mit dem christlichen Ritter bei'm Pokale finden, wo der Wein das Herz zum gegenseitigen Vertrauen öffnete. Der Ordensbruder suchte dann von allen Gebräuchen der Türken sich Kenntniß zu verschaffen, und Selim unterrichtete ihn gern von Allem. So kam eines Tages das Gespräch auf die Weiber; Bruder Gui schien kein Feind des schönen Geschlechtes zu seyn, sprach mit Wärme und Leidenschaft von der Schönheit und Allgewalt der Frauen, schilderte das Glück, im Besitz eines

Weibes zu seyn, mit Leidenschaft und meinte, der Prophet habe klüglich sein Paradies mit den reizenden Houris geschmückt, deßhalb gehe auch der Muselmann so muthig dem Tode entgegen, da dieser, wenn er ihn auch ereile, ihn zu den höchsten Freuden des Lebens zurückführe. Schildert mir doch nur einmal — bat der vom Wein Erhitzte dem Prinzen — das Glück, unter den schönsten Frauen der Erde in einem Harem wandeln zu können; daß Ihr dieß entbehren müßt, darum bedaure ich Euch am meisten.

Die Weiber und Sklavinnen, die ich zurücklassen mußte, vermisse ich nicht! — erwiederte Selim kalt — Was man mit Geld erkaufen kann, schätzt man nur nach dem Werth des Goldes, die Schmeichelworte, die Liebkosungen der Sklavin dringen nicht zum Herzen, sie haben mich nie glücklich gemacht. Diese Freuden, werther Ritter, sind, wie die Macht des Opiums, betäubend, uns in angenehme Träume wiegend, die schnell verschwunden nur Ueberdruß und geistige Ermattung zurücklassen. Was Ihr Liebe nennt, wie Ihr die Liebe mir malt, kennt sie der Muselmann nicht; Euch scheint sie ein himm-

chen Spürhund um Euch, schickt die aus, und spart Constant zu redlichen Dingen auf."

„Frecher Graukopf," fuhr Melac auf, packte den Alten und hob, während die Doggen aufsprangen, und ungewiß waren, wem von beiden sie beistehen sollten, den Stock, ihn zu schlagen.

„Schlagt zu, Herr!" sagte dieser gelassen. „Müßtet lange auf die alte Karkasse loshämmern, bis Ihr sie so mürbe klopftet, wie die Lüneburger Reiter es thaten."

Melac ließ die Brust des Reiters los — „Du erwähnst den Tag fast zu oft, Constant," sagte er unmuthig, „du hast dir zwar ein gewisses Recht auf meine Nachsicht erworben, mißbrauche es aber nicht! — Nenne mir den fatalen Namen nie wieder!"

„Muß ich es doch, den bösen Geist zu beschwören, der Euch so oft übermannt," erwiederte er treuherzig, die an ihn aufspringenden Doggen streichelnd, „Es ist meine Beschwörungsformel, und ohne sie hätte mein redliches Bestreben, Euch wahrhaft und christlich zu dienen, schon oft den Lohn von Eurem spanischen Rohre bekommen."

„Schweig!" befahl ihm Melac, „Du weißt, die Sittenprediger sind mir im Zimmer fast noch widriger, als auf der Kanzel."

„Soll ich zu Allem schweigen, Herr! so schickt mich lieber von Euch — Ich muß reden, muß warnen, muß dankbar für das sein, was Ihr an meinem Joseph thatet — Ja Herr!" sprach er, und das vernarbte Gesicht des Alten erglühte in wehmüthiger Erinnerung, „Nie vergesse ich den Tag von Altenheim. wo Ihr meinen ver-

lischer Geist zu seyn, der mit Rosenflügeln Euch umschwebt, dessen Auge wie Sterne des Himmels erglänzt, dessen Hauch wie Blüthe des Jasmins Euch zu süßen Träumen lockt; wo Euer Herz sehnsuchtvoll schlägt und Euer ganzes Wesen Wonne ist, da ist uns die Liebe nur eine reizende Bajadere, bezahlt, uns zu vergnügen.

Armer Fürst! murmelte Blanchefort vor sich hin.

Nennt mich nicht arm, — fuhr Selim fort, dem diese Worte nicht entgangen waren — seit das Glück mich verlassen hat, ließ es mich zur Entschädigung ein Herz finden, das mich, wenn auch nicht in dem Maße wie Ihr, doch erkennen lehrte, daß auch ein Weib uns auf edle Weise beglücken kann. Aber diese Erinnerung verstimmt mich, sagt mir lieber, guter Ritter, wie kamet Ihr, der glühende Verehrer der Frauen, zu dem kalten Kreuze auf Euerer Brust?

Blanchefort schwieg und beantwortete die Frage nicht.

Habe ich eine Saite berührt, die traurig tönt, so verzeiht, — fuhr Selim fort — ich glaubte, einem Ritter von Rhodus müsse der

Tag, wo er das Kreuz annahm, der feierlichste, schönste Tag seines Lebens seyn. Verzeiht!

Prinz! — nahm Bruder Gui das Wort und schob den Becher weit von sich, als ob er den Freudebringer nicht mehr bedürfe — die Wunde schmerzt einmal, nun, so mag sie auch bluten. Hört mich an, ich bitte Euch aber, lächelt nicht; ein spöttisches Lächeln, selbst ein mitleidiges könnte mich leicht zum Jähzorn reizen.

Mein würdiger Ohm, der Großmeister, damals noch Großprior von Auvergne, bestimmte mich, als den zweiten, weniger bemittelten Sohn; schon in meiner frühen Jugend für den Orden. Mir aber lachte die Welt, und obgleich Ehrgeiz der Sporn war, der mich zu Allem trieb, glaubte ich doch, ihn noch auf anderem und freudigerem Wege als unter dem Mantel der Ritter von Rhodus befriedigt zu finden. Ich zog mit einem Diener hinter, einem guten Streitrosse unter mir und mit einem gefüllten Säckel an den Hof König Ludwig's. Aber hier fand ich nicht, was ich suchte; statt schöner Frauen mußte ich mich mit Heiligenbildern begnügen,

ſtatt zu banketiren, mußte ich wallfahrten, ſtatt des ehrwürdigen Kampfrichters bei Turnieren ſchlich der tückiſche Scharfrichter des Königs, Triſtan, hinter mir drein, als ob er beſonders Gelüſte zu meinem Halſe hätte, und als überdieß die Dame von Beaujou, des Königs Tochter, die eben nicht ſchön war, ein Auge auf mich warf, und eines Abends eben der Triſtan in einer ſeltenen Laune von Menſchlichkeit mir zuraunte: „Wenn Euch Euer Hals nicht juckt, ſo verlaßt ſchnell das Hoflager!“ da ließ ich mein Roß ſatteln, ſagte dem finſtern Pleſſis les Tours und der magern Dame von Beaujou Ade und jagte, als ob der ehrliche Triſtan hinter mir wäre, nach Arras an den Hof Karl's des Kühnen.

Das war ein ſtattlicher, aber hochfahrender Herr, Gott möge ſeiner Seele gnädig ſeyn! Da gab's Turniere und Ringelrennen in Menge, mein Streitroß hatte vollauf zu thun, und auch ich, der manchen Niederländer, manchen burgundiſchen Ritter aus dem Sattel hob, aber auch manchmal in den Sand geſtreckt wurde. Beſonders hatte ich einen Gegner, den mir der Zufall oft entgegenführte, den armen Herrn von Brakerfort,

einen Niederländer, dem außer einem guten Rosse und einem starken, gewandten Arme das Glück Alles versagt hatte. Er war meist glücklicher, wohl auch geschickter als ich, denn nie blieb ich ihm gegenüber Sieger, doch hinderte dieß nicht, daß wir in Fried' und Freundschaft mit einander lebten

So weit gefiel es mir am Hofe zu Arras ganz wohl. Mein guter Ohm, der Großprior, füllte von Zeit zu Zeit meinen leer gewordenen Säckel; das Glück war mir meist in den Turnieren hold und mehr noch die Frauen, denen der muntere, stets heitere Jüngling gefallen mochte. So erwarb ich mir Ehre bei den Männern und manche Gunst bei schönen Frauen. Da sah ich eines Abends bei'm Banket ein Mädchen — ja, Herr! wie schildere ich sie Euch? — Wäret Ihr ein Christ, würde ich sagen, denkt Euch eine Madonna, die ohne Heiligenschein um ihr Haupt mit seelenvollem, dunklen, blauen und dennoch flammenden Auge auf Euch blickt — Alles war an ihr der Heiligen ähnlich, nur nicht das Auge, dieß strahlende, das mit einem Blicke bis zum Innersten meines Herzens drang — doch das könnt Ihr nicht ver-

ſtehen, wißt nicht, wie das Himmliſche mit dem Irdiſchen ſich paaren, wie man zugleich der Gottesmutter und einem ſchönen Weibe ähnlich ſehen kann. Darum, ſie Euch zu malen, muß ich irdiſche Farben wählen. Denkt Euch eine Lilie, von der Roſenglut des Morgens angehaucht, die ſchlank und üppig von jedem Hauche des Windes bewegt, mit ihrem Dufte Euere Sinne betäubt. Denkt Euch eine Roſe im Augenblicke ihres Entfaltens, wenn der Abendwind ihren Blätterkelch öffnet und er ſich immer ſanfter und ſanfter hebt, bis er in voller Pracht vor Euch ſteht, Lilie und Roſe, Schönheit und Anmuth, Heiliges und Menſchliches, Engel und Teufel in einander verwoben und Madalène Chaumont ſteht vor Euch.

Sie ſteht vor meinem Geiſte, — ſagte Selim, da der Ordensbruder plötzlich aufſprang, ſchwieg und ſeinen Blick auf eine Stelle heftete, als ob dort Madalène Chaumont vor ihm ſtände — aber fahret fort, lieber Ritter, Ihr habt mich neugierig gemacht, das Ende Euerer Erzählung zu vernehmen; erwacht aus Euerem Sinnen.

Der Ritter, aus ſeinen Träumen geweckt,

schüttelte die braunen Locken, strich mit der flachen Hand über die stieren Augen, als ob er das Bild verwischen wollte, das vor ihm stand, dann setzte er sich wieder, nahm den noch halb gefüllten Becher und goß ihn mit Hast hinunter. Von dem Augenblicke an, — fuhr er nun beruhigt scheinend fort — daß ich mit ihr im raschen Tanz durch den erleuchteten Saal dahin schwebte, fühlte sich mein Herz in ihren Liebesbanden verstrickt und ich erwählte sie mir zur Dame meines Herzens. Sie erlaubte es, duldete meine Bewerbungen, schien mir gewogen, und ich betete die schöne Heilige an, glaubend, nun das Ideal meines Herzens gefunden zu haben, und war nicht allein glücklich, ich fühlte mich selig.

Selim's Lippen verzogen sich bei diesen Worten zum Lächeln, doch schnell, der Warnung des Freundes gedenkend, unterdrückte er es.

Zwei Monden war ich glücklich, — fuhr Blanchefort fort — blau war die Farbe meiner Dame, blau war auch die meinige, war aber auch die Farbe Brakerfort's; doch das kümmerte mich wenig; war ich doch meines

Glückes gewiß, sagte mir doch ihr Rosenmund, daß sie mich liebe, drückte sie mir doch, lag ich zu ihren Füßen, so oft, so sanft die Hand, daß ich nicht zweifeln konnte, sie liebe mich mit gleicher Glut, wenn mir auch zuweilen etwas Unheimliches unter ihren gebogenen Augenbrauen hervorzuleuchten schien. Ich warb um ihre Hand; sie verwies mich mit jungfräulichem Zögern an ihren Vater, einen gichtbrüchigen Alten, der mich nur nach meinem Geld und Gute fragte, und während ich, das Nähere hierüber zu beurkunden, nach Auvergne an meinen Ohm schrieb, verlebte ich Tage süßer Hoffnung. Doch schnell will ich über jene glückliche Zeit, über die Tage der Täuschung hinwegeilen, daß ich nur bald zum Ende gelange. Der Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, eine glückliche Braut lag in meinem Arme und ein Himmel kaum geahnter Seligkeit schloß sich mir auf; der Hochzeittag ward bestimmt und freudig schlug mein Herz ihm entgegen. Am Morgen des feierlichen Tages eilte ich zu ihr, die Herrliche zum Altare zu führen, und fand sie nicht; sie war in der Nacht verschwunden. — Ihr thut mir leid, armer

Herr! — sagte ein alter Diener des Hauses, als ich verzweiflungvoll in dem öden Gemache stand — für Euch ist das Fräulein für immer verloren — es ist mit seinem Buhlen entflohen. — Wohin? fragte ich, den Alten heftig schüttelnd. — Nach dem Meere hin, glaub' ich, erwiederte er, und ließ mich Betrogenen stehen. Ohne den unglücklichen Vater zu sehen, ohne mich von dem Herzoge zu beurlauben, schwing' ich mich auf mein Roß und jage Calais zu. Aber kaum eine Stunde fast ohne Bewußtseyn gejagt, fällt mein Blick auf mein Hochzeitgewand. — Jagst Du dem Brautgemache zu? ruf' ich zähneknirschend aus und halte mein Roß an. Ist sie der Thräne werth, die auf den sammetnen Koller rollt? — Nein, nicht des Schweißtropfens, der von meines Pferdes Hals herabfällt! — Dieß sagend, wend' ich mein Roß, reite Schritt vor Schritt zurück nach Arras, bleibe in einer Herberge vor dem Thore, schicke meinen Diener nach meiner Wohnung, mein Gepäck zu holen, und der folgende Tag sieht mich schon auf dem Wege nach den Alpen.

Je näher ich Italien kam, desto ruhiger schlug mein Herz, ich fühlte, daß sie nicht

werth sei, ihr meinen Frohsinn zu opfern, nur das kränkte mich tief, daß auch hier Brakfort mein Gegner und Sieger gewesen war. Ich verwünschte die Weiber und faßte den Vorsatz, ihnen für immer zu entsagen, und dieß bestimmte mich, in den Orden der Ritter von Rhodus zu treten; nur ärgerte es mich, daß ich nicht so ganz, wie ich wohl wollte, Herr meines Schmerzes werden konnte. In Rom fand ich meinen Ohm, mit ihm eilte ich nach Rhodus, und bald deckte mich der Ordensmantel!

Und Eucre Heilige?

Ein anderes Mal von ihr! erwiederte Blanchefort, drückte Selim die Hand und verließ ihn.

Eines Tages umritt Selim von beiden Rittern und Ali begleitet die Stadt. Neugierig, die Festungwerke und die Gegend zu sehen, wo noch im vorigen Jahre das Heer seines Vaters gelagert hatte, erkundigte sich der Prinz, der von der Belagerung genau unterrichtet war, nach jedem Ort, wo dieß oder jenes vorgefallen war und schien nicht wenig verwundert zu seyn, daß Trotz der Zerstörung, die das furchtbare Geschütz Mu-

hamed's angerichtet hatte, in so kurzer Zeit alles wieder in Vertheidigungstand gesetzt war. So gelangten sie auch an den Thurm St. Nicola, wo so viele blutige Opfer gefallen waren. Hier belebte sich das Gesicht des ernsten Rochechenard; er, auch Bruder Gui, hatten dieses Bollwerk vertheidigen helfen und er beschrieb eben mit Lebhaftigkeit Selim den furchtbaren Angriff, als vom Thurme ein türkisches Schiff signalisirt wurde, das, als es näher kam, die Friedenflagge aufsteckte. Die Ritter, obgleich sie nicht einmal wissen konnten, ob der Großmeister dem Fahrzeug das Einlaufen in den Hafen erlauben würde, baten den Prinzen, sich von hier wegzubegeben, da man die Absicht der feindlichen Brigantine nicht wissen könne. Selim folgte ihrem Rath und ritt nach der Stadt zurück. Ali aber, sein Falkenauge unverwandt nach dem Schiffe gerichtet, jagte bis zur äußersten Landspitze, stieg hier vom Rosse und verbarg sich so gut er konnte.

Das Schiff nahte indeß dem Ufer, schickte ein Boot ab und es mußte lange vor dem Hafen laviren, ehe die Erlaubniß zum Einlaufen von dem Großmeister anlangte. Ali

wundeten Sohn, meinen Joseph auf Euer Roß hebt, ihn über den Rhein zurück schicktet, und ihm so die Freiheit, wenn auch nicht das Leben rettetet. Als ich Euch damals zu Fuß an der Spitze Eurer Brigade fechtend, über die Rheinbrücke ziehen sah, mein Sohn mir mit matter Stimme sagte: Vergeßt nie Vater, was mein Brigadier an mir gethan! da schwur ich Euch ewige Treue. Ja Herr!" fuhr er fort, seine Stimme wurde weicher, seine Augen heller, „An meinem Sohn habt Ihr wohl gethan, seid gegen Eure andern Mitmenschen doch auch milde, seid nicht so wild und grausam! Eine gute That wägt die tausend Seufzer und Verwünschungen nicht auf, die Euch folgen, seid menschlich und handelt als Christ — auch Euer Stündlein wird schlagen, und dann müßt Ihr Rechenschaft ablegen, an einen strengeren Richter als Euer Gewissen."

„Bist du nun fertig, Bruder Dominikaner!" begann jetzt der General laut auflachend — „Gieb dir doch nicht so viel unnütze Mühe mich zu bekehren. Wie die Kugeln der Lauenburger an meinem Küraß abprallten, so prallen deine frommen Lehren an meiner verhärteten Brust ab. Ich habe schon längst meine Rechnung ohne dich abgeschlossen. Was mir zu fordern übrig bleibt, kann mir diese Welt nur zahlen, alle meine Forderungen an jene vermach ich dir."

„Lästert nicht, Herr!" bat Constant, „Denkt an die Ewigkeit!"

„Schwaches Hirn!" sagte Melac, seine Hand auf den kahlen Scheitel des Alten legend und ihn unsanft schüttelnd, „Thor, der glaubt, was er nicht begreift

beobachtete nun unter einen Haufen Neugieriger gemiſcht, jede Bewegung auf dem Schiffe, und als es am Kai landete, eilte er zu ſeinem Roß, ſchwang ſich auf und jagte nach Hauſe.

Herr! — rief er, keuchend vor Selim tretend — ſei auf Deiner Hut! Leg' bei Tag und Nacht einen ſtählernen Panzer an und trink' und iß nichts, bevor man es Dir kredenzt hat, Dir droht Gefahr. Die Brigantine bringt Abgeſandte von Conſtantinopel hierher; was die ſuchen, iſt klar; Deinem Leben oder Deiner Freiheit gilt es! — Auch habe ich, wenn mich mein Auge nicht getrogen hat, Haſſan auf dem Verdecke des Schiffes geſehen; ich warne Dich vor ihm. —

Selim war bei dieſer Kunde nachdenkend geworden; auch Achmed ſtand unruhig vor ſeinem Herrn. Ali hat Recht, — brach er endlich das Schweigen — die höchſte Vorſicht iſt nöthig. Sind es Abgeordnete von Conſtantinopel oder auch von dem Paſcha von Lydien, ſo werden ſie alles verſuchen, den Großmeiſter zu bewegen, Dich auszuliefern; keine Summe wird ihnen zu groß, keine Bedingung zu ſchmachvoll ſeyn, die ſie den Rittern

nicht gewähren ſollten, und wäre Peter d'Aubuſſon der Mann, der den Vortheil ſeines Ordens der Ehre nachzuſetzen vermöchte, ſo würden ſie Mörder dingen, Dich mit Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen. Daher, Herr, bitt' ich Dich fußfälligſt, verſchließe Dich in Dein Gemach, ſieh Niemand, den Du nicht genau kennſt, und trinke nicht mehr von jenem Getränke, worein man ſo leicht Gift miſchen kann und deſſen Genuß der Prophet verboten hat.

Laß die Pferde ſatteln, Ali! befahl ſtatt Antwort der Prinz.

Mein Gebieter! fiel, ſein Knie beugend, der Ismaelit ihm in die Rede; doch ein zorniger Blick Selim's hieß ihn gehen.

Wohin willſt Du, Herr? fragte nun Achmed.

Zu dem Großmeiſter; ich muß wiſſen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

Heute?

Noch in dieſem Augenblicke. Glaubſt Du, ein Mörder würde auf offener Straße unter dieſem fremden Volke, das, wie der Geier auf ſeine Beute, ſich auf einen Muſelmann ſtürzen würde, es wagen, mich morden zu wol-

wollen? Glaubst Du, ich solle mich, wie ein Feigling in diese finsteren Mauern verschließen, wohin kaum die gebrochenen Strahlen der Sonne dringen? Nein, Achmed, lieber den Tod als solch Sklavenleben.

Er umgürtete sein Schwert, stieg mit stolzem Schritte die Treppe hinab und schwang sich auf sein bereitstehendes Roß; die beiden Ritter, von Ali benachrichtigt, begleiteten ihn mit ihren Dienern; auch Achmed und Ali folgten.

Es war nicht weit bis zu dem Palaste des Großmeisters, bald hatten sie ihn erreicht und Peter d'Aubusson empfing den Prinzen mit aller ihm gebührenden Ehre.

Meister! — redete ihn Selim an, als sie sich allein befanden — Besorgniß treibt mich zu Euch. Ein Schiff meiner Nation hat Abgesandte hierher gebracht und wahrscheinlich bin ich der Zweck ihrer Sendung. Antwortet mir offen und ehrlich, was habe ich von Euch zu erwarten, wenn die Gesandten in der einen Hand Gold in Fülle, manchen Vortheil für den Orden und die Versicherung eines dauernden Friedens, in der andern aber blutigen Krieg bringen? Antwortet mir als

2. Sam. XXIII. 3.

Großmeister eines Ordens, der alles, selbst seine Ritterpflicht dem Glauben und seinen Vortheil hinten an setzen muß.

Fürst! — erwiederte d'Aubusson und sein Mund suchte ein freundliches Lächeln zu erzwingen, aber die finster rollenden Brauen verriethen, was in seinem Innern vorging — Fürst, Ihr habt, ich will glauben ohne es zu wollen die Ehre eines Ordens angetastet, der keinen zeitlichen Vortheil, nur den Glauben, höher stellt als sie. Ich will es unbeachtet lassen. Ich habe Euch Schutz versprochen, — fuhr er dann fort — und ich werde mein Versprechen halten, habe Euch Hilfe versprochen, doch nur wenn es der Nutzen des Ordens heischt. Versprach ich mehr?

Nein! — erwiederte Selim — Es ist viel und ist wenig, was Ihr mir gelobt habt; viel, um nicht noch elender zu werden als ich bin — wenig, um das Ziel meiner gerechten Hoffnungen zu erlangen.

Genügt Euch das nicht, Fürst, so habt Ihr Freiheit, Euch dahin zu wenden, wo Ihr mehr erwarten könnt! sagte der Großmeister nicht ohne Empfindlichkeit.

Es muß mir genügen, Meister, weil meine

Kraft gelähmt, meine Hände gebunden sind. Aber zürnt mir nicht, daß ich fürchte. Man sagt, Euer Glaube erlaube bei denen, die nicht Eurer Religion sind, Wort und Eidschwur zu brechen?

Fürchtet Ihr dieß? — erwiederte d'Aubusson — so nehmt meine Hand, und dieser Handschlag möge Euch beruhigen.

Mit Heftigkeit ergriff Selim die dargereichte Hand und schüttelte sie treuherzig. Mißtraute ich auch dem Großmeister, so habe ich doch Peter d'Aubusson stets vertraut! rief er, mit seinem offenen Auge den würdigen Meister zutrauenvoll anblickend, der von Rührung ergriffen seine Rechte auf des Unglücklichen Haupt legend mit Besorgniß sprach:

Nie werde ich Euch, junger Fürst, Euren Feinden ausliefern, werde wachen und sorgen, so viel es menschliche Kräfte vermögen, daß kein Unglück Euch nahe. Ich habe daher den Befehl gegeben, Eure Wache zu verdoppeln; ich lasse die Schritte der Abgesandten, die mir, wie ich vernehme, der Pascha von Lydien schickt, genau beobachten, thut aber auch das Eurige; wacht selbst über Euch, laßt nicht Türke, nicht Jude, nicht Grieche

vor Euch, ihnen darf man nicht trauen; den Ersten könnte blinder Eifer oder Sklavenpflicht zum Mörder dingen, die Andern schnöder Gewinn. Seid vorsichtig, entsagt für einige Zeit dem Vergnügen der Jagd und laßt Eure Diener streng wachen.

Selim schied mit beruhigtem Herzen von dem ehrwürdigen Greis, gab die nöthigen Befehle, daß Niemand zu ihm eingelassen werde, der nicht vorher von Achmed gesehen sei, und die Ritter übernahmen es, dafür zu sorgen, daß kein Fremder sich unter seine christliche Bedienung mische.

Die Vorsorge des Großmeisters war nicht ohne Grund. Ein Agent des Pascha trat am andern Tage vor ihn und überreichte ihm ein Schreiben seines Herrn, in welchem dieser, als ob es ohne Wissen des Sultans geschehe, den Wunsch zu erkennen gab, einen Waffenstillstand auf sechs Monate mit ihm zu schließen, um die den gegenseitigen Handel so störenden Kapereien einzustellen; zugleich ließ ihm der Pascha die Versicherung geben, daß sein Einfluß in Constantinopel groß genug sei, den Sultan zur Ratification des Waffenstillstandes zu vermögen. Des Prinzen Selim

ward mit keinem Worte bei dieser Verhandlung gedacht. Leicht durchschaute d'Aubusson den Zweck dieser Sendung und sah in dem Agenten des Pascha nur einen Spion, die Verhältnisse Selim's zu erforschen und wo möglich sich seiner Person zu bemächtigen. Um ihn bald los zu werden, nahm er den Vorschlag des Pascha ohne Weiteres an und benahm dem Agenten damit den Vorwand eines längeren Aufenthaltes.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Großmeister das Capitel versammelt, um über das Schicksal des Prinzen zu berathen. Die Stimmen waren getheilt. Viele meinten, man müsse die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, vortheilhafte Bedingungen in Constantinopel zu erhalten. Gern würde der Sultan alles bewilligen, was man nur fordern würde. Eine bedeutende Summe als Entschädigung für das, was das türkische Heer während der Belagerung verwüstet habe, verlangt, würde den erschöpften Schatz der Kammer füllen; auch müsse man mehre feste Plätze auf der Küste Asiens und vortheilhafte Handelbedingungen zu erhalten suchen. Was sei das Leben eines Ungläubigen gegen die Vortheile

des Ordens. Eine andere Partei, wobei sich fast alle Franzosen befanden, waren hingegen der Meinung, man müsse Selim als Unterpfand und um Bajazet in steter Furcht zu erhalten, genau zu bewachen und sich seiner Person versichern, und ein Jahrgeld von Constantinopel zu ziehen suchen, damit der Aufwand, den der Prinz mache, nicht der Ordenkasse zur Last falle. Dieser Meinung, so wenig uneigennützig sie auch war, trat der Großmeister endlich bei und es wurde beschlossen, bei nächster schicklicher Gelegenheit zur Erreichung dieses Zweckes die Unterhandlungen anzuknüpfen. So hatte Achmed wohl Recht, wenn er der Großmuth des Ordens nicht traute; denn Selim sollte auf diese Weise mehr Geißel als Gastfreund seyn und der Orden hoffte mehr durch ihn zu gewinnen als für ihn zu opfern. Von dem Augenblick an war, wenn auch nicht dem äußern Ansehen nach, Selim nicht mehr frei, sondern ein Gefangener und jede Aussicht, den Thron seines Vaters zu erobern, schien für ihn ferner, als je zu seyn.

Ali's scharfer Blick mochte recht gesehen haben, denn am neunten Tage nach der An-

kunft der türkiſchen Brigantine ſtand Haſſan vor der Wohnung Selim's, und ſich für einen treuen Diener des Prinzen ausgebend, verlangte er Einlaß. Selim, erfreut, ſeinen ehemaligen Diener, der ihm auch hierher folgte, wiederzuſehen, gab ſogleich den Befehl, ihn kommen zu laſſen, obgleich Achmed warnte und Ali ſeinen Gebieter beſchwor, Haſſan den Eintritt zu verweigern. Ich habe ihn auf dem Verdecke des Schiffes geſehen, warum iſt er nicht gleich zu ſeinem Herrn geeilt, warum hat er ſich verborgen? Sicher ſteht er mit den Abgeſandten des Paſcha in Verbindung. — Aber die Mahnung des treuen Ismaeliten fruchtete nichts.

Er war lange ſchon mein treuer Diener, ehe ich Dich noch kannte, — ſagte Selim zornig — führ' ihn herein!

Ali mußte gehorchen, und bald lag Haſſan zu den Füßen ſeines Gebieters.

Der Anblick des Knieenden war für Selim ein glänzender Stern in ſeiner trüben Nacht, der ihm die vergangenen glücklichen Tage lebhaft zurückrief. War doch einer der von ihm Getrennten wieder bei ihm, fand

er doch wieder eine Bruſt, der er ſeinen Kummer vertrauen konnte, war doch Haſſan fröhlicher, lebenluſtiger als ſein alter Lehrer, und eher vermögend, ihm die Hoffnung zu bringen, da ſie Achmed durch ſeine ſtete Beſorgniß immer mehr verſcheuchte; er fühlte ſich auch nicht ſo einſam, denn den Werth Ali's erkannte der Türke nicht, ihm war er nur ein treues Thier, höchſtens ein treuer Sklave, dem er kaum unter den drückenden Verhältniſſen erlaubte, ſein Auge nach ihm zu erheben. Freudig reichte er daher Haſſan die Hand, erlaubte ihm, ſich vor ihm auf das Polſter niederzulaſſen, und befahl ihm nun, zu berichten, wie es ihm bisher ergangen ſei. Haſſan ſäumte nicht lange, ſeinem Herrn von ſeiner Wunde, die ihn an Achmed's Seite vom Roſſe niedergeworfen hatte, zu erzählen, und wie einer ſeiner ehemaligen Diener, ihn zu plündern, über ihn hergefallen ſei und ihn alsbald erkannt, wie er ſich nun habe todt ſtellen müſſen, bis der Diener Zeit gefunden, ihn bei Nacht in eine Hütte zu bringen, ihn dort zu pflegen und Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen; wie er dann an der Küſte Lydiens umher geirrt, bis ihn ein Schiff, von

und hofft, was er nicht erlangen kann. Wer gab dir Kunde von dort? Wer ließ dich glauben, daß der Körper, den die Würmer zernagten, die Knochen, mit denen die Hunde auf dem Kirchhof spielten, wieder auferstehen, der Geist zum Himmel aufsliegen werde, den ein paar Flaschen Burgunder hier schon zu Boden ziehn? Armer Teufel! Du hungerst an einer besetzten Tafel, und hoffst auf einen köstlichen Nachtisch; mit der letzten Schüssel, die du an dir vorübergehen läßt, hat die Mahlzeit ein Ende, und du legst dich hungrig zu Bett — Genieße was die Welt dir bietet, spare deinen Apetit nicht zu dem himmlischen Brode auf! Du wirst betrogen!"

Constant schlug in der Stille ein Kreuz — „Gott vergebe Euch, General, nur seiner Barmherzigkeit kann ich Euch empfehlen, nur beten kann ich für Euch."

„Thu das, mein alter Kriegsknecht," erwiederte Melac lächelnd, „dann hab ich das Gebet umsonst, bei den Pfaffen müßt ich es bezahlen."

„Aber Herr! — Wenn dereinst Gottes Strafgericht. —"

„Wenn mein Steck über dich kommen wird, alter Schwätzer," unterbrach ihn Melac zornig, „dann wirst du schweigen und geben. Meinst du, weil mich deine frommen Sprüche wohl zuweilen belustigen, hättest du ein Recht mich zu langweilen? Weil du mich aus dem Feind heraus gehauen und dabei einige Hiebe weggekommen hast, dürftest du mir ein frecher Sittenrichter sein? Alter Narr, du thatest nichts, als wofür dich der König bezahlte. Pack dich!

„Kommt Ihr wilden Bestien!" brummte Constant und hinkte hinaus, „Kommt Ihr unvernünftigen Thiere. Hetzt

Cypern kommend, aufgenommen und hieher gebracht habe.

Achmed hatte aufmerksam auf jedes Wort gehört, und kaum, daß Hassan geendet hatte, fragte er ihn, ob er erst heute mit dem Schiffe aus Cypern in Rhodus angekommen sei, was Hassan bejacte.

Jetzt trat Gui von Blanchefort ein und unterbrach das Gespräch; Selim theilte ihm seine Freude mit, führte ihn Hassan zu und bat, so gütig gegen ihn zu seyn, wie er es bisher gegen Achmed gewesen. Der Ritter warf einen durchdringenden Blick auf den Türken, schien über dessen Anwesenheit nicht sehr erfreut und begrüßte ihn kalt. Ich werde Sorge tragen, daß Ihr Euere Wohnung bereit findet! war Alles, was er ihm sagte, ließ darauf den neuen Ankömmling aus Vorsicht in dem abgelegensten Theile des Hauses sein Gemach anweisen und gab einem alten dienenden Bruder den besondern Auftrag, diesen Muselmann scharf zu bewachen. Ali verließ seit Hassan's Ankunft das Vorzimmer nicht mehr.

Dieser Tag sollte für Selim ein Tag der Ueberraschung werden. Als er am Abend in

seinem Zimmer allein saß und über sein trauriges Schicksal nachdachte, öffnete Ali die Thüre und der griechische Kaufmann trat herein. Herr! — sagte er, sich nur furchtsam nahend — ich trete vor Euch, ein gebeugter Vater, meine geknickte Rose ist verwelkt, der Sturm entblätterte sie, meine Helene —

Fatime, wo ist sie?! — rief Selim aufspringend — Unglücklicher, kommst Du, mir die Botschaft ihres Todes zu bringen? — Wo ist sie? rede!

Sie steht harrend vor Euerer Thür.

Komm', komm', Fatime! — rief Selim, nach der Thüre stürzend. Der Grieche wollte ihm in den Weg treten, aber Selim's Arm schleuderte ihn weit weg; er stürzte hinaus und zog die Bebende mit sich herein.

Als er sie näher betrachtete, fuhr er mit dem lauten Ausrufe: Allah! zurück. Bist Du es, Fatime, — fragte er dann — oder entstiegst Du dem Grabe?

Ich bin es, Herr! — sagte sie weinend — Ach, ich wußte wohl, daß das bleiche, abgehärmte Mädchen Euch nicht mehr gefallen könnte, darum kam ich, den letzten Todes-

ſtoß von Euch zu empfangen. Kommt, Vater, laßt uns gehen!

Bleib! — befahl Selim und trat ihr näher — Biſt Du es wirklich, — ſprach er nun, vom Mitleid ergriffen — ſind dieß die einſt ſo flammenden Sterne, die jetzt ſo matt wie durch Nebelwolken ſchimmern, ſind dieß die Roſen des Frühlings, die welk und verbleicht die Thränen willig aufnehmen, als hofften ſie ſich durch ſie zu erfriſchen? Iſt das der üppige Bau der zarten Glieder, der mich ſo oft entflammte? Mädchen, Mädchen! wie hat Allah ſein ſchönſtes Werk ſo zerſtören können?

Herr! nicht Allah, der keine Macht an uns hat, — nahm der Grieche das Wort — der Gott der Chriſten ſchickte den Gram und die Reue, und dieſe Vampyre ſaugen Blut und Kraft aus Adern und Nerven und führen den welken Leichnam dem Grabe zu.

Glaubt es nicht, Herr! — unterbrach ihn Fatime — Nicht Gram und Reue, die Sehnſucht war der Wurm, der dieſe Roſe zernagte, die unbeſchreibliche Sehnſucht nach Euch raubte mir den Schlaf und ſtahl das Blut von meinen Wangen; ach, die ungeſtillte Sehnſucht

iſt der gierige Geier, der, wie die Fabel meiner Vorfahren ſagt, dem an den Fels Geſchmiedeten die Leber fraß, die jedoch immer des Nachts wieder wuchs. Mir zernagte die Sehnſucht das Herz, und immer ward ſie gieriger, immer ſchlug das Herz heftiger.

Da reichte ihr Selim die Hand, zog ſie langſam an ſich, und als Wehmuth ſie ergriff, Freude und Schmerz ſie in ſeinen Armen erbeben ließen, ihr Haupt ſich an ſeine Bruſt lehnte, ihr Blick vor Wonne erglüht und doch thränenfeucht an ihm aufblickte, da preßte er ſie feſter an ſich, bog ſich zu ihr nieder, ſeine Lippen berührten die erbleichten, ein lauter Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt und Thränen der Wonne rollten über die bleichen Wangen herab.

So verſtoßt Ihr mich nicht? Auch die welke Roſe hat noch Werth für Euch? — lispelte ſie, ſich ſanft an ihn ſchmiegend — So iſt Euch Fatime noch theuer, wenn auch ihre Reize verſchwanden? — Lohn' es Euch Gott! Ihr erhaltet mir das Leben, denn von Euch verſtoßen, hätte der Gram das Herz zerdrückt und ich wäre in Schmerz und Sehnſucht vergangen. So lebe ich auf, Euere

Küsse sind der Blüthenhauch des Westes, Euere Blicke Strahlen der Frühlingsonne und meine Freudenthränen Thautropfen, die Welkende zu erfrischen. — Aber wo ist mein Vater? — fuhr sie plötzlich auf, da sie ihn jetzt erst vermißte — Ohne Lebewohl zu sagen, hat er sich weggeschlichen; das ist hart, Vater; ich glaube fast, Du hättest Dein Kind lieber im tiefen Grabe als in seinen Armen gesehen.

Ich habe Euch nun Alles geopfert, was mein war, — sagte sie jetzt, alle ihre Kraft zusammenraffend — Vater, Mutter und die heimathliche Flur meiner Kindheit, eine Bettelnde stehe ich nun vor fremder Thüre und bitte um Einlaß; wird mir die Pforte des Lebens aufgethan, oder jagt Ihr die Bettlerin von Euch? Noch bleibt mir Vater, Mutter, die Heimat — und das Grab.

Fasse Dich, Fátime! — unterbrach sie Selim, der von dem Anblicke, von den Worten des Mädchens auf nie gekannte Weise ergriffen war — Ich stoße Dich nicht von mir, Du bleibst bei mir unzertrennlich bis zum Tode.

Bis zum Tode! wiederholte sie feierlich.

Sollten auch Deine Wangen nicht wieder

aufblühen, solltest Du auch fortan noch welken, so sollst Du an Freundes Brust dahinscheiden.

Dort ruht sich's kalt! — murmelte sie vor sich hin — Auch der Tod ist oft ein Freund, der den Unglücklichen an seine Brust drückt, dann bricht Aug' und Herz.

Wäge nicht meine Worte so streng, Fatime. Ich kenne die Glut Euerer Liebe noch nicht, ich begreife sie noch nicht ganz, vielleicht werde ich sie durch Dich begreifen lernen. Beruhige Dich, ich erkenne, was Du für mich gethan, was Du noch für mich thust, ich selbst fühle es ja tief, wie es schmerzt, seine Heimat hinter sich lassen und in der Fremde sein Glück suchen zu müssen.

Achmed's Ankunft unterbrach das Gespräch. Er zeigte Fatimen seine aufrichtige Freude, sie wieder zu sehen, denn er hoffte, sie werde den düstern Sinn seines Gebieters aufheitern, und überdieß war er ihr stets gewogen gewesen. Herr! — sagte er dann — ich habe Ali auf Kundschaft ausgesandt; er brachte mir die tröstende Nachricht, daß wirklich heute früh ein Schiff von Cypern hier eingelaufen

ist, auf dem sich ein Türke, ganz Hassan ähnlich, befunden haben soll. —

Zweifeltest Du daran? fragte Selim.

Ja, Herr! Ich traute ihm nie; erst seit ich ihn fechtend fallen sah und ihn todt glaubte, faßte ich das Zutrauen, daß er Dir nicht mehr schaden könnte.

Mißtrauischer! — unterbrach ihn Selim; doch Achmed fuhr fort: Nenne Ali so, nicht mich, denn der glaubt auch jetzt noch, Hassan sei ein Verräther und meint, er habe ihn im Lager des Großveziers gesehen; er läßt Dich durch mich bitten und beschwören, auf Deiner Hut zu seyn.

Unnütze Sorgen! — meinte Selim und befahl Achmed, sich zur Ruhe zu legen — Auch Du, Fatime, wirst ermüdet seyn, — stärke Dich durch sanften Schlummer.

Mit schmerzlichem Gefühle nahm Fatime die Kerze, verließ das Gemach und ging in ihr einsames Zimmer, was nicht fern von den Gemächern Selim's lag. Hier fand sie noch Alles, wie sie es vor Monden verlassen hatte, nur als ihr Blick den Spiegel traf, fand sie sich nicht mehr wie sie damals war. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust und mit

thränendem Blicke verrichtete sie ihr Abendgebet; dann warf sie sich auf das weiche Lager, aber der Schlaf floh sie; Mattigkeit führte ihr zwar bange Träume zu, doch nicht den erquickenden Schlummer. Bald führte sie ein Traum in die reizenden Gefilde von Cos, wo die Wohnung ihres Vaters mit Blumen festlich ausgeschmückt vor ihr lag. Sie sah ihre Gespielinnen mit Rosen bekränzt aus dem Orangenhain hervortreten, gegenüber erblickte sie festlich geschmückte Jünglinge, den Jungfrauen entgegenkommend; da eilte sie hin, wo die Tänzer schon paarweise standen, aber bei ihrem Anblicke flohen sie wie scheue Rehe beim Laut des Hifthorns. — Ich bin ja nicht festlich geschmückt, darum wollen sie mich nicht in ihre Reihen! sagte sie traurig, brach sich Rosen zum Kranz und unter ihren Händen wurden sie zu dunkeln Cypressen; der Rasen, den der leichte Fuß der Tänzerinnen berührt hatte, öffnete sich vor ihr und sie stand am Rande eines öden von Cypressen umgebenen Grabes. Da erwachte sie, sprang auf, doch bald trieb sie die Ermattung wieder auf das Lager; aber neue angstvolle Träume störten auch jetzt ihren Schlummer.

Sie

Sie erhob sich; der warnenden Worte Ali's gedenkend, ergriff sie eine qualvolle Unruhe und, so sehr sich auch ihr Zartgefühl dagegen sträubte, nahm sie die Kerze und schlich nach dem Gemache des Geliebten.

Erstaunt, aber auch freier aufathmend, daß er sie nicht bemerke, sah Fatime den sonst so wachsamen Ali auf einem Polster hingestreckt neben der Thür fest eingeschlafen. Sie öffnete leise die Thür, schloß sie leise wieder und schlich, die Kerze auf den Tisch setzend, nach der halboffenen Thüre des Schlafgemachs.

Er schläft so sanft, — war ihr frommer Gedanke — kein böser Traum unterbricht seinen Schlummer, das Unglück gönnt ihm doch wenigstens den erquickenden Schlaf, ich will ihn nicht stören.

Sie löschte die Kerze aus, setzte sich in eine der Fenstervertiefungen, zog den Vorhang zu und wollte, wach sich süßeren Träumen überlassend, hier die Morgenröthe begrüßen. Aber bald überwältigte sie Ermattung, sie schlummerte ein, und als ob die düstern Träume in der Nähe des Geliebten ihren Schlaf nicht mehr stören könnten, schlief sie,

ohne von ihnen beunruhigt zu werden. Es war jedoch kein fester erquickender Schlaf; das kleinste Geräusch, das Nagen eines Holzwurmes weckte die Müde, und so schlug sie auch jetzt die Augen auf, als sie ein leises Geräusch vernahm. Sie erhob sich und schob den Vorhang zurück, aber in dem Dunkel der Nacht konnte sie nichts erkennen, hörte aber leise die Thüre öffnen und vernahm deutlich die Tritte eines Mannes. Das Blut starrte in ihren Adern, sie traute ihren Augen kaum, als sie jetzt Hassan erblickte, der ein mattes Lämpchen, das er beim Eintreten mit seinem Turban bedeckt hatte, auf den Tisch setzte, wo der crystallene mit Wein gefüllte Becher stand, aus dem Selim zu trinken pflegte. Sie sah jetzt, wie er ein Fläschchen hervorholte, den Becher ergriff und etwas hineinträufelte. Da trieb die Angst Fatime aus ihrem Versteck, sie trat leise, und da ihr Hassan den Rücken wandte, ungesehen hinter ihn.

Was beginnst Du, Unglücklicher! fragte sie mit gedämpfter Stimme.

Hassan erschrak, wandte sich, sah die bleiche weißgekleidete Gestalt vor sich stehen, erbebte, ließ den crystallenen Becher fallen, erkannte

er Euch auf die Armen, ſo glaubt Ihr Recht zu thun, da Euch Gott den Verſtand und den Glauben verſagte. Hielt mich mein Joſeph, hielt mich die Dankbarkeit nicht bei ihm, ich hätte ſchon längſt meine zerbauenen Glieder nach der Piccardie in meine Heimath zurückgeſchleppt, denn hier nimmt es doch kein gutes Ende."

„Lieber Mann," ſagte Frau Barbara, als Benedikt am Abend mit der Muhme und Magdalenen niedergeſchlagen in dem kleinen Hinterſtübchen ſaß, wo ſich die Familie verborgen hatte, „führe unſer Kind von hier, reiße ſie aus den Klauen dieſes Böſewichts — du kannſt es bei Gott nicht verantworten!"

„Es iſt keine Möglichkeit mehr, ſie aus der Stadt zu bringen," erwiederte Benedikt mit Unmuth.

„Haſt du keinen Freund, bei dem du ſie verbergen könnteſt, ſollte denn die Unſchuld keinen Zufluchtsort finden?"

„In jedem Hauſe iſt Einquartierung, nirgends würde ſie vor Nachſtellung, vor Verrath ſicher ſein."

„Dein Freund, der Rathsherr Steinbacher könnte wohl" —

„Er iſt ein guter, aber ſchwacher, furchtſamer Mann," erwiederte der Vater.

„Bei dem ehrlichen, braven Handelsherrn Helm in der Blaſien-Au, das Haus liegt ſo verſteckt" —

„Hier regiert die Frau, und wo das ſtatt findet, bleibt kein Geheimniß verborgen," entgegnete Benedikt ſchon ungeduldig werdend.

jedoch Fatime sogleich und sein Dolch durchbohrte ihre Brust; sie sank mit einem lauten Schrei zu Boden.

Selim, von dem Klirren des zerbrochenen Bechers, von dem Todesruf Fatimens aufgeweckt, sprang auf, stürzte herein und sah beim matten Schimmer des Lämpchens, das der Mörder zurückgelassen hatte, das Mädchen in ihrem Blute schwimmen. Hilfe zu rufen eilte er hinaus, wo Ali, aus tiefem Schlaf erwacht, auch blutend ihm entgegentaumelte.

Eile, lauf zu einem Wundarzte, wecke die Diener, wecke das ganze Haus! rief er dem Erschrockenen zu und eilte wieder in das Gemach zurück.

Leblos lag hier Fatime auf dem Boden und das Blut strömte noch aus ihrer Wunde. Selim versuchte es zu stillen, aber vergebens war seine so wie Achmed's Bemühung, der gleich darauf hereinstürzte. Erst mit Blanchefort und dem Wundarzte kam die hilfreiche Hand, kam Selim der Trost, daß der Dolch nicht mit sicherer Hand, zu hoch geführt und Rettung noch möglich sei. Jetzt erst, da er frei aufathmete, konnte er den Umstehenden

von dem Vorgefallenen, so weit er es selbst kannte, Nachricht geben, doch blieb Allen das Vorgefallene dunkel; aber Fatimens erstes Wort, das sie zu lallen vermochte, war Hassan, und nun ward es klar. — Man suchte nach ihm, er war nirgends zu finden. Der Wundarzt untersuchte den Rest des Weines, der noch in den zerbrochenen Scherben des Bechers war, fand Spuren von Gift darin und keinem war die Unthat mehr zweifelhaft. Die Ritter sandten nun Boten durch die Stadt, den Türken aufzufinden, aber nirgend wurde er gesehen. Da machte sich Ali, dem nur der Arm gestreift war, selbst auf, den Thäter auszuforschen.

Fatimens Zustand war indessen bedenklich. Von ihrem Seelenleiden entkräftet, durch den starken Blutverlust ganz erschöpft, rang sie mit dem Tode, das Lebenslämpchen glimmte nur noch, der leiseste Hauch konnte es verlöschen. Sprachlos saß Selim mit Achmed allein an ihrem Lager. Auch das noch, hartes Schicksal! sprach er für sich. — Also wer mir treu geblieben, soll schmerzlich vergehen? — Bald werde ich unter diesem fremden Volke allein stehen; Achmed, Ali, alle

wird das Schickſal von meiner Seite reißen und ich werde, ein zerlumpter Bettler, in fremdem Lande irren, wo ſich mir nicht einmal eine Moſchee bietet, mein Gebet zu Allah und dem Propheten zu erheben.

Wehmüthig blickte er dann auf das bleiche Mädchen, das mit geſchloſſenen Augen vor ihm lag, und von trüber Ahnung ergriffen, drückte er Achmed die Hand. Was wird unſere Zukunft ſeyn? — raunte er ihm leiſe zu — Wo, wann wird auch uns das Schickſal tückiſch trennen?

Der alte Mann preßte die Hand an ſeine Lippen und ſagte mit Zuverſicht, den Blick zum Himmel hebend: Bei ſeiner Geburt ward des Menſchen Schickſal dort oben geordnet, er geht hier nur ſeiner Beſtimmung entgegen und nicht Weisheit, nicht Zagen, nicht Furcht oder Hoffnung können ihn von der vorgeſchriebenen Bahn ablenken, er muß nach ſeinem Ziele hin Deßhalb, Herr, geht der Muſelmann mit feſtem Vertrauen ſeinem Geſchicke entgegen; er weiß, es ereilt ihn, ob er fliehend ihm entgehen, ob er ſtehend es erwarten will.

Dieſer Troſt genügte Selim nicht mehr,

denn Zweifel an seiner Echtheit waren längst in ihm aufgestiegen.

Gegen Mittag kam Ali von seiner Wanderung zurück. Ich habe Hassan ausgespürt! — rief er freudig wie der Jäger, der der Spur eines Wildes gefolgt, es in seinem Lager gefunden hat — Er ist auf der türkischen Brigantine, die morgen früh den Hafen verlassen will; eilt, ihn zur Strafe zu ziehen.

Der Prinz, obgleich ihm der Gedanke empörend war, seine Rache aufschieben und sie in die Hände eines Andern legen zu müssen, befahl dennoch Achmed, sich sogleich zu dem Großmeister zu begeben, der eben unwohl war und sich deßhalb durch Rochechenard bei dem Prinzen hatte entschuldigen lassen, daß er, ihm wegen des Vorgefallenen sein Beileid zu bezeigen, nicht selbst kommen könne. Dort sollte Achmed auf die Bestrafung des Mörders dringen.

So unwohl sich auch der Großmeister befand, ließ er doch Achmed vor sich.

Ich komme, hoher Meister des Ordens, von meinem Herrn an Dich gesandt, Dir anzuzeigen, daß der Türke Hassan, der in dieser Nacht den Mord verübte und meines Herrn

Morgentrank vergiftete, auf der türkischen Brigantine ein Asyl gefunden hat.

Das wußt' ich schon seit heute früh! unterbrach ihn der Großmeister.

So ist meines Herrn Bitte, den Nichtswürdigen greifen und mit dem Tode bestrafen zu lassen, wohl überflüssig, Du hast gewiß schon alles Nöthige verordnet — er hat wohl schon die verdiente Strafe empfangen?

Peter d'Aubusson lächelte über den Glauben an diese schnelle Justiz. — Was könnte dem Prinzen das helfen? fragte er Achmed.

Hoher Herr! — erwiederte dieser, über diese Frage höchlich verwundert — wird auf Rhodus nicht Gerechtigkeit geübt?

Gemach, Fremdling! — unterbrach ihn der Meister ernst — darum kümmert Euch nicht; doch meint Ihr, ich soll gegen das Völkerrecht das Fahrzeug, das einen an mich Gesandten hierher führte, gewaltsam durchsuchen lassen, um den Elenden zu bestrafen, der wohl nie wieder diese Insel betreten wird? Ueberlaßt Gott die Rache!

Gerechtigkeit wird bei uns auch den Aermsten, — sagte, den Unmuth des Großmeisters nicht achtend, der alte Türke — und sollte

ſie Muhamed's Sohn nicht von dem Groß-meiſter der Ritter von Rhodus erwarten kön-nen, der ihm feierlich Schutz und Hilfe ver-ſprach?

Achmed! — nahm der Großmeiſter mit Gelaſſenheit das Wort — Ich ehre Euch als einen treuen Diener Eures Herrn, als einen klugen verſtändigen Mann, denn als ſolchen habt Ihr Euch bei allen Verhandlungen be-wieſen. Darum frage ich Euch nochmals, was könnte mein Verfahren gegen den Mör-der dem Prinzen nützen? Bedenkt dagegen, was es dem Orden ſchaden könnte. Schon droht uns Bajazet, weil wir Euch Schutz verliehen, mit ſeinem Zorn, und wenn wir auch dieſen nicht achten und ſeine Macht nicht fürchten, ſo wäre es doch Thorheit, uns eines elenden Türken wegen mit dem Sultan zu entzweien, der vielleicht dieſe Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, Rhodus noch ein-mal dem Schreckniß einer Belagerung auszu-ſetzen, um ſo dieß Bollwerk der Chriſten und ſeinen Bruder zugleich in ſeine Gewalt zu bekommen. Wäre es nicht Thorheit, um ſolch elender Rache den Tiger zu reizen, wenn man ihn auch nicht fürchtet? Denn ſeid Ihr nicht

auch der Meinung, daß der Mörder von Bajazet gesandt wurde?

So weiß ich, was mein Herr hier zu erwarten hat!

Schutz und Sicherheit! — unterbrach ihn der Großmeister schnell — Das Letzte, wenn Ihr nicht selbst Euren Feinden Thür und Thore öffnet, wie Ihr gestern gethan. Uebrigens fürchte ich, des Prinzen Leben steht hier in steter Gefahr. So nahe der Küste Asiens diese Insel ist, so entfernt ist sie von aller christlichen Hilfe, wie leicht kann hier nicht eine Frevelthat gelingen, da Jude, Grieche und Muselmann in unserer Stadt des Handels wegen geduldet werden, und die menschliche Weisheit nicht das Herz eines Jeden durchschauen kann. Mehr westlich würde es für Euern Gebieter sicherer seyn.

Meinst Du, Herr? — sagte Achmed, den Meister scharf in's Auge fassend — Diese Warnung klingt mir fast wie der Befehl, uns zur Reise bereit zu halten.

Mit nichten, nur der Wunsch des Prinzen wird ihn aus Rhodus treiben, er ist auch hier Herr seines Willens! — nahm d'Aubusson das Wort. — Aber ich glaube doch, mein

väterlicher Rath ist einer Ueberlegung werth. Der Orden hat in allen Ländern Europa's, von dem kalten Norwegen bis unter Neapels südlichen Himmel, Besitzungen. Jedes Land, welches der Prinz wählen würde, bietet ihm ein Asyl, der Orden ihm überall Schutz. Geht zurück zu Eurem Fürsten und überlegt mit ihm, was ich Euch sagte. Wo er auch seine Wohnung aufschlagen wird, überall werden ihn meine väterlichen Gesinnungen begleiten.

Fatime schlummerte noch, als Achmed von dem Großmeister zurückkam und seinem Herrn von der Unterredung Bericht abstattete. Also so weise ist Peter d'Aubusson, so genau wägt er seinen Vortheil ab, — rief Selim entrüstet — daß der Mörder dieses Mädchens, daß der Mann, der seinen Fürsten vergiften wollte, frei und hohnlächelnd morgen Rhodus verlassen kann?! — So tief, bin ich gesunken, daß ich nicht mehr Macht habe, solche Frevelthat zu rächen?!

Achmed, — sagte er nach einer Pause, in der er seinen Zorn zu mäßigen suchte — mich dünkt, wir stehen vor einer düsteren Pforte;

jenseits führen tausend Wege zum Grabe, nur einer zum Throne. Soll ich die Pforte überschreiten und tollkühn dem Glücke noch einmal vertrauen? soll ich nach Asien hinüber und noch einmal den verzweifelten Kampf beginnen, oder soll ich vor der Pforte umherirren, bald nord-, bald südwärts, ewig ein Heimatloser, ewig ein Spielball in der Hand dieser Ungläubigen, die, wie mich dünkt, mit mir feilschen und handeln, und bietet man ihrer Habgier sattsam, mich doch endlich verkaufen? Oder soll ich ganz dem Throne entsagen, in der Stille von dem zehren, was des Bruders Mitleid mir gibt, soll ich meine Wünsche in einer Hütte einengen und mich an Weib und Kind erfreuen wie der ärmste Mann in Rhodus, und vergessen, daß ich Muhamed's Sohn bin? Ja, vergessen! — rief er aufspringend — wer das könnte, wer die Erinnerung einlullen könnte wie ein müdes Kind — ich vermag es nicht! — Und da soll ich nach Westen ziehen, ferner, immer ferner von Asiens paradiesischem Gefilde, immer ferner von der Hoffnung. Und was nehm' ich dahin mit mir? — einen erprobten Freund, einen treuen Sklaven und viel-

leicht auch sie — aber die Erinnerung gewiß!

Auch die Hoffnung! unterbrach ihn Achmed.

Was sprichst Du von Hoffnung, Du, der so fest der Bestimmung vertraut? Was mir werden soll, ward ja schon, wie Du sagtest, vor meiner Geburt da oben beschlossen, und ohne freien Willen und mit gebundenem Flügel schwingt sich keiner himmelwärts. Mit dem Tritte in das Schiff, das mich weiter von Asien führt, lasse ich die Hoffnung zurück und folge als gläubiger Moslemim wie das Opferthier seinem Lenker, meiner Bestimmung.

Vertraue Allah und dem Propheten, Herr!

In der durchlöcherten Brust jener Christin ruht ein stärkeres Vertrauen auf ihren Gott als in der meinigen zu Allah!

Verliere Hoffnung, Herr! nur nicht den Muth. Ich brachte Dir Muhamed's Säbel wieder; so lange er an Deiner Seite hängt, sei er Dir ein Talisman gegen Verzweiflung.

Selim griff rasch nach dem Säbel, seine Lippen küßten, seine Thränen benetzten ihn; dann trat er, wie von ihm gestärkt, in das Zimmer, wo Fatime noch schlummernd lag.

„Nun, ſo vertraue ſie deinem Gevatter und Nachbar, dem Stadtſchreiber.“

„Nein, nein!“ rief der Alte heftig aufſpringend; doch ſetzte er ſich bald wieder und verfiel in Nachdenken.

Magdalene und die Muhme hatten zu alle dieſem geſchwiegen. Das Mädchen war zu ſehr in Erinnerung verſunken, um ſich über die drohende Gefahr zu kümmern. Die Muhme aber glaubte nicht länger ſchweigen zu dürfen. „Lieber Schwager,“ ſagte ſie, „Ihr fühlt gewiß mit uns, wie nothwendig es iſt, daß Euer Kind, wenigſtens ſo lange aus Euerm Hauſe entfernt wird, als der franzöſiſche General darin hauſt.“

Benedikt nickte ihr beifällig zu.

„Ich wüßte wohl einen ſichern Ort.“ —

„Hm!“ brummte er vor ſich hin, ohne jedoch den ſtarren Blick vom Boden abzuwenden.

„Bringt ſie nach Blaſien Au zu den frommen Schweſtern, für gute Aufnahme will ich ſorgen.“

Raſch hob Benedikt das gebeugte Haupt und ſah die Matrone ſtarr und finſter an.

„Ich weiß wohl,“ fuhr dieſe unbekümmert fort, „weshalb Euch mein Vorſchlag nicht genehm iſt; Ihr haßt die frommen Schweſtern, fürchtet, ſie möchten auf Magdalenens Gemüth wirken. Fürchtet doch nicht! Wäre der Glaube in der Bruſt Eures Kindes ſo wandelbar, daß ihn chriſtliche Ermahnungen und ein frommes Beiſpiel erſchüttern könnten, dann freilich hättet Ihr zu fürchten Urſach, aber dann auch hier ſo gut, als dort“ — Sie ſchwieg, Benedikt erwiederte nichts, Magdalene ſchien auf alles dies nicht zu achten.

Ja, auch Du wirst mir nach Europa folgen, — sprach er leise, bog sich über sie und blickte lange in das bleiche Antlitz der Schlummernden.

Herr! — sagte mehre Wochen darauf Bruder Gui zu Selim, als das Gespräch auf die blutige Begebenheit der vergangenen Tage kam — Ich bin nun selbst der Meinung unsers Meisters, daß Ihr hier nicht sicher seid, Euer Leben ist in steter Gefahr. Reitet Ihr aus, so kann ein vergifteter Pfeil Euch treffen; bleibt Ihr in diese dunklen Gemächer verschlossen, so schleicht das Unglück dennoch durch Thüre und Thore, und Euerer alten, treuen Dogge, dem Ismaeliten, der die Uebertretung des Gesetzes durch einen Dolchstich in den Arm so theuer gebüßt hat, mischen sie wieder Opium unter den Wein, und er schnarcht und läßt den Mörder ruhig in Euer Gemach. Zieht fern von hier, nicht nach Italien, da kennen sie auch Gift und Dolch, zieht nach meinem Vaterlande, dem paradiesischen Frankreich, dort duftet auch die Pomeranze, dort blüht auch der Oelbaum und

der Wein von Languedoc ist zehnmal besser als der, den hier die Sonne kocht. Dort ist Frohsinn und Freude überall, schöne Weiber und Mädchen umschwärmen Euch und die Troubadours der Provence singen gar liebliche Lieder zu ihrer Laute. Die Sonne brennt nicht so heiß und versengt nicht die grünen Matten wie in Eueren Wüsten, auch sind die Menschen nicht so düster als hier, wo bloß die geharnischten Ritter herrschen, dort herrscht auch das Weib durch Liebreiz und Anmuth. Ich folge Euch dahin, wenn Ihr es nämlich wünschet, fern vom Meister und Kapitel können wir ein fröhliches Leben verbringen, und von Gift und Dolch weiß der Franzose nichts, er kennt nur Lanze und Schwert im offenen Kampfe.

Ihr schildert mir Euer Land gar lockend, Herr Ritter! — erwiederte Selim — Wär' ich unter Christen geboren, folgte ich Euch mit Freuden nach dem Paradiese des Nordens, denn das muß es Euerer Beschreibung nach wenigstens seyn, aber es wird mir schwer, mich von jener Küste noch weiter zu entfernen, die hier schon, in grauen Nebel gehüllt, mein Auge nicht mehr erreicht; es sträubt

sich ein Gefühl in mir dagegen, das mir stets zuruft: Dort mußt Du Deine Fürstenwürde ablegen und Dein Wille ist dort nicht mächtiger als der des ärmsten Bettlers. Hier bin ich noch Fürst, nach meinem Reiche trägt mich in der Spanne Zeit vom Morgen bis zum Mittag ein günstiger Wind.

Blanchefort suchte ihn dennoch zu überreden, aber vergebens. Zwar sah Selim wohl ein, daß ihm hier im schlimmsten Falle immer noch die Hoffnung zur Flucht, immer noch eine Verbindung mit Asien blieb; er sah voraus, daß er im Inneren Frankreichs vergraben, ein ewiger Sklave der Christen seyn würde, die sich nie für ihn opfern, wohl aber ihn zum Schreckbilde Bajazet's bewahren würden; aber eben so klar sah er auch, wie sein Leben hier täglich gefährdet sei. War es nicht der Zufall allein, der ihn jüngst rettete, konnten seine Feinde, ihn meuchlings zu morden, nicht hundert andere Mittel ergreifen, auf die er nicht gefaßt war? — Und in dieser Handelstadt, so nahe dem Reiche Bajazet's, schwebte in jedem Augenblicke ein drohendes Schwert über ihm. Fatimens Bitten bestimmten ihn endlich. Seit sie auf dem

Krankenbette lag, war sein Benehmen gegen sie ganz verändert; er hatte ihren Werth kennen, fühlen lernen. Nicht mehr der Despot, der der Sklavin ihm Liebe zu heucheln befahl, war er ein theilnehmender, besorgter Freund, der ihr Lager nicht verließ, sie pflegte, ihr die kleinsten Handreichungen leistete, und das mit so viel Innigkeit, daß sie sich mit fester Ueberzeugung sagen konnte: Er liebt mich wahrhaftig! Hatte die kurze Zeit, daß er unter Christen wohnte, ihn an ihre Sitten gewöhnt, hatte das drückende Gefühl, sein Wille sei hier so beschränkt wie der Wille jedes Andern, das Rauhe, Despotische in ihm verwischt, oder war es das treue Herz des Mädchens, das ihm Achtung und Liebe einflößte und diese schnelle Veränderung in ihm bewirkte? Sein Betragen gegen sie war ganz verändert. Darum zagte Fatime, und nicht ohne Grund, für sein Leben und beschwor ihn deshalb, Rhodus zu verlassen, wo Gift und Dolch überall auf ihn lauerten. Selbst Achmed wußte keinen bessern Rath zu ertheilen, und da plötzlich Abgesandte von Constantinopel erschienen, glaubte der treue Lehrer keine Zeit mehr verlieren zu dürfen, nach

Frank-

Frankreich zu gehen, wo er doch im Nothfall Schutz von Seiten des Königs hoffen konnte. So beschloß nun der Prinz, den Vorschlag des Großmeisters anzunehmen und sich nach Frankreich überschiffen zu lassen. Nur die nöthige Instandsetzung der Schiffe, auch wohl Fatimens Gesundheit, verzögerten die Abreise noch. In dieser Zeit verließ Selim seine Wohnung nicht, sah niemanden als die Ritter und blieb stets an dem Krankenbette Fatimens, die von Tag zu Tage wieder aufblühte.

Sie hatte den ersten Augenblick, da sie das Lager verlassen konnte, benutzt, an ihre Aeltern zu schreiben, sie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und sie zu bitten, nach Rhodus zu kommen, um noch einmal ihre Tochter zu sehen. Statt ihrer Aeltern kam ein Schreiben des Vaters:

„Deine sündige Leidenschaft" — so schrieb er — „hat Dich von neuem von uns gerissen; wozu also ein Lebewohl, das Du uns ja schon für immer sagtest, als Du Dich vor meinen Augen in die Arme des Muselmanns warfst! Glaubst Du, die Liebe zu einer Sünderin, die ihren Gott ver-

leugnet, könne uns nach Rhodus locken? Nein, Helene, ich mag Dich nicht noch einmal in seinen Armen sehen, auch Deine Mutter nicht! Wäre ihr Mutterherz auch schwach genug dazu, so ist ja leider ihr Körper zu entkräftet, um diese kurze Reise zu unternehmen. Das Unglück, das Dir begegnet ist, sieh' als eine Strafe des Himmels an.

„Dein erster Fehltritt war unverschuldet, Du fielst in die Hände der Ungläubigen, ich glaubte den Tod unter ihren Streichen zu finden, aber mich rettete der Herr, Dich ließ er verderben. Deßhalb will ich Dir nicht fluchen, deßhalb sendet die kranke Mutter ihren Segen. Es gehe Dir wohl, wohler als Du es verdienst."

Dieser Brief erschütterte die Unglückliche tief. Sie kämpfte lange mit sich, ob sie ihrer Pflicht folgen, nach Cos zurückkehren und dort Schmach und Verachtung als Büßende dulden sollte, aber ein freundlicher Blick Selim's, die theilnehmenden Worte: Was ist Dir, Fatime? die er sprach, als er sie weinen sah, erschütterten bald den gefaßten Ent-

ſchluß. Ich kann nicht! — rief ſie verzweiflungvoll aus — vergebe mir Gott! —

Während der Zeit, daß Alles mit größter Eile zur Abreiſe bereitet wurde, hatte der Großmeiſter öfters Unterredungen mit dem Prinzen, öfter noch war Achmed bei ihm. Es trat eine förmliche Unterhandlung ein, da Achmed ſo viel als möglich ſeinen Gebieter für jeden Unfall ſicher ſtellen wollte. Der Großmeiſter verſprach, den Prinzen auf ein Schiff des Ordens mit ſattſamer Bedeckung nach Frankreich bringen zu laſſen, ihm dort die Comthurei Bourgneuf in Auvergne, wo ſonſt der Großprior zu reſidiren pflegte, einräumen und ihm überdieß noch einen Jahrgehalt auszahlen zu laſſen, über den man ſich ſpäterhin vergleichen würde. Dem Prinzen blieb alle Freiheit, nur verſprach er, nicht ohne Erlaubniß des Ordens ſeinen Wohnſitz zu verändern. Zugleich ſtellte Selim drei Urkunden aus. In der erſten ertheilte er dem Großmeiſter Vollmacht, mit Bajazet einen wo möglich vortheilhaften Frieden für ihn zu ſchließen, ein Beweis, wie er ſo ganz die Hoffnung, den Thron ſeines Vaters zu beſteigen, aufgegeben hatte, oder vielmehr, wie

sehr der Orden wünschte, sich Bajazet zu verbinden, da man Selim solche Urkunde auszustellen vermochte. In der zweiten erklärte er, daß er freiwillig Rhodus verlassen und eine entferntere Gegend zu seinem Aufenthalt gewählt habe. In der dritten, die mit der ersten ganz widersprechend war, versprach er, im Fall er so glücklich seyn würde, sein Reich oder wenigstens einen Theil desselben wieder zu erlangen, aus Dankbarkeit für die gastfreundliche Aufnahme, dem Orden und seinen Unterthanen freien Handel in seinem ganzen Reiche zu gestatten, jährlich 300 Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben und 150,000 Goldkronen zur Entschädigung der für ihn aufgewandten Kosten zu zahlen.

Diese Verhandlungen, die doch nicht ganz geheim bleiben konnten, schienen den Abgesandten Bajazet's nicht zu kümmern; er unterhandelte nur wegen eines dauernden Friedens mit dem Orden, späterhin jedoch gab er nicht undeutlich zu verstehen, wie Bajazet hoffe und wünsche, daß der Großmeister eine Gesandtschaft nach Constantinopel senden möchte, dort das Weitere zu beschließen, da es wohl noch mehre Punkte gäbe, über die man sich zu

verständigen hätte; Selim's erwähnte er zwar mit keinem Worte, gab aber doch deutlich zu verstehen, daß das Schicksal dieses Unglücklichen Hauptbedingung eines dauernden Friedens seyn würde.

Dieß Alles bestimmte Peter d'Aubusson noch mehr, die Abreise Selim's zu beschleunigen. Bald war die kleine Flotte segelfertig und Großmeister und Ritter begleiteten den Prinzen mit allem möglichen Pomp nach der für ihn bestimmten Galeere, wohin die immer noch nicht ganz hergestellte Fatime schon früher in einer Sänfte getragen worden war. Auch Achmed und Ali begleiteten ihren Herrn.

Sobald die Flotille den Hafen verlassen hatte, schickte der Großmeister die beiden Ritter Duprat und Mont-Arnaud nach Constantinopel ab. Dort kam nach manchem stolzen Worte des Großveziers bald ein Vergleich zu Stande, dessen Hauptpunkt das fernere Schicksal Selim's bestimmte. Der abgeschlossene Waffenstillstand und die Handelbegünstigungen waren ganz zum Vortheil der Ritter, nur mußte der Großmeister versprechen, den Prinzen Selim stets unter Aufsicht und im Gewahrsam des Ordens zu halten, ihn

keinem christlichen Fürsten zu übergeben, damit keiner die Gelegenheit ergreifen könnte, unter dem Vorwande, des Prinzen vermeintliche Rechte auf den Thron geltend zu machen, Unruhen im türkischen Reiche anzustiften. Dafür bezahlte Bajazet jährlich dem Großmeister zur Unterhaltung Selim's die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 45,000 venezianischen Dukaten.

So schien das Schicksal des unglücklichen Fürsten für immer entschieden und aller Hoffnung, den Thron seines Vaters mit dem Schwerte in der Hand zu gewinnen, beraubt, konnte sein künftiges Leben nur eine ehrenvolle glänzende Gefangenschaft seyn. Der Orden hatte ihm sein Wort gebrochen, die Rechte der Gastfreundschaft verletzt und die Achtung, die man dem Unglücke schuldig ist, vergessen. Zufrieden, an Selim einen Bürgen für Bajazet's Unthätigkeit zu haben, kümmerte sich selbst der sonst so edle Peter d'Aubusson nicht um das Urtheil seiner Zeitgenossen und der Nachwelt.

„Ich meine nur," lenkte die Muhme wieder ein, „daß wohl niemand die Wohnung der frommen Kloſterfrauen beläſtigen würde, die auf ihre Bitten von jeder Einquartirung befreit ſind. Niemand, wer Euern Haß gegen unſere Glaubensgenoſſen kennt, wird ahnen, daß Ihr, der eifrige Lutheraner, Euer Kind dorthin geſchickt — Schwager, bedenkt was Ihr thut! Iſt das Unglück geſchehen, hilft keine Reue und kein Jammern. Auf Euern Starrſinn allein fällt die Verantwortung, alles, alles kommt über Euch!"

„Willſt du zu den Klariſſerinnen?" fragte jetzt der Vater Magdalene, die aus ihren Träumereien erwachend, den Vater erſt verſtand, als er ſeine Frage wiederholte, und dann ein freundliches „Gern!" erwiederte.

„Gern?" wiederholte der Alte unmuthig — „I nun, das Haus deines Vaters iſt dir ja ſchon längſt fremd geworden, du verläßt es gern, und dorthin zieht dich vielleicht ein ſtärkerer Magnet" — Magdalene ſank an ſeine Bruſt — „Ich muß dich aus meinem Hauſe ſchicken," fuhr er, durch des Mädchens Schmerz weicher geſtimmt fort, „Zweimal habe ich heute ſchon deinetwegen eine Warnung erhalten, und wenn ich es ſo recht überlege, ſo wüßte ich auch für den Augenblick keinen Ort, wo du ſicherer und verborgener wäreſt — deshalb, ſo ſchwer es mir wird, ſo ſehr ſich auch mein ganzes Innere dagegen ſträubt — in Gottesnamen ziehe hin!" —

„Das ließ dich Gott ſprechen!" rief die Mutter freudig.

„Oder der Böſe, dem der Herr auch oft über die Herzen der Frommen Macht giebt — Kind!" ſagte er,

Sanft gleitete die Galeere, die Selim und seine Getreuen trug, vom günstigen Winde getragen, über die blaue Meerfluth, emsig ruderten die Sklaven und wäre das Gemüth dieser Unglücklichen nicht so traurig gestimmt gewesen, so hätte jedes Auge froh und dankbar zu dem blauen Himmeldom aufblicken müssen, wo kein sturmverkündendes Wölkchen den heitern Aether trübte und bei Nacht die Sterne sich in der ruhigen Fläche des Meeres strahlend spiegelten. Aber wo findet man auf solchem Fahrzeuge den Frohsinn?

Die an das Ruder Geschmiedeten, meist gefangene Muselmänner, sahen mit traurigem Blicke nach Asiens Küste, von der sie sich immer mehr und mehr entfernten, sahen den Sohn ihres Sultans, der sie sonst zu Schlacht und Sieg geführt hatte, mit inniger Betrübniß, denn sie glaubten, er sei ein Gefangener wie sie; und war er das nicht, war er ein Freund der Christen, ein Abtrünniger geworden, dann fühlten sie ihr Unglück noch schmerzlicher. Schweigend schwangen sie das Ruder, sich um nichts, als ihr Elend und das Schicksal ihres Fürsten kümmernd, während Christen, die sich unter ihnen befanden,

meist Missethäter, sich doch noch höher dünkend als sie, im Takt ihres Liedes die Ruder führten.

Selim, Achmed und Ali waren gleich traurig gestimmt, Fatime allein war heiter. „Ach, wer nur vergessen könnte!" war das Einzige, was Selim während des ganzen Tages gesprochen hatte, ein theilnehmender Blick auf die Kranke, ein Händedruck, den er ihr gab, das Einzige, womit er Theilnahme zeigte. Auch Achmed in sich gekehrt, und nur in eine trübe Zukunft schauend, beachtete wenig, was um ihn vorging. Ali allein war gesprächig, und da Niemand auf ihn zu hören schien, wendete er sich an den Ritter Blanchefort, der, bekannt mit der arabischen Sprache, ihn sattsam verstand.

Herr! — sagte er, als sie zusammen auf dem Verdeck standen — das ist ein trauriger Weg, den wir zurücklegen; immer weiter führt er uns von der Heimath und wohin?

Nach einem schönen Lande, Ali! unterbrach ihn der Ritter, der sein Frankreich höher stellte als selbst das Paradies — Nach meinem Vaterlande Frankreich schiffen wir. Da sollst Du sehen —

Was ich da sehen soll, weiß ich nicht,

Herr! aber kaum kann ich glauben, daß es so viel werth ist, daß man so lange auf dem Meere herumschifft, wo es mir gar nicht behagt; auf meinem Araber war mir es wohler. Ist es in Frankreich nicht besser als in Rhodus, dann danke ich dafür. Was hatte man dort? Keine Fläche, wo das Auge ungehindert umherschweifen kann, kein arabisches Roß, hinter der Gazelle drein zu jagen; denn für Eure Streithengste bewahre uns Allah und der Prophet! Das sind schwere, ewig keuchende Mähren, die ein schnellfüßiger Afrikaner im Wettlauf überliefe, stolpern und stoßen den armen Reiter so zusammen, daß er meint, in einem Mörser gestampft zu werden. Und Eure Jagd! — einen armen Reiher mit dem Falken beitzen, einem flüchtigen Kaninchen den Bolzen durch das Hirn jagen, oder ein schüchternes Reh mit Hunden zu Tode hetzen, das ist Alles —

Nur gemach! Freund Muselmann — unterbrach ihn Blanchefort — In unsern Wäldern sollen Dir schon Bären und Wölfe zu thun geben.

Bär und Wolf kenn' ich nicht, Herr! — fuhr Ali fort — wohl aber Löwen und Ti-

ger. — Und dann Eure Bäume! wo könntet Ihr mir einen Baum zeigen wie die Ceder, die vor dem Hause unsers Fürsten steht? Nicht einmal eine Palme soll in Eurem kalten Lande gedeihen. — Aber seh' ich recht, Herr, so folgen uns türkische Schiffe; habt Acht, sie steuern auf uns zu, es gilt uns!

Blanchefort konnte kaum die Schiffe in der Ferne erkennen, die Ali's scharfes Auge so deutlich sah. Doch, da er sich überzeugt hatte, Ali habe Recht, gab er alsbald den Schiffen das Zeichen, sich zusammen und zum Kampfe bereit zu halten; denn die Schiffe, die gute Segler seyn mußten, kamen immer näher und ehe es Abend wurde, konnte man deutlich sehen, daß es zwei türkische Galeeren und eine Brigantine waren. Die Ritter hielten es unter ihrer Würde, alle Segel aufzuspannen, um durch Flucht vielleicht einen Kampf zu vermeiden und setzten ruhig ihre Fahrt fort. Die türkischen Schiffe blieben in bedeutender Entfernung und schienen sie mehr beobachten als angreifen zu wollen.

Selim war bei dieser Nachricht auf das Verdeck getreten und war bei dem Anblicke der sie verfolgenden Schiffe nicht betroffen,

vielmehr erfreut. Fühlte er ſich glücklich, ſich ſeinen Feinden gegenüber zu ſehen? war es Kampfbegier, oder die Hoffnung, der jeder Zufall, welcher das Geſchick anders geſtalten kann, willkommen ſcheint? ſein Auge glühte und zuverſichtlich überſchaute er die am Ruder ſeufzenden gefangenen Glaubensbrüder, als ob er im Fall des Kampfes auch auf ſie rechnen könnte. Der ewig düſter in die Zukunft ſchauende Achmed aber raunte Selim lächelnd zu: Es wäre doch ſonderbar, Herr, wenn die Ritter gegen ihren Willen dennoch für Euch kämpfen müßten.

Aber die Nacht verging ruhig, kein Feind nahte; am Morgen erblickte man ihn nur noch in der Ferne, jedoch am Mittag ſah man die türkiſchen Schiffe mit vollen Segeln wieder auf ſich zu ſteuern, doch blieben ſie bald in weiterer Entfernung zurück. Als ſie nach einigen Tagen den Archipel verlaſſend das offene Meer erreichten, zeigten ſich die Schiffe nur noch zuweilen, und bei dem Umſchiffen der Spitze Sardiniens ſah man ſie zum letzten Mal, ſie hatten ſich wahrſcheinlich nur von der Richtung überzeugen wollen, welche die Flotille nehmen würde.

Ohne weitere Begebenheiten ſetzten ſie nun ihre Fahrt fort und gelangten glücklich an die franzöſiſche Küſte, wo ſie in St. Tropez landeten. Der König von Frankreich zwar von ihrer Ankunft unterrichtet, aber keinen Theil an den morgenländiſchen Angelegenheiten nehmend, überließ dem Orden gänzlich die Angelegenheit des türkiſchen Prinzen und kümmerte ſich weiter nicht um ihn.

Als ſie an's Land ſtiegen und Frankreichs Boden betraten, konnte Selim ſeinen Kummer nicht unterdrücken. Alſo hier in dieſem fremden Lande ſollen wir unter Chriſten unſer Leben beſchließen, Achmed! ſprach er — Ich glaube, ich hätte beſſer gethan, mich in die Schwerter meiner Feinde zu ſtürzen, als hier thatenlos unterzugehen — hier, mir ſagt es eine innere Stimme, hier blüht mir kein Glück!

Auch nicht an meiner Bruſt? — raunte ihm Fatime ſchmeichelnd zu, die jetzt wieder durch die Reiſe geſtärkt in jugendlicher Friſche ihm zur Seite ſtand. Er warf einen ernſten Blick auf ſie, dann ſagte er kalt: Ich glaube kaum!

Dieſe Worte waren tief und ſchmerzvoll

in das Herz der Griechin gedrungen; ſie ſchwieg zwar und unterdrückte ihre Empfindung, doch war während des ganzen Weges ihre heitere Stimmung verloren.

So lange die kleine Caravane, die nicht wenig die Aufmerkſamkeit der Eingebornen auf ſich zog, zwiſchen dem Meere und der Dürance ihren Weg fortſetzte, ſchien Ali frohen Muthes zu ſeyn, obgleich das Maulthier, das er beſteigen mußte, nicht nach ſeinem Sinne war. Iſt denn hier Alles ein Zwittergeſchlecht — brummte er vor ſich hin — Ritter und Mönch, Eſel und Pferd? Doch da die Reiſe nun einmal langſam gehen mußte, er nicht voran auf flüchtigem Roſſe jagen konnte und das Thier ihn fein gemächlich trug, ward er bald mit ihm vertraut. Als ſie aber bei Avignon über die Rhone ſetzten und nun an die Berge des Ländchens Givaudan kamen und die rauhen Thäler der oberen Auvergne durchzogen, wo das Klima ſchon kalt und unfreundlich wurde, da war des Ismaeliten gute Laune dahin und er hatte nur noch Freude an ſeinem Maulthier, das ihn mit eben ſo ſicherem Tritt, als ſein Araber, über die Berge führte.

Endlich kamen sie nach Bourgneuf, einem finstern Städtchen an dem kleinen Flusse Torion, der zwischen der Stadt und dem Schlosse durch bebaute Felder rieselt. Die Gegend war anmuthig. Die Commende, ein altes Schloß der Grafen von La Marche, das diese vor langer Zeit dem Orden der Hospitaliter geschenkt hatten, erhob sich an der andern Seite des Flusses auf einer Anhöhe. Es war ein düsteres, aber noch gut unterhaltenes Gebäude mit drei Thürmen, die, so wie das Schloß selbst, ein Dreieck bildeten. Hinter dem Schlosse lag die Meierei, welche bedeutende Länderei und Zehnten hatte und die Commende zu einer der wichtigsten in Frankreich machte, weßhalb sie auch die Residenz des Großpriors von Auvergne war, der sich eben jetzt in Rom befand. Von einem breiten Graben umgeben, über den eine von einem der Thürme vertheidigte Zugbrücke führte, war das Schloß nach damaliger Art ein festes zu nennen, denn alles zur Vertheidigung Nothwendige konnte man hier finden. Hatte man nun die Zugbrücke überschritten, so gelangte man an ein hohes finsteres Thor, über welchem das Wappen des Ordens ein-

gebauen war und durch das man auf ſich ſchlängelndem Wege nach dem innern Hofe gelangte. Freundlich war das Aeußere nicht, mehr zur Wehr als zum Vergnügen gebaut, konnte ſein Anblick auf einen aſiatiſchen, unter heiterm Himmel an die Pracht des Orients gewöhnten Fürſten nicht wohlthuend wirken. Rochechenard, welcher den Reiſenden um eine Tagereiſe vorangeeilt war, empfing den Prinzen mit vieler Galanterie am Eingange des Portals, ein Stallmeiſter hielt ihm das Pferd, zwei Pagen, zu ſeiner Bedienung bereit, erwarteten ſeine Befehle, und als er abgeſtiegen und in das graue Portal getreten war, begrüßte ihn der Ritter mit den Worten: Tretet ein, Herr! Haus und Hof und Alles, was Ihr hier findet, iſt zu Euren Dienſten, denn ſo lange Ihr hier wohnt, ſeid Ihr der Herr von Bourgneuf. Möge es Euch hier gefallen und wohlergehen. Ich und Bruder Gui, die wir es gut und treu mit Euch meinen, erſuchen Euch, uns keinen Eurer Wünſche zu verſchweigen und alle, wenn ſie nicht gegen unſere Pflicht ſind, ſollen erfüllt werden. Auch iſt es gegen die ſonſtige Regel des Hauſes Euch erlaubt, das griechiſche

Mädchen mit einzuführen, und überhaupt werden den Frauen die Thore nicht mehr so fest verschlossen seyn wie sonst.

Selim dankte dem Ritter mit wenigen Worten und stieg mit beklommenem Herzen die steile enge Wendeltreppe hinauf, die von den kleinen Oeffnungen im Thurme nur sparsam erleuchtet war. Sie führte ihn in eine weite, mit alten unbrauchbaren Waffen aller Art und den Geweihen erlegter Hirsche ausgeschmückte Vorhalle, die Pagen öffneten hier zwei mit Schnitzwerk gezierte Thüren und sie traten nun in einen hochgewölbten Saal, in dem das schon bereitgehaltene Mittagmahl aufgetragen war; mehr aber zogen die beiden Kamine, in welchen prasselndes Feuer brannte, die Augen der an dieses Schauspiel nicht gewohnten Gäste auf sich. Den Ritter Blanchefort aber beschäftigte etwas Anderes auf unangenehme Weise. Man hatte nämlich vergessen, die Trophyhäen, die im gelobten Lande und Syrien von den Rittern der Zunge von Auvergne erbeutet und hier aufgehangen waren, wegzunehmen; es hingen selbst noch zwei während der Belagerung von Rhodus erbeutete Fahnen da. Dem Zartgefühle Blanchefort's

sich dann feierlich zu dem Mädchen wendend, „Denke, du ständest jetzt vor dem Richterstuhle Gottes, vor dem Richterstuhle dessen, der die Herzen der Menschen in ihrer tiefsten Tiefe durchschaut: Hängst du mit festem unerschütterlichem Glauben an der Lehre Luthers?“

„Vater!“ erwiederte Magdalene, „Ihr fragt mich sonderbar. Wie könnt Ihr jetzt, wo Vergangenheit und Gegenwart so sehr mein Gemüth belasten, mich durch Eure Zweifel so bitter quälen — Wandelte ich auf meiner irdischen Bahn nicht immer Blick und Herz zum Himmel gerichtet? Fürchtet Ihr, Eure Magdalene werde diese Bahn verlassen, auf der Ihr, von frühster Jugend an, sie geführt? — Fürchtet nichts, Vater! ich bin, so lang Ihr lebt, Eure folgsame, Eure unglückliche Tochter!“

Der Vater mußte diese letzten Worte überhört, oder wollte sie nicht gehört haben, denn er sagte mit anscheinender Zufriedenheit, „Nun, so geh mit Gott — um die eilfte Stunde führe ich dich hin, der Herr des Himmels wird dich schützen.“

Während Melac seinen Rausch, mit dem er von dem Bankett zurückgekehrt war, ausschlief, und alles im Hause sich zur Ruhe gelegt hatte, schlich Magdalene in einen Mantel gehüllt, von dem handfesten Knecht gefolgt, an der Hand ihres Vaters, aus dem Hause. Die Straßen waren wie ausgestorben, das Kriegsvolk des Weines voll, schnarchte auf weichem Lager, und nur hier und da hörte man aus der Ferne das wilde Jauchzen einiger Trunkenen. Magdalene bebte, der Vater sprach ihr Muth ein, und zog die Zitternde mit sich fort bis auf die Brücke des Nekar Armes, der die Stadt von Blasien Au trennt.

chefort's that dies wehe und er drang nicht weiter in Selim, als dieſer, da er der Ruhe mehr bedürfe als des Mahles, in ſein Gemach geführt zu werden bat; er begleitete ihn in die für ihn beſtimmten Zimmer, wovon eines ganz auf orientaliſche Weiſe, die anderen aber nach abendländiſcher Sitte eingerichtet waren und ließ, nachdem er ſich beurlaubt hatte, die Trophäen, nicht ohne Widerſpruch Rochechenard's, wegnehmen.

Als ſich Selim mit Achmed, Ali und der Griechin allein befand und die franzöſiſchen Diener ſich entfernt hatten, ſtanden ſie lange ſchweigend ſich gegenüber, jedem war die Bruſt beengt, jeder mochte ſich fragen: Werde ich wohl je dieſes Schloß wieder verlaſſen können? denn das Raſſeln der hinter ihnen aufgezogenen Zugbrücke tönte noch in ihr Ohr.

Gefangene! — murmelte endlich Selim — Eingeſperrt in dieſe finſtern Mauern, dies enge Schloß meine Welt, mir, dem Aſien zu klein war, um es zu beherrſchen? — Alſo wirklich gefangen? — Wir wollen ſehen, ob wir es ſind! — rief er plötzlich — He, Page!

Ein junger ſchlanker Burſche trat herein.

Laß mir ein Roß vorführen und befiehl, daß die Zugbrücke niedergelassen wird.

Der Page neigte sich und ging.

Man wird uns nicht in diesem Schlosse einkerkern! — nahm jetzt Achmed das Wort — Es ist, wie Du weißt, Herr, gar weit vom Meere bis hierher; das ganze Land der Franken ist ja unser Kerker und jeder Ungläubige bewacht uns hier. Es bedarf im Herzen Frankreichs nicht Riegel und Schlösser, uns gefangen zu halten, wir sind, wir bleiben von der Heimat getrennt.

Nein, nein! — rief Selim — Es zieht mich zu mächtig nach Süden. Mit jedem Schritte, den mein Roß vorwärts that, schweifte mein Geist zurück nach dem Lande Muhamed's. Mir ruft eine innere Stimme zu: Hier werd' ich nicht enden!

Das Wort möge Allah wahr machen! — sprach Ali, aus seinem Grübeln erwacht — Auch ich hoffe, noch von meinen Datteln zu essen, aus meinem Felsquell zu trinken und unter der großen Ceder vor dem Hause unseres Scheiks mein Morgengebet zu verrichten. Doch sieh, Herr, da führen sie vier stattliche Rosse aus dem Stalle; für Dich

und Achmed sind gewiß die beiden mit reichen Decken geschmückten, für mich, Deinen Knecht, der fahle Klepper, den der bärtige Knecht kaum zu bändigen vermag; der Page führt sein munteres Thier selbst. — Aber für Dich, Rose von Cos, sehe ich keinen Zelter; Du sollst, wenn wir die Felder durchstreifen, heim sitzen in Deinem Harem, sollst von jetzt an wieder Deiner Augen Sterne mit einem Wolkenschleier verhüllen und dieses alte Schloß soll Dir zum Palast von Erivan werden.

Und Du schweigst, Fatime? fragte der Fürst, sich traulich dem Mädchen nahend.

Herr! — erwiederte diese, von Ali's Worten unangenehm berührt — Was könnte ich auf die Rede des Unverständigen erwiedern. Im Lande der Christen gibt es keinen Harem und der strenge Blick sittiger Frauen schützt sie hier mehr vor dem unsittlichen Beschauen der Männer als es der dichteste Schleier könnte. Aber um Eines bitt' ich Euch, Herr! nennt mich fortan nicht mehr Fatime, nennt mich nach meinem christlichen Namen: Helene! denn hier ist kein Harem, kein Palast von Erivan; hier gibt es nur Herr und

Knecht, und das Herz, was der Segen des Priesters noch nicht gebunden hat, schlägt frei.

Wie Du es wünschest! erwiederte Selim, deßhalb nicht auf sie zürnend, drückte sie freundlich an sich und eilte dann hinunter, schwang sich auf sein Roß und sprengte über die Zugbrücke der Meierei vorbei dem Walde zu.

Noch stand Helene ihm nachblickend am Fenster, als Blanchefort, von einer ältlichen Frau begleitet, eintrat. Schöne Griechin! — redete er sie an — hier bringe ich Euch Eure Dienerin, eine gute würdige Witwe, die sorgsam Euch bedienen und gewiß jeden Eurer Wünsche belauschen wird; sie wird Euch in die für Euch bestimmte Wohnung führen. Sollte dort noch Manches zu Eurer Bequemlichkeit fehlen, so verzeiht. In einer Ordenscommende kennt man die Bedürfnisse der Frauen zu wenig, um jedem ihrer Wünsche entgegen kommen zu können. Unser Wille ist gut, was Ihr verlangt, soll Euch gereicht werden; genügt eine Dienerin nicht, sollen bald mehre Eure Befehle erwarten; sprecht Eure Wünsche nur aus, und Ihr wißt, Bruder Gui ist den Frauen nicht so abhold, daß er nicht der Schönsten mit Freuden gefällig

wäre. Auch ist schon der Befehl gegeben, für Euch einen Zelter herbeizuschaffen, damit Ihr uns auf der Reiherbeize, die hier gar vortrefflich ist, begleiten könnt, und vielleicht findet Ihr auch hier weibliche Gesellschaft, die Euch doch gewiß Bedürfniß seyn wird. — Dann setzte er in griechischer Sprache hinzu: Sollte je der Wunsch in Euch aufsteigen, Bourgneuf zu verlassen, um in Eure Heimat zurückzukehren, so vertrauet mir ihn an. In Frankreich gibt es keinen Sklaven und somit seid Ihr auf Bourgneuf so frei als auf den lachenden Fluren von Cos.

Helene dankte dem freundlichen Mann, der sich stets so treuherzig gegen sie benommen hatte, und konnte hierbei eine Thräne nicht unterdrücken, die der Gedanke an Trennung in ihr hervorrief. Der Ritter hatte eine traurig tönende Seite ihres Innern gegriffen, denn seit jenen von Selim gesprochenen Worten bei der Landung in St. Tropez war ihr Gemüth traurig gestimmt und der kindliche Frohsinn, den ihr die Natur verliehen hatte, dahin. Sie dankte dem Ritter und folgte ihrer Dienerin nach dem für sie bestimmten Gemache.

Hier mußte doch eine vorsorgliche weibliche Hand geordnet haben; denn nicht allein, daß das Zimmer freundlich eingerichtet war, es war auch mit Allem versehen, was einem jugendlichen weiblichen Wesen in damaliger Zeit nothwendig war. Ein Stickrahm stand im Erker, Wolle von verschiedenen Farben lag daneben, eine Laute hing am rosenfarbenen Band an der getäfelten Wand und Blumen, so schön wie sie der Herbst nur gab, begrüßten die neue Gebieterin. Die freundliche Dienerin machte sie mit Allem bekannt, öffnete Truhen und Schränke, wo alles zu ihrer Bekleidung Nothwendige vorräthig war und erzählte ihr, wie der Ritter schon vor Monden seine Muhme, die Dame von Boislami, des Großmeisters Schwester gebeten habe, für die Einrichtung eines jungen griechischen Mädchens, das den türkischen Prinzen hierher begleiten würde, zu sorgen. — Helene erkannte hierin von neuem die zarte Fürsorge Blanchefort's, der sie von jeher mit Auszeichnung behandelt hatte.

Selim kam nach kurzem Ritt bald wieder zurück. Die Last, die ihn seit seinem Eintritt in dieß Schloß schwer auf dem Herzen

gelegen hatte, war ihm abgenommen; denn er sah sich frei, und das Mittagmahl, welches er jetzt nach abendländischer Sitte nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft der Ritter, Achmed's und Helenens einnahm, mochte ihm wohl, wie auch der Wein von Languedoc, besser munden, als er es vorher gethan hätte.

Einige Wochen waren vergangen und Selim hatte sich schon mehr an sein einsames Leben gewöhnt. Die Jagd beschäftigte ihn, auch an dem Fischfange nahm er gern Theil, und so wenig ihn sonst Musik erfreute, hörte er doch zuweilen mit Wohlgefallen Helene auf der Laute spielen und griechische Lieder singen; weniger gefiel ihm der Gesang der Troubadours, welche die Neugierde, den unglücklichen Prinzen zu sehen, aus der Provence hierher führte.

Auch aus Helenens Herzen war nun der kleine Groll verschwunden, den sie seit der Landung in St. Tropez in der Stille genährt hatte. Selim's freundliches, zuvorkommendes Benehmen, die ungeheuchelte Liebe, die er ihr zeigte, das sanfte Betragen, das so ganz mit seinem sonst so stolzen, herrischen im Gegensatze war, mußte Hele-

nens Herzen wohlthun, die jetzt mit jedem Tage schöner aufblühte. Der Umgang Blanchefort's, der Selim jetzt so lieb geworden war und der auch die Neigung des Prinzen sattsam verdiente, hatte viel dazu beigetragen, daß er das rauhe Herrische ablegte, was nicht in seinem von Natur sanften Charakter lag; aber durch Gewohnheit und den sklavischen Sinn seiner Umgebungen geweckt, hatte dieser jedem asiatischen Despoten so eigene Fehler Wurzel in ihm gefaßt. Bruder Gui sah für seinen jungen Freund den Thron von Constantinopel ferner als je und glaubte daher, ihn zum guten französischen Ritter umgestalten zu müssen, während Rochechenard nach und nach den Versuch wagte, den Moslemim zu bekehren.

Im Ganzen lebten die Menschen freundlich bei einander, selbst Achmed hatte Wohlgefallen an Blanchefort und stritt sich sogar, seinen Glauben vertheidigend', zuweilen ohne Bitterkeit mit dem andern Ritter; am meisten aber erfreute ihn der Umgang der Troubadours, die er so lange als möglich in Bourgneuf aufhielt und um derenwegen der alte Mann noch die Sprache des Landes lernte.

Helene war glücklich in dem Gedanken, sie werde wahrhaft geliebt; das war ja der ganze Zweck ihres Lebens, und sie glaubte ihn erreicht. Nur Ali ging brummend umher, der tolle Falbe, den er selbst wartete, war das einzige lebende Wesen, dem er jetzt noch anzugehören schien, denn seitdem Selim seiner Vorsorge nicht mehr bedurfte, seitdem er nicht mehr ein treuer Wächter, vor seiner Thüre lag, da hier von Verrath und Meuchelmord nichts zu fürchten war, langweilte ihn die Sache. Die Reiherbeize allein, wo er seinem Rosse die Zügel schießen lassen, ihm die Sporen in die Weichen drücken konnte, vergnügte ihn noch zuweilen. Wolf- und Bären-Jagd hatte er noch nicht kennen gelernt, aber dieses Vergnügen sollte ihm bald werden.

Die Jäger hatten einen Bären gespürt und das Dickicht umstellt, worin sie ihn glaubten. Nach damaliger Weise mit Armbrust und Bogen und einem tüchtigen Jagdspieße bewaffnet, begab sich Selim, von den Rittern und einem stattlichen Gefolge, auch von Ali begleitet, hinaus, der sich jedoch weigerte, eine ungewohnte Waffe zu führen.

Seinen Bogen und Köcher überhängend, sein Damascener Schwert an der Seite, folgte er, Trotz aller Warnung, dem Zuge. Die Ritter mit zwei handfesten Dienern verließen Selim nicht und stellten ihn auf dem Paß an, wo die Jäger glauben konnten, daß das Thier durchbrechen würde; Ali hingegen stellten sie absichtlich auf einer ganz entgegengesetzten Seite, um ihn keiner Gefahr auszusetzen. Als nun Alles geordnet war, gab man das Zeichen, daß die Jagd beginnen solle. Da erschallten die Hifthörner, die heulende Meute wurde losgelassen, die Jäger riefen sich den Jagdruf zu und die Treiber lärmten und tobten, mehr das Thier von sich abzuhalten, als es aufzuscheuchen; Hörnerschall, Hussaruf und Hundegebell schallte in tausendfachem Echo im Walde wieder.

Das nenn' ich doch Leben! — meinte Ali, als er, sich auf einen abgehauenen Baumstamm setzend, sein Frühstück hervorholte — Wenn man nur auf seinem Gaule sitzen und der Bestie nachjagen könnte, die ich mir, Trotz der Beschreibung der Jäger, gar nicht so recht vorstellen kann. Aber die Jagd geht immer nach der andern Seite zu, brummte

Hier kamen ihnen mehrere trunkene Reiter entgegen; ihnen auszuweichen war nicht mehr möglich — „Nur muthig vorwärts," raunte Benedikt seiner Tochter zu, „Hülle dich fest in deinen Mantel und verliere die Besinnung nicht."

„Heda! Kamerad," rief ihnen einer der Franzosen, wahrscheinlich ein Elsaßer zu, „wo geht der Weg nach des Bäckers Trautwein Hause?" —

„Hier immer die Straße fort, dann in die erste Seitengasse," erwiederte Benedikt.

„Ei was!" stammelte der Trunkene, „das behalte der Teufel, aber kein Reiter vom Regiment Champagne — Kehr um, führ uns hin, solchem Bürgerpack muß es eine Ehre sein, den Soldaten des großen Königs als Bote zu dienen. Marsch!"

Benedikt bedachte sich einen Augenblick, das Haus, worin die Klarisserinnen wohnten, war dicht bei der Brücke, die Gefahr bald überstanden, wenn er nur die trunkenen Gäste entfernen konnte. „Konrad!" rief er dem Knecht zu, „Führe diese Herren in ihr Quartier."

Schon folgten sie diesem und Benedikt beeilte sich, das Haus der Wittwe zu erreichen, als die Reiter plötzlich anderes Sinnes wurden, und der Wortführer „Halt!" rief. Benedikt hielt an, „Komm her zu uns." Der Alte gehorchte — „Warum führst du uns nicht selbst, und giebst uns deinen schäbigen Knecht als Boten mit? denkst du dich zu gut, Reiter vom Regiment Champagne zu führen, du elender Wicht! — Marsch!" — Er packte ihn bei dem Mantel, und wollte ihn vorwärts treiben.

„Untersteht Euch mich anzugreifen," rief Benedikt

er endlich, da sein Frühstück verzehrt war und er sich zu langweilen anfing — und ich stehe hier wie ein Derwisch, der den ganzen Tag, sich zu kasteien, unbeweglich auf einem Punkte stehen bleibt. Das langweilt mich, und doch sehe ich rings um mich keine lebende Seele, die mich nach dem alten Schlosse zurückführen könnte.

Als er eben das dachte, erhob sich im Walde ein furchtbarer Lärm, die Hörner erschallten auf andere Weise wie vorhin, ein allgemeines Hussah ward gehört und das Hundegebell und die Jagd schien sich zu wenden, und zwar seitwärts, aber doch ihm näher zu kommen. Keine Gefahr scheuend, aber schlau und vorsichtig, wie alle Bergbewohner des Orients, sprang er auf, stellte sich hinter eine starke Eiche, die er schon lange wegen ihrer breiten, schattigen Aeste bewundert hatte, und wollte eben aus seinem Köcher einen Pfeil nehmen, als es vor ihm im Dickicht rauschte, ein Eber hervorbrach, und ehe der Ismaelit den Pfeil auflegen und den Bogen spannen konnte, an ihm vorbei und in ein anderes Dickicht schoß.

Hm! — brummte er vor sich hin — war

das der Bär? — Seine Zähne fletschte er zwar, bekümmerte sich aber wenig um mich. — Horch! die Jagd kommt immer näher. Ach, Ihr armen Jäger! längst ist Euere Beute entwischt. Doch Vorsicht kann nie schaden, die Bestie könnte Gesellschaft lieben! Dieß sagend, suchte er den spitzesten Pfeil aus, legte ihn auf die Senne, spannte und probirte den Bogen und blieb so erwartend stehen. Da rauschte es schon wieder in dem Gebüsch, — er sah auf und erblickte ein anderes Unthier langsam auf sich zukommen; er legte schnell den Pfeil auf die Senne, zielte, der Pfeil schwirrte durch die Luft und streifte dem Bären den Hinterschenkel. Dieser, vor Schmerz wüthend, seinen Gegner jetzt erblickend, setzte sich auf die Hinterbeine, lief unter fürchterlichem Brummen schnell auf Ali zu, so daß dieser kaum Zeit hatte, seinen Bogen wegzuwerfen, seinen krummen Säbel zu ziehen und ihm entgegenzugehen. In dem Augenblicke, da ihn der Bär mit seinen Tatzen faßte, durchschnitt ihm zwar der Ismaelit rasch die Gurgel, stürzte aber, von dem Unthier umfaßt, mit ihm zugleich blutend nieder. Das Thier war

getödtet, Ali lebte noch, hatte aber Mühe, ſich von ihm los zu machen, ſo feſt hatte ſich die eine Tatze in ſeine Schulter eingedrückt. Die Wunden bluteten ſtark, und obgleich Sieger in dieſem neuen Kampfe, konnte er ſich kaum bis zu dem Eichſtamme ſchleppen, wo er niederſank. Hier fanden ihn die Jäger, luden ihn mit dem Bären zugleich auf eine Trage und glaubten einen Ungläubigen verhöhnen zu müſſen, obſchon er ſo ritterlich ſeinen Feind bekämpft hatte.

Dieſer Vorfall, wohl am meiſten aber die rohe Weiſe, mit der die Jäger ſein Unglück verſpottet hatten, machten Ali den Aufenthalt in Bourgneuf noch unleidlicher, und ſobald er geheilt war, bat er Selim um Erlaubniß, ihn für jetzt verlaſſen zu dürfen. Du bedarfſt hier meiner nicht mehr, Herr! — ſprach er — Du haſt Diener hier in Menge, die nur den Ismaeliten verſpotten, wenn er in Demuth Dir naht; was ſoll ich noch hier? — Gib mir das falbe Roß und laß mich ziehen, vielleicht bin ich Dir in Aſien oder Stambul nützlicher. Dort kann ich umherſchleichen wie der dunkle Marder und lauſchen und ſpähen, hier kann ich nur zechen

oder mich langweilen; dort kann ich meinen Scheik begrüßen und ihm berichten, wie ich und meine Brüder seine Befehle befolgt haben, hier kann ich nur von fern Dich sehen, denn die Franken umlagern Dich und Deine goldenen Ketten scheinen Dir zu gefallen.

Sklav! fuhr Selim auf.

Nennst Du mich einen treuen Sklaven, der mit Freuden seine Brust Deinem Dolche, sein Haupt Deinem Schwerte bietet, so hast Du Recht, Herr! Dein Sklav werd' ich ewig bleiben! Aber laß mich von hier ziehen, mein Gebieter, und gieb mir ein freundliches Wort auf den Weg, daß ich daheim den Weibern meiner Brüder sagen kann: Sultan Selim gedenkt Ali's und seiner Brüder mit Huld, und wenn ich hier im Frankenlande je vergaß, daß ich ein armer Sklav bin und stumm gehorchen muß, so verzeih' es mir, Herr, und bedenke, daß Du auch hier das Gebieten vergessen hast.

Selim mußte über diese Worte, die ihn verwundend trafen, bitter lächeln, doch zürnte er dem Ismaeliten deshalb nicht, beschenkte ihn reichlich und ließ ihn am andern Morgen

von dannen ziehen. Ein dienender Bruder begleitete ihn bis an's Meer.

Der Krokus blühte schon auf den Wiesen, welche die sanften Wellen des Torion bespülten; Maiblumen dufteten an dem grünenden Haselbusche mit den Veilchen um die Wette, und Finke und Lerche schmetterten ihr Morgenlied; die Natur hatte sich von neuem mit ihrem grünen Gewande geschmückt, das die Frühlingsonne goldig verbrämte; bunte Blumen prangten auf ihrem jugendlichen Haupte und wanden sich zu ihren Füßen zum duftenden Teppich; Alles, Flur und Wald, Wiese und Garten erfreute sich der knospenden Hoffnung, nur Selim nicht, dem keine Botschaft, nicht freudige, nicht traurige, ihn zu erfreuen oder zu bekümmern, über das ferne Meer herüber kam. Pracht nnd Glanz umgaben ihn zwar immer mehr und mehr, kostbarer waren seine Diener gekleidet als vordem, reicher seine Tafel besetzt als sonst. Troubadours und Gaukler zogen scharenweise nach Bourgneuf, denn die Freigebigkeit des Ordens füllte Selim's Seckel, obgleich seine Hand reichliche Spenden austheilte; arabische Rosse wieherten in seinem

Stalle und der Adel von Auvergne und Poitou versammelte sich oft in der Commende, den Sultan durch Turnier und Ringelrennen zu vergnügen. Aber Trotz diesem Ueberflusse, der Selim keine Entschädigung für das Verlorene seyn konnte, überfiel ihn oft eine düstere Schwermuth, besonders wenn er allein oder Achmed bei ihm war. Die Sehnsucht nach den Gefilden des Orients ward dann laut und schmerzvoll in ihm; der Blick auf seine jetzigen Verhältnisse erweckte einen bittern Unmuth und nur Helene vermochte es dann zuweilen ihn zu erheitern. War er aber von früh bis an den Abend von Rittern und Troubadours umgeben, jagte er auf seinem Rosse hinter dem flüchtigen Hirsche, oder den edlen Falken auf der Hand, oder zechte er mit den Rittern und ließ sich von den Thaten des Ordens erzählen, wobei er oft in der Begeisterung vergaß, daß diese Thaten zum Verderben seiner Glaubenbrüder geschehen waren, dann lullte er die Erinnerungen ein und vergaß in Helenens Arm sein finsteres Geschick.

Blanchefort that alles Mögliche, ihn zu erheitern. Einer der Thürme war ein wenig schad-

schadhaft geworden; der Prinz, dem die Baukunst von jeher viel Vergnügen gemacht hatte, entwarf in Stunden der Langeweile einen Plan, ihn größer und schöner wieder aufzubauen und nach kurzer Zeit erhielten die Ritter von dem Großmeister die Erlaubniß und auch die nöthigen Summen, ihn ganz nach Angabe Selim's neu aufführen zu lassen. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sah man in Bourgneuf die Trümmer dieses Thurmes, merkwürdig wegen seiner sonderbaren Bauart und seiner Entstehung. Achmed, der die Verhältnisse des Ordens sehr wohl kannte, schüttelte bei dieser Freigebigkeit der sonst so kargen geldgierigen Ritter den Kopf und meinte, das Geld könne nicht aus ihrem Seckel kommen. Selim aber kümmerte dieß wenig, er baute fort, und durch eine Menge Arbeiter und reichlichen Löhn sah er seinen Thurm bald beendet und nun begann er im Schlosse selbst ein morgenländisches Bad aufzuführen.

Aber eine unerwartete Begebenheit gab seiner Beschäftigung eine andere Richtung und hätte leicht den Frieden und die Heiterkeit der Bewohner von Borgneuf stören kön-

nen. Eines Abends ging Selim, wie er oft zu thun pflegte, nach der Wohnung Blanchefort's, die in einem andern Flügel lag, trat unerwartet ein und fand den Ordensbruder, ein junges Mädchen im Arme, sie liebkosend, dessen Gesicht der Muselmann nicht sehen konnte. Ueberrascht und glaubend, dem Freunde ungelegen zu kommen, wollte er sich wieder entfernen, doch Blanchefort bat ihn zu bleiben; das Mädchen wandte sich, ihn zu begrüßen und ihr Anblick bannte ihn mehr als Blanchefort's Bitte fest. Dieß mochte dem Ritter nicht entgehen, denn er sagte dem Mädchen halb leise: Madelène, verlaß uns! — Sie verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Setzt Euch, Prinz! bat der Ritter und leicht konnte man es ihm ansehen, daß er in aufgeregter Stimmung war. — Nicht wahr — hub er endlich an — Ihr seid verwundert, den Ordensmann mit einem jungen Mädchen im Arme überrascht zu haben?

Ich weiß ja, — erwiederte Selim — daß Ihr die Weiber liebt. Darum hat mich das weniger verwundert als der Anblick dieser Houris; denn eine Tochter des Paradieses muß sie seyn, so schön ist sie!

Arme Helene! unterbrach ihn der Ritter.

Warum nennt Ihr Helene arm? — fuhr Selim fort — Soll ich todt für Alles seyn, weil Eines mich entzückte? Soll ich die Rose, die mir schon lange duftete, nicht mit einer frischen vertauschen können?

Das verbietet das Gesetz der Minne! — nahm Blanchefort lächelnd das Wort — Doch jetzt von etwas Anderem, Prinz! Ich versprach Euch in Rhodus, ein anderes Mal das Weitere von meiner Heiligen zu berichten.

Eurer Heiligen? fiel ihm Selim verwundert in die Rede.

Nun ja, von meiner Geliebten, die mich in Arras so schändlich verließ.

Ja so! — meinte der Prinz — Doch was kümmert die mich jetzt?

Setzt Euch nur, Herr, und hört mich ruhig an!

Selim setzte sich endlich, seine Gedanken waren aber bei der frischen Rose, nicht bei Blanchefort's Heiliger.

Ich war also, wie Ihr Euch erinnern werdet, — hub dieser an — ein Ritter von Rhodus geworden und keiner der schlechtesten; denn mich trieb die Verzweiflung hin

wo es galt, zu siegen oder zu sterben, und so habe ich manchen harten Strauß mit den Galeeren Sultan Muhamed's, Eures Vaters, bestanden. Wahrscheinlich, meine Kampflust zu stillen, brachte mein Oheim es bei dem damaligen Großmeister dahin, daß ich in Auftrag des Ordens nach England schiffen sollte; ich mußte gehorchen, so unangenehm mir auch dieser Befehl war. Ich durchzog Frankreich, besuchte meinen Ohm hier in Bourgneuf, erhielt von ihm viel Geld und manche gute Lehre und zog ruhig Plessis la tour, wo der König residirte, vorüber immer den Meere zu. Bald gelangte ich in Havre an, erfuhr dort, daß vor wenigen Tagen die heldenmüthige Margarethe von Anjou, des schwachen Heinrich des Fünften Gemahlin, mit einer Flotte nach England gesegelt sey. Sogleich miethete ich ein Schiff und wenig an den Auftrag des Großmeisters, weniger noch an die weisen Lehren meines Ohms denkend, folgte ich, ein guter Franzose, der Königin nach Darmouth und statt zu dem Großprior zu gehen, schloß ich mich der Armee Warwick's an. Die Heere rückten unfern

mit donnernder Stimme, während Magdalene ihm mit dem Ausruf „Vater, Vater!“ in die Arme sank, und ihn zu beschwichtigen suchte. Aber dieser Ausruf mochte ihr Geschlecht verrathen haben, denn indeß drei von ihnen sich an Herrn Benedikt machten, und ihn fest zu halten suchten, stürzten die andern auf Magdalene, packten sie und rissen ihr den Mantel von der Schulter „Ha, wahrlich eine Dirne, und ein gar feines Vögelchen, Ihr Kameraden!“ rief der eine, die Sträubende umarmen wollend, doch Benedikt rasch die kurze Wehr ziehend, durchstach den Frechen, hielt die andern, die auf ihn eindrangen, von sich ab, und gab Magdalenen Zeit, über die Brücke der Wohnung der Klarisserinnen zu zueilen.

Benedikt hatte anfangs mit den Trunkenbolden einen schweren Stand. In der Führung des Schwertes noch von seiner Jugend her nicht unerfahren, vertheidigte er sich mannhaft und allein gegen ihren Angriff. Der alte Knecht nahm keinen Theil an dem Gefecht, sondern sah, wie es schien, mit Wohlgefallen zu, wie sein Herr das Schwert so männlich führte. Endlich weckte ihn Benedikts Zuruf: „So schlag doch zu, Maulaffe! und mache mir Luft.“ Da erst gedachte er der Gefahr, in der sein Herr schwebte, hob seinen Dornenknippel und ließ ihn weidlich auf die Schädel der Trunkenen hämmern; auch Benedikt drang auf die Taumelnden ein, und bald waren sie in die Flucht gejagt.

„Eile nach Hause und schweig,“ raunte er Konrad zu, der die Trunkenen nicht weit verfolgt hatte, steckte das blutige Schwert in die Scheide, und eilte nach der Wohnung der Kloſterfrauen, wo er Magdalene zu finden

Lins einander gegenüber, König Eduard floh, Margarethe blieb ohne Kampf Siegerin.

Ein Theil des Heeres rückte nun vor die Burgen der Anhänger des Hauses York, ich folgte aus Uebermuth einem Kriegerhaufen, rückte mit diesem vor ein kleines auf einem steilen Felsen gelegenes Schloß und erfahre, daß es dem Niederländer Brakerfort gehöre, der Eduard's Partei ergriffen und dieß Schloß zum Lohn erhalten habe. Diese Nachricht überrascht, aber begeistert mich; ich strenge alle Kräfte an, suche die Gemüther meiner Kampfgenossen mit gleichem Feuer zu beleben, aber für sie lebt ja da oben kein Nebenbuhler, wandelt keine Madelène Chaumont. — Da tritt mir tückisch vor die Erinnerung, daß er in jedem Kaupfe mir gegenüber stets Sieger war; der Glaube, das Vertrauen fängt an in mir zu wanken, doch der Gedanke an Rache stählt von neuem meinen Muth. Es gelingt uns, Feuer in das Schloß zu werfen; hoch lodert die Flamme auf und greift schnell um sich, die Balken knarren und stürzen prasselnd zusammen, Wehklage dringt in unser Ohr, Parteiwuth stählt den Muth meiner Mitstreiter, Liebeswuth den

meinen; so setzen wir die Leitern an, stürmen. Ich der erste auf der Mauer, springe herab, die von Lancaster folgen, und nach blutigem Streite sind wir Herren der rauchenden Veste.

Ich hatte während des Kampfes meinen Gegner emsig aufgesucht, — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während dem er sich mochte das Schreckbild jenes Tages lebhaft vorgerufen haben — hatte ihn aber nirgend gefunden; endlich, nachdem wir keinen Widerstand mehr finden, die Waffen ruhen, die Wuth gekühlt ist, fällt mir der Gedanke an sie schwer auf's Herz, die Rache wandelt sich in Mitleid, ich suche unter den Trümmern und finde Brakerfort neben einem brennenden Schutthaufen mit zerschmetterten Beinen liegen.

Nicht Ihr, — ruft er bei meinem Anblicke — dieser brennende Balken schmetterte mich nieder, — Ihr habt mich noch nie besiegt! — Aber seht nur, welche herrliche Todtenfackel Ihr Euerer Liebe angezündet habt! Die Glut Euerer Augen konnte Madelenens Herz nicht entzünden, doch mit dieser Glut habt Ihr ihr Herz wahrscheinlich zu Asche

gebrannt! Geht hin, ſucht ſie, könnt Ihr ſie finden, trete ich ſie Euch ab. Dieß ſagend, verſchied er.

Wie von einem Dämon verfolgt, und dennoch von Hoffnung begleitet, ſtürz' ich in die rauchenden Trümmer, winde mich, keine Gefahr achtend, durch die praſſelnden Flammen, hoffe ſie zu finden — und finde nur halbverbrannte Körper, Todtengebeine und mit dem Tode ringende, wimmernde Geſtalten, nur ſie ſind' nicht! — Aber mich treibt es dennoch immer tiefer in die zerſtörte, brennende Burg; ich eile hin, wo die Flammen weniger verwüſtet haben, wo ſie erſt jetzt noch ihre Opfer ſuchen und gierig verſchlingen; mein Auge ſpäht umher und, Herr! noch überläuft's mich eiſig kalt, denke ich an jene Stunde — ich erblicke in einer Wiege, die zwei übereinander geſtürzte Balken wie ein Schild ſchirmen, ein ſchlafendes Kind, von einem Engel beſchützt, noch unverſehrt, und neben der Wiege liegt eine mit dem Tode ringende, halbverbrannte Geſtalt — auch ſie war es nicht, die ich ſuchte — und ihre letzten Kräfte ſammelnd, ſtöhnt ſie: „Rettet das Kind, es iſt des Ritter Brakerfort's Toch-

ter!" — Durch dieſes Wort wie vom Blitze getroffen, blieb ich vor dem Kinde ſtehen. Sein, ihr Kind! rief ich. — „Ach, nehmt es nur, rettet es!" ſtöhnt die Sterbende. — Da ergreif' ich mit ſtählerner Fauſt das Schlafende; es erwacht, ſchrei't, weint, und ich ſtürze mit ihm durch Flammen und Trümmer. — Sie, die ich ſuchte, fand ich nicht, wohl aber ihr Ebenbild, Madelène Brakerfort, die Ihr vorhin hier ſahet. —

Beim' Propheten! — rief Selim — war die Mutter nur halb ſo ſchön wie die Tochter, ſo begreife ich nicht, wie Ihr auf dem Wege nach Calais habt umkehren und ruhig nach Arras zurückreiten können.

Das Kleinod hatte in fremder Hand ſeinen Werth für mich verloren! — erwiederte Blanchefort — Wo Liebe dem Herzen nicht entgegenkommt, da iſt der Mann zu ſtolz, ſie zu ertrotzen, viel weniger ſie zu erbetteln.

Ihr Chriſten ſeid doch ſonderbare Menſchen, deren Thun und Treiben ich nicht immer verſtehe! — ſagte Selim lächelnd — Seid doch ſonſt in Ergreifung der Mittel zu Euerem Zwecke nicht ſo ſehr verlegen und beſorgt, opfert oft Euerem Stolze ſelbſt die

Ehre, wenn es nur Vortheil bringt, doch in der Liebe, wie Ihr das Gemisch von Sinnlichkeit und Schwärmerei nennt, da wollt Ihr so zart seyn wie Spinngewebe. Ich verstehe das nicht recht, fühle zwar, daß man so ganz von Herzen Jemand lieben kann, aber ich wäre an Euerer Statt ihr nachgejagt und hätte sie bis an's Weltende verfolgt, denn mein hätte sie werden müssen mit oder wider ihren Willen. Doch sagt mir, wo bleibt das schöne Mädchen, kommt es nicht bald wieder? Ich gestehe Euch, noch nie sah ich solch schöne Jungfrau, und daß ich viel der Schönen sah, werdet Ihr mir gewiß glauben. Ruft sie, geht, seid gefällig gegen mich.

Blanchefort bedachte sich einen Augenblick, dann ging er, Madelènen aufzusuchen.

Er hatte bei seiner Rückkehr aus England das gerettete Kind einer in Poitou an einen Edelmann verheiratheten Schwester zur Erziehung übergeben und sie seit vielen Jahren nicht gesehen, da ihn mancherlei Verrichtungen des Ordens von Frankreich entfernt hatten. Kaum in Bourgneuf angekommen, erhielt er die traurige Nachricht, daß seine Schwester, die schon seit einigen Jahren Wit-

we war, geſtorben ſei; ihm blieb alſo nichts übrig, als Madelène durch die Frau des Pachters der Ordens-Meierei abholen zu laſſen und einſtweilen unter ihre Aufſicht zu ſtellen. Blanchefort war erſtaunt, als er Madelène wiederſah; das Kind war zur blühenden Jungfrau herangewachſen und ſtand, ganz das Ebenbild ihrer Mutter, in voller Schönheit vor ihm. Als ihn Selim überraſchte, ſah er ſie zum erſten Mal wieder und die Erinnerung hatte einen Zauber über ſie verbreitet, der ihm jene Stunden ſeliger Täuſchung lebhaft zurückrief und ihn vermochte, das Weitere aus ſeinem Leben Selim mitzutheilen. Auch war ihm der Eindruck nicht entgangen, den das Mädchen auf den Prinzen gemacht; dieß die Urſache, weßhalb er ſie entfernt hatte. Was ihn aber eigentlich bewog, ſie wieder zurückzurufen, wußte er wohl in dem Augenblicke ſelbſt nicht, Gefälligkeit gegen den Freund konnte es nur ſeyn, aber dieſe Gefälligkeit konnte er auch theuer bezahlen müſſen. Raſch, wie Bruder Gui in Allem handelte, handelte er jedoch auch hier, und bald trat er mit Madelène wieder ein. Schon ſeitdem die Kunde bis zu

ihr gedrungen war, daß der Bruder des Sultans Bajazet sich in Bourgneuf aufhielt, weckte die Neugier den Wunsch in ihr, ihn zu sehen, und als sie ihn sah, gefiel ihr der kräftige Jüngling mit seinen Flammenaugen, gefiel ihr der Prinz nicht übel, und Blanchefort fand sich jetzt nur zu bereit, ihm zu folgen.

Mit Ungeduld hatte Selim die Rückkehr seines Freundes erwartet; er fühlte wohl zum ersten Mal in seinem Leben eine sonderbare Beklemmung, dachte er an das schöne Mädchen, das mit gesenktem Blicke jetzt eintrat und so in den Augen des Prinzen wohl noch reizender erschien. Beide standen sich einander sprachlos gegenüber, endlich brach Selim das Schweigen, da der muntere Blanchefort, sich an der Verlegenheit Beider ergötzend, das Gespräch nicht einleiten wollte.

Sonne des Morgens, herrlichste Blume aus dem Paradiese Mahomed's, sei mir gegrüßt! — redete er das Mädchen an, das von dieser sonderbaren Anrede nur noch verlegener wurde und sich zitternd verbeugte. — Schlag' Deine Augen auf, liebliche Gazelle, daß mir Deine strahlenden Sterne leuchten wie der Abendstern dem irren Wan-

derer in der Wüste. Zittere nicht wie das Blatt der duftenden Rose, das ein kühner Westwind umweht, fürchte nichts! — Sieh! ich selbst bin so befangen, daß ich nicht Worte finde zu dem, was ich Dir sagen möchte.

Herr! — stammelte Madelène — seid mir willkommen im Lande der Christen, seid mir vom Herzen willkommen!

Ich danke Dir, daß Dein Rosenmund mir so Freundliches sagt, — nahm Selim wieder das Wort — aber mit diesem Worte trat auch wieder ein langes Schweigen ein, während dem die Jungfrau einige Mal schüchtern die Augen aufzuschlagen wagte, doch da sie Selim's flammenden Blick traf, sie schnell wieder senkte.

Blanchefort hatte Mitleiden mit ihrer Verlegenheit. Die gute Marion wird auf Dich warten, Kind! — sprach er — Es ist Zeit, daß Du wieder nach dem Meierhofe zurückgehst.

Rasch neigte sich Madelène, ihr Auge ruhte dabei länger auf Selim als vorher — und: Lebt wohl, Herr, — lebt wohl, mein guter Ohm! sagend — ging sie langsam der Thüre zu, wandte sich hier noch einmal und verließ dann das Gemach.

Das ist unfreundlich von Euch, Ritter Blanchefort, — sagte jetzt der Prinz, als die Thüre sich hinter Madelènen schloß — unfreundlich, daß Ihr mir das schöne Mädchen kaum gezeigt, schon wieder wegschickt. Erinnert Euch der vergangenen Tage Euerer Liebe und seid nicht so mißgünstig, mir meine Freude so schnell zu rauben.

Eben weil ich mich der Vergangenheit und des schwachen menschlichen Herzens erinnere, — erwiederte Blanchefort — dünkt es mir Pflicht zu seyn. — Ihr erinnert mich an die Vergangenheit, Herr! ich Euch an Helene. — Bei diesen Worten entfernte er sich und überließ Selim dem Nachdenken.

Madelène hatte auf Bourgneuf eine große Veränderung bewirkt. Selim, der sich bisher in sein Geschick so ziemlich mit Ergebung gefunden hatte, denn sein fröhliches Gemüth ließ ihn in heiterer Gesellschaft sein Schicksal leicht vergessen, war tiefsinnig, der heitere, ewig muntere Blanchefort nachdenkend, der gelassene ruhige Achmed unruhig geworden und Helene, in Selim's Liebe sich sonst die Glücklichste fühlend, saß schwermüthig am Stickrahm und weinte. Nur der ernste be-

dächtige Rochechenard war lebendiger und aufgeregter als sonst, auf ihn schien Madelène eine ganz entgegengesetzte Wirkung zu machen, und wer ihn kannte, konnte leicht sehen, daß etwas seinen Geist lebhaft beschäftigte.

Selim hatte in den folgenden Tagen die Meierei öfterer besucht als während der ganzen Zeit, daß er in Bourgneuf war; zuweilen hatte er Madelènen dort am Fenster gesehen, nie aber gesprochen; auch mußte er oft den Meierhof verlassen, ohne daß ihm auch nur dieß Glück geworden wäre und Bruder Gui schien nicht wieder wie in den ersten Tagen willfährig zu seyn, sein Verlangen zu stillen, die schöne Madelène zu sehen. Helenen war die Veränderung in Selim's Herzen nicht entgangen, sein kälteres Betragen mußte es ihr zeigen. Er war zwar freundlich, selbst herzlich gegen sie, aber die Gluth der Leidenschaft, die sich sonst so lebhaft, oft wild in ihm aussprach, schien im Verlöschen zu seyn und fast mußte sie glauben, sie solle schon jetzt nicht mehr im Arme der Liebe, nur an Freundes Brust ruhen. Achmed glaubte den Plan, den man auf Madelènen stützte, zu durchschauen und mochte sich auch nicht irren.

Gegen alle Pfeile des Schickſals war er gepanzert, nur nicht gegen einen, und daß ihn dieſer treffen könne, fürchtete er jetzt. Blanchefort, der in Madelène immer noch ſeine ungetreue Heilige, der das Mädchen wie ſeine Tochter liebte, fürchtete für ſie, da er glaubte, der Mutter leidenſchaftliches Gemüth ſei auch ihr zum Erbtheil geworden; doch dauerte ihn Selim, und was konnte er für ihn thun? — Es wogten mancherlei Gedanken wie Schattenbilder in ihm, die ſich noch nicht zu einem klaren Bilde geſtalten wollten, bis Rochechenard ſie ordnen half.

Was willſt Du mit dem verwaiſten Mädchen machen? — fragte er eines Tages Blanchefort, als ſie traulich bei dem Becher zuſammen ſaßen — Ohne Geld und Gut, denn Du kannſt ihr nur wenig hinterlaſſen, da Du Deine Habe dem Orden vermacht haſt, ohne Vater und Mutter, einem unbekannten fremden Geſchlechte entſproſſen, was kann das zukünftige Schickſal des Mädchens ſeyn? — Höchſtens reicht ſie einem armen Edelmanne, oder im glücklichſten Falle einem trockenen Parlamentsrath die Hand, oder gar, ohne weibliche Aufſicht, wird ihre Schönheit zum

Grab ihrer Tugend. Deßhalb höre auf meinen Rath. Der Türke liebt das Mädchen, wie es scheint, als ein echter Muſelmann, das heißt, er begehrt ſie und Du thuſt wohl, daß Du ſie ſeinem Blicke entziehſt. Aber die Leidenſchaft der Liebe ſoll ſich bei den Morgenländern, wenn ſie Widerſtand findet, und den iſt wohl der Sohn Muhamed's nicht gewohnt, bis zum Wahnſinn ſteigern. Deßhalb glaub' und hoffe ich, Selim wird Alles thun, zu Madelènens Beſitz zu gelangen. Gib ſie ihm zum Weibe!

Dem Muſelmann? fuhr Blanchefort überraſcht auf.

Dem Muſelmann nicht, dafür bewahre mich St. Johann und die heilige Mutter! Das Mädchen muß ihn zum Proſelyten machen. Ihr wird ein glänzendes Loos und würde es gegen menſchliche Erwartung auch ein trauriges, ſo hätte ſie ſich den Himmel durch ſeine Bekehrung verdient und ſo immer dabei gewonnen.

In Blanchefort hatten ſich bei dieſen Worten die Schattenbilder ſchnell zu einem klaren Bilde geformt. Dunkel hatte ihm ſchon dieſer nämliche Gedanke vorgeſchwebt, nur hatte ſich im-

immer Helene, die unglückliche Helene ihm entgegengestellt, so daß er ihn nicht fassen, nicht ausbilden wollte; aber Rochechenard kam ihm zur Hilfe. Die Liebe zu dem Kinde, ein versöhnender Gedanke an die unter den Trümmern des alten Schlosses Begrabene erhellte noch mehr die schnell sich licht ausgemalte Zukunft; der Gedanke, den er Rochechenard beimaß, obgleich es auch der seinige war, schien ihm ein glücklicher zu seyn und so wenig er sonst ein eifriger Glaubenbruder war, mußte doch die Religion ihm jetzt zum Mantel dienen, Manches, das hierbei sein redliches Gemüth nicht ansprach, zu bedecken.

Nicht ohne Kampf mit sich selbst, faßte endlich Blanchefort den Entschluß, seiner geliebten Madelène ein Schimmerglück zu bereiten, dem sie mit Freuden entgegen zu gehen schien. Die Gewißheit, daß der Orden Selim nie zu dem gewagten Unternehmen, den Thron der Osmanen zu erobern, unterstützen und daß die Fürsten der Christenheit, die den Untergang Konstantinopels mit gleichgiltigen Augen angesehen hatten, sich nicht vereinigen und ihre zersplitterten Kräfte für

seinen Freund anstrengen würden, überzeugten ihn, daß für Selim jene Hoffnung verschwunden sei. Er wollte daher eine andere glückliche Zukunft für ihn bilden; er sollte Christ werden. Mit dem, was ihm der Orden unter jetzigen Verhältnissen geben konnte und würde, glaubte er ihn in Stand gesetzt, fürstlich leben zu können, und was fehlte ihm dann noch zu seinem Glücke als ein Weib, das er liebte, ein Schloß, auf dem er gebieten konnte, und Vasallen, die seinen Befehlen gehorchten? Alles dieß glaubte er ihm verschaffen zu können. Wenn der Vertriebene ein Christ wurde, sich in Frankreich ansiedelte und somit für immer dem Throne entsagte, zahlte Bajazet Geld in Fülle und ein schönes Weib führte er ihm ja in seiner geliebten Madelène zu, die er dann in Glanz und Hoheit erblickte. Der armen Helene, dieses treuen Herzens gedachte der Leichtsinnige dabei nicht, und verflocht sie sich auch zuweilen in seine Gedanken, so unterdrückte er sein Gewissen, indem er meinte, es sei ja zu ihrem Seelenheil, sie aus diesen strafbaren Verhältnissen zu reißen.

Beide Ritter entwarfen nun gemeinschaft-

lich einen Plan. Madelène ſollte für den Augenblick entfernt und ſo den Blicken Selim's gänzlich entzogen werden, und während er in Sehnſucht nach ihr ſchmachtete, wollte man ihm das Chriſtenthum und das Band der Ehe als den einzigen Weg zeigen, zu ihrem Beſitze zu gelangen; ſelbſt bei Helenen wollten ſie es verſuchen, ſie für ihren Plan zu gewinnen. Aber was ſie ſo leicht beſchloſſen, war nicht ſo ſchnell ausgeführt und ſie fanden manches mächtige Hinderniß. Zuerſt ſcheiterte ihr Plan an Selim ſelbſt. Sie hatten das Herz und die Liebe des Muſelmannes nach europäiſcher Weiſe, mithin falſch beurtheilt, denn als er trotz allen ſeinen Bitten Madelène nicht mehr ſehen konnte, wurde er anfangs heftig, ſein Unmuth brach in Zorn aus und da ihm auch dieß nichts half, beruhigte er ſich bald und ſchmollte eine Zeit lang mit Blanchefort, vergaß endlich die reizende Roſe aus Muhamed's Paradies, da ſie nicht mehr vor ſeinen Augen blühend ſich entfaltete und hörte wenig auf die frommen Ermahnungen Rochechenard's. Da ſah Blanchefort wohl ein, daß er auf dieſem Wege nicht zum Ziele gelange. Madelène wurde zu

ihrer großen Freude wieder auf den Meierhof zurückgeführt und betrat selbst einige Mal das Schloß, wo sie Selim sah. Schnell war bei ihrem Anblicke seine Leidenschaft von neuem wach und mit jedem Augenblicke, daß er sie sah, loderte sie glühender auf.

Auch Helenens Herz wurde auf andere Weise bestürmt. Obgleich sie der griechischen Kirche angehörte, glaubten die Ritter doch, daß die fromme Schwester Agathe aus dem Carmeliter-Kloster von Pont-Torion, in ganz Auvergne im Ruf der Heiligkeit stehend, nicht vergebens auf das Herz der Sünderin wirken würde. Sie wurde deßhalb herbeschieden und trat, von Allem wohlunterrichtet, unvermuthet bei Helenen ein, die sie, nach Madelènens Rückkehr von neuem schmerzlich verwundet, in Thränen fand. Das ehrwürdige Ansehen der Klosterfrau, der sanfte Ton ihrer Stimme, ihre milden Worte, in denen nur zarte Theilnahme sich aussprach, die Innigkeit ihrer Rede, die frei von jedem bittern Vorwurfe ihr nur mit Schonung den Abgrund zeigte, in den sie sich gestürzt, die Begeisterung, mit der sie dem liebenden Mädchen die frohe Aussicht zeigte, durch Selim's

Bekehrung seine Seele vom ewigen Verderben zu retten und sich den Segen ihres Vaters und die Verzeihung des Himmels zu verdienen, verfehlten auf das blutende Herz der Weinenden ihre Wirkung nicht; sie hörte die Klosterfrau mit Theilnahme und Ruhe an, dankte ihr für ihre Güte, gestand ihr aber offen, daß sie nicht Kraft und Muth genug habe, Selim zu entsagen.

Sein Herz ist ja das Einzige, was ich auf der Welt besitze! — sprach sie — Vater, Mutter und Heimat habe ich dafür hingegeben, was bleibt mir, wenn ich auch dieß opfere?

Der Himmel wird der reuigen Sünderin geöffnet! — sprach Schwester Agathe — Was Du hier opfertest, findet dort reichlichen Lohn.

Helene sank der Klosterfrau in die Arme, preßte sie heftig an ihre Brust, weinte bitterlich, aber versprach nichts.

Doch wo wäre die Klosterfrau, die, einen heiligen Zweck vor Augen, ihren Weg nicht mit festem Schritte verfolgte? — Auch Schwester Agathe fand sich bald wieder auf Bourgneuf ein und Helene schien jetzt geneigter, das Herz ihren Ermahnungen zu öffnen. Mit jedem Tage hatte sich die Griechin mehr über-

zeugt, daß Madelönens frisches jugendliches Bild das ihrige in Selim's Herzen verdränge, und dieß fühlend, sah sie den Abgrund vor sich geöffnet, von dem die fromme Schwester gesprochen hatte; zwar ward ihr der Kampf schwer, bitter der Gedanke, ihm entsagen zu wollen, doch die Klosterfrau gewann immer mehr Gewalt über sie und nach einiger Zeit versprach Helene endlich, in dieser Hinsicht, so viel sie könne, auf Selim zu wirken.

Dieser, durch Achmed aufmerksam gemacht, durchschaute zwar den Plan der Verbündeten, doch war seine Leidenschaft zu heftig, seine Sinne waren zu lebhaft aufgeregt, um nicht in dem Vorsatze, seinem Glauben treu zu bleiben, wankend zu werden. Er hatte schon, als er noch in Asien herrschte, den Haß gegen die Christen abgelegt und die Ritter von Rhodus immer geschätzt; ihm war der Gedanke, zu der Religion der Liebe und Milde überzutreten, kein schrecklicher, aber doch stiegen manche Zweifel in ihm auf, ob er recht thue und die Gewißheit, mit dem Uebertritte zum Christenthume sich auf ewig die Pforten Konstantinopels zu verschließen, hielt ihn immer noch ab. Zwar war die Hoffnung, dieß Ziel

zu erlangen, jetzt in ihm fast erloschen; im Herzen Frankreichs, von allen Nachrichten aus dem Orient abgeschnitten, woraus sollte er sie in seiner Einsamkeit auf Bourgneuf schöpfen? Hier blieb ihm von der Welt nichts als sein alter Lehrer, dessen Wirkkreis eben so beengt war wie der seinige, ein zweideuger Freund und eine Thörin, die ihm aus Liebe in's Elend gefolgt, fast lästig zu werden begann.

Selim strahlte zwar in dieser einsamen Nacht ein tröstender Stern, von dessen Licht er wähnte, daß es sein düsteres Leben ganz erhellen könne. Madelène war dieser Stern, und sie schien auch bereitwillig zu seyn, ihm das Leben gern versüßen zu wollen, wenn die strenge Klosterfrau nur nicht mit ihren ernsten Ermahnungen den Ausbruch ihrer Glut gedämpft und Blanchefort ihr die Flügel nicht zu fest gebunden hätte. Dadurch scheiterte jeder Versuch Selim's, sie allein zu sehen, und die Glut seiner Empfindungen ihr mitzutheilen. Madelènens Auge allein konnte ihr liebendes Herz zuweilen verrathen.

Herr! — sagte in dieser Zeit Achmed zu ihm — des großen Muhamed's Sohn hat Alles

verloren, er lebt von der Gnade seiner Feinde und kann nicht mehr über den elendesten Sklaven gebieten. Aber zwei Dinge konnte ihm das Schicksal nicht rauben — nicht seinen Glauben, nicht seinen Muth! Bewahre beide, denn ohne sie würdest Du zum Bettler, dem nicht einmal mehr die Achtung seiner selbst blieb. Sieh' mich nicht so zornig an, Herr; ich stehe ja überdieß am Scheidewege neben Dir, denn eines Christen Freund bin ich nie, eines Christen Diener werde ich nimmermehr seyn; mit dem Tage, da Du Deinen Glauben abschwörst, verlasse ich Dich mit blutendem Herzen, gehe zurück nach Stambul und reiche meinen Hals willig der seidenen Schnur. — — Ich werde dann in's Paradies der Gläubigen eingehen, — fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er seinen Herrn nicht ohne Rührung vor sich stehen sah — werde Dich dort suchen und nicht finden, und so wirst Du Deinem alten Lehrer die Freuden des Paradieses verbittern! Sieh, Herr, — sprach er, da sich eben die Thüre öffnete und Helene eintrat — da kommt auch eine Unglückliche, deren Paradies Du zerstörst, eine Thörige, die auch der Treue

Deines Herzens vertraute wie ich Deiner Treue an den Propheten. Tritt näher, Unglückliche! — sprach er, Helenens Hand erfassend — Weine nicht, wir theilen gleiches Loos, beide hatten wir ein Recht an seinem Herzen, das nun für uns verloren ist. Wir gehen zurück in unsere Heimat, Beiden bietet sie zwar wenig, aber doch ein Grab.

Selim, — nahm jetzt Helene das Wort, zog ihre Hand aus der Hand Achmed's, legte sie auf die Schulter des Geliebten und ihr thränenfeuchtes Auge sah wehmüthig an ihm auf — Selim! ich komme, Dir ein Glück zu verkünden —

Mir ein Glück?! — fuhr Selim wie aus einem Traume erwachend auf — Mir bringst Du ein Glück?

Ich kann es Dir freilich nicht bringen, nur verkünden kann ich es, fuhr sie fort — Du liebst Madelène?

Wozu diese Frage? und von Dir?

Du liebst Madelène und ich kann Dir verkünden, daß sie die Deine werden kann, werden will! — Nein, nein! rief sie plötzlich und sank in seine Arme — nein, ich kann nicht, großer Gott! mir bricht ja das Herz. — Du

ſollſt das Mädchen beſitzen — doch Deinen Glauben verleugnen! — fuhr ſie immer leidenſchaftlicher fort — Entſag' ihm nicht! Feſt ſteht der Glaube in des Menſchen Bruſt, ſchwankend die Liebe in des Weibes Herzen. Er begleitet Dich tröſtend bis an's Grab und bettet Dich ſanft, wenn ſie längſt ſchon mit den Blüthen des Frühlings auf den Strahlen der Mai-Sonne Dir entflohen iſt. — — Unten im Garten wartet Madelène auf Dich — geh' nicht hinunter, bat ſie und klammerte ſich an ihn, da er ſich von ihr loszureißen ſuchte — geh' nicht! — ſie iſt eine bunte Schlange, ſie umſtrickt — ihr Gift tödtet Dich — tödtet mich!

Aber Selim achtete nicht ihrer Bitte, er drängte ſie von ſich, eilte hinaus — und zermalmt ſank ſie in Achmed's Arme.

Unglückliche! — ſagte der Alte, da er die Bebende auf das Polſter legte — Du warnſt ihn vor dem Abgrunde und ſtürzteſt Dich ſelbſt hinein!

Während dieß oben vorging, hatte Madelène in einer an einem alten Gemäuer ſich rankenden Jasmin-Laube unten im Garten die Ankunft Selim's mit klopfendem Herzen

erwartet. Sie war mit Blanchefort's Erlaubniß hier, der sie, ohne daß sie es wußte, aus der Ferne beobachtete. Er wünschte die Entscheidung herbeigeführt und deßhalb gab er ihr Gelegenheit, unverhohlen Selim ihr Herz zu öffnen. Jedoch war sie unterrichtet, ihm nur mit ihrer Hand am Altare Herz und Liebe zusagen zu dürfen, nur wenn er ein Christ würde, sein Weib zu werden.

Es dünkte Madeline lange, ehe der Geliebte erschien. Der harrenden Liebe schleicht die Zeit mit Schneckenträgheit, der glücklichen eilt sie mit Gedankenschnelle dahin. Endlich sah sie ihn aus dem Thurme auf sich zukommen, ihr Herz klopfte, sie fühlte zum ersten Mal Angst und Wonne in einer Empfindung vereint und eine wohlthuende und doch so beängstigende Wärme durchschauerte sie. — Madeline! — rief Selim schon aus der Ferne ihr entgegen und sein Flammenauge sah spähend umher, ob sie auch allein sei — Madeline! rief er noch ein Mal, schloß die Ueberraschte in seine Arme und preßte glühende Küsse auf ihre brennenden Lippen.

Laßt mich, Herr! — bat das Mädchen, seine Kräfte sammelnd — seid nicht so stür-

misch und ehrt in mir die Jungfrau, deren Lippen Ihr entweiht habt. Laßt mich, oder ich fliehe!

Ich soll Dich lassen?! — rief Selim mit stürmischer Heftigkeit — Du bist mein, ewig mein!

Dein Weib will ich werden, — unterbrach ihn Madeline, und die Glut ihres liebenden Herzens lag offen in Blick und Ton — Dein treues Weib will ich werden, aber laß mich, Ungestümer! — — Sie wand sich bei diesen Worten aus seinen Armen und stand mit jenem unaussprechlichen Zauber vor ihm, den der erste Kuß der Liebe um das erglühte Antlitz der Jungfrau breitet.

Herr! — sprach sie dann — mein Mund hat meines Herzens Geheimniß verrathen. Ja ich liebe Euch — Ihr seid mir oft träumend und wachend erschienen und ich sah Euch oft schon mit mir am Traualtare stehen — dort darf ich aber vor dem frommen Priester nur an der Hand des Christen treten.

Was Priester, was Altar! — rief Selim! sie von Neuem umfassen wollend — was bedarf es ihrer, um glücklich zu seyn? Was

kümmert sich Liebe um den Glauben? Werde die meine und werde glücklich!

Nie, so lange Ihr nicht Christ seid! — sagte das Mädchen zurücktretend, und statt des glühenden, hingebenden Blickes sah sie ernst auf Selim — Ich bin ein frommes Mädchen, keine Sünde lastet auf meinem Gewissen und so will ich bleiben. Eher stürzte ich mich von den Zinnen jenes Thurmes herab, als daß ich Euch erlaubte, noch einmal mich so sündhaft zu umarmen wie vorhin. Nur als Euer ehelich Weib bin ich die Eurige.

Ist wohl in der Welt ein Preis zu hoch für diese Rose? — unterbrach sie Selim und sein Auge blickte glühend auf die liebliche Gestalt des ernsten Mädchens — Nein! was kümmert mich Mahomed's verheißenes Paradies, was kümmern mich seine Houri? Hier ist die schönste der Himmeltöchter, in ihren Armen das schönste Paradies des Himmels! und hier nimm meine Hand, Blume des Edens, ich führe Dich als Christ zum Altare! — Als Madeline die dargereichte ergriff, zog er sie zu sich, noch einmal ruhte die Jungfrau, Trotz ihrem Schwure, in seinen Armen und duldete willig seine Küsse.

Doch kurz war der Sinnenrausch, denn ein lustiges Lied trällernd, störte Blanchefort ihren Wonnetraum. Madelène entwand sich beschämt den Armen des Geliebten und verbarg sich hinter den dichten Ranken des Jasmins, während Selim unmuthig dem Singenden entgegen ging. Kommt, Herr! — rief ihm dieser zu, der Roßhändler steht mit vier schnaubenden Hengsten im Schloßhofe und wartet schon lange auf Euch; kommt, Herr!

Obgleich Selim sich sträubte, zu folgen, mußte er doch den Garten verlassen.

Madelène hatte sich indessen auf die Rasenbank in der Laube gesetzt und dachte, trunken von Liebe, sich jedes seiner Worte zurückrufend, an ihn. Aber bald wurde ihr weneglühendes Auge ernster. Sie brach wie gedankenlos Blüthen des Jasmin, aber statt sie zum Kranze zu winden, zerpflückte sie die Duftenden und streute sie in ihren Schooß. Also wär ich wirklich am Ziele meiner heißesten Wünsche? — sprach sie beklommen — Also hätte wirklich die heilige Mutter mein Gebet erhört und er würde mein! Warum kann ich mich denn nicht so recht bei diesem

Gedanken freuen! — sagte sie dann, die zerpflückten Blüthen unmuthig auf die Erde streuend — Drückt mich denn eine Schuld, war es denn Sünde, daß ich so willig seine Küsse duldete? — oder fürchte ich seinen Ungestüm? — Nein, nein, seine Küsse brennen noch, seinen Ungestüm fürchte ich nicht, ich fürchte — bei diesen Worten raschelte es in den Zweigen der Laube, sie hob das gesenkte Haupt und sprang laut schreiend von ihrem Sitze, denn in dem Eingange der Laube stand ein alter Mönch, der mit finsterem, stechendem Blicke sie anstarrte, dann die knöcherne Hand hob und, ohne ein Wort zu reden, ihr winkte, sich zu nähern.

Madeline, wahrscheinlich durch den überraschenden Anblick erschrocken, folgte nicht sogleich dem Zeichen des Mönches und blickte bebend ihn an, der noch einmal mit drohendem Blicke ihr winkte; aber ihr Fuß war wie gebannt, sie konnte nicht von der Stelle, da trat er auf sie zu, die Rechte auf seiner Brust ruhend, streckte er die Linke wie zum Segen nach ihr aus, die demuthvoll ihr Haupt beugte, den Segen zu empfangen.

Er aber hob mit der Linken das gesenkte Haupt, ein Blick voll Mitleid traf die Zitternde, ein Blick, dessen Milde sich jedoch schnell in Wildheit verwandelte. Sie erschrak, wollte fliehen, der Mönch aber faßte sie mit kräftiger Faust und einen Dolch unter dem Gewande hervorziehend, durchbohrte er Madelène.

Er hatte gut getroffen, die Rose des Edens war geknickt, der Tod hatte seine schönste Beute erfaßt, um sie nie mehr zu lassen. In dem Augenblicke, in dem sich das jungfräuliche Herz zum ersten Mal der Liebe hingab, hatte der Tod das wonneerglühte zerdrückt. Der erste selige Augenblick war auch ihr letzter! —

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Vierundzwanzigstes Bändchen.

Selim.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

hoffte. Er fand sie auch, aber bewußtlos vor der offenen Hausthüre, ohne Zeichen des Lebens liegen. Da umfaßte er sie mit seinen starken Armen, und trug sie in unnennbarer Angst die Treppe hinauf, in das geöffnete Zimmer, wo die anwesenden Nonnen, und die Muhme aus Gmünd, die sie schon lange erwartet hatten, sich sogleich bemühten, sie wieder zum Leben zurück zu bringen.

„Ehrwürdige Frau," begann jetzt Benedikt sich zu der Priorin wendend, die ihn lange und forschend betrachtet hatte, „ich übergebe Euch mein Kind! — Gott möge sie bald zum Leben wieder erwecken, ihre Seele aber fordere ich von Euch zurück, rein, wie ich sie Euch übergebe."

„Ihr wißt ja nicht einmal, Herr Hegelin," erwiederte die Klosterfrau mit scharfem schneidendem Tone, „ob die Seele Eures Kindes nicht schon für immer ihre irdische Hülle verlassen hat; seht, noch ist das Leben nicht in ihr zurückgekehrt." Benedikt sah bei diesen Worten starr auf die in Todesschlummer Liegende. „Vater im Himmel," sprach er dann „Hast du sie zu dir gerufen, ehe sie untergehen sollte im Glauben und in der Wahrheit, so sei dein Wille gelobt!"

„Schwager," unterbrach ihn die Muhme, „lästert nicht! Der Name des Herrn sei gelobt im Glück, wie im Unglück, aber doch schaudert es mich, sehe ich Euch neben Magdalenens Leiche aus blindem Religionseifer dem Herrn danken, daß er Euer einziges Kind abrief."

Benedikt schien nicht auf sie gehört zu haben. Er beugte sich über die Schlummernde, und lauschte, ob kein Leben sodem die Brust wieder hob. „Wach auf, Magdalene!" rief er endlich, „Wach auf, mein unglückliches

Selim.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Selim.

Historische Novelle.

Zweiter Theil.

Herr! — sprach Achmed in das Zimmer tretend, in welchem Selim nur von seinem nahen Glücke träumend auf dem Polster lag — Herr! Allah hat Großes gethan, zolle Dank ihm und dem Propheten!

Was soll mir Allah und der Prophet? fuhr Selim ungeduldig auf.

Willst Du ihnen nicht danken, so wende Dich an den Gott der Christen, der Dich nicht zum Opfer wollte und sich ein anderes erkor.

Ich verstehe Dich nicht, Achmed! sprach Selim gespannt.

Ich glaub' es wohl, Herr! — Doch willst Du mich verstehen, so geh' in Deines Blanchefort's Gemach, dort wirst Du die Christenbraut finden.

Madelène? fragte Selim immer gespannter.

Sie wirst Du finden, eine Leiche! sagte Achmed kalt, während Selim zur Thür hinaus nach Blanchefort's Gemach stürzte.

Da lag sie, die er erst vor wenig Augenblicken von Schönheit umstrahlt an sein Herz gedrückt hatte, bleich und leblos; neben ihrem Lager kniete Helene und küßte die kalte erstarrte Hand, und zu ihren Füßen stand mit verschränkten Armen Blanchefort und blickte starr auf die Todte, als ob sein Blick sie wieder in's Leben rufen könnte. Selim aber stürzte, alles dies nicht beachtend, auf sie zu, umfing die Todte, drückte sie an seine Brust und ihre bleichen Lippen küssend, fuhr er schaudernd zurück.

Todt! — rief er — kalt, gebrochen der Strahl meiner Sterne — Wirklich todt? — Wer wagte es — Blanchefort, wer wagte es, Hand an diese Tochter des Himmels zu legen? — Du schweigst? — Was helfen mir Deine Thränen? Was hilft mir Dein stummer Schmerz? Den Mörder will ich wissen, das Richteramt üben, daß das Blut nicht ungerochen aus diesem Busen tropfe. Redet recht, Ihr, die Ihr hier knieet und weinet

Euer stummer Schmerz bringt mich zur Verzweiflung!

Aber Blanchefort schwieg, sein Schmerz hatte nicht Worte. Helene blickte unverwandt auf die Todte und sprach kein tröstendes Wort. Da öffnete sich die Thür und die fromme Klosterfrau von Pont-Torion trat ein.

Gelobt sei Gott! — sprach sie — gesegnet, die an ihn glauben.

Dieß sagend trat sie zu der Todten, über deren kalter Stirn sie das heilige Zeichen des Kreuzes schlug, und ihr Auge ruhte ruhig auf den schönen bleichen Zügen des Mädchens.

Weinet nicht! — wendete sie sich jetzt zu den Umstehenden — Gott hat Macht über Geist und Leib; er säet den Samen aus, daß die Blumen erblühen, und bricht sie nach seiner Weisheit zum Kranze für die Ewigkeit. Was der Herr thut, ist wohlgethan!

Weib! — rief Selim — schlägt denn kein Herz in Deiner Brust, daß Du kälter noch als diese Todte hier stehen und eisige Worte statt Worte des Trostes uns zuraunen kannst?

Schwester Agathe warf einen strengen Blick auf den Sprecher, dann sagte sie ihm: Gott wollte nicht, daß sie die Eure werden

ſollte, darum führte er die Jungfrau heim in das Land des Friedens, nicht zum Altar. Er wollte Euch zeigen, daß Ihr noch unwürdig ſeid, ein frommes chriſtliches Herz das Eure zu nennen. Darum gehet in Euch! Bei dem Todtenlager dieſer Gemordeten, bei dem bleichen Engelantlitze dieſes frommen Kindes fordere ich Euch auf, das zu halten, was Ihr der Lebenden in der Stunde ihres Todes verſpracht, fordere ich Euch auf, Euren falſchen Propheten abzuſchwören und ein Chriſt zu werden.

Wahnſinnige! — unterbrach Selim die ſalbungvolle Rede der Kloſterfrau — kannſt Du ſo kalt bei dem Anblicke dieſer Todten ſtehen? Wie glaubſt Du mein Herz durch Deine irren Worte erwärmen zu können? Sie war der Preis, für den ich den Glauben meiner Väter abſchwören wollte. Euer Gott hat ſie zu ſich genommen, ich bin meines Verſprechens entbunden, wir ſind quitt!

Frevle nicht, Ungläubiger! — drohte die Kloſterfrau — Gott iſt allmächtig!

Iſt er allmächtig, ſo laß ihn die Todte zum Leben wecken, laß ihn die Geknickte wieder aufblühen zu neuer Schönheit, die blei-

chen Wangen ſich wieder röthen und die Wunde der Bruſt ſich ſchließen, dann will ich, ſo lange ich lebe, den Gott der Chriſten anbeten und von den Minarets ſeine Allmacht verkünden laſſen!

Faſſet Euch, Herr! — unterbrach ihn Blanchefort, von ſeinem dumpfen Schmerz ſich losreißend — Störet nicht den Schlummer der Entſchlafenen durch Eure heftigen gotteslästernden Worte.

Ach, könnte ich ihren Schlummer ſtören, ich wollte aufſchreien, daß die Gräber erbeben und ſich öffnen ſollten, ich wollte aufſchreien, daß ſelbſt der Tod erzittern und ſeine Beute fahren laſſen ſollte. Aber er hält ſie feſt, — ſprach er, das bleiche Antlitz der Todten wehmüthig anblickend — er hört nicht auf meine Stimme, auch Du, Unglückliche, hörſt nicht auf meinen Schmerzenruf! Dein Auge bleibt geſchloſſen, Deine Lippen bleich und kalt, die mir ſo feurig glühten.

Ritter Blanchefort! — ſagte er dann, ſich von der Todten abwendend — Nicht wahr, Ihr ſenkt ſie noch nicht in die Erde, ich kann ſie noch einmal ſehen?

Der Ritter bejahte es, da wandte ſich ſein Auge wieder nach der Entſchlafenen und ſchaute ſie unverwandt an. — Madelène! — rief er dann plötzlich, der lang verhaltene Thränenſtrom brach hervor und er ſtürzte hinaus.

Als ſein Blut ruhiger floß und er über das Vorgefallene nachdenken konnte, ſtiegen mancherlei Gedanken in ihm auf und ein finſterer Argwohn bemächtigte ſich ſeiner. — Waren die Thränen Helenens an dem Sterbelager der Ermordeten Thränen dem Mitleid oder der Reue geweint? — Wälzte Achmed die That von ſich auf Allah und den Propheten, als er mir entgegenrief: Allah hat Großes gethan? — Sollte Eiferſucht oder der blinde Wahn den Dolch geführt haben? Im Lande der Franken, wo heimlicher Mord ſo ſelten und hier kein Grund, das ſchuldloſe Mädchen zu vernichten, aufzufinden war, mußte im erſten Augenblicke des Schmerzes dieſer Gedanke in ihm aufſteigen. Er befahl einem Diener, Achmed zu rufen.

Alter Mann! redete er ihn an — Du

Kind! Verlaß mich alten Mann nicht so bald, kehre heim, ihm die Augen zuzudrücken, kehre zu mir zurück, meine gute Magdalene."

Und leise hob sich die Brust, das geschlossene Auge zuckte, eine leise Röthe überflog die bleiche Wange und ein tiefer Seufzer rang sich empor — „Sie lebt, sie lebt!" rief der Vater, „Schließ auf dein Auge, mein geliebtes Kind, zeig mir deinen wehmüthigen, schmerzvollen Blick, ich will ja nicht mehr zürnen, wenn du auch nicht freundlich auf mich siehst!" — und sie schlug, als habe sie des Vaters Bitten vernommen, die Augen auf, sah staunend umher, erhob sich schnell vom Lager und ohne auf etwas anders zu achten, beugte sie das Knie vor der Priorin, „Heilige Frau!" sprach sie, „gewährt mir Schutz, gewährt meinem Herzen Trost und Ruhe, nehmt mich auf! —"

„Steh auf mein Kind," sagte die Priorin freundlich, „Schutz und Trost sollst du an meinem Herzen finden." Benedikt sah bei diesen Worten finster und ernst auf die Klosterfrau, die Magdalene auf einen Sessel führte. „Setze dich Kind," sprach sie mit sanfter, aber doch befehlender Stimme, „erhole dich, und Ihr Herr Hegelin, sagt mir, was dem Kinde begegnet ist."

Benedikt erzählte nun das Vorgefallene, doch was Magdalene in jenen bewußtlosen Zustand versetzt hatte, davon wußte er nichts zu berichten.

„Ei, ei! Lieber Herr," sagte die Priorin ängstlich, „das ist ein böser Handel, der Euch und uns ins Verderben stürzen kann. Findet man morgen den Todten, so zieht dies eine strenge Untersuchung nach sich, und leicht könnte dadurch der Aufenthalt Eurer Tochter verrathen

warst seit meiner Kindheit mir treu ergeben und Deine Rede war stets das Wort der Wahrheit. Sei auch jetzt wahr, beruhige oder zermalme mich. Hat Dich blinder Eifer zum Mord getrieben? Hast Du, damit wir uns in Muhamed's Paradies begegnen können, den Dolch in die Brust des Christenmädchens gestoßen?

Mit dem heitern Lächeln der Unschuld stand Achmed vor seinem Gebieter. Nein, Herr! — entgegnete er mit edlem Stolze — Ich segne Allah, daß er die That geschehen ließ, fluche aber dem Mörder, der sie verübte. Durch solch blutiges Mittel mag ich selbst das höchste Ziel meines Lebens, Dein Glück, nicht erlangen. Konntest Du Deinen Lehrer zum feigen Mörder erniedrigen? Konntest Du glauben, Achmed sei unter Christen so tief gesunken? — Das schmerzt mich.

So muß Helene —

Sei nicht ungerecht gegen diese Unglückliche, Herr! Sie beweint den Tod Madelènens und hätte doch Ursache, sich darüber zu freuen; aber sie stellt Dein Glück höher als das ihrige. Ueberdieß, Herr, lag sie, während sie Dich in den Armen der Liebe

glaubte und die Frevelthat geſchah, weinend auf jenen Polſtern.

Wer aber ſollte?

Frage Allah, er ſendet die Boten ſeiner Macht, ſie kommen ſchnell wie der Blitzſtrahl aus ſchwarzen Wolken, ſeine Befehle zu vollziehen; bald ſind es furchtbare Geiſter, die mit himmliſcher Macht die That vollbringen, bald ſenken ſie den Willen zur blutigen That in die Bruſt eines ſterblichen Menſchen. Weine um das Mädchen, Deiner Thränen war ihre Schönheit werth; aber dank' auch dem Propheten, der Dich ſeinem Glauben wunderbar erhielt.

Aber dieſer Troſt konnte Selim nicht beruhigen, er hatte nur einen Gedanken: Den Mörder auszuforſchen und der Todten ein blutiges Opfer zu bringen. Aber Blancheſort's Bemühungen, der gleich ihm nach Rache dürſtete, waren vergebens; nirgends fand man eine Spur. Die Thurmwache ſagte zwar aus, daß ſie hinter dem Gemäuer, an welches die Laube ſich lehnte, einen Mönch geſehen habe, aber ſeine Spur war verloren; und welchen Zweck konnte ein Diener der Kirche haben, dies unſchuldige Mädchen, das

ihr einen Neubekehrten zuzuführen im Begriff war, zu morden?

Helene war von dem traurigen Vorfall tief erschüttert. Das Geheimnißvolle von Madelènens Tod vermehrte das Schreckbare der Begebenheit; sie hatte nicht den Trost, den Achmed bei dem Gedanken fühlte: Allah habe Selim vom Verderben retten wollen; ihr, wie Allen, war die That unbegreiflich und schmerzvoll. Mit wahrer schwesterlicher Liebe schmückte sie die Todte zu ihrem Heimgange, flocht einen Kranz von weißen Rosen in ihr Haar, gab ihr einen Strauß Rosmarin in die Hand, legte zwei Immortellen auf das zerdrückte Herz und streute über das weißwollene Todtengewand duftende Orangenblüthe. Dann ging sie zu Selim, der sein Gemach seitdem nicht verlassen hatte.

Herr, wollt Ihr noch einmal Madelène sehen, — sprach sie zu ihm — so kommt, ehe der Sarg sich schließt und sie der Erde übergeben wird. Kommt, lieber Herr! Das Glöcklein der Kapelle ruft schon die Leidtragenden herbei; kommt schnell, ehe der Deckel sie für immer Euren Augen birgt.

Schweigend folgte ihr Selim, auch Ach-

med begleitete seinen Herrn nach dem mit schwar em Tuch behangenen Rittersaal, wo Madelène, auch im Tode noch schön, einem schlafenden Engel gleich im offenen Sarge lag. Wachskerzen brannten auf hohen Candelabern, als ob ihr düstres Licht der Pilgerin auf dem dunkeln Pfade ihrer Ruhe leuchten sollte. Weinende Frauen und Jungfrauen standen um die Todte, das Engelantlitz noch einmal zu sehen und Schwester Agathe knieete, fromme Gebete murmelnd, zu den Füßen des Sarges.

Selim nahte mit festem Schritte, stellte sich neben den Sarg und blickte unverwandt der Todten in's blasse Antlitz.

Fast sollte ich meinen, sie schliefe nur! — raunte Helene Achmed zu — ihr Tod muß schmerzlos gewesen seyn, sie sieht so freundlich aus, als ob sie ihrem Mörder vergeben hätte.

Ich glaube kaum! — ließ sich bei diesen Worten dicht hinter ihr eine dumpfe Stimme vernehmen. Achmed und Helene wandten sich und Ali stand hinter ihnen, das Auge auf die Todte starr gerichtet. Auf seinem ernsten Gesichte drückte sich keine Theilnahme aus

und

und er schien gleichgiltig bei ihrem Anblicke zu seyn.

Herr! redete er jetzt seinen Gebieter an.

Selim wandte sich, erblickte ihn und ein kaum bemerkbares freundliches Lächeln umzog seinen Mund. Still! — befahl er dann, auf die Todte weisend, als Ali weiter sprechen wollte — Still und danke Allah, daß es Dir vergönnt ist, diese Himmlische noch zu sehen. Aber still, sie schläft, laß sie ruhen, bald wandelt sie im Paradiese.

Ali gehorchte, blieb, das Auge immer noch unverwandt auf die Entschlafene gerichtet, von ferne stehen. Da vernahm man aus der Ferne den Gesang der nahenden Chorknaben, und Diener kamen den Sarg zu schließen.

Halt! — rief Selim — schließt den Sarg noch nicht! Erst muß ich dem Tode noch einen Theil seiner Beute rauben.

Dies sagend beugte er sich über die Entschlafene und brach eine Rose aus ihrem Todtenkranze, küßte sie und verbarg sie unter seinem Gewande. Helene nahte von der andern Seite, erfaßte die Hand Madelènens und preßte sie an ihre Lippen.

Auch Dir, treuer Diener, werde dies

Glück! — ſagte Selim jetzt, ſich zu Ali wendend — beuge Deine Kniee vor dieſer Himmliſchen und drücke ehrfurchtvoll ihre Hand an Deine Lippen, ehe ſie die Reiſe in's Paradies antritt.

Ali zögerte, jedoch nur einen Augenblick; dann trat er ſchnell an den Sarg und beugte ſich vor der Todten. Als er aber die Hand erfaßte, in der Madelène den Strauß Rosmarin hielt, ſchauderte er zuſammen, ließ ſie ſchnell fahren und ſagte mit finſterm Blicke zu Selim: Herr! den Tod bringe ich willig, wenn Du mir befiehlſt, nur mit den Todten habe ich nicht gern Gemeinſchaft, ſie gehören der Erde und nicht mehr den Lebenden an.

Da trat Blanchefort mit den Geiſtlichen ein und blickte noch einmal mit thränendem Auge auf die Entſchlafene. Madelène! rief er, wandte das Antlitz ab, der Deckel ſchloß ſich über ſie, der Grabgeſang begann und die Träger gaben die geknickte Roſe der Mutter Erde wieder, damit ſie jenſeits ſchöner erblühen könne.

Selim hatte Madelène nicht mit zu Grabe begleitet und ſaß in düſteres Sinnen verſunken in ſeinem Gemache. Der Gedanke, daß

er und Alles, was ſich ihm liebend nahe, dem Verderben geweiht ſei, erſchütterte ihn tief, und er mochte ſich eben fragen, ob denn nun bald der Köcher des Schickſals geleert und er von ſeinen giftigen Pfeilen befreit ſei, als Ali eintrat und kaum von ihm bemerkt wurde.

Herr! — redete er ihn an — hier ſteht Dein treuer Sclave wieder vor Dir, dem man ſo willig frei Geleite gab, als er Dich verließ, der aber, um zu Dir zurückzukehren, ſich wie der verfolgte Marder nach ſeinem Bau hierher ſchleichen mußte.

Sei mir willkommen! — ſagte Selim, finſter vor ſich hinſtarrend.

Ich finde Dich traurig wieder, Herr? — fuhr der Ismaelit fort — Iſt es der Tod des fränkiſchen Mädchens, der Dich ſo ſchmerzt, oder haſt du üble Botſchaft von Conſtantinopel erhalten? — Selim antwortete nicht — Das Mädchen war ſchön, begann Ali von neuem — aber doch nur eine Blume, die man am Wege trifft und ſie wegwirft, ſobald ſie nicht mehr duftet, eine Roſe, die man zerpflückt, wenn ihr Dorn uns ſticht. — Selim richtete den Blick nach ihm und ſchien

aufmerksam zuzuhören. — Der Tod eines Weibes ist ein schnell versiegter Thränenquell, ein kalter Hauch, der des Mannes Brust einen Augenblick durchschauern kann und weiter nichts! — Aber wenn der freie Mann zum Sklaven, der Fürst zum Diener wird und die Freunde ihn verhandeln, als sei das Haus der Gastfreundschaft ein Bazar, wo auch das Edelste dem Eigennutze feil ist, das ist wahrlich mehr als der Tod einer schönen Dirne!

Was willst Du mit Deinem Gleichniß? fragte der Fürst.

Dich auf eine traurige Erzählung vorbereiten.

Rede! sagte Selim gelassen.

Die Ritter von Rhodus — hub nun Ali an — haben Dich Bajazet verkauft! Du bist den gastfreundlichen Rittern ein Unterpfand, das ihnen gute Zinsen trägt. In die Mitte Frankreichs geführt, bist Du frei wie der Vogel im Käfig, der, von Sprosse zu Sprosse hüpfend, sein Morgenliedchen pfeifen und, auf welcher Sprosse er will, seinen Kopf unter die Flügel stecken und einschlafen kann. Frei bist Du Herr, auf Bourgneuf von der Zugbrücke an bis zum Walde, von Deinem

Thurm bis zu der sumpfigen Wiese, wo die Reiher nisten. Jenseit des Waldes haben die vorsorglichen Ritter eine Kette gezogen, über die Dein freier Wille nicht darf. — Doch lies! Hier hast Du die Abschrift des Vertrages. Der Schreiber des Dolmetschers gab mir diese türkische, der Schreiber des Ordenskanzlers die italienische. Funfzehn venezianische Dukaten kosten mich beide, mehr braucht es nicht, um zwei Verräther zu dingen.

Selim nahm die Papiere gleichgültig aus seiner Hand, er war in diesem Augenblicke abgestumpft für jedes Unglück, aber mit jeder Zeile die er las, wankte sein Gleichmuth, sein Auge begann zu flammen, und als er bis zu Ende gelesen, sprang er auf, schritt einigemal im Zimmer auf und ab, dann befahl er Ali, Achmed zu rufen. Ich habe den Herrn ein wenig unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, — sagte Ali zu diesem — geh' zu ihm und bring' ihm Deinen Morgengruß.

Während Selim Achmed den zwischen Bajazet und dem Orden abgeschlossenen Vergleich vorlegte und in seiner Wuth kaum Worte finden konnte, seine Verachtung über diese Verrätherei auszusprechen, ging

Ali zu Helenen, die eben von Madelönens Begräbniß zurückgekommen war. Allah und der Prophet mögen Dich schützen, schöne Rose von Cos! — redete er sie an — Als das Schiff, auf dem ich von Stambul nach Rhodus fuhr, an Deiner Heimath vorübersegelte, bestieg ich einen Nachen und landete dort, wo es wahrlich so reizend ist, daß es selbst Mahomeds Paradies nicht verunstalten würde. Ich sah Deinen Vater, er lebt noch, auch Deine Mutter lebt und ich bringe Dir von ihnen Gruß und Segen; sie nannten Dich ihr unglückliches liebes Kind, und so kam ich her, Dir die tröstenden Worte zu sagen.

Helene dankte dem Ismaeliten, ihre Gedanken schienen aber trotz der freudigen Botschaft nicht in der Heimath bei Vater und Mutter zu seyn. Sie blickte Ali unverwandt an, als ob sie noch etwas Anderes auf seiner Stirn lesen wollte.

Was blickst Du mir so scharf in's Auge? — fragte der Ismaelit — was willst Du von mir?

Wie lang bist Du schon hier, Ali? fragte statt Antwort das Mädchen.

und Ihr zur Verantwortung gezogen werden, dann würde es mir und den frommen Schwestern gewiß Nachtheil bringen. Ich sehe kein anderes Mittel, dem zu entgehen, als bei dem Französischen General um die Erlaubniß zu bitten, nach Gmünd in unser Kloster zurückkehren zu dürfen. Da der Feind unsre Stadt verlassen und unser heiliges Haus verschont hat, so haben wir dort nichts mehr zu befürchten, Magdalene kann uns im Gewand einer Klosterfrau folgen, niemand wird sie unter dem Schleier suchen, und in unsern Mauern ist sie vor jeder Nachstellung, jeder Entdeckung sicher."

Ehe Herr Benedikt auf diese, ihm mißfallende Rede antworten konnte, vernahm man auf der Straße einen wilden Lärm. „Aux armes Camarades!" erschallte es von der Brücke her, und das Toben kam immer näher — „Geschwind die Lampe weg," befahl die Priorin; aber diese Vorsicht kam zu spät, die halbtrunkenen Soldaten mußten das Licht gesehen haben, man hörte sie schon in das offen stehende Haus eindringen. „Schnell in jene Kammer," befahl die Priorin. Ihre Linke ergriff die noch brennende Lampe, die Rechte erfaßte ein Kruzifix, sie ließ den Schleier sinken, und so trat sie den Anstürmenden entgegen.

„Wer wagt es, uns in unserm frommen Gebete zu stören," redete sie die heraufstürzenden Kriegsleute in französischer Sprache an, „was wollt Ihr hier in einem Hause, das Euer General seines besondern Schutzes würdigte; entfernt Euch und entweiht nicht die Klausur frommer Klosterfrauen."

Die wilden Kriegsgesellen, von Ehrfurcht bei dem An-

Heute ritt ich hier ein.

Du lügſt! — fiel ihm Helene in die Rede — Du warſt ſchon mehrere Tage hier, ſchlicheſt umher — .

Was denkſt Du von mir, Griechin? unterbrach ſie der Ismaelit kalt.

Daß Du Elender Madelènens Mörder biſt.

Ali lächelte ruhig bei dieſen mit Heftigkeit ausgeſprochenen Worten. — Bin ich der Mörder, — ſprach er dann nach einigem Nachdenken — wie kannſt Du Dich erkühnen, mich deſſen anzuklagen? Der Dolch, der eine Frankin trifft, findet eben ſo leicht den Weg zu der Bruſt eines griechiſchen Mädchens. Fürchte Dich nicht, — fuhr er fort, da Helene bei dieſen Worten erſchrocken zurück trat — ich meine es gut mit Dir, mein Dolch hat für Dich nicht Spitze noch Schneide, ſelbſt wenn Du jetzt zu meinem Gebieter gehen und mich anklagen wollteſt, träte ich Dir nicht in den Weg und ſchlöſſe Deinen voreiligen Mund nicht mit einem ſichern Stoße.

Menſch! rief Helene ſchaudernd.

Blick' nicht ſo auf mich, Roſe von Cos; Du verſtehſt Ali nicht, ſonſt würdeſt Du ihn nur bedauern. Bei meinem Werden wurde

im Buche meines Schickſals mit blutiger Schrift geſchrieben, daß ich nur für Selim leben, für ihn nur ſterben ſolle. Der Zweck meines Lebens iſt er, denn ich ſchwur bei meines Weibes Grabe, fortan ſein Sklave zu ſeyn, ich gab unſerm mächtigen Scheik mit meinem Handſchlage, feſter bindend als Wort und Schwur, die Verſicherung, daß ich den Sohn Muhameds ſchützen wolle, ſo lange Allah es mir erlaube, und ſieh'! ſo bin ich nicht allein Selims Sklave, ſondern ich bin auch Sklave des Schickſals geworden, das mich hinzieht und fortreißt, wohin ich nicht mag und wogegen oft mein Herz ſich ſträubt.

Glaubſt Du, ich hätte Gefallen an Blut, wie ein gemeiner Mörder? — Als das ſchöne Mädchen, an meine Bruſt geriſſen, bittend an mir aufſah und ich den Todesſtoß führen wollte, da erbarmte ſich mein Herz, Mitleid ergriff mich, ich zögerte einen Augenblick, doch in dieſem Augenblicke ſah ich zürnend den Fürſten von Libanon vor mir, und meiner dunklen Beſtimmung folgend, führte ich mit ſichrer Hand den Stoß, denn nur ihr Tod konnte Selim vom Verderben retten. So lange der Sohn Muhamed's mit

dem Koran in der Hand vor die Thore ſeiner Heimath tritt, können ſich ihm die Pforten noch öffnen; mit dem Kreuze in der Hand ſind ſie ihm für immer verſchloſſen!

Du blickſt zweifelnd auf mich, weißt nicht, ob Du mich haſſen, ob Du Mitleid mit mir fühlen ſollſt, — fuhr er fort, da Helenens Blick immer ängſtlicher, immer ungewiſſer wurde — bemitleide mich, Mädchen, denn ich habe eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, muß ein ſchweres, vielleicht ſogar ein undankbares Amt übernehmen. Deßhalb bitte ich Dich, verkenne den armen Ali nicht, aber fürchte ihn, denn, Helene, wäre es zu Selim's Heile — auch Du müßteſt ſterben.

Sonderbares Geſchöpf! — ſagte er dann nach einer Weile kopfſchüttelnd — was bebſt Du doch vor mir, was zitterſt Du ſo? Grauſ't es Dir bei dem Anblicke eines Trabanten des Todes, daß es Deine Gebeine zuſammenrüttelt wie der Wind die Blätter der Palme? Früh oder ſpät kommt er, klopft an die wurmſtichige Thür des Alters wie an die blumengeſchmückte Pforte der Jugend. Dich wird er ereilen wie mich; ich glaube ſelbſt, wenn eine innere Stimme mich nicht trügt,

wir werden Beide für ihn ſterben und das wäre doch der ſchönſte Tod!

Helene ſeufzte tief auf. Sie konnte ihr Auge nicht von dem Ismaeliten wenden, für den ſie Mitleid, vor dem ſie Grauen fühlte. Ach, hätteſt Du das Mädchen gekannt, ſagte ſie endlich — dieſes fromme Kind, das ſo unſchuldvoll in ihre Heimath hinüberging, Du hätteſt ſie nicht morden können.

Ich mußte!

Und was wußteſt Du von ihr, daß Du ſie dem Tode weihteſt?

Was ich von ihr wußte? fuhr Ali auf — Schon in Rhodus hört' ich, Sultan Selim wolle ein Chriſt werden, ich beflügelte meine Fahrt, landete in Cette, und als ſtummer Pilger gekleidet, bettelte ich mich, Gold in Fülle im Säckel, durch Frankreich bis hierher. In Languedoc erfuhr ich die Kunde beſtätigt, und je näher ich Bourgneuf kam, deſto mehr Gewißheit erhielt ich. In Ligmoes erzählte man ſich, daß die Nichte Blancheforts ihn umſtrickt habe und er, zu ihrem Beſitz zu gelangen, ein Chriſt werden und ſie ehelichen wolle. Mußte ich da nicht ihren Tod beſchließen?

Ich kenne den Sultan und seinen Sinnerrausch, ist der verflogen — und was der Tod an seine Brust drücke, vergißt der Osmane nur zu leicht — so schwindet die Erinnerung wie ein Sonnenstrahl, den der Nebel umzieht, wie der Bergstrom, dessen Quell versiegte. Und mein Vorsatz stand fest; ich stahl einem Klausner seine Kutte, schlich in dieser Verkleidung, suchte meine Beute um Bourgneuf und fand sie in dem entscheidenden Augenblicke, da rettete sie nicht ihr Gott, nicht ihr Prophet, sie mußte bluten.

Nun weißt Du Alles, führe mich jetzt zu dem Gebieter, klage mich an, damit sein Schwert schnell meinen alten benarbten Kopf vom Rumpfe trenne, denn jetzt ist sein Rausch noch nicht vorüber. Dann ist meine irre Wallfahrt bald zu Ende und ich ärnte den Lohn für meine Treue bald.

Wie kannst Du fürchten, daß ich das thun könnte? unterbrach ihn Helene.

Fürchten? Wahrlich, Du irrest! Mit Freuden folg' ich Dir zu ihm. Komm', reich mir Deine Hand, ich führe Dich selbst.

Rühre mich nicht an, an Deiner Hand klebt Blut! rief Helene, zurückschaudernd.

Der Muſelmann reinigt ſich jeden Morgen vor dem Gebete, — erwiederte Ali kalt — längſt hat das Waſſer die blutige Spur verwiſcht, — doch willſt Du nicht mit mir gehen, willſt Du nicht mein Ankläger ſeyn, nun gut, ſo lebe wohl!

Er verließ Helene, die wie aus einem böſen Traume erwacht, tief aufathmete.

Selim hatte am andern Tage die Ritter zu ſich beſchieden und machte ihnen die härteſten Vorwürfe über das Betragen des Großmeiſters.

Und Ihr meint immer noch, ich ſolle ein Chriſt werden? wandte er ſich zu Rochechenard, denn von ſeinem Schmerz noch zu ſehr angegriffen, nahm Blanchefort wenig Theil an dem Geſpräche. — Da Ihr, die Stütze, die Edelſten der Chriſtenheit, Ihr, die Ihr den ſanften Jünger Eures Propheten zu Eurem Schutzheiligen erwählt habt, ſo eigennützig ſeid wie ein magerer Derwiſch und ſo ſtolz wie ein fetter Bonze? Spendet edelmüthige Worte in Fülle und ſteckt dafür die Zechinen ein, die Bajazet als Lohn dem Kerkermeiſter zahlt? Hält Euer Glaube nicht

die Treue höher, so mag ich ihn nicht: denn er ist nur Lüge und Trug.

Rochechenard wollte den Orden entschuldigen. — Spart die Mühe! — fuhr Selim fort — Was Ihr mir sagen könntet, weiß ich, und Ihr dauert mich, so sehr ich auch Eure Handlungweise verachten muß. Die Noth zwingt Euch zu unedlen Handlungen; denn seit ich in Rhodus war, seit ich den Zwiespalt der Christen kenne, weiß ich wohl, daß Constantinopel nichts von Euch zu fürchten hat und es Euch zermalmen kann, wenn es will. Aber offen hätte der Großmeister mir sagen müssen: Fürst, mehr als Schutz kann ich Euch nicht gewähren und den nur so lange, als es ohne Nachtheil des Ordens geschehen kann, dann aber zieht hin, wohin es Euch beliebt. So mußte der edle Meister von Rhodus sprechen, den Gastfreund mußte er ziehen lassen, wohin es ihm gefiel, und wollte ich bleiben, dann mochte er um Gold feilschen, daß der Gast des Hauses dem Herrn nicht zur Last falle; ihm konnte es gleichviel seyn, wollte ich das Brod meines Bruders essen: so aber — doch ich will nicht mit Euch rechten; könnte ich es doch mit dem Schwerte in

der Hand! Aber dort oben thront der Gott der Vergeltung. Er wird mich rächen und seine Geißel über Rhodus schwingen! —

Von diesem Augenblicke an wurde der Fürst immer finsterer und verschlossener. Der Gedanke, daß er den Koran habe abschwören wollen, war ihm furchtbar und er fing an, die Christen zu hassen, selbst Blanchefort, so sehr auch Madelène das Band der Freundschaft enger geschlossen hatte, wurde von ihm kälter behandelt als sonst. Er verlebte seine Zeit mit Achmed und Helene fast allein, selbst Ali, dessen That die Griechin ihm verschwiegen hatte, behandelte er jetzt mehr als Freund wie als Diener. Die Erinnerung an Madelène, wenn auch die Zeit sie schwächte, schwand nicht so schnell wie der Bergstrom, dem sein Quell versiegte; sie blieb ihm heilig. Die Rose, welche er aus ihrem Kranze genommen, verwahrte er sorgfältig, nahm sie täglich aus der goldenen Kapsel, küßte sie und sagte dann traurig: Sie ist duftlos und welk, denn sie schmückt die Tochter Edens nicht mehr, mir ist sie meine Todtenblume. — Als wäre es ihm zur Gewohnheit geworden, so regelmäßig öffnete er jeden Morgen

nach verrichtetem Gebete die Kapsel und schloß sie mit den nämlichen Worten. Zuweilen besuchte er Madelènens Grab, brach dann einen Zweig von dem dunklen Rosmarinstocke, der auf ihrem Grabe grünte, und trug ihn gleich einem Amulet bei sich, bis er verwelkte. Wenn er den Rosmarinzweig trug, hielt sich Ali stets von ihm entfernt; ihm mochte, seit er Madelènens Todtenhand ergriffen hatte, beim Anblick dieses Sinnbildes des Todes ein Grausen überfallen.

In dieser Zeit wandte sich Selim noch einmal an den König von Frankreich und bat um Schutz und Hülfe; aber obgleich Ludwig der Eilfte gestorben war und ein junger Fürst auf dem Throne saß, wollte man doch in Paris nichts von ihm wissen; die Dame von Beaujou dachte nur, wie sie während der Minderjährigkeit des Bruders ihre Macht als Regentin vermehren könne, um den unglücklichen Selim kümmerte sie sich wenig. So verstrichen Monden, Jahre auf Bourgneuf, gleichförmig wie der langweilige Schlag der Pendeluhr. Selim verließ selten den neu-

gebauten Thurm, den er jetzt zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, sandte noch einmal Ali auf Kundschaft aus und dieser kehrte, ohne ihm tröstende Nachricht zu bringen, bald wieder zurück.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß sollte jedoch seine Lage auf manche Weise verändern und ihm manche Hoffnung wieder zuführen. Papst Sixtus der Vierte war gestorben und Innocenz der Achte bestieg den päpstlichen Thron. Damals waren die Türken bei Otranto gelandet, hatten es erobert und somit festen Fuß in Italien fassend, machten sie Rom und die Christenheit zittern. Da entwarf Innocenz den schwer auszuführenden Plan, die Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen, damit sie sich nicht immer mehr in Europa ausbreiteten. Seine Legaten waren an allen christlichen Höfen unabläßlig zur Förderung dieses Planes bemüht, jedoch meist vergebens, nur wo die Gefahr nahe war, fanden sie Gehör. Aber alle diese fehlgeschlagenen Versuche entmuthigten den Papst nicht, er sann auf andere Mittel und sein Auge fiel auf Selim, den er an die Spitze der Unternehmung zu stellen beschloß.

blick der ehrwürdigen Gestalt ergriffen, neigten sich vor dem Bilde des Heilandes, murmelten einige Entschuldigungen, und ihr trunkener Muth schien sie verlassen zu haben; nur einige drangen auf Durchsuchung des Hauses, doch durch die Menge überstimmt, wurden auch sie beruhigt. Der Haufe zog ab, das Haus wurde hinter ihnen verschlossen, der Lärm zog weiter.

„Ihr müßt hier verweilen," sagte die Priorin, als Benedikt und seine Tochter aus ihrem Versteck hervorgetreten waren, „träf man Euch, so wäret Ihr verloren." Benedikt aber meinte, er kenne schon einen Weg, wo er unbemerkt über den Fluß und dann durch die Wasserpforte den Berg hinauf, hinter die Dionysius Kirche kommen könne, und von da sei sein Haus ja nur einige Schritte entfernt.

„Thut, wie es Euch beliebt," sagte die Priorin kalt.

„Vater!" raunte ihm Magdalene zu, als er schon seinen Hut ergriffen hatte, „Vater, ich muß Euch, ehe Ihr mich verlaßt, etwas vertrauen! —" Benedikt kehrte wieder um, und die Priorin, welche dies gehört haben mußte, trat hinzu.

„Darf ich das, was du dem Vater zu sagen hast, anhören?" fragte sie.

„Vor Euch, ehrwürdige Frau, habe ich kein Geheimniß, so wenig wie vor meinem Vater," erwiederte Magdalene. „Seit längerer Zeit," begann sie, „schon ehe mein Georg starb, plagen mich schwere Träume, mein Schlaf ist unruhig, mich dünkt, eine Centnerlast liege auf meiner Brust, und es ist mir dann eben so, als wie die Leute vom Alp erzählen, wenn er sich tückisch auf den Schla-

schloß. Er wandte sich deßhalb als Oberhaupt des Ordens an den Großmeister von Rhodus und verlangte die Auslieferung Selim's, aber unter mancherlei Vorwand schlug es der Großmeister ab; der Hauptgrund aber, weßhalb der Orden sich so sehr dagegen sträubte, war wohl, daß er die Ahndung Bajazet's fürchtete und nur ungern das Gold verlor, das von Konstantinopel so reichlich in die Casse des Ordens floß. Endlich, nachdem vorher Bajazet durch mancherlei Vorstellungen zufrieden gestellt war, der Papst zur Entschädigung den Orden St. Lazari und dessen Besitzungen den Rhodensern einverleibt, d'Aubusson den Cardinalhut verliehen und ihm versprochen hatte, daß Selim auch in Rom unter Aufsicht des Ordens bleiben solle, willigte das Kapitel in die Auslieferung des Prinzen. Der französische Hof versprach, seinem Abzuge kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Es mochten wohl zwei Jahre seit Madelènens Tode verflossen seyn, als Blanchefort Selim die Nachricht brachte, daß er Bourgneuf verlassen und seinen Aufenthalt in Rom nehmen sollte. Unerwartet, aber willkommen

kam ihm diese Botschaft; führte ihn doch der Weg südwärts, kam er doch dem Orient näher, und Madelènens Grab und sein Thurm waren ja das Einzige, was ihn noch an Bourgneuf hätte fesseln können. Lieb war es ihm auch, als er erfuhr, daß Blanchefort, mit dem er gänzlich ausgesöhnt war, ihm nach Rom folgen und wie bisher sein Begleiter seyn sollte. Der Grund aber, weßhalb ihn der Papst in Rom zu sehen wünschte, erhob seinen fast gesunkenen Muth und weckte von neuem in ihm die Hoffnung, welche Ali und Achmed jedoch nicht mit ihm theilten, durch die Macht der christlichen Fürsten Bajazet vom Throne zu stürzen.

Am traurigsten unter Allen war Helene. In der Einsamkeit durch Selim's Liebe beglückt, fürchtete sie jede Veränderung, und daß der Reiz der geräuschvollen Welt in dem prächtigen Rom den schönen zum Manne gereiften Jüngling von ihr reißen würde. Sie verließ deßhalb Bourgneuf unter Thränen; es war ja, mit kurzer Unterbrechung, das Paradies ihrer Liebe gewesen.

Ehe Selim von dem alten Schlosse schied, besuchte er noch einmal das Grab Madelènens,

bestieg dann getrost sein Roß und trabte in der nämlichen Begleitung, wie er hierher gekommen war, von mancherlei Hoffnung begleitet, der Küste zu.

Nach einer stürmischen Fahrt, wo das Admiralschiff des Ordens, auf welchem sich Selim befand, beinahe an der genuesischen Küste gescheitert wäre, langte er am 16. März des 1489sten Jahres in dem Hafen von Civita Vecchia an, wo er sich einige Tage aufhielt und dann den Weg nach Rom antrat.

Mehre Meilen von dieser Stadt kam ihm schon der Cardinal von Angers und der Graf von Aguillara, der natürliche Sohn des Papstes, als dessen Abgesandte entgegen, begrüßten ihn im Namen des heiligen Vaters und begleiteten ihn nach Rom, wo ihn Dominicus Doria, der Befehlshaber der päpstlichen Leibwache, mit seinen gewaffneten Schaaren empfing und der Adel, die Priester und das Volk, die seinen Einzug verherrlichen wollten, ihn erwarteten.

Der Einzug, prachtvoll und feierlich, als sei er der mächtigste König der Christenheit, erfolgte nun durch das Thor St. Sebastian, voran zog die Leibwache und leichte Reiterei

des Papſtes, denen der römiſche Adel im vollen Glanze ſeines Reichthumes folgte. In prachtvollem Aufzuge kam nun der franzöſiſche Geſandte mit ſeinem Gefolge, hinter ihm der Marquis von Monteil, Bruder des Großmeiſters, der nebſt dem Grafen von Aguillara dicht vor dem Prinzen ritt. Dieſer, gekleidet, wie der Sultan ſich nur bei der feierlichſten Gelegenheit zu tragen pflegt, das Schwert Sultan Muhamed's an ſeiner Seite, ritt einen wilden neapolitaniſchen Hengſt, Achmed und Ali folgten dicht hinter ihm. Seine ſtolze Haltung, ſein ſchönes männliches Aeußere entzückte die Frauen, die auf den Balcons als die ſchönſte Zierde Roms ſtanden, ihn mit Freudenruf begrüßten und ſeinen Weg und ihn mit Blumen beſtreuten. Der Großprior von Auvergne und die in Rom befindlichen Ritter von Rhodus ſchloſſen den Zug, der durch die weiten Straßen der alten Herrſcherſtadt nach dem Palaſte ging, wo ihm ſeine Wohnung angewieſen war.

Am andern Tage wurde er durch den franzöſiſchen Geſandten und den Großprior dem Papſte in feierlicher Audienz vorgeführt. Hier wollte ihn der päpſtliche Ceremonien-

meiſter mit dem Gebrauche der dreimaligen Kniebeugung und dem Fußkuſſe bekannt machen, Selim aber verweigerte Kniebeugung und Kuß und der Kardinal von Angers mochte ihn noch ſo ſehr zu überreden ſuchen, daß es bloß ein herkömmlicher Gebrauch ſei und ihm verſichern, daß die größten Potentaten der Chriſtenheit ſich dieſer Ceremonie unterwürfen, der Osmane wollte ſich nicht dazu verſtehen. Auf die nämliche Art, wie ich vor meinen großen Vater trat, — ſprach er — will ich auch vor den heiligen Vater treten, will ihm nach der Sitte meines Landes meine Hochachtung bezeigen, aber mein Knie beuge ich vor ihm nicht, noch küß' ich den Staub ſeiner Füße.

Dieſe Weigerung wurde dem Papſte gemeldet, und Innocenz, einen höheren Zweck vor Augen, entſagte dieſer Ehre und ließ den Sohn Muhamed's eintreten.

Einen Augenblick ſtutzte dieſer bei dem Anblicke der Menge den heiligen Vater umgebender Fürſten der Kirche, aber es war nur ein Augenblick des Staunens, dann ſchritt er ſtolz durch die Reihen dem Throne zu, auf welchem Innocenz ſaß. Heiliger Vater! —

redete er ihn an, indem er die Arme nach morgenländiſcher Sitte über die Bruſt gekreuzt, ſich tief vor ihm neigte — Du haſt mich hierher beſchieden, mich aus meiner Gefangenſchaft, worin mich die Ritter gegen Treu' und Glauben hielten, geriſſen und mich in das ſchöne Rom geführt. Ich komme, Dir meinen Dank dafür zu ſagen und trete mit kindlichem Herzen vor Dich, in dem ich einen Vater erkenne, der es wohl mit mir meint.

Der heilige Vater reichte ihm die Hand und hieß ihn freundlich willkommen. Ich werde für Dich ſorgen als wäreſt Du mein Sohn, — ſprach er — werde Dich an die Spitze eines mächtigen Heeres ſtellen und mit Gott Dich auf den Thron Deines Vaters wieder einſetzen.

Dann werd' ich ewig Dein Schuldner ſeyn, heiliger Vater! fiel ihm Selim raſch in die Rede.

Das hoffe ich von Dir, — erwiederte Innocenz — und Du könnteſt uns ſogleich einen ſichern Bürgen Deiner treuen Dankbarkeit ſtellen.

Welchen Bürgen? unterbrach Selim's Lebendigkeit noch einmal des Papſtes Rede.

Werde ein Chriſt, ſo ſtärkſt Du unſer Vertrauen und gewinnſt an zeitlichem wie an ewigem Heile.

Heiliger Vater, — erwiederte Selim, von dieſem Vorſchlage wohl etwas überraſcht — der Muſelmann kann auf Stambuls Thron mehr für das Wohl der Chriſtenheit wirken als der Chriſt es thun könnte. Dort würde Sultan Selim, der Anhänger Mahomed's, ſeine Kraft allein nach Oſten wenden und den Weſten ſchonen, er könnte das heilige Land mit dem Grabe Eures Propheten den chriſtlichen Mächten abtreten und ſo der Chriſtenheit den heiligen Tempel ihrer Verehrung zur freien Andacht öffnen. — Selim der Chriſt könnte von alle dem nichts thun, denn nie, wenn auch die Macht Euerer Waffen ihm die Thore Conſtantinopels öffnete, würde er den Thron der Osmanen beſteigen, kein Moslemim beugte ſein Haupt vor ihm — kein Schwert flöge für ihn aus der Scheide.

Oder glaubſt Du vielleicht, heiliger Vater, daß das Heer der Chriſten, das mir den Thron gewinnen ſoll, mich auch auf dem

Throne erhalten könnte? — Wäre dem so, wozu bedürftest Du meiner? Jeder christliche Fürst könnte besser als ich Deinen Plan ausführen, denn glaube mir, strömt mir nicht die Kraft der Moslemim freudig entgegen, rufen sie in ihren Lagern mich nicht zu ihrem Sultan aus, so möchte es Euch schwerlich gelingen, die Thore Stambuls zu brechen.

Innocenz hatte den jungen, feurigen Mann mit Aufmerksamkeit und, wie es schien, mit Wohlgefallen angehört. Wir wollen Dich zu nichts zwingen noch überreden, — sagte er dann — freiwillig mußt Du den Weg zu diesem hohen Ziele wandern, und wir können nur beten, daß der Herr Deinen Geist erleuchten möge.

Jetzt von andern Dingen, mein Sohn. Du bist Fürst, der Sohn eines mächtigen Sultans, so wollen wir Dich auch, obgleich Du nicht unsers Glaubens bist, als Fürst in unserer heiligen Stadt aufnehmen, ehren und Dich fürstlich halten. So lange Bajazet an den Orden von Rhodus die zu Deinem Unterhalte ausgesetzte Summe zahlt, brauchst Du unsere Hilfe nicht, denn regelmäßig soll das Geld in Deine Hände fließen, und es

genügt zu Deinem standesmäßigen Unterhalte. Sollte die Quelle Dir aber versiegen, so rechne auf unsere väterliche Theilnahme und auf unsere Großmuth.

Selim dankte ihm und Innocenz entließ nun den Prinzen, der von einem glänzenden Gefolge und dem Jubelrufe des Volkes begleitet nach dem für ihn bestimmten Palaste geführt wurde.

Hier fand er seine Wohnung prachtvoll, jedoch ganz nach europäischer Sitte eingerichtet, Alles, was nur der Luxus damaliger Zeit für einen fürstlichen Hofhalt verlangen konnte, fand er hier. Diener, Rosse und Sänften standen in Menge zu seinem Dienste bereit und besonders war seine Küche verschwenderisch eingerichtet; nichts fehlte ihm als die Freiheit. Die Ritter des Ordens wie die päpstliche Leibwache begleiteten ihn überall, wie es hieß, als Ehrengefolge, doch sah er wohl, daß sie zu seiner Bewachung ihn umgaben.

Die Wohnung sowohl als die Aufnahme des heiligen Vaters hatten auf Selim keinen trüben Eindruck gemacht, er sprach sich hierüber am Abend zu Achmed aus. Ich ge-

ſtehe, — ſagte er — der heilige Vater, von den Cardinälen und den Prieſtern umgeben, hatte etwas Ehrwürdiges für mich. Die freundlichen, wohlwollenden Züge des alten Mannes haben den Weg zu meinem Herzen gefunden und ich glaube, er meint es redlich mit mir.

Wie Peter d'Aubuſſon, der Großmeiſter! unterbrach ihn Achmed.

Wie kannſt Du die Uneigennützigkeit des Papſtes mit der Habgier des Großmeiſters vergleichen, Achmed?

Warum nicht? — meinte dieſer — Der Arme mordet eines Piaſters wegen den Wanderer, der Reiche gibt dem Bettler verſchwenderiſch ein Goldſtück und handelt, wo es Tauſende gilt, nicht beſſer als Jener. Wenn ſie nicht hofften, die Söhne des Propheten durch Dich aus Europa zu jagen, würde nicht ein Schwert deinetwegen ſeine Scheide verlaſſen.

Und denken wir anders, Achmed? — ſagte Selim lächelnd — Wäre es nicht, um über die Leichname ihrer gefallenen Brüder uns einen Weg zum Throne bahnen, würden wir

senden setzt, ihn anstarrt, und ihm so die ängstlichen Träume bringt. Wach ich dann auf, so ist mir, als stände Gertraud, meine verstorbene Schwester, im Leichentuch gehüllt, so wie ich sie im Sarge liegen sah, vor mir. Ihr Antlitz ist bleich, doch ihr Auge nicht geschlossen, das blickt freundlich auf mich, wie es immer im Leben gethan hat — Wenn ich nun aufspringen, ihr entgegen treten will, vermag ich es nicht, mir mangelt die Kraft, dann winkt sie mir, entfernt zu bleiben, nickt mir liebreich zu, beugt sich, ehe sie mich verläßt, freundlich über mich, und dann ist mir, als ob ich die leisen Worte vernähme: Wahre dich Magdalene, dir droht Gefahr!"

Sie hielt ein, trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, erwiederte die Liebkosungen des Vaters nicht, dessen Auge ängstlich auf seinem Kinde ruhte, dann fuhr sie erbleichend fort: „Als ich während des Kampfes, vor Schreck zitternd, nach diesem Hause lief, öffnete mir eine weiße, verschleierte Gestalt die Thür und winkte mir, einzutreten. Anfangs glaubte ich, es sei eine der frommen Klosterfrauen, und gedachte nicht des schwarzen Gewandes; als ich aber ihre Hand fassen wollte und näher trat, erkannte ich meine Schwester Gertraud wieder. Der Schreck muß mich in diesem Augenblick übermannt haben, denn von da an bin ich mir nichts mehr bewußt."

„Sonderbar!" sagte der Vater, — „Sollte die am Kruzifix Knieende die nämliche sein?"

„Betet für mich, Vater!" bat Magdalene, „Auch Ihr, ehrwürdige Mutter, schließt mich in Euer frommes Gebet, mir ahnet, daß mir Grausiges bevorsteht, und daß ich einer frommen Fürsprache bedarf."

wohl Gemeinschaft mit ihnen haben und uns mit ihnen verbinden?

Ali unterbrach das Gespräch und meldete, daß draußen ein wie ein Bettler gekleideter Mann von eben nicht freundlichem Ansehen stände, der mit dem Vezier zu sprechen wünsche.

Laß ihn hereinkommen! befahl Selim.

Der Mann hat ein böses heimtückisches Gesicht! meinte Ali, Bedenken tragend.

Laß ihn nur kommen! befahl Selim nochmals.

Ali öffnete die Thüre und ein in schlechtem Mantel halb Gehüllter trat ein und blieb an der Thüre stehen, Ali dicht hinter ihm.

Was willst Du von meinem Vezier? fragte der Fürst.

Der Mann sah sich vorsichtig um, erblickte Ali hinter sich und lächelte: Darf man hier ein heimliches Wort reden?

Rede!

Herr! Dir droht Gefahr. Als Du gestern Mittag durch die Porta St. Sebastian einzogst, trat ein Mann in griechischer Kleidung zu mir; ich wollte aber schwören, es war Einer Deines Glaubens. Der winkte mich bei

Seite, drückte mir eine Zechine in die Hand und fragte dabei, ob ich der rechte Mann sei: ich verstand ihn und bejahte es. Da führte er mich in ein Seitengäßchen und fragte mich, wie theuer ich einen Stoß halte? — Je nun, erwiederte ich, nachdem der Mann und die Gefahr ist, von zehn bis funfzig Zechinen. — Willst Du funfzig verdienen? fragte er dann rasch. — Ich sagte ja, und er drückte mir die Hälfte als Aufgeld in die Hand. — Der heute seinen feierlichen Einzug hält, das ist der Mann, dem es gilt, sagte er. — Wo treffe ich Euch, um den Rest meines Lohnes zu holen? fragte ich ihn. Da bezeichnete er mir den Platz des Colliseum. Ich gab ihm den Handschlag, trat wieder unter die jubelnde Menge und stehe jetzt hier, Euch zu warnen.

Was kostet die Warnung? meinte Selim.

Nicht mehr als die That kosten sollte, doch das darauf gegebene Geld bleibt mein.

So zahl ihm! befahl der Prinz.

Und wer bürgt uns für die Wahrheit? fragte Achmed, ehe er zahlte.

Daß ich hier vor Euch stehe, — erwiederte der Bandit — und Jener, der unter dem

Colliseo mich erwartet. In den Palast eines Cardinals dringt zum Scherz Keiner der Unsrigen. Die Herren haben lange Arme und kurze Justiz.

Leihest Du mir wohl auf einen Augenblick Deinen Mantel und Dolch? — unterbrach Ali das Gespräch, während Achmed den Banditen immer noch scharf beobachtete.

Gern! — erwiederte dieser — Sagt mir nur, wollt Ihr einen langen oder den kurzen Dolch.

Beide! — meinte der Ismaelit.

Mit Erlaubniß! — sagte der Bandit, sich gegen Selim neigend, warf den Mantel ab, gab Ali seine beiden im ledernen Gürtel steckenden Dolche und blieb unbewaffnet an der Thüre stehen. Ali verließ gleich darauf das Gemach.

Achmed den Römer, der nicht von der Thüre wich, im Auge behaltend, nahm aus einem Beutel die Zechinen und zahlte ihm das Geld, dieser dankte.

Herr! — sagte er — Ihr zahlt gut und habt Vertrauen zu mir, das soll Euch nicht gereuen. Wenn Ihr befehlt, steht Antonio stets zu Euren Diensten, und Euch zu scha-

den könnte ihn und die Seinen der Papſt ſelbſt nicht erkaufen.

Wir verlangen nichts von Dir als daß Du geheſt! unterbrach ihn Achmed unwillig.

Erſt muß ich Mantel und Dolch wieder haben. Geduldet Euch nur einen Augenblick, der Alte wird bald hier ſeyn, er hat nicht weit! — erwiederte der Bandit und blieb unverrückt an der Thüre ſtehen.

Er hatte Recht, denn gleich darauf trat Ali ein und gab ihm Mantel und Dolch wieder.

Den langen haſt Du genommen, Kamerad — ſprach der Bandit — ich nehme faſt immer den kurzen, er trifft ſicherer und iſt dreiſchneidig. Aber ich ſehe, daß Du das Handwerk nur ſchlecht verſtehſt; da hängt ja noch Blut an dem Dolche! Rein muß die Waffe abgewiſcht werden, blank muß ſie ſeyn wie eine Braut, wenn ſie zum Brauttanz geht. Nun empfehle ich mich zu fernern Dienſten, ich werde manchmal wieder nachfragen, ob Ihr mich braucht.

Ali! — ſprach Selim zürnend, als der Italiener das Zimmer verlaſſen hatte — War-

um hast Du eigenmächtig die blutige That vollführt?

Ich habe eine gute That gethan.

Wen hast Du gemordet?

Den Türken Hassan! ich ahnete, daß er es wor und irrte nicht, und so hab' ich ihm die Wunde im Arme reichlich bezahlt. Schon bei unserm Ausschiffen in Civita Vecchia glaubte ich seine Spur zu wittern, und als er mir entgegentrat und mich fragte: Nun, ist's geschehen? da erkannte ich ihn und drückte ihm den Dolch statt Antwort so tief in's Herz, daß er kaum noch das Wort „Allah" ausrufen und mir so die Gewißheit geben konnte, daß ich den Rechten getroffen habe. Wie werden sich morgen die Christen freuen, wenn sie einen ermordeten Muselmann auf der Straße finden!

Wage es nicht noch einmal! drohte Selim.

Und doch muß ich, Herr! Dich zu schützen ist meine Bestimmung. — Dann neigte er sich tief und verließ schweigend das Gemach, um seinen alten Platz vor der Thüre wieder einzunehmen. — Hier zu Lande ist es anders als in dem langweiligen Frankreich, — brummte er vor sich hin — hier gibt es zu thun.

. Aber auch hier gab es weiter nichts zu thun. Der Bandit ließ ſich zuweilen blicken, fragte Ali, wie es ſtände, der ihn anfangs mit einem kurzen „Gut!“ abfertigte, ſpäterhin aber vertrauter mit ihm wurde. Sonſt war Alles nur Luſt und Freude. Die römiſchen Frauen fanden den Sultan ſchön, das Ausländiſche, Ungewöhnliche reizt, und ſo hielten ſie ihn bald für den ſchönſten Mann und warben um ſeine Gunſt. Feſte folgten auf Feſte; dem Papſte zu gefallen, überboten ſich die Cardinäle, wer den türkiſchen Prinzen am meiſten mit Ehrenbezeigungen überhäufen könne, und ihren Frauen zu gefallen, gaben die Großen Roms Feſt auf Feſt, wobei Selim ſtets der Gefeierte war.

Jung, lebhaft, Freude an Vergnügen findend, ſchmeichelte dies Leben der jugendlichen Eitelkeit des Prinzen; täglich durchritt er mit zahlreichem Gefolge die Straßen Roms und aus den Fenſtern der Paläſte wie der Hütten blickte manches Auge nach dem ſchönen kräftigen Manne, deſſen Auge glühend den einladenden Blicken der Römerinnen begegnete. Ganz Rom ſprach in dieſer Zeit

von nichts als von Selim, der von einem Abenteuer zum andern flog.

Obgleich dieſes rauſchende Leben auch Blanchefort gefiel, mußte er doch ſeine Freunde vor den Dolchen der Römer warnen und ſelbſt Antonio, der Bandit, ließ gegen Ali einige bedeutende Winke fallen, die dieſer ſogleich Achmed hinterbrachte. Auch dieſer warnte, aber das feurige Blut Selim's machte ihn taub gegen alle Vorſtellungen und ſelbſt Helenens Thränen blieben unbeachtet.

Wenn ſie und Achmed allein beiſammen ſaßen, theilten ſie ſich gegenſeitig ihren Kummer mit. Helenens Blüthe begann zu welken, ſie ward bleich, die üppigen Formen ihres ſchönen Körpers ſchwanden und ſie zahlte gleich ihren Schweſtern den Tribut, den die Frauen des Orients für das frühere Entfalten der Zeit zahlen müſſen. Sie ſah Selim von Blume zu Blume flattern, ſah ihn oft, wenn er von einem Banket kam, den ganzen Abend nicht, und kam er zu ihr, ſo war er zwar herzlich, nahm Theil an ihr, aber die Glut der Liebe war erloſchen, ſie lehnte ſich nur noch an Freundes Bruſt ſtatt wie ſonſt an dem Buſen der Liebe zu erglühen.

So waren Monden in Luſt und Freude vergangen, und waren ſo ſchnell und leicht dahin geflogen wie das Blatt, das der Wind auf ſeine Schwingen nimmt. Aber das wahre Glück blieb ihm fern, denn immer noch legten die chriſtlichen Mächte dem beabſichtigten Kreuzzuge Hinderniſſe in den Weg; Jeder dachte nur an ſein Intereſſe, Keiner an das Intereſſe der Chriſtenheit. Innocenz ging jedoch unermüdet ſeinen Weg, nahm oft ſeine Zuflucht zu Bitten, öfter ſuchte er das Intereſſe der Einzelnen zu ſeinem Zwecke zu gewinnen und drohte ſelbſt mit Bann und Interdikt, Waffen, die damals ſchon ziemlich ſtumpf geworden waren; aber nichts konnte die verſchiedenen Intereſſen vereinigen. Spanien hatte noch immer die Mauren im Auge, der junge König von Frankreich ſeine vermeinten Anſprüche auf Neapel, dem alten Friedrich von Oeſterreich, dem deutſchen Kaiſer fehlte jede Kraft, jedes Mittel und ſelbſt der gute Wille, und die italieniſchen Staaten, in zwei Parteien getheilt, ſtanden ſich feindlich gegenüber. So gelang es Innocenz endlich nur mit Mühe, den Fürſten das Verſprechen abzudringen, ſeinen Plan thätig zu

unterstützen. Deutschland, Polen, Ungarn und Böhmen sollten ein mächtiges Heer stellen und Bajazet in Europa zu Lande angreifen, während Frankreich, Italien, Spanien und England eine Flotte bemannen und den türkischen Koloß zur See, wahrscheinlich in Asien, angreifen sollten. An die Spitze der Landmacht, die der König von Ungarn befehligen würde, sollte Selim gestellt werden.

Bajazet, der schon lange die Plane des Papstes kannte, hatte schon früher Gesandte an den jungen König von Frankreich geschickt, die nicht allein alle Reliquien, die sein Vater in Konstantinopel und in den eroberten christlichen Provinzen gefunden hatte, sondern selbst Palästina, das er jedoch erst dem Sultan von Aegypten entreißen mußte, zu überliefern versprochen, wenn er ihm seinen Bruder, der damals eben im Begriff stand, Frankreich zu verlassen, auslieferte. Im Fall, daß dies jedoch nicht geschehen könne, versprach er dem Könige, für dessen Unterhalt jede Summe, die er nur verlange, zu zahlen.

Die Gesandten waren vielleicht nur einige Tage zu spät gelandet, um Karl den Achten zu Gunsten ihres Herrn zu stimmen, denn sie

fanden Selim schon auf dem Wege nach Rom und der König verweigerte ihnen unter dem Vorwande, keinen Ungläubigen vor sich zu lassen, die Audienz und so mußten sie unverrichteter Sache nach Constantinopel zurückkehren.

Jedem Unglücklichen wird auch der schwächste Lichtstrahl der Hoffnung zur leuchtenden Fackel. Auch Selim erschienen die von allen Völkern nach Rom gesandten Abgeordneten als Boten des Heils. Schon sah er sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, schon zeigte ihm seine lebhafte Einbildekraft den Thron seiner Väter nicht mehr fern, und in diesem süßen Wahne, in dieser täuschenden Hoffnung sog er mit vollen Zügen die Freuden ein, die das genußreiche Rom ihm bot. In dieser Zeit wurden ihm zuweilen die Warnungen Achmed's lästig, oft die rohe Dienstfertigkeit Ali's zuwider; doch Helenens Zartheit, ihre Thränen und ihr Schmerz entfernten ihn nicht von ihr, die Achtung für sie war zu groß, ihre treue Ergebenheit zu tief in sein Herz geprägt, als daß sein Sinnenrausch sie hätte ganz verwischen können. Auch vergaß er nie, was er seinem alten Lehrer und Ali

Die Priorin lächelte, ohne etwas zu erwiedern, und ſtatt Magdalene zu tröſten, trieb ſie den Vater an, ſich zu entfernen, da ſein Kind der Ruhe bedürfe. Das Herz von ſo mancherlei Sorgen gequält, ſchloß Benedikt Magdalene in ſeine Arme, ermahnte ſie noch im Geheim, den Lockungen der Kloſterfrauen ihr Ohr zu verſchließen, und verließ ſein trauerndes Kind.

Auf wohl bekannten Wegen gelangte er bald an die bewußte Stelle am Nekar Ufer, löſte den kleinen Kahn, der ſich dort befand, ſchwang ſich hinein, und gelangte, während das Kriegsvolk noch immer auf den Straßen tobte und Rache an dem Mörder ihres Kameraden zu nehmen ſchwur, an das andere Ufer, ſtieg den Berg hinauf und kam unbemerkt in ſeine Wohnung, obgleich der Lärm auf den Straßen alles, und ſelbſt Melac aus ſeinem tiefen Schlaf geweckt hatte.

Der Vorfall mit dem franzöſiſchen Reiter, der zwar nicht todt, nur ſchwer verwundet war, ſchien für die Stadt traurige Folgen zu haben. Nach der Ausſage der bei dem Gefecht geweſenen, waren ſie unbewaffnet auf mehrere Bürger geſtoßen, die ſie inſultirt, und ihren Kameraden meuchlings niedergeſtoßen hatten. Bei einem beſonderen Verhör aber, das der General ſelbſt hielt, erfuhr er die Wahrheit, und aus manchem Umſtande, zum Beiſpiel, daß den, welcher den Reiter niedergeſtoßen, ein junges, im Mantel verhülltes Mädchen begleitet habe, ſchien es ihm wahrſcheinlich, daß ſein Hauswirth, indem er die Tochter in Sicherheit bringen wollte, der Thäter ſei. Dieſen Argwohn ließ er jedoch nicht laut werden, überſchickte dem Rathe ein Schreiben, worinnen er die Stadt mit Feuer

für ihre unerschütterliche Treue schuldig sei. Er zollte Achmed seine Achtung, Helenen innige Theilnahme, unwandelbare Freundschaft; aber welch' schwacher Ersatz ist sie einem glühend liebenden Herzen? höchstens ist sie ein schmerzvoller Trost, ein lindernder, doch nicht heilender Balsam. Selim's edles Gemüth war nicht in dem Rausche der Vergnügungen untergegangen.

Unter allen Kardinälen, die bisher, dem Papste zu gefallen, Selim mit Festen und Ehrenbezeigungen überhäuften, hatte sich der vielleicht reichste am kargsten gezeigt. Der spanische Kardinal Roderic Borgia schien sich wenig um den türkischen Prinzen zu kümmern, nie sah er ihn in seinem Palaste und nur selten fand er sich bei den Festen ein, die man zu Ehren Selim's gab. War es Geiz, war es der fromme Wandel, dem der Kardinal sich hinzugeben schien, er vernachlässigte den Prinzen ganz, obgleich seine Stelle als Vicekanzler der Kirche es ihm zur Pflicht gemacht hätte, in Verbindung mit einem Mann zu treten, auf den bei den jetzigen Verhältnissen der Papst so viel Gewicht legte. Plötzlich aber mußte der Kardinal seine Gesinnun-

gen geändert haben, denn seit der Ankunft einiger seiner Nepoten, die mit ihrer Schwester Lucretia aus Spanien, wie Andere wollten, von Venedig gekommen waren, belebte ein anderer Geist den sonst so geräuschlosen Palast Borgia. Feste folgten auf Feste, und es schien, als ob die munteren Nepoten die Schlüssel zu den gefüllten Truhen ihres Oheims gefunden hätten. Ganz Rom, selbst der Papst war über diese Veränderung erstaunt und die Verleumdung verbreitete mancherlei Gerüchte, so daß bald Jedermann in Rom die Nepoten für des Papstes Kinder hielt, die sie auch wirklich waren.

Lucretia Borgia machte gleich bei ihrem ersten Eintritt in Rom Aufsehen. Sie war eine geistreiche Frau, eine Beschützerin der Künste, und ihre herrliche junonische Gestalt war so schlank und üppig, daß der zarteste Meißel nichts Vollkommeneres hätte bilden können. Ihr Gesicht war regelmäßig schön und ausdruckvoll, Anmuth war in allen ihren Bewegungen, die Grazien hatten einen Zauber um sie gewoben, der unwiderstehlich gewesen wäre, hätten nicht unter den dunklen, gebogenen Brauen ein paar Flammen

und selbst Helenens Herz mußte er durch die glühende Beschreibung dieses schönen Weibes kränken. Alles was ihn sonst in Rom entzückt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr der Beachtung werth, selbst Bianca Orsini wurde von jetzt an von ihm vernachlässigt, und dies vergibt eine Römerin nur selten.

Zwischen Ali und dem Banditen hatte sich indessen eine Art Freundschaftbund geschlossen, der, manche gleiche Gesinnung abgerechnet, anfangs bei dem Einen aus Eigennutz, bei dem Andern durch die Gefahr entstand, in welcher er seinen Gebieter stets zu erblicken glaubte, und so von Tage zu Tage fester und inniger geworden war. Selbst der umsichtige Achmed suchte sich durch häufige Geschenke Antonio zum Freunde zu erhalten, der von Allem, was in Rom vorging, treulich Kundschaft brachte. Täglich kam er in den Palast, warnte, gab guten Rath, unterrichtete Ali von manchem ihnen Nützlichen, was ihm und Achmed sonst sicher verborgen geblieben wäre und Achmed spendete dafür reichlichen Lohn, so daß zuletzt der Bandit gewissermaßen im Dienste des Sultans stand, ohne daß Selim es ahnete.

Wenige Tage nach jenem Gaſtmahle, wo der Prinz Lucretia Borgia zum erſten Mal geſehen hatte, kam Antonio zu Ali und erzählte ihm Alles, was dort vorgegangen war und dies ſo umſtändlich, daß der Jsmaelit erſtaunte und ihn fragte, wie er dies Alles wiſſen könne.

Diesmal geht es ganz natürlich zu; — ſagte der Bandit — ich habe einen ſchwarzgelockten rüſtigen Buben, der den Mädchen wohlgefällt und auch der Zofe der Signora Orſini; durch dieſe Quelle erfahre ich Alles und komme her, Euch vor beiden Frauen zu warnen, ſo wenig ich auch aus Erfahrung die Signora Orſini kenne, da ſie mich und meine Geſellen bis jetzt noch nicht gebraucht hat. Doch weiß ich, daß eine römiſche Frau Untreue ſelten gelaſſen erträgt, öffentliche Zurückſetzung nie. Deshalb warne Deinen Herrn, Freund Ali, leicht könnte ich deshalb einen Auftrag bekommen, und wenn ich ihn auch nicht übernähme, fänden ſich doch Andere, ihn zu vollziehen.

Jm Vertrauen geſagt, — fuhr Antonio, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen hatte, mit gedämpfter Stimme fort — die Andere,

Lucretia Borgia ist noch gefährlicher. Leute meines Gelichters haben die Nase eines Spürhundes und erkennen leicht, wer unserer bedarf. Mit den Nepoten des Kardinals soll es nicht geheuer seyn, in ihrer Nähe riecht es diabolisch; man sagt, sie gebrauchten nicht nur unsere Dolche, sie hätten auch ein geheimes Lebens-Elixir, wovon nur wenige Tropfen hinreichten, um jedem das ewige Leben zu verschaffen.

Ein bestialisches Land ist doch Italien! — fuhr Ali auf.

Deshalb hat auch unsere Zunft ein wachsames Auge auf sie! — fuhr Antonio fort, ohne für sein Land zum Ritter an den Türken werden zu wollen — denn sie pfuschen in unser Handwerk und mit jedem Tropfen aus der krystallenen Phiole entgehen uns wenigstens funfzig blanke Scudi. Uns ist daher so allerhand zu Ohren gekommen, was wir aber pflichtmäßig verschweigen müssen. Der Sultan mag sich vor der Lucretia in Acht nehmen und nicht mit ihr Scherz treiben, sie könnte ihm mit süßem freundlichen Lächeln den Becher kredenzen und die Lippen feurig küssen, die ihr Lebens-Elixir hinunterschlürf-

ten. Auch warnt doch die griechiſche Dame, die mir im Vorbeigehen ſchon oft mit abgewandtem Geſicht eine Zechine reichte, für ſie würde wahrſcheinlich der erſte Tropfen ſeyn.

Menſch! unterbrach ihn Ali — denke ich ſo recht über Dich nach, ſo erſchrecke ich vor mir ſelbſt, daß ich Gemeinſchaft mit Dir und faſt Neigung zu Dir habe. Du ſprichſt von Gift und Dolch und von einem Menſchenleben, als ob Du eine Apfelſine ſchälteſt und würfeſt die Schale in die Tiber; fürchteſt Du nicht Vergeltung?

Der Bandit lachte hell auf und ergriff den vor ihm ſtehenden Becher. Stoß an, Kamerad! — ſprach er zu Ali und wenn Du wieder nach dem Colliſeum geheſt, einen Harrenden raſch in jene Welt zu befördern, ſo beantworte Dir unterweges Deine Frage ſelbſt.

Armer elender Menſch! — fuhr Ali auf und ſein ſtechendes Auge ſah feindlich auf den Zechgenoſſen — Stellſt Du mich Dir gleich, weil ich der Richter eines undankbaren Böſewichtes war? Was ich that, gebot mir der Scheik und meine Pflicht, und Allah wird es mir lohnen; Du aber mordeſt für Geld,

und die Bruſt deſſen, der Dich heute für dreißig Dukaten erkaufte, durchbohrſt Du morgen, zahlt ſein Gegner Dir das Doppelte.

Halt! nicht ſo voreilig, Herr Ali! — unterbrach ihn Antonio — Das wäre gegen Banditenehre. Von dem ich Geld genommen habe, deſſen Perſon iſt mir bis zum Neumond heilig; dann freilich ändert ſich mit dem Monde mein Gewiſſen und ich bin meiner Verpflichtung quitt. Ueberhaupt, was Ihr mir da von Pflicht und Eurem Allah erzählt, halte ich für Thorheit. Prinz Selim gibt Euch Speiſe und Trank, neue Kleider, wenn Ihr ſie bedürft, und ich glaube, auch manches Goldſtück in die Taſche, da ich ſchon manches von Euch erhalten habe. Deshalb ſeid Ihr ihm verpflichtet und von ihm als ſein Diener bezahlt, und ſo thut Ihr, was Ihr thut, auch für Lohn. Wer aber gibt dem armen Antonio etwas, das er ſich nicht blutig verdienen muß? Kein Menſch! — Höchſtens reicht ihm in einer Kloſterküche ein feiſter Laienbruder eine magere, nur mit frommen Lehren gewürzte Suppe; und daheim, da wartet ein Weib und vier rothwangige Buben — der Aelteſte, von dem

ich Euch vorhin ſagte, hilft mir ſchon und verdient ſein Brod — und zwei leichtgeſchürzte Dirnen, die wollen Eſſen und Trinken und knappe Mieder und weite Hoſen haben, und das muß ich ſchaffen. Gelernt habe ich nichts, Betteln iſt ein verdrießliches langweiliges Handwerk, und ſeit ich von Pater Pandolfo, dem Kapuziner, gehört habe, daß wir Menſchen erſt in jener Welt recht glücklich werden ſollen und der Tod eine Wohlthat Gottes iſt, mache ich mir auch kein Gewiſſen mehr daraus, eine arme Seele zum ewigen Glück ſchnell zu befördern. Sage ich doch bei jedem Stoße: „Erbarme Dich, lieber Herr Gott!“ gehe dann in die Beichte, gebe dem ehrwürdigen Beichtiger einen Theil meines Lohnes ab, wofür er mich abſolvirt und mir höchſtens hundert Ave Maria zu beten zur Strafe auflegt, das ich auch pünktlich thue. Dann wandere ich ſorgenfrei in meine Hütte, ſetze mich mit Frau und Kindern um den runden Tiſch, wo der Krug mit gutem Wein nicht fehlen darf und bin dann in meinem Gott vergnügt, wie mein Nachbar der Schlächter, wenn er einen recht feiſten Ochſen niedergeworfen hat.

Ali hörte dem Allen mit Grauſen zu. Gewohnt, Dolch und Schwert ſelbſt hinterliſtig zu führen, hatte doch bisher der Wahn, daß ſeines Fürſten Gebot ihm die heiligſte Pflicht ſeyn müſſe, nie den Gedanken in ihm aufkommen laſſen: Du thuſt Unrecht! — Jetzt aber, da der Bandit gleich ihm einen Wahn nährte, indem er glaubte, die Abſolution des Prieſters waſche ihn rein von jeder Schuld, ſtieg zum erſten Mal der Gedanke in ihm auf: „Könnteſt auch Du Dich nicht täuſchen, ſo gut als dieſer Elende?“ Er ging, ohne Antonio etwas zu erwiedern, zu Achmed, bat dieſen, ihm ein Goldſtück für den Banditen zu geben und brachte es ihm.

Habe ein wachſames Auge auf die beiden Frauen! — ſprach er dabei — Kaufe Dir heute einen Krug Wein und Dein Leibgericht, ſetze Dich dann mit Weib und Kind um den Tiſch und verzehre es in Frieden, den Dir kein Fürſt, kein Prieſter zurückrufen kann, iſt er aus Deinem Herzen einmal entflohen.

Von dieſem Tage an war in der Bruſt des alten Ismaeliten ein finſterer Zweifel aufgeſtiegen, der ihm oft ſein vergangenes Leben grell zurückrief; ſelbſt Achmed, dem er

und Schwert zu verwüſten drohte, wenn der Mörder nicht ausgemittelt und ihm zur Beſtrafung ausgeliefert würde, traf jedoch im Geheim alle Maasregeln, die Gemüther ſeiner aufgebrachten Soldaten zu beruhigen, und Manns-zucht zu erhalten, ließ aber demohngeachtet einige vorge-fallene Ausſchweifungen der Soldaten unbeſtraft, ſo daß die Einwohner in nicht geringer Sorge waren.

Bei dieſer Gelegenheit wurde der Stadtſchreiber — das Organ, durch welches der Rath mit dem General un-terhandelte — mehreremale an Melac geſchickt, ihn zur Geduld, und wo möglich, zur Nachſicht zu bewegen. Ein Geſchenk von 100 Ducaten, welches er, ſo unbedeutend es auch war, anzunehmen ſich nicht weigerte, ſchien auch vor der Hand das Ungewitter von der Stadt abzuwenden, und der Tag neigte ſich zu Ende, ohne daß irgend eine ſtrenge Maasregel ergriffen, oder ſonſt weiter nach dem Thäter geforſcht worden wäre.

Auch in der Wohnung der Kloſterfrauen ſchien der Friede wieder eingekehrt zu ſein. Unter Gebet war der Morgen verbracht, wobei Magdalene mit Inbrunſt ihr Herz zu Gott erhoben hatte; dann ſetzte die Priorin eine Bittſchrift an den General auf, worin ſie ihm den Wunſch meldete, in ihr Kloſter nach Gmünd zurückzukehren, und deshalb um ſicheres Geleite bat. Erſt gegen Abend, als es ſchon zu dämmern begann, entfernte ſie alles, und blieb mit Magdalenen allein.

„Gebe mir der Herr der Heerſchaaren Stärke," be-gann ſie mit Salbung, „daß meine Worte Eingang zu deinem Herzen finden mögen! Antworte mir offen und

seine Besorgniß mittheilte, konnte seine Zweifel nicht ganz lösen und ihm blieb nur noch der Trost: Ich that, wie ich recht zu thun glaubte!

Als Selim heute nach Hause kam, fand er mancherlei, was ihn aus seinem Sinnenrausche hätte erwecken können. Treu wiederholte Achmed Antonio's Warnung, treu schilderte er ihm Lucretia, wie der Bandit sie geschildert hatte. Zwar verspottete der Prinz die Warnung; noch stand das Bild der schönen Borgia lockend vor ihm, und er glaubte die schwärmerische Bianca zu unbedeutend, um sie der Rache fähig zu halten. Aber doch konnte er ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken, dessen er auch in den glühendsten Augenblicken seiner so schnell entflammten Leidenschaft nicht hatte Herr werden können. Wenn sein Blick in den Flammenaugen der Spanierin sich spiegelte, hatte es ihm dann immer geschienen, als schössen diese Augen flammende, giftige Pfeile auf ihn. Mehr aber als Warnung, Zweifel und Ahnung betrübte ihn die Nachricht, daß Helene den ganzen Tag ihr Lager nicht verlassen habe und sehr krank sei.

Selim eilte zu ihr. Lange schon hatte der Gram, dieser gefräßige Wurm, ihre Blüthe zerstört, lange schon hatte sie ihre letzte Kraft angestrengt, ihr Leiden vor Selim zu verbergen; sie fürchtete, durch Klagen ihn noch mehr von sich zu entfernen und verbarg heldenmüthig ihren Schmerz. Aber wer vermag den Gram in sich zu verschließen, ohne daß er das Herz bricht? Endlich muß man ihm dennoch unterliegen. So geschah es auch Helenen; ihr Herz war gebrochen, ihre Blüthe zerstört, kein Sonnenstrahl der Hoffnung konnte sie wieder beleben, denn selten nur sah sie den Geliebten und dann fühlte sie wohl, daß sie nur der Gewohnheit, höchstens dem Mitleid die freundlichen Worte zu verdanken hatte, die er ihr noch sagte. Selim fand sie auf ihrem Lager, aber nicht bleich, wie er geglaubt. Fieberglut brannte auf ihren Wangen und ihr Auge, sonst so sanft und mild, starrte ihn an, als ob sie ihn nicht kenne.

Wie geht es Dir, Helene? — fragte Selim mit inniger Theilnahme, ihre von Fieberhitze glühende Hand ergreifend. — Sie

schwieg.

schwieg. — Kennst Du mich nicht, liebe Helene?

Ein krampfhafter Druck der zitternden Hand, ein bitteres Lächeln war ihre Antwort, dann schloß sie die Augen, als wolle sie schlafen.

Entfernt Euch, lieber Herr! — bat Achmed — Euere Gegenwart bewegt sie zu sehr; vielleicht, daß ein sanfter Schlummer sie jetzt erquicken will. Aber alles Zureden Achmed's konnte ihn nicht bewegen, die Kranke zu verlassen, und erst auf Zureden des eben eintretenden Arztes entfernte er sich.

Der Anblick Helenens hatte sein Gemüth tief erschüttert; es war ihm als sei er aus einem unruhigen Schlafe, aus einem schweren Traume erwacht, und er sehe jetzt sein im Rausche der Freude genossenes Leben thränenschwer vorüberziehen. Arme Unglückliche, vielleicht durch mich Geopferte! — rief er aus — treue Seele, die mit unvergänglicher Liebe an mir hing und die ich so schlecht lohnte.

Noch stand er sinnend, als Ali rasch die Thüre öffnete, sie aber leise hinter sich wieder schloß, als er seinen Gebieter so düster

vor ſich hinſtarren ſah. — Herr, — begann er endlich, da es ihm doch zu lange dünken mochte, ehe Selim ihn bemerkte — Herr, draußen ſteht Antonio und wünſcht Euch zu ſprechen.

Weiſ' ihn ab! — war Selim's kurze und raſche Antwort.

Er hat Euch Dinge von Wichtigkeit zu berichten.

Ich mag ihn nicht ſprechen! Geh'! befahl er zürnend, als Ali zu gehorchen zögerte.

Er m u ß Euch ſprechen, Herr! — erwiederte, Trotz dem zornigen Blicke, der treue Ismaelit — es gilt das Leben —

Helenens?! — fuhr Selim plötzlich auf — So laß ihn kommen.

Obgleich Selim ſich geirrt hatte, ſo ergriff doch Ali ſchnell die Gelegenheit, Antonio einzuführen.

Was haſt Du mir zu berichten? fragte Selim, raſch auf ihn zutretend, den Banditen.

Daß meine Furcht gegründet, meine Warnung nicht unnütz war.

Sprich deutlicher, aber kurz! befahl Selim.

Einige Worte müßt Ihr dem Römer schon erlauben, — fuhr dieser fort — mit wenigen Worten endet er selten, desto rascher aber will er sprechen; vorerst aber um Verzeihung bitten, wenn er von Dingen redet, die sich eigentlich nicht für ihn schicken. — Ali, die Ungeduld seines Herrn bemerkend, gab ihm ein Zeichen, sich zu beeilen. — Ihr habt, mein gnädiger und freigebiger Herr, der Signora Bianca Orsini den Hof, und ich fürchte, nicht unglücklich gemacht, und habt sie dann bei einem Gastmahle des Kardinals Sforza vernachlässigt; dem erhörten Liebhaber verzeihen unsere Damen dies nie! Ueberdies habt Ihr sie einer Dame öffentlich nachgesetzt, die, wie man sagt, ihr an Rang und Schönheit gleich steht, das heischt blutige Rache.

Weiter, weiter! unterbrach ihn der Prinz.

Gestern ward mein Pipo gedungen, sein Probestück an Euch zu versuchen. Die Narren! — So wenig Achtung für einen so wichtigen Mann wie Ihr, mein gnädiger Herr, zu haben und Euer edles Leben in die Hände eines jungen Laffen zu geben! Kurz, er lehnte es Trotz den Bitten seiner Laurette ab und berichtete mir die Sache. Deshalb meine

Warnung von heute früh. Doch hat sich wahrscheinlich ein Anderer gefunden, der den Dolchstoß zu thun der Signora versprochen, es aber wahrscheinlich wieder bereut und es denn einem Andern anvertraut hat, was weiß ich — kurz, dies ist schon zu den Ohren der Nichte des Kardinals Borgia gekommen und diese, rasch, entschlossen, schickt Einen meines Gleichen ab, der Signora zuvorzukommen. Der arme Teufel aber nimmt sich nicht klug und vorsichtig genug, ist zu hitzig, zu dienstfertig, will die That im Palast Orsini ausführen und wird, wie er nach den Zimmern der Dame schleicht, festgenommen, und ihm ohne Weiteres die Daumschrauben angesetzt. Er leugnet, hält auch männlich den zweiten Grad der Tortur aus, bei dem dritten aber vergißt er seinen Banditen-Eid und gesteht, weshalb er sich in den Palast geschlichen, und wer ihn dazu gedungen habe. Jetzt werden sie ihn wahrscheinlich erdrosselt, ihm einen Stein an den Hals gebunden und ihn in die Tiber geworfen haben, denn die Großen machen von so etwas nicht gern Aufsehen, und man sollte glauben, sie hätten deshalb einen geheimen Vertrag unter einan-

der abgeschlossen. Niemand hätte etwas von der Sache erfahren, wenn nicht Laurette geplaudert und es meinem Sohne erzählt hätte.

Der Bandit hielt ein — Selim schwieg und war immer noch in Nachdenken versunken. Das hielt Antonio für eine Aufforderung, weiter zu reden. Ihr seht, mein erlauchter Fürst, — fuhr er fort — wie gefährlich es ist, in den Armen einer vornehmen Römerin zu liegen. Läßt Euch auch der Gatte in Ruhe, so müßt Ihr Euch doch für immer wie ein Galeerensklave von ihr fesseln lassen, wenn der Signora nicht selbst die Laune ankommt, Euch zu verabschieden. Seht Euch doch lieber unter den Bürgerdirnen, selbst unter den Landmädchen um, die mit Blumen und Früchten zur Stadt ziehen, und die oft frischer sind als der Saft ihrer Orangen und lieblicher als die bunten Blumen in ihren Körbchen; Gestalten sind es, schlank wie die Pinien, ohne Fehl und Makel. Seht nur einmal die frischen Lippen dieser Dirnen, sie lachen Euch entgegen wie der aufgesprungene Granatapfel, den ihre schöngeformte, wenn auch gebräunte Hand Euch reicht. Aber die Hauptsache ist, daß ihr Kuß

keine so bitteren Folgen zurückläßt wie bei den Hohen. — Aber mein gnädiger, freigebiger Herr, Ihr erwiedert mir kein Wort, Euer Mund ist so stumm als Euere Hand, die sonst so freigebig und so deutlich sprach —

Achmed soll ihm zahlen, — unterbrach Selim das Geschwätz — ihm reichlich zahlen —

Und welchen Auftrag gebt Ihr mir? — Zahlt Ihr das Geld für die Römerin oder für die spanische Dame — welcher soll es gelten?

Keiner!

Das Geld ist leicht verdient, — meinte Antonio, die Zechinen, die ihm Ali brachte, in der Hand wiegend — uud ich soll gar nichts dafür thun?

Nichts als gehen! befahl Selim. — Dankend empfahl sich der Bandit, der wohl eigentlich sein Geld redlich verdient hatte. — Für welche Menschen habe ich Dich, Unglückliche, geopfert! — fuhr, als der Bandit sich entfernt hatte, Selim aus seinen Träumen auf — Du duldetest ohne Klage, der Gram brach Dir das Herz und dennoch liebtest Du mich. Jene schwelgten an meiner Brust, saugten mit Vampyr-Gier an meinem Marke,

füllten den Becher der Liebe bis an den Rand, und bin ich gesättigt, will ich ihn nicht mehr leeren, dingen sie Mörder, mich zu erdolchen und gelüsten nun nach meinem Herzblute!

Thatenlos habe ich hier wie ein lüsterner Knabe geschwelgt, — fuhr er unmuthig fort — den Plan meines großen Vaters über dem Buhlen der Weiber vergessen, mich im Genuß elender Dinge übersättigt und dabei an allem Großen, Edlen gedarbt. — Es soll anders werden! — Mit diesen Worten, mit diesem festen Vorsatz verließ er sein Gemach und kehrte zu Helenen zurück.

War es die schmerzvolle Krankheit des Mädchens, war es vielleicht die neu erwachte Liebe, vielleicht nur das Mitleid, das in Gestalt der Liebe sein Herz durchdrang, oder war es Abscheu, der, seit er die Unnatur der Liebe dieser beiden Frauen hatte kennen lernen, ihn von ihnen und allen Frauen Roms in diesem Augenblicke zurückhielt; er mied zu Achmed's und Ali's Freude jetzt jede rauschende Gesellschaft, blieb fast den ganzen Tag über an Helenens Krankenlager, sah wenig Menschen, nur Blanchefort war und blieb

auch hier noch sein täglicher Gesellschafter, sein Freund. Mehr als der Arzt und seine Arzneien wirkte sein liebevolles Benehmen auf die Kranke, so daß nach einigen Wochen ihm von neuem die Hoffnung wurde, sie könne genesen. Der Arzt sah jetzt wohl, daß Helene mehr am Gemüth als am Körper litt und da er jetzt ihr Verhältniß durchschauen konnte, gab auch er die Hoffnung nicht auf und freute sich, wenn er den Prinzen an dem Krankenbette fand, der hier mehr wirken konnte als er.

Die Hoffnung des Arztes ward nicht getäuscht; mit der Heiterkeit ihres Gemüthes kehrte auch die Gesundheit wieder, und wenn Selim am Krankenbette saß und Worte der Liebe zu ihr sprach, dann fühlte sie sich fast zu glücklich und der glimmende Lebensfunke flammte hell auf. Mit jedem Tage ihrer Genesung umschwebte sie ein neuer Liebreiz und die Rosengluth begann schon wieder, wenn auch nur leise, ihre bleichen Wangen zu röthen. Bald konnte sie das Lager verlassen und Selim fand sich eines Tages froh überrascht, als er sie am Fenster sitzend fand und sie den Wunsch äußerte, er möchte doch heute

wahr auf jede meiner Fragen, Magdalene, und verschließe dein Herz nicht länger meinen Ermahnungen."

„Mein Herz ist Euch geöffnet, fromme Frau!" erwiederte das Mädchen nicht ohne Beklemmung.

„Du liebtest?"

„Ja, ehrwürdige Frau!"

„Deine Neigung war gegen den Willen deines Vaters?"

„So war es!" —

„Der Sünde folgte die Strafe — Gott zerriß das Band, und mit ihm dein Herz! —"

„Ehrwürdige Frau!" erwiederte Magdalene zweifelnd ihr Haupt wiegend, „Der barmherzige Vater kann kein so strenges Gericht halten!"

„Wen der Vater liebt, den züchtigt er," fuhr die Priorin mit ernstem kaltem Tone fort, „Gott ist dem bußfertigen Sünder ein barmherziger, dem verstockten ein strenger, furchtbarer Richter; an dir hat er Großes gethan! Als du auf sündhaften Wegen wandeltest, schickt er den Tod, dich zu retten. Die Gräber öffnet er und sendet dir den Geist deiner Schwester, dich zur Buße zu mahnen, und sie führt dich, als dein schützender Engel, in unsre Mitte, wo dir allein Vergebung werden kann. Lange genug hast du gezaudert, den Fehler deiner schwachen Mutter gut zu machen, lange genug der Welt gelebt, und nicht durch Kasteiungen dein Vergehen gebüßt; bedenke, daß der Herr die Sünden der Eltern straft bis ins vierte Glied, und niemand seinem Gericht entgehen kann. Mit deines Bräutigams Tod, mit diesem Fingerzeig Gottes, ist die Welt dir erstorben, deine Jugend ist verwelkt; du hast keine Ansprüche mehr an die Welt, sie keine mehr an dich! —"

ausreiten, damit ſie ihn nach ſo langer Zeit wieder einmal ſein ſtolzes ſpaniſches Roß bändigen ſähe. Gern willfahrte er ihrem Wunſch, beſtieg ſein Roß und von Achmed und einem glänzenden Gefolge von Dienern begleitet, ſprengte er, ſie begrüßend, dahin; Ali war allein zu Hauſe geblieben.

Kaum daß Selim den Palaſt verlaſſen hatte, klopfte es leiſe an die Thüre des Vorzimmers, in dem der Ismaelit Wache hielt; er öffnete und ein junges reizendes Mädchen trat ein, einen Korb mit Früchten und Blumen tragend.

Kaufe der Herr einer armen Waiſe etwas ab! — ſagte die Dirne, Ali die Früchte bietend — Die Apfelſinen ſind ſüß wie meine Lippen und die Pomeranzen —

Nicht wahr, die ſind ſauer wie die meinigen? unterbrach ſie Ali mürriſch und konnte doch nicht das Auge von dem reizenden Mädchen wenden, das, zu ſeinen Worten lächelnd, in dem Blumenkörbchen ſuchte, hier einen Roßmarinſtengel hervorholte und ihn dem Ismaeliten anbot, der, von dieſem Geſchenk überraſcht, unangenehm zurückfuhr und zor-

nig ſagte: Behalte Dein Todtenkraut und packe Dich!

Nur nicht ſo unwirſch, lieber Herr! — bat die Dirne — Roſen durfte ich Euch nicht geben, die ſoll mir die blaſſe Dame abkaufen, die ich vorhin am Fenſter ſitzen ſah, und ſo wählte ich für Euch den dunklen Stengel Rosmarin. Wollt Ihr ihn nicht, ſo nehmt wenigſtens dieſe Traube, aber führt mich nur zu der ſchönen Dame, die kauft mir gewiß alle meine Blumen und Früchte ab. Kommt, führt mich hinein!

Der Argwöhniſche faßte das Mädchen ſcharf in's Auge, das ihn aber ſo ſchelmiſch anſah, daß er wider Willen, obgleich brummend, ſie freundlich zu Helenen führte.

Da bringe ich Euch eine zudringliche ſchwatzhafte Dirne! — ſagte er, während die Blumenverkäuferin ſich mit mehr Anſtand neigte, als wohl ſonſt die römiſchen Landmädchen zu thun pflegen, auf Helene zutrat und ihr die Blumen zum Verkauf anbot. Ali blieb, ſie genau beobachtend in ihrer Nähe. Auch die Griechin war von dem Anblicke des ſchönen Mädchens überraſcht, was wirklich ſchön zu nennen war; dieſe regelmäßigen

Züge, dieſe zarte Geſtalt, dieſe ſchön gewölbte Stirn mit dem dunklen geſcheitelten Haar, das in langen Flechten an dem ſchlanken Halſe herabfiel, dieſe zarte Haut mußte auch einem weiblichen Auge gefallen. Sie nickte ihr freundlich zu, nahm das Körbchen und ſuchte ſich unter den Blumen die ſchönſten heraus; als ſie jedoch von den Blumen nach dem Mädchen aufſah, belauſchte ſie einen gar ſonderbaren Blick, mit dem die Dirne ſie betrachtete; es war ein ernſter finſterer Blick, der jedoch, als ſie ſich bemerkt ſah, ſchnell zu einem freundlichen wurde.

Was blickſt Du mich ſo düſter an? — fragte Helene, die Blumen raſch bei Seite legend und ſtand von ihrem Sitze auf — Was brüteſt Du in Deinem Innern, das ſich ſo finſter in Deinem Auge ausdrückt?

Verzeiht, Signora, einer armen Waiſe! — erwiederte das Mädchen, wollte Helenens Hand zum Kuß ergreifen, doch hielt ſie plötzlich in der Bewegung an, als ob ſie der Entſchluß gereute — Die Erinnerung ſchwebte düſter vor mir. Als ich Euch ſah, ſtand das Bild meiner geſtorbenen Schweſter, der Ihr gleicht wie ein Tropfen Waſſer dem andern,

wie sie im Grabe lag, plötzlich vor mir und erschreckte mich.

Und weßhalb fuhrst Du zurück, als Du meine Hand ergreifen wolltest?

Eine leichte Röthe überflog die Wangen des Mädchens und sie stammelte verlegen einige unverständliche Worte.

Schwarzäugige Dirne! — nahm Ali das Wort, der, da das Benehmen des Mädchens ihn befremdete, herzugetreten war — antworte der Signora wie es sich geziemt. Weshalb fuhrst Du vorhin zurück, als Du ihre Hand fassen wolltest?

Signora! — sprach das Mädchen, die langen dunklen Wimpern niederschlagend und nicht ohne Verlegenheit zu zeigen — ich sah etwas, das mich schreckte.

Was sahest Du? fragte Helene gespannt.

Mir gab der Himmel eine traurige Gabe. Doch, verzeiht, schöne Dame, und zürnt mir nicht. Laßt mich lieber schweigen. Euer Anblick hat mich so sonderbar ergriffen, mich so traurig gestimmt.

Welche Gaben gab Dir der Himmel? rede Kind! sagte Helene mehr bittend als befehlend.

Ihr befehlt, so muß ich gehorchen. Mir gab der Himmel die Gabe, aus den Lineamenten der Hand die Zukunft des Menschen zu lesen, und da sah ich vorhin mit flüchtigen Blick Allerlei.

Helenens Auge ruhte Zweifel ausdrückend, doch besorgt, auf dem Mädchen; dann sagte sie, rasch ihr die Hand reichend: Da, lies und sage mir offen, was Du gelesen hast.

Das Mädchen trat Helenen näher, ergriff ihre Hand und es stand von diesem Augenblicke an nicht mehr das leicht geschürzte Blumenmädchen, nein, eine hohe stolze Gestalt vor der Griechin, sah ihr mit scharfem durchbohrenden Blick in's Auge und warf dann einen ernsten Blick auf die Hand der Zitternden.

Signora, Ihr liebt! — sprach sie dann feierlich — liebt einen Ungetreuen; der Tod wird Euch bald von ihm trennen.

Wird er oder ich sein Opfer? fragte Helene, der Prophetin ängstlich ihre Hand entziehend.

Es stand dort nicht geschrieben, ob er, ob Ihr! — erwiederte sie mit fast höhnischer Kälte, nahm ihr Körbchen, suchte für Hele-

nen die schönste Rose und reichte sie ihr, und sprach so freundlich und leicht, als ob sie bis jetzt nur getändelt habe — Einen Scudi werde ich doch wohl verdienen, schöne Signora? laßt Ihr mir den von dem Alten reichen, hier habt Ihr auch noch diese Orange in den Kauf.

Sie legte, dies sagend eine schöne Frucht auf den Tisch.

Gib ihr Geld, Ali! — befahl Helene — aber verlaß mich auch schnell, unheimliches Wesen, aus dessen Auge der Himmel strahlt und die Hölle glüht.

Das Mädchen hing ihren Korb an den Arm und betrachtete sie wieder mit starrem durchdringenden Blicke.

Komm, — sagte Ali, sie unsanft beim Arm packend — draußen sollst Du Deinen Lohn haben.

Das Mädchen neigte sich schelmisch vor Helenen und verließ das Gemach. Draußen gab ihr Ali einen Scudi.

Nun geh' und packe Dich! — sprach er mürrisch und schob sie unsanft hinaus.

Zum Dank laßt Ihr mir ja nicht einmal Zeit, alter Herr! — sagte das Mädchen, noch

in der Thür stehend — aber ich bleibe ihn Euch nicht schuldig, seid dessen gewiß.

Bei diesen Worten warf sie die Thür hinter sich zu und lief trällernd die Treppe hinab.

Laß die Dirne nicht wieder zu mir! — sagte Helene, als Ali in's Zimmer trat — Mich schaudert noch, denke ich an das Mädchen, die mit ihrer Lieblichkeit, wie ein freundliches Kind des Frühlings vor mir stand und gleich darauf wie eine Tochter der Nacht mit ihren blitzenden Sternen mich unheimlich anstarrte. — Was wollte sie mit den Unglück verkündenden Worten: „Der Tod wird Euch bald von ihm befreien!" wohl sagen? — murmelte sie leise vor sich hin und stützte gedankenvoll ihr mattes Haupt. So fand sie Selim.

Bald erfuhr er die Ursache ihrer Trauer, nahm jedoch die Sache leichter und meinte, es wäre wahrscheinlich nur eine kleine List des Mädchens gewesen, ihr einige Scudi abzulocken. Achmed aber, der sich genau nach Allem erkundigte, befahl Ali, wenn das Mädchen wieder käme, sie nicht wieder vorzulassen, jedoch festzuhalten, damit man eine

nähere Unterſuchung, wer ſie ſei oder wer ſie geſchickt habe, mit ihr anſtellen könne.

Als Ali ſeinem Freunde Antonio den Vorfall erzählte, wobei er ihm Geſtalt und Ausſehen des Mädchens beſchreiben mußte, wurde der Bandit immer aufmerkſamer.

Höre, Freund Ali! — ſagte er nach einigem Nachdenken — laß die Dirne nicht wieder zu der Signora, aber hüte Dich, ſie aufhalten zu wollen; weiſe ſie ab, aber laß ſie ruhig gehen; ich fürchte —

Was fürchteſt Du? fuhr Ali über dieſen Rath unmuthig auf.

Es gibt Dinge hier in Rom, mein lieber Muſelmann, wovon Du nichts träumſt; Dinge, wo man beſſer thut, man geht ihnen aus dem Wege, als daß man ihnen in den Weg tritt; kurz Dinge, wo Einer meines Gleichen klug handelt, wenn er ſchweigt, denn mit den Großen iſt hier am wenigſten gut Kirſchen eſſen.

Ali verſtand von dem Allen nichts und ſchwieg; doch mochte er es ſeinem Herrn erzählt haben, denn das nächſte Mal, daß Antonio kam, ließ ihn Selim rufen und befahl, ſich deutlicher über das, was er Ali geſagt,

auszusprechen. Antonio aber blieb dabei, daß er seine Vermuthungen nicht laut werden lassen dürfe, und als Selim ihm drohte, ihn zum Sprechen zu zwingen, blieb der Bandit gelassen und sagte, ohne die mindeste Furcht zu zeigen: Herr! was könntet Ihr mir thun? — Marterwerkzeuge habt Ihr nicht, mir Worte zu erpressen, auch seid Ihr zu edel dazu; zwar könnte mich Euer Schwert vielleicht eher tödten ehe ich meinen Dolch zöge, aber dann wäre ich ja für immer stumm und Ihr erführet doch nichts, und überdieß brächte Euch jede ernstliche Drohung um einen treuen Diener und machte ihn vielleicht zu Eurem Feinde — deshalb gönnt mir die Laune, zu schweigen.

Helene suchte Selim's Zorn zu beschwichtigen und es gelang ihr bald; er ließ sogar dem halsstarrigen Verschwiegenen, zur Vergütung der harten Worte, die er ihm gesagt, einige Zechinen auszahlen.

Ich nehme nichts umsonst! — sagte der Bandit, lächelnd die Zechinen einsteckend — und damit Ihr seht, welch guter Diener und wie dankbar ich bin, und wie viel besser es war, mir drei Zechinen zu geben als mir die

Gurgel abzuschneiden, will ich Euch gleich einen guten Rath, der wohl dreihundert werth ist, geben. Eßt die fleckige Orange nicht, die ich dort auf dem Tischchen liegen sehe, sie ist vergiftet!

Vergiftet! — riefen Selim und Helene zugleich — Das Blumenmädchen ließ sie zurück.

Das dachte ich wohl! meinte Antonio und schien deßhalb gar nicht verwundert, nahm ein Messer, durchschnitt die Orange, öffnete einem Hunde, der sich eben im Zimmer befand, die Schnauze und träufelte ihm den Saft hinein. Noch am Abend krepirte das Thier unter furchtbaren Zuckungen.

Seit diesem Vorfalle lauerte Ali wie der blutgierige Tiger auf seine Beute, auf das Blumenmädchen, aber eine Woche war vergangen und sie hatte sich nicht wieder blicken lassen, und fast war sie von Selim und Achmed über wichtigeren Dingen vergessen worden. Die Könige von Ungarn und Polen rüsteten, ihrem Versprechen gemäß, ein Heer; Maximilian von Oesterreich, der nach seines Vaters Tode den Kaiserthron bestiegen hatte, versprach thätige Hilfe, und Karl von Frank-

„Du ſinnſt noch nach? Du eilſt nicht, das rettende Boot zu beſteigen, das unſere Kirche dir bietet? Du ſchwankſt noch zweifelnd am Abgrund? — Unglückliche! Wenn er, der in Reinheit ſeines Herzens, ſeines Glaubens dir vorangegangen iſt, deiner harrend an den offenen Pforten des Paradieſes ſteht, dann mußt du der Himmels-Thüre vorüber, nach dem Orte der Verdammniß — Auch jenſeits biſt du für ewig von ihm getrennt.“

„Schreckbar! Schreckbar!“ rief Magdalene unwillkührlich aus, und verſank in düſtres Nachdenken, aus dem die Priorin ſie zu wecken nicht für gut fand. Des Mädchens Auge war feſt auf den Boden geheftet, unbeweglich ſtarrte ſie hin, und außer dem leiſen Athmen, das kaum merkbar ihre Bruſt hob, war kein Zeichen des Lebens an ihr. Als ſei die Seele dem Körper entflohen, als ſei ſie in jenen fernen Regionen feſtgehalten, wohin die Worte der Priorin ſie geführt, ſo leblos ſaß ſie; und doch war ihr Gemüth von Zwieſpalt zerriſſen, doch ſtürmte das jagende Blut nach dem trauernden Herzen. Wie der Falke ſein leuchtendes Auge unverwandt auf die flatternde Taube richtet, und ſo die ſichere Beute umkreiſt, ſo blickte jetzt die Kloſterfrau auf das Mädchen, das ſie ſchon auf dem Altar ihres Glaubens, ein Sühnopfer, liegen ſah; mit triumphirendem Lächeln ſah ſie auf Magdalene herab, die jetzt das geſenkte Haupt erhob, ſich aufrichtete, einen Blick gen Himmel warf, und dann langſam und feierlich ausrief: „Gott vergieb mir meine Schuld und richte mich gnädig!“

„Ehrwürdige Mutter,“ — ſagte ſie dann, ſich zur Priorin wendend, „Ihr habt den Zwieſpalt in meinem Innern von neuem geweckt, aber ich kann ihn noch nicht

reich brachte gleichfalls ein mächtiges Heer auf die Beine, doch fürchtete man in Rom, da er der Verabredung gemäß keine Flotte ausrüstete, die Armada gelte Neapel und den Ansprüchen des Hauses Anjou mehr als Sultan Bajazet. Alle diese Neuigkeiten belebten Selim's Muth, und sich leicht jeder Hoffnung hingebend, dachte er schon jetzt an seine Reise nach Ungarn, um sich dort an die Spitze des Heeres zu stellen. Er hatte deshalb mit einigen Kardinälen, selbst mit dem Papste mehre Unterredungen, und schon durch Helenens Krankheit aus seinem rauschenden Leben herausgerissen, lebte er jetzt nur ganz der Zukunft und seinen weitaussehenden Entwürfen.

Ali allein behielt noch das Blumenmädchen im Gedächtnisse. Als Selim und Achmed eines Tages zu dem Kardinal Colonna, einer eben erhaltenen wichtigen Nachricht wegen, sich begeben hatten und er mit Antonio bei'm Becher saß und zechte, brachte er auch jetzt das Gespräch auf das Mädchen und hoffte, der Wein solle Antonio's Zunge lösen. Der aber trank und schwieg. Da klopfte es leise an die Thür, Ali öffnete und

zu ſeiner groſsen Freude trat die Dirne, ihr Körbchen am Arme, herein.

Tritt näher, Kind! — ſagte der Ismaelit mit erzwungener Freundlichkeit, und kaum daſs das Mädchen ſich einige Schritte von der Thür entfernt hatte, ſchloſs er ſie ſchnell hinter ihr zu — Nun iſt der Vogel gefangen! — rief er freudig — Setze Dich, Kind, und warte die Rückkehr meines Herrn ab, er wünſcht auch, Deine Bekanntſchaft zu machen. Setze Dich dorthin, hübſch fern von der Thür, und laſſe es Dir bei uns gefallen.

Das Mädchen, obgleich ihm das Schlieſsen der Thür nicht entgangen war, ſetzte ſich, ohne etwas zu erwiedern, gleichmüthig auf den bezeichneten Seſſel. Ali aber nahm ſeinen Platz ſo, daſs er zwiſchen ihm und der Thür ſaſs; Antonio aber ging unruhig im Zimmer auf und ab. Endlich bat er Ali, die Thür zu öffnen, weil er ſich entfernen müſſe. Aber ehe noch Ali ihm ſeine wahrſcheinlich abſchlägige Antwort geben konnte, bat ihn die Dirne, zu bleiben, da es ihr nicht behage, allein in der Geſellſchaft dieſes Muſelmanns zu ſeyn. — Antonio blieb, doch ſah man es ihm an, daſs ihn etwas beunruhigte,

denn er ſchob den Becher zurück, den Ali ihm reichte, und ging von neuem mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab.

Nach einer kleinen Weile erhob ſich das Mädchen plötzlich von ihrem Sitze. Der Spaß dauert mir zu lange, — ſagte ſie gebieteriſch auf Ali zutretend — Geh', ſchließ' die Thür auf, Sklav!

Ali, anfangs von dem Tone und dieſer Anrede überraſcht, ſtutzte, doch nur einen Augenblick. Setze Dich ruhig nieder, Dirne, — rief er zornig — oder bei'm Propheten ſei es geſchworen, ich binde Dich an jene Bettpfoſte mit Stricken feſt.

Das Mädchen blickte verachtend auf ihn. Antonio, — ſagte ſie dann im befehlenden Tone — öffne mir die Thür!

Der Bandit ſchien gehorchen zu wollen, aber Ali kam ihnen zuvor und ſtellte ſich mit gezücktem Schwerte davor. Haha, ich merke, Ihr ſeid alte Bekannte, — ſagte er, ſich in Vertheidigungſtand ſetzend — ich warne Euch, verhaltet Euch ruhig!

Was mir begegne, komme über Dich, Bandit, Du ſtehſt mit Deinem Leben dafür, daß ich dies Haus frei verlaſſen kann! ſagte

jetzt die Dirne zu Antonio, der verlegen mit der Schnur seines Mantels zu spielen schien, plötzlich aber ihn von der Schulter riß, ihn Ali über den Kopf warf, und ehe dieser sich von dem Umhüllenden losmachen konnte, ihn unterlief, packte, das Schwert entwand und den Ueberraschten mit kräftigem Arme weit in das Zimmer schleuderte. Als Ali sich von dem Mantel losgemacht hatte und aufgesprungen war, war Antonio und das Mädchen verschwunden; er eilte nach der Thür und fand sie verschlossen.

Ingrimmig stand er da und stampfte ohnmächtig mit dem Fuße. Seine Beute war ihm entwischt und der einzige Mensch, mit dem er zechen und plaudern, der ihm die Langweile vertreiben konnte, und den er für seinen Freund gehalten hatte, war zum Verräther an ihm geworden. Der Unmuth erpreßte ihm Thränen, er schlug in seinem Zorne an dem nackten Schädel, der sich hatte überlisten lassen, und hätte seine mageren Arme zerschmettern mögen, daß sie ihm gegen diesen riesenhaften Banditen die Dienste versagt hatten. Endlich kam ihm zur Beruhigung der Trost eines ächten gläubigen Mu-

ſelmannes. Es war Beſtimmung, daß die Dirne mir entwiſchen ſollte, und hätte ich zehn Augen und hundert Arme gehabt, ſie wäre doch entkommen. Dieſer Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, doch blieb er zweifelhaft, ob er es Selim verſchweigen oder ſeine Schande bekennen ſollte. Seine Pflicht ſiegte und ſo erfuhr der Sultan bei ſeiner Nachhauſekunft den Vorfall, den man jedoch Helenen zu verſchweigen beſchloß.

Alles ging jetzt einer frohen Entſcheidung entgegen. Ungarn, Polen, auch Deutſchland rüſtete ernſtlich, König Karl von Frankreich gab dem Papſte die heilige Verſicherung, daß der Zweck ſeiner Armada nur Conſtantinopel ſei, und nichts ſchien mehr dem Kriege gegen Bajazet im Wege zu ſtehen. Auf Selim's Gemüth wirkte dies wie ein elektriſcher Schlag, und nur an die Entthronung Bajazet's denkend, ſaß er täglich mit dem Abgeſandten Ungarns und den erfahrenſten Kriegobriſten Italiens zuſammen und beſprach ſich über den zukünftigen Feldzug. Da er das türkiſche Heer und die Art der Kriegführung

der Muſelmänner genau kannte, gab er den alten Kriegern manchen weiſen Rath und vermehrte ſo das Vertrauen, das man in ihn geſetzt hatte.

Helenens Geſundheit ſtärkte ſich indeſſen mit jedem Tage und gab ihm nicht mehr Anlaß zu trüben Sorgen. Der Arzt hatte ſie für gänzlich hergeſtellt erklärt und ihr verordnet, am kommenden Tage zum erſten Mal die friſche Luft wieder zu genießen. Helene hatte ſo lange ihr Zimmer nicht verlaſſen, daß dieſe Erlaubniß ſie in eine unbeſchreiblich frohe Stimmung verſetzte, auch war es für ihre Umgebungen ein wahrer Freudentag, als ſich die Nachricht im Palaſte verbreitete, daß morgen ihre Gebieterin nach ſo langer Zeit das Zimmer wieder verlaſſen werde, und ſchon am Abend vorher ſtritten ſich die Diener um die Ehre, ſie begleiten zu dürfen, denn Alle liebten die ſanfte, gutmüthige Griechin. Am andern Tage verließ ſie, nach damaliger Sitte von acht Dienern begleitet, bei heiterem, klarem Himmel den Palaſt, ſetzte ſich in eine Sänfte, da ſie ſich noch zu matt fühlte, ihren Zelter zu beſteigen, und ließ ſich nach dem Theile der Stadt tragen, wo

jetzt die Villa Medicis prangt und einst die Gärten des Lucullus standen. In dieser damals einsamen Gegend, wo man zwar die herrlichste Luft einathmete, jedoch nur selten Menschen fand, lagen nur einzelne Hütten und Gartenhäuser zerstreut und es war fast der menschenleerste Theil der Stadt. Hier verließ sie die Sänfte, und von einer ihrer Zofen geführt, versuchte sie eine kleine Anhöhe hinaufzusteigen, von wo die Aussicht reizend seyn mußte. Kaum hatte sie sich aber nur wenige Schritte von ihrer Begleitung entfernt, als sie Reiter auf sich zukommen sah und hinter sich Waffengeklirr hörte. Sie verlor die Gegenwart des Geistes nicht, eilte so rasch als es ihre Kräfte erlaubten, die Höhe hinan, aber bald sah sie sich verfolgt und ereilt. Ein Krieger warf einen Schleier über sie, drohte, bei dem geringsten Laut sie zu erdolchen, packte dann die Zitternde, die vom Schreck gelähmt, nicht von der Stelle konnte, und trug sie zurück. Hier ward ihr der traurige Anblick, mehre ihrer Diener schwer verwundet am Wege liegen zu sehen, und keiner der sie Begleitenden zeigte nur das mindeste Mitleid mit dem Stöhnen und

Angstruf der Sterbenden, sie verhöhnten sogar die Unglücklichen. Jetzt gab einer, der der Anführer der Rotte zu seyn schien, den Befehl, die Sänfte rasch herbeizuschaffen, sie mußte sich in die auf allen Seiten verschlossene setzen und wurde so fortgeführt.

Einige ihrer Diener, die sich durch schnelle Flucht gerettet hatten, brachten die traurige Botschaft in den Palast, wo Selim eben abwesend war. Schnell ließ Achmed alle Diener bewaffnen und aufsitzen und sprengte nach dem Orte hin, wo der Gewaltstreich verübt worden war. Sie fanden die Todten geplündert und nur einen Verwundeten, der sie von dem weiteren Vorgange der Sache unterrichten und ihnen den Weg zeigen konnte, den die Krieger mit Helenen genommen hatten. Achmed verfolgte ihre Spur, aber bald verlor er sie in dieser wenig bewohnten Gegend und als er an einen Kreuzweg kam, konnte ihn selbst der Hufschlag der Rosse nicht mehr leiten, da sich hier mehre Wege kreuzten und die Reiter sich überall hin zerstreut hatten. Unverrichteter Sache mußte er heimkehren und bei Selim's Nachhausekunft ihm die traurige Nachricht mittheilen. Die-

ser bedachte sich keinen Augenblick, bestieg ein Roß und sprengte nach dem Vatican, dem Papste, der sich stets so väterlich gegen ihn benommen hatte, die Sache vorzutragen und ihn zu bewegen, alle Mittel zu ergreifen, den Thäter zu entdecken. Aber der heutige Tag sollte ein Unglückstag für ihn seyn; sein Gönner, der Kardinal de la Rovere kam ihm im Portal des päpstlichen Palastes mit der traurigen Nachricht entgegen, daß ein Schlagfluß den heiligen Vater getroffen und an keine Rettung seines Lebens zu denken sei; auch gab er ihm den Rath, sich während des Conclave eingezogen und still zu verhalten, und wo möglich seine Wohnung nicht zu verlassen, bis er wisse, was er von dem neuen Papste zu hoffen habe. –

Niedergeschmettert von dieser Nachricht, von der Entführung Helenens tief gebeugt kehrte Selim zurück. Die Geliebte war ihm geraubt und sein väterlicher Freund kämpfte nur noch einen schwachen Kampf mit dem Tode. Alle schönen Träume der Zukunft waren dahin; mit Innocenz starben alle seine Hoffnungen, mit Helenen war ihm jedes Herzenglück genommen. Achmed's tröstende

Worte blieben ohne Kraft; Ali's theilnehmenden Blick, da er den kühnen Mann, den Sohn des Gebieters des Orients, so entmuthigt vor sich sah, beachtete er nicht. Aber in diesem ewig Thätigen schien der Anblick seines so tiefgebeugten Herrn neuen Muth zu wecken. Ein glücklicher Gedanke mochte in ihm aufgestiegen seyn, denn mit einem Blicke voll Zuversicht reichte er Achmed die Hand, da er doch sonst sich ihm nur mit Ehrerbietung nahte, drückte sie, raunte ihm ein leises „Verzweifelt nicht!" zu, verließ dann plötzlich das Zimmer und eilte von einem römischen Diener begleitet, aus dem Palast, der lebhafte Geist des treuen Ismaeliten hielt auch den Strohhalm für ein rettendes Fahrzeug, als er mit dem Diener zuversichtlich durch die Straßen Rom's ging, Antonio aufzusuchen. Nie hatte dieser Vorsichtige ihm vertraut, wo er wohne, nur aus manchem hingeworfenen Worte glaubte er die Vermuthung ziehen zu können, daß er jenseits der Tiber in einer abgelegenen Straße wohne und Antonio Petrucci heiße. Alles vergessend, was zwischen ihnen vorgefallen war, wollte ihn Ali aufsuchen, da er dessen

lösen. Ja ich fühle mich nach Eurer Kirche hingezogen, wo der wunden Brust milderer Balsam träuft, und das sündige Herz eher Vergebung erwarten kann; aber Gott mag mir vergeben, folgte ich meiner Sehnsucht, so würde dem alten Vater das Herz brechen, seine Tochter öffnete ihm das Grab. Das kann ich nicht, dazu fühle ich mich nicht stark genug im Glauben."

„Schwaches Geschöpf, das auf den Altar des Herrn kein Opfer legen kann, das vor dem Zorn des irdischen Vaters erbebt, und das Wort des himmlischen nicht achtet!" eiferte die Priorin, „Abraham zuckte auf Moria das Messer gegen seinen Sohn —"

„Und Gott sandte seine Engel, daß das Opfer nicht vollbracht wurde," fiel ihr Magdalene ins Wort — „O quält mich nicht mehr, heilige Frau," bat sie nun, und sank vor der Priorin nieder, „Nimmt der Herr über Leben und Tod den Vater zu sich, so schwöre ich Euch bei allen Heiligen und der gebenedeieten Mutter, daß ich in dem Schooße Eurer Kirche Trost, unter dem Schleier Eures Ordens Ruhe suchen werde!"

„Gedenke dieses Schwures, sonst trifft dich des Himmels Strafgericht," sprach die Priorin mit furchtbarem Ernst. —

„Wie Gott will!" fuhr Magdalene mit Ergebung fort, „Was dem Menschen zu tragen möglich ist, mag er mir auflegen, ich will es in Demuth tragen, was er mir sendet, sei von mir gepriesen. Ein Opferlamm möchte ich sein, das gleich einem Märtyrer, für das Wohl der Menschheit sterben könnte, unglücklich wünsch' ich hier zu sein, um dort bei ihm ewig glücklich zu werden."

Verſchlagenheit ſo ſehr vertraute, ihn durch Geld zu gewinnen, damit er ihn zur Auffindung Helenens behilflich ſei.

Sie hatten jetzt die Straße, in der ſie ihn zu finden hofften, erreicht und faſt von Haus zu Haus nach Antonio Petrucci gefragt; aber Niemand wollte dieſen Mann kennen. Da begegnete ihnen ein munterer Burſche, der ſeinen braunen Mantel keck um die Schulter geworfen hatte; und ſorglos ſein Liedchen trällerte; auch an ihn that Ali die ſo oft wiederholte Frage und erhielt auch hier die Antwort: Den Mann kenne ich nicht!

Doch was wollt Ihr bei ihm? — fuhr er dann fort — Sucht Ihr vielleicht Händel mit ihm, ſo habt Ihr den Ort ſchlecht gewählt; die Transtiberaner ſind nicht die Friedfertigſten.

Ich ſuche keine Händel, ſondern einen alten Freund, von dem mich ein kleiner Zwiſt trennte! — erwiederte Ali — Ich ſuche ihn aus alter Freundſchaft auf, um ihn ein gut Stück Geld verdienen zu laſſen.

So? — ſagte der junge Mann — das iſt etwas Anderes! — und maß mit durchdringendem Blicke den Ismaeliten — Faſt glaube

ich, Euch zu kennen, Herr! wenn auch nur dem Namen nach. Seid Ihr nicht im Dienste des türkiſchen Sultans?

Ali nickte bejahend.

So laßt den Burſchen, der Euch begleitet, hier zurück; nur allein kann ich Euch zu dem bringen, den Ihr ſucht.

Da haſt Du meine Börſe, Bartolo! — ſagte der vorſichtige Ali, dem Diener einen Beutel in die Hand drückend — gib ſie Achmed, und kehre ich nicht zurück, ſage ihm, wo er meinen Leichnam aufſuchen ſoll.

Der junge Mann lächelte bei dieſen Worten.

Du ſiehſt, Burſche! — wendete ſich nun Ali zu dieſem — daß ich Dir vertraue. Leer ſind meine Taſchen und Du kannſt bei mir auf ſchlechte Weiſe nichts verdienen als ein Paar Tropfen Blut, das auch ohne Dich bald in's Stocken gerathen wird, und einen Leichnam, der ſelbſt den Fiſchen eine ſchlechte Mahlzeit ſeyn würde; auf ehrliche Weiſe aber ſoll Dir zum Lohn manche Zechine werden.

Um auch ſo offenherzig zu ſeyn wie Ihr, — erwiederte der Römer — ſage ich Euch, daß Antonio Petrucci, wie Ihr glaubt, daß

der Mann heiße, mein Vater ist und ich Euch zu ihm führen will, aber mit gezücktem Dolche hinter Euch stehen bleibe; es bedarf nur eines zweideutigen Blickes und er trifft Euch.

Komm nur, Bursche! — sagte Ali — mache nur geschwind, für meine Ungeduld machst Du viel zu viel Worte.

Ihr habt nicht weit zu gehen! meinte der junge Mann, trat in eine kleine Hütte und lud Ali ein, ihm in diese Spelunke zu folgen. Dieser zauderte einen Augenblick bei dem Anblicke dieser Wohnung des Elendes, doch der Gedanke an seinen Herrn und an Helenen gab ihm den Muth hinein zu treten. Jetzt öffnete sein Begleiter eine niedere Thür und der Ismaelit war nicht wenig von dem Schauspiele überrascht, was sich ihm hier zeigte. In einem reinlichen, mit allerhand heiligen Bildern ausgeschmückten Stübchen saß der Thür gegenüber Antonio, auf seinem Schooße zwei Knaben schaukelnd, ein dritter knieete vor ihm und spielte mit einem Dolche und übte sich die Vertiefung einer Orange damit zu treffen; seitwärts saß eine hübsche

junge Dirne mit feurigen Augen und drehte die Spindel.

Bei Ali's Eintreten hatte Antonio die Knaben unſanft von ſich geſtoßen und war aufgeſprungen. Sein Auge mochte nichts Gutes verkünden, denn der Sohn rief raſch: Wir kommen in Frieden, Vater!

Ja, in Frieden! wiederholte Ali und reichte dem Banditen die Hand zum Willkommen, die auch Antonio ergriff.

Unvorſichtiger Bube! — ſagte er nach der erſten Begrüßung — wie kannſt Du einen Fremden, der meine Wohnung nicht kennt, ſie nicht kennen ſoll, hier einführen? Das verdient Züchtigung, wir ſprechen hernach darüber, jetzt geh.

Er gab ein Zeichen und ſchnell verließen ſämmtliche Kinder die Stube; auch das Mädchen, das Ali genau betrachtete, folgte mit ihrer Spindel.

Ihr denkt in dieſem Augenblicke gewiß an das Blumenmädchen; das war ſie nicht. Doch ſetzt Euch und ſagt mir, was Euch hierher führt.

Ali erzählte ihm nun, was vorgefallen war und bot ihm funfzig Zechinen, wenn er

den

den Aufenthalt Helenens auskundschaften könne.

Das heißt doch nur, wenn ich Euch sagen kann, auf welchem Fleck man sie verscharrt hat? — erwiederte Antonio. — Je nun, das wäre wohl möglich, und Eurer Erzählung nach ist sie sicher nicht mehr unter den Lebenden.

Ali erschrak. — Wißt Ihr? — fuhr er auf.

Ich weiß nichts! — fiel ihm dieser in die Rede — Wenn der Papst im Sterben liegt, weiß in Rom kein kluger Mann etwas. Wissen doch selbst die Kardinäle nicht, wen sie wählen sollen. In dieser Zeit, Freund Ali, liegt eine schwüle drückende Luft über Rom; Jeder, das Gewitter fürchtend, kriecht in sein Nest und bleibt da ruhig, bis die Luft wieder rein und der Papst gewählt ist. Es ist dann eine schlimme Zeit für unser Handwerk; nie ist mehr Gelegenheit, etwas zu verdienen, nie ist es aber auch gefährlicher, denn man weiß nicht, welche Partei ans Ruder kommt. Ich kann nichts für Euch thun!

Ali bot noch mehr Geld, aber Antonio blieb bei seinem Weigern; der Ismaelit wurde ungeduldig, vergaß, wo er und war-

um er hier war, zürnte mit Antonio, war ihm sogar Undank vor und berührte auch den Vorgang mit dem Blumenmädchen, wobei er ihm die bittersten Vorwürfe machte; aber Alles dieses hörte Antonio gleichmüthig an.

Ali! — sagte er endlich — ich bitte, schweigt. Ihr seid ein alter Thor, der Rom und die Welt nicht kennt, deshalb ist Euer Urtheil so seicht. Mir hätte mein Hals gar arg jücken müssen, wenn ich dem Mädchen nicht aus dem Palaste geholfen hätte; hundert Zechinen hat es mir eingebracht. Doch einem gescheidten Mann hab' ich genug gesagt, um ihn auf die Spur zu bringen; deshalb still davon. Aber eins will ich noch thun, jedoch müßt Ihr mir bei dem Barte Eures Propheten schwören, von dem, was ich Euch sagen werde, keiner lebenden Seele, selbst dem Sultan nichts anzuvertrauen.

Ali schwur und horchte gespannt auf.

Wenn ich Euch in dieser Zeit durch Einen meiner Buben — seht sie Euch genau an, daß Ihr sie wieder kennt — drei Feigen schicke, dann sattelt Eure Rosse und jagt aus Rom so schnell ihr könnt und wohin Ihr

wollt; an jedem andern Orte ist es für Euch besser als hier.

Ali wollte eine nähere Erklärung, Antonio aber pfiff statt Antwort und auf dieses Zeichen traten seine Kinder wieder ein.

Seht sie Euch alle an, besonders den rothwangigen Burschen dort, er wird wahrscheinlich der Bote seyn. Pipo! — befahl er dann dem jungen Manne — begleite den Herrn bis jenseit des Flusses, und nun Gott und St. Stephan mit Euch!

Dies sagte er mit so festem Tone, daß Ali wohl sah, daß hier nichts weiter zu thun sei.

Gott mit Euch! wiederholte der Bandit, drückte ihm treuherzig die Hand, der nun mit dem Sohne die Spelunke verließ.

Als er in den Palast kam, hatte dort die Nachricht, daß der Papst Trotz aller angewandten Hilfe gestorben sei, Alles in Trauer versetzt und Selim war trostlos. Welch ein düsterer Nebel hatte sich mit diesem einen Tage vor seine glänzende Zukunft gebreitet, die ihm so hell erschienen war! Mit Ungeduld erwartete er das Ende des Conclave, wohin sich die Kardinäle gleich nach dem Lei-

chenbegängniß des Papſtes begeben hatten, ſchloß ſich bis dahin in ſeinem Palaſte ein und ſah Niemand als den Ritter Blanchefort. So war das Haus der Freude plötzlich zum Trauerhauſe geworden.

Es waren ſeit dem Tode des Papſtes neun Tage verfloſſen, als ein Knabe mit einem Körbchen in das Vorzimmer zu Ali trat. Mein Vater läßt Euch grüßen, — ſprach er, ſetzte das Körbchen vor ihn hin und entfernte ſich ſchnell wieder. — Voll banger Ahnung hob Ali raſch den Deckel des Körbchens und fand die drei Unglück wahrſagenden Feigen darin. Schnell lief er in den Stall, befahl in aller Stille, drei Roſſe zu ſatteln und eilte nun zu ſeinem Gebieter. Herr! — ſprach er mit Haſt — ich habe ein Wahrzeichen bekommen, das mir die Gewißheit gibt: Dir drohet Gefahr! — Entfliehe aus Rom, da es noch Zeit iſt, nimm Gold und Geſchmeide mit, ſo viel Du haſt, und verlaß dieſe Unglückſtadt!

Was für Gefahr drohet mir? fragte Selim, über Ali's Benehmen erſtaunt.

Weiß ich's, Herr? Aber ich bitte, ich flehe Dich, eile fort von hier!

Wer warnte Dich? — fragte Achmed, während Selim, noch immer über Ali verwundert, ihn staunend anblickte.

Meine Zunge bindet ein Schwur, Herr! ich darf nicht reden, muß schweigen.

Kennst Du die Gefahr, die unserm Gebieter droht? —

Ich kenne sie nicht! erwiederte der Ismaelit.

Thöriger Mensch, für was bangst Du? — fuhr ihn der Sultan an — Glaubst Du, ich werde in diesem entscheidenden Augenblicke Rom ohne Grund verlassen, bloß weil man Dich gewarnt hat? Glaubst Du, ich werde Deinem Rath folgen, da Du selbst die Gefahr nicht kennst, die uns drohen soll? Nenne mir erst den, der Dich warnte, oder mache mich mit der Gefahr bekannt; ehe ich beides nicht kenne, verlasse ich Rom sicher nicht.

Ali stand voller Verzweiflung vor seinem Herrn. Er durfte nicht reden, nicht Antonio nennen, und hätte er auch seinen Eid brechen und ihn nennen wollen, sah er nun wohl, daß der Sultan bloß auf die Warnung des zweideutigen Banditen Rom nicht ver-

lassen würde. Er ging unmuthig hinunter, die Rosse absatteln zu lassen, und statt seiner trat Blanchefort ein.

Ich hab' Euch schlimme Botschaft zu bringen, — begann der Ritter — Rodrigo Borgia ist so eben zum Papste gewählt worden. Hört nur den Lärm auf den Straßen und wie der tolle Pöbel jauchzt, als ob ein großes Heil der Stadt widerfahren wäre.

Der Kardinal Borgia zum Papst erwählt?! — murmelte Selim vor sich hin, und das Bild von Lucretia mochte in diesem Augenblicke vor ihn treten, denn er schauderte zusammen — Das ist wahrlich nicht erfreulich für mich!

Er ist Feind des Kardinals de la Rovere, Eures Beschützers, — fuhr der Ritter fort — und somit wahrscheinlich nicht Euer Freund. Euer Verhältniß zu seiner Nichte war, glaub' ich, auch nicht geeignet, sie jetzt zu Euerer Fürsprecherin zu machen, doch Ihr könntet —

Schweigt von ihr! — unterbrach ihn Selim — Kein Wort weiter über sie!

Aber demungeachtet fuhr Blanchefort fort, von ihr zu reden und meinte, durch sie allein könnte der Sultan die ihm so nöthige Gunst

Ein leiſes Klopfen unterbrach Magdalenens Rede, und ehe ſie ſich noch entfernen konnte, öffnete ſich die Thüre und des Stadtſchreibers heimtückiſches Geſicht lugte herein; ein ſcharfer Blick traf Magdalene, dann wandte er ſich nach der noch offnen Thüre, und ſprach, ſich tief verbeugend, „Kommt nur näher, Herr!“ Auf dieſes Wort trat Melac ein, grüßte die Priorin flüchtig, und ſelbſt während dieſes kurzen Grußes war ſein ſtechender Blick auf Magdalene gerichtet.

„Entfernt Euch,“ befahl die Priorin. Sie verließ mit klopfendem, angſterfülltem Herzen das Zimmer.

„Was giebt mir die Ehre Eures Beſuchs,“ redete ſie nun mit Faſſung und Würde den General Melac an, „Ich hatte Euch heute Mittag ein Schreiben geſandt“ —

„Eben dies, würdige Frau, iſt die Urſache meines Hierſeins,“ fiel er, wenig Verbindlichkeit in Ton und Geberde legend, ihr in die Rede, „Hier dieſer gute Mann hatte mir ſo viel treffliches von Euch erzählt, daß ich begierig war, die frömmſte Kloſterfrau des Schwabenlandes von Angeſicht zu ſehen, und Euch ſelbſt die Nachricht zu bringen, daß Ihr morgen ungehindert in Euer Kloſter zurück gehen könnt. Alle Nonnen und Novizen, die mit Euch gekommen, mögen auch wieder mit Euch zurück kehren, nur warn' ich Euch,“ ſagte er, und ſein Geſicht, das ſich bisher freundlich zu ſein bemüht hatte, nahm wieder den gewöhnlichen Ausdruck an, „niemand aus hieſiger Stadt mit zu nehmen — Ihr werdet mich wohl verſtehen!“

Die Priorin mochte wohl vom erſten Augenblick ſeines Eintretens an den Beweggrund ſeines Beſuchs errathen haben, und der Blick, den er auf Magdalene gewor-

des Papſtes gewinnen. Aber Selim wies den wohlgemeinten Rath mit Stolz zurück, denn er fühlte jetzt vor dem Weibe, das ihm noch vor kurzem ſo reizend, ſo würdig ſeiner Bewerbung erſchienen war, Abſcheu. Ihn ſchauderte, dachte er an ſie, denn eine Ahnung, ſie ſei das Blumenmädchen geweſen, ſie habe die unglückliche Helene gewaltſam entführen laſſen, hatte ihn längſt ſchon erfaßt. Was Allah über mich beſchloſſen hat, weiß ich nicht, — gab er gefaßt Blanchefort zur Antwort — was mir geſchehen ſoll, dem kann ich nicht entgehen, ich erwarte mein Schickſal gelaſſen, ich kann an meiner Beſtimmung nichts ändern.

Auch der wohlmeinende Rath des Ritters wurde nicht befolgt. Es ſchien auch faſt, er ſei wie die Bitte Ali's überflüſſig geweſen, denn ſchon waren mehre Tage verfloſſen und Alexander der Sechſte hatte ſich noch nicht um den türkiſchen Prinzen bekümmert und in ſeiner ſonſtigen Lage fand keine Aenderung ſtatt, ſein ganzer Haushalt blieb der nämliche, Keiner ſeiner Diener wurde ihm genommen und der neue päpſtliche Zahlmeiſter ſandte ihm in dieſer Zeit ſogar einiges Geld.

Daß man von dem Kriegzuge nach Conſtantinopel jetzt noch ſchwieg, ſchien ihm natürlich, da die Geſchäfte des neuen Papſtes ihn wohl hindern mochten, jetzt ſchon dieſe ſchwierige Sache zu betreiben, und Selim wurde ruhiger und unbeſorgter. Am Tage der Krönung aber ſtörte ein ſonderbares Ereigniß dieſe Ruhe. Ein in einen Mantel tief Verhüllter ſtürzte in Ali's Zimmer, warf den Mantel ab, und Antonio ſtand vor dem Ismaeliten.

Ihr habt mir viel Gutes gethan, ſprach er, dem Anſcheine nach ruhig, doch aus ſeinem Blicke blitzte qualvolle Unruhe — und damit Ihr Muſelmänner doch ſeht, daß unter Chriſten Dankbarkeit zu finden iſt, da ſie ſogar ein Bandit an Euch übt, ſo führe mich zu Deinem Herrn, aber ſchnell! Jeder Augenblick iſt koſtbar, jeder Augenblick kann mir den Tod bringen und meine Zunge für ewig binden. — Ali führte ihn, ohne weiter die kleinſte Frage an ihn zu thun, zu dem Sultan.

Ich komme, Euch zu warnen, Herr! — redete ihn Antonio ohne weitere Begrüßung an — Dankbarkeit, aber auch Rache führt mich hierher, denn ſie haben meinen liebſten

Knaben, meinen Pipo, den Fischen zum Futter in die Tiber geworfen, und ein verwundetes Vaterherz, Herr, achtet keine Gefahr, wenn es die Rache gilt. Hört, das Blumenmädchen war Lucretia Borgia, die vergiftete Orange sollte die Griechin tödten, vielleicht auch Euch. Mein Unglück führte sie zum zweiten Mal in den Palast, als ich eben bei Ali war. Sie forderte mich zu ihrer Rettung auf, gehorchte ich nicht, so war ich schon damals verloren! Auch sie war es, die die Griechin rauben ließ, um sie ihrer Eifersucht zu opfern. Hütet Euch vor ihr, hütet Euch vor dem Papste, vor der Engel —

Waffengeklirr und Ali's kreischende Stimme unterbrach Antonio's Rede, der, während Selim mit gezücktem Schwert nach der Thür stürzte, auf seine Knice sank und zu beten begann.

In diesem Augenblick trat ein Offizier der päpstlichen Leibwache mit Hellebardiren dem Sultan entgegen. Verzeiht, gnädiger Herr, sagte er mit vieler Höflichkeit, daß ich, von der Gefahr unterrichtet, die Euch bedroht, unangemeldet mich mit Bewaffneten zu Euch begebe, jenen Banditen, der vergebens seine

Seele Gott empfiehlt, im Namen Seiner Heiligkeit gefangen zu nehmen. Wir haben die Gewißheit, daß er Euch zu morden gedungen ist. Bindet den Böſewicht! befahl er jetzt ſeinen Begleitern.

Einen Augenblick war der Sultan unſchlüſſig, ob er ihn gefangen nehmen laſſen oder ſich widerſetzen ſollte. Ich glaube kaum, daß der Mann des Verbrechens, deſſen Ihr ihn anklagt, ſchuldig iſt, — ſagte er ſo gelaſſen als es ihm möglich war — ich ſtehe für ihn, und da es meine Perſon nur betreffen ſoll, ſo verlange ich, daß Ihr ihn frei gebt.

Bemüht Euch nicht weiter um mich, Herr! — Mit mir iſt es zu Ende! — unterbrach Antonio den Sultan — Nur um Eins bitte ich, wenn man Euch dazu Zeit läßt: laßt einige Meſſen für meine arme Seele leſen, wenn ich aufgeknüpft bin, denn daß Ihr ein Muſelmann ſeid, wird wohl hierbei nichts ſchaden. Lebt wohl, mein gnädiger Herr! Ade, Freund Ali! Ich glaube, wir begegnen uns dort oben bald wieder. Nun kommt, Ihr Herren! Hätte ich nur Jeden von Euch allein vor mir, riefe ich Euch ein

Lebewohl zu, wie Ihr jetzt mir! — Ohne sich um Antonio's Rede zu kümmern, entschuldigte sich der Officier der Leibwache nochmal bei Selim, empfahl sich und ließ Antonio abführen.

Der geht einen schlimmen Gang! — sagte Ali, der ihm durch's Fenster nachsah — Nur Allah mag wissen, welchen Weg wir und wie bald wir ihn gehen werden.

Dieser Vorfall hatte Selim ganz verstimmt. Es gereuete ihn, daß er sich nicht dem Officier widersetzt hatte. Achmed, der nicht gegenwärtig gewesen war, freuete sich aber, als er des Prinzen Mäßigung erfuhr.

Am nämlichen Tage kam der Rhodenser Ritter Borgia, ein Neffe Alexander's, zu Selim, den Sultan von Seiten des Papstes zu bewillkommnen und den Vorfall von heute morgen zu entschuldigen, auch ihn zu einer feierlichen Audienz bei dem Papste auf morgen einzuladen, wo er mit ihm hauptsächlich über den Kriegzug gegen Bajazet sprechen würde. Der Ritter versprach zugleich, an dem andern Tage den Prinzen mit einem stattlichen Gefolge abzuholen. — Diese Begrüßung des Papstes erschien Selim als ein

freundlicher Stern in der Nacht, und so erwartete er mit Ungeduld den kommenden Tag.

Des andern Tages um die zwölfte Stunde kam der Ritter Blanchefort zu Selim.

Es ist ein trauriges Loos, — sprach er — den Freunden immer üble Botschaft zu bringen; wenigstens bin ich so eitel, es zu glauben, daß Euch die Nachricht traurig stimmen wird, daß ich noch heute Rom verlassen und mit einem wichtigen Auftrage vom Papste nach Rhodus reisen muß. Der Ritter Borgia wird bis zu meiner Rückkehr Euer Gesellschafter seyn.

Mein Aufseher, sagt lieber! — unterbrach ihn Selim. — Ja, werther Ritter, die Nachricht, daß Ihr mich verlaßt, trifft mich schmerzlich. Alles wird mir nach und nach entrissen! Helene, der mich väterlich liebende Innocenz, nun Ihr, und selbst die gewaltsame Trennung von einem Banditen muß ich beklagen. Ich besitze so wenig, daß mich auch ein solcher Verlust schmerzen kann.

Der Vorfall mit dem Banditen ist mir höchst unangenehm! — nahm Blanchefort das Wort — Ich erfuhr ihn heute früh im Vor-

zimmer des Papſtes. Seid ja auf Eurer Hut. Wenn Ihr heute im Vatican erſcheint, wägt dort jedes Eurer Worte; ich fürchte, man ſtellt Euch Fallen. Doch da zieht ja der Ritter Borgia mit ſeinem Gefolge heran: es iſt Zeit, daß ich mich von Euch trenne. — Lebt dann wohl, werther lieber Herr, lebt wohl, mein Freund!

Ob wir uns je wiederſehen werden? ſagte der Fürſt und ſein Auge ſah himmelwärts.

Gott mag es wiſſen! erwiederte Blanche-fort, ſchloß Selim in ſeine Arme und ſtürzte fort; ſtatt ſeiner trat Borgia ein.

Der Sultan war wohl eben nicht geſtimmt, den Abgeſandten des Papſtes ſo freundlich zu empfangen, wie er wohl geſollt hätte; doch zwang er ſich, wenigſtens freundlich zu ſcheinen. Sein Gemüth war zu aufgeregt, um die ſo nöthige Ruhe zu dem wichtigen Schritte zu haben, den er thun ſollte. Als nehme er auf längere Zeit von ſeinen Die-nern Abſchied, verließ er ſie und den Palaſt, beſtieg ſein Roß und ritt, von einem glän-zenden Gefolge und Achmed begleitet, nach dem Vatican.

Als er dem Palaſte nahte, hielt er, viel-

leicht von einer Ahnung ergriffen, sein Roß an und blickte hinauf nach dem stolzen Riesengebäude, aus dem schon so mancher Blitzstrahl das Große und Edle zerschmettert hatte; da traf sein Auge Lucretia Borgia, die hinter einem Vorhang, wahrscheinlich seinen Einzug zu sehen, hervorblickte.

Auch dieß noch? murmelte er, gab seinem Roß die Sporen und sprengte in das offene Thor. Anhalten, Vorausſprengen, dies war nur das Werk eines Augenblickes gewesen und deshalb für seine Begleitung um so überraschender. Erst unter dem Thore besann er sich, hielt an und der Zug ging nun in gehöriger Ordnung nach dem innern Hofe.

Er wurde nicht nach dem großen Audienzsaale, sondern nach den Privatgemächern des Papstes geführt, wo er in dem weiten Vorzimmer eine Menge Kardinäle und Bischöfe fand, die ihn nur lau grüßten; die Vertrauten des vorigen Papstes sah er nicht unter ihnen. Vor dem Cabinet des heiligen Vaters angelangt, bat ihn der Ritter Borgia, zu verweilen und ging hinein. Gleich

öffneten ſich die Thüren, Selim trat ein, Achmed aber mußte im Vorzimmer zurückbleiben.

Ihr habt mich zu ſprechen verlangt, heiliger Vater! — begann der Sultan, mit ſtolzer Haltung auf den Papſt zugehend, neben deſſen Seſſel der Kardinal Sforza ſtand, in der Fenſtervertiefung aber zwei junge Männer im Geſpräche begriffen waren, wovon der Eine prachtvoll gekleidet, der Andere, Trotz ſeiner Jugend im geiſtlichen Gewande war.— Ihr habt mich zu ſprechen verlangt, heiliger Vater! — wiederholte er, da der Papſt ihm nichts erwiederte — ich komme, Euch Glück zu wünſchen, in der feſten Hoffnung, Ihr werdet mir ein ſo gütiger Vater ſeyn, wie es mir Papſt Innocenz war.

Das werde ich, — erwiederte Alexander der Sechſte freundlich mit dem Kopfe nickend — Ich war Euch ſchon früher gewogen und werde es auch als Papſt ferner ſeyn. Eure Angelegenheit liegt mir ſehr am Herzen, fuhr er dann fort — denn ſie iſt die Angelegenheit der ganzen Chriſtenheit. Seid feſt überzeugt, daß ich alles Mögliche thun werde, Euch bald an die Spitze eines Heeres zu

ſtellen und Euch ſo den Weg zum Throne des Orients zu bahnen.

Selim, den die einnehmende Miene, die freundlichen Worte des Papſtes etwas beruhigt hatten, dankte mit wahrhaftiger Herzlichkeit und ſprach ſeine Wünſche beſtimmt, aber mit Beſcheidenheit aus. Hierauf bat er den Papſt, bis zur Zeit, wo er ſich an die Spitze des Heeres ſtellen könne, nichts an ſeinen jetzigen Verhältniſſen zu ändern und beſonders ihm ſeine Diener zu laſſen. Mit einnehmender Freundlichkeit bewilligte ihm der Papſt Alles und berührte nun auch den Vorfall von geſtern.

Ihr hättet beſſer gethan, Prinz! — ſprach er und ſein freundliches Weſen wurde ernſt — ſolche zweideutige Leute, wie der geſtern Verhaftete, aus Eurem Palaſte entfernt zu halten. Was der Böſewicht auf der Tortur ausgeſagt hat, würde Euch compromittiren, hätte ich es nicht aus Rückſicht für Euch unterdrückt.

Aus Rückſicht für mich, heiliger Vater? — unterbrach Selim den Papſt, durch deſſen Rede, vielleicht auch durch das höhniſche Lächeln der beiden jungen Männer aus ſeiner

Ruhe

sen, war ihr nicht entgangen; sie verbeugte sich, und sagte leise, „Wie Ihr befehlt, gnädiger Herr!“

„Für diesen Fall wird Euch eine Sauvegarde begleiten, die auch in Gmünd Euerm Kloster zum Schutz dienen kann.“

Die Priorin dankte. Der General empfahl sich mit wenigen Worten, der Stadtschreiber aber blieb zurück, hatte noch eine lange Unterredung mit der Klosterfrau, und schlich sich dann fort.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, sah ihm die Priorin noch lange sinnend nach. Plötzlich schien ihr Entschluß gereift. „Sie ist ein schwankendes Rohr,“ sprach sie, „eine neue Liebe wird die alte verlöschen, und ihr Glaube fester stehen, wie je. Deshalb sollte ich sie verderben, dann wäre sie uns gewiß; — Aber nein! in das Rad des Schicksals greife der schwache Mensch nie, wenn er nicht muß — Ich will sie ihrem Schicksal und dem Himmel überlassen, will nichts zu ihrer Rettung, nichts zu ihrem Verderben thun.“ Sie rief Magdalene.

„War dies Melac?“ fragte die Eintretende ängstlich.

„Er war es!“ erwiederte die Priorin.

„So schütze mich Gott!“ rief das Mädchen zitternd, „Solch furchtbares, schaudererregendes Gesicht, solchen Blick sah ich noch nie. So ist mein Aufenthalt verrathen! — Wo soll ich hin — wo mich verbergen?“

„Nach Gmünd willst du nicht, das Gewand einer Klosterfrau ist dir jetzt noch verhaßt; ich weiß dir nicht zu rathen,“ erwiederte die Priorin kalt.

Ruhe gebracht. — Was mir der Mann auch ohne Tortur gestand, würde Eure Heiligkeit gewiß auch unterdrückt haben.

Ich warne Euch vor solchem Gesindel, von dem ich, mit Hilfe Gottes, Rom bald befreien werde! — fiel ihm der Papst in die Rede — Euer Leben, an dem so viele Hoffnungen hängen, steht täglich in Gefahr; es wäre wohl gut, wenn Ihr eingezogener lebtet und das Geräusch der Welt mehr vermiedet. — Francesco! — wandte er sich jetzt zu den jungen Männern und der prachtvoll Gekleidete trat zu ihm, der im geistlichen Gewande folgte — Ich mache Euch, mein Prinz, mit meinen beiden Neffen bekannt; dieser, der Aeltere, wird mit dem Schwerte sich in der Welt Bahn brechen, der Andere, Cäsar, hat den geistlichen Stand gewählt. Meine Neffen! — wandte er sich nun zu diesen — begleitet den Prinzen auf einem Spazierritte, zeigt ihm das Sehenswerthe der Stadt und dann kommt mit ihm zurück, denn ich habe noch mancherlei mit ihm zu verhandeln.

Selim wußte nicht, wie er die Rede des Papstes deuten sollte; er erwiederte dem Papste einige verbindliche Worte über seine

Neffen, worauf ihn der Papſt huldvoll entließ. Die beiden Nepoten, der nachmalige Herzog von Gandia und der ſpäterhin ſo berüchtigte Herzog von Valentinois, mehr noch unter dem Namen Cäſar Borgia bekannt, baten ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit, als ſie das Cabinet verließen, ihnen zu folgen, bezeigten ihm ihre Freude über den Befehl des heiligen Vaters, ſie zu ſeinen Begleitern gewählt zu haben und Cäſar erſuchte im Vorbeigehen den Rhodenſer Ritter und Achmed, ſie auf ihrem Spazierritt zu begleiten. Im Hofe ſtanden die Pferde ſchon bereit, ſie ſetzten ſich auf, nahmen Selim in ihre Mitte, der Rhodenſer folgte mit Achmed und einer glänzenden Dienerſchaft.

Sie ritten durch viele Straßen, unterhielten den Prinzen nur von gleichgiltigen Sachen und hielten nach manchem Hin- und Herreiten und jetzt auf der Engelsbrücke, dem Caſtel St. Angelo gegenüber.

Es iſt doch eine ſonderbare Laune, ſich ein ſolches Mauſoleum zu erbauen! — nahm Cäſar Borgia das Wort — ich dächte, eine ſolche Steinmaſſe müßte ſchon einem Lebenden, geſchweige einem Todten drückend ſeyn.

Warst Du je oben, mein Bruder? — fragte er Francesco. Dieser verneinte es. — Ich wäre doch neugierig, — fuhr er fort — das merkwürdige Gebäude zu sehen, was nur Wenigen vergönnt ist; vielleicht ist es den Neffen des Papstes erlaubt. Vetter! — rief er dem Rhodenser Ritter zu — hättet Ihr wohl die Güte, Jemand an den Commandanten von St. Angelo zu senden, der für uns um die Erlaubniß, dort einzureiten, nachsuchte?

Das thue ich wohl selbst! — erwiederte der Ritter — Kommt, alter Herr! — wendete er sich dann zu Achmed — begleitet mich! — und ohne Weiteres jagte er hinauf; Achmed mußte folgen.

Ihr reitet doch auch mit? — fragte jetzt Francesco den Sultan, der eben nicht gelaunt zu seyn schien, dieses Mausoleum Kaiser Hadrian's zu sehen. Da er jedoch keinen Vorwand, es abzuschlagen, finden konnte, begleitete er seine Führer. Als sie an die hinter dem Rhodenser und Achmed wieder aufgezogenen Zugbrücke kamen, trat ihnen der Gouverneur entgegen, der die Brücke niederzulassen befahl und die Nepoten des

Papſtes und den türkiſchen Prinzen mit kriechender Schmeichelei empfing.

Die ganze Beſatzung war in aller Eile zum Empfang der hohen Gäſte unter die Waffen getreten und der Commandant führte ſie an ihnen vorüber in das Caſtell. Prachtvoll eingerichtete Zimmer empfingen ſie, wo Erfriſchungen bereit ſtanden und ſich allmählig das Zimmer mit einer Menge Diener und Krieger füllte.

Seht dieſe herrliche Ausſicht nach der prachtvollen Roma! — ſagte jetzt Cäſar Borgia, den Prinzen an ein Fenſter führend. Dieſer, mißgelaunt, ſchien des jungen Mannes Bewunderung nicht zu theilen; er ſah gleichgiltig über die Stadt hin. — Es thut mir leid, daß Euch die Ausſicht nicht gefällt, vielleicht habt Ihr an einer andern Ausſicht mehr Gefallen. Seht nur, welch ſchönes Schauſpiel ſich da unten zeigt.

Selim ſah unwillkürlich hinunter und ein grauſenerregender Anblick zeigte ſich ihm dort. Unter einem eben errichteten Galgen knieete ein Mann, der, wie es ſchien, einem Mönche beichtete, während über ihm Alles zu ſeiner Hinrichtung bereitet wurde.

Was soll mir dies Schauspiel? fragte Selim.

Euch von der strengen Gerechtigkeit des heiligen Vaters und von seiner Achtung für Euch überzeugen, Prinz! Oeffnet nur das Fenster und Ihr werdet gewiß den Banditen erkennen, der Euch gestern morden wollte; ihm wird jetzt der Lohn für seine Frevelthat.

Selim sah hinab und erkannte Antonio, der eben die Leiter bestieg.

Armer Unglücklicher! — rief er, das Fenster zuwerfend und wollte sich zürnend nach seinem Begleiter wenden; dieser aber hatte sich mit seinem Bruder entfernt und statt seiner stand der Befehlhaber des Castells vor ihm.

Gnädiger Herr! — sprach er, sich vor dem Prinzen ehrfurchtvoll neigend — die väterliche Fürsorge Sr. Heiligkeit fürchtet für Euer Leben, besonders nach dem gestrigen Vorfalle. Er glaubt Euch hier auf der Engelsburg am sichersten bis zu der Zeit verwahrt zu wissen, wo Ihr wieder mit königlichem Glanze in der Welt auftreten könnet. Bis dahin begnügt Euch mit diesen Gemächern; was Euer Herz wünscht, soll Euch

werden; nur verzeiht, daß ich das mir theuer anvertraute Leben sorgfältig bewachend, Euch nicht aus dem Auge lassen darf.

Selim war durch diese Anrede nicht überrascht. Von dem Augenblicke, daß er seinen Palast verließ, hatte ihn eine dunkle Ahnung bis zur Engelsbrücke begleitet; hier erinnerte er sich der nur halb ausgesprochenen Worte Antonio's und seine Ahnung wurde zur Gewißheit. Rettung durch Flucht war nicht mehr möglich, auch wollte er sein trübes Schicksal durch offene Widersetzlichkeit nicht selbst herbeirufen und so folgte er, seines Schicksales ziemlich gewiß, den Borgia's nach St. Angelo. Als er über die Zugbrücke ritt, war er sicher, daß sie sich für ihn nicht mehr senken würde.

Sagt Eurem Herrn, dem Papste, — erwiederte er nach kurzem Sinnen — daß ich ihm für seine zweideutige Fürsorge nicht danken könne. Da ich aber der Gewalt weichen müsse, so fügte ich mich mit Gelassenheit in mein Schicksal, protestire aber hiermit feierlich vor Gott und Menschen gegen die Gewalt, die man mir, einem freien Fürsten, anthut.

So habt die Güte, gnädiger Herr, mir Euer Schwert und Euren Dolch zu reichen! — sagte nun der Befehlhaber — Wer nicht zur Besatzung gehört, darf hier nicht bewaffnet seyn.

Wagt Ihr, dies Schwert zu berühren? — fuhr Selim auf und seine Ruhe war dahin.— Vor dieses Schwertes Blitzen zitterte Rom und die Christenheit, es ist Sultan Muhamed's Schwert, das er trug, als er siegreich in Stambul einritt.

Herr! — bat der Commandant — und wäre es das Schwert Goliath's, Ihr müßtet es mir übergeben. Auf meinen Knieen flehe ich. — Zwingt mich nicht.

Auch hier mußt Du der Gewalt weichen, mein Gebieter! — bat jetzt Achmed, der auch schon entwaffnet war — Lege dies theure Schwert ab, hier kann es Dir doch nichts nützen; dann raunte er ihm einige arabische Worte zu, die den Sultan zu besänftigen schienen, der nun Schwert und Dolch dem Befehlhaber der Engelsburg übergab.

Noch am nämlichen Tage stellte der Commandant, Signor Pandolfo, dem Sultan zwei Diener vor, ein dritter war für Achmed

bestimmt. Ich bedarf ihrer nicht, — erwiederte Selim empfindlich — schickt mir Ali, den Ismaeliten, und ich habe in meinem Kerker Bedienung genug.

Signor Pandolfo zuckte die Achseln. Ihm ist der Zutritt zu Euch verwehrt! sagte er bedauernd.

Ich verlange ihn, — fuhr der Sultan auf — meldet dies dem Papste.

Ich werde Euern Wunsch erfüllen, Herr, fürchte aber —

Fürchtet, so viel Ihr wollt, aber thut, was ich will! unterbrach ihn Selim in befehlendem Tone.

Der Commandant ging, die Diener folgten ihm.

Herr! — sagte Achmed, und aus seinem Auge wollten Thränen hervorbrechen, die er jedoch männlich unterdrückte — nicht diese Heftigkeit, sie verschlimmert unsere Lage. Der Held erträgt das Unabänderliche muthig, aber gelassen. Füge Dich in das Schicksal, schnell starb Innocenz, vielleicht entledigt der Tod Dich auch bald Deines Feindes. Deshalb beschwöre ich Dich nochmal, mäßige Deinen Zorn.

Weshalb soll ich meinen Grimm nicht laut werden lassen?

Die That? — fuhr Selim auf — Nicht einmal das Schwert meines Vaters ließen sie mir. Aber beugen will ich mich vor diesen Menschen nicht, mein Wille, mein treuer Ali muß mir werden, ihn ertrotze ich mir, das schwöre ich beim Grabe des Propheten!

Wie könntest Du das, mein Gebieter?

Wie ich es kann? Höre! — Gold ist der Magnet, dem der Eigennutz der Christen nicht widerstehen kann. Bajazet zahlt für mich bedeutende Summen, zahlt noch mehr, wenn sie ihm drohen, mir die Freiheit zu geben. Bin ich den christlichen Fürsten nicht das Schreckbild, das sie ihm vorhalten, und das die Schwerter der Muselmänner bisher in der Scheide hielt?

Deshalb liegt ihnen viel an meinem Leben! — fuhr er fort — Sie haben mir jede Waffe genommen und glauben es nun gesichert, aber Eins bleibt mir dennoch, meinen Schwur zu erfüllen und vielleicht, wenn es noch Zeit ist, Ali zu retten, der sonst sicher das Opfer seiner Treue wird.

Ich bin gespannt! sagte Achmed.

Ehe nicht Ali hier ist, Achmed, rühr' ich nicht Speise, nicht Trank an.

Herr! soll dies nur Drohung seyn?

Drohung? Wahrlich nein! — erwiederte Selim, Du fürchtest, ich würde diesen unnatürlichen Kampf nicht bestehen, das Bedürfniß würde stärker seyn als mein Wille, die Natur würde unterliegen. Nein alter, treuer, Freund! — Ich kenne weder Hunger noch Durst; es müssen zudringliche Mahner, qualvolle Diener menschlicher Erbärmlichkeit seyn, Geier, die langsam an dem Fleische des Menschen zehren, aber ich will ihnen Trotz bieten.

Und wenn der Papst es darauf ankommen läßt und Dein Körper unterliegt?

Achmed! — sagte Selim und ein heiteres Lächeln umzog sein Antlitz — Du liebst mich, als wäre ich Dein Sohn, und doch, gestehe! würdest Du wenn Du an meinem Grabe ständest so betrübt seyn als jetzt, da Du vor dem gefangenen Kaisersohne stehst, der dem elendesten Leben einige kummervolle Tage abgewinnen soll und sonst nichts? Zu sterben, Achmed, wäre mir leicht, die Vergangenheit läge dann in nie wieder zu erhellendem Dunkel, die finstere Gegenwart wäre vorüber,

Magdalene wurde nachdenkend, aber ruhiger. „So muß ich mir denn selbst rathen" rief sie plötzlich und verließ schnell das Zimmer.

Am nämlichen Abend saß Herr Benedikt in seinem Trinkstübchen, neben ihm der Stadtschreiber, der so eben erst gekommen war und ihm mit Klagen über das Elend der Stadt seinen Abendtrunk verbitterte. Constant saß mit der übrigen Dienerschaft des Generals in der allgemeinen Wirthsstube und zechte von dem Weine, den Herr Hegelin in reichlichem Maaße spendete, als Konrad, der Knecht, sich ein Gewerbe in der Stube seines Herrn machte, und ihm hierbei einen Wink gab, herauszukommen. Das laute Jauchzen der lästigen Gäste gab Benedikt bald Gelegenheit, den Stadtschreiber verlassen und Konrad folgen zu können, wo er draußen die Magd, die ihm in jener Unglücksnacht die Thüre geöffnet hatte, fand. Sie gab ihm ein Brieflein. „Es hat Eile!" sagte sie und rannte schnell wieder fort. Benedikt öffnete es und erbleichte. „Melac war hier!" schrieb Magdalene, „Ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht rettet!"

Dieser Schlag traf den alten Mann zu hart. Wo sollte er sein Kind verbergen? Verzweiflungsvoll schritt er auf und ab. „Gott verlässet seine Engel nicht!" rief er dann plötzlich, sann noch einen Augenblick nach, befahl Konrad unter irgend einem Vo wand Constant heraus zu locken, und ihn zu ersuchen, heimlich auf die Kammer im Hinterhause zu kommen, bei dem Stadtschreiber aber ihn zu

und was mir jenseit würde? Nun, darauf will ich's wagen! — Doch, laß Deine Sorgen, die That macht den Mann, nicht das Wort, sagtest Du ja. Nun, so laß mich Mann seyn und suche nicht, meinen Entschluß wankend zu machen.

In diesem Augenblicke trat der Ritter Borgia ein und kündete sich als den Gesellschafter Selim's an. Bemüht Euch nicht, Herr, — erwiederte dieser — nach dem, wie ich Euch habe kennen gelernt, so fürcht' ich, passen wir nicht zu einander.

Borgia wollte sich entschuldigen, Selim erwiederte ihm aber kein Wort.

Auch Signor Pandolfo erhielt nur kurze Antwort, als er dem Sultan die Nachricht brachte, der Papst habe seine Bitte verweigert. — Bitte? Ich bat ja um nichts, ich verlangte nur mein Recht! war das Einzige, was er erwiederte.

Gegen Abend traten Diener ein, den Tisch zum Nachtessen zuzubereiten, trugen dann die Speisen auf, und der Ritter nöthigte Selim, Platz zu nehmen; dieser blieb ruhig am Fenster. Der Rhodenser Ritter nahm mit dem Commandanten allein Platz. Am folgen-

den Morgen verweigerte der Sultan den Imbiß und am Mittage blieb er in seinem Schlafgemache.

So trieb er es zwei Tage. Das befremdete den Ritter. Herr! — sagte endlich Achmed — ich halte es für Pflicht, Euch zu benachrichtigen, daß der Sultan nur Speise und Trank annimmt, wenn es ihm sein Diener Ali reicht. Er schwur es bei dem Grabe des Propheten, und den Schwur bricht kein Muselmann.

Und wenn dieser theure Ali nicht mehr unter dem Lebenden wäre? sagte mit zweideutigem Lächeln der Ritter.

Auch dann müßte mein Gebieter als gläubiger Moslemim seinen Schwur halten.

Hunger bändigt Löwen, so wird er auch noch einen Türken bändigen! erwiederte Borgia lachend, entfernte sich, kehrte jedoch sogleich wieder zurück und die Tafel wurde bald aufgehoben. Den ganzen folgenden Tag bis zum andern Abend nahm Selim weder Speise noch Trank zu sich, so daß er nun schon vier Tage gefastet hatte. Auch sah man es ihm schon an, sein Auge war matt, sein

ganzer Körper abgespannt und er sah überaus leidend aus.

Wie ist es Dir, Herr? fragte ihn Achmed, als der Fürst sich ermattet auf sein Lager setzte.

Schmerzlich! — Meine Zunge brennt, mein Gaumen ist wie ausgedörrt, der Hunger wäre leicht zu ertragen, der Durst aber ist fürchterlich!

So trinkt einen Tropfen Wasser! bat Achmed.

Wie könntest Du ihn mir reichen? — Siehest Du nicht, daß sie jede Speise, jeden Trank vor uns verwahren, um sich zu überzeugen, daß ich nicht in der Stille meinen Schwur breche? Aber das ist mein Trost, denn stände die krystallene Schale mit Wasser vor mir, ich glaube fast, ich leerte sie, den brennenden Durst zu stillen.

Achmed konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und weinte bitterlich.

Weine nur, — sprach Selim mit sanfter Stimme — ich welke wie ein vertrockneter Baum, den die ferne Feuerglut ausdörrt, da sie ihn nicht plötzlich ergreifen und verzehren kann, ich versiege wie der Quell in

Arabiens Wüſte, den der Sturm mit Sand tränkt und dann die glühende Sonne die flüſſigen Adern austrocknet. — Beſſer freilich, der Sturmwind hätte mich früher erfaßt und meinen Stamm gebrochen.

Achmed ſprang bei dieſen Worten auf und verließ das Gemach. Bald kehrte er mit einer kryſtallenen Flaſche voll klaren Waſſers und einem Stück Weizenbrod zurück, das ein Diener trug. Gierig griff Selim nach der Flaſche, ſetzte ſie an die brennenden Lippen, doch plötzlich warf er ſie weit weg, daß ſie in Scherben am Boden lag. Ich will Mann ſeyn! — rief er — will ſterben! — Dann nahm er das Brod in ſeine zitternden Hände, beſah es lange und aufmerkſam, als ob er ſich Selbſtprüfung auflegen wolle, und gab es dem Diener zurück.

Herr! — bat Achmed, ſich vor ihm auf die Kniee werfend — handle nicht ſo grauſam an mir altem Manne, der in guter Abſicht ein unglückliches Wort ausſprach, das Du ſo furchtbar oft wiederholteſt. Der Prophet hat Deinen Schwur nicht vernommen. Was gegen die Natur iſt, darf kein Menſch beginnen. Laß den Jsmæliten ſeyn wo er

will, vielleicht ist er schon zur Ruhe gegangen und ihm ist wohl. — Iß, trink!

Selim schüttelte sein Haupt statt Antwort, hob dann Achmed auf und schloß ihn in die Arme. Tröste Dich, mein treuer Lehrer, — sprach er — mit dem Schwinden der Kräfte scheint auch der brennende Durst zu vergehen. Vielleicht noch wenig Stunden und es ist mit mir vorüber! — Er legte sich dann auf das Lager, versuchte zu schlummern, aber auch der Schlaf floh ihn bis die Morgenröthe ihn durch die Fenster begrüßte. Das letzte Mal, daß ich Dich sehe, freundliches Licht! murmelte er leise, schloß die Augen und, war es der Schlaf, war es sein Bruder, der Tod, er öffnete sie nicht wieder.

Auch Achmed, der auf dem Lager bei Selim saß, nickte endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Aber nicht lange, nicht sanft war ihr Schlummer gewesen, denn bald weckte sie ein tiefes Seufzen und Stöhnen; sie schlugen die Augen auf und Ali, in der einen Hand Brod, in der andern einen kleinen Becher mit Wein, stand vor ihnen. Allah sei gelobt! — rief Achmed.

Bist Du es, mein treuer Diener Ali?!

ſagte Selim, kaum ſeinen Augen trauend, winkte Achmed, ihn aufzurichten, und ſtreckte gierig die Hand nach dem Becher.

Bei dem Propheten, Herr! beſchwöre ich Dich, benetze nur mit einigen Tropfen Deine Lippen, — bat Ali, ihm den Becher reichend — wollteſt Du den Becher leeren, würde der Wein Dir tödtlich ſeyn.

Befolgt ja den Rath Eures Dieners, gnädigſter Herr! — nahm der Arzt des heiligen Vaters das Wort, der zu dem Prinzen geſandt, mit Ali angekommen war — Nur nach und nach müßt Ihr Euch wieder an Speiſ und Trank gewöhnen. — Selim hatte jedoch die Warnung nicht beachtet und den Wein hinunter geſtürzt. Da reichte ihm der Arzt ſchnell einen Biſſen Brod, den er mit Haſt verſchlang und Waſſer begehrte. Dies wurde ihm in geringem Maße gereicht, und bald ſank er, zwar augenblicklich geſtärkt, doch von Ermattung überwältigt, auf ſein Lager zurück.

Der Arzt entfernte ſich und Ali blieb mit Achmed allein bei dem Schlummernden.

Ich muß dem Propheten danken! — begann nach einer Weile mit gedämpfter

Stimme

Stimme der Ismaelit, da Selim endlich fest eingeschlafen war — daß ich hier neben meinem guten Herrn und neben Dir sitzen kann, der Strick saß mir schon dicht an der Kehle. Hört nur, wie es mir, nachdem Ihr den Palast verlassen hattet, erging. Einen Diener nach dem andern sah ich wegschleifen und ahnete gleich Arges; denn wie es zu dämmern begann, war fast niemand mehr da als ich. Doch blieb ich nicht lange allein, plötzlich traten drei junge vornehme Männer mit mehren Dienern zu mir und ich erkannte unter den Dreien zu meinem Schrecken das Blumenmädchen. Ich empfahl mich dem Propheten und hatte Recht; denn kaum, daß sie mich gewahrte — es war Lucretia Borgia — mit einem Blicke, keine schöngefleckte Leopardin kann ihn grimmiger schießen: „Das ist er, thut wie ich Euch befohlen!“ und während die Drei in allen Gemächern umher suchten, die Paar Juwelen und was wir sonst noch hatten, aufzufinden und mitzunehmen, wurde ich Trotz meiner Gegenwehr gebunden, geknebelt, fortgeschleppt und wer weiß wo in ein dunkles Loch gesteckt. Einige Tage darauf trat ein Mann in mein finsteres

Gefängniß zu mir und befragte mich über allerlei ſonderbare Dinge. Bald ſollte ich ſagen, wo unſer Herr die Juwelen und ſein Gold verborgen, bald von wem die verwelkte Roſe ſei, die man in einem mit Elfenbein ausgelegten Käſtchen gefunden habe, bald, ob nicht vornehme oder geringe Frauenperſonen bei ihm aus- und eingegangen wären. Das Letztere konnte ich mit gutem Gewiſſen verneinen, von dem Erſteren wußte ich ſelbſt nichts und wegen der Roſe ſagte ich ganz offen, daß ſie aus dem Todtenkranze Madelènens ſei. Man glaubte mir nicht und am Nachmittage kam der nämliche Mann mit zwei Henkern, die Marterwerkzeuge trugen. Das Verhör ging von neuem an, ich beharrte bei meiner Ausſage und die Werkzeuge wurden aufgeſtellt. — Während der Eine meine Hand ergriff, mir die Daumſchrauben anzulegen, mochte ihn doch wohl ein Funke von Mitleid erfaſſen. „Narr!“ ſprach er, „ſag' nur Alles, was ſie wollen und laß Dich nicht vergebens martern; denn Du magſt thun und ſagen, was Du willſt, Du mußt doch hängen, der Galgen ſteht ſchon bereit.“ Aber ich ſchwieg und ließ mir die Daumſchrauben

anlegen. Da öffnete sich plötzlich das Gefängniß und ein päpstlicher Diener trat ein, raunte dem, der mich befragt hatte, etwas in's Ohr und auf seinen Wink entfernten sich die Henker mit ihren Werkzeugen, ich wurde meiner Bande entledigt, in ein anderes anständigeres Gefängniß gebracht, wo ich jedoch eben so streng bewacht wurde wie vorher. Die folgende Nacht traten vier Bewaffnete zu mir, hießen mich guten Muthes seyn, verbanden mir die Augen und führten mich durch mancherlei Straßen hin und her, bis sie endlich mit mir über eine rasselnde Brücke gingen und ich gleich darauf eine Wendeltreppe hinauf geführt wurde. Jetzt nahmen sie mir die Binde ab, da strahlte, mich blendend, die eben aufgehende Morgensonne mir entgegen, und ich wendete mich nach ihr und begann mein Morgengebet; aber der Arzt, den Du vorhin gesehen hast, störte mich, reichte mir das Brod und den Becher und befahl mir, ihm zu folgen. — Als ich nicht ahnend, wem ich Speise und Trank reichen sollte, plötzlich an dem Lager meines lieben Herrn stand, erfaßte mich freudiges Entzücken, das aber schnell wie hinter Wolken

ein Sonnenſtrahl wieder verſchwand; denn Grauſen ergriff mich, da ich den Herrn bleich und entſtellt vor mir liegen ſah, als habe der Tod ihn ſchon erfaßt; und auch Du ſaßeſt da, das Haupt gebeugt wie ein Geiſt, der, einen Schatz bewachend, durch irgend eine magiſche Gewalt in Schlummer gewiegt iſt. Mein Puls ſtockte, die Bruſt zog ſich krampfhaft zuſammen, und als ich endlich tief aufathmete und mit einem Seufzer mir Luft machen konnte, ſchlugt Ihr Beide zugleich die Augen auf, als ob mein Stöhnen den Zauber, der Euch gefangen hielt, gelöſ't hätte. Da raunte mir der Arzt zu, den Herrn nur aus dem Becher nippen zu laſſen und — jedoch das Andere weißt Du ja.

Armer Ali, was haſt Du gelitten!

Bedaure mich nicht mehr, Herr, da ich hier bin; aber ſage mir: Weißt Du nichts von Antonio's Schickſal?

Blick' aus jenem Fenſter, da kannſt Du noch den Galgen ſehen, an dem er aufgehangen wurde.

Ali ſchlich leiſe nach dem Fenſter, ſah hinunter und ſein Auge blieb lange auf dieſen Altar des Todes geheftet; dann ſagte er

entſchuldigen, da nothwendige Geſchäfte ihn auf kurze Zei
aus dem Hauſe gerufen hätten.

Ein Wink genügte, Conſtant, der heute, trotz ſeine
lahmen Beines beweglicher als gewöhnlich war, von ſei
nen Zechbrüdern weg zu locken, und ein freundliches Wort
ihn zu Herrn Hegelin zu führen; der Stadtſchreiber muß
te ſich gedulden.

„Was wünſcht Ihr von mir?“ fragte der Reite
„Faſt ahn' ich es —“

„Herr Conſtant!“ begann Benedikt — „Ihr ſeid ei
guter, ein ſo edler Menſch —“

„Laßt das!“ unterbrach ihn der Franzos — „Ei
Sünder bin ich und nichts mehr! — Sagt mir lieber
was Ihr mir zu ſagen habt, die Zeit möchte kurz ſein.“

„Der General weiß meiner Tochter Zufluchtsort!“

„Den wußte er ſchon heute Morgen.“

„Er hat ſie geſehen —“

„Deſto ſchlimmer, mir ſchien Jungfer Magdalene ſ
ganz nach ſeinem Geſchmacke.“

„Was ſoll ich beginnen, rathet, helft mir!“

„Das erfordert einiges Nachdenken, erlaubt, daß ic
mich ſetze“ ſagte Conſtant, rückte ſich einen Seſſel z
recht, und brummte ein Liedchen vor ſich hin. Unterde
ging Benedikt in unbeſchreiblicher Angſt auf und ab
ſeine Unruhe ließ ihn nicht ſchweigen. „Herr Conſtant!“
ſagte er nun in abgebrochenen Sätzen — „Ihr hab
bisher ſo freundſchaftlich an mir und den Meinen gehan
delt — habt mich von der Abſicht Eueres Generals unter
richtet — mich gewarnt —“

ſchmerzvoll lächelnd: Ich glaube faſt, ich ſah eben da unten mein ſchon bereitetes Sterbebett!

Achmed hörte bald nicht mehr auf den Geſchwätzigen und ſchlummerte von Müdigkeit überwältigt, auf dem Lehnſtuhl ein und erſt als es ſchon hoher Mittag war, erwachten er und Selim geſtärkt.

Als Ali noch am nämlichen Tage vernahm, was der Sultan ſeinetwegen geduldet habe, war er außer ſich vor Freude und Schmerz.

Für einen elenden Ismaeliten duldete Muhamed's Sohn das Unerhörte! — rief er aus und ſtürzte zerknirſcht an Selim's Lager nieder — Nun komme über mich, was da will! — rief er im halben Wahnſinn — nun bin ich hier ſchon für Alles reichlich belohnt.

Gern hätte er ihm geſagt, was auch er indeſſen ſeinetwegen gelitten, aber Achmed hatte ihm befohlen, es dem Herrn zu verſchweigen, um ihn nicht noch ſchmerzlicher zu betrüben.

Die Geſundheit Selim's war bald wieder hergeſtellt, und Ali verrichtete jetzt nicht al-

lein das Amt eines Thürstehers, er mußte alle Bedienung übernehmen; denn der Sultan duldete keinen der ihm vom Papste gesandten Diener um sich, so wie er auch mit dem Ritter Borgia kein Wort sprach; nur den Commandanten, der sich stets freundlich gegen ihn benahm und ihn mit Anstand behandelte, sah er zuweilen. So verlebte er in St. Angelo ein einförmiges trauriges Leben, denn er war ganz allein auf seine Wohnung eingeschränkt. Ein großes geräumiges Zimmer, an welches auf der einen Seite sein Schlafgemach, auf der andern ein kleines Zimmer für Achmed stieß, war Alles, was er zu seiner Bequemlichkeit inne hatte. Ali hauste wie gewöhnlich in dem Vorzimmer, von dem man durch eine schmale Galerie gehen mußte, um zu Selim zu gelangen. Von aller Welt abgeschnitten fühlte sich der Fürst sehr unglücklich, ertrug jedoch sein Schicksal mit Würde und Ergebung.

Eines Tages — es mochten nun schon acht Monate vorüber seyn, seit er in der Engelsburg gefangen saß — wurden Achmed und Ali zu dem Commandanten gerufen. Es war das erstemal, daß sie ihren Herrn verlassen

mußten und es ahnete ihnen nichts Gutes, beſonders da ſie die gewöhnliche Wache vor ihren Thüren nicht fanden und dieſer Theil des Caſtells wie ausgeſtorben war. Sie fürchteten, daß es dem Leben des Sultans gelte und angſtvoll betraten ſie das Gemach des Gouverneurs, der ſich in ſeinem Cabinet befand und ſie lange auf ſich warten ließ.

Ihre Furcht war diesmal ungegründet, denn ſtatt der Henkerknechte trat ein leichtgeſchürztes Mädchen bei Selim ein, deren kleiner ſchwarzer Schleier ihr Geſicht verbarg. Sie trug ein Körbchen mit Blumen und ehe ſie noch den Schleier zurückwarf, erkannte Selim Lucretia.

Es mochte eine ſonderbare Laune ſeyn, die ſie bewogen hatte, wieder als Blumenmädchen vor ihm zu erſcheinen und ſomit eine mißtönende Saite in ihm zu berühren. Sie ſetzte ihr zierliches Körbchen mit der ihr in jeder Bewegung ſo eigenen Grazie auf den Tiſch und trat ſo vertraulich zu Selim als ob ſie ſeine innigſte Freundin ſei.

Prinz! — ſprach ſie und der Himmel und die Hölle that ſich ihm zugleich mit dem Aufſchlag ihrer langen dunkeln Wimpern auf —

daß ich ein leicht zu versöhnendes Wesen bin, kann Euch mein Hierseyn zeigen. Ich komme, Euch die Hand zum Frieden zu bieten, stoßt sie nicht zurück!

Selim, über dieses unbefangene Benehmen erstaunt, fand nicht Worte, ihr etwas zu erwiedern.

Ihr habt Ursache, mir zu zürnen und ich bin zu stolz, mich anders zu geben als ich bin. Ja, ich sandte einen Banditen, Bianca Orsini zu erdolchen, weil mir Eure Erhaltung werther war als hundert solche Weiber; ja ich legte die vergiftete Orange auf den Tisch Eurer griechischen Buhlerin, sie zu vergiften. Auch gestehe ich, daß ich sie gewaltsam ergreifen ließ.

Ungeheuer! unterbrach sie Selim.

Nennt mich nicht so, Prinz! nennt mich lieber Thörin, deren Herz von einer unglücklichen Leidenschaft ergriffen ist. Zum Beweis, daß ich kein Ungeheuer bin, so wißt, Helene lebt!

Sie lebt? rief Selim freudig aus.

Auf einem meiner Schlösser. Drückt mich nicht zurück und sie ruht morgen an Eurer Brust.

Selim's Freude war bei dieſen Worten ſchnell entſchwunden; er glaubte in dieſem Augenblicke den Plan zu durchſchauen und lächelte höhniſch.

Ihr glaubt nicht meinen Worten? — brach Lucretia das Schweigen — Bei allen Heiligen, bei dem höchſten Gott ſchwöre ich Euch, ſie lebt!

Der Payſt hat nach Eurem Glauben die Macht jeden Schwur zu löſen! erwiederte Selim gelaſſen.

Ungläubiger! wäre es die Liebe nicht, die heiße, glühende Liebe, wie ſie ſelbſt ein Fürſt des Orients nicht begreifen kann, was führte die ſtolze Borgia, ihre Würde ablegend und faſt bettelnd hierher, als wäre ſie wirklich die gemeine Dirne, die ihre Kleidung zeigt? Wäre es nicht glühende Liebe, wäre es nur Sinnenreiz, ſo lägſt Du, Sohn des falſchen Muhamed's, heute in meinem Arme oder morgen im Grabe!

Selim! — ſprach ſie dann ſchnell einlenkend und Blick und Ton öffneten einen Him-

[illegible] — auksprechlich, und nur aus dieſer unerhörten Liebe entſproßte mein ganzes Unrecht. Was

Du wünschest, soll Dir gewährt seyn; die Macht des Papstes, seine Schätze, sein Segen, sein Bannfluch, Alles soll Dir zu Gebote stehen. Und für Alles dies verlange ich nur das einzige herzlich gesprochene Wort von Dir: „Ich liebe Dich!" verlange ich nur einen Liebekuß von Deinen Lippen.

Lucretia! — nahm jetzt Selim das Wort, ergriff ihre Hand, die er von mancherlei Gefühl überwältigt, wohl sich unbewußt drücken mochte; denn aus des Weibes Auge glänzte die Wonne erhörter Liebe. — Lucretia! als ich Euch, ein herrliches Werk der Natur, zum ersten Mal sah, waret Ihr mir ein Magnet, der unwiderstehlich anzog; mit jedem Blick drückte sich der Pfeil tiefer in mein Herz und damals hätte mir ein Kuß von diesen Lippen das Paradies schon hier geöffnet. Da rief mich das Mitleid an das Krankenbett einer Unglücklichen und in der Zeit wurde mir manches klar, Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, die Glorie schwand, die ich Thor um Euer schönes Antlitz erblickt hatte und ich mußte Euch meine Achtung versagen. — Lucretia's Hand zuckte bei diesen Worten krampfhaft und zog sich dann lang-

ſam aus der ſeinigen. — Wie könnte ich Euch nun verſichern, daß ich Euch liebe? Wie könnte mein Mund den Euren im Liebekuß berühren? — Nimmermehr!

Ein höhniſches Lachen ſchallte bei dieſen Worten in ihrer Nähe; Selim erſchrak, Lucretia wurde bleich.

Nun wohlan, — ſprach ſie, Faſſung ſuchend — ſo hört auch mich. Noch einmal gebe ich Euch Zeit zu bedenken; wenn der Mond dreimal gewechſelt hat, bin ich wieder hier, um ein kurzes Ja oder Nein von Euren Lippen zu vernehmen. Damit Ihr aber auch ganz mich kennen lernt und Ihr Euch in eitlem Wahn nicht täuſcht und glaubt, Euer Zauber habe mich gebannt, ſo wißt: Nur durch eine Wette gezwungen kam ich und kehr' ich noch ein Mal zurück. Der Preis der Wette, die tauſend Zechinen, die ich an meine Brüder zahlen muß, ſchmerzt mich weniger als die gekränkte Eitelkeit, die Wette verloren zu haben; ihr Spott iſt mir bitterer als Euer Verſagen.

Sie ſetzte ſich jetzt unbefangen auf einen Seſſel, als ob ſie noch lange hier verweilen wolle und fuhr in ihrer Beichte fort: Ich

war stolz genug; meinen Reizen mehr Macht, und thörig genug, Euch wenigstens den Edelmuth zuzutrauen, durch ein so süßes Opfer Helenen aus ihrem Gefängniß zu befreien. Darum, der lästigen Neckereien meiner Brüder überdrüssig, schlug ich ihnen die Wette vor, Euch das Geständniß der Liebe zu entlocken, täuschte Euch mit Helenens Leben, die längst unter ihrem Erdhügel modert, und hatte aus Eigensinn die Schwäche, noch Liebe zu heucheln, die mir längst fremd geworden ist. Früher gefiel mir der schöne Mann, der türkische Prinz reizte mich und so war ich einen Augenblick Thörin genug, nach Eurem Besitze zu ringen. Ich habe aber diese rasch vorübergegangene Thorheit mit dem Hohne meiner Brüder theuer bezahlt, denn sie stecken sicher hier irgendwo in einem verborgenen Gemache und belauschen mich, und waren es, die vorhin so höhnisch lachten, und mich noch mehr verhöhnen werden, da ich mich verpflichtete, mit Euch auf jeden Fall einen zweiten Versuch zu wagen. Nun lebt wohl! Kein Wort weiter, Prinz! — unterbrach sie ihn, da er reden wollte. — Glühende Liebe eint oder glühender Haß trennt uns fortan.

Mit dieſen Worten verließ ſie ſchnell das Gemach. —

Der Mond hatte ſchon dreimal gewechſelt und Lucretia Borgia war noch nicht in St. Angelo erſchienen. Selim hoffte ſchon, die Brüder würden ſie ihrer Verpflichtung entbunden haben, als eines Tages der Commandant zu ihm kam und ihn benachrichtigte, daß er die hohe Ehre genießen ſolle, von der Nichte des Papſtes heute Abend einen Beſuch zu erhalten. Selim wollte gern auf dieſe Ehre verzichten, Signor Pandolfo aber ſtellte ihm vor, wie das unmöglich ſei und er für ſeine Perſon ſich nicht der Gefahr ausſetzen könne, eine ſo hohe, allmächtige Dame zu beleidigen; er müſſe ſie bei ihm einführen. Selim mußte ſich daher in ſein Schickſal fügen.

Es war ſchon ſpät am Abend, als Lucretia, diesmal von einem anſehnlichen Gefolge begleitet, vor der Engelsburg ankam, wohin ſie ſich nur allein in ihrer Sänfte tragen ließ, ihrem Gefolge aber zurückzubleiben befahl.

Es war heute nicht das leichtgeſchürzte Blumenmädchen, es war die Nichte des Pap-

ſtes, die prachtvoll gekleidet, es verſtanden hatte, die Reize ihres ſchönen Körpers nicht durch Glanz zu verbergen, noch zu enthüllen. Das Auge fand Befriedigung, die Phantaſie noch mehr.

Der Commandant führte ſie bis zu den Gemächern Selim's, wo ihn Lucretia entließ; ſie trat allein in das Vorzimmer. Hier fand ſie Ali in einem alten Lehnſtuhle gekrümmt mit verzerrtem Geſichte ſitzen. Was iſt Dir, Ali? — fragte ſie, Theilnahme heuchelnd — Du ſcheinſt unwohl zu ſeyn, alter Mann.

Der Ismaelit ſah ſie mit ſeinen ſtechenden Augen ſcharf an und antwortete nicht.

Biſt Du leidend, treuer Diener des Sultans? — fragte ſie von neuem und immer noch im Tone des Mitleids.

Mich brennt es in meinen Eingeweiden wie hölliſches Feuer, — erwiederte er ſtöhnend, und wie das auf den Tod verwundete ohnmächtige Pantherthier auf den Jäger, der den tödtlichen Pfeil abdrückte, die letzte, ſchon halbverloſchene Flamme ſeines brechenden Auges ſchießt, ſo blickte bei dieſen Worten Ali die Signora an, die jetzt lächelnd ſagte: Das Blumenmädchen war den Dank

„So schweigt doch, wenn ich einen klugen Gedanken fassen soll" fuhr Constant unwillig auf.

Benedikt schwieg, schritt aber immer unruhiger auf und ab. Lange jedoch vermochte er nicht, alles was ihm auf dem Herzen lag, in sich zu verschließen — „Meine arme Magdalene!" begann er wieder zu klagen. „Mein armes Kind! — Ja wahrlich, eher den Dolch dir ins Herz gestoßen, als dich entehrt zu sehen!"

„Da habt Ihr recht," sagte Constant aufspringend, „Laßt sie nicht ohne Dolch! Aber nur für den Fall der Noth. — Doch alter Herr" fuhr er sich besinnend fort, „stört mich doch nicht immer in meinem Nachdenken, ich kann eher 6 Becher Wein hinter einander leeren, als zwei Gedanken an einander knüpfen — Wartet nur noch einen Augenblick. —" Er setzte sich wieder, aber bald sprang er auf — „So ist es! Dies der einzige Ausweg!" rief er.

„Welcher, Herr Constant — Welcher?"

„Ihr könnt für Euer Kind nichts thun, seid, ohne es zu wissen, Gefangener in Eurem Hause, ich selbst bin zu Eurem Wächter bestellt — und die Rettung muß noch in dieser Nacht geschehen, morgen ist es zu spät! In der Stadt darf sie nicht bleiben; der listige Fuchs, Euer Stadtschreiber, der so traulich bei Euch hinter seinem Becher sitzt, und dennoch Euer bitterster Feind ist, der witterte sie doch wieder aus — Hütet Euch vor ihm! — Wißt Ihr keinen sichern Ort außer der Stadt?"

„Den wüßte ich wohl, aber wie sollte die Arme bei Nacht zum Thor hinaus kommen?"

„Dafür laßt Constant sorgen, er führt sie selbst hin-

noch schuldig, ich glaube, es hat Dir ihn heute reichlich gespendet.

Weib! ich glaube, Du hast ihn mir mit Gift zahlen lassen! sagte der Unglückliche.

Wohl möglich! sprach sie und schritt hohnlachend durch den Gang in Selim's Zimmer.

Kaum daß sich die Thür hinter ihr schloß, als Ali, den sein Zustand erst kurze Zeit vorher, ehe Lucretia eintrat, plötzlich überrascht hatte, die letzten Kräfte anstrengte und nach der andern Thür kroch, sie schloß, den Schlüssel zu sich steckte und sich nun auf sein Lager warf. Sie soll mich sterben sehen, das sei meine Rache! — murmelte er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin — Ich habe keinen Dolch, erdrosseln kann ich sie nicht, dazu bin ich zu schwach. — Dies sagend, übermannte ihn der Schmerz und er wälzte sich stöhnend auf seinem Lager.

Indeß war die Signora in Selim's Gemach getreten. Hier bin ich wider meinen Willen, Prinz, meine Verpflichtung zu erfüllen! — redete sie ihn an — Ist Euch meine Gegenwart unangenehm?

Selim, von dem Glanze ihrer Schönheit überrascht, konnte anfangs sein Auge von den

reizenden Formen ihres herrlichen Körpers nicht sogleich wenden und sagte ein halblautes Nein!

Lucretia deutete wahrscheinlich dieses Nein falsch. Also nein! — rief sie leidenschaftlich — Ihr sagt dies entscheidende Wort sehr rasch, Sultan. — Gut! — Die Würfel liegen — also glühender Haß!

Selim, der wohl nicht bei dem Nein an die Worte Lucretia's gedacht haben mochte, wurde nun durch sie selbst aus seiner Begeisterung geweckt und entzaubert. Ja, sie liegen! wiederholte er kalt und bot Lucretia einen Stuhl. Sie setzte sich, er blieb ihr gegenüber stehen, kein Wort störte ihre Gedanken, schweigend stand er vor ihr und sein Auge ruhte unverrückt auf dem schönen Weibe; auch sie schwieg und schlug zuweilen ihr Auge nach ihm auf. Endlich brach Selim diese drückende Stille. Signora, — sagte er, und in dem Tone, mit dem er sprach, sprach sich ganz sein edles Gemüth aus — Signora, je länger ich Euch betrachte, desto schmerzlicher fühlt sich mein Herz bewegt. Als Euch Allah schuf, schwebten gewiß die himmlischen Geister in ätherischen Lüften um

ihren

ihren Gebieter, das herrliche Meisterwerk des Schöpfers zu bewundern, denn nie habe ich noch Schöneres gesehen.

Ich danke Euch für diese Schmeichelei! — sagte sie kalt. —

Und Ihr habt es selbst zerstört! — fuhr er fort — Anbetend müßte man vor Euch niederstürzen, auf zu dem herrlichen Auge schauen und nach einem Liebeblicke geizen, und Ihr habt Eure Blicke in Dolche verwandelt, Herzen zu durchbohren, nicht zu beglücken. Eure Hand müßte der Preis seyn, nach dem die Edelsten rängen. Doch, ergreift sie der Glückliche, schaüdert er vor der blutbefleckten zurück! — Ein leises Beben durchschauerte Lucretia, als er dies sprach, aber es war nur ein Augenblick des erwachten Gewissens, bald umzog ein höhnisches Lächeln wieder ihren Mund.

Fahrt nur fort, Prinz! — sagte sie jetzt, da er schwieg — Schüttet Euer Herz mit all' seinen Bitterkeiten nur ganz vor mir aus, füllt das Maß!

Ich habe geendet! sagte Selim, von der Fühllosigkeit des Weibes empört, setzte sich ihr gegenüber, betrachtete gleichmüthig, doch

mit Aufmerkſamkeit jeden Theil ihres Körpers, jeden Zug ihres Geſichtes, ungefähr wie ein Maler ein ſchönes Modell betrachten würde, deſſen Züge und Geſtalt er zu irgend einem Bilde gebrauchen wollte.

Auch jetzt trat wieder eine lange Stille ein, die aber dieſes Mal Lucretia brechen mußte.

Wer war die Madelène, von der Ihr eine verwelkte Roſe ſo ſorgfältig bewahrt habt? fragte ſie.

Ein unſchuldiges, ſchönes Mädchen, deſſen reines, unverdorbenes Herz der Tod zu früh brach! — erwiederte er.

Und welchen Werth hat dieſe Roſe für Euch?

Ich brach ſie aus ihrem Todtenkranze, habe ſie täglich zum Andenken an die Unglückliche an meine Lippen gedrückt, es ward mir zur ſüßen Gewohnheit, und es ſchmerzt mich ſehr, daß ich ſie nicht mehr beſitze!

Sie iſt in meinen Händen! ſagte Lucretia.

Selim fuhr bei dieſen Worten auf, wollte etwas ſagen, doch ſchwieg er und ſetzte ſich ſchnell wieder.

So mochten ſie wieder lange ſtumm ein-

ander gegenüber gesessen haben. Das begann endlich die Dame zu langweilen, sie stand auf. Hier habe ich vollbracht, wie ich sehe, — sagte sie stolz — und hier nehmt meine blutbefleckte Hand. Wir sehen uns wieder — aber in Haß, nicht in Liebe!

Wie Ihr wollt, Signora! — erwiederte er — Ich sehne mich nicht nach dem Augenblicke des Wiedersehens, denn ich hasse Euch. Und doch, steh' ich vor Euch, trifft Euch mein Blick, so überrascht mich da ein wehmüthiges Gefühl — ich glaube, es ist Mitleid.

Spart das für Andere, am besten für Euch selbst, Ihr werdet es bedürfen! unterbrach ihn Lucretia mit Heftigkeit, sagte ihm ein kurzes Lebewohl und entfernte sich, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Selim begleitete sie durch die Galerie und schloß, wahrscheinlich, ihr für heute wenigstens jede Rückkehr zu versperren, die Thür, die nach dem Vorzimmer führte, hinter ihr zu.

Lucretia warf, durch das Vorgemach schreitend, einen höhnischen Blick auf den im Todeskampfe da Liegenden und ging nach der Thür, die sie verschlossen fand. Sie rief, niemand konnte sie hören, da der Comman-

dant auf ihren Befehl Jedermann von dort entfernt hatte; sie mußte umkehren und nach der Thür der Galerie zurückgehen; auch hier waren die Riegel vorgeschoben.

Signora! — stöhnte Ali, sich nach ihr wendend — so Viele habt Ihr nun schon dem Tode zugesandt und doch vielleicht noch Keinen sterben sehen. Das könnt Ihr jetzt. Dies soll meine Rache seyn.

Rache? Elender Sklav, glaubst Du, ich gönnte Dir die Freude, mit dem Wahn zu sterben, Du hättest Dich an mir gerächt? Thor! — rief sie und trat näher an sein Lager, wo das Leben in den fürchterlichsten Zuckungen mit dem Tode rang — ich will Dich sterben sehen und mich an Deinen Qualen ergötzen!

Thut dieß! — sagte der Ismaelit mit schon halbgebrochener, immer leiser und leiser werdender Stimme — so könnt Ihr auch noch ein Geständniß vernehmen, das Euch wichtig ist. Selim liebt — liebt — die Tochter des Commandanten. — Er hatte dies so leise gesprochen, daß Lucretia, deren Neugier, vielleicht auch deren Rachedurst gereizt war, sich ihm schon bei den ersten Worten, um ihn

beſſer zu verſtehen, genähert und ſich über ihn gebeugt hatte. Kaum bemerkte dies der Sterbende, als er im letzten Todeskampfe raſch wie der hungrige Tiger auf die Hyäne mit blutiger Tatze ſchießt, mit krampfhaften Armen das Weib umfing und feſt an ſich drückte und „Allah ſei gelobt!“ ausrufend, verſchied.

Vergebens ſuchte ſich Lucretia aus den Armen des Todten los zu machen; im letzten Todeskampfe hatte er ſie krampfhaft an ſich gezogen, ſie feſt an ſich gedrückt, und ſie konnte ſich nun nicht von ihm losreißen. Ihr Antlitz lag auf der kalten, in Todesſchweiß gebadeten Stirn des Ismaeliten, und ſo blieb nichts übrig, als laut um Hilfe zu ſchreien. Selim vernahm ihren Hilferuf zuerſt, ſein erſter Gedanke war, Ali erdroſſele ſie, er eilte hin — aber wie ſtaunte, wie erſchrak er, als er die Nichte des Papſtes in den Armen des Ismaeliten fand. — Rettet mich! rettet mich aus den Armen des Todes! — rief ſie ihm entgegen, und nur mit aller Kraftanſtrengung gelang es ihm endlich, die krampfhaft zuſammengeballte Fauſt, die feſt eingedrückten Arme des Todten los-

zubrechen. Ohnmächtig, in Todesschweiß gebadet, selbst mit dem Tode ringend, sank Lucretia in seine Arme.

Auch der Commandant hatte das Geschrei vernommen, hatte die verschlossene Thür einbrechen lassen und fand nun die Dame noch bewußtlos in Selim's Armen, der den Erschrockenen von dem Vorfall, so weit er ihn selbst kannte, unterrichtete.

Als sie endlich die Augen aufschlug, ihr Blick auf Selim, auf den bleichen Ismaeliten fiel, schrak sie zusammen, und ohne dem Sultan ein Wort des Dankes zu sagen, stürzte sie, als strecke der Todte noch einmal seine Arme nach ihr, aus dem Zimmer.

Seit Ali's Scheiden stand Selim noch einsamer da; sein alter Lehrer war ihm nur noch allein geblieben, den die Jahre und das Unglück abgestumpft und für jede Hoffnung unzugänglich gemacht hatten; und doch war er noch des Fürsten einziger Trost in seiner Einsamkeit. Außer dem Commandanten, dessen Benehmen seit dem letzten Vorfalle wohl nicht zuvorkommender geworden war, sah er Niemand; sein ihm zugeordneter Gesellschafter, der Ritter Borgia, verließ ihn, seit er zum

Kardinal ernannt war, zu seiner Freude ganz und der treue Blanchefort war von Rhodus nicht wieder zurückgekehrt, oder ihm waren die Thore der Engelsburg verschlossen; was in der Welt vorfiel, blieb daher für ihn verborgen. Manches hatte sich indessen zugetragen, was ihn selbst betraf, oder Einfluß auf sein Schicksal haben konnte. Der Papst hatte nämlich seinetwegen in der Stille Gesandte nach Konstantinopel geschickt, mit Bajazet zu unterhandeln, daß das Jahrgeld für ihn vermehrt, festgestellt und nicht mehr den Rittern von Rhodus, sondern dem Papst allein ausgezahlt werden sollte. Der Gesandte war mit Auszeichnung aufgenommen und, was er verlangte, erfüllt worden. Auf der Rückfahrt nach Italien in der Gegend von Ancona strandete aber das Schiff, auf welchem er sich befand und es fiel in die Hände des Kardinals Johann de la Rovere, eines Feindes des Papstes, der mehre wichtige Schreiben Bajazet's an Alexander den Sechsten auf dem Schiffe fand. In dem einen sprach sich Bajazet deutlich aus und meinte, da das Leben eines Gefangenen schlimmer als der Tod sei, so wolle er 300,000 Dukaten zahlen, wenn

man seinen Bruder auf die Weise zur schnelleren Befreiung aus seinem Kerker behilflich wäre. In einem andern ersuchte der Sultan den Papst, wenn er auch seine Wünsche nicht ganz erfüllen wolle, ihm doch zu versprechen, seinem Bruder nie die Freiheit zu geben. Ueberdies fiel auch der von Bajazet unterzeichnete Traktat in de la Rovere's Hände, worin er jährlich 60,000 Ducaten für den Unterhalt Selim's, und im Fall eines schnellen Todes 300,000 Ducaten dem Papst zu zahlen versprach; 40,000 Ducaten, die auf Abschlag dem Gesandten übergeben waren, fielen mit dem Schiffe in de la Rovere's Hände.

Dieser hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als diese Schreiben und den Traktat, deren Echtheit von Zeugen und Notarien bekräftigt wurde, der Oeffentlichkeit zu übergeben und durch ganz Italien zu verbreiten, was sehr viel beitrug, den Haß zu vermehren, den Alexander durch seinen Nepotismus und seine Aergerniß erregende Lebensweise sich zugezogen hatte.

Von allem diesen drang nicht die mindeste Kunde bis zu Selim; eben so wenig erfuhr er, daß sein edler Freund Blanchefort, der

aus. Heute sind die Schlüssel des nach Ulm führenden Thores bei der Wacht geblieben, da man eine, auf Kundschaft gesendete Abtheilung zurück erwartet, dort bringe ich sie hinaus, aber weiter kann das lahme Bein nicht."

„Ich schicke Konrad mit" — fiel ihm Benedikt in die Rede.

„Das ginge wohl" meinte Constant „Wenn er einen Reitermantel umnimmt, einen Hut mit der Feder aufsetzt, kann er mich begleiten. Den alten Constant läßt die Wache schon mit seinem Liebchen zum Thore hinaus, dazu kennen mich die Soldaten zu gut; und wenn sie mich auch einmal für des Generals Kuppler halten sollten, was schadet's, es geschieht ja eines guten Werkes wegen. Gebt nur Konrad ein Briefchen an Eure Tochter mit, und sagt mir, wohin sie sich flüchten soll."

„Nach Steten, zur Herzogin Sybille."

„In Zeit der Noth, Herr Benedikt, sind die durchauchtigen Freunde nicht immer die sichersten. — Doch wie Ihr meint, dies überlasse ich Euch."

„Und was würde Euer Schicksal sein, guter Mann, wenn es Melac erfahren sollte, daß Ihr mir geholfen?" fragte plötzlich Benedikt, da er der traurigen Folgen gedachte, die hieraus für Constant entstehen könnten.

„Das weiß ich so eben nicht" erwiederte dieser — „Hab ihm zwar schon manchmal dergleichen Streiche gespielt und dann kam ich im schlimmsten Fall mit der Drohung einer Tracht Prügel davon. Nun, werd' es dann auch so schlimm, wie es will, so habe ich doch vielleicht wieder eine Schuld aus meinem Schuldbuche getilgt. Aber lieber Herr" sagte er mit Herzlichkeit „Nun noch ein ernstes

indeſſen zum Großprior von Auvergne ernannt worden war, thätig für ſeine Befreiung wirkte.

In Angelegenheiten des Ordens nach Paris geſandt, hatte er hier Gelegenheit, für Selim zu handeln. Der junge König war im Begriff, an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Ausführung ſeiner lang vorbereiteten koloſſalen Plane über die Alpen nach Italien zu ziehen und dort mit den Waffen in der Hand ſeine durch Carl von Maine's Schenkung an ſeinen Vater begründeten Anſprüche auf Neapel geltend zu machen. Er zog mit feſtem Vertrauen auf ſich und ſein Glück, aber ohne Geld über die Alpen, ſo daß die Herzogin von Savoyen ihre Juwelen für ihn verpfänden mußte, um ihm nur einiges zum Solde des Heeres zu verſchaffen. An dem Herzoge von Mailand, Ludwig Sforza, der ihn zu dieſem abentheuerlichen Zuge beredet hatte, fand er einen zweideutigen Bundesgenoſſen und ſo rückte er ohne weitere Hilfe in das florentiniſche Gebiet, da Florenz mit dem Papſte und dem König von Neapel ſich gegen ihn verbündet hatte.

Fiſiſano, eine florentiniſche Stadt, em-

pfand zuerſt die Greuel des Krieges; ſie wurde mit Sturm genommen, Beſatzung und Bürger niedergemetzelt, die Stadt geplündert und angezündet. Dieſe Art Kriegführung war den Italienern neu. In früherer Zeit nur gewohnt, durch Condottieri ihre Kriege führen zu laſſen, die das Leben ihrer Söldner ſchonten und ſelten, faſt nie, mit Grauſamkeit gegenſeitig verfuhren, ſetzten dieſe unerhörten Greuel ganz Italien in Schrecken; alle Städte öffneten den Franzoſen ihre Thore, ſelbſt das ſtolze Florenz mußte ſich mit einer bedeutenden Summe loskaufen. Mit jedem Tagmarſche füllte ſich der leere Seckel Karl's des Achten immer mehr.

Von Florenz ging der Zug, der mehr einem Triumph- als Kriegzuge glich, gegen Rom, wohin der Herzog von Calabrien mit einem Heere dem Papſt zu Hilfe zog, der über den Anmarſch der Franzoſen ſich in nicht geringer Verlegenheit befand; er verſuchte Alles, aber vergebens, das ſich über ihm zuſammenziehende Ungewitter zu beſchwören.

Selim ahnete nichts von dem Anzuge ſeines Retters, ahnete nicht, daß Blanchefort Karl den Achten vermocht hatte, auf ſeine

Freilassung zu dringen, damit er nach der Eroberung Neapels ihn bei seinem vorhabenden abenteuerlichen Kriegzuge nach Konstantinopel als Werkzeug gebrauchen könne. In sich verschlossen, ohne Nachricht von dem, was außer seinem Gemache vorging, war er nicht wenig erstaunt, als er eines Tages Trompetenschall und Trommelgerassel vernahm und das neapolitanische Heer in die Stadt einrücken sah. Auch dies mußte wie jede Veränderung ihm von neuem Hoffnung geben und er verließ nun fast keinen Augenblick das Fenster und ergötzte sich an dem regen Leben, das er aus seiner Einsamkeit von der Engelsburg ganz gut beobachten konnte.

Aber bald sollte er sich auch dieses Vergnügens beraubt sehen. Eines Abends vernahm er vielen Lärm und ein Hin- und Herlaufen im Castell, und gleich darauf traten zwei ihm wohlbekannte Männer, der Herzog von Gandia und Cäsar Borgia, der schon seit lange zum Kardinal ernannt worden, mit dem Commandanten bei ihm ein.

Herr! — nahm Signor Pandolfo das Wort — Ihr müßt Eure Wohnung räumen und sie meinem gnädigen Herrn abtreten;

ich werde ſchon ſorgen, daß Eure Sachen zu Euch in Eure neue Wohnung gebracht werden.

Beeilt Euch! — unterbrach der Kardinal des Commandanten Rede, ſich mit befehlendem Tone an Selim wendend — Euch mißfiel ja die Wohnung, als ich Euch hierher begleitete, vielleicht gefällt Euch die neue jetzt beſſer. Macht nicht viel Umſtände. — Geht! — fuhr er fort, da ihn Selim erſtaunt anſah — Geht, Ihr langweilt mich.

Kardinal! — erwiederte Selim, den Pandolfo durch Wort und Blick ohne Weiteres ihm zu folgen vermögen wollte — Ich habe Euch, ſeit ich auf St. Angelo war, gehaßt — jetzt verachte ich Euch!

Das mir? — rief Borgia, einen Dolch hervorziehend.

Der Herzog von Gandia fiel ihm aber ſo raſch in die Arme, daß er die That nicht ausführen konnte. Unſinniger! — raunte er ihm zu — Iſt jetzt hierzu die Zeit?

Selim war hierbei ruhig und verachtend auf den Kardinal blickend vor ihm ſtehen geblieben. Erſt als Cäſar Borgia den Dolch unmuthig auf den Tiſch geworfen hatte, folgte er dem Commandanten.

Gnädiger Herr! — ſagte dieſer, als ſie das Zimmer verlaſſen hatten — was habt Ihr gewagt?

Was einen alten Krieger nicht verwundern ſollte! erwiederte Selim.

Es ſind böſe Zeiten, in die man ſich fügen muß! — ſagte Pandolfo, die Achſeln zuckend und ſchritt raſch nach der entgegengeſetzten Seite des Caſtells, wohin ihm der Fürſt und Achmed folgten und eine zu einem finſtern Gange führende ſteile Wendeltreppe hinaufſteigen mußten. Hier im oberſten Stockwerke öffnete ein Diener die Thüre eines kleinen, ſchlecht eingerichteten Zimmers, in welchem zwei Bettſtellen und ein halbzerbrochener Tiſch ſtanden. — Laßt es Euch hier gefallen, gnädiger Herr! — ſagte der Commandant — Es war mir unmöglich, Euch eine beſſere Wohnung anzuweiſen; denn wißt — ſprach er, nachdem er dem Diener ein Zeichen gegeben hatte, ſich zu entfernen, daß Se. Heiligkeit noch heute Abend mit ſeiner ganzen Familie und den ihm treu ergebenen Kardinälen auf St. Angelo ſeine Wohnung nimmt.

Der Papſt? fragte Selim erſtaunt.

Es kann Euch kein Geheimniß bleiben, darum darf ich wohl reden. Mag überdies St. Peter wiſſen, wie es in Kurzem um uns ſtehen wird; morgen erwarten wir König Karl von Frankreich mit ſeinem Heere vor den Thoren.

Als Freund oder Feind? fragte Achmed, während Selim ſich ſchnell wieder frohen Hoffnungen hingegeben hatte.

Leider als Feind! — erwiederte Pandolfo — Doch verzeiht, man erwartet mich.

Herr! — fiel ihm Selim in die Rede und hielt den Eilenden zurück — werdet Ihr die Engelsburg gegen König Karl vertheidigen?

Sicher ſo lange, als es der Papſt, mein Herr, verlangt.

Dann ſcheint es mir, ein Kardinal mit ſeinem rothen Hute macht Euch eher zittern als ein Heer Geharniſchter.

Ihr möget Recht haben, Herr! Doch Ihr kennt nicht das Drückende meiner Lage. Schlaft wohl in Eurer Klauſe!

Dies ſagend entfernte er ſich.

Selim riß jetzt das Fenſter auf und blickte durch das eiſerne Gitter hinaus in die dunkle Nacht. — Sieh, Achmed, das heilige Zei-

chen des Islams! — rief er — Sieh den halben Mond, wie er wächst und majestätisch seine Bahn durchschreitet! Der Untergegangene erhebt sich im neuen Glanze, mir neues Glück verkündend!

Er geht dem neuen Untergang entgegen! murmelte Achmed.

Kleingläubiger! darbt denn das Alter ewig in dem blüthenduftenden Garten der Hoffnung? Oder verläßt sie den Greis, weil sie müde ist, ihn, dem sie so lange zur Seite stand, noch länger zu begleiten? Sieh, an diesem Sinnbilde unserer Fahnen stärkt sich mein Muth und im Glanze seines magischen Lichtes sehe ich den erhabenen Thron Stambuls vor mir. Dieses elende Gemach dünkt mich von ihm erleuchtet ein Prunkzimmer; ich dünke mich wieder Selim, der mächtige Sultan der Osmanen, und so fülle ich meine Schale von neuem aus dem unerschöpflichen Borne der lachenden Hoffnung.

Ihr werdet ihn zwar nie leeren, Herr! aber auch nie Euren Durst aus seiner Quelle stillen. Ach, wie oft hat er Euch schon getäuscht! seufzte Achmed.

Schweig und raube mir meinen letzten

meinen einzigen Troſt nicht! — ſagte Selim unmuthig — Störe mich nicht und verſcheuche nicht meinen Traum, denn mir iſt, als ſtiege auf jenem Lichtſtrahl, den der Mond geiſterhaft durch dieſes Gitter wirft, mein großer Vater zu mir hernieder und winkte mir, ihm nach der Heimat zu folgen.

Des Menſchen Heimat iſt überall, wo ihn die Erde deckt; ich fürchte faſt, nach dieſer Heimat hat er Dich gerufen! — ſagte Achmed ernſt, der vielleicht die Verhältniſſe, in welchen ſein Gebieter ſich befand, nur zu klar überſchaute. Durch Selim's Schickſal entmuthigt, glaubte er, jedem Strahl des Glücks folge, ihn ſchnell verhüllend, eine Unglückwolke und ſo zitterte der Eine vor dem Glücke und ſeiner Wandelbarkeit, wenn der Andere, Trotz dem, daß es ihn ſchon ſo oft hinterging, dem kleinſten Hoffnungſtrahl feſt vertraute.

Der dreißigſte December des eintauſend vierhundert vier und neunzigſten Jahres war ein ſchöner, heiterer Tag, an welchem Selim an dem Fenſter ſeines elenden Zimmers ſaß und erwartungvoll nach der Straße von Viterbo ſchaute, von wo er das franzöſiſche

Heer

Heer erwartete. Vergebens hatte er den ganzen Tag hier gesessen und geharrt; endlich, als die Sonne sich schon zu neigen begann, sah er plötzlich hinter der fernen Höhe blitzende Helme auftauchen. Bald kamen Reiter und Rosse hervor, einzelne leicht Bewaffnete sprengten der Stadt zu, denen ein Haufe Geharnischter folgte, deren Rüstungen golden im Abendroth erglänzten. Es war ein schöner, feierlicher Anblick, wie das Heer mit aufgerollten Fahnen über die Höhe zog, Rom immer näher kam und im Angesicht der stolzen Stadt sich in Schlachtordnung stellte. — Jetzt wird das Geschütz des Kastells donnern! rief Selim, von dem Anblicke der Kriegscharen begeistert. Aber die Kanonen der Engelsburg schwiegen, nur die päpstlichen Soldaten traten in dichten Reihen hinter die Brustwehr und sahen gewiß mit klopfendem Herzen das stattliche Heer sich nahen.

Morgen sind wir vielleicht Zeugen einer Schlacht, — meinte der Sultan, unverwandt den immer mehr und mehr sich ausbreitenden Kriegerhaufen betrachtend. — Das Heer von Neapel, vereint mit den päpstli-

chen Soldaten, wird ſicher dem franzöſiſchen entgegenziehen und unter den Mauern der Stadt ſchlagen.

Glaubt das nicht! — widerſprach ihm Achmed — Unterhandeln wird der Papſt und kein Treffen wagen. — Er hatte auch diesmal Recht. Schon an der Grenze des Kirchenſtaates hatte Alexander dem Könige von Frankreich Geſandte zur Unterhandlung entgegengeſchickt, aber hier, wie ſpäter in Viterbo, gab König Karl die kurze Antwort, daß er nur mit dem Papſte ſelbſt unterhandeln würde. Dies hatte den Papſt bewogen, bei Annäherung des feindlichen Heeres mit ſeinen Angehörigen nach der Engelsburg zu flüchten. Von hieraus waren von neuem dem Könige Abgeſandte entgegengeſchickt, und in dem Augenblicke, wo Selim die Schlacht erwartete, unterhandelte man.

Noch ſaß er am Fenſter und ſah in der Dämmerung die dunklen Maſſen wie ſchwarze Wolken am Horizonte hinziehen, als der Commandant Achmed zu ſich beſcheiden ließ. Sei auf Deiner Hut, mein Gebieter, — bat der Alte — ich fürchte, da man mich von Dir abruft, Dein böſer Geiſt, Lucretia Bor-

Wort zu Euch — Sobald Eure Tochter den Händen des Generals entrissen ist, fallen sie über Euch her — Man weiß, daß Ihr den Reiter niedergestoßen, weiß, da' Ihr ein Franzosen Feind seid, weiß wo Ihr Euer Geld, Euer Geschmeide verborgen, man schont Euch jetzt Magdalenens wegen, dann aber stürzt alles Unglück über Euch zusammen!"

„Wie Gott will, rettet nur mein Kind," sprach Benedikt mit Ergeburg.

„Man wird alle Mittel anwenden, Euch zu entlocken, wohin Ihr sie gebracht. Habt Ihr Muth, standhaft zu bleiben, selbst das Aeußerste, ja die Tortur auszustehn?"—

„Ich fühle dazu den Muth in mir."

„Lieber Herr!" sagte Constant bewegt — „Jetzt habt Ihr gut reden — Ihr glaubt Euch stark, wenn aber — Ich habe schon manchmal Zeuge von solchen Auftritten sein müssen! Ach, wenn die Marterwerkzeuge vor Euch liegen, die Richter, mit teuflischem Lächeln Euch den Schergen übergeben, Ihr eingespannt werdet, Eure Glieder ausgerenkt — O! laßt mich schweigen, schon jetzt überläuft es mich kalt, — dann möchte Euer Muth wohl gebrochen sein. Der Schmerz, lieber Herr, ist des Muthes bitterster Feind! Als sie mir Kugel und Splitter aus meinem Beine zogen, da hab ich wie ein Weib gewimmert und mich geberdet, wie ein jammernd Kind.

„Alles was den Menschen treffen kann, vermag der feste, männliche Wille zu ertragen, und ich werde es!" sagte Benedikt gefaßt „Nur zu einem fühle ich mich nicht stark genug — Schande ertrage ich nicht! Wahrlich" rief er mit edlem Stolz „das Blutgerüst ist mir ein

gia, erſcheint. Dein Schickſal iſt ſeiner Entſcheidung nahe, und deshalb bitte ich Dich, ſei vorſichtig! — Mit dieſen Worten verließ er ſeinen Herrn, und wie er es gefürchtet, trat Lucretia Borgia gleich darauf ein.

Reizend wie immer, aber dieſes Mal anſpruchlos gekleidet, nahte ſie heute Selim, der von Hoffnung froh geſtimmt, ſie, Troß dem, daß er ſie verachtete, höflich begrüßte.

Dieſes Mal, Sultan Selim, — ſprach ſie ernſt — komme ich, mich mit Euch zu verſöhnen. Möglich, daß ein finſteres Schickſal über mich gebietet, möglich, daß der morgende Tag kein freudevoller für mich iſt, wollte ich wenigſtens nicht in Haß und Feindſchaft von einem Manne ſcheiden, der mir einſt werth, ja theuer war. Ich habe viel gut zu machen, — fuhr ſie fort — und habe doch ſo wenig Mittel dazu — Worte nur, verſöhnliche Worte, welche die Bitte, mir zu verzeihen, ausſprechen, ſind die einzigen Opfer, die ich zur Sühne bringen kann, und da Ihr mich kennt, werdet Ihr fühlen, wie ſchwer es meinem Stolze wird, als Büßende vor Euch zu ſtehen. — Ihre Wangen über-

flog bei dieſen Worten hohe Glut und ihr Blick, ſonſt kühn und keck, ſenkte ſich. — Selim ſagte ihr einige beruhigende Worte, die mehr mit Höflichkeit als Gefühl geſprochen waren. Sie ſchien ſie freundlich zu hören und zog darauf etwas hervor, das ſie bis jetzt verborgen hatte. Doch Eins hab' ich, wo ich durch That beweiſen kann, daß ich gern wieder gut machen möchte, was ich verſchuldet habe, — ſagte ſie dann. — Nehmet dieſes Käſtchen zurück. Bei dieſen Worten überreichte ſie ihm das künſtlich mit Elfenbein ausgelegte Käſtchen, welches er mit Haſt ergriff, es öffnete und ohne einen Dank zu ſagen, Madelènens verwelkte Roſe herausnahm und mehre Mal an ſeine Lippen drückte. Von Allem getrennt, was ihm einſt ſo theuer geweſen war, mußte ihn dieſes liebe Andenken aus vergangener Zeit wehmüthig und doch ſo freudig durchſchauern. Wie mit einem Zauberſchlage ſtand plötzlich Bourgneuf vor ihm, der Sarg, Madelène, den Todtenkranz im Haare, die knieende Fatime, der finſtere Ali — alle zogen ſie wie traute Freunde an ihm bleich und geiſterhaft vorüber, Alle waren von ihm fortgezo-

gen und nur ihre Schatten umſchwebten ihn noch.

Was ich Euch wiedergab, Prinz, — unterbrach Lucretia ſeine Träume — muß groſſen Werth für Euch haben, und ich freue mich dekhalb, daß ich es Euch geben konnte. Habt Ihr doch die welke Roſe, indeß ich wenigſtens einen kleinen Dank erwartend vor Euch ſtehe, hundert Mal an Euere Lippen gedrückt!

Ich danke Euch, Signora! — ſtammelte, Selim, legte die Roſe wieder in das Käſtchen und ſchien nun aufmerkſamer gegen die Dame ſeyn zu wollen, deren Auge auch jetzt noch freundlich auf ihm ruhte.

Es wäre unfein, — ſagte ſie dann — Euch länger der ſüßen Erinnerung zu entziehen und Euch nicht ungeſtört Eueren Träumen zu überlaſſen. Ich ſage Euch daher ein Lebewohl, vielleicht iſt dies nicht das letzte. Ich hoffe, Euch morgen wiederzuſehen, und ſtatt daß ich Euch heute ein Pfand des Todes brachte, bring' ich Euch vielleicht dann ein Pfand des Lebens, denn nur in Freiheit hat das Leben Werth. Dies ſagend, warf ſie

ihm noch einen ſchwer zu deutenden Blick zu und entfernte ſich ſchnell.

Iſt mir doch Eins wieder geworden, was mir das Schickſal nahm! — rief der Glückliche ſeinem alten Freunde entgegen, als Achmed ſorgenvoll eintrat — Das Käſtchen mit der Roſe iſt wieder in meinen Händen.

Wer brachte es Dir, Herr? fragte Achmed

Lucretia Borgia.

Lucretia? rief der Erſchrockene.

Und noch mehr als dies, mein treuer Achmed. Sie ſagte, heute habe ſie mir ein Pfand des Todes gebracht, morgen wolle ſie mir ein Pfand des Lebens, der Freiheit bringen!

O zeigt das Käſtchen! — bat Achmed. — Selim gab es ihm, er öffnete es, nahm die Roſe heraus, warf ſie aus dem offenen Fenſter und ein Wirbelwind ergriff ſie, zerſtäubte ihre Blätter und trug ſie weit weg. —

Unglücklicher! was haſt Du gethan? — rief Selim erſtaunt und zornig — Wie wagteſt Du —

Herr! Gutes kann das Weib Dir nicht bringen; was ſie Dir bringt, iſt Gift!

Gift! murmelte Selim vor ſich hin. Doch

das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln im französischen Lager und ein nie gesehenes Schauspiel ließ ihn nicht weiter über Achmed's Worte nachdenken.

Unter der rauschenden Kriegmusik, unter dem Jubelrufe von 20,000 Streitern erleuchtete sich plötzlich das Lager der Franzosen. Ueberall loderten Fackeln, und von diesem flammenden Lichte geleuchtet, setzte sich das Heer in Bewegung und zog der Stadt zu. Es war aus der Ferne wie in der Nähe ein schauerlicher, grauenerregender Anblick. Die von mehren tausend Fackeln beleuchteten Geharnischten, in deren dunklen Rüstungen sich die auflodernden Flammen spiegelten, zogen wie dunkle Riesengestalten, wie finstere Geister lautlos auf ihren schwarzen, gepanzerten Rossen einher, in ihrer Mitte ihren König führend, der, die Lanze auf seinen Schenkel gestützt; von dem glänzenden Adel Frankreichs gefolgt, das gebeugte Rom durchziehend, sich nach dem Palaste St. Marcus begab.

Selim hatte nur den Zug, wie er von dem Lager aus begann, beobachten können, Rom sah er nicht aus seinem Kerker, und so

legte er sich, hoffend und doch nicht ohne Sorgen, auf sein Ruhebett, wo ihn ein bunter, aber lieblicher Traum umgaukelte, eine Freude bringende Wirklichkeit aber seinen Traum störte. —

Wacht auf, werther Freund! Mit diesen Worten weckte am andern Morgen eine wohlbekannte Stimme den Sultan und als er die Augen aufschlug, stand der Großprior von Auvergne vor ihm. — Steht auf, schmückt Euch auf's Prächtigste und begleitet mich zu dem mächtigsten Könige der Christenheit, zu Karl dem Achten. Ihr seid frei und sollt mit ihm gen Neapel ziehen!

Frei! — rief Selim — und Ihr bringt mir die Botschaft, nicht Sie?

Wer könnte sie Euch sonst bringen?

Lucretia Borgia! erwiederte Selim.

Blanchefort lächelte. — Wäre sie auch die Botin dieser frohen Botschaft gewesen, sie hätte den Auftrag sicher nur wider Willen übernommen; denn nur gezwungen gibt Euch der Papst frei.

Erzählt uns doch, lieber Herr, wie Alles sich begab! — bat Achmed — Wir lebten so abgeschieden von der Welt, daß, wenn der

Commandant uns nicht gestern Einiges vertraut, wir nicht einmal gewußt hätten, daß das gestern Nacht in Rom einrückende Heer das Heer des Königs von Frankreich wäre!

Blanchefort wartete mit seinem Berichte nur so lange, bis Selim angekleidet war, während dem man den Morgentrank und etwas zum Imbis brachte.

Auf das wiederkehrende Glück! rief der Sultan, den Becher ergreifend und wollte ihn in seiner Freude an die Lippen setzen, als Blanchefort den Becher seinen Händen entriß.

Keinen Tropfen, keinen Bissen genießet mehr auf St. Angelo, Herr! — rief er — Geduldet Euch bis Ihr bei mir seid; das wiederkehrende Glück könnte Euch schnell wieder den Rücken wenden.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Sultan auch den Inhalt der aufgefangenen Briefe Bajazet's und sah nun mit Schaudern, was er von dem Papste zu erwarten gehabt habe. Blanchefort erzählte ihm hierauf, was sich seit dem Einmarsche der Franzosen in Italien zugetragen und wie der König gestern Abend großmüthig dem Papste verziehen und

ihm den Frieden bewilligt habe. Unter mehren drückenden Bedingungen für den heiligen Vater sei auch die Freiheit des Sultans eine von denen gewesen, die der Papst ungern erfüllt und nur mit Widerstreben habe er in seine Auslieferung gewilligt.

Auslieferung! unterbrach Achmed Blanchefort's Rede.

Nun ja, den Sultan in des Königs Hände zu liefern, mußte Alexander versprechen! — fuhr Blanchefort verdrießlich fort — Die übrigen Bedingungen betreffen Neapel und manches Andere und haben für den Augenblick für Euch keinen Werth. Kommt, lieber Herr, verlaßt diesen Schreckenort; kommt in mein Haus, bis Ihr wieder Eure ehemalige Wohnung beziehen könnt. Die Pferde stehen schon bereit und für Eure Sachen werde ich schon Sorge tragen lassen.

Auch Achmed trieb und Selim selbst hatte wohl wenig Lust, länger an diesem Orte zu bleiben; jedoch wollte er ihn nicht eher verlassen, als bis er Signor Pandolfo Lebewohl gesagt hatte, denn dieser alte Krieger hatte ihn Trotz seiner Ergebung und seiner Furcht vor dem Papst und dessen Familie freundlich

behandelt. Der Commandant kam ihm aber zuvor, trat bei ihm ein und übergab ihm im Namen des heiligen Vaters das Schwert Muhamed's wieder, das zu Selim's Glück in Pandolfo's Gewahrsam geblieben war, sonst würde es seiner Diamanten wegen wohl nicht der Habgier der Borgia entgangen seyn. Selim dankte ihm herzlich und der alte Krieger wünschte ihm wohl aufrichtig Glück, das Castell verlassen zu können. Bald befand sich der Fürst in Freiheit und stieg in Blanchefort's Wohnung ab.

So lange Selim unter Christen war, hatte er bisher nur mit geistlichen Fürsten zu thun gehabt. Heute sollte er vor den mächtigen König von Frankreich treten. Wie und als was er von ihm empfangen werden solle, blieb ihm im Dunkel; denn selbst der Großprior konnte oder wollte ihn nicht davon unterrichten. So nahte unter mancherlei Zweifeln und Hoffnungen die ersehnte Stunde, wo er sich zu Pferde setzen und mit großem Gefolge und von vielen Kriegern begleitet nach dem Palaste St. Marcus ritt.

Das römische Volk schien erfreut, ihn wieder und frei zu sehen und unter dem

Rufe: „Viva la Francia!“ mischte sich auch zuweilen sein Name. Doch erweckte ihm dieser Lärm, dieses Jauchzen und das Klirren der Waffen ein sonderbar ängstliches Gefühl; selbst der frische Morgenwind, der ihn kalt umwehte, war ihm unangenehm, so daß sein Zustand nichts weniger als behaglich war, als er in dem Hofe des Palastes St. Marcus abstieg und von Blanchefort begleitet sich zum Könige begab.

Er fand Karl den Achten von seinen Hofleuten und Kriegern umgeben. Der König trat ihm freundlich entgegen, umarmte und beklagte ihn, daß er so lange in trauriger Gefangenschaft habe schmachten müssen, wobei ihm manches bittere Wort über den heiligen Vater entschlüpfte. Dann reichte er ihm die Hand mit dem Versprechen, nach der Eroberung Neapels ihn mit gewaffneter Hand auf den Thron Muhamed's, seines Vaters, zu setzen.

Selim, von diesem freundlichen Entgegenkommen tief und freudig ergriffen, sprach die Gefühle der Dankbarkeit unverholen aus und bezeigte ein festes Vertrauen auf die Worte des Königs. Auch bat er ihn um seinen

geringer Preis, wenn ich damit die Ehre meines Kindes erkaufen kann."

„So kommt ans Werk" sagte Constant „kommt, armer Mann! Schreibt das Brieflein und laßt mich unter dem Schutze St. Georgs mit Eurem Kinde ziehen." Benedikt reichte ihm die Hand. „Giebt es doch auch im deutschen Lande edle Herzen und männlichen Muth," sprach Constant, sie heftig drückend, „glaubte, nur in der Piccardie wären diese beiden heimisch. — Rechnet auf mich; was ich vermag, will ich thun, ging auch der lahme Constant darüber zu Grunde." Mit einem herzlichen Händedruck schieden sie, das Nöthige anzuordnen.

Die Straßen waren schon ziemlich leer, und von dem schönen Frauenthurme hatte die Glocke eben eilf geschlagen, als Constant, sein Liedchen trällernd, Magdalene am Arm, deren trauerndes Antlitz ein Schleier verbarg, über die Nekarbrücke ging. Der schielige Konrad in zerlumpten Reiter-Mantel, den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, schritt ihnen zur Seite, und wahrlich, seit die Welt stand hatte vielleicht noch kein so schönes Mädchen, neben ein paar so häßlichen Männern freiwillig, um Mitternacht, die Straßen durchzogen. Vor Neckereien der an ihnen Vorübergehenden schützten sie die Leibdoggen des Generals, die ihnen vorausſprangen, und so kamen sie dem Rathhause vorüber, bogen links die Straße ein, und gelangten glücklich ans Thor. Hier fanden sie einige Schwierigkeit; der Sergeant, welcher die Wacht hatte, wollte die Pforte nicht öffnen da sich aber Constant zu erkennen gab und

Schutz, besonders gegen den Papst und daß er ihm erlauben möchte, ihn auf seinem Kriegzuge nach Neapel zu begleiten.

König Karl sagte ihm Alles zu, versprach für seinen Unterhalt als Fürst zu sorgen und beruhigte ihn ganz durch die trostreichen Worte: Ihr seid von diesem Augenblicke an frei, Euer Wille ist ungebunden und ich glaube Euch keinen werthern Gesellschafter geben zu können als den Großprior von Auvergne, der schon in Rhodus, in Frankreich und auch hier so lange um Euch und Euch stets angenehm war.

So endete die Audienz ganz zu Selim's Zufriedenheit, dessen Herz seit langer Zeit zum ersten Mal wieder freudig schlug; er gab sich ganz seiner Hoffnung, ganz seiner Freude hin.

Blanchefort führte ihn nun nach dem Palaste, den er ehemals bewohnt hatte. Bei dem Anblicke dieses prachtvollen Gebäudes gedachte er des ärmlichen Gemaches, das er zuletzt auf St. Angelo bewohnt hatte. Innerlich jauchzend, daß er frei und hier sei, sprengte er in das Portal, sprang vom Rosse, eilte die Marmortreppe hinauf und

ſtand bald vor der Thüre, die ein königlicher Diene ihm öffnete. Aber bei deſſen Anblicke war die Saite, die in ihm ſo freudig geklungen, plötzlich verſtimmt. — Ali! war der Trauer erweckende Gedanke, der ihn erfaßte.— „Der treue Ali iſt nicht mit mir zurückgekehrt!“ ſeufzte er und mit jedem Schritte, den er vorwärts that, ſuchte ſein Auge Helenen. — Ach, wie ſollte er ſie hier unter Lebenden finden? Oede erſchien ihm nun der Palaſt, jeder ſelige Augenblick, den ihm die Erinnerung vorführte, ward zur aufgeriſſenen Wunde, die von neuem zu bluten begann. Selbſt der heutige Tag, der ihm Freiheit und Hoffnung gebracht, hatte ihn nicht glücklicher geſtimmt.

Ich fühle nun wohl, Du haſt Recht, wenn Du ewig für mich fürchteſt, mein treuer Achmed! — ſprach er zu dieſem, als ſie ſich allein befanden — Ich habe zu viel verloren, um mich je wieder glücklich fühlen zu können. Thron und Vaterland und Alle, die mir liebend in's Elend folgten, hab' ich verloren. Du allein biſt mir geblieben, und wie lange? frage ich mich, ſehe ich Dein graues Haar, Dein ſchon halb erloſchenes

Auge. Gehst Du von mir, Du, mein Lehrer, dann —

Er preßte den Alten an sich und das Schmerzgefühl raubte Beiden die Worte.

Am andern Tage übernahm Blanchefort auf Selim's Bitten zwei Aufträge, wovon der letzte höchst schwierig war. Er schrieb nämlich, da die Engelsburg Jedem ohne besondere Erlaubniß des Papstes verschlossen war, an Signor Pandolfo und ersuchte ihn, den Sultan zu benachrichtigen, wohin Ali begraben worden sei; dann fügte er diesem Schreiben ein anderes an Lucretia Borgia bei, worin er sie auf die schonendste Weise um Helenens Schicksal befragte.

Signor Pandolfo erwiederte höflich, daß Ali ohne Weiteres in die Tiber geworfen worden sei, die Nichte Sr. Heiligkeit aber nicht für genehm halte, das ihr übergebene Schreiben zu beantworten. Die erste Nachricht betrübte Selim sehr; es hätte ihm Trost gewährt, nach dem Grabe des treuen Ismaeliten wallfahrten zu können, der jetzt, vielleicht weit fortgetrieben, sein Grab in den Wellen gefunden hatte. Der Gedanke, daß auch Helenen die Fluthen der Tiber

zum feuchten Grabe geworden ſein könnten, war ihm grauſig und verſtimmte ihn ganz, denn zu den Leiden ſeines Gemüths geſellte ſich noch körperliches Unwohlſeyn und eine gewiſſe Mattigkeit, die ſeinen Nerven alle Spannkraft zu nehmen ſchien. So fühlte er ſich in dem Palaſte Carraccioli nicht glücklicher als er es in dem Kerker auf St. Angelo geweſen war.

Nach einigen Tagen verließ der Papſt die Engelsburg und bezog wieder den Vatican. Blanchefort, den die Schwermuth Selim's jammerte und dem die Ungewißheit über Helenens Schickſal der Wurm zu ſeyn ſchien, der ſichtbar an ſeinem Körper nagte, beſchloß, nun ſelbſt nach dem Vatican zu Lucretia zu gehen, wo ſie in dieſer ſtürmiſchen Zeit wohnte. Er fand kein Hinderniß und wurde vorgelaſſen.

Großprior! — redete ſie ihn an, kaum daß er ein paar Worte zu ſeiner Entſchuldigung ſagen konnte — weshalb Ihr hier ſeid, weiß ich. Ihr wollt Euch ſelbſt die Antwort auf Eueren Brief holen und da thut Ihr recht. Beſonders einem Weibe verbietet die Vorſicht, Jedem ihr Geheim-

niß

niß anzuvertrauen; der Buchstabe steht fest, das Wort verfliegt. Ihr wünscht der Griechin Schicksal zu kennen? — Genügt Euch ein sybillischer Ausspruch, so soll er Euch werden; verlangt Ihr mehr, so werd' ich schweigen.

Ich bitte Euch, sprecht, Signora, und ich will versuchen, die geheimnißvollen Worte zu deuten! bat Blanchefort.

Helenens Schicksal, — begann sie nun lächelnd — ist nicht so traurig, als der Sultan es befürchtet, jedoch auch jetzt noch nicht zu beneiden. Ich glaube, er wird sie wiedersehen.

Hier oder jenseits? fragte Blanchefort.

Einer ungläubigen Griechin sind nie die Pforten des Paradieses geöffnet, einem Muselmanne noch weniger; ob sie sich an der Pforte begegnen werden, kann ich nicht wissen, ob sie sich hier treffen könnten, weiß ich nicht!

Erklärt Euch deutlicher, Signora!

Für den klugen Großprior von Auvergne, den Rathgeber König Karl's sprach ich doch deutlich genug?

Darf ich also hoffen?

Hofft nicht zu viel, Prior! Hoffnung ist ein buntes Chamäleon, erscheint in tausend Farben und keine hält Stich.

Signora, — begann jetzt Blanchefort, etwas ungeduldig über die räthselhafte Sprache Lucretia's werdend — hab' ich Einfluß auf König Karl, so könnte ich den Einfluß auch wohl dazu gebrauchen, eine bestimmtere Nachricht über Helenen zu erhalten.

Eine Buhlerin wiegt, wenn es nicht die eigene ist, nur leicht im Rathe der Fürsten; König Karl wird sich wenig um sie kümmern.

Buhlerinnen wiegen oft schwer in der Wagschale der Völker, — erwiederte Blanchefort, Betonung auf dieses Wort legend — doch sagt mir nur Eins: lebt Helene, oder wo ist ihr Grab?

Sie lebt!

Sie lebt? und wo?

Wahrscheinlich noch in des Sultans Herzen, wenn er nicht flatterhaft ist wie alle Männer.

Signora! fuhr Blanchefort auf.

Mäßigt Euch! — unterbrach sie ihn,

schellte und Cavaliere des Papstes traten ein, denen sie befahl, den Großprior hinunter zu begleiten. Sie verbeugte sich vor ihm mit verstellter Freundlichkeit, ging in ihr Kabinet und ließ ihn allein.

Ungeheuer! murmelte Blanchefort vor sich hin und verließ den Vatican, nicht ohne einen Strahl von Hoffnung, daß Helene noch lebe. Er theilte sie Selim mit, dieser aber meinte, aus den Klauen einer blutdürstigen Tigerin komme ohne Blut kein Opfer. Mit jedem Tage ward er stiller, in sich gekehrter, sein Lebenmuth schwand und mit ihm schien auch die Hoffnung ihn verlassen zu haben.

Schon seit zwei Tagen hatte der Ausmarsch der Vorhut des französischen Heeres Selim's Geist beschäftigt. Das rege Leben in den Straßen Roms, das Geschmetter der Trompeten, die Haufen geharnischter Männer, die er früher nur einzeln gesehen, gaben seinem siechen Körper neue Spannkraft, und als zög' er zum gewissen Siege, so freudig zog er in den letzten Tagen des Jänner

aus den Thoren Roms, froh, dieser Stadt den Rücken zu kehren, in der sein Herz so tief verwundet, seine Hoffnungen so bitter getäuscht worden waren. Ueber das, was ihm dort begegnet war, sinnend, ritt er mit Blanchefort, Achmed und einigen Dienern von der Straße ab, das Gewühl der Krieger zu vermeiden. Unter den Schatten hielten sie unfern der Landstraße an, um die Gensd'armen, diese furchtbar in Eisen gehüllten Männer an sich vorbeiziehen zu lassen und diesen Kern des französischen Heeres genau zu betrachten. Da sahen sie plötzlich von der Seite her Reiter auf sich zu kommen Der eine, welcher ein getigertes Pferd ritt, sprengte in gestrecktem Galopp heran, hielt dicht vor Selim das schäumende Roß, sah ihm einen Augenblick starr in's Auge, dann rief er mit höhnischem Lächeln: Sie lebt! und sprengte davon.

Alles dies war nur das Werk eines Augenblickes. Lucretia! rief der Sultan, wandte sein Roß und wollte ihr nach, doch Blanchefort und Achmed hielten ihn zurück.

Wollt Ihr denn absichtlich in die Falle,

die sie Euch stellt? – sagte der Großprior — Laßt sie reiten, wohin sie will, führt ihr Roß sie nur weit weg von Euch.

Selim beachtete des Freundes Vorstellung und setzte, nicht ohne von der Erscheinung seines Dämons von neuem beunruhigt zu seyn, den Weg nach Terracina fort.

Auch Lucretia jagte unaufhaltsam seitwärts weiter, jedoch nicht nach Rom. Sie hatte sich selbst überzeugen wollen, ob das Gerücht sie wahr berichtet habe, daß der Sultan seine Lebensfrische verloren und sein Antlitz bleich und entstellt sei. Sie sah ihn und glaubte den Tod in seinen hohlliegenden Augen zu erblicken, triumphirte und jagte, nur von wenigen Dienern begleitet, nach einem unweit Rom einsam liegenden Schlosse, welches der Papst zu mancherlei Gebrauch für sie hatte einrichten lassen.

Als sie dort einritt, gab sie dem Kastellan einige Befehle, dann legte sie die männliche Kleidung ab und schmückte sich wie zu einem Feste. Von hundert Kerzen erleuchtet, mit den schönsten Blumen, die ihr lieblich entgegendufteten, war das Zimmer bekränzt,

in das ſie jetzt trat; was nur Sinnlichkeit erregen, Lebenluſt wecken konnte, einte ſich in dieſem wie durch Zauberei geſchmückten Gemache, wo Lucretia, ſich auf ein Ruhebett werfend, an etwas Freudiges zu denken ſchien, denn ihr Auge war heiter, ihr Mund lächelte.

Lucretia winkte jetzt einer Dienerin, die ſich ſogleich entfernte. Sie blieb allein, doch nicht lange, denn bald öffneten ſich die Flügelthüren und eine hohe verſchleierte Geſtalt trat langſam ein.

Tritt näher und wirf den Schleier zurück! — befahl die Signora. Die Verſchleierte gehorchte und ein bleiches fahles Geſicht, bleich und fahl, als habe ein Todeshauch die Roſen der Wangen verpeſtet und das Leben erſtarrt, blickte zwiſchen wild herabhängenden Haaren geiſterhaft hervor; es war das einſt ſo lieblich blühende Antlitz Helenens. — Aus Deiner Nacht habe ich Dich an das Licht gerufen! — fuhr Lucretia mit einem Gleichmuthe fort, der ſchneidender war als der ſchärfſte Dolch. Du ſollſt ihn noch einmal ſehen. In Terracina wirſt Du

meinte, die Soldaten vom Regiment Bretagne würden doch einem alten Reiter seine nächtliche Wallfahrt mit seinem Liebchen gönnen und noch hinzusetzte, es dem lahmen Constant gönnen, dem Commandanten von des Generals Bagage, so erwiederte endlich der Sergeant „Wenn Ihr mir erlaubt, Kamerad, Eure Schöne zu beleuchten, und zu untersuchen, ob es auch der Mühe werth sei, daß ich mich um solch Schätzel incommodire, und daß Ihr im Schneegestöber mit Euerm lahmen Beine da draußen promeniren geht —"

„Herr Sergeant vom Regiment Bretagne" nahm Constant das Wort, „ist man in der Gegend von Nantes weniger galant, als bei Amiens? — Ich finde Euere Zumuthung unbescheiden, und hoffe, Ihr werdet so viel Hirn in Euerm Schädel haben, einzusehen, daß der alte Constant nicht zu seinem Vergnügen um die Zeit und bei dem Wetter dergleichen Promenaden macht. Seht, die Hunde haben eine bessere Nase, als Ihr, sie schnuppern schon an der Pforte und wissen, wer ihrer draußen wartet; zögert nicht länger und macht auf!"

„Gleich, gleich! Verstehe schon!" sagte nun der Sergeant, ergriff sein Schlüsselbund und öffnete eiligst die Pforte. Constant führte nun Magdalene hinaus, Konrad folgte und so waren die Drei in Freiheit.

„Nun, Mamsell Magdalene!" sagte der Alte, nachdem sie mehrere hundert Schritte entfernt waren „Nun sag ich Euch Adieu, und übergebe Euch der Fürsorge Eures Knechtes, mehr noch der Fürsorge Gottes, der, der Mutter Maria und des heiligen Georgs, meines besonderen Schutzpatrons. Bewahrt Euer Herz vor Sünde und schließt Constant in Euer Gebet." Dies sagend verließ er sie.

ihn finden; Roſſe und Diener, Dich dahin zu bringen, ſtehen bereit.

Die Griechin, mit ihrer Rechten die Augen deckend, die des Sonnenlichtes entwöhnt, nicht mehr den Glanz der Kerzen ertragen konnten, mit der linken ihr pochendes Herz zur Ruhe mahnend, ſchwieg.

Iſt in dem feuchten Kerker die Flammengluth Deines Herzens ſo ganz verloſchen, daß es bei der Nachricht: Er lebt, Du ſollſt ihn wiederſehen! nicht vor Wonne aufjauchzt?

Die Hand des Mädchens ſank langſam herab und ihr großes ſprechendes Auge blickte ſchmerzvoll aus ſeinen tiefen Höhlen auf die Höhnende.

Biſt Du ſtumm geworden oder iſt es Trotz, daß Du ſchweigſt?

Helene ſchüttelte traurig ihr Haupt.

Rede! Was gibt Dir die Kraft, in dieſem Augenblicke Deine Wonne zu verbergen?

Das Mädchen ſchien mit ſich zu kämpfen. Ueber ihr bleiches Geſicht zog ſich eine blaſſe Röthe, die wie der aufflackernde Funke vom Windſtoß verlöſcht, ſchnell wieder verſchwand.

Ihr mattes Auge ward lebendiger, lebhafter glühend, ihr Mund zuckte, ihre Linke preßte sie heftiger auf das Herz; so stand sie, den Blick unverwandt auf Lucretia.

Der Trost, rang sich endlich aus ihrer beengten Brust — den die Hölle dem Unglücklichen reicht, kann ihm nur Schmerz, nicht Wonne bringen!

Du hast Recht! — sagte Lucretia rasch — Deine Ahnung trog Dich nicht, Stolze, die Du Dein Schicksal mit einem Muthe trugst, den ich, so sehr ich Dich auch hasse, dennoch bewundern muß. Selim lebt! — aber nur noch für Tage, vielleicht nur noch für Stunden. Madelènens vergiftete Rose, preßte er hundert Mal an seine Lippen, und so rächte ich mich und auch Dich. Nun eile, ihm den Abschiedkuß zu bringen; sage ihm, Lucretia —

Sie hielt inne; denn, anfangs unbemerkt, dann langsam, jetzt plötzlich sank die Unglückliche zusammen und lag bewußtlos zu ihren Füßen.

Einen Augenblick sah Lucretia kalt auf die Leblose nieder; doch bald — war es ein

Funke von Mitleid, war es Grauſen, das ſie bei ihrem Anblicke ergriff — ſchellte ſie und befahl ihren Zofen, der Unglücklichen beizuſtehen. Es dauerte lange, bis das Leben die Arme wieder zu neuen Qualen rief, bis ſie das halbgebrochene Auge wieder aufſchlug und ſich nun geiſterhaft emporrichtete.

Es thront ein barmherziger Gott über uns! — ſprach ſie feierlich — er vergiebt dem reuigen Sünder, möge er auch Dir vergeben! — Doch nein, nein! es iſt zu furchtbar, zu unmenſchlich, was Du thateſt. — Er kann, er wird Dir nie vergeben! — Mein Fluch, die Vergeltung mit ihrer Schlangen-Geiſel treffe Dich!

Dies aus der Tiefe ihres Herzens aufſchreiend ſtürzte ſie hinaus, ſchwang ſich auf das bereit ſtehende Roß und jagte, das dunkle Haar, das weiße Gewand im Winde flatternd, durch die Sturmnacht davon.

In Terracina, in deſſen Umgebung das franzöſiſche Heer einige Tage raſtete, fühlte ſich Selim ſo krank, daß er ſein Lager nicht

mehr verlaſſen konnte. Mit jeder Stunde wurde er matter und unverkennbar zeigten ſich jetzt die Spuren von Gift. Der Arzt gab jede Hoffnung auf, ihn zu retten; denn alle angewandten Mittel fruchteten nicht, die Hilfe kam zu ſpät. Es war ein langſames Gift, dem ſein ſtarker Körper lange widerſtanden hatte, dem er aber endlich doch unterliegen, unter furchtbaren Schmerzen unterliegen mußte. Achmed zweifelte keinen Augenblick, daß die verhängnißvolle Roſe, die ihm Lucretia Borgia gebracht, vergiftet und ſie für ihn tödtlich geweſen ſei. Blanchefort traf es ſchwer, daß ſeine geliebte Madelène, die mit ſo viel Liebe an Selim gehangen hatte, noch die Urſache ſeines Todes werden mußte.

Die Schmerzen hatten eines Abends plötzlich nachgelaſſen und der Arzt meinte, der Augenblick ſeines Todes nahe. Da hatte Achmed den Muth, ihn mit ſeinem Zuſtande bekannt zu machen. Er vernahm es mit Ruhe.

Hätte ich Gift aus einem Becher getrunken, — ſprach er — dann wollte ich mit dem

Schicksale nicht rechten; aber daß dieser Unhold das theure Andenken an Madelène zu seinem vergifteten Pfeil für mich wählte, das schmerzt mich.

Er drückte hierauf Achmed, drückte Blanchefort die Hand und schloß die Augen Schon glaubten sie, er beginne den langen Schlummer, als er die Augen wieder aufschlug.

Ob sie wohl noch lebt? Ich möchte sie doch gern noch einmal sehen! sprach er mit gebrochener Stimme und dieser Wunsch mochte so lebhaft in ihm seyn, daß sein mattes Auge wieder Leben zu bekommen schien, bis es endlich Ermattung schloß.

Die Sonne war schon gesunken, der matte Schein einer Kerze erhellte das Zimmer nur spärlich und breitete über den Schlafenden ein geisterhaftes Licht, als wenn der Mond seine bleichen Strahlen auf einen Grabstein senkt; Achmed saß zu seinen Füßen, Blanchefort und der Arzt standen neben dem Bette. Da öffnete sich die Thür und Helene trat ein, winkte den Erschreckenen, sich ruhig zu verhalten und schlich leise zu dem Lager

des Schlummernden, über den sie sich schmerzvoll lächelnd bog. Da sie jedoch ihn athmen hörte, ward ihr Lächeln freundlich.

Er schläft nur, — sprach sie mit gedämpfter Stimme — nicht wahr, er ist nicht todt? Nun so will ich warten bis er erwacht, ihm dann Lebewohl sagen und nach Hause gehen.

Die beiden Männer sahen sie staunend an. — War diese bleiche Geistergestalt wirklich Helene, die mit losgebundenem Haare und stierem irren Blicke unverwandt auf den Schlummernden blickte? — Ja, es war die Unglückliche, die jetzt ängstlich sich über den Geliebten bog und immer noch zu fürchten schien, der Tod könne sie um den Liebeblick seines Auges betrügen. Nur wenn sie seinen Athem vernahm, schien sie zufrieden und ruhiger zu seyn.

Ihr heißester Wunsch sollte ihr werden. Als sie sich einmal über ihn bog, schlug er die Augen auf. Mein Geliebter! — rief sie, umfing ihn und preßte ihn heftig an ihre klopfende Brust. — Herr, mein Gott! — betete sie dann — laß mich sterben, in seinen Armen sterben!

Helene! — stammelte Selim — Du lebst? Allah sei gelobt! Ich sterbe nun — gern!

Der Arzt war hinzugetreten. — Ich glaube, der Todeskampf beginnt; reißt die Wahnsinnige von ihm und entfernt sie, entfernt Euch! denn solches Ende ist schrecklich.

Nur mit Gewalt konnte Blanchefort Helenen von dem Sterbenden losreißen.

Selim! — rief sie, noch einmal sich nach ihm wendend — laß mich nicht, halte mich fest!

Aber Selim hörte ihre Stimme nicht mehr, die Todesstunde nahte, das Wiedersehen hatte sie abgekürzt und versüßt; weniger schmerzvoll, als der Arzt gefürchtet, endete er. Achmed, der sein Lager nicht verlassen hatte, drückte seinem Herrn die Augen zu.

So endete Muhamed's Sohn, den Rachgier und Eigennutz in der Blüthe seiner Jahre mordeten. Und doch war ihm wohl; mit dem letzten Zucken des Lebens trennte sich das Unglück von ihm, das ihm bisher

so feindlich treu gefolgt war; das Grab endete seinen Schmerz.

So glücklich waren die Zurückgebliebenen nicht, denen zur fernen Qual noch lange ein trübes Leben ward. Blanchefort hatte sie nach Rhodus gebracht, und als er schon längst Großmeister war, konnte er noch lange den vom Weinen erblindeten Greis in seinem Landhause am Meere besuchen. Dort fand er ihn oft am Gestade sitzend und Helene neben ihm, die in ihrem Wahnsinne bewußtlos, blühende Rosen in ihrem Schooße zerpflückte. Gewöhnlich sang sie dazu traurige Lieder und blickte dabei hinüber nach Asiens Küste, als suche sie dort den Geliebten. Auch Blanchefort starb, doch an die Pforte des Landhauses wollte der Tod nicht klopfen. Furchtbare Vergeltung traf das Geschlecht Borgia; Achmed vernahm die Kunde, doch ihn traf das Geschoß des Todes nicht. Zwanzig Jahr beweinte er seinen Herrn, drei Jahre seinen Freund, Monden lang ließ er sich täglich nach Helenens Grabe leiten, bis der zwei und neunzigjährige Greis endlich auch im Grabe die Ruhe fand.

Ach! der Tod erſcheint nicht immer dem Menſchen in feindlicher Geſtalt, oft iſt er ihm ein milder Erbarmer; ein langes qualvolles Leben aber iſt bitterer als tauſendfacher Tod.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Konrad führte sie nun auf wohlbekannten Wegen durch die Weinberge um die Stadt der Burg vorbei, bis auf den Fußpfad, der durch den dichten Wald nach Steten führte und den er schon oft mit Herrn Benedikt geritten war. Als sie nun hinter die Höhe kamen, holte er die kleine Handlaterne unter dem Mantel hervor, schlug Feuer und zündete das Lämpchen an, damit er sich nicht verirre. Magdalene, durch ihren Marderpelz gegen Sturm und Kälte geschützt, schritt muthig neben ihm her, und als es ihr doch endlich in der dunkeln Winternacht grausig zu werden begann, summte sie, sich zu ermuthigen, ein frommes Lied. So wanderten sie getrost durch den beschneiten Forst, und wenn auch die herabfallenden Schneeflocken sie zuweilen den Weg verfehlen ließen, ward Konrad doch bald den Irrthum gewahr und lenkte schnell wieder ein. Sie waren nun wohl schon einige Stunden gegangen, mancher Hirsch, manches Reh war durch das Dickicht an ihnen vorbei gerauscht, manchen Vogel hatte der Schein des Lichtes aufgeschreckt und immer waren sie noch nicht am Ziele, doch konnten sie ohnmöglich weit mehr von Steten entfernt sein. Endlich fürchtete Konrad, nicht mehr auf dem rechten Wege zu sein; der noch in dichten Flocken niederfallende Schnee hatte jede Spur bedeckt und Konrad war in nicht geringer Sorge, als er ein Getös zu vernehmen glaubte. „Hört Ihr nichts, Jungfer Magdalene?“ fragte er diese, die bei diesem Zuruf angstvoll umherschaute und vor Müdigkeit kaum weiter konnte „Horcht nur, mir ist, als hörte ich eine Schaar Krähen über uns wegziehen — Hört das Geheul! — Barmherziger Gott! der wilde Jäger zieht vorüber! Um Got-

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Fünfundzwanzigstes Bändchen.

BIBL. UNIVERSITÄTS
EX
DONO
UCKERMANN

Der Zweikampf.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der

Zweikampf.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

I.

Unfern von Neuſtadt an der Hard liegt die Burg Spanberg auf hohem, mit Gebüſch und einzelnen Eichen bewachſenen Felſen, an deſſen Fuße der Speierbach ſich rauſchend über Felsſtücke herabſtürzt, um ſich bald in das Bette des majeſtätiſchen Rheines zu verlieren. Er bildet hier eine tiefe, von Buchen und Eichen beſchattete Schlucht, deren üppiges Grün, wenn die Sonne ſich ſenkt und zu dämmern beginnt, das Wild einladet, hier zu graſen und ſich in den kühlen Fluthen zu erquicken. Ungefähr tauſend Schritte von der alten nun längſt verfallenen Burg bildet ſich längs der Schlucht, da wo der Speierbach am wildeſten herabſtürzt, ein kleines freundliches Thal, das ſich ſanft die Höhe hinanzieht und von breitäſtigen Kaſtanienbäumen beſchattet wird.

Unter dieſen Bäumen hatte ſich ein alter

Kriegknecht ein Hüttchen gebaut, um seine Sünden in Abgeschiedenheit von der Welt zu büßen, und seine noch wenigen Tage im frommen Gebete zu verbringen. Der Herr der Burg und die an dem Hardgebirge sich Angesiedelten sorgten für seinen Unterhalt, und glaubten in seinem Gebete und seinen Prophezeihungen sattsame Zahlung für ihre, oft karge Gabe zu erhalten. Es war ein listiger, verschlagener Alter, der den Aberglauben seiner Landsleute wohl zu benutzen verstand.

An einem heißen Nachmittage sah man der Klause gegenüber, auf gebahntem Wege, einen Krieger und eine Dame von einem jungen Knappen, mehrern Frauen und wohlbewaffneten Knechten begleitet, ihre Pferde am Zügel führend, die Höhe herab, grade auf die Einsiedelei zukommen. Der Anführer schien ein vornehmer Herr zu sein; ein schön gestickter dunkelfarbiger Wappenrock barg den stählernen Panzer, ein Strauß Reiherfedern gab seinem Barret ein keckes Ansehen, und sein stolzes Pferd tanzte wiehernd neben ihm her; sein ganzes Ansehen ließ eher glauben, er wolle zum Banket gehen, als daß er sich auf einer langen Reise befinde. Die Dame war in Rei-

sekleidern; ein schwarzes Ueberkleid deckte ihre schlanke Gestalt, und ein Kopfputz von gleicher Farbe mit Straußfedern geschmückt, erhob ihre Schönheit, ohne sie jedoch gegen die Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen. Der ihr folgende Knappe, wohl kaum zwanzig Jahre alt, hatte ein keckes, munteres Ansehen, war sorgfältig und reich gekleidet, und besorgt, die Dame möchte auf dem ungebahnten, steinigten Wege straucheln; er hatte nur Augen für sie. Die Knechte schienen brave Haudegen zu seyn.

Als die Reisenden die Höhe herabgeklimmt waren, eilte der Knappe nach der Klause voraus und pochte an. Ehrwürdiger Bruder, macht auf! bat er, sein Ohr an die Thür legend, da Niemand ihm antwortete. So macht doch auf! rief er gleich darauf: eine Dame steht draußen, eine fremde, schöne Dame! — Aber Niemand schien ihn zu hören, viel weniger zu beachten; ungeduldig kehrte er um und band sein Roß an eine junge Birke. Ihr müßt nun heute mit den Gaben unsers Quersackes, und dem Quellwasser, das hier auf dem Felsen sehr sparsam tröpfelt, vorlieb nehmen, edle Frau, sagte er mit fröhlicher Laune:

denn den letzten Krug Wein hat der Tölpel von Jaquinot im Vorbeijagen an einer Eiche zerbrochen.

Schweig, unnützer Schwätzer! unterbrach ihn Herr Claude de Batre, einer der berühmtesten Ritter am Hofe Karls des achten von Frankreich. Jaquinot wiegt sechs solche auf wie Du bist.

Das glaube ich, gestrenger Herr! Dem Gewichte nach mögt Ihr Recht haben.

Kein Wort weiter, Constant! unterbrach ihn die Dame, und der ernste Blick schmerzte ihn vielleicht noch mehr als das harte Wort.

Halb brummend, halb singend kehrte er zu seinem scheckigen Rosse zurück, streichelte es, und bald dieses, bald die Dame anblickend, sang er vor sich hin:

Und wär keine Blume auf Erden mehr,
Zög' ich schnell nach dem Paradies,
Und suchte dort sorgsam die Kreuz und die Quer
Die Blume, die Sie mir verhieß.
Ich würde sie finden, ich würde sie brechen,
Und sollte ihr Dorn auch blutig mich stechen.

Es ist verdrießlich, daß der Klaußner nicht zu Hause ist; unterbrach Messire Claude den Gesang.

teswillen legt Euch mit dem Geſicht auf die Erde, und betet ohn' Unterlaß das Vaterunſer." Indem er dies ſagte, löſchte er die Laterne aus und warf ſich platt nieder.

Magdalene hörte wohl, jedoch nur in der Ferne das Schmettern der Hörner und das Gebell der Rüden, und ſchaute angſtvoll nach der Stelle hin, von woher es kam, aber alles blieb dunkel um ſie her, der Lärm kam nicht näher, er ſchien an ihr vorüber zu ziehn. So ſehr auch ihr Herz klopfte, ſo eiskalt es ihr durch die Adern rann, konnte ſie doch nicht Konrads Warnung folgen, und ſich auf die Erde niederlegen. Sie blieb aufrecht, blickte gen Himmel und befahl ihre Seele Gott.

Da rauſchte es plötzlich über ſie, die Bäume ſchüttelten ihre Schneeflocken auf ſie nieder und aus dem Dickicht trat eine hohe, dunkle Geſtalt auf ſie zu — „Konrad!" rief Magdalene den Knecht ſchüttelnd, aber er hörte nicht und ſchien erſtarrt, die Geſtalt kam indeß näher. „Folge mir Magdalene!" ſprach ſie mit freundlichem Tone „und ſage mir, wohin du willſt, ich begleite dich."

„Nach Steten zur Herzogin Sybille" erwiederte die Bebende, und ihr Auge ruhte angſtvoll auf dem alten Jägersmann, der jetzt, eine grauſige Geſtalt mit langem grauem Barte und phantaſtiſcher Kleidung, deutlich, aber ſchreckbar vor ihr ſtand.

„Folge mir!" ſprach der Jäger.

„Wer ſeid Ihr? Wie kann ich Euch folgen, den ich nicht kenne, Euer Anſehn iſt ſo furchtbar!"

„Ich bin dein Freund, Magdalene Hegelin — Du biſt vom Wege abgekommen, ich will dich auf den rechten Weg leiten."

Und was könnte es Euch nützen? fragte die Dame: warum sind wir überhaupt vom Wege abgegangen?

Es ist ein frommer Mann und mit dem Geiste der Wahrsagung begabt, erwiederte der Ritter: von der Maas bis zum Rheine ist er bekannt, und Jung und Alt wallfahrtet zu seiner Klause.

Also wir sind deshalb den steilen Felsen herabgeklimmt? sagte die Dame lächelnd. — Und warum soll er Euch die Zukunft aufdekken? — Eures Kampfes wegen? — O Herr Claude, ruht das Vertrauen nicht in Eurer Brust, wird der Ausspruch des Einsiedlers Euch wahrlich nicht zum Siege führen.

Wenn Ihr es erlaubt, Dame, so weilen wir hier bis er kommt, sagte der Ritter, ohne sich auf weitere Erörterung einzulassen. — Bernhard, packe das Maulthier ab, wir wollen hier ausruhen! befahl jetzt der Ritter einem der Diener: und Du Constant, breite die Decken aus, daß die Dame bequem ausruhen kann, und sorge dann für ihren Zelter.

Das mag Jaquinot thun! unterbrach ihn der Knappe.

Bube! rief der Ritter heftig aufspringend.

Herr Claude, sagte der Jüngling mit verbissener Wuth und errang sich nur mit Mühe Fassung: wer meinem Vater sagen würde, sein Sohn Constant sei ein Bube, den würde er einen elenden Lügner gescholten und ihm den Fehdehandschuh in's Gesicht geworfen haben.

Was kümmert mich Dein Vater, weiß ich doch nicht einmal wer er ist.

Ueberdies, fuhr Constant fort: diene ich dieser Dame als Page so freiwillig, wie Ihr Euch ihrem Dienste als Ritter geweiht habt, deshalb bitte ich mich mit mehr Schonung zu behandeln, Herr Claude! denn was ich bisher aus Rücksicht gegen meine Herrin von Euch erduldet habe, erdulde ich ferner nicht mehr.

Auch ich bitte Euch, Herr Ritter, nahm die Dame schnell das Wort: meinen Pagen mit mehr Achtung zu behandeln als bisher. Er ist aus einem alten Geschlechte, und mir freiwillig gefolgt.

Euer Wunsch ist mir Befehl! sagte Herr Claude zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit: ich werde Euren Schützling ferner nur als solchen, nicht als Euren Diener betrachten.

Thut das, Messire! sagte die Dame freundlich, zog den Handschuh von ihrer Linken, und reichte dem Ritter die Hand zum Kuß. Constant machte sich nun, ein lustiges Liedchen trällernd, an die Arbeit, breitete kostbare Decken über die Rasenbank, öffnete den Quersack und holte den letzten Rest des Vorrathes heraus, eilte mit dem vergoldeten Becher zum sprudelnden Felsquell, füllte und reichte ihn der Dame knieend, die, nachdem sie getrunken, das Haupt an den Stamm eines Kastanienbaumes gelehnt, von Ritter und Pagen bewacht, sanft einschlummerte.

Herr Claude de Batre war wohl am Hofe des Königs von Frankreich der geschickteste Herr, eine Lanze zu brechen und Schwert und Streitart zu führen; seinen Muth hatte er in so manchem Zweikampfe, und mehr noch als dieß, in der Schlacht von St. Aubin bewiesen. Von mehr als gewöhnlicher Größe, mit außerordentlicher Kraft ausgestattet, durch stete körperliche Uebung gewandt, war er in allen Turnieren Sieger geblieben und sein Ruf durch alle Lande erscholten. Aber so stark und kraftvoll er den Männern gegenüber auftrat, so schwach stand er

neben Adelaide von Monbuſſon, der zwanzigjährigen Witwe eines Grafen aus der Bretagne, der wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Herzog von Orleans nach den Niederlanden hatte flüchten müſſen, und dort geſtorben war. Jung und ſchön war ſie an dem Hofe Anna's von Bretagne, trotz ihrer Armuth die Perle, um die alle Ritter warben, jedoch ſchien ſie mit der immer ſteigenden Gunſt der Königin zufrieden, jedes andere Glück verſchmähen zu wollen; man nannte ſie deshalb nur am Hofe die ſtolze Witwe. Da kehrte nach langer Abweſenheit Meſſire Claude von dem Heere nach dem Hoflager der Königin zurück, ſah die junge Witwe, trug im nächſten Turnier ihre Farbe, reichte ihr die Perlenſchnur, die er als Preis gewonnen hatte, nnd weihte ſich nun, nach der Sitte der damaligen Zeit, von nun an ganz ihrem Dienſte. Aber auch der wirklich ſchöne, kraftvolle Mann, vermochte nicht durch ſeine Geſtalt, nicht durch ſeinen Muth ihr Herz zu feſſeln, ſei es, daß die Anmuth ſeines Geiſtes nicht der Anmuth und Kraft ſeines Körpers glich, ſei es, daß die Rückerinnerung an ihre erſte unglückliche Ehe, ſie von jeder ferneren Verbindung ab-

hielt, ſie wies ſeine Bewerbungen zurück. De Batre aber blieb ſtandhaft, trug ſtets ihre Farbe, zeigte ſich überall als ihren dienenden Ritter, und mußte dadurch endlich das Herz der Dame erweicht haben, denn ſie gab plötzlich ſeinen Wünſchen Gehör und verſprach die Seinige zu werden, wenn er gen Worms zum Reichstage zöge, welchen Kaiſer Maximilian der erſte dort ausgeſchrieben hatte, und jeden der Ritter deutſcher Nation, der den Muth habe ihm zu ſtehen, zum Zweikampfe auf Leben und Tod öffentlich auffordere und beſiege; ſie wolle ihm dann der Preis des Sieges ſeyn.

Am Hofe Karls des achten ging freilich das Gerücht, dies Alles ſey auf Anſtiften König Karls geſchehen, Kaiſer Maximilian, ſeinen Gegner, und die deutſche Nation durch dieſen im Zweikampfe für unüberwindlich gehaltenen Ritter zu kränken, auch vermuthete man noch eine geheime Abſicht, welche die ſtrenge tugendhafte Anna von Bretagne beſtimmt haben konnte, Adelaide von Monbuſſon zu dieſem Schritte zu bewegen. Daß dieſe den Ritter nach Worms begleiten wollte, war allen ein Räthſel, und die wohl unterrichteten

Hofleute sahen darin nur ein Opfer, das sie der Königin brachte. Zwar fand sie dort mehre Frauen ihrer Bekanntschaft, die ihren Männern dorthin gefolgt waren, sie konnte sich ihnen anschließen und brauchte sich dort nicht dem Schutze des Ritters anzuvertrauen, aber dem ungeachtet blieb ihre Reise mit Herrn Claude Jedermann räthselhaft.

Als sie ihr erstes Nachtquartier zu Meaux verließen, gesellte sich der junge Constant zu ihnen. Messire Claude war über diesen neuen Reisegefährten nicht wenig erstaunt, den die Dame seines Herzens gar wohl zu kennen schien. Der Sohn eines Edlen aus der Provence, den mir die Königin sendet, sagte die Dame Adelaide. Der Ritter, einen finstern Blick auf den jungen Mann werfend, schwieg, sagte aber doch späterhin seiner Dame: mich dünkt es sonderbar, daß die Königin glaubt, Ihr bedürft eines andern Dieners als mich, und Euch einen solchen jungen Fant sendet, der neben seinem Wehrgehänge das Band einer Laute trägt; ich dächte doch es wäre besser, Euer Page legte die Laute ab. Wir ziehen so ernsten Dingen entgegen, daß uns solch ein Troubadeur aus der Provence zur

Begleitung nicht ziemt. Constant hatte hierauf, zu seinem großen Verdruße, seine Laute ablegen müssen, aber dem ungeachtet seine provencalen Lieder während des ganzen Weges gesungen.

In dieser Stimmung waren sie bis zur Klause gekommen, dessen Bewohner vielleicht einem Sterbenden die Wallfahrt in jene Welt durch frommen Zuspruch erleichternd, immer noch nicht heimgekehrt war; sie hatten schon lange gewartet, als Adelaide erwachte. Herr Claude gab nun den Befehl, daß die Diener das Nöthige zur weitern Reise ordnen sollten, und die Dame trat in Gedanken versunken abwärts und überdachte mit trauerndem Antlitze ihr Geschick; da trat Constant leise zu ihr und sprach:

Wenn auch schon der letzte Stern uns schwand,
Reicht uns doch die Hoffnung noch die Hand.
Auch den Muthigsten verläßt das Glück,
Darum aufwärts nur den Himmelsblick!

Guter Constant! sagte sie zu ihm, doch die Ankunft des Klausners unterbrach schnell ihre Rede. Gelobt sei Jesus Christus! rief er schon in der Entfernung, seine Hand zum Segen hebend, ihnen zu: willkommen edler

Herr, willkommen edle Dame in meiner niedern Klauſe. Er löſ'te bei dieſen Worten den Schlüſſel von dem Stricke, der ſein wollenes Gewand umgab, und lud ſie ein, in die Hütte zu treten; Meſſire Claude folgte, Adelaide blieb zurück.

Ehrwürdiger Herr! nahm der Ritter das Wort, indem er den kleinen, golddurchwirkten Beutel öffnete, der an dem Gefäße ſeines Schwertes hing, und eine halbe Zechine herausnahm: fändet Ihr Euch wohl bereitwillig für dieſe kleine Gabe, mir Euren Segen zu meinem Vorhaben zu ertheilen, und mir den Schleier der Zukunft zu heben?

Der Einſiedler, anfangs über dieſe ſonderbare Weiſe einen Segen zu erhandeln, betroffen, ſchien die Münze, die in ſeiner Hand ruhte, zu wägen. Nehmt ſie ehrwürdiger Herr! fuhr Herr Claude fort: es iſt echt venetianiſches Gepräge, und zur himmliſchen Wallfahrt muß man eben ſo gut den Seckel öffnen, als zur irdiſchen. Nehmt nur!

Der Herr ſei mit Euch, wandelt Ihr auf frommen Wegen! ſagte der Klausner, die halbe Zechine einſteckend, dann fragte er ihn: warum ſoll ich Euch die verſchloſſene Pforte

der

der Zukunft öffnen, was wollt Ihr dort sehen?

Werde ich in dem Kampfe auf Leben und Tod, dem ich entgegen ziehe, Sieger seyn oder unterliegen? fragte nun der Ritter.

Der Bruder Klausner sah ihn starr an, schien seine Gestalt, jedes seiner Glieder zu messen, dann sagte er: werdet Ihr mit einem ebenbürtigen Gegner kämpfen, dann wird Euch sicher der Sieg.

Nichts weiter als dieß! rief Herr Claude zufrieden: gegen einen, der ihm nicht ebenbürtig ist, legte Claude de Batre noch nie die Lanze ein.

Als er diesen Namen hörte, beugte sich der Einsiedler vor dem Ritter. Heil meiner Hütte, die heute die Krone französischer Ritterschaft unter ihrem niedern Dache weilen sah; Glück und Segen mögen Euch folgen! — Messire Claude, über diese Worte erfreut, öffnete schnell noch einmal seinen Seckel, und noch eine halbe Zechine rollte in des Klausners Hand, der sie dießmal ohne Bedenken annahm.

Der Ritter trat nun mit ihm zur Frau von Monbusson heraus, die sich mit dem Pa-

gen unterhielt. Entschleiert auch dieser schönen Frau ihre Zukunft: sagte er dem Einsiedler, der, während die Dame es freundlich verbat, sie scharf in's Auge faßte. Edler Herr! sagte er dann: nur für Männer giebt mir der Himmel zuweilen die Gabe der Voraussagung, das Auge der Frauen ist nur selten der Spiegel ihres Herzens, darum kann ich auch nicht aus ihm die Zukunft lesen. Der Herr sei mit Euch!

Ach wäre dieß ein Wort, das meine Zukunft enthüllte! sagte Adelaide rasch. Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder. — Aber die Sonne senkt sich schon hinter die Berge, Messire, wandte sie sich dann zu dem Ritter und winkte dem Diener ihren Zelter zu bringen. Ich dächte wir setzten unsere Reise fort.

Wie Ihr befehlt! erwiederte Herr Claude, empfahl sich dem Klausner und setzte, einer Hoffnung reicher, einer Zechine ärmer, seine Reise fort, wo sie dann bald nach Neustadt gelangten und am andern Tage in Frankenthal eintrafen. Hier fand der französische Ritter einen Bekannten, der Worms verlassen hatte und nach Lothringen heimwärts zog. Herrn Claude war es zu wichtig, über Worms

„Darf ich dir im Namen des barmherzigen Gottes folgen, erbebst du nicht, wenn ich seinen heiligen Namen nenne?“

Ein dumpfer Seufzer rang sich aus des Mannes Brust.

„Konrad!“ rief Magalene angstvoll von neuem, und bog sich über den Knecht, ihn aufzurütteln.

„Laß ihn schlafen, und folge mir, sonst bist du verloren“ sagte die Gestalt.

„Erst sprich den heiligen Namen Gottes aus, in dessen mächtiger Hand, in dessen heiligem Schutz ich stehe“ sagte Magdalene und der Glaube stählte ihren Muth.

„Könnte ich!“ seufzte der Alte — „Aber folge mir dennoch.“

„Wer bist Du?“ rief Magdalene noch einmal.

„Ein Ausgestoßener, der gern den da oben mit sich versöhnen möchte. Darum folge mir, frommes Kind, schließ mich dann mit dankbarem Herzen in dein Gebet, vielleicht wird mir durch dich Vergebung —“

„So geh voran — ich folge dir unter Gottes heiligem Schutze.“ Der Alte schritt voran, Magdalene hinter ihm drein. Ihr war es nun, als ob ein Nordlicht ihren Pfad erhellte, der Wind ihre Schritte beflügelte. Auch schien es ihr, als schwebten die Bäume mit Blitzesschnelle an ihr vorüber, als durchschneide sie pfeilschnell die Luft, und doch hob sie nicht der Wind und trug sie dahin, sie schritt, wie immer, auf ungebahnten Wegen, der Gestalt nach, die, sich zuweilen nach ihr wendend, freundlich auf sie blickte. Jemehr sie vorwärts zogen, desto mehr vernahm sie auch das Jagdgetöse wieder.

„Eile, eile Magdalene!“ sagte ihr Führer ängstlich,

Erkundigungen einzuziehen, er blieb deshalb den Abend bei dem Lothringer und zechte mit ihm, worüber Dame Adelaide, die nun ohne ihn den Abend zubrachte, nicht ungehalten war, denn ihr schien das Gespräch mit ihrem Pagen lieber zu seyn als das Gespräch des Ritters, der sie nur von seinen Thaten oder seinem verwundeten Herzen unterhielt; beides langweilte sie.

Auch heute hatte der Jüngling durch seine Lieder, die er gar anmuthig vorzutragen verstand, seine Herrin aufgeheitert, und sein Gespräch schien kurz darauf eben so leicht ihren Unmuth zu verscheuchen, wie der Gesang.

Dieß führte sie nach dem Hofe zu Paris, auf die Königin und den Herzog von Orleans, nachmaligen König Ludwig den zwölften, der erst seit einigen Jahren seiner Haft entlassen war, und unvermerkt ging das Gespräch auf die Dame selbst über. Aber sagt mir nur, edle Frau, hob plötzlich der Page theilnehmend an: wie kommt es, daß unter allen Männern des Hofes keiner Euer Herz und Eure Hand gewinnen konnte, daß Ihr die schönsten, edelsten Ritter unbeachtet an Euch vorübergehen ließet, und Ihr noch strenger als die Königin

über Euer Herz wachtet, denn jedermann weiß doch, daß ſie dem Herzoge von Orleans noch gewogen iſt. Wie kommt es, daß Ihr endlich mit Meſſire Claude —

Schweig! unterbrach die Dame ihren geſchwätzigen Pagen, ſtützte ihr Haupt auf den Schwanenarm und verfiel in Nachdenken. Conſtant ſah ſie lange unverwandt an, dann ſeufzte er tief auf und ſang mit unterdrückter Stimme.

Senke nicht Dein Haupt, Du holde Roſe,
Oeffne Deinen Kelch dem Thränenthaue nicht,
Aus der Zukunft nächtlich dunklem Schoße
Bricht hervor für Dich ein Himmelslicht,
Dir zur Wonne oder Qual, ich weiß es nicht! —
Aber lächeln mußt Du, wenn Dein Herz auch bricht! —

Könnteſt Du dann lächeln, wenn das Herz Dir bricht? unterbrach Adelaide den Sänger.

Ob ich das könnte? fragt Ihr mich. Ich lächle ja immer, und was in meinem Herzen vorgeht, wißt Ihr nicht — und ſollt es auch nie erfahren! ſetzte er mit einer Art Trotz hinzu!

Die Dame erröthete, nickte ihm freundlich zu und winkte, daß er ſich entfernen möchte. Conſtant gehorchte. Und wenn auch ihr Dorn

mich blutig ſticht, murmelte er vor ſich hin — die Roſe verlaß ich dennoch nicht!

2.

Schon ſeit einigen Monaten waren die Fürſten und Herren deutſcher Nation und die Abgeordneten der Städte in Worms verſammelt, und noch war kein Entſchluß gefaßt. Die wie eine ſchwere Gewitterwolke heranziehende Macht der Türken und König Karls von Frankreich Einfall in Italien waren, nebſt dem Landfrieden die Hauptpunkte, weshalb Maximilian den Reichtag verſammelt hatte, und weshalb er, in ſteter Geldnoth, Hülfe an Geld und Mannſchaft von den Ständen verlangte. Wenn auch die Fürſten ſich meiſtens bereitwillig zeigten, ſo berechneten doch die Städte zu ſehr nur ihren, nicht der Nation Vortheil, um nicht jeder Geldbewilligung ſo viel Hinderniſſe als möglich in den Weg zu legen. Deshalb vermochte der römiſche König die verlangte unbedeutende Beiſteuer von 100000 fl. Rheiniſch nur erſt dann

nach langen Bitten und Unterhandlungen, von ganz Deutschland zu erlangen, nachdem er auf jede Stellung an Mannschaft Verzicht geleistet hatte.

Ueber die Langsamkeit der Unterhandlung und den Kaufmanngeist der Städte, denen er durch so manche Privilegien bedeutende Vortheile gewährt hatte, mit Recht aufgebracht, verlebte dieser Fürst, damals in der Blüthe des männlichen Alters, es war im Jahre 1495, sehr langweilige Tage in Worms, und selbst die Anwesenheit seiner jungen Gemahlin Blanca Maria, konnte ihm nicht den Aufenthalt angenehm machen, wo er von so wenigen Kriegleuten umgeben, unter friedliebenden Fürsten und Rechtgelehrten, sich an stete Protestationen und Klagen gewöhnen mußte. Der einzige Herzog Albert von Sachsen, sein Statthalter in den Niederlanden, und der neue Herzog Eberhard von Würtemberg, waren seine lieben Gesellen, mit denen der kampflustige Fürst von Krieg und Schlachten reden konnte.

So sich langweilend sah er dem Ende des Reichtages mit Sehnsucht entgegen, aber überall stieß er auch jetzt noch auf Hindernisse;

bald zögerten die Stände, den Herzog Albrecht, so wie es König Maximilian ihnen vorgeschlagen hatte, als Obersten-Hauptmann des Bundesheeres zu bestätigen, und feilschten mit ihm um seinen Sold, bald trugen sie neue Beschwerden vor und drangen endlich, und dieß wohl mit Recht, auf Feststellung eines allgemeinen Landfriedens in den deutschen Landen, ohne welchen sie nichts zu bewilligen drohten.

Maximilian sah die Nothwendigkeit dieses, das Eigenthum sichernden Friedens wohl ein, aber eben so wenig konnte es ihm entgehen, daß dadurch der Geist des Adels, damals die einzige Stütze kaiserlicher Gewalt, eine andere Richtung bekommen würde, denn die Ritterschaft stand noch allein freiwillig auf und folgte dem Reichsbanner, wenn Fürsten und Städte sich zur thätigen Hülfe nicht eher bereitwillig fanden, als wenn der günstige Augenblick vorüber war und die Hülfe zu spät kam. Zwar schon früher bei den Lebzeiten seines Vaters, Kaiser Friedrich des dritten, mit dem Gange der Reichtage vertraut, konnte ihn diese bedächtige, alles hem-

mende Langsamkeit nicht verwundern, mußte ihn jedoch zu sehr langweilen, um ihm nicht den Aufenthalt in Worms unerträglich zu machen. Den Blick nach Italien gewendet, führte ihn seine Sehnsucht an der Spitze eines Heeres über die Alpen, den Franzosen entgegen, wo sein kühner, oft tollkühner Geist, sich neue Lorbeeren zu pflücken hoffen konnte.

Eines Tages, als er, seinen Unmuth zu zerstreuen, mit einem kleinen Jagdgefolge auf die Reiherbeize ritt, stieß er auf Herrn Claude, der seiner Dame vorausgeeilt war. Das stattliche Ansehen des Kriegers mochte dem Könige aufgefallen seyn, denn nachdem er den Gruß des Ritters, der ihn nicht kannte, freundlich erwiedert hatte, hielt er an, sah ihm nach und sandte einen Kämmerer hinter ihm drein, sich nach seinem Stande und Namen zu erkundigen. Er heiße Claude de Batre, sei ein Ritter vom Hofe Karls des Achten, und man werde schon weiteres von ihm erfahren; dieß war die Antwort, die er dem Kämmerer gab. Als der König sie vernahm, rief er zornig: Hoffärtig wie alle Franzosen! Sicher kommt er nicht in guter Absicht hier-

her, denn was von dort kommt, ist voller Trug und Falschheit!

Ihr habt schon manche traurige Erfahrung hierüber gemacht, sagte jetzt Herzog Albrecht, der ihm zur Seite ritt: wer entriß Eurem Sohn einen Theil seines Erbes, wer unterstützte die rebellischen Flanderer, als Frankreich? Wer will jetzt in Italien den Glanz der deutschen Kaiserkrone verdunkeln, als eben Frankreich?

Darum möchte ich auch ob Eurer Bedenklichkeiten verzweifeln! unterbrach ihn König Maximilian. Berathet, statt zu handeln, mit Kaufmannsgeist da, wo man das deutsche Herz in die Wage werfen sollte, das, bei Gott! noch schwerer wiegt als Gold, und feilscht um ein paar tausend Gulden, als ob das heilige römische Reich ein zerrissener Bettelsack sei, aus dem die letzte Brodrinde gefallen wäre. — Vetter von Sachsen, der alte Sinn geht unter, deutscher Muth erlahmt, und wenn erst der Adel statt des Schwertes den Pflug wird ergreifen müssen, dann kann ein Kaiser wie ein Franziskaner durch Deutschland ziehen und um Gottes Willen sich eine Schaar Reisige zusammen betteln!

Aber der Landfriede, gnädiger Herr, ist ein so heilsames Werk, nahm Herzog Albrecht das Wort, wohl wissend, worauf der Kaiser ziele: ohne ihn blüht kein Handel, und wahrlich der Adel, statt seinem Lehnherrn zu folgen, zieht nur aus zur eigenen Fehde und Wegelagerung.

Ich fühle das, unterbrach ihn der König: deshalb betreibe ich den Landfrieden aus aller Macht; aber lieber Vetter, sprach er mit der lächelnden Miene, wodurch er so gern ein bittres Wort versüßen wollte: trifft auch hier nicht das Sprichwort ein: Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen? Dem Adel untersagt man die Fehden, und die Fürsten Deutschlands mögen Krieg führen mit wem sie wollen.

Ehe noch Herzog Albrecht hierauf antworten konnte, störte die mit ihrem Gefolge sich nahende Frau von Monbusson das ernste Gespräch. Sieh da! sagte Maximilian lachend: eine gute Vorbedeutung; erst der Falke, dann die Taube! Aber wahrlich, die Dame scheint schön zu seyn, eine herrliche Gestalt! Sie war ihnen indessen näher gekommen, der König grüßte sie freundlich, wenn auch der Schleier

ihn in Zweifel ließ, ob er ein häßliches Geſicht verberge. Die Frau von Monbuſſon, welche den König in Brüſſel und Gent oftmals geſehen hatte, erkannte ihn ſogleich, verneigte ſich ehrfurchtvoll und hielt dabei ihren Zelter an, aber ſchnell trieb ſie ihn wieder vorwärts, und jagte an Maximilian und ſeinem Gefolge vorüber.

Heda, junger Fant! rief jetzt der König Conſtant zu, der ſich verſpätet haben mochte und eilig ſeiner Dame folgend, ohne den König zu beachten, vorbeiſprengen wollte, auf den Zuruf Maximilians aber ſein Roß anhielt. Wer iſt die Dame, die eben hier vorbei zog, und zu deren Gefolge Du zu gehören ſcheinſt?

Die ſchönſte Dame an dem Hofe zu Paris! erwiederte Conſtant mit Feuer: die Perle der Frauen, um deren Beſitz ſich die edelſten Ritter willig in Kampf auf Tod und Leben ſtürzen und freudig ihr Blut vergießen würden. Die Gräfin Monbuſſon, meine Herrin, iſt es!

Die Gräfin Monbuſſon! rief der König lebhaft aus. Erinnert Ihr Euch noch der ſchönen Dame aus Bretagne, wandte er ſich zum Herzoge.: die mit ihrem Manne nach Brüſſel

geflüchtet war und dort so zurückgezogen lebte? Der junge Franzose hat wahrlich Recht, sie die Perle der Frauen zu nennen. Doch wer bist Du, junger Mann? fragte er dann Constant, der ihn mit einer Art Ehrfurcht anblickte. Du bist wahrscheinlich im Dienste der Dame.

Ja Herr!

Dein Name?

Constant.

Der Name Deines Vaters? fragte Maximilian, dem der Jüngling zu gefallen schien.

Meines Vaters Namen darf ich Euch nicht nennen, erwiederte er und seine Wangen erglühten: er ist zu hoch und zu niedrig für mich.

Du bist ein sonderbarer Bursche, erwiederte der König lächelnd; und würdest Du mir ein Gleiches antworten, wenn ich nach Deiner Mutter fragte?

Ich würde Euch erwiedern, Herr:

Nicht jede Ros' entfaltete die Sonne,
Auch manche hat die Sturmnacht schon zerknickt,
Es folgt der Gram so oft der höchsten Wonne,
Der ew'ge Schmerz dem sel'gen Augenblick!

„eile, daß wir den Wald verlassen, ehe das wilde Heer näher kommt. Ziehen sie über dich hin, so wirf dich zur Erde und bete, wenn du beten kannst.“ Bei diesen Worten traten sie aus dem Wald. Vor ihnen lag in nächtlicher Dämmerung Steten mit seinem Schlosse, sie eilten den Berg hinab, immer näher kamen sie dem Ort der Rettung, aber auch immer näher kam ihnen die wilde Jagd. Deutlich vernahmen sie jetzt schon das wilde Hussa der Jäger, den kreischenden Ton der Hüfthörner, und als sie an die Stelle des Berges kamen, wo auf dem Hügel die sieben Linden den furchtbaren Bruderkampf bezeichnen, ward die Gestalt des Führers leuchtender „Wirf dich nieder“ rief er mit Grausen erregendem Tone „mein Geschick reißt mich fort!“ Dies sagend rauschte er dahin. Magdalene warf sich nieder, drückte ihr Antlitz fest in den frischgefallenen Schnee, und während es um sie und über und neben ihr rauschte, tobte und jagte, empfahl sie Gott ihre Seele im brünstigen Gebet.

Als der wilde Lärm vorüber war, und nun immer mehr in der Ferne verhallte, erhob sich Magdalene, vor Frost und Angst erbebend. Der Schreck hatte sie so ergriffen, daß sie ihre Gedanken erst ordnen mußte, ehe sie hinab nach dem nah gelegenen Schlosse zu gehen vermochte. Aber kaum hob sie den Fuß, als sie, von Furcht gejagt, mit Blitzesschnelle den Berg hinab und dem Schlosse zu lief, das im Dunkel der Nacht wie ein finsteres Gewölke vor ihr lag. Immer noch glaubte sie die Riesengestalt des alten Jägers sich zur Seite, seinen langen Bart im Winde flattern zu sehen, immer noch glaubte sie das Rauschen der klatschenden Flügel über sich zu hören, sie

Doch gehabt Euch wohl, edler Herr, der so stattlich und königlich auf seinem getiezerten Rosse sitzt, als wäre er König Maximilian selbst. Meine Herrin bedarf meiner, ich muß ihr nach! Er gab seinem Rosse die Sporen und jagte fort.

So Gott mir helfe! sagte der König ihm nachblickend: das ist ein Provencale, so eine Art Troubadour, wie man sie dort seit René's Zeiten immer noch trifft. Am Ufer der Dürance, da erwärmt noch das Lied den Menschen, da ist es glühend wie ihre Sonne, und der Gedanke strömt feurig aus dem Herzen, und gestaltet sich zu Wort und Gesang. So war es einst auch bei uns in dem goldnen Zeitalter Deutschlands, als das große Geschlecht der Hohenstaufen die Leier und das Schwert ehrte, und der Minnesänger, trotz der blutigen Zeit, am Hofe der Fürsten ein geehrter, willkommener Gast war. — Jetzt zwängen unsre Meistersänger die kargen Gedanken in eintöniges Silbenmaß ein, klappern muß es im Takt, wie eine wohlgeordnete Mühle, der Zuschnitt ist ihnen Alles, der Stoff gar wenig, der Gedanke nichts! — Doch wohin führt mich dieß — Truchseß! rief er dem von

Waldburg zu: reite zurück, den Fremden nach, sieh' in welche Herberge sie einkehren, forsche nach ihrem Thun und Treiben, und wenn ich von der Beize heimkehre, sage mir Bescheid. — Und nun, wandte sich König Max zu seinem Gefolge: da so Glückliches uns begegnet ist, ein tüchtiger Ritter, ein schönes Weib und ein freundlicher Sänger, müssen wir einen guten Fang thun, und so mit lustig an's Werk! Das Tiegerroß fühlte die Sporen seines Herrn, und sprengte wiehernd mit ihm dem Bruche zu, wo man den Reiher zu finden hoffte.

3.

Schon am Abend erfuhr der König, daß die Gräfin Monbusson mit ihren Frauen bei dem Herrn von Guiche, dem französischen Gesandten, abgestiegen, der Ritter aber in die Herberge zum Einhorn eingezogen sei und sich dort ganz ruhig verhalte. Schnell hatte sich durch ganz Worms die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet, und eben so schnell

das Gerücht, daß er der unternehmendste, gewandteste Ritter Frankreichs sei, und Jedermann wunderte sich, daß ein solcher Mann, zu einer Zeit, wo sein Herr, an der Spitze eines Heeres, Neapel erobere, gleich einem fahrenden Ritter auf Abenteuer umherziehe.

Aber schon am nächsten Morgen wurde die Absicht, weshalb er nach Worms gekommen, klar. Unter des Ritters Fenster sah man sein schön gemaltes Schild aufgehangen; es war ein Fels, auf welchem eine Lilie, mit der Umschrift prangte: Sie steht fest auf Felsengrunde. Zu gleicher Zeit sprengte ein Herold, dem ein Trompeter vorausritt, unter die gaffende Menge. Dieser stieß drei Mal in die Trompete, und dann rief der Herold mit lauter Stimme: dafern ein deutscher Ritter auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe, mit Claude de Batre zu kämpfen Lust hat, will derselbe den Kampf auf jede Weise annehmen! So durchzog er alle Straßen Worms, überall erscholl die Trompete und des Herolds kecke Aufforderung; selbst vor des Königs Herberge blieb er halten, und verkündete dort seine prahlenden Worte.

Daß Gott mir helfe! rief Maximilian und

unwillkührlich fuhr die Hand nach des Schwertes Griff. Es wird ſich doch ein deutſches Herz finden, mannhaft genug, ſich dem kecken Franzmanne gegenüber zu ſtellen, eine deutſche Fauſt, ſtark genug den Prahlhans in den Sand zu ſtrecken. Er ſah ſich hierbei in dem Kreiſe ſeiner Umgebenen um, blickte an ſeinem Kanzler vorbei auf die Hofſchranzen, und wandte ſich dann unmuthig von ihnen ab.

Herzog Albert, fragte er noch am nämlichen Tage dieſen ritterlichen Fürſten: habt Ihr noch nicht gehört, ob das Schild eines deutſchen Edlen neben dieſer Feldlilie hängt?

Nein, Majeſtät.

Sie beſinnen ſich lange die Herren! fuhr der Kaiſer fort: gilt es einer Fehde oder Wegelagerung, ſind ſie ſchneller bei der Hand. Hier gilt es nicht ihre, nur die Ehre deutſcher Nation, und die zu vertheidigen überläßt gern Einer dem Andern.

Ihr urtheilt ſtreng, gnädiger Herr! unterbrach ihn der Herzog.

Streng? ſagte der König und ſein feuriges Auge ſchien den Herzog zu meſſen. Glaubt Ihr, daß wenn ein deutſcher Ritter ſein Schild in Paris aufhinge und den Adel Frankreichs

reichs zum Kampfe aufforderte, nicht schon zwanzig Schilde neben dem Schilde des Abenteurers hingen?

Ich glaub' es wohl, Majestät! nahm der Herzog das Wort: am Hofe des Königs von Frankreich umgiebt Ritterschaft und Adel den Monarchen, auf einem Reichstage aber den König der Deutschen nur die Fürsten Deutschlands, ihre Räthe und Höflinge und die friedliebenden Abgeordneten der Städte. Die Kriegleute bleiben da fern, wo die Feder mehr gilt als das Schwert, das Wort mehr als die That.

Das weiß der barmherzige Gott! rief Maximilian unmuthig aus: aber, fuhr er nach kurzem Schweigen fort: sind denn die Fürsten nicht hier? Ist ihnen des deutschen Muthes weniger geworden als dem Adel, und deutsche Ehre weniger werth als mir?

Der Herzog schwieg, seine Stirn umwölkte sich, der König bemerkte es. An Euch dachte ich in diesem Augenblicke nicht, als ich das harte Wort sprach, Herzog Albrecht, sagte er freundlich. Ihr habt namhaft für mich gekämpft, Leib und Leben, Gut und Blut daran gesetzt, mir zu helfen.

2. Sam. XXV. 8.

Und um das noch öfter zu können, fiel ihm der Herzog mit Feuer in die Rede: will ich mein Leben nicht auf die Lanzenspitze eines Abenteurers setzen, der ein Gewerbe daraus macht, mit seiner Riesengestalt von Turnier zu Turniere zu ziehen, und wahrlich nicht absichtlos von König Karl hierher geschickt worden ist. — Gnädiger Herr! fuhr er nach einer Pause fort, da der König schwieg und über das Gesagte nachzudenken schien: ein Fürst muß nur mit Geist, Muth und mit seinem edlen Herzen wirken, nicht mit der Faust; das überlasse er den Reisigen und Lanzknechten, sein Leben ist seinem Lande zu theuer, um es unnütz in die Schanze zu schlagen.

So Gott mir helfe, Herzog! fuhr der König aus seinen Sinnen auf: da wäre ja ein Fürst ein elender Wicht, wenn er zur Schlacht zöge und es nicht an Muth dem gemeinsten Knechte gleich thun sollte; wenn ihm das Blut so lauwarm durch die Adern flöße, daß er die liebe Vernunft bei jedem Schwerthiebe, bei jedem Lanzenstoße erst befragen müßte, wie der Schulknabe seinen Meister; wenn er ruhig in der Ferne die Schwerter klirren, die Panzer rasseln hörte,

und er mit kaltem Lächeln spräche: laßt Euch nur für mich todtschlagen, Ihr Narren, ein Tropfen von meinem Blute ist tausendmal mehr werth als die Ströme Blutes, die Ihr für mich vergießt! Nein, wahrlich! da dünke ich mich gleich einem geringen Knechte und fechte und kämfe, denn es gilt mein Land und Gut und meine Ehre! Warum soll ich da weniger thun als ein armer Lanzknecht? — Nein, Herzog! rief er, und seine Hand erfaßte heftig des Herzogs Hand: das sprach mein Sachse Albrecht nicht aus seinem Herzen, darauf kenne ich ihn zu gut. Wenn das Geschütz donnert, der Kampf beginnt, das Handgemenge immer heftiger, der Sieg ungewiß wird —

Ja, dann stürze ich mich auch in die dichtesten Reihen, wenn ich mit meinem Blute den Sieg erkaufen kann, unterbrach ihn der Herzog: für solchen Augenblick muß Fürst und Feldherr das Leben opfern!

Siehst Du, mein alter Waffengesell, sprach Maximilian zufrieden lächelnd: schon bei dem Gedanken bist Du Feuer und Flamme. — Wußt' ich es doch, daß es nicht aus dem Herzen kam, was du eben sprachst, sagte er

dann ruhiger: Ihr wißt, daß der tolle Muth mich oft zu weit führt, und da wolltet Ihr dem unbändigen Roſſe einen Zügel anlegen. Hab' ich nicht Recht?

Und doch muß ich gegen Eure Majeſtät behaupten, erwiederte der Herzog: ein Fürſt darf gegen ſolchen Abenteurer nicht in die Schranken treten; der Zweck iſt zu klein für das gewagte Mittel.

Zu klein die Ehre deutſcher Nation? nahm der Kaiſer nicht ohne einige Empfindlichkeit das Wort: doch warum ſtreiten wir uns! Es wird ſich wohl noch ein wackerer Ritter finden. Ja, Herzog Albrecht, er wird ſich finden!

Eben riefen die Trompeten in den Speiſeſaal, die Flügelthüren öffneten ſich, die Hofleute traten ein und ſtörten das Geſpräch der Fürſten, das leicht noch eine ernſte Wendung hätte nehmen können.

Nicht allein der König, ganz Worms, der ganze Reichtag war durch die ſtolze Aufforderung des Franzmannes in Bewegung gekommen, der ihm vorangegangene Ruf ließ manchen fürchten, noch mehr die Rieſengeſtalt und die feſte Zuverſicht, mit der er ſich öf-

fentlich zeigte. Die Abgeordneten der Städte ſagten öffentlich: Nun werden wir ſehen, ob die Herrn vom Adel den feindlichen Kämpfer ſo ſchnell aus dem Sattel als unſre mit Gütern beladenen Roſſe niederwerfen werden. Die weltlichen Fürſten ſuchten in ihrem Gefolge vergeblich den Kriegmann, der ſich dem Ausforderer entgegen ſtellen könnte; die geiſtlichen Fürſten meinten, der König müſſe den Kampf unterſagen und den Franzoſen als einen Reichfeind verhaften laſſen. Maximilian aber verwarf dieß, als für die deutſche Nation ſchimpflich, und erwartete mit Ungeduld den Ritter vor ſich zu ſehen, der für die Ehre ſeines Vaterlandes kämpfen würde.

4.

Während Meſſire Claude ganz Worms in Bewegung ſetzte, war auch er ſo wenig ruhig wie ſeine Dame. Ihm machte der Page Kummer und es gereute ihn, daß er den langweiligen Sänger, wie er ihn nannte, nicht ſchon in Meaux fortgejagt hatte, denn ſchon

lange glaubte er bemerkt zu haben, daß Dame Adelaide ihren Pagen mit nur zu günstigen Augen anschaue, und zu vertraut gegen ihn, als ihren Diener sei. Jetzt, da er von ihr getrennt, der Page aber um sie war, brach die, aus Stolz bisher zurückgehaltene Eifersucht hervor, ließ ihm keine Ruhe, und so ergriff er jede schickliche Gelegenheit die Frau von Monbusson zu sehen, obgleich es ihm unangenehm seyn mußte, das Haus des Herrn von Guiche zu betreten, mit dem er bis jetzt in Feindschaft gelebt hatte. Der Zweikampf störte übrigens seine Ruhe nicht, der Niebesiegte dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß ihn das Glück verlassen könne, nur bei der Dame fürchtete er dessen Unbestand.

Die Frau von Monbusson war von ihrer Jugendfreundin, der Frau von Guiche, herzlich empfangen worden, die nicht wenig verwundert war, sie so unerwartet in Worms, und mehr noch, in Gesellschaft des Ritters de Batre zu sehen, und kaum befanden sie sich allein, so gaben die theilnehmenden Fragen der Frau von Guiche Adelaiden Gelegenheit, ihren Kummer und ihre Sorgen an der Brust der Freundin auszuschütten.

ſloh vor den Schreckensgeſtalten ihrer entzügelten Phantaſie, und der Wunſch, ein menſchliches Weſen zu treffen, erfüllte ihre ganze Seele.

Sie fand es. Als ſie durch die hohe Linden-Allee dem Thore des Schloſſes zu eilte, kam ihr Konrad entgegen. „Gelobt ſei Gott, daß Ihr kommt" rief er, vor Freude ſich kaum faſſend. —

„Gelobt ſei Gott, daß ich dich treffe" erwiederte ſie, verwundert ihn ſchon hier zu finden „ach guter Konrad, klopfe an die Pforte, daß ſie uns aufgemacht werde, der Froſt ſchüttelt mich, ich vermag mich kaum mehr aufrecht zu erhalten."

Konrad warf ihr ſchnell den alten Reitermantel um. „Ach liebe Jungfer Magdalene" ſagte er ängſtlich „ich habe ſchon an Thor und Pforte geklopft, Niemand will hören, Niemand will uns einlaſſen, man läßt uns hier in Sturm und Schneegeſtöber ſtehen und achtet unſers Elendes nicht."

„Das wäre ſchrecklich!" ſeufzte Magdalene.

„Ja ſchrecklich war die Nacht!" fuhr der treue Diener fort. „Ich habe alles vernommen, hörte wie der wilde Jäger Euch verlockte, ihm zu folgen, ich habe Euch mitten durch die dickſten Büſche dahin rauſchen hören, wollte Euch folgen, und konnte doch nicht, ich blieb wie feſt gebannt, das Geſicht im Schnee verbergen, liegen, und doch war es mir, als trüge mich ein Sturmwind mit meinem kalten Bette fort und in der Ferne ſcheine ein helles Licht, dem ich folgen müſſe. Ich glaube faſt, ich bin mir ſelbſt unbewußt, hinter Euch drein gelaufen. Denn als die wilde Jagd hier über die Höhe zog, ſtand

Es wundert mich nicht, sagte sie: daß Du erstaunt bist, mich hier, und in der Gesellschaft jenes Mannes zu sehen, der außer seinem Muthe und seiner Riesengestalt nichts Anziehendes für ein weibliches Herz hat. Stolz auf Siege, ungebildet, sonder Geist, muß er jedem zartfühlenden Wesen zuwider seyn.

Und wie konnte die stolze Monbusson sich entschließen? unterbrach sie Frau von Guiche.

Höre mich an, ehe Du mich verdammst. Dir bin ich es schuldig, mein Geheimniß zu vertrauen, nahm Frau von Monbusson das Wort: Du weißt, daß ich eine Verbannte war, daß ich arm bin, und ehe ich nach Paris kam, nur von der Milde meiner Freunde lebte. Durch die Vorsprache der Königin verzieh mir König Karl die Schuld meines Gatten, ich durfte am Hofe erscheinen, und die Wohlthaten der Königin setzten mich in die Lage, dort meinem Stande gemäß aufzutreten und nicht mehr das demüthigende Gefühl zu haben, meinen Freunden zur Last fallen zu müssen. Mehr noch als dieß fesselte mich die Neigung, das Zutrauen der Königin, mit dem sie sonst so karg ist, und das

ſie mir dennoch ſchenkte. Oft weinte ich mit ihr im Stillen, denn Du weißt, ihr Herz hängt immer noch an Ludwig von Orleans, und ſie fühlt ſich auf dem Throne Frankreichs nicht glücklicher als ich, die kein Hüttchen das ihre nennen kann, und ſo wurde ich ihr durch Dankbarkeit und Liebe ganz ergeben. In dieſer Zeit bewarben ſich viele edle Männer des Hofes um meine Hand, um mein Herz, vielleicht auch nur um meine Gunſt, auch Einer den Du errathen magſt, den ich Dir aber nicht nennen darf, und deſſen Rache mich hierher geſchickt hat. Ich wies jeden, auch ihn zurück —

Und iſt dein Herz wirklich ſo kalt, Adelaide? Iſt es jeder Liebe verſchloſſen? fragte Frau von Guiche.

Jeder? Nein! —

Alſo doch! ſagte Frau von Guiche raſch. — Sollte —

Strenge Deinen Scharfſinn nicht an, mein Geheimniß zu durchſchauen, Eliſabeth — es iſt undurchdringlich, unterbrich mich nicht mehr, ich bitte Dich! — Ich wies alle Bewerbungen zurück, fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, in der ſie ihr aufgeregtes Ge-

müth vergebens zu beruhigen gesucht hatte: theilte der Königin alles mit, was mich betraf, und nur die Bewerbung des Einen, den der Krieg in Italien vom Hofe entfernte, mußte ich ihr verschweigen. — Es mag jetzt wohl ein Monat seyn, als die freudige Kunde in Paris erscholl, der König sei in Neapel eingerückt. Alles jubelte, Feste folgten auf Feste und die Königin schien die Beglückteste von allen. An einem dieser Feste winkte sie mir, ihr in ihr Kabinet zu folgen; dort angelangt, ergriff sie meine Hand, und ihr schönes Auge, ihr freundlicher Blick, dem nichts zu widerstehen vermag, ruhte lange auf mir, ehe sie sprach. — Adelaide, hob sie endlich an: Ich habe Dich lieb, ich nehme Theil an Dir, und ich habe wohl Ansprüche an Deine Dankbarkeit. Wärest Du wohl fähig, mir ein Opfer zu bringen?

Mit Freuden! rief ich, und preßte gerührt ihre schöne Hand an meine Lippen.

Versprich nicht so leichtsinnig, fuhr sie fort: es könnte Dich reuen, und ich wünsche nicht Dich unglücklich zu sehen.

Meine Königin will mein Unglück nicht! rief ich von der leidenschaftlichen Spannung

ergriffen, um derentwillen Du mich immer eine Schwärmerin nanntest. Je größer das Opfer, desto größer die Freude, beweisen zu können, wie tief mein Herz von Dankbarkeit durchdrungen ist. — Was ich Dir sage, begann nun die Königin, und ihr Blick wurde ernst, ihre Wange röthete sich unmerklich — geschieht auf Befehl des Königs meines Herrn, der selbst noch im Feldlager warmen Antheil an Dir nimmt. Ich muß seinen Wünschen entgegen kommen, du wirst ihm gehorchen.

Für meine Königin thue ich alles! rief ich außer Fassung.

Für ihn nichts? unterbrach sie mich schnell. — Doch höre! — Der König wünscht Dich vermählt, auch mein Wunsch war es längst, denn in Deinen Jahren taugt es nicht so allein zu stehen; er hat für Dich gewählt.

Für mich gewählt? fiel ich ihr mit Heftigkeit in die Rede.

Wundert Dich dieß? sagte die Königin, und ihr Auge blickte so ernst auf mich, wie ich sie noch nie gesehen, doch schnell wurden ihre Züge wieder freundlich. — Der König hat einen edlen, reichen, geehrten Mann gewählt, der schon seit einiger Zeit um Dich

geworben hat, Herrn Claude de Batre. Bei dieſen Worten erbebte ich, Thränen ſtürzten aus meinen Augen, ich ſank zu den Füßen der Königin. Reut Dich Dein Verſprechen ſchon jetzt? ſagte ſie unmuthig und ließ mich vor ſich knieen: reut es Dich des Gewählten oder des Wählers wegen?

Ich verſtand ihr, bis in das Tiefſte meines Herzens ſchneidend dringendes Wort, ſprang auf, und ſtolzer als die Fürſtin auf mich blickte, trat ich vor ſie. Die Königin hat über meine Hand zu befehlen, ich werde gehorchen, ſprach ich. Ach Eliſabeth! ſagte Frau von Monbuſſon und ſank an die Bruſt der Freundin. Das Herz einer Königin iſt wahrem Gefühle verſchloſſen; gewohnt, die Menſchen als ihre Diener zu ſehen, würdigen ſie ſie keiner wahren Theilnahme; Mitleid, Wohlwollen, was dem eigenen Intereſſe ſchnell geopfert wird, iſt alles, was man von ihnen erwarten kann. Mit Geld und einem huldvollen Lächeln glauben ſie alles zu bezahlen, Freundſchaft kennen ſie nicht. Doch ich will fortfahren, will den Wehrmuthbecher ganz leeren, da ich ihn einmal an meine Lippen geſetzt habe. Höre weiter, und das Beneh-

men der sonst so ernsten Fürstin wird Dir noch räthselhafter werden.

Gieb nicht alle Hoffnung auf, wenn Dir Dein Loos traurig erscheint, sagte sie nach einer Pause; der König hat Deinen Besitz noch an eine Bedingung geknüpft, die Dich vielleicht retten kann. Der Ritter de Batre wird zum Reichtage nach Worms ziehen und wird Dich dahin begleiten, Du kannst bei Deiner Freundin, der Frau von Guiche absteigen. Dort wird er jeden deutschen Ritter zum Zweikampfe auffordern, und du wirst die Seine als Preis des Sieges.

Ich war zerknirscht, war tief im Innersten meiner Seele betrübt, mein Stolz, mein weibliches Gefühl war verwundet, und doch schwieg ich; mehr mein gegebenes Wort als die Dankbarkeit hielt mich zurück.

Und das zweite Opfer das ich bringen soll? fragte ich nicht ohne Bitterkeit.

Dieß wird Dir zu erfüllen leichter werden, erwiederte die Königin lächelnd. Morgen Abend sollst Du es erfahren, nur empfehle ich Dir Verschwiegenheit. Mit diesen Worten entließ sie mich.

Ich durchwachte eine traurige Nacht, ver-

lebte den folgenden Tag unter steter Angst und erwartete mit klopfendem Herzen den Abend. Der Mond, der durch die kleinen Scheiben meines Fensters blickte, schien allein mir Frost bringen zu wollen, denn ich fühlte mich so einsam und verlassen, und es war mir, als ob sich mein Schicksal in dieser Stunde noch entscheiden müßte. Ich konnte nicht länger in meinem Zimmer dauern, es trieb mich hinunter in die Laube meines kleinen Gärtchens, wo wir so oft traulich zusammen saßen. Hier warf ich mich auf die Rasenbank und sah in die leise murmelnden Fluthen der Seine, in deren blauen Wellen der Mond sich spiegelte. Da vernahm ich eintönigen Ruderschlag, hörte das Plätschern der Wellen an dem rauschenden Kahne, und zwischen diesen einzelne Lautentöne, die gar schauerlich durch Rauschen und Plätschern zu mir herübertönten. Bald vernahm ich Gesang, und da der Kahn immer näher kam und der Abendwind mir die Töne zuführte, konnte ich auch die Worte verstehen. Es war eine jugendlich frische Stimme die sang —

Aber horch! unterbrach sie die Frau von Guiche: hörst Du nicht unten Lautentöne?

Es ſind die nämlichen, die mir damals klangen. — Frau von Guiche lauſchte und vernahm:

Immer nur vorwärts, mein ſchaukelnder Kahn,
Gleit' über rauſchende Wellen,
Blitzſchnell eile dem Ufer zu nah'n,
Das dort die Sterne erhellen,
Dort iſt die ſchönſte der irdiſchen Frau'n,
Strahlender, ſchöner als ſie noch zu ſchau'n.

Was iſt ein Glanz, den das Morgenroth bleicht,
Den jede Wolke verhüllet?
Strahl Ihrer Augen, was iſt's das Dir gleicht,
Das ſo mit Sehnſucht erfüllet?
Sonnenlicht, Sternenglanz, Morgenroth,
Neben Dir ſind ſie erbleichet und todt!

Blume des Edens auf Erden erblüht,
Perle der irdiſchen Frauen!
Darf ich, wenn dieſes Herz auch erglüht,
Darf ich Dich Heilige ſchauen?
Leben — das darf ich ja nimmer für Dich,
O, ſo laß mich nur ſterben für Dich.

Sonderbar! ſagte Frau von Monbuſſon, als der Sänger ſchwieg: dieß iſt das nämliche Lied, das er damals ſang. Doch ich will in meiner Erzählung fortfahren. — Ich hatte dem Liede aufmerkſam zugehört, begann ſie: ohne nur im mindeſten zu ahnen, daß ich

Unglückliche die Blume des Edens sei, aber bald sollte ich auf wunderbare Art davon überzeugt werden. Der Kahn hielt am Ufer meines Gartens an, und ich sah im Mondschein einen jungen, phantastisch gekleideten Mann allein aussteigen, die Stufen hinaufgehen und forschend im Garten umherblicken. Ich war ungewiß, ob ich mich in der Laube verbergen oder ihm entgegen gehen sollte, denn ich vermuthete fast, daß dieser junge Mann, den ich schon einigemal gesehen zu haben glaubte, mit dem von der Königin von mir geheischten Opfer in Verbindung stehe. Die Angst trieb mich aus der Laube, und kaum erblickte er mich, als er wie gebannt stehen blieb, plötzlich aber mit eiligem Schritte auf mich zutrat und vor mir das Knie beugte.

Mich sendet die Königin, edle Dame, sprach er mir ein Schreiben überreichend. Weiset Ihr mich nicht zurück, so ist fortan mein ganzes Leben Eurem Dienste geweiht.

Ich wies ihn nicht zurück, befahl ihm, am andern Tage wieder zu kommen, und eilte auf mein Zimmer, den Brief der Königin zu lesen; ich erbrach ihn mit zitternder Hand, Furcht und Neugier trieben mich, ich las:

„Der Jüngling, der Dir dieß Schreiben überbringen wird, wünscht sehnlich in Deine Dienste zu treten, und da Du auf Deiner Reise nach Worms einen Pagen bedarfst, er Dir sicher treu, vielleicht nur zu treu dienen wird, so bitte ich Dich, liebe Adelaide, ihm zu erlauben, um Dich zu seyn. Ich nehme schon seit Jahren viel Theil an diesem jungen Manne, und weiß ihn keiner bessern Obhut anzuvertrauen als der Deinen, oder vielmehr, um aufrichtig zu reden, ich konnte seinen Bitten, in Deiner Nähe zu seyn, nicht länger widerstehen. Er ist ein junger Troubadour, der Dich durch seinen Gesang gewiß oft aufheitern wird. Dulde ihn um Dich."

Ich begriff bei Durchlesung dieses Briefes die Königin nicht, und erst als ich sie am andern Tage sprach, entdeckte sie sich mir, ohne daß mir jedoch alles klar wurde. Auch ich vertraue meiner Freundin das Geheimniß an: Constant, mein Page, ist der Sohn des Herzogs von Orleans, ein Kind der Liebe aus einer Zeit, wo der Herzog noch fast selbst ein Kind war, seine Mutter war ein armes

ich ſchon bei dieſem Kreuze; da faßte ich wieder Muth und klopfte ungeſtüm an die Pforte.“

Auch jetzt klopfte er von Neuem, aber auch jetzt wollte Niemand öffnen, es regte ſich keine Seele im Schloſſe; Konrad verdoppelte die Schläge, aber immer gleich vergebens. Da rief Magdalene in Verzweiflung „Iſt denn keine Barmherzigkeit mehr, daß Niemand hören, daß man uns hier vor Froſt umkommen laſſen will? Iſt denn aus dem Hauſe der Herzogin Sybille alles Mitleid gewichen? —“

Bei dieſen mit Heftigkeit geſprochenen Worten öffnete ſich in dem Erker eines Seiten-Flügels ein kleines Fenſterchen und eine männliche, rauhe Stimme fragte „Wer iſt da unten?“

„Unglückliche, die Einlaß begehren“ erwiederte Magdalene, und während die Stimme von oben mit barſchem Ton antwortete: „Ei ſo wartet bis es Tag iſt, bei jetziger unruhiger Zeit und bei dem furchtbaren Lärm im Walde, wird bei Nacht die Pforte Niemanden geöffnet.“ Da raunte Konrad Magdalenen leiſe zu „Laßt mich reden, verrathet Euer Geſchlecht nicht, Euer Aufenthalt im Schloß muß außer der Herzogin jedermann ein Geheimniß bleiben.“

„Lieber Freund, oder wer Ihr da oben ſeid“ begann er nun laut „für all Euer Reden thätet Ihr beſſer, Ihr kämt herunter und machtet auf. Wir bringen der Herzogin Botſchaft und müſſen ſie noch vor Tage ſprechen. Dürft Ihr nicht ohne ihren Befehl öffnen, ſo laßt es wenigſtens die gnädige Frau wiſſen, daß ein paar Leute hier ſind, die ihr Wichtiges zu vertrauen haben. Vor zwei Unbewaffneten werdet Ihr Euch doch im Schloſſe nicht fürchten?“

Fiſchermädchen aus der Provence, das gleich nach ſeiner Geburt ſtarb. Der Herzog hatte von dieſem Sohne nie etwas erfahren, die Königin aber war zufällig davon unterrichtet worden, hatte ſich anfangs in der Stille Conſtants angenommen, ihn erziehen laſſen und erſt ſeit einem Jahre hielt ſie es für Pflicht, den Herzog mit der Sache bekannt zu machen. Ihn als ſeinen Sohn öffentlich anzuerkennen, hielt der Herzog, den Stand der Mutter berückſichtigend, für unthunlich, und da der König etwas von der Sache erfahren, und ihm das Intereſſe, das die Königin an dieſem Sohne der Liebe genommen, unangenehm ſeyn mochte, ſo übergab ſie mir ihren Schützling, der mir ſeiner Leidenſchaftlichkeit wegen viel Sorge, ſeines edlen Gemüthes, ſeiner Anhänglichkeit wegen viel Freude macht.

Sei auf Deiner Huth, Adelaide, warnte Frau von Guiche.

Sorge nicht, Eliſabeth, erwiederte Frau von Monbuſſon: mein Herz — doch ſtill, ich höre Tritte — ja er iſt's — o könnte ich mich doch entfernen! Aber es war ſchon zu ſpät,

Herr Claude trat schon ein und störte das Gespräch der Frauen.

5.

Es war am zweiten Abende, nachdem der Herold stolz durch die Straßen von Worms geritten, als mehre Fürsten und Grafen bei König Maximilian, wo sie während des Mahles wacker bankettirt hatten, eben von der Tafel aufgestanden. König Maximilian hatte sich gezwungen, freundlich zu scheinen, aber jeder, der ihn kannte, sah, daß er heute gegen seine Gewohnheit scheinen wollte was er nicht war. Da trat Konrad Stürzel, einer seiner Räthe, zu ihm und raunte ihm etwas ins Ohr, der König nickte mit dem Kopf und sagte dann zu dem Churfürsten von Trier und Mainz, mit denen er eben im Gespräche begriffen gewesen war: Verzeiht, liebe Herren, daß ich Euch auf einen Augenblick verlassen muß, es sind schon wieder Nachrichten aus Italien eingetroffen, und von daher kommt selten etwas Erfreuliches

für Deutschlands Oberhaupt. Dieß sagend entfernte er sich.

Hier, Majestät! sprach Konrad Stürzel, ihm in seinem Kabinette ein Schreiben überreichend. Dieß kam mit einem Eilboten von dem Kardinal von Gurk. Der König erbrach, durchflog es rasch und legte es dann gleichgültig neben sich. Papst bleibt Papst und wenn ihm auch das Messer an der Kehle steht, sagte er spöttisch: sein Stolz beugt sich nicht. — Nun dießmal mag es gehen, es ist doch zu unserm Vortheile.

Der nämliche Eilbote brachte dieß vom Herzoge von Mailand, fuhr der Rath fort, ihm ein anderes Schreiben überreichend, das Maximilian lange sinnend in seiner Hand wog. Wollte fast wetten, ich kenne den Inhalt: leere Worte und kein Geld! Da lies! sprach er, es Konrad gebend, der ihm dagegen ein Schreiben der Republick Venedig einhändigte.

Nimmt es denn kein Ende, Konrad? sagte der König verdrießlich: was wollen die stolzen Herren der Republick wieder? Was aus den Lagunen kommt, riecht mir immer nach Moder. — Maximilian und Venedig werden nie wahre Freunde werden.

Die jetzigen Zeitumstände, Ew. Majestät, nahm achselzuckend der Rath das Wort.

Der König sah ihn scharf an und der kleine Mann schwieg. Konrad, Konrad! sagte dann der König mit dem Finger drohend: Du lernst mir seit kurzem das Gepräge der venetianischen Zechinen zu gut kennen. Lies den Brief vom Herzog Ludwig, und bekümmere Dich nicht um die edle Republick, deren Advokaten von mir mit schlechter Münze bezahlt werden!

Herr Stürzel erbrach und las das Schreiben. Wie Ew. Majestät vermutheten, kein Geld aber viel Worte.

Der König brummte vor sich hin, brach das Schreiben von Venedig auf und gab es seinem Rathe. — 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter will die Republick stellen, las dieser.

So Gott mir helfe, wenn da nicht die Hälfte Albanisch Volk ist, leichtes Gesindel das, wenn hundert deutsche Lanzen geschlossen auf sie eindringen, wie Spreu im Winde auseinander stiebt, will ich nicht Maximilian von Oestreich seyn.

Die Schaaren der Republick fochten doch

sonst immer tapfer, meinte Herr Konrad etwas vorschnell.

• Was weißt Du davon? fiel ihm der König verdrießlich in die Rede: und — doch — von heute hast Du die niederländischen Angelegenheiten unter Dir, die italienischen mag statt Deiner Bothmer übernehmen. — Hörst Du?

Herr Konrad verneigte sich und wollte gehen. Höre! rief ihn Maximilian zurück: hängt noch kein deutsches Schild neben dem Schilde des Franzmannes?

Ich sah noch keins, Ew. Majestät!

Rasch griff der König nach seinem Barret und verließ das Gemach mit schnellen Schritten, doch ehe er die Thür zum Gemache öffnete, hielt er an. Am Ende ist es so am Besten! sagte er vor sich hin und trat in den Saal, wo die versammelten Fürsten und Herren schon lange neugierig auf seine Rückkehr gewartet hatten. Alle glaubten, der König müsse die freudigsten Nachrichten aus Italien erhalten haben, denn er ging mit heiterem Gesichte in ihrem Kreise umher, sprach mit diesem und jenem, doch von Italien und den erhaltenen Nachrichten sagte er

kein Wort. Als er jetzt zu Herzog Albrecht von Sachsen trat, lächelte er. Nun Herzog, sprach er: hat sich denn noch kein wackerer deutscher Krieger gefunden, der sein Schild neben dem Schilde des Franzmannes aufhängen wird?

Noch keiner! erwiederte der Herzog unmuthig.

Doch, doch! nahm der König schnell das Wort: ich habe eben mit ihm gesprochen.

So? meinte Herzog Albert verwundert: und wer ist es, der dieß Wagstück unternehmen will? Der französische Ritter ist, so viel ich vernahm, ein tüchtiger Mann, ihm wenige an Stärke und Geschicklichkeit gleich —

Sorget nicht! unterbrach ihn der König Maximilian: Ich glaube, es ist ein wackerer Degen, der sich ihm herzhaft entgegen stellen wird, ein schlichter Krieger mit deutscher Faust und deutschem Herzen. Morgen bei Tagesanbruch wird er sein Schild neben den Feldlilien aufhängen lassen, und auf Leben und Tod mit dem Prahlhanns kämpfen. Ich bin gewiß, Ihr werdet nichts an ihm auszusetzen haben, wenn Ihr auch nicht mit der Person zufrieden seyn solltet, obgleich er ein

wackerer Degen und einer Eurer alten Kriegsgesellen ist.

Darf man seinen Namen nicht wissen? fragte der Herzog.

Morgen, sagte Maximilian lächelnd: morgen sollt Ihr ihn erfahren; heute aber könnt ihr den Anwesenden dreist verkünden, daß sich endlich ein deutsches Herz gefunden hat, sich dem Franzmanne gegenüber zu stellen.

Der Herzog machte von Maximilians Erlaubniß Gebrauch und schnell verbreitete sich das Gerücht im Saale, daß sich ein Ritter gefunden, der den Fehdehandschuh aufzuheben bereit sei, der König habe ihn so eben gesprochen, wollte jedoch seinen Namen heute nicht nennen. Dieß bewog den Churfürsten von Mainz, den zuweilen die Neugierde plagte, sich hinauszuschleichen, und unter den ihm ergebenen Dienern des Königs zu forschen, wer nach Tafel in dessen Kabinet gewesen sey, und so erfuhr er, daß Niemand dort ausgegangen sei, als Herr Konrad Stürzel, der vertraute Rath.

Diese Nachricht, die dem Churfürsten fast selbst unglaublich dünkte, theilte er doch einigen Freunden mit, und so gelangte sie zu

Herzog Albrecht, der, so wenig er auch glauben konnte, daß der kleine, in Waffen ungeübte Mann der Kämpfer seyn sollte, der für Deutschlands Ehre den Fehdehandschuh angenommen habe, doch nicht umhin konnte den König zu fragen, ob es wahr sei, daß sein Rath Konrad Stürzel der Ritter sei, der den Streit mit dem Franzmanne bestehen wollte.

König Max lachte hell auf. So Gott mir helfe, Herzog! rief er: wie kommt Ihr zu diesem Gedanken? Da könnte sich eben so gut Meister Bastian, der Hofnarr, in die Schranken stellen, als mein gichtbrüchiger Rath.

Ew. Majestät sagte mir, sie hätte so eben mit ihm gesprochen, fuhr der Herzog fast unwillig fort: Neugierde trieb einen geistlichen Herrn in Euer Vorzimmer, und da erfuhr er, daß nur Konrad Stürzel, sonst Niemand bei Euch gewesen sei.

Der König lächelte. Man hat dem Neugierigen die Wahrheit berichtet, sagte er: und ich Euch dennoch die Wahrheit gesagt.

Staunend sah ihn der Herzog an. — Solltet Ihr! fuhr er plötzlich auf. Doch ein ernstes: Laßt uns von etwas Anderm reden!

womit ihn der König unterbrach, gab dem Gespräche schnell eine andere Richtung; auch verließ der König bald darauf den Saal und die Versammlung ging aus einander.

6.

Am andern Morgen hatte Frau von Guiche und Frau von Monbusson, von ihrem Gatten, Constant und einigen Dienern begleitet, ihre Rosse bestiegen, um jenseit des Rheines den freundlichen Rosengarten zu besuchen, als ihnen in der Straße, in welcher die Herberge lag, wo Messire Claude sein Schild aufgehangen hatte, eine Masse Volkes unter lebhaftem Jauchzen entgegen wogte. Anfangs glaubten sie, es gelte Herrn Claude selbst, den der Pöbel für seine Anmaßung bestrafen wollte, sie hielten deshalb die Pferde an, unschlüssig ob sie nicht umkehren und sich nach ihrer Wohnung zurückbegeben sollten, bald aber sahen sie, unter Trompetengeschmetter, einen Herold, in der Farbe von Oestreich, der Herberge zuziehen, und dort

unter dem Fenster des französischen Ritters halten.

Thue wie ich Dir befahl! sprach jetzt der Herold. Ein königlicher Diener hing nun das Doppelschild von Oestreich und Burgund neben dem Schilde des französischen Ritters auf, und ohne weiter etwas zu verkünden oder den Namen des Ritters zu nennen, ritt der Herold beim Schalle der Trompeten weiter.

Auch die Frauen kehrten in ihre Wohnung zurück, denn der Andrang des Volkes, das sich unter stetem Jauchzen und mit dem Rufe: Es lebe Oestreich und Burgund, es lebe König Maximilian! immer mehr und mehr vor der Herberge versammelte, ließ sie gewaltthätige Auftritte befürchten. Constant aber, neugierig wer der östreichische Ritter sei, der das Wagstück unternehmen wollte, stieg ab, mischte sich unter die Menge und erfuhr zu seinem Erstaunen bald, daß nur König Maximilian das Doppelschild von Oestreich habe aufhängen lassen können, und dieser ritterliche Fürst selbst den Handschuh aufgehoben habe. Mit dieser Nachricht kam er zurück und fand die beiden Frauen noch im Gespräch

Das Fenſter ſchloß ſich wieder und es erfolgte keine Antwort. Der Nachtwind begann immer ſtärker zu wehen, der Schnee kniſterte immer ſchärfer unter Konrads Tritt, der unmuthig und erſtarrt auf und ablief, der zerlumpte Reitermantel ſchützte die zarten Glieder des Mädchens nur wenig vor der ſich immer mehrenden Kälte, und ſo mochte wohl eine halbe Stunde in ängſtlichem Harren vergangen ſein, als ſie endlich im Schloßhofe Tritte hörten. Die Pforte öffnete ſich und der Kaſtellan mit einigen bewaffneten Dienern trat heraus und während dieſe in der Gegend vorſichtig umher lugten, leuchtete einer Konrad ins Geſicht „Ich ſollte Euch kennen" ſagte er dann „Seid Ihr nicht —"

„Still Herr!" bat dieſer „nennt mich nicht — Ja ich bin Herrn Benedikt Hegelins Knecht, der Euch, kehrtet Ihr bei uns ein, immer vom beſten Weine brachte, aber hier iſt ein Geheimniß, führt nur jenen dort zur Herzogin, an mir iſt wenig gelegen; ein Plätzchen in der Küche am Heerd iſt für mich hinreichend, und wenn Ihr menſchlich ſein wollt, ſo laßt ein paar Reiswellen anzünden und mir einen Trunk geben. Nur raſch fort mit dieſer oder vielmehr mit dieſem da." Er zog Magdalene mit ſich in den Hof, der Kaſtellan folgte, und hinter ihnen und den Dienern ſchloß ſich die Pforte.

Ueber den Ruinen des Schnellerts ſchwebte Mathilde, die Harfe im Arm, und erwartete mit Sehnſucht die Rückkehr des Ritters von Rotenſtein. Sie war ihm heute nicht auf ſeiner Irrfahrt gefolgt, war traurig zurückgeblieben;

che über die Angelegenheit, denn von dem Augenblicke an, wo Frau von Monbusson das Schild hatte aufhängen sehen, glaubte sie den Retter nahe, der sie von dem lästigen Chevalier befreien sollte. Mit Anstand und Ernst trat jetzt der Page vor sie, beugte sein Knie und sprach: Dame, für Euch hat ein würdiger Held den Fehdehandschuh ergriffen!

Wer ist es? unterbrach ihn Adelaide, von Ahnung erbebend.

Der König der Deutschen selbst! sprach der Page, und so ganz vom freudigen Gefühl ergriffen, daß der König Max, dieser ritterliche Fürst, den ihm verhaßten de Batre bekämpfen wollte, bemerkte er im ersten Augenblicke nicht, daß seine Herrin laut weinend an die Brust der Freundin sank.

Verlaßt uns einen Augenblick, Constant! bat die Frau von Guiche; der Page gehorchte, verließ aber nur ungern seine Gebieterin in einem Augenblicke, wo sie durch seine Nachricht so tief, so schmerzvoll ergriffen schien; war es Zufall, war es Absicht, er ließ die Thür geöffnet, war es Neugierde oder Theilnahme, er lauschte hier auf jedes Wort, das er im Nebenzimmer vernahm.

Was ist Dir? fragte jetzt Frau von Guiche die immer noch Weinende. Welcher Schmerz ergreift Dich so plötzlich, Adelaide? — Sollte mich meine Ahnung nicht betrogen haben, sollte König Maximilian? — Die Frau von Monbusson schmiegte sich inniger an der Freundin Brust. — Vertraue Dich mir, die Du schon oft einen Blick in Dein sonst so verschlossenes Herz thun ließest! — Adelaide schwieg. — Seit Deiner Rückkehr an den Hof, wo Dich jedermann Deiner Gleichgültigkeit, Deiner Kälte wegen, die nach und nach alle Männer von Dir zurückstieß, bewunderte und zugleich verdammte, glaubte ich Dein Betragen in einer verborgenen Neigung suchen zu müssen, die Dein sonst so weiches, gefühlvolles Herz jedem neuen Eindrucke verschließe. Ich beachtete Dich sorgfältig, und Deine Unruhe, Dein Erröthen bei dem Namen des Königs der Deutschen verriethen Dich mir. — Verbirg Dich nicht länger, entdecke Dich mir. In welchem Verhältnisse stehst Du zu Maximilian?

In welchem Verhältnisse? unterbrach sie Frau von Monbusson, sich ihren Armen entwindend: kannst Du glauben —

Gute Adelaide! fiel ihr Frau von Guiche lächelnd in die Rede. Das Herz ist schwach, die Liebe allmächtig. —

Ich stehe mit dem Könige in keinem Verhältnisse, wenn ich auch dem tapfern, edlen Fürsten Bewunderung zolle, mein Herz für ihn, für den einzigen Mann der Welt nicht gleichgültig schlägt.

Und er? fiel Frau von Guiche ihr rasch in die Rede.

Er weiß, er ahnet es nicht. Glaubst Du, Elisabeth, ich könnte so schwach seyn, einem Könige meine thörichten Empfindungen laut werden lassen? Was kann er mir seyn, was kann ich ihm seyn? Nein, Elisabeth, dazu bin ich zu stolz. In ihm fand ich das Ideal meiner jugendlichen Träume verwirklicht, und wie in jener Zeit, als die Gefühle meines Herzens mir zuerst kund wurden, dieß mir selbst geschaffene Bild mit all seinen lieblichen Farben, mit all seinem Schmelz mich wachend und träumend begleitete, so ist, seit ich ihn in Brüssel sah, sein Bild mein treuer Begleiter, mein Schutzgeist gewesen, der mein Herz vor den Thorheiten der Eitelkeit, selbst vor den Thorheiten der Liebe bewahrte.

Und hat Dich dieß glücklich gemacht?

Ja, Freundin! — Das Bild von ihm erhalte ich mir ewig frisch, die Hoffnung, wenn ich auch weiß es ist eine trügerische, zeigt es mir täglich, stündlich in seinen reizenden Farben, so bleibt es wie ich es mir geschaffen habe, und der tiefe Eindruck, den es auf mich machte, ist unauslöschlich. Was bliebe mir, hätte ich ein anderes Ziel der Sehnsucht erreicht? Mit dem Besitze geht die Zaubermacht der Phantasie verloren, der klare, ruhige Blick zeigt das, was uns göttlich dünkte, menschlich und schwach, und der süße Zauber ist zerronnen.

Aber auch Deinen Zauber wird die Zeit zerstören, meinte Frau von Guiche: leicht wird der Flügelschlag der Phantasie gelähmt, wenn die Hoffnung sie nicht begleitet.

Adelaide wiegte verneinend das Haupt und ein holdes Lächeln umzog dabei ihren reizenden Mund, als ob er sagen wollte: Sie erlahmet nicht.

Liebe ohne Gegenliebe, fuhr Frau von Guiche fort: ist das Lämpchen der Psyche, in welche die Hoffnung kein Oel mehr träufelt, es verzehrt sich selbst und verlischt. Nur

Liebe kann Liebe beleben, nur Gegenliebe die Gluth erhalten.

Du irrst, Eliſabeth! ſagte Frau von Monbuſſon mit Feuer. Die Gluth der Liebe will Nahrung, aber ihre heilige Flamme bedarf ihr nicht, die verzehrt ſich nicht, geht nicht unter im Genuß und Entſagen, in Freude und Schmerz; ihr bleibt die Hoffnung unzertrennlich zur Seite, denn was ſie ſchöpfen will, ſchöpft ſie aus eigenem Quell. Er weiß es nicht, daß ich ihn liebe, er ahnt es nicht und das eben macht mein Glück, mein einziges Glück.

Und wenn auch ihr Dorn mich blutig ſticht, die Roſe verlaſſe ich dennoch nicht! hallte es jetzt im Nebenzimmer.

Mein Gott! rief Frau von Monbuſſon, während ihre Freundin nach der Thür eilte. — Conſtant hat uns belauſcht, er kennt mein Geheimniß!

Das iſt ſchlimm! erwiederte dieſe, da ſie zurückkehrte, ohne Conſtant gefunden zu haben. Mich dünkt, auch er nährt hoffnungsloſe Liebe. Mich dünkt, fuhr Frau von Guiche fort, nachdem ſie lange auf Adelaidens Antwort gewartet hatte: auch er überläßt

sich seiner Phantasie, seinen unerreichbaren Hoffnungen, und sein Herz wird endlich brechen.

Armer Constant! seufzte Frau von Monbusson.

Warum beklagst Du ihn? fuhr Elisabeth fort: ist er nicht glücklicher als Du? — Du stehst täglich vor seinem Blicke, sein Auge darf sich in Deiner Gegenwart an Deinen holden Zügen weiden, und bist Du fern von ihm, malt die Phantasie Dein Bild mit den lieblichsten Farben, und er haucht seine Empfindungen in Wort und Ton aus. — Oder sollte er sich dabei unglücklich fühlen? — Sollte das unerreichbare Ziel, das, hätte er es erreicht, ihn entzaubern würde, schmerzliche Sehnsucht in ihm erwecken?

Du willst mir wehe thun, Elisabeth, unterbrach sie Frau von Monbusson: laß uns lieber davon schweigen.

Wehe wollte ich Dir nicht thun, aber Dich warnen, erwiederte Frau von Guiche. Adelaide, Du stehst, trotz Deiner Tugend, zwischen zwei feindlichen Dämonen, und ich fürchte, Du unterliegst dem einen. Binde die Flügel Deiner Phantasie, verschließe auch

Con-

Constant Dein Herz der Theilnahme, dem Mitleid.

Unmuthig erhob sich Frau von Monbusson von ihrem Platze und verließ das Zimmer.

7.

Von einem ihm jetzt unbekannten Gefühle ergriffen, hatte der Page das Haus verlassen, und irrte auf den Straßen, und vor den Thoren Worms umher. Adelaide von Monbusson war ihm bis jetzt das Ideal gewesen, dem er seine Lieder, seine Dienste, sein ganzes Leben geweiht hatte; daß sie ihm nicht mehr seyn könne, hatte er sich tausendmal gesagt, er hoffte, er erwartete nichts, als daß er sie sehen, ihr folgen, sie anbeten dürfe. Er glaubte ihr Herz der Liebe, sein Herz der Hoffnung verschlossen, doch mit dem Augenblicke, da er aus ihrem Munde selbst erfuhr, daß sie liebe, war sein ganzes Innere plötzlich verändert, und die Eifersucht trieb ihn umher. Aber dieser Zustand währte nicht lange. — Welche Ansprüche ha-

be ich an sie, was kann ich von ihrem Herzen fordern? rief er, als er sich unter eine schattige Ulme warf. Treu, uneigennützig ihr zu dienen, war ja Alles was ich begehrte, mein Wunsch ward erfüllt, nun ist es mir Pflicht, die thörichte Stimme meines zu unterdrücken, und nur wie zu einer Heiligen mein Auge zu ihr zu erheben. Ja! fuhr er nach kurzem Sinnen auf: ich will ihr zeigen, daß ich ihr mehr opfern kann als mein Leben! Dieß sagend sprang er auf, kehrte nach der Stadt zurück und ging unwillkührlich der Wohnung des Königs zu, als die Worte: So eilig, junger Herr? und eine derbe Faust die ihn anpackte, seine raschen Schritte plötzlich hemmten, denn der Klausner von Speierbach stand hinter ihm und hielt den Eilenden beim Mantel fest. Wohin wollt Ihr denn so raschen Schrittes? fragte er neugierig.

Grüß Euch Gott! erwiederte Constant, der wie aus einem schweren Traum erwacht, jetzt erst nach langem Anstarren den Klausner erkannte und sich von ihm los machen wollte; dieser aber hielt ihn fest. Nun wie steht es mit Eurem Ritter und seiner Dame? begann der

Klausner von Neuem, sagt ihm nur, er solle meiner Prophezeihung gedenken, denn kein Ebenbürtiger trat ihm gegenüber.

Ich verstehe Euch nicht! unterbrach ihn Constant.

Glaub' es wohl, junger Mann, den Einsiedler vom Speierbach versteht man oft nicht, und hält doch seine Worte in Ehren. Bringt nur, was ich Euch eben gesagt, zu den Ohren Eures Ritters.

Meines Ritters! fuhr der Page unwillig auf. Da sei Gott für, daß dieß mein Ritter und ich sein Knappe wäre. Ich diene nur der Dame!

Glaube wohl, daß der Dienst angenehmer seyn mag, meinte der Klausner, blieb plötzlich stehen und fragte dann: In welcher Herberge wohnt Ihr? Constant gab ihm Bescheid. So sehe ich Euch bald wieder, fuhr der Waldbruder fort, doch jetzt muß ich mich von Euch trennen. Ich muß zu des Königs Majestät, raunte er ihm wichtig aber dennoch leise zu.

Zu König Maximilian wollt Ihr? wiederholte Constant, und diese Nachricht schien ihm plötzlich einen Gedanken, einen Wunsch

erweckt zu haben. — O, könnte ich doch auch zu ihm!

Nichts leichteres als das, meinte der Klausner. Der König ist Jedem, auch dem Niedrigsten zugänglich und versagt keinem Gehör. — Kommt mit mir, wenn Ihr Geduld habt im Vorzimmer bis zum Abende zu warten, denn ich sehe dort mehrere Fürsten des Königs Wohnung zuziehen, da giebt es Geschäfte, und an Euch möchte dann die Reihe, vorgelassen zu werden, lange nicht kommen.

Der Page wurde nachdenkend. Gehabt Euch wohl, frommer Bruder! sagte er dann plötzlich, wandte sich und schritt rasch nach seiner Wohnung zurück.

Auch des guten Klausners Geduld wurde in den Vorzimmer des Königs auf eine harte Probe gestellt, denn sämmtliche in Worms anwesenden Fürsten hatten sich einer wichtigen Angelegenheit wegen, zu dem Könige begeben. Durch die Nachricht, Maximilian selbst wolle den Kampf mit dem französischen Ritter bestehen, war der ganze Reichstag in Bewegung gekommen; die Fürsten hatten sich noch am nämlichen Morgen versammelt, und

noch hatten ihre Bitten, ihr Flehen es nicht über ihn vermocht, den wilden Zug allein ziehen zu lassen. Kehrte er des Morgens heim, so versprach er ihr, die wilden Gesellen nicht zu begleiten, und so wie das Grab sich in der Stunde der Mitternacht öffnete, und sie aus allen Gegenden jauchzend heranzogen, riß es ihn wider Willen fort, und auch heute hatte er das Flehen der Trauernden nicht geachtet.

Der Morgen war nicht mehr fern, und noch war er nicht zu seiner Schlummerstätte zurückgekehrt; die Gräber standen noch offen und erwarteten mit Ungeduld die graue Dämmerung, deren erster Nebelschein sie wieder schloß. Auf leisen Harfentönen stieg ihre Klage, ihr Gebet zum Himmel auf, das von Erwachen zu Erwachen immer inniger, vertrauender wurde. „Ach!“ rief sie und senkte sich auf die Zinne des alten Thurmes nieder — „Soll ich denn nie wieder die Morgenröthe über jene Berge erglühen sehen, oder nicht endlich jene himmlische Sonne erblicken, die in ewiger Klarheit den Himmelsthron des Höchsten umstrahlt? — Wie schön war dein Licht, du rosenfarbene Verkünderin des Tages, wie erquickend dein Strahl, wie schön dein Erwachen, wenn du dein Haar in den Millionen Thautropfen badetest — Wie dünkt dem der Tag so schön, der zur ewigen Nacht verdammt ist — — Nur einmal noch, Barmherziger! laß mich die Morgenröthe erblicken, daß ich auf ihren Strahlen mein Gebet und meine Reue zu deinem Throne senden, sie dort niederlegen darf — Ach die dunkle Nacht sendet keine Boten zum Himmel, ihre Sterne bleiben fern, ihr Strahl dringt nicht erwärmend zum Menschen, sie zeigen ihm nur das

einmüthig beschlossen, zu dem Könige zu gehen, um ihn von diesem, ihrer Meinung nach mit seiner Würde nicht übereinstimmenden Schritte abzuhalten.

Maximilian, den Zweck dieser feierlichen Sendung leicht ahnend, empfing sie heute feierlich auf seinem Throne, jedoch mit gewohnter Huld, und fragte die Fürsten dann nach ihrem Begehren. Da trat der Churfürst von Mainz hervor, und begann im Namen der Versammelten den König anzureden:

Gnädiger Herr und König! Eure Weisheit hat für gut befunden, Euer hoher Muth hat Euch bestimmt, das Schild von Oestreich und Burgund neben dem Schilde des französischen Abenteurers aufzuhängen, der es gewagt hat, durch prahlende Ausforderung deutscher Nation Hohn zu sprechen. So sehr dieß auch unsere Herzen mit Bewunderung erfüllt, so bekümmert macht es uns doch, daß der Erste unter uns, der Fürst so vieler Fürsten, der erste König der Christenheit, sich einem Abenteurer gegenüber stellen und auf Leib und Leben mit ihm kämpfen will. Zu jeder Zeit, wie vielmehr in dieser bedrängten, ist das Leben unsres Königs uns werth

und theuer, da wir auf Eure Weisheit, Euren Muth rechnend, einer bessern Zukunft für unser deutsches Vaterland entgegen sehen. Wir, die hier versammelten Fürsten deutscher Nation, die Grafen und Herren und die Abgeordneten der Städte, bitten daher Eure Majestät dringendst, Ihr wolltet das kühne Vorhaben zu Nutz und Frommen des gemeinsamen Vaterlandes aufgeben, den frechen Franzosen aus Stadt und Land verweisen und, verzeihet, gnädiger Herr, die herrliche Krone, die auf Eurem Haupte strahlt, nicht so tief herabsetzen, indem Ihr mit einem Abenteurer in die Schranken tretet.

Bei diesen Worten erhob sich König Max mit Heftigkeit von seinem Sessel. Der Churfürst schwieg; der König jedoch, ohne etwas zu sagen, blickte mit einem Lächeln, das Manchem verächtlich dünken mochte, im Kreise der Versammelten umher, setzte sich dann wieder und winkte dem Churfürsten fortzufahren.

Noch einmal wiederhole ich meine Bitte, noch einmal beschwöre ich im Namen des hartbedrängten Volkes Eure Majestät, fuhr dieser fort, Ihr wollet von einem Vorhaben

abstehen, das in der Geschichte deutscher Nation und ihrer Kaiser beispiellos ist.

Der Churfürst schwieg und trat in die Reihen der Fürsten zurück, von denen mehrere sich dem Könige nahen und wahrscheinlich die Bitte des geistlichen Fürsten unterstützen wollten, doch Maximilian erhob sich und mit ernstem Antlitze begann er:

Ich danke Euch, edle Herren, für die Theilnahme, die Ihr mit so viel Eifer an meiner Person nehmt, ich erkenne und weiß sie zu schätzen, und doch kann ich Euch Euren Wunsch nicht gewähren. Das Schild Maximilians von Oestreich hängt neben dem Schilde des französischen Ritters, und wird dort hängen bleiben, bis Blut es löset. Ich habe den Kampf auf Tod und Leben angenommen und werde ihn als Rittersmann vollführen. — Glaubt Ihr, edle Fürsten Deutschlands, die Ehre der Nation soll Eurem Könige nicht so theuer seyn wie dem Kleinsten unter Euch, er solle nicht freudig Blut und Leben dafür opfern? Glaubt Ihr, das Blut eines Königs sei zu theuer für den Preis der Ehre? Deutschlands Ehre ist auch die meinige, nichts Edleres habe ich zu vertheidigen als sie, und

darum muß auch der Erſte unter Euch bereit ſeyn, für dieß Heiligthum zu kämpfen, da kein Zweiter, da kein deutſcher Mann ſich fand, den Fehdehandſchuh aufzuheben.— Daß ein ſolcher Kampf in der Geſchichte deutſcher Nation, in der Geſchichte ihrer Kaiſer beiſpiellos iſt, kann mich nicht davon abhalten; beiſpiellos iſt es auch, daß Euer König dieß Amt übernehmen mußte.— Nicht freiwillig, nicht aus keckem Uebermuthe oder Kampfluſt, fuhr er fort und ſeine Stirn umwölbte ſich, habe ich den Fehdehandſchuh aufgehoben, den mir mein Bruder von Frankreich, durch jenen rieſenhaften Mann hinwerfen ließ. Drei Tage habe ich gewartet, ob einer der Fürſten, Grafen oder Ritter den Kampf annehmen würde; Niemand erſchien, triumphirend wäre der Franzoſe heimwärts gezogen und hätte in ſeiner Heimath verkündet: Kein deutſcher Arm fühlte ſich kräftig, kein deutſches Herz muthig genug, ſich mir entgegen zu ſtellen! So mußte der König der Deutſchen ſelbſt die Ehre der Nation retten, da keiner ſeiner Fürſten und Vaſallen es that, ſo werde ich kämpfen mit Gott und meinem angeſtammten Muthe und als ein wackrer

deutſcher Ritter mich in den Schranken zeigen. Ich ſprach meinen Willen öffentlich aus, nichts wird ihn ändern! — Er ſtieg, als er geendet, die Stufen des Thrones herab, der finſtre Ernſt war von ſeiner Stirn geſchwunden und er trat freundlich unter die Fürſten, die noch immer mit Bitten in ihn drangen ſein Vorhaben aufzugeben; er blieb ſtandhaft und zeigte nun deutlich, daß es ihm unangenehm ſei, ferner mit dieſen Vorſtellungen beläſtigt zu werden.

Die Fürſten mußten unverrichteter Sache und mit betrübtem Herzen wieder heimkehren, denn ſo ſehr ſie auch dem erprobten Muthe, der Stärke und Geſchicklichkeit des Königs vertrauten, fürchteten ſie doch den rieſenhaften Mann, von dem das Gerücht Wunderdinge verbreitet hatte. Alle zagten, nur Maximilian zagte nicht; ſich ſeiner gerechten Sache, ſeines Muthes bewußt, erſchien ihm der zum Kampfe beſtimmte Tag als ein Freudentag, und er kehrte nach ſeinem Gemache zurück, zufrieden, daß er für immer die ihm unangenehme Einmiſchung der Fürſten beſeitigt habe.

Aber er ſollte noch nicht jeder Einmiſchung

enthoben zu seyn, denn kaum war er in sein Gemach zurückgekehrt, als ihm gemeldet wurde, der fromme Klausner von Speierbach, Ambrosius, sei draußen und bitte um Gehör, auch trat Herzog Albrecht von Sachsen in diesem Augenblicke ein.

Majestät! begann der Fürst. Als ich vorher im Kreise der versammelten Fürsten stand, schwieg ich, und überließ es ihnen, ihre Bitten vor dem Throne des Königs auszusprechen. Der Churfürst von Mainz sprach aus meiner Seele und ich hätte als Reichfürst nichts hinzufügen können; jetzt aber, da Maximilian von Oestreich mich so oft seinen Freund, seinen Waffengefährten genannt, glaube ich ihm noch ein ernstes Wort sagen zu dürfen. Setzt Euren hohen Ruf, das Ansehen, das Euch in der Christenheit gebührt, setzt die Ehre der deutschen Krone nicht so auf's Spiel, daß dieß alles von einem unglücklichen Lanzenstoße abhängt. Erlaubt mir Euer Wort zu lösen, und statt Eurer den Kampf zu bestehen. Muß es einmal seyn, so ist es besser, ein deutscher Fürst spielt das kecke Spiel, als ein deutscher König!

Der Herzog schwieg. Maximilian schien

einen Augenblick unschlüssig, wie er ihm antworten sollte, nicht, daß sein Entschluß nicht fest gestanden hätte, nur suchte er Worte, die dem edlen Fürsten nicht wehe thun sollten; seine Leidenschaftlichkeit übermannte ihn jedoch. Dazu hättet Ihr Euch früher erbieten sollen, Herzog Albrecht! erwiederte er mit Heftigkeit, vor drei Tagen war es Zeit, jetzt soll mich keine Macht der Erde hindern, mein Wort selbst zu lösen.

Herzog Albrecht, den König nur zu gut kennend, schwieg, von Maximilians Vorwurfe in seinem Innersten gekränkt, aber zürnte ihn dennoch nicht, der rasch die Thür öffnete und einem Diener befahl, den Klaukner hereinzuführen. Kennt Ihr den frommen Mann, Herzog Albrecht? fragte er diesen, wahrscheinlich dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Ich habe mancherlei von ihm gehört, gesehen habe ich ihn nie, erwiederte dieser.

So bleibt Herzog, bat Maximilian. Ich bin begierig zu erfahren was der fromme Mann will.

In diesem Augenblicke trat der Klaukner ein, sah den König mit Wohlgefallen an, als

ob er sich seiner freue, und neigte sich, ohne den, den heiligen Männern sonst so gewöhnlichen Stolz vor dem Könige.

Was bringt Euch her, frommer Bruder? fragte ihn Maximilian.

Großmächtigster König, Herr aller Deutschen! hob der Waldbruder an. Das Gerücht drang bis zu meinem Ohre, Ihr wolltet den Kampf mit den französischen Ritter Claude de Batre bestehen. Da befahl mir Gott mich zu Euch zu begeben.

Nun? fragte Maximilian, da der Klausner in seiner Rede stockte, verdrießlich, daß auch er dieß Kapitel berühre. Was befahl Euch der Herr?

Geh hin zu meinem frommen Knechte Max von Oestreich, sprach er, und weihe seine Waffen zum Siege! — Ich gehorchte und stehe in dieser Absicht vor meinem Könige. Meine Hand hat Blinde sehend gemacht, und mein Gebet ward oft vom allmächtigen Gott erhört, zu dessen Thrones Stufen es drang. Erlaubt daher —

Bruder Ambrosius, Ihr scheint es gut mit mir zu meinen, sagte der König mitleidig lächelnd. Ihr seid ein frommer Mann,

wie der Ruf von Euch spricht, steht nach Euren eigenen Worten in gar genauer Verbindung mit dem lieben Gott, und doch, verzeiht mir guter Bruder, doch vertraue ich meinem Muthe, meinem Arme, meinem Schwerte und dem höchsten Gott auch ohne Fürsprecher so viel, daß es keiner Weihe meiner Waffen bedarf, mir den Sieg zu erringen. Hat mein Muth, hat die Kraft meines Armes die Weihe nicht erhalten, so möchte wohl das fromme Wort, das Ihr über meine Waffen sprecht, wenig nützen, und die Hand die Ihr segnend auflegt, von geringerer Kraft seyn als die Faust, welche die Waffen führen muß.

Der Klausner war bei diesen Worten nicht im mindesten betroffen, er neigte sich tief. Wie Ihr befehlt, Herr und König! ich erfüllte blos das, was mir der Herr zu thun eingab; aber dennoch möchte ich gern für Euch und für Deutschlands Ehre wirken, wie es einem alten Soldatenherzen geziemt.

Waret Ihr früher ein Kriegmann? fragte Maximilian, dem jeder Krieger werth war.

Ja, Ew. Majestät! erwiederte der alte Waldbruder und vergaß in diesem Augenblicke

Demuth und Salbung. Ich habe manchen Strauß unter Kaiser Friedrich glorreichen Andenkens mitgemacht, war mit in Ungarn und vor Neuß, und selbst unter Herzog Albrecht, der so finster neben Euch steht, focht ich gegen die Friesen.

Und was bewog Euch, das Schwert mit der Kutte zu vertauschen?

Gnädigster Herr, das Kriegleben ist ein gar ungewisses Ding. Ruft die Trommel zu der Fahne, so wirft man Schaufel und Spaten von sich, greift nach dem Schwerte, putzt den Rost von der alten Pickelhaube, zieht sein bestes Wamms an, verläßt die Hütte, verkauft für ein Paar Gulden sein ärmliches Leben, und so zieht man freudig, im Geiste schon schwer mit Beute beladen seiner Fahne zu. Dort hofft man Schätze und Ruhm zu erwerben; Wunden werden statt Goldes zu Theil, und den Ruhm behalten die Großen für sich, dem Lanzknecht wird kaum sein Bischen Sold, der auch öfters gar ausbleibt. Dann muß er rauben und plündern, um das Leben zu fristen, das ewige Heil geht darüber verloren, und von dem Irdischen gewinnt man auch nur die Krumen, die von der

geſchloſſene Himmelszelt, die Sonne nur öffnet ihnen die Pforten — Ach die Sehnſucht nach einem Strahle des Lichts, den Millionen um mich unbeachtet genießen, iſt ſo groß in mir! — Ach nur einen Strahl, die Grabesnacht zu erhellen.

„Was willſt du noch einſamer Wanderer! Was hörſt du auf meinen Ruf, du bleiche Leuchte der Nacht, und trittſt hinter deinen Wolken hervor? Wähnſt du, nach deinem Strahle zöge mich die Sehnſucht? — Bleib heim, oder hülle dich in deinen Nebelſchleier, du breiteſt nur ein grauſig Leichentuch über das weite Grab der Erde; der Geiſterwelt nur gehörſt du an, denn alles zeigſt du in bleicher Schauergeſtalt. Einen Sonnenſtrahl will ich, daß es Tag werde um mich, Nacht und Dämmerung ſchwinde, und Gottes Antlitz mir wieder im Himmelsglanze leuchte.

„Ach ich höre ihn noch nicht kommen!“ klagte ſie nun, leiſe Töne ihrer Harfe entlockend „Ruft ihn, ruft ihn Ihr Töne, er lauſchte ja ſonſt zuweilen gern auf Euch und folgte Euerm lockenden Ruf! — Jetzt — wenn die Hörner gellen und die Rüden heulen, vernimmt er Euch nicht mehr.“

Und als ihr Schmerz verſtummte, der Nachtwind nur noch einzelne Töne der Harfe entlockte, ſah ſie aus dem Walde über das öde, ſchneebedeckte Feld etwas Dunkles den Trümmern nahn — „Er iſt's! ja er iſt's!“ rief ſie freudig „Er durfte allein zurückkehren! — Gelobt ſei Gott! —“ Sie ſchwebte ihm entgegen. „Willkommen! Willkommen, mein Otto,“ rief ſie „Der Herr ſei geprieſen, du kommſt allein!“

„Ich hatte keine Freude mehr an der Jagd. Die

Großen Tiſche fallen. Und wie lange dauert auch überdies die Herrlichkeit? Kaum hat man ſich an dieſe wilde Lebensart gewöhnt, ſo machen die Großen Frieden, man wird heimgeſchickt und hat nichts gewonnen, als die Luſt zum Nichtsthun. Zu Hauſe iſt einem alles zuwider, der alte Vater iſt älter, die Mutter verdrießlicher geworden, und hat man gar Weib und Kinder, ſo iſt es noch ärger. —

Aber wie kamt Ihr auf den Gedanken ein Klausner zu werden, und eine Lebensweiſe zu wählen, die der eines Kriegers ganz entgegengeſetzt iſt? unterbrach ihn der Herzog.

Glaubt nicht, Ihr Herren, daß das Leben Beider ſo verſchieden iſt, erwiederte der Waldbruder, der durch Maximilians Herablaſſung immer treuherziger und redſeliger geworden war. Beider Leben hat viel Gleiches: Beide leben auf Unkoſten Anderer, Beide ſcheuen die Arbeit, Beide benutzen liſtig den Unverſtand Anderer zu ihrem Vortheile. Doch verzeihe mir Eure Majeſtät, daß ich ſo offen rede, unterbrach er ſich ſelbſt, da er wohl fühlen mochte, zu

viel gesprochen zu haben, und erlaubt mir eine Bitte zu thun.

Geht morgen zu meinem Seckelmeister, auch ich will zu denen gehören, auf deren Unkosten Ihr lebt, sagte der König lächelnd.

Ich danke, Ew. Majestät, erwiederte der Waldbruder, daß Ihr meiner Armuth eine milde Beisteuer geben wollt; wenn nur nicht in der Hand des Seckelmeisters zu viel kleben bleibt. Doch dieß war meine Bitte nicht. Ein junger Fant, der Page einer französischen Dame —

Der Frau von Monbusson! unterbrach ihn der König rasch.

Den Namen der Dame kenne ich nicht, fuhr der Klausner fort, nur so viel weiß ich, daß sie mit dem französischen Klopffechter, den Gott verderben möge, hieher kam. Dieser Page, ein wackrer, feiner, junger Herr, wünscht bei Ew. Majestät Gehör zu erlangen.

Er mag kommen, heute Abend um die sechste Stunde, sagte Maximilian nach einigem Bedenken. Bin neugierig, was er von mir will. — Und nun gehabt Euch wohl, Bruder Ambrosius, und seit gegen den Churfürsten von Mainz weniger offenherzig als

gegen

gegen mich, es könne Euch sonst Klause und Heiligkeit kosten. Mit diesen Worten entließ er ihn.

Ein arger Schalk, meinte Herzog Albrecht, der unter dem Mantel der Treuherzigkeit vielleicht arge Tücke verbirgt. Was soll der Page der französischen Dame bei Euch?

Das mag Gott wissen, erwiederte der König, aber gewiß nichts Böses, dafür bürgt mir sein ehrlich Gesicht. Ich sahe ihn schon einmal —

Und auch die Dame? — fragte der Herzog schnell.

Sie sah ich öfters in Brüssel!

Nun dann ist mir das Räthsel gelöst, sagte Herzog Albrecht lächelnd.

Ich glaube kaum, Ihr irrt Euch in ihr, erwiederte Maximilian ernst. Ich sah sie oft an meinem Hofe zu Brüssel, wo sie für die schönste, aber auch die edelste der Frauen galt. Was der Page will, bleibt mir dennoch unerklärlich.

Herzog Albrecht, dem das Wohl des Königs zu sehr am Herzen lag, versuchte nun noch einmal den Zweikampf zu berühren, Maximilian aber bat ihn inständig hierüber zu

schweigen, und so konnte der Herzog seinen königlichen Freund nur mit kummervollem Herzen verlassen.

8.

Während Bruder Ambrosius in Vorzimmer mit der Geduld eines Heiligen geharrt und den Pagen nicht vergessen hatte, war dieser, wie von einem Dämon getrieben, seiner Wohnung zugeeilt. Das Geheimniß seiner Herrin belastete ihn schwer, eben so drückend war ihm das Gefühl, er habe gelauscht, und der rege Wunsch, den König zu sprechen, beunruhigte ihn um so mehr, da er sich nicht einmal Rechenschaft geben konnte, was er dort wolle. Dem Könige das Geheimniß der Frau von Monbusson zu vertrauen, das um keinen Preis, und doch wünschte er, Maximilian möge als Ritter seiner Herrin in die Schranken treten, denn er meinte, der Gedanke, er kämpfe für sie, müsse ihn unüberwindlich machen. Daß der König den zudringlichen Fremden hart zurückweisen könne, fiel ihm

nicht ein, Constant lebte zu sehr in der Zauberwelt seiner Phantasie, um die wirkliche zu kennen, und die ideale Höhe, auf welche er Frau von Monbusson stellte, ließ ihn glauben, Jedermann müsse sie gleich ihm anbeten. Diese Gedanken, diese Gefühle durchkreuzten sich während des ganzen Tages in ihm, je näher er der Wohnung kam, desto ängstlicher klopfte sein Herz; wie sollte er vor der Herrin erscheinen?

Ich bin ja nicht strafbar, sprach er sich Muth ein, als er die Treppe hinaufschritt. Kann ich mein Ohr schließen, wenn ich ihre süße Stimme vernehme? Muß ich nicht auf jedes Wort von ihr, auf jeden Athemzug lauschen? Durch diesen Gedanken ermuthigt, ging er nach dem Zimmer, wo er die laute Stimme von Messire Claude vernahm. Dieß gab ihm noch mehr Muth einzutreten, stand er doch jetzt seiner Herrin nicht allein gegenüber, und so lästig ihm sonst des Ritters Gegenwart gewesen war, so lieb war sie ihm jetzt.

Als er eintrat und sich vor der Dame neigte, überflog sie eine leichte Röthe, doch schien sie nicht weiter auf ihn zu achten. Fahret

fort, Messire, sagte sie zu dem Ritter, und laßt Euch durch die Gegenwart des Pagen nicht stören.

Mithin, holde Dame, knüpfte Herr Claude seine Rede wieder an, erwartet Euch der schönste Triumph! Der Sieg über Deutschlands König ist die herrlichste, glänzendste Mitgabe, die Euch geboten werden kann, und ich freue mich gewiß zu seyn, den mächtigsten Potentaten der Christenheit als Ueberwundnen Euren schönen Händen übergeben zu können.

Seid Ihr Eurer Sache so gewiß, Herr Ritter? unterbrach ihn Frau von Monbusson, und vermochte nicht ihren Unwillen zu verbergen. Der König der Deutschen ist ein tapfrer, in Waffen erfahrener Mann, er ist Ritter und König zugleich. — Ich meine doch —

Fürchtet nichts, Dame, unterbrach sie Herr Claude, empfindlich über ihr weniges Zutrauen. Noch keiner fürchtete für Claude de Batre, wenn er auf seinem Streitrosse saß, noch keiner blieb ihm gegenüber sattelfest, und überdieß, wer für Euch kämpft, Dame! wem Ihr als der herrlichste Preis der Erde zu

Theil werden ſollt, der muß ſich unüberwindlich fühlen.

Herr Ritter, unterbrach jetzt Conſtant das Geſpräch, den die ſtolze Zuverſicht de Batres verdroß. Ich begegnete heute früh den Klausner von Speierbach, er läßt Euch grüßen und trug mir auf, Euch zu ſagen, Ihr möchtet doch an ſeine Prophezeihung denken, kein Ebenbürtiger träte Euch gegenüber in die Schranken.

Wie vom Donner gerührt ſtand bei dieſen Worten der Ritter vor Conſtant. Bei Gott! ſagte er endlich, daran hatte ich nicht gedacht. Doch! fuhr er plötzlich auf, und ſchritt mit ſtolzer Haltung im Zimmer auf und ab. Was achte ich auf die Worte eines armen Klausners, der für einige Sous Jedem vorausſagt, was er nur wünſcht; Thorheit wäre es, auf ſolch Geſchwätz zu hören.

Nennt dieß nicht Thorheit, erwiederte der liſtige Provenzale. Er durchzieht die Stadt und verkündet Jedermann, Gott habe ihm im Traume Euch als Ueberwundenen gezeigt, und ſeinen Worten glaubt Jeder. Als ich ihm begegnete, war er eben auf dem Wege zum Könige, wahrſcheinlich —

Behaltet Eure Berichte für Euch, Herr Conſtant, was kümmert mich das Thun und Treiben des Waldbruders! unterbrach ihn de Batre zornig. Wer wie ich von hundert Turnieren ſiegreich heimzog, wen kein Gegner, ſelbſt nicht in der Schlacht bügellos machte, was hat der zu befürchten, und träten alle Potentaten der Erde gegen ihn in die Schranken, prophezeihten ihm alle Klausner des deutſchen Reiches auch bittre Schmach!

Aber warum mußten wir denn über unwegſame Felſen hinab nach der Klauſe des frommen Mannes klimmen? fragte Conſtant nicht ohne Tücke. Warum ließet Ihr, Herr Ritter, Euch die Zukunft von dem armen Klausner enthüllen?

Schweig, Conſtant! befahl die Dame, den Ausbruch des Zornes zu hemmen, den ſie eben auf de Batres Geſicht hervorbrechen ſah. Wohl Euch, wandte ſie ſich dann zu dieſem, daß das Vertrauen zu Euch ſtärker iſt als Wahnglaube.

Ja, Dame! fiel ihr der Ritter ſchnell in die Rede. Sorgt nicht für die Zukunft. Der König, mein Herr, der einzige Mann der Chriſtenheit, vor dem ich meine Lanze ſenke,

hat mir einen zu schönen Preis des Sieges gestellt, Ihr selbst habt Euch schon im Voraus für überwunden erklärt, wenn ich als Sieger vor Euch trete, wie wäre es möglich, daß mein Muth, meine Kraft, daß das Glück, dessen ich eigentlich nicht bedarf, mich verlassen könnte, da Euer Bild, Euer] Segenruf mich begleitet! Deshalb bitte ich Euch, habt ein festes Vertrauen zu mir, hier beugte er sein Knie, und verehrt Eurem Ritter irgend ein Zeichen Eurer Huld, das er beim Kampfe trage, damit er, dadurch Eurer eingedenk, unüberwindlich werde.

Bedürft Ihr solcher Erinnerung? nahm der Page vorlaut das Wort, als Frau von Monbusson durch diese Bitte verlegen schwieg, und nachdenken mochte wie sie ihre Erfüllung umgehen könne. Ich dächte wer —

Herr Ritter! unterbrach die Dame schnell ihren vorlauten Pagen. Ich bitte Euch, nicht diese anbetende Stellung. Erhebt Euch; ich sehe den Mann lieber stolz vor mir stehen, als demüthig zu meinen Füßen. De Batre erhob sich. Ihr verlangt etwas von mir, das ich Euch abschlagen muß, so sehr es mich auch schmerzt.

Ihr ſchlagt mir dieſe Kleinigkeit ab! fuhr der Ritter mit ungewohnter Heftigkeit auf.

Iſt es Euch Kleinigkeit, erwiederte Frau von Monbuſſon empfindlich ſcheinend, ſo wird Euch mein Verweigern nicht wehe thun. Aber nicht Mangel an Achtung für Euch iſt es, was mich dazu zwingt, ein Gelübde verbietet es mir.

Ein Gelübde? fragte de Batre erſtaunt, während Conſtant ſeine Freude kaum zu mäßigen wußte, und neugierig war, wie ſich ſeine Herrin aus dieſer Verlegenheit ziehen werde.

Ja, ein Gelübde, fuhr Frau von Monbuſſon fort. Wem ich noch irgend ein Zeichen des Wohlwollens gab, das er zu Schimpf oder Ernſt tragen mochte, der war unglücklich, und als mein Gemahl, als Verlobter, mich auf dem Turnier zu Orleans um eine Gabe bat, und ich ſie ihm nicht verweigerte, wurde er beim erſten Stechen niedergerannt. Seitdem gelobte ich, Niemanden, wer es auch ſei, ein Zeichen meiner Theilnahme bei ſolcher Gelegenheit zu geben, und ſomit müßt Ihr mir verzeihen, Herr Ritter, wenn Ihr Euch mit meinem Bilde, das, wie Ihr mir

Hunde zerriſſen den borſtigen Eber, ich mochte es nicht ſehen. Meine Gedanken waren nicht bei der Jagd, ſie waren bei dir; das mochten die Geſellen merken, da raſſelte der Tod ſo lange mit ſeinem Gebein, die Sünde lächte ſo frech auf, daß mir die Gedanken vergingen; das ärgerte mich und ich verließ die Geſellen."

„Habe Dank, Gütiger, habe Dank!" rief Mathilde freudig aus „Auch dieſer Strahl der Hoffnung, Barmherziger, iſt mir ein Strahl deiner Morgenröthe!"

„Noch weht die rauhe Nachtluft" ſagte der Jägersmann „noch dürfen wir hier verweilen. Der Morgen iſt noch fern."

„Wareſt du in meiner Heimath?" fragte Mathilde.

„Da es mich von dir trieb und ich über Wald und Flur jagen mußte, zog ich nach dem Nekar; dort weil' ich jetzt gern. Ein Jagdkumpan hauſet jetzt in deiner Vaterſtadt, würdig hinter mir, der Erſte, durch den Forſt zu ziehn; bei Tage jagt er, von ſeinen grauen Rüden und einem Zwölfender gefolgt, in dem nahen Forſte, bei Nacht geht er auf die Pirſch in die Häuſer der Bürger; Magdalene iſt das Wild, das er umſtellt. —"

„Die Arme!" ſeufzte Mathilde „Wir müſſen ſie ſchützen."

„Sie irrte in der Nacht auf der Flucht vor ihm, von Froſt und Wetter erſtarrt, im Wald umher. Als ich ſie von weitem erblickte, führte ich den Zug abwärts, verließ ihn und leitete ſie durch den Forſt —"

„Das thateſt du, Otto?" — rief Mathilde freudig.

„Sie iſt deines Stammes, darum will ich ihr wohl! Bis an die ſieben Linden bei Steten brachte ich ſie, aber

ſelbſt geſagt, Euch ſtets begleitet, genügen müßt. —

Herr de Batre ſchwieg eine Weile, dann faßte er ſich und ſagte galant. Zwar glaubte ich die ſchöne ſchwarz und goldene Feldbinde, an der Ihr in Paris ſo emſig ſticktet, und die eben jetzt über jenem Seſſel hängt, würde mir zu Theil werden, da leider ſchwarz Eure Farbe iſt, aber ich will mich beſcheiden, will ohne Pfand Eurer Huld in die Schranken treten, und werde ohne dieſen Talisman dennoch ſiegen.

Auf welche Bedingungen hat König Maximilian den Kampf angenommen? fragte Adelaide das Geſpräch abzulenken.

Auf Leben und Tod! erwiederte Herr de Batre.

Mein Gott! rief ſie aus, und eine hohe Röthe überflog bei dieſen Worten ihr holdes Antlitz.

Fürchtet nicht für mich, ſagte der Ritter ſie beruhigen wollend. Dieſer Kampf war unter allen Bedingungen ein Kampf auf Leben und Tod, denn Ihr ſeid der Preis; Euch verlieren wäre mehr als das Leben. Fürchtet nicht, holde Dame, dieſer Arm iſt

ſtark und in dieſem Herzen lebt Euer Bild; weshalb dürft Ihr noch zagen? — Lebt wohl, Dame meines Herzens, vertraut meinem Muthe und meiner Kunſt die Waffen zu führen, und nun ſtärke Gott Euer Vertrauen, und bleibt meiner Liebe eingedenk! — Adelaide reichte ihm die Hand zum Kuſſe und er empfahl ſich zu ihrer und Conſtants Freude.

Als er ſich entfernt hatte, blieben Beide eine Zeitlang ſtumm. Der Page ſtand ſchuldbewußt und fern von ſeiner Gebieterin, dieſe hatte ſich in das Fenſter geſetzt, war in tiefe Gedanken verſunken, die wohl nicht auf den Pagen gerichtet ſeyn mochten, und ſchien auf nichts um ſich her zu achten. So hatte ſie eine Weile geſeſſen, als Conſtant, ſo ſehr er auch ihre Vorwürfe fürchten mußte, doch endlich ungeduldig wurde, und die Ungewißheit, ob ſie ihm zürne, nicht länger ertragen konnte. Er nahm die an der Wand hängende Laute ſeiner Herrin und griff einige Akkorde. Frau von Monbuſſon erwachte aus ihren Träumen, fuhr auf und ſah den Pagen in bittender Stellung vor ſich ſtehen. Einige Augenblicke war ſie ungewiß was ſie ſagen ſollte, bald aber faßte ſie ſich. Conſtant,

sprach sie, mehr Ernst als gewöhnlich in ihren Ton legend. Hast Du diesen Morgen gelauscht?

Nein, Herrin! erwiederte er ruhig. Und doch! — Höre ich den Ton Eurer Stimme, so bin ich festgebannt.

Laß das, unterbrach ihn Frau von Monbusson, und antworte mir lieber mit Offenheit. Hast Du gehört, was ich Frau von Guiche vertraute?

Ich habe es gehört, Herrin! sagte er, das Haupt beugend, und die Hand auf sein klopfendes Herz legend. Aber was ich vernommen habe ruht, wenn es mich auch schmerzt, in meiner Brust verschlossen, keine Macht der Erde soll es mir entlocken.

„Was Du vernahmst, verwahre es treu, sagte nach einigem Zögern Adelaide erröthend; erwähne gegen Niemand, nicht gegen mich das kleinste Wort..

Nicht gegen Euch? sagte er wehmuthvoll. Das wäre hart, ein schmerzvolles Geheimniß zu bewahren, und nicht einmal des Vertrauens werth zu seyn.

Constant! zürnte Frau von Monbusson.

Ja Herrin, hart wäre es! sagte er mit

Heftigkeit. — Doch es ist ja nicht das Erstemal, daß ich am Ziele meiner Hoffnungen stehe, sprach er nach kurzem Schweigen, während Adelaidens Auge theilnehmend auf ihm ruhte. Es ist mir in diesem Augenblicke, als stände ich wieder vor dem Lustschlosse des Herzogs von Orleans. Aus meinem einsamen Häuschen am brausenden Meere führte mich mein Pflegevater, auf nie betretenen Straßen, in eine neue, für mich gar sonderbare Welt, die nicht im mindesten der Welt glich, die ich mir in meiner Einsamkeit aus den Minneliedern unsrer Troubadours gebildet hatte. Staunend, aber nicht erfreut, folgte ich meinem Führer bis in Gegenden, wo kein Oelbaum grünte, keine Feige mich erquickte, kein Mandelbaum mit seinen rosigen Blüthen mein Auge erfreute. So gelangten wir bis an einen Hügel, auf welchem ein prachtvolles Schloß stand. Dort sind wir am Ziele, sagte, nach dem Schlosse zeigend, mein Pflegevater mit tiefbewegter Stimme. Constant, dort oben auf dem Schlosse findest Du ein Gut, was Du lange vermißt, wonach Du Dich so lange gesehnt hast, Du findest dort Deinen Vater. Bei diesen Worten trieb ich mein

Maulthier an und jagte, unbekümmert den alten Pflegevater zurückzulassen, mit verhängtem Zügel die Höhe hinauf. Aber schneller als mein träges Thier war der Flug meiner Phantasie. Du darfst an der Vaterbrust ruhen, du darfst einen Mann Vater nennen, bist nicht mehr eine verstoßene Waise ohne Mutterbrust, ohne Vaterherz, an denen Du Dich ausweinen kannst, dieß waren meine Gedanken, meine Hoffnungen. Mit ihnen betrat ich das Schloß, betrat ein Zimmer mit köstlichen Gemälden behangen, in das man mich führte, und mich lange harren und fast vor Sehnsucht vergehen ließ. Endlich öffnete sich die Thür! — o! Ihr wißt das Weitere, Herrin. — Ich fand einen Vater, aber kein Vaterherz, ein Geheimniß mußte ich in meiner Brust verschließen, das damals alles Glück, alle Hoffnung meines Lebens vereinte. — So ergeht es mir auch jetzt. Ich muß ein Geheimniß bewahren, daß alle thörichten Hoffnungen meines Lebens endet, das ich mit mir schleppen muß wie eine ewige Last, die ich nie abschütteln darf.

Armer Constant! sagte Frau von Monbusson sich vergessend.

Ich dünkte mich reich, wenigstens in meinen Phantasien, fuhr er fort. Jetzt bin ich so arm, daß mir schon die Gabe gnügen muß, welche das Mitleid reicht, und dennoch danke ich Euch dafür, Herrin, es ist doch etwas das mir blieb, wenn auch nur wenig. — Aber ich bin ein thörichter Knabe, jammere um den Verlust eines unerreichbaren Gutes und habe doch hundertmal gesungen:

Und wenn mich ihr Dorn auch blutig sticht,
Die Rose verlasse ich dennoch nicht!

Darum Muth! — Herrin! sagte er dann vor ihr niederknieend. Nehmt Euer hartes Wort zurück; gern will ich Euer Geheimniß in meiner schmerzvollen Brust verschließen, aber schenkt mir nur Euer Vertrauen, ich mißbrauche es wahrlich nicht. Ich muß wirken und schaffen für Euch, dieß ist ja der Zweck meines ganzen Lebens. Gebt mir hierzu Gelegenheit.

Frau von Monbusson befahl ihm aufzustehen, er gehorchte. Verlaß mich, nach einer Stunde kehre zurück, sagte sie ernst.

Herrin! sagte Constant fast außer sich. Ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?

Gehorche! befahl ſie.

Der Page warf einen durchdringenden trotzigen Blick auf ſeine Gebieterin. Ihr übt Eure Zaubermacht auf ſchonungloſe Weiſe, ſprach er, und er würde vielleicht in ſeiner aufgeregten Stimmung ſein ganzes Herz ihr ausgeſchüttet haben, hätte es nicht leiſe an die Thür geklopft, und wäre nicht Bruder Ambroſius hereingetreten.

Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Der Herr ſegne die Bewohner dieſes Hauſes! ſprach er mit Salbung.

Ich danke Euch, ehrwürdger Bruder, erwiederte die Dame, welcher dieſe Störung ſehr gelegen zu kommen ſchien.

Ich freue mich Euch hier zu ſehen, fuhr der Klausner fort, obgleich mein Beſuch ſo eigentlich nicht Euch, ſondern Eurem Pagen galt. Ziehet Euer beſtes Wamms an, junger Herr, wandte er ſich zu dieſem, ſchmückt Euch mit einer wohlgefalteten Krauſe, hängt Euer ſchönſtes Wehrgehenk um, denn in der ſechſten Stunde wird Euch das Glück vor König Maximilian zu ſtehen, der Eure Bitte gewährt und Euch um dieſe Zeit Gehör geben will.

Bruder Ambrosius! rief Constant außer sich vor Freude, und preßte, ganz die Gegenwart seiner Gebieterin vergessend, den Waldbruder stürmisch an sich. Dank, tausend Dank! Eure Botschaft giebt mir neue Thatkraft, neues Leben! Ja, ich will handeln, und sollte ich darüber all mein Glück verscherzen.

Constant! drohte Frau von Monbusson.

Dießmal muß ich ungehorsam seyn; vergebt! erwiederte er auf diese Drohung.

Constant! bat Adelaide.

Ich schließe mein Ohr den Zaubertönen! rief er mit Hast. Ihr befahlt mir Euch zu verlassen, ich gehorche! Dieß sagend eilte er fort.

Ein sonderbarer, aber recht liebenswürdiger junger Mann, sagte der Waldbruder zu Frau von Monbusson, die dem Pagen, wahrscheinlich ihn zurückhalten, bis zur Thür des Zimmers rasch gefolgt war, plötzlich aber stehen blieb und gedankenvoll nach ihrem Sitze zurückging. Etwas heftig, leidenschaftlich, und trügt mich meine Menschenkenntniß nicht, sehr zärtlichen Gemüthes, fuhr der Klausner fort. Es scheint, Ihr habt einen treuen

Die-

Diener an ihm, sein Auge blickt nur auf Euch, Eure Befehle zu erwarten. — Doch, Dame, es scheint Ihr hört nicht auf mich, Eure Gedanken folgen vielleicht dem Diener nach dem königlichen Hoflager. Bin ich Euch lästig, so gehe ich, und nur mein Segen bleibt zurück. Er neigte sich. Der Herr beschütze Euch! sprach er.

Das möge er, ich bedarf seines Schutzes, unterbrach ihn Frau von Monbusson, die diese Worte gehört haben mußte und jetzt nach ihm aufblickte.

O, wer wie Ihr den tapfersten Ritter der Erde zu seinem Schutze hat, der bedarf wohl eigentlich keines andern Schutzes, sagte der Waldbruder spottend.

Guter Bruder, unterbrach ihn die Dame, ihr irrt.

Wohl möglich, nahm Ambrosius das Wort. Maximilian von Oestreich ist ein streitbarer, tapferer Herr, legt seine Lanze ein trotz dem Besten, tummelt sein Roß wie Keiner, und ist im Schwertkampfe Meister; so könnte es wohl leicht seyn, daß Herr de Batre, trotz seiner prahlenden Ausforderung in den Sand

gestreckt würde, es könnte nicht allein seyn, es wird gewiß geschehen.

Meint Ihr? fuhr Frau von Monbusson rasch auf, kaum ihre Freude verbergend. Habt Ihr solch Vertrauen zu der Tapferkeit Eures Königs?

Ja wahrlich, gnädige Frau, das habe ich und mit mir ganz Deutschland! rief der Klausner, Kutte und Stand vergessend, feurig aus. Ihr solltet ihn kennen, ihn so von Angesicht sehen, wie ich ihn noch vor einer Stunde sah. Ein Fürst braucht sonst nur halbweges ein Mensch zu seyn, so staunt ihn die Menge an, als sei er etwas Außerordentliches, König Max aber, und stäk' er in dem leinenen Kittel eines Lanzknechtes, hätte er statt seiner Krone nur den Eisenhut auf dem Kopfe, blieb immer noch ein König, so majestätisch ist seine Gestalt, so mild und königlich ist sein feuriger Blick. Sähet Ihr ihn nur in Kampf und Schlacht, wie furchtbar, und doch wie menschlich. Seit Kaiser Rudolf, dem Ahnherrn des Geschlechtes der Habsburger, gab es kein so ritterliches Oberhaupt der Deutschen, und nach ihm wird auch wohl keines wieder auf dem deutschen Throne sitzen. — Doch ver-

die Sünde witterte mich aus und kam mir mit dem wilden Jagdzuge nach und wußte mich an dem Orte des Fluches zu treffen, wo sie Gewalt hat über mich; ich mußte ihr folgen, und mußte die Arme allein ihrem Verderben überlassen. Ach es ist grausig, den Willen zur guten That so rasch wieder verschwinden zu sehen! Ich habe heute keinen Gefallen an der Jagd gehabt, so glücklich sie auch war," fuhr er fort. „Der Tod ritt sein schnellstes Roß, und selbst die fahle Mähre der Sünde jagte heute wie toll zwischen den Schneewolken durch, und unsere Rosse jagten wieherud hinter ihr her; die Waidgenossen jauchzten und lärmten, auch trieb der Sturm manch lustiges Wild uns entgegen; aber ich hatte keine Freude daran, ich dachte nur an sie und an dich."

„Und nicht auch an ihn, der über den Sternen thront? Wagtest du nicht, dein Auge zum Himmel zu heben?" fragte sie bewegt.

„Mein Auge reicht noch nicht bis da hinauf, Mathilde! Sehe ich den Tod vor mir auf seinem magern Klepper, so habe ich mein Auge nur nach ihm gerichtet, ich sporne dann mein Roß und suche ihn zu ereilen. Aber wenn ich ihn erfaßt zu haben glaube, schwingt er die Sense, zeigt mir das Stundenglas, das immer läuft und läuft und nimmer verrinnen will, drückt dem Klepper die spitzen Hacken in die Weichen und sprengt klappernd davon. Die Sünde konnte ich ereilen, den Tod noch nie! —"

„Laß Sünde und Tod, laß das wilde Heer und deine Gesellen — Fasse Muth, wende dein Auge empor zum Himmel, dort wohnt das Erbarmen!"

„Ich blicke hinauf und sehe nur Nacht — die Sterne,

zeiht, daß ich Euch mit Dingen beläſtige, die Euch nur unangenehm ſeyn müſſen.

Mein guter Bruder! fahrt nur fort, bat Frau von Monbuſſon, der ſeine Rede gar nicht unangenehm zu ſeyn ſchien.

Ei, wie könnte ich ſo ungalant gegen eine Dame ſeyn, da mein König der Gegner Eures Ritters iſt! — Traut dem alten Kriegsmann ſo viel Klugheit zu, Jedermann lieber etwas Angenehmes als Unangenehmes zu ſagen, lieber vom Himmel als von der Hölle zu reden. Ueberdieß wüßte ich kein Wort hinzuzuſetzen; ein ritterlicher Fürſt iſt mir das höchſte der Welt, ein menſchlicher Herr das Edelſte der Erde.

Bei dieſen Worten griff Frau von Monbuſſon in ihre kleine geſtickte Taſche, holte ein Beutelchen heraus und reichte dem Klausner eine Gabe. Ich bin nicht reich, ſprach ſie, deshalb nehmt dieſe Kleinigkeit, ich gebe ſie mit gutem Herzen.

Der Klausner, dem jede Gabe willkommen war, nahm ſie dankbar an, und wollte der Frau von Monbuſſon zeigen, daß ſie doppelten Werth für ihn habe. Dame! ſagte er geheimnißvoll, und ſein Auge blickte liſtig auf ſie,

es suchte zu erforschen, ob seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten. Zum Dank für Eure Milde will ich Euch etwas offenbaren, was Euch nützlich seyn kann. Euer Ritter spielt, sei er Ueberwundener oder Sieger, ein gefährliches Spiel. Im ersten Falle dürfte ihn wohl Maximilians Lanzenstoß so derb getroffen haben, daß er das Aufstehen vergäße; im andern Falle würde wohl Herr de Batre, trotz freien Geleites, trotz seiner Bedeckung, und gewiß gegen des Königs Willen, nicht mit heiler Haut aus Worms ziehen; das Volk, das seinen König liebt, fast verehrt, schlüge ihn todt! — Nun Ade, holde Frau, Gottes Segen für Eure Gabe, und nehmt diesen von mir geweihten Rosenkranz zum Dank von mir an, er hilft für mancherlei. Er neigte und entfernte sich.

Der gute Bruder hatte bei Frau von Monbusson sein Ziel verfehlt. Er hoffte, sie solle dem Ritter seine Warnung mittheilen und dieß seinen Muth schwächen, somit glaubte er für König Max, den er als ein alter Kriegsmann, über Alles werth hielt, am besten gewirkt zu haben; dis war auch die Ursache, weshalb er den Ritter durch den Pagen an seine Prophe-

zeihung hatte erinnern lassen. Hätte der König seine Dienstfertigkeit erfahren, er würde sie ihm schlecht gelohnt haben.

9.

Während der Klausner, ohne es zu wollen, der Frau von Monbusson durch die Beschreibung König Maximilians eine hohe Freude bereitet, und sie in eine höchst aufgeregte Stimmung versetzt hatte, war der geschäftige Page mit einem' kecken Raube auf dem Wege zum Könige. Aber noch hate die sechste Stunde nicht geschlagen und er mußte noch auf den Straßen umher irren, sinnend, was er eigentlich dem Könige sagen wollte; sein Ziel stand klar vor ihm, wie er es aber erreichen sollte, war ihm noch dunkel. Er mochte sich noch so oft sagen, ein König sei nichts mehr als ein anderer Mensch, und einem Sänger gegenüber oft nur ein sehr gewöhnlicher Mensch, so überfiel ihn doch eine Art Scheu, wenn ihn seine Phantasie in Maximilians Gemach führte, und er sich dem Kö-

nige gegenüber dachte, der ihn vielleicht seiner Krankheit wegen unfreundlich zurückweisen könnte. Mancherlei Vorsätze wurden in ihm rege, mancherlei schöne Worte, mit denen er sich im Stillen vorgesagt, und als die Glocke vom Domthurme die sechste Stunde verkündete und ihn seine Schritte zu beeilen mahnte, war er noch so unentschlossen und ungewiß als vorher, und mit hochklopfendem Herzen trat er in das Vorzimmer.

Man hatte ihn ungehindert eingelassen. Von einer Menge Diener, die sich heimlich in das Ohr flüsterten, begafft, stand er in einem Erkerfenster, dachte nur an den nahen, entscheidenden Augenblick und bemerkte kaum die Höflinge, die an einem langen Tische saßen, und mit dem Bretspiel die Langeweile zu verscheuchen suchten. Heda, junger Mann! rief ihm der eine zu, der eben sein Spiel verloren hatte, und winkte ihm näher zu treten, Ihr seid im Dienste der Frau von Monbusson?

Ja, Herr!

Sie ist die Dame des Abenteurers, der an die deutsche Ritterschaft eine so kecke Aufforderung ergehen ließ!

Das weiß ich nicht! erwiederte Conſtant kurz.

Was wollt Ihr bei dem Könige? fragte jener weiter, und eben nicht im freundlichſten Tone.

Lieber Herr! erwiederte der Page, den dieſe Fragen verdroſſen. Ihr ſeid nicht mein Beichtiger, deshalb erlaubt. —

Was verbirgſt Du ſo ſorgfältig unter Deinem Mantel? fiel ihm aufſpringend der Höfling plötzlich in die Rede.

Einen Taliſman, erwiederte Conſtant lächelnd, der Euren Herrn unüberwindlich machen ſoll.

Burſche! fuhr ein alter Kriegmann auf, der bisher ſtill hinter dem Tiſche geſeſſen hatte. Scher Dich mit Deinem Taliſman zum Henker, ſolche Gaukelpoſſen bedarf König Maximilian nicht, um einen franzöſiſchen Prahlhans bügellos zu machen. Spare dieſe Thorheiten für Deinen Ritter auf, der mag ihrer eher bedürfen.

Herr, erwiederte der Page und ging auf den Alten zu. — Ihr habt mich zwar auf eine nicht freundliche Weiſe angeredet, und doch hat es mich gefreut, denn Ihr habt Liebe

und Vertrauen zu Eurem Herrn, und das ist ein gar gutes Ding. Es war übrigens nur ein Scherz, was ich vorhin sagte, ein Troubadour aus der Provence verabscheut dergleichen Gaukelpossen. Eine Blume seiner Schönen, eine Schleife von ihrem Busen, das ist der Talisman, der ihn bezaubern, ihn unüberwindlich machen kann, nicht Amulete oder gefeierte Dinge.

Bist Du ein Troubadour, so singe uns ein Lied, ich liebe den Gesang und Du gefällst mir, sagte der alte Kriegmann, während die Hofleute und selbst die Diener neugierig um den Pagen einen Kreis schlossen. Der König ist ausgeritten, bis er heimkehrt werden wir vielleicht noch lange warten müssen, deshalb singe uns ein Lied.

Von welchem Inhalte wünscht Ihr es? fragte Constant.

Singe uns ein Lied zum Lobe unseres Königs, bat der Alte.

Er steht dem Könige Karl von Frankreich feindlich gegenüber, erwiederte Constant bescheiden, und so darf ich wohl kein Lied zu seinem Lobe singen, obgleich er ein so ritterlicher Fürst, und ich in seinem Vorzimmer

und unter seinen Dienern stehe. Ein Liebeslied will ich Euch wohl singen, wenn Ihr nur eine Laute bei der Hand habt, denn ohne Begleitung ist das Lied wie der Donner ohne Echo.

Man brachte ihm bald eine Laute, denn an König Maximilians Hofe stand Dichtkunst und Gesang in hohen Ehren. Der Page ergriff sie rasch. Nun sollt Ihr etwas aus meinem Herzen und dabei des edlen Arnold von Maraviglia Wahlspruch hören, der auch der meinige ist und bleiben wird. Er sang:

Schweig' mein Herz, ruf nicht ihr Bild zurück,
Töne nicht so heiter liebe Laute,
Denn die Holde, der ich mich vertraute,
Labt mich nicht mit einem Himmelsblick.
All mein Fleh'n, mein Sehnen war vergebens,
Dennoch bleibt der Wahlspruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieses Herz, mir die Ehre, dieß heilige Gut!

Während er diese Strophe sang, hatte sich die Thur zum Gemache des Königs leise geöffnet, und Maximilian trat, von dem Troubadour nicht bemerkt, heraus, winkte den Hofleuten ruhig zu bleiben, und Constant, zu sehr im Gefühle seines Liedes versunken,

bemerkte ihr Aufstehen nicht, oder glaubte vielleicht, es wäre sein Lied, das diese Bewegung unter ihnen verursachte. Er fuhr ungestört fort:

Sollt' ich auch vergehen in Liebesschmerz,
Sollt' auch mein Gesang nur klagend tönen,
Müßt' ich flieh'n die Schönste aller Schönen,
Bräch' auch Gram mein tiefgekränktes Herz,
Und erreicht' ich nie das Ziel des Strebens,
Dennoch blieb der Wahlspruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieses Herz, mir die Ehre, dieß heilige Gut!

Seht Ihr, Herr! sagte er nun als er die Laute weggelegt, so sind wir Provenzalen, Gott, dem Könige und unsrer Dame treu, treuer aber noch der Ehre. Für Gott und unsern Glauben zu sterben ist uns Pflicht, für den König Blut und Leben zu opfern, das thun wir freudig, bricht das Herz in Liebes- und Todespein für unsere Dame, jauchzen wir jubelnd im Todesschmerze auf und dünken uns glücklich. Aber für unsere Ehre zu sterben — ja, Ihr Herren, wie erkläre ich Euch das — das befiehlt nicht die Pflicht, es ist kein Todesschmerz und kein Glück, es ist ein ernster, fester Wille, der mit uns so innig verwebt ist, als ob es nicht anders seyn kön-

ne; ich glaube, Gott, König und selbst die Dame unsers Herzens könnten wir lassen, forderte es die Ehre, sie geht uns über Alles.

König Maximilian zog sich jetzt, ohne von dem Pagen der reizenden Frau von Monbusson bemerkt zu werden, in sein Gemach zurück, und kaum hatte Constant für sein Lied den Dank, der jetzt gegen ihn ganz freundlich gestimmten Hofleute empfangen, als der Befehl kam, ihn zum Könige zu führen. Wird mir doch sonderbar zu Muthe, sagte er, als er dieß vernahm, habe ich mich doch auf diesen Augenblick so sehr gefreut, und da er erscheint, überfällt mich —

Geht nur junger Mann, fiel ihm der alte Krieger traulich in die Rede, faßt ein Herz, verliert den Muth nicht.

Alter Herr! erwiederte Constant lächelnd. Den Muth verliere ich nie, wohl aber ist die Keckheit hin, mit der ich vor den König zu treten gedachte. — Nun es sei! Er grüßte die Höflinge freundlich, schritt mit klopfendem Herzen durch mehrere Zimmer, jetzt öffnete sich eine Thür, er trat ein und stand vor König Maximilian.

Was ist Euer Begehr? redete ihn der König freundlich an.

Mein Begehr, Majestät, stammelte Constant, und die Verlegenheit, mit der er eingetreten war, hatte ihn noch nicht verlassen. Ich begehre nichts für mich, nur wünschte ich —

Und was wünscht Ihr?

Majestät! habt Geduld mit mir, sagte der Page treuherzig, ich kann nicht sogleich Worte finden, meinen Wunsch Euch vorzutragen. Beträfe er nur mich, würde ich mich kühn dem Könige nahen und mit Zuversicht sprechen: Herr gewährt mir meine Bitte, aber so —

Nun redet deutlicher, faßt Zutrauen zu mir, aber faßt Euch kurz, sagte der König mit Milde, da Constant wieder stockte, endlich ein Päckchen aus seinem Wamms zog, es küßte und es knieend dem König überreichte.

Maximilian ward neugierig, er nahm das Päckchen, entfaltete es und eine schwarze und goldene Feldbinde rollte herab. Wer schickt mir das? fragte er verwundert.

Diese Feldbinde möge den Harnisch des edlen Königs der Deutschen in dem Kampfe

die den Menſchen ſo freundlich leuchten, ſind mir keine Boten des Friedens, ſie begrüßen mich nicht, ſie bergen hinter den Wolken ihr Antlitz vor mir. Die leuchtende Scheibe des Mondes erhellt nicht meine Finſterniß, nur die öde Nacht breitet ihren ſchwarzen Mantel vor mir aus; den Himmel ſehe ich, aber nur ſeine Wolken und ſeine ſcheidenden Sterne; in das Innere des Heiligthums dringt nicht mein Auge, nicht mein Geiſt, die Schwingen meiner Sehnſucht ſind gelähmt."

„Auf den Schwingen der Andacht dringſt du bis zu ſeiner Pforte. —"

„Sie iſt dem Sünder verſchloſſen" ſagte er wehmüthig — „dort oben iſt nicht Zeit, nicht Raum; dort waltet die furchtbare Ewigkeit."

„Und auch eine ewige Barmherzigkeit" unterbrach ihn Mathilde.

„Barmherzigkeit?" rief er verzweifelnd „Warum bleib' ich dem Tode unterthan und der Sünde, warum treibt mich der Fluch ohne Unterlaß, und weshalb können ſich meine dunkeln Wünſche nicht ordnen, mein reuig Gemüth ſich nicht in Worte des Gebets ausſprechen, wenn ich auch möchte? — Aber ſieh dort nach dem Rebenſtein hin — dünkt es dir nicht, daß der Tag zu grauen beginnt? — Mir iſt als durchrauſche mich die Morgenluft. — Komm, es zieht mich zum Ruhebett — Mir iſt, als würde ich die kurzen Stunden ſanft ſchlafen, von Magdalenen träumen und von dir, meine Mathilde!"

Sie ſchwebten zum Gemäuer — „Wie ſchön iſt es doch" ſprach er, als er ſich an der offene Gruft niederſenkte „daß ich mich neben dich betten ließ, nun ſchlaf ich

mit dem französischen Ritter schmücken; eine schöne Hand webte sie —

Wer schickt sie mir? fragte Maximilian ungeduldig werdend.

Der Page erröthete. Wer sie Euch sendet, Majestät, fragt Ihr mich? Die Schönste, die Edelste der Christenheit, die Rose der Frauen, strahlend wie diese rothe, keusch wie diese weiße Blume — hat sie gestickt.

Wer, wer? fragte der König immer ungeduldiger werdend.

Die Frau von Monbusson, erwiederte nach langem Kampfe Constant hoch erröthend.

Sie schickt sie mir! rief der König mehr verwundert als erfreut.

Nein, Herr! sagte Constant schnell und fast durch Maximilians Gleichmuth gekränkt. Sie hat sie nur gestickt, und ich glaubte nicht gegen ihren Wunsch gehandelt zu haben, als ich sie nahm und Euch in der Hoffnung brachte, es müßte ein Talisman seyn, der Euch unüberwindlich machte, das selbst einem König — werth seyn müßte. — Ich habe mich geirrt, verzeihe mir die Majestät meine Keckheit. — Ich bitte, gebt mir die Feldbinde wieder, sagte er dann, und verzeiht. Er

steckte hierbei, immer noch knieend seine Rechte nach dem Kleinod aus, das aber der König auf einen Tisch neben sich legte.

Steht auf, junger Mann! befahl dieser mit ernstem Blicke, steht auf! Uebrigens verstehe ich Euch nicht, Euer Benehmen ist mir räthselhaft. Spräche nicht aus Eurem Auge, aus Eurem ganzen Wesen ein edler Sinn, ich müßte glauben, Euch hätte ein eigennütziger Zweck zu dieser zweideutigen Handlung verführt.

Glaubt das nicht, Herr! rief der Jüngling aufspringend, und erniedrigt mich nicht so tief einer unüberlegten Handlung wegen, die mir zu thun schwer, sehr schwer wurde. Gebt mir die Feldbinde zurück und verzeiht. —

Maximilian sah mit durchdringendem Blicke in des Pagen Auge, der immer noch bittend an ihn aufsah. Schon streckte er die Hand nach der Feldbinde, sie ihm wieder zu geben, doch zog er sie schnell zurück. Um Eurer selbst willen wünschte ich den wahren Zusammenhang der Sache zu kennen, sagte er dann freundlicher. Ein Mann, der in seinem Wahlspruche Seele, Herz und Leib Gott, dem Könige und seiner Dame weiht, Alles freudig

opfert, und nur die Ehre, das dem Menschen theuerste Gut, für sich behält, wie kann der, ohne seinen Wahlspruch zu vergessen, so handeln wie Ihr? Ihr begeht einen Betrug und so fehlt Ihr gegen Gott, Ihr wollt mich unüberwindlich machen, so fehlt Ihr an der Treue gegen Euren König, der mich weder hier noch irgendwo als Sieger zu sehen wünscht, Ihr setzt die Ehre Eurer Herrin auf's Spiel und Eure eigene. Wie soll ich dieß deuten?

Beschämt, in seinem Innern zerknirscht, stand der Jüngling vor dem Könige, das Gefühl seines Unrechts erhöhte noch seine Beschämung. Endlich nach langem Schweigen, während dessen ihn der König mit Wohlgefallen beobachtete, faßte er Muth und überwand das drückende Gefühl, das ihn niederbeugte. Gnädigster Herr, sprach er, einen Schritt dem König näher tretend, beurtheilt mich nicht streng, hört mich gnädig an; ich will Euch die Wahrheit sagen, so wahr mir Gott helfe und mich als einen redlichen Mann sterben lassen mag —

Sprich! unterbrach König Maximilian des Jünglings Betheurung, indem er sich auf

einen Seſſel niederließ. Sprich ohne Scheu, was Du mir auch ſagen könnteſt, ſoll als Dein Geheimniß ſicher bei mir ruhen.

Nach dem Willen der Königin, wohl mehr noch König Karls von Frankreich, meines gnädigen Herrn, begann nun der Page, mußte Frau von Monbuſſon dem Ritter Claude de Batre das Verſprechen geben, ihm als Gattin ihre Hand zu reichen, wenn er im Zweikampfe zu Worms ſiegend die Bahn verließe. Wider ihren Willen gab ſie ihr Wort, denn ſie haßt den Ritter, deshalb wünſcht ſie ihn von Eurer Hand überwunden —

Weißt Du das aus ihrem Munde? unterbrach ihn der König.

Ja, Herr!

So fahre fort.

Sie hatte ſchon früher zu Paris die Feldbinde gewirkt, und da es die Farben von Oeſtreich ſind, ſo glaube ich —

Was glaubteſt Du? Nur weiter!

Sie würde mir nicht zürnen, wenn ich ſie Maximilian von Oeſtreich mit der Bitte überreichte, ſie am Tage des Kampfes ihr zu Ehre und Liebe zu tragen — und ihr Ritter zu ſeyn.

Was veranlaßte Dich zu diesem Glauben? fragte der König den Schweigenden, der statt Antwort, sein Haupt neigend, die rechte Hand auf das Herz legte.

Der König verstand, was er damit sagen wollte, und sprach lächelnd. Ein edler Ritter trägt an solchem entscheidenden Tage nur die Farbe seiner Dame. Wird Frau von Monbusson die Dame Maximilians von Oestreich seyn wollen?

Die tugendhafte Frau wird, so glaube ich, sich geehrt fühlen, daß der Erste der Könige sie zu seiner Dame erwählt, erwiederte Constant. Ich glaube es, Majestät.

Sag Deiner Herrin, der Frau von Monbusson, nahm nun der König das Wort, mit Gott und meinem Schwerte hoffte ich sie von dem Ritter zu befreien, den ihr mein Bruder von Frankreich zum Gemahl bestimmt hat, sage ihr, Maximilian von Oestreich wolle am Tage des Kampfes sie zu seiner Dame wählen, ihr Ritter seyn, und ihre Farbe, die auch die seinige ist, tragen.

Lohn's Euch Gott, Herr! rief Constant, der aus Freude den König kaum hatte aussprechen lassen können, und den mit diesen

Worten Maximilians eine Centnerlast vom Herzen gefallen war; lohne es Euch Gott und die heilige Jungfrau!«

Du scheinst ein treuer Diener Deiner Herrin zu seyn, begann der König mit besonderem Wohlgefallen, den Troubadour immer fester ins Auge fassend. Du sprichst mit vielem Feuer von der Dame, deren Schönheit ich oft in Brüssel bewunderte. Welchen Lohn erwartest Du von ihr?

Ich? — keinen, Majestät! — Ein armer Troubadour, fuhr er fort, und seine Rede wurde immer lebendiger, der Ton seiner Stimme bewegter, ein armer Troubadour darf nur die Rose betrachten und anstaunen, sie darf für ihn nur im Liede nur in der Phantasie blühen, nur träumend darf er sie sein nennen, aber nie die Hand nach ihr strekken. Sie steht zu hoch für ihn, und obgleich dornenlos, würde der Freche, wollte er nach ihr greifen, die Hand sich blutig stechen. Nur wie die Heilige, vor deren Bild er knieet, von deren himmlischem Antlitz sein Herz erfüllt ist, zu der er mit Inbrunst betet, so fern, so unerreichbar steht auch sie vor ihm; die Sehnsucht treibt ihn zu ihr hin, doch der

Heiligenſchein, der ſie umſtrahlt, weiſet ihn ſtreng zurück.

Du biſt ein ſonderbarer Menſch, ſagte der König, da Conſtant, nur an Adelaiden denkend, mit verklärtem Blicke aufwärts ſah. Du gefällſt mir, Du ſcheinſt einer von denen Schwärmern zu ſeyn, die ſich in die Flammen ſtürzen, und vor Schmerz und Wonne zugleich aufſchreien. — Du liebſt Deine Herrin.

Gnädigſter Herr! ſagte der Page hocherröthend, und der gehobene Blick ſenkte ſich tief. Wie könnte ich es wagen, die Herrliche zu lieben? — Anbetung iſt die Gluth, die mich durchſtrömt, nur im Gefühle meiner Niedrigkeit wage ich nach ihr aufzublicken, und der freudige Gedanke für ſie ſterben zu können, erhält mir das Leben. — Daß Eure Majeſtät dieſe Feldbinde tragen, ſie zu Ihrer Dame erwählen wollen, fuhr er fort, nachdem er verſucht hatte, ſeine glühenden Empfindungen zu dämpfen, das macht mich ja glücklich, da ich weiß, es wird ſie — Darf ich ihr die beruhigende Nachricht bringen, lenkte er ſchnell ein, ſein Knie vor dem

Könige beugend, so erlaubt, daß ich mich entfernen und zu ihr eilen darf.

Geh' mit Gott! sprach Maximilian. Ich wünsche Dir Gutes, denn Du scheinst ein braver Jüngling zu seyn. Aber eben deshalb rathe ich Dir, vertausche die Laute bald mit dem Schwerte, zieh' in den Krieg und ringe nach einem erreichbaren Ziele: in die Nähe der Frau von Monbusson taugst Du nicht. — Kann ich Dir mit irgend etwas Freude machen, so nenne es mir, steht es in meiner Macht, so thue ich es gern.

Reicht mir Eure ritterliche Rechte, daß ich sie küssen darf, bat Constant, und der König reichte ihn mit Wohlwollen seine Hand, auf welche der Page, sie mit Wohlgefallen betrachtend, seine Lippen feurig preßte. Du führst das Scepter wie das Schwert gleich gut, Du spendest Milde aus, dem Fürsten wie dem armen Troubadour, sprach er, die Hand noch immer in tiefer Bewegung betrachtend, möge Gott Dir Kraft verleihen, den Frechen in den Sand zu strecken, und Deinen Heldenruhm noch mehr zu verherrlichen! Noch einmal drückte er sie an seine Lippen, erhob sich, sein Blick überflog noch

einmal die königliche Gestalt Maximilians, dann sagte er rasch: Gehörte ich nicht König Karl von Frankreich an, keinen anderen Herrn würde ich mir wählen, als Maximilian von Oestreich! Er verneigte sich ehrerbietig und verließ dann das königliche Gemach.

10.

Als habe er seiner Herrin die freudigste Botschaft zu verkündigen, so schnell eilte Constant nach Hause, triumphirend, daß sein Wunsch erfüllt, seine Hoffnung erhöht war. Der Gedanke, er könne durch das ohne Adelaidens Wissen Geschehene, ihre Gunst verscherzt haben, fiel ihm nicht ein; rasch sprang er die Treppe hinauf, aber an der halb offnen Thüre blieb sein Fuß wie gebannt. Starr sah er durch die Oeffnung, sein Blick wurde immer lebendiger, sein Auge glühender, ein wehmütiges Lächeln umschwebte jetzt seinen Mund und der Anblick Adelaidens hielt ihn hier festgebannt. Von dem letzten Schimmer der Abendröthe wie mit einem Heiligen-

ſcheine umgeben, ſaß ſie am Erkerfenſter, ihr Haupt auf den blendend weißen Arm geſtützt, während die andere Hand auf der in ihrem Schooße liegende Laute ruhte. Jetzt ſeufzte ſie tief auf, hob den geſenkten Blick, griff einige Töne, ſprang auf und legte die Laute raſch, faſt mit Unwillen weg. Conſtant ward durch dieſe heftige Bewegung aus ſeinen Träumen geweckt, er ſah eine Thräne in dem Auge ſeiner Gebieterin, und nichts hielt ihn mehr zurück. Herrin! rief er, in der Meinung ihr ſichern Troſt zu bringen, die über ſein plötzliches ungeſtümes Eintreten erſchrokken zuſammenfuhr. Herrin, weinet nicht, der Retter naht! Bald werden die Trompeten ſchmettern, die Kämpfer in die Schranken zu rufen und Euer Ritter wird ſiegen, denn er trägt einen Talisman, der ihn unüberwindlich machen muß — er trägt die Farben ſeiner Dame, trägt die von Euch gewirkte Feldbinde, und ſein Gegner liegt ſicher vor ihm im Staube!

Dieſe Adelaiden noch unverſtändlichen Worte, hatte Conſtant mit ſolcher Haſt, mit ſolcher Leidenſchaft ausgeſprochen, daß die Dame erſtaunt, faſt erſchrocken auf ihn blickte.

doch nicht allein und du biſt bei mir. Ach, die Sehnſucht nach Ruhe iſt ſo mächtig in dieſer tobenden Bruſt, und doch will der Morgen noch nicht grauen und die Stunde nicht ſchlagen, bis uns hinabzieht — Ich eile ihr voran, komm, folge mir Mathilde!" — Er ſenkte ſich in die Gruft, aber Mathilde folgte ihm nicht; ſie griff in die Saiten ihrer Harfe, ein frommes Lied ertönte, ſchloß mit ſanftem Flügel zum erſtenmale ſein müdes Auge und brachte ihm den Balſam der Ruhe — Noch nie hatte ihn der Todesſchlaf ſo ſanft eingewiegt, ſtets hatte er gejagt, bis er Morgenluft gewittert und ſein Verhängniß ihn gewaltſam zur Ruh gelegt; heute zum erſtenmal brachten ihm die Töne den Schlaf. Noch einige Zeit vernahm man ſie, dann wurden ſie leiſe und leiſer und aus der ſich ſchließenden Gruft drang nur noch ein verhallendes Ave Maria herauf.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als der Stadtſchreiber ſchon in das Vorzimmer des Generals trat, wo ihm die beiden engliſchen Doggen den Morgengruß ſo unfreundlich entgegen heulten, daß er erſchrocken zurückfuhr. „Nur näher, Männlein!" rief Conſtant, der ſich von ſeinem Ruhebett erhob, auf welchem er ſchon ganz angekleidet ſaß; denn er und die Hunde hielten ſtets im Vorzimmer ihres Herrn die Wacht — „Nur näher, die Beſtien thun Eurer Perrücke nichts — Was ſucht Ihr hier ſchon ſo früh? Bringt Ihr gute Botſchaft, dann möchtet Ihr vielleicht willkommen ſein, ſonſt rath ich Euch lieber eine andere Zeit abzupaſſen. Der General iſt ſpät zu Bett

Was ist Dir, Constant? sagte sie endlich. Was sollen diese mir räthselhaften Worte bedeuten? — Wo ist die Feldbinde, die über diesen Sessel hing? fragte sie jetzt ängstlich, da ihr sie suchender Blick nur die leere Stelle traf. Wie kam sie in die Hände des Ritters Claude?

O, sie kam nicht in seine Hände! rief Constant triumphirend. Er ist nicht Euer Ritter, soll nicht Euer Ritter seyn; da bewahre mich Gott, daß ich solchen Gedanken nur fassen, geschweige ihn je Euren Ritter nennen könnte. — Ein anderer ist es! —

Und wer? fragte Adelaide immer gespannter.

Ein Mann, Eurer werth, der einzige, den ich, wenn auch mit blutendem Herzen, Eure Farbe tragen sehen kann, ohne daß meine Hand nach dem Schwerte zuckt.

Laß diese Thorheit und sag mir kurz, von wem sprichst Du?

Vom Könige der Deutschen, von Maximilian von Oestreich!

Unglücklicher, was hast Du begonnen! rief Frau von Monbusson, und ihr zürnen-

des Auge traf den Pagen, der mit verklärtem Antlitze vor ihr stand. —

Dame! sprach er jetzt, da Frau von Monbusson, ohne ihm weitere Vorwürfe zu machen, in Verzweiflung auf und abschritt, und die hellen Thränen in ihrem Auge perlten. — Ich fühle in diesem Augenblicke, daß Ihr vielleicht Recht haben könnt auf mich zu zürnen, ich handelte ohne Euren Befehl und that schon deshalb Unrecht — aber ich mußte! — Erlaubt, fuhr er fort, da Frau von Monbusson nicht auf ihn zu achten schien und seine Leidenschaft immer mehr hervorbrach. Erlaubt, daß ich zum erstenmale mein Herz vor Euch ausschütten, laut sprechen darf.

Schweig! befahl Adelaide ihr Gesicht abwendend. Schweig, Unglücklicher!

Ich schweigen? Könnt Ihr der Saite gebieten zu schweigen, wenn die Töne schon durch die Lüfte schwirren? — Könnt Ihr dem Munde gebieten zu verstummen, wenn das lang verschlossene Herz sich gewaltsam geöffnet hat? Nein, wahrlich nein! Ich muß reden, und sollte ich auch von Eurem Angesichte scheiden müssen; ich muß in dieser entschei-

denden Stunde reden, denn in jeder andern fehlte mir der Muth dazu!

Halb unwillig, doch von Mitleid, vielleicht selbst von Neugierde verlockt, gab ihm Frau von Monbusson ein Zeichen der Einwilligung, setzte sich auf einen Sessel, sah unverwandt nach der Stelle, wo die Feldbinde gehangen hatte, und mochte wohl in diesem Augenblicke mehr an jene, als an den Pagen denken.

Von dem Tage, an dem ich Euch das erstemal sah, begann dieser mit freudiger Ergebung, gleich einem Märtyrer, der seinen Tod furchtlos erwartet, fühlte ich, daß Ihr es wäret, die mir in meinen wachen Träumen schon so lange vorgeschwebt, die mein Lied begeistert, meiner Laute die schmelzenden Töne entlockt hatte, ich fühlte, daß meine Seele, so lange ich athmen würde, an Euch festgebunden sei. Ich bat die Königin mich in Eure Nähe zu bringen — warum sie mir meine Bitten gern gewährte, wißt Ihr — und als ich in meinem Kahne nach Eurer Wohnung an der Seine fuhr, mich Euch als Euren Pagen vorzustellen, da weihte ich mich Euch feierlich durch's ganze Leben.

Daß ich mit dieſer Weihe mein Herz dem Grame übergebe, daß es früh brechen würde, fühlte ich wohl, und doch jauchzte ich freudig auf, doch gelobte ich zu tragen, zu dulden, jeder Hoffnung zu entſagen, wenn es nur zu Eurem Wohle ſei, und ich habe redlich mein Gelübde erfüllt. Ich glaubte Euer Herz jeder fremden Neigung verſchloſſen, und habe dennoch keine Hoffnung genährt, wie hätte ich das auch gekonnt; doch träumte ich mich glücklich, und zerfloſſen die Träume auch bald, ſo legte ich muthig die Hand auf mein klopfendes Herz und ſuchte es zu beruhigen. — Ich vernahm, fuhr er mit gepreßter Stimme fort — daß Ihr liebtet, und grub freiwillig und ſchnell auch den ſchwachſten Schimmer von Hoffnung, jeder Lebensfreude ihr Grab, und habe keine Thräne darum geweint, ich habe es mit freudigem Herzen gethan. Muthig habe ich begonnen, und da ich geendet, glücklich geendet habe, bin ich freudig wie ein Kind, das, ohne es zu ahnen, daß ſie ihm den Tod bringe, ſich über die Natter freut, und dann lächelnd an ſeine Bruſt legt. — Ich ahnete es wohl und jauchzte doch!

Constant! unterbrach ihn Frau von Monbusson, die obgleich zürnend, ihn doch mit Theilnahme angehört hatte. Der Zufall hatte Dir das Geheimniß meines Herzens verrathen, Du hast es gemißbraucht, und hast, ich will es glauben, daß Du es nicht gewollt, meine Ehre, meinen unbescholtenen Ruf auf's Spiel gesetzt. Wäre der König der Deutschen nicht ein so ehrenwerther Mann, so wüßte morgen ganz Worms, daß ich ihn habe zu meinem Ritter werben lassen, und mit Makel bedeckte solches Gerücht meine Tugend! Wie konnte die Pflicht des Dieners, wie das Zartgefühl des Troubadours, das Ehrgefühl des Sohnes, wenn auch unehelichen Sohnes Ludwig von Orleans, sich — und mich so vergessen? — Noch Niemand, dem ich wohl wollte, hat mein Herz so tief verwundet als Du.

Das wollte ich nicht! unterbrach kaum hörbar Constant die Dame, denn er wagte nicht Haupt, nicht Blick, nicht Stimme zu seiner Vertheidigung zu erheben; gebeugt, seinen Fehl tief fühlend, kniete er vor seiner Gebieterin, deren Herz wohl zu Verzeihung ge-

neigt gewesen wäre, hätte nicht Pflichtgefühl es verschließen müssen.

Constant! sprach sie dann und auch in ihr Auge drang eine Thräne, daß für den Jüngling so furchtbare Wort: Wir müssen uns trennen! Du selbst hast das Band zerrissen, das Dich an mich knüpfte, Deine thörichte Leidenschaft hat mein Wohlwollen unterdrückt, Du mußt schon heute von mir! — Ziehe in Frieden, meine guten Wünsche werden Dich begleiten, setzte sie sanfter hinzu. — Ich zürne Dir nicht mehr, Constant, fuhr sie immer wehmüthiger werdend fort, da sein stummer Schmerz sie noch mehr rührte als es die glühendsten Worte gekonnt hätten. Es wird mir schwer, Dich von mir zu schicken, es schmerzt mich, aber ich muß! — Lebe wohl!

Lebt wohl! rang sich aus seiner tief bewegten Brust, doch wagte sein Auge immer noch nicht nach ihr aufzublicken, immer noch vor ihr knieend, schien er wie sein Thränengetrübter Blick an den Boden gefesselt zu seyn. Endlich fand sein Schmerz Worte. Stern meines Lebens, du sinkst, Sonne meines Glückes, du gehst für mich unter! sprach

er dumpf vor sich hin. Wie ein Wanderer in ewiger Nacht wandle ich fortan meine Pilgerfahrt, für mich ist nur der Tod noch Leben!

Nicht diese Schwärmerei, Constant, sprach Adelaide, sage mir ein männliches Lebewohl. Wir sehen uns ja vielleicht bald wieder!

Bei diesen Worten erhob er sich mit Heftigkeit, bald aber ward er ruhig und sein Auge sah wehmüthig auf die Dame. Vielleicht? wiederholte er dann schmerzvoll lächelnd — O! was soll mir diese ärmliche, tröstende Hoffnung eines Bettlers. — Lebt wohl!

Laß die Hoffnung, laß den Muth nicht sinken! sprach Frau von Monbusson mit dem Zauber, dem er nicht widerstehen konnte, und reichte ihm die Hand zum Kusse, und als er sich beugte, die bebende an seine Lippen zu pressen, zog Mitleid, Theilnahme — wer kennt alle die Triebfedern, die das weibliche Herz oft so heftig bewegen — auch sie zu ihm herab, und ihre Rosenlippen berührten leis und zart des Jünglings glühende Stirn.

Nun bei Gott, ich komme, so wie ich sehe, sehr zur ungelegenen Zeit, Dame! rief in

dieſem Augenblicke die rauhe Stimme Claudes de Batre. Bei St. Georg, das hätte ich von der ſtolzen Witwe nicht erwartet. Lohnet Ihr ſo ſüß ein Minnelied, ſo will ich ſchnell das Schwert wegwerfen und die Laute ergreifen.

Frau von Monbuſſon ſowohl als der Page waren bei dieſen Worten des, durch die halb offen gebliebene Thür unbeachtet hineingetretenen Ritters, anfangs überraſcht und erſchrocken, ſchnell faßte ſich jedoch Conſtant, ſchneller noch die Dame. Ich lohnte kein Minnelied, ſondern vormalige treue Dienſte, ſagte ſie mit Ruhe, ich gab dem Pilger einen Gotteslohn mit auf ſeine Wallfahrt.

Auf ſeine Wallfahrt? fragte mit immer noch trotzigem Tone der Ritter.

Ja, Herr Claude! erwiederte die Dame. Conſtant verläßt noch heute meine Dienſte und zieht heim, oder wohin es ihm ſonſt gefällt.

So! — noch heute? meinte Herr Claude. Nun ſeine Entfernung allein könnte auch, wenigſtens für die Zukunft mir die Verſicherung geben —

Herr Ritter! unterbrach ihn Frau von Monbuſſon ſchnell und trat ihm ſtolz entgegen. Denkt nicht zu voreilig an die Zukunft,

in die ich etwa verflochten seyn könnte; sollte sie Euch aber auch im Ganzen bedenklich erscheinen, so hängt es ja nur allein von Euch ab, sie Euch anders und ganz nach Eurem Willen zu gestalten.

Der gute Ritter, der wohl immer seinen Feinden gegenüber ein stolzes Herz, einen kecken Muth zeigte, war einer schönen Frau gegenüber, hier und da eine üble Laune abgerechnet, die er nicht immer verbergen konnte, ein schwacher Held. In Allem, wo er nicht mit dem Schwerte drein schlagen konnte, schien seine Männlichkeit von ihm gewichen, um so mehr der Frau von Monbusson gegenüber, obgleich ihre Engelsanftmuth es zuweilen duldete, daß er seine natürliche Rohheit ungestraft zeigen durfte. Dame! sagte er im unterwürfigen Tone, Euch wollte ich nicht kränken, da sei Gott vor; verzeiht mir was ich sagte. Aber dennoch kann ich meine Freude nicht bergen, endlich diesen Narren von Euch entfernt zu sehen.

Ritter Claude! trat mit anscheinender Ruhe Constant hervor. Wer giebt Euch ein Recht mich zu schelten?

Ohne auf ihn zu achten oder ihn einer

Antwort zu würdigen, drehte ihm der Ritter den Rücken zu, und wollte eben das Gespräch mit Frau von Monbusson fortsetzen, als Constant noch einmal begann:

Ritter Claude, steht mir Rede! Ich frage Euch zum zweitenmale, wer Euch das Recht giebt, mich im Angesichte dieser Dame zu beschimpfen?

Schweig! fuhr ihn der Ritter zornig an, und packe Dich!

Ohne auf den bittenden Blick Adelaidens zu achten, ohne die drohende Stellung des Ritters zu fürchten, blieb Constant ruhig auf seinem Platze und ging nicht; es schien, die Plumpheit Claudes habe sein Blut gekühlt. Mit stolzem Blicke den Ritter messend, sagte er dann furchtlos. Ihr heißt mich gehen, häuft Beleidigung auf Beleidigung, hofft, der Troubadour werde nach seiner Laute greifen, gehorchen und in einem schmelzenden Liede seinen Unmuth auszuhauchen; er greift nach dem Schwerte! —

Constant! unterbrach ihn Frau von Monbusson. Ich bitte Dich, geh! —

Verzeiht, gnädige Frau! erwiederte er, sich bescheiden vor ihr neigend, verzeiht, daß

gegangen, hat lange zu ruhen, bis der Rauſch von geſtern ausgeſchlafen iſt, und ich fürchte, heute Vormittag iſt wenig mit ihm anzufangen.“

„Ich danke für Euern freundlichen Rath, mein werther Herr Conſtant“ erwiederte der Stadtſchreiber höflich. „Es iſt eine gar glückliche Sache, zu Jedem den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Was ich dem Herrn General zu berichten habe, iſt nichts Unangenehmes, es betrifft nicht das Allgemeine, nur den Herrn General ſelbſt.“

„Darf man es wiſſen?“ frägte Conſtant treuherzig.

„Möchte es doch dem Herrn General ſelbſt mittheilen —“

„So? — Wäre es was Unangenehmes, ſo wette ich darauf, hieß es: hättet Ihr wohl die Güte, dem Herrn General zu gelegener Zeit zu melden — So aber — Ihr ſpielt ein garſtiges Spiel, Ihr tragt auf zwei Schultern, hütet Euch!“

„Conſtant!“ rief in dieſem Augenblick der General.

„Herr! erwiederte dieſer, die Thüre öffnend.

„Mit welcher Gans ſchnatterſt du da, und ſtörſt mich in meinem Schlafe?“

„Mit keiner Gans, Herr! mit einem Fuchs, dem Herrn Stadtſchreiber“ erwiederte der Reiter, ſchnell einen goldnen Becher auf den ſilbernen Kredenzteller ſetzend, und den Morgentrunk, wie es ſeines Amtes war, dem General bringend.

Melac leerte den Becher, befahl, den Stadtſchreiber herein zu laſſen, und liebkoſte indeſſen die an ihm aufſpringenden Hunde.

„Setzt Euch“ ſagte er hierauf zu dem Eintretenden,

ich dießmal Euch nicht gehorche. Ihr habt mich Eurer Dienste entlassen, und so erkenne ich keine andere Gebieterin als meine Ehre:

Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Der Dame mein Herz, mir der Ehre heiliges Gut,

Das ist mein Wahlspruch und wird es bleiben, so lange ich athme. Seht nicht so spöttisch auf mich, gestrenger Herr Ritter Goliath, wandte er sich rasch und mit Heftigkeit nach Herrn Claude. Ihr glaubt wohl unter dem Panzer allein könne ein muthiges Herz schlagen, auch unter diesem Wamse schlägt es!

Constant! bat Frau von Monbusson noch einmal. Er aber, nicht auf den bittenden Ton ihrer Stimme hörend, taub für Alles, fuhr gegen den Ritter gewendet fort. Mein alter Pflegevater, Messire Enguerrand Cussi, der vielleicht nicht in so viel Turnieren als Ihr Sieger war, aber der Erste auf den Mauern von Pontoise stand, hat mich Schwert und Lanze führen, mein Roß tummeln gelehrt. Mein Bolzen aber, der trifft so sicher wie die Schleuder Davids des Prahlers Goliath Stirn, jedem der es wagt meiner zu spotten.

Deshalb, hier liegt mein Handschuh, hebt ihn auf!

Statt ihn aufzuheben schleuderte ihn Herr Claude verächtlich mit dem Fuße weit weg. Constant aber, ohne etwas zu erwiedern, hob ihn auf, neigte sich ehrfurchtvoll vor Adelaiden. Lebt wohl! sagte er mit gepreßter Stimme zu ihr. Lebt wohl, gütige Herrin! — Ihr zahlt mir wahrlich Eure Schuld! wandte er sich dann zum Ritter und verließ das Gemach.

Herr Claude de Batre! nahm jetzt Frau von Monbusson schnell das Wort, ehe der Ritter noch irgend eine Entschuldigung vorbringen konnte. Ihr habt gegen den Anstand und gegen mich gröblich gefehlt, Euch in meiner Gegenwart betragen, wie ich es nicht von der Galanterie eines französischen Ritters erwarten konnte; solches unfeinen Benehmens nicht gewohnt, muß ich Euch bitten mich zu verlassen.

Dame! erwiederte der Ritter, ungewiß, ob er den Zürnenden oder den Demüthigen spielen sollte. Ihr rechnet mir die Züchtigung eines vorlauten Burschen sehr hoch an. Daß dieß in Eurer Gegenwart geschah, ist

mir unangenehm, wie sollte ich aber anders? Ich komme hierher Euch zu bitten, am Tage des Zweikampfes andere Farben zu Eurem Anzuge zu wählen, da schwarz und der goldene Gürtel, der Euren schönen Leib umschließt, die Farben meines Gegners. Ich wollte Euch bitten, mir die Farbe zu sagen, die Ihr statt dessen tragen würdet, um sie zu der meinigen zu machen, und statt dessen —

Tragt welche Farbe Ihr wollt, Herr Ritter! unterbrach ihn Adelaide kalt.

Wie? fuhr Claude auf.

Ja, Herr Ritter, tragt welche Farbe Ihr wollt, mir gleichviel! — Dieß sagend verbeugte sie sich und ließ ihn allein.

Wie vom Donner gerührt stand der riesenhafte Mann da, den Blick auf die Thür geheftet, die sich hinter ihr schloß. War das Adelaide von Monbusson, die den girrenden Tauber küßte? Ha! wo ich dich finde, Knabe! rief er dann mit donnernder Stimme, will ich dich unter meinen Füßen zermalmen, daß keine Spur von dir bleibt! Immer auf diese Weise vor sich hin fluchend, verließ er tobend das Gemach.

11.

Die Sonne ſtand hoch und vergoldete den Saum des Odenwaldes, der, ein dunkler Rieſe mit goldenem Diadem, in ihren Strahlen erglühte, die ganze Natur war durch einen warmen Gewitterregen erquickt, der die durſtigen Felder getränkt und Wieſe und Baum mit neuem üppigen Grün überzogen hatte. Die Vögel flogen luſtig ſingend von Zweig zu Zweig, und die am Abende noch faſt verſchmachteten Blumen boten freudig ihre Kelche den Strahlen der Morgenſonne dar, um mit ihrem kriſtallenen Thau, wie funkelnde Brillante in dem einfachen Haare der beſcheidenen Jungfrau, die Flur mit buntem Farbenſpiel zu ſchmücken. Ein balſamiſcher Duft verbreitete ſich unter den alten Ulmen des Roſengartens, durch deren dichtbelaubte Zweige der Sonne Erſtlingſtrahlen blitzten. Es war ein herrlicher Sommermorgen, den die Städter auf ihrem Lager noch verſchliefen, oder an ihrer Arbeit unter Schweiß ſtatt Thautropfen verbrachten.

Nur einzelne Landleute, Lebenmittel nach Worms tragend, zogen hier und da dem

Rheine zu, und grüßten ehrfurchtvoll einen frommen Mann, der, seinen Rosenkranz in der Hand, schweigend unter den Ulmen wandelnd, sein Morgengebet verrichtete. Es war der Bruder Ambrosius vom Speierbache, der hier in aller Frühe die Einsamkeit suchte, und in tiefe Betrachtungen versunken zu seyn schien. Obgleich seine Finger an den Perlen des Rosenkranzes auf und abliefen, konnte doch der aufmerksame Beobachter leicht sehen, daß seine Gedanken mehr der Welt als dem Himmel angehörten. Was ihn so absonderlich beschäftigte, mußte ihm sehr wichtig seyn, denn obgleich er jedem Vorübergehenden auf sein: Gelobt sei Jesus Christus! ein eintöniges: In Ewigkeit! erwiederte, obgleich seine Lippen sich ohne Aufhören bewegten, so dachte er gewiß nicht an Gruß noch Gebet, denn sein Auge blitzte manchmal gar zu listig auf, sein Mund verzog sich zum grinsenden Lächeln, und das wohlgefällige Nicken seines kahlen Scheitels zeugte zu sehr von Selbstzufriedenheit, als daß er an sein Ave maria hätte denken sollen.

Jetzt verließ er den breiten Weg, schlug einen Fußpfad ein und wanderte der großen

Eiche zu, an deren Fuße sich ein murmelnder Bach schlängelte, und wo wohl an Sonn- und Feiertagen schon so manches liebende Paar traulich mochte gekoset haben. Wahrscheinlich trieb ihn das immer stärkere Wogen der nach der Stadt Ziehenden zu diesem einsamen Plätzchen, oder er wollte den Fußpfad verfolgen, der zu der Kapelle führte. Aber auch hier sollte er nicht allein seyn, denn als er jetzt die Augen aufschlug, sah er einen Schlafenden regunglos unter dem Baume liegen, er wollte an ihm vorübergehen, aber die Kette seiner Gedanken war nun einmal zerrissen, und sein Auge blieb auf den Schläfer gerichtet.

Als er vor ihm stand, stutzte er nicht wenig einen Bekannten zu finden. Heda, Freund Troubadour! rief er hell lachend. Hat Euch der Böse hierher gebannt? — Trieft wie eine ersäufte Maus, und habt trotz dem Bade einen Schlaf, als wäret Ihr auf dem weichsten Flaume trocken gebettet. Heda, wacht auf! Constant, von dieser Anrede erwacht, sprang auf, rieb sich die Augen und starrte den Klausner verwundert an. Nun ermuntert Euch nur! fuhr dieser fort. Seht nur,

wie die Saiten Eurer Laute schlaff herabhängen, versucht einen Ton zu greifen, und sie ist gewiß verstimmt.

- Wie ich! murmelte der Troubadour unmuthig vor sich hin. Wie mein Herz sind auch ihre Saiten zerrissen! —

Helf Euch Gott, Herr Page! fiel ihm der Alte in die Rede, wickelte seinen Rosenkranz zusammen, und befestigte ihn wieder an dem Knotengürtel. Mit einem zerrissenen Herzen schläft es sich nicht so fest unter Donner und Blitz, im Sturm und Regen.

Ich schlief nicht, ich träumte nur —

Nun das muß ich gestehen! hob Bruder Ambrosius lachend an. Schnarchtet so laut, daß Ihr alle Sangvögel auf der grünen Eiche zum Schweigen gebracht habt, und ich es schon auf hundert Schritte von hier hörte, meinend, daß es ein Dachs sei, der knurrend sein Loch grübe. Nein, solchen Schlaf gebe Gott jedem Gerechten. Aber sagt, junger Herr, wie wollt Ihr zur Stadt kommen? Euer Wamms ist durchnäßt, Euer Mantel sieht aus, als hätten die Raben sich ein Nest darin gebaut. — Was ist Euch so eigentlich begegnet? Ihr schaut finster vor Euch hin,

seht selbst auf den alten Klausner unwirsch, der Euch doch die Audienz bei des Königs Majestät auswirkte.

O! hättet Ihr es nie gethan, hätte ich nie das königliche Gemach betreten! rief Constant schmerzvoll.

Drückt Euch der Schuh da, Freund? erwiederte der Klausner. Habt wohl im Vorzimmer viel Langeweile gehabt, die Hofleute haben Euch wohl angestarrt, und die junge Dienerschaft Euch weidlich geneckt? Ja das geht nicht anders am Hofe, da muß man duldsam scheinen wie ein Lamm, und demüthig wie ein Bettelmönch mit leerem Sacke. Aber vertraut mir, was Euch begegnet ist, zuweilen weiß ich guten Rath, beichtet mir nur! Constant aber schien auf die treuherzige Rede des Alten wenig zu achten, schüttelte statt Antwort seine immer noch triefenden Locken und schwieg. — So kommt wenigstens mit mir zu dem Meßner der kleinen Kapelle im Birkenwäldchen, welche die jungen Frauen so gern besuchen, dort könnt Ihr Euch am warmen Heerde die Kleider trocknen, und dann zurück zur Frau von Monbusson gehen, die über Euer Ausbleiben nicht

wenig in Sorge gewesen seyn wird! — Zur Frau von Monbusson? wiederholte Constant halb wehmüthig. — Nun ja, zu ihr! sprach der Klaußner, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. Kommt nur, junger Herr, ich habe nicht lange Zeit! — Constant folgte ihm mechanisch, aber ehe sie noch die Kapelle erreichten, hatte der schlaue Waldbruder den Schlüssel zu des Pagen Herzen gefunden, der überdieß wohl das Bedürfniß fühlen mochte, seinen Kummer Jemandem mitzutheilen.

Da stehen die Sachen für Euch immer noch nicht schlecht, meinte der Klaußner, nachdem er Constant ganz ruhig angehört hatte. So wenig ich mich auch auf Liebe und dergleichen verstehe, so sollte ich doch meinen, Ihr hättet bei der Sache eher gewonnen als verloren. Was den groben Rittersmann betrifft, so schiebt Eure Rache bis nach dem Zweikampf auf, jetzt wäre es Thorheit und hoffentlich wird König Max sie für Euch mit übernehmen. — Doch kommt Zeit, kommt Rath! — Jetzt laßt uns zu dem Meßner gehen, ich habe mit ihm zu sprechen und habe Eile, kommt, und habt Ihr noch keine Herberge aufgesucht, so geht mit mir, ich theile

meine Zelle, welche die guten Klosterbrüder mir eingeräumt haben, willig mit Euch, und es soll Euch dort nicht schlecht behagen. Kommt nur.

Bald langten sie bei der Kapelle an, wo ein tüchtiges Feuer den Durchnäßten trocknete, während Klausner und Meßner vor der Kapelle auf und abgingen und mancherlei zu verhandeln haben mochten.

Constant, der, seit ihn Frau von Monbusson entlassen hatte, trotz Sturm und Wetter im Freien umher geschwärmt war, und noch an keine Herberge gedacht hatte, folgte späterhin dem Waldbruder in die Zelle des Franziskanerklosters, wurde dort von einem dienenden Bruder mit allem Nöthigen reichlich versorgt, und bald von dem Einsiedler verlassen.

Der Klausner nahm seinen Weg nach der Wohnung der Frau von Monbusson, da er aber vor der Herberge des Ritters Claude vorüber mußte, so konnte er dem Gelüste nicht widerstehen, den kecken Ritter zu besuchen und den Abergläubigen zu ängstigen. Er fand ihn mitten unter seinen Waffen mit einem Waffenschmidt beschäftigt, der Stück vor

und richtete ſich ein wenig im Bett auf, ſchäkerte mit ſeinen Lieblingen und ſchien ſich nicht ſehr um den kleinen Mann zu bekümmern, der indeß verlegen mit ſeiner Halskrauſe ſpielte. Endlich fragte er mit barſchem Tone „Was führt Euch ſo früh hierher? Hättet auch wohl können zu gelegener Zeit kommen.“

„Ich wollte meinem gnädigen Herrn melden,“ begann der Stadtſchreiber, hielt jedoch ein und warf einen verlegenen Blick auf den noch anweſenden Conſtant.

„Laßt Euch durch den nicht ſtören,“ ſagte der General, welcher dieſen fragenden Blick wohl verſtand, „der iſt aus der Picardie, die ſind meiſt treu, aber dumm; vor ihm könnt Ihr reden was Ihr wollt! Sprecht nur!“

„Wenn Ihr befehlt“ ſagte der Stadtſchreiber, durch Conſtants Anweſenheit aber immer noch in Verlegenheit geſetzt — „ſo gehorche ich. Am frühſten Morgen ſind die Kloſterfrauen abgefahren; die Priorin, drei Nonnen in dem einen, in dem andern Wagen die Schweſter Kellerin, zwei Novizen und eine Laienſchweſter, ſonſt war Niemand in den Karoſſen und nur ſo viel ſind wieder abgereiſt, als angekommen waren.“

„Seid Ihr deſſen gewiß?“ fragte der General.

„So gewiß, als daß ich Ew. Gnaden ergebenſter Diener bin —“

„Magdalene iſt alſo zurückgeblieben!“

„Dafür bürg ich —“

„Das Mädchen hat meine Erwartung übertroffen, und das geſchieht ſonſt in dergleichen ſelten“ ſagte nun der General. „Es iſt keine gewöhnliche Dirne, und wohl einer kleinen Mühe werth.“

Stück gehörig untersuchen mußte, und den er jedoch mißtrauisch beobachtete. Eben wiegte er sein breites Schwert, das ein Scharnachthal in der Schlacht bei Granson nicht zu leicht befunden haben würde, in seiner starken Faust und besah Spitze und Schneide, als das „Gelobt sei Jesus Christus!" des Bruders ihn in seiner Untersuchung störte. Der Klausner schien ihm eben nicht willkommen zu seyn, er erwiederte dessen Gruß nur kalt, und bot ihm auch keinen Sessel an. Ambrosius schien auch keinen Wunsch zu haben, hier lange zu verweilen, blieb schweigend neben dem Ritter stehen und besah aufmerksam die Waffen. — Endlich brach Claude das Schweigen. Was führt Euch zu mir, ehrwürdiger Bruder? fragte er rasch.

Ein Traum, Herr! erwiederte der Klausner. Doch laßt Euch durch mich nicht stören, ich habe Zeit, ich bete indessen einige Aves, und diesem Ehrenmanne, Meister Wolf dem Waffenschmidt, sind seine Stunden köstlich, denn in seiner Werkstatt glüht der Heerd wie eine Hölle, und auf zehn Amboßen tanzen die Hämmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Eben sah ich den Waffen-

schmidt des Königs bei ihm eintreten, Diener trugen eine schwarze Rüstung, ich glaube —

Ei so muß ich eilen nach Hause zu kommen, unterbrach ihn der Waffenschmidt. Verzeiht Herr Ritter, ein anderes Mal bin ich wieder zu Euren Diensten! Dieß sagend verließ er schnell das Zimmer.

Traut dem nicht, gestrenger Herr, begann jetzt der Klausner, so wenig wie dem großen Turnierschwerte, das Ihr in Eurer Hand wiegt, beide habe ich im Traum gesehen.

Wie so? fragte der Ritter gespannt.

Ich träumte — es mochte um die vierte Stunde des Morgens seyn, daß ich mit Euch in einer großen Rüstkammer stand, und Ihr mich batet, Euch ein Schwert auszusuchen, das ich Euch weihen solle. Als ich nun nach einem greife, das mir recht blank und scharf dünkt, tritt ein Mann vor mich, in dem ich jetzt den Waffenschmidt Meister Wolf erkenne, der schiebt mich bei Seite, nimmt ein großes breites Schwert, wie es die Eidgenossen zu tragen pflegen, und dem, das ihr noch in der Hand haltet, ganz ähnlich, giebt es Euch und spricht: Ich muß es besser verstehen als der Pfaff! Ihr nahmt es, er ging — ich

blieb, und kaum, daß Ihr es in der Faust wiegtet, als es lichterloh brannte, Ihr es weit weg warft und zu Boden sankt. Ich wachte vor Schreck auf und eilte hierher um zu sehen, ob Euch vielleicht ein Unglück begegnet sei, und finde den Mann und das Schwert, was mir gar sonderbar dünkt. Aber Gottlob! Euch finde ich munter und frisch, wohlgemuth und vergnügt, gebe Euch deshalb meinen Segen und verlasse Euch beruhigt.

Verweilt nur noch einen Augenblick! bat jetzt Herr Claude, der, wie der listige Bruder wohl vorausgesehen hatte, durch die Mittheilung des Traumes, den Ambrosius wohl nie geträumt haben mochte, unruhig geworden war. Verweilt einen Augenblick und stärkt Euch durch ein Glas guten Rheinweines. —

Danke Euch, Herr! erwiederte der Klausner, muß heute fasten, kein Tropfen darf meinen trocknen Gaumen netzen, kein Krümlein Brot meine Lippen berühren. — Nehmt das Schwert nicht; hütet Euch vor dem Waffenschmidt! und während der Ritter noch sinnend auf das Schwert sah, schlich er zur Thür hinaus.

Bin ich nicht ein Thor, sprach er auf der Gasse, als er nach der Wohnung der Frau von Monbusson ging, daß ich dergleichen kleinliche Mittel anwende, das Selbstvertrauen dieses kecken Prahlhanses zu schwächen. Kann ich nicht dem Muthe, der Gewandheit des Königes vertrauen, und Gott die gerechte Sache anheimstellen? — Nun! ihm ergeben mit Leib und Seele thue ich nach Kräften Wüßte er es, er würde mir es schlecht lohnen!

12.

Es mochte wohl um die fünfte Stunde des Nachmittags seyn, als zwei verschleierte Frauen, von einem Diener in der Entfernung gefolgt, an der nämlichen Eiche vorbeigingen, unter welcher der Klausner am Morgen Constant schlafend gefunden hatte. Auch sie nahmen ihren Weg nach St. Annas Kapelle, wo sie der Meßner schon zu erwarten schien, denn er saß, die Schlüssel in der Hand, vor seinem Häuschen, und kaum daß er sie gewahrte, als er die mit schönem Schnitz-

werk verzierte Thüre der Kapelle aufschloß, schnell noch Einiges ordnete, und die Frauen einzutreten bat.

Die Eine nahte sich dem Altare, knieete nieder und verrichtete ihr Gebet, die Andere blieb unfern der Thüre stehen. Dem Diener öffnete der Meßner sein Haus, dort die Rückkehr der Gebieterin abzuwarten, er selbst schritt auf und ab, als müsse er eines noch Kommenden harren.

Es war eine heilige Stille rings umher, die nur das Rauschen des Abendwindes in den Birkenzweigen, oder das Aufflattern eines Rebhuhnes unterbrach, und welche der Meßner sorgfältig bewachte, denn er blieb, die Hände gefaltet, vor der Thür stehen, spähte rechts und links, und winkte jedem zufällig Vorübergehenden sich zu entfernen, vermuthlich damit nichts die Andacht der Frauen stören möge. Aber dennoch ward die einsame Stille bald unterbrochen. Ein stattlicher Mann in Jagdkleidung kam, als habe er sich verirrt, auf einem ungebahnten Wege der Kapelle zu, winkte dem Meßner, der ihn wohl kennen mochte, ruhig zu bleiben, und setzte sich dann auf die Rasenbank vor dem

Häuschen, ohne die Andacht der Frauen zu stören.

Die vor dem Altare Knieende erhob sich jetzt, winkte der Andern ihr zu folgen, drückte dem Meßner eine kleine Gabe in die Hand und wollte sich eben entfernen, als sie den Jägersmann auf sich zukommen sah, ein lauter Schrei ihr entfuhr, und sie wie gebannt an dem Eingange der Kapelle stehen blieb.

Verzeiht, edle Frau von Monbusson! redete sie der Jäger an, während sie ihrer Dienerin ein Zeichen gab, sich entfernt zu halten. Verzeiht, daß ich den so günstigen Zufall, Euch hier zu finden, benutze, um Aufschluß über eine Sache zu erhalten, die für mich viel Werth hat: Habt die Güte einen Augenblick zu verweilen.

Sire! erwiederte die Dame sich tief verneigend. Ihr habt hier zu befehlen.

Euer Page, begann nun König Max, denn er war es, für den der Waldbruder, ohne der Frau von Monbusson Wissen dieses Zusammentreffen veranstaltet hatte. Euer Page hat mir gestern eine von Euren schönen Händen gestickte Feldbinde gebracht. Er hat dieß, wie

er

er mir selbst sagte, nicht in Eurem Auftrage gethan —

Nein, Sire! unterbrach Adelaide des Königs Rede mit Hast. Ich gab ihm keinen Auftrag dazu —

Das bin ich überzeugt, fuhr der König fort. Dazu hatte ich schon in Brüssel Gelegenheit Euren strengen und tugendhaften Wandel kennen zu lernen. Der Page versicherte mir zwar, Ihr würdet ihm nicht zürnen, daß er so eigenwillig und keck —

Ich habe ihn deshalb aus meinem Dienste entlassen! unterbrach sie hocherröthend den König.

Das thut mir leid, er schien mir ein braver Bursche und Euch treu ergeben zu seyn, noch mehr leid aber thut es mir und schmerzt mich, daß Ihr seine Handlung nicht gut heißt. Ich würde mich geschmeichelt fühlen, könnte ich an solchem Tage ein Zeichen der Gunst von Euch, schöne Frau, tragen. Mit Freuden würde ich für diesen Tag Euer Ritter gewesen seyn, wenn auch Pflicht und Neigung mich für die übrigen Tage zum Ritter meiner Gattin Bona von Mailand gemacht hätten. Da ich nun so wenig als König wie als Rit-

ter ein Zeichen der Huld tragen mag, das ich der Voreiligkeit eines Dieners, nicht dem Wohlwollen der Dame zu danken habe, so erlaubt, daß ich Euch dieß Feldzeichen von Oeſtreich zurückſchicken darf.

Behaltet es, Sire! ſagte Frau von Monbuſſon von dem Augenblicke überraſcht, behaltet es! — Doch thut damit nach Eurem Gefallen, Herr! ſetzte ſie ſchnell und beſchämt über das was ſie geſprochen hatte hinzu.

Der König bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er mit zutraulich herzlichem Tone. — Ich freute mich als mir Euer Page dieß Zeichen Eurer Huld brachte, ich fühlte mich geehrt, geſchmeichelt, gern war ich Euer Ritter, da ich weiß, Euer Schickſal hängt von dieſem Zweikampfe ab. — Es ſchmerzt mich die Feldbinde Euch zurückſchicken müſſen.

Behaltet ſie, Sire! wiederholte mit bebender Stimme Adelaide. Auch ich ſehe ſie gern in Eurer Hand und bitte Eure Majeſtät, doch nur an dieſem Tage, mein Ritter zu ſeyn.

Ich werde es mit Freuden! erwiederte der König mit der ihm angeborenen Galanterie. Für Deutſchlands Ehre, meinen Ruhm und

Euer Heil werde ich kämpfen, und wenn ich auch nicht mehr Euer Ritter seyn darf, werde ich doch Euer Beschützer, Euer Verehrer bleiben.

Dieß letzte Wort ergriff Frau von Monbusson auf sonderbare Weise, ihr Muth erwachte. Sire! sprach sie, ich fürchte Ihr mißkennt mich, deutet meine Worte anders —

Fürchtet nichts, erwiederte Maximilian. Ich stelle weibliche Tugend zu hoch um sie nicht zu verehren, ich kenne die edle Frau von Monbusson zu gut, um sie nicht in jedem Verhältnisse hochachten zu müssen. — Ich weiß, setzte er betonend hinzu, daß eine Krone auf dem Haupte bei ihr zu keiner gröseren Erwartung berechtigt; mein königlicher Bruder hat es bewiesen. — Und nun, edle Frau, da ich weiß, daß es nicht gegen Euren Willen ist, was Euer Diener that, so will ich Euch nicht länger lästig fallen und mich entfernen; sorgt nicht, daß Maximilian von Oestreich Euch je verkennen würde. Doch kein Ritter geht von seiner Dame ohne Gabe, deshalb bitte ich, und ich glaube meine Bitte ist bescheiden, schlagt nur für einen Augenblick Euren dichten Schleier zurück, der mir

ganz Euer holdes Angesicht verbirgt. Es könnte ja seyn, setzte er lächelnd hinzu, daß ich mich in der Person geirrt, und mich Gott weiß wem zum Dienste geweiht hätte.

Frau von Monbusson zögerte einen Augenblick, dann warf sie den Schleier zurück, ließ ihn jedoch schnell wieder fallen und Maximilian erblickte die wohlbekannten herrlichen, regelmäßigen Züge, die eine Purpurröthe überfloß.

Ich danke Euch, Dame! sprach jetzt der König, noch den Blick auf den neidischen Schleier geheftet. Lebt wohl, habt Vertrauen zu meinem Muthe, und verzweifelt nicht an Eurem Geschicke.

Er neigte sich verbindlich und wollte sich entfernen, da sagte Adelaide mit kaum hörbarer Stimme, indem sie eine Schleife von ihrem Busen nahm. Jeder Ritter muß ein Pfand der Treue aus der Hand seiner Dame empfangen, nehmt diese Schleife, Sire! — Sie ist schwarz, mithin nicht der Freude, nicht der Hoffnung geweiht, darum darf ich sie Euch mit Zuversicht geben, denn Hoffnung und Glück werden, müssen mir stets fern bleiben. Dieß sagend, wandte sie sich schnell,

„Es ist eine stolze Dirne!“ meinte der Stadtschreiber.

„Stolz? —. Bringt mich nicht zum Lachen“ unterbrach ihn Melac „was kann ihr Stolz mehr verlangen, als ich ihr biete? Muß sie sich nicht durch meine Bewerbung geehrt fühlen? — Aber seid Ihr auch gewiß, daß die Nonnen ohne sie abgereist sind?“

„Sie ist noch in der Stadt, dafür bürge ich mit meinem Kopf,“ betheuerte der Stadtschreiber; „in jenem oder in diesem Hause muß sie sein. Noch außer dem Thore hat einer meiner Aufpasser die beiden Wagen anbetteln müssen, und Niemand, ohne die schon Benannten darin bemerkt.“

„Lauter Lügen, General!“ fiel jetzt Constant dem Stadtschreiber in die Rede „alles ist falsch, die Priorin hat dicht vor dem Thore den Wagen gebrochen, und ist mit den Nonnen zurückgekehrt — und Jungfer Magdalene ist weder in jenem Hause, noch hier; der Vater ist in Verzweiflung —“

„Gnädiger Herr! —“ unterbrach der Stadtschreiber den Bericht, aber ein rauhes „Schweigt!“ das ihm Melac entgegen rief, hemmte den Fluß seiner Rede „Fahr fort!“ befahl er Constant. „Herr! ich bin zu Ende! — Die Nonnen sind hier, das Mädel ist fort, weiter weiß ich nichts.“

„Bei meinem Schwert!“ rief Melac wüthend und sprang, sich wenig um des Stadtschreibers Gegenwart kümmernd, aus dem Bette, warf einen Mantel um und schellte; „Bei meinem Schwerte! wenn dem so ist, so soll der Teufel den holen, der daran schuld ist!“ Der Kammerdiener trat jetzt ein, und während er ihm ankleiden half, wollte sich

winkte ihrer Dienerin und eilte, als folge ihr ein Verbrechen, den Weg nach Worms zurück.

König Maximilian stand noch eine Weile sinnend, den Blick auf die Schleife geheftet. Sie hat Recht, die edle Frau, sprach er dann vor sich hin, nicht Glück, nicht Hoffnung kann ich ihr geben, nichts ihr zollen als meine Hochachtung. Nun die soll ihr bleiben, treu will ich das stumme Pfand ihrer Neigung bewahren, und der holden, züchtigen Spenderin gedenken so lange ich lebe.

Er hat redlich Wort gehalten; noch bis in die Jahre des Alters hat er in Inspruck die Schleife unter seinen Kleinodien verwahrt, und Adelaidens mit Achtung und Liebe gedacht.

13.

Der zum Zweikampfe bestimmte Tag nahte. Ganz Worms war in Bewegung, von nah und fern strömten Ritter, Bürger und Landleute herbei, das nie erhörte Schauspiel, den Zweikampf eines ritterlichen Königs zu sehen.

Schon waren die Schranken aufgerichtet, der Marktplatz, wo der Kampf gehalten werden sollte, mit fußhohem Sande befahren, ein prachtvoller Altan für die Königin und ihren Hofstaat gebaut, und alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen, diesen Tag so herrlich als möglich zu machen.

Es war zwar kein Freudentag den man erwartete. So sehr auch Deutschland dem Muthe und der Mannheit seines Königs vertraute, so trat doch das bange Gefühl in jedwede Brust, das so wandelbare Glück könne sich zu dem fremden Rittersmanne wenden. Dieser Gedanke schlug jede Freude nieder, und vielleicht war Maximilian der Einzige, der mit vollem Vertrauen dem Tage entgegen sah, und selbst der Verfall mit der Feldbinde hatte wo möglich seinen ritterlichen Geist noch mehr entflammt. Zwar mußten ihm an dem Tage vor dem Kampfe die Fürsten mit einem Handschlage versprechen, daß, im Fall das Glück ihm abhold sei, sie den französischen Ritter mit gesammter Hand gegen das Volk schützen, und ihn bis an die Grenze Frankreichs geleiten wollten, diese Versicht entsprang aber mehr seinem edlen

Herzen, als der Besorgniß, das Glück könne ihm wirklich treulos werden.

Während dieser Zeit hatte Herr Claude wohl sehr oft den französischen Abgesandten besucht, Frau von Monbusson aber seit jener für ihn demüthigenden Scene nicht wieder gesehen. Auch Constant war still in seiner Zelle geblieben und hatte sie mit keinem Tritte verlassen. Am Vorabende des Kampfes gab er jedoch ein Zeichen seines Daseyns; er sandte Herrn Claude de Batre einen Absagebrief, folgenden sonderbaren Inhalts:

„Messire!

Da wir uns in einem Land befinden, wo jeder Streit, jede Beleidigung, nicht immer im Zweikampfe, wo dem Stärkeren der Sieg gewiß ist, sondern in blutiger Fehde abgemacht wird, so sende ich Euch nach deutscher Sitte diesen Absagebrief. Wo und wie ich Euch nach drei Tagen finde, fordre ich von Euch blutige Rechenschaft wegen des, mir im Beiseyn der Frau von Monbusson, meiner Herrin, angethanen Schimpfs. Rettet Euch Euer Glück von dem Schwerte des deutschen

Königs, soll es Euch nicht von meinem Bolzen retten. Also auf Tod und Leben.

Constant."

Der hochfahrende Mann war über die Keckheit des Knaben, wie er ihn nannte, entrüstet. Gott möge mich verdammen! rief er, das Schreiben zerreißend, wenn ich den Buben dafür nicht züchtigen will, daß er ewig Claude de Batres gedenken soll!

Niemand war aber wohl während dieser Tage in einer bewegteren Stimmung, als Adelaide von Monbusson. Ihren Grundsätzen nach hatte sie dem Könige zu offen ihr Herz gezeigt, sie glaubte Unrecht gethan zu haben, als sie sich vor ihm entschleierte, und doch freute sie sich, daß der Mann ihrer stillen Neigung es nun wissen konnte, daß er ihr nicht gleichgültig sei, es freute sie, daß er ihr Theilnahme, Achtung bewiesen, daß der erste Schritt gethan sei, obgleich sie den zweiten um alles in der Welt nicht hätte thun mögen.

Am peinlichsten war es ihr, daß sie dem Gebrauche gemäß, bei dem feierlichen Kampfe gegenwärtig seyn mußte. Jeder blutige Kampf

war ihr ein Gräul, wie viel mehr mußte es ihr dieser seyn, wo ihr Herz so sehr im Spiele, sie gewissermaßen der Preis des Sieges war. Sonderbar mußte es ihr seyn, als Dame beider Kämpfer dem blutigen Schauspiele beizuwohnen, wo keiner sich öffentlich zu ihrem Ritter bekennen durfte; der König aus Schonung für sie, vielleicht auch seiner Gemahlin wegen, der Ritter, weil zufällig ihre Farbe die Farbe seines Gegners war, die er um nichts in der Welt getragen hätte.

Am Abende, als ihre Freundin, die Frau von Guiche, sie eben verlassen hatte, trat Herr von Guiche in ihr Gemach, der ganz in seine Geschäfte vertieft, sich sonst wenig um seinen schönen Gast bekümmert hatte. Ich komme, begann er mit steifem Ceremoniel, als Abgesandter des Ritters de Batre, den Ihr, holde Frau in einem Anfalle von übler Laune so hart behandelt habt. Morgen ist der Tag des Kampfes, der entscheiden wird, ob Frankreichs Ritterschaft den Sieg über die deutsche davon trägt oder ihr unterliegen wird. Der Umstand, daß König Maximilian selbst den romantischen Einfall gehabt hat, statt eines tüchtigen Haudegens

den Fehdehandschuh aufzunehmen, giebt der Sache einen noch höheren politischen Werth; für Euch aber werthe Dame ist dieser Tag entscheidend, an ihn ist Euer künftiges Loos geknüpft. Herr Claude de Batre wünscht daher Euch noch einmal zu sprechen, ehe er in die Schranken tritt —

Er mag kommen! fiel Adelaide dem Herrn von Guiche schnell in die Rede.

Und hofft, fuhr jener fort, daß Ihr ihm, wie es Sitte ist, ein Zeichen Eurer Gunst geben möget, das ihn, nach dem Glauben der alten Ritterschaft, stärken und unüberwindlich machen soll.

Wie wäre dieß möglich? fragte Frau von Monbusson lächelnd.

Das weiß ich freilich nicht, erwiederte der Hofmann, und mir dünkt dergleichen mehr ein alter Gebrauch, ein Opfer der Eitelkeit zu seyn, als daß eine solche Gabe irgend eine geheime Kraft haben könnte; doch hierüber zu urtheilen liegt mir nicht ob, ich richte meinen Auftrag aus, und bitte Frau von Monbusson den Ritter zu beglücken.

Herr von Guiche! nahm diese jetzt das Wort. Ich zog auf Befehl der Königin hier-

her; was ich that, geschah, ich gestehe es jetzt offen, wider meinen Willen, nur aus Dankbarkeit für meine Wohlthäterin, mein Herz — blieb außer dem Spiele. Ich versprach dem Ritter meine Hand, wenn er als Sieger vom Kampfplatz träte, und ich halte mein Wort, sollte auch mein Herz brechen. Ihm aber einen Beweis meiner Gunst zu geben? Nein, werther Herr, das thue ich nicht, ich würde ihn täuschen und das will ich nicht.

Und wenn er überwunden den Kampfplatz verließe? fragte Herr von Guiche, ohne weiter ihre Antwort zu berücksichtigen.

So hätte Gott mich meines Wortes, meines Eides entbunden.

Liebe Dame! nahm der Herr von Guiche das Wort und rückte seinen Stuhl dem ihren näher: Ich fürchte, es ist der Wille der Königin, mithin hier auch der Wille des Königs, daß Ihr in jedem Falle Herrn Claude Eure Hand reicht. Ich bin von Allem unterrichtet, setzte er, immer leiser redend, sich immer schüchterner umsehend, ob ihn nicht Jemand belausche, hinzu, weiß weshalb die Königin Euch zu sehen wünscht, weshalb es der Kö-

nig wünschen muß. Ich will Euch vertrauen, daß ich geheime Befehle —

Was für Befehle? fuhr Frau von Monbusson auf.

Erlaubt, daß ich schweige und Euch Mäßigung anrathe. Der Königin Wille ist unabänderlich. Tragt morgen andere Farben, nennt sie dem Ritter, gebt ihm ein Pfand Eurer Neigung, und erfüllt so seinen gerechten Wunsch.

Nein! erwiederte nach reiflichem Nachdenken die Dame, das kann ich nicht thun!

Ihr verschlimmert Eure Lage.

Bin ich doch im deutschen Lande, wo die Unschuld schon einen Arm finden wird, der sie schützt.

Und sollte es der eines Königs seyn, nicht wahr? fiel ihr der Abgesandte Karls des Achten schnell in die Rede, neigte und empfahl sich, und ließ Adelaide von Schaam erglüht allein.

14.

Die Fürsten und Großen deutsche: Nation waren jetzt in dem Thronsaale des Königs versammelt, um vor dem Augenblicke des Kampfes ihren Herrn noch einmal zu begrüßen, ihm noch einmal Glück zu wünschen und ihre Theilnahme zu bezeugen. Von allen deutschen Ländern waren kampflustige Ritter herbeigezogen, die gern statt ihres Fürsten in die Schranken getreten wären, allein sie kamen zu spät, der Erste deutscher Nation sollte heute auch die deutsche Ehre retten.

Eine drückende Stille herrschte in der Versammlung, hier bangte die Freundschaft für den Freund, da der Diener für seinen gütigen Herrn, und wo kein persönliches Interesse obwaltete, der Deutsche für den Deutschen. Jeder fühlte, daß der König bei seinem ritterlichen Unternehmen Alles verlieren und wenig gewinnen konnte, der Ruhm war das Einzige was ihm blieb, und den die bedächtigen Fürsten nicht mit ihm theilten.

Die elfte Stunde war die zum Kampfe bestimmte. Schon wogte die Menge nach dem Marktplatze, schon waren die Fenster aller

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 1852/032

der Stadtſchreiber wegſchleichen, aber ein donnerndes „Bleibt!“ hielt ihn zurück — „Ihr wolltet ja mit Euerm Kopf dafür ſtehen, daß das Mädchen noch hier ſei, Stadtſchreiber!“ ſagte Melac, die großen Stülpſtiefeln mit Haſt anziehend. „Hütet Euch, daß ich Euch nicht beim Worte halte, es könnte Euch leicht den Kopf koſten, denn wahrlich, bald dünkt es mich, Ihr Herren von Eßlingen wollt Euer Spiel mit mir treiben; wagt es nicht, Ihr würdet ſchwerlich dabei gewinnen. Kommt das Männlein zu mir nach Schorndorf“ fuhr er fort, mit ſeinen langen, dürren Fingern unmuthig durch die herabhängenden Haare fahrend „verſpricht mir goldne Berge und verſpricht mir trotz dem beſten Kuppler aus der Vorſtadt St. Martin die ſchönſte Dirne Eßlingens zur Zugabe, wenn ich ihn mit den Broſamen, die von meinem Tiſche fielen, füttern wollte. Lockt mich in den elenden Taubenſchlag zum ſchwarzen Adler, wo ich kaum Raum habe, meine Reiterſtiefeln zu ſtellen, und als ich eintrete, fliegt das Täubchen aus, und ich ſitze im leeren Neſte. Aber bei meinem Schwert!“ rief er, den Kopf in ein tiefes Gefäß mit Waſſer tauchend, und die triefenden Haare ſchüttelnd, daß die Tropfen rings herum ſprützten „Das Mädel wird mein, oder das Rattenneſt geht in Flammen auf!“

„Gnädiger Herr!“ begann jetzt, da der Kammerdiener eben die borſtigen Haare trocknete, der Stadtſchreiber in tiefſter Unterthänigkeit „Erlaubt nur, daß ich mich von der Wahrheit der Sache überzeugen darf.“

„Nicht von der Stelle!“ befahl Melac — „Sogleich will ich ſehen, ob Ihr im Komplott gegen mich ſeid, und ſeid Ihr es nicht, will ich Euch eine Stellung geben, ſo,

Häuser besetzt, die Dächer fast abgedeckt, und jeder Ziegel schien Leben bekommen zu haben. Die Glocke der Domuhr hatte schon zehn geschlagen, die Kampfrichter zogen feierlich unter Trompetenschall ein, und die Griesswärtel, die Schranken bewachend, hatten schon vollauf zu thun, das andrängende Volk zurückzuweisen. Wie es still in dem königlichen Saale war, so war hier ein Jubel und Lärmen der Menge, die fest auf ihren Maximilian vertrauend, schon im Siegestaumel jauchzte.

Die Fürsten waren nicht von gleichem Vertrauen beseelt, in der Brust der meisten wohnte eine düstere Ahnung und alle sahen erwartungvoll nach der Flügelthüre, die aus dem königlichen Gemache führte. Jetzt öffnete sie sich, aber nur Herzog Albrecht von Sachsen trat heraus und nahm ernst und schweigend unter den Fürsten Platz. Aber bald sollten sie nicht länger harren; noch einmal thaten sich die Flügelthüren auf und Maximilian trat in den Saal. Es war ein freudiger, herrlicher Anblick, den Fürsten in der vollen Kraft männlichen Alters eintreten zu sehen. Er war ganz einfach gewappnet, eine

schwarz angelaufene Rüstung, wie er sie zur Schlacht zu tragen pflegte, deckte seinen kräftigen Körper, ein schweres Schlachtschwert, den meisten der Anwesenden wohl zu schwer, hing an einfach ledernem Wehrgehenke, über das die schwarz und golden gewirkte Feldbinde der Frau von Monbusson, der einzige Schmuck des Königs, geworfen war. Sein Haupt war unbedeckt, und sein gelbes Haar rollte über Helmkragen und Panzer herab. Zwei junge Edelknechte, einer in der Farbe von Oestreich, der andere in der von Burgund, trugen Streitaxt und Helm, an welchem neben den gelb und schwarzen Federn fast unbemerkt die schwarze Schleife Adelaidens flatterte. So trat König Maximilian in den Kreis seiner Fürsten heiter und zufrieden, als gälte es heute den Reigen mit einer schönen Frau aufzuführen.

Ihr lieben Herren und Freunde! sprach er jetzt, an den Fuß des Throncs tretend. Ich freue mich, Euch hier um mich versammelt zu sehen. Die Stunde naht, die entscheiden wird, ob französische Prahlerei oder deutsche Kraft den Sieg davon tragen soll, und ich sehe ihr mit freudiger Zuversicht

entgegen, denn wer für seine Ehre, für die Ehre seines Landes streitet, wer für gerechte Sache das Schwert zieht, mit dem ist Gott! darum, Ihr lieben Herrn, laßt die finsteren, Unglück weissagenden Gesichter, seht fröhlich auf die kommende Stunde, seht zutrauenvoll auf mich. Noch ist der Arm, der den Löwen bändigte, kräftig genug, einen französischen Bären zu zerdrücken, noch schlägt das Herz eben so muthig unter dem Panzer, als es in so mancher Schlacht schlug, der Muth, die Kraft ist noch nicht von mir gewichen, und das Vertrauen, ein kräftiger Freund in der Noth, ruht fest in meiner Brust. Darum ziehet getrost zum Kampfplatze, wo der Ruhm deutscher Nation verherrlicht, der Ruhm Eures Königs für die Nachwelt aufgezeichnet werden soll. — Mit mir ist Gott, in mir ein deutsches muthiges Herz, unter mir mein Streitroß, das mich schon in so manchem Kampfe dem Siege entgegen trug, und um mich sehe ich meine Freunde, meine Fürsten, und was bedarf ich mehr um des Sieges gewiß zu seyn? —

Er nahm bei diesen Worten den Helm aus

der

der Hand des Edelknechts, setzte ihn auf sein Haupt, und stand dem Krieggott gleich herrlich und kraftvoll da. — Ziehet hin, fuhr er dann fort, bald folge ich Euch! Er trat dann in den Kreis, reichte diesem die Hand, sprach mit jenem einige freundliche Worte, dann sagte er zu den Versammelten: Nun mit Gott sehen wir uns heute hier zum Banket wieder! grüßte noch einmal freundlich und verließ den Saal.

Die Fürsten zogen nun mit ihrem Gefolge nach dem Marktplatze, wo sie kaum durch das herbeiströmende Volk sich einen Weg bahnen konnten, um die für sie bestimmten Sitze einzunehmen. Wie das Summen eines ausfliegenden Bienenschwarmes, oder vielmehr wie das Rollen eines fernen Donners, hallte das Gemurmel des ungeduldigen Volkes, das dicht zusammengedrängt hinter den Reihen der königlichen Hellebardiere und Lanzknechte, vom Marktplatze bis in die entferntesten Straßen wogte. Auf dem mit kostbaren Decken behangenen Altane für die fremden Gesandten und sonstige Anwesende, saß mit ängstlich klopfendem Herzen Adelaide von Monbusson, an der Seite der Frau von Gui-

che; das Auge auf den Boden geheftet, wagte sie nicht aufzublicken, fürchtend, jeder der sie sähe, könne bis in die Tiefe ihres Herzens schauen und ihr Geheimniß errathen. Jetzt aber hob sie doch von Neugierde getrieben den Blick, und ihr Auge traf Constant, der, um sich dem Volke unkenntlich zu machen, in dem Anzuge eines deutschen Edelknechtes ihr gegenüber sein Auge glühend auf sie geheftet, auf einer Erhöhung von Bretern stand. Auch zeigte sich ihr jetzt eine Bewegung unter dem Volke, jeder suchte einem Herbeikommenden Platz zu machen, und auch hier fand sie einen Bekannten, den Einsiedler vom Speierbach, der sich nach dem Eingange der Schranken drängte, und dort endlich angelangt, Posto faßte.

Mit dem ersten Schlage der Domuhr vernahm man aus der Ferne Trompetenschall. Aller Augen waren nach der Gegend gerichtet, jedermann glaubte es sei König Max, und als das Geschmetter näher kam, wollte schon das Volk seinen Jubel anstimmen, aber plötzlich verstummte es, und ein leises Murmeln, das von Minute zu Minute stärker wurde, empfing Herrn Claude de Batre, der

mit geöffnetem Visir, in glänzender Rüstung, von allen anwesenden französischen Edlen, selbst von Herrn von Guiche begleitet, auf prachtvollem andalusischen Rosse einherritt. Sechs Trompeter zogen ihm voran, eine Menge reich gekleideter Diener folgte ihm, so daß die Pracht, mit welcher er aufzog, einen Augenblick das Zeichen des Mißfallens verstummen ließ. Als er sich nun den Schranken nahte, traf sein Auge den Bruder Ambrosius, der ihm freundlich grüßend zurief: Schade nur Herr Ritter, daß Ihr Eurem Gegner nicht ebenbürtig seid. Schon wollte der durch diese Worte Entrüstete sein Roß wenden, und auf den Waldbruder eindringen, aber schnell besann er sich eines Besseren, denn jede Beleidigung des heiligen Mannes hätte sicher die Wuth des Volkes gegen ihn noch mehr entflammt. Er that als bemerke er ihn nicht, ritt in die Schranken ein, grüßte die Frauen, neigte seine Lanze tief vor der Königin, und ritt nun auf den, ihm von den Kampfrichtern angewiesenen Platz.

Kurze Zeit darauf — doch etwas mußte Herr Claude wohl warten — zog auch König Maximilian daher. Ohne Prunk, nur von

zwei Edelknechten zu Fuß begleitet, wie ein schlichter Rittersmann, nahte er sich den Schranken, grüßte freundlich rechts und links die jubelnde Menge, und Heiterkeit umfloß sein offenes, wahrhaft königliches Antlitz. So gelangte er an den Eingang der Schranken, wo Bruder Ambrosius noch auf seinem Posten stand, und die Hand segnend nach ihm ausstreckend, feierlich sprach: Der Herr segne und beschütze Dich, König der Deutschen, die Stärke Deines Armes gleiche der Stärke Deines Muthes, gebrauche ihn zur Ehre deutscher Nation!

Du hast Recht Waldbruder! erwiederte der Kaiser huldvoll. Deutschlands Ehre wird durch mich nicht untergehen. Dieß sagend, gab er seinem großen friesischen Rappen die Sporen, der ihn, unter dem lauten Jubelrufe des Volkes, mit einem Bogensatze in die Schranken trug.

Jetzt gab Veit von Wolkenstein, der oberste der Kampfrichter, das Zeichen, daß Alles still seyn solle, und las nun mit lauter Stimme die Kampfbedingungen. Der Kampf geschah mit spitzer Lanze und scharfem Schwerte, auf ritterliches ehrliches Gefängniß und müsse es

seyn, auf Leben und Tod. Dann verkündete ein Herold, der durch die Stadt ritt, dem Sieger Sicherheit an Leib und Leben und frei Geleit aus der Stadt, ermahnte die Bürger dieses Befehles ihres Königs eingedenk zu seyn, und zeigte auf die königlichen und fürstlichen Schaaren, die in der Entfernung aufgestellt waren, diesen Befehl zu vollführen.

Die Kämpfer hielten jetzt einander gegenüber. Todtenstille herrschte, man hätte meinen sollen, Worms sei ausgestorben, und doch waren Tausende hier versammelt. Da begrüßte der König noch einmal freundlich seine Gemahlin, grüßte durch Senken der Lanze Frau von Monbusson, deren Auge ihn eben traf, ohne daß irgend Jemand errathen konnte, wem diese Huldigung eigentlich gelte, dann schloß er das Visir und sein wieherndes Roß erwartete mit Ungeduld, gleich ihm, das wohlbekannte Zeichen.

Es erschallte. Zum zweitenmale schmetterten die Trompeten, und ängstlich, erwartungvoll sah das Volk auf seinen König. Da legten die Kämpfer die Lanzen ein, bald gab der dritte Ruf das Zeichen zum Angriff, nun

drückten die Streiter fest die Lanzen an ihre ehernen Panzer, daß kein Fähnlein sich bewegte, und rannten im vollen Jagen gegen einander an. Die Lanzen trafen, glitschten ab, und keiner wankte im Sattel. Da sprangen sie von ihren Rossen, zogen ihre Schwerter und ein furchtbarer Schwertkampf begann. Beide gleich gewandt, Beide gleich stark, folgte Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß. Bei jedem furchtbaren Streiche, den Maximilian führte, schrie das Volk freudig auf, jeder, der ihn traf, ließ es angstvoll verstummen; so dauerte der Kampf mit abwechselndem Vortheil. Bleich sah die Königin, fast ihrer Sinne nicht mächtig Adelaide dem furchtbaren Schauspiele zu, während Bruder Ambrosius bald für den König sein Gebet zum Himmel aufsteigen ließ, bald, von seiner Kriegslust verführt, mitten im Murmeln des Gebetes ausrief: „Nur drauf, drauf wackrer Kämpfer, gieb ihm den Gnadenstoß!" Der Troubadour, von diesem Schauspiele ergriffen, sang leise eine Romanze vor sich hin, und sein glühendes Auge sah jetzt mehr auf den König als auf Adelaide.

Jetzt — es war ein fürchterlicher Hieb,

den Messire Claude führte, und der von dem Schilde von Oestreich abglitschend, den linken Arm des Königs traf — jetzt sah man das erste Blut quillen, es floß über des Königs Armschienen herab, und ein wildes Geschrei erschallte rings um die Schranken. Doch der König — so sagt die alte Chronik — als er dieß empfunden, ward er erst recht muthig, und begunnte, als wenn er zeither mit seinem Gegner nur gespielt hätte, mit starken Stößen und Streichen seinem Widerpart so heftig zuzusetzen, daß selbiger dieselben nit alle versetzen und ausnehmen konnte.

Auch Claude blutete schon aus mancher Wunde, doch kämpfte er noch ritterlich und unverzagt, aber ein Stoß, der ihn unter dem Herzen traf, warf ihn zu Boden, er gab sich überwunden und sagte zu, sich an des Königs Hoflager gefangen zu stellen.

Laut begrüßte Trompetenschall und der Jubel des Volkes den königlichen Sieger, der, ohne an seine Wunden zu denken, die nöthigen Befehle gab für Herrn Claude de Batre zu sorgen und ihn in seine Herberge zu schaffen, dann begrüßte er seine Gemahlin, blickte hinauf nach Adelaiden, deren Herz vor Freude

daß Ihr ohne meinen Schutz unwiederbringlich verloren seid. Constant! Ruf den Wirth herauf."

„Gnädiger Herr! Ihr wolltet — und in meiner Gegenwart" bat der Stadtschreiber.

„Ich will!" sagte Melac herrisch, band die Halskrause um, strich den Knebelbart, warf das Kleid über, und stand nun angekleidet da — „Franz!" befahl er dann dem Kammerdiener „Schick nach dem Adjutanten!" Dieser, der schon lange auf des Generals Erwachen gewartet, kam noch eher als Benedikt — „Geh zu den Klarisserinnen von Gmünd" befahl ihm Melac," thu' ihnen meinen Willen kund, daß sie ohne meine Erlaubniß nicht wagen die Stadt zu verlassen." Der Offizier ging, Benedikt trat ein.

„Wirth!" fuhr ihn Melac an „Du bist also der, welcher den Reiter tödtlich verwundet hat?"

„Ja General! Der bin ich, und auch der Vater Magdalenens" erwiederte Hegelin mit Stolz.

„Was kümmert mich deine Tochter, Elender! Wie konntest du es wagen, einen Soldaten aus dem Heere des großen Königs meuchlings anzufallen?"

„Meuchlings fiel ich ihn nicht an. Ich stieß den Frechen nieder, da er mein Kind umarmen wollte; ich hätte es Euch gethan, General, hättet Ihr gewagt —"

„Beim heiligen Dionys und seinem Esel!" rief Melac halb in Wuth, halb von dieser Keckheit überrascht „Solch frechen Graukopf sah ich noch nie! Weißt du, was dir dem Kriegsgesetz nach bevorsteht?"

„Der Tod!" erwiederte Benedikt gelassen „Und hätte ich zehn Leben, ich würde sie opfern, mein Kind vor Schande und Entehrung zu retten."

laut schlug, und ritt, von der jauchzenden Menge begleitet, so gleichgültig der Pfalz zu, als kehre er von der Reiherbeize heim.

15.

In der Wohnung des Herrn von Guiche herrschte am Abende dieses Tages eine ungewohnte Stille, der Frau von Guiche erlaubte es der Nationalstolz nicht, sich über den Ausgang des Kampfes zu freuen, die Frau von Monbusson unterdrückte jeden Ausbruch der Freude, und ihr stand die Unterredung mit Herrn von Guiche noch im zu guten Andenken, als daß sie nicht vorsichtig hätte seyn sollen. Sie suchte die Einsamkeit, um sich ganz ihren Gedanken zu überlassen, ganz ihr Glück zu fühlen. So viel hatte sie nicht erwartet als sie in Worms einzog, nicht erwarten können, daß sie durch den Mann ihrer stillen Liebe von dem lästigen Bewerber befreit, ihrer Verpflichtungen gegen die Königin entbunden werden sollte. Sie fühlte sich nun frei wie der Vogel, der seinem Käfige

entschlüpft, von Zweig zu Zweig flatternd, die Wonne der Freiheit genießt, sie träumte sich — 'doch jeder Traum verschwand nur zu schnell, war er auch noch so süß, denn sie gedachte an ihre Worte als sie dem König die schwarze Schleife gab: Nicht Hoffnung, nicht Freude kann mir werden! Zuweilen trat auch Constant in dem Bilde vor sie, es war eine freundliche Erscheinung, ein jugendlicher Knappe, der bescheiden im Hintergrunde neben dem stattlichen Ritter stand; die Erinnerung an ihn that ihr wohl, sie hätte ihn selbst gern in ihre Träume verflochten, aber sein Erscheinen war so flüchtig, so schnell vorübergehend, daß die Phantasie ihn nie festzuhalten vermochte.

In dieser Stimmung fand sie Bruder Ambrosius, der durch seine Theilnahme an König Maximilian ihr werth geworden war. Gnädige Frau! begann er, ich komme im Auftrage des Königs — Erröthet nicht, ich kenne Euer Geheimniß. Er läßt Euch durch mich um eine Gabe bitten.

Sein Wunsch ist mir Befehl, erwiederte die Dame sich verneigend.

Ihr möchtet Eurem Pagen verzeihen, und

ihm erlauben, wieder in Eurer Nähe zu seyn.

Wenn es der König wünscht, so ist es mir Pflicht —

Halt Dame! fiel ihr der Waldbruder, schnell aus der Rolle des Abgesandten in die des derben Kriegmannes fallend in die Rede. Es muß Euer freier Wille seyn, sonst prophezeihe ich Euch, Freund Constant kehrt nicht zurück, so fest ihn auch, Gott weiß welch' Zauberwerk an Euch fesselt. Sein Stolz ist, glaub' ich, stärker, als seine Thorheit, und eine Gabe des Mitleids möchte er leicht verschmähen. Auch läßt Euch der König Schutz, gegen wen es auch sei, anbieten.

Ich danke dem edlen Fürsten dafür, und hoffe des Schutzes nicht zu bedürfen, erwiederte Frau von Monbusson, die jedoch recht gut wußte, daß sie wohl des Schutzes bedürfen könnte. Constant sagt, fuhr sie dann fort, daß ich mich freuen würde, ihn, wenn ich von hier zurück nach Paris zöge, und das wird bald seyn, in meinem Gefolge zu sehen, um ihn der Königin wieder übergeben zu können.

Bruder Ambrosius schüttelte bedenklich den

Kopf. Dame! Ihr seid sehr karg mit Eurer Gabe, sagte er halb verdrießlich. Doch ich kenne die Gründe nicht, die Euch zwingen so zu handeln, und schweige deshalb. Habt Ihr sonst etwas an den König gelangen zu lassen, so werdet Ihr einen treuen, verschwiegenen Boten an mir finden.

Ich wüßte nicht, was ich dem Könige wissen lassen sollte, erwiederte Adelaide erröthend. Bittet ihn, fuhr sie jedoch nach einer Weile fort, daß er stets meiner mit Huld gedenke.

Auch hier schüttelte Ambrosius wieder unzufrieden den Kopf, ihm, der das Gemüth einer edlen Frau so wenig kannte, war dieß Alles zu wenig, und paßte nicht in seinen Plan, denn sein Eigennutz war eben so groß als seine Gutmüthigkeit. Er mußte ohne andern Bescheid sich entfernen.

Noch am nämlichen Abende, während auf allen Höhen der ganzen Umgegend Freudenfeuer brannten, der ärmste Bettler seinen letzten Heller nahm, einen Becher auf das Wohl seines Königs zu leeren, und Trompeten- und Paukenschall, Zimbeln und Geigen in allen Straßen die Freude verkündeten,

machte Adelaide Herrn von Guiche mit ihrem Vorsatze bekannt, in wenigen Tagen die Rückreise nach Paris anzutreten. Die Zusammenkunft mit dem Könige bei der Kapelle hatte ihr die Schwäche ihres Herzens entdeckt, sie fürchtete, bei längerem Verweilen könnte sie vielleicht zu einem Schritte verleitet werden, den sie zu bereuen habe, und so schwer es ihr auch wurde, den Ort zu verlassen, wo der Mann ihres Herzens weilte, so befahl ihre Vernunft, und dieser gehorchte sie stets. Ein zweiter Grund war wohl, sich von der Zudringlichkeit, vielleicht gar von der lästigen Begleitung des Herrn Claude zu befreien. Würden ihn auch seine Wunden nicht so lange zurückhalten, so durfte er doch der vierzehntägigen Haft wegen, in die er verfallen war, Worms in dieser Zeit nicht verlassen; sie gewann einen Vorsprung, hoffte vor ihm Paris zu erreichen, und dann durch freiwillige Verbannung vom Hofe, den Unwillen der Königin abzuwenden.

Wie erstaunte sie nicht, als ihr der Herr von Guiche auf die ihm gegebene Nachricht von ihrer Abreise unumwunden sagte, daß er den Befehl habe, sie nicht ohne Herrn

Claude de Batre, und nur als dessen Gattin zurückkehren zu lassen. Er stellte ihr mit den lebhaftesten Farben ihre Verpflichtung gegen die Königin vor, und wie sie nur auf diese Weise dem Herzen Anna's von Bretagne die Ruhe wiedergeben könne; er bat, er beschwor sie, ihn nicht zu Maßregeln zu zwingen, die ihm so unangenehm seyn müßten, und setzte endlich hinzu, er hoffe, daß sie sich nicht so weit vergessen werde, den Beistand des deutschen Königs anzuflehen.

Frau von Monbusson war über dieses Alles wie vom Donner gerührt, das hatte sie nicht erwarten können, diese Behandlung von Seiten der Königin nicht verdient. In Paris hatte Dankbarkeit und eine Art Schwärmerei, mit der sie an ihrer königlichen Freundin hing, sie wohl zu dem furchtbaren Opfer bewegen können, ihre Hand einem Manne, der ihr zuwider war, zu versprechen. Jetzt aber, wo diese Schwärmerei sehr abgekühlt war, wo sie König Maximilian gesehen, gesprochen, in ein Verhältniß, wenn auch in ein zartes, mit ihm getreten war, wo sie ihres Versprechens entbunden, sich frei dünkte, da wäre es ihr unmöglich gewesen, sich auf

so grausame Weise zu opfern. Sie war jedoch so sehr von dem überrascht, was sie eben von Herrn von Guiche gehört hatte, daß sie sich anfangs nicht zu fassen wußte, endlich jedoch die beste Partie ergriff, schwieg, und jeder bestimmten Antwort auswich. Ihr hatte der Abend die Freude des Tages sehr verbittert.

16.

Nach manchen Vorkehrungen, die Adelaide im Hause treffen sah, wurde es ihr nun klar, daß ihr zur Rettung aus dieser Verlegenheit nichts übrig blieb, als den Schutz Maximilians anzunehmen; so schwer es ihr auch wurde, mußte sie sich doch sagen, daß ihr kein anderes Mittel zu Gebote stand. Wie gern hätte sie den guten Waldbruder dazu gebraucht, wie gern seinen Rath, seinen Beistand benutzt, aber schon waren drei Tage verflossen, und Ambrosius hatte sich nicht blicken lassen. Sie glaubte ihn durch das strenge Zurückweisen seines freundlichen An-

erbietens beleidigt zu haben, und da es ihr nicht einfiel, daß man ihm den Zutritt zu ihr verweigern könne, so hoffte sie noch von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde auf ihn, aber der vierte Tag ging vorüber, und weder er noch Constant ließen sich blicken. Desto öfter erhielt sie Nachricht vom Befinden Herrn Claude de Batres, dessen Wunden nur unbedeutend, und den der Stoß unter dem Herzen augenblicklich mehr betäubt als verwundet hatte, so daß er nach ausgestandener Haft, die er in seiner Herberge auf königliche Kosten hielt, sich zur Rückreise anschicken zu können glaubte.

Diese Nachrichten schlugen ihre Hoffnungen noch mehr darnieder, sie kannte den festen Charakter Anna's von Bretagne, und mußte daher Alles fürchten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, saß sie an einem Abende in ihrem einsamen Stübchen, dessen Fenster in ein kleines Würzgärtchen gingen, als sie in der Ferne einige Lautentöne vernahm; sie kamen näher, Adelaide glaubte diese Töne zu kennen und irrte sich nicht, denn jenseits der das Gärtchen umschließenden Mauer vernahm sie die Stimme Constants. Er sang:

Wach auf! wach auf! Dein Retter naht,
Es naht Dein treuer Knappe;
Auf dunkelm, ungebahnten Pfad
Scharrt schon der muth'ge Rappe.
Komm nur herab, komm schwinge Dich
Auf's wilde Roß, es harrt auf mich,
Vertraue meinem Worte:
Fort, fort von diesem Orte!

Wach auf! wach auf! Du edle Maid,
Wach auf aus Deinem Schlummer,
Zur Seite steht Dir Herzeleid
Und in der Ferne Kummer.
Komm nur herab und folge mir,
Trau meinem Wort, nur fort von hier!
Ich bin kein läst'ger Freier,
Ich bin ja Dein Getreuer!

Und folgst Du Deinem Knappen nicht,
So rette Dich Dein Ritter.
Des Starken Kraft gar leicht zerbricht
Des Kerkers festes Gitter,
Dann bist Du frei. — Wenn auch Dein Herz
Vergeht und bricht in Liebesschmerz —
Aus diesen starken Ketten
Kann ich Dich nicht erretten.

Gieb Antwort mir und schweige nicht,
Ich kann, ich muß Dich schützen,
Für Dich zu sterben ist mir Pflicht! —

Er hielt an. Frau von Monbusson, die im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm, griff

griff schnell zu ihrem Laute und sang als Antwort:

Geh' heim! — Gott wird mich schützen!

schloß das Fenster, und kaum hatte sie sich wieder niedergesetzt, als Herr und Frau von Guiche eintraten, und sich unter nichtigem Vorwande, so spät noch ihr lästig zu fallen, entschuldigten. Adelaide schien das Auffallende dieses Besuches nicht zu bemerken, sprach über gleichgültige Dinge und verrieth weder durch Blick noch Wort, wie sehr sie wünsche allein zu seyn. Herr von Guiche verließ sie mit seiner Gattin wieder, ohne sich über den Zweck des Besuches näher zu erklären, der kein anderer war, als den Sänger, von dem sie leicht vermuthen konnte, daß es Constant sei, durch ihre Gegenwart zu stören.

Als Frau von Monbusson am andern Morgen das Haus allein verlassen und zur Messe gehen wollte, verweigerte es ihr der Thürsteher mit dem Bedeuten, er habe ausdrücklichen Befehl von seinem Herrn sie nicht herauszulassen. Auf ihre desfallsigen Vorstellungen bei Herrn von Guiche sagte ihr dieser unumwunden, daß sie bis zur Genesung des

2. Sam. XXV. 3.

„Das ſoll dir werden! —“ rief der General. „Heda, Wache!“ Indem er das rief, traf Benedikts Auge den Stadtſchreiber, der ſich vergebens ſeinen Blicken zu entziehen ſuchte „Ihr hier? —“ ſagte er „Beim heiligen Gott, ſo möchte ich nicht hier ſtehen, wie Ihr.“ Er warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, und wandte ſich dann, als die Wache ihn abführen wollte, nach Melac „General!“ ſprach er mit edlem Bewußtſein „Mögt Ihr ſo ruhigen Herzens dereinſt vor Euern Richter treten, wie ich vor Euch ſtehe,“ wandte ihm dann ſtolz den Rücken und folgte der Wache.

„Sind noch mehr ſolcher Männer in Euern Mauern?“ fragte Melac den Stadtſchreiber.

„Mit Gott, keiner mehr!“ erwiederte dieſer, ſich tief neigend —

„Da beklage ich Euch“ fuhr der General fort „denn mich dünkt in dem Wirth ſteckt ein wahres Soldatenherz und ſo wenig ich auch den Großmüthigen gegen ihn ſpielen werde, ſo ſehr muß ich mich wundern, einen ſolchen Mann unter Euch gefunden zu haben; Ihr gleicht ihm nicht! — Doch von etwas Anderem. Bis nach der Tafel muß ich genau wiſſen, auf welche Weiſe und wohin Magdalene entkommen iſt; von Euch fordere ich dies und auch das Mädchen, wenn Ihr nicht Euerem Freund ins Gefängniß folgen wollt. Beherzigt dies und nun Gott befohlen!“ Er winkte ihm, ſich zu entfernen, Conſtant begleitete ihn hinaus.

„Herr Stadtſchreiber“ ſagte dieſer nicht ohne Hohn „Mit dem Teufel iſt nicht gut Kirſchen eſſen, er ißt das ſüße Fleiſch und wirft Euch die Kerne an den Kopf — Ich

Ritters de Batre sich diese Einschränkung gefallen lassen müsse. Der Ritter habe sie hierher begleitet, er müsse sie auch der Königin wieder übergeben, wenn sie es nicht für angemessener hielte, ihr Versprechen zu erfüllen, wodurch alle Irrungen mit einemmale beseitigt seyn würden. Adelaide, deren Stolz zu tief beleidigt war, erwiederte hierauf nichts, schwieg, entfernte sich, und der Wunsch, daß ihr Page noch einmal aus eigenem Antriebe für sie handeln möchte, stieg jetzt lebhaft in ihr auf.

Dieser Wunsch sollte nicht lange unbefriedigt bleiben. Ein königlicher Kämmerer traf noch am nämlichen Tage bei dem französischen Abgesandten ein; kurze Zeit darauf erschien Herr von Guiche bei Adelaiden, und sagte ihr mit einem Tone, der eben nicht der Ton feiner Galanterie war, daß König Maximilian sie in seinen besondern Schutz genommen habe, sie mithin sein Haus verlassen könne wenn sie wolle, was er jedoch bald zu thun sie ersuche, da er sie, die solch ein Mittel ergriffen habe, sich dem Willen ihres Souverains zu entziehen, nicht mehr für eine Französin erkennen könne.

Adelaide, durch diese Anrede überrascht und heftig erschüttert, wußte anfangs nichts zu erwiedern, doch bald errang sie sich Fassung und versicherte dem Herrn von Guiche, daß König Maximilian ohne ihr Zuthun sich ihrer annehme, daß sie ihm zwar dankbar dafür sei, aber deshalb keinen Augenblick aufgehört habe mit ganzer Seele Französin und ihrer Königin treu ergebene Dienerin zu seyn. Dies zu beweisen würde sie, sobald sie das Nöthige zu ihrer Abreise geordnet habe, den Weg nach Paris, aber ohne Herrn de Batre, antreten.

Herr von Guiche stellte dies in ihren Willen und entfernte sich; auch Frau von Guiche schien ihre Jugendfreundin vergessen zu haben, und ließ sich den ganzen Tag über nicht sehen, nur Bruder Ambrosius hatte sich, trotz der höhnenden Gesichter der Dienerschaft, den Weg bis zu ihr gebahnt, und erschien ihr in diesem Augenblicke als ein willkommner Freund. Er benachrichtigte sie, daß König Maximilian durch ihn von dem widerrechtlichen Benehmen des Herrn von Guiche gegen sie unterrichtet, sogleich die nöthige Anordnung getroffen habe, und daß ihr völlige Freiheit würde, nach Ge-

fallen zu handeln, wie sie wolle. Auch sagte er ihr, daß Constant, der sein Leben gegen einen Rosenkranz verwetten wollte, daß sie sobald als möglich Worms verlassen würde, Alles zu ihrer Abreise anordne, worüber Frau von Monbusson sehr erfreut zu seyn schien.

Der Waldbruder, das Zartgefühl eines weiblichen Herzens wenig kennend, mochte wohl in die Aufrichtigkeit dieser Freude einige Zweifel setzen, und blickte sie, indem sie dieß sagte, mit seinen listigen Augen forschend an. Wünscht ihr denn nicht Eurem königlichen Freunde Lebewohl zu sagen? fragte er jetzt, da die Dame in Gedanken versunken ihn kaum zu bemerken schien. Ich glaube doch, es wäre eure Pflicht. Frau von Monbusson hatte dieß nicht gehört und schwieg noch immer sinnend, so daß der Klausner seine Frage wiederholen mußte, die sie sonderbarerweise jetzt eben an sich selbst gethan hatte. Sie erröthete, daß der Alte ihre Gedanken errathen habe. Ich glaube wohl, daß es meine Pflicht wäre, dem Könige meinen Dank abzustatten, sagte sie schnell, allein der Anstand verbietet mir es selbst zu thun. Ich bitte deshalb Euch frommer Bruder, übernehmt es

für mich, sagt dem Könige, daß ich seine Güte, daß ich den Tag des Turnieres nie vergessen, daß mein Herz ewig — ewig dankbar für ihn schlagen würde.

Ambrosius lächelte von neuem. Ihr kasteiet Euch unnützerweise, Dame! sagte er treuherzig. Wozu dieß? Oder hättet Ihr wirklich Eurem Ritter nichts weiteres zu sagen, wünschtet Ihr wirklich nichts weiter aus seinem Munde zu vernehmen?

Ich wünsche nichts von ihm und — hat Constant Alles angeordnet, so reise ich morgen.

Kopfschüttelnd verließ sie der Klausner, ihm war Adelaidens Benehmen sonderbar und dieser schnelle Entschluß, das Verweigern, den König noch einmal zu sehen, unerklärbar. Er begab sich indessen zu Constant, um ihm Nachricht von ihrem Entschlusse zu bringen und ihm seine Zweifel mitzutheilen.

Habe ich es Euch nicht gesagt, sie würde nicht in Worms verweilen? rief dieser freudig aus. Ich bin mit Allem fertig, nur mit Messire Claude noch nicht!

Spart dieß bis zu anderer Zeit! unter-

brach ihn Ambroſius. Dem verwundeten Feinde nicht einmal ein hartes Wort!

So werde ich morgen früh mit den Roſſen vor ihrer Wohnung halten, wenn Ihr mir keinen andern Befehl von ihr bringt, guter Bruder, erwiederte nach kurzem Beſinnen der Page. Herrn Claude werde ich ſchon an einem andern Orte treffen!

Wollt Ihr nicht ſelbſt die Befehle Eurer Herrin einholen? fragte ihn der Klausner.

Nein! antwortete Conſtant trotzig. Sie wollte mich nur, wenn ſie von hier zöge, in ihrem Gefolge ſehen, ſo mag ich auch jenes Haus nicht wieder betreten, aus dem ich verwieſen wurde.

Sonderbare Menſchen! murmelte der Klausner vor ſich hin, als er allein ſeine Straße weiter ging. Kaſteien und geißeln ſich trotz der frömmſten Nonne, verſchließen ſich ſelbſt den Himmel, und jammern doch an der verſchloſſenen Pforte, daß ſie ihnen nicht geöffnet ſei!

17.

Kaum graute der Morgen als der Page schon mit den Rossen vor der Wohnung des Herrn von Guiche hielt und ungeduldig erwartete, daß das Haus sich öffnen sollte. Er hatte für Alles gesorgt, den Zelter aus Limoisin, den seine Herrin am liebsten zu reiten pflegte, aus Herrn Claude de Batres Stall gezogen, wo er bisher verpflegt worden war, ohne daß es ihm Jemand verwehrt hatte, auch hatte er Maulthiere für Adelaidens Frauen gekauft, seinen Klepper stattlich ausgeschmückt, und für zwei tüchtige Knechte, die gern Herrn de Batre den Dienst aufgekündigt, und ihm gefolgt waren, ein Paar gute Rosse in aller Eile gekauft. Ihn selbst erblickte man nicht mehr in seiner phantastischen Kleidung; ein leichter Panzer deckte seine Brust, eine Stahlhaube sein lockiges Haupt, und außer dem Schwerte hing noch seine Lieblingwaffe, die Armbrust über der Schulter. Er sah jetzt mehr einem jungen Kriegmanne als einem Troubadour ähnlich.

So erwartete er mit Ungeduld, daß das Haus geöffnet würde, aber es schien alles

darin ausgestorben zu seyn, und schon zeigte der Schlag der Domuhr die fünfte Stunde, als er, immer noch in seinem Unmuthe, sich bald seinen Träumen, bald seiner Ungeduld überlassend, auf einem Ecksteine saß, von wo ihn jetzt ein freundliches Guten Morgen Herr Constant! aufjagte, denn, als er aufblickte, hielt Bruder Ambrosius, die Kapuze tief über das Gesicht gezogen, auf einem stattlichen Grauchen vor ihm. Guten Morgen Herr Constant! wiederholte er. Hier seht Ihr einen neuen Reisegefährten, der Euch eine Strecke begleiten wird, wenn Ihr ihn nicht von Euch treibt.

Mit nichten! sagte der Page ihm freundlich die Hand reichend: Ihr habt mir so viel Liebes und Gutes bewiesen, daß Eure Gegenwart mir nur Freude machen kann. Ziehet Ihr mit uns, so begleitet uns ja der Segen des Herrn. Aber seht nur, schon halte ich wohl eine Stunde vor dem verwünschten Hause, und Niemand öffnet es mir.

Nun habt Ihr denn schon nach ächter Troubadourweise mit einem Liedchen Eure Herrin geweckt, oder nach Art vorlauter Pagen einen

wüthenden Lärm gemacht, daß das ganze Haus aufgewacht ist? fragte der Klausner.

Keines von beiden!

Ja dann wundert es mich nicht. Dieß sagend faßte er den schweren messingenen Klopfer und schlug so gewaltig an die Thür, daß sie bald geöffnet ward und dem harrenden Constant die Nachricht wurde, Frau von Monbusson sei zur Abreise bereit und werde bald erscheinen.

Mehr Ruhe, junger Herr, und etwas Geduld, sagte nach einer Weile der Klausner zu dem Troubadour, der bald sein Roß streichelte, bald ein Liedchen brummend, unruhig auf und abschritt. Mit beiden geht es gar leicht durch die Welt, selbst im Kriege sind sie oft dem Feldobersten eine schöne Gottesgabe. Zum Beispiel als ich in Reuß lag, Herzog Carl der Kühne mit mächtiger Rüstung davor stand — doch Ihr hört nicht auf mich, starrt unverwandt nach der Thüre. — Nun sie wird sich öffnen und die sehnlich Erwartete heraustreten.

So geschah es auch, denn kaum hatte der Klausner dieß gesprochen, als sie sich wirklich öffnete, und Frau von Monbusson, von Frau

von Guiche und ihren Dienerinnen begleitet, heraustrat.

Frau von Guiche hatte, am vergangenen Abende, nach dem Willen ihres Gatten, noch einmal versucht, ihre Freundin zu bewegen, nur unter Begleitung des Ritters de Batre ihre Rückreise anzutreten, sie hatte hierbei die zartesten und stärksten Saiten des weiblichen Herzens berührt, aber Adelaide unbeweglich gefunden, die, das eigene Herz nur zu gut kennend, mehr dessen Schwäche als die Macht Anna's von Bretagne fürchtete. Frau von Guiche ließ alle Hoffnung sinken, gestand, daß sie eben so wie Adelaide gehandelt haben würde, und war von diesem Augenblicke an wieder die theilnehmende Freundin, der jedoch Frau von Monbusson ihr Herz nicht mehr aufschloß.

Als Adelaide sich nicht ohne Rührung und einem gewissen bangen Gefühl von Frau von Guiche getrennt hatte, sagte sie freundlich zu Constant und dem Klausner: Seid mir willkommen meine werthen Reisegefährten! schwang sich dann auf ihr Roß, ihr kleines Gefolge that ein Gleiches, und der Klausner, der sich noch ziemlich behend auf seinen

Grauen geschwungen hatte, führte nun den Zug an.

Der Weg brachte sie vor der Wohnung Maximilians vorüber. Mit klopfendem Herzen warf Adelaide einen verstohlenen Blick nach dem breiten Erker, wo der König wohl zuweilen zu sitzen pflegte; heute aber war er leer. Ob ihr dieß lieb war, ob es sie schmerzte, wußte sie selbst nicht, nur fühlte sie ihre stille Trauer dadurch noch vermehrt. So zogen sie weiter und bald lag Worms ihnen im Rücken.

Constant, der in einiger Entfernung hinter seiner Herrin ritt, hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, er wollte ihr ernstes Sinnen nicht stören, obgleich die Freude, sich wieder in ihrer Nähe, vielleicht auch sie von Worms entfernt zu sehen, tausend Worte auf seine Lippen drängte. Endlich mußte er sich durch ein Lied, das er vor sich hin murmelte, Luft schaffen; dieß weckte Frau von Monbusson aus ihren Träumen, sie wandte sich nach ihm zurück, winkte ihm näher zu kommen und begann ein Gespräch, das, wenn auch über gleichgültige Gegenstände, doch den guten Constant in Entzücken versetzte. Aber je-

fürchte, Ihr bezahlt mit Eurer Haut, wohl bekomm's!" Er ließ den Erschrockenen stehen und kehrte zu seinem Herrn zurück, der nun an alle Thore und selbst zur Priorin schickte, um Erkundigungen einzuziehen, auf welche Weise sich Magdalene entfernt habe. Er erfuhr nun, daß am Abend zwischen 10 und 11 Uhr zwei Reiter im Namen des Generals bei der Priorin Einlaß begehrt hätten, wovon der eine Magdalene ein Briefchen übergeben und sie aufgefordert habe, ihm zu folgen, welches das Mädchen, nachdem sie den Brief gelesen, auch willig gethan habe. Von den Thoren kam die Meldung, daß Niemandem in der Nacht das Thor geöffnet worden sei, außer Constant, der mit einem andern Reiter und einem Mädchen herausgegangen, sogleich aber, jedoch allein, zurückgekehrt sei.

Dieser Bericht brachte den General bis zur Wuth; er entfernte Alle um sich und ließ Constant rufen, der, obgleich ahnend, weshalb er zu seinem General kommen solle, dennoch furchtlos eintrat.

„Undankbarer!" rief Melac, die Faust gegen ihn ballend „Glaubst du, daß die elenden Wunden dich vor meiner Rache, meinem Zorne schützen? Wohin hast du Magdalene geführt?"

„Ehe ich Euch hierauf antworte, General" sagte Constant mit Ruhe „muß ich mich erst über die Beschuldigung, ich sei ein Undankbarer, rechtfertigen."

„Schweig!" unterbrach ihn Melac drohend.

„Wo es meine Ehre gilt, schweig ich nie, außer im Reih und Glied, weil ich da muß" fuhr der Reiter fort, „und freimüthig zu reden, habt Ihr mir stets erlaubt. — Ihr nennt mich undankbar, weil ich ein braves Mädchen

desmal, wenn seine innere verhaltene Gluth losbrechen wollte, wies sie ein strenger Blick Adelaidens in ihre Schranken zurück.

Bruder Ambrosius hingegen schien sich um alles dieß wenig zu kümmern, er überließ seinem Thiere die Zügel, nahm den Rosenkranz zur Hand und betete, Gott weiß wie viele Gebete, denn ohne nur einmal rückwärts zu schauen, trieben seine Fersen das faule Thier ununterbrochen an, während seine Hände eben so geschäftig an dem Rosenkranze auf und abliefen, und seine Lippen unverständliche Worte murmelten.

So waren sie wohl schon eine gute Strecke fortgezogen, die Sonne stand bereits hoch und die Hitze war drückend, da hielt der Klausner plötzlich in einem Buchenwalde an, da, wo man in einiger Entfernung einen rieselnden Quell durch üppige Wiesen sich schlängeln sah. Hier, meinte der Alte, müßte es gut ruhen seyn, um Roß und Reiter durch einen kühlen Trunk zu stärken. Wann es Euch genehm ist, edle Frau, so weilen wir hier einige Zeit, lassen die Rosse da unten tränken, und einer Eurer Reisigen ist wohl so gut und gönnt meinem Thiere auch einen

erquickenden Trunk. Die Dame hatte nichts dagegen einzuwenden und stieg ab, die Diener führten die Pferde zu dem Quell, und sie selbst nahm Platz unter einem schattigen Baume, wo der geschäftige, für Alles sorgende Constant, schnell das Frühstück auf dem Rasen auftragen ließ.

Doch wollte es heute der Dame nicht munden, auch Constant leerte den Becher heute nicht so oft, wie er sonst bei fröhlicher Laune wohl zu thun pflegte, wenn er Adelaiden gegenüber durch phantastische Bilder doppelt belebt war. Er sowohl als Frau von Monbusson fühlten sich beklommen, ihr Gemüth war in dem ängstlichen Zustande wie der Körper wohl zu seyn pflegt, wenn eine schwüle Gewitterluft die Brust beengt. Nur der Klausner hatte heute keinen Fasttag, der Hirschrücken schmeckte ihm trefflich, und er füllte seinen hörnernen Becher im reichlichen Maaße, aus der mit Liebfrauenmilch gefüllten Kürbisflasche, und dieser Labetrunk setzte ihn in gar fröhliche Stimmung.

Die Zofen der Damen hatten sich indessen in einiger Entfernung gleichfalls ein schattiges Plätzchen ausgesucht, Constant stand un-

ter einem seiner Herrin gegenüber befindlichen Baume, stimmte seine in Worms erkaufte Laute, und der Waldbruder leerte eben wieder den bis zum Rande gefüllten Becher, als der Schall eines Hifthorns die Stille unterbrach; zu gleicher Zeit sah man einen Reiher vorüberziehen, dem ein Falke die Höhe abzugewinnen suchte.

Ein herrliches Thier! Seht nur wie schnell, wie hoch sich der Falke hebt! rief Constant aus, zu dem in diesem Augenblicke Bruder Ambrosius trat und ihm ins Ohr raunte: Junger Herr! geht mit den Frauen hinunter, wo die Rosse am Quell weiden, hier seid Ihr nichts nütz. Constant sah ihn verwundert an, denn er konnte nicht begreifen, weshalb er seine Herrin verlassen sollte, aber bald ward es ihm klar, warum man ihn entfernen wolle, denn er sah einen Jägersmann, in dem er bald König Maximilian erkannte, aus dem Walde auf sie zu jagen. Entfernt Euch doch! wiederholte der Klausner, aber Constant blieb, als sey er an seine Buche gebannt.

Indessen war der König näher gekommen, hatte sein Roß einem Diener gegeben und nahte der Frau von Monbusson, die ihn sogleich er-

kannt hatte, und mit klopfendem Herzen auf sich zukommen sah. Was er hier wolle, war der einzige Gedanke, der sie beschäftigte, sie fürchtete einen Augenblick, aber je näher der König kam, je deutlicher sein edles offenes Antlitz sich ihr zeigte, desto beruhigter ward sie.

Ich komme, Frau von Monbusson! begann Maximilian, Euch Lebewohl zu sagen. Ich konnte Euch nicht ohne Abschied von dannen ziehen sehen, meine Achtung für Euch ist zu groß, und ich kenne zu gut die Pflicht des Ritters gegen seine Dame, als daß ich nicht den Augenblick benutzen sollte, den mir, ich gestehe es Euch, nicht der Zufall bereitet hat, sondern den ich selbst aufgesucht habe. Ich komme mit einer Bitte zu Euch, die Ihr mir nicht falsch auslegen müßt, denn sie kommt, bei Gott! aus einem Euch wohlwollenden Herzen.

Frau von Monbusson verneigte sich verbindlich und war froh, daß der herabgelassene Schleier dem Könige ihre Verlegenheit verbarg. Und was ist Euer Begehren gnädiger Herr? fragte sie dann mit bebender Stimme.

Kehrt nicht nach Frankreich, nicht an den Hof Anna's von Betragne zurück, Ihr geht in Euer Verderben! sagte Maximilian, und

herzliche Theilnahme sprach sich dabei deutlich aus. Ich kenne alle Verhältnisse Eurer Lage, kenne die Königin nur zu gut, um nicht die Gewißheit zu haben, daß sie Euch nie vergeben wird. Bleibt in Deutschland, wo ich Euer treuer Freund seyn und bleiben werde, bestimmt selbst Euren Aufenthalt; so weit meine Macht reicht, soll Euch Schutz und Alles werden, was Euch zu bieten in meiner Macht steht. Die Königin, meine Gemahlin vereint ihre Bitte mit der meinigen. Geht nicht nach Frankreich zurück!

Frau von Monbusson war von diesem Antrage zu sehr überrascht, um sogleich Worte zur Antwort zu finden. Es that ihrem Herzen wohl, daß der einzige Mann, für den es noch liebend geschlagen hatte, so viel Theilnahme an ihrem Schicksale zeigte, aber sie fühlte auch zugleich, wie sehr sie in diesem Augenblicke ihr Herz schweigen lassen müsse.

Ihr scheint der Redlichkeit meiner Bitte zu mißtrauen? fuhr Maximilian fort, da Adelaide immer noch nicht geantwortet hatte. Nehmt mein königliches Wort, und das brach Maximilian von Oestreich noch nie, ich sehe

Euch

Euch nicht eher wieder, als bis Ihr es selbst begehrt.

Gnädiger Herr! begann nach langem Zögern die Dame. Das Herz sehnt sich nach dem Vaterlande, dort ist mir nichts fremd und hier wäre ich es Allem. Ueberdieß ruft mich meine Pflicht dahin zurück, sie ist die laute Stimme, der ich immer folgte, sie ist meine Gebieterin! Ich gehe zurück nach Paris, aber tief fühle ich die Güte Eurer Majestät, tief und ewig. So lange ich athme wird die Erinnerung mich beglücken, wird mir das Andenken an meinen Ritter theuer seyn. —

Ich habe in diesem Augenblicke vielleicht zu viel gesagt, fuhr sie nach kurzer Pause und am ganzen Körper bebend fort, doch es ist der Augenblick ewiger Trennung und so sei's. Lebt wohl, gnädiger Herr! und ist Eure Achtung für mich so groß als Ihr sagt, so verlaßt mich sogleich, verlaßt mich ohne mir ferner noch ein Wort zu sagen, jedes Wort von Euch, wäre es freundlich, wäre es bitter, würde mir schmerzvoll seyn.

Der König stand einen Augenblick unschlüssig, dann winkte er, daß man ihm sein Roß bringe. Lebe wohl, holde geknickte Rose!

sagte er mit Rührung und schwang sich auf sein Roß, Gott sei mit Dir! und als er sich jetzt wandte, Adelaide unwillkührlich den Schleier zurückgeworfen hatte, stürzte des Königs Leibfalke, einen blutenden Reiher in den Klauen, zu seines Herren Füßen, so daß das Roß Maximilians sich bäumend wandte und er die holde Frau hocherröthend vor sich sah. Lebt wohl! rief er noch einmal und sprengte davon. Anfangs war der Blick der Frau von Monbusson auf den zu ihren Füßen bluten-den Reiher, den der Falkenier in der Eile zurückgelassen hatte, gerichtet, das Bild des vom Falken Zerrissenen schien sie lebhaft zu beschäftigen, bald aber folgte ihr Auge dem Dahinsprengenden.

Constant hatte indessen neben Bruder Am-brosius, den Blick auf Frau von Monbusson und den König gerichtet, dagestanden, und von dem Klausner festgehalten, seinen Platz nicht verlassen können, der König hatte ihn wahrscheinlich nicht bemerkt, Adelaide seiner nicht gedacht. Jetzt, da ihn die derbe Faust des Klausners los ließ, hielt ihn der trau-ernde Blick der Dame zurück, die unverwandt dem Könige nachsah. Er bemerkte die Thräne

in ihrem Auge, sah den Seufzer, der ihre Brust hob, und wagte es nicht sie in dieser Stimmung zu stören. Als aber der König ihrem Blicke entschwunden war, sie das Auge gen Himmel hob, ihre Hände sich falteten, und sie dann wie von einer schweren Last befreit, aufathmete, da nahte er sich ihr, beugte sein Knie und — Ewig bis zum Tode sei Dir Heiligen in Demuth mein Leben geweiht, mit unaussprechlicher Rührung sagend, ergriff er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

18.

Die kleine Caravane, den Waldbruder an der Spitze, hatte so eben Neustadt um die Mittagstunde verlassen, um über Kaiserslautern ihren Weg fortzusetzen, als sich Frau von Monbusson plötzlich unwohl fühlte, und die Einladung des Einsiedlers in seiner Klause zu rasten, annehmen mußte. Sie trieben die Rosse an, und bald gelangten sie an den Fuß des Spanberges, wo Ambrosius, so gut es sich thun ließ, ein Lager für die Kranke be-

reitete, die sich sehr matt und angegriffen fühlte. Anfangs fürchtete Constant Adelaide habe Gift bekommen, der Klausner aber, nicht ganz unerfahren in der Heilkunde, fand keine Symptome, die ihn dieß hätten fürchten lassen sollen. Er hatte auch Recht. Die Begebenheiten der letzten Tage, das unverhoffte Erscheinen Maximilians, selbst der sterbende Reiher, in dem sie eine Warnung des Himmels erblickte, hatten ihr Gemüth aufgeregt, und auf ihren zarten Körper gewirkt, so daß sie sich mehr schwach als krank fühlte, und der Klausner bald fand, daß Ruhe ihr das beste Heilmittel seyn würde. Er besorgte daher aus der Umgegend die nöthigen Lebensmittel, der Ritter von Spanberg schickte alles was zur Bequemlichkeit der Frauen nothwendig war, hinunter, da Frau von Monbusson es verweigert hatte, sich auf die Burg bringen zu lassen, und die Kranke nahm nun mit ihren beiden Frauen alleinigen Besitz von der Einsiedelei, während die Landleute aus der Umgegend in größter Schnelligkeit eine Hütte von frischen Buchenzweigen baueten, in welcher Ambrosius und Constant ihren Wohnsitz aufschlugen. Da man in der heiligen Klause

Frau von Monbusson für sicher genug hielt, so wurden die beiden Knechte mit den Rossen nach Neustadt gesandt, und nur das Grauchen des frommen Mannes blieb in seinem gewohnten Stalle von Baumrinde, und weidete wie sonst auf der Wiese am Speierbache.

Schon nach einigen Tagen fühlte sich die Kranke gestärkt, und obgleich Constant, der sie während dieser ganzen Zeit nicht gesehen hatte, auf die Abreise drang, behauptete doch Bruder Ambrosius, sie sei noch zu schwach sich auf den Weg zu begeben. Bei Adelaiden schien die Sehnsucht nach ihrem Mutterlande sich vermindert zu haben, sie trat, vielleicht auch ihre körperliche Schwäche fühlend, der Meinung des Klausners bei, und als sie Constant zum erstenmale wieder sah, und er sie dringend bat, hier ja nicht länger zu verweilen, gestand sie ihm unverholen, daß der Gedanke, vor der Königin zu erscheinen ihr jetzt schrecklich sei, und eine düstre Ahnung sie von Paris zurück halte. Constant sprach ihr Muth ein; je näher jedoch der endlich bestimmte Tag der Abreise kam, desto ängstlicher, desto ungewisser wurde sie.

dem Verderben entriſſen habe? — Gott ſei gedankt, ſie iſt nicht die erſte — Ich that es zu Euerm Heil, Eure Seele zu retten, wenn Rettung noch möglich iſt.“

„Schändlicher, frecher Bube“ rief Melac, ihn anſpeiend und ſchlug ihn mit der Fauſt ins Geſicht „Elender Hund!“

„Herr!“ rief Conſtant zurücktretend „Ich bin Euer Sclave nicht, nicht Euer Hund; ich bin des Königs von Frankreich Soldat vom Reiter Regiment Orleans, war bisher aus Anhänglichkeit und Freundſchaft Euer Diener, ſage Euch hiermit den Dienſt auf und trete, ſo lahm ich bin, in mein Regiment zurück. —“

„Schweig, Elender!“ rief Melac außer ſich vor Zorn „oder bei Gott, ich laſſe dich hängen.“

„Ich bin, Gott ſei gedankt, kein armer Deutſcher, über den der Krieg Euch Macht giebt, wie's Euch beliebt, ich bin ein Franzos, in Paulainville bei Amiens geboren, ehrlicher Leute Kind und nicht zum Galgen auferzogen. Ueber mich kann nur ein Kriegsgericht ſprechen —“

„Noch ein Wort!“ rief Melac, nach ſeinem Schwerte greifend „und ich renne dir das Schwert in den Leib.“

„Thut's“ erwiederte der alte Reiter — „Hier iſt meine Bruſt, werdet wohl noch ein Fleckchen finden, das unzerfetzt iſt.“ Er riß bei dieſen Worten ſein Koller auf und ſtand ſtarr und bewegungslos vor dem Wüthenden, den beide Hunde zähnefletſchend im Auge behielten.

Melac ſtutzte. „Fort Beſtien!“ rief er und hieb mit der flachen Klinge den einen über den Kopf, doch in dem Augenblick ſprang der andere an ihm auf und packte ihn — „Zurück!“ rief Conſtant, der Hund gehorchte. Melac

Endlich erschien er. Die Rosse standen gesattelt und gepackt, selbst das fromme Thier des Klauckners war zur Reise bereitet, denn der gutmüthige Alte wollte seine Freunde bis an die lothringische Grenze geleiten, und Frau von Monbusson, die mit schwerem Herzen der Hütte Lebewohl gesagt, war im Begr:sse ihr Ross zu besteigen, als eine unerwartete Erscheinung sie hinderte. Der Ritter de Batre, von einem Knechte, die Constant zum Schutze seiner Herrin geworben, von allem benachrichtigt, hatte sich, trotz dem daß er sich noch schwach fühlte, mit seinem Gefolge und den Leuten des Herrn von Guiche und mehreren französischen Edlen, die sich ihm angeschlossen hatten, eiligst auf den Weg nach Neustadt gemacht, wo er eben zur rechten Zeit eintraf, um sich Frau von Monbusson zum lästigen Begleiter aufdringen zu können.

Diese war nicht wenig erstaunt, den ihr so widerlichen Mann, und sich in seiner Gewalt zu seben. Sie dankte ihm höflich für seine Bemühung, versicherte ihm, als er darauf nicht zu achten schien, daß sie lieber in Deutschland zurückbleiben, als ihm folgen würde, aber nichts brachte den Ritter von

seinem Vorsatze ab. Anfangs hatte er der Dame seinen Wunsch mit der Unterwürfigkeit und Courtoisie vorgetragen, mit welcher er sich stets gegen sie benommen hatte, jetzt aber, nachdem Frau von Monbusson auf alles dies wenig achtete, trat Hohn und Uebermuth an die Stelle französischer Höflichkeit. Verzeiht Dame, sagte er lachend, daß ich mich Euch als Begleiter aufdringen muß; nur kurz ist noch der Weg den ihr auf deutschem Boden, und unter dem Schutze Eures mächtigen königlichen Freundes zu ziehen habt, auf dem weit längeren Wege nach Paris ist es mir doppelte Pflicht Euer Begleiter zu seyn, und ich muß Euch daher bitten, mir es auch hier zu erlauben. Wahrlich es ziemt der Dame des Ritters de Batre nicht, mit einem Narren von Einsiedler und einem vorlauten Lautenspieler der Hauptstadt Frankreichs entgegen zu ziehen.

Frau von Monbusson setzte diesem Hohn edlen Stolz und Ruhe entgegen. Der Ritter de Batre aber sagte ihr unumwunden, daß nichts ihn abhalten würde, sie zu begleiten, und sollte er sie mit Gewalt von hier führen. Ich bin durch Euer Wort und des Königs Befehl Euer Verlobter; war mir das Glück

auch einen Augenblick zuwider, und seid Ihr auch streng genommen dadurch Eurer Zusage entbunden, so wäre es doch unedel von Euch, eines unglücklichen Schwertstoßes wegen, mich dem Hohn und dem Gespötte des ganzen Hofes, dem Gespötte von ganz Frankreich Preis zu geben. Ich will daher ertrotzen, was ich nicht erbitten kann. Sattelt das edle Thier, das mit seinem widrigen Geschrei mich so unhöflich unterbricht, sattelt es ab! befahl er jetzt den Seinen. Bruder Ambrosius, der fromme Waldbruder, mag mit ihm zurück nach Worms zum Reichstage reiten, wenn es ihm beliebt, was kümmert das mich, nur uns soll er nicht ein lästiger Begleiter seyn. Dem Rosse des Lautenspielers haut die Flechsen ab, fuhr er fort, mag sich der junge Fant seines Flügelrosses bedienen, um zurück an die Ufer der Durance zu kommen, mir gleichviel, uns soll weder sein Gesang noch die Melodie des Grauschimmels weiter stören. Waldbruder und Troubadour mögen dem Himmel danken, daß ich Ihnen meinen Zorn nicht bittrer empfinden lasse!

Aber während der hochfahrende Ritter also sprach, war Bruder Ambrosius als ein alter

Kriegmann, schon längst auf Rettung bedacht gewesen, und eine Höhe hinaufgeklimmt, wo er schnell einen bereit stehenden Haufen Reisig zum Nothsignal anzündete, überzeugt, daß ihm von der Burg und dem Landvolke Hülfe kommen würde. Constant aber hatte sich, wie der listige Fuchs in seinen Bau, in die Klause zurückgezogen, lugte durch einen halb offenen Laden, beobachtete und vernahm jedes Wort, jede Bewegung des stolzen Ritters.

Jetzt trat dieser noch einmal zu Frau von Monbusson, die sich unfern der Hütte auf eine Rasenbank gesetzt hatte. Sein Gefolge hielt in einiger Entfernung, die französischen Edlen, die ihn begleiteten, hatten einen Kreis gebildet, berathschlagten sich und schienen mit dem Betragen ihres Anführers nicht ganz zufrieden, der jetzt die Dame ersuchte, ihr Roß zu besteigen, und ihn nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, sie mit starken Armen auf das seine zu heben; Frau von Monbusson verweigerte es standhaft. Da winkte der Ritter einigen seiner Leute, und er selbst schickte sich an, vom Rosse zu steigen. In diesem Augenblicke trat Constant aus der Klause. Ritter de Batre! rief er ihm zu, ich habe

Euch Fehde angekündigt und stehe nun kampfgerüstet zum Schutze dieser Dame hier, wagt nicht sie anzurühren!

Knabe! rief der Ritter, mit Verachtung auf den Jüngling blickend, der dem Anscheine nach wehrlos ihm gegenüber an der Thür der Klause stand, gab seinem Pferde die Sporen und jagte mit gezogenem Schwerte auf ihn zu. Knabe! rief er noch einmal, da nimm Deine Züchtigung! Doch kaum hatte er dieß Wort gesprochen, als ein Bolzen von Constants Armbrust ihn zwischen Helm und Panzer traf und der riesenhafte Mann von seinem Rosse taumelte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, und ehe noch die Freunde des Ritters und sein Gefolge herbeieilten, hatte der behende Troubadour seine Armbrust wieder gespannt und schon die Felsen, wohin ihm kein Gewaffneter, weder zu Roß noch zu Fuß folgen konnte, mit flüchtigem Fuße erklimmt. Edle Frau! rief er von da herab der Frau von Monbusson zu, die vor Schreck ohnmächtig ihren Frauen in die Arme gesunken war. Ermuthigt Euch! Sammelt Eure Kräfte, kommt schnell hier herauf, ich sehe schon Ret-

tung sich nahen! Aber Adelaide hörte ihn nicht, das Entsetzen hatte ihr die Sinne benommen, sie lag leblos.

Da trat der Klausner der dieß blutige Schauspiel wohl nicht erwartet hatte, in den Kreis der Gewaffneten. Zieht Euch zurück Ihr Herren, eilig zurück! sprach er. Seht von nah und fern kommen die Landleute herbei, bald wird der Ritter von Spanberg mit seinen Reisigen zu unserer Hülfe erscheinen, und rückt der Haufe von Neustadt heran, den König Maximilian gestern zum Schutz der Dame sandte, so seid Ihr verloren. Hierauf untersuchte er die Wunde des Ritters. Messire! sagte er, wendet Eure Seele zu Gott, vor dessen Throne ihr bald stehen werdet, Euer Stündlein wird bald schlagen, denn Euer Sand ist verronnen und keine Hülfe mehr möglich.

Deßhalb wünschte ich auch mit meinem Feinde versöhnt von dieser Welt zu scheiden, erwiederte der Ritter mit matter Stimme: Ruft ihn herbei, daß ein freundliches Wort von ihm mir meinen Heimgang erleichtere.

Ist das Eure wahre reine Absicht und keine Tücke dahinter verborgen? fragte der

Klausner mißtrauisch. Der Ritter nickte bejahend. Da ging der Klausner, nachdem er erst noch für die Ohnmächtige Sorge getragen hatte nach der Stelle, wo Constant mit gespannter Armbrust, schon von einer Menge bewaffneter Landleute umgeben, auf einer Felsspitze stand, und rief ihm zu herabzukommen, um dem Sterbenden den letzten Trost zu reichen. Der gutmüthige Provenzale säumte keinen Augenblick, sah er doch in der Ferne die Reisigen von Svanberg heranziehen, begleiteten ihn doch die wackern Landbewohner. Ohne Mißtrauen nahte er dem Ritter, der ihm seine Linke zur Versöhnung entgegenstreckte, aber während Constant sie ergriff, faßte die Rechte rasch nach dem Dolche; mit aller Kraft die ihm noch blieb, zog de Batre den Jüngling zu sich nieder, und führte einen tödtlichen Stoß nach ihm. Glücklicherweise entging der Troubadour durch eine schnelle Biegung dem hämischen Streiche und der Dolch drang nur, ihn leicht verwundend, in die Hüfte. Da jagte er, über diese Unthat ergrimmt, ehe Jemand zu des Ritters Hülfe herbeieilen konnte, ihm den Bolzen durchs Hirn.

In diesem entscheidenden Augenblicke kamen von allen Seiten Reisige und Landvolk herbei und stellten sich zum Schutz des Pagen auf, während die Franzosen ihren Ritter zu rächen die Waffen zogen. Der Waldbruder, das Krucifix in der Hand, trat aber schnell in

ihre Mitte vor Constant, auf welchen die Begleitung des französischen Ritters eindrang und rief mit donnernder Stimme: Haltet Friede, ehret die Todten, ehret die vielleicht Sterbende! Kein Blut fließe mehr an diesem Orte des Friedens! — Ihr Herren von Frankreich nehmet den Todten, ziehet mit ihm heim, und hofft nicht, ihn rächen zu können. Schaut um Euch und seht die zum Streite bereit Stehenden. Ihr aber meine Freunde ehret den Ort Eurer frommen Andacht, laßt die Schwerter in den Scheiden ruhen.

Jedermann gehorchte den Worten des Waldbruders. Die Fremden erkannten die Gefahr und als mehrere Landleute sich nun erboten, den Todten nach Pirmasens zu tragen, zogen die Franzosen mit dem Leichnam des einst so gefürchteten Rittersmannes friedlich ihrer Heimath zu, die Reisigen und das Landvolk gingen aus einander, nur Bruder Ambrosius und Constant blieben bei der immer noch Ohnmächtigen zurück.

19.

Erst nach manchen Bemühungen war es dem Klausner gelungen, sie ins Leben zurückzurufen. Wie aus einem schweren Traum erwacht, blickte Frau von Monbusson um sich

ber, und sah Constant vor sich knieen. Mit einer Art Abscheu wandte sie sich von ihm, als sie aber das Blut aus seiner sich wieder öffnenden Wunde quellen, als sie sein thränenfeuchtes Auge, den bittenden Blick sah, den er nach ihr aufschlug, als die laute Freude auf seinem Antlitze sich aussprach, sie wieder zum Leben erwacht zu sehen, da konnte sie ihm nicht mehr zürnen, und mit freundlichem Lächeln bat sie ihn aufzustehen.

In der Brust des Jünglings stürmten in diesem Augenblicke mancherlei Empfindungen. Er wollte sie eben in glühende Worte ausströmen, als Frau von Monbusson ihn und den Einsiedler bat, sie auf einen Augenblick zu verlassen. Beide gehorchten, erwartungvoll, was sie beginnen würde. Lange sollten sie nicht in Zweifel seyn, denn bald trat sie aus der Hütte zu ihnen. Lieber Constant, treuer Freund, sprach sie mit Engelmilde, wir müssen uns trennen! — Fortan muß ich einsam auf dieser Welt stehen, ohne Freund, ohne Beistand; nicht Vaterland, nicht Freund, nichts darf mir bleiben. — Ziehet heimwärts, sagt der Königin, daß ich den Schritt, den ich thue, mit Freuden gethan, daß ich mich ihrer Wohlthaten dankbar erinnere, ihr verzeihe, und sie in mein Gebet einschließen werde, so lange ich athme. Euch aber Constant, sage ich ein schmerzliches Lebewohl. Dank für Eure Treue, Dank für die Anhänglichkeit die Ihr mir bewiesen; möge Euch ein treues Herz mit treuer Liebe

lohnen, wie Ihr es um mich verdient habt — Kein Wort guter Constant, keine Thräne. Der Himmel befiehlt die Trennung, gehorcht ohne Murren. — Euch guter Bruder bitte ich, mich nach irgend einem stillen Asyle zu geleiten, wo ein gebrochenes weibliches Herz, bis der Tod es ganz zerdrückt, Ruhe und Trost finden kann. Ich habe mich von Allem, was mich auf Erden band, freiwillig losgerissen, ich will mich auch dem Himmel weihn. Führt mich in seine irdischen Hallen, begleitet mich in friedliche Mauern.

Habt ihr auch reiflich Alles erwogen? fragte der Waldbruder gerührt und überrascht, während Constant kaum seinen Sinnen trauend, das Auge unverwandt auf sie geheftet hatte. Habt Ihr auch Alles reiflich erwogen?

Alles! erwiederte sie mit fester Stimme.

Auch, daß ein treues Herz brechen muß, wenn Ihr auf Eurem Entschlusse beharrt? rief Constant, seiner nicht mehr mächtig.

Auch das guter Constant. Euer Herz wird nicht brechen, Euren Schmerz werdet Ihr in Worte aufhauchen, Ihr werdet Euch, wie es sich für den Sohn eines edlen Vaters ziemt, mit dem Schwerte in der Hand in Gefahr und Tod stürzen, und ich werde Euch dann nur noch eine freundliche Erinnerung bleiben, deren Bild Euch zu Thaten befeuern mag, bis der Tod Euch abruft und das Bild verlöscht.

Noch eine Bitte habe ich an Euch zu thun Constant fuhr sie fort, es ist die letzte! Bringt

ſchäumte vor Wuth. — „Todt laſſe ich die Beſtien ſchießen, und ſogleich!“ Er faßte nach der Klingel.

„Thut das nicht“ ſagte Conſtant auf ihn zutretend „thut es nicht! Ihr habt ja ſo wenig Freunde, und hier ſtehen vielleicht von den Wenigen Euere treueſten um Euch; erhaltet ſie Euch, ſtatt ſie zu verderben.“

Der treuherzige Ton, mit dem er dies ſprach, der noch immer winſelnde Hund, die Gewohnheit, oft bittere Wahrheiten von dem Alten zu hören, mochten nicht ganz ihre Wirkung verfehlt haben. Er ſchien beruhigter — „Fort!“ rief er jedoch noch immer erzürnt „Fort in Arreſt! Haſt du deine Strafe erduldet, dann ſcheer dich zum Teufel, oder zum Regiment Orleans, mir gleich viel.“

„Wie Ihr befehlt, General!“ erwiederte Conſtant und ging, die Hunde mit ihm, ſelbſt der Geſchlagene kroch aus ſeiner Ecke hervor und blieb nicht zurück.

„Conſtant!“ befahl der General „Laß die Hunde hier.“

„Geht zu Euerm Herrn! Fort! Marſch!“ rief ihnen Conſtant zu, aber die Hunde drängten ſich nach der Thüre. „Werdet nicht böſe, General“ ſagte er nun „Ein Hund iſt ein dankbares Vieh, ich gab ihnen zu eſſen und mißhandelte ſie nicht, nun wollen ſie mich nicht verlaſſen, auch wenn Ihr mich verſtoßt.“

„Warum haſt du dich heute deiner Zauberformel, der Lüneburger Reiter und Conſarbrücks nicht bedient?“ fragte Melac ablenkend.

„Dazu war ich zu ſtolz und zu tief gekränkt“ — erwiederte der Alte.

„So ſcheer dich zum Teufel“ rief der General durch

der fromme Bruder die Nachricht, daß sich des Klosters Pforte hinter mir geschlossen hat, so zieht nach Worms, sagt ihm — Sie hielt inne, Thränen entstürzten ihren Augen, sagt ihm — ich würde ihn nie, nie vergessen! — Mein Roß! rief sie dann plötzlich und mit ängstlicher Hast, führt mein Roß herbei, daß ich die Stunden des ewigen Scheidens von Liebe und Leben, von Freund und Freude kürze. — Gott mit Euch! Dies sagend schwang sie sich auf ihr Roß, als ob sie vor einem Feinde flöhe, und als Constant mit dem Tone der Verzweiflung sie fragte: Darf ich Euch nicht bis zum Kloster folgen? rief sie vom schmerzlichsten Gefühle durchdrungen: Nein! Wenn Ihr mich wahrhaft geliebt habt, nein!

Sie folgte dem Waldbruder nach Speier, dort verlebte sie in einsamer Zelle die traurigen Tage freudeloser Jugend. Die Zeit milderte ihren Schmerz, die Erinnerung an den Mann ihrer Liebe konnte sie nicht schwächen, die Erinnerung an den treuen Jüngling war ihr auch späterhin noch wohlthuend. Als ihr die Kunde wurde, er sei in der Schlacht von Ravenna gefallen, weihte sie ihm eine stille Thräne, doch freute sie sich, daß sein Herz so bald die Ruhe gefunden hatte, nach der sie sich vergeblich sehnte. Erst ein Jahr vor Kaiser Maximilians Hintritt reichte sie ihr der Tod, der auch ihren letzten Freund, den Waldbruder, schon vor ihr abgerufen hatte.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Sechsundzwanzigstes Bändchen.

Die Berennung von Hohentwiel.
Die Reise in die sächsische Schweiz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Die

Verennung von Hohentwiel.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

I.

In der Würtembergischen Feste Hohentwiel, die der mannhafte Oberst Widerhold für die protestantischen Bundesgenossen so viele Jahre lang tapfer vertheidiget hatte, war im Sommer des Jahres 1644 alles in Bewegung, denn ein Bairisches Heer unter General Mercy zog sich bei Stockach zusammen und bedrohte die Feste. Da befahl Widerhold, daß jeder nicht Waffenfähige sie verlassen müsse, und er selbst ging der Besatzung mit seinem Beispiele voraus. Seine Gattin und sein eigenes einziges Kind mußten sich trotz ihrer Bitten reisefertig machen, denn er führte in seinem Hause, wie in der Festung, ein strenges Regiment. Seiner Gattin war es schmerzvoll, sich in dem Augenblicke der Gefahr von ihm zu trennen, die achtzehnjährige Johanna

aber wurde nicht allein von Kindesliebe zurückgehalten, eine andere Liebe noch, mächtiger als jene, kettete sie an das einsame Hohentwiel, und schuf ihr diesen finstern Aufenthalt zum Paradiese.

Es mochte nun wohl über ein Jahr seyn, als Oberst Widerhold einen Streifzug nach dem Bodensee unternommen, und in der Gegend von Bodmann einen Hauptmann, einen Lieutenant und mehrere baierische Knechte zu Gefangenen gemacht hatte. Sie waren ihm auf Hohentwiel lästig, und er schickte bei der nächsten Gelegenheit Offiziere und Gemeine, die er nicht unter seine Besatzung gesteckt hatte, dem General Erlach nach Breisach. Die Gefangenen freuten sich wohl alle, aus diesem Burgzwinger erlöst zu werden, nur der Lieutenant Paul Werner nicht, der Hohentwiel gar ungern verließ, wo Johanna Widerhold, ohne daß sie es ahnen mochte, ihn mit festen Banden gekettet hatte. Der sonst etwas grämliche Oberst mochte den jungen Mann, der sich in dem Gefechte mannhaft gewehrt hatte, und schwer verwundet nach Hohentwiel gebracht worden war, wohl leiden. Der Mutter gefiel der feine stattliche

Mann, und ihr Kind, eine blühende, sich entfaltende Knospe, mochte auch wohl dem jungen Manne nicht abgeneigt seyn, doch verschloß ihr Ehrbarkeit und Zucht den rosigen Mund, und da die letzten Tage, welche Paul Werner auf Hohentwiel war, der Zufall, oder vielleicht sie selbst, jede Zusammenkunft hintertrieben, hatte der Arme die Feste verlassen müssen, ohne sein Herz dem Mädchen ausschütten zu können.

Wie erstaunte nicht Oberst Widerhold, als nach einem halben Jahre Werner mit schwedischem Feldzeichen und einem Briefe des Generals Erlach, unter dessen besondern Befehlen die schwedischen und französischen Besatzungen in Oberschwaben standen, vor den Thoren Hohentwiels hielt, und Einlaß begehrte; wie viel mehr erstaunte er, als ihn das Schreiben unterrichtete, daß der bairische Lieutenant in schwedische Dienste getreten, und künftig einen Theil der Garnison von Hohentwiel ausmachen sollte. Kopfschüttelnd und unmuthig legte der alte Kriegmann den Brief neben sich, blickte den Ueberbringer eben nicht freundlich an, und antwortete auf dessen Frage, daß es scheine, er sei ihm nicht willkommen,

mit einem raschen Nein! — denn ich liebe das Wechseln der Farbe nicht und mißtraue jedem Ueberläufer! — Beschämt mußte Werner abtreten, und in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf der Feste sah er sich absichtlich von dem Kommandanten und seiner Familie entfernt, und bei jeder Gelegenheit sprach sich des Obersten Mißtrauen gegen ihn aus.

Jedoch eine Expedition, welche Widerhold nach Engen unternahm, und wobei sich Werner mit ausgezeichnetem Muthe benommen, unterdrückte nach und nach den Groll, welchen der Alte gegen ihn gefaßt hatte, und da Werner Gelegenheit fand, sich der Mutter Johanna's, und zuweilen auch ihr zu nähern, und diese Gelegenheit gut zu benutzen wußte, so wurde es ihm nicht schwer, sich wieder wie früher in dem Familienkreise des Kommandanten zu sehen, wo sein bescheidenes Betragen ihm bald Aller Herzen, wohl aber am meisten das Herz Johanna's gewann.

Als aber die Mutter, der er sowohl, wie die Tochter, ihr ganzes Zutrauen geschenkt, und sie zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht hatte, eine günstige Gelegenheit gefunden zu

haben glaubte, mit ihrem Gatten über das Verhältniß zu sprechen, erstaunte sie nicht wenig, ihn im vollen Zorne aufspringen zu sehen, und ein heftiges: Nun und nimmermehr! ausstoßen zu hören. Hätte ich das ahnen können, rief der Erzürnte, so hätte ich dem Meineidigen lieber bei Bodmann die Kugel durch den Kopf jagen lassen, als hier die Schlange an meinem Busen zu nähren. Glaubst Du Thörin, daß wer seiner Fahne untreu wird, seinem Weibe treu bleibt? Willst Du Deinen Eidam bei dem ersten Glückwechsel, dem auch der bravste Soldat unterworfen ist, am Galgen hängen sehen, wenn er den Baiern in die Hände fällt? Des Obersten Widerhold Eidam muß ein makelloser Mann, seine Ehre unbefleckt seyn, mithin wird der Lieutenant Paul Werner nie der meinige.

Von dem Tage an ward er aus dem engen Familienkreise, doch nicht aus Johanna's Herzen verbannt, und sicher würde der Alte Mittel gefunden haben, ihn ganz aus Hohentwiel zu entfernen, wenn ihm nicht das Heranrücken der Baiern Gelegenheit gegeben

dieſe Antwort aufgebracht, und von den Hunden begleitet, ging Conſtant nach der Wache.

Magdalene ſaß indeſſen in dem Schloſſe zu Steten auf einem einſamen Stübchen, wohin ſie gleich bei ihrem Eintritt in ihre Freiſtatt geführt worden war. Nachdem ſie ſich einer Kammerfrau der Herzogin als die Tochter Hegelins aus Eßlingen, die um Schuz und Verborgenheit bitte, kund gethan, hatte ihr die Fürſtin noch in der Nacht ſagen laſſen, beides ſolle ihr werden, ſie möge ſich nur zur Ruhe legen und guten Muthes ſein. Sie befolgte den Rath und obgleich ihr die Begebenheiten der Nacht noch immer grauſig und geiſterhaft vorſchwebten, verlangte die Natur dennoch ihr Recht, und es war ſchon Tag, als ſie erwachte. Eine junge, rothwangige Dirne brachte ihr das einfache Frühſtück, welches eben nicht von üppiger Lebensart in dieſem Schloſſe zeigte, und ſagte ihr, daß die Herzogin ſie vor dem Gottesdienſt noch zu ſprechen verlange. Magdalene ſäumte nicht lange, folgte dem Mädchen, das ſie durch einen langen Gang und über eine kleine hölzerne Brücke führte, welche dieſen Flügel mit einem alten, kaum mehr bewohnbaren Gebäude verband. Durch dieſes gelangte ſie in den entgegengeſetzten Flügel, den die Herzogin bewohnte. Hier empfing ſie eine Kammerfrau, öffnete die Thüre und hieß ſie eintreten.

Es war ein finſtres Gemach, eine Art von Vorzimmer, worin ſie ſich nun befand. Ein großer eichener Tiſch mit einem wollenen Teppich bedeckt und einige Seſſel war alles, was ſie hier ſah, nichts von alle der geträumten

hätte, sein Kind selbst von sich zu thun, und so die Beiden zu trennen.

Johanna's Herz hing ganz an Werner; Trennung, das fühlte sie zwar, konnte die Gluth ihrer Liebe nicht mindern, konnte sie nur anfachen, auch Paul hatte das feste Vertrauen zu ihrer Liebe und Treue, und dennoch war beiden die Nachricht, sich trennen zu müssen, schreckbar, und die wenigen Tage, die ihnen noch gegönnt waren, benutzten sie emsig, wie die Biene den flüchtigen Sonnenstrahl eines trüben Tages zum Einsammeln des Honigs. Ihre Liebe wuchs mit jeder Stunde, und in der Brust des so ruhigen sittlichen Mädchens ward die stille Gluth zur Flamme.

Der Tag der Abreise nahte. Die Baiern zogen sich immer dichter zusammen, Alle, die Hohentwiel verlassen sollten, waren schon entfernt, nur die Mutter und Johanna säumten und geizten mit jeder Stunde, die sie noch dort verweilen konnten. Diese Säumniß war für sie nicht von Gefahr; General Mercy hatte schon früher versucht mit Widerhold in Unterhandlung zu treten, jedoch war von dem rechtlichen Kriegmanne jede Bedingung ver-

worfen, die sein persönliches Interesse betraf, und von ihm waren solche vorgeschrieben worden, die ganz das Wohl seines Herrn, des Herzogs von Würtemberg begründen mußten, und er hatte sich so bestimmt für diesen Zweck ausgesprochen, daß Jedermann gar leicht einsehen konnte, daß der Wiener Hof sie nicht genehmigen würde. So geschah es auch; Mercy erhielt von Wien den Befehl, statt zu unterhandeln, die Festung zu belagern, aber auch den geheimen Befehl von dem Churfürsten von Baiern, die Unterhandlung mit Widerhold wieder anzuknüpfen, und nichts Ernstliches gegen Hohentwiel zu unternehmen. Deßhalb konnte auch Oberst Widerhold, hiervon unterrichtet, die Seinen ruhig nach dem nur drei Stunden entfernten, unbesetzten Radolfzell, mit der Ueberzeugung und mit der Gewißheit schicken, der bairische General werde, so wie er es versprochen, alles Nöthige zu ihrem Schutze anordnen.

Am Abend vor der, nun endlich bestimmten Abreise, saßen Vater, Mutter und Tochter in dem Schloßgarten zusammen, und den alten Mann, der sonst ziemlich früh zur Ruhe ging, schien heute der Schlaf zu fliehen. Er

war bewegter als je, und man sah es ihm deutlich an, daß ihn etwas beunruhigen mußte. Schon seit jener Unterredung mit der Mutter, hatte er es immer vermieden, von Werner zu sprechen, und so oft Mutter oder Tochter seiner erwähnten, brach er das Gespräch ab. Heute aber fing er, nach langem Kampfe mit sich, selbst an, das Gespräch auf ihn zu bringen. So ungern ich es thue, begann er, eine Sache zu erwähnen, die mir schon den Schlummer mancher Nacht gekostet hat, so muß ich es doch in dem Augenblicke unserer Trennung thun, da ich nicht wissen kann, was Gott über mich verfügen wird. Ich meine, Johanna, Dein thörichtes Verhältniß zu Paul Werner. Er sprach diese Worte mit finsterem Unmuthe aus, drückte jedoch, von dem Vaterherzen überwältigt, sein Kind innig an die Brust. Vergiß ihn, fuhr er, immer bewegter werdend, fort, Segen könnte Dir ja nicht folgen. Sieh meine Johanna! wenn ich mir sonst dachte, daß ich Dich einmal an der Hand eines braven Mannes sehen würde, zufrieden und glücklich, wie ich es war und noch bin, so klopfte mein Herz vor Freude, denn mir ist die Ehe, ob-

gleich ich ihr Glück nur in stürmischer Zeit genoß, ein Paradies, worin es mir bis auf den heutigen Tag wohl ergangen ist, und deshalb verjüngte mich der Gedanke, und ich hoffte immer durch Dich noch einmal die schönen Jahre meines häuslichen Glückes durchleben zu können. Jetzt aber — wo an der Ehre des Mannes ein Makel hängt, ist sie unwiederbringlich verloren, und ich könnte einen solchen Mann nicht als meinen Sohn mit freudigem Muthe an das Herz drücken. So brav, so gut Herr Werner auch seyn mag, so sehr Zeiten und Beispiele es auch entschuldigen mögen, so kann ich mich doch diesem Manne nicht vom Herzen nahen, denn sein Meineid führt eine unersteigliche Scheidewand zwischen uns auf. Darum versprich mir, ihm zu entsagen, alle Verbindung mit ihm zu zerreißen; versprich es mir Johanna in der feierlichen Stunde der Trennung!

Das Mädchen lag weinend an der Vaterbrust und schwieg.

Rede! rief der Alte, schon heftig werdend. Rede, antworte mir!

Was soll ich Euch antworten Vater! sagte endlich nach langem Zögern Johanna. Die

Wahrheit wollt Ihr, und die würde Euch betrüben. Was Ihr von mir verlangt, kann ich nicht erfüllen, verspräche ich es, würde ich Euch und mich betrügen.

Also nicht! unterbrach sie der Vater, doch schien sein sonst so heftiges Gemüth ruhig, denn er schob sein Kind nur sanft von sich. Nun, so muß ich es dem Himmel, der Zeit und meiner Vorsicht überlassen. Jetzt lege Dich zur Ruhe, fuhr er fast gleichgültig fort, aber wisse, daß die Thüre Deiner Kammer verschlossen bleibt, und Dein Vater unter Deinen Fenstern Wache hält. Sprechen sollst Du ihn nicht mehr.

Johanna warf sich, bei diesen sie zermalmenden Worten, laut weinend an seine Brust. Tausend Thränen mein Kind, sagte er mit Bitterkeit, sind leichter geweint, als eine gute That gethan! Spare die Thränen auf bis an Deines Vaters Grabe —

Mann! fiel ihm die Mutter in die Rede, doch ein zorniger Blick Herrn Widerholds hieß sie schweigen. Sie nahm die Weinende unter den Arm und führte sie in ihre Kammer.

Mutter! sagte Johanna plötzlich. Weinet nicht um mich. Des Vaters hartes Wort hat

mir Kraft und Muth gegeben. Wahre Liebe vermag keine irdiſche Macht zu trennen, das fühle ich jetzt in dieſem ſchmerzvollen Augenblicke, und konnte ſie getrennt werden, dann war ſie nicht heilig und rein, und ſie wäre dann der Thränen nicht werth, die man um ſie weinte.

Ohne Werner noch geſprochen, ohne ihm Lebewohl geſagt zu haben, verließ Johanna mit ihrer Mutter Hohentwiel, und bezog bei einer weitläufigen Verwandten eine kleine Wohnung in Radolfzell am untern Bodenſee. Sie hatte den einzigen Troſt noch mit ſich genommen, daß ſie Werner, als ſie in den Wagen ſtieg, noch geſehen, und ihm einen tröſtenden Blick hatte zuwerfen können. Dieſes Blickes bedurfte er auch, dem am vergangenen Abende jeder Verſuch, Johanna zu ſehen, mißglückt war, denn überall war ihm Oberſt Widerhold entgegen getreten, der ihn überdieß ſeit längerer Zeit recht unfreundlich behandelte.

2.

Auf Hohentwiel lebte fast seit dem Anfange des so lange dauernden, Deutschland verwüstenden dreißigjährigen Krieges, ein sonderbarer alter Mann, dem schon lange das wichtige Amt eines Ober-Konstablers auf der Festung übertragen, und der dem Obersten, seiner Brauchbarkeit wegen, werth war. Benedikt Kraaz hieß der Mann, der seit 26 Jahren den Berg nicht verlassen und dort so eingewohnt war, daß er jeden Morgen den lieben Gott bat, ihm nur auf Hohentwiel sein Grab zu gönnen. Seinem Aeußern nach, hätte man nicht einen Ober-Konstabler in ihm gesucht, denn er war ein kleines, zusammengeschrumpftes Männlein, das sich hinter einer Karthaune gar drollig ausnahm, sie aber demungeachtet recht geschickt zu richten, und sein Ziel fast immer zu treffen wußte. Von Jedermann in der Feste gefürchtet, schloß er sich auch an Niemand an, lebte ganz für sich, und die alten Thürme, die Zugbrücke, jeder Stein in seinem runden Zimmer, auf den er mit gar geschickter Hand mancherlei eingegraben hatte, waren ihm werther als die

Men-

Torgau war zu ihren Verwandten gekommen, um die Freuden des Carnavals zu genießen. Sie war schön, sehr schön, eine jener imponirenden Figuren, die, wo sie auch auftreten, mit allmächtigem Zauber Alles an sich ziehen, und, wenn auch nicht immer einen bleibenden, doch gewiß einen mächtigen Eindruck auf das Heer der jungen eitlen Herren machen, die jedem auffallend hübschen Gesicht, besonders wenn es ihnen aus der Fremde entgegenleuchtet, ihre Huldigung nicht versagen können. Auch Rosalie trat in voller Glorie auf, Alles strömte, an ihrem Altare zu opfern und Werner war unter dem Heer ihrer Anbeter nicht der letzte. Nicht sein Herz, seine Eitelkeit trieb ihn mit den Andern in die Schranken und er umflatterte als ächter Schmetterling diese provenzale Rose, welche, zu Blanks Schreck, seit einiger Zeit ihr Netz besonders nach dem Assessor ausgeworfen zu haben schien.

Wie gern hätte dieser seinem Freunde einen Wink gegeben, daß der entscheidende Augenblick nahe sei, und Agathe in diesen Tagen eintreffen würde, aber er durfte es nicht, der kleine Commerzienrath hatte es

ausdrücklich verboten und deshalb auch die Einrichtung so getroffen, daß die beiden Schwestern bei der Tante König, er aber mit den beiden Blaßblonden bei dem Rath Blank wohnte.

Er mußte sich daher in die Launen des Onkels fügen und den Freund seinem eignen, wahrscheinlich traurigen Schicksale und den Mystificationen des Kleinen überlassen, der nun, mit den beiden alten Damen eingetroffen, Alles mit seinem Humor einleitete. Dem armen Assessor waren schwere Prüfungen zugedacht.

Bei der Geheimeräthin König hatte sich indeß auch Alles in gehöriger Ordnung gestaltet. Der gestrige Tag war kein ominöser gewesen, die Gardinen hingen in voller Pracht, die Zimmer waren geordnet und die beiden Nichten aus Leipzig herzlich empfangen worden.

Fritz! rief am späten Abend der überglückliche Assessor seinem Dienstbaren entgegen. Fritz! Thee! Er warf sich noch im völligen Anzug auf das Canapee, schloß seine

Augen, lag in tiefer Apathie, sprang plötzlich auf, warf den neuen Frack von sich, verwünschte die künstliche Form des englischen Knotens, der wahrscheinlich den sublimsten aller Gedanken schon in der Geburt erstickte, warf sich in seinen russischen Schlafrock und eilte nach seinem Schreibtisch. Dort lag ein seit mehreren Wochen angefangenes, aber noch nicht beendigtes Gedicht an Agathen; er ergriff, überlas es und herrlich, herrlich! ausrufend, nahm er die gefällige Feder in die Hand und hauchte die Gluth seiner Gedanken auf das Papier. Aus einem Theecirkel zurückgekehrt, wo Rosalie mit ihren Talenten brillirt, mit dem Feuerblicke ihrer Augen seine Sinnlichkeit entzündet und mit dem Zauber einiger freundlichen, lockenden Worte ihm, so wie er glaubte, ein liebendes Herz geöffnet hatte; war es ein Wunder, daß er von ihrem lieblichen Bilde erfüllt, in seinen Träumereien Agathen vergaß. Der Thee kam, er sah ihn nicht, Fritz räusperte sich, er hörte es nicht. In Entzücken versunken, schrieb er immer auf das schöne Velinpapier mit goldnem Rande, las das Geschriebene, schrieb von Neuem, bis er nach einer Stunde

fürstlichen Pracht. „Ihr müßt Euch ein wenig gedulden" sagte die jetzt aus dem Nebenzimmer zurückkehrende Zofe „so bald Ihro fürstlichen Gnaden angekleidet sind, werdet Ihr vorgelassen werden. Auch könnt Ihr, um Euch zu zerstreuen, die merkwürdigen Schildereien in jenem Zimmer, hier zur Linken, besehen, sie stellen die Könige von Schweden von der Sündfluth an, bis zu des jetzt regierenden Königs Majestät, vor, es sind treffliche Schildereien, welche unsere gnädige Frau mit vieler Mühe gesammelt hat." Magdalene folgte der Dienstfertigen, die ihr nun von den Bildern mit ihren furchtbaren Bärten und Harnischen eine weitschweifige Erklärung zu geben begann, auf welche aber Magdalene wohl wenig achtete. Bald wurde jedoch die Zofe durch ein leises Schellen unterbrochen „Kommt!" sagte sie rasch, Magdalenens Hand erfassend „Kommt zur Herzogin, sprecht offen und wahr und fürchtet Euch nicht, es ist eine gar gnädige Dame."

Die Thüre zu dem fürstlichen Gemache wurde geöffnet, und Magdalene trat erwartungsvoll und mit beklommenem Herzen ein. Sie fand die Herzogin auf einem Ruhebette liegen, eine schon ältliche Dame saß neben ihr. Die Fürstin nickte Magdalenen freundlich zu. „Sei mir willkommen Kind" sprach sie huldvoll und reichte ihr die Hand zum Kusse. „Setze dich. Ich muß noch in meinem Andachtsbuche lesen, dann will ich hören, was du mir zu sagen hast."

Magdalene, von diesem freundlichen Empfang ermuthigt, setzte sich auf einem kleinen Sessel, der zu den Füßen des Ruhebettes stand, nieder. Während die Fürstin las, und das Hoffräulein ein gleiches that, hatte sie Muße, sich im Zimmer umzusehn. Es war nicht groß, mit brau-

geendet zu haben schien, und ohne Thee, ohne Rum, noch immer wie ein Santon in Verzuckungen auf seinem Sopha — einschlief, von dem ihn sein Fritz nur mit Mühe in's Bett brachte; so sanft, so fest, so sorgenlos war er eingeschlummert.

Es war sehr spät am Tage, als er erwachte. Er sprang auf und fand in seinem Zimmer den Rath Blank an seinem Schreibtische stehen der kopfschüttelnd das gestern Abend Geschriebene las; Werner fuhr auf ihn zu.

Laß nur, sagte Blank gelassen, laß nur! ich will es schon an die Adresse befördern, doch vorher erst die Befehle meiner gestrengen Hausfrau an Dich ausrichten. Diese läßt Dich für heute Mittag zu Tisch einladen, wo Du ein Paar höchst interessante, Dir nicht gleichgültige Damen bei uns finden wirst.

Damen? höchst interessante Damen? unterbrach ihn der Assessor.

Nun ja, Du wirst sie kennen lernen.

Gewiß! doch gieb mir das Gedicht.

Erlaube, daß ich es erst lese, sagte Blank.

Es hilft nichts! rief er dem sich Sträu-

benden zu, ſetze Dich nur ruhig auf das Canapee, trink Deinen Kaffee, er ſoll niederſchlagen, und höre mir zu, was Du geſtern Abend um 12 Uhr — ſo beſagt die Unterſchrift — geſchrieben haſt.

Er las:

In des Lebens erſten Blüthenzeiten
Griff der Sänger mit gar keckem Muth
Hoch begeiſtert in die goldnen Saiten
Seiner Harfe, und mit Flammengluth
Schwebte ſeine Phantaſie auf ihren Tönen,
Sein Ideal zu ſingen, zu verſchönen.

Und er malte ſich ein held'ſch Bilde;
Reizend, herrlich ſtand es vor ihm da.
Blau das Auge, ſtrahlend-ſanft und milde
Wenn es freundlich auf den Sänger ſah.
Goldne Locken wallten rollend nieder,
Ueppig war der Bau der zarten Glieder.

Ich geſtehe, das Bild Deiner Phantaſie gleicht trefflich Agathen, unterbrach Blank ſich ſelbſt, ich kenne keine reizendere Blondine, als ſie. Nun Gott gelobt, an ſie, an die reizende blonde Agathe iſt das Gedicht, was Dich wahrſcheinlich um Deinen Schlaf gebracht hat.

Der Aſſeſſor ſchwieg, Blank las weiter:

Da erblickt er auf der Bahn des Lebens
Dich, du himmlisch freundlich zarte Maid,
Und er fühlte, daß ihm nur vergebens
Phantasie die matten Farben leiht,
Denn was ihm aus deinem Auge strahlte,
Nie die Gluth der Phantasie ihm malte.

Golden nicht das Haar, nicht blau die Augen,
Und doch schön wie ein Madonnenbild,
Wagt er, sich in ihren Strahl zu tauchen,
Denn er fühlt die Ahnung nun erfüllt.
Was im Traum nur geistig ihn umschwebte.
Sieht er, wie ein Engel es belebte.

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah;
Was er ahnete, hat er gefunden,
Und es steht verschönet vor ihm da
Was der Dichtung Schwingen nie errungen,
Ist der Wirklichkeit in Dir gelungen.

Blank legte das Gedicht auf den Tisch und sah auf den Assessor, der, immer noch im Kampfe mit sich selbst, den rechten Ton suchte, mit welchem er dem Freunde entgegentreten sollte. Werner! sagte er nun nicht ohne Rührung, hoffst Du auf diesem Wege der Liebe Glück zu finden? mit diesem Unsinn, lieber, leichtsinniger Freund, schreibst Du ja selbst Deinem Herzen das Todesurtheil. Sag mir, wenn Rosalie, denn an

ſie iſt das Gedicht wahrſcheinlich gerichtet, wenn ſie es bekommen hätte, was hofftest Du? Sollte ſie ſchweigen und, verzeih mir, deine Narrheit belachen, ſollte ſie — Deine Thorheit erwiedern und von dieſem Unſinn ſich ergriffen fühlen? gleich Dir, einem Eindruck des Augenblicks ſich hingebend, dieſem Flüchtigen das Glück ihres ganzen Lebens anvertrauen?

Blank! Du nimmſt einmal wieder die Dichterphantaſie, die Töne der Lyra für die Stimme des ernſten Innern, unterbrach ihn der Aſſeſſor. Dieſe Aetheriſche iſt mir die Pſyche mit Schmetterlingflügeln; ihre ernſtere Schweſter erhebt ſich mit ihrem ſchweren Gefieder nicht über dieſe irdiſche Fläche.

Ohne Anregung, Werner, ohne Ziel, und wär es auch nur ein ſelbſtgeſchaffenes phantaſtiſches, entgegnete Blank, erhebt ſich die Schmetterlingpſyche nie. Mir aber ſcheint es, als ob Deine Ernſtere ſich bei dem Anblicke jeder Graziengeſtalt, welche Dir auf Deinem Lebenwege entgegentritt, entpuppte und ſchnell als Schmetterling davon flöge.

Da haſt Du Recht! Du ernſter Stoiker, Anregung bedarf die Seele zu Allem, und

das Wechseln der Flügel ist leicht, antwortete Werner lachend. Den 17ten Julius 1822 wanderten wir von Dresden aus; Du so frei wie der Vogel, der zum ersten Mal seinem Neste entflieht, und den 19ten desselben Monats auf der berühmten Lustfahrt von Hermiskretschen nach Schandau, schwamm der bedächtige, Alles ruhig überlegende, Alles kritisirende Rath Blank, nicht allein auf den Wellen der Elbe, nein sein Liebchen im Arme schwamm er in einem Meere von Wonne. Ich dächte, das wäre für einen Professor der Vernunft etwas rasch und tief sich in Amors Netz geworfen, und Deine ernste Raupenpsyche, lieber Blank, hatte sich sehr schnell zum Schmetterlinge entpuppt; war das Glück Dir hold und bekam Dir die Metamorphose, danke Gott dafür und hoffe, daß Andere aus dem Glückrade auch nicht immer Nieten ziehen werden.

In etwas verlegen stand nun freilich der Rath vor dem triumphirenden Sünder, der nun mit einem Mal seinen Feind in die Flucht geschlagen zu haben glaubte, doch er irrte sich. Wie der Heilige den Satan, der ihn durch Trug und Schein zum Abgrunde

führen will, durch ein einziges Wort verscheucht, so war das ernste „Agathe!“ was Blank jetzt aussprach, hinreichend, den guten Assessor aus seinem Siegestraum zu wecken.

Agathe! sprach er unwillkührlich leise nach und drückte dem Rath schweigend die Hand.

Werner! sagte dieser nun mit Innigkeit, ziehe keine Parallele mit Deinem Handeln und dem meinigen. Ich war frei, als ich Blanchen sah, nur der Wunsch meiner Mutter schien meiner aufkeimenden Neigung entgegen zu treten, ich kämpfte vergebens, der Augenblick raubte mir mein Geständniß, durch eine unwiderstehliche Macht öffnete sich mein Herz. Ich hatte nichts zu vergessen, als ich das Bild meiner Blanche in mein Herz aufnahm. Du aber siehst Rosalie und vergißt im nämlichen Augenblicke Agathe und deine Pflicht. Werner! noch ist es Zeit! laß Rosalie! gönne Andern das Glück, in ihren Fesseln zu schmachten und bringe auf Kosten Deines bessern Ichs, auf Kosten Deines Glücks, Deiner Eitelkeit nicht ein solches Opfer.

Leb wohl, beherzige, was ich Dir sage.

Es naht für Dich eine schwere Prüfungzeit! Er entfernte sich schnell und ließ den Assessor in einer sonderbaren Stimmung allein.

Dieser ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Er dachte erst über Blank's Worte nach, und der Gedanke, der plötzlich vor ihn trat, Agathe, Marie wären die interessanten Damen, die er heute Mittag sehen würde, gab seinem Vorsatze eine noch festere Richtung. Die holde blonde Agathe stand wieder mit allem Zauber vor ihm, und winkte ihn zurück. Ja! ja! rief er aus: Du nur bist mein Schutzgeist, um Dich habe ich mit mir selbst gekämpft seit einem halben Jahre. Durch Deinen Anblick gestärkt, schreite ich der andern Hälfte der Prüfungzeit kühn entgegen. Er trat an den Tisch und griff nach dem Gedichte, um dieses Opfer einer falschen Göttin dem Tode zu weihen.

Könntest es wohl noch einmal bei einer andern Gelegenheit gebrauchen, flüsterte ihm Asmodi in's Ohr, zerreiß es nicht, es ist gar zu schön — und die Hand hielt mit ihrer raschen Bewegung ein und streckte sich nur langsam nach diesem Phantasiekinde von gestern Abend. Er durchlas es noch einmal.

Es wäre doch schade! rief er aus und legte es in das Fach des Schreibtisches, wo die Bruchstücke seiner Muse ruhten, ein wahres Reservoir von Gedanken und Empfindungen, welches er gelegentlich öffnete und woraus er, wie der Schneider von seinen Resten, bei vorkommenden Fällen Gebrauch machte.

Ruhe sanft, du Schmerzenkind! bis zum Tage einer seligen Auferstehung, sagte er nun. Es werden mir doch noch mehr Jungfrauen mit schwarzem Haar auf meinem Lebenwege begegnen!

Es geht schon stark auf 2 Uhr, unterbrach der hereintretende Fritz diesen Monolog, wollen Sie sich nicht anziehen, der Herr Rath hat mir im Weggehen befohlen, sie zu erinnern, ja nicht zu spät zu Tische zu kommen, Punkt 2 Uhr.

Ein stummes Kopfnicken setzte den gewandten Kammerdiener in Bewegung, während der Assessor noch immer vor dem Schreibtische stand und mit sich zu kämpfen schien. Täuschte ich mich, so dachte er jetzt, wär es Agathe nicht, die ich heute bei dem Rath finde, käm sie vielleicht gar nicht zum Carnaval, fürchtend, meinen Bewerbungen nicht

widerstehen zu können, müßte ich wie ein Karthäuser, diese Zeit der Lust und Freude unter Fasten und Beten zubringen? Nein! rief er plötzlich laut auf und griff nach dem Gedicht, indem Fritz den blauen Frack vom Stuhle wieder wegnahm und ihn fragte: den schwarzen also befehlen Sie?

Den schwarzen, antwortete der Assessor unwillkürlich, legte das Gedicht wieder in's Reservoir und sang mit Pathos:

Mourir gaiement pour la gloire et l'amour,
C'est le devoir d'un vaillant troubadour!

Die Toilette begann und wurde mit der größten Sorgfalt und Bedachtsamkeit beendet. Schon schlug die Glocke zwei, als er, noch einen gefälligen Blick in den Spiegel werfend, seiner Hoffnung entgegeneilte. Ob er die einladende Droschke nehmen, ob er zu Fuße gehen sollte, dieß überlegte er in der Hausthür. Asmodi entschied für das Letztere; er war zu elegant gekleidet. Zwar verbarg der Carbonarimantel Alles, aber auch dieser mit seinem rothprahlenden Futter war wohl eine Fußwanderung werth, und so führte ihn der kleine Hinkende, dieses Teufel-

chen der frivolen Liebe und der Eitelkeit, Werner's wahrer spiritus familiaris, über das holprige Trottoir hinweg.

Aber kaum hatte er um die erste Straßenecke gebogen, als er nur wenige Schritte vor sich eine graziöse weibliche Gestalt im weißen Pelz, mit Zobel reich besetzt, gehen sah. Unwillkührlich bog sich sein Kopf vorwärts, seine Füße wurden schneller, sie schienen die Schritte mit doppeltem Maße zu messen, und nicht lange, so streifte er an dem braunen Zobel vorüber und schaute — o Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Winde! —

Unter einem schwarzen Sammthute blickten ihn ein paar hell leuchtende dunkle Augen an, und das Lachen eines rosigen Mundes gab ihm die Hoffnung, das sein gestammeltes: Wie glücklich bin ich, mein Fräulein, Sie hier zu finden? nicht ohne freundliche Antwort bleiben würde. Aber er täuschte sich schon wieder — Rosalie war es zwar, aber sie verneigte sich schweigend und wanderte weiter.

Einmal von ihren feurigen Augen bestrahlt, einmal in ihren Zauberkreis gebannt, von allen seligen Erinnerungen des vergan-

nem Holze getäfelt, wodurch es ein düsteres Ansehn erhielt, welches das sparsame Licht, das durch die kleinen runden Scheiben der Fenster drang, nicht erheiterte. Das grauwollne Zeug, mit weißem Garn blumenartig gestickt, womit das Ruhebett der Herzogin, wie alle Seffel im Zimmer überzogen waren, war auch nicht geeignet, dem Ganzen ein freundliches Ansehen zu geben. Ein kleiner Spiegel, ein, künstlich mit allerhand farbigem Holze ausgelegter Schrank, ein paar Tischchen waren das ganze Geräthe dieses fürstlichen Gemaches. Die Wände waren ganz mit Oelgemälden behangen, die fast alle biblische Geschichten, das jüngste Gericht und den Tod einiger Märtyrer vorstellten, nur einige waren anderer, aber ganz sonderbarer Art. Es waren todtenbleiche Personen, Kinder und Erwachsene, die, in der reichsten Kleidung in offenen Särgen lagen. Der Tod schien allen diesen Gesichtern noch nicht den Stempel der Verwesung aufgedrückt zu haben, nur der Sarg und die Blässe des Antlitzes erinnerten an diesen alles Zerstörenden.

Diese Bilder weckten in Magdalenen gar traurige Erinnerungen, sie wendete ihren Blick von ihnen ab auf die Herzogin, deren freundliches leidendes Gesicht sie anzog. Die Fürstin war noch in ihren besten Jahren; früh Wittwe geworden, lebte sie blos frommen Werken und heiligen Betrachtungen, hatte jeden fürstlichen Prunk von sich entfernt, und ein einfaches leinenes Kleid deckte auch heute, so wie fast immer, die noch schönen Formen ihres Körpers, so daß man sie eher für die Hausfrau eines bemittelten Edelmanns, als für eine Fürstin hätte halten sollen. Ihr gleich an Kleidung und Ausdruck des Gesichtes, war ihr

genen Abends umgaukelt, wie hätte ein Mann wie der Assessor, weichen können. Er bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, bot ihr den Arm an, den sie aber mit einer stummen Pantomime, so wie seine Begleitung zu verbitten schien. Vergebens! er schien es nicht zu verstehen, folgte an ihrer Seite und fühlte sich nun höchst unglücklich, daß er sein Gedicht nicht bei sich habe. Welch eine herrliche Gelegenheit wäre dieß gewesen, es ihr zu überreichen.

Aber nach manchem Kreuz- und Quergang blieb Rosalie vor einem Hause stehen, verbeugte sich wieder schweigend und trat in das Haus; der Assessor folgte. Mein Fräulein! rief er aus und hielt die Erschrockene fest; gestern schien der Himmel mir aus diesen Augen, gestern tönte mir die Melodie der Sphären von diesen Lippen, und heute schweigen sie und sagen mir kein freundliches Wort?

Nun, verlangen Sie ein Wort, erwiederte Rosalie lachend, so werd' es ihnen: Ich empfehle mich! Sie benutzte den Moment, in welchem er in Ekstase ihre Hand hatte fahren lassen und ging die Treppe hinauf. Aber auch hier folgte der Assessor. Sie blieb nun vor einer Thür stehen und sagte lächelnd:

Sie scheinen hier gleich mir eingeladen zu seyn; wenn dieß der Fall ist, so wird es mich sehr freuen, mit Ihnen in die Gesellschaft einzutreten. Sie bot ihm ihren Arm; der Assessor, halb entzückt, halb in Verlegenheit, glaubte ihn annehmen zu müssen, ein Bedienter öffnete die Flügelthür und sie traten in dem nämlichen Augenblicke ein, als zwei junge Damen, so wie es schien, in die Nebenstube flüchteten.

Eine Matrone, das einzige menschliche Wesen in dem Zimmer, welche auf einem Sopha saß, stand auf, trat ihnen entgegen, begrüßte Rosalien recht herzlich, bat, nicht ohne einige Verlegenheit, den Assessor Platz zu nehmen und sah Rosalien fragend an. Diese lächelte, küßte der Alten flüchtig die Hand und wollte eben durch eine Seitenthür entschlüpfen, als diese ihr in fast ernstem Tone zurief: Rosalie! haben Sie doch die Güte, mir erst Ihren Begleiter vorzustellen.

Herr Assessor Werner! der —

Assessor Werner! rief die alte Dame und ihr Gesicht nahm einen solchen Ernst an, daß der gute Mann sich weit weg wünschte, während Rosalie sich schnell entfernte.

Wie hab' ich die Ehre? fuhr die alte Dame in einem Tone fort, der für den guten Werner eben nicht aufmunternd war. —

Ich traf Fräulein Rosalie allein auf der Straße in einem Gewühle von Menschen an, ich hielt es für Pflicht —

Sie bis an mein Haus zu begleiten, unterbrach ihn die Dame, das an stark betonend, dieß find' ich in der Ordnung. Nun?

Ich führte sie die Treppe hinauf, die Thür öffnete sich, ich sah auf dem Sopha eine liebe freundliche Matrone sitzen, der ich mein Compliment zu machen für schicklich hielt.

Und — half die Dame dem Stockenden ein.

Und bin hier! sagte der Assessor in einer Art Verzweiflung und sprang von seinem Stuhle auf.

Dieß hab' ich das Vergnügen zu sehen, sagte mit Heftigkeit die Dame, die, von des Assessors plötzlichem Aufspringen erschrocken, gleichfalls aufgestanden war.

Stumm standen beide ein Weilchen sich gegenüber, der Assessor wie auf Kohlen, da er überdieß noch aus dem nächsten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt zu seyn schien, ein unterdrücktes Lachen hören konnte.

Endlich unterbrach die Dame dieſe ſtumme Scene indem ſie ſchellte. Ein Bedienter trat ein. Anrichten! rief ſie verdrießlich und beantwortete die ſtumme Frage des Bedienten wegen eines Couverts mit einem lauten Nein! Der Aſſeſſor, wohl fühlend, daß er den peinlichen Zuſtand nur durch ein plötzliches Entfernen endigen könne, that, was er längſt hätte thun ſollen, er empfahl ſich, ſtotterte nichtsſagende Entſchuldigungen und dieſe ſo confus, ſo gedehnt, daß die gute alte Dame, wahrſcheinlich von der dampfenden Suppe zur Eile gemahnt, ihn im bittern Tone unterbrach: Herr Aſſeſſor Werner! hob ſie an, nehmen Sie von einer alten Frau den guten Rath an, künftig keine fremde Damen nach fremden Häuſern zu begleiten, wenn man ſich um die Hand eines achtungwerthen Mädchens, wie Agathe Grau, bewirbt.

Agathe! rief der Aſſeſſor, kennen Sie den Engel?

Ob ich den Engel oder das Mädchen kenne, kann Ihnen gleichviel ſein.

Nein! nein! rief er heftig aus. Kennen Sie Agathen, ſo müſſen Sie auch überzeugt ſein, daß der, welcher ihr Bild einmal in

seinem Herzen trug, es für Ewigkeit festhält, daß, wer Agathen einmal liebte, für Ewigkeit liebt. Ja Verehrte! fuhr er fort, ergriff unwillkührlich die Hand der Tante und zog sie wider ihren Willen auf das Sopha. Die Dame, die ich hierher führte —

Kenn' ich, fiel die Matrone plötzlich ein und stand mit sehr bestimmter Gesticulation auf. Ich glaube, es ist Essenzeit, darum wünsche ich Ihnen guten Appetit. Sie verbeugte sich. Der Assessor verbeugte sich gleichfalls. Sie ging nach dem Tische, er nach der Thür — und — o es war zum Verzweifeln — auf der Treppe hörte er noch ein schallendes Gelächter ihm folgen.

Rosalie! Rosalie! hab' ich das um Dich verdient! rief er unten im Hausflur aus und stampfte den unschuldigen Fußboden, daß er dröhnte. Meinen Thee, meinen Schlaf, mein blondes Ideal, Alles hab' ich Dir Brünetten geopfert. Alles, Alles! auch meine Agathe? Nein, bei Gott! die nicht, Du warst nur die heilige Cäcilie, vor welcher der Künstler mit Entzücken steht, sie bewundert und durch Worte oder den Pinsel seine Empfindung wiedergeben will, aber schnell nach dem Augen-

blick der Entzückung reuig und innig zu seiner blonden raphaelischen Madonna zurückkehrt und schnell die Heilige neben der Göttlichen vergißt. Dich opfert' ich nicht, Agathe! Aber woher wußte die Alte, daß ich um Agathen werbe? fragte er nun ruhiger. Großer Gott! die ganze Stadt bekümmert sich um mich, wer nur eine heirathlustige Tochter hat, belauscht mein Thun und Treiben. Darum ist es mir kein Wunder, daß auch diese brummige Alte meine Verhältnisse kennt. Doch nun hin zu Agathen! rief er. Bei diesen Worten stürzte er aus dem Hause; es trieb ihn nach der ganz am andern Ende der Stadt gelegenen Wohnung Blank's, wo man seiner wartete. Er sprang in eine vorbeifahrende Droschke und versprach dem Kutscher doppeltes Trinkgeld für doppelte Schnelle. Aber trotz der unzähligen Peitschenhiebe hielt das arme Pferd nicht gleichen Schritt mit seiner Sehnsucht und erst ein Viertel nach 3 Uhr hielt die Droschke vor Blank's Hause. Auf der Treppe, die er hinaufstürzte, trat ihm der alte Bediente des Commerzienraths entgegen, den er von Schandau her noch recht gut kannte. Ist der Herr hier? fragte

er den Alten haſtig. Ja! Herr Aſſeſſor! antwortete dieſer ganz einſylbig, und die Damen? — ſitzen oben am Tiſch und warten auf Sie. In zwei Sprüngen war der Aſſeſſor die Treppe hinauf und ſtürzte in das Zimmer. Agathe! rief er aus und prallte erſtaunt zurück, denn nur die blonden Tanten, und beſonders Tantchen Gutmuß traten ihm mit freundlichem Willkommen entgegen; keine Agathe, keine Marie! keine Juno! keine Anadyomene!

Nun willkommen mein lieber Aſſeſſor! ſagte der kleine Mann, nachdem er den letzten Biſſen einer Entenbruſt ruhig verzehrt hatte. „Willkommen in der Reſidenz! Ei, ei, mein guter Freund, ſo lange auf ſich warten zu laſſen, die Cottelets en papillotte ſind ganz kalt geworden. Nun ſetzen Sie ſich nur zwiſchen die Damen, die haben recht ſehnſuchtvoll auf Sie gewartet, beſonders hier unſre Witwe.

Wie ein Sünder zum Hochgericht, ſo folgte der arme Aſſeſſor dieſer Einladung und nahm ſeinen Platz zwiſchen den Tanten, wobei ihn Frau von Schmerlenbach höchſt gleichgültig, Madame Gutmuß aber höchſt freund-

lich empfing. Sein Auge ruhte fragend auf dem Rath, der vor sich hinsah und diese Frage nicht zu bemerken schien.

Sie suchen etwas, mein lieber Herr Werner, unterbrach der kleine Mann die Stille, was Sie suchen, ist nicht hier. Nicht Blanchens Bitten, nicht Blank's herzliche Briefe konnten Agathe und Marie bewegen, mit uns zu ihrer Freundin zu kommen. Sie sind zu einer Tante gereist; Sie sehen, liebster Freund, der Tanten giebt es in meiner Familie gar mancherlei. Das weiß Gott! seufzte der Assessor im Stillen. — Und so müssen sie nun dieses Mal mit uns zufrieden seyn und auf meine Nichte verzichten, die, unter uns gesagt, Ihnen durch ihre Gegenwart das Probejahr nicht gar zu schwer oder gar zu leicht machen wollte, doch hüten sie sich! Sie hat statt ihrer eine Freundin hergeschickt, die sie beobachten, streng beobachten wird. Doch wozu wollt' ich wohl einem so tapfern Helden, der jedem Feinde kühn unter die Augen treten kann, durch Drohungen bange machen. Angestoßen, lieber Herr Assessor, nicht gleich so verzweifelt Allen Frauen und Jungfrauen, denen noch die Rosen auf den Wangen blühen!

Gilt das Rosalien? dachte der Assessor, indem er unmuthig anstieß, weiß der unausstehliche Spaßmacher dieß auch schon?

Nun? sagte Tante Gutmuß, mein lieber Herr Werner, stoßen Sie denn nicht auch mit mir an, es galt den Frauen so gut, wie den Jungfrauen.

Du hast recht! fiel ihr der Commerzienrath in die Rede, Dir gebührt die Gesundheit am meisten, Deine Rosen pflückt nur der Sensenmann, jeder jugendliche Morgen frischt ihre Blüthe von neuem auf.

Laß das, lieber Bruder! sagte die Tante sehr empfindlich, stieß mit Werner an, und ein Blick fuhr über das Kelchglas hinweg, der dem Assessor deutlich sagen sollte: Ich bin Ihnen doch noch gut! aber ein solcher Blick konnte ihn über die getäuschte Hoffnung nicht trösten.

Werner war in Verzweiflung. War es Wehmuth, war es Schmerz, der ihn ergriff; war es Liebe oder Eitelkeit, die sich gekränkt fühlte. Er glaubte sich so nahe dem Ziel und fühlte sich auf eine so kalte Weise davon hinweggeschleudert. Er war nicht Herr seines Unmuths. Rosalie war rein vergessen, er

dachte nicht mehr an die alte Matrone, die ihm so kalt, so feindselig, fast unhöflich die Thür gewiesen, und recht hämisch ihm noch den Namen Agathe zum Zehrpfennig auf seine Wanderung mitgegeben hatte, er dachte nur an seine Agathe! Die beleidigte Eitelkeit schwieg, der Schmerz, den sie in ihm aufgeregt hatte, war verschwunden, nur Agathe, das liebe, freundliche holde Mädchen stand vor ihm, und er blickte sehnend nach ihr hin. Vielleicht fühlte er in diesem Augenblicke zum ersten Mal daß er sie, nur sie liebe, und der feste heilige Vorsatz stieg immer ernster in ihm auf, sie zu verdienen.

Hätte Agathe jetzt in sein Herz sehen können, ich glaube, sie hätte zutrauungvoll die Prüfungzeit abgekürzt.

Der Mittag verging sehr eintönig. Blank und seine Gattin hatten Mitleid mit dem Assessor, und hätten sie nur gewußt, von welchem Abenteuer er so eben gekommen sei. Tante Gutmuß schien gleiche Empfindungen mit ihm zu theilen, sie sah den in Gedanken Versunkenen so innig, so herzlich an, daß man glauben mußte, diesen schmachtenden Blick begleite ein schmelzender Seufzer. Frau

Hoffräulein. Lange ruhte Magdalenens Auge auf den sanften Zügen der Herzogin, ihr Anblick war ihr wohlthuend, er schien den Sturm ihres Innern zu beruhigen und ihr den Frieden des Herzens mitzutheilen, der in seiner ganzen Klarheit der fürstlichen Frau geworden zu sein schien, die jetzt ihre Andacht vollendet, das Buch zur Seite gelegt hatte.

„Sag mir, mein Kind" begann sie nun „Was dich bei Nacht hierher zu mir führt. Was ist dir und deinem alten, würdigen Vater Schlimmes begegnet, denn Gutes kann es nicht sein, das dich zu Fuß, in solch stürmischer Winternacht hierher treibt. Sei offen und wahr, verheimliche mir nichts, setze dich zu mir, daß ich alles genau hören kann und fasse dich kurz."

Magdalene berichtete nun die traurige Ursache, weshalb sie hierher geflüchtet, verschwieg der Herzogin nichts, nur die Unterredung mit der Priorin berührte sie nicht. Die Herzogin, welche sie nur selten durch einen unwillkührlichen Ausruf, nie durch eine Frage unterbrach, hörte aufmerksam zu, schüttelte lächelnd den Kopf, als sie von der Erscheinung auf der Brücke und von der wilden Jagd erzählte und erst als Magdalene zu dem Augenblick kam, wo der Vater sie zu den Klarisserinnen zu bringen sich entschlossen, unterbrach sie das Mädchen mit dem Ausruf: „Und er brachte dich hin?" und da Magdalene es bejahte, schwieg sie, aber eine gewisse Unruhe schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie hörte jetzt fast noch aufmerksamer zu, als vorher, und kein Laut, kein Zeichen des Mißfallens störte das Mädchen, und selbst der Erzählung von

von Schmerlenbach hingegen aß für zwei und es half ihr doch nichts. Die scharfen Partien ihres schlanken Körpers drängten sich trotz dem immer noch naseweis hervor, und keine kräftige Bouillon, kein Rostbeef gab ihr die so sehnlich gewünschte Fülle, die ihrem Magen allein zu Theil ward. So redselig sie auch übrigens war, öffnete sich doch während der Tafel der Mund zu keinem Laute, ihr gesegneter Appetit gab diesem Stoff genug zur Bewegung. Der kleine Mann wurde auch stiller wie gewöhnlich, er schien die Krisis ruhig abwarten zu wollen, und nur kleine Sternschnuppen sanken manchmal bald nach diesem, bald nach jenem, am meisten auf die gute Tante Gutmuß herab.

Es war schon spät, als man aufstand. Die Zeit des Schauspiels nahte. Auch für Werner war ein Billet besorgt worden. Er wollte sich entschuldigen, sehnte sich nach Hause, um in der Stille der Einsamkeit seine sich noch immer durchkreuzenden Gefühle zu ordnen, es half nichts, er mußte folgen. Glücklicher war Tante Gutmuß, welche, Kopfschmerzen vorschützend, zu Hause zu bleiben sich bestimmte. Alles Zureden, die Versiche-

rung, daß Preziosa ein allerliebstes Stück sei, half nichts; sie blieb.

Eben als Alles im Begriff war, in den Wagen zu steigen, drückte sie trotz ihres Kopfwehs Wernern ein Billet in die Hand, lispelte ihm leise in's Ohr: lesen Sie es heimlich, und trat schnell zurück in's Zimmer. Nun von daher soll mir der Versucher nicht nahen, dachte dieser lächelnd, indem er das Billet ruhig einsteckte. Du sollst mir meinen festen Vorsatz nicht wankend machen, der nun unerschütterlich in mir steht und ohne es zu lesen — er hatte hier auch wohl nicht Zeit, nicht Gelegenheit — setzte er sich zu den Andern in den Wagen.

Doch kaum im Schauspielhause angekommen, blieb er etwas zurück, holte das Billet aus seiner Tasche, neugierig war der angehende Stoiker doch noch, und las:

Lieber Herr Assessor!

Trotz der wenig verbindlichen Art, mit welcher Sie mich heute empfangen haben, trotz so mancher nicht erfreulichen Erinnerung an unsere Reise durch die sächsische Schweiz ist mein Attachement an Sie noch

nicht verschwunden. Ich glaube Ihnen hiervon den sichersten Beweis geben zu können, wenn ich Sie ersuche, sich während des Schauspiels wegzuschleichen und, aber ja so heimlich als möglich, zu mir hierher zu kommen. Was Sie hier erwartet, wird Sie auf den rechten Pfad der Liebe leiten, und Ihnen einen neuen Beweis geben, wie herzlich lieb ich Sie habe. Die ewigen Rosen, die mir blühen sollen, werden diesen Pfad schmücken und mich an meinem malitiösen Bruder rächen.

Kommen Sie bald, aber ja verstohlen, damit unser Geheimniß nicht laut werde, zu Ihrer Sie immer noch liebenden

Amande Gutmuß.

Das fehlte mir noch! rief Werner in höchster Bosheit aus und stieß einen armen Marqueur, der mit seinem Spitzbergen von Eis hinter ihm wegchassirte, so ehrenfest, daß Vanille und Citronen, Himbeer und Ananas, Alles durch einander auf den Präsentirteller floß. Indem er nun mit gutmüthiger Freigebigkeit den Schaden ersetzte, konnte er sich bei dem Gedanken, daß er wohl jetzt zum

ersten Mal die Thorheiten Anderer und nicht seine eigenen bezahlt habe, des Lachens nicht enthalten. Er legte sein Billet zusammen, steckte es ein und sagte still vor sich, auf seine Loge losſteuernd: Warte bis an den jüngsten Tag, holdes Prezióschen, ich komme wahrhaftig nicht, Deine ewigen Rosen zu pflücken!

Der Logenschließer öffnete die Thür. Blank, der auf der hintersten Bank saß, nöthigte ihn, sich neben den kleinen Mann zu setzen. Die Introduction hatte schon begonnen, er nahm mit möglichster Stille seinen Platz ein, hörte nur das halbleise: Köstlich! des Commerzienraths, fühlte nur den Druck seiner Hand, der wahrscheinlich ein Ausdruck seiner musikalischen Empfindung seyn sollte, und als der Vorhang aufrollte und er sich nun etwas freier rühren und regen konnte, schaute er sich um, und — gerechter Gott! neben ihm saß — Rosalie und vor dieser die alte grämliche Matrone, im innigsten Gespräch mit Blanchen, ihrer Nachbarin, begriffen. Er mußte grüßen, Rosalie dankte verbindlich; doch aus ihren schwarzen Feueraugen strahlte ein Etwas, was der gute Assessor nicht so

ganz zu deuten verstand; war es Spott oder Theilnahme, lag etwas Freundliches oder Feindliches darin.

Kennen Sie die Dame, welche neben Ihnen sitzt und welche Sie eben so verbindlich grüßten? fragte jetzt der kleine Mann.

Ich habe das Glück.

Wer ist sie?

Fräulein Rosalie Bremer aus Sachsen.

Ah, ist sie schon hier? Mein Gesicht wird doch mit jedem Tage schlechter, erkannte ich doch nicht einmal diese glühenden Augen. Sehen Sie ja nicht zu tief hinein, lieber Assessor, Sie sind sonst verloren! Er nickte Rosalien freundlich zu, die ihm, wie einem alten Bekannten, dankte.

In diesem Augenblicke sah auch die alte Matrone sich um und erblickte Werner, der nicht umhin konnte, sich zu verbeugen; sie dankte kaum und fuhr in ihrem Gespräche mit Blanchen noch eifriger fort. Nun saß der arme Werner wie auf Kohlen. Daß sein Abenteuer von heute Mittag dem Commerzienrath und Blanchen kund werden würde, war ihm nur zu gewiß, daß die gute alte Dame schon jetzt von ihm erzählte und ihn eben

nicht christlich mitzunehmen schien, sah er deutlich, und während des ganzen ersten Acts wagte es der Unglückliche nicht einmal, seiner Nachbarin in's Flammenauge zu sehen, vielweniger ein Wort mit ihr zu sprechen. Doch als der Vorhang fiel und Rosalie selbst mit ihrer melodischen Stimme über das Stück und die herrliche Musik von Maria Weber mit ihm ganz unbefangen zu sprechen begann, da kehrte ihm der Muth zurück, er wurde lebhaft, vergaß seine Noth und seine Angst, und als sie ihm sogar sagte, daß sie es sehr gut wisse, daß auch er Dichter sei, als sie ihn bat, ihr doch gelegentlich einige seiner Gedichte, die gewiß vortrefflich sein müßten, mitzutheilen, da galoppirte die Eitelkeit mit der Vernunft wieder auf alten bekannten Wegen davon und nahm alle guten Vorsätze mit sich fort.

Noch gestern, als ich aus der Gesellschaft kam, wo ich so glücklich war, Sie zu sehen, hob er an, fühlte ich mich von einer herrlichen Brünette so begeistert, daß ich, der ich mir sonst mein Ideal nur blond denken konnte, nur von blonden Schönen die Saiten meiner Lyra stimmen ließ, zum ersten Male eine

Brünette befang und leise, aber innig, nicht ohne gehörige Bedeutung auf jedes Wort zu legen, das auf Rosalien Bezug haben könnte, fing er an, das Gedicht zu declamiren, über welches Blank am Morgen sein Anathema ausgesprochen hatte. Als er eben an der Stelle war:

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah.

tippte ihm der malitiöse Blank heimlich auf die Schulter. Gestört war der innige Ton, der Blick, der in diesem Moment Rosalien traf; er sah sich wüthend um, und begegnete den freundlichen Augen des kleinen Mannes, der ihn mit gottloser Gutmüthigkeit bat, doch fortzufahren und sich nicht stören zu lassen. Mir ist kein Wort entgangen, das Gedicht ist wunderschön, Sie tragen es, so leise Sie auch sprechen, recht lebhaft und innig vor; man sollte glauben, Sie hätten es für die Dame gedichtet, der Sie es recitirten. Seit er Dich, Du lieblich Holde sah, da waren Sie ja wohl stehen geblieben?

Zum Glück rollte der Vorhang auf, zog die Aufmerksamkeit Aller nach der Bühne und

gab dem Assessor Zeit, sich zu sammeln. Alles ging gut. Preziosa sang ihr:

Einsam bin ich, nicht alleine.

Werner warf einen Seitenblick auf Rosalie, sie schien entzückt, schien ganz auf den innigen Tönen dieses Liedes zu entschweben, er sah dreister in ihr Auge, das nur nach der Bühne gerichtet schien und aus dem ein herzliches tiefes Gemüth strahlte, er sah — und, der kleine Mann hatte recht — zu lang in dieses holde Auge, um nicht sich selbst zu vergessen und auf diesem Blicke in das Reich der Träume fortzuschweben, als Rosalie ihn leise, aber mit völligem Gleichmuthe fragte: Wer war denn die Brünette, die Ihr blondes Ideal zu einem braunen umschaffen konnte?

Wer Sie war? wiederholte der Assessor halb vor sich, doch schnell sagte er halblaut: Das waren Sie mein Fräulein, Sie waren das Ideal meiner Phantasie.

Und das Ideal Ihres Herzens? unterbrach ihn Rosalie lächelnd.

Ist ein lieblich blondes Mädchen, das einzige, welches ich Ihnen zur Seite zu stellen wage.

Und die mit dem Golde ihrer blonden

Locken, mit dem Madonnenblicke aus ihrem blauen Auge das arme, verlassene Kind Ihrer Phantasie so überstrahlt, daß Ihnen nur schöne Worte für dieses übrig bleiben, wenn Empfindungen aus der Tiefe des Herzens der Göttlichen entgegenströmen.

Der Assessor schwieg.

Wagt es Petrus nicht, seine Herrin zu verläugnen?

Nein! rief der Assessor bestimmt, aber so laut aus, daß aus allen Nebenlogen Ruhe! erscholl. Rosalie schlug erröthend in höchster Verlegenheit die Augen nieder, der Assessor erwachte aus seinem Traume und der kleine Mann fragte ihn ironisch lächelnd: Wo waren Sie wohl eben? während die grämliche Matrone einen zermalmenden Blick nach ihm schoß.

Während der ganzen Vorstellung war nun Alles still, Rosalie sprach kein Wort, der Assessor wagte nicht, nach ihr zu blicken. Doch ehe noch das Stück ganz beendet war, empfahl sich, eine böse störende Gewohnheit, die Alte. Rosalie folgte, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen; nur an der Logenthür glaubte er einen verstohlenen zu bemerken.

ken. Auch seine Gesellschaft brach jetzt auf. Wider Willen mußte der Assessor mit in den Wagen, um noch heutigen Abend einen Ananaspunsch, dessen Bereitung der Commerzienrath trefflich zu verstehen versicherte, in ihrer Gesellschaft zu trinken. Erst hier gedachte er der ewig blühenden Rose, die ihn daheim mit ihren Dornen erwartet hatte. Wär' es ihm noch möglich gewesen, zu entfliehen, so hätte ihn dieser Gedanke gewiß, trotz Punsch, trotz Zureden, von dannen getrieben, so aber hielt schon der Wagen vor dem Hause, man stieg aus.

In dem Zimmer fanden sie Tante Amanden auf dem Canapee, noch an dem Kopfschmerz leidend, in graziöser Stellung ruhen. Alle bedauerten sie, Alle nahmen herzlichen Antheil an ihrem Unwohlsein; auch Werner mußte in dieses allgemeine Lamentoso mit einstimmen, und als die Uebrigen, der Eine hier, der Andere dorthin sich entfernt hatte, ihre Shawls, Hüte, Mäntel, Gott weiß was Alles abzulegen, stand der unglückliche Assessor noch vor der Tante, die, er wußte selbst nicht wie, seine Hand ergriffen hatte

dem wilden Jäger, der sie bis auf den Hügel begleitet hatte, setzte sie keinen Zweifel entgegen.

Als Magdalene geendet und mit thränendem Auge sich vor der Fürstin auf die Kniee nieder warf und um Schutz und Rettung flehte, befahl ihr die Herzogin, aufzustehen. „Schutz soll dir werden, Magdalene!“ sprach sie ernst, „so viel ich dir in diesen schlimmen Zeiten zu geben vermag. Vor einem Feinde, vor Melac, kann ich dich vielleicht schützen, aber vor dem, der tief im Geist und Herzen sich bei dir eingenistet hat, vermag es nur Gott. — Ich habe dich deines Vaters wegen geliebt, ich kenne durch ihn die Sorgen, die ihm seit lange deinetwegen drücken. Dich hat eine frühe Neigung, dich haben die Papisten zu Gmünd verlockt, du bist eine Schwärmerin geworden, die das wahre Vertrauen zu Gott verloren und in dem Irrwahn steht, sie brauche einen andern Fürsprecher im Himmel, als einen frommen Wandel und ein gläubiges Gebet. Du hast dich von der Welt und deiner thörichten Leidenschaft zur Begierde nach sündiger, irdischer Lust verlocken lassen, hierbei gegen den Willen deines Vaters gehandelt und den alten Mann tief gekränkt. Du fühlst dein Unrecht, und suchst Trost da, wo der Wahn herrscht, das Wort eines sündigen Menschen könne dich lossprechen von der Sünde. Wahre Reue im Herzen ist kräftiger, als jenes todte, schnell verhallte Wort! — Weine nicht, Magdalene!“ sagte die fromme Dame, das Mädchen beruhigend „Fürchte nicht, daß ich dir zürne, wir stehen alle nicht rein vor Gott und der Mensch bedarf erst des Unglücks, um geläutert zu werden, er bedarf der Züchtigung des Vaters, um zur Erkenntniß zu kommen.

und ihn neben sich auf das Canapee zum Sitzen nöthigte.

Sie haben meine Einladung verschmäht, sagte sie in sanftem herzlichen Tone, das thut mir leid. Ich meinte es gut mit Ihnen und gestehe es offen, ich bin Ihnen noch gut, trotz mancher Ihrer Thorheiten. Mein Herz verdiente wohl nicht, daß Sie mich heute Abend so allein ließen, denn nur einer Dame, die man verachtet, kann ein vaillant chevalier ein tête à tête ausschlagen. Doch ich vergebe Ihnen, nur geloben Sie Besserung. Morgen Abend um 7 Uhr erwarte ich Sie hier; die Andern sind aufgebeten, ich bleibe allein zu Hause. Lieber Assessor, fuhr sie fort und ergriff wieder seine Hand, die sie nicht ohne Rührung an ihr Herz drückte, wir sind nicht immer Herr unserer Empfindungen, das fühl' ich auch jetzt, indem ich Sie dringend bitte, ja morgen Abend zu mir zu kommen. Es würde mich sehr unglücklich machen, erfüllten Sie meine Bitte nicht. Auch Sie, setzte sie mit einem gewissen Ernst hinzu, welcher dem noch ganz confusen Assessor doch ein Lächeln abnöthigte; auch Sie gingen ihrem Glücke aus dem Wege.

Nun? noch im Mantel lieber Werner? sagte der kleine Mann, der eben hinzutrat und wahrscheinlich gelauscht hatte. Es scheint fast, meine gute Schwester habe Ihnen einen kleinen Sermon gehalten, so ehrbar und verlegen sehen Sie aus; folgen Sie ihr nur in Allem, sie meint es gut, nur zu gut mit Ihnen.

Herr Commerzienrath! unterbrach ihn der Assessor empfindlich, es scheint Ihnen ein großes Vergnügen zu machen, Ihrer Laune den Zügel schießen zu lassen, wenn wir uns auf dem Lebenwege begegnen.

Bewahre Freundchen! erwiederte schnell der Kleine; ich betrachte Sie mit zu aufmerksamen Blicken, um meine Laune en carrière vor Ihnen vorbeijagen zu lassen; ich liebe meine Nichte zu innig, setzte er mit sehr ernstem Tone hinzu, um Ihre gegenseitigen Verhältnisse leicht zu nehmen. Auch ich bin Ihnen gut, denn interessirte ich mich nicht für Sie, mein lieber Assessor, so würde mein Einfluß auf meine Nichte und die Verhältnisse, die mich Vaterstelle bei ihr vertreten lassen, und sie ganz von mir abhängig machen, wohl längst die lockere Verbindung

aufgelöst haben, die Sie, lieber Freund, an uns kettet, und in welche Agathe auch nicht im mindesten sich verpflichtend eingegangen ist. Dieß ein für allemal als Antwort, wenn Sie meine joviale Laune für etwas anders nehmen, als was Sie ist, gutmüthiger Frohsinn! Und nun, liebe Schwester, fuhr er fort, sich zur Tante wendend, nun komm, laß Deine imaginairen Kopfschmerzen ruhen, trink mit uns ein Glas Punsch und singe, Dich tröstend, mein Lieblinglied: Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond.

Die Tante mußte das Canapee verlassen. Man setzte sich, die Gläser klangen und der joviale Mann, unterstützt von seinem Ananaspunsch, that sein Möglichstes, die Gemüther heiter und fröhlich zu stimmen. Es gelang ihm fast bei Allen. Tante Schmerlenbach's Worte rauschten wie ihr Namenbruder dahin und selbst der Assessor, dem der Wein nie seine wohlthätige Wirkung versagte, stimmte in den fröhlichen Ton mit ein.

Noch einmal versuchte Tante Gutmuß, den ihr immer ausweichenden Assessor zu einem heimlichen Gespräch zu vermögen; ver-

gebens, nur die flüchtigen Worte: Kommen Sie ja morgen Abend! konnte sie ihm noch bei'm Abschied zuflüstern.

Die grämliche Dame, welche dem Assessor in ihrem Hause und im Schauspiele so feindlich entgegengetreten war, war keine andere, als die Geheimeräthin König, in deren Wohnung sein Unglückstern ihn an Rosaliens Seite geführt hatte. Die Damen, welche er bei seinem Eintreten entschlüpfen sah, waren Agathe und Marie, die seine Stimme erkannt und sich noch zu rechter Zeit geflüchtet hatten. Gleich nach seinem Abtreten hatte Agathe ein scharfes Examen ausstehen müssen, und ihre Verhältnisse zu dem Assessor, welche die Tante bis hierher noch gar nicht berührt hatte, gaben den Stoff zu der Mittagunterhaltung, welche der Armen eben nicht erfreulich sein konnte, da sie durch des Assessors Betragen gegen Rosalien überdieß nicht froh gestimmt war.

Die Tante begann, nach Art der alten Frauen, ihren Sermon vom Ei an; von

ihrer eigenen Verlobung, von den glücklichen Zeiten ihres Brautstandes holte sie die Moral herbei, verlor sich aber so schnell in diese Rückerinnerung, daß sie, ihr eignes süßes Glück noch einmal genießend, den bittern Kern fast mit verschluckt hätte, den sie Agathen zugedacht.

Nichts tritt lebendiger in den Tagen der Ruhe vor uns, als die Tage der Unruhe. Im Alter, wo ein stets gleichmäßiges Einerlei uns zum Bedürfniß geworden ist, ergreift uns doch oft der Rückblick in die Jugendzeit so magisch, daß das matte Klopfen unsers stillen Herzens lebendiger und stärker wird, wir treten so gern, so freundlich in den Zauberkreis der Jugend zurück, überhüpfen so leicht die schwülen Sommertage und wandeln in unserm Spätherbste an dem Wanderstabe der Erinnerung fröhlich und munter noch einmal unter den Rosen und Myrthen der Frühlingswelt, die wir uns nur vom schönsten Morgenroth bestrahlt und vom Thau der Wonne erquickt, freundlich ausmalen. Jeden Sturm, der die kaum Entfalteten hin und her wogte, jeden Wurm, der heimtückisch die Knospe zernagte, jeden giftigen Thau, der die Blüthe

befiel, sehen wir nicht mehr. Vergessenheit hat ihn aus dem Zauberkreise verbannt und nur die hellen, lieblichen Farben, die uns klar und verschönt die entschwundenen Momente dieses lieblichen Blumengartens des Lebens wieder geben, nur sie führt die Erinnerung zurück.

Auch die gute alte Tante vergaß über ihren sittsamen, bescheidenen, schon längst in Gott ruhenden Bräutigam den stürmischen Assessor. Sie malte so zart das sanfte Aufkeimen ihrer ersten Empfindungen, das zaghaft bescheidene Annähern des Geliebten. Sie malte so lebendig die herrlichsten Momente der Jungfrau, wenn ihr ganzes Wesen sich endlich in eine Hoffnung auflöst und sich der Liebe so ganz hingiebt; sie trat so weich, so rührend in die ernstere Zeit des ehelichen Lebens über und weihte dem Andenken des treuen Gatten eine so herzliche Thräne, daß unbemerkt Zorn und Bitterkeit, Furcht und Angst sich bei Allen in Liebe auflöste und die Jungfrauen nicht mehr die Thränen bergen konnten, welche die innigen Worte der Tante ihnen entlockten.

Eine heilige Stille trat nun ein. Agathe

ſank der Tante um den Hals und weinte bitterlich. Sie fühlte die Sehnſucht nach dieſer Blüthenwelt mächtig in ſich aufgeregt, ſie fühlte aber auch, daß Werners unzarter Fuß die Lieblichzarten zerknicken, ein ſolches Paradies zertrümmern könne. Und als nun die Tante, die immer noch von der ſüßen Vergangenheit ergriffen war, ſie ernſt aber liebreich fragte: Liebſt Du ihn denn wirklich? Als Agathe, hoch erglüht in ihrem Innern erſt die Antwort ſuchen, die geheime Pforte ihres Herzens ſich jetzt erſt ſelbſt öffnen mußte, rief Marie vorſchnell: Ja, Sie liebt ihn und kämpft nur noch gegen ſich ſelbſt.

Thu das immer, mein Kind! ſagte dieſe gerührt; kein Kampf gegen unſer eignes liebergriffenes Herz ſchadet. Iſt er Deiner werth, iſt ſeine Liebe rein, ſo erhält ſie den Sieg gewiß; und verdient er Dich nicht, was ich faſt fürchten muß, ſo iſt Dein Schmerz alsdann ruhiger und Du biſt vorbereitet auf das Entſagen.

Ohne Dich verdammen zu wollen, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher Agathe ſtumm vor ſich niederblickte, biſt Du mir doch ein Räthſel. Was kann Dich an

einen Menschen fesseln, der mit einem unbegrenzten Leichtsinne von Blume zu Blume schwärmt und Dich nur zu seinem Lieblinge erkor, weil seine Eitelkeit durch Dein zurückhaltendes Wesen gereizt wurde, in welches Du einen magnetischen Zauber gelegt haben mußt und er nun zeigen will, daß er auch lieben könne, wenn er nur wolle; nicht daß die Liebe sein Inneres heilig ergriffen habe. Denk an sein Benehmen gegen Rosalien!

Da entschuldige ich ihn, fiel gutmüthig Marie der Tante in's Wort. Sieh nur Rosalie an, liebe Tante, und denke, daß sie ihm gefallen sollte und es auch wollte, daß sie es dem Onkel versprechen mußte, ihn in ihr Netz zu locken, und daß es mir scheint, setzte sie schäkernd hinzu, Sie sei eine Meisterin in der Kunst, Männer zu fesseln.

Rosalie wollte sich vertheidigen, doch die Tante griff dictatorisch das verlorne Wort wieder auf und sagte, indem sie die Serviette zusammenlegte und aufstand: Diesen Humor meines Bruders, der die ernstesten Sachen nur immer launig nimmt, lieb' ich nicht, mir sind diese Proben und diese Mystificationen zuwider. Des Menschen Schicksal steht un-

abänderlich in dem ernsten Buche der Vorsehung eingetragen, wage man nie, diese zu versuchen. Das Höchste, was ich dem Schicksale entgegenzusetzen für erlaubt halte, ist, den Zeichen einer bösen Stunde aus dem Wege zu gehen und so sich dem Sturme zu entziehen, der über uns dahin rauscht. Dasselbe rathe ich auch Dir, liebe Agathe, vermeide alle Mystification, geh offen und gerade Deinen Weg, laß den Versucher; nie die Pforten der Erkenntniß Dir öffnen, er täuscht Dich! Berücksichtige das ganze Leben des Assessors, das eine Folgereihe thörichter, leidenschaftlicher Handlungen ist und wähne nicht, durch Liebreiz und Gemüth auf ihn zu wirken und seine Lebenansichten zu veredeln. Mit einem Worte, vergiß einen Menschen, den ich näher kennen zu lernen, nicht einmal der Mühe werth halte!

Mit dieser Empfindung war die Tante, der Einladung ihres Bruders zufolge, in die Komödie gefahren und hatte, eben auch durch diesen veranlaßt, Agathe und Marie zu Hause gelassen. Daß des Assessors Benehmen gegen Rosalie während des Schauspiels,

das Gedicht, sein Aukruf, ihre Stimmung nicht verbessert hatte, war zu erwarten.

Am andern Abend waren die Kopfschmerzen der Tante Gutmuß noch nicht vorüber, und obgleich die Geheimeräthin König sie inständigst um ihren Besuch hatte bitten lassen, blieb sie doch allein zu Hause, saß auf ihrem Sopha und erwartete sehnsuchtvoll ihren Flatterhaften. Aber es schlug sieben, es schlug acht, Niemand erschien; sie wanderte unmuthig aus einem Zimmer in das andere, setzte sich, stand auf, setzte sich wieder, nahm ihre Arbeit, klingelte und bestellte Thee, zwei Tassen! rief sie dem Bedienten nach, denn noch war die Hoffnung nicht ganz entschwunden. Kaum, daß sie die Tasse an ihre sehnsuchtvollen Lippen gesetzt hatte, klingelte Jemand. Er ist's, er ist's! rief sie aus, schenkte schnell die zweite Tasse ein, legte das größte Stück Mandeltorte, auf welchem das schönste Eingemachte prangte, daneben, und wie Harmonikatöne hallten ihr die männlichen Tritte, die ihr aus dem Vorzimmer

Glühenden, jugendlichen Gemüthern," fuhr sie dann belehrend fort „gnügt oft die einfache Herzensergießung unsers Glaubens nicht, sie sehnen sich nach sinnerweckendem Pomp; sie wähnen, der einfache Gesang steige nicht auf bis zu dem Himmelsthron, den sie sich mit irdischen Bildern und mit Engeln schmücken, die ihnen die Phantasie aus irdischem Stoffe bildet. — Darum verdamme ich dich nicht, aber wanne dich, kehre zu dem kindlichen Vertrauen zurück, das du verloren, und gedenke deines alten Vaters, der stark im Glauben zu Gott, auch stark in der Liebe zu dir ist."

Indem sie dies sprach, drangen Orgeltöne zu ihnen herauf — „Der Gottesdienst beginnt" sagte sie zu ihrem Fräulein — „Oeffne die Luke Sophie, und gieb ihr ein Buch, daß sie den frommen Gesang mit anstimmen kann. Komm, Magdalene, setze dich näher zu mir, damit du den Prediger sehen, und seine Worte besser verstehen kannst." Magdalene war nicht wenig erstaunt, als sie diesen Befehl erfüllend, durch die Oeffnung blickte, und dicht unter sich eine Kanzel sah. Diese Zimmer waren von der frommen Fürstin zu ihrer Wohnung gewählt worden, weil sie sich über der Schloßkapelle befanden, sie hatte, ihrer Kränklichkeit wegen, die Einrichtung mit der Luke getroffen, damit sie von ihrem Ruhebett aus den Gottesdienst anhören, und den Prediger durch die Oeffnung sehen konnte.

Als der Gesang begann, in welchen sie mit einstimmten, fühlte sich Magdalenens leicht aufgeregtes Gemüth heute besonders feierlich gestimmt. Gedachte sie des traurigen Schicksals, das sie bedrohte, war es die sonderbare Art des Gottesdienstes oder die tröstenden Wort des Ge-

entgegenschallten. Sie sprang auf, ihm entgegen. Listig grinzend wie ein Fuchs, wenn er vor der offnen Thür eines Gänsestalls steht und eben den entscheidenden Sprung wagen will, stand der kleine Mann vor ihr, legte sein Gesicht schnell wieder in die gewohnten Falten und sagte ganz trocken sein: Guten Abend, liebe Schwester!

Du? rief die Tante gedehnt und eben nicht im freundlichsten Tone aus und sah den Kleinen starr an.

Ich! antwortete dieser in eben dem Tone Doch warum wundert Dich das? Ich komme von der Schwester, Dir Gesellschaft zu leisten, doch wie? was seh' ich? zwei Tassen? bist Du nicht allein, wer ist denn noch hier? Spielst Du Versteck mit mir?

Hell tönte in diesem Augenblick die Klingel, die arme Tante glaubte vor Verzweiflung und Angst zu vergehen, es schellte noch einmal. Der Bediente hört wohl nicht? sagte der Kleine und ging nach der Thür. Schnell trank die Unglückliche die zweite Tasse Thee, diese Verrätherin ihrer Erwartung, die sie vorsorglich für den Assessor eingeschenkt hatte, hinunter. Nun kommt er, großer Gott! rief

sie verzweifelnd aus, als der Commerzienrath wieder eintrat und zu ihrem Troste versicherte, es sei der Briefträger gewesen, und Heinrich wahrscheinlich taub. Er habe ihn schnell abgefertigt.

Nun, liebe Schwester! fuhr er fort, sich zutraulich zu ihr setzend, nun wollen wir heute Abend einmal recht mit einander plaudern, schenk' mir aber auch eine Tasse Thee ein. Sie ergriff verlegen die Tasse, die sie eben geleert hatte.

Wer hat denn daraus schon getrunken? fragte er lachend, wahrhaftig Du hast noch Gesellschaft hier! er nahm das Licht und suchte durch alle Zimmer. Nun, fuhr er fort, da mußt Du Dir mit einem Geist ein Rendezvous gegeben haben, denn hier ist Jemand gewesen und doch find' ich Niemand; hast Du vielleicht heute Abend den zweiten Act des nächtlichen Abenteuers von Schandau geben wollen, so thut es mir leid, wenn ich ohne Einlaßkarte einen Zuschauer abgegeben habe; dann dank' ich für Thee, für Alles, und will Dir armen Witwe Deine Schäferstunde nicht stören. Ohne die Antwort der Tante

abzuwarten, ergriff er seinen Hut und wanderte wieder fort.

Lange sah ihm diese schweigend nach. Endlich brach ihr Unmuth in Worte aus. Das wird Dir nie vergeben, Herr Bruder! rief sie im Zorn. Du hast gestern gelauscht, als ich den Assessor bat, hierher zu kommen, aber wart', ich werde mich rächen für die heutige Störung und für die ewigen Rosen von gestern, mein Vorsatz steht nun fest, alle Deine List, mein guter Bruder, soll vor Weiberlist zu Schanden werden. Du sollst der gutmüthigen Schwester Amanda gedenken.

Auch der Assessor saß diesen Abend nicht im Elysium, wie überhaupt keiner. Bei der Geheimeräthin König, die ihrer Verhältnisse wegen ein großes Wort in allen Familienangelegenheiten mitzusprechen hatte und welche selbst der Commerzienrath scheute, wurde eben über den Armen ein Familienrath gehalten, wobei sich zwischen Bruder und Schwester ein Streit erhoben hatte. Die Geheimeräthin verlangte offenes Handeln, der Com-

merzienrath aber wollte ihn immer noch auf die Probe ſtellen, ihn myſtificiren und neben der guten Abſicht, das Glück Agathens ſicher zu ſtellen, ſich auch amüſiren. Auf ſeiner Seite war Tante Schmerlenbach eine treue Alliirte, deren Strom der Rede Keiner widerſtehen konnte, und die ſanfte Marie, die eine kleine Bitterkeit gegen den Aſſeſſor nicht zu unterdrücken vermochte; wahrſcheinlich vergab ſie ihm ſein ſchnelles Abſpringen in Schandau nicht ganz, ſo gleichgültig es ihr auch im Grunde ſein mußte. Auf die Seite der Geheimeräthin trat Blanche und rieth zum Frieden, doch nicht aus dem Grund wie jene, die Sache nämlich kurz abzubrechen; ſie dauerte der Aſſeſſor, für den ſie ſich wirklich intereſſirte, denn da ſie ihn hatte näher kennen lernen und ihn deßhalb für beſſer hielt, als es wohl die Andern Urſach haben mochten, war ſie ungleich nachſichtiger gegen ſeine Fehler. Agathe ſaß ſchweigend da, und ſuchte und haſchte vergebens nach ihrer frohen Laune, die ſeit ihrem Hierſein ganz verſchwunden war. Sie war mit Allem, ſelbſt mit ihrem eignen Herzen unzufrieden, das immer gegen ihre Vernunft die Verthei-

digung des Assessors übernahm; sein Betragen gegen Rosalien konnte sie ihm nicht vergeben, ob sie gleich kaum die Hälfte davon wußte.

Der Commerzienrath ließ sich aber von seinem Entschlusse nicht abbringen, so lange als möglich dem Assessor Agathens Hiersein zu verheimlichen, ihn auf der Redoute von übermorgen zu necken, auf die Probe zu stellen, und ihn unter Qualen in das Himmelreich einziehen zu lassen. Die Geheimeräthin, welche dieß zwar nicht hindern konnte, entsagte jedoch feierlich aller Theilnahme und Mitwirkung, und verbat sich sehr strenge, daß ihr Haus auf irgend eine Weise zu dem Schauplatz solcher Thorheiten benutzt würde; sie verbat sich dieß so ernstlich, daß, sie zu beruhigen, der Commerzienrath ihr das Versprechen gab, hierin ihrem Willen zu folgen, obgleich er dadurch manchen seiner Plane abändern mußte.

Während man hier mit dem Assessor unbarmherzig umging, Alles gegen ihn cabalirte, nur Blanche ein freundlich Wörtchen für ihn sprach und selbst Tante Gutmuß daheim, über seinen Ungehorsam ergrimmt gegen

gen ihr eignes Herz ihn verdammte; saß dieser einsam auf seinem Zimmer, überdachte sein Thun und Treiben und that — ein seltner Fall — einen tiefen Blick in sein Inneres. Agathe zu erringen, koste es auch, was es wolle, koste es ihm auch das schwerste Opfer, war sein fester Vorsatz; und wenn er so recht ernstlich seine Empfindungen für dieses Mädchen gegen seine früheren Neigungen abwog, so mußte er sich selbst gestehen, daß ihn ein ernstes, heiliges Band an sie knüpfe. Rosaliens Erscheinung schwebte ohne Lockung an ihm vorüber und selbst Agathens Nichterscheinen in der gefährlichen Krisis während des Carnavals machte ihn nicht wanken. Trotz ihrer Abwesenheit und trotz Rosaliens Feuerblick legte er sich mit den besten, treuesten Vorsätzen zu Bette.

Aber wie oft war dieß nicht schon geschehen, wie oft hatte der Abendstern dem reuigen Bußfertigen geleuchtet und die Morgensonne doch wieder den Pfad des Sünders beschienen. Aber heute war es anders, sein fester Wille war nicht mit den Sternen untergegangen, und Blank's Billet, der ihn zum Mittag einlud, traf ihn noch in derselben

2. Sam. XXVII. 24.

Stimmung. Er zog sich an, wanderte hin zu seinem Freunde, mit dem festen Vorsatz, der Klugheit gemäß gegen die beiden Tanten ausgezeichnet artig und zuvorkommend zu seyn und den Neckereien des Onkels nur Würde und Ruhe entgegenzusetzen. So gerüstet, wanderte er nach Blank's Wohnung.

Eine niedliche Zofe, so wie es schien, fremd in diesem Hause, begegnete ihm in der Hausthür, machte ihm eine anständige Verbeugung und fragte im fremden Dialekt, ob die Frau Räthin Blank hier wohne.

Wahrscheinlich aus Sachsen? sagte der Assessor ohne auf die Frage des niedlichen Mädchens zu antworten.

Zu dienen! entgegnete sie. Wohnt Frau Räthin Blank hier?

Ja, mein schönes Kind! sagte Werner und strich die sanft erröthenden Wangen des Mädchens. Wollen Sie zu ihr?

Mein Fräulein schickt mich mit einem Billet hierher.

Ihr Fräulein? darf man fragen, wer diese ist?

Fräulein Agathe Grau aus Leipzig, zu

dienen; erwiederte die Kleine, eine leichte Verbeugung machend.

Wie ein Blitz fuhr dieß dem Assessor durch Mark und Bein, doch schnell faßte er sich. O geben Sie mir nur das Billet; mein allerliebstes Kind, ich werde es richtig besorgen, sprach er schnell, ich gehe eben hinauf zur Frau Räthin, geben Sie —

Wenn Sie die Güte haben wollen, sagte die reizende Iris und gab dem Assessor das Billet, der es mit funkelndem Auge betrachtete.

Das also die Züge Ihrer schönen Hand. Sie ist hier und bleibt vor mir verborgen? dachte er seufzend, noch immer die Adresse besehend. Wo wohnt Ihr Fräulein? rief er endlich, sich nach der Zofe wendend, doch die Flüchtige war verschwunden. Er stürzte auf die Straße, nirgends war sie mehr zu sehen. Ich Thor! rief er aus, nun weiß ich so viel, wie vorher, o ich Unvorsichtiger! Da stand er nun, das niedlich zusammengefaltete unversiegelte Billet in der Hand. Was sollte er thun? Uebergieb es ungeöffnet, sagte sein besseres Ich. Oeffne es und lies! flüsterte ihm Asmodi wieder zu, vielleicht erfährst Du

ihres Herzens wahre Empfindung. Asmodi siegte, er öffnete mit dem Schmerzenruf: O mich zu täuschen! das Billet und las:

Liebe Blanche!

Da ich zu dem morgenden Geburttage der Tante die Arbeit noch beendigen muß, so ersuche ich Dich, mir zu erlauben, heute Abend zu Dir zu kommen. Ich weiß zwar, Ihr seid nicht zu Hause, aber das schadet nicht; gönne mir nur ein Plätzchen in Deinem Cabinet, die Arbeit wird mich in meiner Einsamkeit schon unterhalten. Marie mag sehen, wie sie allein mit der mißlaunischen Tante fertig werden kann. Deiner Erlaubniß gewiß bedarf ich keiner Antwort.

Agathe.

Hab' ich dich! rief der Assessor triumphirend aus und küßte wohl tausend Mal den geliebten Namen. Doch Ruhe, nur Ruhe, nicht zu früh Victoria geschossen! fuhr er fort, und du, o listige Verstellung, du höllisches Talent, was mir nur in so geringem Grade zu Theil wurde, unterstütze mich nur

dieſes Mal! Er ſteckte das Billet ein und wanderte triumphirend die Treppe hinauf.

Auch der Gleichgültigſte mußte eine Veränderung an ihm bemerken. Dieſes freundliche zuvorkommende Weſen, dieſe Gutmüthigkeit, womit er der Neckerei des kleinen Mannes gar nicht aus dem Wege ging, ſondern ſie vielmehr lächelnd duldete, die Gelaſſenheit, mit welcher er die Sticheleien der Tante Schmerlenbach anhörte, welche ihm verſicherte, daß Agathens Liebe eben nicht groß ſeyn könne, da ſie nicht einmal hierher gekommen ſei, und ihn hämiſch bat, doch alle Hoffnung ſchwinden zu laſſen, und ſich nach einem andern Mädchen umzuſehen. Alles dieß mußte auffallen; der Commerzienrath dachte hin und her, vergebens, er konnte den Grund davon nicht auffinden. Selbſt Blanche erſtaunte über das vernünftige Betragen ihres Schützlings, nur Tante Gutmuß lächelte wohlgefällig und ſprach faſt kein Wort.

So verſtrich der Mittag. Nach dem Eſſen wurde noch von der morgenden Redoute geſprochen, wohin zu gehen Alle ſich vornahmen; man trennte ſich bald, da Blank und die Uebrigen ausgebeten waren.

sangs, die so mächtig zu ihrem Herzen sprachen, ihre ganze Seele war bei Gott und es bedurfte keiner Hymnen, keiner feierlichen Messe, ihr Gemüth im Vertrauen und Glauben zu erheben. Als der Prediger, durch die jetzigen Zeitumstände veranlaßt, von dem Muthe sprach, womit die Religion den Menschen im Unglück stärke, von dem Vertrauen, mit welchem das wunde Herz sich zu dem barmherzigen Vater wenden könne, da hob Magdalene ihr feuchtes Auge und ein Himmelsstrahl des reinen Lichtes kehrte wieder in sie zurück.

Die Herzogin mochte die Stimmung bemerkt haben, in welche die Worte des Predigers das Mädchen versetzt hatten, sie drückte ihr nach beendeten Gottesdienst die Hand. „Du bist nicht verloren, Magdalene!" sprach die Gütige „du bist ein verirrtes Lamm, das ängstlich seine Heimath sucht, und sie auch finden wird. Vertraue auf Gott, er wird bald den Zwiespalt deines Innern lösen, und dir die Pforten des Paradieses öffnen. — —"

„Und an der Himmelspforte steht mein Georg und reicht mir die Hand" sagte Magdalene in Gedanken versunken und nichts um sich her beachtend, leise vor sich hin — „Ich ergreife sie mit Inbrunst, er führt mich ein zum Throne des Höchsten und meine Zweifel sind gelöst, der Zwiespalt meiner Seele ist geheilt — Liebe, heilige, fromme, glühende Liebe fühle ich in seinem Arm und der Bund ist endlich geschlossen, endlich bin ich am Ziele — Kein Priester, kein Prediger — Der Engel einer legt mich an seine Brust und da ruht sich's so sanft —." Sie schwieg, die Herzogin hatte sie nicht unterbrochen, sie nur aufmerksam beobachtet, auch jetzt wollte sie nicht die Sin-

Als Werner wieder zu Hause angelangt war, ging er unruhig auf seinem Zimmer auf und ab. Agathe, nach welcher er sich so lange gesehnt, die er so lange vergebens erwartet hatte, sie sollte er heute noch sehen, allein sehen. Konnte das Schicksal ihm eine schönere Gelegenheit bieten, so ganz seinen innigsten Wünschen gemäß ihn zum ersehnten Ziele zu führen? Was er ihr sagen wollte, wie er sich zu benehmen habe, überdachte er reiflich, er dachte sich so ganz in dieses herrliche tête à tête hinein, daß er so laut zu sprechen und zu gesticuliren begann, daß sein treuer Fritz sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ängstlich ins Zimmer trat. Doch statt Antwort sah der Assessor nach der Uhr, schon war es ein Viertel vor sieben; er nahm Carbonari und Hut und, wie der Held zum gewissen Siege, flog er hin nach Blank's Wohnung.

Dort fand er Alles still, wie ausgestorben. Er schellte, Niemand öffnete, er schellte wieder, Alles noch still, da faßte er die Klinke, die Thür zum Vorsaal war offen. Er nahte sich der Stubenthür, auch diese widerstand nicht, er öffnete sie, schlich leise durch das

erste, zweite Zimmer dem schwachen Licht einer Sinombrelampe entgegen und sah — doch zum Sehen war sein Gefühl zu übermannt, er stürzte hin zu ihren Füßen. Agathe! rief er aus: mit einem Herzen voll Liebe, mit einem Herzen voll Treue lieg' ich hier, Geliebte, und erwarte mein Geschick! er bedeckte ihre weiche, liebe Hand mit tausend Küssen, die, sich nicht entziehend, seinen Druck sanft und innig erwiederte. Er schwamm in einem Meere von Wonne. Liebes, theures Mädchen! rief er nach einem momentanen Schweigen, schieben Sie mein Glück nicht länger auf, kürzen Sie das ewige, unglückliche Jahr, überzeugen Sie sich von meiner Liebe! Seine Hand hielt noch krampfhaft die ihrige.

Sprechen Sie, reden Sie! rief er im höchsten Affecte und preßte die glühende Lippe auf die Zitternde.

Mein guter Werner! likpelte nun die Dame auf dem Sopha, und der gute Werner, wie vom Donner gerührt, wollte aufspringen, doch die zarte Hand hielt ihn fest.

Mein guter Werner! wiederholte noch einmal Amanda, denn sie war die holde Schöne, die im Mondlicht der Sinombrelampe ihren

Amoroso in dem stillen Cabinette erwartete. Setzen Sie sich und hören Sie mich ruhig an!

Wie das Opferlamm zur Schlachtbank, so folgte der unglücklich Getäuschte dieser Ladung. Er setzte sich, halb Verzweiflung, halb Scham, neben die ewig Rosige, die, seine Hand noch immer festhaltend, ihn nicht entschlüpfen lassen wollte und freundlich anhub:

Sie sitzen verlegen neben mir, ich nicht minder neben Ihnen. — Die Liebe zu Ihnen, die ihr unzartes Betragen nicht hat verlöschen können, bringt mich in diese ängstliche Situation, die bei unsern lebhaften Gefühlen wohl peinlich und gefährlich genannt werden könnte. Aber, Gott und meiner Vernunft sei es gedankt, seitdem ich sah, daß Sie, lieber Schmetterling, an meinen ewigen Rosen — wie mein malitiöser Bruder zu sagen beliebte — vorüberflattern, seitdem ich in Ihnen nur meinen künftigen Neffen erblickte, hat meine Schwachheit, die ich nur in diesem Halbdunkel zu gestehen wage, sich in mütterliche Zuneigung verwandelt, nnd ich breite jetzt meine Flügel eben so zärtlich über Sie aus, wie einst, in jenem Augen-

blicke der Täuschung in Schandau, meine Arme nach Ihnen.

Ruhig, ruhig nur, mein lieber Assessor, sagte sie zu dem Zurückrutschenden, dem eine Bewegung ihrer Arme diese Vorsicht anrieth. Hören Sie mich nur einen Augenblick gelassen an und Sie werden dann nicht mehr so ängstlich an der Seite der nur zu gutmüthigen Tante Amanda sitzen. Das Billet mit Agathens Unterschrift schrieb ich, die Zofe, die es Ihnen gab, war die meinige. Ich mußte Sie allein sprechen, auf meine Bitten kamen Sie nicht, also mußte ich zu dieser List schreiten, wie ein Arzt, der seinen Patienten täuschen muß, Agathe ist hier!

Sie ist hier? rief der Assessor aufspringend, doch Tante Gutmuß zog ihn schnell wieder auf das Canapee zurück. Ja, sie ist hier und wohnt bei der Geheimeräthin König, ihrer Tante, der nämlichen grämlichen Matrone, in deren Zimmer Sie mit Rosalien ungebeten eintraten.

O ich Unglücklicher, rief der Assessor und schlug mit der flachen Hand sich vor die Stirn, und die Damen, welche entschlüpften?

Waren Agathe und Marie.

Und meine Thorheit, meine Unvorsichtigkeit mit Rosalien —

Ist Agathen wohl bekannt! aber hören Sie, die Sachen stehen nicht so schlimm, als Sie wohl meinen. Alles hat sich zwar gegen Sie verschworen und an der Spitze des Complotts steht mein lieber Bruder. Rosalie soll die Armide seyn, welche den Rinaldo in ihre Netze zieht, die morgende Redoute —

Da schellte es im Vorsaale. Um Gottes willen, geschwind hinter die Gardine, lieber Werner! rief die Tante in höchster Angst; ich ahne, es ist mein Bruder, geschwind! Der Assessor, wohl oder übel, trat in das Fenster, die Tante zog die Gardine zu und der kleine Mann trat ein.

Sag' mir nur, hob dieser schon von weitem an, was ist das für eine sonderbare Wirthschaft? kein Domestik im Hause, der Vorsaal offen, Du allein hier?

Ich habe die Leute ins Schauspiel gehen lassen, ich bedarf keiner Bedienung, Ruhe ist mir am nöthigsten, antwortete die Tante, ihren Kopf auf den Arm stützend und in der nachlässigsten Stellung auf das Canapee gestreckt. Ich freue mich aber recht sehr, daß

Du kommst und mich doch nicht ganz in meiner Einsamkeit verlassen willst. Setze Dich doch, lieber Bruder und plaudere ein wenig mit mir, und erzähle mir, aber recht genau, wer Alles in der Gesellschaft war.

Der Commerzienrath sah sie mit durchdringendem, forschendem Blick an, doch, wenn die Frauen uns überlisten wollen, so haben sie mächtige Gewalt über sich; nichts bringt sie aus der Fassung, auch die Tante ließ sich nicht irre machen. Nun, so setze Dich doch! sagte sie nochmals, und erzähle mir von Agathen und was Ihr morgen so eigentlich auf der Redoute vorhabt. Bis dahin wird wohl mein Kopfweh vorüber seyn, und da ich doch hoffentlich auch eine Rolle dabei übernehmen soll, so muß ich genau wissen, was ich zu thun habe.

Doch der kleine Mann war noch nicht in gehöriger Ruhe, um zum Erzählen und Stillsitzen kommen zu können; er durchstrich unter mancherlei Vorwand die Zimmer, und obgleich er den Schein zu vermeiden suchte, sah doch die Tante ganz deutlich, daß er etwas suche, denn bald leuchtete er hier, bald dort-

hin. Da er aber nichts fand, kehrte er wieder zurück und setzte sich ruhig nieder.

Nun, hob diese an, was habt Ihr denn eigentlich morgen vor?

Viel und nichts! antwortete der Commerzienrath und sein Auge schien nach der Gardine gebannt, hinter welcher der arme Assessor in der tödtlichsten Angst und Langeweile stand. Der Tante wurde es unter diesen Umständen sehr schwer, ihre Unruhe zu verbergen; doch der Commerzienrath wendete bald den Blick gleichgültig vom Fenster nach ihr hin und fuhr fort:

Ob Du gleich immer die Partei des Assessors nimmst und Deine thörichte Neigung für ihn leider noch nicht aufgehört — die Tante legte ihm schnell die Hand auf den Mund, doch ohne den Kleinen zum Schweigen bringen zu können. — Ob ich gleich weiß, fuhr er fort, daß Du im Complott gegen Agathe bist und den jungen Sausewind gern für Dich selbst fangen möchtest.

Bruder! unterbrach ihn die Tante.

Nun? fiel der Kleine ihr in die Rede, hast Du mir es nicht selbst noch vor wenig Tagen gestanden, daß Du ihn zum Sterben liebst

und Alles aufbieten würdest, um zu seinem Besitze zu gelangen?

Bruder! rief nun die Tante mit lauter Stimme, indem sie vom Canapee aufsprang, wie kannst Du dergleichen Unwahrheiten sagen, wenn das nun Jemand, wenn das der Assessor hörte?

Um das zu können, müßte er ja hier in der Stube irgendwo verborgen seyn?

J! wie kannst Du nur reden, erzähle nur weiter.

Etwa dort hinter der Gardine? fuhr der Commerzienrath fort, indem er eine Bewegung machte, als ob er aufstehen wollte, um nach dem Fenster zu gehen, in welchem der Assessor stand.

Die Tante zog ihn in ihrer Todesangst zu sich auf das Canapee nieder. Nun, so erzähle doch! sagte sie mit zitternder Stimme. Sie hatte jetzt die Contenance ganz verloren.

Nun sieh, hob der Kleine an, obgleich ich keine Ursache habe, Dir zu trauen, will ich Dir doch offenherzig Alles erzählen: Aus der Heirath mit dem Assessor und Agathen wird nichts.

Nichts! rief die Tante lebhaft aus.

Freue Dich nur nicht zu früh, Du bekommst ihn doch nicht, höre lieber ruhig zu. Nach allen eingegangenen Nachrichten ist der Assessor ein Taugenichts, an dem alle Hoffnung verloren ist. Er ist ein Spielball in der Hand des Augenblicks, ein solcher schwacher Mensch, daß, trotz seines gethanen Versprechens, er sich in dieser Zeit wohl schon hundert Mal wieder verliebt und tausend Thorheiten begangen hat. Wüßtest Du nur die saubere Geschichte mit — doch, was ist denn dort hinter dem Vorhang, sind Katzen hier im Zimmer, da bewegt sich ja etwas?

Nichts! nichts! sagte Tante Gutmuß in Todesangst. Gewiß ist keine Katze hier im Hause, fahre nur fort, lieber Bruder.

Nun, da gar keine Hoffnung ist, daß er ein solider Mann werden kann, sehe ich die Sache als ganz abgebrochen an. Doch unser Späßchen wollen wir noch mit ihm treiben. Rosalie, die mit ihrem Bruder als Zigeuner auf die Redoute gehen wird —

In welcher Farbe? fiel Tante Gutmuß schnell ein.

Daß Ihr Weiber doch auch immer gleich nach Allem fragt, so wie es den Anzug be-

trifft, ich glaube schwarz und roth, doch stehe ich nicht dafür, daß es so ist. Nun, unterbrich mich nur nicht wieder, denn ich kann nicht lange hier bleiben. Sie soll sich auf der Redoute ihm nähern — seine Maske wollen wir schon erfahren — ihn necken; er wird sie gewiß bald erkennen, ihr, wie nicht anders zu vermuthen, die Cour machen; sie wird sie annehmen und es so geschickt einzuleiten wissen, daß wir Alle davon Zeugen sind; ihn entlarven, auslachen und so eine Gelegenheit finden, seiner los zu werden.

Und Agathe?

Dankt Gott, diesen Zudringlichen los zu werden.

Aber, welche Rolle wird sie morgen auf der Redoute übernehmen?

Der Commerzienrath sah sie mit großen fragenden Augen an und sein Blick richtete sich unwillkürlich nach dem Vorhang; doch da er die Verlegenheit der Tante bemerkte, lenkte er schnell ein: Marie wird mit Blanche und dem Rath als Schweizer dort seyn, Agathe wünscht mit Dir als Fledermaus herumschwirren zu können, und meine Maske verrath' ich nicht.

nende, die mit verklärtem Antlitz und glühendem Auge immer noch auf denselben Fleck hinstarrte, aus ihren Träumen wecken. „Ach das Leben ist eine drückende Last!“ sagte Magdalene seufzend, und die Wehmuth sprach aus ihren Zügen „Wie bei Nacht der Alp, liegt es, wenn ich wache, centnerschwer auf meiner Brust; der Tod wäre mir ein willkommener Gast, er brächte die Freude wieder in das verödete Haus; mir wäre wohl, denn ich zöge himmelwärts, und wäre bei ihm!“ Bei diesen schmerzlich gesprochenen Worten sprang sie heftig auf — „Nein, nein!“ rief sie; aber der Traum war mit diesem Ausruf verschwunden, beschämt sank sie vor der Fürstin nieder. „Verzeiht!“ flehte sie „Verzeiht, gnädige Frau, daß ich mich in Eurer Gegenwart vergessen konnte, ich hatte einen so schönen Traum.“

„Ueberlaß die Träume dem Schlaf“ unterbrach sie die Herzogin ernst, doch nicht zürnend „Wache Träume sind gefährliche Freunde, sie halten die Vernunft in ihrem Zaubernetz gefangen. Denke lieber an die Lebenden, als an die Todten.“

„Kann man das immer, ist man immer Herr seiner Gedanken?“ fragte Magdalene, ohne zu ahnen, welche schmerzhafte Saite sie bei der Herzogin berührte, die auch jetzt noch den verstorbenen Gatten schmerzlich betrauerte.

„Kind!“ sagte die Herzogin bewegt „Der Mensch vermag viel, wenn er nur redlich will. Den Todten ist wohl, aber über die Lebenden schwirret oft des Schicksals giftiger Pfeil — Wie mag es wohl deinem armen Vater gehn, ich habe einen Boten an ihn gesandt, ihn über dich zu beruhigen.“

Deine? unterbrach ihn Tante Gutmuß lachend; glaubst Du, wer Dich kennt, der würde Deine kleine runde Figur nicht unter Tausenden herausfinden, wenn Du Dich auch noch so vermummst?

Nun, wir wollen sehen! entgegnete der Kleine, indem er Hut und Stock ergriff, bei welcher Bewegung das verlegene Gesicht der Tante sich wieder ganz aufheiterte.

Du willst schon wieder fort? sagte sie freundlich.

Wünschest Du vielleicht, daß ich bleibe? antwortete der Kleine, so kann ich wohl aus Gefälligkeit für Dich Dir so lange Gesellschaft leisten, bis die Andern zurückkommen, ich versäume nichts; die Gesellschaft dort langweilt mich überdieß, es sind lauter alte Damen, die sich der Stadtneuigkeiten, welche sie die ganze Woche über aufgesammelt haben, entledigen. Ueber den armen Assessor geht es fürchterlich her! Er that, als ob er wieder Platz nehmen wollte.

Da stellte sich aber plötzlich die Migräne der armen Tante wieder ein. Geh nur, bat sie, was solltest Du auch bei mir machen, mein

mein Kopf schmerzt mich gar zu sehr, ich werde mich gleich zu Bett legen müssen.

Allein? fragte der Commerzienrath lächelnd.

J nun, es ist ja Niemand zu Hause, antwortete Tante Gutmuß verdrießlich.

Nun, so schlafe wohl, sagte der Kleine, amüsire Dich gut und plaudere nicht zu viel.

Die Tante sah ihn verwundert an. Ohne daß Beide eine Wort sprachen, leuchtete sie ihm bis auf die Treppe und dankte Gott, da sie hörte, daß sich die Hausthür hinter ihm schloß.

Als sie zurück ins Zimmer trat, fiel ihr vor Schreck der Wachsstock fast aus der Hand, da sie den Assessor mitten in der Stube in wüthender Stellung fand. Sich wie ein Besessener geberdend, schlug er mit der geballten Faust vor die Stirn und rief in höchster Ekstase: das mir, mir! Agathe! Agathe! Dich soll ich verlieren? Gebrandmarkt, verhöhnt soll ich werden, zerrissen von den giftigen Zähnen alter Kaffeeschwestern. Nein! nein! so weit soll es mit mir nicht kommen: Herr Commerzienrath, wir sprechen uns!

Gerechter Gott! rief die Tante, eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme.

Ja, Agathe! rief er in völliger Ekstase aus, und drückte, unbewußt was er that, die arme Tante mit Heftigkeit an seine klopfende Brust; ja, Agathe, mein wirst Du oder ich der Hölle!

Lieber, bester Assessor! lispelte mit dem wenigen Athem, der ihr noch blieb, die arme Gedrückte, beruhigen Sie sich, es kann noch Alles gut werden, nur Ruhe!

Ruhe? rief er aus; Ruhe? und sah mit diesem Ausruf nach der Schönen herab, die in seinen Armen lag. Sie sind es? schrie er wüthend auf und wollte die Arme von sich schleudern, doch diese klammerte sich immer fester an ihn an, um den Wüthenden zu beruhigen, der, einen wilden Blick auf sie werfend, plötzlich hell auf zu lachen anfing.

Großer Gott! rief die Tante, ihn loslassend! Der Assessor lachte immer fort und immer stärker. Mein Gott, lieber Werner, was ist Ihnen? sagte die Geängstigte und suchte in ihrer Toilette, wahrscheinlich nach einem niederschlagenden Pulver.

Tantchen! beruhigen Sie sich, sagte im-

mer noch lachend der Assessor und führte die Zitternde vor den Spiegel. Sehen Sie sich nur an!

Die Tante sah in den Spiegel und fuhr mit einem Schrei zurück. Ihre ächten Wiener-Seidenlocken hingen an des Assessors Rockknopf. Die Haube hatte sich bei der zärtlichen Umarmung ganz verschoben, saß nur noch auf einem Ohr, und zeigte die silbernen Reste der ehemals goldenen Locken; die eine Wange glühte zwar noch im schönsten Roth, die andere aber hatte mit ihren Rosen die weiße Weste des Assessors geschmückt. Schnell verließ sie das Zimmer; kehrte jedoch bald zurück, die bleiche Wange war schnell wieder zur purpurnen geworden, die Fülle der seidenen Locken rollte wieder unter dem niedlichen Spitzenhäubchen hervor. Mit jugendlicher Schüchternheit, den Blick gesenkt, lispelte sie dem Assessor stammelnd entgegen: Was müssen Sie von mir denken, mein Guter?

Mein Gott! entgegnete dieser, dem nur noch die lustige Partie der vergangenen Stunde vorschwebte und dem die ernstere längst schon verschwunden war; es ist ja Alles wie-

der so schön geordnet, Sie sehen wieder so liebenswürdig aus —

Nein! nein! lispelte Tante Gutmuß, das meine ich nicht. Was müssen Sie von mir denken, nach dem, was mein Bruder in Ihrer Gegenwart von meinem Herzen gesagt hat?

Daß Sie mir gut sind! Erinnern Sie sich noch, Tantchen, wie ich Ihnen auf der Elbe sagte, daß Sie doch die Beste von Allen wären, und es gut mit mir meinten?

Ach wohl, lieber Assessor, und mit diesen herzlichen Worten haben Sie sich auch an mir eine ewige Freundin erworben. Ich bin Ihnen gut und bleibe es auch! Und deßhalb, lieber Assessor, verzeihen Sie mir meine Offenheit, ich halte sie aber unter solchen Umständen für Pflicht. Sie rückte ihm näher und ihr freundliches Gesicht wurde ernsthafter, sie hob feierlich an: Sie lieben Agathe, daß weiß Niemand besser als ich, Ihr Herz ist diesem guten Mädchen allein zugethan; aber, lieber Werner, wenn Sie den Schein nicht mehr meiden, wie bisher, wenn Sie sich ferner immer noch von dem Augenblicke hinreißen lassen und jedem hübschen Gesichte

huldigend entgegen kommen, so werden Sie nie Agathe erringen. Geben Sie in sich, werden Sie dem äußern Benehmen nach solider, verdienen sie künftig nicht mehr, solche Wahrheiten hinter der Gardine hören zu müssen, wie vorhin. Aendern Sie sich, zügeln Sie Ihren leichten Sinn, den diejenigen, die Ihnen nicht wohlwollen, für Leichtsinn ausschreien. Es bedarf ja nur eines festen Entschlusses hierzu. Sie sind so ein lieber junger Mann und würden gewiß allen Frauen und Mädchen gefallen, wenn Sie nicht Allen gefallen wollten; sie begehren nach Allem, darüber wird Ihnen Nichts! Glauben Sie meinen Worten und meiner Erfahrung, ich meine es gut mit Ihnen. Der Mann, der sich mit Körben beladen, einer Jungfrau naht, bringt seinen Absagebrief schon mit, wer unserm Geschlechte nicht manchmal die Würde des Mannes fühlen lassen kann, den achten wir nicht und können ihn nie lieben. Folgen Sie meinem gutgemeinten Rath, fuhr sie fort und ergriff seine Hand, Niemand wünscht Ihr Glück so innig, als Tante Amanda, deren Herz, trotz seiner kleinen Schwächen, immer ein gutes, treues Herz für seine Freunde bleibt.

Der Aſſeſſor hatte ſtill zugehört, und ſeinen Blick ſtarr auf den Teppich geheftet. Sonderbar! Sonderbar! noch nie hatten ihn Ermahnungen ſo ergriffen, als die gutgemeinten Worte der Tante; er fühlte ſich durchdrungen, er ſah ſie mit einem ſo herzlichen Blicke an, der beinahe das Lehrgebäude bei ihr ſelbſt umgeworfen hätte.

Ja! rief er aus, ich will Ihnen folgen, will die Thorheiten laſſen, will meiner Eitelkeit Valet ſagen; und bin ich glücklich in den Armen meiner Agathe, dann ſei mein Glück Ihr ſchönſter Lohn! In völliger Rührung und Ueberſpannung, doch gewiß gut gemeint, umſchlang er ſie, drückte ſie innig an ſich und ein herzlicher Kuß preßte ſich auf ihre Lippen, den dieſe ſich wohl ein wenig zu lange zu eigen gemacht haben mochte; denn als ſich die Lippen trennten, ſtand Tante Schmerlenbach und der kleine Mann vor ihnen und lachten hell auf.

Wie der Blitz zwei in einander verſchlungene Eichen, die eine da, die andre dorthin ſchleudert, ſo fuhren Beide aus einander. Der Aſſeſſor ſtürzte an ihnen vorbei, durch die Zimmer zum Hauſe hinaus, doch Tante Gut-

muß stand gelassen vom Sopha auf und sagte mit ruhiger Freundlichkeit: Lacht so viel Ihr wollt, ich freue mich dieses Augenblicks, er war einer der schönsten meines Lebens!

Glaub' es! sagte der Kleine.

Die Umarmung nahm kein Ende, meinte Frau von Schmerlenbach.

Sie wird auch endlose Folgen haben, entgegnete Amanda.

Das wolle Gott verhüten, rief lachend der Commerzienrath.

Er wolle es nicht verhüten, sagte die Gekränkte mit Stolz, nahm das Licht und ging zu Bette.

Am andern Tage war Alles in entgegengesetzter Stimmung. Bei der Geheimeräthin saßen Agathe, Marie, Rosalie und Blanche, und arbeiteten an dem Maskenanzuge für den heutigen Abend. Werner's Abenteuer mit Tante Gutmuß verschwieg Blanche und machte überdieß noch Vorstellungen gegen die Mystificationen, die dem armen Assessor auf der Redoute zugedacht waren, aber Rosalie und

Marie behaupteten eifrig, er verdiene ſie und Agathe ſchwieg. Er dauerte ſie zwar, doch trotz der tröſtenden Worte, welche ſie durch die halboffene Thür gehört hatte, als der Aſſeſſor das unglückliche tête à tête mit Tante König hatte, blieb ſie immer noch ungewiß über ſeinen Charakter. Sie wünſchte ihn zu prüfen und hoffte vielleicht dadurch die Gewißheit zu erhalten, daß er ſie wahrhaft liebe und Gegenliebe verdiene, zitterte jedoch immer noch, das Glück ihres ganzen Lebens an einen ſo lockern Faden zu knüpfen. Ihre Vernunft kämpfte wacker mit ihrem Herzen, doch ſchien dieſes den Sieg davon zu tragen.

In Blank's Hauſe war die Stille eingetreten, die nach einem Gewitter zu ſeyn pflegt. Tante Gutmuß war einſylbig, befand ſich wirklich nicht wohl, und weder Frau von Schmerlenbach noch der Kleine wagten, ihre Witzpfeile in das Gift von geſtern Abend zu tauchen, Blanken trieben Geſchäfte aus dem Hauſe; ſo lebte hier Alles ſtill dem Abende entgegen.

Eben ſo ſtill war es bei dem Aſſeſſor. Dieſer ſaß nach einer halbdurchwachten Nacht auf ſeinem Canapee, den Kopf in den Arm

gestützt, und sann in einer Art Abspannung seinen Verhältnissen nach. Sein Stolz war erwacht, er fühlte nun tief, daß er sich selbst nicht auf den ehrenvollen Platz gestellt, den ihm seine Lage angewiesen habe; er zürnte nur mit sich und fühlte es bitter, daß der Schein seines Betragens ihn auch jetzt noch der Laune und dem Witze jedes Lachlustigen Preis geben könnte.

Sein Entschluß stand nun fest. Er wollte sich aus diesem Chaos herausreißen, wollte, nur seinem liebenden Herzen folgend, seinen Frohsinn zügeln und Herr des momentanen Eindrucks bleiben, deßhalb schwankte er auch, ob er auf die Redoute gehen und von den Nachrichten, die er hinter der Gardine gehört hatte, Gebrauch machen, oder ob er zu Hause bleiben und allen Neckereien ruhig aus dem Wege gehen solle.

Sein Stolz befahl das Erstere, seine Eitelkeit das Letztere, und auch jetzt noch siegte diese. Asmodi war noch nicht ganz aus seinem Zauberkreise vertrieben; er reizte und trieb ihn an, sich für die gestern erlittene Schmach zu rächen, und hierzu sagte ja sein Stolz kein unbedingtes Nein!

„Mein armer Vater!“ seufzte Magdalene und die Gegenwart stand trübe vor ihr, der Himmelstraum war dahin. „Er wird um mich bangen, er liebt mich so innig; ich bin ihm das ganze Glück seines Lebens.“

„Hab' dies stets vor Augen“ sagte die Herzogin, „Wenn der Sturm dein Herz erfaßt und es bald nach Ost bald nach West schleudert, dann wirf vertrauungsvoll die Anker aus, sie werden auf sichern Grund fallen und festhalten an Gottes Barmherzigkeit. Er ist aller Menschen Vater, ist allen ein liebender, gütiger Vater, der die Strahlen seiner Sonne dem Reinen wie dem Sünder sendet. Er wird dich richten, nach deinem Wandel und nicht nach deinen Worten, folge der innern Stimme deines Herzens und weiche nicht von dem einmal betretenen Pfad, er ist einer der vielen, die alle zu einem himmlischen Ziele führen, und auf ihn begleitet dich der Segen deines braven Vaters. Nun geh auf dein Zimmer, beherzige, was ich dir gesagt!“

Magdalene ging; aber die Einsamkeit gab ihr den Frieden nicht.

Schon an dem Tage seiner Arretirung war Benedikt vor ein Kriegsgericht gestellt und über die ihm schuldgegebene, beabsichtigte Ermordung des Reiters verhört worden; er läugnete nichts, sagte alles der Wahrheit gemäß aus und das Gericht erkannte den Tod über ihn. Aber kaum war er in sein Gefängniß zurück gebracht, als der Kammerdiener des Generals zu ihm kam und im Namen Melacs Begnadigung anbot, wenn er Magdalene ihm über-

So nahte der Abend. Erst spät ging der Assessor auf die Redoute, und gleich beim Eintritt stieß er auf die Schweizerfamilie. Er erkannte bald Marien und Blanchen, die Dritte aber war ihm unkenntlicher, doch bald sah er in der schlanken Bernerin Frau von Schmerlenbach, die mit ihrer graziösen Gestalt zum Malen schön war, nur daß man die vorzüglichste Nationalschönheit an ihr vermissen mußte. Obgleich nun die niedliche Larve täuschte und dem Ganzen ein jugendliches Ansehen gab, war der Assessor doch malitiös genug, ihr im Vorbeigehen den guten Rath zu geben, die Maske ja nicht abzunehmen, der Frühling habe dem runzlichen Winter nur seine schönen Farben geliehen. Blanche nahm sich als Schweizerbub stattlich aus. Er selbst war in einem zeisiggrünen Domino, den er überdieß noch von Blank geborgt hatte, mithin gar nicht im Incognito.

Nicht lange, so trat ihm das Zigeunerpaar entgegen. Schon an den schönen schwarzen Locken, die üppig unter dem roth gewundenen Tuch über die Stirn herabrollten, erkannte er Rosalien, ob sie gleich ihre Stimme sehr geschickt zu verstellen wußte. Von dem

Zigeuner, ihrem Begleiter, nahm er keine Notiz und warf sich so schnell wie möglich wieder ins Gedränge; denn alles Zusammentreffen mit diesen Zigeunern wollte er vermeiden, und sein Auge suchte nur die beiden Fledermäuse, die ihm Tante Gutmuß und Agathen verbargen.

Aber Hunderte dieser Nachtvögel schwärmten in allen Farben umher, zehnmal hatte er, von der Figur getäuscht, schon diese und jene angeredet, immer vergebens, es waren nie die Rechten, oder wollten es nicht seyn, und er mußte zur List seine Zuflucht nehmen. Er verließ den Saal, trat in eine Loge und aus dem Hintergrunde derselben beobachtete er ungesehen die Schweizerfamilie und die Zigeuner, die sich oft fanden, einige Worte mit einander wechselten, sich aber schnell wieder trennten. Bald aber gewahrte er zwei Chauve souris, die sich ihr manchmal anschlossen und von ihnen gekannt zu seyn schienen.

Die Figuren paßten so ziemlich zu Agathen und Tante Gutmuß und er merkte sich genau ihre Kleidung.

So schwer es ihm auch wurde, diese Masken unter den vielen, ihnen gleichen, wieder

herauszufinden, so gelang es ihm doch endlich. Er nahte sich ihnen und lispelte der Tante einen freundlichen guten Abend ins Ohr. Diese nickte dankend, der Assessor bat nun die Andere um ihre Hand; sie reichte sie ihm, er zeichnete A. G. hinein, die Maske schüttelte. Er verlangte die Hand der Tante, sie verweigerte sie und reichte ihm heimlich lachend den im Flormantel geschlagenen Arm, seine Chiffer darauf zu schreiben. Er schrieb gleichfalls A. G. und die Maske nickte bejahend.

Ist Ihre Nachbarin nicht Agathe? fragte er die Tante leise; sie nickte bejahend. Warum hüllt sich die Schönheit ins Gewand der Nacht? fragte er nun, sich nach der sich immer noch Verstellenden wendend.

Weil sie nicht die Schönheit ist! entgegnete die Chauve souris.

Sie sind zu bescheiden, Maske, und nur die Bescheidenheit kann eine solche reizende Gestalt, wie die Ihrige unter dieser ungünstigen Kleidung, das holdlächelnde Gesicht unter dieser grinsenden Maske verbergen.

Bescheidenheit wäre Dir, Zeisiggrüner, wohl zu empfehlen? entgegnete die Maske.

Will der Herr sich von mir prophezeien lassen? unterbrach in diesem Augenblick die hinzutretende Zigeunerin die Unterredung, so geb' Er mir seine Hand, es trifft gewiß Alles ein, was ich ihm sage.

Werner gab die Hand, er war neugierig zu hören, was ihm Rosalie in Agathens Gegenwart wohl sagen könnte.

Diese Linien hier, hob die Zigeunerin an, deuten auf Unbestand, nehme sich der Herr in Acht, daß ihm der Flattersinn nicht die Braut entführt; diese hier, o weh! deutet auf Betrug. Er ist in schlimme Hände gerathen. — Das weiß Gott! entfuhr dem Assessor. — Doch halt' er sich nur brav, lauf' er nicht allen Mädchen nach, hüte er sich vor den Witwen und besonders vor dieser, auf die eine Fledermaus zeigend, die dicht neben ihn getreten war.

Nun, meine schöne, aber feindliche Prophetin, sagte jetzt der Assessor, ich pfusche auch in Dein Handwerk; reich mir Deine Hand, ich prophezeie Dir auch ganz umsonst.

Recht gern! sagte die Zigeunerin und zog den Handschuh aus. Indem der Assessor die niedliche, weiche, weiße Hand in der seinigen

fühlte, war ihm die Gabe der Prophezeiung fast genommen, die schwarzäugige Rosalie stand vor ihm, das wußte er, er fühlte die sanfte Wärme ihrer Hand. Doch das war der erste Kampf mit dem hinkenden Kleinen, aus welchem er als Sieger hervortrat. Er besah die Niedliche — einen kleinen Druck konnt' er sich ja wohl erlauben — und sagte lächelnd: Diese Linie, Du Schwarzgelockte, zeigt mir, daß Du eine Jungfrau bist. — Getroffen! rief die Zigeunerin. Diese aber, die ihr so hämisch ausweicht und sich dort so schnell verliert, sagt mir auch, daß Du es ewig bleiben wirst; denn hier diese und diese, die mir Deine Gefallsucht, Dein Necken, Dein Mischen in fremde Angelegenheiten, Dein unausstehliches Necken zeigen, sind ein so fester Damm, der Dich ewig von Männerliebe trennen wird. Man wird mit Dir liebeln und Dich verlassen, fangen wirst Du keinen.

Hell lachte die eine Fledermaus, während die andre ihren Handschuh auszog und ihre eben so schöne, eben so weiche Hand dem Assessor reichte und ihn bat, auch ihr zu prophezeien. Als er sich nun, als könne er die Lineamente nicht gehörig unterscheiden, zu ihr

herabbog, berührte er sie mit seinen Lippen, drückte sie sanft und sagte: Auch Du bist Jungfrau, schöne Maske, doch dieß Zeichen, das bei der Zigeunerin in krummen Schlangenlinien sich wand, schwebt hier in den sanftesten Wellenlinien dahin. Wen Du mit dieser lieblichen Hand beglückst, dem zauberst Du die Erde zum Paradies und reichst ihm das höchste irdische Glück. Nur wenig Monden — hier steht es in dieser kurzen Linie, die jene mit dieser verbindet — nur wenige Monden noch, so ist die jungfräuliche Linie verschwunden und Du trittst an Hymens Hand in ein neues Leben ein.

Danke schönstens! sagte die Fledermaus, verbeugte sich und ging mit der andern Chauve souris von dannen. Auch die Zigeuner verloren sich unter der Menge und ließen den Assessor allein stehen.

Dieser hatte sehr listig den beiden Fledermäusen ein Zeichen gemacht, an welchem er auch bald die eine wieder erkannte, die allein am Ende des Saales saß.

Du kannst ja herrlich prophezeien, lieber Junge, rief sie ihm entgegen, komm, setze Dich zu mir, prophezeie mir auch etwas.

Warum, liebe Tante, sagte der Assessor leise, verändern Sie Ihre Stimme so sonderbar?

Lassen Sie nur, das muß so seyn, das ist Maskenton. Haben Sie meinen Bruder noch nicht aufgefunden?

In welcher Maske ist er hier?

Weiß ich's?

Träf ich nur den unausstehlichen Witzling, ich fände gewiß Gelegenheit, mich an seiner kleinen Person zu rächen.

Thun Sie das, lieber Assessor und übernehmen Sie meine Rache mit. Doch, haben Sie Rosalien schon gefunden?

Schon längst! O wie glücklich, daß ich hinter der Gardine stand und Alles hörte. Man will mich zum Besten haben, doch ich kehre die Spitze um. Rosalie soll ihr Lachen bei der Geheimeräthin König theuer büßen.

Da thaten Sie Unrecht, lieber Werner, wenn Sie das Mädchen etwas entgelten ließen; im Vertrauen gesagt, seit heute früh weiß ich gewiß, sie liebt Sie!

Mich?

Ja, lieber Assessor, wer könnte Ihnen auch

widerstehen! Sie liebt Sie innig und wahr, sie hat es mir vertraut!

Sie hat es Ihnen selbst vertraut?

Es ist zu weitläufig, es Ihnen zu erzählen, wie sich dieß so sonderbar fügte, doch thun Sie ihr nicht weh, sie verdient ihr Mitleid, das arme liebekranke Mädchen. Sehen Sie, dort kommt sie mit ihrem Bruder.

Der Assessor kämpfte mit sich, sollte er aufstehen, sollte er sie vermeiden. Sie liebe ihn, hatte Tante Gutmuß so eben gesagt; so gleichgültig es ihm auch in diesem Augenblicke war, wo die Nähe Agathens mit schirmendem Fittiche ihn umwehte, so konnte er doch nicht fliehen. Welcher Mann kann hier den Stein auf den Armen werfen? Welcher kann einem schönen Mädchen aus dem Wege gehen, von dem er weiß, es nahe ihm liebend? — Er blieb.

Es war ein einsames Plätzchen, auf welchem die Fledermaus und der Zeisiggrüne mit noch einigen Masken saß, nur für eine war höchstens noch Platz. Die Fledermaus zog die Flügel ein, rückte zu und nöthigte die Zigeunerin zum Sitzen; ihr Begleiter entfernte sich. Sie nahm das Anerbieten an. Dem Assessor wurde es doch unheimlich. Neben

2. Sam. XXVII. V.

sich dicht, so dicht, daß er die Schläge ihres Pulses zu fühlen glaubte, ein liebliches Wesen, das ihn liebte, dessen Besitz er noch gestern vielleicht nicht für Königreiche vertauscht hätte, dieß war fast zu viel für einen angehenden Karthäuser. Aber Agathe im Herzen, Agathe, diese liebliche Gestalt nur vor Augen, deren Grazie, deren freundliches Lächeln, deren freundlichen Liebeblick er, trotz Makke und Fledermaus lebendig und mit den lieblichsten Farben geschmückt, erblickt zu haben glaubte, fühlte er kaum den sanften Druck des Armes, mit dem die Zigeunerin ihn jetzt, wahrscheinlich ohne ihren Willen, aus seinen Träumereien weckte. Selbst als sich nun die Zigeunerin zu ihm wandte und ihn fragte, weßhalb er ihr so viel Bittres prophezeit habe, sie glaube nicht, dieß um ihn verdient zu haben, blieb er seinem Vorsatze getreu und machte nur mit kaltem, höflichem, Tone witzige Entschuldigungen.

So seid Ihr Männer, sagte nun die Zigeunerin fast beleidigt, heute sagt Ihr uns die schönsten, lieblichsten Worte und morgen reicht Ihr uns Wermuth, statt Honig. Vorgestern sagten Sie in irgend einem Abendcirkel

einen armen Landmädchen so viel Schönes, und doch wollte ich wetten, reichte sie Ihnen heute die Hand, sie prophezeiten ihr alles bittre Unglück.

Zwischen Vorgestern und Heute liegt so manche Stunde, meine empfindliche Zigeunerdame, so manche Stunde, die dem leichten Sinn des Mannes Zeit zur Ueberlegung und Kraft zu einem festen Entschlusse reichen könnte, antwortete der Assessor, und überdieß traue ich diesem reizenden Mädchen vom Lande zu viel Tact zu, um nicht die Worte der geselligen Welt von der Sprache des Herzens unterscheiden zu können.

Maske, Sie sprachen so eben von einem festen Entschlusse, unterbrach ihn die Zigeunerin, darf ich fragen, welchen festen Entschluß Sie für ihre kurze Ewigkeiten faßten?

Treu zu seyn meiner ersten Liebe.

Der ersten? unterbrach die Fledermaus diese rhetorische Exclamation.

Der Assessor war in seinem Pathos gestört und über das Benehmen der sonst gutmüthigen Tante ganz verwundert. Doch faßte er sich schnell, da beide Masken schwiegen und ihm Zeit ließen, sich zu sammeln.

Ja, der ersten, fuhr er fort, denn mit

liefern, oder wenigstens den Ort, wo er sie hingeführt, anzeigen wolle. Nur mit verächtlichem Schweigen beantwortete der gekränkte Vater diesen entehrenden Antrag, der Kammerdiener verließ ihn, aber bald kam ein andrer Abgesandter; dies war Constant.

„Herr Benedikt" sprach er, „ich komme nicht im Auftrag des Generals, mit dem ich entzweit bin, er hat mir nur die Erlaubniß gegeben, aus meinem Arrest zu Euch zu gehen. Ich glaube seine Absicht zu errathen. Ich soll Euch zureden ihm Euer Kind zu übergeben, und das kann ich nicht — Aber warnen muß ich Euch. Er soll den fürchterlichsten Eid geschworen haben, Euch in der Stille, weiß Gott über was, aber gewiß Eurer Tochter wegen, peinlich verhören zu lassen, und ich kenne ihn in diesem Punkt als einen bessern Worthalter, als bei seinen Gläubigern; Ihr könnt ihm nicht entgehen. Hätte er Eure Tochter nicht gesehen, vielleicht vermocht ich dann das Ungewitter zu beschwören, so aber, da er auf seine Weise eine Art Leidenschaft für sie gefaßt hat, und sein Stolz und alle Begierden in ihm rege geworden sind, hält ihn nichts zurück, nicht Furcht vor Gott, nicht Furcht vor Verantwortung. Euer armes Land ist ja dem Kriegsvolk Preis gegeben, und was kommt es da auf eine arme unglückliche Dirne mehr oder weniger an. Auch fürcht' ich, sie erpressen von Euch gewiß das Geständniß und die Schmerzen und die verrenkten Glieder habt Ihr dann umsonst."

„Mir sollen sie nichts erpressen" sagte Benedikt gelassen „Der Tod ist mir willkommen, aber dennoch danke

dem Augenblicke, daß ich mein geliebtes Mädchen sah, schloß ich sie treu in mein Herz und fühlte nun erst, was wahre Liebe sei. Alle früheren Neigungen waren nur leicht, wie flüchtiger Champagnerrausch, und deßhalb kann ich auch die Liebe, die mir jetzt im Herzen glüht, mit Recht meine erste nennen.

Er hob bei dieser pathetischen Phrase, mit sich zufrieden, sein Haupt und ihm gegenüber stand im Kreise der Schweizerfamilie die bezeichnete Fledermaus und sah forschend nach ihm.

Das war ja Agathe! Nichts hielt ihn mehr, er sprang auf und eilte hin zu ihr. O, wie lange habe ich Sie gesucht! rief er ihr entgegen.

Mich? sagte verwundert die Chauve souris. Sie schienen aber dort neben Ihrer Zigeunerin nichts, gar nichts zu suchen, Sie schienen schon Alles dort gefunden zu haben.

O, seyn Sie nicht so grausam!

Grausam! wie so?

Quälen Sie mich nicht länger mit Ihren Zweifeln, hören Sie auf, mich auf die Probe zu stellen.

Ich verstehe Sie nicht!

Sie wollen mich nicht verstehen!

Wohl möglich, daß ich die Sprache der lockern grünen Zeisige nicht verstehe.

Agathe! rief er empfindlich.

Agathe! rief lachend die Maske.

Bergen Sie sich nicht länger, ich weiß, Sie sind es! rief der Assessor.

Wer soll ich seyn?

Agathe Grau!

Sie irren.

Ich irre nicht? Sehen Sie mich nur einmal versöhnt an, lassen Sie nur einmal den Strahl aus Ihrem blauen Auge mich treffen. Nehmen Sie nur für einen Moment die neidische Maske ab.

Dieser Wunsch sei Ihnen gewährt, sagte die Fledermaus, zog die Maske, jedoch nur wenig herab, und ein paar schwarze feurige Augen leuchteten wie Blitze dem erschrockenen Assessor entgegen, und waren auch wie ein Blitz ihm wieder entschwunden.

Längst hatten die Schweizer und die Chauve souris im Gedränge der Andern sich verloren, als der Assessor noch bewegunglos da stand und nicht der Stöße achtete, die ihm, dem Still-

stehenden, hier in dem dichsten Gedränge im vollsten Maße zu Theil wurden. Wie bezaubert stand er da. Das war nicht Agathens Blick! rief er aus, indem er die Tante suchte, die noch ganz ruhig mit der Zigeunerin auf der nämlichen Stelle saß, wo er sie verlassen hatte. Sein Platz war noch leer, er eilte hin. Fräulein Rosalie, sagte er, noch ganz aufgeregt, leise zu der Zigeunerin: eine Bitte gewähren sie mir.

Erst gewähren Sie mir die meinige, unterbrach ihn die Maske.

Und welche? fragte der Assessor.

Sagen Sie mir hier, in Gegenwart dieser verehrten Fledermaus, daß Sie mich lieben.

Nie! rief der exaltirte Assessor.

Sie sind sehr offenherzig, Maske und sehr ungalant, Sie sollten es mir ja nur sagen, es ist ja nicht nöthig, daß Sie es wirklich sind. Ich dächte, das wäre Ihnen schon so geläufig, daß es Ihnen jetzt nicht mehr die mindeste Mühe kosten könnte.

Nie! nie! das theure Wort Liebe soll nie durch mich wieder entheiligt werden. Ueberdieß, mein Fräulein, bin ich jetzt eben nicht aufgelegt, zu scherzen.

Also, grüne Maske, mir bleibt trotz Ihrer Farbe keine Hoffnung?

Keine! sagte der Assessor fast unartig.

Nun, so sagen sie mir Ihre Bitte.

Zeigen Sie mir Agathe. Die Chauve souris ist es nicht, die mit der Tante vorher Arm in Arm ging, zeigen Sie mir Agathe, haben Sie Mitleiden mit einem Getäuschten.

Mehr, als Sie mit mir, sagte die Zigeunerin nicht ohne Rührung. Ich will es, doch unter einer Bedingung.

O, jeder Bedingung unterwerfe ich mich.

Daß Sie, wenn ich sie Ihnen zeige, erst nach fünf Minuten von ihrem Sitz aufstehen wollen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf.

Ich sollte nicht hin zu Ihr? sollte auf meinen Sitz gebannt bleiben?

Ja! nur unter der Bedingung! — Jetzt ist Sie ganz in Ihrer Nähe.

Nun ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, nicht von meinem Sitze zu weichen und zu wanken.

Hier steht Sie vor Ihnen! sagte die Zigeunerin, indem sie aufstand; nahm schnell die Maske ab, und zwischen den rabenschwarzen Locken schaute Agathens himmelblaues Auge

freundlich hervor, ein liebliches Lächeln entschwebte ihrem rosigen Munde. Sie drängte sich unter die andern Masken und verschwand.

Der Assessor sprang auf; doch seines Worts gedenkend, sank er wieder auf seinen Sitz zurück. Agathe! rief er so laut, daß alle Masken nach ihm sahen.

Still, um Gottes willen stille! sagte die Fledermaus. Nur fünf Minuten Geduld, dann finden wir sie bald wieder.

Wären nicht fünf Minuten für mich eine Ewigkeit? Doch, Tantchen, wir sind schändlich betrogen! der saubere Commerzienrath — wäre es nicht Ihr Bruder.

Geniren Sie sich meinetwegen nicht, lieber Assessor, sagte die zärtliche Chauve souris, lassen Sie Ihrem Unwillen nur freien Lauf, desto schneller vergeht die Zeit des Banns.

Ja, hätte ich jetzt diesen kleinen Teufel so vor mir, könnt' ich ihn ins Auge fassen, rief nun der Assessor, den Hals drehte ich ihm um, daß kein Champagner, Tokaier, keine Pasteten und kein Caviar mehr hinunter und keine malitiösen Worte mehr heraufspazieren könnten; diesem kleinen ausgestopften epikuräischen Satan, ich drehte ihm den Hals um.

Thun Sie das! sagte ruhig aufstehend die Chauve souris, indem sie die Maske abnahm; thun Sie das, lieber Assessor, und vor ihm stand der kleine Commerzienrath, nicht die Tante.

Er sprang wüthend auf. Ihr Ehrenwort, Herr Assessor! und gebannt war der Arme, die Fledermaus fortgeflogen.

Zerknirscht nahm er die Uhr aus der Tasche. Zwei Minuten sind vorüber, noch drei warte ich, dann —

Als er sich seines Arrestes entledigt glaubte, sprang er auf und durchschweifte den ganzen Saal. Alle Rippenstöße, die er vorhin im Stillstehen erhalten hatte, theilte er wieder im Drängen und im Laufen doppelt aus, doch all sein Thun und Treiben war vergebens. Nirgends ein Mitglied der Schweizerfamilie, keine Zigeunerin, keine passende Fledermaus. Er war in Verzweiflung! Eine Stunde hatte er sich so herumgetrieben und nichts gefunden. Da verließ er Alles verwünschend, den Saal, und fuhr nach Hause.

Hier empfing ihn sein Fritz und sein Kanapee, Beide waren diese Stimmung an ihm schon gewohnt, das Eine empfing ihn nach-

gebend, der Andre machte schnell Thee; aber dieses Mal war der Schmerz von dauernder Art. Nicht die Feder, nicht das geduldige Papier, auf welches er sonst so schnell ihn aushauchte, konnte ihm heute Linderung reichen, er sprach nicht, er schrieb nicht, er sah stier vor sich hin, der Thee wurde kalt und immer noch saß er stumm. Fritz sah zuweilen ängstlich zur Thür herein, diese stille Wuth war ihm neu und deßhalb bedenklich.

Endlich formte sich sein Schmerz in Worte. Schändlich, schändlich! rief er aus, mich so zu höhnen, und am meisten Du, alte Verliebte, Du mit Deinem silbergoldenen gemalten Lockenkopf, die Du Dich an mich schmiegtest, als meintest Du es mit mir so treu und redlich! mit Deinen — i nun, immer noch passablen Armen — Dich über mich breitetest, wie die Glucke über das Küchelchen, die Du mich stundenlang hinter die Gardine stecktest, damit ich lauschen und mich recht hintergehen lassen mußte. Du, die mit Deinem gutmüthigen, heuchlerischen Ton mir einen Kuß auf Deine welken Lippen ablocktest und mich dem Hohngelächter der Zuschauer Preis

gabst. Ha! rief er aufspringend aus, den Kuß vergebe Dir Gott, ich kann es nie!

Fritz trat herein, zufrieden, den alten gewohnten Paroxysmus bei seinem guten Herrn eintreten zu sehen, er näherte sich ihm und rief ihm mit Lady Macbeth entgegen: zu Bette! zu Bette!

Aber heute war der Dämon mit keinem Shakspeareschen Plagiat zu beschwören; er wies ihm die Thür. Der treue Diener wankte schlaftrunken hinaus. Der Assessor fuhr fort:

Und Du, gleißnerischer Alter, der Du mir mit höhnischem Teufelslächeln Dein Faunengesicht zeigtest und in dem nämlichen Augenblicke wie eine wahre Fledermaus davon flogst, so daß mir auch jetzt noch Deine Fratze erscheinen muß und mich wie ein Todtenschädel hämisch angrinst, daß ich kein anderes liebliches Bild vor den Spiegel meiner Phantasie führen kann, als Dein verzerrtes, Du bist der Urquell aller dieser Mystificationen! Aber laß nur den Tag erscheinen, dann sollst Du Dich wie eine ächte Fledermaus vor meinem Sonnenlicht verbergen und mir nicht wieder unter die Augen zu treten wagen.

Und auch Du! rief er aus, sein Ton wurde weicher und Fritz seufzte draußen ein inniges: Gottlob!

Und auch Du, Agathe, die ich liebte, wie noch keine, die mich Flüchtigen an ihren Madonnenblick, an das süße Lächeln ihres Purpurmundes fest bannte und dem Schmetterlinge die Flügel lähmte, auch Du schautest mich mit Deinen blauen Madonnenaugen zwischen den düstern Wolken schwarzer falscher Locken an, wie die Sonne durch Wolken von Nebel, würde Ossian sagen, auch Du höhntest mich! — Verdient' ich das um Dich? — Nein! rief er plötzlich aus, das verdient' ich nicht, Agathe! Ich war Dir treu und liebte Dich innig, daß Du mich verkanntest, thut mir weh. Aber, sagte er nach einem Weilchen; bin ich nicht selbst schuld? Wer kann in mein Inneres schauen? Wer kann die heilige Liebe meines Herzens erblicken, wenn mein unstätes Treiben, wenn mein leichter Sinn mich ewig auf Abwege führt? Darum, Werner, rief er aufspringend aus, nimm die Pille, verschlucke sie, sie beschleunige deine Radikalkur.

Die eigne Bußpredigt hoffte er zu verschlafen, wenn er es nur gekonnt hätte, aber es gelang ihm dießmal nicht. Er schlief nicht, er wachte nicht, es waren nicht Träume, Kinder des Schlafs, es waren die Bilder eines dunkeln Bewußtseins, die ihn umgaukelten und die ihm bald Engelgestalten, bald Fratzengebilder und Fledermäuse, bald Zigeunerinnen vorhielten, die ihn unaufhörlich umschwirrten, an welche seine Phantasie ihre Erinnerungen knüpfte und sie zu Begebenheiten ausspann. So fand ihn der Morgen, so fand ihn, bei seinem Frühstücke sitzend, der Rath Blank.

Dieser hatte sich auf eine fürchterliche Explosion gefaßt gemacht und war deßhalb höchst verwundert, seinen Guten Morgen, lieber Werner! herzlich erwiedert zu sehen. Nimm Platz! entgegnete der Assessor, es ist mir lieb, Dich hier zu sehen, ich habe viel und mancherlei mit Dir zu reden.

Auch ich mit Dir! sagte der Rath, legte Mantel und Hut ab, trat vor ihn hin und hob mit wohlstudirter Rede an:

Lieber Werner! Dein leichtfertiges Beneh-

ich Euch, Herr Constant, für den gutgemeinten Rath, obgleich ich ihn nicht befolgen kann —"

„Lieber Herr!" sagte dieser fast bittend „Ihr kennt die Schmerzen nicht, sie sollen hölliſch sein."

„Nein, Constant, und wären sie noch furchtbarer, mein Kind übergebe ich ihm nicht! — Laßt mich — und bemüht Euch deshalb nicht mehr."

„So nehmt dies Fläſchchen" sagte der Reiter, nachdem er lange mit sich gekämpft „es ist schnell tödtendes Gift. Bei jedem Gefecht trägt es der General bei sich, um es zu leeren, wenn er gefangen werden sollte. Auch hat er mir oft versichert, daß wenige Tropfen hinreichen, den Menschen augenblicklich zu tödten. Nehmt es. Da ich gewiß bin, Ihr übersteht die Tortur nicht, so wollt' ich Euch wenigstens einen sanften leichten Tod damit bereiten."

Benedikt nahm das Fläſchchen und steckte es zu sich. „Ich werde wohl keinen Gebrauch davon machen" sprach er „es streitet gegen meine Religion, aber gut ist es doch, wenn der Mensch in jedem Fall Herr seines Schicksals ist. Ich danke Euch."

„Ich will Messen für Eure Seele lesen lassen" sagte nun Constant theilnehmend „Den letzten Sparpfennig will ich dem Priester geben."

„Gebt ihn lieber den Armen" erwiederte Benedikt „und überlaßt meine Seele ohne Messelesen dem himmliſchen Richter. — Ihr sagtet mir vorhin," brach er das Gespräch ab „Ihr wäret mit dem General entzweit, gewiß der menschenfreundlichen Hülfe wegen, die Ihr meinem Kinde geleistet habt."

men, Deine Thorheiten, die Du täglich begehst. —

Geben Niemandem ein Recht, mit mir sein Spiel zu treiben, selbst meinen innigsten Freunden nicht, unterbrach ihn der Assessor mit Ruhe und Freundlichkeit.

Aber, lieber Werner! fuhr der Rath fort.

Lieber Blank! sagte dieser, setze Dich, steig von dem Katheder herab, auf den Du eben gestiegen warst, um mir eine Bußpredigt zu halten, und überlaß mir dieses Amt; der Sermon, den ich mir jetzt selbst spreche, dringt tiefer und wirkt dauernder, als alle Eure schönen Worte, wobei Ihr doch immer nur die Fehler aufsucht, die Ihr zufällig selbst nicht habt und die eignen, wenn sie auch meine Cardinalsünden wären, schweigend übergeht. Setze Dich ruhig hier neben mich, und für die tausend Male, daß ich Dich angehört habe, höre mich nur dieses eine einzige Mal ruhig an.

Ich habe gefehlt! meine lebendige Phantasie hat mich oft zu rasch ergriffen, mein Leichtsinn ist ihr zu rasch gefolgt; meinem sinnlichen Gemüthe habe ich mein geistiges untergeordnet, hieraus entsprang die Quelle

aller meiner Thorheiten. Das sehe ich ein, dieß muß geändert werden und es wird! Wer gibt Euch aber das Recht, meine Schwächen, meine Thorheiten zu Eurem Zeitvertreibe zu benutzen? Räumt Dir die Freundschaft dieses Recht ein, oder befahl sie nicht Dir vielmehr, den Freund zu warnen! Wer gab dem Commerzienrath Grau das Recht, mir Fallen zu stellen, in denen ich mich fangen mußte?

Dein Wunsch, Agathe zu besitzen, seine väterliche Liebe zu diesem Mädchen!

Da hast Du Recht! sagte Werner nach einer Pause, während welcher er nachdenkend geworden war, nur finde ich die Art und Weise nicht die humanste, nicht die anständigste. Wer gab aber der verwitweten Frau Ober-Accise-Inspectorin Gutmuß das Recht, setzte er mit Bitterkeit hinzu, mit mir ihr Spiel zu treiben, und dabei noch für ihre welken Lippen die ihr so seltne Frucht eines Kusses zu pflücken? Den Kuß, Blank, den Kuß vergebe ich ihr nie!

Und daran thust Du sehr Unrecht. Du hast wohl keine treuere Freundin auf der Welt, als eben sie, erwiederte Blank. Krank liegt sie zu Hause darnjeder und grämt sich über

Alles, was Dir begegnet ist. Sie selbst war durch den Commerzienrath betrogen, der Dich recht gut hinter der Gardine bemerkt hatte, und Krankheit hielt sie ab, auf die Redoute zu gehen, ein Zufall, den der Kleine so trefflich benutzte. Nein, Werner! der armen Tante thust Du Unrecht.

Das ist mir lieb! ich hätte sonst wahrlich an der Menschheit verzweifeln müssen.

Aber wie konnte ein zartfühlendes Mädchen, fuhr er fort, wie konnte Agathe sich zu diesem unfeinen Scherz hingeben. Mich zu prüfen? — Warum gab sie mich nicht gleich auf, da sie mich nicht liebt.

Weißt Du das so gewiß?

Ich muß es glauben.

Wenn ich Dir aber das Gegentheil versichere.

Könntest Du mir diese Gewißheit geben, so machtest Du mich zum Glücklichsten der Erde.

So sei glücklich, mein lieber, leichtsinniger Freund, sagte Blank, während Werner gerührt in seine Arme sank, aber nun bitte ich Dich, sei vernünftig!

Laß uns davon schweigen, unterbrach ihn der Assessor und ging einige Mal sinnend in

der Stube auf und ab; da Alles mich verlassen hat, Gott gedankt, nur Agathe nicht, hob er endlich an, so muß ich mir wohl selbst genügen, denn seit ich weiß, sie liebt mich, fürchte ich nicht Onkel, nicht Tante, und fürchte mich selbst nicht mehr. Mit dem Worte, guter Blank, welches Du mir eben gesagt, ist das Zutrauen in mich zurückgekehrt!

Blank hatte zwar noch Manches mit ihm zu sprechen, Werner wollte aber jetzt nichts mehr hören. Ich traue in dieser Angelegenheit Keinem mehr, selbst Dir nicht, deßhalb schweige, sagte er nicht ohne Bitterkeit.

Blank ging, zufrieden, ihn so gestimmt zu sehen. Der Assessor überlegte noch einige Zeit, was er nun wohl zu thun habe, und als er mit sich einig geworden war, kleidete er sich an, ging, seinen Entschluß zu vollführen, und mit diesem Gange sollte eine neue Laufbahn, eine neue Periode seines Lebens sich ihm öffnen.

Er eilte in Blank's Wohnung, dort fand er den Commerzienrath nicht zu Hause, die Tanten nicht zu sprechen, Tante Gutmuß überdies im Bette und Mariens Pflege übergeben. Sie ließ ihm durch die kleine Iris,

die sie schon einmal mit ihrem falschen Billet an ihn abgeschickt hatte, herzlich grüßen und ihm sagen: sie hoffe, daß ihr Unwohlsein nicht von Bedeutung sei. Trotz des freundlichen, einnehmenden Lächelns der kleinen Soubrette fand sie der Assessor nicht halb so hübsch mehr, als vorgestern, und kein freundliches Wort, keine wohlwollende Pantomime belohnte die Kleine. Auch Blank war nicht zu Hause, die einzige Blanche war ihm sichtbar.

Ihr schüttete er sein Herz aus. Auch sie gab ihm die Versicherung, daß Agathe ihn liebe, daß der Onkel ihm wohlwolle, daß er Niemanden in der Familie gegen sich habe, als die Tante Schmerlenbach und daß selbst die Geheimeräthin König sich fügen würde, wenn sie nur erst ein sicheres Unterpfand seines verständigen Betragens hätte. Sie versprach, Alles für ihn zu thun, nur mußte er ihr auch versprechen, die Bitterkeit über die Begebenheiten der vergangenen Tage zu vergessen und in dem Cirkel der Familie freundlich und ohne Groll aufzutreten.

Von hier eilte er zur Geheimeräthin König. Der höchste Kampf mit sich selbst hatte ihn nur vermocht, nicht in aller Frühe schon nach

ihrer Wohnung, nicht zu Agathen zu eilen. Daß Niemand zu Hause sei, war die Nachricht, die ihm der Bediente mit kurzen Worten und verdrießlichem Gesichte brachte. Verzweiflungvoll kehrte er zu Blank zurück. Der Commerzienrath sei noch nicht zu Haus, Frau Räthin ausgegangen! hieß es da. Nun wanderte er Straße auf, Straße ab; noch einmal versuchte er bei der Tante König sein Heil, wieder vergebens. Er eilte von einer Restauration, von einem Caffeehaus zum andern, nirgends fand er Ruhe und Rast.

Um 4 Uhr Nachmittags begann er noch einmal die Tour, ein gleiches Schicksal, wie am Morgen.

Ja! rief er endlich verzweifelnd aus. Nun sehe ich wohl, daß der heutige Tag nur eine bittre Fortsetzung des gestrigen ist; daß ich heute wieder der Stoff ihrer Belustigung seyn soll, nur auf eine andere Art. Doch, spielt die Farce nur ohne mich. Hilft nicht Ruhe, nicht Gelassenheit, nicht Vernunft, so mag mich ein verzweifelter Streich zum Ziel führen, und wenn sich auch Alles gegen mich verschwört, was kann mir dieß schaden, liebt mich nur Agathe, so trotz ich Allen. Liebt sie

mich nicht, dann hat das Spiel bald ein Ende und ich muß dann freilich nach Muth haschen, dieß zu ertragen.

Wäbrend der arme Assessor vergebens an allen Thüren angeklopft und Niemand ihm aufgemacht, hatte zwischen dem kleinen Mann und der Tante König eine lange, ernste Unterredung Statt gefunden. Der Commerzienrath war eben von dem Präsidenten gekommen, in dessen Collegio Werner angestellt war. Dieser hatte nicht allein die Kenntnisse des Assessors, sondern auch seinen Fleiß, besonders in der letzten Zeit, sehr gelobt und ihm die Versicherung gegeben, daß er in seinem Dienstgeschäft ein solider, höchst achtungvoller Mann sei, er theilte das seiner Schwester mit, doch diese meinte, das häusliche Verhältniß und das dienstliche wären himmelweit von einander unterschieden und der beste Geschäftmann wäre oft ein unerträglicher Eheherr. Der Commerzienrath wollte aber auch aus dem Benehmen der vorigen Tage den Schluß ziehen, der Assessor sei auf gutem Wege, die Tante versicherte das Gegentheil. Den schönsten Beweis für seine Behauptung fand der Kleine in der zärtlichen Umarmung,

worin er ihn mit Tante Amanda gefunden hatte, dieſe Scene war aber der ſtrengen Matrone vorzüglich ein Gräuel, und den Tadel, der eigentlich ihre Schweſter traf, warf ſie dem armen Aſſeſſor in die Schale ſeiner Schuld.

Nur innige Liebe, meinte der Bruder, könne einen ſo ſinnlichen Menſchen, wie der Aſſeſſor ſei, ſo weich, ſo gemüthlich ſtimmen, daß er dankbar eine alte Dame umarme, denn nur dem Wohlwollen, das ſie ihm gezeigt, dem Beiſtande, den ſie ihm verſprochen, könne die Tante den Kuß verdanken.

Die Matrone aber meinte, ein leichtſinniger Menſch, wie der Aſſeſſor, mache ſich leicht ein Vergnügen daraus, eine alte Thörin zu foppen, und — ſetzte ſie ernſt hinzu — jeder Kuß, ſei er Alt oder Jung gegeben, war in meiner — Küſſenzeit, fiel ihr der Commerzienrath in die Rede — Laß die Poſſen, fuhr ſie verdrießlich auf, kurz, ein Kuß war zu meiner Zeit immer eine Sünde.

Dann ſeh ich Dich ſchon lichterloh in der Hölle brennen, ſagte der Kleine, ſprang auf und ſchellte. Der Bediente trat ein. Ruf er mir Agathe, ſagte er zu dieſem — denn,

liebe Schweſter, wir heirathen ihn nicht. Ich nicht, weil mich doch kein Prieſter mit ihm trauen würde; Du nicht, weil Du Deiner Behauptung nach dann nie aus dem Fegfeuer kommſt, mithin mag Agathe entſcheiden. Liebt ſie ihn, hofft ſie den Wilden zu zähmen, den Flüchtigen zu feſſeln, dann dächt' ich, liebe Schweſter, wir ließen dem Schickſale auch etwas zu thun übrig, und glaubten nicht beſſer ordnen zu können, wie dieß Allgewaltige.

Aber trotz Agathens offenem Geſtändniß, ſie ſei ihm nicht abgeneigt, trotz ihrer Verſicherung, daß ſie glaube, ſeit geſtern wohl die Gewißheit zu haben, daß er treu und redlich gegen ſie geſinnt ſei und daß ſie nicht mehr an ſeiner Liebe zweifeln könne, beharrte die Tante auf ihrer Meinung, beſonders wollte ſie heute ſich zu nichts Beſtimmtem entſchließen, da ſchon ſo manche Unglückſymptome dieſen Tag ihr verdächtig gemacht hätten.

Sie hatte nämlich beim Frühſtück den Henkel ihrer Mundtaſſe abgebrochen, der Commerzienrath hatte in dem Eifer des Geſprächs einen Blumentopf umgeſtoßen, der auf der Erde ſtand, dieß wäre ohne des Bruders,

ohne Agathens Gegenwart schon hinreichend gewesen, sich und ihre Umgebung in Bann zu thun; und so bedurfte es nur noch der geringsten Kleinigkeit, um diesen Tag im Kalender schwarz zu zeichnen. Wie konnte daher der Commerzienrath verlangen, daß sie sich an einem solchen Tage über eine so wichtige Angelegenheit, als das zeitliche Glück ihrer Nichte war, entscheiden sollte! Der gute Mann mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen, und in der Hoffnung, die eigensinnige Matrone morgen, als an einem glücklicheren Tage, anders zu stimmen, vermied er heute jede Unterredung mit dem Assessor.

Schon war es ziemlich dunkel, und der löblichen herkömmlichen Gewohnheit nach, brannten noch keine Laternen auf der Straße, als der Assessor, statt seines feintuchenen Carbonarimantels, den Livreemantel seines Fritz umthat, dessen Tressenhut aufsetzte und mit einer langen Invitationkarte zum Spiel, Thee und Souper bei der verwitweten wirklichen Frau Geheimen Ober-Finanz-Räthin Schä-

„Je nun, es könnte sein," sagte Constant lachend „aber das sind nur Regenschauer, die bald wieder vorübergehn. Ich habe bis jetzt in Arrest gesessen, und es mir dort wohl sein lassen, und Melac ist schon wieder besänftigt; aber ich nicht! — Wäre es nicht um Euch, armer Teufel, und um Euer Kind, ich wäre heute schon auf dem Heimweg; so aber will ich bleiben, bis ich hier nichts mehr nützen kann, will die Schande ertragen, und denken, die Juden spieen dem Heiland auch ins Gesicht, und er vergab ihnen und will nun wieder hin und lauschen, wie es dort steht. Lebt wohl! Gott gebe uns ein fröhliches Wiedersehen!" sagte er dann weichherzig, drückte Benedikt die Hand, der ihm noch einen Gruß an sein Weib auftrug und entfernte sich.

Als er auf den Marktplatz kam, sah er die Soldaten geschäftig hin und her laufen, alles schien in Bewegung zu sein und auf seine Anfrage, was es gebe, erfuhr er, daß am andern Morgen das Regiment Dauphiné und der größte Theil der Reiter, unter Befehl des Obristen Prelé aufbrechen müsse, den Marquis de Feuquieres auf einem Streifzuge gegen die Donau zu unterstützen. Melac mit dem übrigen Theil des Corps bleibe zurück.

„Nun da werde ich wohl keinen guten Empfang haben" dachte der Alte „aber in Gottesnamen!" Er hinkte nach dem Steuerhause, wo Melac jetzt wohnte, und fand dort eine Menge Bedienten, die ihm mit Schüsseln und Flaschen auf der Treppe begegneten „Hm!" brummte er vor sich hin „Ein Bankett! Noch schlimmer! Nun, was thut der Sünder nicht, um auch einmal etwas Gutes gethan zu haben." Er ging in das Vorzimmer, wo ihm

fer in der Hand, seine Wohnung verließ; sein Grazioso folgte ihm. An der Straßenecke des Hauses der Geheimeräthin erhielt er die Weisung, seiner zu warten.

Mit keckem Muthe war der Assessor über die Straßen gewandert, wer hätte ihn auch in der Dämmerung und in dieser Verkleidung erkennen sollen; als er aber vor das Haus der Geheimeräthin trat, wo so eben der naseweise Laternenputzer die Laterne ansteckte, und ihr heller Schein ihm so recht grell ins Gesicht schien, da stutzte er doch einen Augenblick und besah den mächtigen in hundert Falten mit grell gelbem Vorstoß besetzten Kragen seines Mantels. Der Mantel, der Hut drückte ihn, er fühlte eine Beklommenheit, doch die Liebe, dießmal wirklich die Liebe und nicht die Thorheit siegte, er trat ein, stieg nun heute zum dritten Mal die Treppe hinauf und, indem er die Klingel zog, seufzte er tief: O, möge mich dieses Mal kein einsilbiger, mürrischer Petrus wieder schnöde von meiner Himmelpforte abweisen! und sieh da, kaum hatte er ausgedacht, so trat ein niedliches Leipziger Stubenmädchen heraus, öffnete die Gitterthür, machte einen freundlichen Knix

und fragte in ihrem singenden Provinzialton: Was ist Ihnen gefällig, mein Guter?

Noch einmal versuchte es Asmodi. Er legte in den fragenden Blick des Mädchens eine so beredt bejahende Antwort, im Fall eine freundliche Bitte an sie ergehen könnte; aus dem freundlichen Lächeln ihres Mundes schwangen sich kleine, lockende Teufelchen auf ihren beflügelnden Worten ihm entgegen. Aber dießmal vergebens, der Assessor reichte ihr schweigend das Billet und widerstand der Versuchung, nur das sein Blick wohl etwas zu genau die niedliche kleine Taille der Zofe bewunderte, und er nicht umhin konnte, da sie über den Fußteppich der Entree stolperte, den feinen Schnitt ihres Beines, so weit er sichtbar wurde, etwas zu neugierig zu beobachten.

Aber kaum trat die Zofe ins Zimmer, so folgte der Assessor; kaum sah er sie durch die halbgeöffnete Thür links in ein Zimmer gehen, so eilte er ihr nach, wendete sich rechts, traf trotz der Dunkelheit glücklicher Weise schnell eine Thür, öffnete sie, huschte hinein und lauschte.

Ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre

komme, hörte er nun die Geheimeräthin in der geöffneten Thür gegenüber sagen. Ich kenne gar keine Geheime Ober-Finanzräthin Schäfer, selbst der Name ist mir unbekannt. Es ist wahrscheinlich ein Mißverständniß! Sage nur, daß ich es recht sehr bedauerte, nicht die Ehre haben zu können, da ich schon engagirt wäre. Hörst Du, Sophie!

Die Thüre schloß sich. Die Zofe trippelte durch das dunkle Zimmer, das ihn von der Stube der Geheimeräthin trennte, kehrte schnell wieder, und er hörte sie die Botschaft bringen: der Bediente sei schon wieder fort!

Bis hierher war er nun gekommen; aber nun, wie weiter? — Er nahm für's erste den ominösen Mantel ab, suchte sich in etwas in dem Zimmer zu orientiren, tappte umher, fand endlich einen Stuhl auf den er seine Bürde ablegen konnte und stellte sich an die angelehnte Thür, um von da zu observiren. Alles blieb still, für den Assessor das Fürchterlichste, was ihm begegnen konnte; seine Unruhe, seine Langeweile stieg aufs Höchste und mit ihr schwand sein Muth, denn er war eigentlich ohne einen recht festen Plan hierher gekommen. Agathe zu sprechen, die

Sache in dieser Unterredung auf irgend eine Art zu beenden, das war sein Vorsatz, aber über das Wie? hatte er noch nicht nachgedacht, nur daß er sich durch die ihm verschlossenen Thüren schleichen mußte, das hatte er sich vorgenommen und ausgeführt.

Eine halbe Stunde war vergangen, Alles blieb noch still; es däuchte ihm zwar, als höre er ein leises Murmeln im Zimmer gegenüber, als ob Jemand vorläse, er glaubte Agathens Stimme zu erkennen; doch, wie wenig er die noch kannte, hätte ihm seine Täuschung auf der Maskerade hinlänglich sagen können, aber all dieß Lauschen, Harren und Hoffen verminderte seine langweilige Situation nicht im geringsten.

Endlich ward es draußen lebhaft, die Thür nach dem Vorsaal ging auf und das alte, grämliche, feindliche Gesicht des alten Thomas trat zu seinem Schrecken mit einer Menge kleiner Flaschen und Schachteln in der Hand ein; wahrscheinlich war er in der Apotheke gewesen. Mit vieler Vorsicht ging er nach dem Zimmer der Geheimeräthin, öffnete dieß, doch indem er sich wendete, um die Thür zu schließen, ließ er vermuthlich etwas

fallen, denn es klirrte und deutlich vernahm der Aſſeſſor die Worte der Matrone: Ein Unglücktag, ihr Kinder! gewiß ein Unglücktag! Die Thür ging zu, und es wurde wieder ſtill; doch plötzlich öffnete ſie ſich, die Geheimeräthin trat raſch heraus, hinter ihr Agathe, der alte Thomas folgte Beiden. In jenem Zimmer iſt er ſicher, brummte dieſer. Nun, ſo will ich ſelbſt gehen und ſuchen, ſagte die Geheimeräthin. Wie das kalte Fieber durchſchauerte es bei dieſen Worten den Aſſeſſor, er ſchlich mit Siebenmeilenſchritten über den Teppich hinweg, nach der andern Seite des Zimmers, hier fand er eine offne Thür und huſchte eben hinein, als man mit Licht in das Zimmer trat, das er verlaſſen hatte.

Nur eine kurze Zeit verweilte man in dem anſtoßenden, jetzt nahte ſich das Licht der Thür, es warf ſeinen Schein in das Zimmer, worin er war und er konnte die Gegenſtände unterſcheiden. Der Glückliche befand ſich im Paradieſe, ſeine Angſt verſchwand, im Schauer der Wonne, der ihn durchbebte, vergaß er ſeine peinliche Lage.

Da trat, einen Wachsſtock in der Hand, Agathe ein und erblickte ihn. Ein lauter

Schrei, der Wachsſtock entfällt ihr, ſie flieht, der Aſſeſſor folgt, nimmt den Waſchtiſch mit, der polternd und praſſelnd hinter ihm drein ſtürzt. Er kommt zur Beſinnung und hält mit Verfolgen inne, im Zimmer der Geheimeräthin wird die Klingel heftig gezogen, er ſieht den alten Thomas ängſtlich hinein ſtürzen und ſchleicht wieder an ſein Obſervatorium, der halb geöffneten Thür des vorderen Zimmers.

Schließ' er das Haus zu, Thomas! rief die Matrone dem alten Diener entgegen, laß er Niemand mehr aus noch ein; auch die Hofthür riegle er zu. Zuerſt aber hier den Saal. Es iſt ein Unglücktag, Thomas, darum Alles zu Bette, zu Bette! — Nur geſchwind, geſchwind! Sie ging in ihr Zimmer zurück und der Aſſeſſor hörte das Schloß des Saals ſchließen; er war gefangen.

Noch vor wenigen Tagen wäre dieſe Situation für ihn die intereſſanteſte geweſen, die er ſich hätte denken können. Von dem Drachen, der den Schatz ſo feindlich vor ihm bewachte, ſelbſt in dem Innerſten der Höhle eingeſchloſſen, von der neidiſchen Tante ſelbſt in das Schlafzimmer ſeiner Geliebten einge-

ſperrt zu werden, welches Abenteuer könnte ihm köſtlicher, willkommener geweſen ſeyn. Doch heute war es ihm nicht ſo. Wie werde ich wieder hinaus kommen, ohne Agathens Ruf zu ſchaden, was wird ſie ſagen, wie mir zürnen? das waren die Gedanken, die ſich jetzt einzig bei ihm durchkreuzten. Er fühlte ſich in der peinlichſten Lage und in angſtvoller Erwartung, wie ſich der Knoten löſen würde. Da hörte er die Leipziger Schöne von der andern Seite des Schlafzimmers ſich nahen, hörte, wie ſie unter Brummen und Schelten den hingeworfenen Tiſch wieder aufrichtete, die Scherben zuſammen las, alles dieß vernahm er in der höchſten Furcht, daß ein einziger Blick der Zofe in das Nebenzimmer dringen möchte, doch ſie ging und mit ihr dieſer Kelch vorüber. Aber von der andern Seite erhob ſich ein neues Ungewitter, das Zimmer der Geheimeräthin öffnete ſich, und er hörte ſie mit ſtarkem, ſehr verdrießlichem Tone ſagen: Liebes Kind! Du weißt, daß ich von meinen Gewohnheiten nicht abgehe. Geh in Deine Stube und gleich zu Bette, mein Mädchen bleibt bei mir und ich ſchließe meine Thür zu

Aber, liebe Tante! sagte die arme Agathe in ihrer Herzenangst.

Aber, liebe Nichte, befolge meinen Willen. Gute Nacht! die Thür schloß sich und Agathe stand allein, das Licht in der Hand, in dem verschlossenen Saal.

Einige Minuten blieb sie nachdenkend an der Thür stehen, der Assessor wagte nicht, sich zu regen, da erschien die Zofe wieder im Schlafzimmer. Agathe hörte es, die Noth des Augenblicks bestimmte schnell ihren Entschluß. Sie schritt, ein Licht in der Hand, durch das Zimmer, in welchem der Assessor mit seiner Armensünderminene stand, winkte ihm ernst, aber nicht unfreundlich, stehen zu bleiben, ging in das Schlafzimmer und befahl dem Mädchen, sich zu entfernen, bis sie rufen würde.

Der Assessor war wie versteinert, er hatte nicht erwartet, daß sie, ohne ihm ein strafendes oder ein tröstendes Wort zu sagen, wie ein Geist an ihm vorüber schweben würde und fürchtete in jedem Augenblick, die Thür des Schlafzimmers hinter Agathen verriegelt und sich, verlassen von Allen, in diesem ungeheizten Zimmer, in dieser stürmischen, kal-

ten Nacht eingeschlossen zu sehen, statt dessen trat Agathe freundlich und liebreich zu ihm, und nöthigte ihn höflich, Platz zu nehmen.

Sie setzte sich auf das Sopha und wies ihm an dem andern Ende desselben einen Platz an. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, sie bat zu schweigen, und ohne Empfindlichkeit oder Mißfallen zu äußern, sagte sie mit anscheinender Ruhe:

Herr Assessor! sehr unüberlegt ist der Schritt, der Sie hierher geführt hat; Sie haben ihn gethan, ohne nur im mindesten an seine möglichen Folgen zu denken, und wären deßhalb nicht zu entschuldigen, hätte Ihnen der Scherz, den wir uns auf der Redoute erlaubt haben, nicht in etwas ein Recht gegeben, ihn zu erwiedern. Sie haben dieses Recht auf eine Art benutzt, die für mich sehr unangenehme Folgen haben kann. Ich fordre Sie daher auf, ein Mittel aufzufinden, Ihren unüberlegten Schritt unschädlich zu machen und sich aus der unangenehmen Lage auf eine Art zu ziehen, die Ihrer und meiner Ehre angemessen ist.

Sie

Sie ſchwieg. Fräulein Agathe! rief der Aſſeſſor.

Erlauben Sie, unterbrach ſie ihn: nur Antwort auf meine Frage, nur über das, was ich Ihnen ſagte, verlange ich Antwort; alles Andere iſt hier an unrechter Stelle.

Was ich thun ſoll, darüber erwarte ich Ihre Befehle, mein Fräulein, ſagte der Aſſeſſor; was es auch ſei, ich thue es bei Gott!

Nun, wenn ich befehlen darf, unterbrach Agathe ihn lächelnd, ſo iſt mein erſtes gebietendes Wort, daß Sie ohne meine Erlaubniß Ihren Platz nicht verlaſſen.

Die Achtung, Fräulein, die Liebe, die ich für Sie fühle, würden mich auch ohne Ihren Befehl feſt auf meinen Platz gebannt haben, antwortete er.

Nun gut, ſagte Agathe, aber ſinnen Sie nur nach, wie ſie wieder aus dem Hauſe kommen. Alle Thüren ſind verſchloſſen, der alte Thomas hat die Schlüſſel, auf keine Weiſe öffnet er ohne Erlaubniß der Tante, und wie würde dieſe, die überdieß ſo ſehr gegen Sie eingenommen iſt, aufgebracht werden, erführe ſie —

aus der Ferne das wilde Getöse der Zechenden entgegen schallte. Hier dachte er nach, was er, bei der ihm sicher bevorstehenden Inquisition über Magdalenens Aufenthalt, dem General antworten wollte, ergriff eine volle Kanne mit Wein, die vor ihm stand, und that eben den ersten Zug daraus, als er von fern die Tritte Melacs hörte. Dies wunderte ihn, denn nur ungern verließ der General eine wohlbesetzte Tafel; er stand auf, horchte, und bald hörte er, da die Thür nur angelehnt war, die krähende Stimme des Stadtschreibers.

„Gnädiger Herr!" sagte dieser — „Ich habe Magdalenens Aufenthalt erforscht — Die eigene Mutter. —"

„Was scheert mich die Mutter" fuhr ihn Melac an, der wohl schon einige Flaschen geleert haben mochte „wo ist sie? schnell! das Spanferkel wird kalt. —"

„In Steten auf dem Schlosse der Herzogin Sybille von Würtenberg."

„Das ist verdrießlich!" brummte Melac.

„Zehn Reiter, und 20 Infanteristen hinaus geschickt und die Sache ist abgemacht" meinte der Stadtschreiber.

„Ei, ei Männlein! Ihr seid ja immer für strenge Maasregeln," sagte Melac „Habt Ihr denn wirklich so viel Muth? — Aber das geht nicht immer so schnell — Ja, wäre auf dem Schlosse etwas für den König zu holen, machten wir wenig Umstände mit einer deutschen Fürstin, aber so! — Fuchs, denk' auf eine List, wie wir das Hühnlein fangen."

„Versuchts nur, gnädiger Herr! die Herzogin ist eine fromme, furchtsame Frau."

„Versuchen? Nun, das könnte man wohl durch Par-

Was schadete dieß? unterbrach sie der Assessor, von Ihrer Unschuld muß sie überzeugt seyn, und ob sie mich haßt oder nicht, ist ja gleichviel.

Nein! sagte wohl etwas zu schnell das Fräulein, dieß ist mir nicht gleichviel.

Nicht? rief der Assessor, und hätte seinen Bannkreis fast überschritten.

Agathe schlug die Augen nieder und erröthete.

Agathe! sagte Werner nun lebhaft. Um mich aus der qualvollen Ungewißheit zu reißen, mein Glück oder mein Unglück mit hinweg zu tragen, kam ich hierher. Der Himmel begünstigte mein Vorhaben und brachte mich allein, abgeschieden von Allem, was uns stören könnte, Ihnen gegenüber. Ich muß den Augenblick benutzen, er kehrt vielleicht nie wieder. Daß ich Sie liebe, Agathe, zeigt Ihnen gewiß mein Benehmen; ich bin mir ja selbst ein Räthsel, da ich, gleich einem geduldigen Knaben, mich hier durch Ihren Blick, durch ein einziges Wort auf diesen kleinen Fleck, Ihnen so nahe bannen lassen kann. Liebte ich Sie nicht wahr, wär' ich

nicht durch Sie schon damals, als ich Sie in Schandau zum ersten Male sah, ein anderer Mensch geworden, mich hielte nicht Ihr Verbot, nicht die Berücksichtigung der Folgen gebannt, ich stürzte zu Ihren Füßen.

Er mochte eine Bewegung machen, welche Agathen ängstigte. Werner! bat sie bewegt, bleiben Sie!

Fürchten Sie nichts, fuhr dieser fort, mich bannt mein Herz noch mehr als mein Wort. Aber meine Sprache ist frei, das Geständniß meiner Liebe darf zu Ihnen sich schwingen und darf Sie bitten, wenn ich auch entfernt von Ihnen zagen muß. Verweigern Sie es nicht länger, mir offen zu sagen, ob ich Gegenliebe hoffen darf.

Herr Assessor! stammelte Agathe.

Liebe Agathe! sagte in höchster Rührung der junge Mann. Entscheiden Sie, lassen Sie den vom Schicksale mir geschenkten Augenblick nicht so an mir vorüber gehen, geben Sie ihm Leben durch das Geständniß Ihrer Liebe.

Werner! unterbrach ihm die Jungfrau im bittend herzlichen Ton.

Reden Sie! rief er erglüht, und der Zauberkreis war überschritten; unwillkührlich nahte er sich ihr, sie bemerkte es nicht. Nur ein tröstendes Wort, gutes Mädchen, fuhr er fort, da sie immer noch mit niedergesenktem Blicke schweigend da saß. Nur ein tröstendes Wort, Agathe! rief er aus, saß an ihrer Seite und ergriff ihre Hand, sie sträubte sich nicht.

Hoffen Sie Alles nur von sich selbst, lieber Werner! erwiederte endlich die Geängstigte, Sie allein sind der Schöpfer Ihres Glücks, wenn nämlich meine Hand es Ihnen reichen kann.

Und Sie lieben mich wirklich, Agathe? rief der Entzückte und schlang seinen Arm um ihren Leib.

Ich lie— Ein fürchterliches Schellen unterbrach das heilige, beglückende Wort. Agathe sprang auf, das Schellen wurde heftiger, man pochte an die Hausthür. Die Saalthür wurde geöffnet, kaum daß Agathe Zeit hatte, ihr Licht auszulöschen und Thomas trat ein. Was ist denn das für ein Lärm? brummte er vor sich hin, herein kommt doch Niemand! Er öffnete das Fenster. Wer ist denn unten?

Ich bin es, Thomas! rief der Commerzienrath Grau, so mache doch auf.

Heute nicht, Herr Commerzienrath! rief mit ganz bestimmtem Tone der gewissenhafte Castellan, heute liegt schon Alles zu Bette. Es ist heute bei uns ein Unglücktag und dann muß Jeder zur Ruhe und alle Thüren sind geschlossen.

Um desto eher muß ich hinein, rief der Ungeduldige, mache nur auf!

Ohne besondere Erlaubniß meiner Herrschaft darf ich nicht.

Nun, so wecke meinethalben Deine Herrschaft, die mit den Hühnern zu Bette geht, aber hinein muß ich. Thomas entfernte sich.

Großer Gott! rief nun Agathe, da Alles still wurde, nun kommt der Onkel, wie soll das werden?

Gott weiß es! sagte der Assessor, doch werde es wie es will, weiß ich doch, Sie lieben mich, Agathe, und das genügt zu meinem Glück.

Wie ein Wüthender donnerte indeß der kleine Mann immer noch an die Thür; die ganze Nachbarschaft, die in diesem stillen

Hause solchen Lärm nicht gewohnt war, wurde lebendig. Agathe zitterte. Jetzt hörten sie Thomas brummend hinunter gehen und die Thür öffnen.

Beruhigen Sie sich, Agathe, sagte der Assessor, ich schleiche, während der Onkel oben ist, hinaus. Aber auch diese Hoffnung verschwand, denn hinter dem Eintretenden schloß Thomas die Hausthür wieder zu. Der Commerzienrath trat in das vordere Zimmer, die Tante kam ihm dort scheltend entgegen. Großer Gott! rief sie, was für ein Lärm, wie in Sodom und Gomorra. Sag mir, was willst Du noch so spät?

Wo ist Agathe? rief der Kleine.

Zu Bette! sagte die Tante.

Zu Bette? war doch noch Licht in ihrer Stube, als ich kam, es verlosch im nämlichen Augenblick.

Agathe zitterte wie Espenlaub.

Nun, sage mir nur, was soll dieß Alles? fragte die Tante noch einmal.

Der Assessor ist in Deinem Hause, ich weiß es durch seinen betrunkenen Bedienten, den ich mit Hut und Mantel an der Straßen-

ecke fand und dessen gelähmte Zunge ich leicht zu lösen verstand. Der Assessor ist verkleidet in Deinem Hause, und das ist doch des Spaßes zu viel.

Großer Gott! der Assessor in meinem Hause, und verkleidet! rief die Tante, während eben der Assessor ein Fenster öffnete, seinen Hut und Mantel hinaus warf, der zitternden Agathe einen flüchtigen Kuß auf die Lippen drückte und, für Sie, Agathe, in den Tod! leise ihr zuflüsternd zum Fenster hinaus sprang.

Laß uns nur suchen, rief jetzt der Kleine, wir finden ihn gewiß, in dem Mantel seines Bedienten hat er sich hier eingeschlichen.

Großer Gott! rief die Taute nochmals.

Hülfe! Hülfe! schrie Agathe. Auf einem Stuhle fanden sie Onkel und Tante leblos bei dem geöffneten Fenster liegen. Nur mit Mühe brachten sie die Ohnmächtige zum Leben zurück. Doch kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, kaum ihr Bewußtsein wieder erhalten, als sie nach dem Fenster stürzte und hinaus sah.

Recht, Kind! sagte die Tante, recht so,

frische Luft ist das Beste für Ohnmächtige! und wirklich gestärkt und heiter blickte Agathe die Tante an, die mit sorgsamem Blick sie betrachtete. Der unter dem Fenster angebaute Keller hatte ihre Lebengeister und ihren Muth wieder zurück gebracht und ihr die Hoffnung gegeben, Werner könne den Sprung glücklich vollführt haben.

Agathe! sagte der Kleine, da die Tante sich einen Augenblick entfernt hatte, hier ist etwas vorgegangen. Sei offen gegen mich. Was ist es — wo ist der Assessor?

Weinend sank Agathe ihm um den Hals.

Nur ruhig, gutes Kind; doch sag, wo ist er, sprich, reiß mich aus der Unruhe.

Agathe wies schweigend auf das offene Fenster.

Da hinaus? Agathe nickte, die Tante trat ein.

Wir müssen doch nun wohl nach dem Assessor suchen, sagte der Kleine, dem der Angstschweiß auf die Stirn getreten war. Thomas leuchtete, er entfernte sich mit diesem in das Nebenzimmer.

Kind! Du zitterst ja noch, als hättest Du

das Fieber, sagte ängstlich die Geheimeräthin, hat just der Thomas das Liqueurfläschchen fallen lassen müssen, beruhige Dich doch, sie streichelte Agathen, redete ihr freundlich zu, diese aber weinte noch immer und küßte der Tante mit stürmischer Heftigkeit die Hand. Kind! Kind! rief ängstlich die alte gute Frau, was ist Dir? was ist vorgefallen? ich hole ein niederschlagendes Pulver. Sie eilte eben in ihr Zimmer, als der Commer:ienrath allein zurückkehrte und mit ernstem Ton Agathen fragte: Nun sag, was ist vorgefallen, schweig nicht länger. Deine Ehre liegt mir zu nahe am Herzen, als daß ich nur einen Augenblick hier im Zweifel bleiben dürfte.

Onkel! sagte Agathe mit Würde, der Wächter meiner Ehre bin ich selbst, dafür trag keine Sorge. Was vorgefallen ist, sollst Du morgen erfahren, es ist bei Gott nichts, worüber Du Ursache hast, Dich zu ängstigen. Heute laß mich, heute gönne mir Ruhe. Sie küßte seine Hand, und nahm geduldig das Pulver, das ihr die Tante reichte. Der Kleine streichelte versöhnt ihr die Locken von der Stirn und küßte sie; Sophie brachte sie zu Bette.

Das kommt nun von Deinem unnützen Gepolter und Lärm, sagte die Matrone verdrießlich. Ich wußte es wohl, daß es ein Unglücktag war, deßhalb verschloß ich mich, ging mit den Meinen hübsch zur Ruh und schützte mein Haus vor Unglück und Gefahr.

Das weiß Gott! brummte der Kleine vor sich, Du sperrst den Fuchs in den Hühnerstall. Gute Nacht! Er wanderte davon und Alles ward wieder ruhig.

Dem Assessor war sein ziemlich vorsichtig berechneter Sprung ganz gut bekommen. Ein Blick aus dem Fenster hatte ihm den Kellerhals gezeigt; er sprang hinab, kam glücklich auf die Beine, dann, ohne von irgend einem Vorbeigehenden bemerkt zu werden, auf die Straße und eilte spornstreichs nach Hause.

Hier fühlte er sich von seinem Sprunge nicht halb so erschüttert, als von der Ueberzeugung, Agathe liebe ihn; dieses von ihr nur halb ausgesprochene Wort schien sein ganzes Inneres umgestaltet zu haben, und ließ

ihn selbst den Verrath und die Trunkenheit seines Dieners vergessen. Er ging ruhig auf und ab, Agathens Bild begleitete ihn lächelnd auf diesen kurzen Wanderungen und keine überspannte Idee, kein aufbrausendes Gefühl, so leicht aufflackernd, so schnell verlöschend, störte ferner die freundliche Erscheinung des liebenden Mädchens. So heiter, so beruhigt und glücklich fand ihn auch noch am Morgen ein kleines Billet von Blank, das ihn zu Mittag einlud, jedoch mit der Bitte, nicht so spät wie das letzte Mal zu kommen.

Ich habe mit Willen, so schloß die Einladung, Dich, ohne daß es selbst Blanche weiß, zu uns geladen. Dein Benehmen von gestern Abend verlangt von Deiner Seite Entschuldigungen, denen man aus dem Wege gehen würde, wenn man sie voraussähe. Dein Geniestreich hat bei dem ernsteren Theil der Familie Deine Sache sehr verschlimmert, wenn er Dir auch nicht in Agathens Herzen geschadet haben sollte. Ich gebe Dir das letzte Mittel an die Hand, das in meiner Macht steht, es wieder gut zu machen; benutze den Augenblick, er ist entscheidend, denn ich fürch-

lementiren — Wird aber nicht viel helfen, doch das bis Morgen! Denke nur auf einen recht listigen, hämischen Streich, Stadtschreiber! Komme mit mir hinüber zur Tafel und setze dich zu uns, du wirst dich gar drollig unter uns ausnehmen. Ich will dir auch das Hirn von einem Kalbskopf braten lassen, vielleicht kommt dir dann ein Einfall. Aber bei St. Dionys und seinem Esel, das Mädchen wird mein, oder Eßlingen brennt an allen vier Ecken! — Nun komm, trink eine Flasche Burgunder, dann werden die Gedanken schon kommen; beim vollen Becher ist der Teufel mit einem listigen Einfall immer am bereitwilligsten."

So schamlos der Stadtschreiber auch war, so konnte es ihm doch nicht gleichgültig sein, sich an einer Tafel, wo man das Mark seiner Mitbürger verprasste, öffentlich zu zeigen. — Zitternd und verlegen folgte er dem General — „Ihr Herren!" rief dieser den Offizieren zu, wovon schon mancher halbtrunken, sich kaum mehr auf seinem Sessel halten konnte. — „Hier bring ich Euch eine Amphibie, Wirth und Gast zugleich; macht Platz und trinkt ihm wacker zu." Zwei lustige Gesellen, die ohnfern des Generals saßen, nahmen ihn in die Mitte und bald wurde der kleine Mann mit seiner großen Perrücke die Zielscheibe des allgemeinen Witzes. Der Eine forderte ihn auf, mit ihnen die Expedition nach der Donau zu machen, der Andere trug ihm dabei das ehrenvolle Amt eines Spions an, kurz der arme Stadtschreiber diente zur allgemeinen Belustigung. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch gekränkt, er sann auf Rache. „Ihr Herrn" sagte er, einen gefüllten Pokal in seinem Unmuth auf einem Zuge leerend — „Ihr scheint an meinem Muthe zu zwei-

te, morgen reist der Onkel mit Agathen ab. Wayne Dich mit Klugheit, besonders mit Geduld — ich fürchte, ich fürchte!

Ich fürchte nicht! rief der Assessor ruhig lächelnd. Liebt mich Agathe, so bin ich meines Glücks gewiß und tritt es auch noch in weite Ferne, ich verfolge und erhasche es gewiß, denn ich finde Muth in mir, es zu verdienen.

Er wanderte zum Thore hinaus, wollte sich in der freien Natur zu dem Kampfe, den er bestehen sollte, stärken, wollte unter dem reinen blauen Himmel eines schönen Wintertages die letzten Schlacken abwerfen, die sein besseres Ich noch umgaben, und muthig, als ginge es zum gewissen Siege, kehrte er nach der Stadt zurück, und stand mit dem Glockenschlage zwei vor Blank's Wohnung.

Wenn der Mensch den Riegel faßt, der die Pforte der Zukunft schließt, wenn er sie öffnen, wenn er hinein schauen und wie in einem magischen Spiegel die frohen oder trüben Tage der Zukunft sehen darf, dann zittert seine Hand, dann wankt sein Tritt und der Muthigste hebt nur bebend das Auge nach

dem enthüllten Bilde. So auch der Assessor. Mit ängstlicher Beklemmung weilte er unten im Hause, er suchte sich zu fassen, doch immer ängstlicher und ängstlicher wurde er mit jeder vorüberschwebenden Minute, sein Muth sank gänzlich. Den Frechen, Selbstsüchtigen, Eitlen hatte die Liebe zum Aengstlichzagenden gestaltet, und als der alte Bediente des Commerzienraths ihm entgegen kam, ihn bat, einzutreten und ihm sagte, daß der Herr Rath oben auf ihn zu warten schiene, so schlich er die Stufen, wie ein armer Sünder die Sprossen der Leiter, hinauf.

Als er aber erst oben auf dem Vorsaale stand, sprang er schnell auf die Thür zu; eine Art verzweifelten Muthes überwältigte sein Zagen, und trat mit Heftigkeit in das Zimmer, wo er hinter einem langen gedeckten Tisch den kleinen Mann ganz allein erblickte, wie er eben eine Reihe Champagnerflaschen ordnete.

Als ob der Geist dieser 20 Bouteillen in Feuer aufgelöst, ihn wie ein Blitzstrahl durchzuckte, so traf ein Gedanke Werners erregtes Gemüth. Er sprang in drei Sätzen um den

Tisch, fiel dem Kleinen um den Hals, und drückte ihn mit Heftigkeit an sich. Lieber, guter, bester Commerzienrath! rief er aus, wie dank' ich Ihnen!

Wofür? fragte der Kleine ganz kurz, sich seiner Umarmung erwehrend.

Sie zahlen Ihre Wette. Sie sind versöhnt, ich glücklich. Da öffnete sich die Thür, Agathe und Rosalie traten Hand in Hand herein, ihnen folgte die Geheimeräthin König, Frau von Schmerlenbach und die andern Glieder der Familie, nur Tante Gutmuß nicht, die ein wirkliches Unwohlsein das Bette zu hüten zwang.

Sie haben nun die Wahl! Können wir galanter seyn? rief der Kleine, sich zwischen Agathen und Rosalien stellend und beide dem Assessor zuführend, der, übermannt von Gefühl, schweigend, aber innig Agathens Hand ergriff, sie an seine Lippen drückte, während Rosalie mit Pathos, neben ihm stehend declamirte:

Und sein Ideal ist ihm entschwunden,
Seit er Dich, Du lieblich Holde, sah;
Was er ahnete, hat er gefunden,
Und es steht verschönet vor ihm da.

Was der Schmetterling sich nie errungen,
Ist der zarten Liebe nun gelungen.

Bravo! rief der Kleine, gut parodirt!

Herr Assessor! unterbrach diesen die Geheimeräthin, danken Sie es meinem Bruder, an ihm haben Sie einen treuen Fürsprecher gehabt. Er glaubt Ihr Herz zu kennen und hofft, daß eine Frau wie Agathe die Thorheit in Vernunft, die Eitelkeit in richtiges Selbstvertrauen, die Eigenliebe in Liebe verwandeln könne. Machen Sie seinen Glauben nicht zu Schanden, machen Sie Agathen glücklich und ich will glauben, daß ich mich in dem gestrigen Unglücktage geirrt und er durch ihren braven Sprung zu einem glücklichen geworden sei.

Agathe sank bei diesen Worten in Werner's Arm und duldete, daß er den neuen Bund mit einem innigen Kuß besiegelte. Alles nahm herzlichen Antheil an ihrem Glück, nur Tante Schmerlenbach wollte ihren Lippen und ihrer Galle doch auch etwas zu Gut thun, ließ weise Lehren aus ihrem Munde strömend sich ergießen, und vielleicht wäre Suppe und

Alles kalt geworden, wenn der Commerzienrath nicht mit einem Witzworte die Rede beendet hätte.

Man setzte sich und eine Flasche Champagner schäumte nach der andern. Die Geheimeräthin war mit der Aufmerksamkeit sehr zufrieden, die ihr Nachbar, der Assessor, ihr bewies, der trotz dem, daß Agathe zu seiner Linken saß, sie nicht zu übersehen schien. Der Kleine aber war ausgelassen, er stand auf und nahm ein volles Glas. Wir müssen eilen, das Leben zu genießen! rief er aus, die Jahre werden jetzt so kurz, nach Agathens Kalender dauern sie nur vom Juli bis zum Februar, darum dächt' ich, wir setzten auch heute den Termin an, wenn wir uns alle in Sachsen wieder finden; ein halbes Jahr nach Deiner Rechnung ist doch genug?

Agathe erröthete. Nun denn! rief er aus, den 16. Mai lassen wir in Schandau das junge Ehepaar leben, wie jetzt die Verlobten.

Ein rauschendes Hoch schmetterte durch den Saal, als die Thür sich öffnete und Tante Amanda im eleganten Morgenanzuge, auf ihre Zofe gestützt, hereinwankte und zu den

Verlobten trat, die ihr schnell entgegeneilten.

Ich konnte nicht im Bette bleiben, sagte sie mit bebender Stimme, mich trieb es her, Euch meinen Segen zu geben. Seid glücklich, meine Kinder, und Sie, lieber Assessor, vergessen Sie nie, was Sie auf dem Schiffe sagten! Tantchen, Tantchen, Sie waren doch die Gütigste gegen mich! Ich bin es im Leben, ich will es auch noch nach meinem Tode bleiben. Nun, lebt wohl und behaltet Euch innig, herzlich lieb! Sie wollte sich entfernen, da sank der Assessor gerührt ihr um den Hals, während Agathe ihre Hand kußte. Auch der Kleine nahte. Schwester! rief er, Du hast heute Deine ewigen Rosen vergessen, aber die Blüthen, die Dein gutes, braves Herz sich pflückt, duften und glänzen wahrlich für die Ewigkeit.

Amen! sagte die Ermattete und wies die Verlobten von sich, die sie zurückgeleiten wollten.

Als nun Alles gerührt und schweigend da saß, das Bild der kranken gutmüthigen Tante Alle ernst gestimmt hatte, nahm der Kleine

noch einmal das volle Glas zur Hand und rief mit inniger Rührung:

Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr seyn.

Agathens leiser Händedruck vergab dem Sünder, ihr Kuß öffnete ihm den Himmel.

Ritter Franz.

Sage aus dem 17. Jahrhundert.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Es war an einem schwülen Tage, als zwei Reiter im Walde von Lorch eilig daher getrabt kamen. Der Eine, jung, schön und reich gekleidet, blickte freundlich und fröhlich um sich her, der Andre älter und von finsterem Ansehen, den Kopf verbunden sah mürrisch vor sich hin. Die armen Rosse konnten kaum mehr schnaufen und deshalb hielten sie bei einer ärmlichen Köhlerhütte an, banden die Pferde an eine junge Eiche und klopften an die Thüre. Eine junge braunwangige Dirne öffnete den oberen Theil derselben und sah heraus; kaum gewahrte sie jedoch den finstern wilden Mann, so schlug sie die Thür schreiend wieder zu, entfloh durch eine Hinterpforte, und eilte mit Pfeilesschnelle in den Wald. Die Ritter traten in die ärmliche Hütte; sie war leer an Menschen und allem was der Mensch bedarf; kein Bett, kein Geschirr, kein

sein, weil ich klein, und ein friedlicher Bürger bin. Ich fordere Euch auf, ein Abentheuer zu bestehen, das ich schon ritterlich bestand — Spottet nicht so früh" rief er den Lachenden zu „Hört mich erst an — Habt Ihr Herren wohl schon von dem wilden Jäger und seiner Jagd gehört?"

„Nein!" riefen die Lärmenden „Erzähle! —"

„Ihr könnt, wenn Ihr sonst wollt, seine Bekanntschaft machen," fuhr er fort. „Eben jetzt haust er in dieser Gegend und treibt fast jede Nacht nicht weit von hier, an dem Wartthurm von Tänkheim sein tolles Wesen. Es ist ein gar stolzer Bursche, schickt wie ein großer Herr einen Kourier voraus, der den Weg rein halten muß, und wehe dem, der der Warnung nicht folgt — Wagt es einmal, und bleibt ihm im Wege stehen, wenn er über Euch wegrauscht?"

„Pah!" riefen die Mehr'sten „Ammenmährchen!"

„Stadtschreiber!" fragte Melac und sein Auge glühte, sein Antlitz umdüsterte sich „Was ist das mit dem wilden Jäger? Laßt es mich hören."

„Gnädiger Herr" begann dieser räuspernd „Schon seit Jahrhunderten geht die Sage: Ein Ritter von Rodenstein sei wegen seiner Grausamkeit im Kriege und seiner Unmenschlichkeit auf der Jagd, verdammt, keine Ruhe im Grabe zu haben. Jedesmal, wenn dem deutschen Lande ein Krieg droht, muß er mit seinen alten Fehdegenossen von der verfallenen Burg Schnellert, wo er begraben liegt, nach dem Rodenstein ausziehen, den Krieg zu verkünden. Erst wenn er beendigt ist, kehrt er in sein Grab zurück. — So lange aber der Krieg dauert, treibt

Bissen Brod war zu finden. — Alter, sagte der Jüngling, wir sind auf dem rechten Wege, hier waren sie schon, bald müssen wir sie finden! — Der Alte schwieg und setzte sich auf eine Bank. Der Jüngere schweifte in der Gegend umher, eine Quelle, oder nur eine Pfütze für die durstigen Rosse zu finden; auf eine Höhe gekommen, sah er ein kleines, rings mit Hügeln umschlossenes Thal vor sich liegen, in welchem aus einem Felsen das Wasser murmelnd hervorsprang. Er eilte zurück, rief seinen Begleiter, nahm des Rosses Zügel, und sie eilten dem Thale zu.

Noch hatten sie nicht die Höhe erreicht, von der sie zur Quelle hinabsteigen wollten, als sie, in sanftem Ruf, die Töne eines Hifthornes vernahmen; oben angelangt, sahen sie in einer kleinen Felsschlucht unweit des Quelles, eine recht liebliche Erscheinung. Es war, wie es schien, eine Dame in reicher Jagdkleidung; die Büchse über der Schulter, das Hifthorn in der Hand, lehnte sie sich mit der Linken auf den Sattel eines schneeweißen dänischen Rosses, das ruhig neben ihr stand und aus der Quelle leckte. Sie setzte das Horn an den Mund, die Töne erschallten wieder,

und als wäre es das Echo, so antworteten gleiche Töne auf der anderen Seite.

Die Reiter hielten ihre Pferde an, bargen sich hinter Gestrippe, und beobachteten die Jägerin, welche bei dem Wiederschalle der Töne aufhorchte, noch einmal das Hifthorn ansetzte und stärker blies; der Däne an ihrer Seite hob den Kopf, sah feurig in die Höhe und wieherte, da jetzt ein Reiter durch das Gebüsch drang. Sie eilte ihm entgegen; er sprang ab, ließ unbekümmert seinen Rappen laufen, und sank in ihre Arme. Die Lauscher bemerkten einen schönen goldgelockten Jüngling, in sonderbar phantastischer Kleidung, hellblau war sein kurzes Reiterwamms, mit großen blauen Federn sein Barett geschmückt, der ganze Schnitt der Kleidung hatte etwas Sonderbares. Traulich setzte sich die Dame neben ihn an den Quell, und Beide sprachen, wie es schien, von wichtigen Dingen, nur zuweilen unterbrach ein leichter Kuß den Strom ihrer Rede. Von der Stelle wo die Reiter standen, konnten sie die Glücklichen da unten nicht recht erkennen; sie schlichen deshalb seitwärts, um ihnen näher zu kommen.

Was soll diese Jagd wieder? fragte der

Alte brummend; wir schleichen hier um das luftige Wild, und uns steht doch eine so ernste Jagd bevor.

Du weißt mein alter Freund sagte der junge Reitersmann, daß ich dem leichten Spiele der Liebe so wenig aus dem Wege gehen kann, als ich dem ernsten Spiele des Schicksals ausweiche. Dis Jägerpaar fesselt meine Neugierde.

Sie waren näher gekommen und lugten durch das aukeinander gebogene Gebüsch. Die Dame gewahrte sie, ergriff die Zügel ihres Dänen, warf die Büchse über die Schulter und jagte davon. Der Jüngling bestieg ruhig seinen Rappen, spannte seine Büchse, und sie auf den Sattelknopf stützend, erwartete er die Reiter, welche ihre Pferde führend, von oben herabstiegen. — Schon von ferne rief der blaue Ritter ihnen entgegen: Euer Losungwort?

Gottes Freund, der Pfaffen Feind! rief der jüngere Reiter. Hierauf setzte der Blaue den Hahn in die Ruh, und warf das Gewehr über die Schulter. — Die Dame hielt an der andern Seite des Thales; auch sie hatte ihre Büchse gespannt, und war kampffertig

halten geblieben, doch als der Jäger einige leise Töne auf seinem Horne blies, verschwand sie in den Wald.

Seid mir gegrüßt, Ihr Herren, sagte der Jüngling. Ihr hattet bei Höchst einen harten Tag. Nun Gott Lob, daß Ihr hier seid; vereint wollen wir wohl die Scharte wieder auswetzen!

Berichtet mir doch junger Freund! rief ihm der Alte entgegen, der unterdessen sein Roß tränkte, wo finden wir den Mannsfelder?

Lächelnd antwortete der Jüngling: Herr, auf seinen Füßen, und umringt von seiner treuen Schaar.

Junger Fant! unterbrach ihn der Alte verdrießlich, Euren Scherz erspart für Andere. Ich will bestimmte Kunde haben, an welchem Orte der Mannsfelder heute zu treffen sei?

Daß ich ein Thor wäre und Euch das verriethe. Die gelbe Scherpe des Braunschweigers könnt Ihr immer tragen, und doch ein „Tilly'scher seyn. Wollt Ihr aber zu ihm, so will ich Euch geleiten lassen; begleitet mich nur bis auf jene Höhe.

Der Jüngere hatte indessen auch sein durstiges Roß getränkt, und schöpfte nun für sich, mit einem silbernen Becher aus der Quelle. — Wollt Ihr nicht lieber einen Trunk echten rheinischen Weines? er wird Euch besser munden als dieses Wasser, sagte der Jäger, schob einen Stein aus dem Felsen, und holte aus einer kleinen Wölbung einen zinnernen Krug mit dem köstlichsten Rüdesheimer. Der Abt von Lorch verehrte mir diesen Labetrunk, setzte er hinzu, indem er den Fremden kredenzte. Nachdem sie sich erquickt, und der Jägermann den Krug wieder in der Felsschlucht verwahrt hatte, bestiegen sie ihre Rosse, und trabten der Höhe zu. Dort hielt der Jäger, stieß einigemale in sein Horn, und wie die Elfen im Mondscheine, wenn Oberons Zauberruf ertönt, so stiegen von allen Seiten rüstige Jäger, hier freundlichen, dort wilden Ansehens, aus dem Dickigt hervor, und eine kleine Reiterschaar sprengte ihnen entgegen; Alle trugen blaue Scherpen. Gürg, sagte der Jägermann zu einem der Reiter, geleite diese fremden Ritter zum Grafen — sei ihr stummer Begleiter. — Er grüßte freundlich, winkte seinem Häufchen,

das sich wieder zerstreute, und ritt in den Wald hinein; die Ritter folgten Gürgen.

In Ladenburg hauste Graf Mannsfeld, und erwartete sehnlichst die Ankunft des Herzogs Christian von Braunschweig mit seinem Heere. Schon einigemale von dem Tilly wacker geklopft, wagte er nicht mehr allein, ihm Stand zu halten. Der Sold fehlte, sein Heer murrte, er mußte jenseit des Rheines eine fette Provinz aufsuchen, um sich in den Winterquartieren zu erholen. Die Kunde von dem Treffen bei Höchst war schon bis zu ihm gelangt. Er hatte deshalb bei Altripp eine Brücke über den Rhein schlagen lassen, und sich des Uebergangs über den Neckar versichert. Der Pfalzgraf war bei ihm, und dieser Schattenkönig stand an der Spitze einer Armee, von der kein Mann zu seinen Fahnen geschworen hatte.

Sie saßen eben bei Tafel und der Wein, dieser Sorgenbrecher, verscheuchte die Grillen. Die fröhliche Ida, die Tochter Mannsfelds, wußte dem Pfalzgrafen so lieblich zu reden-

zen, daß er seine Pfalz und sein Königreich für den Augenblick vergessen hatte, als zwei Ritter in den Saal traten, Mannsfeld aufsprang, den Einen umarmte, den auch der Pfalzgraf herzlich willkommen hieß, ihn seiner Tochter als den Herzog Christian vorstellte, die, sich tief verneigend, bei seinem Anblick erröthete.

Meine wilde Ida, sagte der Mannsfelder, die mich auf allen meinen Zügen begleitet, und die an unser Kriegleben gewöhnt, Freud' und Leid, Noth und Sorge mit mir theilt. Eine brave deutsche Dirne, deren Hand eben so leicht das Schwert führt, als sie die Zither schlägt, und die mich gewiß auch ins Gefecht begleiten würde, hielte sie nicht ein ernster Befehl davon ab. Herzog Christian, der ein eben so großer Freund der Weiber, als ein Feind der Pfaffen war, sah mit innigem Wohlgefallen auf die schöne schlanke Gestalt, und in das blaue, lebhafte und doch schwermüthige Auge des Mädchens. Sie schien in seiner Nähe verlegen, stand von ihrem Sitze auf, als der Pokal fleißig herum ging, und entfernte sich.

Das Gespräch nahm nun eine ernste Wen-

dung. Der Mannsfelder fragte nach dem Tilly und seinem Heere, nach dem Treffen bei Höchst, wo Christian, wenn auch geschlagen, doch rühmlich gekämpft hatte, und nach dem Ueberreste der Braven, die er ihm zuführte. Viel hatten sich die beiden Männer zu sagen, welche von dem Glücke eine Stelle ertrotzten, die sie als alleinige Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion über alle Fürsten Deutschlands erhob. Mißlich war in dem jetzigen Augenblicke ihre Lage; Mannsfeld sah ein, daß er auch nach der Vereinigung mit dem Herzog gegen Tilly das Feld nicht halten konnte; der Rückzug wurde beschlossen.

Das Heer ging am andern Tage über den Rhein, Tilly drängte des Herzogs Truppen. Herzog Christian, von seinem Ungestüm fortgerissen, setzte sich an die Spitze der letzten Fähnlein Reiter, und warf sich auf den andringenden Feind. Er wich; doch aus allen Büschen krochen die Kroaten hervor, um ihm den Rückzug abzuschneiden — da sprengte im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Reitertrupp um die Waldspitze. Hörner erklangen, ein wohlgerichtetes Büchsenfeuer aus dem Ge-

ſtrippe am Ufer lichtete die Ebene; der Kroatenhaufe floh auseinander, der Herzog gewann Zeit, ſeine Schaar zu ordnen und den Rückzug zu ſichern; die kleine willkommene Rettungſchaar, die letzte von Allen, zerſtörte vertheidigend die Brücke.

Alles war nun herüber. Die Reiter ſowohl als die Jäger, welche den Rückzug gedeckt hatten, verſchwanden, ſobald das jenſeitige Ufer erreicht war, in einem nahen Buſche, und als der Herzog ihnen danken wollte, waren ſie ſchon nicht mehr zu ſehen. Alle im Heere hatten die blaue Schaar erkannt.

Der Herzog erzählte dem Grafen Mannsfeld den Vorfall. — Ha! rief dieſer; das war Ritter Franz mit ſeinen trefflichen Jägern!

Und wer iſt dieſer Ritter, fragte der Herzog.

Ich kenne ihn nicht weiter, als daß er vor ungefähr acht Monaten mit hundert Büchſenſchützen und funfzig Reitern zu mir ſtieß. Er nimmt keinen Sold für ſeinen Trupp, dafür aber ſchwärmt er frei umher, fehlt jedoch nie bei dem kleinſten Gefechte. Sein

Haufe wächst mit jedem Tage; mit Pferd und Waffen kommen Viele zu ihm, und Niemand kennt doch seinen Werbeplatz. Die sicherste Nachricht über den Feind erhalten wir von dem Ritter und seiner Schaar, und Ihr könnt leicht denken, Herr Herzog, daß ein so trefflicher Haufe, der nie um Sold schreit, meinem Heere eine schöne Zugabe ist; daher halte ich auch den Ritter Franz und seine Jäger hoch in Ehren.

Und habt Ihr denn nie etwas Näheres von diesem sonderbaren Krieger erfahren können?

Nie! diese Menschen sind entweder verschwiegener als andere, oder sie sind das Werkzeug in der Hand eines Höhern. Schon oft fragte ich Einzelne nach ihrem Führer, aber sie wußten von ihm nicht mehr als ich. Oft ist er hier bei mir; er erscheint bei jedem Feste, dann ist er freundlich und bescheiden, und spricht so verständig, daß sich die Aeltesten im Heere gern mit ihm unterhalten, und ihm gewogen sind. Er spielt meisterhaft die Laute, und dichtet so sinnig, daß man ihn eher für einen Minnesänger halten sollte, als für einen so braven Reitermann; meine Ida scheint er zu seiner Dame erwählt zu

ihn das Verhängniß mit seinen Jagdgesellen, seinen Hunden und Pferden über Berg und Thal, und durch die Forsten; dort jagt er das Wild, welches ihm der Böse zutreibt. Fast alle Nächte kommt er von Norden her, durch unsere Wälder gezogen, rastet dann auf dem Oehlenberge bei dem Wartthurm und läßt dort die höllische Fanfare blasen. Es ist ein greulicher Lärm, den Jung und Alt schon oft gehört hat. Dies muß er nun, wie die Sage berichtet, so lange treiben, bis ein noch grausamerer Kriegsmann, ein noch wilderer, unmenschlicherer Jäger seine Stelle einnimmt, dann erst bekommt seine Seele Ruhe."

„Stadtschreiber!" nahm jetzt Melac drohend das Wort „Geht die Sage wirklich im Lande herum, oder ist sie von Euch erdacht, auf kluge Weise den Witz dieser Herren von Euch abzulenken?"

„Gnädiger Herr! Davor bewahre mich Gott, daß ich dergleichen Frevelhaftes ersinne" erwiederte der Stadtschreiber, vor dem ernsten, todtenbleichen Gesicht des Generals erschrocken, der jetzt einen Becher Wein nach dem andern hastig hinunter stürzte und den Nachtisch zu bringen befahl.

Der kleine Mann hatte nun über alle Erwartung seinen Zweck erreicht; Melac's ernstes verstörtes Wesen befremdete alle Anwesende, und die vorhin so laute, lärmende Gesellschaft war jetzt still und kaum wagte man mit seinem Nachbar zu sprechen. Melac saß finster und in sich gekehrt, leerte wohl noch manchen Becher, aber man sah es ihm an, daß etwas auf unangenehme Weise seine Seele beschäftigte. Die beiden Hunde, seine treuen Tischge-

haben, himmelblau ist auch ihre Farbe. Viele seiner Lieder sind, wie es mir geschienen, an sie gerichtet, und auch sie ist wohl dem braven Sänger nicht abhold. Ich schweige dazu, da er in den Schranken der tiefsten Ehrfurcht entfernt bleibt, und sich nur selten sehen läßt.

Der Herzog horchte theilnehmend dieser Rede zu. Der Ritter, ihm durch das letzte Gefecht schon werth, wurde es ihm noch mehr durch das Abenteuerliche, welches ihn umgab. Eine leise Ahnung stieg in ihm auf — er glaubte den Jägermann am Quell wiedergefunden zu haben, und beschloß, ihn näher kennen zu lernen.

Jenseits des Speierbaches bei Neustadt an der Haard lagerte sich das Heer bis tief in die Vogesen hinein; auf der Burg St. Martin hatte der Mannsfelder sein Quartier genommen. Einsam ragte die alte Veste an der düstern Waldspitze hervor, und das Gewühl, welches den Heerführer begleitete, brachte ein neues Leben in diese öden Wohnungen. Auch Christian von Braunschweig, der in Kirweiler, ohnfern St. Martin, sein Quartier

tier genommen, war täglich dort; ihn ergötzte Ida's fröhliche Laune, ihr ewig reger Geist. — Eines Abends, als er, nur von einem Stallmeister begleitet, wieder nach Hause ritt, schallten ihm von fern Töne eines Jagdhornes entgegen; sie glichen den Tönen im Walde von Lorch. Schnell wendete er sein Pferd dahin, und sah im Mondlichte einen Reiter im hellblauen Gewande, den er sogleich für den Ritter Franz halten mußte, nach der Burg reiten. — Der Herzog stieg ab, schickte den Stallmeister zurück, und schlich allein vorwärts. Am Fuße drs Berges bildete sich eine Schlucht, und Sitze waren in den Felsen gehauen; dort sah er den Ritter sitzen, welcher noch einmal in sein Horn stieß und dann die Zither nahm und sang:

Einsam harr' ich Dein in stiller Nacht,
Holde Liebe, holdes Leben;
Hiftherns Klang hat Kunde Dir gebracht,
Willst Du mir nicht Antwort geben?
Still ist's um mich wie im finstern Grab,
Und kein Echo hallt zu mir herab.

Eine weibliche Gestalt erschien über dem Gesteine, ein leiser Akkord der Zither tönte durch die stille Abendluft hernieder. Der Jüngling

ſprang auf, ſah in die Höhe, die Geſtalt war verſchwunden, aber um die Felswand trat bald eine Jungfrau hervor, die in ſeine Arme flog. Dem Herzoge pochte das Herz, als er Ida erkannte, er griff nach ſeinem Schwerdte. Das wäre unritterlich, Chriſtian! ſagte er für ſich, und blieb ruhig hinter der alten ihn verbergenden Eiche ſtehen.

Der Mond erhellte den Sitz und umglänzte die Beiden, die ſich liebend umfaßt hielten. So lange habe ich Dich nicht geſehen, mein Franz, rief Ida, jeden Abend, wenn alles um mich her ruhte, lauſchte ich am Fenſter nach dem ſüßen Rufe Deines Hifthornes, und immer vergebens. Schon fünf Nächte hatte ich ſehnſuchtvoll Deiner geharrt, da erſcholl mir heute der liebliche Ton; ſchnell weckte ich meine Hedwig, ſie begleitete mich zum Pförtchen hinaus und nun, Gott ſei gelobt! nun bin ich wieder bei Dir, nun habe ich Dich wieder! Sie ſank in ſeine Arme, und Beide koſeten traulich mit einander. Der Herzog konnte ſie im Mondenlichte genau beobachten, er ſah daß der heiligſte Bund der Liebe ſie vereinte, und fühlte, daß eine Störung grauſam ſei. Als aber die treue Hed-

wig kam, die Jungfrau ihrem Ritter ein traulich Lebewohl sagte, die beiden Frauen hinter dem Felsen verschwanden, der Jüngling, den Kopf auf den Arm gestützt, träumend auf der Felsbank saß, da trat Christian hervor und ging auf ihn zu. Franz fuhr auf, und legte die Hand auf das Schwert.

Wer seid Ihr, der mich hier zu stören wagt? rief er zornig aus.

Nur gemach, junger Herr, sagte der Herzog; die weite Welt ist doch nicht Euer alleiniges Eigenthum? In dem Quellenthale des Lorcher Waldes, wo ich Euch zuerst begegnete, wart Ihr viel freundlicher als jetzt. Warum dieses barsche Wesen? es kleidet Euch nicht, und paßt nicht zu dem luftigen Aeußeren Eures Gewandes.

Ueberlaßt das mir, entgegnete Ritter Franz immer noch mürrisch, und sagt mir lieber auf Ritterwort: Sahet Ihr, wer hier war?

Ich sah eine holde Engelgestalt!

Und hörtet Ihr, was wir sprachen?

Ich hörte es.

Und kanntet die Jungfrau?

Wie sollte ich Ida Mannsfeld nicht kennen!

Nun so gebt mir Eure ritterliche Rechte

und schwört mir, niemals etwas von dem zu verrathen, was Ihr hier gesehen und gehört habt.

Und wenn ich nicht schwöre!

So kommt Ihr, beim heiligen Gott! nicht lebend von dieser Stelle. Er zog sein Schwert; der Herzog lächelte.

Ich fürchte nicht, daß sich Ritter Franz zum Meuchelmörder erniedrige?

Mit nichten, Herr Ritter! Im ehrlichen Gefecht will ich Eure Lippen schließen, und mein Geheimniß in Euer Grab legen!

Kennt Ihr mich, junger Mann? fragte der Herzog sehr ernst.

Nein.

So wißt, ich bin Herzog Christian von Braunschweig.

Und wäret Ihr der Dänenkönig, wäret Ihr selbst Kaiser Ferdinand, ich ließ Euch nicht von hinnen ohne Schwur!

Und genügt Euch mein fürstliches Wort nicht?

Ich verlange Schwur oder Kampf.

Wunderlicher Kauz! sagte der Herzog; hier hast Du meine Hand, hier schwöre ich

Dir, nicht zum Verräther Deiner Liebe zu werden, die jedoch Graf Mannsfeld kennt.

Der Jüngling beugte sich vor ihm, ergriff des Herzogs Hand, drückte sie ehrfurchtvoll an seine Lippen, und sagte bescheiden: Verzeihet mir, gnädiger Herr, was mir die Liebe zu thun gebot, und gedenket meiner nur im Guten. Der Herzog, von dem edlen Anstande des Jünglings gerührt, umarmte ihn und sagte: Ich bin Euch, Herr Ritter, noch Dank schuldig von Altripp aus, ich hoffe bei längerer Bekanntschaft quitt zu werden.

Als der Herzog des andern Tages mit seinem Hanns Bottendorf nach St. Martin ritt und nachdenkend auf dem Pferde saß, that ihm der Alte die sonderbare Frage: ob der Tilly oder Fräulein Ida ihn so tiefsinnig gemacht? Der Herzog wurde düsterer, doch Bottendorf that als bemerke er es nicht. Ich glaube fast, fuhr er fort, Ihr habt den Tilly längst vergessen, ob er uns gleich noch so nahe auf den Fersen ist, und sich wohl in diesen Tagen in die Erinnerung zurückführen wird; aber das Fräulein mit ihren dunkeln Augen raubt Euch Eure Fröhlichkeit, die wir,

seit Ihr täglich nach St. Martin reitet, an Euch vermissen.

Ei Alter! erwiederte der Herzog halb unwillig, wie wäre es möglich, daß die Liebe mich unmuthig machen könne; Du weißt ja nur zu gut, daß sie mir die frohsten Lebensstunden gegeben hat.

Hm! entgegnete Bottendorf, mit der Liebe ist es wie mit dem Weine, gähren müssen beide; geht es glücklich, so fließt der edle Rebensaft rein und klar in das Kelchglas; geht es schlecht, hat er zu schwach oder zu stark gegohren, so wird er schaal und herbe.

Nein, sagte der Herzog, über das hinkende Gleichniß lachend, mit der Art Liebe ist es vorüber.

Doch höchstens für heute und morgen, meinte Bottendorf, denn für die anderen Tage wird sie schon wieder einkehren.

Das Banket war glänzend; es wurde zu Ehren des Pfalzgrafen gegeben, der das Heer verließ, um nach Haag zu gehen. Die Edelfrauen der umliegenden Gegend verherrlichten es; unter Allen aber strahlte die Witwe von Lembach hervor, welche die Neugierde aus der Gegend von Hagenau hierher geführt

hatte, die beiden Helden des Tages, den Herzog und den Mannsfelder zu sehen; in ihrer Schönheit schien sie die Königin des Festes.

Als der Abend nahte, und der Tanz beginnen sollte, schallten von fernen Bergeshöhen die lieblichen Töne der Hifthörner herüber; jetzt hallten sie klagend in die stillen Abendlüfte, jetzt rauschten sie wie auf Sturmesflügeln daher. — Die blaue Schaar! rief der Mannsfelder, ich kenne diese Melodieen! — Der Herzog beobachtete Ida, mit welcher er eben den Tanz eröffnen wollte; ihre Hand zitterte in der seinen, und als die Musik im Saale noch länger schwieg, als Niemand wagte, die blauen Gesellen zu unterbrechen, schlich sie an das offene Fenster, und schaute hinüber nach den buschigen Höhen.

Kennt Ihr diese Töne? fragte der Herzog, der zu ihr an das Fenster getreten war, und sah ihr bedeutungvoll in's Auge.

Warum sollte ich nicht, erwiederte Ida verlegen; Jeder im Heere kennt ja diese Musik. Die Töne der Hörner verhallten in diesem Augenblicke, die Musik zum Tanze rauschte, der Herzog ergriff ihre Hand, und schwebte mit ihr durch den hohen gewölbten

Saal. Der Tanz endete, sie trat zurück an das Fenster, und schaute sehnend hinaus in die mondhelle Nacht; eine sanfte Stimme flüsterte hinter ihr ein leises: guten Abend! Sie wandte sich, und Franz stand freundlich da, neigte sich ehrerbietig, bot ihr die Hand zum Tanze, und rasch wogten die Glücklichen dahin.

Der schöne Jüngling, der so bescheiden und doch so keck eingetreten war, erregte die Neugierde der fremden Frauen. Am meisten schien die Edelfrau von Lembach ihn zu bemerken; ihr schönes feuriges Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner herrlichen Gestalt, und selbst die Bewunderung des Herzogs, der deutlich zeigte, daß er schon jetzt in den Fesseln dieser gefeierten Schönen schmachte, konnte sie nicht aus ihrem Traume reißen. — Die Liebe will wieder ins Quartier rücken, sagte Bottendorf leise zu ihm, als er so vor der Lembacherin stand, und sie nicht auf ihn zu achten schien; doch der Wirth will sie nicht annehmen. — Unwillig sah ihn der Herzog an; da trat Meister Kunz, der Minnesänger aus Nürnberg zu ihm, der nun schon seit einem Jahre des Mannsfelders Feldlager ge-

folgt war, und sagte: Gnädiger Herr! hört nicht auf den alten Reitermann, ich will Euch ein Liedchen singen, das lieblicher tönt.

Thut das Meister! erwiederte der Herzog, und Alt und Jung trat hinzu, auch Ida und Franz standen ihm gegenüber. Der Alte nahm die Harfe und sang:

„In der Hand die Himmelgabe,
schwebt die Liebe sanft hernieder,
und ihr rosiges Gefieder
deckt das wunde Herz;
aber aus dem stillen Grabe
steigt sie himmelwärts.

Wonne, Sehnsucht und Entzücken
reichet sie mit sanften Händen,
auch den Kummer muß sie spenden,
Trennung, Qual und Schmerz;
ach! die Rose, die wir pflücken,
drückt den Dorn ins Herz.

Fühllos auf dem Götterstabe
knickt die Zeit die holde Rose,
und sie sinkt, die Blüthenlose,
welk und hingestreut —
doch des Dornes scharfe Spitze
schmerzt für Ewigkeit.

fährten, beachtete er nicht und selbst als Hector, der muntere Hirsch, wie es sonst jeden Tag geschah, während des Nachtisches hereingelassen wurde, um Obst und Zukkerwerk aus der Hand seines Herrn zu speisen, bemerkte er ihn nicht; und als das Thier ihn mahnend mit seinem Geweih anstieß, fuhr er zusammen, und rief, den Liebling unsanft auf den Rücken schlagend „Fort mit der Bestie!" Der Hirsch, dem dies wahrscheinlich ungewohnt war, erschrak, hob sich, sprang queer über den Tisch, warf mit dem Hinterlauf Gläser und Flaschen um, und sprang, die blutende Fährte zurücklassend, zum Saal hinaus.

„Blut ist ein böses Zeichen!" sagte der Stadtschreiber, es von seinem besprützten Gesichte wischend, während Melac aufsprang, die Tafel aufhob und rasch nach seinem Zimmer zu ging. Aber plötzlich wandte er sich wieder, sein Antlitz glühte. „Ich wünschte wohl die Bekanntschaft des wilden Jägers zu machen" sagte er zu den Anwesenden „Wer von Euch, Ihr Herren, das Abentheuer mit mir bestehen will, der kann mich heute Abend um 11 Uhr bei dem Wartthurm am Oehlenberge finden — „Chanlue" rief er seinem Adjutanten zu „Triff die nöthigen Vorsichtsmaasregeln! — Ihr aber, Herr Stadtschreiber, habt wohl die Güte, mich zu begleiten." Dies sagend verließ er das Zimmer.

Schwebe hin, du Himmelgabe,
nur für meine süßen Lieder
samml' ich deine Blüthen wieder,
nicht für dieses Herz;
nur im finstern öden Grabe
heilet Liebeschmerz.

Während des Sanges beobachtete der Meister den Ritter Franz und Ida; auch hatten seine finstern, ernsten Blicke Mathilde von Lembach getroffen, die dann ihr Gesicht, nur mit Mühe es von dem Ritter abwendend, wieder ruhig und lächelnd zeigte. Der Herzog dankte ihm freundlich. Eine schöne Himmelgabe sei doch der Sang, meinte er, und wenn nun noch die Worte, die dem eigenen Herzen entströmten, von den Tönen begleitet würden, dann müsse der Sänger auf den Schwingen der Melodie sich hoch über andere Menschen erheben.

Der alte Meister lächelte. Gnädiger Herr, ein Minnelied in meinem Alter gesungen, gleicht dem Liede des Schwanes, der alle Töne der Erinnerung in seinem Todeslaute eint. Wir singen und dichten im Alter, wie wir den Frühling im eisigen Winter besingen: sehnsuchtvoll und traurig, daß er vorüber ist.

Bist ja heute ganz melancholisch, alter Freund! sagte der Mannsfelder, und reichte ihm einen gefüllten Becher; trink, der Wein begeistert den Sänger, und ohne ihn seid Ihr verstimmte Instrumente!

Gnädiger Herr! rief Meister Kunz, auf Euer Wohlergehen, und auf das Wohlergehen Aller, die ihr Feinliebchen treu minnen! Und als er den Becher leerte, begegneten sich die zärtlichen Blicke der Ritter und Frauen; nur Ida und Franz sahen stumm vor sich hin; bei ihnen bedurfte es keines Blickes zur Versicherung der Treue.

Ihr scheint den blauen Ritter, den Ihr so unverwandt betrachtet, genau zu kennen! sagte jetzt der Herzog zu der Frau von Lembach.

Ich kenne ihn nicht, antwortete Mathilde, und wünschte durch Euch, gnädiger Herr, Kunde von ihm zu erhalten. — Der Herzog schwieg. — Der alte Sänger scheint ihn zu beobachten, er kennt ihn gewiß.

Meint Ihr? äußerte der Herzog fast empfindlich, so wollen wir zu ihm und uns befragen.

Schöne Frau! antwortete Kunz der Fra-

genden. Ein Geheimniß waltet über dem Jüngling und gefährlich ist es, hinter den Schleier zu schauen, der ihn verbirgt, gefährlicher noch, setzte er bedeutsam hinzu, ihm zu lange in die ehrlichen, dunkelblauen Augen zu sehen! Er wandte sich und ging von dannen. Der Herzog lachte laut auf. Ist auch Eure Neugierde nicht befriedigt, schöne Frau, habt Ihr doch eine weise Lehre auf den Weg bekommen! sprach er. Die Lembacherin schwieg, doch kaum nahte sich ihr Ritter Franz, so war des Minnesängers Lehre vergessen, sie wogte mit ihm in wildem Tanze dahin, und schaute mit begehrlichen Blicken in sein dunkles Auge.

Herr Ritter, sagte Ida, als der Tanz, dem sie zugesehen, geendet hatte, Ihr scheint heute nur Augen zu haben für jene blonde Schöne im grünen Kleide, und für Eure Ida — Hab ich das Herz, unterbrach er sie mit Innigkeit. Die herbeigeschlichene Mathilde hatte diese Worte des Ritters gehört; genug für sie, um zwischen Beiden ein Verständniß zu ahnen. — Jetzt tönte ein Hörnerruf von den Bergen; ein leiser Druck der Hand sagte Ida ein stilles Lebewohl. Der Ritter eilte

zum Mannsfelder, sprach einige Worte mit ihm, und verließ den Saal. Das Fest wurde schnell geendet. Der Herzog stahl im Fluge den ersten Kuß von Mathildens Lippen und schwang sich auf sein Streitroß; der Feind nahte; schon war er bei Wachenheim.

Im Binnenwalde, bis wohin Tilly den Mannsfelder heftig verfolgte, war ein für beide Theile unentschiedenes Gefecht vorgefallen. Die Blauen hatten tapfer gefochten, aber auch manchen Mann eingebüßt. Herzog Christian ergriff eine Gelegenheit, da er sich mit einem Trupp der Blauen allein befand, und im schlichten Reiterwamse ihnen unkenntlich seyn mußte, sie um die näheren Verhältnisse ihres Anführers zu frazen. Er erfuhr weiter nichts, und mehr konnte ihm auch wohl Keiner sagen, als daß sie Alle, meist Jäger und gute Büchsenschützen, sich dem Ritter Franz angeschlossen, und ihm treu in allen Sachen wären, wo er es gegen den Kaiser und den Papst verlange; dieß hatten sie ihm geschworen. Er zahle ihnen guten Sold, lasse es an nichts mangeln, und täglich wachse ihr Hause. Einer sagte zuletzt: Wir kümmern uns weiter nicht um ihn selbst,

von dem viel wunderliche Dinge umhergehen; bald soll er der Sohn des Papstes, bald der Sohn des Baierfürsten und von einer Nonne geboren seyn, uns ist das gleichgiltig; wir freuen uns des braven Führers, folgen willig, und unterwerfen uns ohne Murren seiner strengen Mannzucht. Tiefer im Walde ertönten die Hifthörner. Er läßt zum Rückzuge blasen! riefen die Blauen, dort ist es nicht geheuer! Ich rathe Euch Kamerad, daß Ihr links zurückkehrt, denn rechts ist die Gefahr, das Zeichen benachrichtigt uns. Der Herzog sprengte fort. Noch einmal griff Tilly den Wald an; er fand heftigen Widerstand, zog sich zurück, und der Feldzug war für dieses Jahr beendet.

Wie ein Bienenschwarm über eine blumige Wiese, so schwärmte nun das Heer in dem reichen Elsaß, und sog den Honig aus dem geöffneten Kelche. Jeder Anführer bekam seinen angemessenen Kreis, den er aussaugen konnte. Die blaue Schaar nahm Besitz von der Gegend an der Lauter; der Herzog blieb in Hagenau, der Graf Mannsfeld ging nach Schlettstadt — Man wunderte sich sehr, daß der Herzog so weit entfernt von dem Manns-

felder ſein Quartier genommen, und mit dem Reſte ſeines Heeres in dem ſchlechteſten Theile des Elſaßes, der ſchon früher hart mitgenommen war, zurückgeblieben ſei. Ihn feſſelte aber Mathilde von Lembach, die hier, nach dem Tode ihres Gatten, auf ihrem Schloſſe am Abhange der Vogeſen lebte. Ihr ſchien das Glück ſehr hold zu ſeyn; der Herzog, ihr hoher Verehrer war nicht fern, aber noch näher war ihr Ritter Franz, der in Climbach ſein Quartier hatte. Doch an den Ufern des Surbaches, der dicht an dem Berge vorbeifloß, ließ ſich kein Blauer ſehen, und obgleich Schloß Lembach mit in ihrem Bereiche lag, lebten die Bewohner dort ruhig, ohne nur Einen von dieſen läſtigen Gäſten erblickt zu haben. Deſto öfter war der Herzog dort; ein Feſt folgte dem andern, zu jedem wurde Ritter Franz geladen, zu keinem kam er. Mathilde war außer ſich, ſie dachte nur an ihn, ſpähte nach ſeinem Thun und Treiben, während er mit dem alten Meiſterſänger Kunz, der ſich zu ihm begeben hatte, einſam in ſeiner Wohnung ſaß, und nur ſelten ſein Roß beſtieg, die umliegende Gegend zu durchſtreifen.

Eines Tages ritt er allein auf die Jagd im Climbacher Forste. Sein Roß war ermüdet; er selbst, in Gedanken versunken, dachte nicht des Weges, und überließ es ihm, wohin es ihn führen wollte; langsam ging es tief, immer tiefer in den Wald hinein, doch plötzlich blieb es stehen, und wieherte hell. Der Ritter erwachte aus seinen Träumen, und vor ihm hielt, auf einem scheckigen Polen die Edelfrau von Lembach; es war zu spät, ihr auszuweichen, und er sah sich genöthigt an ihrer Seite zu bleiben, und sich von ihr auf den rechten Weg nach Climbach geleiten zu lassen. Es war ein schöner Herbstabend, die Sonne, schon im Sinken, blickte nur noch hier und da durch die lichten Bäume, und bestrahlte das liebliche Antlitz der reizenden Frau. Ihr Auge hing sehnend und liebend an ihm, der süße Ton ihrer Stimme tönte schmeichelnd seinem Ohre, freundlich, innig waren ihre Worte. Er wollte seine Augen schließen vor ihrem Liebeblicke, sein Ohr bewahren vor diesem Syrenentone, umsonst, es wurde ihm warm ums Her:, und heftiger wallte sein Blut. Sie bemerkte es, stieg ab, eine Waldblume zu pflücken, und die Höflichkeit befahl ihm zu folgen.

Den

festen Vorsatze ihn zu gewinnen, es koste was es wolle.

Unfern Schlettstadt lag in dieser Zeit noch ein altes Schloß, von seinen Bewohnern verlassen, die bei den jetzigen Kriegunruhen nach Straßburg, dem einzigen freien Punkte des Elsasses, gezogen waren. Jenes Schloß bewohnte Ida Mannsfeld mit ihren Frauen, und dem kleinen Hofstaate, der sich um sie gebildet hatte. Sie war, gleich ihrem Vater, ein Kind der Liebe; ihr Rang, ihr Stand und der Glanz der sie umgab, hing nur von den mehr oder minder glücklichen Verhältnissen ihres Vaters ab. Seit lange schon an das unstäte Leben gewöhnt, folgte sie ihm von Pilsen aus überall, und hatte sein unruhiges Schicksal mit ihm getheilt. In voller Blüthe der frischen Gesundheit, war sie feurigen und abergläubigen Gemüthes, jeder Empfindung offen, reizbar, zur Liebe wie zum Hasse. Das Krieggetümmel in welchem sie die ersten Jahre ihrer Jugend verschwärmte, hatte ihrer Weiblichkeit die sanfteren Züge verwischt, und sie war mehr Heldin, als Weib. Nachdem

Mannsfeld, von dem spanischen General Cordova im vorigen Jahre über den Rhein getrieben, die Unterpfalz verlassen mußte, war Ida aus Leichtsinn bei dem letzten Hausen geblieben. Hier war es, wo Ritter Franz zum erstenmale auftrat, die nacheilenden Spanier aufhielt, und Ida über den Rhein hinüber geleitete. Die Schönheit des jugendlichen Helden, sein bescheidener Ernst, das über seinen Ursprung verbreitete Geheimniß, gab ihm in ihren Augen einen besonderen Werth, die Liebe erwachte, und bei Ida Mannsfeld mußte sie schnell in Flammen ausbrechen und einen romantischen Schwung nehmen. Sie gab sich dem Ritter hin mit der Glut eines aufgeregten Gemüthes, doch auch mit dem ernsten Willen, rein und heilig ihre Liebe zu bewahren, und nur mit dem Tode sie zu enden. Der alte Nürnberger Meistersänger, der sich wunderbar zu ihr hingezogen fühlte, und Hedwig, ihre Kammerfrau, waren ihre einzigen Vertrauten.

Dieser alte Meister, erglüht für Deutschlands Freiheit und seinen Glauben, war schon lange dem Mannsfelder gefolgt. Er fand in Ida ein Ideal seiner Phantasie: das holde

4.

Die wilde Jagd.

Constant war, sobald er die Unterredung des Generals mit dem Stadtschreiber belauscht hatte, schnell nach dem Gefängniß gegangen, um Benedikt zu benachrichtigen, daß Melac leider den Aufenthalt Magdalenens wisse, mithin Alles, was ihm begegnen könne, jetzt nur noch leere Drohungen wären. Er wollte sich zugleich sein Fläschchen wieder zurück geben lassen, das jetzt dem Gefangenen ganz unnöthig war und ihm bei irgend einem Mißverständniß sogar gefährlich werden konnte. Aber alles Bitten, alle Vorstellungen, selbst das Vorgeben, daß er auf Befehl des Generals käme, waren vergebens; man verlangte einen schriftlichen Befehl Melac's und er mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen. Hier überließ er sich ganz der Verzweiflung, sein Gewissen beängstigte ihn, er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Benedikt das Gift gegeben, und glaubte sich Schuld an dem Selbstmord dieses wackern Mannes.

In dieser Stimmung fand ihn der General, der eben von der Tafel kam. Anfangs schien er einen Augenblick betroffen zu sein, Constant hier zu sehn, sein finsterer Blick ruhte lange auf dem alten Reiter, der sich aber dar-

Mädchen, das auf seinem schneeweißen Rosse, in der romantischen Kleidung wie eine Dame in Arthurs fabelhafter Zeit ihm erschien, ward die Königin seiner Lieder, ihr tönte seine Harfe, sie war die Flamme die ihn von neuem mit Jugendgluthen erwärmte; auch an Ritter Franz, diesem abenteuerlichen Jünglinge, hing er mit der innigsten Sorgsamkeit. Er war der fromme Geist, der seine schirmenden Flügel über die Liebe und Tugend der beiden Schützlinge breitete, und dessen Stimme warnend und väterlich in ihr Herz drang.

Sehnsuchtvoll saß Ida an einem stürmischen November-Abende, auf dem alten Schlosse zu Schlettstadt, ihren Geliebten erwartend. Sie hatte schon im vorigen Jahre dort gewohnt; schon einmal war der öde Garten der stille Zeuge ihrer Liebe gewesen, deshalb war ihr dieser Aufenthalt so lieb geworden, und jetzt saß sie mit Hedwig allein in ihrem Zimmer. Sie sprachen von dem Ritter Franz, von seinem treuen Herzen, wie er auf dem Banket zu St. Martin die schöne Lembacherin keines Blickes mehr gewürdigt habe, und nur für Ida lebe. Hedwig lobte

seine Bescheidenheit, die Zartheit womit er ihr stürmisches Herz umfing, das Treue und Biedere in jedem seiner Worte; nur mißfiel ihr das Geheimnißvolle, das um sein Thun und Wesen, und selbst um seine Person sich breite. Sie tadelte, daß er sich dem Grafen nicht näher verband, unabhängig für sich herumschwärme, und — setzte sie zagend hinzu — daß er noch nicht ein Wörtchen gesagt, Euch als seine eheliche Hausfrau heimführen zu wollen. Ida wurde nachdenkend; sie mußte es sich selbst gestehen, daß ihr Geliebter noch nie dieser ersehnten Zukunft gedacht habe, und daß zu dem süßen Geschwätze ihrer Liebe nur die Gegenwart den Stoff gegeben habe. Still, in sich gekehrt, dachte sie der Zukunft — da tönte der Ruf des Hifthornes leise zu ihnen herüber. Er ist es! rief Ida, und zog die lächelnde Hedwig rasch mit sich fort.

In der wohlbekannten Laube des Schloßgartens saßen sie bald Hand in Hand, der Nordwind wehte die letzten welkenden Blätter in ihren Schoos, und dankend warf Ida den schützenden Pelz um, den ihr die vorsichtige Hedwig brachte. Was nur die geschwä-

tzige Liebe fragen und erzählen kann, alle die ſüßen bedeutſamen Worte, die ganze, tiefe Sprache des Herzens theilten ſie ſich einander mit. Sie ruhten Arm in Arm, die lieblichſte Gegenwart umfing ſie mit ihrem Zauber und mit dem Kuſſe, den er glühend auf ihre Lippen drückte, hob die Sehnſucht ihren Buſen, und auf ihren Flügeln ſchwebte die mahnende Zukunft ihr entgegen. Nach einer Pauſe in der ſie Worte ſuchte, ihn mit ſich hinüber zu führen, ſagte ſie endlich: Mein Geliebter! könnten wir doch ewig Arm in Arm bis zu unſerer Todesſtunde vereint ſeyn. Ach, ohne feſtere Bande wird das Schickſal ſchnell die roſigen löſen! Franz ſah trübe vor ſich nieder. Du ſagſt Deiner Ida kein tröſtendes Wort? Geht die Zukunft düſter an Dir vorüber, ſo theile mir Deine Ahnungen mit, Du kennſt mich, ich trotze dem Schickſale, trotze dem Tode. Allem will ich kühn entgegen gehen, nur nicht der Macht, die mir Dein Herz rauben kann; ach, hier iſt Ida Mannsfeld ein ſchwaches Weib!

Du berührſt eine Saite meines Innern, holde Ida! erwiederte Franz, indem ſeine Hand die Augen bedeckte, als wolle er die

Bilder, die vor ihm schwebten, verwischen, berührst eine Saite, die nur traurig tönt; doch es sei. —

Ich stehe allein auf der Welt, aus keinem Mutterbusen sog das Kind den Lebenquell, an keiner Vaterbrust ruhte der Jüngling. Den Elternlosen erzog ein alter Reitermann in den Gebirgen des Herzogthums Westphalen, und raubte mir, kaum daß ich denken konnte, das erste Glück des Kindes: die Liebe zu den Seinen. Er sagte mir rauh und offen, daß er nicht mein Vater, daß ich nur seiner Pflege anvertraut sei, und ich im Franziskanerkloster zu Arensberg einst mehr von meinen Eltern erfahren würde. Ach, wie oft bin ich nach dem Kloster gewallfahrtet, wie oft habe ich den freundlichen Abt gebeten, mir von meinen Eltern, von meiner Geburt zu berichten; er schwieg, legte die Hand auf mein Haupt, und sagte gerührt: „Schmerzenkind du kostetest deinen Eltern viel, sie haben dich theuer erkauft; noch ist es nicht Zeit, vielleicht — doch Dein Schicksal ruht in der Hand des Allerbarmers, vertraue auf ihn!“ Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, verließ mein Pflegevater die finstern Gebirge

Westphalens und zog in ein freundliches Häuschen an der Bergstraße, wo ich, in Calvins Lehre unterwiesen, diesem Glauben mich hingab. In allen ritterlichen Uebungen unterrichtete mich mein Pflegevater selbst, und der Verkündiger des Evangeliums in Weinheim fand in den übrigen Wissenschaften einen gelehrigen Schüler an mir. Doch trieb mich ein innerer Drang hinaus ins Freie, und als ich älter wurde, als ich von den Thaten Deines Vaters hörte, wie er blos durch sein Heldenherz, seinen Heldenarm, Heere um sich bildete, und, er allein unter den Deutschen, kühn dem Kaiser trotzte, da zog mich eine unnennbare Sehnsucht zu ihm.

Eines Abends befahl mir mein Pflegevater mich noch heute zu einer Reise anzuschicken. Freudig packte ich meine Sachen, schüttete meinem Dänen doppeltes Futter in die Krippe, warf meine Büchse über die Schulter, schnallte mein Schwert um, und erwartete nun ungeduldig die Stunde der Abreise. Mit tausend lieblichen Bildern hatte ich mir die geheimnißvolle Reise ausgeschmückt; ging es doch in die Welt, in ihr buntes Leben und Treiben. Wir trabten die Nacht durch. Als

der Morgen graute, ruhten wir an einer Quelle im tiefen Walde, ein Handroß, das der Pflegevater mitgenommen, trug Futter für die Pferde und Nahrung für uns, die Quelle gab den Trunk. Nur erst am Abende sattelten wir die Rosse wieder und ritten weiter; so ging es während dreier Nächte, meist auf menschenleeren ungebahnten Straßen. In der vierten Nacht waren wir noch nicht lange geritten — es mochte Mitternacht seyn — als wir an eine Burg gelangten. Sie öffnete sich; ich stieg ab, ein Diener nahm unsere Pferde, ein anderer geleitete mich durch einen langen Gang in eine Kapelle. Keine lebende Seele, als meinen stummen, schwarz gekleideten Führer sah ich in diesen öden Mauern, wo jeder Fußtritt dumpf wiedertönte, und nur einige Kerzen ihr mattes Licht im hohen Gewölbe verbreiteten. Mein Begleiter führte mich nun zu einer offenen Gruft, und reichte mir eine Kerze. Da hinunter geht Euer Weg! sagte er ernst, und verließ mich. — Ich stand allein in dem Gotteshause, vor mir die geöffnete Fallthüre, wo dunkle Stufen in eine schweigende Finsterniß führten, um mich die hochgewölbte Ka-

pelle. Matt brannten die Kerzen auf dem Altare, zwei in Stein gehauene Ritter knieten andachtvoll an der Wand, und aus einer alten Rüstung fuhr flatternd eine Fledermaus auf, und schwirrte um meine Kerze — noch heute überläuft mich ein kalter Schauer, denke ich des Augenblickes. — Heller flackerte jetzt das Licht meiner Kerze; ich erblickte den heiligen Georg über dem Altare, wie er den Lindwurm tödtet, und der muthige Streiter Gottes gab auch mir den Muth wieder. Ich eilte nach dem Gewölbe, und kaum hatte ich die morschen Stufen betreten, so hallten mir sanfte Harfentöne entgegen. Ich trat nun in eine finstere Gruft, die nur eine herabhängende Lampe matt erleuchtete. Rings an der Wand stand Sarg auf Sarg gethürmt, die ihren Moderduft mir widrig entgegen hauchten und in der Mitte des Gewölbes erblickte ich auf einem Postamente einen schönen schwarzen Sarg, auf welchem ein himmelblauer Schleier ruhte. Mir war es, als ob die Harfenklänge ihm entstiegen; ich sank unwillkührlich an dem Sarge nieder, und betete in stiller Andacht. Da erhob sich hinter ihm eine lange ehrwürdige Gestalt, die mehr vom

Schickſale als von den Jahren gebeugt ſchien, trat auf mich zu, umarmte mich mit Heftigkeit und ſprach: Kaiſer und Payſt, Pfaffen und Mönche haben Deinen Vater unglücklich gemacht, Deine Mutter in die frühe Gruft geſenkt, weil ſie Beide der geläuterten Lehre Chriſti anhingen. Deshalb ſchwöre in meine Rechte, ſchwöre auf dieſem Sarge, der eine Dir theure Hülle deckt: Krieg dem Kaiſer und dem Payſte! Schwöre, Dein Leben, Deinen Arm der reinen Lehre Calvins zu weihen, für ſie zu leben und zu ſterben. Ich ſchwur! der ehrwürdige Mann drückte mich an ſein Herz, ich ſah Thränen aus ſeinen Augen quellen, und küßte gerührt ſeine zitternde Hand. Er ſah freundlich, mit Wohlgefallen auf mich nieder, betrachtete mich lange und innig, und drückte mich wieder an ſeine Bruſt. Nun geh' mit Gott, mein Sohn! ſagte er, und führte mich zur Treppe hin. Noch einmal zog es mich unwiderſtehlich in ſeine Arme. Leb' wohl! rief er aus, Gott ſei mit Dir! Ich wankte die Stufen hinauf, mein Begleiter, den ich oben wieder fand, geleitete mich in ein altes, ödes Zimmer, wo mich Speiſe und Trank erquickten, die Roſſe harrten im

Schloßhofe, noch ehe der Morgen graute, saßen wir wieder zu Pferde, und gelangten wieder, auf die nämliche Weise, wie wir gekommen waren, jedoch auf anderen Wegen, in unsere Wohnung an der Bergstraße. Ich bat meinen Pflegevater, mir das Geheimniß zu lösen; er schwieg und ich kenne es bis jetzt noch nicht.

Von diesem Tage an begann für mich ein neues Leben; Euer Vater nahte, der Pfalzgraf mit ihm. Ich, mein alter Pflegevater, der Pfarrer in Weinheim, und mehrere treue Pfälzer, warben in der Stille. Schon waren dreißig Mann beisammen, als aus dem Elsaß ein Häuflein von funfzig Büchsenschützen, wohl gekleidet und ausgerüstet, zu mir stieß, lauter junge stattliche Jäger. Wer sie gesendet, konnte ich nie erfahren, sie waren im Elsaß von einem Unbekannten für mich geworben, zu ihnen gesellten sich immer mehr, und Geld und Waffen bekamen sie von unbekannter Hand. Euer Vater erschien; ich schloß mich ihm an, ohne in seinen Dienst zu treten. Nur gegen Kaiser und Papst zu fechten, hatte ich geschworen, diesen Schwur hatten

die Meinen auch mir geleistet; dekhalb darf ich keines Anderen Diener seyn, um frei zu handeln, und für meinen Schwur leben und sterben zu können. Den himmelblauen Schleier vor Augen, der ausgebreitet über dem Sarge ruhte, kleidete ich mich in diese Farbe; auch meine Schaar trägt sie, und als ich Euch zum erstenmale blau gekleidet sah, als ich hörte es sei Eure Lieblingsfarbe, ach, doppelt lieb wurde sie mir von diesem Augenblicke an! — Darf aber nun der Eltern=, der Heimathlose um die Hand der Gräfin Ida werben? Muß die That mich nicht erst adeln, und die Zukunft den Schleier, der über meinem unglücklichen Daseyn liegt, hinweg ziehen?

Bedarf die Liebe dessen, mein Franz? sagte Ida; auch ich bin ein Kind der Liebe, auch meine Geburt ist nicht rein, und der Glanz, der mich umgiebt, nur der trügerische Schein glücklicher Augenblicke. Darf sich Ritter Franz nicht kühn Ida Mannsfeld zur Seite stellen, und wird mein Vater dem Jünglinge seine Tochter versagen, der so tapfer für ihn und die gute Sache focht? Franz stand vor ihr, und blickte zweifelnd in ihr Auge. Muth,

über wenig zu kümmern schien und ruhig den Küraß abstäubte, den er in der Hand hielt. Melac winkte, näher zu kommen, und als Constant vor ihm stand, reichte er ihm schweigend die Hand, welche dieser zwar ergriff, aber nicht, wie er es sonst zu thun pflegte, küßte. Melac mußte dies auffallend sein, denn er sagte ihm nicht ein Wort, ließ ihn stehen und schritt noch eine Weile im Zimmer auf und ab.

„Heute Abend um 10 Uhr wird gesattelt, du begleitest mich!“ befahl er endlich.

„Gut, General! den Andalusier oder den Normann?“ fragte Constant.

„Keinen von beiden! Den schwarzen neapolitanischen Hengst —“

„Die wilde Bestie!“ fuhr Constant fort „Hätte ich das gewußt, so hätte ich ihn heute Nachmittag ein paar Stunden herumgetummelt. Seit wir hier sind, ist er nicht aus dem Stalle gekommen.“

„Desto besser!“ sagte der General, und begann wieder seine Wanderung im Zimmer, bald langsamer, bald schneller. Plötzlich stand er still, und fing hämisch an zu lachen, Constant war über dies ungewohnte Benehmen verwundert; daß etwas Sonderbares bei seinem Herrn vorgehen müsse, war ihm klar, was es aber sei, blieb ihm räthselhaft.

„Soll ich Lebensmittel mit nehmen?“ fragte er endlich.

„Wein! guter Wein! — Auch sorge für Fackeln und Pechkränze.“

„Brandwerkzeug!“ brummte der Reiter unwillkührlich.

Geliebter! die Liebe besiegt alles. Wer den Tod nicht scheut, dem ist kein Hinderniß zu groß. Ich werde mit dem Vater sprechen, ihm unsere Liebe entdecken, und verweigert er mir mein Glück, dann folge ich Dir wohin Du willst!

Leise hallten Harfentöne aus dem Thale herauf. Ida erbebte. Du warnst, alter Harfner! sagte sie ernst; doch jetzt gellen mich deine süßen schmelzenden Töne nur widrig an — was willst Du jetzt von uns? — Treue bis in den Tod! rief Franz, drückte Ida stürmisch an sein Herz, entwand sich ihren Armen und schied.

Auf Burg Lembach war indeß Freude in Fülle; auch in Hagenau wurde des Landes Schweiß verprahlt, und in Gastmählern und Festen, der Edelfrau von Lembach zu Ehren, vergeudet. Franz war oft dort; er sah zwar Frau Mathilden, schien aber ihre süßen lokkenden Blicke nicht zu verstehen. Ruhte auch sein Auge zuweilen auf ihrer holden Gestalt, betrachtete er auch die lieblichen Züge ihres

Gesichtes, stand die holde Frau doch nur als ein schönes Bild vor ihm, sein Herz blieb kalt, und er, Herr seiner Sinne. Allein oft, wenn er sie unbemerkt zu betrachten glaubte, gewahrte sie seine Blicke und deutete sie falsch; sie wähnte, es streite in ihm die Liebe zu Ida Mannsfeld mit dem Verlangen nach ihr, und glaubte, sie sei ihres Sieges gewiß, wenn es ihr gelänge, seine Sinne nur so lange zu fesseln, daß er, wenn auch nur auf Augenblicke, die Treue vergessen könne. Die Liebe siegte über ihren Stolz; noch einmal wollte sie es versuchen, ihn in ihre Fesseln zu schmieden.

Ritter Franz hatte ein großes Jagen angestellt; mehrere Ritter waren geladen. Man verfolgte einen angeschossenen Edelhirsch — da tönte das Horn, lieblich und wohlbekannt. Er ließ seine Begleiter die Fährte des schweißenden Thieres verfolgen, und trabte unbemerkt seitwärts dem Schalle zu, während sein Hifthorn in wohlbekannter Weise antwortete; aber immer ferner und ferner hallten die Töne. Jetzt nahte er ihnen, sein Roß spornend machte er sich Bahn durch das Dickigt, und aus einer dunkeln Felsmasse, die er im Gesträuche zu

erblicken glaubte, schien ihm jetzt der Ton zu kommen, den er endlich deutlich von dort vernahm. Er eilte hin, und sah sich vor der kleinen Oeffnung einer hohen Felswand. Hier stieg er ab, band sein Pferd an, stieß noch einmal in sein Horn; ein leiser Ton antwortete von innen seinem Rufe, und er eilte hinein und sah bei dem Strahle der Sonne, die durch eine Spalte von oben herab die Grotte erhellte, auf einer Moosbank — Mathilde; die zu schlummern schien. Der Ritter stand ergriffen von ihrem Anblicke, die Ahnung, die ihn so oft an Ida's Lippen durchschauert hatte, glaubte er hier verwirklicht zu sehen, sein Auge glühte, er wollte die Hand ergreifen, die, nachlässig herabhängend, eine Zither nur schwebend noch hielt — da schien es ihm plötzlich, als bebten leise ihre Saiten und er trat erschrocken zurück. Aber die Töne schwiegen, es war gewiß nur Täuschung gewesen; das schöne Weib aber, welches im Schlummer süß zu träumen schien, war Wirklichkeit. Er beugte sich über sie, unwillkührlich senkte sich sein Haupt, seine Lippen näherten sich — da erklangen feierliche Akkorde einer Harfe durch die halb dunkele

Höhle. Der Ritter, wie aus einem Traume erwacht, drückte die bebende Hand auf die Augen, nahm dann, halb abgewandt, den Mantel von seiner Schulter, und ihn über die Schlafende werfend, floh er aus der Höhle.

Treue nur lohnt Minne,
doch dem falschen Sinne,
gräbt sie schnell ein Grab!

sang der alte Kunz, der auf einem Baumstamme vor der Höhle sitzend, ihn nicht zu bemerken schien. Komm, komm Alter! sagte Franz, und zog ihn mit sich fort in den Wald hinein.

Kaum hatte sich der Ritter entfernt, so fuhr die schöne Schlummernde von ihrem moosigen Bette auf. Was war das? rief sie aus. O! diese Schmach, diese kalte Verachtung erträgt kein glühendes Herz! Rache! rief sie aus, den Mantel stier anblickend, und ihn hoch in die Luft haltend. Sei du mir die Flagge, die bei Tag und Nacht, im Sonnen- und Sternenlichte mich glühend umweht; sei der Todtenmantel ihrer Liebe, und flattre höhnend über ihrem Grabe!

Schon früher waren Franz und Ida von ihr mit Lauschern umgeben; sie hatte erfah-

ren, daß sie sich auf der Burg Schlettstadt gesehen, das Hifthorn ein Zeichen sei, womit er die holde Geliebte locke, und daß auch sie ihn mit gleichen Tönen herbei rufe; selbst die Töne waren ihr verrathen worden. Hierauf baute sie ihren Plan, in der Gegend am Surbach und der Lauter kannte sie jeden Weg, jedes Büschchen, mitten im Walde hatte die Natur mit seltsamer Laune diese Grotte von hohen Granitfelsen gewölbt, diese war zu ihrem Plane ausgewählt, sie sollte der Tempel ihrer Liebe seyn — und jetzt verließ sie, Wuth im Herzen, den stillen Ort ihrer Schmach. Von ihren Lippen, die nach seinem Kusse geschmachtet hatten, tönte der fürchterliche Schwur der blutigsten Rache, und wie eine Verzweifelnde warf sie sich dem harrenden Herzoge in die Arme; die Rache gab, was die Liebe verweigert hatte.

Ritter Franz kam verstört nach Climbach; diese Begebenheit hatte einen sonderbaren Eindruck auf ihn gemacht, schlummernde Gefühle waren erregt, und Ida trat in ganz anderer Gestalt vor ihn. Dem Meister Kunz entging

dieſe Stimmung nicht; er entlockte dem Ritter den Ton, der jetzt in ſeinem Innern anſchlug, faßte traulich ſeine Hand und ſagte: Laßt uns nach Schlettſtadt gehen, und drückt die Braut an Eure Bruſt! Sie zogen, ohne den lockenden Ton des Hifthornes, frei und offen in das Schloß, und als der Ritter das Fräulein an ſein Herz drückte, ihr Kuß auf ſeinen Lippen brannte, da riß er ſich plötzlich aus ihren Armen, den ſchweren Gang zum Vater zu wagen.

Schon am andern Tage ſtand der Mannsfelder zwiſchen Franz und Ida traulich in ſeinem Gemache zu Schlettſtadt, und ſegnete den Bund ihrer Liebe. Er kannte zu gut den Wechſel des Glücks, hatte ihn zu oft erfahren, um auf das Wandelbare feſt zu vertrauen; er ergriff ſchnell den Augenblick, wo ihm das Glück lächelte, benutzte ihn nach Kräften, und beugte ſich unter ſeinem Druck, wenn es ſich von ihm wahdte. Ihm war deshalb auch die Bitte des jungen Ritters nicht unwillkommen, beſonders, da ſie ſo ganz mit Ida's Wünſchen übereinſtimmte. Er hoffte, ſich an dieſem Eidam einen treuen Kriegsgefährten zu erhalten, der wohl dereinſt, das

angefangene Werk zu vollenden, Muth und Kraft habe. Er bedachte, daß Ida, ein Kind der Liebe, keine großen Ansprüche machen könne, und wenn ihm das Glück hold blieb, wenn es ihn auf die ersehnte Stufe stellte, so träte ja der Eidam zugleich mit auf diese Höhe. Ueberdieß glaubte er, daß es Zeit sei, dem Herzen der wilden, und doch schwärmerischen Ida eine bestimmte Richtung zu geben, und so waren alle die Hindernisse, welche Franz zu erblicken glaubte, schnell gehoben, und die Liebenden vereint.

Bald war der Tag der Vermählung bestimmt, denn des Mannsfelders Aufenthalt im Elsaß ging zu Ende. Franz kehrte daher nur auf einige Tage zu seiner blauen Schaar zurück.

Der Herzog brachte die Kunde dieser Vermählung von Schlettstadt, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, nach Hagenau; durch ihn erfuhr sie Mathilde. Sie schien zu lächeln und sich dieser Verbindung zu freuen, besonders da ihr das Hochzeitfest, wozu sie durch den Mannsfelder eingeladen war, Gelegenheit gab, im schönsten Glanze ihres fürstlichen Geliebten würdig, zu erscheinen.

Franz schweifte indessen von Sehnsucht getrieben umher. Seinen alten Pflegevater zu holen, war heimlich ein Bote nach Weinheim geschickt; er kam aber mit der Nachricht zurück, der Alte sei aus dortiger Gegend verschwunden, Niemand wisse wohin er gegangen sei. Nur von seinem nahen Glücke träumend, sein theures Hifthorn an der Seite, den muntern Gürg hinter sich, gönnte er im nahen Forste keinem Hirsche, keinem Keuler Ruhe. Es fing schon an zu dämmern, als ihn einst der Zufall nach jenem Theile des Waldes führte, wo ihn vor mehreren Wochen der so süß tönende Ruf des Hifthornes in die Grotte gelockt hatte. Er dachte jetzt den mannigfachen Verkettungen menschlicher Schicksale nach; es schien ihm sonderbar, daß eben diese Begebenheit wahrscheinlich die Ursache seines schnellen Glückes gewesen war, und ihn rascher zum Ziele geführt hatte. Noch in diesen Gedanken versunken, erblickte er, von den höher gewölbten Buchen beschattet, die wohlbekannte Felswand. Die Oeffnung in dieß heimliche Plätzchen lud ihn freundlich ein; er stieg ab, ließ seinem Gürg die Pferde halten, und ging mit sonderbaren Gefühlen,

und von lockenden Bildern umgaukelt, der Grotte zu. Er trat ein und sah — den Herzog und Mathilden in traulicher Umarmung auf der Moosbank. Rasch zurückstürzend, eilte er zu seinem Rosse und jagte nach Climbach. Von jetzt an sah er in Mathilden nicht mehr das thörigte, leichtsinnige Weib, er sah nur die gemeine Buhlerin in ihr, in dem Herzoge, für den er so viel Ehrfurcht gehegt, nur einen leichtsinnigen Wüstling. Deshalb war er unangenehm überrascht, als er am nächsten Morgen die Einladung des Herzogs erhielt, zu ihm zu kommen, was er füglich nicht verweigern konnte. Der Herzog kam ihm freundlich entgegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in sein Zimmer, und sprach mit ihm in vollem Lachen über die Begebenheit des vorigen Abends. Ich hoffe, fuhr er fort, Ritter Franz wird Gleiches mit Gleichem vergelten, und eben so verschwiegen meine Liebe bewahren, wie ich die seinige in mir verschloß; wir sind dann quitt, Herr Ritter! — Mathilde trat herein, der Herzog eilte ihr entgegen; hohe Röthe glühte auf ihrem Gesichte, als sie den Ritter gewahrte. Also Verschwiegenheit! hob der Herzog noch einmal an.

Verschwiegenheit geziemt dem Rittermanne, Herr Herzog! erwiederte Franz, die gelobe ich; doch bitte ich Euch, gnädiger Herr, meine Liebe nicht mit der Eurigen zu vergleichen. Rein trete ich mit meiner Verlobten an den Altar, sie steht an meiner Seite gleich dem Engel der Unschuld.

Herr Ritter! fuhr Mathilde zornig auf.

Edelfrau von Lembach! sagte dieser gelassen, die Liebe ist zwiefacher Art. Die eine gleicht der lieblichen Rose, welche die Hand der Jungfrau sorgfältig pflegt und treulich bewahrt, selbst vor dem Kosen des Zephyrs schützte sie gern ihren Liebling. Die andere gleicht dem wilden Busche, auf dem die Flatterrose üppig erglüht, jede Biene nascht von ihrer Blüthe, jeder Schmetterling flattert um sie; die treue Liebe aber geht an ihr vorüber! Er neigte und entfernte sich.

Der Herzog lachte laut auf, Mathilde erglühte vor Zorn. Warum Euch deshalb ereifern? sagte der Herzog; laßt doch den Thoren neben dem gefüllten Humpen durstend verschmachten, laßt ihn sein Liebchen schirmen und schützen vor jedem kosenden Lüftchen, während wir genießen und in Seligkeit schwelgen.

„Narr!“ fuhr Melac auf, und ſeine Wanderung begann von Neuem. Conſtant wollte ſich nun entfernen, ein kurzes „Halt!“ des Generals hielt ihn aber zurück; „Conſtant!“ ſagte er, ſich auf den Seſſel werfend „Tritt näher! — Du ſiehſt mich in einer ſonderbaren Stimmung, ich bin aufgeregt, mein Blut wallt, mein Puls geht fieberhaft — Das iſt nicht vom Wein, das iſt — Doch weiß ich es ſelbſt? — Weißt du, wohin es heute Abend geht?“ fragte er nach einer Weile.

„Nein, Herr!“

„Wir wollen des wilden Jägers Bekanntſchaft machen.“ Conſtant bekreuzte ſich. —

„Haſt du von ihm gehört?“

„O ja, Herr! Der unglückliche Benedikt hat mir fürchterliche Dinge von ihm erzählt.“

„Poſſen!“ rief Melac mit ſonderbarem Lachen.

„Was wird aus dem armen Mann?“ fragte der Reiter.

„Mein Schwiegervater auf ein paar Tage, oder er wird gehangen“ ſprach Melac kalt — „Aber was ſagte er dir vom wilden Jäger?“ fuhr er fort.

„Groſſer Gott! Herr, wie könnt Ihr mich nach dergleichen fragen; hätte ich nicht bei Euch das Weinen verlernt, meine Thränen würden um den wackern Alten fließen, denn es iſt doch gar zu grauſam, wie Ihr mit ihm verfahrt.“

„Altes Weib!“ rief der General ungeduldig.

„Je nun“ ſagte Conſtant verdrießlich „alte Weiber ſprechen auch zuweilen die Wahrheit.“

„Wie meinſt du das, Schurke! Wie meinſt du das?“

Komm Liebchen, und vergiß den hoffärtigen Narren! Aber Mathilde konnte ihn nicht vergessen, je schöner sein Bild vor ihr stand, desto wilder glühte die Rache in ihrem Busen.

Mit klopfendem Herzen erwartete Ida Mannsfeld ihren Geliebten. Er kam, geschmückt mit fürstlichem Glanze, doch sie sah nur ihn, nur an seinen Lippen hing ihr Blick, auf der schönen männlichen Gestalt des Geliebten ruhte ihr Auge. So traten sie im hohen Gefühle ihres Glückes in den festlich geschmückten Saal, wo Alles sich zur Hochzeitfeier versammelt hatte. Auch Herzog Christian war zugegen, und mit ihm die Edelfrau von Lembach. Morgen, sagte scherzend der Herzog, indem er ihn bei Seite zog — morgen werdet Ihr gewiß nachsichtiger seyn für mich und die Lembacherin, die Ihr zu vermeiden scheint, und der Ihr wohl eine freundliche Entschuldigung gönnen solltet.

Für Euch, gnädiger Herr, thue ich gern, was ich vermag und darf! sagte Franz, doch — die Trompeten erschallten, und der Ritter führte seine holde Braut, geschmückt mit der lieblichen Myrthenkrone, hin zur Kapelle.

Als sie eintraten, ergriff den Ritter ein

ängſtliches Grauen. Meine Ida, ſagte er leiſe zu ihr; dieſe Kapelle erkenne ich wieder — es iſt die nämliche, in welche mich der ſchwarze Führer geleitete. Sieh hier links die knieenden Ritter, dort neben dem Altare die Rüſtung, hier rechts die Thüre zur Gruft. O ſchweig, Geliebter! ſagte Ida, ſich an ihn ſchmiegend, mir wird ſo bang! Da erſchallten die feierlichen Worte des Prieſters, welcher den Segen des Himmels für ſie erflehte; ein herzliches Ja! ſchloß den Bund auf ewig.

Die Freuden der Tafel konnten ſie nicht erheitern; immer ſtand die Nachtſcene und die Kapelle mit der offenen Gruft vor ihnen, immer ſah Franz den ehrwürdigen Alten, wie er ſich hinter dem Sarge erhob. Als er aber nach aufgehobener Tafel mit Ida in einem einſamen Zimmer, am flackernden Feuer des Kamines ſtand, von wo aus ſie die Laube, dieſe ſtille Vertraute ihrer Liebe ſehen konnten, als er ſie umarmte, den Kuß der ſehnſuchtvollen Liebe auf ihre Lippen drückte, und endlich Kapelle und Todtengruft vergeſſen hatte, da trat Herzog Chriſtian herein, ein hohes Kelchglas in der Hand, ihm folgte die Edelfrau von Lembach, einen Krug mit Wein tragend.

Herr Ritter! sagte der Herzog, vom Weine zur ausgelassenen Fröhlichkeit gestimmt, und fast berauscht. Der Zufall hat uns gegenseitig sonderbar geneckt und doch nicht entzweit, nur mit dieser Dame seid Ihr in Fehde begriffen; laßt mich am heutigen Tage, wo Ihr so beseligt seid, Versöhnung stiften und nicht wahr, werthe Gräfin, sagte er, sich zu Ida wendend, auch Ihr seid ein Friedenengel und trinket mit zum Bunde der Eintracht? — Franz und Ida schwiegen. — Thät es mir doch leid, fuhr der Herzog fort, wenn der bravste Ritter im Heere, dem ich persönlich so zugethan bin, mir, dem Herzoge Christian, die Bitte an seinem Hochzeittage abschlüge, durch einen Trunk und durch ein freundliches Wort die stille Fehde zu endigen, die zwischen ihm und meinem Liebchen besteht!

Gnädiger Herr! sagte Franz, mit Frauen bin ich nie in Fehde, doch wünscht Ihr es, ich möge der Edelfrau von Lembach die Versichernng geben, daß ich ihre Schönheit bewundere, und keinen Groll in meinem Herzen hege, so erfülle ich diesen Wunsch, aus Achtung für Euch, Herr Herzog, gern und willig. Mathilde verneigte sich erröthend, und

schenkte den purpurnen Wein in's Kelchglas, das Franz leerte. Da tönten aus dem tiefen Erkerfenster die Harfentöne des alten Meistersängers; er sang:

Ach unter Blumen lauscht schon lange
die schöne, buntgefleckte Schlange;
weh Dir, wenn Dich ihr Stachel trifft!
Der Ritter lauscht! — der Alte singet:
Du bist verloren, wenn's gelinget,
aus jenem Becher trinkst Du Gift!

Alter Narr! sagte der Herzog, indem der Ritter das Kelchglas leerte; sing ein freundlich Lied, eine fröhliche Weise zum Trunke der holden Braut! Er reichte Ida das Glas, nachdem es Mathilde wieder mit Wein gefüllt hatte.

Trinkt nicht! so rief der alte Sänger,
dem Ritter wurd' es immer bänger —

sang mit starkem, fast schreiendem Tone der Meister aufspringend; das Glas bebte in des Fräuleins Hand, es entfiel ihr, und zerschmettert lag es zu ihren Füßen. — Ich danke Euch für Euer freundliches Wort, sagte Mathilde, sich gegen den Ritter wendend, ich werde dieses Augenblickes, wo mein sehnlichster Wunsch erfüllt wurde, nicht vergessen!

Sie verneigte sich, und verließ am Arme des Herzogs schnell das Zimmer.

Schweigend standen die Neuvermählten vor den Trümmern des Pokals. Was war das? sagte Ida; o ewig Geliebter, es sprachen die finsteren Mächte ein fürchterliches Wort! Nur Muth, bald seid Ihr am Ziele! sagte herbeikommend der Harfner, der es nicht gesehen, daß Franz schon getrunken hatte, suchte die Scherben des Kelchglases zusammen, warf sie zum geöffneten Fenster hinaus, und zog stumm und schweigend die Saiten der Harfe wieder auf, die sein Ungestüm zersprengte.

Sie ruhten Arm in Arm, als der Mannsfelder eintrat, und sie zum Tanze abholte. Alles harrte ihrer; doch weder der Tanz, noch die Festspiele der Gaukler und Sänger, die sich heute auf der Burg eingefunden, konnten Ida's Trübsinn zerstreuen, und auch Franz fand nicht die Heiterkeit, die man sonst an ihm gewohnt war. Als nun gar der Herzog mit Mathilden auf ihn zutrat, und im Weinrausche ihn bat, die schöne Frau zum Tanze zu führen, als er mit verbissener Wuth ihr die Hand reichen mußte, trübte eine finstere Wolke sein freundliches Auge. Wie ist es Euch heute,

Herr Ritter? fragte ihn während des Tanzes die Frau von Lembach; schleicht Euer Blut auch jetzt noch so langsam und kalt, oder tobt es in Euren Adern? — Verachtend blickte sie der Ritter an und schwieg. — Einmal, so fuhr sie fort, als ob sie seine Verachtung nicht bemerkte; einmal, dessen bin ich gewiß, setzt Mathilde von Lembach Euer Blut in Wallung! — Schlaft wohl, schöner Ritter, im Arme Eures Weibchens! Sie endete den Tanz, entfernte sich, und ließ ihn sinnend stehen.

Als endlich der lärmende Zug die Neuvermählten zur Hochzeitkammer geleitete, sie im einsamen Gemache nun allein standen, da knieeten sie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, das in einer Blende freundlich mit dem Jesuskinde ihnen entgegen blickte. Alles Irdische vergessend, beteten sie inbrünstig, während leise Harfentöne in trauriger Weise vor ihrem Gemache, gleich Grabgesängen sich hören ließen. Ida warf sich ergriffen in die Arme des Geliebten, der sie krampfhaft an sich drückte; sie blickte ihm wehmüthig ins Auge, und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Lustig und jubelnd

schallten jetzt von fernen Bergen die Hörner der Blauen, freudig blickte der Ritter auf, der Schlachtgesang tönte, der Ruf zum Angriffe erscholl. — Meine Getreuen! so rief er, blasen das Siegeslied! Laß uns, meine Geliebte, den köstlichen Augenblick nicht mit düsteren Ahnungen vergiften. Komm Geliebte, komm! — Die Hörner klangen wild ermuthigend — er ergriff die schmachtende Ida, und — sank leblos zu Boden.

Ida warf sich über den Geliebten, der noch einmal aufzuckte, sie starr anblickte, ihre Hand ergriff, und sie fest an sein Herz drückte. Sie wollte aufspringen, nach Hülfe schreien — krampfhaft hielt sie seine eiskalte Hand und zog sie zurück an sein Herz. Sie versuchte es noch einmal sich loszuwinden, aber vergebens! Und als sie ängstlich empor sah, war es, als fühle sie Geisternähe, als erblicke sie eine Gestalt in geistlichem Gewande der heiligen Frauen zu Gerresheim, die sich über den Entschlafenen bog, seine starren Augen mit ihrer luftigen Rechte schließend, einen Kuß auf seine bleichen Lippen hauchte, und leise seine Hand berührte, die nun Ida losließ. Die Erscheinung verschwand

Wankend eilte Ida zur Thüre, ihre treue Hedwig saß vor derselben, der Meistersänger neben ihr, die Harfe im Arme; Beide schlummerten sanft, kaum waren sie zu erwecken — ermattet sank sie neben ihnen hin.

Alles kam nun im Schlosse herbei; keine Hülfe — der Ritter war todt. Leblos brachte man Ida auf ihr Lager, und als sie nach einem tiefen Schlafe erwachte, erhob sie sich voll Lebenskraft, und trat vor ihren Vater. Nur eine Bitte noch gewährt mir, sagte sie. Laßt mich unbemerkt von hinnen ziehen, in drei Tagen bin ich zurück; um die eilfte Stunde der Nacht senkt meinen Geliebten in die Gruft, ich bin dann wieder bei Euch und geleite ihn zu Grabe! Sie bat so innig, so ernst, der Vater konnte ihr nicht widerstehen. Nur von Hedwig und dem treuen Görg begleitet, ritt sie auf ihrem schneeweißen Dänen die Zugbrücke in die dunkle Nacht hinein.

Die Kunde dieses Vorfalles durcheilte die Gegend. Man muthmaßte, daß die Pfaffen den Ritter vergiftet hätten, denn daß er Gift bekommen habe, war gewiß, die Spuren desselben zeigten sich schon am andern Tage. Tausende von Menschen strömten herbei, um

den schönen Jüngling zu sehen, der in der Burgkapelle im Sarge liegend, öffentlich ausgestellt war, und dessen Gesicht noch schön wie eine weiße Rose, und allein von den Spuren des Giftes verschont, freundlich zu lächeln schien. Mädchen und Frauen wallfahrteten hin, um den im Tode zu sehen, von dem so viele Mährchen und Geschichten im Umlaufe waren. Sie streuten Blumen auf sein Grab, und beteten für die Seele des Entschlafenen; Allen war es jedoch unerklärbar, daß von der blauen Schaar Niemand erschien.

Der Abend des dritten Tages nahte; die Glocke schlug zehn und Ida zeigte sich noch nicht. Da kamen fremde Reiter in den Schloßhof, ein großer, ehrwürdiger Mann, in einen Mantel gehüllt, stieg ab, und verlangte den Mannsfelder zu sprechen. Kurze Zeit waren Beide in einem Zimmer allein gewesen, als sie heraustraten, und der Fremde, noch verhüllt, mit dem Mannsfelder nach der Kapelle ging. Alles war dort schon zu dem feierlichen Begräbnisse bereitet, die Gruft geöffnet, der Sarg verschlossen. Alle Frauen aus Schlettstadt erschienen in Trauer gehüllt, um

den

den blauen Ritter zu Grabe zu geleiten; die Kapelle war voll Menschen. Jetzt nahte der Mannsfelder mit dem Fremden, Jedermann machte Platz. Sie traten zu dem Sarge und während er wieder geöffnet werden mußte, knieete der Fremde auf den Stufen des Altars und betete. Mit freundlichen Zügen, mit Blumen und Kränzen geschmückt, lag der Entschlafene da, der Fremde warf sich über ihn. Es war der unglückliche Gebhard Truchseß von Waldburg, der geächtete Churfürst von Cöln *), der an dem Sarge seines Sohnes den Leidenkelch des Schicksals leerte. Seine Agnes Mannsfeld war früh heimgegangen, und nun stand der alte Fürst bei der Gruft des letzten menschlichen Wesens, an dem sein gekränktes Herz noch gehangen hatte. Er faßte des Sohnes Hand, drückte den Abschiedskuß auf seine eiskalten Lippen, und als er, vom Schmerz ergriffen, dem Mörder des ein-

*) Churfürst Gebhard von Cöln, aus dem Geschlechte der Truchseß von Waldburg, liebte Agnes von Mannsfeld zu Gerresheim. Er trat deshalb zur Calviniſchen Religion über. Die Union nahm sich seiner nicht an; er wurde abgesetzt, verlor sein Land, und starb als Domherr zu Straßburg. Ein Sohn war die Frucht seiner Ehe.

rief Melac heftig aufſpringend, und packte den Alten bei der Bruſt.

„Laßt mich los, Herr! Habt wenigſtens Achtung für mein Alter, das mich doch wohl vor Mißhandlungen ſchützen ſollte“ ſagte der Reiter, über dieſe Behandlung empört — „Was iſt Euch? — Glaubt Ihr, Ihr wäret der wilde Jäger, daß Ihr alles um Euch zertreten und zermalmen könnt?“

Starr ſah bei dieſen Worten Melac den Alten an, die Hand, die ihn gefaßt, ließ los, der Arm ſank ſchlaff herab, Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht. „Laß morgen den Hector todtſchießen!“ befahl er kalt „Sein Fleiſch ſchick' in das Frauenſpital — Doch nein!“ rief er plötzlich, ſein Geſicht erglühte von Neuem und zeigte den ſtolzen Uebermuth, der ihm ſo eigen war „Laß ihn leben! Ich will mich dem Teufel und allen Prophezeihungen zum Trotz dem wilden Jäger entgegenſtellen, die Teufelsfratze beſchauen, als ob es Magdalenens lieblich Geſichtchen wäre und zeigen, daß Melac wohl etwas überraſchen, ihn aber nichts entmuthigen kann!“

„Herr!“ ſagte Conſtant kopfſchüttelnd „Sagt mir nur, was iſt Euch?“

Der General bedachte ſich einen Augenblick, dann ſetzte er ſich wieder und ſagte mit erzwungener Ruhe. „Mir iſt vor kurzem bei Kaiſerslautern etwas Sonderbares begegnet. Ich reite in meiner grünen Jagdkleidung, den Niemand als von meinen Hunden und dem Hirſche begleitet, ſpazieren. Es war eben in der Brunſtzeit, wo wie du weißt, das gute Thier zuweilen unwirſch iſt, da ſehe ich aus dem Gebüſch eine ſchmucke Bauerndirne kommen,

zigen Kindes fluchen wollte, da erscholl der Hörnerklang der Blauen, ihr Todtenmarsch hallte durch die Lüfte. Bei Fackelschein zogen sie Paarweise in die Kapelle, an ihrer Spitze Ida Mannsfeld, neben ihr die Edelfrau von Lembach, die sie zum geöffneten Sarge hinführten. — Mörderin! sagte Ida, ihre Hand ergreifend, blick auf Dein Opfer, und bekenne! — Franz! rief Mathilde bebend, und wollte sich über ihn stürzen. Zurück! donnerte die Stimme des Churfürsten, zurück Unheilige von diesem Schlummernden! Er schleuderte sie weit hinweg. Thränenlos, mit freundlichem Lächeln, drückte Ida den Abschiedkuß auf die Lippen des Todten. Ich räche Dich, mein Franz! sprach sie mit funkelndem Blicke; ihr Blut färbe die erbleichten Rosen unserer Liebe! Sie winkte den Blauen. Thut, wie ich Euch befohlen! Sobald er in die Gruft hinabsinkt, sinke sie von Euren Kugeln durchbohrt! — Die Wilden faßten die Zitternde. Da tönte Meister Kunzens Harfe vom Chor herab in heiligen Weisen, und Alle wollten gesehen haben, wie Agnes Mannsfeld, die Kanonissin von Gerresheim, einen Palmenzweig in der Rechten,

über der Gruft leuchtend schwebte. Sie beugte sich zu dem Entschlummerten, fächelte mit der Palme Ida's glühender Stirn Kühlung zu, und höher und höher schwebte sie dann hinauf, immer leiser und leiser hallten die Töne der Harfe, bis sie verschwand.

Den Entschlafenen senkten sie nun in die Gruft neben dem Sarg, der die Hülle Agnesens, Gräfin von Mannsfeld umschloß und der alte Churfürst drückte die Tochter an seine Brust, die mit wehmüthigem Tone der bebenden Mathilde zurief: Ziehe in Frieden!

Nun flattre wieder lustig am Hute meines Herrn, sagte am andern Tage der alte Bottendorf, als er seines Herren Hut ergriff, an dem Elisabeth's von England Handschuh befestigt war, nun darfst du deines untreuen Ritters dich nicht mehr schämen.

Bottendorf! unterbrach ihn der Herzog zürnend. Denn von nun an, fuhr der Alte fort, ohne die Worte des Herzogs zu beachten, kennt er den Werth wahrer ritterlicher Minne.

Bei Gott, Du hast Recht! rief Christian von Braunschweig aus, den Handschuh an seine Lippen drückend. Fortan nur für sie schlage ein treues Herz!

Amen! sprach der Alte, und küßte die dargereichte Hand seines Fürsten, der, so lange er lebte, die schreckliche Begebenheit, die wie ein düstrer Punkt den Glanz seines romantischen Lebens verdunkelte, nicht vergessen konnte. Bei jedem zerbrochenen Pokal durchzuckte ihn fortan ein ängstliches Zittern.

Im Straßburger Dome ruht Churfürst Gebhard; er folgte nach wenig Monden seinen Theuern. Auch Ida's Sehnsucht stillte das ernste Schicksal nur zu bald, sie suchte den Tod, und fand ihn, umringt von der getreuen blauen Schaar, im Treffen bei Fleurus. Lange noch zeigte man dort das einfache Grab der gefallenen Heldin. Die Zeit hat den Grabstein zerstört, aber nicht die Erinnerung an ihre Liebe und Treue verwischt.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Siebenundzwanzigstes Bändchen.

Das Carnaval.
Ritter Franz.

BIB... UNIVERS... LIPS
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Das

Carnaval.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Das Carnaval.

Fortsetzung der Reise in die sächsische Schweiz.

hinter ihr eine Alte, jede eine Tracht Reißholz auf dem Rücken. Neugierig, die Dirne in der Nähe zu sehen, sprenge ich hin, der Hirsch, die Hunde mir voran. Das Mädchen erschrickt, wirft, wahrscheinlich aus Angst, ihr Bündel ab und will mit einem Stecken die Thiere von sich und der Alten abwehren; da weiß der Teufel, was dem Hirsch einfällt, er setzt sich zur Wehre, faßt das Mädchen, spießt es durch und durch und schleudert es weit weg."

„Schrecklich!" unterbrach ihn Constant.

„Mir erschien dies damals nicht so, es sah gar zu lustig aus, wie das Mädchen dahin flog, ich lachte aus vollem Halse; da sagte die Alte, sich über die sterbende Tochter werfend — Doch, was brauchst du das zu wissen —"

„Und was sagte sie?" fiel ihm Constant zitternd in die Rede —

„Sie sprach," fuhr Melac fort, doch zeigte Sprache und Geberde, daß das, was er sagte, ihn tief erschütterte — „Grausamer, wilder Mensch! — Ungeheuer! — Du verdienst es mehr noch, als der wilde Jäger durch unsre Wälder zu ziehen — Gott möge dich, gleich ihn verdammen, daß du nicht Ruhe und Frieden im Tode wie im Leben hast."

„Und was thatet Ihr?" fragte Constant ängstlich.

„Ich strafte die Alte über ihre freche Rede nicht, wandte mein Roß und ritt lachend weiter." — Er schwieg, der Reiter stand mit gefalteten Händen vor ihm und sah mitleidig auf den Grausamen.

„Ich habe seit dem nicht wieder an das alte Weib gedacht, und mich wenig um ihren Fluch gekümmert" fuhr dieser fort — „Heute erzählt der Stadtschreiber dem

In dem Hause der Geheimeräthin König war Alles in Bewegung, in sofern man ein geregeltes Treiben und eine genau berechnete Beschäftigung so nennen darf. Neue Vorhänge wurden aufgehangen, dem Tapezier mit umständlicher Genauigkeit die Idee zum projectirten Faltenwurf aus einander gesetzt und dabei doch nicht vergessen, die scharfen Augen auf die Jungfer zu richten, die, von einem Stuhl nach dem andern hüpfend und trällernd, die Ueberzüge abzog und sich über die schön gestickten Thiere und Landschaften freute, welche sich hier ihrem neugierigen Auge enthüllten. Kaninchen und Löwen, Ananas und Feigen, Rosen und Vergißmeinnicht, Alles prangte hier, von der fleißigen Nadel täuschend geformt, in den grellsten Farben; jetzt band sie den grauen Ueberzug von einem Sessel ab und lachte laut auf.

Nun, was giebt's wieder? fragte die Hausfrau verdrießlich, während der Tapezier, auch hinblickend, einen Haufen Stecknadeln herabfallen ließ.

Ja sehn Sie nur! sagte die immer noch lachende Lina, das Feuer, was aus dem Berge brennt!

Es ist der Vesuv! unterbrach sie die Geheimeräthin belehrend.

Wer könnte sich denn auf den Sessel setzen? fragte die Zofe immer noch lachend.

Elias! meinte der Tapezier, lachte über seinen eigenen Witz und ließ hierbei die gelbseidenen Gardinen herunterfallen, die im Herabgleiten eine schöne Tasse von Sever Porzellan mitnahmen; sie lag in Scherben auf dem Boden.

Da haben wir es! rief die Geheimeräthin, das kommt von den witzigen Bemerkungen. Mache Sie Ihre Arbeit künftig nur fein still; und Sie, lieber Meister, sind wohl so gut und kommen morgen wieder, heute müssen wir aufhören — Morgen! morgen.

Der Tapezier empfahl sich brummend. — Immer noch innerlich lachend, suchte Lina

die Scherben auf, und die Hausfrau ging schweigend in ihr Cabinet.

Sie war eine ganz sonderbare Dame, freundlich und gut, verständig und brav, gesellig und wohlthätig; kurz, alle Tugenden einer Hausfrau schienen sich in ihr vereint zu haben und, einen ziemlichen Grad von Eigensinn abgerechnet, war sie die beste, verständigste Frau von der Welt.

Jeder Mensch hat, wie Achilles, wenigstens einen verwundbaren Fleck; so auch die gute Dame. Sie glaubte nämlich an Ahnungen, an glückliche und an unglückliche Tage, und konnte sich schon am Morgen für den ganzen Tag einschließen und für Jedermann unsichtbar werden, sobald ihr das kleinste Unglück widerfuhr, woraus sie schließen zu können glaubte, der Tag wär ein Unglücktag. Dieß war die Ursache, warum sie den Tapezier fortschickte, das Gastzimmer verschloß, die zerbrochenen Scherben der Mundtasse, dieses letzten Geschenks ihres verstorbenen Gatten, gleich einem Heiligthum in den Reliquienkasten verschloß und diesen Tag als einen Unglücktag im Kalender bezeichnete; ein Bannstrahl, der im ganzen Hause eine heilige

Stille hervorbrachte und es Allen, auch den nächsten Verwandten verschloß.

Glücklich war' es für die gute Frau, daß die von Leipzig erwarteten Gäste erst übermorgen ankommen und sie noch den morgenden, vielleicht glücklichern Tag vor sich hatte, um Alles in Ordnung zu bringen. Sie freute sich zwar recht sehr, die Töchter ihres verstorbenen Bruders bei sich zu sehen, fürchtete aber doch die Störung, welche deren Aufenthalt während des ganzen Carnavals in ihrem häuslichen Thun und Treiben verursachen könnte; wobei ihr einziger Trost noch der war, daß ihr jüngerer Bruder, der Commerzienrath Grau, mit ihren beiden ihr ganz unähnlichen Schwestern, der Frau von Schmerlenbach und der verwitweten Frau Ober-Accise-Inspector Gutmuß, bei dem Rath Blank absteigen und dieser sie ewig neckende und doch von ihr geliebte Bruder sein launiges Wesen nicht so ganz unmittelbar in dem Bereich ihrer Häuslichkeit treiben konnte. Marie und Agathe, ihre beiden Nichten, liebte sie herzlich, ihnen war ihr bedeutendes Vermögen dereinst zugedacht und ob sie gleich die stille Marie bei weitem Aga-

then vorzog, so entzog sie doch der muntern Schwester ihre Liebe nicht.

Nur dieses Mal freute sie sich nicht besonders auf ihre Ankunft. Marie hatte ihr ein Tagebuch überschickt, welches sie im vergangenen Sommer während ihrer Reise in die sächsische Schweiz geführt hatte. Aus diesem wurde sie mit einem sonderbaren Verhältnisse bekannt, in welchem Agathe zu einem gewissen Assessor Werner stand, welcher in der Residenz wohnte. Die Geheimeräthin hatte sich sogleich nach diesem Herrn Werner bei Alt und Jung erkundigt und zu ihrem Schrecken nicht viel Lobenswerthes von ihm vernommen. Von Blume zu Blume solle er flattern, alle Tage sich verlieben, alle Monate versprechen und alle Jahre tiefer in Schulden kommen. Zwar setzten einige freundliche Mütterchen hinzu: Sie wissen es wohl, liebe Geheimeräthin, wie es geht. Alles wird übertrieben, hier und da hat man vielleicht sein Netz nach ihm ausgeworfen, er ist entschlüpft und nun schreit man Ach und Weh über ihn und sagt ihm alles Böse nach. Ueberdieß soll er auch seit einiger Zeit weit vernünftiger geworden sein, und am Ende

ist die Hälfte von dem kaum war, was man von ihm spricht. Ach! ist doch schon die Hälfte genug, erwiederte dann die Geheimeräthin: und fest wurde es beschlossen, dem Assessor für immer und besonders während der Anwesenheit der Nichten ihr Haus zu verschließen.

Desto sehnsuchtvoller aber erwartete der gute Assessor Werner die Ankunft des Commerzienraths Grau und seiner Nichten. Er wußte zwar nichts Bestimmtes über ihre Ankunft, und sein Freund, der Rath Blank, beobachtete hierüber ein unverbrüchliches Stillschweigen. Seit Monaten hatte er nun schon das Leben eines Novizen gelebt: tausendmal vom Satan gelockt, der ihm in der Gestalt von Brünetten und Blondinen, von Rheinwein und Champagner, von Juden und Christen erschienen war, hatte er bis jetzt zwar nicht allen Anfechtungen widerstanden, doch immer, hier durch Zufall, dort aus eigner Kraft sich vor einem gänzlichen Falle geschützt und so sah er mit keckem Muthe der Entscheidung entgegen.

War auch das Prüfungjahr, diese harte Bedingung, die ihm der kleine Onkel, der

Commerzienrath Grau, zum Noviciat anberaumt hatte, noch nicht verflossen, so hoffte er doch — der alte Adam hatte ihn noch nicht verlassen — daß Agathe seiner Liebenswürdigkeit so lange nicht würde widerstehen können. Der dießjährige Carnaval, der sehr brillant zu werden schien und zu welchem Agathe, so wie er hoffte, sicher zu ihrer Freundin, der Räthin Blank, kommen würde, konnte ihm ja tausend Gelegenheiten bieten, dieß so lange Jahr abzukürzen und mit diesem unerschütterlichen Selbstvertrauen ging er der süßen Hoffnung entgegen, Agathen hier zu sehen und ihre gewiß nur scheinbare Kälte zu besiegen.

Sein Freund, der Rath Blank und seine junge Gattin hatten ihm bisher durch Wort und That treulich in seinem harten Kampfe beigestanden, den er manchmal wirklich mit festem Willen gekämpft hatte, der aber seiner ewig geschäftigen Phantasie nun bald lästig und mühsam zu werden begann. Der Rath, welcher ihn genau kannte, fürchtete deshalb; doch Blanche — diesen lieblichen Namen hatte sie in ihr eheliches Leben mit hinüber genommen — Blanche fürchtete nicht.

Sie hatte in Agathens Herz einen tiefern Blick gethan, als alle Andere. Sie hatte bemerkt, daß der Aſſeſſor der Freundin lange nicht ſo gleichgültig ſei, als ſie es gern vor ihnen hätte ſcheinen mögen und aus mehrern unwillkührlichen Aeußerungen Agathens glaubte ſie ſchließen zu können, daß ihre Phantaſie, dieſe ſo geſchäftige Liebebotin, ſie oft unwillkührlich in eine von ihr ſelbſt, mit glänzenden Farben ausgeſchmückte Zukunft führte. Neigt ſich unſer Herz erſt ſehnſuchtvoll nach einem Gegenſtand, ſo iſt nichts Gefälligeres gegen uns, als wir ſelbſt. Wir ſchmücken dann freigebig unſere Träume mit allen Lieblingbildern aus, und was bei unſerm Morgentraume nie gelingt, die Bilder, nach welchen wir uns ſehnen, herbei zu zaubern und feſtzuhalten, das gewährt uns die Phantaſie ſo willig bei unſern wachen Träumen.

Uebrigens gehört auch wohl unter die ſonderbaren Launen der Frauen, beſonders der verheiratheten, die Sucht, die Bildung junger Männer zu übernehmen; ein Amt, das wir Männer im Gegenſatz mit Frauen nie für ein wünſchenswerthes halten. Hat ein

junger Mann nur irgend eine pikante Seite, ſei es Schönheit, ſei es irgend ein Talent, vielleicht nur ein Witzfunken, der im Dunkel einer langwierigen Unterhaltung elektriſch hervorleuchtet, hat er übrigens auch tauſend Fehler und Mängel, iſt er roh und unfein, ſagt er ſelbſt mit naiv plumper Offenheit derbe Wahrheiten, mangelt ihm ganz die feine Bildung, welche ſonſt die Frauen als eine nothwendige Bedingung der Liebenswürdigkeit verlangen, ſo unternimmt doch die zarte weibliche Hand es gern, den jungen Bären tanzen zu lehren. Wie ein Dannecker aus dem rohen Marmor ſeine Pſyche mit ſchöpferiſcher Hand formt, ſo wähnt die weibliche Eitelkeit, auch aus dieſem Sandſteine ein Ideal zu bilden.

Iſt der Jüngling überdieß noch in irgend einer Art genial, hat er nur den leiſeſten Anſtrich von Künſtlertalent, und wo gäb' es jetzt einen jungen Mann, der nicht eine Art Virtuoſität zu beſitzen glaubte, iſt auch das rein Moraliſche ſeine Schattenparthie, ſo ſtrömen die heiligen Frauen herbei, um dieſe Seele vom Verderben zu retten. Aber nur zu oft ſtürzen ſie mit ihr in die Gluth, und

wilden Jäger, und — mir ſelbſt ein Räthſel — tritt während der Erzählung die Alte mit der blutenden Tochter lebendig vor mich; es war mir, als ſetzten ſie ſich neben mir zu Tiſche, als hörte ich die Alte mir fluchen. — Du weißt, Geiſter- und Geſpenſter-Spuk halte ich für Thorheit, für jämmerliche Kinder der Furcht und der Verrücktheit; einen gut treffenden Schützen fürcht' ich mehr, als hundert Geiſter, ich würde den Teufel ſelbſt verſpotten, wenn er mir erſchiene, aber ſo lebhaft ſah ich noch nichts, mir grauſt es jetzt noch, denk' ich daran — und da kömmt das Bild ganz zu vollenden noch der Hirſch —"

„Und Ihr wollt heute den wilden Jäger aufſuchen?"

„Ja, Conſtant! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich, der ich nicht Gott, nicht den Teufel ſcheue, vor einem alten Weibe und ihrem Fluche zittern konnte; darum will ich hinaus und mir die Achtung meiner ſelbſt wieder gewinnen, die mir dieſer Augenblick der Feigheit entzogen hat. Ich will des Jägers Bekanntſchaft machen, wenn es einen giebt."

„Fordert die Geiſter nicht auf, Herr!" — bat Conſtant.

„Willſt du heute Abend nicht mit, ſo bleib zu Hauſe" ſagte der General, doch lag kein Vorwurf in dieſen Worten.

„Ich begleite Euch nach dem Wartthurm" ſagte Conſtant raſch und Freude leuchtete auf ſeinem Geſicht.

„Was geht in dir vor?" fragte Melac verwundert.

„Ihr werdet dem wilden Jäger begegnen" ſagte Conſtant zuverſichtlich; daß er Euch nichts zu Leide thut, dafür ſoll ſchon mein Schutzpatron ſorgen. Ihr werdet

glücklich, wenn nur vergebene Müh der undankbare Lohn ist, den sie ernten.

Diesen Trieb, den Assessor zum soliden Manne zu bilden, glaubte Blanche auch in Agathen bemerkt zu haben und sie war fast überzeugt, daß Liebe einen eben so großen Antheil an diesem Unternehmen habe, als Eitelkeit.

Der Rath hingegen, so sehr er auch durch Jugendfreundschaft an den Assessor gekettet war, fürchtete, wo Blanche hoffte, und blieb vor der Sache ernst stehen, über welche sie lächelnd hinweg hüpfte. Er hatte seinen Freund seit der Reise in die sächsische Schweiz wie ein treuer Mentor bewacht, ihn oft mit freundlicher Warnung von einem Abgrunde hinweggerissen, der sich ihm, dem Bedächtigen, wohl tiefer und gefährlicher zeigte, als er wirklich war. Doch schien jetzt eben in dem entscheidenden Moment alle seine Mühe vergebens, seine bangen Ahnungen in Erfüllung zu gehen und die höchste Zeit zu seyn, daß Agathe als schützender Engel selbst erschien. Von Sachsen war ein neuer Stern in die Residenz eingezogen. Die Tochter eines reichen Beamten aus der Gegend von

Menſchen um ihn. Ziehen ſie doch aus und ein, kommen und gehen wie es ihr Vortheil heiſcht, ſagte er oft, und die alte Feſte iſt ihnen ein Gräul, und Thurm, Wall und Mauer hat nur Werth für ſie, weil ſie ihnen Schutz geben. — Die alten Thürme aber ſtehen ſchon Jahrhunderte auf derſelben Stelle, die Zugbrücke raſſelt ſchon ſo lange ich hier bin auf und nieder, und die ſchön gehauenen Steine meines Thurmſtübchens ſtehen ſo unwandelbar, und ſind ſo geduldig, wenn ich in müßigen Stunden meine Laune an ihnen auslaſſe, daß es eine Freude iſt, ſolch Beſtändiges um ſich zu ſehen. Wollte ich meine Gedanken in das Herz eines Menſchen prägen, wie hier auf dieſe Steine, würde er mir bald das Herz verſchließen, und meine treuherzigen Mittheilungen wären ihm als eine zudringliche Gabe eines alten Mannes läſtig, er ginge mir dann aus dem Wege, während Thurm, Brücke und Steine fein ruhig auf ihre Stelle bleiben, und abwarten, bis ich komme, mich mit ihnen zu unterhalten.

Oberſt Widerhold allein fand zuweilen Gnade vor ſeinen Augen; theils zwangen ihn

2. Sam. XXVI. V.

die Verhältniſſe oft mit dem Kommandanten manche lange Unterredung zu haben, theils behagte ihm der ernſte, ſtrenge Kriegmann, der eben ſo unerſchütterlich auf ſeinem Willen beſtand, wie die halben Karthaunen auf ihren Blöcken ſtanden; zuweilen, doch nur ſelten, erzählte er ihm von vergangenen Zeiten, und klagte dann immer, wie zu Kaiſer Matthias Zeiten der Soldat zwar ein gefürchteter, aber ein gar wenig geachteter Mann geweſen ſei.

Nur ſeit Paul Werner auf Hohentwiel war, ſchien die trockne, einförmige Natur des Alten ſich verändert zu haben, und er dem Lebenden mehr Theilnahme zu ſchenken als dem Todten. Es mußte in dem jungen Manne für ihn eine beſondere anziehende Kraft liegen, denn bald ſah man ihn neben den Lieutenant auf dem Walle ſpazieren gehen, ihm die Geſchichte jedes Geſchützes erzählen, und ihm berichten, wer ſie gegoſſen, wie ſie auf Hohentwiel gekommen, und was für Hauptſchüſſe er aus ihnen gethan habe. Sogar ſah man den Lieutenant das Thurmſtübchen betreten, eine Gunſt, deren ſich außer dem alten Klaus, dem Stubenheizer, noch Nie-

mand rühmen konnte. Jedermann war es unerklärbar, daß der das Beständige, Unwandelbare so streng Liebende, eine fast väterliche Neigung gegen Herrn Werner gefaßt hatte, der durch seinen Uebertritt die Beständigkeit nicht eben beurkundete. Als ihn einst der Oberst um die Ursache befragte, und von ihm wissen wollte, was ihn denn eigentlich zu dem jungen Manne hinzöge, antwortete der Alte treuherzig, das wüßte ich Euch wahrlich nicht zu sagen Kommandant, das liegt im Menschen und nistet sich da ein, und man weiß nicht so recht wie und warum. So wie ich lieber ein Stück Geschütz losbrenne als das andere, und eine Vorliebe für dieses und jenes habe, so zieht es mich auch nach Werner hin, und ich könnte Euch keine Rechenschaft geben weßhalb.

Auch Werner war gern bei dem kleinen Männchen, und ließ sich willig von ihm in der, damals noch nicht weit getriebenen Kunst eines Konstablers unterrichten, und wenn er nicht in dem Familienkreise des Obersten war, der ihn freilich stärker anzog als das Thurmstübchen des Alten, so war er bei Benedikt Kraaz und seinen Karthaunen.

In der jetzigen Zeit, wo der Feind so nahe war, und man jeden Augenblick die Festung berennt sehen konnte, hatte freilich der Ober-Konstabler viel zu thun, das Geschütz gehörig aufzustellen, die Munition zu untersuchen, und die Ladungen füllen zu lassen. Jeder Punkt, auf welchem der Feind allenfalls Geschütz gegen die Feste aufführen konnte, wurde berücksichtigt und die Karthaunen und Feldschlangen dahin gerichtet. Um ganz Hohentwiel war gewiß kein Fleckchen, dessen Entfernung der Ober-Konstabler nicht gemessen, und seine Maßregeln darnach getroffen hatte, und so wie der Oberst Widerhold jede Steinlücke in Thurm und Mauer jetzt sorgsam ausbessern ließ, so war gewiß keine Schießscharte, kein Schanzkorb, kein Block, an dem das mindeste gefehlt hätte.

An dem nämlichen Morgen, an welchem Johanna und ihre Mutter Hohentwiel verlassen hatten, und Paul Werner neben dem Ober-Konstabler stand, mit traurigem Blicke nach dem Wege sehend, der nach Radolfzell führte, trat Oberst Widerhold zu ihnen. Nun Alter, sprach er den Konstabler an, nachdem er seinem Lieutenant einen kalten Morgen-

gruß gesagt hatte, nun Alter, mögen die Ligistischen kommen; das Nest ist rein gefegt, alles Unnütze hinausgeschafft, die Magazine sind gefüllt, an Munition fehlt es auch nicht — so kann denn in Gottes Namen der Tanz beginnen.

Und die alten Karthaunen brummen, fiel ihm Benedikt Kraaz in die Rede, haben lange genug schweigen müssen, und wie die Narren das Maul aufgesperrt, ohne ein vernünftiges Wort reden zu können. Nun mit Gott, Herr Kommandant! Nun wird die Langeweile ein Ende haben, und ich wette ein Maß Rheinfall gegen ein Maß Neckarwein, die Schlange mit ihrem langen Halse zischt zuerst und schießt ihr Gift dahinunter nach der Brücke von Singen. Gebt Acht, dort werfen sie die erste Schanze auf.

Ich meine, sie setzen sich zuerst auf Staufen fest, unterbrach ihn Werner.

Euer Wort in Ehren, junger Herr, unterbrach ihn der Konstabler, das glaub' ich nicht! Dieß ist das siebente Mal, daß der Feind Hohentwiel berennt, und jedesmal beginnt er sich dort festzusetzen.

Eben deshalb, meinte der Lieutenant, wird

General Mercy es nicht thun. Er folgt selten dem Wege, den Andre vor ihm einschlugen. Ich nehme Eure Wette an, Ober-Konstabler, aber Rheinfall gegen Rheinfall!

Ihr scheint genau von der Absicht des Feindes unterrichtet zu seyn, Lieutenant Werner, unterbrach Oberst Widerhold das Gespräch, einen zweideutigen Blick auf jenen werfend. Geht indessen mit der nöthigen Mannschaft hinaus, laßt die wenigen Vorräthe aus dem Maierhofe herauf schaffen und bereitet Alles, daß er zu jedem Augenblicke angezündet werden kann; wir wollen uns doch die guten Baiern so weit vom Halse halten als möglich.

Als Paul Werner sich entfernt hatte, und der Oberst ihm kopfschüttelnd nachsah, nahm der Konstabler das Wort und begann gegen seine Gewohnheit das Gespräch. Herr Kommandant, Ihr seid unzufrieden mit dem Manne, hob er an.

Ja!

Und weshalb?

Laßt Euch das nicht kümmern Benedikt, sorgt nur für einen tüchtigen Empfang der Baiern, erwiederte Oberst Widerhold.

Soll nicht fehlen Kommandant! Aber sagt

mir, was habt Ihr seit einiger Zeit gegen den Mann, fuhr der Konstabler fort.

Dem Obersten mußte diese Redseligkeit auffallend seyn, doch wollte er den Alten nicht ohne Antwort lassen. Benedikt, sagte er, wenn Jemand die Schlange dort, oder hier den Pelikan von der Stelle rücken, oder ihnen eine andere Richtung geben wollte, und diesen könntet Ihr überdies noch als Konstabler nicht achten, wäret Ihr damit zufrieden?

Nein! erwiederte der Alte.

Wenn Jemand die glatt geschliffenen Steine Eures kleinen Gemachs, auf die Ihr manche Karthaune, manch Bollwerk, auch manche Fratze gekratzt haben sollt, wenn da eine geschäftige Hand den Meißel ansetzte und Euch alles verdürbe, bliebt Ihr da gleichgültig?

Nein Obrist!

So geht es auch mir mit dem Lieutenant. Er freit um mein Kind und ich mag es ihm nicht geben, er will es von dem Herzen des Vaters reißen, und das dulde ich nicht. Ein falsches Reis will sich auf den alten Stamm der Widerholde pfropfen, und dahin gehört nur ein makelloses.

Hm! brummte Benedikt Kraaz — Er ist doch ein Ehrenmann!

Ein Ueberläufer ist er!

Und ficht jetzt für die gute Sache, unterbrach ihn der Konstabler; besser spät zur Erkenntniß gekommen, als gar nicht.

Benedikt! fuhr der Oberst auf. Ich erkennne Euch nicht mehr. Sagt mir, Ihr Menschenfeind, der alle Welt, und den alle Welt sonst mied. Was fesselt Euch an den Menschen? — er ist der Einzige. —

Und wird auch der Einzige bleiben! fiel ihm der Konstabler ins Wort, dann schwieg er und sah starr vor sich nieder. Mache Dir Luft, Herz! brummte er dann vor sich hin, und sein Blick sonst so stechend blickte fast wehmüthig auf.

Ein Landmädchen gab mir einen Sohn und starb, begann er nun mit bebender Stimme. Was ich an ihr verbrochen, wollte ich durch das Kind wieder gut machen. Es war ein lieber Knabe, mein Herz hing an ihm mit beispielloser Liebe. War ich nicht im Kriege, so war ich bei ihm, unterrichtete ihn in Allem, damit er einst ein guter Konstabler werden könne, und lebte nur in dem Kinde. Er

wuchs freudig heran, 18 Jahre hatte ich ihn aufblühen sehn, als er mir nach Prag zu König Friedrich folgte. In der Prager Schlacht sollte er sein Probestück ablegen — eine Kugel riß ihn an meiner Seite den Kopf vom Rumpfe —

Seit dem Tage, fuhr Benedikt fort und preßte die Thräne gewaltsam zurück, ist die Liebe zu den Menschen von mir gewichen — er nahm sie mit sich.

Paul Werner ist sein Ebenbild, sein sprechendes Ebenbild — und darum die Liebe zu ihm! — Könnt Ihr es fassen Oberst! rief er mit Heftigkeit, könnt Ihr ein Vaterherz begreifen, das das Schicksal so furchtbar traf, und um ihm einen kleinen Trost zu reichen, ihm ein Contrefei des Verlorenen zum Ersatz giebt?

Armer Mann! unterbrach ihn der Obrist.

Hm! brummte der Alte, den dieser Ausruf des Mitleids unangenehm berühren mochte. So arm bin ich nicht! Dort bei der Nachtigall habt Ihr mir erlaubt meine Grabstätte ausmauern zu lassen, und was will der Mensch am Abend seines Lebens mehr, als sein Ruhebett bereitet zu wissen.

dann die Ueberzeugung erhalten, daß mit der Mahlzeit der Würmer nicht alles abgethan ist und Strafe und Vergeltung auch dort noch walten — Gott wird mir meinen Vorwitz verzeihen, meine Absicht ist ja, eine Seele zu retten." Er ging freudigen Herzens, alles zu besorgen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, schüttelte Melac lächelnd den Kopf. „Ein Narr," sagte er „dem die Pfaffen den Kopf verwirrten; glaubt, weil er bei Consarbrück den Leichnam rettete, will er es auch mit der Seele versuchen. Armer Constant! Käm' es hier zum Treffen, würde dir der Teufel mehr zu thun geben, als die Lüneburger Reiter. Du überredest mich nicht," sagte er ernst vor sich hin, „daß es nicht mit diesem Leben ein Ende hat. Wenn sich der Leichnam schlafen legt, ist es gleichviel, ob man den Tag über gezecht oder gebetet hat. Ich habe zu viel genossen, um mich ans Fasten gewöhnen zu können, und die Tage, die ich noch leben kann, will ich genießen, dem Teufel zum Trotz."

Ehe er sich aber zum nächtlichen Abentheuer anschickte, ließ er den Stadtschreiber rufen. Dieser sah jetzt wohl, jedoch zu spät, ein, welch ein gewagtes Spiel er spiele. Schon murrten die Bürger, nannten ihn einen Verräther und gern hätte er sich, wenn es ihm möglich gewesen wäre, auch jetzt noch zurückgezogen. Er traf daher für jeden Fall seine Einrichtung und da er nicht mehr zurück konnte, schritt er, obgleich in Verzweiflung, den einmal betretenen Weg trotzig weiter. Daß er Rache an Benedikt und Magdalenen nehmen könne, das war noch sein einziger Trost, die Rettung seines Vermögens, sein einziges Ziel. Der General ließ ihn rufen, um mit ihm das

Obriſt Widerhold war durch dieſe Erzählung überraſcht; er drückte dem Alten herzlich die Hand. Ich wollte ein beſſerer Mann hätte Eurem Sohne geglichen, ſagte er dann, der nicht wie eine Wetterfahne ſich heute von dem Wind aus Baiern, morgen von dem aus dem Schwedenlande drehen läßt.

Herr! erwiederte der Konſtabler, ohne daß ihn jedoch ſein Gleichmuth verließ. Die Steine zu jenem Thurme lagen auch ruhig in dem Steinbruche, als aber der Steinmetz ſie herausbrach mußten ſie auch wandern, und jeder iſt jetzt der Theil eines beſſeren Ganzen wie früher; ſo auch Werner, er, ein Proteſtant, verließ die Papiſten —

Eines glatten Geſichtes wegen! fiel ihm der Oberſt mit Heftigkeit in die Rede.

Das kann ich kaum glauben, lieber Herr, meinte Benedikt. Doch wäre es ſo, hätte ihn nicht die Ueberzeugung nur ein glattes Frauengeſicht zu uns geführt, ſo wäre es freilich beſſer, ich hätte meines Herzens Kummer verſchloſſen gehalten, und mich ruhig auf den Pelikan, den alten Brummer geſetzt, als mich einmal, wie ein alter Narr an einen Menſchen gehangen. Doch dem will ich bald auf

den Grund kommen! Aber seht nur Herr, brach er auf einmal das Gespräch ab, sehe ich recht, so kommt dort zwischen Hohenkrähen und der Staufenburg Kroatenvolk hinter dem Berge hervorgesprengt, und grade auf den Meierhof zu. Soll sie der Pelikan begrüßen, und zugleich dem Lieutnant da unten ein Signal geben, daß er sich zurückzieht? Bei diesen Worten ergriff er rasch eine bereit stehende brennende Lunte, Oberst Widerhold aber verbot es. Das Gesindel ist keinen Schuß aus einer Karthaune werth, sagte er, und mag sich der Lieutnant da unten helfen so gut er kann.

Kommandant! sagte der Alte, die Lunte neben den Pelikan steckend. Versteh' ich Euch recht, so —

Thut, wie ich befohlen, und bekrittelt meine Worte nicht, sagte Widerhold, trat dann auf die Brustwehr des Walles, wohin ihm Benedikt folgte, und sah, nicht ohne Besorgniß, nach dem Meierhofe hinunter, wo das Vieh eben die Höhe hinaufgetrieben wurde, zugleich bemerkte er, wie die feindlichen Reiter sich auf der Ebene zerstreuten und einzeln, im Galopp der Meierei zu jagten.

Soll ich immer noch nicht? fragte jetzt der Alte, der dem Allen mit weniger Ruhe zugesehen hatte als Widerhold.

– Keinen Karthaunenschuß sind sie werth, wiederholte dieser. Wir müssen unser Pulver für Besseres sparen.

Doch Werner schonte das Pulver nicht, denn in diesem Augenblicke empfing seine hinter Hecken und Mauern aufgestellte Mannschaft die wild Heransprengenden, daß sie schnell zurückprallten und auf ein Reiterregiment, welches die Straße von Duttlingen herabzog, zujagten. Die feindlichen Reiter gewahrend schaffte Werner noch Alles, was wegzubringen war, den Berg hinauf, und folgte ohne vom Feinde weiter beläſtigt zu werden.

Der Feind breitete sich um die Festung aus. Ein Theil, meist aus Fußvolk, besetzte, wie der Konstabler es voraus gesagt hatte, den Uebergang bei Singen, die Reiterei lagerte sich auf dem Wege nach Duttlingen, und die Kroaten schwärmten von dem Eselsgraben bis an den Singerwald. Oberst Widerhold sah dem Allen ruhig zu, sich auf seine Festungwerke verlassend fürchtete er nicht einen Augenblick den feindlichen Angriff, und war

auch fast gewiß, daß General Mercy nichts Ernstliches unternehmen würde.

Niemand war an diesem Tage auf Hohentwiel verdrießlicher als Benedikt Kraaz. Er ging mit mürrischem Gesichte, immer vor sich hin brummend, von Mauer zu Mauer, von Wall zu Wall, sah nach allen Seiten und hoffte immer, ein feindlicher Trupp solle sich auf Schußweite nähern, damit er ein Geschütz losbrennen könne; aber immer vergebens, überall blieb der Feind in gehöriger Entfernung, und Schlange und Pelikan, Nachtigall und Rabe mußte schweigen, denn auf einzelne Reiter zu schießen, hatte der Kommandant streng verboten.

Hm! brummte er, als er sich am Abend verdrießlich neben die Nachtigall gesetzt hatte, und Lieutenant Werner, freundlich grüssend zu ihm trat. Hm! das Ding gefällt mir nicht! Schonen wir doch das Pulver, als ob kein Salpeter mehr im deutschen Reiche zu finden wäre, und die da draußen schleichen um die Feste wie der vorsichtige Marder um den Taubenschlag. Mir scheint die Sache kein rechter Ernst und eitel Spiegelfechterei zu seyn. Nehmt Euch in Acht Herr Paul, wandte er

sich jetzt zu diesem, ist der Kommandant mit Mercy einverstanden, haben sie in Wien dessen Vorschläge genehmigt, so könnte Euch übel mitgespielt werden.

Wie so? fragte Paul Werner verwundert.

Es wäre eine gute Art einen lästigen Freiwerber los zu werden, brummte der Konstabler immer vor sich hin. — Doch schweig alte Unke! rief er plötzlich, und sagt mir lieber junger Freund, was Euch eigentlich von den Baiern fort und hierher getrieben hat. Denke ich an Euren Uebertritt, ist es mir immer, als ob ich Euch feindlich den Rücken wenden müßte, statt Euch herzlich die Hand zu drücken.

Werner, dem aus manchen Gründen an dem Wohlwollen des alten Mannes gelegen, und der ihm auch wahrhaft gewogen war, stutzte bei dieser Frage nicht wenig, und da der Alte bei Werners augenblicklichem Schweigen rasch fortfuhr und sagte: Eure Feinde geben Euch Schuld, Johanna Widerhold sei der Magnet gewesen, der Euch vermocht habe, Euren Eid zu brechen und zu uns zu kommen, so blieb dem jungen Manne nichts weiter übrig, als den Konstabler, so viel er vermochte, eines Besseren zu belehren.

Er berichtete ihm, daß er in Onolzbach geboren, in dem Glauben Lutheri erzogen, früh eine Waise, zu einem Verwandten nach Donauwerth gebracht worden sei, der väterlich für ihn gesorgt, und ihm dann Mittel gegeben habe, sich dem Krieghandwerke zu widmen. So wär er unter General Mercy's Regiment gekommen, wo er schnell befördert, aber auch bald gefangen worden sei. Mir gefiel das Leben bei den Baiern nicht, fuhr er fort, sie mißtrauten mir, da ich kein Papist war, zu Gottes Tische konnte ich auch nicht gehen, nicht in meiner Kirche Gott verehren, da ward mein Gewissen rege. In Breisach, wo ich den Umgang mit gelehrten frommen Leuten suchte und fand, faßte ich den Entschluß, nicht für elenden Sold allein, sondern auch für meinen Glauben zu fechten, trug meinen Wunsch dem General Erlach vor, er nahm mich in Dienst und, gestehen muß ich es, daß ich es vorzog, mich in diesem Rattennesie einzuschließen —

Herr Werner! unterbrach ihn der Konstabler unwillig. Nennt mein gutes Hohentwiel kein Rattennest, ich bitte Euch sehr. Seine Mauern und Thürme gaben schon man-

chem braven Mann Schutz und trotzten dem Sturm und Wetter und den eisernen Kugeln, die der Feind heraufschickte. Seht das alte Gebäude, wie stolz es dasteht, nichts fehlt — doch ja, die Wetterfahnen fehlen, die habe ich in der Stille abnehmen lassen, weil mich die ewig kreischenden, von jedem Lüftchen hin und her gewehten Dinger ärgerten. Doch laßt Euch dadurch nicht stören und fahrt in Eurer Erzählung nur fort.

Herr Werner hatte schon gehofft, der Alte würde über das Lob Hohentwiels ihn und seine Erzählung vergessen haben, und mußte nun wider Willen den abgerissenen Faden von neuem anknüpfen. Nun ja, begann er, daß ich hierher zu kommen mich bemühte, statt mit irgend einem Regimente zu Felde zu ziehen und ein freies Soldatenleben zu führen, daran war freilich Johanna Widerhold Schuld, und Ihr müßt mir gewiß beipflichten, daß Ihr wohl nie etwas Schöneres sahet, als dieß holde Mädchen, nichts Schöneres hörtet, als ihre Silberstimme, wenn sie zur Laute singt.

Mit nichten, junger Freund! unterbrach ihn der Konstabler. Seht hier, meine Nachtigall,

tigall, Hans Freigang von Augsburg hat sie gegossen; seht nur die herrliche Arbeit, schaut hier das Wappen von Würtemberg, und die Nachtigall darunter, so täuschend als lebte sie. Ist wohl ein Frauenantlitz so blank, widersteht es so der Zeit, ist ein Weib so treu wie diese? Funfzig Jahre steht sie schon hier auf dem nämlichen Flecke, kein Auge von der Brücke von Singen verwendend. Und ihr Gesang — wie der Donner Gottes brüllt sie im hundertfachen Echo, bis Engen hört man sie, und traun, junger Herr, was sie sagt, hat ganz andere Kraft als so ein thöricht Liebeslied. Jungfer Johanna mag eine fromme Dirne seyn, sittsam und wohlgezogen, ich will es glauben, aber immer nur ein gebrechlich Wesen von unhaltbarem Schrote, sich bald hier, bald dorthin neigend, wie die alten Wetterfahnen, plaudernd wenn es ihr beliebt, indeß meine Nachtigall nur singt, wenn ich sie losbrenne, und von reinem ächten Glockengute ist — Gott erhalte sie. — Doch Ihr hört ja nicht auf mich, obgleich ich wider Gewohnheit meine Lunge anstrenge.

Wo sie jetzt weilen mag, ob sie auch wohl meiner gedenkt wie ich ihrer? fragte Werner

vor sich hin. Der Konstabler horchte auf, da er ihn nicht ganz verstand. Ihr glaubt nicht, lieber Benedikt, fuhr der Träumende dann auf, wie mich die Sehnsucht ergreift sie zu sehen, und ihre holde Stimme zu hören.

Glaub' es, glaub' es! fiel ihm der Konstabler in die Rede. So ging es auch mir den ganzen Tag über, die Sehnsucht eine meiner Karthaunen brummen zu hören, ließ mir keine Ruhe, und wahrlich, wäre es nicht so ganz gegen Krieggesetz, ich nähme die Lunte, zündete die erste beste an, und schickte eine Kugel auf gut Glück in die weite Welt. Doch solche Thorheit wird der alte Benedikt Kraaz nicht begehen. Aber arg bleibt es doch — dort der Feind, der uns mit Schanzen umgeben wird, wie die Spinne mit ihrem Gewebe die zappelnde Fliege, und keinen Schuß, kein Zeichen von Leben und Muth. Aber das macht das Unterhandeln, da ist nirgends rechter Ernst, überall nur ein halbes Herz.

Alter Herr! unterbrach ihn Werner, der sich gern seinen Gedanken an Johanna überlassen hätte, Ihr seid ja heute von sonder-

barer Redſeligkeit, ſprecht in einer Stunde mehr, als ſonſt in einer Woche. —

Ihr habt Recht, Herr Werner, ſagte der Alte. Es iſt heute ſo ein ſonderbarer Tag und mir iſt, als ob ich reden müßte, da meine Kinder, die Karthaunen, ſtumm ſind. Aber gut, daß Ihr mich daran erinnert. Gute Nacht! ſagend, ſetzte er ſich wieder neben die Nachtigall hin, und da der Lieutenant ihm gleichfalls gute Nacht gewünſcht und ſich entfernt hatte, murmelte der Alte ſein Abendgebet, ſang dann mit kreiſchender Stimme ein Abendlied, und machte noch einmal die Runde auf dem ganzen Walle, ehe er ſich in ſeinem Thurme zur Ruhe legte.

3.

Während die Feinde Hohentwiel mit Schanzen, jedoch außer der Schußweite umgaben, der Ober-Konſtabler ſich täglich mehr und mehr ärgerte, daß noch kein Pfund Pulver verſchoſſen war, und Lieutenant Werner, von den mit dem General Mercy gepflogenen Un-

Nöthige wegen Magdalenen zu beſprechen, wo dann verabredet wurde, morgen in aller Frühe einen Offizier mit dem Geſuch an die Herzogin zu ſenden, Magdalene nach Eßlingen zu ſchicken, da ſie, wegen des Vorfalls mit dem Reiter, als Zeugin bei dem Verhör nothwendig ſei. Frei Geleite hin und zurück, ſollte ihr zugeſagt, aber freilich nicht gehalten werden. Der Stadtſchreiber wollte überdies noch die Priorin, die er jetzt durch Drohungen und andre Mittel ganz für ſich gewonnen hatte, bewegen, an Magdalene zu ſchreiben, und ihr die Gefahr zu ſchildern, in der ihr Vater ſchwebte; von ihrer Liebe zu dem Alten hoffte der Liſtige faſt noch mehr, als von der Bereitwilligkeit der Herzogin. Auch müſſe ins geheim Benedikt mit der Tortur, unter dem Vorwand bedroht werden, daß er einen Aufſtand in der Stadt beabſichtigt habe, von welchem er die Mitſchuldigen angeben ſollte. Magdalene ſollte ihm dann als Preis ſeiner Freiheit geſtellt ſein.

Unter dieſen teufliſchen Plänen verſtrich die Zeit; die zum Ritt nach Türkheim beſtimmte Stunde nahte. Der Neapolitaner wieherte ſchon ungeduldig, eine Reiterabtheilung war ſchon voraus, die nöthigen Vorſichtsmaßregeln in der Umgegend des Oehlenberges zu nehmen und mehrere Offiziere, welche an dieſem Abentheuer Theil nehmen zu müſſen glaubten, verſammelten ſich vor dem Steuerhauſe. Fackeln, Pechkränze waren bereit, und als die Thurmuhr eilf ſchlug, ſchwang ſich Melac auf ſeinen bäumenden Rappen, der Stadtſchreiber auf ſein geduldiges Rößlein und ſo ſprengte Alles im vollen Jagen dem Oehlenberge zu.

Es war heute eine neblichte Nacht und hätte die

terhandlungen unterrichtet, zu fürchten begann, daß dieß auf ihn einen traurigen Einfluß haben könne, saß Johanna Widerhold einsam und niedergeschlagen in Radolfzell. Ihr einziger Trost war ihre Mutter, der sie ihr ganzes Herz vertrauen, mit ihr von dem Geliebten sprechen, ihr ihre Hoffnungen und ihre traurigen Ahnungen mittheilen konnte. Johanna war eines jener sanften Wesen, die zum Dulden geboren sind, ihr ruhiges Gemüth schien keiner heftigen Leidenschaft fähig, ihr Herz eher verschlossen, als jedem Eindrucke schnell geöffnet zu seyn, und dennoch, hatte einmal eine Neigung in diesem stillen Paradiese ein Plätzchen gefunden, so wurde sie auch mit Beharrlichkeit gepflegt, und was der Liebe am Flackern der wild ausbrechenden Flamme gebrach, das ersetzte die stille, nicht verlöschende, sorgfältig verborgene Gluth. Sie hatte von dem ersten Augenblicke an, wo sie Werner kennen lernte, ihn geliebt, lange gegen ihre Neigung wie gegen etwas Strafbares gekämpft, und da sie zu mächtig in ihr wurde länger zu widerstehen, sich ihr ganz hingegeben.

Nicht durch die Trennung allein fühlte sie

ſich unglücklich. Sie kannte des Vaters eiſernen Sinn, kannte ſeine böſe Laune, die er nur zu oft Werner hatte fühlen laſſen, und konnte dieſen nun nicht, weder durch Blick noch Wort dafür entſchädigen. Das machte ſie ſo traurig, und furchtbare Ahnungen, dieſe finſteren Dämonen, die ein zartes weibliches Herz ſo tückiſch verfolgen, quälten ſie unabläſſig; nur in der Einſamkeit, wo ſie ſich ihren Träumen, oft auch ihren Hoffnungen überließ, fand ſie noch Troſt.

Am Ufer des Bodenſees hatte ſich eine kleine, von vier alten Ulmen beſchattete Bucht gebildet, unter deren grünem Laubdach eine freundliche Ausſicht auf die lachende Gegend dem Auge wohlthat. Dieß Plätzchen hatte ſich Johanna zu ihrem Lieblingaufenthalte gewählt, hier ſtörte ſie nichts, hierher führte kein gebahnter Weg, ſelbſt der gleitende Kahn ſchwamm ſchaukelnd der kleinen unbekannten Bucht vorbei, die wohl nie von Menſchen beſucht worden wäre, wenn nicht zuweilen ein Fiſcher ſein Netz hier ausgeworfen hätte. Hier unter dem Schatten der hohen Ulmen, auf einem dicht am Ufer unter den Bäumen ruhenden Steine, ſaß Johanna, die Laute im

Arme, fast alle Morgen, alle Abende, und sang unbelauscht ein Liedchen der Liebe, oder pflückte am Ufer die wilde Rose und den gelben Ginster, wand Feldblumen zu einem Kranze und überließ sich dann den Träumen ihrer Sehnsucht.

Eines Abends hatte sie Radolfzell früher verlassen als gewöhnlich und war nach ihrem Lieblingplätzchen gewallfahret. Der kleine Ort war ihr heute überdieß zu geräuschvoll, denn General Mercy war mit einer starken Bedeckung dahin gekommen, um von hier aus eine Recognoscirung an den Ufern des Bodensees zu machen. Schon früher hatte er die nöthige Fürsorge gehabt, daß der Gattin des Obersten Widerhold Schutz und Sicherheit in ihrem stillen Aufenthalte wurde, und heute ließ er ihr wissen, daß er nach seiner Zurückkunft sie begrüßen werde, ein Grund mehr, weshalb sich Johanna durch den Garten nach dem Erlengebüsche schlich, das sie zu ihrem Schattenplätzchen am See führte. Sie war heute besonders traurig gestimmt, und während sie Blumen am Ufer pflückte, waren ihre Gedanken nur auf Hohentwiel bei ihm. Als nun die Sonne schon zu sinken begann, und

ſie, vom Wandern ermüdet, ſich auf den Stein ſetzte, überließ ſie ſich ganz ihren Träumen. Sie flocht die Blumen zum Kranze, flocht ſie wieder auseinander, und ihre Gedanken waren nicht bei den Blumen, nur bei dem Geliebten. Sie hatte heute ihre Laute nicht mitgenommen, und dennoch ſtimmte ſie, von dem eintönigen Plätſchern der Wellen, von dem Rauſchen des Abendwindes durch die dunkeln Zweige der Ulme verlockt, ein Liedchen an, deſſen Worte und deſſen Melodie vielleicht ihr ſelbſt unbewußt, ihrem Innern entquoll. Sie ſang wehmüthig, das Auge auf die Blumen in ihrem Schooße geheftet:

Blumen des Frühlings, wie welkt Ihr ſo bald!
Kaum noch zum Kranze gewunden,
Eh' Ihr die Locken der Liebe umwallt,
Habt Ihr das Grab ſchon gefunden.
Blumen des Frühlings in Liebe und Luſt
Drück' ich Euch Duftende an meine Bruſt;
Drück' ich Euch Blumen in Liebe und Schmerz,
Welkende Kinder des Frühlings an's Herz.

Während ſie ſang, zerpflückte ſie den Kranz, warf den entblätterten in die Fluth, ſeufzte tief auf und ſang dann weiter:

Wonne der Liebe, wie welkst Du so bald!
Kaum, daß das Herz Dich empfunden,
Kaum, daß die Sehnsucht es freudig umwallt,
Bist Du auch wieder verschwunden.
Wonne der Liebe! in Liebe und Lust,
Drückt' ich Dich Himmlische an meine Brust;
Drück' ich jetzt weinend, in Liebe und Schmerz
Fliehende, hoffnunglos Dich an mein Herz!

Die Blumen hatte sie, während sie sang, alle, bis auf eine wilde Rose in die Fluthen geworfen; sie drückte jetzt diese an die Lippen. — Hoffnunglos! rief sie weinend aus: O! es ist hart, daß auch dieser Stab mir gebrochen ist. Nun so sollst auch Du Deinen Schwestern folgen! Dieß sagend zerpflückte sie die Rose und warf sie in den plätschernden See, doch plötzlich hielt sie inne und sprang auf, denn sie hörte Ruderschlag und das leise Murmeln von Stimmen. Sie lauschte wie das scheue Reh, wandte sich und wollte fliehen, als zwei bärtige Kriegleute hinter ihr standen, und, sie ziemlich barsch begrüßend, fragten: Habt Ihr kein Schiff von Ueberlingen heraufkommen sehen?

Ich sah keines, erwiederte Johanna, über diesen unerwarteten Anblick erschrocken.

Zeigt uns doch den Weg zu einem Orte,

wo man den See überſehen kann, verlangte der Eine, welcher der Vornehmere zu ſeyn ſchien.

Ich bin hier fremd und verließ dieſe Stelle noch nicht, antwortete die Jungfrau in höchſter Verlegenheit.

Das macht einem Andern weiß, unterbrach ſie der nämliche. Ziert Euch nicht und kommt.

Ich höre Ruderſchlag, ſagte der Andere, laßt die Dirne Korporal. Seht dort um die Bucht kommt ein Kahn, und bei Gott der General iſt drauf; konnten es ja wahrlich nicht beſſer treffen.

Bei dieſer Nachricht wollte ſich Johanna entfernen, aber der barſche Kriegmann hielt ſie zurück. Ihr werdet doch wohl den General Mercy ſehen und ihn begrüßen wollen, er iſt gar großer Freund von ſchönen Mädchen! ſagte er widerlich grinſend.

Indeſſen war der Kahn näher gekommen und General Mercy ſtieg, nur von einigen Offizieren begleitet, an's Land. Ihr ſeid gewiß die holde Sängerin, die mich hierher gelockt hat! rief er Johanna freundlich grüßend zu, während der Korporal von des Rauſchen-

bergs Regimente mit seinem Gemeinen in steifer Positur da stand, und den Augenblick erwartete, wo er sein Wort bei dem General anbringen konnte.

Johanna hatte die Frage des Generals nicht beantwortet, sie fühlte sich in ihrer Lage zu gedrückt um unbefangen bleiben zu können, und erst als Mercy seine Frage wiederholte, stammelte sie ein leises Ja!

Schönes Kind, Du bist wahrscheinlich aus Radolfzell fuhr General Mercy fort, doch ehe dießmal noch Johanna ihr Nein! aussprechen konnte, nahm der Korporal das Wort, dem wohl bange werden mochte, die Unterredung mit dem schönen Kinde möchte zu lange dauern. General! sagte er, sich gravitätisch reckend. In Radolfzell wartet ein Eilbote aus München auf Euch, ich bin beordert Euch dieß zu melden.

Gut, ich werde gleich folgen, sagte Mercy und wandte sich dann zu Johanna. Ihr habt wohl die Güte, uns den Weg zur Stadt zu zeigen, und uns dorthin zu begleiten.

Das würde wohl gegen Zucht und Sitte seyn, erwiederte sie hoch erröthend.

Sind denn die Jungfrauen in Radolfzell alle so züchtig wie Ihr, die wie Purpur glühend vor mir steht? fuhr Mercy fort und wollte ihre Hand ergreifen, die sie schnell zurückzog.

Ich bin fremd in Radolfzell, erwiederte Johanna, welcher der gekränkte Stolz den Muth wiedergegeben hatte, ich kenne nicht die Sitten der dortigen Jungfrauen, nur weiß ich, daß die Tochter des Obersten Widerhold auf Zucht und Sitte hält, und Eure Begleitung, General Mercy, sich verbitten muß.

Ihr seid des braven Kommandanten von Hohentwiel Tochter? — Seid mir willkommen edle Jungfrau! sagte er, seinen Hut ziehend, und sie nun achtungvoll begrüßend. So werde ich Euch noch heute Abend bei Eurer Mutter sehen, bis dahin lebt wohl, da Ihr meine Begleitung verschmäht. Er mußte in diesem Augenblicke sich des Eilbotens aus München erinnern, denn er entfernte sich schnell. Johanna schlich auf einsamem Pfade, traurige Ahnung im Herzen, nach Hause. Hier erzählte sie der Mutter was ihr begegnet war, theilte ihr die Furcht mit, die ihr der Besuch des Generals einflößte, und die Mutter,

die hierbei nichts zu fürchten fand, suchte sie, jedoch vergebens, zu beruhigen.

Am Abende erschien der Gefürchtete, der, wenn er auch nicht gewußt hätte, das schöne Mädchen dort zu finden, schon aus andern Absichten der Gattin Widerholds seinen Besuch abgestattet haben würde, da ihm in dieser Zeit Alles daran liegen mußte, irgend eine friedliche Uebereinkunft mit dem Kommandanten von Hohentwiel zu treffen. Er zeigte die größte Bereitwilligkeit den Frauen in Allem gefällig zu seyn, bot seine Dienste mit aufrichtiger Treuherzigkeit an, und scherzte mit Johanna über das sonderbare Zusammentreffen am See, wo ihn der Klang ihrer Stimme aus seinem Schiffe in einen Kahn und nach der Bucht gelockt hätte. Sein Benehmen gegen das Mädchen war mit so viel Anstand, fast ehrfurchtvoll, daß bald aus Johanna's Brust die Furcht vor dem Manne schwand, der sie in der Ulmenbucht so geängstigt hatte.

Das Gespräch glitt nun über allgemeine Gegenstände leicht hinweg und berührte bald Hohentwiel, wobei Mercy die Frauen bedauerte, daß sie die schöne Zeit zwischen den Mauern einer Festung verleben mußten; Jo-

hanna widerſprach ihm jedoch mit Lebhaftigkeit und ſchilderte ihm die Einſamkeit auf Hohentwiel als gar reizend. Mercy that noch mehrere unbedeutende Fragen, die Bergfeſte betreffend, welche die beſonnene vorſichtige Mutter, ſo gleichgültig ſie ihr auch ſchienen, doch unbeantwortet ließ. Jetzt wandte er ſich aber, jedoch gewiß nur zufällig, an Johanna und fragte ſie. Iſt nicht ein Lieutenant Paul Werner bei der Beſatzung. Das Mädchen, hoch erröthend, ſtammelte, die Augen niederſchlagend, ein leiſes Ja! und bemerkte die verweiſenden Blicke der Mutter nicht, die ihr Schweigen gebieten ſollten.

Es iſt ein Taugenichts, fuhr General Mercy fort, ein Undankbarer, dem ich viel Gutes that, das er mir ſchlecht lohnte, ein Ueberläufer, dem der Strang gewiß iſt, wenn er in meine Hände fällt. Doch ich hoffe, Oberſt Widerhold verachtet wie ich, ſolch wetterwendiſches Geſindel, das jetzt in Deutſchland ſeine Heimath gefunden zu haben ſcheint, und wird gewiß nicht anſtehen, mir auf dieſem Punkte willfährig zu ſeyn. Doch was iſt Euch Jungfrau? rief er plötzlich, da er Johanna erbleichen ſah: Iſt Euch nicht wohl?

Schneedecke nicht geleuchtet, wäre es eine Rabenfinsterniß gewesen. Ein scharfer Ostwind wehte unfreundlich über die Berge, und als sie bei dem alten Wartthurm ankamen, wurde schnell Anstalt gemacht, daß ein prasselndes Feuer sie erwärme. In verschiedenen Gruppen lagerten sich nun die Halberfrornen um das flackernde Feuer und der Becher ging fleißig in der Runde.

Die Gedanken der hier Versammelten mochten wohl sehr verschieden sein. — Melac in seinen Mantel gehüllt, schritt äußerlich ruhig auf und ab, gleich einem, der den Gegner zum Zweikampf erwartet. Constant, das Bild St. Georgs in seiner Tasche, erwartete mit Ungeduld den wilden Jäger, in der Hoffnung, seinen Herrn von seinem Unglauben zu heilen; bangte gewissermaßen, aber fürchtete ihn nicht. Die Offiziere waren meist nur ehrenhalber mitgeritten, langweilten sich, froren und fühlten im Ganzen wenig Beruf, mit Geistern sich zu messen. Der Stadtschreiber zitterte vor Frost und Angst — Nicht das flackernde Feuer, an welchem er sich, in seinen Mantel gehüllt, wie ein Knaul zusammenrollte, nicht der Wein, den er fast in zu starkem Maaße genoß, konnte ihn erwärmen, seine Angst war grenzenlos.

Mitternacht ging vorüber, der wilde Jäger ließ sich nicht blicken, alles blieb still, nur hier und da hörte man das Wiehern eines Rosses aus der Ferne, aber kein Rüdengebell, keinen Hörnerruf. Melac wurde ungeduldig.

„Das ist ein langweiliges Abentheuer" begann er endlich, als die Glocke in Türkheim drei geschlagen hatte „Ich glaube, Stadtschreiber, Ihr habt uns mit Euerm

Die Mutter, sich bei Mercy entschuldigend, führte die Tochter eilig in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile zu dem General zurück, der sich nicht mehr lange aufhielt, und ehe er sich empfahl, sie benachrichtigte, daß er morgen in aller Frühe einen Parlementair nach Hohentwiel an den Obersten senden werde, der mit Freuden Briefe, und was sie sonst noch ihrem Gatten zu schicken habe, besorgen würde. Er soll noch diesen Abend zu Euch kommen, werthe Frau, und Ihr könnt dem Worte Mercy's glauben, daß, was Ihr ihm anvertraut, sicher und unverletzt in Eures Mannes Hände kommen wird.

Frau Widerhold nahm dieß Anerbieten dankbar an, und der General verließ sie kurz darauf.

4.

Am andern Morgen rief ein Trompeter, der mit einem Offizier am Fuße des Berges hielt, durch sein Geschmetter die Besatzung von Hohentwiel auf die Mauer. Als Oberst

Widerhold ihn erblickte, schickte er den Lieutenant Werner hinab, sich zu erkundigen, was sein Begehr sei, gab ihm aber die Weisung, im Fall der Parlementair eingelassen zu werden begehre, es abzuschlagen, habe er aber ein Schreiben zu übergeben, es ihm abzunehmen.

Werner begab sich nun, mit einer kleinen Bedeckung, durch das nach dem Eselsbrunnen führende Thor, den Berg hinab, und nach gegenseitiger Begrüßung vernahm er den Wunsch des bairischen Offiziers eingelassen zu werden, was Werner ihm rund abschlug. Hierauf übergab ihm der Baier ein Schreiben vom General Mercy und noch ein anderes, es dem Kommandanten einzuhändigen, und reichte ihm heimlich noch einen Brief, die Bitte leise beifügend, es ja in die rechten Hände, doch wo möglich unter vier Augen zu geben. Werner warf einen flüchtigen Blick auf den Brief, erkannte Johanna's Handschrift und staunte nicht wenig, daß er an den Ober-Konstabler gerichtet war. Schnell verbarg er ihn in seinem Wamse, kehrte nach der Festung zurück, überreichte dem Obersten die erhaltenen Schreiben und begab sich dann

eiligst zu seinem alten Freunde, der eben so erstaunt wie er war, von Jungfrau Johanna ein Sendschreiben zu erhalten. Der Konstabler erbrach es und fand ein zweites Briefslein für Herrn Werner darin.

Die Jungfrau bat in wenigen Zeilen den Konstabler, seinem jungen Freunde die Einlage, jedoch nur insgeheim zu geben; an Werner selbst schrieb sie:

Theurer, werther Freund!

So sehr ich mich auch sträube von meinem Vater zu glauben, daß er einer Handlung fähig sei, die mit den Gesetzen der Ehre und der Rechtlichkeit nicht übereinstimmt, so halte ich es doch für Pflicht, Dich zu warnen. Es zieht sich ein Gewitter über Dir zusammen, General Mercy verlangt Deine Auslieferung, seiner Aeußerung nach ist dieß eine Bedingung bei der Unterhandlung mit dem Vater. Sei auf Deiner Huth, fielst Du in Mercy's Hände, erwartete Dich ein schreckliches Loos.

Ach wie sehre ich mich nach Dir, mein Geliebter! wie furchtbar ist mir die Einsamkeit, wie umziehen mich dann trübe Ge-

Gedanken und grausige Ahnungen, die mich jetzt gar nicht mehr verlassen wollen, seit Dein freundlicher Blick, Dein trauliches Wort mich nicht mehr tröstet. Selbst bei meiner guten Mutter fühle ich mich einsam, und die Worte des Trostes, die sie zu mir spricht, finden nicht den Eingang zu meinem Herzen. Ich bin recht elend und verlassen ohne Dich, und seit ich Mercy's Drohung hörte, recht sorgenvoll. Rette Dich, da es noch Zeit ist! — Gott möge diesen Brief in Deine Hände kommen lassen.

Habt Ihr schlechte Nachricht bekommen Herr Werner? unterbrach der Konstabler das Schweigen, da er die Furchen auf Paul's Stirn bemerkte. Das Blut ist von Euren Wangen gewichen, Ihr blickt starr vor Euch hin, daß es einen graußt Euch anzusehen. Was schreibt Euer Liebchen? Einen Absagebrief, nicht wahr! — Je nun! es giebt mehr Dirnen im Schwabenlande, und die Treuprobe kann keine ganz bestehen, darum tröstet Euch. Oder ist sonst etwas vorgefallen? — Theilt es mir mit.

Da leest! sagte Werner und reichte ihm

das Schreiben. Der Alte las kopfschüttelnd. Was ich gefürchtet habe, trifft ein, sagte er dann, und aus seinem ganzen Gesichte sprach bittrer Hohn. Oberst Widerhold ist um keinen Kreuzer besser als das ganze Menschengeschlecht. — Er will Euer Verderben, will Euch dem Feinde ausliefern, seid auf Eurer Huth! —

Ein Diener des Obersten unterbrach die Rede des Alten; er suchte den Lieutenant, ihn zum Kommandanten zu rufen. Werner, seinem menschenfeindlichen Freunde die Hand dankbarlich drückend, folgte dem Diener.

Lieutenant Werner! redete ihn der Oberst an, um den noch einige Offiziere der Besatzung versammelt waren. Habt Ihr mir alle Briefe eingehändigt, die Euch heute früh der bairische Offizier übergeben hat?

Ja Oberst! erwiederte Werner, der leicht das Weitere errathen konnte. Es waren zwei Briefe für Euch, und die habe ich Euch richtig übergeben.

Und der den Ihr empfingt und in Euer Wams stecktet? fragte Widerhold weiter.

Auf diese Frage vorbereitet, erwiederte Werner ein keckes: Ich erhielt keinen, konnte

also auch keinen in mein Wams ſtecken! Um Alles in der Welt hätte er nicht Johanna verrathen.

Ruft die Mannſchaft herein, welche den Lieutenant begleitet hat! — Sie trat ein, alle ſagten auf Befragen einſtimmig aus, daß ſie es geſehen hätten, wie Lieutenant Werner noch einen Brief bekommen, wobei der feindliche Offizier ihm etwas heimlich zugeraunt, hierauf habe er den Brief raſch weggeſteckt.

Und läugnet Ihr noch? fragte Oberſt Widerhold ſich zu Werner wendend.

Stehe ich denn vor den Richtern der ſpaniſchen Inquiſition, daß ich ein Verbrechen geſtehen ſoll, das ich nicht begangen habe? erwiederte Werner trotzig. Ich habe keinen Brief erhalten, als den ich Euch gab!

Gebt Euer Schwert dem Hauptmann und geht ins Gefängniß! befahl der Oberſt. Werner gehorchte ſchweigend und wurde abgeführt.

Der Oberſt befahl nun, daß ſich der Kriegsrath in einer Stunde verſammeln ſolle. Bis dahin überlegte der würdige Mann reiflich, ob Pflicht oder Leidenſchaft ihn antreibe, gegen den jungen Mann ſtreng zu handeln, und

ehe noch die Stunde vorüber war, war er mit sich einig, daß nur die strenge Pflicht ihn leite. Obgleich ihm das Verhältniß Werners zu Johanna unangenehm war, er den festen Vorsatz hatte nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben und er, des Uebertritts wegen, seinen strengen Grundsätzen nach, Wernern den Grad von Achtung entziehen mußte, den er mit seinem Eidam sich nur unzertrennlich denken konnte, so war er dem jungen Manne doch wohlgewogen, der durch sein feines, einnehmendes, stilles Betragen, durch seine Brauchbarkeit ihn zu gewinnen gewußt hatte. Als seinen Lieutenant hätte er den Fehler mit der Zeit vergessen, als seinen Eidam konnte er es nie. Er trat deshalb nicht ohne sichtbare Bewegung in den Kreis seiner Offiziere.

Auch der Ober-Konstabler ging heute mit einer Unruhe, die ihm sonst fremd war, zum Kriegrathe, wohin ihn seine Stelle als Befehlhaber der Festungartillerie berief. Er hatte schon gehört, daß auf seinen jungen Freund, eines Briefes wegen, Verdacht gefallen und er arretirt sei. Leicht konnte er nun ahnen, daß der Kriegrath deshalb ver-

ſammelt würde, und er überlegte, ob und wie er Werner retten könne. Daß er den von ſeiner Geliebten bekommenen Brief abgeläugnet, war ihm räthſelhaft, da ihm das Zartgefühl der Liebe fremd war, doch glaubte er, Werner müſſe ſeine Gründe haben, warum er es verſchweige, und ſo beſchloß auch er zu ſchweigen, und die Wahrheit nur im äußerſten Nothfalle aufzudecken. — Mit dieſem Entſchluſſe trat er in den, mit einer Menge Hirſchgeweihen und den Bildniſſen einiger Grafen und Herzöge von Würtemberg ausgeſchmückten Saal, wo der Kriegrath bei wichtigen Angelegenheiten ſich zu verſammeln pflegte. Er war der Letzte, und kaum hatte er Platz genommen, begann der Oberſt ſeinen Vortrag.

Ihr wißt, liebe Herren und Freunde, daß ich nichts Wichtiges unternommen, ohne Euch um Rath zu fragen, und mich mit Euch zu beſprechen, und meinen Krieggenoſſen immer offen mein Thun und Handeln vorgelegt habe. Deshalb habe ich Euch auch von der Unterhandlung in Kenntniß geſetzt, welche ich mit dem Churfürſten von Baiern von Neuem angeknüpft habe. Nicht Eigennutz oder Eitelkeit haben mich dazu beſtimmt, nur allein die

Liebe zu meinem angeborenen Herrn, dem Durchlauchtigsten Herzoge von Würtemberg, der mich hier zum Kommandanten eingesetzt hat. Ihm die Festung zu erhalten, mich von fremdem Einflusse zu befreien, habe ich dem Churfürsten vorgeschlagen, mir Hohentwiel im Namen meines Herrn von Würtemberg zu überlassen, so daß die umliegenden Landschaften Sold und Lebensmittel der Besatzung geben, und wir neutral und unangetastet bleiben. Auch habe ich verlangt, daß im Fall die Kronen Schweden und Frankreich diese Neutralität nicht anerkennen wollen, mir Kaiser und Reich mit bewaffneter Hand Hülfe leiste. Diesen Vertrag verlangte ich von des Kaisers Majestät höchst eigenhändig unterschrieben. In Wien hat man dieß aber verweigert und den Churfürsten von Baiern dahin vermocht, seinen General Mercy mit dem Heere abzuschicken, uns zu belagern. Nun mit Gott und unsrer Artillerie wollen wir es ruhig und unbekümmert abwarten, die Besatzung ist vollzählig und guten Muthes, die Magazine für ein Jahr gefüllt, und bis dahin wird Gott weiter helfen.

Heute habe ich nun ein Schreiben fried-

licheren Inhaltes von Mercy erhalten. Er wünscht die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, und hofft noch immer, daß man zu Wien den Vertrag unterzeichnen werde; er schlägt mir deshalb vor, unter uns stillschweigend alle Feindseligkeiten zu vermeiden, droht etwas prahlend mit seiner Macht, und fordert endlich, zum Beweise meiner aufrichtigen Neigung zu einer friedlichen Uebereinkunft, die Auslieferung des, ehemals in seinem Regimente gestandenen Lieutenants Paul Werner, unter dem Versprechen im gleichen Falle gleiche Gefälligkeit zu üben.

Und werdet Ihr das thun? unterbrach ihn der Ober-Konstabler mit finsterm Ernste.

Ihr, sonst mit Worten so karg, erwiederte der Kommandant hierauf, seid heute so rasch mit einer ganz überflüssigen Frage. Wer unter Euch könnte dem Obersten Widerhold so etwas zutrauen? und obgleich General Mercy seine Auslieferung zur unerläßlichen Bedingung gemacht hat, so könnte doch nur das allgemeine Beste, oder sonst eine wichtige Rücksicht mich zu solcher Handlung bestimmen.

Ich muß jedoch, fuhr er nach einer kurzen

Mährchen gefoppt; kein wilder Jäger, keine wilde Jagd erscheint. Kommt! Laßt uns aufbrechen!"

Alle waren schnell bereit, denn Alle verwünschten den Stadtschreiber und seine Erzählung, die ihnen eine schlaflose Nacht gekostet und sie auf so kaltes, unfreundliches Lager gebettet hatte. Nur Constant war verdrießlich, daß seine Hoffnung vereitelt war; aber im festen Glauben, die Sage vom wilden Jäger sei gegründet, bat er den General morgen den Versuch zu wiederholen —

„Närrischer Mensch!" erwiederte dieser „Du siehst, daß es nur ein Mährchen ist und es unnütze Mühe wäre, die Herren noch einmal zu bemühen." Aber Constant bat so dringend, daß Melac es endlich versprach, morgen noch einmal den Ritt, aber mit ihm allein zu machen. „Und" setzte er spottend hinzu „wenn der Herr Jäger mit seinem wilden Heere auch dann nicht erscheinen wird, erkläre ich ihn für einen feigen, ungalanten Ritter; jedoch so lange wie heute, warte ich wahrlich nicht auf ihn!" Er setzte sich auf sein Roß und sprengte nach Eßlingen zurück.

In aller Frühe rückte Obrist Prêle mit seiner Abtheilung aus Eßlingen der Donau zu, und die auf den Dörfern liegende Reiterei wurde nun zur Stadt beordert, die Besatzung zu verstärken. Auch schlich, kaum daß es dämmerte, der Kammerdiener des Generals in das Gefängniß zu Benedikt, sagte ihm ohne viele Umschweife, daß man den Aufenthalt seiner Tochter in Steten wisse, auch schon ein Detachement abgeschickt habe, sie von dort abholen zu lassen. Rettung wäre daher für sie nicht mehr möglich, so

Pause fort, Euch Ihr Herren und Kriegsgenossen auf etwas aufmerksam machen. General Mercy ist ein Ehrenmann, und ich glaube auch mich erkennt er für einen solchen, auffallend ist es mir daher, daß er mir einen solchen entehrenden Vorschlag macht. Nun habe ich erfahren, und die feste Ueberzeugung erlangt, Lieutenant Werner hat heute früh von dem nämlichen Offizier, der mir das Schreiben des Generals brachte, auch eins erhalten, er läugnet es und giebt mir dadurch gegründeten Verdacht. Wie wenn Mercy mit ihm in Verbindung stände — wer einmal meineidig wurde, dem wird es das zweitemal leichter. — Wenn er Werners Auslieferung verlangt hätte, blos um mich sicher zu machen, und jeden Verdacht einer Verbindung mit diesem Ueberläufer abzuwenden? Das wäre wohl ein Streich des listigen Mercy's würdig. Sein Vorschlag, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen, sollte uns vielleicht einschläfern und sicher machen, die halbe Besatzung besteht aus Gefangenen und Ueberläufern, es wäre ein böses gefährliches Ding. Für diesen Fall wäre es freilich am sichersten, dem feindlichen General zu willfah-

ren, Werner auszuliefern, und so das Komplott mit einemmale zu trennen.

Der Konstabler hatte dem Obersten aufmerksam zugehört, und in dessen Rede den festen Vorsatz zu finden geglaubt, daß er jede Gelegenheit, sich Werners zu entledigen, benutzen wolle. Als die Reihe seine Meinung zu sagen an ihn kam, sagte er kalt: Der Mensch ist zwar zu Allem fähig, selbst zu dem Schlechtesten, doch den Angeschuldigten halte ich solch einer schlechten Handlung nicht fähig, und Ihr werdet nicht auf bloßen Verdacht hin einen Ehrenmann ins Verderben stürzen.

Aus bloßem Verdacht werde ich Niemand, wäre er selbst auch kein Ehrenmann, ins Verderben stürzen, erwiederte der Oberst. Aber Vorsicht ist Noth. Zwanzig Jahre vertheidige ich die Feste für meinen Herrn, habe sie mit den Waffen in der Hand gegen Oestreich und die Liga geschützt, durch Unterhandlung bin ich, so weit es sich thun ließ, von Schweden und Frankreich unabhängig geblieben, und kein Opfer dünkt mich zu groß, Hohentwiel seinem rechtmäßigen Herrn zu erhalten. Nach diesem Grundsatze werde ich handeln, und

nichts ſcheuen; für die Erhaltung der Feſte iſt mir nichts zu theuer, es iſt meines Lebens Zweck und Ziel.

Dekhalb bleibe Lieutenant Werner im ſtrengen Gewahrſam, beweiſet er ſeine Unſchuld, will ich mit Freuden mein Unrecht bekennen, finde ich ihn ſchuldig, dann werdet Ihr über ihn Gericht halten. Wenn wir aber ihn nicht für unſchuldig erkennen, wenn ſtarker Verdacht auf ihn laſtete ohne ſichern Beweis, wäre es da nicht Pflicht, lieber ein Opfer fallen zu laſſen, als Alles auf's Spiel zu ſetzen? Sagt mir Eure Meinung unumwunden Ihr Herren! ſagte er jetzt, im Kreiſe umherblickend, Ihr wißt, ich habe fremde Meinung anzuhören, oft auch zu befolgen gelernt! — Alle Anweſenden pflichteten ihm bei, nur Benedikt ſchwieg.

Wollt Ihr Eure Meinung nicht ſagen? fragte ihn der Oberſt.

Werner hat keinen Brief vom General Mercy oder irgend einem Feinde bekommen, erwiederte er kalt.

Könnt Ihr dieß beweiſen? fragte einer der Offiziere.

Ich las den Brief.

Habt Ihr ihn gelesen, fuhr Oberst Widerhold auf, so müßt Ihr seinen Inhalt, müßt den Schreiber kennen!

Des Alten Gesicht sprach in diesem Augenblicke lebhafte Schadenfreude aus. Würde ich meinem jungen Freunde nicht wehe thun, sagte er hämisch lachend, so würde es mir eine wahre Freude seyn, Euch Herr Kommandant in Gegenwart dieser Herren mit Inhalt und Schreiber des Briefes bekannt zu machen, so aber muß und werde ich schweigen. Nur so viel versich're ich Euch Ihr Herren, Lieutenant Werner ist unschuldig, dieß verbürge ich mit meinem Worte, und dem werdet Ihr doch glauben?

Oberst Widerhold mochte ahnen, von woher der Brief gekommen sei, denn es fiel ihm in dem Augenblicke ein, daß er ja selbst einen Brief seiner Gattin durch den feindlichen Offizier erhalten habe, und seine Tochter leicht die Thorheit hatte begehen können, an Werner zu schreiben. Er schwieg deshalb, und hob die Sitzung früher auf, als er vielleicht gewollt.

5.

Nach einer Stunde, als der Konstabler finster vor sich hinstarrend, in seinem Thurmstübchen auf und niederging, trat Oberst Widerhold zu ihm. Ihr wißt um den Brief, den der Lieutenant bekommen hat, redete er ihn an, seid Ihr wirklich sein Freund, so sagt mir jetzt unter vier Augen die Wahrheit, ich gebe Euch mein Wort zu schweigen.

Fremd Geheimniß ist anvertrautes Gut! erwiederte Benedikt kalt.

Habt Ihr auch bedacht, daß ich Mittel habe Euch zum Reden zu zwingen, alter Freund? — Der Konstabler lächelte — Daß es meine Pflicht ist, fuhr der Oberst fort, denn hier gilt es das Wohl der Festung.

Zwingen? wiederholte der Konstabler, und die Augen des kleinen Männchens blitzten luchsartig auf seinen Befehlhaber.

Ungewißheit, lieber Alter, nahm der Oberst das Wort, schadet Eurem Freunde mehr als Alles. Ist er unschuldig, muß ich ihn frei geben; ist er schuldig, ihn richten lassen; der Verdacht aber könnte mich zu etwas zwingen, wogegen sich mein Innerstes sträubt.

So! meinte Benedikt und faßte den Kommandanten scharf ins Auge.

Ich gestehe, Werner beunruhigt mich, fuhr Widerhold fort. Ich will ihm wohl und nicht wohl; ich möchte ihm vertrauen und kann doch kein rechtes Herz zu ihm fassen — Summa! — Ich wünschte er wäre wo anders als auf Hohentwiel, und doch — möchte ich ihn deshalb nicht gern ins Verderben stürzen.

Hm! brummte der Alte vor sich hin, und zeichnete mit dem Stabe, den er eben in der Hand hielt, allerlei Figuren auf den Boden.

Habt Ihr mich verstanden, so soll es mir lieb seyn Benedikt, sagte jetzt der Oberst nach seinem Hute greifend. Verstanden! murmelte der Alte vor sich hin, grüßte den sich entfernenden Obersten, und zeichnete dann, immer noch wie in Gedanken, auf dem Estrich fort.

Also das war es, Du willst ihn los seyn! brummte er vor sich hin. Er soll fort und Du willst Dir einen Schurkenstreich ersparen, und Benedikt Kraatz soll — Hm, hm! Wohin soll die Liebelei auch führen? Liebe ist Täuschung und Betrug, weiter nichts, der Ehestand ein Wehestand. — Ein Weib! —

Gott bewahre jeden Adamssohn vor diesen Schlangen. — Was verliert er, wenn er geht? Nichts als seinen Sold, nun den hat ein braver Mann überall Gelegenheit zu verdienen. — Was gewinnt er? — Seinen Hals, denn mich dünkt, Oberst Widerhold hat große Lust ihn dem Mercy zu verhandeln. Drum fort, wenn es mich auch schmerzt. — Desto besser! — Auch er hätte mich gewiß noch betrogen und meine Affenliebe mit Undank gelohnt. Fort Paul Werner, Du taugst hier nicht! Dieß sagend warf er den Stab, mit welchem er gezeichnet hatte, in eine Ecke, sann einige Augenblicke, strich den langen spitz zulaufenden Bart, und verließ mit einer gewissen Hast seinen Thurm.

Bald stand er auf der Mauer, ließ die kleine Zugbrücke herab, welche nach einem vorspringenden Erdwalle führte, wo zwei halbe Karthaunen standen. Hier blickte er sorgsam hinunter in die Tiefe, kehrte dann wieder zurück, und bald sah man ihn in dem unteren Waffenplatze bei der äußeren Verschanzung, wo er spähend auf und abging.

Als es Abend wurde, begab er sich nach dem Thurme, wo der Lieutenant gefangen

saß. Paul Werner! redete er ihn an. Ihr müßt von hier, Ihr steht in Gefahr ausgeliefert zu werden; zu Eurer Flucht soll Alles bereit seyn. Hier ist ein Schreiben nach Schaffhausen an meinen Bruder, ob er noch lebt weiß ich nicht, hier mein Sparpfennig! er warf einen ledernen Beutel auf den Tisch. Um Mitternacht komme ich wieder, bis dahin überlegt wohin Ihr wollt. Ohne Werners Antwort abzuwarten entfernte er sich.

Diesem war des Konstablers Erscheinen, mehr noch seine Worte überraschend; einen triftigen Grund mußte der Mann haben, sonst würde er ihn nicht zu diesem gefährlichen Unternehmen auffordern, und sich selbst der Gefahr aussetzen, in sein Schicksal verwickelt zu werden. Aber wohin fliehen? Und Johanna auf ewig verlassen? — Nein! dieß war ihm unmöglich, dieser Gedanke hielt ihn zurück. So schlecht kann Oberst Widerhold nicht handeln! rief er aus, und doch — Johanna's Warnung, des Obersten feindliches Benehmen gegen ihn, des alten Freundes frühere Warnung. — Alles dieß überdenkend wankte sein Entschluß. Plötzlich bestimmte ihn des Konstablers Rath zu befolgen, das

was ihn früher auf Hohentwiel festgehalten hatte; ein Gedanke, eine Hoffnung stieg in ihm auf, eine paradiesische Zukunft zeigte sich seinem Blicke, und er war nun fest entschlossen, dem Rathe des Alten zu folgen.

Um Mitternacht trat der Konstabler in's Gefängniß ein. Kommt! sagte er, sein Blendlaternchen unter dem Mantel hervorholend.

Wohin? fragte Werner.

Schweigt und kommt! Werner folgte nun ungesäumt.

Bald waren sie an der kleinen Ausfallpforte, die aus dem eigentlichen Schlosse nach dem überbauten Mauergange führte, sie war geöffnet, so wie die Zugbrücke niedergelassen, die von der Mauer nach dem vorspringenden Erdwalle führte; der Schildwache gab der Konstabler das Losungwort, und sie ließ sie nun ungehindert gehen; auf dem Walle stand keine. Hier führte der Alte Werner zu einer Strickleiter, die er an einer halben Karthaune befestigt hatte. Nun frisch hinunter! sagte er. Habt Ihr festen Fuß, dann geht vorsichtig über den Waffenplatz gerade auf das steinerne Kreuz los, das zwischen den beiden Schilder-

häusern steht, dort werdet Ihr einen Strick befestigt finden, laßt Euch den Felshang hinab, er reicht gewiß, und seid Ihr unten, so gebt mir durch Pfeifen ein Zeichen, daß Ihr gerettet seid. — Im Singer Wäldchen stehen keine feindlichen Posten so viel ich weiß. Und nun an's Werk. Ade!

Wie soll ich Euch danken, sagte Werner und wollte den Alten in seine Arme schließen, dieser aber schob ihn zurück. Dank ist falsche Münze, Gott mit Euch! Er ging rasch über die kleine Zugbrücke zurück, hob sie vorsichtig auf, blickte noch einmal nach dem Walle, und da er Werner nicht mehr sah, blieb er an der Brustwehr der Mauer stehen und ärgerte sich, daß sein Herz so laut klopfte und es ihm doch so beklommen war. Schweig! brummte er dann. Was steht weiter dabei auf dem Spiele als das elende Leben eines noch elenderen Menschen! Nach einer Weile aber hielt er oft den Athem an und lauschte — da drang endlich ein leises Pfeifen zu ihm herauf. So hat er nicht den Hals gebrochen, nun das ist gut, sagte er vor sich hin, und ging nach der Ausfallpforte zurück.

Als er in sein Thurmstübchen trat, die

wenig, wie für die Stadt, welcher das Schicksal von Speier, Worms und Heidelberg bevorstände, wenn Magdalene sich nicht freiwillig dem General übergebe; durch diese Aufopferung allein könnte er und seine Vaterstadt gerettet werden. Benedikt hörte dies Alles, ohne den Kammerdiener zu unterbrechen, ruhig an. „Es möchte wohl schwer sein" sagte er „mein Kind zu solchem Schritt zu bewegen, doch ist sie hier und der General will sie zu mir senden, will ich thun, was meine Pflicht als Vater und als Bürger mir befiehlt." Mit dieser zweideutigen Antwort mußte sich der Abgesandte begnügen, denn Benedikt hörte, was er ihm noch zu sagen hatte, zwar ruhig an, erwiederte aber nichts weiter auf alle seine Drohungen.

Indessen war die ganze Stadt in Bewegung gekommen. Melac hatte am vergangenen Tage den Rath mit seinen Forderungen bekannt gemacht. 150,000 fl. Contribution, außer einem besonderen Geschenk für ihn und die beiden Obristen, Auslieferung des ganzen Zeughauses, Sprengung eines Theils der Hauptbefestigung der Burg und Niederreißung des größten Theils der Stadtmauer, überdies noch Bezahlung und Verpflegung der Besatzung, so lange es ihr beliebte in Eßlingen zu bleiben, dies waren seine harten Forderungen. Wurden sie auch erfüllt, so schwebte die Stadt dem ohngeachtet noch in Gefahr, geplündert und angezündet zu werden, wie das Beispiel so mancher pfälzischen Stadt sie lehrte. Auch die Nachricht von dem Urtheil, das einem ihrer achtbarsten Mitbürger das Leben absprach; ein Gerücht, das sich verbreitete, man würde Hegelin vorher noch auf die Tortur bringen, be-

Blendlaterne auf den Tisch setzte und den Mantel abwarf, sah er in dem Zimmer umher. Hu wie einsam! rief er, mich friert, fort zu Bette! Er löschte das Lämpchen aus, aber legte sich nicht zur Ruhe, öffnete das Fenster, das die Aussicht nach Singen hatte, sah hinaus, und zum erstenmale seit vielen, vielen Jahren, ward es ihm weich um's Herz. Ade! rief er jetzt plötzlich, warf das Fenster zu und setzte sich in seinen Lehnstuhl.

6.

Die durch die runden Scheiben von Johanna's Schlafkammer dringenden Strahlen der Morgensonne fanden die Jungfrau schon wach; unruhige Träume hatten ihren Schlaf gestört, und das bange Schlagen ihres Herzens sie nicht wieder Ruhe finden lassen. Sie hatte eben ihr Morgengebet in der Stille verrichtet, und ihr thränentrübes Auge ruhte jetzt auf der Mutter, die neben ihr noch sanft entschlummert lag, als ein leises Klopfen an der Hausthüre sie erschreckte. Johanna horchte

auf — noch einmal klopfte es, da weckte sie die Mutter. — Horcht Mutter! sagte sie ängstlich, es klopft schon lange an unsrer Thüre, und immer noch. — Wirf Deinen Mantel um und sieh wer es ist! rief die kaum Erwachte, vielleicht ist es ein Bote vom Vater, oder ein Unglücklicher, der unsrer Hülfe bedarf; es ist heller Tag, Du hast nichts zu fürchten.

Nur mit Zagen gehorchte Johanna, warf ihren Mantel um, warf einen Blick in den kleinen, neben dem Bette hängenden Spiegel, um zu sehen, ob sie sich auch züchtig und ordentlich zeigen könne, öffnete dann mit zitternder Hand das Fenster, sah hinunter und warf es mit einem lauten Schrei wieder zu. Am ganzen Leibe zitternd stürzte sie laut weinend über die Mutter, und nur die Worte: Da unten, da unten! vermochte sie auszustoßen.

Gerechter Gott, wer ist unten! fragte die Erschrockene.

Er! Er!

Mein Himmel wer? — Erhole Dich nur, mein Kind! bat sie die immer noch Zitternde, und sage mir nur, wer ist vor der Thür!

Werner! rang sich endlich aus des Mädchens gepreßter Brust.

Er, mein Gott! Da ist ihm, oder meinem Manne ein Unglück begegnet. Rufe das Mädchen! rief sie aufspringend, warf gleichfalls ihren Mantel um und trat an's Fenster. Verweilt nur einen Augenblick, es soll gleich aufgemacht werden Herr Werner! rief sie hinab.

Still, um Gotteswillen still, nennt meinen Namen nicht! bat dieser mit gepreßter Stimme. Laßt nur geschwind öffnen!

Während die Magd beschäftigt war, die Thür aufzuschließen, kleidete sich Frau Widerhold eiligst an, auch Johanna wollte ein Gleiches thun, aber die Kräfte versagten ihr. Sie war zu angegriffen, als daß sie die nöthigste Fassung hätte gewinnen können. Die Mutter ging allein Werner zu empfangen, der indessen in das Wohnzimmer getreten war. Was führt Euch hierher? fragte sie ihn ängstlich. Gutes ist es nicht, Herr Werner, was Ihr uns bringt!

Nennt meinen Namen nicht, bat er mit Hast. Ich bin ein Flüchtling, von Freund und Feind geächtet.

Mein Gott! unterbrach ihn Frau Widerhold.. Was ist auf Hohentwiel vorgegangen? Haben die Feinde es überfallen? Was ist aus meinem Manne geworden? Redet, ich bitte Euch!

O sorgt nicht für den! unterbrach sie Werner mit bittrem Hohn, der sitzt ruhig auf seiner Feste und herrscht dort nach wie vor tyrannisch. Herr Werner! unterbrach ihn die Mutter verweisend.

Ja, wie ein Tyrann, fuhr der Gereizte fort. Mich wollte er den Baiern ausliefern, Gott weiß um welchen Preis.

Mit dergleichen verschont mich, Lieutenant Werner, diese Sprache beleidigt mein Ohr! nahm Frau Widerhold das Wort, und schickte sich an sich zu entfernen. Solcher Handlung ist mein Gatte nicht fähig, und Ihr thut Unrecht irgend Jemand, besonders mir, dergleichen zu sagen.

Und doch ist es so! fuhr Werner fort, ihre Hand ergreifend, und hielt sie fest. Dann erzählte er, was seit ihrer Abreise auf Hohentwiel vorgefallen war, jedoch ohne dabei den Ober-Konstabler zu erwähnen, und als er eben berichtet hatte, wie er gerettet war, wie

er sich glücklich durch die feindlichen Vorpo=sten geschlichen und Radolfzell erreicht hatte, stürzte Johanna herein und lag in seinen Armen.

Glaubte die Mutter, daß es hart sei, den Liebenden den Augenblick ewiger Trennung, denn dafür mußte sie diese Stunde halten, zu stören, oder war sie schwach genug dem Her=zen der Tochter in allem zu willfahren, sie vergaß in diesem Augenblicke was Werner ihr gesagt, verließ das Zimmer und ließ beide allein.

In dem ersten ruhigen Augenblicke, der nach der stürmischen Wonne des Wiedersehens eintrat, theilte Werner der Geliebten sein Schicksal mit. Unter Thränen hörte sie ihm zu; die Angst trieb die hellen Tropfen auf ihre Stirn als er erzählte, wie er beim Kreuz die steile Felswand sich hinabgelassen, wie ihn nur ein gewagter Sprung den Händen der Kroaten entrissen, ein Baum ihn vor den Kugeln der Feinde geschützt habe. Und nun, fuhr er fort, da ich hier vor Dir stehe meine Johanna, ein Bettler an Ehre und Gut, so arm, daß, wenn Du mich verläßt, selbst Kraft und Muth mir fehlt, nur einen kühnen Schritt

vorwärts zu thun, jetzt frage ich Dich: Ist Deine Liebe unwandelbar geblieben? Hängst Du noch mit gleicher Neigung an dem Unglücklichen, wie einst an dem Glücklichen?

Mit gleicher Liebe, mein Paul! rief das Mädchen ihn fest umklammernd. Dein Unglück giebt meiner Liebe neues Leben, wäre es möglich, daß sie ersterben könnte!

Nun denn, so folge mir! Geld habe ich genug; an Deiner Seite stärkt sich mein Muth und das Vertrauen, der Blick in die Zukunft wird wieder frei. — Folge mir, aber noch in dieser Stunde, denn ich muß schnell von hier nach dem Lande der Freiheit.

Werner! sagte das Mädchen, ihre Arme sanken schlaff von seinem Nacken herab und eine heiße Thräne rollte aus ihrem Auge, Werner! Leben und Glück opfert Dir freudig mein Herz, aber was mir Tugend und Religion ins Herz legte, das kann ich Dir nicht opfern, das ist nicht mein Eigenthum, das habe ich von Gott und meinen guten Eltern. Sollte ich meine gütige Mutter verlassen, meinem Vater ein frühes Grab öffnen? Nein, das verlangst Du nicht von mir! Könntest Du

mich achten, wenn ich Dir folgte? Müßte Deine Liebe nicht schwinden, meine Liebe nicht in Gram und Schmerz untergehen? Fordre das Unmögliche nicht von mir? Treu will ich Dir bleiben in Glück und Unglück, an Deiner Brust oder ferne von Dir, aber Vater und Mutter verlassen, von meiner Pflicht, von der Tugend lassen, nein! das kann ich nicht mein Geliebter! — Werner sah finster vor sich hin und schwieg. — Sei nicht ungerecht Paul! fuhr Johanna fort. Sei nicht ungerecht gegen mich. Fühltest Du meinen Schmerz, so nähmst Du die Ueberzeugung mit, daß mit Dir mein ganzes Lebenglück mich verläßt, so würdest Du — wenn es geschieden seyn muß, zu mir sagen: Ich weiß, Du kannst mir Alles opfern, nur nicht Dein Seelenheil, und das wäre verloren, folgte ich Dir. — Sei menschlich! — Blicke nicht so verzweiflungvoll vor Dich hin, fasse Muth! Es waltet ein Gott über uns, zu ihm wende Dich! —

Werner hob jetzt den gesenkten Blick. Du hast mich an meine Pflicht gemahnt, ich werde Deiner Mahnung folgen! sprach er von des Mädchens frommen Worten gerührt. Ich ver-

lasse Dich, will allein, ein Geächteter umherirren, nicht auch Dich reines engelgleiches Wesen mit mir ins Verderben stürzen. Leb' wohl! Mit Dir entsage ich jedem irdischen Glücke!

In diesem Augenblicke stürzte die Mutter herein. Bewaffnete Reiter jagen durch die Stadt! rief sie. Gilt es vielleicht Euch Herr Werner, so eilt von hier, daß man Euch nicht hier finde, um Alles wünschte ich das nicht. — Flieht durch den Garten, die Pforte steht auf, sucht das Erlengebüsch zu erreichen, es führt an den See, nur geschwind!

Um unsrer Liebe willen flieh! bat Johanna und ihre Knie wankten, sie sank zu Boden.

Soll ich fliehen uud sie im Todeskampf zurücklassen? rief er verzweiflungvoll aus.

Rettet Euch und überlaßt mir die Sorge für mein Kind! bat die Mutter, Johanna in ihre Arme schließend, die mit einer leisen Bewegung der Hand Werner zu bitten schien, sich zu entfernen. Da drückte er einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. Jenseits sehen wir uns wieder! rief er und stürzte fort.

Erst nach einer qualvollen Stunde gelang

es der Mutter, Johanna wieder zum Leben zurückzurufen. Mit Werners Flucht war auch die Hoffnung geflohen, und als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde und ihre Gedanken zu ordnen vermochte, da fühlte sie schmerzvoll die Kluft, die sie nun unabänderlich von ihm trennte. Sie wies den Trost der Mutter nicht zurück, aber er glitt nutzlos an ihrem Herzen ab und träufelte keinen Balsam auf das zerrissene; nur ein Thränenstrom schien ihr Linderung bringen zu wollen, aber er öffnete nur dem Schmerz die Pforte, daß er in Worten hervorbrechen konnte. Da unterbrach ein Getümmel auf der Straße ihre laute Klage, aufgereizt wie sie war, glaubte sie Alles in Beziehung auf sich — ach sie irrte dießmal nicht — sie eilte an's Fenster und sah — Werner in der Mitte bairischer Reiter vorbei führen. Gab ihr Gott in diesem furchtbaren Augenblicke die Kraft, oder war die Spannung zu groß, in welche dieser Anblick sie versetzte, sie sank nicht zusammen, wandte das Auge nicht von dem Unglücklichen, und als der Zug sich um die Straßenecke bog, warf sie sich auf ihre Knie, hob die Hände betend zu dem Barmherzigen auf, und konnte nur die

Worte lallen. Herr sei deinem Kinde gnädig! dann stand sie auf und setzte sich neben die weinende Mutter. Gott wird helfen, liebe Mutter! sprach sie vertrauenvoll. Laßt mich nur machen und hindert mich nicht in meinem Vorsatze! Die Zuversicht, das Vertrauen auf Gott, hatte dem schwachen Mädchen Muth und Kraft gegeben.

7.

Werner, den die feindlichen Reiter von Hohentwiel aus verfolgt hatten, und der nur, da sie seine Spur verloren, auf unbekannten, ungebahnten Fußpfaden ihnen entgangen und einen Vorsprung gewonnen hatte, war glücklich bis an den See gekommen, wo er aber leider keinen rettenden Kahn fand. Nachdem er sich eine Zeitlang verborgen, entdeckte ihn ein feindlicher Reiter, und er wurde, da er unbewaffnet war, leicht gefangen.

Im Lager des feindlichen Heeres hatte man bei der ersten Nachricht, daß sich ein Mann von Hohentwiel durch die Posten ge-

wegte die Gemüther. Mehrere begangene Ausschweifungen der Soldaten und selbst die sich verbreitende Nachricht, die Tochter Benedikt Hegelins sei vor den Nachstellungen des Generals nicht sicher, befinde sich in seiner Gewalt und in heimlichen Gewahrsam, empörte die Bürger, und durch den Abmarsch des größten Theils der Besatzung ermuthigt, rotteten sie sich zusammen, widersetzten sich der Besetzung des Zeughauses und ein bedeutender Haufe rückte vor das Steuerhaus, seine Beschwerden dem General vorzutragen. Als dieser Tumult begann, hatte Melac sogleich die Besatzung unter's Gewehr treten und alle Maasregeln treffen lassen, die Ruhe wieder herzustellen. Er schickte den Stadtschreiber, der sich eben bei ihm befand, an den versammelten Haufen, den er so lange mit Güte hinhalten sollte, bis die Abtheilungen der Reiterei von den Dörfern eingerückt wären. Der Stadtschreiber wurde jedoch von den Rottirern mit Schimpfreden zurückgewiesen und entging kaum thätlichen Mißhandlungen. Abgeordnete der Bürger drangen nun, von der Wache absichtlich nicht daran gehindert, in die Wohnung des Generals und verlangten vorgelassen zu werden.

Melac ließ sie zu sich kommen, hörte ihren Vortrag ruhig an, worinnen sie um Verminderung der Contribution und um Freilassung Benedikt Hegelins baten, sich der Auslieferung ihres Geschützes und der Demolirung der Burg und ihrer Mauern widersetzten, und nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie wohl, auf's Aeußerste gebracht, es auch auf's Aeußerste ankommen lassen würden. Melac, der nur Zeit zu gewinnen suchte, stellte ihnen dagegen die traurigen Folgen vor, ging, um das Gespräch

schlichen, die Vermuthung gehabt, es sei ein Bote, der dem französischen General Nachrichten aus der Festung bringen sollte; dieser Glaube war die Ursache, daß man den Flüchtling so eifrig verfolgen ließ. Deshalb wurde er auch bei seiner Gefangennehmung genau durchsucht, ob man keine Briefschaften bei ihm fände; Briefe fanden sie nicht, wohl aber den Sparpfennig des alten Benedikt, der ihnen noch willkommener war. Er wurde nach dem Schlosse Rosenegg, dem Hauptquartier des General Mercy, gebracht.

Wie erstaunte dieser, in dem Gefangenen den ehemaligen Lieutenant seines Regimentes zu finden, den er um jeden Preis in seine Hände zu bekommen gesucht hatte. Mercy hatte, als Werner noch gemeiner Reiter war, ihn bei einem Scharmützel, seines ausgezeichneten Muthes wegen, bemerkt, ihn liebgewonnen, von Stufe zu Stufe befördert, und ihn wie einen Sohn behandelt. Seine Gefangenschaft schmerzte ihn, er suchte, wiewohl vergeblich, ihn auszuwechseln, sein Uebertritt aber, den er für den schwärzesten Undank hielt, kränkte ihn so tief, daß die ehemalige Zuneigung sich in bittren Haß verwandelte.

Von dem Augenblick an, wo Werner in die Hände Mercy's gefallen war, sah er sein Schicksal voraus, er kannte den General zu gut, um Gnade hoffen zu können, und er beschloß, als Mann dem Tode entgegen zu gehen. Als er daher vor den General geführt wurde, dieser ihn erkannte, anfangs mit stummer Verachtung sich von ihm wendete, doch endlich die Frage an ihn that: Was bewog Dich, Elender, meineidig zu werden und meine Fahne zu verlassen, unter deren Schutze es Dir so wohl ging? ward auch Werners Herz weich, da er sich seinem Wohlthäter gegenüber sah.

General! sagte er mit tiefer Rührung: Liebe zu einem Mädchen und meine Religion bestimmten mich. Mit dankbarem Gemüthe habe ich stets des Guten gedacht, das Ihr mir gethan, und mit diesem Gefühle werde ich auch dem Tode entgegen gehen. Die einzige Bitte, die ich noch zu thun wage, ist: entscheidet schnell über mein Schicksal.

Die Bitte sei Dir gewährt! erwiederte Mercy. Man führe ihn in das Lager meines Regiments, dort richte man vor der Front

einen Galgen auf, und hänge ihn ohne weiteres Urthel und Recht.

General! fuhr Werner auf. Laßt mich einen ehrlichen Tod sterben, gönnt meinem Herzen eine Kugel, laßt mich durch Soldatenhand sterben.

Man führe ihn ab, und thue was ich befohlen, sagte Mercy ernst. — Werner wurde abgeführt.

Da trat ein alter Offizier, ein Freund des Generals zu ihm, der durch lang erprobte Ergebenheit sich ein Recht erworben hatte, zuweilen ein Wörtchen mitzureden. General! sagte er, Ihr habt wohl etwas zu leidenschaftlich ein strenges rasches Wort gesprochen, das Euch vielleicht gereuen könnte. Er hat den Tod verdient, aber nicht Ihr müßt sein Richter seyn.

Du magst Recht haben Alter, erwiederte der General nach einigem Nachdenken, und gab den Befehl, daß die Exekution verschoben, der Gefangene einem Krieggerichte zu übergeben sei und nach dessen Urtheil gerichtet werden solle. Auch schrieb er an den Obersten Widerhold, zeigte ihm an, daß Lieutenant Werner in seiner Gewalt sei, und das

Krieggericht noch heute über ihn sprechen würde; habe er noch etwas wegen ihm zu verfügen, so möge er es bald thun. Ihr habt mir seine Auslieferung standhaft verweigert, schloß das Schreiben, nun hat er sich mir selbst in die Hände geliefert. Diesen Brief sandte er durch einen Trompeter nach Hohentwiel.

Dort hatte die Flucht Werners, die man am Morgen erst erfuhr, Alles in Bewegung gesetzt, Widerhold ahnete den Zusammenhang, und erhielt Gewißheit, als man ihm ein von dem Entflohenen im Gefängnisse zurückgelassenes Schreiben überbrachte. Werner schrieb ihm:

Das Schreiben, weshalb Ihr einen Verdacht auf mich warft, war nicht aus dem feindlichen Lager; Euch wissen zu lassen woher es kam, verbietet mir die Pflicht, und auch die Ueberzeugung, daß Ihr es nur zum Vorwande nahmt, mich unglücklich zu machen. Die Liebe zu Eurem Kinde ist mein Verbrechen, darum suchtet Ihr mich zu verderben, nicht weil Ihr meiner Treue mißtrautet. Deshalb wolltet Ihr

mich, weiß Gott für welchen Preis, den Baiern ausliefern, und warfet so auf Euer sonst so ehrenvolles Leben einen Makel, den nichts auslöschen wird. Die Gewißheit, daß mich, bliebe ich länger in Eurer Gewalt, ein schreckliches Schicksal erwartet, zwingt mich zur Flucht. Tausend Gefahren gehe ich freiwillig entgegen, um der einen zu entgehen, die mich durch Euch bedroht.

Ich bin Euch für manches Dank schuldig, den ich Euch hiermit vom Herzen sage, thätig beweisen kann ich ihn fürder nicht mehr. Was mir auch begegne, welches traurige Schicksal mich auch treffen mag, so verzeihe ich Euch um Eures Kindes willen, das ich ewig und trotz Euch lieben werde. Gott möge Euch nicht Böses durch Böses vergelten.

Dieser Brief erschütterte den Obersten tief. Er mußte sich gestehen, daß er sich selbst getäuscht und wohl mehr aus persönlichen Rücksichten, als aus Dienstpflicht gehandelt, und wahrscheinlich durch seine absichtlichen Aeußerungen im Kriegrathe und gegen den Ober-

Konstabler den jungen Mann in's Verderben gestürzt habe. Auch seiner Johanna gedachte er, und wie unglücklich sie sich durch Werners Flucht fühlen würde, und auch dieß ergriff ihn schmerzvoll. Widerhold war ein zu edler Mann, als daß ihn die Ueberzeugung, er habe absichtlich zu dem Unglücke eines Menschen beigetragen, gleichgültig hätte lassen können, und gern hätte er jetzt alles Vorgefallene ungeschehen gemacht.

Als der Ober-Konstabler zur gewöhnlichen Zeit in der eilften Stunde, zu ihm kam, seine Befehle zu empfangen, fragte er ihn, ob er schon wisse, daß Werner entflohen sei.

Ich weiß es schon lange! erwiederte der Alte, auf dessen Gesicht heute der Unmuth sich noch schärfer aussprach als gewöhnlich.

Es hat mich überrascht, unangenehm überrascht, fuhr der Oberst fort.

Das wundert mich! meinte der Konstabler. War es doch noch gestern Euer sehnlichster Wunsch.

Den Ihr zu erfüllen die Hand geboten.

Ja! — Mußte ich, sollte ich nicht? erwiederte der Alte.

Und wie entkam er?

Das kann Euch gleichgültig seyn, Kommandant, Niemand weiß darum als ich.

Der arme Werner, wenn er in die Hände der Baiern fällt! sagte der Oberst unwillkührlich vor sich hin.

So trifft Euch allein die Schuld!

In diesem Augenblick vernahmen sie das Schmettern einer Trompete, und kurz darauf wurde dem Obersten der Brief des Generals Mercy überbracht, den er ihn wegen Werner geschrieben hatte. Meine Furcht ist gegründet, sagte Widerhold tief erschüttert, nachdem er den Brief gelesen. Werner ist in die Hände der Baiern gefallen — er ist ohne Rettung verloren!

Was könnte ich zu seiner Rettung thun? rief der Oberst, dem sein Gewissen mahnend zurief: Du hast ihn in's Verderben gejagt, Du mußt ihn retten. —

Ihr wolltet zu seiner Rettung beitragen? rief der Konstabler höhnisch.

Mit Freuden! entgegnete Widerhold.

Sonderbar! brummte der Alte wie gewöhnlich vor sich hin. — Nun so erlaubt, daß ich zu Mercy gehe, sagte er nach einer Weile.

Wollt auch Ihr mich verlassen? fuhr der Oberst auf.

Euch? Hm! — Hohentwiel verlaß ich nicht! — darf ich? —

Geht mit Gott, sagte Widerhold. Thut was Ihr könnt, kein Opfer ist mir zu groß!

Der Alte verließ nun sogleich, seit vielen Jahren zum erstemale, die Feste, und ging, von einem Trompeter begleitet, dem feindlichen Lager zu. Ohne noch deutlich zu wissen, was er eigentlich dort zu Werners Rettung thun wollte, schritt er dennoch getrost, und auch nicht ganz von Hoffnung verlassen, den Berg hinab.

8.

Das Krieggericht, dem Werner übergeben worden war, hatte sich schnell versammelt, und da die Beisitzer die Ansicht ihres Generals auf diesem Punkt zu kennen glaubten, so beeilten sie sich, die Sache in aller Kürze abzumachen. Werner wurde vorgeführt, und da er nichts zu seiner Entschuldigung sagen

konnte, zum Strange verurtheilt. Mercy, dem jedoch noch ein Rest von Anhänglichkeit geblieben war, milderte die Sentenz, indem er den Strang mit Arquebusiren vertauschte.

Bald war im Katzenthale, wo des Mercy's Regiment im Lager stand, das Nöthige zur Exekution bereitet, das Regiment rückte aus, die Mannschaft, aus der Kompagnie gezogen, bei welcher Werner gestanden, war bereit, und der Gefangene, von einem katholischen Priester begleitet, wurde auf den Richtplatz geführt. Er schritt mit Fassung einher, grüßte hier und da einen alten Bekannten, kümmerte sich wenig um das Gebet und die Ermahnung des Geistlichen, und betrat, seine Seele Gott empfehlend, den kleinen Hügel an der Waldecke, auf dem ihm der Tod werden sollte. Als man ihm die Augen verbinden wollte, weigerte er sich, kniete nieder, sprach ein kurzes Gebet, und die sechs, zur Exekution beorderten Schützen, steckten die Haken in den Boden, legten ihre Musketen darauf, ergriffen die Lunten und klopften die Asche ab, damit sie desto schneller zündeten. Eben als der Korporal den Stab zerbrach, und das Wort: Feuer! aussprechen wollte,

sprengte um die Waldecke plötzlich ein Mädchen mit verhängten Zügeln hervor, ritt, Halt! schreiend, die schon im Anschlage Begriffenen fast um, und hielt mit so kräftiger Hand das jagende Roß vor dem Knienden an, daß es hoch aufbäumte und stand. Haltet ein, um der Wunden des Heilandes willen, haltet ein! rief sie. — Habt Barmherzigkeit! dann wandte sie sich zu dem Nächststehenden, nennt mir den, der hier befiehlt, ruft ihn her! bat sie.

Durch diese plötzliche unerwartete Erscheinung war die Exekution unterbrochen. Die Schützen waren aufgesprungen, und das Wort: Feuer! in dem Munde des Korporals erstorben. — Wer ist hier der Befehlende? rief noch einmal das Mädchen, ängstlich umherschauend, und als man ihr sagte, dort komme Oberstlieutenant Graf Rechberg herbei, sie solle nur getrost zu ihm reiten, so erwiederte sie, angstvoll nach Werner blickend, der jetzt vom Kriegvolk umgeben, auf dem Hügel stand. Ich weiche nicht von hier, bittet den edlen Herrn, zu mir zu kommen.

Graf Rechberg kam. Staunend sah er auf das schöne Mädchen, das, mit fliegenden

in die Länge zu ziehen, in die kleinſten Umſtände ein, ſprach mit freundlicher Herablaſſung zu ihnen, bis ihm Trompetenſchall die Ankunft ſeiner Reiterei verkündete. „Packt Euch zum Henker, und macht, daß Ihr nach Hauſe kommt, verhaltet Euch ruhig oder bei Gott, Euer Neſt brennt noch heute!“ brüllte er ihnen zu, wandte ihnen den Rücken und ließ ſie ſtehen.

Die Reiterei jagte nun heran, der Pöbel ward bald, ohne Widerſtand zu leiſten, auseinander geſprengt, und die Straßen wurden wieder leer; aber Melac, ein Einverſtändniß mit den Landleuten befürchtend, wagte doch nicht die Anführer des Tumultes zur Rechenſchaft zu ziehen, er ſpielte den Milden, ließ blos mehrere öffentliche Gebäude beſetzen, dort Pechkränze und Brennmaterialien aufhäufen und unter Trompetenſchall bekannt machen, daß bei der erſten Unruhe Feuer an allen Ecken der Stadt angelegt werden würde. Er ſelbſt aber beſchloß noch am Abend auf der Burg ſein Quartier zu nehmen, da die geringe Beſatzung ihm bei der Weitläuftigkeit der Stadt nicht hinreichend ſchien, und er auf jeden Fall auf der Burg Herr der Stadt blieb.

Dieſe Unruhe hatte jedoch die gute Folge gehabt, daß an dieſem Morgen nicht gegen Herrn Benedikt verfahren worden war.

Während dieſer Tumult alle Gemüther, Freund und Feind beunruhigt hatte, war der nach Steten abgeſandte Offizier dort angekommen und hatte der Herzogin das Verlangen ſeines Generals vorgetragen.

Haaren, immer noch auf dem keuchenden Rosse sitzend, ihn mit heftiger Ungeduld erwartete. Herr! rief sie ihm entgegen. Schlägt ein menschliches Herz in Eurer Brust, ist es nicht ganz dem Mitleide verschlossen, so haltet mit der Vollführung des Bluturtheils ein, bis ich mit General Mercy gesprochen. Versprecht es mir, tröstet ein angsterfülltes Mädchen, die das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, auf Menschenmilde noch nicht ganz verlassen hat. — Wartet bis ein neuer Befehl Gnade oder Tod bringt.

Ich darf nicht! erwiederte Graf Rechberg.

Ihr dürft der Stimme der Menschlichkeit nicht Gehör geben? fiel ihm das sonst so sanfte Mädchen mit Heftigkeit in die Rede. O Ihr armer Unglücklicher! — Ich bitte ja nicht um sein Leben, nur um Aufschub seines Todes!

Die Bitte könnt Ihr wohl der Tochter des Oberst Widerhold gewähren! erscholl in diesem Augenblick eine, Johanna bekannte Stimme, sie wandte sich nach ihr und sah den alten Ober-Konstabler, der, mit verbundenen Augen, so eben von der Kroatenwache die Höhe heraufgebracht wurde.

Seid Ihr die Tochter des Kommandanten von Hohentwiel? fragte jetzt Graf Rechberg Johanna.

Die bin ich, erwiederte sie, und wiederhole meine Bitte!

Der Oberstlieutenant besprach sich mit einigen Offizieren, dann sagte er der ängstlich Harrenden: Euer Wunsch sei Euch gewährt, die Exekution sei bis auf weitere Befehle des Generals aufgeschoben.

Darf ich Euren Worten trauen? rief das Mädchen, Freude glänzte aus ihrem Auge, und ihre Hand faßte schon die Zügel straffer, das Roß zu lenken.

Mein Wort ist mir heilig, reitet mit Gott nach Rosenegg, ich werde Euch begleiten lassen.

Erlaubt, daß die Tochter meines Obersten mit mir dahin geht, nahm der Ober-Konstabler das Wort, aber ehe er noch ausgesprochen, hatte Johanna schon ihr Roß gewendet, und sprengte im vollen Jagen dahin.

Herr! bat der Alte, so laßt mich nur

ſchnell ihr nach. Man nahm ihm die Binde von den Augen und es traf Werner. Er warf einen traurigen Blick auf den Gefangenen. Muth! rief er ihm zu, und ſchritt nun mit Haſt nach Roſenegg hinauf.

General Mercy, der eben unter einer Linde mit Oberſt Winneberg beim Pokale ſaß, war nicht wenig erſtaunt, als er die Reiterin, in der er ſogleich die Tochter des Oberſten Widerhold erkannte, auf den Schloßhof ſprengen ſah. Mein Gott, was iſt Euch begegnet? fragte er auf ſie zueilend und, dem ſchäumenden Roſſe in die Zügel fallend. Wo kommt Ihr her?

Ich komme, rief Johanna vom Pferde ſpringend, Euch um Gnade für Paul Werner zu bitten. Seid barmherzig, ſeid menſchlich!

Holde Jungfrau! erwiederte der General. So gern ich mich auch der Tochter des Oberſten Widerhold gefällig zeigen möchte, ſo ſteht das nicht in meiner Macht; nur mein Herr, der Churfürſt von Baiern, könnte ihn begnadigen.

Nun ſo haltet wenigſtens die Vollſtreckung des Urtheils ſo lange zurück, bis ich von

München wiederkomme. — Ich will dahin wallfahrten, will den Churfürsten fußfällig bitten — O! er wird mich anhören, wird nicht hart, nicht grausam gegen mich seyn!

General Mercy mußte über die kindliche Einfalt des Mädchens lächeln. — Wie kommt es, fragte er plötzlich, daß Ihr so viel Theil an dem Gefangenen nehmt? — Ist es mehr als Mitleid, was Euch mit diesem Feuer für ihn sprechen läßt?

Johanna erröthete und schwieg; sie war durch die Frage beschämt, und erst in diesem Augenblicke fühlte sie ganz, was sie unternommen hatte. Doch faßte sie auch bei diesem sie niederbeugenden Gefühl, den festen Entschluß, Alles zu seiner Rettung zu wagen.

Da erschien ihr noch ein Gehülfe. Der alte Konstabler kam keuchend auf den Schloßplatz und schritt grade auf den General Mercy zu. Ich komme vom Oberst Widerhold gesendet, er reklamirt den Lieutenant Werner, der in gestriger Nacht ohne Erlaubniß die Festung verlassen hat, um ein Liebesabentheuer zu bestehen, und ich hoffe, General, Ihr werdet des Obersten gerechtem Wunsche willfahren.

Hätte Lieutenant Werner nicht früher meine Fahne verlassen, würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, Eurem Obersten gefällig zu seyn! erwiederte Mercy. So hatte ich aber noch gestern selbst seine Auslieferung als Ueberläufer verlangt.

Bedenkt General, die Uebereinkunft, keine Feindseligkeiten zu üben —

Dies hindert nicht, fiel ihm Mercy schnell in die Rede, daß ich mein Eigenthum zurücknehme, wo es wieder in meine Hände fällt.

Wißt Ihr auch, raunte jetzt der Konstabler dem General heimlich zu, während Johanna in der qualvollsten Angst auf jedes Wort, jeden Blick lauschte. Wißt Ihr auch, daß der Gefangene der Verlobte der Jungfrau ist — Jede Unterhandlung wäre durch seine Hinrichtung abgebrochen, jede fernere Annäherung unmöglich gemacht. Und so wahr ich Benedikt Kraaz, der Ober-Konstabler zu Hohentwiel bin, krümmt Ihr Paul Werner ein Haar, mache ich morgen ein mörderisches Feuer, brenne alle Karthaunen los, beginne die Feindseligkeiten, und sollte ich darüber arquebusirt werden!

Verſucht's! ſagte Mercy empfindlich, verſucht's nur, Herr Konſtabler! — Doch Oberſt Winneberg, dem dieſe Aeußerung des Konſtablers nicht entgangen war, nahm Mercy bei Seite. General! ſagte er. Hier gilt es Hohentwiel, was iſt in dieſer Wagſchale das Leben eines elenden Ueberläufers.

Auf den General Mercy ſchienen dieſe Worte Eindruck zu machen. Johanna Widerhold, ſagte er freundlich zu dem Mädchen, Ihr ſeid die Verlobte des Lieutenants Paul Werner?

Die bin ich! erwiederte ſie hoch erröthend.

Nun ſo will ich um deswillen, und mich Eurem Vater gefällig zu zeigen, das Urtheil des Krieggerichts aufſchieben, bis ich weitere Befehle von meinem Herrn empfangen habe; ſeid überzeugt, holde Braut, daß ich mich für ihn bei dem Churfürſten verwenden werde.

Johanna wollte Mercy's Hand ergreifen und ſie küſſen, er aber litt es nicht, zog das Mädchen zu ſich und küßte ihre Stirn. — So iſt er frei! rief die Hocherröthete und griff nach ihres Roſſes Zügel, um ſich darauf zu

ſchwingen, und die Erſte zu ſeyn, die ihm die frohe Botſchaft bringe.

Die Freiheit darf ich ihm nicht geben, er bleibt in meinem Gewahrſam, erwiederte der General, und ſchlug damit des Mädchens Freude nieder. Kehrt zu Eurem Vater zurück, grüßt ihn von mir, und überlaßt Euch der ſchönſten Hoffnung. Dann wandte er ſich zu dem Ober-Konſtabler. Ihr ſeid alſo der berühmte Konſtabler Benedikt Kraaz?

So heiß' ich! —

Ihr ſeid durch ganz Schwaben berühmt als ein furchtbarer Schütze, der mit einer Karthaune ſo ſicher trifft, als der beſte Scharfſchütze mit einem gezogenen Rohre.

Wohl möglich! war die kurze Antwort des Wortkargen.

Ihr ſeid ein alter Mann, Euer Haar iſt gebleicht, in Eure Stirn hat die Zeit tiefe Runzeln gegraben, und dennoch habt Ihr nicht gelernt, Eure Worte zu zügeln, und kennt mich ſo wenig, mich mit leeren Drohungen ſchrecken zu wollen!

Drohungen! wiederholte der Konſtabler. Verſucht's General! Jeden Schuß Eurer Schü-

ßen auf ihn, erwiedere ich hundertfältig mit meinen Karthaunen!

Mercy lächelte. Nun so weit wird es nicht kommen, und ich hoffe, Ihr werdet bald da oben ruhen können.

Leider! brummte der Alte kopfschüttelnd. Doch gehabt Euch wohl, gnädiger Herr, Dank für freundliche Aufnahme und guten Bescheid. Kommt Jungfer Johanna, wandte er sich dann zu dieser, kommt zum Vater. Er grüßte höflich: Johanna, die nicht wußte, ob sie aufjauchzen, ob sie weinen sollte, dankte Mercy gleichfalls, wandte ihr Roß und wollte hinunter jagen, Werner die Entscheidung des Generals mitzutheilen, aber Benedikt ergriff die Zügel ihres Rosses, und hielt sie zurück. Im Angesichte versammelten Kriegvolkes ziemt es Euch nicht, von Lager zu Lager zu jagen; jener Offizier, der vor uns hinab ritt, wird schon die nöthigen Befehle überbracht haben. Sie mußte nun langsam und von quälender Ungeduld gepeinigt, neben dem Alten herreiten, der den Zügel nicht fahren ließ.

Als sie an den Hügel kamen, auf welchem der Gefangene gekniet hatte, den Todesstreich zu empfangen, fanden sie die Stelle leer und

alles Kriegvolk wieder in's Lager zurückgekehrt. Da hielt Johanna ihr Roß an, blickte auf die leere Stelle, und ihr thränenvolles Auge hob sich dankbar gen Himmel. Du hast bis jetzt Barmherzigkeit geübt, Vater im Himmel, schütze ihn auch weiter! betete sie.

Sie ritt nun nach Hohentwiel. Dort fand sie schon die Mutter, die in Sorgen um sie, sich schnell zu ihrem Gatten begeben hatte; Niemand vom Feinde hatte sie auf ihrem Wege aufgehalten, jeder sie ungehindert zur Festung ziehen lassen. Der Vater zürnte über Johanna's unsinniges Handeln, er empfing sie ernst und kalt, und selbst die Nachricht, die sie brachte, konnte ihn nicht versöhnen. Dirnen müssen in Geduld und Demuth ertragen, nicht handelnd mit thörichtem Muthe in das Rad ihres Schicksales eingreifen, sagte er. Besteige nie wieder ein Roß!

Daß Ihr der Sache solche Wendung gegeben, dafür danke ich Euch, Benedikt! sprach er, als er allein mit dem Konstabler war, nur wünschte ich, Ihr hättet meine Tochter nicht als Verlobte jenes Mannes genannt. Ich werde thun, was meine Pflicht erlaubt,

ihm das Leben zu retten; aber nie wird sie die Seinige!

Der Mensch ist doch ein bösartiges Thier! brummte der Ober-Konstabler vor sich hin, als er den Obersten verließ.

9.

General Mercy hoffte das Vorgefallene zu seinem Vortheile zu benutzen, und Widerhold zur Abänderung der abgeschlagenen Bedingungen zu vermögen; dieser aber gab in nichts nach, und erklärte unumwunden, daß er die Freilassung Paul Werners dankbar erkennen würde, aber sie ihn zu keinem Schritte bewegen könne, der nicht mit seiner Ehre und Pflicht verträglich wäre. Als nun die Begnadigung von München anlangte, gab Mercy Werner die Freiheit, der jedoch nicht nach Hohenwiel zurückkehren durfte, sondern Schafhausen zum Aufenthalte wählte.

Widerhold blieb für die Bitten seiner Gattin und seines Kindes unerbittlich, und erst, als nach einigen Jahren der Tod ihn von den Seinen abrief, segnete die Mutter den Bund

„Sagt dem Brigadier Melac“ gab die Herzogin zur Antwort „daß, wenn es nothwendig ist, Magdalene Hegelin zu verhören, ich ihn ersuchen lasse, daß es hier geschehe; so lange das Mädchen unter meinem Schutze steht, kann sie nur mit Gewalt aus meinem Schlosse geführt werden. Der Offizier wollte noch einige Bemerkungen machen, die Herzogin aber sagte ihm unumwunden, daß dies ihr unabänderlicher Entschluß sei und bleiben werde. Er bat hierauf, ihm zu erlauben, Magdalenen ein ihr gewiß liebes Schreiben zu übergeben, worauf die Herzogin sie rufen ließ. Der Offizier übergab ihr einen Brief, empfahl sich der Fürstin und verließ unverrichteter Sache das Schloß.

Mit zitternden Händen erbrach Magdalene den Brief und erblaßte, als sie ihn flüchtig durchlas, richtete dann ihr Auge gen Himmel und seufzte tief auf.

„Was ist dir, Kind?“ fragte die Herzogin besorgt, da sie nach der schon gestern erhaltenen Nachricht aus Eßlingen den Inhalt des Briefes leicht errathen konnte. Statt Antwort reichte ihr Magdalene das Schreiben der Priorin. Die Herzogin las:

„Dein Vater ist wegen des Mordes an dem fran-
„zösischen Reiter zum Tode verurtheilt. Die Hinrich-
„tung ist, so wie ich vernehme, nur Deinetwegen noch
„aufgeschoben, man hat ihn zu noch Schrecklicherem
„aufgespart, wenn er nicht dem Verlangen des Gene-
„rals in Betreff Deiner nachgiebt. O! es ist schänd-
„lich, mein frommes Kind, den armen Mann so zu
„quälen, nur Henkersknechte sind die Gottlosen, die
„schon Pechkränze und brennbare Stoffe überall in

treuer Liebe. Der Konstabler verließ auf einige Tage Hohentwiel, ging zur Hochzeit nach Schafhausen, wohin die Mutter gezogen war, und erhöhte die Freude des jungen Paars. Als Paul Werner ein Jahr darauf nach Hohentwiel kam, seinen alten Freund zu bitten, den Neugebornen aus der Taufe zu heben fand er ihn auf dem Siechbette. Ihr habt mich mit den Menschen versöhnt! waren die einzigen und letzten Worte, die er zu Werner sprach, in dessen Armen er verschied. Werner drückte ihm die Augen zu und begleitete ihn zur Gruft, die der Alte sich selbst neben der Nachtigall hatte ausmauern lassen. Wenn sie singt, wacht er nicht auf, fest ist sein Schlaf und sanft.

Die

Reise in die sächsische Schweiz.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

An einem freundlichen Morgen ging der Assessor Werner auf der Terrasse an der Elbe zu Dresden spaziren. Zwei Blondinen, die er am vorigen Abend im Schauspiel gesehen, hatten sein sinnliches zu reizbares Gemüth aufgeregt und beschäftigten noch jetzt seine Phantasie. Er kannte sie nicht, und hatte auch nicht erfahren können, wer sie waren; sie mußten fremd seyn. Mit diesen Schönheiten wanderte er in langen Schritten die Terrasse auf und ab, und sah weder die schöne Gegend, noch die schönen Frauen, die lächelnd an ihm vorüber gingen, da er, nur mit sich beschäftigt, gesticulirend und sprechend nichts um sich her bemerkte.

Endlich störte ihn ein Schlag auf die Schulter in seinen Verzückungen; er sah sich um, und der Rath Blank stand hinter ihm. Weg waren die Schönen mit ihren

blonden Locken, er sank in des Freundes Arm und zog ihn mit sich nach seiner Wohnung fort.

Seit Jahren hatten sich die Freunde nicht gesehen; seit ihren Universität-Jahren zwar nur wenig in Berührung zu einander, hatten doch die Zeiten der frohen Jugend sie, trotz der ganz entgegengesetzten Charaktere, innig und fest verbunden, und herzlich war des Assessors Freude, als er seinen ehemaligen Mentor wieder in seine Arme schloß.

Die Frage, wie kommst Du hierher? war zu natürlich, um nicht die erste zu seyn und da der Rath blos Neugierde vorgab, das Meißner Hochgebirge zu bereisen, um sein an die Flächen der Mark gewöhntes Auge durch diesen romantischen Anblick zu ergötzen, so war der Assessor sogleich erbötig, ihn dahin zu begleiten.

Doch wie eine strafende Mahnerin trat bei diesem Versprechen das Bild der holden Blondinen vor ihn. Nein, rief er plötzlich aus. Ich kann nicht, mich fesselt etwas an Dresden — schiebe Deine Reise auf, erst muß ich Gewißheit haben — dann! dann!

Der Rath Blank lachte laut auf. Wahr-

haftig, Du bist noch der Alte! rief er aus, immer noch, wie es scheint, der Sklave des Augenblicks, der Sklave Deiner Sinne und Deiner Eitelkeit. Der Assessor ging während dessen mit großen Schritten auf und ab. Hättest Du es gesehn, gesehn dieß holde Schwesternpaar, rief er aus, schön, blendend weiß, die Fülle der Locken, wie ein leichter Flor die Feuergluth des blauen Auges mindernd, Du würdest gleich mir an Dresden gebannt seyn, und Dich nicht nach den nackten Felsen der Bastei sehnen.

Der Rath lächelte, und lachte laut auf, da ihm sein exaltirter Freund nicht die mindeste Auskunft geben konnte, wer denn die gefeierten Schönen und wo sie wären, die ihn, den Flüchtigen, so magisch an sich gekettet hätten. Doch gab er nach und ließ sich bereden noch zwei Tage in Dresden zu verweilen, ehe er seinen Pilgerstab ergreifen und ins Gebirge wandern wollte.

In dem besuchtesten Hotel wurde gespeist, und die Hoffnung, die Frauen dort zu finden, begleitete den Assessor. Aber vergebens! Man schlenderte hinaus ins Link'sche Bad; dort, wo die schöne Welt sich so gern zusam-

menfindet, hoffte man die Schönſten der Schönen zu treffen. — Auch vergebens! Der Kaffee war getrunken, die Zeit des Schauſpiels nahte, die Hoffnung ſchwand; da wanderte vor ihnen ein ältlicher Herr mit zwei elegant gekleideten Damen, deren gracióſe Geſtalten, die eine junoniſch, die andere nymphenhaft, war; blonde Locken blickten unter dem Strohhute vor, und das grüne Band der Hutſchleifen flatterte als Flagge in dem Abendwinde. . Sie ſind's! rief Werner und zog ſeinen Freund mit ſich fort. Schnell nahten ſie, ſchnell eilten ſie an ihnen vorüber; der überglückliche Aſſeſſor ſchaute unbeſcheiden den Damen unter den Hut ins Engelantlitz — und — hilf Himmel! — Zwei hageré verblühte Frauen, die den Frühling mit ſtarken Farben aufgetragen hatten, ſchauten ihnen mit freundlich lächelnden grauen Augen ins forſchende Antlitz. Wüthend verbiß der Aſſeſſor ſeinen Aerger, hell auf lachte der Rath. Dieß alſo die Schönen? rief dieſer im Fortgehen aus, ohne weiter auf dieſe entblätterten Blüthen zu achten, dieß alſo die holden Blondinen, die Dich Glücklichen mit ihren Karmin-Roſen ſo feſt halten? Jetzt wun-

dert's mich nicht, seit ich die Engel sah, daß Du, an sie denkend, fast Alles auf der Terrasse umliefest, und Dir Jedermann wie einem Trunkenen aus dem Wege ging. —

Schweig! rief der Assessor noch wüthend: diese Megären. —

Meine Herren! unterbrach der kleine Mann, welcher die beiden Grazien begleitet hatte, diese Exclamation. Es scheint, die Damen, die ich die Ehre habe zu führen, erregen Ihre Aufmerksamkeit; dürfte ich bitten, mich wissen zu lassen, wodurch sie dieß Glück verdienen?

Der Assessor wollte schon mit seinem heftigen unzarten Wesen dem alten Herrn antworten; aber der Rath nahm schnell das Wort, und wußte der Sache eine so feine Wendung zu geben, daß das Männchen, besänftigt scheinend, sie wieder verließ.

Das Schauspiel im Bade gab dem guten Werner nur eine getäuschte Hoffnung mehr. Die Blondinen waren nicht zu schauen; unmuthig gingen sie in die Stadt zurück und beschlossen, nicht mehr mit Harren und Hoffen ihre Zeit nutzlos zu verbringen, sondern morgen schon die Reise in das Hochland zu

Fuß anzutreten. Die Torniſter wurden gepackt und Donna Albina in zwei Exemplaren in die Taſche geſteckt.

Zwei mehr entgegengeſetzte Charaktere, als die beiden Freunde, welche mit einander die Reiſe beginnen wollten, hatten ſich wohl ſelten auf ihrem Lebenpfade begegnet; ſie gaben von neuem den Beweis, wie freundlich das Entgegengeſetzte ſich einen kann. Der Rath, einige Jahre älter, als ſein Freund, war, ſeinem ſchnell Alles ergreifenden Herzen mißtrauend, im Umgang mit Frauen bedächtig und vorſichtig. Alle geiſtig und körperlich anatomiſch betrachtend, fand er in keiner das Ideal wieder, welches er ſich ausgebildet hatte. Für Hunderte war er in Flammen gerathen, aber keine hatte noch das ſüße Wort: ich liebe! von ſeinen Lippen vernommen. Der Aſſeſſor hingegen, eines jener verunglückten genialen Weſen, bei deren Bildung die Natur launiſch auf halbem Wege wieder umgekehrt war, hatte Talent zu Allem und zu Nichts. — Der heiße, glühende Wille zwang ihn, deſpotiſch, Alles zu ergreifen, und die Langeweile entriß es ihm im andern Augenblick. Muſik, Poeſie, Malerei, ſprach

ihn an, Alles trieb er bis zum Mittelmäßigen; Lichtfunken blitzten überall, zündeten aber niemals. Dabei war er eitel auf seine innere Liebenswürdigkeit, wie ein funfzehnjähriges Mädchen auf ihre Rosenblüthe, sinnlich, im höchsten Grade leichtsinnig, und im glücklichen Wahn, kein Herz könne seinem erbärmlich schwachen Herzen widerstehen. Konnte er am Sylvesterabend seine Liebeleien nur nach Wochen datiren, so war dieß ein Mißjahr seiner Empfindungen. Mit der neuen Aurora blühte ihm auch eine neue Liebe, und selbst die Horen brachten ihm die neue Göttin zur Huldigung dar.

Es war ein heiterer schöner Septembermorgen, als die Freunde zu Fuß ihre Reise antraten. Pillnitz war die erste Station ihres Magens; der Borsberg sollte die erste des Anschauens seyn. Sie saßen in der Schenkstube am Fenster, das nach der Landstraße zeigte, und frühstückten mit dem größten Appetit, den die entschwundenen Blondinen dem guten Assessor nicht mit entführt hatten, als ein Wagen vorbeirollte und der ewig Bewegliche Messer und Gabel wegwarf,

„die Häuser gelegt haben, Deine Vaterstadt den „Flammen zu opfern. — O! wer vermag Deinen ar„men Vater, wer die arme Stadt zu retten, als Du? „Ich glaube, als Deine mütterliche Freundin, Dich „von allem unterrichten zu müssen, damit Du Dich „zu Gott wendest, daß er Dich erleuchte, und Du „einen edlen, großartigen Entschluß fassest.

„Schließe mich in Dein Gebet ein, denn auch ich „werde mit den frommen Schwestern gefangen gehal„ten — Gott und die heilige Mutter sei mit Dir!“

Kopfschüttelnd gab die Herzogin Magdalenen den Brief zurück. „Fasse dich, mein Kind“ sprach sie „Was der Brief dir Wahres sagt, wußte ich schon gestern und verschwieg es dir, um dein überdies bewegtes Gemüth nicht noch mehr zu erschüttern. Du kannst für deinen Vater nichts thun, überlasse es dem Himmel, er allein weiß das Schlimme zum Besten zu lenken. Ohne seinen Willen fällt kein Blatt vom Baum und gegen seinen heiligen Willen ist die Macht sündhafter Menschen nur schwach!“

Magdalene schien auf die Rede der Herzogin nicht geachtet zu haben, denn als diese schon lange schwieg, stand sie noch immer, das Auge aufwärts gerichtet, sinnend da, bis Heiterkeit plötzlich das ernste Gesicht umzog und ein himmlisches Lächeln ihren Mund umschwebte — „So muß ich!“ rief sie unwillkührlich aus, und wandte sich zur Herzogin, die jeden Ausdruck ihres Gesichtes genau beobachtet hatte „Erlaubt mir, daß ich Euch verlassen und nach Eßlingen zurückkehren kann.“

„Kind, was willst du dort?“ fragte die Herzogin, von dieser Bitte überrascht.

das Glas Liqueur umstieß und aufspringend laut ausrief: Blank! dort fahren sie hin! Dieser hatte kaum so viel Zeit, die Fenster aufzureißen und noch in der Ferne eine blonde Locke zu bemerken, mit welcher der Morgenwind spielte.

Lieber Freund, sagte er zu dem schon mit dem Torniſter beschäftigten Assessor, wenn es nur nicht wieder die Grazien von gestern sind? Mein Gott! unterbrach der Assessor den Zweifelnden, ich habe sie ganz deutlich gesehen: auf dieser Seite saß die mit dem kleinen Mund der Anadyomene, auf der andern jene mit dem großen Juno-Auge. — Komm nur! komm! Kein Sträuben half, der gute Rath mußte Frühstück, Borsberg und Alles im Stich lassen, und dem Erglühten auf dem Wege nach der Bastei folgen.

Noch sahen sie von fern den Wagen rollen, hinter welchem die Fußgänger bescheiden trabten. Der Weg bog sich, jetzt sollte er ihren Augen verschwinden; da wehte hoch flatternd ein weißes Tuch aus dem Wagen, der kühle Ost nahm es auf seine Schwingen, führte es einem gierigen Dornenstrauche zu, der es mit zackigen Fingern fest an sich hielt.

Sieh, lieber Blank? sagte der Ueberglückliche, welch gutes Zeichen zu unserer Reise, die weiße Flagge weht uns entgegen? Er nahm vorsichtig das Tuch vom Dornenstrauch; es war vom feinsten Battist, auf allen vier Ecken sauber gestickt, und in einem mächtigen Füllhorn standen die Buchstaben A. R. Alles formt sich glücklich! rief der Assessor aus und drückte das Tuch an sein ewig klopfendes Herz. Das ominöse v. ist nicht hier, keine Ahnentafel, kein Stammbaum tritt hier meiner Sehnsucht in den Weg; und sieh nur dieses elegante Tuch, mit einer halben Flasche Eau de Cologne getränkt, zeugt es nicht von Wohlstand und feinem Tone? Sieh nur diese Lyra mit Rosen umwunden, hier dieses Vergißmeinnicht-Bouquet, dort die passillora und das Füllhorn mit Epheu umrankt, und in diesem Füllhorn die Buchstaben A. R. Amanda, Adelgunde, Adele; gewiß, Adele muß sie heißen — Adele!

Ich bitte Dich um Gotteswillen! rief jetzt der Rath, lauf nicht so, lieber Werner; ich kann nicht mehr. Schwinge Dich lieber auf die Flügel der Sehnsucht, schwebe so allein

fort, und laß mich hier zurück, oder laß uns fein ruhig und vernünftig unsern Weg gehen.

Du bist noch immer der Alte, seufzte der Assessor, überlegst, wo ich fühle, grübelst, wo ich handle, und schleichst, wo ich fliege.

Lächelnd fragte jetzt der Schleichende den Fliegenden: Welcher von beiden Schönen, der mit dem Juno-Auge, oder mit dem Anadyomenen-Mund gehört denn eigentlich dein Herz?

Wie vom Donner gerührt blieb der Assessor plötzlich stehen. Diese unbescheidene Frage hatte er sich selbst noch nicht aufgeworfen. Nun? fragte der Rath, es scheint, Du willst erst eine Prüfung mit Deinem Herzen vornehmen? Nun sprich! die Juno oder die Venus?

Beide! rief der Assessor ärgerlich, Beide verweben sich so innig in mir, daß es mir jetzt noch unmöglich ist, sie zu trennen. Beide stehen hier mit unauslöschbaren Zügen gemalt.

Wohl bekomme es Dir! sagte der Rath lächelnd, Du bist ein großherziger Mensch, der zwei Göttinnen auf einmal in seinem Herzen den Platz gönnen kann.

In dieſem Augenblick rollte ein Wagen hinter ihnen. Verdammt, daß Deine ökonomiſche Genialität mich zur Fußreiſe verdammt hat, rief der Aſſeſſor unmuthig aus, da ſchleichen wir hier wie die Schnecken nach der erſehnten Baſtei, und die ſchöne Zeit, die wir an ihrer Seite wonnig verleben könnten, bringen wir hier mit langweiligen Raiſonnements zu.

Der Wagen kam näher. In kurzem phlegmatiſchen Trabe zogen ein Paar unglückliche Gäule einen feſt von allen Seiten verſchloſſenen Miethwagen neben ihnen vorbei. Das leere Plätzchen hinten, das kein Koffer einnahm, lächelte dem Aſſeſſor freundlich entgegen, und lud ihn zur Fahrt nach der Baſtei; denn wohin führte wohl ſonſt der Weg. Ein Blick auf ſeinen Freund — ein Blick nach dem leeren Bret und der Sehnſuchtvolle ſaß mit ſeinem Torniſter und ſeinem Knotenſtock als blinder Paſſagier hinten darauf, und ſchwebte ſo dem erſehnten Ziele entgegen.

Da ſtand nun der arme Rath Blank auf der Landſtraße von ſeinem Begleiter verlaſſen

und des Weges ganz unkundig, den zwar auch der gute Assessor nicht ganz zu kennen geschienen hatte. Er ging auf gut Glück den Weg fort, kam nach Lohmen, nahm daselbst einen Führer und wanderte nun der Bastei zu. Sie näherten sich endlich diesem ersehnten Ort. Auf einem freien Platze hielten Wagen und Diener, eine harmonische Musik tönte ihnen entgegen; dichte Baumgruppen verbargen dem Auge jede Aussicht. — Der Rath schritt den Tönen der Musik nach, und stand plötzlich auf der Bastei, ehe er es noch ahnen konnte.

Der überraschendste Anblick zeigte sich seinem Auge. Vor sich die majestätische Elbe, die durch Felsen und freundliche Wiesenpartien dem hohen Lilienstein vorbeiströmend der Bastei entgegenwogt; neben sich die steilen Felswände, aus deren Schluchten die dunkeln Edeltannen sich hervordrängten. Die Bastei selbst mit ihren traulichen Plätzchen, ihren bretternen Häusern und den freundlichen Gruppen von Alt und Jung; alles dieses überraschte ihn, sein Auge schweifte umher und sog mit Begierde die Schönheiten ein, welche die Natur, diese ewig neu erschaffende Mut-

ter, ihm hier in noch nie gesehenen Formen und Bildern zeigte. Da schwebte sein Blick nach der Ruine von Alt-Rathen und hob sich an der Felswand empor nach einem Vorsprung dieser Massen, auf dem eine Gruppe lieblicher lebender Figuren sich bewegte. Er stieg die Stufen herab, um zu diesen holden Gestalten zu klimmen und auch von hier aus, wo zwei Felsen durch eine wandelbare Knüppelbrücke verbunden waren, den Anblick der Natur und wohl auch den der schönen Frauen zu genießen. Erst jetzt suchte sein spähendes Auge seinen treulosen Freund, den er dort unter den Frauen gewiß zu finden hoffte; statt seiner aber fand er am Fuße des Felsens das kleine Männchen wieder, das er im Link'schen Bade an der Seite der beiden Verblühten gesehn, und das sie so keck zur Rede gestellt hatte. Er mußte an ihm vorbei. Doch der kleine Mann kam ihm entgegen, erkannte ihn wieder, erneute sehr gesprächig die so sonderbar gemachte Bekanntschaft, und warnte, die Teufelsbrücke zu betreten, die, vom zartesten Fuß berührt, sich demüthig beuge. Er lud ihn so dringend ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, und hier die Rückkehr der Gesell-

schaft abzuwarten, daß er sich wider Willen gehorsam neben den kleinen Mann setzte, der es dankbar zu erkennen schien und ihn zutraulich nach seinem Namen fragte.

Sie wollen gewiß, mein bester Herr Rath! fuhr er nach erhaltener Antwort fort, das Hochland sehen? Da haben wir nun gleiche Absicht; auch ich will Schandau, den Kuhstall, die Winterberge, das Prebischthor, kurz Alles beschauen, wohin man zu Wagen oder mit der Sänfte kommen kann. Es freut mich daher ungemein, einen so angenehmen Reisegefährten gefunden zu haben. Sind Sie zu Wagen hier?

Zu Fuß, antwortete der Rath verdrießlich, und muß auch.

Bitte inständigst einen Platz in meinem Wagen anzunehmen, unterbrach er diesen. Ein Theil meiner Familie ist gerade zu nach Schandau gefahren; diese haben noch zwei leere Plätze im Wagen, und bis dahin wird sich auch noch bei uns ein Plätzchen für Sie finden — à propos speisen Sie mit uns. — Sie müssen sonst mit einem sehr frugalen Mahle vorlieb nehmen. — Ich habe eine Trüffelpastete und ganz vortrefflichen Champagner

die

mit, ohne Umstände. Der Rath saß wie auf Kohlen; der kleine Mann bat so zudringlich, gutmüthig, daß ihm nicht zu widerstehen war, und knüpfte das Gespräch so sorgfältig wieder an, wenn Blank's Aufmerksamkeit nach den lieblichen Stimmen, die von oben herab tönten, gerichtet war, daß er von ihm nicht loskommen konnte. Mit wem hab' ich denn die Ehre, eine so schnelle Bekanntschaft zu machen, sagte endlich der Rath und konnte seine Ungeduld nicht verbergen.

Ich bin, entgegnete der Kleine mit dem freundlichsten Tone, der Commerzienrath Grau aus Leipzig, und reise mit meinen beiden Schwestern.

Sie Zaghafter! unterbrach ihn ein Herr, der eben die Felswand herabstieg, während drei holde weibliche Gestalten an ihnen vorüberschwebten. Was haben Sie für einen herrlichen Anblick entbehrt!

Nein! nein! sagte das Männchen. Ich bin viel zu sehr vom Schwindel befallen, ich danke für das Vergnügen — doch, sagte er, Blank's Hand ergreifend, kommen Sie, ich sehe schon da oben meinen Johann mit der Pastete, und der Esel setzt sie in die liebe

Sonne; kommen Sie nur geschwind, sonst sind wir um das Gelee betrogen. Der Kommerzienrath, seine Pastete unverwandt anschauend, eilte mit Blitzesschnelle die Stufen hinauf; der Rath folgte, die voranschwebenden Grazien nicht aus dem Auge verlierend.

Als sie oben angekommen waren, die Pastete in Sicherheit gebracht und für den Rath ein Gedeck besorgt war, zog der kleine joviale Mann Blank bei Seite und sagte ihm mit freundlichem Tone: Bester Herr Rath, ich habe eine sonderbare Bitte an Sie, die Sie mir verzeihen und nicht abschlagen müssen. Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Gesellschaft, in die ich Sie sogleich einführen werde, als Rath Schwarz vorstellen darf; Ihnen kann der Name gleich seyn, und mir erzeigen Sie eine große Gefälligkeit, es betrifft nur einen Scherz.

Der Kommerzienrath bat wieder so gutmüthig, daß Blank auch jetzt nachgeben, und sich zum Mohren taufen lassen mußte. Der Kleine führte ihn nun zu den drei Damen, die an ihm vorüber geschwebt waren und jetzt auf einer Rasenbank saßen, und stellte ihn diesen als Rath Schwarz vor, von denen er

zwei als seine Nichten, Marie und Agathe, die dritte aber, als eine ihrer Freundinnen, die lebhafte Blanche, vorstellte. —

Der Rath war bei dem Anblick dieser Huldinnen betroffen. Er erkannte sogleich in Marien die Anadyomene, in Agathen die Juno — aber wer war diese Blanche, deren weißer blendender Teint, deren große sprechende dunkelblaue Augen, welche unter der Fülle der kastanienbraunen Locken hervorstrahlten, ihn entzückten, war es Pallas, die so bedeutungvoll, so forschend ihn anblickte, oder war es die jugendliche Hebe, die ihr Auge jungfräulich niederschlug, da er mit glühendem Blicke sie beschaute? Sein Auge schweifte von Marien zu Agathen, von den braunen Locken der Hebe zu den goldnen des heiligen Schwesterpaares, während der kleine Mann mit gefälligem Lächeln sein Erstaunen sah, und in seiner Seele das, was in ihr vorging, zu lesen schien.

Man setzte sich. Die Schwestern nahmen den Rath in die Mitte, Blanche saß ihm gegenüber; der Assessor erschien immer noch nicht. Armer Unglücklicher! dachte der Rath, hättest du doch das weise Wort chi va piano

„Meinen Vater, meine Vaterstadt retten!“

„Magdalene!“ rief die Herzogin erschrocken.

„Ich weiß, gnädige Frau, was ich wage!“ erwiederte das Mädchen mit Ruhe „Ich weiß, daß ich meinem Verderben entgegen gehe, und doch muß ich!“

Die Herzogin schüttelte bedenklich ihr Haupt und sah das Mädchen verwundert an. „Ich nehme innigen Thril an dir“ sagte die edle Frau „Du bist kein alltägliches Geschöpf, die Natur legte in dich manchen schönen Keim, aber deine glühende Phantasie, dein ewig reger Geist — dein gebrochenes Herz —“ setzte sie theilnehmend hinzu „rauben dir den klaren Blick, mit dem der Mensch die Welt um sich her betrachten sollte. Dein kindlich frommes Gemüth wird von deinen Sinnen fortgerissen, du trachtest nach dem Höchsten, Unerreichbaren, und deshalb entbehrst du Alles! — Ach, du kennst die Welt noch nicht, sonst könntest du nicht freiwillig dem Verderben entgegen gehen. — Lies den Brief der Priorin mit Bedacht und du wirst finden, daß nicht Theilnahme, sondern irgend eine Absicht, und schwerlich eine gute, ihn schrieb. Wie konnte sie es wagen, in die Hand eines französischen Offiziers einen Brief voller Schmähungen auf den General zu legen? Mindestens mußte sie das auf seinen Befehl schreiben, wenn sie es nicht freiwillig that. Du opferst Leib und Seele, Mädchen, und selbst deines Vaters Leben wägt solchen Verlust nicht auf.“

„Das habe ich mir alles gesagt, gnädigste Frau! nur glaub' ich nicht so Arges von der frommen Klosterfrau“ erwiederte Magdalene — „Ich weiß, was mir bevorsteht, aber ich muß Alles, Bitten und List versuchen, mei-

va sano beherzigt! Du eilteſt dem Himmel entgegen, und weiß Gott in welcher Hölle du jetzt ſchmachteſt; während ich hier im Kreiſe der Göttinnen meine Trüffeln verzehre und mich in Champagner, noch mehr in ihren Blicken berauſche. Armer Werner, ſäßeſt du hier an meiner Stelle, du würdeſt nicht, ſo wie ich, unentſchloſſen den Apfel in deiner Hand wiegen und ſinnend nachdenken, welcher der drei Göttinnen du ihn als Preis reichen ſollteſt — du hätteſt ihn längſt in drei Theile geſchnitten, jeder ein Drittel gegeben und alle drei in dein großes Herz geſchloſſen, während ich, überall angezogen, keinen feſten Standpunkt erreichen kann!

Heiterkeit und Frohſinn belebten die Geſellſchaft. Der Champagner des kleinen Mannes hob dieſe Laune noch mehr. — Lebendiger wurde Blanche; wie der Champagner ſchäumte ihr ſprudelnder Witz. — Sanfter ſchlug Marie ihre Augen nieder, aber lieblicher noch lächelte der holde Mund; und Juno Agathens großes Veilchen-Auge ſchaute lebendiger und feuriger umher. Der gute Rath, der ſchon wieder angefangen hatte, zu anatomiren, zu berechnen, um das beſte Facit

für sich zu ziehen, verlor den Faden des Calculs, hob sich mit den Blitzfunken Blanchens in die Luft, wogte sich auf Mariens Rosenlippen und schwebte auf Agathens Himmelblick ins Land der Sehnsucht und der Träume.

Die Gesellschaft stand auf. Kommt, Kinder! sagte der kleine Onkel, wir wollen anspannen lassen, damit die Tanten nicht so lange auf uns warten müssen. Der Herr Rath Schwarz begleitet uns, wir müssen schon ein wenig zusammenrücken. Ihr drei setzt Euch in den Fond — ich und unser Gast rückwärts, so wird es wohl gehen. Die scheinbare Protestation des Raths wurde glücklicher Weise nicht angenommen, man setzte sich ein, und von allen Gegenständen, an denen sie vorbeischwebten, sah der gute Rath nichts. Er sah nur sein holdes vis à vis.

Der Assessor überließ sich indessen auf dem Bret des alten Miethwagens seinen süßen Träumen. Wie er das Herz der beiden Blondinen bestürmen, wie er es erobern, was er ihnen sagen wollte, überlegte er als kluger Feldherr. Er ordnete sich schon Verhältnisse,

die er herbeiführen würde, wobei er seinen Witz anbringen und ihnen eine Schmeichelei sagen könne, und beschlossen ward auf diesem schaukelnden Sitze, daß noch heute einer von Beiden seine Liebe mit glühenden Farben geschildert werden müßte. Seine Phantasie wurde rege, er durchlebte den Mittag, den Abend an ihrer Seite, er kletterte mit ihnen über Felsen und Klippen, belauschte ihre Graziengestalt, den freundlichen, schmachtenden Blick ihrer Augen, und kein Stoß, kein Rütteln störte ihn, er hörte nur den sanften Ton ihrer Stimme. Er wußte zauberisch das Bild Beider in Eins zu verschlingen und wieder zu trennen, Keiner gab er ausschließende Gewalt, Jeder räumte er einen Platz in seinem Herzen ein. Jetzt tönte das süße Geständniß der Liebe von ihren Lippen, jetzt nahte der heißersehnte Augenblick — er sank zu ihren Füßen, schwur ewige Treue, ewige Liebe — sie bog sich herab — es war dießmal Anadyomene mit ihrem lieblichen Mund — er drückte den ersten Kuß auf ihre Purpurlippen, er fühlte den sanften elastischen Druck dieser Göttlichen sich auf den seinigen pressen; aber auch einen derben Peitschenhieb, der über seinem

Castorhut donnerte und statt vor seiner Göttin, lag er erschrocken mitten im Weg.

Mein Gott! — Kutscher! — Halt! schrie eine kreischende Stimme aus dem Wagen, während der Assessor aufsprang, seinen Knotenstock ergriff und fluchend auf den Kutscher eindrang. Doch eine Dame, die sich ihm entgegenstürzte, brach die Wellen seines Zorns. Er faßte sich schnell, das Gefühl des unschicklichen Verhältnisses, in das er sich gesetzt hatte, beschämte ihn; er verneigte sich vor der Heraussteigenden, welcher noch eine Andere folgte, und stand — vor den blonden Schönen des Linkschen Bades.

Er stammelte seine Entschuldigung, die von den Damen mit beifälligem Lächeln angenommen wurde, versicherte, daß nur ein unüberlegter Scherz, um früher als sein Freund auf die Bastei zu kommen, ihn auf ihren Wagen geführt hätte.

Auf die Bastei? fragte die eine der Blondinen.

Ja, meine Verehrteste, auf die Bastei, wohin ich eher als mein Freund zu gelangen wünschte, mich auf Ihren Wagen schwang

und so mit Hülfe Ihrer flüchtigen Pferde bald einzutreffen gedenke.

Mein Herr! — sagte nun die Nämliche, da bedaure ich. Unsere Fahrt geht gar nicht über die Bastei, wir wollen auf dem kürzesten Weg nach Schandau, und führt Ihr Weg Sie gleichfalls dahin, so bitte ich, einen Platz, statt hinten auf dem Wagen, in selbigem zu nehmen. Denn nach der Bastei möchten Sie wohl jetzt zu spät kommen. Wir sind schon lange durch Porsdorff, und ehe Sie den Weg wieder zurück machen können, finden Sie Ihren Freund und Niemand mehr dort. Ist es Ihnen gefällig, so bitt' ich, nur einzusteigen.

Schon durch Porsdorff? rief der erstaunte Assessor, das ist schrecklich! — Aber was sollte er thun? — Nach der Bastei zurück? dort kam er zu spät — war es die Absicht der Blondinen, nach Dresden zurückzukehren, so waren sie schon unterweges, ehe er ankam; fuhren sie nach Schandau, so begegnete er ihnen, mußte umkehren und wie am Morgen zu Fuß nachlaufen. In diesem Fall hatte er doch wenigstens die Aussicht, sie in Schandau zu sehen, wenn er mit den Alten dort

eintraf — und weßhalb sollte er diesen Weg allein zu Fuß machen? Einmal hatte er sein Glück verträumt, es war auf diesem Wege für ihn unwiederbringlich verloren, deßhalb ergriff er die klügste Partie, setzte sich zu den Damen in den Wagen, hoffte, vielleicht durch ein komisches Abenteuer sich doch in Etwas für das verunglückte, sentimentale zu entschädigen und nahm seinen Platz den holden Verblühten gegenüber. — Ach! hätte er ahnen können, wo sein Freund in diesem Augenblick gesessen, er wäre außer sich gewesen.

Nun hatte er Zeit und Muße genug, die Damen zu beobachten. Auf beide hatte die Zeit gleich tiefe Furchen gepflügt. Zwar blühten noch Lilien und Rosen auf diesem unfruchtbaren Boden; es waren aber nur künstliche Blumen, die jeder Regentropfen wegwischen konnte. Die zur Rechten war mager zum Erbarmen; die schmalen Lippen, die sie ohne Unterlaß zu dem Fluß ihrer sonoren Rede in Bewegung setzte, zeigten zwei Reihen der schönsten elfenbeinernen Zähne, das Meisterwerk des berühmtesten Leipziger Zahnarztes; desto neidischer verbarg ein Flortuch, wo nichts mehr zu verbergen war. Die zur

Linken, minder hager, aber auch minder redſelig, ſaß in behaglicher Ruhe ihm gegenüber; nur ein ſchmachtendes Auge, das unter ergrauten Augenwimpern hervorblikte, ſprach beredt und deutlich, und mit noch mehr deutungreichem Ausdruck, als die beweglichen Lippen ihrer Nachbarin.

Der arme Aſſeſſor! Hier ſtürmten Lippen, dort glühende Blicke auf ihn ein — wohin ſich wenden? —

Es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo der Feigſte die Augen ſchließt, und mit Todesangſt ſich verzweifelnd in den Abgrund ſtürzt; ſo auch der arme Aſſeſſor. Aus dem geträumten Himmel ſah er ſich in die Hölle verſetzt; ſtatt zweier Raphaelſchen Madonnen ſaßen zwei thörichte Jungfrauen ihm gegenüber, denen das Lebenöl ausgegangen zu ſeyn ſchien, und bei denen es nur des kleinſten Windſtoßes bedurfte, um ihr Lämpchen ganz auszulöſchen. Was blieb ihm noch übrig, als die komiſche Seite dieſes Abenteuers aufzugreifen und einer von den Beiden aus Verzweiflung die Cour zu machen. Aber welcher? hierüber blieb er lange ungewiß. Die Stumme trug endlich den Sieg über die Ma-

gere davon; hier bedurfte es ja nur einer lebhaften Phantasie, welche die verfehlten Blondinen herbeizaubern konnte. An sie denkend, drangen die Sehnsuchtblicke von selbst nach der schmachtenden Sennora; kein Ton, kein süßes Wort brauchte seinem Munde zu entströmen.

Das Spiel begann; von der Redseligkeit der Dame zur Rechten zwar oft unterbrochen, begegneten sich ihre zärtlichen Blicke und drangen, ehe sie noch Schandau erreicht hatten, ins unbewachte Herz der überglücklichen Witwe.

Hätte der Rath Blank Zeit gehabt, über das Schicksal seines Freundes nachzudenken, so hätte es ihm ängstlich seyn müssen, auf dem ganzen Wege bis Schandau keine Spur von ihm zu finden; aber er dachte nicht an ihn. Drei Grazien gegenüber vergißt man sich selbst so leicht, wie viel mehr einen treulosen Freund; so auch der Rath. Während des ganzen Weges hatte er nur immer das Schwesterpaar angeschaut, wohl noch mehr die braungelockte Blanche, die dann züchtiglich ihr großes dunkelblaues Auge niederschlug

und verlegen vor sich hin sah, während Marie und Agathe scherzten und den Blicken des Rathes unbefangen begegneten, der wohl jetzt schon den Apfel nicht mehr getheilt, sondern ihn Blanchen allein gegeben haben würde. Niemand schien freundlicher, als der Kommerzienrath, der, in eine Ecke gedrückt, schweigend dem Allen zusah, und mit innigem Wohlgefallen dieses neue Spiel zu beobachten schien.

Sie kamen nach Schandau und stiegen im Bade ab. Hier war die erste Frage des Raths, ob nicht ein junger Mann zu Fuß angekommen sei, der sich Werner nenne. Niemand wußte von einem solchen Fußgänger. Ein junger Herr sei mit zwei alten Damen den Nachmittag hier eingetroffen, schien aber der Sohn von einer der Damen zu seyn, war die Antwort.

Sind die Damen blond? fragte der kleine Mann.

Ja, blond! antwortete der Kellner lächelnd.

So sind es die Tanten! rief der Kleine. Aber wie die zum Sohn kommen mögen, mag Gott wissen. Die Eine ist eine ehrbare, kinderlose Witwe, die Andere noch verheirathet,

doch ohne Segen. — Nun wir werden ja wohl Licht bekommen. Wo sind die Damen?

Sie trinken Thee! Wollen Sie mir gefälligst hier diesen Weg folgen, er führt Sie sicher hin.

Wie wäre es, Kinder? rief der Kleine, und schnell sprang Marie voraus, Agathe folgte, der kleine Mann sah sich fragend nach dem Rath um. Dieser wartete auf Blanchen, die noch etwas aus dem Wagen holte, und folgte mit ihr in einiger Entfernung.

Da saß nun der arme Assessor auf einem schattigen, sentimentalen Plätzchen neben seinen Dulcineen, fuhr erschrocken auf, als der glückliche Rath, von den drei Grazien umgeben, vor ihn trat, und rief in dem Gefühl seines Unmuths aus: O Glück, Glück! was bist Du für ein undankbares, flatterhaftes Weib; schleichend erreicht Dich der Zaudernde, während Du dem Eilenden entfliehst! Doch noch ehe der kleine Mann ihn um eine Erklärung dieser Phrase bitten konnte, hatte er selbst, undankbar wie das Glück, die Tanten verlassen, stand zwischen den Blondinen, und schien emsig das Versäumte nachholen zu wollen. Als aber der Kommerzienrath Blank

nen Vater zu retten, vielleicht erweicht Gott des Wüthrichs Herz. — Ich bin eine welkende Blume, der Tod des Geliebten hat sie geknickt, was schadet es ihr nun, ob sie langsam verwelkt oder ein frecher Bube sie vollends bricht — Rein gehe ich zu ihm hinüber, dafür schützt mich der Dolch, den ich nie von mir lege — und je früher meine Stunde schlägt, desto eher hat dies stürmische Herz Ruhe und der Zwiespalt in mir wird gelöst sein. Meinen Vater zu retten, gebietet mir die Pflicht, meine Vaterstadt zu erhalten, die Liebe, die ich zu dieser Wiege meiner Kindheit fühle. Und ende ich auch auf dem Blutgerüst, ende ich doch als Märtyrin, und dies ist mein sehnlichster Wunsch, den mir Gott gewiß verzeihen wird."

„Hast du ein Recht, so zu handeln?" fragte nun die Herzogin „Darfst du freventlich das Schicksal zum Kampf auffordern? Hast du bedacht, daß du als Opfer fallen kannst, ohne dein Ziel, ohne deinen Zweck erreicht zu haben? Bist du Herrin deines Lebens, das du nicht als eine Märtyrin, das du als eine Thörin unnütz opfern kannst? Glaubst du, Melacs Tod werde deinen Vater, werde die Stadt retten? Zehnfach wirst du die Wuth des Kriegsvolkes anfachen, zehnfaches Weh über Vater und Vaterstadt bringen! — O! wie wenig kennst du die Welt! — Ich habe kein Recht, deine Freiheit zu binden, deinem Willen Fesseln anzulegen," fuhr nach kurzer Pause die Herzogin fort „deshalb gehe, wenn du es willst, aber erst morgen! Du mußt Zeit haben, ruhig und ernstlich über das, was ich dir sagte, nachzudenken, denn so stürzest du dich nutzlos in Gefahr. Höre auf meine warnende

den Tanten als Rath Schwarz vorstellte, brach er schnell das Gespräch ab und wollte eben seine Verwunderung über die Metamorphose aussprechen, als ein Wink des Neugetauften ihn beruhigte, und ihn wieder zu seiner Anadyomene zurückführte. Auch die Schwestern mußten die Revue passiren. Hier Frau von Schmerlenbach auf Voigtsgrün und Reiberscheid, diese Madame Gutmuß, würdige Witwe des vor zehn Jahren verstorbenen Ober-Accise-Inspectors Gutmuß, meine theuern Schwestern, die ihren werthen Bruder seit dreißig Jahren vergebens gequält haben, sich ins Joch der heiligen Ehe zu spannen, der aber glücklich der Versuchung widerstand und im Kreise seiner Nichten und seines fröhlichen Mündels sich so glücklich fühlt, als er es nur in dem Kreise seiner Kinder hätte seyn können. Denn der Ehestand, so fuhr er fort, sich zu den beiden Schwestern wendend, ist doch nur ein Wehestand, nicht wahr?

Mit nichten! sagte die Witwe, warf einen glühenden, einladenden Blick auf den Assessor, der um Marien schwärmte und ihrer nicht im mindesten achtete. Ich war so glücklich während der kurzen Zeit meiner Ehe.

Kurze Zeit? fiel ihr der kleine Mann ins Wort. Haben wir nicht Deine silberne Hochzeit gefeiert?

Lieber Bruder, sagte Madame Gutmuß ganz empfindlich, Deine Indelicatesse läßt Dich oft Dinge sagen —

Die wahr sind, fiel der Kommerzienrath ins Wort, der überhaupt der Peiniger seiner theuern Schwestern zu seyn schien.

Aber diesem Peiniger hätte jedoch die gepreßte Witwe wohl noch eher verziehn, als dem Assessor, der mit Maria im lebhaften, jedoch leisen Gespräch begriffen war. In den wenigen Augenblicken, welche dieses Gespräch gedauert, wußte Marie schon, daß er sie im Schauspiel gesehen, von ihren Reizen bezaubert, sie überall vergebens aufgesucht, selbst daß er die Tanten im Link'schen Bade für sie gehalten, ihrentwegen als blinder Passagier hinten aufgesessen und im Moment der höchsten Wonne durch einen Peitschenhieb niedergeschmettert worden sei. Alles dieß, und die heiligste Versicherung, daß sein Schicksal unauflösbar an das Ihrige gefesselt, und er jetzt, wo er an ihrer Seite stehe, der glücklichste Mensch unter der Sonne sei, strömte

wie ein geöffnetes Wasser-Reservoir aus seinem Munde, so daß die betroffene Marie, immer zurückweichend, am Ende ganz aus dem Kreise herausgetrieben, allein mit ihm unter einem Apfelbaum sich befand.

Ihr Thee wird ganz kalt! rief jetzt Tante Witwe, kommen Sie doch, bester Herr Assessor, und setzen sich. Er hörte nicht, wohl aber Anadyomene, die sich verbeugte und zum Tische trat, wo der Assessor den Thee wie Gift hinunterschlürfte.

Es wurde nun der Reiseplan zum folgenden Tage verabredet, und da der Assessor von Neuem, rücksichtlos seiner früheren Verbindung im Wagen, sich ausschließend mit Marien unterhielt, der Rath still bescheiden, aber innig mit Blanchen sprach, und der kleine Mann die Tanten mit seinen Witzeleien eben nicht sehr zu belustigen schien, brachen diese schnell auf, schützten Müdigkeit vor — und kaum daß die Sonne sich hinter die Berge senkte, verbarg ein neidisches Zimmer die Sonnen des Tages.

Die beiden Freunde, von innerer Unruhe getrieben, suchten wieder das Freie. Bruder, rief der Assessor dem ernsten Blank entgegen!

Sie

Sie liebt mich, ich bin es gewiß. Ich habe es ihr gesagt, feurig und glühend habe ich ihr gestanden, daß ich sie liebe, sie hat mich erhört.

Angehört? unterbrach ihn der Rath.

Ein sonderbarer Witz, sagte der Assessor empfindlich. Ich habe ihr Alles geschildert, fuhr er fort, da der Rath geduldig schwieg, wie ich sie aufgesucht, wie bei Tag und Nacht nur ihr Bild vor mir geschwebt. O du kennst mich! Wenn ich ergreifen will, so sind meine Worte Pfeile, die nie ihr Ziel verfehlen.

Und sie? unterbrach ihn der Rath von Neuem.

Sah mich freundlich an, und hörte lächelnd zu.

Werner! rief der Rath lachend, Du bist doch noch immer der Alte, liebst nur Dich, und betrachtest die Frauen nur als den Altar, worauf Du Deiner Eigenliebe ein Opfer bringst, läßt Dich von Deinem überspannten Gefühl hinreißen und ich wette, morgen bietest Du der blonden Marie Dein Herz und Deine Hand.

Und die braungelockte Blanche? rief der Assessor lachend.

Da bewahre mich Gott! Sie gefällt mir,

sie ist schön, hat Verstand und Bildung; ich finde sie liebenswürdig, reizend, verführerisch; aber ehe das Wort: ich liebe Dich! von meinen Lippen tönte, ehe ich sie mir am Altar als die Meinige denken könnte, müßte ich reiflicher mit mir überlegen und mit mir selbst einig geworden seyn, ob ich überhaupt für das eheliche Leben passe; und ob —

Du großer barmherziger Gott! rief der Assessor ungeduldig aus; Du stehst vor dem Tempel der Liebe und zitterst die Schwelle zu betreten; Hymen leuchtet Dir mit seiner Fackel entgegen, und Du überlegst, ob die Strahlen seiner Flammen Deinen Augen schaden könnten. Wo Du handeln solltest, berechnest Du, wo Du genießen solltest, fragst Du nach dem Preise — Du kommst mir vor wie ein Hungriger, der vor einer wohlbesetzten Tafel steht, und aus Furcht, sich den Magen zu verderben, nicht zulangt und verhungert.

Und Du, erwiederte der Rath, wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. Tausendmal hast Du Dich verliebt, hundertmal Dich versprochen, und eben so oft

war Deine Neigung eine unglückliche Ephemere.

Und, lieber Freund, rief der Assessor lachend, wir gingen Beide auf verschiedenen Wegen und kamen doch an Ein Ziel; oder vielmehr erreichten gar keins. Ich schweifte schmetterlingartig daran vorbei, Du schlichest schneckenartig und gelangtest nie bis dahin. Ist das nicht gleich? Du verrechnest Dich, weil Du zu oft die Rechnung durchgehst, ich, weil ich sie mit einem Blicke schließe. Ich habe Marien in fünf Minuten gesagt, was ich fühle; Blanche wird in fünf Wochen noch nicht wissen, was Du von ihr willst.

Davor bewahre mich auch Gott, sagte der Rath, besonders jetzt, da ich doppelte Ursache habe, auf meiner Hut zu seyn.

Und warum jetzt mehr als sonst? fragte der Assessor.

Darüber laß uns schweigen. Deine Unbesonnenheit zwingt mich, dieß Geheimniß für mich zu bewahren. Nur das kann ich Dir anvertrauen, daß meine Pflicht gebietet, mein Herz frei zu erhalten und mich Blanchen nicht weiter zu nähern.

Werner lachte laut auf. Närrischer Mensch!

rief er aus: Du willst Dich Blanchen nicht weiter nähern? Glaubst Du denn, daß Dein ehrerbietiges Schweigen, Deine bescheidene Aufmerksamkeit nicht eben so deutlich sprechen, als meine galoppirenden Worte. Gesteh es mir, Du liebst jetzt schon die göttliche Blanche!

Der Rath stand schnell auf, ging schweigend zurück, und brach so das Gespräch ab. Es war ihm unangenehm, sich getroffen zu fühlen; der Assessor folgte lachend.

Der Morgen graute. Der Rath trat ans Fenster und schaute hinaus in die frische Morgenluft, während der Assessor ruhig in seinem Bette schlief und schnarchte. Er eilte ins Freie, kletterte den steilen Berg hinauf und sah den Aufgang der trüben Sonne, die für heute kein schönes Wetter zu verkünden schien. Nach der Seite der Stadt setzte er seine Wallfahrt fort, stieg nicht ohne Gefahr nach der Elbseite durch die Bergschluchten hinab, und wendete sich nun wieder dem Bade auf gebahntem Wege zu. Als er sich eben um die Ecke des Berges biegen wollte, hörte

er weibliche Stimmen; sein Name tönte ihm entgegen; sein Fuß verweilte, er lauschte. Ich Unglückliche! rief eine Stimme pathetisch aus, um mich bekümmert sich Niemand. Die holdlächelnde Marie verfolgt der Assessor, und in den Fesseln der reizenden Blanche schmachtet der überglückliche Rath. Ich stehe allein.

Ich überlasse Dir gern meinen Sonderling, erwiederte ein freundliches Stimmchen; nimm den abenteuerlichen Mann, der mich kaum eine Minute gesehen hat, und mir schon sein Herz und seine Hand auf eine Art anträgt, die mich für seinen Verstand bange macht. Nimm ihn, ich tret' ihn Dir ab!

Es gilt! sagte die Erste, ich bin es zufrieden. Ein solches Wesen ist immer brauchbar genug, sich einen Tag mit ihm zu amüsiren. Jede Narrheit hat ihre pikante Seite, die Seinige ist leicht aufzugreifen. Aber was sagst Du, Blanche? trittst Du mir Deinen Verehrer auch ab?

Auch hier kannst Du das Necken nicht lassen, tönte es melodisch, und der Rath erkannte sogleich Blanchens Stimme. Du weißt, daß ich mein Herz verschließen muß, was könnte es mir helfen, wenn er mir, ich ihm

gefiele. Du weißt ja selbst, daß ich so gut wie verlobt bin!

Verlobt! schrie der Rath außer sich. Ein lauter Schrei, gleich als sei es das Echo, ertönte. Als der Erschrockene um die Felswand trat, waren die Grazien verschwunden, und nur ein Handschuh, den er schnell aufhob, beurkundete die schnelle Flucht.

Verlobt also! rief der Rath außer sich. Also nach so langem Suchen und Harren, nachdem ich nun endlich ein Mädchen gefunden hätte, das ganz meinem Ideal entspräche, ist sie die Verlobte eines Andern. So neckt mich das Schicksal, und treibt mich gewaltsam nach dem verdammten Erzgebirge und nach der ausgesuchten Braut! Verlobt! rief er noch einmal, und schlug mit der flachen Hand vor die Stirn. — Nun gut — mein Weg führt mich nach Dresden zurück. Wandere wer Lust hat mit dieser Verlobten, ich setze den Kelch von meinen Lippen ab, ehe er mich berauschend niederwirft. Noch ist es Zeit!

Er ging zurück. Noch konnte er durch das Gebüsch die weißen Kleider schimmern sehen; es zog ihn unwiderstehlich hinter ihnen her,

aber fest in dem Entschluß, zu fliehen, stürzte er in sein Zimmer. Der gute Assessor schlief noch. Er rüttelte ihn und weckte ihn endlich auf. Mein Gott! rief er, so mache doch, steh' auf und zieh Dich an, damit wir bei Zeiten nach Dresden kommen.

Nach Dresden? sagte der Assessor und rieb sich die Augen.

Nun ja, nach Dresden; hier bleib' ich keine Stunde länger.

Bist Du toll? rief nun der Assessor und sprang aus dem Bette. Ich soll nach Dresden gehen, wenn hier die holde lächelnde Marie weilt? Geh, wohin Du willst, ich bleibe!

Nun wohl! sagte der Rath verdrießlich, dann geh' ich allein zurück, und reise morgen von Dresden ab. Er packte seinen Reisebündel. Lebe wohl, wir sehen uns mithin so bald nicht wieder.

Höre, lieber Blank! sagte der Assessor gutmüthig. So rasch und kurz trennen wir uns nicht. Sag mir nur erst, warum Du weg willst; ist Dein Grund vernünftig, dann folge ich Dir vielleicht; doch nur vielleicht.

Blanche ist verlobt! rief der Rath nach innerm Kampfe.

Stimme — überlaß das Schicksal deines Vaters, deiner Vaterstadt dem barmherzigen Gott!"

Magdalene ging auf ihr Zimmer, setzte sich dort auf den hohen Lehnstuhl, stützte ihr sorgenschweres Haupt und versank in düstres Sinnen. Vergangenheit und Zukunft schwebten an ihr vorüber, aber nichts erschütterte ihren Entschluß, morgen nach Eßlingen zu gehen. Ob sie recht thue, ob sie es vor Gott verantworten könne, darüber sollte der Ausspruch der Priorin entscheiden. Sterben, als Märtyrin sterben, blieb der einzige Wunsch ihres blutenden Herzens.

Für Benedikt war der Tag ruhig vorüber gegangen. Melac wollte erst die Wirkung abwarten, welche der Brief der Priorin auf Magdalene machen würde. Unbeugsam in Allem, was er sich einmal vorgesetzt, hier noch überdies von des Mädchens Schönheit auf eine Weise eingenommen, die ihm bisher fremd geblieben war, hätte er alles um ihren Besitz geopfert. Obgleich er sie nur einen flüchtigen Augenblick gesehen, hatte dieser Augenblick, vielleicht auch der Widerstand, eine wilde Leidenschaft in ihm erweckt, die ihn alles andere vergessen ließ. Er, der sonst jedes Abentheuer mit Begierde ergriff, er hätte fast über Magdalene den Ritt nach dem Oehlenberge vergessen. Aber Constant, der so manches Gute von dem wilden Jäger, besonders für Benedikt und Magdalene erwartete, erinnerte ihn an sein gestern öffentlich gethanenes Versprechen, sporte seine Eitelkeit, und brachte es endlich so weit, daß Melac, nur von Constant und einem andern Diener und

Und weiter nichts, sagte der Assessor lachend, das ist ja ganz vortrefflich, das macht die Sache erst recht pikant. Tritt in die Schranken, brich eine Lanze mit dem Glücklichen, heb' ihn aus dem Sattel und empfange den Dank aus den Händen Deiner Dame; weiter bedarf es hier nichts. Wer freilich bei dem kleinsten Hinderniß muthlos die Flucht ergreift, dem grünt der Lorber so wenig wie die Myrthe.

Wer freilich, wie Du, unterbrach ihn der Rath verdrießlich, sich aus einem Dutzend Körben nichts macht, der wagt jedes Spiel.

Körbe? guter Blank, die sind nicht mehr an der Tagesordnung. Seit die Damen sie selbst flechten und stricken, sind sie sparsam damit geworden, und theilen sie solche auch aus, so sind sie zu niedlich, um nicht aus schönen Händen noch einen gewissen Werth zu haben. Fürchte Dich nicht! Bleibe auf dem Kampfplatze, folge meinem Beispiele, laß den heutigen Tag über unser Schicksal entscheiden. Auf dem langen Weg, den wir vor uns haben, führt der Zufall tausend glückliche Momente herbei. Ich bin Dir in meinem Leben schon so oft gefolgt, folge mir nur heute.

Lieber Werner! sagte der Rath schon gefaßter, Du tummelst Dich bei solchen Gelegenheiten auf einem Kampfplatze, den Du schon oft betratst. Dir ist eine Niederlage nichts Neues, mir wäre sie schimpflich. Und überlege ich Alles so recht, denk' ich Blanchens Betragen gegen mich, denk ich an ihren sprudelnden Witz, an die Lebendigkeit ihrer Augen, so fürcht' ich —

Fürchte nichts, unterbrach ihn der Assessor. Ist Agathe nicht da? geht es mit der Verlobten nicht, so mache dieser die Cour. Im Grunde sind sie sich Alle gleich, Alle aus gleichem Stoffe gewoben. Jede läßt sich leicht und willig fangen, stellt man bei Jeder nur die Schlingen anders, die Lockspeise ist überall gleich: hänge geschmeichelte Eitelkeit ein, und die Drossel ist gefangen.

Ja wohl sind sie Alle gleich! sagte der Rath seufzend, die Braunen wie die Blonden. Bei jenen ist Alles aufflackerndes Feuer, ihr scharfer Witz ist Laune, nicht Gemüth, ihre Empfindlichkeit zündet so schnell wie ihre Reizbarkeit, und das Feuer ihrer Augen zieht seine Gluth mehr aus dem Verstand als aus dem Herzen. Gefährlicher aber sind mir die

blonden Madonnen, die still und verborgen, der Vestalin gleich, auf dem Altar ihres Herzens das ewige Feuer erhalten, was die Phantasie so sorgsam anschürt, und was das scheinbare Phlegma nur halb verbirgt. Der ruhig scheinende aber glühende Blick ihres Auges seufzt: Ewig! Der Flammenblick der Brünetten ruft: Alles!

Nein, guter Blank, rief der Assessor aus, da hätte ich mich gewiß in meinem Leben nie in eine Blondine verliebt, und mein Herz nur den Brünetten geschenkt; denn das Wort Ewig ist mir bei der Liebe ein langweiliges, fatales Wort. Alles! aber steht mit groben Buchstaben in meinem Herzen, wo ich für Alles, aber nicht für ewig Platz habe. Doch horch, was plätschert so? — Sieh wie es regnet. Nun, bei solchem Regenguße wirst Du doch Deine Flucht nicht beginnen wollen?

Der Wegweiser trat ein und berichtete, daß wohl für heute kein gutes Wetter zu hoffen sei; schon der trübe Aufgang der Sonne habe Regen prophezeit. Auch der kleine Mann erschien, und es wurde nach mancher Berathung beschlossen, ruhig das Wetter hier abzuwarten.

Der Mittag nahte, noch regnete es. Nun so müssen wir heute hier im Bade uns so gut zu unterhalten suchen, als möglich, sagte der Kommerzienrath. Wir wollen uns der übrigen Gesellschaft anschließen, und so wird der Tag auch wohl vergnügt vorübergehen und morgen ergreifen wir den Wanderstab und beginnen unsre Fahrt.

Der Rath mußte sich nun entschließen zu bleiben, und es schien, als ob ihm der Regen gleich einem Schicksal-Engel, der ihn wider Willen an die schon Verlobte band, nicht unangenehm sei, doch nahm er sich fest vor, standhaft jedem Eindruck sein Herz zu verschließen.

Während des ganzen Vormittags hatten sich die Frauen nicht blicken lassen. Vergebens war der Assessor spähend herumgeschlichen. Der Mittag nahte endlich, sie traten in den Saal. Wie der Falke auf die Taube, so stürzte Werner auf Marien; diese verbeugte sich ernst, und hatte sie gestern bei dem Flusse seiner Rede lächelnd geschwiegen, so unter-

brachen heute kurz absprechende Worte seine Phrasen; ein So? Nein! — ich wüßte nicht! — hemmten den Strom, und der gute Mann stand wie versteinert da, als er die Holdlächelnde von Gestern kalt und fast unwillig vor sich stehen sah; aber so etwas überraschte ihn nur auf Augenblicke. Seine Partie war schnell ergriffen. Ein, zwei Stürme höchstens wagte er noch; dann zog er mit Meister Reineckens Trostspruch von dannen und vergaß ganz den Rath, den er seinem Freunde gegeben hatte, Agathen den Hof zu machen. Er eilte schnell zu dieser, und ehe man sich setzte, lag schon sein Herz der Juno zu Füßen, die es zwar nicht von sich stieß, es aber nur als Spielwerk aufnahm, um sich damit zu belustigen.

Der Rath hingegen vermied sorgfältig Blanchens dunkelblaues Auge, und unterhielt angelegentlichst die gute Tante. Seine Vorsorge war überflüssig, denn Blanchens Blicke vermieden die seinigen noch mehr. Sein unvorsichtiger Ausruf, der die drei Mädchen am Morgen von der Rasenbank gescheucht, hatte den Lauscher verrathen. Das Gefühl, ihre Verhältnisse und ihr Herz vor ihm aufgedeckt zu

haben, mußte ihr zu peinlich seyn, um sie nicht ihm gegenüber verlegen zu stellen. Sein bescheidenes Zurücktreten war ihr deßhalb höchst willkommen; sie ging mit Marien in ein entferntes Fenster, und nur hier und da hoben sich die blauen Augensterne nach ihm auf.

Man setzte sich. Der Rath führte die Tanten, und nahm seinen Platz zwischen ihnen. Der Assessor führte Agathen, der kleine Mann ergriff Blanchens Hand und führte sie neben den Assessor, so daß die verlassene Marie neben der magern Tante ihr Plätzchen einnehmen mußte, und Blanche dem Rath gegenüber zu sitzen kam. Der kleine Mann hatte die köstlichste Laune, der Rath war von der größten Aufmerksamkeit gegen die Tanten; der Assessor, entzückt von dem Witz seiner blonden Nachbarin, hatte nur Augen für sie und strafte mit schneidender Kälte die stolze Marie, die dem Himmel dankte, daß sie ungestört essen konnte. Die Tanten, besonders die magere, schienen sehr mit ihrer Unterhaltung zufrieden; nur schoß manchmal Tante Witwe auf Agathen einen wüthenden Blick, wenn das Gespräch mit ihrem Nachbar zu

laut wurde. Auch den Assessor traf zuweilen ein schmachtender Blick, der die schönen Momente im Wagen zurückrufen sollte, aber vergebens! Der Schmetterling schaukelte sich auf seiner frischen Rose und achtete ihrer nicht.

Der Kommerzienrath beobachtete Alles; ihm entgingen deßhalb die Blicke nicht, die unwillkürlich sich trafen, doch schnell sich wieder senkten, wenn der Rath und Blanche zugleich ihre Augen aufschlugen. — Ihm entging gleichfalls die Ungewißheit nicht, mit welcher die Witwe bald den Rath, bald den Assessor anschaute, und: Wohin sollst du dich wenden, o du gepreßtes Herz! zweifelnd auszurufen schien; doch däuchte ihm, daß sie sich mehr nach dem flatterhaften Gegenüber, als nach dem bescheidenen Nachbar gezogen fühlte. Alte Frauen, wenn Asmodi sie packt und quält, laufen am liebsten auf ihren Stelzen den buntesten, flüchtigsten Schmetterlingen nach.

Alles blieb in diesen gespannten Verhältnissen. Endlich ergriff der kleine Mann sein Glas und trank zweideutig lächelnd Blanchen die Gesundheit zu: „Allen bald Verlobten!" Eine hohe Gluth färbte ihre Wangen. Der

Rath goß zitternd den Tanten die Gläser voll. Nun, bester Herr Rath! sagte der Kleine, wollen Sie denn die Gesundheit nicht mittrinken? In Ihren Jahren muß das Klirren der Gläser bei dieser Gesundheit, sitzt man im Kreise holder Jungfrauen und Witwen, setzte er ironisch hinzu, das Glockengeläute seyn, das zum Altare ruft. Kommen Sie, stoßen Sie hier mit meinem züchtig erröthenden Mündel an; Sie sehen, meine Gesundheit galt ihr.

Und Uns! flüsterte der entzückte Assessor Agathen zu.

Uns? fragte die Lachende.

Ja uns, meine Schöne, erwiederte er mit keckem Muth, denn was könnten Sie wohl zu mir sagen, holde Blauäugige, wenn ich jetzt als Amor zu Ihnen träte?

Hebe Dich weg, Satan und plage mich nimmer! sagte schnell und mit Pathos die neckende Agathe, wendete sich zu dem Rath und sagte zu diesem: Noch haben Sie ja die Gesundheit unserer bald Verlobten nicht getrunken; nur frisch, Sie wagen nichts dabei.

Das weiß Gott! dachte der Rath. Seufzend hob er sich vom Stuhl, nahm sein Glas,

ſtreckte es zitternd Blanchen entgegen, die ein Gleiches that. Leiſe nur berührten ſich die Gläſer, leiſe nur berührte ihr Blick ſein Auge, aber heftig war die Berührung in ihrem Innern. Es ſchien, als würde dieſer Klang, den Ton ihres Herzens weckend, für ſie zum Grabgeläute.

Und Sie wollen nicht mit mir anſtoßen? hub der Aſſeſſor halb empfindlich an, und ſah empfindſam Agathen in ihr ſchönes Auge. Mit mir wollen Sie die Geſundheit nicht trinken?

Ich bin nicht verlobt, und habe auch keine Sehnſucht es zu ſeyn, entgegnete ſie.

In keinem Fall? fragte Werner gereizt.

Wenigſtens in keinem, der ſich mir jetzt darbietet, ſagte Agathe ernſt und ſtand auf, da die Tanten das Zeichen zum Aufbruch gaben.

Du biſt ein Thor! ſagte der Aſſeſſor am Abend zu ſeinem Freunde. Plagſt Dich da zwiſchen den beiden alten Kaſtellen, ſo daß Du Deine ganze Operationslinie verlierſt, ſchlägſt mädchenhaft die Augen vor der Braungelockten nieder, und biſt blind für ihre ſchmachtenden Blicke, die Dir zurufen: Erlöſe

löse mich von allem Uebel! Da mach' ich es klüger, Agathe ist mein! Ich begreife auch nicht, wo ich gestern die Augen hatte, daß mich der küßliche Mund der heiligen Madonna so anzog. Viel lebhafter, viel interessanter ist die Schwester; sie geht weit tiefer in mein Gespräch, in meine Empfindungen ein, und ich wette, ich ziehe als Bräutigam in die Residenz ein. Wenn Du als ein armer Schmachtender vor der Thür Deines Glückes noch um ein sparsames Almosen bettelst, bin ich im Besitze meines Glücks. Ich wette!

Wie hoch! rief der kleine Mann, der aus dem Gebüsch trat. Ich weiß zwar nicht, warum Sie wetten wollen. Aber ich setze 10 Bouteillen Champagner und trete auf Ihre Seite, Herr Rath.

Es gilt! rief der Assessor. Wenn sie verloren haben, sollen Sie die Wette schon erfahren. Man plauderte noch und ging endlich nach dem Salon, wo man die Gesellschaft bei dem Pfänderspiel fand.

Der gute Werner unterhielt seine Nachbarin wieder so angelegentlichst, daß er sogleich ein Pfand geben mußte. Ein genialer Lichtfunke stieg in ihm auf; er nahm aus seinem

seinen steten Begleitern, den Hunden gefolgt, seinen Rappen bestieg. Aber auch der Hirsch stellte sich heute ein, und wollte mit, und keine Drohung, kein Schmeichelwort konnten den sonst so folgsamen zurückweisen, so daß Melac ihn wider Willen folgen lassen mußte.

Bald hatten sie den Oehlenberg erreicht. Bauern standen schon unter Furcht und Angst bereit, das Feuer anzuschüren, das bald auf der Nordseite des Wartthurms hell aufflackerte und die sonderbare Gruppe erhellte. Melac lehnte, in seinen Mantel gehüllt, wie ein finstrer Nachtgeist an dem Gemäuer des Thurmes, das, wie mit lauter Brillanten besät, in der Glut des Feuers flimmerte; mit leuchtendem Auge blickte er in die Flamme, und seine hohe Gestalt schien in dieser sonderbaren Beleuchtung doppelt groß. Die Hunde lagen ihm zu Füßen, der Hirsch hatte sich dem Feuer näher hingestreckt, und hob, als ob er auf etwas lausche, den Kopf — Wer Melac so von seinen Hunden und dem Hirsch umgeben, hier gesehen, hätte ihn sicher für den wilden Jäger selbst gehalten. Ihm gegenüber hatte sich Constant gelagert, warf von Zeit zu Zeit trockene Scheite in die Glut, daß die Flamme hell auflohderte, und die Funken knisternd umher flogen und betete im Stillen manch Stoßgebet. Im Hintergrunde, an der Ostseite des Thurmes hielt der andere Diener mit den schnaubenden Rossen und vollendete das grausige Nachtgemälde. Die Bauern hatte Constant zurück geschickt.

„Treiben wir hier nicht Gaukelpossen?“ unterbrach Melac jetzt die Stille „Lockst du mich, der ich an solche Mährchen, an solchen Spuk nie geglaubt, und so gut den Teufel hier erwarten würde, als das wilde Heer, in kal-

Busen das Tuch, das er dem Dornstrauch abgenommen hatte, gab es als Pfand und blickte zugleich sehnsuchtvoll auf Agathens schwebende Lippen.

Das Spiel war bald geendet, die Pfänder sollten ausgelöst werden. Dem kleinen Mann, welcher sie zu sich genommen hatte, sagte nun der Assessor leise ins Ohr: Ergreifen Sie das Pfand, das ich gegeben habe, so wenden Sie doch ja die Frage an mich. Der Kommerzienrath versprach es.

Die Pfänder wurden nun ausgelöst. Man lachte, schäkerte, ein Jeder suchte eine komische Auflösung, um die Gesellschaft zu unterhalten. Jetzt fragte der kleine Mann, sich an den Assessor wendend: Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe?

Der, dem es gehört, soll dem, der es gegeben, drei Küsse reichen!

Der Kommerzienrath hob nun das Schnupftuch in die Höhe und entfaltete es. A. G., rief er aus, in ein Füllhorn gestickt. Der Assessor reichte schon Agathen die Hand, da stand Tante Witwe schamhaft auf. Es ist das meine, lispelte sie, die Augen niederschlagend. Wie können Sie auch, bester Herr

Assessor, dergleichen sonderbare Auflösungen geben; doch ich will das Spiel nicht verderben. Sie trat auf ihn zu, spitzte die welken Lippen, und wohl oder übel; — der glückliche Werner schloß die Augen und verschluckte das Gift, das er sich selbst bereitet hatte.

Sie haben Glück! sagte nun Agathe zu dem Unglücklichen, der sich wieder an ihre Seite gesetzt hatte. Sie nahten als Amor, und kein: Hebe Dich weg, Satan! stieß Sie zurück, Sie wurden erhört.

Das ist grausam! unterbrach sie Werner, noch meiner zu spotten; da ich für Sie nur leide; denn ich glaubte, es wäre Ihr Tuch.

Für diese Aufmerksamkeit, Herr Assessor, behalte ich mir den Dank noch vor.

Ihre Hand darauf, rief der Entzückte.

Ich halte Wort auch ohne Handschlag, sagte sie und stand auf, da das Spiel geendet war, und konnte sich des Lachens nicht enthalten, daß der Zufall, welcher sie beim Wegfahren der Tante Tuch, statt des ihrigen nehmen lassen, diese Scene herbeigeführt hatte.

Meinen Dank, daß Sie mir mein Tuch so sorgfältig an einem werthen Ort aufbewahrt

haben, bleibe ich Ihnen noch schuldig, sagte gleich darauf die Frau Ober-Accise-Inspectorin zu dem an ihr vorübereilenden Werner.

Bitte unterthänigst, sagte der Forteilende und stürzte auf sein Zimmer. Hier setzte er sich hin und schrieb, legte das Geschriebene zierlich zusammen und eilte hinunter, hinter der Gesellschaft her, die spazieren gegangen war. Er fand sie auf einem schattigen Plätzchen im traulichen Gespräch. Agathe saß bei der Tante Witwe und schien mit dieser etwas sehr ernst zu besprechen. Deine Klette, rief Marie ihrer Schwester zu, als sich der Assessor nahte, sich neben Agathen setzte, das Arbeitkörbchen, das an ihrem Arm hing, ergriff, und damit spielend, ohne daß es bemerkt wurde, das Blatt hineinsteckte.

Der Rath trat jetzt auch in den Kreis. Es schien als habe das Pfänderspiel Blanchen und ihn genähert. Sie vermieden sich nicht mehr und der kleine Mann, dem nichts entging, bemerkte manche glühende Blicke, die recht lang und innig sich in einander verschmolzen. Auf dem Rückwege hatte Blank sogar den Muth, ihr den Arm zu bieten; aber der Kleine war gottlos genug, sie nicht

einen Augenblick zu verlassen, und sich ewig in ihr Gespräch zu mischen.

Nach dem Abendessen wurde der Assessor unruhig, und Agathe fand ihn unleidlicher als je. Er sagte ihr geheimnißvolle Worte, die sie nicht verstand, deren Sinn, so weit sie ihn errathen konnte, auf Vertraulichkeit deutete; und als er endlich die sonderbare Frage that, also wirklich? kann ich mich darauf verlassen? so antwortete sie, um ihn nur los zu werden: Ja! ja! und verließ den Zudringlichen.

Der Mond strahlte mit seinem Silberschein auf die blonden Locken der Tante Gutmuß, die sie eben auf den Nachttisch legen wollte; da störte sie ein fataler Husten in dieser Operation; sie ließ die goldenen fahren, griff nach dem Arbeitbeutel, um ein Citronen-Bonbon herauszuholen, und erstaunte nicht wenig, ein ganz eigenes Bonbon zu finden, was wohl mehr das Herz als die Brust restauriren konnte. Sie hielt ein niedlich zusammengelegtes Papier in der Hand, entfaltete es nicht ohne Herzklopfen und las:

Himmlische!

Sie haben sich den Dank vorbehalten, den Sie mir schuldig zu seyn glaubten. Ach! wenn Sie wirklich das empfinden, was Ihr schönes Auge mir sagt und mein klopfendes Herz ahnet, so reichen Sie mir ihn noch heute. Nach Tische erwartet Sie im Garten unfern Luther's Büste mit unaussprechlicher Sehnsucht ein treues Herz, um Ihnen zu sagen, wie unaussprechlich es liebt.

Werner.

Großer Gott! rief die Tante Witwe, nahm schnell ein Bonbon zur Vorsorge aus dem Arbeitbeutel, warf den Shawl um, setzte den Strohhut auf. Großer Gott, wenn ich die Schäferstunde versäumt, vielleicht mein Glück auf ewig verscherzt hätte! Sie eilte die Treppe hinunter, schlich durch den Garten, schlüpfte in den Gang, wand sich durch Krümmungen nach dem bestimmten Plätzchen — Dein! rief sie aus. Mein! rief der Assessor. Die Glücklichen lagen Brust an Brust.

Hatte etwa eine eckige Partie den Armen verwundet oder vermißte er bei der Umarmung die gehörige Elasticität, kurz er fuhr

erschrocken zurück, und Tante Gutmuß, vom Mondlicht zauberisch bestrahlt, stand vor ihm holdlächelnd, ihn zur Wiederholung des süßen Kusses mit durstigen Lippen einladend; und hinter ihm schallte ein lachendes: Ei, ei! Der kleine Mann und Agathe standen als Zuschauer da.

Ihr Ritter, die Ihr je auf Amors Bahn ein Abenteuer bestanden, kühn und keck, werft Eure Siegeskränze auf den Unglücklichen und bedeckt ihn, daß er vor Scham nicht vergehe; und du, göttliche Frechheit, wirf einen deiner Lichtfunken in sein Gehirn, daß dein edelster Sohn nicht zu Schanden werde!

Haben Sie denn kein Eau de Cologne bei der Hand? rief der Assessor der Rose entgegen und drückte noch einmal den Dornstrauch an sein klopfendes Herz.

Mein Gott, die Frau Tante wird wieder ohnmächtig. Geschwind, meine Beste! raunte er der Tante ins Ohr. Ach Gott! stöhnte diese, und drückte sich fest an ihn. Agathe nahm ihr Flacon, hielt es ihr vor; es half nichts; Tante Amanda wollte sich nicht erholen, sie schien sich zu behaglich in dieser Lage zu befinden. Endlich nachdem der Assessor

unruhig zu werden schien, kam sie aus ihrer süßen Ohnmacht ins Leben zurück, klagte über Schwindel, der sie hier befallen und wo eine hülfreiche Hand sie sorgsam unterstützt habe. Ach sind Sie es, lieber Herr Assessor? rief sie nun, ich danke Ihnen tausendmal.

Nun laß das nur, sagte der Kleine. Die Abendluft könnte Dir schaden. Er bot ihr den Arm. Der Assessor folgte mit Agathen.

O ich Unglücklicher! rief dieser aus. Sie, meine Holde, erwartete ich hier.

Mich? sagte Agathe kalt.

Ich hatte, erwiederte der Assessor —

Ein Billet in mein Arbeitkörbchen gesteckt, unterbrach ihn die Blondine. Ich bitte, mich künftig damit zu verschonen, Sie verschwenden Ihre Zeit und Mühe nur vergebens. Sie verbeugte sich, ließ ihn stehen und ging in das Haus.

Verdammter Streich! rief er aus. Wie kam nur mein Billet in die Hände der Tante? Niemand hätte ihm die Frage besser beantworten können, als der kleine Mann, dem nichts entgangen war. Er hatte den Gefangenen seiner Haft entledigt, das Billet gele-

sen, und es in den Arbeitbeutel der Tante gesteckt.

Die Blondinen schienen nun für ihn verloren. Nach der Braunen wendete sich sein kühner Sinn. Er verschlief sein Unglück und erwachte mit dem Vorsatz, dem Rath zu zeigen, wie man einer Verlobten die Cour machen müsse.

Die Wagen fuhren vor. Der Kommerzienrath, Blank, die Tante Schmerlenbach und Blanche stiegen in den einen, der Assessor mit seinen drei Gefeierten in den andern. Es gehört wahrlich nicht wenig Muth dazu, sich zwischen drei Damen zu setzen, wovon man seit acht und vierzig Stunden zweien sein Herz angetragen und die dritte zärtlich in seine Arme geschlossen hat. Doch des Assessors eiserne Stirn blieb ruhig; er scherzte mit Agathen und Marien, als ob nichts vorgefallen sei, bekümmerte sich nicht im mindesten um die Tante, und schien Kuß und Umarmung vergessen zu haben.

Die Fahrt ging durch den reizenden Kir-

nisch-Grund und sie stiegen an dem Wasserfall des Beuthen-Wassers aus. Zwei Sänften mit stämmigen Trägern wurden gemiethet; die alten Damen setzten sich hinein, die Jungen, den kleinen Mann an ihrer Spitze, folgten; die Führer gingen als Cicerone voraus und ermangelten nicht, redselig über Alles zu sprechen. Seinem Vorsatz getreu, verließ der Assessor Blanchen keinen Augenblick. Der Rath zu stolz, ihm deßhalb Vorwürfe zu machen, wurde verdrießlich, Blanche einsylbig, antwortete endlich gar nicht mehr, und schützte Kopfweh vor; den kleinen Mann belustigte das neckende Spiel und die blonden Schönen waren froh, daß sie sich selbst überlassen blieben, und den Zudringlichen wenigstens für jetzt los waren. Nur Tante Gutmuß konnte die Gedankenstriche in dem Concept ihrer Liebe gar nicht deuten; denn nach jeder glücklichen Katastrophe trat immer ein langweiliger Stillstand ein. Mußte sie nicht nach dem Rendezvous von gestern Abend ein ganz anderes Benehmen erwarten? mußte der Assessor nicht ihr unzertrennlicher Begleiter seyn? — Doch dieser schlich mit Blanchen hinter der Sänfte drein, und bekümmerte sich

nicht um sie; er hatte sie nicht einmal nach ihrem Befinden gefragt.

Endlich gelangten sie in eine niedliche Tannenanlage. Die Führer liefen voraus, und in der Ferne tönten nun Harfentöne und ein melodischer Gesang. Noch einige Schritte, und die schöne Halle, die den unästhetischen Namen des Kuhstalls führt, lag mit ihrer malerischen Aussicht vor ihnen. Selbst der Assessor vergaß, in dem Anschauen des herrlichen Anblicks versunken, sein liebes Ich und fühlte die Schönheit der reizenden Natur. Die Gesellschaft frühstückte hier, der Assessor bestürmte die arme Blanche, die mit kalter Ruhe, doch höflich ihn zurückwies; der Rath war in Verzweiflung, und der kleine Mann unterhielt sich angelegentlichst mit den Sesftenträgern.

Die Wallfahrt wurde nun wieder angetreten; man eilte dem kleinen Winterberg zu. Die Fußgänger folgten den Sänften.

Mein bester Herr Assessor, mein bester Herr Assessor, tönte es auf einmal aus der hintersten Sänfte. Dame Gutmuß war es, die mit helltönender Stimme dreimal bester Herr Assessor rufen mußte, ehe es dieser Verstockte

ter Dezember = Nacht hierher. Wenn die Glocke Eins geschlagen, schwing ich mich wieder auf mein Roß, reite nach Hause und erkläre den Ritter von Rodenstein und seine Gesellen für feige, unhöfliche Bursche."

„Frevelt doch nicht, Herr!" bat Constant, dem bei dem Schlage der zwölften Stunde, die so eben feierlich durch die Stille der Nacht tönte, grausig zu werden begann. „Wollt Ihr nicht länger hier bleiben, nun meinetwegen! Ich könnte auch nicht sagen, daß es mir hier so ganz behaglich wäre, aber neckt die Geister nicht, sie verstehen keinen Scherz!"

Melac lachte. „Wie kann doch so ein braver Soldat solch feige Memme sein?" — sagte er scherzend und bemerkte nicht, wie seine Hunde unruhig wurden, sich dichter an ihm andrängten, der Hirsch die Ohren spitzte und auf etwas zu lauschen schien.

„Herr! Seht nur die Hunde, sie wittern etwas!" unterbrach ihn Constant und griff unwillkührlich nach dem heiligen Georg.

„Bestien!" rief Melac den Hunden zu, und gab ihnen einen so derben Fußtritt, daß sie zu winseln begannen und in dem nämlichen Augenblick sprang der Hirsch auf, setzte mit einem Sprung über das Feuer, und ein alter Jägersmann, eine Armbrust über die Schulter geworfen, einen Jagdspieß in der Hand, kam keuchend den Weg von Türkheim herauf, winkte dem Diener mit den schnaubenden Rossen, sich zu entfernen, that ein Gleiches an Melac und Constant und da der Erste trotzig stehen blieb, der Andere sich aber auf die Erde warf und betete, drohte er mit aufgehobener Rechte, berührte mit seinem Spieß den

hören wollte. Endlich da ihm Alles entgegenrief, mußte er nach der Sänfte hintraben.

Haben Sie denn kein Eau de Cologne bei sich, mein bester Herr Werner, sagte mit schmelzendem Tone die Witwe. Ich weiß nicht, mir wird wieder so sonderbar zu Muthe. Ist es die Pastete, wovon ich vielleicht zu viel gegessen habe, oder ist es wieder ein kleiner Schwindel, der mich befällt, ich weiß es selbst nicht!

Der Assessor reichte ihr mit grämlicher Miene sein Flacon. Haben Sie die Güte, rief nun Frau von Schmerlenbach, auch mir! Der Arme trabte auch zu dieser. Doch diese Dame, vergnügt, Jemanden bei sich zu sehen, mit dem sie plaudern konnte, ließ ihrer Zunge freien Lauf, gerieth in Entzücken über die herrlichen Punkte, die vor ihnen lagen, schilderte mit solcher Lebendigkeit die göttliche Aussicht auf dem Kuhstall und zauberte den armen Assessor so fest an ihre Sänfte, daß nur der helle Ruf der Dame Gutmuß im Stande war, ihn loszureißen. Geschwind Ihr Flacon, rief diese; geschwind, bester Herr Assessor! Er wendete sich; aber wer schilderte sein Erstaunen, als er keine der holden Fuß-

gängerinnen mehr erblickte; sie waren verschwunden.

Wo sind die Andern geblieben, rief er verdrießlich, indem er zurückblickte und der armen Dame das Flacon an ihr klopfendes Herz, statt unter die Nase hielt.

Sie werden den Fußsteig gegangen seyn, sagte einer der Träger.

Und wo finden wir sie wieder?

Auf dem kleinen Winterberg vermuthlich, antwortete dieser phlegmatisch und setzte die Sänfte nieder, während die andern Träger mit der magern Tante lustig vorangingen.

Nun macht nur, ihr lieben Leutchen, sagte Tante Amanda, es ist schon vorüber, nur vorwärts. Die Träger packten an, und es ging rasch vorwärts. Der Assessor trabte verzweiflungvoll nebenher, sah rechts und links nach den Andern, und sah immer nichts. Da strauchelte einer der Träger, setzte unter fürchterlichem Fluchen die Sänfte nieder, und wimmerte. Der arme Mensch hatte sich den Fuß verrenkt und konnte nicht auftreten. Man versuchte Alles, nichts half, die Zeit ging verloren, und die erste Sänfte war schon aus dem Gesicht. Der Träger sagte ganz be-

ſtimmt, daß es ihm unmöglich ſei, weiter zu gehen, er könne keinen Schritt auftreten. Das war ein fataler Streich!

Mitten im Walde mit einer alten Dame allein, die nicht gehen kann oder nicht gehen will, das iſt kein beneidenswerthes Abenteuer. Doch es blieb nichts weiter übrig, als, der Aſſeſſor mußte die gute Tante am Arm und der noch rüſtige Träger die Sänfte auf den Nacken nehmen; der lahme blieb liegen, und ſo wanderte man dem kleinen Winterberg zu. Kaum waren ſie aber eine halbe Stunde gegangen, als ſie beſtändig ſteigen mußten und der Berg immer ſteiler und ſteiler wurde. Die Tante konnte nicht mehr, ſetzte ſich auf einen Baumſtamm und erklärte verzweiflungsvoll, daß ſie keinen Schritt weiter gehen werde.

Es ſind nur noch wenige Minuten, ſo ſind wir oben, ſagte der Träger, aber auch dieſer Troſt konnte ihre erſchöpften Lebensgeiſter nicht ſtärken. Sie blieb ruhig ſitzen und erwartete mit Geduld ihr Schickſal, das ihr an der Seite des Aſſeſſors nicht traurig zu ſeyn ſchien. Dieſer war aber in Verzweiflung; Blanche, Marie und Agathe, Alle

ſchwebten immer ferner von ihm, und hier hielt ihn ſeine unglückliche Amanda und bannte ihn, als ſei ſie ſein böſer Geiſt, an den Baumſtamm.

Ach geſtern Abend! hob ſie an, als ihr zärtlicher, lockender Brief mich in ihre Arme führte, da war es anders.

Ja, rief der Aſſeſſor, und griff verzweiflungvoll nach dem Trageband, das ihm der Träger mit bedeutungvoller Pantomime vorhielt. Er warf es um, bat Amanden einzuſteigen, die es nur ungern zu thun ſchien, und verſicherte in der höchſten Wuth, eine ſüßere Bürde habe er noch nie getragen.

Aber ſein Rettungengel war nicht mehr fern. Ein Träger der Tante Schmerlenbach kam ihnen entgegen. Dieſe hatte halten laſſen und erwartete ſorgſam und ängſtlich die Schweſter, und rettete ſo den Aſſeſſor von einem wahrſcheinlichen Blutſturz. Dieſer übergab ſeine Laſt dem Bereitwilligen, drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, und ſtürzte durch Moos und Geſtrippe auf geradem Wege dem Winterhäuschen zu, das auf der Höhe vor ihm lag.

Nicht Amandens Zuruf, nicht der der Schmer-

lenbach, der ihn im Vorbeilaufen aufhalten wollte, ſtörte ihn in ſeiner Flucht; er klimmte von Felſen zu Felſen, ſtand oben, ſah Niemand, ſtürzte in das Winterhäuschen, und fand — ſeinen Freund mit Blanchen Hand in Hand in tiefem Geſpräch, ihn nicht bemerkend.

Blank! rief der Erſchöpfte, Du allein hier! Blank? tönten dem Echo gleich die Purpurlippen der hocherröthenden Blanche und ihr Auge ſah fragend den Rath an, der das ſeine verlegen niederſchlug. Der Aſſeſſor bemerkte von Allem nichts, und gab durch die Erzählung ſeines Unfalls den Erſchrockenen die Geiſtesgegenwart wieder, die ſein Ausruf ihnen benommen. Erſt jetzt bemerkten ſie, daß ſie allein zurückgeblieben waren, und der kleine Mann mit den Schweſtern ſie verlaſſen habe.

Laſſen Sie uns nun die Tanten hier abwarten, ſagte Blanche in höchſter Verlegenheit. Doch der Aſſeſſor verſicherte, ehe er ſich noch einmal an die Alten bannen ließe, liefe er aufs Gerathewohl in den Wald hinein, nicht einen Augenblick bleibe er länger hier. Er wollte einen hier zurückgelaſſenen Führer mit-

mitnehmen; doch da dieſer verſicherte, er müſſe die Sänften abwarten, ließ er ſich den Weg beſchreiben und ſtürzte fort. Blanche und der Rath, die nicht aufs Gerathewohl in dieſer Wildniß folgen wollten, mußten ruhig die Tanten hier erwarten.

Während den Aſſeſſor das Unglück betroffen hatte, waren die Fußgänger auf einem Nebenpfade vorangezogen. Der Kommerzienrath mit den Nichten konnten die Zeit nicht erwarten, bis ſie das Winterhäuschen erreichten und eilten voran, während der Rath mit Blanchen folgte. Die Zudringlichkeit des Aſſeſſors hatte dieſen gelehrt, ſeine Zeit beſſer zu benutzen; auch Blanche ſchien dem Himmel zu danken, daß ſie ihren Begleiter gewechſelt hatte. Oft war er unterwegs genöthigt, ihr die Hand zu reichen, unwillkührlich mochte er ſie zu feſt halten; er glaubte dann einen leiſen Druck zu fühlen, den er zu erwiedern ſich verpflichtet hielt. Dankbar blickte ſie ihn an, wenn er ſie ſorgſam über die Felsſtücke geleitete, ihre Blicke begegne-

ten sich dann oft; die Einsamkeit, das schauerliche Dunkel des Waldes machten sie zutraulich. Als sie auf dem kleinen Winterberge zu dem übrigen Theil der Gesellschaft stießen, waren sie sich um Vieles näher gekommen, der Rath hatte ganz seinen Vorsatz, die Verlobte zu fliehen, und sie es so ganz vergessen, daß der Wunsch ihrer Mutter über sie bestimmt hatte, so daß die Uebrigen ihre Wanderung fortsetzten, und der Assessor die Verlassenen im Häuschen überraschen konnte.

Endlich kamen die Tanten an. Für Blank viel zu früh, gegen den Blanche seit der Flucht des unglücklichen Assessors viel zutraulicher und herzlicher geworden war, als früher. Der Führer mußte nun das Amt des Trägers übernehmen, und so zog die Karavane dem großen Winterberg zu, wo sie Alles in schönster Ordnung zum Diner bereitet fanden, nur den Assessor nicht. Eine Gesellschaft munterer junger Leute beiderlei Geschlechts, die unter Anführung einer alten Dame, und unter Singen und Jauchzen so eben den Winterberg verließ, wurde gebeten, wenn sie dem irrenden Ritter irgendwo begegnete, ihn mit zum Prebischthor oder nach

Hirmischkretschen zu nehmen, wo er auf sie warten möchte. Die Gesellschaft versprach es, zog singend ab, und die Tanten brummend ein.

Ueber den kleinen Mann strömte die Fluth ihrer Vorwürfe, daß er sie so schändlich verlassen habe, doch bot er freundlich einer Jeden ein Glas Cardinal, setzte Ruhe ihrem Zorn, Witz ihren Bitterkeiten entgegen, und schon bei dem zweiten Glase hatte Dame Schmerlenbach ihren Aerger vergessen, Donna Gutmuß aber noch nicht ihren Schmetterling, der jetzt, vielleicht zwischen Klippen und Felsen irrend, mit hungrigem Magen und durstigen Lippen sich nach ihr sehnte.

Alle ergötzte die weite herrliche Aussicht, nur Amanda nicht, die leise vor sich sang: Er fliehet fort, es ist um mich geschehn. Ihr Auge suchte nur nach ihm, ach, wo sollte sie ihn wieder finden!

Man blieb länger hier, als man gewollt und erwartete den Verlornen vergebens! er kam nicht, und man mußte ohne ihn den Wanderstab ergreifen. Der Zug ging nach dem Prebischthore. Blank und Blanche folg-

ten. Leise berührte diese die Verhältnisse ihres Begleiters, der, wahrscheinlich durch des Assessors Betragen aufgeweckt, dießmal offener und zutraulicher gegen Blanche sich benahm, als er es noch je gegen ein weibliches Wesen gethan hatte. Sie erfuhr nach und nach, daß er der Rath Blank, seine Mutter Witwe sei, in Frankfurt an der Oder wohne; und sogar, daß er nach Sachsen gereist sei, um die Bekanntschaft eines Mädchens zu machen, das seine Mutter für ihn gewählt habe. Diese Verbindung sei ihm von Anfang unangenehm gewesen, er habe diese Reise nur seiner alten guten Mutter zu Liebe unternommen; jetzt aber segne er sein Geschick, denn nur durch diese Reise habe er sein Ideal erblickt, habe er sie gesehen.

Und ihre Braut? unterbrach ihn Blanche.

Nichts mehr von dieser. — War sie mir gleichgültig, so ist sie mir nun unausstehlich und verhaßt.

Kennen Sie sie denn? fragte Blanche theilnehmend. Wie heißt sie?

Auguste Wallbeck! Sie soll hübsch seyn, liebenswürdig, verständig; aber ich glaube

dem Allen nicht. Ein Mädchen, das zugiebt, daß man ſie einem, ihr fremden Manne anträgt, muß gemüthlos und ſpeculativ, kann nicht herzlich ſeyn!

Urtheilen Sie nicht zu ſtreng, unterbrach ihn Blanche ernſt. Vielleicht verdient Auguſte Wallbeck Ihr Urtheil nicht.

Der kleine Mann trat in dieſem Augenblick zu ihnen, ſtörte ihr Geſpräch, und blieb bis zum Prebiſchthor ihr beſtändiger Begleiter. Blanche ſchien verſtimmt. Alle freuten ſich des herrlichen Blicks ins Böhmerland hinein, Alles ängſtigte ſich um den Aſſeſſor, der auch hier nicht gefunden wurde. Nur Blanche nahm keinen Theil an Allem, ſie ſchien ernſt, in ſich gekehrt, ſetzte ſich auf ein einſames Plätzchen, und ſah hinunter ins weit geöffnete Thal.

Habe ich Ihnen durch irgend etwas wehe gethan? fragte der Rath ſich ihr nähernd.

Nein! antwortete ſie freundlich. Nein! doch überlaſſen Sie mich nur einen Augenblick mir ſelbſt.

Er trat beſcheiden zurück.

Tante Amanda war in der peinlichſten Unruhe. Wie eine Glucke, die ihr Küchlein verloren, trippelte ſie umher, fragte bald den Wirth, bald das dienende Mädchen, ob nicht ein junger, ſchöner Mann hier geweſen ſei, mit ſchwarzen Augen und ſchwarzen Haaren, erhielt aber nirgends befriedigende Antwort. In der luſtigen Geſellſchaft, die eben von dannen gezogen, wären mehrere mit ſchwarzen Haaren geweſen, dieß war Alles, was ſie erfahren konnte. Sie war außer ſich, und ſelbſt der kleine Mann nicht ohne Unruhe. Doch war ja der Aſſeſſor Mann genug, ſich allein durch die Welt zu finden.

Man brach nach Hirmiskretſchen auf. Die Blondinen ſchäkerten. Blanchens düſtere Ruhe ſchien ſie zu beluſtigen, den Kommerzienrath hingegen zu beängſtigen. Blanche war mit ihnen vorangegangen, der Rath folgte, wagte einige Mal, ſich ihr zu nähern; ſie blieb aber im Kreiſe ihrer Freundinnen einſylbig und gedankenvoll.

Jetzt gelangten ſie auf den Punkt, wo man, rückwärts ſchauend, den Prebiſchkegel erblicken kann. Der Führer machte hierauf

aufmerksam. Alle wendeten um, und traten der Eine da, der Andere dorthin, den rechten Standpunkt zu finden; nur Blanche blieb gedankenvoll stehen. Da schaute der Rath nach ihr, er sah die Liebliche sinnend in ihrer ganzen Schönheit vor sich, sein Herz wurde überwältigt, er nahte und sagte mit dem innigsten Ton: Fräulein! nur um einige Minuten Gehör bitt' ich Sie, weisen Sie meinen Wunsch nicht zurück, das Glück meines Lebens hängt an der Gewährung!

Die Andern nahten, ehe noch Blanche antworten konnte. Doch sie waren noch nicht lange dem Dörfchen zugegangen, als das Band von ihrem Schuh locker wurde, und sie zurückbleiben mußte, es fester zu binden. Der Rath verstand diese Antwort auf seine Bitte, er blieb nach und nach hinter den Trägern zurück, die recht auftreten mußten, um dem kleinen Mann folgen zu können, der wacker voranschritt.

Blanche glühte wie ein Burgunder Röschen, als sie sich in bedeutender Entfernung von den Andern mit dem Rath allein sah.

Halten Sie mich nicht für leichtsinnig, hub

dieſer an und ergriff ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog, wenn ich ſchon heute der Entſcheidung meines Schickſals entgegengehe. Ich fühle es wohl, Sie müſſen mich verkennen; ich kenne mich doch ſelbſt nicht wieder. Daß ich Sie liebe, fuhr er nach einer Pauſe fort, mußte Ihnen mein Benehmen ſagen, meine Lippen brauchen es nicht zu wiederholen, daß ich Sie glühend liebe, zeige Ihnen der Muth, den ich habe, es ihnen zu geſtehen. Daß ich ohne Sie, ohne Ihren Beſitz nicht glücklich ſeyn kann, ſind Sie überzeugt, das ſagt mir der herzliche Blick, dem ich jetzt begegne. Seyn Sie wahr, ſeyn Sie offen. Entſcheiden Sie in dieſem heiligen Augenblick, hier, umgeben von der ſchönen, hohen Natur. Sprechen Sie das Wort, das mich zum glücklichſten Menſchen machen kann.

Herr Rath! ſagte Blanche nach einigem Nachdenken, vergeſſen Sie ſo ſchnell die Wünſche Ihrer guten Mutter?

Sie will mein Glück! entgegnete dieſer, und nur in Ihnen kann ich es finden.

Ich kenne Anguſte Wallbeck, ich kenne ſie genau. Sie iſt meine beſte Freundin. Ich

bin überzeugt, daß, kennten Sie sie näher, Sie gewiß manches Gute in ihr finden würden, was Sie an mir jetzt vermissen werden. Ich bin überzeugt, bei genauerer Bekanntschaft, setzte sie erröthend hinzu, wird sie Ihnen ein höheres Interesse einflößen, als ich es jetzt vermag.

Nein! Nein! rief der Rath.

Urtheilen Sie nicht zu früh, sagte Blanche. Hören Sie mich! Ehe Sie nicht Auguste Wallbeck näher kennen gelernt, ihr mit Offenheit, was Sie für diese Auguste fühlen, gesagt, und sich dann und Ihre Neigung zu mir geprüft haben, ehe — erhalten Sie keine Antwort auf Ihre Frage.

Wie ungerecht! wie grausam! rief der Rath. Wo ich meinen Himmel sehe, soll ich ihn noch vergleichen, soll ich wählen. Nein, bei Gott! ich schwöre es Ihnen hier feierlich, und wäre sie ein Engel, nie wird Auguste Wallbeck die —

Die kleine, niedliche Hand der zitternden Blanche schloß seine Lippen, und drückte das entscheidende Wort zurück in seinen Kerker. Schweigen Sie! rief sie aus. Hörte ich noch

einmal diesen Schwur, wir wären auf ewig getrennt! Sie eilte fort. Noch einmal wollte Blank beginnen, doch sie gebot so streng zu schweigen, daß er gehorchend folgte. Als Sie zu den übrigen traten, hatten sie die Rollen gewechselt. Der Rath war still und ernst, Blanche ruhig und heiter.

Unter mancherlei Gefühlen durchwandelte die Gesellschaft das reizende Hirmiskretschen und gelangte an die Elbe, wo ein Schiff sie erwartete, das sie nach Schandau zurückbringen sollte. Die Tante Witwe aber hätte unter keinen Umständen das Schiff betreten, ohne nicht überall nach ihrem Flüchtling umzuschauen. Blank mußte sie in das Wirthhaus an der Elbe führen, wo ihnen Gesang und Jubel entgegenschallte. Sie öffneten die Thür eines Zimmers und fanden hier die Gesellschaft, welche sie auf dem Winterberg getroffen hatten, an einem runden Tisch sitzend, zwei Bowlen Punsch vor sich. Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz, tönte es ihnen entgegen, und, o schmerzvoller Anblick!

der Entflohene ſtand mit dem Rücken gegen die Thür, nach einem vorgebogenen Köpfchen ſich beugend, in deſſen blonde Locken er einen Blumenkranz mit den Worten: der Schönſten, wand, und zum Dank um einen Kuß bat, der dem überall Unglücklichen aber verweigert wurde, als der Ausruf: Heiliger Gott! was muß ich erblicken: der hinter ihm erſcholl, und den ein allgemeines Gelächter der Geſellſchaft begleitete, ihn in ſeinen Entzückungen ſtörte. — Er ſah ſich um, und ſein Schutzgeiſt, ſeine Amanda, ſtand hinter ihm.

Endlich! rief ſie aus, und Alles war ſtill und lauſchte. Endlich haben wir Sie wieder gefunden, ach! meine Angſt war unbeſchreiblich und —

Die meine nicht! unterbrach ſie der Aſſeſſor und war blind für die mahnenden Winke, die ihm der Rath gab, der ihn ſchnell unter den Arm nahm, ihm etwas ins Ohr raunte, und nach einer flüchtigen Verbeugung gegen die Geſellſchaft ſich mit ihm und der Tante entfernte.

Als ſie aus dem Hauſe traten und dem

Schiffe zueilten, tönte aus allen Fenstern in vollem Chor: Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz, und eine kleine Blondine rief, indem sie schalkhaft den Blumenkranz hinabwarf: Geben sie ihn der Schönsten, die Ihnen näher ist, als ich.

In welche ungesittete Gesellschaft hat Dich Dein Leichtsinn geführt? sagte nun der Rath sehr ernst.

In angenehme, erwiederte der Assessor gleichgültig, wo man so wenig Körbe wie Sänften zu tragen nöthig hat.

Der kleine Mann empfing den Flüchtling lachend. Das Schiff stieß ab, und noch lange tönte der Jungfernkranz ihnen nach.

Auf dem Schiffe, in dessen Mitte eine mächtige Punschbowle prangte, sah Alles gar sonderbar aus. Vier Gleichgültige, zwei Ernste, zwei Unglückliche, ein Verdrießlicher und zwei Arbeitende, schwammen in dieser Gondel die Elbe hinab. Tante Schmerlenbach, Agathe, Marie und der Steuermann waren die Gleichgültigen; der kleine Mann und Blanche die Ernsten, der Rath und Amanda die Unglücklichen, Werner der Verdrießliche,

und die andern Schiffer die Arbeitenden. Alle tranken fleißig, und suchten durch den glühenden Punsch, der sogar auch den Arbeitenden gereicht wurde, ihre Laune zu verbessern. Endlich ermannte sich der Kleine; er faßte das Glas, hob es in die Höhe. Unsere alte Gesundheit, rief er. Allen baldig Verlobten!

Da stand Blanche auf und trat mit freundlichem Blick vor den Rath. Dann müssen Sie, Herr Rath, hob sie an, die Gesundheit von Auguste Wallbeck trinken. Alle waren erstaunt; die Mädchen fuhren fast laut auf, nur Werner nicht, dieser horchte aufmerksam zu. Nun, Herr Rath! sagte Blanche lächelnd. Dieser setzte das Glas nieder, und sagte finster: Diese Gesundheit trink ich nie!

Nie? rief Blanche.

Ist die Auguste nicht Deine zugedachte Braut, lieber Bruder, rief der Assessor plötzlich aufspringend auf.

Nie wird sie die Meine! — rief Blank, ohne auf den Assessor zu hören.

Dann nehm ich sie! rief dieser aus. Sie hören, meine Damen, er will sie nicht. Morgen reise ich hin.

Sie möchten ſich einen Korb holen, ſagte Blanche halb unwillig.

Schadet nichts, erwiederte er mit Humor. Bei meiner bedeutenden Sammlung macht ein Exemplar mehr oder weniger gar nichts aus. Ich reiſe hin, geſtehe ihr meine Liebe, ſie widerſteht nicht, wird mein — und

Giebt Ihnen einen Korb, unterbrach ihn Blanche.

Woher wiſſen Sie das ſo genau, ſagte der Aſſeſſor beleidigt.

'Weil ich es Ihnen ſelbſt ſage, weil Auguſte Wallbeck hier vor Ihnen ſteht. — Sie nahte Blanken. Wollen Sie meine Geſundheit nicht trinken, lieber Blank? ſagte Sie mit weichem Ton.

Ob er ſie trank? —

Der Mond beſchien ein glückliches Paar. Sie ruhten Arm in Arm. Der Aſſeſſor, den eine ſolche Scene jedesmal zum Mitſpielen einlud, ſah ſehnſuchtvoll im Kreiſe umher.

Juno's Auge schwieg, Madonna senkte den Blick, Tante Schmerlenbach rauschte tosend an ihm vorbei, nur Amanda verstand seine Sehnsucht, sie nahte ihm. — Da sprang er neben das Steuerruder. Seine drohende Stellung, sein verzweiflungvoller Blick gaben die Gewißheit, daß er lieber über Bord springen würde, als noch einmal sein Hoffnungschiff an diese schroffen, eckigen Klippen schleudern zu lassen; ihn schauderte vor diesem Göttergenuß.

Da Sie meine gute Schwester Amande so kalt von sich stoßen, mein lieber Assessor, so haben Sie wahrscheinlich Ihre Wette und die zehn Bouteillen verloren, sagte der kleine Mann, denn wenn Sie nicht zurückfahren, und von dort, wo das lustige Liedchen noch hinter uns drein tönt, eine Jungfrau zum Altar führen wollen, möchten Sie wohl gleich mir ohne bräutliche Ketten nach Dresden zurückkehren, denn die Jungfrauen hier scheinen am Mondenlicht mehr Behagen zu finden, als an Hymens Fackel.

Sobald sie nur ein Irrlicht ist. Ja! rief vorschnell Agathe.

Ein Irrlicht? unterbrach sie rasch der Assessor, sah ernst vór sich in die Fluth und schwieg.

Wir wollen gegenseitig abrechnen, sagte nun der Kleine. Zahlen sie, bester Assessor, die Wette, die ich ehrlich gewonnen habe, suchen Sie unter den Töchtern des Landes ein Bräutchen; ich komme dann zur Hochzeit und bringe zwanzig Bouteillen mit.

Ohne auf diese Rede zu achten, erhob sich der Assessor von seinem Sitz und näherte sich Agathen. Sie haben mich vorher mit einem Irrlicht verglichen, mein Fräulein, sagte er ernst, das bin ich nicht und trete gegen Jeden in die Schranken, der dieß behaupten will.

Herr Assessor! Herr Assessor! sagte Marie mit dem Finger drohend, ich glaube kaum, daß Sie in die Schranken eingelassen würden.

Hier stehe ich vor Ihnen, Fräulein Agathe, fuhr er in ernstem, gemüthlichem Tone fort, ohne sich durch Marie unterbrechen zu lassen, und fordere Sie zum Richter auf über mich. Erlauben Sie mir, daß ich mich binnen

nen einem Jahre vor Ihren Richterſtuhl ſtellen darf. Hier mein Freund Blank, hier Fräulein Blanche, dann gewiß ſeine Gattin, ſollen als Zeugen neben mir ſtehen. Ein glückliches Verhältniß hat mich und ihn in die Reſidenz verſetzt, ſie können, ſie werden mich dort beobachten — und bin ich dann kein Irrlicht —

So ſag ich frei und frank, daß Sie ein Narr erſter Größe ſind, fiel Agathe ihm ſchnell in die Rede.

Fräulein, antwortete der Aſſeſſor, ohne Empfindlichkeit, daß Sie ſcheren, hab ich verdient, ich meine es ernſtlich; bin ich dann kein Irrlicht — dann, — Sie mögen allein ſtehen, oder an der Hand eines Gatten, dann werde Ihnen die Freude, das Irrlicht zum ruhigen Flämmchen umgeſchaffen zu haben.

Topp! ſagte der Kleine, dann zahle ich die Wette auch. Wir bekommen eine hübſche Partie Champagner zuſammen. — Alſo heute über's Jahr iſt Kriegrath, und ich dächte, Agathe, bis dahin, blos um unparteiiſch urtheilen zu können, richteteſt Du die Sache ſo

ein, daß Du ohne ehelichen Beistand den Richterstuhl besteigen könntest.

Thue das, Agathe, sagte Blanche zu der Erröthenden, und lispelte ihr leise Worte ins Ohr. Sie schwieg, der Assessor setzte sich wieder neben den Steuermann.

Der kleine Mann, der Hebel aller dieser Begebenheiten, war nun ganz ausgelassen vor Freude. Von dem Augenblicke an, daß Blank ihm auf der Bastei seinen Namen gesagt, und er ihn für den bestimmten Bräutigam von Augusten erkannt hatte, war von ihm diese kleine Mystification ausgedacht, und ohne Beihülfe vollbracht worden. Selbst Auguste, die in diesem Familiencirkel ihres blendenden Teints wegen Blanche genannt wurde, erhielt erst auf dem Winterberge Licht durch den Ausruf des Assessors.

Dieser verließ nach einigem Nachdenken seinen Nachbar, den Steuermann, und setzte sich neben seine Amanda. Tantchen! sagte er in seinem alten gutmüthig jovialen Ton: Sie waren doch die Gütigste unter Allen. Sie haben mich überall Verstoßenen innig an Ihr

Herz gedrückt und mir wohl gewollt; Gott vergelt' es Ihnen, wenn ich es auch nicht kann!

Des Herrn Wille geschehe! sagte nun der Kleine, und das gefüllte Glas in der Hand, rief er aus: Also über's Jahr sehen wir uns wieder!

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Achtundzwanzigstes Bändchen.

Schloß Rödelheim.
Das Lotterie-Loos.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Schloß Rödelheim.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Während Churfürst Friedrich von der Pfalz in Prag Hof hielt und ein Heer zusammenzog, die ungewisse böhmische Krone zu behaupten, hatte er seine Erblande, die schöne Pfalz, der eigenen Vertheidigung überlassen. Ein drohendes Ungewitter zog sich über ihr zusammen. Ambrosius Spinola, der Eroberer von Ostende, rückte aus den Niederlanden mit seinen alten spanischen Regimentern längs dem Rheine heran, während das Heer der Union, unter dem Oberbefehle des Markgrafen von Ansbach, zur Vertheidigung der Pfalz sich bei Oppenheim lagerte. War auch das Heer der Uniirten, besonders an Reiterei, dem Spanischen überlegen, so bestand es doch nur aus neu geworbenem Volke, da jenes aus den alten krieggewohnten Schaaren Spaniens zusammengesetzt war, und einen Mann an der Spitze hatte, der damals für den größten Feldherrn Europa's galt.

flammenden Holzstoß, der auch sogleich erlosch. Dann ging er weiter.

„Zünde das Feuer wieder an, Betbruder!“ rief Melac den Reiter aufrüttelnd — „Rasch! — Was zitterst du vor einem alten frechen Burschen, den nur die Dunkelheit vor Züchtigung schützte. Heda! Auf, schlag Feuer an! — Geschwind!“

Constant sprang auf, zündete Feuer an und kaum berührte der brennende Schwefel den verkohlten Holzstoß, als die Flamme hell emporschlug, und in einem Augenblick alles wieder braunte wie vorher —

„Das war der treue Eckart,“ sagte Constant noch bebend „der seinem Herrn voranzieht, die Unglücklichen, die er auf dem Wege trifft, zu warnen. Ich dächte, auch wir beherzigten die Warnung — Ihr habt jetzt die Ueberzeugung, daß mit dem Tode nicht alles vorbei ist — Ich dächte, Ihr hättet an diesem Beweis genug und wir setzten uns wieder zu Pferd und ritten rasch nach Eßlingen zurück — Horcht nur, wie die Rosse stampfen und brausen, Paul kann sie kaum mehr halten, die muthigen Hunde zittern, wie Espenlaub und der Hirsch —“

„Den hat der Teufel geholt!“ sagte Melac verdrießlich — „Willst du nicht hier bleiben“ fuhr er dann brummend fort „so reite mit Paul zurück, ich will es dir nicht wehren. Ich aber bleibe. Noch nie bin ich meinem Gegner ausgewichen, ich stehe ihm, und käm' er mit seinem ganzen höllischen Heere — Ich muß klar sehen in der Nacht, ich muß Licht haben, wenn es mir auch davor grauft!“

„Wollt Ihr bleiben, so bleib auch ich sagte Constant, trotz dem, daß er schon in der Ferne Geräs und

Ambroſius Spinola, der dritte Sohn Philipps Spinola, Marcheſe von Venafro, aus einem der vornehmſten genueſiſchen Geſchlechter, hatte von früher Jugend an ſich ganz den Wiſſenſchaften widmend, keine Neigung gefühlt, die Bahn ſeiner älteren Brüder zu betreten, von denen der Aelteſte in den niederländiſchen Kriegen als ſpaniſcher General blieb, der Andere aber die Flotte dieſer Macht an den Küſten der Niederlande befehligte. Ambroſius lebte ruhig, ohne Ehrgeiz in Genua, und verwaltete das große Vermögen ſeines Vaters. Schon war er 30 Jahre alt, als es in dem letzten Jahre des 16ten Jahrhunderts ſeinem Bruder gelang, den ſchlummernden Funken in ihm zu wecken, und ihn zu beſtimmen, dem Könige von Spanien ſeine Dienſte anzubieten. Er that es, und ſchon hierbei zeigte ſich ſein Genius, beſonders der umſichtige Blick und die feſte Beharrlichkeit, dieſer Grundzug ſeines Charakters. Er erbot ſich, auf eigne Koſten 10000 Mann, theils Fußvolk, theils Reiterei, zu werben, ſie mit dem dazu gehörigen Geſchütz zu verſehen und nach den Niederlanden zu führen, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieſes Volk unter

seinem Befehl bleibe, der Sold von ihm ausgezahlt werde, und er offene Anweisung auf alle königlichen Cassen habe, sich die disfallsigen Vorschüsse zurückzahlen zu lassen. Das Geld, was die Werbung ihm gekostet, könne ihm Spanien in liegenden Gründen bezahlen.

Ganz in dem Geiste des 15ten Jahrhunderts sammelte er als Condottiere die alten Soldaten, die sich häufig in Italien zerstreut fanden. Mehr Vertrauen in den Reichthum Spinola's setzend, als in die oft leeren Cassen der Vicekönige, ging die Werbung rasch von Statten, die Regimenter waren schnell vollzählig, und er zog mit ihnen über die Alpen den Niederlanden zu. Hier zeigte er bald sein Feldherrntalent, und schon im zweiten Jahre nach seiner Ankunft übergab ihm der Erzherzog Albrecht den Befehl über das Heer und die Führung der Belagerung von Ostende, vor welcher Stadt der Erzherzog zwei Jahre vergeblich gelagert hatte.

Obgleich Spinola den gewandten Moritz von Oranien gegen sich hatte, überwand er doch alle Hindernisse, eroberte, freilich erst nach beinahe zwei Jahren und nach einem furchtbaren Opfer von Menschen und Geld,

Oſtende, und hinderte die Fortſchritte des kühnen Oraniens, der an ihm einen würdigen Gegner fand. Nur die Verluſte zur See, die Spanien erlitt, zwangen den König, Spinola nach dem Haag zu ſenden, um dort einen 12jährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen.

Noch war ein Jahr bis zum Ablauf deſſelben übrig, als Spinola den Befehl erhielt, in die Pfalz zu rücken. Schnell waren alle nöthigen Anſtalten getroffen, und ſtatt ihm den Uebergang über den Rhein bei Coblenz zu verwehren, verſchanzten ſich die uniirten Fürſten bei Oppenheim, und erwarteten, wohin ſich der ſpaniſche Feldherr wenden würde. Leicht wurde es dieſem, den unentſchloſſenen Markgrafen zu hintergehen, ſelbſt als Prinz Heinrich von Oranien mit engliſchen Hülfsvölkern zu den Uniirten ſtieß, verloren ſie einen Ort nach dem andern, und endlich durch ihre Nachläſſigkeit die ganze Pfalz auf dem linken Rheinufer. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag machte die Fürſten noch unſchlüſſiger, ſie unterhandelten, thaten nichts, die Pfalz zu retten, und die Spanier konnten ungehindert in dieſem unglücklichen Lande nach Gefallen hauſen und

Winterquartiere beziehen. Spinola nahm sein Hauptquartier in Kreuznach.

I.

Unfern Frankfurt liegt auf einer kleinen Insel, welche die Nidda bildet, das Städtchen Rödelheim mit einem bedeutenden Schlosse, das Graf Friedrich von Solms, der damalige Besitzer, stark befestigen und mit allem zur Vertheidigung Nöthigen hatte versehen lassen. Durch den Anmarsch der Spanier bewogen, verließ er jedoch seine feste Burg und ging nach Nürnberg, um weit genug von dem Kriegsschauplatze zu seyn. Die Vertheidigung des Schlosses übergab er seinem Hauptmann Hans Sperreuter, den er schon seit dem Waffenstillstande der Holländer mit den Spaniern in seine Dienste genommen hatte. Sohn eines armen Seilers aus Rödelheim, war dieser nach den Niederlanden gezogen, und hatte sich dort von der untersten Stufe bis zum Hauptmann geschwungen, jedoch als der Waffenstillstand den Krieg in den Niederlanden beendete, war er nach sei-

ner Vaterstadt zu seinem Weibe zurückgekehrt, das er seit zehn Jahren nicht gesehen, und seiner Aeußerung nach ziemlich verändert wiedergefunden hatte. Hier auf einen Krieg hoffend, lebte er anfangs in Unthätigkeit ein verdrießliches Leben, bis der Graf von Solms Gefallen an ihm fand, ihn zu sich auf das Schloß nahm, und ihm die Aufsicht über seinen Marstall, Küche und Keller gab. So wurde der Hauptmann einer Fahne Musketiere plötzlich eine Art Hofmarschall an diesem kleinen Hofe, wo er bald durch Aufsicht und Ordnung die zerrütteten Finanzen des jungen Grafen auf einen guten Fuß brachte, und in Rödelheim durch des Grafen Auszeichnung in großem Ansehen stand, durch sein treuherziges, freundliches Benehmen aber sich die Liebe Aller erwarb. Es ging ihm in seiner neuen Laufbahn recht wohl, Essen, Trinken hatte er für sich und die Seinigen vollauf, alle Jahre brachte ihm der Graf von der Frankfurter Messe Tuch zu einem neuen Rock und Zeug zum Kleide für sein Weib und seine Tochter Felicitas mit, das einzige Kind, das er hatte; auch empfing er noch überdis einen Gehalt von 30 Gulden Rheinisch, so

daß er das im niederländischen Kriege erſparte Sümmchen nicht angreifen, ſondern es eher noch vermehren konnte, da ein Verwandter ſeiner Frau in der Handelſtadt Frankfurt von einem armen ein reicher Mann geworden war, und ſeine Verwandten zuweilen mit ganz anſtändigen Geſchenken unterſtützte, beſonders ſeit ſich der Hauptmann nach langem Weigern entſchloſſen hatte, eine alte mürriſche Muhme ſeiner Frau zu ſich zu nehmen.

Dem Grafen Friedrich, der nur ſelten in ſeiner Reſidenz ſich aufhielt, war es gleichgültig, ob einige Laib Brod mehr verzehrt, und einige Tonnen Bier mehr getrunken wurden, deßhalb geſtattete er ihm auch, einen alten Krieggenoſſen, ſeinen Rüſtmeiſter Peter Drilling mit auf das Schloß zu bringen, der bald vom Aufſeher über die Arbeiter bis zum Kaſtellan ſtieg. Trotz ſeines einen Auges hatte er ein Auge auf Alles, lebte, ſo brummig ſein Aeußeres auch war, mit Allen im guten Frieden, nur nicht mit Jungfer Urſula, der alten Muhme, die ihm obgleich ſchielend, bei jeder Gelegenheit den Verluſt ſeines Auges vorwarf, das er doch auf rühmliche

Weiſe bei der Belagerung von Oſtende verloren hatte.

So lebte Hans Sperreuter ein ganz gemächliches ſorgenfreies Leben auf dem Schloſſe Rödelheim, und hätte ihm nicht oftmals Peter Drilling die ſchönen Zeiten ihres Waffenruhms zurückgerufen, der alte Kriegmann würde ſich ſo an das einförmige Leben gewöhnt haben, daß er Krieg und alles wilde Treiben darüber vergeſſen hätte, denn ihm behagte es, in Abweſenheit des Grafen gebieten zu können und Niemand über ſich zu wiſſen. Mit ſeiner Frau, die ein ſanftes Geſchöpf war, lebte er trotz der Abnahme der Schönheit zufrieden, ſah in Felicitas ſie von Neuem wieder aufblühen, und ſeine Kompagnie, wenn ſie vor Prinz Moritz aufmarſchirt war hatte ihn nicht ſo erfreut, wie der Anblick dieſes Mädchens, die auch ſchön, lieb und gut, nur nicht ſo ſtill und in ſich gekehrt wie die Mutter, ſondern für eine ſittige Jungfrau wohl etwas zu lebhaft war.

Aber jedes irdiſche Glück iſt wandelbar und alles unter dem Monde vergänglich; dis erfuhr auch Hauptmann Sperreuter, denn ſeine treue Ehehälfte legte ſich auf das Siech-

bette und ſtarb, und da ſeine Muhme Urſula immer etwas mit der Tochter zu ſchelten hatte, ſo mußte er endlich den Bitten des Mädchens nachgeben, ſie auf einige Zeit zu dem reichen Verwandten nach Frankfurt zu ſchicken, der in der Eſchenheimer Straße ein recht hübſches Haus bewohnte, wo die lebenluſtige Dirne mehr Gelegenheit hatte, ihren Sonntagſtaat anzuziehen, zu ſehen und geſehen zu werden. Die Trennung von dem Mädchen wurde ihm recht ſchwer und Rödelheim zur Einöde.

Aber bald gab es ein anderes Leben. In dieſer Zeit zog Ambroſius Spinola aus den Niederlanden herauf und die Uniirten heran. Graf Friedrich verließ Rödelheim, ernannte ſeinen Hofmarſchall zum Hauptmann und Kommandanten von Stadt und Schloß, und ließ ihm auch alle Mittel zurück, die kleine Beſatzung bis auf 50 Mann zu verſtärken.

Seit dieſem Tage war der alte Soldatengeiſt wieder in den Hauptmann und ſeinen Rüſtmeiſter gefahren. Die alten Rüſtungen wurden hervorgeholt, geputzt, und Niemand ſah den Hauptmann mehr ohne Degen über

den Schloßhof gehen. Peter Drilling lag den ganzen Tag in der Rüſtkammer, ſuchte aus, ordnete, ſetzte in Stand, kurz war ganz in ſeinem Elemente, denn es galt ja ſeinem Erbfeinde, dem Spanier. Auch zur Werbung wurde geſchritten. Die 4 Konſtabler zur Bedienung der 12 Geſchütze wurden mit noch 5 vermehrt, ſechs Invaliden von der 15 Mann ſtarken Beſatzung verabſchiedet, und in der Wetterau und im Heſſiſchen geworben, wobei Peter Drilling hauptſächlich im Auge hatte, einen tüchtigen Trommelſchläger zu finden, der das Kalbfell brav rühren und tüchtigen Lärm machen könnte, denn ein guter Trommelſchläger dünkte ihm der erſte Muſikus der Welt und für jeden Kriegshaufen ein unentbehrliches Stück.

So wurde von den beiden alten Kriegsgeſellen Tag und Nacht mit Thätigkeit gearbeitet und geordnet, der nöthige Proviant herbeigeſchafft, daß die Beſatzung auf ein halbes Jahr im Ueberfluſſe zu leben hatte, und überhaupt ſo für die Vertheidigung geſorgt, als ob die Wohlfahrt der proteſtantiſchen Kirche und des ganzen Deutſchlands vom Schloſſe Rödelheim abhinge. Bei jedem, was

ſie unternahmen, war Oſtende ihr Vorbild, wie der tapfere Befehlhaber Daniel von Marquette dort gehandelt, ſo wollten ſie hier auch thun. Einen treueren, thätigeren Kommandanten hätte Graf Friedrich auf ſein Schloß nicht ſetzen können, aber auch keinen Stolzeren, denn er dünkte ſich Oberbefehlhaber der Kriegvölker Graf Friedrichs von Solms, die freilich mit Einſchluß ſeiner und Drillings, der vom Rüſtmeiſter zum Lieutenant ſich aufgeſchwungen hatte, nur aus 61 Mann beſtanden.

2.

Die Spanier, im Beſitz der ganzen Pfalz auf dem linken Rheinufer, richteten nun ihre Augen auch auf das rechte Ufer, wo ſie das reiche Frankfurt lockte, und die Beſitzungen der Wetterauiſchen Grafen, die, faſt alle proteſtantiſchen Glaubens, der Union angehangen hatten, eine gute Beute zu ſeyn ſchienen. Auch der Landgraf von Heſſenkaſſel hatte nach ihrer Meinung eine Züchtigung verdient, und ſo beſchloſſen ſie den Ueber-

Lärm vernahm — „Hört Ihr die wilde Jagd? Sie kommen! — Befehlt Eure Seele Gott und betet, so lange es dauert, ein Ave Maria nach dem andern, und du, heiliger Georg, Schutzpatron aller Kriegsleute!“ sprach er, das Bild aus seiner Tasche ziehend „stehe uns bei und schütze uns in dieser Noth.“

Als er dies sprach, begann der Sturm sich zu erheben und über sie zu rauschen, riß ihm St. Georg aus der Hand und löschte im Nu das Feuer wieder aus. Constant warf sich nieder; Melac aber, wenn auch zusammenschaudernd, doch nicht entmuthigt, erwartete trotzig, was da kommen würde und stand, die Hand am Schwert, zum Kampf gerüstet an dem Wartthurm.

Der Lärm kam näher, da dünkte es Melac, als erblicke er Wolken auf sich zu jagen; aber bald sah er, daß es Gestalten waren, die jetzt unter Hörner-Ruf und Hussa-Geschrei heranzogen. Voran der Tod auf schwarzem, magern Roß, Stundenglas und Sense in der Hand; Melac beachtete ihn nicht, hatte er ihm doch schon oft dreist in das hohle Auge geblickt. Ihm folgte die Sünde, eine rüstige Jägerin, prachtvoll gekleidet, üppig und schön, die lockendsten Formen schimmerten unter ihrem Nebelgewand hervor; sie hielt die fahle Mähre an, betrachtete Melac mit leuchtenden Augen, nickte ihm, wie einem alten Bekannten, freundlich zu und jagte dann hohnlachend weiter. Ihr nach zog ein Schwarm krächzender Vögel, die im steten Kreisen und Schlägen um sie her flatterten. — Nun erst folgte die Jagd, doch so in Wolken und Nebel gehüllt, daß die Gestalten nur wie Schatten vorüberzogen. Hirsche, auf deren zackigen Geweih blaue, matte Flämm-

gang. Frankfurt, damals eine bedeutend feste Stadt, war jedoch ihr Hauptaugenmerk. Mit Gewalt es zu nehmen, dünkte selbst Spinola gefährlich, und so beschloß er um so mehr den Weg der Unterhandlung einzuschlagen, da überdis jetzt das lockere Band der Union seiner Auflösung nahe zu seyn schien, und er überzeugt war, daß Kaufleute lieber einen kleinen Verlust tragen, als Alles opfern würden. Er schickte deshalb den Grafen von Isenburg, der seines benachbarten Landes wegen, manche Verbindungen in der Stadt hatte, mit der Weisung dahin ab, wenn er auch nicht den Rath bewegen könne, spanische Besatzungen einzunehmen, die Stadt wenigstens zu vermögen eine bedeutende Summe, als Kriegcontribution zu zahlen.

Unter den Umgebungen Spinola's befand sich ein junger Mann, Franz von Sluys, ein Niederländer, der, Rittmeister einer brabanter Fahne, und fast immer um die Person des Generals war. Schon seit des Mannes frühester Jugend hatte Ambrosius Spinola sich seiner angenommen, ihn erziehen lassen, und mit fast väterlicher Liebe behandelt. Ein dumpfes Gerücht, als sei er sein

Sohn,

Sohn, hatte sich in Brüssel verbreitet, allein das Gerücht hatte hier, wie so oft, gelogen, denn die Abkunft des jungen Mannes war selbst Spinola ein Geheimniß. Nach dem Tode seines geliebten Bruders Friedrich, der in einem Seetreffen gegen die Holländer vor Ostende geblieben war, hatte ihm ein angesehener Handwerkmann aus Sluys den damals zehnjährigen Knaben mit einem Briefe seines Bruders gebracht, der den im Testamente ansehnlich Bedachten empfahl. Mit gewissenhafter Treue hatte Spinola den Wunsch des Verstorbenen erfüllt, ihn, als sei er einer seiner Verwandten, erziehen lassen, und ihn dann zu sich genommen. Die äußere Bildung sowohl, als die Geistesanlagen des jungen Mannes konnten Spinola erfreuen, und die treue Ergebenheit, mit welcher er an seinem Wohlthäter hing, lohnte diesem die Sorge für die Erziehung. Es war ein schöner junger Mann voll Geist und Leben, unternehmend und gewandt, wie es Spinola an einem Kriegmanne liebte, so daß er ihn schon zu manchem wichtigen Geschäfte gebraucht hatte, und ihn auch jetzt dem Grafen Isenburg mit nach Frankfurt gab, da er

der Meinung war, ein junger, schöner gewandter Mann könne bei dergleichen Unterhandlungen zuweilen von gutem Nutzen seyn.

Während seine Krieggesellen sich noch mit dem Ritter Vere, der die englischen Hülfsvölker in der Pfalz befehligte, und mit dem wackeren Obersten Obentraut, dem General der Pfälzer, herumtummelten, saß Franz von Stuys ruhig in Frankfurt in der Eschenheimerstraße, wo der Graf von Isenburg sein Quartier genommen hatte, und lugte hinüber nach dem hübschen Bürgermädchen, das, die Spindel in der Hand, sittig auf ihren Faden, oft auch verstohlen nach ihm aufblickte. Unter allen den Jungfrauen, die er in der Kirche, wohin er zwar als Katholik nur verstohlen schleichen durfte, oder bei manchem Banket zu sehen bekam, fand er keine schöner, keine lockender, als das Mädchen gegenüber, deren Wuchs schlank und doch üppig, deren Mund wie eine aufgesprungene Kirsche, deren lebendige Augen ihm zwei funkelnde Sterne zu seyn schienen. Sie war ihm nicht abhold, dis zeigte sich deutlich darin, daß sie die bunten Vorhänge ihres Fensters nicht herabließ, sich, wenn er zu Hause

war, nur selten von dem Fenster entfernte, und wenn sie ausging und die Hausthüre hinter sich schloß, jedesmal verstohlen nach ihm aufblickte.

Wenn die Liebe reden will, braucht sie nicht immer Worte, das Auge ist der geschäftigste Bote, und seine stumme Sprache versteht ein Jeder, dessen Herz feurig und jugendlich im Busen schlägt. Auch Franz und Felicitas, denn dis war die fleißige Spinnerin am Fenster, verstanden sich, ohne je ein Wort gewechselt zu haben; sein erstes freundliches Zunicken, das sie nicht zu bemerken schien, aber gar wohl bemerkte, sagte ihr: ich gefalle ihm, und der freundliche Blick, mit dem sie, das Gesangbuch in der Hand, nach ihm aufsah, als sie später hinter ihrer Muhme in die Kirche ging, sagte ihm: Sie mag mich wohl leiden. So drang die Gewißheit gegenseitiger Neigung bald in Beider Herzen, und der Wunsch, sich zu nähern, war so natürlich, daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, sich zu verständigen.

Einem jungen Krieger fehlt es gewöhnlich nicht an Unternehmunggeist zu dergleichen, und was dem Mädchen vielleicht an Muth

mangelt, erſetzt die Liſt bei ihr und wenn Beides nicht hinreicht, ſo iſt die Liebe ſelbſt eine ſo gutmüthige Kupplerin, daß ſie bald eine freundliche Gelegenheit herbeiführt. Auch die Beiden ſchien ſie begünſtigen zu wollen, denn ein Diener Franzens und die Magd der Muhme, denen die Schicklichkeit nicht ſo enge Grenzen ſetzte, fanden Gefallen an einander, und ſo war die Leiter angelegt, auf der ihre Wünſche ſich begegnen konnten. Ein Briefchen des jungen Niederländers war der erſte Pfeil, der abgeſchoſſen wurde, er traf, blieb aber ohne Beantwortung; ein zweites wurde durch die züchtige Bitte, ſie mit einem dritten zu verſchonen, beantwortet, das dritte dennoch angenommen, am Fenſter, ſo daß er es ſehen konnte, an die Lippen gedrückt, und ſo war der Liebebund, wenn auch ſchweigend, zwiſchen Beiden geſchloſſen.

Zum Glück für die Liebenden waren die ehrwürdigen Herren vom Rathe nicht ſo geneigt, die Vorſchläge anzuhören, die ihnen der Marcheſe Spinola durch den Grafen Iſenburg machen ließ, als es Felicitas war, die Bitte um eine Unterredung, die ihr die Magd vortrug, zu gewähren, aber ſtatt ei-

ner geheimen Zusammenkunft, wie es Franz erwartet hatte, ließ sie ihn wissen, daß, wenn morgen, am Sonntage, ein schöner Tag sei, die Muhme mit ihr nach dem Holzhäuser Hofe gehen würde, er möchte die Gelegenheit wahrnehmen, sie dort zu sehen.

Diese Nachricht machte dem spanischen Rittmeister eben nicht viel Freude. Es war ihm Pflicht, öffentlich den äußeren Anstand genau zu beobachten, und seiner Würde nichts zu vergeben; das Mädchen und ihre Muhme, wenn sie auch zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt sich zählen konnten, gehörten doch nicht zu den Angesehenen, denn bei keinem Banket, bei keiner Festlichkeit hatte er sie noch getroffen, und überdis legte ihm die Gegenwart der Muhme einen verdrießlichen Zwang auf. Als er aber am Nachmittage das Mädchen, mit Sorgfalt geschmückt, im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, gleich einer eben aus der Knospenhülle aufgesprungenen Rose, aus der Thür treten und einen sprechenden Blick nach seinem Fenster werfen sah, da widerstand er nicht länger, er ließ sein schönstes Roß satteln, befahl aber dem Diener, der sein Liebebote war, seinem

Klepper ein Hintereisen abreißen zu lassen und ihm auf seinem Ritte zu folgen, schmückte sich auf das Beste, und in einer Stunde trabte er dem Holzhäuser Hofe zu.

Der Umstand, daß seines Dieners Gaul ein Eisen verloren hatte, gab ihm Gelegenheit, hier anzuhalten und nach einem Schmidt zu fragen. Bei dieser Gelegenheit wurde der junge Mann in ein kleines reinliches Stübchen geführt, wo er seine schöne, bei seinem Anblicke hocherröthende Nachbarin, mit ihrer Muhme und der Wirthin an dem Tische fand, die sich wegen allerlei Einkäufen berechneten. Die Muhme erwiederte unfreundlich seinen Gruß, desto freundlicher, wenn auch nur verstohlen, dankte Felicitas, und ehe jene ihre Rechnung geschlossen, der Schmidt ein Eisen aufgeschlagen, hatte er einen glücklichen Augenblick benutzt, in größter Hast des Mädchens Hand zu drücken und ihren Gegendruck zu entnehmen.

Sobald die Alte ihr Geschäft beendet und sich zum Fortgehen angeschickt hatte, suchte der Rittmeister Gelegenheit, sie zu unterhalten, bekümmerte sich nur so viel um das Mädchen, als es nothwendig war, sein Spiel

zu verbergen, und wußte die Muhme so zu fesseln, daß sie gewiß länger blieb als sie anfangs wollte, und es nicht unfreundlich zu bemerken schien, als Franz sie ein Stück Weges begleitete. — Eine jede Aufmerksamkeit verfehlt bei alten Frauen ihre Wirkung nur selten, es thut dem Alter wohl, wenn die Jugend so rücksichtvoll ihm seine Zeit widmet. Auch die Muhme schien an dem Gespräche des jungen Kriegmannes Behagen gefunden zu haben, und dankte ihm freundlich für seine Begleitung, als er sich vor dem Thore auf sein Roß schwang und davon sprengte.

Felicitas! sagte sie dann, und das freundliche Gesicht der Alten ward plötzlich ernst. Dis ist auch eine von den Wespen, die den Honig naschen mögen, wo sie ihn finden. Dir galt jedes artige Wort, das er mir sagte, ich wußte es wohl, er kennt das alte Sprichwort und hielt mich für blind genug, ihn nicht zu durchschauen; da irrt der junge Herr, ich habe ihn, und ich glaube auch Dich, längst durchschaut. Hüte dich, oder Du wanderst zurück nach Rödelheim! So brummend kamen sie nach Hause. Schon am andern

Tage nahm die argwöhnische Alte Felicitas zu sich in ein Hinterstübchen, ihr dadurch jede Gelegenheit abschneidend, den Niederländer zu sehen.

Aber die gute wohlmeinende Muhme betrog sich und wurde betrogen. Seit Felicitas ihren Geliebten nicht mehr am Fenster sehen konnte, sann sie auf Mittel, die Alte zu überlisten, und wer kann ein Mädchen hüten, dessen Scharfsinn die Liebe noch stählt. Jeder Augenblick, der sich darbot, sich heimlich zu sehen, wurde benutzt, und inniger und näher brachte ein solcher kurzer Moment die Geliebten, als taglanges Sitzen am Fenster, wo nicht Herz an Herz ruhen, nicht Lippe an Lippe gepreßt werden konnte, wo nur die Blicke sich begegneten und die Sehnsucht auf Phantasieflügeln das Glück herbeizaubern mußte.

3.

Während Jungfer Felicitas nun Tag und Nacht sann, wie sie ihre Muhme betrüge, was ihr zuweilen gelang, oft aber mißglückte, saßen der Hauptmann Sperreuter, sein Lieu-

tenant und zuweilen auch der Korporal der Konstabler der von Frankfurt herübergekommen war, und als ein Reichsstädter sich klüger dünkte, als die alten Kriegleute zusammen und berathschlagten, was bei obwaltenden bedenklichen Umständen zu thun sei. Keine Vorschrift wurde vergessen, Alles, bis auf das Kleinste, wo möglich wie in Ostende ausgeführt, Kundschafter gingen über den Rhein, oft nach Kreuznach, und selbst mit dem Rathe von Frankfurt, hatte sich der Hauptmann in einen Briefwechsel eingelassen und gebeten, ihm als befreundete Macht doch ja von Allem Nachricht zu geben, was den gemeinschaftlichen Feind beträfe. Hauptmann und Lieutenant waren ziemlich einstimmig, nur der Korporal machte zuweilen bittere Bemerkungen. Zum Beispiel, als eines Tages das Kapitel der Verproviantirung des Schlosses zur Sprache kam, und Hauptmann Sperreuter mit Selbstzufriedenheit den Bestand der Vorräthe vorlegte, nach welchem die Besatzung des Schlosses, nebst allen seinen sonstigen Bewohnern, bei reichlichen Portionen 6 Monate hinlänglich versorgt waren, fragte der Vorlaute: Gestrenger Hauptmann, häuft

chen leuchteten, Eber, aus deren aufrechtstehenden Borsten Funken sprühten, jagten von heulenden Hunden verfolgt, durch die leichtzertheilten Wolken. Jäger zu Fuß und Roß folgten, stießen in die kreischenden Hörner und ließen ihr Hussa mit widrigen Tönen erschallen. Keiner von ihnen kümmerte sich um Melac, welcher das Schwert halb gezückt, den starrenden Blick auf die Gestalten gerichtet, regungslos stand. Jetzt folgten auf hohen schwarzen Rossen, in prachtvolle Gewänder gekleidet eine Schaar Reiter, von denen einige seitwärts auf Melac zu sprengten und ihn grüßend, die bleichen Todtenhäupter entblößten. Sie winkten ihm zu folgen, schon hob er den Fuß, als sie hohnlachend dahin jagten. Nun zogen Jäger, Hunde und Wild in buntem Gemisch vorbei, die eine gräßliche weibliche Gestalt, ihre Schlangengeißel schwingend, vorwärts trieb. Auch sie richtete ihr leuchtendes Auge auf Melac, schwang drohend ihre Geißel nach ihm und folgte den Andern — Ihr folgte nichts mehr.

Melac war, während die wilde Jagd an ihm vorbeizog, unbeweglich am Wartthurm gelehnt, stehen geblieben. Nicht Furcht, Schauder, der auch den muthigsten Sterblichen bei dem Nahen der Geisterwelt überfällt, hatte ihn fieberhaft durchschüttelt. Auch jetzt noch, da die grausenhaften Fratzen längst vorüber waren, fühlte er eine Lähmung in allen seinen Gliedern, als ob ein Blitzstrahl ihn getroffen habe. Aber bald ermannte er sich, warf den Mantel zurück, schüttelte sich, als ob er die Bande, die ihn fesselten, abwerfen wollte, dann lachte er verächtlich laut tief — „Nichts weiter, als dies? Das verlohnte sich kaum der Mühe des nächtlichen Ritts — Hm! — Ist mir

Ihr diese Vorräthe für die Spanier oder für uns auf? Glaubt ihr, das Schloß würde 6 Monate dem Feinde widerstehen können? Nicht 6 Wochen, kaum 6 Tage.

Geht zu Euren Arbeitern, die im Pulverthurme Patronen machen! befahl der Hauptmann, von dieser Bemerkung beleidigt. Sorgt dafür, für die Vertheidigung laßt mich sorgen! Als der Konstabler sich entfernt hatte, saßen die beiden Krieggesellen noch eine Weile sinnend und schweigend einander gegenüber, bis der Hauptmann endlich begann: Bei Ostende und seinen braven Vertheidigern! rief er, auf den Tisch schlagend, zornig aus. Der naseweise Herr Konstabler aus Frankfurt wird nie wieder zum Kriegrathe gezogen, wir wollen ohne ihn schon deliberiren. Wagt es der Narr, dem Hauptmann Sperreuter zu sagen, das Schloß, das er vertheidigte, könne sich nicht sechs Tage halten. Elender Wicht, wäreſt du mit bei Ostende gewesen, und hätteſt du gesehen, was eine Handvoll Menschen gegen die Uebermacht vermag, du würdeſt anders sprechen.

Aber werther Herr, unterbrach ihn Peter Drilling, so ganz Unrecht hat der Mann

nicht. Seht, als wir vorhin so still einander gegenüber saßen, dachte ich reiflich darüber nach, und da fand ich, daß es wohl unmöglich sei, uns sechs Monate lang hier zu vertheidigen.

Bedenkt Ostende! fuhr der Hauptmann auf.

Ja, lieber Herr das habe ich eben bedacht, fuhr Jener fort. Dort hatten wir Wall, Graben, Bastionen, halbe Monde, bedeckte Wege, Gott weiß, was Alles in Hülle und Fülle, die See war uns offen, wurde ein Geschütz unbrauchbar, brachten die Holländer zwei Andere dafür, wurden zehn Mann verwundet, gleich landete frische Mannschaft, wurde ein Werk genommen, gleich wurde ein Anderes dahinter aufgeführt. Das ging Alles gar gut. Aber hier? Wer bringt uns hier Waffen, Pulver und Mannschaft? Auf jeder Bastei stehen zwei halbe Karthaunen, auf jedem Thurme ein Falkonetlein, rückt der Feind mit Ernst heran und schießt uns eine Bastei nieder, was bleibt uns dann, als das Schloß mit seinem Graben und seinen Mauern. Ja eine Feldschlange verspotten die Mauern, eine Kugel aus einer halben Karthaune mögen sie sich zur Noth auch noch ab-

schütteln, aber wenn sie von ganzen Karthaunen und von Steinmörsern beschossen werden sollten, dann gute Nacht, Hauptmann, dann stürzt das alte Nest zusammen, besonders wenn die Feinde wissen, wie es auf der Südseite zusammengeflickt ist, dann heißt es: Chamade geschlagen.

Sprecht nicht so einfältig, Peter Drilling! unterbrach ihn der Hauptmann zornig. In der Schule, wo wir gelernt haben, sprach man wahrlich nicht vom Schlagen der Chamade, wenn der Feind noch nicht einmal vor dem Thore stand. Schämt Euch; solche Reden erlaube ich ferner nicht mehr. Geht lieber hinunter und gebt Achtung, daß die Rottmeister die Neugeworbenen fleißig einüben, damit wir mit Ehren bestehen, wenn die Donnerbüchsen knallen.

Auch Peter Drilling ging brummend und kopfschüttelnd von dannen, und so blieb der Präsident des Kriegrathes allein auf seinem Sessel sitzen und dachte nun ernst über Alles nach. So ganz konnte er weder dem Konstabler noch seinem Lieutenant Unrecht geben, Rödelheim war kein Ostende, sein Graf nicht die hochmögenden Herren, und er selbst mochte

ſich wohl bei allem Selbſtgefühl nicht Herrn Daniel von Marquette gleichſtellen. Nun! rief er. Nicht alle Menſchen können Könige, nicht alle Schlöſſer uneinnehmbare Feſtungen ſeyn. Man thut auf dem Platze, wo man ſteht, ſeine Schuldigkeit, mehr vermag der Menſch nicht, und ſo kann ich meinen Poſten 6 Tage oder 6 Wochen behaupten, ehrenvoll will ich ihn verlaſſen, oder zu Grunde gehen! Dieſer Gedanke, dem er freudig nachhing, ſetzte ihn in fröhliche Laune. Mit der Menge des Proviants, meinte er, hat der Konſtabler Recht. Statt täglich die Mundportionen zu kaufen, ſoll die Hälfte des Magazins geleert, und heute gleich der Anfang gemacht werden. Er gab den Befehl, daß die Konſtablers mit ihrer Arbeit aufhören ſollten, und ſchickte ihnen zur Veſper ein Tönnchen Höchſter Bier, ſeinen Lieutenant aber ließ er zu ſich entbieten, der ihn bei einem Kruge echten Hofbeimer fand. — Nichts für ungut, Herr Kriegkamarad! rief er ihm entgegen und reichte ihm zur Verſöhnung die Hand, die Jener auch treuherzig ſchüttelte, denn die Liebe zum Hauptmann ſtand feſt in ſeinem Herzen. Beim Becher, den ſie fleißig leer-

ten, kam das Gespräch, obgleich der Hauptmann es zu vermeiden suchte, auf die Vertheidigung des Schlosses, und mit jedem geleerten Becher wurde es lebhafter.

Hauptmann! begann endlich Peter Drilling. Wenn die Spanier es ernstlich meinen und ihnen etwas daran liegt, dis Schloß zu nehmen, so können wir uns kaum 14 Tage, höchstens 3 Wochen halten, und wir haben dann gewiß als brave Männer unsere Schuldigkeit gethan. Ich glaube aber, sollten uns die stolzen Herren einen Besuch machen, so werden sie uns auffordern, uns im Vorbeigehen einige Kugeln nachschicken, und so unsern Muth auf die Probe stellen. Sehen sie, daß sie eine harte Nuß zu knacken haben, so ziehen sie ab, denn das Schloß kann keinen großen Werth für sie haben.

Das ist auch meine Meinung, sagte der Hauptmann, und schenkte seines Freundes Becher wieder voll.

Sollten sie es aber ernstlich meinen, so halten wir uns wie wackere Männer, und dann hätte ich etwas Absonderliches im Sinne.

Theilt es mir mit, Kamarad, sagte der Hauptmann, ich bin begierig.

Giebt es eine wirkliche Belagerung, so eine recht ernstlich gemeinte, wie die von Ostende, so müssen wir uns vertheidigen, daß die Welt eben so von uns spricht, als von den Holländern —

Das ist mein fester Wille! fiel ihm der Hauptmann in die Rede.

Nun seht! fuhr der Andere fort, haben wir Alles gethan, ist unser Geschütz zum Schweigen gebracht, die Bastei zusammengeschossen, wackeln die alten Mauern und stürzen wie die Kartenhäuser zusammen, ist eine tüchtige Bresche geschossen, so stellt Ihr Euch mit der ganzen Besatzung dahinter und wehrt Euch als Verzweifelte, ich schleiche indessen in den Keller —

In den Keller! rief der Hauptmann verwundert.

Nun ja in den Keller! Ein Mann mehr oder weniger macht oben nicht viel aus, da unten aber ist er viel werth. Da sitze ich nun unten mit brennender Lunte, vorsichtig zwar, daß nicht zur Unzeit ein Unglück geschieht, auf einer leeren Tonne, beichte Gott meine Sünden, bete noch ein Vaterunser und erwarte so mein Stündlein. Alles habe ich

vorher geordnet, unter jedem Thurme stehen die Pulvertonnen bereit, denn, Gott sei Dank, Pulver haben wir ganz Frankfurt in die Luft zu sprengen, und wenn ich dann die beutegierigen Spanier in den Keller stürzen sehe, wohin sie ihr Plünderunginstinkt gemeiniglich zuerst führt, und ich nun weiß, daß es da oben mit meinem guten Hauptmann Sperreuter und seiner Besatzung aus ist, da klopfe ich meine Lunte ab, zünde an und Heidi! geht's in die Luft!

Und die armen Frauen? unterbrach ihn der Hauptmann.

Die Frauen? Besser todt, als entehrt, murmelte der Alte vor sich hin und goß einen Becher mit Wein hinunter. — Die Frauen? fuhr er dann fort. Großer Gott, wer ist denn im Schlosse? lauter alte Hexen, die gewiß in jeglicher Walpurgisnacht eine Luftfahrt versucht haben, was ist an ihnen gelegen? Jungfer Felicitas ist in Frankfurt — und die alte Muhme? Dürft' ich, so setzte ich sie selbst auf ein Pulverfaß, daß sie recht ordentlich nach allen vier Winden zerstöbe. Wenn das keine Hexe ist, will ich des Teufels seyn.

Der Hauptmann mochte wohl die Apologie der Jungfer Urſula überhört haben, denn er erwiederte nichts darauf, ſondern ſchien über den Vorſchlag nachzudenken. Die Sache wäre freilich ſo übel nicht, meinte er endlich. Es wäre eine ehrenvolle Art, vom Schauplatze abzutreten, uud ſo mit einem Male, mit der ganzen Armade des Grafen von Solms-Rödelheim in die Luft zu fliegen, aber was wird der Herr ſagen, wenn er die Zerſtörung ſeines Schloſſes vernimmt?

Laßt ihn ſagen, was er will, erwiederte lachend Peter Drilling. Was kümmert uns das. Weiß Gott, wo nach ſolcher Himmelfahrt unſere Ohren liegen mögen — ſpricht nur die Welt von unſerer That.

Und das viele Menſchenblut, ſagte kopfſchüttelnd der Hauptmann, um unſeres Ruhmes willen vielleicht tauſend Menſchen opfern!

Tauſend? — Und wären es zehntauſend! fiel ihm der Lieutenant heftig in die Rede. Sind die Spanier auch Menſchen, haben ſie ein menſchliches Herz in ihrer ausgedörrten Bruſt? Kennen ſie Mitleid, wiſſen ſie, was es heißt, rechtlich, menſchlich zu handeln? — Tiger ſind es, Unmenſchen, die Gott nur

duldet, die Welt zu strafen. Seht! rief er, sprang auf, und sein Auge glühte wild, könnte ich eine Tonne zimmern, zehntausendmal größer als das Heidelberger Faß, daß alle Spanier, Alt und Jung, darauf Platz hätten, könnte ich sie mit Pulver füllen, und hätte ich Gewalt, sie alle darauf zu schichten, wie die Holländer ihre Heringe, so thäte ich es, stellte den Spinola oben auf den satanischen Haufen, sänge mein: Herr Gott dich loben wir, und zündete so kaltblütig das Pulver an, als wenn ich das Feuer anzünde, mir meinen Morgenbrei zu kochen.

Mensch! fuhr der Hauptmann auf. Bist Du rasend?

Und wenn dann die ganze Nation zertrümmert, zerfetzt umherläg', fuhr er unbekümmert fort, fühlte ich mich gestärkt, wie nach einer guten That, denn ich hätte die Welt wie von der spanischen Pestilenz befreit.

Peter Drilling! rief noch einmal der Hauptmann, und schüttelte den Alten gar unsanft, doch dieser, zu sehr in seinem Werke vertieft, hörte, immer weiter redend, nicht darauf.

Dann schlich ich mich um die Mitternacht-

stunde wieder hin, wo die furchtbare Explo-sion geschehen, und hätte meine Freude dar-an, wenn die verdammten Seelen ängstlich auf dem großen Todtenacker umherliefen und ihre Gebeine suchten, der ein falsches Bein, jener eines Andern Kopf, dieser einen frem-den Arm erfaßte, und der Teufel, während sie suchten, wie der Falke auf ein Volk zer-sprengter Rebhühner herabstieße, und Einen nach dem Andern holte, sich wenig küm-mernd, ob er sein rechtes Gebein habe oder nicht. Das wäre mir ein Gaudium!

Hört einmal, Lieutnant Peter Drilling, sagte der Hauptmann sehr ernst und erhob sich aus seinem Lehnstuhle. Habt Ihr viel-leicht einen Anfall vom hitzigen Fieber, oder seid Ihr sonst in einen Paroxismus gefallen, denn solche unchristliche, gottlose Worte möchte ich sagen, hörte ich noch nie aus Eu-rem Munde.

Nun ja, Hauptmann! erwiederte Peter Drilling, tief Athem holend. Ihr mögt Recht haben, Euch über mein Geschwätz zu verwundern, aber was in mir kocht und tobt, muß sich manchmal Bahn brechen. Seid

doch, als ob ich das Frauenbild auf fahler Mähre schon irgendwo gesehen hätte? — Aber —" rief er, als er Constant noch unbeweglich auf der Erde liegen sah „Lebst du, oder hat dich Memme der Schreck getödtet? Steh auf, steh auf! — Der Spuk ist vorüber! — Die Fratzen haben es nicht gewagt, sich mir feindlich entgegen zu stellen, sie haben mich angegrinzt und nichts weiter."

Constant sprang auf — „Laß die Rosse vorführen! Ich will nach Haus!" Aber weder Rosse noch Diener waren zu finden; „So müssen wir den Rückweg zu Fuße antreten," sagte Melac verdrießlich.

„Laßt mich ins Dorf," bat Constant ziemlich kleinlaut „Vielleicht finden sich die Pferde dort, wenn Ihr indeß allein bleiben wollt."

„Warum sollt ich nicht!" erwiederte Melac wieder zu dem von neuem aufprasselnden Feuer tretend, „Hab ich doch den wilden Jäger gesehen, und weiß nun welch ein luftiger Wicht er ist."

„Du hast ihn noch nicht gesehen! Jetzt erst steht er vor dir" hallte es dumpf neben ihm, und eine hohe Mannsgestalt, bleich, mit mehr schmerzvollem als Grausen erweckenden Gesichte trat auf Melac zu, während Constant sich bekreuzend davon eilte. „Du hast mich aufgefordert, zu kommen — Hier bin ich!"

Melac war überrascht. War es ein Geist, war es ein Mensch, der sein feuriges und doch so umflortes Auge auf ihn heftete? — Es durchschauerte ihn kalt, er begann zu beben; doch sein wilder Muth ward schnell Herr seiner Furcht — „Du also bist der wilde Jäger?" fragte er trotzig.

nicht ungehalten, wenn ich vergaß, daß ich in Eurer Gesellschaft und Euer Gast war.

Ei böse bin ich Euch nicht, erwiederte der Gutmüthige, aber erstaunt, erschrocken, ich kann noch nicht begreifen, wie ein guter Christ solche diabolische Gedanken fassen kann, das kommt aber von Eurem vielen Lesen und Schreiben, da mögt Ihr manchmal auf Dinge stoßen —

Statt Antwort reichte ihm Drilling die Hand, und sein Blick sprach den Wunsch aus, daß er schweigen möchte.

Der Hauptmann verstand ihn, ergriff die zinnerne Kanne, wollte die Becher voll schenken, da er aber alles leer fand, nahm er die Kellerschlüssel und entfernte sich; bald kam er wieder. Habt Ihr mir doch den Gang nach dem Keller ordentlich verleitet, sprach er, die Kanne auf den Tisch stellend. Ueberall sah ich Euch beim Scheine meiner Laterne, die brennende Lunte in der Hand auf einer Tonne sitzend, und nahte mich ordentlich mit Vorsicht dem Hochheimer Mutterfäßchen, das ich anzapfte. Aber laßt das traurige Gesicht! Seht, ich habe vom Aeltesten gebracht, bes-

ser wir trinken den alten Firnewein, als die Spanier; kommt, stoßt an, auf gut Glück!

Auf gut Glück! wiederholte Peter Drilling mechanisch.

Kann uns noch manche Freude in der Welt blühen, und bis jetzt ging es uns ja noch ganz gut, fuhr der Hauptmann fort. Ich bin wieder, was ich vor eilf Jahren war; damals hatte ich viele Herren, jetzt nur einen, damals nur den Schlüssel zu meinem Mantelsack, jetzt zum gut besetzten Weinkeller des Grafen; Ihr seid vom Rüstmeister zum Lieutnant gestiegen —

Das hab' ich Euch zu danken, unterbrach ihn Drilling.

Laßt das gut seyn, wir waren Freunde, als wir noch im Range weit von einander standen, wollen es auch hier in Freude und Noth stets bleiben und guten Muthes in die Zukunft blicken. Da habe ich nun freilich viel vor Euch voraus, ich habe ein Kind, ein hübsches, lebendiges Mädchen, die mir jeden Tag den Schwiegersohn in das Haus führen kann. Ja wahrlich, alter Krieggesell, Vaterfreuden sind doch das Herrlichste auf der Welt, und mit meinem Weibe, obgleich

ich sie alt und kränklich wiederfand, habe ich doch recht vergnügte Tage durchlebt; Gott schenke ihr das ewige Leben! — Aber was ist Euch? Sehe ich ja dicke Thränen in Euren Augen, habe ich eine schmerzhafte Saite berührt, ohne es zu wissen, so verzeiht —

Laßt es nur gut seyn, Hauptmann, sagte der Alte, und suchte vergeblich nach Fassung. Jeder Mensch hat seinen verwundbaren Fleck — auch ich.

Der Hauptmann schwieg, aber es gelang weder ihm noch dem Weine, den Traurigen wieder aufzuheitern. Der Mann, der alle Spanier, Jung und Alt, auf die Pulvertonne setzen und sie mit kaltem Blute in die Luft sprengen wollte, war weichherzig geworden.

4.

Während der Vater mit einer Art Wohlbehagen an den Augenblick dachte, wo ihm seine Felicitas den Eidam ins Haus führen würde, war diese auch gewissermaßen damit beschäftigt. Sie hatte schon häufig Gelegenheit gehabt, ihren Geliebten heimlich zu sehen

und zu ſprechen, doch immer nur in Gegenwart der Magd, die wohl ſo viel Takt und Erfahrung hatte, ſie zuweilen, wenn auch nur auf Augenblicke, allein zu laſſen, die dann der Rittmeiſter weislich benutzte. Aber die Liebe iſt ein Nimmerſatt, je mehr man ihr bietet, je mehr verlangt ſie, und ſo bat er eines Tages ſeine geliebte Felicitas im zärtlichſten Briefchen, ihm endlich einmal eine unbewachte Unterredung zu ſchenken. Auf das Brieflein, das der treue Diener ſeiner Schönen zur Beſorgung übergeben hatte, kam bald befriedigende Antwort. Die zehnte Stunde, wo Vetter und Mubme ſchon im Schlafe ruhten, war zur längſt erſehnten, des Vetters kleine Schreibſtube unten im Hauſe zum Orte beſtimmt, wo ſie ohne Zeugen ſich ſprechen und Plane für die Zukunft verabreden wollten. Tauſendmal drückte van Sluys das Briefchen an ſeine Lippen, es waren ja die erſten Zeilen, die er von der Hand der Geliebten erhielt, ſorgſam hob er es als ein köſtliches Kleinod auf, und kein Tag im Leben war ihm noch ſo lang geworden, als der heutige. Endlich nahte der erſehnte Augenblick, die Lichter in dem Hauſe

gegenüber verloschen, und noch ehe es zehn schlug, glimmte drüben keine Kerze mehr. Jetzt schlug die Stunde des Glückes, er eilte hinunter, fand die Hausthür nur angelehnt, schob sie vielleicht ein wenig zu ungestüm zurück, der matte Schein einer Lampe zeigte ihm eine halb geöffnete Thür, er stürzte hinein, die Lampe verlosch und Felicitas lag in seinen Armen.

Schon einigemale, wenn auch nur auf Augenblicke, hatte sie früher in seinen Armen gelegen, und so bemerkte er wohl, daß er sich auf unangenehme Weise getäuscht habe. Er ließ seine Beute schnell los, tappte im dunkeln Zimmer nach der Thür umher, konnte aber den Ausgang nicht finden. Doch bald ward er aus dieser Verlegenheit gerissen, um in eine noch größere zu kommen, die Thür öffnete sich, der Hausherr trat mit einer Kerze herein, begrüßte ihn freundlich, und ohne ihm etwas Unangenehmes zu sagen, leuchtete er ihm aus dem Zimmer zur Hausthüre hinaus, die sich schnell hinter ihm schloß.

Erbittert stand der Rittmeister auf der Straße und schaute ingrimmig nach dem ruhigen Hause, das wie ausgestorben schien,

trat unmuthig in sein Zimmer, und es schauderte ihn, dachte er, daß er mit Inbrunst die alte Muhme an sein Herz gedrückt hatte, denn sie stand vor ihm, als der Hausherr mit der Kerze eintrat. Die Sache war ihm unangenehm, er fühlte wahre Neigung für das Mädchen, und mußte sich sagen, daß er sie durch seine Unvorsichtigkeit in große Verlegenheit gebracht habe. Er sann auf Mittel wieder gut zu machen, aber was konnte er thun, er mußte sich, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, sorgenvoll zur Ruhe legen. Als er nach einer fast schlaflosen Nacht spät erwachte, stand sein Diener schon vor dem Bette und begrüßte ihn mit der Trauernachricht, daß seine Schöne schon in aller Frühe das Haus habe verlassen müssen, und auch Jungfer Felicitas wahrscheinlich noch heute zu ihrem Vater nach Rödelheim gebracht werden würde. Dis war dem Rittmeister ein Donnerschlag, er sprang auf, zog sich in aller Eile an, und sann, wie er das hintertreiben könne, fand aber kein passendes Mittel, denn Gewalt konnte und durfte er nicht anwenden. Als er, darüber unmuthig, das Fenster aufriß, um noch einma

hinüber nach dem Orte zu sehen, wo so oft seine geliebte Felicitas gesessen, traf sein Blick auf ein altes griesgrämiges Gesicht, das ihn höhnisch lächelnd angrinste und ihn scharf in's Auge faßte. Es war ein alter Kriegmann mit spitzem Gesicht und langem Knebelbarte, Niemand anders, als Peter Drilling, den der Hauptmann auf die Mahnung seines Verwandten abgeschickt hatte, die Sünderin nach Rödelheim zurückzuführen. Bald sah er auch den Alten, Jungfer Felicitas am Arme, aus dem Hause treten; während sich Jener den Bewohnern des Hauses empfahl, hatte das Mädchen Zeit, mit einem traurigen Blicke dem Geliebten Lebewohl zu sagen.

Dieser traurige Blick entflammte ihn. Sollte er sein Roß besteigen, dem Kriegmann folgen und sie ihm entreißen? Ehe der Alte Rödelheim erreichte, konnte er ihn längst eingeholt haben, doch war keine Zeit zu verlieren. Gedacht, gethan; er befahl das Roß vorzuführen, und obgleich er sich fragen mußte, was er, wenn auch die Sache gelänge, mit dem Mädchen anfangen wolle, hielt ihn dis nicht zurück, und der Unbesonnene sprengte zum Thore hinaus.

Aber hatte er gehofft, den alten holländischen Rüstmeister unvorbereitet zu finden, so irrte er. Schon in der Ferne erblickte er eine alte, von zwei wohlbeleibten Pferden gezogene Karosse, und neben und hinter ihr vier stattliche Reiter, die mit gezogenen Schwertern den Wagen begleiteten, überdis sah er noch Herrn Drilling, eine lange Pistole in der Hand, in dem Wagen neben Jungfrau Felicitas sitzen, der fest entschlossen schien, die ihm Anvertraute mit Gefahr seines Lebens heimzuführen. Der Rittmeister, diesem Zuge in einiger Entfernung folgend, konnte aus den Vorbereitungen schließen, daß er kein leichtes Spiel haben würde, und bei ruhiger Ueberlegung mußte ihm die Thorheit seines Unternehmens einleuchten; er ritt daher bis dicht vor Rödelheim dem Zuge nach, und als er die Karosse und seine Felicitas über die Zugbrücke in das Schloß einziehen sah, warf er noch einen sehnsuchtvollen Blick auf die alten Mauern, wandte sein Roß und kehrte, den Pfeil im Herzen, nach Frankfurt zurück.

5.

Die Bewillkommung, mit der Felicitas von allen Seiten empfangen wurde, war eben nicht geeignet, ihr die Thränen zu trocknen, die über die frischen Wangen wie Thautropfen über ein Rosenblatt rollten, vorzüglich hielt ihr Muhme Ursula anfangs einen strengen Sermon, weniger hart war der Vater gegen sie, den zwar der Brief des Frankfurter Verwandten in Harnisch gebracht, der aber bis zu ihrer Ankunft sich sattsam abgekühlt hatte. Niemand aber schien über den ganzen Vorfall aufgebrachter, als Peter Drilling, dem der Anblick eines spanischen Kriegers von Neuem seinen Haß aufgeregt hatte, und der hierdurch, während er neben dem Mädchen im Wagen saß, das Phantasiestück von gestern mit allen Pulvertonnen sich zurückgerufen hatte. Nun ist Felicitas im Schlosse, hatte er still für sich geseufzt, wie wird es nun mit der Explosion? Auch fürchtete er, und wohl nicht ganz mit Unrecht, Felicitas könnte der Magnet seyn, der die Spanier nach Rödelheim ziehe, die Sache war ihm deshalb doppelt unangenehm, und

er ließ dis dem Mädchen zuweilen empfinden, deren Thränen den Vater oft weichherzig, öfter noch ungeduldig machten.

Das arme Mädchen fand keine Bruſt, an der es ſeinen Kummer ausſchütten konnte. Da erſchien ihr plötzlich ein Freund in der Noth, den ſie wohl nicht erwarten konnte; die Muhme Urſula, dieſe ewige Antipodin des wackern Lieutnants Drilling. Sie näherte ſich jetzt Felicitas, beklagte ſie, daß man ſie hier ſo ſtreng bewache, und von einer kleinen Herzenangelegenheit ſo viel Geſchrei erhebe, hörte aufmerkſam den Erzählungen des Mädchens zu, das ſich ihr ganz anvertraute, und war ſelbſt auf Felicitas Bitten ſo gefällig, auf den Thurm zu ſteigen, um zu ſehen, ob der Ritter nicht nahe. Jungfrauen in einem gewiſſen Alter ſind bei jeder Liebeangelegenheit entweder unbarmherzige Sittenrichterinnen, oder ſie miſchen ſich darein und nehmen ſie in Schutz; ohne auf irgend eine Weiſe die Hände mit im Spiele zu haben, können ſie ſo etwas nicht mit anſehen; auch Urſula mußte in dieſer Sache thätig eingreifen. Hätte der Lieutnant Drilling Felicitas entſchuldigt, ſo würde ſie gewiß mit

„Der bin ich!“

„Warum verſuchteſt du dich nicht an mir und rauſchteſt mit deiner Jagd vorüber?“

„Ein Stärkerer als ich bin, beſchützt dich, darum trieb ich meine Jagd nicht verwüſtend über dich her.“

„Und wer iſt der unberufene Schutzherr?“ fragte Melac.

„Er, den du öfter anrufſt, als den Barmherzigen!“ Melac erbebte bei dieſen Worten.

„Du haſt jetzt Böſes mit Magdalene Hegelin und mit Eßlingen im Sinn; ich warne dich! Morgen um die Mitternachtſtunde wird Gericht über dich gehalten werden! Mißbrauche die Gewalt nicht, die dir dein König zu edleren Zwecken gab — Laß das Mädchen ziehn und ſchone die Stadt!“

„Behalte deine Warnung für dich, Ohnmächtiger!“ zürnte Melac — „Zieh deiner Jagd nach — mir ſag nur noch, woher du kommſt —“

„Aus dem Grabe!“

„Alſo doch!“ ſagte er ſinnend, aber plötzlich fuhr er mit Heftigkeit auf — „Pack dich fort! — Mich friert's — Deine Nähe iſt mir zuwider — Fort Ohnmächtiger!“

„Erdenwurm!“ drohte die Geſtalt den dürren Arm erhebend „Tritt nicht im Kampf gegen mich auf!“

„Fort, Ausbund der Hölle!“ ſchrie Melac zornig, zog in dumpfer Verzweiflung ſein Schwert und führte einen furchtbaren Streich auf die Geſtalt — Als theile der Stecken eines Knaben die praſſelnde Flamme, ſo unverletzt blieb die Geſtalt hohnlachend vor ihm ſtehen. „Lebwohl,

Argusaugen das Mädchen bewacht haben, so aber trat sie auf ihre Seite und ward heimliche Verbündete.

Schon am andern Tage, als Ursula aus einem kleinen Fenster des Thurmes nach Frankfurt hinlugte, sah sie einen Reiter auf kastanienbraunem Rosse, von einem Diener gefolgt, dem Schlosse zureiten; er hielt in einiger Entfernung still, dann ließ er seinen Knecht zurück, nahte allein und umritt immer näher und näher das Schloß. Nach Felicitas Beschreibung mußte es der Rittmeister seyn, und so nahm Ursula das weiße linnene Tuch von ihrem Halse, und winkte dem eben Vorbeireitenden so anhaltend, daß er es bemerken mußte, seinen Hut zog und freundlich grüßte. Dis wiederholte sich drei Tage und wurde jedesmal treulich Felicitas berichtet, die es schmerzvoll beklagte, daß sie das Zimmer nicht verlassen, nach dem Thurme eilen und dort den Geliebten begrüßen durfte. Am vierten Tage schlich sie, trotz des Verbotes, mit der Muhme dahin, lugte und harrte, aber immer vergebens, kein Reiter erschien, traurig kehrte sie zurück, wagte es am folgenden Tage noch einmal, aber auch heute erschien Niemand,

und Urſula hielt der Weinenden eine lange Rede über den Unbeſtand der Männer, die Felicitas mit Kopfſchütteln und einem tiefen Seufzer beantwortete.

6.

Die Union hat ſich aufgelöſt, die Stadt Frankfurt unterhandelt in Wien, ging deshalb auf keinen Vorſchlag des Grafen von Iſenburg ein, und ſo hatte dieſer, da ſeine Anweſenheit dort unnütz war, den Befehl erhalten, die Stadt zu verlaſſen. Dis war der Grund, warum der Rittmeiſter ſich nicht mehr bei Rödelheim ſehen ließ, denn er hatte dem Grafen nach Creuznach folgen müſſen. Hier fand er mancherlei Vorbereitung zum nahen Uebergange über den Rhein; der Graf Iſenburg zog bei Bingen mehrere Regimenter zuſammen, um von hier ſeine Operationen zu beginnen. Der Marcheſe Spinola mochte hierbei wohl die Abſicht haben, ſich in der Nähe von Frankfurt feſtzuſetzen, um die Stadt deſto eher zur Zahlung von Contributiongeldern zu zwingen, und überhaupt tiefer in das Herz von Deutſchland einzudringen.

Kaum hatte van Sluys dis erfahren, als er zum Marchese eilte, und ihn um die Erlaubniß bat, den Grafen auf seinem Zuge begleiten zu dürfen. Spinola besann sich einen Augenblick, dann sagte er freundlich: Zieh' mit Gott an der Spitze Deiner Fahne über den Rhein, ich werde bald folgen. Van Sluys wollte sich schnell entfernen, das Nöthige zu besorgen, der Marchese rief ihn jedoch zurück, schloß ein kleines Kästchen auf, aus dem er einen versiegelten Brief nahm. Van Sluys, sagte er, Du warst bisher über Deine Geburt im Dunkel, Du kennst Deine Eltern nicht, und hast Niemand auf der Welt, dem Du angehörst.

Als Euch, mein gnädiger Herr! rief der junge Mann, mit tiefer Rührung die Hand des Marchese küssend. Und habe ich da nicht genug?

Für Dein Glück, ja; für Dein Herz wohl nicht, erwiederte Spinola. Elternlos zu seyn, ist hart, und ich habe Dich oft deshalb bedauert.

Wem der Marchese Spinola ein gütiger Vater ist, der ist wahrlich nicht beklagenswerth, — Doch nein, Herr, ich muß aufrichtig

richtig seyn! — Oft habe ich an meine Eltern gedacht, Tag und Nacht mich mit ihnen beschäftigt, und mich überfiel jedesmal eine Traurigkeit, dachte ich, daß ich so allein auf der Welt stände, und selbst der Gedanke an Euch, edler Mann, konnte meinen Kummer nicht ganz lindern.

Wann ist der Tag Deiner Geburt? fragte Spinola.

So viel ich weiß, der 12. Januar. —

Vielleicht wird er Dir und auch mir zu einem Tage der Freude. Er bedachte sich einen Augenblick bei diesen Worten, dann legte er das versiegelte Schreiben, welches er in der Hand hielt, wieder in das Kästchen, und schloß es vorsichtig zu. Sage mir, begann er nun plötzlich, dem Gespräche eine andere Wendung gebend: Hast Du während Deines Aufenthalts in Frankfurt vielleicht Gelegenheit gehabt, das Schloß Rödelheim zu sehen?

Aus der Ferne, erwiederte der Rittmeister, durch die Frage fürchtend, Spinola kenne sein Liebeabentheuer.

Hast Du Niemand aus der Stadt oder dem Schlosse zufällig kennen gelernt?

Van Sluys stockte mit der Antwort, end-

lich erwiederte er: Ja, Herr, die Tochter des Hauptmanns Sperreuter.

Nun die Bekanntschaft würde wohl wenig nützen können, denn wenn sie schön war, so bist Du gewiß so galant gewesen, sie von ihrer Schönheit zu unterhalten, war sie häßlich, so hast Du wenig oder gar nichts mit ihr gesprochen. — Nein Franzesco, ich meine, ob Du Niemand dort kennen gelernt hast, der Dir vom Schlosse, seiner Lage, den Mitteln zu seiner Vertheidigung und dergleichen interessanten Sachen hätte Auskunft geben können.

Nein, Herr, erwiederte van Sluys, eine Centnerlast war ihm abgenommen, und er konnte mit leichtem Herzen das Zimmer verlassen, als eben der Graf von Isenburg angemeldet wurde.

Ich komme Ew. Exellenz weitere Befehle zu vernehmen, begann dieser. Alles ist zum Aufbruche bereit, die zur Brücke nötbigen Schiffe liegen bei Bingen, und ich erwarte nur, daß Ihr mir den Tag des Ueberganges bestimmt.

Morgen, übermorgen, wenn Ihr wollt, je eher, je besser, erwiederte der Marchese.

Der Zug soll den deutschen Fürsten, die es wagten, sich gegen ihr Oberhaupt, den Kaiser, zu verbinden, zeigen, daß Spanien wenigstens, nicht gewohnt ist dergleichen ungestraft zu dulden. Wegen der Pfalz allein, Graf Isenburg, verließ ich die Niederlande nicht und zog hierher; der Waffenstillstand mit den Holländern ist in acht Monaten zu Ende, und wir müssen uns in dem protestantischen Deutschland festzusetzen suchen, daß es dem Oranier keine Hülfe schicken kann. — Graf Isenburg sah finster vor sich hin. — Ihr seid doch eine sonderbare Nation, fuhr Spinola fort, dem der finstere Blick des Grafen nicht entgangen war. An hundert Herren vertheilt, habt Ihr doch einen gewissen Nationalstolz, der sich jeden Augenblick beleidigt fühlt; glaubt, Ihr seid ein Volk, und Sitte und Religion trennt Euch doch so gewaltig. Ihr zieht in den Krieg für jede Krone, wenn sie Euch bezahlt, verwüstet Euer Vaterland mit eigner Faust, und seid doch stolz, Deutsche zu seyn, wenn Ihr auch für fremden Sold gegen Euer Land streitet. Sprecht von Euren Gewohnheiten, von der Anhänglichkeit an die Sitten der Altvordern,

und kleidet Euch spanisch, sprecht nicht zwanzig Worte deutsch, ohne ein spanisches mit eingeflochten zu haben, seid das Nachbild aller Nationen, und doch stolz, daß ihr Deutsche seid. — Verzeiht mir, Graf, daß ich Euch mit diesen Worten vielleicht verwunde, sie sind nicht böse gemeint, Ihr wißt, ich ehre Eure Nation, liebe sie als Soldat und werde es nie vergessen, daß, als mir alle Regimenter den Gehorsam versagten, das Fort auf dem Sandhügel zu stürmen, zwei deutsche Regimenter es waren, die allein dem Rufe ihres Feldherrn folgend, stürmten, siegten und mir so den Weg zur Eroberung von Ostende bahnten. Ja, ich liebe die Deutschen, und wären sie wirklich eine Nation, beherrschte sie ein Haupt, so möchte wohl schwerlich ein fremder Kriegerhaufen ihre Fluren durchstreifen. — Zieht über den Rhein, fuhr er dann einlenkend fort, besetzt anfangs nur die wenigen Besitzungen des Churfürsten von der Pfalz, dann rückt Frankfurt näher, laßt denen Grafen zu Solms das Vergeltungrecht empfinden, besetzt ihr Schloß Rödelheim und setzt Euch so bei Frankfurt fest, daß wir die Handelherren zwingen, Contri-

bution zu zahlen; dann streift gegen Friedberg, brandschatzt im Hessischen, jedoch entfernt Euch dabei nicht zu weit vom Rheine. Ich habe Euch zu diesem Unternehmen gewählt, weil Ihr ein Deutscher seid und mit Eurem Vaterlande menschlich verfahren werdet, denn Ihr wißt, ich verlange strenge Mannzucht und will den Krieg nicht als einen Verheerungkrieg führen. Was sich freiwillig unterwirft, muß mild behandelt werden, selbst den, der als tapfrer Kriegmann sich vertheidigt, muß man seines Muthes wegen ehren und ihn mit Großmuth behandeln. — Kennt Ihr das Schloß Rödelheim?

Ja Exellenz.

Ist es stark besetzt?

Ein alter niederländischer Hauptmann steht mit 50 Mann darin. Ich glaube nicht, daß er einen Schuß thun läßt.

Hofft nicht zu viel, meinte Spinola. Wer aus der Schule des Oraniers kommt, der ist nicht so schnell mit der Uebergabe bei der Hand. — Habt Ihr vielleicht Verbindung im Schlosse?

Ich glaube mich auf einen Mann verlas-

sen zu dürfen, der dort einen Posten hat, wo er uns nützlich seyn kann.

So benutzt ihn, und schont weniger das Geld, als die Menschen; Geld findet man überall, tapfere Kriegleute nicht. Hierauf gab Spinola dem Grafen noch einige Instruktionen, und der Uebergang ward auf den folgenden Tag beschlossen.

7.

Hauptmann Sperreuter saß eben mit seinem Lieutnant im ernsten Gespräch vertieft, als ein Eilbote von dem Kastenvoigte aus Wiesbaden mit einem Schreiben eintrat, worin dieser den Hauptmann benachrichtigte, daß die Spanier diesseits Bingen eine Schiffbrücke geschlagen und über den Rhein gesetzt hätten; dem Gerüchte nach gelte es der Wetterau und Frankfurt.

Da haben wir's, sagte der Hauptmann, das Ungewitter zieht heran, und an uns gewiß nicht vorbei. Nun, wie Gott will!

Hm! brummte Peter Drilling, nahm sein Käppchen vom Scheitel und murmelte vor sich hin.

Ihr betet wohl gar? fragte Sperreuter, der seinen Waffengefährten verwundert angesehen hatte.

Ja, Hauptmann, das that ich, doch glaube ich kaum, daß mein Gebet erhört werden wird, denn es war kein frommes Gebet. Ich bat Gott, meinen Wunsch zu erfüllen, mich mit den Spaniern in die Luft sprengen zu können.

Ihr seid ein sonderbarer Mensch! versetzte der Hauptmann. Wenn andere Leute beten, fluchet Ihr, wenn Andere fluchen möchten, betet Ihr. Der Lieutnant lächelte. Laßt uns lieber jetzt an unsere Vertheidigung denken.

Und hauptsächlich an Jungfer Felicitas, die muß aus dem Schlosse! fiel ihm Drilling mit Hast in die Rede. Wo die Spanier hausen, darf kein ehrbares Weib, keine sittsame Jungfrau weilen. Deshalb muß sie fort.

Aber wohin werther Kamarad?

Nach Frankfurt oder wohin Ihr wollt, aber nur fort von hier; folgt meinem Rathe, Hauptmann. Die Spanier, dieses kannibalische Volk, könnten Euch wahrlich eine Wunde schlagen, die nie heilt. Ihr lächelt! Nun, versucht's! Ich habe eine bittere Erfahrung

Jagdgenosse, wir sehen uns wieder!" rief sie ihm zu und jagte auf einem Windstoß davon.

„Also in seinem Schutze ständ' ich? Und mit dem Tode wär es nicht vorüber?" sagte Melac vor sich hin. — „Auf die kurze Nacht folgte der Tag und welch ein langer Tag? Das wäre schreckbar! — Rechenschaft sollte ich geben von jedem zu raschen Pulsschlage, die flüchtig genossenen Augenblicke mit ewiger Qual bezahlen? — So hätten denn wirklich die Pfaffen nicht gelogen und jenseits dieses Sternenzeltes wäre noch ein Himmel und tief unter den Schachten der Erde, noch eine Hölle? — Der Tod zerdrückte uns nur das Herz, um uns auf seinem mageren Gaule in ein andres Land zu führen? — Hast du denn keine Sense, klapperuder Reiter, die auch die Seelen mäht, daß sie nicht wieder auferstehen, und im ewigen Schlafe gebunden liegen? — Bist du nur ein unerbittlicher Bote, der uns zum furchtbaren Gerichte ladet? — Hu, mich friert! — Kälter als je pfeift mich der Nordwind an und schüttelt mich! — Wäre das Furcht? — Furcht? — Nein, beim Teufel, wenn er denn mein Schutzherr sein soll, beim Teufel, nein! Muß ich vor den Richterstuhl treten, so will ich es furchtlos, mit eiserner Stirn und ehrner Brust; denn wollte ich auch umkehren und ein Klosterbruder werden, der Teufel erkennte mich doch unter der Kapuze und faßte mich!" — Er schritt rasch auf und ab, dann sagte er vor sich hin: „Die Würfel liegen und wär auch das Leben wie das Würfelspiel, Treffer oben, Fehler unten, Fehler oben, Treffer unten, ich könnte den Wurf nicht mehr ändern. — Darum will ich meinen Treffer hier ganz genießen, wenn ich auch für das Jenseits

gemacht; hier haben sie mich getroffen! rief er, mit der Hand heftig an sein Herz klopfend, hier mich verwundet, und es heilt nie!

Wie so, Freund? fragte der Hauptmann theilnehmend.

Nun, Euch zur Warnung will ich sprechen, noch habe ich mein Leid Niemand anvertraut; hört, und mein unversöhnlicher Haß gegen die Spanier wird Euch nicht mehr wundern. Noch in meinen kräftigsten Jahren liebte ich ein Mädchen. — Ja — Eure Felicitas ist eine schmucke Dirne, das Mädchen aber, das ich liebte, war doch noch ein Engel gegen sie. Ich warb um ihre Hand, sie ward mir, und kaum 4 Monate verheirathet, muß ich zu Schiff, um nach Ostende zu gehen; mein junges Weib folgte mir. Ein Sturm zerstreute das Geschwader, unser Schiff fiel den Spaniern in die Hände wir wurden gefangen — mein Weib habe ich nie wiedergesehen! — Er hielt inne und suchte die Thräne zu verbergen, die sich unwillkührlich hervordrängte, und erst als der Hauptmann ihn bat, fortzufahren, erzählte er weiter: Die Gefangenen wurden an das Land gesetzt, und man ging unmenschlich mit uns um,

doch das kümmerte mich wenig, ich dachte nur an mein Weib und an ihr Schicksal, erkundigte mich bei Allen, bei Freund und Feind nach ihr, und erfuhr endlich von einem flandrischen Soldaten, der mit zu Schiffe gewesen war, daß eine junge hübsche Frau bei der Wegnahme unsers Schiffes einem spanischen Offizier zu Theil geworden sei. Ich konnte nun leicht ihr Schicksal ahnen, die Verzweiflung ergriff mich, ich schwor den Spaniern ewige Rache, wagte es in der Nacht, mit Gewalt mir durch die Wachen Bahn zu machen, entrann glücklich, bestieg ein Boot und kam nach Ostende wo ich unter einem andern Namen Dienste bei Euch nahm.

Und Euer Weib? fragte der Hauptmann theilnehmend.

Ich habe nichts weiter von ihr gehört, sagte der Unglückliche, und zeigte mit der Hand auf den Boden. Da unten wird sie wohl ruhen.

Und warum verändert Ihr Euren Namen?

Wie könnt Ihr doch so sonderbar fragen! erwiederte Peter Drilling. Fiele ich den Spaniern wieder in die Hände und sie fänden

meinen Namen in der Liste der desertirten Gefangenen, so stürbe ich am Galgen, und die Freude wollte ich ihnen nicht gönnen, ich sehne mich nach einem ehrenvollen Tode. Aber laßt ruhen, was hinter uns ist, denkt nur an die Gegenwart, schickt Felicitas fort, und wissen wir die erst in Sicherheit, dann wollen wir auch mit ruhigem Herzen an die Arbeit gehen.

Der Hauptmann war ganz der Meinung seines Lieutnants, schrieb sogleich an seinen Verwandten in Frankfurt, berichtete ihm den Uebergang der Spanier bei Bingen, theilte die Besorgniß mit, daß der Feind Rödelheim angreifen würde, und bat dringend, bis das Gewitter vorüber sei, seine Tochter bei sich aufzunehmen. Ein Bote wurde sogleich nach Frankfurt mit dem Briefe gesendet, und, der Gewährung seiner Bitte gewiß, der Muhme Ursula der Auftrag gegeben, Kleidung und Wäsche für die Tochter einzupacken, die sich zur Abreise bereit halten sollte.

Niemand war hierüber erfreuter als Felicitas, denn erst vor wenigen Augenblicken hatte Ursula sie mit der Nachricht entzückt, daß, wenn sie sich nicht irre, sie den Ritt-

meiſter wieder auf ſeinem kaſtanienbraunen Roſſe, das Schloß umreitend, geſehen. Sie habe ihm zwar nicht winken können, da Lieutnant Drilling eben auf der Baſtei geſtanden und den Reiter beobachtet habe; ſie wolle aber Alles darauf verwetten, daß es der Geliebte geweſen ſei. Um wie viel mehr mußte Felicitas jetzt die Nachricht erfreuen, wieder nach dem ſchönen Frankfurt zurückzukehren, da ſie den Geliebten dort wußte; mit welcher Eile packte ſie ihre ſchönſten Sachen ein, und mochte wohl bei jedem Stücke denken, wie ſie ſich für ihn damit ſchmücken wolle.

Aber zu Aller Schrecken brachte der Bote eine Antwort des Frankfurter Vetters zurück, die eben nicht tröſtlich war. Er dankte zwar dem Hauptmann in den höflichſten Ausdrücken für das Zutrauen, ihm im Augenblicke der Gefahr ſein Kind anvertrauen zu wollen, ſchlug es aber rund ab, da ſeit geſtern Abend der nämliche ſpaniſche Offizier, der ihnen ſchon einmal ſo viel Unruhe verurſacht, wieder ſein Quartier gegenüber bezogen habe, und ſeine Frau ſo wenig als er ſich noch einmal die Laſt aufbürden wollten, eine junge leichtſinnige Dirne zu bewachen.

Der Vater war bei dieſer Nachricht wie vom Donner gerührt; er ſah ſchon im Geiſte ſein Kind eine Beute der Spanier, jammerte und klagte, als ob ſchon das Unglück eingetreten ſei, während Peter Drilling unruhig auf und abging, über etwas nachzudenken ſchien, und nur zuweilen einen wüthenden Blick auf die hämiſch grinſende Urſula warf. Sie kehrte ſich wenig an dieſe zornigen Blicke, ſondern nahm das Wort. Ihr werthen Herren ſcheint mir bei dieſer Nachricht etwas den Kopf verloren zu haben, ſagte ſie. Iſt dem ſo, und wollt Ihr mir erlauben, Euch nur ein Weilchen den meinigen zu borgen, ſo möchtet Ihr nicht übel dabei fahren. Iſt es mir erlaubt, einen guten Rath zu ertheilen?

Redet nur, ſagte der geängſtete Vater, während Peter Drilling vor ſich hinbrummte: Es möchte wohl der Rath Ahitophels ſeyn!

Alles kömmt darauf an, im Fall eines Unglücks Felicitas zu retten, begann nun die Alte, und hierzu bietet ſich ein ganz leichtes, einfaches Mittel. Der ſpaniſche Offizier, der ihr in Frankfurt nachgelaufen iſt, ſoll, ſ wie ich vernommen habe, bei dem Gener: Spinola ſehr gut angeſchrieben ſtehen.

Von wem habt ihr dis vernommen, Jungfer Urſula? fragte der Lieutnant, aufmerkſam geworden.

Das kümmere Euch nicht, erwiederte ſie. — Den Spanier alſo in Eure Gewalt zu bekommen, muß Euer Hauptaugenmerk ſeyn, vielleicht entgeht Ihr dadurch ſogar der Belagerung, im ſchlimmſten Falle würde er ſein Liebchen gewiß ſchützen.

Ja, ſchützen, fiel ihr Peter Drilling in die Rede, wie der Stoßvogel die Taube. — Doch fahrt nur fort.

Wenn wir nun Felicitas vermöchten, ihn hierher zu locken. Fändet ihr ihn im Schloſſe ſo könntet Ihr ihn auch, wie ich glaube, nach Krieggebrauch als Spion feſtnehmen, und Ihr hättet auf jeden Fall eine Geißel.

Was meint Ihr, Lieutnant? meinte jetzt der Hauptmann, dem der Vorſchlag nicht zu mißfallen ſchien.

Laßt ſie abtreten, erwiederte dieſer, denn es ziemt ſich nicht, daß dergleichen Frauenzimmer einem Kriegrathe zweier Offiziere beiwohnen. Urſula mußte ſich wider Willen entfernen. — Ihr verlangt meine Meinung, begann er nun. Leider iſt ſie von der Art,

daß ich mich darüber ärgere, denn die Alte hat Recht. Haben wir den Spanier in unſerer Gewalt, und dis könnte wohl geſchehen, ohne den Kriegsgebrauch zu verletzen, ſo haben wir ein Pfand für Felicitas Sicherheit. Lieber ſähe ich freilich, Ihr wüßtet einen Ort, wo Ihr ſie hinſchaffen könntet.

Ja, wüßte ich nur einen! fuhr der Hauptmann verdrießlich auf. — Nach Wiesbaden, dahin iſt die Straße nicht mehr ſicher; nach Homburg zu meinem Freunde dem Pfarrer! Du lieber Gott, ein proteſtantiſches Pfarrhaus iſt für die Spanier ein Freudenhauß, da iſt ſie noch weniger ſicher, als hier. Mich dünkt der Vorſchlag Urſula's wohl annehmbar.

Hätte ſie ihn nur nicht gethan! brummte Peter Drilling vor ſich hin.

Ei, werther Krieggenoſſe, wer wird doch in ſeinem Hoſſe ſo halsſtarrig ſeyn, und weil Ihr die Muhme nicht leiden könnt, auch ihren Rath verachten.

Ein böſes Weib giebt immer nur böſen Rath; doch Hauptmann, da ich keinen beſſern weiß, mich auch vielleicht Parteilichkeit ungerecht macht, ſo habe ich nichts dawider. Befolgt ihn, verſucht's, ob Ihr den

Spanier in Eurer Tochter Liebeneß fangen könnt, aber was Ihr thun wollt, thut raſch, damit wir mit Ernſt an unſre Vertheidigung denken können. Welchen Poſten werdet Ihr mir dabei anvertrauen?

Ich behalte mir die Oſt- und Weſtthürme vor, Ihr übernehmt die von Süd und Nord, erwiederte der Hauptmann.

Da ſeid Ihr ungerecht, Hauptmann, ſagte Drilling mit barſchem Tone; da übernehmt Ihr den ſchwächſten Theil und der gewiß angegriffen wird, ich dächte, Ihr theiltet anders.

Nun wie ihr meint; ſo nehme ich den Südthurm, und Ihr den nach Weſten dafür.

Topp! rief der Lieutnant freudig; So habe ich es mir gewünſcht! Und was hat der Korporal der Konſtabler zu thun?

Er beſorgt das Geſchütz.

Unter meiner beſondern Aufſicht, bitte ich, Hauptmann, unterbrach ihn Drilling. Ich traue dem Reichbürger nicht.

Auch ich nicht! meinte der Hauptmann.

So ſchickt ihn fort, bei Zeiten fort! Herr Sperreuter wollte ſich jedoch hierbei nicht übereilen, und ſo blieb vor der Hand der Konſtabler auf ſeinem Poſten. Ein Jeder

ging nun an seine Arbeit, die beiden Kriegsleute nach ihren Thürmen, Muhme Ursula, die des Vaters Einwilligung zur Ausführung ihres Vorschlags erhalten, zu Felicitas.

Ohne diese mit der wahren Absicht bekannt zu machen, beredete Ursula mit leichter Mühe das Mädchen, an Herrn van Sluys zu schreiben und ihn einzuladen, wo möglich noch diesen Abend nach Schloß Rödelheim zu kommen, wo ihn unter der hohen Buche auf der Frankfurter Straße eine treue Freundin erwarten und ihn sicher in den kleinen Garten der Bastei führen würde. Was heiße, jugendliche Liebe nur Zärtliches fühlen kann, sprach sich in Felicitas Briefchen aus, das Ursula durch einen Boten alsbald nach Frankfurt besorgte. Mit Ungeduld erwartete Felicitas die Rückkehr des Boten, erst gegen Abend erschien er. Van Sluys, durch das verunglückte Abentheuer in Frankfurt nicht vorsichtiger geworden, versprach zu kommen, traf auch um die bestimmte Stunde ein, und wurde von Ursula, die ihn erwartet hatte, durch ein offenes Pförtchen in den kleinen Würzgarten der Südbastei geführt.

Dismal ruhte wirklich die geliebte Felicitas

an seiner Brust, sein treues Herz schlug ihr freudig entgegen, und wenn auch die Gegenwart Ursula's Beide ihre Empfindungen nicht frei aussprechen ließ, fühlten sie sich doch unendlich glücklich, denn sie liebten sich wahrhaft. Aber das Glück war nur von kurzer Dauer, ein Geräusch störte sie; in der Dämmerung sah der Rittmeister Bewaffnete auf sich zukommen. Falsche! rief er, die Geliebte von sich stoßend. So hintergeht man mich von Neuem! Er zog sein Schwert, suchte das Pförtchen zu gewinnen, fand es aber verschlossen; da warf sich Felicitas an seinen Hals, betheuerte ihre Unschuld, beschwor ihn, sich nicht tollkühn gegen die Uebermacht zu setzen, hielt seinen Arm zurück, als er auf den Ersten, der sich ihm nahte, einen Streich führen wollte, und so ward er schnell entwaffnet und nach dem untern Stock in ein anständiges Gefängniß gebracht, wo, wie es schien, ihm nichts fehlen sollte, als die köstliche Freiheit.

---

einen Fehler geworfen habe. Nur muthig bis ans Ziel, der Tod nur kann mich belehren."

„Höre ich nicht Rosse wiehern?" rief er plötzlich „Ist es die wilde Jagd, die zurückkehrt, oder Constant? Ist es ein Nachtgespenst, oder mein treuer Diener? Ja es ist mein schwarzer Neapolitaner, ein ganz anderer Gaul, als das magere Gerippe, auf dem der klappernde Gerichtsbote dahin jagte. — Gut, daß du kommst, Constant!" rief er dem Alten zu „Wird es einem doch erst wieder wohl, wenn man unter Menschen ist. —"

„Ach Herr, was ist Euch begegnet?" fragte der Reiter, seinen Herrn ängstlich betrachtend, der, von der Glut des Feuers beleuchtet, geisterhaft vor ihm stand „Ihr seht ja blaß aus wie der Tod und habt das gezogene Schwert in der Hand, lieber Herr, sprecht! —"

„Schweig!" befahl Melac.

„Wollt Ihr nicht aufsitzen?" fragte er dann seinen Herrn „Dieser Ort ist so unheimlich; mir ist, als sähe ich vor und hinter mir Geister. — Kommt!"

Schweigend schwang sich Melac auf sein Roß und sprengte den Berg hinunter, Constant und Paul folgten.

Aber kaum hatte er eine Viertelstunde gejagt, als er plötzlich sein Roß anhielt. „Constant!" rief er. Dieser sprengte vor „Dort oben, wo jetzt die Sterne zu leuchten beginnen, ist noch eine Welt. Werden wir dort hinauf, oder dahinunter gehen?" Constant bekreuzte sich.

„Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben, und schlief ruhig auf meinen Pfühl, träumte von Genüssen des Lebens und sähe im Traume mit lachendem Muthe Eßlingen brennen. Ich habe an die Pforte der Geisterwelt gepocht.

8.

Die Arretirung des spanischen Rittmeisters hatte bei den das Schloß bewohnenden Hauptpersonen eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht. Felicitas weinte, Ursula, die Alle betrogen zu haben glaubte, lachte, der Hauptmann schritt gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab, und sann, ob man nach dem Krieggebrauche recht oder unrecht gehandelt habe, Peter Drilling, zufrieden, einen Spanier in seinem Gewahrsam zu wissen, kümmerte sich wenig um das Recht oder Unrecht, sondern überlegte nur, wie man die Sache am Besten benutzen könne. Der Gefangene hingegen war wüthend, daß er sich so unvorsichtig in die Falle hatte locken lassen, wüthend, daß das Mädchen, an dem er mit so vieler Liebe hing, ihn so tückisch betrogen habe; doppelt schmerzte ihn sein Unglück, da er in geheimen Aufträgen von dem Grafen von Isenburg nach Frankfurt geschickt worden war, er überdis ohne Begleitung die Stadt verlassen hatte, mithin Niemand sein Schicksal ahnen konnte. Er glaubte deshalb Alles an seine Befreiung

ſetzen zu müſſen, und ließ durch den Diener, der ihm ſeinen Nachttrank brachte, bitten, daß der Hauptmann oder ſonſt ein Offizier der Beſatzung noch heute zu ihm kommen möchte, da er mit ihm zu ſprechen habe.

Der Hauptmann, noch voller Unruhe und ſeines Kindes wegen gegen den Gefangenen aufgebracht, ſchickte den Lieutnant, und van Sluys ſah nun das nämliche ernſte Geſicht mit dem Knebelbarte, das ihn ſchon in Frankfurt ſo widrig angeblickt hatte, bei ſich eintreten.

Grüß Euch Gott junger Herr! redete ihn Drilling noch ziemlich freundlich an. Was iſt Euer Begehr?

Ihr habt mich, begann der Gefangene, auf eine widerrechtliche Weiſe durch eine feile Dirne hierher locken laſſen —

Halt, junger Mann unterbrach ihn Peter Drilling. Ich bitte mit mehr Achtung von Jungfer Felicitas zu ſprechen, ſie war bisher eine ehrenwerthe Dirne, ehe die tolle Liebe zu Euch ihr den Kopf verrückt hat.

Mir gleichviel! ſagte der Rittmeiſter ziemlich unwirſch. Doch zur Sache. Was verlangt ihr Löſegeld?

Um Lösegeld handelt es sich hier nicht, erwiederte Drilling kalt.

Um was sonst?

Das werdet Ihr schon zu seiner Zeit erfahren.

Ich warne Euch! fuhr van Sluys heftig auf. Der Marchese Spinola nimmt Theil an meinem Schicksale.

Das wißen wir.

Und es könnte Euch leicht gereuen und Rache an Euch genommen werden!

Darauf sind wir gefaßt. Auch ohne Euch zöge der saubere Graf von Isenburg, unser guter Nachbar, nicht an Rödelheim vorbei, ohne sein Müthchen an dem Schlosse des Grafen von Solms gekühlt zu haben. Dekhalb fürchten wir nicht, daß uns Euretwegen besonderer Schade zugefügt werde, wohl aber sollt Ihr uns ein Schutz für Jungfer Felicitas seyn, denn habt ihr auch Grund, auf uns zu zürnen, die wir Euch in die Falle lockten, so habt Ihr doch keinen, es dem Mädchen entgelten zu lassen, die in ihrer Liebestollheit an Euch schrieb, aber dabei wahrlich nicht glaubte, Euch uns in die Hände zu liefern.

Ihr bringt mir wenigſtens einen Troſt —

Das freut mich, fuhr Drilling fort. Troſt einem Gefangenen zu bringen, iſt Chriſtenpflicht, ich war auch gefangen. — Doch weg, weg mit dieſer Erinnerung.

Wer ſeid Ihr, ſonderbarer Mann, der mich zuweilen ſo feindlich abſtößt und dennoch mich anzieht? fragte von Sluys mit Theilnahme.

Von Abſtoßen und Anziehen verſtehe ich zwar nichts; wer ich bin, will ich Euch aber ſagen. Ich heiße — oder bin vielmehr Peter Drilling, Lieutnant in Dienſten des Grafen Friedrich von Solms.

Und dientet früher?

Den Generalſtaaten. In Oſtende ſtand ich ſchon Eurem General gegenüber. Doch wer ſeid Ihr?

Ich bin Rittmeiſter im Dienſte des Erzherzogs und heiße Franz von Sluys.

Hm! brummte der Alte vor ſich hin, alſo eigentlich kein Spanier —

Spanier mit Leib und Seele! fiel ihm van Sluys in die Rede. — Drilling ſah ihn bei dieſen Worten durchbohrend an. — Aber ſagt mir nur, fuhr der Gefangene fort,

hofft Ihr Euch denn wirklich in diesem Schlosse zu halten, alter Mann?

Mit Gott und mit dem Muthe, der auch das Alter nicht verläßt! erwiederte Drilling mit ruhigem Selbstvertrauen.

Hofft der ganzen spanischen Armade zu widerstehen?

Warum nicht? so lange es geht. Stürzen die alten Mauern, so begraben sie mich und Euch, Alt und Jung, Alles durch einander, und dann ist doch die Ehre, wenn auch nicht das Leben gerettet.

Ihr dauert mich —

Ihr dauert mich? Sonderbar! Weshalb? — Warum ich zu bedauern bin, das kennt Ihr nicht, und sonst ergeht es mir so wohl, daß ich Eures Mitleids wahrlich nicht bedarf.

Euer Schicksal wird hart seyn, und das thut mir leid. Trotz Eures unfreundlichen Wesens will ich Euch wohl, und weiß nicht, warum.

Und trotz Eurer gleißnerischen Worte hasse ich Euch.

Und weshalb? fragte der Rittmeister verwundert.

Weil Ihr Spanien anhängt und darum so gut als ein Spanier seid. Doch Herr,

lenkte der Alte plötzlich ein, was steht sonst noch zu Euren Diensten? Sagt es kurz, meine Zeit ist kostbar, ich muß noch die Runde gehen.

Ich biete Euch jedes billige Lösegeld, das Ihr fordern könnt, sagte jetzt van Sluys, und verspreche Euch, wenn ich überzeugt bin, daß Felicitas an meinem Unfalle unschuldig ist, ihretwegen Alles zu thun, um den Kriegzug von Rödelheim abzuwenden.

Herr Rittmeister! nahm der Alte mitleidig lächelnd das Wort. In dem Heere des Prinzen Moritz von Oranien konnte ein Rittmeister nicht mehr thun, als seine Kornette gut führen; ob Spinola Euch zum Kriegrathe rufen läßt, weiß ich zwar nicht, doch bezweifle ich es. Uebrigens könnt Ihr meinen Worten glauben, daß Felicitas unschuldig ist, und sollte Gott über uns verhängen, und der Spanier in dis alte ehrwürdige Schloß dringen, so schützt als ein Ehrenmann das Mädchen, als ein Ehrenmann, meine ich, Ihr werdet mich ja wohl verstehen? Nun gute Nacht! Euer Lager wird nicht hart, der Nachttrunk nicht schlecht seyn. Bei diesen Worten grüßte er van Sluys und verließ ihn.

Während der Lieutnant bei dem Gefangenen war, saß Muhme Ursula vor dem Bette der weinenden Felicitas. Anfangs zürnte das Mädchen auf sie, die sie zum Schreiben des Briefes verlockt hatte, und es gehörte Ursula's Suada dazu, sie zu überreden, auch sie sei getäuscht worden, und alle Schuld mußte der hämische Peter Drilling tragen. Jetzt suchte sie mit mancherlei Trostgründen die Arme zu beruhigen. Ist er doch unter einem Dache mit Dir, ganz nahe Deinem Stübchen, sprach sie. Wenn man von dem langen Gange bei des Grafen Rüstkammer durch die offene Halle geht, stößt man gleich auf die eiserne Thür, die sein Gefängniß verschließt.

Der Arme! seufzte Felicitas. Wie wird er auf mich zürnen.

Es geht ihm da unten ganz wohl, wie ich vernommen habe. Ein gutes Bett, die freundliche Aussicht nach dem Schloßgarten und der Brücke, ein weicher Lehnstuhl, gute Speisen, alter Wein und seine Felicitas in der Nähe —

Wie könnt Ihr mit meinem Leiden noch Scherz treiben, Muhme! unterbrach sie das Mädchen unwillig.

Warum nicht, Kind! Morgen Abend ſollſt Du ihn ſehen, ſprechen —

Ja, ſehen, ſprechen! rief das Mädchen und erhob ſich ſo ſchnell von dem Lager, als ob der morgende Abend ſie ſchon zu ihm riefe.

Laß mich dafür ſorgen, Du ſollſt ihn morgen und alle Abende ſehen. Doch in meinem Beiſeyn, ſetzte ſie mit Ehrbarkeit hinzu, und ſchenkte mit dieſem Verſprechen dem Mädchen ſüßen Schlaf und liebliche Träume.

Dem guten Peter Drilling wollte das Troſtſprechen bei ſeinem Hauptmann nicht ſo wohl gelingen, als der Muhme bei Felicitas. Herrn Sperreuter war erſt jetzt eingefallen, daß er den Fuchs in den Taubenſchlag eingeſperrt, und es den Liebenden vielleicht recht bequem eingerichtet habe; auch fürchtete er immer noch, daß des Rittmeiſters Gefangennehmung die Spanier vor Rödelheim ziehen könne, und er wäre dann aus Privatabſichten Schuld, daß ſeinem gütigen Herrn das Schloß verheert und bedeutender Schade zugefügt würde. Der Lieutnant, der eigentlich wohl in ſeinem Herzen die Spanier herbeiwünſchte, um ihnen wieder einmal feindlich gegenüber ſtehen zu können, übrigens dem

Grafen Solms ſich weiter nicht beſonders verpflichtet glaubte, theilte die Furcht des Hauptmanns nicht. Was aber die beiden Verliebten beträfe, meinte er, dafür ſollte man ihn nur ſorgen laſſen, er wollte ſie ſchon wahren. Der gute Mann, der ein ſolches Amt wohl noch nie verwaltet haben mochte, wußte gewiß nicht, wie ſchwierig es iſt.

Auch Urſula hatte die Erfüllung ihres Verſprechens für eben ſo leicht gehalten, als Peter Drilling das Amt eines Wächters. Alle Schlüſſel, mit Ausnahme der Thor- und Pfortenſchlüſſel, auch die zur Wirthſchaft gehörigen, hingen in einem Schranke in der Stube des Hauptmanns, und der Schlüſſel dazu wurde ihr nicht verweigert, da ſie oft in dem Keller und den Vorrathsgewölben zu thun hatte. Es konnte ihr deshalb nicht ſchwer werden, Abends, wenn alle Schlüſſel abgeliefert waren, eine Gelegenheit zu finden, den Schrank zu öffnen, dann brauchte ſie nur den Schlüſſel herauszunehmen, und konnte ungehindert den Gefangenen zu der Geliebten führen. Wie erſtaunte ſie aber, als ſie am andern Morgen eine griesgramige Schildwache in der Halle vor dem Gefängniſſe auf- und

abſchreiten ſah, die eben nicht geneigt ſchien, ſich in freundſchaftliche Unterhandlungen einzulaſſen. Aber dis ſchreckte die alte Jungfrau nicht ab, ſie grüßte den Mann freundlich, that, als ob ſie etwas vergeſſen habe, kehrte um, kam bald mit einem großen Bunde Schlüſſel wieder, öffnete eine Kellerthür und ſtieg hinab. Sie blieb dort nicht lange und kam mit einem Kruge Wein zurück. Ohne ein Wort zu ſagen, reichte ſie dem Kriegmanne die zinnerne Kanne, und welcher alte Soldat könnte einen Trunk Wein ausſchlagen? So war die erſte Annäherung geſchehen. Abends um die neunte Stunde, da der nämliche Soldat den Poſten wieder bezogen hatte, trieb ſie daſſelbe Spiel, nur ſetzte ſie ſchweigend die volle Kanne neben ihn und winkte ihm, zuzulangen. Auch dismal verſchmähte der Soldat den Abendtrunk nicht. In einer Stunde war die Kanne leer, und die Schildwache ſaß ſchnarchend auf einem Steine, denn wahrſcheinlich hatte Urſula etwas Betäubendes in den Wein gemiſcht. Jetzt erſchien ſie, ſchloß das Gefängniß auf, und führte den Rittmeiſter mit aller Vorſicht zu Felicitas.

Nur eine halbe Stunde konnte ſie den

ſie ward mir aufgethan — Nur zu, wilder Rappe, nur zu!“ rief er, dem edlen Thiere die Sporen in die Weichen drückend „Jage, als trieb dich der Sturm, oder die Meze mit ihrer Schlangenpeitſche, wir müſſen ans Ziel — Heute iſt es noch die alte Burg, die dort in der Ferne graut — morgen vielleicht das Grab — und dann! —“

Er jagte über Stock und Stein dahin, keuchend ſprengte der Rappe den Berg hinauf. Das Thor der Burg öffnete ſich, Melac ritt ein, ſprang vor einem kleinen Häuschen ab, das noch heute nach ihm Melac's Häuschen genannt wird, legte ſich ins Bett, aber nicht zur Ruh.

Auch dem Ritter von Rodenſtein hatte ſein Verhängniß noch nicht die Ruhe gegönnt, er ſchwebte über die ſieben Linden bei Steten, den Blick nach dem geſtirnten Himmelszelt gehoben, das ihm noch nie ſo ſtrahlend gedünkt, daß er noch nie ſo lange, ſo ſehnſuchtsvoll betrachtet hatte. Ihm war heute wohler, als ſeit Jahrhunderten, er nahm Theil an den Menſchen und an ihrem Glück, und das Bewußtſein war ihm beruhigend, ſein wildes Gemüth zum erſtenmale bezähmt zu haben, als er den Wunſch, Melac zur Rettung Magdalenens zu vernichten, in ſich unterdrückt hatte; dies verbreitete eine ſtille Heiterkeit über ihn. Von dem Himmelsdome wandte er jetzt den Blick nach dem alten Schloſſe, ſchwebte dann herab, doch ihm nahen durfte er nicht. Das Kreuz am Eingange hielt Wacht, die heilige Kapelle im Innern duldete den Verſtoßenen nicht, er blieb in der Ferne und wartete auf Mathilde, nach der ſeine Sehnſucht heute ſtärker war als je.

Liebenden gönnen, denn zur elften Stunde bezog ein anderer Mann den Posten, und das Gefängniß mußte wieder geschlossen seyn, aber sie war hinreichend, van Sluys von Felicitas Unschuld zu überzeugen und sich gegenseitig ewige Treue zu schwören. Küsse besiegelten den für die Ewigkeit geschlossenen Bund, und als die Stunde der Trennung schlug, hatte Ursula volle Mühe, sie zum Abschied zu bewegen. Was Ihr Euch noch zu sagen habt, verspart auf morgen Abend, tröstete sie, und diese freudige Aussicht vermochte endlich den Rittmeister, für heute Lebewohl zu sagen. Noch schlief die Schildwache, und als Ursula den Rittmeister wieder eingeschlossen, hatte sie Noth, den Schlafenden aufzurütteln. Endlich gelang es ihr, der Erwachte versprach, in der Hoffnung eines nochmaligen Schlaftrunkes, morgen wieder die Wache zu beziehen, und so ging Alles für heute gut ab.

9.

Die Nachricht, daß die Spanier Wiesbaden und Idstein besetzt hatten, und allem

Vermuthen nach gegen Frankfurt rücken würden, beunruhigte die ganze Gegend, nur Frankfurt nicht, da man die Stärke des isenburgischen Heerhaufens, der nur aus 5000 Mann bestand, genau kannte und mithin nichts zu befürchten hatte. Hauptmann Sperreuter aber glaubte des Besuches der Spanier gewiß zu seyn, besonders da er am Nachmittage erfuhr, daß sie in dem mainzischen Städtchen Epstein eingerückt wären und dort gute Mannzucht hielten. Nun sie mögen kommen, sagte er zu seinem Lieutnant, der eben die vier berittenen Mann auf Kundschaft ausgeschickt hatte. Wir sind bereit, und es fehlt uns zur Vertheidigung nichts —

Als die Pulvertonnen unter die Thürme bringen zu lassen, fiel ihm Drilling in die Rede.

Seyd ihr toll? rief der Hauptmann heftig. Vergeßt Ihr, daß mein Kind im Schlosse ist?

Schickt sie fort, Herr, rieth nochmals der Lieutnant, heute ist es noch Zeit, vielleicht morgen nicht mehr.

Aber Sperreuter wußte nicht wohin mit ihr, und so blieb Felicitas, und hätte auch jetzt um Alles in der Welt Rödelheim nicht

verlassen mögen, denn die Hoffnung, heute Abend wieder in des Geliebten Armen zu ruhen, machte ihr das Schloß zum Feenpalast.

Der so sehnlich herbeigewünschte Abend erschien, die nämliche Schildwache schritt um die nämliche Stunde in der Halle auf und ab, und es bedurfte heute nur des reinen Weines, um ihr die Augen zu schließen, als Ursula kam, den Rittmeister aus dem Gefängnisse in die Arme der geliebten Felicitas zu führen. Wahrscheinlich mit Wein oder Geld bestochen, that der Söldner, als ob er schliefe, und kümmerte sich um den Gefangenen nicht, der mit Ursula davon eilte.

Straff ging, als die Beiden fort waren, die Schildwache auf und ab, zuweilen unbesorgt der noch nicht leeren Kanne zusprechend, als sie ein Geräusch vernahm, und gleich darauf der Lieutnant mit einigen Mann die Runde gehend, in die Halle trat. Weder die Weinkanne, noch die nur angelehnte Gefängnißthür entging dem Aufmerksamen, die Schildwache wurde sogleich arretirt, und nach einem scharfen Examen gestand der halb Trunkene Alles, versicherte jedoch, nicht zu wissen, wohin die Jungfer den Gefangenen ge-

führt habe, vor seiner Ablösung würden sie aber sicher zurückkommen.

Aus dem Schlosse konnte Ursula den Spanier nicht führen, dazu waren alle Vorsichtmaaßregeln zu gut getroffen, also zu Jungfer Felicitas mußte ihn die Kupplerin bringen. — Was war nun zu thun? Wollte er hinauf und sie dort überraschen, so gab es Lärm, und der Ruf des Mädchens erhielt einen Makel, überdis gingen mehre Wege hinauf, wie leicht konnte er nicht den verfehlen, auf dem sie ihren Rückweg beginnen würden, und Ursula auf der That zu ertappen, war ihm zu wünschenswerth. Auch hatte die Glocke schon drei Viertel auf eilf geschlagen, und sie mußten, der Aussage der Schildwache nach, ohnedis gleich kommen; er beschloß daher, sie hier zu erwarten, ließ einige Mann sich für jeden Fall bereit halten, die neue Schildwache mußte auch den Schlafenden spielen, er selbst setzte sich, das Laternchen unter dem Mantel, in das Gefängniß und erwartete seine Feindin.

Sie trat auch bald unbesorgt mit dem Gefangenen ein, dessen Dank ihr in reichem Maaße wurde, nnd als sie ihm gute Nacht

sagte und sich wandte, ihn zu verlassen, erblickte sie Peter Drilling ruhig auf einem Sessel sitzend, that einen lauten Schrei, war aber dennoch besonnen genug, schnell das Lämpchen ihrer Laterne auszulöschen. Der Lieutnant aber zog die seine unter dem Mantel hervor, leuchtete ihr unter die Augen, erfaßte sie wohl unsanft am Arme, und ehe noch van Sluys etwas zu ihrer Hülfe thun konnte, schob er sie hinaus und verschloß schnell das Gefängniß.

Ehrbare Jungfrau, Muster der Sittsamkeit, Spiegel der Tugend, schielendes Weib! redete sie Peter Drilling eben nicht im sanftesten Tone an. Lohnt Ihr so die Wohlthat, die man Euch Heimathlose erzeigte, daß man Euch aufnahm, Obdach, Speise, Trank reichte, und vom Hungertode rettete? Ehrlose Kupplerin, hätte ich über Dich zu gebieten, so baumeltest Du morgen am Galgen!

Ehrenwerther, fester, mannhafter Peter Drilling! begann jetzt bei dem ersten freien Athemzuge, den ihr des Lieutnants derbe Faust zu thun erlaubte, Ursula kreischend. Muster aller Rittmeister, einäugiger Büttel, den Gott für seine Sünden zeichnete, bist

Du

Du etwa so aufgebracht gegen die zarte Neigung des Herzens, weil Dich die Spanier zum Hahnrei machten?

Weib! rief der Alte, sich vergessend. Welcher Satan hat Dir das endeckt?

Der Satan waret Ihr, als Ihr Euer Herz dem Hauptmann ausschüttetet, ich lauschte, hörte es und hatte recht meine Freude daran, daß es Euch so ergangen war. Nun will ich es ausposaunen durch das ganze Schloß, von allen vier Thürmen will ich es herunterschreien, und alle Morgen eine frische Feder dem Haushahn ausrupfen, und sie an Euren Hut stecken.

Thut das, sagte Drilling jetzt mit Ruhe, da er wohl sein Unrecht fühlen mochte, so vor dem Kriegvolke die Alte mit Worten gemißhandelt zu haben. Was ein böses Weib spricht verhallt im Winde. — Kommt nun zu Eurem Richter, dem Hauptmann, er mag über Euch verfügen.

Bist Du schon mürbe, hartherzige Seele? ließ Ursula ihrer Wuth freien Lauf. Haben die Worte einer Jungfrau Deinen frechen Muth so bald gebeugt, stolzer Rüstmeister von Ostende? Führe mich hin, wohin Du

willst, nur daß ich Dich nicht mehr sehe und Dein einäugiges Gesicht, Dich, dem ich alles Böse wünsche, was auf der Welt und in der Hölle ist, dem ich jede Freude vergiften möchte, so wie jeden Tropfen Wein!

Sprecht nur weiter, Jungfer Ursula, der Weg bis zum Hauptmann ist noch weit, sagte der Lieutnant mit Gleichmuth.

Aber Ursula sprach kein Wort mehr und folgte ihm zum Hauptmann, der schon in süßer Ruhe lag und nicht wenig über das Vorgefallene erstaunt war. Ohne Ursula Vorwürfe zu machen, ließ er sie in Gewahrsam bringen, und überlegte dann mit seinem Lieutnant, was mit ihr anzufangen sei.

Macht mit ihr, was Ihr wollt, Herr, erwiederte dieser; ich ließe einen Galgen aufrichten und sie daran hängen.

Dafür bewahre mich Gott! sagte Sperreuter. Aber fort muß sie, morgen mit dem Frühesten. Der Vetter in Frankfurt mag sehen, wie er mit ihr fährt. Wollte er meine Felicitas nicht, mag er nun seine Ursula wieder aufnehmen.

Am frühesten Morgen wurden ihre Sachen gepackt, der alte Wagen angespannt,

den Urſula beſteigen mußte, um eben nicht in ein Himmelreich einzuziehen. Sie trennte ſich auf dem Schloſſe von Niemand ungern, nur dem Korporal der Konſtabler weihte ſie eine ſtille Thräne, denn mit ihm hatte ſie in trauten Verhältniſſen geſtanden, und er war es auch wohl geweſen, der ſie, des Gefangenen wegen, zur Theilnahme an Felicitas Schickſal bewogen hatte.

10.

Kaum war die Zugbrücke hinter dem alten Wagen wieder aufgezogen worden, als plötzlich eine neue Erſcheinung ganz Rödelheim in Bewegung ſetzte. Ein Trompeter ſprengte aus einem kleinen Gebüſche dem Schloſſe zu, und ließ ſeinen ſchmetternden Ruf erſchallen. Ein ſpaniſcher Trompeter! rief Lieutnant Drilling, der auf der Baſtei ſtand, um Urſula abfahren zu ſehen. Nun geht es los! In dieſem Augenblicke kam auch der Hauptmann, und rief ſchon von Weitem: Nehmt einige Mann, geht hinaus und fragt, was er will! Der Lieutnant gehorchte, nahte

sich mit militairischem Anstande dem Trompeter und nahm das Schreiben, das dieser ihm überreichte. Dann ließ er den Spanier absitzen, ihm die Augen verbinden und in's Schloß führen, wo er in einem Zimmer, das die Aussicht nach dem inneren Hofe hatte, gut bewirthet wurde.

Der Hauptmann erbrach im Beiseyn seines Lieutnants das Schreiben. Es war von dem Grafen von Isenburg, und enthielt die Aufforderung, das Schloß dem heranrückenden Heerhaufen sogleich zu übergeben, wobei der Kommandant sich gute Bedingungen versprechen könne, in dem Falle aber, daß man thöricht genug wäre, Widerstand zu leisten, so würde das Schloß angezündet werden, und die Besatzung über die Klinge springen müssen. Zwei Stunden gebe er dem Kommandanten Bedenkzeit.

Zwei Minuten sind hinreichend, sagte der Hauptmann mit der ihm eigenen Ruhe. Habt die Güte, Euch zu setzen, Herr Drilling, und meine Antwort niederzuschreiben.

Excellenz! diktirte Herr Sperreuter. Mir ward von meinem Herrn, dem Grafen Friedrich von Solms, aufgetragen, sein

Residenzschloß Rödelheim zu vertheidigen, nicht es zu übergeben, und somit muß ich, den Befehlen meines Herrn folgend, Euren Angriff abwarten. —

Als er dis unterzeichnet hatte, faltete er die Hände. Wie Du willst, mein Gott, so geschehe mir, ich that meine Pflicht! sprach er mit festem Vertrauen auf die Vorsehung.

Sorgt nicht, Hauptmann, sagte Peter Drilling, während er den Brief faltete. Gott ist Freund der tapfern Kriegleute, nur die Feigen, und auch die Unmenschlichen, setzte er hinzu, sind dem Teufel verfallen. Ihr habt in diesem Briefe gesprochen, wie es einem wackern Kommandanten geziemt; was auch daraus entstehen mag, Euch trifft hier nnd dort keine Schuld!

Der Trompeter ritt nun mit dieser Antwort zurück, und Sperreuter versammelte die Besatzung, theilte ihr die Aufforderung und seine Antwort mit, und ermahnte sie, treu und muthig bei ihm auszuhalten, was sie ihm auch versprachen.

Indessen dis auf dem Schlosse vorgegangen war, hatte Felicitas von ihrem Geliebten süß geträumt, und wachte, nichts Trauriges

Sie säumte auch nicht lange, bald sah er sie, so wie es ihm schien, in lichterem Glanze als je, über das Schloß zu ihm herniederschweben, und Heiterkeit umstrahlte ihr sonst so schmerzenvolles, bleiches Antlitz.

„Sei mir gegrüßt!“ rief sie ihm entgegen „Sei mir gegrüßt in dieser sternenhellen Nacht! Hast du ihm begegnet?“

„Ich habe dem Wilden gegenüber gestanden!“

„Und ihn zermalmt?“ fragte sie besorgt.

„Ich vermochte es nicht! Eine Stimme rief mir zu: Ueberläß ihn seinem Richter! Und obgleich die Stimme mir unbekannt war, folgte ich ihr doch, und ertrug seinen Hohn — Zwar ist nun Magdalene nicht gerettet —“

„Gott wird sie schützen!“ fiel ihm Mathilde beruhigend in die Rede — „Ich habe ihr leise zugeflüstert, den entscheidenden Augenblick von Allem, was ihr begegnen möchte, bis auf die Stunde der Mitternacht zu verschieben, wo ich zu ihrem Schutze bereit sein werde. Morgen geht sie nach Eßlingen, den Vater zu retten — Gott möge ihr einen Engel senden, der sie, während wir schlummern, beschütze. —

Als der Schlaf sich wieder auf Magdalenens mattgeweinte Augen senkte“ fuhr Mathilde fort „schwebte ich über den Schloßhof, da zog es mich nach einem Thurm, in welchem eine Wendeltreppe sich aufwärts schlängelt, aber ich hob mich nicht hinauf. Ich fand eine offene Thüre, dahin zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich trat ein, und — o mein Otto! fühle mein Entzücken, ich stand in einer heiligen Kapelle, die Sünderin durfte in das Haus Gottes eingehen, niederknieen vor dem Altar

ahnend, eben auf, als der Trompeter abritt. Sie hörte im Schlosse ungewöhnlichen Lärm, sprang rasch von ihrem Lager auf, kleidete sich an und eilte zu Ursula. Wie erstaunte sie, als sie das kleine Zimmer leer, die Truhen auf, und den Schrank, worin ihre Kleider gehangen hatten, ausgeleert fand. Im ersten Augenblick glaubte sie der Feind sei im Schlosse, und habe bei der Muhme mit der Plünderung angefangen, als sie jedoch den wahren Hergang der Sache erfuhr, und daß der Vater die gute Ursula so hartherzig verstoßen habe, weinte sie bitterlich, sah nun alle ihre schönen Träume mit einem Male verronnen, und es kümmerte sie wenig, als sie nach einigen Stunden von mehren Seiten her Haufen Kriegvolk dem Schloß zuziehen sah.

Es war der Graf Isenburg, der mit einem spanischen Regimente und 200 Reitern Rödelheim umschloß, es noch einmal auffordern, und da nochmals die nämliche Antwort erfolgte, in einiger Entfernung ein Lager aufschlagen ließ, ohne jedoch etwas Feindseliges zu unternehmen. Posten wurden in Kanonenschußweite ausgestellt, und am Nachmittage kamen einzelne Reiter näher, die Lage des Schlosses

auszukundschaften. Wollen wir die alten Büchsen brummen lassen, und so die neugierigen Herren zurückweisen? fragte Drilling den Hauptmann.

Nein befahl dieser, das wollen wir nicht. Laßt sie reiten und schauen, was sie von dort aus beobachten können, kann uns nichts schaden. Ich möchte nicht gern den ersten Schuß thun.

Viel zu viel Umstände, meinte der Lieutnant und schwieg.

Jetzt ritten die Reiter wieder nach dem Lager zurück, wo Alles ruhig blieb, nur hörte man das Jauchzen und Lärmen der Soldaten; und Felicitas, die Alles aus ihrem Stübchen mit ansehen konnte, wurde ganz ängstlich, und das sonst so kühne Mädchen ward verzagt.

Die Nacht verging ruhig, nicht ein Schuß fiel, kein Feind nahte sich dem Walle, Pulver und Kugeln lagen bereit, sie zu empfangen, und die Hälfte der Besatzung, zu der sich noch die zurückgebliebene Dienerschaft nebst einigen Bürgern und Landleuten gesellt hatte, blieb die Nacht unter dem Gewehr. Man hörte wohl die Bewegung im Lager der Feinde, auch konnte man nach Mitternacht

deutlich das Rasseln von Wagen vernehmen, woraus der Hauptmann schließen wollte, die Feinde hielten es nicht der Mühe werth, vor dem Schlosse ihre Zeit zu verlieren, und zögen ab; Peter Drilling aber war nicht der Meinung, sondern ging nach dem südlichen Thurme, auf der Seite, sagte er, wäre es nicht geheuer.

Noch war es Nacht, nur ein matter Schimmer des Tages breitete sich im Osten aus, als ein dumpf dröhnender Morgengruß die Schloßbewohner weckte, und die Kugel einer ganzen Karthaune pfeifend über das Schloß hinfuhr. Drilling nahm bei diesem Gruß den Hut ab. Ich danke Euch, Ihr Herren, für den Willkommen! Könnt Ihr nicht besser treffen, so schießt, so viel Ihr wollt; laßt es nur Tag werden, so wollen wir Euch schon antworten.

Dieser eine Schuß hatte alle Bewohner des Schlosses in Bewegung gesetzt; Jeder eilte auf seinen Posten, die Weiber in das ihnen angewiesene Kellergeschoß, Felicitas mußte auch hinunter und in den nördlichen Thurm, weit von ihrem Geliebten wandern.

Mitten unter diesem Hin- und Herlaufen

ſtand Hauptmann Sperreuter ruhig auf der Südbaſtion und erwartete den anbrechenden Tag. Bereitet Alles vor, befahl er dem Korporal der Konſtabler, daß die ganze Karthaune hierher gebracht werden kann, nehmt alle Pferde, alle Mannſchaft zu Hülfe, denn ich glaube, der Feind iſt nicht ſchlecht unterrichtet, und auf dieſer Seite des Schloſſes geſchieht der Angriff. Der Korporal ging und Drilling nahte ſich dem Hauptmann. Werther, lieber Herr, raunte er ihm zu, als Ihr eben mit dem Frankfurter ſpracht, beobachtete ich ſein diaboliſches Geſicht, und es verzog ſich ſo grinſend, daß wahrlich der Teufel ſelbſt nicht teufliſcher hätte lächeln können. Setzt ihn gefangen, dem Menſch traue ich nicht, umſonſt hat er ſich nicht hier in das alte Schloß eingeſperrt.

Erſt Beweiſe, ehe man verdammt, erwiederte der Hauptmann. Laßt uns ein wachſames Auge auf ihn haben. Drilling brummte ſtatt Antwort vor ſich hin, und zählte die Kugeln der Geſchütze auf den Kugelhaufen.

Indeſſen war der Tag angebrochen, und man ſah außer dem Lager, das ſchon geſtern bei Hauſen aufgeſchlagen war, noch ein an-

deres in dem Holze, durch welches der Weg nach Frankfurt führt, besonders bemerkte man hier viel Reiterei und mehre Geschütze. Jetzt war es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Feind ernstliche Absichten habe, und diese Seite, als die schwächste, angreifen werde. Hier war die Nidda am Seichtesten, die Bastei am Kleinsten, und der den Kugeln ausgesetzte Theil des Schlosses bedurfte am Meisten der Reparatur; doch war im Ganzen das Schloß ziemlich fest und einer muthigen Vertheidigung werth. Es lag mit dem Städtchen auf einer Insel der Nidda, und war von diesem noch durch einen breiten Wall und Graben getrennt; das Städtchen war übrigens ohne Vertheidigung, nur die hölzerne Brücke über den Fluß aus Vorsorge abgetragen.

Sperreuter ließ nun seine einzige Karthaune nicht ohne viele Mühe auf die Südbastion bringen, und während der Feind heftig aus seinem Geschütz, jedoch in bedeutender Entfernung, schoß und nur einmal den Thurm traf, wurde statt einer halben die ganze Karthaune aufgestellt. Nun zeigt Euer Geschick, Herr Korporal! befahl der Haupt-

mann. Richtet gut, dorthin, wo die beiden Stücke am Wege stehen, und nun brennt in Gottes Namen los!

Das Geschütz krachte, daß die Fenster im Schlosse sprangen, und hoch über den Wald weg flog die Kugel.

Das war zu viel Pulver meinte der Konstabler, lud das Geschütz von Neuem und brannte wieder los, die Kugel erreichte ihr Ziel nicht.

Der Hauptmann schüttelte verdrießlich den Kopf. Ihr habt kein Glück oder kein Geschick, sagte er. Versucht es doch einmal, Lieutnant Drilling, ein alter Rüstmeister ist sonst in Bedienung des Geschützes nicht unerfahren. Dieser, der jede Bewegung, jeden Handgriff des Korporals beobachtet hatte, wog jetzt bedachtsam das Pulver, ließ dann das Geschütz laden, zielte, die Kugel schlug dicht vor den feindlichen Stücken ein, und setzte jedoch ohne Schaden zu thun, über sie weg. Es war ein wenig zu kurz, bemerkte der Hauptmann, und, glaube ich, die Entfernung ist zu groß, um mit Vortheil feuern zu können, wir wollen unser Pulver zu sichereren Schüssen versparen. Er sah ruhig zu,

als der Feind die Bastion ohne Wirkung beschoß, und traf auch hier und da eine Kugel, so verursachte sie doch nur geringen Schaden, der überdis gleich wieder ausgebessert ward. So ging es den ganzen Tag; aller halbe Stunden ungefähr fiel ein Schuß, und der Feind schien gleichfalls das Pulver zu schonen.

Felicitas, dis sonst so kecke und unternehmende Mädchen, bebte bei dem Kanonendonner wie ein Espenlaub in ihrem Kellerstübchen. Bei jedem Schusse glaubte sie, das Schloß müsse zusammenstürzen, und sie war nur froh, daß nicht mehr von der Bastion geschossen wurde, denn der Knall und das dumpfe Dröhnen nahmen ihr alle Besinnung; ihr einziger Trost war, daß der Geliebte in einem dem Feuer nicht ausgesetzten Thurme, und folglich, ihrer Meinung nach, außer Gefahr sei. Uebrigens war Alles im Schlosse in Lust und Freude, und der Hauptmann, nun wohl einsehend, sein Proviant reiche für zehn Belagerungen, ließ sämmtlicher Mannschaft doppelte Portionen Fleisch, und Jedem überdis täglich zwei Maas Bier und ein Maas Wein reichen, so daß man mehr fröhliche als traurige Gesichter fand.

Peter Drilling aber, während man oben zechte und jubelte, hatte mit einem alten Diener des Grafen, der stets mit besonderer Freundschaft an ihm gehangen, ein ganz anderes, ernsteres Geschäft. Dem Maulwurfe gleich arbeitete er mit seinem Gehülfen unter der Erde, und sein Projekt noch nicht aufgebend, ward ein Tönnchen Pulver nach dem andern aus dem feuerfesten Magazine in die abgesonderten Keller unter die Thürme gerollt. Niemand durfte es wissen, denn obgleich die Anwesenheit der Felicitas ihn in seinem Plane irre machte, glaubte er doch Alles dazu vorbereiten zu müssen; doch den Hauptmann, seines Kindes wegen, nicht vor der Zeit zu ängstigen, betrieb er dis Alles insgeheim, und nur dann, wenn seine Gegenwart oben im Schlosse nicht nothwendig war.

Während der Nacht war den Vertheidigern die Gefahr näher gerückt; die Spanier hatten ih. Geschütz um Vieles weiter heran gebracht, und von einem heftigen Nordostwinde begünstigt, der im Schlosse die Arbeit nicht hören ließ, mit ausgefüllten Schanzkörben eine Brustwehr erbaut, hinter welche sie sechs Geschütze aufgefahren hatten; von

hier aus beschossen sie am andern Morgen das Schloß heftig, aber immer noch ohne Erfolg. Leutnant Drilling versuchte seine Geschicklichkeit auch heute und that manchen guten Schuß, aber von beiden Seiten wurde das Pulver nutzlos verschwendet, und schon am Nachmittage das Schießen ganz eingestellt. Das Schloß war nur an einer Ecke beschädigt, wo ein Quader herausgeschossen war, der Wall aber wurde nicht getroffen, und an den Thürmen prallten die Kugeln ab, ohne Schaden zu thun.

An diesem Abende erschien plötzlich wieder ein Trompeter vor dem Schlosse und überbrachte ein Schreiben des Grafen von Isenburg, über dessen Inhalt der Hauptmann nicht wenig erstaunte, da er nur glauben konnte, es enthalte eine neue Aufforderung. Es betraf den Gefangenen. Der spanische General verlangte mit drohenden Worten seine Auslieferung, erbot sich, wenn zu gleicher Zeit das Schloß übergeben würde, 2000 Fl. Lösegeld für den Rittmeister zu zahlen, im Weigerungfalle aber das Schloß zu zerstören und die Besatzung niederhauen zu lassen. Auch schloß der Graf mit der Drohung,

in diesem Falle die Verwandte des Kommandanten, die in seine Gewalt gefallen sei, im Angesichte des Schlosses aufknüpfen zu lassen.

Thut das, thut es nur, Graf Isenburg! rief Peter Drilling, als er dis las, so erhält sie ihren verdienten Lohn. — Doch Hauptmann, fuhr er plötzlich auf, die hängen sie nicht, die gebrauchen sie zum Spioniren; durch sie wissen sie des Schlosses schwächsten Punkt, denn oft haben wir Unvorsichtige in ihrer Gegenwart von dergleichen Dingen gesprochen. Gebt Achtung, die alte Hexe rührt uns einen bösen Brei ein.

Wohl möglich! meinte Herr Sperreuter, doch hielt ihn die Furcht vor der Rache Ursula's nicht ab, darüber nachzudenken, was er dem Grafen antworten solle.

Gebt den Gefangenen nicht frei, Eure Tochter ist sonst verloren, rieth der Lieutnant.

Im Grunde ist Euer Rath sonderbar, sagte der Hauptmann. Ich soll mein Kind einem feindlichen Offizier anvertrauen, der ihr schon lange nachgestellt hat, soll sie ihm anvertrauen, daß er ihr Beschützer wird und mir die Jungfrau wieder überliefert. Und

des Höchsten, um Barmherzigkeit flehn! — Und als ich mein Gebet beendet, vernahm ich ein leises Gemurmel über mir, ich schwebte aufwärts und hörte nun deutlich das Gebet eines Engels — „Herr!“ sprach er „Sende deine Engel aus, die Unglückliche zu schützen, vergieb ihr ihre Schuld, lege die Barmherzigkeit auf deine strenge Waage und sei der Sünderin gnädig; denn, Herr, deine Güte reicht so weit, als die Wolken ziehn, und ewig, wie deine Macht, ist auch deine Barmherzigkeit. Die Pforten deines Hauses stehen jedem verlornen Sohne und dem reuigen Sünder offen; deine ewige Liebe verschließt sie nicht für ewig, selbst nicht dem Verdammten. Du bist der Gott der Liebe und des Erbarmens, sei allen Sündern gnädig und barmherzig!“

Der Engel schwieg. Mein Gebet, daß er auch uns die Pforten des Vaterhauses nicht verschließen möge, stieg auf zu Gott. Es ist erhört, ich fandt es ja dem Gott der ewigen Liebe.

„Sieh den Himmel, wie sternenklar!“ sagte jetzt der Ritter von Rodenstein „Mich treibt es nicht heimwärts, ich möchte aufwärts schweben, immer höher und höher — Aber horch! Rauscht es nicht hinter uns, und treibt es dich nicht vorwärts? Es ist unser finsteres Verhängniß, noch dürfen wir nicht den Sternen entgegen — hinab zieht es uns in die Gruft. — Mich dünkt, ich höre das Krähen des Hahns, die Luft wird schneidend. — Auf, auf Mathilde! — Nur das Grab steht uns offen, die Pforten des Vaterhauses sind noch verschlossen — fort, fort! — der nahende Morgen treibt mich hin!

wenn ich nun unter den Trümmern des Schloſ-
ſes begraben werde, was dann?

Und was ſoll denn aus ihr werden ohne ihn? entgegnete Drilling. Hier könnt Ihr nur unter zwei Uebeln das kleinſte wählen! —

Der Hauptmann ſank in tiefes Sinnen, dann ſagte er plötzlich: Das Mädchen macht mir mehr Sorge, als die ganze Vertheidigung. — Habt die Güte, darauf zu ſehen, das es dem Trompeter an nichts fehle, er mag ſich noch ein Weilchen gedulden! Er entfernte ſich raſch, ohne, wie er es ſonſt wohl zu halten pflegte, ſeinem Lieutnant anzuvertrauen, was er thun wolle.

11.

Mit ſchnellen Schritten ging der Hauptmann durch die hohe Waffenhalle, ſchüttelte hier traurig ſein greiſes Haupt, da er die alten Rüſtungen der Grafen zu Solms ſo verroſtet hängen ſah. Was wird aus euch werden? dachte er. Werdet ihr unter dem Schutte dieſes Hauſes begraben, oder prunkt und wappnet ſich ein feindlicher Kriegmann

mit

mit euch, die Brüder des protestantischen Glaubens zu bekriegen? — Nun, wie Gott will! sprach er, und so oft er dies sprach, kehrte immer Trost und Muth bei ihm ein. Als er jetzt in die Vorhalle des Gefängnisses trat, ließ er seine Begleiter zurück, und ging zu van Sluys, der nicht wenig überrascht war, den ihm fremden Kriegmann bei sich eintreten zu sehen.

Herr! redete ihn dieser an, ich bin Hauptmann Sperreuter, Kommandant dieses Schlosses und Felicitas Vater. Obgleich ihr gefangen seid, bin ich doch in schlimmerer Lage als Ihr, der Feind steht vor Rödelheim, wie der Kanonendonner es Euch verkündet haben wird, und ich übergebe das Schloß unter keiner Bedingung, mithin werde ich mit meinem Kinde unter seinen Trümmern begraben, was wohl das Gnädigste wäre, das der Himmel über mich verhängen könnte; oder die Spanier nehmen es mit Sturm, dann wißt Ihr selbst, wie die Kriegfurie hauset, und was Felicitas zu erwarten hat. Für diesen Fall, wenn Ihr nämlich das Mädchen wahrhaft liebt, wie sie mir gesagt, übergebe ich sie Euch, schützt sie und versprecht mir mit Hand und Mund,

ſie nach Frankfurt zu ihren Verwandten zu bringen, deren Wohnung Ihr kennt.

Van Sluys war bei dem Anblicke des ehrwürdigen Mannes, auf deſſen Geſicht ſich der Kummer und die Ergebung zugleich ausſprach, gerührt. Gern würde ich Euch mit Handſchlag und Eid die Verſicherung geben, Euer Kind mit meinem Leben zu ſchützen, ſprach er, wenn Ihr ſelbſt es mir nicht unmöglich gemacht hättet. Ich bin gefangen, kann die Thüre meines Kerkers nicht ſprengen, wenn der Augenblick der Gefahr da iſt, und oft, Ihr wißt es, naht er ſchnell und unvorhergeſehen. Wäre ich frei! —

Der Graf von Iſenburg verlangt Eure Freiheit. Ein Trompeter brachte mir ein Schreiben von ihm. Habt Ihr vielleicht Euren General etwas wiſſen zu laſſen, was Euch allein betrifft, habt Ihr Bedürfniſſe, die man Euch ſenden ſoll, ſo kann der Trompeter es beſorgen, nur muß Euer Schreiben offen ſeyn.

Ich werde von Eurer Güte Gebrauch machen, erwiderte van Sluys, und hier habt Ihr meine Hand, hier mein Wort, das ich noch nie brach: Was ich für Felicitas thun

kann, thue ich mit Freuden. Ja, ich gestehe es Euch, ich liebe Eure Tochter, ich liebe sie von ganzem Herzen, und schon deshalb werde ich Alles für sie thun, was ich vermag. — Doch Vater meiner Felicitas, begann er nach einer Pause. Ihr versichertet vorhin, unter keiner Bedingung das Schloß zu übergeben. Von wo kann Euch Entsatz kommen? Welches Heer steht dem Heere Spinola's noch gegenüber? Und Ostende hat Euch gezeigt, daß der Mann auch beendet, was er einmal begonnen hat. Was kann es Euch, was Eurem Herrn nützen, wenn sein Schloß ein Trümmerhaufen wird? Ich habe vielleicht so viel Einfluß bei dem Marchese, um zu bewirken, daß Euch eine ehrenvolle Kapitulation zugestanden, Eurem Herrn nur geringer Schade geschehen wird. Darf ich deshalb an den Feldherrn schreiben?

Nein, Herr! begann der Alte. Auch ich beende, so gut wie jener große Kriegmann, was ich begonnen habe. Ich will Deutschland ein Beispiel geben, wie sich mein Vaterland, wie sich meine Glaubensbrüder gegen das spanische Joch sträuben, gegen fremde Macht vertheidigen sollen, und wenn nur Einige

mir folgen, hat mein Samenkorn, ob auch in die Schutthaufen dieses Schlosses gesäet, reichliche Früchte getragen. Ueberdies, wie würde Spinola den spanischen Kommandanten von Rödelheim empfangen, wenn er das Schloß mit seinen von der Nidda umgebenen Bastionen dem Feinde überlieferte, der ihm kaum einen Stein verrückte? Ließe er ihn nicht aufhenken? — Van Sluys zuckte statt der Antwort mit den Achseln. Glaubt Ihr, ein deutsches Herz dürfe weniger muthvoll schlagen, als ein Spanisches?

Hierauf konnte nun freilich der Rittmeister nichts entgegnen, konnte nur nochmals den Vater über Felicitas zu beruhigen suchen, und so trennten sie sich, Beide mit einander zufrieden. Der Alte hatte van Sluys Achtung eingeflößt, dieser dem Hauptmann gefallen, und er konnte es sich gar freundlich denken, wenn ihm Felicitas diesen Mann als Eidam zuführe.

Peter Drilling schüttelte bedenklich den Kopf, als er erfuhr, Herr Sperreuter sei bei dem Gefangenen gewesen. So viel Respect er auch vor seinem Hauptmann, besonders noch aus früherer Zeit hatte, so war er doch

zu sehr daran gewöhnt, daß ihn dieser bei allen Gelegenheiten um Rath fragte, wenn er ihn auch nicht immer befolgte, daß es ihn verdroß, wenn es nicht geschah; deshalb war er jetzt ein wenig brummig, hörte jedoch aufmerksam zu und ließ sich alles genau erzählen, was der Gefangene gesprochen habe.

Hauptmann, sagte er, da dieser seinen Bericht beendet hatte. Glaubt Ihr wirklich, der Spanier meine es redlich mit Eurem Kinde und liebe sie in Zucht und Ehren, so laßt Euch ja auf kein Lösegeld ein, behaltet ihn hier, und meint er es wirklich so, so gebt ihm in Gottes Namen Euer Kind; ein Priester wird sich wohl finden, den Segen über sie zu sprechen, und dann seid Ihr aller Sorgen quitt. Laßt Euch aber nicht durch schöne Worte hinter das Licht führen, und bleibt standhaft in der Vertheidigung des Schlosses.

Eben brachte man dem Hauptmann das Schreiben des Gefangenen an den Grafen von Isenburg, das nur die wenigen Worte enthielt: Ich werde hier freundlich und menschlich behandelt, ich bitte deshalb Ew. Gnaden, gegen dies Schloß und seine Bewohner zu seiner Zeit mild zu verfahren.

„Hm! meinte Drilling. Die Worte gefallen mir, so spricht nur ein Biedermann. Doch was wollt Ihr dem Grafen antworten?

Ich will nichts von der Uebergabe wissen, und der Rittmeister wird jetzt nicht ausgelöset.

Brav, Hauptmann! sagte Drilling. Gern will ich ein köstliches Schreiben mit dieser Antwort aufsetzen. Er ging, kurz darauf ritt der Trompeter wieder von dannen, und der Feind machte nun aus seinen sechs Geschützen ein mörderisches Feuer.

Bisher war dies ohne Wirkung gewesen, die Spanier schossen gemeiniglich zu hoch, und die Ziegel des Schlosses litten mehr als die Menschen; heute aber sollte das erste Blut fließen. Die Kugel einer halben Karthaune traf einen Bürger aus dem Städtchen, der zur Vertheidigung auf das Schloß gekommen war, und schmetterte ihn zu Boden.

Welch herrlicher Tod! rief Peter Drilling, der neben dem Getroffenen stand, freudig aus. Möchte doch jeden ehrlichen Mann des Klapperbeins Sense so mit einem Hiebe niedermähen. Bat mich der Todte doch eben, ihm einen Trunk Wein reichen zu lassen, und indem er den Wein in Gedanken schon hinun-

terschlürft, trifft ihn die Kugel, ausgeblasen ist das Lebenlicht, ohne Schmerz und Pein, ohne Reue und Buße, ohne Furcht vor der Hölle. Das ist ein echter Soldatentod, möge er auch mir so werden. Aber das heischt Revange, Konstabler, brennt los! Zwar ist Euer Korporal nicht da, vielleicht geht's aber desto besser. Es begann nun von der Bastei ein solch mörderisches Feuer wie noch nie, und mit freudigem Herzen zeigte Drilling dem herbeieilenden Hauptmann, wie trefflich seine Konstabler schössen, wie die feindliche Brustwehr auseinander stiebe und ein Geschütz zum Schweigen gebracht war.

12.

Am fünften Tage ihres Hierseyns fingen die Spanier die Belagerung ernstlicher an; sie begannen die Laufgräben, und trotz dem Feuer der Belagerten ging ihre Arbeit von Statten, sie konnten schon in der Nacht eine Batterie errichten, die am Morgen mit bedeutender Wirkung schoß, doch gelang es ihnen nicht, das Feuer der Belagerten zum Schweigen zu bringen. In der darauf fol-

genden Nacht hatten sie eine zweite Batterie errichtet, die sie mit vier Geschützen besetzten, und womit sie die Bastion beschossen. Die Karthaune der Südbastion ward bald unbrauchbar, Brustwehr und Wall stürzten ein, und nur in der Nacht gelang es dem Hauptmann, das Geschütz wegbringen zu lassen und nur noch vom Ostthurme wurde gefeiert. Am Morgen beschossen die Spanier hauptsächlich diesen und das Schloß, und bald lag ein Theil des Flügels in Trümmern, der die Aussicht nach Frankfurt hatte. Jetzt ließ der Graf von Isenburg noch einmal den Hauptmann auffordern, noch einmal verweigerte er die Uebergabe. Zu Aller Verwunderung hörte, trotz dieser abschlägigen Antwort, das Feuer der Feinde auf, und während der ganzen Nacht geschah kein Schuß. Da kam am andern Morgen der nämliche Trompeter wieder, der nun schon einige Male den Weg gemacht hatte, und brachte ein Schreiben, heute nicht von dem Grafen von Isenburg, sondern von dem Marchese Spinola selbst, mit der Aufforderung: Der Kommandant oder sonst ein Offizier möge sich in das Hauptquartier nach Hausen bemühen, dort mit ihm zu unterhandeln.

Ich darf als Kommandant das Schloß nicht verlassen, sagte der Hauptmann nach Durchlesung dieses Schreibens. Aber so wenig ich auch zum Unterhandeln Lust habe, so erfordert es doch die Höflichkeit gegen einen so großen Feldherrn, als Ambrosius Spinola, seinen Wünschen zu willfahren. Ich dächte, werther Waffengenosse, Ihr machtet Euch auf den Weg und hörtet, was der General von mir will.

Ich? fragte Peter Drilling erstaunt.

Ja, Ihr zieht Euer bestes Wams an, nehmt mein gesticktes Wehrgehenk, besteigt mein altes dänisches Roß, und reitet hinaus, vielleicht ist es zu unser Aller Heil.

Wenn Ihr befehlt, so muß ich gehorchen, doch thue ich es ungern, erwiderte der Lieutnant, zog sich so stattlich als möglich an, wollte jedoch des Hauptmanns Wehrgehenk nicht annehmen, denn sein Hirschledernes, meinte er, das er in Schlacht und Kampf getragen, wäre wahrlich gut genug zu solchem Gang. Er bestieg den alten Rappen und ritt übler Laune mit dem Trompeter nach Hausen.

Mich, den Lieutnant Peter Drilling, sen-

Auf den Flügeln des Sturmes schwebte er fort; sie folgte ihm.

Es war am frühen Morgen, als es leise an die Thüre der Priorin klopfte; eine Laienschwester öffnete sie und Magdalene trat ein. Die Klosterfrau empfing sie mit offenen Armen, und drückte sie, wie es schien, mit Inbrunst an sich. „Gelobt sei Gott, daß ich dich hier sehe!“ sprach sie, einen Kuß auf des Mädchens Stirn drückend.

„Heilige Frau!“ sagte Magdalene, nachdem sie sich in etwas erholt hatte, „Ich komme Euch in wichtiger Angelegenheit um Rath zu fragen. Ihr schriebet mir, ich allein könne den Vater retten, sagt mir, sagt, auf welche Weise könnt' ich das? — Rathet mir!“

„Mein Kind!“ begann die Priorin, doch in etwas verlegen „Manichfaltig sind die Wege, auf welchen der Herr die Seinen führt; der Eine gelangt auf ebenem, gebahnten Pfade zum Ziel, der Andere muß über Klippen und Dornen wallfahrten, bis er das Ferne erreicht: Oft muß der Leib untergehen, um die Seele zu retten, oft ist das, was dem umflorten Aug' als Sünde erscheint, dem Auge Gottes Tugend. Gepriesen seist du, Magdalene Hegelin, daß dich der Herr zur Märtyrin erkohr!“

„Ja heilige Mutter!“ unterbrach sie Magdalene „Gesegnet sei Gott, daß ich den Märtyrtod sterben darf!“

„Den Märtyrtod?“ rief die Priorin „Dafür bewahre dich der Herr, du opferst deinen Leib für edlen Zweck; rettest deine Seele, denn die Entweihte findet in den stillen Mauern unsers Klosters Vergebung ihrer Sünde, und mit dem Schleier, der sie deckt, umstrahlt sie eine

det mein Hauptmann, zu vernehmen, was Ew. Excellenz von uns will, redete er hier den General an.

Spinola maß von oben bis unten die lange, hagere, auffallende Gestalt des Mannes, sein Auge ruhte auf dem blassen Gesichte des Einäugigen, der furchtlos vor ihm stand. Ihr dientet schon früher, Lieutnant, sagte jetzt der Marchese, ich sehe es an Eurem militairischen Anstande.

Ja, Herr, ich und mein Hauptmann dienten unter Moritz von Oranien, im Regimente Hembkerk.

So standet Ihr mit in Ostende?

Zu dienen, Herr, da schoß ein Lump von Wallonen mir das rechte Auge aus.

Ihr habt Euch in Ostende brav gewehrt! Und wollen es auch in Rödelheim. — Spinola lächelte. — Excellenz! fuhr Peter Drilling fort, dessen Stolz sich durch das Lächeln gekränkt fühlte. Ein Jeder thut das Seinige nach Kräften. Ein Oberst, der mit seinem Regimente Schanze auf Schanze nimmt und den Feind vor sich her treibt, thut oft so viel, als der Feldherr, der mit seinem Heere

von Sieg zu Sieg geht. Rödelheim ist kein Ostende, doch werden wir es vertheidigen, so lange wir können.

Das ist Tollkühnheit und einer strengen Ahndung werth, sagte der General. Wißt Ihr, was Krieggebrauch ist? 6000 Mann stehen vor dem Neste, das ich, wenn ich Freude daran hätte, in 24 Stunden in einen Schutthaufen verwandeln könnte. Dies mit 50 Mann vertheidigen zu wollen, ist Raserei, und Ihr verdient Alle den Galgen.

Eine tapfere Vertheidigung verdient Achtung, selbst vom Feinde, das habt Ihr schon oft bewiesen, Herr General, erwiderte Peter Drilling mit heiterem Lächeln, und der Hauptmann und ich hoffen, daß wir uns Eure Achtung erwerben wollen. Ueberdies, Excellenz, ist es im Kriege ein eigenes Ding, der Eine sucht das Glück hier, der Andere da, dem Einen ist es nur um Titel, Rang und Gut im Leben zu thun, dem Andern genügt ein ehrenvoller Tod. Wie, wenn wir nun den Entschluß gefaßt hätten, uns nicht zu ergeben, und lieber mit Fleisch und Bein gen Himmel zu fliegen, was kümmerten uns da die 6000 Mann, die zum Theil die Luftfahrt

mitmachen müßten, was kümmerten uns Eure Galgen?

Wäret Ihr wirklich zu solch tollem Unternehmen entschlossen? fragte Spinola gleichgültig.

Es könnte seyn, Excellenz, und so hätte der gefangene Rittmeister eine lustige Brautfahrt.

Brautfahrt? wiederholte Spinola verwundert. Wie meint Ihr das?

Je nun, der junge Herr liebt unsres Kommandanten Tochter, Jungfer Felicitas, und da sie Beide zugleich gen Himmel fahren, so nenne ich das ihre Brautfahrt. Oft, Excellenz, wäre eine solche Brautfahrt besser, als wenn man vor den Altar tritt.

Nun verstehe ich Euch, Lieutnant, doch zur Sache. Aus mancherlei Gründen wünschte ich das Schloß zu schonen.

So zieht ab, Excellenz

Vertrüge sich das mit meiner Ehre, könnte es vielleicht seyn, sagte Spinola, die Sache gleichgültig nehmend. Da dies aber nicht seyn kann, ich Rödelheim in Besitz nehmen muß, und es doch aus Gründen gern schonen möchte, bewillige ich Euch die vortheilhaftesten Be-

dingungen. Ihr übergebt das Schloß, ich werde es nur einen Tag besetzen lassen, dann ziehe Euer Hauptmann wieder ein und bleibe im Namen seines Herrn Befehlhaber. Stadt und Schloß zahlt eine geringe Kontribution, und wir ziehen weiter.

Ich werde es meinem Hauptmann berichten, Herr General, erwiderte der Alte, doch glaube ich kaum, daß er die Bedingungen annimmt, so ehrenvoll und fast gnädig sie auch sind. Es ist ein alter fester Mann, der bei aller Sanftmuth ein wenig halsstarrig ist und den einmal gefaßten Entschluß nicht gern ändert. Ueberdies, wer giebt uns Bürgschaft?

Mein Wort!

Euer Wort, Excellenz, war, so viel ich vernommen, stets ein wichtiges festes Wort, dem man eher sein Geld anvertraute, als der Krone Spanien. — Ob das hier genügen kann? — Doch darüber entscheide mein Hauptmann.

Lieutnant Drilling! nahm jetzt Spinola das Wort und klopfte den Alten traulich auf die Schulter. Ihr scheint mir ein erfahrener Kriegmann zu seyn, und so werdet Ihr leicht einsehen, daß das Schloß sich nicht drei Tage

mehr halten kann. Deshalb ist es Eure Pflicht, dem Hauptmann Vorstellungen zu machen, thut es, tausend Gulden sind Euer Lohn.

Herr! sagte der Alte und sein Auge glühte. Stehe ich denn so erbärmlich vor Euch, daß Ihr mir einen solchen entehrenden Antrag machen könnt?

Nur gemach, Alter, unterbrach ihn Spinola, ihm die Hand reichend, nichts weiter davon. — Ich wünschte, daß Ihr den Gefangenen losgäbet, begann er ein anderes Gespräch.

Auch das wird nicht geschehen können. Der Gefangene hat auf dem Schlosse ein Amt übernommen, weshalb wir ihn nicht entlassen können.

Ein Amt? fragte Spinola verwundert. Darf man wissen, welches?

Das Mädchen zu beschützen, wenn Eure Völker eindringen sollten, erwiderte Drilling.

Bedarf sie bei Eurer Brautfahrt des Schutzes? fragte Spinola lächelnd.

Die Himmelfahrt ist mein Werk, der Hauptmann weiß nichts davon.

Spinola bedachte sich bei diesen Worten, ob er den Lieutnant, der ein entschlossener,

gefährlicher Mann zu seyn schien, zurückbehalten solle oder nicht; doch hielt er es für Pflicht, dem Manne, dem er sicheres Geleit versprochen, sein Wort nicht zu brechen, er entließ ihn, ohne wegen der Uebergabe und des Gefangenen weiter in ihn zu dringen. Wahrlich, sagte er an den nämlichen Tage zu dem Grafen von Isenburg, wenn jedes Schlößchen der Wetterau uns so viel Zeit und Pulver kosten sollte, so wäre es besser, wir gingen wieder über den Rhein zurück.

13.

Der Lieutnant rapportirte treulich seinem Hauptmann jedes Wort, das er mit dem General gesprochen hatte, nur verschwieg er ihm die Braut- oder vielmehr die Himmelfahrt, denn seine freiherzige Offenheit gegen Spinola in diesem Punkte war eine Kriegslist gewesen, da er hoffte, diesen dadurch vielleicht zur Aufhebung der Belagerung zu vermögen. Doch weit entfernt, diese aufzuheben, rückten die Spanier mit ihren Arbeiten immer näher, legten die Batterien weiter vor und

begannen ein anhaltendes Feuer wodurch der südliche Theil des Schlosses ganz, doch nicht so zusammenstürzte, daß er den Graben gefüllt und die Nidda gehemmt hätte, die fast noch die einzige Schutzwehr des Schlosses war. Hauptmann Sperreuter verlor jedoch den Muth nicht, ließ bei Tag und Nacht hinter dem Schutthaufen von den Trümmern eine Vertheidigung errichten, und obgleich ihm die von Spinola gemachten Anträge fast annehmbar dünkten, so hatte er in eine aufgezeichnete Vertheidigung, von der die ganze Welt sprechen sollte, und von der er selbst vielleicht schon zu viel gesprochen hatte, zu sehr sein Glück gesetzt, um dies aufgeben zu können. Selbst Felicitas wurde im Drange der Sorgen und Arbeit oft vergessen, und nur am andern Tage, da das mörderische Feuer der Feinde den Thurm sehr beschädigt hatte, und dieser den Einsturz drohte, er auf manchem Gesichte seiner Mannschaft nicht mehr die Zuversicht und den Muth zu erblicken glaubte, mochte wohl der Gedanke: die Sache könne unglücklich ablaufen, in ihm aufsteigen, dabei dachte er an sein Kind und ging zu ihr, auf alle Fälle das Nöthige mit ihr zu verabreden.

Feli-

Felicitas, sprach er. Du weißt wo mein Gebetbuch in der Stube liegt, darunter verwahre ich den Schlüssel zu dem Gefängnisse des Rittmeisters. So wie Du hörst, der Feind rücke zum Sturme an, sei es bei Tage oder Nacht, eilst Du hinunter, öffnest das Gefängniß und stellst Dich unter den Schutz des Mannes, der mir ein Biedermann zu seyn scheint. Aber gieb mir Dein Wort, den Schlüssel nicht eher von dort wegzunehmen, bis die Gefahr da ist, mein Fluch würde Dich treffen, mißbrauchtest Du mein Vertrauen. Felicitas versprach es, und hatte auch den Willen, Wort zu halten, aber mit jeder schwindenden Stunde wurde die Eva immer lüsterner nach dem verbotenen Apfel, und der Gedanke, daß es nur eines Entschlusses vor ihr bedürfe, den Geliebten zu sehen, bestimmte sie endlich, den Befehl des Vaters zu umgehen. Ein armer elternloser Knabe, den der Hauptmann auf das Schloß genommen und für den sie liebevoll gesorgt hatte, war während der Belagerung eine Art Diener der furchtsamen Frauen geworden, und hatte besondere Sorgfalt für sie gezeigt, ihn schickte sie, als es finster ward, in des Vaters Stube,

den Schlüssel zu holen; hatte sie doch nur versprochen, dies nicht selbst zu thun, und machte sich dann in der Stille mit ihrem kleinen Vertrauten auf den Weg. Sie mußten unter Kanonendonner durch manchen finstern Gang, Treppe auf, Treppe ab, ehe sie in die Rüstkammer kamen, hier aber fuhr eine Kugel plötzlich durch das Fenster, riß eine aufgehangene Rüstung herab, die prasselnd niederfiel, und ein Stück Mauer stürzte vor ihnen nieder.

Aller Muth des Mädchens war dahin; im Gefühle ihrer Schuld floh sie, den Knaben hinter sich, wie ein schüchternes Reh in ihr Kellergeschoß zurück, und schnell mußte der Schlüssel wieder an seinen Ort getragen werden. Die Kugel hatte sie wahrscheinlich von einer Thorheit gerettet.

Acht Tage war nun schon das Schloß belagert worden, die Feinde waren bis nahe an den Graben vorgerückt, Alles war in Rödelheim in banger Erwartung, als plötzlich des Nachts das Feuern aufhörte, man einen bedeutenden Lärm in den Laufgräben vernahm, und am Morgen kein Geschütz mehr in den Batterien zu sehen war, jedoch hielt das spa-

nische Kriegvolk noch die Laufgräben besetzt. Freude war auf allen Gesichtern. Nun hätten wir uns die Mühe ersparen können, sagte der Lieutnant zu seinem Gehülfen, es hat uns manchen vergeblichen Schweißtropfen gekostet, die Fässer hinzurollen! Der Hauptmann war zwar erfreut, aber seine Freude war durch den Anblick des in Trümmern liegenden Schloßflügels und durch eine düstere Ahnung getrübt. So lange ich noch die Spieße in den Laufgräben sehe, sagte er, so lange kann ich mich nicht recht freuen. Auch Peter Drilling wurde bedenklich, die Mehrzahl der Besatzung nahm wenigen Theil an der frohen Aussicht, nun wahrscheinlich bald der Gefahr entgangen zu seyn, denn schon waren zehn wackere Mann auf der Nordbastei begraben worden, auch der Korporal ging so höhnisch lachend umher, als ob er mit dem Teufel um die Wette grinste. Dies gefiel dem Lieutnant nicht, er fürchtete in der Nacht irgend einen bösen Anschlag, und beschloß alle nur mögliche Vorsicht anzuwenden. Als er aber auf die höchste Spitze eines der Thürme ging, von wo man weit umher sehen konnte, und von hier dem Abzug mehrerer Regimenter

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18735/015

auf dem Wege nach Homburg gewahrte, da zweifelte er nicht länger an der Retirade des Feindes, und war seines Hauptmanns und Felicitas wegen darüber von Herzen froh, für ihn hätte der Feind in Gottes Namen eindringen können, er hätte mit Freuden die Himmelfahrt begonnen, um nur bald bei seiner lieben Anna zu seyn, denn daß diese ihr Schicksal nicht überlebt habe, dessen war er gewiß.

Auch bis zu den Frauen war die frohe Botschaft gedrungen, und der Vater selbst hatte Felicitas davon unterrichtet, in der die sonderbare Lust von Neuem rege ward, dem Geliebten die freudige Nachricht zu bringen, als ob ihm der Abzug der Spanier Freude verursachen könne. Sie vermochte der Sehnsucht nicht zu widerstehen, und befahl ihrem treuen Knappen, sobald der Schließer dem Gefangenen das Essen gebracht und den Schlüssel wieder an den gehörigen Ort gelegt habe, sich in des Vaters Stube zu schleichen, ihn zu entwenden und ihr zu bringen. Sie hatte beschlossen, hinüberzugehen, während der Vater mit dem Lieutnant bei Tische saß, hatte ihre Furcht vergessen, das jungfräuliche

Gefühl ward von dem heißen Wunsche übertäubt, und kurz vorher, ehe die Glocke zwölf schlug, schwebte sie leise mit ihrem kleinen Diener durch Gänge und Zimmer, und gelangte, von Niemand bemerkt, in die Rüstkammer. Aber als ob dies für sie stets der Ort des Schreckens seyn sollte, so vernahm sie bei ihrem Eintritte einen furchtbaren Lärm, sie stürzte an's Fenster, sah die Spanier aus den Laufgräben springen und zu Fuß und zu Roß nach der Zugbrücke eilen, die, als ob hülfreiche Freunde nahten, niederfiel, sie einzulassen. Der Schreck nahm ihr glücklicherweise die Besinnung nicht ganz. Da nimm geschwind! rief sie, eine Rüstung ergreifend, die sie theils dem Knaben auflud, theils selbst trug. Komm, folge mir! Sie verließ die Rüstkammer, eilte in die Halle, wo sie den Feind über die Brücke eindringen sah, und im Innern des Schloßhofes Waffengeklirr hörte. Mit bebender Hand versuchte sie das große Schloß der eisernen Thüre zu öffnen, es gelang, und mit dem Schrei: Rette mich, rette den Vater! sank sie leblos in van Sluys Arme.

Dieser legte die Ohnmächtige schnell auf

ſein Ruhebett, ergriff Schwert und Helm, ſchloß das Gefängniß hinter ſich und ſtürzte hin, wo er den Lärm vernahm. Da ſtieß er auf Peter Drilling, der, eine Laterne in der Hand, die Kellerthüre aufzuſchließen im Begriff war. Raſender! rief er, ihm den Schlüſſel entwindend, den er durch eine Luke in den Graben ſchleuderte. Was willſt Du beginnen?

Starr ſah ihn der Lieutnant an, er ſchien durch des Rittmeiſters plötzliches Erſcheinen überraſcht, betäubt zu ſeyn, doch nun zog er das Schwert. Wenn auch nicht Tauſende, ſo ſoll doch wenigſtens Einer mir vorangehen! rief er, auf van Sluys eindringend, der Mühe hatte, ſich gegen die Streiche des alten Mannes zu decken, der immer wüthender ward, je ruhiger der Spanier ſeine Angriffe abwehrte, ohne auf ihn einzudringen. Schon wurden die Hiebe des Alten matter, ſchon mochte er ſelbſt fühlen, daß er in ungleichem Kampfe begriffen war, da ſah er den Korporal der Konſtabler mit einigen Mann athemlos auf ſich zukommen. Stoßt ihn nieder! rief er, doch ſtatt den Rittmeiſter niederzuſtoßen, fiel der Korporal dem Ermatteten in die Arme, und Peter Drilling wurde ent-

waffnet. Judas! rief er dem höhnisch lächelnden Konstabler zu, und sah mit Verachtung auf den Nichtswürdigen, indeß der Rittmeister ihn bat, zu folgen, da er zur Rettung des Hauptmanns hinauf eilen müsse.

Es braucht keine Eile, Herr, sagte der Konstabler. Blut ist wenig geflossen, der Hauptmann hat einige leichte Wunden, und sonst ist oben nichts mehr zu thun, das Schloß ist in Eurer Gewalt.

Folgt mir nur, bat der Rittmeister den Verstummten, der zähneknirschend die Faust ballte und Lust zu haben schien, seine Wuth an dem Konstabler auszulassen; endlich gab er den Bitten van Sluys nach, der mit ihm nun nach dem Thurme zu Felicitas ging. Er fand sie erwacht. Mein Vater! rief sie, wo ist mein Vater?

Er lebt, kommt, wir wollen zu ihm! sagte von Sluys, ihr den Arm bietend, sie aber stürzte fort, er, für sie bangend, ihr nach, und Peter Drilling blieb allein zurück.

Schicksal! rief er, mit dem Fuße den Boden stampfend. Vermaledeites Schicksal, das mich mit tückischer Gewalt an einem Leben festhält, welches ich so gern abschütteln möchte,

denn es läßt mich mit Schande in die Grube sinken. — Anna, Anna! rief er schmerzvoll. Jetzt wäre ich bei Dir, hätte der Spanier mich nicht in meinem Todeslaufe aufgehalten, die That wäre geschehen und Gott hätte sie mir sicher vergeben. Aber ist es nicht jeden Augenblick noch Zeit, der Welt Valet zu sagen, eine Kugel vor dem Kopf, ein scharfes Eisen in das gequälte Herz, so ist es auch geschehen! — Aber nein, das ist Selbstmord, kein Soldatentod, und den vergiebt Gott nicht. — O, kein Schwert, keine Waffe mehr, meinem Grimme ein Opfer zu suchen! fuhr er wüthend auf. Doch halt, dort ist ja die Rüstkammer, dort finde ich, was ich brauche! Er eilte hin, ergriff in blinder Wuth eine stumpfe Partisane und stürzte die Treppe hinauf. Das Schicksal führte ihm den Korporal entgegen, der eben mit einigen silbernen Pokalen auf der Flucht war. Halt! donnerte er ihm zu. Steh', Nichtswürdiger, und wehre Dich! Der Konstabler warf seine Beute weg und zog das Schwert; ohne auf dieses zu achten, schlug der Alte auf ihn ein, fühlte nicht die Wunde im linken Arme, nicht das Blut, das von seinem gespaltenen Schä-

del rann, er hieb unaufhaltsam auf seinen Feind, bis ein furchtbarer Schlag des stumpfen Eisens den Konstabler zu Boden warf; der Kopf war zerschmettert, er befand sich nicht mehr unter den Lebenden.

Wieder ein Todter, sagte Peter Drilling, nun ruhig auf den Sterbenden blickend, und ich bin es noch nicht, ich fühle mein Herz noch schlagen, fühle immer noch die Begierde, in dem Blute der Spanier meinen Schmerz zu kühlen, und es will mir Keiner den Reisepaß zu meiner Anna geben. — Vielleicht — doch es wird mir so dunkel vor dem Gesicht — mir ist, als wäre es mit mir bald zu Ende. Dies sagend sank er neben dem Konstabler nieder und schloß die Augen.

14.

Peter Drillings List, durch sein treuherziges Geständniß, das Schloß in die Luft zu sprengen, hatte Spinola bewogen, ein anderes Mittel als Gewalt anzuwenden, denn ihn schauderte vor dem Gedanken, daß sein Franzikus ein Opfer jenes tollkühnen Ent-

schlusses werden sollte. Er benutzte das Verständniß, das der Graf von Isenburg schon lange mit dem Korporal der Konstabler gehabt, und das durch Ursula später unterhalten wurde, die Besatzung mit glänzenden Versprechungen, und wenn sie sich nicht fügen wollte, mit furchtbaren Drohungen dahin zu bewegen, das Schloß zu übergeben. Der Korporal leitete das Ganze, es war ihm leicht, bald einen Theil der Besatzung zu verführen und ihn auf seine Seite zu bringen. Durch Ursula, die alle Gelegenheiten kannte, erhielt er jeden Abend seine Verhaltungbefehle, und so ward der Ueberfall bei hellem Tage verabredet. Blos die mit dem Korporal Verbündeten standen an diesem Tage auf den Posten, und während der Hauptmann und die Uebrigen bei Tische saßen und nur von dem Abzuge der Feinde sprachen, besetzte der Korporal mit den Meuterern die Zugbrücke, um sie bei Annäherung der Spanier fallen zu lassen. Alles gelang nach Wunsch, der Feind brach aus den Laufgräben hervor, keine Schildwache machte Lärm, die Zugbrücke sank, die Spanier drangen ein, zu spät sammelte der Hauptmann seine Getreuen

und setzte sich zur Wehre. Verwundet wurde er bald überwältigt, und da Lieutnant Drilling, der tapfer an seiner Seite gefochten, sah, daß keine Rettung mehr war, verließ er den Kampfplatz, sein Werk zu vollenden. Aber der Korporal, besonders darauf angewiesen, sich des Lieutnants zu versichern, hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, ihm nähern konnte er sich freilich nicht, denn der alte Kriegmann hatte so wacker um sich gehauen, daß es nicht rathsam war, ihm beizukommen. Jetzt vermißte ihn der Verräther, eilte ihm nach und fand ihn im Kampfe mit van Sluys.

Die Spanier waren nun Meister des Schlosses. Den verwundeten Lieutnant hatte man gefunden, ihn wieder zum Leben und hinauf gebracht, auch ihn verbunden. Spinola ritt mit dem Grafen von Isenburg ein, neugierig, das Schloß und seinen Kommandanten, auch wohl van Sluys zu sehen. Schon am Morgen war der strenge Befehl gegeben worden, bei der Einnahme des Schlosses nicht zu plündern und Niemand Leid zuzufügen, die Gegenwart der Generale ließ diesen Befehl pünktlich befolgen.

Du bist hier in ein Liebeabenteuer verwickelt? redete der Marchese den Rittmeister ziemlich ernst an, als sie sich allein befanden. Dies hat Dich, wie ich vermuthe, in die Gefangenschaft gebracht, so hast Du für Deine Thorheit, und mit Recht gebüßt. Wo ist das Mädchen? Was ist aus ihr geworden?

Van Sluys war bei dieser Anrede anfangs verlegen, doch bald auf des Generals Gewogenheit vertrauend, faßte er den Entschluß, ihm offen sein Herz auszuschütten. Er versicherte ihm nun, daß er das Mädchen treu und wahrhaft liebe, daß er — hier stockte er.

Daß Du eine Thorheit mit einer größeren gut machen willst, fiel ihm Spinola in die Rede. Du willst das Mädchen ehelichen? Was soll aber dem Kriegmanne ein Weib? es hängt sich bleiern an jede seiner Unternehmungen und hält ihn von jedem kühneren Aufstuge ab. Ueberdies, Franziskus, mußt Du erst den Tag erwarten, der Dir Licht über Dich selbst giebt, Du möchtest leicht so hoch stehen, daß Dir Deine Felicitas nicht Felicitas seyn könnte; bis dahin schweigen wir von der Sache. Führe mich zu dem alten Kom-

mandanten, der, wie ich höre, verwundet ist, ich will ihm einigen Trost bringen.

Als Spinola in das Stübchen des Hauptmanns trat, zeigte sich ihm ein auffallendes Gemälde. Hauptmann Sperreuter, in die Hand und den Schenkel verwundet, lag auf seinem Ruhebette, vor ihm kniete die weinende Felicitas. Auf dem Lehnstuhl neben dem Bette saß der Einäugige, dessen fehlendes Auge die Binde, womit die Wunde seines gespaltenen Schädels verbunden war, sattsam deckte, den linken Arm trug er in der Binde. Das lange hagere Gesicht war bleich und fahl, und sein sonst glühendes Auge sah nur matt unter den Braunen hervor. Bei Spinola's Eintritt versuchte er aufzustehen, zu matt, sank er jedoch wieder in den Sessel zurück.

Bleibt sitzen, rief ihm der Marchese zu, von dem grausenhaften Anblick der Todtengestalt ergriffen. Bleibt ruhig, Lieutnant!

Excellenz, begann er jedoch mit leiser Stimme: Der Tod hat mit mir gespielt, wie die Katze mit der gefangenen Maus, er hat mich gepackt, unsanft gerüttelt und mich wieder losgelassen.

schönere, heiligere Glorie, als die der irdischen Tugend! — Geh hin, meine Tochter, rette deinen Vater, rette die Stadt, und gehe dann ein in den Schoos der Alles versöhnenden Kirche."

Starr, fast leblos sah Magdalene auf die Priorin. — „Versteh ich Euch recht?" sagte sie von unnennbarem Schmerz ergriffen. „Entweiht soll ich in Eure Mauern fliehn, entweiht soll ich ihm dort begegnen, seiner unwerth den Geliebten dort begrüßen? Verstand ich Euch recht?"

„Mein Kind, nicht das Mittel, der Zweck heiligt die That!" — sagte die Priorin „Das Glück Tausender, das Leben deines Vaters erhältst du, opferst nur Irdisches; und gewinnest das ewige Heil!"

„Nur Irdisches?" rief das Mädchen und hohe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz „Die Tugend ist des Menschen himmlische Mitgift, sie verlangt Gott nie zum Opfer! — Lebt wohl! Nun glaub ich Euch ganz zu verstehen!" Sie verließ die Priorin und eilte ihrem Ziele zu. Der Schleier war vor ihren Augen gesunken, ein reines Licht leuchtete ihr hell, und freundlich schwebte das Bild der frommen Fürstin ihr zur Seite, die für sie zu Gott gefleht, und deren Gebet Mathilde für das Gebet eines Engels gehalten hatte.

Unruhig schritt Melac in dem kleinen Stübchen auf und ab, das er in dem abgelegenen Häuschen auf dem Hofe der Burg jetzt bewohnte. Er hatte die Nacht durchwacht, bald hatte ihn die Unruhe aus dem Bette getrieben, bald der Unmuth ihn wieder hinein gejagt. Er war

Ist das der Kommandant des Schlosses? wandte sich Spinola rasch zu dem Hauptmann.

Er war es! erwiderte Sperreuter.

Und dies junge Mädchen Eure Tochter Felicitas?

Bei diesen Worten sah die immer noch Knieende auf, erblickte Spinola, erblickte den Geliebten, sprang auf, und ohne sich um die Zeugen zu kümmern, sank sie an seine Brust.

Felicitas! zürnte der Vater; aber sie hörte nicht auf das zürnende Wort, sie weinte an der Brust des Geliebten, und Schmerz und Wonne durchschauerte sie.

Hauptmann! begann der Marchese, warf noch einen Blick auf das Mädchen, und schien sich dann nicht weiter um sie und Franziskus zu kümmern. Ihr habt Euch bei der Vertheidigung dieses Schlosses nicht wie ein verständiger, wohl aber wie ein tapferer Kriegmann benommen, deshalb ehre ich Euch und zürne nicht. So wie Ihr Euren Gefangenen freundlich behandelt habt, sollt auch Ihr und Euer alter Krieggesell von Ostende behandelt werden. Ihr könnt bis auf Weiteres in dem Schlosse bleiben, zu dessen Kommandanten ich vor der Hand diesen jungen

Mann ernenne, von dem ich aus mancherlei Gründen überzeugt bin, daß er für Euch Sorge tragen wird. — Schnell waren bei diesen Worten Felicitas Thränen getrocknet. — Nur verlange ich, fuhr Spinola fort, daß Ihr Euch für einige Zeit von Eurer Tochter trennt, es dürfte nicht gut seyn, die Beiden zusammen zu lassen; thut mir deßhalb Eure Wünsche kund. Nun gehabt Euch wohl. — Und Ihr, alter Mann, der diesen Verliebten zu ihrer Brautfahrt die Fackel zünden wollte, seid Ihr nun von Eurer Raserei geheilt?

Drilling lächelte bitter und schwieg. Da reichte ihm, sein Unrecht fühlend, der edle Spinola freundlich die Hand. Es gehe Euch wohl, alter Kriegmann! sprach er und entfernte sich, van Sluys mußte ihm folgen.

15.

Diesmal schlug es der Vetter in Frankfurt nicht ab, Felicitas zu sich zu nehmen, obgleich Ursula, als sie den Tod des Korporals vernommen, wieder bei ihm eingezogen war. Felicitas ging zu ihrem großen Kummer am

folgenden Tage dahin ab, und nahm die trübe Aussicht mit, recht lange den Geliebten nicht zu sehen, der seinem General das Wort geben mußte, sich vor der Hand von ihr entfernt zu halten; so blieben ihr nur seine Briefe, welche alle Tage ein Bote brachte, und die sie mit Erlaubniß des Vaters beantworten durfte.

Jedem, der die Verhältnisse kannte, war es ein Räthsel, was den Marchese vermochte, den Rittmeister zum Befehlhaber von Rödelheim zu ernennen, und ihn nicht wie sonst um seine Person zu behalten; Jeder suchte hierin einen besondern Grund. Die Ursache war ganz einfach; Spinola hatte für den Hauptmann und Peter Drilling Wohlwollen gefaßt, wollte sie gut behandelt wissen, und Niemand konnte er sie wohl sicherer anvertrauen, als van Sluys; übrigens wußte er, daß er seinen Pflegbefohlnen dadurch glücklich machen würde, und da keine Unternehmung von Wichtigkeit im Werke war, so glaubte er gegen den jungen Mann gefällig seyn zu können. Vielleicht hatte ihn auch Felicitas Anblick dazu gestimmt, denn nachdem er sie gesehen, fander es weit weniger befremdend,

daß

daß van Sluys mit ſo viel Liebe an dem Mädchen hing.

Das ſpaniſche Heer rückte nun in die Wetterau und gegen Friedberg vor, van Sluys blieb mit 200 Brabantern in Rödelheim zurück. Alle Diener des Grafen durften bleiben, und der Feind hatte ſich mit der geringen Kontribution von 6000 Gulden begnügt. Außer dem eingeſchoſſenen Flügel blieb Alles im Stande, und nur wenig war entwendet worden, die zerſtörte Baſtei ward ſchnell wieder aufgebaut, der Thurm ausgebeſſert, ſo war Alles wie früher, nur das Vorrathhaus und die Keller wurden ſchneller leer als ſonſt. Dem Hauptmann, den van Sluys mit wahrer kindlicher Liebe pflegte, ging es beſſer, und er konnte ſchon ſein Lager verlaſſen; auch Peter Drillings Wunden heilten, nur ſchmerzte ihn die Kopfwunde noch bedeutend.

Beide Freunde ertrugen ihr Schickſal auf ganz verſchiedene Weiſe. Der Hauptmann war gelaſſen, der Gedanke, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, beruhigte ihn, und da er ſah, daß der Schade, der ſeinem Herrn geſchehen, noch zu ertragen war, van Sluys auch des Grafen Intereſſe, vielleicht mehr als er ſollte,

wahrnahm, so ergab er sich in Geduld und dankte Gott, daß kein größeres Unglück entstanden sei.

Auf den Lieutnant aber hatte die Begebenheit einen schmerzhafteren Eindruck gemacht. Ohne es sich gestehen zu wollen, hatte er, seit seine liebe Anna von ihm gerissen wurde, den Tod gesucht; sein Muth, mit dem er sich freiwillig in die Gefahr stürzte, war mehr Verzweiflung, und Beide neben einander gestellt, war der ruhige Sperreuter vielleicht muthigeren Herzens, als der wilde, jede Gefahr aufsuchende Peter Drilling. Fast in jedem Gefechte verwundet, konnte er den Tod nicht finden, und der Wunsch zu sterben, um bei seiner Anna zu seyn, hatte fast eben so viel zu dem Entschlusse, das Schloß in die Luft zu sprengen, beigetragen, als sein Haß gegen die Spanier. Seit der Einnahme des Schlosses aber hatte sich der Gedanke bei ihm festgesetzt, der Tod treibe sein Spiel mit ihm und er solle nicht sterben. Er verschloß diesen quälenden Gedanken fest in sich, verließ sein Zimmer nicht, trat, damit er keinen Spanier sehe, nie an's Fenster, war stets einsilbig und wortkarg, und nur

wenn er mit dem alten Diener, der ihm bei den Pulverfässern geholfen hatte, allein blieb, wurde er redselig und zutrauensvoll. Gegen van Sluys benahm er sich zurückhaltend und kalt, so daß fast ein feindseliges Verhältniß zwischen Beiden Statt fand. Der alte Mann hatte nur noch einen Wunsch, den Wunsch zu sterben.

So vergingen Wochen; Felicitas schrieb und empfing täglich Briefe, und war von des Geliebten Treue fest überzeugt; der Hauptmann wurde mit jedem Tage ruhiger und fand sich in sein Schicksal, besonders da ihm Graf Friedrich zu Solms eine gnädige Antwort auf seinen Bericht hatte zukommen lassen. Nur Peter Drilling wurde immer finsterer und verschlossener, und der Wundarzt meinte, sein Gehirn müsse durch die Wunde gelitten haben; er sprach jetzt nur von seiner Anna, sah sie im Wachen und Träumen, und jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe legte, bat er Gott um einen ewigen Schlaf.

Unter diesen Umständen nahte der zwölfte Januar, dieser für van Sluys so entscheidende Tag. Ein Festmahl sollte ihn verherr-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 1875 3/033

lichen, und aus allen benachbarten Garnisonen wurden die spanischen Offiziere, auch Hauptmann Sperreuter und sein Lieutnant dazu eingeladen. Der Hauptmann, obgleich sein Herz blutete, dachte er an den schönen alten Wein, der beim Banket getrunken werden würde, glaubte es nicht abschlagen zu dürfen, der Lieutnant aber, der eher mit Satan und seinen Gesellen an einem Tische hätte sitzen mögen, als mit den Spaniern, schlug es rund ab, überdies schmerzte ihn auch heute sein Kopf so sehr, daß es ihm fast unmöglich gewesen wäre.

Mit mehr Ungeduld, als er seine Gäste erwartete, hatte der Rittmeister an diesem Tage auf ein Schreiben Spinola's gehofft, aber ein Gast kam nach dem Andern, und kein Bote des Marchese. Immer nur an die Entscheidung seines Schicksals denkend, setzte er sich zur Tafel, und war heute so wenig wie Hauptmann Sperreuter der Vergnügtesten einer. Schon begann es zu dämmern, und noch war kein Bote gekommen, da hörte man plötzlich die Zugbrücke niederrasseln, der Marchese selbst ritt ein.

Van Sluys eilte ihm entgegen, ließ bald

darauf seinen Gästen sagen, daß sie verzeihen möchten, wenn des Generals Gegenwart ihn entfernt halte, und da Spinola eben kein Freund von Zechgelagen war, endeten sie bald ihr Mahl und ritten fort. Der Marchese blieb mit dem Rittmeister auf seinem Zimmer, und Niemand wurde zu ihnen gelassen.

Während des Bankets hatte Peter Drilling in seinem Stübchen allein gesessen und hörte mit Ingrimm den Jubel und das Klirren der Pokale im jenseitigen Flügel. Leben und nichts als Leben! rief er, dort zechen sie von meines Herrn Wein, und meines Freundes Tochter wird vielleicht auch bald ihr Opfer. Hm! sagte er endlich und erfaßte den noch immer verbundenen Kopf. Ha, da durchzuckt mich ein Gedanke, nicht schmerzvoll wie das Zucken in meinem Hirn, nein, freudevoll wie die Erwartung frohen Wiedersehens! — Ja, so ist meinem Freunde und mir geholfen, und ich brauche meinen alten schweren Kopf nicht länger zu tragen, und zwinge den Tod, wie der Beschwörer den Geist, mir zu erscheinen. So geschehe es!

Er setzte sich an den kleinen Tisch, wo er

zu schreiben pflegte, schrieb noch Einiges, dann suchte er unter seinem Rüstzeuge einen alten verrosteten Dolch hervor, putzte und schärfte ihn, brummte und sang dabei, daß man schwerlich hätte errathen können, ob er singe oder bete, und als es im jenseitigen Flügel still wurde, legte er sich auf sein Ruhebett und schloß die Augen. Der Hauptmann kam, er schlug die Augen auf, reichte ihm die Hand und sagte ihm ein wehmüthiges: Gute Nacht, Freund! Der alte Diener kam auch und fragte, ob er noch etwas bedürfe. Schlaf, Andreas, erwiderte er, und recht langen Schlaf! Dann schlief er auch wirklich ein bis Mitternacht, wo ihn der dumpfe Schall der Glocke weckte. Er stand auf, zündete Licht an, steckte den Dolch in den Gürtel, nahm das Lämpchen, und schlich, eine Geistergestalt, langsam durch den hohen Gang, wo die Ahnherren des Schlosses abgebildet hingen. Jetzt stand er vor dem Zimmer, das van Sluys bewohnte, er wollte die Thür öffnen und fand sie verschlossen. Hm, brummte er, der Marder kennt alle Schliche, wenn er auf Raub ausgeht. Er kehrte wieder um, öffnete die Thür eines klei-

unzufrieden mit sich, daß er eines drückenden Gefühls nicht Herr werden, nicht die Erinnerungen jener Nacht verscheuchen konnte, daß der wilde Muth nicht alles übertäubte, und er immer noch die Worte des wilden Jägers zu hören glaubte; er schämte sich, daß die fratzenhaften Gestalten seinen Unglauben an die Fortdauer nach dem Tode erschütterten, seinen frechen Muth wankend machen konnten. Jetzt beschloß er mit keckem Hohne dem Schicksal entgegen zu treten, dann fragte er sich wider Willen, ob es wohl noch Zeit sei, umzukehren auf der so lang durchirrten Bahn, und rief Constant, der ihn jedoch durch seine Ermahnungen bald langweilte. Zu sehr gewöhnt, mit trotzigem Muthe dem Schicksal entgegen zu gehen, den Tod, als das Ende seines Seins zu betrachten, waren die reuigen Gedanken nur vorüberfliegende Fieberschauer, und ehe der Tag graute, war Melac, der wilde, Gott verleugnende Mann, wieder der Alte, der trotz Himmel und Hölle, mit frecher Beharrlichkeit den einmal betretenen Weg, wo möglich noch wilder, zu verfolgen beschloß.

Schon war sein Morgentrunk hinunter gejagt, schon der zweite Becher geleert, und der Befehl gegeben, daß, wenn Magdalene bis Mittag nicht erscheine, Benedikt die ersten Grade der Tortur erleiden und, bis er das Mädchen zur Stelle schaffe, damit fortgefahren werden sollte, als er Constant Wein zu bringen befahl, um seinen Unmuth hinunter zu spülen.

„Auch das Gewissen?“ brummte Constant vor sich hin, und ging Wein zu holen. Als er nun über den Burghof, dem Keller zu hinkte, sah er ein Mädchen mit eiligen Schritten die hohen Stufen längs der Mauer,

nen Corridors, und ging hier durch mehrere Zimmer in das Schlafgemach des Rittmeisters.

Ein Nachtlämpchen brannte noch auf dem Tische und verbreitete ein schauerliches Halbdunkel. Drilling schlich sich zum Bett und fand den Rittmeister sanft schlafend, unbesorgt des Schicksals, daß ihm bevorstand. Ein Stoß, dachte in diesem Augenblicke der Lieutnant, Felicitas ist außer Gefahr, und Dir schließt eine mitleidige Kugel das Ruheplätzchen auf, wo die Wunde des Kopfes nicht mehr brennt, die Wunde des Herzens nicht mehr schmerzt. Jetzt spotte ich Deines zaudernden Spieles, hämischer Tod, jetzt halte ich Dich fest und beschwöre Dich mit diesem Dolche! — Aber er schläft so sanft, ihm müssen sie kein Weib gestohlen haben, sonst schlummerte er nicht so ruhig, er muß kein böser Mensch seyn, sonst ruhte er nicht so sanft. Soll ich den Wehrlosen im Schlafe morden? Mich schaudert bei diesem Gedanken! In seinem Entschlusse wankend wandte er den Blick von der ruhig athmenden Brust des Schläfers, und er fiel auf ein offenes Schreiben, das auf dem Nachttische neben der Lampe lag, sein Auge mußte darin etwas

erblicken, was seine Aufmerksamkeit erregte, er nahm und durchflog es, und je weiter er las, desto stärker bebte seine Hand, desto häufiger rollte die Thräne die welken Backen herab. Jetzt faltete er die Hände, wollte beten, doch seine Knie wankten er sank neben dem Bette nieder.

Van Sluys erwachte von dem Gepolter, sprang auf, klingelte und erschrak bei dem Anblicke des Mannes, der, den Dolch noch in der Hand, sich nur mühsam aufzurichten versuchte. Schnell faßte der Rittmeister nach seinem Schwerte. Laßt es in seiner Scheide, sagte Drilling, ich erwarte ruhig mein Schicksal und den Tod, nur nicht den Tod von Eurer Hand. Van Sluys, bei des Mannes verstörtem Ansehen immer noch fürchtend, riegelte die Thür auf und ließ Diener und Wachen herein. Bringt den Mann in Gewahrsam! befahl er, doch geschehe ihm kein Leid. Ohne Murren, heiteren Antlitzes, als solle er zum Festmahle gehen, folgte Drilling der Wache, wandte sich aber noch einmal zu van Sluys, drückte ihm die Hand, und über das Todtengesicht verbreitete sich ein so schmerzlicher und doch freudiger Ausdruck,

daß der Rittmeister, davon ergriffen, ihm sagte: Ihr dauert mich, Unglücklicher.

Gott lohne Dich Deines Mitleids wegen! erwiderte der Lieutnant, warf noch einen freundlichen Blick auf van Sluys und folgte seinen Führern.

Als am andern Morgen van Sluys dem General das Vorgefallene meldete, ward dieser, der eben nicht von der besten Laune zu seyn schien, gegen seine Gewohnheit aufgebracht. Meine Nachsicht hat ein Ende! sagte er. Der tolle Mensch könnte in seinem Wahnsinn das Schrecklichste vollbringen; das Kriegrecht mag über ihn sprechen!

Dann, gnädiger Herr, bitte ich wenigstens, laßt mich nicht einer seiner Richter seyn, sprach van Sluys. Mein Gefühl sträubt sich, das Todesurtheil über einen Mann zu sprechen, der meinetwegen den Tod leiden soll.

Weichherzigkeit ziemt dem Soldaten nur bis auf einen gewissen Grad, unterbrach ihn Spinola; ich kenne und übe Mitleid, aber dieser tolle Mensch verdient es nicht. Doch

Dein Wunsch werde erfüllt, Du sollst nicht Richter, aber Vollstrecker des Urtheils seyn.

Van Sluys kannte die Festigkeit Spinola's zu gut, um noch etwas einzuwenden, er schwieg. — Am nämlichen Morgen versammelte sich das Krieggericht, Peter Drilling läugnete nicht, daß er, in der Absicht ihn zu ermorden, sich in des Rittmeisters Schlafgemach geschlichen habe, und man sprach das Todesurtheil über ihn, das am selbigen Tage vollzogen werden sollte.

Mit heiterm Lächeln hörte er das Urtheil, mit heiterm Lächeln empfing er den Hauptmann und den alten Diener, denen es vergönnt war, ihn noch einmal zu sehen. Beklagt mich nicht, Ihr Freunde! sagte er, denn mir ist wohl, wohler, als es mir seit vielen Jahren war. Mein Kopf ist leicht, die Wunde brennt nicht mehr, und meine Gedanken, die seit einiger Zeit düster und irre umherschweiften, sind heiter und geordnet. Mein Herz schlägt ruhig und Gott hat mein Gebet so gnädig erhört, als ich Sünder es wohl nicht verdiente. Ich finde den Tod, ohne eine blutige That begangen zu haben. — Hauptmann!

wandte er sich zu diesem. Seit dem Tage, wo ich unter Eurer Fahne trat, habe ich ihn gesucht und nicht gefunden, Wunden genug, aber kein Ende meiner Qual, darum ist mir so wohl am Ziele, denn bald bin ich bei ihr. Lebt wohl, Dank Euch für Eure Freundschaft, sie hat mir mein trauriges Leben oft erheitert. — Dir, mein guter Andreas, danke ich auch jetzt noch, daß Du mir so treulich die Pulverfässer zu unserer Himmelfahrt rollen halfst. Wir gehen nicht zusammen, wie wir hofften, ich gehe Dir voran, will Dir aber da oben einen guten Empfang bereiten. Auf baldiges Wiedersehen, treue Seele! — Aber nun sendet mir den Prediger, daß ich ihm meine Sünden beichten kann; ich habe zwar lange schon mit Gott abgeschlossen, aber es gehört sich nun einmal so, darum will ich es auch thun. Lebt wohl! Wenn ihr es knallen hört, denkt, nun ist er bei ihr.

Unter Thränen trennten sich die Freunde, er blieb heiter, drückte Jedem die Hand, trat an's Fenster und blickte noch einmal in die goldene Sonne. Dem Prediger beichtete er mit wenigen Worten, sagte, daß Gott ihm verzeihen möge, wenn er ein Geheimniß mit

hinübernähme, er thäte es aber, um Niemand zu schaden. Und als er auch diese fromme Handlung beendet, und die Wache hereintrat, ihn abzuholen, folgte er, seine letzten Kräfte sammelnd, mit festem Schritte und männlicher Haltung nach der Südbastion, wo die Mannschaft zur Exekution schon bereit stand.

Furchtlos kniete er nieder, und als man ihm die Augen verbinden wollte, sagte er schmerzend: Was wollt Ihr Euch mit diesem einen Auge bemühen, laßt mich den Tod getrost kommen sehen! Da trat van Sluys vor, das ihm so schmerzliche Kommandowort zu sprechen. Bei seinem Anblicke erschrak Drilling, erhob sich, und sein Muth schien gebrochen. Ihr wollt das Todeswort aussprechen? rief er ihm entgegen. Dazu seyd Ihr zu edel, das wäre ein kleinliche Rache, überlaßt das einem Andern.

So schmerzlich mir es ist, so muß ich es auf bestimmten Befehl des Generals, erwiderte van Sluys.

Ich habe noch keinen Spanier um eine Gnade gebeten, sagte jetzt der Delinquent, und es ist hart, daß ich es noch in dem letz-

ten Augenblicke soll; aber geht zu dem Marchese, bittet ihn in meinem Namen, einen Andern zu schicken, der mir die Lebenslampe ausblasen läßt. — Ihr zögert? Was ist der Krone Spanien daran gelegen, ob ich einige Minuten früher niederstürze — Geht!

Der Rittmeister, zwar den Zorn Spinola's fürchtend, ging, kam aber mit der Nachricht wieder, der General wolle den einmal gegebenen Befehl nicht ändern.

Purpurröthe überflog bei diesen Worten das bleiche Gesicht Drillings, als ob alles Blut des siechen Körpers sich da hinauf zusammengedrängt hätte. Nun so muß ich! rief er. Sagt dem General, ich habe ihm ein Geheimniß zu entdecken, das er mir danken und das ihn zwingen würde, seinen Befehl zurückzunehmen. Glaubt nicht, ich suchte Aufschub, um noch einige Athemzüge mehr zu thun, sie heben meine Brust nicht freudig, und mir wird erst da unten wohl.

Niemand hätte es wohl gewagt, noch einmal den General in dieser Sache zu behelligen; van Sluys, von Mitleid ergriffen, that es, und diesmal war Spinola's Antwort be-

friedigend. Er hatte befohlen, den Delinquenten zu ihm zu bringen. Dieser war so abgespannt, daß man ihn bis ins Zimmer des Generals führen mußte, dort aber angelangt, raffte er sich zusammen, um nicht gebeugt vor dem Spanier zu stehen.

Als Spinola auf sein Begehren die Umstehenden entlassen hatte, fragte er: Was habt Ihr mir zu sagen? Hofft nicht mich zu täuschen und vielleicht Gnade zu erhalten.

Dafür bewahre mich Gott, Excellenz! sagte Drilling fast lachend, Kennt Ihr meinen Namen?

Was kümmert mich der? erwiderte Spinola ungeduldig.

Ich heiße Franz Verloon, sagte der Alte mit Ruhe, und nun habt den Muth, Marchese, mich durch Rittmeister van Sluys niederschießen zu lassen. Durch jeden Andern in Gottes Namen.

Mann! rief Spinola. Woher weißt Du? —

Als ich den Schlafenden ruhig entschlummert fand, wankte mein Entschluß und ich wendete mein Auge von ihm, da fiel es auf

den Brief Eures Bruders, den Gott verdammen — nein, dem der barmherzige Gott vergeben möge, der mich abhielt, der Mörder meines Sohnes zu werden.

Und warum entdecktet Ihr Euch nicht gleich?

Mich treibt die Sehnsucht nach oben zu meinem Weibe, hier unten habe ich lange genug gelitten. Sollte ich den Sohn seinen erschossenen Vater beweinen lassen? — Nein, Herr, dazu liebe ich das Kind meiner Anna zu sehr, wenn es auch ein Spanier ist. Ich unterdrückte das Vatergefühl, band meine Zunge, hielt die Thräne zurück, o! es war der schwerste Kampf in meinem elenden Leben. Als ich ihn aber bereit sah, Vatermörder zu werden, da brach es hervor; und ich mußte betteln, daß Ihr mir einen andern Henker sandtet als den eignen Sohn; jetzt, Excellenz, bitte ich Euch, verschweigt ihm, daß ich sein Vater bin, mag er Franz Verloon in allen Welttheilen suchen, nur wisse er nicht, daß ich es bin. Beordert einen Andern, seid mild und schickt mich bald zu meinem Weibe.

Wie könnt Ihr glauben, sagte der General, daß ich so blutgierig wäre, Franziskus Vater niederschießen zu lassen; Ihr habt Pardon!

Bei diesen Worten faßte der Alte rasch nach seinem Schädel, und stand vor Spinola, wie Einer, der plötzlich in tiefes Nachdenken versunken ist. So hast Du doch wieder Dein hämisches Spiel mit mir getrieben? sagte er dumpf vor sich hin, hast Deinen klappernden Arm wieder einmal nach mir gestreckt, zichst ihn hohnlachend zurück und rollst mir von Neuem den schweren Schädel auf den Rumpf! Soll ich denn nie sterben, wie der ewige Jude? — Habe ich doch meinen Herrn nie gelästert und bin ihm und meinem Weibe treu geblieben, warum soll ich denn ewig mit dem schweren Kopfe und dem zerrissenen Herzen wie ein Verdammter, ein Spiel des Todes, umher wandeln? — Spinola schellte. — Ist denn keine Himmelpforte für mich offen? fuhr er fort, nach einem Sessel wankend. Nun, so will ich mich hinsetzen vor die Thüre, und geduldig warten, bis sie sich öffnen wird.

Bringt den Kranken zu Bett! befahl Spinola den Eintretenden. Die Exekution findet

welche die Stadt mit der Burg verbindet, herauf kommen. Wie erschrak er, als er gewahrte, daß es Magdalene sei. „Um Gottes und aller Heiligen willen!“ rief er ihr entgegen „Wo kommt Ihr hierher, wie wagt Ihr Euch unter lauter Kriegsvolk in dies Sodom und Gomorra?“

„Führt mich zu dem General, Herr Constant!“ bat Magdalene tief Athem holend.

„Ruht Euch nur einen Augenblick aus“ erwiederte Constant „Ihr seid ja ganz außer Athem. Aber bei St. Georg, sagt mir, was Ihr da oben wollt, Ihr rennt ja in Euer Verderben?“

„Den Vater muß ich retten!“ erwiederte sie gelassen, „Führt mich nur zu Melac.“

„Jungfer!“ sagte der alte Reiter kopfschüttelnd „Kennt Ihr die Euch drohende Gefahr nicht, oder wollt Ihr sie nicht kennen?“

„Ich kenne sie, ehrlicher Freund!“ sagte Magdalene mit heiterer Ruhe — „Nur geleitet mich zu ihm! — Unten in der Stadt vernahm ich, sie hätten die Marterwerkzeuge schon in das Gefängniß gebracht; darum hin zu ihm!“ Sie riß den Alten mit sich fort.

„Geduldet Euch nur einen Augenblick“ bat Constant, als sie jetzt vor Melacs Zimmer hielten „Nur einen Augenblick —“

Er ging hinein. „Herr!“ sagte er, am ganzen Leibe zitternd „Ich trete vor Euch im Namen des barmherzigen Gottes und flehe um Menschlichkeit! Draußen steht Magdalene Hegelin!“

„Magdalene!“ rief Melac — „Laß sie herein!“

„Erst versprecht mir —“

det nicht Statt! Er winkte van Sluys, ihm in sein Kabinet zu folgen; den Ermatteten brachten die Soldaten in sein Stübchen und legten ihn dort auf sein Ruhebett.

16.

Der verhängnißvolle Brief, den Spinola am vergangenen Abende in Franzens Gegenwart erbrochen hatte, war Beiden nicht freudigen Inhaltes gewesen, denn sie waren in ihren Erwartungen getäuscht worden. Spinola hatte immer gehofft, van Sluys wäre der natürliche Sohn seines Bruders, auch Franz glaubte dasselbe, und nun war er der Sohn eines gemeinen Soldaten, dessen schönes Weib, von ihrem Manne getrennt, die Beute des Admirals wurde, der die Macht des Siegers mißbrauchend die Arme unglücklich machte. Fünf Monate nach diesem Unfalle gebar sie einen Sohn und starb vor Gram, das Kind ihres geliebten Mannes Spinola empfehlend. Dieser suchte auf edle Weise seinen Fehler gut zu machen, sorgte väterlich für den Knaben, verschrieb ihm, da er kinderlos war,

eine bedeutende Summe, und wohl wissend, wie leicht im Kriege der Tod mit seiner Sense alle menschlichen Pläne durchschneiden kann, schrieb er an seinen geliebten Bruder Ambrosius, empfahl ihm für diesen Fall den Knaben und fügte den Brief bei, den er ihm erst an seinem 24sten Geburttage, dessen Datum er bezeichnete, übergeben sollte. Die Absicht des Admirals hierbei war wohl, seinen Bruder glaubend zu machen, der Knabe wäre sein Sohn, und ihn dadurch zu vermögen, sich seiner mit besonderer Sorgfalt anzunehmen, was ihm auch gelang.

Der Brief enthielt die näheren Umstände und den Namen des Vaters und der Mutter, und dieser Name, der dem Lieutnant in die Augen fiel, führte die Katastrophe herbei. Van Sluys, der von dem Orte, wo er geboren, so genannt war, fühlte sich in seiner getäuschten Hoffnung weniger betrübt als der Marchese, denn der Worte Spinola's gedenkend, war nun die Kluft geschlossen, die ihn von Felicitas getrennt hatte; nur an sie denkend war er ruhig eingeschlafen, und träumte gewiß von ihr, als sein Vater mit dem gezückten Dolche an das Bett trat.

Als ihn jetzt Spinola von dem Vorgefallenen unterrichtete und er erfuhr, daß Peter Drilling Franz Verloon und sein Vater sey, durchschauerten ihn mancherlei Gefühle. Er konnte sich nicht recht freuen, in dem Manne, der ihm immer feindlich gegenüber gestanden, den er in der Absicht, ihn zu morden, den gezückten Dolch in der Hand, an seinem Bette gefunden hatte, seinen Vater zu erkennen, ihn schauderte bei dem Gedanken, daß er ihn statt eines Spinola Vater nennen sollte. Dachte er aber wieder, wie muthig, wie bieder und kraftvoll der Mann gehandelt, wie ruhig er dem Tode entgegengegangen war, dachte er, daß er nun nicht mehr eine Waise sey, dem Mitleid Fremder überlassen, da fühlte er sich zu dem Alten hingezogen, da dankte er Gott, daß der Mann ihm so nahe stand, den in späten Jahren die Sehnsucht nach seiner Mutter fast zur gräßlichsten That verleitet hätte. Er wollte zu ihm, aber Spinola hielt ihn zurück. Dein Anblick könnte ihm leicht den Kopf ganz verwirren, sagte er, warte es ab, bis es der Arzt erlaubt, den ich bei ihm lassen werde. Auch sey überzeugt, Franziskus, daß ich Dir immer ein gütiger

Vater seyn werde, bist Du auch nicht der Sohn meines Bruders. In andere Verhältnisse versetzt, magst Du nun nach eigenem Willen handeln, Du hast Kraft und Mittel dazu, und so entbinde ich Dich Deines Versprechens, Felicitas nicht zu sehen. Bleibe als Befehlhaber zu Rödelheim, der Ehrgeiz ruft Dich nicht zum Heere, dort fände er jetzt nur wenig Nahrung; wenn ich aber wieder nach den Niederlanden ziehe, dann höre auf meinen Ruf und folge mir. Lebe wohl, werde glücklicher als Deine Eltern! Noch in der nämlichen Stunde verließ Spinola das Schloß.

17.

Durch die Hülfe des Arztes, durch Felicitas Pflege genas der Alte, doch blieb er immer noch schwach. Die leiseste Erschütterung verursachte ihm Schmerzen am Kopfe, die mindeste Gemüthbewegung hatte Einfluß auf seinen Geist, der sich dann immer mit dem Tode und seiner Anna beschäftigte. Er war in ruhigen Stunden herzlich gegen den Sohn, und dessen Liebe zu Felicitas machte ihn be-

sonders glücklich. Am Tage ihrer Verbindung, ehe sie zur Trauung gingen, sagte er zum Hauptmann: Freund, unser Bund war fest, er begann am ersten Tage, an dem ich Euch sah, er wird dauern, bis Einer von uns dem Andern die Augen zudrückt, und dann lebt er im Bunde unserer Kinder fort. Gebe ihnen nur Gott längeres Glück, als er mir gab.

Als sie in die Schloßkapelle traten, trübte jedoch ein Vorfall, an den Keiner gedacht, die Freude des Tages. So wie der Alte den Feldkaplan, einen Kapuziner, am Altare stehen sah, wandte er sich plötzlich, verließ die Kapelle, und kein Bitten seiner Kinder, keine Vorstellung seines Freundes konnte ihn vermögen, der Trauhandlung beizuwohnen, die nun ohne ihn geschehen mußte. Man fand ihn trauernd auf seinem Bette sitzen, und den ganzen Tag, an dem er das Zimmer nicht verließ, sprach er mit seiner Anna und betete, daß Gott den Sohn des Glaubens wegen nicht verdammen möge. Er kränkelte seit dem Tage immer mehr, Felicitas allein vermochte zuweilen ihn aufzumuntern,

aber oft kehrte Geistesabwesenheit zurück und er wurde nie wieder ganz heiter.

Als nach Monaten der Sohn den Befehl bekam, Hauptmann Sperreuter das Schloß zu übergeben und dem Marchese nach den Niederlanden zu folgen, da brach sein dumpfer Schmerz laut hervor. Gegen den Oranier willst Du' ziehen? rief er. Für Spanien fechten, unter einem Spinola fechten, von denen der Eine Deine Mutter unglücklich gemacht, der Andere Deinen Vater erschießen lassen wollte? — Und als der Sohn ihm vorstellte, wie viel er Spinola schuldig sey, wie er von frühester Jugend an Vaterstelle bei ihm vertreten, und er in dem spanischen Heere gedient habe, das er in diesem Augenblicke nicht mit Ehren verlassen könne, erwiderte der Alte unmuthig: So thue nach Deiner Pflicht!

Von diesem Augenblicke an sprach er nicht mehr; kam der Sohn oder Felicitas, schloß er die Augen und that, als ob er schliefe, sein alter Freund erhielt noch zuweilen einen freundlichen Blick, nur mit dem alten Andreas sprach er, aber unzusammenhängende Worte.

Als nun der Tag der Abreiſe kam, wo auch Felicitas, ihrem Gatten folgend, das Schloß verlaſſen ſollte, als die Pferde ſchon im Schloßhofe ſtampften, und der Kranke auf ſeinem Lager ihr Wiehern vernahm, wurde er aufgeregt, hatte die Kraft, ſich im Bette aufzuſetzen, und da ſeine Kinder eintraten, ihm Lebewohl zu ſagen, ſtreckte er ſeine Hand nach ihnen und ſegnete ſie.

Hätten die Holländer nicht Sluys beſetzt, ſprach er, dann würde ich Dich bitten, Deiner Mutter Grab aufzuſuchen, einen friſchen Roſenkranz darauf zu legen und ihr zu ſagen, den ſchicke ich ihr. — Nun gute Nacht, mein Sohn! Er legte ſich wieder ruhig hin, ſchloß die Augen und ſagte den Kindern kein Wort mehr, die auch ſo von ihm ſcheiden mußten. Als jedoch Felicitas ſich eben aus den Armen ihres Vaters windend, ihr Roß beſteigen wollte, rief ſie plötzlich: Nein, ich muß noch einmal hinauf zu dem alten Manne, er muß mir ein Lebewohl ſagen, ſo kann ich nicht von ihm ſcheiden! Sie lief hinauf, Franz folgte ihr. Vater! rief ſie, da er noch immer die Augen ſchloß. Nur noch einen freund-

lichen Blick, nur noch ein herzliches Lebewohl Eurer Felicitas! Aber der Alte wollte nicht hören, da bog sie sich über ihn, ihn noch einmal zu küssen — kalt waren die Lippen, das Auge für immer geschlossen; er war bei seiner Anna.

Das

Lotteriecloos.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

„Scher' dich zum Teufel, alter läſtiger Narr!" rief er, die Thür aufreißend „Nur herein, Magdalene!" Das Mädchen trat ein — Conſtant wollte bleiben „Fort!" befahl ihm der General; er mußte gehorchen.

„Herr!" ſagte das Mädchen, von Melac mit glühenden Augen betrachtet „Ich komme, Euch um das Leben meines Vaters zu bitten — Seid menſchlich! —"

Melac erwiederte nichts, ſein Auge ſchwelgte in Magdalenens Reizen.

„Herr!" fuhr ſie fort und ſtürzte zu ſeinen Füßen „Erwartet Ihr einſt Erbarmen von Gott, ſo erbarmt Euch meines Vaters! — Stellt einen Preis, was wir haben, Hab und Gut, alles nehmt, nur laßt mir den Vater — Seid menſchlich!"

„Nur für *einen* Preis iſt er zu retten, und der Preis biſt du!" erwiederte Melac mit teufliſchem Lächeln, bog ſich zu ihr nieder, hob ſie auf und ſchloß ſie ſchonungslos in ſeine Arme.

„Rührt mich nicht an!" rief ſie, ihn zurückſtoßend „Noch bin ich Euch nicht verfallen! Rührt mich nicht an!" wiederholte ſie, und ihre Hand faßte nach dem verborgenen Dolch „Es giebt Augenblicke, wo die Verzweiflung auch dem Schwachen Kraft giebt, und ein ſolcher Augenblick brächte Euch um Eure Beute!"

Melac, von dieſem unerwarteten Muthe des Mädchens überraſcht, trat einen Schritt zurück.

„Noch einmal will ich bitten, General!" rief ſie verzweiflungsvoll „Bei dem Schmerzenstode unſers Heilandes, bei der Stunde Eures Todes, bei der Stunde des Weltgerichts flehe ich zu Euch, gebt meinen Vater frei!" —

Höre einmal, Alter! — sagte der Major Blendheim zu seinem alten Georg, der in den 26 Jahren, die er bei ihm diente, vom Stallknecht bis zum Quasi-Kammerdiener und Geheimenrath avancirt war, mich langweilt das ewige Exerciren und der kleine Dienst, der Krieg ist beendet, der Friede scheint wohl für die Ewigkeit geschlossen; was meinst Du, wenn wir nach Hause gingen und von unsern Mühen endlich ausruhten, und die Husarenjacke an den Nagel hingen? —

Dächt' es auch! antwortete, den Bart streichend, der alte Husar: scheint es mir doch immer, wir wären es nicht mehr, wenn ich da unter den jungen bartlosen Husaren stehe, die alle drei Jahre um mich her verschwinden. Cameraden lass' ich nicht zurück, wenn wir gehen! —

Es wurde nun nach diesem kurzen Dialog

um den Abschied geschrieben, und die alte Haushälterin auf Biedersleben erhielt den Befehl, das Haus in guten Stand zu setzen und zum Empfang einzurichten, während Georg schon im Voraus Alles zur Abreise ordnete. Kaum war daher der gewünschte Abschied angelangt, so wurde der Schwadron ein wehmüthiges Valet gesagt — und die Reise ging heim nach der väterlichen Burg.

Der Major, ein Mann in seinen besten Jahren, wenn man bei wohlerhaltener Gesundheit einen baldigen Funfziger noch so bezeichnen kann, ritt stumm seines Weges; Georg folgte ihm eben so. Als sie des andern Tages den stumpfen Thurm von Biedersleben hervorragen und das alte Schloß zwischen Weiden und Pappeln liegen sahen, da war ihnen wunderlich zu Muthe und der Major meinte: es wäre doch ordentlich schauderhaft, wenn er überdächte, daß er dort nun seine ganze Lebenzeit zubringen, und so allein, ohne seine liebe Schwadron und seinen alten Wachtmeister, den einzigen übriggebliebenen Rest der Mustercharte vergangener Zeit, dort leben sollte. — Warum haben Sie mir nicht gefolgt, Herr Major! sagte der alte Schnurr-

bart; vor zwanzig Jahren schon rieth ich Ihnen, ein junges Weibchen zu nehmen.

Dummkopf! was hätte ich denn jetzt? — wahrscheinlich einen alten Drachen! erwiderte der Major ärgerlich und klopfte seine Pfeife so stark auf dem Sattelknopf aus, daß der alte Meerschaum in Stücken brach.

Brummend ritt er in die Hallen seiner Väter ein, würdigte die alte Haushälterin Sibylle kaum eines grämlichen Blicks, ging auf sein Zimmer, warf sich in den Lehnstuhl und besah schweigend die alte gemalte Tapete, welche die Hochzeit zu Kanaan vorstellte. Erst fesselten ein Paar lüsterne Windspiele seine Aufmerksamkeit, die, mit langen Hälsen, schnuppernd nach dem Kapaun hinaufschauten, den die leicht geschürzte jüdische Zofe herbeitrug; dann ärgerte ihn der Trompeter, welcher mit fürchterlichen Backen in eine ungeheuer lange Trompete seinen Tusch blies. Wärst Du mein Trompeter gewesen, ich hätte Dich wollen so ungeschickt blasen lehren! dachte er in sich — auch die garstigen Mohren, die mit ihren grinsenden Gesichtern umherliefen und Alles zu beobachten schienen, waren ihm höchst zu-

wider; nur die Braut sah er, trotz des stark aufgetragenen Roths, freundlich an; denn sie führte ihm die Bilder seiner Jugend und seine liebe Schwester Juliane wieder vor, welche dieser holden Braut zum Sprechen glich. Er erinnerte sich vieler Begebenheiten aus seinen früheren Tagen; er dachte, wie so manchen Verdruß diese gute Schwester ihm abgewandt hatte, welche mehrere Jahre älter, die Schutzheilige des wilden Knaben gewesen war. Er konnte sich noch recht gut entsinnen, wie er zwölf Jahr alt, an ihrem Hochzeittage, ihr gesagt: daß ihr Bräutigam lange nicht so hübsch sey, als der auf der alten Tapete; wie sie ihn da an ihr Herz gedrückt und recht wehmuthvoll angeblickt habe. Die Jugendwelt mit ihrem Zauberspiegel trat vor ihn hin, unbemerkt belebte sich das alte Schloß, und, wie in jenen frohen Zeiten, traten die alten Bekannten zu ihm, grüßten ihn freundlich und luden ihn ein, wieder im ihrer Mitte zu spielen, wie einst. Aber die Bilder der Erinnerung verflogen schnell; die Gegenwart behauptete ihr fatales Recht: sie hält uns ja immer fest, wenn wir auch auf Augenblicke ihr entfliehen. So ging es auch dem Major,

den die alte Sibylle im Hereintreten aus ſeiner idylliſchen in eine ſibylliſche Welt verſetzte und ihn krähend fragte: was er zum Abendeſſen befähle. Die Illuſion war geſtört und nur mit ſeinem treuen Georg, der mit ihm herumwandern mußte, konnte er ſich noch manchmal in die Vergangenheit wieder hineinplaudern, wobei dieſer ihn dann mit keiner Sylbe unterbrach.

Weder der junge Pfarrer, der ihm zu klug ſchien, noch ſeine verbildete Gattin, die eine zärtliche Univerſitätliebe in die Arme des geiſtlichen Herrn geführt hatte, gaben ihm Unterhaltung. Die Klagen der Bauern, oft gegründet, öfters auch ungegründet, langweilten und verſtimmten ihn, beſonders als er merkte, daß die unterthänigen Geſuche immer zahlreicher wurden, je mehr er ihre unterthänigen Bitten erfüllte. Der Gerichthalter aber, der ihn mit einem neuen modus acquirendi bekannt machen wollte, war ihm ganz unausſtehlich. Seine Nachbarn, die er der Runde nach beſucht hatte, gaben ihm auch keinen Troſt. Hier in Sumpfburg ein langer Herr von Bullendorf, der — abgerechnet eine vierwöchentliche Dienſtzeit bei den

Küraſſieren — nie aus dem Umkreis von ſechs Stunden herauszutreten den Muth gehabt; ein alter ſüßlicher Elegant, welcher der Troſt aller alten Klatſchweiber, der Vater aller Windhunde und Dachſe, und der ewige Spielball der alten Dame Langeweile war; — dort in Panſa der hochnäſige Hauptmann von Superklug, der, ohne ſeinen Namen richtig ſchreiben zu können, ſich doch in alle häuslichen Angelegenheiten ſeiner Bekannten miſchte und überall Oel ins Feuer goß, ohne auch nur einmal mit ſeiner wäſſerigen Beredtſamkeit löſchen zu können. Nun gar in Rinkendorf der taube Domprobſt mit ſeiner dicken Ehehälfte, das leibhaftige Bild des Ganzes — und wenn er vollends den proceßluſtigen Oberamtmann, den bankerotten, ſpeculirenden Finanzrath und den ſchreienden Glückpilz in Lauterbach betrachtete, ſo mußte es ihm freilich ängſtlich werden, fiel ihm ein, daß er in dieſem Cirkel ſein Leben verbringen ſollte. — Er war auch kaum einige Wochen auf der Stammburg ſeiner Väter geweſen, ſo mußte Georg zu einer geheimen Conferenz herbei. Hier machte er nach langem Räuſpern endlich den Vortrag: daß es unmöglich ſo bleiben,

bleiben, und er hier nicht aushalten könne. — Georg lachte, und der Major ärgerte sich darüber; je heftiger dieser wurde, desto selbstzufriedener lächelte jener. Endlich, als dem Major eben der Geduldfaden zu reißen schien, zeigte der Alte mit seinem Zeigefinger, fort und fort lachend, auf die Tapete; der Major, noch heftiger werdend, rief endlich in höchster Wuth aus: Nun, was will denn der stumme Esel damit sagen? — Daß Georg doch wieder recht hat, und nur die Braut den Herrn curiren kann! antwortete dieser ruhig und selbstgefällig.

So böse der Major auch gewesen war, mußte er doch über die Selbstzufriedenheit lachen, mit welcher sein Premierminister da stand und diesen heilbringenden Rath ertheilte. Sein Bewußtseyn sagte ihm, daß ihm in diesen langweiligen Tagen wohl der nämliche Gedanke durch den Kopf gegangen sei; er setzte sich auf seinen Lehnstuhl, ließ während des Meditirens seine Pfeife ausgehen und sah den steif vor ihm stehenden Georg unverwandt an. — Der Alte regte sich nicht von der Stelle, kein Auge im Kopf bewegte sich, damit ja nichts den Herrn in seinen Gedanken

stören möchte, und erst, als dieser sein: Höre Georg! anhob, bekam der Statist wieder Leben. Höre, Georg, morgen reisen wir! —

Wohin, Herr Major? —

Zur Schwester nach Willenbach. —

Gut! —

Du weißt, die hat zwei Töchter? —

Fräulein Anne und Fräulein Theodore. —

Richtig! Ja, wie lange ist es wohl her, daß wir nicht dort waren? —

I nun, zehn Jahre wohl. —

Ja, wie die Zeit vergeht! Anne war ein niedliches Mädchen von funfzehn Jahren, recht hübsch; Theodore erst zehn Jahre, die gefiel mir nicht. —

Nehmen sie Fräulein Theodore!

Warum denn diese, närrischer Kauz? —

Weil sie gut ist! —

Und Aennchen nicht? —

Nein! —

Woraus willst Du das schließen? —

Erstens, weil sie hübsch ist; die schönen Mädchen taugen selten etwas, die glauben, mit ihrer Larve sei Alles abgethan, damit kämen sie durch die ganze Welt. Zweitens,

weil Niemand im Hauſe ſie leiden konnte; das Geſinde iſt der beſte Probirſtein der Herzengüte. Drittens, weil ich ſie einmal ſagen hörte, Sie gefielen ihr nicht, wären nicht liebenswürdig, hätten zu wenig feinen Ton. —

Der Major lachte laut auf: Narr, das kann ſich in zehn Jahren viel geändert haben. —

Nur nicht verbeſſert, beſonders Numero drei nicht; auch Sie ſind zehn Jahre älter, und wahrlich in der Zeit nicht liebenswürdiger geworden. —

Meinſt Du? unterbrach ihn der Major faſt empfindlich. —

Sie ſind ein hübſcher Mann, haben ihre Geſundheit gut erhalten, man ſähe Sie wohl nur für vierzig an; aber mit den Fiſchen im Eheſtand iſt es gerade das Gegentheil, wie mit den Fiſchen im Waſſer, dort ſind die jungen Karpfen die angenehmſten, hier die alten Graubärte; darum nehmen Sie lieber Theodorchen! —

Aber, Alter, die iſt ja noch fünf Jahre jünger! —

An Jahren, aber nicht an Verſtand. Sie

glauben gar nicht, wie das kleine Fräulein so gut, so herzengut war. Wo sie mir ein Stückchen Kuchen zustecken konnte, da that sie es so gern und so freundlich, und den Armen gab sie beständig, im ganzen Dorfe nannte man sie auch nur den kleinen Engel, trotz der Blatternarben. —

Also Deine Kuchenspenderin soll ich heirathen?

Thun Sie, was Sie wollen — ich habe meine Meinung gesagt. Ich putze den Dolmann, packe den Mantelsack und sattle den Schimmel, für das Uebrige laß ich Sie sorgen.

2.

In Willenbach lebte die Amtmännin Sander schon seit zwölf Jahren als Witwe auf einem kleinen Gute, das ihr, während des Krieges, schwer zu bewirthschaften geworden war, in eingeschränkten Vermögensumständen. Sie war des Majors Schwester und das Ebenbild der Braut von Kanaan. Zwei Söhne waren außer dem Hause in Amt und Brod,

Melac schwieg „Noch einmal frage ich Euch, General, ist kein Erbarmen in Eurer Brust, muß der Vater sterben? —"

„Wenn du ihn nicht rettest, schönes Mädchen, noch heute!" erwiederte er kalt.

„Nun so vergebe mir Gott, ich muß! — Jetzt" sagte sie stolz „jetzt laßt uns unsern Handel abschließen, kalt und ruhig. Gebt Ihr meinem Vater die Freiheit, schwört Ihr mir bei Allem was Euch heilig ist, bei Gott und Eurer Soldaten Ehre, daß Ihr meine Vaterstadt schonen, sie nicht plündern, nicht den Flammen preis geben, sie mild behandeln wollt, so übergebe ich Euch meinen Leib und — meine Seele!" setzte sie zusammenschaudernd hinzu.

„Euer Vater sei frei, die Stadt werde verschont! den Schwur leiste ich und werde ihn halten!" rief Melac entzückt „Und nun Liebchen —"

„Rührt mich nicht an!" sagte sie nochmals ernst, und trat stolz zurück. „Eher würde ich mich selbst vernichten, als jetzt die Eure werden. Was ich thun soll, ist ein finsteres Werk, und gehört nur der Nacht und ihrem Dunkel an — Ich muß beten und beichten, Abschied nehmen von Vater und Mutter und meinen Gespielen, muß zu meinem Gott flehen und dies muß ich mit reinem Herzen und kann es nur unentweiht. — Mein Vater hat einen Weinberg nicht weit von hier auf der Höhe, Serach nennt man den Ort — ein kleines Häuschen werdet Ihr dort finden und ein freies Plätzchen davor, wo ich oft gesessen, und nach dem Frauenthurm und der Burg geblickt und mich der herrlichen Natur und meiner unschuldsvollen Jugend gefreut habe — dort auf diesem

und nur die beiden Töchter machten ihr noch Kummer und Sorge, besonders Theodore, die Jüngste, welche die Natur nur stiefmütterlich ausgestattet hatte. Bei einer schönen Figur war sie doch, mit dem von Blattern zerrissenen Gesicht, häßlich zu nennen, und kein blendendes Talent milderte diesen unangenehmen Eindruck. — Anne, die Aelteste, war nun zwar schon in das Jahr getreten, wo der eine Fuß noch auf dem Blumenteppich der holden Jungfrau steht, der andere aber, wenn auch zögernd, doch gewaltsam nach der Klause der alten Jungfer hingezogen wird. Schön, voller Talente, mit Witz, fast mit zu vielem Witz von der Natur begabt, hatte sie wie eine Biene ihre Blüthenzeit durchschwärmt, war von Blume zu Blume geflogen, aber immer war kein Honig an ihrem Stachel, kein Wachs an ihrem Füßchen kleben geblieben; sie kehrte immer wieder als Drohne in ihre Zelle zurück. Im siebenzehnten Jahre hatte sie den Sohn des Oberförsters von Neusebach in ihr Herz geschlossen; da kam der rüstige Lieutnant von Salbach, gewann dem Jägersmann das Terrain ab, und, o Wunder! räumte das Feld freiwillig dem Cassenrendan-

ten Habermaaß; der Landrath von
legte sein Adelsdiplom und sein Gel
Schale, sie sank, und der arme Rend
in die Luft, als wäre er falsche Mi
wesen. Doch da schwebte Adalrich
muth, mit der Guitarre im Arm,
sang auf den Lippen, die Liebe im
lustig einher. In Romanzen haud
Troubadour seine Empfindungen a
Töne seines Saitenspiels drangen
schmachtende Herz und der dicke L
mußte, trotz seines Gewichtes, dem
phantastischen Sänger weichen. Die
schwamm in einem Wonnemeer und
sche Mond vernahm eben ihr sanftes
als der schlaue Jude Elias den Tro
— welchen eine Wechselschuld nach
mantischen Willenbach zu den Füßen
den Anna geführt hatte — in ihren
mit der Polizei belauschte, die scho
das feste Band der Liebe zerriß, wel
Verlassene doch schnell wieder zu
wußte. Der Criminalrath Kaltleer w
die Holde. Er ward erhört; doch
Execution, die einige Wochen darau
Hauptstadt an einem Juden vollzogen

zu welchem erhabenen Schauspiel der sentimentale Bräutigam die holde Braut eingeladen hatte, sank die Empfindliche, bei dem Anblick des zappelnden Hebräers die Criminaljustiz verwünschend, in Ohnmacht, und fiel dem Sohne des königlichen Beamten auf Rabenbach, dem jungen Wenzel, in die Arme, der sie gutmüthig aus dem Getümmel in seinen Wagen trug. Eine alte Frau, die auf demselben ihre wandernde Bude aufgeschlagen hatte, hielt ihr ächten doppelten Korn vor und schaffte der Geängstigten etwas Luft — doch durch diese Luft schoß der kleine Gott seinen Pfeil schnell in das noch unverwundete Herz des ehrlichen Oekonomen; der Pfeil traf, nach wenigen Tagen war das Criminale mit der Oekonomie vertauscht und der reiche Erbe Aennchens Verlobter. Da erscholl der Aufruf zum Krieg; der brave Junge sattelte sein Roß, warf die Büchse um und eilte zu dem Heere des Vaterlandes — eine feindliche Kartätschenkugel riß den Myrtenkranz aus Aennchens — Locken, und wäre ihr nicht der junge, eben ordinirte Pastor loci mit seinen Trostgründen an die Hand gegangen, ich glaube, der Schmerz hätte diese liebliche Rose zer-

knickt. Dieser Mann Gottes aber sprach höchst salbungreich, sein Blick, sein Ton erhöhte noch die Wahrheit seiner theilnehmend aus seinem Munde strömenden Trostworte, der Todte wurde vergessen, die Religion befahl ja selbst, sich nicht hoffnungslos dem Schmerz hinzugeben, und gewiß würde der heilige, junge Schwarzrock die Gazelle der Wüste gefangen und in die kleine Häuslichkeit der Pfarrwohnung eingeführt haben, wäre nur nicht in dieser Zeit die kaiserlich russische Garde auf ihrem Rückmarsch durch Willenbach gekommen, hätte nicht ein reicher Graf, welcher Lieutnant bei den Husaren war, hier das Fieber bekommen und zurückbleiben müssen. Konnte, durfte wohl Anna dem Mitleid ihr Herz verschließen? war es nicht edel von ihr, daß sie sich, gleich einer barmherzigen Schwester, an das Krankenbette fesselte und selbst den Lockungen des Schwarzen nicht folgte, der mit wehmüthiger Stimme, mit Bitten und Drohen ihr Himmel und Hölle vorstellend, sie von ihrem heiligen Werke hinweglocken wollte. Der junge Mann genas unter ihren Händen, dankbar sank er seiner Pflegerin in die Arme. Der Edle versprach, ewig ihrer

zu gedenken, zurückzukehren und sie als die Gräfin Osararowsky in das Land der Reussen heimzuführen; da ihn jedoch die kluge Anna in den gehörigen Schranken zu halten wußte, so wand sich der Dankbare aus ihren Armen, flog seiner eisigen Newa zu und kehrte nicht wieder. — Aber auch der Pastor zog sich bescheiden zurück — und seit der Zeit stand die ewige Braut allein da und sah einer myrtenlosen Zukunft entgegen.

Waren aber die Myrten entflohen, so blühten doch die Rosen immer noch frisch auf ihren Wangen, das Veilchenauge glühte freundlich unter den langen Augenwimpern hervor, die rosigen Lippen hatten, von so manchem bräutlichen Kuß berührt, noch nichts von ihrem Purpur verloren. — So von der Natur ausgeschmückt, trat sie dem heirathslustigen Onkel entgegen, reichte ihm freundlich die Rosenlippen und fing das Herz des armen Husaren schon mit dem ersten Blick, dem ersten Kuß. — Bescheiden stand Theodore zurück, küßte die Hand, welche die Ihrige wohlwollend drückte; doch kein herzlicher Kuß entweihte die jungfräulich blassen Lippen, auf welchen bis jetzt noch kein buhlender Schmet-

terling den Purpur hervorgelockt hatte. Wie sollte auch ein Mädchen, das nichts zu bieten hat, als ein treues, liebendes Herz, dessen innere Gluth es überdies noch mit der eisigen Rinde des Gleichmuths überziehen und verbergen muß, wie soll das in jetziger Zeit noch einen Mund finden, der die blassen Lippen purpurn küssen, und aus dem zagenden Blick die Gluthworte: Ich liebe Dich! — hervorlocken möchte!

3.

Seit den acht Tagen, während welcher der Major in Willenbach gewesen, hatte Georg keine freundliche Miene gemacht, der Major hatte auch geschwiegen und die langen Conferenzen, die sonst gewöhnlich bei dem An- und Auskleiden Statt gefunden, waren ganz ins Stocken gerathen. — Der Major schien sich vor dem alten Präceptor zu scheuen, und dieser mochte eine Saite nicht berühren, die nicht mehr anders zu stimmen war; denn so viel sah er deutlich, daß der Major in Aennchens Netz gefangen saß. — Auch Schwe-

ster Juliane sah mit Freuden, daß ihr Bruder einem Lieblingwunsch ihres Herzens entgegenzukommen schien, und — wer möchte wohl den ersten Stein auf sie werfen — unterließ nichts, um den guten Wilhelm fest und immer fester zu knüpfen; dies war aber gar nicht nöthig, denn Aennchen hatte leichtes Spiel. Noch ehe er den Fuß in den Steigbügel setzte, um hierher zu reiten, hatte er ja schon der Hagestolzenwirthschaft Valet gesagt, und den festen Vorsatz gefaßt, nur an der Hand einer Hausfrau seinen Einzug in Biedersleben zu halten. Eine seiner Nichten sollte es seyn — und welche? — darüber hatte wohl sein Herz früher schon ziemlich entschieden. Er konnte das unliebliche Gesicht, die tiefen Pockennarben der kleinen Theodore nicht vergessen, und die damals schon aufgeblühte Anna mit ihrem Liebreize stand immer lachend und lockend vor ihm.

Noch einmal wagte Georg einen Angriff, als er ihn des Abends zu Bette brachte, und der Major ihm nicht ohne feierlichen Ernst sagte, daß er morgen mit seiner Schwester und Annen sprechen würde. — Herr Major! sagte der alte Georg, machen Sie mit mir,

was Sie wollen, jagen Sie mich aus Ihrem Dienst, prügeln Sie mich meinethalben, aber was auf meinem Herzen sitzt, das muß heraus! —

Nun, so laß es ins Teufels Namen laufen! fuhr ihn der Major heftig an. —

Na, Gottlob! Sie haben befohlen, es sei! Wenn ich da meinen guten Herrn mir so denke — begann er mit weichem Ton — der sucht ein stilles Blümchen, das ihn in seinen alten Tagen dort in der Einsamkeit auf Biedersleben erquicken und aufheitern soll, und greift nun auf eine stachlige Rose, die ihn alle Augenblicke mit ihren Dornen verwundet, die er dann gern zu allen Teufeln würfe, könnt' er sie nur wieder los werden. Seh' ich das vor mir, so thut mir das Herz im Leibe weh. Denke ich mir nun noch obendrein, daß Sie, guter Herr, die letzte Rotte sind, die aus der Feldflasche trinken soll, aus der schon so mancher Taugenichts, selbst ein kalmuckischer Russe, und Gott sei bei uns, gar der Herr Pastor genippt hat, so möchte ich Ihnen zurufen: dursten Sie lieber, setzen Sie die verdammte Feldflasche,

welche schon durch so viele Hände gegangen ist, nicht an Ihren Mund. —

Daß Dich das Donnerwetter, Du höllischer Schlingel! — schrie der Major und sprang aus dem Bette; doch Georg war schneller zur Thür hinaus, und die Treppe hinunter, wo er noch Fräulein Theodoren begegnete, die, mit dem Schlüsselbund in der Hand, ihm entgegen trat. Er faßte ungestüm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig. Wärst Du es! sagte er, vor sich brummend, und ging zu seinen Pferden.

Theodore hatte sein Gemurmel gehört, auch den Sinn der Worte verstanden; sie schlich mit Thränen im Auge auf ihr Kämmerchen, und dachte des vergangenen Abends, wo sie Zeuge einer Unterredung der Mutter mit Annen war. Hier hatte sie das Herz ihrer Schwester genau kennen gelernt, hatte deutlich gehört, daß Anna den guten, herzenguten Major nur als den Nothnagel betrachtete, woran sie das so oft verschwundene Myrtenkränzchen wieder befestigen konnte. Sie wußte, daß Anna den Onkel nicht leiden mochte, und seine eingeschränkten Vermögensumstände nicht als ein hinreichendes Surrogat

für sein Alter ansah. Sie vernahm es, wie sie weinend der Mutter sagte: Alle meine Freier waren jung und liebenwürdig, und nun soll ich einem alten Manne meine Hand geben und mich mit ihm und seinem dummen Georg in Biedersleben begraben lassen? Ich soll der Freude und Hoffnung, die mich bis hierher begleitet, gänzlich entsagen, und den süßen Traum der Liebe in diesen knöchernen Armen verträumen? Es ist hart, liebe Mutter! — aber mein sechsundzwanzigstes Jahr naht, meine Vernunft befiehlt, ich muß meinen holden Phantasien Lebewohl sagen. Wäre er reich, fänd' ich doch in seinem Gelde Entschädigung — aber so muß Anna Allem, Allem entsagen, was ihr so lieb war. — Dies und mehr noch kam Theodoren ins Gedächtniß; wehmüthig ergriff sie die Feder, setzte sich an ihr Tischchen und schrieb ihre Gefühle und Ansichten in ihr Tagebuch, worein sie Alles einzutragen pflegte, was auf ihr Gemüth oder ihren Geist einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Sie selbst liebte den Major; nicht mit schwärmerischer, sinnlicher Liebe, nein, mit dem wohlwollenden Gefühle, wodurch ein Herz zu dem Andern hingezogen

Freudenplatze meiner frühern Tage, dort sollt Ihr mich finden — dort will ich die Eure sein! —"

„Und warum nicht hier, warum dort, fern von der Stadt?"

„Wo die Blume aufblühte, wo sie in Jugendfrische prangte, will sie nicht entblättert welken."

„Hm!" unterbrach sie Melac nachdenkend.

„Oder fürchtet Ihr, mit einem Mädchen dort in der Einsamkeit allein zu sein, wo Eure Soldaten Euch nicht schützen, Eure Trabanten Euch nicht umgeben können? — Nehmt sie mit, stellt Wachen aus, laßt mich von Soldaten begleitet zu Euch führen, mir gleichviel; aber nur auf Serach — das schwöre ich bei dem allmächtigen Gott — opfere ich mich Euch; sonst nirgends!"

„Ein sonderbares Verlangen" sagte Melac spöttisch lachend — „Bist schon in meiner Gewalt, und willst mir noch Zeit und Ort bestimmen? Doch diese Sonderbarkeit hat den Reiz der Neuheit für mich — Und so sei's! — Also auf Serach! — Doch warne ich dich, spare jede List, du bleibst von diesem Augenblick, bis ich dich an dem bestimmten Ort treffe, von Soldaten umgeben. Dein Vater wird zwar noch in dieser Stunde das Gefängniß verlassen, aber in seinem Hause streng bewacht werden. Täuschest du mich, so lasse ich zünden und plündern und es ist um Euch geschehen — dann werde die Beute eines gemeinen Reiters."

„Sorgt nicht!" sagte Magdalene mit feierlichem Tone „Wenn die Glocke des Frauenthurmes Zwölfe schlägt wenn ihr letzter Schlag verhallt ist, steht das Opferlamm bekränzt vor Euch. — Thut dann, was Euch recht dünkt!"

wird, begegnete sich in ihnen die Gutmüthigkeit. Sie glaubte, bei ihrem anspruchlosen Blick in die Zukunft, recht glücklich mit ihm werden zu können, wenn er sie wählte, und verbarg den stillen Wunsch nicht, daß sie es hätte sein mögen, die er sich zu seiner Pflegerin auserkoren. Still trauernd legte sie ihr Tagebuch zusammen und erwartete den süßen Schlaf vergebens.

4.

Als Georg am andern Morgen demüthig ins Zimmer trat, war der Major schon aufgestanden und rauchte im Lehnstuhl sein Pfeifchen. Tritt nur näher, alter Bursche! sagte er; Du hast mir zwar eine schlaflose Nacht mit Deinem Geplauder gemacht, ich bin aber nicht mehr böse und weiß schon, daß Du es gut meinst; nur, Alter, von jetzt an Basta von der Sache. Ich muß gestehen, daß mir Deine Rangir-Rolle von gestern, wo Du mich in die letzte Rolle gestellt hast, eben nicht behagte; aber über das, was geschehen ist, muß ein kluger Mann die Augen

zudrücken, nicht thöricht glauben: ein junges Mädchen werde mit ihren Empfindungen so lange warten, bis es ihm beliebt, zu kommen. Ich spreche heute mit meiner Schwester und Aennchen. Ist es Gottes Wille, wird sie heute meine Braut, und dann, Alter, wirst Du Subordination verstehen!

Georg ging und brachte den Caffee, setzte ihn vor seinen Herrn hin und eine Thräne drängte sich unter den alten grauen Wimpern hervor. — Altes Weib! rief ihm der Major entgegen; doch schnell reichte er ihm die Hand und drückte die Seinige herzlich. Auch mir ist es fatal zu Muthe und das Weinen mir näher, als das Lachen; darum laß es gut sein, Alter, und nimm mir das Bißchen Muth nicht vollends!

Schweigend wurde die Toilette beendigt und der schwere Gang zur Schwester Juliane begonnen. Da gestaltete sich die Sache vortrefflich. Die freundliche Schwester ebnete den Weg, malte die kleinen Schattenpartien so freundlich aus, und die einzelnen neugierigen Fragen, die vergangenen Zeiten betreffend, wurden so sanft mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, daß der gute Major

ſich erleichtert fühlte und Aennchen ungeduldig erwartete. Sie kam, der Muth ſank, doch die Mutter that das Beſte und Fräulein Anna gab gnädigſt ihre niedliche Hand dem armen verliebten Onkel mit einer ſolchen Reſignationmiene, daß der gute Mann, dem dieſes Feld ein neues, unbekanntes Terrain war, doch bald ſtutzig geworden wäre, beſonders da Anna ſich noch die Bedingung machte, daß die ſo leidige, fatale Eiferſucht zwiſchen ihnen verbannt ſeyn müßte. Doch die Liebe ſpielt ja übermächtig mit dem ſchwachen Herzen; der Major verſprach Alles, drückte die Braut an ſein Herz und den erſten Kuß auf ihre Lippen, der ihm, wie ſonderbar, ganz anders mundete, als der Kuß, welchen noch geſtern der Oheim der Nichte gegeben hatte. — Theodore, die auch herbeigerufen wurde, wünſchte dem Onkel herzlich Glück, und ſchlich ſich leiſe und voll Wehmuth wieder davon, als die Mutter dem Bruder ſagte: Einen ſolchen Freudentag wird die Arme mir wohl nie bereiten!

Alles ſchien nun fröhlich und wohlgemuth in Wallenbach, nur Georg nicht, der faſt ſeinen Fuchs hätte ſchlagen mögen, ſo ver-

drießlich war er; und als er nun gar des andern Tags erfuhr, sein Herr fahre mit der gnädigen Frau und Fräulein Aennchen in die nahgelegene Residenz, um sich dort einige Wochen zu vergnügen, er aber solle bei den Rossen daheim bleiben, da verlor er die Geduld und sagte seinem Herrn ohne Umschweife: er habe seine Pferde lieb, seinen Herrn noch lieber, und wenn er erst so lange Zeit von ihm entfernt gehalten würde, wolle er sich lieber ganz zurückziehen und den jungen Laffen von Bedienten Platz machen, der dem Fräulein angenehmer zu seyn schiene. — Der junge Laffe kam mit nach der Residenz und Georg folgte dem Wagen mit den Reitpferden. So zogen sie denn in die Wunderstadt ein, wo eben das Carnaval Freuden in Fülle versprach, und die Hofräthin Gleich, Annens Jugendfreundin, sie sehnsuchtvoll erwartete. Theodore blieb zu Hause.

5.

Der arme Major befand sich hier in einer neuen Sphäre. Von jeher hatte das Pflaster

der Hauptstadt unter seinen Sohlen gebrannt, und nur so lange er gezwungen sich aufhalten mußte, gewiß keinen Tag länger, hatte er dort verweilt. Jetzt lagen vierzehn Tage vor ihm, während deren er sich dort herumtreiben und der schönen Braut aus einem Putzladen in den andern folgen mußte. Als ihm nun gar eines Tages das Unglück widerfuhr, daß ihm ein junger Ladendiener zuredete, doch ja diesen schönen Shawl für das Fräulein Tochter zu kaufen, als Anna ihn öffentlich immer nur: Lieber Onkel! nannte, da wurmte es ihn und er verwünschte die Hauptstadt mit allen Boutiquen und Putzmacherinnen. Ueberdies schien die liebe Braut sonderbaren Gefallen an Allem zu finden, und er meinte schon in den ersten Tagen, daß ein eigener Bagagewagen nothwendig wäre, alle die gemachten Einkäufe an Hüten, Kleidern, Shawls, Pelerinen und Schuhen fortzuschaffen. Alles stand der Holden an, und der arme Mann schlenderte fast täglich mißmuthig und bepackt hinter seiner Amasia her.

Eines Morgens gingen sie an dem Hause eines Lotteriecollecteurs vorbei. Auch hier konnte Anna ihrer Lust, zu haben, nicht wi-

derſtehen. Lieber Blendheim! ſagte ſie ſchmeichelnd, ſich feſter an ſeinen Arm hängend; verſuchen Sie mein Glück, kaufen Sie mir ein Loos, ich gewinne gewiß! — Wohl oder übel, er trat hinein, in vierzehn Tagen war die letzte Ziehung; er bezahlte fünf Friedrich-d'or, überreichte Annen das Loos und ſagte freundlich: Möge es zu Ihrem, möge es zu meinem Glücke beitragen! —

Wollen Sie denn nicht auch eins für ſich nehmen? fragte ſie. —

Ich bedarf keines mehr, ich habe ja mein glückliches Loos ſchon! erwiderte er, ihre Hand herzlich drückend.

Schleicht ſich die Liebe in das Herz eines alten Hageſtolzen, ſo rächt ſie ſich grauſam für das lange Entbehren ihrer Herrſchermacht. Sie waltet unumſchränkt, ſie neckt und plagt den ehrbaren Junggeſellen, und hat ſie Alles vergebens verſucht, ihn zu quälen, ruft ſie endlich die Eiferſucht zur Hülfe, dann gelingt das Unheil ihr gewiß. — Nichts hatte dem guten Blendheim bis jetzt ſein Glück ſo eigentlich trüben können. Gelaſſen war er des Morgens von einem Kaufladen zum Andern gewandert, duldſam hatte er des Nachmit-

tags Alles mit seiner Braut besehen, war des Abends ins Schauspiel und ins Concert gegangen; selbst die Päckchen, welche er am Morgen nachtragen mußte, selbst die Bonbons, die Abends seine Taschen zum Fouragemagazin machten, hatten ihn nicht aus seinem Gleichmuth gebracht. Er hatte wohl in der Stille vor sich hin gebrummt, aber ruhig fortgetragen und willig das geleerte Magazin wieder gefüllt; aber jetzt stand ihm eine Katastrophe bevor, die ihm doch zu neu war, um auch sie ganz gelassen zu erdulden.

Die Hofräthin Gleich — eine Frau nach dem Ton der Residenz — wünschte ihrer Jugendfreundin den Aufenthalt in der Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen, arrangirte alle Partien, begleitete sie in alle Handlungen und half fleißig aussuchen, und des guten Onkels Geldbeutel leeren. Ihr gefälliger Bruder, der Herr Referendarius Schwarz, besorgte treulich die Logenbillets, und diese sorgsamen Freunde hatten weiter keinen Nutzen von ihrer uneigennützigen Gefälligkeit, als daß ein Plätzchen in der Loge für sie immer mit besorgt wurde, sie immer Theil an den Partien nahmen, die ihnen, wie

billig, nichts kosteten. Ueberdies schien der bescheidene Referendarius sattsam belohnt, wenn Aennchens Veilchenauge freundlich dankbar auf ihn hinsah; doch verschmähte er auch den leisen Händedruck nicht, den der gute Major einmal bemerkt zu haben glaubte und weßhalb er ein verdrießliches Wort der holden Braut ins Ohr flüsterte. —

Mein Gott! wie schwach ist Ihr Glaube, mein guter Onkel! entgegnete sie lächelnd, und wie schnell haben Sie Ihr Versprechen, nicht eifersüchtig zu seyn, vergessen! — Er schwieg, aber der Groll blieb in seinem Herzen, und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, am heutigen Abend auf die Redoute zu gehen.

6.

In einem papageigrünen Domino, die gute Mama und die schöne Braut am Arm, trat er in den Saal, wo ihnen gleich die Hofräthin entgegen kam, sich zu erkennen gab und sich ihnen anschloß. Sie und Anna waren als Fledermäuse maskirt, wovon Hun-

derte ihnen ganz gleiche in dem Saale herumschwirrten. — Dem Major war das Gewühl und die ausgelassene Maskenfreiheit immer fatal gewesen; heute noch mehr als je, da, sonderbar, eine Menge Masken sich zur Hofräthin und zu Annen gesellten, von der Mama und ihm aber keine Notiz nahmen. Endlich traf auch ihn die Reihe; ein leiser Schlag auf die Schulter zeigte ihm einen Hanswurst, der plötzlich vor ihm stand und ihn um seine Hand bat. Er gab sie; der Hanswurst betrachtete sie im vollen Lachen und sagte: Laß der Herr das Freien, es wird ihm gereuen! —

Und der Herr den Spaß! entgegnete unmuthig der Major, er könnte ihm noch übler bekommen! — Der Hanswurst machte eine komische Reverenz und mischte sich unter die Menge. Ein kleiner Tabulettkrämer trat nun heran. Nichts zu kaufen gefällig, meine schönen Herren und Damen? sagte er freundlich; ich verkaufe wohlfeil, gebe Alles umsonst! — Hiermit reichte er Jedem eine Kleinigkeit und verschwand. Die Mutter öffnete ihr Schächtelchen; eine Henne von Marzipan saß darin, ein Gerstenkörnchen im Schnabel; unten standen die schön geschriebenen Worte: Endlich

habe ich Futter gefunden für mein Küchlein! — Zu gleicher Zeit eröffnete der Major sein nett gesticktes Kästchen; eine kleine rothe teufliſche Hahnenfeder lag darin, unten ſtanden die Worte: Ausſteuer für Hageſtolze! — In dem kleinen Souvenir, was Aennchen zu Theil geworden, befand ſich ein zierliches Gemälde, welches ein Körbchen vorſtellte, worin eine Menge Blumen zerſtreut lagen; eine niedliche Hand hielt eine halb verwelkte Aſter empor, und unten ſtanden die Worte: Nach langer Wahl das ſchlechteſte Loos! — Die Mutter ſteckte verdrießlich ihre Marzipanhenne in den Mund und verſchluckte ſo die Pille ſammt dem Gerſtenkorn. Der Major überreichte ſeine Samielsfeder der glühenden Anna, mit der Bitte, gefälligen Gebrauch davon zu machen, während dieſe, in Erinnerungen verſunken, die Roſe und das Veilchen, den Fliederſtrauß und die Jonquille, Alles mitleidlos zerpflückte und jetzt noch die Aſter ſo recht bedächtig von einander riß.

Ein ſonderbarer Witz! ſagte der Major zu ſeiner Schweſter, und bemerkte nicht, daß, während der zerſtörenden Expedition, Aennchen von ſeinem Arm gekommen und jetzt mit

Bei diesen Worten schrak Melac zusammen, er gedachte des wilden Jägers — „Warum wählst du die Stunde der Mitternacht?“ sagte er finster „Warum willst du meine Ungeduld so lange zügeln?“

„So war es mir befohlen“ erwiederte sie.

„Und wer gab dir diesen Befehl?“ — fragte Melac gespannt.

„Eine Stimme von oben, ihr muß ich folgen.“

„Eine Stimme von oben?“ wiederholte Melac vor sich hin „Nun gut!“ sagte er dann und suchte sich zu fassen — Sein Auge sah nicht mehr auf die schöne Gestalt der Jungfrau, es starrte auf den Boden, es schwelgte nicht mehr in den Reizen des Mädchens, er sah nur den wilden Jäger vor sich stehen, hörte nur die Worte: „Um Mitternacht wird Gericht über dich gehalten!“ — Schweigend stand er so eine Weile da, dann hob er plötzlich das gesenkte Haupt, blickte mit flammenden Augen auf das Mädchen, das vor diesem Blick erbebend „Auf Wiedersehen!“ ausrief, und schnell, als verfolge sie ein Geist, davon eilte. Melac, noch an die Erscheinung denkend, hielt sie nicht auf, sah lange noch sinnend auf die Stelle, wo sie vor ihm gestanden, „Ja!“ rief er endlich „Ja, um solch einen Preis wag ich den Kampf mit der Hölle! — Was kann ich dabei verlieren? Eine Schuld mehr oder weniger, das ist ja gleich — Ich will mich nicht beugen, will nicht vor eitlen Drohungen erbeben, will enden, wie ich begonnen!“ rief er dann entrüstet, „sie ist des höchsten Preises werth.“ Er gab die nöthigen Befehle zur Befreiung Benedikts und versuchte im Weine die Erinnerung zu tödten, und von den lockenden Bildern, die sich seine Phan-

der Hofräthin ganz von ihm weggedrängt war. Er ſuchte ſeine verlaſſene Schöne vergebens; wohl zehn Fledermäuſe ſchwirrten an ihm vorüber, wohl Zehne redete er mit: Liebes Aennchen! an, Zehne lachten ihm ins Geſicht. Ihn trieb eine quälende Angſt im Saale umher, die keuchende Juliane konnte kaum folgen. Da erblickte er den Tabulettkrämer; wüthend, ſeine Begleiterin verlaſſend, ging er auf ihn zu; doch dieſer erwartete ihn ganz ruhig und bot ihm noch mehr von ſeiner Waare an. Da indeſſen der Major immer heftiger wurde und verlangte: er ſolle ſich zu erkennen geben, und endlich alle Mäßigung vergaß, miſchte ſich die Polizei in die Sache: er wurde höflichſt gebeten, den Saal zu verlaſſen.

7.

Da ſtand nun der Unglückliche! Was ſollte er thun? — hinein durfte er nicht wieder. Einen andern Domino nehmen, ein neues Billet kaufen das fiel dem in dergleichen ſo Unbeholfenen nicht ein. So ſtand er eine

Viertelstunde vor dem Saale; keine Juliane, keine Anna kam. Die Residenz, die Redoute und sich selbst verfluchend, trabte er in dem fürchterlichsten Wetter nach Hause, wo ihn sein treuer Georg theilnehmend empfing. — Ihm, dem Vertrauten, schüttete er nun sein zermalmtes Herz aus, gestand ihm seine Eifersucht offen, gestand ihm, daß er wohl fühle, er habe einen dummen Streich gemacht und es besser gewesen sei, er hätte ihm gefolgt, und verlangte nun in seiner Todesangst einen Rath. —

Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, lieber Herr! antwortete Georg ganz gelassen; Fräulein Anna hat Ihr Wort, und das brach der Major Blendheim noch nie. Also was wir hätten thun sollen, davon Punktum! Was aber zu thun ist? —

Ja, alter Freund, was ist zu thun? —

Morgen anspannen lassen und nach Willenbach zurück; das Hausregiment führen, wie die Schwadron und so kräftig vor der hübschen Braut dastehen, wie einst vor den schmucken Husaren. Dann wird sich schon Alles fügen, besonders wenn das Plänklervolk durch ein paar Kartätschenschüsse zurück-

geſcheucht und ſo das Terrain von dieſem Ungeziefer rein gehalten wird.

Während der Alte den Thee beſorgte, faßte des Major tauſend heroiſche Entſchlüſſe und hielt jetzt ſchon, in der Stube auf- und abſchreitend, die Rede, mit welcher er ſich noch heute auf den Thron der häuslichen Macht ſchwingen und die Sünderin empfangen wollte. — Da rollte ein Wagen vor das Hotel, er hörte es nicht. Es klingelte, er vernahm es nicht — immer ſchneller wurde ſein Schritt, immer ſtärker ſeine Stimme, immer heftiger ſeine Rede. Jetzt öffnete ſich die Thür; zwei Fledermäuſe ſchwirrten herein, und ſeine Ohren traf im nämlichen Augenblick ein ſolcher Schwall von Worten, daß ihm die eigene rührende Rede verging, und er nur ſtaunend hören konnte. — Iſt das wohl erlaubt, lispelte Aennchen, aus Bequemlichkeit ſich ſo ſchnell zu entfernen? —

Und mich, ſchalt Juliane, mitten im Saale ſtehen zu laſſen, wo ich weder aus noch ein gewußt hätte, wäre nicht der artige Bruder der Frau Hofräthin. — —

Ja, eben der! rief der Major zornig aus, riß dem hereintretenden Georg den Präſentir-

teller aus der Hand und rief ihm ein barsches: Geh! zu. —

Hätte der nicht die Artigkeit für die Mutter gehabt, sie zu mir zu führen —

Zu Dir —

Ja, zu mir, lieber heftiger Blendheim! sagte Anna und küßte ihm schmeichelnd den Mund, so hätte die arme Mutter noch jetzt vergebens nach uns suchen müssen. —

Ich alte Frau so allein unter lauter fremden, unbekannten Gesichtern! unterbrach die Mutter die eben beginnende Rede. —

Und sag' mir nur, lieber, guter Onkel! unterbrach Anna die Eifernde; wie konntest Du mich verlassen? Ach, ich wandle ja so gern an Deiner Seite, das weißt Du — sie hing sich zärtlich an ihn und sah schmeichelnd zu ihm auf — durch's ganze Leben!

Es wurde dem Major ganz wundersam um's Herz, als dieser Sirenenton in seine Ohren, der schmachtende Blick in sein Auge drang und die verführerischen Lippen wieder seinen Mund berührten. — Nun schweigt nur! sagte er freundlich, seine Wuth war schon verraucht. Setzt Euch, trinkt Thee mit mir,

und packt dann ein, denn morgen früh reisen wir ab. —

Morgen früh? rief Anna. —

Ja, liebes Kind, morgen früh. —

Mein Gott, wir wollten ja noch drei Tage hier bleiben? —

Gleich viel, wir reisen! —

Morgen ist ja der unmaskirte Ball, übermorgen wird ja erst die Lotterie gezogen; wenn ich nun etwas gewinne? —

Wird uns das Glück schnell genug nach Willenbach folgen. —

Lieber Onkel! —

Wir reisen morgen bestimmt. —

Lieber Blendheim! —

Unabänderlich! —

Herzenbester Wilhelm; nur bis übermorgen, bitte, bitte! sie warf ihre Fledermausflügel ab, schlug die niedlichen Arme um seinen Hals und der innigste Kuß glühte auf seinen Lippen. — Halte sich da, wer kann. Einem solchen Blicke widersteht kein Mann, wenn nicht ein Wunder geschieht. —

Gnädiger Herr! um welche Zeit befehlen Sie, daß angespannt wird? jetzt ist es schon zwei Uhr! sagte Georg im Hereintreten. —

Um neun Uhr! rief Blendheim, dem sein alter Georg der rettende Engel war; Punkt neun Uhr! — Aennchen weinte, die Mutter brummte und murmelte so etwas von ungefällig, lieblos; doch der Major schenkte reichlich Thee ein und präsentirte ihn den Damen. Sie dankten.

Hört Kinder! sagte er, nachdem er seine Tasse geleert hatte; nun ein ernstes Wort: Ich bin an ein strenges Commando gewöhnt; nach dieser löblichen Gewohnheit werde ich auch meinen Hausstand einrichten; ich bitte deßhalb, laßt das Knurren und die Thränen weg, seid hübsch vernünftig! —

Mutter und Tochter gingen schweigend zur Ruh; die Mutter betete andächtig ihren Abendsegen, und Anna, an den lieben Referendarius denkend, summte vor sich: Vergiß mein nicht, du Theurer, den ich meine! — Der Major aber reichte seinem Georg die Hand so gloriös, wie nach einer gewonnenen Bataille.

8.

Als am nächsten Morgen der Wagen durch die Straße fuhr, wo die Hofräthin wohnte, rief Aennchen: Halt, Kutscher! — Die vier Braunen hielten; geschäftig sprang Monsieur Johann vom Wagen. —

Was soll das? fragte der Major. —

Erlauben Sie nur einen Augenblick, lieber Onkel! sagte die Eilige. Johann, laufe Er hinauf zur Frau Hofräthin, und ersuche Er sie, nur einen Augenblick zu mir sich herunter zu bemühen. —

Schicklicher wäre es wohl, fiel ihr die Mutter in die Rede, selbst zu gehen und der Madam Gleich oben zu sagen, was Du ihr mitzutheilen hast.

Das dächte ich auch! bemerkte der Major, während Aennchen in ihrem Arbeitkörbchen suchte, dieses in die Hand nahm, dann den Kutschenschlag hinab und ins Haus hüpfte. — Erst als sie fort war, fiel dem Major ein, daß der saubere Herr Referendarius auch da oben wohne, und er verwünschte seine Thorheit, die dem flinken Aennchen selbst den

Weg zum zärtlichen Lebewohl gebahnt haben konnte. Doch faßte er sich und blieb während drei Minuten still auf seinem Sitze; aber nun wurde es ihm zu lange; er sprang aus dem Wagen die Treppe hinauf und fand — den Herrn Referendarius wirklich gegenwärtig, und die liebe Anna, welche wahrscheinlich den Onkel aus dem Wagen hatte springen sehen, in süßer Umarmung ihrer Freundin, ihr Lebewohl sagend und sie nochmals an das Versprechen erinnernd, um dessentwillen sie vorgab, heraufgekommen zu seyn: ihr nämlich, sobald sie etwas in der Lotterie gewonnen habe, einen Expressen zu schicken. Sie sagte noch einmal der Jugendfreundin ein herzliches Lebewohl, warf dem trostlos schmachtenden Referendarius einen verstohlenen Blick zu und eilte mit ihrem Bräutigam zum Wagen.

Blendheim war verstimmt, Anna aber wieder fröhlich und gut gelaunt; sie hatte die feste Ueberzeugung, daß auf ihr Loos ein bedeutender Gewinn fallen würde, sie behauptete, eine innere Stimme riefe es ihr zu, und diese täusche sie nie. Nach und nach theilte sich ihr Frohsinn auch dem Major mit, und als der Wagen in den Hof zu Willenbach einfuhr,

einfuhr, stiegen Alle fröhlich aus und wurden noch fröhlicher von Theodoren empfangen.

Während die Frauen auspackten und zu sorgen hatten, daß die Schachteln und Kästchen unbeschädigt heraufgebracht wurden, ging der Major nach seinem Zimmer. Er mußte an Theodorens Stube vorbei; sie stand offen, ein Buch lag auf dem Tische, in welchem sie geschrieben zu haben schien. Unwillkürlich trat er in das Zimmer, blickte, ohne gerade neugierig zu seyn, in das aufgeschlagene Buch, sah seinen Namen darin und konnte nun nicht mehr widerstehen. Er las:

Schwaches Herz, dulde und schweige! — Möge sie ihn so glücklich machen, wie ich es wünsche, wie ich ihn, ach! gewiß beglückt haben würde, wenn er durch die Narben meines Gesichts in mein Inneres, in mein liebendes Herz hätte schauen können, das sein edles Gemüth erkennt und schätzt, und in seinem stillen Kreise sich unaussprechlich glücklich gefühlt haben würde. So aber mußt' ich dulden und schweigen. Leb' denn wohl, guter Onkel, sei glücklich und nicht hart gegen Anna's Fehler. Möge

sie nie Deine Tage Dir trüben, möge nie mein schwaches Herz —

Hier war der Satz unterbrochen; gewiß hatte sie eben den Wagen gehört und war hinausgeeilt.

Schweigend ging der Major in seinem Zimmer auf und ab. Georg trat mit den Sachen herein; der Major bemerkte ihn nicht. Georg packte aus. Hier! sagte er endlich, dem Major ein Päckchen reichend, das Kleid für Fräulein Theodore; ich habe es recht gut verwahrt! — Der Major nahm es! betrachtete es eine Weile, dann ging er hinunter zu den Frauen, die noch emsig Alles aus der Residenz Mitgebrachte besahen.

Hier, meine liebe Theodore! sagte Blendheim mit einiger Aengstlichkeit im Ton; hier ein kleines Geschenk für Dich, damit Du siehst, daß ich Dich in der Residenz nicht ganz vergessen habe! — Dankend nahm Theodore die Gabe und wollte ihm die Hand küssen; da bog er sich nieder und küßte sie, drückte sie gerührt an sein Herz und ging in den Garten. Es war ihm wunderbar zu Muthe.

taſſe jetzt ſchuf, die widrigen Fratzengeſtalten zu bannen, die ſie ewig umgaukelten. Aber vergebens, der wilde Jäger trat drohend vor ihn, der wahre Muth war in ihm erloſchen, nur der Muth der Verzweiflung flammte noch wild in ihm auf.

Magdalene war von der Burg nach dem Vaterhauſe geeilt. Hier fand ſie Alles wie verödet, nirgends Leben, überall war es wie ausgeſtorben. Sie ſchlich die Treppe hinauf, nach dem Stübchen der Mutter und ihre Hand bebte, als ſie die Klinke ergriff, ſie zu öffnen; endlich trat ſie ein. Tiefgebeugt mit bleichem, kummervollen Antlitz ſaß die alte Frau allein auf ihrem Lehnſtuhl; bei dem Anblick ihrer Tochter erhob ſie ſich, wollte ihr entgegen, aber vermochte es nicht.

„Habe ich doch noch die Freude vor meinem Ende“ ſprach ſie, ihr Kind an die Bruſt drückend „Habe ich dich doch wieder, meine gute Magdalene! Ach, wäre dein Vater nur hier, könnte er dich nur noch einmal ſehen, dich nur noch einmal in ſeine Arme ſchließen, ehe die Schergen ihn morden —“

„Sorgt nicht, Mutter!“ tröſtete ſie Magdalene — „Die Schergen werden den Vater nicht morden, er wird bald hier ſein, faßt Euch nur, wenn er kommt, daß die Freude Euch nicht tödte — er iſt gerettet!“

„Durch dich?“ fragte die Mutter zitternd.

„Ich glaube durch mich“ ſagte ſie ergeben und küßte der Mutter die Hand. Da öffnete ſich die Thüre und Benedikt trat ein.

Als er wieder in den Saal trat, Theodoren geschäftig Alles besorgen, mit Emsigkeit und doch geräuschlos das Nöthige ordnen sah, fiel ihm zum ersten Mal die schöne Gestalt, der regelmäßige Bau ihres Körpers auf; er konnte gar nicht begreifen, wie er das früher übersehen habe. Auch das Gesicht war nicht mehr wie sonst; die Blatternarben nicht mehr so tief und es verstellend. Er wußte sich gar keine Rechenschaft von dieser Veränderung zu geben, sah immer Theodoren nach, und, weiß Gott, zu welchem Ideal der Schönheit seine Phantasie sie noch gezaubert hätte, wäre nicht Annens Rosenblüthe vor ihn getreten, hätte nicht ihr lockender Kuß und ihr Liebkosen — frivole Kinder der Freude über die ausgepackten Geschenke — ihn in ein anderes Eden versetzt. — Aber auch am folgenden Tage wich diese Illusion nicht, und er begriff nun wohl, daß die Worte des Herzens, welche Theodore ihrem Tagebuche vertraut hatte, die Zauberformel waren, welche diese Verwandlung in ihm hervorgebracht hatte. Inniges Mitleid für die Zurückgesetzte schlich in sein Herz; freundlich, zuthulich, selbst innig wurde sein

Betragen, und entlockte dem ſtillen, ruhigen Geſicht des Mädchens oft ein dankbares Lächeln;

9.

Den zweiten Tag nach der Rückkehr aus der Reſidenz ſaß die Familie Nachmittags im traulichen Stübchen. Der Wind ſtürmte fürchterlich, die Schneeflocken wirbelten in der düſtern Luft, da ſprengte ein Reiter in den Hof. — Was will der Burſche? rief der Major, als er ans Fenſter getreten war und den Referendarius Schwarz abſteigen ſah. Anna wurde roth und die Mutter ſagte verdrießlich: Kann auch nicht begreifen, was der hier will! —

Jetzt ſtürzte der Referendarius herein, eilte auf Anna zu und rief ihr entgegen: Von Niemand wollte ich mir das Vergnügen nehmen laſſen, der Ueberbringer einer fröhlichen Nachricht zu ſeyn. —

Mein Loos?! fiel ihm Anna in die Rede. —

Hat 50,000 Thaler gewonnen, meldete der Angekommene, noch halb außer Athem. Meine

Schweſter ſchickte heute früh, nach beendigter Ziehung, Ihre Nummer zu dem Collecteur und erhielt folgende Antwort: Es freut mich, Ihnen berichten zu können, daß die Nummer, nach welcher Sie fragen, ſo eben 50,000 Thaler gewonnen hat. Kaum daß ich dieſe Nachricht erhielt, ſetzte ich mich zu Pferde und ſprengte hierher, um der Erſte zu ſeyn, der Ihnen die Botſchaft brächte.

Dieſe Nachricht hatte auf Alle einen ſonderbaren Eindruck gemacht. Die Mutter ſtand am Ofen, faltete die Hände und betete im Stillen; Theodore fiel mit ungeheuchelter Freude der Schweſter um den Hals, die ſich im Gegentheil nicht recht zu freuen ſchien. Der Major ſah ernſt vor ſich nieder und verließ das Zimmer. — Endlich erholte ſich Anna, Freude glänzte in jedem ihrer Züge; ſie ſank bald ihrer Mutter, bald Theodoren um den Hals, und ſelbſt der geſchäftige Referendarius wurde bei dem Ausbruche ihrer Fröhlichkeit nicht ganz vergeſſen. Sie trat dann zu ihm ans Fenſter, ſprach leiſe, aber angelegentlich mit ihm, und Theodore ſah bald ſie, bald die Mutter ſorgſam an.

Noch ſtanden die Beiden in dieſer trau-

ten Stellung, noch verwunderte sich Theodore über Annens sonderbares Benehmen, als der Major mit Georg hereintrat und den Referendarius sehr höflich bat, es sich bequem zu machen; trockne Kleider würde ihm Georg reichen, er möge nur einstweilen auf des Majors Zimmer gehen, bis das Seine geheizt sei. Er sagte dies so dringend und so vorsorglich, daß der Referendarius — dem alten Georg folgen mußte. — Als sie nun wieder allein waren, trat der Major vor Anna und seine Schwester und sagte, ihre Hände ergreifend: Liebe Juliane! Du weißt, wie ich Dich seit meiner Kindheit geliebt und mein ganzes Leben hindurch gern Alles gethan habe, was Dir meine Liebe beweisen konnte. Wie ich nun in meinem Biedersleben so allein saß und die Langeweile mich plagte, da kam die Sehnsucht, sich ein Weib zu nehmen, in das Herz des alten Hagestolzen; ich dachte an Dich, an Deinen Wunsch, Deine Tochter versorgt zu sehen, an die Freude und den Trost den ich Dir bereiten konnte; ich ließ satteln und eilte hierher. — Auch gestehe ich, mir schwebte die kleine Anna immer noch leiblich vor, Anna die Jungfrau gefiel mir

noch beſſer, und ſie wurde meine Braut. — Seitdem habe ich aber wohl geſehen, daß Manches unter uns nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. Geſteh' es nur, Anna, geliebt haſt Du mich nie; deßhalb — nun, — Du bedarfſt mein nicht mehr; die reiche, ſchöne Anna verdient einen jüngeren, liebenswertheren Mann — ich dächte, wir trennten das Band und Du wähltest Dir unter den Söhnen des Landes einen Gefährten, mit dem Du gern Deine Lebenbahn durchwandeltest; ich will gehen und ſuchen, ob ich ein Herz finde, das den Alten noch ſeines Herzens wegen liebt.

Die Mutter ſah verlegen vor ſich hin. Meine Stimme kann hier nicht entſcheiden! ſagte ſie endlich; Anna nur, der Du ſo freundlich ihr Schickſal in ihre eigne Hand zurückgegeben, darf hier beſtimmen. —

Und Du, Anna? fragte der Major, ihr geſenktes Köpfchen bei dem Kinn hebend, was ſagſt Du?

Lieber Onkel! antwortete dieſe, ſeine Hand küſſend, Du biſt ſo gut, ſo herzengut, Du willſt mein Glück, ſelbſt mit Aufopferung

des Deinigen, daß ich nicht weiß, wie ich mich dankbar genug gegen Dich beweisen soll — ich nehme Dein Anerbieten an. —

Anna! rief Theodore, rasch auf sie zutretend, Du könntest — ? —

Laß sie, Theodore! sagte der Major sanft; es ist für uns Beide besser. — Du bist frei, Anna! wähle vernünftig und zeige, daß Du das Glück verdientest, was Dir der Himmel gab!

Ich glaube, Alle waren heute in Willenbach zufrieden und glücklich; nur Theodore ging, eine Thräne im sanften Blick, still zur Ruhe.

10.

Schon am andern Tage sah die Mutter, daß ihres Bruders Warnung an Annen vergebens gewesen war, denn sie konnte ihre Neigung zu dem Referendarius kaum verbergen, und nur eine ernste Unterredung der Mutter mit ihr über diesen Punkt hielt sie von der Thorheit ab, schon jetzt öffentlich

ihre

ihre Liebe zu gestehen. — Theodore war den ganzen Tag über in häuslichen Geschäften; sie schien den Major zu vermeiden, dieser sie aufzusuchen. Endlich, als es schon dämmerte, sah er sie auf ihr Zimmer gehen; er folgte ihr und sagte zu Georg: Bete, Alter, daß dieser Gang zum Heil sei! — Gewiß, gewiß! sagte dieser, ihm die Hand drückend: Sie gehen einen guten Weg!

Theodore saß, den Kopf auf die Hand gestützt, sinnend da, als der Major eintrat. Höre, liebes Kind! sagte er, ihre Hand ergreifend, seitdem ich bei unserer Rückkehr in Deinem Tagebuche las, ist es mir sonderbar um das Herz geworden. — Die Arme glühte hoch auf vor Schamröthe. — Die Vorsehung hat meine Thorheit nicht bestraft, der Himmel vielmehr mich väterlich bewahrt. Frei ist mein Herz, frei meine Hand; nimm beide, gute Theodore, werde eine treue, sorgsame Hausfrau, sei mein liebendes Kind, das mich in meinem Alter pflegt, und mit mir Freude und Sorge, Noth und Kummer theilt! — Du schweigst? — Sie sank ihm an die Brust; Thränen erstickten ihre Worte. — Komm, lie-

bes, frommes Kind! sagte Blendheim
rührt; Du weißt, ich thue gern Alles v
und rasch — willst Du, so gehen wir hin
ter zur Mutter und bitten um ihren Segen
Sie nickte verschämt mit dem Köpfchen.

Als sie aus der Thür traten, stand Ge
die Hände gefaltet, vor ihnen und k
Theodorens Hand. Er ging ihnen dann f
dig voran und eröffnete, wie zu einer fe
lichen Begebenheit, das Wohnzimmer. —
stürzte Anna dem Onkel weinend in die Ar
Mein guter, mein lieber Onkel! rief sie a
verzeih, verzeih mir! —

Was Dir verzeihen? sagte der Maj
danken muß ich Dir, weil Du mich dies
Herzen zuführtest, das mich innig und w
im Verborgenen liebte. Nicht wahr, g
Mutter, Du vertraust mir Deine Theodore?

Gerechter Gott! wie wunderbar sind De
Wege! rief die Mutter aus; der Himm
segne Dich, mein frommes Kind! sagte
dann, und drückte Theodoren an ihr He
Auch Dir vergebe Gott die Thorheit! — fu
sie, gegen Anna gewendet, fort, die in Th
ren neben dem verlegenen Referendarius sta

der einen Brief in der zitternden Hand hielt. — Endlich entriß sie ihm den Brief. Geh', geh', Abscheulicher! rief sie aus, und sah zornig dem Hinwegeilenden nach. —

Aber was ist Euch? fragte der Major, Du bist ja außer Dir, Anna; auch Du zitterst, Juliane? — Statt der Antwort fiel ihm Anna mit Heftigkeit um den Hals, und stürzte zur Thür hinaus.

Die geträumte Freude über die gewonnenen 50,000 Thaler war von kurzer Dauer gewesen.

Anna hatte in der Eile, statt 14,327 welche Nummer sie hatte, 14,227 auf den Zettel geschrieben, und grade diese in der nämlichen Collecte 50,000 Thaler gewonnen. — Deshalb der Irrthum, von welchem die Hofrä'hin durch einen hinkenden Boten, die Anzeige nachschickte. — Der schmachtende Adonis war bei dieser Nachricht still zurückgetreten, und Anna aus ihrem Himmel wieder in die Wüste des alten Jungfernstandes geschleudert.

So oft künftig die Lotterie gezogen wurde, segnete der Major das Glückrad, welches ihm das große Loos durch Theodoren beschеert

hatte, in deren Blatternarben er für sich täglich mehr Anmuth fand. — Der schönste Schmuck eines Weibes, der einzige unvergängliche Reiz dieses holden Geschlechts — rief er oft aus — ist doch ein gutes, liebendes Herz, ein frommes reines Gemüth!

„Vater, geliebter Vater!“ rief sie und stürzte zu seinen Füßen — Er aber stieß sie von sich, reichte schweigend der erschrockenen Barbara die Hand, und achtete der Tochter nicht, die sich jetzt langsam erhob und sich dem Vater näherte. „Ihr irrt Euch in mir, Vater!“ sagte sie mit Stolz. Benedikt warf einen verächtlichen Blick auf sie und schwieg.

„Wollt Ihr mein Richter sein,“ fuhr sie fort „so laßt mich wissen, wessen Ihr mich beschuldigt.“

„Danke ich dir meine Freiheit?“ fragte er zornig.

„Ja, Vater!“

„So sei die Stunde verflucht, wo man mir die Ketten abnahm, der Tag verflucht, der mich wieder das Licht der Sonne erblicken ließ! — Für solchen Preis lieber tausendfachen Tod! — “ Magdalene wollte ihn unterbrechen, er aber fuhr entrüstet fort. „Entehrt, mit Schande in das Grab sich legen, dort zur Ruhe zu gehen! — O, wo wäre da Ruhe; nicht im Himmel, nicht in der Hölle, nicht in kühler Erde findet sie der mit Schande Belastete. — Ich wähnte mich ein stattlicher, kraftvoller Mann, nun ist mein Muth gebrochen, denn mein Kind ist — entehrt.“

„Barmherziger Gott!“ schrie die Mutter auf, und barg mit zitternden Händen ihr weinendes Antlitz. Magdalene eilte hin zu ihr. „Mutter!„ bat sie „Beruhigt Euch — “

„Ich mich beruhigen?“ sagte die Alte „mich beruhigen, wenn ich dich entehrt weiß? Und doch kann ich dir nicht fluchen! — Das Mutterherz spricht zu laut — Komm zu mir“ sagte sie tröstend „wenn dich der harte Vater verstößt, so komm an das Mutterherz.“

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Neunundzwanzigstes Bändchen.

Der Ordenbruder.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der

Ordenbruder.

Von

A. von Tromlitz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Der Ordenbruder,

Erzählung aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts.

Erſter Theil.

I.

In dem kleinen, aber hochgewölbten Remter des deutschen Ordenhauses der erst seit wenigen Jahren erbauten Johannisburg, saß der alte Komthur Otto mit dem hölzernen Beine und der Ordenbruder Werner von Windecken, Beide in tiefen Gedanken. Der Komthur malte mit seiner Krücke allerhand Gebilde in den Sand, womit der, mit Gips ausgegossene Boden bestreut war, und selbst das hölzerne Bein mußte hierbei oft seine Gedanken verwirklichen, denn er fuhr damit heftig hin und her. Der junge Ordenbruder hingegen, den Mantel um seinen rechten Arm geschlagen, blickte ernst und sinnend in die knisternde Flamme des Kamins.

Nur hier, murmelte der Alte, auf seine Malerei blickend, endlich vor sich hin; nur hier, zwischen Wald und See, ist der einzige noch gangbare Weg, der aus dem Heiden-

lande zu uns herüberführt, von hier kann er kommen! Auf diesem Wege muß ich morgen Kundschafter senden. — Du nimmst vier dienende Brüder und zwanzig Söldner, fuhr er, ohne aufzublicken, sich gegen Werner wendend fort, und gehst vorsichtig längs der Piesch; ich fürchte, ich fürchte der Lithauer macht uns von hier aus einen unwillkommenen Besuch. Nun bei Sankt Bastian und meinem Bein, er mag kommen, ich bin zu seinem Empfange bereit! — Dies sagend sah er auf, und bemerkte jetzt erst, daß Windecken, ohne auf ihn zu hören, starr vor sich hin in die prasselnde Flamme sah; er beobachtete ihn einige Zeit kopfschüttelnd, wurde hierbei immer ungeduldiger, und zürnend rief er ihm zu: Bruder Werner! Du hast wohl nicht gehört, was ich Dir befahl?

Der junge Ritter fuhr rasch von seinem Sitze auf. Nein Komthur, erwiederte er: ich vernahm wahrlich nichts von dem, was Ihr sprachet.

Nun bei St. Bastian! fuhr der Alte auf. Doch — ich will nicht in Zorn gerathen, setzte er hinzu, und man sah es ihm an, wie er seine Heftigkeit zu mäßigen suchte; ich will

„Mit Schande belastet, muß ich mich ins Grab legen!“ jammerte Benedikt tief gebeugt „O mein Kind, mein Kind!“

„Schon einmal, Vater habt Ihr mir Unrecht gethan“ nahm Magdalene mit edlem Stolze das Wort. Auch jetzt! — Legt Euer Haupt, legt Eure grauen Locken zur Ruh! Wenn der Todesengel Euch ruft wird Magdalenens Schande Euch nicht hart betten, nicht Euren Schlummer stören. — Rein, wie die Lilie in der Hand der Engel, rein, wie Flocken des Schnees in der heiligen Nacht, steht sie vor Euch. Um Mitternacht erst schlägt die Stunde der Entscheidung, und glaubt Ihr, daß sie meiner Schande schlagen werde? Davor schützt mich der Dolch —“

„Heiliger Gott, Kind! was willst du beginnen?“ rief die Mutter erbebend, da Magdalene die Waffe aus ihrem Busen zog —

„Was der Jungfrau ziemt!“ sagte Benedikt kalt. „Eher Tod als Schande! —“ „Magdalene“ fuhr er fort „Du hast wohl von jenem Römer gelesen — in dem Chronikenbuche steht es — der seinem entehrten Kinde auf öffentlichem Markte, vor versammelten Volke den Dolch in die Brust stieß — so hätte auch ich dir gethan!“

Magdalene lächelte, die Mutter aber erbleichte „Harter Mann“ sprach sie „fürchtest du nicht die Strafe des Himmels?“

„Gott opferte seinen eigenen Sohn für die Menschheit,“ erwiederte er, „warum sollte der Mensch sein Kind nicht auch für die Tugend opfern können? — Und nun verzeihe mir, Magdalene, daß ich an dir zweifeln konnte.

lieber ein Ave Maria beten, um bei kaltem Blute bleiben zu können. Dies sagend sprang er auf und humpelte, so gut es sich mit seinem hölzernen Beine thun ließ, in dem Remter auf und ab. Werner stand von fern und sah schweigend auf den alten Mann, dessen Hände noch lebhafter sich bewegten als seine Beine, und erwartete ruhig den Vorübergang des Gewitters.

Endlich schien der Alte sich gefaßt zu haben. Mein Sohn, oder vielmehr Bruder Werner, begann er freundlich auf ihn zutretend. Nimm ein Beispiel an mir, wie unrecht Heftigkeit ist, da sie selbst das Alter zu Thorheiten verlockt. Ereifere ich mich da um eine Kleinigkeit, werde unwirsch, daß Du mit Deinen Gedanken umherschweifst, während die meinigen ein Gleiches thun, und muß wahrlich ein Ave Maria zu Hülfe nehmen, um Dich nicht anzufahren, wie es sich für einen verständigen Ordenbruder nicht geziemt. Nun Gott vergeb's! Eine große Sünde ist es darum noch nicht, wenn das Blut rasch durch die Adern läuft, treibt es den Menschen doch auch oft rasch zum Guten!

Komthur! unterbrach ihn der Ritter, dem

vor dem langen Sermone bange werden mochte. Was begehrt Ihr von mir?

Herr Otto bedachte sich einen Augenblick, sah dann dem jungen Ordenbruder mit fast väterlichem Blicke in das blaue Auge, ergriff seine Hand und sagte freundlich: Setze Dich Werner und höre mich aufmerksam an. Ich will von etwas Anderm reden, als ich vorhin wollte, von etwas, das mir schon lange auf dem Herzen lag. Erst wird der Komthur sprechen, und hat der geendet, beginne der väterliche Freund sein Herz Dir auszuschütten; aber dann nichts für ungut.

Werner drückte des alten Mannes dargereichte Hand mit Herzlichkeit und Herr Otto begann: Der Komthur zürnt mit seinem jungen Bruder, den ihm der Meister zur besondern väterlichen Aufsicht anvertraut hat, er zürnt mit ihm, weil es ihm dünkt, Werner von Windecken erfülle eines seiner Gelübde nicht wie er wohl sollte. Du hängst Dein Herz an ein Weib, an ein sündhaftes Weib, von dem der fromme Priester Bruder Benedikt sagt, sie sei im Herzen noch dem Irrglauben ihrer Väter zugethan, und sei nur zum Schein eine Christin; Du sprichst fleißig bei

ihrem Vater ein, der freilich ein gar braver, dem Orden ergebener Mann ist, reitest mit ihr auf die Reiherbeize und sollst selbst einmal ihren Falken ihr nachgetragen und einen Bären erlegt haben, mit dem die unweibliche Dirne im Kampf begriffen war. Summa! statt zu beten und Dich zu kasteien, statt Dein Roß zu tummeln und über die Grenze der Heiden zu streifen, liegst Du, gegen das Verbot des Kapitels, dem Waidwerke ob, das nur dem Komthure erlaubt ist und das ich Dir hiermit streng untersage, und jagst, aller Welt ein Aergerniß, mit der preußischen Dirne durch Flur und Wald. Bessere Dich, sonst schicke ich Dich nach Marienburg zurück.

Hat der Komthur geendet und darf auch der Bruder sprechen? fragte jetzt Werner, als der Komthur schwieg.

Rede und vertheidige Dich, wenn Du es vermagst, erwiederte der Alte.

Vertheidigen? begann der Jüngling mit Stolz. Wozu könnte es nützen, mich vertheidigen zu wollen? Bei uns gilt ja nur der todte, herzlose Buchstabe des Gesetzes, und der verdammt mich, denn ich rede gern

mit Bertuta, habe sie oft auf meinem Klepper begleitet, wenn sie zur Jagd ritt, habe selbst einmal einen Augenblick ihren Falken auf die Hand genommen, um ihn zu liebkosen, und mehr noch als dies, ich habe der Jungfrau das Leben gerettet, als ich den Bären tödtete, wobei ich freilich mein Blut für ein Weib, und nicht für unsern Orden verspritzte.

Beim heiligen Bastian und meinem zerschmetterten Beine! fiel ihm der Alte ungeduldig in die Rede, wüßte ich nicht, daß Du sonst ein wackerer Degen und ein folgsamer Bruder des Ordens wäreſt, ich müßte Dich dem Kapitel anzeigen.

Thut, wie es Euch gefällt, erwiederte Werner, jedoch ohne Trotz.

Der Komthur durchschritt wieder einigemal den Remter, dann setzte er sich neben dem Ordenbruder nieder und sagte freundlich: Jetzt hat der Komthur geendet und der väterliche Freund beginnt.

Das thut, Herr Otto, sagte Werner und rückte ihm näher, sprecht Ihr so zu mir, so höre ich Euch gern und aufmerksam zu.

Dich hat der Orden aufgenommen, eine arme Waise, dessen Vater, den Du nicht ein-

mal kannteſt, ihm kein Obdach hinterließ, ſich vor Regen zu ſchützen, kein Wamms, ſich zu kleiden, kein Roß, es in Schlacht und Kampf zu tummeln. Auf meine Fürſprache nahm Dich der edle Meiſter hierher, wo Du nur kurze Zeit dienender Bruder warſt; bald bekleidete Dich zum Lohn Deiner Tapferkeit der Ordenmantel, und Du ſaßeſt im Kapitel neben Fürſten und Grafen, mit gleicher Macht und Recht, als wäreſt Du groß und reich geboren wie ſie. Iſt dem nicht ſo?

So iſt es, Vater Otto! ſprach der Jüngling. Nie werde ich vergeſſen, was Ihr, was Winrich von Kniprode an mir gethan.

Vergiß es nie Werner, ſprach der Alte, traulich die Hand auf des Jünglings Schulter legend. Dankbarkeit iſt des Menſchen ſchönſte Tugend, ſeine heiligſte Pflicht. Doch zur Sache. Ich fürchte, Werner, Du gehſt Deinem Verderben entgegen, und biſt blind für die Gefahr, in welche Du Dich ſtürzeſt. Du kennſt Dein eigenes Herz nicht.

Ich kenne es! unterbrach ihn der Jüngling ſchnell.

Und wagſt Dich in die Nähe Bernutas? — Weißt Du nicht, daß unter dem ſchwarzen

Kreuze das Herz keinem Weibe entgegenschlagen darf?

So müßte es für nichts Menschliches mehr schlagen, murmelte Werner vor sich hin.

Lästre nicht! sprach der Komthur ernst. Ist Dir des Meisters, ist Dir mein Beispiel nicht Gewähr, daß ein menschliches Herz auch unter dem Kriegmantel schlagen kann? Aber der Liebe soll es verschlossen bleiben, so befiehlt es das Gesetz, so hast Du gelobt.

Und ich werde mein Gelübde halten, Herr! erwiederte der Ordenbruder. Willig befolge ich die Gesetze des Ordens, wenn sie mich auch oftmals drückend dünken, banne das Menschliche aus meinem Herzen, wenn es mir auch noch so schwer wird, und öffne es nur dem Göttlichen. Aber immer vermag ich dem Herzen nicht zu gebieten.

Eben darum warne ich Dich, Werner von Windecken! fuhr der Komthur fort. Geh' nicht mehr in das Haus des alten Walgune, meide seine Tochter, die Ordenbrüder murren schon. Rufe nicht den Versucher herbei, er ist stark, das menschliche Herz ist schwach; vermeide die Gefahr. Wohin soll es Dich auch führen, was willst Du mit der schönen

Dirne, welcher der Böse die lieblichste Gestalt der Erdentöchter gab? — Sprich, mein Sohn, was willst Du mit ihr? — Du schweigst? Ja wohl mußt Du schweigen. Dem Bruder des deutschen Ordens reicht jede schöne Dirne den Apfel der Verdammniß, jede edle Jungfrau ruft ihm zu: Fliehe mich, bist du edlen Gemüthes! — Und so verschließe Dein Herz den Lockungen dieser schönen Schlange, banne Dich freiwillig aus ihre Nähe und werde männlich Herr Deiner Leidenschaft. —

Habt Ihr nie geliebt? fragte Werner rasch.

Was kümmert das Dich! fuhr der Komthur auf.

Wenn ich zuweilen mit meinem Pflegevater zum Kloster Nonnenwerth ging, an Eurem Stammschlosse vorüberkam, und ich ihn fragte, weshalb das Schloß da oben mit seinen vielen Thürmen so verödet stände, sagte er mir —

Schweig! rief der Komthur aufspringend. Schweig, führe mir nicht mein Vaterhaus vor die Erinnerung!

Als ich eines Tages, fuhr jedoch der Or-

denbruder fort, mich lange an dem Anblicke der Nonne Agneſe geweidet hatte, die, wenn ich ſie im Sprachzimmer ſah, ſtets freundlich gegen mich war, ſchickte mich mein Pflegevater hinaus, der oft Heimliches mit ihr zu ſprechen hatte. Ich ſetzte mich vor die Pforte und ſah nach dem, an mir vorüberrauſchenden Rheine, und die Sehnſucht ward wach in mir, in die weite Welt, oder wenigſtens nach jener Burg zu ziehen. Da trat eine alte Laienſchweſter zu mir, die mir ſtets wohlgewollt, ſtörte den Flug meiner Wünſche und begann von dieſem und jenem zu erzählen. Ich aber, mit meinen Gedanken nur auf Eurem Stammſchloſſe, unterbrach und fragte auch ſie, warum das alte Schloß ſo öde ſtände. Da erzählte ſie mir —

Fahre fort, fahre fort Unſinniger! unterbrach ihn der Komthur. Reiß' die vernarbte Wunde wieder auf; ich ſchonte Dein Herz nicht, ſo ſchone auch das Meinige nicht!

Nein, edler Mann, ſagte Werner, ſich von ſeinem Sitze erhebend. Wehe wollte ich Euch nicht thun, bei Gott nicht! Erinnern wollte ich Euch nur, daß das Herz des Jünglings auch ſein Recht und ſeine Kraft übt

und

und der Wille ihm nicht immer gebieten kann zu schweigen, wie der Meister dem Ordensbruder.

Der Komthur stand, während Werner dies sagte, am Fenster, und blickte sinnend in die beschneite Gegend, dann wandte er sich schnell, reichte dem Jüngling die Hand und sprach mit bewegter, feierlicher Stimme: Jahre rollen über die Gräber, aber sie rollen in ihrem furchtbaren Flug die bemoosten Hügel nicht nieder, ewig bleiben diese in der Erinnerung hoch und grünend stehen; Menschen kommen und gehen, wir achten es nicht, wenn aber ein Herz sich vom Herzen losreißen muß, das fühlen wir tief und ewig. — Auch mir haben die Jahre die Erinnerung nicht genommen, auch mir hat die Zeit wohl die Kraft des Körpers gelähmt, aber was in mir lebt, hat sie lebendig und kräftig gelassen; mir steht die Vergangenheit noch lebhaft vor meinem Blicke. — Du bist außer dem Meister der Einzige, dem ich meiner Jugend freundliche, ihre traurigen Tage mittheilen will; vielleicht ist es gut, daß ich mein Herz auf diese Weise kasteie, und dadurch meinen heftigen Sinn unterdrücke.

Komm, ſetze Dich neben mich, vergiß den Komthur von Johannisburg, und ſieh in mir nur einen alten Mann vor Dir, dem das Leben viel genommen, wenig gegeben hat.

Oft mußt Du geſehen haben, wie ich bei dem weißen Roſenſtocke ſtand, den ich dort am Thurme gepflanzt habe, damit ihn die Morgenſonne recht beſcheinen könne, und wie ich ihn ſorgſam pflegte. Weißt Du, warum der alte rauhe Mann dies that? — Entfaltete eine Knoſpe ihre weißen Blätter und ihren roſigen Kelch, dann ſtand ſie vor mir, die Roſe meiner Jugend, ſchön und blühend wie dieſe Blume, und das Paradies meines Lebens war mir geöffnet, dem rauhen Kriegsmanne ſprang der lang verſiegte Quell von Neuem und mein Auge ward naß. Du ſiehſt, Werner, die Jahre haben das Grab meiner Freude nicht niedergerollt, auch mir weckt die Erinnerung noch die vergangene Zeit, und unter dem Ordenmantel ſchlägt das Herz noch warm und glühend.

Ich liebte ein Mädchen, fromm und gut, und mir von Herzem zugethan; nichts ſtand unſerm Glücke entgegen, denn ſie war von edler Geburt, ich ein reicher Mann, nichts,

Ich glaubte, deine Liebe zu mir habe dich bethört, komm an mein Herz!" Er schloß sie in seine Arme.

„Nehmt den Fluch zurück", sprach sie vor ihm niederknieend „Seguet den Tag, daß er uns heilbringend werde."

„Der Herr segne dein Vorhaben und beschütze dich," sprach er feierlich „denn dir steht Furchtbares bevor! Aber was es auch sei, das dich treffen könnte, so möge es dich in der Tugend stärken, daß du, eine Reine, eingehen mögest in dein Vaterhaus, hier oder dort! Und nun berichte mir, Magdalene, wie sich Alles begeben, und wodurch du meine Bande gelöst."

Sie erzählte ihm nun alles, was seit seiner Verhaftung vorgegangen, verschwieg ihm nichts, selbst das nicht, was zwischen ihr und der Priorin vorgefallen war. Er dankte im Stillen der edlen Herzogin für die mütterliche Liebe und die guten Lehren und Vermahnungen, die sie seinem Kinde gegeben hatte, die Priorin erwähnte er nicht. Und als ihm Magdalene von dem wilden Jäger berichtete, und ihm sagte, daß in vergangener Nacht die Schwester ihr wieder erschienen sei, und mit ihr gar freundlich gesprochen und ihr befohlen habe, die Entscheidung von Allem, was ihr noch heute begegnen könne, bis zur Mitternachtsstunde aufzuschieben, sie wolle ihr dann zur Hülfe wieder erscheinen, erheiterte sich des Alten Gesicht und er sagte mit Zuversicht „Nun verläßt mich die Hoffnung nicht ganz!" Hierauf winkte er ihr, ihm in die Kammer zu folgen.

„Was aber willst du beginnen?" fragte er hier „Wenn du bei Melac bist? Wie willst du dem Wüstling entgehen?"

als die Thorheit der Mutter, die bei des Mädchens Geburt das Gelübde gethan hatte, sie dem Himmel zu weihen. In einer unglückseligen Stunde, noch nicht ahnend, wie Liebe beglücken könne, hatte das Mädchen an dem Grabe des Vaters der Mutter gelobt, den Schleier zu nehmen und sich der heiligen Jungfrau zu weihen.

Die Zeit der Erfüllung nahte, da sahen wir uns, unsere Herzen fanden sich und dem Mädchen gereute ihr Gelübde. Aber die Mutter führte sie an des Vaters Grab, beschwor sie bei ihrer Seelen Heil, Kindesliebe siegte, sie sagte mir unter Thränen Lebewohl.

Aber der kräftige Jüngling entsagte nicht so leicht seinem Glücke. Als die Mutter sie nach Nonnenwerth führen und eben den Kahn besteigen wollte, der sie auf ewig von allem Irdischen, von mir trennen sollte, sprang ich aus dem Gebüsch, umfing mit kräftigen Armen die Geliebte, hob sie auf mein Roß und jagte mit ihr davon. — Schwer habe ich die That gebüßt!

Ich lebte in stiller Abgeschiedenheit, fern von meiner Burg, Tage, Stunden der Seligkeit. Ach es waren die letzten, und keine

Seligkeit ist mir seitdem wieder geworden. Als ich eines Abends von der Jagd zurückkam, fand ich meine Wohnung leer, und statt ihrer, die ich zu umhalsen dachte, fand ich die Mahnung der heiligen Vehm, mich um Mitternacht am Kreuzwege zu stellen. Was war mir in diesem Augenblicke das Leben! Ich übergab meine Seele Gott in dumpfer Verzweiflung, und nur an sie denkend, trat ich die ernste Wallfahrt an, von welcher der Sünder nur selten zurückkehrt. Ich kehrte zurück; auch die Richter der Vehme hatten ein menschliches Herz und Nachsicht mit dem schwachen Menschen. Nach einjähriger Abwesenheit betrat ich das väterliche Schloß wieder und sandte überall Boten nach ihr aus; keiner brachte mir Nachricht von der Unglücklichen, und ich mußte um zwei geliebte Wesen trauern.

In dieser Zeit zog Winrich von Kniprode an meiner Burg vorüber, er gedachte des Jugendfreundes und sprach bei mir ein. Ich vertraute ihm meinen Kummer, und statt Trostes wies er auf das Kreuz seines Mantels; ich verstand ihn, zog mit ihm nach Mergentheim und ward ein Bruder des deutschen

Ordens. Mein Vaterhaus habe ich seitdem nicht wieder gesehen.

Auf unserm Zuge nach Preußen, fern von dem heimathlichen Rheine, wollte mir der Freund den Himmel öffnen und öffnete mir eine Hölle. Ich erfuhr von ihm, daß die Geliebte lebe, ihr Gelübde erfüllt, und in Nonnenwerth unter dem Schleier büße.

Schwester Agnes! fuhr Werner auf.

Ja, Schwester Agnes war — doch der Vorhang sinke, genug des Vergangenen! Sie war! — Unter der kühlen Erde ruht ihr Herz, ihre Schuld ist verwischt, dort finden wir uns wieder! — Er erhob sich, trat an das Fenster suchte die Wehmuth zu unterdrücken, die ihn ergriffen hatte. Aber lang mußte er mit sich kämpfen, ehe er sich wieder zu dem Jünglinge wenden konnte. — Werner sprach er, und sein Gemüth war noch immer bewegt. Ich war ein freier Mann, als ich fühlte, kein Gelübde verdoppelte meine Schuld Denke, so oft Du Bernuta siehst, an die Schwester zu Nonnenwerth, die immer freundlich gegen Dich war, und frage Dich dann: wohin soll dies führen? Das reinste edelste Gefühl geht in Leidenschaft unter u

fällt der Sünde anheim. Laß ab von dem Mädchen, das, statt die Spindel in der Hand zu drehen, den Jagdspieß ergreift, Bär und Wolf nachzujagen; das, statt mit frommer Demuth das Heil zu erkennen, das ihr durch die Lehre des Heilandes geworden ist, noch mit Feuer und Sehnsucht von den heidnischen Göttern spricht, und nach Romove gewallfahrtet ist, das zerstörte Heiligthum der Götzen zu bewundern, vielleicht gar dort zu beten. Höre meine Worte, Du siehst, ein Blinder, am Abgrunde, höre auf meinen warnenden Ruf!

Ich selbst habe mich gewarnt, edler Mann! nahm Werner das Wort. Was ihr mir sagt, habe ich mir tausendmal zugeraunt, aber erklärt mir das Räthsel in meinem Innern. Ich möchte das Mädchen fliehen und vermag es nicht; wie man von jenen Wasserjungfrauen erzählt, die mit Gesang und Wort den Jüngling in die Tiefe locken, ihm graut vor der kalten, feuchten Fluth, ihm grauset vor dem schönen Mädchen mit dem triefenden Perlenhaar, aber es zieht ihn hin, er muß hinunter in ihre feuchten Arme. So auch mir. Bernutas Auge ist meinem Herzen ein Mag-

net, der Ton ihrer Stimme zieht mich an, und wenn mir auch ihr männliches Treiben mißfällt, oder vielmehr mein Herz nicht anspricht, so muß ich doch das kühne Heldenmädchen bewundern. Und, alter Herr, sitzt sie im traulichen Stübchen, singt sie ein Lied ihres Landes, meint sie es gut und ist freundlich in Wort und Blick, o glaubt es mir, dann ist ihr feuriges Auge sanft wie das Flammen des Abendsternes, wenn er aufsteigt, die Nacht zu verkünden, dann wird allmählig der Ton ihrer Stimme weich, bis endlich die Gabe der Dichtung sie ergreift, sie mit sich fortreißt, und ich ihr folgen muß.

Der Alte schüttelte bedenklich sein Haupt. Und hast Du ihr Deine Empfindungen verrathen, ahnet sie —

Meine Empfindungen? wiederholte der Bruder. Kenne ich sie doch selbst nicht, wie sollte ich sie ihr verrathen können!

Gedenkst Du nicht Deines Gelübdes?

Bei jedem Erwachen, bei jedem Schlafengehen gedenke ich seiner, so drückend es mich auch zuweilen dünkt. Gehorsam bin ich wie keiner, daß wißt Ihr, denn Ihr habt meinen Gehorsam schon oft geprüft. Arm

bin ich, seit mich meine Mutter gebar; das Streitroß, das ich zur Schlacht reite, gehört dem Orden; der Klepper, mit dem ich durch die Wälder jage, ist Euer; dieses Wamms, diesen Mantel gab mir der Drapier, und so stehe ich da wie ein armer Bruder, der um den Gotteslohn dient. Und — schlägt mein Herz auch beim Anblicke eines Weibes, habe ich doch Keuschheit bewahrt. Darum sorgt nicht für mich, lieber Herr. Laßt mich hin zu ihr, mit ihr kosen und den Lauf der Sterne beobachten, was habe ich zu fürchten? Sie ist in meiner Nähe ruhig, auch ich bin es, wenn ich bei ihr bin. — Doch Komthur, wär sind ganz von dem abgekommen, was Ihr mir zu befehlen hattet, theilt es mir mit, damit ich Euch wenigstens zeigen kann, daß ich eines der drei Gelübde treulich erfülle.

Der Komthur bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: Morgen früh, wenn die Mannschaft sich mit Speise und Trank gelabt hat, ziehst Du mit vier Reisigen und zwanzig Söldnern auf Kundschaft in's feindliche Gebiet. Sei vorsichtig, ich fürchte die Schamaiten sind im Anzuge, uns zum neuen Jahre zu begrüßen.

Sollten ſie es wagen? Die Feſte iſt ſtark, unterbrach ihn der Bruder.

Bekrittle meine Worte nicht und thue was ich Dir befahl. Nun geh' mit Gott! Er drückte mit beſonderer Heftigkeit den Ordensbruder an ſeine Bruſt, und es ſchien, die Vergangenheit ſchwebe noch vor ihm, und der Jüngling ſtehe glänzend in dem Bilde, das ſie ihm vorführte.

2.

Tiefer Schnee bedeckte die Flur, vom rauhen Nordwinde geſchüttelt ſank er in dicken Flocken von den zackigen Aeſten der hohen Fichten, die auf einer Höhe ihr beſchneites Haupt erhoben. Die Morgenſonne röthete das weiße kalte Schneegewand mit ihren roſigen Strahlen, und eine Rauchſäule, auf der äußerſten Spitze des Hügels emporſteigend, bildete den Schatten dieſes lichten, froſtigen Gemäldes.

Ein Krieger von hoher, faſt rieſenhafter Geſtalt, lehnte ſich hier an den Stamm einer Fichte und ſchaute finſter in die praſſelnde

Flamme, die hell aufflackernd vor ihm aufstieg; seine feurigen Augen blitzten, der Flamme gleich, unter den dunkeln, buschigen Augenbrauen hervor, sein langer, krauser Bart wallte tief bis auf die bepanzerte Brust, welche das gelbliche Fell eines Wolfes nur halb bedeckte, und sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht schien, von der Feuergluth beleuchtet, nur noch blässer. Es war ein schöner, aber ernster Mann, wohl nicht geschaffen dem tändelnden Weibe zu gefallen, wohl aber das Herz einer edlen Jungfrau zu gewinnen, die männliche Kraft, nicht blühende Schönheit sich zu ihrem Ideale gewählt hatte.

Der Kriegmann war nicht allein; kampfgerüstete Krieger, eine wilde Schaar heidnisch lithauischen Volkes, in den Pelz des Wolfes oder des Bären gehüllt, lagerten um das Feuer, sie wachten zum Theil, theils schliefen sie. Zwei große, schwarze, zottige Rüden aber, die zu den Füßen des riesenhaften Mannes lagen, verwandten kein Auge von ihm, auf dessen Schulter der Kopf eines fahlen Rosses so traulich sich lehnte, als ob es zu dieser Stelle ein Recht habe. So blieb der Mann lange unbeweglich, schaute bald in die

Gluth, bald in die aufgehende Sonne. Keiner der Krieger wagte seine Gedanken durch irgend ein Wort oder einen Laut zu stören, selbst Rüden und Roß blieben unbeweglich, als plötzlich der Ton eines Jagdhornes die Stille unterbrach. Die Krieger sprangen auf und griffen nach ihren Waffen. Patric! rief der ernste Mann, nimm eine Schaar, jage hin von wannen der Jagdruf kommt und bringe mir Kunde.

Sogleich wurde dieser Befehl ausgeführt, mehrere Reiter schwangen sich auf die wiehernden Rosse, und jagten schneller als der Pfeil durch die Luft, über das wilde, mit Schnee bedeckte Gestrüpp, der Gegend zu, von woher der Jagdruf erschollen war.

Nur von wenigen Kriegern umgeben blieb der Mann bei dem flackernden Feuer stehen, warf seinen Wolfpelz dichter um sich, und lauschte, ob der Jagdruf näher käme oder sich entferne. Während dem hatte ein Mann, dem Greisenalter nahe, den Zügel des fahlen Rosses erfaßt, und führte es dem Kriegsmanne zu. Herr, sprach er in einem ehrerbietigen Tone, der aber doch eine gewisse Vertraulichkeit wahrnehmen ließ, Herr, wollt

Ihr nicht wenigstens Euer Roß besteigen, Ihr seid fast ohne Begleitung hier zurückgeblieben, die Krieger, die um Euch waren, sind alle dem Jagdrufe nach, und wer weiß, wo die andern Haufen umherschwärmen. Kaystut, der Großfürst von Schamaiten muß sich nicht solcher Gefahr aussetzen.

Laß das Roß, Gastold, sagte der Großfürst, wenn es Noth thut, schwinge ich mich rasch darauf; der Feind ahnet meine Nähe nicht.

Und doch sind die Ordenbrüder stets auf ihrer Huth, fuhr der Alte fort. Sie sind verschlagene Feinde, die Euch oft Gleiches mit Gleichem vergalten, Ihr setzt Euch zu sehr der Gefahr aus. Der Freund Eures Vaters ist auch der Eurige und darf wohl ein warnendes Wort sprechen, setzte er hinzu, als er Kaystuts Stirne sich runzeln sah, der einige Schritte seitwärts gehend, sich von dem lästigen Warner entfernte, und immer noch auf den Hörnerruf lauschte, der jedoch schon lange verhallt war.

Bald kam aber ein edler Lithauer in vollem Jagen angesprengt. Herr! rief er schon in der Ferne, wir haben einen herrlichen

„Noch weiß ich es nicht, Euch zu sagen" erwiederte sie — „Es schwebt mir nur dunkel vor —"

„Magdalene!" sagte der Vater leise „Es könnte dir der Dolch entwunden werden, solche Böſewichter sind auf alle Fälle gefaßt, hier hast du noch eine Waffe, die eben so sicher trifft. Es ist schnell tödtendes Gift, nur ein paar Tropfen, und die Lebensflamme verlischt, gebrauch' es nur in äußerster Noth, und nun bereite dich zum Tode, er könnte dich, ehe der Morgen graut, ereilen, und er darf dich nicht unvorbereitet treffen. Der Mutter verschweig Alles, sie könnte sich nicht fassen, verginge vor Angst und verrieth es vielleicht gar ihrer Schwester und dann wärest du verloren. Wir beide wollen noch den Tag mit einander verbringen, ernst und gefaßt, als sei es der letzte!"

Der Tag verging auch in ernsten Betrachtungen, der Abend kam, schon schlug die zehnte Stunde, da ließ Benedikt die Tochter allein, daß sie ihr Herz noch einmal in der Einsamkeit zu Gott erheben, und sich dann gleich einem Opferlamm schmücken könne; denn so wollte sie es. Er selbst ging hinunter in seine Stube, wo er den ganzen Tag über nicht gewesen, und während die Soldaten, denen er zur Bewachung übergeben war, zechten und jubelten, stand er dort mit beklommenen Herzen, schloß den Wandschrank auf und holte den kleinen Becher heraus, aus welchem er zu trinken pflegte. Da rollte ihm des Pater Ambrosius Pergament entgegen und unwillkührlich schauderte er zusammen, als er es wieder auf seinen Platz legte. Er gedachte der nächtlichen Erscheinung Magdalenens und stärker als je wurde der Glaube, es sei Mathilde Segelin, die ihr erschienen sei und die auch heute in der

Fang gethan, ein Reh, schön wie Ihr noch keines gesehen.

Erkläre Dich deutlicher, Waidat! unterbrach ihn der Großfürst ernst. Du weißt, ich liebe die Kürze.

Als wir Eurem Befehle zufolge dem Hörnerrufe zueilten, begann nun der Litbauer, und uns in verschiedenen Haufen in den Wald zerstreut hatten, traf Patric, den das Glück überall begünstigt, auf eine stattliche Jägerin, schön wie Pagazana*), aber kaum gewahrte sie uns, als sie ihr Roß wendend in schneller Eile mit ihrem Diener davon jagte. Doch wer entginge Patric's getiegertem Hengste; ehe sie noch den Saum des Waldes erreichte, holte er sie ein, sie war seine Beute.

Und der Diener? fragte Kaystut schnell.

Einer der Unsern hatte ihn schon früher eingeholt.

Gut, daß er nicht entwischte, sagte der Fürst, dem die Nachricht von der schönen Gefangenen doch nicht gleichgültig zu seyn schien.

---

*) Eine liebliche Waidelottin (Priesterin), Urenkelin Waidewuts, die sich den Göttern weihte.

So ganz ohne Kampf ist jedoch Patric seine Beute nicht geworden, fuhr der Litbauer fort. Gleich anfangs sahen wir in der Ferne einen Krieger von einigen Reisigen gefolgt, den wir sogleich an seinem flatternden Mantel für einen Ritter des Ordens erkannten. Er eilte im scharfen Trabe der Dirne entgegen, sobald er aber uns ihr nahen sah, legte er die Lanze ein, stürzte sich im vollen Jagen auf uns, rannte den Ersten nieder, zog sein Schwert, die Reisigen thaten ein Gleiches, und trotz unserer Uebermacht hieb er wacker um sich und suchte die Dirne zu befreien. Selbst als die Seinen schon neben ihm gefallen waren, griff er Patric wüthend an und focht wie ein Bär; plötzlich aber, ohne daß wir die Ursache begriffen, wandte er sein Roß, machte sich Bahn und floh.

Und Ihr ließet ihn entfliehen? rief der Großfürst zornig.

Wir jagten ihm nach, aber sein schnelles Roß konnten wir nicht einholen, es jagte als verfolge es Giltine*), und da wir in seinem

*) Die Todesgöttin.

ſonderbaren Benehmen eine Liſt vermutheten, ſo ließen wir vom Verfolgen ab.

Memmen! ſagte Kayſtut zornig, zog ein ſilbernes Horn unter ſeinem Wolfpelz hervor und ſtieß dreimal hinein; dann ſchwang er ſich auf ſein bäumendes Roß, und die Stirn gerunzelt erwartete er ſeine Kriegerſchaaren, die jetzt, auf den Ruf ihres Fürſten, von allen Seiten herbeiſtrömten.

Auch Patric kam, noch aus mehreren Wunden blutend, mit ſeiner ſchönen Beute; Kayſtut beachtete ſie anfangs nicht. Ich wollte Du hätteſt mir ſtatt der Dirne den Ordenbruder gebracht, ſagte er unwirſch, nun iſt mein Vorhaben vereitelt, und wir finden die Beſatzung nicht unvorbereitet. — Nun ſo wollen wir es mit Percunnas *) wagen, durch Gewalt zu erringen, was durch Liſt geſchehen ſollte. Gaſtold, ſammle die Krieger, und ſind ſie beiſammen, dann ziehen wir vor die Johannisburg. — Wie weit iſt es noch bis dahin Dirne? als Jägerin mußt Du die Wege kennen, wandte er ſich jetzt zu der Gefangenen.

Auf flüchtigen Roſſen erreicht ihr ſie bald,

*) Der Donnergott der Preußen und Lithauer.

noch kürzer wird Euch der Rückweg dünken erwiederte das Mädchen, die Kayſtut jetzt mit Verwunderung betrachtete, denn wahrlich ein ſchöneres Weib hatte er noch nicht geſehen. Wer biſt Du? fragte er, ſie mit ſeinem flammenden Auge unverwandt anſchauend.

Bernuta iſt mein Name; ich bin die Tochter des preußiſchen Withings*) Walgune, erwiederte ſie ſtolz.

Und der Ordenritter, der Dir folgte, und Dich zu befreien ſo mannhaft kämpfte? fragte der Fürſt.

Mannhaft kämpfte und mich in Eurer Gewalt ließ! erwiederte ſie bitter lachend. Es war der Ordenbruder Werner von Windecken ſo wie ich vermuthe.

Du ſcheinſt ſehr ſtolz, Bernuta! ſagte nach kurzem Schweigen der Fürſt, ſie bewundernd und immer aufmerkſamer betrachtend.

Ich ſcheine es nicht allein, ich bin es erwiederte ſie.

Für eine Gefangene, für eine Sklavin faſt zu ſtolz.

---

*) Edler.

Sklavin? unterbrach sie den Fürsten. Ich werde nie Sklavenfesseln tragen!

Du trotzest auf Deine Schönheit, glaubst in meinem Auge Milde zu lesen, sagte der Großfürst, Du sollst Dich auch nicht in mir geirrt haben, sollst meine Gefangene seyn, Patric wird Dich mir schon abtreten, und ein freundliches Loos erwartet Dich.

Kayfut! hob Bernuta an und stand, von ihrem Schicksale ungebeugt, vor dem Lithauer. Erinnert Ihr Euch jener Begebenheit, als Gedemin, Großfürst von Lithauen, Euer edler Vater, gegen die Christburg zog? Die Tochter eines Samländischen Withings fiel in seine Hände. Sie war schön, sie gefiel ihm, da befahl er, sie, wenn die Sterne zu funkeln begönnen, in sein Zelt zu führen. Wißt Ihr die Antwort die sie gab? sie stieß sich den Dolch in's Herz, und diese Antwort würde auch ich Euch geben, Großfürst der Schamaiten. Gebt mich frei, laßt mich heimwärts zu meinem alten Vater ziehen, verschont unser Haus, unsre Habe, und hofft auf meinen Dank.

Eben zogen von allen Seiten die lithauischen Völker mit Bogen, Wurfspieß und

Streitaxt bewaffnet, heran. Kaystut bedachte sich einen Augenblick. Man geleite sie nach ihrem väterlichen Hause, sprach er dann. Nach Eroberung der Veste sehen wir uns wieder! Er warf noch einen Blick, der sein Innerstes verrieth, auf das Mädchen, und stellte sich an die Spitze seiner Krieghaufen.

Als Bernuta von den Lithauern begleitet nach ihrem väterlichen Hause ritt, saß sie nachdenkend auf ihrem Rosse; nicht das Unglück, das sie betroffen, noch weniger die ihrem Lande nahende Gefahr ließ sie sinnend vor sich niederblicken. Ein ihr bisher unbekanntes Gefühl hatte sie ergriffen, sie hatte das Bild ihrer Phantasie verwirklicht, ihren Traum erfüllt, den Mann gesehen, in dem sie den Retter ihres Vaterlandes zu finden glaubte, und mehr noch als dies, sie hatte den ersten Mann gesehen, dessen Bild bis zu ihrem Herzen gedrungen war. Sagt Eurem Fürsten, sprach sie, vor ihrer Wohnung angekommen, daß ich ihm ewig dankbar seyn, stets seiner gedenken würde, sagt ihm, ich stelle ihn höher als Gedemin, höher als irgend einen Fürsten der Erde!

Indessen war der Komthur, die Ritter

und Söldner auf der Johannisburg in voller Bewegung. Die Nachricht, welche Werner von Windecken auf schweißtriefendem Rosse dahin brachte, daß die Lithauer im Anzuge seien, führte Jeden schnell auf seinen Posten, denn der Komthur zweifelte keinen Augenblick, daß es dem Ordenhause gelte. Schon lange hatte er einen Besuch des unternehmenden Kaystut befürchtet, und deshalb alles zu seinem Empfange vorbereitet. Balken, Steine, Pfannen mit Pech, die nur des Feuers bedurften, um verheerend herabzuströmen, Wurfgeschütz und selbst ein Doppelhaken ward auf die Mauer gepflanzt. In jedem der vier Thürme, welche die äußere Mauer beschützten, standen zwei von den englischen Bogenschützen, welche der Graf von Derby dem Hochmeister zur Hülfe gesandt; kecke Bursche, die mit ihrem Falkenblicke und der sichern Faust nie ihren Mann fehlten; sie hatten den besondern Befehl, die feindlichen Anführer zu ihrem Ziele zu wählen. In jedem der Thürme befehligte ein Ordenritter, andere standen mit einem Haufen Söldner im äußeren Hofe bereit, sich hinzuwenden, wo die Gefahr am meisten drohte, und der

Komthur selbst hatte mit den übrigen Rittern und dienenden Brüdern des Hauses auf dem viereckigen Thurme, der die ganze Burg beherrschte, seinen Platz gewählt, um von hier aus das Nöthige anzuordnen. So erwartete er den Feind, und konnte ihn auch keck erwarten, denn die Mannschaft war guten Muthes, und die Besatzung so zahlreich, daß auf der äußeren Mauer Mann an Mann zur Vertheidigung stand. Auch fehlte es nicht an Speise und Trank und allen Kriegbedürfnissen, um eine lange Belagerung auszuhalten, die der Komthur jedoch nicht befürchtete, weil er wußte, der Ordenmarschall habe die Besazzungen der umliegenden Schlösser sattsam verstärkt und halte sich selbst mit einem Heereshaufen in Rastenburg auf.

Schon war seit Werners Ankunft eine Stunde vergangen, die Sonne trat über den Fichtenwald hervor, und noch ließ' sich kein Feind sehen. Ruhig konnte die Mannschaft ihren Morgenimbiß verzehren, welchem heute der Komthur Bier und Meth beifügte, als plötzlich von allen Seiten, rings um die Burg, selbst über den gefrorenen See, die Lithauer mit furchtbarem Geschrei aus dem

Walde hervorbrachen, ihre Rosse schnell zusammen kuppelten, von den leichten Wagen, von kleinen unansehnlichen Pferden gezogen, die Sturmleitern herabwarfen und so gegen die Burg rannten. Voran zogen leicht bewaffnete, mit Reiswellen beladene Krieger, ihnen folgten die zum Sturme Gepanzerten, und diesen die Bogenschützen, welche Pfeile, deren Widerhaken mit brennendem Werg und Pech umwickelt waren, gegen die hölzernen Thürme abschossen.

Aber Bolzen und Pfeile, die aus den Schiessscharten ihnen entgegen flogen, hielten anfangs die Stürmenden zurück; in das starke Eisenblech, womit die Balken der Thürme beschlagen waren, drangen die Pfeile nicht ein, oder zündeten nicht, und als die Lithauer jetzt anrannten, die Graben mit dem Reisholz füllten, die Leitern ansetzten und den Sturm begannen, zerschmetterten Balken und Steine alles, was sich nahte, und selbst die Kühnen, die trotz dem in tollem Muthe die Mauer zu erklimmen wagten, warf Streitaxt und Kolben darnieder.

Fünfmal führte der Großfürst die Weichenden zum Sturme, fünfmal trieb sie der

unerschütterliche Muth der Ordenbrüder zurück. Da befahl Kayſtut das letzte Mittel zu ergreifen. Noch einmal mußten die faſt ſchon Entmuthigten vorrücken, noch mehr Holz in den Graben werfen und es anzünden. Bald wirbelte der Rauch in dicken Säulen empor, der Nordwind blies, das Reiſig kniſterte, die Flamme praſſelte längs der Burgmauer, an den Thürmen auf; die Burg ſchien in Flammen unterzugehen, denn der Wind trieb dieſe nach der von Holz Erbauten.

Aber auch für dieſen Fall hatte der vorſichtige Komthur geſorgt; Waſſer ſtand bereit und ward längs der Mauer herabgegoſſen, mit langen Haken das Feuer abgewehrt; bald hatte die Flamme das wenige Holz verzehrt, nur die Aſche glimmte noch; das Ordenhaus war gerettet.

Da rief der Großfürſt mit lauter Stimme: Percunnas will es nicht! und die gellenden Hörner riefen die Seinen vom Angriffe zurück. Schnell waren die Roſſe entkuppelt, ſchneller noch ſchwangen ſich die Heiden in die Sättel, und wie ein Blitzſtrahl waren ſie in den Wäldern verſchwunden. Da beſtieg auch der Komthur die ſchon für dieſen Fall

entscheidenden Stunde sie nicht verlassen würde. Er füllte sich nun den kleinen Becher, aber der Wein wollte ihm nicht munden, er schob ihn von sich, und versank in Gedanken. Da öffnete sich die Thür, der Kopf des Stadtschreibers lugte herein. „Seid Ihr allein Gevatter?“ fragte er freundlich und trat näher „Ich komme Euch Glück zu wünschen; Euer Name, der Name Eurer herrlichen, heroischen Tochter, der Jungfer Magdalene tönt durch die ganze Stadt — Jedermann weiß, daß sie sich für das Wohl der Stadt und für die Erhaltung Eures Lebens opfern wird, oder vielleicht schon geopfert hat. Nehmt meinen Glückwunsch!“

Benedikt war starr vor Staunen und Entsetzen, er blickte den Mann unverwandt an, der solchen Glückwunsch wagen konnte, sein Zorn fand nicht Worte. Dies Schweigen ermuthigte den Stadtschreiber, der ohne die zechende Wache im Nebenzimmer wohl schwerlich gewagt haben würde, diesen Triumph über seinen Feind zu feiern „Ja freilich!“ begann er von neuem „kann ich es Euch nun nicht verdenken, daß Ihr meinen Sohn als Eidam ausgeschlagen habt, da Ihr morgen einen so vornehmen, allgewaltigen Mann als solchen begrüßen könnt. —“

„Elender!“ fuhr Benedikt auf und packte den Stadtschreiber mit kräftiger Faust so fest bei der Gurgel, daß er nicht aufschreien konnte „Schändlicher Kuppler, sieh, ich erwürge dich, wenn meinem Kinde ein Haar gekrümmt wird. Aus diesem Hause kommst du nicht, bis meine Tochter zurückgekehrt ist; ich schleppe dich in den Keller, und schlage dir dort das Hirn ein, tritt mein Kind entehrt in mein Haus!“ Er hob den Erbärmlichen, der nur noch röcheln,

bereit stehenden Rosse, von Rittern und Reisigen begleitet, folgte er dem Feinde, wohl wissend, daß einmal auf der Flucht der Führer selten die zügellose Rotte zu halten vermochte.

Aber diesmal irrte sich der alte Kriegmann. Die Lithauer zogen geordnet heimwärts, keine Beute belästigte ihren Rückzug, und der vorsichtige Komthur, zufrieden den Angriff abgeschlagen zu haben, ließ sie ruhig ziehen und kehrte mit seinem Häuflein bald wieder zur Burg zurück.

3.

Am zweiten Abend nach dieser kriegerischen Begebenheit zog es Werner, obgleich noch der Warnung seines väterlichen Freundes eingedenk, nach der Wohnung des alten Walgune hin. Es war ein heiterer Winterabend, nur hier und da trieb ein Windstoß einzelne Wolken an den funkelnden Sternen vorüber, und der Vollmond stieg leuchtend hinter dem Tannenwalde empor. Nur von seinem treuen Hunde und seinem Schwerte begleitet, ging

er über die beschneite Flur dem wohlbekannten Hügel zu, wo Walgunes stattliches Haus in der Mitte der Hütten seiner Leibeigenen lag, die ihm der Hochmeister zum Lohne für seine dem Orden bewiesene Treue, hier in Natangen zum Lehn gegeben hatte. Die Natur schien wie erstorben, nur selten ließ sich das Heulen eines Wolfes hören, den der Leichengeruch der im Kampfe Gefallenen herbeilockte, öfter hörte man das leise Bellen des listigen Fuchses, und Werner hatte Mühe, seinen Hund zurückzuhalten, dessen feine Nase die Nähe seiner Feinde spürte.

Wie ward sie aus der Hand des wilden Feindes gerettet? Was rettete ihres Vaters Habe vor Zerstörung? Dies waren die Gedanken, die ihn während des ganzen Weges beschäftigten. Ihm war es unerklärbar, was Kaystut, der, wie es allgemein bekannt war, die Frauen liebte, zu dieser Schonung, dieser Großmuth konnte bewogen haben. Sein Herz klopfte unruhig, allerlei Gedanken durchkreuzten sich, und endlich blieb er bei einer verdorrten Eiche gedankenvoll stehen, von deren kahlen Zweigen jetzt die Krähen laut krächzend aufflogen. — Der alte Mann hat

Recht! murmelte er vor sich hin. Was will ich dort? Was kann dem Ordenbruder die Jungfrau seyn? Und wäre es auch der freie Mann, der zu ihr träte und um Liebe würbe, würde sie Liebe mit Liebe vergelten? War sie nicht kalt, fast stolz gegen mich, so oft ich ihr mit Herzlichkeit nahte? — Und doch, sagte er nach einer Pause, doch zieht es mich hin in ihren Zauberkreis, als sei sie das Ziel meines Lebens, als müsse ich ihr durch's Leben folgen, und sie mir im Tode zur Seite stehen. Mein' Schicksal bindet mich unzertrennlich an sie, wohlan, ich will ihm nicht widerstreben. Er wanderte nun weiter den Hügel hinauf, den zwei Tannen zu, die dicht an dem kleinen Erker des Hauses, der die Aussicht nach dem See hatte, ihr zackiges Haupt erhoben. Hier war Bernutas Gemach, hier hatte er sie oft belauscht, wenn sie in warmer Sommernacht, die Harfe im Arme, an dem geöffneten Fenster saß, und ihre Gedanken in Worte, ihre Gefühle in Töne aussprach. Aber heute konnte er sie nicht hier erwarten, rauh und kalt war die Luft, und doch sollte ihm das Glück günstig seyn. Kaum nahte er, als er das Fenster sich öffnen hörte,

und der leuchtende Mond ihre liebliche Gestalt ihm zeigte; deutlich konnte er sie erkennen, konnte sehen wie sie sich herausbog, und aufmerksam nach der glänzenden Mondscheibe blickte, die gar freundlich sie beschien. Jetzt entfernte sie sich, doch bald kehrte sie wieder und er vernahm die leisen Akkorde ihrer Harfe. Sie trat an das immer noch geöffnete Fenster, blickte hinaus nach dem Sternenhimmel und ihre Gedanken wurden zu Worten, welche die Harfe in einfachen Akkorden begleitete. Wernern entging keines ihrer Worte als sie sprach:

Breite dein Licht, du Leuchte der Nacht,
Freundlicher Bote der Ruh'
Bleiche der Sterne funkelnde Pracht,
Zieh deiner Heimath nur zu.
Ach du findest nicht Heimath, nicht Ruh,
Ewig, ewiglich wanderst du.

Rastlos am hohen Himmelgezelt
Schreitest du durch die Nacht,
Wandelst über der schlummernden Welt
In unsäglicher Pracht.
Doch, wenn der rosige Tag erwacht,
Bleichest auch du; hin ist die Pracht!

Auch dieses Herz findet nimmer die Ruh,
Auch diese Rosen vergehn,
Aber nicht wieder, nicht ewig wie du,
Sie am Morgen erflehn.

Wenn ihre Blätter die Stürme verwehn,
Können sie jenseits nur wieder erflehn.

Wandle, wandle ewiges Licht,
Silberne Leuchte der Nacht,
Bis nicht dein bleiches Geistergesicht,
Leuchte in schauriger Pracht;
Wecke mit deinem magischen Schein,
Wecke die Todten zum nächtlichen Reih'n.

Noch stand sie vom Mondlicht beleuchtet, die Harfe im Arm, wie eine Seherin der Vorzeit, selbst ihr langes, herabrollendes Haar, daß jetzt ein Windstoß wild auseinander trieb, machte dies Bild noch grausiger. Werner gedachte bei diesem Anblicke der warnenden Worte des Komthurs, daß sie noch dem Götzendienste anhänge, und nach dem Orte wallfahre, wo die heilige Eiche von Romove gestanden. Immer mehr drang sich das Bild der Seherin ihm auf, starr sah er nach ihr, schon wollte er sich wenden, um heimwärts zu gehen, als er sah, daß sie die Hände zum Gebet gefaltet hatte, und er plötzlich den Ausruf hörte: Vergieb mir heilige Mutter, vergieb!

Nein! rief er, als das Fenster sich schloß und Bernuta seinem Blicke entschwunden war, nein, so innig fleht keine Abtrünnige

zur heiligen Mutter. Hin, hin zu ihr! — Bald ſtand er an der geöffneten Pforte des Hauſes. Der alte Walgune kam ihm ehrfurchtvoll entgegen, denn die Ordenbrüder waren ja die Herren des Landes, und Walgune, der Samländer, ihnen ſehr verpflichtet.

Seid mir willkommen, edler Herr, redete er den Ritter an, heute doppelt willkommen, da Euer Muth die Johannisburg ſo männlich beſchützen half. Ach, meine Kräfte ſind dahin, ich kann für den Orden nur noch beten, nicht mehr fechten.

Ihr habt das Eurige gethan, und Eure Schuld längſt abgetragen, ſagte der Ritter, mit ihm in die Wohnſtube tretend, habt, als ſo manche ſamländiſche Edle ſchändlich und undankbar an dem Orden handelten, mit treuer Redlichkeit und feſt an ihm gehalten. —

Nennt es nicht ſchändlich und undankbar, lieber Herr, fiel der alte Preuße dem Ordenbruder in die Rede, wenn in der Bruſt des Mannes die Liebe zum Vaterlande erwacht, und er die Feſſeln abzuſchütteln verſucht, mit welchem die neue Herrſchaft ihn gebunden hält. Verdammt den Unterdrückten nicht,

wenn er im Gefühle seines Elends die Kette zerbricht.

Und warum ließet Ihr Euch nicht von dem Gefühle fortreißen, das ganz Preußen ergriff, und Euch noch jetzt so sehr zu bewegen scheint? nahm Werner das Wort. Warum hieltet Ihr fest an dem Orden, da ganz Nadauen, Sambien und Sudau aufstand, die Deutschen zu verjagen?

Der Alte schwieg.

Redet keck mit mir, fuhr der Ordenbruder fort, ich stehe als Freund vor Euch. Oft schon habe ich Euch deshalb befragen wollen, aber immer, wenn das Gespräch sich auf diesen Gegenstand lenkte, wurdet Ihr ernst, und Euer sonst so freundliches Gesicht finster, deshalb schwieg ich.

Herr! sagte der Alte mit einer Art Hast. Hätte es die Befreiung des Vaterlandes allein gegolten, nie hätte ich die Reihen meines Volkes verlassen; aber es galt auch Tempel und Altar zu zerstören, die alten Götzen in ihr Heiligthum, den Kriwe*) mit seinen Waideloten in ihre alte Heimath zurückzufüh-

*) Kriwe, Oberpriester.

ren, und das sollte nicht geschehen. Für Christus zog ich das Schwert, nicht für Euch Ihr fremden Herren! Doch ich habe schon zu viel gesagt, thut als hättet Ihr es nicht gehört.

Auch hatte wirklich der Ordenbruder nur wenig auf die Worte des alten geachtet, denn ihn dünkte, er höre im Nebengemach die Tritte Bernutas, und so war es auch. Der Alte, wahrscheinlich dem Gespräche eine andre Wendung zu geben, rief ihren Namen und sie trat ein. Bringe dem Herrn Meth! befahl er. Die Jungfrau, ohne den stummen Gruß des Ritters zu erwiedern, verließ das Zimmer, brachte zwei Kannen mit Meth, setzte sie auf den Tisch und wollte gehen. Kredenze dem Herrn, Bernuta! sprach der Vater. Die Tochter gehorchte. Auf Euer Wohl, Herr Ritter, und auf das Wohl Eures flüchtigen Rosses! sprach sie, nippte aus dem Kruge und heftete, ihn dem Ritter reichend, einen scharfen, fast feindlichen Blick auf Werner.

Wie meint Ihr dies Jungfrau? sprach der Ordenbruder verwundert, und setzte den

Krug unberührt auf den Tisch. Ich verstehe Euch nicht.

Es galt Eurem Klepper, Herr Werner von Windecken, sagte sie schnell. Eurem flüchtigen Rosse galt es, das Euch unverwundet vom Kampfplatze führte, und mich dem Sieger als Beute überließ.

Staunend aber schweigend blickte der Ritter sie an.

Hat der edle Herr nicht männlich für Deine Befreiung gefochten? Der Uebermacht nicht weichen, wäre Thorheit, nahm der Vater verweisend das Wort. Bernuta lächelte bitter. Wer eine hülflose Jungfrau den Händen der Heiden überlassen kann, und selbst wenn er sie haßte, der ist — Doch was habe ich für ein Recht, mit Euch deshalb zu zürnen. Ihr tragt das Kreuz, aber dennoch kannte der Fürst der Schamaiten seine Pflicht besser als ihr, den ein panischer Schrecken ergriffen zu haben schien.

Ihr thut mir Unrecht, Bernuta, sagte Werner mit Ruhe und Milde. Gilt es mein Blut, mein Leben, gern verspritze ich es für Euch und stürze mich mit Freuden in den Tod, und thue es wahrlich nicht in Hoffnung

des Lohnes hier oder dort. Ihr wißt, Ihr fühlt es sicher, daß ich Wahrheit rede.

Und was bewog Euch denn, so plötzlich Euer Roß zu wenden, fiel ihm Bernuta in die Rede, und den Kampf, den Ihr so muthig begonnen, so schmachvoll abzubrechen?

Meine Pflicht, die Pflicht gegen den Orden. Die Veste mußte ich retten, sonst stand ich ein Meineidiger, Ehrloser vor Euch! sprach Werner mit Feuer. Ich war Euch mit meinen Reisigen gefolgt, als ich des nämlichen Weges auf Kundschaft zog, Ihr schient mich nicht zu bemerken, ich bemerkte aber wohl, daß der Lithauer Euch verfolgte; der Schnelle Eures Rosses vertrauend, hoffte ich ohne Kampf Euch gerettet zu sehen, Euer Roß täuschte mich. — Doch als der Feind Euch nahte, vergaß ich beim Anblicke der Gefahr, daß ich nur dem Orden angehöre, ich stürzte zu Eurer Rettung herbei und kämpfte für Euch. — Aber plötzlich gedachte ich meiner Brüder. Gott und der heiligen Jungfrau Euch übergebend, wandte ich schmerzvoll, aber von Pflicht durchdrungen, mein Roß, machte mir mit dem Schwerte Bahn und jagte der Burg zu. Verdammt mich,

verdammt

nicht schreien konnte, und wollte ihn eben zur Thür hinaus, nach dem Keller schleppen, als ein Offizier hereintrat, der den Stadtschreiber aufsuchte und ihn in diesem jammervollen Zustande fand, aus den er ihn schnell befreite. „Ich soll Euch sogleich zu dem General führen" sagte der Offizier zu dem Halbtodten, nachdem er Benedikt der Wache zur besondern Aufsicht übergeben hatte, „Folgt mir!" Der Stadtschreiber, froh, aus Benedikts Händen gerettet zu sein, folgte ihm mit freudigem Herzen nach der Burg.

Hier fand er Melac beim Becher allein sitzend „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth!" rief ihm dieser entgegen „Deshalb sollt Ihr mich auch nach Serach führen; weiß doch überdies niemand von meinen Leuten den Weg nach diesem Zauberschlosse. Dort sollt Ihr Zeuge meines Glücks bei Magdalenen sein; und da Ihr so redlich Wort gehalten, will ich auch morgen mit der Stadt wegen der Contribution handeln lassen — Kommt, die Pferde stehen jenseit des Grabens bereit, für Euch steht ein Maulesel gesattelt."

„Schon jetzt?" fragte der Stadtschreiber verwundert.

„Ich habe meine Gründe, weshalb ich so früh reite — Ihr braucht Euch übrigens nicht zu fürchten, für List oder Ueberfall ist gesorgt."

Zitternd, und dennoch freudig folgte der Stadtschreiber. Der ganzen Stadt die Gewißheit geben zu können, daß er selbst Magdalene in nächtlicher Stunde bei Melac gesehen, war ihm, trotz der Lehre, die er so eben von Benedikt erhalten hatte, ein zu großer Triumph.

Von Fackeln geleuchtet machten sie sich auf den Weg.

verdammt den Ritter des deutschen Ordens, wenn Ihr könnt!

Bernuta reichte ihm fast beschämt die Hand und verließ das Zimmer; doch blieb sie nicht lange, kehrte zurück, und schien heiterer zu seyn, als Werner sie seit langer Zeit gesehen. Aber sagt mir Bernuta, fragte jetzt der Ordenbruder, welch ein Wunder gab Euch die Freiheit?

Sie erzählte nun was ihr begegnet war, erzählte es mit Feuer, und man konnte leicht bemerken, daß hierbei das Bild des Großfürsten noch lebhaft vor ihr stand. Der Vater war während ihres Berichts abgerufen worden, und sie befand sich nun mit Wernern allein, dem die Lebendigkeit, mit der das Mädchen gesprochen hatte, nicht entgangen war. Ihr scheint vom Gefühle des Dankes tief durchdrungen zu seyn, sagte er jetzt, Bernuta scharf beobachtend, die auf seine Frage nicht achtend gedankenvoll vor ihm stand. Werner beobachtete sie noch eine Weile, dann sagte er freundlich. Wo sind Eure Gedanken, Bernuta! Schweifen sie an den goldnen Sternen vorüber, oder weilen sie an jener Stelle, wo Ihr das Schrecken der Christen, wo Ihr

Kaystut sahet? O, schildert mir den Mann, ich habe so manches von ihm gehört, so oft schon gewünscht, sein Angesicht zu sehen, denn wäre er ein Christ, ich könnte ihn ehren.

Und ehret Ihr den edlen Fürsten nicht, weil er noch ein Heide ist? fragte Bernuta, und eine schnelle Röthe überflog ihr Antlitz.

Schildert mir den Mann, sagte der Ordenbruder, ohne auf des Mädchens Frage zu antworten. Schildert mir ihn, ich bitte Euch!

Bernuta besann sich einen Augenblick, als ob sie alle Farben sammeln wolle, die sie zu seinem Bilde bedürfe, dann sagte sie, und mit jedem Worte wurde ihre Sprache lebhafter. Denkt Euch eine große, riesenhafte, aber edle Gestalt, ein feuriges, blitzendes Auge, das sanft und wild zugleich auf Euch blickt, denkt Euch das Bild männlicher Kraft und Kühnheit, und der Großfürst steht vor Euch!

Ihr malt mit Wärme, Bernuta, sagte der Ritter. Dankbarkeit läßt wohl auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren, aber diese Gluth, die aus Euren Worten sprach, die sich jetzt auf Eurer Wange malt, hat einen tieferen Grund.

Wohl möglich! erwiederte das Mädchen, Gleichmuth sammelnd.

Ich kenne die Liebe nicht, fuhr Werner fort, und doch sollt' ich meinen —

Ihr kennt die Liebe nicht? unterbrach ihn Bernuta plötzlich, und ihr dunkles Auge ruhte fest auf dem Manne. — Doch fahrt nur fort, und verzeiht, daß ich Euch störte.

Ich sollte meinen, sprach er, sich schnell fassend, daß nur Liebe so lebhaft malen könnte.

Nun wenn Ihr die Liebe nicht kennt, werther Herr! nahm die Jungfrau scherzend das Wort, woran wollt Ihr sie denn erkennen?

Der Ritter schwieg, auch Bernuta suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, aber so sehr sie sich auch bemühte, immer kam der Ordenbruder auf Kayssut zurück, immer spann sie gern den Faden des Gespräches weiter, den er begonnen.

Nun, sagte endlich Werner. Läugnen könnt und wollt Ihr es gewiß auch nicht, daß der Fürst des Heidenvolkes einen tiefen, vielleicht bleibenden Eindruck auf Euch gemacht hat.

Ja, Herr! erwiederte das Mädchen. Ich

läugne es nicht. Er war mir eine neue, glänzende Erscheinung, die noch jetzt lebhaft und wohlthuend vor meiner Phantasie steht und mich beschäftigt.

Ist es der Mann oder seine großmüthige Handlung, die ihn Euch so werth macht?

Lieber Herr, erwiederte sie und wollte scherzen, aber ein tiefer Ernst sprach aus ihren Worten. Ihr scheint fast mein Beichtiger werden zu wollen, doch will ich Euch noch diese Frage beantworten. Ich glaube, Beides hat mir an dem Manne wohlgefallen, seine edle Gestalt und seine großmüthige Handlung.

Verkennt mich nicht, Bernuta, sagte nach kurzem Schweigen der junge Ordenbruder, der wohl fühlte, wie leicht er dem Mädchen wehe thun könne. Heftet Euren Blick auf dieses schwarze Kreuz und denkt, daß wer es trägt und reinen Sinnes ist, der Liebe ein trauriges Valet gesagt hat; deshalb verkennt mich nicht, wenn der besorgliche Freund Euch fragt: wohin soll dies Euch führen?

Wohin! erwiederte Bernuta lebhaft, und ihr Auge, ihre ganze Gestalt ward aufgeregt. Dieser Traum verschwindet mit der

Morgenröthe, oder er bleibt der Traum meines ganzen Lebens!

Und dann?

Werner von Mindecken, sprach sie, ergriff seine Hand und führte ihn an das Fenster, welches sie rasch öffnete. Seht den strahlenden Mond, vielleicht kehrte er gern auf der Bahn zurück, die er schon heute durchwallte, aber er muß, muß vorwärts schreiten, muß die Bahn durchwandern, die ihm sein Schöpfer bezeichnete, er muß! — Der Mensch ist ein schwaches Wesen, fuhr sie fort, unsichtbare Mächte umschweben ihn; im eitlen Wahne meint er, er sei frei, Herr seines Willens, und die Unsichtbaren führen ihn am Gängelbande hin, wo es ihnen gut dünkt. Nur über das Leben hat er Gewalt, und somit vermag er in einem kühnen Augenblicke sich ihrer Gewalt zu entziehen. So lange er aber auf dieser Erde wandelt, muß er hin, wohin ihn das Schicksal treibt, wohin ihn die Macht der Dämone zieht, dahin muß er trotz seinem Widerstreben.

Sonderbar! murmelte der Ordenbruder, der immer noch in die dunkle Mondscheibe

blickte, vor sich hin, dann schwieg er und sah nachdenkend vor sich nieder.

Was dünkt Euch sonderbar? fragte endlich das Mädchen, das Stillschweigen brechend.

Was Ihr eben gesprochen, habe auch ich mir oft gesagt, erwiederte er. Eine magische Gewalt zieht uns oft in einen Kreis, aus dem wir uns bannen möchten. —

Lieber Herr! fiel ihm Bernuta in die Rede. Wer wie Ihr drei furchtbare Gelübde that, der muß seinen Willen in Bande zu legen wissen. Arm müßt Ihr seyn, könnt mit keinem Hülfbedürftigen Eure Habe, Euer Brod theilen, und müßt doch für den Orden mit Eurem Blut und Leben erwerben. Gehorsam habt Ihr gelobt; und solltet Ihr der Menschheit Edelstes zertrümmern, Ihr müßt es dem Orden opfern, wenn er es verlangt. Und unter diesem Kreuze, dieser eitlen Zierde so manches Biedermannes, darf kein Herz der Liebe schlagen; keiner Dirne dürft Ihr nahen, denn Ihr seid der edlen Dirne ein Pesthauch, der nur vergiften, nicht beglücken kann. — Ihr heftet Euer Auge so wehmüthig auf mich? Zürnt mir nicht um das, was ich Euch sagte; hielt ich Euch nicht für der Edelsten Einen

unter Euren Brüdern, ich hätte geschwiegen, hätte das, was ich Euch schon so lange sagen wollte, in meiner Brust verschlossen. So aber ist es besser! — Seid mein Freund, mein treuer Freund, Bruder Werner, sprach sie, ihre Hand traulich auf seine Schulter legend. Seid es durch das ganze Leben — und wollt mir nie mehr seyn. Der Ordensbruder steht mir dann nahe, sonst bleibt er meinem Herzen fern! Reicht mir Eure Hand, edler Mann, ihr Druck sage mir, daß wir uns verstehen.

Werner ergriff die dargereichte Hand des Mädchens, unwillkürlich drückte er sie an sein Herz, sie duldete es willig. Er muß die vorgeschriebene Bahn durchwallen, muß von Ost nach Westen ziehn, sprach er, seine Rechte nach dem Monde streckend, den eben eine Wolke barg. So muß ich auch Euch als das Ziel meines Lebens betrachten, denn die Unsichtbaren ziehen mich zu Euch hin. Der Freund wird Euch folgen, Euch schützen, so lange er darf, setzte er traurig hinzu. Schlaft wohl! Dies sagend eilte er schnell von ihr nach der Burg, die wie ein grauer Riese im Mondlichte vor ihm lag.

Starr den Blick auf die dunkle Nebelgestalt des Schlosses gerichtet, seufzte er tief auf. So war Alles nur ein Traum! rief er, und keine Hoffnung in dieser sternenlosen Nacht? Mir bliebe nichts als dieser Ordenmantel, mein Gelübde und ein gebrochenes Herz? Nun was mir der Himmel ließ, was er mir zur Mitgift gab, dem will ich treu angehören und nicht nach dem Unerreichbaren trachten. — Lebt wohl ihr Bilder meiner Jugend, ihr Hoffnungen, die ich sorgsam genährt. Lebe wohl Bernuta! Von Dir erwarte ich nichts mehr, erwarte Du Alles von mir!

4.

In des Meisters Wohnzimmer im großen Ordenhause zu Marienburg, saß Bernhard, der Briefschreiber des Hochmeisters Werner von Kniprode, an einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische, der in der Mitte des Gemachs, an der das Gewölbe des Zimmers tragenden Säule stand. Pergamentrollen und Haufen Papiere, auch mehrere noch unerösfnete Briefe lagen vor ihm aufgeschichtet,

und Alles war bereit sogleich das Geschäft zu beginnen.

Der Schreiber brummte ungeduldig vor sich hin, blickte ernst nach der Thüre, dann setzte er sein Käppchen auf und sagte halblaut. Hu, mich friert! wo er nur bleiben mag; ist es doch immer hier so kalt, wie es trotz des vielen Feuers in der Hölle seyn soll. Noch saß er eine Weile, rückte näher an das Kamin, legte einige Scheite auf die kaum noch glimmenden Kohlen, und beugte sich eben die Fünkchen anzublasen, als die Thür sich öffnete und der Hochmeister eintrat.

Friert Dich schon wieder, frostiger Gesell! sagte der Meister halblachend, da dem kleinen Männchen vor Schreck fast der Athem vergangen wäre, setze Dich, aber entblöße vorerst Dein Haupt; es ziemt sich nicht, selbst nicht in meiner Abwesenheit, Dich in des Meisters Wohngemach zu bedecken. Setze Dich — keine Entschuldigung — schreib'!

Der Schreiber gehorchte, und da er sich noch nicht ganz von seinem Schrecke erholt hatte, fragte er mit bebender Stimme. Auf Pergament oder Papier?

Papier! antwortete der Meister, und

schritt fast ungeduldig werdend im Zimmer auf und ab, da der Schreiber seine Vorkehrungen nicht schnell beenden konnte. Seid Ihr endlich fertig? fragte er, und als der Schreiber es bejahte, diktirte ihm der Meister:

Vortrefflicher, tapferer,
in Gott geliebter Bruder!

Der heidnische Feind, der erst vor Kurzem in Johannisburg eingedrungen war, rüstet sich von Neuem mit noch stärkerer Macht und drohet uns mit einem furchtbaren Heere. Vom Rheine, Franken und Baiern ziehen Haufen frommer Kreuzfahrer heran, die schon die Oder überschritten haben. Deshalb mahn' ich und befehl' ich Euch, geliebter Bruder, Ihr wollet alle streitbaren Mannen in Eurem Kreise aufbieten, sie mustern und Sorge tragen, daß die Ordenbrüder, Söldner und das Landvolk gehörig gewaffnet und zum Kampfe bereit sei. In der Mitte des Märzmondes findet Euch dann mit Euren Krieghaufen in der Gegend von Insterburg ein, wo wir das Heer mit Gott sammeln werden. Ich befehle Euch das strengste Geheimniß

Melac ſagte nicht wie ſonſt den Berg hinauf, ſein ſtolzer Neapolitaner ſchritt heute langſam und gab Conſtant, der den General allein begleitete, ſattſam Gelegenheit, ſeinen Unmuth in heimlichen Verwünſchungen, beſonders über den Stadtſchreiber auszulaſſen, den er, und mit Recht, als den Stifter all dieſes Unglücks anſah. So kamen ſie, Melac mit lüſternen Erwartungen, der Stadtſchreiber zwiſchen Furcht und Schadenfreude, Conſtant den Tag verwünſchend, auf Serach an.

Sie fanden dort Alles zu ihrem Empfange bereit. In den kleinen Zimmern brannten überall Kerzen, auf dem Tiſche ſtanden Becher und gefüllte Kannen, und man hätte glauben ſollen, die Freude wolle hier einkehren, nicht der Gram. „Seht doch, gnädiger Herr!“ ſagte der Stadtſchreiber höhniſch „Wie Jungfer Magdalene Klich' und Keller zu Euerm Empfange geöffnet und alles ſo feierlich geordnet hat, daß man meinen ſollte, ſie erwarte ihren Bräutigam.“

„Nun, iſt dem nicht ſo?“ erwiederte Melac, einen Becher füllend — „Setzt Euch, Stadtſchreiber, wir wollen auf des Bräutchens Geſundheit trinken, bis ſie kommt. — Wir werden zwar noch lange warten müſſen, denn ſie wollte erſt um Mitternacht hier ſein.“

„Und weshalb, gnädiger Herr, ſeid Ihr ſo früh hierher geritten?“ fragte der Stadtſchreiber mit hämiſchen Lächeln — Melac antwortete ihm nicht — „Mir kam es ſehr gelegen“ fuhr jener fort, „denn wenn die eilfte Stunde geſchlagen hat, iſt hier herum der Teufel immer los und es beginnt die wilde Jagd und um alles in der Welt möchte ich da nicht im Freien ihr begegnen.“ Er ſah bei dieſen Worten ſcharf auf Melac, der unmuthig den Becher

über Zeit und Ort, und empfehle Euch dem Schutze des Höchsten.

An wen lautet dieses Schreiben? fragte Bernhardt, es dem Hochmeister zur Unterschrift darreichend.

An die dreißig Landeskomthure, erwiederte der Meister es zurückgebend.

Mithin dreißig Abschriften, murmelte halblaut der Briefsteller seufzend. Der Meister wollte dies nicht gehört haben, oder hatte es wirklich nicht gehört, da er immer noch im Gemache auf und ab schritt, als aber der Schreiber den Brief gefaltet hatte und ihn zu sich stecken wollte, sagte er plötzlich. Schreib'! Der Gehorsame setzte sich. An den Komthur zu Johannisburg noch folgendes Postscript. — Ich danke Euch tapfrer Bruder im Namen des Ordens für die Vertheidigung der Burg. Seid auf Eurer Hutb, leicht könnte Kanstut es noch einmal versuchen, ob er Euch wieder so wachsam findet. Den Bruder Werner von Windecken schickt zu mir her, ich meine daß es gut sei, ihn einige Zeit hier zu behalten. — Nun geh Bernhard, wandte er sich zu diesem und schärfe Deine Feder; morgen früh wirst Du wohl die Ar-

beit beendet haben, die Boten ſollen bereit ſtehen. Der Schreiber verbeugte und entfernte ſich.

Als der Meiſter allein war, trat er vor die an der Wand hängende Mappa mundi, betrachtete ſie aufmerkſam und ſchüttelte lächelnd den Kopf. Welch kleiner Fleck auf Gottes weiter Erde iſt doch das Preußenland, und dennoch iſt es faſt zu groß und ſchwer für die Schulter eines einzelnen Mannes. Immer Krieg und ewiger Krieg! — Wann wird endlich Friede ſeyn? — Dort, nur dort! ſprach er und ſein Auge hob ſich gen Himmel. Nun bis da hinauf arbeite für Gott und die Menſchheit. Er ging noch einigemale im Zimmer auf und ab, dann ſchellte er einem Diener. Iſt der Komthur von Labiau noch nicht hier?

Noch nicht Herr!

So geh' zum Pferdemarſchall des Convents und ſage ihm, er ſolle mir die Pferde vorführen laſſen, die aus Böhmen gekommen. Der Diener entfernte ſich und der Meiſter trat in das größere Gemach, welches die Ausſicht auf den Burgplatz hatte, und betrachtete die hier aufgehangenen Bilder der

Hochmeiſter und der berühmten Ordenbrüder. Vor manchem blieb er ſtehen und die Vergangenheit zog an ihm vorüber, am längſten hielt er ſich vor dem Bilde Siegfrieds von Feuchtwangen auf. Hätteſt Du nichts gethan, ſagte er vor ſich hin, als den Sitz des Ordens von Venedig hierher verlegt zu haben, ſo hätte Dir dieſer große Gedanke allein den ewigen Dank des Ordens erworben. Hier ſind wir Herren, in Venedig waren wir Diener. Noch ſtand er vor dem lebensgroßen Bilde des Marſchalls Heinrich von Plötzkau, der auf ſeinem ſchwarzen Streitroſſe eben über eine Mauer ſetzte, als Pferdegetrappel auf dem Burgplatze ihn in ſeinen Betrachtungen ſtörte. Der Meiſter glaubte, es wären die neugekauften Roſſe, die ihm der Marſchall vorführen ſollte und trat deshalb an das Fenſter. Er irrte ſich, ein Ritter mit ſeinem Gefolge war es, der über den Burgplatz dem Haupthauſe zuritt. Es war ein kleiner, unanſehnlicher, doch ſtark gebauter Mann, unter deſſen hochgewölbter Stirn ſich eine bedeutend große Naſe über einem Munde erhob, der zuweilen nicht ohne Anmuth lächeln konnte. Sein Auge blitzte feurig unter den buſchigen

Brauen hervor, der ganze Ausdruck des Mannes war Ernst und Strenge. So klein der Ordenbruder war, ritt er doch ein ungeheures friesisches Roß, einen Goldfuchs, den das Kriegvolk sonderbarer Weise den Reißaus nannte, obgleich er wohl nur selten dem Feinde den Rücken gewendet hatte. Es war Heinrich Schindekopf, der Komthur von Labiau, des Hochmeisters Waffengefährte und vertrautester Freund, ein Mann, der keine Furcht kannte, dessen Geist sein Muth noch übertraf, der Held des Ordens. Wenn er auf seinem Goldfuchse die Schaaren gegen den Feind führte, war sein Kriegwort: Wacker wie ein Ordenbruder, schnell wie mein Roß und Gottes Wind! Er war in allen Kriegsachen der, auf dessen Rath der Meister den größten Werth legte, den die Ordenbrüder und Söldner seiner unerbittlichen Strenge wegen am meisten fürchteten, aber am willigsten folgten. Er war streng in Beobachtung der Ordenregeln, betete nur so viel, als er nach den Statuten beten mußte, achtete die Priester nur weil sie Ordenbrüder waren und das Gesetz es ihm gebot, schlief stets auf harter Erde, trank Wasser und haßte die Weiber.

So streng er gegen sich war, so streng war er auch gegen seine Untergebenen, von denen er gleiche Enthaltsamkeit verlangte.

Freundlich, aber dennoch mit Würde empfing der Hochmeister den Helden, und nach kurzer Bewillkommnung machte er ihn mit der Ursache bekannt, warum er ihn zu sich beschieden hatte. So stehen die Sachen, sprach er am Schlusse seiner Rede, denkt darüber nach, was ich Euch sagte; wenn Ihr Euch durch Speise und Trank erquickt habt, dann sagt mir Eure Meinung, Komthur, und theilt mir Euren Rath mit. Indessen, lieber Freund, will ich, bis der Küchenmeister uns zum Mahle abruft, Euch die Rosse zeigen, die ich in Böhmen habe kaufen lassen, und die uns gar treffliche Dienste thun sollen; es sind starke, kräftige wohlgebaute Thiere, die den geharnischten Reiter gut tragen können. Sie werden sogleich vorgeführt werden.

In diesem Augenblicke hörte man auch schon das Wiehern der Rosse, die gesattelt und gezäumt, mit vollem Rüstzeuge stolz einherschritten, muntere Hengste, welche die Faust der Pferdeknechte kaum zu bändigen vermochte. Der Meister trat mit dem Kom-

thur an das geöffnete Fenster und hatte seine Freude über die muntern Thiere, der Komthur, ein besonderer Freund von Rossen, musterte jedes, besonders gefiel ihm ein Apfelschimmel, ein starkes unbändiges Pferd, das zwei Knechte führen mußten. Ein junger Ordenbruder, Klaus von Steten, ging immer dem Unbändigen nach und betrachtete es aufmerksam. Bruder Klaus! rief der Komthur hinunter, Dir gefällt wohl das Roß? Ist dem so, so schwinge Dich darauf, und kannst Du es bändigen, will ich den Meister bitten, daß er es Dir zum Schlachtroß giebt. Der junge Ordenbruder hörte kaum diese Worte, als er den Apfelschimmel vorführen ließ, sich behende hinaufschwang, und das wilde Thier, es im Kreise tummelnd, zu bändigen versuchte. Aber das Roß, solcher Last noch ungewohnt, suchte in Bogensätzen den Reiter abzuwerfen und es gelang ihm endlich; der Ordenbruder lag im Sande.

Wie Alles verweichlicht! rief der Komthur in seiner Heftigkeit. Solch junger Fant hat nicht einmal mehr Kraft und Geschick, ein wildes Roß zu bändigen. Den jungen Laffen zum Trotz, die da unten stehen und dem

hin-

hinjagenden Roſſe müßig nachſehen, ohne es mit kräftiger Fauſt zu halten und ſich darauf zu ſchwingen, will ich es beſteigen und tummeln, und ehe Winrich von Kniprode ihm noch etwas entgegnen konnte, ſetzte er ſchnell hinzu: Ihr werdet nichts dagegen haben, Meiſter, ſollte es auch nur ſeyn, um den jungen Brüdern ein belehrendes Beiſpiel zu geben!

Der Meiſter wollte hier nicht befehlen, aber er warnte, doch konnte nichts den Willen des Störriſchen bändigen. Haltet mich nicht zurück, Meiſter! ſagte Er, ſeinen Mantel heftig um den linken Arm ſchlagend, ein Zeichen, daß das Blut raſcher durch ſeine Adern floß, und als Winrich von Kniprode ihm bemerklich machen wollte, daß eine ſo tüchtige Stütze des Ordens ſich nicht um eines wilden Roſſes willen in Gefahr ſtürzen ſollte, erwiederte er mit ruhigem Lächeln. Um ein Roß zu bändigen, edler Meiſter, thue ich es wahrlich nicht; des Ordens wegen thue ich es, der in Weichlichkeit untergeht, den jungen Brüdern zur Beſchämung. Doch Ihr habt zu befehlen und ich auch hierin zu gehorchen.

Geht Heinrich! sagte der Meister freundlich. Thut nach Eurem Willen. Der Komthur entfernte sich rasch und bald war er auf dem Burgplatze, wo das Roß unaufgehalten herumjagte. Ruhig, ohne seine Schritte zu beeilen, trat er unter die sich hier zusammen gefundene Menge, die ihm ehrerbietig Platz machte.

Marschall! rief er dem Pferdemarschall zu. Schafft mir das tolle Pferd herbei! Ihr steht hier gaffend und kaum ein Paar Knechte rühren sich, das flüchtige Roß einzufangen! Das Wort des Komthurs brachte schnell eine Menge Knechte, selbst dienende Brüder in Bewegung, bald war der tolle Schimmel eingefangen. Hierher! rief er jetzt, da sie das Roß wieder zu den andern führen wollten. Ich will es besteigen! Alle staunten über des Komthurs Keckheit, der sich rüstig auf den schnaubenden Hengst schwang. Das Roß, seine Last verspottend, machte sich in Bogensätzen Bahn durch die Menge; der Komthur ließ es austoben, suchte es anfangs zu besänftigen und blieb ohne Wanken, fest im Sattel. Nach einer Weile, während er es nun weidlich getummelt hatte, blieb er des Rosses Herr, ritt das immer noch Schnaubende ruhig dem Platze herum

und ſtieg dann ab. Sein Auge ſah nun im Kreiſe der jungen Ordenbrüder umher, dann ging er, ohne ein verweiſendes Wort zu ſagen, nach des Meiſters Wohnung; jeder der den Ernſten kannte, verſtand ſein Schweigen.

Heinrich, ſagte der Hochmeiſter, Du haſt das Roß getummelt wie ein echter Ordenbruder aus alter Zeit, willſt Du es haben, ſo nimm es mit nach Labiau, und reite es in der nächſten Schlacht, wenn Du es gebändigt haſt. Aber aus Liebe und Freundſchaft zu mir, kein ſolches Wagſtück weiter! Wir beide ſind nicht mehr in den Jahren der Jugend, und jetzt iſt ein Mann mehr werth als ſonſt, ſie werden ſelten, ſebſt im Orden!

Das weiß Gott! ſagte Schindekopf und feurig glühte ſein Auge, Unmuth umzog ſein ganzes Geſicht. Es dünkt mich faſt, die Mannheit ginge in dieſer erbärmlichen Zeit zu Grabe, und auch das Kräftigſte müſſe in Weichlichkeit vergehen. Selbſt unſer Orden, dieſe Vereinigung der Edelſten in Deutſchland, wird, wenn auch nicht wie die Tempelherren, doch ſicher wie die Johanniter, in Reichthum und Weichlichkeit untergehen. Ein Wamms, ein Mantel, ein Schwert und ein

Roß, Gottes Erde zum Lager, den Himmel zur Decke, wo Millionen Lichter uns leuchten, das war sonst des Ordenbundes einzige Habe. Jetzt aber — Herren sind wir, nicht Diener des einzigen Herrn der Welt, leben in Lust und Freude, zechen und buhlen; Demuth, Enthaltsamkeit ist von uns gewichen, und das Kreuz auf dem Mantel ist jetzt zur prunkenden Zierde, nicht zum Zeichen der Obedienz geworden, und so werden wir von Geschlecht zu Geschlecht immer tiefer sinken. —

In diesem Augenblicke trat der Küchenmeister ein, dem Meister zu melden, daß die Tafel bereitet sei. Es schien diesem nicht unlieb, daß das Gespräch unterbrochen wurde, und er führte den Komthur sogleich nach dem kleinen Remter, wo mehrere Gäste sie erwarteten und Schindekopf von neuem Gelegenheit fand, über die Menge der Speisen und den kostbaren Malvasier und Rheinfall in der Stille seine Bemerkungen zu machen; er trank nichts als Wasser.

Noch am Abende, als auch der Ordenmarschall von Königsberg, der Spittler von Elbing und der Drapier von Christburg angelangt, mithin die Gebietiger des Ordens

hinsetzte und statt Antwort ihm ein barsches „Trinkt nur!“ zurief.

Als die verhängnißvolle eilfte Stunde schlug, sank Magdalene ihrer Mutter um den Hals, welche den Blick gen Himmel richtend, keine Worte fand, ihr ein Lebewohl zu sagen. Immer fester schloß sie ihr Kind an sich, bis endlich Benedikt sagte: „Ende Mutter! Gott wird sie nicht verlassen!“ — Magdalene riß sich nun aus der Mutter Armen, reichte der Muhme die Hand und sagte zu dieser kalt „Ich vergebe Euch und der Priorin!“ — dann wandte sie sich zum Vater „Kommt Vater“ sprach sie „Kommt!“

„Ich darf dich nicht begleiten,“ erwiederte Benedikt „Für mich ist mein Haus verschlossen, ich bin hier Gefangener, die Magd wird mit dir gehen.“

„Das ist hart!“ sagte Magdalene „Nun, wie Gott will! — Ist der Küster benachrichtigt? Wird die Kirche offen sein?“ —

Ein schmerzliches „Ja!“ entwand sich der Vaterbrust.

„Lebt wohl Mutter, schließt mich in Euer Gebet!“ rief sie dann, ergriff des Vaters Hand und zog ihn mit sich fort. Als sie draußen waren, sank sie vor ihm nieder. „Sollte ich Euch nicht wieder sehen, Vater“ sagte sie leise, damit es die weinende Mutter nicht hören sollte „so lebt wohl! verzeiht mir, wenn ich je gefehlt, Euch je betrübt habe, und gebt mir Euern Segen, daß er mich stärke und mich noch jenseits hinüber begleite!“

Benedikt legte seine zitternde Hand auf Magdalenens

versammelt waren, beratheten sich die Herren im kleinen Convent, wie der Angriff auf Schamaiten und Lithauen begonnen werden sollte. Die schnellste Bewaffnung, die größte Verschwiegenheit wurde beschlossen, damit das Ordenheer bei der Ankunft der fremden Kreuzfahrer bereit sei. Zur Eile mahnte auch die eben eingegangene Nachricht, daß Kaystut, der Großfürst, mit einer bedeutenden Heeresmacht von neuem bei Angerburg in das Gebiet des Ordens eingedrungen sei.

Da alle Beschlüsse gefaßt waren, kehrten die Gebietiger schon am andern Tage nach ihren Komthureien zurück, nur der Komthur von Labiau, dem bei dem bevorstehenden Kriegszuge ein besonderer Auftrag des Hochmeisters wurde, blieb noch in Marienburg, das Nöthige mit ihm zu verabreden.

5.

Werner! sagte eines Nachmittags der Komthur Otto mit dem lahmen Beine zu seinem Zögling, den er zu sich beschieden hatte. Was ich voraussah, ist eingetroffen, der Meister befiehlt mir, Dich nach Marienburg zu sen-

den, wo Du vor der Hand bleiben sollst. Ich verberge Dir es nicht, es thut mir wehe, mich von Dir trennen zu müssen; ich war an Deinen Umgang gewöhnt, es that mir wohl, Dich bei mir zu sehen, ich hörte Dich gern plaudern, und Du erheitertest mir manche trübe Stunde. — Nun es soll nicht seyn! Ich soll mit meinem lahmen Beine allein in der Einsamkeit sitzen, denn die Andern verstehen mich nicht, kennen nicht meine Vaterburg, haben Agnese in Nonnenwerth nicht gesehen — Gott gebe ihr eine fröhliche Auferstehung! — und keinem habe ich daß Geheimniß, die Schuld meines Herzens anvertraut als Dir — und nun mußt Du von mir ziehen. Daran ist aber Niemand Schuld als die Dirne Bernuta! Nun bei Sankt Bastian, sie mag von Gott ihren Lohn dafür bekommen! — Sieh nicht so finster vor Dich hin, Werner, Du weißt, es ist nicht so böse gemeint, sagte er dann. Um Deinetwillen will ich sie in Deiner Abwesenheit schützen und schirmen, wenn sie es auch nicht verdient.

Werner von Windecken hatte den alten Komthur in dem Fluße seiner Rede mit keiner Silbe unterbrochen, und ihn ungestört

endigen lassen. Die Nachricht, nach Marienburg ziehen zu müssen, hatte ihn zu sehr überrascht, seine Gedanken waren zu lebhaft bei Bernuta, um an etwas Anderes zu denken als an sie. Dem Alten erschien sein Schweigen als Kaltsinn, dies verdroß ihn so, daß seine Trauer in Heftigkeit überging, und er endlich mit den Worten losbrach. Du freust Dich wohl, aus der einsamen Johannisburg, von dem alten mürrischen Manne fortzukommen?

Dies weckte den Ordenbruder aus seinen Träumen. Nein, wahrlich nicht, lieber Herr! sagte er mit Herzlichkeit. Ich gehe nur ungern von hier.

Ja, weil sie hier in der Nähe wohnt! unterbrach ihn der Alte.

Nein, auch weil ich mich ungern von Euch trenne, erwiederte Werner, ich ehre, ich liebe Euch!

Liebst Du mich wirklich? fuhr der Alte freudig auf, ergriff und drückte des Bruders Hand.

Mit vollem Herzen, und oft, recht oft werde ich Eurer mit dankbarer Liebe gedenken,

und mich in einsamen Abenden an Eure Seite wünschen.

Nun bei Sankt Bastian, das läßt Dich Gott sprechen! rief der Alte freudig. Deine Worte machen mir den Abschied leicht. — Geh und besorge nun Alles zu Deiner Abreise und wenn Du fertig bist, dann komm zu mir, daß wir noch einmal von der Heimath plaudern und dann — setzte er fast mürrisch hinzu, dann besteige meinen ungarischen Klepper, reite zum alten Walgune und sage ihr Valet; besser Du thust es mit, als gegen meinen Willen. Auch will ich Dir Reisige nachsenden, der alte Curt mag sie führen; es dünkt mich nicht recht geheuer an der Grenze zu seyn, und wenn schon der Großfürst bei Angerburg stehen soll, könnte er doch auch hier Beute machen wollen, darum sei auf Deiner Huth. — Nun geh!

Ein Ordenbruder hatte gar wenig, was er sein nennen konnte, deshalb war bald Alles zu Werners Abreise geordnet, und er saß, ehe noch der Abend zu grauen begann, in des Komthurs kleinem Gemache beim Kamin. Aber der Alte fand bald, er habe seine Zeit zur traulichen Erinnerung der Vergan-

genheit gar schlecht gewählt, denn Werner ward immer zerstreuter, immer unruhiger, und so brach der Komthur plötzlich das Gespräch ab, und sagte nicht ohne Empfindlichkeit. Wahrscheinlich ist der Klepper schon gesattelt, geh nur hinunter, schwinge Dich darauf und reite ihn auf diesem Ritte nicht zu Tode; hoffentlich wird es das Letztemal seyn, daß Du nach den zwei hohen Tannen jagst, als sei das Ordenkreuz dort aufgesteckt!

Das Letztemal? murmelte Werner vor sich hin.

Frage nicht weiter und geh! Dies sagend verließ der Komthur unmuthig das Zimmer.

Einen Augenblick, aber er war nur von kurzer Dauer, sah ihm Werner nach, ungewiß ob er bleiben oder gehen solle, dann aber eilte er schnell hinaus, schwang sich auf den Klepper und jagte, noch an die letzten Worte des Komthurs denkend, Walgunes Wohnung zu.

Er fand Vernuta allein, der Vater war zu einem Freunde geritten, wurde jedoch jeden Augenblick erwartet; dies war Wernern nicht unlieb, denn er konnte nun offener mit dem Mädchen reden. Anfangs war Vernuta

bei der Nachricht, daß der Ordenbruder die Burg verlassen und nach Marienburg ziehen müsse, betreten, doch faßte sie sich bald. Die Trennung von Euch schmerzt mich, sagte sie bewegt, doch wenn ich reiflich nachdenke, so ist es gut, daß Ihr von hier ziehen müßt.

Wenn auch ich reiflich nachdenke, unterbrach sie Werner, durch diese Worte schmerzlich berührt, so finde auch ich, daß es gut ist von hier zu ziehen, aber mein Herz sträubt sich gegen den Gedanken, es blutet, denke ich, daß ich von Euch scheiden muß.

Ihr seid unwillig geworden, lieber Herr! nahm Bernuta schnell das Wort. Ihr seid mein Freund, und wie könnte ich mich gern von Euch trennen. Und doch ist es gut, daß es so kommen mußte; Freundschaft zwischen Mann und Weib ist ein trügliches Gut, leicht wird der reine fromme Schein, der sie umgiebt getrübt, und — sie stockte, Werner verstand sie und schwieg.

Laßt uns Herr Ritter, fuhr sie fort, den Augenblick der Trennung durch nichts trüben, nicht durch Leidenschaft, nicht durch Empfindlichkeit. Für mich hat jede Trennung etwas Ergreifendes. Man sagt sich Lebewohl, und

weiß nicht auf wie lange, man drückt sich zum Abschiede die Hand, und weiß nicht ob man sie je wieder erfassen kann, Trennung erweckt in mir stets Wehmuth und eine bange Ahnung ergreift mich. —

Und welche ergreift Euch jetzt? fragte Werner schnell.

Daß ich Euch nicht wieder sehen werde, und das betrübt mich! —

Nun wohl! sprach jetzt der Ordenbruder. Sollte diese Ahnung zur Wirklichkeit werden, so will ich auch diesen Augenblick benutzen, als sei es der Letzte, wo ich Euch sähe, obgleich es in mir laut dagegen spricht und es mir immer ist, ich müßte Euch wiedersehen. Ich will mit Euch reden, wie es mir meine Pflicht gebietet, und sollte ich fürchten müssen, Ihr würdet mir zürnen.

Redet offen, Herr Werner, sagte Bernuta, als er schwieg und zu erwarten schien, daß sie ihn auffordern sollte fortzufahren. – Jedes Eurer Worte, ich weiß es, kommt aus lauterer Quelle und keines erzürnt mich.

Wohlan! begann er und sein Auge war feurig auf das Mädchen. — Wohlan, so will ich reden, und sollte ich mir auch selbst mei-

nen Himmel zerstören. — Seid Ihr dem Glauben Christi getreu, seid Ihr Christin ganz, mit reinem Herzen? fragte er sie.

Bernuta, wohl Anderes vermuthend, war durch diese Frage überrascht, und konnte zum Entgegnen nicht gleich die Worte finden.

Ich bitte, ich beschwöre Euch bei Allem was Euch heilig ist, Bernuta, sprecht!

Fürchtet nicht für mich, erwiederte sie mit Ruhe und Freundlichkeit. Ich bin Christin, ehre und liebe die fromme Lehre, welche die Priester verkünden; ich liebe das göttliche Gebot, seine Feinde zu lieben, zu segnen die uns fluchen; aber den Mund liebe ich nicht, der mir solch Göttlich-Menschliches verkündet, die Priester liebe ich nicht, wenn ihr Wandel ihren Worten nicht gleicht! — Seid Ihr nun beruhigt?

Nicht ganz, Bernuta. Ihr besucht nicht fleißig unsre Kirchen, vermeidet mit einer Art Scheu die stillen Klausen frommer Jungfrauen.

Gott ist überall! rief sie lebhaft, überall findet man einen heiligen Ort ihn zu verehren! Seht dort draußen den herrlichen Tempel, den er sich selbst erbaut. Erreicht ein

Dom, und schmückten ihn tausend Bilder und Millionen Verzierungen, erreicht einer die Größe, die Erhabenheit jenes dunkeln Domes, der sich, von Millionen Kerzen erleuchtet, über die Erde majestätisch wölbt? Spricht ein Priester so kräftiges Wort als der Donner, und durchrauscht eine Rede so laut, so furchtbar, so tief die Herzen, als der Sturm, wenn er durch den hohen Fichtenwald rauscht? Das ist mir das Wort des Herrn, dies mein Tempel, in dem ich zu Gott bete, und wahrlich, wenn ich in dieser nächtlichen Stunde die Sterne funkeln, den Mond in seiner schauerlichen Pracht wandeln sehe, den Sturm rauschen, den Donner brüllen höre, dann hebt sich mein Herz zu meinem Schöpfer, anbetend knie ich nieder in Demuth, denn klein stehe ich da vor dem Herrn der Welt und seinen Dienern, dem Sturm und Donner, statt daß ich in Eurer kleinen Kapelle mich groß dünke, mich eingeengt fühle und mir ist, als ob mein Gott, mein großer, mächtiger Gott, nicht Raum habe in diesem Tempel, als ob seine Diener, deren Worte ich nicht verstehe, an Reinheit und Werth tief unter mir ständen.

Werner war erſtaunt, ihn ſchauderte vor dieſer Ketzerei, und doch konnte er die Ketzerin nicht verdammen. In der verſchloſſenen Kammer ſeines Herzens, die er zu öffnen nicht wagte, fürchtete er das Nämliche zu finden, und er mochte deshalb ſeinen Tadel nicht ausſprechen; um deſto raſcher wendete er die Frage an ſie: Aber was zog Euch nach Romove, nach dem alten Sitze des Heidenthums, wo Eure Prieſter den Götzen nur Blut opferten, nur Blut der Weihrauch war, den ſie ihnen ſtreuten?

Opfern unſere Prieſter kein Blut? Floß nicht in dieſem Lande das Blut in Strömen? entgegnete ſie. Und iſt es nicht Eure Pflicht, Ordenbruder, das Blut der Ungläubigen zur Ehre Gottes zu vergießen? Und was ſind die Jungfrauen, die in finſtere Klauſen geſchloſſen dem Leben, dem Menſchlichen abgeſchworen haben, anders als blutige Opfer? Ihr wundert Euch, daß ich ihre Zellen meide, bei Hora und Veſper, bei Hymnen und Lobgeſängen immer nur den Schrei des Schmerzes höre, der aus zerriſſenem Herzen ſich aufwindet?

Ihr habt meine Frage nicht beantwortet,

Stirn — Er wollte reden, aber der Schmerz überwältigte ihn „Der Herr sei dir gnädig und barmherzig!“ rief er endlich, schloß sein Kind in die Arme „Lebwohl!“ sagte er dann und eilte schnell zurück.

Magdalene ging jetzt von der Magd begleitet, der nahgelegenen Dyonisius Kirche zu. Der Küster erwartete sie schon, ließ sie ein, und blieb unter dem gewölbten Eingang stehen, während Magdalene, vom Mondenlicht geleuchtet, in ihren Betstuhle trat. Hier, wo sie sich so oft zu Gott gewendet, warf sie sich in frommer Andacht nieder. Schon hatten die Glocken das erste Viertel verkündet, schon hallte das zweite feierlich durch die hohen Räume der Kirche, und mahnten Magdalene, daß sie der Entscheidung ihres Schicksals entgegen gehen müsse, als sie aus der Tiefe ihres Herzens ausrief: „Herr, erbarme dich meiner! — Vergieb mir, daß ich im Glauben wankte, und nicht fest hielt an dem kindlichen Vertrauen, das sich ohne Fürsprecher zu seinem Vater wendet. Gieb mir Muth und Kraft zum Vollbringen, und wenn auch mein Thun nicht das rechte sein sollte, so vergieb mir meine Schuld, denn ich glaube recht zu thun — Stärke mich, Gott!“ Sie erhob sich, schritt der Pforte zu, drückte dem alten Küster dankend die Hand und verließ die Kirche. Als sie auf dem Marktplatz stand, warf sie noch einen Blick auf das Vaterhaus und begann nun, von Soldaten in einiger Entfernung gefolgt, ihren ernsten Weg.

Als sie sich aus dem Hohlwege rechts nach dem kleinen Winzerhäuschen wandte, von wo der Fußweg durch Obstpflanzungen und Weinberge die Höhe hinauf nach Serach führt, sah sie noch Licht in einem kleinen Häuschen. Sie

unterbrach ſie der Ordenbruder: Was zog Euch nach Romove?

Edler Herr, erwiederte ſie, und die Gluth, mit der ſie geſprochen hatte, ſchien gemäßigt. Führte Euch Euer Schickſal nach dem gelobten Lande, durchzöget Ihr Akkon und trätet in das Haus ein, das vordem das Haupthaus Eures Ordens war, würden da nicht die Thaten Eurer Vorgänger lebendig vor Euch ſtehen? würde da nicht die Erinnerung Euch die vergangene Zeit mit ſchönern Farben ſchmücken, als ſie es vielleicht verdient? und würdet Ihr dann nicht mit Wehmuth den Ungläubigen, ſtatt Eures Meiſters, in dieſes für Euch ehrwürdige Haus treten ſehen, wenn Ihr es auch nicht mit dem Ordenhauſe in Marienburg, wenn Ihr auch nicht jene Zeit mit der jetzigen vertauſchen möchtet? Sehet, ſo ging es auch mir. Es zog mich nach dem Orte hin, der meinem Volke einſt ſo theuer war, an den ſich ſo viel Sagen, ſo viel Thaten knüpfen, den uns die alten Volkslieder ſo herrlich, ſo erhaben ſchilderten. Meine Phantaſie beſchäftigte ſich lange mit dieſem heiligen Orte der Vorzeit; ich ſah die alte Eiche vor mir, unter deren Schatten

tausend Waidlotten ihre Lieder zur Ehre des Donnergottes anstimmten, ich sah den Kriwe, der unumschränkt, von keinem Gebietiger, von keinem Convente in seinem Willen beengt sein Volk regierte; die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die Liebe zu meinem Volke, die Liebe zu der geweihten Stelle erwachte, ich zog hin. —

Und?

Erinnert mich nicht an jenen schmerzvollen Tag, an dem ich die der Vorzeit so heilige Stätte betrat. Wo der heilige Wald gestanden, gegrünt, die riesigen Bäume einst ihre belaubten Gipfel majestätisch in die Wolken gestreckt hatten, wogte jetzt ein flaches Kornfeld mit seinen dünnen Halmen; wo die Stadt der Waidlotten, vom dichten, undurchdringlichen Hag beschützt, gestanden, fand ich ärmliche Hütten mit niederen Strohdächern. — Wo die heilige Eiche ihr immer grünes Haupt erhoben, stand auf niederem Hügel ein kleines hölzernes Kreuz, deren man Tausende aus dem Stamme der heiligen Eiche hätte zimmern können. Wo sonst das Große geherrscht, war das Erbärmliche an seine Stelle getreten. Nichts war übrig von der schönen

Zeit

Zeit meines Volkes, nichts als der Boden auf dem ich ſtand, und den konntet Ihr ſtolzen Ordenritter doch nicht von ſeiner Stelle rücken, die Wurzeln des heiligen Baumes, tief in dem Schoße der Erde verzweigt, mußtet Ihr unangetaſtet laſſen. —

Ich ſtand auf dieſem heiligen Boden, fuhr ſie nach einer Weile fort, wie ein Wanderer, der nach langen, langen Jahren der Wallfahrt in ſeine zerſtörte Heimath zurückkehrt; kein Baum, kein Stein ruft ihm die Erinnerung herbei, alles liegt in Trümmern; er ſteht wie in einer Wüſte, allein, freudenlos! So auch ich. Da griff ich in die Saiten meiner Harfe, ſtimmte ein Lied meines Volkes zum Lobe Waidewuts an, mein Herz ſchwoll bei dem Geſange; das Vaterland, das freie Vaterland ſtand vor mir, mein Geiſt ſchuf ſich Romove in ſeinem Glanze, die Eiche erhob ſich grünend vor meinem Blicke, der Holzſtoß brannte, den ſich der Kriwe zum freiwilligen Flammentode erbaut; ich ſah den Greis ihn beſteigen, ſah die Prieſter mit brennenden Fackeln ſich nahen, da kreiſchte es hinter mir: Gebt einem Armen um Chriſti Willen eine Gabe; ein alter

Preuße ſtand bettelnd hinter mir, ein Hungriger auf dem Platze des Ueberfluſſes, ein Fremdling in dem heiligen Haine ſeiner Väter. Ich riß noch einen Akkord aus meinem Saiten hervor, gab dem Bettler ein Almoſen um Chriſti Willen auf Percunna's geweihter Erde, und zog heim.

Und was führte Euch das zweite Mal zu den Trümmern des Ordens, den Gottes Zorn zerſtören ließ? fragte Werner.

Gottes Zorn? O guter Ordenbruder, nahm ſie raſch das Wort. Wie viel Edles und Großes ging nicht zu Grunde, ohne daß es der Zorn Gottes vernichtete. Sprecht nicht ſo mönchiſch, Herr Werner, ich liebe mehr den Ritter als den Ordenbruder in Euch. Doch wo nur mein Vater bleiben mag? brach ſie ängſtlich das Geſpräch ab. Er wollte mit der Dämmerung nach Hauſe kommen, und ſchon iſt es finſtere Nacht; mich bangt für ihn.

Ihr wollt einer Antwort auf meine Frage ausweichen, ſagte Werner.

Und wäre es auch ſo, lieber Herr, erwiederte ſie lächelnd, ſo könnt Ihr wohl mit meiner Bereitwilligkeit, Euch Rede zu ſtehen, heute zufrieden ſeyn; wäre es nicht die

Scheideſtunde, ich hätte längſt geſchwiegen. Aber verzeiht, daß auch ich zu fragen beginne, in der Trennungſtunde möchte meine Frage wohl verzeihlich ſeyn. Was hoffet Ihr von mir? Daß nichts Unedles Euch zu mir führte, war ich vom erſten Augenblicke, wo ich Euch ſah, überzeugt; aber was konntet Ihr hoffen, was der Ordenbruder von dem preußiſchen Mädchen, das er überdies noch für eine Abtrünnige hielt? Vielleicht ging es Euch wie mir, als ich nach Romove zog, es trieb Euch wider Willen, Ihr konntet Euch ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, Gutes, Freudiges, durftet Ihr Euch hier nicht erwarten — Nicht wahr Herr Werner, die Antwort wird Euch ſchwer.

Sie wäre dem guten Ordenbruder ſicher auch ſchwer geworden, hätte nicht ein ſonderbares Geräuſch die Aufmerkſamkeit Beider gefeſſelt. Werner, des Komthurs Worten gedenkend, eilte ſchnell hinab, und ſchob den ſchweren eichenen Balken vor die Hausthüre, dann eilte er hinauf zu der ängſtlich Horchenden und raunte ihr leiſe zu. Es ſind Lithauer, die Beute ſuchen, ſie hoffen hier wohl das ſchönſte Kleinod für ihren Fürſten

zu finden, doch mein Arm soll Euch schützen, wenn Ihr einen Schutz verlangt.

Ein strafender Blick ward ihm statt Antwort. Ist es ohne Euren Willen, dessen ich mich gern überzeugen mag, so sorgt nicht, ich hoffe des Ordens Knechte sind in der Nähe.

Und mein Vater?

Ja freilich, das ist eine schlimme Sache, und dem nicht zu helfen, erwiederte der Ritter, betet für ihn.

Beten für ihn? für mich fechten will ich! Sie gürtete ein Schwert um, nahm Pfeil und Bogen von der Wand und stellte sich lauschend an das Fenster. Bald überzeugten sich Beide, daß Werners Vermuthung gegründet war; sie sahen einen Haufen fremden Kriegvolkes die Wohnung umziehen, sahen einen andern Haufen in der Ferne halten, und alsbald klopfte es mit starken Schlägen an die Thür.

He, aufgemacht Freund Walgune! rief eine rauhe Stimme. Wir kommen in friedlicher Absicht als Brautwerber. Mach' auf und übergieb uns Dein feines Töchterlein für unsern Fürsten, oder wir zünden eine

Hochzeitfackel an, die bis zur Johannisburg leuchten soll!

Bernuta hatte, während der Räuber sprach, den Bogen gespannt, legte den Pfeil auf die Senne und wollte an das noch offene Fenster treten. Um Gott und alle Heiligen nicht, raunte ihr der Ritter zu, verhaltet Euch ruhig, wartet ab, bis der alte Curt mit den Reisigen naht, sonst sind wir verloren.

Nur schnell aufgemacht, oder wir sprengen die Thüre! rief das lithauische Volk von unten herauf. Setzet die Leitern an und holt das Täubchen vom Neste!

Laßt sie kommen, sagte jetzt der Ordenbruder, zog sein Schwert, wickelte statt Schildes den wollenen Mantel um den linken Arm und trat an das Fenster, Bernuta folgte ihm.

Ha, ein Ordenbruder oben! riefen jetzt die Angreifenden, da ihnen der Mond es verrieth. Rasch an's Werk, hier ist doppelte Beute. Da schwirrte der Pfeil von Bernuta's Bogen und streckte den Einen zu Boden, Werners Schwert hieb den Ersten, der die Leiter bestiegen, nieder, und Curt, der mit den Knechten so eben aus seinem Verstecke

hervorbrach, fand keine harte Gegenwehr; die Räuber dachten nur auf Flucht und eilten mit Blitzesschnelle nach dem nahen Walde.

Werner, der sich auf seinen Klepper geschwungen hatte, kehrte bald vom Verfolgen zurück, nirgends hatten die Lithauer Stand gehalten. Also auf Kaystuts Befehl, sagte er, Bernuta scharf beobachtend, also seine Beute solltet Ihr werden. Nun bei Sankt Georg! seine Großmuth hat ihn bald gereut; dies ist keine edle Handlung für Schamaitens Fürsten.

Verdammt ihn nicht, unterbrach ihn Bernuta. Vielleicht hat irgend ein Dienstfertiger ohne sein Geheiß das Wagstück unternommen.

Erlaubt Herr, daß wir Euch zum Ordenhause das Geleite geben, sagte jetzt der eintretende Curt. Leicht könnte die flüchtige Brut wieder zurückkehren, und der gestrenge Komthur hat Euch uns auf die Seele gebunden.

Ich komme gleich! entgegnete der Ritter und gab dem dienenden Bruder einen Wink sich zu entfernen, der auch gehorchte.

Wollt Ihr mir bis zum Hause des Pförtners folgen, das an dem äußern Hofe der Burg liegt? sagte er dann zu Bernuta.

Hier ſeid Ihr nicht ſicher, und der Komthur wird, dies berückſichtigend, heute die Ordenregel überſchreiten, die einem jeden Weibe den Aufenthalt in einem Conventhauſe verbietet.

Zieht mit Gott, Werner von Windecken, entgegnete ſie. Ich bleibe hier, meinen Vater zu erwarten, der, wenn er mich nicht fände, in Sorgen um mich ſeyn würde. Ich fürchte die Rückkehr der Räuber nicht. Geht, und lebt wohl!

So ſoll ich von Euch ſcheiden? rief der Jüngling ſeiner Empfindung kaum mehr mächtig. Von Euch ſcheiden, da Euch Gefahr umgiebt, ſo ein kaltes Lebewohl als kargen Zehrpfennig mit mir nehmen? Nein Bernuta, ſo herzlos reiße ich mich nicht von Euch los! —

Auch ich bin bewegt, fiel ſie ihm in die Rede, darum eilet, kürzet den ſchmerzvollen Abſchied ab. Ihr wißt, die Trennungſtunde führt Wehmuth herbei: laßt uns ruhig ſcheiden, und ſollte es für ewig ſeyn.

Bernuta, ſprach der Ordenbruder, und ein heiteres Lächeln ſtrahlte aus ſeinem offenen Auge. Iſt es für ewig, daß ich ſcheiden

soll, ist dies das Letztemal, daß ich Euch sehe, so wißt: ich habe Euch geliebt, habe den Funken unterdrückt, aber er glimmt noch und wird ewig glimmen. Ich habe gegen mein Gefühl ritterlich gekämpft und habe gesiegt, und nur in der Todesstunde meines Glückes, in der Stunde der Trennung bricht mein Gefühl hervor und zersprengt die Pforten, die es verschlossen. Nun wißt Ihr, was ich bei Euch suchte — und nicht fand — Freundschaft ist für Liebe ein elender Ersatz!

Und doch muß er Euch gnügen, Werner! Der Freundin seid Ihr werth und werdet es ewig bleiben, mehr erwartet, mehr verlangt nicht; dem Ordenbruder darf ich nicht mehr seyn.

Und deckte mich nicht dies unglückselige Gewand?

Dann? — Auch dann nicht Werner von Windecken. Ich liebe Euch wie ich meinen Bruder geliebt haben würde, aber um mein Herz zu entflammen, bedarf es — hier stockte sie — bedarf es eines kühnen Mannes, der für das Wohl meines armen unterdrückten Vaterlandes sich zu opfern vermöchte.

Wie der Großfürst der Schamaiten, nicht

blickte durch das Fenster, und sah bei dem Schein einer düstern Lampe, eine junge, ihr wohlbekannte Frau, die Spindel in der Hand, arbeiten und den Schlummer ihres Kindes bewachen. „Weß Auge wird jetzt über mich wachen?“ seufzte sie auf, wandte ihr Auge weg und schritt, eine Verlassene, Hülflose die Höhe hinauf. Da vernahm sie die drei Schläge der Frauenglocke und schauderte zusammen. Wenn sie noch einmal tönten, die Zeit sie noch einmal mahnte, war es Mitternacht und sie stand am Ziele. — Je höher sie jetzt stieg, desto langsamer, desto wankender ward ihr Schritt, sie fürchtete, vor der bestimmten Stunde zu kommen und als sie das Häuschen mit seinen erhellten Fenstern durch die beschneiten Bäume schimmern sah, zog sie den schon gehobenen Fuß zurück, kalter Schauer schüttelte sie, aber ihr Muth verließ sie dennoch nicht. Sie wandte sich noch einmal, die Vaterstadt zu schauen und ihr Schmerz sollte noch einmal Thränen finden; denn als sie die Burg, die Thürme, die grauen Dächer ihrer Heimath, vom Mondenlicht erhellt, vor sich liegen sah, streckte sie zum Lebewohl die Arme nach ihr und weinte bitterlich. — Da hallte die Stunde der Mitternacht — „Vater im Himmel!“ rief sie nun „Steh mir bei!“ Ihr Thränenquell versiegte, und sie ging mit raschem Schritt dem Hause zu. Auf dem freien Platze hielt Constant mit den Pferden, sie grüßte ihn, er dankte, faßte ihre Hand und drückte sie schweigend an seine Lippen. Jetzt stand sie vor der offenen Thüre, trat ein, ihr Herz klopfte gewaltig, ihre Brust wollte zerspringen, aber muthig schritt sie die schmale Treppe hinauf, wo ihr schon die laute Stimme Melacs entgegen schallte, und

wahr Bernuta? nahm der Ritter schnell das Wort.

Ja, lieber Herr, fuhr das Mädchen fort. Ein Mann wie der Großfürst könnte meinem Herzen genügen, denn in ihm sehe ich den Retter meines Vaterlandes — in Euch — seinen Unterdrücker. Der Blick des Ordensbruders verfinsterte sich bei diesen Worten. — Fürchtet nicht für Bernuta, so hoch wie der Fürst der Heiden auch steht, würde ich doch eher sterben, als mich ihm als Gefangene oder Sklavin übergeben; darum laßt Eure Stirn sich glätten, Euer Auge blicke freundlich auf mich, und sehe wie sehr ich Euch vertraue. Wollte es das Schicksal, in Schlacht und Kampf ist das Glück wandelbar, daß Ihr, ohne Verletzung Eurer Pflicht, ihm Gutes erzeugen könntet, so thut es aus Liebe zu mir. Versprecht es mir Werner.

Der Ritter, von diesem Verlangen überrascht, bedachte sich einen Augenblick, dann hob er den gesenkten Blick, er traf das schöne, erglüht vor ihm stehende Mädchen. Es sei! rief er und reichte ihr zum Unterpfande die Rechte. Als er jedoch des Mädchens Hand in der Seinen fühlte; durchzuckte es ihn.

Vom Gefühle hingerissen zog er sie an seine gepanzerte Brust, und drückte den Scheidekuß auf ihre glühende Stirne. Leb wohl, Engel meines Lebens! rief er und ehe noch Bernuta von ihrer Ueberraschung sich erholen, und dem guten Bruder ein Lebewohl nachrufen konnte, saß er schon auf seinem Klepper und jagte dem Ordenhause zu. Der alte Curt konnte ihn mit den Knechten nicht einholen.

Fahr hin, fahr hin Unglücklicher, dem unter dem Ordenmantel ein fühlendes Herz schlägt! rief sie an das Fenster tretend, dem Dahinjagenden nach. Wird Dir des Todes milde Hand nicht bald die Augen schließen, so wird Dich der Mantel noch schwer drücken, und das Kreuz auf der Brust Deinem Herzen wehe thun. Fahr hin, fahr hin wie jener Stern, der hellglänzend niedersank und verging! Sie blieb, das Haupt auf ihren Bogen gestützt, sinnend am Fenster stehen, bis der eintretende Vater sie in ihren Träumereien störte. Er begrüßte die Tochter nicht freundlich. Ordne Dein Gepäck, sagte er mürrisch, statt sie willkommen zu heißen; morgen mußt Du von hier.

6.

Werner hatte am andern Morgen seine Reise nach Marienburg angetreten. Der Augenblick der Trennung von dem Komthur war nicht ohne Rührung vorübergegangen, und erst als er die Johannisburg im Rücken hatte, überdachte er was ihm am vergangenen Abende begegnet war. Bernuta erschien ihm in schönerem Lichte als je, sie stand noch lebhaft vor ihm, wie sie in einer Art Begeisterung von Romove und ihrem Volke sprach; er sah sie sich das Schwert umgürten, den Bogen spannen, er hörte noch den schmelzenden Ton; mit welchem sie ihm: Geht und lebt wohl! zurief, und doch war er unzufrieden mit sich, daß er sein Herz ihr geöffnet, doch schien dem Ordenbruder der Kuß, den er auf ihre Stirn gedrückt, ein Verbrechen zu seyn. Du mußt sie vergessen, Du willst es! war plötzlich der Gedanke, der sich aus dem Chaos seiner Träume klar hervorwand. Er küßte das Kreuz seines Mantels. Fortan will ich nur Dir leben, Dir sterben, sprach er, will die Pforten verschließen, durch die ihr Bild zu meinem Herzen tritt, und nur

wie an einen schönen Sommertraum an sie zurückdenken!

Armer Ordenbruder, fliehen kannst Du sie, vergessen nie! Sie wird Dich stets begleiten auf allen Deinen Zügen, wird in Deinen Nachtwachen vor Dir stehen, und wenn auch der Stolz, wenn Deine Pflicht sie verbannen, Dein Herz ruft das schöne Mädchen immer wieder zurück.

Bei seiner Ankunft in Marienburg empfing ihn der Meister freundlich aber gleichgültig; ohne die Ursache zu berühren, weßhalb er ihn hierher beschieden hatte, gab ihm die trockne Weisung, sich bei dem hiesigen Convente unter den Befehl des Großkomthurs zu stellen.

Die Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriegzuge gaben Werner hier mancherlei Beschäftigung, er erfüllte seine Pflicht pünktlich, war thätig und jedem Befehle folgsam; aber auf einsamem Lager, wenn das Nachtlämpchen die Zelle sparsam erhellte, und die Ordenbrüder, seine Kammergenossen, ruhig schliefen, da floh ihn der Schlaf, und an Bernuta denkend, durchwachte er die langen Nächte. Ihr Bild begleitete ihn trotz seines

Gegenstrebens überall, und wenn es ihm auch allmählig weniger lockend erschien, wollte sein treuer Sinn ihn mit desto stärkeren Banden an sie fesseln. Aber allmählig gewann die Pflicht den Sieg, der fromme Bruder gedachte nur seines Ordens, nur des bevorstehenden Kampfes.

So verstrichen Wochen. Jetzt begonnen allmählig die Kreuzfahrer aus Deutschland einzutreffen, und die Einförmigkeit in Marienburg ward unterbrochen. Hans von Bassenheim und Ludolf, Kämmerer von Worms, waren die Ersten, die mit einem Zuge von Reisigen und Knechten ankamen, bald folgte der junge Walter von Stadion, der eben von einem Zuge zurückgekehrt war, Erik von Sickingen, Veit von Leyen, Hinkmar von Braunshorn führten Schaaren aus Schwaben und vom Rheine herbei, und am Ende des Märzmondes war der Hochmeister im Stande, bei Insterburg das Heer zu sammeln. Fünf und dreißig Komthuren führten die Schaaren des Ordens, der Marschall befehligte den rechten, der Komthur von Labiau den linken Flügel, der Hochmeister hatte den Befehl über das ganze Heer selbst übernommen. So rückte er

gegen die Memel vor, an deren Ufer Kayſtut mit funfzigtauſend Schamaiten und Lithauern ſtand, und Anſtalt zum Uebergange machte.

Auf der Ebene bei Kauen trafen beide Heere auf einander. Nachdem beim Anbruche des Tages die Prieſter Meſſe geleſen, wurde das Zeichen zum Angriffe gegeben. Der Ordenmarſchall brach zuerſt hervor, aber Hecken und Sümpfe hielten ihn auf; die hinter den Büſchen verſteckt ſtehenden feindlichen Bogenſchützen trafen gut und verfehlten nur ſelten ihr Ziel; ein Haufen Speerreiter, von Patric, dem neunzehnjährigen Sohne Kayſtuts angeführt, brach in die Reihen der Deutſchen, der Marſchall ſelbſt ſank an der Spitze der Reiterei von einer Lanze durchbohrt, und da Kayſtut mit den lithauiſchen Geſchwadern den Angriff der Seinen unterſtützte, trennten ſich die Glieder der Deutſchen und löſeten ſich in wilder Flucht auf. In dieſem entſcheidenden Augenblicke traf der Hochmeiſter mit Kranichfeld und der Reiterei auf dem Kampfplatze ein, warf ſich Kayſtut entgegen, erlitt aber ſelbſt eine Niederlage und mußte weichen. Sein treuer Waffengefährte, der ewig heitere Kranichfeld, ſank an ſeiner Seite, und er

konnte nicht einmal den Tod des Freundes rächen. Da warf er sich wuthentbrannt in den dicken Haufen der Flüchtigen, sein Schwert bahnte sich den Weg bis zur Hauptfahne des Ordens, die er dem Träger entriß. Hoch schwang er sie, daß das Kreuz in der Luft flatterte. Hierher Streiter Christi! rief er, sammelt Euch um dieses heilige Kreuz, verlaßt nicht Euren Gott, verlaßt nicht die heilige Fahne! Um Euren Meister sammelt Euch!

Zum Heile der Christen waren die Lithauer zu sehr mit dem Plündern der Todten und Gefangenen beschäftigt; so gewann der Meister Zeit, die Fliehenden zu sammeln und seine Schaaren von Neuem zu ordnen. Noch einmal redete er sie an, sprach ihnen Muth ein, erinnerte sie, daß sie eingedenk ihres hohen, heiligen Berufs seyn möchten, und führte sie dann dem Feinde wieder entgegen, der nicht wenig überrascht, seine Beute im Stiche ließ, und sich zur Gegenwehr anschickte. War die Schlacht anfangs blutig gewesen, wurde sie jetzt mörderisch. Tausende fielen, Komthure und Ritter sanken in Haufen um ihren Meister, der durch sein Beispiel den Muth der Seinen beseelte, und dem Feinde

den ſchon geträumten Sieg entriß. Die Ordenritter durchbrachen den geſchloſſenen Haufen von Kavſtuts Speerreitern, den Kern ſeines Heeres; die Lithauer flohen.

Aber nicht allein ſeinem Muthe verdankte der Hochmeiſter den Sieg, der Komthur von Labiau war wohl der Held des Tages. Gleich im Anfange der Schlacht hatte er die Reihen der ihm entgegenſtehenden Feinde durchbrochen, und Alles was ſein Schwert erreichen konnte niedergemacht. Der Großfürſt war dadurch gezwungen worden, immer mehr Schaaren den Bedrängten zu Hülfe zu ſenden, welches auch wohl der Grund war, weshalb er den Hochmeiſter nicht ſtärker verfolgte. Aber auch die geſandte Hülfe konnte die Niederlage der Seinen nicht verhindern, unaufhaltſam ſtürmte der Komthur von Labiau, obgleich aus drei Wunden blutend, voran, und trieb das Heidenvolk in aufgelöſter Flucht vor ſich her.

Werner von Windecken, ſein Leben nicht mehr hoch anſchlagend, that, an des Komthurs Seite, Wunder der Tapferkeit, ſo daß dieſer ihm mitten im Kampfe zurief. Recht ſo, Bruder Werner, wetze ſo die Scharte aus, die Dir die Dirne ſchlug! Dieſe Worte

thaten

thaten dem Ordenbruder wehe, doch riefen sie ihm nur noch lebhafter Bernuta's Bild hervor, nur noch wilder stürzte er sich in die Schlacht.

Der Kampf ruhte, Mann und Roß mußten sich verschnaufen. Der Komthur, anfangs des Meisters ungünstiges Schicksal nicht kennend, hatte vom Verfolgen abgelassen und war, so bald er es erfuhr, zu ihm gestoßen; auch Kayslut sammelte seine Schaaren wieder. Noch verzweifelte der Kühne nicht, den Sieg sich zu ertrotzen, er brach nach kurzer Ruhe noch einmal hervor und warf sich mit Ungestüm auf das Kreuzheer, doch bald wurden seine Schaaren getrennt. Der Ordenbruder Heinrich von Eckartsberge rannte ihn vom Pferde, und es begann nun ein wüthender Kampf um den gefallenen Fürsten. Sein Sohn Patric eilte mit den Speerreitern dem Vater zu Hülfe, stürzte sich in die dicksten Haufen der Christen, den Vater zu befreien, oder zu sterben; auch ihn warf ein Lanzenstoß vom Pferde, und der Jüngling kämpfte nun mit Löwenmuthe zu Fuß. Die Seinigen umgaben ihn, rissen ihn wider Willen vom Kampfplatze hinweg, warfen ihn auf ein

Roß, und retteten so den beherzten Jüngling; der Großfürst mußte sich seinen Feinden ergeben.

Der Sieg war theuer erkauft. Der Ordenmarschall, Heinrich von Kranichfeld, zwei Komthure, zwölf Ritter und sechzehnhundert Christen deckten den Wahlplatz, zwischen ihnen lagen an drei Tausend Lithauer; eine Menge Gefangener waren der Lohn des Sieges, aber wichtiger als Alles war die Gefangenschaft Kaystuts. Freudig jauchzte das Heer der Christen als es diese Nachricht vernahm; nur der Komthur von Labiau theilte nicht ganz diese Stimmung. Ich sähe ihn lieber todt als gefangen, sagte er zum Meister, so lange dieser Mann lebt, hat der Orden nicht Ruhe. Laßt wenigstens einen eisernen Käfig machen, legt ihn in Ketten, sonst entschlüpft er Euch sicher.

Da sei Gott für! fiel Winrich von Knipprode ihm schnell in die Rede, daß ich einen Fürsten, der im ehrenvollen Kampfe mein Gefangener wurde, wie einen gemeinen Verbrecher in Ketten werfen ließe. Eine ehrenvolle Haft soll ihm werden, und er soll nicht

als sie die Thür öffnete, wehte es sie so eisig und todtenhaft an, als träte sie in ein Grabgewölbe.

„Nun packt Euch fort, Stadtschreiber!“ rief Melac, als er das Mädchen erblickte, und schob den Schurken unsanft nach der Thür, der einen teuflisch-lächelnden Blick auf Magdalene werfend, an ihr vorbei schlich — „Willkommen Liebchen!“ rief Melac ihr entgegen tretend, „Willkommen, du ließest lange auf dich warten.“

„Habt Ihr noch kein Erbarmen mit einer Unglücklichen?“ bat sie, den Frechen abwehrend.

„Keines!“ rief er wildauflachend „Du bist zu schön, zu lockend, um Mitleid für dich fühlen zu können.“ Dies sagend umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell lachte er auf — „Das war verfehlt Jungfer!“ rief er höhnisch und ehe sie den Dolch in die eigene Brust stoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden.

„Ziere dich nun nicht länger Liebchen!“ rief er, sie fest umschlungen haltend „Was soll das Gaukelspiel, ergieb dich in dein Schicksal, denn nun bist du mein, trotz Himmel und Hölle!“

„Sie ist nicht dein!“ rief eine furchtbare Stimme und vor ihm stand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberrascht ließ Melac die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe stehende Ruhebett sank.

„Truggestalt der Hölle!“ rief er „Du wagst es, mich in meiner Lust zu stören! Fort!“ Er hob den Dolch, den er noch in seiner Rechten hielt, aber von der

ſagen können, der Meiſter des deutſchen Ordens ſtehe ihm an Großmuth nach.

Großmuth? ſagte der Komthur als der Meiſter ſchwieg. Großmuth bei dieſen Heiden? Wie viele unſrer Ordenbrüder opferten ſie nicht ſchon im ſchmäligen Flammentode ihren Götzen?

Und, Komthur, wie viel Schlachtopfer fielen nicht ſchon durch unſer Schwert zur Ehre Gottes, fiel ihm der Meiſter ſchnell in die Rede. Wir glauben Recht zu thun, wenn wir mit blutigem Schwerte die Ungläubigen zur Taufe zwingen; ſie, wenn ſie in Zeiten der Noth, ihren Donnergott zu ſühnen, im furchtbaren Wahne einen Gefangenen den Flammen übergeben.

Das muß ich von Euch, von dem Meiſter deutſchen Ordens hören? fragte der Komthur verwundert.

Ja Komthur, Ihr möget es von mir hören, die Menge nicht! entgegnete der Meiſter. Glaubt es mir, mir iſt dieſer zerſtörende Krieg ein Gräuel. Nicht aus eitler Bekehrungſucht, nicht um die Lande des Ordens zu mehren, habe ich ihn begonnen, aber die Noth unſrer Unterthanen, der hartnäckige

mir, denn ich muß dereinſt, wenn ich vor meinem Meiſter ſtehe, von meinem, ſelbſt von Eurem Thun ſtrenge Rechenſchaft geben.

Der Komthur kannte Winrich von Knipprode zu gut, und wußte wie weit der Freund bei ihm gehen dürfe, er ſchwieg, und Beide verfügten ſich nun zu dem geordneten Heere, um das Herr Gott Dich loben wir! unter Leichen und Trümmern auf blutigem Schlachtfelde anzuſtimmen. Dann wurden die Gefangenen zur Vertheilung im Lande abgeführt und die Beute nach den Ordenhäuſern geſchafft. Mit einem Theile des Heeres, beſonders mit den fremden Kreuzrittern, verfolgte Schindekopf die Feinde bis tief in ihr Land.

Der Meiſter kehrte nach Marienburg zurück, Werner von Windecken folgte ihm, auch der gefangene Großfürſt wurde dahin abgeführt. Kaum dort angelangt, hielt der Meiſter ein Kapitel, worin der Komthur von Labiau, zum Lohne ſeines in der Schlacht bewieſenen Muthes, ſtatt des gebliebenen Tannefels zum Ordenmarſchall erwählt wurde, und nun ſeinen Sitz in der Ordenburg zu Königsberg nahm.

7.

Dem Großfürsten war im Ordenhause ehrenvolle Haft geworden, doch verschlossen starke eiserne Gitter die Fenster seines Gemaches. Ein Ordenbruder war stets um ihn, zehn Knechte, unter Anführung eines dienenden Bruders, hielten die Wacht an der Treppe zu dem breiten viereckigen Thurme den er bewohnte, und nur ein Diener des Meisters, ein getaufter Lithauer, dem sein Herr volles Vertrauen schenkte, war zu seiner Aufwartung bestimmt. Seine Tafel war gleich der Tafel des Meisters; Meth, Wein und Elbinger Bier hatte er im Ueberflusse, so daß ihm nichts fehlte als die Freiheit.

An dem Tage, da der Convent gehalten ward, ließ ihn Winrich von Kniprode zum ersten Male zu sich entbieten. Ohne fürstliche Pracht, wie der Hochmeister es wohl gekonnt, empfing er ihn, nachdem er ihm vorher sein Schwert hatte zurückgeben lassen, in seinem Wohnzimmer, begrüßte ihn, und redete den finster vor sich Hinblickenden freundlich an: Lieber Herr! Wir haben jahrelang uns feindlich gegenüber gestanden, es ist auch wohl

Zeit, daß wir uns einmal in Frieden neben einander ſetzen. Nehmt Platz, Großfürſt von Schamaiten, vergeßt die Tücke des Schickſals, die Euch in meine Hände gab, und denkt das Kriegglück iſt wandelbar; heute mir, morgen dir.

Ich danke Euch! war Alles was der Gefangene erwiederte.

Mangelt Euch etwas, fuhr der Meiſter fort, ſo ſagt es mir, es ſoll ſchnell herbeigeſchafft werden.

Was mir mangelt gebt Ihr mir doch nicht, die Freiheit! erwiederte Kayſtut mürriſch.

Ja freilich, die darf ich Euch nicht unbedingt geben, doch unter Bedingungen, ſprach Winrich von Kniprode.

Laßt ſie hören!

Gebt alle gefangene Chriſten frei.

Das könnte geſchehen! fiel ihm Kayſtut ſchnell ins Wort.

Tretet dem Orden das Land bis an die Memel ab. —

Nun und nimmermehr! fuhr der Großfürſt auf.

Und gebt zwei Eurer Söhne als Geißeln, fuhr der Meiſter fort, und es ſchien als

habe er die Antwort des Großfürsten nicht hören wollen.

Kayſtut lächelte bitter. Gnügt Euch mein Land nicht, wollt Ihr auch noch mein Fleiſch und Blut? Nie, ſagte er ſtolz, und die Rieſengeſtalt des Mannes ſtand würdevoll vor dem Meiſter, nie werde ich ſo ſchändlich meine Freiheit erkaufen, nie ehrlos in mein Land zurückkehren, Euch nie meine Kinder anvertrauen.

Und wenn ich dann gezwungen wäre Euch ſtrengere Haft zu geben, Euch in Ketten zu legen?

Thut, wie es Euch gelüſtet, antwortete Kayſtut. Auch in Ketten bleib' ich ein freier Fürſt, freier wie Ihr, den ſeine Gebietiger zwingen, gegen ſein Gefühl unedel zu handeln, denn Ihr ſeid ein zu edler Mann zu ſolch unwürdiger That.

Sorgt nicht, ſagte der Meiſter und reichte ihm die Hand, ich weiß mich ſelbſt zu ehren. — Laßt uns davon ſchweigen und kommt zum Mahle.

Soll ich den Ordenbrüdern und Euren Dienern zum ergötzenden Schauſpiele dienen und ihre gute Laune bei der Mahlzeit mehren?

fuhr Kaystut empfindlich auf und zog seine Hand aus der des Meisters.

Wir sind Beide allein, sagte dieser, um ihn zu beruhigen. Es thut mir weh, daß Ihr mich noch wenig zu kennen scheint; da glaube ich Euch besser zu kennen, weiß wie sehr man Euren Worten, Eurem Handschlage vertrauen kann, und fordere deshalb nur diesen zur Versicherung von Euch, daß ihr nicht hinterlistiger Weise Euch der Haft entledigen, und die Freiheit mißbrauchen wollt, die Ihr als Gefangener genießt.

Der Großfürst besann sich einen Augenblick, dann reichte er dem Hochmeister die Hand und folgte ihm in den kleinen Remter. Gleich nach der Mahlzeit entfernte sich der Gefangene und der Meister sah ihn späterhin aus Schonung nicht wieder, denn er fühlte wohl, wie drückend dem Helden die Gegenwart des Siegers seyn müsse.

Kaum hatte man den Gefangenen in seine Haft zurückgeführt, als ein Diener dem Meister meldete, Bruder Werner von Windecken bitte um Gehör. Der Meister, nicht wenig neugierig was der Bruder wolle, denn gemeinhin trugen die Brüder ihr Begehr den

Komthuren vor, die es alsdann an den Meister gelangen ließen, befahl, ihn einzulassen. Was willst Du von mir, Bruder Windecken? redete er den Eintretenden an. Es muß wohl Wichtiges seyn, daß Du glaubst es mir selbst vortragen zu müssen.

Verzeiht Meister, begann der junge Ordenbruder, daß ich meinem Herzen folge und zutrauenvoll mich an Euch wende. Ich weiß wohl, daß ich dem Großkomthur nicht hätte vorbeigehen sollen, da aber meine Bitte eine so geringfügige Sache betrifft - -

So glaubtest Du mich damit behelligen zu können? — Sonderbar!

Deutet meine Worte nicht so bös', Herr und Meister, sagte der Jüngling treuherzig. Meine Bitte ist mehr ein Wunsch meines Herzens als sonst etwas, und das Herz wendet sich so gern an Euch.

Nun ich bin neugierig zu vernehmen, was Dich zu mir führt, entgegnete der Meister, schon halb durch Werners Worte gewonnen.

Erlaubt, daß ich einer von den Ordenbrüdern sei, die den gefangenen Fürsten bewachen, bat nun Werner

Der Hochmeister war von diesem Gesuche

überraſcht, er faßte den Ordenbruder ſcharf ins Auge, der ſeinem feſten Blicke mit einem freundlich Bittenden entgegen kam. Aus welchem Grunde wünſcheſt Du das beſchwerliche, gefahrvolle Amt? fragte nach einiger Zeit der Meiſter, ohne das Auge von dem Bruder zu wenden, der bei dieſer Frage erröthete und ſchwieg. — Werner! fuhr Winrich von Kniprode fort. Ich glaube Dich zu durchſchauen, Dein Geſuch kömmt aus keiner reinen Quelle.

Ihr irrt Meiſter, Ihr irrt bei Gott in mir! rief der Ordenbruder ſchnell.

Kennſt Du die Verhältniſſe, die zwiſchen dem Fürſten von Schamaiten und einer preußiſchen Dirne ſtattfinden ſollen? fragte der Meiſter weiter.

Ich kenne ſie —

Junger Menſch, ſagte der würdige Mann und in Blick und Ton lag Theilnahme. Ich ſtaune über Deine Worte, noch mehr über den kindlich frommen Blick mit dem Dein Auge auf mir ruht. Ich kenne Dein Vergehen gegen die Regel des Ordens, und habe geſchwiegen, weil ich Dir kein ſtrenger Meiſter, nur ein gütiger Vater ſeyn wollte; ich

habe Dich hierher genommen, um Dich den Netzen jener Dirne zu entziehen. Dein in der Schlacht bewiesener Muth, Dein übrigens frommer, stiller Wandel haben das Vergehen aus Deinem Schuldbuche gestrichen, und nun trittst Du vor mich, wagst eine Bitte, deren Grund mir räthselhaft bleibt, wenn ich nicht Arges von Dir denken will.

Denkt nicht Arges von mir, Meister! erwiederte Werner, und das Gefühl der Unschuld sprach sich in diesen Worten deutlich aus. Für die Schwäche des Herzens kann Niemand, selbst die Heiligen konnten die sündigen Wünsche nicht unterdrücken, aber rein stehe ich vor Euch, Herr, bin mir keiner Schuld bewußt, als daß ich beim Abschiede ihre Stirn leise berührte, als sei es die Stirn meiner Schwester, und dies vergebe mir mein Herr und Meister.

Und was willst Du bei dem Gefangenen? fragte der Hochmeister rasch, dem wohl vor der weitern Offenheit des Bruders bange werden mochte.

Ihr sagtet vorhin, Ihr wolltet mir ein gütiger Vater seyn, fuhr Werner fort. Darf ich mich diesem anvertrauen?

Geistergestalt berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, sie hatte die Kraft verloren — „Ha!“ rief Melac von Wuth entbrannt, dem immer noch ernst vor ihm Stehenden zu: „Du hoffst mich mit deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Du irrst, Ohnmächtiger! Es giebt ja, wie du mir selbst gesagt, einen Stärkern als du, in dessen Schutz ich stehe, nun so rufe ich ihn, ruf' ich den Teufel an, mir zu helfen!“

„Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unschuld!“ sprach der Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel streckend „Es ist Gericht gehalten über dich! Du bist verdammt.“

„Verdammt!“ rief Melac, sein Haar sträubte sich empor, sein Auge erglühte wie Flammen und suchte umher, ob sich keiner zu seiner Hülfe nahe. Niemand erschien, aber sein Erstarren war vorüber. „Ha! ich fühle ja wieder die alte Macht und den alten Willen,“ jauchzte er auf. „Nun, wenn keiner mir zur Hülfe naht und ich verdammt sein soll, will ich es auch ganz sein! — Rette sie, wenn du es vermagst!“ rief er in wilder Verzweiflung, stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht, die Treppe hinunter, riß den Zügel des Rappen aus Constants Händen, schwang sich fluchend auf das Roß, und jagte davon.

Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd — Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melac drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde durchsaust, den blutigen Dolch hoch in seiner Rechten, den Rappen spornt

Rede zu ihm, der Meister soll es nicht hören.

Dem Mädchen, von dem Ihr vorhin so schonunglos sprachet, habe ich in der Stunde der Trennung versprechen müssen, dem Großfürsten beizustehen, wo ich Gelegenheit fände, wäre es nur nicht zum Nachtheile des Ordens. Nur wenn Ihr mir meine Bitte erfüllt, kann ich mein Versprechen halten, kann ich durch freundlichen Umgang seine Haft erleichtern, kann vielleicht den Traurigen aufheitern.

Ihn, Deinen Nebenbuhler?

Herr! sagte der Bruder mit Wärme. Ich begehrte, ich begehre nicht nach ihrem Besitze, darf nicht darnach begehren und ringen, das verbietet mir das Kreuz auf meinem Mantel. Darum will ich nur thun, was sie erfreut; was es mich kostet, darnach frage ich nicht. — Erlaubt es mir edler Herr!

Du sollst mit dem von Seckendorff und Georg von Bassenheim mit der Wacht wechseln, sagte nach einigem Nachdenken der Meister. Ich werde den Großkomthur davon benachrichtigen. Nun geh mit Gott, mein Sohn — Laß die thörichte Schwärmerei fahren, unter dem Ordenmantel muß ein ruhiges

Herz schlagen, unter dem Ordenhelm ein besonnener unbefangener Geist schaffen und wirken, beides mangelt Dir. Du bist, so wie Du vor mir stehst, ein edler, ritterlicher Mann, aber als Ordenbruder haftet noch mancher Fehl an Dir, den Du zu verwischen trachten mußt; dies sagt Dir der nachsichtige Vater, der nun schweigen und dem Meister Platz machen muß. Suche das Beste des Ordens bei dem Gefangenen zu befördern, forsche ihn aus und berichte mir, was Du von ihm erfährst.

Werner verbeugte sich, und ohne auf die letzten Worte des Meisters etwas zu erwiedern, entfernte er sich.

Der Hochmeister sah ihm lange nach. Du wirst mir nichts berichten, guter Bruder, sprach er, Du bist auch einer von den Seltenen, deren Herz zu weich für das Kreuz, dessen Verstand zu einfach und kindlich für die jetzige Zeit ist. Du thust mir leid, um Deinet-, um meines alten Freundes Willen.

8.

Schon am andern Tage gab der Hauskomthur Wernern den Befehl, heute Abend die Wacht bei dem Großfürsten zu übernehmen. Mit sonderbarem Gefühle schritt er die Wendeltreppe des Thurmes hinauf, wo die Knechte lagerten, und betrat das kleine Vorzimmer, wo ihn Georg von Bassenheim mit allen Befehlen des Meisters und des Hauskomthurs bekannt machte. Werner hatte den Großfürsten noch nie gesehen, denn als dieser gefangen wurde, war er im Verfolgen des Feindes begriffen, und mit gespannter Erwartung trat er vor den Mann, der allein im Stande war, dem stolzen Herzen Bernuta's zu genügen.

Er war bei seinem Anblicke überrascht. Dies also sind die Züge, die in den wenigen Augenblicken so zauberisch auf das Mädchen gewirkt haben, aus diesem finstern, mißtrauischen Auge strahlte der feurige und doch so wilde Blick? Diese Riesengestalt, dieser lang herabhängende krause Bart geben also das Bild männlicher Kraft und Stärke, dies ist also der Mann, der Bernuta's Herz gewann? —

Ich grüße Euch, Fürst der Schamaiten, redete ihn Werner an.

Ich danke Euch, Ordenbruder! war Kaystuts kurze Antwort.

Kann ich etwas thun, was Euch gefällig ist?

Nichts, als mich allein zu lassen, erwiederte der Fürst, trat an's Fenster und faßte unmuthig an die eisernen Gitter, die es umschlossen. Der Ordenbruder blieb noch zweifelnd stehen, ob er bleiben, ob er sich entfernen sollte. Der Schmerz, die Trauer, die des Gefangenen Gesicht umdüsterten, der Unmuth, der sich in jeder Muskel aussprach, als er das Gitter seines Gefängnisses rüttelnd faßte, erweckten Werners Mitleid. Die stolze Antwort des Fürsten verlor ihre schneidende Schärfe, er sah mil Theilnahme auf den gefangenen Helden, dessen beobachtendem Blicke dies nicht entging.

Seid Ihr schon lange im Orden? fragte ihn Kaystut plötzlich.

Vor vier Jahren ward ich aufgenommen.

Schon vier Jahre deckt Euch dieser Mantel, und Euer Herz ist noch nicht verhärtet und der Theilnahme verschlossen? fuhr er

fort.

fort. Das wundert mich; Stolz und Hoffart traf ich genug bei Euch, Mitleid und Theilnahme noch nie.

Schmähet den Orden nicht, Fürst, er behandelt Euch mild, milder als Ihr die Brüder behandelt, die das Kriegglück Euch in die Hände gab, unterbrach ihn der Ordenbruder unwillig. Ehret den Meister Winrich von Kniprode, diesen menschenfreundlichen Mann, und in ihm den Orden.

Ich ehre ihn! Er ist der Erste unter Euch an Würde und innerem Gehalt, sagte Kaystut mit Feuer, nur Wenige werden ihm gleichen!

Wißt Ihr, Kaystut, wer mich zu Euch sandte? fragte jetzt der Bruder.

Wer anders als der Großkomthur, mich auszuforschen?

Ihr irrt, sagte Werner und sein Herz pochte gewaltig. Mich sandte Bernuta.

Bernuta! fuhr Kaystut auf, doch schnell faßte er sich. Wer führt diesen Namen? fragte er kalt.

Solltet Ihr sie nicht kennen? antwortete Windecken. Die Jägerin, die Eure Krieger an jenem Morgen, als Ihr die Johannisburg

überfallen wolltet, im Walde auf der Jagd fingen, die Ihr vor wenigen Monden aus dem Hause ihres Vaters rauben lassen wolltet, das ist Vernuta, die Euch durch mich einen Gruß sendet.

Und Ihr seid der Ordenbruder, unterbrach ihn Kaystut schnell, der, als der Vater nicht daheim war, allein im einsamen Zimmer mit ihr koſete, und einen Haufen Knechte mit sich führte, seine Schäferstunde zu bewachen? Behaltet Euren Gruß für Euch, ich bedarf seiner nicht!

Fast mitleidig heftete der Ritter seinen Blick auf Kaystut. — Was soll dieser Blick? fuhr dieser auf.

Er spricht das Gefühl meines Innern aus.

Müßte das Schwert des Gefangenen nicht in der Scheide rosten, ich forderte für diesen stolzen, mitleidigen Blick blutige Rechenschaft! sprach der Großfürst zornig. Die Ruhe jedoch, mit welcher der Ordenbruder diese Worte anhörte, ohne sich zu erzürnen, mußte den Gefangenen seine Uebereilung fühlen lassen. Er schwieg anfangs, als aber Werner sein Auge noch immer auf ihn heftete, wobei sein Antlitz mehr Trauer als Hohn ausdrückte,

und er in Gedanken vertieft nichts erwiederte, ward des Großfürsten Theilnahme, wohl auch seine Neugierde rege. Was sind denn eigentlich die Gefühle Eures Herzens, eine Sprache, die mir in dem Munde eines Ordenbruders gar fremd klingt, brach er das Schweigen. Besser Euer Mund spricht sich unverhohlen und deutlich aus, als daß Euer Blick solch stolzes Gemüth verräth.

Ja stolz fühle ich mich in diesem Augenblicke, erwiederte der Ordenbruder mit Wärme, ich bin stolz, daß ich den Werth des edlen Mädchens besser verstand als Ihr. — Ihr wurdet von dem ersten Anblicke des Mädchens hingerissen —

Ja, eine schönere Jungfrau sah ich noch nie!

Liebtet sie.

Lieben? — Ich glaube kaum Ordenbruder! In Kaystuts Herzen findet die Liebe nur einen kleinen Raum.

Und wolltet sie doch, nachdem Ihr erst großmüthig das Mädchen freigelassen, in Eure Gewalt bringen, sie rauben lassen! sagte Werner, kaum seines Zornes mächtig.

Euer Name Ritter?

Werner von Windecken,

Herr Werner von Windecken, fuhr der Großfürst fort. Es ist schwer, mit einem Ordenbruder, der das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, selbst wenn er auch sein Gelübde nur schlecht hält, über dergleichen zu sprechen. Mit Euch wird es mir noch schwerer, denn mich dünkt, Ihr seid einer von denen Deutschen, die, wie mir einmal ein schwäbischer Sänger sagte, der an dem Hofe meines Bruders zu Wilna uns durch Gesang und Saitenspiel ergötzte, mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit leben, und bei den gewöhnlichsten Dingen dieser Erde ihren Himmel oder ihre Hölle sehen. Ihr glaubt ich liebe Bernuta mit der Gluth, die wohl oft unter Eurem Mantel sich entzünden mag; ohne ihn jedoch zu versengen. Ihr irrt, guter Bruder! Schöne Züge, eine schöne Gestalt locken und fachen meine Begierde an, mein Herz könnte aber nur von dem Geiste, von dem Gemüthe eines Mädchens erglühen; Beide kenne ich nicht in ihr, deshalb ist es auch nur der sinnliche Reiz, der mir ihren Besitz wünschenwerth macht.

Werners Antlitz mochte wohl wieder mehr sagen als sein Mund indem er seine Empfin-

dungen unterdrückte und schwieg. Kayſtut aber fuhr fort. Ihr begreift mich vielleicht nicht, oder könntet ihr es, so verachtet Ihr mich wegen meiner Gesinnungen, und da thut Ihr mir unrecht. Hundert Weiber haben mich zu fangen das Netz ausgeworfen, ehe ich eine fand, die ich für werth hielt, mich von ihr fangen zu lassen. Ihr kennt als Ordenbruder die Welt nicht, noch weniger die Weiber. — Oder irrte ich anfangs nicht, ist das Mädchen Eure Geliebte, und möchtet Ihr mir vielleicht den Fehdehandschuh hinwerfen, weil ich sie nicht für die Vollkommenste ihres Geschlechtes halte? — Gut, ich nehme ihn auf, bis Ihr mich überzeugt, daß sie nicht eine schwache, eitle Erdentochter ist, wie die Anderen ihres Geschlechtes. — Doch wohin führt mich dies Gespräch; setzt Euch zu mir, plaudert weiter mit mir, das Herz, das, wie ich glaube, warm unter dem schwarzen Zeichen Eures Mantels schlägt, macht Euch mir werth, Eure Liebe zu dem Mädchen, an der ich fast nicht mehr zweifle, und die mir sonderbarer Art zu seyn scheint, macht mir Euren Umgang anziehend. Ich fühle Wohlwollen für Euch, und wären wir wirk-

lich Nebenbuhler, was schadete es, mich schützt Euer Kreuz, Euch dieser Kerker.

Der Großfürst war durch diese Unterredung in eine heitere Stimmung gerathen, was nur selten geschah. Er hatte den Ordenbruder liebgewonnen, auch war es ihm nicht gleichgültig die Verhältnisse zu erfahren, in denen dieser zu dem Mädchen stand, welche dem Gefangenen wohl werther war, als er es sich selbst gestehen wollte. Er faßte traulich Werners Hand, nöthigte ihn zum Sitzen, kredenzte ihm einen Becher Wein, und versuchte allmählig das Gespräch, das der Ordenbruder vorsätzlich abgebrochen hatte, wieder auf Bernuta zu bringen, was auch dem Schlauen bald gelang. Werner glaubte es der Würde des Mädchens schuldig zu seyn, sie dem Großfürsten in ihrem ganzen Werthe zu zeigen, er blieb nicht stumm, so daß dieser, dem das Feuer, mit welchem der Ordenbruder sprach, verdächtig wurde, endlich fragte. Aber wie verträgt sich die Liebe zu einem Weibe mit Eurer strengen Ordenregel? Was suchtet Ihr, was hofftet Ihr von einer Jungfrau, die nie die Eurige werden, deren lei-

te, der in hohen Bogensätzen über Stock und Stein dahin flog. Immer noch trieb er den Schnaubenden vorwärts, Schrecken und Furcht jagte ihn, er wollte der wilden Jagd, wollte seinem Geschick entfliehen. Der Sturmwind brauſte ihm entgegen, doch achtete er ihn nicht; der Schnee wirbelte ſich in Säulen empor und ſperrte ihm den Weg, er ſprengte hindurch. Immer näher und näher kam die Jagd, ſchon vernahm er das Schnaufen der Roſſe, ſchon hörte er das Raſſeln des Todes dicht hinter ſich, ſchon fühlte er die eiſige Hand in ſeinem Nacken, da drückte er verzweiflungsvoll dem Roſſe die Sporen tief in die Weichen, es hob ſich noch einmal, ſetzte über den hohlen Weg, der vor ihnen lag und ſtürzte zuſammen. — Roß und Reiter lagen zu Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinſend weiter.

Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte ſich unter ſeinem Roſſe nicht mehr, der Rappe lag todt auf ſeinem Herrn, deſſen Sand verronnen war. Als aber Hirſch und Eber über ſie wegzogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreiſchende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erſcholl, da ſprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geiſter vernähme, mit Blitzesſchnelle auf, feſt ſaß der Reiter noch im Bügel. „Huſſa! Huſſa! mir nach!“ rief er gebietend, der Rappe ſprühte Flammen aus ſeinen Nüſtern, und den blutigen Dolch ſchwingend, jagte Melac an der Spitze des hölliſchen Zuges dahin.

Niemand hat weiter von ihm gehört.

feste Berührung nach Eurem Wahne für Euch zur Sünde wird?

Großfürst! erwiederte Werner. Ich suchte nichts, ich hoffte nichts von dem Mädchen. Sie glücklich zu wissen ist mein einziger Wunsch, Alles möchte ich zu ihrem Heile, zu ihrer Freude beitragen, stände ich auch hoffnunglos da, würde Schmerz nur mein Theil, und müßte mein Blut tropfenweis für sie fließen. Wie der Leibeigene willig und freudig Stein auf Stein fügt, um das Haus seines geliebten Herrn zu bauen, obgleich ihm selbst nie ein Plätzchen, nie ein Obdach darin werden wird, so möchte ich auch Stein für Stein zu dem Gebäude ihres Glückes zusammentragen, wenn ich auch weiß, wenn ich auch aus ihrem Munde weiß, daß mir kein Theilchen davon werden wird.

Aus ihrem Munde vernahmt Ihr das? fragte Kayßtut, dessen Theilnahme wuchs.

Ihr Geheimniß ist auch das Meinige, sagte Werner schnell, brach das Gespräch rasch ab, und nach einigen freundlichen Worten entfernte er sich, ließ aber den Gefangenen über Bernuta's Herzen nur noch in geringem Zweifel.

9.

Unter den Dienern des Hochmeisters befand sich ein alter Lithauer, der in seiner Jugend, wie so viele seiner Landsleute, gefangen und dann getauft worden war. Schon von dem vorigen Hochmeister, seiner Brauchbarkeit wegen, in seinen besondern Dienst genommen, hatte er sich auch das größte Vertrauen Winrichs von Kniprode zu erwerben gewußt, so daß ihm dieser zu manchem gebrauchte, wo List und Verschlagenheit nothwendig war. Auch zum Diener des gefangenen Großfürsten war er auserwählt worden, damit er dessen Gesinnungen erforschen und ihn genau beobachten sollte.

Aber der Gefangene durchschaute bald seinen Mann, und fand, daß er Einer der Menschen sei, die sich nur allein von ihrem Vortheil bestimmen lassen. Er berührte vorsichtig manche Saite, wodurch er auf einen solchen Menschen Eindruck machen konnte, und so sah er bald diesen Adolf, wie er statt Alf in der Taufe genannt worden war, ganz sich ihm ergeben. Durch die glänzendsten Versprechungen, wenn er ihm zur Flucht

behülflich sei, gewonnen, entwarf dieser bald einen Plan der Rettung.

In dem Zimmer, welches Kaystut bewohnte, hing ein altes Bild, den ersten Meister des Ordens, Heinrich Waldbott von Bassenheim in Lebengröße vorstellend, wie er in dem eroberten Akkon ein Stück Feldes kaufte, Gott zum Tempel, den Pilgern zur Freistatt, den Kranken zur Genesung, sich zum Grabe. Dies Bild beschloß Adolf zur Flucht des Großfürsten zu benutzen. Er wußte allerhand nothwendige Geräthschaften unbemerkt herbeizuschaffen und geschickt in dem Gemache zu verbergen. Allmählig sollten hinter dem Bilde die Quadersteine der Mauer gelöset werden, und eben so vorsichtig wußte er bei dieser Arbeit den wenigen Schutt hinauszuschaffen, so daß schon nach mehreren Tagen der erste Stein gelöset war; bei Nacht, selbst am Tage, wenn Kaystut vor Ueberraschung sicher war, fuhr man mit der Arbeit fort.

Während dieser Zeit war Werner fast der tägliche Gesellschafter des Großfürsten, dem der junge Ordenbruder auch mit jedem Tage werther zu werden schien. Dieser glaubte es

Vernuta schuldig zu seyn, daß er, so viel ihm möglich, zur Erleichterung des Schicksals des Gefangenen beitragen müsse; auch nährte er die Hoffnung, den Großfürsten zum christlichen Glauben zu bekehren. Manche Aeußerungen des Gefangenen, der, wenn er eines glücklichen Erfolges bei seinem Volke sicher gewesen wäre, und den Einfluß der heidnischen Priester nicht gefürchtet hätte, wohl, wenn auch nicht der Ueberzeugung, doch eigennützigen Ursachen, leicht den Glauben seiner Väter geopfert haben würde, ließen Werner glauben, er könne hier zum Heile der Christenheit ein gutes Werk stiften. Kayslut hörte ihm gern zu, wenn er mit Rührung und tiefem Gefühle von seinem Glauben sprach, es war ihm lieb die Lehren des Christenthums aus dem Munde eines solchen Mannes zu vernehmen, und nicht aus dem Munde eines eifernden Priesters. Auch fand der Großfürst Vergnügen, Werner anzuhören, wenn er mit der Gluth der Schwärmerei ihm manches ausmalte, wenn der Ordenbruder, der mit seinen Gelübden jeder Erdenfreude abgeschworen, sein Herz für jedes sanfte, menschliche Gefühl verschlossen halten mußte, wenn er

diesen, ohne daß er sich dessen bewußt war, von Liebe und Freundschaft mit einer Wärme sprechen hörte, die er nie unter dem Ordenmantel gesucht hatte. Er gewann den Ritter wahrhaft lieb, und wenn er gegen seine andern Wächter den Fürsten nie vergaß, war er gegen Werner herablassend und freundlich, selbst oft herzlich. Von dem Augenblicke an, wo Kaystut seine Rauhheit abgelegt und dem Ordenbruder nur edle Gesinungen zeigte und dieser den Fürsten Schamaitens für einen edlen Mann hielt, war, zwar nur aus zerrissenem Herzen, der Wunsch in ihm aufgestiegen, Bertuta möge des Fürsten Liebe werden, der Gedanke, daß sie alsdann den Geliebten, den Gatten, sicher bewegen würde, dem Heidenthume abzuschwören, ließ ihn diesen Wunsch ganz zum Ziele seines Handelns machen. Ob sein Herz darüber verginge, ob der schöne Traum seiner durchwachten Nächte zerrönne, der Reiz des Lebens, den ihm das Leben in dem Orden überdies nur karg spendete, ganz verginge, war ihm gleich, wurde sie nur glücklich, gelangte sie nur an das Ziel ihrer Wünsche, er nur an das Ziel seines frommen Strebens, das ihm jetzt noch allein

das Leben werth machte. Wohl möglich, daß, wenn er in solchen Augenblicken dem schönen Mädchen in's offene, seelenvolle Auge geschaut, er ihre süße Stimme vernommen hätte, daß sich dann die Hoffnung, daß sich dann andere Wünsche durch Auge und Ohr in sein Herz geschlichen hätten, so aber folgte es dem was ihm Pflicht zu seyn dünkte; und hatte er ihr nicht überdies treue Freundschaft, hatte er nicht in den einsamen Stunden des Schmerzens sich feierlich gelobt, fortan sich nur allein seinem kindlich frommen Gemüthe hinzugeben?

Eines Abends als er bei dem Gefangenen saß, sagte ihm dieser: Herr Werner, es sind nun fast zwei Monden, seit Ihr täglich mein werther Gesellschafter seid, und ich fühle mich deßhalb Euch sehr verpflichtet. Ihr habt mir nicht allein manche trübe Stunde erheitert, sondern auch so viel Theilnahme bewiesen, daß ich mich gern gegen Euch dankbar erzeigen möchte. Allein ich habe nichts was ich Euch bieten könnte, denn Schamaitens Großfürst ist im Ordenhause zu Marienburg so arm, als der Aermste seiner Unterthanen, überdies dürftet Ihr ja nicht einmal ein

Kleinod das Eure nennen, es müßte ja in den Seckel des Treßlers *) wandern. Darum nehmt dies Schwert, sprach er, das Wehrgehenk abschnallend, gebt mir das Eure dafür, es wäre mir lieb auch von Euch ein Andenken zu haben.

Ihr ehrt mich Fürst! erwiederte der Ordenbruder, das Schwert von Damaskus zurückweisend. Nichts darf ich mein nennen, nichts ist mein. Das Schwert an meiner Seite gehört dem Orden, er gab es mir seine Feinde damit zu bekämpfen, nicht aber es Feindes Händen zu übergeben. Dekhalb danke ich Euch für Euer Geschenk. Aber warum glaubt Ihr jetzt schon die Stunde der Trennung so nahe? Warum glaubt Ihr jetzt schon etwas zu bedürfen, das die Erinnerung zurückrufen soll? Ist Euch vom Meister gute Botschaft Eurer Freiheit wegen geworden? Das sollte mich innig erfreuen.

Der Großfürst hatte sich von seinem theilnehmenden Gefühle für den Ordenbruder überraschen lassen, und hätte sich leicht bei einem weniger unbefangenen Manne als

*) Schatzmeisters.

Werner war, verdächtig machen können, doch dieser traute zu sehr dem gegebenen Worte und Handschlage, hatte kein Arges und dachte nicht weiter daran, als der Großfürst das Schwert wieder umgürtete und ihn fragte. Habt Ihr seit kurzem von Walgunes Tochter Nachricht?

Seit ich in Marienburg bin, erwiederte Werner, ist mir nur einmal Kunde von ihr geworden. Ich erfuhr, daß der Vater gleich nach dem verunglückten Versuche sie zu rauben, am andern Tage mit ihr davon gezogen sei, wohin wisse Niemand.

Der Fürst besann sich einen Augenblick, dann fragte er. Wann ist der Tag, an dem Euch die Wacht bei mir anvertraut ist?

Morgen, gleich nach der Vesper bin ich wieder hier, antwortete der Ritter.

Das freut mich! sagte Kayslut. Nun so wollen wir uns heute bis auf morgen trennen, ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Ruhe. Gute Nacht Herr Werner! sprach er dann, als dieser sich anschickte wegzugehen. Nochmals meinem Dank für Eure mir bewiesene Liebe. Er drückte hierbei dem Ordensbruder inniger die Hand als je.

Werner fiel dies auf; die Herzlichkeit des Mannes, der ihm so werth geworden war, erfreute ihn, an Weiteres dachte er aber nicht, und mit dem Gefangenen und Bernuta beschäftigt legte er sich sorglos zur Ruhe. Zur Stunde der Mitternacht aber weckte ihn ein dienender Bruder und brachte ihm den Befehl des Großkomthurs, sich sogleich nach dem Thurme zu begeben, wo der Großfürst gefangen saß, und dort für diese Nacht die Wacht zu übernehmen, da Seckendorff in wichtigen Aufträgen von dem Meister verschickt worden sei.

Schnell kleidete sich Werner an, gürtete sein Schwert um, warf den Mantel über die Schulter und eilte nach dem Thurme. Hier fand er die Wacht an der Wendeltreppe weniger wachsam als gewöhnlich, selbst der Knecht, der den Eingang zu dem Vorzimmer des Gefangenen bewachte, hatte sich an eine Säule gelehnt und schlief. Auch Seckendorff fand er nicht mehr; alles dies befremdete ihn, Argwohn stieg in ihm auf, er lauschte an der Thür von des Großfürsten Gemach, wo er ein leises Murmeln und ein sonderbares Geräusch vernahm. Er wollte hinunter die

Wacht rufen, besann sich jedoch, daß, im Fall er sich irre, er sich seines Argwohns schämen müsse, schob die Riegel der eisernen Thür zurück, öffnete sie, trat ein und fuhr erschrocken zurück, als der Großfürst mit entblößtem Schwerte ihm entgegen trat, jedoch bei seinem Anblick eben so erstaunt schien als der Ordenbruder, der gleichfalls nach dem Schwerte griff, aber in demselben Augenblicke durch Kaystut durchbohrt niedersank.

Die Wacht hatte den Fall gehört, aber nicht weiter darauf geachtet, dem Posten aber, der auf der Zinne des Thurmes stand, war das Geräusch nicht entgangen. Er wurde aufmerksam, sah einen Mann mit Hülfe eines Andern den Burggraben heraufklimmen und eilte zu dem Hauskomthur; dieser, dem es ahnen mochte, was geschehen sei, begab sich zuerst nach Kaystuts Gefängniß. Hier fand er die Wacht in tiefem Schlafe und den Ordenbruder Windecken in seinem Blute liegend. Schnell saßen Reisige auf, jagten nach allen Seiten hin, die ganze Stadt kam in Aufruhr. Aber der Großfürst, der sich durch die in die Mauer gemachte Oeffnung in den Graben hinabgelassen hatte, war mit dem

Orden-

Als die wilde Jagd an Serach vorüber gezogen war, erhob sich Constant, der sich bei ihrem Heranzug niedergeworfen und gebetet hatte, und sah schaudernd nach der Gegend, wo sein Herr hin gejagt war; nirgends sah er eine Spur. — Die Rosse waren verschwunden und alles still wie das Grab um ihn her; nur ein leises Winseln vernahm er in der Nähe, er eilte hin; es war der Stadtschreiber, der, von dem Rosse zertreten, seinen Geist aushauchte. Constant ließ ihn ohne Theilnahme liegen, ihn drängte sein Herz nach dem Hause hin. Dort fand er Magdalene auf dem Ruhebett liegen. Ein Kranz weißer Rosen war durch ihre blonden Locken geflochten, eine geknickte Lilie deckte die Wunde ihrer Brust; über sie beugte sich eine bleiche Geistergestalt, küßte ihre erstarrten Lippen und winkte dann Constant näher zu treten, und als der letzte Athemzug die Lilie nur noch leise hob, er der Sterbenden das gebrochene Auge schloß, tönten Harfenklänge, und auf den eindringenden Mondesstrahlen entschwebte, ein leises Ave Maria noch lallend, die bleiche Geistergestalt.

Ordenkleide angethan, das ihm Alf zu verschaffen gewußt, mit diesem von dem Pförtner des äußern Hofes hinausgelassen worden. Dort standen Pferde bereit auf die sie sich schwangen, der Ordenmantel öffnete ihnen auch die Thore der Stadt, und als sich dort das Gerücht verbreitete, hatten sie Marienburg schon im Rücken. Der Wege wohl kundig führte Alf seinen Fürsten in den nahen Wald, und von hier auf ungebahnten Wegen der Grenze Masoviens zu.

10.

In dem Kulmer Lande lag an den Ufern des Wensen-Sees ein einsames Dörfchen, reinlich und nett, wo sich vor Jahren mehrere niederländische Familien angesiedelt hatten. Es waren wohlhabende Leute, freie Unterthanen des Ordens, die mit den samländischen Withingen in gleichem Ansehen standen. Nach diesem Dörfchen war Walgune mit seiner Tochter gewandert, sie den Nachstellungen des lithauischen Fürsten zu entziehen. Seine Schwester, eine wohlhabende Wittwe, wohnte

hier in stiller Abgeschiedenheit, und da der Orden mit dem Herzoge von Masovien, Kaystuts Schwiegersohne, in gutem Vernehmen stand, so glaubte Walgune in diesem Theile der Ordenlande nichts für sein Kind befürchten zu müssen.

Während ihrer ganzen Herreise hatte der Vater mit der Tochter geschmollt, bei seiner Ankunft aber schien er nur an die Trennung von Bernuta zu denken und sein Unmuth war verschwunden; auch ihr war die Trennung von dem Vater schmerzhaft, da sie hier nicht den kleinsten Ersatz dafür fand. Des Vaters Schwester war eine grämliche Matrone, welche von jeher das tolle Wesen des Mädchens, wie sie den Aufschwung ihres Geistes nannte, bitter getadelt, und oft ihrem Bruder gerathen hatte, der Tochter lieber die Spindel als den Jagdspieß und die Harfe in die Hand zu geben. Auch mußten Bernuta die Menschen, die sie hier fand, schlichte, arbeitsame Leute, denen Erwerb alles war, und von denen keiner ihr Inneres verstand, gleichgültig seyn. Sie lebte, als der Vater nach seiner Heimath zurückgereist war, sonach ganz einsam in stiller Abgezogenheit für sich auf ihrem Kämmer-

chen, wo ihre einzige Gefährtin die Harfe war, von der sie, trotz des Murrens ihrer Muhme, sich nur selten trennte. Oft durchwachte sie die Nacht, ihre Gefühle sprachen sich dann im Dunkeln laut aus, und der Ton der Harfe stimmte ihre Empfindungen nur noch wehmüthiger.

So verlebte sie eine traurige Zeit. Zuweilen, doch nur selten kam in das einsame Dörfchen aus Thorn von dem Kunde, was dem Lande und dem Orden wichtig war, und so hatte sie auch die Nachricht von dem mit Schamaiten begonnenen Kriege erhalten; von Werner von Windecken hatte sie nichts gehört. Die Nachricht von dem Siege bei Kauen, die mit Sturmeseile das ganze Preußenland durchflog, war auch bis zum Wensen-See gedrungen, und mit ihr die Nachricht von des Großfürsten Gefangenschaft. Sie nahm an dem allgemeinen Siegesjubel keinen Theil, denn ihre Hoffnung war hin, gedachte sie, daß Kaystut, der Held besiegt, gefangen sei. Gefangen, seufzte sie, der kühne Mann gefangen, in enger Haft, vielleicht gefesselt der Arm, der so kraftvoll das Schwert führte, den ich als Befreier meines Vaterlandes er-

wartete? O, wäre ich ein Mann und könnte ihn retten! — ihn retten vielleicht zum Heil meines Vaterlandes! — Tausend Pläne durchkreuzten sich in ihr, sie gefiel sich in diesen Gedanken, aber überall trat die Unmöglichkeit ihr entgegen, und sie klagte in solchen Augenblicken, daß sie nur Weib, nur ein schwaches Weib sei. — Dachte sie aber in Stunden der Ruhe leidenschaftlos über sich nach, so mußte sie sich eine Thörin schelten, daß sie mit solcher Innigkeit an einem Manne hänge, den sie nur einmal gesehen, von dem sie nicht wußte, ob nicht ihre Gestalt, die Jugendfrische allein ihm ihren Besitz wünschenswerth machten. Ihr Inneres war im Zwiespalt, ihr Stolz und ihre Neigung, die wie eine Lawine im Fortschreiten immer stärker wurde, kämpften gegen einander; sie erkannte sich in diesem Zwiespalte fast nicht mehr. Saß sie in der Morgenstunde im einsamen Kämmerchen, und alles war thätig und lebendig um sie her, dann zürnte sie mit sich; aber in einsamer Nacht, wenn sie die sanften Töne aus den Saiten ihrer Harfe lockte, dann zürnte sie ihrem Herzen nicht mehr, dann dachte sie mit Sehnsucht nur an ihn.

So vergingen die rauhen Tage des Winters und die Natur trat nun mit ihrer Frühlingblüthe wonnig hervor. Feld und Flur grünten, die Vögel des Waldes sangen, der holde Mai hatte sein buntes Blumengewand über die Erde gebreitet, nur in Bernutas Herzen waren die Blumen verblüht und doch fand sie noch einzig ihre sparsam zugetheilten Freuden im Genusse der schönen Natur. Oft wenn sie bei Nacht den stillen See auf schaukelndem Kahne beschiffte, der Mond sein Strahlenhaupt in der dunkeln Fluth badete, und der Sterne flimmernder Schein sich tausendfach in den wogenden Wellen brach, dann vergaß sie ihre drückende Einsamkeit, vergaß den Zwiespalt ihres Innern; nur den Fürsten der Schamaiten vergaß sie nicht. Im schauerlichen Dunkel der Nacht, oder wenn die Morgenröthe sie weckte, stand er im Lichtglanze vor ihr. Sie zürnte zwar noch zuweilen mit sich, nannte ihre Empfindungen Schwäche ihre Hoffnung Thorheit, und doch waren jetzt diese Träume der Zukunft ihr einziges Glück.

Eines Abends, ihre kränkelnde Muhme lag schon lange auf dem Lager, und die alte Magd, die einzige Dienerin des Hauses, war

auch schon zur Ruhe gegangen, saß Bernuta in ihrem Kämmerlein und überließ sich wie immer ihren Phantasieen; nichts störte sie, denn zu dem einsam gelegenen Hause drang kein menschlicher Laut, und nur das Flattern der Nachtvögel rauschte durch die schauerliche Stille, einzelne Töne der Harfe durchschwirrten die Luft, Töne, die sie unbewußt den Saiten entlockte. Da pochte es leise an die Thür des Hauses, das Mädchen schrak auf und horchte, es pochte wieder, keine Furcht kennend trat sie an das geöffnete Fenster und schaute hinunter. Da sah sie eine männliche Gestalt im Mantel verhüllt, vom Mondlichte erleuchtet, die an ihr aufblickend mit leiser Stimme bat, einem Unglücklichen Speise und Obdach zu geben. Um Christi willen, fuhr der Bittende fort, öffnet die Pforte, nehmt mich auf und stärkt mich durch Speise und Trank; Hunger und Müdigkeit drücken mich fast zu Boden.

Bernuta wußte wohl, daß in diesen unruhigen Zeiten Vorsicht nothwendig sei, doch sprach Mitleid ein Fürwort für den unglücklichen Wanderer. Sie überlegte, daß diese Gegend so ruhig, und fern von dem Krieg-

schauplatze sei, daß der Orden so strenges Regiment im Lande führe, so daß man fast nie von Räuberei und Diebstahl hörte, und sie entschloß sich, dem mitleidigen Gefühle ihres Herzens, aber mit aller Vorsicht zu folgen.

Geht nur in jene Laube, die Ihr am See finden werdet; dort sollt Ihr Speise und Trank bekommen, das Haus darf ich Euch nicht öffnen! rief sie hinab, schloß das Fenster und überlegte nun, ob sie die Magd wecken, oder allein das sonderbare Abentheuer bestehen solle. Die Vorwürfe ihrer Muhme fürchtend, welcher die Magd gewiß alles verrathen haben würde, entschloß sie sich allein zu gehen; sie steckte für jeden Fall einen Dolch in den Gürtel, warf einen Schleier über, vielleicht in dem Bewußtseyn, daß es nothwendig sei ihre Schönheit zu bergen, nahm einen Krug gemeinen Meths, Brot und ein Stück von einem gebratenen Ziegenlamm, und als sie sich versichert, daß der Wanderer sich vom Hause entfernt habe, öffnete sie leise eine Hinterpforte und schlich hinaus.

Der Mond warf sein strahlendes Licht über die stille Gegend, und sie schritt getrost

der Laube zu; aber wie erschrak sie, als sie dort zwei Männer statt einen sitzen sah. Sie stutzte, wollte umkehren, aber der Nämliche, der schon einmal seine Worte an sie gerichtet, bat sie zu bleiben und alle Furcht schwinden zu lassen, sein Begleiter sei so hülfsbedürftig als er, sie solle ihnen nur Speise und Trank reichen und könne sich dann ruhig entfernen.

Bernuta war schnell entschlossen. Sie trat zu den Männern in die Laube, doch in dem Augenblicke, wo sie den irdenen Krug mit Meth auf das Tischchen setzen wollte, traf ihr Auge den zweiten Fremdling und Kayfut! schrie sie auf, ließ Speise und Trank fallen und wollte fliehen, doch Alf hielt sie mit starker Faust zurück. Da Du ihn kennst, so bist Du des Todes! rief er und zückte den Dolch. Aber der Großfürst entriß ihm das Mordgewehr und schleuderte ihn zu Boden. Zurück Unglücklicher! rief er, ihr Blut soll um meinetwillen nicht fließen, hebe das Brot auf, und laß uns dann eilig von hier gehen!

Glaubt Ihr, ich würde Euch verrathen? Da sei Gott für! sagte Bernuta.

Ich traue keinem Chriſten, erwiederte Kayſtut. Komm Alf!

Mir werdet Ihr doch trauen? ſprach ſie, und ihre Lage vergeſſend, warf ſie den Schleier zurück.

Bernuta! rief Kayſtut, da das Mondlicht ihm die ſchönen Züge des Mädchens zeigte. Bernuta, biſt Du es, die dem Flüchtlinge Obdach und Nahrung reichen will? Die Götter wollen mir wieder wohl, ich werde gerettet ſeyn, da ſie mir Euch auf meiner Flucht hülfreich entgegen ſenden. Vor Euch fliehe ich nicht, Ihr werdet den Fürſten Schamaitens nicht verrathen, des bin ich gewiß, Ihr werdet nicht den verrathen, der Euch theuer iſt.

Wer ſagte Euch das? unterbrach ihn das Mädchen, deſſen Stolz erwacht war.

Mir ſagte es Euer treuer Freund Werner von Windecken, erwiederte Kayſtut, und ich glaubte ihm mit Freuden.

Wo iſt er, fragte Bernuta raſch.

Da unten, wohin Ihr Eure Todten legt, ſagte der Fürſt und ſein Geſicht umdüſterte ſich. Da unten, wo Ihr thörichten Chriſten

den Würmern ein Mahl bereitet, hat ihm Kayſtuts Schwert das Grab gegraben.

Starr vor Entſetzen blickte ihm Bernuta in das flammende Auge. Und das thatet Ihr? Ihr mordetet ihn, der mir verſprach Euch Freund zu ſeyn in der Noth und der auch ſicher ſein Verſprechen gehalten hat?

Hier galt es Freiheit und Leben, erwiederte Kayſtut, und da möchte doch wohl der Ordenbruder in der Wagſchale gegen den Fürſten zu leicht befunden ſeyn.

Lebt wohl, Großfürſt von Schamaiten, ſprach Bernuta mit Schmerz und Wehmuth, und wandte ſich zu gehen, Kayſtut aber ergriff ihre Hand. War Euch der Ordenbruder ſo theuer? fragte er.

Er war mir theuer! erwiederte ſie und in ihrem Auge glänzte die Thräne. Er war mir theuer und wird es ewig bleiben, er war ein edler Menſch. Gott ſei ſeinem Mörder barmherzig. Lebt wohl, Kayſtut! wiederholte ſie bewegt. Ich will für Euch beten, das iſt Alles, was ich noch für Euch thun kann. Sie ſchaute noch einmal auf ihn, dann ſchritt ſie dem Hauſe zu.

Nur noch ein Wort, Bernuta! rief der

5.

Vergebung.

Auf dem verfallenen Gemäuer des Schnellerts saßen Mathilde und der Ritter von Rodenstein, schweigend und in sich gekehrt. Die ganze Natur schien so ruhig und ernst, wie sie; kein Lüftchen wehte, keine Wolke schwebte am Sternenhimmel, die Scheibe des Mondes zu bergen, die eben hinter der waldumgränzten Höhe sich zu senken begann. „Fahre hin," sagte Mathilde „Fahre hin, du silberne Leuchte der Nacht — Ach! säh ich dich nie wieder!"

„Sie senkt sich, wie wir am Morgen nieder" sagte der Ritter „Wenn die Nacht wiederkehrt, steigt sie mit uns wieder auf. Sie hat, wie wir, keine Ruhe; ohne Rast zieht sie über den Erdball dahin, aber ihr ward kein Grab, kein unruhiger Schlaf, ewig, ununterbrochen ist ihre Bahn! —"

„Hörst du die wilden Gesellen?" fragte Mathilde ängstlich.

„Laß sie ziehen! Was kümmern sie mich! Sie ziehen zur Ruhe, ihre Gräber stehen offen, der Tod schüttelt

Großfürſt — ſie verweilte. — Die Götter mögen es wiſſen, ob ich Euch noch einmal ſehen werde, oder ob dies das Letztemal iſt, deshalb bitte ich Euch, ehe wir ſcheiden, mir offen eine Frage zu beantworten. Iſt es wahr, was der edle Jüngling mich ahnen ließ, oder täuſch' ich mich?

Bernuta ſchwieg.

Euer Schweigen iſt gerecht, fuhr er fort. Wie konnte ich auch ſolche Fragen an eine edle Jungfrau thun. Aber wiſſe: von dieſem Augenblicke an lebt Dein Bild in meinem Herzen, Du herrliches Mädchen, und bei dem heiligen Feuer meiner Götter ſchwöre ich Dir in dieſer heiligen Nacht, daß ich Dich nach Roſtenna führen will in mein Schloß, und Lithauens Edle in Dir die Gattin ihres Fürſten verehren ſollen, denn der Todte ſprach recht als er ſagte, Du ſeiſt die Edelſte Deines Geſchlechts! — Zittre nicht Mädchen, fürchte nicht, ich werde Dich gewaltſam mit mir in mein Elend führen. Als Fürſt, im Glanze meiner Macht kehre ich zurück und führe Dich heim. Hat der Ordenbruder mich nicht getäuſcht, ſo reiche mir Deine Hand, daß Du mir dann folgen willſt.

Meine Hand Fürst, sprach sie tief bewegt, reiche ich nur einem Christen; darum, und sollte es mir auch schwer werden, muß ich sie Euch versagen.

Da umfaßte sie Kaystut mit starkem Arme. Du bist mein! rief er, und preßte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Heilige Mutter Gottes! schrie das Mädchen auf, entwand sich seinen Armen und entfloh.

11.

Habe ich geträumt, oder war es wirklich? sagte sie am andern Morgen, als sie beim Frühroth in der Laube saß, und die Harfe im Arme hinüber über den plätschernden See blickte. War es kein Traum? — Da liegt noch der Krug, hier noch ein Stück von dem Brote, das ich brachte. — Ja, er war hier, sein Arm umfing mich, seine Lippen berührten mich. Soll ich jauchzen, soll ich jammern, ist es Freude, ist es Schmerz, daß mein Herz so laut, so stürmisch klopfen läßt, ist es Furcht oder Sehnsucht, die mich unstät umhertreibt?

— Armer Werner, edler Jüngling! Leiſe berührten Deine Lippen meine Stirn und ich ſagte Dir ruhig Lebewohl! — Stürmiſch preßten ſeine Lippen ſich auf die Meinen, und noch glühen ſie, und mir iſt, ſie würden ewig brennen wie das Feuer ſeines Donnergottes. —

Sie beſtieg den Kahn, nahm das Ruder in die bebende Hand und wollte die blaue Fluth durchſchiffen; aber immer langſamer und langſamer ſchlug ſie die ſchaukelnden Wellen, bis ſie in Nachdenken verſunken das Ruder fallen ließ und der kühle Morgenwind den leichten Kahn an das Ufer zurücktrieb. Sie ſtieg an's Land, trat wieder in die Laube, ging zurück an den Fliederbuſch wo er ſie umarmt, und ſchien ſo noch einmal alle die bitterſüßen Augenblicke durchleben zu wollen. Da ſtürzten plötzlich Thränen aus ihren Augen. Schlummre ſanft, treuer Freund, ſagte ſie ſchmerzvoll. Deine kühle Ruheſtätte möge Dir den Frieden des Herzens geben, der Dir hier gebrach. — Auch mir möge er bald werden, ſetzte ſie tiefſeufzend hinzu und kehrte in die Laube zurück.

Da rauſchte es in den Zweigen, ſie ſchrak

zusammen, blickte auf und sah ihren Vater am Eingange stehen, dem sie, alles vergessend, entgegensprang, sich an seine Brust warf und bitterlich weinte.

Also Du weißt es schon? sagte Walgune tief erschüttert. Ich darf nicht der Trauerbote seyn?

Ich weiß es Vater, Werner von Windecken ist todt.

Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung! sagte der Vater. Aber Dir diese Botschaft zu bringen, komme ich nicht hierher; was mich hertreibt geht mir näher an, es betrifft Dich.

Mich? fragte die Tochter erstaunt, welche der alte Mann jetzt mit Heftigkeit an seine Brust drückte.

Sollte ich auch mit Dir zürnen, Du mein einziges Kind, sprach er, sie immer heftiger an sich drückend, so kann ich es doch nicht. Dem Vaterherzen bist Du ewig theuer, und darum ist es so schmerzhaft, daß es sich von Dir losreißen soll!

Ich verstehe Euch nicht, Vater!

Ich glaube es wohl, daß Du den Sinn meiner Worte nicht errathen kannst, erwie-

derte er. Ach, mir wird es so schwer das Unglückselige auszusprechen.

Sprecht es aus, Vater! rief das Mädchen, in der bei der drohenden Gefahr der Muth zurückgekehrt war. Sprecht es aus, Ihr sollt mich auf das Schrecklichste gefaßt finden.

Der Meister verlangt, er ließ es mir vielmehr durch den Komthur Otto befehlen —

Nur schnell Vater, stockt nicht, nur schnell! sagte Bernuta mit Heftigkeit, da der Alte schwieg. Das Unglück ist verschleiert am furchtbarsten.

Du sollst zu den frommen Schwestern nach Thorn, und dort den Schleier nehmen. —

Bernuta fuhr heftig von der Brust des Vaters auf, sah starr vor sich hin, dann setzte sie sich, ergriff immer noch wie gedankenlos die Harfe, lehnte ihr Haupt an diese Trösterin und war in stummem Schmerz versunken. Jetzt griff sie leise in die Saiten, und als ob die treue Freundin ihren Kummer mit fühle, so klagend waren die Töne, die ihr entschwebten; aber bald riß das Mädchen heftig in die Goldenen, daß sie sprangen. Zerreißt nur, zerreißt ihr, die ihr mir so

oft wehmuthvoll getönt! rief sie schmerzvoll, zerreißt unter schreienden Klängen, denn ich soll Euch verlassen, soll aus der heiligen freien Natur hinter dumpfigen Mauern mich verstecken, wo ich nur Psalmen schreien, nicht meine Empfindungen in Liedern aussprechen darf, wo ich kein Vaterland habe, das ich beweinen, für das ich wirken kann. Nein! rief sie plötzlich. Ich gehe nicht! Was hat der Meister des Ordens über ein Weib zu gebieten? Kümmere er sich um seine Ordensbrüder, die der Liebe abgeschworen haben, nicht um ein liebendes Herz, das er nicht versteht. Ehe fliehe ich von hier, ehe ich das Loos der unglücklichen Schwestern in Thorn theile!

Aber wohin Kind? fragte Walgune, über des Mädchens Heftigkeit besorgt.

Wo mich des Ordens Macht nicht erreicht!

Ich verstehe Dich, sagte der Vater ernst. Du willst aus dem Lande der Christen zu den Heiden, zu ihm, dem Fürsten fliehen, der Dich Thörin in's Verderben gerissen hat.

Ja Vater, zu ihm will ich!

Willst Vater, Vaterland, willst Deine Glaubenbrüder verlassen?

Haben

Haben denn die Schwestern in Thorn noch Vater und Mutter, deren Kummer sie tragen halfen, deren Noth sie erleichtern können? sagte Bernuta mit Bitterkeit. Haben sie ein Vaterland für das sie leben und wirken können, und ist nicht die dumpfe Zelle ihre ganze Welt? — Ist dort nicht der Mann, dessen Schwert allein die verlorene Freiheit meines Landes wieder erkämpfen, dessen Herz ich zur Rache entflammen will wie zur Liebe?

Du sprichst nicht wie es einem frommen Mädchen, nicht wie es meiner Tochter geziemt, unterbrach sie der Zürnende. Vergebe Dir der barmherzige Gott Deine frevelnden Worte, die nur der Schmerz Dir erpressen konnte. — Und was soll aus mir werden wenn Du entfliehst? fuhr er jammernd fort. Armuth wollte ich gern ertragen, wüßte ich Dich nur glücklich. Aber so von Haus und Hof gejagt, vielleicht in ewigem Gefängnisse schmachtend, und Dich an Leib und Seele verloren zu wissen, das ist mehr als ich armer Mann ertragen könnte.

Es giebt ja noch ein Mittel, mich von des Ordens Tirannei zu befreien, murmelte Bernuta vor sich hin, — und dann muß der

Vater selbst in den Augen der tirannischen Herren schuldlos erscheinen. —

Welches Mittel? fragte Walgune, das Furchtbarste ahnend.

Kommt hinein zur Muhme, bat statt Antwort die Tochter, und beruhigt Euch Vater, Gott wird mich nicht verlassen! ich vertraue auf ihn. Kommt! Sie wollte den halb Betäubten mit sich fortziehen, er aber heftete jetzt staunend den Blick auf den Boden, bückte sich schnell und hob einen Ring auf. Gerechter Gott! rief er, das ist des Fürsten von Schamaiten Siegelring; wie kommt der hierher wo Du sitzest, wo ich Dich in Thränen fand?

Bernuta erröthete.

Bei allen Heiligen beschwöre ich Dich, sprich, denn Dein Gesicht verräth mir Deine Schuld! Wie kömmt der Ring hierher? Empfingst Du ihn aus seiner Hand? Verlor er oder verlorst Du ihn hier an dieser Stelle?

Das Mädchen war in der peinlichsten Lage; noch nie hatte sie ihren Vater hintergangen, auch jetzt vermochte sie es nicht. Er war auf seiner Flucht hier, sprach sie und

ihre Stimme stockte. Ich gab ihm Speise und Trank, dann zog er weiter.

Und Du machtest keinen Lärm, daß man hinter ihm drein jagen, ihn einfangen konnte, diesen Feind des Ordens und meiner häuslichen Ruhe? Du schwiegst — so muß ich Dein Vergehen wieder gut zu machen suchen. — Fort, schnell, daß alles Landvolk aufsitze und sich in die Wälder zerstreue ihn aufzusuchen.

Bernuta hielt ihn mit aller Gewalt zurück, die ihr zu Gebot stand. Und Euer Kind wolltet Ihr verderben, mich in's Unglück stürzen? rief sie. Würde es nicht offenbar werden, daß er diese Nacht hier war! — Walgune zauderte. — Vater, ich beschwöre Euch! rief sie außer sich. Laßt ihn ruhig ziehn. Hat Gott beschlossen, daß er untergehen soll, so bedarf es Eures schwachen Armes nicht. Es würde mich tödten, wenn ich mich anklagen müßte, ihn in's Verderben gestürzt zu haben.

So ist es also wahr, was der Meister von Dir sagt, so ist sein strenges Urtheil gerecht! jammerte Walgune.

Was sagt er von mir?

Du ständest in strafbarer Verbindung mit

dem Fürſten, dem Feinde der Chriſtenheit, ſeiſt ihm zu ſeiner Flucht behülflich geweſen.

Der Meiſter irrt! Ich ſtehe mit Kayſtut in keiner ſtrafbaren Verbindung, das möge Gott verhüten! — und wie könnte ein ſchwaches Mädchen, das dieſes Dorf ſeit Monden nicht verließ, wie könnte das den Gefangenen aus ſeiner Haft in Marienburg befreit haben?

Und doch retteteſt Du ihn heute?

Ich that was Ihr, guter Vater, mich lehrtet jedem Unglücklichen zu thun; ich erquickte ihn mit Speiſe und Trank.

Beherbergteſt Du ihn?

Nein!

Kind! ſagte der alte Mann und ſah jammernd gen Himmel, Du drückſt mich tief nieder. Dir zu Liebe ſoll ich meine Pflichten gegen den Orden vergeſſen, der mich mit Wohlthaten überhäufte. Das Leben von vielen Tauſenden wiegt nicht das Leben des einen Mannes auf, der ſich vielleicht noch in dieſen Wäldern verbirgt; mir würde ein Lohn — doch des Lohnes wegen that ich noch nichts. — Nun ich will es wagen. Doch nein! Bernuta nur ſo biſt Du zu retten, nur

ſein Gebein und ſie ſchlieſſen ſich über ſie. Laß auch uns hinab zur Gruft."

„Ohne Gebet?"

„Nein, Mathilde!" ſprach der Jäger „Mir ward vergönnt, Gott anzurufen in der Noth, als ich Magdalene und deine Vaterſtadt zu retten verſuchte. Das Mädchen fiel als Opfer, die Stadt iſt gerettet! Der Herr iſt barmherzig! — Ich habe reuig vor dem Kreuze gekniet, habe um Vergebung gefleht und ich fühle die Sünde von mir gewichen, und das Vertrauen in meine Bruſt zurückgekehrt. Ewig iſt Gottes Barmherzigkeit, das Vaterhaus ſteht dem reuigen Sünder offen —"

„Der Herr ſei geprieſen!" ſprach Mathilde, und mit dieſem Wort ſank die Scheibe des Mondes hinter dem Walde, und um ſie ward es wieder finſter, doch immer bleicher und bleicher wurden die Sterne. „Warum ſchwindet Euer Licht, Ihr Boten des Friedens?" rief Mathilde „Warum zieht Ihr Eure Strahlen ein, Ihr Kinder der Nacht? Wollt Ihr auch heimgehen, und uns allein laſſen, daß die Natur ganz öd' und düſter um uns ſei? —"

Und als ſie dies ſprach, vernahmen ſie Töne, wie leiſes Murmeln der Wellen, wenn ein ſanfter Weſthauch ſie bewegt, wie das feierliche Säuſeln des Nachtwindes, wenn er leiſe Blüthen und Blätter durchrauſcht. Sie wandten ſich nach Oſten, von woher die Töne kamen, die mit heiliger Ruhe ſie erfüllten. Und hinter den Bergen ergraute die Nacht, der Tag ſandte ſeine bleichen Strahlen, die Wipfel der Bäume traten hervor, und zwiſchen ihnen glühte die Morgenröthe im roſigen Schimmer hindurch.

so kannst Du Deinem Vater erhalten werden. Meine Handlung muß die gebietenden Herren überzeugen, daß Du unschuldig, daß Du in keinem Verhältnisse mit dem Feinde des Ordens bist.

Vater! bat Bernuta und umklammerte seine Knie.

Sieh, Gott will es! rief er. Sieh, dort von dem nahen Walde her kommen Reisige gesprengt, sie sind vom Orden, ihnen will ich Nachricht ertheilen.

Und Eure Tochter der Verachtung Preis geben, öffentlich sagen, Fürst Kayssut sei bei Nachtzeit bei ihr gewesen, sie habe ihn verborgen.

Muß ich nicht, kann ich Dich Unglückliche anders aus des Klosters Mauern retten? sagte der Vater, das Auge immer nach den Reisigen gewandt, die im starken Trott auf sie zugeritten kamen.

Vater! bat noch einmal Bernuta, und als Walgune den Reisigen entgegen gehen wollte, hielt sie ihn mit aller Kraft zurück. Vater! rief sie, bei dem Grabe meiner Mutter schwöre ich Euch, ich stürze mich in die Wellen des Sees, verrathet Ihr den Fürsten!

Walgune, die Heftigkeit seines Kindes kennend, begann zu wanken. Thut es nicht an mir, fuhr sie fort, ich wäre für Euch hier und dort verloren!

Die Reisigen waren indessen näher gekommen; es war ein Ordenritter mit acht Knechten. Ei willkommen Walgune, willkommen schöne Jungfrau! rief er ihnen zu, und er mußte zu ihrem Unglücke Beide kennen. Bei Euch darf man wohl nicht nach dem entflohenen Gefangenen fragen, denn wie es in Marienburg verlautete, wäre der Feind des Ordens nicht der Eurige.

Diese höhnisch gesprochenen Worte beleidigten den alten Withing, und bestimmten ihn fast eben so sehr als der Tochter bittender Blick.

Fragt nur Herr, antwortete er, ich werde Euch schon so viel ich weiß berichten, denn des Ordens Feind ist auch der Meinige!

Habt Ihr keine Kunde wohin sich Kaystut gewendet? Bis zum See bin ich ihm auf der Spur; ein Fischer hat in dieser Nacht zwei in Ordenmäntel gehüllte Flüchtlinge auf dies Haus zugehen sehen, dann sind sie seinem Blicke entschwunden.

Ich bin, Herr, wie Ihr sehen könnt, da mein gezäumtes Roß noch hier an dieser Weide angebunden steht, erst seit einer Stunde hier, erwiederte Walgune. Wie kann ich wissen, was diese Nacht vorgegangen ist.

Aber Eure Tochter? fragte der Ordenbruder, das Mädchen scharf in's Auge fassend, die diesen Blick fast mit Verachtung erwiederte.

Glaubt Ihr mein Kind irre wie eine Mondsüchtige um Mitternacht an den Ufern des Sees umher, und könne auf die nächtlichen Wanderer passen?

Der Ordenbruder lächelte spöttisch, stieg von seinem Roß ab und gab es einem Knechte. Verzeiht, sagte er Walgunes Hand ergreifend. Seh ich recht, so ist dies der furchtbare Siegelring Kaystuts, den Ihr in Eurer Hand haltet, dieser Ring, der so manchen Fehdebrief, so manches Todesurtheil der Christen unterzeichnete. O! ich kenne ihn gar wohl! — Wie kommt Ihr zu diesem Ringe?

Walgune war betroffen, jedoch ein Blick Bernutas forderte ihn zum Muthe auf. Ich kenne ihn nicht, wußte nicht welch ein wichtiges Kleinod das Glück mir übergab. Gestern als ich, auf einem schattigen Plätzchen gela-

gert, Mittagruhe halten, wollte, fand ich ihn in dem Walde an der Oſſa.

So kommt Ihr von Marienburg?

Ja Herr!

Der Ordenbruder nahm ihn bei Seite. Ihr habt mir wahrſcheinlich in Gegenwart der Knechte nicht die Wahrheit ſagen wollen, thut es jetzt und der Orden wird Euch belohnen.

Ich kann Euch den Aufenthalt Kayſtuts nicht ſagen, wüßte ich ihn, ſo hätte ich ihn ſelbſt in ſeinem Schlupfwinkel aufgeſucht.

Und wenn Ihr auch nicht wißt wo er jetzt iſt, ſo ſahet Ihr ihn doch. Wo, wann, weshalb gab er Euch den Ring?

Bei dem Blute des Erlöſers ſchwöre ich, daß ich Kayſtut nicht ſah, er mir dieſen Ring nicht gab, den ich auf Gottes Erde fand, erwiederte Walgune, der einmal unwahr geworden, zu ſtolz war, es zu geſtehen.

Dieſer Ring macht Euch und Eure Tochter verdächtig, fuhr der Ordenbruder fort, ich muß Euch Beide zu dem Hochmeiſter nach Marienburg bringen laſſen.

Thut, wie Ihr recht zu thun glaubt, erwiederte Walgune mit Ruhe im Blicke, aber

seines Unrechts sich bewußt, klopfte sein Herz ängstlich.

Der Ordenbruder ließ zwei Knechte zurück, denen er den Withing und, seine Tochter zur strengen Bewachung übergab, er selbst sprengte dann mit den Andern auf dem Wege weiter, der nach der Grenze Masoviens führt.

Walgune betrat nun als Gefangener das Haus seiner Schwester, die nicht wenig erstaunt war, ihn von zwei Knechten des Ordens begleitet zu sehen. Sobald er sich mit der Schwester allein befand, forschte sie ängstlich nach der Ursache seiner Haft, und so ungern auch Walgune davon sprach, mußte er ihr doch alles genau berichten.

Sie erfuhr nun, daß er eines Tages von dem Komthur Otto nach Johannisburg beschieden worden, der ihn über manches, das Verhältniß Vernutas zu Kaystut betreffend, auszuforschen gesucht. Da er ihm aber nichts Weiteres zu sagen gewußt, als was Jedermann schon wisse, so habe der Komthur ungläubig den Kopf geschüttelt, und ihm den Befehl gegeben, sein Haus zu bestellen, um nach Marienburg zu reiten, da ihn der Meister selbst sprechen wolle. Ich gehorchte, fuhr

Walgune fort, sattelte mein Roß, eilte gen Marienburg, stieg in der Herberge zum Lindenbaume ab, und eilte nach dem Ordenhause. Ehe ich mich aber vor dem Meister stellen wollte, wünschte ich den Bruder Werner von Windecken zu sehen, der mir und meinem Kinde immer sehr gewogen war. Ich fand ihn nicht daheim, ging darauf zum Hauskomthur, und erhielt den Bescheid, morgen um die neunte Stunde vor dem Meister zu erscheinen. Ich begab mich nun nach der Herberge zurück, sann und sann, was wohl die Ursache eines so ungerechten Verdachtes seyn könne, und legte mich mit sorgenschwerem Herzen zu Bett. Die Sorge hielt mich lange wach, und kaum mochte ich eingeschlafen seyn, so hörte ich Lärm auf der Straße, Reiter sprengten hin und her, die Wächter bliesen von den Thürmen, als ob der Feind im Anmarsche sei, und die ganze Stadt ward lebendig. Ich kleidete mich an und erfuhr nun, daß der Großfürst von Schamaiten aus seinem Gefängnisse entflohen sei, und man ihm nach allen Seiten nachsetze.

Diese Nachricht vermehrte meine Sorge. Mir ahnete, daß die Flucht des Gefangenen

nachtheilig auf mein Schicksal wirken würde; ich hatte nicht geirrt. Noch vor der neunten Stunde kam ein Diener des Hochmeisters mit dem Befehle, sogleich vor dem Herrn zu erscheinen. Ich ging, obgleich keiner Schuld bewußt, doch mit Zagen nach der Ordenburg und hier erst erfuhr ich von meinem Begleiter, daß der einzige Freund, den ich hier hatte, mein einziger Schutz und Trost, Herr Werner von Windecken, durch den Großfürsten, bei seiner Flucht, niedergestoßen sei. Diese Nachricht versetzte mich in tiefe Betrübniß, und ich trat meinen Gang, die hohe Treppe zu des Meisters Wohnung hinauf, mit schwer bekümmertem Herzen an.

Ich mußte lange in dem hohen Bogengange warten, der zu des Meisters Wohnzimmer führt; Ordenbrüder gingen aus und ein, der Großkomthur kam, blieb lange bei dem Meister und ging; Boten zu Pferd und zu Fuß standen auf dem Burgplatze bereit, ritten davon, und ich konnte leicht wahrnehmen, daß wichtige Geschäfte den Meister abhielten, mich eintreten zu lassen. Meine Sorge vermehrte sich aber mit jeder harren-

den Minute; endlich erhielt ich den Befehl einzutretrn.

Walgune hielt ein. Auch die beſorgliche Schweſter ſchien Zeit zur Erholung zu bedürfen, ſo ſehr hatte ſie die Erzählung und die Furcht vor dem was noch kommen würde, angegriffen. Doch nach einer kurzen Pauſe ſiegte dennoch die Neugierde, und ſie bat den Bruder fortzufahren.

Der Meiſter ſtand an eine Säule gelehnt und ſchien abgeſpannt, begann Walgune von Neuem, ſein ſonſt ſo freundliches, einnehmendes Geſicht war ernſt und finſter. Er ſah mich lange ſcharf an, ehe er mich anredete, und mochte mit ſich ſelbſt im Zweifel ſeyn, wie er mich empfangen wolle. Walgune, hob er endlich an, und die Milde mochte doch den Sieg über die Strenge davon getragen haben; ich habe Dich zu mir beordern laſſen, um mit Dir über eine Angelegenheit zu ſprechen, welche Dich ſo wie den Orden nahe angeht. Ich wußte ſchon längſt, daß Deine Tochter dem Fürſten von Schamaiten wohl will und daß er ſelbſt Verlangen nach ihr trägt; dieſe Verbindung konnte zum Heil, zum Nachtheil des Ordens ausfallen. Deshalb

schwieg ich, obgleich der räuberische und doch so friedlich ausgeführte nächtliche Ueberfall Deines Hauses in mir den Verdacht hätte erwecken müssen, Du ständest mit dem Feinde unsres Landes in Verbindung. Seit kurzem aber, wo ich die Unterredung des Gefangenen belauschen ließ, erfuhr ich mehreres, wodurch ich mich überzeugte, Deine Tochter, deren Umgang mit dem Ordenbruder Werner von Windecken mir übrigens schon längst mißfallen hatte, suche ihre Verbindungen auch mit dem gefangenen Fürsten fortzusetzen; dies konnte dem Vater, so wie dem Meister des Ordens nicht gleichgültig seyn. Die Flucht des Gefangenen hat aber die Sache und den Zweck Deines Hierseyns verändert. Wo hält sich jetzt Dein Kind auf?

Ich erwiederte hierauf, daß sie sich bei Dir, meine liebe Schwester befände. Also im Culmer Lande! Gut! — Walgune! fuhr er fort nachdem er meiner Treue und Anhänglichkeit an den Orden rühmlichst gedacht. Es thut mir wehe, hart gegen Dich zu verfahren, und Dich von Deinem einzigen Kinde zu trennen, aber ich muß! Ihr Umgang mit dem Ordenbruder, ihr Verhältniß zu dem Fürsten, lassen

mich glauben, daß ſie eine leichtſinnige Dirne, ihre Wallfahrten nach Romeve, ihre Scheu vor manchem, was unſre Religion Heiliges hat, daß ſie keine gute Chriſtin iſt, die leicht-ſich dem Heidenfürſten in die Arme werfen und ihren Glauben abſchwören könnte. Desbalb habe ich nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen und befehle Dir, Deine Tochter dem geiſtlichen Stande zu widmen und ſie in das fromme Kloſter nach Thorn zu ſchicken, das zum Dank für den Sieg von Weplanken geſtiftet wurde.

Ich ſtand wie verſteinert, warf einen bittenden Blick auf den Herrn, reden konnte ich nicht, da ſagte er gerührt; Walgune! Gott hat mir zwar keine Vaterfreude gegönnt, darum kenne ich auch das Gefühl des Vaters nicht, wenn er ſich von ſeinem Kinde trennen muß, aber fühllos bin ich desbalb nicht gegen ſolchen Schmerz. Doch das Wohl des Ordens verlangt es, und wenn dieſer ſein Thor öffnet, daß man ihm ſeine Opfer bringe, dann müſſen alle andern Pforten, ſelbſt die Pforte des Herzens verſchloſſen bleiben.

Da faßte ich Muth und bat, aber vergebens. Er hatte ſein Herz verſchloſſen, und

Bei ihrem Anblicke ſanken ſie anbetend nieder, jeder glühende Strahl ward ihnen zum Boten des Friedens — „Gott hat vergeben!“ rief er aus „Wir ſehen ſein heiliges Licht!“

Flammend hob ſich jetzt die goldene Scheibe, und ſandte ihre Gluthen über die ſchlummernde Erde, die Töne verſtummten, und ein heiliger Schauer durchbebte die Müden, als die Morgenluft ſie anwehte, ſie auf ihre Schwingen nahm, und an das offne Grab ſenkte. — Sie fanden es mit Palmenzweigen geſchmückt, und blickten nicht mehr mit Schauder hinunter, nicht grauſig erſchien es ihnen mehr, es ſchien ihnen ein ſanftes Ruhebette zu ſein.

„Zieht es auch dich hinab, mein Geliebter?“ fragte Mathilde.

„Auch mich!“ erwiederte er, das Auge flehend gen Himmel erhoben — Da begannen Harfen zu ertönen, und eine Stimme, ſanft, wie der Hauch eines Engels, hallte durch das himmliſche Chor, und ſie vernahmen die Worte des Troſtes: „Die göttliche Liebe hat Erbarmen mit dem reuigen Sünder! Gehet ein zur ewigen Ruhe Ihr müden Leiber, gehet ein in das Vaterhaus Ihr reuigen Seelen!“ — Und ſie ſenkten ſich Arm in Arm in das Grab, legten die bleichen, müden Häupter auf die Palmen und bald ſchlummerten ſie ein. Da drückte der Engel des Friedens den Kuß der Vollendung auf ihre Lippen und die Gräber ſchloſſen ſich über ſie, bis zum Tage der Auferſtehung.

ward über meine Beharrlichkeit ungehalten. Geh! befahl er, binnen vierzehn Tagen ist Deine Tochter im Kloster, die Aebtissin ist schon von Allem unterrichtet. Wollte ich Dir durch zeitliche Güter Ersatz für Deinen Verlust bieten, würde ich den braven Walgune wenig kennen, und ihm wehe thun, geh!

Steh' auf! sagte er dann, mich aufhebend, da ich bittend vor ihm auf die Knie gesunken war. Tröste Dich mit dem Gedanken, der auch mich trösten muß, da ich solch hartes Machtwort ausspreche, daß Dein Kind der heiligen Mutter Gottes sich weiht, und dem ewigen Heile entgegen geht, das sie außer den klösterlichen Mauern verscherzen würde. Dieser Gedanke stärke Dich. Geh unglücklicher Vater! rief er, ging in ein Nebengemach, und ließ mich unglücklichen Mann allein.

Ein edler Herr, der Meister, unterbrach ihn die Schwester, ein kluger, verständiger Mann, der stets den richtigen Weg einzuschlagen versteht, den man segnen muß, daß er die Thörin von ihren Irrwegen ablenkt, die keine Gottesfurcht und nur böse Wünsche im Herzen hat. Statt auf ihrem Kämmerlein ihre Seele zum Himmel zu wenden, und sich

dann unter Gebet den Englein Gottes und dem ſanften Schlafe zu übergeben, durchwacht ſie die Nächte, ſpricht mit Mond und Sternen, als verſtänden ſie ihre Sprache, tritt in Sturm und Wetter mit ihrer Harfe in's Freie, daß ihr die Haare wild um den Kopf fliegen und ſingt, allen Nachbarn zum Aergerniß, tolle Lieder, die Niemand verſteht. Im Kloſter wird ſie ſtatt deſſen fein die Hora ſingen und in ihrer Zelle bleiben müſſen. Danke dem Hochmeiſter für ſeinen Entſchluß, er wird Segen ſtatt Fluches in Dein Haus bringen.

Weib! fuhr Walgune auf, der, während ſie geſprochen, nur mit Mühe ſeinen Zorn zurückgehalten hatte. Dich hat Gott in ſeinem gerechten Zorn geſtraft, daß Du kein Kind in Deinem Schooße tragen, Deine Bruſt keines nähren, und Du die Mutterfreuden, die Süßeſten, die Gott dem Menſchen gab, entbehren ſollteſt. Du fühlſt nicht, wie es ſchmerzt, wenn das Kind von der Mutterbruſt geriſſen wird, wenn man allein ſteht, wie ein Fremdling in ſeinem eigenen Hauſe, denn Du ſtehſt allein, wie Du es verdienſt!

Statt mit Dir zu hadern, erzähle mir weiter,

ter, lieber Bruder, fiel ihm Frau Brigitte ruhig in die Rede.

Der Theilnahmlosen kein Wort mehr! rief er entrüstet, und so sehr sie auch bat, schwieg er dennoch.

12.

In Bernuta kämpfen indessen mancherlei Empfindungen gegen einander. Der Gedanke, hinter klösterlichen Mauern eingesperrt ihre Tage vertrauern zu sollen, war ihr schrecklich, und hatte er sie recht lebhaft ergriffen, dann war ihr die Freiheit Alles, und wie der Vogel mit ungebundenen Schwingen den Käfig verläßt und mit Sehnsucht nur der Freiheit entgegen fliegt, nicht fürchtend, daß ihn draußen alles Ungemach treffen könne, so wollte sie Heimath, Vater und Freunde verlassen, und hin durch fremde Lande zu ihm eilen. Aber sollte sie jetzt den alten Vater zurücklassen, dem ihre Flucht, wenn auch nicht das Todesurtheil gesprochen, doch sicher ewiges Gefängniß bereitet haben würde? Nein! rief sie dann, Alles will ich lieber dulden, ehe ich

meinen Vater verderbe! dem Himmel will ich mich ergeben, aber nicht mit dem düstern Schleier umhüllt, frei wie die Sterne sollen meine Augen nach seinem heiligen Wohnsitze blicken, und so will ich hinauf zu ihm flehen, daß er gnädig auf mich herabschaue! Auch nährte sie zuweilen die Hoffnung, der Vater solle mit ihr fliehen; jedoch schon nach der ersten Unterredung mit ihm schwand diese. Wo sollten sie auch hin? In jedem christlichen Lande ereilte sie der mächtige Arm des Ordens; zu den Heiden? — Ehe hätte der fromme Walgune sein Leben zehnfach dem Glauben geopfert, als sich so der ewigen Verdammniß hinzugeben.

Die Rückkehr des mürrischen Ordenbruders, der ohne den Fürsten kam, erfreute Bernuta, denn nun hoffte sie Kayſtut gerettet, und ohne Unwillen bestieg sie den Klepper, den man ihr brachte, um mit ihrem Vater dem Ordenbruder nach Marienburg zu folgen, froh, daß sie sich dadurch immer mehr von dem verhaßten Orte entfernte.

Ohne irgend ein Abentheuer zu bestehen, langten sie in Marienburg an, stiegen in der, Walgune schon bekannten Herberge zum Lin-

denbäume ab, blieben jedoch daſelbſt unter ſtrenger Aufſicht. — Hier war Bernutas erſtes Geſchäft, Nachricht über den Tod Windeckens einzuziehen; wie freudig wurde ſie überraſcht, als ſie erfuhr, die Wunde die Kayſtut ihm geſchlagen, ſei nicht tödtlich geweſen, und nicht alle Hoffnung zu ſeiner Herſtellung verloren. Seht Vater, ſagte ſie bei dieſer Nachricht. Noch ſind uns nicht alle Sterne untergegangen, noch ſcheint der Himmel freundlich auf uns zu blicken. Nicht des Ordenbruders Leben allein iſt es, was mich bei dieſer Nachricht frei aufathmen läßt, auch der Gedanke, daß Kayſtut nicht den Tod des edlen Mannes verſchuldet hat, giebt mir die Hoffnung wieder, alles werde ſich noch gut für uns enden.

Walgune ſchüttelte zweifelnd und unmuthig das Haupt. Deine Freude, daß der gute Herr Werner noch lebt, kommt aus unlauterem Quell, ſprach er verweiſend. Du freuſt Dich mehr, daß den Heiden die Schuld des Mordes nicht drückt, als daß der edle Herr noch am Leben iſt; das mißfällt mir. Ueberdies hoffſt Du, wo ich fürchte. Wir finden hier ſtrenge Richter, die, wenn ſie dem

Scheine folgen, ſtrengeres Urtheil ſprechen werden, als die Wahrheit verdient. Mir war bei dem Eintritte in dieſe Stadt, als beträte ich ein Grabgewölbe.

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der nämliche Ordenbruder eintrat, der ſie hierher gebracht hatte. Walgune, ſagte er, nehmt Abſchied von Eurem Kinde, ich ſoll Euch auf Befehl des Meiſters nach der Burg führen, Eurer Tochter wird hier ein leidliches Gefängniß werden.

Wo bleibt Deine Hoffnung, thörichtes Kind! rief der tief bekümmerte Vater.

In meinem Herzen! erwiederte ſie ruhig. Euer Kind wird nicht dem Schickſal erliegen, Ihr nicht untergehen. Lebt wohl, Vater, vertraut Gott und zürnt mir nicht!

Der Vater drückte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt und folgte dem Bruder.

Vater! rief Bernuta, als ſchon die Thür geöffnet war. Verweilt nur einen Augenblick! Der Vater wandte ſich nach ihr. — Es ergreift mich doch in dieſem Augenblicke der Trennung eine qualvolle Angſt, ſprach ſie mit bebender Stimme, die mir Ahnung, Vertrauen und Hoffnung raubt. Es könnte doch

seyn, wir sähen uns nicht wieder. Darum bitte ich Euch — hier sank sie vor ihm nieder — segnet Euer Kind, ehe Ihr auf immer von ihm geht. — Vergebt ihr ihre Schuld! setzte sie leise hinzu.

Der Alte legte seine bebende Hand auf ihre glühende Stirn. Gott möge Dich segnen, wie es Dein Vater thut, sprach er. Was Du auch verschuldet haben könntest, sei Dir vergeben. Noch einmal schloß er sie in seine Arme und folgte dann dem Ordenbruder in's Gefängniß.

Auch Bernuta wurde noch am Abende in den Thurm am Elbinger Thore gebracht, wo ein mürrischer Schließer ihr ein kleines, aber reinliches Gemach öffnete und seine Frau, ein altes widriges Weib, zu ihrer Bedienung zurückließ, welche Bernuta alsbald wegschickte, um allein zu seyn. Sie überlegte nun ihr Schicksal und fand freilich, daß sie wenig mehr vom Glück zu hoffen habe; aber unentmuthigt tröstete sie sich, und schien es auch als ein gutes Zeichen anzusehen, als die Morgenröthe am andern Tage sie auf ihrem Lager weckte. Wareſt Du mir doch immer eine Botin des Glückes, freundliche

Verkünderin des Tages, rief ſie vertrauenvoll aus, auch hier wirſt Du mir es ſeyn!

13.

Am andern Morgen, als der Hochmeiſter an ſeinem Schreibtiſche ſaß und mancherlei Schriften aufmerkſam las, trat einer ſeiner Kumpane*) herein, ihm zu melden, daß der Withing Walgune auf dem Gange ſtände, ſeine Befehle zu vernehmen, zugleich habe ein Reiſiger des Komthurs von Neidenburg dies Schreiben gebracht.

Den Gefangenen laſſe man warten, bis ich befehlen werde, daß er eintrete, erwiederte der Meiſter, und öffnete das Schreiben des Komthurs, in welches ein Anderes eingeſchloſſen war, deſſen Aufſchrift und Siegel der Meiſter aufmerkſam betrachtete, da es ihm unbekannt dünkte; dann las er:

---

*) Der Meiſter hatte zwei Ordenbrüder zu ſeinen Kumpanen, die eine Art von Kammerherren bei ihm waren, Tag und Nacht freien Zutritt hatten, und in ſeinem Schlafgemache ſelbſt, oder dicht daneben ſchliefen.

Edler Herr und Meiſter!

Beifolgendes Schreiben brachte mir ein Bote, der aus Mlava zu kommen vorgiebt; er bat es Euch bald möglichſt zuzuſenden. Auf meine Frage, wer ihn hierher ſchicke, erwiederte er, er kenne den Mann nicht, der ihm Brief und Botenlohn gegeben, im Schreiben würdet Ihr es ſchon finden. Da mir nun die Sache verdächtig zu ſeyn ſcheint, habe ich den maſoviſchen Boten in Gewahrſam behalten, bis ich Eure Meinung weiß, was ich mit ihm thun ſoll.

Der Meiſter öffnete das Schreiben und las:

Meiſter des deutſchen Ordens!

Die Götter haben mich aus Eurer Gefangenſchaft befreit. Beklagt Euch nicht, daß ich mein Handgelübde brach; ſeitdem ich erfuhr, daß Ihr jedem, der nicht Eures Glaubens ſei, Euren Eid brechen dürft, ohne gegen das Gebot Eures Gottes oder Eurer Ehre zu fehlen, glaubte ich das nämliche Recht gegen Euch zu haben. Ich ſende Euch dies Schreiben, Euch für gute Behandlung zu danken, denn Ihr ſeid nicht in dem blutdürſtigen Geiſte Eures Ordens mit mir verfahren. Zugleich bitte ich Euch,

Niemand, wer es auch sei, wegen meiner Flucht zur Verantwortung zu ziehen, denn Niemand als die Götter und Alf haben mir beigestanden; Euer Verdacht würde also nur einen Unschuldigen treffen. Auch versichere ich Euch, solltet Ihr einst in meine Hände fallen, werde ich Euch eben so menschlich behandeln, aber besser verwahren als Ihr mich.

Die Götter mögen Euch schützen, den Orden aber verderben, dessen Feind ich seyn und bleiben werde, so lange das Feuer auf dem Altare des Donnergottes brennt.

Kayslut, Großfürst von Schamaiten.

Der Meister las den Brief noch einmal. Sonderbar! dachte er, soll ich seinen Worten Glauben beimessen, oder soll es mich mehr in meinem Argwohn bestärken? Nein, ich will es betrachten, als hätte ich das Schreiben gar nicht bekommen. — Nachdem er einige Zeit im Zimmer nachdenkend auf und abgegangen war, befahl er den gefangenen Withing hereinzuführen, und den Brief immer noch in der Hand, setzte er sich nieder.

Walgune trat ein, heute mit klopfenderem Herzen als da er vor kurzem auf der

Tschesme.

1.

Ein freundlicher Nordoſt ſchwellte im Jahre 1770 die Seegel des engliſchen Kauffarthei Schiffes, die Hoffnung, und trieb es bei den Spalmadoren vorbei nach dem Hafen von Scio. Auf dem Verdecke befanden ſich zwei junge Männer in ganz verſchiedener Stimmung. Der Eine, Harry Dugdal, der Eigenthümer des Schiffes, ſtand an den Maſt gelehnt, in ſich verſunken, die Augen unverwandt nach der Inſel gerichtet, hinter deren Bergen die Sonne ſchon zu ſinken begann; ſein Freund, Paul Brand, ein Deutſcher, ging auf dem Verdeck auf und ab und beobachtete lächelnd den Ernſten. Endlich trat er zu ihm. „Harry" ſprach er, ihn ſchüttelnd „ſag mir nur, was in aller Welt dich, ſeit wir in Smyrna gelandet, ſo ganz umgeändert hat. Früherhin auf unſrer Reiſe erfaßteſt du Alles mit Leben und Theilnahme, ſchimpfteſt weidlich auf den Ariſtokratismus deines Vaterlandes, zürnteſt mit dem Schickſal, das dich vom Schiffsjähndrich zum freien Kapitain deines eignen Schiffes gemacht hat; fandeſt aber

nämlichen Stelle vor seinem gebietenden Herrn stand. Dem Meister, dessen strenger Blick unverwandt auf den Gefangenen gerichtet war, entging die Unruhe Walgunes nicht. Withing, nahm er das Wort. So sehr ich auch bisher Deiner Dankbarkeit und Treue vertraute, so ist dies Vertrauen doch jetzt sehr erschüttert worden. Es spricht so viel gegen Dich, daß ich Dich verdammen muß, wenn Du Dich und Deine Tochter nicht von allen gegen Euch vorgebrachten Beschuldigungen reinigen kannst. Ehe ich Dich aber Deinen Richtern übergebe, wollte ich noch versuchen, Dich zum freiwilligen Geständnisse zu bewegen. Bedenke, nur dadurch kannst Du vielleicht Deine Strafe mildern, nur dadurch vielleicht alles Unglück von Dir und Deinem Kinde abwenden.

Herr, an der Flucht des Gefangenen bin ich unschuldig, so wahr mir Gott am Tage des Gerichts barmherzig seyn mag, erwiederte Walgune mit ziemlicher Fassung.

Kannst Du das Nämliche von Deiner Tochter betheuern? fragte der Meister von neuem.

Ich kann Euch betheuern, Herr, daß, so

viel ich weiß und glaube, mein Kind keinen Theil an der Flucht des Großfürsten aus dem Gefängnisse zu Marienburg hat.

Diese Antwort machte den Meister aufmerksam. Beförderte sie seine Flucht späterhin? fragte er deshalb.

Nein! erwiederte Walgune gefaßt, sie beförderte sie nicht.

Wie kannst Du in den Besitz des Siegelringes Kaystuts?

Ich fand ihn auf der Erde.

Kanntest Du ihn nicht?

Ich kannte ihn, Herr, erwiederte der Gefangene.

Und zeigtest es nicht an, zeigtest den Ort nicht an, wo Du ihn gefunden, so daß man dadurch dem Flüchtigen auf die Spur hätte kommen können?

Walgune schwieg; auch der Hochmeister fragte nicht weiter, vielleicht um dem Gefangenen Zeit zum Nachdenken zu geben. Walgune, begann er dann, das Schweigen brechend. Du warest mir stets ein ehrenwerther Mann, dem ich vertraute, und der meinem Vertrauen entsprach. Es thut mir leid, Dich jetzt so vor mir stehen zu sehen, und Dich

ſtrengeren Richtern übergeben zu müſſen, als ich bin; Richtern, die nach den gegen Dich ſprechenden Anzeigen, Dich leicht peinlich vernehmen könnten, und die dem ſtrengen Recht gegenüber, nicht das Mitleid mit menſchlicher Schwäche in die Wagſchale legen können. Sei wahr gegen mich, Du ſtehſt dem Rande des Grabes ſo nahe als ich, bald treten wir Beide vor den göttlichen Richter, bei dem Reue und Buße, ſelbſt die zeitliche Strafe, das menſchliche Vergehen mildert. Gehe nicht von hier ohne die Wahrheit geſprochen zu haben. Iſt Dein Vergehen, für das ſo manches zeugt, nur irgend zu entſchuldigen, ſo will ich es gern, denn der Gedanke, Dich auf der Folter zu wiſſen, Dich, der in der Schlacht von Labiau ſein Haupt den Streichen der Feinde darbot, um mich zu retten, der ſchmerzt, ſchmerzt mich tief. — Doch, wenn das Wohl des Ordens es heiſcht —

Herr! rief Walgune, durch des Meiſters Worte erſchüttert, und ſich das leinene Wamms aufreißend. Seht die Wunden auf meiner Bruſt, ſeht den zerhauenen eisgrauen Schädel! Dieſe Wunden erhielt ich für den Orden, das Blut das aus ihnen floß, floß ihm. Und

ſollte ein Mann, der bis zum Greiſenalter treu ſeinem Herzen blieb, ſollte der am Rande des Grabes ein Verräther werden können? Nein, bei Gott und allen Heiligen, der bin ich nicht!

So rede frei! ſprach der Meiſter als der Gefangene ſchwieg; ſprich wahr, und ich will Dir und Deinem Kinde, denn wie ich vermuthe trifft ſie allein die Schuld, ein milder Richter ſeyn.

Nun dann, begann der Withing und ſeine Bruſt hob ſich ſeufzend, ſo mag mir Bernuta verzeihen; Ich will Euch Alles berichten. — Was früher geſchehen, wißt Ihr, Herr, und ich will nicht läugnen, daß meine Tochter eine ſtille Neigung zu dem Großfürſten gefaßt hat, die ſie auf thörichte Weiſe nähren mag, aber lieber den Tod erduldet hätte, als ſich in ſeine Gewalt zu geben, das zeigte ihre muthige Vertheidigung bei dem Ueberfalle. Sie vor ſeinen Nachſtellungen zu retten, führte ich ſie zu meiner Schweſter, in den niederländiſchen Dörfchen am Wenſenſee. Vor einigen Tagen, als ſie um Mitternacht am Fenſter ſitzt, klopft ein Unglücklicher an die Pforte und bittet um Nahrung und Obdach,

sie weiset ihn in eine Laube, bringt Speise und Trank hinunter, und findet einen zweiten Fremdling, in welchem sie den Großfürsten erkennt. Sie will fliehen, er hält sie zurück, bis sich mein Kind ihm entwindet, und in's Haus zurückeilt. Was weiteres aus dem Fürsten geworden, weiß sie nicht zu sagen, sie hat ihn nicht wieder gesehen, nichts wieder von ihm gehört. —

Am Morgen komme ich, um auf Euer Geheiß der Tochter die Trauerbotschaft zu bringen, daß sie den Schleier nehmen müsse; ich finde sie in der Laube, finde dort den Ring, will auf das Geständniß meiner Tochter, Kaystut sei in der Nacht auf seiner Flucht hier gewesen, es anzeigen, und lasse mich durch die Bitten meines Kindes, durch die Vorstellung, daß ihre Ehre dadurch einen Makel erleiden würde, bewegen, es nicht zu thun, und in dem Augenblicke traf der zum Verfolgen ausgesandte Ordenbruder bei uns ein.

Gefehlt habe ich, gefehlt hat mein Kind; aber urtheilt selbst, gnädiger Herr, ob das Mädchen ihn verrathen, ich den Bitten meines Kindes widerstehen konnte. Bedenkt dies Herr und seid uns ein gnädiger Richter.

Iſt Alles ſo wie Du mir geſagt? Haſt Du mir nichts verſchwiegen? fragte der Hochmeiſter ernſt.

Ich habe Alles, ich habe Euch die Wahrheit geſagt! erwiederte Walgune, und aus ſeinem Blicke ſprach die Wahrheit.

So geh und verzweifle nicht ganz, ſagte der Meiſter und entließ ihn. Er wurde wieder in's Gefängniß zurückgeführt.

Werner hatte von dem, was Walgune und ſeiner Tochter begegnet war, auf ſeinem Siechbette Nachricht erhalten; die nähern Umſtände hatte man ihm nicht ſagen können, nur ſoviel erfuhr er, daß ſie wegen Verbindung mit Kayſtut gefänglich eingezogen wären. Ihm dünkte es unmöglich, daß Walgune, dieſer treue, unbeſcholtene Mann, irgend etwas gethan haben könnte, das nicht ganz mit ſeinem rechtlichen Charakter übereinſtimme. Bernuta jedoch wollte er in ſeinem Innern nicht ganz frei ſprechen, ihre Neigung zu Kayſtut ließ ihn fürchten, das lebhafte, ſchwärmeriſche Mädchen habe einen unvorſichtigen Schritt gethan, und vielleicht ſelbſt fühlend, wie ſchwer es iſt, ſeiner Leidenſchaft zu widerſtehen, glaubte er Bernuta hierzu noch weniger ſtark.

Doch für sie zu thun was in seinen Kräften stand, hielt er für Pflicht, obgleich Bernuta jetzt durch ihre Anhänglichkeit an Kaystut, der, nach Werners strengen Begriffen von Ehre durch seine Flucht und sein unedles Betragen gegen ihn selbst, in seiner Achtung verloren hatte, nicht mehr in der heiligen Reinheit vor ihm stand wie sonst. Die Erschöpfung auf dem Siechbette ist oft ein sicherer Arzt, der statt der Schwärmerei die Vernunft zurückführt.

Da trat eines Tages der Komthur Otto mit dem hölzernen Beine zu ihm in's Zimmer. Rührend war das Wiedersehen und unaussprechlich die Freude des alten Mannes, als er seinen jungen Freund, der Hoffnung gerettet zu werden, so nahe fand. Sorgsam, wie es nur ein liebender Vater seyn könnte, war er um den Kranken bemüht, Nächte durchwachte er bei ihm, und kein Vorwurf über das Geschehene kam über seine Lippen, obgleich das, was er von dem Meister gehört, dem fast jede Unterredung des Ordenbruders mit dem gefangenen Fürsten hinterbracht worden war, ihm gute Gelegenheit geben konnte; Bernutas erwähnte nicht. Aber nicht lange,

so lenkte der Kranke selbst das Gespräch auf sie, beschwor den Komthur sich bei dem Meister für die Gefangenen zu verwenden, und bat ihn diesem zu erzählen, wie männlich sich Vernuta bei dem nächtlichen Angriffe betragen, als sie einen Lithauer mit dem Pfeile niedergeschossen, was sie doch nicht gethan haben würde, wäre sie mit dem Feinde im Einverständnisse gewesen. Der Komthur versprach es, hielt Wort und verwendete sich für die Gefangenen, da er mit dem Ordensbruder die Meinung theilte, daß Beide zu einer thätigen Verbindung mit dem Feinde des Landes unfähig wären.

Der Meister, dem in der Angelegenheit Kaystuts schon manche Unannehmlichkeit geworden war, gab seinem Freunde, dem Komthur, den Bescheid, daß er die Sache Walgunes dem zusammenberufenen Convente vortragen wolle; dieser möge über die Gefangenen entscheiden, die er nach seiner Ueberzeugung eines groben Vergehens nicht schuldig halte, sie jedoch von aller Schuld nicht freisprechen könne. Er würde eher für als wider sie seyn, nur müßte das Verhältniß des Mädchens zu dem Fürsten auf irgend eine Weise

getrennt

getrennt werden, da es sonst zu manchem Unheil führen könne.

Werner schien in diesen Worten Beruhigung zu finden, er vertraute der Menschlichkeit des Meisters. Vielleicht glaubte er auch, nachdem er seine Meinung von Kayslut geändert hatte, daß es Bernutas Glück sei, wenn jedes Verhältniß zwischen Beiden zerrissen werde. Doch als er erfuhr, wodurch es getrennt werden sollte, ward er tiefsinnig, und den Komthur gereute es, daß er mit ihm von diesem Mädchen gesprochen habe, das wie ein Dämon seinen Liebling verfolgte.

Bernutas Lage war indessen schrecklich. Von ihrem Vater getrennt, sich selbst überlassen, kein menschliches Wesen um sich sehend als das widrige Weib des Schließers, führte die Phantasie ihr jetzt öfter den leidenden Ordenbruder vor. Mitleid war es nicht allein, aber eine Art Hochachtung, zu der sie Werners Handeln zwang, was sie den stillen, anspruchlosen, sie über Alles liebenden Mann in einem schöneren Lichte als sonst erblicken ließ. Durch das Weib, das geschwätzig wie Alle ihres Gleichen, war sie von dem Vergangenen genau unterrichtet, wobei selbst der

befangenen Bernuta die Sorgfalt nicht entging, womit dieſe hierbei den Großfürſten zu entſchuldigen ſuchte. Das Weib war eine Polin, in dem Kriege des Ordens gegen Caſimir wurde ſie gefangen fortgeführt, und ihr Mann, damals ein reiſiger Knecht, machte die Gefangene zu ſeiner Herrin. Dieſer Umſtand erklärte Bernuta ihre Theilnahme an dem Großfürſten, dem Schwager des Herzogs von Maſovien.

Das Weib war verſchlagen, und nach manchem vergeblichen Verſuche gelang es ihr dennoch, die Gefangene trotz ihres Widerwillens, ſo weit für ſich zu gewinnen, daß ſie duldete, wenn ſie ihr von dieſem und jenem erzählte; ſie heuchelte überdies noch Theilnahme an ihrem Schickſale, erbot ſich zu jedem Liebesdienſte und gewann ſo allmählig das Zutrauen der Hülfloſen.

In dieſer Zeit trat unvermuthet des Meiſters Hofjuriſt in Bernutas Gefängniß; er hatte den Auftrag, ſie zu vernehmen, damit man ihre Ausſage mit der des Vaters vergleichen könne. Schon ſeit einigen Tagen durch das Weib des Schließers, das in der Hofburg manchen Freund haben mußte, der

bei alle dem Geſchmack am Portwein; erfreuteſt dich der herrlichen Inſelgruppe und konnteſt dich ſelbſt zuweilen mit Handelsſpekulationen beſchäftigen. Eine der vielen ſchönen Griechinnen, die wir in Smyrna ſahen, kann dir den Spleen nicht angezaubert haben, ſonſt würdeſt du nicht mit ſolcher Uebereilung deine Geſchäfte dort abgemacht und aus dieſer herrlichen Stadt ſo ſchnell geeilt ſein. Von dem Augenblicke an, daß wir den Spalmadoren vorbei ſeegelten und den Hafen von Scio mit dem Fernrohr anſichtig wurden, ſtehſt du, den Blick nur dahin gerichtet, unbeweglich auf einer Stelle. Rede! Gieb mir Antwort!"

„Paul!" erwiederte der Engländer unwillig „ſtöre mich nicht in meinen Träumen."

„Ich will dich ſtören, Harry!" ſagte dieſer gutmüthig — „Erwache! — was ſoll die Schwärmerei!"

„Du gemahnſt mir jetzt wie ein tückiſcher Geiſt" unterbrach ihn Harry „der mir in dem Augenblick, wo ich den Himmel offen ſehe, die Augen ſchließt. An mir ging jetzt eine ſchöne Zeit vorüber, liebliche Bilder ſtanden vor mir, friſch und lebendig wie die Mairoſen im Morgenthau, und meine Seele tauchte aus dem Meer der Widerwärtigkeiten auf, in die mich mein Unſtern, auch wohl ich ſelbſt, geſtürzt hat. — Wohl dem Menſchen" fuhr er dann fort „der ſeine Freuden in der Gegenwart findet, den es immer vorwärts drängt, neue zu ſuchen, und der nicht rückwärts ſchauen muß, die ſparſamen zu ſammeln, um ſich daraus einen Kranz zu flechten, der ihm die heiße Stirne kühlen, die Schmerzen einer wunden Bruſt lindern kann."

ihr Neuigkeiten zutrug, benachrichtigt, daß das Gerücht sich verbreitet, ihr Vater habe dem Meisters Alles offen gestanden, was ihr auch bei dem Charakter des Vaters glaublich schien, entschloß sie sich gleichfalls in diesem Verhöre der Wahrheit getreu zu bleiben. Sie sagte daher Alles, nur öffnete sie nicht die Pforten des Herzens, die auch der förmliche Hofjurist nicht geöffnet wissen wollte.

Durch diese Aussage noch mehr in seinem Glauben bestärkt, trug der Meister die Sache im Convente vor; Komthur und Ritter theilten seine Meinung und so beschlossen sie Walgune freizugeben, die Tochter aber in's Kloster nach Thorn zu senden, dort unter dem Schleier für ihren Leichtsinn Buße zu thun. Der Großkomthur machte jedoch die Bemerkung, daß die Vorsicht erheische, Vater und Tochter noch einige Zeit im Gewahrsam zu halten, und sollte es nur zur Strafe geschehen, weil sie den Aufenthalt Kaystuts nicht verrathen hätten.

Diesem Vorschlag trat der Meister bei, und Walgunen sowohl als Bernuta wurde der Beschluß des Convents mitgetheilt.

Walgune fügte sich in sein Schicksal, er

hatte ein strengeres Urtheil erwartet, Bernuta aber sprach ihren Kummer frei aus. Eher wollte sie sterben als ihr Leben hinter den Mauern des Klosters vertrauern, sie verbarg ihre Empfindungen nicht vor dem dienenden Weibe, und da sie Niemand hatte, dem sie ihren Kummer mittheilen konnte, so ward die Polin ihre Vertraute. Helft mir zur Flucht, sprach sie in der Stimmung des Unmuths, und Kaystut wird Euch fürstlich lohnen. Das Weib grinste freundlich, zuckte die Achseln und meinte, daran möge sie nicht denken; die Gefangene sei nicht allein der Obhut ihres Mannes anvertraut, bei Nacht hätte dieser nicht einmal die Schlüssel des Thurmes, die der Hauptmann der Stadt, so wie es dämmere, abhole. Aber trotz diesen Erwiederungen machte sie Bernuta täglich mehr Hoffnung, daß sich ihr Schicksal gewiß noch glücklich gestalten würde.

Zwei Monden saß nun Bernuta schon in ihrer Haft; der Hofjurist und das alte Weib waren die einzigen menschlichen Wesen, die sie gesehen hatte, da öffnete sich eines Tages die Thür, und der Ordenbruder trat bleichen Antlitzes ein. Starr sah ihn anfangs Ber-

nuta an, doch bald erkannte sie ihn. Werner! rief sie. Seid Ihr es, edler Freund?

Ich bin es, erwiederte er mit noch matter Stimme, aber eine brennende Röthe überflog sein Antlitz. Bin ich denn, seit Kaystuts Schwert meine Seite durchbohrte, so verändert, daß ich Euch unkenntlich wurde?

Was bringt Euch her zu mir? fragte das Mädchen einer Antwort ausweichend. Trieb Euch Theilnahme zu mir, und schlichet Ihr heimlich zu der armen Gefangenen?

Ich kam nicht heimlich, ich bin hier im Auftrage meines Meisters. — Bernuta! fuhr er nach einigen Minuten fort und es schien, er bedürfe Zeit sich zu erholen. Mir ahnete, als Ihr mir in dem Hause Eures Vaters Lebewohl sagtet, ich würde Euch nicht wiedersehen. Meine Ahnung hat mich betrogen, Ihr steht vor mir im Glanze Eurer Schönheit, des Kerkers dumpfe Luft vermochte nicht dies Engelbild zu zerstören, das ich so lieblich, schön und herrlich vor mir sehe, wie ich es immer in meinem Herzen trug. — Ach es wäre wohl besser gewesen, ich hätte Euch nicht wieder gesehen.

Setzt Euch, edler Freund, bat das Mäd-

chen. Ihr scheint noch matt, scheint erschöpft. —

Stehe ich Euch gegenüber Bernuta, sagte er mit glühendem Blicke sie anschauend, so flammt die Lebenlampe auf, und hätte ihr letzter Funke nur noch geglimmt! — Ach, daß Alles vergänglich ist in dieser schönen Welt, daß Wolken die Sonne decken, und der Schleier, das schönste Antlitz das Gott erschuf, dem Auge verbergen soll.

Erklärt Euch, Ihr ängstigt mich, bat Bernuta.

Ich habe einen schweren Gang gethan. — Ich wünschte Euch so gern noch einmal zu sehen, ehe mein Leben ganz verlöscht, da bat ich den Meister, er erlaubte es und befahl mir, Euch zu sagen, daß, wenn der Vollmond eintritt und die einsamen Pfade beleuchtet, Ihr Euch zur Reise nach Thorn anschicken möchtet.

Heilige Mutter Gottes! rief Bernuta und rang jammernd die Hände. So bliebe mir keine Wahl als zwischen dem weiten Grabe des Klosters und dem engen der friedlichen Erde!

Wähle nicht Mädchen! sprach der Orden-

ruder, erhob ſich von ſeinem Sitze, ergriff Bernutas Hand und ſchaute mit frommem Blicke in ihr trauerndes Antlitz. Wähle nicht, urchwandle duldſam Deine irdiſche Bahn, ie Gott durch den Meiſter Dir befahl; Du iſt anders nicht für die Ewigkeit zu retten.

Bernuta hob das geſenkte Haupt und warf inen ernſten Blick auf den Bruder.

Zürne mir nicht, Bernuta, ich meine es ut und redlich mit Dir. — Was könnte Dir och werden auf dieſer Welt; folgſt Du den ockungen des Herzens, ſo iſt Deine Seele erloren, widerſtehſt Du ihnen, ſo bricht der Gram Dein Herz! — Birg Deine Thränen icht, fuhr er fort, als ſie ihr entſtürzten. Sage der Welt Lebewohl mit ſo ruhigem erzen, wie Du es einſt dem Freunde ſag- eſt, denke Du ſeiſt eine Frühlingblume, die er Himmel der Erde gab, ihr das Köſtlichſte u zeigen was er beſitzt; er fordert ſie zurück, nd da welkt ſie für dieſe Welt, um dort enſeits wieder ſchöner zu erblühen. Geh in as Kloſter der frommen Schweſtern zu Thorn! ch werde dann oft nach dem frommen Hauſe allfahrten, werde mich auf die ſteinerne ank an der Blende der Heiligen ſetzen,

hinüber ſchauen nach der Zelle wo Du weilſt, und Gott bitten, mich wie jenen treuen Ritter, der aus Paläſtina heimkehrte, dort in den Gedanken an Dich ſterben zu laſſen.

Iſt keine Rettung mehr, ſoll ich lebendig mich begraben laſſen? fragte das Mädchen plötzlich aus ihrem ſtummen Schmerz empor.

Keine, Vernuta! Unabänderlich hat Meiſter und Convent das Wort geſprochen. Du biſt eine Gott Geweihte!

Meiſter und Convent! rief ſie zornig. Sind deren Worte Stimmen vom Himmel? Was können ſie, wenn Gott es anders will? Was iſt die Macht des Meiſters gegen des Menſchen unabänderliches Geſchick? Ich gehe nicht in's Kloſter, und ehe die Scheere dieſe Locken zerſchnitte, ein Schleier mein freiblickendes Auge deckte, eher nähme ich die Fackel —

Vernuta! unterbrach ſie der Ordenbruder. Euer Herz habe ich aufgegeben, Eure Seele noch nicht; frevelt nicht, Ihr ſeid zu edel für ſolche That.

Worte verhallen, der Gedanke entflieht, nur die That ſchlägt Wurzel und trägt Frucht! ſagte ſie die Hand auf's Herz legend. Vergeßt was ich ſagte; Unmuth, Verzweiflung

erpreßte mir die Worte. Ich werde meinem Geſchicke folgen, wenn auch nicht geduldig folgen. Und nun lebt wohl! Ordenmantel oder Schleier richten eine Scheidewand zwiſchen uns auf, deshalb iſt es beſſer, Ihr vermeidet mich zu ſehen. Der Abſchied von Euch wird mir ſchwer, denn Ihr meint es gut mit mir — er würde mir immer noch ſchwerer werden. — Darum dürfen wir uns nicht wieder ſehen. — Solltet Ihr aber ihn wieder ſehen, ſo ſagt ihm — Doch nein — ſagt ihm nichts von mir, Ihr könnt ihm kein freundlicher Bote ſeyn, die Wunde in Eurer Seite brannte zu heftig, und Freundliches wollte ich ihm doch von mir ſagen laſſen. Lebt wohl, der Himmel beglücke Euch!

Lebt wohl! ſprach der Ordenbruder, drückte die dargereichte Hand des Mädchens an das Kreuz ſeines Mantels, unter welchem ſein Herz heftig pochte. Lebe wohl, Engel meines Lebens! Dies ſagend wankte er hinaus.

14.

Unter einem wilden Apfelbaume, der ſeine belaubten Zweige ſchattend auf einen Hügel

unweit Culmsee breitete, war der Ordenbruder Georg von Blumenthal mit vier Knechten, mit Walgune und seiner Tochter gelagert, sie nach Thorn zu geleiten. So aufgeweckt der Ordenbruder auch bisher gewesen war, so verdrießlich schien er seit der letzten Herberge bei Graudenz zu seyn, da dort die Nachricht sich verbreitet hatte, die Lithauer, im Verein mit den Russen hätten während des großen Jahrmarktes einen Anschlag auf Danzig gemacht. So unglaublich ihm dies auch dünken mochte, von Masovien aus, denn von wo anders her war es unmöglich, dies Unternehmen zu wagen, so hatte doch Kaystut schon manches noch Keckere unternommen, um dies unglaublich zu finden. Von dem Erfolge des Unternehmens waren widersprechende Gerüchte im Umlaufe, bald sollten die Russen von den Bürgern ermordet, die Lithauer zurückgeschlagen, bald diese Herren der wichtigen Handelstadt geworden seyn.

Blumenthal hatte sich schon den ganzen Morgen mit Walgune davon unterhalten, Bernuta aber wenig Theil daran genommen; sie wurde, je näher sie Thorn kamen, immer stiller. Sie sah in dem Kloster ihr offenes

Grab, und ihre rege, ewig beſchäftigte Einbildungkraft malte ihr Vergangenheit und Zukunft ſo lebhaft, daß die Sehnſucht nach Freiheit nur noch mächtiger in ihr wurde. Auch des Großfürſten Bild, dem ſie nun auf ewig entſagen ſollte, trat jetzt in aller Kraft und Schönheit vor ſie, und die unterbrochenen Prophezeihungen des polniſchen Weibes, welches mit frecher Zuverſicht ihr glauben zu machen geſucht, daß ſie nicht in das Kloſter gebracht werden würde, ſelbſt wenn ſie ſchon den Fuß gehoben hätte es zu betreten, ſchmeichelten ihren Wünſchen und belebten ihre Hoffnung. Aber das traurige Ziel war nahe, die kommende Morgenröthe zeigte ihr die grauen Kloſterthürme, und mit jedem Schritte vorwärts ſchien die trügeriſche Hoffnung ſie zu verlaſſen.

Da gewahrten die Ordenleute einen Trupp Reiſige aus dem Walde auf ſie zutraben, und obgleich der Ordenmantel die Ankommenden deckte, verriethen ihre kleinen flüchtigen Pferde doch, daß es Feinde waren. Schnell befahl der Ritter aufzuſitzen und rückte gegen die jetzt im vollen Jagen Heranſprengenden an, und ein ungleicher Kampf begann.

Bernuta, von einer leisen Ahnung durchschauert, es sei Kaystut, der zu ihrer Rettung nahe, war an den Baum gelehnt stehen geblieben, während ihr Vater sich auf sein Roß geschwungen und dem Kampfplatze zugeeilt war. Hier stieß er auf den Führer des feindlichen Hauses, in dem Bernuta den Großfürsten zu erkennen glaubte und den Walgune muthig angriff, galt es doch sein Kind. Dieser aber schlug dem Greise mit einem Schlage das Schwert aus der Hand, ohne ihn jedoch weiter zu beschädigen, während der Ordenbruder mit seinen Knechten, trotz ihrer mannhaften Gegenwehr, bald unterlagen. Jetzt, sich wenig um die Gefallenen kümmernd, befahl der Anführer, der noch immer mit geschlossenem Visire auf seinem Rosse saß, Bernuta ein Saumroß zu besteigen, das ein Diener schon bereit hielt.

Was soll mir dies Roß? fragte Bernuta, und wer ist unedel genug ein wehrloses Weib gewaltsam fortzuführen? Der Diener zeigte auf den Anführer. So öffnet Euer Visir, fuhr sie fort, und ihr Herz pochte laut, als es sich öffnete. Ha! rief sie. Seid Ihr es Herr?

„Viel Poeſie und Sentimentalität für einen Handelsmann" ſagte der Deutſche nicht ohne Spott.

„Nennſt du mich einen Handelsmann, Paul — mich? Gott weiß, wie glücklich ich mich hier fühle, wo ich ſinnen muß, ob ich Feigen oder Roſinen als Rückfracht und wo am wohlfeilſten einkaufen ſoll. Ja ſonſt ſtand ich auf der Fregatte und der Tod im Gefecht neben mir, dann ſah ich mit Luſt die Wellen toben und das Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe ſchleudern, und uns doch Herren des Elementes bleiben; ich blickte zum Sternenhimmel mit einem Gefühle empor, das mir das Herz hob und mir jetzt auf dem elenden Kauffahrer fremd geworden iſt. Seit mein Starrſinn mich von der Marine in das Komptoir meines Vaters führte, ſeit dem iſt mein Muth zum Unmuth, meine Kraft zur Ueberſpannung geworden, und ich möchte weinen wie ein Kind, wenn die kleinſte Kriegsſchaluppe an mir vorüber ſeegelt."

„Und was iſt es denn, das den Kapitain eines Kauffahrers in ſo tiefe Träume wiegen konnte, daß er ſeinen Unmuth vergeſſen, und mit einem Geſichte nach jener Inſel blicken konnte, auf dem ſich, um mit dir zu reden, die Seligkeit des Himmels mahlte. Welche Erinnerungen von Scio traten vor dich?"

„Ich war noch nie auf dieſer Inſel" erwiederte Dugdal.

„Noch nie?" fragte Paul verwundert „Erkläre dich deutlicher, theile mir mit, was du mir bisher verſchwiegſt."

„Ich will es gern" ſagte Harry bereitwillig „aber du wirſt mich doch nicht verſtehen, nicht begreifen."

„Verſuch es!" meinte der Deutſche.

Zögert nicht, Vernuta, nahm Kayſtut das Wort. Vor uns liegt das Kloſter von Thorn, hinter uns die Marienburg. Jeder Augenblick kann Gefahr bringen; ſchwingt Euch auf Euer Roß und folgt mir!

Vernuta gehorchte, die Reiſigen nahmen Walgune in ihrer Mitte, und Kayſtut jagte nun vom Wege ab, landeinwärts einem Wege zu, der ſich von hier bis an die Drewenz erſtreckte.

Ich habe nicht Wort gehalten, begann hier der Großfürſt. Im Glanze fürſtlicher Pracht verſprach ich zurückzukehren, und ich durchſtreife noch einmal als Flüchtling dieſe Gegend. Aber ich wußte Euch in Gefahr, da flog ich ſelbſt herbei Euch zu retten! — Verzeiht Herr Walgune, ſagte er dann ſich zu dem Vater wendend, der vor Schreck erſtarrt, kaum ſeinen Augen trauen zu können glaubte. Verzeiht, daß ich auf ſolche gewaltſame Art um Eure Tochter werbe. — Konnte ich anders? — Walgune ſchwieg, und kein Wort, keine Bewegung, kein Zeichen verrieth, was in ihm vorging. — Zürnt auch Ihr mit mir, daß ich Euch den klöſterlichen Mauern entriß? fragte Kayſtut jetzt das Mädchen.

Wie könnte ich! erwiederte sie mit bebender Stimme. Wohin ich den Blick wende, gähnt mir ein Abgrund entgegen, rückwärts oder vorwärts, überall sehe ich Verderben!

Kaystut faßte diese Worte nicht weiter auf; er hoffte von der Zeit und hatte Recht von ihr zu hoffen. Ihr wundert Euch gewiß, sagte er einlenkend, wie ich das über Euch verhängte Schicksal erfuhr? — Wißt, in Marienburg, selbst unter der Umgebung des Ordenmeisters, habe ich meine Spione; Gold wirbt mir ganz leicht Verräther, auch unter Christen; stets habe ich dort Kundschafter, die mir alles berichten. Die Euch bedienende Polin war in meinem Solde, durch sie erfuhr ich, was in Eurem Innern vorging, erfuhr Tag und Stunde, wenn Ihr nach Thorn abgeführt werden solltet, und da ich selbst jenseits der Weichsel mit den Meinen verkleidet umherschwärmte, so gab ich einigen Getreuen den Auftrag, Euch auf dem Wege aufzuheben. Durch die Trunkenheit der Russen ward mein Anschlag auf Danzig verrathen, achthundert dieses Volkes waren schon als Kaufleute verkleidet in der Stadt, ich mit dreitausend in der Nähe. Die Trunkenbolde wur-

en ein Opfer, ich zog mich eilig mit den Reinen zurück, zerstreute mich in Pomerellen, nd durchschwamm mit einem kleinen Haufen ie Weichsel, ein anderes Abentheuer selbst u bestehen, das, den Göttern sei Dank, mir elungen ist.

Welcher Gefahr habt Ihr Euch ausgesetzt, ürst! sagte Bernuta, welche glaubte, durch iese Aufopferung, durch diese kühne That u seiner ewigen Schuldnerin geworden zu eyn.

Und war der Preis nicht tausendfach für as geringe Wagniß, und bin ich nicht dafür elohnt, königlich belohnt?

Bernuta erröthete und wagte nicht zu ant- orten, trieb ihr Roß an, und schien eben o sehnsuchtvoll als die Lithauer das Ufer es rettenden Flusses zu erwarten. Als die Nacht einbrach hörten sie ihn rauschen, und ei diesem Rauschen dünkte es Bernuta, sie öre die Klostermauer hinter sich zusammen- türzen, und frei athmete ihre Brust, freudig lopfte ihr Herz.

Aber daß sie nicht frei sei wie der Vogel n der Luft, den seine Schwingen freudig intragen, wo es ihm gelüstet, fühlte sie nun

bald, als sie an der Drewenz Halt machten, und die schweißtriefende Rosse verschnaufen ließen. Die Nacht war finster, nur am jenseitigen Ufer brannte Licht in der Hütte des Fährmanns. Einer der Lithauer, welcher der Gegend wohl kundig seyn mochte, rief den Fährmann beim Namen und befahl, er solle herüber kommen, Reisende überzusetzen; aber der Fährmann mochte schlafen, er hörte sie nicht.

Konnten wir auf unseren Rossen die Weichsel durchschwimmen, sagte der Großfürst, so sollte uns die Drewenz nicht aufhalten, wenn wir allein wären, so aber zündet nur Feuer an, die Nacht ist kühl, und Du, Corigul, setze hinüber, wecke den faulen Burschen und schicke ihn mit seinem Kahne hierher. Corigul gehorchte und bald prasselte ein munteres Feuer hell auf, um das sich die Lithauer lagerten; nur Walgune, der während des ganzen Weges mit Niemand ein Wort, selbst mit seiner Tochter nicht gesprochen hatte, blieb von fern stehen. Bernuta trat jetzt zu ihm.

Ihr seid so still, Vater, begann sie; er erwiederte nichts. — Ihr seyd nicht Gefangener

ner, Euer Loos wird schöner hier seyn als dort.

Der Vater schwieg immer noch, Bernuta wollte sich schmeichelnd an ihn schmiegen, er aber wies sie finster zurück. So standen sie eine Weile ich gegenüber, denn auch Bernuta wagte nicht weiter den Zürnenden anzureden, als dieser sie plötzlich fragte. Willst Du wirklich mit dem Lithauer dort hinüber?

Ja! erwiederte das Mädchen mit bebender Stimme.

Fürst der Schamaiten! begann jetzt Walgune vor Kaystut tretend, Ihr habt uns überfallen, wir sind in Eurer Macht; mit welchem Rechte Ihr dies gethan, darf ich nicht fragen. Mich dünkt jedoch, nicht die gefallenen Ordenleute, nicht ich waren der Zweck Eures Ueberfalles, es galt nur dieser, und ich bin nur ein lästiger Zeuge Eures Glückes. Gebt mir die Freiheit, erlaubt, daß ich, ein kinderloser Vater, nach meiner Heimath zurückkehren darf. Freiwillig folge ich Euch nicht.

Ihr seid frei, Herr Walgune! sagte der Großfürst, doch bitte ich Euch, kommt mit mir an meinen Hof nach Rosienna, dort sollt

Ihr den Edelsten gleich stehen, reich begabt werden mit Land und Leuten.

Ich danke Euch Herr! Ich habe genug um mein kurzes Leben zu fristen. — Und somit frage ich Dich, Bernuta, mein einziges Kind, willst Du Deinem Vater folgen, oder diesem Manne? — Sprich! Gott hört Deine Worte, sprich sie aus. Willst Du Dich von der Vaterbrust losreißen, willst Du Dich, eine Dirne, an die Brust dieses Mannes werfen?

Vater! bat Bernuta und ihr Herz war zerrissen. Ich fliehe nicht von Euch, Gott ist mein Zeuge, ich fliehe nur das Kloster, das mir meines Lebens Blüthe zerknicken sollte. Folgt mir in die Freiheit, wo kein Gelübde meinen Willen bindet, keine Mauern mich von der Welt trennen. —

Ich folge Dir nicht! sagte der Alte mit schneidender Kälte. Geh als Buhlerin eines Fürsten, der unserm Glauben fremd, unserm Volke ein Feind ist. Geh hin in ein fremdes Land, wo nach dem ersten verrauchten Rausche, Du aus einem furchtbaren Traume erwachen und Dich einsam finden wirst, geh hin Verlassene, die nicht einmal der Segen ihres Vaters begleiten wird. Wenn Du an

Deinem Hofe zu Rosienna im Taumel Deiner Lust meinen Tod vernimmst, so denke Dir wie eine fremde Hand dem alten Manne die Augen zudrückte.

Vater, Ihr tödtet mich! rief das Mädchen seine Knie umfassend.

Besser es wäre so, als daß Du das Land Deines Glaubens verläßt. — Laß mich! rief er, sie unsanft von sich stoßend, schwang sich auf das Roß und jagte von Niemand aufgehalten, in den dunkeln Wald zurück.

15.

Als trieben ihn die Geister der Nacht, so spornte Walgune sein müdes Roß, das unter ihm wankte; bald trieb er es jedoch nicht mehr. Seine Sinne wurden stumpf, die Kräfte des Körpers verließen ihn, er ließ seinem Rosse die Zügel, das ihn nur langsam weiter trug. Hu, wie einsam ist es hier! murmelte er vor sich hin, wie grausig ist es, kinderlos am Rande des Grabes zu stehen. — Nein, fluchen will ich Dir nicht, Du bist meines Weibes Kind, jammerte er nach einer Weile und bemerkte

jetzt erst, daß sein müdes Roß auf einem Hügel neben einer rieselnden Quelle still stand. Er gab dem Thiere die Freiheit zu grasen und sich am Quell zu erquicken, er selbst ging den Hügel hinauf, wo die Morgenröthe über den Föhrenwald ihn begrüßend hervortrat. Mit ihrem Strahle kehrte das Bewußtseyn in ihm zurück, er warf sich auf die Knie nieder, erhob zu Gott sein stummes Gebet, und als er es geendet, setzte er sich unter einen Baum, durchdachte sein trauriges Geschick und entschlief.

Als er erwachte stand die Sonne schon hoch, das Roß weidete noch, er bestieg es und setzte seinen Weg nach Marienburg fort. Fest war es ihm beschlossen, sich dort vor seinem Richter zu stellen.

Als er am dritten Tage vor Marienburg ankam, sah er einen Ordenritter im Hauskleide auf sich zukommen, bald erkannte er in ihm den Bruder Werner von Wirdecken, der heute, seit seiner Verwundung, zum erstenmale wieder ein Roß bestiegen hatte; dieses Begegnen schien ihm eine gute Vorbedeutung zu seyn. Kaum erkannte ihn Werner, so gab er seinem Rosse die Sporen und

sprengte auf ihn zu. Um Gottes Willen, Walgune! rief er ihm entgegen, kehrt um, Euch erwartet Furchtbares in Marienburg. Gestern ist die Nachricht der Entführung Bermuttas dort eingetroffen, und der Meister hat die Gewißheit, daß es Kaystut selbst gewesen ist, der diesen Streich ausgeführt hat. Der Tod des Bruders und der vier Knechte, die man auf dem Platze gefunden, hat besonders den anwesenden Marschall empört, der Anschlag auf Danzig hat alle Gemüther in Unruhe gesetzt, und Ihr wagt viel, betretet Ihr die Stadt oder die Burg.

Ich reite mit Gott ein, edler Herr! erwiederte Walgune, nur bitte ich, sagte er, als er sah, daß der Ordenbruder sein Pferd wenden wollte, begleitet mich nicht; Ihr habt schon manches um unsertwillen erlitten, setzt Euch nicht neuer Gefahr aus. Spricht die Unschuld nicht für mich, so könnt auch Ihr mir nicht helfen.

Wenigstens bis zum Ordenhause will ich Euch begleiten, erwiederte Werner, und kein Bitten Walgunes hielt ihn davon ab. Als sie in das Ordenhaus einritten, sah Alles verwundert auf den Withing, noch mehr als

der Ordenbruder ihn verließ, er auf dem Burgplatze anhielt, einem Knaben sein Roß übergab und die Treppen zu des Meisters Gemach hinaufstieg. Mochte es seyn, daß das Bewußtseyn seiner Unschuld ihm Muth gegeben hatte, er ging, zwar ein tiefgebeugter Vater, doch ein furchtloser Mann, durch den langen Bogengang in das Gemach, das des Meisters Kumpane bewohnten, meldete sich hier und bat, ihm Einlaß bei den Herrn zu verschaffen.

Hatte ich nicht Recht, Marschall! sagte bei dieser Nachricht Winrich von Kniprode, daß Walgune unschuldig ist?

Bei Gott Ihr habt Recht, Meister, sonst würde ihn sein böser Stern nicht hierher führen, entgegnete dieser.

Walgune mußte eintreten und dem Meister den ganzen Hergang der Sache erzählen.

So lange dieser Mann an der Spitze der Heiden steht, rief der Marschall, nachdem der Withing seinen Bericht geendet hatte, wird dem Orden nicht Ruhe, nicht Heil! Hättet Ihr ihn doch in einen Käfig gesperrt und verhungern lassen. Sein Blut, das Ihr

„Als ich vor 4 Jahren mit der Iris im Hafen von Smyrna lag, ward ich krank" begann nun Harry zu erzählen „und ein bösartiges Fieber zwang mich, ans Land zu steigen. Ich hatte an einen Handelsfreunde meines Vaters, Demetrios Nakari, mit welchem er bedeutende Geschäfte machte, Empfehlungsbriefe und ließ mich, die Gastfreundschaft des Orients kennend, in sein Haus bringen. Hier wurde ich gleich dem eigenen Sohne empfangen und gepflegt. Anfangs glaubte ich, es seien Handelsverhältnisse und Spekulation der Grund dieser Milde — du kennst ja den Handelsgeist und seine Aufopferungen — bald aber sah ich, daß die wahre Gutmüthigkeit, das Gefühl des Mitleids, diese guten Menschen so sorgsam für mich machte, und ich fühlte, daß jeder Dank, den ich aussprach, zu schwach sei, um ihnen nur in etwas lohnen zu können. Bald genaß ich unter ihrer Pflege und konnte nun mein Zimmer verlassen und mich dem Kreise ihrer Familie anschließen, der nur klein war und aus Vater, Mutter und einer zwölfjährigen Tochter bestand. Der Vater, ein rüstiger Mann in seinen besten Jahren, ganz seinen Geschäften lebend, die ihm aber nicht das Herz verschrumpft, oder die Brust beengt hatten, die Mutter noch schön und jugendlich, ein Engel an Sanftmuth, das Mädchen — eine Knospe, die der erste Morgen-Sonnenstrahl entfalten konnte, ein stilles, in sich verschlossenes Kind, das oft mit ihrem dunkeln Auge sinnend an mir hing, und mir mehr als jedem Andern mit Herzlichkeit entgegen kam. Diesen guten Menschen danke ich frohe Tage, danke ihnen meine Gesundheit, vielleicht gar mein Leben, und sie soll ich in Scio, wohin sie von Smyrna gezogen sind, wieder

nicht vergießen wolltet, wird noch viel christ-
iches Blut kosten.

Laßt die Vergangenheit ruhen, Marschall!
agte der Meister und seine Stirn umdüsterte
ich, und Du Walgune ziehe in Frieden heim,
Gott möge Dir Trost senden, meine Worte
önnen es nicht. — Walgune, nachdem er
Werner noch einmal gesehen, hielt sich nicht
änger in Marienburg auf, zog nach langer
Wallfahrt wieder heim; aber die Ruhe fand
dort nicht, er fand ja sein Kind nicht
ieder.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt in der Keiner'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Dreißigstes Bändchen.

Der Ordenbruder.

Zweiter Theil.

Die Erscheinung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der

Ordenbruder.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

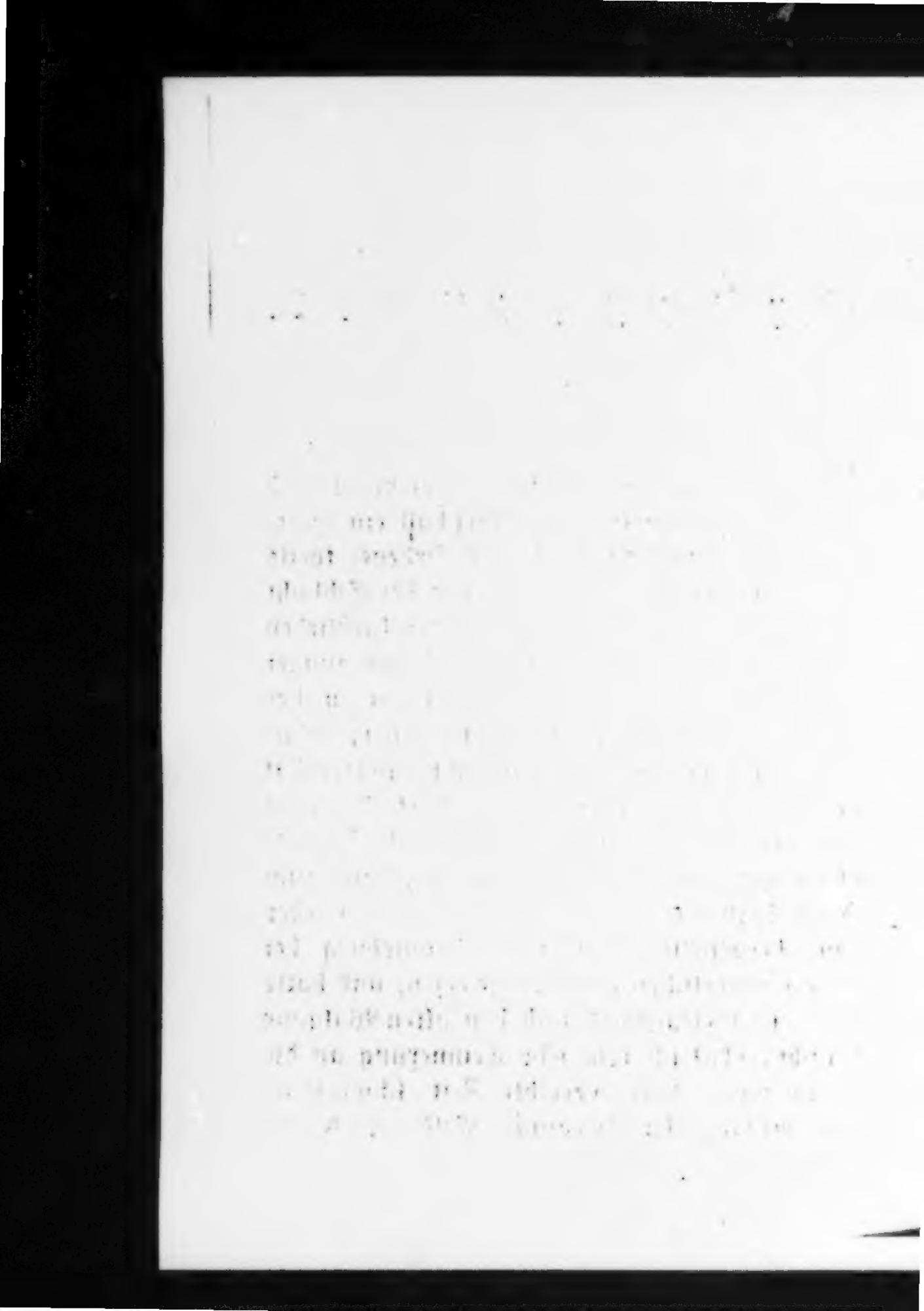

I.

An der Angerap zwischen Darkehmen und Angerburg sammelte der Marschall ein Heer, das theils aus dem Volke des Ordens, theils aus Kreuzfahrern bestand, die seit der Schlacht von Kauen noch in Preußen zurückgeblieben waren. Unter diesen befand sich ein junger Rittermann vom Rheine, der schon in der Kauener Schlacht sich tapfer bewiesen, Walther von Stadion. Er hatte sich längere Zeit in Marienburg aufgehalten, dort Werners von Windecken Bekanntschaft gemacht, Freundschaft mit ihm geschlossen und ihn dann zum Heere begleitet. Werner, nachdem er wieder ganz hergestellt, war in Johannisburg bei seinem väterlichen Freunde gewesen, und hatte bei dieser Gelegenheit auch den alten Walgune besucht, obgleich ihm jede Erinnerung an die vergangene, dort verlebte Zeit schmerzhaft seyn mußte, da Bernutas Bild, trotz des

Kampfes gegen ſein Herz, ihn immer noch überall begleitete.

Bei dieſem Beſuche hatte ihn Walgune mit allem bekannt machen müſſen, was ſeit Kayſtuts Flucht zwiſchen dieſem und Bernuta vorgefallen war; nur mit Thränen im Auge konnte ihm der alte Mann erzählen, wie er ſich an der Drewenz von ſeinem Kinde getrennt habe. Der Ordenbruder hörte aufmerkſam zu, unterbrach oft den Alten, ihn über manches noch näher zu befragen, und als dieſer geendet hatte, ſprach Werner die tröſtenden Worte zu ihm. Fürchtet nicht, Vater Bernutas, daß Euer Kind ihren Glauben verläugnen werde, hofft vielmehr, ſie werde den Heiden bekehren; was ich von Euch vernommen, giebt mir den Glauben. Hoch, mit einer Glorie umgeben, ſtand Bernuta einſt vor mir, ſie war die Heilige, die ich im Stillen anbetete, und ſo tief kann ſie nie ſinken, daß ich ſie verachten müßte. Was ich ſchwacher Ordenbruder zu ihrer Rettung thun kann, ſoll geſchehen! Mit dieſem Troſte, dieſer Verſicherung verließ er den Alten und kehrte nach Johannisburg zurück, um ſich

auch dort von dem Komthur zu trennen und zum Heere zu ziehen.

Der Marschall rückte nun in Feindes Land, ohne den Feind zu treffen. Wohin das christliche Heer zog, ward die Gegend ringsum verwüstet, Mann und Weib in die Gefangenschaft geführt, und den Lithauern Gleiches mit Gleichem vergolten. Nirgends trat ihnen, zum Leidwesen des Marschalls, ein feindliches Heer entgegen, und er mußte sich einstweilen mit der Belagerung der Veste Szakie begnügen.

Während dieser Belagerung hatte der Marschall mehrere vertraute, der Gegend wohl kundige Männer tiefer in das Land hineingeschickt, Erkundigungen von dem feindlichen Heere und dem Lande einzuholen. Da erhielt er die ungünstige Nachricht, Kaystut sei mit einem Heere von Grodno aus nach der Grenze gezogen und bedrohe Sudau und Natangen; zugleich erfuhr er aber auch, daß mehrere Meilen diesseits Rostenna, auf einem festen Schlosse, Kaystut eine gefangene preußische Jungfrau verwahre, die der Beschreibung nach Bernuta seyn mußte. Obgleich dies Schloß noch zehn Meilen von Szakie

entfernt war, so glaubte doch der Marschall dem Großfürsten keinen empfindlichern Streich spielen zu können, und ihn vielleicht von einem Einfalle in die Ordenlande ab- und hierher locken zu können, als wenn er dieses Schloß überfallen ließe und Bernuta, die er, ohne sie zu kennen, bitter haßte, in seine Gewalt bekäme und sie zur gerechten Strafe ziehen könnte. Die Versicherung der Kundschafter, zwar Schamaiten, aber schon durch langjährige Prüfung in ihrer Treue bewährt, daß sie mit einem Knechte der schwachen Besatzung des Schlosses, der ihnen eine Pforte zu öffnen versprochen habe, im Einverständnisse wären, bestimmte den Marschall noch mehr. Jedoch da trotz dieser Versicherung dies Unternehmen gefährlich war, und der abgesandte Haufe leicht abgeschnitten und aufgehoben werden konnte, so wollte er nicht gern die Schaaren des Ordens zu dieser Unternehmung gebrauchen, und schlug sie Walther von Stadion zur Ausführung vor. Gern übernahm sie dieser junge feurige Mann, und lud, Werner von Windeckens frühere Verhältnisse kennend, diesen zur Theilnahme ein, den der Gedanke, Bernuta dem Großfürsten

ſehen. Da rollte ſich unwillkührlich der Vorhang vor mir auf, England mit ſeinem Nebel, die Admiralität mit ihren Kabalen, das Komptoir meines Vaters, alles lag hinter mir und nur die lieben Menſchen ſtanden vor mir. Den Alten ſah ich auf ſeinem Polſter ſitzen, wie er, ein Bild der ruhigen, behaglichen Beſonnenheit, den regelloſen Aufflug meiner Ideen und Gefühle zu mäßigen ſuchte, ſah die Mutter ſorgſam und thätig ordnen, mit Liebe alles beginnend, mit Liebe alles vollendend, wie ein milder Engel durch das Haus gehen, ſah — ja Paul, wie ich die Kleine ſo eigentlich geſehen habe, weiß ich ſelbſt nicht recht. Ich hatte mir ein eignes Bild von ihr geſchaffen, woran ich ſie wohl wieder erkannt; doch muß ich ſelbſt ſagen, es iſt das Kind nicht mehr, mit dem ich ſo gern ſprach, und deſſen ganzes Weſen für mich etwas ſo anziehendes hatte, deſſen Herz ich ſo gern theilnehmend gefragt hätte, was macht dich jetzt ſchon ſo traurig, wo noch keine Leidenſchaft, kein Gram dich zerriſſen hat? — Groß, ſchlank, ſchön habe ich ſie mir gemahlt, und ſo, daß, wenn ich mich ihr nahen wollte, ihr Ernſt mich zurückſchreckte, ihre Schönheit mich anzog. Gewandert bin ich mit Vater, Mutter und Tochter durch alle Gemächer des Hauſes und da that es mir ſo leid, daß ſie mir alle fremd erſchienen und es nicht mehr das alte Haus in Smyrna war. Ich bin mit ihnen die Teraſſen des Orangengartens auf und abgeſtiegen, habe das Körbchen gehalten, worin Helene Feigen und Pfirſchen pflückte und mußt ich dann zur Ruhe in mein ausgeſchmücktes Stübchen gehen und der Balſamduft der Blüthen wehte mich an, da wurde es mir ſo ſchwer ums Herz, daß ich mich von

zu entreißen, zu lockend war, um nicht mit Freuden seinem Freunde zu diesem Unternehmen zu folgen. Der Marschall gab ihm die Erlaubniß dazu.

Zehn Ritter vom Rheine mit ihren Reisigen begleiteten Walther von Stadion, der den Befehl über diese Unternehmung führte; von dem Ordenheere war nur Windecken und einige Knechte dabei, der ganze Haufen mochte an dreihundert Reiter stark seyn. Mit diesen rückte Stadion bis an die Memel vor, wo ihm die sie begleitenden Kundschafter, die Beide streng bewacht wurden, eine Furth zeigten, wo sie ohne Gefahr durch den Fluß kommen konnten. Von hier ging nun der Zug durch unwegsame Wälder, jedes Dorf, selbst jede Hütte vermeidend, immer ihrem Ziele näher, und schon am andern Tage, fast waren die Lebensmittel aufgezehrt, sahen sie die Thürme der alten Burg vom Abendroth erleuchtet.

Stadion blieb mit seinem Haufen in dem Walde verborgen, während Einer der schamaitischen Führer nach dem Schlosse geschickt, der Andere aber als Geißel zurückbehalten wurde. Bald kehrte der Ausgesandte mit der

guten Nachricht zurück: er habe jenen Knecht gesprochen, und dieser sei noch erbötig die Pforte, gegen das Versprechen von einer Mark Silbers, die er ihm auch zugesagt, um die Mitternachtstunde zu öffnen. Auch habe er gebeten, kein Blut zu vergießen und die kleine Besatzung, die sie in dem untern Stocke ruhig im Schlafe finden würden, zu schonen.

Da die Besatzung nur gering war, ließ Stadion den größten Theil seines Volkes zurück, und von dem Ordenbruder, einigen Rittern und hundert Knechten begleitet, machte er sich gegen Mitternacht auf den Weg.

Bei dem Schlosse angelangt, wo sich keine menschliche Seele auf Thurm und Mauer blicken ließ, denn man glaubte sich hier durch die Memel sattsam geschützt, und die Ordenritter für solch ein gewagtes Unternehmen zu vorsichtig, ließ Stadion die zu Roß zur Beobachtung des Haupteinganges zurück, und zog mit den Andern vor die bezeichnete Pforte die sie auch geöffnet fanden. Sie zogen nun in aller Stille durch den äußeren Hof, wo sie Niemand als den Thorwart in tiefem

Schlafe und die Zugbrücke zum innern Hofe niedergelaſſen fanden. Ungehindert drangen ſie ein, betraten das Schloß, wo ihnen der Knecht in der unteren Halle eine Thür öffnete, und ſie in einem gewölbten Saale die ganze Beſatzung auf ärmlicher Streu ſchlafend fanden, deren Erwachen eben nicht freundlich ſeyn mochte.

Und nun führe mich hinauf zu dem Gemache der fremden Dame! befahl der Ordensbruder dem Knecht; dieſer grinſte tückiſch, faßte eine Kienfackel und ſchritt die breite Wendeltreppe hinan, Werner folgte, von ſeinen Knechten begleitet. Wie ein Träumender betrat er die Stufen, ſein Herz pochte nicht lauter als ſonſt, er war mehr in einem Zuſtande der Abſpannung als der Aufregung; aber ſeine Phantaſie, die ſonſt nur ihre reinen, heiligen Flügel ſchwang, ſchwirrte jetzt in mannichfaltigen üppigen Bildern vor ihm, deren er ſich kaum erwehren konnte. Hier iſt das Gemach wo ſie ſchläft, raunte ihm jetzt der Führer leiſe zu. Bei dieſen Worten ſchrak der Ordenbruder zuſammen, es war als ſtände der Verſucher vor ihm, er faßte jedoch Muth, bekreuzte ſich, nahm die Kienfackel dem Knecht

aus der Hand und befahl seinen Begleitern, ihn hier zu erwarten.

Angstvoll, zitternd, als wollte er ein Verbrechen begehen, drückte er leise an der Klinke, die Thür zu öffnen; sie war verschlossen. Das kümmere Euch nicht, raunte ihm der Knecht zu, laßt nur diese Thür bewachen und folgt mir. Diese, sagte er, vor einer kleinen Thüre stehen bleibend, blieb für mich geöffnet, ich will Euch den Eingang gönnen, kommt! Er öffnete, trat mit dem Ordenbruder ein, und eilte schnell nach einem Bett, aus dem sich eine weibliche Gestalt erhob. Sprichst Du ein Wort, Honeda! raunte er ihr zu, so bist Du des Todes! Das Weib schwieg. Nun Herr Ritter geht durch jene Thür und Ihr werdet das Gesuchte finden.

Der Ordenbruder öffnete die Thür und sah sich in einem prunkvoll verzierten Gemache, an dessen Ende ein großes, mit Vorhängen behangenes Bett stand. Die Kienfackel noch immer in der Hand, war er jetzt unschlüssig, ob er Bernuta rufen, ob er hingehen und sie wecken solle. Von Neuem schwebten ihm wunderbare Gebilde vor seinen Augen, es hielt ihn zurück, es zog ihn hin, und

wie von zauberischer Gewalt, der er nicht zu widerstehen vermochte, ward sein Fuß gehoben, und er wider Willen fortgerissen. Da stand er nun an ihrem Bette, hörte den leisen Zug ihres Odems, seine Phantasie malte sie ihm in all ihrer Schönheit, schon hob er die Hand den Vorhang hinwegzuziehen, da ergriff den frommen, den reinen Jüngling ein Schauer, er bebte. Doch zu schwach ganz zu widerstehen, wollte er sich doch gegen den Versucher waffnen, und betete zwei Ave Maria, wobei er wohl mehr an die Erdengeborene als an die Himmlische dachte. So geschützt wagte er es den Vorhang wegzuziehen. Doch wer schildert sein Erstaunen, er sah — Bernuta war es nicht — ein liebliches Mädchen vor sich liegen, den schneeweißen Arm um den blonden Lockenkopf gebogen, als ob ein Lilienstengel sich um eine kaum entfaltete Rose schmiegt. Ein sanfter Schlummer schloß ihre Augen, ein lieblicher Traum mochte sie umschweben, denn freundlich lächelte der rosige Mund. Werner glaubte einen schlafenden Engel vor sich zu sehen, war im Anschauen versunken, und gedachte in diesem Augenblicke nicht an Bernuta. Solch

frommes, ruhiges Antlitz hatte er noch nicht gesehen, noch keine Jungfrau gesehen, die so dem Bilde einer Heiligen glich, das er sich in mancher Stunde frommer Andacht geschaffen, hatte noch keine auf einsamem Lager entschlummert gesehen. Sein Auge ruhte verklärt auf der holden Schläferin und er beug sich über sie, sie näher zu betrachten; da gewahrte er das Kreuz auf seinem Mantel und gedachte seiner Pflicht. Dich wecke ich nicht, Unglückliche, Dein Beschützer will ich seyn, nicht Dein Verderber, sagte er leise vor sich hin und schlich wieder hinaus. — Wer ist die Jungfrau, die in jenem Gemache schlummert? fragte er hier den Knecht.

Es ist Meyda, des Großfürsten Tochter, die ich in Eure Gewalt gebe, erwiederte der Knecht.

Und wo ist die preußische Jungfrau? fragte der Ordenbruder rasch.

Sie lebt auf Kaystuts Schloß zu Rostenna in Lust und Freuden.

Diese Worte thaten den Ordenbruder wehe. Laß die Dirne aufstehen, die Unglückliche zu wecken, befahl er jetzt. — Gegen Kaystuts Tochter darf ich nicht menschlich seyn, und

kann sie nur gegen Unrecht schützen. — Komm! Er verließ das Frauengemach, der Knecht folgte.

Und was bewog Dich, Nichtswürdiger! die Tochter Deines Herrn Feindes Hand zu überliefern? fragte Werner den Knecht.

Die Rache, Herr, nicht die elende Mark Silbers, die mein Lohn ist! erwiederte dieser mit Ingrimm. Jene Dirne, die ihr sahet, ist Meydas Dienerin und war meine Braut. Zwei Jahre hatte ich vergebens um sie geworben, und als sie mich endlich erhört, kommt dem Großfürsten im Weinrausche ein Gelüste an, das die Dirne befriedigen muß — und so räche ich mich!

Arme Bernuta! seufzte Werner und ging hinunter, seinem Freunde das Vorgefallene zu berichten. Dieser war hoch erfreut, statt der preußischen Gefangenen die Tochter Kaystuts gewonnen zu haben, und gab nun den Befehl alles zur Rückkehr zu ordnen, doch erst das Schloß zu plündern; es anzuzünden fand er nicht für rathsam, da die Flamme den Feind hätte herbeilocken können.

Walther! sprach jetzt der Ordenbruder, als sie vor dem Zimmer der lithauischen Für-

stentochter standen. Wisse, ich habe, als ich die Schlummernde verließ, der heiligen Jungfrau gelobt, ihr Schutz und Schirm zu seyn, so lange es mir meine Ordenpflicht erlaubt; so gieb mir Deine ritterliche Hand, mein Gelübde weiter zu erfüllen, wenn meine Pflicht mich daran verhindert, und Dich der Unglücklichen anzunehmen mit Rath und That. Stadion versprach es und sie traten nun ein.

Meyda stürzte dem Ordenbruder zu Füßen. Euren Schutz, Herr, flehe ich an! rief sie außer sich. Das Kreuz auf Eurer Brust soll für wilde Leidenschaft schützen, seid mein Retter, bei Allem, was Euch heilig seyn kann, beschwöre ich Euch. — Mein Vater wird ein königliches Lösegeld für mich zahlen!

Sorgt nicht, edle Jungfrau, erwiederte Werner, während Stadion das Mädchen aufhob. Wir beide stehen zu Eurem Schutze bereit, doch folgen müßt Ihr uns.

Bei diesen Worten hatte Meyda noch seinem Begleiter aufgeblickt, und eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen, da ihr Auge den leuchtenden Blick des jungen Ritters traf. Ich muß und werde Euch folgen, wohin Ihr mich führt, wandte sie sich jetzt zum Ordenbruder,

bruder, der in diesem Augenblicke auf die herrliche Gestalt, in das dunkelblaue sanfte Auge des Mädchens, das ihn jetzt nur an das Mitleid und an seine Pflicht erinnerte, mit Ruhe blickte. Die Phantasiegebilde, die ihn vorhin umgaukelt hatten, waren verschwunden.

Aber Walther von Stadion war nicht so ruhig bei ihrem Anblicke geblieben. Das Mädchen selbst war ihm eine noch schönere Beute, als die Tochter Kaystuts, und mit freudigerem Herzen ritt er neben ihr als der Ordenbruder, der seine Erwartung getäuscht und seine Hoffnung verschwunden sah. Nicht, daß er gleichgültig bei dem Anblicke dieser sanften Dulderin gewesen wäre, sie jammerte ihn; Stadions flammendes Auge, mit dem dieser sie anblickte, ließ ihn für das Mädchen fürchten, und nur das Vertrauen, das er in seinen Freund setzte, beruhigte ihn.

Sie traten nun, Beute beladen, den Rückzug an, der Knecht und sein Liebchen folgten freiwillig, die übrige Besatzung als Gefangene. Werner ritt den ganzen Weg über allein, seine Gedanken waren bei Bernuta; aber die Worte des Knechtes: Sie lebt auf dem Schlosse zu Rosienna in Lust und Freude,

tönten immer noch in sein Ohr und stimmten ihn traurig. Konnte sie der Tugend und ihrem Gotte ungetreu, sich dem Manne hingegeben haben, ohne daß er Christ und ihr Gatte geworden sei? Dieser Gedanke quälte ihn. Die stille sanfte Duldung, mit der Meyda, dies Engelbild, ihr Schicksal trug, obgleich sie eine Heidin war, stand mit der Lust und Freude im grellsten Kontrast, mit der Bernuta in Rosienna ihre Tage verbringen sollte, und die christliche Jungfrau trat gegen die Heidin in Schatten. So quälte er sich den ganzen Tag, sein Geist beschäftigte sich nur mit ihr, und der Gedanke, der lichte Engel seines Lebens könne ein Gefallener geworden seyn, war ihm qualvoll.

Am Abende, als die ermüdeten Pferde Stadion zwangen, noch ehe sie den Memelfluß erreicht hatten, Halt zu machen, schien es dem Ordenbruder Pflicht zu seyn, seine ganze Sorge der Gefangenen zu widmen. Der Knecht, der an die Bedürfnisse seiner Herrin gedacht, hatte ein Saumroß gepackt, so daß die Fürstentochter einige Bärenfelle fand, sie unter sich zu breiten, ein Kissen von Stroh, ihr Haupt darauf zu legen, das Fell eines

ihr hatte trennen müſſen, ich trat dann mit ſonderbarem Gefühl ans Fenſter und blickte in die ſternenhelle Nacht hinaus. Sieh! — ſo habe ich ſtundenlang geträumt, und fühlſt du nun nicht ſelbſt, daß es unfreundlich von dir war, mich geweckt zu haben? — Was kannſt du mir für Erſatz für ſolche Träume bieten?"

„Ich? — So manchen!" ſagte der Andere lachend. „Sieh dort hinüber nach der ſinkenden Sonne, wie ſie zum Abendgruß in den ſchaukelnden Wellen, die wie ein Feuerſtrom in ihren Strahlen erglühen, ihr Haupt badet, ſieh den magiſchen Nebel-Schleier, den der Abend über die Landſchaft zieht, und welchen die Sonne ſo prachtvoll mit Gold durchwirkt; mache dem Herzen die heilige Ruhe zu eigen, die ſich über die ſchlummernde Natur breitet, und du wirſt mit mir fühlen, daß in der Wirklichkeit, nicht in der Phantaſie, im Wachen, nicht in Träumen das wahre Glück, der reine Genuß des Lebens liegt. Warte es ab, was du findeſt. — Wo Jahre ſich zwiſchen die Menſchen rollen, verändert ſich im Leben ſo viel, ſo leicht, wie jetzt der Wind, der ſich gedreht hat, und der uns, wenn wir nicht geſchickt laviren, immer mehr von deinem ſo ſchön geträumten Ziele entfernen wird."

Paul Brand hatte recht, der Nordoſt hatte ſich nach Weſt gedreht, und trieb das Schiff von dem Hafen ab — Tiefer ſank die Sonne, grauer ward der Nebel, die Nacht ſenkte ſich herab, und trotz dem geſchickten Steuermann und dem ſteten Laviren, mußten ſie die hohe See halten, und dem erſehnten Ziele ſo nahe, konnten ſie heute in den Hafen nicht einlaufen, denn ſchon ſandte der Leuchtthurm ſein warnendes Licht durch das Dunkel der Nacht, ſchon

Wolfes, sich damit decken zu können. Werner ließ von seinen Knechten eine Hütte von Eichenzweichen bauen, und während der thätige Stadion, obgleich sich sein Herz durch Meydas Anblick gefesselt fühlte, das Nöthige zur Sicherheit seiner Krieger anordnete, sorgte der Ordenbruder für die Jungfrau mit so zarter Schonung, daß er sich ihr nicht nahte, und nur aus der Ferne Alles besorgte. Als aber die Nacht sich auf die Müden senkte, und das Kriegvolk schlief, setzte sich der Ordenbruder unfern der Hütte, ihren Schlummer zu bewachen. Die Unglückliche schlief nicht, ihr trauriges Schicksal verscheuchte den erquickenden Schlaf, ihr waches Auge bemerkte wohl den Ordenbruder und dankbar erkannte sie seine edle Absicht.

Am andern Tage trafen sie wieder, ohne auf den Feind gestoßen zu seyn, beim Heere ein, das die Veste-Szakie erobert und verbrannt hatte, und sich zum Rückzuge anschickte, da man die Nachricht erhalten hatte, Kaystut sei wirklich in die Ordenlande eingebrochen und rücke gegen Ortelsburg. Die Gefangennahme der Fürstentochter war dem Marschall eine erfreuliche Begebenheit; er be-

handelte sie mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung, und sobald er in die Ordenslande zurückgekehrt war, ließ er sie nach Marienburg bringen.

Stadion wurde zu ihrem Begleiter gewählt, vielleicht hatte er sich auch im Stillen um dieses Amt beworben. Am Vorabende der Abreise, als er dem Ordenbruder Lebewohl sagte, ermahnte dieser seinen Freund noch zur Beharrlichkeit, und empfahl ihm das unglückliche Mädchen, das gleich einer Waise verlassen unter Fremde trete. Du hast Dein Herz dem Liebreiz des Mädchens nicht verschlossen, sagte er mit Rührung, verschließ es jeder strafbaren Leidenschaft. Ich habe Dir die Jungfrau übergeben, ich fordre sie auch von Dir zurück. Sie ist die Tochter eines mächtigen Fürsten, Gott wird sie erleuchten und ihr Herz zum rechten Glauben wenden, dann, wenn Du ihr werth geworden bist, reich ihr die Hand, führe sie heim, sei glücklich! Noch einmal reichte ihm Walther Stadion die Hand zum Unterpfande und die Freunde trennten sich.

Auch zu der Fürstentochter, in der er immer nur einen frommen Engel sah, ging der

Ordenbruder. Tochter Kayſtuts, ſprach er, ſich ihr ehrfurchtsvoll nahend. Ihr zieht jetzt von uns, immer ferner vom Vaterlande treibt Euch das Schickſal. Ihr ſteht allein, nicht einmal dem großen Gotte könnt Ihr Euch zutrauenvoll übergeben, und Eure Götzen ſind machtloſe Weſen der Finſterniß, deshalb jammert Ihr mich, und ich armer Ordenbruder kann nichts für Euch thun, ich kann Euch nur ermahnen, feſt an der Tugend zu halten, und Euer Herz dem rechten Glauben zu öffnen, der allein im Unglücke dem Menſchen Muth und Kraft zu geben vermag. Sehet auf mich; mein Gelübde unterſagt mir des Lebens ſchönſtes Glück, einſam ſtehe ich bis zu meinem Grabe, und die Hand eines geliebten Weibes, eines liebenden Kindes wird mir in meiner Todesſtunde nicht die Augen zudrücken, und doch giebt mir mein Glaube Kraft und Muth, freudig meine Pflicht zu erfüllen, mein Gelübde zu halten.

Erfülltet Ihr es immer ſtreng? fragte das Mädchen erröthend. Verzeiht mir edler Herr, ſagte ſie ſchnell, als ſie des Bruders geſenkten Blick bemerkte. Verzeiht! Euer zartes Benehmen gegen mich hat Euch ein dankba-

res Plätzchen in meinem Herzen bereitet, Eure Nachtwache vor meiner Laube, Eure Entfernung von mir, an der Ihr doch Theil zu nehmen scheint, das Alles hätte Euch mir werth gemacht, wenn Ihr auch nicht schon früher mir werth geworden wäret.

Ich? fragte Werner verwundert.

Ihr kennt Bernuta Walgune. — Ihr liebtet sie, fuhr Meyda fort. Sie selbst hat es mir gesagt, und Eurer oft mit Liebe gedacht, wenn sie von der Vergangenheit sprach.

That sie dies? fragte der Ordenbruder freudig. Nun so segne sie Gott dafür! — O, fahret fort, sprecht von Ihr. Sie war mir theuer, ist es auch noch. Blieb sie ihrem Glauben getreu?

Sie blieb standhaft und entsagte ihrem höchsten Glücke, indem sie meines Vaters Hand ausschlug, da diese noch die Fackel zum blutigen Opferaltare trägt.

So sei Gott gelobt! rief Werner und sah mit feuchtem Auge dankend gen Himmel. Wäre dieser Stern untergegangen, so wäre fortan mein Leben eine finstre, ewige Nacht geworden. Ihr seht, fuhr er dann besonnen fort, welche Kraft das Christenthum giebt,

es erhielt mein Herz rein, und meine Liebe zu ihr wird dereinſt nicht in mein Schuldbuch eingetragen. Auch Ihr, Reyda, bedürft des ſtandhaften Muthes, den Euch Eure Götter nicht geben können. Wendet Euer Herz zum wahren Gott!

Bernuta hat ihm ſchon des Herzens Pforte geöffnet.

So möge die Liebe vollenden, was das edle Mädchen begann, ſagte er freudig. Und nun lebt wohl! Ich ſcheide getroſt von Euch. Gott mit Euch! Lebt wohl und gedenkt des Ordenbruders in Eurem Gebete, wenn es zu dem wahren Gotte aufſteigt.

Er verließ ſie, und als er die Fürſtentochter ſpäter in Marienburg wieder ſah, konnte er ſie als Maria begrüßen.

2.

Kayſtut war indeſſen auf die Nachricht, daß der von den Lithauern ſo gefürchtete Marſchall ein Heer an der Angerap zuſammenziehe nicht unthätig geweſen. Von ſeinem älteren Bruder Olgerd, dem Großfürſten von

Lithauen unterstützt, hatte er gleichfalls bei Grodno in der Stille ein Heer versammelt, womit er, den Marschall vermeidend, in Golindten unvermuthet einbrach und gegen Ortelsburg rückte. Plötzlich aber, ehe noch die Nachricht von seinem Anmarsche sich verbreitet hatte, wendete er sich östlich nach Johannisburg, erschien in einer wilden Sturmnacht vor dem Orte, hob die Wachen auf und bemeisterte sich nach kurzem Gefechte der Burg.

Der Komthur Otto, von einer Krankheit auf dem Siechbette zurückgehalten, hatte die Nähe des Feindes nicht geahnet; das Waffengeklirr und der Lärm auf dem Burgplatze weckte ihn erst. Er sprang, so matt er noch war, von seinem Lager auf, schnallte sein hölzernes Bein an, warf den Ordenmantel um und zog sein gutes Schwert; so eilte er hinunter.

Welch Schauspiel zeigte sich ihm da. Sieben Ordenritter, sechs Priester und 65 Knechte, standen bei flammendem Fackelschein, vom lithauischen Kriegvolk umringt, wie gemeine Verbrecher gebunden, und hatten eben durch Kaystuts Mund ihr Todesurtheil vernommen.

Schon hoben die wüthenden Heiden Schwert und Streitaxt, die Mordbegier leuchtete aus ihren blitzenden Augen, als der alte Komthur auf Kayſtut zutrat. Unmenſch! rief er ihm zu, dürſtet Dich nach Blut, ſo nimm das meine, nur verſchone die, für die ich willig ſterben will! Er warf ſein Schwert unter die Menge, riß den Mantel auf und bot dem Fürſten die Bruſt zum Todesſtoße dar.

Biſt Du nicht der Komthur Otto mit dem lahmen Beine? fragte Kayſtut beim Anblicke des alten Mannes.

Der bin ich; ende bald mit mir und laß jene frei!

Der Fürſt betrachtete den Alten, dann ſprach er und der wilde Blick ſeines Auges wurde ſanfter. Du biſt einem Ordenbruder mit väterlicher Liebe zugethan, ich meine den Bruder Werner von Windecken; ihm bin ich verſchuldet, und um wenigſtens einen Theil meiner Schuld zu bezahlen, will ich milder hier verfahren, als Ihr es mit meinem Volke gethan. Wähle viere unter den Deinen, doch keinen der Pfaffen, ziehe mit ihnen frei von hier, den übrigen ſchenke ich das Leben, doch nicht die Freiheit. — Und wiſſe Komthur!

nicht allein dem Bruder Werner, auch Deinem Muthe verdanke Deine Freiheit, Kaystut weiß diesen auch am Feinde zu schätzen.

Mit Thränen im Auge verließ der kranke Mann mit vier durch das Loos bestimmten Rittern, die ihm anvertraute Burg, nachdem er noch die andern Gefangenen hatte fortführen sehen. Der Vorwurf, den er sich machte, die Burg sei durch seine Nachlässigkeit verloren gegangen, betrübte ihn am meisten; krank an Leib und Seele kam er nach Marienburg.

Der Hochmeister war bei dieser Nachricht entrüstet, doch ließ er es dem alten Komthur nicht entgelten. Boten flogen nun nach allen Enden des Landes, was nur Waffen tragen konnte aufzubieten, um zum Heere des Marschalls zu stoßen, denn eine Großthat sollte die Kühnheit Kaystuts verdunkeln. Auch verweigerte er ihm die Auslieferung seiner Tochter gegen ein bedeutendes Lösegeld, unter dem bittern Vorwande, Meyda sei im Begriffe sich taufen zu lassen, und er könne sie daher zum Heile ihrer Seele nicht dem Heiden zurücksenden.

Indessen hatte sich der Großfürst bei der

Annäherung des Marschalls eiligst nach Lithauen zurückgezogen, nachdem er die ganze Gegend verwüstet und eine starke Besatzung in Johannisburg zurückgelassen hatte. Ehe er seinen Rückzug antrat, hatte er Walgure zu sich auf die Burg entboten, der, obgleich jetzt ganz in der Hand des Siegers, doch eben so fest wie an der Drewenz, ihm nach Rostenna zu folgen verweigerte. Auch diesmal zwang er ihn nicht, ließ ihn frei und sandte ihm bedeutende Geschenke, die der stolze Withing anzunehmen sich weigerte.

Vom Marschall verfolgt, zog sich der Großfürst nach Grodno zurück. Das Heer des Ordens, da es sah, daß es den Feind nicht erreichen konnte, ließ bald vom Verfolgen ab und trat seinen Rückzug an, um sich mit dem Heere zu vereinigen, welches der Meister in Angerburg sammelte. Daß es der Belagerung eines wichtigen Ortes galt, konnte Jedermann sehen, da eine Menge Belagerungsgeschütz mitgeführt wurde, auch hatte sich das Gerücht verbreitet, es solle Grodno gelten. Der thätige Kaystut aber, dem es nie an Kundschaftern fehlte, bekam bald sichere Nachricht, welcher Veste es gelte. Er sammelte alle streitbare

Mannschaft, das Landvolk der Umgegend mußte aufsitzen, aus nördlich gelegenen Schlössern wurde die Besatzung gezogen, und Woydat, der älteste seiner Söhne, warf sich mit dreitausend entschlossenen Schamaiten in Kauen.

So schnell auch der Meister seine Streitkräfte sammelte, so sehr ihm auch alles Eile gebot, so waren Lithauer doch mit ihm zugleich kampffertig. Kaum hatte er die Memel überschritten, und mit einem Theile des Heeres die Sadt und Burg eingeschlossen, und den Marschall mit dem andern zur Deckung der Belagerung aufgestellt, als Kayslut mit den Lithauern erschien, und auf dem nämlichen Felde bei Kauen, wo im vorigen Jahre die blutige Schlacht geschlagen worden war, der Angriff begann. Zwei Tage dauerte die Schlacht mit abwechselndem Glücke, am dritten Tage erschien der Hochmeister mit dem Belagerungheere und entschied den Sieg. Kayslut mußte fliehen, Kauen dem Muthe seines Sohnes überlassen, und sich in's Innere des Landes zurückziehen.

Das Ordenheer schloß nun Kauen förmlich ein; dem Großkomthur Wolfram von Baldenheim, der in den Kriegen in Deutschland so

zeigte sich der Abendstern in seinem strahlenden Glanze, und sie waren noch fern. Der Westwind schwieg nun, kein Lüftchen regte sich mehr, die Wellen plätscherten nur leise an das ruhig schaukelnde Schiff; die Stille der Nacht senkte sich hernieder.

„Sieh Paul!" sagte Harry, als sie beide auf dem Verdeck saßen und der vor ihnen stehende Portwein beiden nicht gleich gut zu munden schien „Sieh, so geht es im Leben, dem Ziele nahe, wirft uns ein Windstoß wieder in das offene Meer zurück —"

„Träume nur!" unterbrach ihn dieser „In deinen Träumen kennst du nicht Zeit nicht Raum, und dir ist es gleich, ob wir hier oder im Hafen still liegen."

„Glaubst du, ich vermöchte unter diesem flammenden Sternenhimmel, bei dieser heiligen Stille, die nur der eintönige Wellenschlag unterbricht, meine Träume wieder anzuknüpfen? Jene beiden Leuchten an dem grauen eckigen Thurm im Hafen meiner Wünsche könnten mir die Nacht meines Geistes erhellen? — Todt ist es um mich, die Flamme meiner Phantasie erloschen, die Nacht raubte mir die Träume, die mir der Tag freundlich gab — Und woher dieser Widerspruch in mir, woher die Lähmung meiner Flügel? — Ist es Unmuth getäuschter Hoffnung, der mein geträumtes Paradies entzaubert, ist es der Riß, den der Westwind in mein aufgerolltes Bild that, der mich erschlafft hat? — Ich könnte jetzt schlafen, wie ein fauler Matrose, wenn mir nicht das leise Lüftchen mit seinem Fächeln, und die Nacht mit ihrem prachtvollen Sternendome das müde Auge wach hielten."

„Mich hält der Portwein jetzt noch wach" nahm

mancher Belagerung beigewohnt, und hier die neuere Kriegkunst erlernt hatte, wurde die besondere Führung der Belagerung übergeben. Willig, ohne Eifersucht trat ihm der Marschall diese Ehre ab. Baldenheim umgab nun das Lager mit einem Erdwall und hölzernen Thürmen, schützte es zugleich durch vorsichtig angelegte Werke gegen die Ausfälle der Belagerten, die Reiterei verwüstete die Gegend, schaffte die nöthigen Lebenmittel herbei, und trieb das lithauische Landvolk zur Arbeit an den Verschanzungen zusammen.

Der Angriff der Stadt begann nun förmlich. Mit Wurfmaschinen wurden ungeheure Steine in die Stadt geschleudert, feurige Pfeile abgeschossen, und mit neu erfundenen Sturmböcken die Mauern erschüttert. Aber der Muth und die Ausdauer der Belagerten, warfen dem christlichen Heere manches Hinderniß in den Weg, und die Belagerung zog sich in die Länge. Da rückte Kaystut mit einem neuen Heere zum Ersatz heran; der Marschall zog bei dieser Nachricht alle ausgesandten Haufen ein, und das Heer des Ordens stand ruhig hinter seinen Verschanzungen, während Kaystut von der Höhe, auf welcher

er sich gelagert hatte, dem Fortgang der Belagerung unthätig mit zusehen mußte, da er es nicht wagen konnte, das Heer der Christen hinter den Verschanzungen anzugreifen. Schon lag die Mauer der Stadt an mehreren Orten nieder, und auf den Thürmen erblickte man das Nothzeichen.

Da bangte dem Vaterherzen vor dem Schicksale des muthigen Jünglings, der sich so heldenmüthig vertheidigte. Er versuchte, da Gewalt ihm unmöglich schien, das Letzte, hoffte durch Unterhandlungen vielleicht den Sohn und die Stadt zu retten. Er sandte deshalb einen Herold in's christliche Lager, und ließ den Hochmeister um eine Unterredung bitten; Winrich von Kniprode gestattete sie ihm. Friede wurde für diesen Tag in den Lägern ausgerufen, Geißeln gegenseitig ausgewechselt, und der Großfürst erschien mit starkem Gefolge vor dem Lager, wo ihn der Großkomthur, von mehreren Ordenbrüdern begleitet, empfing, und ihn zum Zelte des Hochmeisters begleitete. Zu des Großkomthurs Gefolge hatte der Meister, wohl absichtlich den Bruder Windecken beordert; er entging Kaystuts Blicken nicht, dem, als er ihn ge-

wahrte, das Blut in die Wangen ſtieg, doch ſchien er ſich wenig darum zu kümmern, und beachtete ihn weiter nicht.

Ein prachtvolles Mahl empfing den Fürſten. Was der Luxus damaliger Zeit nur fordern konnte, war hier vor Kayſtut aufgeſtellt. Nicht wie in Marienburg ſaß er hier mit dem Meiſter allein am Tiſche, die Gebietiger und Komthure, auch viele fremde Kreuzesritter nahmen Theil an dem Mahle, unter ihnen auch Walther von Stadion. Während der Mahlzeit wurde von keinem Geſchäfte geſprochen, ſie ſchien ganz dem Frieden und der Freude gewidmet, die Geiger und ſonſtige Spielleute des Hochmeiſters ließen ſich hören, und des Meiſters Narr ſpendete reichlichen Witz. Da wandte ſich der Großfürſt plötzlich zu dem Hochmeiſter und ſagte mit halblauter Stimme. Edler Herr, wir ſitzen ſo friedlich beiſammen, als wären wir Freunde und Brüder, deshalb glaube ich auch eine Bitte an Euch thun zu dürfen, die nicht Euer, nicht mein Land, nur meine Perſon allein betrifft, gebt mir mein Kind, meine Tochter Meyda frei, und beſtimmt das Löſegeld, das Ihr für ſie verlangt.

Den Hochmeister überraschte diese Bitte, dennoch schnell besonnen erwiederte er. Großfürst, Euer Kind ist nicht meine Gefangene, keinem Ordenbruder ward sie zur Beute.

Und doch, unterbrach ihn Kayſtut, nahm ſie der Ordenritter Werner von Windecken gefangen.

Und übergab ſie den Edlen Walther von Stadion, der den Zug anführte, fiel ihm der Meiſter ſchnell in die Rede, jenem jungen Ritter, der dort Euch gegenüber ſitzt.

Kayſtut warf einen ſtechenden Blick auf Stadion, der erröthete. Der Vater glaubte den Grund dieſes Erröthens zu ahnen, blickte finſter auf den jungen Mann, ſeine Stirn umwölkte ſich, ſein Auge glühte zornig, die Fauſt ballte ſich krampfhaft, und er ſprach nun während des ganzen Mahles kein Wort mehr.

Der Meiſter führte nach aufgehobener Tafel den Großfürſten, der ſich eben nicht in der beſten Stimmung befand, in ein anderes Zelt. Hier ſuchte der Liſtige den Meiſter zu überreden, er verſchwende vergeblich ſeine Heereskraft vor der unüberwindlichen Veſte. Seht Ihr nicht wie täglich Eure Stürme abge-

geſchlagen Eure Kriegmaſchinen zertrümmert, oder in Brand geſteckt werden? ſagte er. Glaubt es mir, Meiſter, wäre ich in Kauen, nie ſollte Eure Fahne auf einem der Thürme wehen!

Glaubt Ihr? ſagte der Hochmeiſter, von dieſem Selbſtvertrauen beleidigt. — Nun wohlan, ich gebe Euch die Freiheit, mit ſo vielem Volke als Euch gerathen dünkt, in die Stadt zu ziehen. Es ſoll mir lieb ſeyn, denn dann würde ich Euch ſicher noch einmal in Marienburg bewirthen, aber wahrlich beſſer verwahren als das Erſtemal.

Ihr ſteht bis an die Zähne verſchanzt, fuhr Kayſtut in ſeinem Unmuthe fort, zeigt Euren Feinden kaum die Spitzen Eurer Lanzen, als ob der alte Muth des Ordens Euch verlaſſen habe. Ständet Ihr im offnen Felde, längſt hätte ich Euch über die Memel getrieben.

Großfürſt! ſagte der Meiſter kalt. Ihr ſeid ein ſo tapferer Mann, daß ſelbſt die Feinde Euren Muth, Eure Einſicht ehren müſſen, wozu dieſe nutzloſe Prahlerei. Auf jenem Felde dort hinter der Höhe, auf der Ihr lagert, haben wir in Jahresfriſt Euch

zweimal fliehen sehen, warum sollten wir uns scheuen, Euch in offener Feldschlacht zu begegnen? Es bedarf keines neuen blutigen Sieges die Stadt zu erobern. Gelüstet Euch aber so sehr nach der Schlacht, so kommt herab von der Höhe, wir rücken Euch freudig in der Ebene entgegen, und Kauen sei der Preis des Sieges.

Kaystut, sich der Schwäche seines Heeres bewußt, verbarg seinen Ingrimm. Ihr seid ein menschenfreundlicher Mann, fuhr er jetzt in gemäßigterem Tone fort, habt keine Freude am Blutvergießen, darum biete ich Euch einen Waffenstillestand an, während dem wir unsere gegenseitigen Beschwerden ausgleichen können.

Ich nehme ihn nicht an! erwiederte der Hochmeister kurz.

Ihr thut Unrecht, selbst Eures Glaubens wegen Unrecht! Wißt, Winrich von Kniprode; mein Herz neigt sich zu Eurer Religion, mir beginnt die Blutige unsrer Waidlotten ein Greuel zu werden. Längst würde ich den alten Göttern entsagt, und zu Eurem Gotte mich gewendet haben, wenn ich nicht die Stimmung meines Volkes fürchten müßte. So lange Krieg unter uns ist, muß ich

meine Sehnsucht unterdrücken, nur im Frieden können sich die Völker nähern.

Der Hochmeister lächelte. Die Fürsten Lithauens sind gewohnt, den Glauben Christi als ein Mittel zu betrachten, sich aus drückender Lage zu befreien, erwiederte er. So that Gedemin, Euer Vater, so Olgerd, Euer Bruder, Beide schwuren Christen zu werden, und als die Gefahr vorüber war, blieben sie dem Götzendienste getreu. Und auch Ihr wiederholt dies trügerische Spiel mit dem Heiligsten der Erde.

Ihr irrt in mir, nahm Kaystut das Wort. Ihr wißt, daß ich ein Mädchen Eures Landes entführte, der ich mit wahrer Liebe zugethan bin, sie verweigert dem Heiden ihre Hand, selbst wenn ein Fürstenmantel ihn deckt. Sie hat mich bestimmt, hat mein noch wankendes Herz dem Glauben geöffnet, mich unterrichtet. —

Folgt ihren Lehren, fiel ihm der Meister in die Rede. Schwört dem Götzendienste ab, zertrümmert ihre Altäre, weiht der Pflugschaar die ihnen geweihten Haine, laßt Euch mit Eurem Volke taufen, und der Meister des deutschen Ordens reicht dem christlichen

Fürsten mit Freuden die Hand zum Frieden — bis dahin aber Krieg!

Nun wie Ihr wollt, stolzer, hoffärtiger Mann! sagte Kaystut zornig da er alle seine Listen, seine betrügerischen Worte verschwendet sah. Mein Kind, mein Land, meine Schlösser wollt Ihr behalten, von meinem Fette wollt Ihr Euch mästen, thut es so lange Ihr könnt! Wenn dies Unglückjahr für mich vorüber ist, dann wollen wir versuchen, ob das Künftige für uns glücklicher seyn wird. Also Krieg, ewiger Krieg, kein Frieden, bis ich ein Christ, oder Ihr ein Heide geworden seid!

Mit diesen Worten verließ er das Zelt, sprengte, die zerstörte Stadt und das Lager der Christen mit Ingrimm betrachtend, seinem Heere zu.

Auch der Gleichmuth Kniprodes war durch diese Unterredung erschüttert, er beschied noch am Abende die Heerführer zu sich, mit ihnen eines Sturmes wegen zu berathen, der auch einstimmig auf den andern Tag beschlossen wurde.

Noch ehe der Tag graute, setzten sich die Schaaren der Christen zu ihrem blutigen

Werke in Bewegung, das Fußvolk sammelte sich hinter den Wällen, die gegen die Stadt aufgeworfen waren, die Reiterei beobachtete das feindliche Heer. Die Priesterbrüder mischten sich unter die zum Sturm bestimmten Krieger, sprachen ihnen Muth ein, hielten ihnen das Bild des Gekreuzigten vor, für den sie fechten und sterben sollten, und stellten sich selbst, das Kreuz in der Hand, an die Spitze der Schaaren.

Als jetzt die Morgenröthe hinter dem Lager der Lithauer ihre rosigen Strahlen breitete, ward das Zeichen zum Angriffe gegeben. Nicht allein auf die durch das Geschütz schon halb zertrümmerten Mauern und Thürme ward der Angriff gerichtet, der ganzen Stadt galt es, auf allen Punkten rückten die Christen an. Wurfmaschinen schleuderten Steinblöcke auf sie herab, Balken rollten auf sie nieder, siedendes Oel, brennendes Pech wurde auf sie gegossen. ein Hagel von Pfeilen empfing die Anrückenden; hier aufgehalten, dort zurückgeworfen, rückten die Streiter Christi dennoch unaufhaltsam vor; und doch ließ der Muth der Belagerten den Kampf noch lange zweifelhaft. Oft hielt er ein, öfter noch

würde er erneuert, überall im Graben und an den Wällen sah man schon die Fahne des Kreuzes, nur auf Kauens Thürmen fehlte sie noch.

Jetzt, es mochte um die neunte Stunde seyn, war ein allgemeiner Stillstand, ohne Befehl ruhte von allen Seiten der Kampf, die Krieger bedurften Erholung. Der Meister durchritt die Glieder, feuerte die Streiter zur Tapferkeit an, zeigte auf das lithauische Heer, das in Schlachtordnung Zeuge des Kampfes war, und ihren Muth bewundern, oder ihre Feigheit verhöhnen würde, und beschwor das Kriegvolk, eingedenk der heiligen Sache zu seyn, für die sie kämpften, keine Gefahr zu scheuen, die Leitern anzulegen, die Stadt zu stürmen. Der Marschall hatte indessen eine Anzahl Ritter und Reisige absitzen und zu dem Fußvolke stoßen lassen; unter ihnen befand sich der Ordenbruder Werner und Walther von Stadion, die unzertrennlichen Kampfgenossen. Sie gewahrte der Marschall von ferne, gab seinem Goldfuchs die Sporen und jagte auf sie zu. He, Ihr beiden Gesellen! rief er ihnen zu, zeigt, daß Ihr heute beim Sturme so viel Muth

Brand das Wort „mache es wie ich, Harry, trink! Der Wein ist mir die schöpferische Hand, die meiner hohltönenden Lyra die Himmelstöne entlockt. Habe ich so ein paar Flaschen guten Port geleert und blicke dann in die Nacht hinein, so funkeln die Sterne mir doppelt und tanzen vor mir an dem dunkelblauen Zelt, wie hüpfende Irrlichter; das ist meine poetische Zeit, dann erfasse ich die ganze Natur von ihrer erhabenen Seite, mag sie mir dann in ihrem düstern Sternenmantel, oder im rosigen Morgengewand, in ihrem Mittagsglanz, oder in ihrem dunkelgoldnen Abendgewölk erscheinen. — Mache es wie ich, trinke und begeistre dich, deine Phantasie wird ihre Flügel von neuem heben, und bist du des Fliegens müde, so leg dich zur Ruh, träume von deinem schwermüthigen Kinde und du sollst sehen, die Nacht wird sie dir so freundlich ausschmükken, wie der Tag."

„Ich kann nicht schlafen!" sagte Harry aufgeregt.

„Versuch es!" meinte Paul.

„Sonderbar!" fuhr Harry fort „Ich sehe heute Nacht statt des Stilllebens in meiner würdigen Griechenfamilie, nur die russische Flotte, wie sie in Port Mahon vor Anker lag."

„Siehst du, Freund" nahm Paul das Wort „so schwankend ist der Mensch, kurz sind die Stunden der Schwärmerei; was sie gebähren, zerstören sie schnell wieder, ihre Gaben sind Schaugerichte. Greift man nach ihnen, so verschwinden sie und statt der Engelköpfe, die man zu sehen wähnt, tauchen lauter Fratzen um uns auf, statt des lieblichen griechischen Kindes, grinzt dich ein russischer Matrose mit seinem Kalmucken Gesichte an. Verzeih mir

beſitzt, als bei den Frauen; denkt Stadion, dort in jener Burg habe Kayſtut noch eine Tochter verwahrt, und Du, Bruder Werner, denke, daß Du manchen Fehl zu büßen haſt, büße ihn hier mit Blut! Dieſer Spott, dieſer Vorwurf, trieb die Beiden, und als die Trompeten zum Sturm riefen, von allen Seiten das wilde Krieggeſchrei von Neuem durch die Lüfte tönte, hier Sankt Georg und die heilige Mutter, dort Percunnas angerufen wurde, ſetzten ſich die Freunde an die Spitze ihrer Schaar, vereint die Mauer zu erſteigen oder zu ſterben. Aber im Getümmel des Angriffs wurden ſie getrennt, vereint ſollten ſie nicht ihre Lorbeern brechen.

Allgemein ward jetzt der Kampf; der Hochmeiſter war überall wo es Noth that, wo die Reiter wichen, feuerte der Marſchall ſie an und führte ſie wieder zum Kampfe. Da ſah man plötzlich auf der öſtlichen Seite der Stadt die Fahne des Kreuzes hoch auf der Mauer wehen, auch gegen Mittag flatterte ſie auf einem der Thürme. Gott mit uns! erſchallte es von allen Seiten, keiner wollte der Letzte ſeyn, Siegesmuth, Beutedurſt er-

griff die Streiter des Kreuzes, die Mauern, die Thürme wurden überall erstiegen, und zur Ehre des barmherzigen Gottes wild gemordet.

Die Ordenfahne, welche der Bruder Werner von Windecken dem Träger aus der Hand riß, als er die Leiter anlegte, und sich, der Erste hinaufschwang, wehte zuerst auf den Trümmern der eroberten Mauer, Stadions Banner, mit seinem Wappen und dem Kreuze geschmückt, blickte gleich darauf stolz vom Thurme herab. Auf dem Platze bei dem der Pozazana geweihten Brunnen, stießen sie mitten in der schon flammenden Stadt auf einander. Laß uns menschlich seyn um Meydas Willen! rief Werner dem Freunde entgegen, Stadion gelobte es, sie sammelten ihre Krieger um sich, und während die Andern mordeten und plünderten, führten sie den Haufen gegen ein auf einer Höhe gelegenes steinernes Haus, das die Feinde noch inne hatten, und sich muthig gegen die angreifenden Christen wehrten. Stadion und der Ordenbruder rückten davor, und als die Lithauer sich umzingelt, nach tapfrer Gegenwehr sich verloren sahen, legten sie, unter

Zusicherung ihres Lebens, die Waffen nieder und ergaben sich zu Gefangenen.

Wie erstaunte Stadion, als ein junger Mensch ihm sein Schwert reichte, dessen jugendliches Antlitz ihm sogleich Meydas Bild herbei rief; es war Woydat, Kaystuts Sohn, der sich mit dreißig Edlen in dieses Haus geworfen, und bis das Feuer auch dessen Dach ergriff, sich muthig gewehrt hatte. Seine Gefangenen zu schützen, war nun Stadions einziges Bestreben. Er ließ sie in ein noch von den Flammen verschontes Haus führen, besetzte es mit seinen Kreuzfahrern, und vertheidigte es gegen den Andrang der Plündernden, während der Ordenbruder, ihm dies gern überlassend, über Trümmer und Leichen nach der Burg zog, wohin die flüchtigen Lithauer sich gerettet hatten.

Der Großkomthur sammelte nun Alles, was er in dem Tumulte noch beisammen fand, und rückte gegen die Burg, die er alsbald mit brennenden Pfeilen beschießen und die Maschinen herbeiholen ließ, Pechkränze hinein zu werfen. Die Zugbrücke stand zuerst in Flammen, und bald, ob durch Nachlässigkeit des Kriegvolkes, oder durch die Maschinen

und Pfeile der Christen, stand auch die höl-
zerne Burg im hellen Feuer; funfzehnhun-
dert Lithauer fanden darin ihren Tod.

Während dem hatte das Feuer um sich ge-
griffen, auch das Haus, in welchem Stadion
seine Gefangenen verwahrte, gerieth in Flam-
men; er mußte es verlassen, und nur mit
Mühe konnte er die Unglücklichen der Wuth
des herumschwärmenden Kriegvolkes entziehen,
und sie ins Lager nach dem Zelte des Hoch-
meisters bringen. Dieser gab nun Befehl,
daß dem Morden und Plündern Einhalt ge-
schehe, der strenge Marschall durchritt die
Straßen der Stadt und rettete was noch zu
retten war; dreitausend Lithauer, ohne die
in der Burg Verbrannten, waren unter dem
Schwerte der Christen gefallen; die Stadt
lag in Trümmern.

Kayſtut mußte unthätig diesem furchtbaren
Schauspiele zusehen; einmal versuchte er, sich
auf die Reiterei der Christen zu werfen, aber
seine Krieger, bei dem Anblicke der brennen-
den Stadt mehr entmuthigt als entrüstet,
fochten nicht mit der gewohnten Tapferkeit
und flohen. Der Großfürst sah mit Thränen
im Blicke — eine seltene Erscheinung bei die-

ſein unbeugſamen Manne — noch einmal auf die rauchenden Trümmer zurück, gedachte mit Wehmuth ſeines Sohnes, den er nie wiederſah, und gab, ſeine Rache auf günſtigere Zeit verſparend, den Befehl zum Rückzuge.

Ein Kundſchafter, den er in's feindliche Läger ſandte, brachte ihm noch in der Nacht die Nachricht, daß ſein Sohn lebe, aber gefangen ſei. Sollen denn alle meine Kinder in die Hände meiner Feinde fallen! rief er ſchmerzlich und ſah von der Höhe herab auf die brennende Stadt. So weihe ich Dich, ſprach er zu ſeinem Lieblinge Witold, die kräftige Fauſt auf das goldgelockte Haupt des einzigen Sohnes legend, der ihm noch blieb. So weihe ich Dich zum Rächer, wenn der Gott des Todes mich abgerufen hat. Hier in dieſer Schreckennacht, wo noch die Brandſtätte rauchet, das Aechzen unſerer ſterbenden Brüder bis hierher aufſteigt, ſchwöre mir, Witold, ewigen Haß dem Orden, dieſen gierigen entarteten Menſchen, die die Freiheit abſchworen und Sklaven ſind, um Herren freier Männer zu werden. Schwöre ihnen ewigen Haß! — Witold ſchwur. — So ſegne Dich Potrimpos und laſſe Dich glücklicher

werden als Deinen Vater! Er wandte der brennenden Stadt den Rücken, schwang sich auf sein Roß und jagte davon.

Am andern Tage zog der Hochmeister in die zerstörte Stadt ein, auf deren Trümmern der Bischof von Samland ein: Herr Gott Dich loben wir, anstimmte, und Messe für die Seelen der hier gefallenen zwölfhundert Christen las. Dann, nachdem Kauen völlig zerstört war, zog der Meister mit dem Heere vor Pisten und Wielun, eroberte und zerstörte beide Vesten und zog dann wieder heim.

Bei diesem Rückzuge folgte ihm Olgerd, der Großfürst von Lithauen, der seinem Bruder zur Hülfe herbeieilte, überfiel den Nachtrapp, machte fünfhundert Christen nieder, und raubte so dem Hochmeister einen Theil seines Triumphes.

Der angetretene Winter ging nun unter Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge vorüber. Werner war während dem viel um Maria, die sich eifrig bemühte, ihren Bruder zu dem nämlichen Schritte zu bewegen, den sie gethan. Wie jede aus Ueberzeugung Neubekehrte glühend an dem Glauben hängt, den sie geschworen, so glaubte auch Maria,

daß es ihre heiligste Pflicht sei, ihren Bruder Woydat zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Es gelang ihr; das Beispiel der Schwester, vielleicht die tiefe Wahrheit des Glaubens selbst bestimmten ihn. Mit großer Feierlichkeit wurde auch dieses Kind des argen Christenfeindes ein Christ, und mehr noch als eine verlorene Schlacht verwundete diese Nachricht des Vaters Herz, den Stolz des Fürsten.

Maria gab sich nun ganz ihren süßen Hoffnungen hin. Stadion verbarg ihr seine Liebe nicht länger; Werner, der in diesem Augenblicke des Glückes bei ihnen eintrat, freute sich mit blutendem Herzen ihrer Liebe. Er fühlte das Glück, das ihnen geworden war, und das ihm nicht werden konnte, in diesem Augenblicke um so schmerzlicher.

Zögre nur nicht länger, sagte er seinem Freunde, als sie allein waren. Du bist ein freier, unabhängiger Mann. Reiche der holden Fürstentochter Deine Hand, führe sie morgen zum Altare, dann ziehe heim, verlaß dies Land des Kampfes und der Schlachten und lebe glücklich in stiller Einsamkeit auf Deiner Burg. Du hast den schönsten Preis

errungen, ich habe ihm durch mein Gelübde entsagt. Aber Walther meinte, er müsse seine alte Mutter ehren, und bevor er ihr die Gattin zuführe, die Braut ihr zeigen, erst in Mainz, oder auf seinem Schlosse müsse die feierliche Handlung geschehen.

Der Ordenbruder schüttelte unmuthig den Kopf. Schiebe Dein Glück nicht auf, meinst Du es mit dem Mädchen redlich, meinst Du es nicht, so zerreiße das Band und laß sie hier.

Aber Walther betheuerte von dem Mädchen nie lassen zu wollen, zog von Maria und ihrem Bruder begleitet, aus Marienburg nach der Heimath und hielt sein dem Freunde gegebenes Wort schlecht. Maria ward nicht sein Weib, sie ward Nonne in einem Kloster zu Mainz; die Rose, die vom Hauche der Maiensonne sich glühend in Liebe entfaltete, verwelkte duftlos zwischen öden Klostermauern. — Dem Ordenbruder ward die Kunde nicht, die ihn an der Menschheit hätte verzweifeln lassen.

3.

Kayſtut war nach Roſtenna zurückgekehrt, nachdem er lange in Wilna bei dem Groſsfürſten Olgerd verweilt, und mit ihm die Zubereitungen zu dem künftigen Feldzuge, den ſie mit gemeinſchaftlicher Macht führen wollten, angeordnet hatte. Der Verluſt einer ſo wichtigen Veſte als Kauen, die Vormauer Lithauens, und ein gewiſſes Schamgefühl, daß er an der Spitze eines Heeres dem Verluſte dieſer Stadt unthätig habe zuſehen müſſen, raubten dem ſonſt ſo feurigen kecken Manne, ſeinen unerſchütterlichen Muth, erweckten in ihm den Glauben, ſein Glückſtern ſei untergegangen, und der Uebertritt ſeiner Kinder zum chriſtlichen Glauben vermehrte noch ſeinen Kummer. So abgeſpannt an Geiſt und Muth kehrte er aus Lithauen nach Roſtenna zurück. Doch nicht lange verweilte er hier. Er eilte zu dem Wohnſitze der Waidlotten, in der Abſicht den Kriwe zu ſtimmen, daß er, im Fall ſich Bernuta endlich entſchließen könnte, ihm ihre Hand zu geben, nicht deshalb die Gemüther des Volkes gegen ihn aufbringe, wohl auch die Götter zu be-

fragen, ob Glück, ob Unglück ihn bei dem bevorstehenden Feldzuge begleiten würde. Obgleich Kaystut wenig den Priestern und ihren Worten vertraute, war er doch nicht ganz vorurtheilsfrei, und nicht so sehr über sein Zeitalter erhaben, daß er nicht, besonders in seiner jetzigen Stimmung, den Ausspruch der Götter seinen Hoffnungen entsprechend gewünscht hätte.

Der Oberpriester, listig wie alle, die das Volk durch Wahn beherrschen, kannte den Großfürsten zu gut, um nicht fürchten zu müssen, daß offener Widerstand ihn leicht zum Aeußersten bringen könne. Er legte daher Kaystut keine Hindernisse in den Weg gab ihm die Versicherung, daß die Götter nicht auf ihn zürnen würden, wenn er eine Christin zum Weibe nähme, da das Weib ja nur des Mannes Sklavin sei, und befragte unter Opfern und Gebeten die Götter selbst über die Zukunft.

Als er ihren Ausspruch vernommen, nahte er dem Fürsten und sprach mit bebender Stimme: Ich habe Dir nur Trauriges zu verkünden. Die Götter hängen Dein Glück an etwas, das kaum zu erwarten steht. Wird

Dich

Freund, daß ich dir es sagen muß: du bist noch nicht so recht mit dir selbst einig, obgleich du wohl die Jahre dazu hättest. Du bist Kaufmann und möchtest Soldat sein; als du Soldat warst, tratst du freiwillig von dem Verdecke deiner Fregatte in das Komptoir deines Vaters, weil du glaubtest, der Lord der Admiralität habe dir Unrecht gethan und dein Verdienst nicht genug erkannt. Der Handelsstand ekelt dich an, auf deinem Kauffartheischiff ist es dir zu eng, denn überläßest du dich deiner Phantasie, sie führt dich auf Abwege, steckt dir ein unerreichbares Ziel und so schwankst du hin und her, bist in ewiger Bewegung und kommst nicht vom Fleck, wie jetzt unser Schiff bei der Windstille. Sag mir nur Harry, was du eigentlich willst?"

„Was ich will, welch Ziel ich mir gesteckt habe? das weiß ich recht gut; ob ich es erreichen werde, das weiß ich freilich nicht. Aus dem Schlendrian des Lebens muß ich heraus, etwas Großes will ich unternehmen und vollführen, und die Leere meines Herzens ausfüllen, die mir lästig zu werden beginnt."

„Hab ich nicht Recht?" unterbrach ihn Brand „Hab ich dir nicht oft gesagt: Verliebe dich!—"

„Armer Mensch!" sagte Harry mitleidig lächelnd „als ob unser Herz ein Sack Mocka Kaffee wäre, das man verhandeln, verschleudern könnte, wie und wann es uns beliebte — Was kann ich dafür, daß alle die weiß und rothen Gesichter von Alt-England, mit ihren vollen Backen und ihren nichtssagenden, blauen Augen mich kalt ließen, daß die procentreichen Jungfrauen, die mir mein alter

Dich von heute bis zu dem Mondwechsel eine Jungfrau rein und makellos, schön, wie Pagazana und ihre Gespielinnen, mit einem Kranze aus frisch duftenden Blumen bekränzen, so wird das Glück, frisch, wie diese Blumen, an der Hand dieser Jungfrau Dir blühen; sie begleitete Dich zur Schlacht und Du wirst siegen. Ohne Kranz folgt Dir das Unglück!

Was sollen Blumen um meine Stirn, die nur der Helm decken soll? fragte Kaystut unmuthig.

Verlange keine weitere Deutung, Fürst; wenn die Götter reden, lauschen ihre Priester auf jedes Wort, zeichnen es im Buche ihres Gedächtnisses auf, und wie die Götter es ihnen eingaben, so deuten sie ihre dunklen Worte. Potrimpos, dem Gott des Segens, dem schönen, ährenbekränzten Jünglinge, weihte ich ein blutiges Opfer, er der ewig Bekränzte gab seinem Diener den Bescheid. Kehre nach Rostenna zurück und harre, ob die Jungfrau Dir in den rauhen Tagen, wo hier noch keine Blume der Erde entblüht, mit einem frischen Blumenkranze erscheint.

Kaystut verließ unwillig den heiligen Hain

der Priester, und schämte sich zu solchem Gaukelspiele die Hand geboten zu haben. Wo sollten in dieser noch rauhen Jahreszeit die Blumen für ihn blühen? — Aber dies fürchtete der Kriwe nicht. An einer rieselnden Quelle des heiligen Haines schlängelte sich ein kleines, vor rauhen Nordwinden geschütztes Thal, hier pflegten die Waidlotten die Blumen, womit sie die Opferthiere schmückten. Erfahren in der Kunst sie zu pflegen, duftete schon jetzt das Veilchen, und Krokus und Schneeblume verkündete hier schon den nahenden Frühling. In der Nacht wurden die Blumen gepflückt, mit Epheu zum Kranze gewunden, Boten zu Pferde schon am Abende vorausgesandt, damit sie mit Blitzesschnelle die heilige, ihren Augen verborgene Gabe der Götter nach Rosienna dem Priester übergeben mußten, welcher den Dienst bei den stillen Opfern des Fürsten verrichtete. Die schöne Tochter eines schamaitischen Großen, der längst gehofft, der Fürst werde seiner Tochter die Hand reichen, wurde erwählt, Kaystut bei seiner Rückkehr den Kranz zu überreichen.

Kaystut aber, statt nach Rosienna zurückzukehren, wie der Kriwe ihm befohlen, jagte

dem Rivianna zu, an deſſen Ufern er ſich ein Schloß gebaut, und es mit einem, für die damalige Zeit prächtigen Garten umgeben hatte. Ein Gärtner aus Sienna hatte ihn angelegt und trug Sorge für ſeine Erhaltung. Hier wohnte, ſeit ſie dies Land betreten hatte, Bernuta, abgeſchieden von der Welt, nicht wie jener Knecht dem Ordenbruder erzählt hatte, zu Roſienna in Luſt und Freude. Nur einige Frauen, die ſie bedienten, und eine Harfe, nicht die treue Gefährtin aus früherer Zeit, waren ihre Geſellſchaft. In einer kleinen Kapelle, die ſie neben ihrem Schlafgemache ſich eingerichtet hatte, betete ſie mitten unter Heiden zu ihrem Gotte, und einem Prieſter, den Danuta, Schweſter Kayſtuts, Gattin des Herzogs Janus von Maſovien, ihr unter allerlei Vorwand zuweilen ſchickte, konnte ſie beichten, und durch ihn die drückende, die ihr Gewiſſen beängſtigende Laſt erleichtern.

Es war in der Mitte des Aprilmonats als Kayſtut, nur von einem Diener begleitet, an den Ufern des Fluſſes hintrabte. Die Sonne ſchien warm, die grünen Keime brachen hervor, und die Erde ſchien ihren Buſen zu öff-

nen, die warmen Strahlen einzusaugen, da vernahm er, als er an dem den Garten umgebenden Graben hinritt, die Töne einer Harfe. Sie ist es! rief er, wandte sein Roß, drückte ihm die Sporen in die Weichen, und setzte über den breiten Graben, als wäre er das Bett einer rieselnden Quelle. Doch bald verstummten die Töne der Harfe, er jagte dem Schlosse zu; da sah er an des Gärtners Wohnung, unter Bäumen, die schon jetzt ihr Laub entfaltet hatten, Bernuta sinnend stehen. Bei seinem Anblicke schrie sie freudig auf, eilte ihm entgegen, und als Kaystut das Roß laufen ließ und auf sie zustürzte, riß sie einen Blumenkranz, den ihr so eben der Gärtner gewunden hatte, aus den Locken, drückte ihn auf des Fürsten Schläfe und sagte mit Rührung: Kann ich auch meinen Helden nicht mit Lorbeern schmücken, schmücke ich ihn doch mit diesem duftenden Blumenkranze zu seinem Willkommen. — Kaystut erschrak bei diesen Worten, nahm den Kranz von seinem Scheitel und hielt ihn sinnend in der Hand, dann erst begrüßte er die Jungfrau, und immer noch nachdenkend begleitete er sie in das Schloß zurück.

Bernuta! sagte er hier. Seit dem Tage, da ich Dich zum erstenmale sah, hat mich das Glück verlassen. Wohl möglich, daß mich die Götter dafür strafen, daß ich es nur in Dir suche, es aus Deiner Hand verlange und diese es mir verweigert. Schlachten, Städte, Burgen, aber was mehr ist als dies, meinen Sohn, meine geliebte Meyda habe ich verloren. Nun ist es endlich Zeit, daß das Glück mir von Neuem erblüht, und wo wäre dies möglich, wenn Du es mir nicht reichst. Ich kann nicht um Dich werben wie ein Jüngling bei seiner ersten Liebe, ich kann nicht mit Dir zur Harfe singen, mein Gesang ist das Schlachtlied, meine Harfe ist das Schlachthorn. Zögere nicht länger, beglücke endlich den Mann, der so viel verlor, und durch Deinen Besitz allein sich tausendfach entschädigt fühlt. Oder hat der überwundene Fürst seinen Glanz für Dich verloren, ist Dir Kayssut minder werth, weil er auf der Ebene von Kauen fliehen mußte, weil er Kauen ungerächt brennen sah?

Wie könnt Ihr so von mir denken, Herr! sprach Bernuta bewegt.

Monden sind vorübergegangen und im-

mer habe ich mich mit der Hoffnung begnügen müssen, fuhr er fort. Wie ein Bettler vor dem Thore des Reichen habe ich entfernt von Dir gestanden, Deinen Anblick vermieden, um Herr meiner Leidenschaft zu bleiben, denn wisse: Kayftut bindet nicht immer seinen Willen so leicht und entbehrt wo er genießen könnte. Deshalb Kranzsvenderin, gieb Dich mir ganz, werde mein Weib.

Werde Christ! erwiederte Bernuta mit Zittern, ich könnte nicht —

Bernuta! unterbrach sie der Fürst unwillig. Baue nicht zu sehr auf Deine Reize, nicht zu sehr auf die Macht, die Du bisher an mir übtest. Dich haben die Götter erwählt, mir das verlorne Glück wieder zu bringen, Du mußt die Meine werden, denn nur von der zur Schlacht begleitet, die mich mit einem duftenden Blumenkranze bekränzen würde, folgt mir der Sieg. Zaudre nicht länger! Bleib Deinem Glauben getreu, ich will Dich nicht daran hindern, laß mir den Meinen, das Herz ist dem Glauben nicht unterthan wie der Geist. — Die Zeiten sind ernst und schwer, fuhr er immer düsterer werdend fort. Es gilt alles, was dem Menschen

theuer ist, Gut und Leben, Thron und Erbe, deshalb darf ich nicht länger wie ein Tauber girren, ich muß wie ein Geier packen. Werde mein Weib, oder —

Drohet nicht, Großfürst der Schamaiten! rief das Mädchen zürnend, drohend verschließt Ihr Euch selbst die Pforte zu meinem Herzen. Wo Liebe sich nicht der Liebe hingiebt, da welken ihre Blumen und ihr Paradies wird zur Wüste.

Und soll ich ewig harren vor diesem Paradiese? unterbrach sie Kayslut. Soll meine Sehnsucht nie gestillt, soll ich nie durch Dich glücklich werden?

Ihr sollt glücklich werden! sagte Bernuta und legte weinend ihr Haupt an seine Brust.

4.

An dem nämlichen Tage des Maimondes, an welchem die dumpfe Glocke des Klosterthurmes zu Mainz das Volk zur Kirche rief, ein neues Opfer, die Fürstentochter, am Altare geweiht zu sehen, war der Palast des Großfürsten zu Rosenna festlich geschmückt.

In dem Vorhofe bildeten Bogen von Eichenlaub eine Halle, an deren Ende die Statue des finsteren Donnergottes stand, welche mehrere Waidlotten umgaben, die einen schwarzen Bock und einen Hahn von gleicher Farbe, beide mit Frühlingblumen geschmückt, zum Opfer bereit hielten. Neben dieser Halle führte ein Thor des Schlosses zu einer gewölbten Grotte, wo das hölzerne Bild der Lajmese, der Göttin der Gebärenden aufgestellt war; es stand auf einem hohen Fußgestelle, das den heiligen Schlangen zum Aufenthalte diente, Immergrün umrankte das Bild, Priester gossen Milch einer jungen Ziege in die hölzerne Schale die Schlangen damit zu füttern, gierig krochen die seit vielen Tagen hungernden Thiere heraus, und soffen begierig unter dem Gesange weißgekleideter Jungfrauen. Die Umstehenden jauchzten, das auf dem Platze und dem äußeren Hofe versammelte Volk theilte den Jubel, und als in diesem Augenblicke zwei Störche mit lautem Flügelschlage über den Palast nach Süden hinzogen, war das Jauchzen allgemein. Jeder hielt den Flug dieser Thiere nach einem befreundeten Lande für ein gutes Zeichen.

Jetzt öffneten sich die hohen Flügelthüren des Palastes und Kayslut trat, umgeben von seiner Leibwacht, gefolgt von den Edlen seines Landes, im vollen Glanze seiner Würde heraus, schritt dem grünen Bogengange zu, nahte sich der Bildsäule des Percunnas, neigte sich dreimal vor ihr, und als der Priester das geweihte Messer vom Altare nahm, reichte einer der Edlen dem Fürsten auf reich gesticktem Kissen, einen goldnen Becher, in welchem er das Blut des Bockes auffing, und dem Gott zur Ehre in das aufprasselnde Feuer goß; das Feuer verlöschte nicht, es flammte nur noch freudiger. Dann that er das nämliche mit dem Hahne; Bock und Hahn wurden darauf in die Flammen geworfen und dem Donnergotte geopfert, der Becher aber auf den Altare als Opfergabe gestellt.

Jetzt nahte sich Kayslut dem Percunnas, ein Waidlotte stieß in sein Horn, daß der gellende Ton im hundertfachen Echo widerhallte, zu gleicher Zeit sank der Bogengang nieder, der Gott wurde dem Volke sichtbar, das sich ehrfurchtvoll auf das Antlitz warf.

Ein neuer Schall des Hornes weckte die an-

dächtig da liegende Menge, die sich, die Augen nach dem Götterbilde gewendet erhob. Kayftut neigte sich nur dreimal vor dem Götzenbilde. Da gab der Erste der Priester dem Fürsten unvermerkt ein Zeichen, dieser sprach: König des Himmels, der Du den Blitz sendest und den Donner aus Deiner mächtigen Hand rollst, schleudre Deine Blitze auf unsre Feinde, laß Deine Donner rollen, daß sie betäubt entfliehen, gieb uns den Sieg! Gieb uns ein Zeichen, daß Du unsre Bitte erhörst! — Und prasselnd stieg die Flamme hell auf, daß sie des Fürsten Mantel versengte; das Volk jauchzte und trug jubelnd den Fürsten in den mit grünen Gewinden und Blumen geschmückten Palast zurück. Hier trat er in den großen, mit eroberten Fahnen und allerlei Waffen aufgeschmückten Saal, befahl hier seine Rückkehr zu erwarten und entfernte sich.

Er begab sich nun nach Bernutas Gemach, die am Morgen mit ihm zur Feier des Festes von ihrem Schlosse angelangt war. In dem Gewande einer Fürstin, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, erwartete sie im Kreise zahlreicher Frauen den Fürsten, der, als er eintrat, ihre Hand ergriff, und sie zu folgen

Vater aus seinem Notizbuche vorschlug, mir eben deshalb als verlegene Waare erschienen und mißfällig waren? —"

„So ziehe hin zu deinem griechischen Mädchen" nahm Paul das Wort „du hast überdies Anlage zum Spleen und bist hierin wenigstens ein echter Engländer, wenn du es auch in so vielen andern Dingen nicht bist. Der Strahl der Morgensonne wird die junge Knospe wohl in den 4 Jahren schön entfaltet haben, auch scheinen mir deine Träume Ahnungen zu sein, folge ihnen, lande, eile hin, wirf dich zu den Füßen der neuen Helene; fühle das Glück der Liebe, führe sie heim und der Portwein wird dir wieder munden, du wirst den Anblick der herrlichen Natur nicht mehr verträumen, wirst für die Deinen schaffen, wirken, sorgen und in der Wirklichkeit ein glücklicher Mensch sein, da du es jetzt nur zuweilen im Traume bist."

Harry stand plötzlich auf und schritt auf dem Verdeck auf und ab, Paul leerte sein Glas „Ich gehe nun in die Kajüte und lege mich zur Ruhe; tauben Ohren und verstockten Sündern ist schlecht predigen" sagte er und verließ den Freund.

bat. Er führte ſie nach dem Saale, beſtieg mit ihr den zu dieſem Feſte aufgerichteten Thron, und ſich an die verſammelten Edlen Lithauens und Schamaitens wendend ſprach er. Seht hier, Ihr Edlen und Freien des Landes, Bernuta, mein Weib, von jetzt an Eure Fürſtin! Beuget Euer Knie vor der Herrſcherin, und ehret ſie ſo wie ich ſie ehre! Die Verſammelten knieten nieder und bezeigten ſo ihre Unterwürfigkeit, ſpäterhin durch lauten Jubel ihre Freude, die doch bei manchem nicht aus lauterer Quelle kommen mochte.

Nun führte Kayſtut ſeine Gattin auf den Burghof; hier beſtiegen ſie die bereit ſtehenden Roſſe und durchritten die Stadt, ſich dem jubelnden Volke zu zeigen. Auf des Fürſten Antlitz ſtrahlt Freude, Bernutas Antlitz umdüſterte ſtille Trauer, die ſie doch, ſo viel ſie vermochte, dem Auge des Volkes, dem Auge ihres Gemahles zu bergen ſuchte.

Nach der letzten Unterredung mit Kayſtut auf dem Schloſſe an der Novianna, wo ſie ihr Haupt vom Gefühl überwältigt an die Bruſt des geliebten Mannes lehnte, hatte ſie dieſer mit ſeinem Beſuche bei dem Kriwe, mit dem Ausſpruche der Götter bekannt gemacht,

nach welchem sie die Götter als seine Glücksgöttin bezeichnet, und er lange genug geharrt habe, und sich nicht länger dem Ausspruche der Götter wiedersetzen könne.

Bernuta, zu sehr jeder Aufregung ihrer Phantasie hingegeben, sah in dem Orakel und dem Kranze eine Schickung Gottes. Sie glaubte sich nun gerechtfertigt, fürchtete nicht mehr gegen ihren Glauben zu handeln, und vergaß hierbei ganz, daß es ein Orakelspruch fremder Götter sei, dem sie folgte. Sie sank noch einmal an seine Brust, sich ihm für's ganze Leben weihend. Doch mußte er ihr den freien Gebrauch ihres Gottesdienstes eidlich zusichern, und ihr versprechen, ehe er sie als sein Weib seinem Volke zeige, ehe er die zur Hochzeitfeier bei ihm üblichen Gebräuche vollziehe, sich in ihrer kleinen Kapelle durch den christlichen Priester, auf christliche Weise mit ihr trauen zu lassen.

Am Vorabende des festlichen Tages war Kaystut nach dem Schlosse gekommen, der Priester, den die Fürstin von Masovien gesandt hatte, legte ihre Hände in einander, und Bernuta glaubte so ihre Seele gerettet, ihrem Glauben Genüge geleistet zu haben.

Aber kaum in Rosienna angelangt, überfielen sie Zweifel, und als sie die heidnische Zubereitung sah, als Kaystut sie verließ, dem Donnergotte sein Opfer zu bringen, da bebten ihre Knie, da klopfte ihr Herz; was sie einst in dem zerstörten Romove gefühlt, erschien ihr sündlich, sie entließ ihr Gefolge, eilte in ihr Schlafgemach, warf sich hier auf die Knie und wandte ihr Gebet reuevoll zu dem barmherzigen Gott.

Doch — sie war Kaystuts Weib, der Mann ihrer ersten Liebe ruhte in ihren Armen, Fürstenglanz umgab, und die Hoffnung begleitete sie, ihren Gatten zu bekehren und mit ihm sein Volk. Dies gab ihr auf kurze Zeit die Ruhe des Gemüthes wieder; aber späterhin sah sie wohl, daß die Götzenpriester den nämlichen Einfluß auf das Volk übten, als die Priester ihres Landes, und es gewagt seyn würde, wollte der Fürst ihre Macht jetzt schon zerstören. Lange genoß sie übrigens das Glück häuslichen Friedens in des Geliebten Armen nicht; die Trompeten riefen von Neuem zum Kampfe, und sie, die das Glück an Kaystut binden, die ihn nach dem Ausspruche des Orakels zum Siege führen

ſollte, mußte gegen ihren Wunſch ihn zum Heere begleiten, das gegen ihre Glaubensbrüder, gegen ihr Land zog. Noch vor Monden hatte ſie der Gedanke beglückt, an Kayſtuts Seite, an der Spitze eines Heeres, zur Rettung ihres Vaterlandes zu ziehen; aber die Täuſchung war jetzt vorüber. Seit ſie den Götzendienſt, ſeit ſie die Barbarei des Heidenvolks in der Nähe geſehen, hing ſie treuer, feſter an ihrem Glauben, der Wahn, ihr Volk durch Kayſtut frei zu ſehen, war verſchwunden, und nur mit Thränen im Auge folgte ſie dem Gatten zum Kampfe.

Olgerd und Kayſtut, wohl fühlend, daß ſie nur mit überlegener Streitkraft den Orden beſiegen könnten, hatten während des Winters ein Heer verſammelt, wie es Lithauen und Schamaiten noch nicht geſehen, hatten in Rußland, ſelbſt in der Tartarei geworben, und rückten nun auf zwei verſchiedenen Punkten in die Ordenlande ein. Olgerd ſollte gradeweges, ohne ſich mit der Eroberung irgend einer Veſte aufzuhalten, nach Samland, als der reichſten Provinz des Ordens rücken, während Kayſtut über Johannisburg auf Ortelsburg ziehen, die ſchlecht

beſetzte Veſte nehmen, und ſich dann mit Olgerd in Samland vereinigen ſollte.

Kayſtut brach zuerſt auf, überließ das Heer, das er in Roſienna geſammelt hatte, dem Großfürſten von Lithauen, und begab ſich nach Grodno, wo ſich die weiter zurückgelegenen Völkerſchaften ganz in der Stille verſammelt hatten, ſo daß der Hochmeiſter durch Olgerds Aufenthalt in Roſienna, und das offene Zuſammenziehen des Heeres daſelbſt getäuſcht, ſeine ſüdöſtliche Grenze bloßgegeben, und ſeine Streitkräfte nur gegen Samland zuſammengezogen hatte.

Bernuta hatte, von dem alten Gaſtold, dem Freunde und Erzieher ihres Gatten begleitet, Kayſtut folgen müſſen, und betrat mit ſchmerzlichem Gefühle den Boden ihres Vaterlandes. Reue war es nicht was ihr Herz beſtürmte, ſie fühlte ſich hierzu zu glücklich in Kayſtuts Armen, aber das Gefühl, Unrecht an Vater und Vaterland gehandelt, vielleicht ſelbſt gegen Gott geſündigt zu haben, auch der Gedanke, wird Werner von Windecken noch mit Liebe der Gattin des heidniſchen Fürſten gedenken, wird er ſie nicht verachten? ließen ſie oft für ſich ſelbſt erro-

then, und trübten manchen seligen Augenblick der Liebe.

Kaum auf der Johannisburg angekommen, trieb es sie, so sehr sie auch den Zorn des alten Mannes fürchten mußte, nach ihrem Vaterhause. Auf dem Wege dahin begleitete die Erinnerung an die Zeit ihrer Jugend sie unaufhörlich. Sie hielt auf dem Hügel, von wo aus man die Gegend überschauen, ihr Haus deutlich erkennen konnte, an, und blickte mit feuchtem Augen hinüber. Es lag noch weiß und glänzend wie ehmals vor ihr, die beiden hohen Tannen schützten noch ihren kleinen Erker, und die hohe Linde — Fort, fort! rief sie, sprengte dahin und hielt bald vor dem verschlossenen Thore. Verweilet hier! befahl sie ihrem Gefolge, stieg ab, pochte an die alte Pforte, und mußte lange warten ehe sich Jemand hören ließ Ihr aufzumachen. Endlich vernahm sie langsame Tritte, und eine ihr wohlbekannte Stimme fragte wer draußen sei.

Bernuta ist es, Gregor! rief sie. Oeffne geschwind!

Schloß und Riegel rasselten, die Pforte that sich auf, und ein Greis mit schneeweißem

Haupte,

Haupte, die Mütze in der Hand, empfing tief gebückt, wohl auch tief gebeugt, die Tochter des Hauses.

Ist mein Vater oben? fragte die Fürstin schnell.

Seid Ihr so fremd in Eurem Vaterhause geworden, antwortete der Alte, daß Ihr nicht einmal wißt, daß der gute Herr schon lange nicht mehr hier wohnt?

Wo ist er, wo?

Am Wensensee bei der Schwester vertrauert er seine Tage; jetzt wird er wohl schon beim Heere seyn.

Was will der alte Mann dort? fragte Bernuta erschrocken.

Den Tod suchen, der uns Beiden das kummervolle Herz nicht vollends zerdrücken will.

Bernuta erbleichte.

Kommt näher, kommt nur herein, fuhr der Alte fort. Ihr werdet es drinnen ein wenig einsam, aber Alles noch finden, wie Ihr es verließet. Die Heiden, die überall gesengt und gebrennt haben, lassen uns in Ruhe, als wären wir ihre guten Freunde; darum betritt auch kein Christ diese Wohnung

des Jammers mehr, wo ich unglücklicher alter Mann der Kastellan seyn muß.

Bernuta, ohne hierauf etwas zu erwiedern, folgte dem Alten, der ihr zuerst das Zimmer des Vaters aufschloß. Seht, da hängt seine Armbrust, da steht sein Jagdspieß noch, da liegt noch in der offenen Truhe der kleine Seckel mit Blechmünze für die Armen. — Jetzt klopft kein Armer mehr hier an, wenn sie vorbei müssen, bekreuzen sie sich. — Dort hängt sein Wolfpelz, den er anzog, wenn er zu dem Nachbar ritt, jetzt steht dies Haus noch allein, das Feuer hat die Häuser der Nachbarn verzehrt, unsres haben die Heiden verschont, und doch können wir Gott nicht dafür danken. — Seht, dort steht sein Bett; die Hirschhaut ist noch darüber gebreitet, abgenommen wird sie nicht, das Lager bleibt leer; ihm wurde die Ruhe nicht wieder, dem alten kinderlosen Manne! — In Küche und Keller, in die Vorrathkammer führe ich Euch nicht, sprach er, als Bernuta das Zimmer des Vaters schnell verlassen hatte, und im Hausflur stand, da war es Euch nie recht wohl; kommt nur herauf. — Wie träumend folgte Bernuta dem Diener und sah starr

auf Alles, daß man hätte glauben sollen, sie wäre fühllos, denn keine Thräne näßte ihr vor sich hinstarrendes Auge. Hier wollen wir auch vorübergehen, sagte der Alte mit Bitterkeit, hier ist das Gemach Eurer Mutter, und das werdet Ihr wohl nicht betreten wollen?

Warum nicht? fragte sie heftig.

Auf dem kleinen Ecktische, an dem sie zu beten pflegte, steht noch das Kruzifix. Wollt Ihr dies sehen?

Oeffne! befahl sie, der Alte schloß auf. Mit schmerzvollem Blicke sah Bernuta im Zimmer umher, dann trat sie vor dem Gekreuzigten, kniete nieder und betete.

So sei Gott gelobt! sagte der Alte leise, um ihr Gebet nicht zu stören, kniete hinter ihr nieder, Freudenthränen quollen aus seinen Augen, und er dankte Gott, daß er die Herrin noch beten sah.

Als sich Bernuta erhob, kniete er noch. Nun mag der Tod kommen, sagte er gerührt, nun will ich gern sterben, da ich Euch habe beten sehen. O! könnte ich doch diesen Trost meinem guten Herrn senden, er würde ihn vielleicht vom Kampfe zurückhalten, oder

ihm wenigstens sein letztes Stündlein weniger schwer machen.

Bernuta drückte des Dieners Hand und betrat nun ihr kleines Gemach. Das Fenster war geöffnet, ihre Harfe, die der Vater hatte hierher bringen lassen, stand auf der gewohnten Stelle; die Thür hinter ihr war offen geblieben, und ein scharfer Westwind durchzog das Zimmer, die Saiten der Harfe berührend, die leise tönten, als greife eine Todtenhand in die Abgespannten. Schaudernd blieb Bernuta in der Mitte des Zimmers stehen, winkte dem Alten sich zu entfernen, setzte sich dann an's Fenster, ergriff die Harfe, lehnte ihr Haupt auf sie, und ihr war, als sei sie wieder Bernuta die Jungfrau, die phantastischen Gebilde der Jugend schwebten gaukelnd vor ihr, sie griff unwillkührlich in die Saiten der Harfe, und ein widriger Mißton weckte sie aus ihren Träumen. Sie ist verstimmt wie ich, sprach sie schmerzvoll, setzte sie wieder an ihre Stelle und sah wehmüthig vor sich nieder. Da brachen die lindernden Thränen hervor. Hin ist hin! rief sie, jene Zeit, jene Gefühle sind für immer verloren; ich muß vergessen oder

2.

Ein leiser Oſtwind begrüßte die Aurora, die heute in ihrer ganzen roſigen Pracht dem Meere entſtieg. Die Nebel theilten ſich, Scios Thürme und Minarets traten mit ihren vergoldeten Spitzen und ihren halben Monden glänzend hervor, und Stadt und Hafen lag amphitheatraliſch vor ihnen. Schon begrüßte der Steuermann den Leuchtthurm, der auf dem Felſen am Eingang des Hafens, ein feſtgebannter, eherner Rieſe ſtand, ſchon konnte Paul auf der Citatelle den halben Mond unterſcheiden, nur Harry ſah nichts; mit dem Lichte des Tages war auch ſeine Phantaſie erwacht, er ſah nur den alten Nakari, die Mutter, die Tochter und hätte dem Schiffe die Flügel der Seemöve gewünſcht, welche die ſchwellenden Seegel kreiſchend umflog, um nur ſchneller ans Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen.

Endlich lief das Schiff im Hafen ein, ein Boot brachte die beiden Freunde bald ans Land, ein dienſtfertiger Laſtträger verſprach, ſie nach dem Hauſe des ihm wohlbekannten Demetrios Nakari zu bringen, ſchritt rüſtig durch die engen Straßen Scio's voran und bezeichnete ihnen ein hohes, pallaſtähnliches Haus, das noch aus den Zeiten der

vergehen! — Rein iſt mein Herz, Vater im Himmel, wenn es auch ſchwach war — vergieb ihm, ſei barmherzig gegen Dein Kind!

Sie ſchritt nun getroſt die Treppe hinab. Gregor! ſprach ſie, als ſie ihr Hüfthorn erfaßte, deſſen Ton das Gefolge herbei rief. Geh zu meinem Vater, laß Hof und Haus nur offen ſtehen, Niemand ſoll etwas rauben, ſag ihm, ſein Kind dächte mit Wehmuth und Sehnſucht an ihn, lebe fromm in dem Glauben Chriſti, und wäre als Fürſtin von Schamaiten noch immer ſein gehorſames, dankbares Kind. — Sollteſt Du den Ordenbruder Werner von Windecken ſehen, ſo ſage ihm, ich gedächte noch oftmals ſeiner, und es wäre mir tröſtlich, wüßte ich, daß auch ich bei ihm noch in freundlicher Erinnerung ſtände. Und nun lebe wohl, alter Mann, ſchließe mich in Dein frommes Gebet! Dies ſagend ſchwang ſie ſich auf ihr Roß und ritt nach der Johannisburg zurück.

5.

Während Ortelsburg mit ſeiner ſchwachen Beſatzung nach ſiebentägiger Belagerung in

Kaystuts Hände fiel, und dieser von hier aus auf dem kürzesten Wege, Alles verwüstend gegen den Pregel rückte, wo er sich jenseit, bei Heiligenwand, mit dem Großfürsten Olgerd von Lithauen vereinigte, hatte der Hochmeister gleichfalls das Ordenheer zusammengezogen. Ein großer Theil unter dem Marschall stand schon bei Königsberg, Stadt und Land gegen den hereinbrechenden Feind zu vertheidigen, der Großkomthur rückte mit den Völkern aus Pomesanien und dem Culmer Lande über Heiligenbeil und Brandenburg nach Samland; der Spittler führte auf Schiffen der Danziger und Elbinger die Besatzungen und Convente von Pomerellen und Marienburg gen Pillau, wo sie landeten, und dann weiter auf Fischhausen, den Hauptsammelplatz des Heeres rückten.

Noch nie war der Orden in solcher Gefahr gewesen als jetzt, noch nie war in neuerer Zeit der Feind so tief mit einem so furchtbaren Heere in seine schönsten Provinzen gedrungen, denn das Heer der beiden Großfürsten war 70,000, das des Ordens nur 40,000 Mann stark. Der Hochmeister fühlte die Lage, in welcher er sich befand, nur zu gut. Das

Land, welches der Feind ſich zum Schauplatze des Krieges gewählt hatte, war beinahe eine Inſel zu nennen; auf zwei Seiten umſchloß es das Meer, ſüdlich umfloß es der Pregel, öſtlich die Deine; eine verlorene Schlacht konnte auf beiden Seiten den Untergang des Heeres nach ſich ziehen; wurden die Chriſten geſchlagen, war Preußen für den Orden verloren.

Auf dem Felde bei Fiſchhauſen hielt der Meiſter Heerſchau, rückte dann nördlich nach der Veſte Rudau, welche der Feind bedrohte, und hier hielt er ſeinen Kriegern eine herzerhebende Anrede, ermahnte ſie, als Streiter Chriſti zu fechten, verhehlte ihnen die Gefahr nicht, in der ſie ſchwebten, und Thränen drangen dem Helden dabei in's Auge. Die Ritter ſchwuren zu ſiegen oder zu ſterben, und ewige Schande ſolle den treffen, der dem Feinde den Rücken zeige; das Kriegvolk jubelte laut, und der Ruf: Mit Gott und der heiligen Jungfrau, führe uns getroſt zur Schlacht! erſchallte durch alle Reihen. Dann kniete das Heer nieder, die Prieſterbrüder ſprachen den Segen und zogen dann zum Theil an der Spitze der Schaaren, das Kreuz in der

Hand, dem Feinde entgegen, deſſen Hörner und Trompeten ſie jetzt ſchon in der Ferne zum Angriffe blaſen hörten.

Kayſtut befehligte den rechten, Olgerd den linken Flügel des feindlichen Heeres, bei welchem Witold, der achtzehnjährige Sohn Kayſtuts, und Jagello, Olgerds Sohn, der ſpäterhin Polen und Lithauen unter einem Scepter vereinigte, ſich befanden. Der Angriff der Heiden war furchtbar; mit gräßlichem Geſchrei und geſenkten Speeren brachen die Reiter Olgerds in die Haufen der Chriſten, ſprengten ihre Reihen aus einander, und wenig half den Rittern ihr Schwur, mancher brave Mann mußte dem Feinde den Rücken kehren. Da ſammelte der Meiſter die Flüchtigen wieder, führte ſie von Neuem zum Kampfe, trieb die Feinde zurück, wurde aber ſchwer am rechten Arme verwundet, ſo daß er vom Schlachtfelde weggetragen werden mußte. Dies entmuthigte das Heer; nur Schindekopfs Ruhe und Beſonnenheit konnte die Schaaren zum Stehen bewegen, die überall von den Tartaren umſchwärmt, ſich nach allen Seiten zur Vertheidigung wenden mußten. Schon ſtand die Sonne hoch im Mittag

und noch war der Sieg zweifelhaft, da sammelte der Marschall Alles, was er nur in der Eile ordnen konnte, auf seinem rechten Flügel, ließ die zum Rückhalte noch außer Kampf gebliebenen Haufen vorrücken, und beschloß einen Angriff auf den Flügel, den Olgerd, der Großfürst, befehligte. Bei diesem Haufen befand sich der Komthur Otto, der trotz seines hölzernen Beines sich an den Sattel hatte festbinden lassen, und heute den Schimpf über den Verlust der Johannisburg wieder auslöschen wollte, ihm zur Seite ritt Werner von Windecken. Der Withing Walgune war vom Anfange des Treffens an zu einem Haufen Samländer getreten, und hatte sich, die Pike in der Hand, in ihre Reihen gestellt, um, wie Gregor gesagt hatte, Sieg und Tod zu finden.

Olgerd sah das Ungewitter sich nahen, er sah den gefürchteten Marschall auf seinem Goldfuchse die Schaaren ordnen, und das Vaterherz mahnte ihn bei dieser nahen Gefahr. Er sandte in diesem entscheidenden Augenblicke Sohn und Neffen zurück, entmuthigte aber durch diese Vorsichtsmaßregel

das Herr, und als nun der Marschall jetzt in dichten Haufen mit gesenkter Lanze eindrang, leistete man ihm keinen männlichen Widerstand; der feindliche Flügel wich. Aber noch hielt Kaystut, noch stand die Mitte, wo das Hauptbanner hoch flatterte. Dies gewahrte der Komthur Otto. Sieh Werner, sagte er, das Hauptbanner ihm zeigend. Dort weht ihre Fahne, bis dorthin müssen wir durchbrechen, sie zu gewinnen! Mit dem Feuer der Jugend rief er seinen Reisigen zu, ihm zu folgen, spornte sein Roß und sprengte in den geschlossenen Haufen der Feinde. Werner rannte ihm voran Alles vor sich nieder, und als seine Lanze zersplitterte, schwang er den Streithammer und bahnte sich den Weg zu dem Banner, um das sich, es muthig vertheidigend, die Lithauer immer dichter und dichter schlossen. Aber nichts schwächte den Muth des alten Komthurs. Nur immer drauf mein Sohn! rief er, wacker um sich hauend. Mir nach, muthige Gesellen! Von allen Seiten strömten nun die Krieger herbei, der blutigste Kampf der Schlacht begann, die Kreuzesbrüder drangen bis zu dem Führer des Banners, den Werners Hammer niederwarf,

während der Kommthur dem Sinkenden die Fahne aus der Hand riß.

Mit dem Verschwinden des Banners sank der Muth der Lithauer auch hier, sie verließen in wilder Flucht den Kampfplatz; auch Kaystut konnte nicht mehr dem Andrange der Ordbrüder widerstehen, er ward in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Die Jungfrau, schön wie Pagazana, die ihn begränzt, hatte ihn nicht zum Siege geführt.

Als habe das feindliche Banner dem alten Komthur neue Kraft gegeben, so jugendlich muthig jagte er dem fliehenden Feinde nach, nachdem er durch einen Ordenbruder dem Meister das Siegeszeichen übersendet hatte. Von Werner begleitet ritt er jetzt im scharfen Trotte über den Wahlplatz, wo der erste Angriff statt gefunden, und das christliche Heer anfangs hatte weichen müssen. Furchtbar war der Anblick, verstümmelte, halbnackte Krieger lagen hier dem Tode ein Opfer, Sterbende murmelten noch ein leises Gebet, ihrer Seele den Weg nach dem himmlischen Paradiese zu bereiten, andre, die der Schmerz überwältigte, sahen fluchend und unter Ver-

wünschungen den Tod sich nahen. Von den Lithauern lagen nur Todte unter ihren Feinden, der Tod hatte Christ und Heide versöhnt. Der Komthur, den bei dem Anblicke der Leidenden das Mitleid ergriff, hielt sein Roß an, und ward ungewiß, ob er dem Feinde folgen, ob er hier Hülfe und Beistand leisten sollte; da erblickte er Walgune an einen Fichtenstamm gelehnt. Herr Ritter! rief der Sterbende, dem ein feindlicher Speer die Brust durchbohrt, dem Ordenbruder zu. Solltet Ihr mein Kind auf dieser Welt noch sehen, so sagt ihr, ich hätte ihr im Tode vergeben. Dies sagend blickte er freundlich lächelnd den Ordenbruder an, sank zusammen und verschied. Werner! rief der Komthur seinem jungen Freunde zu, der im Anschauen des Verschiedenen noch immer sein Roß anhielt. Dem ist wohl, seine Seele ist bei Gott; nur drauf auf den Feind, ihn und die gefalenen Brüder zu rächen! — Hörst Du nicht in der Ferne Waffengetümmel? Er sprengte, nur von Werner und Wenigen gefolgt, dem Waffengetöse zu, und traf noch zur rechten Zeit ein, Theil an einem Gefechte zu nehmen, das der Marschall mit der Nachhut des Feindes

hatte, die sich bei ihrer Annäherung bald auf eilige Flucht begab.

Heute, Komthur! rief ihnen der Marschall zu, muß ein großer Erndtetag werden, wir müssen sie mähen wie der Schnitter die Halme. Auf, mir nach! Hat mir zwar gestern ein altes Weib, das ich fast umgeritten hätte, zugerufen: ich solle morgen die Mähre besser anhalten, sonst liefe sie mit mir zuletzt noch zum Teufel; aber was kümmert mich ein altes Weib. Drauf, nur immer drauf Komthur! Er gab seinem Goldfuchse die Sporen und jagte mit Blitzesschnelle hinter dem Feinde her, es wenig beachtend ob seine Krieger ihm folgten oder nicht.

Der alte Komthur, obgleich ermattet, jagte hinter dem Marschall drein, von Werner, mehreren Ordenbrüdern und wohl an hundert Reisigen gefolgt. Sie mähten nieder was Lanze und Schwert erreichen konnten, und stürmten immer, der Marschall an ihrer Spitze, vorwärts durch den Wald. Seht wie sie fliehen, die feigen Heiden! rief dieser sich nach den Seinen wendend. In diesem Augenblicke traf ein feindlicher Pfeil den Helden da, wo der Panzer auf den Beinschienen befestigt

war, er stürzte und sein Streitroß jagte wiehernd davon. Pfeil auf Pfeil sauſete nun aus dem Dickicht auf die christliche Schaar, die einen Haufen feindlicher Speerreiter auf sich zukommen sah. Schnell ward der Marschall fortgebracht, denn hier galt es Eile. Auch das Roß des Komthur Otto sank von einem Pfeile getroffen, und wälzte sich mit dem alten an den Sattel festgebundenen Mann auf dem Boden. Das gewahrte Werner; nicht den nahenden Feind achtend, nicht sich seinen Waffenbrüdern anschließend, die den Anrückenden entgegengingen, sprang er vom Rosse, ein mächtiger Schlag mit dem Streithammer schlug das sich wälzende Roß vollends nieder, und während die Ordenbrüder wacker kämpften, schnallte er den Komthur von dem Sattel los, und bemerkte nicht den Pfeilregen aus dem Dickicht, nicht die Flucht der Seinen. Erst als diese vom Feinde verfolgt an ihm vorbeijagten, der Komthur ermattet sich nicht aufrecht halten konnte, und ihm zurief. Laß mich, Werner, rette Dich nur! sah er die Gefahr. Schon umringt von den aus dem Dickicht Hervorbrechenden, hieb er wie ein Verzweifelter mit seinem Hammer

Genueser sein mußte, als die Wohnung des Primaten. Harry klopfte heftig ein, zwei, dreimal an, aber es dauerte lange, bis sie Jemand kommen hörten. Endlich ward die Thüre geöffnet, Harry stürzte hinein, Paul folgte — „Boris! Treuer, alter Diener, du mein Freund!" rief er freudig, die Hand des alten Griechen, der die Thür geöffnet hatte, stürmisch erfassend „Kennst du mich noch?"

„Nein Herr!" erwiederte dieser verwundert.

„Kennst du den Schiffsfähndrich, Harry Dugdal, deinen Kranken nicht mehr? — Geh hinauf, melde mich."

„Heilige Athanasia! Sind Sie es wirklich Herr?" rief der Alte mit freudigem Staunen „Sein Sie mir von Herzen willkommen in diesem Hause."

„Geh hinauf, melde mich!" wiederholte Harry.

„Ihr findet Niemand hier!" sagte der Alte finster.

„Nicht den Vater?"

„Der ist auf seinem Landhause am Meer."

„Auch die Mutter nicht?"

„Sie schläft, Herr!"

„Und Helene, das liebliche Kind? — Sie muß sich herrlich entfaltet haben —"

„O ja, Herr Dugdal, das hat sie!" seufzte der Alte.

„Wo ist sie?"

„Bei dem Vater" sagte der Alte und wandte sich ab —

„Führ uns hinaus."

„Ich darf das Haus nicht verlassen, Herr!" entgegnete er „Ich will Ihnen aber gleich einen Knaben und zwei Maulthiere besorgen, denn zu Fuße würde es zu weit sein; treten Sie indeß in dies Zimmer, in einer halben

um sich, die Feinde von dem Komthur abzuwehren. Aber was konnte der Einzelne gegen die Menge; schon lagen viele der Feinde hingestreckt, schon blutete er aus mancher Wunde, als er von hinten gepackt, niedergeworfen und entwaffnet wurde.

Man führte ihn, den Komthur und noch zwei Ordenritter gebunden fort; sie mußten auf Pferde geworfen den fliehenden Feinden folgen, die, mit ihrer Beute zufrieden, die Uebrigen ruhig ziehen ließen.

Glücklicher war der Marschall gewesen, der dichte Wald, in den sich seine Träger warfen, hatte ihn gerettet; er wurde nach Königsberg gebracht, wo dieser Löwe nach drei Tagen in den Armen des Hochmeisters starb. Vor ihm war kein Ordenbruder ihm gleich an Muth gewesen, nach ihm hat keiner ihn übertroffen, keiner ihn erreicht; mit ihm begrub der Orden seinen ersten Helden und sein Kriegglück.

Die Schlacht war die blutigste des ganzen Krieges. 11,000 Lithauer bedeckten den Kampfplatz; der Marschall, der Großkomthur, 26 Komthure, 200 Ritter und 2000

Knechte lagen jetzt friedlich zwiſchen ihnen. Der Sieg war theuer erkauft.

6.

Die wilde Flucht der Heiden ging auf verſchiedenen Wegen der Memel zu; wo ſie durchzogen, ſengten und brennten ſie Alles nieder, und mit zerriſſenem Herzen mußten die Gefangenen die Verwüſtung ihres Landes mit anſehen, das wie ausgeſtorben war, da ſich die Bewohner mit Weib, Kind und all ihrem Vieh in die Wälder und in die ſumpfigen Gegenden geflüchtet hatten. Kayſtut allein war mit dem Kerne ſeines Heeres noch beiſammen, deckte die Flucht, und zog ſich langſam vor den ihn verfolgenden Chriſten zurück.

Oft hofften die Gefangenen auf Befreiung, oft hörten ſie in der Ferne die Trompeten der Ihrigen ſchmettern, der Komthur von Labiau fiel bei Hechlanken auf die Fliehenden, machte viel Beute und viele Gefangene, aber die gefangenen Ordenbrüder, von einem Haufen Speerreiter geführt, waren ſchon vorüber, ſie konnte er nicht befreien.

Auch

Auch der Komthur von Ragnit griff die Flüchtigen bei dem Uebergange über die Jeschuppe an, Viele fanden hier ihren Tod, aber die Ordenbrüder ihre Freiheit nicht.

In ihr Schicksal ergeben, den sichern qualvollen Tod vor Augen, zogen die Ritter immer tiefer in's feindliche Gebiet. Sie wußten, daß Olgerd geschworen hatte, alle Gefangenen in dem heiligen Haine seiner Götter umbringen zu lassen, keine Hoffnung blieb ihnen, denn sie kannten des Großfürsten grausamen Sinn. Am tiefsten gebeugt war der Komthur Otto, der sich die Schuld von Windeckens Gefangenschaft beimaß; er hatte ihn zum Verfolgen angefeuert, sein Sturz mit dem Pferde war die Ursache, daß der kühne Bruder sich nicht mit kräftiger Faust den Weg durch die Feinde hatte bahnen können, und wenn ihn Werner trösten wollte, so drückte er ihm schmerzvoll die Hand und sagte. Du weißt nicht, Werner, und kannst es auch nicht fühlen, wie tief betrübt ich bin.

Den langen Weg von Samland nach Schamaiten hatte mancher auf flüchtigem Rosse traurig zurückgelegt, Niemand mehr als Bernuta. Die Worte Kaystuts: Seit dem Tage,

als ich Dich zum erstenmale sah, hat das Glück mich verlassen! begleiteten sie auf ihrem ganzen Wege. Sie hatte ihren Gemahl seit dem Morgen der Schlacht nicht wieder gesehen, hatte in dem Augenblicke, wo der Sieg sich zum Ordenheere neigte, von ihm den Befehl erhalten, den Kampfplatz schnell zu verlassen, und sich mit ihrer Begleitung, an deren Spitze sich Gastold, jener biedre Alte, befand, eiligst zurückzuziehen. Hierbei war sie auf Olgerd gestoßen, der seinem Bruder die Mühe, den Rückzug zu decken, überlassen, und mit ihm, der eben nicht freundlich gegen sie war, hatte sie die Flucht fortgesetzt. Mit Sehnsucht erwartete sie ihren Gatten, obgleich sie seine Ankunft fürchten konnte, da er seine Hoffnungen durch sie nicht erfüllt gefunden, aber sie glaubte, er bedürfe ihres Trostes, und dies war ihr genug, seine Gegenwart zu wünschen.

Der erste ruhige Augenblick nach jener unglücklichen Schlacht, war für Vernuta der, wo der Großfürst von Lithauen hinter der Memel Halt machen, eine Brücke schlagen und die übergeschifften Flüchtlinge wieder sammeln ließ. Sie sah diesem nicht erfreulichen

Schauspiele aus einer erbärmlichen Hütte am Strande zu, denn Olgerd hatte sich nicht bewegen können, sich sogleich nach Rostenna zu begeben; sie wollte an dem Ufer der Memel ihren Gatten erwarten, von dem sie, seit jenem Befehle, keine weitere Nachricht erhalten hatte, und um den sie mit Recht bangte. Als sie nun mit ihren Frauen am Fenster stand, erblickte sie am jenseitigen Ufer die gefangenen Ordenbrüder, ihr Mitleid, ihre Aufmerksamkeit wurde rege. Als nun die Gefangenen von ihren Rossen stiegen, um das Schiff zu betreten, glaubte sie den Komthur Otto zu erkennen. Der Gedanke, auch Windecken könne des alten Freundes Schicksal theilen, ergriff und quälte sie, sie sah unverwandt nach dem Kahne, und als er näher kam, sie Alles deutlich erblicken konnte, erkannte sie Werner. Edler, unglücklicher Mann! sagte sie leise vor sich hin, und doch blitzte plötzlich Freude aus ihrem Auge. Ja! dachte sie, und der Gedanke ward zum festen Entschlusse. Ich kann ihm nun seine treue Liebe dankbar vergelten, Alles will ich daran wagen ihn zu retten, und das Leben, ihm durch Bernuta erhalten und wieder gegeben, wird

den Reiz wieder gewinnen, den es für ihn verloren hatte.

Jetzt stiegen die Gefangenen an das diesseitige Ufer; mit dem Schritte aus dem Kahne ließen sie die Hoffnung, befreit zu werden, zurück. Sie verweilten einige Zeit am Ufer, bis die Rosse herübergeschwommen waren, und Bernuta, nachdem sie sich noch einmal überzeugt hatte, er sei es, trat von der Fensteröffnung zurück, denn es war ihr zu schmerzlich, die gefangenen Glaubenbrüder vorüberziehen zu sehen.

Als sie am Abende das Schloß eines Edlen, welches unfern des Ufers lag, bezog, ließ sie den Großfürsten Olgerd ersuchen, zu ihr zu kommen. Er kam, sie neigte sich vor ihm als dem obersten gebietenden Herrn der lithauischen Völker, dann sagte sie, in Blick und Ton allen Liebreiz legend, der ihr zu Gebote stand: Großfürst! keine Bitte hat noch die Gemahlin Eures Bruders an Euch gethan, die Erste die sie thut, wollet Ihr nicht abschlagen. Eure erste Gemahlin war eine Christin, deshalb könnt Ihr die Christen um ihres Glaubens Willen nicht hassen, wie hättet Ihr Eure Gattin lieben können. — So

bitte ich Euch, nehmt das furchtbare Wort zurück, das Ihr gesprochen, schont das Leben der Gefangenen und wechselt sie aus.

Olgerds Auge sah bei diesen Worten finster auf die Gattin seines Bruders, die er überhaupt nicht liebte, da diese ganze Verbindung ihm und den Priestern unangenehm war, mit denen der Großfürst in weit besserem Vernehmen stand, als Kayſtut. Mein Wort steht fest wie die Eiche Percunnas! erwiederte er. Nie breche ich es, am wenigsten einiger elenden Christen wegen, die den Göttern zum Sühnopfer bluten müssen!

Diese Antwort, überdies rauh und unfreundlich gesprochen, reizte Bernutas Stolz. Wißt Ihr auch, Herr, sprach sie, daß alle Gefangenen, die hier vorbeizogen, durch die Speerreiter Kayſtuts gemacht wurden, mithin nur er über ihr Schicksal zu gebieten hat?

Er trägt Schamaiten von mir zur Lehn, ich bin sein Oberherr, und er wird und kann meinem Willen nicht entgegen seyn! erwiederte Olgerd beleidigt.

Bernuta, in diesem Augenblicke schnell überlegend, welche nachtheiligen Folgen ihr rasch gesprochenes Wort für die Gefangenen

haben könne, verneigte sich, als beuge sie sich vor seinem Willen und schwieg. Bald darauf aber, als der Unmuth Olgerds sich verloren zu haben schien, fragte sie. Wo wurden die Gefangenen hingebracht?

In einen der Thürme des Schlosses!

Erlaubt Ihr, Herr, daß ich meine Glaubenbrüder mit Speise, Trank und Trost erquicken darf? fragte sie weiter.

Thut, was Ihr vor Eurem Herrn und Gemahl verantworten zu können glaubt, antwortete er trocken, und verließ sie bald. Da schickte sie nach dem alten Gastold. Gastold! redete sie ihn an. Unter den gefangenen Ordenbrüdern befinden sich zwei, die mir werth sind, der Komthur Otto, dem mein Gemahl, wie Ihr wißt, auf der Johannisburg Leben und Freiheit schenkte, und der Ordenbruder Werner von Windecken, der des Herrn Freund und Gesellschafter war, als er auf Marienburg gefangen saß, und den er, sich selbst zu retten, niederstoßen mußte. Den Beiden wünschte ich Trost zuzusprechen, sie bedürfen seiner. — Glaubst Du, daß mein Gemahl mir deshalb nicht zürnen wird, so führe sie hierher zu mir, in Deiner, in Weidunens, mei-

ner Zofe, Gegenwart will ich ſie ſprechen, auch ich bin in ihrer Schuld, ich will ſie bezahlen ſo viel ich vermag.

Ich glaube nicht, daß Kayſtut zürnen wird, wenn Ihr Dankbarkeit übt, ſagte der Alte nach einigem Nachſinnen, Troſt in der Noth iſt dem Unglücklichen eine ſtärkende Erquickung; und ſollte ſein Zorn losbrechen, ſo ſtehe ich Euch, edle Fürſtin, treulich zur Seite, und mein grauer Schädel und Euer ſtrahlender Blick werden wohl die Gewitterwolken brechen. Doch Vorſicht iſt nöthig; es muß für die neugierige Menge Geheimniß bleiben, ich fürchte Olgerd. — Aber Euch zu Liebe, Fürſtin, muß ich ſchon etwas wagen. — Entfernt nur Eure Gefolge bis auf Weiduna, ſo bald Ihr könnt. — Bernuta that wie er ihr gerathen.

Komthur Otto und der Ordenritter Werner von Windecken möge mir folgen! befahl Gaſtold, als er in das dumpfe Gefängniß des Thurmes trat, wo die Ordenbrüder gefangen lagen.

Kommt, lieber Herr! ſprach, als ſie dieſen Befehl vernommen hatten, Werner und erfaßte des alten Komthurs Arm. Laßt uns

getrost seyn, gehen wir doch zusammen und wäre es der Weg zum Tode!

Zum Tode! fuhr der Komthur auf. — Jetzt schon, ehe ich —

Macht fort! unterbrach ihn Gastold ungeduldig. Die Minuten sind gezählt, kommt.

Nun mit Gott mein Sohn! sagte der alte Mann, gegen die Gewohnheit im Orden Werner heftig an sich drückend. — Hier oder dort ist wohl gleichviel!

Eben als sie heraustraten kamen Männer mit Speise und Trank ihnen entgegen, die sie zu den Gefangenen brachten. Wir sollen nicht von der Henkermahlzeit essen! sagte der Komthur leise zu Werner. — Aber noch eins muß ich Dir sagen. Siehst Du, daß der Todesstreich uns treffen soll, so nahe Dich mir, daß Du noch meine letzten Worte vernehmen kannst. Werner nickte ihm bejahend zu.

Mit Mühe war nun der alte Komthur, den Werner sorgfältig führte und unterstützte, die Treppe hinaufgestiegen. Wahrlich, Herr! sprach Gastold zu dem Ritter. Wer das Alter ehrt, den segnen die Götter. Geduldet Euch nur noch eine Weile, bald sind wir am Ziele. Er hielt jetzt an, klopfte leise an eine

Stunde soll alles bereit sein, auch der Kaffee, den ich Ihnen immer so schmackhaft zu bereiten wußte."

Die Fremden traten ein. „Soll ich zurück aufs Schiff, um das Nöthige zu besorgen?" fragte nun Paul „denn ich fürchte, einmal die Wallfahrt angetreten, möchtest du sobald nicht wieder zurückkehren."

„Du mußt mich begleiten, aber geh und komm bald wieder, denn mich treibt es hinaus. Laß das Schiff vor Anker sich legen, der William mag sich nach den Preisen erkundigen und alles bleiben, bis wir zurückkehren."

Paul ging; Harry blieb allein und blieb es lange, denn es dauerte eine geraume Zeit, bis der Alte mit der Schale Kaffee eintrat. Harry betrachtete ihn jetzt aufmerksamer. „Ei, ei, Boris," sagte er, „du hast in der Zeit, daß wir uns nicht sahen, sehr gealtert."

„Meinen Sie?" erwiederte der Grieche.

„Deine Haare sind grau geworden, deine Augen liegen so tief."

„Das Alter, Herr! — Jeder zahlt ihm seinen Tribut!"

„Du scheinst mir so traurig, niedergedrückt —"

„Ich glaube der Knabe mit den Thieren ist schon da — ich will doch sehen" sagte er und eilte hinaus, ohne Harry zu antworten, der sich auf das Polster des Divans setzte und, mit seinem Stock auf den marmornen Fußboden Buchstaben zeichnend, in Nachdenken verfiel.

Wenn der Mensch nach jahrelanger Abwesenheit nach einem Orte zurückkehrt, wo es ihm einst recht wohl gegangen, wenn er auf dem Wege dahin mit Liebe und Sehnsucht die vergangenen Tage sich ausmalt, die Menschen,

Thür, welche eine junge Lithauerin öffnete und ihnen freundlich sagte. Tretet nur ein!

Der Anblick des jungen Mädchens verscheuchte zwar den Glauben, sie würden zum Tode geführt, doch konnten sie nicht erwarten was ihnen bevorstand, als sie plötzlich bei hellem Kerzenschein die Thür sich öffnen und Bernuta heraustreten sahen. Der Komthur war erstaunt, Werners Auge ruhte lange wehmüthig auf ihr, dann senkte er den Blick und sah nicht mehr nach ihr auf.

Ich komme, Komthur, der ehemaligen Nachbarschaft wegen, begann Bernuta den alten Mann anzureden, Euch den Trost zu bringen, daß ich Alles thun werde, auf irgend eine Weise Euch aus der Gefangenschaft zu befreien. Es wird meinem Herzen wohl thun, meinen Glaubengenossen eine Retterin aus der Gefahr gewesen zu seyn, und wenn Ihr mir auch früher oftmals gezürnt und an der Reinheit meines Glaubens gezweifelt habt, so will ich Euch doch jetzt überzeugen, daß Ihr mir Unrecht thatet.

Ich danke Euch, Fürstin, erwiederte nach einigem Besinnen der Komthur, der von so manchem überrascht seyn mochte. Freiheit ist

jedem Menschen, am meisten einem Ordenbruder, eine köstliche Gabe, und wer sie uns giebt, dem danke ich vom Herzen.

Ihr, Herr Werner von Windecken, zürnt mit mir, wie es scheint. Wollt Ihr nicht in mein Antlitz schauen? wendete sie sich schnell zu diesem. Fürchtet Ihr es zu erblicken?

Bei Gott, nein! rief der Ordenbruder, das ernste Auge auf sie richtend. Ich fürchte es nicht — Ich fürchte nur die Glorie verschwunden zu sehen, die Euch sonst in meinen Augen umgab.

Und ist sie verschwunden? fragte sie mit dem Zauber ihrer Stimme und stand im vollen Liebreiz vor dem Ritter, der sie unverwandt ansah, als wolle er genau untersuchen ob er sich irre oder nicht.

Er schwieg eine Weile während dem sein Antlitz immer verklärter wurde. — Ja, sprach er dann mit Feuer, sie mag wohl noch um dies Himmelantlitz schweben. — Mir ist sie aber dennoch verschwunden!

Tief erschütterten Bernuta diese Worte aus dem Munde eines Mannes, den sie ehren mußte. Auch fürchtete sie, das Gespräch möchte den Anwesenden über ihr früheres Le-

ben ein ſonderbares Licht verbreiten, ſie erwiederte daher nichts und ſah ſich nach ihnen um; beide aber hatten ſich entfernt. Gaſtold, glaubend ſeiner Fürſtin Mißtrauen zu zeigen wenn er bliebe, hatte Weiduna ein Zeichen gegeben, daß auch ſie ſich entferne.

Es war nun eine tiefe Stille eingetreten; Bernuta nahm zuerſt das Wort wieder. Ihr ſeht, Herr Werner, wie ſehr Ahnungen trügen, ſprach ſie. Ihr glaubtet mich im Vaterhauſe zum letztenmale geſehen zu haben und Ihr ſahet mich eine Gefangene; jetzt ſehe ich Euch als Gefangenen vor mir ſtehen. Hoffentlich werden wir uns Beide in Freiheit wieder ſehen.

Ja es iſt wunderbar, wie das Schickſal oft den Menſchen führt, ſagte der Ordenbruder halb vor ſich hin, und das Herz des Menſchen iſt oft noch wunderbarer. Sehe ich Euch ſo vor mir in dem prachtvollen Gewande einer Fürſtin, denke ich mir Bernuta, des Withings Walgune Tochter — Ich habe einen Auftrag an Euch, Fürſtin, brach er ſchnell ſeine Rede ab. Ich habe Euch einen Gruß von Eurem Vater zu bringen.

O ſprecht! rief ſie, unwillkührlich ſeine

Hand erfassend, die er schnell ihr entzog, denn ihn durchzuckte es, als er sie in der Seinigen fühlte. Sprecht!

Es ist sein Letzter!

Todt! rief Bernuta, todt! Fiel er in der Schlacht?

Ein Lanzenstich traf ihn —

Ich habe den alten Mann dem Tode entgegengejagt! rief sie ehe Werner noch enden konnte, und der Schmerz raubte ihr fast die Sinne. Ich habe ihn in's Verderben gestürzt, ihm die letzte Stunde verbittert, ihm nicht die Augen zugedrückt, und sein letzter Athemzug war — Fluch über mich!

Nein, Bernuta! sprach der Ordenbruder, den das Mitleid Vergangenheit und Gegenwart vergessen ließ. Sein letzter Athemzug war Segen. Sagt meinem Kinde, so sprach der Sterbende, ich hätte ihr im Tode vergeben. Dann sank sein Haupt und er verschied sanft.

Dank Dir, Dank Dir Vater! rief sie bewegt und Thränen entstürzten ihrem Auge. Wenn Du jetzt über mir schwebst, und versöhnt auf mich blickst, so segne auch mich aus jenen Höhen, wo Du das Herz Deines Kin-

des in seiner tiefsten Tiefe erkennen kannst. Sie faltete hierauf die Hände und betete leise vor sich hin. — Ich danke Euch, Herr Werner, sagte sie dann. Was mir noch von Euch geworden ist, war stets nur Gutes.

Fürstin! rief der mit Weiduna eintretende Gastold. So eben naht Großfürst Olgerd Eurem Gemache. Soll ich es schließen? Soll ich die Ordensleute verbergen?

Bleib, Gastold, laß die Ordensbrüder nur hier, ich werde den Großfürsten empfangen, erwiederte sie mit Ruhe.

Kaum hatte sie dies gesagt, als die Thür sich öffnete und der Großfürst von Einigen seiner Edlen begleitet, eintrat. Man hatte ihm beim Mahle die Nachricht gebracht, daß die Fürstin gefangene Ordensbrüder habe zu sich führen lassen, worauf er vom Weine erhitzt schnell aufgesprungen war, und sich nach ihren Gemächern begeben hatte. Verzeiht, Fürstin! redete er sie an, daß ich Euch störe. Ich hörte im Vorbeigehen in Eurem Zimmer laut sprechen, das zeigte mir, daß Ihr Gesellschaft hättet, ich trat ein, und finde wahrlich sonderbare Gesellen hier. Ha! rief er, die Beiden betrachtend, der Alte da mit sei-

nem hölzernen Beine, braucht meinem Bruder keine Sorge zu machen; aber der hier, der so trotzig seinen Ordenmantel um sich schlägt und mich so keck anblickt, das ist ein flinker Bursche. Wohl eine Bekanntschaft aus vergangener Zeit?

Wer giebt Euch ein Recht, Großfürst, in meinem Gemache solch unziemliche Reden zu führen? fragte Bernuta mit Stolz auf ihn zu tretend.

Ihr habt geweint, noch rollen die Thränen über Eure frischen Wangen, fuhr er unbekümmert ihres Zornes fort. Es muß ein herzzerreißendes Wiedersehen gewesen seyn!

Ich erhielt so eben die Nachricht von dem Tode meines Vaters, und sollte ich da nicht weinen? erwiederte Bernuta. Ueberdies bin ich nur meinem Herrn und Gemahl Rechenschaft von meinen Thränen schuldig, nicht Euch, seinem Bruder.

Wer wagte es die Christen herzuführen? fuhr Olgerd, unter die Versammelten blickend, immer heftiger werdend auf. Mein Zorn soll ihn treffen, mein Schwert seinen Schädel spalten!

Ich Herr! sagte Gastold. Hier ist mein

grauer Kopf, lüstet Euch, so spaltet ihn, nur schone Eure Zunge die edle Frau. — Geht lieber nach Eurem Gemache und legt Euch zur Ruhe.

Du alter Graukopf! sagte er höhnend, doch ließ seine Hand den Schwertgriff los, denn er hatte Erfurcht vor seinem alten Lehrer, diesem treuen Diener. Kannst Du Dein Mitleid immer noch nicht unterdrücken, haben die Jahre Dich nicht auch hier abgekühlt?

Den Göttern sei Dank, nein! erwiederte der Alte.

Ha, Bursche! Dein Name? wendete sich der Großfürst zu Werner, der ihm keine Antwort gab. — Wirst Du reden? fuhr ihn Olgerd an.

Fragt mich, Herr, wie es sich ziemt, erwiederte der Jüngling. Ein Ordenritter, wenn er auch gefangen ist, bleibt ein ehrenwerther Mann, der die Achtung seiner Feinde verdient.

Welcher Stolz! Hüte Dich, daß mein Schwert ihn nicht kühle! rief Olgerd entrüstet.

Gastold! befahl jetzt Bernuta. Bringe die Gefangenen in den Thurm zurück; Du stehst mir und meinem Gemahl für ihr Leben! — Gastold führte sie ab und Olgerd ließ sie un-

gehindert gehen. Nun Großfürst! wendete sie sich zu diesem, bitte ich mich zu verlassen, denn ich bedarf der Ruhe. Sie verbeugte sich, und als Olgerd nicht ging, verließ sie das Gemach.

Ein stolzes Weib! rief der Großfürst mit Ingrimm, aber ich will sie beugen, sollten auch Lithauens Fürsten sich darüber entzweien —

Und zu Grunde gehen, murmelte ein Greis aus seinem Gefolge.

Am andern Tage gab er den Befehl, daß der Komthur und die Ordenritter nicht nach Rostenna, sondern nach der Stadt der Priester gebracht werden sollten. Dieser Befehl erschreckte Bernuta, sie vermochte Gastold, die Gefangenen zu begleiten und wo möglich zu schützen. Sie selbst blieb in dem Schlosse zurück, Kaystut zu erwarten.

7.

Am andern Tage traf dieser mit seinem Heere, von dem Komthur von Insterburg verfolgt, an dem Ufer der Memel ein, brach die Brücke hinter sich ab, zerstörte alle Fahrzeuge,

zeuge, die den Christen hätten zum Uebergange dienen können, und ließ nun seine ermüdeten Krieger hier ausruhen, wozu ihnen auch das Ordenheer Muße gab, da es keine Anstalten machte den Fluß zu überschreiten.

Bernuta war durch die Nachricht von dem Tode ihres Vaters tief erschüttert; die Worte des Ordenbruders hatten ihren Eindruck nicht verfehlt, die Niederlage ihres Gatten sie tief gebeugt. So manches was sie sah, die Rohheit des Volkes, die blutigen Opfer des Heidenthums hatten die glänzenden Bilder ihrer früheren Phantasie getrübt, und sie hatte nie so tief als jetzt gefühlt, welche Beruhigung der christliche Glaube gebe. Zweifel, ob sie recht gethan, stiegen in ihr auf, und die Liebe vermochte nicht den Zwiespalt ihres Inneren zu lösen, ihre Ruhe war hin. Selbst die Nachricht, daß Kaystut im Anmarsche sei, ergriff sie nicht so freudig, daß sie ihre Thränen getrocknet hätte. In dieser Stimmung ritt sie ihm bis jenseit der Memel entgegen, wo er sie mit aller Achtung, jedoch nicht so herzlich, als sie es sonst gewohnt, empfing.

Bernuta! sagte er, als sie auf dem Schlosse sich allein befanden. Du hast mir nicht den

Sieg gebracht, der Ausspruch der Götter war falsch, Dein ist jedoch die Schuld nicht. Wie konnte ich auch denken, daß Du, eine Christin, mir Sieg über das Heer Deiner Glaubensbrüder bringen könntest. Entschuldige Dich nicht, Bernuta, mein Herz entschuldigt Dich schon genug, sagte er, da sie ihn unterbrechen wollte. Warum auch solches Gaukelspiel, das mir mein Verstand als Thorheit und Betrug schildern muß. — Aber ich bin gebeugt, tief gebeugt; der Kern meines Heeres tränkte mit seinem Blute die Felder von Samland, viele meiner Edlen, selbst die meinem Herzen theuer sind, wurden gefangen, und schmachten vielleicht im Kerker.

Du hast ein Mittel sie zu befreien, sagte Bernuta. Wechsle sie gegen die gefangenen Ordenbrüder aus, die zu Ortelsburg und in der Schlacht in Deine Hände fielen. Auch ist Einer unter ihnen, den zu befreien Dir Pflicht ist.

Wer ist dies? fragte Kaystut verwundert.

Der Ordenbruder Werner von Windecken. Gastold hat ihn zu mir geführt, ich habe ihn gesprochen und ihn getröstet, auch hat er

die ihm werth waren, sich vielleicht verschönt zurück ruft, das Herz immer stärker klopft, je näher er dem Ziele kommt; er das Band, das ihn an die Menschheit knüpfte, die er wieder zu finden hofft, durch die Zeit nicht zerrissen glaubt, und es ihm ist, als ob es nur ein neuer Tag wäre, den er wieder in ihrem Kreise durchleben sollte, als ob nur Stunden, nicht Jahre zwischen dem Einst und dem Jetzt lägen und er dann eintritt. Alles findet er still und öde, Niemand kömmt ihm begrüßend entgegen und er ist fremd geworden in dem Hause der alten Freunde, wo er überall nur die tiefgegrabenen Spuren der Zeit findet, da erkaltet plötzlich das warme, freudetrunkene Herz, alle Glut ist erstarrt, alle Bilder sind verwischt, alles Leben ist erstorben. So war es auch Harry, das Haus war ihm fremd, der freundliche Diener ergraut, ernst und still; Vater, Tochter im fernen Landhause, nur die sonst so thätige Mutter schlief noch. Dies Alles dämpfte die Freude. Ob auch Herz und Gesinnung der Zeit unterlegen haben? dachte er mißgestimmt, als der Grieche wieder eintrat und berichtete, daß alles zum Ritt bereit sei.

„Mein Freund ist noch nicht zurückgekehrt" sagte Harry „du mußt mich noch länger beherbergen. Aber schläft denn die Mutter immer noch?"

„Ja, Herr!"

„Darfst du sie nicht wecken lassen, ihr nicht sagen, daß Harry Dugdal hier ist?"

„Nein, lieber Herr!"

„So grüße sie von mir, Boris, und bitte, daß sie doch auch nach dem Landhause komme"

Ein schmerzliches, fast bitteres Lächeln verzog des Alten

mir traurige Kunde von meinem Vater gebracht. Er ist todt!

Armes Weib! sagte der Fürst, da er die Thräne in ihrem Auge sah. Der Verlust eines Vaters ist ein schmerzlicher Verlust, das habe ich tief empfunden, als Gedemir starb; kein Trost heilt diese Wunde. Daß Du den Ordenbruder über sein Schicksal getröstet hast, freut mich. Ich bin ihm verpflichtet, ich will meine Schuld redlich abtragen.

Dein Bruder hat den Gefangenen den Tod geschworen, sie seinen Göttern zum Sühnopfer bestimmt, berichtete Bernuta.

Wenn sie noch leben, so schütze ich sie. Sind sie in Rosienna?

Er hat sie nach der Stadt der Waidlotten bringen lassen, erwiederte Bernuta.

Ich verstehe Dich, Olgerd! sagte Kaystut dumpf vor sich hin. So könnte mir doch seine Freiheit mehr kosten als ich glaubte!

Wie meinst Du das? fragte Bernuta ängstlich.

Wir müssen hin nach jener Priesterstadt, schnell mit meinen Speerreitern hin, sonst sind sie verloren! — Er gab sogleich die nöthigen Befehle, übergab einem der Heerführer die

zurückbleibenden Schaaren, und da die Christen sich ganz von dem Ufer der Memel entfernt hatten, brach er noch am Abende mit seinen Reitern auf.

Das Pflichtgefühl den Mann zu retten, der so theilnehmend gegen ihn gewesen, und dem er so blutig dafür gelohnt, war es wohl hauptsächlich, was den Großfürsten bestimmte, den Wunsch seiner geliebten Gattin zu erfüllen; aber noch mancher Beweggrund mochte im Hintergrunde liegen. Ihm war darum zu thun, daß keine grausame That das gute Vernehmen, welches er mit dem Hochmeister anzuknüpfen wünschte, unmöglich mache; der Verlust Kauens, die verlorene Schlacht, wohl auch Sehnsucht nach Ruhe, um den Besitz eines geliebten Weibes ganz genießen zu können, machten den Wunsch in ihm reger als je. Auch neigte sich wohl Herz und Geist bei ihm zum Christenthume; schon lange waren ihm die blutigen Opfer seiner Priester ein Gräuel. Mehr aber noch als Alles dieß, trieb ihn ein heimlicher Groll, den er schon lange gegen seinen Bruder im Herzen trug, der auch schon einmal zur offenen Fehde ausgebrochen war, und welchen der Orden treff-

lich benutzt hatte. Olgerd und Kayſtut hatten nach ihres Vaters Tode, den von Gedemin zu ſeinem Nachfolger ernannten jüngſten Sohn Jawnut vom Throne geſtoßen und ſich in ſeine Länder getheilt, wobei Olgerd, als dem Aelteſten, der ungleich größere Theil und eine Art Oberherrlichkeit geblieben war, die er oft mit verwundendem Stolze geltend machte. Anfangs war Olgerd ein tapferer Kriegheld, ein unternehmender Mann, nach und nach überließ er faſt immer Kayſtut den Befehl des Heeres, und um deſto drückender mußte dieſem nun der Stolz des Bruders ſeyn. Seine Ehe mit Bernuta hatte die Waidlotten gegen ihn aufgebracht, und dieſe Alles gethan, das überdies ſchwierige Verhältniß der Brüder zu zerſtören. So kam es, daß Kayſtut mehr aus Eiferſucht gegen Olgerd, aus Stolz und Rache gegen die Prieſter, deren Einfluſſe er ſich längſt gern entzogen hätte, als aus wahrhaft edler Abſicht, die Ordenritter um jeden Preis zu retten verſuchen wollte.

Als er in der nicht fernen Stadt der Waidlotten angekommen, und ſich von der Lage der Dinge von Gaſtold hatte unterrichten laſſen, ſah er wohl, daß ihm Schweres be-

vorſtehe. Olgerd, der auch anweſend war, hatte die Prieſter, wenn auch nicht den Kriwe, ganz für ſich gewonnen; die Gefangenen, den Göttern zum Opfer, den Waidlotten übergeben, und ſo, den heidniſchen Gebräuchen nach, der Macht des Fürſten entzogen. Aus den Händen der Prieſter mußten nun die Schlachtopfer gerettet werden, und dies war ſchwer, denn ſchon hatten ſie Tag und Stunde beſtimmt, wenn der Holzſtoß angezündet werden ſollte, ſchon trugen die Dienenden das hierzu nöthige Holz herbei, auf welchem der Komthur und die zwölf gefangenen Ordensbrüder den Feuertod ſterben ſollten; denn noch herrſchte die barbariſche Gewohnheit bei dieſen Völkern, Gefangene, beſonders Ordensritter, in völliger Rüſtung, ſelbſt mit ihren Streitroſſen, auf dem Holzſtoße zu verbrennen, um die Götter zu verſöhnen. Auch wußte Kayſtut nur zu gut, daß er den Waidlotten verhaßt ſei, obgleich der Kriwe aus früherer Anhänglichkeit dem Helden nicht ganz abgeneigt war.

Kayſtut ſuchte ſeine Beſorgniſſe vor Bernuta zu verbergen; aber es gelang nicht, ſein Ernſt, ſein Unmuth verriethen ihn. Sie

drang in ihn, seine Sorgen ihr mitzutheilen und er that es, der Widerstand, gegen den er zu kämpfen hatte, stählte ihren Muth. Sie sann auf Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, ohne das Aeußerste zu wagen, und fand am Sichersten, dem Komthur und Werner Mittel zur Flucht zu verschaffen, denn allein, das wußte sie, würde Windecken schwerlich ein Mittel zu seiner Freiheit benutzt und den alten Mann zurückgelassen haben. Für jeden Fall bat sie Kaystut zu suchen, seinen Bruder und den Kriwe für sich zu gewinnen.

Kaystut ging nun zu Olgerd, machte ihn mit seinem Verhältnisse zu dem jungen Ordenritter bekannt, und bat — so schwer ihm die Bitte auch wurde, ihm zur Freiheit der beiden Gefangenen behülflich zu seyn.

Olgerd schlug es ihm gradezu ab. Mein Eid bindet mich, ich habe bei dem ewigen Feuer des Donnergottes geschworen —

Hat er unsere Gebete erhört; hat er auf unser Opfer geachtet, als wir ihn um Sieg über die Christen flehten? fiel ihm Kaystut mit Heftigkeit in die Rede. Trafen seine Blitze ihre Schaaren, und schreckten sie seine Don-

ner? — So wird er auch Deines Eides nicht geachtet haben, wie unserer Gebete.

Vergiß nicht, Kayſtut! unterbrach ihn Olgerd finſter, daß Jagello, mein Sohn hier ſteht. Die hohe Achtung, die er Dir zollt, möchte ſich durch Deine unheiligen Worte ſchwächen.

Wäre er ein Thor, erwiederte Kayſtut, und reichte ſein Verſtand nicht ſo weit, um über die Opfer und Gebräuche der Prieſter zu lächeln, könnte er ihnen vertrauen, ſo müßte ich ihn bedauern, und ihm rathen, mehr auf ſich ſelbſt, als auf den Beiſtand der Götter zu vertrauen. Dann würde er nicht das Schlachtfeld verlaſſen, und durch ſeine Flucht unſre Völker entmuthigt haben.

Entfernte ſich Euer Sohn Witold doch auch! fiel ihm Jagello keck in die Rede.

Auf Deines Vaters Befehl! erwiederte Kayſtut zornig, ſonſt wäre Kayſtuts Sohn wahrlich nicht geflohen. Hat er Dich nicht gebeten, mit ihm zum Kampfe zurückzugehen? Haſt Du es nicht verweigert? Jagello biß ſich ingrimmig auf die Lippen. Dieſe Worte vergebe ich Dir nie, murmelte er für ſich,

und dieser Augenblick entschied späterhin über Kayſtuts Schickſal.

Du willſt alſo nicht, Olgerd? wendete ſich Kayſtut jetzt zu ſeinem Bruder, und erhielt ein beſtimmtes Nein! zur Antwort.

Du hatteſt vergeſſen, fuhr Kayſtut fort und ſuchte ſeine Heftigkeit zu mäßigen, daß die Gefangenen mir gehörten, deshalb iſt es Dir Pflicht —

Mir, als dem Fürſten aller Lithauer, ſagte Olgerd ſtolz. Mir gehört was ich Mein nennen will; was Du beſitzeſt, haſt Du nur von mir!

Kayſtut lächelte verächtlich. Und wo wäreſt Du Fürſt aller Lithauer, ſprach er, hätte Dich nicht Kayſtuts Arm beſchützt? Was könnteſt Du Dein nennen, hätte nicht Kayſtuts Schwert Deinen Thron, Deine Lande Dir erhalten? — Doch handle wie Du willſt. Ich gehe meinem Ziele unverrückt entgegen, und ſollte deshalb noch einmal der Bruderkrieg ſich entflammen. Stelle Dich mir in die Schranken offen gegenüber, wirke heimlich gegen mich, mir gleichviel, ich wage Alles meinen Willen durchzuſetzen, den jeder Widerſtand nur noch unerſchütterlicher macht. —

Bedenke Olgerd, sagte er, sich ihm endlich dennoch zutraulich nahend, der Gegenstand unsres Streites ist so klein, die Folgen davon können so groß seyn. Gieb nach um unsres Vaters Gedemin willen. — Hilf mir die Ritter befreien!

Meine Eide breche ich nicht, erwiederte der Großfürst kalt. Du giebst den Bitten eines schönen Weibes nach, ich den Wünschen des Volkes, das aus allen Theilen meines Landes herbeiströmt und Christenblut für die Ströme Blutes verlangt, die in der unglücklichen Schlacht flossen.

Kaystut sah stolz auf ihn nieder, wandte ihm den Rücken und ging.

Ich glaube fast, Vater, sagte Jagello als Kaystut das Gemach verlassen hatte, der Oheim hängt mehr an den Christen, als an Euch, hütet Euch, daß er sich nicht mit dem Orden gegen Euch verbindet. Kommt lieber durch ein schnelles und kurzes Mittel dem zuvor.

Nein! fuhr Olgerd nach kurzem Sinnen auf. Nein! Er ist meines Vaters Sohn! — Jagello lächelte, ihm schien dies kein wichtiger Grund.

8.

Noch am nämlichen Abende begab ſich Kayſtut zu dem Oberprieſter. Dieſer ſchien auf des Fürſten Beſuch ſchon vorbereitet, empfing ihn freundlich, wie immer, hörte ruhig an was er ihm ſagte, und verſprach die Götter deshalb zu befragen.

Befragt Euch lieber ſelbſt, ehrwürdiger Vater! ſagte Kayſtut unumwunden. Erinnert Euch des Ausſpruches der Götter, daß mir der Sieg werden würde, wenn die Kranzſpenderin mir zur Schlacht folgte. Sie iſt mir gefolgt, der Sieg iſt mir nicht geworden.

Gingſt Du nach Roſienna, wie Dir die Götter durch uns befahlen? ſagte der Kriwe verweiſend. Glaubſt Du, Potrimpos ſpende ſein Glück durch die Hand einer Chriſtin? — Fürſt! fuhr er nach einem ernſten Schweigen fort. Du biſt mein Zögling, als Knabe warſt Du mir theuer, auch noch als Mann biſt Du mir werth —

So erfülle meinen Wunſch, rette die Gefangenen! unterbrach ihn Kayſtut.

Wie könnte ich gegen den Willen der Götter —

Sprich das Wort nicht aus, alter Mann! — Dein Geist steht höher als Deine Worte, unterbrach ihn der Fürst noch einmal. Selbst wenn Du lebenmüde den Holzstoß besteigst, Dich dem freiwilligen Flammentode weihend, so hoffst Du nicht den bleichen Greis Pyculus dort zu finden, noch Giltinen die Todesgöttin, Du legst lebenmüde Dich zur Ruhe, ohne die Morgenröthe zu kennen, die Dich erwecken wird.

Der Krive schwieg. Daß ich Dich liebe, zeige Dir mein Schweigen — sprach er nach einer langen Pause. Bedenke was Du sprichst, bedenke mit wem Du sprichst! — Hoffnung kann ich Dir nicht geben, fuhr er dann fort. Du fürchtest das Volk, sonst stürmtest Du in unsre Hütten und entrissest uns die Gefangenen; ich fürchte die Priester wie Du das Volk — ich vermag viel, wie Du, doch nicht Alles. Wenn der Sturm das Meer bewegt, die Wellen sich thürmen und brausend an die felsige Küste schlagen, so verlangt das Meer sein Opfer, fällt es ihm anheim, so schweigt der Sturm, das Meer beruhigt sich, sein blauer Spiegel wird klar, und schaukelnd schwimmt das Schiff auf seinem unermeßlichen Rücken.

Mund — „Da kommt Ihr Freund“ ſagte er — „Eilt, ehe die Sonne zu hoch ſteht, Ihr findet nur wenig Schatten auf dem ganzen Wege.“

Wider Willen ſchickte ſich Harry zum Weggehen an. „Grüß die Mutter, ſobald du ſie ſprichſt“ ſagte er zu Boris.

„Das will ich, hoffentlich ſehe ich ſie bald“ erwiederte der Alte, ſagte dem Knaben, der die Maulthiere führte, einiges leiſe und ſah noch lange Harry und ſeinem Freunde nach, die zu Fuß durch die Straßen gingen und die Thiere folgen ließen.

Rache selbst die Anwendung. Die Götter verlangten durch mich blutige Opfer, ihr Ausspruch ist unwiderruflich, ist nicht mehr anders zu deuten. Ein Opfer muß fallen, mehr kann ich nicht für Dich thun. — Nun geh mein Sohn, die Stunde naht, wo mich die Götter zur Berathung rufen. Ich muß Dich verlassen. Er blickte mit Wohlgefallen auf seinen Zögling und ließ ihn allein.

Also ein Opfer gnügt Dir, Blutgieriger, sagte Kayslut im Nachhausegehen vor sich hin. Nur immerhin, der Eine soll er nicht seyn. Das Loos entscheidet, und träfe es ihn, so weiß Kayslut, daß das Volk ihn liebt, die Priester ihn fürchten!

Während er nachdachte, wie er sich für jeden Fall waffnen sollte, wollte Gastold versuchen, das Ungewitter, was der verständige Alte sich nahen sah, durch die Flucht der beiden Ordenritter zu beschwören, allein die Priester hatten zu gute Maßregeln genommen, und jeder Versuch war vergeblich, Vernutas Hoffnung auf diese Rettung verloren.

9.

Nach der Zerstörung des heiligen Haines der Götter in Preußen, war der Ueberrest der Priester nach Schamaiten geflüchtet, hatte sich an der Novianna angesiedelt, einen Kriwe erwählt und ein neues Romove gegründet. In diesem, den Göttern geweihten Orte, stand der heilige Hain, und in dessen Mitte die immer grünende Eiche. Um diese Eiche waren die Bildsäulen der drei Götter, Percunnas des Donnergottes, Potrimpos des Gottes des Segens und Pyculus des finsteren, Unheilbringenden, aufgestellt. Eine Wand von köstlichen Tüchern verbarg das Heiligste dem Auge der Ungeweihten, und nur die Priester durften ihm nahen, so wie nur die Fürsten Zutritt zu dem Kriwe hatten, welcher Priester, Fürsten und Volk beherrschte. Die Stadt selbst bestand aus freundlichen Häusern, wohl eigentlich Hütten, wo die Priester abgeschieden von der Welt, in Lust, Freude und Ueberfluß lebten. Ein stattliches Haus, zur Wohnung des Fürsten bestimmt, war, außer der Wohnung des Kriwe, das einzige ausgezeichnete Gebäude; diese Wohnung war groß, geräu-

nig und prachtvoll. Zwiſchen ihr und der heiligen Eiche lag ein freier, mit Bäumen umgebener Platz, der viele tauſend Menſchen faſſen konnte; ſeitwärts dieſes Platzes, mitten in einem finſtern Gehölze, befand ſich ein niedriger Thurm, in deſſen Innerem Gefängniſſe waren, wo die den Göttern geweihten Opfer, unter Aufſicht der Prieſter, verwahrt wurden. Das Ganze umgab ein Haag von Dornen, dicht wie eine undurchdringliche Mauer, zwei Thore führten durch denſelben, vor welchen breterne Hütten aufgeſchlagen waren, das bei beſondern Feſten hierher ſtrömende Volk aufzunehmen. Auch jetzt waren ſchon viele Tauſende daſelbſt gelagert, und erwarteten mit blutdürſtiger Andacht das flammende Sühnopfer ihrer Götter. Auch die Speerreiter Kayſtuts, meiſt Ruſſen, mithin dem chriſtlichen Glauben zugethan, hielten ſich draußen bereit, der Befehle des Fürſten gewärtig. Auf dem großen Platze, zwiſchen der Wohnung des Kriwe und der heiligen Eiche, ſtanden dreizehn Holzſtöße bereit, die Geharniſchten aufzunehmen. Sie waren hoch und breit, beſonders der mittlere, für den Komthur Bestimmte, war von anſehnlicher Größe. Höher

aber als alle, erhob sich der Holzstoß unfern der heiligen Eiche, von welchem herab der Kriwe, jedoch nur selten, das Volk anredete, und sich hier, wenn Alter und Sorgen ihn drückten, dem Flammentode weihte.

In jedem dieser, für die Gefangenen bestimmten Holzstöße waren starke Pfähle von grünem Eichenholze eingerammt, die oben mit schweren eisernen Ringen versehen, dazu dienten, die Füße der Rosse mit Ketten daran zu befestigen, so daß sie unbeweglich den grausamen Tod leiden mußten. Zu jedem der Holzstöße führte eine schräglaufende Brücke, damit der Reiter auf seinem Rosse bequem hinauf kommen konnte.

Für die Fürsten und ihr Gefolge war, den Holzstößen gegenüber, eine Erhöhung mit Teppichen belegt, auf der sie diesen Menschenopfern zusehen konnten. Es war, als sei es ein Fest der Freude, denn schon am Abende war Alles mit Kränzen und Blumen geschmückt, während die Götter um die alte Eiche verhüllt, sich den Blicken des nur in der Entfernung stehenden Volkes verbargen.

In der peinlichsten Unruhe durchwachte Bernuta die Nacht, und während Kayslut

mit

mit ſeinen Getreuen berathſchlagte, ſaß ſie einſam in ihrem Zimmer und blickte hinaus, wo der Vollmond über den dunkeln Eichenhain ſein bleiches Licht breitete. — Meine Ruhe iſt hin! rief ſie bewegt, meine Träume ſind verſchwunden, die Sehnſucht meines Herzens geſtillt, und doch klopft es noch ſtürmiſch. — Nur bleich gehſt Du jetzt vor mir auf, Sohn der Nacht; ein Leichentuch breiteſt Du über die Natur, keinen ſilbernen Schleier mehr mit ſeinem magiſchen Glanze. — Alles was mich ſonſt mit glühenden Farben anlächelte, grinſt mich jetzt mit bleicher Todesblässe an; im Arme des Geliebten weckt mich die mahnende Stimme des Gewiſſens aus meinem Rauſche, der ſterbende Vater ſteht vor mir, und zeigt mir die klaffende Wunde ſeiner geſpaltenen Bruſt — die ſchlugſt Du mir! ruft er mir zu, ich ſchrecke vom Lager auf, und da breiteſt Du, bleicher, ſchauerlicher Wanderer der Nacht, Dein Leichentuch vor mir aus, und maleſt mir das Todtengefilde von Rudau. Wenn die Morgenröthe Dich überſtrahlt, tritt ſie feurig und blutig hervor; ich ſehe in ihren Strahlen die Flammen des Holzſtoßes, ſehe ihn auf gewappnetem Roſſe,

feſt wie ſeine Treue, in den Flammen ſtehen, nicht aufſchreiend wenn ſie ihn verzehren, ſo wie er auch ſchwieg, wenn ich ſein Herz verwundete. — Vergieb mir, treuer, edler Freund, vergieb mir! ſprach ſie jetzt von Wehmuth ergriffen. Ich bin nicht glücklicher als Du, auch mich verzehren Flammen, ſtatt mich wohlthuend zu erwärmen. Den Zwieſpalt in meinem Innern hat die Liebe, die beglückte Liebe nicht gelöſt, ich bin nicht glücklich! — Fahr hin, fahr hin! Dort werden wir uns — — Dort? — werden wir uns dort wieder finden, wo Deiner frommen Seele die Himmelpforte geöffnet ſteht, und mir Sündigen verſchloſſen iſt? Erbarme ſich Gott meiner!

Sie verſank in tiefe Schwermuth und blickte mit bangen Sorgen nach Oſten; aber noch deckte die Nacht das Gefilde, noch war die Morgenröthe fern.

Auch bis zu dem Gefängniſſe der Ordensbrüder war die Nachricht des morgenden Todesfeſtes gedrungen. Daß nur Einer unter ihnen ſterben ſollte, blieb ihnen verborgen, nicht Olgerd, nicht die Prieſter wußten es in dieſem Augenblicke; ſelbſt Kayſtut fürchtete, der Kriwe habe dies mitleidige Wort nur zu ſei-

ner Beruhigung gesprochen. Sie bereiteten sich bei dieser Nachricht zum Tode, beichteten einander, da sie keinen Priester ihres Glaubens hatten, und schwuren standhaft und ohne Klagen zur Ehre Gottes zu leiden, und freudig als Märtyrer ihres Glaubens zu sterben.

Nicht in gleich andächtiger Stimmung befand sich der Komthur und Werner von Windecken, die auf Gastolds Veranlassung sich in einem abgesonderten Kerker befanden. Schon nahte die Mitternacht und sie sprachen noch von der alten Burg am Rheine, von Nonnenwerth und der Schwester Agnese, als der dumpfe Schlag auf ein ehernes Becken ihnen sagte, Mitternacht sei vorüber und der Tag ihres Todes beginne. Mit dem letzten Schlage erhob sich der Komthur von seinem Sitze, sah mit verklärtem Antlitz zum Himmel, so daß er beim Schein der ärmlichen Lampe einem Petrus glich, der den Himmel offen und seinen Gott, mit ihm versöhnt, vor sich sieht.

So ist die Stunde gekommen, wo ich mein Herz Dir öffnen darf, sagte er bewegt, so ist mein thörichter Eid gelöst: Zur Büßung meiner Sünden dem Herrlichsten der

Erde bis zum Tage meines Todes zu entsagen. — Wisse Werner, Du sollst nicht eine älternlose Waise sterben, sollst dort in jenen lichten Höhen, Vater und Mutter erkennen, sollst in Deiner Todesstunde an der Brust Deines Vaters ruhn! Komm mein Sohn! rief er die Arme nach ihm streckend. Ich bin Dein Vater, Agnese war Deine Mutter!

Drei und zwanzig Jahre habe ich gedarbt, fuhr er dann fort, nachdem der Sohn lange an seiner Brust geruht, habe im Geiste tausendmal die Arme nach Dir ausgestreckt, und sie durften sich nicht heben Dich zu umfangen. Meinen Sohn sah ich vor mir und durfte ihn nicht an die Vaterbrust schließen, mein Kind wandelte fromm und ehrbar vor meinen Augen, und ich durfte ihm nicht sagen: Komm her mein Sohn, fühle wie das Vaterherz schlägt! — Jahre lang habe ich nach diesem Labetrunke geschmachtet, und erst in der Todesstunde darf ich den Becher, den ich tropfenweise geschlürft hätte, an meine durstigen Lippen setzen, um ihn auf einen Zug schnell zu leeren, damit mich der Tod nicht dabei ereilt. Doch Gott sei gedankt, daß er uns vereint trifft.

Gelobt sei Gott! sagte Werner, den Alten mit Heftigkeit an sich drückend. Nun wird mir der Tod leicht, da meine Sehnsucht, meine Ahnung erfüllt ist. — Mein Herz hat mich nicht betrogen; ehe ich noch wußte, daß Euch ein Sohn geboren war, fühlte ich schon kindliche Liebe und Ehrfurcht für Euch, seit jenem Tage, wo Ihr mir von Eurer Jugend erzählet, war es mir immer, als müsse ich Euer Sohn seyn, doch Euer Schweigen ließ mich an meinem Glücke zweifeln.

Ich mußte schweigen, dies gebot mir der Meister. Du hättest ja als mein Sohn nicht können in den Orden aufgenommen werden, deshalb dies Geheimniß. — Doch nun laß uns die letzten Stunden noch recht genießen, für das was wir entbehren mußten, mit den letzten Augenblicken geizen. Gott wird es mir verzeihen, sind doch die Vaterfreuden das herrlichste Gebet, die Freudenthränen eines Vaters das herrlichste Opfer! Bleib nur an dieser Brust, bat er, ihn immer fester an sich drückend, trenne Dich keinen Augenblick mehr von mir. Ach dürften wir uns nur im Tode nicht trennen.

Ich umfasse Euch mit starkem Arme und verlasse Euch nicht! rief Werner, den Vater so fest an sich drückend, als ständen die Schergen schon bereit, sie aus einander zu reißen.

Zu Roß müssen wir sitzen, mein Sohn, gewappnet wie zur Schlacht. Dann sprengen wir in die Flammen, Du hier, ich dorthin, so trennt uns die Spanne Leben, doch bald hat uns der Tod wieder vereint.

Der Tod vereint! wiederholte Werner vor sich hin. — Ja der vereint. — Ob sie wohl wird zugegen seyn?

Denkst Du in dieser heiligen Stunde an sie? erwiederte der Alte, den diese Frage tief geschmerzt hatte.

Ich sehe den Holzstoß vor mir, an dessen Fuß ich Euch umschlungen, fuhr der Ordensbruder wie träumend fort. — Da steht sie mir gegenüber, winkt, und ich stürze mich jauchzend in die Flammen — Denn der Tod vereint!

Der Tag bricht an, sprach der Vater ernst. Die Morgenröthe mahnt zum Gebete, wende Dein Auge zu Gott, vor dessen Richterstuhle wir bald stehen werden, blicke nicht in das Irdische zurück.

3.

Obgleich noch früh am Morgen, waren doch die Straßen Scio's schon belebt. Mit der Spindel oder ihren Stickereien in der Hand, saßen die Sciotinnen vor ihren Wohnungen, grüßten die Vorübergehenden freundlich und luden sie ein, in das Haus zu kommen, ihre Arbeiten zu bewundern und zu kaufen. „Sonderbare Geschöpfe sind doch die Griechinnen auf dieser Insel!" sagte Paul „Was ich in Smyrna von ihnen hörte, finde ich hier bestätigt. Sieh nur Harry, wie sie die schönen Formen unter diesen widrigen, steifen, faltenreichen Gewändern verbergen, sieh nur die hohen Mützen auf diesen ovalen, lieblichen Gesichtern, wie können doch die Töchter Hellas sich so verunstalten? Mit welcher Zudringlichkeit laden sie uns ein, bei ihnen einzutreten und ihre Waaren zu kaufen, man sollte meinen, sie wären Lockvögel, uns in ihr Garn zu locken, und doch sollen, so wie man mir sagte, die Töchter dieses irdischen Paradieses Vestalinnen sein. Aber Harry, du hörst ja nicht auf mich, meine geistreichen Bemerkungen schweben ungehört und nutzlos im Hauche der Morgenluft an dir vorüber; du träumst gewiß wieder."

Harry schien nicht auf ihn hören zu wollen, so we-

Vater und Sohn knieeten. Mit lauter, feſter Stimme ſprach der Alte ſein Gebet, mit tiefer Wehmuth, doch nicht bebend, ſprach es der Sohn mit ihm, und als ſie geendet, ſich vom Gefühl überwältigt in die Arme ſanken, raſſelte die Thür des Kerkers auf. Heidniſche Prieſter traten mit Dienern, die ihre Rüſtungen und den Ordenmantel brachten, herein. Wappnet Euch, Ihr den Göttern Geweihte, die Pyculus in ſeine Wohnung aufnehmen wird, Ihr werdet den bleichen graubärtigen Greis ein Leichentuch um ſein Haupt gewickelt, mit hohlen Augenhöhlen Euch anſtarren ſehen, beugt Euch vor ihm und bittet ihn auch uns bald abzurufen.

Dies ſagend wandten ſie ſich zu den Dienern. Thut, wie wir Euch befahlen. Wenn das Zeichen das erſtemal tönt, haltet Euch bereit! Dann verließen ſie das Gefängniß.

Freudigen Muthes, der nur dem Chriſten in der Todesſtunde wird, wappneten ſich die Ordenbrüder, warfen den Mantel um, küßten das heilige Kreuz, ſchloſſen ſich noch einmal in die Arme, und als das Zeichen der drei Schläge ertönte, ſtanden ſie bereit. — Als das Zeichen das zweitemal erſchallte, hör-

ten sie draußen das Wiehern der Rosse. Dies ist nicht das Wiehern meines Rappen, sagte der Komthur traurig, der ruht in dem Walde an der Rudau, und kann mich heute nicht dem Tode entgegen tragen.

Kommt! sagte einer der Diener, man wartet auf Euch! Die Ordenbrüder traten heraus, schon standen die Andern wie zum Kampfe gerüstet, doch ohne Lanze und Schwert, neben ihren Rossen. Der Komthur und Werner gaben den Brüdern den Friedenkuß, dann bestiegen sie ihre Rosse und erwarteten das Zeichen zum Tode.

10.

Das Volk hatte sich seit Anbeginn des Tages auf dem großen Platze vor der Wohnung des Kriwe versammelt, und Olgerd und Kaystut, Bernuta in ihrer Mitte, traten mit ihrem Gefolge aus der Wohnung des Fürsten, gingen unter lautem Jubel des Volkes nach dem den Göttern geweihten Platze und bestiegen das für sie festlich geschmückte Gerüst.

Bernuta hatte anfangs ihrem Gemahle

nicht hierher folgen wollen. Dieſes Feſt zur Verſöhnung der Götter mußte ihr Gräuel ſeyn, mehr noch grauſete ihr vor dem Schauſpiele, das ſie dort zu ſehen fürchtete, und Kayſtuts heiliges Verſprechen, es werde kein Opfer fallen, eher wolle er ſich in dem Blute der Prieſter baden, konnte ſie nicht ganz beruhigen; eine traurige Ahnung hatte ſie ergriffen. Bald glaubte ſie, Kayſtut könne ſie hintergehen, bald fürchtete ſie, wenn er den Ordenbruder retten wolle, würde er ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzen, von dem, durch die Waidlotten, ſelbſt durch Olgerd aufgeregten Volke ermordet zu werden, und nur die Vorſtellung ihres Gemahls, daß ihre Abweſenheit das Volk erbittern, und den Prieſtern leichtes Spiel machen würde es aufzuregen, hatte ſie bewogen ihm zu folgen. Sie betrat mit qualvoller Angſt das blutgetränkte Feld, die Hoffnung ſchien mit jedem Schritte ſie mehr und mehr zu verlaſſen.

Als die Fürſten ihre Sitze eingenommen, ſchlug ein Waidlotte dreimal auf das große eherne in der Mitte des Platzes ſtehende Becken. Eine heilige Stille erfolgte. Der Kriwe befragt die Götter! rief er dann mit lauter

Stimme, wage keiner den Vertrauten Percunnas zu stören. Das Volk warf sich auf die Erde, keinen Athemzug vernahm man, auf dem weiten menschenbedeckten Platze war es still wie auf einem menschenleeren Friedhofe; selbst die Fürsten hatten ihre Häupter gesenkt. Da weckten drei Schläge die wie im Todesschlafe liegende Menge, und mit dieser Erweckung vernahm man Hörner und Trompetenschall in der Ferne. Die zwölf Ordenbrüder, der Komthur an ihrer Spitze, kamen, von der Leibwache des Oberpriesters umgeben, mit geschlossenen Visiren feierlich einhergezogen. Ihnen folgten, ohne rauschenden Trompetenschall, die Speerreiter Kayssuts.

Was sollen auf diesem heiligen Felde Deine Krieger? fragte Olgerd den Bruder.

Sie sind es, die das Heer vom Verderben retteten, Ihnen gebührt die Ehre, ihre unbesiegten Waffen von den Priestern zu neuen Siegen geweiht zu sehen, erwiederte Kayssut.

Da trat einer der Auserwählten der Waidelotten, gefolgt von einer bedeutenden Schaar der Priester an ihn heran. Die Götter haben dem Kriwe milde Worte vertraut, sprach er, doch bevor er sie Euch und dem Volke ver-

kündet, sollen die Krieger sich von diesem heiligen Platze entfernen.

Sag dem Kriwe, erwiederte Kayſtut, sich von seinem Stuhl erhebend. Der Großfürst der Schamaiten ließe dem heiligen Dolmetscher der Götter ehrfurchtvoll seinen Gruß entbieten und ihm sagen: Jene gewappneten Speerreiter, die muthigsten Krieger des Heeres, seien hier, ihre Waffen zum neuen Kampfe weihen zu lassen. — Nicht Percunas der mächtige Donnergott, noch der Gott des Todes habe sie zu fürchten, auch seine Diener nicht, die gerechten Waidlotten, die milden Vollstrecker der Befehle der Götter. — Sie bleiben! schloß er mit lauter, fester Stimme, und seine Gestalt schien bei diesen Worten noch riesenhafter. Das Volk vernehme den Ausspruch der Götter! Er gab ein Zeichen, daß die Priester sich entfernen möchten, die auch unter dem Murren des erstaunten Volkes über des Fürsten Kühnheit, nach der heiligen Eiche zurückgingen.

Kayſtut! raunte ihm der Großfürst Olgerd zu.

Kein Wort, Bruder! bei Gedemins Asche, kein Wort! fiel ihm Kayſtut schnell in die

Rede, willst Du nicht, daß Ströme Blutes fließen sollen. Mich dünkt überhaupt, es gelte heute den Kampf, ob Priester, ob Fürst höher stehe, darum laß mich walten, wenn Du keinen Muth dazu hast. — Bernuta, das Auge nur auf die heranziehenden Ordenbrüder gerichtet, hatte wenig auf das Vorgegangene gehört, es würde sie auch nur noch mehr geängstigt haben; ihr Auge suchte Werner, und obgleich der Mantel seine Gestalt, das geschlossene Visir sein Antlitz ihr verbarg, erkannte sie doch sein Streitroß wieder und somit auch ihn.

Jetzt mußten sich die Ordenritter, stets den Komthur an der Spitze, vor dem Mittelsten der Scheiterhaufen aufstellen. Ein Haufen Waidlotten kam raschen Schrittes mit Fackeln in den Händen, die sie an Percunnas heiligem Feuer angezündet hatten, und vertheilten sich so, daß bei jedem Scheiterhaufen zehn Priester standen; so erwarteten sie blutdürstig ihre Opfer. Aller Augen waren auf die heilige Eiche gerichtet, durch deren Zweige rauschend der Nordwind fuhr. Da trat der Aelteste der Auserwählten aus dem Heiligthume hervor, und bestieg den Holzstoß, von

welchem die Priester zu dem Volke zu reden pflegten.

Fürsten, Edle und Völker von Lithauen und Schamaiten! begann er. Der Kriwe, Euer Herr, ist noch mit den Göttern in Unterhaltung begriffen; er läßt Euch daher durch mich den Ausspruch der Götter verkünden. Nur eines der Opfer soll fallen, so sprachen die Götter; dies gnüget den Milden, denn ihr Zorn ist verraucht, sie blicken wieder gnädig auf uns nieder. — Das Volk begann bei diesen Worten unruhig zu werden, ihm war das Schauspiel zu klein, des Blutes zu wenig. Wagt Ihr gegen den Ausspruch der Götter zu murren? rief der Waidlotte zornig. Soll Percunnas seine Blitze unter Euch schleudern? Das Volk schwieg; tiefe Stille, die nur das Wiehern der Rosse unterbrach, trat jetzt ein.

Da nahte sich der Auserwählte den Gefangenen. Die Götter üben Milde an Euch, nur ein Opfer verlangen sie, die übrigen mögen dann in die Knechtschaft ihrer Sieger zurückkehren. Das Loos entscheide, wer der Glückliche ist, den die Götter erwählen.

Genügt den Göttern an einem Opfer, nun

ſo mögen ſie mich nehmen, ich weihe mich freiwillig dem Feuertode! rief der Komthur. Was bedarf es hier weiter des Looſes!

Der Waidlotte ſah an dem alten Manne verächtlich lächelnd auf. Bock und Stier, die wir zum Opfer wählen, müſſen ohne Fehl ſeyn, und Dir mangelt ein Bein, deshalb biſt Du zu ſchlecht, den Göttern zum Opfer zu dienen. Uebrigens muß das Loos entſcheiden; das Todesloos bezeichnet den, den ſich die Götter erwählen.

Während ihm ein anderer Prieſter die irdene Todesurne reichte, fragte er. Wer iſt der Jüngſte unter Euch? der ziehe zuerſt.

Der bin ich, ſprach Werner von Windecken ſein Viſir aufſchlagend.

So greife in die Urne, nimm Dein Loos, die Götter mögen Deine Hand führen. — Während er auf den Ordenbruder zuging bebte Bernuta. — Er zieht das Todesloos, ſagte ſie leiſe zu ihrem Gatten, der kein Auge von dem Prieſter gewandt, gedankenlos erwiederte. Ich glaube es ſelbſt.

Brich das Stäbchen entzwei, ſagte jetzt der Prieſter, da Werner ein Loos aus der Urne ergriffen. Iſt das was es verſchließt,

roſenfarben, verachten Dich die Götter, iſt es ſchwarz, ſo biſt Du der Glückliche den ſie wählen.

Mit feſter Hand brach Werner das Stäb-chen aus einander, eine ſchwarze Kugel rollte heraus.

Percunnas ſei geſegnet! rief die Menge, während Kayſtut, nicht um die erbleichende Bernuta ſich kümmernd, ſchnell ſeinen Platz verließ, ſich auf das bereit ſtehende Roß ſchwang, und durch die ſtaunende Menge hin zu dem Prieſter ſprengte, der im Begriff war das Zeichen zu geben, den Holzſtoß anzuzünden.

Hier waltet ein Irrthum ob! rief er, raſch die Urne ergreifend, dem Prieſter zu. Einer der Schutzgeiſter, welche die Götter öfter den Menſchen zur Warnung ſenden, flüſterte mir zu: Giltine *) habe ihr tödtendes Gift in die Urne geträufelt, und ſo das Leben in Tod verwandelt. — Seht her! Er nahm ein Roß heraus, zerbrach es, und eine ſchwarze Kugel rollte vor ihm nieder, er öffnete ein

*) Giltine, die Todesgöttin.

Zweites, auch dies war ein Todesloos, und so Alle.

Dank Euch, Fürst, Liebling der Götter! sagte der Auserwählte der Waidlotten mit schneller Fassung, daß sie Euch durch Euren Schutzgeist wissen ließen, daß die Unheilbringende ihr Gift in die geweihte Urne geträufelt habe. Der Wille der Götter ist dadurch zweifelhaft geworden, noch einmal mögen sie entscheiden! Er schritt ruhig lächelnd nach der heiligen Eiche zurück.

Bernuta lebte bei diesen Worten auf, das Blut stieg wieder in ihre bleichen Wangen, sie sah bald auf ihren Gatten, der ruhig und allein mitten unter dem Volke, vor den eisernen Männern hielt, die bewegunglos unter den sie umgebenden Priestern hielten, bald auf Gastold, der wie sein Herr ein Roß bestiegen hatte, und an den Reihen der Speerreiter herunter ritt.

Der Priester kehrte aus dem Heiligthume zurück, hob die blutbesprengte Todesurne hoch in die Höhe. — Heiliges Opferblut hat sie benetzt! rief er, Giltinens Gift ist nun machtlos! — Wer ist der Aelteste unter Euch? wandte er sich jetzt zu den Ordenbrüdern.

nig als auf die freundlichen Mädchen, die sie immer noch in ihre Wohnungen luden und ihre schöne Arbeit priesen; er ging schweigend an ihnen vorüber, auch Paul wurde einsilbig und so gelangten sie endlich an das Thor, das zu dem Wege längs dem Meere hinführt.

Sie athmeten jetzt freier. Blumen und Pflanzen hauchten balsamische Düfte aus, ein leiser Morgenwind, der vom Meere her wehte, kühlte die Schwüle der Luft. Ihnen zur Linken lagen die Gärten und Landhäuser der Scioten mit ihren blühenden Orangen und Granatbäumen, wo sich die Weinreben an den hohen Feigenbäumen emporschlängelten und das dunkle Laub dieser Bäume malerisch durchwirkten. Schlanke Cypressen um eine sorgliche Cysterne gepflanzt, wiegten ihre melancholischen Häupter, der traurige Oelbaum schaukelte seine grauen spitzen Blätter in dem Wind und die Kräuter, die wild neben dem Wege sproßten, verbreiteten ihre balsamischen Düfte rings umher — Zu ihrer Rechten wogte, von keinem Sturm bewegt, das ruhige Meer, nur hie und da brachen sich schäumende Wellen an den hervorragenden Klippen, die vielleicht schon Jahrtausende dem wilden Elemente getrotzt hatten; der Himmel war klar, kein Wölkchen schwebte an seinem blauen Dome vorüber. Dieser Anblick überraschte den Deutschen — „Hier möchte ich mir ein Hüttchen bauen!" rief er freudig aus „Hier, wo die Engel, wenn auch in garstiger Vermummung wandeln und das Paradies von neuem erstanden sein muß; hier, wo der reine unumwölkte Himmel auch die Wolken von der gefurchten Stirne jagt, die beengte, zusammengepreßte Brust in dieser reinen, balsamischen Luft freier athmet und das Herz lauter

Der bin ich! erwiederte der Komthur.

Du bist den Göttern zu schlecht, sagte der Priester, ihm den Rücken wendend, und ging an ihm vorüber.

Elender! rief der Komthur und hob den wehrlosen Arm; doch besann er sich schnell mäßigte seinen Zorn und ließ den Priester ungehindert gehen, der sich auch wenig um seinen Grimm zu kümmern schien.

Wer ist der Aelteste unter Euch? fragt er zu dem ersten Ritter tretend.

Wir stehen nach unserm Alter geordnet wie es bei uns Gebrauch ist, erwiederte dieser.

So nehmt Euer Loos, rosenfarbig ist das Leben, schwarz der Tod. — Der Ritter zog, ein Lebenlos ward ihm zu Theil, so dem zweiten, so dem dritten. Da ritt Kayslut näher und kümmerte sich wenig um das dumpfe Murren des Volkes, welches die zornigen Blicke der Priester wohl bemerkte, die sie auf Kayslut wandten, da er sie in ihren Verrichtungen störte, und das Volk durch Gebehrden des Unwillens aufzuwiegeln suchten. Er sah scharf beobachtend in die Urne, und als auch das eilfte Loos gezogen und ein Lebenloos war, und nur noch das Todesloos darinnen

seyn konnte, rief er zornig: Haltet ein, hier ist Betrug! Gebt mir die Urne! Der Priester gab sie ihm mitleidig lächelnd und Kaystut bemerkte dabei eine rasche Bewegung seiner Hand. Hat Euer Schutzgeist Euch wieder Neues berichtet? fragte der Priester, und als Kaystut in die Urne blickte, sich zu überzeugen ob noch ein Loos darin sei, sagte der Waidlotte mit furchtbar zornigem Blicke. Störe nicht durch Unglauben das heilige Werk, frevle nicht und wecke nicht den Zorn der Götter! Da gab ihm Kaystut die Urne zurück, denn ein Loos lag noch darin, er konnte den Betrug nicht aufdecken, obgleich er überzeugt war, nur Lebenloose waren in der Urne, das Todesloos war zuletzt hineingeworfen worden.

Olgerd oder der Kriwe mußten dies bewerkstelligt haben, das war ihm gewiß; der Tod des Ordenbruders war, ihn und Bernuta zu verwunden beschlossen, nur noch mit dem Schwerte in der Faust schien Rettung möglich. Er warf, während der Ordenbruder mit ruhiger Hand das sichere Todesloos faßte, einen zornigen Blick auf Olgerd, und erst als das Volk jauchzte und rief. So muß er doch sterben! wandte er den Blick auf den Bruder,

und rief mit lauter zorniger Stimme durch das Gebrüll des Volkes: Und er soll nicht sterben!

Bei diesen Worten kehrte der Muth in Bernutas Herz zurück; nie hatte sie ihren Gatten so geliebt, nie ihn so geehrt, als in diesem Augenblicke, wo er mitten unter die Menge sprengte und mit seiner starken Stimme rief. Ihr Edlen Lithauens, Du mein treues Volk der Schamaiten! die Ihr Alle mit mir gekämpft, geblutet, Noth und Elend, Glück und Unglück getheilt, die mit mir Ihr Schwert zum Schutze Ihres Heerdes und Ihrer Götter gezogen, die Ihr mich oft Euren Fürsten, öfter noch Euren Vater nanntet, hört mich, hört auf mein Wort! Jener Ordenbruder, der dem Flammentode geweiht werden soll, hat Eurem Fürsten, Eurem Vater seine Gefangenschaft versüßt, ihn wie einen Freund sorglich behandelt, und mein Schwert hat ihn durchbohrt. Hört es, Völker Schamaitens, schon einmal weihte ihm diese Hand dem Tode und die Götter beschützten ihn, so mögen sie ihn auch jetzt durch diese Hand beschützen. Soll der Mann, der Freund Eures Fürsten sterben, hier unter meinen Augen sterben? Nein, das wollt Ihr nicht!

Er sterbe! riefen die Priester, die Götter gebieten es! — Er sterbe! hallte im tausendfachen Echo im Volke wieder.

Kennt Ihr Thoren Kayslut nicht besser? rief er zornentglüht, zog sein Schwert, sprengte Alles vor sich niederreitend aus dem Gedränge, und als sein blitzendes Schwert sich erhob als Zeichen, begannen die Trompeten zu schmettern, die zweitausend Speerreiter senkten ihre Lanzen, des Winkes ihres Führers gewärtig, der ihnen entgegen sprengend, mit lauter Stimme ihnen zurief: Hierher meine Krieggenossen! hierher zu Eurem Feldherrn! —

Da hob sich in diesem entscheidenden Augenblicke der Vorhang, der das Heiligthum dem Auge des Volkes verbarg, Perçunnas Bild mit glühender Wange, krausem Barte und flammendem Haupte ward sichtbar, und der wilde aufgeregte Haufe, nicht mehr der Gefangenen, nicht mehr der Speerreiter gedenkend, warf sich vor seinem Götzen auf das Antlitz zu Boden. Die Reiter hielten die Rosse an, erhoben die gesenkten Speere, und zu gleicher Zeit trat ein ehrwürdiger Greis, der Kriwe, der sich schon seit mehreren Jahren dem Anblicke des Volkes entzogen,

aus dem Heiligthume hervor. Der Vorhang rollte hinter ihm nieder und von den Waidlotten bis an den Fuß des für ihn geweihten Holzstoßes geleitet, bestieg er ihn, und alsbald gaben die Becken das Zeichen. Das Volk erhob sie nun mit stiller Andacht, die Worte des mächtigen Oberpriesters zu vernehmen.

Fürsten und Völker von Lithauen! sprach er. Ich, ein wankender Greis, trete unter Euch, das Wort des Friedens zu verkünden. Fürst und Volk haben sich den Göttern gleich werth gemacht. Dieser tapfre Fürst, das Schild Lithauens, hat die Prüfung bestanden, welche die Götter seinem edelmüthigen Herzen auflegten, er hat den Freund, dem er verschuldet war, mit seinem Leben retten wollen. Das Volk hat, indem es den Ausspruch der Götter ehrte und vollstreckt wissen wollte, gezeigt, daß es der Religion seiner Väter getreu, den Dienern der Gottheit gehorsam sei. Beide, Fürst und Volk haben den Göttern genügt; die Prüfung ist vorüber.

Noch einmal wird das Loos, aber jetzt unwiderruflich, entscheiden. Lege selbst die Loose in die Urne, Fürst der Schamaiten, so wol-

len es die Götter, die Deine kräftige Faust zu dieser heiligen Handlung wählen, und reiche sie den Gefangenen, daß sie daraus Leben oder Tod ergreifen. Zaudre nicht! Wo die Götter befehlen, gehorche der Mensch; wo diese gebieten, ist auch die Kraft des Stärksten ein leiser Westhauch gegen den Flügelschlag des Sturmes. Nimm und vollbringe, was die Götter Dir durch mich geboten.

Kaystut, einen neuen Fallstrick befürchtend, ergriff die verhängnißvolle Urne, untersuchte die Loose genau und legte sie hinein, dann sich vor dem Kriwe neigend, sprach er. Ehrwürdiger Herr und Vater, ich thue wie Du mir geboten, und begab sich, von zwei Waidlotten begleitet, zu den Gefangenen, die immer noch mit ernstem Schweigen unverrückt auf ihren Rossen saßen, während die Priester von allen Holzstößen herbeieilten, und mit brennenden Fackeln in der Hand, den zum Opfer bestimmten Holzstoß umgaben.

Vorsichtig schüttelte Kaystut die Loose, überdachte noch einmal, ob wohl irgend ein Betrug statt finden könnte, warf einen Blick voll Zuversicht auf Bernuta, dann bot er dem Ersten der Ordenbrüder die Urne, der

ein Lebenloos zog, der Zweite gleichfalls, an dem Dritten ging er vorüber und reichte sie dem Vierten, dann dem Siebenten, keiner zog das Loos des Todes. Da begann Kayflut zu bangen, er trat rasch vor Werner. Freund, ich that was ich vermochte, sagte er halbleise. Dein Gott möge Deine Hand führen. Nicht ohne sichtbare Bewegung reichte er Werner die Urne, und als dieser hineingriff, blickte die Menge erwartungvoll, kein Laut, kein Athemzug verkündete, daß Tausende in quälender Unruhe standen. Nur der Sturm, der sich erhob und wie eine Windsbraut durch die heilige Eiche fuhr, brauste über die Versammlung hin.

Das Loos war gezogen; ohne Zittern brach der Ordenbruder das Stäbchen, die schwarze Kugel rollte heraus. —

Gott will es, Fürst! rief der junge Ordenbruder Kayflut zu, der eben den Speerreitern das Zeichen zum Anrücken geben wollte. Ehre seinen Willen! — Oft bat ich im stillen Gebete, vor ihrem Angesichte sterben zu können, mein Gebet ist erhört. Leb' wohl, Vater! lebt wohl, meine Brüder! Gott sei meiner Seele gnädig! Dies sagend wandte

er sein Roß und sprengte über die Brücke den Scheiterhaufen hinauf. Die blutdürstigen Priester zündeten mit hundert Fackeln — und ehe sich Kayslut von seinem Erstaunen erholt, ehe noch das Streitroß festgebunden werden konnte, schlugen die Flammen hell auf. Gelobt sei Jesus Christus, mein Heiland! hörte man ihn beten, dann war es still.

Trauer erfüllte alle Gemüther, selbst der roheste Heide, selbst die Priester blickten theilnehmend in die Flammen und ihre Jubellieder verhallten. Der Komthur warf das Visir zurück, wandte sein Roß und sah mit freundlichem Lächeln in die aufwallende Gluth. Du wolltest mich mit starken Armen halten, mein guter Sohn! sagte er freudig. Halte den Alten fest mein Werner! Er drückte bei diesen Worten dem Rosse die Sporen in die Weichen, sprengte unter lautem Wehgeschrei der Menge die Brücke hinauf; sein Roß bäumte sich, wollte zurück, er aber trieb es an, es that einen mächtigen Sprung — die Flammen verschlangen Vater und Sohn.

Noch prasselte das Feuer, noch starrte die Menge ob dieses Heldentodes, da ritt Kayslut langsam zurück, seine Speerreiter folgten;

es schwiegen die Trompeten, und die Lanzen waren gesenkt. Als er sich dem Gerüste des Fürsten nahte, trug man die bleiche Gattin hinweg. Eine Thräne rollte über seine Wange; dann trat er zu Olgerd. Du folgst mir und gehst nicht von meiner Seite, oder ich bohre Dich hier vor versammeltem Volke nieder, raunte er ihm mit unterdrücktem Grimme zu. An ihr Leben ist das Deine gebunden. Olgerd folgte und wagte es nicht, sich in dieser Stimmung dem Wüthenden zu widersetzen.

II.

Das Leben kehrte in Bernuta zurück, nicht die Freude. Wenn die Sonne in Westen, ein Gluthmeer, sich hinter die Wälder senkte, da schauderte sie bei diesem Anblicke zusammen, und glaubte die Flammen zu sehen, die den treuen Freund, den frommen Ordenbruder verzehrten. Die Saiten ihrer Harfe sprangen unberührt, freudelos war ihr fortan das Leben, der hohe Schwung ihres Geistes gelähmt. Kaystut schloß bald mit dem Orden einen Waffenstillstand, doch das Feuer des Krieges

brach schnell wieder los. Die Ordenbrüder drangen bis Wilna vor, und Olgerd sah seine Residenz verwüstet; kurz darauf starb er; Jagello ward sein Nachfolger. — Bald entzweiten sich Neffe und Oheim; Jagello fiel in Kayſtuts Hände, auf Bitten seines Sohnes Witold ließ er ihn frei. Da verband sich Jagello mit dem Orden; Kayſtut zog ihn zu strafen vor Troki. Jagello eilte mit dem Ordenheere herbei, lud Vater und Sohn zu einer friedlichen Unterhandlung ein, ward wortbrüchig und ließ Beide in Ketten werfen; Witold entfloh durch Hülfe Bernutak, Kayſtut ward zu Wilna in Gefängniſſe ermordet. Lange überlebte ihn Bernuta nicht, die den fürſtlichen Glanz theuer mit der Ruhe ihres Herzens bezahlen mußte.

und fröhlicher schlägt. Hierher schickte ich, wäre ich unumschränkter Gebieter von Albion, alle Narren und die mit dem Spleen Behafteten und du mein guter Harry müßtest dich hier ansiedeln, und dieses Luftbad gebrauchen, wo jeder an die schöne Wirklichkeit gefesselt, vor Träumereien geschützt ist."

Harry lächelte, aber schwieg. Er athmete in dieser reinen Luft nicht freier, seine Brust war beengter als je, dunkle Ahnungen drückten wie der Alp auf sie, und die wenigen, schnell abgebrochenen Worte des alten Boris, über die er jetzt reiflicher nachdachte, ließen ihn fürchten, daß seit jenen Jahren ein finstrer Geist das gastfreie Haus dieser Familie durchschritten habe. Diesen Gedanken nachhängend, diese Furcht nährend, durchwanderte er theilnahmlos die herrlichen Gefilde, nahm, ohne die schönen Geberinnen zu beachten, Blumen aus den dargebotenen Körbchen, spendete dafür mechanisch Silbermünzen aus, bestieg endlich sein Maulthier und ritt rasch weiter.

Paul trabte kopfschüttelnd hinter drein; der Junge lief, unbekümmert über die Eile der Herren, flink neben her und sie bogen sie jetzt um ein Wäldchen mit hohen Fächer Tannen und dicht belaubten Kastanienbäumen, als der Knabe rief: „Haltet ein wenig an, Ihr Herren, und seht dort die Schule Homers, seht jenen Felsen, der sich wie abgerissen in das Meer streckt, dort hat der alte Blinde gesessen und seine Lieder gesungen; ich habe ihn nicht mehr gehört, aber manche alte Leute erzählen noch von ihm. Auch seht dort, wo die beiden Palmen ihre Fächer breiten, da ist das Landhaus von Demetrios Makari, wir sind gleich dort."

Die Erſcheinung.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Ein trüber Nebel lag über dem Thale des Ebro, als die braven Vertheidiger von Saragossa aus dem Thore Portillo zogen und mit düsterem Ernst das Gewehr streckten. Bleich und entstellt, kaum noch menschlichen Gestalten ähnlich, die pestartige Seuche mit sich führend, wanderten sie nach Frankreich, und mit verhaltenem Schmerze sagten sie Saragossa und dem Vaterlande Lebewohl.

Dumpf tönten die Trommeln in den zerstörten Straßen; schweigend und freudlos war unser Einzug. Ueber Trümmer und Leichen schritten die geschmolzenen Bataillone und besetzten die Stadt, die gleich einem verödeten Kirchhofe sich vor uns ausbreitete. Auch da wo nicht Mann gegen Mann gefochten, wo noch nicht die Minen der Angreifenden und das Feuer der Vertheidiger die Gebäude verwüstet hatten, lag Alles in Trüm-

mern, überall, wohin die Bomben gereicht, war Zerstörung; deßhalb, besonders der epidemischen Krankheit wegen, konnten nur wenige Truppen in die Stadt gelegt werden, und es blieben nur noch so viel darin, als zum Dienst unumgänglich nothwendig waren.

Auch mich traf dies Loos. Ich bekam mein Quartier im Kloster der Hieronymiten, wo nur die Zimmer des Abts in ganz bewohnbarem Stand geblieben waren. Die beiden Compagnien, die mit mir im Kloster einquartiert wurden, lagen in dem Refectorium, den Sälen und Gängen dieses weitläuftigen Gebäudes, welches die Mönche schon früher verlassen hatten.

Nach und nach wurden die Straßen lebhafter. Aus den Kellern krochen die bleichen, halb entseelten Gestalten hervor, und die ungeheucheltste Theilnahme und der höchste Enthusiasmus, der aus dem Drucke des Elendes und der Sklaverei emporstrebte, begleiteten den braven Palafox, den tapfern Vertheidiger Saragossa's, als er nach Frankreich abgeführt wurde.

Das ekle Geschäft, die Straßen und Häuser von den Todten zu reinigen, die ewigen

Beerdigungen der täglich noch an der Peſt Sterbenden, das Grauſige dieſer zerſtörten Stadt, mußte auf das kälteſte, gelaſſenſte Gemüth einen düſtern Eindruck machen.

Die Hälfte des Hieromynitenkloſters war abgebrannt, die noch ſtehenden Dächer zerſchmettert. Ueberall konnte der Regen, der jetzt in Strömen herabfiel, hindurch dringen, der Sturmwind fand überall Oeffnung, ſeinen pfeifenden, rauſchenden Ton durch die düſtern Gemächer zu verbreiten. Die überall flackerden Feuer der Einquartierten, der hohle Wiederhall der Fußtritte, das Klirren der Waffen, die todte Stille der Nacht in dieſen verfallenen Mauern machten einen ſchauerlichen Eindruck, und wenn die kalte Luft durch die zerſprungenen Fenſterſcheiben zog, und in den hohen, öden, gewölbten Zimmern mich anwehte, überlief mich unwillkürlich ein kaltes Grauſen.

Schon hatte ich drei Tage in dieſem Aufenthalte durchlebt, als ſich einſt am Thor del Sol ein Spanier zu mir geſellte, den ich in einer weltlichen Tracht kaum wieder erkannte; es war der Pater Antonino. Er begleitete mich, und bat, ihn in unſerm Kloſter aufzunehmen.

Ich hatte ihn im Lager öfters gesehen und gesprochen, und wußte, daß er dem Herzoge von Montebello als Spion gedient; ob er wirklicher Priester sei oder nicht, konnte ich damals nicht wissen. Es fiel mir daher gar nicht auf, daß er seine Wohnung lieber in einem Kloster, als in einem Bürgerhause nehmen wollte, wo er, seines getriebenen Handwerkes wegen, eben nicht willkommen seyn konnte, und ich erlaubte ihm, von einer halb verfallenen Zelle, die er sich wählte, Besitz zu nehmen.

Schon am andern Tage freute ich mich des Zufalls, der Antonino zu mir geführt, denn er kannte Alles, kannte die Begebenheiten in der Stadt während der Belagerung so gut, als ich sie nur selbst von dem Belagerungcorps wissen konnte. Ich ging mit ihm in alle Straßen, in alle Klöster, die den Spaniern als Hauptpunkte ihrer Vertheidigung gedient hatten. Die Details, welche er mir von ihren Arbeiten geben konnte und die er genau kannte, mußten für mich, als Soldat, von großem Werthe seyn. Auch in das Detail des bürgerlichen Lebens ging er ein. Bei jedem verfallenen Palaste gab er

mir

mir Kunde von dem ehemaligen Verhältniſſe ſeiner Bewohner, und belebte durch ſeine intereſſante Erzählung die todte Oede, welche ſich über dieſe Stadt verbreitete.

Am Abend, wenn wir in unſerm Hieronymitenkloſter, immer noch auf unſerer Hut, wohl eingeſchloſſen und verwahrt ſaßen, und der Weinſchlauch unſere einzige Erholung war, unterhielt uns Antonino mit allerhand Karten-, und andern Kunſtſtücken und vertrieb mir und meinen Officieren die Zeit während der langen Abende. Beleſen und mit den guten Schriftſtellern ſeiner Nation vertraut, auch der franzöſiſchen Sprache mächtig, verſchaffte er uns Bücher und gab uns Unterricht im Spaniſchen.

In einem Lande, wo jeder Einwohner unſer Feind iſt, muß man vorſichtig und argwöhniſch ſeyn. Ich beobachtete ihn daher genau; ich erkundigte mich bei den näheren Umgebungen des Herzogs von Montebello nach dieſem Manne und erhielt die einſtimmige Verſicherung, daß er während der Belagerung viel Dienſte geleiſtet und gut franzöſiſch geſinnt ſei. So wenig das Letzte ihn bei mir empfahl, ſo ſehr lag auch in ſeinem

ganzen Thun und Wesen etwas Unheimliches. Er schien mir einer von den Menschen zu seyn, die das Schicksal in die Welt geschleudert, und die es gelehrt hat, alle ihnen dienliche Formen anzunehmen. So belauschte ich ihn oft auf Worten und Reden, die mir die Ueberzeugung gaben, daß er nicht aus Neigung für die Sache der Franzosen gehandelt habe. Ein durchdringender Verstand, Gewandtheit, die Kunst, einem Jeden leicht die schwache Seite abzugewinnen, und höhere Bildung als das Handwerk, das er getrieben, erwarten ließ, blickte aus Allem hervor, was er that und sprach, und ich glaube, wäre er mir zur Unterhaltung nicht so nothwendig und fast unentbehrlich geworden, ein inneres Gefühl hätte mich sicher von ihm entfernt, und nie würde ich mich ihm ganz hingegeben haben.

Sehr fein wußte er eines Abends das Gespräch auf die Klöster, die Inquisition und auf die verschiedenen Mittel zu führen, welche die Letztere angewandt hätte, um zu ihren verschiedenen Zwecken zu gelangen und ihren Eingekerkerten die Geheimnisse zu entlocken. Unter diesen Mitteln, meinte er, sei Keines

so wirksam gewesen, als das der Erscheinung von Geistern. Meine Cameraden lachten laut auf; doch er erwiederte sehr ernst: bei einer Nation, wo die Aufklärung noch so wenige Fortschritte gemacht habe und wo der Aberglaube so mächtig wirke, wäre dies ganz natürlich und wenn die Herren, die ihn wegen dieser Erzählung auslachten, nur eine kleine Summe zusammenschössen, um seine Unkosten zu decken, so wolle er ihnen ein kleines Pröbchen dieser Kunst geben, das ihnen, obgleich von der Täuschung im Voraus unterrichtet, den Beweis führen würde, wie empfänglich die menschliche Natur für dergleichen Eindrücke sei.

Man forderte ihn auf, Wort zu halten. Die hierzu benöthigte Summe wurde, da sie nicht bedeutend war, leicht zusammen geschossen und auf Uebermorgen die Ausführung bestimmt.

Aber nun verlangte er hierzu meine Zimmer, die ich ihm aus verschiedenen Ursachen rund abschlug; jede zu nahe Verbindung mit diesem Manne war mir unangenehm, weil er mir mit seinen Taschenspielerkünsten und Geistererscheinungen, wenn auch interessant, doch

noch entfremdeter geworden war. Ueberdieß legte ich nicht so geringen Werth auf meine Bequemlichkeit, als daß ich mich auf mehrere Tage aus ihr hätte herausreißen können; er mußte daher mit einem verfallenen Saal zufrieden seyn, der ihm zu diesem Behuf eingeräumt wurde.

Des andern Tages, an welchem wir nun die Kunst dieses Phantasmagoren bewundern sollten, führte er uns, wie er fast täglich zu thun pflegte, in Saragossa's Ruinen umher. Wir besuchten heute das Augustinerkloster und das der heiligen Monica, beide durch Minen in einen Schuttbaufen verwandelt. Die hohen Pfeiler der Kirche standen noch; die Gräber waren geöffnet, die Todtengerippe lagen durch einander und was sich vielleicht einst feindselig getrennt, war durch den Krieg friedlich vereint worden. Die Sucht nach Raub hatte diese Zerstörung bewirkt, fürchterlich lagen die alten Leichensteine mit ihren Bildern und Sprüchen unter faulen Trümmern vermoderter Särge, Knochen und Schädeln umher. Wir stiegen in dem Augustinerkloster beim Fackelschein einen gewölbten Gang hinunter, der weit und lang unter der Erde

Harry trieb jetzt sein Maulthier, das seiner Sehnsucht nicht schnell genug traben wollte, stärker an, und so gelangten sie bald an die kaum vier Fuß hohe Mauer, welche, wie es auf Scio gebräuchlich ist, die Besitzung umgab. Hier stiegen sie ab.

„Komm, komm!“ sagte Harry, des Freundes Hand erfassend; „Mich treibt's dorthin!“ Dies sagend zog er Paul mit sich die Stufen hinauf, die längs der Mauer zu dem Landhause führten. Plötzlich blieb er stehen — „Sieh dort!“ raunte er seinem Freunde zu und zeigte nach einem von Rosengebüsch bekränzten Rasenplatz, auf welchem eine hohe Ulme ihre runde Krone wie ein schirmendes Dach breitete. Ein Kreis junger Mädchen saß dort, mit ihren Arbeiten emsig beschäftigt, auf dem Rasen, wo in ihrer Mitte eine Griechin, in der Tracht der vornehmen griechischen Frauen von Smyrna, auf einem reichgestickten Polster sitzend, sich an den Ulmbaum lehnte. Unter einem weißen, turbanähnlich gewundenen Tuche quollen die dunkeln Locken hervor, ein knapp anliegendes Leibchen ließ die schönen Formen des Körpers sehen und wie eine Fürstin unter ihren Sclaven, saß sie im Kreis der Jungfrauen da. Sie mochte jetzt die Fremden bemerken, denn sie warf einen ernsten aber flüchtigen Blick auf sie, stand auf und winkte den Mädchen ihr zu folgen.

„War das etwa das schwermüthige Kind?“ fragte Paul.

„Ich glaube es fast“ erwiederte Harry.

„Nun bei Gott, schön hat sich die Knospe entfaltet!“ sagte Paul, dem Freunde folgend, der immer noch vorwärts eilte.

weg gehen mußte; denn wir waren lange schon gewandert, als die Arbeiten einer angefangenen Mine unsere unterirdische Wallfahrt erst hemmten. Aller Vorsichtmaßregeln ungeachtet, wurde es mir doch ganz unheimlich bei diesem Gang, und ich gestehe, daß ich mich freute, als wir das Tageslicht wieder erblickten.

So ging es den ganzen Abend fort; über Gemäuer und Schutthaufen, durch Gewölbe und verfallene Kreuzgänge führte uns Antonino, und erreichte vollkommen seinen Zweck, unsere Einbildungkraft für die Beschwörungscene zu spannen.

Bei mir hätte er dies nicht bedurft. Von Natur mit einer lebhaften Phantasie begabt, war mir schon seit meiner Kindheit alles Geisterhafte willkommen. Feenmährchen hatten den Knaben, Ritterromane den Jüngling angezogen und noch jetzt hatte die Geisterwelt einen unwiderstehlichen Reiz für mich. Ich quälte öfters meine Einbildungkraft, mich in schauerliche Situationen zu versetzen; ich konnte oftmals der Sehnsucht nach einer Geistererscheinung nicht widerstehen, und so sehr ich auch die Möglichkeit, daß mir je dieser

Wunsch erfüllt werden könnte, bezweifelte, so hing ich doch sehnsuchtvoll an Allem, was diesen Glauben erwecken konnte.

In feierlicher Stimmung betraten wir unser Hieronymitenkloster, und erwarteten gespannt den Anfang der Beschwörung. Wir hatten von Antonino die Erscheinung des Capucinerpaters Joseph o verlangt, welcher während der Belagerung, bei allen Gefechten gegenwärtig, den Sterbenden die letzte Oelung reichte, und beim Angriffe des Dreifaltigkeitklosters geblieben war.

Wir saßen im Refectorium zusammen, und spannten durch allerhand Erzählungen unsere Neugierde noch mehr, als Antonino herein trat und uns abrief.

Wir traten in den Saal. — Ein Dampf von Wohlgerüchen kam uns entgegen, der wie Nebel uns umhüllte und den Schein der auf dem Altar brennenden Kerzen verdüsterte. Kreis, Dogen, Todtenkopf, alle die wohlbekannten Insignien der Beschwörer waren in Bereitschaft. Antonino trat jetzt in den Kreis, bat uns, entfernt zu bleiben und nicht durch unzeitigen Scherz seine Arbeit zu stören, warnte uns mit ernstem Tone, ruhig, schwei-

gend und ohne alle Störung außer dem Kreise zu verweilen, damit wir uns nicht durch Unvorsichtigkeit ins Unglück stürzen möchten und fing nun seine Beschwörungsformel mit solchem Ernst und so täuschend an, daß wir, gegen unser eigenes Gefühl kämpfend, dem schauerlichen Eindrücke nicht widerstehen konnten, den dies auf uns machte. Plötzlich pfiff eine kalte Luft durch die offnen Fenster, die Lichter verlöschten, und wir standen im Dunkeln — doch Antonino fuhr in seinen Beschwörungen fort. — Ueber dem Altar fing es an zu dämmern, nach und nach trat aus einem lichten Nebel das Bild des Capuciners hervor; sein Kopf war verbunden, er hatte das Crucifix und die Viole mit dem heiligen Oele in seiner Hand. Er schien uns drohend anzublicken; als aber ein Blitzstrahl die Kerzen wieder erhellt hatte, verschwand er plötzlich. Wir standen noch stumm, nach dem Fleck hinschauend, wo der Pater verschwunden war. Antonino trocknete sich den Schweiß von der Stirn, und trat bleich und angegriffen aus dem Kreise heraus. Wir dankten ihm für seine Mühe, er nahm unsern Dank nur mürrisch an, und sagte finster: In der Natur

ruhen verborgene Kräfte, der Mensch ist für sie blind; die größten Weisen sind auf diesem Punkte oft die ärgsten Thoren. Weil wir in die Geheimnisse der Natur eindrangen, und sie hier und da nachzuäffen verstehen, läugnen wir ihre Macht. So oft meine Kunst einen Geist vor mein Auge zaubert, fürchte ich seine wirkliche Erscheinung und der grimmige Blick des Capuciners, den ich wohlbedächtig nicht in das Bild legte, war für mich Grausen erregend; denn ich wurde ungewiß, war es mein Phantom, oder war es der Geist des Paters Joseph selbst.

Wir lachten. — Ich bitte, spötten Sie nicht! — sagte er — ich habe in meinem Leben sonderbare Erfahrungen gemacht, über die ich indeß schweigen muß — doch legen wir uns zur Ruhe, mein Körper wenigstens bedarf der Erholung. — Einige unter uns wollten ihn um Belehrung über Manches bitten. — Morgen, wann sie wollen, nur heute nicht — sagte er verdrießlich. — Wir begaben uns hinweg.

Ich legte mich zur Ruhe, doch meine gereizte Phantasie erhielt mich lange wach. Als mein Johann mich verließ, die Stube fest

hinter mir zuſchloß, und ich das Licht vor meinem Bette auslöſchte, ſchlug die Glocke vom Servitenthurm eben eilf Uhr. Es ergriff mich ſonderbar — das hohe Zimmer, worin ich mich befand — das eintönige Summen einiger großen, in hieſiger Gegend ſehr häufigen Fliegen, das fatale Zirpen von einem Paar Grillen, die mich alle Abende mit ihrem Geſange langweilten, und die langſam auf einander folgenden Töne der Glocke erweckten in mir einen widrigen Schauer, der mich tiefer unter meine Bettdecke trieb und mich erſt nach langer Zeit entſchlummern ließ.

Aber kaum im erſten Schlaf, höre ich ein leiſes Geräuſch — ich erwache, blicke auf — das Zimmer iſt leer, nur durch den Mond erleuchtet. Ich will eben, über meine Träumereien ſpottend, wieder die Augen ſchließen, als das Geräuſch vernehmlicher wird. Ich blicke wieder auf und Pater Joſepho, die Binde um den Kopf, ganz ſo, wie ihn Antonino erſcheinen ließ, ſteht an meinem Bette — ich ſehe ihn ſtier an, er droht mit dem Finger, wandert von dannen und verſchwindet.

Ich ſpringe auf, unterſuche das Zimmer

beim Schein des Mondes — ich finde nichts — Alles ist still. Hat dich deine Phantasie betrogen? frag' ich mich, mir die Augen reibend, lege mich wieder nieder und schlafe nach einiger Zeit wieder ein. Noch einmal dünkt es mich im Schlafe, ich höre Geräusch, und als ich am Morgen erwache, hätte ich schwören wollen, ich hätte den Pater noch einmal durch das Zimmer schreiten sehen. Mir war es nun klar, daß die Einbildungskraft ihr Spiel mit mir getrieben, mit dem lebendigen Bilde des Paters vor Augen, gespannt durch Antonino's Geistererscheinung, war ich zu Bette gegangen, ein lebhafter Traum hatte mich getäuscht. Ich schämte mich dirses Gaukelspiels meiner Phantasie, und schwieg über den ganzen Vorfall.

Schon in aller Frühe war Antonino bei mir. Er schien ernster, wie gewöhnlich. Leise Andeutungen, auf deren weitere Erörterungen er jedoch nicht eingehen wollte, schienen mir von der Art, daß ich vermuthete, auch ihm habe seine Phantasie einen Streich gespielt; und als am Mittage die Officiere ihn baten, heute Abend in Gegenwart Mehrerer die Erscheinung zu wiederholen, schlug

er es ihnen bestimmt ab, und sagte unverholen, daß er um keinen Preis das gefährliche Spiel noch einmal wiederholen würde.

Mir fiel dies auf. Ich suchte, als wir allein waren, die Ursache dieser bestimmten Weigerung zu erforschen. Ein leiser Druck seiner Hand hat mich, zu schweigen.

Antonino wollte heute Abend kein Kunststück, keine Gaukelposse gelingen, mit denen er bis jetzt uns alle Abend unterhalten hatte. Er blieb ernst, legte seinen Apparat zusammen und ging bald nach seiner Zelle.

Der Mensch wurde mir immer räthselhafter. Ich schlich ihm nach einiger Zeit nach. Die Wand, die Thür, Alles im Zustande der Zerstörung, ließ das Auge frei hindurch sehen — und so sah ich ihn, vor einem Crucifix knieend, brünstig beten. Diese fromme Andacht machte mich noch mehr irre in diesem Manne, und ungewisser als je ging ich nach meinem Zimmer zurück. Ich nahm ein Buch und las: ich suchte Alles, selbst meine Flöte, hervor — es half nichts. Meine Einbildungkraft war einmal rege; ich konnte die Bilder nicht los werden, die sie mir vorführte, und immer trat aus diesem bunt-

farbigen Gemisch der Capuciner mit seiner Binde um die Stirn drohend hervor.

Ich legte mich zur Ruh und ließ auf einem kleinen Tische neben meinem Bette das Licht brennen. Diesmal schlief ich früher ein — bald weckte mich ein ähnliches Geräusch, wie gestern. Ich wache auf, der Capuciner steht wieder drohend vor meinem Blicke, und entfernt sich, da ich nach meinen Pistolen greife, mit langsamem Schritte — ich drücke los — das Gewehr versagt — der Capuciner ist verschwunden.

Ich untersuche das ganze Zimmer, nirgends finde ich die kleinste Spur. Ich wandre bis gegen zwei Uhr im Zimmer auf und ab. — Alles still. — Ich lege mich wieder nieder — lasse noch einmal das Nachtlicht brennen, erwache am frühen Morgen, und finde, daß mein Nachtlicht sehr bald ausgelöscht seyn mußte.

Am Tage beginne ich meine Nachforschungen von Neuem — in keinem Zimmer, nirgends eine Spur. Ich untersuche das Vorzimmer, wo ich immer, der Kühle wegen, die Thür nach meinem Schlafzimmer offengelassen hatte; ich untersuche das kleine Cabi-

net, was noch hinter dem Schlafzimmer war — ich finde nichts. — Zum zweiten Mal ist es doch nicht möglich, daß mich die nämliche Gaukelei, ganz so wie das erste Mal, getäuscht haben kann, sage ich mir selbst. Der Vorfall bleibt mir unerklärbar.

Ich überwand mich endlich, das Vorgefallene Antonino mitzutheilen; von ihm fürchtete ich weniger Spott, als von meinen ungläubigen Cameraden. Er kam. Ich erzähle ihm die Begebenheit — er wird mit jedem Worte immer gespannter. Als ich ihm den Mönch beschrieb, wie er vor meinem Bette, ganz seiner gegebenen Erscheinung ähnlich, gestanden, fängt er heftig an zu zittern, und gesteht mir endlich, daß er in beiden Nächten, ungefähr um die nämliche Zeit, die nämliche Erscheinung gehabt habe; daß dies nun das zweite Mal in seinem Leben sei, daß ihm die Gestalt desjenigen wirklich erschienen, dessen Bild er durch seine Phantasmagorie zur Täuschung benutzt habe, und daß diese nächtliche Erscheinung der Grund gewesen, warum er die Wiederholung einer Kunst fest verweigert, zu deren Ausübung er von jetzt an allen Muth verloren habe.

So sonderbar mir bei diesen Worten auch zu Muthe war, so konnte ich doch den Gedanken nicht festhalten, daß die Erscheinung des Capuciners eine Geistige gewesen sei. Konnte es nicht eben so gut eine Täuschung seyn, die mir Antonino bereitete? Konnte ich, aus dem Schlaf erwacht, nicht leichter zu täuschen seyn, als ich es wachend und darauf vorbereitet gewesen wäre? Was dieser Spanier aber dabei beabsichtigte, konnte ich nicht entziffern. Doch, an Mißtrauen und Vorsicht in diesem Lande gewöhnt, wollte ich gewiß seyn, ob er nicht auch bei dieser Erscheinung die Hand mit im Spiele habe.

Ich bat daher einen meiner Officiere, ohne ihm jedoch den wahren Grund zu sagen, den Spanier bis am frühsten Morgen nicht aus den Augen zu lassen und ihn überall zu begleiten. Ich sah meine Pistolen nach, und fand, daß ich vergessen hatte, Pulver auf die Pfanne zu schütten. Um meines Gewehres ganz sicher zu seyn, schoß ich meine Pistolen im Garten ab, ließ sie durch meinen Johann reinigen, lud sie selbst, und sah absichtlich Antonino diesen ganzen Tag nur einen Augenblick in meinem Zimmer.

Bald standen sie in dem mit Rasen und Kiesgängen reinlich ausgelegten Hof, auf welchem eine Heerde zahmer Rebhühner weidete; ein junger Grieche trat ihnen entgegen und fragte nach ihrem Begehr, und als sie ihm ihren Wunsch mittheilten, den Primaten Demetrios Nakari zu sprechen, führte er sie in die Halle und ging, sie seinem Herrn zu melden. Harry klopfte das Herz stürmisch, er hätte vor Ungeduld vergehen mögen, bis der Grieche zurückkommend, die Fremden in das Zimmer seines Herrn führte. Dugdal betrat es in unbeschreiblicher Spannung und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er einen alten Mann mit grauen Haaren und finsterm Ansehn erblickte, der bei ihrem Eintreten sich von seinem Polster erhob und ihnen entgegen kam. „Was ist Ihr Begehr?" fragte er. Bei diesen Worten, bei dem ersten Laut der Stimme überwältigte Harry sein Gefühl „Vater Demetrios!" rief er, sich in die Arme des erstaunten Alten stürzend „Guter, alter Vater!".

„Wer sind Sie Herr?" fragte der Grieche, entwand sich Harry's stürmischer Umarmung und blickte ihn forschend an — „Dugdal! mein guter Dugdal!" rief er dann plötzlich „He Nikola, Nikola!" rief er, von neuem, den jungen Mann mit stürmischer Freude an sein Herz drückend, dem eintretenden Diener zu, „Rufe Helene! — Seh ich dich wieder, guter Mensch" sagte er dann, den vor Freude zitternden Harry betrachtend „Ja, du bist es, bist indessen ein Mann geworden — und ich — ein Greis! — Doch still, ich höre Helene kommen."

Die Griechin trat ein. „Wirf deinen Schleier zurück, Helene" sagte der Vater „du stehst vor einem Freund

Die Nacht rückte heran — ich blieb wach, legte mich jedoch ins Bett. Das nämliche Geräusch — das Licht löscht aus — doch ohne an mein Bett zu treten, schreitet der Mönch mir drohend durch das Zimmer — ich springe auf, drücke das Pistol ab — es versagt, die Erscheinung ist verschwunden. Erst spät überwannt mich der Schlaf — spät erwache ich; ich untersuche meine Pistolen — beim Reinemachen hatte mein Johann sie eingeschmiert — es war Fett an die Batterie gekommen — sie mußte versagen.

Am Morgen kam der Officier und erzählte mir, daß er gestern Abend Antonino'n, als dieser habe weggehen wollen, den Vorschlag gethan, ihn auf seine Zelle zu begleiten, da es ihm noch zu früh sei, zur Ruhe zu gehen; Antonino habe aber lachend gefragt, was er in dieser elenden Zelle wolle, wo er nicht einmal einen Sessel habe, auf den er sich setzen könne. Wünsche er aufzubleiben, wolle er ihm hier Gesellschaft leisten, wo der gefüllte Schlauch sie munter erhalten könne; er wolle ihn einige seiner Kartenkünste lehren, und so die Nacht mit ihm verplaudern, da er, wie es schien, heute so ungern zu

Bette gehen möchte. Er habe sich mit ihm, bis die Uhr vom Servitenthurm herüber halb zwölf Uhr geschlagen, angenehm mit tausend Gaukeleien unterhalten; mit diesem Glockenschlag aber sei Antonino ernst geworden; habe die Karten weggelegt, und, heftig zitternd, immer nach einer Stelle hingeblickt. Doch bald wäre diese Krisis vorübergegangen, nur sei Antonino's Frohsinn für den übrigen Theil der Nacht dahin gewesen; er habe düster und schweigend auf seinem Sessel gesessen, und wäre endlich neben ihm auf dem Strohlager eingeschlafen.

Mir war dies höchst sonderbar. Ich beschloß, noch einen Versuch mit ihm selbst zu machen, und bat ihn daher diesen Abend zu mir. Wir saßen allein; ich brachte das Gespräch auf die Erscheinung und er gestand mir, daß sie in der vergangenen Nacht, als er mit dem Hauptmanne am Tisch gesessen, an ihm vorüber gegangen und ihm gedroht habe. Plagt mich dieser lästige Schatten noch länger, so sehe ich mich genöthigt, dies Kloster zu verlassen, und eine andere Wohnung aufzusuchen, wo ich ruhiger meine Nächte verbringen kann.

Ich

Ich lud ihn ein, dieſe Nacht bei mir zu bleiben; er verſprach es, jedoch mit einigem Widerwillen, wie es mir ſchien, und verließ mich auf einige Augenblicke, einen Theil des Don Quixote zu holen, den er mit mir zu leſen angefangen hatte.

In einigen Minuten war er wieder da mit ſeinem Buche und ſeiner wollenen Schlafdecke. Eine dampfende Bowle Glühwein ſtand auf dem alten Tiſch, und die Piſtolen, von mir ſelbſt geladen, legte ich dicht neben mich.

Antonino, der fleißig trank und ziemlich heiter war, wurde ſtill und düſter, als er die Glocke eilf ſchlagen hörte. Auch mir klopfte das Herz, auch mich durchrieſelte mit dem letzten dumpfen Glockenſchlag ein kalter Schauer. Ich ſetzte das ſo eben gefüllte Glas ſtill und ohne es zu leeren, auf den Tiſch, und blickte nach der Gegend hin, woher der Capuciner zu kommen pflegte. Er erſchien nicht. Die Geiſterſtunde ſchlich langſam und erwartungvoll vorüber. Es ſchlug zwölf — nichts ließ ſich ſehen. Der Tag graute; wir trennten uns. Den Wachenden war nichts erſchienen.

Ich unterſuchte nun am Tage Alles über

und neben mir; in den Souterrains, wo Alles verschüttet war, wurde es unmöglich, vorzudringen. Ich fand auch nicht das Mindeste, was mir einen Argwohn hätte geben können, und ich konnte mir nun nicht länger verbergen, daß diese Erscheinung mich wirklich unruhig und nachdenkend, und in meinem Unglauben wankend machte. Dieser Capuciner beschäftigte mich bei Tag eben so wie bei Nacht, beständig sah ich ihn vor mir und deßhalb war es mir um so angenehmer, als mein Bedienter mich benachrichtigte, daß im Klosterhof eine junge Spanierin verweile, die mich zu sprechen wünsche. Sehr gern ließ ich sie hereintreten.

Es war eine jener schönen, schlanken, vollen Gestalten, die man mit diesem regelmäßigen, üppigen Bau nur jenseits der Pyrenäen findet. Sie warf ihre Mantille zurück, und zeigte ein Paar feurige, schwarze Augen, die unter den langen Augenwimpern freundlich hervorblickten. Schüchtern nahte sie sich mir und sagte: ihre Donna habe von mir so viel Gutes vernommen, sie habe gehört, wie ich während der Belagerung gegen Verwundete und Gefangene mich mitleidig und mensch-

lich betragen hätte, sie habe daher das Zutrauen zu mir gefaßt, mir eine Sache von Wichtigkeit vertrauen zu können, die ihre eigene Person sehr nahe beträfe. Sie lasse mich deßhalb auf morgen Abend einladen, wo die liebliche Botin mich abholen und zu ihr begleiten werde.

Höchst verdrießlich war es mir jetzt, daß ich eben morgen bei dem Herzog von Montebello zur Tafel geladen und übermorgen den ganzen Tag im Dienste war, ich mußte das Rendezvous also bis auf den dritten Tag verschieben. Die Sennora würde sehr dankbar dafür seyn, setzte die Kleine beim Abschied hinzu, und einen Kuß, den ich mir einstweilen von ihr erbat, ließ sie mir als Pfand zurück.

Der Abend nahte; ich bat einige Officiere, mir heute Gesellschaft zu leisten und wußte es so einzuleiten, das unbemerkt die Geisterstunde herbeischlich, und ohne daß sich der Capuciner blicken ließ, ging die Gefürchtete mit ihren folgenden Trabanten ruhig vorüber. Um zwei Uhr trennten wir uns. Ich schlief ungestört bis an den spätesten Morgen und mein Gespenst schien verschwunden zu seyn.

An dem Tage, wo mich Dienstgeschäfte von meiner Donna noch entfernten, und wo ich von dem beständigen Herumreiten und Visitiren der vielen Posten ermüdet war, legte ich mich schon früh zu Bette; meine Pistolen ruhten, von mir selbst geladen, neben mir. Das Rendezvous, welchem ich am folgenden Tage entgegensah, beschäftigte mich, ich vergaß den Mönch und seinen mysteriösen Umgang und unterhielt mich lebhaft mit dem Bilde der schönen Dame, die ich morgen sehen sollte, und die eine so gütige Idee von meinem Herzen hatte. Ich malte sie mir lieblich aus und schlief darüber unter gaukelnden Träumen ein. Allein nicht lange, so erwachte ich wieder von dem mir bekannten Geräusch; ich blicke auf — eine lange, weiße, verschleierte Gestalt, wie in ein Leichentuch gehüllt, steht vor meinem Bette und hebt die linke Hand warnend in die Höhe. Im nämlichen Augenblick schreitet der Mönch, jedoch zögernd, durch das Zimmer — ich will aufspringen, ein Schlag trifft meine Brust — ich sinke zurück — die weiße Gestalt droht mit ihrer aufgehobenen Linken. Der Schmerz auf der Brust läßt nach, und sie entfernt sich langsam nach

der entgegengesetzten Seite. Ich fasse nach meinem Pistol, ich drücke es nach ihr ab. Sein Knall hallt in den weiten Klosterhallen wieder, und mir ist, als ob ich einen ängstlichen Laut höre.

Schnell aufgesprungen, schlug ich Licht an, suchte im Zimmer umher und fand weder die Spur einer Verwundung, noch den Fleck, wo die Kugel eingeschlagen seyn konnte. Fest und bestimmt es bis auf das Aeußerste ankommen zu lassen, ehe ich meinen Cameraden von meiner Erscheinung etwas erzählte, gab ich ihnen ein Mährchen wegen der Ursache des Schusses zum Besten.

Auch Antonino war der Mönch um die nämliche Zeit erschienen. Auch ihn hatte er, während dieser Tage, gleich mir verlassen. Von der weißen Gestalt im Leichentuche wußte er mir nichts zu sagen.

Da der Mönch jedesmal nach der äußeren Thür zu verschwunden war, machte ich ihn auf diese Beobachtung aufmerksam und äußerte ihm, daß ich das nächste Mal der Erscheinung nach dem Kreuzgange folgen würde — wohin sie unumgänglich sich wenden müßte.

Antonino schüttelte bedenklich den Kopf,

und meinte, so lange die Geister uns nicht beleidigten und friedlich an uns verüberzögen, so lange müßten wir sie ungehindert lassen.

Die Siesta endete. Die kleine Ninia kam, reichte mir gleich zum Willkommen ihre Rosenlippen. Ich nahm meinen Degen und ein Paar Terzerole und folgte der Kleinen.

Unter Schutthaufen, durch verfallene Gebäude über den Cosso *) hinweg, gingen wir durch das ganz demolirte Carmeliterkloster. An den Gestirnen bemerkte ich, daß wir nun eine ganz andere Richtung nahmen und uns nach dem Thore Quemada wendeten. Endlich hielt sie vor einem Palast — mein Herz klopfte — sie schellte; ein Mütterchen sah heraus — ich hörte die Schlüssel rasseln, fühlte in dem Augenblicke die Arme der Kleinen mich innig umfassen, fühlte ihre Lippen auf meinem Munde; doch ehe die Alte die Thür geöffnet, stand sie schon wieder in der unschuldigsten Stellung bescheiden neben mir und likpelte: Treten Sie näher, Senner. — Ich folgte ihr durch die lange Gallerie über die breite Treppe durch eine Reihe wüster Zimmer —

*) Großer Platz in Saragossa.

kein Bedienter war sichtbar — ein gutes Zeichen, dachte ich. Nur die Kleine und die alte Sybille begleiteten mich. So wanderten wir noch durch mehrere Zimmer — endlich sah ich mich am Ziele meiner Wünsche. Aus einem Cabinette trat eine lange, herrliche, verschleierte Gestalt auf mich zu, und nöthigte mich, sich neben ihr auf das Sopha zu setzen. Ich folgte, mein Herz schlug gewaltsam — das Düstere im Zimmer — das Geheimnißvolle dieser Zusammenkunft — meine lebhafte Einbildungkraft, Alles ergriff mich. Mein Herr! sagte sie in einem Tone, der mir von tiefem Schmerze gedämpft zu seyn schien, ich traue auf Ihr Herz, auf den ritterlichen Sinn, der in der braven deutschen Nation noch nicht ganz untergegangen ist, und der auch Sie, Sennor, gewiß beseelt. Auf ihre Verschwiegenheit bauend, hoffe ich, meine Ehre einem Manne anzuvertrauen, der mir gewiß den Beweis geben wird, daß ich mich in seinem Herzen und seinem Charakter nicht irrte.

Gewiß nicht, Sennora! rief ich aus, ergriff im Phantasierausch ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen, und schwur Verschwiegenheit bis in den Tod. Was mir Ihre Liebe reicht,

werde ich, wenn auch bis zum Himmel entzückt, genießen und verschweigen!

Sennor! sagte die Dame, indem sie aufstand und ihren Schleier zurückwarf. Es scheint, ich irrte mich in Ihnen, wie Sie sich in mir! — Und vor mir stand eine erhabene Matrone mit aller Würde, die der beleidigte Stolz und der Unmuth über die getäuschte Erwartung noch erhöhte. — Sie zog die Schelle. Verzeihen Sie! Nur dem edlen, verständigen, nicht dem leidenschaftlichen, sinnlichen Manne darf ich mein Geheimniß anvertrauen.

Ich stand wie versteinert; Ninia trat herein. Geleite den Herrn! sagte die Dame, verbeugte sich stolz und trat in ihr Cabinet zurück.

Ein leiser Druck der Kleinen brachte mich aus meinem Erstaunen zurück. Die Alte mit den Schlüsseln stellte sich wieder ein. Das haben Sie nicht gut gemacht! raunte Ninia mir ins Ohr, berührte noch einmal leise meine Wangen und schob mich sanft zur Thür hinaus, die hinter mir zurasselte.

Es mochte wohl schon neun Uhr vorbei seyn. Kein Mensch war mehr auf der Straße; ich irrte im Mondschein umher, ohne nur

unſers Hauſes; erkennſt du ihn wieder?" Helene warf den Schleier zurück, ihr dunkles, ernſtes Auge ruhte forſchend auf Harry, der, im Anſchaun des ſchönen Mädchens verſunken, bebend vor ihr ſtand. Plötzlich färbte hohe Röthe ihre Wangen „Harry Dugdal!" rief ſie und eilte davon.

„Laß dich das nicht an ihr irre machen, junger Freund," ſagte der Vater, ſein Staunen bemerkend. „Sie iſt jetzt ſtill, verſchloſſen, mehr als je, und manche Sonderbarkeit wird dir in ihrem Weſen auffallen, von der du dich nicht ſtören laſſen mußt. Setze dich zu mir und erzähle, was dich hierher führt, jedoch ſage mir vorher, wer iſt dein Begleiter?"

Die Augen immer noch ſtarr auf die Thür gerichtet, durch welche die Griechin ſich entfernt hatte, ſtand Harry unbeweglich und hörte auf des Alten Frage nicht, der ſie wiederholen mußte.

„Ein Freund von mir" erwiederte er endlich „den ich Ihrer Güte empfehle.

Der Alte reichte Brand zum Willkommen die Hand. „Verzeihen Sie, guter Vater," ſagte Harry, ſich zu dem Griechen ſetzend „daß ich ſo zerſtreut bin, aber mir geht es ſonderbar. Mit heißer Sehnſucht, eine Familie wieder zu ſehen, der ich ſo viel Liebe und Güte verdanke, trete ich in Smyrna in ihr Haus und erfahre, daß ſie die Stadt verlaſſen haben und auf Scio wohnen — Vierzehn Taze halten mich meine Geſchäfte in Smyrna zurück und ſo lange muß ich meine Ungeduld zügeln — Heute früh lande ich im Hafen, eile nach Ihrer Wohnung und finde Sie und Helenen nicht, finde nur den alten grauge-

die Richtung nach meinem Kloſter finden zu können. Endlich begegnete ich einer Patrouille; ſie führte mich nach dem Coſſo, von da fand ich mich nach langem Umherirren endlich nach dem Hieronymitenkloſter zurück.

Mürriſch trank ich meinen Thee. Antonino kam, ſah mich mit einem durchdringenden, fragenden Blick an, und entfernte ſich ſchnell wieder, als ich ihm verdrießlich: Ein andermal! entgegen rief.

Iſt man übler Laune, ſo ſucht man emſig überall, wo man nur etwas Unangenehmes zu finden hoffen kann. So auch ich; die Erſcheinung des Mönches fiel mir wieder ein — ich fange an Alles zu durchſuchen, alle Wände, alle Thüren — ich finde nichts. Endlich trete ich vor mein Bett, das, wie alle Betten in Spanien, Platz für drei Perſonen hatte, und ſo ſtand, daß man auf der andern Seite ebenfalls dahinter kommen konnte. Ich unterſuche die Stelle, wo die weiße Geſtalt geſtern geſtanden hatte, ich finde nichts, was in mir den mindeſten Verdacht erregen könnte. Ich trete auf die andere Seite des Bettes, die nach der Wand zu ſtand; hier ſehe ich eine zolldicke weiß ſeidene Schnur, die, an der

Bettstelle fest gemacht, herunterhängt. Ohne begreifen zu können, wozu diese dienen kann, schneide ich sie ab, lege mich nun ins Bett und vorsichtiger gemacht, befehle ich meinem Johann, munter zu bleiben, und bei dem ersten Schall der Klingel bewaffnet herein zu stürzen, und lösche das Licht aus.

Zwischen eilf und zwölf Uhr höre ich das wohlbekannte Geräusch, doch blieb ich unbeweglich mit geschlossenen Augen liegen. Jetzt höre ich leise sich etwas nahen — es entfernt sich — es nähert sich wieder. Ich bleibe immer in einer ruhigen Stellung liegen. Jetzt bemerke ich, daß sich etwas um mein Bett herumschleicht — ich schlage die Augen auf — das weiße Gespenst steht vor mir — ich springe auf packe es mit kräftigem Arm und schleudre es hin aufs Bett.

Schon der Augenblick, als ich es faßte, zeigte mir, daß es von Fleisch und Bein sei; der Ausruf; Jesus Maria! gab mir völlige Gewißheit. Es lag unbeweglich. Ich stürze nach der Klingel; ich ziehe vergebens — sie tönt nicht. Ich eile nach der äußeren Thür, ich will meinen Johann rufen — sie ist verschlossen. Ich eile zurück, verschließe die Thür

des Schlafzimmers — das Gespenst liegt immer noch leblos auf meinem Bette. Ich ergreife seine Hand — eiskalt wie der Tod. Mich ergreift eine drückende Angst; kaum bin ich vermögend, Licht anzuzünden; meine Glieder zittern. Aengstlich, die leuchtenden Kerze in der Hand, trete ich vor das Bett. In Nationaltracht liegt, von dem täuschenden Leichentuche entblößt, ein todter, wunderschöner Jüngling vor mir. Ich öffne ihm das Jäckchen — aus dem bebänderten Westchen rollt mir ein kurzer Dolch entgegen, dessen Spitze in einen Olivenkern eingedrückt war, und was ich nun sah, überraschte mich: ein schönes Weib liegt vor mir, deren Anblick sonst wohl mich entzückt haben würde, jetzt aber mir grausend war. Ich bedecke sie mit einem Tuch, hole flüchtiges Salz, als ein leises Klopfen an die Thür meines Schlafzimmers mich in meinem Beginn stört.

Um Gottes und aller Heiligen Willen! öffnen Sie mir! ruft Antonino.

Was willst Du jetzt hier?

Ich weiß Alles; öffnen Sie mir und meinem Begleiter!

Daß ich ein Thor wäre, rief ich aus, mich

allein in Eure Hände zu geben! Ein Schuß soll schnell Lärm machen und Menschen herbeiführen.

Wenn sie ein Mann von Ehre sind, wenn ein menschliches Herz in ihrem Busen schlägt, rief eine mir unbekannte Stimme, so öffnen Sie, lassen Sie mich zu meiner Laura, und vergrößern Sie nicht das Unglück zweier Liebenden.

Ich besann mich eine Weile, zündete das andere Licht auch an, und öffnete, beide Pistolen in der Hand, die Thür. Der Mönch stürzt herein, Antonino folgte; wie wahnsinnig eilt er dem Bette zu, reißt das Tuch ab, thut einen Schrei und dringt mit gezücktem Dolch auf mich ein. Antonino umfaßte ihn und wand ihm den Dolch aus der Hand. Sind Sie rasend, Sennor? rief er ihm zu. Ist das die Ruhe, die Besonnenheit, die Sie mir gelobten?

Ich glaubte in diesem Augenblick klar zu sehen. Junger Mann, sagte ich, nur blinde Wuth treibt Sie zu einem Betragen, das für sie sehr üble Folgen haben könnte, wenn ich nicht Mitleid mit Ihnen hätte. Ihre Furcht, ihre Verzweiflung ist ungegründet;

eilen wir lieber, die Donna zum Leben zurück zu bringen. Er schien sich zu beruhigen.

Unsere Mühe blieb nicht lange unbelohnt. Sie schlug die Augen auf, sie sprang vom Lager und sank in die Arme des jungen Mannes. Ich betrachtete mit stummem Entzücken diese Scene, während Antonino mich forschend und fragend ansah.

Die Dame war noch ganz erschöpft — ich wollte meinen Bedienten rufen, daß er Erfrischungen brächte. Um Alles in der Welt nicht! — rief Antonino. Niemand — ich flehe Sie darum bei der Barmherzigkeit Gottes! — noch darf jetzt Niemand den Aufenthalt dieser Unglücklichen wissen. Ein Tropfen Wein ist hinreichend, die Lebensgeister der Donna zu stärken.

Ich brachte Wein — sie trank.

Eilen sie zur Ruhe, Sennora, — sagte Antonino ehrfurchtvoll — auch Sie, Sennor. Ich will allein zurückbleiben und den Herrn von Allem unterrichten; morgen, hoffe ich, geht die Sonne auch für Sie auf.

Der junge Mann drückte mir herzlich die Hand, die Donna verneigte sich — Antonino nahm ein Licht; neugierig folgte ich. Er öff-

nete einen Wandschrank, in welchem meine Bücher standen; ein Druck und der Schrank drehte sich. Sie traten in ein dunkles, enges Zimmer, wo eine Treppe sie hinab in ein Gewölbe führte.

Wir kehrten zurück.

Hören Sie, mein Herr, die Begebenheit, in welche Sie das Schicksal so sonderbar verflochten hat — sagte nun Antonino, als wir uns ins Fenster gesetzt hatten — und deren Entwickelung es in ihre Hände legte.

Der junge Mann, den Sie eben in der Kutte eines Capuciners sahen, ist Graf Alvarez de Miranda aus einem der ältesten Geschlechter Aragoniens. Bei einem Stiergefecht auf dem Cosso sah er vor einigen Jahren Donna Laura, ihm gleich an Rang und Vermögen. Sie liebten sich; nichts schien ihren Wünschen entgegen zu seyn; da trat die Mutter der Donna auf und betheuerte, daß sie nie ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben würde. Niemand errieth die Ursache, als ich, der ich bei dem erst seit einigen Jahren verstorbenen Grafen Miranda, Alvarez Vater, Stallmeister, mit ihm auf Reisen und sein Vertrauter im Glück, wie im Un-

glück, gewesen, und jetzt in die Dienste des Sohnes getreten war, der mich eben so, wie sein Vater, mehr als Freund, denn als Diener, behandelte. Rache war die Ursache, weßhalb die Mutter dieser Verbindung entgegen war. Alvarez Vater hatte sie treulos verlassen; sie hatte aus Verzweiflung dem alten Marquis ihre Hand gegeben, und ob sie ihn gleich sklavisch beherrschte, konnte dies sie doch nicht für den Verlust der ersten Liebe entschädigen; daher die Rache, die sie jetzt am Sohne nahm. Auch der Tod meines Herrn kühlte diese fürchterliche Leidenschaft nicht. Laura mußte im Kloster der heiligen Monica den Schleier nehmen, und ihre Liebe, ihre Jugend in diesen öden Mauern verschließen.

Alvarez, verzweifelnd, sein Leben verachtend, ging nach Madrid. Die unglücklichen Begebenheiten des vergangenen Jahres, vom Großherzoge von Berg herbeigeführt, gaben ihm Gelegenheit, den Tod zu suchen; er fand aber statt seiner die Sclaverei. Nach Frankreich geführt, schmachtete er im schmählichen Gefängniß; nur Gold rettete ihn: er kehrte zurück, und es trieb ihn hin nach Saragossa. Aber schon hatten die Franzosen es umzingelt,

es war ihm nicht mehr möglich, hinein zu dringen. In Tudela fand er mich; ich weihte mein Leben willig seinem Dienste, er das Seinige dem Vaterlande. Unter dem Bruder des Generals Palafox schweifte er mit dem Guerilla's um Saragossa, und ich — in diesem Augenblicke fühle ich, daß ich mich dem Tode weihe, wenn meine Worte nicht ein edles, menschenfreundliches Herz treffen — ich machte den Spion der Feinde, brachte die richtigsten, wahrsten Nachrichten, aber auch die unschuldigsten, gefahrlosesten, und gab meinen Mitbürgern sichere Kunde von Allem, was im feindlichen Lager geschah.

Das Kloster der heiligen Monica, worin die Donna sich befand, mußte geräumt werden; die Nonnen wurden in ein anderes Kloster gebracht; ich erfuhr Laura's Aufenthalt, und verschaffte mir bald durch Palafox den Befehl, sie sprechen zu können. So wanderte ich, als Priester verkleidet, von Saragossa ins französische Lager, von da zu meinem Herrn, und war der Bote der Liebe und des Krieges zugleich.

Da wir Alle die nahe Capitulation voraussahen, trieb die Liebe Don Alvarez, als Bauer ver-

verkleidet, in die Nähe der Stadt. Unter meiner Leitung mischte er sich unter die Abgeordneten, die aus Saragossa kamen, um die Capitulation abzuschließen. So kam er hierher in die Stadt. Alles war in Bewegung. Alles lief ängstlich durch einander; selbst die heiligen Nonnen stiegen aus den Souterrains ihres Klosters hervor, und suchten eine Zuflucht bei ihren Verwandten und Freunden um den Ausschweifungen der Feinde zu entgehen; bei dieser Gelegenheit entführten wir Donna Laura. Da ich dieses Kloster genau kenne, dessen Abt mein Ohm gewesen, und mir die unterirdische Wohnung, die ihren Eingang aus des Abts Zimmer hatte, wohl bekannt war, so führte ich meinen Herrn hierher, nicht erwartend, daß Ihre Truppen das halb verfallene Kloster beziehen würden, und versorgte ihn auf mehrere Tage mit Lebenmitteln.

Deßhalb mein Anschließen an Sie, deßhalb meine Freude, als Sie mir in diesem Kloster eine Zelle einräumten, denn nur durch mich konnten ja die Armen Lebenmittel erhalten. Deßhalb die Beiden Erscheinung, eine Kunst, die ich auf früheren Reisen in Frankreich und

Deutschland erlernt hatte. Ich wollte hierdurch Ihnen die Erscheinung des Don Alvarez, im Fall Sie ihn als Capuciner gewahrten, fürchterlicher machen.

Alvarez mußte alle Nacht aus seinem Schlupfwinkel hervor, sobald ich wußte, daß Sie allein waren; er holte dann Lebenmittel. Jener Wandschrank in dem ersten Zimmer führt in den Kreuzgang, durch ihn eilte er zu mir. Vom Garten aus war es mir möglich, ihm ein abgeredetes Signal zu geben, wenn er seine stillen Wanderungen nicht antreten durfte. Als er mir aber einst berichtete, daß Sie aus dem Bette gesprungen und ihm gefolgt wären, befestigte ich die Schnur an Ihr Bett. Donna Laura mußte zitternd die Rolle des Gespenstes übernehmen, und Sie mit dem Seile niederhalten, wenn Sie aufspringen und Alvarez verfolgen wollten. Daß Ihre Pistolen versagten, war mein Werk, daß der Schuß nicht treffen konnte, ganz natürlich, da ich die Kugel herausgezogen hatte.

Ich sah aber bald die Unmöglichkeit, meinen Herrn aus dem Kloster zu bringen und ihn und Donna Laura zu retten; Alles war, besonders des Nachts, zu stark besetzt und

worbenen Boris, ſelbſt die Mutter konnte ich nicht ſprechen, denn der Alte ſagte mir, ſie ſchliefe."

„Ja, ja!" ſagte der Grieche mit Wehmuth „Sie ſchläft! — In der St. Victorial Kirche ruht ſie im kühlen Gewölbe, und ſchläft bis zur Auferſtehung."

„Sie iſt nicht mehr! Und ich kann ſie nicht wieder ſehen!" klagte Harry und die Thräne drang in ſein Auge — „Die gute Mutter iſt nicht mehr! Armer Mann!—"

„Sie ging uns voran" ſagte der Vater, und ſuchte vergeblich ſeine Wehmuth zu unterdrücken „Der Herr ſei gelobt, ihr iſt wohl! — Aber was bringt dich her zu mir?" begann er, dem Geſpräch eine andere Wendung gebend, „du weißt, mein Buch iſt geſchloſſen, meine Thätigkeit zu Ende."

„Ich war in Angelegenheiten unſers Hauſes in Smyrna, da wollte ich —"

„Mich beſuchen" fiel ihm der Alte in die Rede „und nun findeſt du alles ſo anders, alles zerſtört, ſelbſt Helene — doch verzeih, daß ich dich immer noch mit dem traulichen Du anrede wie ſonſt, ich ſollte es wohl nicht, denn es iſt doch nicht mehr, wie es ſonſt um mich war" ſetzte er traurig hinzu.

„Nennen Sie mich nur immer ſo, Vater!" bat Dugdal „das trauliche Du ruft mir jene liebe Zeit zurück. Mein Vater läßt Sie grüßen; auch er iſt alt geworden, und Sie würden ſich beide wohl nicht mehr kennen, denn nun ſind es 20 Jahre, daß Sie ſich nicht ſahen."

„An meinem Hochzeittage ſahen wir uns das letztemal," ſagte Demetrios und jene Zeit mochte vor ihn treten, denn ſein Blick heftete ſich auf den Boden, er

verwahrt; ich sah kein anderes Mittel, da ich es selbst ohne persönliche Gefahr Ihnen nicht mittheilen konnte, als mich Don Alvarez Tante anzuvertrauen und sie mit dem ganzen Geheimniß bekannt zu machen. Ich sagte ihr zwar nicht, wo die Liebenden verborgen wären; nur so viel erfuhr sie, daß sie in Ihrer Gewalt seien, doch ohne daß Sie es wüßten. Ich versicherte ihr, daß ich glaubte, Sie zu genau zu kennen, um nicht die festeste Ueberzeugung von Ihrem edlen Charakter zu haben, und rieth ihr, Sie zum Schutze der Unglücklichen aufzufordern.

Die ehrwürdige Dame war verlegen. Der Gedanke, daß sie die Hand zur Verbindung ihres Neffen mit einer Nonne bieten solle, war ihr schrecklich; überdies fürchtete sie, daß Laura's bezaubernde Schönheit einen tiefen Eindruck auf Sie machen könnte. Sie fürchtete, daß, wenn der geflüchtete Alvarez, wenn die schöne Nonne, die mit ihrem Geliebten verborgen gelebt hatte, in Ihre Hände gegeben würden, Ihr Edelmuth an der Sinnlichkeit scheitern würde. Doch meine Bitten bewogen sie zu dem Rendezvous. Das sonderbare Mißverständniß, was Sie die Unter-

redung mit dieser würdigen Frau für ein frivoles Rendezvous halten ließ, zerstörte meinen Plan. Verzeihen Sie meinen Ausdruck —: Donna Isabella wagte es nicht, das Schicksal der schönen Nonne in die Hände eines Wüstlings zu legen, für welchen Sie nach der Unterredung, von ihr gehalten wurden, und ich verzweifelte fast an ihrer Rettung, doch der Himmel hat selbst das Geheimniß enthüllt — das Schicksal der Unglücklichen, mein Schicksal liegt in ihrer Hand — entscheiden Sie!

Können Sie noch zweifeln, sagte ich nach einigem Nachdenken, wie ein Deutscher in diesem Falle handeln wird? Nur die Art und Weise, wie ich sie rette, ist mir noch dunkel. Kommen Sie morgen früh wieder, vielleicht hat mir ein glücklicher Traum einen Rath ertheilt.

Antonino kam schon ganz früh. Ich entfernte Alles und ging mit ihm hinunter in den Wohnplatz der Liebe. Hohe Stufen führten hinab in ein kleines Gewölbe, von wo eine eiserne Thür zu einem geräumigen gewölbten Zimmer, führte, das aber, von keinem wohlthätigen Strahl der Sonne erreicht

wurde. Nur mit dem Nothwendigsten versehen, nur mit ärmlichem Hausrath geschmückt, strahlte doch in dieser finstern, unterirdischen Wohnung ein wunderlieblicher Stern. Laura stand an Alvarez Arme vor mir.

Ich lud sie zu mir herauf, und bat sie ungestört hier bis zu meiner Rückkehr zu verweilen. Ich sah nur ein Mittel, sie zu retten, ohne mich in ihr Unglück zu verweben. Ich ritt zum Herzog von Montebello, erzählte ihm in einer Privatunterredung die ganze Begebenheit, jedoch mit Weglassung alles dessen, was Antonino betraf, und bat um seinen Schutz und seine Verwendung für die Unglücklichen. Ich stellte ihm vor, daß Alvarez, nach seiner Verbindung mit einer Nonne, für immer aus Spanien verbannt, nie dem Interesse des Kaisers nachtheilig werden könnte. Ich schilderte ihm Alles mit den lebhaftesten Farben, mit der Wärme der innigsten Theilnahme. Er lächelte, und in dem ihm eigenen Tone gab er mir den kurzen Bescheid: Ich werde heute selbst in Ihr Kloster kommen und mich von Allem unterrichten.

Wäre es mancher andere Heerführer dieser Armee gewesen, ich hätte für Laura gezittert;

doch der Herzog war wahrlich unter den Trabanten des Tyrannen der Edelste. Hoffnungsvoll kehrte ich daher zu meinen Gefangenen zurück.

Der Nachmittag erschien. Der Herzog kam, besah das verfallene Kloster und ging allein mit mir in meine Wohnung. Ich gestehe, als ich ihm diese hohe Schönheit vorführte, zitterte ich und war nicht ohne Furcht. Er lächelte, betrachtete die bebende Laura mit Wohlgefallen, that einige Fragen an sie, gab Alvarez einen Verweis über sein Benehmen in Madrid am zweiten Mai, grüßte freundlich, und ging weg, ohne den mindesten Bescheid zu geben.

Ich beruhigte die Aengstlichen, denn ich kannte seine Art zu handeln zu gut, um nun noch etwas zu fürchten. Am Abend erhielt ich ein Billet von ihm, worin er mir die Sorge übertrug, meine Schützlinge noch heute Nacht aus Saragossa zu schaffen. Dem Billet war ein Paß nach der Schweiz für Alvarez, seine Gattin und einen Diener beigefügt.

Am Abend führte ich die Entzückten zu der würdigen Matrone, die mir meinen unglücklichen Irrthum und meine Thorheit wil-

lig verzieh. Noch in dieſer Nacht gab ich ihnen das Geleite und brachte ſie, nebſt Antonino, welcher ſie als Diener begleitete, nach Tudela.

Laura's Dolch blieb mein.

Im Jahre 1814, als mich mein Schickſal durch die Schweiz führte, fand ich die Liebenden in Lauſanne wieder. Antonino war geſtorben, und ein kleines Mädchen, das mir Laura entgegen trug, ſchlug freundlich ſeine Aermchen um meinen Nacken.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Einunddreißigstes Bändchen.

Das Opfer.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Das Opfer.

Von

A. von Tromlitz.

BERLIN. UNIVERSITÄTS. LIBLIOTHEK.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1837.

ſchwieg und keiner wagte die ängſtliche Stille zu unterbrechen. Da öffnete ſich die Thür und Helene trat ein „Verzeihen Sie mein plötzliches Verſchwinden" redete ſie Harry an. „Ihr Anblick rief mir die Vergangenheit zurück und ohne Bewegung blicke ich nie nach ihr."

„Auch ich nicht!" unterbrach ſie Harry, ihre Worte wahrſcheinlich mißverſtehend.

„Sie finden manches bei uns verändert," fuhr ſie mit anſcheinender Ruhe fort. „Die Mutter hat uns verlaſſen, der Vater iſt alt geworden, ſeine gute Laune iſt hin und ich —"

„Sie ſind zur Jungfrau aufgeblüht, die in ihrem reinen Lilienglanze wie eine Heilige vor mir ſteht" unterbrach er ſie. Helene ſeufzte tief auf — „Iſt denn aller Frohſinn aus dieſem Hauſe gewichen?" fuhr er fort „Iſt denn mit jenem Engel des Friedens jede Freude heimgegangen?"

„Jede!" ſagte Helene ernſt — „Aber laſſen wir das, Harry! — Sein Sie mir willkommen, von Herzen willkommen" — dies ſagend reichte ſie ihm die Hand — „Oft habe ich ſeitdem an Sie gedacht. Als Sie uns verlaſſen hatten, fühlte ich eine Leere um mich, die ich nicht beſchreiben konnte. Keiner half mir mehr Kränze flechten, keiner ſaß mehr theilnehmend neben mir, ohne ſich zu langweilen, wenn ich ſchwieg, mir fehlte mit Ihnen das Mitgefühl. Ich habe ſeitdem Ihrer immer gern gedacht und jeder Gruß, den Sie uns über ferne Meere und Länder ſandten, ſtimmte mich freudig und war mir willkommen."

„Und iſt es auch der Gruß, den ich Ihnen heute

Die Schlacht von Pavia war geschlagen, Franz der Erste gefangen und das französische Heer aus Italien vertrieben, nichts widerstand mehr den kaiserlichen Waffen. Und doch ging nach wenigen Wochen das siegreiche Heer aus Mangel an Geld aus einander, und nur die spanischen Truppen, unter Pescara, blieben zur Vertheidigung von Mailand gerüstet, welches den Franzosen entrissen, nur dem Scheine nach dem Herzoge Ludwig Sforza übergeben war.

Dieser, auf Anrathen seines Kanzlers, des ränkesüchtigen Morone, ließ sich bald darauf mit Venedig und dem Papste in Unterhandlungen ein, welche die Vertreibung der Kaiserlichen aus Italien bewirken sollten. Dies wurde verrathen, Pescara besetzte ganz Mailand, und nur die Citadellen von Cremona und Mailand, in die sich der Herzog ein-

ſchloß, waren in den Händen Sforza's, als Pescara ſtarb.

Nach deſſen Tode übernahm Karl, Herzog von Bourbon, die Anführung des Heeres. Dieſer, von Franz dem Erſten ſeiner Güter in Frankreich beraubt, und auf Anſtiften der Mutter des Königs, Louiſe von Savoyen, auf mancherlei Weiſe tief gekränkt, hatte ſein Vaterland verlaſſen, war in Kaiſer Karls Dienſte getreten, und ihm verdankte man hauptſächlich den Sieg von Pavia. Jetzt von Madrid zurückgekehrt, fand er alle Verhältniſſe in Italien verändert; der Papſt und Venedig hatten ſich mit Frankreich verbündet; es fehlte an Geld, die Truppen zu bezahlen, welche die Citadellen von Mailand und Cremona belagerten, und ein mächtiges Heer der verbündeten Fürſten Italiens rückte unter Anführung des Herzogs von Urbino gegen das Mailändiſche vor, dem der Herzog mit ſeinen wenigen Soldaten die Spitze nicht bieten konnte. Da traf zur rechten Zeit Lannoy, der Vicekönig von Neapel, mit 6000 Mann ein, und Georg von Frundsberg, dieſer berühmte Anführer der deutſchen Lanzknechte, rückte mit 14,000 Mann Fußvolk, zu welchen der Erz-

herzog Ferdinand 2000 Reiter hatte ſtoßen laſſen, nach Mailand, ſo daß das Heer Karls von Bourbon jetzt eines der furchtbarſten wurde, welches der Kaiſer je in Italien gehabt. Jedoch fehlten Geld und Lebensmittel; das Mailändiſche war zu ausgeſogen, ein ſolches Heer länger zu unterhalten; und die Deutſchen, die nur aus Achtung und Liebe dem alten Frundsberg gefolgt waren, der jedem nur einem Gulden Handgeld hatte reichen können, waren in dem elendeſten Zuſtande. Der Geiſt der Meuterei verbreitete ſich im Heere; alle Hülfmittel, welche Bourbons erfinderiſcher Geiſt herbeiführte, reichten nicht hin, den Bedürfniſſen ſeines Heeres zu genügen, und die immer ungeſtümer werdenden Forderungen ſeiner Soldaten zu befriedigen.

Der Herzog hatte in dieſem kritiſchen Augenblicke nur unter zwei Sachen zu wählen: das Heer zu entlaſſen, Mailand zu räumen, und ſich wo möglich nach Neapel zu ziehen, oder durch irgend ein kühnes Wagſtück den Verhältniſſen zu trotzen, und das aufrühreriſche Kriegvolk zufrieden zu ſtellen. Sein kühner Geiſt ergriff das Letztere.

Von den Soldaten geliebt, faſt angebetet,

gelang es ihm, ſie mit der Hoffnung einer glänzenden Unternehmung für den Augenblick zufrieden zu ſtellen. Er verließ Mailand, wo Anton von Leyva, als Statthalter, mit einer kleinen Heeresabtheilung zurückblieb, und trat mitten im Winter an der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann, welches aus ſo verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzt war, ohne Geſchütz, ohne Fuhrwerk, ohne Proviant den Marſch an. Sein Weg führte ihn durch ein mit Flüſſen und Canälen durchſchnittenes Land, wo die Straßen durch die Jahreszeit faſt unbrauchbar geworden waren, nichts hielt ihn auf. Ein überlegenes, feindliches Heer, das ihm zur Seite war, entmuthigte den Helden nicht. Florenz oder Rom war ſein Ziel, wohin ihm ſeine Soldaten, die Ausſicht der glänzenden Beute vor Augen, willig folgten.

So zog er gegen Piacenza, deſſen er ſich durch einen kühnen Streich zu bemächtigen glaubte; aber der Herzog von Urbino kam ihm hier, wie bei Bologna, zuvor, und es gelang ihm nicht, ſich irgend einer großen Stadt zu bemeiſtern, deren Plünderung ſeine Krieger, wenigſtens für den Augenblick, be-

friedigt haben würde. Zwei Monate zog er so umher, seine Soldaten litten an dem Nothwendigsten Mangel, denn die Plünderung des platten Landes konnte nur wenig geben, und zur Wegnahme der mit Besatzungen wohl versehenen Städte fehlte es an Geschütz. Da brach endlich die Meuterei furchtbar los. Die Deutschen begannen, die Italiener und Spanier folgten. Mehrere Officiere, die sich den Wüthenden entgegenstellen, und den Aufruhr in seinem Entstehen dämpfen wollten, wurden ein Opfer ihres Eifers, der Herzog selbst mußte der ersten Aufwallung ihres Grimmes entweichen, und nur Georg Frundsberg, den die Deutschen wie ihren Vater liebten, gelang es erst nach langen Bitten und Versprechungen, sie zu beruhigen. Der alte Feldherr hatte sich aber hierbei so angegriffen, und sich das Schicksal seines Heeres so zu Gemüthe geführt, daß er krank in Ferrara zurückbleiben mußte.

Endlich beruhigte Bourbon die Soldaten; sie zogen weiter und folgten ihm nun mit einer Art Begeisterung, die wohl an Verzweiflung grenzte. Er theilte aber auch jedes Ungemach mit ihnen, marschirte zu Fuß an

ihrer Spitze, entbehrte jedes Bedürfniß, das sie entbehren, mußten, wußte ihren Muth zu erhalten, und sie immer näher nach Rom zu führen, wobei die Aussicht auf unermeßliche Beute sie belebte.

Der Papst Clemens VII. aus dem Hause der Medizeer, bei der Nachricht von dem Anrücken des kaiserlichen Heeres eben so sehr für Florenz als für Rom fürchtend, hatte eiligst mit dem Vicekönig von Neapel einen Vergleich geschlossen, nach welchem er dem Heere 60,000 Kronen vorschießen, und die Anhänger des Kaisers, besonders die Colonna, in ihre Güter und Würden wieder einsetzen wollte, wofür ihm Lannoy einen achtmonatlichen Waffenstillstand gewährte, und ihm versprach, das weitere Vorrücken des Herzogs von Bourbon, sowohl gegen Florenz als Rom, zu hindern.

Der Herzog kehrte sich wenig bei der Nachricht, die ihm Lannoy mittheilte, an den Vergleich; 60,000 Kronen befriedigten die Forderungen seines Heeres nicht, überdies freute er sich, dem Vicekönige, dessen Feind er war, entgegen seyn zu können; er rückte unaufhaltsam mit dem Heere vor. Der Papst hatte

mithin durch den Vergleich nichts gewonnen, ein blindes Zutrauen auf Lannoys Wort ließ ihm jede Anstalt zur Vertheidigung Roms als unnütz erscheinen; und so kümmerte er sich wenig um den Beistand seiner Verbündeten.

Als Lannoy, die Vollziehung des Tractates zu bewirken, dem Heere entgegen reiste, ließ ihn Bourbon warnen, sich nicht den Soldaten zu zeigen, die bei der Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes mit Ungestüm den Herzog an die Erfüllung seines Versprechens mahnten. Lannoy kehrte um, Bourbon setzte seinen Marsch fort, gewann den Vorsprung vor dem verbündeten Heere, und schlug am Abende des 5. Mai's 1527 vor Rom sein Lager auf.

I.

Die Hauptleute der deutschen Lanzknechte kehrten eben aus dem Kloster des heiligen Onophrius zurück und traten zu ihren Fahnen, wo sie die Kriegleute noch in Reihe und Glied, ernst und schweigend, auf dem Campo santo gelagert fanden.

Schließt einen Kreis: rief mit seiner Donnerstimme Konrad von Bemelberg, welchem Georg Frundsberg, dieser alte Kriegvater deutscher Lanzknechte, während seiner Abwesenheit, den Befehl über seine 35 Fahnen übergeben hatte. Der Kreis schloß sich, die langen Spieße glänzten flimmernd wie ein hoher Fichtenwald im Mondenscheine, und die aufgerollten Fahnen wehten, vom Abendwinde bewegt, flatternd in der herrlichen Mainacht; aber nicht so lustig traten die Reihen alter bärtiger Krieger zusammen, um zu vernehmen, was ihnen der kleine Heß,

wie sie den Bemelberg nannten, für Bescheid brächte.

Meine Kinder und Krieggefährten! so redete er sie an. Was uns hierher durch feindliche Länder vor die mächtige Stadt Rom geführt, ist Euch bekannt. Der Mangel — Mangel an Allem! Abgerissen, verhungert, ohne einen Gulden im Seckel, sehe ich hier 15,000 wackere Landsleute um mich stehen, die Georg von Frundsberg's Worten vertrauend zu seinen Fahnen traten, und um die sich nun weder der Kaiser, noch dessen Vicekönig in Neapel bekümmern. — Hier ist deutscher Muth, deutsche Treue, aber Noth überall. Dort, er zeigte nach dem Palaste des Vaticans, dem sie gegenüber standen, und nach der alten Roma — dort ist italische List und Feigheit, Lebensunterhalt im Ueberflusse, und das Gold der ganzen Welt, das der schändliche Ablaß und der Aberglaube hier aufgehäuft hat. Deßhalb läßt euch der edle Herzog Karl von Bourbon, unser Heerführer, auffordern, morgen als tapfere, mannhafte Lanzknechte, auch ohne Geschütz und Sturmleitern, Rom zu stürmen. Die Mauern sind nicht hoch, und die drinnen italisches Volk. — Fünf Fähn-

ein mögen den Sturm beginnen, dann zehn andere folgen, und sollten die, wider Vermuthen, auch nicht eingedrungen seyn, führe ich die funfzehn andern nach, und Gott helfe mir! wir sind in Rom oder ich nicht mehr! denn unserm Vater, den Ihr schon durch Eure Meuterei so tief gekränkt, und dem Grabe nahe gebracht habt, träte ich flüchtig nicht wieder vor Augen. — Ihr, Melchior von Frundsberg, nehmt die fünf Fähnlein, die immer mit Euch ziehen, und verwahret den Stürmenden den Rücken, damit uns der Feind nicht durch einen Ausfall schade, oder gar des Herzogs von Urbino Volk uns in der Arbeit störe. Zeigt Euch, wenn sich die Gelegenheit bietet, Eures Vaters Georg, Eures Bruders Kasper, Ihr aber, meine Kinder und Krieggefährten, deutscher Nation würdig!

Er schwieg, blickte rings um sich her und übersah, so weit es das Mondlicht erlaubte, die Gesichter der alten Krieger, die schweigend seine Rede überdachten. — Da trat Hauptmann Sebastian Schertlin von Augsburg vor. Uns bleibt nichts übrig, als elendiglich umzu-

bringe?" fragte er, während Paul sich absichtlich mit dem Alten unterhielt.

„Er ist mir doppelt werth, da Sie mir ihn selbst bringen" erwiederte Helene und ein sanftes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund.

„Auch ich habe Ihrer oft gedacht," sagte er treuherzig. „Bei Tag und Nacht haben Sie vor mir geschwebt, aber nie lebendiger, als seit ich den Archipel wieder beschiffe. Anfangs machte mich der Gedanke, die Hoffnung Sie wieder zu sehen, so froh; je näher ich aber Smyrna, je näher ich Scio kam, wurde meine stürmische Freude ernster und ich glaube, eine dunkle Ahnung von dem, was ich hier finden sollte, hat mich erfaßt."

„Glauben Sie an Ahnungen, Harry?" fragte die Griechin.

Von dieser Frage überrascht, wußte er sie nicht gleich zu beantworten — „Ich glaube nur, was mein Geist fassen, was er begreifen kann" sagte er endlich „und somit gehöre ich wohl zu den Ungläubigen."

Helene brach dies Gespräch schnell ab, führte Harry noch einige Zeit in die Vergangenheit zurück, aus der sie, mit so viel Innigkeit, Begebenheiten, selbst Kleinigkeiten ihm schilderte, daß er oft getäuscht, noch das schwermüthige Kind vor sich zu sehen glaubte, wie es sich damals mühsam Blumenkränze flocht, um sie langsam wieder zu zerpflücken. Aber diese Rückerinnerungen erfreuten ihn nicht, das Bild des Kindes war ihm werthlos geworden, seit er die Jungfrau gesehen und die Gewalt, die das Aufschlagen ihres großen, seelenvollen Auges schon damals an ihm geübt, war jetzt zu einer magischen Gewalt ge-

kommen oder Rom zu gewinnen. Was wählt Ihr, Krieggesellen?

Stürmen! rief Alles einstimmig. Führt uns morgen an, Herr Konrad, da unser Vater nicht bei uns ist; es wird auch ohne ihn gehen!

So mögen die Hauptleute Sorge tragen, fuhr Konrad von Bemelberg fort, daß, so viel als möglich, noch Alles zum Sturme bereitet werde. Laßt auch den Wein vertheilen, den wir den Mönchen abgezwackt, und ruht, bis die Trommel Euch weckt. — Die Fähnlein gingen wieder aus einander, ein jedes auf angewiesenen Lagerplatz, und Alles war guten Muthes, denn des Elendes hatten sie so viel ertragen, daß ihnen auch das Gefährlichste, wenn es nur Geld und Lebenmittel bot, willkommen war.

Hauptmann Melchior Frundsberg, des alten Georg jüngster Sohn, ein schmucker, verständiger junger Mann, hatte sich unter einem Ahorn gelagert, und erwartete hier seinen Fähndrich, einen Verwandten und Freund, Herrn Edmund von Bibrach, der gleich ihm seinen ersten Kriegzug that. Er

nahte und mit ihm der alte Graf von Eberstein, seines Vaters treuster Waffenbruder.

Nun, Ihr jungen Gesellen, sagte der Alte, seinen kurzen spanischen Mantel auf die Erde breitend, und sich auf ihn niederlassend. — Wie steht es heute mit Euch, gut oder schlecht? — Beide schwiegen unmuthig. — Nun, braucht über meine Frage nicht gleich mürrisch zu werden. Ich meine nicht, wie es mit dem Herzen, ich meine nur, wie es mit dem Kampfe steht, ob Ihr auch für den folgenden Tag fein Alles überlegt und besorgt, oder es dem lieben Gotte, dem Waibel und den Rottmeistern überlassen habt. — War mir immer nicht recht, daß der Alte Euch Beide zusammen gethan hat. Dir, Melchior, sollte er einen tüchtigen Fähndrich zugegeben haben, so einen, der noch aus der Schlacht von Ravenna stammt, einen alten kriegerfahrenen Mann, und Dir, Edmund, hätte er sollen des Urbanen Linsing's Fähnlein anvertrauen; da hättest Du das Krieghandwerk aus dem Fundamente unter einem tüchtigen Hauptmanne gelernt. — Na, Gott beßre Euch! — Er faßte nach dem Becher, den ihm ein

Diener

Diener brachte, trank, und reichte ihn dann seinen Vettern. Auf gut Glück!

Wir bedürfen es morgen, sagte Frundsberg, denn wahrlich, es ist ein keckes Unternehmen. Aber was hilfts — wir müssen! — Nur das verdrießt mich, daß der Hesse uns in die Nachhut gestellt hat; ich wette, ich habe morgen nichts zu thun.

Höre, Melchior, unterbrach ihn der alte Eberstein. Wem in seinem vier und zwanzigsten Jahre fünf Fähnlein anvertraut werden, jedes an 400 Spieße 50 Hakenschützen stark, der mag wohl mit seinem Posten zufrieden sein, und denken: diese Ehre wird ihm nur seines Namens wegen, den Du bis jetzt und bei jeder Gelegenheit ehrenvoll geführt hast zu Theil. — Aber Ihr, Edmund von Bibrach, wie behagt Euch das Kriegleben? fragte er, sich zu diesem wendend. Glaubte nimmermehr, Euch, wie auf dem Damme am Mincio, dem Feinde gegenüber zu sehen. Ihr habt dort wie ein ächter deutscher Lanzknecht gefochten, und Euer alter Vater würde sich gefreut haben, hätte er Euer Fähnlein im dichtesten Haufen der Feinde flattern sehen. Waret sonst ein wunderlicher Geselle. Lau-

tenschlagen und der Pinsel waren Eure Elemente, und wenn ich mit Eurem Vater, meinem alten Freunde, vom Kaiser Max, glorreichen Andenkens, sprach, redetet Ihr nur vom Meister Albrecht Dürer, als ob der allein die deutsche Ehre aufrecht erhielte; muß es mein Schwager, Georg Frundsberg, gar sonderlich angefangen haben, Euch in Helm und Harnisch zu bringen. Nun es freut mich, daß Ihr, aus edlem Geschlechte, auch edles Handwerk treibt, Gott erhalte Euch dabei; trinkt und seid frohen Muthes. Er ließ die erst halb geleerte Kanne zurück und verließ sie.

Gott gedankt, sagte Melchior, daß wir den alten Herrn los sind; so ein braver, verständiger Mann er auch ist, so langweilt mich doch oft sein Gespräch.

Sieh nur, unterbrach ihn der von Bibrach, welch herrliche Nacht, sieh wie der Vatican und St. Peter im Mondlichte wie zwei dunkle Gewitterwolken erglühen. Sieh die Farbe des Himmels, das Sternenlicht, wahrlich, ganz anders ist es das als in unserer Heimath. Gott hat Italien zum Erdenparadiese geschaffen.

Wohl möglich, erwiederte Frundsberg,

denn die Schlangen und Verführer, auch die Bäume mit den goldenen Aepfeln fehlen hier nicht. Nein, Freund, gelobt sei das deutsche Vaterland! Nirgends ist es doch schöner, als in der Heimath; und ist auch dort der Himmel nicht so blau, flimmern die Sterne auch bleicher als hier, weht kein so warmes Lüftchen in unserer Mainacht, so findest Du dort Herzen, die das Deine verstehen, und die Schönheiten unsers Neckarthals tiefer empfinden, als diese entartete Menschennatur ihren Himmel. — Doch, laß uns davon schweigen. Der morgende Tag verlangt noch so manche Vorkehrungen, komm zu den Unsrigen, und bewahre Dein deutsches Herz, Deinen deutschen Sinn treu und rein auf italischem Boden.

2.

Ehe noch der Morgen graute, wirbelte schon die Trommel aus dem spanischen Quartiere, wo der Connetable von Bourbon sich aufhielt; dumpf tönte sie durch die schweigende Nacht und weckte die wenigen Schlum-

mernden. Die Knechte traten zu ihren Fahnen, die Reisigen zu ihren Pferden, und Alle erwarteten die ersten Strahlen der Sonne, welche ihnen das Ende ihrer Noth zeigen sollte. Sie erschien heute nicht mit ihren rosigen Strahlen, dichter Nebel hüllte sie ein, nur der Dämmerung war die Nacht gewichen, nicht dem Tage. Da gab der Connetable das Zeichen; drei Schüsse aus einer Feldschlange riefen die Nemesis herbei, über das finstere Rom ihre Geißel zu schwingen.

Wie beutegierige, hungrige Krieger stürzten die Haufen heran, das lang ersehnte Ziel alles Elendes zu erringen. In jedem Einzelnen lag der feste Wille, die Stadt zu erstürmen, denn Jeder wußte, daß nur in Rom Rettung, außer dessen Mauern Verderben sei.

Der Herzog von Bourbon hatte seinen kühnen Plan auf diese Stimmung berechnet, nur durch sie konnte er das Unerhörte zu erlangen hoffen. Er begann hinter St. Peter mit den Spaniern den Angriff, die in ruhiger Ordnung vorrückten. Ihnen rechts stürmten die Deutschen mit wenigerer Ordnung. Der Nebel führte sie in das Feuer der spanischen Hakenschützen, sie drangen mehr rechts

nach der heiligen Geistpforte, und legten hier die wenigen Sturmleitern an, die sie hatten, während die Spanier, zurückgeschlagen, sich mit ruhigem Ernste wieder zum neuen Angriffe ordneten, von Neuem stürmten, von Neuem zurückgetrieben wurden.

Auch die fünf Fahnen deutscher Lanzknechte hatten gleiches Schicksal; ihr Ungestüm prallte an den Mauern Roms ab — sie wichen.

Jetzt theilte sich der Nebel, die Sonne bahnte sich den Weg, das blutige Schauspiel zu beleuchten, da sah der Herzog von Bourbon das Zurückweichen der Spanier, und während Konrad von Bemelberg die zehn Fähnlein zum Angriffe ordnete, stellte er sich an die Spitze der Spanier, sie noch einmal gegen Wall und Mauern zu führen. Durch den weißen Waffenrock, den er heute über seiner Rüstung trug, Allen kenntlich sprengte er auf seinem Streitrosse an ihren Reihen herunter, erinnerte sie an ihre alte sieggewohnte Tapferkeit, und mit dem Vorsatze, heute den Sieg zu erringen oder zu sterben, sprengte er voran; mit lautem Jauchzen folgten ihm die Spanier. Jetzt unter der Mauer sprang er vom Rosse, ergriff eine Leiter und setzte sie an.

Mir nach, Krieggefährten, mir nach! rief er, und so klimmte er hinauf. — Da traf ihn eine Kugel, er stürzte herab. Pomperant! rief er seinem Freunde zu, der zu seiner Hülfe herbeieilte. Bedecke mich mit Deinem Mantel, daß mich Niemand erkenne, und mein Tod sie nicht entmuthige. Dies sagend, verschied er. Er wäre einen schönen Heldentod in der Mitte seines Siegeslaufs gestorben, hätte er dem Vaterlande sein Leben zum Opfer gebracht.

Während dies sich bei den Spaniern begab, die, noch einmal zurückgeworfen, wüthend über den Tod ihres geliebten Feldherrn von Neuem sich sammelten, waren die deutschen Lanzknechte, von den 15 Fähnlein gefolgt, angelaufen. Nikolaus Seidenstücker, der riesige Mann, mit dem großen Schlachtschwerte in der Faust voran, klimmten sie Mann über Mann den Wall, die Mauern hinan. Da stand Niklas der erste oben und machte den Nachrückenden mit seinem furchtbaren Schwerte Bahn; wie ein reißender Bergstrom wälzten die andern sich nach, das Bollwerk war erobert, das römische Geschütz ward gegen die Engelsburg gerichtet.

Auch die Spanier stürmten von Neuem. — All gewonnen, All gewonnen! hörten sie durch Karthaunendonner die Deutschen brüllen. Sie kannten diesen Siegesruf, er ward ihrem Ehrgeize ein neuer Sporn! die Römer entmuthigte er. — Auch hier waren die Mauern erstiegen, die spanische Fahne wehte auf dem Walle.

Die Römer hatten so wenig geglaubt, daß das kaiserliche Heer den Sturm wagen werde, daß der Papst Clemens VII. während des Kampfes, als die Deutschen schon eindrangen, in St. Peter Messe las. Kaum hatte er noch Zeit, durch den bedeckten Gang in die Engelsburg zu flüchten, und so der Wuth der Deutschen zu entgehen, die furchtbar unter den Fliehenden würgten, und jetzt den Vatican und die Peterskirche stürmten, während von der Engelsburg die Karthaunen unter Freund und Feind herabdonnerten, und das Zeughaus mit dem großen Pulvervorrathe in die Luft flog.

Nun beschlossen die deutschen Hauptleute, welche sich Alle auf dem Platze vor St. Peter mit ihren Fahnen versammelt und aufgestellt hatten, die andere Vorstadt sogleich an-

zugreifen, Sie sprengten deßhalb die Pforte
daß Ludwig Gonzaga mit der Reiterei her
einbrechen konnte, führten die Kanonen von
den Wällen und richteten sie gegen diese Vor
stadt, wo sie unfern der Porta settimiana
den Wall überstiegen und eindrangen. Auch
die Tiberbrücke wurde gestürmt; und, der
jüngern Grafen von Oettingen an der Spitze
drangen sie, trotz des mörderischen Feuers
aus der Engelsburg, hinüber, griffen das
Bollwerk an, nahmen es, und drangen nun
in die alte Roma ein.

Dreißigtausend Krieger folgten ihnen. Die
Römer wichen, die italischen Söldner flohen
nach den entgegengesetzten Thoren, und ver-
ließen die Stadt. Das Heer war im Besitze
derselben, aber ohne Feldherrn; Niemand
gab Befehle, und dennoch sammelten die
Hauptleute ihre Knechte, die Deutschen auf
dem Campo floro, die Spanier und Italie-
ner auf dem Platz Novona, und so blieben
sie, den Angriff der Römer erwartend, bis
um Mitternacht in Schlachtordnung stehen.
Schauerliche Stille herrschte, schweigend, aber
nach Beute dürstend, standen die Krieger
bei ihren Fahnen geordnet. Die Bürger

worden, von der er fühlte, daß er ihr nicht widerstehen könne.

Häusliche Geschäfte vorschützend, entfernte sich Helene bald und ließ eine Leere für Harry zurück, welche so wenig die Unterhaltung des Vaters, als die fröhliche Laune seines Freundes auszufüllen vermochte. Der Alte erzählte ihm nun manches, was ihm und den Seinen indessen begegnet und was ihn schon seit Jahren zu dem Entschluß gebracht hatte, sein Handelsgeschäft aufzugeben und von Smyrna nach Scio zu ziehen. Von dem, was ihm hier begegnet war, schwieg er und man sah deutlich, daß er über das letzte Jahr seines Lebens gern einen Schleier zog, den er vor seinem eignen Blick nicht lüften mochte.

In dem Lauf des Gespräches, das Brand mehr unterhielt als Harry, kamen sie auch auf die jetzigen Zeitbegebenheiten. Der Krieg Rußlands mit der Pforte, die Fortschritte, welche ersteres an der Donau machte, gaben der Unterhaltung Stoff, mehr aber als dieß die Flotte, die schon mehrere Monate in Port Mahon lag. Proklamationen waren von Alexis Orloff, dem Befehlshaber dieser Expedition, durch ganz Griechenland und den Archipel ausgestreut worden, worin die Griechen aufgefordert wurden, die Fesseln der Osmanen zu zerbrechen und der alten Hellas gedenkend, unter Rußlands Fahnen die Freiheit sich zu erringen. Harry wurde nun lebendig und nahm Theil an dem Gespräch. „Nehmen die Griechen diese Gelegenheit nicht wahr" sagte er mit Feuer „so wären sie der Freiheit nicht werth, die man ihnen bietet; jetzt ist der günstige Augenblick! Die russische Flotte ist bedeutend, ihre Siege zu Lande führen Schrecken vor sie her, Trup-

wagten sich nicht aus den verschlossenen Häusern, kein Fußtritt tönte durch die verödeten Gassen, nur das Aechzen der Sterbenden unterbrach die Stille, welche sich über die Stadt, gleich der drückenden Schwüle vor einem nahenden Gewitter verbreitet, wenn die feuerschwangern Wolken sich tiefer senken, bis sie sich in Blitzen entladen. — So auch das Heer; noch hielt es Mannszucht, das Wort der Befehlhaber und die Erwartung eines feindlichen Angriffs, erhielt die Ordnung. Da jedoch um Mitternacht kein Feind erschien, die Bürger muthlos in ihren Häusern blieben, brachen sie plötzlich die Reihen der Spanier, und unaufhaltsam verbreiteten sie sich durch die Straßen, der Habgier die blutigen Opfer zu bringen. Noch hielten die Deutschen fest bei ihren Fahnen, noch hielten die Hauptleute sie beisammen; aber kaum vernahmen sie das Geschrei der Plündernden, kaum hörten sie den Siegesruf der Spanier in den nahen und fernen Quartieren der Stadt, als sich alle Ordnung auflöste, auch sie ihre Fahnen verließen, um fortstürmend Theil an der Beute zu nehmen.

Furchtbar war diese Nacht und die fol-

genden Tage für Rom. Selbst die Wuth der Barbaren hatte nicht so schreckliche Folgen für die stolze Stadt gehabt, als die Erstürmung durch das christliche Heer. Der andächtige Spanier, welcher den Papst in der Ferne oft höher stellte als Gott, vergaß ganz die Nähe des heiligen Mannes, und plünderte, ohne daß sein Gewissen ihn mahnte, den Vatican; der Italiener, so stolz auf sein Rom und seine Kunstschätze, zertrümmerte mit barbarischer Wuth die Zierden der Stadt, denn ihn trieb Parteihaß in die Paläste der Cardinäle, und seine Geldgier ließ ihn Rom und seinen Stolz vergessen. Die Deutschen, durch Luther's Lehre gewohnt, Rom als den Schlund sich zu denken, der alles deutsche Gold verschlungen, glaubten nur das Geraubte wieder zu gewinnen, und die unter ihnen, welche der Lehre Luther's anhingen, hielten sich für das Rachschwert Gottes, den Sitz des Antichrists zu zerstören. So trieben alle Leidenschaften, welche den Menschen zum Furchtbarsten spornen, das zügellose Kriegvolk durch die unglückliche Stadt, nach langer Entbehrung auf Roms Trümmern zu schwelgen, und alle Gräuel, welche Fanatismus,

Blutdurst, Habsucht und Wollust nur erdenken konnten, wurden in diesen Tagen des Jammers verübt.

Erst am zweiten Tage, nachdem die Hauptleute und Anführer aller Nationen Philibert, Prinzen von Oranien, einstimmig zu ihrem Feldherrn erwählt hatten, wurde die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt. Zwar hemmte das Verbot die Plünderung nicht, doch wurde menschlicher verfahren und bei Todesstrafe geboten, kein Blut mehr zu vergießen. Die Spanier aber, die Grausamsten unter Allen, achteten dieses Verbotes wenig; ihnen war es gleich, welchen Palast sie verheerten, ob er einem Cardinal von des Kaisers Partei, oder einem der Gegner gehörte. So drangen sie in den Palast des Kardinals Andreas della Valle, eines Freundes der Colonna's, dieser kaiserlich Gesinnten, und trieben dort die schrecklichsten Gräuelthaten, bis Melchior von Frundsberg mit seiner Fahne herbeieilte, das Haus besetzte, und Edmund von Bibrach eindrang, die Plünderer daraus zu vertreiben.

Die Spanier wütheten furchtbar in diesem bisher verschonten Palaste. Alle Thüren

waren erbrochen, alle Truhen geleert, u
die Lanzknechte hatten vollauf zu thun, d
Beutegierigen zu verjagen und ihnen d
Raub zu entreißen; nur mit Mühe gela
es. Hier fand Edmund in einem abgelegen
Theile des Palastes einen Haufen Spani
welche eben mit Aexten die eiserne Thür
nes Thurmes sprengten; er eilte mit sein
Knechten herbei und vertrieb sie. In de
geöffneten Zimmer, in welchem eine Men
wohlverwahrte Kisten standen, zeigte s
ihm ein überraschender Anblick; zwei v
schleierte Frauen lagen auf den Knien, von d
nen die Eine um Schonung und Erbarm
flehte, die Andere aber schweigend das Hau
gesenkt hatte.

Steht auf! sagte Bibrach! wir komm
nicht in feindlicher Absicht, wir kommen Eu
zum Schutze. Habt Vertrauen, wir s
Deutsche, und mein Hauptmann, der So
des gefürchteten Kriegmannes, Georg v
Frundsberg, steht unten mit einem The
seines Haufens, des Cardinals Palast
schützen.

Die freundliche Anrede Edmunds, d
Einnehmende seines Gesichtes mochte die Da

beruhigt haben; ſie warf den Schleier zurück, und zeigte dem jungen Manne eine Matrone, mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Nun, wenn ihr als Menſchen zu uns kommt, und nicht als Räuber, ſagte ſie in einem ruhigen, faſt ſtolzen Tone, ſo ſeid mir willkommen in dem Palaſte meines nahen Verwandten, des Cardinals della Valle; nehmt, wenn es Euch ſonſt gefällig iſt, Euer Quartier bei uns, ladet den Hauptmann ein, ein Gleiches zu thun, und ſeid der Schutz nothbedrängter Frauen. Leonore, ſteh auf, wandte ſie ſich zu der immer noch Knieenden, und empfange den Herrn als Deinen Beſchützer.

Die Knieende erhob ſich, nahte Bibrach, der durch den dichten Schleier, welcher ſie vom Kopfe bis zu den Füßen umgab, weder ihr Geſicht, noch ihre Geſtalt genau erkennen konnte. Seid mir willkommen, ſtammelte ſie noch zitternd, und eilte ſchüchtern an ihm vorüber.

Folgt mir, damit ich Euch Eure Zimmer anweiſen kann, bat die Alte; der Fähndrich verließ ſie jedoch, um erſt ſeinen Hauptmanne von dem Vorgefallenen Bericht abzuſtatten, und ſeine Befehle zu vernehmen. Dieſem

schien das Abenteuer mit den Frauen anziehend genug, um des Freundes Bitten zu folgen, und sein Quartier in dem Palaste des Cardinals aufzuschlagen. Die Freunde ließen ihr Gepäck dahin bringen, behielten ihre Diener und eine gehörige Anzahl Kriegknechte bei sich, die andern quartirten sich nach Willkür in die benachbarten Häuser ein, und zogen nun in dem Palaste geistlichen Ueberflusses ein, hier freudige, ruhige Tage erwartend.

3.

Der Cardinal della Valle, obgleich von der Partei der Colonna's, war im Augenblicke des Sturmes zufällig in der Petrskirche gewesen, und in dem allgemeinen Aufruhre mit dem Papste nach der Engelsburg geflüchtet. Seine Verwandte, die Signora Franzeska, wie sie sich nannte, mußte daher im Palaste das Amt der Bewirthung übernehmen, welches sie mit vielem Anstande that. Die Tafel war mit Speise und Trank im Ueberflusse besetzt; es fehlte nicht an sil-

bernen Pocalen und Geschirren, die sie, den deutschen Officieren vertrauend, aus der Verborgenheit wieder hervorgeholt hatte; ihre Unterhaltung war geistreich, so, daß nichts fehlte, was das Mahl würzen konnte. Nur Edmund vermißte Etwas; die verschleierte Dame, welche von der andern Leonore genannt worden war, fand er nirgends, und sie war mithin für ihn jetzt noch dichter verschleiert, als im Gewölbe des Thurmes. Jedoch zu bescheiden, nach ihr zu fragen, zügelte er seine Neugierde; denn nur diese konnte es ja seyn, welche den Wunsch in ihm erregte, auch ohne Schleier die Unbekannte zu sehen, von welcher er sich kein Bild zu machen wußte.

Es vergingen einige Tage in Ruhe. Der Herzog von Urbino nahte mit dem Heere der Verbündeten, machte bei der Nachricht der Eroberung Roms Halt, zog an Rom vorüber, und die Spanier konnten nun die Belagerung der Engelsburg ungestört beginnen. Sie hatten auch wohl die meiste Verpflichtung zu diesem schweren Geschäfte, denn ihnen war die beste Beute geworden. Die Plünderung beginnend, hatten sie schon ihre

Seckel gefüllt, als die Deutschen noch in Reihe und Glied standen, und der Sprache kundiger, als diese, war es ihnen besonders durch die Anhänger der Colonna's leichter geworden, die Häuser der Cardinäle und Reichen von der päpstlichen Partei aufzufinden, und nur den schlechteren Theil den Lanzknechten übrig zu lassen. Die Deutschen wurden aber nach eingetretener Ruhe diese Ungleichheit des Glückes gewahr; der Nationalhaß verband sich mit dem Eigennutze, sie rottirten sich zusammen, überfielen die Spanier in ihren Quartieren, nahmen ihnen einen Theil des Raubes wieder ab, und so geschah es, daß am vierten Tage nach der Eroberung die Sieger unter einander im Streite sich mordeten.

Der Prinz von Oranien, die Anführer, Hauptleute und Officiere thaten alles Mögliche, diese verderbliche Unruhe zu steuern, auf welche der Papst von der Engelsburg mit inniger Freude, die in der Stadt zurückgebliebenen Bürger mit angstvollen Beben sahen. Endlich rief die Trommel die Kämpfenden zu ihren Fahnen, die Officiere mischten sich unter die Haufen der Streitenden, führten

führten die wenigen bei den Fahnen Gebliebenen gegen die Unruhstifter; nach einigen Tagen gelang es ihnen, sie zu dämpfen; doch erst dann ward die Ordnung wieder hergestellt als die Spanier aus den besten Quartieren der Stadt vertrieben, den größten Theil der Beute ihren deutschen Krieggesellen geopfert hatten.

Auch Frundsberg und Edmund waren in diesen Tagen thätig gewesen, denn der größte Theil ihrer Fahne hatte sich mit den übrigen Lanzknechten gegen die Spanier vereinigt, und sie waren froh, als endlich diese blutigen Unruhen gestillt, und sie sich am Abende des dritten Tages in ihrer Wohnung wieder zur Ruhe begeben konnten. Frundsberg, durch die Anstrengung ermüdet, legte sich nieder, Bibrach aber, den der schöne Frühlingabend anzog, schlich in dem weitläuftigen Garten des Palastes umher, und wandelte, dem wilden Kriegleben, das ihn jetzt umgab, nicht mit Liebe anhängend, unter den hohen Cypressen, welche im Mondenscheine ihre langen Schatten weit in den Garten hineinwarfen.

Es war ein heiterer Abend, klar spiegelte sich der Mond mit seinen tausend funkelnden

Gefährten in den Wellen der westlichen Garten begrenzenden Tiber, der Duft der blühenden Orangen, deren goldne Früchte leise im Winde zwischen dem dunkeln Laube wogten, das eintönige Plätschern der großen Fontaine, die, von tausend Rosensträuchen umgeben, ihre Wasser den Sternen entgegen spritzte, das sanfte Flöten der Nachtigall aus dem dunkeln Gebüsche blühender Sträucher, das Rauschen in den hohen dichten Cypressen, machten einen wohlthuenden, herzerhebenden Eindruck auf das Gemüth des jungen Mannes, der, in der Schule der Meistersänger, in der Schule deutscher Kunst früh gebildet, wohl empfänglich für die Schönheiten der Natur war, und das wilde Kriegleben noch nicht das zarte Gewebe seines Gemüthes zerrissen hatte. Er athmete begierig den süßen Balsamduft der Blumen und Blüthen ein, und erquickte sich an dem säuselnden Lüftchen, das schmeichelnd durch die breitbelaubten, dunkeln Orangenbäume zu ihm drang; nur war ihm der süße Klageton der Nachtigall nicht so wehmüthig, als in der Heimath. Er lauschte nur wenig auf die Töne, welche durch die Stille des Abends zu ihm drangen,

pen sind eingeschifft. Das griechische Volk stehe auf, es stoße zu den russischen Bataillons, versammle sich um ihre Fahnen und Sieg und Freiheit wird ihnen! —"

„Harry!" sagte der Grieche bitter lächelnd „Haben denn die Jahre deine Phantasie noch nicht gezügelt, fliegst du immer noch, dem jungen Adler gleich, der glühenden Sonne entgegen, ohne des Adlers Auge, des Adlers Schwingen zu haben? — Wirst du noch immer von ihrem Glanze geblendet? — Glaubst du, Katharina sendete ihre Flotte aus dem fernen Norden, um die Freiheit ihrer Glaubensbrüder zu erkämpfen? — Bietet ihr der Sultan die Krimm oder Beßarbien zur Erhaltung des Friedens, so legt sie die Waffen nieder, ruht, unbekümmert um die Leiden Griechenlands, auf ihren Lorbeeren, schläft sanft und das Unglück der armen Nation stört nicht ihre wollüstigen Träume. — Für Rußland, nicht für uns sollen wir die Fahne des Aufruhrs aufstecken, für Rußland sollen wir bluten und in den Kampf ziehen, wo wir nichts gewinnen werden, als doppelte Fesseln, die uns die Osmanen anlegen werden, wenn unsre Beschützer heimzogen. — Thöricht wäre der Hellene, der die Waffen ergriff, so lange nicht die Nation selbst, und aus sich selbst ihn dazu aufruft!—"

„Sie hängen, wie es mir scheint, sehr an der türkischen Regierung" sagte jetzt Harry unmuthig.

„Junger Mann, beurtheile das Alter nicht nach deiner kurzen Erfahrung" unterbrach ihn Demetrios ernst — „Ich hasse die Tyrannen meines Vaterlandes gewiß mehr als du! — Ich könnte —" rief er aufspringend — „Doch wozu die ohnmächtige Wuth, die mir nichts anders zu sein dünkt, als wenn ein Knabe mit ehernen Ket-

und doch war seine ganze Seele so ergriffen, als er jetzt in weiter Entfernung Lautenklänge zu hören glaubte.

Er nahte sich dem Orte, woher sie schallten; bald stand er an dem Ufer der Tiber, aber die Klänge waren verhallt. Sollte ein munterer Schiffer in dieser unruhigen Zeit es wagen, mit Gesang und Spiel den Strom zu befahren, dachte er, als er eine Gondel gewahrte, die in einer kleinen Bucht des Gartens auf den sanften Wellen hin und her schaukelte. Er erinnerte sich seiner väterlichen Burg am Bodensee, wo er so oft den Kahn bestiegen, und durch die Dämmerung der Nacht entgegen geschifft war. Die Sehnsucht, sich den Wellen zu überlassen, mit einem innigen Liede ihr Plätschern zu begleiten, ergriff und trieb ihn nach der Gondel, die er schnell von der Kette löste, das Ruder ergriff und hineinsprang.

Als er vom Ufer abstieß, erscholl aus der kleinen Kajüte ein ängstlicher Ruf; er hielt im Rudern an, überließ die Gondel den Wellen und eilte hin. Eine verschleierte Gestalt, die Laute in der Hand, trat ihm entgegen. Herr, sagte sie mit bebender Stimme,

seid so gütig, zurück nach dem Garten zu steuern, und mich dort an das Land zu setzen, ehe Ihr Eure Lustfahrt beginnt.

Wer seid Ihr? fragte Edmund erstaunt. Wie kommt Ihr hier in diese Gondel?

Ich will Euch von Allem unterrichten, erwiederte sie bittend, nur fahrt zurück.

Bibrach ergriff das Ruder, wendete das Schiff und steuerte nach der Bucht; hier sprang er ans Land, bot der Dame hülfreich die Hand, und leitete sie aus der Gondel. Ein sonderbarer Zufall führt uns zum zweiten Male zusammen, begann er jetzt, denn wenn ich nicht irre, waret Ihr es, die ich in jenem Thurme knieend neben der Signora Franzeska fand — Ich habe in der Zeit so oft Eurer gedacht, und ich gestehe, daß ich es meinem Glücke danken muß, mich heute Euch entgegengeführt zu haben. — Die Dame neigte sich verbindlich. — Vergönnt aber auch, mich zu überzeugen, daß meine Phantasie den Pinsel in zu matte Farben tauchte, da sie Euch zu malen versuchte. — Sie schwieg. — Vergönnt es mir, werft den Schleier zurück, laßt mich Euer holdes Antlitz sehen, und sagt mir, wer Ihr seid, da

Ihr nicht wie eine liebliche Erscheinung zum zweiten Male mir wieder entschwindet.

Ich bin die Tochter der Dame, die Euch bewirthet.

Die Tochter der Signora Franzeska?

Ja Herr!

Und weßhalb verbergt Ihr Euch vor uns, warum entzieht Ihr uns Eure Gegenwart?

Könnt Ihr nach der Ursache fragen? erwiederte Leonore, weniger schüchtern als Anfangs. Darf eine Jungfrau den wilden Kriegern sich zeigen?

Ihr habt wohl recht, Signora, erwiederte Edmund. Aber nicht Alle beherrscht ein wildes Gemüth; unter den Deutschen werdet Ihr noch Manchen finden, der sich den Frauen mit Zucht und Ehrfurcht, mit Ritterſinne naht. Meinem Freunde, dem edlen Frundsberg, könnt Ihr vertrauen, und ich glaube auch mir; deßhalb, Signora, verschließt mir nicht länger die Pforten des Himmels, hebt den Schleier, vertraut mir.

Der Schleier der Jungfrau hob sich, und vom Mondlichte erleuchtet, strahlten ihm zwei Sterne entgegen, herrlicher als die Sterne des dunkeln Himmels, lächelte ihm ein

Mund, sanfter als die duftenden Rosen, die im Wasserbecken sich spiegelten.

Als er noch im Anschauen versunken sprachlos vor ihr stand, sank der Schleier wieder. Erlaubt, daß ich mich entferne, bat sie, und folgt mir nicht, werther Herr, damit meine strenge Mutter mir wegen meiner Unvorsichtigkeit nicht zürne. Lebt wohl! Sie entschlüpfte hinter ein Rosengebüsch, ehe noch Edmund sich von seinem Erstaunen erholt hatte. Er blickte ihr lange nach, dann rief er aus tief gepreßter Brust: das war sie! und kehrte zum Palaste zurück.

Von diesem Augenblicke an hatte ein neues Leben sich in ihm gestaltet. Was er in den Stunden der Einsamkeit an dem Ufer des Bodensees nur geahnet, was die Töne seiner Laute hervorzaubern, der Pinsel ihm hatten schaffen wollen, hatte er jetzt deutlich klar, als ein Engelsbild vor sich gesehen. Sein Leben schien mit dem Augenblicke, da Leonore den Schleier zurückgeworfen, sich ihm entschleiert zu haben.

Ich habe sie gesehen! rief er am andern Morgen Frundsberg zu, ich habe das Mädchen gesehen, das ich so lange, ohne es zu

wissen, gesucht, von dem ich schon an den Ufern des heimathlichen See's geträumt, sie, die meiner Sehnsucht unbekanntes Ziel war, ich habe sie gesehen, die Einzige, welche diesem verlangenden Herzen genügen kann!

Frundsberg sah ihn verwundert an. Freund, sagte er ernst, hat die grause Wirklichkeit, hat der Tod, der in so mancherlei Gestalt sich uns genaht, hat das Elend, das auf jedem Schritte Dir begegnet, Dein überspanntes Gemüth noch nicht abgestumpft, stehen die Bilder, welche Deine Jugendbeschäftigungen, Malerei und Dichtkunst, geschaffen, immer noch in der Lebendigkeit vor Dir, wie sonst so beklage ich Dich, und möchte meinem Vater zürnen, daß er Dich ins Kriegleben geführt hat. Edmund! fuhr er mit Herzlichkeit fort. Du findest ein verschleiertes Mädchen knieend, das Gott um Hülfe flehet, befreiest sie von den gierigen Spaniern, das hätt' auch ich gethan, hörst Lautentöne, folgst ihnen, besteigst eine Gondel und schiffst auf der Tiber, das war thöricht; denn jedem Schiffernachen, dem du begegnetest, wärest Du unbewaffnet eine willkommene Beute. Du findest ein Mädchen auf der Gondel, sie

bittet Dich, ſie ans Land zu ſetzen, Du thuſ
es, und erſuchſt ſie, ſich vor Dir zu entſchlei
ern. Sie iſt ſo liſtig, es nach einer Weige
rung zu thun, Du ſiehſt im trügeriſchen
Mondlichte zwei Augen, und glaubſt den
Himmel zu ſehen, wähnſt endlich, ſie gefun
den zu haben, die Du noch nie geſuchſt
glaubſt, ſie ſei das Original des Bildes
welches, in Deinem Innern ſchlummernd
Dir das Mädchen zeigt, in deren Hand Dei
nes Lebens Glück oder Unglück ruht. Ver
zeih, Freund, meinem ſchlichten, einfachen
Verſtande, dergleichen begreife ich nicht; mir
ſind dieſe Ahnungen, dieſe Vorgefühle, dieſer
Glaube, daß das Schickſal ſchon lange vor
meinem Werden mein Glück an ein anderes
Weſen unauflösbar gekettet haben ſoll, Thor
heiten einer kränkelnden Einbildungkraft; und
ſo iſt es auch.

Biſt Du zufrieden, Melchior, rief Ed
mund, daß Du wieder Stoff haſt, meinen
Gefühle zu ſpotten!

Nein, lieber Freund, unterbrach ihn Frunds
berg. Ich ſpotte nicht Deiner Gefühle, Du
dauerſt mich nur. Aus den Liedern der Mei
ſterſänger und Troubadours haſt Du Dir ein

Welt geschaffen, welche Dir Deine Phantasie lieblich ausschmückt. Da glaubst Du, Deine Empfindungen, diese Kinder eines flüchtigen Augenblicks, seien für eine Ewigkeit, wo die Blüthen und Blumen im Schooße eines immerwährenden Frühlings nie bleichen und welken, glaubst daß es keine Thränen gibt, als den Thau, der sie tränkt, keinen Seufzer, als das wollüstige Aufathmen der Sehnsucht, als die Klage der Nachtigall, kein Schmerz, als die süße Wehmuth, wo geistige, unerreichbare Liebe den Aether über Dir, die Luft um Dich mit ihrem Wonnehauche erfüllt, und Du so lange wachend träumst, bis das Schicksal, mit eiserner Hand Dich schüttelnd, Dir zuruft: Erwache, unthätiger Schläfer, erwache zum thätigen Leben!

Du bist hart, Frundsberg, schonungslos gegen Deinen Freund. — Du, von Kindheit an in dem Hause Deines Vaters zum Krieger erzogen, hast nur ein Ziel vor Dir gehabt — den Ruhm. An der schönen Natur gingst Du kalt, an dem Meisterstück der Schöpfung, dem Weibe, gleichgültig vorüber; aus Deinem Vaterhause, wo nur Waffen klirrten, war die Liebe verbannt.

Wie irrst Du, Edmund! erwiederte Frundsberg. — Blicke ich hinaus in die weite herrliche Schöpfung Gottes, so hebt sich mein Auge begeistert, und das Gebet steigt in mir auf; sehe ich ein schönes Weib an mir vorübergehen, so wird der Wunsch in mir wach, wenn ich von meinen Kriegzügen heimkehre, und wir, um die Mutter gesammelt, uns an ihn drängten. — Glaube mir, die stille, fromme Liebe war nicht aus meinem Vaterhause gebannt, sie verschönert noch jetzt dem alten Kriegmanne seine sorgenvolle Tage. Aber der Glaube, daß die Neigung, wie ein elektrischer Schlag, zwei Herzen berühren, ergreifen, und sie für die Ewigkeit fesseln, kann, ist ein Wahn, der dem überreizten dichterischen Hirne entsprungen ist. — Doch, Freund, Du hast mich wieder auf Deine Bahn verlockt; der schlichte Melchior Frundsberg redet Deine Sprache, und kümmert sich um die Empfindungen Deines Herzens, die er nicht versteht, wie Du meinst, und so wichtige Dinge liegen ihm am Herzen. In einer Stunde versammeln wir uns bei Konrad von Bemelberg zur Berathung. Der Vicekönig von Neapel wird erwartet und

wo der naht, ist für den deutschen Kriegsmann nicht viel Glück zu hoffen. Darum lebe wohl! Er reichte ihm die Hand und ging.

4.

Die Hauptleute hatten sich bei ihrem Anführer versammelt; eine Schaar kriegerfahrner Männer aus allen Gegenden Deutschlands, von allen Religionparteien, denn unter Georg von Frundsberg's Banner ward das Herz nur, der Glaube nicht gewogen. Auch den Ständen nach war es ein buntes Gemisch. Georg Frundsberg, sein Stellvertreter, Konrad von Bemelberg und mehrere Andere waren von alt adeligem Geschlechte, die Grafen von Ladron und Eberstein waren in ihrer Mitte, hingegen die Andern meist aus dem Patriciergeschlechte der Reichsstädte nur wenige unter ihnen, die vom gemeinen Lanzknechte durch Tapferkeit sich eine Fahne erworben hatten; die Mehrzahl, da sie aus den Reichsstädten stammten, waren Protestanten. Sie hatten sich versammelt, um die Vorschläge des Papstes zu hören, die ihnen der Prinz von Oranien mittheilen ließ.

Der Papst versprach nämlich sogleich 100,000 Kronen und zwei Monate Sold, nach zwanzig Tagen noch 50,000 Kronen und einen Monat Sold ihnen auszahlen zu lassen, und Piacenza zum Unterpfande einzuräumen, bis Alles, was sie zu fordern hatten, bezahlt sei. Der Prinz von Oranien, welcher die Ansichten des Kaisers, in Beziehung auf den Papst, nicht kennen konnte, war mit den Obersten des Heeres bereit, diesen Vergleich anzunehmen, und Konrad trug ihn in dieser Hinsicht auch den Hauptleuten vor, die er gleichfalls nicht abgeneigt fand, und es wäre vielleicht heute schon zu einem Abschlusse gekommen, wenn nicht Sebastian Schertlein von Augsburg, immer der Erste mit Schwert und Wort, und ein Freund seiner Untergebenen, hervorgetreten wäre, und also zu der Versammlung gesprochen hätte:

Bedenkt, Ihr werthen Freunde und Kriegsgefährten, bedenkt, daß bei so wichtigem Werke, als die Räumung der Stadt Rom, die Knechte wohl auch eine Stimme haben müssen, denn mit ihrem Blute ist die Stadt erobert. Denkt an das Lager von St. Giovanni, wo selbst Vater Frundsberg nicht im

ten spielend, sie rasseln läßt — Und glaubst du denn wirklich, daß Alexis Orloff der Mann ist, dem Meere zu gebieten, und das Joch des Archipels abzuschütteln? Ist er Seemann, bestieg er schon ein Schiff? Während die Flotte in Port Mahon liegt, vergnügt er sich in Livorno —"

„Und Elphingston, mein ehemaliger Kapitain ist mit bedeutender Verstärkung zum Admiral Spiritoff gestoßen" unterbrach ihn Harry — „Das ist ein Seemann! —"

„Du meinst wohl, weil er ein Engländer ist?" sagte der Alte lächelnd „Läßt dich deine Eigenliebe schon wieder in England das vollkommenste der Welt erblicken?"

„Demetrios, Sie thun mir Unrecht" nahm Dugdal bescheiden das Wort. „Ich bin in so manchen nicht der Verfechter meines Vaterlandes. Unsere Freiheit ist eine alte Charte, mit welcher der Aristokratismus nach Gefallen spielt; unsre Gesetze gleichen den Waffen in der Rüstkammer, die für die jetzige Zeit unbrauchbar sind; der Reichthum unsers Landes ist wie eine Wüste, in der einzelne Fruchtpalmen stehen, die ihre Zweige üppig verbreiten, während rings umher das niedere Gesträuch verdorrt und Jammer und Elend ist; unser Edelmuth ist der, der Kaufleute, die nichts geben, ohne dabei gewinnen zu wollen, und unsre hochgerühmte Freisinnigkeit, unsre Achtung des Menschenrechts, für die führen wir den Beweis in Indien. Aber unsre Flotte! — Rede ich von der, dann schwillt mir das Herz; auf den Wassern, da schwimmt Brittanias Ehre, da kommt ihr keine Nation der Welt gleich."

„Hätte nur Elphingston englische Schiffe und Ma-

Stande war, den wilden, aufgebrachten Haufen zu bändigen und den Aufruhr zu ſtillen, und er, der nie Ueberwundene, von den Seinigen ſo tief gebeugt wurde, daß er noch heute nicht von dem Krankenlager aufgeſtanden iſt. Wären des Papſtes Anerbietungen von der Art, daß der rückſtändige Sold gleich bis auf den heutigen Tag ausgezahlt, daß Jedem nur außerdem einige Kronen gereicht werden könnten, ſo hätten wir nichts zu befürchten; Jeder von uns würde gern aus dieſer Stadt ziehen, wo die unbegrabenen Leichname und die Peſt wohl Manchem noch den Tod bereiten werden. Bei den kargen Vorſchlägen aber glaube ich, daß wir auf die Kriegknechte und ihre Meinung hören, oder der Wiederholung des Aufſtandes von St. Giovanni gewärtig ſeyn müſſen.

Melchior von Frundsberg ſtimmte Sebaſtian Schertlin bei, und ſo jung er auch war, ſo wenig er ſonſt bei Kriegangelegenheiten ſeine Meinung äußerte, ſo war ſein Wort doch nicht ohne Gewicht, da er des Feldoberſten Sohn, und ſchon deßhalb von den Knechten geliebt war. Die Hauptleute traten endlich Schertlin's Meinung bei, und Konrad

von Bemelberg wurde gezwungen, durch Trommelschlag die Fahne auf dem Campo floro versammeln zu lassen.

Nicht lange, so waren die Deutschen unter den Waffen, und schnell in Reih und Glied geordnet, in der Mitte standen die Spieße, zehn Mann hoch, auf den Seiten die kleinere Anzahl Hakenschützen. — Jeder Hauptmann that seiner Fahne die Vorschläge des Papstes kund, forderte sie dann auf, sich unter einander zu berathen, und wie es gebräuchlich und nach alter Gewohnheit sei, einen Ausschuß zu wählen, und die Hauptleute mit ihrem Beschlusse bekannt zu machen. Dann verließen sie ihre Haufen, nur der Fähndrich blieb, ohne jedoch Theil an der Berathung zu nehmen, er hielt die Fahne in ihrer Mitte, und die Knechte schlossen einen Kreis um ihn.

Die Berathung endete ruhiger, als Konrad von Bemelberg gefürchtet hatte. Die vor den 35 Fahnen zum engeren Ausschuß abgeordneten Doppelsöldner waren der einstimmigen Meinung, nur dann Rom zu verlassen, wenn ihnen, nebst einem außerordentlichen Geschenke, der ganze rückständige Sold

ausgezahlt werde. Geld genug müßte sich auf der Engelsburg befinden, wo der Papst seine Schätze aufgehäuft hatte. Sie bäten daher die Hauptleute, sich in keine Unterhandlung einzulassen, die weniger vortheilhafte Bedingungen, als die Verlangten böte.

Konrad von Bemelberg versuchte es, zwar nur sehr vorsichtig, sie gelinder in ihren Forderungen zu stimmen, die Lanzknechte aber, welche seit ihrem Abmarsche aus dem Vaterlande noch keinen Heller Sold vom Kaiser erhalten, und kein anderes Geld empfangen hatten, als was ihnen Georg Frundsberg aus eigenen Mitteln hatte zahlen lassen, die überdies bisher nur mit Noth und Elend zu kämpfen gehabt, wollten sich nicht aus einer Stadt entfernen, die ihnen so manche Unterstützung bot, und wo sie in der Engelsburg Geld genug aufgehäuft glaubten, um alle ihre gerechten Forderungen zu befriedigen.

In der Engelsburg war indessen Alles in der gespanntesten Erwartung. Der Papst, welcher sich hier mit dreizehn Cardinälen und einer Menge angesehener Geistlichen eingeschlossen befand, hatte von hier aus die Gräuel und das Blutbad, und wohl nicht

ohne den innern Vorwurf mit angesehen, daß er es durch seine Verbindung mit Frankreich und Venedig herbeigeführt habe. Mit dem Geschütze, das von der Burg in die Stadt unter die Haufen der deutschen und spanischen Kriegleute donnerte, zerstörte er die eigene Stadt, und jeder Tag, den das wilde Kriegvolk, doppelt schrecklich ohne Oberhaupt, noch länger in dem unglücklichen Rom verweilte, verwüstete es immer mehr und mehr. Und doch konnte sich Clemens nicht entschließen, die gefüllten Truhen zu öffnen, und mit Deutschlands Gold die deutschen Krieger zu zahlen; er feilschte mit ihnen, bot und bot, legte zu und nahm ab, nachdem die Verhältnisse sich änderten.

Noch einmal hatte er dem Prinzen von Oranien Vorschläge gemacht, und ihm außer Piacenza noch die Städte Ostia, Parma und Civita vecchia als Unterpfand anbieten, und ihm versichern lassen, daß der rückständige Sold binnen einem Monate ausgezahlt werden solle, nur müßte Rom sogleich verlassen werden. Während jedoch hierüber von Neuem unterhandelt wurde, rückte der Herzog von Urbino mit dem verbündeten Heere zum Entsatz

ſatz heran, und der Papſt brach ſchnell alle Unterhandlungen ab.

Der Prinz von Oranien verſammelte bei dieſer Nachricht das Heer auf dem Platze von St. Peter; dem italiſchen Fußvolke, welches von Neapel zu ihm geſtoßen war, wurde die Beobachtung der Engelsburg übergeben, und ſo rückte er dem Herzog von Urbino entgegen. Nach einigen bedeutenden Gefechten der Reiterei zog ſich dieſer wieder zurück; ſeine Truppen gingen zum Theil zu den Kaiſerlichen über, oder liefen aus einander. Die Hoffnung des Papſtes war vernichtet.

Erſt, als das Heer wieder in Rom einrückte, wurde durch Trommelſchlag bei Todesſtrafe bekannt gemacht, daß alles Plündern aufhören ſolle, die Einwohner wurden zurückgerufen, ihnen Sicherheit an Leib und Eigenthum verſprochen, und ein Gouverneur, Carl de la Motte, angeſtellt, um Alles zur Ordnung zurückzuführen. Aber es hielt ſchwer, einen zügelloſen Haufen von 30,000 Soldaten wieder in die ſtrenge Feſſeln der Mannzucht zu zwingen und der Geiſt der Meuterei, der ſich im Lager von St. Giovanni in dem deutſchen und ſpaniſchen Heere eingeſchli-

chen, der sich, wenn auch nicht laut, auf dem Campo floro unter den Lanzknechten von Neuem ausgesprochen hatte, war auch jetzt noch nicht erloschen. Der Prinz von Oranien that zwar alles Mögliche, den Papst zu bewegen, seine Schatzkammer zu öffnen, und durch sein aufgehäuftes Gold die unruhigen Lanzknechte zu befriedigen, aber jede Vorstellung war vergebens. Clemens hoffte, Kaiser Karl V. würde aus politischen sowohl, als aus religiösen Gründen das Oberhaupt der Kirche der schmachvollen Gefangenschaft entlassen, und bedachte nicht, daß des Kaisers Befehl ohne Geld von dem meuterischen Haufen so wenig geachtet werden würde, als seine unsichern Vorschläge.

Er kannte die sonderbare Verfassung des deutschen Kriegvolkes zu wenig. Seit die Lehnfolge aufgehört, und man statt deren die Werbung eingeführt hatte, fand eine Uebereinkunft zwischen den angeworbenen Knechten und ihre Hauptleuten und wieder zwischen diesen und ihren Feldobersten Statt. Für einen bestimmten Sold verpflichteten sich die Knechte bei ihren Fahnen zu bleiben, sie mit Leib und Blut zu vertheidigen, und

in alle Krieggefahren ihren Hauptleuten zu folgen. Fehlte aber der Sold, ward er ihnen nicht regelmäßig ausgezahlt, so betrachteten sie ihren Vertrag als aufgehoben, und sich, nach dem damaligen Ausdrucke, zur Meuterei berechtigt. Zwar wenn der Oberst, welcher den ganzen Haufen geworben, ein kriegerfahrener, berühmter Feldherr war, den das Kriegvolk liebte, so geduldete es sich wohl mehrere Monate lang, besonders, wenn es in Feindes Land sich befand, und es nicht an Lebenmitteln fehlte. Trat aber dieser Fall ein, oder glaubten die Soldaten, ihre Obern hätten Geld oder die Mittel in Händen, sie zu bezahlen, dann konnte selbst, wie im Lager von St. Giovanni, der Vater, so wurde Georg Frundsberg durch ganz Deutschland genannt, die Meuterei nicht stillen. Diesen Geist der kriegerischen Freiheit ahnete der Payst nicht, sonst hätte er sich wohl sagen müssen, daß, ohne das Kriegvolk zu befriedigen, ihm keine Hoffnung zu seiner Befreiung werden konnte.

5.

Während der neu angeknüpften Unterhandlungen mit dem Papste blieben die Knechte ruhig, und Edmund von Bibrach konnte zu seinem neuen Freunde, dem Maler Perino des Vagi, in der Hoffnung eilen, daß dieser Freund und Schüler Raphael's, der in allen Häusern der Großen freien Zutritt hatte, ihm von Leonore Kunde geben könnte. Aber Perino hatte nie etwas von einer Schwester und Nichte des Cardinals della Valle gehört, und also auch hier blieben seine weiteren Nachforschungen eben so vergebens, als die nächtlichen Wanderungen im Garten. Er sah Leonore seit jenem Abende nicht wieder, und seine stets geschäftige Phantasie kann ihm allein das Bild des holden Mädchens vorführen.

Der Hauptmann Frundsberg, zwar nur mit seinen Lanzknechten und der Erhaltung der Ruhe und Ordnung beschäftigt, nahm doch an der qualvollen Unruhe des Freundes Theil, und so sehr er auch über Edmunds überspannte Empfindungen lächelte, so faßte er doch eine Gelegenheit auf, des Freundes Sehnsucht zu stillen. Die Dame Franzeska trat eines Nachmittags, als er im Garten

einsam auf- und abging, zu ihm, und nach mancher listigen Einleitung gestand sie, daß die Mittel ihr ferner gebrächen, die würdigen Gäste, wie es sich gebühre, zu bewirthen. Sie kenne des Cardinals Hülfsquellen nicht, aus denen er schöpfen würde, wäre er gegenwärtig; das vorräthige Geld, die Lebenmittel gingen zu Ende, und dessen Gegenwart würde wohl nothwendig, und ihnen nützlich seyn, denn der Cardinal würde sich gewiß für seine Befreiung aus der Engelsburg gegen sie erkenntlich beweisen, und er im Stand sein, sie weit anständiger in seinem Palaste aufzunehmen, als eine arme Witwe es vermöchte.

Signora, erwiederte Frundsberg auf diese lange Einleitung. Ihr wünschet, daß wir uns bei dem Prinzen von Oranien verwenden möchten, daß der Cardinal die Engelsburg verlassen und zu Euch in den Palast zurückkehren dürfe. Wir sollen Euren Worten vertrauen, daß unsere Lage, die offenherzig gestanden, uns gar wohl behagt, verbessert würde, sollen den Grundsätzen des Cardinals vertrauen, der, wie Ihr uns sagt, des Kaisers Majestät zugethan sei, und doch zeigt Ihr so wenig Zutrauen zu uns.

Ich, zu Euch, Ihr edlen Herren? fragte Franzeska verwundert. Hab' ich nicht schon lange die wenigen uns übrig gebliebenen Kostbarkeiten aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt? Kein Kleinod wüßte ich in unserm Hause, das ich nicht zutrauenvoll Euch vor Augen gestellt hätte.

Signora! unterbrach sie Frundsberg mit Ernst. Und doch kenne ich ein Kleinod in Eurem Hause, das Ihr vor uns verborgen haltet, das Ihr unsern Augen mißtrauisch, sorgfältig entzieht. — Wer war die Dame, welche an jenem unglücklichen Tage der Plünderung in dem Gemache des Thurmes neben Euch kniete?

Sie ist nicht mehr in Rom, erwiederte sie schnell, der bestimmten Antwort ausweichend.

Und doch ist sie noch hier im Palaste, ich weiß es genau, kenne das Zimmer, wo Ihr sie verbergt, fiel ihr Frundsberg mit dreister Zuversicht in die Rede, und wäre mir nicht jedes unfreundliche, eigenmächtige Benehmen zuwider, so würde ich längst meinen Diener hinaufgeschickt, und Eure Tochter Leonore höflichst eingeladen haben, uns durch ihren Gesang die Zeit zu verkürzen. Ich habe bis jetzt vergeblich gehofft Ihr selbst würdet,

troſen" ſagte Paul, die Apotheoſe der engliſchen Marine unterbrechend „dann wollte ich mit dir hoffen."

„Ein Mann von Geiſt und Kraft vermag viel" entgegnete Harry „Solch ein Geiſt theilt ſich Allen mit, er entflammt die niedern Seelen zu höheren Thaten und das Zutrauen, welches er erweckt, belebt den Muth und die Kraft."

„Gebe es Gott!" ſagte Demetrios „Denn ſo wie ich erfahren habe, ſind die Ruſſen ſchon in Morea gelandet, die Fahne des Aufruhrs iſt ſchon aufgepflanzt —"

„Und was werdet Ihr dann auf Scio thun?" fragte Harry, den dieſe Nachricht elektriſirt hatte.

„Ruhig die Folge der Begebenheiten abwarten" antwortete Demetrios — „Doch, überlaſſen wir die Zukunft dem Schickſal und kommt mit mir zum Mittagsmahl, vorher aber ſendet Eure Thiere mit ihrem Führer in die Stadt zurück, denn ihr bleibt doch für einige Zeit meine lieben Hausgenoſſen; ich werde indeß Boris Ordre ſchicken, Euer Gepäck hierher bringen zu laſſen."

Willig nahmen ſie die freundliche Einladung an, und ſchon am andern Tage traf ihr Gepäck ein.

indem Ihr uns Eure Tochter vorstelltet, für sie Euch ein Recht auf unsern Schutz erwerben wollen.

Herr, unterbrach die Dame den Ernsten. Könnt Ihr es einer Mutter verargen, wenn sie in solcher unglücklichen Zeit die aufblühende Rose den gierigen Blicken der Kriegsvölker entzieht?

Verargern? nein, Signora, erwiederte Frundsberg treuherzig. Daß Ihr Eure Tochter anfangs vor uns verbargt, ehe Ihr uns kanntet, gebot Euch die Vorsicht; jetzt aber sollte ich meinen, müßten wir wohl Euer Zutrauen erworben haben, um überzeugt zu seyn, daß, wenn Ihr Leonore unserm Schutze übergebt, sie sicherer sei, setzte er mit Bedeutung hinzu, als wenn ihr sie unter Schloß und Riegel verwahrt.

Nun wohlan! sagte nach einigem Nachdenken die Signora. Eurem Edelmuthe werde ich sie anvertrauen. Reicht mir Eure Rechte zum Unterpfande, daß Ihr mein Kind gegen Jedermann, und wäre es gegen Euren besten Freund, schützen wollet — Frundsberg reichte ihr die Hand. — Nun, so sei es in Gottes Namen! fuhr sie fort; ein tiefer Seufzer

drang, als sie sich entfernte, aus ihrer Brust. Plötzlich wandte sie sich noch einmal zu Herrn Melchior. Euch vertrauend, nur Euch, sagte sie bewegt, führe ich mein Kind mit ängstlichem Herzen seinem Schicksale entgegen; wahrt sie vor Eurem Freunde! — Sie eilte, als fürchtete sie ihn beleidigt zu haben, zurück nach dem Palaste.

Diese Worte der Warnung machten einen sonderbaren Eindruck auf Frundsberg. Er gedachte des Feuers, mit welchem Edmund ihm das Zusammentreffen mit Leonoren geschildert, er gedachte der Leidenschaftlichkeit seines Freundes, und bebte daß er ein vielleicht harmloses Geschöpf aus dem Asyle ihrer Ruhe herausgerissen, und die schwere Verpflichtung über sich genommen hatte, selbst gegen den Freund sie zu schützen.

Edmund, den seine Liebe zur Malerei, und besonders seine Verehrung des göttlichen Raphaels in die Werkstätte der Künstler, und hauptsächlich in die der Schüler und Freunde des früh verstorbenen Meisters führte, kam eben aus der Werkstatt Polydoro Caldara's, welcher seinen Freund und Kunstgenossen Mathurino pflegte, den die harte Behandlung

der ſpaniſchen Soldaten auf das Krankenlager geworfen hatte. Er eilte, da es ſchon zu dämmern begann, hinab in den Garten, ohne ſeinen Freund geſprochen zu haben; dort ſetzte er ſich auf ſein Lieblingplätzchen, unter den hohen Platanen, die am Ufer der Tiber ihre ſchattenden Aeſte ſchirmend breiteten, und blickte nach der Gondel, die in gleichförmiger Bewegung ſanft hin und her ſchwankend, ihm jenen Abend zurückrief, wo er Leonore gefunden. Oft ſchon hatte er ſie ſeitdem wieder beſtiegen, oft ſeine Sehnſucht ihm unter ihrem wehenden Baldachin das Bild des geliebten Mädchens zurückgerufen. — Sie hatte er nie gefunden. — Auch heute ſah er unverwandt nach den flatternden Bogen von violetter Seide, die ſie umgaben, und gedachte des reizenden Mädchens, als Frundsberg, der mit ſehr ernſtem Geſichte auf ihn zutrat, ihn in ſeinen Träumen ſtörte.

Iſt die Meuterei noch nicht geſtillt? fragte Edmund den Kommenden, von welchem er wußte, daß nur dieſe Sorge allein, beſonders ſeines Vaters wegen, ihn drückte.

Frundsberg's ernſtes Geſicht verzog ſich zum Lächeln. Du irrſt, Edmund, erwiederte

er, kein Aufruhr der Lanzknechte umwölkt heute meine Stirn, meine Sorge ist ganz anderer Art; sie ist um Dich. Er setzte sich neben ihn, und faßte traulich seine Hand. Ich habe heute eine Verpflichtung über mich genommen, Edmund, sagte er ernst, wobei ich ganz auf Dich und Deinen männlichen Charakter rechne, wobei ich fest vertraue, Du wirst, wenn es Noth thut, eben so männlich gegen Dich selbst kämpfen, als in offener Feldschlacht gegen die Feinde. — Jedoch nach reiflicher Ueberlegung, wenn ich an Dein überspanntes Gemüth, an Dein so leicht reizbares Herz denke, zag' ich, und wahrlich, ich finde mein Beginnen thöricht und unüberlegt, indem ich überdies so eigentlich nicht weiß, was ich damit bezwecken will.

Du spannst meine Neugierde, Frundsberg, unterbrach ihn Edmund, rede deutlicher, denn bis jetzt verstehe ich Dich nicht.

So höre mich an, begann der Hauptmann. Die Signora, unsere Wirthin, traf mich im Garten, und bat, mich bei dem Prinzen von Oranien für den Cardinal della Valle zu verwenden. — Aber, Bibrach, Du hörst ja nicht auf meine Rede, wo willst Du

hin? rief er, die Hand des Aufſpringenden faſſend.

Hörſt Du nicht die Klänge? Horch! zwar ſind ſie noch fern! rief Edmund. Die Klänge wurden lauter, die Töne vernehmbarer, er ſchlich leiſe nach dem Gebüſch, woher ſie drangen, Frundsberg folgte ihm.

Als ſie durch die mäandriſchen Gänge, welche Lorber, Orange und Myrte bildeten, bis an den den Roſen geweihten Platz kamen, hielten ſie an, ſchauten umher und lauſchten. — Die Töne waren verhallt, ſie hörten nur das Plätſchern der Waſſer, welche Tritonen mit hoch erhabenen Muſcheln in ein weites Marmorbecken ausſtrömten; ſie ſahen nichts, als die beiden hohen Pinien, welche mit ihren breiten Kronen, die tauſend Blumen und Knospen, die wie ein roſiger Teppich ſich in verſchiedenen Gruppen über den weiten Platz breiteten, gegen die Gluth der Sonne ſchützten. Die Nachtigall flötete, keine Laute klang. Jetzt — Edmund bemerkte ſie zuerſt — ſchritt aus dem gegenüber liegenden Myrtengebüſche eine weibliche Geſtalt und ſetzte ſich auf eine Raſenbank, welche die blühenden Zweige des Jaſmins beſchatteten. Sie iſt's raunte Edmund dem Freunde zu, Leonore iſt's!

Irrst Du Dich nicht? fragte Frundsberg.

Ich sollte mich irren? erwiederte Edmund. Sieh nur diese himmlische Gestalt, sie ergreift die Laute, horch diese Töne! — Das Mädchen sang:

Was ist's, das mit Sehnen die Brust mir beengt,
Und doch mit Wonne sie füllt,
Warum mir zum Auge die Thräne sich drängt,
Die wider Willen entquillt?
Was hebt mir die Brust
Mit himmlischer Lust?
Ich fühl's, und wüßte es doch nicht zu sagen,
Muß Wonne und Schmerzen im Stillen ertragen.

Ich fühle mich traurig, mir ist oft so bang,
Doch möcht' ich vor Wonne vergeh'n;
Heut' dauern mir wieder die Stunden so lang,
Die morgen so schnell mir vergeh'n.
Unendlicher Schmerz
Erfüllt mir das Herz.
Und doch möcht' ich selbst die Schmerzen nicht lassen,
Die mich so innig, so sehnend umfassen.

So war's nicht dem Herzen, so war's nicht der Brust.
In jenen Tagen der Ruh;
Da wegte das Herz mir in sorgloser Lust,
Der Schlaf schloß das Auge mir zu.
Doch Sehnsucht erwacht,
Die Hoffnung mir lacht.
Und nun wird die Ahnung, die Hoffnung, das Sehnen
Zum Quell mir unendlicher Wonne und Thränen.

Die Laute ſank in ihren Schooß, ſo blieb ſie ſinnend ſitzen. Edmund wollte hin zu ihr, Frundsberg hielt ihn zurück. Fein ruhig, mein Freund, raunte er ihm zu, hier iſt nichts zu ſtürmen, und da ich mich zum Ritter dieſer Schönen aufgeworfen habe, wenn es nämlich Leonore, die Tochter der Signora Franzeska iſt, ſo habe ich ein Recht, Dich zurückzuhalten, und ehe Du Dich ihr nahſt, manche ernſte Frage an Dich zu thun.

Das Mädchen war indeſſen durch das Roſengebüſch zu dem Marmorbecken getreten, hatte einige Blumen gepflückt, und warf ſie ſchmerzlich lächelnd in das Waſſer, als ob ſie mit dieſen Frühlingkindern die Fiſche necken wollte, die, ſonſt nur Nahrung von ihren Händen gewohnt, betrogen nach den Roſen ſchnappten.

Sieh ihr kindliches Spiel! rief Edmund, ſich dicht hinter einen Ahorn drängend.

Er iſt wohl ernſter, als es Dir ſcheint erwiederte Frundsberg, es gleicht dem lockenden Spiele der Welt. Die Frauen werfen uns eine liebliche Blume in den Weg, wir glauben, es ſei die Liebe, faſſen danach, und ſehen uns getäuſcht. — Du ſiehſt, Freund

Bibrach, auch ich habe über die Weiber nachgedacht, und je ernster ich sie betrachtete, desto mehr blieb ich von ihnen entfernt. — Doch ich sehe, Deine Ungeduld ist nicht mehr zu zügeln, Du stürmst Deinem Schicksale entgegen; deßhalb nur noch ein Wort. Er zog ihn mit sich fort, und als sie weit genug von dem Rasenplätzchen entfernt waren, sagte Georg erst:

Ich habe unbedachtsam Dir zu Liebe das Mädchen aus ihrem Asyle gelockt, ich habe die Mutter bewogen, sie unter meine Obhut zu stellen, und versprochen, sie gegen Jedermann, selbst gegen Dich, zu schützen, und mein Wort werde ich halten. Deßhalb frage ich Dich, was willst Du beginnen? Des Mädchens Unschuld schütze ich mit Blut und Leben. Sie heimführen? Die Fremde, die Katholische auf Deines Vaters Schloß führen, kannst Du nicht. — Was soll eine Leidenschaft, die der Augenblick schuf, der Augenblick wieder vernichten kann, und welche Dir vielleicht nicht einmal erwiedert wird; sprich, Edmund was willst Du beginnen?

Starr sah Edmund vor sich hin, so ernst hatte er noch nicht über die Sache nachge-

dacht. Georg! rief er jetzt; Es waltet über des Menschen Schicksal eine höhere Macht, die Alten nannten sie Fatum, wir Bestimmung. Bei seiner Geburt schon liegt das Lebenbuch jedes Menschen aufgerollt, sein sträubender Wille ist kraftlos, er muß an das ihm gestreckte Ziel.

Das wäre traurig, unterbrach ihn Frundsberg, traurig, wenn des Menschen kräftiger Wille sich müßte von fremder Hand leiten lassen, wie ein muthiges Roß, dem ein unbärtiger Knabe Zügel und Gebiß anlegte. Der Mensch ist Herr seines Willens.

Er scheint es zu seyn, sagte Edmund mit Heftigkeit, doch ist er es nicht! So treibt es mich seit dem ersten Augenblicke, daß ich Leonoren sah, nach ihr hin. Ich erkannte in ihr das Bild, das mich in meiner Heimath durch Berg und Wald, am wogenden See, im stillen Felsthale begleitet hatte, in Kampf und Schlachten sah ich nur sie, nur sie ist meines Willens Streben. Zwar schweigt mein Geist, wenn ich ihn frage: warum soll meine Bestimmung, mein Schicksal an das Ihrige gekettet seyn? und doch muß ich ihr folgen.

So sei es meine Bestimmung, das Mädchen gegen Dich zu schützen, sprach Melchior mit Unmuth. Dies ist meine Bestimmung, die nicht gegen die Vernunft, nicht gegen meine Pflicht streitet. Geh', geh', ein entmuthigter Mann zum Kampf mit der Leidenschaft, die Du schon im Voraus als Sieger erkennst, ich kann es nicht hindern, aber bei Gott und meiner Ehre schwöre ich Dir, Bibrach, der warnende Freund könnte auch als Rächender vor Dir stehen.

Unedel wirst Du mich nie finden, Frundsberg, erwiederte Edmund. Sei ihr, sei mein Schutzgeist, und Leonorens Engelbild wird nie feindlich zwischen unsere Freundschaft treten. Frundsberg ging in das Schloß zurück, Edmund eilte zu dem Plätzchen am Marmorbecken.

6.

Dort stand er bei den Tritonen, blickte nach allen Gegenden forschend umher, Leonore sah er nicht; er lauschte, nur das eintönige Plätschern des Wassers traf sein Ohr,

da

4.

Wochen waren vergangen und Harry hatte das Landhaus noch nicht verlassen, Paul allein war zuweilen abwesend, die nöthigen Geschäfte zu beenden, die im Ganzen nicht von Bedeutung waren. Dugdal hatte sich indeß unbesorgt seiner Phantasie und seinem Herzen hingegeben, und sprach dies unverholen aus.

In Helenens Brust schien nicht eine gleiche Flamme zu glühen, wenigstens hatte sie mehr Gewalt über sich, sie zu verbergen, als Harry. Sie zeigte, daß sie sich nur in Harry's Gesellschaft gefiel, duldete Paul mit seiner ihr so oft unangenehmen Fröhlichkeit und seinem neckenden Witze nur Harrys wegen, zeigte Herzlichkeit, innige Theilnahme für den Freund ihrer Jugend, aber bei aller dieser Annäherung, bei aller dieser Innigkeit blieb ihr Benehmen abgemessen und die Glut, welche so leicht der Neigung eines jugendlichen Herzens in Blick und Wort entströmt, schien ihr fremd zu sein. Schwermüthig, oft in Gedanken und in düstre Gedanken versunken, war sie meist in sich verschlossen, und nur dann, wenn sich ihr Trübsinn Harry mitgetheilt, er nach und nach in gleiche Stimmung versetzt wurde, näherte sie sich ihm inniger

da eilte er durch das Myrtengebüsch hin zu der rauschenden Tiber, auch hier fand er sie nicht. Mißmuthig schritt er durch die mäandrischen Gänge duftender Pomeranzenbäume, hier fand er sie neben der Bildsäule des Pan, den Rücken nach ihm gewendet, sitzen. Die Laute ruhte in ihren Armen. Mit heißer Ungeduld hatte er sie aufgesucht, und nun, da er sie gefunden, klopfte sein Herz ängstlich, er sah unverwandt nach der herrlichen Gestalt, und wagte es doch nicht, ihr zu nahen, die jetzt ihre Laute erfaßt, einige Töne griff, sie dann wieder in ihren Schooß legte, und das Haupt sinnend auf den Arm stützte. — Edmund trat jetzt näher, aber so leise, daß ihn die Sinnende nicht bemerkte, als er schon dicht hinter ihr stand. Leonore! sagte er leise.

Das Mädchen schrak auf, sah ihn und wollte entfliehen, da faßte er ihre Hand, bat sie so innig, zu bleiben, daß sie sich, ihn zwar noch ängstlich anblickend, wieder setzte, und nicht ungern an seiner Seite zu verweilen schien.

Anfangs stockte das Gespräch. Edmund, der Unterredung mit seinem Freunde gedenkend, suchte des Herzens laute Empfindungen

zu unterdrücken, und sprach nur von gleichgültigen Dingen, welche Leonore immer noch ängstlich beantwortete, als aber das Gespräch auf ihre Mutter kam, wurde sie zutraulicher. Es wäre uns Allen so lieb, sagte sie, wenn unser Herr, der Cardinal, die Engelsburg verlassen könnte; sie hat deßhalb schon mit Eurem Freunde, dem Hauptmann, gesprochen, könntet Ihr etwas beitragen, daß der Wunsch meiner Mutter erfüllt würde, Ihr würdet uns sehr verbinden, Herr!

Und was könnt Euch dies nützen? fragte Edmund gespannt.

Viel, erwiederte sie; mehr als Ihr ahnen könnt. Der Cardinal ist ein so guter Herr, und liebt mich innig.

Liebt Euch innig? fragte Edmund nicht ohne Bedeutung.

Mit väterlicher Liebe, antwortete Leonore unbefangen. Wenn er im Palaste ist, athme ich freier, der drückende Zwang, den meine Mutter mir auflegt, wird leichter, und ich habe dann ein Wesen, dem ich mein Herz vertrauenvoll öffnen kann.

Und Eurer Mutter nicht? fragte Edmund. — Leonore erröthete und schwieg.

Der sonderbare Gang des Gespräches hatte Edmund ernst und ruhig gestimmt. Anfangs war ihm das Verhältniß des schönen Mädchens zu dem Cardinale auffallend gewesen, aber es bedurfte nur eines Blickes in Leonore's Auge, um diesen argen Verdacht schnell zu verwischen; dies Auge, worin zwar die Gluth des Südens flammte, aus dem aber bei allem seinen Feuer die Reinheit einer Heiligen strahlte, dies Auge konnte nicht trügen.

Signora Franzeska hat uns lange Euren lieblichen Anblick entzogen, begann nun Edmund. Ich habe Euch seit jenem Abende auf der Gondel nicht wieder gesehen, und Euch stets im Garten und im Palaste vergebens gesucht, doch Ihr kehrtet nicht wieder, waret mir eine schnell entschwundene liebliche Erscheinung, und erst heute bin ich so glücklich, Euch wieder zu sehen.

Verstehen die Deutschen auch zu schmeicheln? fragte die Italienerin. Das glaubte ich nicht, denn ich vernahm, Euer Volk spreche nur aus, was es empfindet, und ihm wären die Worte die nicht aus dem Herzen kämen, fremd.

Und sollte das, was ich eben gesagt, nicht

meinem Herzen entquollen seyn? fragte Edmund.

Ich muß es bezweifeln, erwiederte das Mädchen. Wie könnte ein flüchtiger Augenblick eine so bleibende Erinnerung erwecken? Aber verzeiht, Herr, wenn ich mich entfernen muß, sagte sie hoch erröthend, meine Mutter wird schon lange auf mich warten.

Leonore! bat Edmund. — So lange hat Euch meine Sehnsucht vergebens gesucht, nun ich Euch gefunden habe, wollt Ihr mich verlassen? Nur wenn Ihr die Sehnsucht, welche das ungestüme Herz mit Allgewalt nach einem Ziele drängt, wenn Ihr den Schmerz nicht kennt, des Lebens höchstes Glück entfliehen zu sehen, das nicht Bitten, nicht Thränen zurückhalten, dann könnt Ihr von hinnen scheiden; ahnet Ihr aber diese Sehnsucht, diesen Schmerz, so bleibt, und wäre es nur aus Mitleid.

Leonore bedachte einen Augenblick, dann setzte sie sich wieder, und ihr beredtes Auge sagte dem Jünglinge: ich ahne es wohl!

Hört mich gütig an, fuhr Edmund fort, der jetzt die Unterredung mit Melchior Frundsberg vergessen zu haben schien, hört mich

nur einen Augenblick gütig an, und zürnt mir nicht über das, was ich Euch sage. —

Das Mädchen erwiederte nichts, schien jedoch gern auf das zu hören, was er sagen würde. Mit dem ersten Blicke in Eurer holdseliges Auge, mit dem ersten Tone Eurer Rede, fuhr er mit Feuer fort, hat sich Euer Bild so sehr in mein Herz geprägt, daß keine Macht der Erde es von da mir entreißen könnte.

Keine? unterbrach ihn das Mädchen, das Wort war, ihr selbst unbewußt, den Lippen entflohen.

Keine, Leonore! sagte Edmund mit festem Tone. Ich habe, seit mein Herz bei dem Gesange der Nachtigall zu klopfen begann, seit meine Gefühle sich im Liede aussprachen, Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas in mir gefühlt, das, sich allmählig gestaltend, in lieblichen Formen vor mir trat. Manche Jungfrau habe ich seitdem gesehen, aber Keine glich dem Bilde meiner Ahnung, kalt blickte ich auf ihre Reize, sie entflammten mich nicht zum Gesange, wie es wohl die Morgenröthe, wie es die scheidende Sonne vermochte; ich ging schweigend an ihnen vorüber, denn Keine

fachte den Funken zur Flamme an. Da sah ich Euch, und eine neue Welt trat wunderlieblich vor mich, mein Bild gewann Farbe und Leben, meine Ahnung sah ich erfüllt, und meinen Traum in seiner Wirklichkeit verschönet.

Zwar verstehe ich Euch nicht ganz, erwiederte Leonore, ich fühle wohl, Ihr wollt mir etwas sagen, das mir wohlthuend seyn soll; und er verfehlt seinen Zweck nicht — aber, was Ihr von Ahnung, von einem Bilde sagt, daß Ihr von früher Jugend an in Euch getragen, das ist mir dunkel. Daß ich dem Bilde gleichen soll, schmeichelt mir und macht mir Freude. — Mir tritt jedes Bild von außen nach innen — so als ich Euch sah. Sie stockte erröthend.

O! fahr fort, Leonore, fahr fort!

Aber das Mädchen sprang auf statt zu antworten. — Hört Ihr nicht den Lärm auf der Gasse? rief sie. Horcht, wie die Trommeln rasseln. — Mein Gott, welch ein Lärm, welch ein Aufruhr!

Edmund von Bibrach, unterbrach sie eine rauhe Stimme, und der alte Graf von Eberstein stand vor ihnen. Ich hoffte Euch, die

Fahne in der Hand, vor Eurem Hause zu finden, und sehe Euch hier neben einer Dirne!

Leonore hatte bei diesen Worten Edmund ihre Hand entzogen, den Schleier sinken lassen, und sich schnell entfernt.

Seid Ihr denn taub bei dem Rufe der Trommel? fuhr der Alte fort. Ich dächte doch, sie rasselte laut genug durch die Straßen Roms, daß wohl Jedermann sie hören könnte. Eilt mit Eurer Fahne hinaus, schon ordnen die Rottenmeister die Haufen; eilt, ehe der Geist der Meuterei auch Frundsberg's Lanzknechte ergreift.

Schnell, als triebe ihn die Schuld, eilte Edmund in den Saal, wo die Fahne stand, schnallte den Panzer um, setzte die Pickelhaube auf, und stürzte hinunter, wo Melchior Frundsberg mit finsterm Blicke vor seinem Kriegvolke auf- und abschritt, das mit Ruhe sich in Reihe und Glied ordnete, während von allen Seiten die Trommeln wirbelten, und das wilde Geschrei des Aufruhrs schallte.

Es hatte sich nämlich überall im Heere die Nachricht verbreitet, der Prinz von Ora-

nien habe mit dem Papſte unterhandelt, und ihn gegen ein geringes Löſegeld frei zu geben verſprochen. Auf dieſe Nachricht ſtürmte das Kriegvolk aus ſeinen Quartieren, wirbelten die Trommeln auf allen Plätzen, durch alle Straßen Roms, und ohne ihre Officiere drängten die Haufen nach der Gegend der Engelsburg hin. Alles Geſchütz, deſſen ſie habhaft werden konnten, wurde dort aufgefahren, und gegen die päpſtliche Burg losgebrannt. Spanier, Deutſche und Italiener, ſonſt feindlich getrennt, ſtanden hier im beſten Vernehmen, Ein Ziel vor Augen: die Flucht des Papſtes zu hindern, der ihnen allein der ſichere Bürge des rückſtändigen Soldes zu ſeyn ſchien. Von jeder Fahne wählten ſie zwei Abgeordnete, die zuſammentraten, und ſich über das, was zu thun ſei, berathen ſollten. Die Hauptleute und Officiere, die es wagten, mit Bitten oder Drohungen das aufrühreriſche Volk zum Gehorſam zurückzuführen, wurden mit Hohn abgewieſen, oft auch mißhandelt. Mit wildem Jauchzen zogen die Meuterer durch alle Straßen, drangen in mehrere Häuſer ein, plünderten, und erneuten die Gräuel des Sturmes. So zogen

mehrere Haufen an Melchior Frundsberg und ſeinen Lanzknechten vorüber, forderten ſie ſpottend auf, Theil an dem Aufſtand zu nehmen, und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Frundsberg aber hatte die Seinen mit wenigen Worten zur Ordnung ermahnt. Denkt an Euren und meinen Vater, den Ihr durch Eure Meuterei in Ferrara auf dem Siechbette zurückgelaſſen habt, ehrt ſein Andenken, indem Ihr dem Sohne Gehorſam leiſtet, welchen Ihr in einem unglücklichen Augenblicke dem Vater verweigertet, und tilgt ſo Eure Schuld. Bleibt feſt bei Eurer Fahne, und vertraut meinen Worten, daß ich nicht eher aus Roms Mauern ziehe: bis der letzte Heller Eures Soldes bezahlt iſt. Sie hatten ihm Gehorſam gelobt, und hielten ihr Wort getreu. Die Aufrührer zogen ſchmähend an ihnen vorüber, ſie achteten es nicht, und blieben in Reihe und Glied, jedem Angriffe Trotz bietend.

Jetzt, als es zu dämmern begann, und die Nacht ſich über Rom ſenkte, wurde das durch die Straßen ſchwärmende Kriegvolk noch zügelloſer. Der Karthaunendonner, welcher Tod und Verderben auf die Engelsburg ſchleuderte, rollte ſtärker und furchtbarer; die

Päpstlichen erwiederten herzhaft diese feindliche Begrüßung, die Luft erbebte von dem Dröhnen der Stücke, das jammervolle Geschrei der hülflosen Einwohner schallte schreckbar zwischen dem Donner der Geschütze, und die Mordfackel, die an mehreren Orten zündete, leuchtete grausig durch die finstere Schreckennacht. Da hörte Melchior ganz in der Nähe ein Geschrei. Längs dem Ursulinerkloster, welches des Cardinals Palaste gegenüber lag, floh ein im Mantel Gehüllter, von mehreren italienischen Soldaten verfolgt. Den Degen in der Faust, den er wahrscheinlich zu seiner Vertheidigung gezogen, stürzte er in die Reihen der deutschen Lanzknechte, die überrascht, der furchtbaren Gestalt Platz machend, aus einander traten.

Haltet ihn fest, ohne ihm Leides zu thun! rief Melchior seinen Lanzknechten zu, indem er den Nacheilenden entgegentrat, die mit Ungestüm den Flüchtigen von ihm zurückforderten.

Welches Recht habt Ihr an dem Manne? fragte sie der muthige Deutsche.

Welches Recht wir haben, Herr? erwiederte ein Officier von Colonna's Leibwache.

ihr Auge hing dann oft sehnsuchtsvoll an dem Seigen; sie ward dann weicher, ihre Stimme, jede ihrer Bewegungen drückte die Tiefe ihrer Empfindungen aus. Aber wenn er dann im Gefühl seines Glücks nur durch einen leisen Händedruck, nur durch einen Blick, durch ein Wort die Hoffnung kund that, die in seiner Brust ihre Flügel hob, dann stand nur noch die wohlwollende Freundin ihm zur Seite, und Leben und Glut schien in ihr erstorben.

Paul war während dem auf einige Zeit in Geschäften nach Smyrna gereist. Schon vor seiner Abreise hatte er das Wohlwollen seines Freundes für die Griechin zur Leidenschaft sich entflammen sehen; auch glaubte er trotz Helenens abgemessenem Benehmen gegen seinen Freund ihre glühende Liebe deutlich zu gewahren, welche nur die Schwermuth und der Trübsinn ihres Gemüths nicht zur hellen Flamme ausbrechen liess. Daß dies geschehen, bald geschehen werde, glaubte er gewiß zu sein, und war deshalb nicht wenig verwundert, als er bei seiner Rückkehr Helene noch immer als die Nämliche fand. Freundlich gegen ihn, innig, aber in engen, abgemessenen Schranken gegen Harry, zärtlich, aufmerksam gegen den Vater, strenge Herrin in dem Kreise der Mädchen, die sie um sich hatte, war sie unverändert geblieben. Bei näherer Beleuchtung dieses so schönen, sonderbaren Mädchens glaubte Paul etwas Geheimnißvolles, Unheimliches in ihr, so wie in der ganzen Familie zu finden. Der Primat, in dem man sonst Offenheit des Charakters nicht verkennen konnte, brach zuweilen plötzlich auf eine schroffe, geheimnißvolle Weise das Gespräch ab und Paul, der in diesem Kreise vielleicht der einzige Unbefangene war und mithin ruhig seine Bemer-

Wißt, den wir verfolgen, iſt der Marcheſe Sommariva, der Colonna's bitterſter Feind, ein eifriger Anhänger des Papſtes, der ſeit mehreren Tagen wieder heimlich nach Rom zurückgekehrt iſt. Wir ſuchten ihn ſchon lange vergebens, heute erſt jagten wir ihn aus ſeinem Schlupfwinkel, er entwiſchte uns, flüchtete ſich hierher, und nun verlangen wir ihn von Euch zurück.

Frundsberg gab Edmund einen Wink, er verſtand ihn. Der Marcheſe wird Euch nicht ausgeliefert, erwiederte er. Sagt dem Cardinal Colonna, Eurem Herrn, daß ich, der Hauptmann Melchior Frundsberg, morgen das Weitere deßhalb mit ihm beſprechen würde. Geht! befahl er im gebietenden Tone; die Italiener entfernten ſich, heimlich die Deutſchen verwünſchend.

Indeſſen hatte Edmund den zitternden Marcheſe in den Palaſt geführt. Signora, ſagte er zu Franzeska, die ihm im Vorhauſe entgegenkam, hier bringe ich Euch einen Gaſt, den Ihr für dieſe Nacht beherbergen müßt. Die Signora leuchtete unmuthig dem neuen Ankömmlinge in das halb verhüllte Geſicht, und ließ bei ſeinem Anblicke die Leuchte fal-

len, aber Edmund faßte schnell des Marcheſe Hand. Licht! rief er, ein Diener kam mit einer Fackel. — Edmund hatte jetzt Gelegenheit, ſeinen Schutzbefohlenen, der den Mantel zurückgeworfen, ſich an eine Säule gelehnt hatte, näher zu betrachten. Es war eine lange, hagere, mit Panzer und Stahlhaube gewaffnete Geſtalt; das Geſicht war ausdruckvoll, feurige ſchwarze Augen leuchteten unter ſchattigen Braunen hervor, um den Mund, welchen ein kurzer Stutzbart zierte, zog ſich ein höhnender Zug, der das ſonſt ausdruckvolle Geſicht widerlich machte. Noch immer das bloße Schwert, auf welches er ſich ſtützte, in der Hand, glich er einem Verzweifelten, der mit ſich kämpft, ob er das Schwert in die eigene, oder in die fremde Bruſt ſtoßen wollte. Er bebte noch, ſchien dies zu fühlen, und gegen die unmännliche Regung zu kämpfen.

Ihr ſeid der Marcheſe Sommariva? fragte ihn Edmund.

Wenn Ihr es wißt, junger Mann, wozu die Frage? erwiederte er ſtolz.

Kanntet Ihr die Signora Franzeska? fuhr Edmund fort.

Dergleichen Frauen kenne ich nicht!

Ihr seid ein Feind der Colonna's?

Mit Gott werde ich es bleiben, so lange ich lebe!

Und wenn wir Euch ihnen ausliefern? fragte Edmund, von dem kalten Tone beleidigt, der in Blick und Rede des Marchese lag. — Er lächelte höhnisch. — Euer Blick ist nicht Zutrauen erweckend, fuhr Edmund fort, nicht einladend zu freundlicher Behandlung. Nach meinem Gefühle wäre Euer Trotz passender gewesen, wenn Ihr Euch mit dem Schwerte in der Hand Euren Verfolgern entgegengestellt hättet, statt zu fliehen. — Ein Rottmeister trat in diesem Augenblicke mit einigen Knechten herein, und sagte Edmund etwas leise. — Marchese, begann dieser, ich ersuche Euch, Schwert und Dolch mir zu übergeben, so befiehlt mein Hauptmann!

Der Marchese steckte schweigend das Schwert in die Scheide, nahm es aus den Wehrgehänge, und indem er es mit dem Dolche Edmund übergab, sagte er: Nun werdet Ihr wohl nicht mehr vor mir bangen, junger Held! Sein Blick sprach noch höhnender, als seine Worte.

Wenn Ihr das Schwert wieder führen dürft, so werde Euch Antwort für diese ungeziemende Rede, erwiederte Edmund. Jetzt folgt dem Diener in Euer Zimmer, und Ihr, Rottmeister, bewacht ihn.

Ohne etwas zu erwiedern, nur noch einen durchdringenden Blick auf Edmund werfend, folgte er dem Diener.

Indessen war Mitternacht herangerückt, der wilde Lärm ließ nach, und Melchior Frundsberg zog seine Fahne in den innern Hof des Palastes; nur einige Rotten blieben zur Bewachung des Einganges auf der Straße, den andern mußte Franzeska Speise und Trank reichen, und da fand sich in den Kellern und Vorrathkammern des Fürsten der Kirche, trotz der am vergangenen Tage geführten Klage, noch genug, 500 deutsche Lanzknechte zur Nothdurft zu sättigen, und ihren Durst zu stillen, denn die Noth öffnete heute die lange verschlossenen, geheimen Kammern.

Der Graf von Eberstein, Frundsberg und Bibrach, hatten sich in ein unteres Zimmer, in gar verschiedener Stimmung, zurückgezogen. Signora Franzeska nahte sich zuweilen

dem Tiſche, an welchem ſie ſaßen, um die nur ſelten geleerten Pocale wieder zu füllen. Der Graf, dergleichen Meuterei ſchon gewohnt, erwartete ruhig den kommenden Morgen, da er überzeugt war, daß der Aufruhr ſich legen würde, wenn nur der Prinz von Oranien einen Monat Sold herbeiſchaffen könne. Frundsberg grollte mit dem Heere, ſeinem jugendlichen, feurigen Gemüthe waren die herumziehenden ordnungloſen Haufen ein Gräuel, ihm ſchien es demüthigend zu ſeyn, daß ſelbſt Heerführer ſich vor dem meuteriſchen Haufen verbergen mußten, und nur die Mannzucht ſeiner Fahne tröſtete ihn. Edmund hingegen, wider ſeine Neigung Soldat, fand in dieſer Unordnung eine Rechtfertigung ſeiner frühern Lebenweiſe, die ihn von dem wilden Leben entfernt, und in die Werkſtätte der Künſtler geführt hatte. Er äußerte dies offen gegen den Grafen von Eberſtein, dieſen alten Freund ſeines Vaters, und meinte, aller Prunk und Stolz, womit die Officiere vor ihren Fahnen ſtänden und Tauſenden geböten, ſei nur ein leerer Schein von Kraft und Macht, nur leuchtend, ſo lange es dem Haufen zu gehorchen gefiele; der wahre Kern des Krieglebens ſei rauh

und bitter, wenn auch die äußere Schale den Eiteln locke.

Wahrlich, fuhr der alte Eberstein auf, wäre in der heutigen Nacht nicht alle Ordnung los, und hörte ich nicht tausend Zeugen schreien und jauchzen, ich würde tief erschüttert seyn, einen deutschen Edlen dergleichen reden zu hören. Bist Du ein Mann? Willst Du, Muthloser, das Meer nicht beschiffen, weil es im Sturme brauset, und Welle auf Welle sich thürmt? Ist Deinem Kleinmuth das Rollen der Wogen zu furchtbar? Segle nur muthig gegen sie an, und behalte das Steuer in fester Hand, wenn sie Dich aus der Höhe in den Abgrund schleudern. Der Sturm schweigt, die Wellen beruhigen sich, und wenn die Morgensonne dem Fluthenbett entsteigt, blickt ihr heiteres Antlitz in den gleichen Spiegel des ruhig dahin wogenden Meeres. Der Muthige, der gestern mit Vorsicht sein Schiff lenkte, segelt heute als Herrscher über die gezähmten Wogen, die geduldig seinem Laufe folgen. — So, junger Mann, wird es auch morgen seyn! Wenn die Sonne uns begrüßt, wird der Sturm

aus-

ausgetobt, werden ſich die Wellen beruhigt haben, der Heerführer wird mit ernſten Worten die Meuterei ſtillen, und die Haufen, die jetzt in zügelloſen Banden durch Roms Straßen ſchwärmen, werden geordnet ihren Fahnen folgen, wohin des Feldherrn Befehl ſie führt. Daß Du lieber in den Garten ſchleichſt, mit römiſchen Mädchen koſeſt, fuhr er jetzt mit Bitterkeit fort, da die Signora das Zimmer verlaſſen hatte, glaube ich Dir gern, ich weiß, daß Dir dergleichen Reden beſſer gefallen, als das ernſte Kriegwort, und Du geläufiger von Ahnungen und Bildern, die Dich von Jugend auf begleitet haben, zu ſprechen verſtehſt, als eine Fahne Lanzknechte zum Sturme zu ordnen. Aber, Edmund! fuhr er zürnend auf, eine unſchuldige Dirne mit dergleichen Schmeichelworten zu verlocken, iſt keines deutſchen Edlen würdig; ich habe deine Worte belauſcht, als Du ihr ſagteſt, Du habeſt ihr Bild im Herzen getragen, ehe Du ſie noch geſehen; das war unritterlich; denn was willſt du mit dem Mädchen? frage ich Dich als Dein zweiter Vater, dem Hanns von Bibrach Dich übergeben hat. — Erſt ihre Ruhe, dann ihre Unſchuld ſtehlen und

endlich über diese Heldenthat triumphirend von dannen ziehen? —

Graf Eberstein! fuhr der Jüngling auf. Mit gebührender Ruhe habe ich Euch angehört und geschwiegen, aber wenn Ihr mein Ehrgefühl verwundet, wenn Ihr an dem Adel meiner Seele zweifelt, da hält keine Rücksicht mein Wort zurück.

Gut; mein Sohn, sagte der Alte mit unterdrückter Heftigkeit, seinen Becher leerend, laß Deinen Worten freien Lauf, und sage mir, was Du mit der Dirne willst?

Habt Ihr nie geliebt? fragte Edmund lebhaft.

Vor langen Zeiten glaub' ich. — Du warst damals noch nicht geboren, erwiederte der Graf, da hab' ich die Thorheiten der Liebe kennen gelernt, jetzt im reiferen Alter ihren wahren Werth. — Aber das ist gleich! Was soll Dir, dem deutschen Edlen, die Liebe zu der Tochter jener Frau aus niederm Stande?

Aus niederm Stande? fuhr Edmund auf, da irrt Ihr!

Möglich, selbst wahrscheinlich, daß der Cardinal sie bis zu sich erhoben, fiel ihm der Graf in die Rede. Mit einem Worte, Ed-

mund, das Mädchen zu verderben, dazu soll sie, so wie ich höre, zu schön, auch zu gut seyn, sie zu beglücken, vermagst Du nicht. Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, um den Adel Deiner Seele Dir in Erinnerung zu führen, wie den Adel Deines Geschlechtes.

Ohne Edmunds Antwort abzuwarten, erhob er sich. Es ist wohl Zeit, sprach er, daß wir uns wieder unter das Kriegvolk mischen, und sehen, was sie treiben. Man muß in solchen bedenklichen Augenblicken die Soldaten nicht unbeachtet lassen. Kommt! — Sie folgten dem Alten.

Seine Sorge war unnöthig. Sie fanden die Lanzknechte im Hofe und in den Ställen gelagert; als der Lärm und das Geschrei auf den Straßen immer mehr verhallte, hatten sie sich der sorglosen Ruhe überlassen. Du siehst, raunte der alte Eberstein Frundsberg zu, welch ein geduldig Wesen der Mensch ist, heute in Aufruhr, morgen gehorsam. Mit Gott wird das ganze Heer so ruhig schlafen, wie hier Deine Kriegleute. Er ging dann mit Melchior Frundsberg zur Ruhe, nur Edmund wanderte im Garten umher, blickte hinauf, wo noch der matte Schein einer

Lampe das Stübchen der Signora spärlich erhellte. Diese hatte durch ihr sonderbares Benehmen bei dem Anblicke des Marchese Argwohn in ihm erregt; er konnte sich ihr Betragen nicht erklären, und es schien ihm gewiß, daß die Signora den Marchese früher gekannt haben müsse. Doch nur mit Leonoren beschäftigt, gedachte er bald des Vorfalls nicht mehr, nur der Worte des alten Grafen erinnerte er sich, sie hatten ihn tief ergriffen. Leonore stand vor ihm, aber nicht mehr im rosigen Glanze, das Haar mit Myrte umwunden; ein düsterer Schleier deckte ihr Antlitz und er sah hinüber in eine finstre Zukunft.

7.

Die verschiedenen Kriegvölker versammelten sich am Morgen von Neuem auf dem Platze vor der Peterkirche, doch war heute ihr Zusammentreten nicht mehr so stürmisch, als am vergangenen Tage. Schon sah man mehrere Officiere unter ihnen, die, wenn auch nicht ihren Befehlen gehorchend, sie doch unter sich duldeten, auch lösten sie mit Ordnung dieje-

kungen machen konnte, fand, daß dies meist geschah, wenn das Gespräch auf den Tod der Mutter, oder die Tyrannei der Türken kam; beides vermied Helene zu berühren.

Paul glaubte nun sicher, daß hier irgend ein Geheimniß verborgen liegen müsse. Mißtrauisch von Natur, fürchtete er, daß irgend eine Schuld auf dem Vater laste. Das Aengstliche, das oft in Helenen lag, wenn sie glauben konnte, Harry's Leidenschaft würde sich in Worten aussprechen, des Vaters sichtbare Freude über diese auflodernde Neigung, und doch wieder so manche väterliche Warnungen, mancher leise Fingerzeig, daß Dugdal keine Hoffnung nähren, nicht nach einem ungewissen Glück streben, seine Phantasie zügeln solle, bestärkten ihn in seinem Glauben. Paul theilte keine dieser Bemerkungen seinem Freunde mit; er wollte, ehe er warnte, erst Licht haben und bisher waren alle Nachforschungen nach den nähern Umständen von dem Tode der Mutter vergeblich gewesen. Er erfuhr nichts, als daß sie plötzlich vor Schreck gestorben sei; was ihr diesen Schreck verursacht, konnte oder wollte ihm niemand berichten. Boris, den er bei seiner Anwesenheit in der Stadt auf listige Weise auszuforschen suchte, schwieg anfangs, als aber Paul immer mehr in ihn drang, sagte er endlich trocken: „Bei uns lieber Herr, genießt man Gastfreundschaft, ohne in die Geheimnisse der Familien eindringen zu wollen, das hieße für freundliche Aufnahme schlecht lohnen!“ Paul forschte nun nicht weiter.

Doch als er sah wie Dugdal, immer mehr von seiner glühenden Phantasie verlockt, von Tag zu Tage leidenschaftlicher an dem Mädchen hing, glaubte er dem Freun-

nigen ab, die gestern die Engelsburg eingeschlossen hatten, worauf auch heute die Abgeordneten zusammentraten, und sich über das, was ferner zu thun sei, besprachen.

Noch standen sie in einem Kreise versammelt, vorsichtig die Mittel wägend, die ihnen zu ihrem Zwecke zu Gebote standen, als aus der Ferne eine Reiterschaar sich nahte, die jedoch am Eingange des Platzes Halt machte. Bei dem Anrücken der Geharnischten ordneten sich die Schaaren des Fußvolkes, denn sie trauten des Gonzaga Reiterregimentern nur wenig; als jedoch nur einige von diesen auf den Kreis zuritten und sie jetzt die Nahenden erkennen konnten, rückten sie nicht weiter vor. Es war der Prinz von Oranien selbst, von Ludwig Gonzaga und Konrad von Bemelberg begleitet, und als der Kreis sich ihnen öffnete, traten die drei Feldherren furchtlos unter sie.

Willkommen, meine Freunde! redete Oranien mit der ihm eigenthümlichen Leutseligkeit die Versammelten an. Ich komme, Euch einen Irrthum zu benehmen, in welchen Euch die Kundschafter des Papstes versetzt haben. Ihr meint, ich habe dem Papste gegen Zah-

lung einer unbedeuteten Ranzion die Freiheit bewilligt; das sei fern von mir. Ohne daß er Euren Sold bis zum letzten Heller bezahlt, und überdies noch dem Heere ein bedeutendes Geschenk macht, ziehen wir nicht aus Rom, nicht von der Engelsburg ab, und er bleibt unser Gefangener. Ich gab mein Wort, und werde es halten; sagt dies den Haufen in deren Namen Ihr Euch hier versammelt habt; sie alle kennen den Prinzen von Oranien, und wissen zu gut, daß er ein Freund der Soldaten ist. Auch thut ihnen kund, daß der Zahlmeister heute noch dem Heere einen Monat Sold auszahlen werde, da Lannoy zu guter Zeit aus Neapel Geld geschickt hat. Geht, meine Freunde und Krieggefährten, und berichtet, was ich Euch gesagt habe, an die Eurigen.

Ohne zu murren entfernten sich die Abgeordneten, als Oranien sie wieder zurückrief. Jedoch sagt auch dem Kriegvolke, fuhr er fort, und auf seinem Antlitze thronte strenger Ernst, daß es aus einander gehe, eine jede Fahne in ihre Quartiere; welche um die zwölfte Stunde noch versammelt gefunden wird, gegen die wird als gegen Aufrührer

erfahren. — Er ſchwieg, und gab ihnen
mit der Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen,
da trat ein alter ſpaniſcher Kriegmann auf
ihn zu. Gnädiger Herr, ſprach er mit keckem
Tone, wer iſt uns Bürge für Euer Wort?
Oranien! erwiederte der Prinz gelaſſen.
Der Spanier ſah ihn über dieſe Antwort be-
troffen, lange verwundert an. Genügt Dir
dieſe Bürgſchaft nicht? fragte der Prinz, und
ſein Auge blitzte zornig.
Für ſich ſelbſt kann niemand Bürge ſeyn,
erwiederte der Krieger trotzig.
So genüge Dir dieſer, Meuterer! rief
Oranien, zog ſein Piſtol und ſchoß den Spa-
nier nieder. Ein allgemeines Murren ent-
ſtand, der Prinz ſchien ſich nicht darob zu
kümmern, und ſprengte nach den deutſchen
Lanzknechten, welche ihm am Nächſten ſtan-
den. Cameraden! rief er ihnen zu, ehe ſie
noch Zeit hatten, über den Vorfall nachzuden-
ken. Jener freche Spanier wollte eines
Deutſchen fürſtlichem Worte nicht vertrauen,
da ſchoß ich ihn nieder, denn ſolche Schmach
duldet ungeſtraft Keiner unter Euch, wie
könnte es ein deutſcher Fürſt. — Was ich
Euch zu ſagen habe, fuhr er nach einer kur-

gen Pause fort, während welcher die Lanzknechte ihre Spieße erhoben, ein Zeichen des Beifalls, das werden Euch Eure Abgesandten kund thun, Ihr, die Tapfersten im Heere, die Ersten auf Roms Mauern, werdet auch in der Mannzucht den Fremden mit gutem Beispiele vorgehen, und in Eure Quartiere rücken.

Er ritt dann zu den Italienern, der kleinste Haufen des Fußvolkes. Hier hatte Gonzaga schon gewirkt; und da sie gesehen, wie die gefürchteten Lanzknechte ihre Spieße freudig erhoben, begrüßten sie den Prinzen mit einem lauten Viva. Die Spanier murrten über den Tod ihres Landsmannes, kein freudiger Zuruf empfing Oranien, als er an ihren Reihen vorbeiritt, aber noch ehe die zwölfte Stunde schlug, waren auch sie auseinander und in ihre Quartiere gerückt.

Am nämlichen Morgen trat ein Officier des Cardinals Colonna bei Melchior Frundsberg ein, den Marchese Sommariva im Namen des Cardinals zurückzufordern; Frundsberg verweigerte dessen Auslieferung. Um sich jedoch von den Verhältnissen näher zu unterrichten, ging er hinauf zu dem Gefan-

genen. Er fand die Schildwache vor der Thür des dem Marchese angewiesenen Gemachs auf- und abschreitend, der Rottmeister öffnete die vorsichtig Geschlossene, Frundsberg trat ein und fand das Zimmer leer, nirgends einen andern Ausgang als die wohlverwahrte Thür; durch das Fenster konnte er nicht entflohen seyn, dafür bürgte die Höhe des Stockwerks, er mußte andere Mittel zur Flucht gefunden haben.

Edmund, sobald er die Entweichung des Marchese erfuhr, erinnerte sich des sonderbaren Benehmens der Signora in der vergangenen Nacht, er theilte dem Freunde seine Vermuthung mit, der dann auch nicht mehr zweifelte, daß sie ihm zur Flucht behülflich gewesen sei. Aber alle Nachforschungen, welche Melchior anstellte, blieben vergebens, die Signora läugnete, den Marchese zu kennen, berief sich auf die Lanzknechte, die das Zimmer bewacht hatten, und Beiden war es unerklärbar, wie er hatte entkommen können.

8.

Zwei Tage waren vergangen, Edmund hatte Leonore nicht gesehen; die Signora, die er immer noch mit mißtrauischen Augen beobachtete, berichtete ihm, sie sei unwohl, und trotz der Warnung Frundsberg's, trotz der kräftigen Worte des alten Grafen, war seine Sehnsucht nach dem Mädchen grenzenlos. Er fühlte zwar sein Unrecht, er sah nur eine finstere Zukunft vor sich, aber nichts war vermögend, die Sehnsucht nach ihr in seiner Brust zu stillen; Stand, Reichthum, Alles wollte er opfern, sie zu erringen.

Dies ahnete Frundsberg nicht. Von früher Jugend für den Kriegerstand erzogen, hatte ihm doch sein erfahrener alter Vater eine Bildung geben lassen, welche in damaliger Zeit für vorzüglich gelten konnte. Sein frühes Eintreten in die Welt und ihr Treiben, wohl mehr noch das Licht, welches damals Luther über Deutschland verbreitete, hatten ihn manche Vorurtheile seiner Zeit aus einem andern Gesichtpunkte betrachten gelehrt. Daß aber ein deutscher Edler ein römisches Mädchen, dessen rechtmäßige Abkunft überdies

noch in Dunkel gehüllt war, lieben könnte, um ſie zu ſeiner Gattin zu erheben, dies ſchien ihm unglaublich, und der Gedanke faßte nicht einmal Wurzel in ihm. Er fürchtete daher nur für Leonore, und glaubte, die Hülfloſe vor ſeinem Freunde ſchützen zu müſſen; nicht aber, daß der Freund ſelbſt die größte Gefahr zu beſtehen habe.

Edmund, nach manchem innern Kampfe ging endlich wiſſentlich der Gefahr entgegen, und ſchloß die Augen, ſo oft ſich ihm der Abgrund zeigte. Er hatte ſchon früher den lebhaften Geiſt, das rege Gemüth des Mädchens mit ſich hinüber in's Reich der Phantaſie gelockt, die Schwärmerei der erſten Liebe kettete ſie inniger, feſter; Edmund ſah in Leonoren das Ideal ſeiner Jugendphantaſien, Leonore in ihm den beſcheidenen Jüngling, der ſie zu ſeiner Göttin erhob, und in deſſen Arme, an deſſen Bruſt, ſie ſo ruhig und ſorglos die glühende Wange legen konnte, als an der Mutter Bruſt. — Aber ihre Gefühle hatten ſich noch nicht in Worten ausgeſprochen, Leonore nur im Traume an ſeiner Bruſt geruht, Edmunds edler Sinn ſchützte ihn, ſchützte ſie.

In dem weitläufigen Garten des Palastes lag am Ufer der Tiber eine einsame Rosenlaube; sie stand eben in voller Blüthe, die Zweige senkten sich mit ihren Blumen sanft hernieder, und luden durch aromatischen Duft den müden Wanderer ein, unter ihrem grünen schützenden Dache den Heimgang der Sonne zu belauschen. Dahin führte das Schicksal Edmund, der, am anderen Abend von Sehnsucht getrieben, Leonore in allen Gängen des Gartens schon vergebens gesucht hatte. Er wollte eine Rose brechen, sie, wenn er das Mädchen fände, in ihre dunkeln Locken zu flechten, er bog die Zweige zurück, und fand die schönste Rose, Leonore selbst, die auf der Rosenbank hingestreckt entschlummert lag. Schöner hatte er sie nie gesehen, ihr Antlitz, von dem Scheine der durch die dunkeln Zweige sich drängenden Abendröthe sanft bestrahlt, schien zu glühen, und doch hatte der Schlummer den Zauber der Ruhe über sie gebreitet, so daß sie freundlich und sanft wie ein schlafendes Kind vor ihm lag. Das feurige Auge war geschlossen, und doch schien die Gluth durch die gesenkten Augenlider zu dringen, die schwellenden Lippen öffneten sich nicht, und

doch schien ein inniges Liebewort auf ihnen zu schweben. Ihr dunkles Haar rollte in dichten Locken über die gewölbte Stirn, und die langen Flechten, welche keine Nadel neidisch zurück hielt, hingegen in üppiger Fülle herab, und deckten das Wogen der Brust. Züchtig wie die Jungfrau am letzten Morgen, wo sie auf einsamem Lager sich glücklichen Träumen hingibt, lag sie da auf dem schwellenden Lager von Moos, eine frische Knospe die sich am Abende geschlossen, um sich am Morgen in ihrer ganzen Lieblichkeit dem keuschen Strahle der Sonne zu öffnen.

In ihrem Anschauen versunken, blieb Edmund am Eingange der Laube stehen, er wagte es nicht, sich ihr zu nahen, er fürchtete ihren sanften Schlummer zu stören, und war selig in dem Anblicke; da zuckte ihr Mund, ein noch freundlicheres Lächeln umzog ihn, ein lieblicher Traum mußte sie umschweben. — Ob sie wohl meiner jetzt gedachte? sprach er leise zu sich, ob dies freundliche Himmellächeln wohl mir gehören soll? — Da wehte der Abendwind sanft und linde durch die Zweige der Laube, eine Rose bog sich über die Wange der Schlafenden, als ob die Stolze

es wagen wollte, um den Preis der Schönheit mit ihr zu ringen; Edmund, fürchtend, die Blume möchte sich tiefer senken, die Schläferin stören, nahte, brach sie, und legte die Blume leise auf das sanft klopfende Herz Leonorens.

So stand er eine geraume Zeit, das Auge unverwandt auf das Mädchen gerichtet, mit immer sehnsüchtigeren Blicken die Reize der Schläferin in Herz und Phantasie einsaugend. Jetzt hob sie den nachlässig herabhängenden Arm, legte ihn auf ihre Brust, und drückte die Rose, welche Edmund auf diesem heiligen Altare niedergelegt, fest an ihr Herz, ihr Mund schien sich zu öffnen; doch sie schlief fort, der Schlummer war nicht gestört, sanft und ruhig blieb er wie das Athmen ihrer Brust, nur drängte sich ein tiefer Seufzer hervor. Edmund, ihn zu belauschen, bog sich immer tiefer und tiefer über sie, sein Mund berührte den Ihrigen, seine Lippen ruhten auf ihren Lippen; dieses Augenblickes nur bedurfte es, und der Pfeil saß tief in des Jünglings Brust.

Als ob ein elektrischer Funke ihn getroffen, so durchzuckte es ihn, als sein Mund den

de eine Frage thun zu müſſen, wenn ſie ihn auch ſchmerzen ſollte. „Harry!“ ſagte er ernſter als er ſonſt gewöhnlich zu ſein pflegte — „Du ſuchſt das ganze Glück deines Lebens in Helenen, biſt du denn auch ihres Herzens gewiß, ſpricht ſich ihr Gefühl ſo deutlich aus, als das Deinige und hat das Geſtändniß von ihren Lippen dich ſchon über die Furcht vor getäuſchter Hoffnung beruhigt?“

„Bedarf es denn des Wortes um ſich zu verſtehen, bedarf das Herz der Rede, um ſich zu öffnen?“ erwiederte Harry lebhaft — „Ein Druck der Hand, ein ſeelenvoller Blick, eine Thräne ſagen oft mehr, als der Mund vermöchte.“

„Eine Thräne?“ wiederholte Paul kopfſchüttelnd — „Lieber Harry! Die unglückliche Liebe hat nur Thränen des Kummers, Freudenthränen ſind die Thautropfen beglückter Liebe, und dieſe ſah ich noch nie in Heleneus Auge. Sei offen und verzeih dem Freunde, wenn er hier dir zudringlich erſcheinen könnte — Haſt du ſchon deine Gefühle ausgeſprochen, Helenen geſagt, daß du ſie liebteſt?“

„Ja, Paul!“

„Und was erwiederte ſie?“

„Sie ſchwieg, reichte mir ihre Hand, drückte die Meine, ihr Auge ruhte ſehnſuchtsvoll, feurig auf mir, bis die Glut in Thränen erloſch —“

„Und dann?“ —

„Höre mich an“ begann jetzt Harry „Ich will dir alles berichten. Es war geſtern Abend, als ich mit ihr an der großen Cyſterne ſaß. Wir hatten in der Vergangenheit wie zwei fröhliche Kinder umher geſchwärmt und uns

Ihrigen berührte; schnell fuhr er auf, während Leonore freundlich-lächelnd die Augen langsam erschloß. Ihr hier, Herr? rief sie dem Glühenden entgegen, ohne an den Ort, noch an die Stellung zu denken, in welcher sie sich seinem Auge zeigte. Ich träumte eben von Euch, Ihr wart mir so nahe, näher als je, Ihr hattet eine Rose auf meine Brust gelegt; wahrlich! rief sie, die Rose ergreifend, wahrlich, so ist es! — Aber wo bin ich? rief sie plötzlich aufspringend, und die zarte Röthe jungfräulicher Scham verschönte ihr liebliches Antlitz. — Schon dämmerte es — ich lag noch schlafend hier, und Ihr fandet mich so?

Ich sah Euch nie schöner, Leonore, sagte Edmund, sie zart umfangend.

Und Ihr waret mir nie theuer als jetzt, lispelte sie, ihr lockiges Haupt an seine Brust legend; sehnsuchtvoll blickte ihr Auge nach ihm auf, der sie sanft an sich drückte. — Edmund, sagte sie jetzt, Euer Herz pocht laut, ich fühle sein Klopfen, es schlägt schnell, seid Ihr unwohl?

Mir ist so wohl wie noch nie! erwiederte er, sie fester an sich drückend.

Auch mir, sprach sie, ihren Nacken sanft zurückbiegend; so sank sie in seinen Arm, ihr halbgeschlossenes Auge auf ihn gerichtet, athmete der rosige Mund nur Liebe. Mein Edmund, rief sie im Gefühle ihres Glückes, mein Traum ist erfüllt.

Auch der Meine! sagte der Jüngling, sie heftig an sich pressend; ihre Lippen fanden sich, der Kuß, den Liebe gab und nahm, schloß den heiligen Bund, und vereinte ihr Schicksal für's ganze Leben.

Warum hast Du mich nicht früher geweckt? fragte sie kindlich, als sie sich sanft seiner Umarmung entwand. Mein Traum war lieblich, es that mir wohl, als Du die Rose auf meinen Busen legtest, aber so wohl als jetzt war es mir doch nicht. Glaube nicht, mein Edmund, daß dein Kuß es allein ist, was mich so beglückt; wärst Du fern von mir und ich gedächte Deiner, so wäre ich auch glücklich und zufrieden, denn seit dieser Stunde bist Du mir theurer geworden, als seit der ganzen Zeit, in der ich Dich sah. — Sprich, nenne mir das Gefühl das mich durchbebt; ist das die Ahnung, die Du an Deinem heimathlichen See fühltest, wenn Du meine

Gestalt

Gestalt vor Dir schweben sahst? — Ist sie es, dann mußt Du Dich in Deinem Vaterlande schon recht glücklich und selig gefühlt haben! Nenne mir das Gefühl, das mich durchbebt, mein Geliebter?

Leonore, sagte Edmund, von den unbefangenen kindlichen Worten des Mädchens tief ergriffen, was uns jetzt beglückt, ist die Liebe; gebe der Himmel, daß ihre Rosen uns ewig duften!

Wenn das ganze Leben die Ewigkeit ist, mein Edmund, dann dusten sie mir ewig, denn nur mit meinem Tode, das fühle ich, könnte diese Empfindung, könnte die Liebe in mir verlöschen, nur der Tod mich von Dir trennen. — Bei diesen Worten glühte ihr Auge, ihr Herz klopfte, ihr Busen hob sich stürmisch, ein schmerzvolles Lächeln umzog ihren Mund.

Theure Leonore, bat Edmund, mäßige Dich, Deine Wange glüht, Du bebst, Dein Auge blickt starr mich an. Nicht diese Heftigkeit, die Liebe ist sanft.

Ist sie auch kalt und bedächtig, wie Deine Worte es sind? — O Edmund! einmal die Flamme in dieser Brust angefacht, löscht

keine Macht sie aus, nicht der Tod — und wenn ich mir das Grab denke, sagte sie schauernd, wenn ich mir denke, wie die Schollen Erde mich decken, mein Herz erdrücken, und schwer mit Centnerlast mir auf den Busen liegen, so glaube ich doch, die Flamme der Liebe drängt sich durch Berg und Hügel; bricht, sich den Weg zu Dir bahnend, durch die Grabesnacht hindurch! — Reich mir Deine Hand, fuhr sie sanfter fort -- so mein Geliebter, ihr Druck, so leise ich ihn auch nur fühle, ist er mir doch der Bürge, daß Du mein bist im Leben wie im Tode! Sie sank an seine Brust, schmiegte sich fest an den Geliebten, als ob sie fürchte, das Schicksal könne sie schon jetzt trennen; und als die lindernde Thräne hervorbrach, hob sich die Brust, und im tiefen Seufzer floh die beängstigende Beklemmung.

Setze Dich auf die Rasenbank, liebe Leonore, bat Edmund; Du bist bewegt, leg Dein Haupt an meine Brust und ruhe! — Wie ein folgsames Kind setzte sie sich neben ihn, und legte sanft lächelnd ihren Kopf an seine Brust. Ach, könnte ich doch nur eine kurze Weile schlummern, sagte sie dann, und

Alles was ich empfunden und noch empfinde, träte im Traume wieder vor mich. — Guter Edmund! Du haſt die verborgenen Gefühle in meiner Bruſt aufgefunden, haſt die Trägen, Schlummernden geweckt, und ein Erwachen ihnen bereitet, lieblich, wie die knospende Roſe am erſten Maimorgen erwacht. Sie ſchloß das Auge, ihre aufgeregte Phantaſie umgaukelte ſie mit Bildern, die Schlaf und Traum verſcheuchten. Sie glich einem Kinde, das in eine unbekannte Welt von Bildern blickt, die es ahnet aber nicht begreift. Die Liebe hatte ihre Blätterhülle durchbrochen, als glühende Roſe erſtand ſie in der Bruſt der funfzehnjährigen Jungfrau zum wonnigen Leben.

Auch Edmunds Herz war bewegt. Seine Ahnung war erfüllt, er aus ſeinem Schlummer erwacht, und die Wirklichkeit hatte ſeinen Traum noch verſchönt; aber ſo glücklich als Leonore war er nicht, ſo ganz gab er ſich der erſten Liebe nicht hin, immer hallte ihm zwiſchen ihrem ſanften Flöten der Unkenton der Warnung zu: Was beginnſt Du, Unglücklicher! und als das Mädchen ſchön wie ein Engel in ſeinen Armen ruhte, wie ein

Engel, der den Himmelräumen entschwebt, das Haupt an die bewegte Brust eines Sterblichen lehnt; das gebrochene Menschenherz zu beruhigen, als sie das Auge schloß, und den Schlummer beschwor, ihr zu nahen, sank eine Thräne auf ihre glühende Wange. Sie fuhr erschrocken auf. Du weinst! rief sie, weinst in diesem Augenblicke, den ich fest halte, ihn für mein ganzes Leben mir zu eigen machen möchte! Du weinst, Edmund! Sprich, rief sie aufspringend, was erpreßte Dir die Thränen?

In des Schicksal's Hand liegt des Menschen Glück verborgen, auch das Deinige, sagte er ernst.

In Gottes Hand, und in der Deinigen sprach sie, denn verlässest Du mich, kann ich nicht glücklich seyn! — Edmund! sprach sie jetzt und zog ihn heftig aus der Laube. Sieh die Sonne, die dort hinter dem Vatican sich senkt, sie geht und verläßt die Erde, und alle die tausend Seligen, die sich ihrer freuen; aber morgen kehrt sie wieder in ihrer ganzen Pracht, und wenn Du noch auf Deinem Lager ruhest, wecken Dich schon ihre goldenen Strahlen. — Gehst Du aber von mir in ferne

Lande, oder auch nur nahe von hier, stehst Du mir nicht mehr gegenüber, so weiß ich nicht, ob Du, wie die ewige Sonne, wiederkehren wirst, traurig muß ich Dir Lebewohl sagen. Aber da hält Dich Dein Schicksal nicht fern, nicht Gott, sondern Dein böser Wille, dem des Mädchens Auge nicht mehr glühend, ihr Mund nicht mehr lieblich erscheint. Deßhalb weintest Du wohl, weil Du an Trennung dachtest, und das jammerte Dich.

Dich verlasse ich nie! sagte Edmund feierlich.

So schwöre es mir! rief das Mädchen, schwöre es mir im Angesichte der untergehenden Sonne, daß Du mich nie verlassen willst, im Leben nicht, nicht nach dem Leben.

Nicht im Leben, nicht nach dem Tode! sprach er ihr die Hand reichend.

So bin ich ganz Dein eigen, und auch ich schwöre. —

Schwöre nicht! rief eine dumpfe Stimme, die aus einer dicht am Ufer vorüber rudernden Gondel zu kommen schien.

Laß uns in den Palast zurückgehen, bat

Léonore ängstlich; mir wird es hier grausig, sieh wie ich zittre.

Kanntest Du die Stimme? fragte Edmund.

Ich glaube sie zu kennen, antwortete sie bebend.

Wer rief uns diesen Unkenton entgegen? fragte Edmund heftig.

Forsche nicht weiter, mich bindet ein Eid. Fort, fort von hier, ich höre die Stimme der Mutter. Gute Nacht, mein Geliebter! — Sie drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen und entfloh.

9.

Seit einigen Tagen war Melchior Frundsberg mehr abwesend als gewöhnlich, und so entging ihm die Stimmung seines Freundes, der, sein Glück nicht verbergen wollend, es so gern ihm mitgetheilt hätte, wenn ihm nur die mindeste Anregung dazu geworden wäre. Frundsberg schien in den wenigen Augenblicken, die er zu Hause war, sich seinen tiefen Sinnen zu überlassen, und dieser Augen-

blicke waren so wenig, daß sie zu keinen Fragen noch Erklärungen führten. So lebte er nur seinem Glücke und Leonoren, und das Band der Liebe knüpfte sich immer fester.

Signora Franzeska mußte dies bemerken, doch schien sie es nicht beachten zu wollen; sie hatte aus der Ferne stets ein wachsames Auge auf ihr Kind, gestattete ihr jedoch jetzt mehr Freiheit als sonst. Nur wurden ihre Bitten immer dringender, daß Frundsberg für die Befreiung des Cardinals wirken möchte, auch Leonore bestürmte Edmund deßhalb, so daß der jetzt weniger bedächtige Melchior zu Pompejus Colonna ging, und mit ihm über die Verhältnisse des Cardinals della Valle sprach. Als er erfuhr, daß der Cardinal stets zur Partei des Kaisers gehört habe, zögerte er nicht länger sich zu dem Prinzen von Oranien zu begeben, der ihm die Befreiung des Cardinals bewilligte. Es wurde nun der Signora Franzeska überlassen, die nöthigen Unterhandlungen deßhalb einzuleiten.

An dem nämlichen Morgen, an welchem die Hausgenossen die Rücklehr ihres Herrn erwarteten, ging Leonore in die Kirche des Ursulinerklosters; Edmund hatte sie gesehen,

er folgte ihr, barg sich hinter einem Pfeiler und beobachtete so mit innigem Wohlgefallen das andächtige Mädchen, welches, auf die Knie gesunken, das Auge nur auf die Mutter Gottes gerichtet, nichts, was um sie vorging, gewahrte. Auch Edmunds Auge ruhte nur auf der Betenden, die, in Andacht versunken, der Erde entschwebt zu seyn schien. Jetzt hatte sie geendet, stand auf und ohne ihn zu bemerken, schritt sie durch den innern Raum der Kirche dem Portale zu. Da sah Edmund einen im Mantel Gehüllten sich ihr nahen, und sein Auge heftete sich fest auf den Vermummten, dessen Gesicht ihm noch verdeckt war. Dieser sprach einige Worte zu Leonoren, die ihm auszuweichen schien und sich entfernen wollte, er ergriff jedoch ihre Hand, hielt sie fest, und seine drohende Stellung beunruhigte Edmund, der alle Rücksichten vergessend, hinter dem Pfeiler hervor auf sie zueilte. Der Verhüllte sah ihn, schlüpfte schnell durch eine Nebenpforte, und während Edmund ihn nutzlos verfolgte, hatte auch Leonore die Kirche verlassen, und war nach ihrem Kämmerchen, diesem unentweihten Asyle, geeilt.

manches freudigen Augenblicks, aber auch der Mutter erinnert; da ward sie plötzlich still und versank in Nachdenken, auch ich ward hierdurch in ernste Stimmung versetzt und so saßen wir lange schweigend neben einander. Schon senkte sich die Sonne hinter dem Kloster Neamoni und bestrahlte golden das vor uns ausgebreitete Meer, schöner aber noch das Antlitz des Mädchens, als sie sich zu mir wandte und plötzlich das Schweigen brach. „Harry" sagte sie und in ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, den ich dir nicht beschreiben könnte, konnte ich mir ihn doch selbst nicht einmal deuten „Harry, das Schönste des Lebens geht unter, wie jene Sonne — aber es kehrt nicht wieder wie diese, nie wieder! — das Scheiden war für ewig!" — Sie war, indem sie das sprach, aufgestanden, ihr Auge blickte himmelwärts und ihre Hände preßten kreuzweis gefaltet ihre Brust. So stand sie vor mir in der Glut der Abendsonne, schön, herrlich, es war mir — lächle nicht kalter Mensch — es war mir, als ob die Abendglut einen Heiligenschein um sie gewoben hätte, als ob ich zu ihren Füßen stürzen, sie anbeten müßte, aber ich vermochte es nicht; in ihrem Anschaun versunken, stand ich wie leblos, das Wort erstarb in unaussprechlichem Gefühle. „Harry!" sagte sie nun, das Auge nach mir senkend „Was der Sturm des Schicksals einmal brach, ersteht nicht wieder in seiner Herrlichkeit, was Gott einmal uns nehmen ließ, kann selbst seine Allmacht uns nicht wieder geben!" — Helene! unterbrach ich sie — Sie verloren viel, Mutter und Freundin zugleich; aus dem Grabe kann sie freilich nicht wieder erstehen. Aber der Himmel gab uns nicht nur *einen* Stern, uns in der Nacht des Lebens zu

Die Erscheinung des Mannes beunruhigte Edmund; ihn dünkte in dem Augenblicke, wo dieser das Gesicht nach ihm gewendet, die scharfen Züge des hageren Marchese wieder erkannt zu haben; sein unerklärbares Verschwinden, die Stimme, welche er aus der vorüberrudernden Gondel vernahm, Leonorens beharrliches Schweigen, alles dieses einte seine geschäftige Phantasie zu einem Ganzen, welches Argwohn und Sorge in ihm erweckte. Vergebens hoffte er Leonore heute zu sehen, vielleicht zum ersten Male vermied sie selbst, ihm zu begegnen, und als am Abende die Sänfte des Cardinals, von Bewaffneten und seiner zahlreichen Dienerschaft umgeben, in dem Palaste ankam, dieser sich sogleich in seine Zimmer verschloß, und Alles still im Hause wurde, gab er die Hoffnung auf, sie heute noch zu sehen.

Der Unmuth ließ ihn nicht schlafen, er stand um Mitternacht wieder von seinem Lager auf, und schritt, ohne Licht anzuzünden, im Zimmer auf und nieder. Es war eine schauerliche Nacht, der Sturm jagte die Wolken an den Myriaden Sternen vorüber, und rauschte tobend in den Zweigen der hohen

Pinien. Der Donner rollte, die Blitze leuchteten. Sein Freund war nicht zu Hause, als er sich zur Ruhe gelegt hatte, es wurde ihm bange um ihn, und seine Angst trieb ihn nach dessen Zimmer. Als er über den langen Gang schritt, den nur noch eine halb ausgebrannte Lampe spärlich erleuchtete, schien es ihm, als steige der nämliche Vermummte, welchen er in der Ursulinerkirche gesehen, die Treppe hinauf, er wollte folgen, doch jener war verschwunden. Da eilte er nach Frundsberg's Zimmer, den er noch nicht zu Hause fand, und schon war Mitternacht vorüber; der Diener schlief in den Lehnstuhle, und schien die späte Rückkehr seines Herrn schon gewohnt zu seyn.

Die Sorge ließ Edmund nicht schlafen, er blieb wach, und tausend quälende Gedanken stiegen in ihm auf. Am meisten beunruhigte ihn jedoch das geisterhafte Erscheinen der vermummten Gestalt, die trotz der Wachten und der verschlossenen Pforten in den Palast zu dringen wußte. Er war nun überzeugt, daß es der Marchese sei, der nämliche, dessen Ruf an jenem Abende die süße Liebesstunde unterbrochen hatte; er lauschte,

verbarg sich auf dem Gange hinter einem Pfeiler, aber der Vermummte kehrte nicht wieder, er harrte vergebens. Als der Morgen dämmerte, hörte er endlich Frundsberg's Tritte, er eilte zu ihm, und fand ihn, wahrscheinlich von einem nächtlichen Abenteuer zurückkehrend, in der fröhlichsten Stimmung. Er theilte ihm das Erscheinen des Marchese in der Kirche, und die nächtlichen Wanderungen mit, und äußerte die Vermuthung, daß auch dies der Marchese sei. So muß man die Wachen verdoppeln, und ihnen die größte Aufmerksamkeit einschärfen, erwiederte Frundsberg, schien nicht den Theil an der Nachricht zu nehmen, den Edmund erwartete, und ging, sich wenig um den Vermummten kümmernd, bald zur Ruhe.

Am andern Morgen erhielten die Freunde eine Einladung zu dem Cardinal. Obgleich dies Herrn Frundsberg etwas sonderbar und anmaßend schien, so kannte er doch zu gut die Verhältnisse dieser Fürsten der Kirche, als daß der Cardinal mit dem besten Willen ihnen hätte entgegenkommen können; er beschloß daher mit Edmund seinen Besuch abzustatten. Sie betraten den ihnen bisher unbekannt ge-

bliebenen Theil des Palastes, in welchem der Cardinal wohnte, wo sie Alles prächtiger fanden als in dem ihnen angewiesenen. Ein Schweizer bewachte den Eingang, eine Menge reich gekleideter Bedienter empfingen sie im Vorzimmer, und ein Mann von feinem anständigem Aeußern, eine Art vornehmer Hausbedienter, führte sie durch eine Reihe mit köstlichen Gemälden geschmückter Zimmer bis zu dem Cabinette des Cardinals, welcher bei ihrem Eintritte ihnen entgegenkam, und sie mit freundlicher Herablassung empfing.

Ich habe Euch, Ihr Herren von des Kaisers Kriegvolk, viel Dank zu sagen, sprach er. Ihr habt mein Haus mit seltener Uneigennützigkeit gegen die Plünderer geschützt, habt Euch während Eures Aufenthaltes mit so viel Anstand und Edelmuth betragen, selbst Euch, Herr Melchior von Frundsberg, der Ihr das getreue Ebenbild Eures würdigen Vaters seid, glaube ich, die Erlaubniß verdanken zu müssen, daß ich meinen Palast mit dem unangenehmen Aufenthalte auf der Engelsburg vertauschen durfte. Könnte ich Euch durch irgend etwas gefällig seyn, oder meine Dankbarkeit beweisen, so sagt es mir, und

ich werde mit Freuden Euch zeigen, wie sehr ich in Euch den Kaiser, den Herrn der Christenheit, und die deutsche Nation ehre.

Rasch antwortete Frundsberg, ohne der Würde mit welcher der Cardinal vor ihm stand, seinen Freimuth zu opfern. Die von Frundsberg bedürfen nichts, hätte mich nach Gold gelüstet, so hätten mir Eure Truhen es in Fülle gespendet; ich konnte nehmen, und wer der Gebieter ist, bittet selten, wo er fordern konnte. Aber hier mein Freund hat, wie ich glaube, eine Bitte an Euch. — Der Cardinal, welcher Edmund schon lange aufmerksam betrachtet hatte, sah jetzt mit durchdringendem Blicke auf ihn. — Er liebt die Nachtwandler nicht, und in Eurem Palaste schleichen zuweilen vermummte Männer umher, welche dem Marchese Sommariva, dem Feinde der Colonna's, gleichen sollen. Laßt diese nächtlichen Wanderungen einstellen, und mein Freund wird Euch sehr verpflichtet seyn.

Eine leichte Röthe hatte bei diesen Worten des Cardinals Antlitz überflogen. Wie könnt' ich Euren Wünschen genügen, erwiederte er lächelnd. Wäre es mir doch selbst nicht lieb, wenn dergleichen Vermummte bei nächtlicher

Weile in meinem Palaste schlichen; keine gute Absicht könnte sie hierher führen. So klein, so uneigennützig dieser Wunsch auch ist, so wenig wüßte ich ihn zu erfüllen.

Nun, so werden meine Wachen das Ihrige thun müssen, erwiederte Melchior gleichgültig.

Damit würdet Ihr mich sehr verbinden, erwiederte der Cardinal, und wendete sich zu Edmund, den er mit weniger Ceremoniell behandelte. Es schien Werth für ihn zu haben, den jungen Deutschen näher kennen zu lernen. Er sprach mit ihm über Malerei nnd Dichtkunst, und während er Frundsberg in ein Nebencabinet führte, wo der Kriegmann eine Auswahl der seltensten Waffen fand, durchschritt er mit Edmund die großen Zimmer, in denen die Gemälde der ersten Meister Italiens aufgestellt waren. Die Begeisterung, mit welcher Edmund über die Meisterwerke sprach; die trefflichen, verständigen Bemerkungen bei Beurtheilung dieser Kunstschätze, schienen dem Cardinal zu gefallen; er vergaß ganz den Hauptmann, der, mit der Betrachtung des furchtbaren Schlachtschwertes eines Schweizers beschäftigt, dem Freunde seine

Unterhaltung gönnte. Als sie sich beurlaubten, bat der Cardinal, daß sie, seine so lieben Gäste, bei ihm zu Mittage speisen möchten.

Beide Theile schienen mit einander zufrieden zu seyn; besonders hatte des Cardinals männlich schöne Gestalt auf Edmund einen freundlichen Eindruck gemacht. Er war ein Mann in der Reife des männlichen Alters, von majestätischer Gestalt, das Gesicht ausdruckvoll, und über das Ganze verbreitete sich eine edle Haltung, die sich nicht wie gewöhnlich bei den Großen der Kirche im hoffärtigen Stolze zeigte. Er trat mit der Würde auf, welche meist einem edlen Gemüthe, oft aber auch der Gewohnheit des Umganges, und der feinen Bildung entspringt; diese ruhige Würde besonders hatte Edmund für ihn eingenommen. Frundsberg konnte in das Lob des Cardinals nicht so ganz mit einstimmen. Er ist ein Pfaffe, ist Italiener! sprach er, in jedem seiner Züge erblicke ich italische List und Falschheit. Lerne dieses Volk nur kennen, gib Dich ihnen nur mit dem schlichten, aufrichtigen, deutschen Gemüthe hin, und Du wirst schon lernen, hinter der Frömmigkeit Heuchelei, hinter dem Schmeichelworte Tücke,

und in der Hand, welche sich Dir freundlich zum Drucke bietet, den Dolch zu sehen.

Edmund schüttelte bei diesen Worten seines Freundes ungläubig den Kopf, er dachte an Leonore.

Als sie am Mittage wieder in die Zimmer des Cardinals traten, wurden sie in einen kleinen runden Speisesaal geführt, wo sie keine Gemälde, wohl aber Statuen fanden, welche zum Theil der Kunstsinn und die Eitelkeit Leo's des Zehnten aus ihren Gräbern hervorgerufen hatte. Ein runder gedeckter Tisch, einige Armsessel waren, außer hohen venetianischen Spiegeln, der ganze Schmuck dieser Marmorrotunde. Auffallend war es Beiden, daß der Tisch für vier Personen gedeckt war, der Cardinal noch nicht gegenwärtig, mußte also außer ihnen noch einen Gast haben.

Der Cardinal erschien, aber allein; sein Benehmen war eben so freundlich als am Morgen, nur schien die Heiterkeit seines Gesichtes sich seitdem umwölkt zu haben.

Warum diese kleinen Becher? wandte er sich nach einer kurzen Bewillkommung an seinen Haushofmeister, der, ehrfurchtvoll an

der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

der Thür stehend, seine Befehle erwartete. Sind deren etwa keine großen vorhanden, die deutschen Freunde mit cypriſchem Weine zu bewirthen?

Eminenz, unterbrach ihn Frundsberg. Der Deutſche liebt den Wein, wenn ihm Gaſtfreundſchaft den vollen Becher mit freudigem Herzen credenzt, wo aber die vollen Pocale den Deutſchen nur an die Untugenden des Vaterlandes erinnern ſollen, da iſt ihm der Trunk Waſſer lieber, den ihm eine mitleidige Seele aus dem Brunnen des heiligen Georgs ſchöpfte.

Hauptmann Frundsberg, ſagte der Cardinal mit einem bittern Lächeln, Ihr ſcheint die Worte ſehr auf die Wagſchale zu legen, und ihnen nicht immer die beſte Deutung zu geben.

In Rom wohl möglich, erwiederte der Hauptmann, in Deutſchland wahrlich nicht.

Die Signora! wandte ſich jetzt der Cardinal zu einem Diener, der ſchnell den Saal verließ.

Alſo Signora Franzekka! dies war bei den Worten des Cardinals der Gedanke Beider, der vierte Platz war ihnen nun gleich-

gültig, Edmunden selbst unangenehm, denn er konnte seinen Widerwillen gegen sie, und den Argwohn wegen des Marchese nicht unterdrücken.

Jetzt öffneten sich rauschend die Flügelthüren, und wie überrascht stand Edmund und selbst Frundsberg, als Leonore geschmückt wie eine Fürstin eintrat. Sie verneigte sich, schritt verlegen auf den Cardinal zu, küßte dessen Hand, der freundlich ihre Wange streichelte, und sie scherzend fragte, Du bist ja so erhitzt, Leonore, und heute haben wir doch einen so kühlen Tag?

Das Mädchen erröthete noch stärker, und schlug verlegen die Augen nieder.

Wahrscheinlich wirst Du die beiden Hausgenossen kennen? fuhr der Cardinal fort.

Ich kenne sie, stammelte Leonore, und trat ihre Verlegenheit zu verbergen, an das Fenster, wohin der Cardinal ihr folgte.

Ist das Leonore? fragte sich Edmund, als sie leise sprechend neben dem Cardinal stand. Diese hohe Gestalt in dem Gewande von feuerfarbenem Sammt, deren üppige Locken künstlich geringelt über Stirn und Nacken rollen. Ist das meine Leonore? Ist sie es,

leuchten, fuhr ich tröstend fort, Millionen wandeln am Himmelsdome und geht uns auch der Schönste unter, steigen unzählbare wieder auf, uns zu bestrahlen; ging eine Freude zu Grabe, entsprießen andere aus der vermoderten Asche. Sie haben die Mutter verloren, der Vater blieb Ihnen noch, es blieb Ihnen der Freund! — Ja Helene, rief ich, mich vergessend, ja, es blieb Ihnen der Mann, der des Kindes Bild in seinem Herzen als das Einzige treu bewahrte, was ihm theuer war, der — doch Freund, was ich ihr in dem Augenblick sagte, weiß ich jetzt selbst nicht mehr, könnte es auch dir nicht sagen, denn ihr Anblick allein konnte mir die Worte aus der Tiefe meines Herzens lösen. — Sie hörte mir aufmerksam, theilnehmend zu" fuhr Harry nach einer Pause fort „Als wenn eine Nebelwolke vor der Sonnenscheibe vorüberzieht und nun allmählich sich die Landschaft erhellt, so schwand der düstre Ernst von Stirn und Lippen und ihr Auge glänzte in Freude. Sie reichte mir ihre Hand, drückte mir sanft die Meine und schwieg, nur das Auge gab mir Hoffnung, das freudigleuchtend auf mir ruhte — dann aber brachen Thränen hervor — „Guter Harry!" rief sie bewegt, und entfernte sich schnell."

„Sonderbar!" brummte Paul — „Mir unerklärbar, räthselhaft — Dugdal!" sagte er dann, den Freund an sein Herz drückend — „Waffne dich gegen das Schicksal. Ja ich glaube, Helene liebt dich, ich bin es überzeugt, Helene liebt dich glühend, doch warum hält sie die Flamme in ihrem Herzen zurück, die hervorbrechen möchte und doch nicht darf? — Doch ich will nicht weiter warnen, nur rathen — Glaubst du der alleinige Herr deines

die im Gewande der Unschuld und der Reinheit dem Auge des Geliebten sittig verbarg, was sie hier dem Auge der gaffenden Diener Preis giebt? — Wahrlich sie war schöner, da sie im wollenen Gewande in der Laube entschlummert lag, als jetzt in dieser prachtvollen Kleidung; die Rose, welche ich für sie brach, schmückte wahrlich ihren keusch verhüllten Busen mehr, als dieser köstliche Strauß von Brillanten den halb Enthüllten deckt.

Werther Herr, unterbrach der Cardinal seine Gedanken. Ihr blickt so unverwandt auf die Dame, Ihr scheint in ihr Anschauen so versunken, das Ihr die größte ihrer Schönheiten nicht werdet erblicken können, ich meine ihr schönes schwarzes Auge, das sie wegen Eurer forschenden Blicke verlegen niederschlägt. Ist es denn heute das erste Mal, daß Ihr sie seht?

Ich sah sie schon öfter, mir ward dies Glück, erwiederte Edmund, aber so sah ich sie noch nicht.

Ich glaube es Euch wohl, denn bin ich nicht im Palaste, kleidet sich die Anspruchlose nur einfach, und verschmäht es, das Geschenk der Natur noch durch Putz zu erhöhen.

Zu erhöhen! fiel Edmund dem Cardinal in die Rede. Wo eine Jungfrau so herrlich von Mutter Natur ausgestattet wurde, da bedarf es für sie keines äußeren Tandes, um als die Schönste zu erscheinen. Ein einfaches Gewand mit Grazie und Sittsamkeit umgeworfen, erhebt den Reiz mehr als aller Sammt und alle Juwelen der Welt.

Ihr scheint ein feiner Kenner weiblicher Schönheit zu seyn, sagte der Cardinal lächelnd, und mögt wohl Recht haben, wenn Ihr meint, daß das, was die Sitte verlangt, nicht immer das Schönere, nicht immer das Bessere ist. Doch Gewohnheit und Gebrauch, Beiden kann man unter höheren Ständen nicht widerstreben, sie adeln was sie gebieten.

Da bin ich nicht der Meinung Ew. Eminenz, fiel ihm Edmund lebhaft in die Rede.

Keine weitere Erörterung, bat der Cardinal. Auf seinen Wink ergriff Leonore einen Sessel, er setzte sich ihr zur Seite, und lud den Hauptmann Frundsberg ein, neben ihr Platz zu nehmen; Edmund saß dem Mädchen gegenüber.

Das Mahl war köstlich, Edmund und Leonore bemerkten es sicher nicht. Seine Gedan-

ken waren in einen engen Zauberkreis gebannt, seine Phantasie selbst konnte heute nicht wie sonst das Mädchen auf ihre Flügel nehmen, und sie ihm in jedem Gedanken, jedem Bilde zuführen, sie blieb ihm fremd.

Leonore war während der ganzen Zeit befangen, nur einmal wagte sie Edmund zu antworten, der eben so verlegen, eine der tausend gewöhnlichen Fragen alltäglicher Unterhaltung an sie richtete. Frundsberg schien auch abwesend zu seyn, sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem Mädchen, doch konnte man bemerken, daß seine Gedanken nicht bei ihr waren. Selbst der Cardinal war wortkarg, und beobachtete mehr, als er sprach. Es konnte ihm nicht schwer werden, Stoff zu Bemerkungen zu finden, denn die beiden Liebenden waren zu wenig in den Ton des geselligen Lebens eingeweiht, um sich verstellen, und die Gluth ihrer, wenn auch nur selten sich begegnenden Blicke mäßigen zu können.

Das Mahl war vorüber, Leonore verließ, als sie aufgestanden war, den Saal, auch Frundsberg und Bibrach schienen sich nach Einsamkeit zu sehnen; sie entfernten sich bald, und Edmund eilte nach seinem Zimmer, in

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON
3-598-53207-5
FN. 18754/034

der Einsamkeit das doppelte Bild der Geliebten zu vergleichen. Er gab der schlummernden Jungfrau den Preis, ihm verhüllte das sammtne Gewand, die Geliebte, und was es ihm enthüllte, störte den heiligen Sinn mit welchem er nach ihr blickte.

10.

Als es zu dämmern begann, eilte Vibrach in den Garten. Es war ihm in dem einen Tage so viel begegnet, was nur Leonore ihm enträthseln konnte, daß er mit Ungeduld sie heute aufsuchte; es wurde ihm nicht schwer sie zu finden, kaum in den Garten getreten, vernahm er ihren Gesang. Er eilte hin und fand sie in der Rosenlaube in einfacher Hauskleidung sitzen.

Du wirst mir zürnen, mein Edmund! rief sie ihm entgegen, mir zürnen, daß ich heute während des Mahles kein Wort, kein freundliches Wort Dir sagte. Ich war so beklommen, die Gegenwart des Cardinals machte mich so befangen. Auch oft zwingt

Pflicht den Mund zu schweigen, wenn auch das Herz gern reden möchte.

Aber jetzt wirst Du mir doch eine Frage beantworten, Leonore? sagte Edmund, nachdem er sie innig an sein Herz gedrückt, und schon bei diesen Worten überzog Purpurgluth des Mädchens Antlitz. War nicht der Vermummte, welcher in der Kirche Deine Hand ergriff, der Marchese Sommariva?

Edmund, bat sie, Laß mich hierüber schweigen, die heiligste Pflicht gebietet es mir.

Und ist Liebe nicht Deines Herzens heiligste Pflicht? fragte er mit Unmuth.

Sie ist meine süßeste Wonne, die heiligste Empfindung meines unwandelbaren Herzens, das offen vor Dir daliegen möchte, aber das Eine Dir verbergen muß.

Ich sah den Marchese um Mitternacht durch die Gänge des Palastes schleichen.

Sahst Du ihn? fuhr Leonore ängstlich auf. — Edmund, sagte sie schnell, ob dies der Marchese war, den Du gesehen, weiß ich nicht, aber gut wäre es, setzte sie leise hinzu, wenn Du dem Cardinal wissen ließest, daß Du eine Gestalt bei Nacht umherschleichen sahst, welche dem glich, von dem Du sprachst.

Leonore, fragte Edmund verwundert, was sollen diese geheimnißvollen Reden?

Quäle mich nicht mit Deinen Fragen, Deinen Zweifeln, mein Geliebter, mich bindet ein Eid, ich muß schweigen. Hüte Dich vor dem Vermummten! raunte sie ihm leise zu. Wenn dies blaue Band aus meinem Fenster flattert, dann ist er in Deiner Nähe, und Dir droht Gefahr.

Du mußt in genauer Verbindung mit ihm stehen, unterbrach sie Edmund unmuthig. — Leonore seufzte. — Du wirst mir in Manchem so räthselhaft, fuhr Bibrach fort.

In meiner Liebe nicht, Edmund, da steht Leonore fest und entschleiert vor Dir.

Und was ist Dir der Cardinal? Die Pracht, mit der Du heute erschienst, deutet auf ein nahes Verhältniß.

Er ist — mein Ohm erwiederte Leonore. — Ihm danke ich Alles, Alles; er liebt mich. und sorgt für mich mit zärtlicher Liebe.

Und Signora Franszeska?

Sie hat mich erzogen, behandelt mich streng, aber auch mit mütterlicher Sorgfalt, ihr bin ich Dank schuldig. Doch da Du mich so viel fragst, sagte sie nicht ohne Aengstlich-

keit, so verzeihe auch mir eine Frage. Sie zauderte sie zu thun, endlich schien ihr der Muth zu werden. Bist Du ein Ketzer, einer der ewig Verdammten? rief sie; ihre Hand drückte bei diesen Worten krampfhaft die Seine, und als er zu antworten zögerte, umfaßte sie ihn heftig. Bei meinem Seelenheile beschwöre ich Dich, sprich, sprich die Wahrheit!

Ich bin kein ewig Verdammter, erwiederte Edmund, und sein Auge sah leuchtend auf zu dem Sternenhimmel, der sich über sie breitete. Mir scheint Gottes Sonne segenvoll wie Dir, und seine Barmherzigkeit nimmt auch mich in seinem Vaterschooße liebend auf.

Deine Worte beruhigen mich nicht, mein Edmund, sprach sie ängstlich, als er schwieg. Ich muß es wissen. Bist Du ein Ketzer? Sie legte hier ihre Hände auf seine Schultern, und sah fragend bittend an ihm auf.

Wie Du es meinst, ja! Ich hänge der Lehre Zwingli's an, erwiederte er.

So sei Gott mir gnädig! — und auch Dir, sagte sie leise vor sich hin. Ihre Arme sanken von seinen Schultern herab, und wie die geknickte Lilie im Sturme, beugte sich ihr

Haupt. — Armes Herz! rief ſie jetzt, die Hand auf das Klopfende drückend. Deine Erdenſeligkeit mußt Du mit der Himmliſchen erkaufen, oder deine Wonne dem Himmel opfern; das Herz muß brechen! — Ja, fuhr ſie fort, immer noch die Hand auf das Herz, den Blick an den Boden geheftet, ich war zu glücklich, darum mußte es ſo ſchnell enden.

Leonore! rief Edmund ſie umfangend, erwache aus Deinem finſteren Traume. Ich bin ein Chriſt, wie Du, und rein wie die Strahlen des ewigen Lichtes glüht die Flamme der Wahrheit in meiner Bruſt. Was bedarf die Liebe eines andern Glaubens als an einen barmherzigen Gott, an einen gütigen Vater, der alle ſeine Kinder um ſich ſammelt, ſie in ſein unermeßliches ewiges Haus aufzunehmen! Was bedarf die Liebe eines andern Glaubens als den an des Geliebten Herz!" —

Du frevelſt! ſagte Leonore erſchüttert, Du läſterſt die heilige Kirche. — O kehre zu ihr zurück, ſie iſt eine liebende Mutter, die ihre verirrten Kinder willig wieder aufnimmt.

Wer befahl Dir, ſo mit mir zu reden, oder iſt dies auch vor mir ein Geheimniß? fragte Edmund.

Nein, theurer Freund, erwiederte ſie nach kurzem Bedenken, jedoch nur leiſe flüſternd: Mein Ohm, der Cardinal, ſprach mit mir von Deinem Glauben, nur dann — ſie ſtockte — nur dann dürfte ich hoffen glücklich zu werden.

Arme Betrogene! rief der Jüngling, ſchloß ſie in die Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Fühlſt Du die Wonne dieſes Kuſſes, den der Ketzer Dir gab? Bedarf es Eurer Prieſterweihe, um unſere Liebe vor Gott zu heiligen? — Wandle rein und makellos wie bisher, hebe Dein Herz in frommer Andacht zu Gott; Du Heilige bedarfſt nicht der ſündhaften Prieſter, nicht der Märtyrer, daß Dein Gebet zum Himmel emporſteige. Halte die Tugend höher als Menſchenſatzung, und Du wirſt, in welchem Glauben Du auch wandelſt, den Weg zum Himmel finden, wirſt ihn an meinem Herzen finden.

Bei dieſen Worten ſah Leonore noch einmal bittend an ihm auf, dann barg ſie bitterlich weinend ihr Geſicht an ſeine Bruſt. — Lebe wohl! rief ſie, ich muß mich von Dir trennen, lebe wohl, mein Edmund! Ich will zur Mutter Gotes beten, daß ſie mich erleuchte und das Rechte mir ins Herz lege. —

Schicksals zu sein, bist du der Zustimmung deines Vaters gewiß, hast du den Muth, dich über manche Verhältnisse hinwegzusetzen, so führe eine schnelle Entscheidung herbei, sprich mit dem Primaten, sprich mit Helenen und dringe auf bestimmte Erklärung. Sie könnte ja die Verlobte eines Andern sein, Neigung zu dir fühlen und so Pflicht und Liebe in ihr kämpfen. Besser, du siehst klar, selbst wenn du am Abgrund ständest, noch kannst du dich mit Manneskraft losreißen; treibst du dies Spiel aber länger, übergiebst du dich auch bei diesem ernsten Werke nur deiner Phantasie, so würde mit jedem Tage die Trennung schmerzlicher. Du siehst, Dugdal, daß auch ich ernst sein kann" fuhr er fort, da Harry ihm nichts erwiederte, „Du siehst, wie ich meine Laune zu zügeln weiß, wenn es in den Ernst des Lebens eingreift. Folge meinem Rath, Harry."

„Ich werde!" sagte dieser mit Bestimmtheit — „Noch heute, noch in dieser Stunde soll sich mein Schicksal entscheiden."

„Handle mit Vorsicht, mit Ruhe, Harry!" fuhr Paul fort „Bleibe selbst in dieser verhängnißvollen Stunde besonnen, knüpfe, oder zerreiß nicht das Band ungestüm, zerreiß es nicht für immer; du siehst, ich stehe auch hier deinem Herzen nicht feindlich gegenüber."

Harry besann sich noch einige Augenblicke, dann preßte er den Freund stürmisch an seine Brust, und ging, Demetrios aufzusuchen.

Komm, begleite mich zurück, und zürne mir nicht. Ach ich fühle es, die Gluth, die Du angefacht, wird mich verzehren! — Er leitete sie besänftigend zurück.

II.

Der erste Tropfen Wermuth hatte sich am vergangenen Abende in den Becher seiner Liebe gesenkt, die Nacht hatte sein bewegtes Gemüth nicht beruhigt, der Morgen fand Edmund noch wach. Heute rief ihn die Trommel unter die Waffen. Zur Einschließung der Engelsburg beordert, rückte Frundsberg's Fahne, ihren Hauptmann an der Spitze, jenseits der Tiber. Die Unterhandlungen mit dem Papste waren, ohne zu einem Resultate zu führen, die ganze Zeit fortgesetzt worden; auch in dem jetzigen Augenblicke befand sich der Vicekönig von Neapel, Lannoy, in der Engelsburg, um den heiligen Vater zu vermögen, seine Schätze zu öffnen und das Heer zu bezahlen.

Die Engelsburg war eng eingeschlossen, Niemand durfte aus noch ein, und wenn man

auch das nutzlose Feuer aus Achtung für den Papst eingestellt hatte, ließ man doch nicht die nothwendigsten Lebenmittel ihm zukommen, so daß der Mangel, der in Rom sich zu zeigen begann, auf der Engelsburg noch fühlbarer wurde.

Frundsberg sowohl als Edmund, die nun mehrere Tage außerhalb Rom vor dieser päpstlichen Burg gelagert bleiben mußten, schienen eben nicht Behagen daran zu finden, obgleich ihnen des Cardinals Haushofmeister ein mit allerhand Lebenmitteln beladenes Maulthier, jedoch unter sattsamer Bedeckung geschickt hatte. Edmunden blieb hier Zeit, über sein Verhältniß zu Leonoren nachzudenken, und bei ruhiger Ueberlegung mußte er sich selbst sagen, daß sein väterlicher Freund, der alte Graf Eberstein, wohl Recht habe, wenn er ihn gewarnt, und eine ewig trennende Kluft ihm gezeigt hatte, die zwischen ihm und dem Mädchen liege. Zwar hatte ihm seit jenem Mahle, wo er sie in Reichthum und Pracht gesehen, ein schwacher Strahl von Hoffnung geleuchtet; aber war sie, was sie zu seyn vergab, war sie auch des Cardinals Nichte, wer war ihr Vater, wer ihre

Mutter? — Gern hätte er sich seinem Freunde Frundsberg mitgetheilt, aber der war jetzt so zerstreut, nahm so wenig Theil mehr an dem, was er ihm sagte, daß er leicht bemerken konnte, auch der Besonnene liebe, liebe glücklicher als er. — Sein Inneres war zu sehr von streitenden Empfindungen zerrissen, um nicht das Bedürfniß der Mittheilung zu fühlen. Sein gerader offener Sinn führte ihn zu den Grafen der sich gleichfalls mit ihnen vor der Engelsburg befand. Offen, unumwunden theilte er ihm seine Hoffnungen, seine Zweifel mit, verbarg ihm die Gewalt seiner Leidenschaft nicht, und gestand, daß er glaube, ohne ihren Besitz sei für ihn kein Glück mehr. Aufmerksam hatte ihm der Alte zugehört, kein höhnendes Lächeln hatte das Zutrauen des Jünglings gestört, kein tadelndes Wort war ihm entschlüpft. Oft hatte er freilich bei so Manchem sein greises Haupt sorgenvoll gewiegt, aber Edmund mußte dennoch fühlen, daß er es herzlich und wahr mit ihm meine.

Edmund, sagte er, als Bibrach geendet, und mit dem Feuer der Jugend seine Empfindungen, seine Liebe ihm geschildert hatte,

ehe ich Dir antworte, ehe ich Dir als Freund und Vater rathen kann, muß ich das Mädchen sehen, sie sprechen, vielleicht öfters sprechen, bis dahin gedulde Dich. Daß Du Dich zutrauenvoll an mich gewendet hast, freut mich, daß Du die Sache ernstlich meinst, und nicht allein Dich, auch das Glück des Mädchens bedenkst, ehrt Dich! — Von den Verhältnissen ihrer Geburt, von ihrem innern Werthe, selbst von ihrem Glauben hängt viel ab. Ich bin ein katholischer Christ, und deßhalb doch Deinem Vater in Freundschaft ergeben geblieben, als er den Glauben seiner Väter verließ; ich weiß des Menschen Herz zu schätzen, ohne der Priester Satzung zum Maßstabe zu nehmen. Aber wem Vorurtheile anhängen, wessen Geist sich nicht so frei aufgeschwungen, daß er über Pfaffenlehren erhaben ist, dem ist Gleichheit des Glaubens zum Glücke zweier Menschen, die sich für's ganze Leben verbanden, nothwendig, und ein weibliches Gemüth, so leicht sich zur Ueberspannung neigend, hängt dennoch am Meisten an der Form. Ich fürchte, mein Sohn, selbst wenn sich die Liebe mit der Ehre verbinden ließe, wird die Religion sie trennen;

und wehe Dir, so spricht selbst ein katholischer Christ, wenn Du um Zeitliches das Heil der Seele opfern wolltest, wenn Du, um Leonore zu erringen, Deinen Glauben verläugnen könntest. Gedulde Dich bis morgen. Wenn die Furie der Meuterei nicht wieder losgeht, was ich aber fast befürchte, so komme ich morgen zu Dir, Du schaffst mir Gelegenheit, das Mädchen zu sehen, sie allein zu sprechen, und dann — hoffe wenig, denn noch sehe ich für Dich keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe; aber sei gewiß, mein Blick soll vorurtheilfrei seyn, und meine Meinung sag' ich Dir offen.

Als der ehrwürdige biedre Alte Edmund verließ, ging er in Frundsberg's Zelt, welchen er allein, den gefüllten Becher vor sich fand. Du scheinst Dich zu langweilen, Melchior, sagte er, es gibt wenig hier zu thun, und während der Lannoy da oben ist, gar nichts, deßhalb bist Du auch wohl so übellaunig und zerstreut, daß Du mir nicht einmal einen Trunk anbietest. — Nun nur gelassen, fuhr er fort, da Frundsberg aufsprang, einen Diener zu rufen, Alles mit Ruhe, junger Mann, und ohne Ungestüm.

Er

Er ſetzte ſich, leerte den Becher und ſagte. Weßhalb ich eigentlich zu Dir komme, betrifft unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Bibrach. Er hat mir ſeines Herzens geheimſte Falten aufgedeckt, mir ſeine Schwächen freimüthig gezeigt, aber auch ein wackeres edles Gemüth, und ſein Zuſtand, ſeine Leidenſchaft, jammert mich mehr, als Du vielleicht glaubſt. Aber, Melchior! fuhr er unmuthig auf, ſeit wann iſt es Gebrauch, daß wenn das Alter ſpricht, die Jugend nicht aufmerkt, und mit des Schwertes Scheide Blumen und allerhand Figuren in den Sand zeichnet? Georg Frundsberg, Dein Vater, würde wahrlich zürnen, wenn er ſähe, daß Du des alten Eberſtein's Wort und ſein Zutrauen ſo wenig ehrſt!

Verzeiht, bat Frundsberg, ich hörte aufmerkſam auf Eure Rede.

Nun, ich will es glauben, obgleich Deine Beſchäftigung da unten mich wohl eines Anderen belehren ſollte. — Bibrach dauert mich, fuhr er nun in ſeiner unterbrochenen Rede fort, ich hatte es ſo gut mit ihm im Sinne. — Habe daheim ein Töchterchen, ſchmuck und fein, ſo daß jedes Auge ſie mit Wohlgefallen ſieht, das hatte ich ihm beſtimmt; wir Alten

waren deßhalb längst einverstanden. Edmund sollte meine Mathilde, mein Georg Cäcilien, Edmunds Schwester, ehelichen; glaubten dadurch das Band, das die Alten so fest durchs Leben vereinte, auch um die Kinder zu schlingen, und schickten deßhalb die Mädchen fern von uns. Cäcilie, die Mutterlose, ging nach Franken zu ihrer Muhme, meine Tochter sandte ich ins Kloster, denn wir glaubten die Neigung, die sich etwa in den Tagen der Kindheit entzündet hätte, würde in den Jahren der Reife erlöschen, und so blieben sich die Kinder fremd. — Aber Gott beschloß es anders. Mein Georg sank in der Schlacht bei Pavia als ein braver Kriegmann, eine Hoffnung war dahin, und nun zerstört Liebe die Andere und spielt mir den hämischen Streich.

Das thut sie zuweilen, werther Herr, unterbrach ihn Frundsberg lächelnd.

Melchior, ich erkenne Dich jetzt kaum. Wenn ich Dir von dem Tode meines Sohnes, von meinen dahin geschwundenen Hoffnungen erzähle, wenn ich Dir sage, wie des Freundes Herz in seiner Leidenschaft untergeht, lächelst Du, und wendest den ernsten Sinn in Scherz, Du, sonst ein so ernster, gediegener Mann.

Ich bin jetzt zuweilen zerstreut, werther Herr, entschuldigte sich Frundsberg. Auch mich fesselt jetzt so Manches, das zuweilen meine Gedanken mehr beschäftigt, als es sollte.

Auch Du bist in die Schlingen der italischen Weiber gefallen, zürnte der Alte; auch Du mit dem Herzen von Stahl, wie Dein alter Vater es immer nannte. Hüte Dich, daß die Freude und Lust, die Dich jetzt anlächelt, nicht zu Weh und Qual werde. Die wilde Liebe, welche unersättlich nur die Frucht bricht, nie die Blüthe mit zarter Hand wartet, vergeht schnell im Uebermaße des Genusses, oder endet unglücklich. Doch das wolle Gott nicht, daß es so ende, deßhalb, Du wackrer, mir theurer junger Kriegmann, diesen Becher auf die ungetrübte Freude, und diesen — er reichte den geleerten Becher hin, daß ihn Frundkberg fülle — dem großen Geiste dort oben, mit der demuthvollen Bitte, daß er Alles gnädig und barmherzig lenken möge. — Nun schlafe wohl! auch ich will zur Ruhe, so Manches hat heute das alte morsche Herz erschüttert, daß es wohl ihrer bedarf!

12.

Bei dem Kriegvolke war am andern Tage noch Alles ruhig; die Hauptleute hatten von dem Prinzen von Oranien die feste Zusicherung bekommen, daß der Papst in Kurzem die Gelder zahlen würde, sie vertrösteten die Knechte, und so nahte der Abend, ohne daß des Grafen von Eberstein Vorhersagung erfüllt worden war, und er konnte daher getrost nach dem Palaste des Cardinals zu seinem jungen Freunde wandern.

Dieser war schon am Mittage dahin zurückgekehrt, hatte aber Leonore nicht sehen, nicht sprechen können; da ließ er voll Ungeduld die Signora Franzeska ersuchen zu ihm zu kommen, und als sie seinen Wunsch erfüllte, sagte er ihr ohne Rückhalt, ein Freund seines Vaters, ein würdiger Greis, wünsche aus mancherlei Ursachen Leonore zu sprechen, er bäte sie, es zu erlauben, worauf sich die Signora entschuldigte, daß dies nicht ohne die Bewilligung des Cardinals geschehen könne.

So ersucht ihn deßhalb in meinem Namen, bat Edmund, und sagt ihm Graf Eberstein,

der kaiserliche Anführer von vier Fahnen Lanzknechte, wünsche es.

Die Ueberzeugung, die er an jenem Abend von Leonoren selbst erhalten hatte, daß der Cardinal von ihrer gegenseitigen Liebe unterrichtet sei, ließ ihn die gewagte, fast unbescheidene Bitte thun. Er kannte die Rücksichten, welche man zu dieser Zeit in Rom zu nehmen hatte, und war fest überzeugt, daß, so lange der Cardinal Leonore nicht von hier entferne, er ihrem Verhältnisse nicht gewaltsam störend entgegentreten wolle; daß er jede List, jedes nicht feindlich auftretende Mittel gebrauchen würde, sie zu trennen, dessen war er gewiß.

Franzeska berichtete ihm, als sie vom Cardinal zurückgekehrt war, daß er ihr erlaubt habe, gegen Abend mit Leonoren im Garten zu lustwandeln, wo dann der Graf Gelegenheit haben würde, diese zu sprechen. Sie bat ihn, sich dort einzufinden.

Aber ehe noch Graf Eberstein angekommen, eilte Edmund schon in den Garten nach der Laube, die ihm seit jenem Abende so lieb und theuer geworden war. Dort gedachte er Leonorens Warnung, er eilte zurück und blickte

5.

Er fand ihn auf der Terraſſe in Gedanken auf und abgehend. „Vater!“ unterbrach ihn Harry „Ich komme in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens Ihren Rath mir zu erbitten.“

„Komm in jene Laube Harry“ unterbrach ihn der Alte und führte ihn in eine Laube von Jasmin „Setze dich; zur Ueberlegung bei wichtiger Angelegenheit bedarf man der Ruhe — So — nun ſprich.“

„Was ich Ihnen zu ſagen habe, Vater Demetrios —“

„Errath ich ſchon“ unterbrach ihn von Neuem der Alte.

„Ich liebe Helene!“

„Liebt ſie dich?“

„Ich glaube es“ erwiederte Harry, den dieſe Frage überraſchte.

„So gehe hin und befrage ihr Herz, dann kehre zu mir zurück; an meiner Bruſt wirſt du dann Troſt, oder Rath finden — Geh mein Sohn!“ fuhr er fort, als er das Erſtaunen auf Harry's Geſichte las „Es iſt beſſer deine Zweifel löſen ſich durch den Mund Helenens, als durch den Meinen, ich wüßte dir keine Hoffnung zu geben, keine zu nehmen — Du weißt, wie feſt das Herz meines Kindes

hinauf nach ihrem Kämmerlein, wo er das blaue Band flattern sah. Warnst Du den Ketzer, treue Seele? dachte er, als sie selbst mit Franzeska zwischen den Granatbäumen nahte. Warnung und Marchese waren vergessen, er eilte auf sie zu, die ihn freundlich begrüßte; doch lag in ihrem ganzen Wesen eine scheue Zurückhaltung, die er auf die Gegenwart der Signora schob. Leonore sprach wenig, antwortete nur kurz und befangen, und wenn sein Auge das Ihrige traf, senkte sie es betroffen.

Franszeska, sonst nicht gütig und gefällig gegen ihn, schien ihn doch heute beglücken zu wollen, sie entfernte sich, auf einige Augenblicke nur, wie sie vorgab, und ließ Beide allein. Gott gedankt, Leonore! rief Edmund, daß der drückende Zeuge entfernt ist, nun können wir frei athmen, ich kann Dich mit Inbrunst an mein Herz drücken. Er schlang seinen Arm um sie und zog sie an sich.

Laßt mich, Edmund, ich bitte Euch schont meiner, bat das Mädchen. Ich wäre vielleicht nicht stark genug, mich Eurer Umarmung zu entziehen, und das schwache Herz ließe sich wieder verlocken, kaum daß es nur

den Muth faßte zu widerstehen, und ihm jetzt noch die Kraft gebricht.

Leonore! rief Edmund staunend.

Kehre zu dem Glauben Deiner Väter zurück, sagte sie, sich kindlich an ihn schmiegend, dann will ich Dich lieben mit heiliger Liebe, dann kann ich die Deine seyn, hier und dort.

Mädchen! rief Edmund erschüttert, Du reißest mich auf furchtbare Weise aus meinem Paradiese, in dem ich schon hier den Himmel zu finden glaubte. Deine Liebe war ein leichter Sinnenrausch, er ist verschwunden.

Sei nicht ungerecht, Edmund, bat sie, verdamme mich nicht in Deinem Zorn; es gilt Dein irdisches, gilt mein ewiges Heil. Wüßtest Du, wie viel ich leide! sie schmiegte sich bei diesen Worten sanft an ihn, als ob sie an seiner Brust Linderung ihrer Schmerzen suchen müßte, wüßtest Du es, Du hättest Mitleid mit mir! Aber kaum hatte sie, ihr Haupt an seine Brust gelehnt, diese Worte gesprochen, als sie erschrocken auffuhr. Ist das der Mann, den ich hier erwarten soll? rief sie sich ihm entwindend, und ließ den dichten Schleier fallen.

Er ist es, erwiederte Edmund ernst. Er

findet meinen Himmel schon zerstört, seine Mühe ist vergebens!

Indessen war der Graf Eberstein mit Franzeska näher gekommen. Hier, mein edler Herr, sagte die Signora, ist die Dame, mit welcher Ihr Euch zu unterhalten wünscht. Leonore verneigte sich.

Wäre es wohl erlaubt, redete der Graf sie an, Euch auf kurze Zeit allein zu sprechen? In meinem Alter, setzte er lächelnd hinzu, darf man wohl, Zutrauen erwartend eine solche Bitte wagen.

Wenn meine Mutter es erlaubt, erwiederte Leonore.

Euer edles Ansehen, Euer Alter flößt mir Vertrauen ein, sagte Franzeska. — Kommt, Herr, wandte sie sich dann zu Edmund, leistet auch mir heute einmal Gesellschaft in unserm Garten. Bibrach warf noch einen bedeutungvollen Blick auf die Geliebte und folgte.

Schon durch die kurze Unterredung mit Edmund aufgeregt, stand diese in banger Erwartung vor dem ehrwürdigen alten Kriegmanne, der mit liebreichem und doch so ernstem Gesichte sich ihr nahte.

Dame! sagte er mit zutraulichem Tone,

Soll ich mit Liebe und Theilnahme zu Euch sprechen, so zeigt mir Euer Antlitz, diesen Spiegel der Seele; ich sollte meinen, Ihr brauchtet Euch seiner nicht zu schämen. Werft den Schleier zurück, und denkt, Ihr ständet vor Eurem Vater. Langsam hob Leonore den Schleier. Ha! rief er bei ihrem Anblicke, streckte die Arme aus sie zu umpfangen, doch so schnell als das Mädchen vor ihm zurückwich, ließ auch er die Aufgehobenen sinken.

Herr! rief Leonore erschrocken und wollte fliehen.

Beruhigt Euch, Signora, sagte Graf Eberstein rasch, ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Beruhigt Euch, es war ein Irrthum, aber während er dies sagte, ruhte sein Auge regunglos auf ihr, er bebte — sie war verlegen.

Ihr seid außer Euch, Herr, sagte Leonore ängstlich; was ist Euch begegnet — seid Ihr unwohl?

Nein, Kind, sagte der freundlich lächelnde Kriegmann. Euer Anblick hat mich überrascht, ergriffen. Glaubt nicht, daß es das Anschauen Eurer Schönheit war, sie hätte nicht vermocht, mein Herz um einen Pulsschlag schneller klopfen zu lassen. Erinnerung, süße Erinnerung

an meine Heimath habt Ihr in mir erweckt, und ich drücke deßhalb mit inniger Theilnahme Eure Hand an mein klopfendes Herz.

Setzt Euch, lieber Herr, bat sie, ihn zu der Rasenbank vor der Laube führend, setzt Euch hierher in den kühlen Schatten, erholt Euch, Ihr seid noch sehr bewegt. Sie bog die Zweige der Laube zurück, daß sie ihm nicht beschwerlich würden, wobei er sich ihrer zarten Fürsorge zu freuen schien.

Leonore! erlaubt, daß ich Euch so nenne — begann er jetzt. Euch liebt ein Mann, den mir sein Vater übergeben hat, daß ich mit treuem Herzen, nach meinen besten Kräften für ihn sorgen, für ihn wachen soll. Deßhalb mein Wunsch, Euch zu sehen, zu sprechen, und wenn ihr seiner werth seid, Euch von dem zu unterrichten, was mir dünkt, daß Euch zu wissen nöthig ist. Aber nun frage ich, liebt Ihr ihn wahr und treu, so recht von Herzen, so ganz für die Ewigkeit, nicht im Rausche der Sinnenlust, nicht im Taumel der Leidenschaft, so wie ein Herz lieben würde, das Erd und Himmel seiner Liebe opfern könnte?

Bei diesen Worten erhob sich Leonore,

trat vor den Grafen, ihr feuriges dunkles Auge ruhte ernst und sinnend auf seinem Antlitze, in welchem sich Theilnahme und Wohlwollen aussprach. — Ob ich ihn liebe? fragt Ihr mich, wahr und treu ihn liebe? — Bei Gott und allen Heiligen sage ich Euch, ja! — Aus meines Herzens tief innerstem Grunde steigt das Bekenntniß auf, das ich vor Gott und allen Fürsten der Erde aussprechen möchte. Ob ich ihn im Rausche der Sinnenlust, der Leidenschaft liebe, weiß ich Euch nicht zu sagen, ich kenne sie nicht. — Ob ich ihn für die Ewigkeit liebe! rief sie den Blick zum Himmel erhebend, weiß der Allmächtige, ich darf es nur ahnen, nur glauben. — Ob ich aber Erde und Himmel seiner Liebe opfern kann? — Herr, das was irdisch ist, alle Güter der Erde, alle Freuden dieser Welt, gern! ich will arm und freudelos neben ihm stehen, eine Bettlerin an allem irdischen Glücke, und doch jauchzen vor Wonne. Aber den Himmel darf keines Menschen Hand sich freventlich verschließen, und an seiner Seite schlössen sich die himmlischen Pforten, denn er ist ein Ketzer!

Gott ist Vater aller Menschen! sagte Eberstein feierlich.

Dem Einen ein gütiger, dem Andern ein zürnender Vater, erwiederte sie gelassen.

Allen ein Gütiger, sagte der Graf mit jenem festen Tone, den nur die Ueberzeugung gibt. Darum wehe Euch, Jungfrau, könntet Ihr je an seiner Barmherzigkeit zweifeln. Doch warum die Worte; Liebe ist beredter als der Mund eines alten in den Waffen ergrauten Mannes, sie wird schon gegen die Unduldsamkeit des Glaubens siegend kämpfen. Jetzt will ich Euch nur von den Verhältnissen Edmunds unterrichten, wenn anders der Ketzer noch Werth für Euch hat. Er hielt inne. —

Redet, edler Mann, bat Leonore.

Vorher aber erlaubt mir eine Frage: Wer sind Eure Eltern?

Das Mädchen erröthete und schwieg.

Der Cardinal handelt väterlich gegen Euch, die Signora übt die Pflichten der Mutter, Ihr nennt den Cardinal Ohm; nicht wahr, so ist's? fuhr er fort.

So ist's! antwortete kaum hörbar Leonore.

Ich weiß genug, um dies Verhältniß zu durchschauen. — Hört mich nun an, und muß ich Euch wehe thun, so habt die Ueberzeu-

gung, daß es auch mich ſchmerzt. — Edmund iſt der Sproſſe eines altadeligen Geſchlechtes; ſoll der Segen ſeines Vaters, ſollen die Güter ſeiner Vorfahren ihm bleiben, ſo muß er eine Gattin wählen, ihm gleich an Rang, Stand und Geburt; reichte er einer Bürgerlichen die Hand, oder einer Dame, deren edle Abkunft nicht ganz makellos erwieſen werden könnte —

Was dann? fragte Leonore ihn heftig unterbrechend.

Dann würde der Fluch ſeines Vaters ihn treffen, ein Bettler würde er, ausgeſtoßen aus dem Kreiſe der Seinen umherirren, ihm bliebe nichts als ſein Schwert, das ihn in den Krieg führen könnte, dort ſein Blut opfernd, das Leben ſich zu friſten; ſelbſt im Arme der treuſten Liebe müßte er ſich unglücklich fühlen.

Glaubt das nicht, Herr, ſagte Leonore mit kindlich zutrauenvollem Lächeln. Edmund würde ſich in meinen Armen, an meiner Bruſt nicht unglücklich fühlen, ſäßen wir auch in ärmlicher Hütte, und nagten am trocknen Brode. Was er hinter ſich zurückgelaſſen, fände er doppelt wieder, alle die Herzen, die ihn kalt verſtießen, weil die Liebe nur auf

die Geliebte, nicht auf ihre längst vermoderten Ahnen blickte, alle die Herzen wögen nicht das Eine, nicht das Herz seiner Leonore auf. — Alter Herr, der Schnee Eurer Locken hat die Gluth Eures Herzens gedämpft; Ihr wägt vorsichtig die Verhältnisse des Lebens, und Eure Hand hält dann noch kräftig die Wage; senkt sich aber die Liebe in ihre Schalen, zittert Ihr, Eure Hand wird schwach, Euer Auge trübe, Ihr könnt ihren Werth, ihre Allmacht nicht mehr erkennen. Alle Vorurtheile wägen nicht einen Augenblick ihrer Wonne auf.

Ihr nähmet jedes Opfer von ihm an, und wolltet selbst ihm Keines bringen? entgegnete der Graf ihrer leidenschaftlichen Aeußerung.

Ihr verkennt mich, Herr, sagte sie bewegt. Nicht damit ich glücklich würde, sollte er mir die Opfer bringen, nur weil ich weiß, weil ich fühle, er verginge ohne meine Liebe, nur darum sollte er alle die kalten Herzen hingeben für dies glühende. Ich will, wenn es so seyn muß, mich zum Opfer weihen! Gebt mir die Ueberzeugung, meine Liebe mache sein Unglück, mein Entsagen sein Glück, dann

will ich mich von seinem Herzen reißen, und das Meine mag brechen.

Edles Mädchen! rief der Alte gerührt, zog sie an sein Herz und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn, den sie auch duldete. Wüßtest Du, welch eine drückende Last Du von meinem Herzen wälzest, wüßtest Du, wie viele Herzen Dir dankbar entgegenschlagen würden, sähst Du seinen alten Vater, den Krankheit seit Jahren auf den Sessel gebannt hält, sähst Du seine liebliche Schwester, die fromme Cäcilie, wie ihr Gebet für Dich zu Gott aufsteigen wird, wie sie Zähren des Dankes weint. —

Haltet ein, Herr! bat die Erschütterte, malt mir nicht weiter den Kreis guter Menschen aus, in den ich feindlich treten wollte.

Und nun, liebe Tochter, verzeih, daß ich Dich so nenne, dieser Name liegt mir bei Deinem Anblicke so nahe, wisse, daß Du feindlich auch in den Kreis meines häuslichen Friedens getreten bist.

Ich nahe ihm fürder nicht mehr, sagte sie leise. Gott hat Euch mir gesandt, die im Glauben Wankende zu stützen.

So segne Dich Gott! rief der Graf und

ſelbſt mir verſchloſſen iſt. Geh mit Gott!" Der Alte ſtand auf, auch Harry — „Ich glaube, du wirſt ſie bei den Cypreſſen an der Cyſterne finden, da pflegt ſie um dieſe Zeit gern zu weilen." Dies ſagend drückte er ihm theilnehmend die Hand und ging nach dem Landhauſe zurück.

„Troſt oder Rath ſoll ich bei dir finden, alter Mann?" murmelte Harry vor ſich hin „Alſo Troſt könnte ich bedürfen? und Rath? Und von deinem Segen, der mich beglücken ſoll, ſagteſt du mir nichts? Nun, wie Gott will! Standhaft ring ich nach dieſem hohen Preiſe, muthig will ich um ihn kämpfen! — Guter Paul, du fürchteſt ich könnte raſch, könnte in Unmuth das Band zerreißen? — Habe ich nicht 4 Jahre mit mir und meinem alten Vater gekämpft, habe ich nicht Beharrlichkeit ſeinem Willen entgegen geſetzt? und ich ſollte ſo leicht den Kampf aufgeben? — Nein, bei Gott nicht! —"

Mit dieſem Gedanken durchſchritt er den Garten und ging der wohl bekannten Cyſterne zu. Hier fand er Helene auf einer Raſenbank ſitzend, den Griffel und ein Blatt in der Hand, ſie ſchrak bei ſeinem Anblick auf, erhob ſich, und kam ihm entgegen.

„Helene" begann er, ſie zu ihrem Sitze zurückführend — „Ich habe Ihnen geſtern mein Herz aufgeſchloſſen, ich habe das in Worten ausgeſprochen, was ich ſeit Jahren in meiner Bruſt genährt und ſorgſam gepflegt habe, ich habe meine Wünſche, mein Glück an Ihr Herz gelegt und weiß nicht, ob ſie ihnen dort ein freundliches, ungeſtörtes Plätzchen gönnen. Sein Sie aufrichtig, geben oder nehmen Sie mir die Hoffnung."

ſein Auge funkelte, ſeine Hand ruhte feierlich auf des Mädchens gebeugtem Haupte. Wiſſe, Du weinender Engel, ich habe eine Tochter, lieblich und fromm wie Du, ſchon von ihrer Kindheit an war ſie für Edmund beſtimmt, es war die frohe Hoffnung zweier Freunde, zweier Väter, Du haſt ſie neu belebt. Edmund ſoll von hier. —

Gieb mir Kraft, Vater im Himmel, ſprach ſie kaum hörbar, Kraft und Muth es zu ertragen.

Und wenn die Zeit die Wunde geheilt hat, wenn ſie vernarbt iſt, fuhr Graf Eberſtein fort, in dem Traume ſeines Glückes des Mädchens gebrochenes Herz vergeſſend, dann werde der letzte Wunſch meines alten Herzens erfüllt, meine Mathilde ſein Weib.

Nimmermehr! rief bei dieſen Worten Leonore aufſpringend. Nimmermehr! Nie wird er der Gatte einer Andern, nur über meinen entſeelten Körper führt Ihr ihn zum Altare.

Leonore! rief der Alte, erſchrocken auf das Mädchen blickend, die nicht mehr dieſelbe zu ſeyn ſchien! — denn wild rollte ihr Auge, ihre Lippen bebten, ſie hielt die Hand noch ſtarr nach dem Grafen gerichtet. Nimmermehr!

mehr! preßte ſich noch einmal dumpf aus ihrer wallenden Bruſt.

Jungfrau! ſprach jetzt Eberſtein ſie leiſe rüttelnd. Erwacht, ſtarrt nicht ſo düſter vor Euch hin, hört mich.

Ich höre, erwiederte ſie mit furchtbarem Gleichmuth, redet nur. Lockt nur die Thräne aus meinem Auge, die Liebe aus meiner Bruſt, daß ich ſie auf dem Altare des Herrn Euch opfern ſoll; fahrt nur fort, mit wehmuthvollen Tönen mich einzulullen, zeigt mir das Bild des alten kranken Vaters, der betenden Schweſter noch einmal, daß es mein Herz bethöre, und ich wähnen kann, die ewige Flamme der Liebe löſche eine Thräne des Mitleids aus. Wißt! ſie glüht ewig durch Sturm und Nacht! — Aber redet nur, alter Herr, und ſeht mich nicht ſo jammervoll an, Ihr dauert mich, ich bedarf keines Mitleides. Viel vermag ich zu opfern, ihn aber einer Andern zu überlaſſen, das vermag ich nicht.

Zürnt mir nicht, ſagte der Alte bewegt; ihn jammerte das Mädchen, zu dem er ſich aus mancherlei Urſachen unwiderſtehlich hingezogen fühlte, zürnt mir nicht, Leonore,

daß ich, ein geschwätziger Alter, in der Freude meines Herzens eine Hoffnung laut werden ließ, die noch so fern, und mir wohl unerreichbar ist.

Ich Euch zürnen, unterbrach sie ihn sanft, und die zarte Jungfrau stand wieder vor ihm; danken muß ich Euch, daß Ihr mir selbst mein Herz aufgeschlossen, und mich Wankende in meiner Liebe gestärkt habt. Denn ehe ich ihn in den Armen einer Andern sehe — eher opfre ich auch meinen Himmel!

Jetzt traten Edmund und Franzeska aus dem Myrtenwäldchen hervor. Schnell eilte Leonore auf sie zu, ergriff Edmunds, ergriff Franzeska's Hand, und führte sie zu dem Grafen. Hier, sprach sie feierlich, hier stehe ich vor Gott, vor Euch, dem zweiten Vater meines Edmunds, vor Euch, meine Mutter, ruhig und gelassen, gleichmüthig und besonnen, hier sage und beschwöre ich, daß mich nichts von diesem Manne trennen soll, nicht Stand, nicht Glaube! —

Unglückliche, was beginnst Du! rief Franzeska.

Ich erfülle mein Geschick und gehe ihm muthig entgegen, sprach sie mit Ruhe, und bist Du mein Geliebter, im Vertrauen und

Liebe so stark wie ich, wandte sie sich zu Edmund, so reich mir die Hand, und der Bund ist geschlossen für ewig, zum Heile oder zum Verderben, doch für mich ewig.

Edmund ergriff die Dargereichte. Dein für immer! sprach er und drückte sie an sein Herz.

Bewegunglos hatte Graf Eberstein dem Allen zugesehen; er war von dem schnellen Wechsel im Charakter des Mädchens überrascht worden, er hatte nicht an die Gluth südlicher Leidenschaft gedacht, sonst würde er diesen entscheidenden Augenblick nicht selbst herbeigeführt haben; er wußte nicht, sollte er sich, sollte er dem Mädchen zürnen.

Mutter! sprach diese jetzt mit Würde. Was Ihr gesehen, was Ihr gehört, berichtet dem Cardinal. Das Kind, das Ihr bis hierher am Gängelbande geführt, ist heute zur Jungfrau gereift, indem sie ihr Schicksal mit dem Seinen innig verflochten hat. Sein Loos ist das Meinige, sein Tod auch der Meine! — Leb wohl, mein Edmund! sagte sie nun zu dem Geliebten, sank in seine Arme und umarmte ihn feurig, sei standhaft, wir werden des Muthes bedürfen. — Auch Ihr, Graf Eberstein, lebt wohl; habt Dank, und

gedenkt meiner mit Liebe. Sie reichte noch einmal ihre Hand Edmund zum Kuß, und von Franzeska begleitet, ging sie festen Schrittes zurück in's Schloß.

Und was wirst Du nun beginnen? fragte nach langem Schweigen Graf Eberstein.

Ihr gleich will ich seyn an Festigkeit und Liebe, erwiederte Edmund.

So sind die Würfel gefallen, Dein Loos unabänderlich entschieden, sagte der Alte mit Rührung. Gebe Gott, daß nie die Reue Deinem Entschlusse folgen mag.

Das wird sie nicht! rief der Jüngling feurig, das kann sie nicht!

Fordre des Schicksals Mächte nicht auf, mein Sohn, sie sind furchtbar wenn sie ausziehen, des Menschen eiteln Stolz wie der Sturm den Eichwald zu beugen. Fordre sie nicht auf zum Kampfe, erwarte in Demuth die Unglück verkündende Zukunft; auch in der Noth soll Dir des Freundes Rath nicht entzogen seyn. Komm morgen zu mir, sagte er bewegt, bis dahin lebe wohl! Er umarmte Edmund, und eine Thräne rollte über seine grauen Wimper herab.

13.

Als ob der folgende Tag allen Frohsinn aus dem Palaste des Cardinals verbannt hätte, so still und lautlos war es dort. Edmund saß auf seinem Zimmer, die Feder in der Hand, um seinem alten, kranken Vater zu schreiben; denn nun einmal entschieden, glaubte er auch nicht einen Augenblick länger seines Lebens sonderbare Schickungen verheimlichen zu dürfen. Aber oft schon hatte er das Schreiben angefangen, oft schon wieder zerrissen, und eben war er im Begriff, es von Neuem zu beginnen, als Frundsberg's Diener mit verstörtem Blicke eintrat.

Fähndrich von Bibrach, sagte er ängstlich, seit gestern Mittag erwarte ich meinen Herrn vergebens. Die ganze Nacht habe ich geharrt, aber noch ist er nicht hier, fast fürchte ich für ihn. Seit einiger Zeit hatte er heimliche Gänge, die mir selbst verborgen blieben, und kam selten vor Mitternacht nach Hause, was ganz gegen seine Gewohnheit war. Rathet mir, was ich thun soll.

Edmund bedachte sich einen Augenblick, dann befahl er, daß die Rottmeister und die

gewandteſten Knechte in alle Straßen der Stadt geſchickt werden ſollten, ihren Hauptmann aufzuſuchen, er ſelbſt eilte zu dem Hauptmann Nikolaus von Flekenſtein, von dem er wußte, daß er bisher den von Frundsberg öfters auf ſeinen Wanderungen begleitet hatte; aber erhielt hier keine befriedigende Nachricht, und das Schickſal ſeines Freundes ſchien dieſem ziemlich gleichgültig zu ſeyn. Er ging mit einer neuen Sorge belaſtet zu dem Grafen Eberſtein.

Dieſer lobte es, daß er offen den Vater von Allem unterrichten wolle, verſprach, da ihm einmal die Sache unabänderlich ſchien, ſelbſt mit dem Cardinal deßhalb zu ſprechen, und tröſtete gewiſſermaßen Edmund, daß er noch einen Ausweg kenne, wodurch er vielleicht, wenn auch nach manchem Opfer, zum Ziele gelangen würde. Zugleich rieth er das Schreiben nicht voreilig dem Vater zu ſenden, und erſt abzuwarten, bis er ſelbſt ſeinen alten Freund von Allem unterrichten könne. Von Mathilden, ſeinem Kind, von ſeiner getäuſchten Hoffnung ſagte er ihm nichts.

Während nun Edmund mit neuem Muthe geſtärkt nach dem Palaſte zurückkehrte,

war dort Alles noch in Sorge um den Hauptmann, selbst die Dienerschaft des Cardinals, die ihn seines freundlichen Betragens wegen liebgewonnen hatte, fürchtete für ihn, und Einige machten sich sogar auf den Weg, ihn aufzusuchen. Nur die in des Cardinals geheimes Cabinet beschiedene Signora Franzeska achtete nicht auf die allgemeine Unruhe, sie war von ganz anderen Dingen befangen, und trat mit klopfendem Herzen ein.

Ihr habt mich wissen lassen, daß Ihr mir wichtige Dinge zu melden hättet; doch nicht etwa, daß der stolze Hauptmann, der rechte Sohn des hoffärtigen Frundsberg, bis jetzt noch nicht nach Hause gekommen ist, redete sie der Cardinal an.

Nein, Herr, erwiederte Franzeska, was ich Euch zu berichten habe, betrifft Leonore.

Ich ahne schon, daß es die Folgen Eurer Unvorsichtigkeit sind, die uns nun treffen, sagte der Cardinal mit Unmuth. Redet!

Franzeska berichtete nun, was gestern vorgefallen war, schilderte Leonorens Festigkeit und wiederholte wörtlich das, was sie gesagt. Der Cardinal hörte aufmerksam zu, wog bedächtig jedes ihrer Worte, neigte, als Fran-

zeska geendet, schweigend sein Haupt, und sagte verdrießlich. So hat meine Warnung nichts gefruchtet, der Aebtissin Worte haben den Dämon der Liebe nicht verbannen können, sie stürzt sich in den Abgrund, und daran seid Ihr Schuld. Hättet Ihr sie der frommen Frau übergeben, statt sie bei Euch verbergen zu wollen, hättet Ihr lieber das Aeußerste gewagt, ehe Ihr sie dem Auge dieser Ketzer gezeigt.

Herr, sagte die Signora im unterwürfigen Tone, und doch lag ein leiser Vorwurf in ihrer Rede. Ist es einer Mutter zu verargen, daß sie ihr Kind nicht gern von sich läßt?

Schweigt! rief der Cardinal zornig. Ihr wißt, daß Leonore nur Eu[illegible] Pflege untergeben, und solche Aeußerung schwer verpönt ist.

Und was befehlt Ihr nun, Herr, daß geschehen soll? fragte sie.

Der Cardinal bedachte sich einen Augenblick. Für's Erste muß ich Leonore sprechen, deßhalb führt sie zu mir, mein Zorn wird sie schon nachgiebiger machen.

Ihr irrt in dem Kinde, gnädiger Herr,

sagte Franzeska warnend. Ihr Wille steht fest, und durch Härte könntet Ihr sie zur Verzweiflung bringen. Versucht keine gewaltsamen Mittel. Sein Tod ist auch der Meine! sagte sie, und sie hält, was sie gesprochen.

Kennt sie Euren thörichten Plan mit dem Marchese? fragte der Cardinal.

In seinem ganzen Umfange nicht. — Daß er sie liebt, weiß sie, daß es Euer Wunsch ist, ahnet sie nicht, daß es der Meinige ist, mag sie wohl fürchten.

Und fürchtet Ihr nicht, daß sie des Marchese Aufenthalt im Palaste den Deutschen verrathen wird?

Nein, Herr, sie hat es mit einem heiligen Eide geschworen, ihn nicht zu verrathen; und da sie weiß, daß sie Euch dadurch der Rache der Colonna's Preis geben würde, verräth sie ihn sicher nicht.

Trauet ihr nicht, sagte der Cardinal nach einem kurzen Schweigen. Der Leidenschaft der Liebe steht jede andere Pflicht nach. Aber noch heute muß der Marchese den Palast verlassen; mag er sich einen andern Zufluchtort suchen, was kümmert es mich, für jetzt muß ich ihn seinem eigenen Schicksale überlassen.

„Harry!“ erwiederte sie und über ihr ganzes Antlitz war ernste Ruhe, fast hätte man glauben können, kalte Ruhe gebreitet „Ehe Ihr Mund mir gestand, daß Sie mich liebten, hat es mein Herz schon gefühlt; der Freund meiner Kindheit, der Mann, dessen Bild, das er mir beim Abschied zurückließ, nicht allein in meinem Zimmer sorgsam verwahrt wurde, das auch in meinem Herzen ein freundliches Plätzchen fand, ist zurückgekehrt, das frühere Wohlwollen ist zur Neigung, fast glaub' ich, zur Leidenschaft in Ihnen geworden, und doch kann ich nicht —“

„Ist Hand und Herz versagt?“ unterbrach sie Harry bebend.

„Nein lieber Freund, Niemand hat Anspruch auf meine Hand, für keinen andern schlägt dieses Herz —“

„So sind Sie frei!“ rief er in freudigem Entzücken.

„Nein, Harry, mich bindet eine Gelübde!“ erwiederte sie bewegt.

„Ein Gelübde? Und welches?“ rief er leidenschaftlich.

„Hören Sie mich ruhig an, prägen Sie jedes meiner Worte tief in Ihr Gedächtniß, prüfen Sie sich genau, und dann erst entscheiden Sie — Aber forschen Sie nicht nach Mehrerem, als was ich Ihnen sage, das Geheimniß liegt in meiner, in meines Vaters Brust verschlossen, Niemand kennt es als wir.

Die Schuld an dem Tode meiner Mutter ist der Capudan Pascha, Hassan Bei, ihm habe ich an ihrem Grabe Rache geschworen und nur der Mann, der mich an ihm rächt, der ihn mir todt oder lebendig bringt, oder ihn wenigstens von der Höhe seiner Macht niederschmettert ins Elend, den kann, den wird mein Herz beglücken. Harry“ sagte sie dann, ihn

Die Deutschen ahnen es, daß er hier versteckt ist. Ohne Widerrede! befahl er, da Franzeska ihm Vorstellungen machen wollte. Geht, schickt mir Leonore, und sorgt, daß mein Wille noch heute Nacht vollführt wird. Die Signora ging.

Bald darauf trat Leonore ein, Ruhe und Heiterkeit strahlte auf ihrem Antlitze; als ahne sie nicht, weßhalb der Cardinal sie habe rufen lassen, so unbefangen schritt sie auf ihn zu, und wollte ihm, wie sie es zu thun pflegte, die Hand küssen, er aber entzog sie ihr unmuthig. — Verdienst Du, daß ich Dich noch zu sehen verlange, verdienst Du noch meine Liebe nach dem, was gestern geschehen ist? rief er zornig.

Oheim, sagte das Mädchen mit sanftem, bittendem Tone, zürnt mir nicht! Hättet Ihr mir gesagt, ehe Ihr nach der Engelsburg geflüchtet, Eure Leonore würde so vor Euch stehen, schuldig, und doch mit dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, Euren Befehlen ungehorsam, und dennoch Euch ehrend und liebend wie, ihren Vater, ich hätte es nicht geglaubt, und doch ist es so. Mein Schicksal hat mich fortgerissen, ich muß sei-

nem kühnen Fluge folgen durch Nacht und Sturm, unaufhaltsam und unwiderruflich.

Der Cardinal hatte sie während ihrer Rede staunend angeblickt. Es schien ein anderes Wesen vor ihm zu stehen, ein anderer Geist sprach aus dem Munde des Mädchens und beflügelte ihre Worte; die sanfte bescheidene Leonore stand mit Würde und fester Haltung, seinen ernsten Blick kaum beachtend, vor ihm. Als aber der Schmerz ihn ergriff, in Worte ausbrach, er sie seine liebe, unglückliche Leonore nannte, da ging allmählig der feste Sinn des Mädchens in sanfte Wehmuth über, aus dem Herzen brach das so lange gefesselte Wort Vater! hervor, und sie sank zu seinen Füßen, Verzeihung erflehend.

Und kann Dich nichts zurückführen, Bethörte? unterbrach der Cardinal ihr lautes Schluchzen, da er schnell seiner Rührung Herr geworden, und den Augenblick des auflodernden kindlichen Gefühles nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte; kann Dich nichts von dem ewigen Verderben retten?

Nichts! seufzte sie, seine Kniee noch immer umfassend.

Nicht mein Zorn, nicht grenzenloſes Elend und Schmach — nicht ſein Tod?

Kaum hatte er dieſes Schreckenwort geſprochen, als ſie ſich raſch erhob. Groß mag es ſeyn, ſprach ſie und ihr Auge flammte, groß, für den Glauben als Märtyrin zu ſterben, ſüßer aber iſt es, mit dem Geliebten unterzugehen. Verſucht es nicht; das Ende ſeiner Bahn iſt auch das der Meinen; Was ich für ihn, um ihn dulden muß, iſt mir Wonne; aber thut es nicht an Eurem Kinde, das heute in dieſer qualvollen Stunde zum erſten Male als das Eure vor Euch tritt, thut es nicht um Eurer ſelbſt willen, es würde das Band zerreißen, welches Ihr ſo lange aufgelöſt der Nacht übergabt. Laßt mich ruhig in meinem Schmerze vergehen, oder in meiner Wonne mich aufſchwingen, wie Gott es beſtimmt hat, und es genüge Euch mein Schwur, daß mich nichts, nicht des Geliebten Leben, wenn ich es damit erkaufen könnte, zur Verläugnung meines Glaubens beſtimmen wird. Als rechtgläubige katholiſche Chriſtin trete ich dereinſt vor meinen Richter, und Euer Gewiſſen bleibt unbelaſtet. — Entzieht mir Eure Liebe nicht,

laßt mir diesen Stern in meiner Nacht, wenn die Sonne mir untergehen sollte. — Vater! rief sie jetzt, vor ihm niederknieend, Ihr habt mich noch nie Eure Tochter genannt, legt Eure Hand auf das Haupt Eures Kindes, und das erste Vaterwort sei mir Euer Segen!

Der Cardinal war erschüttert. In seinem Entschlusse dennoch wankend, stand er vor der Knieenden, die, ihr Haupt gebeugt, den Vatersegen erwartete. Als er immer noch zögerte, faltete sie ihre Hände zum Gebete und sprach: Vater im Himmel, so segne Du Dein Kind, Du hast es nicht bei seiner Geburt verläugnet, hast auf das Vaterlose liebend herabgeblickt, segne mich, statt mich zu strafen!

Amen! sprach der Cardinal uud legte seine Hand auf ihre Stirn. Möge Gott Dir vergeben, wie ich es thue, möge Dich der Allbarmherzige liebend schirmen wie ich Dich an meine Brust mit Vaterliebe drücke. Er hob sie auf und lange ruhte sie in seinen Armen.

Nun bin ich ganz glücklich, sprach sie mit

heiliger Ruhe sich erhebend. Nun mag es stürmen um mich und donnern, höre ich doch keinen Fluch hinter mir rauschen, schützt mich doch Euer Segen vor Verzweiflung. — Die Stunde der Noth hatte ihr das Vaterherz geöffnet, das so viele Jahre für sie verschlossen war; der Priester war durch sie zum Menschen, zum Vater geworden.

Darf ich Eure Vergebung dem Geliebten kund thun? fragte jetzt Leonore, da der Cardinal heute weicher gestimmt als je, seine Liebe in jedem Worte ausgesprochen hatte. Darf ich es ihm kund thun?

Heute nicht, vielleicht morgen.

Eine lange qualvolle Zeit, trauerte das Mädchen, eine Ewigkeit für das liebende Herz.

Und doch muß es so seyn, sagte der Cardinal ernst. Ohne meinen Willen siehst Du ihn nicht. Es ist Manches vorher zu ordnen, ehe ich, wenn auch nur im Stillen, Eurer Liebe Zeuge seyn darf; bis dahin bleib' in Deinem Gemache, wende Dich zu Gott, und erflehe Dir Vergebung Deiner Sünden. — Er drückte sie noch einmal an seine Brust

dann verließ ſie ihn; ihr Herz, Anfangs vor Wonne bebend, ſchlug jetzt leiſe und war beklommen.

14.

Noch immer harrte man im Palaſte auf die Ankunft Melchior Frundsberg's; alle ausgeſchickten Knechte kehrten nach vergeblicher Mühe zurück, auch die Diener des Cardinals hatten ſeine Spur nicht finden können. So nahte der Abend, und Edmund, noch um ſeinen Freund, um ſeine Geliebte ſorgend, durchſtrich mit banger Unruhe die Gänge des Gartens. Oft hatte er den Blick nach dem Fenſter Leonorens gerichtet, aber dort nichts als das immer noch flatternde Warnungzeichen geſehen. Eben wollte er in den Palaſt zurückkehren, um wegen des Marcheſe alle Sicherheitmaßregeln zu treffen, da Frundsberg's Verſchwinden mit dieſem in Verbindung ſtehen konnte, als es ihm, trotz der Dämmerung, ſchien, er ſähe eine weibliche Geſtalt an Leonorens Fenſter. Er irrte nicht, ſie war es, die es öffnend, ein Blatt herab-

warf, und schnell wieder verschwand. Edmund nahm es auf, eilte rasch auf sein Zimmer, und fand das tröstende Wort: Speranza! darauf geschrieben. Tausendmal drückte er es an seine Lippen, und als habe ihm dieses Blatt neuen Lebenmuth gegeben, so heiter, so zutrauenvoll sah er in die Zukunft.

Der Diener Frundsberg's weckte ihn aus diesem freundlichen Traume; jammernd trat er ein und berichtete, daß alle Nachforschungen vergebens gewesen, und wenn morgen, wo das deutsche Kriegvolk sich auf dem Campo floro versammeln sollte, sein Herr bei dem Schalle der Trommel nicht zurückkehre, so wäre es gewiß, daß er todt oder gefangen sei, und wohl möglich selbst in diesem Hause. Denn geheuer ist es hier nicht, fuhr er fort, bei meinen Nachtwachen habe ich manches sonderbare Geräusch vernommen. Diese Bemerkung des Dieners machte Edmund aufmerksam, und bestimmte ihn, Vorsichtmaßregeln zu ergreifen. Er ließ ganz im Geheimen die Wachen verdoppeln, und als es still im Palaste ward, stellte er mehrere vertraute Knechte in ein verborgenes Gemach unfern der Treppe mit dem Befehle auf, Jedem,

der

der die Nacht sich herauf oder hinunter schleichen würde aufzuhalten; er selbst blieb wach und gerüstet.

Mitternacht ging vorüber und Alles blieb ruhig, kein Fußtritt störte ihre feierliche Stille. Da trat Edmund an das offene Fenster, die frische Luft einzuathmen, und das tröstende Gefühl zu genießen, eine Stadt mit ihren Tausenden, die Alle mehr oder minder von Sorgen, Gram und Schmerz, Freude und Glück bewegt, unter dem Mantel der Nacht beruhigt zu wissen. Selbst das wache Auge, die enggepreßte Brust, das klopfende Herz weint, seufzt und klopft dann nur im verschwiegenen Gemache, und Ruhe scheint das Treiben des regen Lebens gefesselt zu haben.

Die Nacht war heiter, in ihrem Dunkel funkelten die Sterne hell, leise nur rauschte der Ostwind durch die schlanken Cypressen, die wie riesige Geistergestalten hin- und herschwankten, und eintönig wälzten sich die gelben Fluthen der Tiber dem Meere zu. Rom mit seinen hundert Kirchen lag schweigend hinter ihm, vor ihm aber hob sich die

Engelsburg, St. Peter, und der Vatican, von den unzähligen Wachtfeuern des Kriegvolkes erleuchtet, wie aus Feuergluth aufsteigende Rauchsäulen empor. Laut tobte dort das Krieggetümmel, hier und da donnerte eine Büchse, drang der gellende Ruf einer Schildwacht durch das Getöse, und von der Engelsburg tönte dazwischen das Glöckchen, welches die gemeinen Priester zum Nachtgebete rief, während der Oberpriester und seine Genossen sorglos schliefen, und die andern für sich beten ließen.

Ob sie wohl ruhig schläft, oder, mein gedenkend, noch wach ist? dachte Edmund, als er sinnend am Fenster stand. Da erblickte er von der Seite der Tiberinsel eine Gondel sich nahen, immer deutlicher konnte er sie erkennen, jetzt legte sie bei dem Garten des Palastes an. Edmund war von dem Fenster getreten, und beobachtete das Schiff von fern, welches ruhig unweit des Myrtenwäldchens liegen blieb; Niemand landete, man schien hier Jemand zu erwarten. Edmund argwohnte den Zweck; sein Schwert unter dem Arme verließ er das Zimmer, schlich über den langen Gang, und wollte sich den Knech-

ten zugesellen, als ihn ein Geräusch, das er über sich vernahm, bewog, sich hinter einen Pfeiler zu drücken. Nicht lange stand er hier verborgen, da sah er eine verhüllte Gestalt leise und vorsichtig die Treppe herunterschleichen — er sprang hervor, packte sie, mit lauter Stimme Halt! rufend, und als er, ehe noch die Knechte hervorsprangen, mit ihr rang, fühlte er, daß ein Dolchstich ihn verwundete. Der Vermummte wurde nun von den Knechten zu Boden geworfen, entwaffnet, und auf Edmunds Befehl nach dessen Zimmer gebracht; die Diener des Cardinals, von dem Lärme herbeigerufen, wurden zurückgeschickt.

Es war, wie Bibrach gleich anfangs vermuthete, der Marchese. Trotzig, sich wenig um sein Schicksal kümmernd, warf er sich, während Edmund seine Wunde untersuchen zu lassen sich entkleidete, auf einen Lehnstuhl, aufmerksam nach dem Verwundeten blickend. Frundsberg's Diener, der, wie damals gewöhnlich, in der Heilkunst nicht ganz unerfahren war, fand, daß der Dolch nur die linke Seite gestreift, und die Verwundung höchst unbedeutend sei.

wehmüthig anblickend „Sie sehen, meine Hand kann nur durch Blut errungen werden, und so muß ich das klopfende Herz zurückpressen, das liebend für Sie schlägt, schon seit lange geschlagen hat. — Keine Antwort jetzt, mein theurer Freund" fiel sie ihm in die Rede — „Ihr Entschluß muß das Ergebniß reifer Ueberlegung sein, wägen sie Gefahr und Preis — doch nein, das können Sie nicht — fragen Sie Ihr Herz, das allein muß bestimmen!"

„Helene" sagte nun Harry und sein Auge glühte, sein Herz pochte „Mein schwärmerischer Sinn hat mich immer nach dem Außerordentlichen, nach dem Höchsten getrieben, deshalb warst du das Ziel, nach dem ich rang und das ich durch Blut und Thaten freudig erringen will. Was setz' ich ein gegen dich, du Hohe, Herrliche? — Ein Leben, das mir ja so ohne dich werthlos ist! — Was wag ich, indem ich nach dir ringe? Es ist so wenig gegen das, was ich gewinnen kann! — Aber ehe ich den blutigen Pakt mit Hand und Wort besiegle, gieb mir die Versicherung, daß auch du mich liebst, wahrhaft, innig liebst, denn selbst deine hohe Schönheit wäre ohne Liebe mir werthlos und dein Besitz wäre mir ohne dein Herz mit einem Tropfen Blutes zu theuer erkauft — Sprich, rede, als ob du Gott von deinem Herzen Rechenschaft geben müßtest."

„Ich liebe dich mit der Glut der ersten, einzigen Liebe!" rief die Griechin, ihre Arme nach ihm streckend, doch als er sie umarmen wollte, entwand sie sich ihm sanft — „Nicht also, Harry" sprach sie traurig — „meine Lippen darfst du nicht berühren mein Herz darf nicht an dem Deinen schlagen. — Frage nicht nach dem Warum,

So habe ich schlecht getroffen, sagte der Marchese finster, und sonst ist doch meine Faust so sicher.

Herr! rief ein Knecht, den Italiener unsanft bei der Schulter packend, erlaubt, daß ich das dürre Gerippe zum Fenster hinauswerfe, damit ihm das Handwerk des Meuchelmörders gelegt wird.

Laß ihn, sprach Edmund, was er an mir that, war Nothwehr.

Als er verbunden und wieder angekleidet war, befahl er den Soldaten, das Zimmer zu verlassen und draußen Wache zu halten, dann wandte er sich zu dem Marchese. In welcher Absicht seid Ihr hier in dem Palaste, was ist hier Euer Geschäft? fragte er ihn.

Was kümmert das Euch, erwiederte der Marchese.

Vielleicht viel, sagte Bibrach gelassen. Ich ersuche Euch, mir hierüber Rede zu stehen.

Und mit welchem Rechte verlangt Ihr das? erwiederte er trotzig.

Hätte ich auch kein anderes Recht, als

das des Stärkeren, so genügte dies Euch gegenüber, sagte Edmund.

Seid Ihr denn mein Richter, und wer übergab Euch dieses Amt? fragte der Marchese höhnisch. — Uebt Recht zu sprechen an Euren deutschen Knechten, doch wagt es nicht, einen römischen Großen vor Euren Richterstuhl zu ziehen, vor dem Ihr, ehe Ihr Barbaren gleich in die Stadt eindrangt, Euch tief gebeugt hättet.

Wahrlich nicht! erwiederte Edmund, fast aufgebracht über diesen ohnmächtigen Stolz. Wollt Ihr nicht, daß ich Euer Richter seyn soll, der wohl das Urtheil sprechen und vollziehen lassen könnte, so werde ich Euch noch in dieser Nacht in den Palast Colonna führen lassen, der Cardinal Pompejus wird dort Eurem Stolze genug seyn, ihm Rede zu stehen.

Thut wie es Euch beliebt, entgegnete der Marchese und wandte ihm den Rücken.

Edmund gab die nöthigen Befehle, und ließ noch mehr Mannschaft für dringende Fälle beordern. Während er noch damit beschäftigt war, trat Signora Franzeska ein,

und bat um einen Augenblick Gehör. Edmund verfügte ſich mit ihr, nachdem er wegen des Marcheſe alle Vorſichtmaßregeln getroffen, in ein Nebenzimmer. Kaum dort eingetreten, warf ſie ſich ihm zu Füßen. Herr! bat ſie, bei der Liebe, die Ihr zu meinem Kinde hegt, beſchwöre ich Euch, mich nicht unglücklich zu machen. Gegen den Willen des Cardinals habe ich den Marcheſe in dem Palaſt verborgen, der ſein und der Colonna Feind iſt. Eine unglückliche Leidenſchaft, ich geſteh es Euch mit Erröthen, zwang mich zu dieſem unüberlegten Schritte, der, ſeit der Cardinal wieder in den Palaſt zurückgekehrt iſt, mich ſchon tauſendmal gereut hat. Macht Leonorens Mutter nicht unglücklich!

Signora, ſagte Edmund ſie aufhebend, Ihr täuſcht mich nicht. Was Ihr mir eben geſagt, iſt nicht die Wahrheit. Ihr wollt den Marcheſe retten, den Cardinal aus einer Verlegenheit ziehen, deßhalb gebt Ihr Euch ſelbſt Preis. Den Marcheſe führte der Zufall in den Palaſt, Ihr rettetet ihn aus unſern Händen, und hättet Ihr ihn eines ſträflichen Umganges wegen verborgen, würdet

Ihr Euch nicht so eifrig für die Rückkehr des Cardinals bemüht haben. Was auch Eure Absicht dabei war, so ist sie feindlich gegen uns; ich glaube sie ahnen zu können, denn seit ich den Marchese mit Leonoren in jener Kirche sah, ist mir Manches klar geworden.

Ich muß es Euch überlassen zu glauben, was Euch gut dünkt, erwiederte Franzeska, bitte Euch jedoch zu bemerken, daß es in keinem Falle dem Cardinal angenehm seyn kann, wenn Ihr diesem Vorfalle Oeffentlichkeit gebt, und mich bestimmt Eure Handlungsweise zu Eurer Freundin oder Feindin, Ihr habt die Wahl. Ist Euch Leonorens Mutter werth, glaubt Ihr für den Cardinal Rücksichten nehmen zu müssen, so werdet Ihr den Vorfall zu Eurem Vortheile benutzen; ruhige Ueberlegung wird Euch dies näher zeigen.

Ich werde handeln, wie ich es gegen meine Pflicht und Ehre verantworten kann, Signora, erwiederte Edmund, und führte sie zurück in das Zimmer, wo der Marchese sie mit einem höhnenden Lächeln empfing.

Sollte der Trotz dieses Mannes, raunte Franzeska Edmund leise zu, sollte sein stol-

zes, auffahrendes Benehmen Euch beleidigt haben, so bedenkt, daß es ein Unglücklicher ist, der sich durch Trotz über sein Schicksal erheben will; seid großmüthig.

Schickt die Gondel zurück, Signora! sagte jetzt der Marchese in befehlendem Tone, sie harrt schon lange, und der Gondelier möchte Euch eine bedeutende Rechnung machen.

Marchese, sagte Franzeska ängstlich, Ihr vergeßt —

Ich vergesse, meint Ihr, daß ich in einem Palaste, wo ich wohl das Recht hätte, lästig sich aufgedrungene Gäste vor die Thür zu stellen, demüthig um eine Herberge bitten müßte, daß ich bitten müßte, wo ich befehlen sollte.

Nein, Herr, unterbrach Edmund seine thörichte Rede. Ihr vergeßt die Würde des edlen Mannes im Unglücke, die Würde des Adels. — Indem er dies sprach, öffnete sich die Thür, Leonore stürzte herein und sank in seine Arme.

Du bist verwundet! rief sie, von diesem Menschen verwundet, den der Zorn des Him-

mels in dies Haus geführt hat. — O laß mich Deine Wunde sehen, sie pflegen, sprich, ist sie tödtlich, oder darf ich hoffen? Sprich, o sprich, mein Geliebter!

Sie ist nur leicht, beruhige Dich, Leonore, erwiederte Edmund, den Marchese nicht beachtend, der bei Leonorens Umarmung aufsprang, auf sie zueilte, und sie sicher aus seinen Armen gerissen hätte, wenn er nicht durch die kräftige Faust eines Lanzknechtes auf seinen Sessel zurückgeschleudert worden wäre.

So möge Gott Dich verdammen! rief der Wüthende, und alle Qualen der Liebe Dir zum Brautgeschenke reichen!

Mutter! sprach Leonore schaudernd. Seht des Mannes Blick, und ihm wolltet Ihr Euer Kind übergeben?

Unglückliche, was sprachst Du! fiel ihr Franzeska in die Rede.

Nichts, was Euch verderben könnte, Signora, betheuerte Edmund; ich ahnete schon längst.

Ja, mein Geliebter, bat Leonore. So

sehr ich auch den Mann hasse und hassen muß, flehe ich zu Dir, gib ihn frei, laß ihn ziehen, laß dies das erste Band seyn, das Dich an die Meinen knüpfet; laß mich an diesem Morgen, der uns entgegenleuchet, an diesem Tage, an welchem ich Dir vielleicht zum ersten Male vor aller Welt sagen kann, daß Du der Meine bist, nicht vergebens bitten, laß ihn ziehen, fern, fern von hier.

Könnt Ihr nun noch widerstehen? rief der Marchese höhnisch lachend.

Schweig, Bube, rief ein Lanzknecht, ihm die drohende Faust vorhaltend.

Laßt ihn, befahl Edmund, und führt ihn in jenes Zimmer. — Mit stolzer Verachtung blickte der Gefangene im Vorbeigehen auf Leonoren. Wir sehen uns doch wieder! sagte er triumphirend und ging.

Signora! nahm Edmund das Wort; wie konntet Ihr solchem Teufel diesen Engel vertrauen? — Doch ich will schweigen, nicht mit Euch rechten. — Ueber des Marchese Schicksal darf ich nicht allein bestimmen, und mein Hauptmann ist abwesend; jedoch werde ich dem Grafen Eberstein, meinem würdigen

Kriegoberſten, die Sache vortragen, er mag über ihn entſcheiden. Bis dahin bleibt er hier in Verwahrung.

Der Graf, Mutter, iſt ein freundlicher, alter Mann, tröſtete Leonore, hofft von ihm.

Verſprecht mir wenigſtens, bat Franzeska, den Marcheſe nicht eher an die Colonna's ausliefern zu laſſen, bis Ihr, oder der Graf mit dem Cardinal geſprochen.

Hier meine Hand, erwiederte Edmund. Leonorens Lippen reichten ihm den Dank.

Ende des erſten Bändchens.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zweiunddreißigstes Bändchen.

Das Opfer.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

ſuche nicht die Dämmerung zu erhellen, die mich umgiebt. Was ich dir ſagte, iſt wahr, meine Liebe zu dir iſt glühend, ewig! Das ſchwör ich dir bei den Gebeinen meiner Mutter! Aber ich muß dieſe Flamme dämpfen — ich muß! — So ſchwer es mir auch wird. Ich bin eine Roſe von Dornen umgeben, die du nur mit blutiger Hand brechen kannſt! — Und was ſagt dir nun dein Herz, Harry, zieht dich die Sehnſucht noch nach mir?"

„Mit magiſcher Gewalt!" ſagte er feſt. „Muß ich auch der Umarmung, muß ich des Kuſſes entbehren, bin ich nur deines Herzens gewiß, ſo will ich mit Freuden dich mit Blut mir erringen. Und ſo weihe ich mich der Liebe und Rache! — Dein für dieſe Welt — ob für jene, weiß nur Gott! —"

Ein tiefer Seufzer entſtieg Helenens Bruſt. Sie brach einen Zweig von der Cypreſſe, flocht ihn ſchweigend zu einem Kranze, und indem eine Thräne auf ihn nieder rollte, bekränzte ſie den Mann ihrer Liebe mit dem dunkeln Laube. „Harry" ſprach ſie „Roſen habe ich dir nicht zu geben, ſo möge der Cypreſſenkranz dich mir zu eigen machen, bis dereinſt der Tod ihn um deine Schläfe drückt! — Und nun Freund, lieber theurer Freund! Komm zu dem Vater; ernſt, wie der Kranz in deinen Locken, wird der Segen ſein, den er über uns ſpricht, ernſt, wie die Zukunft, die vor uns liegt. — Aber iſt auch dies vorüber, hat auch des Vaters Wort uns vereint, haben wir über der Mutter Grab die Hände zum ewigen Herzensbunde uns gereicht — und das geſchehe bald — dann wollen wir Vergangenes abſchütteln, wie der Wanderer ſein feuchtes, durchnäßtes Gewand, die Zukunft verhüllen

Das

Opfer.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1837.

I.

Der Graf Eberſtein erſchien, Edmund erzählte ihm die Begebenheiten, theilte ihm in Rückſicht Leonorens ſeine Vermuthung mit, und wie er überzeugt wäre, der Cardinal ſei von dem Aufenthalte des Marcheſe unterrichtet, und außer dem Verhältniſſe zu Leonoren ſei, trotz daß Beide den verſchiedenen Parteien anhingen, eine politiſche Verbindung zwiſchen ihnen.

Der alte Kriegheld, in den Verhältniſſen damaliger Zeit nicht unerfahren, hielt dies nicht für unmöglich; er kannte die Falſchheit der Italiener, und wie ſehr Ehrgeiz und Geldgier die Großen der Erde leite; er beſchloß daher, die Sache ruhig zu unterſuchen, und möglichſt für ſeinen jungen Freund Nutzen daraus zu ziehen.— Ich will den Marcheſe ſprechen, ſagte er. Indeſſen ſchicke das an Deinen Vater gerichtete Schreiben ſogleich

dem von Flekenſtein zu, er reiſet noch dieſen Morgen in unſern Angelegenheiten zu Georg Frundsberg nach Ferrara, von wo er in die Heimath zurückkehrt. Auch ich habe an Deinen Vater geſchrieben, gebe Gott, daß für Dich eine tröſtliche Antwort kommt. Eile, ehe er Rom verläßt.

Mit klopfendem Herzen ſandte Edmund das Schreiben ab, während der alte Eberſtein ſich zu dem Marcheſe begab. Dieſer antwortete auf keine ſeiner Fragen gnügend, auch gegen ihn zeigte er ohnmächtigen Trotz, ſo daß der Graf endlich unwillig ſagte: Ihr ſcheint entweder wahnſinnig zu ſeyn, oder zu ſehr auf die Geduld der Deutſchen zu rechnen; ich fürchte, Ihr habt Euch geirrt; dann entfernte er ſich, um ſich bei dem Cardinal anmelden zu laſſen, der, ungeachtet es noch früh am Tage war, ihn in ſeinem Cabinette empfing.

Eminenz, begann der Graf, mich führen zwei Sachen hieher, und ich muß fürchten, Beide ſind Euch nicht willkommen.

Nehmt Platz, Graf Eberſtein, erwiederte der Cardinal, ich glaube ſie Beide zu kennen und bin darauf vorbereitet.

Edmund von Bibrach, begann der Graf, ein Jüngling aus einem der ersten adeligen Häuser Schwabens, liebt die Signora, welche in Eurem Hause erzogen wird, sie liebt ihn. Von beiden Seiten stehen mancherlei Hindernisse im Wege, Euch wird, wenn Ihr sonst gegen den Mann nichts einzuwenden habt, sein Glaube eine trennende Kluft scheinen, denn er ist Calvinist, mir, als dem Freunde seines Vaters, scheint die Dunkelheit ihrer Geburt das Glück der Liebenden zu trennen, so wenig ich übrigens den Werth der Jungfrau an Körper und Seele verkenne. Ich bin daher den offenen geraden Weg gegangen, und habe ohne Umschweife Ew. Eminenz meine Ansichten mitgetheilt, und ersuche Euch nur, mir die unumwundene Antwort zu geben, ob Ihr für, oder gegen die Wünsche Leonorens seid.

Euch, Herr Graf, hierauf ganz bestimmt zu antworten scheint mir schwer, erwiederte der Cardinal. Daß ich lieber die Sache ungeschehen machte, werdet Ihr selbst einsehen, daß aber oft Verhältnisse sich so fest, so innig verwickeln können, daß sie nicht mehr sanft aufzulösen sind, hat Euch Eure vieljäh-

rige Erfahrung gewiß auch gelehrt. Das Uebel, so viel es menschliche Kräfte vermögen, zu entkräften, kann allein in solchen Fällen der Zweck seyn, den man zu erreichen trachtet.

Nach dem, was Ihr eben sagt, nahm der Graf das Wort, scheint mir von Eurer Seite das Hinderniß der Religion gehoben.

So weit es mit den Gesetzen und Gebräuchen unserer Kirche vereinbar ist, muß ich mich der Nothwendigkeit fügen.

An den Vater Edmunds habe ich geschrieben, fuhr Graf Eberstein fort. Ich habe ihn mit dem festen Entschlusse des Sohnes, mit dem Unwandelbaren des Mädchens, so wie mit ihren Vorzügen bekannt gemacht; des Vaters Wille allein kann nun entscheiden.

Und fürchtet Ihr, er werde dem Sohne zürnen, wenn er die Gattin aus meiner Hand empfängt?

Eminenz, unterbrach ihn der Graf mit bescheidenem Ernste. Der Deutsche empfängt am Liebsten die Gattin aus der Hand des Vaters, der Mutter. — Der Cardinal erröthete. — Es bedarf keiner weiteren Erklärung; ich weiß, was Ihr mir hierauf erwie-

dern könntet, was Euch zu erwiedern doch nicht ziemen würde. Ebenbürtig, rein, makelloser Abkunft muß die Gattin seyn, welche ein Vater gern als seine Tochter begrüßt.

Und könnt Ihr das Unmögliche möglich machen? fragte der Cardinal empfindlich.

Nein, Herr, sagte treuherzig Graf Eberstein. Ich bin deßhalb hier, einen Entschluß zu fassen, wie ihn das Vaterherz, wie ihn die richtige Ueberlegung zweier verständigen Männer fassen muß. Trennung wäre das Glücklichste für Beide; besser die Liebenden hätten sich nimmer gesehen. Kennt Ihr aber das Herz Leonorens, und glaubt Ihr, daß Trennung es brechen würde, dann freilich möchte die Religion gebieten, ein anderes Opfer dem Schicksale zu weihen, als den Engel. Des Jünglings Herz wird nicht gewaltsam brechen, es wird langsam vergehen. — Da ist noch von der Zeit zu hoffen, welche oft die tiefsten Wunden heilt; wo aber die Leidenschaft wahnsinnig in das Rad des Schicksals greift, da ist es ein gewagtes Spiel, gewaltsam zu trennen.

Ihr habt Recht, sagte der Cardinal, sein Haupt nachdenkend wiegend.

Deßhalb, Eminenz, zeige ich Euch freimüthig den einzigen Ausweg in dieser Sache, den Einzigen, der zum Ziele führen kann, wenn des Jünglings Vater uns nicht in den Weg tritt.

Und der wäre? fragte der Cardinal gespannt.

Nach den Rechten und Gebräuchen in Deutschland ist nur der Edle turnierfähig, der seine Ahnentafel ohne Makel vorzeigen kann, nur wer seinen Stammbaum rein erhält, kann erwarten, an den Höfen der Fürsten zu glänzen, oder seine Kinder den höchsten geistlichen und weltlichen Würden entgegensteigen zu sehen. Diesem Allen müßte Bibrach entsagen. — Des Cardinals Gesicht erglühte, doch mäßigte er sich. — Daß Leonore, Eure Nichte, Euren Namen führt, könnte ihr und ihm nichts nützen, er müßte daher seinem väterlichen Erbtheile an Lehn und Gütern entsagen, sich mit dem begnügen, was ihm an baaren Gelde würde, müßte nach der Schweiz ziehen, wo der Adel mit Bürger und Patricier enger verbunden und der Unterschied der Stände nicht so scharf ist, sich dort ansiedeln, und mit seinem Schwerte ei-

nen Namen erwerben, den er der Liebe geopfert hätte. Auf die Vorzüge der Geburt, auf des Vaters Erbe müßte er verzichten, und Ihr — Der Cardinal ſchwieg. — Das Mädchen legt in die Wagſchale gegen Alles dies ihr Herz, ihre Liebe; in ſeinen Augen wiegt dies Alles, was er geopfert, auf, und er mag Recht haben. In den Meinen, der ich als väterlicher Freund für ihn wachen muß, reicht es für das Leben nicht hin, wenn auch für die Liebe, daher frage ich Euch, was legt Ihr in die Wagſchale?

Wollt Ihr um das Mädchen mit mir feilſchen? fuhr der Cardinal zürnend auf. Glaubt Ihr, der Cardinal della Valle ſolle ſich mit Gold die Ehre erkaufen, ein Mädchen, das ſeinen Namen führt, an der Hand des Fähndrichs einer Fahne deutſcher Lanzknechte über die Alpen ziehen zu ſehen? Vergeßt Ihr meinen Stand, meine Macht?

Eminenz, Beides kommt hier nicht in Betracht. Wäre Leonore die Tochter eines ſchlichten Edelmannes, arm wie eine Bettlerin, aber von makelloſer Abkunft, ich würde erröthen nach ihrer Mitgift zu fragen; aber wenn ſie auch jetzt aus Millionen beſtände,

und Auge in Auge der seligen Gegenwart leben, denn — sie wird kurz sein." Dies sagend, schritt sie dem Landhause zu, wohin ihr Harry folgte. Das Geständniß, daß sie ihn liebe, hatte ihn so unendlich glücklich gemacht, er hätte vor Freude aufjauchzen mögen, und doch löste sich die Freude so schnell in Wehmuth auf, es war kein reines Wonnegefühl; hinter dem rosigen Schleier grinzte ihn tückisch das Schicksal an und es war ihm, als habe er sich mit dieser Stunde einem Himmel geweiht, den finstre Dämonen, ihm den Eingang verweigernd, bewachten.

Als sie beide jetzt in das Zimmer traten, wo Demetrios, sich ernsten Nachdenken überlassend, auf seinem Polster saß und sie Hand in Hand auf ihn zutraten, erhob er sich und kam ihnen entgegen.

„Ich sehe Euch vereint!" sprach er „Ihr tretet Hand in Hand vor mich, es ist also geschehen? —"

Helene bejahte es durch ein leises Ja.

„So sprich" fuhr Demetrios fort „sprich, hast du dich dem Manne ganz hingegeben, ganz so, wie du bist, unverstellt, mit offenem Herzen und freier, unbeengter Brust?"

„Ich habe mich ihm gegeben, wie ich bin und wie ich kann. — Mich ihm verlobt, wie ich am Grabe der Mutter schwur, erst dann die Seine zu werden, wenn er uns an Hassan Bei gerächt."

„So hast du den Engel des Friedens von dir gewiesen und die finstern Mächte herauf beschworen!" zürnte der Vater — „Vergebe dir Gott!"

„So muß ich!" — sagte sie mit fester Stimme.

„In diesem Augenblick, der für das ganze Leben

wöge sie doch nicht das auf, was dem lieblichen Mädchen leider gebricht. Auch glaube ich Euch, daß Ihr ihre Hand lieber dem Marchese Sommariva gegeben, als dem Deutschen Edlen.

Graf Eberstein, unterbrach ihn der Cardinal, Ihr überschreitet die Grenzen, in welchen Euch erlaubt ist, Euren Freimuth zu üben!

Nein, Herr, erwiederte der Graf stolz. Ich kenne die Verhältnisse, in welchen Ihr Euch befindet. Gebe ich, ohne mein Geschäft beendet zu haben, aus Eurem Cabinette, so wird der Marchese in den Palast der Colonna gebracht, und sein Schicksal könnt Ihr errathen. — Er schwieg, dem Cardinal Zeit zum Nachdenken zu lassen, der seinen Zorn kaum zu verbergen vermochte.

Eminenz, unterbrach endlich der Graf die Stille. Trete ich aber befriedigt aus diesem Gemache, so mag der Marchese gehen, wohin es ihm beliebt, nur muß er schwören, daß er Rom verläßt, und über der Sache, wie über dieser Unterredung, liegt ein ewiger Schleier.

Und, welches Opfer soll ich bringen, wel-

che Summe verlangt Ihr von mir? fragte der Cardinal.

Das Vaterherz wird Euch ſagen, was unter dieſen Umſtänden ihm zu thun Pflicht iſt.

Noch manches Wort wurde gewechſelt, wobei der Graf beſonnene Feſtigkeit den liſtigen Wendungen des Cardinals entgegenſetzte, dann verließ er das Zimmer, zufrieden mit ſeinem Geſchäfte. Das Eine hatte der Cardinal jedoch unumſtößlich ausbedungen, daß die Sache bis zum Abzuge der Deutſchen von Rom, oder bis Edmund allein die Stadt verlaſſe, verſchwiegen bleibe. Dann ſolle er Leonoren mit ſich nehmen, als ſei dies gegen den Willen des Cardinals geſchehen, und erſt außerhalb Roms die prieſterliche Einſegnung vor ſich gehen. Schon am andern Tage verſprach er die Hälfte der bedeutenden Summe, welche er zur Mitgift Leonoren beſtimmt hatte, dem Grafen einzuhändigen, und er hielt Wort. — Der Marcheſe ſollte erſt am Abende frei gegeben werden, wo in der Dunkelheit der Nacht eine Gondel ihn aufnehmen ſollte; den Lanzknechten, die ihn gefangen genommen, ließ der Cardinal ein bedeutendes Geſchenk reichen.

Noch am nämlichen Morgen erhielt Leo-

nore die Erlaubniß des Cardinals, Edmund mit ſeinem Glücke bekannt zu machen.

2.

Leonore lauſchte ſchon ſeit einer Stunde am Fenſter, ob ſie den Geliebten nicht im Garten erblicken würde, da raſſelten wieder die Trommeln durch die Straßen von Rom und riefen die Deutſchen nach dem Campo ſoro. Das Mädchen, ſchon aus Erfahrung wiſſend, daß dieſer Ruf gewöhnlich Aufruhr bedeute, vergaß alle Rückſichten, eilte hinunter, und fand Edmund ſchon gerüſtet, die Fahne in der Hand im Begriffe, den Palaſt zu verlaſſen. Des Vaters Segen heiligt unſre Liebe? rief ſie ihm entgegen, und ſank an ſeine ſtahlbedeckte Bruſt. O wie kalt iſt es hier! fuhr ſie erſchrocken zurück, wie todt der eiſerne Panzer, und doch — nicht mein Edmund, Dein Herz ſchlägt laut und warm für Deine Leonore?

Glühend, Leonore, glühend, als ob alles Leben dem Herzen, dem glücklichen Herzen geworden wäre, als ob jeder Tropfen Blutes

nur dahin ſtröme, um Dein geliebtes Bild dort zu beſchauen. — Danke dem Cardinal für ſeine Güte, ſobald ich heimkehre, bringe ich ihm meinen kindlichen Dank ſelbſt.

Als ſie noch Arm in Arm ruhten, unbekümmert, was um ſie vorging, unbekümmert um die Trommel, die noch immer wirbelte, hörten ſie Jemand an ſich vorübergehen. Edmund ſah auf, und entwand ſich raſch Leonorens Umarmung. Frundsberg! rief er dem Freunde nacheilend. Gelobt ſei Gott, daß ich Dich wiederſehe!

Auch Frundsberg hatte ſich nach ihm gewendet, Leonore war ihnen gefolgt. — Die Liebenden erſchraken, als ſie des Hauptmanns Antlitz erblickten; die wenigen Tage, in denen er fern von ihnen geweſen war, hatten die Furchen von Jahrzehnten dort eingegraben. Bleich wie ein Todter, die blühenden Wangen eingefallen, das feurige Auge matt, das freundliche Lächeln ſeines Mundes zum bittern Lächeln gewandelt. Melchior! rief Edmund, biſt Du es oder Dein Schatten?

Ich bins! ſagte er finſter. — Meine Rüſtung! befahl er barſch, den Diener abwehrend, der im Uebermaße der Freude die Hand

seines Herrn an die Lippen gedrückt hatte. — Schnell meine Rüstung! — Verzeiht, Dame, sagte er, als er den stolzen Hut auf den Tisch warf, die Pickelhaube auf das unordentlich herabhängende Haar setzte, sich den Panzer umschnallen ließ, und den spanischen Degen mit dem Schlachtschwerte vertauschte. — Einen Trunk Wein befahl er dann zu holen, und als der Diener sich entfernt hatte, Edmund mit Leonoren Hand in Hand vor ihm stehend, die edle gebeugte Gestalt wehmuthvoll betrachtete, da schwand der menschenfeindliche Zug um seinen Mund, ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über das ganze Antlitz. — Ihr seid glücklich, sagte er mit weicher Stimme. Wohl Euch! bewahrt Euer Glück in Unschuld und Reinheit und haltet es fest. — Es ist unwiederbringlich dahin, wenn das Schicksal zürnend einherschreitet, und wie der Sturmwind die Blätter der welkenden Blume, es auf seinen dunkeln Flügeln entführt. Er stürzte den Wein hinunter. Komm! sagte er, Edmunds Hand ergreifend. Laß Dein Glück auf Stunden zurück; fort mit mir in das Getümmel des Krieglebens, dort wird es mir vielleicht wohler. Er zog

Edmund

Edmund mit sich fort; Leonore sah mit banger Ahnung ihnen nach.

Mit freudigem Zurufe empfingen die Lanzknechte ihren Hauptmann, der, den Gruß erwiedernd, mit ernstem Antlitze in ihre Mitte trat. Sein Auge, sonst jedem Blicke so freundlich begegnend, durchflog heute düster die Reihen, und als er sie durchschritt, schien er genauer als je die Musterung zu halten. Zwei Fahnen standen unter seinen Befehlen, die Eigene und die des abwesenden Flekenstein. Als er zu dieser kam, schien sich sein Blick noch mehr zu umwölken, doch tadelte er nichts, sah die Musterrolle genau nach, und rückte nun unter lautem Spiele auf den Campo floro. Hier fand er schon die anderen Fahnen; er stellte sich zur Abtheilung des Grafen Eberstein, welchem er zugetheilt war, und erwartete so mit den Uebrigen die Ankunft Konrads von Bemelberg.

Während dessen hatte ihn Eberstein begrüßt, und schritt jetzt vor der Linie der Lanzknechte mit ihm auf und ab. Du hast uns in schwerer Sorge gelassen, sagte der Alte, wo warst Du, Melchior, was hat Deinen freundlichen Blick so verdüstert?

Fragt mich nicht, sagte Frundsberg, heute nicht; ich fürchte, wir bedürfen des Muthes, denn trügt mich nicht mein Auge, so lese ich auf den Gesichtern der Knechte arge Lust zur Meuterei; erhalten sie heute ihren Sold nicht, so beginnt der Aufruhr von Neuem.

Ich glaube nicht, meinte Eberstein, denn der Papst zahlt.

Noch sprachen sie hierüber, als Bemelberg angeritten kam, hinter ihm der Zahlmeister des Heeres von den beladenen Maulthieren gefolgt. Bei diesem Anblicke jauchzten die Knechte laut, setzten die Eisenhauben auf die Spitzen ihrer Piken, und hoben sie jubelnd in die Höhe. Konrad von Bemelberg ließ die Hauptleute um sich versammeln.

Werthe Freunde, begann er, ich fürchte, der Papst hat uns von Neuem hintergangen. Statt hunderttausend Kronen, die er heute zu zahlen versprochen, hat er nur vierzigtausend gesandt, die übrigen sollen noch erst ausgemünzt werden. Wir können nun nicht einmal die versprochenen zwei Monate Sold auszahlen, und ich schlage Euch vor, daß die Hauptleute loosen, mit wessen Fahne der Zahlmeister beginnen soll. — Seid Ihr dessen

willig, so mag das Loos entscheiden, dann geht zu den Knechten, und beruhigt sie.

Ich ziehe kein Loos, begann Frundsberg vortretend, meine Fahne sei die Letzte.

Seid Ihr ihrer gewiß, Hauptmann? fragte Bemelberg.

Ich bin es! erwiederte Melchior; meine Fahne meuterirt nie.

Die andern Hauptleute waren des Feldobersten Vorschlag zufrieden, looften, und gingen dann zurück zu ihren Fahnen.

Die, welche das Loos getroffen, jauchzten, die Andern, wohl die Hälfte, murrten; als aber Frundsberg den Seinen es vortrug, und sie erfuhren, daß er freiwillig dem Loose entsagt, als der Kriegzahlmeister zu der Fahne Flekenstein's trat, und dort unter lautem Jubel die Zahlung begann, murrten sie laut, traten aus ihren Reihen, und bestürmten den Hauptmann mit aufrührerischen Worten. Bald hatten sie ihn umgeben, und es entstand ein gewaltiger Lärm.

Mitten in dem Tumulte stand Frundsberg, die rechte Hand an seines Schwertes Griff, mit der linken die Fahne haltend, die er aus Bibrach's Händen genommen. Meuterer, rief

er mit einer Donnerstimme, vertraut Ihr meinen Worten so schlecht, vertraut Ihr Melchior Frundsberg so wenig, daß Ihr, wie eine unbändige Horde vor mich tretend, die Andern zum Aufruhr reizt, weil Euer Hauptmann Euch für ehrliche, treue Knechte, nicht für gemeine Söldner hielt, denen Geld Alles, die Ehre Nichts ist. Tretet zurück in Eure Glieder, wage es Keiner, mir zu nahen. So wünschenswerth mir auch heute der Tod käme, so soll er mich doch nicht unvorbereitet finden. Das Schwert in der Faust kann des alten Frundberg's Sohn von der Hand seiner Krieggesellen fallen, aber sich Trotz bieten lassen, das kann er nicht ertragen. Deßhalb in Eure Glieder zurück, oder über mich weg zum Aufruhr!

Wie der zürnende Krieggott stand die bleiche Gestalt in der Mitte der Knechte, das Schwert halb gezückt, die Fahne, mit seines Hauses Wappen geziert, den Aufrührern entgegenstreckend. Leset, was Ihr beschwort, leset, was die Fahne, wenn sie aufgerollt im Winde flattert, Euch zuruft: Treu dem Kaiser und der Ehre! steht hier mit goldener

Schrift; haltet dieſen Schwur ehrlich, wie ich mein Wort halten werde.

Murrend, aber doch gehorchend traten die Knechte in ihre Reihen zurück, zwar mit Unmuth auf den Hauptmann blickend, deſſen finſteres Geſicht eine flüchtige Röthe überflog. — Krieggeſellen! begann er jetzt. Euch feſt vertrauend, ſtolz Euer Hauptmann zu ſeyn, entſagte ich dem Looſe; kecken Muthes war ich vielleicht der Einzige, der, ſeine Untergebenen nicht fürchtend, mit Zutrauen vor ſie trat, und Ihr habt mich im Angeſichte des verſammelten Kriegvolkes nicht zu Schanden werden laſſen, das danke ich Euch und vergeſſe es nimmer. Iſt Einer unter Euch, der kein Geld im Seckel hat, er komme zu mir; ſo lange ich habe, theile ich mit ihm, und ſollte ich ihm meinen kleinen, mir ſo theuren Mundbecher geben, ich opferte das Liebſte für meine Geſellen, und für die treuen Knechte welche durch Muth und treue Mannzucht den alten Vater deutſchen Fußvolkes in dem Sohne ehren. — Nicht aus Rom ohne Sold! rief er jetzt die Fahne emporhebend, und ſie dann Bibrach wieder überreichend, der während der ganzen Zeit zum Schutze des Freundes ihm

über Euer Schicksal entscheidet, frage ich dich, Helene" fuhr der Grieche fort „liebst du Harry wahr, hast du dich sorgsam geprüft, zieht dich keine andere Leidenschaft nach ihm, als reine, innige Liebe?"

„Ich liebe ihn mit unverlöschlicher Glut!" sprach sie feurig — „Wäre ich minder beharrlich, minder stolz, ich hätte um seinetwillen meinen Schwur brechen können."

„Und du, mein guter Harry, hast du reiflich überlegt?" — wandte er sich zu diesem „Wirst du sie in jedem Verhältniß des Lebens lieben und ehren, Duldsamkeit und Mitleid an ihr üben? —"

„Ich werde sie lieben und ehren, und die holde Rose sorgsam pflegen, bis die Zeit sie entblättert —"

„Bis die Zeit sie entblättert?" wiederholte Helene rasch und fast heftig. —

„Bis die Hand des Todes dich erfaßt und deine Blätter über deinen Grabesflügel streut" sagte Harry, sie wehmuthsvoll anblickend, denn es war ihm, als höre er jetzt schon den Todesengel über ihr rauschen.

„Barmherziger Gott! Vater des Weltalls!" sprach jetzt Demetrios, warf einen Blick voll Demuth gen Himmel und legte seine Hände auf das gebeugte Haupt der vor ihm Stehenden „Blick gnädig herab auf sie, lehre ihn tragen, lehre ihr verzeihen! — Gieb ihr Muth wahr zu sein und ihr Herz zu enthüllen, denn ohne Wahrheit ist kein dauerndes Glück auf Erden. Ihm gieb Kraft und Muth, das Unabänderliche zu tragen — Und so geschehe nun dein Wille! — Sei mir gegrüßt als Sohn, Harry Dugdal, du mir gegrüßt als seine Verlobte, meine Helene! — Der Friede Gottes möge Euch begleiten durchs Leben,

zur Seite geblieben war, und ſollte ich allein mit Euch vor die Engelsburg rücken, ich zöge nicht von dannen!

Laut jauchzten die Lanzknechte, ein alter bärtiger Döppelſöldner trat aus dem Gliede, nahte ſich treuherzig Frundsberg und ſprach: Hauptmann, ich verſpreche Euch im Namen meiner Cameraden Gehorſam und Geduld; und wenn alle Fahnen meuteriren, Melchior Frundsberg's Fahne ſoll aufgerollt flattern, und wenn der Sold ausbliebe bis zum jüngſten Gerichte. Nicht ſo Ihr Geſellen? rief er, ſich zu dem Haufen wendend, der mit frohem Jauchzen die Piken hob.

Als die Muſterung beendet, und Melchior Frundsberg an der Spitze ſeines Haufens wieder vom Platze abzog, wo es bei der ſpärlichen Zahlung nicht an Mißvergnügen und an Tumult gefehlt hatte, drückte ihm der alte Eberſtein die Hand. Hätte Dich Dein Vater heute geſehen, ſein Herz wäre ſtolz geworden wegen des edlen Sohnes. — Du wirſt im Palaſte den Marcheſe Sommariva finden, fuhr er, ihn begleitend, fort, entlaß ihn heute Abend ſeiner Haft. Edmund kann Dir von Allem Nachricht geben, was indeſſen vorgefallen iſt,

und wenn ich Dich morgen wiederſehe, mein theurer Sohn, dann laß die Falten auf Deiner Stirn geglättet, und Dein Auge wieder ſo heiter ſeyn wie ſonſt.

Schweigend, und immer noch düſter vor ſich blickend, war Frundsberg und Edmund in den Palaſt eingetreten. Leonore kam ihnen entgegen, reichte Edmund die Hand zum Willkommen, und begrüßte den Hauptmann, der einen forſchenden Blick auf ſie warf, und freundlich dankend an ihr vorüberging.

Gerechter Gott! ſagte Leonore, als die Thür ſeines Zimmers ſich hinter ihm ſchloß. Was iſt Deinem Freunde begegnet? Bleich wie der Tod iſt das friſche Geſicht, der freundliche, wohlwollende Blick iſt düſter und menſchenfeindlich geworden, kann ein Mann in kurzer Zeit ſo vergehen? Kann er wie die Blüthe beim Nordſturme in einer Nacht verwelken? Es muß ihm Unglückliches begegnet ſeyn, das den Mann ſo niedergebeugt hat. — Aber warum quält ſich Leonore um fremdes Geſchick! rief ſie freudig, habe ich Dich doch wieder, und ſchweigt doch der wirbelnde Verkündiger des Aufruhres. Ich habe um Dich

gebangt und gezittert, mein Geliebter, o eile nicht wieder fort, wenn die Trommel ruft!

Edmund lächelte; das Feuer mit dem er ſie in ſeine Arme ſchloß, verſcheuchte bald die ängſtliche Beſorgniß; unter Scherzen und Koſen begleitete ſie ihn bis an des Freundes Zimmer, und als ſie ihm Lebewohl ſagte, raunte ſie ihm ſchalkhaft zu. Wenn es dämmert, und der Marcheſe auf ſeiner Gondel uns verlaſſen hat, dann komm in die Roſenlaube, dort wirſt du mich finden. Sie entſchlüpfte.

Edmund trat bei Frundsberg ein, und fand ihn auf einem Seſſel am Fenſter ſitzend, den Kopf auf den Arm geſtützt; er blickte nicht nach ihm auf, ſeine Seele ſchien abweſend.

Freund! rief ihm Edmund zu, Dein Schweigen, Deine ſtille Trauer beängſtigt mich. Jeder Schmerz findet Linderung an Freundes Bruſt; verſchließe ihn nicht in der Deinen, laß ihn ſich ausſprechen, theile mir Deinen Kummer mit?

Frundsberg ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf. So wie ich ſehe, ſagte er, biſt Du glücklich; unverholen zeigt Leonore, daß ſie Dich liebt, wohl Dir! Warum ſoll ich wie der Alp in dunkler Nacht mich auf des Freun-

des Brust legen, um mit meinem Grame die freiathmende zu beängstigen. — Mich traf ein Blitzstrahl aus reinem Himmel, was er zerschmetterte, ward Staub. Die Todten stehen nicht mehr auf, und die Blumen welche den Sarg bekränzten, sind verwelkt für immer. Forsche nicht weiter — der Zeit muß ich meinen Schmerz übergeben, sie allein kann ihn lindern.

Frundsberg! rief Edmund erschüttert. Glaubst Du, ich könne mein Glück genießen, wenn ich Dich leiden sehe!

Wärme Dich an den Strahlen Deiner Sonne, Edmund, sagte Frundsberg, und sein Auge sah wohlwollend nach dem Freunde, die Meine ging unter!

Du hattest solch festen Sinn, fuhr Edmund fort, hattest Deine Brust gegen die Pfeile des Schicksals gepanzert, Du schienst der Liebe zu spotten, und Dich, Dich hat sie verwundet!

Die Liebe! unterbrach ihn Frundsberg. — Nun ja, die Liebe ist gar verschiedener Art; die Meine mochte wohl nicht in höheren Regionen schweben, deßhalb wird die Zeit sie auch mit sich entführen, und dies Herz wie-

der ruhig schlagen, aber — doch laß uns davon schweigen. — Sieh, die Sonne geht unter; der Graf Eberstein hat mir gesagt, daß der Marchese im Palaste gefangen sitzt, und wenn es dämmert, seine Freiheit wieder erhalten soll. Ich weiß zwar von alledem nichts, verlange auch nichts davon zu wissen, geh' Du hin, gib ihn frei, was kümmert es mich. — Als Edmund sich entfernen wollte, rief er ihm noch: Gute Nacht! zu, mögen freundliche Träume Dein Lager umgaukeln, mich flieht der Schlaf!

Als Bibrach auf sein Zimmer kam, sah er die Gondel schon am Ufer halten; er ging zum Marchese. Ihr seid frei, sagte er, die Gondel erwartet Euch, Eure Waffen werdet Ihr dort finden; lebt wohl!

Auf Wiedersehen erwiederte der Marchese mit einem teuflischen Lächeln. Edmund gab den Lanzknechten einen Wink, sie nahmen ihn in die Mitte, und begleiteten ihn bis an das Ufer der Tiber.

3.

Kaum ſchwamm die Gondel den Strom hinab, als auch Edmund ſchon zur Roſenlaube hineilte. Wird ſie mich nicht mit den ſchmelzenden Tönen ihres Geſanges begrüßen? dachte er, aber ſtill war es, nur der Wind rauſchte in den Zweigen. Jenes Abends gedenkend, wo er wie heute im Dämmerlichte vor die Laube trat, ſchritt er mit klopfendem Herzen näher. Jetzt ſtand er am Eingange, und ſah Leonoren, gekleidet wie an jenem Abende, die Roſe auf ihrer Bruſt, auf der Raſenbank liegen, ſie ſchien zu ſchlummern. Aber die Ruhe, welche ſie damals, einem ſchlafenden Kinde gleich, in ſanfte Träume eingewiegt zu haben ſchien, ſchwebte heute nicht über dem geſchloſſenen Auge, nicht um den zuckenden Mund. Schalkheit ſchien in den kaum bemerkbaren Grübchen ihrer Wangen verborgen zu ſeyn und ein fröhliches Lächeln von den ſchwellenden Lippen hervorbrechen zu wollen. Die Hand, welche die Roſe an die Bruſt drückte, bebte und der ganze Ausdruck ihres Geſichtes ſchien den im Erſtaunen Verſunkenen zu fragen: Willſt Du mich nicht wecken

mein Edmund? — Er ſchien die Bitte zu vernehmen, beugte ſich über ſie, und weckte wie damals mit leiſem Kuſſe die Schläferin. — Sie erwachte, doch nicht wie einſt umzog die Röthe der Scham ihr jungfräuliches Antlitz; ſie ſtand auf, entſchlüpfte ſeinen Armen, und trat vor die Laube, die Laute erfaſſend, welche hier an einem Roſenzweige hing. Störe mich nicht! rief ſie, ſanfte Accorde greifend, der Liebe muß ich heute eine Canzone ſingen, ihr und ihrer Allmacht; höre auf mein Lied, Geliebter! Sie lehnte ſich an einen Orangenbaum, deſſen goldne Früchte aus dem dunkeln Grün glühend leuchteten, und im Hauche des Abendwindes ſang ſie:

Auf des Weſtes ſanftem Flügel
Kam mit Köcher, Pfeil und Bogen
Amor ſchweigend angeflogen.
Und auf einen ſtillen Flügel
Senkte ſich der Gott der Liebe,
Und ſein Auge düſter, trübe,
Blickte traurig ſinnend nur
Auf die öde todte Flur.

Doch berührt von ſeinem Kranze,
Der im Abendglanz erglühte,
Schmückte ſich mit Blum' und Blüthe
Die Natur im neuen Glanze.

Rosen knospeten nun wieder,
In den Lüften tönten Lieder;
Dunkelheit und Nebel wich,
Und der Hügel theilte sich.

Aus der Nacht, die sie umgeben,
Aus der Hülle, die sie deckte,
Als sie Amor's Stimme weckte,
Sah man Psyche leicht entschweben.
Ihre goldnen Locken schmücken
Ros' und Myrthe, mit Entzücken,
Des Vergangnen unbewußt,
Sinkt sie an des Gottes Brust.

Sinkt auch Psyche duldend nieder,
Ruft der holde Götterknabe
Aus dem öden düstern Grabe
Freundlich das Entschwund'ne wieder.
Selbst vor seiner kühnen Rechte
Beugen sich die finstern Mächte,
Und der Liebe rosig Band
Trotzt des Schicksals mächt'ger Hand.

Sie warf die Laute auf die Rasenbank, legte traulich ihre Hände auf Edmunds Schulter, und sah ernst, doch mit unendlicher Liebe an ihm auf. Nicht mein Edmund, sagte sie, auch des Schicksale Hand soll das Band unserer Liebe nicht zerreißen? Aus der Nacht des Todes hebt sie sich empor.

Und kann sie auch nicht das Grab, welches

der Tod verſchloß, uns öffnen, ſagte Edmund feierlich, ſo kann doch Liebe der Liebe folgen, und im Jenſeits fortleben, was hier getrennt wurde. Leonore! unter allen Ahnungen, die mich von früher Kindheit an durchſchauerten, iſt Keine mir ſo lebendig geblieben, Keine mir ſo ſüß, ſo tröſtend geweſen, als die Ahnung des Wiederſehens dort, wo der Tod den Lebensmüden, dem er alle Freuden, alle Lieben nahm, ſelbſt zu ihnen hinüber führen muß, wo Liebe und Freundſchaft reiner glüht, und unter ungetrübtem Himmel, dieſe zarten Blumen in ewiger Jugendſchöne blühen. Ja, Wiederſehen, dieſer tröſtende Gedanke macht den Tod zum ſanften Schlummer des Müden, der in neuer Kraft erſteht, wenn das Morgenroth ihn weckt.

Leonore hatte aufmerkſam und nachdenkend Edmunds Rede zugehört. Was ihn ermuthigte, ſchien ſie niederzuſchlagen, ſie ſchüttelte wehmüthig lächelnd das lockige Haupt. Nein, nein! rief ſie endlich, der Kelch der Wonne, den uns die Liebe hier beut, iſt zu ſchön, um ihn nicht auf dieſer lachenden Erde zu leeren, der Schlaf des Todes zu tief, die Morgenröthe zu fern, um ſo lange in der engen Kam-

mer zu harren, bis die Posaune ruft, die Gräber sich öffnen, und die Seelen sich aufschwingend, in neuer Liebesgluth sich begegnen. Nein! rief sie leidenschaftlich, nicht tief, nicht sanft würde mein Schlaf seyn, wüßte ich Dich hier oben unter den Lebenden wandelnd, ich erwartete nicht die Morgenröthe bis sie mich zu wecken käme, ich dränge aus des Grabes Nacht herauf, und schwebte um Dich, mein Geist erschien Dir in reizender Gestalt, und lockte Dich mit süßem, klagendem Tone ihm zu folgen.

Edmund schlang seinen Arm um sie, und küßte die bebenden Lippen des Mädchens. Du bedarfst nicht der lockenden Töne, nicht der luftigen Geistergestalt, sprach er, mich zu Dir zu rufen; ein Blick Deines Auges, ein Liebeswort, ein Kuß von Deinen Rosenlippen, und ich folge Dir, wohin Du befiehlst.

Edmund, erwiederte sie ernst, und ihre Gestalt, von dem letzten Schein der Abendröthe sonderbar beleuchtet, stand geisterhaft vor ihm. Edmund, spotte nicht! Was ich Dir sagte, kam aus der Tiefe meines Herzens. Ruft mich der Tod früher ab als Dich, und ist es mir vergönnt, so sprengt meine Sehnsucht

der Friede des Herzens Euch schirmen, auf rauher Pilgerfahrt."

„Gott wird Euer Gebet erhören, Vater Demetrios" sagte jetzt Harry freudig umherschauend „Warum diesen Trübsinn mein Vater, warum diese Thränen in deinen Augen Helene? laß mich diese Himmelssterne ungetrübt sehen, dann sind sie mir die Polarsterne, nach denen ich mein Lebensschiff lenke. Weg mit den trüben Ahnungen, weg mit den Sorgen. Ich werde mein Wort lösen, wenn Gott es will; werde dich an Hassan Bei rächen, wie ich es vor Gott und mir selbst verantworten kann. Geh ich darüber zu Grunde? — Je nun! so bin ich in Liebe zu dir gestorben und mein Tod war schön; dann traure um mich Helene, jetzt fühle der Liebe Seligkeit und laß uns die Stunden, die uns noch gegönnt sind, freudig genießen."

„Morgen gehen wir nach Scio; dann erst, Harry, kann ich der Gegenwart leben" sagte Helene ernst.

„Wie du es willst, geliebtes Mädchen" erwiederte er „Auch mich zieht es nach der Ruhestätte der Verklärten, und wie du es wünschest, wollen wir uns über ihrem Grabe die Hände reichen."

„Wozu das?" unterbrach ihn der Vater „Wozu diese Schmärmerei, Helene; der Mutter Geist umschwebt dich hier wie dort, wo nur noch der Staub vermodert, warum mit dem Irdischen Abgötterei treiben, das nur Tand der Welt ist; weshalb unser Gefühl durch dergleichen aufregen, das doch wahrlich solch kleinlicher Aufregung nicht bedarf, wenn es wahr und tief in unserm Herzen liegt?"

das Grab und ich erscheine Dir! — Gehst Du mir aber voran, so folge ich Dir.

Frevle nicht, sagte der Jüngling, von des Mädchens Rede unangenehm berührt. Gönne den Todten ihren Schlaf, und laß die Gräber verschlossen. Noch Keiner kehrte zurück.

Noch Keiner fühlte auch die unaussprechliche Sehnsucht wie ich! rief sie, sich in seine Arme werfend und die Thränen brachen hervor. So fand sie die Mutter, welche sie schon im Palaste und Garten gesucht hatte.

Schon wieder Thränen, Leonore! sagte sie verweisend. Fern vom Ziele hast Du geweint, und ihm nahe, bricht der Quell aus Deinem Herzen hervor. — Du zerstörst Dich selbst; diese Heftigkeit der Leidenschaft ist wie ein Sturm, der am reinsten Frühlingmorgen die Wolken jagt, daß sie die Sonne verdunkeln. Genieße Dein Glück bescheiden, und fordre nicht das Vollkommene, das nie dem Menschen ward, sonst kann ich nur mit traurigem Blicke in Deine Zukunft sehen. Jetzt komm, der Abend ist kühl, und selbst an der Hand des Geliebten ziemt es der Jungfrau nicht, im Schatten der Nacht zu lustwandeln. Ihr aber, Herr Edmund, dem ich mich jetzt mit

ver-

versöhntem Gemüthe nahe, Euch läßt der Cardinal ersuchen, zu ihm zu kommen; er erwartet Euch in seinem Cabinette.

4.

Edmund fand den Cardinal in großer Bewegung, selbst als er ihn schon begrüßt hatte, ging er noch in dem Cabinette auf und ab, und schien die Worte zu suchen, die er ihm sagen wollte. Endlich blieb er plötzlich vor Edmund stehen. Edmund von Bibrach, sagte er mit Wärme, Leonore hat ihr Schicksal an das Eurige geknüpft, ich habe einwilligen müssen; Euch zu sagen, daß ich es mit freudigem Herzen gethan, vermag ich nicht, so Manches ist mir hierbei unlieb und schmerzhaft. Daß Ihr sie in ferne Lande führt, thut mir weh, daß der Glaube Euer Glück trennen wird, läßt mich nur Unglückliches ahnen; ich gab meine Einwilligung, aber mit blutendem Herzen. Euch selbst, junger Mann, achte ich, Ihr seid eine seltene Erscheinung in dem rohen Kreise deutschen Kriegvolkes, Ihr liebt Künste und Wissenschaften, und

scheint wohl unterrichtet, selbst in der Poesie; gegen Eure Person habe ich nichts, kann ich nichts haben, und doch sehe ich mit angsterfülltem Herzen Leonore an Eurer Hand von hier scheiden. — Er hielt inne. — Denkt Euch, fuhr er nach einer langen Pause fort, die Edmund nicht zu unterbrechen gewagt hatte, einen Mann, reich an äußerem Tand und Gütern, ihm fehlte jedoch der innere Friede; da schwebt ein Engel um ihn, der die quälenden Bilder der Rückerinnerung ihm verscheucht, der mit kühlender Palme ihm Ruhe zuweht, und der Engel verläßt ihn, um nie wiederzukehren. Werdet Ihr den Mann nicht beklagen, dem nicht Gold, nicht Ehre einen tröstenden Augenblick geben kann, dem allein noch der Anblick seines Schutzgeistes das Leben wünschenswerth machte? — So ist es mir, Leonore ist der Engel, der mich verläßt, und ich fühle mich unglücklich!

Ich nehme Theil an Eurem Schmerze, gnädiger Herr, sagte Edmund gerührt, ich vermag wohl zu fühlen, was Ihr verliert, da ich weiß, was ich gewinne. Aber auch in der Ferne wird die Erinnerung an sie Euch tröstend seyn.

Aus der Ferne leuchtet mir nicht ihr tröstender Blick, höre ich nicht ihr kindliches Wort und an des Mannes Brust wird sie mir fremd, sagte der Cardinal. Es schien in diesem Augenblicke ein bitteres Gefühl sich seiner zu bemeistern, sein Gesicht, auf dem sich bis jetzt nur stille Trauer ausgedrückt hatte, wurde ernst, man sah deutlich, wie er gegen die wehmüthigen Empfindungen kämpfte, und nach und nach ihrer Herr wurde, denn plötzlich stand der Cardinal wieder mit der freundlichen Herablassung da, die ihm stets eigen war, und durch die er seine Umgebungen so zuverlässig in den Kreis, in welchen er sie stellen wollte, zu bannen verstand. Herr von Bibrach, begann er, mein Herz hat sich offen gegen Euch ausgesprochen, nehmt dies als Beweis meines Wohlwollens, nicht als etwas Höheres an und vernehmt auch jetzt, was der Mann, der den meisten Theil an Leonoren nimmt, Euch zu sagen hat. Ihr tretet mit dem Cardinal della Valle in eine nähere Verbindung, die Mitgift Leonorens erhebt Euch über Eure früheren Verhältnisse, vergeßt dies nie. Zurückhaltende Bescheidenheit zeige mir, daß Ihr Euer Glük

zu erkennen, treue Liebe zu Eurer Gattin, daß Ihr den Juwel, den ich Euch anvertraue, zu schätzen wisset.

Eminenz! unterbrach ihn Edmund mit einer Heftigkeit, die ihn nur selten überraschte, — Leonore werde ich lieben, treu lieben, so lange ich athme, ihren Werth erkennen durch mein ganzes Leben; aber verzeiht dem Deutschen, daß er die Tugend seiner Nation, die Offenheit, nicht vor Euch verläugnet. Edmund von Bibrach achtet den Cardinal, ehrt den Mann, dem Leonore das Herrlichste, das Leben verdankt, aber die nähere Verbindung, wie Ihr es nennt, die Ehre der Verwandtschaft, kann unter den obwaltenden Verhältnissen kein deutscher Edelmann von solchem Werthe achten, daß er nur mit besonderer Bescheidenheit Euch deßhalb nahen dürfe. Die Mitgift Leonorens ist einem adeligen Gemüthe so werthlos, daß ein edler Mann wie Ihr sie einem andern Edeln nicht hättet auf die Wagschale legen müssen.

Ihr beginnt früh', es mich bereuen zu lassen, daß ich Euch mein Kind anvertraute! unterbrach ihm der Cardinal zornig.

Das wolle Gott nicht! erwiederte Edmund. Mit dankbarem, jedoch mit stolzem Sinne stehe ich vor Euch, Eminenz! und stände Leonore hier, so würde ich in ihrer Gegenwart sagen; nur in ihrem Herzen liegt der Werth, der sie zum höchsten Preise erhebt, nicht in ihrem Golde, nicht in dem Stamme, von dem sie sproßt, ohne sich an ihm schmiegen zu dürfen. Deßhalb zürnt mir nicht, gnädiger Herr. — Es bedarf keines Spornes, daß ich meine Pflicht übe, keines erhöhten Preises, um Leonoren als den Höchsten der Erde zu erkennen, keine Erinnerung, um mich in den bescheidenen Schranken der Achtung zu erhalten, da ich es ja nicht einmal wagen kann, den Namen Vater vor Euch auszusprechen.

Hohe Röthe überflog bei diesen Worten des Cardinals Antlitz, er reichte Edmund die Hand, und sagte freundlich einlenkend: Ihr seid doch stolze Menschen, Ihr Deutschen, legt auf Dinge Werth, die für uns Keinen haben, und spottet wieder über Verhältnisse, die wir für wichtig halten. Er wollte dies mit treuherzigem Tone sagen, es blickte jedoch Ironie aus jedem seiner Worte; Edmund schien es nicht zu bemerken.

Gleich darauf begann der Cardinal mit der ihm eigenen Ruhe, als ob keine empfindliche Berührung zwiſchen ihnen Statt gefunden habe, über die Zukunft mit Edmund zu ſprechen. Er billigte es, daß Edmund die Schweiz zu ſeinem künftigen Aufenthalt wähle, bat ihn aber, ſich in einem der katholiſchen Cantone niederzulaſſen, äußerte den Wunſch, daß die Verbindung mit Leonoren ſo viel als möglich auch vor der Dienerſchaft verborgen bleiben möchte, deutete noch auf manche andere Verhältniſſe, für die er fürchtete, und ſchloß, von dieſem Allen nur auf ſein geliebtes Kind zurückgeführt, mit den Worten: Macht Leonore glücklich, und mit Freuden will ich Euch als Sohn an mein Herz drücken.

Dieſe Worte, aus ſeinem Innerſten geſprochen, fanden den Weg zu Edmunds Herzen. Vater meiner Leonore! rief er gerührt, könntet Ihr mein dankbares Gemüth erkennen, könntet Ihr fühlen, wie glücklich mich dieſe Worte gemacht! Er ergriff des Cardinals Hand, drückte ſie an die Lippen, und ſank in ſeine Arme.

Daß Niemand den Cardinal überraſche, unterbrach dieſer jetzt den Ausbruch ihrer Ge-

fühle. Die Vaterthräne in meinem Auge iſt Sünde, Niemand darf ſie ſehen, auch Du nicht wieder, mein Sohn. Geh', und möge Dir dieſe Stunde zeigen, daß auch unter dem Purpur ein Herz ſchlägt.

Dieſe Stunde, die ihn Edmund näher gebracht, blieb ſtets in des Jünglings Erinnerung; ſie ſchlug nicht wieder.

5.

Der Liebe eilen die Stunden auf raſchen Flügeln dahin, wenn ſie an der Bruſt des Unglücklichen nur vorüber ſchleichen. Wochen vergingen, und jeder Tag mit neuen Roſen geſchmückt, weckte Edmund und Leonore zu neuer Wonne. So ſtand es mit Frundsberg nicht. Seitdem er wieder im Palaſte war, hatte nicht Freundſchaft, nicht Mitgefühl, nicht die ernſte Mahnung des alten Eberſtein ihn aufheitern können; er blieb düſter und in ſich verſchloſſen, und wenn Edmund um ſein Vertrauen bat, erwiederte er immer: Heute nicht, vielleicht bald! Die erſten Tage war er ſtets umhergeſchweift, jetzt verließ er

seine Wohnung nur, wenn es zu dämmern begann, und kehrte dann nach Mitternacht zurück.

Graf Eberstein ließ ihn auf seinen Wanderungen beobachten, und sandte ihm mehr noch zu seinem Schutze als aus Neugierde Vertraute nach. Da erfuhr er nun bald, daß Frundsberg zuweilen über das Campo vaccino, dem Coliseo vorbei, nach der Gegend ging, wo die Bäder des Titus liegen, dort in einer verlassenen Hütte weile, und dann bei Santa Maria maggiore vorbei, nach der Villa Barberini zueile, um von hier nach dem Friedhofe von San Nicola zu wallen, wo er die meiste Zeit auf ein frisches Grab sich zu setzen pflege, aber oft auch den geraden Weg nach San Nicola nähme.

Eines Morgens, als Edmund bei Frundsberg war, und im Vollgenusse seines Glückes dem Freunde seine Wonne mittheilte, sagte dieser ganz unerwartet: Edmund, Du öffnest mir Dein Herz, und zeigst mir Deiner Liebe wandelbares Glück; vertraue ihm nicht zu fest. — Auch aus wolkenlosem Himmel kann der zündende Blitz herniederfahren. — Vertraue nicht dem Glück, es ist unstät; von

dem seligsten Augenblicke des Lebens bis zur Stunde des Todes ist nur Ein Schritt.

Dir zur Warnung, damit Dich das Unglück nicht unvorbereitet finde, will ich die noch nicht vernarbte Wunde wieder öffnen, Dir mittheilen, was mir begegnet ist, und Dir zeigen, daß über den Menschen ein dunkles unwiderstehliches Schicksal waltet, welches auch den Schuldlosen trifft. — Ich werde heute Abend meine Wanderung bald beendet haben, fuhr er fort, erwarte mich hier!

Als der Abend kam, trennte sich Edmund früher als sonst von Leonoren, die ihn aus regem Mitgefühl so gern zu Frundsberg begleitet hätte. Ihm hat der Tod gewiß das Geliebte genommen, sagte sie traurig. Auf San Nicola schlummert sein Glück im Schoße der Erde, da unseres hier im Herzen klopft und glüht. — Der Arme! Sie schied heute von Edmund trauriger gestimmt als je.

Edmund fand Frundsberg noch nicht auf seinem Zimmer. Er trat indessen in aufgeregter Stimmung an das offene Fenster, und blickte in die schweigende Dämmerung, die beklommene Brust im Abendhauche zu erquicken.

Es erweckt in dem Menschen ein eigenes

Helene schwieg — „Laß ihr ihren Wunsch, Vater!“ bat Harry „Wird ihr bewegtes Gemüth dort Ruhe finden, so gönne sie ihr. Für mich, der ich mir vielleicht die Todtenfackel statt der Hochzeitsfackel anzünde, hat dieser Gang etwas schauerlich Ergreifendes. Kehren wir aus der Stadt zurück, dann soll kein gramvolles Antlitz, keine Thräne Euch mehr, bis zum Tage des Scheidens, betrüben.“

„Guter Harry“ sagte der Alte schmerzvollächelnd „wie wenig kennst du des Schicksals giftiges Geschoß! Liegt es denn in unserm Willen allein, den Frohsinn herbei zu rufen und den Thränen zu gebieten? Oft, wenn wir den schmerzvollen Pfeil herausgerissen haben und die Wunde geheilt ist, trifft schnell ein andrer schon die nämliche Stelle wieder und sie blutet von neuem. — Auch sehe ich recht wohl, mein Sohn, daß du gutmüthig mich täuschen, ruhig, heiter scheinen willst und doch nicht vermagst, dein Glück in Freude zu genießen — Doch, ich will schweigen. Hast du schon über das, was du unternehmen sollst, nachgedacht mein Sohn?“ fragte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend — „Auf welche Weise willst du dein Wort lösen?“

„Auf edle, offene Weise“ antwortete Harry mit Feuer. „Der Gedanke, den ich augenblicklich faßte, als mich Helene zur Rache an dem Befehlshaber der türkischen Flotte aufforderte, hat sich schnell in mir ausgebildet. Die russische Flotte ist, wie du mir gesagt, an der Küste Moreas angekommen, dahin schiffe ich. Elphingston, mein ehemaliger Kapitain kennt mich, die Russen brauchen tüchtige Seeleute, sie werden mich als Freiwilligen gern auf ihrer Flotte aufnehmen. Dann stehe ich ihm gegenüber und

Gefühl, wenn er weiß, daß er irgend einem gehofften oder gefürchteten Ziele nahe steht; schon den Vorhang von einem verhüllten Gemälde wegzuziehen, spannt die Erwartung, und noch ehe die Hand ihn berührt, stellt die geschäftige Phantasie das Bild vor uns. Wie viel mehr, wenn wir schon lange vergebens vor der verschlossenen Pforte eines in Liebe und Freundschaft so nahen Herzens standen, wenn wir seit Monden uns Bilder schufen, die mit ihrem trüben Colorit uns um den Freund besorgt machen mußten. Unsere Einbildungkraft wird immer düsterer, sie malt sich zuletzt das Furchtbarste und wir erwarten nun zagend den Augenblick, wo der Freund die Pforte des Herzens öffnen, die Wahrheit sich uns kund thun wird.

So war es auch Edmund, als er, am Fenster stehend, den Freund erwartete. Schon ward es Nacht, und er kehrte noch nicht zurück; die quälendste Unruhe ergriff ihn, schon wollte er hinaus, ihn in San Nicola aufzusuchen, als er längs dem jenseitigen Ufer der Tiber eine Gondel sich nahen sah, ganz der ähnlich, welche vor einiger Zeit den Marchese weggeführt. Sie hatte die Segel nicht

aufgespannt, überließ sich ruhig den langsam dahin gleitenden Wellen, und er hörte keinen Ruderschlag; Edmund wurde aufmerksam, seine Gedanken waren schnell von dem Schicksale des Freundes auf sein Eigenes abgeleitet, bis die Gondel seinen Augen entschwand, und er Frundsberg kommen hörte.

Du warteſt wohl schon lange auf mich, Edmund? sagte dieser sanft. Schon seit einer Stunde bin ich hier in der Nähe, aber immer fehlte mir noch Fassung, da wanderte ich Straße auf, Straße ab, und bin nun so ruhig gestimmt, daß ich glaube, Dir mein Schicksal mittheilen zu können. Ich hoffe, das Mitgefühl wird mein Herz beruhigen, denn so ganz in dieser Brust verschlossen, nagt der Gram furchtbar. Setze Dich hier an's Fenster, daß die Nachtluft mir Kühlung zuwehe. Sie setzten sich, Frundsberg begann nach einigem Kampfe.

Ich hatte mit mehreren meiner Freunde in der an der Straße Marforio gelegenen Herberge zum goldenen Granatapfel gezecht, der Cyperwein hatte uns gemundet, und da ich nicht liebe, lange bei dem Becher zu sitzen, war ich früher als die Andern aufgestanden,

und wanderte in der kühlen Abendluft nach dem Campo vaccino. Die Sonne ſtand noch am Horizonte, als ich das alte Forum mit den Trümmern ſeiner ehemaligen Größe betrat, und hier, meinen Gedanken über irdiſche Vergänglichkeit nachhängend, auf und ab ging, wobei, den Blick auf die halb verſchütteten Trümmer gerichtet, mir der menſchliche Stolz mit dem eitlen Treiben in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit erſchien, und ich dem Schickſal zürnte, welches auch das Größte, Edelſte untergehen läßt. So wanderte ich dem Coliſeo zu, als mich die Stimme eines Mädchens in meinen Träumereien ſtörte.

Kauft, lieber Herr! rief es neben mir, kauft einige Orangen, und dann bekommt Ihr das Sträuschen noch oben drein. — Ich ſah mich um, und eine jugendliche Geſtalt, der noch nicht aufgebrochenen Roſenknospe in dem mir freundlich angebotenen Strauße zu vergleichen, ſtand neben mir. Es war eines jener Blumenmädchen, die in Rom ſo einheimiſch, mit ihrem gebräunten Geſichte, den ſchalkhaften Augen und dem lächelnden Zug um den Mund, wohl den Wunſch erregen können, daß die Sonnenſtrahlen mehrerer

Frühlinge die junge Knospe entfaltet haben möchten.

Kauft, lieber Herr, den Strauß bekommt Ihr noch oben drein! wiederholte sie, und wenn Ihr mir eine kleine Gabe für meine kranke Mutter schenkt, auch einen Kuß, und wahrlich, kein Mann hat noch diese Lippen berührt, sie waren bis jetzt nur der heiligen Jungfrau geweiht.

Ich sah das Kind an, welches wohl zwischen eilf und zwölf Jahre alt sein mochte, und es vergnügte mich, wie sie so schelmisch und doch so gutmüthig bittend an mir aufsah. Den Strauß hielt sie noch immer mir entgegen. — Seht nur die schönen Rosen, und die Orangenblüthe, riecht nur, wie herrlich sie duften. — Ich schenkte ihr einige Carolino, nahm den Strauß, sie reichte mir zwei Orangen, und als ich, ihr freundlich zunickend, sie verlassen wollte; sagte sie traurig: Sind denn meine Lippen so bleich, daß sie nicht einmal eines Kusses werth sind? — Und meine arme Mutter bedarf wohl einer Hülfe.

Hast Du wirklich eine Mutter, die krank darnieder liegt, oder ist es Dir, kleine Sirene, nur um einen Kuß oder vielmehr um eine

Gabe zu thun? fragte ich, über die treuherzige Zudringlichkeit des Kindes lächelnd.

Ihr seid doch auch sehr mißtrauisch, erwiederte sie unmuthig. Kommt mit mir, überzeugt Euch selbst, kommt, unsere Hütte ist nicht weit von hier. Mein Schicksal trieb mich, dem Mädchen zu folgen. Wir waren bei dem Coliseo vorbei, nach der Straße San Giovanni gegangen, hier bog die Kleine durch ein Seitengäßchen links den Bädern des Titus zu; wir wanderten durch die engen Pfade, welche sich zwischen Weingärten die Höhe hinaufziehen, und standen bald vor einer ärmlichen Hütte.

Hier ist unsere Villa, Herr, sagte die Kleine halb traurig halb scherzend, tretet ein. Ich zögerte einen Augenblick; das alte verfallene Gebäude auf den Trümmern einer antiken Mauer aufgeführt, konnte nichts Lockendes für mich haben, das halb eingefallene Dach, der herabhängende Laden, den der Wind hin und her trieb, ein mit Papier verklebtes Fenster, welches im Wiederscheine der Abendröthe zu glühen schien, waren nicht einladend, überdem der Ort so abgelegen, und für einen deutschen Kriegmann in dieser stürmischen Zeit

wohl gefährlich. Das ſchlaue Mädchen mußte meine Gedanken errathen. Befürchtet nichts, ſagte ſie, außer dem alten Pater Stephano kommt keine männliche Seele in unſere Hütte; kommt, folgt mir nur getroſt. — Sie nahm mich bei der Hand, und ich folgte.

Ich fand hier die Mutter auf ärmlichem Strohlager, welche mir beim erſten Blicke mehr an Entkräftung, als an Krankheit zu leiden ſchien, und neben ihr auf einem Schemmel —

Edmund! was Du mir ſo oft mit glühenden Farben malteſt, was ich dann als Träumerei Deiner Phantaſie belachte, fand ich hier — ein Mädchen, wie ich noch keines ſah. Schildern kann ich ſie Dir nicht, denn riefe ich ihr Bild zurück, ſo kehrte mit ihm der brennende Schmerz in meine Bruſt. Denke Dir das Herrlichſte der Erde, und ſie ſteht vor Dir!

Mutter, ſagte die Kleine, während ich mein Auge auf das Mädchen heftete, welches aufgeſprungen war, und ſchnell ein ärmliches Tuch um ihren Nacken warf. Hier bringe ich Euch einen Herrn, der mir dieſe Silbermünze für einen Strauß und zwei Orangen

gab, und meinen Kuß verſchmähte, aber Euch zu helfen, mir dennoch folgte. — Die Mutter ſchwieg, ihr Blick mochte wohl eben ſo feſt auf mir ruhen, als der Meinige auf der Jungfrau, um deren dunkle Locken die zur offenen Thür hereinbrechende Abendröthe einen Heiligenſchein zu weben ſchien. Endlich mochte die Mutter mich angeredet haben, aber ich hatte es nicht gehört; da ſtammelte das Mädchen. Herr, meine Mutter begrüßt Euch, auch ich ſpreche: Möge die Mutter Gottes Euren Eingang ſegnen, wenn Ihr mit frommem Herzen in dieſe Hütte des Elendes tratet.

Ja Herr, bat die Alte, wir bedürfen der Hülfe. Schaffte Margaritta, die Kleine, nicht noch den nothdürftigſten Unterhalt, Iſabella, die Stolze, die dort ſteht, würde keinen Fuß breit aus der Hütte gehen, um ihrer kranken Mutter Labung zu verſchaffen, und gewiß, wo die Kleine Kupfer erhält, böte man ihr Gold.

Das iſt hart geſprochen, Mutter, erwiederte das Mädchen mit einem Ernſte, der mir nicht gefallen wollte; was ich verdienen kann und darf, verdiene ich für Euch. In dieſen Worten ſchien ein Vorwurf zu liegen, und

auf

auf ihrem Geſichte drückte ſich ſichtbare Bitterkeit aus.

Kann für den Augenblick Geld Euch helfen, ſo ſagt es, begann ich nun die eingetretene Stille zu unterbrechen, nehmt ſo viel ich bei mir habe. — Ich leerte meine Taſchen; es war nicht viel, was ich im Augenblicke geben konnte. — Bei dieſem unbedeutenden Geſchenke drückte ſich bei den Dreien der Dank ganz ſonderbar und verſchieden aus. Die Mutter, in deren Schooß ich es geworfen, dankte ohne mich anzuſehen; ihr Auge überzählte gierig das Geld. Margaritta flog mir mit unverhaltener Freude um den Hals, und preßte, für ein Kind faſt zu dankbar, ihre Lippen an die Meinigen. Iſabella ſtand vor mir, mehr als ſei ſie die Almoſenſpenderin, als die Bedürftige. Gott möge es Euch lohnen, was Ihr an meiner kranken Mutter thut, ſprach ſie endlich, und zum erſten Male blieb ihr Auge einen kurzen Augenblick auf mich geheftet.

Reich' dem Herrn einen Seſſel, Iſabella, ſagte die Kranke, Du, Margaritta, hole mir einen Trunk Wein und ein Weizenbrod, mich lechzt nach der Stärkung. Die Kleine ergriff

rasch das dargereichte Geld, und warf mir noch im Davoneilen eine Orange zu. — Während dies geschah, hatte ich zufällig den Blick auf Isabella gewandt, die mich forschend ansah, und als mein Blick sie traf, erröthete. Ihr seid ein deutscher Officier? fragte sie, wohl nur um ihre Verlegenheit zu verbergen. — Ich bejahte es. — Die deutschen Lanzknechte sind ein wildes Volk, fuhr sie fort. Ihr Ansehen erweckt Furcht, die hohen Riesengestalten, die benarbten Gesichter, die langen Spieße in der rohen Faust, erregen Grauen. Gehört Ihr zu ihnen?

Ich bin ein Hauptmann dieser Wilden, erwiederte ich, über den Ausdruck von Abscheu verwundert, mit dem sie dies gesagt hatte, noch mehr aber erstaunt, als sie sich bei meiner Antwort bekreuzte.

Isabella! sagte die Mutter drohend. — Sie erwiederte nichts, und verließ schnell das Zimmer.

Ihr mißt ihr verzeihen, Herr, begann nun die Alte. Sie ist eine Thörin, welche der Himmel so gütig ausstattete, um ihrem Stolze nur noch mehr Nahrung zu geben. In einem Kloster zu Frascati bei meiner Schwe-

ſier erzogen, hängen ihr noch die klöſterlichen Gewohnheiten an, und ſie bekreuzte ſich, weil ſie Euch, wie alle Deutſche, für einen Ketzer hält. Seit das Kriegvolk hier iſt, habe ich es nicht über ſie vermocht, mit Blumen und Früchten auf die Plätze zu gehen, deßhalb müſſen wir darben, und ſind bei den theuern Zeiten im Elende; denn der Kleinen will der Handel noch nicht ſo glücken, obgleich ſie ſich beſſer darauf verſteht. Geht nur hinaus in den Garten, da werdet Ihr ſie gewiß wieder an irgend einem verborgenen Orte betend finden.

Mich erfreuten der Mutter Worte nicht, es ward mir unheimlich bei dieſer Frau, auf deren Geſichte das Elend die Spuren der Verworfenheit nicht verwiſcht zu haben ſchien; ich folgte daher ihrer Mahnung und meinem Herzen, das mich zu Iſabellen zog, die ich jedoch nicht betend fand. Sie kam mir auf einem verwilderten Pfade von der Höhe herab entgegen, und als ſie mich ſah, beeilte ſie ihre Schritte, brach im Vorbeigehen eine Roſe vom Strauche, und mir nahend, überreichte ſie mir die Blume. Nehmt ſie von meiner Hand, freundlicher Deutſcher, ſprach ſie, und

giebt mir Gott Glück, löse ich mein Wort als Soldat. Auf andere Weise" setzte er ernst hinzu „als Meuchelmörder — nein! — Nicht wahr Helene, das könntest du nicht wollen?"

„Für ihn ist der schmählichste Tod noch Barmherzigkeit" erwiederte sie ernst, streckte ihre Hand nach dem Cypressenkranz und nahm ihn aus Harry's Locken „Ich will ihn neben den Todtenkranz meiner Mutter hängen" sprach sie „gedenke ihrer, gedenke deines Wortes und auch meiner!" Dies sagend verließ sie das Zimmer.

Der Vater schloß nun Dugdal in seine Arme „Gebe dir Gott eine frohe Zukunft, mein Sohn!" sprach er gerührt „Ich hätte dir ein friedlicheres Loos gegönnt—"

„Ward mir nicht ein herrliches?" unterbrach ihn Harry lebhaft.

„Schön, ja schön ist es, aber es muß mit Blut erkauft werden" sagte Demetrios düster „und über Blut schweben nur finstere, unheilbringende Mächte."

Dies Geheimnißvolle, Unglückverkündende von Vater und Tochter hatte zwar nicht den Muth Harry's gebeugt, aber ihn doch in eine düstre Stimmung versetzt, welche dem Freunde, trotz dem Feuer nicht entging, mit dem ihm Harry sein Glück verkündete.

„Nun, da du nicht mehr umwenden, sondern gerade auf die Klippen zu steuern mußt" sagte Paul „so führe das Steuer geschickt und mit Besonnenheit, daß du ihnen ausweichen kannst und dein Schiff nicht zerschellt. Dring nicht weiter in das obwaltende Geheimniß, laß dich nicht von der düstern Laune anstecken, behalte deinen Muth, es

urtheilt nicht lieblos von mir. — Des Menschen Schritte leitet ein Engel; möge ein Guter um Euch schweben, und in dem rauhen Kriegleben Euer Herz der Tugend erhalten. Sie sprach diese Worte so feierlich und doch so innig, daß ich, ich wußte nicht warum, mein Haupt beugte, und es mir war, als stände mit allem irdischen Liebreize geschmückt, mein Engel vor mir.

Geht wieder in die Hütte, sprach sie, der Abendstern tritt schon hervor; ich will die Lampe anzünden, damit meine Mutter, wenn die Schwester zurückkommt, nicht im Dunkel ist. Sie trat in die Hütte, ich folgte ihr.

Die Kleine kam und brachte Wein und Brod für die Mutter, welche den hölzernen Becher mit einer Art Gier an ihre Lippen setzte, trank und aß. Sie reichte auch Isabellen den Becher. Trink! sagte sie mit einem Anstriche von Gutmüthigkeit. Ich danke Euch, Mutter, erwiederte diese kalt, es wäre sündlich, Euch diese Labung zu entziehen, da ich nichts verdienen kann.

Noch blieb ich wohl eine Stunde; mein Auge hing an dem wunderschönen Mädchen, doch mein Herz schwieg, oft entzückte mich ihr

Blick, ihr Mund und ſeine kindlich fromme Rede, oft auch verwundete ihr kaltes, ſtolzes Benehmen gegen die kranke Mutter mein Gemüth. Ich wurde abwechſelnd angezogen und abgeſtoßen, und als ich ging, ſie mir Lebewohl ſagte, ohne mich zu bitten wiederzukommen, ſtand ihr Bild vor meinem Auge, ſie nicht in meinem Herzen. Die Kleine mußte mich bis zur Straße San Giovanni zurückbegleiten. Hier bat ſie mich freundlich, morgen wieder auf das Campo vaccino zu kommen, wo ſie für mich den ſchönſten Blumenſtrauß zurücklegen würde, und noch lange hörte ich ſie in der Ferne jubeln und ſingen.

Bis hierher, mein Edmund, ſiehſt Du mich unter Blumen und Blüthen, neben dem ſchönſten Mädchen Roms, neben einer aufgeſchürzten, aufblühenden Bajadere, ruhig und beſonnen wandeln. Meine Sinne haben mich ſpäter nicht verlockt, wohl aber mein Herz! Er öffnete bei dieſen Worten mit Ungeſtüm das Fenſter, und ſog begierig die kühle Nachtluft ein. — Dort funkelt der Abendſtern, ſagte er bewegt, auf nach dem Sternenzelte des Ewigen blickend, er ging an jenem Morgen unter und leuchtet noch. Der Stern mei-

nes Lebens verschwand, und keine Macht ruft ihn wieder hervor! Er schritt jetzt heftig in dem Zimmer auf und ab, und Edmund sah deutlich, daß es ihm schwer wurde, in der Erzählung fortzufahren, schwieg deßhalb, und überließ den Freund ruhig seinen Gedanken; da ergriff Frundsberg die Schelle und klingelte. Zwei Becher Cyperwein! rief er mit Heftigkeit, und warf sich in den Sessel.

Warum willst Du noch so spät in der Nacht den hitzigen Wein trinken? meinte Edmund besorglich, Dein Blut ist ohnedies in Wallung, Deine Wange glüht.

Zwei Becher mit Cyperwein müssen vor mir stehen! sagte Frundsberg, wenn ich fortfahren soll. — Setz her! rief er dem Diener zu, und halte mehr bereit, wenn ich schelle.

Des andern Tages, fuhr er nach langem Schweigen fort, während dessen er sein aufgeregtes Gemüth besänftigt zu haben schien, denn er begann die Fortsetzung seiner Erzählung mit anscheinender Ruhe. Des andern Tages war ich wieder auf dem Campo vaccino, fand die mir freundlich entgegenspringende Margaritta, die mir einen Strauß und Früchte reichte, und mich bat, ihr zu der Mut-

ter zu folgen, die sich heute sehr gestärkt fühlte. Auch werdet Ihr meine ernste Schwester freundlicher finden, Ihr seid der erste Mann, auf den sie nicht gezürnt hat; und wißt Ihr, warum?

Nun? fragte ich neugierig.

Weil Ihr der Erste seid, spricht sie, der sich Ihr nicht zudringlich nahte; aber die Mutter hat sie deßhalb derb gescholten.

Diese wenigen Worte gaben mir über das Verhältniß Isabellens zu ihrer Mutter Licht. — Als ich der Hütte nahte, wo ich das Mädchen, mit der Spindel in der Hand, auf der Rasenbank im Innern des Gartens sitzend fand, erschien sie mir, wenn auch im Lichte des Tages, nicht mehr wie gestern Abend, mit einem heiligen Scheine umflossen, und doch meiner Bewunderung würdiger zu seyn. — Tretet ein, edler Herr, bat sie, Ihr werdet die Mutter durch Euch gestärkt finden, sie hat ihr Lager verlassen, und während die Mittagsonne heiß auf diese Rasenbank schien, die reine Luft genießen können; habt Dank für Eure Güte.

Während sie dies sprach, war Margaritta in die Hütte geeilt, der Mutter meine An-

kunft zu melden. Ich benutzte den Augenblick, auf den Sitz neben Isabella einige Goldstücke zu legen. Gebraucht dies, Jungfrau, sagte ich so gleichgültig, als es mir möglich war, die nöthigen häuslichen Bedürfnisse für Eure Mutter herbeizuschaffen; reicht es nicht, so gebe ich gern mehr, nur wünsche ich das Bild drückender Armuth nicht mehr um Euch zu sehen.

Das Mädchen erröthete, ein fast mitleidiges Lächeln umschwebte ihren Mund, und es schien, als ob die Frage auf ihre Lippen träte: Erscheine ich Dir denn in meinem leinenen Gewande so ärmlich? — und bei Gott, Edmund, sie stand in diesem Augenblicke vor mir mit dem Glanze, mit der Würde einer Königin.

Herr, erwiederte sie, die Goldstücke nehmend und sie sinnend betrachtend. Reicht das Mitleid mir das Geld, so möge Euch Gott dafür segnen, es soll meine Mutter erquicken und ihr Bequemlichkeiten geben, die sie so lange entbehren mußte; reicht es mir eine eigennützige Hand, so behaltet es, es bringt Euch keinen sündigen Wucher. — Nehmt!

rief sie schnell, mir das Gold wieder aufdringend.

Mein Auge mußte wohl in diesem Augenblicke das Innere meines Herzens verrathen, das sich von diesem Argwohne verwundet fühlte, sie zog die Hand schnell zurück, erröthete, und sagte mit Engelsfreundlichkeit. Ich nehme es an, werde es für die Mutter verwenden, und sollte es für alle Bedürfnisse nicht hinreichen, und die Mutter deren noch mehr verlangen, so gibt mir Euer Blick, der Ernst, mit dem Ihr mich betrachtet, die Reinheit des Herzens, die sich in jedem Eurer Worte ausspricht, das Vertrauen, Euch um mehr zu bitten.

Isabella! rief ich entzückt, ihre Hand fassend.

Trübt mir meinen Himmel nicht, Herr! sagte sie mit sanftem Ernste, mir die Hand entziehend. Seid sanft, nicht ungestüm, mir wird sonst bang in Eurer Nähe, und dann verschließt sich Aug' und Lippe. Kommt zur Mutter. Sie ging voran.

Acht Tage war nun jene Hütte der Magnet der mich nach den Bädern des Titus zog, täglich entfalteten sich mir die Vorzüge des

Mädchens immer mehr, und wenn ich im Mondlichte traulich neben ihr im Gärtchen saß, denn sie folgte mir jetzt vertrauensvoll nach den einsamsten Plätzchen, war es mir oft, als sei ein Wesen höherer Art um mich, das, um mir näher zu stehen, in den herrlichsten Formen irdischer Schönheit seine himmlische Natur verhüllt hätte. Sie sprach nie von ihrer Mutter, aber seufzend gedachte sie oft ihrer Schwester, die dem Sturme entgegeneilte, der die wildaufschießende Blüthe zerknicken würde. Ich fühlte das Schreckliche ihrer Lage, sah nur angstvoll das zarte Mädchen in solchen Händen, und faßte den Entschluß, sie und die Schwester, welche noch zu retten war, diesen Händen zu entreißen. Mit jedem Tage ward dieser Entschluß fester, mit jedem Tage lag das Wie verhüllter vor mir. Wenn ich so dachte, wo ich für diesen Engel ein Asyl auffinden könnte, glaubte ich, ich sänne nur für sie, und doch dachte ich dabei auch an ein stilles Plätzchen für mich, das ich mir neben ihr bereiten wollte, und nach und nach hatte sich mein Herz, ohne es noch zu ahnen, ganz dem Mädchen hingegeben, das auch zutrauenvoll

mit der Reinheit und Unschuld eines Engels an mir hing.

So, mein Edmund, waren jene Tage der Wonne, in denen ich so vielen Theil an Deiner Sehnsucht nahm, jene Tage der ungetrübten Wonne, wo das Herz, seines Glückes noch unbewußt, schon in der Ahnung sich beseelt fühlt, und kein Erwachen die süßen Bilder der lieblichen Träume verweht.

An einem Abende, es mochten neun Tage sein, als ich die Hütte das erste Mal betreten hatte, saßen wir in dem Garten; ich war wortkarger als sonst, denn mir hatte heute eine tückische Hand den Schleier der Zukunft gehoben, und zum ersten Male hatte ich mir die Frage gethan: wohin soll dies Alles führen? Du standest lebhaft vor mir, und ich gedachte, wie ich mich zum Schutze Leonorens aufgeworfen hatte, und selbst eines Schutzes gegen mein eigenes Herz so sehr bedurfte. Isabella aber war heute aufgeregter als gewöhnlich, erzählte mir viel aus dem Kloster Frascati, von der Bildung die sie dort genossen, und wie hier bei der Mutter Alles anders sei, und sprach mit Innigkeit von dem Stillleben der heiligen

Frauen, daß mir die Frage entschlüpfte. Möchtet Ihr wohl wieder dorthin zurückkehren?

Wäre meine Muhme nicht gestorben, erwiederte sie, so hätte ich das Gotteshaus nie verlassen.

Und sind es nur die Carmeliterinnen zu Frascati, deren heilige Mauern Euch anziehen? — Sie sah mich behutsam an. — Hättet Ihr noch Sehnsucht nach dem Kloster?

Ich glaube kaum, antwortete sie nach einigem Sinnen, ich glaube kaum, daß jetzt noch die Sehnsucht mich dahin zöge. — Und doch! fuhr sie plötzlich auf, wenn ich einen ruhigen, tiefen Blick in mein Herz thue, dann glaube ich, Ja! — Für mich, die Hoffnungslose, dem Schmerz Geweihte, ist jener stille Aufenthalt das einzige Plätzchen der Ruhe. Ja, Herr! sagte sie nach einer kleinen Pause, mein Weg muß mich dorthin führen, er muß. Aber setzte sie traurig hinzu, die arme Isabella nimmt kein Kloster auf.

Da stieg plötzlich ein Gedanke in mir auf, ich glaubte den Knoten gelöset, ich glaubte ein Ziel vor mir zu sehen, einen Hafen, wohin ich steuern und die Unglückliche zur Ruhe bringen konnte.

Doch nicht das Kloſter? unterbrach ihn Edmund.

Dem Herzen, das in den Wogen der Welt untergehen müßte, iſt es ein ſicherer Port, erwiederte Frundsberg ernſt, aber unterbrich mich nicht, Freund, die Wolken thürmen ſich auf, das Gewitter ziehet heran. Dies ſprechend, hob er den Becher mit Cyperwein in die Höhe, lächelte bitter, und ſetzte ihn heftig wieder vor ſich nieder.

Wolken thürmten ſich im Norden auf, fuhr er nun fort, der ſich erhebende Sturm jagte ſie pfeilſchnell vor der Mondſcheibe vorüber, wie geſpenſtige Geſtalten flogen ihre eilenden Schatten über die Rebenhügel dahin, und das dunkle Blau des nächtlichen Himmels wurde immer ſchwärzer. — Lieber Herr, bat Iſabella, die ſeit unſerer Unterredung ſchweigend neben mir geſeſſen hatte: Es zieht ein Gewitter herauf, eilt, daß Ihr Eure Wohnung erreicht, ehe es Euch überraſcht; Margaritta ſoll Euch begleiten.

Und überraſchte mich es hier, ſagte ich, und noch weiß ich nicht, war es mir Ernſt oder Scherz, ſo würdet Ihr mir wohl ein Obdach

komme was da wolle und seegle bald von hier, deiner neuen Bestimmung entgegen."

„Ja Paul, bald, bald soll der Wind die Seegel der Hoffnung schwellen!" rief Dugdal begeistert „Alle meine Wünsche scheint das Schicksal erfüllen zu wollen. Das herrliche Mädchen ist mein; sie zu erringen, steht mir eine schöne Laufbahn offen, im Pulverdampf auf dem Verdecke, den Osmanen gegenüber, werd ich nach ihr ringen. Nicht wie ein gemeines Gut konnte ich sie erwerben; kämpfen muß ich um sie, wie es ein solcher Preis verdient. Jeder Tropfen Blut, den ich für sie vergieße, wird zum Rubin in der Krone meines Glücks. Ja Paul, wie ich geträumt, so ist es geworden, wie meine Phantasie sie mir vormalte, so steht sie vor mir. Nicht das liebegirrende Mädchen, die an meine Brust sich schmiegt und trunken an meinen Lippen hängt, nein, die ernste Jungfrau, die, selbst im hohen Aufflammen der Liebe, die Mutter nicht vergißt, nicht ihren Schwur, die ihrer Pflicht getreu, den Geliebten eher opfert als ihre Rache."

„Harry!" unterbrach ihn Paul „Deine Schwärmerei nimmt einen ernsten, neuen, wunderlichen Charakter an. Du fühlst dich glücklich, daß du einen dir Unbekannten feindlich gegenübertreten mußt, daß dich die Geliebte eher aufgeben würde, als ihre Rache. Ich gestehe dir, mir schaudert vor solcher Liebe, denn ist nicht noch Tieferes verborgen, so möchte mir vor dem Weibe grauen, die in dem Augenblick, wo ihre Seele von Liebe überströmt, des Hasses und der Rache gedenken kann. Solch kindliche Liebe, solche mehr als männliche Kraft könnte mich abstoßen."

gönnen, und mich in der Hütte eine Nacht beherbergen?

Nein, Herr! sagte sie bestimmt.

Nun, so will ich meinen Wanderstab ergreifen! erwiederte ich, über das bestimmte Nein des Mädchens lächelnd, und ergriff mein Schwert, das neben der Rasenbank stand. Ruft die Kleine und grüßt die Mutter, ich muß eilen.

Zürnt Ihr mir? sagte sie. Zürnt mir nicht, lieber Herr!

Wie könnte ich! antwortete ich bewegt, und mein Arm umfaßte ihren schlanken Leib; ich zog sie, unbewußt, was ich that, an mich, sie duldete es, sah traulich an mir auf, und reichte mir ihren Mund zum Kusse, meine Lippen berührten ihn. — Ein Blitz zuckte in diesem Augenblicke schlängelnd hernieder, sie fuhr aus meinen Armen auf. Margaritta! rief sie schnell. Gute Nacht, sagte sie dann, gute Nacht; die Blitze leuchteten furchtbar! — Ich reichte ihr die Hand zum Abschiede, sie drückte sie leise, und so schied ich von der Kleinen begleitet.

Das Gewitter kam immer näher, der Donner rollte, die Blitze erleuchteten uns den Weg, ich bemerkte es nicht, nur den Kuß, den

ich auf des Mädchens Lippen gedrückt hatte, fühlte ich, — und noch fühle ich ihn, sagte er aufspringend. — Es war der Erste, war der Letzte! — Wehmüthig lächelnd reichte er Edmund die Hand und drückte sie heftig. Es ist ein schauriges Gefühl, sagte er, wenn man an einem Abgrunde steht, hinunterblickt, und denkt die Erde rege sich unter unsern Füßen, man rolle mit ihr hinunter, und fühle sich dann mit fortgerissen, wo keine Rettung mehr ist. Indem ich Dir mein Schicksal mittheile, und den Abgrund vor mir sehe, dem ich nahe bangt es mir und überläuft mich kalt, denn ich nahe dem Wendepunkte meines Glückes, und mein Herz klopft, als sollte ich noch einmal der Begebenheit entgegengehen.

Er setzte sich wieder, seine Hand erfaßte den vor ihm stehenden Becher mit Wein. — Als wir in die Straße San Giovanni kamen, Margaritta mir gute Nacht sagte, und mir, wie immer, einen Kuß zum Abschiede reichen wollte, schob ich sie sanft von mir, meine Lippen waren ja geheiligt, vielmehr trieb ich sie fort, da der Regen schon in großen Tropfen niederfiel. Sie lief schmollend davon, ich eilte dem Coliseo vorbei nach dem Campo vaccino;

aber immer heftiger goß der Regen, immer furchtbarer leuchteten die Blitze, und es ſchien mir unmöglich in dieſer Sturmnacht meine Wohnung zu erreichen. Da fiel mir der golde ne Granatapfel in der Straße Marforio ein, mein Schwert unter dem Arme eile ich hin, und finde die Herberge verſchloſſen. Nach langem Klopfen öffnet man, empfängt mich eben nicht freundlich, da ich kein guter Zechbruder bin, und als ich einen Becher Wein verlange, weiſet man mich in ein Stübchen, wo ich einen Bekannten finde, der gleich mir durchnäßt bei der Flamme des praſſelnden Kaminfeuers ſich erwärmt.

Und wen fandeſt Du dort? fragte Edmund, da Frundsberg in ſeiner Erzählung inne hielt.

Einen Freund! rief der Hauptmann grimmig lachend.

Und ſein Name?

Ein Gelübde verbietet mir, ihn zu nennen, frage nicht weiter, ſagte erdüſter und fuhr fort.

Ich ſetzte mich zu ihm. Laß uns einen Becher des beſten Cyperweines trinken, ſagte er ſcherzend. Hat uns der Zufall in dieſer Teufelsnacht zuſammengeführt, wollen wir ſie auch trotz des Unwekters fröhlich verbringen.

gen. — Wir leerten einen Becher nach dem andern, gierig stürzte ich gegen meine Gewohnheit den Wein hinunter, denn mir schienen meine Lippen noch zu brennen, und die Stunden gingen unter Scherz und Freude unbemerkt dahin. Der Wein stimmte uns fröhlich, öffnete unsere Herzen, und Jener sprach von seiner Heimath, von den holden lieblichen Jungfrauen des Schwabenlandes, wie sie ihm doch mit ihren Lilien und Rosen und den Vergißmeinnichtaugen schöner dünkten, als die welschen Schönheiten mit den gebräunten Gesichtern und brennenden Augensternen, und stellte mir als Vorbild des Schönen eine Jungfrau seines Landes auf, die ich zwar nicht kenne, deren Geschlecht mir aber wohl bekannt ist, vertraut mir, daß er schon lange um sie minne, und hoffte bei seiner Rückkehr in das Vaterland die Schönste der Schönen sich zu gewinnen. — Vertrauen erweckt Vertrauen, — der Wein öffnete die Herzen, und das Glück verschließt sich dann nicht gern in einsamer Brust. — Auch ich theilte ihm mein Abenteuer mit, erzählte ihm, wie ich die Kleine auf dem Campo vaccino gefunden, schilderte ihm Isabella mit lebendig leidenschaftlicher Gluth, male sie,

vom Weine erhitzt, üppiger, als ich sie selbst vielleicht mir gedacht, schildre ihm mein Gefühl bei dem ersten Kusse, den sie mir heute gegeben, und wir leerten die Becher auf das Wohl unserer Schönen. —

Heftig faßte Frundsberg nach dem Becher. — So wie ich diesen jetzt zu seinem Verderben leere, rief er. — Aber nein, sagte er bewegt, und setzte ihn wieder vor sich hin. Ich gelobte Dir Verzeihung, ich halte, was ich Dir gelobt. — Edmund, nimm Deinen Becher. Der verklärten Seele diesen Tropfen der Erinnerung. Friede ihr. — Friede meinem Herzen — und Dir, mein treuer Freund, ein günstigeres Geschick! — Er leerte ihn bei diesen Worten, blickte zu den Sternen auf, und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner wunden Brust.

Am Morgen schieden wir, fuhr er dann fort; der Abend fand mich wieder in der Hütte, wo der Ueberfluß, den ich brachte, der Mutter bleiche Wangen wieder geröthet hatte, und mir Isabellens Dank erwarb. Sie war heute anfangs weniger zutraulich gegen mich, als sonst, bis mein Benehmen ihr wieder Muth einflößte, da ich des schwachen Au-

genblickes von gestern nicht mit dem leisesten Worte gedacht und sie schien diese schonende Achtung dankbar zu erkennen; so brachte uns dieser Abend näher, und ward der glücklichste meines Lebens.

Die Folgenden waren nicht ungetrübt. — Die Mutter empfing mich von Tage zu Tage kälter, selbst Margaritta schien zuweilen Launen zu bekommen und Isabella war stiller als gewöhnlich; ich schwieg, und that als bemerke ich es nicht. Als jedoch die Mutter mich fast nicht mehr zu beobachten schien, die Kleine sich sogar eines Abends trotzig weigerte, mich zu begleiten, und auf Isabellens Bitten spöttisch erwiederte: Geh Du doch selbst mit Deinem edlen Herrn! da nahm ich mir vor, am andern Tage Isabella um die Ursache ihres Kummers zu befragen, und die Mutter ihres Benehmens wegen zur Rede zu stellen. Aber am andern Tage ließ mich die Mutter so wenig wie die Schwester einen Augenblick mit ihr allein, immer blieben sie uns zur Seite, und ich hatte kaum Gelegenheit, Isabella leise zu bitten, sie möge mir doch sagen, welcher Kummer sie drücke, und was hier

einige Weiber gesessen, sei hier vorbei nach der Straße Merulana gefahren.

Von einer qualvollen Angst getrieben, begann ich nun Tag und Nacht meine vergeblichen Wanderungen, Bravis nahm ich in Sold, wer sich mir für Geld nur verdingen wollte, sandte ich aus, die Verlorene zu suchen. — Sie nahmen mein Geld und fanden nichts. — Aus einer Herberge trieb es mich in die Andere, überall hoffte ich eine Spur zu finden, meine Hoffnung hatte mich überall getäuscht. Endlich fand ich sie! —

Bei diesen Worten senkte sich sein Haupt, das glühende Auge wurde feucht, sein Arm, den er am Schlusse der Erzählung heftig vorwarts gestreckt hatte, sank erschlafft, und die männliche Kraft seines Körpers schien gelähmt.

An dem Morgen des nämlichen Tages, wo die Trommel das Heer nach dem Campo flora rief, durchstreife ich die Straße der Porta Pia; da sehe ich durch die enge Gasse, welche nach der Villa Barberini führt, mehrere junge Mädchen und Kinder mit Blumen in der Hand nach einem Garten, worin ein freundliches Häuschen, von hohen Cypressen umgeben, in einiger Entfernung stehet, hin-

ziehen. Ich frage eine der Vorbeieilenden, was dort zu schauen sei, da Alles nach dem Gartenhause hinströmet? Sie erwiedert: Ein Mädchen liegt dort im Sarge, und da ist es Sitte, daß die Jungfrauen aus der Nachbarschaft die Todte bekränzen und den Sarg mit Blumen zieren, damit er also geschmückt zur Erde bestattet werde. — Ich folge dem Mädchen, die mir freundlich eine Lilie aus ihrem Strauße reicht, damit auch ich den Sarg der Schlummernden schmücken könne, und trete, mehr bewußtlos als aus Ahnung getrieben, in den kleinen Saal, in welchem ein einfacher, schon geschlossener Sarg steht, den die Eintretenden mit Blumen bestreuen. Auch ich lege meine Lilie neben einen Kranz von weißen Rosen, und stehe sinnend vor dem Sarge, der einzige Mann unter den Jungfrauen und Kindern, die sich in ihrem sinnigen Geschäfte durch mich nicht stören ließen, kamen und gingen, und nur bedauerten, daß der Sarg schon geschlossen, und sie das liebliche Gesicht der Todten nicht mehr sehen könnten.

In mir stiegen wehmüthige Gedanken auf, es wurde mir beklommen ums Herz, das

geräuschvolle Gehen und Kommen, dieser mit frischen Blumen bekränzte Sarg, machte keinen wohlthuenden Eindruck auf mich, was sollten die Blumen zum Schmucke der engen Wohnung des Todes, was die Theilnahme der zurückgebliebenen Schwestern, die mehr aus Gewohnheit, mehr aus Neugierde, als Mitgefühl hierher kamen, und doch hatte das Ganze etwas Anziehendes, Wehmüthiges, denn um die eine der Verwesung übergebene Blüthe mußten Tausende noch verwelken. Auf ihre Jugendfrische vertrauend, bekränzen die Mädchen frohen Muthes die entschlafene Schwester, und vielleicht morgen ruhen auch sie in der engen Klause. — Diese Gedanken durchkreuzten sich in mir, als ein altes Weib, das ich bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, zu mir trat: Herr! sagte sie, Ihr scheint an der Entschlafenen Theil zu nehmen; noch ist der Deckel nicht befestigt, wünscht Ihr die Todte zu sehen, so bedarf es nur eines kleinen Geschenkes, ich öffne den Sarg und zeige Euch ein so liebliches Gesicht, das wohl im Tode noch einen Grosso werth ist.

Ich, dem sonst der Anblick eines Todten immer widerlich ist, faßte in mein Koller,

„Ich glaube es dir wohl, Freund, daß du ein solches Gemüth nicht verstehen, nicht begreifen kannst“ sagte Harry fast empfindlich „vor mir liegt es aber klar und in seiner Reinheit. Wohl mir!“

„Und hast du bei alle dem an deinen Vater gedacht?“ fragte Paul.

„Er willigte ein, daß ich Helene als Gattin heimführen dürfe.“

„Und warst du dessen so gewiß? Konnte nicht in der Reihe von Jahren eine Neigung das Herz des Mädchens ergriffen haben?“ fragte Paul weiter.

„Hierüber hatte mein Vater, wahrscheinlich dies hoffend, Erkundigung bei Demetrios eingezogen“ erwiederte Harry „Seine Geradheit, seine Wahrheitsliebe verbarg es mir nicht, daß ihr Herz noch frei sei. Zwar erhielten wir seit einem Jahre keine Nachricht mehr, und dies trieb mich um so schneller hierher.“

„Nun, so bin ich wenigstens von dieser Seite beruhigt. Wenn gedenkst du von hier zu reisen?“ fragte Paul weiter.

„In drei Tagen“ erwiederte Harry „morgen gehe ich mit Helenen und dem Vater nach Scio, da begleitest du uns wohl und richtest dort alles zu unsrer Abfahrt ein —“

„Noch sind die Geschäfte nicht beendet, Harry, unter 14 Tagen kann unser Schiff nicht auslaufen, die Ladung ist noch nicht voll und selbst am Tauwerk sind noch nothwendige Reparaturen zu machen. Laß mich deshalb hier. Ein Neapolitanischer Kauffahrer liegt segel-

gab dem Weibe eine Kleinigkeit, ſie räumte die Blumen vom Sarge, und ſchickte ſich an, den Deckel zu heben.

Frundsberg! unterbrach ihn Edmund, der den Freund erbleichen ſah. Faſſe Dich, ehe Du mir weiter berichteſt, tritt her ans Fenſter.

Laß mich nur, ſagte der Hauptmann. War ich ſtark bei ihrem Anblicke, und ſchmetterte mich dort das Geſchick nicht nieder, ſo wird es wahrlich die Erinnerung nicht vermögen. — Der Deckel rollte herab, Iſabella lag vor mir, fuhr er mit kalter Ruhe fort. Ich ſtand ſtarr vor Entſetzen, als ich die theuern Züge ſah, und wußte nicht, ſollte ich ihr nahen, ſollte ich vor ihrem Anblicke fliehen. — Geſchloſſen war das Auge, die Lippe bleich, welche der Todesſchmerz krampfhaft zuſammengezogen hatte, keine Ruhe auf dem Antlitze, nur der Kampf gewaltſamen Todes auf ihm ſichtbar. Durch die dunkeln Locken ſchlang ſich eine Ranke von weißen Roſen, und auf der Bruſt, da wo das Herz geſchlagen, lag eine dunkelpurpurne Granatblüthe. Mein Auge ſah ſtarr auf dieſe Stelle, ich glaubte die Blüthe müſſe ſich regen, das Herz müſſe klo-

pfen. — Die Blüthe regte ſich nicht, das Herz klopfte nicht mehr.

Da wo Euer Auge ſo ſtarr hinblickt, ſagte jetzt die Alte, die Granatblüthe von dem Leichengewande nehmend, da traf der eigene Dolch das Herz; ſoll ich Euch die Wunde zeigen?

Laßt Wunde und Herz, ſagte ich bebend, ſtört den Schlaf der Todten nicht! und als ich noch ſo daſtehe, meiner Gefühle und Gedanken unbewußt den ſchlafenden Engel anſtarre, höre ich vom Quirinal herüber die Trommeln raſſeln, ihr wilder Ruf dringt bis zur Ruheſtätte des Todes, und treibt die Fortgegangenen ängſtlich wieder zurück. Alle Heiligen mögen ſich erbarmen! ſchreit es durch einander, das Kriegvolk läuft zuſammen, ſchon wieder Aufruhr; Santa Maria ſtehe uns bei! ſchnell ſchloß die Leichenfrau den Sarg, und mit ihm mein Glück.

Nun ſtürzt' ich mich durch die mir ausweichende Menge, eilte zum Quirinal, bei der Säule Trajans, beim Capitol vorüber, überall drängte ſich das Kriegvolk durch die Gaſſen und ſo gelangte ich zum Palaſte des Cardinals. — Das Uebrige weißt Du.

Armer Freund! sagte Edmund, ihn an seine Brust schließend.

Ja wohl arm und beklagenwerth, erwiederte Frundsberg, denn ich bin die Schuld ihres Todes. Hätte sie der Himmel zu sich gerufen, ein Engel ihr Auge zugedrückt, so hätte ich vielleicht schon jetzt den Augenblick gesegnet, wo er die Unglückliche in ihre Heimath zurückgeführt, für welche kein Glück auf dieser Erde war; und ich konnte es ihr nicht bereiten. — So aber drückte ich selbst ihr den Dolch in die Hand! — Er deckte sein Gesicht mit den bebenden Händen, und konnte doch dem Freunde die hervorbrechenden Thränen nicht verbergen. — Fort, fort! rief er jetzt, unmännliches Gefühl! Sei ruhig, Herz versieget, ihr Thränen, für mich ist alle Lust dahin, nicht einmal die Freude der Rache ist mir geblieben. —

Setze Dich, Edmund, und höre weiter. — Laß mich, erwiederte er dem Bittenden, ich will den Kelch leeren bis zum letzten Tropfen. — Und als hielt seine Hand den Schmerzenbecher, so hastig stürzte er den Wein hinunter und die letzten Tropfen schlürfend, sprach er feierlich: Diese, der Todten!

Mich trieb es nun bei Tag und Nacht nach jener Gegend hin, fuhr er dann fort. Mehrere Male war ich schon in der immer noch verlassenen Hütte gewesen, war nach dem Gartenhause geeilt, wo ich den Engel entschlafen gefunden, aber die Hütte blieb leer, das Gartenhaus verschlossen, nur öde Wände sah ich durch die staubigen Fenster, keinen Sarg, kein Leichenweib, keine blumengeschmückten Jungfrauen mehr. Ein alter Mann, welcher Orangen pflückte, erwiederte auf meine Frage, daß die Leiche nach San Nicola gebracht sei. Ich eilte hin, fand auf dem Kirchhofe ein frisches, mit Blumen geschmücktes Grab, es mußte das Ihrige seyn. — Hier sollen sie Dich mir nicht entreißen! rief ich, mich meinem Schmerze überlassend, traurig auf dem Hügel sitzend; und als ich in der Dämmerung den Friedhof verließ, und der Pförtner die Thür hinter mir verschließen wollte, reichte ich ihm ein Geschenk, daß er mich um Mitternacht hier erwarten, und mir die Thür zu der Ruhestätte der Todten öffnen möchte.

Um Mitternacht bin ich, den Panzer unter dem Gewande, das Schwert an der Seite,

vor der Pforte des Todes; sie ist schon geöffnet, ich trete ein. Ein schauerlicher Anblick überrascht meine erhitzte Phantasie. Ein dichter Nebel zieht über die Gräber, der Vollmond mit seinen bleichen Strahlen, die Sterne, die durch des Nebels wogendes Gewand flimmern, geben dem Wogenden Licht und Form, und als ob die Todten auferstanden, in ihren Sterbekleidern als riesige Geistergestalten von Grabe zu Grabe schritten, so ziehen die Nebel, hier und da vom Mondlichte besäumt, über den schweigenden Friedhof dahin.

Ich stehe noch am Eingange und blicke hin nach der Stelle ihrer Ruhe, hoffend, sie werde, eine Nebelgestalt, mir zum Empfange entgegen kommen, und da ich vergebens harre, schreite ich endlich durch die luftigen zerstäubenden Phantasiegebilde hindurch, und nahe mich ihrem Grabe. Dort sehe ich eine Gestalt, deutlicher geformt als jene Gebilde, im Mondlichte geisterhaft vor meinem Auge schweben. Die Hand am Schwerte nahe ich, die Gestalt tritt deutlich aus dem Nebel hervor, ich sehe sie jetzt sich über das Grab beugen, niederknieen, und das Haupt auf den noch mit Blumen geschmückten Hügel legen. Ich eile hin.

Wer bist Du, rufe ich ihr zu, der Du es wagst, auf diesem Hügel zu beten, ihn mit Blumen zu schmücken, mit Thränen zu netzen? Gieb Rechenschaft! — Und eine lange Gestalt erhebt sich schweigend und sehe einen Jüngling vor mir, schön wie ein Antonius.

Wer stört mein Gebet? fragte er mit sanfter wehmüthiger Stimme, wer stört die Ruhe der Todten?

Einer, der Theil hat an dem Herzen, das unter diesem Hügel schlummert! rief ich, die Eifersucht führte meine Faust, sie zog das Schwert. Einer, fuhr ich fort, der hier steht, das gebrochene Herz durch Rache zu versöhnen, und wäre es auch die Thräne der Reue, die in Deinem Auge glänzt. Zieh Dein Schwert!

Fremdling! erwiederte der Jüngling, willst Du mit dem rechten, der das schlummernde Herz gebrochen, so rechte mit dem Tode, und mit Gott, der ihn sandte.

Wer bist Du? fragte ich, durch des Jünglings Rede nicht beruhigt.

Und, wenn ich Dich unberufenen Rächer des Schicksals frage, wer Du seiest, der mein Gebet so unsanft stört? — Ich nannte ihm meinen Namen. — Was kannst Du, deutscher

Mann, fuhr er fort, zutraulich meine Linke ergreifend, was kannst Du für Theil an meinem verstorbenen Bruder nehmen, den die Pest hinwegraffte?

Dein Bruder ruht hier unter diesem Hügel, nicht sie?

Sprichst Du vielleicht von dem Mädchen, von dem das Gerücht sagt, sie habe edler als Lucretia den Dolch in ihre Brust gestoßen, so kann ich Dir den Hügel sagen wo sie ruht. Dort jener kleine Aufwurf an der Mauer ist es; man senkte sie mit meinem Bruder zu gleicher Zeit hinab. Er führte mich zu dem Hügel und verließ mich dann.

Klein war Dein Bett, Isabella, und Deine Wohnung auch im Tode noch ärmlich, leichten Sand rollte die Nachtluft von Deinem Hügel, kein frischer Rasen keine Blume schmückte ihn; das Köstlichste der Erde lag an der niedern Mauer, wo nur der Armuth ein Plätzchen gegönnt wird, von den Mühen des Lebens auszuruhen. Niemand war dir gefolgt, keine liebende Hand hatte die erste Scholle Erde auf Dein verwundetes Herz geworfen, keines Freundes Hand der entblätterten Rose eine Blume geweiht — und wenn

der Nachtwind stürmend über die Gräber zieht, kann er in einer kurzen düstern Nacht das Hüttchen zerstören, wohin der Tod Dich gebettet, der Freund so gern an Deiner Seite geruht hätte. — Schlummere sanft, rief er, Du früh Entschlafene! Deines Lebens rosiger Traum war kurz, Deine Bahn schnell vollendet. — Gebe Dir Gott einen sanften Schlaf!

Er stand auf, trat ans Fenster und faltete die Hände. — Aber schnell wandte er sich. Beten kann ich ja nicht, sagte er, noch habe ich nicht das Zutrauen zu Gott wieder, welches das Schicksal mir genommen hat, aber es wird wohl wieder zurückkehren.

Gestern, fuhr er nun fort, und schritt in dem Zimmer auf und ab, gestern um die nämliche Stunde des Nachmittags, wie ich wohl sonst zu thun pflegte, führt mich meine Sehnsucht nach dem Campo vaccino. In traurige Gedanken versunken, schleiche ich durch die Ruinen, da sehe ich auf der nämlichen Stelle wie sonst, Margaritta sitzen, den Korb mit Früchten vor sich. — Als sie mich erblickt, springt sie auf, läuft auf mich zu, stürzt mir zu Füßen, zieht einen Brief aus ihrem Bu-

sen und streckt mir ihn mit den Worten: Erbarmen, Erbarmen, entgegen.

Der Anblick Margaritta's hatte mich tief verwundend erschüttert, ich sah mit wildem Blicke auf sie, die noch einmal Erbarmen! rufend meine Kniee umklammerte. Leset, Herr, bat sie, leset, ehe Ihr mich mißhandelt.

Ich entfalte das Schreiben und las. Hier nimm, sagte er, es aus seinem Koller ziehend, lies es, Edmund — Dieser las leise für sich.

Lieber Herr!

Nur wenige Augenblicke noch, und ich bin auf ewig von Euch getrennt. — Ich muß schnell von hier, um dort vor Gott rein und makellos zu treten. Ein freiwilliger Tod löset alle Bande, die mich an die Welt knüpften, nur ein Band löset er nicht, das, womit Dankbarkeit und Liebe mich an Euch fesselt, dies, bleibt auch jenseits. Ja, nun an den Pforten des Todes darf ich es Euch gestehen, frei gestehen, daß ich Euch liebe! Mein süßester Trost, der mir den Abschied von der Welt so leicht macht, ist das Bewußtseyn, daß auch Ihr mich liebt, Ihr nun das Andenken an Isabella rein und heilig erhalten könnt,

und ich aus meinem Himmel auf den Mann der Liebe blicken kann.

Und nun, edler Mann, war ich Euch theuer, so ehrt die letzte Bitte der Sterbenden, vergebt der Mutter ihre Schuld. Gott möge ihr barmherzig seyn; vergebt dem Leichtsinne eines schuldlosen Kindes, werdet Margaritta's Schutzgeist, und rächt Euch nicht an ihm, der Euch so schmerzlich betrog, und mich dem Verderben weihte; könnt Ihr auch nicht verzeihen, so überlaßt Gott die Rache. Ehrt mein Andenken, indem Ihr die Bitte Eurer sterbenden Isabella erfüllt, laßt ihr diesen Zweig der Hoffnung in ihre Märtyrkrone flechtend, mit zu Grabe nehmen, laßt Ihr den Glauben, daß ihr Blut allein geflossen sei.

Noch ein kurzes Gebet, und dann ist es vollbracht! — So schnell werde ich doch nicht enden, so schnell wird mich doch der Tod nicht fassen, daß nicht noch ein Augenblick mir bliebe, Margaritta zu bitten, Euch das Letzte von mir zu geben, Euch das zu berichten, was meine zitternde Hand nicht zu schreiben vermag.

Lebet wohl, und wenn Ihr einst im Arme der Liebe glücklich seid, so gedenkt Eurer

fertig im Hafen, ich weiß aus guter Quelle, daß er die ruſſiſche Flotte aufſucht und für ſie geladen hat. Schiffe dich darauf ein, ſo kommſt du am nächſten zum Ziel und die Geſchäfte deines Hauſes leiden keine Stockung."

„Mir gleichviel" erwiederte Harry „ob auf meinem, ob auf fremdem Schiffe. Mein Ziel iſt Admiral Elphingſton!"

Isabella, sie will Euren Himmel nicht trüben, nur gedenkt ihrer mit Liebe.

Isabella.

Edmund faltete den Brief, gab ihn Frundsberg zurück, der ihn schweigend wieder an seiner Brust barg.

Ich werde ihre letzte Bitte treu erfüllen, sagte er, werde für Margaritta sorgen, mich an dem Böswichte nicht rächen, und Gott seine Strafe überlassen; auch will ich fortan als Mann mein Schicksal tragen, das meine unvorsichtige Offenheit herbeiführte. Bald nach jener Nacht in der Straße Marforio war der falsche Freund in der Morgenstunde, wo er wußte, daß er mir nicht begegnen würde, nach dem Campo vaccino gegangen, hatte Margaritta dort gefunden, und die Kleine durch ein Geschenk leicht bewogen, ihn zu ihrer Mutter zu führen. Hier hatte er Isabella gesehen, sie hatte seine Begierde entflammt, die Mutter, durch sein Gold verlockt, ward leicht für seine Plane gewonnen, und Isabella, meine Heftigkeit fürchtend, auch der Mutter eine Schandthat nicht zutrauend, hatte zu ihrem Unglücke es mir verschwiegen. Das Uebrige

kannſt Du Dir leicht denken; erlaß mir, es zu wiederholen.

Für mich bange nicht mehr. Das Herz des rauhen Kriegers hat Iſabella weicher geſtimmt, ihr Tod es ſchmerzlich verwundet; es wird ſich männlich aufrichten, dem Leben wieder muthvoll ſchlagen, aber die liebliche Erſcheinung dieſes Mädchens ſoll ihm ewig bleiben, wenn es auch vor Freude aufjauchzen, oder von neuem Schmerze gebrochen vergehen ſollte. Der Freundſchaft will ich leben, und Deine Liebe ſchirmen, mein Edmund. Leonore rufe mir Iſabella's Bild zurück, und ihre zarte Hand, welche Dein Leben mit Roſen bekränzt, träufle aus ihnen den lindernden Thautropfen auf meine Wunde. — Er ſank in Edmunds Arme und der Morgen fand die Freunde noch wach.

6.

An der Seite der Geliebten verwiſchte ſich bald der traurige Eindruck, den Frundberg's Erzählung auf Edmund gemacht hatte; im eigenen Glücke verliert ſich fremdes Miſsge-

ſchick ſo leicht, und im Arme der roſigen Liebe verbleichen die dunkeln Farben der Trauer ſchnell. Ihm fehlte nichts, um ganz glücklich zu ſeyn, als die Antwort ſeines Vaters, auf welche er ſehnſuchtvoll harrte, aber auch vor ihr bangte. Graf Eberſtein, der ſeine Hoffnung nährte, war jetzt oft bei ihm, beſonders in den Tagen, wo Edmund den Pinſel wieder ergriffen hatte, Leonore zu malen; dann ſaß der alte Mann ſtundenlang neben der Staffelei, ſah bald zufrieden auf das Bild, bald inniger noch auf das Mädchen. Auch Frundsberg war öfter als ſonſt in dem Kreiſe der Liebenden, er ſchien aus ihrem Glücke Erinnerungen zu ſaugen, wie die Biene aus dem Blumenkelche den Honig, und wenn ſie in der Gegenwart ſchwelgend vor ihrer Lieblinglaube ſaßen, träumte er ſich an Iſabella's Seite vor das Hüttchen, und durchlebte ſo manche Stunde ſüßer Täuſchung. Mit wie männlicher Kraft er auch dem Grame entgegenſtrebte, hatte doch die traurige Begebenheit eine zarte Saite ſeines Herzens ſo ſtark berührt, daß ſie noch immer tönte, und hatte ihn weicher geſtimmt als ſonſt.

Signora Franzeska blieb ſich bei alledem

gleich, fügte sich in die Umstände, konnte jedoch nicht ganz ihren Verdruß verbergen; ihr Widerwille gegen Edmund sprach sich häufig aus, und wenn sie mit der Tochter allein war, ließ sie ihren Launen freien Lauf. Anders benahm sich der Cardinal, der, nachdem er einmal über diese Angelegenheit mit Edmund vertraulich gesprochen hatte, dessen Verhältniß zu Leonoren nicht mehr erwähnte, seine beiden Hausgenossen öfters zu sich einlud, wobei Leonore stets gegenwärtig war, dann aber mit einer gewissen Würde das Benehmen der Liebenden so zu beherrschen wußte, daß es sich nie in seiner Gegenwart laut aussprach. Nur selten sah er Edmund an einem andern Orte, als im Speisezimmer, desto häufiger nahm er Graf Eberstein's Besuche an. Von dem Marchese vernahm man nichts mehr.

Das Gemälde Leonorens war beendet, und mit jedem Tage erwartete man nun mit Sehnsucht und Besorgniß, die Antwort des Vaters. Der Cardinal allein schien darüber beruhigt; die Ehre, mit einem Fürsten der Kirche in so nahe Verbindung zu treten, die bedeutende Mitgift, die schon zur Hälfte in gu-

ten Wechseln in Graf Eberstein's Händen war, ließen ihn nicht einmal die Möglichkeit denken, daß ein deutscher Edelmann das Glück seines Kindes so sehr verkennen könne. Auch Eberstein hatte Hoffnung. Er stützte sie auf die Vorliebe von Edmunds Vater für seinen zweitgebornen Sohn, und da dieser durch Edmunds Entsagung nur gewinnen konnte, hoffte er, der Vater würde seinen Vorstellungen Gehör geben. Edmund aber bangte, und Frundsberg hatte gar keine Hoffnung. Er, der selbst Isabellen hätte entsagen können, hielt es für unmöglich, daß ein Vater, gegen alle Gesetze und Gebräuche der Ritterschaft, seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben könne. Leonore, mit ihrem Glücke zufrieden, schien an die Möglichkeit daß es gestört werden könnte, gar nicht zu denken, lebte in harmloser Ruhe, schloß sich, des Besitzes ihres Geliebten gewiß, sanfter und inniger an ihn an, und ihre Leidenschaft, von allen Seiten begünstigt, war jetzt weniger stürmisch, als in den Tagen der Sorge. Die Mutter allein schien in der Entscheidung des Vaters noch die einzige Hoffnung zur Erreichung ihrer Plane zu finden, denn ein tückisches Lächeln umzog ih-

ren Mund, wenn sie vernahm, wie die Freunde zuweilen sich ihre Sorgen mittheilten.

So vergingen Wochen; Frundsberg hatte Margaritta zu einer anständigen Witwe gebracht, und unterstützte auch die Mutter; er fand hierin eine Beruhigung, und obgleich er sie nicht wiedergesehen, obgleich die leiseste Erinnerung an sie, ihm das Blut zum Herzen trieb, glaubte er doch Isabella's Andenken dadurch zu ehren, und nach und nach kehrte die Ruhe in sein bewegtes Gemüth zurück, so daß er selbst gegenwärtig zu seyn vermochte, als er den Hügel ihres Grabes durch einen einfachen Stein decken ließ.

Aber nicht lange sollte dieses Stillleben ungetrübt bestehen. Täglich nahm die Noth der unglücklichen Stadt zu, Mangel an Lebensmitteln vermehrte sie noch, und zu alle dem Uebel gesellte sich die Pest, die oft an einem Tage Tausende hinwegraffte; auch Isabella's Mutter ward ihr ein Opfer. Das Heer wurde immer schwieriger; der Papst konnte sich von seinen zusammengehäuften Schätzen nicht trennen, und so lange er noch Lebensmittel auf der Engelsburg hatte, hoffte er, das Heer solle durch Hunger und Pest auf-

gerieben werden, oder der Kaiser solle aus Achtung für den Stuhl Petri dem Prinzen von Oranien den Befehl geben, Rom zu verlassen.

Aber auch bis zur Engelsburg drang die Pest, und stärker noch als in der Stadt drückte Mangel an Lebenmitteln die Besatzung, so daß der Papst sich endlich auf drückende Bedingungen dem Prinzen von Oranien übergeben mußte. Am 7. Junius zogen die Schweizer unter ihrem Hauptmann Göldlie von Zürich und vierhundert italienische Fußknechte unter Albrecht von Karpen aus der Burg. Sebastian Schärtlin und Veit von Vehingen, jeder mit zweihundert Lanzknechten, und Ferdinand de Sarco mit einer Fahne Spanier rückten an ihrer Stelle ein, den Papst und die Cardinäle zu bewachen, die so lange in der Engelsburg bleiben sollten, bis das Heer bezahlt sei.

Aber Clemens liebte sein Geld mehr als seine Freiheit. Den größten Theil seiner Schätze hatte Albrecht von Karpen mit sich fortgeführt, und er zahlte nur so viel, als die größte Noth es ihm gebot; denn da er mit jedem Tage das Heer durch Krankheit ge-

ſchwächt ſah, hoffte er von Tage zu Tage deſſen völlige Auflöſung.

Mancher wackere Deutſche fand nun in der alten Hauptſtadt der Welt ſein Grab, immer kleiner wurden die Haufen, und auch den alten biedern Grafen von Eberſtein warf ein ſchleichendes Fieber auf das Krankenlager. Er ließ ſich zu ſeinen Freunden nach dem Palaſte des Cardinals bringen, damit ihn ſein Liebling, die freundliche Leonore, dort pflegen, und wenn Gott über ihn beſchloſſen habe, er in den Armen ſeiner lieben Freunde ſterben könne. Auch der Cardinal, dem biedern Alten gewogen, nahm Theil an ſeinen Leiden; Leonore vernachläſſigte ſelbſt ihren Edmund, verließ das Krankenbett des Alten nur ſelten, ſorgte und pflegte ihn, daß er ſie oft dankbar ſein gutes Kind, ſeine Mathilde nannte.

Aber Pflege und Wartung und die beſorglichen Herzen der Freunde konnten den Tod nicht beſchwören. Das Alter hatte die Kraft verloren, dem Alles Zerſtörenden zu widerſtehen, mit jedem Tage wurde er hinfälliger, und es betrübte ihn, daß die Antwort aus Schwaben noch immer nicht ankam, denn an Leonorens Schickſal, die ihm mit jedem Tage

theurer wurde, schien sein Herz trotz der Entkräftung innigen Theil zu nehmen.

Wenn ich nicht mehr bin, sagte er eines Morgens zu Frundsberg, als dieser allein an seinem Lager stand, und mein alter Waffenbruder, der Bibrach, sollte meinen Bitten nicht nachgeben, und das Glück seines Sohnes nicht gegründet haben; so bring ihm meinen zürnenden Gruß, und sag' ihm der alte Eberstein habe Dir auf seinem Todtenbette befohlen, ihn zu mahnen, daß die letzte Bitte seines sterbenden Freundes dem Zurückgebliebenen heilig sei; sage ihm, daß ich es ihm zur Pflicht mache, hier den Vorurtheilen seines Standes zu entsagen, und Leonore diesen lieblichen Engel, als seine Tochter an die Brust zu drücken.

Frundsberg versprach es.

Und nun, mein junger Freund, noch eine Bitte, wichtiger als die, so ich eben gethan; sie betrifft mein Weib und mein Kind. — Frundsberg, sagte er, sich hierbei auf seinem Lager aufrichtend. Der Tod mahnt mich, an die Bestellung meines Hauses zu denken; dieses Lager ist das letzte Plätzchen, welches er mir noch auf der Erde gönnt, dann legt er mich

in ihren Schooß zur Ruh. Ich fühle es, es ist bald vorbei! Höre mich an, Melchior, und präge fest in Dein Gedächtniß, was ich Dir sage.

Keine Sünde belastet mein Gewissen, ich kann mit Zuversicht vor meinen Richter treten, der die Schwächen der Menschen nicht mit auf die Wage der Schuld legt: ich war ein guter Gatte und Vater, habe Manches in meinem Hause von der Eitelkeit meines Weibes geduldig ertragen und nicht gemurrt; mein Herz hat mit inniger Liebe an meinem einzigen Kinde gehangen, obgleich ich mit dem Schicksale haderte, als eine Tochter und nicht ein zweiter Sohn mir geboren ward. Als Soldat habe ich meine Pflicht, treu meinem Schwure, treu der Ehre, erfüllt, aber menschlich bin ich durch der Feinde Länder gezogen, und ich glaube kein Fluch ist mir in die Heimath gefolgt. Meinem Gott habe ich einen Tempel in meinem Herzen erbaut, dort war mein Vertrauen auf ihn. der Priester, der mir Absolution ertheilte, und ich hoffe, der Herr des Himmels und der Erden wird mit dieser Anbetung zufrieden seyn, habe ich ihm auch auf Erden keinen Tempel gebaut, dessen der

6.

Am andern Morgen ritt Harry und Paul nach Seio, Demetrios wollte mit seiner Tochter erst am Mittag nachfolgen. Sie hatten dies deshalb so eingerichtet, daß ihr Zusammenkommen in der Stadt nicht auffallen und Harry Zeit haben sollte, einige Handelsfreunde zu besuchen, mit welchen Paul indessen Verbindung angeknüpft hatte.

Als sie in dem Hause des Primaten abgestiegen, Paul sogleich nach dem Hafen gegangen war, mit dem neapolitanischen Schiffskapitain das Nöthige über Harry's Reise zu besprechen und dieser sich indessen mit Boris allein befand, suchte der Grieche das Gespräch auf Helene zu bringen. Es wurde ihm nicht schwer, denn Harry's lebhaftes Gemüth ergriff freudig die Gelegenheit, mit seinem alten Freund und Pfleger von der Geliebten zu sprechen, da er wußte, daß der alte Diener mit unverbrüchlicher Treue und Liebe an ihr hing — „Herr!" sagte er endlich „ich bin von allem, was sich seit Eurer Anwesenheit in dem Landhause begeben hat, unterrichtet, weiß auch, was Euch hierher führt; muß Euch aber gestehen, daß ich mich nicht darüber freuen kann. Warum dies noch? — Dächte Herr Demetrios wie ich, so verkaufte er, was er hier be-

Allmächtige nicht bedarf, habe ich auch den Klöstern nichts vermacht, und die Pfaffen oft für schlechter als andere Menschen gehalten, denn sie sind es. Feinde lasse ich nicht zurück, ich habe nicht nach Hohem gestrebt, gern Beleidigungen vergeben, und den Haß aus meinem Herzen verbannt, aber mancher Freund wird, wie ich hoffe, an meinem Grabe mit Liebe meiner gedenken. Alt bin ich und schwach, der Zug nach Rom sollte mein letzter Kriegzug seyn, wozu mich Gewohnheit und Lust am Kriegleben trieb, ich hoffte mit den Waffen in der Hand zu sterben, aber es soll nicht so seyn. — Nun wie Gott will! Viel Glück hatte ich nicht mehr zu hoffen, und das morsche Gebäude ahnete längst seinen Einsturz. So zur Reise vorbereitet, müßtest Du meinen, ich ergriff mit Freuden den Wanderstab, sagte dem Leben ein fröhliches Lebewohl, und stiege getrost hinab in die breterne Hütte. — So ist es nicht, Frundsberg! — Das Leben hat einen mächtigen Zauber, es lockt mit süßem Tone, und wenn es geschieden seyn soll, so zeigt es selbst dem Alter die freundliche Jugend wieder, und führt ihm alle die Lieben vor die er hier zurücklassen soll; auch das Al-

ter hat seine Freuden, die es nicht gern hinter sich läßt. Ich trete ungern ab, und schmerzlich ist es mir, fern von der Heimath, fern von den Meinen zu sterben.

Deshalb bitte ich Dich, wenn es mit mir vorüber ist, dann senkt mich nicht in italische Erde, laßt meine Gebeine der Heimath werden, und in der Gruft der letzten Grafen von Eberstein älterer Linie ruhen; denn ich bin dort zu ruhen gewiß, könnte es wohl seyn, daß es mir hier auf dem Siechbette würde wie dem Müden, der sich nach seinem Hüttchen sehnt, um auf wohlbekanntem Lager von den Mühen des Tages auszuruhen. Senkt mich in der Väter Gruft, in der alten Capelle meiner Burg. —

Wenn ich dort schlummre, so wacht meine Mathilde, mein geliebtes Kind noch, und wenn ich am Abende mich niederlege zur langen Ruhe, tritt sie in der Morgenröthe ihres Lebens in die Welt, wo kein Vater vor Andern und vor ihrem eignen Herzen sie schützt. Der Mutter eitler Sinn, der des Kindes Herz einer Neigung zugeführt hat, die ich nicht tadeln, deren ich mich nicht freuen kann, ist kein Stab, sie auf ihrem Lebenwege zu lei-

ten. Euch, Frundsberg, übergebe ich sie; Ihr seid Mann im ganzen Sinne des Worts, früh gereift in der Schule der Erfahrung, vielleicht selbst in der des Unglückes, sorgt für sie als Freund, seid ihr Schutz und Hort, selbst solltet Ihr sie schon als Gattin finden, so entsaget nicht Eurer Pflicht, nicht dem heiligen Versprechen, welches Ihr in die Hand des Sterbenden legt.

Er streckte seine bebende Hand dem Jüngling entgegen, der sie hastig ergriff. Würdiger Mann, mein zweiter Vater! rief er, hier an Eurem Sterbebette, im Angesichte Gottes schwöre ich Euch, Freund und Beschützer Eures Kindes zu seyn; so wahr mir Gott helfen mag, so wahr halte ich meinen Schwur!

Der Alte entzog ihm sanft die Hand, um sie zum Gebete zu falten. Als er geendet sagte er mit freudiger Stimme, und sein Auge flammte, als sei des Lebens letzter Funke noch einmal aufgeflackert. Nun sterbe ich ruhig, Melchior, nun weiß ich mein Kind geschützt. Habe Dank! — Und nun, mein Sohn, fuhr er nach einer Pause fort, nun will ich Dir auch von meinem Kinde erzählen, daß Du schon in der Ferne sie kennen mögest. Sieh Leonore an und

Du haſt ihr Bild vor Dir, nur denke Dir Mathildens Augen blau, wo das Auge der Römerin braun iſt, und wo dieſe glüht, und ihre Flammen nach Außen ſtreben, verſchließt jene die gleiche Gluth in ihrer keuſchen Bruſt. Wo Leonore laute Empfindungen ausſpricht, haucht mein Kind ſie nur leiſe aus, wo jene dem Sturme ſich entgegenſtellen könnte, würde Mathilde ſich beugen, ihren Kummer in wunder Bruſt verſchließen und vergehen. — Sie war von früher Kindheit an Edmund beſtimmt, Gott wollte es anders, und gab ihm ihr Ebenbild. — Siehſt Du die Sanfte, Duldende ſtill und in ſich verſchloſſen, erwarte nicht, daß der Schmerz ſich ausſpricht, forſche nach und ſchütze ſie, denn ſie iſt eine zarte Blume, welche eine rauhe Hand leicht zerdrücken kann.

Und ſo habe ich denn meines Herzens innigſten Wunſch noch mit des Lebens letztem Hauche ausgeſprochen, ſo habe ich meinem Kinde die letzten Funken geweiht, und nun, Alter, geh zu Deinen Vätern zur Ruh. — Dieß ſagend reichte er Frundsberg die Hand. Ruf mir Edmund, bat er, und als dieſer mit Melchior eintrat, ſtreckte ihm der Graf die

Rechte entgegen. — Auch Du sei meines Kindes Schutz, sagte er. Leb wohl — grüß Deinen Vater, auch Du, Frundsberg, grüß den alten Georg. — Schickt nach einem Priester und laßt mich indessen ein wenig ruhen. Er legte sich auf die andere Seite und winkte, daß sie sich entfernen möchten; sie verließen den Schlummernden.

Als der Priester kam, dem Sterbenden die letzte Oelung zu reichen, öffnete Frundsberg leise das Zimmer, um zu sehen, ob er noch schlummre. Er schlummerte noch aber es war der Schlaf der ewigen Ruhe. Auch ohne den Priestersegen war er hinüber gegangen, die Hände gefaltet war sein gebrochenes Auge nach oben gerichtet, die Lippen zum Gebete geöffnet; sein Antlitz war ruhig, wie das Meer nach stürmischer Nacht; der Tod war mit sanftem Fluge über ihn dahin geschwebt, und hatte die Seele nur leise auf seine Flügel genommen.

Laßt mich ihm das Auge schließen, bat Leonore, beugte sich über den Entschlafenen, und drückte ihm sanft die Augen zu. — So! sprach sie, nun ist Alles für Dich geschlossen, und dunkle Nacht um Dich — sie küßte seine blei-

bleichen Lippen — Du hatteſt mich lieb, alter Mann, und nannteſt mich oft Dein Kind, warum rufſt Du mir jetzt noch zu, Dir zu folgen? ſagte ſie ſchaudernd, ich bin noch ſo jung, und das Leben iſt ſo ſchön! — Schließ Deine Lippen!

Edmund zog ſie hinweg. Der Tod des Alten hatte das Mädchen ungemein ergriffen; erſt als er bis zu ſeiner Heimfahrt ins Vaterland in der Familiengruft des Cardinals beigeſetzt war, fand ſie an des Geliebten Bruſt die Ruhe wieder.

7.

Der Tod des Grafen Eberſtein hatte Alle in eine traurige Stimmung verſetzt, Jeder hatte an ihm verloren, und ſelbſt der Cardinal ſchien bewegt; überdies waren die Begebenheiten in Rom eben nicht geeignet, die traurig geſtimmten Gemüther zu erheben. Die Peſt wüthete immer noch fürchterlich in der unglücklichen Stadt, der Mangel an Lebensmitteln, der ſie begleitete, machte ihre Folgen noch ſchrecklicher, wie Schatten ſchlichen

die Einwohner umher, das kräftige deutsche Kriegvolk blieb nicht von dieser Geißel der Erde verschont, und Tausende fanden durch sie ihr Grab. Die Spanier widerstanden länger, mehr an das südliche Klima gewöhnt; griff bei ihnen die Seuche um sich, aber sie zahlten ihr endlich auch den furchtbaren Tribut.

Der Papst sah diesem Allen von der Engelsburg ruhig zu. — Zwar in der Gewalt des vereinigten Heeres, war er doch mehr in der Gewalt der Spanier als der Deutschen, und der Vicekönig von Neapel, so wie der Marchese del Guasto waren von ihm gewonnen. Ein neuer Aufruhr des Kriegvolkes, von dem sich jedoch Frundsberg's Fahne entfernt hielt, erpreßte wieder einigen Sold, und zwang den Papst fünf der angesehensten Bischöfe in die Hände der Deutschen als Geißeln zu stellen, und neue Versprechungen zu machen, die so wenig gehalten wurden, wie die Früheren. So wurde Rom der Schauplatz des fürchterlichsten Elendes, täglich starben Tausende, Häuser, ganze Straßen standen verödet, und selbst das Heer litt an Allem Mangel. Nichts halfen die häufigen Processionen nichts die geöffneten Kirchen, wohin Kranke und Gesunde

eilten und Rettung suchend den Tod fanden. Die Pest wüthete fort, die Hungernoth wurde immer größer, und kraftlos sanken die Opfer.

In dieser Zeit kam das Schreiben des alten Bibrach's an seinen Freund, den Grafen Eberstein; Frundsberg erbrach es, es lautete:

Dein Schreiben, mein theurer Freund, hat mich sehr erschüttert und betrübt. Ist es denn nicht genug, daß der Tod uns von den Theuren trennt, muß auch dem Leben diese Gewalt gegeben seyn? — So reißt sich denn mein Erstgeborener von mir los, verläßt den heimathlichen Boden und zieht nach fremdem Lande, sich dort ein neues Vaterland zu suchen. Du meinst, ich könne dem nicht widerstreben, des Sohnes Herz sei so fest in Liebebanden verstrickt, daß es brechen, oder gegen meinen Willen sein Wahnglück erringen würde? — Du sagst, jene Leonore sei das Ebenbild Deiner Mathilde, von der ich schon oft träumte, daß sie bald als Tochter mich Kranken pflegen sollte. Nun mit Gott! Edmunds Hang zur Dichtkunst und Malerei, sein Widerwille gegen das Kriegwesen, diese einzige edle Beschäftigung eines adeligen Gemüthes, den nur Deine Ermahnung und Mel-

chior Frundsberg's kräftige Reden für einen Augenblick überwinden konnten, haben ihn meinem Herzen schon lange entfremdet, und meine ganze Liebe, und mein Erbe sei nun meinem zweiten Sohne zugewendet. Ich will Deinen Bitten nicht widerstehen, er thue nach seinem Willen, mein Fluch soll ihm seine Tage nicht trüben, wenn auch mein Segen sie nicht zu erheitern vermag.

Nachdem ich dies geschrieben, habe ich mir von meiner alten Kunigunde den Stammbaum und das alte Legendenbuch bringen lassen, worin seit langer Zeit die Begebenheiten unsers Geschlechts aufgezeichnet wurden; da habe ich denn in dem Stammbaume unter Edmunds Namen das Todtenkreuz gemalt, und somit ist er dem Stamme, ein vom Thau befallener Zweig, abgestorben. Dann strich ich mit zitternder Hand und beklommenem Herzen aus dem Legendenbuche die Stelle: Heute am 20. April des 1503ten Jahres Abends 7 Uhr, gebar meine innig geliebte Ehefrau, Katharina, Geborene von Gemmingen, mir meinen Erstgeborenen, einen tüchtigen Buben. In der heiligen Taufe erhielt er die Namen Edmund Georg Christoph. Möge ihn

Gott ſtärken an Leib und Seele, und mein Weib bald vom Siechbette erſtehen laſſen. — Als dies ausgeſtrichen war, glaubte ich die Sache abgethan, aber ſo war es nicht. — Meine Tochter trat ein, nahte ſich mir, ſah den Stammbaum und die Legende, und ſank mir um den Hals. — Ach, Chriſtoph, es iſt ein ſchweres, ſchmerzhaftes Verfahren, von ſeinem Herzen etwas zu löſen, daß ſo lange dort ruhte; und ſo habe ich denn auf Bitten meiner Cäcilie das beiliegende Brieflein an ihn geſchrieben. Gib es ihm, und ſage ihm nicht, daß auf dem Stammbaume ein Kreuz bei ſeinem Namen ſtehe, und daß ich ihn aus meinem Gedenkbuche ausgeſtrichen habe. Muß ich die Schmach erleben, muß es getrennt ſeyn, ſo geſchehe es ſanft.

Thue ich mit meiner Nachgiebigkeit Unrecht an meinem Kinde, handle ich gegen Pflicht und Ehre, ſo mußt Du mich vertreten bei Gott und Menſchen, denn Du haſt mich kranken Mann überredet. — Leb wohl; ich bin heut ärmer geworden durch Dich, der mich oft durch ſeine brüderliche Liebe und Freundſchaft ſo überreich machte. Nehme Gott Dich in ſeinen Schutz, und erleuchte Deinen Geiſt

ſitzt und folgte Euch und ſeinem Kinde nach England und der alte Boris würde nicht zurückbleiben. Hier hält ihn keine freudige Erinnerung, keine Ausſicht auf eine gute Zukunft zurück. Warum Gott verſuchen und gegen ſeine Gebote handeln? Liebet eure Feinde, befiehlt der Herr und das Gebot ſollte der Menſch üben."

„Boris" unterbrach ihn Harry, von der Rede des Alten aufmerkſam gemacht „Liebſt du mich wirklich wie du mir es ſagſt, ſo mache mich mit den nähern Umſtänden von dem Tode der Mutter bekannt, über ihm ruht ein Geheimniß."

„Laßt es ruhen!" ſagte der Alte ſich vergeſſend.

„Wüßte ich es, könnte ſich vielleicht alles anders geſtalten" meinte Harry „Sei wahr, habe Zutraun zu mir und rede!"

„Herr" ſagte der Alte und ſeine Wange glühte, ſein Auge funkelte. „Ich weiß von keinem Geheimniß und wär' ich unterrichtet, ſo könntet Ihr wohl überzeugt ſein, daß es der alte Boris mit ſich ins Grab nähme. Ich war in Geſchäften meines Herrn mehrere Monate in Smyrna; als ich heimkehrte, fand ich die Mutter todt und ſo viel ich vernommen, ſoll der Capudan Paſcha die Urſache ihres ſo plötzlichen Todes geweſen ſein, das Wie, blieb mir, ſo wie der ganzen Inſel ein Geheimniß. Dies iſt alles, was ich von dem unglücklichen Vorfalle weiß."

Harry ſchüttelte ungläubig den Kopf, drang jedoch nicht weiter in den Alten und machte nun mit Paul, der indeſſen zurückgekehrt war, die nöthigen Beſuche. Zur Mittagszeit traf auch Demetrios und ſeine Tochter in Scio ein. Beide waren ernſt und in ſich verſchloſſen; es war

und Dein Herz, daß der rechte Glaube Dir endlich werde.

Kaum hatte Frundsberg den Brief gelesen, als er ihn dem Feuer opferte, damit er nie in Edmunds Hände fallen könne, und dann mit schwerem Herzen zu diesem ging, den er im Garten neben Leonoren sitzend fand. Er rief ihn bei Seite und gab ihm das Schreiben des Vaters.

Leonoren war dies nicht entgangen, ihr Auge beobachtete Edmund, und als sie ihn bei Durchlesung des Schreibens erbleichen sah, sprang sie auf und eilte hin. — Das ist ein Brief von Deinem Vater! rief sie, er enthält mein Todesurtheil — Dein Erblassen sagt es mir.

Du irrst, unterbrach sie Edmund ohne aufzublicken.

Nein, nein! rief sie, immer heftiger werdend. — Ich irre nicht! — Deine Thränen verrathen Dich — gieb mir den Brief!

Und gäbe ich ihn Dir, sagte Edmund ruhig, was nützte es Dir? Diese Schriftzüge sind Dir fremd, Du verstehst seinen Inhalt doch nicht.

Theile mir ihn nur mit! bat das Mäd-

chen, reiß mich aus der schrecklichen, qualvollen Lage, verkünde mir die Wahrheit, verhehle mir nichts. Du glaubst wohl, ich könnte den Brief nicht lesen; seit Du hier bist, seit ich Dich liebe, seit ich weiß, daß nur in Deinem Vaterlande mein Glück mir blühen kann, habe ich Deine Sprache erlernt, und bald, bald wird meine Liebe Dich auch in dieser schweren Mundart begrüßen können. Aber lies, theile mir mit. Zögernd begann endlich Edmund zu lesen:

Mein Sohn!

Du verlangst meinen Segen zu Deiner Verbindung mit einem römischen Mädchen, die Dir nicht ebenbürtig, nicht Deines Glaubens ist; er sei Dir nicht verweigert. Ziehe nach dem Lande Schweiz, kaufe Dir dort von ihrem Gelde eine Herrschaft, und werde der Stammvater eines neuen Geschlechtes, ich kann es nicht hindern, auch mag ich es nicht, weil Christoph Eberstein mir schreibt, Dein Herz würde brechen. In Bern wirst Du 4000 Gulden finden, die ich Dir aus gutem Willen gebe, damit Du nicht ganz arm neben dem reichen Weibe stehst. Verdient sie es, so grüße

ſie von Deinem Vater und lebe wohl. Es gehe Dir gut. — Dein Bruder läßt dich grüßen, Deine Schweſter weint, Dein alter Vater trauert um Dich, und doch ſegnet Dich Deines Vaters Hand, die dies unter Thränen ſchreibt.

Edmund legte, ſein thränenſchweres Auge gen Norden nach ſeiner Heimath gerichtet, den Brief wieder zuſammen, als ſehe er ſeinen alten Vater vor ſich, ſo ſtarr blickte er dahin. Leonore war in höchſter Spannung, ihr Auge ruhte feſt auf ihm, ſie ſchien aus jedem Ausdrucke ſeines Geſichtes ſein Inneres leſen zu wollen; da breitete Edmund ſeine Arme nach ihr aus. Komm an mein Herz als meine Verlobte! rief er; uns begleitet des Vaters Segen, nun biſt Du ganz mein!

Edmund! ſagte ſie, nicht mehr Herrin ihres Gefühles, jetzt erſt fühle ich, wie unausſprechlich Du mich liebſt, jetzt erſt weiß ich, was Du mir opferſt. — Du reißeſt Dich von der Vaterbruſt los, trittſt aus dem Kreiſe der Deinen, und ziehſt mit mir in ein fremdes Land, wo Du, dem Aermſten gleich, Dir erſt einen Namen erringen mußt, den Du mir ge-

opfert haſt. Und was biete ich Dir dafür — Nichts als dies Herz! — Aber vielleicht darf ich dereinſt Dir Blut und Leben opfern. O, die Schickſale des Menſchen geſtalten ſich oft gar wunderbar! vielleicht — doch ich opfre Dir ja ſchon meine Seligkeit, und das iſt wahrlich des Opfers genug! Sie ſank bei dieſen Worten in ſeine Arme, und überließ ſich nun ungetrübt ihrer Freude. Der Gedanke, Edmund ſei nun für ewig an ſie gekettet, bald werde das Band geknüpft, gab keinem andern Gedanken Raum, und wie ein fröhliches Kind, das die Freude überraſcht, die es gern Allen mittheilen möchte, eilte ſie in den Palaſt, ihrer Mutter, dem Cardinal die frohe Nachricht zu verkünden.

Aber dieſe theilten ihre ſtürmiſche Freude nicht. Die Mutter wies ihre Liebkoſungen zurück. Kannſt Du mit Jauchzen Deine Mutter verlaſſen, und dem Ketzer nachziehen? ſagte ſie zürnend. Kannſt Du thörichtes Kind leichtſinnig einem Glücke entſagen, das ſie Dir hier mühſam gebaut, und an den ſtolzen Deutſchen Dich hängen, der nur des Cardinals Gold, nicht Deinen Werth vor Augen hat, ſo erwarte nicht, daß mein Gebet für Dich zum

Himmel steigt, da Du eine Abtrünnige der Kirche bist, welche Dich aus ihrer heiligen Gemeinschaft ausstößt. Geh Deinem Unglücke entgegen, aber verlange meine Theilnahme an Deinem selbstgeschaffenen Schicksale nicht.

Aus einem Himmel voll Seligkeit in eine eisige Tiefe gesunken, stand Leonore vor der zürnenden Mutter; ihr Muth begann zu wanken, doch bald hob er sich wieder. Mutter, sagte sie ernst, mein Her:, selbst mein Gewissen verdammt mich nicht, mein Vater zürnt mir nicht, nur Ihr allein sprecht das Wehe! über mich aus. Sagt, ist es der Marchese, der mir die Mutterliebe entriß? oder ist es der Wahnsinn des Pater Jeronimo? — Macht mir die Trennung nicht so schwer, laßt mich, da ich bald von Euch scheide, ein freundliches Bild mit hinüber über jene Berge nehmen, daß ich mich auf ihren kalten Fluren daran erwärmen kann. — Zürnt, aber bleibt mir Mutter!

Mit minderer Eile ging sie nun zum Cardinal, das Gefühl seliger Wonne war erkaltet, der Mutter eisige Hand hatte sie in dem stürmischen Laufe der Freude aufgehalten. Schüchtern trat sie in des Cabinet des Car-

dinals, und benachrichtigte ihn, daß der Vater ihres Edmund den Segen zu ihrer Verbindung gegeben habe.

Der Cardinal drückte sie bei dieser Nachricht liebkosend an sein Herz, dem das Ihrige freudig entgegenschlug; als sie aber an ihm aufblickte, den stillen Schmerz auf seinem Antlitze sah, bemerkte, wie er die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten suchte, da sagte sie fast bitter: Ist es doch, als ob ich dem Unglücke entgegenginge, als ob die Wonne meines Herzens nur ein flüchtiger Traum sei, und ich im Erwachen mich grenzenlos elend fühlen müsse. Alles weint, wo ich aufjauchzen möchte; auch Ihr trauert?

Soll ich nicht, geliebtes Kind, wenn Du mich verlässest? sagte der Cardinal bewegt.

Ist das der Quell Eurer Thränen, so segne ich ihn, denn er entsprang der Liebe! rief sie freudig. Trauert Ihr nur, weil Leonore von hinnen geht, so küsse ich Euch dankbar die Hand, daß Ihr mir Gewißheit gabt, Eure Liebe begleite mich über die Alpen. Ach, es wäre Eurem Kinde bitter gewesen, hättet Ihr es von Euch gelassen, wie die Mutter.

Signora Franzeska handelt oft unweise, unterbrach sie der Cardinal, und seine Stirn umdüsterte sich. Sie hat Plane hinter meinen Rücken angelegt, und sie bis zur Ausführung gebracht, die mich jetzt schon in Verlegenheit setzen, und mich verderben können, versöhnten sich je die Colonna's mit dem Papste. Doch dies muß ich der Zeit übergeben; es ist nichts mehr zu ändern. Dich aber, geliebte Leonore, bitte ich, und lege es Dir an das Herz, wende Dich nie zu dem Irrglauben, bleibe der katholischen Religion treu, und verderbe nicht ganz Deinen Vater, denn dann müßte ich selbst fürchten, Franzeska würde mich anklagen, daß ich eine fromme Seele den Händen eines Ketzers übergab, was jedoch nie geschehen wäre, hätte Deine Mutter nicht den Marchese in den Palast eingeführt. Hüte Dich vor diesem Manne, ich fürchte, er hat Rom noch nicht verlassen, warne Edmund, den ich nicht gern verderben möchte, laß ihn nicht ungepanzert ausgehen, denn nur im Palaste ist er sicher.

Leonore küßte gerührt die Hand des Cardinals, er drückte sie noch einmal an sich; die

Saiten ihres jauchzenden Herzens hatte auch dieſe Unterredung gedämpft.

8.

Melchior Frundsberg, deſſen Schmerz über den Verluſt der unglücklichen Iſabella in ſtille Trauer übergegangen war, übernahm jetzt die Anordnung zu Allem, was die Abreiſe Edmunds beſchleunigen konnte. Er hatte, da die Hauptleute der Lanzknechte ſich vor einigen Tagen verſammelten, um über den traurigen Zuſtand des Heeres zu berathſchlagen, den Vorſchlag gemacht, einen Offizier an ſeinen Vater zu ſchicken, um dieſen von der Lage der Sachen zu unterrichten, und ſein Plan, Edmund dahin zu ſenden, war durchgegangen. Er ſollte nun nach Ferrara ziehen, ſich unterweges in Narni mit Leonore verbinden, und von Ferrara weiter nach Zürich reiſen. Schon war deßhalb ein Vertrauter an den Herzog Urbino geſandt, um für Edmund die nöthigen Päſſe bis nach Mailand zu erhalten, wo ihm dann ſein Bruder Kasper die ferneren Päſſe von den Venetianern verſchaffen konn-

te, und ſo hoffte er, daß, ſobald der Bote von Siena, wo ſich der Herzog von Urbino damals aufhielt, zurück ſei, Edmund ſogleich nach Ferrara abreiſen könnte.

Der Cardinal, mit welchem er deßhalb ſprach, meinte, da die Sache einmal ſo weit gediehen wäre, ſei der kürzeſte Weg zum Ziele der Beſte. Er verſprach für den Fall der Abreiſe die nöthigen Wechſel auf Venedig bereit zu halten, und benahm ſich auch hier mit Würde und Anſtand, wobei jedoch immer ſeine Zärtlichkeit für Leonore unverkennbar blieb.

Frundsberg beſuchte während deſſen noch immer das Grab Iſabella's, oft ſaß er in der Dämmerung dort, und ſein Geiſt ſchwebte zurück nach den Tagen, wo er ſich ſelbſt ein Räthſel, von einer zarten Neigung in das Reich der Schwärmerei verlockt worden war, und auch jetzt noch, wo ſein Schmerz ruhiger, ſein Blick wieder heller geworden war, blieb ihm Iſabella ſtets eine himmliſche Erſcheinung, deren Erinnerung er manche Schmerzenſtunde weihte.

Auch heute ging er, der ſtillen Sehnſucht ſeines Herzens folgend, den weiten Weg nach San Nicola; der Pförtner öffnete ihm den

Friedhof, er trat ein, und schon aus der Ferne sah er zwei weibliche Gestalten an dem Grabe Isabella's, von denen die Eine ihm den Rücken zugewandt, sinnend zu den Füßen des Grabes stand, die Andere auf dem Hügel knieete. Als er näher trat, erkannte er in der Knieenden Margaritta, die er seit langer Zeit nicht gesehen, die Stehende aber, welche sich jetzt nach ihm wendend schnell den Schleier fallen ließ, kannte er nicht.

Margaritta, die ihn nun gewahrte, sprang auf, eilte ihm entgegen, und küßte ihm mit Innigkeit die Hand. So habt Ihr die arme Isabella nicht ganz vergessen, sagte sie freundlich, gedenkt Ihrer noch mit Liebe. — Fast jeden Tag besuche ich Ihr Grab mich in Tugend zu stärken, und ihr gleich zu werden im heiligen Wandel, denn meine gute Pflegemutter, der Ihr mich übergeben habt, stellt sie mir immer als Vorbild auf.

Frundsberg hatte, während die Kleine sprach, sie unverwandt angeblickt. War es wirklich, oder war die aufgeregte Phantasie geschäftig, er fand sie heute Isabellen ähnlicher als je, sie schien ihm größer geworden, was doch in den kurzen Monden, wo er sie

das erstemal, daß Helene in die Gruft, wo ihre Mutter ruhte, steigen sollte und so sehr es sie auch hinzog, konnte sie doch nicht ganz eines gewissen Schauders Herr werden, der sie bei diesem Gedanken überfiel. So verging der Mittag still und freudlos. Nach dem Mahle entfernte sich Vater und Tochter und einige Zeit darauf folgte ihnen Harry mit dem Alten; Paul blieb absichtlich zurück.

Ein Diakon empfing Harry am Eingang der von den Genuesen erbauten Kirche St. Victorial, führte sie durch das hohe gewölbte Schiff hinter den Altar, gab ihnen den Segen und verließ sie dann. Boris leitete nun Dugdal mehrere Stufen in die geöffnete Gruft hinab, wo sie bald ein enges Gewölbe betraten, in dessen Mitte Harry den Sarg der guten Mutter von einem schwachen Licht beleuchtet sah. Neben dem Sarge kniete Helene, welche in tiefe Andacht versunken sein mußte, denn sie schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Demetrios stand, mit der linken Hand auf den Sarg gestützt, in der rechten einen verdorrten Cypressenzweig haltend, neben seinem Kinde und begrüßte mit leichtem Kopfnicken die Eintretenden, von denen Boris sogleich die Stufen wieder hinauf ging.

Eiskalt durchrieselte es Harry bei diesem Anblick. — Die dumpfe Todtenluft, die ihn anwehte, die Knieende, welche sich so ganz ihrem Schmerze überlassen hatte, der ernste Vater, der nach Fassung rang, der Sarg, bei dessen Anblick das Bild der Mutter lebendig vor ihn trat, alles dies mußte ergreifend auf seine Einbildungskraft wirken. Er wollte sich nun Helenen nahen, doch da er sie leise beten hörte, mochte er sie in ihrer Andacht nicht stören und trat mit klopfendem Herzen in gespannter, angst-

nicht geſehen hatte, kaum möglich war. Vielleicht war es die Sanftmuth, mit der ſie ihn heute begrüßte, die ihm Iſabella zurückrief, und ihn weit mehr anſprach als die Lebendigkeit, mit der ſie ihm ſonſt entgegeneilte.

Ihr ſeht mich ſo ſtarr an, lieber Herr, ſagte Margaritta, ich muß bald erröthend mein Auge niederſchlagen, wenn Ihr noch länger mich ſo betrachtet.

Ich dachte an Iſabella, der Du mir heute ſo ähnlich erſcheinſt. — Die Kleine lächelte. — Doch ſage mir, wer iſt Deine Begleiterin, die ſo fern ſteht und ſich hinter dem Schleier verbirgt?

Iſabella's Freundin. Sie lebten Beide in dem Kloſter zu Frascati, erwiederte Margaritta leiſe. Sie begleitet mich zuweilen hierher. — Ach, höbe ſie nur den Schleier auf, Ihr würdet ein Engelbild ſehen, wohl ſo ſchön wie meine Schweſter war!

Frundsberg betrachtete jetzt des Mädchens edle Geſtalt. Signora, redete er ſie an. Ich danke Euch, daß Ihr dieſe Kleine zu dem Grabe ihrer Schweſter begleitet, auch Ihr ſcheint an der Entſchlummerten Theil zu nehmen.

Seid

Seid Ihr Herr Melchior Frundsberg? fragte ihn die Verschleierte.

Der bin ich, Signora.

So freue ich mich, den Mann zu sehen, den ich aus so Manchem, was meine unglückliche Freundin mir von ihm sagte, hochachten muß. Sie schlug bei diesen Worten den Schleier zurück. Frundsberg war von ihrem Anblicke betroffen; regelmäßigere Züge sah er noch nie, das große dunkle Auge blickte ernst auf ihn, der bewundernd sich an dem Anblicke zu weiden schien.

Ihr waret Isabella's Freund, ihr edler Freund, darum seid mir an ihrem Grabe willkommen, sagte sie nun, ihm die Hand reichend, die er zögernd ergriff. Es lag in diesem weiblichen Wesen eine Würde, ein kalter Stolz, der den schönen Zügen eines Gesichtes die Lieblichkeit nahm, welche der Grazien Erbtheil; ihr Anblick erweckte Bewunderung, Achtung, aber nicht Wohlwollen in Frundsberg's Brust. Er ergriff zwar ihre Hand, aber er zögerte den leisen Druck zu erwiedern. Margaritta beobachtete hierbei Frundsberg mit einer gewissen Aengstlichkeit, und schien den

Eindruck belauschen zu wollen, den die Fremde auf ihn machte.

Margaritta hat Euch ein Schreiben ihrer Schwester übergeben? fragte sie jetzt. Frundsberg bejahte es. — Ich weiß den Inhalt nicht, da ich aber Isabella's Herz, ihr großmüthiges Herz kenne, so ahne ich, was es enthält. — Die Bitte an Euch, ihren Tod nicht zu rächen.

So ist es!

Und werdet Ihr den letzten Wunsch Eurer Freundin erfüllen? fragte sie, auf die Antwort gespannt.

Ich halte es für meine Pflicht.

Ein mitleidiges Lächeln umzog die kalten Züge, die jetzt Ausdruck und Leben erhielten. — Bequem ist es, auch gottesfürchtig, sprach sie mit Heftigkeit, den letzten Willen eines Sterbenden zu erfüllen, wenn er so zum Dulden auffordert als der Isabella's. Leichter ist es, dem Steinmetz zu befehlen, einen Leichenstein mit prunkender Inschrift zu meißeln, als das Grab mit Blut zu tränken. — O! sagte sie bitter, der Männer Herz verliert alle Spannkraft, wenn Sinnlichkeit und Ehrgeiz es nicht bewegt.

Signora! unterbrach Frundsberg die ihn

verwundende Rede. So jung, und ſchon ſo bittre Erfahrung. — Eure Weisheit müßt Ihr theuer erkauft haben.

Finſter blickte ſie auf Frundsberg, der ſich zu Margaritta wandte, und in ihr ſeine ſanfte Iſabella wieder zu ſehen glaubte. Der Anblick der Fremden war ihm nicht wohlthuend.

Die Fremde trat jetzt dem Grabe näher, beugte ſich, und legte ihre Rechte auf den kalten Stein, der es deckte. Iſabella, ſagte ſie feierlich, ſo übernehme ich Deine Rache! — Der Freundſchaft ſtille Flamme verlöſcht nicht ſo ſchnell wie der Liebe Gluth! und als ſie ſich erhob, hatte ſich eine ſonderbare Klarheit über ihr ganzes Geſicht verbreitet. Sie ſchien, nachdem ſie die Worte geſprochen, beruhigt, und mit dem Schickſale verſöhnt zu ſeyn; denn mit heiterm, faſt lieblichem Lächeln trat ſie zu Frundsberg. — Hauptmann, ſagte ſie, wünſchet Ihr vielleicht noch Manches von Iſabella zu hören, Manches, was von ihr noch in meinen Händen iſt, zu beſitzen, ſo könnt Ihr mich jeden Tag um die zehnte Stunde finden. Ich wohne in der Via de Serpenti, der Witwe gegenüber, welcher ihr Marga-

ritta anvertraut habt. — Frundsberg sah sie bedeutsam an. — Ihr wundert Euch, daß ich Euch einlade. Konnte ich vor Euch meinen Schleier lüften, kann ich Euch auch in der Wohnung meiner Mutter empfangen.

Ich werde kommen, erwiederte Frundsberg.

So gehabt Euch wohl bis morgen, oder bis zu dem Augenblicke, wo es Euch gefällig seyn wird, zu kommen, sagte sie, faßte Margaritta's Hand, die sich jedoch losriß und, sich mit Heftigkeit an Frundsberg schmiegend, ausrief. Lebt wohl, guter, lieber Herr, vergeßt Margaritta nicht ganz! Ihr Auge sah zwar sanft bittend an ihm auf, aber es schien ihm wieder der lockende Blick zu seyn, wie einst.

Nicht so, Margaritta, sagte er unmuthig, so gleichst Du Isabellen nicht.

Während des ganzen Hinweges gedachte er der Fremden. Diese Schönheit, dieser kalte Ernst, dann diese liebliche, anziehende Freundlichkeit, der Vorsatz der Rache auf Isabella's Grabe, alles dieses verwob sich so sonderbar in einander, daß er sich kein bleibendes Bild von ihr zu eigen machen konnte. Nun ich werde ja morgen sehen, sagte er vor sich hin, und wäre sie nicht Isabella's Freundin gewe-

ſen, er hätte ſicher ein voreiliges Urtheil über ſie gefällt.

9.

Die Zubereitungen zu Edmunds Abreiſe und manche unangenehmen Verhältniſſe, in die er ſich durch das Mißvergnügen des Heeres verwickelt ſah, ließen ihn die Fremde und ihre Einladung vergeſſen. Sein ruhiger Blick, ſein feſter überlegter Sinn führten ihn einem thätigen Leben, als dem beſten Arzte für Herzenwunden, entgegen; ſo war er nach und nach ruhiger geworden, und die Erinnerung an Iſabella nicht ſchmerzhaft mehr; er blickte nach ihr und jenen Tagen wie nach einem lieblichen Traume zurück, der vielleicht zu ſeinem Glücke ſo bald geendet hatte.

Edmund, nur in Leonore lebend, und ſie nur in ihm, hatte keinen andern Gedanken, keinen andern Wunſch, als die Thürme Ferrara's zu erblicken, ſelbſt Leonoren ſchien die Trennung von Rom leicht, denn für den Vater ſchlug ihr Herz, der Mutter liebloſes Be-

nehmen hatte ſie ganz von ihr entfremdet. Die Liebenden ſchwelgten in der Gegenwart und Zukunft, Beide gingen mit überreizten Gefühlen ihrem Glücke entgegen, ſo daß der beſonnene Frundsberg deshalb für ſie zitterte. Nur einen Himmel voll Seligkeit ſahen ſie vor ſich geöffnet, einen Himmel, ungetrübt und rein, ſie glaubten ſich ſo nahe ſeiner Pforte, daß ſie wie ſorgloſe Kinder, ſich blind der Hoffnung und dem Augenblicke überließen.

Die Päſſe des Herzogs von Urbino waren von Siena angekommen, und der morgende Tag zur Abreiſe beſtimmt. Franzeska verſuchte zwar Alles, ſie, wenn auch nur einen Tag noch, zu verſchieben, aber des Cardinals beſtimmter Befehl entſchied — er ſchien mit ängſtlicher Eile auf die Abreiſe zu dringen. Am andern Morgen als Franzeska mit Packen beſchäftig war, ließ er Edmund und Leonore rufen, reichte dieſer ein Käſtchen mit Schmuck, Edmund die verſprochenen Wechſel und machte ſie mit ſeiner noch auf den heutigen Morgen beſtimmten Abreiſe nach Frakcati bekannt, wo er einige Tage bleiben würde. Ich mag den Tag nicht in Rom verbringen, wo Du es verläſſeſt, ich mag die Anordnungen nicht ſehen, die

mich an die ſchmerzhafte Trennung von Dir erinnern; Signora Franzeska hat mir deßhalb dringende Vorſtellungen gemacht, ich werde ihrem Rathe folgen. Ich ſage Dir und dem von Bibrach heute ſchon Lebewohl.

Mit wahrer Rührung, mit ungeheucheltem Schmerze ſchloß er Beide in ſeine Arme, ertheilte ihnen ſeinen Segen, und nach einer Stunde hatte er den Palaſt und Rom verlaſſen.

Auf Leonore hatte die Trennung von ihrem Vater einen ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Die Wonne ihres Herzens war getrübt, und ſtatt der Sehnſucht, mit welcher ſie der Abreiſe entgegen ſah, hatte ein wehmüthiges Gefühl ſich ihrer bemächtigt. Sie hätte faſt dem Vater zürnen können, daß er ſich von der Mutter hatte bereden laſſen, ſeinem nur oft zu weichem Gemüthe einen trüben Tag zu erſparen. Sie ſuchte die Mutter auf, welche immer noch beſchäftigt, die Kiſten zu packen, ihr wenig Troſt gab, denn ſie ſpottete nur, daß die reichen Gewänder für ein Hirtenvolk, wie die Schweizer, doch viel zu prachtvoll wären, ſie ſolle dieſe Reichgeſtickten lieber zurücklaſſen.

Behaltet sie, Mutter, sagte Leonore schmerzlich, was kümmern sie mich, da ich des Vaters Herz, da ich die Mutter zurücklassen muß.

Die Mutter lachte bei diesen Worten höhnisch. Fühlst Du endlich, daß die Schwärmerei im Leben nicht ausreicht? Fühlst Du endlich, daß Eltern, Heimath, gleicher Glaube, auch etwas dem Menschen Werthes sind, und der Geliebte mit seinem Irrglauben für Alles dies nicht Ersatz bieten kann?

Mutter, Ihr seid hart! unterbrach sie Leonore. Eure schneidenden Worte könnten fast die Thräne trocknen, welche das Vaterherz hervorrief. Macht mir die Trennung nicht so leicht, und entzieht mir nicht die freundliche Rückerinnerung an den letzten Tag, den ich um Euch bin.

Den Letzten? rief hellauflachend die Mutter. — Schmerzlich verwundet blickte Leonore auf die noch höhnisch Lachende. — Kind, fuhr die Mutter fort, die reichen Stoffe sorgfältig zusammenlegend, der Mensch macht Plane und Gott zerstört sie. — Meine Thränen werden um Dich erst fließen, wenn Du fern von mir bist, so lange ich Dich noch hier

um mich sehe, bist Du noch mein. Geh zu Deinem Edmund, sprach sie mit sanfterem Tone, geh und durchstreife noch heute jedes Plätzchen des Gartens, setze Dich noch einmal mit ihm vor Deine Lieblinglaube; fasse den Gedanken recht fest, und mache Dich mit ihm vertraut, daß es das letzte Mal ist, daß Du mit ihm dort die Sonne untergehen siehst.

Mutter! rief Leonore von diesen Gedanken erfaßt. — Mutter, warum sagt Ihr mir das? und mit diesem Tone, diesem Blicke; es könnte mir vor Euch schaudern.

Ich meine es gut mit Dir, Leonore, sprach die Mutter mit Wärme, und schien dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. — Was ich für Dich that und thue, befahl die Mutterliebe. — Geh zu Edmund und genieße den heutigen Tag. Dies sagend, drückte sie die Tochter zärtlicher als seit langer Zeit an ihr Herz und verließ sie.

10.

Frundsberg hatte es mit Leonoren verabredet, daß sie Margaritta mit sich nehmen

voller Erwartung auf die andere Seite des Sarges, ihr gegenüber. Jetzt erhob sie sich und erblickte ihn. „Bist du da, mein Harry!“ sprach sie freundlich „Sei mir willkommen in der Wohnung des Todes! — Hier in diesem Sarge ruht meine Mutter“ sagte sie nun mit anscheinender Ruhe, doch während sie sprach, ward ihre Stimme immer zitternder, immer bewegter — „Du hast sie gekannt, hast den Engel der Milde und Güte gekannt, der segnend unter uns wandelte — Eine That, unerhört und schrecklich, vor welcher die Engel selbst ihr Antlitz bargen, riß sie aus unsrer Mitte, eine That, die nur durch Blut oder Verderben ausgelöscht werden kann und die mich — auch mich Harry“ rief sie mit Heftigkeit und ihr Auge glühte, ihre ausgestreckte Hand zitterte „auch mich grenzenlos unglücklich gemacht hat!“

„Bist du gesonnen die Rache an Hassan Bei, dem Capudan Pascha der Osmanen zu übernehmen?“ fragte sie ihn jetzt ernst aber ruhig „Bist du es, so reich mir statt Schwures deine Hand über dem Grabe dieser Heiligen und dieser Handschlag, der dich zur Lösung deines Worts verbindet, verbinde zugleich auch unsre Herzen vor Gott!“ Sie streckte die Hand nach ihm, er ergriff und drückte sie heftig „Der Rache deiner Mutter weih' ich mich hier, so wie dir bis zum Tode!“ sagte er zusammenschaudernd „Aber nun komm Helene, weg von dieser Stelle, wo der Tod uns mit giftigem Odem anweht und das Leben verdorrt, wie der Cypressenzweig, den der Vater mit zitternder Hand kaum noch hält.“

„Kommt Kinder!“ sagte auch Demetrios — „Genug des Furchtbaren — Möge Gott es Euch nicht zur Sünde

sollte. Er wollte sie heute von der Witwe abholen. Als er deßhalb durch die Via de Serpenti gieng, sah er zufällig aufblickend die Fremde an dem Fenster eines Hauses. Lebhaft erinnerte er sich ihrer Worte und was sie ihm verheißen, er trat in das Haus, ohne sich Rechenschaft zu geben ob es das Mädchen selbst, oder die Erinnerung an Isabella sei, die ihn hierher führte.

Am Eingange begrüßte ihn ein altes Weib, das schon seiner zu warten schien. Folgt mir nur, sagte sie widerlich lachend, die Signora hat Euch schon seit mehreren Tagen erwartet. Der Anblick dieser Alten war wohl geeignet, die Hast, mit welcher Frundsberg das Haus betrat, zu mäßigen, doch einmal auf der Treppe, schritt er muthig vorwärts. — Solltest Du in eine jener Spelunken gerathen seyn, deren es in Rom so viele giebt? dachte er; soll das ernste, abstoßende Wesen der Unbekannten die Lockspeise gewesen seyn, womit man Dich fangen wollte? Von diesen Gedanken begleitet, folgte er der Alten. Tretet ein, sagte sie jetzt eine Thür öffnend. Frundsberg trat ein, und fand Isabella's Freundin allein, in einem fast mit Pracht

geschmückten Zimmer. Sie selbst war einfach und höchst sittig gekleidet, fast ebenso, wie er sie am Grabe der Geliebten gesehen, nur rollte ihr langes, lockiges Haar frei und fast unordentlich über den verhüllten Nacken und die Schultern. Seid mir willkommen, Herr, sagte sie freundlich; wäret Ihr heute nicht zu mir gekommen, wie ich sicher erwartete, so hätte ich Euch aufsuchen lassen, da ich Euch Manches mitzutheilen habe, was Ihr noch vor Abends erfahren müßt. Setzet Euch!

Während Frundsberg sich auf eine Art Ruhebett niederließ, suchte das Mädchen emsig in einem Wandschränkchen, und ihm blieb Zeit und Muse, sie genau zu betrachten. Er fand heute, wo weniger Ernst auf ihrer Stirn thronte, die Züge lieblicher, die Gestalt noch edler. — Sie schien jetzt das, was sie gesucht, gefunden zu haben, legte es neben sich auf einen Sessel, und setzte sich Frundsberg zur Seite.

Lieber Herr, sagte sie nun, es wird Euch Manches in meinem Betragen sonderbar dünken, zum Beispiel, daß Ihr meine Mutter nicht hier findet, und ich Euch dennoch empfange. Ich könnte es Euch nicht verargen,

wenn Ihr mich hart beurtheiltet, bedenkt aber, daß in der kurzen Stunde, in welcher ich an ihrem Todestage Isabellen sah, Ihr der alleinige Gegenstand unsres Gespräches wart, und sie Euch mir so edel geschildert hat, daß eine sittige Jungfrau Euch unbedingt vertrauen kann. Ihr seid mir nicht mehr fremd, und wer in stiller Abendstunde in der einsamen Laube neben der geliebten Isabella saß, und nie die Achtung vergessen konnte, die der Tugend gebührt, von dem hat Ludovica nichts zu fürchten. — Hört nur, weßhalb ich Euch zu kommen bat.

Hier übergebe ich Euch drei theure Pfänder, sagte sie ihm, das Gesuchte reichend. Eine Rose, die Ihr am letzten Abende für Isabella pflücktet, und die, obgleich manche Thräne sie bethaute, an ihrer Brust verwelken mußte. — Hier diese Locke nahm ich der Todten, und theile diese Reliquie mit Euch, und hier — sie enthüllte eine Kapsel — hier ihr Bild von meiner Hand gemalt; ich gebe Euch das Original, mir genügt die Copie. Sie schwieg.

Frundsberg, welcher die Rose sinnend in seiner Hand gewiegt, die kastanienbraune

Locke an sein Herz gedrückt hatte, sah jetzt starr auf das Bild. Ernst wurden seine Züge, das Schicksal des unglücklichen Mädchens schien in ihrem Bilde lebhaft vor ihn zu treten, der Gedanke an Rache in ihm aufzusteigen. Je länger er aber die sanften, freundlichen Züge betrachtete, die immer mehr und mehr ihn anzulächeln schienen, desto schneller schwand der finstere Ernst, und die Wehmuth sprach sich mild in seinen Zügen aus. Unglückliche! rief er, mußtest Du so enden, und konnte ich Nichts für Dich thun? O, daß Du noch in Licht und Leben unter uns wandeltest, daß ich noch Deine holde Stimme vernähme, Dein Herz noch an dem Meinen ruhte!

Wohl Ihr, sagte Ludovica mit schmerzlichem Tone, wohl Ihr, daß sie ausgelitten hat. Was konnte das Leben ihr noch bieten, da Ihr der Armen die Pforten des Paradieses geöffnet hattet, durch welche sie nie der Wonne entgegenschreiten durfte. Der Liebe reinste Tropfen haben sie erquickt, und ehe sie den bittern Kelch leerte, entriß ihn der Tod ihrer bebenden Hand. Wohl ihr, daß sie heimging mit einem Herzen voll Liebe und

Glauben. — Und was konntet Ihr für ihr Glück, für ihre Ruhe thun? fuhr sie fort. O! Ihr selbstsüchtigen Männer, Ihr Sclaven des Augenblicks, da seht Ihr eine duftende Rose erblüht, und tändelt und koset mit ihr, als wäret Ihr ein sanfter West, der sie, leise hin und her schaukelnd, entfalten könnte; Euch nur, glaubt Ihr, habe sie sich erschlossen, doch daß Ihr der Sturmwind seid, der sie zerknickt, daran denkt Euer eitler Sinn nicht; Ihr glaubt, es sei genug gethan, sie nicht mit frecher Hand gebrochen zu haben. Aber die unbefriedigte Sehnsucht, die hoffnunglose Liebe, die Ihr wie einen Tropfen zerstörenden Mehlthaues in ihre Kelche träufelt, an die denkt Euer eigennütziger Sinn nicht, hat Euch doch das Tändeln erfreut!

Freundsberg, fuhr sie fort, Ihr seid ein edler Mann, wahrlich einer der Besseren dieses Geschlechtes, und doch hattet Ihr die Gluth der Liebe in einem frommen Herzen engefacht, und nie war es Euer fester Wille, die Liebe des Mädchens zu lohnen. Ohne das Schicksal, welches ihr den Dolch in die-

Hand gab, wäre ihr Herz durch Euch gebrochen.

Durch mich wäre Dein Herz gebrochen? sagte Frundsberg, das Bild Isabella's wehmüthig anlächelnd. — Nein! Deiner Engelsmilde hätte ich nicht zu widerstehen vermocht.

Und doch! fiel ihm Ludovica in die Rede. — Die Vorurtheile Eures Standes hätten Euch Muth gegeben, den Pfeil aus der eignen Brust zu reißen, und ihn dann der Ehre zu weihen. Ihr hättet es für männliche Kraft gehalten, Euch loszureißen, Euch von einer thörichten Leidenschaft zu heilen, und hättet über die Festigkeit Eures Charakters noch triumphirt. Ein mitleidiges: Vergiß Isabella! wäre das letzte Almosen gewesen, daß Ihr der Armen gegeben hättet.

Nimmermehr! fuhr Frundsberg auf.

Ihr zweifelt, und tadelt doch Euren Freund, der, schwach wie ein schwankendes Rohr neben der königlichen Eiche, an Eurer Seite steht, daß er Festigkeit genug besitzt, einem Mädchen Alles zu opfern, die wahrlich eines noch größeren Opfers werth ist.

Kennt Ihr Leonore? fragte Frundsberg.

Ob ich sie kenne! — Doch hiervon zu einer andern Zeit. Jetzt, Hauptmann Frundsberg, nachdem ich Euch die theuern Pfänder wehmüthiger Erinnerung übergeben habe, nehmt auch dies Briefchen, gebt es Leonoren, doch so, daß Niemand es gewahrt, am wenigsten Signora Franzeska. Verlaßt, wenn die Dämmerung beginnt, Euren Freund nicht einen Augenblick, und gebt ihm eine gute Bedeckung nach Ferrara mit. Wißt, der Marchese ist in Rom, gestern Abend ist er eingetroffen, und wo der weilt, folgt das Verderben. Eilt nach dem Palaste; der Cardinal könnt Ihr von des Marchese Hierseyn unterrichten, von dem Briefe darf er aber nichts wissen. Margaritta wird heute Abend noch bei Leonoren ankommen.

Sonderbares, räthselhaftes Wesen! sagte Frundsberg. — Wer seid Ihr, weßhalb nehmt Ihr so warmen Antheil an mir und meinem Freunde?

Wer ich bin? — Was nützt es Euch, mehr zu wissen, als daß Ludovica Isabella's Freundin war. — Weßhalb ich Theil an Euch nehme? Seht auf die freundlichen Züge dieses Bildes, und Ihr werdet fühlen, daß

der

werdet fühlen, daß der, den sie liebte, der Freundin nicht gleichgültig seyn kann. Was mich zu Leonoren zieht? das bleibe hier in meiner Brust verschlossen.

Ludovica, sagte Frundsberg mit Theilnahme. Auch an Euch nehme ich innigen Theil, und deßhalb thut es mir weh, die lieblichen Züge Eures Antlitzes von finsterm Ernste getrübt zu sehen. — Ihr seid nicht glücklich!

Wer wäre das auf dieser Welt, entgegnete sie bitter. Was sterblich ist, ward dem Unglücke geweiht. Doch laßt das ruhen. — Eilt zum Palaste zurück; jede entschwundene Minute kann unheilbringend seyn. Eilt! — Sie reichte ihm ein künstlich zusammengefaltetes, versiegeltes Papier. Gebt es Leonoren, wenn sie allein ist, und geht mit Gott!

Als Frundsberg beim Nachhauseeilen in die Via San Marco einbog, begegnete ihm Konrad von Bemelberg mit einem stattlichen Gefolge. Der Zufall ist mir günstig! rief er Frundsberg entgegen, ich war schon in Eurer Wohnung, Euch zum Prinzen von Oranien abzuholen, Ihr müßt gleich mit mir umkehren, er verlangt Euch zu sprechen.

Kommt, Freund, besteigt ein Roß, und folgt mir zum Palaste Rospiglioni!

So unangenehm es auch in diesem Augenblicke Frundsberg war, mußte er folgen. Er konnte vermuthen, daß nur Wichtiges Konrad von Bemelberg zu dieser dringenden Einladung nöthigen könne, und da erst Mittag vorüber war, so hoffte er gewiß noch vor Abends zurück zu seyn.

11.

Durch die Abreise des Cardinals, und durch das zweideutige Benehmen ihrer Mutter traurig gestimmt, konnte sich Leonore nicht mehr so wie am Morgen der Freude überlassen, daß jede Stunde sie ihrem Glücke näher bringe. Alle Gegenstände, jeder Diener, dem sie begegnete, erinnerte sie an Trennung, und als Edmund, einigen Freunden Lebewohl zu sagen, sie auf kurze Zeit verließ, trieb sie jenes wehmüthige Gefühl, das der Mensch, wenn er sich vom Gewohnten trennen muß, so tief empfindet, hinunter in den Garten. Jedes Lebewohl hat etwas Trauriges, der Gedanke: zum letzten Male! der dann in dem

Menschen aufsteigt, beengt die Brust, Trennung ist ein so trauriger Mahner irdischer Vergänglichkeit. Auch Leonore, die mit Sehnsucht diesen Tag erwartet hatte, konnte ihn, da er erschien, nur schmerzlich begrüßen.

Es mochte um die sechste Stunde des Abends seyn, als sie in den Garten trat, noch waren Edmund und Frundsberg nicht zurück. Sie durchstrich die Gänge, setzte sich auf jedes Plätzchen, pflückte von jedem Beete eine Blume, um sie zum Erinnerungkranze zu flechten; bei jedem Baume, vor jeder Statue blieb sie stehen, betrachtete sie noch einmal und schien ihnen Lebewohl zu sagen. An jede Stelle knüpfte sich eine wehmüthige Erinnerung. So durchwandelte sie mit beklommenem Herzen den Garten, bis sie zu ihrem Lieblingplätzchen, der Laube, kam. Die Fülle der Rosen war verblüht, nur hier und da brach noch eine Spätknospe durch die grüne Blätterhülle, und den Duft, den sie hier noch athmete, hauchten die Orangenbäume aus, welche, mit Frucht und Blüthen zugleich geschmückt, ihr Aroma verbreiteten. Von mancherlei Empfindungen bewegt, stand sie vor dem Eingange der Laube; die Tage

anrechnen, daß Ihr unberufen in sein heiliges Richteramt greifet. Möge er Barmherzigkeit an dir üben, Helene und mir meine Schwachheit verzeihen!"

„Schlaf wohl, Mutter, schlaf wohl!" rief das Mädchen und warf sich bitterlich weinend über den Sarg. Ihr Schmerz löste sich nach einem kurzen Augenblicke in Thränen auf, dann erfaßte sie des Vaters und des Geliebten Hand und schritt gefaßt die Stufen hinauf. Als sie in die Kirche zurückgekehrt waren, schrak sie plötzlich zusammen „Habe ich doch vergessen, diese Rose auf den Sarg der Mutter zu legen, trag sie hinunter, guter Boris und lege sie zu ihren Füßen" Dies sagend nahm sie eine schon entblätterte Rose von der Brust, blickte traurig auf die verwelkte, raunte dem Diener einige leise Worte zu und gab ihm die Blume; dann verließ sie die Kirche. Während des Heimrittes zwang sie sich, heiter zu sein und sich dem düstern Eindruck nicht hinzugeben, den diese Scene an dem Sarge auf ihr Gemüth gemacht hatte. Aber doch ward sie seiner nicht ganz Herr, sie blieb in der Erinnerung versunken; auch Demetrios und Harry ritten schweigend ihr zur Seite und in ernster Stimmung trennten sie sich am Abend.

der Liebe schwebten in freundlichen Bildern an ihr vorüber, die in der Ferne hin- und herschwankende Gondel führte ihr den Augenblick zurück, wo Edmund sich zuerst ihr nahte; denn jener Tag, wo er sie aus den Händen der Plünderer rettete, war zu grausig, um ihn in ihrem Gedächtnisse zu bewahren, war zu furchtbar, um ihn zurückzurufen. Ein Blick in die Laube weckte auch die Erinnerung an jenen Abend der ersten hervorbrechenden Liebe in ihr, sie konnte nicht widerstehen, jene selige Stunde zurückzurufen, sie trat ein, legte sich auf die Rasenbank, und schloß wie damals die Augen.

Wie an einem Zauberorte, wo den Schläfer liebliche Gebilde umgaukeln, wenn er an gefeierter Quelle einschlummerte, und im wachen Traume Vergangenes und Zukünftiges im magischen Lichte vor sich sieht, so war es auch Leonoren. Der Ort, wo der Zauber der Liebe sie so oft umgeben, führte ihr alle jene selig durchlebten Stunden zurück, und lange würde sie noch so geträumt haben, hätte sie nicht gefühlt, daß Jemand ihre Hand erfaßt und an seine Lippen gedrückt hätte.

Sie sprang auf. Wer ist hier? rief sie,

und ein vor ihr knieendes Mädchen sagte, die Hand noch in der ihrigen festhaltend, mit sanft bittendem Tone: Verzeiht, Signora, daß ich Euch störe. Ich bin Margaritta, die Euch in fremde Lande begleiten soll; man schickte mich in den Garten, wo man mir sagte, daß Ihr wäret, ich fand Euch hier, und da Euer Schlummer mir so unruhig schien, glaubte ich Euch wecken zu müssen.

Steh auf! sagte Leonore, die Knieende aufhebend. Du bist ein freundliches Mädchen und gefällst mir wohl. Geh zurück in den Palast, Margaritta! fuhr sie fort, nachdem sie aus der Laube getreten war, und das Mädchen genauer betrachtet hatte, hilf der Mutter meine Sachen ordnen.

Ich soll Euch nicht verlassen, erwiederte das Mädchen ängstlich.

Und wer gab Dir den Befehl? fragte Leonore staunend.

Eine Dame, welche Euch liebt, innigen Antheil an Euch nimmt, sie meinte, Euch bedrohe Gefahr, erwiederte Margaritta.

Ich stehe in Gottes Hand! erwiederte Leonore mit Ruhe und in dem Palaste des

Cardinals della Valle bin ich geschützt. — Geh, Margaritta. Diese Stunde ist der Erinnerung geweiht, Niemand darf sie mir stören.

Margaritta ging. Leonore, doch in etwas durch die Warnung der Unbekannten beunruhigt, konnte die Worte des Mädchens nicht vergessen, aber bald ward sie von andern Empfindungen ergriffen, und Wehmuth trat an die Stelle der Besorgniß.

Sie ging dem Ufer der Tiber näher, hin, wo die hohen Thränenweiden mit ihren herabhängenden Zweigen ein schützendes Dach vor den brennenden Sonnenstrahlen bildeten. Zu ihren Füßen rauschte der Fluß, vor ihr erhob sich der Vatican, die Engelsburg und St. Peter, hinter dessen Kuppel die Sonne ihre letzten Gluthstrahlen senkte; traurig flüsterte der Abendwind durch die Blätter der Thränenweide ihr ein leises Lebewohl zu, und auch die plätschernde Welle zu ihren Füßen murmelte sanft: Lebe wohl, ich fließe dahin und kehre nicht wieder zurück.

Soll ich denn scheiden, sprach sie tief aufathmend, scheiden von dir, du freundlicher Garten, du sanft murmelnder Strom, von euch, ihr Denkmäler des herrlichen Roms,

und soll euch nicht wiedersehen, nicht mehr den Palast, wo mich der Kindheit frohe Spiele vergnügten, nicht mehr den Vater, nicht die Mutter wiedersehen? — Nur du begleitest mich, ewige Sonne, du begleitest den Erdenpilger überall auf seiner Bahn, dich sehe ich aufgehen hinter den Bergen der Schweiz, und untergehen, dort so herrlich wie hier. — Ach, wie schmerzlich ist es doch, sich losreißen zu müssen von den Genossen der Jugend, von der Erinnerung einer unschuldvollen Zeit, nichts, nichts mit sich hinweg zu nehmen als die matten Bilder der Erinnerung, eine geliebte Welt hinter sich zu lassen, wenn man vor sich erst eine neue erwarten muß. — Ich glaubte es nicht, daß es so schmerzhaft sei, ich freute mich der Stunde der Trennung, und nun ist sie so bitter. — Von diesem Schauplatze trete ich ab, einen neuen Unbekannten betrete ich, und einem verhüllten Schicksale muß ich entgegen.

Schweig, zagendes Herz! rief sie jetzt, und ihr Auge schaute freudig in die sinkende Gluth der Abendsonne. Begleitet mich nicht Liebe und Hoffnung und Vertrauen nach jenen Bergen, wandle ich nicht an seiner Hand

den neuen Weg, und ist Gott nicht überall ein barmherziger Vater? — Ja! rief sie, und beugte demuthvoll ihre Kniee. Zu Dir, mein Gott und Herr, wende ich unter dem Himmel meines Vaterlandes noch einmal mein Gebet, auf heimathlicher Erde kniee ich noch einmal, Dich, Barmherziger, in Demuth anzuflehen, als sei es in der letzten Stunde meines Lebens. — Vergieb mir meine Schuld, strafe mich nicht ob meinem Vergehen, der Liebe Allmacht konnte das schwache Herz nicht widerstreben; richte Dein Kind barmherzig und sei mir gnädig!

Sie erhob sich. — Dies wäre vollbracht, sprach sie, mein Gebet stieg auf zu Gott, aber kein Vertrauen in meine beklommene Brust, unnennbare Angst ergreift mich. — Wo nur mein Edmund bleibt, seufzte sie, er läßt lange sein bekümmertes Mädchen auf sich warten, die Bande der Freundschaft halten ihn fest, und während Leonore um ihn bangt, sitzt er vielleicht beim vollen Becher und hat sie vergessen. — Nein, mißtrauisches Herz, rief sie, die Hand auf das Klopfende legend — schweig und vertraue, vertraue ihm, vertraue Gott.

Und als sie dies sprach, rauschte es hinter der Laube, Edmund trat hervor, sie lag in seinen Armen. Inniger noch als die Ranke um den Ulmenbaum, schmiegte sie sich an des Geliebten Brust; aller Schmerz war vergessen, sein Kuß rief die Wonne der Liebe zurück, nur was er ihr gab, war süß, was sie für ihn zurücklassen mußte, dünkte ihr schal in diesem Augenblicke. — Ach, bleib bei mir bat sie schmeichelnd, verlaß mich keinen Augenblick mehr, mein Geliebter, in Deiner Nähe bin ich ein muthiges Weib, bist Du mir fern, ein zagendes Mädchen! — Komm, laß uns auf jenem Rasensitze die letzten Stunden durchleben; sieh mich schmückt das nämliche Gewand, welches ich damals trug, zwei Rosen habe ich in mein Haar geflochten, Dir lebhaft die Erinnerung an jenen Abend, der mir so heilig ist, zurückzurufen. So will ich zum Altare gehen, und auch, wenn Gott über mich beschließt, sollt Ihr mich so geschmückt dem Tode übergeben. Weiß sei mein Todtenkleid, zwei Rosen mögen in meinem Haare verwelken, und die dritte legst Du dann auf mein erstorbenes Herz, wie damals auf mein Klopfendes.

Leonore, bat Edmund, warum dieſe trüben Gedanken?

Edmund! ſagte ſie feierlich: In der Stunde der Trennung von Eltern und Heimath tritt auch wohl der Gedanke an Trennung vom Geliebten und vom Leben mahnend vor uns. — Mir iſt ſo ängſtlich — ich kann es Dir nicht verhehlen, wenn auch Dein Anblick mich anfangs ſtärkte, ſchon jetzt iſt der Muth wieder dahin. Ich wollte die Morgenröthe beleuchtete uns, nicht die Gluth der Abendſonne.

Laß die Gluth der Abendſonne uns beſtrahlen, unterbrach ſie Edmund tröſtend. Eine Nacht nur liegt zwiſchen dem Jetzt und unſerm Wunſche, und wie bald iſt ſie verträumt. Komm an mein Herz, lege Dein ſorgenſchweres Haupt an meine Bruſt, preſſe Dein klopfendes Herz an das Meine, und die Ruhe wird mit jedem Athemzuge wiederkehren. Er drückte ſein ſchön mit Blumen bekränztes Mädchen ſehnſuchtvoll an ſich, und trocknete mit ſeinem Kuſſe die Thräne, welche dem geſchloſſenen Auge entquoll.

Ach mir wird ſo wohl, mein Edmund, ſagte ſie jetzt leiſe, ſo wohl, daß ich ſterben möchte, damit ich dies ſelige Gefühl mit mir

hinüber nehmen könnte, so wohl war es mir noch nie in Deinen Armen. Ihr Auge hatte sich wieder erschlossen und sah nach ihm auf, die ganze Seele lag in diesem Blicke. — Da vernahm sie ein Rauschen im nahen Gebüsche; sie horchte auf — es rauschte stärker. — Rettet Euch! schrie eine Stimme, Leonore sprang auf, zwei Männer drangen auf Edmund ein, sie warf sich über ihn, und sank blutend zu seinen Füßen.

Edmund hatte sein Schwert gezogen, war den Mördern nachgeeilt, die sich in die Fluth stürzten, und behende einen Nachen zuschwammen, der ihnen entgegen ruderte, sie aufnahm und davon eilte; dies Alles wer das Werk eines Augenblickes. Er kehrte jetzt zu Leonoren zurück, neben welcher er die knieende Margaritta fand, die besorgt den Garten und die Gegend der Laube nicht verlassen, die Mörder bemerkt und durch ihren Angstruf Edmund gerettet, Leonore verderbt hatte. Mit Kraft und Besonnenheit umfaßte Edmund die Unglückliche, und während Margaritta, das Blut zu stillen, ihr Tuch auf die Wunde drückte, trug er sie nach dem Palaste zurück.

Schon im Garten begegnete ihm Frundsberg. Er bebte erschrocken, als er die Erbleichte in Edmunds Armen sah, der, auf keine seiner Fragen antwortend, des eigenen blutenden Armes nicht achtend, immer voranschritt. In einem Gemache des unteren Stockes legte er die süße Bürde auf ein Ruhebett, und während Frundsberg nach einem Wundarzte schickte, sank er selbst erschöpft neben die Geliebte.

So fand ihn der Freund; auch die Mutter sah er in Thränen neben der Tochter knieen. Der Wundarzt kam schnell herbei, und als er flüchtig den Zustand Beider untersucht, bat er Frundsberg, den Ohnmächtigen entfernen zu lassen.

Während Edmund in sein Zimmer gebracht wurde, untersuchte der Arzt Leonorens Wunde, legte den Verband auf, eilte dann zu Edmund, um welchen Frundsberg beschäftigt war, ihn zum Leben zurückzurufen, und besichtigte dessen linken Arm, den ein Dolchstich durchbohrt hatte. Wäre bei der Wunde der Signora so wenig Gefahr, sagte er traurig, so sollte es mich freuen, aber ich fürchte,

die edlen Theile der Dame sind verletzt und Rettung unmöglich.

Großer Gott! rief Frundsberg, so kam ich zu spät sie zu retten! und beobachtete kaum den Freund, der, zu sich selbst kommend, die Augen aufschlug, und mit matter Stimme nach Leonoren fragte.

Der Arzt beruhigte ihn und versicherte, während er ihn verband, daß er Muth fassen könnte; aber Edmund, dem Wundarzt scharf ins Auge blickend, schüttelte zweifelnd den Kopf. Ihr täuscht mich, Herr, sprach er. Euer Blick kann den Meinen nicht fest begegnen, Ihr täuscht mich! — Geh zu ihr, Frundsberg, bat er, und berichte mir, wie es ihr ergeht, kehre bald wieder und beruhige mich.

Frundsberg ging in das Zimmer, wo er Leonore verlassen und fand es leer, er eilte hinauf nach der Wohnung der Signora, und fand sie verschlossen, endlich erfuhr er durch einen Diener, daß man Leonore nach dem gegenüber liegenden Kloster der Carmeliterinnen gebracht habe. Er eilte hin, das Kloster wurde erst nach manchen Ausflüchten geöffnet, und er in das Sprachzimmer geführt, hier verlangte er Signora Franzeska zu sprechen,

7.

Paul, der am andern Tage erſt wieder in dem Landhauſe eintraf, brachte die Nachricht, daß der Neapolitaner bei günſtigem Winde in zwei Tagen abſeegeln wollte und das Gepäck ſchon morgen eingeſchifft werden müßte. Helene war von dieſer Nachricht faſt mehr überraſcht, als Harry ſelbſt „Alſo nur zwei Tage gönnt mir der Himmel mein Glück!“ ſprach ſie „Nun dann, mein Harry, ſo wollen wir auch dieſe kurze Zeit wie Geizige genießen und ſelbſt dem Schlafe die Stunden, die Minuten abgewinnen, um die karg Gemeſſene zu verlängern.“ Von dieſem Augenblick an ſchien ſie heiterer, überließ ſich ganz ihren Empfindungen, lebte nur allein der Gegenwart und ſchien jede trübe Erinnerung weit hinter ſich zu laſſen und keinen Blick in die Zukunft zu thun. Unverſtellt zeigte ſie Harry ihr Herz, erzählte ihm mit kindlicher Unbefangenheit, wie ſie ſchon als Kind ihn liebgewonnen, wie ſein Bild ſie ſeitdem ſtets umſchwebt und ſie das kleine Gemälde von ihm, das er ihr zurückgelaſſen, täglich mit friſchen Blumenkränzen geſchmückt habe. Sie gab ſich ganz der Liebe hin, jedes Wort hauchte die Glut aus, die in ihr flammte, aber kein Druck der Hand, kein ſüßer Kuß be-

die auch, in tiefen Schmerz versunken erst nach langem Harren erschien. Was wünschet Ihr von einer unglücklichen Mutter? fragte sie Frundsberg finster.

Rechenschaft verlange ich, weßhalb Ihr die Verlobte meines Freundes hierher ins Kloster gebracht.

Mein Kind, mein sterbendes Kind nicht in den Armen der Ketzer, es in heiligen Mauern sterben zu lassen, und so ihre Seele zu retten, war meine Pflicht, erwiederte sie. Bis in diese Mauern dringt Euer Schwert nicht.

Es lag bei diesen Worten solche Tücke in dem Gesicht der Signora, der Schmerz war ganz verwischt, eine heimtückische Freude schien die erstarrten Züge belebt zu haben, daß in Frundsberg's Seele ein finsterer Gedanke aufstieg. Jetzt erinnerte er sich des Schreibens von Ludovica, nahm und öffnete es, und las still für sich:

Leonore!

Der Marchese ist in Rom; er und noch Jemand, dem ich aus Achtung für Euch nicht nennen mag, brüten über ein furchtbares Verbrechen. Es gilt Euch oder Eurem Geliebten.

Verlaßt heute sein Zimmer nicht, selbst nicht bei Nacht, geht nicht zu Eurer Mutter; überall, auch dort, schleicht das Verderben Euch nach. Achtet diese Warnung, sie kommt von der Hand der Freundschaft.

Ludovica.

Dies Schreiben gab seinem Argwohne Gewißheit. Leset, Signora, sagte er, es Franzeska reichend. — Als diese die Unterschrift sah, kehrte das Blut in ihre Wangen zurück. — Bist Du auch hier, Unke! rief sie, sich vergessend, heftig aus, gab jedoch Frundsberg das Schreiben mit ruhiger Fassung zurück.

Was soll das mir? fragte sie mit Gleichmuth. Kann in Eurem Vaterlande eine Mutter Mörder senden, der Tochter Brust zu durchbohren, in Roms heiligen Mauern kennt man solche Frevelthat nicht.

Ihr galt der Stoß nicht, erwiederte Frundsberg, dem Freunde galt er!

Wohl möglich, Hauptmann, sagte sie kalt, und mir dünkt es fast auch, daß irgend ein stolzes, beleidigendes Wort die Rache in eines Feindes Brust aufgerufen hat, wer kann das wissen. Unglücklich, daß mein Kind an

ſeiner Statt bluten mußte. Aber verzeiht, daß ich zu ihr eilen muß; es ſind nur noch Stunden, in denen ich ſie mein nennen kann, dieſe gehören mir und der Buße. Sie entfernte ſich.

Vor Frundsbergs Seele ſtand nun die Frevelthat klar. Des Freundes Bruſt hatte der Dolchſtich gegolten, Leonore hatte, den Geliebten zu retten, den Stoß aufgefangen, ein zweiter den Arm des Freundes getroffen; der Marcheſe hatte die Banditen gedungen, die Mutter war die Mitſchuldige, ob der Cardinal auch, war ihm noch nicht klar. Er verließ das Kloſter, um zu dem Freunde zurückzukehren, dem er nur wenig Troſt bringen konnte.

12.

Edmund empfing die Nachricht von der Gefahr, in welcher Leonore ſchwebte, mit jener Verzweiflung, die den Unglücklichen ſo leicht ergreift, wenn er, ſeinem Ziele ſo nahe, es in einen Abgrund verſinken ſieht. Er wollte von ſeinem Lager auf, hinüber zu ihr — und

und als ihm Frundsberg bemerkte, daß der Eintritt in das Frauenkloster für ihn unmöglich sei, verlangte er mit Ungestüm, man solle mit Gewalt eindringen und Leonore zurückführen. Nur erst als Frundsberg ihm bemerkte, daß eine solche gewaltthätige Handlung unfehlbar Leonore tödten müsse, daß die Entweihung heiliger Orte das römische Volk zum Aufruhre reizen, und große Ahndung von Seiten ihrer Obern nach sich ziehen würde, nur erst dann gab er seinen Entschluß auf. Er schien sich zu beruhigen; die Hoffnung hatte ihn noch nicht ganz verlassen, aber der Gedanke, daß sie für ihn leide, machte ihm das unglückliche Ereigniß doppelt schmerzhaft.

Am andern Morgen verkündete das ernste Gesicht des bei Frundsberg eintretenden Arztes nichts Gutes. — Sie hat in der Nacht geendet, berichtete er, der Stoß war tödlich. Sanft ist sie entschlummert, keine Klage hat die letzten Augenblicke ihres Lebens gestört, Edmund! war der letzte Hauch ihres Mundes. — Ich habe es Eurem Freunde noch verhehlt, jedoch durch meine Zweifel ihn vorbereitet, handelt nun, wie es Euch gut dünkt.

Als er sich schon lange entfernt hatte, stand

Frundsberg noch auf der nämlichen Stelle unbeweglich. — So hat der Tod zwei Rosen geknickt! rief er, zwei Herzen gebrochen. — Armer Freund! Das Deine wird nicht erstehen, sich nicht ermannen, kraftlos wird es vergehen. Leonore, Isabella, ihr holden Jungfrauen, ihr lieblichen Erscheinungen in meinem ernsten Leben, ihr habt früh eure Pilgerfahrt vollendet, aber euer Heimgang war herrlich. — Du sankst, um rein und heilig vor deinen Richter zu treten, du warfst dich dem Dolche entgegen, der auf des Geliebten Brust gezückt war, ihr starbt einen schönen Tod, Friede eurer Asche! — Und ich! sagte er nach einer Pause, und sein Auge rollte finster, ich war für Beide das Werkzeug in des Schicksals Hand. Mein eitles Herz verrieth Isabella; Leonore konnte ich retten, hätte ich mich nur auf Augenblicke von meiner Pflicht losgerissen. — Aber es sollte nicht seyn!

Er ging jetzt zu dem Freunde, noch unbestimmt, ob er ihm den Becher mit einem Male leeren lassen, oder ihm den Wermuthtrank nur tropfenweise reichen sollte. Er fand Edmund nicht mehr auf seinem Lager, er saß in einem

Lehnstuhle am Fenster, den Blick starr hinunter nach der Rosenlaube gerichtet; erst als Frundsberg vor ihm stand, bemerkte er ihn. Schweigend reichten sich die Freunde die Hand, und während Edmund in Frundsbergs Augen sein Schicksal zu lesen schien, drückte er sie ihm immer krampfhafter.

Sie hat ausgelitten! sagte er endlich. Gib mir Wahrheit, Frundsberg, versuche nicht, mir das Schreckliche zu verbergen, reich mir das Gift mit einem Male, vielleicht tödtet es mich. Sie ist todt! sprich es aus, das furchtbare Wort.

Sie ist heimgegangen! sagte Frundsberg, kaum seiner mehr mächtig.

Leb wohl! leb wohl! rief Edmund. Lebe wohl, du meines Lebens Licht! Dies sagend, senkte er sein Auge, und sein Blick blieb fest auf den Boden geheftet, kein Seufzer, keine Klage, keine Thräne brach mehr hervor; bewußtlos saß er da, antwortete nicht auf Frundsberg's Rede, schien sie nicht einmal zu vernehmen, abgestumpft schien er selbst für den Schmerz. Er befand sich in dem furchtbaren Zustande gänzlicher Abspannung. — So saß er mehrere Stunden, nur zuweilen

ſagte er ſtill vor ſich hin, todt, todt! aber auch dann drückte ſich nicht der Schmerz in ſeinen kalten Zügen aus. Der Wundarzt kam, er duldete Alles, wie ein folgſames Kind reichte er ſeinen Arm, nur war er nicht zu bewegen, auf ſein Lager zurückzukehren, er wollte die Stelle nicht verlaſſen.

Mehr als der lauteſte Ausbruch des Schmerzes erſchütterte dieſer furchtbare Gleichmuth Frundsberg's Gemüth; ihm, der ſich mit ſo feſter Kraft dem Schickſale entgegenſtellte, wenn es drohend auf ihn eindrang, der dann, gegen ſich ſelbſt kämpfend, nie unterlag, ihm war dieſes dumpfe Hingeben grauſig. Er verſuchte Alles, Edmund aus ſeiner Betäubung zu wecken, nichts gelang; nur einmal ſchien bei der ſorglichen Bemühung des Freundes ein ſchmerzliches Lächeln ſeinen Mund zu umziehen, aber dies war nur ein flüchtiger Sonnenblick, den die finſtre Wolke ſchnell wieder umdüſterte.

Als Frundsberg mit blutendem Herzen noch den Freund betrachtete, brachte ihm ſein Diener ein Briefchen. Es war von Ludovica, und enthielt nur die wenigen Worte. Kommt eilig zu mir! — Schnell, als könne ſie das

entschwundene Leben der Unglücklichen zurückrufen, eilte er hin. Auch heute fand er sie allein.

Sie ist todt, Leonore ist nicht mehr! rief er ihr im Eintreten entgegen.

So sagt man, erwiederte Ludovica mit Ruhe.

Und das könnt Ihr so gleichgültig vernehmen? fragte Frundsberg heftig.

Weil Gleichmuth und ein ruhiges Ueberlegen mir nothwendiger dünkt, als sich zu früh dem Schmerz zu überlassen, sagte sie freundlich. Ihr aber, Herr, scheint mir heute fast bewegter zu seyn, als an jenem Tage, wo Euch die Trommel von dem Sarge Isabella's rief, fuhr sie fort, und ein leiser Vorwurf lag in dem Tone ihrer Stimme.

Signora, entgegnete Frundsberg, damals rief mich die Pflicht.

Ist es wahre Liebe, welche die kalte Pflicht von dem Sarge der Geliebten abrufen kann? unterbrach ihn die Jungfrau.

Ich verzeihe diese Worte Eurem Schmerze, sagte Frundsberg mit Stolz. — Ja, meine Pflicht, meine Ehre stelle ich höher als mich, und nur an mich konnte ich an jenem unglück-

lichen Tage denken, nur ich riß mich von ihr los, ſie lag in Todesarmen gebunden. Daß ich heute tief bewegt bin, darf Euch nicht wundern. Sähet Ihr meinen Freund, hättet Ihr Leonore blutend, blutend für ihn geſehen, das Engellächeln geſehen, mit dem ihre bleiche Lippe lallte: Es war für Dich, mein Edmund, darum ſchmerzt die Wunde nicht! auch Ihr wärt bewegter, und riſſet bei dem Anblicke einer neuen die alte Wunde nicht mit feindlicher Hand wieder auf.

Ludovica ſchwieg. — Der Hauptmann ſah, wie ſie gegen die hervorbrechenden Thränen kämpfte, und ſie in ihrem brennenden Auge feſthielt, er ſah wie ihr Blick mit innigem Gefühle auf ihm ruhte, er ſchwieg, und ſein Unmuth war vorüber.

Herr, begann nun Ludovica, ich glaube, Euch noch Hoffnung bieten zu können. Ihr kennt Rom und ſeine Sitten und Weiſe noch nicht; ich glaube, Leonore lebt. Ich habe nach dem Kloſter geſandt und Margaritta zurück verlangt, damit ich durch ſie Gewißheit erhalten könne. Sie habe Leonore nicht in das Kloſter begleitet, man wiſſe ihren Aufenthalt nicht, dies war die Antwort, die ich erhielt.

Margaritta ist nicht zu ihrer Pflegemutter zurückgekehrt, und hätte gewiß Leonore nicht verlassen; man hält sie im Kloster zurück. Deßhalb eilt in das Sprachzimmer, versucht List, wendet Drohungen an, obgleich ich überzeugt bin, daß man ihrer nicht achten wird; verlangt zuerst Margaritta, und verweigert man sie, verlangt gegenwärtig zu seyn, wenn Leonore begraben wird, und dann laßt den Sarg öffnen. Ich kenne das Verfahren in den Klöstern. Jedes Mittel zu einem heiligen Zwecke, wie sie ihn nennen, ist ihnen recht, und ehe Ihr nicht die Todte seht, eher ruft ihr kein Lebewohl nach. — An den Cardinal habe ich einen Eilboten gesandt, mit der Bitte, daß er nach Rom kommen möge, ich fürchte aber, ihn halten mächtige Beweggründe zurück, er wird nicht kommen. — Und, wenn Ihr aus dem Kloster zurückkehrt, vergeßt nicht, mir Nachricht zu bringen. Nun lebt wohl! Sie reichte ihm die Hand, er fühlte einen leisen Druck, als er sie zu seinen Lippen führte.

In das Sprachzimmer der Carmeliterinnen eingeführt, verlangte er die Aebtissin zu sprechen; sie erschien, eine Matrone, welche die Würde ihres Standes auch in ihrem Aeu-

glückte Harry und öffnete ihm das Paradies. Man ſah deutlich den Kampf, mit dem ſie dem Geliebten die kleinſte Gunſt verweigerte, denn ihr Auge ward dann umflort, ihr Blick ernſt, und Harry, der dieſen Kampf, der den Schmerz ſah, welchen ſie dabei fühlte, wagte es nicht mehr zu fordern und ward Herr ſeiner Sehnſucht.

Der Vater befand ſich nicht in gleicher Stimmung, er war in dieſen Tagen ernſter als je ſchien das Benehmen Heleneus zu mißbilligen und äußerte dies laut, obgleich er ſonſt in allem ein ſchwacher, nachgebender Vater gegen ſie war. Paul beobachtete beide ſcharf, ihm blieb in Helenen etwas für ihn Abſtoßendes, worüber er nicht Herr werden konnte, ſo ſehr er auch darnach ſtrebte. Harry hingegen ſah nur das Engelsantlitz des Mädchens, hörte nur ihre ſüßen Liebesworte, und wollte es ihm auch zuweilen dünken, ihr Verweigern der kleinſten, wohlerlaubten Gunſt entſpringe einer unfreundlichen Quelle, ſo ſchrieb er es doch bald dem jungfräulichen Sinn, dem reinen, heiligen Gemüthe des Mädchens zu.

So ſchwanden die wenigen Tage. Ein Nordweſtwind erlaubte dem Neapolitaner, die Seegel zu lüften und die Stunde der Trennung ſchlug. Demetrios war tief bewegt, es zeigte ſich offenbar, daß er mit Harry allein zu ſein wünſche und als er es war, ward er ängſtlich, ſchien eine Bürde von ſich abwälzen zu wollen und hatte doch die Kraft nicht dazu; dann umarmte er Dugdal ſtürmiſch, nannte ihn ſeinen Sohn, ſeinen einzig geliebten Sohn und verließ ihn, ohne etwas zu ſagen, mit thränendem Blick. Helene hatte ſich, als die Stunde der Trennung nahte, entfernt und ſchien von einer qualvollen Unruhe umherge-

ßeren zu behaupten wußte. Frundsberg trug ihr sein Verlangen in Hinsicht Margaritta's vor, und erhielt mit Ludovica gleiche Antwort; er verlangte Leonore zu sehen. — Das sei unmöglich und gegen ihre Clausur; dann drang er darauf, die Verwundete in den Palast des Cardinals bringen zu lassen. — Gönnt doch der Todten die Ruhe, erwiederte sie, überdies hat hierin nur die Mutter, nur Se. Eminenz zu befehlen, nicht Ihr. — Als nun Frundsberg sagte, daß er sich durch den Cardinal Pompejus Colonna den Befehl auswirken werde, sich durch den Augenschein von dem Tode Leonorens überzeugen zu können, entgegnete sie mit stolzer Haltung: Der Cardinal Colonna, ist, wenn auch ein Fürst, doch nur gleich mir ein Diener der Kirche. Da, wo der Papst thront, hat er nur zu gehorchen; und als ihr Frundsberg endlich drohte, durch sein Kriegvolk mit Gewalt die Pforten öffnen zu lassen, erwiederte sie mit Ruhe: Versucht es!

Jetzt lenkte Frundsberg ein, und fragte mit anscheinender Ruhe nach den näheren Umständen von Leonorens Tode, worauf ihm die Aebtissin mit vieler Theilnahme das Vorge-

fallene berichtete, und da ſie hierbei erwähnte, daß man den Befehl des Cardinals della Valle erwarte, wenn, und auf welche Weiſe ſie beerdigt werden ſolle, ſo fragte er, ob es ihm und ſeinem Freunde nicht erlaubt ſei, ſie zum Grabe zu begleiten. Da erwiederte ſie freundlich: Ich will vergeſſen, daß Euer Freund ein Ketzer iſt, will nur ſeiner Liebe zu dem Mädchen gedenken — es ſei Euch erlaubt, und wünſchet der Herr von Bibrach noch einmal ſeine Verlobte zu ſehen, ſo werde ich befehlen, daß ihm der Sarg geöffnet werde. Nun handelt wie es Euch gut dünkt. — Sie entfernte ſich.

Frundsberg, durch die Unterredung mit der Aebtiſſin nur wenig geſtärkt eilte zu ſeinem Freunde. Er fand ihn noch am Fenſter ſitzend, den düſtern Blick auf den Boden geheftet; auch jetzt noch vermochte Melchior nicht, ihn aus dieſer Starrſucht zu reißen, nur zuweilen preßte ſich das dumpfe todt! aus ſeiner Bruſt, aber zu dem Freunde ſah er nicht auf.

Von ihm eilte Frundsberg zu Ludovica, welcher er ſeine Unterredung mit der Aebtiſſin mittheilte. Sie wog bedächtig jedes Wort,

das dieſe geſprochen, lächelte bei Allem, was ſie geſagt, und ſchien es nicht anders erwartet zu haben; als er ihr aber berichtete, daß ſie unaufgefordert ſich erboten habe, den Sarg öffnen zu laſſen, wurde ſie bleich. — Nun iſt auch mir die Hoffnung verſchwunden, ſagte ſie traurig, nun können wir nichts thun, als die Todte betrauern.

Bewegter als je unterhielt ſie ſich noch einige Zeit mit Frundsberg, ſprach mit herzlicher Theilnahme von Leonoren und weihte ihrem Andenken eine ſtille Thräne. Sie war mir theuer ſprach ſie, obgleich ſie mich nie gekannt, wir waren uns ſo nahe, und doch ſo fern. Sie iſt mir vorangegangen, gebe Gott, daß ich ihr bald folgen kann. Sie trat an das Fenſter, ihren Schmerz zu verbergen.

Frundsberg konnte nicht ohne Theilnahme das ſchöne Mädchen betrachten, deſſen bewegtem Antlitze die Trauer einen ſo anziehenden Reiz gab. Der kalte Ernſt war in ein wehmüthiges Lächeln übergegangen, und den ſtolzen, gebietenden Blick hatten der Schmerz und die Thräne gemildert; er konnte einer theilnehmenden, wohlwollenden Empfindung

für sie nicht widerstehen. Hatte er doch nicht mit ihr um Isabella getrauert, einigte sie doch jetzt der Schmerz um Leonore; herzlicher als sonst sagte er ihr heute Lebewohl und versprach ihr ferner Nachricht zu bringen.

Bei seiner Rückkehr fand Frundsberg den Freund noch in gleicher Stimmung. Da ließ er Leonorens Bild am Fenster aufstellen, und hoffte dadurch seine Aufmerksamkeit zu fesseln, er glaubte, indem er dem Schmerz neue Nahrung gäbe, die Bande zu lösen, die ihn gefesselt hielten. Es gelang einigermaßen; Edmund blickte zu ihrem Bilde auf, aber nun blieb sein Auge unverwandt auf das so Aehnliche gerichtet, es verbreitete sich über sein Antlitz wohl zuweilen ein leiser Anflug von Theilnahme, jedoch nicht Worte, nicht Thränen brachen hervor. Starr sah er auf das Bild, wie er vorhin auf seinen Schooß geblickt, duldete, was der Arzt mit ihm vornahm, selbst die Arznei, die er ihm reichte, nahm er willig, nur Speise und Trank verweigerte er.

Noch am Abende erhielt Frundsberg von Ludovica die Nachricht, daß der Cardinal nicht nach Rom kommen, und die Todte noch

einmal ſehen würde. Verhältniſſe geböten es ihm, und er könne mithin ſeiner Herzensempfindung nicht folgen. — Auch die Aebtiſſin ließ ihm am andern Morgen wiſſen, daß der Cardinal della Valle befohlen habe, Leonoren ganz in der Stille in dem Kreuzgange ihres Kloſters beizuſetzen. Um Mitternacht werde ſie der Erde wieder gegeben, und es ſei ihm und ſeinem Freunde erlaubt, der heiligen Handlung beizuwohnen.

Frundsberg, der nun wohl einſah, daß der Seelenzuſtand ſeines Freundes gefährlicher ſei, als deſſen Wunde, verſuchte noch Mancherlei, Edmunds Schmerzen Worte zu geben, er bat, er beſchwor ihn, aber alle Verſuche waren vergebens. Den Blick auf Leonorens Bild geheftet, hatte er für nichts Sinn, ſein Auge ſah ſtarr auf die Geliebte, und als Frundsberg das Bild wieder wegnehmen ließ ſenkte ſich ſein Auge finſter, er blickte unverwandt auf den Boden.

So verging der Tag, der Abend kam, und mit ihm die Stunde der Mitternacht, da verſuchte Frundsberg ein Mittel, welches ihm die Verzweiflung eingab; es gelang.

Zünde die Fackel an! befahl er mit lauter

Stimme seinem Diener, Du sollst mich zu den Carmeliterinnen begleiten, es ist bald Mitternacht und das Glöckchen vom Thurme ruft schon. Wir wenigstens wollen die Unglückliche zum Grabe begleiten, wenn auch die Andern daheim bleiben.

Diese Worte schien Edmund vernommen zu haben, er erhob aufhorchend das Haupt.

Willst Du nicht Leonore zu Grabe begleiten? fragte Frundsberg, sich zu Edmund wendend, der den Blick auf ihn richtete, und ihn jetzt staunend ansah. — Horch, fuhr Frundsberg fort, die Glocke tönt dumpf herüber, bald ist's Mitternacht, dann senken sie ihre irdische Hülle in die Gruft. — Ich werde sie bis dahin begleiten.

Da erhob sich Edmund langsam im Sessel. — Die Rose ist entblättert, fuhr Frundsberg fort, das Blühende ist verwelkt, sie senken sie nun bald hinunter, die der Sturm zerknickte. Ihre Lieben folgen weinend der entseelten Hülle, die dem Staube wieder gegeben wird.

Bei diesen Worten sank Edmund in den Sessel zurück, und weinte bitterlich. Frundsberg schwieg und stand beobachtend ihm ge-

genüber. – Ach, wie kommt es doch, so dachte Frundsberg, als er die Thräne in des Freundes Auge sah, daß Thränen vom Schmerz erpreßt, vom Kummer genährt so wohlthätig auf den Unglücklichen wirken. Sie lösen den Schmerz in Sehnsucht auf, lösen mit ihrem lindernden Thaue die eisige Rinde, welche das Herz umgab, treten wohlthätig in das brechende Auge, und leiten die Wehmuth in das wunde Herz. — Wohl ihm, daß er weint!

Auch Edmunds Schmerz hatte sich in Thränen aufgelöst; Frundsberg ließ sie ungestört fließen, und als die Glocke Mitternacht verkündete, und ihr Ruf von den Carmeliterinnen herüberschallte, ergriff er den Arm des Freundes, der ihm willig folgte, und leitete ihn zum Grabe seiner Liebe. — An der Klosterpforte empfing sie ein Priester, besprengte sie mit geweihtem Wasser, murmelte einige Worte, und bat dann, ihm zu folgen.

Er führte sie in den Kreuzgang des Klosters. Alles war hier still, nur eine einsame Lampe erhellte den hohen Bogengang, in dessen Mitte an der Mauer des Friedhofs ein Gewölbe geöffnet war, aus welchem der Schein einer matten Lampe flammte. Frundsberg, nur Augen für seinen Freund, hätte es wohl nicht bemerkt, wenn nicht Edmund, den Arm dahin streckend leise ihm zugeraunt hätte: Dort ist die Gruft! — Nicht in der Kirche heiligen Mauern, nicht unter dem Himmelsdome soll sie schlafen, hier, wo der Fußtritt

der Menschen ihren Schlummer stört, hier soll sie ruhen. Er schien gefaßt. Den einen Arm in der Binde, mit dem andern Frundsberg umfassend, stand er ohne Zittern da, so daß der Freund fast wieder für seinen Gleichmuth bangte.

Jetzt aber begannen die Glocken von Neuem zu tönen, und mit ihnen aus der Ferne der Grabgesang der Nonnen; durch die öden Hallen schimmerten die Strahlen des Kerzenlichtes, und immer näher kam der Zug. — Edmund bebte. — Jetzt traten zwei Chorknaben durch die Pforten der Halle, mit ihren Fackeln den Weg erhellend, dann folgte Kreuz und Priester, einem einfachen Sarg vorschreitend, auf dessen schwarzem Tuche ein Cypressenkranz lag, und welchen schwarzumflorte Männer trugen; diesem folgten einige Laienschwestern. Die Nonnen blieben zurück, und nur aus der Ferne begleitete ihr feierlicher Gesang die Todte zur Ruhe.

Edmund nahte mit festem Schritte der Gruft, an welcher die Träger den Sarg niedersetzten, in dem das Schönste der Mädchen, eine Beute der Verwesung, schlief.

Oeffnet den Sarg, befahl jetzt Frundsberg, damit wir noch einmal die im Tode sehen, die uns im Leben so theuer war. Oeffnet ihn, sagte der alte Priester, der das Gebet gesprochen, doch entweiht die Ruhestätte nicht, stört nicht den Schlummer der Todten, naht ihr nicht! — Edmund wankte einige Schritte näher, der Deckel sank.

Vom bleichem Kerzenlichte bestrahlt, lag Leonore im weißen Gewande sanft wie ein entschlafener Engel da, zwei Rosen im Haare; ein Lächeln schien ihren Mund zu umschweben, und der Tod hatte noch nicht das Bild des Lebens tückisch entstellt. Starr, als ob er sich versichern wolle, daß sie es wirklich sei, blickte Edmund auf die Schlummernde, während für Frundsberg auch die letzte, leiseste Hoffnung entschwand. Da winkte der Priester, die Träger ergriffen den Deckel. Halt! schrie Edmund, schließt nicht, noch muß ich eine Rose auf ihr Herz legen! Er stürzte nach dem Sarge, der sich in diesem Augenblicke für immer schloß. — Er schrak zusammen, trat jedoch zurück, und schien das Oeffnen des Sarges nicht mehr zu verlangen, und als dieser unter murmelnden Gebeten in die Gruft gesenkt wurde, sprach er leise: Sanft sei Dein Schlaf, freundlich Dein Erwachen, bald unser Wiedersehen. Bei diesen Worten verließ ihn die Kraft, er sank vernichtet nieder.

13.

Nach und nach ging in Edmunds Brust der dumpfe Schmerz in stille Trauer über, seine Jugendkraft erhielt ihn über sein Schicksal; er nahm wieder Theil an Manchem, und die Zeit schien auch bei ihm ihre heilende

Kraft

Kraft nicht umsonst zu üben, aber die Ruhe war von ihm gewichen, und die Rückerinnerung so schmerzhaft, daß der sehnliche Wunsch in ihm aufstieg, Rom zu verlassen. Frundsberg stimmte ihm bei. Die Stadt, das Bild des Elends, war jetzt nicht geeignet, einem gebeugten Gemüthe die verlorene Kraft wiederzugeben; noch wüthete Hunger und Pest in ihren Mauern, und mit jedem Tage ward das Heer unruhiger. Der Vicekönig von Neapel wagte sich nicht mehr nach Rom, und selbst der Prinz von Oranien hatte mit einem Theile der Reiterei die Stadt verlassen. Schon zweimal hatten die Aufrührer Konrads von Bemelberg Wohnung gestürmt und geplündert; das Heer war seiner Auflösung nahe, nur Frundsberg's Fahne hielt sich von jeder Meuterei fern. Der Papst, jetzt ganz in den Händen der Spanier, da die meisten Deutschen in der Engelsburg gestorben waren, spottete des Elends, und war nicht zu vermögen, seine gefüllten Truhen zu öffnen; selbst als die deutschen Knechte die Bischöfe, welche als Geißeln in ihrer Gewalt waren, mit Stricken um den Hals auf den Platz vor der Engelsburg führten, und sie vor des Papstes Angesicht aufzuhängen drohten, blieb er ruhig, schickte nur einiges Silbergeräthe in die Münze, um Geld daraus zu prägen, das aber an innerem Werthe dem Nennwerthe nicht gleich kam, und hätte am anderen Tage Pompejus Colonna den Bischöfen,

trieben, doch jetzt, als die Maulthiere schon bereit standen, erschien sie plötzlich, ergriff mit Heftigkeit Harry's Hand, bat ihn zu folgen und führte ihn unter die Cypressen bei der Cysterne „Harry" sagte sie hier und die Rosen ihrer Wangen erbleichten, ihr Auge, thränenlos und starr, blickte fast mit Wildheit auf den Mann ihrer Liebe — „Harry, wenn ich dir je weniger werth erschiene, könntest du mich verlassen, mich von dir stoßen?"

„Helene!" erwiederte er überrascht „Wie kannst du mich so fragen, mich in dieser Stunde so fragen? Wie wäre dies möglich, wie könntest du mir je anders erscheinen, als das Lieblichste der Welt. Selbst wenn die Rosen deiner Wangen für immer erbleichten, wie jetzt, und deine Schönheit welkte wie jene Rose, die du der Mutter opfertest, würde doch meine Liebe zu dir sich gleich bleiben, unverändert, ewig; denn nicht deine Schönheit allein ist es, die mich dir so ganz zu eigen macht, auch die Reinheit, die Heiligkeit deines Gemüths, der fromme Sinn, die reine Jungfräulichkeit ist es, der ich mein Leben weihe!"

„Komm, komm!" rief sie jetzt stürmisch „Komm, Harry! — Unglücklicher, der sich dem Tode geweiht, komm! — Nimm diesen Händedruck, er ist alles, was ich dir geben kann, und nun lebe wohl, Mann meines Herzens!" Dies sagend preßte sie seine Hand an ihre stürmisch klopfende Brust und eilte davon.

Der Abschied von Demetrios war ruhiger, aber auch trauriger. Der Alte war tief betrübt, er segnete Harry und entwand sich nur mit Mühe seinen Armen. Als nun die beiden Freunde ihre Thiere bestiegen hatten, und zur Stadt ritten, sprachen sie lange kein Wort — Harry wandte

welche in seinem Palaste gefangen saßen, nicht Gelegenheit zur Flucht verschafft, wären sie gewiß das Opfer päpstlichen Geizes und soldatischer Wuth geworden.

Edmunds Abreise ward daher beschlossen, jedoch wollte er des Cardinals Rückkehr abwarten, von dem er sich beurlauben zu müssen glaubte. — Endlich traf dieser in Rom ein. — Es war nicht mehr derselbe, der seine segnende Hand auf ihn und Leonore gelegt. Kalt empfing er Edmund, beschuldigte ihn, daß er die Ursache von Leonorens Tode sei, und schien es ihm sogar zum Verbrechen zu machen, daß er den Marchese gefangen genommen. Dies Benehmen empörte Edmund. Ich habe Euch, dem Vater Leonorens, nichts weiter zu antworten, als Euch Eure Wechsel zurück zu geben. Er legte sie bei diesen Worten auf den Tisch und empfahl sich.

Jetzt hielt nichts mehr Edmund zurück. Noch einmal wollte er Leonorens Grab besuchen. Er wurde in den Kreuzgang gelassen, die Gruft fand er verschlossen, und sie durfte, wie man ihm berichtete, nicht geöffnet werden. Er stand trauernd vor der geschlossenen Pforte, die ihn von den theuern Resten seiner Leonore trennte. Signora Franzeska wollte er nicht mehr sehen.

Am Abende begleitete er Frundsberg nach dem Friedhofe San Nicola. — Ist es nicht ein sonderbares Geschick, sagte hier Frunds-

berg, das uns Beide trifft, in dieser sturmbewegten Zeit der Liebe erste Wonne zu empfinden, und Beide an dem Grabe der Geliebten zu stehen; werden wir wohl je der Freude entgegen gehen wie der Schmerz vereint uns traf? — Edmund, den Blick nach dem Grabe gerichtet, schien nicht auf Frundsberg zu hören. — Laß den Schmerz nicht Dein Herr werden, fuhr dieser fort, ermanne Dich; auch mir deckt das Grab den Engel meines Lebens, und Du siehst mich, dem Schicksale trotzend, muthvoll an ihrem Hügel stehen.

Glücklicher! rief Edmund, Du darfst an ihrem Grabe trauern, mir ist die Gruft verschlossen. Dir nahm der Tod nur das Ahnen der Wonne, mir den geöffneten Himmel voll Seligkeit; Dir gab die Natur Kraft zum Kampfe, mir nur Standhaftigkeit zum Dulden. — Komm, laß uns zurückkehren! Hier unter fremden Herzen, die nicht mehr schlagen, nie für mich schlugen, wird es mir unheimlich; komm!

Sie verließen den Friedhof. Absichtlos, wohl aus Gewohnheit nahm Frundsberg den Rückweg durch die Straße de Serpenti, und als sie vor Ludovica's Wohnung vorübergingen, verließ er den Freund, und eilte zu ihr.

Edmund war indessen in den Palast zurückgekehrt, bald folgte ihm Frundsberg. Er hatte Ludovica nicht gefunden. Sie sei ver-

reiſet, hatte ihm die Mutter berichtet, wohin, müſſe ein Geheimniß ſeyn. Dieſe Nachricht ſchien Frundsberg zu beunruhigen, doch äußerte er ſich deßhalb nicht gegen ſeinen Freund, und begleitete ihn in den Garten, wo Edmund ſich noch einmal wehmüthiger Rückerinnerung überließ. Zu der Roſenlaube ging er nicht.

Am andern Morgen gab Frundsberg dem Freunde bis la Sorta das Geleite. Als ſie ſchieden, und Edmund weichgeſtimmt ihn umarmte, ſagte Melchior: Sei Mann! Du weißt nicht, Edmund, ob das Schickſal Dir nicht noch einen bittern Kelch zu leeren reichen wird. — Sei Mann! gedenke der Todten mit Liebe, vergiß jedoch nicht, daß Du den Lebenden angehörſt. Lebe wohl!

Sie ſchieden. Der Eine zog nach der ſtillen Heimath, der Andere in das wilde Kriegsleben zurück.

Ende des zweiten Bändchens.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

12, 1171.

Dreiundbreißigstes Bändchen.

Das Opfer.

Dritter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Das

Opfer.

Von

A. von Tromlitz.

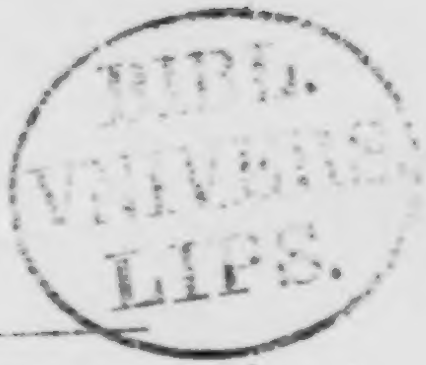

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

I.

Auf jener reizenden Erdzunge, welche sich zwischen den obern und untern Bodensee drängt, lag vor Zeiten auf einem sanften Hügel, unweit Almansdorf, ein freundliches, geräumiges Schloß. — In der stürmischen Zeit des dreißigjährigen Krieges, während Wrangel mit seinen Schweden dort hauſete, wurde es abgebrannt, und jetzt erblickt der Wanderer keine Spur mehr von diesem, zu seiner Zeit stattlichen Gebäude. Schattige Bäume stehen jetzt, wo sonst die Zinnen zweier kleinen Thürme emporragten, und wo über dem hochgewölbten Portale das Wappen der Freiherrn von Bibrach prangte, hat jetzt eine hungrige Krähe auf einer breitästigen Eiche ihr Nest gebaut. — Die Zeit schafft und zerstört in ihrem ewigen Kreislaufe, zermalmt und baut, wie es das Schicksal befiehlt.

noch einmal sein Maulthier, sah finster nach dem Landhause zurück und ritt dann schweigend weiter.

„Lieber Harry" unterbrach Paul, von dem auch heute der Frohsinn gewichen war, die Stille — „Ermanne dich, dem Lebewohl folgt gemeinhin ein freudiges Willkommen" —

„Mir ahnet, nein!" sagte dieser — „Ich scheide von hier nicht allein mit schmerzlich wehmüthigem, auch mit ängstlichem, ahnungsschwerem Gefühl. Du hattest Recht, es muß ein unglückliches Geheimniß auf ihr lasten, und Helenens Liebe scheint mir fast keine beglückende zu sein. Sie liebt mich, liebt mich mit Leidenschaft, aber es ist nicht die sanfte Stimmung des Herzens, den Tönen der Aeoleharfe gleich, es ist der wilde Akkord, wenn der Sturm heulend die Wellen peitscht. Ich fürchte Paul, meine Liebe hat den Sturm nicht zu beschwören vermocht. — Aber sei es auch was es sei, ihr Besitz ist mein Ziel, ich will es erringen und dem Himmel mein Schicksal übergeben. Wer weiß, ob ihr zerrissenes Gemüth nicht meiner zur Stütze bedarf, ich will sie ihr sein und sollte ich selbst unterliegen."

„Das mußt du!" sagte Paul „Gern hätte ich dich zurückgehalten, aber ich vermochte es nicht. Nun es so weit gekommen ist, darfst du nicht mehr umkehren und wäre auch der Pfad, der vor dir liegt, noch so rauh."

Als sie in Scio angekommen waren, betrat Harry sogleich sein Schiff, ohne erst das Haus des Primaten und den alten Boris zu besuchen, damit er von hier in dem Augenblick der Abfahrt sich nach dem neapolitanischen

In diesem Schlosse, am Erkerfenster, saß an einem heitern Nachmittage der alte Freiherr von Bibrach auf dem Lehnstuhle, und blickte hinüber nach dem alten Constanz; neben ihm saß Cäcilie, seine Tochter, während sein zweiter Sohn, Konrad, gedankenvoll in dem hohen gewölbten Zimmer auf- und abschritt. Cäcilie füllte zuweilen den Becher und reichte ihn dem Vater, der ihn heute gegen seine Gewohnheit öfters leerte, denn Meister Rudolph von Mörsburg, sein Arzt, hatte ihm den häufigen Genuß des Weines streng untersagt. Heute aber glaubte er, die Falten von einer Stirn scheuchen zu müssen, denn es war der Todestag seiner geliebten Gattin, und auch noch nach zehn Jahren ein trauriger Erinnerungtag für den alten Mann, den Gicht und Podagra fest auf seinen Lehnstuhl im Erkerfenster gebannt hatten.

Die alte Burg seiner Ahnen, unweit des Federsees, hatte er schon längst verlassen, da seine Gattin, die hier auf diesem von ihm neu erbauten Schlosse gestorben war, in dem nahe gelegenen Petershausen ruhte, und überdies die freundliche Aussicht nach Constanz, Mörsburg, und über den herrlichen See ihn

hier mehr anzog, als die alte Burg, welche, in einer waldigen Gegend gelegen, sein ohnedies trübes Gemüth nur noch mehr verdüstert hätte. Auch erlaubte der nun allgemein beobachtete Landfrieden einem Edlen wohl, ohne Fallgatter und Zugbrücke ruhig zu schlafen, und vor Räubern und Gesindel schützten die festen Thürme und Mauern, sowie die wohlbewaffneten Diener. Aber auch hier, unter den lachenden Umgebungen dieses freundlichen Sees, hatte sich sein trüber Sinn nicht aufgeheitert; seit den Nachrichten von Rom, war er immer finsterer geworden, und mehr als sonst ließ er sich nun den Sessel nach Süden zu rücken, um hinüber nach den Schweizergebirgen zu schauen. Seit er seinen Erstgebornen aus dem Gedächtnißbuch gestrichen, stand er mehr in dem eigenen Gedächtnisse; seit er auf dem Stammbaume ein Kreuz bei dessen Namen gezeichnet, stand er lebendiger in seinem Herzen, und war ihm theurer geworden als je, und heute besonders glaubte er immer seine Gattin zürnend vor sich zu sehen, wie sie ihm zurief: Warum hast Du meinen Liebling von Deinem Herzen gestoßen? — Der Wein vermochte nicht, die trüben Gedanken

zu verscheuchen, eben so wenig Cäciliens freundliche Worte.

In die freie Natur schauend, gewährte der Alte, sein Falkenauge sah auch jetzt noch genau in die Ferne, von Petershausen zwei Reiter nebst mehreren Fußknechten, von einigen Maulthieren gefolgt, dem Schlosse zureiten. Sein Auge war forschend nach den immer näher Kommenden gerichtet, und auch Cäcilie fragte, als die Reiter den Weg nach dem Schlosse einschlugen, wer dies wohl seyn könne der heute als Gast hier einzuziehen gedächte?

Cäcilie, unterbrach endlich der Alte das Schweigen, den Blick immer noch auf die Ankommenden gerichtet. Das sind keine fröhlichen Gäste, der so voranreitet, spornt nicht sein Roß zum rascheren Gange, und scheint das Haupt gebeugt, den Blick starr auf des Thieres Hals geheftet zu haben. Heute sind mir fröhliche oder traurige Gäste nicht willkommen, den heutigen Tag verlebe ich gern in Einsamkeit. Dies sagend, wandte er seinen Blick von den Heranziehenden, und sprach zu Konrad, der immer noch gedankenvoll auf- und abschritt: Geh hinunter ihnen entgegen,

Konrad, und wenn es sich thun läßt, und die Fremden nur ein Nachtlager verlangen, entschuldige Deinen kranken Vater, und übe die Pflichten der Gastfreundschaft statt meiner. — Konrad ging, ohne ein Wort zu erwiedern.

Kaum hatte er das Gemach verlassen, als Cäcilie plötzlich aufschrie und des Vaters Hand erfaßte. — Vater! rief sie, und fast versagte ihr die Sprache. Es ist — Edmund, der den Hügel heraufreitet!

Edmund! wiederholte der Alte. Ist das italische Weib bei ihm? Sein Auge wägts nicht hin zu schauen.

Ich glaube nicht, erwiederte Cäcilie zitternd: noch kann ich nicht Alles deutlich unterscheiden.

Ist sie bei ihm, so mag ich ihn auch nicht sehen! sagte der Freiherr zornig.

Vater! bat Cäcilie.

Schweig und geh hinab. Sage ihm, der Bastard eines Cardinals dürfe meine Schwelle nicht betreten. Geh!

Vater, unterbrach ihn Cäcilie mit feierlichem Ernste. An der Mutter Todestage sollte die Erinnerung an sie Euer Herz wohl der Versöhnung öffnen. — Heute vor zehn Jah-

ren nahm Euch Gott viel; ſtoßt das nicht von Euch, was er Euch ließ.

Meine Ehre, die unbefleckte Ehre meines Stammes ließ er mir! rief der Freiherr; die will ich nicht von mir ſtoßen, ſondern ſie rein bewahren. Deßhalb geh, ſag ihm, wie ich Dir befohlen; beſſer Du ſagſt es ihm, als ich. — Cäcilie ging.

Starr vor ſich blickend, ohne das Auge hinunter auf die Ankommenden zu richten, ſaß der Alte auf ſeinem Seſſel. Auch das noch! rief er endlich. In ſein Vaterhaus zieht er mit der fremden Dirne ein, und trotzet meinem Zorne, achtet nicht meinen Schmerz! — Glaubt der Freche, der Alte ſei machtlos an ſeinen Seſſel gebannt, oder meint er, ſeines Weibes Schönheit, ihr Sirenenton ſolle mich fangen, wie den alten Eberſtein? — Du irrſt, mein Sohn, Du irrſt! rief er, die Fauſt krampfhaft ballend. — Als er jedoch die wohlbekannten Tritte auf der Treppe vernahm, als ſie immer näher und näher kamen, klopfte ſein Herz ſchneller, es wurde ihm ſonderbar, und es war ihm als müſſe Edmund, wenn die Thür ſich öffne, an der Hand ſeiner Mutter hereintreten, die ihm ihren Liebling zuführte;

und als die Thür aufging, Edmund auf ihn zustürzte, an seinem Halse hing, und der Ausruf Vater! mein guter Vater! in sein Ohr drang, trat das Vaterherz in seine Rechte, und ohne es zu wollen drückte er den Verstoßenen innig an sich.

Der Augenblick stummer Rührung war vorüber, der Sohn stand mit bleichem, gramvollem Antlitze vor dem Vater, seine Rechte hatte des Bruders Hand gefaßt, mit der Linken die Schwester an sich drückend; da fragte der Alte, den die Leidengestalt des Sohnes erschütterte, mit bebender Stimme: Wo ist Dein Weib?

Im Grabe! erwiederte Edmund.

Inniger schmiegte sich bei diesen Worten Cäcilie an den Bruder. — Konrad ließ erschrocken die Hand Edmunds los, während auf seinem Gesichte Freude erglänzte. Der Vater faltete betend die Hände und sagte leise für sich. Friede ihrem Herzen, denn nun ist mir der Frieden wiedergegeben! — Starb sie als Deine Gattin?

Sie starb als meine Verlobte, zu meiner Rettung sich dem Tode weihend. — Da streckte der Vater die Arme nach ihm, Edmund sank

an seine Brust. — Du Armer! sagte der Alte bewegt, Du hast dem Schicksale schon früh ein schmerzliches Opfer gebracht; auch ich senkte das Geliebte in die Gruft. Heute ist der Todestag Deiner Mutter. —

Heute! rief Edmund erschüttert — dann wandte er sich zu Konrad und Cäcilie. So laßt uns zu ihrer Gruft gehen, und an der Mutter Grabe beten; ich will dabei Leonorens gedenken. Sie versprach mir die Riegel der Pforte des Todes zu sprengen, und den Lebenden heimzusuchen, vielleicht erfüllt sie dort ihre Verheißung.

Als es zu dämmern begann, gingen sie nach Petershausen, der Mutter das kindliche Herz auch noch am Grabe zu weihen. Sie beteten mit warmer Rührung, Cäcilie und Konrad nur der geliebten Mutter gedenkend, Edmund in jedem Luftzuge, der ihn kalt in dem Todtengewölbe anwehte, Leonorens Nähe ahnend. — Doch sie erschien ihm nicht; der Tod hielt sie in unauflösbaren Banden fest.

2.

Am andern Morgen, wo die Gemüther sich beruhigter fühlten, schien der Vater Gefallen daran zu finden, mit Edmund von Leonoren zu sprechen. Ihr schöner Tod hatte sie mit dem Herzen des Freiherrn versöhnt, und da sie die Gattin des Sohnes nicht geworden war, hatte sie auch keinen Makel auf dem Stammbaume zurückgelassen. Mit Theilnahme hörte der Alte zu, als Edmund ihr Herz, ihr Gemüth, ihre unendliche Liebe schilderte, von ihrer Schönheit schwieg er.

Auch muß sie schön gewesen seyn, sagte der Vater, sie hat Freund Eberstein entzückt, er hat sie mir gar lieblich geschildert. Aber erzähle mir doch von dem; wie geht es ihm in dem alten Rom, ist er noch dort?

Er ist auf dem Wege nach seiner Heimath, erwiederte Edmund.

Nun das erfreut mich, unterbrach ihn der Freiherr; aber dennoch kommt er zu der Hochzeit seiner Tochter zu spät.

Dazu wird er immer zu spät kommen, Vater, sagte Edmund bewegt, denn nur sei-

ne irdiſche Hülle, die der Sarg einſchließt, folgt mir.

Gerechter Gott! rief Cäcilie, während dieſe Nachricht den Freiherrn zermalmt zu haben ſchien.

Hattet Ihr denn noch keine Kunde von ſeinem Tode? fragte Edmund.

Nein, antwortete Cäcilie. In dieſer ſtürmiſchen Zeit kamen ſo ſelten Nachrichten über die Alpen; Niemand ahnet ſeinen Tod, und morgen wollte ich mit Konrad auf ſein Schloß an der Donau, um Mathildens Hochzeit beizuwohnen. Die Arme! nun iſt ihr Glück zertrümmert.

Beklage ſie nicht, ſagte Konrad ernſt. — Wer weiß, ob es nicht zu ihrem Heile iſt. — Ich mag den Nikolaus Flekenſtein nicht; weßhalb, kann ich mir nicht Rechenſchaft geben, und mich dauert das Mädchen.

Cäcilie, ſagte Edmund. Sollte die Nachricht ihr Glück ſtören, dann laß uns ſchweigen; wohl dem Menſchen, dem das Unglück nur zögernd naht, gönnt der Braut die ſüßen Stunden, und greift nicht gewaltſam in das Rad des Schickſals. Zieht hin und ſchweigt.

Kennſt Du Mathilde Eberſtein? fragte

jetzt der Vater, der bisher, in seinen Schmerz versunken geschwiegen hatte.

Ich kenne sie nicht.

Auch weißt Du nicht, fuhr er fort, daß sie von Kindheit an Deine Verlobte war; es war Deiner Mutter sehnlicher Wunsch, Dich mit dem holden Mädchen vereiniget zu sehen. — Vielleicht wäre jetzt —

Vater, unterbrach ihn Edmund, thut mir nicht wehe, laßt alle Hoffnung für mich ruhen, und überlaßt mich meinem Schicksale, Gott wird es schon machen!

Und sollten wir wirklich ziehen und die traurige Kunde in unserer Brust verschließen? fragte Cäcilie. Soll ich den Myrtenkranz in Mathildens Locken flechten, wenn ihre Hand den Todtenkranz auf des Vaters Grab legen sollte?

Liebt das Mädchen ihren Verlobten? fragte Edmund rasch.

So scheint es, erwiederte die Schwester.

Mir scheint es nicht so, fuhr der ernste Konrad auf. Sie glaubt es und betrügt sich; einem Herzen wie das Mathildens kann ein Flekenstein nicht genügen.

Kauffahrer begeben könne, wo sein Gepäck sich schon seit gestern befand. Paul hatte alle diese Vorsichtsmaßregeln zu Gunsten des Primaten getroffen, damit Dugdal's Verbindung mit diesem, oder wenigstens doch seine Fahrt zu dem Feinde verborgen bliebe.

Der Neapolitaner gab das Signal zur Abfahrt, die Anker wurden gelichtet, und die Freunde mußten sich trennen. Der Wind schwellte die Seegel, das Schiff flog dahin.

Du ſcheinſt ihm ſein Glück nicht zu gönnen, ſagte Edmund.

Du irrſt, Bruder, erwiederte Cäcilie. Er nimmt nur innigen Theil an Mathilde, und haßt ihren Verlobten.

Nach manchem Für und Wider wurde endlich beſchloſſen, daß Konrad und Cäcilie nach dem Schloſſe an der Donau reiſen, und man die Kunde von des Vaters Tod verſchweigen ſollte.

Mit zärtlicher Sorgfalt ordnete nun Cäcilie Alles, um dem Bruder ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen, auch Konrad, ein edler, ernſter Jüngling, nahte ſich dem Bruderherzen mehr als je; ihn hatte Edmunds Verbindung mit Leonoren doppelt geſchmerzt, ſie war gegen ſeinen tief eingewurzelten Wahn der Ehre, und der ihm daraus entſpringende Vortheil machte ihm die Sache noch bitterer. Edmund dauerte ihn, und doch mußte er ſich freuen, daß die Scheidewand zwiſchen Vater, Sohn und Bruder niedergeriſſen, daß Leonore nicht mehr war.

Niemand von Allen erwähnte ſie während des ganzen Tages, Cäcilie bezähmte die Neugierde, ihr Bild zu ſehen, und Edmund nannte

ihren

ihren Namen nicht. Durch Frundsberg's Beispiel ermuthigt, hatte er den festen Vorsatz gefaßt, Herr seines Kummers zu werden, und er hielt es jetzt für doppelte Pflicht, nur für seinen Vater zu leben, da er dessen alte Tage so bitter getrübt hatte. Nur am Abende, als er auf seinem Lieblingplätzchen am See, einsam unter dem Ahorne saß, das Plätschern der Wellen ihn in Träume wiegte, die verhängnißvolle Stunde kam, und mit ihr die schauerliche Rückerinnerung jenes unglücklichen Augenblickes, da übermannte ihn sein Gefühl, und der Wunsch, die Sehnsucht wurde lebhaft in ihm, Leonore möge Wort halten, wie sie versprochen, und aus der Grabesnacht ihm erscheinen. Aber der Wunsch und Sehnsucht blieb ungestillt; Leonorens Schlaf war auch heute fest.

3.

Am andern Tage reisete Cäcilie und Konrad zur Vermählungfeier Mathildens nach der Donau. Edmund beschäftigte sich indes-

sen mit Auspacken und Aufstellen seiner aus Rom mitgebrachten Kunstschätze. Seit langer Zeit hatte er Leonorens Bild nicht gesehen, heute ergriff es seine zitternde Hand, und sein Auge ruhte wehmüthig auf den theuren Zügen. — Es dauerte lange bis er Herr seines Schmerzes ward, er mußte das Bild wieder verhüllen, mußte hinaus in das Freie, und wagte den ganzen Tag nicht, sein Zimmer zu betreten. Erst am Abende, als der Vater zur Ruhe, und Alles im Hause still war, hob er den seidenen Vorhang wieder, setzte sich dem Bilde gegenüber, und überließ sich seinen Gefühlen.

Es ist doch ein freundliches Geschenk der Natur, daß sie dem Schmerze oft die Wonne beigesellt, so daß wir ihn liebgewinnen können, und die sanften Rückerinnerungen, welche ihn begleiten, den Balsam mit sich führen, ihn auf die Wunde zu träufeln. — Lange blickte Edmund auf die theuern Züge des Bildes, lange schwelgte er in den Erinnerungen, die sie zurückriefen, ehe der Gedanke dahin, unwiederbringlich dahin! ihn durchbebte. Aber bald betrog ihn die Phantasie, sie gab von Neuem dem Bilde Leben, er glaubte die Lip-

pen müßten sich öffnen, ihn zu begrüßen, es schien ihm, als ob die Rose an ihrer Brust wogte, und das Auge so beredt und glühend ihn fragte: Was trauerst Du mein Geliebter? ich bin ja bei Dir! — Aber die Täuschung schwand schnell, der Traum war lieblich, aber kurz.

Am andern Tage durchstreifte er die Gegend; in Feld und Wald und auf buschigen Höhen suchte er die Plätze seiner früheren Jugend wieder, und mit der Laute im Arme setzte er sich unter den Ahorn, wo er so manches Lied gesungen, so manches Lied gedichtet hatte, aber heute wollten die Saiten nicht klingen, die Töne nicht der gepreßten Brust, die Gedanken seinem Geiste nicht entströmen; er trat in den Kahn, und ihn den Wellen überlassend, gleitete er sanft über die spiegelhelle Fluth.

Der Westwind hatte ihn schon eine Strecke nach der Insel Reinau zu getrieben, als er vom Hügel der Schlosses einen Mann herabeilen sah, der, dem Laufe des Kahnes am Ufer folgend, ihm mit einem Tuche zu winken schien; er wandte den Kahn, ruderte dem noch immer Winkenden entgegen, und erkannte

bald seinen Diener. In der Bucht gelandet, erfuhr er, daß ein Eilbote von Rom angekommen sei, welchen Herr Melchior von Frundsberg mit einem Schreiben an ihn abgeschickt habe. Der Diener überreichte ihm den Brief. Unglück ahnend, erbrach ihn Edmund und las:

„So eben erhalte ich die Nachricht von meiner würdigen Mutter, daß Mathilde von Eberstein die Tochter unseres entschlafenen, väterlichen Freundes, die Verlobte Nikolaus Flekenstein's ist. Ich gab dem Sterbenden mein Wort, der Tochter Schutz zu seyn, für sie als Bruder zu sorgen; da ich nun die Ueberzeugung habe, diese Verbindung könne nur zu ihrem Unglücke gereichen, so bitte ich Dich, hin zu ihr zu eilen, und ihr beifolgenden Brief zu übergeben; er enthält meine Warnung. Hindere, wenn und wie Du kannst, wende selbst gewaltsame Mittel an, wenn es nicht anders möglich ist, nur zerreiße die Verbindung, oder halte sie auf bis zu meiner Rückkehr ins Vaterland. Auf jeden Fall fordere ich Dich auf, bis dahin meine Stelle zu vertreten.

In Rom steht es schlecht. — Die Pest wü-

thet; die deutſchen Fahnen ſind aus Rom gezogen, haben die Hauptleute fortgejagt, ſind dann gegen Narni gerückt und haben es mit Sturm genommen, die Stadt geplündert und angezündet. Ich bin mit meiner Fahne in Rom bei den Spaniern geblieben. Jetzt irren die Meuterer haufenweiſe umher, haben nach Konrad von Bemelberg und nach ihren Hauptleuten geſandt, und Gehorſam gelobt; die Meinen ſind mir treu geblieben.

Auch habe ich des Cardinals Palaſt verlaſſen, der ſich jetzt enger als je an die Colonna's anſchließen möchte, von ihnen aber, den Grund warum, weiß ich nicht, ſchnöde zurückgewieſen wird. Iſabella's Grab habe ich mit Blumen bepflanzt und wallfahrte täglich hin. Ludovica und Margaritta habe ich nicht wieder geſehen, ſie ſind verſchwunden.

Seit Deiner Abreiſe, mein Bruder, iſt mir Italien doppelt verhaßt; könnte ich nur von hier zu meinem alten Vater, der immer noch krank zu Ferrara liegt.

Leb wohl! — Wie wichtig mir die Erfüllung meiner Bitte iſt, mag Dir beweiſen,

daß ich blos dieſes Briefes wegen einen Eilboten ſende.

Melchior Frundsberg.

Obgleich dieſer Brief ſo manche ſchmerzliche Erinnerung in Edmund erweckt hatte, eilte er jedoch, nur an ſeines Freundes Wunſch gedenkend, nach Hauſe, benachrichtigte den Vater von ſeiner nothwendigen Reiſe und der Urſache derſelben, und war nicht wenig erſtaunt, als dieſer, ſtatt zu zürnen, ihn zur Eile antrieb, und ganz mit Frundsberg gleicher Meinung war, daß die Verbindung mit Flekenſtein Mathildens Unglück ſeyn müſſe. Edmund ahnte nicht, daß dem Freiherrn eine neue Hoffnung aufging, dieſes von ihm ſo geliebte Mädchen noch als Tochter begrüßen zu können. Noch am nämlichen Abende verließ Edmund von ſechs Reiſigen begleitet das Schloß, und eilte der Donau zu.

Es mochte um eilf Uhr des andern Morgens ſeyn, als er die Zinnen der ſtattlichen Burg in der Ferne erblickte, die müden Roſſe konnten kaum weiter, als ſie in das Thal hinabtrabten, durch welches die Donau, hier nur noch ein unbedeutender Strom, reißend ſich

die Bahn gebrochen hatte. Am jenseitigen Ufer erhob sich auf steilen Felsen die Burg des Grafen von Eberstein, von wo aus ihm, als er eben am hohen Flußbette hielt, und sein Auge vergebens nach Brücke oder Fähre sich umschaute, das Geläute der Glocke aus dem Thürmchen der Burgcapelle entgegen tönte, dessen bescheidene Mahnung von dem im Thale gelegenen Cistercienserkloster, durch ein feierliches Geläute erwiedert wurde. Edmunds Roß triefte vom Schweiß, es wankte fast unter ihm, aber die Glocken riefen. Nur vorwärts, mein treues Roß! rief er, ihm die Sporen in die Weichen drückend und der Rappe setzte vom steilen Felsufer in die Fluthen der Donau, nnd die letzten Kräfte anstrengend brachte er seinen Herrn hinüber. Hinauf, hinauf! rief Edmund nun, und klopfte dem triefenden Rosse schmeichelnd den Hals, nur noch den Berg hinauf gejagt, Du treues Thier! und als ob sein Schicksal, wie ein finsterer Geist dem Rosse zur Seite schreitend, es mit sichtbarer Geißel trieb, so sprengte keuchend der Rappe die steile Höhe hinauf, über die Brücke den Schloßhof hinein, und stürzte vm Ziele seines Laufes verendend zusammen.

Auf dem Burghofe war es still, keine menschliche Seele ließ sich blicken, Niemand, der dem Beängsteten Kunde gab, wo er die Braut finden könne. Seinen treuen Gefährten mitleidvoll verlassend, eilte Edmund durch das offene Portal in das Innere des Schlosses. Das Läuten eines Glöckleins bezeichnete ihm den Weg, er eilte dem mahnenden Schalle nach, stürzte in die Capelle, drängte sich durch die Menge der gaffenden Zuschauer dem Altare zu, und vernahm das Ja der glücklichen Braut, welches so eben durch den Segen des Priesters geheiligt wurde.

Zu spät! seufzte er leise vor sich hin, und blieb unter der Menge stehen, die den mit Schweiß und Staub bedeckten Geharnischten verwundert ansah.

Indessen hatte der Priester geendet, die Braut schmiegte sich hingebend an den Geliebten, reichte Cäcilien ihre Rechte, und nickte dem Bruder freundlich zu, während Herr Nikolaus von Flekenstein auf die mit Myrten geschmückte, reiche Erbin schaute, wie ein Räuber mit Wohlgefallen den geraubten Schatz anstaunt, der nun sicher in seinen Händen ruht.

Edmund, ohne das Antlitz Mathildens gesehen zu haben, trat ruhig hinter einen Pfeiler, sich vor den Glücklichen, vor Cäcilien und Konrad zu verbergen, damit er in der Stille heimkehren könnte, denn nun noch Mathilden Frundsberg's Brief zu geben, hielt er für thöricht; aber Cäcilie gewahrte ihn, eilte mit dem Ausrufe: mein Bruder! auf ihn zu, ergriff seine Hand, und führte ihn den Neuvermählten entgegen.

Als träte aus geöffneter Gruft ein Geist vor ihn, blieb Edmund plötzlich wie gebannt stehen, starrte regunglos Mathilde an, und als sie an der Hand ihres Gatten, der mit zweideutigem Lächeln ihn willkommen hieß, sich ihm nahte, rang sich der Name Leonore aus seiner gepreßten Brust.

Was Dir auch begegnet sei, Edmund, fasse Dich, raunte ihm Konrad leise zu, und seine Hand heftig schüttelnd, fragte er laut: Was ihn denn so unvermuthet hierher führe, dem Vater sei doch nichts begegnet?

Nein! erwiederte Edmund, drückte die flache Hand auf seine Augen, und schien so die Erinnerung und das Bewußtseyn wieder zurückzurufen.

8.

Nach langer, beschwerlicher Reise, da widrige Winde ihre Fahrt in dem Archipel aufhielten und sie in manchen Hafen einzulaufen nöthigten, gelangte der Neapolitaner endlich in den Hafen von Navarino, wohin er die Nachricht von der Vereinigung der türkischen Seemacht in dem Meerbusen von Napoli di Romania brachte. Hier fand Dugdal seinen ehemaligen Kapitain und Gönner, den Contre-Admiral Elphingston, der ihn freundlich empfing und sogleich dem Grafen Alexis Orloff vorzustellen und sich für ihn zu verwenden versprach. Orloff empfing ihn mit Auszeichnung, nahm sein Erbieten, als Freiwilliger bei der Flotte zu dienen, willig an und gab ihm den Rang eines Schiffslieutenants und die Erlaubniß, das Schiff zu wählen, auf welchem er dienen wolle. Was er hier erfuhr, bestätigte nur zu sehr Demetrios Meinung von diesem Kriege. Die Einwohner des Peloponnes hatten die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, mehrere Tausende die Waffen ergriffen und sich dem kleinen Haufen der Russen, die kaum 1000 Mann stark waren, angeschlossen. Coron und Modon, so wie Tripolitza und das Schloß von Patras war von den Russen vergebens belagert worden. Bei Modon,

Mathilde sah den bleichen Jüngling nicht ohne Bewegung an, ihr Auge ruhte fest auf ihm, während Edmund sie anstarrte; die alte Gräfin von Eberstein aber, ihre Mutter, ergriff ihre Hand. Komm, Kind, sprach sie. Mir scheint Herr von Bibrach nicht wohl zu seyn, überlaß ihn der Sorge seiner Schwester. — Auf Wiedersehen! rief ihm der Bräutigam zu, an dessen Arme Mathilde nun die Burgcapelle verließ. Auch die Neugierigen, welche die Ceremonie herbeigeführt, und denen der gewappnete Rittersmann Stoff zu mancherlei Vermuthungen gab, verließen nach und nach die Capelle, und die Geschwister blieben allein.

Komm in die freie Luft, bat Cäcilie den immer noch Mathilden starr Nachblickenden. Komm, mein geliebter Bruder! Sie zog ihn mit sich fort.

Dort schwebte sie hin, sagte er leise für sich. Sie ist durch des Grabes Nacht gedrungen und stand vor mir!

Ermanne Dich, unterbrach ihn Konrad, Du träumst. Die Du gesehen, war Mathilde Eberstein, des von Fleckenstein Vermählte. Sei ein Mann und jage die Phantome, wel-

che Deine Vernunft umnebeln, von Dir, mein Bruder.

Ohne zu antworten, drückte Edmund Konrads Hand, und folgte ihm in den Garten. — Cäcilie, Konrad! begann er hier, nachdem er seine Gedanken wieder geordnet hatte. Mir ist, seit ich Euch nicht sah, Sonderbares begegnet. Gestern erhalte ich diesen Brief, er reichte Cäcilien das Schreiben Frundsberg's, ich jage hierher, erkaufe die Eile mit meines treuen Rosses Leben, eile in die Capelle — und es ist zu spät; der Bund ist geschlossen, und mit Myrten bekränzt tritt Leonore mir entgegen. — Denn — ich will es glauben, daß es Mathilde Eberstein war, aber diese Aehnlichkeit ist grausend. — Ihr werdet ihr Bild sehen; die Gestalt, der liebliche, freundliche Zug um den Mund, selbst die Frische der blühenden Farben ihrer Haut, Alles stimmt überein. Ihr werdet ihr Bild sehen, und gestehen, daß mich der Anblick überraschen mußte. — Ja, ja, fuhr er nach kurzem Sinnen fort, diese Aehnlichkeit war der Zauber, der den alten Eberstein an Leonore band, weßhalb er sie oft seine Tochter, seine Mathilde nannte.

Sonderbar, fast mir selbst schaurig, sagte Cäcilie. — Sollte diese Aehnlichkeit so täuschend seyn, wie Du sagst, so liegt für mich etwas Ungewöhnliches darin, daß Deine Leonore Mathilden gleichen mußte, denn auch Mathilde Eberstein war Deine längst bestimmte Braut, und es scheint, das Schicksal habe Dich an diese Züge gekettet.

Das gebe Gott nicht, unterbrach sie Konrad, Possen sind es, Spiele des Zufalles, und weiter nichts.

Ich will in aller Stille zu dem alten Vater zurückkehren, sagte jetzt Edmund, mögen sie über mein Erscheinen, über mein plötzliches Verschwinden urtheilen was sie wollen, ich fühle, es ist besser, daß ich Mathilde nicht wieder sehe.

Thue das, mein Bruder, bat Cäcilie.

Und warum soll er gegen alle Sitte von hier? Glaubst Du ein Mann habe nicht Kraft und Muth, den Launen des Zufalles Trotz zu bieten, entgegnete Konrad. Meinst Du, es sei ehrenvoller, vor dem Feinde zu fliehen, als ihm die Stirn zu bieten, und was ist hier zu fürchten? — Die Aehnlichkeit, die gleichen Züge mit Leonoren? War es nur das

sprechende Auge, der liebliche Mund, die herrliche Gestalt Leonorens, die Dich an sie fesselte, und welche Du nun hier wiederfindest, dann bedaure ich Dich, Edmund; war es ihr Herz, ihr Gemüth, was Dich so unwiderstehlich nach dem römischen Mädchen zog, daß Du Stand und Sitte, Vater und Bruder vergessen konntest, so ist dies tiefe Gefühl bald erstorben, und nur der Sinnenrausch ist Dir geblieben; denn nicht Dein Herz, Dein Auge nur hat Mathildens Anblick ergriffen.

Konrad, erwiederte Edmund mit freundlicher Ruhe, kennte ich nicht Deinen biedern, geraden Sinn, Dein brüderliches Herz, ich müßte über das, was Du eben schonungslos sagtest, Dir zürnen. Nicht Sinnenrausch, nicht die Aehnlichkeit der Züge war es, was mich bei Mathildens Anblick so mächtig ergriff. Es war mir, als träte Leonore vor mich, ihr Versprechen zu erfüllen, ich fühlte ihren Geist mich umschweben, und wahrlich, das Geistige stand mir näher als die Form. Doch Dein mißbilligender Blick sagt mir, daß Du mich nicht verstehst, deßhalb laß uns schweigen. — Ich bleibe und will Dir zeigen, daß ich Mann bin, auch gegen meine Bestimmung, und ge-

gegen den Zufall, wie Du diese Aehnlichkeit nennst, zu kämpfen; doch bitte ich Dich, geliebter Bruder, greife nicht wieder so rauh in mein bewegtes Gemüth; auch von der Bruderhand schmerzt es.

Verzeih, sagte Konrad ihm die Hand reichend. Ich habe keinen Sinn für das, was meine Augen nicht sehen, meine Hand nicht fühlen, mein schlichter Verstand nicht begreifen kann. Leonore ruht im Grabe, wohl ihr, wohl uns! sie kehrt nicht wieder, und ihr Geist umschwebt Dich nicht in Mathildens Nähe, nicht wenn sie fern von Dir ist; aus dem Reiche des Todes kehrte noch Keiner. — Aber laßt uns an die Lebenden denken. Welchen Grund führen wir an, der Dich, mein geliebter Bruder, so unvermuthet, so eilig hierher geführt hat. — Sinne nach, Cäcilie; die Frauen sollen ja in der Erfindung gewandter seyn als wir.

Ich weiß nur einen Ausweg, sagte die Schwester. Edmund muß vorgeben, hierher gekommen zu seyn, der Gräfin die Nachricht von dem Tode ihres Gatten noch vor der Hochzeitfeier zu bringen; sie mag sie dann der Tochter mittheilen oder nicht. Nur so kann

Dein plötzliches Erscheinen, vielleicht auch Dein sonderbares Benehmen bei dem Anblicke Mathildens entschuldigt werden.

Edmund beschloß, dem Rathe Cäciliens zu folgen, welche es übernahm, der Mutter die Nachricht zu bringen. — Aus einigen unbedachtsam ausgesprochenen Worten der Gräfin hätte Cäcilie fast glauben können, sie habe die Nachricht von dem Tode ihres Gatten schon früher erfahren; auch schien sie dadurch so wenig betrübt zu seyn, daß Cäciliens Widerwillen gegen diese Frau noch mehr Nahrung fand. Die Gräfin bat übrigens, daß die Nachricht Mathilden noch einige Tage ein Geheimniß bleiben möchte, damit der Neuvermählten die ersten Wochen ihres ehelichen Glückes nicht gestört würden, und zeigte sich in Allem so besonnen und kalt, daß Cäcilie sie mit Unmuth verließ.

Gegen die Gewohnheit damaliger Zeit wurde der heutige Tag ohne rauschende Feste begangen. Es war dies Mathildens Wunsch gewesen, und die Mutter, welche schon seit mehreren Wochen die Nachricht von ihres Gatten Tode erhalten hatte, glaubte es auch am verzeihlichsten, wenn die Vermählung ohne

prunkendes Gepränge geschah. Flekenstein, der ihr ganzes Vertrauen besaß, wurde in das Geheimniß gezogen, und er, dem an der Beschleunigung seines Glückes so viel liegen mußte, opferte willig die Gebräuche, und fügte sich in die Nothwendigkeit. Edmunds Erscheinen war ihm deßhalb so unangenehm, da er wußte, daß dieser von dem Tode des Grafen Eberstein unterrichtet sei; er bat ihn, sobald er ihn nach dem Auftritte in der Kirche wieder sah, seiner Gattin die traurige Nachricht noch zu verschweigen, und lud ihn wohl nur nothgedrungen ein, einige Zeit bei ihnen zu verweilen.

Als Edmund Mathilde am Mittage wiedersah, bewegte ihr Anblick zwar immer sein Gemüth; doch sah er in ihr nur die Gattin Flekenstein's, und die Vernunft, auch die ruhige Ueberlegung, die jetzt an die Stelle der Ueberraschung trat, ließen ihn sein Benehmen gehörig ordnen, so daß er nur dem scharfen Beobachter auffallen konnte. Seine Blicke trafen noch oft und lange Mathilde, auch ihr Auge suchte ihn zuweilen, und Cäcilie saß während des ganzen Mittagmahles in quälender Unruhe.

Nach Tiſche ging Flekenſtein mit Edmund in ſein Zimmer, und befragte ihn nach dem Zuſtande, in welchem er das Heer in Rom verlaſſen habe, warf auch, wie von ungefähr, einige Fragen Frundsberg betreffend, hin, und ſchien von Iſabella's Schickſal unterrichtet zu ſeyn. Dann leitete er das Geſpräch auf Edmunds Talente, die Muſik und Malerei, und zeigte ihm bei dieſer Gelegenheit das Bild Mathildens, welches ein Maler aus Augsburg vor Kurzem nicht zu ſeiner Zufriedenheit gemalt hatte. Würdet Ihr meine Gattin in dieſem Bilde erkennen, fragte er, findet Ihr einen dieſer lieblichen Züge wieder?

Edmund betrachtete das Bild genau, der Maler hatte nicht die Züge, nicht den Geiſt aufgefaßt, das war nicht Mathilde. Er äußerte hierüber ſeine Meinung, und ging in ſo manches Detail über, daß der von Flekenſtein erſtaunt war, wie Edmund in ſo kurzer Zeit die Züge Mathildens ſo genau aufgefaßt habe — nur in den Augen irrte er ſich, als er den Maler tadelte, ſie blau aufgetragen zu haben, da ſie doch braun wären. — Herr von Bibrach, entgegnete ihm der Hauptmann, Ihr ſcheint die Züge meiner Gattin

genau betrachtet, nur nicht in ihr dunkelblaues Auge geblickt zu haben.

Eben wollte Edmund etwas zu seiner Entschuldigung sagen, als Mathilde eintrat. Nun könnt Ihr Euch selbst überzeugen, sprach Flekenstein, daß hierin zum wenigsten der Maler nicht gefehlt hat; seht, ob ein Veilchen dunkler ist, als dieses Auge. Mathilde senkte errörhend den Blick, Edmund schwieg. Mein Krieggeselle, fuhr Flekenstein fort, ist ein ausgezeichneter Künstler, und ich glaube, wenn Du ihn freundlich bätest, Mathilde, er würde Dir einige Tage opfern, und Dich malen, und gewiß besser treffen, als der Künstler aus Augsburg, der wohl das Ideal seiner Phantasie, aber nicht Dich dargestellt hat.

Ich weiß nicht, sagte jetzt Mathilde errörhend, ob ich die Bitte wagen darf, die ich nur, um den Willen meines Gatten zu erfüllen, an Euch thue. Edmund verbeugte sich bejahend. Er zitterte vor dem Augenblicke, wenn sie vor ihm sitzen würde, und doch bebte er vor Wonne, gedachte er, daß er dann in ihren freundlichen Zügen seine Leonore wieder finden, und so ihr geliebtes

Bild mit lebendiger Gluth vor ihn treten würde.

Nun da Ihr, werther Herr, meines Mannes Wunsch erfüllen zu wollen scheint, so bitte ich Euch, gebet dem Bilde weniger Schönheit des Colorits, und mehr Wahrheit; ohne Aehnlichkeit hat ein Bildniß für mich keinen Werth.

Darin gebe ich Euch vollkommen Recht, edle Frau, erwiederte Edmund. Aehnlichkeit ist bei einem Bilde ein Haupterforderniß; es soll ja in der Abwesenheit unsere Einbildungkraft wecken, und das Geliebte uns treu darstellen, wir wollen dem Bilde gegenüber mit ihm das Vergangene durchwandeln, es soll die Täuschung herbeizaubern, daß das Entfernte nicht fern, das Dahingeschwundene nicht verloren sei. Fehlt aber die Aehnlichkeit, so wird unsere Phantasie gestört, eine fremde Gestalt drängt sich zwischen uns und das Geliebte, und so schadet dieses Bild dem Eindrucke, den es hervorbringen soll, mehr, als daß es ihn erweckt.

Nun, so sendet Euren Diener nach des Vaters Schloß, bat der Hauptmann, denn hier möchtet Ihr wohl Schwert und Lanze in

wo die Mainotten sie treulos verließen, hatten sie den größten Theil ihrer Mannschaft verloren und Graf Orloff nun die Eroberung Morea's aufgegeben und es seinem Schicksal überlassen; Türken und Albanesen haußten nun mit fürchterlicher Grausamkeit in dem unglücklichen Lande und schwer büßten die Griechen ihr Vertrauen auf fremde Hülfe.

Graf Orloff beschloß nun die türkische Flotte aufzusuchen, verließ das starkbefestigte Navarino, umseegelte Morea und traf den Capudan Pascha in dem Golf von Napoli, der sich jedoch nach einer lebhaften Kanonade in den Hafen dieser Stadt zurückzog; auch Orloff verließ den Golf, der Capudan Pascha lief wieder aus und suchte, durch Giaffar Bei verstärkt, die russische Flotte nun selbst auf. Als er aber erfuhr, daß diese von Triest aus gleichfalls durch 6 Schiffe verstärkt worden war, vermied er jedes Gefecht und seegelte der Küste von Asien zu.

Auf Scio setzte diese Nachricht die Einwohner in Schrecken. So wenig sie sich geneigt gefühlt hatten, mit ihren Glaubensbrüdern gemeinschaftliche Sache zu machen, so kannten sie doch das Mißtrauen der Türken zu gut und wie wenig diese eine Gelegenheit ungenützt vorüber ließen, von den Griechen Geld zu erpressen; auch fürchteten sie eine Landung der Russen. Von allen griechischen Inseln des Einsammeln des Mastiks wegen am schonendsten und mildesten von ihren Herrschern behandelt, war ihre Sehnsucht nach Freiheit nicht so heiß wie auf den andern Inseln und dem Festlande Griechenlands, deshalb waren ihnen diese Beschützer nichts weniger als willkommen. Am meisten aber schien diese Nachricht in dem Hause Demetrios Makari Schrecken zu verbreiten. Dieser verließ in

der Rüstkammer, doch nicht Pinsel und Palette finden, sie sind auf den Burgen der Grafen von Eberstein nicht einheimisch.

Auch auf meines Vaters Schlosse, erwiederte Edmund, seine Worte betonend, findet man Waffen aller Art. — Der Hauptmann wollte antworten, ein bittender Blick Mathildens hinderte es.

Der Diener wurde sogleich abgeschickt, das Nöthige herbei zu holen. Konrad war unwillig, als er dieses erfuhr, er nannte des Bruders Benehmen in seiner derben Sprache Thorheit, und selbst Cäcilie, ohne sich deshalb zu äußern, fürchtete für ihn und für Mathilde, deren sänftem, zartem Gemüthe der ihr gleiche Charakter Edmunds mehr anansprechen mußte, als der wilde, oft rauhe Sinn ihres Gatten, den sie innig zu lieben glaubte, da er der erste Mann war, der, seit sie das Kloster verlassen, sich ihrem Herzen genahet hatte.

Der Hauptmann Flekenstein war eine schöne, männliche Gestalt, in seinem gebräunten Gesichte lag der Ausdruck von Kraft, und das Rauhe seines Gemüths verbarg ein Anstrich von Geradheit, die nicht immer in ihm

lag. Schon von früher Jugend an Soldat, bestanden seine Lebensansichten nur im Genusse, und die Mittel, ihn sich zu verschaffen, waren ihm ziemlich gleich. Dem Stande eines Kriegers in damaliger Zeit, wo Eigennutz, Gewohnheit und Freude an dem ungebundenen Leben die einzige Triebfeder war, fehlte der edle Sporn; seit der Landfrieden die Fehden des Adels beendet hatte, und die Schlachten der Fürsten durch Söldner geschlagen wurden, eilte jeder Kriegslustige unter die Fahnen, die den meisten und pünktlichsten Sold zahlten, und den Hauptleuten, welche auf eigene Kosten ihre Lanzenknechte und Hakenschützen warben, waren ihre Fahnen ein wucherndes Capital. Nach einem glücklichen Feldzuge kamen sie bereichert nach Hause, unbekümmert, wie viel Thränen, Seufzer und Verwünschungen an dem Golde klebten, das sie heimbrachten. In einem solchen Leben mußte das Gemüth untergehen, und nur wenige Edle, deren Herz noch für Ehre und Vaterland schlug, wie die Frundsberge und der Graf von Eberstein, erhielten ihre Sitten rein, und ihr Herz frei von Härte; nur wo es das Wohl ihrer Knechte galt, da

wurde der Bürger, der Landmann nicht geachtet, und selbst der Edelste mochte dann wohl seiner rauhen Zeit den Tribut zahlen.

Die reiche Erbin des Grafen von Eberstein hatte die Geldgierde, das schöne, blühende Mädchen die Sinnlichkeit des durch manche Kriegzüge geehrten Hauptmanns deutscher Lanzenknechte gereizt; schnell die Eitelkeit der Mutter auffassend, hatte sich Flekenstein an ihr eine Stütze geworben, die stark genug war, ihn gegen den Vater zu halten, der, ohne eigentlich zu wissen warum, ihm nicht gewogen war. In des Mädchens unbefangenes Herz schlich er sich um so leichter, da die männliche Schönheit ihm den Weg bahnte, und die Mutter das Wohlwollen der Tochter für diesen Mann ihr als Liebe schilderte, sie zeigte sich ihm gewogen, gab sich ihrer Sehnsucht hin, als er mit dem Vater nach Italien zog, ihre rege, reizbare Phantasie schmückte ihn in der Ferne noch reizender, und als er von Rom zurückkehrte, empfing sie ihn mit liebendem Herzen, und drückte ihn so innig an ihre Brust, als ob die heißeste Liebe in ihr glühe. Die Mutter, heimlich der Lehre Luther's zugethan, welcher

auch Flekenstein schon früher gefolgt war, hoffte durch diese Verbindung auch Mathilde von dem alten Glauben abzuziehen; des Mädchens reizbares Gemüth, ihr heller Sinn ergriffen auch mit Begierde die Lehren der Vernunft und Moral des Reformators, und nur des Vaters Widerwillen hielt noch Mutter und Tochter von dem Uebertritte zu der Lehre Luther's ab.

Unter diesen Umständen war Mathilden die Beschleunigung ihrer Vermählung nicht unwillkommen. Sie glaubte dadurch sich dem Ziele ihres Glückes rascher zu nahen, und sprach am Altare das bindende Ja mit der festen Ueberzeugung, es komme aus liebendem Herzen. Da erschien Edmund, von dem der Mutter unvorsichtige Schwatzhaftigkeit ihr schon früher erzählt hatte, daß er von Kindheit an für sie bestimmt gewesen sei, und obgleich an Schönheit mit ihrem Gatten nicht zu vergleichen, war doch die Schwermuth, die aus seinen Augen strahlte, der schmerzliche Zug um den Mund, die Blässe seiner Wangen, von ihr nicht unbemerkt geblieben, und nicht ohne Theilnahme gedachte sie, daß er der ihr einst bestimmt gewesene Gatte sei.

Dies führte ihn oft in ihre Erinnerung zurück, und ließ sie, wenn auch ihr selbst noch unbewußt, Vergleichungen zwischen ihm und dem Gatten anstellen.

Auf ein zartes, weibliches Gemüth wirkt nichts so sehr als Schmerz und Trauer eines Mannes, wenn er nicht in weichliche Klagen ausbricht, der Kampf mit dem Schicksale, der Muth, mit dem er das Leiden trägt, die ruhige Haltung, mit welcher er kalt, an der sich darbietenden Freude, wie an dem nagenden Kummer vorüber geht, erweckt in dem weiblichen Herzen Bewunderung und Theilnahme, und die bleiche Leidengestalt eines Jünglings, wenn nur noch Kraft der Seele ihr aus dem Auge blitzt, bewegt mehr ein weibliches Gemüth, als die in Freude und Fülle aufblühende Schönheit des Mannes.

Cäcilien war die Aufmerksamkeit nicht entgangen, mit welcher Mathildens Auge zuweilen theilnehmend auf Edmund ruhte, selbst einmal, als sich Mathilde von ihr beobachtet glaubte, hatte sie ihr sanftes Erröthen bemerkt; Cäcilie, mehr als ihre Freundin das Herz und seine Schwächen kennend, zitterte für Beide, obgleich Mathilde noch nicht die

mindeste Ahnung von dem sich bewußt war, für das Cäcilie fürchtete, und Edmund ihr nur mit ehrfurchtvoller Scheu nahte, als stände ein Wesen höherer Art, als stände Leonorens Geist vor ihm.

Konrad zürnte unverholen mit dem Bruder, daß er hier geblieben war und Mathilde malen wolle; daß er nicht, wie er anfangs gewollt, in dem Augenblicke seiner Ankunft wieder davon geritten sei, das, meinte er, sei er dem Anstande und der Sitte schuldig gewesen, die kein Edler je aus den Augen setzen müsse, daß er aber länger um eine Lebende verweile, die ihm bei jedem Anblicke die Gestorbene zur Qual zurückführen müsse, daß er sie sogar malen, und stundenlang in das schöne, sprechende Auge Mathildens blicken wolle, nannte er Unsinn; denn, Edmund, schloß er seine wohlgemeinte Rede, ich fürchte, Du wirst über die Lebende die Todte vergessen! — Wohl Dir, wäre es Mathilde Ebenstein; aber wehe Dir, da es Mathilde von Flekenstein ist.

Edmund lächelte. Du kennst die Liebe nicht, mein Bruder, sprach er, ohne dem Treuherzigen zu zürnen. Du kennst die glückliche

Liebe nicht, die auf dieser Welt nur auf Blumen wandelnd, sie pflückt und ihre Reize genießt; und jene noch weniger, die in Schmerz und Thränen, durch's ganze Leben bis über das Grab hinaus reicht.

Ich kenne Beide nicht, erwiederte Konrad ernst. Mit Gott werde ich wohl auf meinem Lebenwege auch ein Herz finden, das zu dem Meinen paßt, und einer Jungfrau begegnen, die meinen geraden Sinn nicht mißverstehen und mein Herz erkennen wird; dann werde ich die Liebe kennen lernen, die auf dieser Welt auf Blumen wandelt, sie pflückt und ihren Duft genießt; ich setze noch zu, die in den Stürmen des Lebens, wo keine Blumen duften, treu aushält in Noth und Gefahr, und wenn das Grab die Geliebte deckt, mit stiller Trauer ihr herbes Schicksal trägt. Aber über das Grab hinaus die Todte zu lieben, nur allein die Verwesung in sein Herz zu schließen und einen Traum zu umarmen, bis das Grab das ewig sich selbst marternde Herz deckt, ist Thorheit. Leonore ist todt; Mathilde lebt, aber nicht für Dich! dies vergiß nie, mein Bruder! —

Die Brüder trennten sich, vielleicht zum ersten Male mit Unmuth.

4.

Der Diener kam mit dem Malerapparate, und brachte vom Schlosse am Bodensee die eben nicht erfreuliche Nachricht, daß der Vater über das längere Ausbleiben unmuthig geworden sei, und Frau Kunigunde die Herrschaft ersuchen ließe, ja recht bald zurückzukehren, worauf Konrad sogleich abzureisen beschloß, Cäcilie aber um Edmunds willen bleiben zu müssen glaubte.

Es vergingen mehrere Tage, welche blos dem Malen gewidmet waren; gemeiniglich war der Hauptmann hierbei gegenwärtig, der mit Wohlgefallen das so ähnliche Bild seiner Gattin immer mehr und mehr entstehen sah, zuweilen war Cäcilie allein bei ihnen, und da sah sie wohl, wie die Theilnahme Mathildens an ihrem Bruder mit jedem Tage zunahm, und Edmund immer mehr den Geist Leonorens neu verkörpert vor sich sah. Kein Wort verrieth ihre Empfindungen, denn

Beide waren sich ihrer noch unbewußt. Edmund sah in der reizenden Frau nur Leonore, und Mathilde, welche durch Cäcilie, jedoch ohne daß diese die Aehnlichkeit berührt hatte, Edmunds unglückliche Liebe zu diesem Mädchen kannte, glaubte, daß es nur Mitleid und Theilnahme sei, was sie für den Bruder ihrer Freundin empfinde. Auch war es nur Theilnahme, dessen sie sich bewußt seyn konnte, ihr reines, kindliches Gemüth stand noch keinem fremden Eindrucke offen, und selbst, wäre dies gewesen, würde die Pflicht schnell die Pforte des Herzens verschlossen haben. Aber wie leicht führt das Mitgefühl dem Abgrunde entgegen, wie leicht verführt es die ewig geschäftige Phantasie.

Nach einigen Wochen waren die Züge Mathildens beendet, Jedermann fand sie zum Sprechen ähnlich. Edmund bat nun die Edelfrau, sich morgen so zu kleiden, wie sie gemalt zu seyn wünsche. Ein Jeder äußerte hierbei seine Ansicht, Cäcilie wollte sie einfach, die Mutter im festlichen Gewande sehen. — Mathilde schwieg.

An dem nämlichen Abend bat Cäcilie ihren Bruder, wenn er morgen das Nöthige

angelegt habe, die Burg zu verlaſſen und das Gemälde zu Hauſe weiter auszumalen. Edmund verſprach es, ihm ſelbſt war der Aufenthalt in der Nähe Mathildens beängſtigend. Er fand ſich daher ſchon früh in dem Zimmer ein, wo die Staffelei ſtand; trat vor das Bild, und betrachtete es anfangs mit dem Auge der Kunſt, allmählig aber mit dem Auge der Liebe. Ja, es waren Mathildens, es waren Leonorens Züge; und wäre die Farbe des Auges, auch wohl in etwas der Ausdruck deſſelben, nicht verſchieden geweſen, ſo hätte man glauben können, die Natur habe ihr Meiſterwerk verſchönern wollen, und es nicht gekonnt, ſie habe es noch einmal ſchaffen müſſen.

Nie war der Gedanke, daß das Schickſal dieſe Züge beſtimmt haben müſſe, auf ihn und ſein Leben einzuwirken, ſo lebhaft in ihm aufgeſtiegen; als jetzt. Die Eine ihm von frühſter Jugend zur Gattin beſtimmt, verlor er, als die Andere ihm auf ſeinem Lebenwege entgegen trat, und ſie wählend, nahm ſie der Tod. — Da fand er die Zweite den Myrtenkranz in den Locken am Altare. — Und ſoll denn die Natur ſolch grauſames

größter Eile mit Helenen sein Landhaus, ließ dort seine sämmtlichen Diener zurück und kam, ohne die mindeste Begleitung, in der Nacht mit der Tochter in seiner Wohnung an. Hier ließ er am andern Abend Paul, der noch mit dem Schiffe, die Hoffnung, im Hafen lag, in aller Stille zu sich entbieten. Schon früher war er aus Vorsicht mit ihm übereingekommen, gegenseitig jede Verbindung abzubrechen, weshalb dieser auch über das Geheimnißvolle der Einladung nicht im Mindesten erstaunt war. „Freund meines Harry" redete er ihn an „der Capudan Pascha ist der Feind meines Hauses, seine Gegenwart auf Scio war mir furchtbar, und kann mir noch einmal Gefahr bringen. Finde ich und Helene im Fall der Noth auf Ihrem Schiffe eine Freistätte? — Ich weiß, wie sehr die Pforte den englischen Handel schützt, wie sehr sie in jetziger Zeit Alles vermeiden wird, gegen diese Macht feindselig zu handeln; ich wüßte daher keinen Ort, wo ich mich sicherer glauben könnte, als auf Ihrem Schiffe. Meine Diener auf dem Landhause glauben mich zu den Mönchen nach Neamoni geflüchtet, Niemand weiß von meinem Aufenthalt in der Stadt als der treue Boris und der wird nicht zum Verräther an mir."

Gern versprach Paul ihn und Helene auf seinem Schiffe aufzunehmen und Alles zu ihrem Empfange bereit zu halten und suchte diese zu trösten, die in einem sehr aufgeregten Gemüthszustand zu sein schien. Sie hörte ihn an, ohne ihm ein Wort zu erwiedern, des Vaters bittender Blick hieß sie schweigen, und so entfernte er sich mit dem Versprechen, morgen in aller Frühe Nachricht von der türkischen Flotte zu geben. Sie erschien am andern

Spiel mit mir treiben, daß von zwei so lieblichen Blumen, die sie mir bietet, keine mir wird? rief er wehmüthig. So klagte er, zürnte mit dem Schicksale, und vergaß, daß in dem Schooße dieses Allmächtigen die Zukunft verborgen liegt, die so manchen Schmerz, so manche nicht geahnete Wonne auf ihren Schwingen dem Menschenherzen entgegen führt. Er zürnte mit dem Mächtigen, das jetzt in der Gestalt Mathildens so lieblich, und doch so grausig vor ihn trat, denn als die Thür ihres Zimmers sich öffnete, nahte sie ihm, im einfachen, weißen Gewande, zwei Rosen in ihrem lockigen, braunen Haare, zwei andere an ihrer Brust. Fast eben so von ihrem Anblick ergriffen, als da er sie das erste Mal in der Burgcapelle sah, heftete sich sein Blick auf die Ueberraschte, die vor seinem weitgeöffneten, starren Auge erschrocken zurück bebte. — Was ist Euch, Herr von Vibrach? fragte sie ängstlich.

Nichts, edle Frau, erwiederte er sich fassend. — Es erschien mir in dem nämlichen Augenblicke, als Ihr eintratet, eine Gestalt, die mich an eine trübe Vergangenheit erinnerte. — Mathilde glaubte ihn zu verstehen,

setzte sich schweigend, und Edmund begann mit zitternder Hand die Arbeit.

Cäcilie war heute allein zugegen; auch ihr war des Bruders Benehmen bei dem Eintreten ihrer Freundin ein Räthsel, sie suchte deßhalb dem Gespräche eine fröhliche Wendung zu geben, trat hinter ihren Bruder, der eben beschäftigt war, die herabrollenden, dunkeln Locken zu entwerfen, und nachdem er diese beendet, die Umrisse der herrlichen Gestalt begann. Jetzt zeichnete er die Rosen an ihrer Brust, da sagte Cäcilie scherzend: Es giebt nur eine Königin der Blumen, warum ruhen zwei an Deiner Brust; eine wäre hinreichend vor dem lieblichen Roth Deiner Wangen zu erbleichen.

Du hast Recht, Cäcilie, erwiederte Mathilde unbefangen, nahm die Rosen von ihrer Brust und reichte sie Edmund. Steht mein Bild ohne Rosen lebhafter in Eurer Phantasie, werther Herr? oder wollt Ihr, daß ich eine wieder anstecke, damit die Gluth des Lebens wieder auf mein Bild zurückkehre?

Cäcilie bemerkte bei diesen Worten, wie die Hand Edmunds zitterte, sie sah an dem erschrockenen Blicke Mathildens, daß in ihrem

Bruder etwas vorgeben müsse, sie gedachte des Augenblickes, den ihr Edmund so lebhaft geschildert, wie er die Rose an Leonorens Brust heften wollte, und der Sarg sich schloß. Nimm die Rosen zurück und laß sie an Deiner Brust verwelken! rief sie Mathilden zu, die schnell nach den Blumen faßte.

Gebt, Herr von Bibrach, rief sie ängstlich, und verzeiht, wenn ich eine Saite berührte, die in Euch schmerzvoll tönte. — Edmund reichte ihr die Rosen. War es Zufall, war es Absicht, sie nahm nur eine, die sie an ihre Brust heftete, die andere ließ sie ihm. Edmund entwarf mit zitternder Hand die Rose und eilte dann schnell aus dem Zimmer.

Kurz darauf trat der Hauptmann ein, besah das Bild und fand die Aehnlichkeit treffend. — Warum, fragte er plötzlich, hast Du Dich nicht mit den beiden Rosen malen lassen, die ich für Dich pflückte, ich hatte das schönste Zwillingpaar dazu ausgesucht, es kleidete Dich recht gut — und wo ist die Andere, die ich an Dir vermisse? — Mathilde erröthete. — Wo ist sie? wiederholte der Hauptmann nicht ohne Heftigkeit.

Ich

Ich muß ſie verloren haben, erwiederte die Gattin, und bei dieſen Worten klopfte ängſtlich Cäciliens Herz.

So, erwiederte Fleckenſtein gleichgültig ſcheinend, ſprach noch Einiges über das Gemälde, und entfernte ſich bald. — Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, ſank Mathilde weinend an Cäciliens Bruſt.

Wem gelten dieſe Thränen? fragte dieſe ernſt.

Meiner Schuld! erwiederte Mathilde.

Und warum ſagteſt Du nicht Deinem Gatten auf welche Weiſe Edmund in den Beſitz jener Roſe gekommen ſei?

Durfte ich es, Cäcilie? — Meines Mannes Blick war ſo ernſt, ich wußte ſelbſt nicht, was ich begann, mein Herz klopfte, ich war mir keiner Schuld bewußt, und ſtand doch als Büßende vor ihm.

Arme Schweſter! ſagte Cäcilie; doch verſcheuchte ſie den Gedanken ſchnell, daß er nicht laut werde, und die Träumende erwecke.

Am andern Morgen, als Edmund und Cäcilie von dannen zogen, ſchien das Wölkchen, das geſtern am Horizonte aufgezogen war, zerronnen. Flekenſtein war freundlich, Ed-

mund gefaßt, und Mathilde ſagte mit unbefangenem Blicke: Lebt wohl, Herr von Bibrach, und habt Dank für Eure Mühe.

5.

Nachdem Edmund in das väterliche Schloß zurückgekehrt war, und den Vater begrüßt hatte, bat er Konrad und Cäcilie, ihm zu folgen. Er führte ſie in das kleine Zimmer mit der reizenden Ausſicht über den See, welches er ſchon ſeit vielen Jahren bewohnt hatte. Hier, ſagte er, vor das Bild Leonorens tretend, hier ſollt Ihr Mathildens Züge wieder finden, und Euch nicht mehr verwundern, daß ich in der Capelle ſtarr vor Entſetzen war, und ſie in der erſten Ueberraſchung für den Geiſt der Verſtorbenen hielt, es ſoll Euch klar werden, daß ein der Geliebten an Seele und Körper ſo verwandtes Weſen mir nicht gleichgültig bleiben kann. Nachdem er Mathildens unvollendetes Bild auf den Rahmen geſtellt, zog er den Vorhang vor dem Leonorens hinweg, und ein lauter Schrei entfuhr Cäcilien.

Bei Gott! rief ſie, ſolche Aehnlichkeit ſah

ich noch nie, Alles, Alles ſich gleich! Mir ſelbſt iſt dieſe Aehnlichkeit Schauder erweckend. Sie richtete indem ſie dies ſagte, ihr Auge bald auf Leonorens, bald auf Mathildens Bild, und je länger ſie die freundlichen Züge des Mädchens betrachtete, deſto lebhafter wurden ihre Gefühle, deſto lebendiger trat das unglückliche Mädchen vor ſie. Arme Leonore! rief ſie jetzt, und eine Thräne ſchwamm in ihrem Auge, armes Kind des Unglücks!

Konrad hatte während deß geſchwiegen, ſein Auge ruhte ſinnend auf beiden Gebilden, jetzt war ſein Blick auf Mathilde gerichtet. Edmund, unterbrach er ſein Schweigen, warum haſt Du mit keckem, frevelndem Sinne dieſe Roſen in das Haar Mathildens, dieſe Roſe auf ihre Bruſt gelegt, und dadurch auch das Aeußere jenem Bilde ſo ähnlich gemacht? Mußte auch dies noch ſeyn, um die Täuſchung zu vollenden? — Warum rufſt Du das Schickſal auf zum Kampfe, warum weckſt Du die Todten?

Mathilde ſelbſt trat ſo gekleidet, die Blumen im Haar und an der Bruſt, vor mich, ſo wollte ſie gemalt ſeyn, erwiederte Edmund.

Sonderbar, meinte Konrad; meinem schlichten Verstande eine zu räthselhafte Fügung. Stände mein Glaube nicht so fest, daß Ahnungen, Träume und Voraussagung, auch jene Sympathie, von der die Gelehrten geschrieben, die Ungelehrten träumen, Hirngespinste überspannter Einbildungkraft wären, so könnte ich hier in meinem Glauben wankend werden.

Je länger ich sie betrachte, nahm jetzt Cäcilie das Wort, finde ich doch eine Verschiedenheit. In dem Blicke des Auges, in dem Zuge des Mundes, so ähnlich sie auch der Form nach sind, finde ich jedoch einen verschiedenen Ausdruck des Gemüthes. Sanftmuth haucht über Beide ihren milden Zauber, aber wo in Mathildens Blick Duldung liegt, die auch in den Stürmen des Lebens sich gleich bleiben würde, glaube ich durch den Himmelblick Leonorens ein Feuer strahlen zu sehen, das mit Leidenschaft den Stürmen des Lebens entgegen kämpfen könnte. Wo auf Mathildens Lippen auch bei tiefer Kränkung die Vergebung schwebt, scheint auf den Glühenden des italischen Mädchens im ähnlichen Falle das Wort Rache zu liegen.

Du könntest Recht haben, sagte Edmund, sanft und hingebend war die Hingeschiedene, aber leicht aufgeregt, und nicht immer ihrer Leidenschaften Herrin. Er erzählte nun, wie sie ihm hatte der Religion wegen entsagen wollen, doch der Gedanke, daß er eine Andere dann besitzen würde, habe sie vermocht, auch ihren Himmel zu opfern. Ich glaube, fuhr er nach einigem Nachdenken fort: Mathilde, die ihren Glauben der Liebe geopfert hat, würde aus leidenschaftlicher Eifersucht nicht ihren Himmel opfern können.

So stellst Du sie höher als jene, unterbrach ihn Konrad heftig. Edmund! rief er, da dieser ihm antworten wollte. Als Dein und des alten Eberstein's Brief die Ruhe unseres friedlichen Hauses störte, der Vater, die Thränen im Auge, sie mir schweigend reichte, ich den Inhalt las, da verwünschte ich die Dirne, die meines Bruders Herz bethört, ihn zu Thorheiten verlockt, ihn aus dem Kreise der Seinen gerissen hatte, und — verzeihe mir, daß ich Dir es sage — ihn Stand und Ehre vergessen ließ. Du wurdest mir fremd, das Mädchen verhaßt; selbst das Gute, welches der alte Eberstein uns von ihr berichtete,

konnte den Eindruck nicht verwischen, den Deine thörichte Liebe, den das Mädchen auf mein Herz gemacht hatte. Ich sah unsers Vaters Gram; ihm, dem Gott so wenig Freude ließ, nahmst Du auch die letzte, und nicht Läciliens Bitten, nicht meine kindliche Sorgfalt, konnten dem alten Manne nur eine Falte seiner Stirn glätten, nur eine Thräne trocknen. Darum haßte ich sie, darum zürnte ich Dir. Der Tod hat Alles verwischt, Alles versöhnt. Schmerz und Kummer sind dahin, der Quell der Thränen, die sie erpreßten, ist versiegt. Gedenke ich aber jetzt ihrer unaussprechlichen Liebe, ihres Todes, wie sie Dich zu retten, die eigene Brust dem Dolche der Mörder bot, gedenke ich, daß ich diese Edle hassen konnte, die mich mit so unaussprechlichem Liebreiz anblickt, dann stehe ich vor ihrem Bilde mit reuigem und versöhntem Herzen, wie zu einer Heiligen blicke ich zu dem unglücklichen Mädchen auf, verehre, liebe sie — und verwundre mich, daß Du noch ein Wesen in der Welt höher stellen kannst, als sie, die für Dich blutete.

Kannst Du das glauben? fragte Edmund.

Warum nicht, da Du es zeigst? — Thö-

richt wäre es von mir, fuhr er fort, zu verlangen, daß Du für die Welt abgestorben seyn solltest, weil der Tod Dir das Geliebte nahm. Wäre Mathildens Hand noch frei, würde ich Euch mit Freuden zum Altare begleiten. Aber mehr lieben, in Deinem Herzen höher stellen, kannst Du Keine, denn Keine ist für Dich in den Tod gegangen.

Konrad! unterbrach ihn Edmund, Du verstehst mich nie.

Wohl möglich, denn Du bist mir räthselhaft; nur das verstehe ich, daß Du um die Lebende, die für Dich todt seyn sollte, die Todte vergißt, die lebend in Deiner Erinnerung bleiben müßte. — Edmund erwiederte nichts, zog den Vorhang vor Leonorens Bild und entfernte sich.

Konrad, bat Cäcilie. Du greifst zu rauh in des Bruders verwundetes Gemüth, ich glaube selbst, daß Du sein Herz nicht verstehst; Du kennst noch nicht, wie verschiedenartig die Liebe über das menschliche Herz ihre Gewalt übt, habe Nachsicht mit ihm, und laß Leonore nicht zum zweiten Male die Hand seyn, die Euch, wenn auch nicht trennt, doch entfernt. Ich weiß, Du liebst den Bruder —

Tage nicht, man vernahm aber, daß sie auf der westlichen Seite der Insel in Mesta sich, um frisches Wasser einzunehmen, vor Anker gelegt, am andern Tage wieder entfernt habe und gegen Samos gesegelt sei; von der russischen Flotte wußte man nichts. Jedoch mehrere Tage darauf erschien die türkische Flotte im Angesicht des Hafens, konnte aber, widriger Winde wegen, nicht einlaufen und da sich gegen Mittag ein heftiger Sturm erhob, der sie zerstreute und sehr beschädigt nach dem Golf von Scala nova trieb, so war Demetrios Furcht für diesmal unnütz.

Mehrere Tage vergingen in Ruhe, während welcher Paul, durch Demetrios angstvolles Benehmen bei Annäherung der türkischen Flotte noch aufmerksamer geworden, alles Mögliche, jedoch mit der nöthigen Vorsicht that, um Erkundigungen über dessen Verhältniß zum Capudan Pascha einzuziehen. Zu seinem großen Erstaunen erfuhr er aber von allen Seiten, daß Hassan Bei während seines Paschaliks zu Smyrna, Freund des Demetrios gewesen sei, und da er erst einmal auf Scio gewesen war, den Tribut für die Pforte einzusammeln, und er damals, so viel man wisse, nichts feindliches gegen den Primaten unternommen habe, so stand dieser noch allgemein in dem Ruf, ein Freund des neuen Capudan Pascha zu sein. Diese Nachrichten setzten Paul nur noch mehr in Erstaunen, und verwirrten seine Vermuthungen nur noch mehr.

Endlich wurde nach einigen Tagen die russische Flotte von dem Vorgebirge Mastico signalisirt und die friedliche Insel bekam nun ein kriegerisches Ansehn. Der in der Citadelle befehlende Aga traf alle Vorkehrungen, schickte

Mit ganzem Herzen! rief er leidenschaftlich. Ist er nicht meines alten Vaters Sohn, ruhten wir nicht an einer Mutter Brust? Du hast Recht, Cäcilie, was kümmert es mich, wie er über das Leben denkt, vielleicht richtiger als ich; sein Herz ist edel und gut, in der Bildung ist er mir weit vorausgeschritten, und in meinem Innern spricht eine Stimme für ihn. Darum mahne mich immer an meine Pflicht, wenn ich sie vergesse, und lehre mein offenes Gemüth, zu schweigen. — Konrad hielt Wort; nur selten griff er fortan rauh in die bewegten Saiten von Edmunds Herzen.

6.

Als Edmund am nämlichen Abende in seinem Zimmer allein war, nahm er die Rose Mathildens, und steckte sie an Leonorens Bild. Ich weihe sie Dir, so wie Alles, was noch auf Erden Werth für mich haben könnte, sagte er, die theuren Züge wehmüthig betrachtend, dann setzte er sich und schrieb an Melchior Frundsberg:

Der Eilbote, theurer Freund, welcher mir Dein Schreiben brachte, kam zu spät; trotz der Eile, mit welcher ich nach dem Schlosse des Grafen von Eberstein jagte, traf ich erst in dem Augenblicke ein, in welchem Mathilde das verhängnißvolle Ja ausgesprochen hatte; ich habe ihr unter diesen Umständen Deinen Brief nicht gegeben.

Das Schicksal treibt ein wunderbares Spiel mit mir. Ich glaubte, als ich die Alpen überschritt, Sehnsucht und Liebe, und jedes Verlangen nach einem Weibe hinter mir gelassen zu haben, ich hoffte, die Zeit und der Raum, der mich von ihrer Gruft trennte, und Deine ernste Mahnung, mich nicht von dem Schicksale niederbeugen lassen, würden meinen Gram lindern, und die traurigen Anklänge in meinem Innern würden verhallen; da tritt Leonore in der Blüthe des Lebens, in der Gestalt der mit Myrten geschmückten Braut, vor mich. In dem Augenblicke der Ueberraschung glaubte ich, sie träte aus dem Grabe mir entgegen, sie wäre es, und Mathilde Eberstein, die Gattin Flekenstein's, war es. — Ja, Freund! noch nie hat die Natur so Gleiches hervorgebracht, selbst, daß Mathildens Auge

blau, und nicht, wie das Leonorens, braun war, ſtört die Aehnlichkeit nicht. Der Ausdruck Beider iſt Sanftmuth und Liebe, nur ſtrahlt zuweilen Mathildens Blick ſanfter, als einſt der Blick Leonorens. Mathildens Gemüth ſcheint mir noch von keiner Leidenſchaft bewegt, ihr Benehmen gegen den Gatten läßt mich glauben, ſie hält Wohlwollen für Liebe und ſo Manches, was Cäciliens Theilnahme mir vertraut hat, beſtätigt mich in meinen Vermuthungen. Mathilde gleicht einem ruhigen See, den noch der Sturm nicht umrauſchte, nur leiſe Lüftchen kräuſelten ſpielend ſeine klare Fläche, und ein heiter lächelndes Bild blickt aus ſeinem Spiegel uns entgegen. Wird aber einſt der Sturm mit ſeinem dunkeln Flügel ſie umrauſchen, hebt er die Fluth und thürmt Welle auf Welle, dann möchte auch der ſanfte, ruhige Blick ihres dunkelblauen Auges erglühen, und ſie auch hier Leonoren gleichen.

Dieſer Aehnlichkeit zwiſchen Beiden mochte der Zauber ſeyn, der unſerm dahin gegangenen väterlichen Freunde Leonoren ſo werth machte, deßhalb nannte er ſie ſo oft ſeine Mathilde, und ich kann es mir recht gut denken,

wie er sich getäuscht fühlen konnte, wenn sie sinnend neben ihm saß. Ich selbst habe diese Täuschung empfunden.

Ihr Gatte äußerte den Wunsch, daß ich sie malen möchte, auch sie bat mich darum, wie konnte ich ihren Bitten widerstehen. Ich habe Stunden lang in dem süßen Wahne vor ihr gesessen, Leonore sei mir erstanden, noch einmal wäre ich auf ihrem kleinen Zimmer in Rom und malte sie. — Ach! das waren bittersüße Stunden, Frundsberg! denn beglückte mich auch die Täuschung, blieb, wenn sie mich verließ, nur die schmerzliche Erinnerung.

Aber eins muß ich Dir noch mittheilen, was meinen von Dir so oft bestrittenen Glauben an Bestimmung noch mehr befestigt hat. Als das Bild fast beendet war, ersuchte ich sie, sich am andern Tage so zu kleiden, wie sie gemalt zu seyn wünsche, und denke Dir mein Erstaunen. In der nämlichen einfachen, weißen Kleidung wie Leonore, zwei Rosen im Haar, zwei an ihrer Brust erschien sie, und damit die Täuschung ganz vollendet würde, vermochte ein Scherz Cäciliens, daß sie nur eine Rose an ihrer Brust behielt, die Andere aber

mir zu Theil ward. — Ich habe ſie Leonoren geopfert, ſie ſchmückt jetzt ihr Bild.

Daß ich nach dem Allen nicht in meiner Heimath zu bleiben gedenke, kannſt Du Dir leicht ſagen; ich würde hier ewig gegen mein Herz kämpfen müſſen, immer zwiſchen der Lebenden und der Todten ſchwanken, und Gegenwart und Erinnerung, Beide würden mich unfreundlich berühren. Deßhalb will ich, ſobald Du Rom verlaſſen haſt, wieder über die Alpen, zu Dir in das Krieggetümmel. In jene Stadt mag ich nicht wieder, aber zu Deiner Fahne will ich ermuthigter zurückkehren, als ich ſie verließ. Es iſt dies nicht allein mein Wunſch, es ſcheint mir auch Pflicht zu ſeyn; denn täuſcht mich nicht die Eitelkeit, ſo fühlt auch Mathilde ſich zu mir hingezogen, ohne es zu ahnen, mein ſtill trauerndes Gemüth ſcheint ihr Inneres mehr anzuſprechen, als das Rauhe ihres Gatten, der nie mein Freund war, und der mir jetzt, ſeit ich Deinen Brief erhielt, und er ihr Gatte geworden, ganz zuwider iſt. Dieſer anziehenden Kraft, welche die Weiſen Sympathie nennen, und die uns Beide mit unſichtbaren Banden einander näher führt, muß ich aus dem We-

ge gehen, ich habe Pflichten gegen Leonore, der ich Treue gelobte auch nach dem Tode, ich habe Pflichten gegen Mathilde und gegen mich.

Deßhalb, Frundsberg, bange nicht für Deinen Freund. Nicht ſtark genug, dem Schickſale den Kampf zu beginnen, geht er ihm aus aus dem Wege, und fliehet die Lockungen, die es ihm hier bereitet hat. In einigen Tagen ſchicke ich Mathilden das vollendete Bild, und ſehe ſie mit meinem Willen nicht wieder.

Lebe wohl! Möge uns das Kriegsgetümmel bald zuſammenführen! Hier ſpricht man, Lautrec ſei mit franzöſiſchem Kriegvolke nach Italien gezogen, und habe ſich bei Aſti mit den Schweizern vereinigt; iſt dem ſo, ſo wird die Kriegfurie in Italien von Neuem losgelaſſen. Nun, wie Gott will, ich bin dabei.

Edmund.

Dieſen Brief gab er dem Eilboten, der, von Mindelheim zurückkehrend, auf dem Wege nach Italien bei ihm einſprach, mit dem feſten Vorſatze, ſobald ſich eine Gelegenheit fände, bei dem Heere, und bei ſeinem Freunde Frundsberg wieder einzutreffen.

Als er seinen Vater mit diesem Vorhaben bekannt machte, erglänzte das Auge des Alten freudig. Gelobt sei Gott! rief er, daß Du den Entschluß gefaßt hast. Dein träumerisches Wesen ließ mich fast fürchten, Du würdest wieder, die Laute im Arme, Deine alten Wanderungen im Walde und an dem See beginnen. Sieh das Schicksal, welches die Unglückliche betroffen hat, als eine Schickung des Himmels an, der Dich wieder auf den Pfad der Ehre zurückführen wollte. Du erkennst nun selbst, welche Thorheit du begangen, und welches Glück Du verscherzst hast; denn ohne Deine Liebe zu der Italienerin würde die Gräfin Eberstein nicht gewagt haben, den unüberlegten Schritt zu thun, und Du wärst jetzt Mathildens Gatte, die, so wie mir Cäcilie gesagt, Dir wohl gewogen zu seyn scheint. Aber eben deßhalb, mein Sohn, mußt Du von hier, und nicht den Frieden eines Herzens stören das wahrlich ein besseres Loos verdient, als ihm geworden ist. Dein Bruder Konrad wird Dich begleiten; ich gebe jetzt seinem lang gehegten Wunsche nach, und so schwer es mir auch wird, sagte er mit gepreßter Stimme, mich von Euch Beiden zu

trennen, so muß es seyn; schützt doch jetzt der Landfrieden das Schloß, und zur Pflege des Kranken bleibt mir Cäcilie. Die Söhne sanken an seine Brust. Ihr habt Euch stets geliebt, sagte der Alte nun bewegt und legte segnend die Hände auf sie; in Jahren so wenig verschieden, seid Ihr es doch in Eurem Gemüthe. Du bist oft rauh und hart, Konrad, wo Edmund sanft und weich ist; reicht Euch auf Eurem Lebenswege als treue Freunde die helfende Rechte, und wenn ihn sein toller Muth, sein unbändiger Sinn hinreißt, so halte ihn Deine Bedächtigkeit, mein Edmund, zurück, wo Dich aber Dein weiches überspanntes Gemüth von der Lebenbahn verlockt, da greife Konrads fester Arm zu, Dich zurückzuführen, und zürne ihm deßhalb nicht, thäte er es auch rauh, er thut es aus Liebe. — Und so möge Euch nichts trennen im Leben, und die Verschiedenheit Eures Gemüthes die Bande nicht lösen, die Euch bisher umgaben, kehrt in brüderlicher Eintracht zurück und drückt mir dann die Augen zu. Schweigend reichten die Brüder sich die Hand, des Vaters Willen durch diesen Handschlag fest zu begründen.

Seit diesem Augenblicke beschloß Edmund, mit dem Bilde Mathildens zu eilen. Nach einigen Tagen war es schon beendet, und da stellte er es nochmals neben das Bild Leonorens, irgend einen Zug aufzufassen, der die Aehnlichkeit zwischen Beiden, wenn auch nur in etwas, verwischen sollte. Er fand keinen; der Ausdruck des Ganzen, selbst der Blick des Auges war sich gleich, und Mathilde mußte ihn mit dem nämlichen Wohlwollen, mit gleicher Sehnsucht angeschaut haben, wie einst Leonore. Die Erinnerungen, welche dieser Augenblick in ihm erweckte, bewegten sein Gemüth, schnell zog er den Vorhang vor Leonorens Bild, und trug das Mathildens zum Vater hinunter, der die Aehnlichkeit bewunderte.

„Ich würde mich Deiner Geschicklichkeit nicht freuen, mein Sohn, sagte er mit Wohlwollen, hättest Du bei San Giovanni nicht so gut die Pike zu führen verstanden, als hier den Pinsel; so kannst Du immer nebenbei den Künsten obliegen; bist Du nur ein wackerer Kriegheld, Deiner Ahnen würdig.“

Aber des Vaters Lob, so wohl es ihm auch sonst that, da es ihm so selten wurde, rührte

ihn

ihn heute nicht. Er war in einer zu aufgeregten Stimmung, und ohne Mathildens Bild einzupacken wie er früher gewollt, ließ er es in dem Zimmer des Vaters, ging nach seinem Lieblingsplätzchen am See, und setzte sich dort, sich seinen Gedanken hingebend, unter den freundlich schattenden Ahorn.

Während er hier die Erinnerung an sich vorübergehen ließ, hielten Fremde vor dem Portale des Schlosses und verlangten Eingang; es war der von Flekenstein mit seiner jungen Gattin. Allen war dies ein ganz unerwarteter Besuch, denn wenn auch Flekenstein vorgab, er habe es für Schuldigkeit gehalten, das vollendete Gemälde seiner Gattin, welches sie noch in dem Wohnzimmer fanden, selbst abzuholen, und bei der bevorstehenden Abreise nach seinen Gütern am Rheine Mathilden das Vergnügen nicht zu versagen, ihrer Freundin Cäcilie, und dem ihm so theuren Freunde ihres Vaters Lebewohl zu sagen, so vermuthete doch Cäcilie eine versteckte Absicht dahinter, und war auf ihrer Hut. Konrad, dem die Gegenwart Flekenstein's lästig war, entfernte sich bald, seinen Bruder von der Ankunft der Gäste zu

die nöthige Besatzung in das Fort St. Helena, wo alles zum Empfang des Feindes in Stand gesetzt wurde, und die Griechen selbst, durch das Beispiel Morea's gewarnt, trafen Anstalten, sich der Landung der Russen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen; aber alle Sorge war zu voreilig gewesen, die russische Flotte hatte nicht die mindeste Absicht auf Scio zu landen, ihr Zweck war blos das Auffinden der türkischen Flotte, die, vom Sturm zerstreut, an der Küste von Asien umherirrte.

Am folgenden Abend liefen aber zwei türkische Kriegsschiffe unter Giaffar Bei in den Hafen ein. Sobald es finster wurde, begab sich Demetrios mit seiner Tochter in aller Stille auf den englischen Kauffahrer, wo Paul sie herzlich empfing und sie alles zu ihrer Bequemlichkeit bereit fanden. Helene schien dem Deutschen ganz umgeändert, das ruhige, kalte, fast männliche Benehmen der Griechin war verschwunden, statt dessen war sie ängstlich und unstet, und bebte schon bei der bloßen Nennung des Namens Hassan Pascha. Sie befragte jetzt Paul mehreremale ängstlich nach den Gefahren zur See, er mußte ihr, so viel er selbst davon wußte, ein Seegefecht beschreiben, und sie verbarg hierbei ihre Besorgniß um Harry nicht; einmal selbst entschlüpften ihr die Worte: „Ach, wäre ich doch meinem Herzen gefolgt, so durchsegelte ich jetzt fremde Meere mit ihm und schiffte seiner Heimath zu! Ich wäre dann fern, fern von hier!“ — Stundenlang saß sie in dem einsamen, für Jedermann verschlossenen, kleinen Kämmerchen neben der Kajüte und betrachtete das Gemälde Harry's, das sie nicht zurückgelassen hatte, und ihre Seele schien nur allein mit ihm beschäftigt. Paul störte sie

benachrichtigen, und Cäcilie, der es zu wichtig schien, den Zweck dieser Reise zu erfahren, lud Mathilde zu einem Spaziergange ein.

Flekenstein war mit dem Freiherrn allein geblieben. Der Krieg in Italien gab ihnen anfangs sattsamen Stoff zur Unterhaltung, da aber die Zeit heranrückte, wo der Alte sein Nachmittagschläfchen zu halten pflegte, und er während Flekenstein's Erzählung einzunicken begann, ergriff dieser mit Freuden die Gelegenheit, sich entfernen zu können. Noch einen Blick auf das Bild seiner Gattin werfend, verließ er leise das Zimmer, und, war es Zufall, oder hatte ihn Mathilde mit dem Innern des Schlosses bekannt gemacht, sein Weg führte ihn gerade nach Edmunds Zimmer.

Aber Edmunds alter Diener war ihm dahin gefolgt, und als er in dem ersten Zimmer die dort aufgehangenen Schildereien nur flüchtig betrachtet hatte, trat er in das, worin Leonorens Bild sich befand, welches seinem spähenden Blicken nicht entging. — Er wollte den Vorhang wegziehen, der Diener verhinderte es jedoch. Dieser Vorhang verbirgt ein

Geheimniß, edler Herr; sollte es nicht vor fremden Augen verborgen seyn, so würde mein Herr es nicht bedeckt haben. Verzeiht, daß ich Euch nochmals bitten muß, es nicht zu berühren, fuhr er fort, als Flekenstein trotz seiner Erinnerung den grünen Vorhang hinwegziehen wollte. Ich glaube kaum, daß mein Herr Euch dies verzeihen würde.

Flekenstein mußte seine Neugierde bis zu einem günstigeren Augenblicke zügeln, verließ mißmuthig das Zimmer, und folgte nun der Richtung, die er hatte Mathilde und Cäcilie nehmen sehen. Diese lustwandelten an den Ufern des Sees, aber nach der entgegengesetzten Seite, wo Cäcilie gewiß war, ihrem Bruder nicht zu begegnen. Sie suchte indessen Mathilden auszuforschen, ob sie den Zweck der Reise nicht kenne, sah aber bald, daß diese so wenig wie sie unterrichtet war. Nun begann sie mit weiblicher List in die geheimen Verhältnisse ihres ehelichen Lebens einzudringen, und die junge Gattin theilte unbefangen der Freundin ihre heiter durchlebten Stunden, auch wohl die kurzen trüben Augenblicke mit, die ihren Himmel schon umdüstert hatten. So erfuhr jene, daß nach Cäciliens Abreise ihr

Gatte noch einmal die vermißte Rose berührt, und sich, wie es geschienen, sehr angelegentlich nach ihr erkundigt habe.

Hast Du es ihm gesagt, daß mein Bruder sie zurückbehalten? fragte Cäcilie, sie plötzlich unterbrechend.

Nein! erwiederte Mathilde erröthend.

Und weßhalb nicht?

Kann ich Dir er sagen, da ich es doch selbst nicht weiß, erwiederte Mathilde mit einer gewissen Aengstlichkeit. War es Furcht, es könne meinem Manne unangenehm seyn, war es Gefühl an Schuld, daß ich sie Edmund ließ, war es Mangel an Zutrauen, was mir die Lippen schloß — ich schwieg!

Ich glaube Du thatest nicht gut daran, meinte Cäcilie, doch berührte sie die Sache nicht weiter, sie wußte genug, um ihren Argwohn gerechtfertigt zu glauben.

Bald trafen sie auf Flekenstein, dessen Gegenwart dem Gespräche eine ganz andere Richtung gab, man kehrte wieder nach Hause, wo man die beiden Brüder noch nicht fand. Erst spät am Abende kamen sie zurück. — Edmund begrüßte Mathilde unbefangen, entschuldigte bei Flekenstein sein langes Außenbleiben, und

ſchien dieſen Abend im völligen Gleichmuthe zu bleiben; nur Mathilden ſchien ſein Eintreten zu erſchüttern; dies entging ihrem Gatten nicht.

Der Abend verſtrich, man trennte ſich, und der treue Konrad, welcher den Bruder in ſein Zimmer begleitet hatte, umarmte ihn theilnehmend: Faſſe Muth, mein Bruder, werde Herr über Dich für's ganze Leben, wie Du es heute warſt, und laß uns bald über die Alpen ziehen. Dort, ihrem Grabe näher, wollen wir der Todten ein ſtilles Andenken weihen, aber die Lebende vergeſſen, die vergeſſen werden muß. Faſſe Dich nur noch den morgenden Tag, iſt dieſer vorüber, ſo trennt Euch Zeit und Raum, und nur Leonorens Bild, nicht ihr Ebenbild mag Dich dann begleiten.

7.

Als die Männer am andern Morgen ſich zur Hirſchjagd bereit hielten, kam ein Eilbote von Mindelheim zu dem Hauptmann Flekenſtein, der ihn ſchon auf dem Schloſſe an der Donau aufgeſucht hatte. Die Gattin Georg

Frundsberg's, sandte ihn mit einem Schreiben und ersuchte Flekenstein ohne Verweilen zu ihr zu kommen, weil sie ihm wichtige Nachrichten aus Italien mitzutheilen habe, und seiner Hülfe bedürfe. Das Ansehen des alten Feldobersten Georg von Frundsberg war in damaliger Zeit so groß, daß wohl keiner der Hauptleute gezögert hätte, seiner Gattin in der Zeit der Noth beizustehen. Nikolaus mußte, so unlieb es ihm auch war, Mathilde bei Cäcilien zurückzulassen und in größter Schnelligkeit nach Mindelheim eilen. Allen, besonders Cäcilien und Konrad, war der längere Aufenthalt Mathildens unlieb.

Flekenstein reisete noch den nämlichen Morgen ab, die Brüder gingen auf die Jagd, und kehrten erst am Abende zurück. Aber am andern Tage, wo es regnete und stürmte, und sich keine schickliche Gelegenheit zur Entfernung mehr darbot, konnte es Edmund nicht verhindern, daß Mathilde seine aus Italien mitgebrachten Gemälde zu sehen wünschte. Er durfte ihr den Wunsch nicht versagen, doch machte die bedächtige Cäcilie sie im voraus auf das verhüllte Bild aufmerksam, und bemerkte ihr, daß Edmund es nur ungern

enthüllen würde. Sie glaubte, ihr die Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Leonoren verbergen zu müſſen, und daran Recht zu thun. Ach, wie ſchwach iſt das menſchliche Auge, wenn es in die Zukunft dringen will!

Mathilde liebte die Malerei. Kunſtſinn war bei den Frauen damaliger Zeit ſelten, ihre häuslichen Pflichten treu erfüllend und ſie höher ſtellend als Alles, blieb ihnen keine Zeit zur geiſtigen Ausbildung; aber deſſen ungeachtet legte ihnen Mutter Natur ein tiefes, leicht empfängliches Gemüth zu, und ohne über Kunſt ſchwatzen zu können, fühlten ſie das Schöne, erkannten es, und machten es ſich zu eigen, wo ſie es nur trafen. So ergötzte ſich Mathilde auch an den ſchönen Schildereien italiſcher Gegenden, welche ſie hier ſo mannigfaltig fand; aber mehr als alle zog ſie eine Landſchaft an, welche den Theil von Rom vorſtellte, in dem der Vatican, die Engelsburg und St. Perter liegt. So ſonderbar auch der gewählte Punkt zu ſeyn ſchien, von welchem man das herrliche Rom aufgefaßt hatte, ſo war doch über die ganze abendliche Landſchaft ein magiſches Licht gebreitet, das ihr einen eigenen Zauber gab. — Die

Rosenlaube mit ihrer Rasenbank, die Thränenweide und Pappeln im Vordergrunde, deren Wurzeln die rauschende Tiber bespülte, schienen von den Strahlen der scheidenden Sonne zu glühen, und wie durch einen Zauber gebannt, war Mathildens Blick nur auf die Rosenlaube geheftet.

Werther Herr, sagte sie jetzt, sich zu Edmund wendend. Ich verstehe nichts von Malerei, ich weiß nicht über den Kunstwerth der Schildereien zu urtheilen, nur den Eindruck, den diese oder jene auf mich macht, vermag ich auszusprechen. So wäre mir unter allen den Gemälden dies das Liebste, und jene einfache Rosenlaube zieht mich mehr an, als die herrlichen Baumgruppen und Cascaden von Tivoli, oder die prächtige Kuppel von St. Peter. Ihr könnt es mir glauben, fuhr sie sich vergessend fort, daß ich mir dieses stille Plätzchen recht lebhaft denken kann. Der rauschende Fluß zu meinen Füßen, über mir das leise Flüstern des Laubes im Abendwinde, das stille Flöten der Nachtigall aus fernem Gebüsche, selbst das melancholische Zirpen eines Heimchens neben mir — und wenn ich nun noch zu allen diesen auf dem bemoosten Sitze

mir ein theures Wesen an meiner Seite denke, die untergehende Sonne, dieses wehmüthige Bild der Trennung, uns bestrahlt, und dies Alles am Vorabende der wirklichen Trennung, wo man noch im süßen Vergessen der nahenden Stunde nicht gedenkt, nur die Wonne des Augenblickes genießt, und vergißt, daß der Kommende vielleicht für immer trennt — das kann ich mir Alles so lebhaft bei dieser Landschaft denken, und deßhalb stelle ich sie so hoch. Als sie dieses gesagt, wandte sie den Blick von dem Gemälde auf Edmund, der, sein finsteres Auge noch auf das Bild geheftet, in trüber Erinnerung versunken da stand. Mathilde erinnerte sich jetzt, der ihr von Cäcilien mitgetheilten näheren Umstände von Leonorens Tode, ihr fiel es ein, daß dies die Laube seyn könnte, vor welcher Leonore geblutet hatte, und es schmerzte sie unbeschreiblich, daß sie, von ihrem Gefühle verlockt, diese Saite so schonunglos berührt hatte. Edmund, sagte sie ihm näher tretend, den warnenden Blick Cäciliens nicht beachtend, entschuldigt meine Unbedachtsamkeit, wendet den Blick von jenem Gemälde, wendet ihn auf mich, und seht die Thräne des Mit-

gefühls in meinem Auge; ſie mag mir Eure Verzeihung gewinnen.

Edmund hatte bei dieſen Worten aufgeblickt, und als ſein Auge Mathilden traf, erſchrak er; es ſchien ihm wieder Leonore zu ſeyn, doch ſchnell ergriff er ihre Hand, preßte ſie an ſein Herz und eilte hinweg.

Lange ſah Mathilde ihm nach. Was war das? rief ſie aus, die Hand auch auf ihr Herz legend, war es mir doch, als ob ein Feuerſtrahl mich durchzucke! — Sie ſchüttelte bedenklich ihr lockiges Haupt. Das darf nicht wiederkehren, murmelte ſie leiſe vor ſich hin, und mit der Ruhe und dem Bewußtſeyn einer Heiligen ſagte ſie dann zu Cäcilien, Was ich jetzt empfand, war mir neu, aber ich fühle, es war nicht gut! Komm von hier, Cäcilie: heute geht der See nicht hoch, das Wetter iſt ruhig geworden, laß uns ein Schiff beſteigen, und auf der ſpiegelhellen Fluth dahin ſchwimmen, als ſei es die Bahn unſeres Lebens, komm!

Aber nicht der wolkenloſe Himmel über ihr, nicht die ſpiegelhelle Fluth des Sees, nicht der leiſe Weſt, der ſie umſäuſelte, nicht die ebene Bahn, die ſie durchſchiffte, konnten ihr

den Gleichmuth der Seele wiedergeben. Der Sturm nahte, der den Spiegel ihrer reinen Seele trüben sollte; nicht der Freundin Warnung, nicht der eigene Mahner konnte ihn beschwören. Auch das Herz des Menschen ruht in des Schicksals Hand, die es sanft bettet, oder es verwundend verbluten läßt.

Edmund, die Armbrust übergeworfen, den Jagdspieß in der Hand, irrte indessen im Walde. Der Eber rauschte an ihm vorüber, der flüchtige Hirsch fuhr aus dem Dickicht hervor, er bemerkte es nicht; nur Mathildens gedenkend, irrte er, als verfolge ihm ein Geist, denn oft dünkte es ihm es sei Leonorens Schatten, dessen Hand er ergriffen, an sein Herz gedrückt hatte, seine aufgeregte Einbildungkraft verschmolz so oft den Traum und die Wirklichkeit, daß er wohl selbst fühlte, dieser Zustand könne nicht dauern, ohne ihn zu zerstören.

Hätte er sich seinem innigen Gefühle überlassen wollen, das ihn zu Mathilden hinzog, hätte er nicht absichtlich Leonore herbeigerufen, wenn sein Auge an den lieblichen Zügen der Lebenden hing, so wäre der Kampf bald entschieden gewesen, der Schatten wäre verschwun-

nicht, ließ sich nur, wenn er ihnen eine wichtige Nachricht zu geben hatte sehen und selbst Demetrios, der mit ihr in dem engen Raume verborgen war, überließ sie ganz ihren Träumen.

An einem Morgen wurde jedoch die Ruhe gestört, die Flotte des Capudan Pascha ward von der Festung signalisirt und Giaffar Bei gab sogleich den Befehl, daß alle fremde Kauffartheischiffe unverzüglich die Anker lichten und den Hafen verlassen sollten; den Befehl begleitete die Erlaubniß, in jeder Bucht, in jedem Hafen der Insel einlaufen zu dürfen, nur müsse der Hafen von Scio von den Schiffen der Ungläubigen geräumt sein, damit die Flotte sattsamen Raum fände, hier vor Anker zu gehen. Dies war wohl nur ein Scheingrund, da der Hafen groß genug hierzu war; der eigentliche Grund war wohl das Mißtrauen gegen die Christen und besonders die Furcht, es möchte irgend ein russisches Schiff sich unter fremder Flagge eingeschlichen haben und der Flotte Verderben bringen.

Paul, der seine Geschäfte auf der Insel noch nicht ganz beendet hatte, würde nur ungern Scio verlassen haben, daher war es ihm angenehm, daß der Wunsch Demetrios auch der Seinige war. Dieser, vorhersehend, daß der Aufenthalt der türkischen Flotte hier nicht von langer Dauer sein könnte, da der Capudan Pascha sich nicht in dem engen Kanal von Scio einschließen würde, zog es vor, in der Nähe der Insel zu bleiben. Er überredete Paul, statt in den Hafen von Mesta einzulaufen, wie dieser es gewollt, lieber in der Bucht bei der Schule Homers vor Anker zu gehen, wo die Schiffe, wenn nicht von Süden

den, in Mathildens Blicken hätte er den verlorenen Himmel wieder gefunden, und Vergangenheit und Gegenwart hätten sich freundlich in ihr vereinigt. So aber hielt ihn die Pflicht zurück, er durfte sich seinen Gefühlen nicht hingeben, und doch glaubte er sein treues Herz allein wäre es, was die Todte beschwor, ihn zu umschweben. Daher dieser Widerspruch, dieses stete Nahen und Fliehen.

Auch in Mathildens Brust war der stille Frieden dahin. Sie hatte ihren Gatten nie leidenschaftlich geliebt; durch seine Schönheit verlockt, hatten der Mutter listige Worte sie glaubend gemacht, das, was sie für ihn fühle, sei die Liebe. So war sie mit ihrem Loose zufrieden, kein Anderes ahnend, kein Anderes wünschend, zum Altare getreten. Da erschien Edmund; sie wußte, daß er der ihr von dem Vater zugedachte Gatte sei, dies mußte sie auf ihn aufmerksam machen; sein bleiches, kummervolles Gesicht, der oft lang gehaltene innige Blick, mit dem er sie betrachtete, die gleiche Stimmung des Gemüthes machten ihn ihr werth, Cäciliens unbedachte Fürsorge, die dem Unglücke entgegentretend, es herbeirief, hatte ihr von seiner Liebe zu Leonoren, und

von ihrem unglücklichen Tode erzählt; dies hatte sie nur noch mehr für den Jüngling einnehmen müssen, da seine Trauer, seine Schwermuth der Treue entsprang, und welches weibliche Herz nimmt nicht Theil an einem Manne, der dem Unglücke seiner ersten Liebe die frohen Tage der Jugend opfert? Auch hatte das magische Band welches Geist an Geist, Herz an Herz knüpft, sich um Beide geschlungen, dieses geistige Anziehen, das wie ein Hauch uns anwehend, in einem kurzen Augenblicke für das ganze Leben bindet. — Aber sie war sich alles dessen unbewußt, und so wie sie früher Wohlwollen für Liebe gehalten, hielt sie jetzt Liebe für Mitleid; nur der Vorfall mit den Rosen, der hierbei bewiesene Mangel an Zutrauen zu dem Gatten, hatte die Ruhe ihres Herzens, doch nur leise gestört, jener Augenblick aber, wo Edmund ihre Hand an sein Herz gedrückt, wo der schlummernde Funke in ihr aufgelodert war, hatte ihr das Herz geöffnet und den Abgrund gezeigt, an dem sie stand.

Mit diesem Blicke in ihr Inneres war das stille, unbefangene Wesen Mathildens umgeändert. Die Pflicht, die ernste Pflicht war

mahnend vor sie getreten, das klare Bewußtseyn ihres Werthes, ihrer Würde ließen sie jedoch keinen Augenblick in ihrem Vorsatze zweifelhaft. Als Cäcilie am Tage der Abreise ihres Gatten, vorsätzlich wie immer, die abgebrochene Unterhaltung von gestern wieder anspann, und das überraschte Herz mit schwesterlicher Schonung wieder zum ruhigen Gleise zurückführen wollte, sagte Mathilde freundlich, jedoch mit Festigkeit und Ernst: Fürchte nicht für mich, Cäcilie, ich habe mein Inneres in diesen kurzen Stunden kennen gelernt und geprüft, ich sehe den Abgrund vor mir, habe jedoch die Besonnenheit und den Willen zum Guten nicht verloren, so daß Du nicht für mich zu zittern brauchst. Glühte auch eine Flamme in meiner Brust — die Zeit würde sie wohl löschen — so soll doch nicht ein Funken hervorleuchten, ich verberge sie ihm und der Welt. Ich bin dem Gatten Treue schuldig, mein wäre die Schuld, hätte ich mich in ihm getäuscht, und das habe ich bis jetzt noch nicht. Er liebt mich, und ist auch mein Traum nicht ganz erfüllt, wäre es doch ungerecht von mir zu klagen. Aber ich will nicht kühn dem Schicksal entgegentreten, ich will seinen Pfei-

len ausweichen so viel ich vermag, will jede Gelegenheit vermeiden, mit Edmund zusammenzutreffen. Er zieht nach Italien, ich bleibe hier zurück, an dem Grabe der Geliebten wird er meine flüchtige Erscheinung bald vergessen, und ich an des Gatten Seite werde an Edmund denken, wie an eine freundliche Gestalt die mir auf meinem Lebenwege begegnete, und die mich, freundlich begrüßend, nach Süden zog, während wir nach Norden wanderten. In keiner Lage meines Lebens, selbst in der Drückendsten werde ich anders handeln, als mir die Pflicht gebietet. Jetzt kenne ich mich, und meine Unbefangenheit kann mich nicht wieder zu Unbesonnenheiten verleiten, wie damals, als ich ihn bat, mich zu malen; jetzt stehe ich fest, weil ich weiß, daß ich dem Abgrunde so nahe bin.

Gleiche Vorsätze waren auch in Edmund aufgestiegen. Band ihn auch nicht die strenge Pflicht, wie Mathilde, so fühlte er doch, daß der edle Mann unter solchen Verhältnissen schweigen, und mit Muth dem Andenken der für ihn Gestorbenen eine Neigung opfern müsse, die doch wohl nur von der Todten das Leben erhalten hatte. Konrad, der das An-

denken an Leonore für die heiligste Pflicht seines Bruders hielt, bestärkte ihn in diesem Entschlusse, und so lebten Edmund und Mathilde die Tage der Abwesenheit Flekenstein's ohne Berührung, fast immer getrennt. Sie sahen sich nur selten, und kein Wort, kein Ausruf verrieth die Empfindung ihres Innern; nur das Auge war zuweilen beredter als der Mund.

8.

Nach sechs Tagen kehrte Hauptmann Flekenstein von Mindelheim zurück. — Georg von Frundsberg hatte ihn durch seine Gattin auffordern lassen, für ihn sechs Fahnen Lanzenknechte zu werben, wozu ihn das Vermögen Mathildens in den Stand setzte, die ersten Kosten zu bestreiten. Seinen Sohn Melchior, so wie Herr Georg schrieb, erwarte er stündlich in Ferrara, wo er noch krank darniederliege, dieser werde in kurzer Zeit mit Geld nach Deutschland kommen, ihm seine Auslagen ersetzen, und dann die Führung dieser

sechs Fahnen nach Mailand zu seinem Bruder Kaspar übernehmen. Dies mit ihm zu besprechen, war die Ursache gewesen, weßhalb die Gattin Georg Frundsberg's ihn zu sich hatte entbieten lassen. Ich habe, da ich noch in Verbindung mit dem alten Krieghelden stehe, der Sache nicht gut ausweichen können, fuhr Flekenstein in seinem Berichte fort. Da es mich jetzt aber gar nicht nach einem Kriegzuge gen Italien gelüstet, ich auch schon längst meine Fahne in Rom an meinen Vetter Rudolph übergeben habe, so dächte ich, werther Herr von Bibrach, Ihr, als ein so guter Freund und Krieggenosse Melchior Frundsberg's, könntet leicht das Geschäft übernehmen. Hier in der offenen Bestallung, die der Oberste für mich gesandt, und die ich Euch gern als einem würdigeren Krieger abtrete, habe ich schon Euren Namen eingetragen; mit Geld und meinem Kriegruhme, will ich gern behülflich seyn, Ihr gesellt mir Euren Bruder zu, ich nehme ihn mit an den Rhein, dort lassen wir im Elsaß, dem Badner Lande und in den Reichstädten die Trommel rühren, Ihr thut ein Gleiches im Würtembergischen und dem schwäbischen Lande, und so hoffe ich

mit Gott, bald drei tausend tüchtige Lanzenknechte zusammen zu haben. Veith von Wehningen und Urban Linsing haben in Rom ihre Fahnen abgegeben, und kommen mit dem Frundsberg zurück; für sie möget Ihr die beiden Andern werben, die Hauptleute der Meinigen hat Georg Frundsberg schon bestimmt.

Gern ergriff Edmund die dargebotene Gelegenheit, und Konrad, so wenig es ihm auch behagte mit Flekenstein zu ziehen, freute sich doch, daß das Kriegleben sogleich beginnen sollte. Der Freiherr versprach, die für Edmund bereit gehaltenen 4000 Gulden zur Werbung herzugeben, und Alle schienen vergnügt, besonders freute sich Mathilde, daß ihr Gatte daheim blieb und der morgende Tag schon zur Abreise bestimmt wurde. Mit jedem Tage, den sie auf dem Schlosse verlebt, hatte sie gefühlt, daß es ihr schwerer wurde, als sie wohl anfangs geglaubt, ihre Neigung zu unterdrücken; ihr edler Sinn trieb sie daher aus seiner Nähe.

Der Hauptmann Flekenstein allein war verstimmt. Edmund glaubte, daß ihm der Auftrag der Werbung zwar willkommen gewesen,

weil dabei wohl so Manches zu gewinnen ser; daß aber Melchior Frundsberg, als Stellvertreter seines Vaters, die geworbenen Fahnen wieder nach Mailand führen solle, das habe seinen Ehrgeiz gekränkt, und er bleibe deßhalb zurück. Er hatte nicht Unrecht, doch war es noch ein anderer Grund, der ihn dazu bestimmte, und den erst die Zeit enthüllen sollte.

Während Mathilde das Nöthige zur nahen Abreise ordnete, Konrad beschäftigt war, Alles für seinen Weggang vorzubereiten, entfernte sich Edmund unter dem Vorwande, nach Constanz zu gehen, dort sogleich die Werbepatente anzuschlagen, und den alten, versuchten Matthias Schaffner zu seinem Fähndrich zu werben. Flekenstein, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, schlich, als er sich gegen Abend unbemerkt sah, in Edmunds Zimmer, und heute belästigte ihn der Diener nicht, welcher seinem Herrn nach Constanz gefolgt war. Als triebe ihn sein feindliches Geschick, so eilte er zu Leonorens Bilde, zog den Vorhang hinweg, und glaubte das Bild seiner Gattin zu erblicken; eine verwelkte Rose die er daran geheftet fand, er-

kannte er für die an Mathilden vermißte, und nun stand sein Argwohn auf festem Grunde. Einen Augenblick wankte er in seinem Entschlusse; sollte er das Bild zertrümmern, und mit dem Schwerte in der Hand Rechenschaft von dem Frechen fordern, der, wie er wähnte, aus Neigung das Bild Mathildens abconterfeit, und die ihm geschenkte Rose als Siegeszeichen dort hingesteckt habe? oder sollte seine ganze Rache die Treulose allein treffen? Nach kurzem Besinnen wählte er das Letztere, die Gattin wählte er zum Gegenstand seiner Rache, doch beschloß er sich zu verstellen, und so lange zu schweigen, bis Frundsberg, Edmund und Konrad über die Alpen gezogen wären. Nur die Rose riß er herab, zerpflückte ihre welken Blätter, und übergab sie dem Sturm, der eben über den See dahinrauschte.

Ruhig, als sei ihm nichts begegnet, kehrte er zu den Anderen zurück, die er im Wohnzimmer versammelt fand, nur Edmund war noch nicht heimgekehrt. kein Wort, keine Miene verrieth die verhaltene Wuth seines Innern. Selbst, als Edmund am Abende spät zurückkehrte, war er gegen ihn freundlich und zuvorkommend, gab ihm, die Werbung betref-

fend, manchen guten Rath, und nur einmal, als er ihm für das Bild seiner Gattin dankte, entschlüpften ihm die Worte: Ihr seid einer der besten, aber auch einer der schnellsten Maler, Junkherr von Bibrach, denn Ihr habt in so kurzer Zeit Treffliches und viel geleistet. Niemand verstand den geheimen Sinn dieser Worte, sie gingen unbeachtet vorüber.

Als Edmund am andern Tage die Abreisenden auf den Hof begleitete, wo die Rosse schon bereit standen, er sich ehrfurchtvoll vor Mathilden neigte, und ihr, wohl aus der Tiefe seines Herzens, Lebewohl sagte, die edle Frau ihm Glück und Segen zu seiner Unternehmung und eine glückliche Rückkehr von seiner Kriegfahrt wünschte, hatte Flekenstein kein Auge von Beiden gewandt, und sein argwöhnisches Herz glaubte so manchen glühenden Blick bemerkt zu haben. Mathilde, sagte er, als sie eben den Zügel ihres Rosses ergriff, Du scheidest ja von meinem Freunde so kalt, mit so vielem Ceremoniell, als ob Ihr Euch fremd, und der von Bibrach nicht mein Freund und Krieggenosse, nicht Fräulein Cäciliens Bruder sei. Reich ihm nach alter, deutscher

her heftige Stürme kämen, einen ruhigen Ankerplatz finden würden. Die Nähe seines Landhauses, das hier dicht am Meere lag, zugleich die Nähe des Klosters Neamoni, dessen Abt sein vertrautester Freund und Verwandter war und bei dem er im Fall der Noth einen Zufluchtsort finden konnte, bewogen ihn diesen Platz zu wählen und Paul willigte ein. Boris wurde noch vor der Abfahrt von diesem allen unterrichtet und eilte sogleich nach Neamoni, den Abt dieses Klosters von der Noth seines Herrn zu benachrichtigen und ihn zu bitten, für diesen Fall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Die Hoffnung lichtete nun die Anker und verließ, als eben die türkische Flotte erschien, die von Samos heraufsegelte, den Hafen. Mit klopfendem Herzen sah Helene, die, seit sie auf dem englischen Schiffe war, männliche Kleidung angelegt hatte, diesem imponirenden Schauspiele zu. Als sie in der Ferne deutlich das Schiff des Hassan Bei mit seiner Flagge und den drei Roßschweifen erkennen konnte, schien ihre Furcht dem Zorne zu weichen „Dort auf jenem Schiffe, Vater!" rief sie und zeigte nach dem türkischen Admiralsschiff „Dort ist der Mörder meiner Mutter! —"

„Schweig, ich bitte dich Helene!" unterbrach sie schnell der Vater „Selbst dem Schiffsvolk muß wenigstens dein Geschlecht verborgen bleiben, mäßige deinen ohnmächtigen Zorn und bete lieber zu Gott, daß er das über uns schwebende Unglück gnädig abwende."

Das Schiff ging nun in der Bucht vor Anker, noch ein dänisches war ihm dahin gefolgt. Demetrios, diese Bucht genau kennend, bezeichnete Paul eine sichere Stel-

Sitte zum Abschiede die Hand, sie ist wahrlich eines Kusses werth. Dies sagend, heftete sich sein Auge auf die Gattin, welche erröthend des Rosses Zügel losließ, den Handschuh auszog und zitternd Edmund die Hand zum Kusse reichte, der sie, an die Lippen führend, leise drückte. Flekenstein war ihr Erröthen und der leise Druck nicht entgangen; dies war ihm genug, den finstersten Argwohn in seiner Brust zu nähren, doch blieb er Herr seiner Empfindungen, hob sie freundlich auf das Roß, und auf Wiedersehen! Edmund zurufend, jagte er, von Konrad begleitet, mit ihr durch das hohe Portal.

Cäcilie, so beschäftigt sie auch schien, hatte doch den Hauptmann immer beobachtet, und schon am Abende, wenn sein Auge auf der Gattin ruhte, den düsteren Ernst auf seiner Stirn beobachtet. Sie hatte deßhalb mit Konrad gesprochen, und als sie des Gatten funkelndes Auge, da Edmund Mathildens Hand küßte, bemerkte, raunte sie dem Bruder leise zu: Sei ihr Schutzgeist, Konrad, mein Argwohn ist gegründet. Als gleich darauf Edmund die Rose an Leonorens Bild ver-

mißte, wurde ihr Alles klar, ſie zitterte für die Freundin.

9.

Thätigkeit iſt das beſte Heilmittel für ein gramerfülltes Herz; auch Edmund empfand ihre Kraft, denn, indem er von Stadt zu Stadt mit Matthias Schaffner zog, überall die Patente anheften, und durch Trommelſchlag die Krieglustigen zu den Fahnen Georgs von Frundsberg rufen ließ, zerſtreute ihn das thätige Leben, und die tauſenderlei Sorgen und Anordnungen; ſelbſt die Sorge für die Herbeiſchaffung der nöthigen Summen ließen ihn weniger Leonorens und Mathildens gedenken, als je, und nach mehreren Wochen, in welchen er von einer Reichſtadt zur Anderen zog, hatte er zwölfhundert wackere Knechte geworben, die in Kempten, Memmingen, Bregenz und Lindau vertheilt lagen, und dort von ihm, ſeinem Fähndrich, den Oberwaibeln und Rottmeiſtern in den Waffen geübt wurden.

Konrad betrieb indessen im Elsaß und im Badner Lande gleiche Geschäfte, jedoch nur in beschränkterem Wirkungkreise, da Hans von Mühlenheim und Bernhard Schwendler, Beide aus Straßburg, ihre Fahnen selbst warben, und er für die Dritte, deren Hauptmann noch nicht ernannt war, zu sorgen hatte. Dies erlaubte ihm öfters auf Hohenheim, Flekenstein's Burg, zu seyn, wo ein harmloser Zuschauer selbst die Mißhelligkeiten leicht hätte bemerken können, die zwischen dem Burgherrn und seiner Gattin obwalteten. Die unglückliche Rose hatte den ersten Keim der Zwietracht in das stille Glück ihres häuslichen Friedens geworfen, und so sehr es sich auch Flekenstein vorgenommen hatte bis zu einer bestimmten Zeit zu schweigen, hatte er doch nicht Gewalt genug über sich, nicht nach jener Rose zu fragen. Mathilde, im Gefühle ihrer Unschuld, läugnete nicht, daß sie in Edmunds Händen, aber von ihrer Seite ganz absichtlos, geblieben sei, und auf seine Frage, weßhalb sie es auf dem Schlosse ihrer Mutter ihm verschwiegen, erwiederte sie ruhig, nur aus Liebe für ihn hätte sie es gethan, da sie gefürchtet, dieser Vorfall möchte ihn kränken. Als er aber des Abschie-

des von Edmund erwähnte, und ihr unverholen ſagte, daß er ihr Zittern und den Händedruck des Frechen wohl bemerkt habe, erröthete ſie und ſchwieg, denn die Reine glaubte hierin nicht ganz ſchuldlos vor ihm zu ſtehen. Noch zähmte er ſeine Heftigkeit, aber bei dem geringſten Anlaſſe brauſte ſeine Hitze auf, und die Behandlung, welche die Arme erdulden mußte, beugte ſie ganz nieder, ſo daß die Roſen ihrer Wangen ſich bleichten, und ſie ſelbſt nun den geträumten Himmel ihres Glückes ſchwinden ſah.

Keine Klage entſchlüpfte Mathildens Lippen, kein Vorwurf traf den fühlloſen Gatten, ſie ſetzte ſeiner Heftigkeit Sanftmuth, ſeinem rohen Betragen edle Würde entgegen, ſie glaubte, das, was ſie für Edmund gefühlt, ſei ſtrafbar, und was ſie dulden müſſe, der gerechte Lohn. Selbſt die alte Kunigunde, ihre Amme, welche ihr nach Hohenheim gefolgt war, konnte ihr die Urſache des Kummers nicht entlocken, ſo gewiß ſie auch war, den Quell zu kennen, aus dem er entſprang. Die beſorgte Alte, welche ihr geliebtes Kind mit jedem Tage mehr und mehr verbleichen ſah, verſuchte Alles, das Herz der geliebten

Mathilde dem Zutrauen wieder zu öffnen, aber vergebens; da wandte sie sich an Konrad, den sie seines offenen, treuherzigen Wesens wegen liebgewonnen hatte, und schüttete ihr Herz gegen ihn aus. Auch er hatte die nämliche Bemerkung gemacht, da aber Mathilde schwieg und sich nicht beklagte, glaubte er vor der Hand nichts thun zu können, doch erfuhr die Alte bei dieser Gelegenheit, daß Graf Eberstein Mathilden dem Melchior Frundsberg auf seinem Todtenbette übergeben und dieser ihr Schutz zu seyn versprochen habe.

Ein Brief Edmunds an Konrad, der in seiner Abwesenheit eintraf und von Flekenstein erbrochen wurde, gab ihm zwar nicht völliges Licht über Mathilde, da aber Edmund dem Bruder schrieb: ich bin nun wieder auf dem väterlichen Schlosse, fahre oft hinüber nach Lindau und Bregenz, wo die Knechte meiner Fahne einquartirt liegen, übe sie in den Waffen, und suche durch freundliches Benehmen ihr Zutrauen zu gewinnen. Kehre ich dann heim, freut sich unser alter Vater, wenn ich den Abend mit ihm verplaudern, und von unsern Zügen, von dem

Sturme Roms und unſeren Trübſalen erzähle; und wenn er dann zur Ruhe gegangen iſt, ich in mein einſames Zimmer wandere, den Vorhang von dem Bilde hinwegziehe und in ihr Anſchauen verſunken, mich der unendliche Schmerz ergreift, daß ſie mir entriſſen ward, ſie auch jetzt noch in unerreichbarer Ferne, gewiß mit Liebe, mit himmliſcher Liebe mein gedenkt, dann ſteigt der Wunſch nach Rache auch in meiner friedlichen Bruſt auf, dann möchte ich dem Mörder meines Glückes gegenüber ſtehen, in ſeinem Blute die Flamme zu löſchen, die mich auch jetzt noch verzehrt. Aber ſie iſt für mich todt, und die Lebende darf nicht die Meine ſeyn! Cäcilie läßt Dich grüßen, und Dir ſagen, Du möchteſt ihre Bitte nicht vergeſſen, auch ich bitte Dich, mein Bruder, habe ein wachſames Auge, es gilt ja Mathilden! Auch melde ich Dir, daß Melchior Frundsberg bei ſeiner Mutter in Mindelheim eingetroffen iſt, ordne ja Alles, daß Du ihm einen wackeren Haufen vorführen, und Dir ſeine Zufriedenheit erwerben kannſt.

Dieſer Brief erregte mancherlei Gefühle in Flekenſteins Bruſt; er war es nun gewiß,

von seinem Weibe hintergangen zu seyn, glaubte sich von Verräthern umgeben, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Nachdem er Alles, was die Werbung der drei Fahnen Lanzenknechte betraf, schickte er an Konrad von Bibrach, der sich in Colmar aufhielt, ein Schreiben, worin er ihn benachrichtigte, daß dringende Angelegenheiten ihn zwängen, ins Cölner Land zu seinem Ohm zu ziehen, er möchte Alles nach beikommender Anweisung anordnen, und im Falle er bei Melchior Frundsberg's Ankunft noch nicht zurück sei, diesem die Rechnungen der Werbung einreichen, und ihn entschuldigen.

Bei dieser Nachricht eilte Konrad nach Hohenheim. Er fand Flekenstein und Mathilde nicht mehr. Die wenigen zurückgebliebenen Diener konnten ihm nur berichten, daß ihr Herr mit seiner Gemahlin nach Cöln gereiset sei; auch die treue Gertrud war ihnen gefolgt. Sinnend saß Konrad auf seinem Zimmer, und dachte über diese schnelle Abreise nach, der er keinen freundlichen Zweck beilegte, als er an dem Griffe eines Schwertes, welches ihm Flekenstein als Andenken gegeben und das er in Hohenheim zurückge-

lassen hatte, ein kleines Zettelchen geheftet fand, auf welchem kaum lesbar geschrieben war: Forscht nach unserm Aufenthalte, die Herrin ist in Noth — Kaum hatte er dies gelesen, als er die Zurückgebliebenen, Einen nach dem Andern befragte, List und Versprechungen anwendete, um von einem der Diener und Knechte von dem Orte, wohin der Herr gegangen sei, sichere Kunde zu erlangen; aber entweder wußten sie nichts, oder waren zu treu, das Geheimniß ihres Herrn zu verrathen. Nur Einer erbot sich gegen eine stattliche Belohnung, einen Versuch zu machen, denn obgleich er nur wisse, der Herr sei nach Cöln gezogen, so glaube er fast, er sei nicht dahin, und er könne errathen, wohin er sich gewendet; er wolle morgen auf Kundschaft ausziehen, in zehn Tagen solle der Junkherr der Nachricht gewärtig seyn.

So schwach auch die Hoffnung war, die ihm dieses Mannes Worte gaben, war es doch die Einzige, die ihm blieb, er gab ihm Zehrgeld, und schon am andern Morgen verließ jener die Burg.

Nach mehreren Tagen, die Konrad, im-

mer noch in der Hoffnung, etwas Näheres zu erfahren, auf Hohenheim verweilt hatte, erhielt er durch einen Boten die mündliche Aufforderung, nach Colmar in die Herberge zum güldenen Schwerte zu kommen, wo ein fremder Kriegmann ihn erwarte. Ohne lange zu säumen, trug ihn sein Rappe dorthin. Ein ernster Mann von bleichem Antlitze, jedoch noch in der Fülle der Jugend, trat ihm in der Hausflur entgegen, fragte ihn, ob er Herr Konrad von Bibrach sei, und als er es bejahte, führte er ihn in sein Gemach. Konrad von Bibrach, redete er ihn an, mein Name muß hier Jedermann ein Geheimniß bleiben, nur Euch allein will ich mich nennen. Ich bin Melchior Frundsberg, und habe Euch hierher beschieden, mir über Manches Aufschluß zu geben, was mir zu wissen nöthig ist.

Frundsberg reichte ihm bei diesen Worten die Hand, die Konrad treuherzig schüttelte. Seid mir willkommen, Herr Melchior, sagte er, seid mir willkommen, Ihr werther Freund meines Bruders. Sagt, was Ihr von mir begehrt? Frundsberg fragte ihn nun nach Mathilden. Konrad machte ihn mit Allem

bekannt, was er von ihr und ihren Verhältnissen wußte, wobei ihn Frundsberg ruhig, fest und gleichgültig anhörte. Also nichts als Vermuthungen, sagte er, als Konrad geendet hatte. Sie hat noch keine Klage ausgestoßen, sich nicht über die Härte ihres Mannes beklagt; so muß ich erst näher untersuchen, ehe ich das Richteramt beginne. Ich werde hier die Rückkehr Eures Boten erwarten, bis dahin bleibe mein Name verschwiegen.

Konrad blieb nun in Colmar. Frundsberg gewann mit jedem Tage den biedern Jüngling lieber, der mit so viel Offenheit und Zutrauen ihm entgegen kam, ihn mit männlichem Ernste und nicht ohne Sachkenntniß von Allem, die Werbung der drei Fahnen im Elsaß betreffend, unterrichtete. Mit manchem Gespräche über das Krieghandwerk, mit manchen Erinnerungen aus Rom, wo Konrad besonders nach Leonoren und ihrer Liebe zu Edmund sich befragte, waren die Tage bis zu der gehofften Rückkehr des Knechtes vergangen.

le, wo er ſich dem Ufer am nächſten vor Anker legen könnte, was dieſer auch that, und dann ans Land ſtieg, um von der Spitze des in das Meer hinausragenden Felſens die Flotte zu beobachten, welche er durch das Fernrohr deutlich im Hafen erkennen konnte. Schon am Mittag war ſie, mit Ausnahme einiger Galeeren, die vor dem Hafen kreuzten, dort eingelaufen.

Der Tag verging in Ruhe, die ruſſiſche Flotte, welche die Türken noch im Archipel glaubten, ließ ſich nicht blicken. Die türkiſche Flotte nahm indeſſen Lebensmittel und friſches Waſſer ein und beſſerte, ſo viel es ſich thun ließ, das Tauwerk aus. Der Capudan Paſcha ſandte ſogleich nach allen Punkten der Inſel Befehl, im Fall feindliche Schiffe ſich ſehen ließen, Signale zu geben und ſtellte überall Poſten zu Pferde aus, die ihm ſchleunig Nachricht bringen konnten.

Gegen Abend, als Paul noch einmal den Felſen beſtieg, um zu ſpähen, ob ſich vielleicht ſeinem Zufluchtsort irgend ein Schiff nähere, bemerkte er eine türkiſche Galeere, die von Scio her, gerade auf die Bucht zu ihre Richtung nahm. Er vermuthete ſogleich ihre Abſicht und täuſchte ſich auch nicht, denn ſie zog der Bucht gegenüber ihre Seegel ein und legte ſich dicht an derſelben vor Anker. Ein türkiſcher Officier beſtieg mit zwei Soldaten das Boot und ruderte auf das däniſche Schiff zu.

Paul, ahnend, in welcher Abſicht die Galeere hier liege, und weshalb der türkiſche Officier das däniſche Schiff beſtieg, eilte zu Demetrios, ihn davon zu benachrichtigen. „Sie ſuchen mich und mein Kind!“ ſagte dieſer erblei-

10.

Da wo bei Ebersbach der Neckar zwiſchen waldumwachſenen Höhen ſeine Fluthen in Krümmungen nach Heidelberg wälzt, liegt auf dem linken Ufer die Burg Stolzeneck; noch jetzt zeigen die Trümmer ihren ehemaligen Glanz. Hierher, auf die Burg ſeines Verwandten, der mit dem Heere König Ludwigs von Ungern gegen die Türken ſtand, nicht nach Cöln, war Flekenſtein mit ſeiner Gattin gegangen, gegen die er nun alle Rückſichten außer Augen ſetzte. Die Eiferſucht, dieſer furchtbare Tyrann, hatte ſein Herz ganz für jedes beſſere Gefühl verſchloſſen, und beherrſchte ſein überaus wildes Gemüth. Den Ruf eines ausgezeichneten, tapferen Soldaten hatte er mehr dem Zufalle, ſeinem kriegeriſchen Aeußeren, und den prahlenden Worten zu verdanken, doch im Innern ſeines Herzens lag mehr Tücke als Muth. Mathildens wahren Werth erkannte er nicht, er ſchätzte ihn nur nach den Burgen und Reichthümern ihres Vaters, und dieſe Reichthümer allein, noch in den Händen der Mutter, hielten ihn jetzt von einem Gewaltſchritte ab.

In

In dem dicht verschlossenen Gemache des auf der östlichen Seite gelegenen Thurmes schloß er die Gattin ein; Niemand als die alte Gertrud durfte ihr nahen, er selbst, obgleich er die Burg nie verließ, kam nur selten, und dann überhäufte er die Unglückliche mit Vorwürfen. Eines Abends jedoch, als er gegen seine Gewohnheit zu ihr kam, schien er, obgleich sich finsterer Unmuth auf seinem Gesichte ausdrückte, ruhiger und freundlicher als sonst; er befahl Gertrud, sich zu entfernen, setzte sich zu seiner Gattin und sagte mit bewegter Stimme: Mathilde, Du hast mich hintergangen, Du liebst Edmund von Bibrach, er liebt Dich, ich habe sichere Beweise davon, Beweise, welche ich Dir bisher verschwieg. Sei offenherzig, enthülle mir Dein Herz, sei wahr; es könnte vielleicht noch einen Ausweg geben, Dein Glück und meine Ruhe zu gründen. Ich stehe nicht vor Dir als Dein Richter, nur als Dein Freund, verbirg mir nichts!

Nikolaus, unterbrach ihn die Gattin durch diese Anrede gerührt: Was ich Dir sagen konnte, habe ich schon oft gethan, ich wiederhole es noch jetzt. Fern sei jede strafbare

Liebe von meinem Herzen, fern von meinem Sinne. Ich habe Theil an Edmund von Bibrach genommen, ist er doch der mir früher von dem Vater bestimmte Gatte, ist er doch der Bruder meiner Cäcilie. Sein bleiches Antlitz, sein kummervolles Auge, seine unglückliche Liebe zu jenem italischen Mädchen, wovon mir die Freundin erzählt, haben mich gerührt, und ich gestehe es, ein Etwas, das ich mir selbst nicht zu erklären weiß und Dir nicht deutlicher zu erklären wüßte, ließ mich gern in seiner Nähe seyn, und doch befahl mir eine andere Stimme, ihn zu meiden. Wenn ich ihn sah, seine weiche, klagende Stimme vernahm, und ich dann fühlte, daß der Mann mir werth und theuer werden könnte, eilte ich zu Dir, sank an Deine Brust, verdoppelte meine Zärtlichkeit, und fand, daß nur Du der Stab seyn könntest, der mich durch dieses Leben freundlich leiten müßte. Keinen Augenblick, mein theurer Gatte, habe ich meine Pflicht vergessen, nicht in Worten, selbst nicht in einem Gedanken. Ich habe eine Gewalt geahnet, die mich beherrschen könnte, ich habe ihr widerstanden, und in der Entfernung ist der Zauber gelöset.

Der Zauber wäre gelöst? fragte er höhnisch, und die Erinnerung, die unruhigen Träume auf nächtlichem Lager führten sein Bild Dir nicht zurück?

Mann! rief Mathilde mit Unmuth. Kann ich auch dem Auge gebieten, mir die Gegenstände um mich nicht zu zeigen, kann ich doch dem Geiste nicht gebieten, mir ein Bild nicht zurückzuführen; könnte ich seine Pforte verschließen, wie das Augenlicht, wahrlich sein Bild träte nie vor meinen Geist, denn naht es mir, so weise ich es, als eine unglückliche Erscheinung, von mir.

Hat er mit Dir nie von seiner Liebe geredet? fragte Flekenstein plötzlich.

Nie, erwiederte Mathilde, er ist mir nur bescheiden, nur schüchtern genaht.

Und auch keiner seiner Blicke hätte Dir sein Herz verrathen?

Das Auge sendet oft seine stummen Boten, ohne daß es des Geistes Wille ist.

Und hältst Du ihn wirklich für so bescheiden, daß er mit Deiner Schwäche, Deiner Thorheit nicht prunken könnte?

Schwäche! Thorheit! — Wie verstehst Du das? fragte Mathilde ernst.

Glaubst Du nicht, daß er die Beweise, daß auch Du ihn liebst, daß Dein Herz schwach gegen ihn war, gern der Welt zeigen würde?

Hierauf habe ich selbst für meinen Gatten keine Antwort, erwiederte Mathilde. — So tief werde ich nie sinken, daß ich vor mir selbst erröthen müßte. Vor Thorheit, vor Schwachheit schützt mich mein Stolz, der auch in dieses Thurmes Mauern, selbst vor Dir, mich nicht verlassen hat. Dies sagend, erhob sie sich und trat an das Fenster.

Und doch, meine stolze Gattin, begann nun Flekenstein, und doch könnte ich Dir den Beweis führen, daß entweder Du sehr schwach gegen ihn, oder er sehr unbescheiden gegen Dich war. — Mathilde blickte hinüber nach den Fluthen des Neckars und schwieg. — Gabst Du ihm die Erlaubniß, Dein Bildniß zu copiren und die ihm überlassene Rose, wie Du sie nennst, daran zu heften?

Nein! erwiederte sie, sich rasch nach ihm wendend.

So hat der Freche es ohne Deinen Willen gethan, fuhr er fort. In seinem Zimmer sah ich, nachdem Dein Bild schon eingepackt

war, eine Copie desselben mit der Rose geschmückt, hängen. Ein grüner Vorhang sollte sie meinen Augen verbergen, ein Diener hielt mich sogar ab, sie zu enthüllen; doch ich sah Dich, nur wo möglich noch freundlicher, glühender, seine Phantasie hatte diesen Ausdruck Deines Gesichtes auch mit auf sein Bild übergetragen.

Schweigend hatte Mathilde, während ihr Gatte dies gesprochen, ihn angeblickt, sie hatte des Bildes, Cäciliens Worte sich erinnert, und ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihre Brust.

Und sahst Du mein Bild wirklich? fragte sie jetzt, und die hohe Röthe des Unmuthes, die der Gatte ganz anders deutete, überflog ihr Antlitz.

Ich sah es, erwiederte er höhnisch lachend. Doch wozu dies Gaukelspiel. Dein Antlitz, von der Schuld bezeichnet, sagt mir genug.

Nikolaus! rief Mathilde, und trat ihm würdevoll näher. Rein von Schuld, von jeder Schuld ist dies verwundete Herz, das schwöre ich Dir bei dem Namen der gebenedeiten Mutter. Könntest Du den Brief lesen,

den ich noch vor einigen Tagen an meinen Vater schrieb, dem ich offen mein Herz darlegte.

Ich habe ihn gelesen, erwiederte Flekenstein kalt.

Und er hat Dir nicht mein Herz gezeigt?

Vor dem Vater verbirgt man die Schuld, wie vor dem Gatten.

Warum sandtest Du den Brief nicht zu dem Vater, hin ich auch von ihm getrennt? fragte sie heftig.

Bis zur Gruft dringen die Boten nicht. — Dein Vater war schon seit Monden nicht mehr. —

Mathilde blickte bei diesen Worten staunend auf ihn, dann sank sie plötzlich zusammen, ihr Auge schloß sich, der Odem des Lebens hob die Brust nicht mehr. Einen Augenblick betrachtete er die Ohnmächtige kalt und gefühllos, doch bald übermannte ihn das menschliche Gefühl, er rief Gertrud, durch deren Hülfe sie bald wieder in das Leben zurückgebracht wurde; vorher hatte er, durch die Bitte der Alten bewogen, das Zimmer verlassen.

Vater! rief sie, als sie die Augen aufschlug und ihre Besinnungkraft zurückgekehrt war, Vater, an deiner Gruft brannte statt

der Todeslampe meine Hochzeitfackel; darum leuchtet sie auch düster durch das Leben. — Ach, wenn ich Dein gedachte, wenn ich Dir mein kindlich frommes Herz malte, hatte der Engel des Todes schon das Deine zerdrückt, wenn ich Dich in meinen Träumen mir entgegen kommen sah, Dein freundliches Auge zu sehen glaubte, lag es gebrochen im Grabe, und Deine Mathilde hatte Dir es nicht zugedrückt. — War es Dein warnender Geist, der mich wie Grabesluft anwehte, als ich, den Kranz in den Haaren, in die Capelle trat? War dies die bange Ahnung, als ich am Altare in seine Arme sank? — Ach! ich habe keinen Vater mehr, ich stehe einsam auf dieser Welt, und bin ein hülfloses Wesen!

Beruhigt Euch, bat Gertrud. Gott ist Vater aller Menschen, und den Guten ein liebender Vater, er wird des Gatten Herz erleuchten und es erwärmen in Liebe für Euch.

Mathilde schüttelte traurig ihr Haupt. Einmal das Zutrauen hin, sagte sie wehmuthvoll, und es kehrt nie wieder.

So kehre das Vertrauen zu Gott in Euch zurück, und das Bewußtseyn, daß Ihr unschuldig leidet, stärke Euch. — Wo Ihr auch

steht, in dieses Thurmes Mauern, wie in Eures Vaters prächtigem Schlosse, oder verstoßen in der Einöde, überall umschwebt Euch ein Engel, der Euch nie verläßt, der aus dem Dunkel der Nacht seinen Stern leuchten läßt, und wenn Ihr im Vertrauen wänken könntet, Euren Namen rufend, Euch ermuthigen wird.

Gertrud, Gertrud! rief es jetzt von unten herauf. — Die Alte, durch diesen Ruf in ihren Trostgründen gestört, schauderte zusammen, als ob die Stimme von unten der Schutzgeist wäre, der warnend ihr zuriefe.

Frau Gertrud! rief es noch einmal; da faßte sie Muth, nahte bebend dem Fenster, öffnete es und blickte in die finstre Nacht hinaus. — Wer ruft? fragte sie.

Otto, des Pförtners Sohn von Hohenheim. Mich schickt Herr Konrad, von Eurer Frau Erkundigung einzuziehen.

Er soll kommen und retten, antwortete die Alte leise.

Er kommt gewiß! rief Otto, und da jetzt die Rüden auf der Burg laut wurden, rief er nur ein leises Gehabt Euch wohl! und kletterte wie eine Gemse wieder aus dem

Graben, die hohe, halbverfallene Mauer hinauf.

Wer war da unten? fragte Mathilde.

Ein Bote Konrads von Bibrach, ein treuer Bursche, der schon einmal für Euch nach Mindelheim ging. Er versprach uns Hülfe, ich habe den wackeren Konrad zur Rettung hierher beschieden, erwiederte sie.

Unglückliche, was hast Du begonnen? rief Mathilde. Stürmt das Unglück nicht schon genug auf mich ein, mußt Du es noch herbeirufen? Geh, sage meinem Gemahl, daß ich ihn zu sprechen wünsche; ich muß ihn warnen.

Mathilde! rief die Alte, handelt nicht wahnsinnig. Danket Gott, wenn die zarte Taube aus den Klauen dieses Geiers errettet wird, oder wollt Ihr lieber vor Gram und Kummer vergehen?

Ich will meinem Schicksale entgegen gehen mit schuldlosem Gewissen und reinem Herzen, sprach sie mit Würde. Rufe meinen Gatten!

Nur bis morgen geduldet Euch, bat die Amme, in der Hoffnung, wenigstens etwas Zeit zu gewinnen. Ihr seid heute so angegriffen, und es ziemte sich wohl, mit stillem

chend — „Setzt Euch wegen uns keiner Gefahr aus, das Schlimmste kann uns nicht mehr treffen.“

„Sie finden mich nicht unvorbereitet“ sagte Helene, einen Dolch aus ihrem Kleide hervorziehend. „Ich erwarte heute mein Schicksal mit Ergebung — Vielleicht kann ich mein eigner Rächer sein! —“

Während sie noch überlegten und auch Helene Paul bat, sich ihretwegen keiner Gefahr auszusetzen, kam das Boot mit den Türken am Bord der Hoffnung. Paul bat die Griechen, sich nur ruhig zu verhalten, empfing den Officier auf dem Verdeck und fragte nach seinem Begehr.

„Christ, hast du nicht zwei Griechen in deinem Schiffe aufgenommen?“ fragte der Muselmann.

„Nein!“ erwiederte Paul mit Ruhe.

„Führe mich in die Kajüte!“ sagte er dann in befehlendem Tone „Den Abgesandten des hohen Capudan Pascha empfängt man nicht wie einen gemeinen Matrosen auf dem Verdeck.“

„Wenn es Euch dort besser gefällt, als hier, Herr, gern!“ erwiederte Paul lächelnd, befahl Sorbet und Gebackenes zu bringen und führte den Türken in die Kajüte, wo nur eine schmale Bretterwand sie von den Griechen trennte, die Wort vor Wort ihre Unterredung hören konnten.

„Christ!“ sagte der Türke, sich auf die bereitliegenden Polster setzend „Läugne es nicht, wir wissen, daß du mit Demetrios Nakari in Verbindung standest, daß du ihm auf deinem Schiffe eine Freistatt versprochen und Wort gehalten hast; sein Diener selbst hat es uns unter Martern gestanden. Gieb die Hunde freiwillig heraus, daß sie

Gebete Euch zu erbauen, und für die Seele des Vaters Gott um eine fröhliche Auferstehung, für seinen Körper um eine sanfte Ruhestätte zu bitten. Kommt, nehmt dies fromme Buch, wir wollen zusammen beten, der Thränenquell wird sich Euch öffnen, und Ihr Euch erleichtert fühlen.

Gertrude verfehlte ihren Zweck nicht, sie hatte Mathildens Trauer wieder nach der Gruft des Vaters gelenkt, und im stillen Gebete, unter herben Thränen um ihn, den Geliebten, vergaß sie ihr eigenes Leid, ihres Glückes entschwundenen Himmel.

Lange hatten sie gebetet, und als sich schon die Augen der treuen Amme schlossen, hob Mathilde die Ihrigen noch thränenvoll zum Himmel, erst der Morgen schenkte ihr den Schlummer, und noch lag sie in seinen Armen, als ihr Gatte, zur Reise gerüstet, eintrat.

Gertrud winkte und zeigte auf die Schlafende. — Wohin, edler Herr? fragte sie ihn leise.

Auf einige Tage von hier, sagte er, sich dem Lager Mathildens nähernd. Sie ruhte sanft, wie ein schlafendes Kind lag sie da,

jede Sorge, jeder Gram und Kummer schienen auf des Schlummers Flügeln entschwunden zu seyn, und ihr Mund lächelte so heiter, als ruhe sie noch in dem Schooße der Freude. — Flekenstein betrachtete sie lange, und nicht ohne Theilnahme, da umzog von Neuem ein freundliches Lächeln ihre Lippen. — Sie träumt von ihm, murmelte er leise. Berichte ihr, daß ich ihr Lebewohl sagen wollte; er wandte sich, um zu gehen.

Herr, raunte, ihn zurückhaltend, die Amme ihm zu, seht nur noch einmal auf Eure Gattin mit theilnehmendem Blicke. Wahrlich nur ein schuldloser Engel kann so ruhig schlafen, nur dem, welchen Gott und ein reines Gewissen schützt, nur dem wird solch sanfter Schlummer, solche Engelruhe.

Unwillkürlich mußte er sein Auge nach ihrem Lager wenden, und wie er mit Theilnahme auf das schöne, bleiche Antlitz, von Ruhe und Milde umstrahlt, schaute, übermannte ihn sein Gefühl, er beugte sich zu ihr nieder und drückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen. — Sie erwachte. — Mein Geliebter! rief sie, kaum ihren Augen trauend, und streckte die Arme nach ihm, aber als ob er sich seines

Gefühles schäme, erhob er sich schnell, und Lebe wohl, auf Wiedersehen! rufend, reichte er ihr die Hand und wollte sich entfernen.

Verweile nur ein wenig! rief sie, ich muß Dir, ehe Du von mir gehst, etwas berichten

Störe mir den Augenblick nicht durch Deine Beichte! rief er finster. Lebe wohl, in einigen Tagen kehre ich wieder zurück. Er eilte davon.

11.

Der alte Freiherr von Bibrach hatte heute einen fröhlichen Tag, er sah aus seinem Erkerfenster Edmund, die Partisane in der Hand, vor seiner Fahne stehen, über welche er Musterung hielt. Vierhundert Piken führende Knechte in der Mitte, und funfzig Hakenschützen auf jedem Flügel, erwarteten hier die Befehle ihres Hauptmanns. Es war ein kräftiges, wohlgeordnetes Volk, die meisten waren alte, gediente Lanzenknechte, schon unter Franz von Sickingen und in den würtemberger Kriegen ergraut, und mit mancher Wunde

bedeckt. Der alte Bibrach schien bei ihrem Anblicke verjüngt, ihm traten die Zeiten wieder vor, wo er im pfälzischen Kriege seine Fahne dem Pfalzgrafen zugeführt, und ein treuer Waffengefährte des alten Frundsberg's und Schweikhardt's von Sickingen, an ihrer Seite gefochten hatte.

Hätte es nimmermehr gedacht, sagte er zu der neben ihm stehenden Cäcilie, daß ich den Jungen vor einer Fahne Lanzenknechte sehen würde. Sieh nur, wie fest und stolz er einherschreitet, wie gravitätisch er die Partisane vorwärts streckt, mit welcher kräftigen Stimme er das Commando führt, wahrlich, Mathias Schaffner, solch alter Kriegmann er auch ist, steht nicht martialischer da, als mein Edmund. Es wäre doch Schade gewesen, wenn solch altadeliges Blut sich in den Schweizerthälern hätte verbergen müssen. Darum preise ich Gott, der sein Schicksal so weise geführt hat, und die Italienerin sterben ließ.

Friede ihrer Asche, Vater! unterbrach ihn Cäcilie; stört ihren Schlummer nicht, sie schläft, damit Edmunds Auge wachen konnte.

Hast Recht, sagte der Alte. Es muß ein wackeres Mädchen gewesen seyn; schon daß sie

Mathilden geglichen, spricht für sie. Sie mag sanft in ihrem Grabe schlafen, ich will sie nicht stören! — Aber sieh, wer kommt dort von der Waldecke mit so stattlichem Gefolge hergeritten?

Irre ich nicht, so ist es Konrad, den aber, der ihn begleitet, kenne ich nicht.

Die Reiter kamen dem Schlosse näher, Edmund mußte sie jetzt gewahren, denn er eilte den Kommenden entgegen. Der Fremde sprang von seinem Rosse, umarmte Edmund und führte ihn dann zu dem Haufen. Ehrerbietig senkten die Knechte die Piken, wie sie nur vor ihrem Obersten zu thun pflegten, und die Trommel begrüßte rasselnd den Fremden, der jetzt mit Edmund, jedoch eilig die Reihen durchschritt. Das ist Melchior Frundsberg! rief der Alte, ich erkenne seine Züge, deutlich tritt der alte Georg vor mich. — Sei mir willkommen, Herzenjunge! rief er hinunter, von ganzer Seele willkommen!

Der Alte hatte recht gesehen, es war Melchior Frundsberg, der, mit seinem Freunde sich zu besprechen, eiligst vom Rheinstrome hergezogen war. Nach beendeter Musterung kam er herauf, den Freiherrn zu begrüßen,

der ihn noch heftiger als seinen Liebling Konrad an das Herz drückte, tausend Fragen nach seinem Vater an ihn that, und, als er vernahm, daß er noch krank in Ferrara niederliege, traurig sein greises Haupt schüttelte und sagte: Schweikhardt und der kräftige Franz von Sickingen gingen voran, der Eberstein folgte, nun kommt die Reihe an uns, und der Tod, dieser Nimmersatt, nimmt einen Krieger nach dem Andern in seine knöcherne Faust und legt ihn zur Ruhe. Nun — wie Gott will — mich hat er schon hier auf meinen Rollstuhl festgebannt, wo ich wie ein Kind, mich hin und herfahren lassen muß, und meine Füße, die so oft, wenn es zum Handgemenge kam, fest in dem Boden wurzelten, nicht wichen und wankten, als zum Vorwärtsgehen, sie haben ihre Kraft verloren, darum ist es aus mit mir. — Melchior, sagte er dann sich ermuthigend, ich danke Dir, daß Du mir meinen Sohn so zurückgeschickt hast. Als ein Zitherspieler zog er über die Alpen, als ein Kriegmann ist er heimgekehrt, und nun geht es wieder nach Mailand, will's Gott zu Kampf und Schlacht. Wahre Du nur sein Herz, so stark es im

Treffen seyn mag, so schwach scheint es mir bei Weibern zu seyn; hüte ihn vor den listigen italischen Dirnen, daß keine Sirene ihn mehr verlocke.

Vater! bat Cäcilie.

Du hast Recht, mich zu mahnen, sagte der Alte, reichte Edmund die Hand und zog ihn an sein Herz.

Als die Freunde allein auf ihrem Zimmer waren, riß Edmund stürmisch den Vorhang vor Leonorens Bild hinweg. Sie habe ich wieder gefunden, Frundsberg! rief er, einen Engel habe ich gefunden!

Der dem Teufel in den Armen ruht! fiel ihm Melchior heftig in die Rede. Daß Du, wie mir Dein Brief, wie mir Dein Bruder gesagt, fuhr er ruhiger fort, Dich durch die Lebende von der Gruft der Todten hast ziehen lassen, ist menschlich aber nicht männlich; daß Du glaubst, Leonoren gelte die Gluth, die Dich bei Mathildens Blick durchströmt, ist thöricht. Doch hiervon ein ander Mal. Jetzt vernimm, warum ich zu Dir kam! Mathilde ist unglücklich! Ihr Gatte mißhandelt sie mit Worten, und jetzt mit der That, denn er hat sie in einen Thurm an dem Neckar gesperrt,

sperrt, und daran trägst Du die Schuld. Ihr Glück, ihre Ehre ist mir anvertraut, ich habe gelobt, sie zu schützen, will Wort halten und komme hierher, Dich nach dem zu fragen, was zwischen Dir und des von Flekenstein's Gattin vorgefallen ist. Liebt sie Dich, hat sie Dir es gestanden, hat Deine Hand, Dein Mund sie berührt, so sage es mir. Ich muß vorsichtig gehen, und nicht leidenschaftlich handeln, denn ich muß auf der Hut gegen mich selbst seyn. Sprich!

Was soll ich Dir antworten, mein Bruder, erwiederte Edmund. Könnte ich glauben, Mathilde wäre mir gewogen, und das, was ich bei ihrem Anblicke fühle, fühle auch sie, so wäre es nur ein eitler Glaube, nur eine Ahnung, denn wir haben uns vermieden. Kein Wort der Liebe, kein Geständniß kam über unsere Lippen; einmal drückte ich ihre Hand an mein Herz, das andere Mal befahl ihr Gatte, daß sie mir die Hand zum Abschiede reichen mußte. Wir sind uns fern geblieben, sie steht als eine Heilige vor mir.

Ich glaube Deinem Worte, sagte Frundsberg. Und nun! fuhr er freudig auf, nun ist der lang ersehnte Augenblick gekommen, und

zum ersten Male strahlt seit Monden wieder die Freude auf meinem Antlitze. Höre mich! Nicht aus Liebe, aus Eigennutz und Sinnlichkeit warb jener Falsche um Mathildens Hand, und bethörte die alte Mutter durch seine Schmeicheleien. Seine Eifersucht beobachtete Dich schon in der Capelle, wo Du Mathilde zuerst erblicktest, Dein ferneres Benehmen gegen seine Gattin nährte sein Mißtrauen, ihr sanftes Hinneigen zu Dir rechtfertigte es in seinen Augen; da findet er Leonorens Bild, mit der vermißten Rose geschmückt, in Deinem Zimmer, und glaubt, Du habest mit Mathildens Bewilligung ihr Bild copirt; sein Argwohn wird zur Gewißheit, sein Betragen gegen die Gattin immer härter. Ein Brief von Dir an Konrad fällt in seine Hand, er erbricht und liest ihn, und von diesem Augenblicke an beschließt er, von seiner Burg zu ziehen, nnd hält jetzt seine Gattin auf Stolzeneck am Neckar verwahrt. Das erfuhr ich durch ein Schreiben von Mathildens Amme, welches ich in Mindelheim vorfand. Der Nämliche, der dieses Schreiben dahin gebracht, hat mir auch die Kunde ihres jetzigen Aufenthaltes gegeben.

Hat das Bild Leonorens ihn getäuscht, begann nun Edmund, so ist es Pflicht, ihm die Täuschung zu nehmen, vielleicht lehrt ihn dies, sein Unrecht erkennen.

Thue was Du willst, unterbrach ihn Frundsberg, ich ergreife mit Freuden das Racheschwert. Ist es Dir nicht Beleidigung genug, daß er Deine Briefe öffnet, ein Dir theures Wesen mißhandelt mit Wort und That, so magst Du ruhig auf Deinem Schlosse sitzen bleiben. Mein Vorsatz ist gefaßt. Urban Linsing ist im Kraichgau wohl bekannt, er ist hin und hat in Wimpfen seine Fahne aufgesteckt, wird wohl schon manchen tüchtigen Knecht geworben haben, und sollte es fehlen, wird mir der alte Götz einige kampflustige Reisige in der Stille zusenden, denn der Landfrieden hält den Löwen fest, er darf nicht aus seiner Höhle. — Da nun, fuhr Frundsberg fort, indem er über etwas nachzudenken schien, da nun der Landfriede mich hindert, mit reisigem Zeuge offen vor Stolzeneck zu ziehen, so will ich es umstellen lassen wie der Jäger die Höhle eines Dachses, von ihm fordern, die Gattin frei zu geben, sie heim an ihre

gezüchtigt werden, wie ſie es an unſerm Herrn verdient. Der Capudan Paſcha läßt dir überdies noch einen vollwichtigen Beutel zur Belohnung verſprechen, wenn du ſie ihm ablieferſt — Du lachſt, ſpotteſt noch über mich? — Wehe dir, wenn ich ſie bei Durchſuchung deines Schiffes finde, dann ſollſt du für ſie und dein Lachen büßen, elender Chriſtenhund; an deinen eignen Maſtbaum laſſe ich dich hängen."

„Herr!" erwiederte mit großer Ruhe, der türkiſchen Sprache vollkommen mächtig, der Deutſche. „Ich führe ein engliſches Kauffartheiſchiff und England wird wohl ſattſame Macht haben, ſeine Flagge zu ſchützen und ihr Achtung zu verſchaffen; ich widerſetze mich daher der Durchſuchung meines Schiffes. Du haſt kein Recht dazu, kannſt ein Seeräuber, der mich plündern will und dein Vorgeben erlogen ſein. Was weiß ich von dir! — Nur der ſtärkern Gewalt weiche ich, dir und deinen beiden Soldaten ſetze ich mein Schiffsvolk entgegen — wage es nicht und lerne die engliſchen Seeleute beſſer kennen, als daß du hoffen könnteſt, ſie mit Drohungen zu ſchrecken."

„Hund!" rief der Türke aufſpringend und griff nach ſeinem Säbel, den er jedoch ruhig in der Scheide ließ, als Paul mit kaltem Blute das Terzerol aus ſeiner Leibbinde zog und es ſpannte.

„Nun dann Giaur!" rief er wüthend „Wir wollen ſehen! — Aber wehe dir! — „Dies ſagend, verließ er die Kajüte, beſtieg mit einem der Soldaten ſein Boot, den andern ließ er auf dem Boote des Kauffahrers zur Bewachung zurück, damit niemand vom Schiffe ſich entfernen könne und ruderte nach ſeiner Galeere zurück.

Mutter zu senden, oder im Zweikampf mir zu stehen, wegen alter und neuer Unbill.

Du handelst rasch, Melchior, fiel ihm Edmund in die Rede.

Ich handle nicht, bin nur das Werkzeug einer höheren Macht, die Alles so weislich ordnete, daß ich, ohne den heiligen Schwur zu brechen, den ich im Stillen der unglücklichen Isabella that, sie rächen darf, denn wisse, dieser Flekenstein, dieser Elende war es, dem ich in der Herberge der Straße Marsorio mein Geheimniß anvertraute, der sich in Isabellens Hütte schlich, die Mutter durch Geld verlockte, sie mit Isabella und Margaritta in einen entfernten Theil der Stadt führte, und das Mädchen zwang, durch einen freiwilligen Tod ihre Unschuld zu retten. — Fühlest Du nun, Edmund, was mich treibt, gegen ihn das Schwert zu ziehen, warum seine lieblose Behandlung Mathildens mir willkommen ist, warum der Feige vor mir flieht? — Ein Gottesurtheil soll entscheiden, Gott ist gerecht.

Ich ziehe mit Dir! rief Edmund.

Nein, mein Bruder, Du bleibst daheim, Dein Eingreifen in dieser Sache könnte Mathilden schaden; Urban Linsing und Konrad

begleiten mich. — Nur wenn ich falle, vermache ich Dir meine Rache, und übertrage Dir die Pflicht, Mathilden zu schützen! — Edmund! rief er bewegt. Es war mir seit jenem Tage, wo ich sie im Sarge liegen sah, als sei mir ein Felsstück auf meine Brust gewälzt, so drückend war mir die Luft, so beengt fühlte sich mein Herz; jetzt, da ich das Racheschwert ergreifen kann, ist mir die Last entnommen, ich athme wieder frei, so daß ich aufjauchzen möchte vor Wonne; denn räche ich sie, so hat ihr Geist Ruhe, ihr Schlaf ist sanft, und ich habe keinen lästigen Mahner mehr, der meinen Schritten folgt. — Falle ich, so bin ich bei ihr und mir ist wohl! — Denn wisse, Freund, sagte er mit weicher Stimme, ich habe sie geliebt mit unaussprechlicher Liebe, ihr Tod erst hat mir mein Herz enthüllt. — Er schwieg, sein Geist war bei ihr.

Morgen früh, wenn noch Alles schläft, fuhr er fort, ziehen wir von dannen. Ueberall hält Linsing Pferde für uns bereit, daß wir eilen können wie der Sturmwind, der über die Wälder verheerend rauscht. Ich bin hierher gekommen, Dich noch einmal zu sehen, und Konrad nicht ohne den Segen des

Vaters von ihm zu trennen. Es werde wie es will, sei Mathildens Schutz, sei ihr nie mehr! Gedenke der Unglücklichen stets, die für Dich blutete, und ehre ihr Andenken, indem Du für jede andere Liebe Dein Herz verschließest. — Nun habe ich das, was mein, was Dein Herz betraf, ausgesprochen, und nun zu den Geschäften. Kehren wir. Drei nicht zurück, es könnte ja seyn, daß Gottes Weisheit es also verlangte, so wird Veit von Wehingen an meiner Stelle meinem Bruder Kaspar die Fahnen nach Mailand zuführen. Sollte auch ihn Krankheit oder Tod ereilen, so sei Bernhard Schwendler von Straßburg Euer Führer. — Hütet Euch vor dem venetianischen Landvolk und den katholischen Schweizern, sie werden Euch sicher die Pässe verlegen. Auch wird König Ferdinand tausend Knechte und fünfhundert Reiter in Tyrol zu Euch stoßen lassen, lebt in gutem Vernehmen mit ihnen, und Gott schütze Euch.

In Rom sieht es traurig aus, fuhr er fort. Noch achttausend Deutsche und eben so viel Spanier und Italiener waren bei meiner Abreise übrig; so weit ist das herrliche Heer geschmolzen. Die Franzosen rücken unter Lau-

trec heran, sie haben Genua genommen, Florenz hat die Mediceer vertrieben und sich mit ihnen vereinigt. Anton de Leyva, dieser wackere Kriegheld, und Kaspar, mein Bruder, halten nur noch mit Mühe das Mailändische gegen die Venetianer, und kommt unsere Hülfe nicht bald, so steht es schlimm mit ihnen. Mein Ziel ist Rom. Als mein Vater mich zu sich rief, habe ich meinen treuen Lanzenknechten versprochen, zu ihnen zurückzukehren, und noch einmal diese verödete Stadt zu betreten, wo mich nichts fesselt, als ein Grab. Den Cardinal della Valle habe ich einst wieder gesehen, Ludovica und Margaritta blieben noch immer verschwunden, und von so manchem Lieben und Theuern, was mich nicht dort umgab, ist nichts mehr, als die Blumen auf ihrem Grabe, die der Herbstwind entblättern, der Wintersturm vernichten wird. —

Er schwieg — in der Brust der Freunde hatte die schmerzliche Erinnerung sich geschlichen; sie umschwebte sie mit ihren traurigen Bildern, bis sie sich trennten. Der dämmernde Morgen fand Frundsberg und Konrad schon auf ihren Rossen.

12.

Sie zogen über Stockach und Mößkirch mit einem kleinen Gefolge nach Reutlingen, überall fanden sie Alles zu ihrem schnelleren Fortkommen bereit, so daß sie den andern Tag schon in Stuttgard eintrafen, und von hier ihre Reise nach Wimpfen fortsetzen konnten, wo sie Linsing mit den nöthigen Anordnungen beschäftigt fanden. Die Burg Stolzeneck ward in der Stille durch die geworbenen Knechte umzingelt, die Furthen über den Neckar besetzt, und Linsing schickte sich an, dem Hauptmann Flekenstein einen Besuch abzustatten.

Dieser war am Morgen mit Mathildens Mutter wieder auf Stolzeneck eingetroffen. Er hatte die Gräfin von dem, was vorgefallen war, unterrichtet, mit so gehässigen Farben er aber auch seiner Gattin Betragen geschildert, hatte ihm doch das Mutterherz keinen Glauben geschenkt, und manche Anforderung, die seinen Eigennutz beurkundete, sie von ihm abwendig gemacht.

Kaum hatte Mathilde, durch die unverhoffte Ankunft ihrer Mutter überrascht, sie umarmt, und das langentbehrte Glück, an der Mutterbrust

zu ruhen, empfunden, als sie sich plötzlich losriß und ihren Gatten allein zu sprechen verlangte. Die Mutter und Gertrud entfernten sich.

Nikolaus, sagte sie ängstlich. Ich habe um Dich gezittert, Dir droht Gefahr. Konrad von Bibrach weiß unsern Aufenthalt, ein Späher war an dem Abende vor Deiner Abreise hier, Gertrud hat mit ihm gesprochen und er sich verlauten lassen, daß mir Rettung nahe sei. Dies war es, was ich Dir am Morgen zu sagen hatte. Fliehe mit mir, da es noch Zeit ist.

Durch diese Nachricht überrascht, mehr noch dadurch, daß es Mathilde war, die sie ihm mittheilte, sah er erstaunend auf sie, die mit ängstlichen Blicken und Schmeichelworten ihn bat, noch heute auf die Burg an der Donau, die mit Allem sattsam versehen sei, zu ziehen, um dort dem Sturme auszuweichen, bis er vorübergegangen sei.

Du räthst mir, vor jenen Bibrachs zu fliehen, als wären es Deine Feinde? fragte er staunend.

Sind es doch die Deinigen! erwiederte sie.

Oder hat vielleicht Edmunds freches Benehmen mit dem Bilde Dir so wehe gethan,

daß Du jetzt dem zürnst, den Du früher liebtest? O Mathilde! ein sanft tönendes Wort aus seinem Munde, und der Groll ist wieder verschwunden.

Mann! rief die edle Frau schmerzlich berührt. Ist denn jeder Glaube an Tugend aus Deinem Herzen verbannt? — Hast Du denn kein Vertrauen mehr zu Deiner Mathilde?

Der Ton ihrer Rede, der fromme Blick ihres Auges drangen zu seinem Herzen, er drückte sie, vielleicht zum ersten Male im Leben, mit wahrer, Innigkeit an sein Herz. — Da tönte draußen Trompetenschall, und schreckte sie aus seinen Armen. — Zu spät! rief sie. Gerechter Gott, zu spät! — und als ihr Gatte an das Fenster trat, gewahrte er den ihm wohlbekannten Urban Linsing, im Hauskleide und ungewappnet mit einem Trompeter vor der aufgezogenen Brücke haltend.

Ich bitte um Einlaß, rief er dem Burgwart zu; ich bringe ein Schreiben an den Hauptmann Flekenstein, den ich dort am Fenster des Thurmes erblicke.

Der Thurmwart berichtete es und da Linsing ihn gesehen hatte, konnte Flekenstein ihm den Eingang nicht verweigern, die Zugbrücke

sank nieder. Ich komme, begann Urban, als sie sich allein in dem Rüstsaale befanden, im Auftrage meines Freundes Melchior von Frundsberg. Er hat vernommen, daß Ihr Eure Gattin ob falschen Argwohnes hart und widerrechtlich behandelt, und fordert Euch durch mich auf, sie sogleich aus jenem Thurme zu entlassen, auf freien Fuß zu stellen und der Mutter zurückzuschicken.

Wer gibt Herrn Melchior Frundsberg das Recht, sich um mich und mein Weib zu kümmern? unterbrach ihn Flekenstein.

Des Vaters letztes Wort auf seinem Sterbebette, der das, was geschehen ist, wohl ahnen mochte, und deßhalb von ihm das Versprechen forderte, sein Kind zu schützen gegen männiglich, selbst gegen Euch.

Laßt Eure Bemerkungen, Urban Linsing, entgegnete Flekenstein, und bringt dem von Frundsberg den Bescheid, daß er sich um seine sechs Fahnen Lanzenknechte kümmern möge, nicht um mich und die Meinen.

Ich werde ihm Eure Antwort bringen, erwiederte Linsing, und ersuche nur einstweilen durch mich das Kartel anzunehmen, welches Euch für diesen Fall Melchior Frundsberg zu-

ſchickt. Er fordert Euch auf, ihm auf Tod und Leben Rede zu ſtehen wegen der Unbill, die Ihr an Eurer Gattin verübt, weil Ihr ſie wider menſchliches und göttliches Gebot eingeſperrt haltet, ihr an Leib und Leben gedroht, und dies geſchieht im Namen und Auftrag ihres in Gott ſelig verſtorbenen Vaters, Chriſtophs Grafen von Eberſtein. — Zeit, Ort und Waffen habt Ihr zu beſtimmen.

Flekenſtein erbleichte; nicht Feigheit trieb ihm das Blut aus den Wangen, die Rachegöttin ſchüttelte ihr Schlangenhaupt, und Iſabellens Schatten ſchwebte an ihm vorüber. Ich verſtehe, ſagte er ſich faſſend. — Es gilt nicht meiner Gattin, es gilt dem römiſchen Blumenmädchen. — Nun wohlan, es ſei! Erwiedert dem, der Euch zu mir geſandt: die Zeit ſei mir koſtbar, deßhalb ſei auf übermorgen der Kampf beſtimmt; zum Orte wähle ich das Feld hinter Mökmühl nahe am Walde, da, wo unfern des Baches der mannhafte Götz von Berlichingen gefangen wurde und den der tapfere Georg von Frundsberg in Feindes Händen ließ. Dann wähle ich die Waffen eines Hauptmannes der Lanzenknechte, die Partiſane in der Hand, das Schwert an

der Seite, geschehe der Kampf zu Fuß, Mann gegen Mann. Zwei Freunde werden mich, so wie es Sitte ist, begleiten, er bringe eine gleiche Zahl mit; sie mögen sich die Hälse brechen, wenn es ihnen gelüstet, oder nicht, mir gleichviel. Nur verlange ich nicht allgemeinen Kampf, ich muß allein, Mann gegen Mann ihm entgegenstehen.

Es soll geschehen wie Ihr es verlangt, erwiederte Linsing. Auf dem Felde von Mökmühl, unfern des Baches, an welchem Götz gefangen wurde sehen wir uns übermorgen wieder; bis dahin lebt wohl!

Wünscht Ihr vielleicht Euch von dem Leben meiner Gattin Gewißheit zu verschaffen? rief ihm Flekenstein höhnisch nach, so sei es Euch erlaubt, sie zu sehen!

Einer so edlen Frau als Eurer Gattin mich ehrerbietig zu nahen, ist mein Wunsch, und wenn es Euch genehm ist, so führt mich zu ihr.

Folgt mir, sagte Flekenstein, führte ihn nach dem Thurme, übergab ihn da Gertruden und entfernte sich. Glaubt ihren Worten nicht, raunte ihm die Amme zu; als sie

„Keine Zeit iſt zu verlieren!“ ſagte Demetrios, der jetzt mit Helenen aus ſeinem Verſteck trat „ſeid Ihr Eurer Leute gewiß, daß ſie Euch nicht verrathen, ſo iſt nur noch eine Rettung möglich — Die Nacht bricht heran, ſchon iſt es dunkel — das Boot, worauf der Türke Wacht hält, befindet ſich glücklicherweiſe nicht auf der Seite des Ufers — ich ſowohl, wie Helene können ſchwimmen, wir müſſen uns den Wellen und Gott vertraun — Keine Einwendung — Dank für Euer edles Benehmen — und lebt wohl!—“

„Sagt Harry“ raunte nun Helene Paul'n zu „daß ich freudig dem Tod entgegen gegangen ſei, ſein Bild habe mich begleitet“ — Sie drückte es noch einmal an ihre Lippen, dann ſtieg ſie zuerſt die Strickleiter hinab, Demetrios folgte, ſie ſtürzten ſich ins Meer.

In dieſem Augenblick, wo das Auge Pauls nur nach den mit den Wellen Kämpfenden gerichtet war, meldete ihm der Steuermann, daß das Boot der Galeere ſich mit Bewaffneten nahe. Er kümmerte ſich wenig um dieſe Nachricht, ſah nur nach den Schwimmenden, die bald von den Wellen verſchlungen, ſeinem Auge entzogen wurden, bald wieder empor getragen, gegen das Element kämpften — Jetzt — das Ufer war nicht fern — jetzt — ſah er den einen es erreichen. Im Dunkel der Nacht konnte er nicht unterſcheiden, ob es Vater oder Tochter ſei, ſah ihn davon eilen — Den andern aber ſah er nicht.

In dieſem angſtvollen Augenblick nahte das Boot mit den Türken, welchen nun Paul ohne Widerſtand das Schiff beſteigen ließ. „Nun Chriſtenhund“ ſagte der Türke, von 10 Bewaffneten umgeben „wagſt du noch, uns an der

die Thür öffnend, ihn bei ihrer Gebieterin einführte.

Linsing neigte sich ehrerbietig vor der edlen, bleichen Gestalt Mathildens, begrüßte die Mutter, und als er den Frauen einige verbindliche Worte gesagt, erwiederte ihm Mathilde mit der bezaubernden Freundlichkeit und doch mit ernster Würde: Werther Herr, Ihr kommt im Namen Konrads von Bibrach, der mich in Verhältnissen wähnt, unter denen ich seiner Hülfe bedürfe. Sagt ihm, er irre, ich verlange seine Hülfe nicht, und weise sie mit Stolz, als eine lästige Zudringlichkeit, zurück. Ich verbiete dem jungen, unerfahrenen Manne sich um mich zu kümmern, da er kein Recht an mich, keine Pflicht für mich hat; ich bin glücklich, und habe Niemand von meinem Glücke Rechenschaft zu geben. Habt die Güte, das, was ich Euch gesagt, Herrn Konrad von Bibrach mitzutheilen.

Ich würde es, edle Frau, erwiederte Linsing, nur seid Ihr im Irrthum, wenn Ihr wähnt, ich komme in des Junkherrn von Bibrach Auftrage; der mich hierher gesandt, ist Herr Melchior von Frundsberg.

Ist er hier? fiel ihm die Gräfin Eberstein in das Wort.

Ja, verehrte Frau; habt auch Ihr mir einen Auftrag an ihn zu geben, so übernehme ich ihn gern.

Ich hoffe, ihn selbst zu sprechen, erwiederte die Matrone, und, wahrscheinlich das Ganze durchschauend, bat ein Blick von ihr Urban Linsing, sich zu entfernen. Ohne Mathilde in ihrem Nachdenken zu stören, verneigte er sich und ging.

In dem Rüstsaale erwartete ihn Flekenstein. Ohne einen Becher mit mir geleert zu haben, werdet Ihr doch nicht von dannen gehen? sagte er lächelnd, müßt doch auf das Wohl meiner Gattin trinken.

Nur mit meinen Freunden leere ich den Becher, erwiederte Linsing, und mein Freund könnt Ihr jetzt nicht seyn. Deßhalb auch ohne Trunk, auf Wiedersehen!

Als Linsing sich entfernt hatte, ging der Hauptmann zu seiner Gattin. Er fand sie nachdenkend, und zweifelhaft, ob sie sich freuen, ob sie sich fürchten solle, daß Urban Linsing von Frundsberg und nicht von Konrad geschickt sei. Was wollte der alte Krieger von

Dir, mein Gatte? fragte sie den Eintretenden ängstlich, o! sage es mir, reiße mich aus dieser qualvollen Ungewißheit.

Es betraf die Werbung der Lanzenknechte, antwortete er mit anscheinendem Gleichmuthe, und nichts, was Dich beunruhigen könnte.

Gewiß nichts? fragte sie sich an ihn schmiegend.

Ernste Geschäfte, erwiederte er sie freundlich verweisend, muß die Frau dem Manne allein überlassen; forsche nicht weiter, denn was ich Dir berichten könnte verständest Du doch nicht.

Sein freundliches Benehmen, die Freiheit, welche ihr von diesem Augenblicke an wieder ward, glaubte sie ihrer Mutter verdanken zu müssen, welche in dieser Zeit manches ernste Gespräch mit Flekenstein gehabt hatte, wobei der Gewandte sie doch überlistete, so daß sie von dem, was im Werke war, nichts ahnend, durch Flekenstein's Betragen beruhigt, sorgenlos in eine bessere Zukunft blickte. Auch Mathilde, da sie auf der Burg keine weiteren Vorkehrungen treffen sah, keine Vorsicht die Nähe eines Feindes argwohnen ließ, hätte sich ganz beruhigt, und in dem freundlichen Beneh-

Benehmen ihres Gatten die verlorene Ruhe wieder gefunden, wenn die Amme nicht wie ein böser Dämon sie immer auf traurige Ereignisse vorbereitet hätte.

Das veränderte Benehmen Flekenstein's war nicht Verstellung; theils hatte ihn das edle Betragen seiner Gattin gerührt, die, jede Hülfe verschmähend, nur für ihn besorgt war, theils hatte die Ausforderung Frundsberg's ihm das Bild Isabellens zurückgerufen, und die Erinnerung an jenen Augenblick, wo sie in seinen Armen den Dolch in ihr Herz stieß und endete, begleitete ihn überall, und stimmte die rauhen Saiten seines Herzens milder. So vergingen die Stunden bis zu dem bestimmten Tage in stiller Ruhe, und hätte nicht eine traurige Ahnung Mathilde mit Unruhe erfüllt, wäre nicht Edmund so oft, so lebendig in dieser Zeit vor sie getreten, sie hätte, obgleich der Himmel von Gewitterwolken umhüllt war, diese Stunden zu den Glücklichsten ihres Lebens gezählt.

13.

Frundsberg hielt schon seit geraumer Zeit mit seinen beiden Begleitern am Fuße des Berges, da, wo die Brücke über den Feldbach nach Jarthausen führt. Wüßtest Du, was hier unten vorgeht, Du edles Vorbild ächten Ritterthums! rief er, Du kämst gewiß von Jarthausen herab, als Kampfrichter unserer Fehde beizuwohnen.

Wie ganz anders ist es doch gegen die Zeit meiner Jugend, unterbrach ihn der alte Linsing. — Da stehen wir zu Fuße, mit der Pickelhaube, Harnisch und Armschienen gewapnet, die Partisane mit dem breiten Eisen in der Hand, als ob wir zu dem schweizer Landvolke gehörten, das auf Stieren, nicht auf Pferden reitet, und dort im Walde halten unsere Diener mit den Rossen, die wiehernd uns mahnen, sie zu besteigen, und auf ihnen uns ritterlich in den Kampf zu stürzen. — Wie ganz anders war es noch, als jener Löwe da oben und der kühne Aar Franziscus von Sickingen in der Blüthe ihrer Jahre die Stellvertreter der alten mannhaften Zeit waren; da saßen wir Edlen zu Rosse, unsere

Reisigen um uns, lagerten uns im Walde, und so wie der Feind hervorbrach fielen wir mit eingelegten Lanzen auf ihn und rannten ihn nieder — und jetzt? Da stehen wir wie gemeine Knechte, nicht, wie unsre Vorfahren, von Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt, kein schattender Busch auf unserm Helm, keine Streitaxt an unserer Seite. Wenn unsere Ahnen uns sähen, sie würden das Kreuz über uns schlagen und sich lossagen von dem entarteten Geschlechte. Ja! ständen wir vor unseren Fahnen, 500 Knechte und Hakenschützen warteten auf unser Commandowort, und so wie es schallte, senkten sich die Piken vorwärts, und es rasselte hinter uns drein und bräche sich Bahn, durch den dicksten Haufen der Feinde; dann ließ ich es mir noch gefallen; so aber, wie wir hier stehen, da rufe ich aus: Das Gott erbarm! — Das Alles hat Kaiser Max mit dem leidigen Landfrieden herbeigeführt. Der alte Herr wollte der letzte Ritter seyn, und mit ihm sollte das Ritterthum untergehen; deßhalb zerhieb er mit einem Schlage dem muthigen Rosse die Sehnen, es sank, und der Ritter ward zum Knechte.

Und als der Alte so das neue Kriegwesen vermaledeite, sahen sie Flekenstein mit seinen Freunden heranreiten, die schon in der Entfernung von ihren Rossen stiegen und sich ihren Gegnern nahten. — Seid vorsichtig, Melchior, raunte ihm Urban zu, fein gelassen, er wird wüthend auf Euch eindringen, doch sein Muth ist Strohfeuer. — Indem kam einer der Freunde Flekenstein's, ein stattlicher Mann aus dem Geschlechte der Landschaden, auf sie zu. Ist es Euch gefällig, sagte er, sich gegen die Drei verneigend, den Platz zu bestimmen, wo der Kampf beginnen soll?

Hier ist ebener fester Boden, entgegnete Linsing, nachdem er den Gruß höflich erwiedert. Wind und Sonne sind gleich, ich finde diesen Ort gelegen.

Wie Ihr meint, sagte der Gegner. Auch soll ich Euch im Namen Herrn Eberhardts von Reischach fragen, ob Ihr wünscht, daß auch wir unsere Klingen messen auf Tod und Leben, oder dem Streite unserer Freunde ruhig beiwohnen, und auf das Recht sehen sollen. Ihr habt zu entscheiden.

Ihr Herren, erwiederte Urban höflich, seid, wie ich sehe, Edle, die noch nie in den Krieg

zogen, und nur auf Turnieren das Schwert zu Roß, nie die Partisane zu Fuß führten; das ist eine bedenkliche Waffe und verlangt gar sehr erfahrene Faust. Es scheint mir, ich und mein Gesell wären Euch in dem Kampfe überlegen, da wir zu den Haufen der Lanzenknechte gehören. Wollt Ihr Eure Rosse besteigen, und mit Schwert und Pistole den Kampf beginnen, so sind wir erbötig, uns Euch zu Roß entgegenzustellen; indeß sind wir uns fremd, sind nicht Feinde, was sollen wir uns die Hälse brechen? — Darum, gelüstet Euch nicht gar zu sehr nach Wunden und Beulen, so dächte ich, wir reichten uns die Hand, begrüßten uns als Freunde, und trennten uns auch so.

Wie Ihr es meint, entgegnete Hans von Landschaden, obgleich die Mienen Eures jungen Gesellen keine freundliche Zustimmung zu Eurem Vorschlage geben.

Mit Gott als Freunde! sagte Linsing. Geht zu Eurer Part, meßt hundert Schritte von hier, dort stelle sich der von Flekenstein; gebt das Zeichen, und dann mag Gott entscheiden, wer für das Rechte kämpft.

Der Gegner verneigte sich und schritt die Entfernung ab.

Während dieser ganzen mit einer gewissen Feierlichkeit gehaltenen Unterredung war Flekenstein unbeweglich auf seinem Platze stehen geblieben, während Frundsberg die Partisane in die Erde gestoßen hatte, und ungeduldig auf- und abging. Bei dem Anblicke Flekenstein's hatte ihn die Wuth übermannt, dies bemerkte Linsing's scharfer Blick, und um ihm Zeit zu geben, sich zu fassen, hatte er absichtlich die Rede etwas in die Länge gezogen. Jetzt riß er die Partisane aus der Erde, stieß sie auf der bezeichneten Stelle in den Boden, und führte Melchior dahin. Gedenkt Isabella's, sprach er, aber bedenkt auch, daß Ruhe hier Noth ist, deßhalb faßt Euch, schaut mit kaltem Blick dem Verräther ins Antlitz, und laßt Euch nicht von seinem Anblicke zum Zorne reizen.

Jetzt standen sie sich gegenüber, der von Landschaden gab das Zeichen; sie rückten gegen einander, ihre Freunde in einiger Entfernung ihnen zur Seite. Nur noch wenige Schritte waren sie von einander, als Beide wie von einem Schlage getroffen standen, und

mit grimmigen Blicken sich ansahen. Isabella! rief jetzt Flekenstein höhnend, steckte die Partisane neben sich, und zog das Schwert, auch Frundsberg that ein Gleiches, und so das Schwert in der Hand, stürzten sie wie zwei grimmige Bären auf einander. Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß, Schwert dem Schwerte begegnend, flammten die Klingen, sprühten die Eisenhauben Funken, Blut floß aus mancher leichten Wunde, keiner wich. —. Da ward dem von Flekenstein das Glück ungetreu, sein Schwert zersprang auf Frundsberg's Eisenhut. — Grimmig warf er das Gefäß dem Eindringenden entgegen, sprang zu seiner Partisane, ergriff sie und drang so wieder vorwärts. Auch Frundsberg hatte Konrad die Seine eiligst gebracht, mit ihr rückte er seinem Gegner entgegen, der sie fest einlegend auf ihn eindrang. Melchior wich seinem Stoße aus, und schlug mit dem scharfen Eisen so mächtig auf den Halskragen, daß das Eisen sprang, und der Schlag durch den Panzer in die Brust drang. Flekenstein taumelte und sank; seine Freunde sprangen herbei. — Schont seines Lebens! rief Reischach; Frundsberg wandte sich stolz und ging zurück.

Durchsuchung deines elenden Fahrzeuges zu hindern? Nur die kleinste Widersetzlichkeit und ich lasse dich hängen."

„Ich wäre wohl ein Thor, solcher Gewalt zu widerstehen" erwiederte Paul „durchsuche das Schiff so viel du willst. Ich war es der Ehre meiner Nation schuldig, mich deinen Drohungen zu widersetzen. Morgen aber seegle ich nach Smyrna und zeige den Vorfall dem Konsul meiner Nation an, der wird mir schon Genugthuung verschaffen; deshalb hüte dich, mich nicht in Schaden zu bringen, du bist dafür verantwortlich."

Der türkische Officier lachte zu dieser Warnung, ließ 4 Mann auf dem Verdeck zurück und begann mit den andern das Schiff zu durchsuchen; jede Kiste mußte geöffnet werden, der kleinste Fleck wurde mit Laternen beleuchtet und durchsucht; aber alle ihre Mühe war vergebens, sie fanden nicht was sie suchten und erst gegen Mitternacht verließen die Türken unter Fluchen und Drohen das Schiff. —

Das war ein Schlag, sagte der alte Urban, nachdem sie Flekenstein vom Kampfplatze getragen hatten; bei Gott, der riesenhafte Reding von Schwytz hätte keinen besseren Streich führen können, Helmkragen und Panzer zerhauen, wahrlich dazu gehört die Faust eines Frundsberg.

Und doch drang der Schlag nicht tief genug — er drang nicht ins Herz! sagte Melchior vor sich hin.

Junger Mann, unterbrach ihn der Alte, mißbilligend den Kopf schüttelnd, dem niedergeworfenen Feinde Mitleiden, das ist mein Wahlspruch.

Ich schenkte ihm das Leben, erwiederte Frundsberg finster, mein Mitleid gewinnt der Elende nie!

Während er sich die Wunden verbinden ließ, deren keine von Bedeutung war, sagte Linsing zu Konrad, der, außer daß er dem Freunde die Partisane zugetragen, keinen Theil, weder mit Wort noch That, an dem Kampfe genommen hatte. Was steht Ihr denn hier so stumm und theilnahmlos, sprecht kein Wort, nehmt keinen Theil an dem Siege

Eures Freundes, und sieht finster vor Euch hin?

Was soll ich reden und plaudern wie ein altes Weib, erwiederte Konrad. Habe ich Theil genommen an dem Kampfe? Sah der Reischach nicht so lammfromm mir ins Auge, als ob wir Freunde und Krieggesellen wären? — Hätte ich nur dreinschlagen und bluten können wie dieser, dann stände ich nach meiner ersten Waffenthat freudig zwischen Euch, und schämte mich nicht, daß so ein Tag enden konnte, ohne daß mein Blut floß.

Junge! rief Urban, sei mein Fähndrich, trage meine Fahne, und Du sollst Kampf und Wunden genug finden!

Ich danke Euch, Herr! Ich bleibe bei meinem Bruder; dort als gemeiner Knecht stehe ich schützend an seiner Seite, und das gelobte ich meinem Vater. — Kann doch der Fahnenträger noch weniger als jeder Andere dreinschlagen.

Linsing reichte ihm die Hand, und seit diesem Tage hielt er den Jüngling lieb und werth.

Geh zu einem der Freunde Flekenstein's, bat jetzt Frundsberg, und ersuche ihn zu mir

zu kommen, Konrad, aber eile. — Konrad ging, und kehrte bald mit Hans von Landschaden zurück.

Werther Herr, sagte Frundsberg. Verzeiht, daß ich Euch noch einmal belästigen muß. Habt die Freundschaft, dem von Flekenstein zu sagen, daß das Bild, welches er auf meines Freundes, Edmund von Bibrach, Zimmer gesehen, nicht das Bild seiner Gattin, sondern das Conterfei einer italienischen Dame ist, die meinem Freunde theuer, und des Flekensteins Gemahlin zum Sprechen ähnlich war; diese Aehnlichkeit ist der Grund von dem oft so sonderbaren Benehmen meines Freundes gewesen. Sagt ihm, Melchior Frundsberg habe Euch den Handschlag darauf gegeben, daß das, was er Euch berichtet, Wahrheit sei. Sollte aber ungeachtet dessen der von Flekenstein seine Gattin nicht mit der Achtung und Schonung behandeln, die so ein edles Wesen verdient, so mag er die Ueberzeugung haben, daß wenn mich das Schicksal an den Feuerschlund des Vesuvs geführt hätte, ich heimkehren würde, das Wort zu lösen, das ich dem Grafen Eberstein auf dem Todtenbette gab.

Und darf ich auch mit dieſem Handſchlage die Verſöhnung für meinen Freund empfangen? fragte Landſchaden.

Nein, Herr! erwiederte Frundsberg finſter. Was das Grab deckt, erſteht nicht wieder; was mit dem Tode endete, kann nur der Tod verſöhnen!

So lebt wohl, erwiederte Hans von Landſchaden; ich werde, was Ihr geſagt, dem von Flekenſtein treulich berichten.

Nun kommt, meine Freunde, rief jetzt Frundsberg. Iſt es auch nicht Leben für Leben, war es doch Blut für Blut!

14.

Nichts ahnend, denn ſie glaubte ihren Gatten zur Jagd ausgezogen, ſaß Mathilde am Fenſter, als die Diener, den Verwundeten in ihrer Mitte, langſam den Berg heraufzogen. Kaum erblickte ſie ihn, ſo ſtürzte ſie faſt beſinnunglos ihm entgegen. Flekenſtein hatte die Augen geſchloſſen, ſie glaubte ihn todt, faßte ſeine Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und

Thränen; doch ein leiser Druck, den sie fühlte, gab ihr die Hoffnung wieder, daß er lebe, mehr noch beruhigte sie der Wundarzt, der ihr an selbigem Tage noch versicherte, die Verwundung sei nicht tödtlich. Mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte sie nun den Gatten, wich nicht von seinem Lager, und sah mit dankbarem Gemüthe auf zu Gott, da er mit jedem Tage dem Leben mehr wiedergegeben ward.

Auch Flekenstein, durch sein Unglück, durch die Nähe des Todes sanfter gestimmt, erkannte den Werth ihrer Liebe; was ihm Landschaden mitgetheilt, hatte ihn über Manches beruhigt, und ihm sein Unrecht gezeigt. Wie sehr mußte daher jetzt das liebevolle Betragen einer Gattin ihn rühren, die er erst vor Kurzem so lieblos, so kalt behandelt hatte. Es schien, als ob seit seiner Verwundung ein besserer Geist ihn beseele, der seinem Auge erst jetzt die Vorzüge seiner edlen Gattin zeigte, denn selbst in den Tagen der Sehnsucht hatte er sich nicht so liebevoll, so innig gegen Mathilde gezeigt, so daß sie fast den Unglücktag gesegnet hätte, der ihn auf das Krankenlager warf. So sendet der Himmel

zuweilen die furchtbaren Wetter, sie ziehen über uns dahin, und nur ihr Regen erquickt die lechzende Flur.

Gertrud allein wollte die Wonne ihrer geliebten Mathilde nicht theilen. Sei es, daß das Alter unversöhnlicher als die Jugend ist, sei es, daß es schärfer in die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens blickt, wo die leicht bewegte, jugendliche Phantasie nur selbstgeschaffene Bilder sieht — sie hielt das Benehmen ihres Herrn für Verstellung, ja für Furcht, und äußerte sogar gegen die Gräfin, daß, wenn erst Melchior Frundsberg und die Brüder über die Alpen wären, der alte Dämon wieder sein Spiel treiben würde. Aber hier irrte die Alte; Mathildens Engelgeduld, ihre unaussprechliche Liebe, hatten das Gemüth des Kranken ergriffen, das in seinem reizbaren Zustande Alles leidenschaftlich auffaßte. Flekenstein's Innigkeit gegen seine Gattin kam aus dem Herzen.

Während das Verhältniß zwischen ihm und Mathilde sich von Tag zu Tage freundlicher gestaltete, zog Frundsberg, dessen Thätigkeit seine Wunden nicht beachtete, die Fahnen zusammen, und rückte über Innspruck

nach Trident. Da er seine Werbung im Auftrage König Ferdinands von Böhmen gemacht, und überall ausgesprengt hatte, er ziehe dem Heere des Königs nach Ungarn zu, so überraschte sein Marsch die Venetianer, die sonst die Pässe stärker besetzt hätten. So aber brach er, mit tausend Knechten und fünfhundert Pferden verstärkt, von Trident auf, ehe man in Verona von seiner Ankunft in Tyrol unterrichtet war, umging den Gardasee, und rückte nach Riva. Von hier eilte er auf fast unzugänglichen Wegen hinab in die Ebene, und marschirte zwischen Brescia und Bergamo gerade auf Mailand los. Die Venetianer, mit der Besetzung Ravenna's und einer Seeexpedition nach Neapel beschäftigt hatten hier keine Macht beisammen, sich seinem Vorrücken zu widersetzen, und er gelangte mit geringem Verluste an Pferden bei seinem Bruder, Kaspar Frundsberg, in Mailand an. Hier übergab er diesem das Kriegvolk, und er selbst, um das seinen treuen Lanzenknechten gegebene Wort zu lösen, machte er sich auf den Weg nach Rom.

In Mailand hatte sich Edmund mit dem Grafen Ladron zu einem Tausche verstanden.

Er übergab nämlich dem Grafen seine neugeworbene Fahne, und dieser überließ ihm dafür seine beiden in Rom zurückgelassenen, die kaum noch sechshundert Knechte betrugen; so konnten Edmund und Konrad ihrem Freunde Frundsberg folgen.

Ihr Zug nach Rom war ein schwieriges Unternehmen. In Bologna stand das französische Heer unter Lautrec, Florenz hatte die Mediceer vertrieben und ein Bündniß mit Frankreich geschlossen; es blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als sich für Hauptleute und Soldaten von Graf Wolf von Lupfen's Haufen auszugeben, den er in Baiern für Frankreich geworben und Lautrec zugeführt hatte. So gelangten sie glücklich nach Pisa; wo sie in dieser dem Kaiser ergebenen Stadt Gelegenheit fanden, von Livorno aus mit einem Küstenfahrer nach Civita Vecchia und von da nach Rom zu gelangen.

Hier fanden sie Alles in Gährung. Der Friede zwischen Kaiser Karl und dem Papste war geschlossen, dem Papste die Freiheit bewilligt, und der Cardinal Pompejus Colonna, der sich mit Clemens VII. ausgesöhnt

hatte, ward für die Geldsumme Bürge, welche der Papst dem Heere noch zu zahlen versprochen hatte. Am anderen Tage erwartete man den feierlichen Auszug des Papstes aus der Engelsburg.

Das Heer war zu dieser feierlichen Begebenheit auf dem Borgo nuovo und vor St. Peter aufgestellt, wohin der Papst zum De Teum sich begeben wollte. Hier traf Frundsberg seine Fahne, welche dicht vor St. Peter geordnet stand. Mit freudigem Zurufe empfingen sie ihrem Hauptmann, der so treulich Wort gehalten; auch Edmund übernahm hier die Mannschaft seiner neuen Fahnen, die, obgleich ihrem alten Hauptmann zugethan, ihn jedoch ohne Murren als ihren künftigen Führer anerkannten. Schon seit mehreren Stunden wartete das Heer, daß die Pforten der Engelsburg sich öffnen, der heilige Vater herauskziehen, und der harrenden Menge den Segen ertheilen sollte. Clemens VII. aber wollte ein ihm so verhaßtes Heer, unter welchem sich überdies noch so viele Ketzer befanden, nicht segnen, hatte die Wachsamkeit Alarion's, seines Hüters, getäuscht, war den Abend vor seiner Befreiung verkleidet nach Oviedo entflohen,

flohen, und hatte so das Heer von Neuem betrogen. Unmuthig rückte das Kriegsvolk wieder in seine Quartiere, nachdem sich die Hauptleute versammelt und beschlossen hatten, unter diesen Umständen Rom nicht zu verlassen, da der Winter heranrückte, und die Gegend umher verheert war.

Auf Edmunds Stimmung wirkte der Aufenthalt in Rom nicht wohlthätig. So manche Erinnerung weckte den Schmerz, und als er mit Konrad zu den Carmeliterinnen ging, vor der verschlossenen Gruft stand, die Leonorens Hülle umschloß, als er nach dem jetzt leerstehenden Palaste della Valle ging, der alte Pförtner, freundlich grüßend, ihm das Thor öffnete, die Matrone, welche das Amt der Castellanin verwaltete, die Gemächer öffnete, er in das kleine Zimmer Leonorens, dies noch nie von ihm betretene Heiligthum, trat, und sich in seinem Gemache wieder fand, da ward es ihm wehmüthig um's Herz, und seine männliche Fassung hätte ihn fast schon hier verlassen. Er eilte nun nach dem Garten, wo die Winterstürme Blüthen und Schmuck verweht hatten, wanderte von Ort zu Ort, neuen Schmerz ein-

9.

Es war Helene, welche Paul gesehen hatte, als sie das Ufer erreichend den Felsen hinauf klimmte. Die Wellen hatten sie von dem Vater getrennt und als sie eine Strecke vom Ufer entfernt war und zurückschaute, den Vater ihr nicht folgen sah, sie das Schreckvolle ihrer Lage überdachte, durchrieselte es sie, als ob der Tod mit eiskalter Knochenhand sie erfasse — Allein! — Verlassen! — Das war das dunkle Gefühl, das sie ergriff, als sie vor Kälte erstarrt, vom Meerwasser triefend auf einen Stein sich setzte. — Die Sterne sandten ihr glänzendes Licht auf sie nieder, es leuchtete ihr nicht, der laue Nachtwind wehte von den Bergen sanft sie an, sie bebte bei seinem leisen Fächeln. Sie sah hinter sich das verödete Landhaus des Vaters, wie bei einem Feste erleuchtet, es kümmerte sie nicht; den Blick unverwandt nach dem Ufer gerichtet, hatte sie nur einen Gedanken, nur eine Hoffnung, nur ein stummes Gebet: den Vater zu erblicken; aber sie erblickte ihn nicht. Da rauschte es neben ihr im Gebüsch, sie sprang auf, lauschte, ein Reiher flatterte über sie hin dem Gestade zu. Sie setzte sich wieder, von Frost durchschüttelt, auf den Stein nieder und starrte gedankenlos von

zusaugen, und als ob er ihn absichtlich steigern wollte, zögerte er nach der Laube zu gehen, wo seines Glückes Himmelpforten sich geschlossen hatten. Endlich stand er vor ihr, und ein Gefühl, das nicht in Klagen, nicht in Thränen ausbrach, hielt im dumpfen Schmerz ihn auf der Rasenbank vor der Laube gebannt. Hier! sagte er zu Konrad, und zeigte auf die Stelle, wo Leonore, ihn rettend, den Dolchstich empfangen, hier hat sie geblutet!

Schon lange saß er auf der Bank, und Konrad seinen Schmerz ehrend, hatte ihn mit keinem Worte gestört. Aber die Bilder der Erinnerung sind so flüchtig, sie selbst zerstörend knüpft die rege Phantasie an das Entschwundene ein Neues, und nur selten breitet die ewig Flüchtige über Einen Punkt ihre Schwingen. Auch Edmund hatte Erinnerung an Erinnerung, Bild an Bild geknüpft, und so sich jene Dämmerstunde herbeigerufen, wo er sie in der Laube schlafend fand. Er sprang auf, schob die verwilderten Zweige zurück, blickte in das Dunkel, als ob sie auch heute dort schlummern müßte. — Die Rasenbank fand er wieder, doch Leonore fand er nicht

auf ihrem Moose, sie schlummerte im tiefen Bette der Erde.

Es war ein unfreundlicher Tag, der Wind heulte von den Apenninen herüber und trieb das falbe Laub in Kreisen durch die Luft, der Strom rauschte tobend, die Rosen waren verblüht, und durch die blätterlosen Zweige drang das trübe Licht des Tages in die Laube, und erhellte das sanfte Dunkel, das wie ein magischer Schleier sie sonst umgeben hatte. Nirgends war Leben und Lust, der verödete Garten schien eine Wüste, überall drängte sich das Gras in den Wegen hervor, und es schien, seit sie nicht mehr hier wandle, sei mit der Schönsten das Schöne dahin.

Laß uns von hier, sagte Edmund unruhig werdend. Wie mein Herz, so ist die Natur zerstört, alles Glanzes, aller Freude beraubt — eine Winterlandschaft, welche keine Blüthen, keine Knospen zeigt, nur die entblätterten Kelche einst blühender. Komm! mich treibt es von hier, und wisse, mein Bruder, raunte er ihm heimlich zu, mir wird es grausig an diesem Orte der Erinnerung, mir ist, als sei ich doppelt; einmal hier mit ihrem Schatten redend, dann auf dem Schlosse an der Do-

nau in der Capelle, wo sie mir mit der Brautkrone entgegen kam. Die Todte verschlingt sich von einem Blicke so wunderbar mit der Lebenden, daß es mir oft ist, als ruhe Mathilde im Grabe, und Leonore wandle unter den Lebenden, daß es mir oft dünkt, es sei nur eine und dieselbe Person, die hier begraben, in der Heimath wieder erstanden sei. Meine Sinne verwirren sich bei diesen Gedanken, denn auch ich erscheine mir verschieden, bald um die Todte trauernd, bald um die Lebende werbend. — Eilig, als verfolgten ihn diese Phantome, verließ er den Garten, und kehrte in seine Wohnung zurück.

Noch spät am Abende kam Frundsberg zu ihm. Wir haben beide gewallfahrtet, Edmund, sagte er, mir zeigt es Dein bleiches Gesicht, Dein starrer Blick; Du hast den Schmerz geweckt so wie ich, und wir haben Beide nicht Recht daran gethan. Ich habe Ludovica aufgesucht, ihre Wohnung ist leer — ich war bei der Witwe, der ich Margaritta anvertraute, sie hat das Mädchen nicht wiedergesehen, ich wanderte nach dem Campo Vaccino, beim Coliseo vorüber, mir war es als ob ich die Kleine dort müsse sitzen sehen

— ich ſah ſie nicht. Die Hütte war leer, ein wildes Taubenpaar flatterte mir, als ich eintrat, entgegen. — Nirgends fand ich eine Spur, auf jedem Plätzchen der Erinnerung ſaß eine trauernde Geſtalt, und winkte mir ernſt, vorüber zu gehen. — Nur auf San Nicola, wohin ich am Abende ging, fand ich eine Stelle, wo keine trauernde, obgleich ernſte Geſtalt mich begrüßte; auf ihrem mit friſchen Blumen beſtanzten Grabe ſchien es mir, als ſähe ich einen Jüngling ſitzen, der mich wehmüthig anblickte, ein helles Licht ſtrahlte von ihm, es war die Fackel, die er in der Hand hielt, und die mich deutlich die Blumen um das Grab ſehen ließ. Er winkte mir näher zu treten, ich ſchritt mit freudiger Sehnſucht auf ihn zu, und als ich nahte, zeigte ſeine Linke auf das Grab, ſeine Rechte löſchte die Fackel, und ich ſtand im Dämmerlichte an ihrer Gruft. Es war ein Spiel meiner Phantaſie; ich erinnere mich, daß ich auf meinem Wege nach San Nicola an das grauſige Bild des Todes, dieſen widrigen Senſenmann mit ſeiner ewig verronnenen Sanduhr dachte, da erinnerte ich mich des lieblichen Bildes, unter welchem uns der ſanfte Melanchthon in Wit-

tenberg den Tod der Alten geschildert hatte, diesen Cypressen bekränzten Jüngling, und so mochte er vor meiner Phantasie stehen, als ich auf den Friedhof trat. Mir war es wahrlich als säße er, seine Fackel auslöschend, auf Isabellens Grabe. — Eins aber bleibt mir räthselhaft, wer die frischen Blumen auf das Grab pflanzte; der Pförtner sagte mir, ein Knabe käme zuweilen und schmücke es. Es muß ein freundlicher Knabe seyn, der Isabellens Schlaf mit süßem Düft erquicken will.

Konrad hatte diese Rede Frundsberg's staunend angehört. Aus dem Munde seines Bruders wäre sie ihm nicht unerwartet gekommen, aber von diesem ernsten Manne, der in das Leben so thätig handelnd einschritt, war sie ihm auffallend. Herr Frundsberg, sagte er, mir scheint, was Ihr uns eben mitgetheilt, räthselhaft; wie war es möglich, daß Eurem Auge dergleichen Dinge erscheinen konnten, und wären es nur Gebilde der Einbildungkraft, wie Ihr selbst glaubt, wie könnt Ihr Euch von solchen Träumen hinreißen lassen, denn Ihr scheint noch von dem Gange nach San Nicola angegriffen.

Wohl Euch, erwiederte Frundsberg freund-

lich, daß Euch das Schicksal für solche Eindrücke noch nicht empfänglich gemacht hat, wohl Euch! — Auch Eure Stunde wird schlagen!

Seit diesem Tage zeigte sich in dem Gemüthe Edmunds und Frundsberg's eine bedeutende Veränderung. Frundsberg überließ sich ganz dem stillen Nachdenken, und nahm an dem thätigen Leben weniger Theil als sonst. Edmund, in welchem sich immer noch das Bild Leonorens mit dem Bilde Mathildens verwebte, schien die Todte in der Erinnerung an die Lebende zu vergessen, und die Briefe, welche er jetzt häufig an seine Schwester schrieb, athmeten die heissesten Wünsche für Mathildens Glück.

15.

Frundsberg war in Angelegenheiten des Heeres nach Civita Vecchia gereist, wo er mit dem Prinzen von Oranien zusammentraf, der seit dem letzten Aufstande nicht wieder nach Rom zurückgekehrt war. Die Truppen wünschten ihn zurück, da Lautrec bei Bologna

ein mächtiges Heer zusammenzog, und man nicht wissen konnte, ob es Rom oder Neapel galt; Frundsberg war abgesendet worden, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es gelang ihm auch, und Oranien übernahm von Neuem die Leitung des gesammten Heeres, das mit den Verstärkungen, welche der Marquis del Guasto aus Neapel zuführte, bis zu 22,000 Mann angewachsen war.

Konrad, der bei seines Bruders Haufen jetzt dessen Fahne führte, war mit den Verhältnissen in Rom unzufrieden, seine Erwartungen wurden nicht erfüllt. Als er die Alpen überschritt, hatte sein feuriger Sinn nur von Kampf und Schlacht geträumt, und hier in Rom war nur gegen Krankheit und Hunger zu kämpfen; er sehnte sich hinaus ins Freie, in ein regeres, thätigeres Leben. Denn hier in Rom, wo ihn selbst die Trümmer ehemaliger Größe nicht beschäftigten, wo er an den herrlichen Denkmälern kalt vorüber ging, die öden Häuser, die leeren Straßen und Plätze, die herumziehenden Mönche ihm ein Gräuel waren, konnten ihm die wenigen Kriegsübungen der Knechte nicht sattsam beschäftigen. Edmund, im steten Verkehr mit

Künstlern, und, war er daheim, nur der Erinnerung lebend, konnte ihn so wenig als Frundsberg zerstreuen, der sich jetzt weniger mittheilte, und seine tägliche Wallfahrt nach San Nicola fortsetzte.

Hierher hatte ihn Konrad zuweilen begleitet, es jedoch so viel wie möglich vermieden, denn der schlichte, gerade Sinn des Jünglings konnte sich auf diesem Felde des Todes nicht gefallen. An einem der Tage aber, in welchen Frundsberg nach Civita Vecchia gereist war, hatte die Langeweile Konrad nach der Porta Pincina geführt, dort schwärmte er von einer Villa zur andern, bewunderte die vielseitigen Ansichten Roms, und sagte sich dennoch, als er am Abende wieder zu Hause wanderte: Nirgends ist es doch schöner, als am heimathlichen Bodensee! So schlenderte er nach Hause und sah sich bald in der Via San Basilii; auf dem Platze Barberina gedachte er der Nähe von San Nicola, und obgleich es schon dämmerte, wandte er sich dahin.

Er fand die Pforte offen und trat ein. Glaubte er vielleicht, er müsse in Abwesenheit Frundsberg's die heilige Stelle besuchen, oder

führte ihn der Zufall dahin, er betrat mit dem Gedanken an die Erscheinung, die Frundsberg's aufgeregte Einbildungkraft hier gesehen zu haben glaubte, den Friedhof, und schritt dem Grabe Isabellens zu. Aber er erstaunte nicht wenig, eine Gestalt auf dem Hügel in stiller Ruhe sitzen zu sehen. Anfangs überraschte es ihn, doch schnell faßte er sich, und sah nun beim Scheine einer Fackel, welche ein entfernt stehender Diener hielt, daß es nicht der Jüngling mit dem Cypressenkranze, sondern ein weibliches, in Schmerz versunkenes Wesen sei. Da der Diener ihm den Rücken zugewendet, schlich er sich näher, so daß er jetzt das Gesicht der Sitzenden erkennen konnte. Es war, wie es ihm schien, eine Jungfrau in der Blüthe der Jahre, nur die Frische der Jugend prangte nicht mehr auf ihren Wangen, sie war bleich, aber schön. Die Stille des Abends, das Feierliche des Ortes, das sonderbare Licht der Fackel, welches die Gestalt so magisch beleuchtete, erweckte in Konrads Brust ein nie gefühltes Grauen, und doch sah er mit Wohlgefallen auf die bleichen Züge dieser regungslos Sitzenden, die, als sei sie die Bewohnerin

des Hügels, starr vor sich hinblickend, erst jetzt dem Grabe erstanden zu seyn schien.

Signora, unterbrach der Diener die Stille. Es ist schon spät, Ihr müßt eilen, wenn Ihr die Pforte des Klosters noch offen finden wollt. — Bei diesen Worten erhob sich die Sitzende, und stand, eine herrliche Gestalt, vor Konrads Blick. Sie winkte dem Diener, er gab ein Zeichen, und aus einem verfallenen Gewölbe traten mehrere Männer hervor, die ihren Schritten folgten. Sie war nicht an Konrad vorübergegangen, und er unbemerkt geblieben.

Diese Erscheinung hatte aber zu stark auf ihn gewirkt, als daß er nicht versucht hätte, sich Licht über sie zu verschaffen; er folgte ihr über den Quirinal, nach dem Platze Monte Cavallo, nach dem Capitol; bei dem Palaste Caffarelli verlöschte die Fackel, einige Diener, die ihn bemerkt haben mochten, versperrten ihm den Weg, und als er mit seinem Schwerte sich Bahn gemacht, war die Dame und jede Spur von ihr verschwunden.

Unmuthig, das Bild der bleichen, ernsten Gestalt immer vor Augen, kehrte er in seine Wohnung zurück, sagte jedoch dem Bruder

neuem nach dem Ufer hin — Keines andern Gedankens, keines Willens war sie sich bewußt, als den, den Vater zu erwarten, der kommen müsse, sie von hier zu leiten, ihr zu rathen, wohin sie fliehen solle — aber er kam nicht — Die Sehnsucht schwellte ihre Brust vergebens, ihr fester Wille, ihr unerschütterlicher Glaube brachten ihn nicht zurück.

Da vernahm sie plötzlich aus der Ferne das Schnauſen von Rossen und es dünkte ihr, sie höre den Hufschlag näher kommen. Sie erschrak, der Schreck riß sie aus der dumpfen Gefühllosigkeit. Sie sprang auf, ihr Blick spähte ängstlich umher, da gewahrte sie das dunkle Gebüsch, aus dem der Reiher empor geflattert war, und sie eilte hin und verbarg sich unter dem Laub der hier wuchernden Zistusrosen. Auch bald gewahrte sie, daß ihre Vorsicht nicht unnütz gewesen war, denn sie sah mehrere Asiatische Reiter dem Strande zu sprengen, wo die Schiffe lagen, von da zurückkehren und unter dem nämlichen Dornenkirschenbaum unter welchem sie gesessen hatte, ihre Rosse anhalten. Deutlich konnte sie hier jedes Wort vernehmen, das sie sprachen und so erfuhr sie, das längs der Küste durch Hassan Bei Bewaffnete ausgeschickt wären, sie und ihren Vater aufzusuchen und erfuhr zugleich, es solle vor dem Aga zu Scio ein Geheimniß bleiben, der mit dem Capudan Pascha in Feindschaft stand. Sie schien nun an ihrer Rettung zu verzweifeln und erwartete, den Dolch in der Hand, ihr Schicksal.

Aber bald verließen die Reiter den Ort, und jagten weiter. Die Gefahr war nun vorüber und sie faßte nun, da die dumpfe Betäubung sie verlassen, den Entschluß,

von diesem Abenteuer nichts, war am andern Tage um die nämliche Stunde wieder bei San Nicola, fand aber heute das Grab leer, kein Jüngling, keine Jungfrau saß auf dem Hügel. Als Frundsberg wieder zurückgekehrt war, erzählte er ihm die Begebenheit; dieser horchte auf, Konrad mußte ihm die Dame genau beschreiben: das ist Ludovica! rief er, das ist ihre hohe, würdevolle Gestalt, das ihre schönen, ernsten Züge! — Von jetzt an versäumten Beide keinen Abend hinzugehen, und jede Tageszeit fand sie dort, aber das Grab blieb einsam, keine Trauernde, keine Blumenspenderin war dort zu sehen.

So vergingen Wochen; das für Rom so verhängnißvolle 1527. Jahr war vorüber, und das Heer lag noch immer in der bedrängten Stadt. Da brach Lautrec am Ende des Januars 1528 von Bologna auf, und zog durch die Mark Ancona nach Neapel, Rom vorbei; für ihn war jetzt die verwüstete Stadt, in der ein Heer zur Vertheidigung lag, von geringem Werthe.

Als der Prinz von Oranien diese Nachricht erhielt, versammelte er die Hauptleute und Obersten aller Nationen, und stellte ih-

nen vor, daß sie Rom verlassen, und nach Neapel ziehen müßten, um dem Kaiser sein Königreich zu retten, aber einstimmig verlangten sie den rückständigen Sold für ihre Knechte, und selbst Melchior Frundsberg drang diesmal mit Ungestüm darauf, und erklärte, daß er sein Wort gegeben, und seine Knechte nicht, ohne daß sie befriedigt wären, aus Rom führen würde. In dieser Noth sandte Oranien Boten nach Neapel und nach Oviedo zum Papste. Letzterem stellte er vor, wie die Franzosen als Herren von Neapel, seine Familie, die Mediceer, ganz aus Italien vertreiben würden, da sie sich jetzt schon mit dem aufrührerischen Florenz verbunden hätten, und diese Furcht, obgleich der Papst im Geheim ein Bündniß mit Frankreich geschlossen hatte, öffnete die so lang verschlossenen Truhen. Er schickte eine bedeutende Summe, auch aus Neapel traf Geld ein, so daß endlich das Heer befriedigt, und Alles zum Abmarsche bereitet werden konnte.

16.

Keinem war dies willkommener als Konrad, der ungeachtet er mehrere Tage, seine Unbekannte aufzusuchen, die Straßen Roms durchschritten hatte, diese Stadt voll Elend mit Freuden verließ; auch Edmund schien mehr mit seinem Geiste in Schwaben zu seyn, als in dem Kloster der Carmeliterinnen, wo Leonore ruhte; nur Frundsberg ging ungern aus einer Stadt, wo er das Grab Isabellens zurück ließ. Dieser Jüngling, Feind jeder Schwärmerei, der die Liebe verspottet, und selbst dann noch ihr muthig entgegengetreten war, als sie ihm schon den Pfeil in die Brust gedrückt, hing noch mit unbeschreiblicher Sehnsucht an der Todten. Erst mit ihrem Verschwinden hatte er die Liebe zu ihr erkannt, erst an ihrem Sarge war die verborgene Gluth flammend hervorgebrochen, da der Tod die Hindernisse hinweggeräumt hatte, welche das Leben zwischen ihn und Isabella gestellt hatte, und das Blumenmädchen, welches der Hügel deckte, trennte ja nicht Stand, nicht Vorurtheil mehr von ihm, sie war zum Engel geworden, der ihn umschwebte, und

er durfte nun mit sehnendem Blicke nach ihr schauen.

Edmund, von früher Jugend an sich seinem weichen Gefühle und seiner Einbildungskraft überlassend, war nur mit Widerwillen aus seiner Phantasienwelt in die Wirkliche getreten. Hier hatte er als Soldat seine Pflicht erfüllt, hatte sich mit muthigem, kühnem Sinne über die Vorurtheile seiner Zeit und seines Standes hinweggesetzt, und mit treuer Beharrlichkeit um den Besitz Leonorens gerungen, aber Mathildens Erscheinen hatte ihn nicht aus dem Traume seiner Schwermuth geweckt, es hatte ihn noch tiefer in die Traumwelt verlockt, und Leonorens Bild sich so innig mit dem Bilde Mathildens verwebt, daß er sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, ob die Sehnsucht seines Herzens, der Schmerz seiner Brust Leonoren gelte oder Mathilden; er schwankte zwischen beiden Traumbildern, und seit ihm Cäcilie geschrieben hatte, daß des Hauptmanns Flekenstein Wunde zwar geheilt wäre, jedoch seine Gesundheit immer mehr und mehr schwände, schien eine Hoffnung in ihm aufzuleben, die

so lieblich sie auch erschien, ihn doch zurückschaudern ließ.

Einige Tage vor dem bestimmten Auszuge des Heeres aus Rom begleitete er eines Abends Frundsberg nach San Nicola; als wolle dieser heute noch einmal den Erinnerungbecher ganz leeren, so emsig sog er jeden Tropfen ein. In der Straße Marforio trat er mit Edmund in die Herberge zum goldenen Granatapfel, setzte sich in das Stübchen, in welchem er mit Fleckenstein an jenem verhängnißvollen Abende gesessen, leerte hier einen Becher Cyperwein, und schien sich jenen Abend zu seiner Qual zurückzurufen. Edmund mußte ihn nach dem Campo Vaccino begleiten: Hier saß Margaritta, sagte er bewegt, und reichte mir den Strauß, hier umfaßte sie meine Kniee und gab mir Isabellens Brief, sprach er, als sie am Coliseo vorbeigingen; er führte ihn dann weiter den Hügel hinauf, nach ihrem Gärtchen und der Hütte. Unter diesem halbverfallenen Dache, Edmund! rief er, ruhte das edelste Herz; sieh hier ist die Bank, wo die Abendsonne so oft ihr liebliches Antlitz röthete, der Mond uns belauschte, wenn wir traulich kosten. Aber laß uns fort von hier!

rief

rief er plötzlich, diese Hütte weckt süße Erinnerungen, wiegt mich nur in liebliche Träume, und ich muß eilen, zu ihrem Grabe zu kommen, ehe der Pförtner den Friedhof schließt. Er verließ die Hütte, und eilte mit Edmund nach San Nicola.

Ein kalter Nordwind pfiff über die Gräber, im Reife der Winternacht waren die Blumen erstarrt, womit Frundsberg erst gestern das Grab Isabella's geschmückt hatte, sie beugten das Haupt, und waren erstorben wie ihre liebliche Schwester unter dem Hügel — es war ein unfreundlicher, schauerlicher Abend.

Frundsberg setzte sich auf das Grab, Edmund stand vor ihm, den Freund betrachtend, der die welken Blumen zerpflückend, sie dem sausenden Nordwinde übergab. Edmund! sagte er jetzt, unter Gräbern tritt der Tod leicht mahnend zu uns. Schon seit einiger Zeit ist es mir, als käme er bald, mich abzurufen, ich wünsche es nicht, fürchte ihn auch nicht; mag er kommen! Sollte ich nun nicht wieder heimkehren, meinen alten Vater, meinen Bruder nicht wieder sehen, so sage ihnen nicht wie entmuthigt ich am

Ende meiner Bahn gewesen, sage ihnen nicht, daß die Liebe mir der Jugend Kraft genommen, und ein Grab all' meine Sehnsucht verschlossen habe; sie möchten sich meiner schämen, und ich wollte ihnen doch gern eine freundliche Erinnerung bleiben. — Grüße meinen Vater von mir und meinen Bruder, und Du, sagte er sich erhebend, bleib Leonoren treu, kurz ist das Leben, das Jenseits ewig. — Dort findet sich wieder, was der Tod getrennt? — Indem er dies sagte, schwirrte es, als sause ein Pfeil durch die Luft, ein Bolzen war's, der Frundsberg's Brust getroffen, er sank auf Isabella's Grab. — Das Leben war ihm kurz, kurz ihm der Todesschmerz.

Das war Leonorens Brautgeschenk! kreischte eine Stimme über die Mauer. Schlaft wohl, Edmund von Bibrach! Edmund sprang bei diesen Worten auf, er glaubte die Stimme des Marchese zu vernehmen; er eilte hin. Da sah er durch das Abenddunkel in der Ferne Männergestalten zwischen die Weinhügel sich schleichen. Die Mauer trennte ihn von den Flüchtigen, der Freund bedurfte seiner Hülfe, er eilte zurück, kein Odem hob die blutende Brust. Der Bolzen hatte das

Herz getroffen; den Arm über das Grab gestreckt, hielt er es fest umfaßt, der herrliche Jüngling war nicht mehr.

Neben dem Grabe Isabella's ließ Edmund den Freund begraben, den an seiner Statt das tödende Geschoß getroffen; seine treuen Knechte folgten ihm zur Gruft, und manche Thräne rann über die Wangen der benarbten Krieger. Konrad Schwengler, der Freund seines Vaters, ließ über die beiden Gräber eine kleine Capelle bauen, die, zwar halb verfallen, noch jetzt auf San Nicola gezeigt wird, wenn man nach dem Grabe des deutschen Hauptmanns fragt, und setzte ihm folgende Inschrift:

Dem edlen Melchior von Frundsberg, der ein Sohn war des theuren Ritters und obersten Feldhauptmanns des kaiserlichen Fußvolkes in Italia, als er sich in seiner Hauptmannschaft ritterlich gehalten, und zu Rom in seiner Jugend, seines Alters dreiundzwanzig Jahre, den zwölften Januari meuchlings gestorben, hat Kaspar Schwengler, seines Hauses treuer Diener und des Heeres Feldzahlmeister, diese Grabschrift zur seligen Gedächtniß gestellt. 1528.

Ueber das Grab Isabella's hatte später Edmund eine Marmorplatte mit der einfachen Inschrift legen lassen: Hier ruhet Isabella neben ihrem geliebten Freunde. — Sturmwind rausche vorüber, und störe ihre Ruhe nicht.

17.

Der fröhliche Muth Konrads war durch den Tod seines Hauptmanns dahin; niedergeschlagen zog der Jüngling mit seiner Fahne aus Rom, denn er hatte seinen Freund und Lehrer verloren. Auch Edmund fühlte den Verlust; alle die Herzen, die für ihn in Freundschaft und Liebe geschlagen, der alte Eberstein, Frundsberg, Leonore, ließ er in den Mauern der verwüsteten Stadt zurück, wo zweimal der Tod, sich ihm nahend, ein anderes Opfer statt seiner erhabte. Er fühlte sich jetzt einsam in dem wilden Kriegeswirre. — Doch glücklich, daß sich Begebenheit auf Begebenheit drängte, und er so aus seiner düstern Stimmung gerissen wurde. Oranien eilte in Gewaltmärschen nach Nea-

vel; Lautrec dicht hinter dem kaiserlichen Heere, hoffte es zur Schlacht zu zwingen; Oranien aber, der nach dem frühern Abmarsche Guasto's, kaum noch 15,000 Mann, meist Fußvolk hatte, war nicht vermögend, dem doppelt so starken Feinde sich in offener Feldschlacht entgegenzustellen, er eilte mit möglichster Schnelle nach Neapel, und erreichte es auch zwei Tage früher, als Lautrec davor erschien.

Dieser sah nun die Unmöglichkeit ein, eine Stadt, von solcher Besatzung vertheidigt, mit Sturm zu nehmen, er schloß deßwegen Neapel ein, und hoffte es um so eher durch Hunger zu zwingen, da Philipp Doria mit den Galeeren seines Oheims Andreas den Hafen sperrte, und alle Zufuhr zur See abschnitt. Außer den Lanzenknechten und Spaniern, die der Prinz von Oranien von Rom herbeigeführt, waren noch 6000 Italiener unter Guasto in der Stadt, und der an Lannoy's Stelle zum Vicekönig ernannte Moncada schien sich ganz auf die Vertheidigung einzuschränken und untersagte streng jeden Ausfall. So war für Konrads Thatendurst auch hier wenig zu hoffen, und nach der kurzen Erfahrung auf

dem Landhause zuzugehen. Je näher sie aber kam, desto mehr wurde sie gewiß, daß türkische Soldaten es besetzt hielten, denn sie sah alle Fenster erleuchtet und die Schatten mehrerer Männergestalten hin und her schwanken; sie wagte deshalb nicht, an die Pforte zu klopfen. Da erinnerte sie sich einer kleinen Hütte auf der Höhe, welche der vorige Besitzer zur Aufbewahrung seines Jagdgeräths und seiner Hunde gebraucht und die ihr Vater der Wittwe eines verunglückten Seemanns, der Helene selbst oft wohlgethan, zur Wohnung überlassen hatte. Sie eilte die Höhe hinauf, klopfte an und schnell machte die Alte, die noch wach war, die Luke des Fensters auf und fragte wer da sei; aber kaum erkannte sie die Stimme Helenens, als sie schnell die Thüre öffnete, sie einließ, und leicht das Vorgefallene ahnend, Reisig von Olivenholz auf dem kleinen Herde anzündete und ohne nach weiterem zu fragen, schnell die ärmliche Kleidung ihrer längst verstorbenen Tochter brachte und Helene umkleiden half. „Großer Gott!" brach sie endlich das bisher gehaltene Schweigen „Hausen doch die Ungläubigen dort drüben in Euerm Hause, als gehöre es keinem rechtgläubigen Christen. Alle Welt ist erstaunt, denn jedermann glaubte der Capudan Pascha sei der Freund Eures Vaters und solch Verfahren ist auf Scio beispiellos; Eure Jungfrauen haben sich geflüchtet, Eure Diener sind gemißhandelt worden und dem armen Boris, dem treuen Menschen, haben sie so lange Fußsohlenstreiche gegeben, bis er gestand, wo Ihr und Herr Demetries Euch verborgen hieltet — Gott sei gedankt, daß Ihr bis jetzt gerettet seid! — Aber wo ist der Herr — wo irrt er umher?"

Bei dieser Frage stürzten die Thränen aus Helenens

dem langen Marsche von Trident bis Neapel schien sich ihm das Kriegleben ganz anders zu gestalten, als er es sich daheim gedacht. Er wollte über die Unthätigkeit vergehen, und nur des Vicekönigs Zurüstungen im Hafen gaben ihm einige Hoffnung, daß sich ihm vielleicht zur See ein Kampfplatz eröffnen würde.

Er hatte sich nicht geirrt. Moncada rüstete seine Galeeren aus, um mit überlegener Zahl Doria anzugreifen, ehe die Venetianer und Franzosen zu ihm stießen; er hoffte dadurch den Hafen frei, und die Verproviantirung der Stadt möglich zu machen.

Das Königreich Neapel, stets jedes feindlichen Heeres Beute, hatte sich indeß, mit Ausnahme der Hauptstadt und Gaeta's, den Franzosen unterworfen. Lautrec sandte Boten auf Boten mit Siegesnachrichten an seinen König, und jeden Augenblick erwartete man in Paris die Nachricht der Uebergabe der Hauptstadt. Da bemannte Moncada die Galeeren meist mit seinen Spaniern, und forderte die deutschen Lanzenknechte, welche zu solchem Dienste nicht verpflichtet waren, auf, freiwillig die Gefahr zu theilen. Die beiden Brüder Bibrach stellten sich mit dem

größten Theile ihrer Fahnen, und Mehrere gesellten sich noch zu ihnen, so daß fast an tausend Deutsche sich mit Moncada einschifften.

Die Sonne begrüßte die Flotte, ein sanfter Ostwind schwellte die Segel, die Menge der Ruder peitschten rauschend die Wellen, und in ernster Ordnung verließen sie, der Hauptgaleere folgend, auf welcher des Vicekönigs Flagge wehte, den Hafen. Der Wind war ihnen günstig und trieb sie schnell dem Feinde entgegen, der, schon in Schlachtordnung gestellt, sie erwartete. Philipp Doria sah mit ruhiger Haltung die ihm überlegene Flotte der Spanier anrücken, und kaum erblickte er die Galeere Moncada's, als er sie zu seinem würdigen Gegner sich auswählte.

Muthig rückten die Spanier, die Hauptgaleere, mit dem Kern ihrer Krieger bemannt, an ihrer Spitze, auf den Feind, ihr entgegen segelte Doria. Der Kampf begann, und ward nun auf der ganzen Linie allgemein, die Genueser setzten dem Muthe der Spanier Gewandtheit und ihre Kunde zur See entgegen, und lange blieb der Sieg zweifelhaft; da fiel Moncada von einer Falconetkugel getroffen, sein Schiff entmastet, ward eine Beute

der Wellen und sank. Guasto, auf dessen Galeere sich Konrad befand, rückte jetzt Doria entgegen und stellte das Gefecht wieder her. Die Galeere, auf welcher Edmund die Lanzenknechte befehligte, rückte zu seinem Beistande herbei, mehrere Male versuchten die Deutschen zu entern, aber Doria wich durch rasche Wendungen seines Schiffes der Gefahr aus, und Konrad wollte bei dieser Art Kampf verzweifeln, denn auf einen so engen Raum gebannt, unfähig den Muth, der ihn durchglühte, anders zu üben, als sich ruhig dem Geschütze auszusetzen, dies war ihm schrecklich, und als er jetzt die spanischen Galeeren fliehend dem Hafen zueilen und einige andere von Doria's Galeeren sich ihnen nahen sah, als er auf dem leck gewordenen, entmasteten Schiffe seines Bruders die weiße Flagge erblickte, die eigene Galeere jetzt von vier feindlichen umringt ward, und der Kampf nicht mehr dem Siege, nur nach der Ehre galt, da verließ der kühne Muth den Jüngling, fast theilnahmlos blieb er, als auch Guasto sein Schiff Doria übergab. Sein erstes Gefecht führte ihn in Gefangenschaft.

Der größte Theil der spanischen Galeeren

waren genommen oder zerstört, nur wenige kehrten in den Hafen zurück; die vornehmsten Officiere waren gefangen, von den Deutschen ein Graf Ladron und die beiden Bibrach's. Lautrec verlangte als oberster Feldherr seines König von Doria, dem Admiral im Dienste Frankreichs, die Ueberlieferung der Gefangenen; Doria schlug es ihnen ab, und gab die lakonische Antwort: In Neapel sei der größte Haufen zurückgeblieben, er möge sich dort sein Theil holen! Er schickte hernach die Gefangenen seinem Ohm, dem alten Seehelden Andreas, nach Genua.

Edmund und Konrad befanden sich nun bald in dieser wichtigen Handelsstadt, wo sie, wie alle Gefangenen, von Doria sehr mild behandelt wurden. Als sie späterhin ihr trauriges Schicksal nach der Heimath berichtet hatten, und der alte Bibrach sich an seinen Freund Fugger in Augsburg gewendet, und dieser ihnen Empfehlungbriefe nach Genua sandte, wurde ihre Lage ganz angenehm, und sie würden gegen ein mäßiges Lösegeld freigegeben worden seyn, wenn die Mißhelligkeiten, die der Gefangenen wegen, sich zwischen

Doria und seinem Könige entspannen, sie nicht zurückgehalten hätten.

18.

Ohne daß sie es ahneten, waren sie in der Nähe ihnen bekannter, werther Menschen. Flekenstein's Wunde war zwar geheilt, aber nach dem Ausspruche des Arztes, der dies zwar nur der Gräfin Eberstein mittheilte, war die Lunge verletzt, und wenn nicht eine Veränderung der Luft das Uebel hemmte, so müßte man an seiner völligen Heilung verzweifeln. Er schlug deßhalb Pisa mit seinen Heilquellen als den Ort vor, wo der Kranke die schleunigste Genesung erwarten könnte, und die Gräfin übernahm es, Flekenstein zur Reise zu vermögen. Jedoch erst als er die Nachricht von dem wahrscheinlichen Aufbruche des kaiserlichen Heeres von Rom erhielt, entschloß er sich, Italien, dieses ihm in so mancher Hinsicht verhaßte Land, wieder zu betreten. Mathildens Pflege, ihre unermüdete Geduld, die Liebe und Sorgfalt, welche sie ihm jeden Augenblick bewies, hatten ihn gerührt, und

ihr seine Achtung, wenn auch nicht seine Liebe erworben. So lange er auf dem Krankenbette lag, hatte er sein Unrecht gegen sie gefühlt, sich dankbar gezeigt, und seine Gattin dadurch beglückt. Als sie jedoch ihre Bitten mit denen der Mutter vereinte, und ihn zu bewegen suchte, nach Italien zu gehen, da begann der Dämon der Eifersucht von Neuem in ihm zu erwachen, und nur die nicht zu ermüdende Sanftmuth Mathildens, und ihr unabläſſiges Bestreben, sich in alle seine Launen zu fügen, konnten ihn zu dem Entschlusse bringen, in Begleitung seiner Gattin und ihrer Mutter die Reise anzutreten.

Aber schon während der Reise stellte sich Mißmuth bei ihm ein; seine Hinfälligkeit machte ihn launisch, die Mühseligkeiten der Reise erschöpften seine Kräfte, und schon war zuweilen der Vorwurf ihm entschlüpft, Mathilde habe ihn blos nach Italien gelockt, Edmund näher zu seyn.

Sie ertrug diese schmerzlichen Vorwürfe mit Duldung und Ruhe, und setzte seiner zunehmenden Heftigkeit Sanftmuth entgegen. Nicht so geduldig nahm die Gräfin Eberstein das oft rauhe Betragen eines Mannes auf,

der früher mit zuvorkommender Aufmerksamkeit dem Kleinsten ihrer Wünsche entgegengekommen war. So schnell er sie durch ihre Eitelkeit gewonnen hatte, war die jetzt gekränkte auch der Grund, daß sie ihn zu hassen begann, und sie selbst zu der Unvorsichtigkeit brachte, ihre Tochter zuweilen zum Widerstande gegen den Gatten zu reizen, aber Mathilde wankte nicht von der einmal betretenen Bahn, blieb sich gleich und der Erfüllung ihrer Pflicht getreu.

Eines Abends, an welchem Flekenstein Mathilden durch mancherlei Reden sehr wehe gethan, und seinen Unmuth hatte laut werden lassen, fand zwischen Mutter und Tochter eine Unterredung über diesen Gegenstand Statt. Ich büße meine Schuld, erwiederte Mathilde den heftigen Worten der Mutter, denn ich bin nicht schuldlos; das Bild Edmunds ist so sehr ich auch dagegen kämpfe, folgt mir überall, und bin ich auch Herrin meiner Handlungen, bin ich es doch nicht meiner Gefühle geworden, und auch das ist strafbar. Seit ich ihn an jenem verhängnißvollen Tage in der Capelle sah, ist der Friede aus meinem Herzen gewichen, und erfüllte

ich auch bis jetzt treu meine Pflicht, so habe ich sie doch nicht mit der Reinheit, mit der Freude geübt, wie ich sollte. Jetzt habe ich Euch mein Herz entschleiert. Mutter nun sucht mich auch nicht mehr zu überreden, Schuld auf Schuld zu häufen; was ich leide, leide ich mit Recht.

Aber ihr Kummer vermehrte sich von Tage zu Tage; Flekenstein wurde immer kränklicher, und sein Benehmen gegen die Gattin immer heftiger und schonungsloser, so daß er ihr selbst den Vorwurf machte, daß sie die Ursache seines Todes sei, denn seine Wunde hätte er nur für sie erhalten, an Isabella schien er dabei gar nicht zu denken. Mathilde ertrug auch dies mit Engelgeduld; als sie aber in der Herberge zu Pisa angekommen waren, unterlag sie dem Gram, und mußte mehrere Tage das Bett hüten.

In dieser Stadt war eben ein großer Zusammenfluß von Menschen, viele aus Florenz geflüchtete Anhänger der Mediceer befanden sich dort. Dieses rege Treiben, der Umstand, daß er wegen Mathildens Krankheit in der Herberge bleiben mußte, und nicht das reizende Landhaus beziehen konnte, welches die

Gräfin indessen hatte einrichten lassen, verstimmten Flekenstein immer mehr, und ohne eigentlich krank zu seyn, wurde er mit jedem Tage siecher, unfreundlicher und härter gegen die Gattin, die trotz diesem Seelenzustande sich zu erholen begann, und bald wieder hoffen konnte, ihm Pflegerin zu seyn.

Nach einem Feste, welches eine Menge Landvolk in die Stadt geführt, und dessen häufige, durch die Straßen ziehende Processionen Flekenstein den ganzen Tag über mißlaunig gemacht hatten, saß er am Abende am Bette seiner Gattin, die er heute besonders mit den kränkendsten Vorwürfen überhäufte. Es war schon spät, und Mathilde endlich nach mancher stillgeweinten Thräne eingeschlummert; ihr Gatte saß noch, seinen trüben Gedanken nachhängend, an ihrem Bette, als ihm die Gräfin, nicht im freundlichsten Tone, zum Aufbruche mahnte. Er nahm eine Kerze, beleuchtete noch einmal die Schlafende, und ging nach seinem Zimmer. Als er in das Vorzimmer kam, welches zu dem seinen führte, verlöschte ihm die Kerze, doch das Mondlicht, welches durch das hohe Fenster schien, erleuchtete sattsam das Zimmer, und

da ihn der Schlaf noch floh, setzte er sich an das offene Fenster, blickte hinunter nach dem Garten, und überließ sich von Neuem seinen finstern Gedanken. Da hörte er auf dem Gange ein leises Geräusch, die Thür öffnete sich, und Mathilde, ganz weißgekleidet, mit fliegendem Haare, in der einen Hand eine Kerze, in der andern einen Myrtenkranz, trat bleich wie der Tod herein, ging langsam auf ihn zu, blickte mit starren Augen auf ihn, und zündete dann die erloschene Kerze an. Nun trat sie vor den kleinen Spiegel, der über dem Tische hing, flocht den Myrtenkranz in ihr dunkles Haar, und beachtete den Zuruf Flekenstein's: Was beginnst Du Mathilde? nicht im Mindesten; sie ordnete ruhig und ungestört ihr Haar, und schien sich des Kranzes zu freuen, den sie zwischen ihre Locken flocht. Da wurde es ihm schauerlich in ihrer Nähe, er sprang auf: Mathilde! rief er, sie heftig schüttelnd, und als sie sich, wie aus einem Traume erwachend, nach ihm wandte, trat eine andere weibliche Gestalt mit raschem Schritte ein, und rief: rührt sie nicht an! Flekenstein sah hin, Isabella! schrie er auf, und stürzte nieder.

Augen, sie ward sich erst jetzt ihres Schmerzes, ihres Verlustes ganz bewußt — „Mein Gott, haben ihn die Türken in ihre Gewalt bekommen?“ fragte die Alte. Helene verneinte es — „Heiliger Georg, wo ist er denn?“

„Die Fluthen haben ihn verschlungen“ jammerte die Unglückliche händeringend.

„Gott und St. Georg mögen sich erbarmen“ schrie die Alte auf — „Betet zu Gott, Helene!“ sagte sie dann schluchzend, „Betet für die Erhaltung Eures Vaters und habt Ihr Euer Gebet vollendet, dann legt Euch auf mein ärmliches Lager; hier in dieser elenden Hütte kehren die Raubgierigen nicht ein, hier suchen sie Euch gewiß nicht!“

Helene hörte auf Alles dies nicht, ihre Seele war bei dem Vater, der, wie sie ihn in dem letzten Augenblick mit den Wellen kämpfend noch gesehen hatte, vor ihr schwebte und das ganze Schreckvolle ihrer Lage stand vor ihr. „Keine Mutter, keinen Vater mehr! — Alles mir genommen! — Blieb mir denn nichts? So gar nichts mehr? — Barmherziger Gott!“ rief sie, die Hände gen Himmel streckend „Wodurch habe ich solch Elend verdient, warum mußte ich leiden, schuldlos leiden — Warum nahmst du mir Alles, Alles was mich noch an die Welt ketten konnte?“ Bei diesen Worten mochte sie Harry's gedenken „Ihn, ihn?“ sagte sie dumpf vor sich hin „Ihn stieß ich selbst von mir in Schlacht und Tod — und es ist vielleicht gut, daß ich es that, es führt mich so vielleicht dem Grabe und meinen Eltern näher! — Ja, ja“ murmelte sie vor sich hin, und ihr Auge starrte wild auf den Boden — „Ich könnte ja doch nicht die Seine werden!—“ Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, sie sank er-

Die Mutter, welche wach wachte, seinen Ausruf: Isabella! und den Fall gehört hatte, eilte hin und fand ihn in seinem Blute schwimmend. Niemand war um ihn. Mit großer Besonnenheit schaffte sie in aller Stille Hülfe, damit ihre Tochter, die sie schlummernd verlassen hatte, in ihrem erquickenden Schlafe nicht gestört werde. Der Arzt kam bald, fand jede Hülfe vergebens, Fleckenstein zeigte keine Spur des Lebens mehr, er war am Kopfe verwundet, und daher das Blut, welches seinen Anblick so furchtbar machte. Der Arzt vermuthete, daß ein heftiger Schreck ihm einen Nervenschlag zugezogen, und die Verwundung an der Schläfe, wahrscheinlich von dem Falle herrührend, auch zu seinem Tode beigetragen haben könnte. Die Vergeltung hatte ihn ereilt.

Man durchsuchte nun das ganze Haus, forschte nach allen Umständen, nirgends fand man eine Spur, die zu der kleinsten Vermuthung geführt hätte, nur auf dem Tische vor dem Spiegel lagen einige Myrtenzweige, von denen Niemand wußte, wie sie dahin gekommen waren.

Auf Mathilde machte am andern Tage die

Nach-

Nachricht ſeines Todes einen furchtbaren Eindruck. Sie war dem Rande des Grabes nahe, nur ihre Jugend rettete ſie; aber bleich ward ihre Wange, der ſanfte, freundliche Zug um den Mund ward ſchmerzlich, und die täglichen Wallfahrten nach dem einſamen Grabe ihres Mannes, der als Ketzer nicht in geweihter Erde ruhen durfte, für den ſie in einem Weingarten ein ſtilles Plätzchen hatte erkaufen müſſen, ſpannten ſie noch mehr ab; ſie welkte wie eine Roſe, der kein Thautropfen den dürſtenden Kelch erquickt.

Das menſchliche Herz iſt das unerklärbarſte Ding unter der Sonne, es wird von ſo widerſprechenden Eindrücken beherrſcht, deren Erſcheinung man kaum ahnet. Was war es in Mathildens Innerem, das ſie bei dem Tode ihres Gatten niederſchmetterte? — Glücklich war ſie durch ihn nicht geworden, er ſtand zwiſchen ihr und der ſtillen Sehnſucht ihres Herzens, nur auf ſeinem Grabe konnte ihr noch die Myrte erblühen, und doch ſchien ſein Tod der Todesengel ihrer Wonne zu ſeyn, der ihre Blüthen zerknickte. War es das Gefühl ihrer Schuld, die ſie an dem Todten nicht mehr büßen, nicht mehr gut machen

konnte, war es das Gefühl, er sei ohne Versöhnung, mit Bitterkeit gegen sie hinübergegangen? War es das schmerzliche Gefühl, das uns stets an dem Grabe eines Bekannten ergreift? Ihm mußte ja jenseits wohler seyn als hier, wo sein Geist, in dieser schwachen, irdischen Hülle beengt, sich nicht frei und freudig bewegen konnte.

Des Menschen Gemüth ist dem Augenblicke hingegeben. Nicht die Folge der Begebenheiten, nicht die Zukunft überdenken wir, wenn des Schicksals Blitz neben uns zerschmettert, oder die Landschaft um uns freundlich erhellt. Nur der Augenblick mit seinen schrecklichen oder lieblichen Gestalten ergreift uns, und stimmt die Saiten unseres Herzens. Nur wenn die lebendigen Bilder der aufgeregten Phantasie uns nicht mehr trügerisch umgaukeln, wenn wir die Begebenheiten mit ihren Folgen und ihrem Entstehen zergliedern und ruhig überdenken, dann tritt die Zukunft tröstend oder drohend vor uns, und der Schmerz und die Wonne des Augenblickes sind dahin.

Ach, was uns der Tod entreißt, wollen wir nur sträubend lassen, wenn auch das Leben es schon feindlich von uns trennte, denn

wir hoffen ja hier noch immer auf Versöhnung, wir hoffen, der Haß werde sich in Liebe wandeln; aber einmal dahin, einmal losgerissen vom Leben, und das Schicksal hat unwiederbringlich entschieden, nichts formt sich anders, nichts kann mehr versöhnt, geebnet werden, Liebe und Haß schwebt mit hinüber wie der Todesengel sie im brechenden Herzen fand. Dies Gefühl und der Gedanke, er ist ohne Versöhnung von mir gegangen, erschütterte Mathilde so tief.

Die Mutter, trotz ihrer Fehler, liebte ihr einziges Kind unaussprechlich; sie fühlte wohl auch, daß sie durch die thörichte Vorliebe für den Verstorbenen alles dies Elend über Mathilde herbeigerufen habe, und glaubte nun Alles thun zu müssen, um wieder gut zu machen was sie übel gemacht. Die feststehende Idee Mathildens, daß sie die Ursache seines räthselhaften Todes, daß dieser Vorwurf, den ihr der Gatte noch wenige Augenblicke vor seinem Tode gemacht, gegründet sei, verließ sie nicht mehr. Keine Vorstellung der Mutter half, der Gedanke hatte so feste, so tiefe Wurzel geschlagen, daß nichts ihn aus ihrem Herzen vertreiben konnte. Da verfiel die Grä-

fin auf den Gedanken, die Wunde durch den Dolch selbst zu heilen, der sie geschlagen hatte, und nun begann sie mit Vorsicht und List Edmunds Bild herbeizurufen, oft unvermerkt die Rede auf ihn zu bringen, und bald hatte sie die Freude, daß Mathilde nicht theilnahmlos bei diesem Gespräche blieb.

Es ist doch eine sonderbare Fügung des Schicksals, sagte die Gräfin eines Tages, daß Du und Edmund, Ihr Beide von früher Jugend an für einander bestimmt, getrennt wurdet; er in Italia der Geliebten begegnete, Du den Gatten in der Heimath fandest. Nun nimmt der Tod, was Euch trennte, und Eure Neigung, die bei dem ersten Zusammentreffen wie ein Blitzstrahl in Euren Herzen zündete, hat, dem Schicksale trotzend, ausgehalten, bis Euch der Weg zum Ziele nun offen steht.

Mutter, bat Mathilde.

Und würdest Du Edmund zurückstoßen, wenn er sich Dir liebend nahte? fragte diese.

Ich würde. — Doch wie könnt Ihr so schonunglos mir solche Frage thun; was weiß ich, was mein gebrochenes Herz thun würde, nur das fühle ich, daß wenn auch die Zeit dem Menschen die Freude in einer furchtba-

ren Minute entführen kann, sie lange schmeicheln muß, um den Schmerz aus seiner Brust zu locken. Seid gütig gegen mich, Mutter, und berührt diese Saite nicht mehr.

Die Mutter schwieg; aber schon seit geraumer Zeit hatte sie Cäcilien mit dem Tode Flekenstein's und dem stillen Grame Mathildens bekannt gemacht, und in dem Berichte einige Worte hingeworfen, welche diese günstig für ihren Bruder auslegen konnte; sobald sich eine Gelegenheit darbot, schrieb sie deßhalb an Edmund.

Während dieses geschah, war die Seeschlacht im Golf von Neapel vorgefallen, und Edmund Mathilden näher gebracht; sie glaubten, die Apenninen lägen zwischen ihnen, und es waren nur die lachenden Fluren am Meere, die sie trennten. In Genua erhielt Edmund durch Cäcilie die Nachricht von Flekenstein's Tode, und lange stand er tief erschüttert, ehe er sich fassen konnte. Ein neues Leben war ihm in diesem Augenblicke aufgegangen, ein Leben voll Hoffnung und Liebe. Mathilde war es nun, ja nur sie, die, seit er ihre Himmelgestalt in der Capelle sah, sein Herz bewegt hatte. — Leonore war vergessen,

nur wie der Schatten dieser Lichtgestalt folgte die Erinnerung an sie noch seinen glühenden Phantasien.

Konrad war mit diesem aufflammenden Gefühle seines Bruders unzufrieden. Ich weiß zwar nicht, sagte er unruhig, weßhalb ich Dich tadeln muß, daß Du die Entschlafene vergessen kannst, ich sollte mich freuen, daß Dein Gram sich endet, und vielleicht Deine Wünsche und die Wünsche unseres alten Vaters erfüllt werden, und doch kann ich nicht. — Liegt es in dem Gefühle, daß Mathilde, wenn sie Dich liebt, nicht schuldlos vor mir steht? Liegt es in einer trüben Ahnung, oder in der Theilnahme, die ich für die unglückliche Leonore im Tode fühle, da ich sie im Leben gehaßt habe, ich wage es nicht zu bestimmen, nur freuen kann ich mich nicht.

19.

So waren Monden vergangen. Edmund wagte es nicht, nach Pisa zu gehen, wenn er auch seiner Gefangenschaft entledigt, es gekonnt hätte; von Cäcilien hatte er keine weitere Nachricht, er war mithin ohne alle Kun-

de von Mathilden geblieben, und die Wonne, die er bei der ersten Nachricht empfand, war ohne neue Nahrung, wie eine aufflackernde Lampe, dem Verlöschen nahe, und Trübsinn und Muthlosigkeit kehrten wieder. Ueberdies ging ein dumpfes Gerücht, Andreas Doria und sein Neffe Philipp wären der Gefangenen wegen bei König Franz in Ungnade gefallen, und den Gefangenen stände ein härteres Schicksal bevor.

Hätte Edmund gewußt, wie sich auf dem Landsitze bei Pisa, wohin sich die Gräfin mit ihrer Tochter gleich nach Flekensteins Tode begeben, Alles freundlich für ihn gestaltete, er hätte dem Kummer sein Herz verschlossen, und es nur der Freude geöffnet. Mathildens Schmerz wurde milder, das Bild ihres Gatten trat immer sanfter und schwächer aus seinem Grabesdunkel hervor; auch die Rosen ihrer Wangen kehrten wieder, und sie verbarg es der Mutter nun nicht mehr, daß sie auch jetzt noch Edmund liebe, und ein Brief, den sie in dieser Zeit an Cäcilie schrieb, gestand es dieser offen.

Verdamme mich nicht, schrieb sie, daß ich nicht muthiger gegen mein Herz streite, und

mich von diesem Mahnenden, und von Dir, welche mir die unaussprechliche Liebe Edmunds so lebhaft schilderte, zu dem Geständnisse verlocken lasse, daß ich ihn liebe. Ich habe dies Gefühl lange in meiner Brust verschlossen, und hätte es mir selbst verborgen, wenn das Schicksal meine gebundenen Schwingen nicht gelöst hätte; aber die Gefühle der lange im Herzen verborgenen Liebe gleichen dem Waldstrome, dem sich Felsstücke entgegen thürmten; siegt er über diese feindlichen Hindernisse, bricht er sich die Bahn, dann stürzt er mit doppelter Macht brausend über die Felsen, bald ist er unten am Ziele seiner Sehnsucht, und fließt auf blumiger Wiese ruhig dahin. Hätte ich Edmund früher gekannt, so wäre meine Liebe aufgeblüht wie die Rose am Frühlingmorgen, still und ruhig; sie wäre ein klarer Silberbach gewesen, der durch das Blumenthal leise dahin fließt, und in dem sich der Mond und die lieblichen Sterne freundlich spiegeln. So aber sah ich ihn, als schon ein unauflösbares Band mich knüpfte; bei seinem Anblicke fühlte ich erst, was ich geopfert hatte, erst da empfand ich der Liebe Zauber — mein erstes Erwachen aus dem täuschenden

Traume war mein letzter sanfter Schlummer; die Wiege meiner Liebe auch ihr Grab.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Hoffnung begleitet meine Sehnsucht nach ihm, den ich nicht rufen, wohl aber, wenn es mir naht, freundlich willkommen heißen werde. — Ach, Cäcilie, und doch bangt mir vor diesem Augenblick, doch fühle ich, daß mein Herz sich nicht ganz vertrauend der Hoffnung hingeben kann. Ueber des Gatten Grabe müssen wir uns die Hände reichen, der Cypressenkranz, der seine verwundeten Schläfe deckt, ist mein Brautkranz.

Auch laß das schwache Herz es Dir gestehen, auch Leonorens Bild tritt oft zwischen mich und ihn. Lächle nicht über mich, daß ich mich um die Todte quäle, war sie es nicht, die er in mir liebte? Waren es nicht ihre Züge, die er in den meinigen sah, war es der Blick meines Auges, das Lächeln meines Mundes, das ihn entzückte? Sie nur ist es, die er in mir liebt. Ach, komm zu Deiner Freundin, daß sie ihr Herz in Deinen Busen ausschütten kann, mir wäre dann wohl, denn ich fühle mich einsam, selbst an der Seite meiner Mutter.

mattet auf das Binsenlager nieder, auf welchem sie saß. Entkräftung schloß ihr brennendes Auge.

Die Alte bewachte ängstlich ihren Schlummer, den böse Träume stören mochten, denn er war nicht sanft; sie schrak oft auf und sprach abgerissene Worte, doch fand sie der Morgen noch schlafend. Plötzlich vernahm die Alte Lärm, sie eilte ans Fenster, wo sie an mehreren Punkten der Insel hohe Rauchsäulen emporsteigen und die Türken, welche in dem Landhause so übel gehaust hatten, Maulthiere mit ihrem Raube bepacken und sich zum Abzug anschicken sah. Nicht lange, so erblickte sie von der Höhe, von welcher man das ganze Thal längs dem Meere übersehen konnte, mehrere Abtheilungen Reiter der Stadt zu sprengen und bald einen Haufen Fußvolks aus dem Landhause ihnen folgen; dann war plötzlich die Gegend wie ausgestorben. Sie wußte freilich nicht, was dies zu bedeuten habe, doch freute sie sich, daß die Türken das Landhaus und die Gegend verließen und sie nun nichts mehr für ihre Wohlthäterin zu fürchten habe.

Endlich, da die Sonne schon hoch stand, erwachte Helene, schaute ängstlich forschend umher und hörte nicht auf die frohe Kunde, mit der die gute Alte sie zu erfreuen dachte. „Er ist noch nicht hier!“ seufzte sie „Nein, nein!“ rief sie dann, von dem harten Lager aufspringend aus — „Nein, die Barmherzigkeit Gottes kann mich Unschuldige nicht so grausam strafen, er lebt noch! Er lebt gewiß! Hast du keine Nachricht vom Vater?“ wandte sie sich dann zu der alten Griechin „Schleich hinunter nach unserm Hause, forsche, ob er vielleicht dort, ob er da

So quälte sich Mathilde, aber die Gräfin, welche ihre Gesundheit wieder aufblühen, sie in dem Gedanken an Edmund wieder aufleben sah, suchte alle ihre Zweifel zu zerstreuen, und jede ihrer Hoffnungen zu nähren. Sie verlängerte ihren Aufenthalt auf der Villa dicht an den Thoren Pisa's, weil sie von Edmunds Aufenthalt in Genua unterrichtet, ihn selbst stündlich erwartete. Aber obgleich ihm durch einen zweiten Brief der Schwester die Bestätigung geworden war, daß ihn Mathilde mit liebendem Herzen, die Gräfin Eberstein freundlich empfangen würde, war er doch an Genua durch sein Wort gebunden. Die Schritte, die er bei Philipp Doria zur Erlangung seiner Freiheit gegen Lösegeld gethan, waren vergeblich gewesen, da die Doria's erst ihre Mißhelligkeit mit dem französischen Hofe auf irgend eine Art beendigen zu müssen glaubten, ehe sie eigenmächtig über die in der Seeschlacht gemachten Gefangenen verfügen wollten. Edmund mußte sich daher in sein Schicksal fügen und harren.

Indessen hatte ein Zufall doch in etwas für ihn gesorgt. Ein reicher Handelherr aus Constanz, der seine Tochter in Livorno ver-

heirathet hatte, wollte theils wegen Geschäfte, theils um sein Kind zu sehen, mit seiner Gattin nach Italien reisen, und dies bot Cäcilien die in damaliger Zeit besonders für Frauen so seltene Gelegenheit dar, Mathildens Wunsch zu erfüllen, und da der Freiherr am meisten die Reise Cäciliens betrieb, und sich gern mit seiner alten Kunigunde in der Zeit ihrer Abwesenheit behelfen wollte, wenn er nur seinen Lieblingwunsch erfüllt sähe, Mathilde als seine Tochter zu sehen, so reiste sie mit schwerem Herzen ab, und überraschte, ohne unterweges irgend ein Abenteuer bestanden zu haben, Mathilde auf ihrem freundlichen Landsitze bei Pisa.

Cäciliens Gegenwart war heilender Balsam für Mathildens Herz. Ach, die Freude des Wiedersehens rollt schnell die freundlichen Bilder der Vergangenheit vor unserm freudeglühenden Auge auf, und der sanfte Druck der Hand, die lang entbehrte Umarmung verscheucht den Gram der Gegenwart, dieser ewig Wechselnden, ewig Entfliehenden! Auch Mathilde fühlte sich glücklich, als Cäcilie in ihren Armen lag; was hatte sie ihr nicht Alles zu sagen, da sie jezt der Freundin offen

ihr Herz ausschütten konnte, wie viele Hoffnungen und Wünsche mit ihr zu theilen, wie viele Zweifel zu lösen!

Auch für Edmund erschien der so sehnlichst gewünschte Tag der Freiheit. Andreas Doria, dieser stolze Bürger eines Freistaates, dieser in Siegen ergraute Held, mußte vom französischen Hofe manche Kränkung erdulden, die er vielleicht aus Rücksichten für sein Vaterland, da sie nur ihn trafen, ertragen hätte, als aber die Franzosen Savona befestigten, und den dortigen Hafen aufzuräumen begannen, erwachte die alte Eifersucht des Genuesers gegen diese Stadt. Er machte gegen das Verfahren, das die Absicht der Franzosen, den Handel von Genua dorthin zu ziehen, deutlich zeigte, ernste, vielleicht zu starke Vorstellungen, und brachte König Franz dergestalt gegen sich auf, daß er seinem Admirale im mittelländischen Meere, Barbesieur, den Befehl gab, mit den französischen Galeeren nach Genua zu segeln, Andreas Doria und seinen Neffen in Verhaft zu nehmen, und sich dessen Galeeren zu bemächtigen. Dies wurde nicht geheim genug gehalten, und kaum erhielt Doria davon Nachricht, als er gegen ein

geringes Lösegeld die Gefangenen frei gab, seine Galeeren bemannte, schnell in See stieß, und, durch den Marquis del Guasto überredet, in die Dienste Kaiser Karls trat. Seine erste That war die Verproviantirung Neapels, vor dessen Mauern das Heer Lautrec's zu Grunde ging, er selbst, dieser unglückliche Feldherr, an der Pest starb, und nach zwei Jahren endlich noch 3000 Lanzenknechte, der Ueberrest von 15,000, die Georg Frundsberg über die Alpen geführt, von da in ihre Heimath zurückkehrten.

Edmund benutzte seine Freiheit, schnell nach Pisa zu reisen, wohin ihn Konrad begleitete, denn auch diesen gelüstete nicht mehr, sich in Neapel noch einmal einschließen zu lassen, auch hoffte er, von hier aus sich nach Mailand zu Kaspar Frundsberg wenden zu können. Der Wunsch, seine geliebte Schwester wieder zu sehen, bestimmte ihn mehr, Edmund zu folgen, als Mathilde, die ihm, er wußte selbst nicht warum, gleichgültig geworden war. Er war daher für seinen Bruder kein freundlicher Reisegefährte, und theilte dessen Hoffnung und Sehnsucht nicht; mürrisch ritt er

an Edmunds Seite, und sein düsterer Blick schien Unglück weissagend. So gelangten sie nach Pisa, von wo ein Bote Cäcilie von ihrer unerwarteten Ankunft benachrichtigte.

Ende des dritten Bändchens.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Vierunddreißigstes Bändchen.

Das Opfer.

Vierter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Das

Opfer.

Von

A. von Tromlitz.

Vierter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1837.

gewesen ist — Ach wie wird er seine Tochter suchen, wie wird er um mich bangen und sich ängstigen!“

Die Alte versprach hinunter zu gehen und machte sich sogleich auf den Weg, kehrte jedoch mit der trostlosen Nachricht wieder, daß sie den Herrn dort nicht gefunden und keine Kunde von ihm bringe. „Muß ich allein stehen, nun so will ich auch allein handeln!“ sagte nun Helene und es schien, Muth und Festigkeit sei wieder zu ihr zurückgekehrt „Die Muselmänner haben unser Haus verlassen sagtest du?“ und als die Alte es bejahte, machte sie sich sogleich auf den Weg und ging die Höhe hinab.

Als sie an der Pforte stand, hielt sie an und es ward ihr beklommen ums Herz. Haus und Hof war wie ausgestorben, kein Geflügel, kein Hausthier, kein Mensch der ihr entgegen gekommen wäre. Zagend durchschritt sie den Hof und trat ins Haus, da fand sie einen alten schwachen Mann, der nur zuweilen noch im Garten arbeitete und dem Demetrios das Gnadenbrot gab, beschäftigt, das, was die Türken zerstört und zerstreut hatten, aufzusammeln. „Seht nur, Herrin“ sagte er, traurig auf die Trümmer zeigend „seht nur den Greul! — Nun Gottlob, wenn auch alles zerstört ist, seid Ihr doch gerettet!“ — Helene grüßte ihn freundlich und betrat dann die untern Zimmer, wo sie alles Hausgeräth zertrümmert, die Kisten geöffnet und geplündert fand; der freundliche Wohnsitz war öde, überall die Spuren der Verwüstung; es grauste ihr in dieser todten Einsamkeit. Da vernahm sie durch die Stille ein leises Stöhnen, als wenn die Seele eines Sterbenden sich von der irdischen Hülle losreißen will und sie ächzend die Flügel hebt; sie schauderte, eiskalt überlief es

1.

Mathilde war bei dieser Nachricht überrascht, es war nicht Freude, die sie durchschauerte, ihre Brust war beklommen, alle Zweifel stiegen von Neuem in ihr auf, ihres Gatten Bild trat lebhafter als je vor sie, und eine unnennbare Angst bemächtigte sich ihrer. Nie hatte zwischen ihr und Edmund das leiseste Wort ihre gegenseitigen Gefühle verrathen, fremd, in kalter Entfernung waren sie sich geblieben, und jetzt — wie sollte sie ihn empfangen, durfte sie ihre Gefühle laut werden lassen, durfte sie in dem Gewande der Trauer ihr Herz der Freude, einer neuen Liebe öffnen? — Noch waren die Blumen nicht verwelkt, die sie auf ihres Mannes Grab gepflanzt, noch die Thränen um ihn nicht getrocknet. Sie schwieg, als Cäcilie sie fragte, ob Edmund kommen dürfe, und nur erst nach langem Sinnen sprach eine leise Bewegung ihres Kopfes den Willen des Herzens aus.

Die Stunde, die vorüber schleichen mußte, ehe er kommen konnte, war eine der Qualvollsten ihres Lebens. Alle Leidenschaften, alle Gefühle, die in des Menschen Brust feindlich gegen einander stürmen, waren in der ihren wach, Hoffnung und Furcht, Liebe und Pflichtgefühl, Sehnsucht und Scheu, Alles wogte und drängte die Arme, und als sie den Hufschlag der Rosse auf dem Vorhofe hörte, eilte sie in ihr Cabinet, sich dort zu sammeln.

Cäcilie empfing den Bruder. Edmund drückte sie leidenschaftlich an sein Herz, Konrad reichte ihr mit finsterem Ernste die Hand, und schien sich ihrer Gegenwart nicht zu freuen. Bei jedem Geräusch, das Edmund vernahm, schlug sein Herz stürmisch, denn er glaubte, sie sei es. Jetzt öffnete sich die Thür und Mathilde trat an der Hand ihrer Muttter ein.

Edmund nahte sich ihr mit gesenktem Blicke ehrfurchtvoll und schüchtern, sie stand ergriffen und wagte nicht, ihm entgegen zu gehen, da begegneten sich ihre Blicke, und als zöge eine Zaubermacht sie an einander, sanken sie Arm in Arm, Brust an Brust; Mathilde! Edmund! hallte es leise, und Mutter und Schwester standen in stiller Rührung, den

Blick auf die Liebenden geheftet; nur Konrad blieb noch fern, sah mit trüben Blicken auf die Glücklichen, faltete seine Hände, und murmelte leise für sich betend. Gott! schütze sie, und vergib ihnen ihre Schuld!

Endlich hatte sie das Schicksal vereinigt; was sie so sehnsuchtvoll gehofft, wonach sie so lange im Stillen gestrebt, umschlossen ihre Arme, sie hielten ihr Glück, all' ihre Wünsche, ihren Himmel fest an die klopfende Brust gedrückt, und auf den Schwingen dieses Augenblickes entfloh jeder Gram, trocknete jede Thräne.

Als der erste Moment der Ueberraschung vorüber war, als sie noch Arm in Arm dastanden, und sich mit einem Blicke ansahen, der zu fragen schien: Bist Du es wirklich, den ich so unaussprechlich liebe? da trat eine sonderbare Stimmung in ihr Gemüth, sie bedurften einiger Augenblicke, um das Bild, womit sich ihre Phantasie so lange und lebhaft beschäftigt hatte, in der Wirklichkeit wieder aufzufinden. Die Arme, welche sich umfaßt hielten, sanken unwillkürlich, ihr forschender, durchdringender Blick begegnete sich und drang bis zum Herzen. Da ergriff Ed-

mund ihre Hand, drückte sie an sein Herz, und rief im höchsten Gefühle. Ja, Mathilde, Du bist es, die ich liebe, Du bist das Bild meiner Träume, welches mich durch die Stürme des Lebens treu begleitet; es war dies sanfte, schmachtende Auge, das sich mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog, und in dem ich ewig meinen Himmel suchen, ihn ewig finden werde! — So standen sie im Kreise ihrer Lieben wie zwei Selige, im heiligen Anschauen versunken. Der ernste Konrad allein gedachte Leonorens.

Als er am Abende mit Edmund nach dem nahe gelegenen Pisa zurückritt, und dieser im Vollgenusse des Glückes ihm seine Empfindungen mittheilen wollte, schien er nicht auf ihn zu hören, und statt Antwort murmelte er nur die Worte: Schlummere sanft, Leonore!

Warum weckst Du mich so unfreundlich aus meinem süßen Traume? fuhr Edmund fast unwillig auf.

Wehe Dir, ist das, was Du jetzt fühlst, nur Traum! entgegnete Konrad, gab seinem Rosse die Sporen, und jagte voran.

Der andere Tag fand sie wieder auf der Villa. Mathilde war heute bei weitem un-

befangener, sie kam ihnen freundlich entgegen, und als habe ein Tag für sie das Zeitmaß eines Jahres durchlaufen, so viel näher, so viel freier fühlten sie sich gegenseitig. Als sie am Nachmittage auf der Terrasse saßen, gestaltete das so lange in sich verschlossene Gefühl sich in Worte, sie gestanden, was sie für sich im ersten Augenblicke empfunden hatten, als sie sich in der Burgcapelle gesehen, sie überdachten die Vergangenheit, und Mathilden konnte es nicht klar werden, wie so ganz, so schnell, ohne daß sie es nur geahnet, die Liebe zu ihm sich ihres Herzens bemeistert habe. Daß Du mich von dem ersten Augenblicke an liebtest, Edmund, das kann ich begreifen, ich glich Leonoren, Du sahst die Todte in mir erstanden, mein Anblick mußte Dich ergreifen. Aber was mich so unwiderstehlich, und doch so sanft nach Dir hinzog, sage mir, Edmund, was war das? Es ergriff mich nicht mit der Heftigkeit einer verzehrenden Flamme, es schlich sich leise in mein Herz, und ich fühlte, ich ahnete es nicht, bis die verhängnißvolle Rose den Schleier zerriß, der mein Herz vor mir selbst verborgen hatte. Ich glaube, es war jenes Gefühl,

das mit unsichtbarer Gewalt die Menschen unwiderstehlich an einander kettet, dem nichts entgegen wirken, dem selbst das Schicksal nicht gebieten kann. So sehr ich widerstrebte, erneute, verschönte doch jede entschwundene Stunde Dein geliebtes Bild, und ich blieb unauflöslich in Deinen Zauberkreis gebannt. — Edmund schwieg, und blickte sinnend vor sich hin. — Woran denkst Du, Edmund? fragte Mathilde ängstlich.

An das Geistige, von dem Du eben sprachst erwiederte er, und das auch mich in Deiner Nähe umweht, und an einen sonderbaren Einklang der Zeit erinnert. Der Tag Deiner Geburt, Mathilde, ist Leonorens Todestag, hier das aufkeimende Leben, dort der zerstörende Tod! — Und wäre ich nicht fern von Aberglauben, fuhr er fort, so könnte ich wähnen, der Himmel sende oft Ahnungen als Boten ferner Begebenheiten uns zu, denn als ich in dumpfer Gefühllosigkeit an jenem Schreckenabende, wo die Unglückliche für mich blutete, auf meinem Zimmer saß, war es mir, als stände ihr Sarg vor mir. Plötzlich hob sich der Deckel, die bleiche Todtengestalt lag darin, ein Engel beugte sich über

sie, hauchte mit dem Odem des Lebens auf ihr geschlossenes Auge, und sie erhob sich, öffnete es, das mir veilchenblau entgegen lächelte, und Du warst es, Leonore nicht!

Sonderbar, sagte Mathilde, auch ich hatte einen ähnlichen Traum. In der verhängnißvollen Stunde, welche das Band meiner Ehe trennte, stand ich, so träumte mir, an einer offenen Gruft, und reichte einer vom Tode Erwachten hülfreich die Hand, daß sie dem Grabe entsteigen könne. Als sie vor mir stand, erblickte ich mich selbst, die Rosen im Haar, wie Du mich gemalt, und ich konnte nicht unterscheiden, ob ich es sei oder die Fremde, so verwebte der Traum mein Bild mit dem Ihrigen. Die Gestalt umfaßte mich, drückte mich an ihre kalte Brust, ein Todesschauer durchrieselte mich, ich sank in die Gruft, sie schloß sich — ein Schrei erweckte mich — es war, so wie ich am anderen Tage erfuhr, der letzte Ruf meines Gatten gewesen. — Sollte der Traum —

Quäle Dich nicht, Geliebte, unterbrach sie Edmund, laß uns dies Spiel aufgeregter Phantasie nicht ernster nehmen, nicht deuten, laß uns glücklich seyn in der Wonne des Au-

genblickes, und zutrauenvoll den Blick nach der Zukunft richten. Doch nur mit Mühe gelang es ihm endlich, sich und Mathilde aus dieser trüben Stimmung zu bringen; aber was gelingt der Liebe nicht?

Mit jedem Tage schwanden die trüben Bilder immer mehr und mehr, keine Ahnung stieg in ihnen auf, als die Ahnung eines baldigen dauernden Glückes, der kindliche Frohsinn belebte von Neuem Mathilde; Edmund saß jetzt oft, die Laute in der Hand, auf der Terrasse, und Schwert und Hellebarde, auch Leonore vergessend, weihte er der glücklichen Liebe seinen Gesang. Der Geist des Kriegers hatte ihn ganz verlassen, er kümmerte sich wenig um das was in Neapel und Mailand vorging, und hätte der alte Freiherr ihn so in der Weinlaube, die Laute in der Hand, an Mathildens Seite sitzen sehen, er würde nicht so stolz auf ihn geblickt haben, als da er am Bodensee ihn an der Spitze seiner Fahne einherschreiten sah.

Die Mutter und Cäcilie freuten sich des Glückes, und in der freundlichen Villa hätte man Niemand gefunden, welcher diese Freude nicht mit ihnen getheilt, wäre nicht Konrad

wie ein dunkler Schatten unter ihnen gewandelt. Finster, fast feindlich sah er auf Mathilde, verdrießlich auf den Bruder, wenn er ihn das Saitenspiel im Arme Liebelieder singen hörte; sein strenger Sinn konnte der jugendlichen Witwe nicht verzeihen, daß sie den, der ihr die Ursache von ihres Mannes Tode schien, mit liebenden Armen umfing, und das schon jetzt. Dem Bruder konnte er nicht verzeihen, daß er das Andenken an Leonore, die für ihn gestorben war, durch eine neue Liebe entheiligte. Selbst noch von keiner Liebe ergriffen, wähnte er, jedes Gefühl müsse für die Ewigkeit seyn, der Schmerz wie die Wonne könne nur im Grabe enden. Der flüchtige Anblick jener ernsten Gestalt an Isabellens Todtenhügel war der erste Eindruck, den ein weibliches Wesen auf ihn gemacht hatte, und auch diesen hielt er fest, und dies so schnell entschwundene Bild begleitete ihn überall. So verdammte er Beide, zürnte mit Beiden. — Länger halte ich es bei diesem Schäferleben nicht aus, sagte er eines Tages zu Cäcilien. Ich ziehe nach Mailand und ergreife wieder das Schwert, hier stumpft sich der Muth an dem Nichtsthun ab, und

sie — Ein Leidender muß hier in der Nähe sein! — war jedoch der Gedanke, der bald ihre Furcht überwand und der sie nach dem Orte führte, woher sie die Leidenstöne vernahm. Hier fand sie Boris auf einen Polster gekrümmt, jammernd liegen. Bei ihrem Anblick erhob er sich, sein schmerzvolles Gesicht wollte lächeln, doch konnte es nicht. „Daß Ihr gerettet seid, Herrin, vernahm ich" sagte er mit matter Stimme — „Aber wo ist der Herr? — Ich habe ihn verrathen, ich habe Euern Aufenthalt entdeckt — ach, die Schmerzen waren zu furchtbar — ich unterlag — Verzeiht mir" bat er jetzt „verzeiht einem alten schwachen Manne, dem die Kraft, der Muth gebrach — Flucht mir nicht!"

„Quäle dich nicht, Boris" erwiederte Helene „auch den Vater wird ein schützender Engel über die Wellen getragen und ihn gerettet haben, wie mich. Armer Mensch, wie bist du gemißhandelt — Gedulde dich nur einen Augenblick." Sie verließ ihn, eilte in das Kellergeschoß, suchte unter den Trümmern und fand glücklicherweise noch ein Fläschchen mit Weingeist, mit dem die Alte, die ihr gefolgt war, nun die Füße des armen Jammernden waschen mußte; dann tröstete sie ihn, ging in das obere Stockwerk, durchschritt mit beklommenem Herzen die öden, verlassenen Zimmer und schaute, noch immer Hoffnung nährend, von dem Altan nach dem Meere hinab.

Hier erblickte sie die beiden Kauffartheischiffe, die noch in der Bucht vor Anker lagen; auch sah sie zugleich einen Mann von dorther kommen — Sie wähnte — ach die Arme täuschte sich — es war ein Fremder, nicht der Vater, nicht einmal ein Grieche. Sie sah, wie er vorsich-

unter diesem Himmel, in diesem Lande der Weichlichkeit, bedarf es eines Wirkungkreises, des Mannes Kraft zu erhalten. — Mag Edmund wie ein Tauber girren, wie eine Nachtigall flöten, seine Zeit verträumen und die Unglückliche vergessen, ich kann es nicht ändern; aber besser wäre es, die Gräfin Eberstein zöge mit ihrer Tochter und Dir nach der Donau zurück, und mein Bruder kämpfte für seinen Kaiser, und sie verbrächten das Trauerjahr, das doch zwischen ihnen eine Kluft bildet, entfernt; sie in stiller Trauer, er als thätiger Mann. Sobald meine Rüstung im Stande ist, ziehe ich in das Lager von Pavia; denn hier unter diesen Pinien und Orangen, bei diesen ewigen Tändeleien der Liebe wird es mir zu eng, ich muß hinaus ins Leben. Cäcilie, so sehr sie auch Konrad liebte, hatte sich doch immer mehr zu dem sanfteren, wenn auch weniger männlichen Charakter Edmunds hingeneigt. Ihr war die Kälte, die seit einiger Zeit zwischen den Brüdern waltete, nicht unbemerkt geblieben, und so schien sie fast selbst zu wünschen, daß der Ernste, der nicht zu dem Freudekreise stimmte, sich auf einige Zeit entferne; sie half ihm die An-

ordnungen zu seiner Abreise machen, und da so manches Unvorhergesehene diese noch länger verschob, als es Konrad wünschte, so beschloß er noch die Umgegend zu durchstreifen, und verließ eines Morgens Pisa.

2.

Er hatte schon einige Tage die reizenden Fluren des Arno durchwandelt, aber keine Villa, keine Gegend gefunden, die so ganz die Stimmung seines Innern angesprochen hatte; er sehnte sich nach den Wäldern und Bergen seiner Heimath, nach den alten Burgen, die dort wie die Riesen der Vorzeit über Wälder und Felsen hervorragten, und jetzt unbewacht und unbeschützt, nur ihren alten Burgherren noch spärliches Obdach gaben, denn seit der Landfriede diese Vesten nutzlos gemacht, seit ihre Kraft gebrochen war, schienen sie nur noch mitleidvoll auf das entartete Geschlecht ihrer Bewohner zu schauen. Die Zugbrücken waren herabgelassen, der Thurmwart nur noch da, um die Gäste mit seinem Horne zu begrüßen; Diener

liefen umher statt reisiger Knechte, in dem Rüstsaale hingen die Waffen der Vorfahren ungebraucht und verrostet; der Helm mit seinem hohen Busche hatte der Pickelhaube, die Lanze der Hellebarde, das Schlachtschwert dem spanischen Stoßdegen Platz gemacht. Die Lehnfolge wurde durch Geld vergütet, womit Söldner geworben wurden, und wenn ein Edler noch sein Roß tummeln, die Lanze einlegen lernte, so geschah es nur, um beim Turniere zu prunken. Nur wenige Geharnischte folgten dem Heere, und die Schlachten der Schweizer, die mit dem Walde langer Spieße, welche sie den Rittern entgegen streckten, den Sieg erfochten, hatten dem Ritterthume den Todesstoß gegeben. Den Städten war es mit ihren Söldnern gelungen, so manche Raubburg zu zerstören, die Kriege Kaiser Maximilians in Italien, wo er so oft den Schweizern gegenüber stand, hatten ihn bewogen, sich ein deutsches Fußvolk in den Lanzenknechten zu bilden, das, wie er mit kühner Hoffnung sich ausdrückte, die römische Legion gegen den griechischen Phalanx werden sollte. Der Geist der Zeit hatte das ganze edle Ritterthum seines Schmuckes beraubt,

nur

nur den Becher allein ihm gelassen, der noch fleißig in den Burgen kreiste.

An alles dieses gedachte Konrad, als er die Fluren des Arno durchstreifte. Ihm war jene alte gute Zeit so heilig, jene edlen Ritter deutscher Nation so ehrwürdig, daß er nur mit Unlust auf das Jetzt blickte, und deßhalb auch oft mit Edmund zürnte, der sich dieser Zeit so leicht anschmiegen, und Wissenschaft und Kunst höher stellen konnte, als die Kraft des Muthes, der ein Weib zum Ziele aller seiner Wünsche erheben, und über die tändelnden Empfindungen der Liebe den Ritterstinn vergessen konnte. In diese einseitigen Gedanken vertieft, war er wieder Pisa näher gekommen, schon sah er die Thürme der alten berühmten Stadt, schon konnte er die Villa, welche Mathilde bewohnte, unter den vielen Landhäusern unterscheiden, und fast unmuthig ritt er diesem Aufenthalte der Liebe zu, als er plötzlich nach einem von hohen Pappeln und Ulmen umkränzten Hügel sein Roß wandte, auf dessen Höhe ihm ein schönes Gebäude einladend erschien. Von der Villa aus hatte er dies Schloß schon oft betrachtet, oft war in ihm und seinem Bruder schon der

Wunsch aufgestiegen, dorthin zu lustwandeln, und jetzt ließ ihn der Zufall, der ihn am Fuße des Hügels vorüberführte, den längst gehegten Vorsatz ausführen. Er ritt den Hügel hinauf, gedachte am Abende wieder in Pisa zu seyn — und erst nach zwei Tagen kehrte er zur Villa zurück.

Hatte Konrad mit finsterem Gesichte seine Ausflucht in die Umgegend begonnen, so kehrte er mit noch Ernsterem wieder dahin zurück. Er war still, schien ohne Theilnahme für Alles zu seyn, was um ihn vorging, und blieb den andern Tag in Pisa; und nur auf Edmunds inständigstes Bitten begleitete er ihn den darauf Folgenden nach der Villa. Hier war er einsylbiger als je, wandelte fast immer auf der Terrasse auf und ab, und den Blick nach jenem ungefähr zwei Stunden entfernten Schlosse gerichtet, schien er dorthin gebannt zu seyn. Cäcilie versuchte es, ihn auszuforschen, er schwieg und blieb verschlossen; doch verrieth ihn der stets nach jener Gegend gerichtete Blick, sie war überzeugt, daß ihm dort etwas begegnet seyn müsse, das auf seine ohnehin finstere Stimmung noch trauriger gewirkt habe. Um hierüber Licht

zu bekommen, schlug sie vor, den schon oft gefaßten Entschluß, jene Gegend mit dem freundlich aus dem Gebüsch hervorragenden Schlosse zu besuchen, morgen auszuführen, worein Alle sogleich einstimmten. Nur Konrad blieb eine Zeit lang unschlüssig, dann gab er endlich seine Zustimmung, und von diesem Augenblicke an schien er heiterer zu seyn, und mehr Theil an dem Gespräche zu nehmen; er versprach, sie den Weg zum Schlosse zu führen.

Der Morgen fand Alle bereit, nur die Gräfin blieb zu Hause. Stattliche Maulthiere trugen Mathilde und Cäcilie mit sicherem, leisem Gang durch die lachenden Fluren, und auf ihren edlen Rossen ritten die Brüder den lieblichen Frauen zur Seite. Konrad schien anfangs heiter, je näher sie aber dem Hügel kamen, desto ernster wurde er. Edmund, verfolge nur immer diesen Weg, bis an das Kreuz, welches, am Fuße des Hügels mit Pappeln umpflanzt, Dir zum Wegweiser dienen wird, sagte er jetzt. Von da an nimm den Weg, der links zwischen den Ulmen den Hügel hinaufführt; Cäcilie und ich werden schon folgen. Edmund merkte wohl, daß er

mit der Schweſter allein zu ſeyn wünſche, und ihr vielleicht ſein Herz aufſchließen wolle; er winkte Mathilden, die ihr Maulthier antrieb, die Diener folgten, und Konrad blieb mit Cäcilien allein zurück.

Ehe wir dem Schloſſe nahen, Cäcilie, begann Konrad, jetzt ſeines Roſſes Zügel anhaltend, muß ich Dich mit dem bekannt machen, was mir hier begegnet iſt. Ich reite vor einigen Tagen durch jene hohen Ulmen den Hügel hinauf, reite durch das liebliche Wäldchen, freue mich des friſchen Grüns und der hohen, ſchattigen Bäume, und bin faſt auf die Höhe gelangt, als ich von fern unter einer Ulme eine Frauengeſtalt ſitzen ſehe, die ſo aufmerkſam in einem Buche las, daß ſie mich nicht bemerkt. Ich ſteige vom Roſſe, befehle meinem Diener hier zu halten, und, weiß Gott, was mich dazu trieb, ſchleiche mit leiſen Schritten der leſenden Dame näher. Nur wenige Schritte von ihr hört ſie mein Nahen, blickt auf — und ſie, die ich auf dem Kirchhofe San Nicola ſah, von der ich Dir ſchon ſo oft erzählt, dieſe hohe, herrliche Geſtalt ſitzt vor mir, blickt mich verwundert an, als ob ſie in dem Buche ihrer

Erinnerungen mein Bild aufsuchen wollte, und erhebt sich dann von ihrem Sitze, meinen Gruß zu erwiedern.

Signora, sagte ich, vielleicht mit bebender Stimme, schon einmal hat mich ein günstiges Geschick in Eure Nähe geführt, ich sah Euch schon zu Rom auf San Nicola.

Ich erinnere mich dessen, sagte sie gleichgültig, doch schien es mir, als ob ihre bleiche Wange eine leichte Röthe überflog.

Und da der Zufall mich heute wieder so freundlich zu Euch führt, fuhr ich fort, erlaubt mir die unbescheidene Frage, wer Ihr seid; es möchte das Glück mich nicht wieder so begünstigen, und dann bliebet Ihr vielleicht auf immer meinen Blicken entschwunden.

Sie heftete bei diesen Worten ihre großen dunkeln Augen forschend auf mich, dann, statt zu antworten, fragte sie mich mit ernstem Tone: Und, wenn ich Euch für immer fern bliebe, was kümmert das Euch?

Was ich hierauf antwortete, weiß ich nicht mehr, ich war in diesem Augenblicke so ganz meiner selbst unbewußt, daß ich die sonderbare Bewegung in meinem Innern auf eine sehr lebhafte Weise mußte ausgesprochen ha-

ben, denn sie erwiederte mit fast schneidender Kälte. Fremder! — daß Ihr nicht aus hiesigen Landen seid, zeigt mir Ton und Inhalt Eurer Rede — Ihr sprecht mit mir eine Sprache, die mir fremd ist. Ihr sprecht von Gefühlen, die, nur dem Augenblicke ihre Entstehung verdankend, in Euch sollten verschlossen bleiben, sprecht mit einer Theilnahme, die mich eher beleidigen, als mir wohlthun könnte, und selbst Eure Frage bleibt nicht in den Schranken der Bescheidenheit, deßhalb muß ich mich entfernen. — Sie ergriff das Buch und wollte gehen.

Signora! erwiederte ich, dem der bittre Stolz der Dame die Haltung wieder gegeben hatte. Ihr mögt Recht haben, mir zu zürnen, ob Ihr aber ein Recht habt, es auf diese bittere Weise zu thun, glaube ich kaum. — Euer Anblick auf San Nicola war nicht aus meinem Gedächtnisse geschwunden, Ihr wart das erste Weib, dessen Erinnerung mir blieb, Euch hier wieder zu sehen, überraschte mich; habe ich mein Gefühl zu laut ausgesprochen, so bereut es mein Stolz. Euren Namen zu kennen, bedarf es nicht mehr, denn noch einmal Euch so zu begegnen, wäre

nicht wünschenwerth, und würde mir Euer Bild ganz aus der Erinnerung verwischen; das möchte ich nicht gern, deßhalb lebt wohl — und zürnt mir nicht.

Sie bedachte sich einen Augenblick, dann wandte sie sich freundlich zu mir. Sonderbarer Mann, sprach sie, der mich mit seiner geraden Offenheit so überrascht, wie ihn mein Anblick; ich zürne Euch nicht. — Wer ich bin, darf ich Euch nicht sagen, auch muß meine Wohnung dort oben für Euch verschlossen seyn. Führte aber der Zufall — nicht Euer Wille, nicht die Absicht, mich zu sehen — Euch nochmals mir entgegen, so will ich es dann als einen Fingerzeig der Schickung ansehen, Euch freundlicher zu empfangen als heute. — Lebt wohl! Sie verneigte sich und verschwand zwischen dem Rosengebüsch.

Zwei Tage habe ich gegen ihr Gebot die Ulmen durchstreift, und habe sie nirgends gefunden. Ich bin um ihre Wohnung geschlichen, Diener und Frauen in Menge habe ich gesehen, nur sie nicht. In der Umgegend habe ich nach dem Schlosse und seinen Bewohnern geforscht, und nichts erfahren, als daß es einem Greise, dem Grafen del Mole,

tig die Gartenmauer umschlich, sich jetzt dem Hause näherte, und sie erkannte nun in ihm den Diener Pauls. Eine frohe Ahnung durchzuckte sie bei seinem Anblick, sie eilte hinunter, ihm entgegen — „Bringst du mir Nachricht von ihm?“ rief sie, kaum ihrer mächtig.

„Gottlob, daß ich Euch gefunden habe!“ sagte der Matrose sie begrüßend — „Mein Herr läßt Euch ersuchen —“

„Lebt er noch?“ rief sie, auf nichts weiter achtend.

„Er lebt und hat mir aufgetragen, im Fall ich Euch hier treffen sollte, zu bitten, Euch auf sein Schiff zu begeben, die Gefahr wäre vorüber und —“

„Mensch, lebt mein Vater?“ rief sie außer sich — „Antworte, steh mir Rede!“

„Von Herr Demetrios weiß ich nichts“ erwiederte er gleichgültig.

Helene besann sich einen Augenblick, dann eilte sie so schnell hinunter, daß der Matrose ihr kaum folgen konnte, denn sie hatte Paul kommen sehen, der ihr freudig entgegen rief: „Wie unaussprechlich freue ich mich, daß Sie gerettet sind! Wie wird Ihr Vater sich beglückt fühlen!“

„Wo ist er?“ rief sie außer sich vor Freude.

„Begleiten Sie mich nur,“ sagte er, nach dem Felsen gehend, der den Namen die Schule Homers trägt. Helene eilte ihm voran, lief die in den Felsen gehauenen Stufen hinauf und sank dem Vater stürmisch an die Brust. Stumm war beider Gefühl, kein Wort, kein Laut sprach ihre Empfindungen aus, sie ruhte beglückt in des Vaters Arm.

gehöre, der kinderlos sei, aber mehrere Verwandte aus Rom und eine zahlreiche Dienerschaft um sich habe, jedoch ganz eingezogen lebe. Das war Alles, was ich erfahren konnte. Da ich nun dies Leben eines fahrenden Ritters für meiner unwürdig hielt, verließ ich die Gegend und kehrte zu Euch zurück. — Das Bild der Dame hat mich nicht verlassen, die Erinnerung, selbst eine Art Sehnsucht nach ihr, ist in meiner Brust geblieben, jedoch soll sie mich nicht abhalten, die Straße nach Pavia, meinem Berufe entgegen, zu ziehen. Aber willkommen war mir dennoch Dein Vorschlag, vielleicht, daß der Zufall mir günstig ist, und ich sie heute wiedersehe.

Während Konrad Cäcilien sein Herz aufschloß, war Mathilde mit Edmund bei dem Kreuze und den Pappeln angelangt, sie schlugen den Weg links ein, der zwischen den Ulmen den Hügel hinauf führte. Kaum waren sie einige hundert Schritte geritten, als ein murmelnder Bach den Weg durchschnitt, an dessen Ufer ein Fußsteig durch blühenden Ginster und wildes Rosengesträuch sich schlängelte. Laß uns hier absteigen, und den Hü-

gel hinaufgehen, bat Mathilde, als sie über die Brücke waren, der Fußpfad ist so einladend, der Bach murmelt so sanft und hüpft so lustig über das Felsgestein, die Vögel singen so lieblich in dem Rosengebüsch, es lockt mich da hinauf, und ich kann der Sehnsucht nicht widerstehen.

Sie stiegen ab, die Diener zogen mit den Rossen die Straße hinauf, Mathilde an Edmunds Arme wandelte den Fußpfad längs dem herabfließenden Waldbache hin. — Der Vögel Morgengesang begrüßte sie, die wilnen Rosen und die Ginsterblüthe hauchten ihren Duft ihnen entgegen, der Bach murmelte ihnen zur Seite eintönig und leise, und das über ihnen sich wölbende Laubdach der hohen Ulmen gab ihnen erquickenden Schatten. So stiegen sie immer höher, bis sie in der Ferne den Waldbach stärker brausen hörten; deutlich vernahmen sie ein wildes Rauschen, und schon von weitem konnten sie sehen, wie er von einer Höhe herab, über schroffe Felsen schäumend niederrollte. Die Morgensonne glühte in der herabstürzenden Fluth, in den Millionen Tropfen brach sie tausendfach ihre Strahlen, und als sei die Fels-

wand von Diamanten geformt, so glänzend leuchtete das Wasser im Sonnenlichte.

Ein herrlicher Anblick! rief Edmund, dies wundervolle Schauspiel betrachtend, sieh nur, Mathilde! Mathilde blickte schon lange aufmerksam nach dem herabstürzenden Wasser, aber nicht Entzücken glänzte in ihrem Blicke, eine stille Wehmuth umfloß ihre lieblichen Züge.

Was ist Dir, Geliebte? fragte Edmund, was bewegt Dein Gemüth schmerzhaft?

Dieser Wasserfall, erwiederte sie, erweckt traurige Empfindungen in mir. Er fließt vielleicht dort oben ruhig in seinem blumenbekränzten Bette, klar ist sein Spiegel und ungetrübt, er wähnt, bis an das Ziel seiner Wallfahrt so ruhig fließen zu können, glaubt, sein Bett müsse immer so eben, sein Ufer mit Blumen umkränzt seyn; da gelangt er bis auf jene Höhe, wo die schroffe Felswand sein ebenes Bette bricht, sein Geschick treibt ihn vorwärts, er muß hinunter in den Abgrund; in Tropfen aufgelöst, zerstiebt er, der ruhig dahin floß, und erst unter jenen Thränenweiden sammelt er in einem sich selbst gehöhlten Becken seine Tropfen, um von Neuem den Lauf zu beginnen. Gleicht dieser

Waldbach nicht dem Menschen? Ruhig glaubt er unter Blumen seine Pilgerfahrt zu vollenden, da öffnet das Schicksal die Kluft, es treibt ihn hinunter, seine Ruhe ist dahin — und sammelt er auch die Tropfen der Freude von Neuem, den stillen Frieden des Herzens, einmal zerstiebt, sammelt er nicht wieder in der bewegten Brust.

Horch! unterbrach sie Edmund, hörst Du nicht die Töne einer Laute? mich dünkt, ich hörte auch Gesang; komm, laß uns eilen, ehe er verhallt. Sie klimmten nun den hier steiler werdenden Pfad hinan, und sahen sich bald auf einem grünen Wiesenplatze, den der Bach durchschnitt, und an seinem Ufer erblickten sie ein Mädchen, das Rosen brach, und unter leisem, kaum hörbarem Gesange sie zu einem Kranze flocht. Die Töne der Laute hallten immer noch aus der Ferne, und das Lied, welches das ihnen den Rücken zuwendende Mädchen summte, schien mit den Lautentönen eine gleiche Weise zu haben. Jetzt verhallte die Laute, mit ihr der Gesang des Mädchens. Arme Unglückliche! rief die Jungfrau, den Kranz zerpflückend, will denn Gott sich Deiner nicht erbarmen! Dies sa-

gend, warf ſie unmuthig die Blumen in den Bach, und da ſie ſich hierbei wandte, erblickte ſie die Nahenden! ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr ihr, und ſtarr blieb ihr Auge auf Mathilden ruhen.

Holdes Mädchen, begann dieſe freundlich auf ſie zugehend, von woher kamen die Lautentöne, die eben verhallten? — Sind wir dem Schloſſe nahe?

Signora, erwiederte das Mädchen, eine ſchöne, jugendliche Geſtalt, ohne jedoch den furchtſamen, ängſtlichen Blick von Mathilden zu wenden, das Schloß iſt nahe, die Dame, welche die Laute ſpielt, iſt die unglückliche Nichte des Beſitzers. Die Arme hat der Himmel furchtbar geſtraft, ſie iſt wahnſinnig, doch ſeit einiger Zeit geht es beſſer mit ihr, und der Wahnſinn iſt nur noch ſtille Schwermuth.

Die Unglückliche! unterbrach ſie Mathilde.

Iſt es erlaubt, in das Schloß einzutreten? fragte Edmund.

Seine Pforten ſind aller Freude, mithin auch der Gaſtfreundſchaft verſchloſſen, erwiederte das Mädchen. Dort aber, tiefer unten am Abhange des Berges, gleich hinter

den Ulmen, liegt ein freundliches Häuschen dicht am Wege, dahin will ich Euch geleiten, und im Schlosse Eure Ankunft melden, dort soll es Euch nicht an Speise und Trank und allen Bequemlichkeiten fehlen, folgt mir nur. Sie schritt voran, aber kaum hundert Schritte gegangen, blieb sie wieder stehen und betrachtete Mathilde von Neuem.

Als sie aus dem Gebüsche traten, sahen sie in der Ferne das Schloß, und auf dem Vorsprunge eines Felsstückes einen kleinen Tempel von antiker Bauart. Dort sitzt die Unglückliche, sagte das Mädchen; schade, daß sie nicht herunter schaut, Ihr würdet — sie stockte und schritt rüstig voran. In diesem Augenblicke begann die Laute wieder zu tönen, und aus dem Tempel hallte die Edmund wohlbekannte Melodie einer wehmüthigen Canzone. — Verweile nur einen Augenblick, bat er lauschend, — diese Töne bewegen sonderbar mein Herz, es ist eine mir wohlbekannte Weise, die zu mancher traurigen Erinnerung stimmt. — Das Mädchen hielt an, Edmund blickte sinnend vor sich hin, Mathilde hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt und horchte auf den wehmüthigen

Gesang, den plötzlich ein lauter Schrei unterbrach.

Sie hat Euch gesehen! rief das Mädchen; verzeiht! und in vollen Laufe rannte sie um die Felsenspitze. Edmund und Mathilde, Beide staunend, eilten ihr nach, da sahen sie auf ungebahnten Wegen eine weibliche Gestalt mit fliegendem Haar ihnen entgegen stürzen, die jetzt hinter einem Gebüsche wieder verschwand; sie beeilten ihre Schritte, und als sie dem Gebüsche nahten, stürzte mit dem Ausrufe: Jesus Maria! die Herbeieilende in Edmunds Arme, sank zu seinen Füßen, und Edmund neben sie.

Leonore! rief jetzt das Mädchen, die ihr gefolgt war und neben ihr kniete, Leonore, erwacht! und mit diesem Rufe öffnete sich vor Mathildens ahnendem Herzen ein furchtbarer Abgrund. Starr und leblos, bleich wie eine Leiche, sich kaum noch an einem Felsstücke aufrecht erhaltend, fand sie Konrad und Cäcilie, die, schon früher angekommen, auf den Schrei herbeigeeilt waren.

Schafft Hülfe, Jungfrau! rief Konrad mit Besonnenheit, eilt ins Schloß; aber man mußte von dorther den Vorfall schon bemerkt

haben, denn eine Dame mit mehreren Dienern kamen in schnellen Schritten herbei. Konrad erkannte in ihr die Erscheinung von San Nicola. — Die Dame, ohne auf ihn zu achten, traf die nöthige Anstalt, Leonore in das Schloß bringen zu lassen. Wer ist der Mann, der hier in Todesbanden liegt? fragte sie jetzt, Edmund erblickend, und als sie aufsah, fuhr sie erschrocken vor Mathildens Anblick zurück.

Mein Bruder, der Hauptmann Bibrach, erwiederte Konrad.

Ha! rief die Dame, ein böser oder ein guter Geist hat ihn hierher gesendet. — Erlaubt, daß ich den Ohnmächtigen in das Schloß bringen lassen darf, und habt auch Ihr die Güte, uns zu folgen.

Mathilde mußte in einer Sänfte in das Schloß getragen werden, so sehr hatte der Schreck sie ergriffen; bleich, wie eine Lilie, ward sie dort auf ein Ruhebett gelegt, Cäcilie stand neben ihr und weinte bitterlich. Weine nicht, Cäcilie, sagte sie mit weicher Stimme, die Rose ist entblättert. Trauert nicht um mich, denn das kurze Gebet, was

ich an Leonorens Seite zum Himmel schickte, hat mich mit meinem Gotte und meinem Schicksale versöhnt, das gütiger gegen mich ist, als es gegen die Arme war, welche, unschuldig leidend, die Vernunft ihrer Liebe opfern mußte. Ich büße in dieser Spanne Zeit, die ich noch unter Euch wandeln werde, nur meine Schuld für die Ewigkeit. Der Schatten meines Gemahls reichte mir über der erstarrten, wahnsinnigen Leonore die versöhnende Rechte; — darum ist es mir jetzt wohler, als es mir in langer Zeit war, darum, weine nicht um mich! Cäcilie verließ sie mit angstvollem Herzen.

Edmund war indessen wieder zu sich gekommen, doch blieb sein Geist noch schwach, er wußte nicht, hatte Leonore in seinen Armen geruht, oder war es ihr Geist, der vor ihm geschwebt. Mathilde und Leonore standen Beide vor ihm, er sah Beide in Eins verschlungen und doch gleich-wieder getrennt, Beide reichten ihm die Hand, Beiden wollte er seine Rechte bieten, ach, und konnte es nur Einer, und welcher? — Sein Körper war noch zu angegriffen, diesen Kampf des Gemüthes zu ertragen, er verfiel in eine

Art

Art von Gleichmuth, der ihn endlich, nachdem er fühllos Alles um ſich her angeſtaunt, in einen ſanften Schlummer brachte.

Nach einiger Zeit kehrte Cäcilie zu Mathilden zurück, fand ſie gegen alle Erwartung ruhig und gefaßt, ſelbſt die jugendliche Röthe ihrer Wangen war nicht verblichen, vielmehr hob eine noch höhere Gluth ihre Farben. Sie bat Cäcilie, ſie ins Freie zu begleiten, und ging mit ihr nach dem Garten in jenen Tempel auf der Felsſpitze, wo Leonore geſungen hatte, und ſie noch ihre Laute auf der Erde liegend fanden. Mathilde nahm ſie auf, griff unwillkürlich einige Accorde, aber helle Thränen ſtürzten bei dieſen Tönen aus ihren Augen; ſie legte die Laute ſtill bei Seite, trocknete die Thränen und ſagte mit Ergebung und Ruhe. Trennung! dies allein kann uns retten, und — noch heute! — Cäcilie ſah ſie verwundert an. — Ich oder Leonore muß das Opfer ſeyn. — Sie opferte ſchon für ihn ihr Leben, ſie hat ihn ſich mit ihrem Blute erkauft; ich konnte nichts für ihn thun, als ihn lieben. Darum hat ſie ſich ein höheres Recht auf ihn erworben. Ihre Liebe war rein, an die Mei-

„Setzen wir uns, Demetrios, damit niemand uns bemerkt, oder beſſer, ſchleichen Sie, da die Gegend noch menſchenleer iſt, nach ihrem Landhauſe" bat Paul, das freudige Gefühl des Wiederfindens nur ungern ſtörend. „Ehe es dunkel wird, dürfen Sie nicht mein Schiff beſteigen. Noch liegt die Flotte, wie ich durch mein Fernrohr ſehen kann, im Hafen und ehe ſie nicht von der Inſel ſich entfernt hat, ſind Sie nicht außer Gefahr."

„Großer Gott, wie dank ich dir, daß du mir mein einziges, mein Schmerzenskind erhalten haſt!" ſagte Demetrios gerührt „Wie dank ich Ihnen, werther Freund, für Ihre Sorgfalt und Ihre Hülfe! Möge Gott ſie einſt beglücken und Ihnen vergelten, da ich es nicht vermag! — Komm Helene!" wandte er ſich dann zu der Tochter „Wir wollen den Rath dieſes treuen Freundes befolgen und uns durch das Gebüſch nach unſerm Hauſe ſchleichen, denn ich glaube, daß wir dort vor Entdeckung und Ueberfall ſichrer ſind, als hier." Paul verſprach nun, wenn der Bote, den er nach Scio geſchickt habe, zurückgekehrt ſei, ihnen ſogleich Nachricht zu bringen. Dann trennten ſie ſich und Helene erzählte auf dem Wege nach ihrem Hauſe dem Vater, auf welche Art ſie gerettet worden ſei.

Als Demetrios ſein Haus betrat, drangen beim Anblick der Verwüſtung Thränen in ſein Auge. Seinen Lieblingsaufenthalt, den er ſo ſorgfältig und mit ſo viel Liebe ſich eingerichtet hatte, fand er zerſtört, ſeinen treueſten Diener ſchmerzvoll darnieder liegend, die Uebrigen zerſtreut. Er fand nichts mehr in dem Hauſe des Ueberfluſſes, kein Polſter zu ſeinem Lager, kein Kleid, um das vom Seewaſſer verdorbene damit zu vertauſchen, nicht Speis

nige hängt sich mit Centnerlast die Schuld. — Ist Edmund ein edler Mann, so muß ihm Leonore theurer seyn, sie hat ihre Brust dem Strahle, der auf ihn gezückt war, entgegen geworfen, und mondenlang in wilder, stiller Sehnsucht um ihn getrauert. — Deßhalb, Cäcilie, bitte ich Dich, begleite mich noch heute zurück, ich darf Edmund nicht wieder sehen; Leonore aber muß ich sehen. Ach, gute Cäcilie, als Du mir so Manches aus ihrem Leben erzähltest, wir die Unglückliche beweinten, da glaubte ich nicht, daß diese Thräne mir würde geweint seyn. Komm, führe mich zu ihr hin! — Sie brach von dem duftenden Strauche eine Rose, und ging mit der Freundin in das Schloß zurück.

Als Cäcilie Leonore ganz weiß gekleidet auf dem Ruhebette liegen sah, fuhr sie erschrocken zurück, so überraschend war die Aehnlichkeit mit Mathilden. Diese bat jetzt, sie nur einen Augenblick bei Leonoren allein zu lassen, und nach einigem Zögern verließen die Anwesenden das Zimmer.

Sie stand nun an diesem Schmerzenlager, allein an diesem Grabe ihrer Seligkeit, blickte die Erstarrte, ihr bleiches Ebenbild, weh-

müthig an, und legte die Rose auf ihr Herz. Wenn Du erwachst, sagte sie bewegt, grüße Dich dies Bild beglückter Liebe! — Wie zur Freude geschmückt lag die Schmerzerfüllte vor ihr, lange schaute sie in ihre bleichen Züge, dann beugte sie sich über sie, drückte den Schwesterkuß auf ihre blassen Lippen, schaute noch einmal auf die Schlummernde. Sei glücklich! rief sie und wankte zur Thür hinaus. — Noch ehe es Mittag wurde, ritt sie, von Cäcilien und einigen Dienern begleitet, zur Villa zurück. Dort angelangt, sank sie an die Brust der Mutter, und als sie sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, öffnete sie das Fenster und blickte ruhig hinüber nach dem Schlosse auf dem Hügel. Ahnung, Ahnung! rief sie. Du hast mich nicht betrogen, ich büße meine Schuld!

3.

Der Arzt! welcher Leonore während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse behandelt hatte, war indessen angekommen, und nach genauer Untersuchung gab er die Versicherung, daß

ſie nur in eine ſtarke Ohnmacht gefallen ſei. Als er die nähern Umſtände erfuhr, und ihm geſagt wurde, daß ſie Edmund, den Mann ihrer Liebe, gefunden! und der heftige Schreck ſie in dieſen Zuſtand verſetzt habe, rief er triumphirend aus. Gott ſei gedankt! ich vermuthe aus Allem, daß ſie ihn erkannt hat, nun belebt mich die Hoffnung.

Er wandte augenblicklich die Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden, und Leonore ſchlug die Augen auf.

Wo bin ich? rief ſie verwundert, und erhob ſich von ihrem Lager, um welches Ludovica, Margaritta und der Arzt ſtanden. Sie ſah befremdet alle Umſtehenden an, beſah mit Verwunderung Alles im Zimmer, und als ſie ſich im Spiegel erblickte, fuhr ſie erſchrocken zurück. Mein Gott, wie blaß und verſtört ſehe ich aus! ſo werde ich meinem Edmund nicht gefallen. Wo ſind die Roſen, die er ſo lieblich in meine Locken flocht? — Aber wer ſeid Ihr? fragte ſie die Umſtehenden, nur Dich kenne ich, Margaritta. Bin ich denn nicht in Rom im Palaſte des Cardinals della Valle? War Edmund nicht eben hier? Ich erblickte ihn doch vorhin, ſetzte ſie

wehmüthig hinzu; und wenn ich recht sah, in den Armen einer Andern. Wo bleibt denn Edmund?

Er wird bald hier seyn, antwortete Margaritta, und konnte die Wehmuth nicht verbergen, die sie ergriff.

Was ist Dir? fragte Leonore, indem sie rasch auf sie zutrat, aber plötzlich stehen blieb, die Hand auf ihre Stirn preßte, und wie aus einem Traume erwacht, leise vor sich hin sagte: die Banditen wollten ihn ermorden, aber sie trafen mich — und wie war es denn weiter, Margaritta? — Sie fing bitterlich an zu weinen; das Gesicht des Arztes erheiterte sich bei dem Anblicke ihrer Thränen. Sprich, wo ist er, wo bleibt er, er ist doch nicht verwundet? rief sie heftig.

Nur leicht, antwortete das Mädchen, er wird bald, bald bei Euch seyn, jetzt schläft er.

O, ich muß ihn sehen, laßt mich zu ihm. bat sie freundlich. Ich will leise die Thür öffnen, mein Fußtritt soll ihn nicht aufwecken, ich will mich an sein Bett schleichen, und habe ich ihn nur gesehen, still wieder von dannen gehen; gebt mir nur die Ueberzeugung, daß er noch lebt.

Der Arzt winke bejahend. Margaritta führte sie nach Edmunds Zimmer, der noch ermattet und bleich auf einem Ruhebette entschlummert lag. Der Arzt folgte ihnen, Leonore schlich heran. Ihr Gesicht verklärte sich bei seinem Anblicke, eine leichte Röthe überflog wie ein Hauch ihre Wangen, sie beugte sich über ihn, und leise und zart berührten ihn ihre Lippen. Er schien zu erwachen, ein Zucken des Mundes, ein Dehnen der Augenlider deutete es an; sie lächelte freundlich, und schlich dann wieder fort. Er lebt, Gott sei Dank! rief sie aus, nun bin ich ruhig! — Aber begreifen kann ich noch nicht, wie ich ihn gestern mit einer Fremden im Arme vor mir stehen sah, und wir waren doch gestern Abend noch in der Rosenlaube. — Margaritta versprach, sie von Allem zu unterrichten, und die Schlaf befördernde Arznei, welche iht der Arzt reichte, senkte sie bald wieder in einen sanften, erquickenden Schlummer.

Mathilde hatte bei ihrer Abreise Ludovica einen Brief für Edmund zurückgelassen, mit der Bitte, ihm selbigen zu geben, sobald sie glaube, daß er ihn lesen dürfe. — Sie be-

sprach sich deßhalb mit dem Arzte, und mußte diesen nothgedrungen mit allen Verhältnissen bekannt machen. Der Arzt fürchtete für Edmund nicht und glaubte, daß wenn beim Erwachen sein Gesundheitzustand nicht zu bedenklich wäre, es am Besten sei, ihm den Brief gleich zu geben. Der edle Herr, so sprach er, muß sich zu beiden Frauen neigen; zu der Kranken zieht ihn Mitleid, Dankbarkeit und die Gluth der ersten Liebe; zu der mir fremden Dame die Liebe, deren Reich seine Lippen noch zu berühren, deren Wonne er noch in seinen Armen zu halten wähnt. — Wohin soll er sich neigen? — und wenn er sich nicht für die Eine oder die Andere bestimmen kann, geht er durch sich selbst zerstört unter. Daher ist Alles, was gewaltsam in sein Schicksal eingreift, gewaltsam ihn führt, wohlthätig für ihn, und der großherzige, edle Entschluß der Dame kann nur heilsam seyn.

Als daher Edmund nach langem Schlafe erwachte und der Arzt seinen Puls ziemlich ruhig fand, trat Konrad zu ihm und berichtete auf seine Frage nach Mathilden, daß sie abgereist sei, und für ihn diesen Brief zurück-

gelassen habe, den er mit Ruhe und Gelassenheit lesen möchte.

Abgereist, Mathilde fort! sagte Edmund still für sich, nahm den Brief mit zitternder Hand und las:

Mein Geliebter!

Ueberall ruht eine sonderbare Verkettung in unserm Schicksale; der erste Brief, den ich an Dich, mein Edmund, schreibe, ist der Scheidebrief. Mit Zittern habe ich die Feder ergriffen, oft habe ich sie wieder weggelegt, oft von Neuem Alles überdacht, und das tobende Herz zur Ruhe bringen müssen, ehe ich ganz mit mir einig, mich stark genug fühlte, Dir Lebewohl zu sagen.

Mit dem Feuer der ersten Liebe hing Dein Herz an Leonoren, wie heilig, wie rein, wie unauslöschbar diese Gluth brennt, empfinde ich ja selbst; sie stürzte sich für Dich in den Tod, sie vertauschte die Myrtenkrone mit dem Todtenkranze, um Dich zu retten. Du beweintest die treue Geliebte, Du folgtest ihr zur Gruft. Da erschien ich Dir. — Das unglückliche Verhängniß gibt mir Leonorens Gestalt, legt in mein Gemüth gleiche Empfindungen, und kettet durch die täuschendste

Aehnlichkeit der Formen Dein Herz an mich; Du wähnteſt Leonore ein Todtenopfer zu weihen, wenn nur ihrer gedenkend; Dein Blick an dem Meinigen hing; Du liebteſt nur ſie in mir. Endlich ebnet das Schickſal unſre Pfade; ich, nur ich, um meiner ſelbſt, die liebende, blühende Mathilde wird Dir theuer, es iſt nicht mehr Leonore, ſie verſchwindet aus Deinem Herzen, Mathilden allein gehört es an. — Da öffnet das Schickſal die Gräber, legt die Todtgeglaubte zwiſchen uns, und ruft Dir ein ernſtes Wähle! entgegen. — Ach, zwiſchen der Reinen, die Deine Liebe mit ihrem Herzblute erkaufte, und mir; der Schuldigen, iſt für Dich keine Wahl! Nur über meines Gatten Grabe reichten wir uns die Hände; über Leonorens Gruft wollen wir uns nicht noch einmal umfaſſen. — Deßhalb, lebe wohl! ihr gehörſt Du, ihr gehörteſt Du ſchon an, ehe ich Dich erblickte, ſie hat Dich theuer, ſehr theuer erworben.

Glaube aber nicht, Edmund, daß die Ruhe, welche ich Dir zeige, in meinem Herzen wohnt; ach, von Dir ſich trennen, von dem ſchönſten Traume ſeines Lebens ſcheiden müſſen, iſt hart, iſt ſchwer. Ich lege ja mit

dieſem Lebewohl alle meine Freuden zur Ruhe und ſehe meinen Blüthenkranz ſchon im Frühlinge des Lebens verwelkt.

Gern hätte ich Dich noch einmal geſehen, gern Dir noch einmal geſagt, daß meine Liebe nur im Tode enden wird, aber ich fühlte mich nicht ſtark genug; Du hätteſt mich zu bleiben gebeten, ich hätte Dir dann nicht widerſtehen können, darum ſcheide ich, während Du ſchlummerſt. Biſt Du erwacht, dann iſt auch der ſchöne Traum verſchwunden, der uns betrog; dann ſteht Leonore an Deinem Lager und kühlt die Gluth und die Angſt, die Dich um mich ergreift, und trocknet die Thränen, welche Du der unglücklichen Mathilde weinſt.

Ja, mein Edmund, es wird mir ſchwer zu ſcheiden, ich fühle es ſchmerzlich, daß ich aus dem Innern meines Herzens Dein Bild reißen muß, und flehe zu Gott um Kraft und Muth, damit ich es vollführen, und Dir zum letzten Male ſagen kann: Du warſt, Du biſt, Du bleibſt meine einzige Liebe.

Nun lebe wohl auf ewig! Sei glücklich in Leonorens Armen, dies iſt meines gebrochenen Herzens wahrer, höchſter, mein einziger

Wunsch; und bist Du glücklich, fühlst Du in seligen Augenblicken die Wonne der Liebe, dann gedenke auch meiner mit Liebe, weihe meinem Andenken eine stille Thräne, — und sollte Gott meine Bitte erhören, und mich früher zur Ruhe geleiten als Dich, dann, sei es auch im Vaterlande oder hier, dann pflanze eine Rose auf mein einsames Grab, und eine Thräne bethaue sie. Leb wohl!

Du darfst mir nicht folgen. Liebtest Du mich heilig und rein, so wirst Du meinen Willen ehren und mich nicht wieder sehen.

Mathilde.

Edmund faltete den Brief still zusammen, legte ihn an sein Herz, und blieb ruhig und freundlich. — Konrad stand, den Bruder ernst anschauend, neben ihm, als aber der Bruder immer noch starr vor sich hinblickte, ergriff er seine Hand und rief: Edmund ermanne Dich!

Störe mich nicht! erwiederte dieser mit feierlich dumpfem Tone. Der Engel, der mich schützend umschwebt, drückte den Abschiedkuß auf meine glühende Stirn, störe ihn nicht; es ist ein heiliger, schauerlicher Augenblick, er trennt mich von ihr, er reißt mein Herz gewaltsam los.

und Trank — Ein Fremder dünkte er sich in seinem eignen Hause, Unmuth und Schmerz übermannte ihn, doch als sein Auge die Tochter in dem ärmlichen, verunstaltenden Kleide einer gemeinen Sciotin traf, waren Schmerz und Unmuth verschwunden. „Haben die Wüthrige mir auch Alles genommen" rief er, sie in seine Arme schließend freudig aus „so haben sie dich mir doch gelassen und ich fühle mich noch reich! Aber fort, fort von hier, fort von dieser Insel, wo das Unglück wie eine schleichende Hyäne uns folgt. Fort, hin nach Ipsara, dort, zwischen den Bergen steht im einsamen Thale das Häuschen, wohin deine Mutter so gern wallfahrtete, einsam und klein, aber versteckt; dort wollen wir hin, ein Boot führt uns von Melano schnell hinüber — da finden wir ein Asyl, bis der Sturm vorüber ist."

„Laßt uns noch hier bleiben, Vater!" bat Helene „jetzt, wo, wie ich vernommen habe, die russische Flotte in der Nähe ist, jetzt möchte ich nicht gern von Scio. Erst wenn sie diese Gewässer verlassen hat, erst dann —"

„Helene, du forderst und wagst viel" warnte der Vater; „kaum gerettet und schon willst du wieder der Gefahr trotzen? —"

„Und wie rettetet Ihr Euch aus den Fluthen?" fragte sie jetzt, durch die Worte des Vaters an die schreckensvolle Lage dieser Nacht erinnert — „O sagt, o erzählt mir, daß ich Gott danken kann!"

„Als die Wellen uns trennten" begann Demetrios ihre Bitte erfüllend „und mich die Fluth nordwärts schleuderte, versuchte ich umsonst, dich zu erreichen; jede Anstrengung war vergebens, die Wellen, die sich tobend an

Der Arzt trat ein, er sah die Fieberhitze, die ihn durchzuckte, und hieß ihn, sich zur Ruhe legen; er fürchtete, zu früh sein Gemüth aufgeregt zu haben, doch war Edmunds Körper zu stark und sein Geist zu kräftig, um so schnell zu unterliegen, die Nacht ging ruhig vorüber. Gleich nachdem er Mathildens Brief gelesen, fragte er nach Leonore, doch meinte Margaritta, daß es mit mehr Wehmuth als Sehnsucht geschehen sei. Man versicherte ihm, sie sei wohl und er solle sie morgen sehen.

Als er des andern Tages erwachte, bat er, sogleich ihn zu ihr zu führen, er müsse sie sehen, müsse sie sprechen. Auch Leonore, auf welche der Schlummer wohlthätig gewirkt hatte, sehnte sich unaussprechlich nach ihm, doch Ludovica hielt es für rathsamer, sie vorher mit ihrem eigenen Schicksale in etwas bekannt zu machen. Sie sagte ihr, daß sie sich nicht in Rom bei dem Cardinal, sondern bei dessen Ohm in der Gegend von Pisa befände, daß sie lange Zeit sehr krank gewesen, erst gestern, wie es schien, genesen sei, und Edmund sie todt geglaubt. Von Mathilden

ſchwieg ſie — ſie wollte dem Schickſale dieſe Auflöſung allein überlaſſen.

Leonore hörte dies ruhig an, der Gedanke, Edmund zu ſehen, verſchlang alle Uebrigen, ſie ſchien kaum auf Ludovica zu hören, und war mit ihrem Putze beſchäftigt, den ſie heute mit beſonderer Sorgfalt geordnet hatte. Eine leichte Röthe blühte wieder auf ihren Wangen, ſo ſtand ſie reizend, Edmund mit klopfendem Herzen erwartend, da. Er trat ein, Arm in Arm ruhten die ſo lange Getrennten, Alles, was ſie geduldet, was ſie gelitten hatten, war vergeſſen, die Wonne des Augenblickes verwiſchte die Erinnerung. Doch in Edmunds Buſen war dieſe Alles umfaſſende Seligkeit bald verſchwunden, er gedachte Mathildens, und gegen einander ſtreitende Empfindungen ließen ſeinem Herzen die Wonne nicht rein genießen. Daß Leonore lebe, daß ihr Geiſt wieder ruhig und klar vor ihm ſtehe, der unglückliche Wahnſinn verſchwunden und durch ihn verſchwunden ſei, dies beglückte ihn unausſprechlich, er konnte nicht brünſtig genug dem Himmel dafür danken; aber daß ſie für ihn lebe, für ihn die Roſen auf ihren Wangen wieder neu erblü-

hen sollten, daß für ihn dieser gebildete Geist wieder auf ruhigen, richtigen Weg geleitet sei, dies, was ihn einst so hoch beglückt hätte, quälte jetzt sein gepreßtes, sein getheiltes Herz. — Leonore und Mathilde, Beide waren ihm theuer, Mathilde war es ihm durch ihr edles Entsagen noch mehr geworden; ach, wohin sollte er sich wenden? — Zwei Engel öffneten ihm die Pforten des Paradieses, welchem sollte er folgen?

Leonore hatte so viel für ihn gelitten, Monden ihres Jugendlebens wahnsinnig um ihn vertrauert, und den Dolch, der auf ihn gezückt war, großmüthig in ihrer Brust aufgefangen; ach, und Mathilde! — Wie hatte sie gekämpft und geduldet für ihn, wie ganz für ihn gelebt, seitdem ihre Liebe nicht mehr ein Verbrechen war; wie glühend brannte noch ihr Kuß auf seinen Lippen, wie laut fühlte er noch ihr Herz an dem Seinigen schlagen, wie reizend stand sie vor seinen Sinnen in üppiger Fülle — die Phantasie konnte ja an ihrem Bilde ohne Unterbrechung den Faden fortspinnen, den sie gewunden hatte, die Sinne durchglühten das Herz.

Schwer und zerstörend muß der Kampf

der Liebe gegen die Liebe seyn, wenn zwei geliebte Wesen, so ähnlich an Form, so ähnlich in ihren Gefühlen, feindlich einander gegenüber stehen und um das zagende Herz ringen. Auch Edmund fühlte dieses traurige Schwanken, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Leonore bemerkte nun wohl, daß seine Liebe nicht war wie einst in Rom; sie fragte ihn sanft, was ihm fehle? — daß er sie noch liebe, das fühle sie, aber daß diese Liebe nicht schmerzlos sei, das könne er ihr nicht verbergen. Sei offen gegen mich, mein Edmund, verbirg mir nichts, bat sie, ich glaube, auch das Schrecklichste mit Fassung anhören zu können. Ich weiß ja, daß Du lebst, und weiß ich dann nur, daß Du glücklich bist, dann will ich es auch seyn! — auch ohne Dich setzte sie langsam und leise hin, sank an seine Brust und weinte heftig. Edmund suchte sie zu beruhigen, versicherte ihr, daß er sie innig liebe, und daß nie ihr Bild ihn verlassen habe. Ach, er hätte so gern ihr offen und ehrlich alle Verhältnisse gesagt, er wagte es nicht; — nicht aus Furcht, daß sie ihn verdammen, daß sie ihn hassen müßte — war

er doch zu entschuldigen, da er sie todt geglaubt hatte, hatte er sie nicht in die Gruft senken sehen? — Nein, nur Furcht, daß die Wahrheit unglücklich und zerstörend auf ihren Geist wirken möchte, ließ ihn schweigen. Leonore merkte nun wohl, daß ein Geheimniß auf ihm laste, sie sah bittend im Kreise umher, heftete einen langen, aber herzlichen Blick auf Ludovica's verweintes Auge, nahm sie dann freundlich bei der Hand und bat sie, mit ihr in die freie Luft zu gehen, nach der sie sich sehne.

Auch Edmund verließ mit Konrad das Zimmer. Du siehst mich forschend an, sagte er, Du willst meinen Entschluß aus meinen Blicken lesen, Du fürchtest, daß ich Deinen Rath verlange — fürchte nicht, hier muß mein Herz allein gebieten, da meine Pflicht mich gleich streng nach Beiden hinzieht.

Und was sagt Dein Herz? fragte Konrad düster.

Es schweigt; das Uebermaß seiner Empfindungen ist noch nicht geordnet, es ist zu bewegt, als daß ich seine Töne vernehmen könnte. Aber gedulde Dich, mein Bruder, Du weißt, ich habe mich fassen gelernt, ich

bleibe

bleibe Herr meiner selbst im Sturme des Schicksals, wenn ich auch bei seinem leisen Wehen schwanke, und unedel wirst Du Deinen Edmund nie handeln sehen. Ich wünsche nur Leonore von Allem unterrichtet, so wie ich wünsche, von ihrem Schicksale es auch zu seyn. Erforsche den Arzt, ob wir es wagen dürfen, ihr die Verhältnisse in voller Wahrheit darzulegen. Ehe ich dies nicht kann, ehe ich nicht öffen und wahr vor ihr stehe, hat dies Herz keine Ruhe, dieser Geist keine Kraft.

Unterdessen war Ludovica Leonoren nach dem Tempel gefolgt, wo sie bei Edmunds Ankunft gesessen hatte. Hier ergriff diese zutrauenvoll Ludovica's Hand und sagte mit weicher Stimme: Ich kenne Euch nicht, aber aus Eurem Auge strahlt das heilige Mitgefühl. Unter Allen, die ich um mich sehe, zieht es mich am Meisten nach Euch, Euch will ich mich vertrauend nahen, Ihr werdet mir mein Geschick enthüllen, und mir nichts verschweigen. — Sie hielt inne; Ludovica blickte wehmüthig auf die Arme, deren Himmel sie zerstören sollte.

Ihr seht mitleidvoll auf mich, fuhr Leo-

nore fort, Euer Buſen klopft ängſtlich. Fürchtet nicht, daß das Schmerzvolle, was ich durch Euch erfahren ſoll, mich wieder in mein Labyrinth zurückführen wird, nichts überraſcht mich, ich bin auf das Furchtbarſte gefaßt, und wenn es denn auch wäre! Der Himmel nur kann es wiſſen, ob mein Erwachen nicht ſchrecklicher war, als mein Schlaf, ob meine Träume nicht ſüßer waren, als die Wirklichkeit es ſeyn wird. — Ludovica ſeufzte und drückte ſie ſtatt Antwort an ihr Herz.

Nicht wahr, holdes Muttergottesbild, ſagte ſie nun, als ſie an Ludovica langſam niederſank, und lieblich und kindlich vor ihr niederkniete, nicht wahr, mein Edmund liebt eine Andere?

Ludovica vermochte nichts zu erwiedern, ſie beugte ſich zu der Knieenden nieder, und drückte Leonorens glühende Stirn an ihren Buſen. — Arme, unglückliche Schweſter! ſagte ſie unwillkürlich und leiſe. — Leonore hob bei dieſen Worten der Theilnahme freundlich ihr bleiches Geſicht von Ludovica's Buſen empor, an dem es lange ſtill geruht hatte, erhob ſich und ſchaute über die Mauer. — Da, von da unten tönte mir ſeine Stimme

entgegen, sagte sie bewegt, da lag er in den Armen einer Andern, da, da unten, sagte sie, strich sich die herabgefallenen Locken von der Stirn, und ihre Rede stockte. — Sie nahm die Laute, betrachtete sie lächelnd, legte sie aber nach dem ersten Accorde wieder neben sich, und sagte traurig, sie ist verstimmt! — Ludovica sah sie ängstlich an. — Nicht diesen Blick, Du fromme Heilige, bat Leonore mit kindlichem Tone, fürchte nichts für Deine arme, unglückliche Schwester. — Edmund liebt eine Andere, das sagt mir die Thräne in Deinem Auge. — Gott im Himmel! rief sie heftig aus, und stürzte, am ganzen Körper zitternd, auf ihre Knice, lehre mich dies tragen, und laß mich Arme nicht wieder wahnsinnig werden, nimm mich lieber auf zu Dir in Deinen heiligen Schooß! Sie sank ermattet nieder; Ludovica sprang auf und rief Margaritta, von der sie wußte, daß sie ihnen gefolgt war; mit ihrer Hülfe wurde sie wieder aufgerichtet und auf die Bank gesetzt, wo die schwindenden Lebengeister bald zurückkehrten.

Leonore dankte ihnen innig und sagte mit anscheinender Ruhe. Gott hat mein Gebet

erhört, ich fühle es, die Madonna hat für mich gebeten. Sie stand nun auf und ging, von Ludovica und Margaritta geführt, in das Haus zurück, wo man sie zur Ruhe brachte.

Ludovica benutzte diesen Augenblick, Folgendes an Mathilden zu schreiben:

Ihr habt uns verlassen, edle Frau, und Ihr thatet Recht, ein hochherziges Gemüth konnte nicht anders handeln. Nicht Uebereilung, das hohe Gefühl Eurer Würde und Eure Pflicht geboten Euch diesen Schritt. Aber fliehet nicht fern aus unserer Mitte, nicht eher, als bis die Dunkelheit sich aufgehellt hat, bis der Entschluß sich geordnet und das Schicksal entschieden ist, das noch finster und ungewiß über Leonore schwebt; so lange bitte ich, beschwöre ich Euch, auf Eurer Villa zu bleiben. Die kleinste Uebereilung könnte traurig auf des Mannes Gemüth wirken, der Euch noch theuer seyn muß. Dies der Zweck dieses Briefes; offen und wahr sollt Ihr durch mich alle ferneren Begebenheiten erfahren. — Könnte die Schwester nicht, wenn auch nur auf Stunden, zu uns kommen?

Ludovica.

4.

Der Arzt, den man um Rath fragte, ob man Leonore von Allem, was sie noch nicht wisse, unterrichten dürfe, zuckte die Achseln, und fürchtete, daß alsdann die Geisteszerrüttung wiederkehren würde, doch meinte er, wenn die Signora die feste Gewißheit habe, ihren Geliebten in den Armen einer Andern gesehen zu haben, wenn sie fest glaube, Edmund liebe eine Andere, und also vom Schrecklichsten ihres Schicksales ihr schon die Ueberzeugung geworden sei, dann wäre es besser, ihr alle Umstände offen mitzutheilen, welche den Geliebten bei ihr ganz entschuldigen müßten.

Während im Schlosse Alles in Bewegung und Unruhe war, selbst der alte Ohm an Leonorens Lager getreten und ängstlich um sie besorgt war, hatte Edmund das Freie gesucht und hoffte hier Ruhe und Bestimmtheit zu erlangen. Konrad war ihm gefolgt. — Du stehst am Scheidewege, sagte er zu dem unruhig Auf- und Abgehenden, Du weißt nicht, wohin Du Dich wenden sollst: in solchen zweifelhaften Fällen muß der Mensch allein

den Klippen brachen, trieben mich immer weiter von dir ab, dem Ufer zu. Jetzt erfaßte mich eine brausende Woge, hob mich aus der Tiefe empor und schleuderte mich ans Land; ich glaubte an den Felsen zerschmettert zu werden, doch es war zu meinem Glück, denn ich erreichte die Felsen nicht und blieb betäubt auf dem Rasen liegen. Hier mochte ich wohl lange gelegen haben und als ich erwachte, raffte ich mich auf, eilte den Felsen hinauf und erwartete, von Frost erstarrt, nur angstvoll an dich denkend, mein Schicksal. So saß ich hier während einer langen qualvollen Nacht, ich glaubte dich verloren und Verzweiflung ergriff mich — Doch gefrevelt habe ich nicht, nicht mit Gott gerechtet, aber wohl andachtsvoll auf meinen Knieen gelegen, die erstarrten, triefenden Arme gen Himmel gehoben und zu ihm gebetet — Da dämmerte über Asiens Küste das Morgenroth und mit den Strahlen der wiederkehrenden Sonne drang der Strahl der Hoffnung in meine wunde Brust, denn ich sah auf der westlichen Küste der Insel Rauchsäulen aufsteigen, die von Berg zu Berg die Ankunft der russischen Flotte verkündeten. Asiaten und Albanesen jagten mit verhängtem Zügel durch das Thal Livadia der Stadt zu und endlich sah ich auch die Barbaren unsere Wohnung verlassen. In diesem Augenblick kam Paul Brand den Felsen heraufgestiegen — Ach! wie that es mir so wohl, ihn zu sehen, wie freute er sich, mich hier zu finden und wie stärkten mich die Worte des Trostes, die er sprach. Er sandte einen Boten nach dir — und nun habe ich dich wieder, alles ist vergessen! Ich fühle mich so glücklich, daß du wieder mein bist Helene, daß ich selbst meinem Feinde vergeben könnte! —"

der Pflicht folgen, sie wird ihn immer den Weg führen, den er gehen soll. Leonore, die unglückliche, wahnsinnige Leonore darfst Du nicht verlassen, und wenn der Himmel ihr Genesung schenkt, bist Du ihr verpflichtet durch Schwur und Blut. Was wankst Du noch? Sie hat die ersten die gerechtesten Ansprüche auf Dein Herz; Mathilde hat mit edlem Muthe Dir entsagt, deßhalb verehre ich sie. Dir bleibt keine Wahl, und zum Rechten muß der Entschluß dem Manne leicht seyn.

Meine Pflicht kenne ich, unterbrach ihn Edmund, mit Gott werde ich sie üben; aber ich müßte kalt seyn wie Eis, und hart wie dieser Granit, wenn ich ohne innern Kampf sie verlassen könnte, die mit ganzer Seele an mir hängt. Bewahre Dich Gott vor solchem Zwiespalte in Deinem Innern, er ist fürchterlich!

Er kehrte nun ins Schloß zurück, Konrads Worte hatten ihn mehr verwundet als bestimmt; er eilte zu Leonore, sie schlief. Der alte Graf empfing ihn schweigend, aber nicht feindlich, eine stumme Verbeugung war die einzige Bewillkommung; Ludovica und der Arzt saßen neben Leonorens Bett, Edmund

setzte sich zu ihren Füßen, Margaritta war im Zimmer beschäftigt. Der Arzt lauschte auf jeden Athemzug der Schlummernden; bei der fliegenden Röthe, bei dem leisen krampfhaften Zucken des Mundes schüttelte er bedenklich den Kopf. Da schlug sie die Augen auf, sah freundlich im Kreise umher, richtete sich auf, und ergriff Ludovica's Hand. — Gib mir doch purpurfarbene Rosen, liebe Schwester, sagte sie zu ihr, aber geschwind, ich habe Eile! Der Arzt winkte, Margaritta sprang hinaus, und kam schnell mit einer Menge dunkler Rosen wieder zurück. — Ich muß mich schmücken, fuhr sie fort, um meinem Edmund zu gefallen. Sieh nur, wie tiefsinnig er da sitzt und mich traurig anblickt. Ach; zürne Deiner Leonore nicht, daß sie die Rosen, die Du ihr pflücktest, nicht mehr hat, sie kann nur noch Purpurrosen in ihr Haar flechten. — Edmund blieb seiner nicht mehr mächtig, stürzte zu ihr, schloß sie in seine Arme, drückte glühende Küsse auf ihre Lippen, und wiederholte immer im süßesten, herzlichsten Tone: Meine Leonore, meine innigst Geliebte, ach, erkennst Du mich denn nicht, fühlst Du nicht den brennenden Kuß Deines

Edmunds auf den Lippen? — Sie sah ihn freundlich an, streichelte seine Wange, und sagte im wehmüthigen Tone: Liebst Du mich denn noch, mein Geliebter?

Bis in den Tod, Leonore, werde ich Dich nicht vergessen! rief er aus und sank an ihre Brust; da schmiegte sie sich sanft an ihn, und die wohlthätigen Thränen lösten ihre Melancholie in süße Wehmuth auf.

Nun glaubte der Arzt ihr vorsichtig und nach und nach durch Ludovica, zu welcher sie das meiste Zutrauen zu haben schien, die Begebenheiten mittheilen zu können; doch sollte Edmund stets in der Nähe bleiben, um bei jedem Anfalle von Schwermuth herbeieilen, und sie durch Beweise seiner Liebe beruhigen zu können.

5.

Am andern Tage bat Edmund seinen Bruder, nach der Villa zu reiten, Mathilden Antwort auf ihren Brief und ihm Kunde von ihrem Ergehen zu bringen. Konrad fand sie und Cäcilien in tiefer Schwermuth, und gab

ihr Edmunds Brief. Lange hielt ihn Mathilde in ihrer zitternden Hand, ehe ſie ihn erbrach. Es iſt mein Todesurtheil, ſagte ſie leiſe. Nun es ſei!' Sie öffnete ihn und las:

Du haſt mich verlaſſen, meine theure Mathilde, in dem Augenblicke, wo mich mein feindſeliges Geſchick ſo ſonderbar unglücklich auf meinem Lebenswege zwiſchen Dich und Leonore geſtellt hat. Dein edles Herz will ſich für mich und die Unglückliche opfern, aber ich nehme dies großmüthige Opfer nicht an. So lange Dein Bild glühend und lebendig in meinem Herzen ſteht wie jetzt, ſo lange ich weiß, daß Du mich innig liebſt, ſo lange ſei auch meine Liebe zu Dir unzerſtörbar. — Auch Leonore liebe ich, ich geſtehe es Dir frei, auch an ihr hängt mein Herz, auch das Ihre würde brechen, wüßte ſie mich in Deinen Armen. Wie es möglich iſt, Euch Beide mit gleicher Sehnſucht zu lieben, und doch zu fühlen, daß dieſe Liebe rein und heilig iſt, mag der Vater dort oben enträthſeln, der die Herzen der Menſchen kennt und ſie lenkt; mir iſt es dunkel. Daher, meine geliebte Mathilde, höre den Entſchluß, den mein gepreßtes Herz gefaßt hat, und den mir die Liebe

und die Pflicht zu Euch, Ihr holden Zwillingschwestern, gebot. Ewig, als Bruder wandle ich um und neben Euch, ich gehöre Beiden und Keiner an! Die Liebe, welche Euch Beide nicht beglücken kann, darf auch mein Herz nicht wonnig ergreifen, es muß mit dem Eurigen vergehen.

Nenne es nicht Stolz, nicht eitlen Wahn, wenn ich fest glaube, Du und Leonore, Ihr liebt mich mit unauslöschbarer Gluth, wenn ich fühle, daß auch meine getheilte Liebe keiner von Euch genügen, keine glücklich machen könnte. — Leonore kann ich nicht verlassen, ihr Geist, kaum wieder von einem Dämmerlichte erhellt, würde bei dem leisesten Grame zerrüttet in die düstere Nacht zurücksinken. Ueber ihren Zustand muß ich, ehe ich scheide, Ruhe und Gewißheit haben. Sie hat für mich geblutet, sie hat ihre Frühlingblüthen wahnsinnig für mich zerpflückt, nein — verlassen kann ich, darf ich sie nicht. Deßhalb, meine theure Mathilde, zürne mir nicht, unterdrücke nicht mein Bild in Deinem liebenden Herzen. Nicht geliebt zu seyn von Dir, könnte ich nicht ertragen, aber eine heilige, geistige Liebe soll es seyn, ohne Wünsche und

Sehnen, ohne sinnliches Begehren, so wollen wir uns lieben, bis der Tod uns trennt.

Sobald Leonore genesen, treibt mich mein Schicksal von hier zurück in den Krieg; ob ich es werde tragen können? — Gott mag es wissen, ich glaub es nicht.

Leb wohl, edles Wesen, das mein unglückliches Gestirn um seine Freuden betrog. Leb wohl, und schenke dem Andenken Deines Edmunds eine sanfte, schmerzlose Thräne!

Cäcilie sank an Mathildens Brust, als sie diese stumm, Edmunds Brief in die Höhe hebend, vor sich stehen sah, Thränen erstickten ihre Worte, da ermannte sich Mathilde, und nach einer kurzen Pause sagte sie feierlich. Nein! dem Schicksale genüge ein Opfer, die Büßende sei es. Sieh, Cäcilie, fuhr sie fort, die Schuld verfolgt den Menschen, sie drückt centnerschwer die beklommene Brust, und man vermag sie nicht abzuwälzen. Hüte Dein Frühlingleben vor den tiefen Gefühlen, die Dein Herz ergreifen, zerstören könnten, fliehe Alles, was Dich mit Sehnsucht erfüllt, fliehe die Liebe, die ein fühlendes Herz nur schmerzvoll ergreift. Auch mich hatte sie schon unglücklich gemacht, ehe ich sie noch kannte,

ich büße eine Schuld, die ich nur ahnete, nicht beging. — Bleibe bei mir, Cäcilie, ziehe nicht zu den Glücklichen, verlaß mich nicht in diesen Tagen; Dein frommer heitrer Sinn möge mich wie ein freundlicher Engel umschweben, daß die frommen Gedanken mir bleiben, und die Sehnsucht mich nicht von meiner Pflicht entferne.

Durch Konrad, dem Margaritta Alles offen erzählt hatte, erfuhr Cäcilie nun auch das Schicksal Leonorens seit jener unglücklichen Nacht, wo man sie nach dem Kloster der Carmeliterinnen gebracht hatte. Signora Franzeska, theils durch den Marchese Sommariva, theils durch ihren Beichtvater bewogen, hatte ihre Einwilligung zu Allem gegeben, was die Verbindung ihrer Tochter mit dem ketzerischen Deutschen hintertreiben könnte. Sie haßte Edmund aus vielen Gründen, jedoch war die Religion der Stärkste; sie war gegen den Willen des Cardinals mit dem Marchese, diesem treuen Anhänger des Papstes, in Verbindung getreten, der Leonore zu ehelichen versprochen, und ihr für diesen Fall eine bedeutende Geldsumme ausgesetzt hatte. Mit ihrer Hülfe war er seiner ersten Gefangenschaft,

und der Auslieferung an die Colonna's entgangen, und da er sich nicht in Rom blicken lassen durfte, von ihr in dem Palaste des Cardinals verborgen gehalten, wo er durch einen heimlichen Ausgang in den Garten eingelassen wurde. Sein erstes Zusammentreffen mit Edmund, mehr noch, als ihn dieser bei seiner nächtlichen Wanderung gefangen nahm, hatten den Haß gegen den jungen Deutschen in ihm erweckt, den die Eifersucht zum Tödtlichen machte.

Unter dem Vorgeben, an Vorabende der Abreise Leonore zu entführen, hatte Franzeska das Nöthige zu dem Bubenstücke vorbereitet, das jedoch, wie sie meinte, nicht blutig, am Wenigsten mit dem Blute ihrer Tochter enden sollte. Sie hatte mit List dem Cardinal zu entfernen gewußt, und war nach dem unerwarteten Ausgange zwar von dem Unglücke Leonorens tief erschüttert, behielt jedoch noch Besinnung genug, die Verwundete auf alle Fälle zu sichern, sie in der Stille zu den Carmeliterinnen bringen zu lassen. Hier fand der in das Geheimniß gezogene Arzt die Verwundung nicht tödtlich, und um nun das Mädchen ganz und für immer aus den Klauen

des Ketzers zu reißen, wurde ihr ein Schlaftrunk gegeben, und so das Possenspiel ihrer Beerdigung ausgeführt. Aber hatte sich der Trübsinn vermehrt, den Leonore schon bei ihrem ersten Erwachen aus der Ohnmacht zeigte, oder war der Trank zu stark in seiner Wirkung, sie verfiel bei ihrem Erwachen in Wahnsinn, der nach und nach in stille Schwermuth überging. Der Cardinal, von Allem unterrichtet, wüthete gegen den Marchese, für den Leonore gar keinen Werth mehr hatte, und welcher dem Ungewitter so lange weislich aus dem Wege ging, bis der Papst sich mit Pompejus Colonna ausgesöhnt, und nun nichts mehr für ihn zu fürchten war. Signora Franzeska wurde auf eine entfernte Besitzung des Cardinals verwiesen, und Ludovica, die in naher Verbindung mit dem Cardinal stand, die Pflege der Kranken übertragen, die sich auch sogleich zu ihr ins Kloster begab. Margaritta hatte ihre Herrin keinen Augenblick verlassen.

Auch Ludovica hielt es unter diesen Verhältnissen für besser, daß Edmund in dem Wahne bleibe, Leonore sei todt; ihn mit dem Zustande der Geliebten bekannt zu machen,

hätte nur die Wunde von Neuem aufgerissen, und ihn ganz unglücklich gemacht. Sie drang jedoch darauf, daß sie mit Leonoren das Kloster verlassen durfte, in dessen düstern Mauern der Trübsinn der Unglücklichen nur neuen Stoff fand. Der Ohm des Cardinals, der Graf del Mole, ein freundlicher, edler, wenn auch bigotter Mann, von den Verhältnissen unterrichtet, beschloß, sie auf seiner Villa bei Pisa, wo er in stiller Abgezogenheit von der Welt lebte, aufzunehmen. Hier in der freien Natur, nur von heitern Gegenständen umgeben, besserte sich der Zustand der Kranken von Tage zu Tage; sie war still, vergnügte sich an dem Spiele ihrer Laute und ihrem Gesange, und war stets beschäftigt, Blumenkränze zu winden, die sie dann wieder zerpflückte. Nur mangelte ihr jeder Blick auf die Gegenwart und die Zukunft, sie lebte nur in jenen Tagen der Liebe; zuweilen erinnerte sie sich des Vorfalls mit den Banditen, doch nie ganz deutlich, aber dann war ihr Zustand bedauernwerth, denn die fürchterlichste Angst um Edmund trieb sie dann umher. Auch schmückte sie sich oft, den Bräutigam erwartend, mit dem sie dann zürnte,

„Thut das nicht, Vater, das Andenken an die Mutter sei Euch heiliger!“ sagte die Griechin feierlich „Betet, daß Gott seine Donner sie zu vernichten sende und die Vergeltung ihre Geißel über sie schwinge!“

Demetrios schüttelte mißbilligend sein graues Haupt — „Wer die Erynnen ruft, Helene, zu dem gesellen sie sich“ sagte er ernst „er kann ihre Schlangen nicht wieder abschütteln, sie umschlingen ihn und lassen ihre Beute nicht wieder los! Doch irr' ich nicht“ unterbrach er seine Unheil weisagende Rede „so sehe ich Paul sich nahen, seine Schritte sind eilend, er winkt mit dem Tuche, sicher bringt er gute Botschaft.“

Er hatte sich nicht geirrt, Paul brachte die Nachricht, daß die türkische Flotte den Hafen verlassen und der asiatischen Küste zu gesegelt sei. Auch habe er vernommen, daß man die russische Flotte bei dem Vorgebirge Melano ostwärts seegelnd, gesehen habe. „Ich glaube, sie wird die Spalmadoren umschiffen und den Feind noch in diesen Gewässern treffen, der mit diesem Winde und seiner Unkunde der Schifffahrt wohl schwerlich den Kanal wird verlassen haben und überdies noch, wie es mir dünkt, nordöstlich gesegelt ist; die Flotten müssen sich morgen begegnen. Wollen Sie sich daher meiner Obhut noch einmal anvertrauen und mit mir in den Hafen von Scio zurückkehren, so beeilen sie sich, denn in einer Stunde lichte ich die Anker, der Nordwest ist mir günstig und in der Bucht kann ich unter diesen Umständen nicht länger verweilen.“

„Ich bin bestimmt, mich einstweilen nach Ipsara zurückzuziehen, dort habe ich eine kleine Besitzung und bin

daß er so lange bei seinen Freunden bliebe, ihnen Lebewohl zu sagen, und wenn sie den Hufschlag von Rossen hörte, meinte die Unglückliche, es wären die Rosse, die sie zu ihrer Reise nach Mailand besteigen sollten. Jeden Sonntag ging sie in die Messe, kniete dann neben Ludovica, und schien das, was sie betete, zu fühlen. Der Arzt wollte dies zwar verhindern, allein der alte Graf glaubte der Kranken den Trost der Kirche nicht entziehen zu dürfen, und ließ sie jeden Sonn- und Festag nach Pisa fahren, wohin er sie gemeiniglich selbst begleitete.

So verlebte sie fast jeden Tag gleichförmig, für sie stand die Zeit still, jeder Morgen brachte die nämliche Sehnsucht, an jedem Abende legte sie sich mit gleicher Betrübniß, daß er nicht gekommen sei, zu Bette. Einige Male, jedoch nur selten, und eine besondere Anregung mußte dazu Statt gefunden haben, schmückte sie ihr Schlafzimmer mit Rosen und Jelängerjelieber, wand einen Myrtenkranz in ihre Locken, erzählte dann, wie feierlich der Priester sie eingesegnet, und sie nun den Bräutigam in ihrer Hochzeitkammer erwarte; dann, war Alles in ihrem Zim-

mer sorgfältig geordnet, ihr Lager auf eine sinnreiche Art geschmückt, sie selbst saß, den Blick nach der Thür gewendet, in schmachtender Sehnsucht. Kam die Stunde der Mitternacht, dann legte sie sich zu Bette, jammerte leise für sich, daß Edmund immer nicht kam, und schlief dann ruhig ein. Einmal nur störte an einem solchen Abende ein Zufall ihre stille, hingebende Trauer. Ludovica war noch bei ihr; da es schon spät war, wollte Margaritta ihr den Myrtenkranz aus dem Haar flechten, sie duldete es nicht, und sah immer regunalos, den Bräutigam noch erwartend, nach der Thür; da entfuhr dem lebhaften Mädchen, das nicht glaubte, Leonore achte auf etwas, der leise Ausruf: Die Unglückliche! wer weiß, ob er nicht untreu, wie alle Männer, in den Armen einer Andern ruht, während sie hier um ihn jammert!

Leonore hatte diese Worte vernommen, und war heftig aufgesprungen. In den Armen einer Andern? rief sie, den Kranz aus ihren Haaren reißend. Ha, darum läßt mich der Ungetreue vergebens warten, darum kommt er nicht, die Braut heimzuführen! Sie warf die Blumen von ihrem Lager, und es dauerte

lange, ehe der Schlaf sie wieder beruhigen konnte. Am andern Morgen wußte sie jedoch nichts mehr von diesem Allen, ihre stille Sehnsucht und ihr vergebliches Harren begann von Neuem.

In diesem Zustande, jedoch auf dem Wege der Besserung, hatte sie Edmund getroffen. Das Ueberraschende seines Anblicks wirkte wohlthätig auf sie, und nur die Ahnung, Edmunds Herz schlage nicht mehr allein für sie, bewirkte einen leisen Rückfall, den jedoch des Arztes Fürsorge und Edmunds Pflege bald wieder hob.

6.

An dem Tage, an welchem Konrad von der Villa bei Pisa zurückgekehrt war, und Edmund beruhigende Nachrichten über Mathilde gebracht hatte, fand er, als er einsam und unmuthig über die Unentschlossenheit seines Bruders unter den Ulmen lustwandelte, Ludovica allein am Wasserfalle sitzen. Sie schien mit ihren Gedanken fern, und ihr Auge sah ohne Theilnahme auf die schäumende Fluth,

die von dem Felsgesteine sich herabwälzte. Er nahte sich und nahm Platz an ihrer Seite. Der Stolz, mit welchem sie ihm bei ihrem ersten zufälligen Zusammentreffen begegnet war, hatte sich seitdem in freundschaftliches Zutrauen gewandelt, sein edles Benehmen, die Theilnahme, die er für Leonore zeigte, sein ernstes männliches Wesen, hatten ihm ihre Achtung erworben; schon seit mehreren Tagen war sie ihm freundlich entgegen gekommen und ihm nicht ausgewichen. Auch heute blieb sie ruhig auf der Felsbank sitzen, und schien sich seines Kommens zu freuen.

Ludovica! verzeiht, daß ich Euch so nenne, weiß ich doch nicht, wer Ihr seid; begann er, ich habe mein Wort gehalten, der Zufall ist günstiger gegen mich gewesen als Ihr, er hat mich zu Euch geführt, und ich erinnere Euch nun an das, was Ihr mir zugesagt; unser Zusammentreffen als eine Fügung des Himmels anzusehen, und mich dann freundlicher zu empfangen.

Und habe ich nicht schon mein Wort gelöst, sagte sie lächelnd, habe ich Euch nicht freundlich empfangen, als wäret Ihr ein alter Bekannter.

Das habt Ihr, erwiederte Konrad. Ich habe es gefühlt, und darf ich deßhalb jetzt die Frage wiederholen, wer Ihr seid? — Es ist nicht unbescheidene Neugier, es ist wahre Theilnahme an Euch, die in dem Schicksale meines Bruders, in dem meines Freundes Frundsberg so sonderbar verwebt zu seyn scheint.

Er ruht auf San Nicola? unterbrach ihn Ludovica.

An Isabella's Seite, erwiederte Konrad. Eine Gruft deckt Beide, und wenn die Posaune erschallt, und die Särge sprengt, dann können sie innig vereint zu einem bessern Leben sich aufschwingen, wo es keines Dolches bedarf, sich aus den Armen eines Wüstlings zu retten. — Die Vergeltung hat den Elenden furchtbar ereilt. Die Art seines Todes ist ein Geheimniß geblieben, sie muß aber gewaltsam herbeigeführt seyn.

Bei diesen Worten erglühte Ludovica's Gesicht, eine gewisse Unruhe drückte sich in ihren Zügen aus. — Hat Herr Melchior von Frundsberg mit Euch von seinem Aufenthalte in Rom, und was ihm da begegnet ist, gesprochen?

Oft!

Hat er meiner erwähnt?

Sehr oft, und das schöne Bild, das er von Euch entwarf, habe ich in Euch leicht wiedergefunden.

Laßt das, unterbrach ihn die Jungfrau, Schmeichelei kleidet den geraden Sohn der Natur nicht. — Hat er auch den Augenblick geschildert, fuhr sie fort, wo er die letzte Bitte Isabella's zu erfüllen, den Vorsatz faßte, sich nicht an Flekenstein zu rächen? — Konrad nickte bejahend. — Da schwur ich die Rache an seiner Statt zu übernehmen, und ich habe, so viel ich vermochte, meinen Schwur gelöset.

Ihr? fuhr Konrad staunend auf.

An jenem Tage, der Mathilde zur Witwe machte, war der Ohm mit Leonoren und mir zum heiligen Feste nach Pisa gezogen, auch Margaritta begleitete uns. Der Zufall wollte, daß dringende Geschäfte den Ohm bis spät in die Nacht in der Stadt aufhielten, so daß er es nicht mehr für thunlich fand, noch nach Hause zu fahren. Da traf es sich, daß Flekenstein mit seiner Gattin in der nämlichen Herberge eingekehrt war, wo der Ohm abzusteigen pflegte, um keinem seiner Freunde

mit der unglücklichen Leonore beschwerlich zu fallen. Hier hörte ich, daß eine deutsche Edelfrau vor einigen Tagen krank angekommen sei, und noch darniederliege; ich nahm Theil an ihr, fragte nach ihrem Namen, und erfuhr, daß es die Gattin Flekenstein's sei. Ein Gedanke stieg in mir auf. Margaritta ist ihrer Schwester ziemlich ähnlich geworden; ich berede sie, dem Elenden in den Weg zu treten, ihn durch die Aehnlichkeit zu erschrecken, ihn zu strafen — es war ein Gedanke, wobei mir die Folgen nicht deutlich erschienen, aber freudebringend konnten sie nicht seyn. — Sie weicht meinen Wünschen aus — aus welchen Gründen weiß ich jetzt noch nicht — aber der Zufall begünstigt mich. Leonore, in dem festen Wahne, Edmund müsse heute kommen, nimmt ein Licht, verläßt mich, ohne daß ich, die ich heute nur an Isabella dachte, es bemerke, schleicht sich mit ihrem Myrtenkranze davon, und das rächende Schicksal führt sie in Flekenstein's Zimmer, der sie sicher für seine Gattin gehalten haben muß. Margaritta, die ihr folgt, sieht beim Eintreten, wie der Fremde sie unsanft schüttelt, ruft ihm zu, und als er sie erblickt, wähnt er, es sei

Isabella, und sinkt todt nieder. — Margaritta entfloh.

So hat das Schicksal die Unglückliche gerächt, ob ich gleich sagen möchte, wohl ihr, daß der Tod sie in seine Arme schloß, und sie dem größeren Schmerze entreißt.

Und weßhalb? fragte Konrad verwundert.

Laßt uns hiervon schweigen, Herr von Bibrach, sagte Ludovica ernst, stand auf und wollte sich entfernen.

Und Ihr wollt gehen, ohne mich wissen zu lassen, wer Ihr seid; liegt denn ein so dichter Schleier über Eurer Geburt, daß Ihr ihn nicht zu lüften wagt?

Genügt es Euch zu wissen, wandte sie sich nicht ohne Bitterkeit an ihn, daß ich nicht ebenbürtig bin, daß jeder Edle, der mich heimführen würde in sein Schloß, auf dem Stammbaume seiner Ahnen unter den Lebenden gestrichen, und zu den Todten gerechnet würde, so wißt Ihr genug, Konrad von Bibrach; oder verlangt Ihr mehr zu wissen?

Eine hohe Röthe überflog des Jünglings Gesicht. Das Verfahren seines Vaters war Ludovica wahrscheinlich durch Frundsberg bekannt, mehr aber überraschte ihn, daß er

fühlte, sie habe einen tiefen Blick in sein Inneres gethan, sie habe den Grund seiner Frage errathen. Er war ungewiß, sollte ihm das, was er nun wußte, genügen, sollte er noch weiter in sie dringen; Ludovica aber riß ihn aus der Verlegenheit.

Ich will Euch gern das Geheimniß enthüllen, sagte sie, sich wieder auf den Fels setzend, warum sollte ich Euch über mich und meine Verhältnisse in Ungewißheit lassen. Wißt, ich bin Leonorens Schwester, meine Mutter eine Betrogene, wie Leonorens Mutter eine Betrügerin war. — Das Nähere laßt mich verschweigen, es weckt zu bittere Erinnerungen.

Als ob aus klarem, unbewölktem Himmel ein Blitzstrahl neben ihm niedergefahren sei, so bebte Konrad bei diesen Worten, traurig hing sein Auge an Ludovica, deren Wangen eine hohe Röthe überflog. — Konrad, sagte sie mit sanftem Tone, Ihr seid ein zu offener Mann, als daß ich nicht einen Blick in Euer Herz hätte thun sollen. Ich kenne Eure Grundsätze, die Ihr in der kurzen Zeit Eures Aufenthaltes bei uns, und trotz des Wohlwollens für Leonore oft und deutlich ausge-

sprochen habt, und halte es daher für Pflicht, Euch jede Täuschung zu nehmen, da es noch Zeit ist. Ihr sollt nicht in einen Kampf Euch begeben, in dem selbst ein Mann wie Frundsberg unterlag, der, auf gleiche Ansichten und Vorurtheile des Lebens zu fest bauend, sich täuschte, und einer Leidenschaft Herr zu seyn glaubte, die ihn vielleicht noch unglücklicher gemacht haben würde, wenn der Dolchstich, der Isabella's Brust traf, nicht das Netz zerriß, das er um sich selbst gesponnen hatte. Bleibt mein Freund, bleibt es schon um Leonorens willen, die an Euch stets eine kräftige Stütze haben wird; erwacht aus einem Traume, den Euch ein überraschender Augenblick zuführte, und täuscht Euch nicht selbst. — Was Ihr für mich fühlt, ist nicht Liebe, und auch mein Herz ist nur für Freundschaft geschaffen, der Liebe schlägt es nicht.

Schweigend, ohne ein Wort zu erwiedern, reichte ihr Konrad die Hand, drückte sie herzlich, und ging mit ihr nach dem Schlosse zurück. Hier eilte er auf sein Zimmer, riß das Koller an dem offenen Fenster auf, daß die gepreßte Brust frei aufathmen konnte. Dies war vorüber! rief er, und wohl, daß

da sicherer als hier" erwiederte Demetrios, für das freundliche Anerbieten dankend.

„Doch eher nicht, guter Vater" bat Helene schmeichelnd „bis das Schicksal der Schlacht entschieden ist. So lange die russische Flotte in diesen Gewässern ist, haben wir auf Scio nichts zu befürchten; die Türken haben sich in die Festung eingeschlossen und kein Grieche wird Euch verrathen; überdies ist Aga Mustapha Euer Freund und des Capudan Pascha Feind."

„Sie sehen" wandte sich nun Demetrios zu Paul „Harry hält sie hier fest, sie will nicht aus seiner Nähe sich entfernen. Schiffen Sie mit Gott allein, hier oder in Ipsara können Sie uns finden." Paul verließ sie.

Schon am Nachmittag konnte man auf dem Altan durch ein Fernrohr, welches ihnen Paul zurückgelassen hatte, die weißen Seegel der russischen Flotte bei den Spalmadoren sehen. Sie lief mit vollem Winde in den Kanal ein und kam bald so nahe, daß man ihre Schiffe deutlich erkennen konnte. Freudig klopfte Helenens Herz, ihr Muth war wieder erwacht; nur an Harry denkend — der Vater stand ihr ja zur Seite — hatte sie nur Augen, nur Sinn für dieses herrliche Schauspiel. Wie Riesenschwäne, die über goldne Fluthen dahin schwimmen, durchschifften die russischen Schiffe mit ihren schwellenden Seegeln die im Schein der Abendsonne erglühten Wogen des Meeres und zogen dem Kampfe entgegen. — „Ach!" seufzte sie jetzt „Wüßte ich nur, auf welchem Schiffe mein Harry wäre! — Wie sehnsuchtsvoll wird er herüber nach diesen Felsen, nach diesem weit in die Ferne leuchtenden Hause schaun, wie wird sein Herz beim Anblick

es vorüber ist; opfere die kaum entfaltete Hoffnung, Herz! und freue Dich, daß sie nicht früher Dir erblühte, und Dich grenzenlos elend machte. — Aber nein! sagte er mit heiterem Lächeln, es war die Liebe nicht, die mich auf San Nicola, und hier im Ulmenwalde bei ihrem Anblicke ergriff. Dieser kalte, stolze Blick kann die Flammen löschen, nicht zünden. — Ich staunte bei ihrem Anblicke über die edle Gestalt, die herrlichen, wenn auch ernsten Züge, ich bewunderte dieses Meisterwerk. — Nein, es war die Liebe nicht! denn in dem Drucke der Hand, sprach sich mein Herz aus, und sagte ihr: mir genügt Deine Achtung, Deine Freundschaft.

So traf ihn der Herr des Schlosses, ein 70jähriger Greis, eine jener würdevollen Gestalten, die bei dem ersten Anblicke Ehrfurcht und Zutrauen einflößen; er schien den jungen Deutschen liebgewonnen zu haben, redete oft mit ihm in dessen Landessprache, die er auf früheren Reisen erlernt hatte; schon oft hatte er sich mit ihm über ernste Gegenstände unterhalten, und heute suchte er ihn sogar auf seinem Zimmer auf. Junger Mann, begann er, täusche ich mich nicht, so nehmt Ihr

Theil an dem Schicksale Leonorens, Ihr zürnt dem Bruder, daß er nicht mit raschem Entschlusse seiner Verlobten entsagt, und der ersten Neigung sich hingibt, Ihr scheint mit Rath und That bei Eurem Bruder dahin wirken zu wollen, und, verzeiht mir, edler junger Mann, Ihr thut Unrecht daran. Ich kenne alle Verhältnisse dieser unglücklichen Begebenheit, und kann Euch deßhalb Euren würdigen Vater in das Gedächtniß zurückrufen, der nur mit kummervollem Herzen seine Einwilligung zu einer Verbindung gab, die seinen Wünschen und Grundsätzen so entgegen war. Der Schritt, zu welchem Ihr den Bruder bewegen wollt, würde ihn jetzt doppelt schmerzen, da er sich dadurch der Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, die Gräfin Eberstein als die Gattin seines Sohnes zu wissen, beraubt sähe. Viel müßte Euer Bruder opfern, Stand und Reichthum, denn ich wüßte selbst nicht, ob der Cardinal, unter den jetzigen Umständen, für Leonore noch das zu thun im Stande wäre, oder den Willen dazu hätte, wie damals in Rom; er müßte ein edles, geliebtes Wesen opfern, und bei jedem trüben Blicke Leonorens die Rückkehr

ihrer unglücklichen Geisteszerrüttung fürchten. Ihr seht, ein heiteres Loos würde er sich nicht bereiten, die Liebe seines Vaters, die Liebe Mathildens hingeben, um vielleicht mit ängstlicher Sorge den Schritten einer Wahnsinnigen zu folgen, und sein frisches, kräftiges Leben an ihr Sieches zu knüpfen.

Ihr scheint der Verbindung mit Leonoren entgegen zu seyn? unterbrach ihn Konrad.

Das bin ich aus mehr als einem Grunde, erwiederte der Greis. Das Mädchen steht mir nahe, ich liebe sie, und weiß ihre Vorzüge zu gut zu schätzen, als daß es mich nicht jammern sollte, sie unter Euch treten zu sehen, wo jeder sie gleich einer Aussätzigen meiden würde.

Und soll die Unglückliche noch einmal dem Wahnsinne verfallen? fragte Konrad.

Besser hier der Verzweiflung unterliegen, als dort, sagte der Alte mit furchtbarer Kälte.

Ich verstehe Euch, antwortete ihm Konrad heftig. Ich kenne das Ziel Eurer Wünsche, den Quell, aus dem sie entspringen; des Ketzers Hand ist das Hinderniß, nicht der Vaterfluch, nicht Mathildens Thränen; im

thörichten Wahne glaubt Ihr Leonore verdammt für ewig.

Junger Mann, unterbrach ihn der Graf, nennt das, was Jahrhunderte bestand, nicht Wahn. — Der Glaube, sei er der Wahre, sei er der Falsche, erhob schon damals die Brust der Märtyrer zu dem festen Vertrauen, nur in ihm den Himmel gewinnen zu können, als noch keine Ahnentafel den Stolz der Geschlechter erhob, und kein Turnier die makellose Geburt verlangte. Das Vorurtheil, weßhalb Euer Vater seinen Fluch über diese Verbindung aussprechen wird, klebt nur am Irdischen, das, weßhalb ich mein Wehe rufe, gehört dem Himmel an.

Siebenzig Jahre habe ich im Vertrauen auf meinen Glauben und seine Verkünder das mühevolle Leben durchwandelt, fuhr er nach einer Pause fort, und mir bei Trübsalen manchen Trost aus ihm geschöpft. Ich stehe am Rande des Grabes, und ein ernster Blick auf den Weg, den ich zurückgelegt, läßt mich ruhig in die offene Gruft blicken, aus der ich erstehen werde, um am Tage des Weltgerichtes vor meinen Richter zu treten, und wer gibt mir den Muth? wer legt das Vertrauen

in meine Brust? der Glaube! Möge Gott Euch so gnädig führen, daß der Eurige Euch am offenen Grabe nicht verläßt, wie mich der Meinige erhält. Und darum, sagte er mit feierlichem Tone, wünsche ich meine Nichte lieber wahnsinnig dem Himmel, als im Wonnenrausche der Hölle zueilen zu sehen. — Ehrt Ihr die Bitte eines Greises, greift ferner nicht mehr in das Rad des Schicksales, versucht nicht seinen Lauf zu lenken, überlaßt es Gott. Auch ich würde schweigen, und seiner Weisheit vertrauen, daß sie die Herzen zum Guten lenke, aber mir gebietet die Pflicht, noch einmal es zu versuchen, ihr Herz zu bewegen, denn von ihrem Entschlusse hängt das Glück oder Unglück so vieler guten Menschen ab. Er verließ Konrad, den seine Worte düster gestimmt und unschlüssig gemacht hatten.

Obgleich der Gedanke, seine geliebe Leonore der Hand eines Ketzers zu entziehen, und so das Heil ihrer Seele zu gewinnen, dem Alten wohl der triftigste Beweggrund war, sie zu bereden, Edmund zu entsagen, so glaubte er es um so mehr thun zu müssen, da er in Edmunds Inneres geschaut hatte. Nach mehreren Unterredungen mit ihm war er über-

zeugt, daß dessen Vorsatz, Beide aufzugeben, um Keine unglücklich zu machen, nicht fest stehen könne, daß er Beide vielleicht gleich liebe, und sich entschieden zu Keiner hinneige. Seinem tiefen Blicke in das menschliche Herz entging es nicht, daß Dankbarkeit und Mitleid ihn mehr nach der Verblühten, Sinnlichkeit und Schwärmerei nach der Blühenden ziehen müsse — er glaubte jedoch in Edmunds Herzen so viel Güte und Festigkeit zu finden, daß, wenn Leonore ihm nicht entsagte, wenn sie ihn festhalten wollte, er ihr jedes Opfer bringen werde, sollte auch darüber sein Herz brechen. Sie dahin zu bringen, daß sie, gleich Mathilden, ihm entsage, war sein Vorsatz; denn war Edmund von Leonoren einmal getrennt, so knüpfte sich jenes Verhältniß in der Heimath leicht wieder an.

Er ergriff die Gelegenheit, als er heute Leonore besonders weich gestimmt fand, mit ihr darüber zu sprechen: Meine Tochter, sprach er im sanften, väterlichen Tone. Du hast in Deiner kurzen Jugendzeit schon die langen, schweren Prüfungen des Alters erdulden müssen, und Dein himmlischer Vater hat Dich seinen Zorn und seine Barmherzigkeit

gleich ſtark fühlen laſſen; deßhalb gehe in Dich, und ſchaue zurück auf Dein vergangenes Leben. Unbeſonnen warfſt Du Dich in die Arme eines Fremden, der nicht Deines Glaubens iſt, Du wollteſt Deine Mutter, Deine Verwandten, Geſpielinnen und Heimath verlaſſen, um mit dieſem Manne in ein fernes Land zu ziehen, wo Dich kein Prieſter Deiner Sünden entbinden, kein wohlthätiges Gnadenbild der Schmerzenmutter Deine reuige Buße in ihren heiligen Schooß aufnehmen konnte. Am Abende vor Deiner Entfernung ſchickt der barmherzige Gott ſeinen Engel, der Dich von dem Abgrunde der Verdammniß hinwegreißen ſoll und Du ſtürzeſt Dich in den Dolch, welcher den Geliebten bedroht. Das war edel, mein theures Kind, und Gott hat dieſe ſchöne That Dir gelohnt, indem er Dich der Strafe entzog, die er über die Sünderin verhängt hatte, und welche Dich um Deinen Verſtand, um Deine Jugendblüthe brachte — und in dem Augenblicke — fühle es tief, Leonore, was ich Dir jetzt ſage — in dem Augenblicke, wo Dir Gottes Güte und Barmherzigkeit Verzeihung bietet, und Dir die Pforten Deines Geiſtes wieder öffnet,

folgſt

folgst Du, Sünderin, von Neuem der strafbaren Neigung, um welche Du schon einmal Gottes Gericht über Dich ergehen lassen mußtest. Ueberlege dies, kehre zurück von Deinem Irrwege, und erhalte Dich rein in dem Schooße unserer heiligen Kirche.

Leonore hatte während dieser Rede auf einem Sessel, den Kopf in ihre Hand gestützt, ruhig gesessen, auch jetzt noch schwieg sie, als er endete.

Bist Du fühllos für die Worte, die der Herr Dir durch mich verkünden ließ? fragte der Greis.

Da erhob sich die Erblaßte; ernst, wie der Todesengel, trat sie vor ihn und sagte mit festem Tone: Verwandte, Freunde und Vaterland habt auch Ihr verlassen, ehrwürdiger Ohm, und Euch damals in ein fremdes Land gebettet, als, so wie ich vernahm, unglückliche Liebe Euch aus dem Vaterlande trieb! — Warum sollte nun die glückliche Liebe mich nicht aus dem Vaterlande in eine fremde Heimath führen können? — Soll der Tempel, den ich Gott in meinem Herzen errichtet, soll er dem Allgütigen, Gerechten nicht genügen? — Soll die gebenedeite Mut-

ter taub seyn für mein Gebet, weil ich es nicht an der Seite eines Priesters zu ihr erhebe? — O, der Geist Gottes umweht uns überall, auf jeder Flur erhebt sich dem anbetenden Herzen ein Altar für seinen Dienst. — Meine Liebe zu Edmund bestrafte der Allmächtige nicht, denn meine Liebe war rein und heilig. Es mußte, unserm Auge unerforschlich, mein Geist, mein Herz das Opfer seyn, aus dessen Herzblute Andern die Wonne erblühen sollte.

Und rechnest Du Mathildens schmerzerfülltes Herz für nichts? unterbrach sie der Oheim zürnend, Edmunds qualvollen Zustand, den Fluch, den der Vater über Dich aussprechen wird, dem Deine sündhafte Neigung das Herz bricht, für nichts? Glaubst Du den Geliebten beglücken zu können, da sein Herz getheilt ist, glaubst Du, solche Liebe könne Dir genügen? Du wirst ihn nicht als der Engel seines Lebens, nur als sein böser Geist wirst Du ihn umschweben, der Dein Grab öffnete, um sich zwischen ihn und Mathilde feindselig zu drängen.

Leonore überzog eine fliegende Gluth. Und was verlangt Ihr von mir? fragte sie ernst.

Entſagen! erwiederte der Greis.

Entſagen! wiederholte ſie und verſank in tiefes Nachdenken. — So lange er mich liebt, unterbrach ſie das Schweigen plötzlich, ſo lange entſage ich ihm nicht; liebt er mich nicht mehr, dann entſage ich der Welt und dem Leben!

Und willſt Du jener edlen Frau an hohem Sinne nicht ähnlich ſeyn, wie Du an Geſtalt Ihr gleichſt?

An edlem Sinne will ich Ihr gleich ſtehen! rief ſie leidenſchaftlich, an Liebe ſie übertreffen! — Kann die Gluth des Herzens durch ein Wort, durch einen Hauch des Mundes verlöſchen, kann ein liebendes Weib den Geliebten hingeben wie ein Spielwerk, das ſie einem Andern gönnt, kann ſie es ertragen, ihn in den Armen einer Andern zu ſehen, kann ſie das nur denken, und ihrer Sinne mächtig bleiben?

Leonore! rief der Alte unmuthig, fürchte Gottes Donner!

Sie ſind über mich hingerollt und ich habe ſie vernommen, ſeine Blitze habe ich leuchten ſehen, und ſie haben mich getroffen, die Flamme meines Geiſtes haben ſie gelöſcht,

dieſer Inſel geklopft haben, laut, ſtürmiſch, wie das Meine ihm jetzt entgegen ſchlägt, wie wird er Alles um ſich her vergeſſen und auch meiner gedacht haben! — Nur immer vorwärts, vorwärts kühner Seegler, der Feind iſt dir nah, der Feind deines Glaubens — deines Glücks! —"

So ſchwärmte ſie bis die Nacht ſich ſenkte und ihrem freudetrunkenen Blicke die Flotte verbarg.

die Flamme meines Herzens nicht — und flöſſen meine Thränen in Strömen, ſie löſchten ſie nicht, decktet Ihr noch einmal den Sarg über ſie, und wolltet ſie mit Erdſchollen überſchütten, ſie machte ſich Bahn und brach hindurch. So lange ich glaube, daß meine Liebe ihn beglücken kann, ſo lange entſage ich ihm nicht. Gebt mir Gewißheit, daß er ſich unglücklich fühlt — und ich will entſagen, ihm und der Welt.

Der Arzt trat ein, er bemerkte die Wallung ihres Bluts und gab dem Grafen ein Zeichen; dieſer verſtand es, brach das Geſpräch ab, und jede Hoffnung war ihm entſchwunden.

7.

So ſehr auch die Gräfin Eberſtein jetzt die Rückreiſe nach der Heimath betrieb, blieb Mathilde dennoch, den Bitten Ludovica's eingedenk, ihre Villa nicht zu verlaſſen, bis ſich Alles entſchieden hätte, und vermochte die Mutter, ihre Abreiſe zu verſchieben. Nicht, daß ſie noch Hoffnung gehegt hätte, ſie nährte Keine mehr in ihrer verwundeten Bruſt. Sie

wollte dem Schicksale es überlassen, und keinen Schritt thun, der über sie oder Edmund bestimmen könnte. Den wahren Grund, weßhalb sie abzureisen zögerte, sagte der Brief, den sie Cäcilien für Edmund mitgab, als diese, durch mancherlei bewogen, sich entschloß, auf einige Tage nach dem Schlosse des Grafen del Mole zu gehen. Cäcilie fürchtete für Konrad, daß ihm die Nähe Ludovica's, die sie nur auf kurze Augenblicke gesehen, ein eben so trauriges Loos bereiten könnte, wie dem Bruder, und selbst die Begierde, Leonore näher kennen zu lernen, bestimmte sie zu der kurzen Trennung von Mathilden. Sie hatte an ihren Vater geschrieben, ihn mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht, und hoffte, daß eine ernste Mahnung von ihm vielleicht auf Edmunds Entschluß wirken könne. Daß die Aeußerung in seinem Briefe an Mathilde, Beide aufzugeben und Keine zu beglücken, unter allen Entschlüssen der Thörichste sei, fühlte sie wohl, aber eben so sehr auch, daß, bliebe er in Leonorens Nähe — und konnte er sie wohl in ihrem Zustande verlassen? — er an sie gefesselt bleiben mußte.

Sie traf unerwartet auf dem Schlosse

ein, und wurde, besonders von Leonoren, herzlich empfangen. Auch dem Grafen schien sie willkommen zu seyn, da ihre Freundschaft und ihre Verhältnisse zu Mathilden ihn hoffen ließen, daß sie den Einfluß auf ihren Bruder nur dazu anwenden würde, ihn zu bewegen, Leonore zu verlassen. Ludovica, die mit ihrem Ohm nicht gleicher Meinung war, und auf den Fall der Trennung befürchtete, daß sich dann der Wahnsinn wieder mit doppelter Wuth der Armen bemeistern werde, schien sich allein über Cäciliens Ankunft nicht zu freuen.

Diese fand Leonore noch sehr angegriffen, doch blühten die Rosen wieder auf ihren Wangen, aber die Heiterkeit des Gemüthes war nicht mit der Jugendfrische zurückgekehrt. Ludovica hatte sie nach und nach mit Edmunds Verhältnissen zu Mathilden bekannt gemacht, ihres Ohms ernste Mahnung hatte sie einen Blick auf ihr Schicksal werfen lassen, der sie entmuthigen mußte, und zuweilen, nahte die Stunde, in welcher sie in seinen Armen verwundet wurde, so kehrte der Trübsinn und die Melancholie, jedoch nur in geringerem Grade, zurück. Der Arzt war nicht ohne

Sorgen, und bat Alles von ihr zu entfernen, was nur im Mindesten ihr Gemüth aufregen könne. Cäcilie ward davon unterrichtet, und vermied deßhalb, mit ihr allein zu seyn.

Bis jetzt hatte sie immer noch gezagt, Edmund den Brief Mathildens zu geben, dessen Inhalt sie nicht kannte, wohl aber ahnete. Mathilde hatte ihn unter Thränen geschrieben, und mit bebender Hand Cacilien überreicht. Sie fürchtete einen übereilten Entschluß, und nur mit beklommenem Herzen gab sie ihm am Abende, als sie mit ihm und Konrad nach einem freundlichen Plätzchen lustwandelte, wohin Ludovica mit Leonoren und dem Arzte schon vorausgegangen war, den Brief, und war sichtbar bewegt. — Geht nur zu den Andern, sagte er, ich folge bald, laßt mich nur einen Augenblick allein, mich zu sammeln. — Sie gingen nach dem Sitze unter den drei hohen Kastanienbäumen, die ihre schattigen Aeste wie ein schirmendes Dach hier ausbreiteten. Wo ist Edmund? fragte Leonore, ihnen entgegen eilend, warum kommt er nicht mit Euch? Konrad suchte sie zu beruhigen, und da auch Edmund gleich darauf durch den Wald sich nahte, setzte sie sich wieder auf den Ra-

senſitz, den Blick unverwandt nach dem Kommenden gerichtet.

Setze Dich neben mich, mein Edmund, ſagte ſie ſchmeichelnd, als er zu ihr trat, und zog ihn zu ſich, aber ſieh freundlich auf mich, laß die Wolken von Deiner Stirn ſchwinden. Ach, Dein Gemüth muß trauern, Du würdeſt ſonſt nicht ſo düſter, ihr nicht einen Liebeblick ſchenkend neben Deiner Leonore ſitzen. Sprich, was iſt Dir begegnet?

Nichts, was Dich beunruhigen könnte, das ſchwöre ich Dir, antwortete er freundlich. Ich bin heute traurig geſtimmt, und das begegnet mir oft zu dieſer Zeit, wenn die Blätter ſich röthen und der Wind ſie über mich wegtreibt. An Deiner Seite, Leonore, werde ich ſchon heiter werden, ſorge nicht.

Ludovica, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, machte Cäcilie auf den ſchönen Blick in das Arnothal aufmerkſam. Die Abendſonne, eben ſich in das Meer ſenkend, vergoldete die Thürme von Piſa, die Heerden zogen mit ihrem ſchwermüthigen Glockengeläute heim, und der müde Landmann eilte nach ſeiner Hütte zur Ruhe. Durch die Zweige der Kaſtanien und Ulmen rauſchte der Abend-

wind, das falbe Laub umhertreibend, und die wenigen Blumen, die an ... m Waldrande noch standen, schienen ihr baldiges Verwelken zu ahnen, denn sie senkten ihr welkes Blüthenhaupt.

Der Herbst erweckt in mir immer Trübsinn, sagte Ludovica sich vergessend. Wir scheiden in ihm von dem frischen Grün, und gehen der erstarrten Natur entgegen. Wie im Leben, so finden wir auch hier noch schöne Tage, die uns den hingeschwundenen Frühling zurückrufen; aber auch Manchen mit seinem Nebel, und manchen Abend mit seinem kalten, eisigen Thau, der uns an die Zukunft mahnt. Die Scheuern sind gefüllt, die Hoffnung ist dahin, sie habe getäuscht oder befriedigt. Der Mensch geht zur Ruhe, und dennoch grauset es dem Trägsten dafür, und wäre er des Lebens auch noch so müde.

Mir ist der Winter viel reizender, erwiederte Cäcilie, ich will lieber die Entbehrungen des Augenblickes ertragen, wenn ich nur der frohen Hoffnung entgegen sehen kann. Mir ist es immer ein drückendes Gefühl, zu genießen, und das Trübe hinter dem Genusse herschleichen zu sehen. Darum mag auch ich

den Herbst nicht. Das Fallen der Blätter, die gelbröthliche Farbe an der Stelle des saftigen Grüns, das Heimkehren in die Winterhütten, selbst das Wegziehen der Zugvögel, Alles stimmt mich so traurig und düster. Da liebe ich weit mehr einen schönen Wintertag, wenn die Mittagsonne sich durch die Schneedecke ein warmes Plätzchen gehaucht hat, und jeder grüne Halm uns als ein Bote der Frühlings begrüßt; da lebe ich immer in der Hoffnung, und der Frühling begleitet mich dann selbst auf dem weißen Schneeteppich. Aber so wie heute, so schön die Landschaft auch ist, dünkt mir doch, ich sehe sie schon in ihrem Winterkleide, kahl und todt vor mir liegen.

Ich liebe den Herbst, nahm Konrad das Wort. Er bringt die Früchte, wenn der Frühling nur mit Blüthen das Auge entzückt. Es ist die Zeit der Reife, die schöne Zeit des Mannes.

Du schweigst, Edmund, und nimmst keinen Antheil an unserm Gespräche; sagte jetzt Cäcilie, ihn aus seinen dumpfen Träumen zu erwecken.

Wohl habe ich gehört, was Ihr Alle ge-

sprochen, auch habe ich es gefühlt, erwiederte er. Wenn der Frühling vorüber ist, der Sommer nicht mehr drückt und brennt, der Herbstwind über die kahlen Felder rauscht und von den Bäumen das Laub schüttelt, die Vögel sich sammeln und eine neue Heimath suchen, wo der Frühling noch lacht und die Blumen noch blühen, da ist der Winter noch nahe, der mit seiner Decke von Schnee in unserm Vaterlande die Erde deckt, und alles Aufkeimende zerstört; er allein ist das Bild der ersehnten Ruhe, und ist er auch das Grab der ersehnten Natur, schläft sie doch sanft unter der Hülle, und stärkt sich zu neuem Erwachen. — Aber, wehe dem Menschenherzen, dem schon im Frühling des Lebens der Herbststurm über die Blüthen rauscht und sie verweht, wehe ihm, denn der Winter ist fern, sein Grab noch nicht offen.

Edmund! rief Leonore, sich in seine Arme werfend; schweig', ich bitte Dich, schweig'! sehne Dich nicht nach dem Grabe! — Sie legten mich hinein, es schloß sich über mir, mein Geist war entflohen — da vernahm ich die Posaune der Auferstehung — ich erwachte. — O, es war ein trauriges, qualvolles Erwa-

chen, ein ewiges Träumen. Sehne Dich nicht nach dem Grabe, dort ist's fürchterlich!

Kommt, sagte der Arzt besorgt, die Abendluft ist kühl. — Er nahte sich Leonoren, welche heftig weinte, schien ihre Thränen nicht zu bemerken, ergriff ihre Hand, der Puls ging heftig; dann that er allerlei Fragen an sie, ihre Gesundheit betreffend, und leitete so allmählig das Gespräch auf gleichgültige Dinge, bis sie in das Schloß zurückgekehrt waren, wo sie sich sogleich zur Ruhe legen mußte. Um die eilfte Stunde verfiel sie heute in dumpfe Schwermuth.

8.

Als Edmund mit seinem Bruder allein auf dem Zimmer war, gab er ihm, ohne ein Wort zu sagen, den Brief Mathildens, Konrad las:

Theurer Freund!

Mit tiefer Betrübniß habe ich das Schreiben gelesen, welches mir Konrad von Euch brachte. Ihr habt den Entschluß gefaßt, uns Beide, mich und Leonore in Eurem Herzen

gleich zu ſtellen, als Bruder unter uns zu wandeln, da die Liebe, welche uns Beide nicht beglücken kann, auch Euer Herz nicht wonnig ergreifen ſoll. Edmund, iſt das der Entſchluß eines Mannes? Weil Eine von uns nicht glücklich werden kann, wollt Ihr auch der Andern, auch Euch das Glück rauben? Mißgönnt Ihr mir denn den einzigen Troſt, der mir noch bleibt, durch mein Entſagen Euch den Weg zur Ruhe und Freude gebahnt zu haben? Glaubt Ihr ich wäre ein ſo ſelbſtſüchtiges Weſen, das der Armen das Glück nicht gönnte, welches Ihr an Eurer Bruſt werden kann? Haltet Ihr meine Liebe für ſo wenig edel, daß ſie nicht in Eurem Glücke allein das Ihrige, wenn auch unter Thränen, finden könnte? — Nein, Edmund, habt mehr Vertrauen zu meinem Herzen! und endet durch einen muthigen Entſchluß den Zwieſpalt in Eurer Bruſt. — Lebt für Leonore allein, ſeid ihr Alles, mir bleibt ein treuer Freund, ehrt mein Andenken, indem Ihr meine Bitte erfüllt, lohnt dem unglücklichen Mädchen, was ſie für Euch litt, und bannet durch Eure Liebe den Dämon für immer, der ihren Geiſt in Banden hielt. Nur wenn ich Euch glück-

10.

Der dämmernde Morgen fand sie schon auf dem Altan, das Auge nach Asien gewendet; aber nur noch in der Ferne konnte sie die Flotte wie dunkle Punkte am Horizonte sehen. Der Wind hatte sich nach Osten gewendet und sie glaubte nun ihrem Ohre mehr vertrauen zu können, als ihrem Auge, sie lauschte und hoffte, der Donner des Geschützes würde ihr die begonnene Schlacht verkünden; aber sie lauschte vergebens. Im Westen nur rollte der Donner des Himmels und schien des irdischen zu spotten. Mißmuthig verließ sie nun den Altan und suchte sich durch häusliche Beschäftigung zu zerstreuen. Schon am vorigen Abend waren mehrere ihrer Dienerinnen, auch einige Diener zurückgekehrt und so viel es sich thun ließ, beschäftigte man sich, wenn auch nur in etwas, die Ordnung wieder herzustellen, die Trümmer wegzuschaffen und das Haus wieder bewohnbar zu machen. Aber trotz dieser Thätigkeit dachte Helene nur an die Flotte. Bald trat sie auf den Altan, das Fernrohr in der Hand, bald stieg sie auf die Terrasse des Daches und blickte nach dem jenseitigen Ufer, aber sie sah und hörte nichts, der Wind hatte sich von neuem gedreht und blies aus Westen und so

lich weiß, kann ich die Trennung von Euch mit Ruhe ertragen.

Wahrlich! rief Konrad ihm den Brief zurückgebend, Mathilde ist ein edles Weib, eines glücklicheren Looses werth. Ich bedaure Dich, mein Bruder, wohin Du Dich wendest, folgt Dir Schmerz, aber bleib nicht am Kreuzwege zagend stehen, dort sollen die bösen Geister Gewalt haben, geh Einen, welcher es auch sei, muthig vorwärts, nach einem Ziele muß Du hin. Mich treibt es von hier, ich kann ohne Mitleid die Arme nicht sehen, die, kaum den Fluthen entrissen, die Welle schon wieder ihren Fuß benetzen sieht; ich kann an Mathilde nicht denken ohne daß ich die Unglückliche, welche die Liebe so bitter getäuscht hat, innig bedauern muß. — Ende bald, komm mit mir, oder ich zieh allein in das Lager von Pavia, und überlasse Dich Deinem Geschicke. Edmund schwieg; Mathildens Brief hatte ihn nicht bestimmt.

Am andern Tage versuchte der Ohm nochmals, Leonorens Entschluß zu ändern; der Ohm schlug ihr vor, nach einem andern Landsitze an der Seeküste zu ziehen, dort, in der Entfernung von Edmund, ihn und ihr eige-

nes Herz näher zu prüfen, und über ihr Schicksal ruhig nachzudenken. An ihn habe ich mein Schicksal gekettet, sprach sie, ob zu meinem Verderben, ob zu meinem Glück, entscheide Gott! So verstrichen mehrere Tage; Cäcilie sah Edmund sich immer mehr nach Leonoren neigen, die mit jedem freundlichen Worte, mit jedem Zeichen der Liebe, wie neu gestärkt, schöner entblühte. Sie kehrte traurig nach der Villa zurück, und gab alle Hoffnung auf, den sehnlichsten Wunsch ihres Herzens erfüllt zu sehen.

Das Verhältniß zwischen Konrad und Ludovica blieb ernst, fast kalt. Er mußte die edle Jungfrau ehren; aber sie hatte wahr gesprochen, ihr Herz war für die Freundschaft, nicht für die Liebe geschaffen; er war gern in ihrer Nähe, aber Liebe war es nicht, die ihn zu ihr führte; er freute sich der schönen Gestalt, sah die regelmäßigen, bleichen Züge gern, blickte mit Theilnahme in ihr ernstes, seelenvolles Auge, konnte sie bewundern, aber Liebe fühlte er nicht.

So verstrichen Wochen, da traf von Mailand ein Bote auf der Villa der Gräfin Eberstein ein, welcher Briefe des Freiherrn von

Bibrach an seinen Sohn überbrachte. Cäcilie, fast seinen Inhalt ahnend, wollte ihm den Brief selbst überbringen, nnd hierbei Allen ein schmerzliches Lebewohl sagen, da Mathilde nur auf Cäciliens Bitten ihre Abreise bis zur Ankunft dieses Briefes noch verschoben hatte. Mathilde sah ein, daß nur ihre Entfernung Edmund bestimmen könnte, deßhalb war sie den Wünschen der Mutter nicht mehr entgegen, und nur Cäciliens inständiges Bitten hatte sie noch zu diesem Aufschube vermocht, denn diese hoffte noch immer, des Vaters ernstes Wort würde auf den Bruder wirken. Sie eilte daher hinüber nach dem Schlosse des Grafen, und während ihrer Abwesenheit ordnete Mathilde unter manchen Thränen Alles zur Reise.

Cäcilie fand die glücklichen Bewohner des Schlosses in großer Bewegung. Der Cardinal della Valle war den Tag vorher dort eingetroffen, und seine Anwesenheit hatte auf Alle mehr oder minder gewirkt. Der alte Graf, sein Ohm, hatte ihn zu kommen bewogen; er setzte auf die Gewalt, welche der Cardinal über Leonore hatte, die letzte Hoffnung; Leonore selbst bebte, als sie ihn sah,

sie

sie glaubte in ihm den Todesengel ihres Glückes zu erblicken. Für Ludovica, die ihn seit ihrer Kindheit nicht gesehen, war er nur der Mörder des Glückes ihrer Mutter, nichts mehr, sie trat ihm nur feindlich gegenüber. Edmund waffnete sich mit Muth, für Konrad allein schien er nicht von Bedeutung, er glaubte, dem Fürsten der Kirche seine Achtung versagen zu müssen, deßhalb war er ihm nur eine lästige Erscheinung.

Schon am ersten Abende fand zwischen dem Cardinal und Leonoren eine ernste Unterredung Statt, aber er hatte hier eine Beharrlichkeit, einen Muth in dem Mädchen gefunden, den er nicht erwartet hatte. Alles aufs Spiel setzend, jede empfindliche Saite ihres Herzens, Stolz, Eifersucht, Liebe, Alles zur Unterstützung herbeirufend, wagte er ihr Gemüth zu erschüttern, sie blieb fest. Er drohte, ihr jede Unterstützung zu entziehen, sie ohne Mitgift Edmund zu übergeben. — Und er wird Leonore, die Bettlerin, doch nicht verlassen, erwiederte sie. Keinen Augenblick vergessend, daß es ihr Vater sei, der mit harten Worten sie bestürmte, blieb sie unerschüttert, hing mit kindlicher Zärtlichkeit

an ihm, und ertrug mit Demuth seinen Zorn. Als ihm aber in der Heftigkeit des Gespräches der Name des Marchese entfuhr, der durch sie sein bitterster Feind und Ankläger bei dem Papste geworden, durchzuckte es sie wie ein Blitzstrahl. Nennt mir den Namen nicht, Cardinal della Valle! rief sie zornglühend, seinen Dolch fühle ich noch in meiner Brust, und der Gedanke an ihn zerrüttet mein Hirn! — Nach diesen Worten verfiel sie in Trübsinn, und schien auf das, was der Cardinal weiter sagte, nicht zu achten, verweigerte auch, sich zur Ruhe zu legen; erst spät erquickte sie der Schlaf.

Bei Cäciliens Ankunft am andern Morgen war sie noch in gleicher Stimmung, besonders vermied sie den Cardinal und schien für Edmund zu fürchten. Sei auf Deiner Hut, warnte sie ihn leise, wappne Dich gegen den Dolch der Meuchelmörder, Dir droht Gefahr, mein Geliebter.

Ihre Vorsorge, die zwar nur aus dem aufgeregten Gemüthe und der Unterredung mit dem Cardinale entstand, war nicht ohne Grund. Als Margaritta am vergangenen Abende in dem Walde lustwandelte, trat

plötzlich ein Mann von feinem Anſehen, der aus dem Bürgerſtande, und Margaritta ein lombardiſcher Seidenhändler zu ſeyn ſchien, zu ihr, und begann mit dem lieblichen Mädchen Scherz zu treiben, ſie zu necken, und dies auf eine ſo feine, angenehme Weiſe, daß Margaritta, von ihrem Frohſinn verlockt, ſich neben ihn ſetzte, und mit ihm zu plaudern begann. Sein Geſpräch war von der Art, daß ſie glauben mußte, es gälte ihr allein; er ſagte ihr ſo viel Schönes über ihre Geſtalt, ihre feurigen Augen, ihre friſche Lippen, daß ſie obgleich noch immer eitel und ſinnlich wie früher, ſich endlich doch in ſeiner Nähe beängſtigt fühlte, und ſich entfernen wollte. Da wußte er aber dem Geſpräche eine ſo feine Wendung zu geben, ſeine Blicke, ſeine Worte ſo zu mäßigen, daß Margaritta's Beſorgniß bei ſeiner angenehmen Unterhaltung bald wieder verſchwunden war, ſie ihm gern zuhörte, und ſeine Fragen willig beantwortete. Er erkundigte ſich nun nach ihren Verhältniſſen, ſchien die Bewohner des Schloſſes ziemlich zu kennen, gab ſich für einen Bekannten des Arztes aus, und leitete ſo das Geſpräch auf Leonore und ihren Geſund-

heitzustand, wobei er sich mit der lebhaftesten Theilnahme nach jedem kleinen Rückfalle und jeder Aenderung ihrer Krankheit erkundigte. Margaritta, unbefangen und leichtsinnig, verheimlichte ihm nichts, erzählte ihm wie Leonore bei dem Anblicke ihres Geliebten wieder ganz hergestellt worden sei, und wie glücklich sie sich jetzt in seiner Gegenwart fühle; da brach der Fremde das Gespräch plötzlich ab, reichte Margaritta ein Briefchen, mit der Bitte, es ihrer Gebieterin zu geben, drückte ihr ein Goldstück in die Hand, und entfernte sich schnell.

Während des Nachhausegehens hatte das Mädchen reiflicher über den Vorfall nachgedacht. Das Benehmen des Fremden schien ihr doch sonderbar, Manches war ihr jetzt auffallend, das sie früher nicht beachtet hatte, und seine genaue Erkundigung wurde ihr, so wie sein schnelles Entfernen, verdächtig. Sie wiegte sinnend das Briefchen in der Hand, ungewiß, ob sie es öffnen, ob sie es Leonoren geben sollte; da beschloß se endlich, sich Ludovica zu vertrauen. Diese, nachdem sie genau auf Margaritta's Erzählung gehört, und jeden Umstand erwogen hatte, blieb kei-

nen Augenblick unentschlossen, sie öffnete den Brief und las:

Signora!

Ein Freund, ein treuer Freund sieht sich gezwungen, Euch vor einem Unglücke zu warnen. Dem deutschen Hauptmann von Bibrach droht unvermeidlicher Tod, wenn er oder Ihr morgen das Schloß nicht verlaßt. Eure Verbindung mit ihm wird, kann nie Statt finden; zehn entschlossene Männer haben den feierlichen Eid geschworen, Eure Seele zu retten, und ihn in diesem Falle zu morden, müßte es selbst am heiligen Altare geschehen. Daher könnt Ihr nur durch Entsagen sein Leben und dem Cardinal, Eurem Vater, die Gnade des Papstes erhalten, indem Ihr dem Marchese Eure Hand reicht. Beachtet meine Warnung, sonst seid Ihr, ist er verloren.

Schleichst Du wieder umher, Schlange! rief Ludovica, nun, wir wollen vorsichtiger seyn als in Rom. Der junge, deutsche Löwe soll uns bewachen, er wird die Schlange zertreten, wenn er sie trifft. Sie zog Margaritta mit in das Geheimniß, welche den Fremden wieder im Walde aufsuchen, und nach dem Wasserfalle locken sollte, sie selbst

warnte Edmund, nicht unbewaffnet und nicht ohne Panzer auszugehen, und unterrichtete Konrad von Allem. Daß der Marcheſe es geweſen, der mit Margaritta geſprochen, daß er ſelbſt den Brief geſchrieben habe, war ſie gewiß, ſie fürchtete, ſelbſt der Cardinal ſei mit ihm verbunden, beobachtete ihn genau, und entdeckte dem alten Ohm die ganze Sache, deſſen redliches Herz ſie kannte, und von dem ſie wußte, wie ſehr er den Marcheſe haßte; er traf ſogleich alle mögliche Vorſichtmaßregeln.

In dieſer allgemeinen Verwirrung war Cäcilie auf dem Schloſſe angekommen, und bemerkte ſogleich, daß hier etwas vorgegangen ſeyn mußte. Nur Edmund war ſich gleich, ſchien nur für Leonore zu leben, und ſo wurde es Cäcilien ſchwer, ihn allein zu ſprechen. Endlich gelang es ihr. Sie gab ihm den Brief des Vaters, er durchlas ihn, erblaßte, warf ihn von ſich und eilte mit zerſtörtem Blicke hinaus in den Wald; Cäcilie, ohne an Etwas zu denken, als an den geliebten Bruder, auf deſſen Geſichte ſich die Verzweiflung malte, eilte ihm nach, traf Konrad, beſchwor ihn, dem Bruder zu folgen, unterrichtete ihn mit wenigen Worten

von dem, was vorgefallen war, und kehrte dann, an den Brief denkend, in das Schloß zurück, sie fand ihn aber nicht mehr in Edmunds Zimmer, und benachrichtigte diesen davon.

Leonoren, aufmerksam auf Alles, was Edmund betraf, war die Bemühung Cäciliens, ihn von ihr zu entfernen, nicht entgangen, sie war ihm kurz darauf, als er sie verlassen hatte, in sein Zimmer gefolgt, fand ihn nicht dort, aber das unausweichbare Schicksal ließ sie den Brief des Vaters finden, sie las ihn. — Einen Augenblick stand sie bewußtlos, dann warf sie einen Blick gen Himmel, verließ das Zimmer, und ging mit festem Schritte nach dem Gemach ihres Ohms. Leset! sagte sie, ihm den Brief reichend, und blieb, während er las, schweigend gegenüber.

Mein Sohn!

Als ich im vorigen Jahre die erste Nachricht Deines Entschlusses vernahm, Leonore della Valle zu ehelichen, setzte ich mit gebrochenem Herzen auf dem Stammbaum meiner Ahnen ein Kreuz neben Deinem Namen, denn Du warst für unser Geschlecht gestorben — strich Dich im Gedächtnißbuche aus der

war auch diese Hoffnung ihr verschwunden. Am Nachmittag glaubte sie zwar dumpfes Rollen, wie Kanonendonner zu vernehmen, aber ihre Einbildungskraft war zu aufgeregt, um sich nicht selbst sagen zu müssen, daß sie sich täusche. Als sie jedoch gegen Abend mit dem Vater in dem Garten lustwandelte, den die Türken noch verschont hatten, vernahmen sie plötzlich einen dumpfen Knall, der die Luft erschütterte — „Er fliegt empor! Ich bin gerächt" rief Helene jauchzend und stürzte nach dem Hause zurück, wo sie auf die Terrasse eilte und hinüber nach der asiatischen Küste blickte; allein sie sah nichts. Den Horizont umzogen Nebel und schon begann es zu dämmern, da theilte noch ein gleicher Schlag die Luft, der wie ferner Donner in dem Gebirge verhallte. Als aber die Nacht sich senkte und es finster ward, erhellte eine feurige Glut das Dunkel und an dem jenseitigen Gestade von Asien hatte die Schlacht zwei Fackeln gezündet, die wie feurige Meteore, Unglück verkündend, am fernen Horizonte flammten.

Helene gerieth bei diesem Anblick in eine Art Begeisterung. Als habe sie die Gabe der Seherinnen, so fest behauptete sie, das Schiff des Capudan Pascha sei in die Luft geflogen, er selbst habe den Tod in den Fluthen gefunden. Sie jauchzte auf, ihre Freude war lauter, wilder Jubel, der fast die Schranken der Weiblichkeit überschritt. Demetrios, deshalb unzufrieden, ermahnte zur Demuth und den Ausgang des stattgehabten Gefechtes nicht kennend und den Sieg nicht so gewiß den Russen zuschreibend als Helene, sandte er nach Melano zu einem Gastfreund und ließ ihn bitten, ins Geheim ein Boot für ihn

Reihe meiner Kinder, und nur die Bitten meines alten, nun in Gott ruhenden Freundes, und die Vorstellung Deiner Schwester, daß Mathildens Herz nicht mehr frei, ohnedies für Dich verloren sei, bestimmten mich, Dir zu Deinem Vorhaben den Segen nicht zu versagen, wie ihn nur das Mitleid dem schmerzerfüllten Vaterherzen entlocken kann, — Gott wollte es anders, Du glaubst die Italienerin ist todt, beweinst sie, kehrst zurück, siehst Mathilde, und deren Anblick ist hinreichend, Dein Herz an sie zu ketten, Deine Thränen zu trocknen, und Dir zu zeigen, daß Deine für ewig geglaubte, unwandelbare Liebe für Leonore nur ein vorübergehender Sinnenrausch war. — Der Himmel krönt Deine Wünsche, Mathilde wird frei, der Engel ruht als Verlobte in Deinen Armen, Dein alter Vater weint Freudenthränen, die Erreichung seines so lang gehegten Wunsches verjüngt ihn, er vergißt Krankheit und Schmerzen, wendet sein sehnendes Auge nach Italien, und hofft mit jedem Tage, Du werdest heimkehren mit der neuen Tochter, und mit ihr, die Freude wiederkommen in das einsame Trauerhaus.

Da entsteigt die Wahnsinnige dem Grabe, tritt feindlich zwischen Dich und Mathilde, zwischen mich und mein Glück. Sie, uns fremd durch Sitte, Glauben und Gemüth, nimmt, von sinnlicher Begierde entflammt, das Opfer der edlen Mathilde an, hält Dich in ihren Zauberbanden umstrickt, und saugt, wie ein Vampyr, mit Wollust an Deinem Herzblute. — Klein, verächtlich steht sie vor meinem Blicke neben der hochherzigen Mathilde, die Dich mit heiliger Liebe liebte, da die italische Braut mit den Armen der Wollust Dich umfängt. —

Und kannst Du noch glauben, daß mein Segen Dich in ihre Arme begleiten würde? — Sohn! gedenke Deines Namens, Deines Stammes, Deiner Ahnen, denke der Pflichten gegen Gott und Deinen alten, leidenden Vater, reiß Dich los von der Zauberin, die Dich mit ihren Künsten umstrickt hält, laß sie dem Grabe, dem sie entstieg! und reiche Mathilden Deine Hand zum freudigen, ehrenvollen Leben.

Solltest Du taub seyn für die Warnung, für die Bitten Deines Vaters, so wisse, statt Segen folgt Dir mein Fluch; wo Du auch

irren wirſt, er wird Dich finden. Die Thränen Deines Vaters, Mathildens gebrochenes Herz, Deiner Freunde Verachtung, dies ſei Dein Hochzeitgeſchenk, damit ſchmücke Deine katholiſche Braut; mit dieſem Segen tritt mit ihr zum Altare, und laß, wenn ich einſt nicht mehr bin, in Rom oder Piſa Seelenmeſſen für Deinen Vater leſen. Leb' wohl, Gott lenke Dein Herz!

Der Ohm legte den Brief ſchweigend auf den Tiſch, und ſah mit theilnehmendem, forſchendem Blicke nach Leonoren. Haſt Du bei Deiner wenigen Kunde der fremden Sprache dieſen Brief ganz verſtehen können? fragte er ſie.

Ganz, erwiederte Leonore.

Und was haſt Du beſchloſſen? Sie warf einen Blick gen Himmel, legte die Hand aufs Herz und ſchwieg.

Erkennſt Du Gottes Stimme? fuhr er fort. Sie antwortete nicht.

Leonore della Valle! rief nun der Alte mit Würde, und die gebeugte Greiſengeſtalt hob ſich mit ſtolzer, jugendlicher Kraft. Ich hoffe, Dein Stolz iſt in Deiner Liebe nicht untergegangen, Du fühlſt, was dieſer Brief

ſagt. Du fühlſt daß Du zu edel biſt, um, gleich einer ausſätzigen Bettlerin, Dich in den Kreis dieſer ſtolzen Deutſchen zu drängen, Du weißt, daß dem Vaterfluche Gottes Strafgericht folgt. — Entſage! —

Muth, Muth! rief die Unglückliche, Purpurröthe überflog ihr Geſicht, dann faltete ſie ihre Hände. Vater im Himmel; rief ſie, laß mir nur den ungetrübten Geiſt bis ich mein Werk vollendet habe; iſt dies geſchehen, ſo mag mein Herz brechen, dies Auge ſich verdunkeln, und der irre Geiſt wieder düſter träumen, — Dein Wille geſchehe!

Und was willſt Du beginnen? fragte der Greis nicht ohne Beſorgniß.

Ich muß handeln, ſagte ſie ſanft, erlaßt mir die Worte; kommt! Sie ergriff ſeine Hand und führte ihn in den Saal, wo man ſich zu verſammeln pflegte; hier fand ſie nur den Cardinal, der in großer Bewegung auf- und abſchritt, und Ludovica, die an eine Säule gelehnt ſtand, und mit düſterm Blicke ſeinen Schritten folgte.

Iſt Edmund nicht hier? fragte ſie, ſich umſchauend. Niemand gab ihr Antwort; der Cardinal ſchien ſie nicht zu bemerken, Ludo-

vica hatte nur Augen für ihn. Leonore war so angegriffen, daß sie sich an einen Sessel halten mußte, um nicht umzusinken; so stand sie bleich, das matte Auge auf die Thür geheftet, die nach dem Garten führte. Als sie in der Ferne Edmund mit Konrad nahen sah, der auch bald mit verstörtem Blicke eintrat, leuchtete bei seinem Anblicke in ihren matten Augen plötzlich ein glühendes Feuer, sie eilte auf ihn zu, sank mit der Gluth der überschwänklichsten Liebe an seine Brust, drückte ihn fest, krampfhaft an sich, und ein heißer Kuß zuckte auf seinen Lippen, dann riß sie sich los, ergriff die Hand ihres Ohms, und eilte mit ihm hinaus.

Was war dies? rief Edmund, nachdem er ihr staunend nachgeblickt. Eminenz, wandte er sich an den Cardinal, sagt mir, was dies bedeutet?

Herr von Bibrach, erwiederte dieser mit Unmuth, warum wendet Ihr Eure Frage an mich? Ich möchte Euch wohl fragen, was dies Alles, das mir fast lästig zu werden beginnt, bedeutet. Ihr seid, so wie ich vernehme, mit der Tochter des Grafen Eberstein verlobt, wohl Euch, daß Ihr Leonoren so

schnell vergessen konntet; was sucht Ihr nun noch hier? — Ihr thätet besser, der Unglücklichen die Ruhe zu gönnen, statt sie zu stören.

Eminenz! fuhr Edmund auf.

Hauptmann Bibrach, unterbrach ihn der Cardinal. Ich war Euch gewogen, und bin es noch, vielleicht jetzt mehr als sonst, aber dessen ungeachtet liebe ich den Ton nicht, den ich eben vernahm. Bedenkt, daß Ihr nicht mehr in Rom als Sieger stolz einherschreitet, sondern Euch als Gast in dem Schlosse meines Oheims befindet. Wägt Ton und Wort strenger, überlegt mit Ruhe, daß die arme Leonore, deren Mitgift jetzt in nichts besteht, deren Gesundheit zerrüttet ist, für Euch keinen Werth mehr haben kann, und daß Ihr mich, durch sonderbare Verhältnisse gedrängt, durch Eure Entfernung sehr verpflichtet, ich werde Euch stets dankbar dafür seyn.

Eminenz! nahm Konrad das Wort, verzeiht, wenn ich statt meines Bruders rede, dessen Gedanken abwesend sind, und der vielleicht nicht die Worte finden würde, die hierher gehören. Verzeiht mir, wenn ich unumwunden meine Meinung sage, ich verstehe

mich nicht auf glatte Worte, und rede wie mein Herz es mir eingibt. Hätte Edmund, mein Bruder, um Leonore geworben, wie der Kaufherr um eine Waare feilscht, ja dann müßte er sich jetzt sagen, daß sie den Werth für ihn verloren hat; aber was ihn hier jetzt festhält, und weßhalb ihn Eure kränkende Rede auch nicht vertreiben kann, scheint Ihr Herren in Italien nicht zu kennen; das Gefühl für Rechtlichkeit, diese schöne Mitgift, welche die Natur uns Deutschen gegeben hat, wenn sie Euch vielleicht Kunstsinn und Verschlagenheit dafür gab. Weil es ihm Pflicht ist, die Unglückliche in ihrem Zustande nicht zu verlassen, welche der eigene Vater verließ, als der Dolch auf sie gezückt ward, die man eines teuflischen Zweckes wegen lebendig begraben, und trotz dem Schutze eines Cardinales einen Schlaftrunk reichen konnte, der ihre Sinne verwirrte., Sie bedarf seines schützenden Armes auch in Eurer Nähe.

An der Spitze seiner Lanzenknechte konnte Herr Edmund sie nicht schützen, hier, wo er allein steht, wohl schwerlich, erwiederte höhnisch der Cardinal.

Und doch, unterbrach ihn Konrad, doch

wird er sie vor dem Dolche des Marchese schützen, der Euch hierher gefolgt ist.

Der Cardinal erblaßte, ein zorniger Blick traf Ludovica.

Und deßhalb werdet Ihr erlauben, Eminenz, daß wir noch hier verweilen. Ich, der deutsche Edle, kann nur wünschen, daß das Verhältniß mit Leonore und meinem Bruder sich löse; doch fühle ich, daß es seine Pflicht ist, hier zum Schutze der Unglücklichen, die selbst in dem Hause ihres Oheims unter Feinden ist, zu bleiben.

Ihr scheint mir den Fehdehandschuh zuzuwerfen, sagte der Cardinal mit Stolz.

Wenn es seyn muß — ja! erwiederte Konrad.

Junger Mann, drohte der Cardinal, reizt mich nicht zum Zorn, er könnte Euch verderben!

Nur wenn Gott es will, nicht wenn Ihr es wollt, sprach er, und verneigte sich gegen den Cardinal. Komm, mein Bruder, damit scharfe Worte den Unmuth in meiner Brust nicht noch mehr entzünden. Er führte Edmund fort, der wohl schwerlich das Alles vernommen hatte, was seinetwegen zwischen

dem Bruder und dem Cardinal vorgegangen war, er hätte gewiß nicht so theilnahmlos geschwiegen; seine Gedanken waren bei Leonoren.

9.

Als diese mit dem Ohm durch die Vorhalle ging, begegnete ihnen Cäcilie. Plötzlich blieb Leonore stehen, ließ die Hand des Grafen los. Verzeiht, mein theurer Ohm! rief sie, bald bin ich wieder bei Euch. — Habt die Güte, mich zu begleiten, bat sie, Cäcilie stürmisch mit sich fort nach dem Garten ziehend. Diese folgte, aber nicht ohne Besorgniß; Leonorens Auge, in dem eine Thräne zu schwimmen schien, sah starr und düster vor sich hin, ihre Wange glühte, sie schritt heftig mit ungewissem Tritte voran, führte Cäcilie in den kleinen Tempel am Felshange, und nachdem sie neben ihr Platz genommen, schien sie über das, was sie sagen wollte, zu sinnen.

Cäcilie wurde es unheimlich in ihre Nähe, der starre Blick Leonorens, der abgelegene Ort

Ort, selbst die Erinnerung, daß hier auf der nämlichen Stelle das Schicksal sich für Mathilde so traurig entwickelt hatte, machte ihr die Augenblicke des Schweigens schauerlich; sie beobachtete ängstlich Leonore, deren stiere Blicke nach und nach sanfter, so wie die gespannten Züge ihres Gesichtes milder wurden.

Cäcilie, begann sie jetzt, nachdem sie laut aufgeseufzt, und sich so die drückende Last von der Brust gewälzt haben mochte. Ich bitte Euch, malt mir das Bild Mathildens, ihr Aeußeres kenne ich, sie soll mir ja gleichen, nur ihr Auge soll blau seyn, da das Meine braun ist, ein sanfter Zug soll um ihre Lippen schweben, der mir jetzt wohl mangelt — stehe ihr Gott bei, daß ihn nicht auch der Schmerz verwischt, wie er mir gethan; aber ihr Inneres schildert mir offen und wahr, denkt, daß Ihr einer Unglücklichen den letzten Trost reichet. Bei diesen Worten verzog sich der Mund zum schmerzlichen Lächeln, das Auge ward feucht, aber der lindernde Tropfen brach nie hervor.

Cäcilie war überrascht und bewegt, sie konnte sich den Zweck dieser Fragen nicht erklären, sie wußte selbst nicht, ob der klare

nach Ipsara bereit zu halten, Maulthiere wurden in der Eile gekauft, und als der im Stillen nach Scio zum Einkauf und Herbeischaffung der nöthigen Sachen gesandte Diener zurückgekehrt war, ward Alles so in Bereitschaft gesetzt, daß man zu jeder Minute abreisen konnte.

Während der ganzen Nacht trieb die Unruhe Helene umher. Sie durchstrich den Garten, stieg in der sternenhellen, heitern Nacht auf die Terrasse des Hauses und ihr Auge blickte hinüber nach der jenseitigen Küste.

So fand sie am Morgen der Vater. „Ich habe Nachricht von Scio," rief er ihr freudig zu — „Paul hat durch ein französisches Kauffartheischiff, das gestern Abend noch spät im Hafen von Scio eingelaufen ist und aus der Ferne das Gefecht mit angesehen hat, die Nachricht erhalten, daß die türkische Flotte an der Küste ohnfern des Hafens von Tschesme von den Russen angegriffen worden sei. Die Russen haben die Schlachtlinie der Türken, die auf beiden Flügeln durch Klippen und Sandbänke gedeckt war, durchbrechen wollen; das Schiff des russischen Admirals Spiritoff, welches an der Spitze sich befand, ist gerade auf das türkische Admiralschiff los gesegelt und hat zu entern versucht. Es gelang ihnen. Schon hatte ein Schiffslieutenant, ein Engländer, die Flagge des türkischen Schiffes herabgerissen" — „Harry! Gewiß mein Harry!" jauchzte Helene. — „Schon lagen sie fest an einander gekettet und der Kampf begann mit blanker Waffe, als die Russen Granaten und allerhand Feuerwerk auf das feindliche Schiff warfen, das auch bald in Flammen stand. Aber zu fest an einander gekettet, konnten sie nicht schnell genug sich von dem türkischen Schiffe losmachen, des-

Geist sie gethan, oder der irre Sinn, sie zögerte mit der Antwort.

Ihr versteht mich nicht, fuhr Leonore fort. Ihr glaubt, ich wünsche, Ihr möchtet mir ein unfreundliches Bild von Eurer Freundin entwerfen, da sei Gott für; gebt mir Wahrheit, und zeigt sich auch Mathilde herrlich, wie eine Himmlische, mein trauerndes Herz würde sich erfreuen.

Was kann ich Euch sagen, Leonore, erwiederte Cäcilie. Sie war meine Jugendgespielin, sie ist meine Freundin, mir erscheint sie so engelrein, daß ich fürchte, mein Bild wird ohne meinen Willen schmeicheln.

Fahrt fort, fahrt nur fort! bat sie.

Sanft ist Mathildens Gemüth, sagte nun Cäcilie, immer den forschenden Blick auf das Mädchen gerichtet, die mit gespannter Aufmerksamkeit und Theilnahme zuhörte, sanft, wie das Gemüth einer frommen Dulderin, ihr Geist hell und klar, über jedes Vorurtheil erhaben, ihr Herz edel, ihr Sinn stolz, ihre Liebe der Euren gleich. —

Nein! unterbrach sie Cäcilie mit sanfter Stimme, so liebt sie ihn nicht, wie ich; wer ihm so leicht zu entsagen vermag, der kann

sein Bild nicht tief in das Herz eingeprägt haben, wer ohne Kampf den Preis hingibt, kann seinen Werth nicht erkennen.

Ihr irrt, erwiederte Cäcilie. Weil sie nur in seinem Glücke das Ihrige fand, weil sie fühlte, Ihr hättet ein theuer Recht auf ihn, deßhalb ward ihr der Muth, ihre Pflicht zu üben — sie entsagte ihm, aber mit blutendem Herzen. — Sie liebt ihn noch mit unaussprechlicher Liebe.

Diese Worte mußten Leonorens Inneres tief erschüttert haben, hohe, aber schnell vorübergehende Röthe überflog von Neuem ihre Wangen, der Mund zuckte, das Auge erglühte, aber bald strahlte ein freundliches Lächeln Cäcilien entgegen. Nun bin ich ruhig, sprach sie, lehnte wie ein schmeichelndes Kind ihr Haupt an Cäcilens Brust, und weinte bitterlich. — Eine Bitte habe ich an Euch, sagte sie dann sich erhebend. Ihr werdet sie mir nicht versagen, wenn die Stunde kommt, in der ich sie thun darf; jetzt schlägt sie noch nicht. Kommt! Sie führte sie zurück in das Schloß, verließ sie hier, und begab sich zu dem Grafen, der sie schon lange mit Ungeduld erwartet hatte.

Ohm! sprach sie, Euch, der mir stets ein Vater war, mich mit so vieler Liebe pflegte, Euch allein will ich vertrauen, meinem Vater kann ich es nicht, neben ihm schleicht der Marchese, mein bitterster Feind. Laßt, ich bitte Euch, in der Stille Alles zu meiner Abreise bereiten, aber Jedem unbemerkt. Ihr und Cäcilie sollt mich begleiten, und nur wenige Diener, aber Margaritta sei ja unter ihnen. Wenn die Stunde des Trübsinnes vorüber ist, nach Mitternacht, ehe noch der Hahn kräht, die Elfen ihren Tanz beendet, ehe die müden Augen der Schlummernden sich geöffnet haben, ziehen wir leise von hier.

Und wohin? fragte der Greis erstaunt.

Wohin Gott mir zu gehen befahl. Sitzen wir zu Rosse, sollt Ihr es erfahren. Nur so viel vernehmt, raunte sie ihm leise zu, als ob sie fürchte, es könne es noch Jemand hören, ich habe mich losgerissen von ihm! Dies sagend, sank sie auf einen Sessel, der Graf wollte nach Hülfe rufen, sie aber hielt ihn zurück. Es geht schon vorüber, sprach sie mit matter Stimme, Gott hat meine Bitte erhört, und wird mir so lange Kraft geben, bis ich es vollbracht habe. Sie erholte sich

bald wieder, der Alte versprach Alles, wie sie es wünsche, bereit halten zu lassen, und so kehrte sie, wie es schien, ruhig zu den Andern zurück.

Edmund schweifte von Neuem mit Konrad im Walde umher, ihn trieb die Unruhe ins Freie. Der Brief des Vaters hatte beide Brüder furchtbar erschüttert; selbst Konrad, dessen Herz ganz für Leonore gesprochen, war, nachdem er den Brief gelesen, mit sich uneins geworden. Arme Unglückliche! sagte er, der Vaterfluch ruft den Wahnsinn zurück, nun ist Alles für Dich verloren!

Alles! wiederholte Edmund, Alles! — Aber Muth, Konrad, laß uns zu ihr hin, helfen, wo es möglich ist; sie hat gewiß den harten Brief des Vaters gelesen, er muß jede Saite ihres Herzens schmerzhaft berührt, sie in Verzweiflung gestürzt haben. — Komm hin zu ihr. — Mag der Vaterfluch mir folgen, die Wahnsinnige verlasse ich nicht!

Edmund, unterbrach ihn Konrad, Du hast ein furchtbar Wort, aber ein Wort aus der Tiefe eines edlen Gemüthes gesprochen. Du bist stark in Deiner Schwäche, stehst als Mensch groß vor mir, wenn ich Dich als Edelmann

klein neben mir erblicke. — Einen Weg mußt Du gehen; möge Gott Dich den Rechten führen und Deine Schritte leiten!

Als sie in das Schloß zurückkamen, fanden sie Leonore zwischen Ludovica und Cäcilie ruhig sitzen, sie kam ihnen entgegen, reichte Edmund mit heiterem Lächeln die Hand, und schien beruhigter als je. Nur Ludovica's scharfer Blick drang in ihr Inneres, sie fürchtete für den Sturm nach diesem klaren Himmel, für den Blitz nach dieser schwülen Ruhe.

So verging der Tag; die Heiterkeit Leonorens hatte selbst auf Edmund einen wohlthätigen Einfluß gehabt, er glaubte nun, daß sie den Brief des Vaters nicht gelesen habe, und so sehr auch dessen Inhalt sein Gemüth zerrissen hatte, schien er doch in diesem Glauben einigen Trost zu finden.

Am Abende, es mochte um die zehnte Stunde seyn, als sie bei dem Scheine einiger Fackeln auf der Terrasse vor dem Schlosse saßen, der Cardinal mit seinem Ohm von den neuen Kriegsunruhen gesprochen hatte, welche die Umgegend durch das Heer des Papstes bedrohten, welches im Anmarsche sei, den Mediceern Florenz wieder zu gewinnen,

erhob ſich Leonore von ihrem Sitze, blieb einen Augenblick im Kreiſe zögernd ſtehen, dann trat ſie zu dem Cardinal, neigte ſich, küßte ihm die Hand und ſagte ihm ein kaltes: Schlaft wohl, gnädiger Herr! küßte die des Ohms mit Herzlichkeit, ſagte freundlich Cäcilien und Ludovica gute Nacht, reichte Konrad nicht ohne Rührung ihre Rechte. Ihr habt es immer treu mit mir gemeint, Herr Konrad, ſagte ſie zu ihm, deßhalb bleib' ich Euch ſtets verpflichtet. Jetzt nahte ſie mit ungewiſſen Schritten Edmund. Gute Nacht, mein Geliebter! ſprach ſie dann mit ſonderbar weichem Tone, ſchlaf wohl, ſchlaf lange und gedenke Deiner Leonore! Sie wandte ſich raſch ab, wollte gehen, aber ihrer nicht mehr mächtig, ſank ſie in ſeine Arme, und drückte ihn heftig an ihre Bruſt.

Der Graf war aufgeſtanden, eilte zu ihr und rief: Leonore, faſſe Dich und geh zur Ruhe!

Ja, zur Ruhe will ich gehen, ſprach ſie, ſich erhebend, zur langen, langen Ruhe! Gute Nacht, mein Edmund. Sie reichte ihm die Hand, und begab ſich auf ihr Zimmer. Dahin durfte ihr, außer Margaritta, Nie-

mand folgen, welche, wenn die Stunde des Trübsinns nahte, sie ganz zu behandeln verstand; jede Störung, jedes Eintreten eines Fremden hatte dann der Arzt streng verboten, sie mußte in dieser Zeit ruhig und ungestört ihren Träumen überlassen bleiben.

Kommt ja heute so früh, Euch zur Ruhe zu legen, fragte Margaritta, als Leonore mit verstörtem Blicke eintrat. Ist Euch nicht wohl?

Margaritta, sagte Leonore, ohne auf ihre Frage zu antworten. Du hast mir oft versichert, mich nie im Leben zu verlassen, bist Du jetzt noch entschlossen, mir zu folgen, wohin ich auch gehe?

Wohin es ist, Herrin! erwiederte das Mädchen.

So will ich Dir vertrauen, daß wir noch heute Nacht von hier reisen.

Schon heute! rief das Mädchen erschrocken.

In dieser Nacht. Sorge nur für Dich, ich bedarf nichts mehr.

Margaritta sah nach der Uhr, sie glaubte, die Stunde nahe schon.

Niemand darf es wissen, fuhr Leonore fort, und wehe Dir, wenn Du mein Geheim-

niß verräthst; meine Ruhe, meine Seligkeit hängt daran. Jetzt geh, ordne Deine Sachen, laß mich noch den kurzen Augenblick allein.

Margaritta ergriff ihre Hand, schwur unter Schluchzen, das Vorhaben Niemandem mitzutheilen, und verließ sie.

Als Leonore allein war, riß sie das Fenster auf, und sah hinaus in die dunkle Nacht. Noch einmal! rief sie, und die Thränen brachen hervor, noch einmal will ich dich begrüßen, heilige, schweigende Nacht, noch einmal zu euch, ihr lieblichen Sterne, meinen Gruß senden, euren Balsam einathmen, ihr schon halb entblätterten Blüthen, und durch die freie Natur mein Gebet senden zu Gott. — Kehrt zurück, ihr freundlichen Erinnerungen, und ihr Minuten, die ihr nun noch bis zu jener Schmerzenstunde vorüberzieht, nehme jede ein freundliches Bild meiner Jugend auf ihre eilenden Schwingen, und trage es an mir vorüber, daß ich mich noch einmal des Lebens, der Liebe erfreue, da ich es noch darf. — Und Du, mein Edmund, lieblicher Stern meiner Frühlingnacht! leuchte auch mir noch einmal, und senke die Strahlen Deiner Liebe in mein trauerndes Herz, laß mich noch ein-

mal in der Erinnerung des Lebens höchste Wonne von Deinen Lippen saugen, laß mich an Deiner Brust ruhen, und noch einmal den Dolchstoß auffangen mit der meinigen, und so alle die nur geahnete Wollust, nach der sich mein lechzender Geist gesehnt, und die ich nur träumend empfand, noch einmal in der Erinnerung des lieblichen Traumes genießen. Heute laß mich sie noch genießen, morgen wäre es ein sündhafter Wunsch!

O! wie schön bist du, Nacht! fuhr sie nach kurzem Schweigen fort; wie leise breiten deine Boten, die säuselnden Lüfte, ihre Schwingen über die schlummernde Welt, wie beruhigend deckt deine Finsterniß die Natur, beruhigend wie das Grab des Menschen blutendes Herz! — Rauscht leise, ihr Lüfte, schüttelt nicht so stark die zarten Aeste der Cypressen, daß sie den Schlummer derer nicht stören, die unter ihnen ruhen, haucht mich nicht so kalt mit Eurem Odem an, ich meine sonst, es sei die Stimme meiner Mutter, die mir durch euer Rauschen höhnend zuruft: Er ist doch nicht der Deine geworden! — Krächze nicht heiser, meine heilige Andacht störend. Du Unglück verkündender Rabe, ziehe nach

deinem Neste, setz dich dort zur Ruhe, und laß deinen Unglückruf bis der Morgen tagt. — Horch! fuhr sie auf, vom fernen Kloster hallen schon die dumpfen Schläge, sie rufen die Geister herbei, die sich im blutigen Gewande, den Dolch in der Hand, mir nahen; jetzt der neunte, schon der zehnte Schlag. — Ihr trefft sein Herz doch nicht, das schützt Leonorens Brust. — Der eilfte Schlag verhallt! — Der Sturmwind rauschte über den Glockenthurm, trug ihn heulend hinweg, und nun ist's vorüber. — Sie schloß das Fenster, setzte sich, die Hände gefaltet, auf einen Sessel, starrte vor sich hin, und bemerkte die eintretende Margaritta nicht.

So saß sie in dumpfen Schmerz versunken, und schien dem beobachtenden Auge bewegungslos. Aber nur der Körper war erstarrt und ohne Regung, das Herz schlug laut und heftig gegen die wogende Brust, und im Innern tobte der Schmerz mit doppelter Wuth im engen Kerker, da sie ihn nicht auszuschreien vermochte. So saß sie bis Mitternacht vorüber war, und mit dem Glockenschlage, welcher die Geister mahnt, ihr Leichentuch zu schürzen, und sich zum Heimgange in die ge-

sen brennender Fockmast sich auf das ihrige stürzend, es gleichfalls in Flammen setzte. Beide Schiffe brannten, da flog das Schiff des Capudan Pascha auf —"

„Es flog auf!" rief Helene freudig — „Die Nemesis schüttelte die Fackel über ihm! — Es flog auf und Hassan Bei mit ihm! — Glück auf! — Gott ist gerecht! —"

„Mäßige deine Freude" sagte der Vater und sein Antlitz umdüsterte sich „auch das russische Schiff St. Eustachius ging in Flammen auf!"

„Und mit ihm auch mein Harry!" sagte sie traurig vor sich hin. „Nun dann ist der Zwiespalt meines Innern gelöst und ich bin am Ziele."

„Helene!" unterbrach sie Demetrios „Ist das der Muth des Christen? Vor wenig Augenblicken jauchztest du auf und jetzt überlässest du dich dem dumpfen Schmerze? Bist du denn gewiß, daß Harry auf dem Schiffe des Admirals Spiritoff war? Kann es nicht ein anderer Engländer sein, deren es so viel auf der russischen Flotte giebt, welcher die Flagge Hassan Bei's niederriß; und war er es, kann er nicht gerettet sein? — Nur für die Gewißheit spare deine Freuden, deinen Schmerz; so lange wir das Schicksal nur fürchten, muß die Hoffnung uns immer zur Seite stehen."

„Ihr zürnt mir, daß ich mich der Hoffnung so schnell, so ganz hingab und die Verzweiflung mich nun so plötzlich erfaßt," unterbrach ihn Helene „Vater, kennt Ihr denn Euer Kind so wenig? Der stille Kummer war mein Erbtheil und wenn mein Blut zu wallen beginnt und die lang verhaltene Flamme endlich sich Bahn bricht und in Worte

öffneten Gräber anzuschicken, kehrte das Leben in die starren Glieder der Unglücklichen zurück. — Das Herz schlug wieder ruhiger, die Thräne löste den Zauber.

Margaritta, sagte sie nun, der vor ihr Knieenden sanft die Wange streichelnd. Es ist ein furchtbarer Schmerz, sich loszureißen von dem Leben; mit dem Lebewohl, das man für die Ewigkeit ausspricht, legt man alle Freuden, genossen oder nur geahnet, wie in ein verschlossenes Grab, und nur jenseits erstehen sie wieder.

Herrin! rief das Mädchen, an ihr aufblickend. Was wollt Ihr beginnen?

Mich trennen vom Leben.

Auch zum Tode folge ich Euch! rief Margaritta mit Heftigkeit aufspringend.

Mein Kind, fiel ihr mit Wehmuth Leonore in die Rede. Solcher Treue bedarf es nicht, so leicht darf ich meine Bürde nicht abwerfen. Den Tod darf ich nicht rufen, schon einmal ist er mir genaht, schon einmal bin ich bis an seine Pforten getreten, da rief eine furchtbare Stimme: Noch hast Du nicht geendet, Leonore, trage den Schmerz noch länger in Deiner Brust, nähre ewig die täuschende

Hoffnung, fühle nimmer die Sehnsucht des Herzens gestillt, und kehre aus dem Grabe des Todes zurück, um in das des Lebens zu treten.

In ein Kloster ziehen wir? rief das Mädchen bebend.

Dort, Margaritta, ist unser Ziel. — Auch Du hast zu büßen, wenn auch keine Schuld Dich drückt.

Und ist jede Pforte der Rückkehr verschlossen? fragte die Zitternde.

Mir jede, Dir mag sie geöffnet bleiben, erwiederte Leonore. — Sie blieb nun noch einige Zeit ruhig im Fenster sitzen, dann, als sie sich ganz erholt fühlte, kleidete sie sich zur Reise und schlich nach Cäciliens Zimmer. Hier klopfte sie leise, und weckte die Schlummernde, welche, die Thür öffnend, erstaunt war, Leonoren um diese Zeit vor sich zu sehen. Einen Theil meiner Bitte, sagte sie, müßt Ihr schon jetzt erfüllen, Euch ankleiden und mit mir und meinem Ohm das Schloß verlassen.

Und wohin? fragte die immer noch staunende Cäcilie.

Nach Eurer Villa bei Pisa. — Wir zie-

hen von dort weiter. Eurem Bruder muß es ein Geheimniß bleiben, deßhalb eilt.

Wohin Leonore gehen, und weßhalb sie das Schloß verlassen wolle, war Cäcilien leicht erklärbar, weßhalb sie aber mit ihnen ziehen, und in dem Dunkel der Nacht auf die Villa zurückkehren sollte, blieb ihr räthselhaft; sie erfüllte jedoch die Bitte der Unglücklichen, und noch war Mitternacht kaum eine Stunde vorüber, als sie schon durch eine Hinterpforte des Gartens traten, wo die Diener mit den Pferden hielten. Hier setzten sie sich auf, und ritten den Weg nach Pisa.

10.

Hast Du auch Alles wohl überlegt, Leonore? fragte jetzt der Ohm, als sie schon den halben Weg zurückgelegt hatten, und er mit ihr etwas voraus geritten war. Thust Du mit fester Ueberlegung den Schritt, oder trieb Dich nur der Schmerz, den Du bei Lesung des Briefes empfandest?

Es ist mein fester Entschluß, Ohm, erwiederte sie ruhig. Habt Ihr gesehen, daß ich

auf dem ganzen Wege hierher nur einmal zurückgeblickt? Habt Ihr Unruhe an mir bemerkt? Lege ich den Weg nicht zurück, als ob ich der Freude entgegen zöge? Ich will auch an Muth der Deutschen nicht nachstehen; mich einmal mit dem Bilde vertraut gemacht, sie in seinen Armen zu sehen, ihn an ihrer Brust glücklich zu wissen, wird es mir leicht, Alles zu opfern. Fürchtet nicht für mich; ohne Prüfung nehme ich den Schleier nicht. — Mein Herz muß ich ganz kennen; aber aus seinem Zauberkreise mußte ich fort, sonst fehlte mir die Kraft und der Muth, und ohne ihm alle Hoffnung meines Besitzes zu nehmen, war es mir unmöglich, ihn Mathilden zurückzugeben. Laßt uns nur vorwärts eilen, Ohm, denn ehe ich in die heiligen Mauern trete, habe ich noch einen schweren Gang zu thun, kommt nur! — Sie trieb ihr Roß an, und trabte, als zöge die Hoffnung vor ihr her, durch die finstere, nur von wenig Fackeln erhellte Nacht.

Es mochte um die dritte Stunde seyn, als sie unfern der Villa ankamen. Hier ist der Ort, wo ich die Erfüllung meiner letzten Bitte von Euch erwarte, sagte jetzt Leonore

leiſe zu Cäcilien. Vor Euch öffnen ſich die Thore, erlaubt, daß ich folgen, daß ich — Mathilde ſehen darf. — Als ich an jenem verhängnißvollen Tage, der mir ihn und meine Sinne wieder gab, auf meinem Lager bewußtlos lag, ſoll ſie, wie Margaritta berichtet, mir genaht, ſich zu mir niedergebeugt, einen leiſen Kuß auf meine Lippen gedrückt, und für mein Wohl zum Himmel gebetet haben. Auch ich möchte ſie ſehen, die, obſchon ein Engel, mir meinen Himmel getrübt hat, ich möchte den Abſchiedkuß auf ihre Lippen drücken, und für ihr Wohl auch mein ſtilles Gebet zu Gott aufſteigen laſſen; iſt dies geſchehen, dann hoffe ich, in dem heiligen Hauſe, wohin ich ziehe, die Ruhe zu finden.

Cäcilie zögerte einen Augenglick mit der Antwort.

Jungfrau! fuhr Leonore unmuthig fort; Ihr Deutſchen glaubt, und wohl nicht ganz mit Unrecht, die Rache gäb' uns ſtets den Dolch, oder den Giftbecher in die Hand. Ihr fürchtet für Mathilde! — Denkt nicht ſo unedel von einer Unglücklichen, die, wenn ſie den Dolch führen dürfte, ihn wahrlich in die eigene Bruſt, nicht in die Fremde ſtoßen

würde.

würde. — Führt mich zu ihr — einen Augenblick sie sehen, einen flüchtigen Kuß, ein stilles Gebet, und dann aus diesem Leben fort in die öde Zelle.

Sie waren unter diesem Gespräche bis an die Stelle gekommen, wo in einiger Entfernung von der Straße ein Felsquell seine Wasser in ein Marmorbecken ergoß, von hier schlängelte sich der Weg die sanfte Höhe hinauf, auf welcher die Villa lag. Werther Ohm, sagte Leonore, ihr Roß anhaltend. Erlaubt, daß ich das Fräulein auf kurze Zeit hinaufbegleite, habt die Güte, hier verweilend mich zu erwarten. Ohne auf des Ohms Antwort zu warten, bog sie den Weg ein, und ritt mit Cäcilien die Höhe hinauf.

Sie stiegen an dem Thore ab, übergaben die Rosse einem Diener, und Cäcilie klopfte leise an die Pforte; der Pförtner, von dem sie Einlaß verlangte, erkannte ihre Stimme, öffnete, und sie traten ein. — Noch war es Nacht, nur die hellfunkelnden Sterne erhellten den kleinen Vorhof, durch welchen sie jetzt schritten. Als der Pförtner auch die Thür des Wohnhauses aufgeschlossen hatte, und Cäcilie, immer noch mit beklommenem

Herzen, eintreten wollte, hielt Leonore sie zurück. Verweilt nur einen Augenblick, bat sie, damit ich mich fassen kann, mich ergreift an der Schwelle dieser geöffneten Pforte eine drückende Angst, es ist als träte ich mit dem Schritte, den ich vorwärts thue, unwiderbringlich meinem Schicksale entgegen.

Weßhalb auch Eurem Schmerz neue Nahrung geben? erwiederte Cäcilie. Wie kann Euch Mathildens Anblick die verlorene Ruhe wieder bringen? — Tretet hier nicht ein, ich will Euch gern wieder zurückbegleiten, gebt Euren Wunsch auf.

Nein! rief Leonore, ich muß sie sehen; laßt mich ihr Bild mit in meine einsame Zelle nehmen, führt mich zu ihr, ich fühle jetzt den Muth, Euch folgen zu können; geht nur voran! Cäcilie ergriff nun die Leuchte, welche der Pförtner ihr zurückgelassen hatte, schritt voran, und Leonore folgte.

Sie verweilten jetzt in einem Zimmer. Dort ruht sie, sagte Cäcilie, und löschte die Leuchte aus, öffnete leise die Thür zu dem von einer Nachtlampe nur sparsam erleuchteten Schlafzimmer Mathildens, reichte Leonoren die Hand, leitete sie zu dem Bette, und

öffnete den Vorhang, der es umgab. — Da lag sie entschlummert, die Reinheit ihres Gemüthes breitete eine edle Ruhe über die sanften Züge, keine Schuld störte ihren Schlaf, kein süßer Traum verschönte ihn, denn nicht Freude, nicht Schmerz drückte sich auf ihrem Antlitze aus, dem nur eine leichte Röthe den Hauch des Lebens gab, und die stille Ruhe eines edlen Bewußtseyns ließ in ihr das beruhigende Bild des innern Friedens erblicken.

Leonore betrachtete sie bei dem Scheine der Nachtlampe, deren Schimmer die Schlummernde geisterhaft beleuchtete, mit theilnehmendem Blicke. Ihre Hand zitterte in der Hand Cäciliens, die immer noch, von ängstlicher Furcht befangen, kein Auge von ihr verwandte. Jetzt fühlte sie einen leisen Druck der Hand, sah wie Leonore auf die Kniee sank und leise betete. Aber immer bewegter wurde ihr Gebet, immer lebhafter der Ausdruck ihres Gesichtes, sie streckte jetzt die Arme gen Himmel, und sich vergessend, rief sie mit lauter Stimme. Erhöre mein Gebet, und gib ihrem und meinem Herzen den Frieden!

Mathilde war bei diesen Worten erwacht, sah Cäcilie an ihrem Bette stehen, eine knie-

'ende Gestalt neben sich, das Haupt auf der Decke ihres Lagers ruhend. Wer ist hier? rief sie, sich erschrocken aufrichtend, was willst Du von mir, Cäcilie? wer ist jene Knieende?

Ehe noch Cäcilie antworten konnte erhob sich Leonore. So kann ich auch, da Ihr erwacht seid, in den Spiegel der Seele, in Euer Auge schauen, sprach sie.

Leonore! rief Mathilde sie erkennend.

Sie ist es, die gekommen ist, Euch den Kuß des Friedens auf die Stirn zu drücken, wie Ihr mir gethan. Dies sagend, beugte sie sich über Mathilde, und drückte, ehe sich diese fassen konnte, einen sanften Kuß auf ihre Stirn. Lebt wohl, sagte sie bewegt, ich gehe für Euer, für Edmunds Glück zu beten. Sie wankte nach der Thür, dort wandte sie sich noch einmal, stützte sich auf Cäcilie, und sagte mit bebender Stimme: Auch im Glücke vergeßt Leonore nicht! Dann schritt sie hinaus, Cäcilie geleitete sie bis an die Pforte.

Dies war vollbracht! sprach sie. Nun ist mein Tagewerk vollendet, meine Nacht beginnt, und dauert bis meine Uhr abgelaufen ist. Friede über Euch, Friede meinem Herzen! Gebt Ihr diesen Scheidekuß, sagte sie, Cä-

cilie umarmend, dann riß sie sich plötzlich los und ging dem Brunnen zu, wo ihr Ohm sie erwartete. Der Diener folgte mit den Rossen.

Gebt mir einen Trunk Wasser, bat sie, als sie sich am Quell niedergesetzt hatte; mich durstet, es brennt in meinem Innern, so wie in meinem Hirn. Sie trank mit gieriger Hast, dann bat sie, daß der Ohm nur einen Augenblick sie hier möge ruhen lassen, sie sei zu erschöpft, um den Weg nach Pisa sogleich weiter antreten zu können. Der Graf winkte den Dienern, welche mit den Rossen seitwärts zogen, er selbst setzte sich neben sie, die an Margaritta's Brust ihr müdes Haupt gelehnt hatte.

Die Dämmerung begann den Schleier der Nacht zu durchbrechen, schon sah man in dem grauen Nebellichte mehrere Reiter über die entfernte Straße jagen, und hier und da flatterte ein aufgescheuchter Vogel aus den Zweigen der Pappeln, welche den Brunnen umgaben. Der Morgenwind wehte kalt, kaum schützte der Mantel, welchen der Ohm um sie geworfen, die Ermüdete, deren Augen sich schlossen, deren aufgeregtes Gemüth sie aber mit schmerzlichen Bildern wach er-

ausströmt, dann hat ein Engel Mitleid mit der Trauernden gehabt, ihrer Phantasie die Flügel gelöst und ihrem Herzen das Vertrauen, wenn auch nur für Augenblicke, wieder gegeben. Gönnt mir diese kurzen, und zürnt nicht, wenn mein trüber Geist mich von neuem ergreift. Schon als ich noch ein Kind war, zürntet Ihr mit mir" fuhr sie wehmüthig fort „wenn ich allein saß und die Blumen zerpflückte, statt mit ihnen zu spielen; Eure Liebe trieb mich an zur Lust und ich fand sie nicht, wo meine Gespielen sie suchten. Da kam er in unser Haus und mit ihm eine neue Welt für mich — Sie war nicht heiter, kein reiner Aetherdom wölbte sich über mir, keine Blumen sprießten auf meinem Pfade, kein Thau erquickte die Sparsamen, die hier und dort mir dufteten; aber Thränen wurden mir, Thränen, die mir wohl und wehe thaten, die mich traurig stimmten und meine Trauer doch so wohlthuend auflösten, daß ich sie um nichts hingegeben hätte. — Mir war das Leben, wie eine Abendlandschaft, wenn der Nebel aufsteigt und die Glut der sinkenden Sonne ihn golden röthet; sie liegt herrlich vor uns und ist doch so trübe, die Sonne sinkt immer tiefer, die Nebel steigen immer mehr, bald ist es Nacht! So erschien das Leben auch mir. — Damals eröffnete ich der Mutter mein Herz, sie seufzte und drückte mich an ihre Brust „So früh schon!" sagte sie „So früh, und in deinem verschlossenen Herzen? — Armes Kind!" Ich verstand die Mutter nicht, ich ahnete nicht, daß es Liebe sei, die mir ein Eden schuf, ich ahnete es nicht, selbst als Harry uns verlassen hatte und ich mich in Euerm Arm, an der Mutter Brust so verlassen und doch so glücklich fühlte, denn der

hielt. Jetzt brach der junge Tag, den bleichen Schein seines Strahlenhauptes vorausſendend, im Oſten hervor, und begrüßte die erwachte Erde, die Dämmerung ſchwand, und roſiges Licht breitete ſich über Flur und Hain, röthete das bleiche Geſicht Leonorens, die jetzt, von Margaritta's Bruſt das Haupt erhebend, ſich zu dem Ohm wandte. Die freundliche Verkünderin des Tages, ſagte ſie wehmüthig, die Morgenröthe, weckt die Schlummernden, auch ſein Auge könnte ſie wecken, darum laßt uns eilen, Ohm, daß wir an das Ziel gelangen, ehe er uns nacheilt. Seht dort aus jenem Thale am Arno die dunkeln Säulen emporſteigen, das ſind die Thürme der Abtei, dort iſt mein Aſyl. Sie ſchwang ſich mit erneuter Kraft auf das Roß, und als zöge ſie der Wonne entgegen, ſo trieb ſie es an, ſeine Schritte zu beeilen.

Das Glöckchen tönte vom nahen Kloſter, und rief die frommen Schweſtern zur Hora; mit jedem Tone, der Leonorens Ohr traf, klopfte ihr Herz ſchneller, mit jedem Tritte des Roſſes beengte ſich ihr Buſen mehr und mehr. — Jetzt hielten ſie bei der kleinen, mit dem Bilde der Madonna geſchmückten Capelle,

die unter einem Ahorn dicht an der Kloſterpforte ſtand, die Herzen der Frommen zum Eingange in das Gotteshaus vorzubereiten, hier ſtiegen ſie von ihren Roſſen. Mit Haſt ſchritt Leonore nach der Pforte, erfaßte die Klingel und zog ſie heftig, dann ging ſie zur Capelle zurück, die heilige Mutter um Muth und Kraft zu bitten.

Vor dem kleinen ſchmuckloſen Altare der Capelle knieete ein ehrwürdiger Pater, Franziskanerordens, ſein ſtilles Morgengebet verrichtend; ſie beugte in einiger Entfernung von ihm ihre Kniee vor dem Bilde der göttlichen Mutter. Als ſie geendet, erhob auch er ſich, und begrüßte ſie mit einem feierlichen: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!

In Ewigkeit, erwiederte Leonore, nach der ſchon geöffneten Pforte des Kloſters gehend.

Der vom Alter gebeugte Mönch folgte ihr, und als er ihr genaht, ſprach er mit dumpfer Stimme und geſenktem Blicke. Der Himmel ſegne Deinen Eingang in das fromme Haus, er ſei glücklicher als einſt! — Leonore horchte auf, dieſe Worte riefen ihr traurige Erinnerungen zurück. — Da, wie ich glaube, fuhr der Mönch fort, Du dort eingehen willſt, um

Theil an der Heiligkeit der frommen Schwestern zu nehmen, und Dein himmlischer verklärter Blick mir verkündet, daß Du einst heilig und groß vor dem Throne des Höchsten stehen, und dort die Palme des Friedens erlangen wirst, so ermahne ich Dich, fromme Jungfrau, Du wollest eingehen in dies Gotteshaus, allen Deinen Feinden vergebend, denn nur versöhnt mit der Welt, muß man von ihr scheiden. — Ist dies Dein Wille?

Allen vergebe ich, Allen! sagte Leonore gerührt. Ich habe keine Rache mehr für diese Welt. — Doch nein, ehrwürdiger Herr! fuhr sie plötzlich auf; da ich mein Herz prüfe, finde ich einen Namen blutig darin geschrieben, ihn kann ich nicht aus dem Buche meines Gedächtnisses verlöschen, ihn, dem Mörder kann ich nicht verzeihen.

Allen vergibt ein frommes Herz, unterbrach sie der Mönch.

Dem Marchese Sommariva vergebe Gott, ich kann es nicht, sagte Leonore, und als sie dies sprach, hatte sich die gebeugte Gestalt des Mönches gehoben, er stand, das glühende, funkelnde Auge auf sie geheftet, eine lange furchtbare Gestalt, vor ihr, seine Rechte fuhr

nach der Bruſt, die Linke wollte ſie erfaſſen. — Leonore that einen lauten Schrei, und riß ihren Ohm mit ſich fort in das Kloſter. Ehe die Diener ſich von ihrem Erſtaunen erholen konnten, war der Mönch verſchwunden.

II.

Die aufgeregte Stimmung, in welcher Leonore am vergangenen Abende die Geſellſchaft verlaſſen, verbunden mit der immer noch nicht ganz entſchwundenen Sorge, ſie habe den Brief des Vaters geleſen, ließ Edmund erſt ſpät am Morgen ſein müdes Auge ſchließen. Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, und er fand Konrad vor ſeinem Bette, der ihn ermuntert hatte. Steh auf, mein Bruder, ſprach dieſer, und kleide Dich an, der Graf verlangt Dich zu ſprechen, auf ſeinem Geſichte leſe ich nur traurige Botſchaft, wie auf den Geſichtern Aller im Hauſe. Der alte Herr muß die Nacht außer ſeinem Schloſſe zugebracht haben, denn vor einer Stunde erſt kam er mit mehreren Dienern zurück, und nun ſchickt ſich Ludovica auch zur Abreiſe an.

Und Leonore? fragte Edmund.

Sie und Margaritta habe ich noch nicht gesehen.

Eine unbeschreibliche Angst überfiel Edmund, er kleidete sich in möglichster Eile an, und erwartete den Grafen; dieser trat ein. Ich bringe Euch den Abschiedkuß von Leonoren, sprach der Greis innig bewegt. Sie hat den Brief gelesen, den Euer Vater zu ihrem Heile schrieb, sie hat seinen Inhalt gefühlt, will keinen Fluch auf sich, auf Euch laden, und ist in dieser Nacht von hier zu den Ursulinerinnen bei Pisa gegangen.

Gerechter Gott! unterbrach ihn Edmund.

Unterbrecht mich nicht, sagte der Greis, hört mich mit Ruhe und Ergebung an. Sie entsagt durch mich allen Ansprüchen, die sie auf Euer Herz, auf Eure Hand machen könnte, und verlangt nur, daß Ihr sie nie vergessen möget. Ihr habt, ohne Eure Schuld, die Jugendblüthe dieses unglücklichen Mädchens zerstört, Ihr habt sie um ihren Himmel auf Erden gebracht, raubt ihr nicht auch den Himmel jener Welt, störet die Einsamkeit nicht, in welche sie sich zurückgezogen hat. Sie aus diesem Asyle hreausreißen zu wollen,

wäre grausam, es würde sie von Neuem dem Schmerze, dem Wahnsinne Preis geben; dazu seid Ihr zu edel. — Verlaßt an Mathildens Hand diese Fluren, und erfüllet so den einzigen Wunsch, welcher der Armen für diese Welt noch bleibt, Euch und Mathilde glücklich zu sehen. Vielleicht gibt dann die Zeit der Unglücklichen die verlorene Ruhe wieder.

Regunglos hatte Edmund dem Grafen zugehört, noch stand er, als dieser schon geendet, düster vor sich hin starrend, und sein Geist schien abwesend. Also fort aus dem Garten des lieblichen Lebens ist meine Blume gegangen, um dort hinter öden Klostermauern zu verwelken! rief er endlich. — Nun, auch ich werde gehen; wo die Schwerter klirren, die Karthaunen donnern, da will ich Ruhe meines Herzens suchen, und mit Gott sie finden.

Das ist der Entschluß eines Mannes! rief Konrad, fort in den Krieg, fort aus diesem Labyrinthe voll Schmerz und Entsagung; in die Kriegswelt hinein, wo das Leben bei dem kühnen Würfelspiele eingesetzt wird, und man

die Tücke des Schicksals mit seinem Blute, nicht mit Thränen zahlt.

Und soll auch das Herz jener edlen Frau brechen, wie das Herz Leonorens? unterbrach der Greis Konrads Rede. Soll sie, welcher die Hoffnung von Neuem erblüht, sich von Neuem getäuscht sehen? — Handelt nicht rasch, junger Mann; das Opfer, welches ihr Leonoren bringen wollt, erfreut sie nicht, es bringt ihr nur Qual. Auch fürchtet nicht, daß das Bild der Unglücklichen stets zwischen Euch und die Geliebte treten würde. Mit zarter, aber sichrer Hand verwischt die Zeit die lebendigsten Bilder aus dem Buche der Erinnerung; die Farben verbleichen, immer matter und matter erscheinen sie, bis sie ganz vergehen, der Schmerz sich in Wehmuth aufgelöst hat, und was uns einst so lebhaft, so schmerzlich ergriff, schwebt nur noch wie ein längst vorübergegangener Traum vor uns, aus dem die Lichtpunkte nur blieben, immer dichter wird der Schleier, den die Zeit vor die Vergangenheit, vor Freude uns Schmerz breitet. Noch wenig Jahre, und Leonorens Bild ist aus Eurem Herzen verschwunden, und es bedarf eines treuen Sinnes, ihr Bild nur

noch manchmal zurückzurufen. Handelt nicht zu rasch, hört die Warnung eines Mannes, der einst auch der Liebe Gluth empfand, den sie aus seinem Vaterlande trieb, und der in der Einsamkeit seines Alters auf die Tage einer schmerzvollen Jugend wie auf eine liebliche Traumgestalt zurückblickt.

Glaubt Ihr, edler Greis, erwiederte Edmund, daß mein Herz wie ein schwankendes Rohr sich hinwenden kann, wohin die Vernunft es treibt?

Euer Herz, junger Mann, sagte der Alte ernst, war stets ein schwankendes Rohr; der Hauch, der von Ost und West es berührte, trieb es bald dort, bald dahin — Ihr liebtet Beide, und daher Keine mit ewiger Liebe. — Nur wenn ich von hier scheide, sagte Leonore, als sie mich mit ihrem Entschlusse bekannt machte, wenn der Schleier mich auf ewig von ihm trennt, nur dann wird er sich entscheiden! und sie hatte recht. Erkennt ihr Opfer, ehrt es, indem Ihr ihre Bitte erfüllt.

Ich ziehe nach Mailand! sagte Edmund bestimmt.

Thut wie Ihr wollt, erwiederte der Graf. Ihr werdet nach Mailand ziehen, wenn Gott

es will, und wenn er Euch schützt, heimkehren, und das noch vollbringen, dem Ihr jetzt entgehen wollt.

Nur wenige Tage erlaubt uns noch bei Euch zu verweilen, bat Edmund.

So lange es Euch auf meinem Schlosse gefällt, Ihr ehrenwerthen Fremden, die Ihr zwar nicht Freude, nicht Ruhe zu mir gebracht, die ich aber dennoch ehre und liebe.

Von den Brüdern ging der Graf nun zu dem Cardinal, der, noch in behaglicher Ruhe schlummernd, von dem, was vorgegangen, nicht unterrichtet war. Der Cardinal erschrak bei dieser ihm höchst unwillkommenen Nachricht. — Der unüberlegte Schritt des thörichten Mädchens stört alle meine Plane, sagte er unmuthig. Wißt, was ich bis jetzt verschwieg, da ich wußte, wie sehr Ihr der Leidenschaft Leonorens nachgebt. Mit ihrem Eintritte ins Kloster ist mir das Mittel der Aussöhnung mit dem Marchese entgangen, und mithin die Gnade des Papstes verloren. Nur unter der Bedingung, den Marchese in den Besitz Leonorens zu setzen, hat mir Clemens Verzeihung zugesagt.

Bei diesen Worten wandte der Graf dem

Cardinal den Rücken zu und wollte gehen. Ohm! rief dieſer, ihn zurückhaltend, Ihr zürnt mir, wollt mich im Unmuth verlaſſen? Ihr kennt die drückenden Verhältniſſe nicht, die ſelbſt einem Fürſten der Kirche ſeine Handlungweiſe vorzeichnen, Ihr kennt die Welt nicht, wie ſie jetzt iſt.

Wohl möglich, unterbrach ihn der Greis, aber die Pflichten eines edlen Mannes kenne ich, die Pflichten eines Vaters, doch — wie ſollte die ein Cardinal kennen, der dieſe Heiligen nur mit ſchuldbewußtem Herzen üben kann.

Der Cardinal ſchwieg und ſchien nachdenkend. Auch hoffet nicht, fuhr der Alte fort, durch Eure, durch des Papſtes Macht die Pforten des Kloſters zu öffnen. Gegen meinen, gegen ihren Willen tritt Leonore ohne Gewalt nicht aus ihrer Zelle, und öffnet des Papſtes Machtwort ihre Pforte, dann übe ich das Vaterrecht, das Ihr mir übertragen, und das Ihr nicht von mir öffentlich zurückfordern könnt. — Wagt nicht den Kampf mit mir; zwar ein ſchwacher Greis am Rande des Grabes, ſpannt doch die Ehre meine letzte

Gedanke an ihn rief mir das verlorne Paradies immer wieder zurück. Jetzt! — Sein Anblick bringt mir das verlorne Paradies nicht wieder!" rief sie aus „und mir hält nur zuweilen noch der Engel des Mitleids seinen magischen Spiegel vor, es darin wieder zu finden und die Hoffnung mit ihrem lockenden Syrenensang übertönt meine Seufzer und läßt mich nicht ganz untergehen!"

Ermattet sank sie auf die Terrasse — „Könnte ich beten!" sagte sie dann „so fände ich vielleicht Trost, aber das Vertrauen ist hin — und glücklich kann ich doch nimmer werden!"

„Helene!" sagte Demetrios „Obgleich ich dich von Schmerz durchdrungen sehe, muß ich ihn vielleicht noch mehren. Sage mir, wie kannst du mit der Ueberzeugung allem Glück entsagen zu müssen, wie kannst du dich so ganz der Liebe hingeben, ihr, die doch nur an der Hand der Hoffnung wandeln sollte?"

„Weiß ich das Vater?" erwiederte sie „Weiß ich, wie ich das kann? Ist das mächtige Eisen stark genug, dem Magnet zu widerstehen? — Es muß dem geheimen Zuge der Natur folgen, es muß der Kraft gehorchen, die es an sich zieht — So geht es auch mir — Ich weiß, ich werde nicht glücklich und kann ihn nicht beglücken — Die Blumen sind verwelkt, mit denen ich ihn bekränzen sollte, und doch — Laßt mich meine Laufbahn vollenden, überlaßt mich meinem Schicksale; der Schmerz hat im Grabe sein Ziel, wie die Freude, wie alles auf dieser trüben Welt — Sorgt nicht, ich werde es erreichen — Gönnt mir nur Ruhe!" —

Sie folgte dem Vater hinunter, dann setzte sie sich

Kraft noch zum festen Widerstande. — Zürnend verließ er den Cardinal.

12.

Als Cäcilie zu Mathilden zurückgekehrt war, hatte sie diese von dem Anblicke Leonorens tief erschüttert gefunden, und es bedurfte einiger Zeit, um ihr ohnedies wieder aufgeregtes Gemüth zu beruhigen; nur zagend wagte sie es, der Freundin den Entschluß Leonorens, der Mathilden ganz unerwartet kam, mitzutheilen. Was nützte es ihr nun, daß sie sich so lange zu fassen und Herr ihres Schmerzes zu werden gesucht, daß sie mit Ruhe die Verhältnisse zu ordnen bemüht gewesen war, und den festen Entschluß gefaßt hatte, sich von Edmund loszureißen; diese unerwartete Begebenheit erschütterte sie von Neuem, und warf sie in die Arme der Hoffnung zurück. Ihre Liebe zu Edmund glühte auch jetzt noch so heiß, wie in den Tagen der Wonne, sie hatte sich jedoch von ihrer Leidenschaft nicht beherrschen, nicht leiten lassen. In dem Glauben, seine Pflicht müsse ihn

nach Leonoren ziehen, seine erste Liebe auch die Stärkere seyn, hatte sie sich von Edmund getrennt, ihn mit blutendem Herzen aufgegeben, doch sein Bild war zurückgeblieben. Jetzt aber, von Leonore verlassen, hatte eine unübersteigbare Kluft, die sie von ihm getrennt, sich weggewälzt, und die Hoffnung trat wieder schmeichelnd zu ihr.

Die Verhältnisse hatten sich nun anders gestaltet, weßhalb sie auch die Mutter bat, ihre Abreise zu beschleunigen. Italien war ihr verhaßt, ihr edler Stolz befahl, sich von dem Schauplatze dieses ewigen Entsagens zu entfernen, und tadelte vielleicht selbst, daß sie nicht schon früher, nicht gleich abreisete, und sich von Ludovica's Bitten hatte zurückhalten lassen. Sie wollte es überdies vermeiden, Edmund jetzt zu sehen, der früher in ihren Augen, vielleicht nur zu treu, die Bitte, ihre Ruhe nicht zu stören, erfüllt hatte. Ihr Herz war von manchen Empfindungen bewegt, Leonore jammerte sie, selbst mit Edmund hatte sie Mitleid, daß er seiner ersten Liebe ganz entsagen müsse, und der Gedanke: nun sie für ihn verloren ist, wird er zu mir zurückkehren, war ihr drückend und kränkend; und

doch zeigte die Hoffnung sein liebendes Bild ihr so lockend, es war ein Zwiespalt in ihrem Gemüthe, der es schmerzvoll bewegte.

Am Nachmittage kam Konrad auf die Villa, Edmund begleitete ihn nicht. Er fand Mathilde schon mit Anordnungen zur Reise beschäftigt, und brachte ihr die Kunde, daß Edmund mit ihm in einigen Tagen nach Mailand zu Kaspar Frundsberg ziehen würde. Mathilde erblaßte; jetzt gestand sie sich, daß sie es nicht erwartet, Edmund werde ohne sie zu sehen von hier, und nicht in die Heimath, sondern zu dem Heere gehen; sie blieb jedoch sa viel Herrin ihrer Gefühle, daß sie die Bewegung ihres Innern verbarg. Konrad ersuchte nun Cäcilie, daß sie noch einmal nach dem Schlosse des Grafen, Edmund Lebewohl zu sagen, kommen sollte, da dieser es auch jetzt noch für Pflicht hielt, Mathildens Bitten zu erfüllen, und sie nicht wiederzusehen. Dann wollten die Brüder nach Pisa gehen, dort ihre Geschäfte ordnen, sich rüsten und sogleich zum Heere ziehen.

Am folgenden Tage, an welchem Cäcilie mit Konrad zu Edmund gereist war, Mathilde einsam auf ihrem Zimmer saß und über

das sonderbare Schicksal ihres Lebens nachdachte, öffnete sich die Thür und Ludovica trat herein. Ihr Auge war noch ernster, ihre Wange noch bleicher als sonst, sie begrüßte jedoch Mathilde freundlich und sprach: Ich komme aus der Abtei der Ursulinerinnen, von Leonore della Valle gesandt, Euch ihren Gruß zu bringen. Gleich einer Sterbenden legt sie Alles, was sie Theures auf dieser Welt zurückläßt, in Eure Hand, und bittet Euch, ihren letzten Willen ehrend zu vollziehen. Sie hat mit der Welt abgeschlossen, verlangt nichts mehr von ihr, und läßt nur noch den einen Wunsch zurück — Edmund glücklich zu wissen. —

Sie konnte ihn jetzt nicht mehr beglücken, fuhr Ludovica fort, nachdem sie ihre Rührung unterdrückt hatte. Wäre sie mit ihm aus Rom gezogen, hätten die Berge der Schweiz sie mit ihrem Gatten aufgenommen, ja dann hätte eine überschwänkliche Liebe, wie die Liebe Leonorens, ihn beglücken müssen, ihm Ersatz bieten können für das, was er ihr geopfert hatte. Jetzt konnte er ihr nur ein getheiltes Herz bieten, das Mitleid und Pflicht nur noch an sie ketteten. Der Brief seines Va-

ters hat ihr den Abgrund gezeigt, an den sie ihn führte, und Gott sei gelobt, der ihr Herz gelenkt, sie sah ein, daß sie, nur sie, das Opfer seyn müsse. Sie bittet Euch, edle Frau, ihr zu vergeben, zu vergessen, daß Edmund nur aus Mitleid bei ihr auf dem Schlosse des Ohms zurückblieb; sie bittet Euch, die Stimme Eurer Liebe zu hören, nicht die Stimme der vielleicht gekränkten Eitelkeit. Weiset Edmund nicht zurück, wenn er Euch naht, kommt ihm freundlich entgegen, denn nur in Euren Armen lächelt ihm noch das Glück. Auch wünscht sie Euch und ihn noch einmal zu sehen. Es soll der letzte Lichtstrahl seyn, der, durch ihre Grabesnacht brechend, sie erhellen soll, sie will noch einmal den Mann sehen, der den ersten Funken in ihrem ruhig kindlichen Herzen zündete, Euch sehen, um den theuern Mann an Eure Brust zu legen, daß er dort das Glück finde, welches sie ihm nicht reichen konnte. Gewährt ihr die Bitte, denkt, Ihr ständet an dem Lager einer Sterbenden, die alle Wünsche ihres verlöschenden Lebens in einem Euch entgegen hauchte — verweigert ihr es nicht!

Ludovica, erwiederte Mathilde tief erschüt-

tert. Leonorens Wünsche kann ich kaum gewähren; der Frauen Zartgefühl beengt den Kreis ihres Wirkens, und macht sie nicht immer zu Herren ihrer Handlungen. Ueberdies, wie kann ich meinem Herzen gebieten, sich einem Eindrucke plötzlich zu öffnen, vor dem ich es sorgsam verschlossen hielt. Wie kann ich versprechen, ihn zu beglücken, da ich selbst nicht weiß, ob sich Edmund durch mich beglückt fühlen würde. Ich werde Leonore sehen, ich werde dem edlen, unglücklichen Mädchen mit inniger Wehmuth Lebewohl sagen, ehe ich von hier scheide; ob Edmund die Mauern des Klosters betreten wird, weiß ich nicht. — Ich sehe ihn hier nicht wieder; in wenigen Tagen ziehe ich in die Heimath zurück, er nach Mailand zum Heere. Ihr müßt Euch deßhalb selbst an ihn wenden. Darf ich aber Leonoren rathen, so sieht sie ihn nicht wieder. Wozu die neue Qual, wozu die Wollust des Schmerzes, sie stillt die Sehnsucht nicht, sie erweckt sie von Neuem, und nur die trübe Rückerinnerung bleibt. Sucht sie von diesem Wunsch zurück zu halten, seine Erfüllung kann ihr nur schmerzhaft seyn.

Edle Frau, erwiederte Ludovica, und eine

finstere Wolke zog sich über ihre Stirn. Wir, die wir von früher Jugend an die warme Luft Italiens einathmeten, die wir unter diesem lachenden Himmel, den die glühende Sonne bestrahlt, das Leben der Liebe mit heißerer Sehnsucht erfassen, als Ihr, jenseits der eisbedeckten Alpen, wir trachten nach der Liebe höchster Wonne, oder erfassen ihren namenlosen Schmerz mit Gier. Die ruhige Ueberlegung, die Ihr an jenem Tage bewieset und noch heute beweist, kennen wir nicht, das Opfer, das wir bringen, entspringt nicht dem Nachdenken, nicht der Vernunft, auch nicht der Pflicht; nur die Leidenschaft selbst kann uns bestimmen, nur die Gewißheit, das Geliebte unmöglich zu machen, kann uns bewegen, es zu opfern. So lange Leonore hoffen konnte, Edmund zu beglücken, trat sie mit Euch in die Schranken; und rang um sein Herz.

Mir Liebe zu erringen, zu diesem Kampfe, Signora, war mein Herz zu bescheiden, oder zu stolz, nennt es wie Ihr wollt, unterbrach sie Mathilde, und ich danke Gott dafür, daß es so ist.

Deßhalb, fuhr Ludovica fort, ist auch Leo-

norens Liebe eine ganz Andere als die Eure, und ich glaube fast, Edmund selbst hat sie nicht verstanden, vielleicht hätte sie ihn auch nicht beglückt. Aber wähnt nicht, daß nur die Leidenschaft allein unser Herz beherrscht. Den Kuß, den Ihr der entschlummerten Schwester in jenem furchtbaren Augenblicke auf die Lippen drücktet, als sie Euch Euren Himmel geraubt, den hat sie nicht vergessen. Deßhalb wird es ihr leicht, den Segen für Euch zu erflehen, und Gott möge im Arme Eures Gatten Euch vergelten. Er war mir Bürge Eures edlen Herzens, ihr ein Kuß der Liebe und der Versöhnung.

Mathilde umarmte die edle Römerin, die mit gebeugtem Herzen, tiefbetrübt und doch mit Würde vor ihr stand. — Sagt Leonoren, was ich vermöchte, würde ich thun; ach, ihre Wünsche sind ja den Wünschen meines Herzens so nahe.

Es möge auch der Armen ergehen, wie es Gottes Weisheit beschlossen hat, fuhr Ludovica fort, so weihet ihr eine freundliche Erinnerung. — Lebt wohl, wir sehen uns wieder. Sie verließ die Villa und eilte in die Abtei zurück.

Cäcilie traf am Abende wieder bei ihrer Freundin ein; Edmund und Konrad hatten sie begleitet, und waren der Villa vorüber nach Pisa geritten, dort das Nöthige zu ihrer Abreise zu ordnen.

13.

Schon am andern Morgen hatte die Mutter, die, von einer sonderbaren Angst getrieben, geschäftiger war als gewöhnlich, Alles gepackt, nichts hinderte sie mehr, das ihr so verhaßte Italien zu verlassen, und der folgende Tag ward zur Abreise bestimmt. — Oft hatte Mathilde heute nach dem Wege, der von Pisa herführte, geblickt, es waren ja kaum einige hundert Schritte, die sie von den Mauern der Stadt entfernten, sie hoffte im Stillen, und verbarg sich doch selbst den Wunsch, Edmund möchte kommen, aber er kam nicht. Sein eigenes Gefühl, wohl auch Konrad hielt ihn davon ab. Was könntest Du jetzt von Mathilden wollen, sagte dieser. Um ihre Liebe werben, da Leonorens gebrochenes Herz noch blutet? Ueberlaß Dein Schick-

sal der Zeit, laß in Kampf und Schlachten die Erinnernng an diesen ewig unglücklichen Wechsel vergehen, und ist das Schwanken aus Deinem Herzen gebannt, steht Mathildens Bild', nur ihr Bild fest darin, dann kehre nach dem Vaterlande, wirb um sie, und führe sie heim als Dein Weib.

Aber die Bitte Ludovica's, in das Sprachzimmer des Klosters zu kommen, und noch einmal Leonore zu sehen, hatte er trotz der Warnung Konrads nicht abschlagen können, und der folgende Tag war zu dieser schmerzvollen Trennung bestimmt.

Während die Brüder sich zur Abreise anschickten, und Konrad Edmunds niedergeschlagenes Gemüth zu erheben suchte, bereitete sich Mathilde mit Cäcilien zu einer traurigen Wallfahrt. Sie wollte noch einmal das Grab ihres Gatten besuchen, welches sie in dieser Zeit so manchmal mit ihren Thränen benetzt hatte; sie wanderten deßhalb dem Weinberge zu, wo er im stillen, einfachen Grabe ruhte. Vor Mathildens aufgeregtem Geiste gestalteten während des Ganges sich trübe Bilder, und als sie den Hügel erblickte, der seine Hülle deckte, gedachte sie, wie doch die Ahnung das

auf den Altan, ihr Auge war nach den Sternen gerichtet, ihr Geist war bei Harry.

Am frühen Morgen traf Paul schon auf dem Landhause ein. „Ich bringe gute Botschaft, und Ihnen einen Gruß von Harry" sagte er zu Helenen.

„Er lebt, er fand nicht den Tod in den Wellen, er war nicht auf dem Admiralschiff?" rief sie freudig; ihre düstern Träume waren verschwunden, sie lauschte von neuem nach dem Syrenensang der Hoffnung.

„Er war bei Spiritoff, war es, der die Flagge herabriß und Hassan Bei auf dem Schiffe aufsuchte und männlich gegen die Säbel der Ungläubigen und das verwüstende Feuer kämpfte; dann folgte er dem Admiral und Theodor Orloff, die sich auf einer Schaluppe retteten; kurz darauf flog das Schiff den Wolken entgegen, 40 Mann und Kapitain Creuse wurden durch ausgesandte Boote gerettet, 700 Brave fanden im Meere ihr Grab."

Helene hatte während dieser Erzählung die Hände gefaltet und angstvoll vor sich hingesehen — jetzt hob sie das Auge dankend gen Himmel; doch plötzlich rief sie „Und Hassan Bei?" —

„Es war nicht das Schiff des Capudan Pascha, es war das des Contre-Admiral, auf welchem Hassan Bei seine Flagge aufgesteckt."

„So ist doch nichts vollkommen auf dieser Welt, keine Freude, kein Glück!" seufzte sie „Nur das Unglück, das Unabänderliche, das ist es!"

„Ich danke Ihnen, Herr Brand" nahm jetzt Demetrios das Wort „Sie bringen, so oft Sie uns nahn, die Freude zu uns, denn auch ich fürchtete für Harry —

Menschenherz ewig täusche. In den Tagen der Wonne war es ihr schauerlich gewesen, daß sie über diesem Grabe Edmund die Hand gereicht, daß sie gewähnt habe, aus dieser Gruft entsprössen neue Myrten, und nun waren sie schon verwelkt. Diesen düstern Gedanken hingegeben, setzte sie sich auf den einfachen Stein, welcher den Hügel deckte, und warf einen trüben Blick nach den vergangenen Tagen; Cäcilie hatte sich neben sie gesetzt.

Kein Lüftchen wehte, der Herbstwind schwieg und nur leise tönte von fern das Läuten zur Vesper; einzelne Blätter fielen von dem Ahorn herab, der mit seinen schattigen Aesten das Grab deckte, leise nur lispelten die geschaukelten Blätter der Pappeln, und nur das Picken eines Grünspechts unterbrach die feierliche Stille.

Da tönte plötzlich ein dumpfes: Gelobt sei Jesus Christus! neben ihnen; die Frauen fuhren erschrocken auf, Mathilde stammelte noch zitternd: in Ewigkeit! und neigte sich vor einen Franziskanermönche, der, vor ihr stehend, mit forschendem, durchdringendem Blicke sie betrachtete.

Ich glaubte Dich im Kloster, Wahnsin-

nige! rief er mit heimtückischem Lächeln. Auch hier wolltest Du mich täuschen, und morgen wärst Du mit ihm gezogen und hättest meiner gespottet. Aber meine Rache hemmen nicht die steilen Pfade der Alpen. — Doch die Zeit der Täuschungen ist vorüber, die Stunde der Rache ist gekommen! Bei diesen Worten ergriff er Mathildens Arm, die, so wie Cäcilie, mit dem Wahnsinnigen rang, zog einen Dolch aus seiner Kutte, schleuderte Cäcilie von sich, zückte ihn auf Mathildens Brust, und — eine kräftige Hand packte seine Faust, entriß ihm den Dolch, ihn weit wegwerfend. Ha! rief der Mönch, auch Du hier!

Auch ich, erwiederte Edmund, um Dich, Bube, zu züchtigen!

Aber Mathilde lag ohnmächtig auf dem Grabe des Gatten, wie konnte Edmund einen andern Gedanken fassen, als den Gedanken an sie, und während Cäcilie, noch vom Schreck ergriffen, den Berg hinauf eilte, Menschen zur Hülfe zu rufen, beugte er sich, alle Gefahren vergessend, über Mathilde, sie aufzurichten und ins Leben zurück zu rufen. Aber auch er sank neben sie; der Mönch hatte den

Augenblick benutzt, den Dolch wieder ergriffen und Edmund von hinten durchbohrt.

Nun feiert Euer blutiges Hochzeitfest! rief er triumphirend; als er jedoch Cäcilie mit einigen Arbeitern zurückkommen sah, suchte er zu entfliehen, aber die Nemesis erreichte ihn. Konrad welcher den Bruder in einiger Entfernung gefolgt war, hatte die blutige That gesehen, das Schwert in der Hand, stürzte er hin, ereilte den Fliehenden und hieb ihn nieder.

Auf Cäciliens Geschrei waren die Arbeiter aus allen Bergen herbeigekommen. Sie sahen einen Pater des Franziskanerordens in seinem Blute schwimmend, einen Fremden mit gezogenem, blutigem Schwerte neben ihm und, ohne nach dem weiteren Verlaufe zu fragen, stürmten sie, den Priester zu rächen, auf Konrad ein, der mit seiner Wehr sich kaum Bahn bis zum nahen Thore machen konnte, wohin ihm der wüthende Haufen, unter dem Geschrei: haltet den Mörder eines Priesters, haltet ihn auf! verfolgte. Unter dem Thore bemächtigte sich die Wache seiner, und ihn kaum vor der Wuth des Pöbels schützend, führte sie ihn ins Gefängniß.

Indessen waren Mehrere zu den Verwundeten zurückgekehrt; für den Pater fanden sich hundert Hände, die ihn nach einem nahe gelegenen Kloster brachten, aber nur mit Mühe, und erst nach Verheißung eines bedeutenden Lohnes fand Cäcilie mitleidige Seelen, welche Edmund nach der Villa trugen, und einen Wundarzt aus Pisa zu holen versprachen. Sie selbst beschäftigte sich, Mathilden zum Leben zurück zu rufen; es gelang ihr endlich, und die noch Bebende konnte die Sänfte besteigen, welche man von der Villa entgegengesendet hatte. Sie wußte von der Verwundung Edmunds nichts, sie war schon, ehe er den Dolchstoß aufhielt, ohne Besinnung gewesen, und man hütete sich wohl, sie jetzt schon davon zu unterrichten, denn der herbeigerufene Arzt fand ihren Zustand bedenklich und fieberhaft. — Edmund, dessen Wunde er untersucht hatte, war nur für Mathilde und Konrad besorgt, dessen Stimme er in dem Tumulte gehört zu haben glaubte, er hatte noch Gegenwart des Geistes genug, Cäcilie zu bitten, daß sie, im Falle dem Bruder etwas Unangenehmes begegnet sei, sogleich den Grafen zu seiner Hülfe auffordern

möchte. Ueber Edmunds Zustand beruhigte sie der Arzt; die Liebe hatte noch einmal mit schützender Hand den Dolch gelenkt; ohne edle Theile zu verletzen, war er auf eine Rippe gestoßen, dort abgelitten, und so schmerzhaft auch die Wunde seyn mochte, war sie doch nicht tödtlich. Nur über seinen Bruder, der immer noch nicht erschien, kümmerte sich Edmund, über Mathilde trösteten ihn Cäciliens Versicherungen.

Am andern Morgen wurde auch die Sorge um Konrad gehoben. Gleich nach Empfänge des Eilboten war der edle Greis, mit einem Schreiben des Cardinals versehen, nach Pisa geeilt. Ihm war es aus der früheren Aeußerung Leonorens, die den Marchese an der Pforte der Abtei erkannt hatte, gewiß, daß der Mönch der Marchese Sommariva sei. Er überzeugte sich, daß seine Vermuthung gegründet sei, eilte zu dem Bischofe, übergab diesem das Schreiben des Cardinals, und als dieser die Gewißheit hatte, daß der Verwundete kein Priester sei, und des Marchese eigene Aussage dies bestätigte, wurde Konrad auf die Verwendung des Grafen seiner Haft

entlassen, und konnte dem leidenden Bruder Trost an das Siechbette bringen.

Auch bis in die Abtei war die Nachricht, daß an dem Grabe des Ketzers auf dem Weinberge ein Franziskanermönch von einem Deutschen erschlagen, ein anderer Fremder durch einen Dolchstich verwundet sei, gedrungen. Leonore ahnete sogleich, daß Edmund der Verwundete, Konrad der sei, welcher den Mörder erschlagen. Sie war tief erschüttert, und beschwor Ludovica, nach der Villa zu gehen, um ihr Nachricht zu bringen. Diese traf eben dort ein, als Konrad aus seiner Haft in Pisa wieder zurückkehrte, fand Edmund heiter, und sah mit einem Blicke, daß dieser unglückliche Vorfall die Hand sei, welche den lang geschurzten Knoten freundlich lösen würde, sie brachte Leonoren diesen Trost.

Als der Graf del Mole bei dieser Gelegenheit zu dem Marchese gegangen war, um sich nach den näheren Umständen der unglücklichen Begebenheit zu erkundigen, bat dieser die Umstehenden, sich zu entfernen. Ich freue mich, sagte er dem Grafen, als sie allein waren, Euch hier zu sehen, bitte Euch, mich anzuhören, und das, was ich Euch sage, de-

nen mitzutheilen, auf deren Schicksal ich so feindlich gewirkt habe. Wer sich dem Tode so nahe fühlt, wie ich, dem tritt das Leben ganz anders vor, als in den Tagen, wo er, der Ewigkeit nicht gedenkend, für die Zukunft zu handeln glaubte. Ich halte es für Pflicht, Euch von dem, was ich gethan, Rechenschaft abzulegen, damit die, welchen ich im Leben wehe that, mir vielleicht im Tode eine Thräne des Mitleids schenken mögen. — Er hielt inne, und schien zu dem, was er sagen wollte, Kraft zu sammeln, dann begann er:

Ich sah Leonore, ihre Schönheit reizte meine Sinne, die Schätze des Cardinals meine Geldgier. Durch Geschenke und Versprechungen gewann ich die Mutter, und schon glaubte ich mich meinem Ziele nahe, als die Unruhen zwischen dem Papste und den Colonna's ausbrachen; sie mußten fliehen, auch der Cardinal, mit ihm Leonore und ihre Mutter. — Mir, dem innigen Freunde Alberts von Carpen, gelang es, durch diesen Anführer der päpstlichen Söldner, Eurem Neffen die Erlaubniß auszuwirken, nach Rom zurückkehren zu dürfen. In dieser Zeit war ich täglich, jedoch seiner Verhältnisse mit den Colonna's

na's wegen, nur heimlich in dem Palaste des Cardinals, sah, sprach Leonore, und was Sinne und Eigennutz allein mir früher wünschenswerth gemacht, verlangte nun, da ich sie näher kennen gelernt, das Herz mit Ungestüm. Aber das Mädchen wies mich kalt zurück, oft mit Spott, selbst mit Verachtung. Ich ertrug es anfangs, endlich aber trat Haß an die Stelle der Liebe, doch ein freundliches Wort von ihr, und die Liebe übte von Neuem ihre Tyrannei über mein beleidigtes Herz. — In dieser Zeit stürmte Bourbon die Stadt, die Anhänger des Papstes mußten fliehen, auch ich Rom verlassen; aber nicht lange war es mir möglich, von ihr entfernt zu bleiben, ich kehrte an dem Tage zurück, wo das Heer im Aufruhr die Straßen durchzog, wollte mich trotz der Gefahr in den Palast des Cardinals schleichen, als einige Leute des Pompejus Colonna mich erkannten, verfolgten, und ich mich zu meiner Rettung in einen Haufen deutscher Lanzenknechte stürzen mußte. Hier sah ich den von Bibrach zum ersten Male, und ohne sein Verhältniß zu Leonoren nur zu ahnen, erweckte schon hier sein Anblick feindliche Gesinnungen in mir; er war

mir verhaßt. Leicht entkam ich mit Beistand der Signora Franzeska meiner Haft, blieb im Palaste, sah Leonore täglich, die der Mutter eidlich hatte versprechen müssen, mich nicht zu verrathen, und schlich durch den heimlichen Gang im Garten aus und ein. Bald bemerkte ich nun Leonorens Neigung, und von diesem Augenblicke an war Bibrach's Verderben beschlossen; aber er war auf seiner Hut, überlistete mich, ich ward zum zweiten Mal gefangen, durch die Fürsprache des Cardinals befreit, mir aber der Palast verboten, der Eingang versperrt, und nur ein alter Diener unterhielt noch eine Verbindung zwischen Signora Franzeska und mir, so daß ich täglich von Allem, was im Palaste vorfiel, Nachricht erhielt. Es wurde nun beschlossen, daß ich am Abende vor Leonorens Abreise sie entführen, und sie nach Narni zu Franzeska's Schwester bringen sollte, von wo ich sie leicht auf mein Schloß in den Apenninen bringen konnte, der Cardinal wurde entfernt. Aber meine Rache war dadurch nicht befriedigt, er sollte sterben, — Doch den ferneren Verlauf der unglücklichen Begebenheit kennt Ihr. —

Erlaubt, sagte er jetzt, daß ich einen Augenblick ruhe, mein Kopf schmerzt sehr, das deutsche Schwert traf gut; gönnt mir nur eine Stunde Schlaf — ich werde ja wohl noch einmal erwachen, um meine Berichte enden zu können. Dies sagend, schloß er die Augen, der Graf verließ ihn. — Nach einiger Zeit kehrte der Alte zurück, und fand den Marchese schon erwacht.

Es war ein kurzer Schlummer, edler Graf! rief ihm dieser entgegen, und böse Träume nahmen ihm seine erquickende Kraft. — Setzt Euch zu mir und hört das Ende; bald werde ich müssen den Priester kommen lassen, denn mir ist, als wären meine Stunden gezählt, mein Schuldbuch geschlossen. Er begann:

Der Wahnsinn Leonorens verlöschte die Flammen meiner Liebe, sie ward mir gleichgültig und ich kümmerte mich nicht mehr um die Unglückliche, nur die Rache blieb mir aus jener Zeit; aber er war nicht mehr in Rom, und über die Alpen ihm nachzuziehen, fand ich keinen Beruf, da der Einmarsch der Franzosen in das Mailändische, und die Unterhandlungen des Papstes hier mich sattsam

Doch über seine Rettung vergessen Sie nicht, uns das Weitere zu berichten."

„Die Türken, von diesem Vorfall außer Fassung gebracht" fuhr Paul fort, ohne daß Helene Theil an dem nahm, was er noch sagte „kappten die Anker, spannten die Seegel auf und eilten, den Hafen von Tscheśme zu erreichen, die Russen sind ihnen gefolgt; der morgende Tag muß entscheiden, und bald sollen Sie wieder Nachricht von mir erhalten, denn ich besteige heute noch eine griechische Polakre und schiffe zur Flotte."

„Dann grüßen Sie ihn von mir," sagte Helene, „sagen Sie ihm, was ich gelitten und daß meine Seele nur bei ihm sei — Sagen Sie ihm — doch wozu die Worte. Er weiß ja, daß ich ihn unaussprechlich liebe! Paul!" rief sie ihn bei Seite „Sagen Sie ihm, daß trotz meiner ewigen Liebe ich nie die Seinige werden könne! Er solle nicht für mich in den Tod gehen; der Preis sei der Aufopferung nicht werth." Dies sagend verließ sie ihn schnell.

Paul kehrte, über diese dunkeln Worte nachsinnend, nach Scio zurück. Die Nachrichten, die er gebracht, hatten Helenens Trübsinn nicht verscheucht. Schwermüthig wandelte sie den ganzen Tag umher und nichts vermochte sie aufzuheitern, sie nährte ihren Kummer und verschloß ihn in ihre wunde Brust.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18755/035

beschäftigen. — Aber da will das Schicksal, daß er mit dem von Frundsberg nach Rom zurückkehrt. Meine Diener folgen ihm überall, sie spähen eines Abends aus, daß er mit seinem Freunde nach dem Friedhofe von San Nicola gehe, ich folge ihnen, die Dämmerung täuscht mich, und Frundsberg sinkt von meinem Bolzen getroffen. So war ich ein Mörder und hatte mein Opfer verfehlt, doch da ich den Getödteten auch haßte und er ein Ketzer war, beruhigte ich mich leicht.

Nach langer Zeit erfahre ich durch einen Diener, der zufällig in Pisa gewesen war, daß Leonorens Wahnsinn geheilt, daß sie in Jugendfrische wieder blühe, schöner als je, und beglückt in den Armen ihres Geliebten ruhe. Meine Begierde erwacht, meine Rache flammt von Neuem auf; ich verlasse das Heer, eile nach Rom zu dem Cardinal, er weiset mich schnöde zurück, da schmiede ich in Eile den verderblichen Plan, ihn den Colonna's verdächtig, dem Papste verhaßt zu machen. Es gelingt mir durch meine Freunde leicht, und Clemens läßt ihn wissen, nur durch mich könne er seine Verzeihung erhalten, — Leo-

nore ward der Preis der Versöhnung zwischen mir und Eurem Neffen.

Der Cardinal, mich heimlich hassend, blieb in seinem Benehmen schwankend, ich konnte ihm nicht vertrauen, und sah wohl, daß mich nur gewaltsame Mittel zum Ziele führen könnten. Eure Wachsamkeit und Vorsorge, edler Herr, aber vereitelte jeden Versuch; ich mußte zu dem gefährlichen Mittel der Drohung schreiten, und verdarb mein Spiel ganz, da der Brief, den ich durch Margaritta Leonoren sandte, Alles aufmerksam machte, jede Vorsicht verdoppelte, und der junge, deutsche Bär, dessen Tatze mich doch noch getroffen hat, bei Tag und Nacht Euer Schloß umzog. Da hüllte ich mich in die Kutte eines Franziskaners, und erfuhr wenige Augenblicke vorher, ehe Ihr Euch in das Kloster begabt, durch einen Eurer Diener, der in meinem Solde stand, daß Ihr mit Leonoren gen Pisa ziehen würdet, schwang mich schnell auf mein Roß, folgte Eurer Spur, aber traf Euch nicht — noch weiß ich nicht, wo Ihr verweilt haben müßt. — Nun jage ich nach der Abtei, ich vermuthe, daß Ihr in dieses heilige Kloster, dessen Aebtissin Eure Verwandte

ist; Leonore in Sicherheit bringen würdet, warf die Kutte wieder um, ließ meine Leute hinter den Klöstermauern versteckt halten, und wartete so auf Euch; Ihr kamt nicht. — Unwillkürlich trat ich in die Capelle, es zog mich vor dem Bilde der Madonna auf meine Kniee nieder, ich mußte beten, und als Leonore eintrat, als ich sie ermahnte, ihren Feinden zu vergeben, sprach ich aus wahrem Herzen, und mit frommem Gemüthe. — Als sie jedoch unter ihren Feinden mir allein ihre Verzeihung entzog, ergriff mich mein wilder Sinn, und, ich gestehe es, wäre sie nicht entflohen, ich hätte sie an der Pforte des Gotteshauses gemordet.

Mit innerer Wuth, da mir Alles mißlang, und kein Bubenstück mir Lohn bringen wollte, irre ich von Haus zu Haus, und wie von meinem rächenden Schicksale gewaltsam hingezogen, führt es mich nach dem Weinberge, wo ich zwei Frauen wandeln, und Eine darunter sehe, die mir Leonore zu seyn schien. Eifersucht, Rache, die Wuth, mich betrogen zu wissen, alle diese feindlichen Leidenschaften stürmen auf mich ein, ich schleiche ihnen

nach, erkenne Leonore — doch, was nun Blutiges geschah, wißt Ihr.

Unglücklicher, sagte der Greis nicht ohne Theilnahme, schwere Verbrechen lasten auf Euch, die Ihr blutend und vielleicht selbst mit Eurem Leben büßen müßt. Wißt, die Dame, gegen die Ihr den Dolch gezückt, war nicht Leonore della Valle, diese trauert in stiller, einsamer Klosterzelle, es war eine deutsche Edelfrau, die Verlobte Edmunds von Bibrach, Leonoren täuschend ähnlich an Gestalt und Zügen.

Es war nicht Leonore! rief der Marchese. — So vernehme ich deine Donner, Herr, erkenne deine Gnade, daß du ihn sandtest, den Dolchstoß von ihrer Brust abzuhalten. — Und wie geht es ihm? Gebt mir Hoffnung, daß ich beruhigt von hinnen gehen kann.

So viel ich vernahm, berichtete ihn der Graf, ist seine Verwundung nicht tödtlich. — Bei diesen Worten faltete der Marchese seine Hände zum stillen Gebete, und als er geendet, sprach er:

Edler Mann, sagt dem von Bibrach, sagt Leonoren, auch der deutschen Edelfrau, daß ich, ein Sünder, am Rande des Grabes ihre

Verzeihung erflehe, bittet sie, daß sie mir nicht fluchen, und meine Schuld nicht schwerer machen am Tage des Weltgerichtes. Bringt mir ihre Verzeihung, dann will ich beruhigter von dem Leben scheiden, und die Hoffnung, daß Gott gleich ihnen barmherzig seyn wird, soll mich vor seinen Richterstuhl begleiten. Geht, edler Herr, und kehrt mit diesem Labetrunke bald wieder zurück, bald, ehe sich dieses Auge für immer schließt.

Der Graf, der in der Abtei Leonorens versöhnliches Herz zur Verzeihung bereit gefunden, kam jetzt auf die Villa und würde nach seinem Verlangen bei Mathilden eingeführt, die er nicht mehr auf ihrem Lager, aber noch sehr angegriffen fand. Man hatte vergessen, ihn zu unterrichten, daß Mathilde noch nichts von Edmunds Verwundung wisse, und ihr das blutige Ende des Tages noch unbekannt sei. Er trug ihr die Bitte des Marchese vor, und als er im Laufe des Gespräches Edmunds Verwundung erwähnte, erstaunte er, als er Mathilde außer sich sah. Ihm danke ich mein Leben! rief sie, ihm, dem Geliebten! Wo ist er, o sagt es mir, wo? — Als sie erfuhr, er sei auf der Villa,

stürzte sie aus ihrem Zimmer hin zu ihm, und sank an seinem Lager nieder.

Da knieete sie nun an seinem Bette, bedeckte die dargereichte Hand mit Thränen und Küssen, vermochte nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort ihm zu sagen, nicht: mein Edmund! konnte sie aus der gepreßten Brust hervordrängen. Stumm war ihre Wonne, schweigend, lautlos die glühende Liebe, die in ihrer Brust mit hellen Flammen gewaltsam aufschlug. — So hatte das Schicksal sie wieder zusammengeführt, so durch manches Labyrinth, über manche Kluft hinweg, selbst über ein gebrochenes Herz, das im stillen Gebete nur noch die Ruhe fand, sie vereint, mit Blut und Thränen hatte er sie erkauft, und mit dem Wahnsinne einer Unglücklichen, der immer noch, selbst in geweihter Zelle, um die Stunde der Mitternacht leise zu ihr schlich. Aber Alles lag fern hinter ihnen, die beglückte Liebe sieht nur in die ruhige Zukunft, und obgleich kein Liebewort von ihren Lippen floh, drückten doch die Blicke voll Wonne sattsam die Gefühle des Herzens aus. Im Rausche ihres Glückes ward Leonore, doch nur in diesem Augenblicke des Wieder-

sehens vergessen. — Cäcilie und Konrad standen von fern und sahen dem Schauspiele zu, Cäciliens Auge glänzte vor Freude. Endlich sind sie am Ziele meiner, ihrer Wünsche, sagte sie leise zu dem Bruder, aber Du stehst theilnahmlos da, Dein Auge starrt finster. —

Ich gedenke der Wahnsinnigen im Kloster, erwiederte er, und kann mich nicht über den Lieberausch freuen, der bald vorüber seyn wird. — Ein ruhiges, heiteres Glück kann ihnen nicht werden, denn könnte er die Unglückliche vergessen, so müßte auch ihn der barmherzige Gott vergessen in der Stunde der Noth. Aus dem Grabe fremder Wonne entsprießen keine freundlichen Blumen, Cäcilie, aus dem gebrochenen Herzen einer Unglücklichen blüht keine freundliche Rose empor. Der Friede des Herzens ist ihnen genommen.

14.

Als der Graf am andern Tage dem Marchese die tröstende Botschaft brachte, daß Alle ihm vergeben, fand er ihn schon mit

dem Tode ringend. Er reichte ihm durch die Worte der Versöhnung die letzten stärkenden Tropfen, die ihn auch zu beruhigen schienen, und ein reuiger Sünder schied er von der Welt. — Die Nachricht seines Todes erschütterte nur Leonore, die jetzt durch Jedes heftig bewegt wurde, was aus ihrem vergangenen Leben ihr entgegen trat. Ihr Trübsinn nahm in der bewußten Stunde zu, und der Gedanke ward in ihr fest, daß nur der Schleier ihrem Gemüthe die Ruhe wieder geben könne, und doch wollte sie ihn nicht eher ergreifen, bis sie noch einmal Edmund gesehen, an Mathildens Seite gesehen, noch einmal an seiner Brust geruht hätte.

Auf der Villa war Freude und Trauer. Edmund genas bei der sorgsamen Pflege Mathildens schnell, und mit der rückkehrenden Gesundheit kehrte die Liebe wieder, doch war sie, wie Konrad geahnet, nicht heiter und ruhig, nicht von stillen Vorwürfen frei, und manche Thräne floß dem Andenken Leonorens im Stillen; denn in den ruhigen Stunden, wo Edmunds Herz weniger überrascht, weniger berauscht war, trat ihr leidendes, noch immer geliebtes Bild wieder mahnend vor

ihn, und es bedurfte der Zeit, es zu verdrängen. Aber ein Schreiben des Vaters, worin der alte Mann so ganz seine Freude aussprach, worin er den Sohn bat, ja bald mit Mathilden zurückzukehren, ihm die wenigen Tage seines Lebens noch zu verschönen, zu erheitern, trocknete die Thränen und unterdrückte jeden bedenklichen Zweifel. Edmund gab sich ganz der stillen Liebe zu Mathilden hin, die seit einiger Zeit zurückhaltender, und ernster geworden war, und jede Annäherung vermieden hatte. Ihrem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß er im Stillen Leonoren manche Thräne weine, und obgleich sie ihm deßhalb nicht zürnen konnte, bestimmte es sie doch, ihrem Schicksale nicht vorzugreifen. Sie verdoppelte ihre Pflege, verbarg aber ihre innern Empfindungen immer mehr.

In dieser Zeit, Edmund war ganz wieder hergestellt und die Rückreise in das Vaterland beschlossen, erhielt dieser einen Brief von Ludovica, sie schrieb ihm:

Ich kann nicht selbst die Einlage von Leonoren überbringen, Unwohlseyn hält mich ab. Erfüllt ihren gerechten Wunsch, dessen Gewährung mir der einzige Weg scheint, auf wel-

11.

Paul traf mit allerhand Erfrischungen und mit mancher Erquckung für die Verwundeten noch bei guter Zeit bei der russischen Flotte ein, welche sich in einiger Entfernung vor dem Hafen von Tschesme vor Anker gelegt hatte. Nach manchen Nachfragen fand er Harry Dugdal, der sich sogleich auf die griechische Polakre zu ihm begab, auf dem Schiffe des Admirals Elphingston. Als sei er ihm von neuem gegeben, so innig umarmte Paul den schon verloren Geglaubten und machte ihm dann mit dem bekannt, was indessen auf Scio vorgefallen war, erzählte ihm, in welcher Gefahr Helene und Demetrios geschwebt und wie der schöne Landsitz so ganz durch die Osmanen zerstört sei. Von dem, was Helene ihm beim Abschied gesagt, schwieg er.

„Nun, vielleicht legt ihn heute Nacht Gott in meine Hand, daß ich alte und neue Schuld an ihm rächen kann!" — sagte Harry „Aber die Zeit verrinnt, das Amt, das ich übernommen, ruft mich auf meinen Posten, wir müssen uns trennen. Sollte Gott über mich verfügt haben, so sag meinem alten Vater, ich hätte seiner in dieser ernsten Stunde mit dankbarem, kindlichem Gemüthe

chem sie Ruhe und Zufriedenheit wieder erlangen kann. Unterdrückt ganz eine Leidenschaft, welche nur Mitleid und Pflicht in Euer Herz zurückführte, und die es deßhalb nicht beglücken konnte.

Leonore schrieb an Edmund:

Abgeschieden von der Welt und ihren Freuden, getrennt von Allem, was mir lieb und theuer ist, schreibe ich Dir, geliebter Edmund, um die letzte Bitte an Dich zu thun. Du hast mir ja noch Keine verweigert, Du wirst mir auch diese jetzt mit willigem Herzen erfüllen, darum höre sie an.

Gott wollte unsere Liebe nicht segnen, deßhalb traf der Dolch meine Brust, der Wahnsinn meinen Geist. — Ein weiter Raum trennte uns, doch das Schicksal vereinte uns wieder, um uns von Neuem auf ewig zu trennen. Das Schicksal hat geendet, unsere gemeinsame Wallfahrt ist vollbracht, wir sind am Ziele! Du an der Hand der Liebe, ich am Altare des Höchsten. — Dir erblüht die Wonne, mir der Schmerz. Du eilst in Dein Vaterland zurück, ich bleibe gebannt in diese düstern Mauern! So will es der allweise Gott.

Ehe Du von hier scheidest, ehe uns wieder

Berg und Thäler trennen, möcht' ich Dich so gern noch einmal sehen, noch einmal Dich an meine liebende, treue Brust drücken, und mit dem letzten Kuß auf Deine Lippen, mit dem letzten dumpfen: Lebewohl! auch von dem freundlichen Leben auf ewig scheiden, und still und ruhig in meiner Zelle enden. — Auch Mathilde möchte ich noch einmal sehen, sie, welche die Natur mir so ähnlich schuf, um mir meines Lebens Seligkeit zu rauben. Aber nicht getrennt sollt Ihr mir erscheinen, vereint zum ewigen glücklichen Bunde sollt Ihr vor mich treten, zu dem Bunde, den Leonore dann mit ihrem Segen heiligen wird.

Daher, mein Edmund, ehe Du vor mich trittst, reiße mein Bild ganz aus Deinem Herzen — es verdankte ja doch später nur der Dankbarkeit und dem Mitleid seinen Platz, den ihm einst die Liebe errang — gib Dich ganz Mathilden und ihrer Liebe hin, und tretet Arm in Arm als Verlobte vor die welkende Leonore. Nur dann wird sie, die von der Welt Abschied genommen, die für Dich mein Edmund, todt seyn muß, Dich liebend umfangen, und Dich segnend verlassen.

Lösche mich aus Deinem Gedächtnisse! Ich

will alle frohen Bilder, die uns umgaukelten, alle Küsse, die Deine Lippen mir aufdrückten, alle Träume der betrogenen Seligkeit für mich allein zurückbehalten, und diese verwelkten Blüthen meines erstarrten Frühlings in meiner stillen Klause zu einem Kranze der Erinnerung winden, nur mir sollen sie gehören, Du hast nun keinen Theil mehr an ihnen.

Komm bald! — Mein ungeduldiges Herz erwartet Dich sehnsuchtvoll, laß es mich aber wissen, laß mich den Tag, die Stunde wissen, damit ich mich fassen, mich vorbereiten, mich schmücken kann zum Genusse des letzten, frohen, und doch so schmerzlichen Augenblickes meines Lebens; denn mit Deinem Lebewohl bin ich todt für diese Welt, mit ihm deckt ein Schleier Deine Leonore.

Auch Cäcilie und Deinen Bruder bringe mit, ich wünsche diese Lieben alle noch einmal zu sehen. — Meine Bitte sei Dir heilig, und nur an Mathildens Hand komm zu mir.

Leonore.

Als Edmund den Brief gelesen hatte, reichte er ihn schweigend Cäcilien. — Mathilde, sagte er dann, Leonore wünscht uns noch einmal

zu sehen. Willst Du mich begleiten zu der armen Hingeopferten?

Gern, mein Edmund, erwiederte Mathilde, gern will ich diesen Engel noch einmal in meine Arme schließen, und den Schwesterkuß auf ihre Lippen drücken.

Aber, fuhr Edmund nach einer langen Pause fort, sie bittet in diesem Briefe, den Cäciliens nasses Auge durchliest, daß wir als Verlobte vor sie treten sollen. — Ueber Mathildens Wangen flog Purpurgluth bei diesen Worten. — Nur als Verlobte! wiederholte Edmund mit bebender Stimme, ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz, und sah fragend in ihr blaues Auge.

Edmund, ich habe Dich immer geliebt, sagte Mathilde ernst, aber mit Rührung; keine andere Liebe durchglühte dieses Herz, kein fremdes Bild stand neben dem Deinen. — Mein Herz gehört nur Dir allein, meine Hand setzte sie zagend hinzu, nur dem ungetheilten Herzen.

Leonore ist todt, erwiederte Edmund, sie nimmt den Schleier.

Wir hielten sie für todt, und sie erwachte wieder!

wieder! entgegnete Mathilde. Edmund schwieg, Mathildens Blicke ruhten forschend auf ihm.

Nein Mathilde! rief er jetzt, wie aus einem Traume erwacht, das lange Schweigen plötzlich unterbrechend. Nein Mathilde, die Liebe bewahrt nicht Leonorens Bild in meinem Herzen, nur die Freundschaft, nur die Dankbarkeit erhält es ewig lebendig in mir, und so wird es auch bleiben. Die Erinnerung an sie wirst Du mir lassen, meine Theilnahme an der Unglücklichen wirst Du nicht aus meinem Herzen verbannen wollen, dazu bist Du zu edel. — Und nun kann ich aus der Tiefe meines Herzens Dir zurufen: Nur nach Dir, meine einzige Geliebte, führt mich die Liebe, nur Du stehst in meinem liebenden Herzen!

Sie sank in seine Arme, der Bund ward von Neuem geschlossen: das Schicksal ehrte ihre Leiden, ihre Liebe, und trennte sie nicht mehr. Es wurde nun nach der Abtei zu gehen beschlossen, und der Tag dazu bestimmt; Jeder erwartete ihn mit banger Wehmuth. — Er erschien; Mathilde und Cäcilie, von Edmund und Konrad begleitet, zogen nach der Abtei. Schweigend gingen sie den kurzen

Weg neben einander, Keins machte durch Worte dem gepreßten Herzen Luft, und so kühl auch der rauhe Wintermorgen sie anwehte, so drückend schwül lag es dennoch auf ihrer Brust. — Jetzt standen sie an der Pforte der Abtei, dort fanden sie schon den ehrwürdigen Greis, den Grafen del Mole, der sie erwartete. Stumm war ihre Begrüßung, herzlich drückte er den Männern die Hand, und sagte zu Edmund: Der Schleier, der ihr verweintes Auge morgen decken wird, verhülle ihr Bild für immer Eurem Blicke. Dann schellte er, die Pforte öffnete sich, eine Laienschwester führte sie durch das Kreuzgewölbe der Abtei in den Klostergarten.

Sie traten ein, der Winter hielt noch mit seinen kalten Armen die Blüthen gefangen, noch belebten sie nicht die erstorbene Natur; kein Strahl der erwärmenden Frühlingsonne war noch hierher gedrungen, kein Trieb des Frühlinglebens hatte sich zur Knospe entfaltet, keine freundliche Lerche hob sich von ihrem kalten Lager in die blauen Lüfte empor. Eine hohe Mauer umgab diese Oede, sie drückte auf die beklommene Brust mit ihrer traurigen Einförmigkeit, und bildete den trüben,

wolkigen Himmel zum Gewölbe eines düstern Kerkers.

Auch fühlten sich die Eingetretenen nicht wohl in diesem Zwinger; düsteres Schweigen umgab sie, und ihr gespannter Blick sah ängstlich nach der Thür. Sie öffnete sich, Leonore trat mit Ludovica ein. — Langsam kam sie ihnen entgegen, ihre Tritte waren schwankend, ihr Blick ungewiß, er schien etwas zu suchen, und doch das Suchende zu vermeiden, ihr Gesicht war bleich.

Ganz so gekleidet, wie an dem verhängnißvollen Abende in der Laube an der Tiber, umschlang ein feuerfarbener Gürtel ihr einfaches weißes Kleid; kein Kranz von duftenden Rosen schmückte ihre braunen Locken, nur ein Myrtenkranz ruhte in ihrer Hand. — Konrad ging ihr entgegen, reichte ihr die Hand, hieß sie willkommen, und betrachtete sie mit theilnehmendem Blicke. Dank Euch, Konrad, sagte sie freundlich, Dank Euch, daß ich Euch hier sehe.

Sie näherte sich Mathilden; eine Thräne quoll aus ihrem Auge als sie vor sie trat, und den Myrtenkranz mit zitternder Hand in Mathildens Locken flocht. Hiermit weihe ich Dich

Glückliche! sprach sie, und ihre Stimme bebte — zur Braut meines Geliebten. Gott möge Dich segnen, und Dich in seinen Armen glücklicher werden lassen, als mich, — eine flüchtige Gluth flog bei diesen Worten über ihre Wangen — der von ihm nichts bleibt, als die schmerzvolle Erinnerung. Auch diese, fuhr sie seufzend fort, muß ich in diesen heiligen Mauern Gott opfern, sie muß, wenn ich erst dem Irdischen Lebewohl gesagt habe, vor meinem Gebete weichen. —

Und nun, fuhr sie nach einer langen Pause ruhiger scheinend fort, vergebt mir die Thränen und den Kummer, den ich Euch brachte, und scheidet freundlich und liebend von Eurer unglücklichen Schwester! — Mathilde sank in ihre Arme, Konrad unterstützte den zitternden Edmund, welchen Leonorens Auge immer noch zu vermeiden schien. — Plötzlich aber riß sie sich aus Mathildens Armen; ein Blick der ihre ganze Seele zum Himmel emporzutragen schien, strahlte heilig zum umwölkten Aetherdom hinauf. Es sei, rief sie aus, es sei geschieden! Gib mir Muth, gib mir Kraft, heilige Mutter.

Sie trat vor Edmund, glühend strahlte

ihr Blick, Purpur umzog ihre Wangen, schön, ja so schön, wie in den Tagen von Rom, stand sie vor ihm, und betrachtete ihn innig und lange. Wir müssen scheiden, Edmund, sagte sie endlich mit Wehmuth, Thränen hemmten die Worte, sie stürzte an seine Brust, umschlang ihn heftig, drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen, und ruhte sprachlos an seinem klopfenden Herzen. Leb wohl! rief sie plötzlich, lebt Alle wohl! — Sie entwand sich seinen Armen und trat ernst zu Ludovica zurück. Den letzten Tropfen Deines Kelches habe ich heute noch geleert, du freundliche Welt! rief sie, und morgen sage ich dir ein ernstes, ewiges Lebewohl! — Wie eine geistige Gestalt schwebte sie der Klosterpforte zu.

Alle standen von Rührung ergriffen, und sahen schweigend ihr nach, nur Cäcilie stürzte hinter ihr her; an der Pforte ereilte sie Leonore. Leb wohl, Unglückliche! rief sie ihr zu, leb wohl, frommer Engel!

Leonore wandte sich. Unglücklich? nein, das bin ich nicht! Gott hat mir den Himmel geöffnet; wandelt mein Fuß auch noch auf dieser Welt, mein Geist schwebt schon oben — dort sehen wir uns wieder. — Die Pforte

ſchloß ſich — ſie ſchloß ſich, um ſich nie wieder der Dulderin zu öffnen.

15.

Auf ſeinem Lehnſtuhle im Erkerfenſter ſaß der alte Freiherr, und blickte über den See nach Bregenz zu, während die alte Kunigunde das Feuer im flackernden Kamine anſchürte, denn der Oſtwind blies heute kalt über den See herüber.

Seht doch nicht immer ſo ſtarr nach dem See, brummte die Alte, die Fahrt von Italien iſt lang, die Wege ſind ſchlecht.

Das iſt eben, was mich beſorgt macht, und die Kriegunruhen, unterbrach ſie der Freiherr, und heute geht der See ſo hoch, der Oſtwind brauſet, thürmt Welle auf Welle; wenn ſie nur heute nicht kommen.

Sie ſtehen in Gottes Hand, der ſie bisher gar wunderbar beſchützt hat, fiel ihm die Alte in die Rede. Habt doch Vertrauen zu Eurem Gebete, und erwartet mit Ruhe die Ankunft der Kinder.

Bring mir den Stammbaum! befahl nun

gedacht und bitte ihn, daß er mir den Kummer verzeihe, den ich ihm im Leben verursacht, grüße Demetrios und sage Helenen, ich hätte sie geliebt bis in den Tod, mit glühender Liebe! — Und nun leb wohl, bleib in der Nähe der Flotte, vielleicht daß diese Nacht dir ein gar herrliches Schauspiel bereitet wird." Hierauf schloß er noch einmal den Freund in seine Arme, dann bestieg er das Boot und schiffte nach Elphingston's Schiffe zurück.

Dem Grafen Orloff hätte nichts erwünschter sein können, als die Flucht der türkischen Flotte nach dem Hafen von Tschesme. Er hatte sogleich die Admirale auf sein Schiff berufen, und sie mit seinem gefaßten Entschluß bekannt gemacht, den Feind im Hafen selbst anzugreifen, oder den Versuch zu machen, die Flotte durch Brander zu zerstören. Die Admirale hatten für Letzteres gestimmt und so war beschlossen worden, 4 Brandschiffe in größter Eile auszurüsten und Dugdal war auf Elphingston's Vorschlag der Befehl über sie gegeben. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden zwei genommene türkische Schiffe dazu eingerichtet, die beiden schon vorhandenen Brander in Stand gesetzt und schon am andern Abend, dem nämlichen, wo Paul seinen Freund besuchte, waren sie so weit in Stand, daß man um Mitternacht das Unternehmen zu beginnen hoffen konnte.

Der Capudan Pascha hatte von Giaffar Bei unterstützt, in Eile alles Mögliche gethan, den Eingang des Hafens zu vertheidigen, den die etwas entlegene Festung nicht hinlänglich deckte. Er ließ an der nördlichen Spitze eine Batterie von 24 schweren Kanonen errichten, ließ die schon an der südlichen Spitze befindliche ausbessern, so

der Alte. Kunigunde brachte ihn. — Der Freiherr rollte ihn auf, und ein wehmüthiger Blick traf das von ihm gezeichnete Kreuz bei Edmunds Namen. Dann nahm er die Feder, und seine zitternde Hand setzte die Worte daneben: Zum Leben wieder erstanden. Als aber die Alte das Gedächtnißbuch ihm reichte, und er das Ausgestrichene fand, das nicht mehr wieder herzustellen war, sann er lange nach; dann setzte er darunter: Verzeihe mir Gott den Frevel! blätterte noch hin und wieder darin, und ließ so manche Begebenheit dahingeschwundener Tage an sich vorübergehen. Da unterbrach ihn Kunigundens Ausruf: Seht her, dort kommt ein Schiff, trotz Wind und Wellen, pfeilschnell von der Gegend von Lindau hergesegelt, so schnell, als wolle es dem Sturme entfliehen! — Der Alte blickte auf, sein Herz klopfte freudig nnd dennoch ängstlich, denn das Schiff hatte böse Fahrt, der Sturm trieb die Wellen immer höher, und schien mit dem immer näher kommenden Schiffe sein gefährliches Spiel zu treiben. — Als es jetzt über die Spitze bei Ammenstadt hinaus war, und nun mit vollen Segeln gerade nach der Bucht zusteu-

erte, rief der Alte freudig aus: Sie sind es, es sind meine Kinder! ich sehe schon auf dem flatternden Wimpel den aufrechtstehenden Löwen! Sie sind es! Ordne Alles zu ihrem Empfange, Kunigunde, schnell, schnell! Das Beste trag in die Küche, von dem besten Fasse zapfe den Wein, denn Deinem alten Herrn ist ein Freudentag gekommen!

Als nun das Schiff in der Bucht, unfern des Ahorns landete, der jetzt Edmund nur mit blätterlosen Zweigen rauschend begrüßte, überfiel den Freiherrn die Ungeduld. Ist es nicht schrecklich! rief er, wie ein Galeerensklave an den Sessel gebannt zu seyn, nicht der Freude entgegen eilen zu können, und sie mit Ungeduld im Herzen erwarten zu müssen, die dann immer nur schleicht, statt zu fliegen; da sitze ich nun fest auf einer Stelle, sehe die Kinder, und kann nicht hin, sie an mein Herz zu drücken. — Bei diesen Worten nickte sein greises Haupt den aus dem Schiffe Steigenden freundlich entgegen, als ob sie diesen leisen Gruß aus der Ferne sehen könnten. — Hier springt Edmund heraus, reicht Mathilden die Hand! rief er, dem, was er sah, Worte gebend. Cäcilie kommt, und nun

die alte Gräfin Eberſtein, ſie wandern den Fußpfad hinauf. — Aber wo bleibt Konrad, mein Liebling? Kehrt er nicht zu dem Schloſſe ſeines Vaters zurück, will er allein heute nicht ſeinen Tropfen in des Vaters Freudenkelch träufeln? — So ſprach er, ſeine Ungeduld verplaudernd, als er die ſo ſehnlich Erwarteten nahen hörte. Der freudige Ausruf erſtarb auf ſeinen Lippen, die Freude, die Erwartung war zu groß, nur in dem Auge ſprach ſein Gefühl.

Die Thür öffnete ſich, Edmund trat an Mathildens Hand ein, nahte ſich dem Vater, und ohne daß ſie, daß der Vater ein Wort ſprechen konnten, ſanken ſie auf ihre Kniee vor ihm nieder, er legte ſegnend ſeine Hände auf ſie, und es bedurfte manches Augenblickes, ehe ſich die Worte: Nun will ich freudig ſterben! aus ſeiner von Freude durchbebten Bruſt hervorwinden konnten.

Cäcilie, welche bisher mit der Gräfin zurückgeblieben war, ſtürzte jetzt hervor, ſank dem Vater um den Hals, auch Edmund ruhte jetzt an ſeiner Bruſt.

Wo iſt mein Benjamin, mein Jüngſtgeborener? unterbrach der Alte den Ausbruch der

Freude. Warum kehrte er nicht mit Euch heim?

Er steht mit Kaspar Frundsberg's Fahnen vor Pavia's Mauern, dort sich den Lorbeer zu erringen, erwiederte Edmund.

Wäre er doch heimgekehrt, trauerte der Vater, daß ich all meine Kinder um mich, versammelt sähe. — Aber schweige, unzufriedenes Herz, fuhr er nach kurzem Besinnen fort, ist mir doch durch diesen Engel das Leben wiedergegeben.

Schon am andern Tage vereinigte der Segen des Priesters Edmund und Mathilde. Sie standen am Ziele ihrer Wünsche, und der Himmel schenkte ihnen der Freudentage viele; aber auch manchen düstern Tag, den sie der Erinnerung weihten, manche stille Trauer um Leonore, die den Himmel ihres Glückes trübte. Edmund konnte nie aus seinem Herzen den Vorwurf, die Arme verlassen zu haben, ganz verbannen, und die Thränen störten selbst in Mathildens frommem Herzen die Ruhe; der feindliche Gedanke, sein Herz liebt sie noch, war der Quell so manches stillen Kummers.

Der Himmel schenkte ihnen eine Tochter.

Das Kind trat wie ein schützender Engel vor ihre Ruhe, und knüpfte das Band ihrer Liebe noch fester. Der Alte wiegte die Kleine auf seinem Schooße, zwar hätte er einen Knaben in seinen Armen lieber gewiegt, doch freute er sich, in ihr die sanften Züge jenes Edmunds wieder zu sehen. — Die Nachrichten, welche aus Italien von Konrad eintrafen, waren stets erfreulich; er hatte sich im Kriege ausgezeichnet, und jetzt, da die Franzosen aus Italien vertrieben waren, genoß er der Ruhe. Kaiser Karl hatte ihn bei seiner Anwesenheit in Bologna mit einer goldenen Gnadenkette geehrt, was den Freiherrn hoch beglückte.

So trübte kein trauriges Ereigniß die Tage der Freude. — Da schickte eines Tages Herr Fugger aus Augsburg einen Boten mit einem Schreiben an Edmund, es war von dem würdigen Grafen del Mole, über Livorno an ihn gelangt, und lautete:

Edler Herr!

So sehr meine Hand auch zittert, muß ich doch die Feder ergreifen, um an Euch eine Bitte über die Alpen zu senden. Ich weiß, das Glück, das Ihr in den Armen

Eurer edlen Gattin genießt, macht Euch nicht fühllos gegen das Unglück Anderer, am wenigsten gegen das Schicksal Leonorens. Es ist traurig! — Sie ist still und scheint heiter, sucht im Gebete die verlorene Ruhe wieder zu erlangen, und sagt zwar, daß sie mit ihrem Schicksale zufrieden sei, aber welkt wie eine Blume, die nicht Regen, nicht Thau, nicht Freude, nicht Hoffnung mehr tränkt; so geht sie, wie sie selbst fühlt, und mir im Vertrauen gesagt, dem Grabe zu. — Aber sie irrt, sie kann nicht sterben, die Sehnsucht nach Euch hält ihre Seele zurück, der Tod kann seine Beute nicht fassen; die Seele kann nicht eher der sterblichen Hülle entschweben, bis sie Euch, Eure Gattin und Euer Kind gesehen hat. Dies erscheint ihr täglich im Traume, und sie meint, es sei der Engel, der sie hinüberführen würde, und ich glaube es auch fast.

Seid menschlich, kommt, stillt die Sehnsucht, bereitet ihr einen sanften Tod, der ihr noch allein zu wünschen ist. Seid menschlich und kommt.

Da sei Gott für, sprach Mathilde nachdem sie den Brief gelesen, der Sterbenden

die Bitte nicht zu erfüllen. — Die Pflicht befiehlt, Gott wird mich und unser Kind beschützen! Nach wenigen Tagen bestieg sie, den Säugling an der Brust, ihr Maulthier, und zog mit Edmund über die Alpen.

16.

Als sie in der Ferne die freundliche Villa, das Schloß des Grafen, die Thürme der Abtei erblickten, rauschte die Erinnerung mit düsteren Schwingen ihnen entgegen, und sie nahten mit beklommenem Herzen der Abtei, welche sich ihnen öffnete; sie traten ein. Als die Pförtnerin sie vor das Sprachzimmer geführt, bat sie, das Kind noch draußen verweilen zu lassen, Mathilde drückte es an ihre Brust, und übergab es der Sorgfalt der Wärterin. Leonore war noch nicht zugegen, doch bald erschien sie. Edmund erschrak, als er sie in der Klostertracht erblickte, keine Spur vergangener Schönheit mehr, bleich und eingefallen ihre Wangen, nur eine flüchtige Röthe trat bei seinem Anblicke auf ihr Antlitz, die Flammen ihres Auges waren er-

loschen, das freundliche Lächeln ihres Mundes war ein Schmerzvolles geworden. Sie begrüßte sie freundlich, sprach nur wenige Worte zu Edmund, aber ihr mattes Auge ruhte mit inniger Wehmuth lange auf ihm. Erkennt Ihr Leonore noch? fragte sie leise. Ihre Rosen sind verblüht, und der Friede des Herzens hat den Lebenmuth und die Lebenkraft mit sich genommen. — Aber wo ist Euer Kind, edle Frau? wandte sie sich nun zu Mathilden, soll der Engel mir nicht erscheinen? O, laßt mich ihn sehen! — Mathilde sagte ihr dann, daß die Pförtnerein das Kind nicht habe einlassen wollen. — Ich weiß es, und bitte Euch deßhalb, es mir auf meine Zelle zu bringen, dort will ich es der Madonna weihen. — Sie warf einen freundlichen Blick auf Edmund. Ich danke Euch Bibrach, sprach sie mit bebender Stimme, daß Ihr meiner gedachtet, und über die Alpen den langen, beschwerlichen Weg meinetwillen gekommen seid; Gott vergelte es Euch, Ihr habt mir Trost und Ruhe gebracht. Möge es Euch ewig wohl gehen, bis wir uns dort wiedersehen! Sie grüßte ihn noch einmal und entfernte sich.

Draußen fanden sie Margaritta, das Kind auf ihren Armen liebkosend. Ich soll Euch zu Schwester Rosalie, meiner guten Herrin, führen, sagte sie, kommt, edle Frau. Ihr, lieber Herr, müßt schon in den Gängen ver-

weilen und auf uns warten. Sie gab Mathilden das Kind zurück, und bat ihr zu folgen.

Traurig tönten die leisen Tritte durch die dunkeln Kreuzgewölbe; still war es überall wie im Grabe, selbst die Kleine wagte es nicht, das heilige Schweigen zu stören, sie drückte sich ängstlich an der Mutter Brust. So wanderten sie immer weiter, von Margaritta, der lieblichen Laienschwester, geführt; jetzt standen sie vor der Thür einer Zelle, sie öffnete sich und Leonore trat ihnen freundlich entgegen. Als sie das Kind erblickte, nahm sie es mit Heftigkeit in die Arme, erkannte mit freudiger Rührung die Züge des Vaters, drückte ihre bebenden Lippen auf den sanft lächelnden Mund der Kleinen, und kniete mit ihr vor dem Bilde der Madonna. Stumm war ihr Gebet, sie drückte oftmals das Kind an ihre Brust, dann streckte sie es der Mutter Gottes entgegen: Nimm es in Deinen Schutz, Madonna! rief sie aus, drückte es noch einmal an ihr Herz, und legte es dann wieder der sich ängstenden Mutter in die Arme.

Ich danke Euch, daß Ihr mir diese Freude gönntet, sagte sie mit Innigkeit, nun ist mein letzter irdischer Wunsch erfüllt, und ich preise Gott, der mich zum Opfer erkoren. — Wie nennt Ihr die Kleine? fragte sie nach einer Pause.

Leonore, antwortete die Mutter, und eine Thräne fiel auf das Kind.

Leonore! sagte die Nonne, trat feierlich

vor sie, und legte segnend ihre Hand auf des Kindes Stirn. Leonore, möge der Herr Dein Herz bewahren vor sinnlicher Leidenschaft, möge die Liebe Dich glücklicher machen als mich, und Gott Dich vor Wahnsinn bewahren! Die hellen Thränen stürzten auf das Kind herab, und mischten sich dort mit den Thränen Mathildens. Sie winkte, Margaritta verstand sie.

Kommt, edle Frau, bat die Laienschwester, Rosalie bedarf der Einsamkeit und ein stilles Gebet. — Mathilde entfernte sich schweigend; sie sah Leonore nicht wieder. — Ludovica, die mit ihr zugleich den Schleier genommen, flocht kurz darauf den Todtenkranz in die braunen Locken der Dulderin, welche der Engel des Todes abgerufen hatte.

Ueber Edmunds und Mathildens Leben breitete das Andenken an die Unglückliche einen düstern Schleier; es war nie ganz heiter und unumwölkt.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

116

daß er den Eingang des Hafens hinlänglich gedeckt glaubte. Die Flotte selbst wurde in zwei Linien aufgestellt, die Transport- und Kauffartheischiffe, die sich zufällig im Hafen vorfanden, bildeten die dritte. Kein Matrose, kein Soldat, kein Befehlshaber durfte ans Land, ein jeder mußte, den Feind zu empfangen, auf seinem Posten bleiben, wenn er so kühn sein sollte, sie anzugreifen. Er selbst nahm mit seinem Schiffe von 80 Kanonen, auf welchem die drei Roßschweife und seine Flagge wehten, in der Mitte der ersten Linie seinen Platz. Einige Caravellen hielten vor dem Eingang.

Dem Admiral Greigh war der erste Angriff übertragen; Elphingston sollte ihn unterstützen. Beide hatten am Mittag mit Dugdal eine Corvette bestiegen und recognoscirten im Feuer der feindlichen Batterien, die noch nicht ganz beendet waren und überdies schlecht schossen, den Hafen. Harry hatte hierbei nur das Schiff des Capudan Pascha, das Ziel all seines Strebens vor Augen und mit Freuden erblickte er es in der ersten Linie; sein Plan war gemacht, sein Entschluß gefaßt.

Als es Nacht wurde, war alles auf der russischen Flotte in gespannter Erwartung, jeder, bis zum gemeinsten Matrosen ahnete den furchtbaren Schlag, der die Muselmänner treffen sollte, jeder war frohen Muths und des glücklichen Erfolges gewiß. Der Ratislav, der Retrone, die Europa waren schon am Tage gegen den Hafen weiter vorgerückt, sie legten sich hier, jedoch außer Schußweite vor Anker, in einiger Entfernung lag das Schiff die drei Primaten, auf welchem sich Admiral Greigh befand; zwei Fregatten, bestimmt, die den Eingang deckenden Batterien

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Fünfunddreißigstes Bändchen.

Die Günstlinge.

Erster Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Die

Günstlinge.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Die Günstlinge.

Gemälde aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des 13ten.

Erster Theil.

I.

In einem kleinen Gehölze, das unfern St. Germain auf einem sanften Abhange sich schattend breitet, erhob sich eine mit Baumrinde bekleidete Hütte, die von außen das Ansehen einer stillen Klause hatte, im Inneren aber einen ganz andern Anblick darbot, denn ein kleines Betstübchen abgerechnet, in welchem auf schwarz beschlagenem Altare ein Kruzifix und zwei Leuchter von Zinn und als sonderbarer Contrast ein Bretspiel standen, war nichts einer Einsiedelei ähnliches zu sehen. Ein geräumiges, mit Eichenholz künstlich getäfeltes Zimmer, in dem ein großer Tisch, ein alter mit grünem Sammet beschlagener Lehnstuhl und noch drei andere Stühle standen, zeigte durch allerlei Geräthschaften, als Vogelnetze, Armbrust und ein Paar schlechte Pistolen, daß hier, wenn auch nicht immer, ein Jägersmann hause. Heute saß wirklich ein

Solcher an einem der kleinen Fenster, das nach einem Platze, wo ein Vogelheerd stand, die Aussicht hatte. Der Jäger war von mittler Größe, blassen Antlitzes; eine gebogene Nase erhob sich in dem ernsten kalten Gesichte und machte es nicht ausdrucksvoller. Ein dunkelgrüner sammetner Leibrock, der, so abgetragen er auch schien, doch den Mann von Stand bezeichnete, eine Mütze von gleichem Stoff und Farbe, die, bis über die Ohren herabgezogen, dem Gesichte ein finsteres Ansehen gab, ein mit feinen Spitzen besetzter Halskragen, dessen Falten verschoben und geknittert waren, so wie die großen beschmutzten Reiterstiefeln, zeigten, daß der Jäger eben nicht eitel und gefallsüchtig war. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit sah er erwartungvoll nach dem aufgestellten Netze, setzte einige Male eine kleine hörnerne Pfeife an den Mund und schnell wieder ab, und hatte für nichts Augen und Gedanken als für seinen Vogelfang.

Diese Aufmerksamkeit schien ein junger Mann nicht mit ihm zu theilen, der, fast stutzermäßig gekleidet, an dem mit allerhand Speisen besetzten Tische saß und an einem

zu beschießen, lagen ihm zur Seite. Der übrige Theil der Flotte hatte sich in bedeutender Entfernung vor Anker gelegt.

Um Mitternacht war alles bereit, doch begünstigte sie der Himmel nicht. Der Mond schien hell, es war eine klare, herrliche Sommernacht, die dem Feinde jede Bewegung zeigte und wohl niemandem auf der russischen Flotte erwünscht war, als Harry, der nun sein Ziel nicht verfehlen zu können glaubte. Eine Stunde nach Mitternacht gab Greigh das Signal zum Vorrücken und alle Schiffe setzten sich in Bewegung, die Fregatten legten sich den Batterien gegenüber und begannen das Feuer — Die Brander folgten den Linienschiffen, welche in Schlachtordnung vorrückten — Die Europa ging zuerst vor, die Caravellen zogen sich zurück und während die Batterien mit den Fregatten beschäftigt waren, drang die Europa in den Hafen ein, die Brander folgten ihr, die andern Schiffe aber wurden durch mancherlei Widerwärtigkeiten aufgehalten, den Angriff der Europa gehörig zu unterstützen, die jetzt das Feuer von 4 feindlichen Linienschiffen aushalten mußte, das sie lebhaft und besonders mit Werfen von Brandkugeln, Feuerwerk und brennbaren Stoffen erwiederte, wodurch eine der Caravellen in Brand gerieth, deren Befehlshaber die Fassung verlor und sein brennendes Schiff auf die Schlachtlinie der Türken trieb und sie dadurch trennte.

In diesem Augenblick der Verwirrung gab Dugdal den Brandern das Zeichen zum Angriff, er selbst hatte den einen bestiegen und ruderte auf das Schiff des Capudan Paschа zu, ereilte es, befestigte selbst, trotz des Musketenfeuers vom Verdeck, und der furchtbarsten Anstrengung

Rebhuhnbeine nagte. Es war ein schöner, kaum zum Jünglingkalter gereifter junger Mann, auf dessen Gesichte, selbst durch das langsame Kauen des Rebhuhns die Langeweile sich ausdrückte; er schenkte sich eben den silbarnen Becher voll, aber auch der Wein schien ihm nicht zu munden, denn er schlürfte ihn und zernagte sein Rebhuhn so langweilig, daß jeden, der ihn gesehen, dieser Dämon auch leicht hätte ergreifen können. Endlich machte sich sein Unmuth Luft. Als der Jäger eben mit funkelndem Auge nach dem Vogelheerde starrte und das Pfeifchen zur Hand nahm, wahrscheinlich das Signal zum Zuziehen zu geben, begann der sich Langweilende mit lauter Stimme zu singen:

Jeunes fillettes — Aber noch war ihm nicht das letzte Wort entschlüpft, als der Jäger mit Heftigkeit aufsprang, und Purr! da fliegen sie hin! ausrufend, das halb offene Fenster zuwarf. Bei St. Denis! Cinq Mars! das ist schon das zweite Mal, daß Du mir den Streich spielst, hüte Dich ihn noch einmal zu wiederholen. Fort sind die Vögel, der ganze Tag ist mir verdorben.

Sire! wollte sich Cinq Mars entschuldigen, denn Ludwig der 13te war der Vogelsteller.

Schweig! befahl dieser, öffnete das Fenster und rief hinaus: Jerome! hab' Acht und gieb das Zeichen, wenn sich wieder etwas blicken läßt. Dann setzte er sich an den Tisch, nahm eine Poularde, zerschnitt sie, legte Cinq Mars einen Flügel auf den Teller, aß den Andern und nippte kaum von dem Weine, den ihm dieser eingeschenkt hatte.

Gott gelobt, Sire! daß Ihr wenigstens eßt, unterbrach Cinq Mars das eingetretene Schweigen, sehe ich doch Eure Kinnbacken sich bewegen, wenn auch nicht Eure Lippen.

Sind Dir meine Worte immer angenehm, Heinrich? fragte der König.

Cinq Mars lächelte. Seid Ihr auch nicht immer bei Laune mir etwas Angenehmes zu sagen, gnädigster Herr, so ist Euer Schweigen mir doch noch drückender, denn dann ist auch mir der Mund verschlossen.

Warum nimmst du keinen Theil an meinem Vergnügen? dann würde Dich die Langeweile nicht so plagen, fuhr der König fort.

An Allem will ich Theil nehmen, Sire,

erwiederte der Günstling, nur nicht am Vogelfang.

Warum nicht? fragte Ludwig.

Mir wird dabei immer unheimlich, fuhr Cinq Mars mit keckem Freimuthe fort. Mir ist es dann, als sähe ich den verschlagenen Jerome in einem Kleide von Purpur, Euer Pfeifchen in der Hand, den Faden des Netzes halten, und Euch, Sire! während er es zusammenzieht darunter, statt daß Ihr hier am Fenster sitzend über das Schicksal der Vögel allein bestimmt.

Der König schlürfte aus einem kleinen goldnen Becher den schäumenden Champagner hinunter, wahrscheinlich um die Pille zu verschlucken, setzte sich wieder an's Fenster und sah hinaus, aber keine Vögel kamen. Was spricht man in Paris? fragte er dann, sich wieder zu Cinq Mars an den Tisch setzend.

Wenig vom Kriege, viel vom Hofe.

Und was spricht man da?

Viel vom Kardinal und — Cinq Mars stockte.

Und wenig von mir! Nicht wahr, Heinrich, das wolltest Du sagen? — Rede offen, Du weißt, ich habe Dir einen Freibrief ge-

geben, von Allem was Du willst mit mir zu reden, wenn wir allein sind. Darum befehle ich Dir zu sagen, was man von mir und Richelieu spricht. — Der Großstallmeister schwieg — Fürchtest Du vielleicht auch den Minister mehr als den König?

Sire, eben weil ich den König fürchte, schweige ich, erwiederte Cinq Mars.

Wie so?

Wie Viele büßten schon das offene Wort, das sie Ew. Majestät sagten. Der Kardinal erfuhr's durch Euch und sie waren verloren.

Der König schwieg und spielte mit den Fingern auf dem Tische, ein Zeichen, daß er verlegen war, doch bald änderte eine wichtige Begebenheit die Szene. Ein Stoßvogel war auf die Lockvögel herabgeschossen, hatte sich in das Netz verwickelt und gefangen. Das hierdurch verursachte Geräusch und der Ruf Jerome's brachten den König wieder eilig an das Fenster, wohin ihm Cinq Mars folgte. Eben als Jerome den Stoßvogel fassen wollte, zerriß dieser das Netz und schwang sich frei in die Luft. Seht, Sire, wie leicht es der Kraft ist ein Netz zu zerreißen, das die Schlauheit um sie geworfen

hat, sagte der Großstallmeister. Ein fester Entschluß —

Du liebst den Kardinal nicht, Heinrich? fiel ihm der König in die Rede.

Sire, die Frage, wißt Ihr, beantwortete ich nie; die Wände haben Ohren, und eher will ich Euch gestehen, daß ich den Teufel hasse und das kalte Fräulein Lafayette liebe.

Wen nennst Du da? unterbrach ihn der König, und sein bleiches Antlitz bekam Farbe.

Seht, gnädigster Herr! nahm Cinq Mars mit gutmüthiger Offenheit das Wort. Ihr verlangt von mir Euch zu sagen, wen ich nicht liebe, und deren sind gar Viele, und Ihr verbergt mir, vielleicht Euch selbst, den Namen der Einzigen, die Euer Herz gefangen hält —

Fahr' fort! befahl der König, durch des Günstlings Freimüthigkeit nicht beleidigt.

Ihr habt auf Verlangen des Kardinals das Fräulein d'Hautefort vom Hofe entfernt, obgleich Jedermann glaubte, Ihr liebtet sie. Sie war stolz und hoffärtig, deshalb hätte sie Niemand bedauert, wäre sie nicht durch den Willen Richelieu's verdrängt worden. Ihr sucht nun wieder eine Gesellschafterin,

Euch in den drückenden Abendstunden bei der Königin die Langeweile zu vertreiben, da fällt Euch die braune Louise Lafayette auf, Ihr überwindet Euch mit ihr zu reden, und das Muster der Tugend und Sittsamkeit, die mit rosigen Lippen nur fromme Worte spricht und ihre flammenden Augen nur gläubig himmelwärts zu heben versteht, bleibt nicht unempfänglich für die Auszeichnung des Königs.

Bist Du jetzt schon eifersüchtig über die Auszeichnung, mit der ich sie behandle?

Nein, mein König, wahrlich nein! Wäre Fräulein Lafayette der Liebe fähig, würde ich mich von Herzen über Eure Wahl freuen, so aber —

Nun?

Mag sie zur Freundschaft taugen, für die Liebe aber ist sie nicht geschaffen. — Ihr habt mir, gnädigster Herr, seit einem Monat zu verbergen gesucht, was der ganze Hof, selbst die Königin, Eure Gemahlin, schon früher wußte; man hat mich bedauert, da man wissen will, der Kardinal betrachte sie als ein Gegengewicht für mich und deshalb erlaube er, so lange es ihm gutdünkt —

Du irrſt, Cinq Mars! unterbrach ihn der König.

Ich irre nicht, Sire, denn mich ſelbſt hat Richelieu in ein Komplott gegen ſie verwickeln wollen.

Peste! rief der König in ſeinem ohnmächtigen Zorn.

Ich freue mich Eurer Neigung, gnädigſter Herr; ich verdanke Euch ja all' mein Glück, warum ſollte ich Euch nicht das höchſte Glück des Lebens wünſchen, und ohne Liebe iſt alles Andere nur ſchales Getränk gegen glühenden Cyperwein.

Der König ſah ihn bei dieſen Worten durchdringend an. Liebſt Du? fragte er.

Meinen König, die Ehre und mein Vaterland! Dies ſind die heiligen Drei, die vereint in meinem Herzen ſtehen! rief Cinq Mars mit Feuer.

Nicht auch eine Vierte? fragte der König ernſt. — Cinq Mars ſchwieg. — Verläugneſt Du Marie Gonzaga? — Höre Heinrich, Du weißt, ich habe Dich lieb und will Dein Glück, fuhr der König fort, doch hüte Dich zu hoch ſteigen zu wollen, denke an den ſchnellen Fall. Dein Liebeln iſt hier Thorheit. Die Prin-

zessin saß schon einmal in Vincennes, als sie ihr Auge zu hoch nach meinem Bruder von Orleans richtete, leicht könnte ihr noch ein schlimmeres Loos werden, suchte sie ihr Glück so tief unter ihrem Stande. Beherzige meine Warnung, Heinrich, setzte der König hinzu. Was ich weiß, weiß ich vom Kardinal —

Dem Allwissenden! unterbrach Cinq Mars beleidigt seinen Herrn, und von diesem Augenblicke an waren Beide gespannt, was sehr häufig geschah, aber selten lange dauerte. Den Einen ließ Gewohnheit und Langeweile bald den Günstling zurückrufen, diesem befahl die Klugheit, schnell dem Rufe zu folgen. Da aber Cinq Mars heute kein Wort mehr sprach, die Vögel durch das Trällern der: Jeunes fillettes wie verbannt waren und Jerome, der geduldige Vogelsteller, selbst ankündigte, die Zeit sei vorbei, bestieg der König sein Roß und ritt, von dem stummen Stallmeister begleitet, nach Saint Germain zurück, wo der Hof sich schon seit einiger Zeit aufhielt.

2.

Während Beide schweigend neben einander ritten, saß der Kardinal Richelieu allein in einem Kabinette seines neuerbauten Palastes zu Paris. Er durchblätterte flüchtig eine Menge vor ihm liegender Papiere, und wer zugegen gewesen wäre, hätte deutlich sehen können, daß, so wichtig sie auch vielleicht waren, sie doch in diesem Augenblicke seine Aufmerksamkeit wenig fesselten. Er schien Jemand zu erwarten, denn oft richtete er den Blick nach der Thür. Endlich trat der wahrscheinlich Ersehnte ein; es war der königliche Kriminalrichter Lafemas, einer der Wenigen, die freien Zutritt in das Kabinet hatten.

Wie stehts? rief ihm Richelieu entgegen.

Noch immer auf der nämlichen Stelle, erwiederte Lafemas. La Porte läugnet hartnäckig, und wenn Ihr nicht die Tortur anwendet —

Nein! unterbrach ihn Richelieu. Hier nicht, hier verlohnte es sich nicht der Mühe. Die Folter erpreßte ihm vielleicht Geständnisse, welche die Königin zu sehr compromittiren würden, und dies soll nicht seyn. Habt Ihr

ihm gar nichts entlocken können, nicht das Geständniß, daß er die Briefe der Königin an den König von Spanien oder an die Herzogin von Chevreuse heimlich befördert habe?

Er läugnet Alles, erwiederte der Kriminalrichter, weicht den verfänglichsten Fragen so geschickt aus, daß wir ihn auch nicht eines Widerspruches in seinen Aussagen zeihen konnten.

Ich habe aber die feste Ueberzeugung, die Gewißheit, daß die Briefe durch ihn gegangen sind, nahm der Kardinal mit einer gewissen Heftigkeit das Wort. Indessen ist es mir nicht unlieb, daß er sich so gut vertheidigt; ich muß den Mann seiner Treue wegen achten, sie ist in dieser verderbten Welt eine seltene Tugend geworden. Glücklich würde ich mich schätzen, nur Einen solchen treuen Diener zu haben, wie La Porte der Königin ist.

Eminenz! unterbrach ihn Lafemas? Wem so wie Euch jeder Franzose ein treuer Diener ist —

Laßt die Worte, Lafemas, fiel der Kardinal ihm in die Rede. So lange ich Frankreich beherrsche, jauchzt mir die Menge entgegen und kriecht vor mir. Dies gierige Volk dürstet nach Stellen und Ehre, und wer ihm Beides geben kann, vor dem beugt es sich und

der Türken ihn abzuhalten, den Brander daran, warf mit einigen Freiwilligen brennende Pechkränze auf das Schiff und immer noch nicht gewiß, ob sein Unternehmen glükken werde, verweilte er noch bei den Brandern, als schon alle Mannschaft auf ihrem Boote längst zurückgekehrt und er dem Feuer der andern, nun gleichfalls in den Hafen gedrungenen Linienschiffe ausgesetzt war. Nur an den Capudan Pascha und an seine Rache denkend, verweilte er zu lang, der Brander zündete, die Explosion geschah, das türkische Schiff stand in Flammen, aber auch sein Boot ward zertrümmert; er stürzte, am ganzen Körper verbrannt, ins Wasser. Aber die Besonnenheit verließ ihn nicht, trotz der heftigen Schmerzen schwamm er der Europa zu, ihr Boot nahm ihn auf und führte den Schwerverwundeten außer der Schlachtlinie.

Indessen hatten alle Brander nach und nach gezündet, die Feuerwerke, mit denen die Russen die dicht zusammen gedrängte Flotte der Feinde beschossen, thaten ihre Wirkung, die Türken kappten in der Verwirrung ihre Taue, der Westwind trieb die Schiffe der Stadt und Festung zu — Alles gerieth in Verwirrung und Flucht, die Batterien wurden verlassen, das Feuer der Russen nicht mehr erwiedert, die ganze Flotte war in Brand und Alexis Orloff mußte sämmtliche Schaluppen denen im Hafen eingelaufenen Schiffen zuschicken, um sie am Schlepptau zu nehmen und so der Gefahr zu entziehen.

Jetzt begann ein furchtbar schönes Schauspiel. Der Hafen von Tscheeme schien ein Feuermeer zu sein. Das Jammergeschrei der Tausende, die, den gewissen Tod vor Augen, sich lieber den Wellen opferten als den Flammen —

ist sein treu ergebener Diener, und wäre es auch der Teufel selbst; dem ohnmächtigen Richelieu folgte Keiner in die Verbannung, Keiner opferte sich, ihn zu erhalten. Ich kenne die Welt, ich kenne die Franzosen! Doch laßt uns davon schweigen. — In La Porte's Angelegenheit verbiete ich Tortur und jeden Gewaltstreich, ich will dem Manne, seiner seltnen Treue wegen, wohl, und mein Zweck ist auch jetzt schon halb erreicht. Fahrt fort in der Untersuchung und laßt Euch nicht durch seine Beharrlichkeit ermüden. Lafemas empfahl sich, heute mit seinem Gönner nicht ganz zufrieden, und statt seiner trat ein Jesuit ein.

Ihr habt mich rufen lassen, Eminenz! begann er im Hereintreten.

Ja, setzt Euch, Pater, erwiederte der Kardinal, doch habt vorher die Güte das Vorzimmer zu verriegeln. Der Jesuit gehorchte.

Was steht zu Eurem Befehl? fragte er, als er wieder eintrat und Richelieu nicht gleich zu reden begann.

Ihr wißt wie sehr mir das Wohl des Königs, sein irdisches, wie sein Seelenheil, am Herzen liegt, Pater Caussin, begann nun

der Kardinal, deshalb hielt ich es für Pflicht, den Monarchen, so viel es in meinen schwachen Kräften stand, von Allem abzuhalten, was ihn von der Königin entfernt.

Ich weiß es, sagte der Beichtvater des Königs mit so zweideutigem Tone und mit echt jesuitischem Lächeln, daß selbst der schlaue Richelieu ihn nicht durchschauen konnte.

Eine neue Intrigue scheint den König in diesem Augenblicke zu beschäftigen. Kennt Ihr das Hoffräulein der Königin, Louise Lafayette?

Sehr gut, Eminenz!

Sie soll fromm und tugendhaft seyn?

Ich bin es überzeugt —

Deshalb wäre es doppelt Unrecht, sie verderben zu lassen.

Gewiß, Eminenz.

Ihr kennt ihren Beichtvater?

Er ist mein Freund.

Nun wohl, so wird die Sache leichter. Da, wo die weltliche Macht nicht hinreicht, muß der mächtige Arm der Kirche wirken. Diese Verbindung muß gestört werden.

Sie mißfällt Euch also? fragte der Jesuit und sein Gesicht war hierbei wieder räthsel-

haft. Stumme Unterwürfigkeit drückte es aus und doch war das Lächeln um die hagern Lippen so ironisch, daß man hätte meinen sollen, der Kardinal könne sich alle fernern Worte ersparen, der Jesuit verstehe ihn ganz.

Pater Caussin, erwiederte Richelieu, ob diese Verbindung mir angenehm ist oder nicht, wäre wohl ziemlich gleichgültig, aber sie betrifft das Wohl des Staates und deshalb ist sie von Gewicht. Der König hat nur zwei Prinzen, sein Bruder, der Herzog von Orleans, nur eine Tochter, und so könnte leicht die herrliche Krone Frankreichs auf das Haupt Condé's kommen. Könnt Ihr das wünschen?

Sie würde neben dem Lorbeer das jugendliche Haupt des Herzogs von Enghien schön schmücken, sagte Pater Caussin.

Ihr scherzt! fuhr Richelieu heftig auf.

Nur selten, Eminenz, sagte der Beichtvater des Königs. Ihr wißt, unser Orden handelt gewöhnlich ernst und mit dem Kardinal Richelieu scherzt er nie. Doch was soll ich bei dieser Sache thun? Euer Wunsch ist mir stets Befehl, sprecht es aus, und ohne zu klügeln, ohne zu wägen, will ich Euren Wünschen gemäß handeln.

Benutzt die Frömmigkeit des Königs, mein lieber Pater Caussin, nahm jetzt Richelieu freundlich das Wort. Macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm durch solche Verbindungen droht, zeigt ihm, wie leicht sein Seelenheil — doch wozu Euch unterrichten, Ihr kennt meine Wünsche, Euer Scharfblick weiß stets die besten Mittel zum Zwecke zu finden, deshalb handelt nur wie Pflicht und Weisheit es Euch gebieten. Den Beichtvater der Lafayette sucht zu gleichem Wirken zu stimmen und versichert ihn meiner Gnade. Darf ich nun ganz auf Euch rechnen?

Der Jesuit verbeugte sich schweigend. In diesem Augenblicke vernahm man ein leises dreimaliges Klopfen an der Thür des Vorgemachs. Habt die Güte, durch diese Tapetenthür zu treten, sie führt — doch ich geleite Euch selbst, sagte der Kardinal. Er ging ihm voran und brachte Pater Caussin durch ein kleines verriegeltes Zimmer nach einer Wendeltreppe. Steigt nur da hinab, die erste Thür führt auf den Corridor. Lebt wohl! Er ging zurück, riegelte das kleine Gemach sorgfältig hinter sich zu und eilte in das Vorzimmer, dessen Thür dem Har-

renden zu öffnen. Es war der Minister Chavigny, eine Kreatur des Kardinals.

Eminenz, begann dieser, Thionville ist entsetzt.

Verdammt! rief Richelieu, mit dem Fuße den Boden stampfend. Eine unangenehme Begebenheit, die mich eben jetzt in Verlegenheit setzt.

Feuquières ist gefangen nach Thionville gebracht.

So hat er sein Wort gelöst. Er schwur, ich solle ihn nicht wieder sehen, wenn er nicht in Thionville einzöge, unterbrach ihn der Kardinal.

Das Heer ist zerstreut, alles Geschütz, das Fußvolk ging verloren, nur ein kleiner Theil der Reiterei ist nach Metz entkommen.

Und Chatillon? fragte Richelieu.

Er kam zu spät.

Wie immer! Bei Gott, Chavigny, der Admiral Coligny, sein großer Ohm, kam seinen Feinden immer zu früh; der Neffe gleicht dem Ohm nicht. — Wo steht er mit seinem Heere?

Bei Ivoix, berichtete der Minister.

Der Kardinal trat vor eine an der Wand

hängende Landcharte, betrachtete sie nachdenkend, dann sagte er: Piccolomini ist vorsichtig, kein unternehmender Gegner, noch ist nichts verloren. Chatillons Heer ist nicht unbedeutend. Chavigny! schickt ihm den Befehl, Piccolomini zu folgen, jedoch ein Treffen zu vermeiden, bis er Verstärkung erhalten hat. Habt Ihr Nachricht von Breisach?

Nichts Bestimmtes, Eminenz, erwiederte der Minister.

Die Deutschen sind doch ein gar zu vorsichtiges Volk, fuhr der Kardinal verdrießlich fort, schnappen nicht so schnell nach dem Köder, den man ihnen vorwirft, wie unsere Landsleute, und prüfen und wägen alles mit einer langweiligen Genauigkeit. Glaubte ich doch mit dem Tode des Herzogs Bernhard alles abgemacht zu haben, und die Sache zieht sich auf unangenehme Weise in die Länge.

Ich hoffe noch, sie endet nach Euren Wünschen und wir sind dem Ziele nahe, meinte Chavigny.

Das gebe Gott! seufzte der Kardinal und warf sein Auge noch einmal auf die Landcharte, sie aufmerksam betrachtend, ohne daß

ihn Chavigny darin nur mit einem lauten Athemzug gestört hätte. Da trat eine schöne, reichgekleidete Dame in das Zimmer, Richelieu schien sie nicht zu bemerken, Chavigny aber verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ergriff schnell seinen Hut. Eminenz sprach er, habt Ihr mir sonst noch einen Auftrag zu geben?

Nein, mein Freund! erwiederte der Kardinal, ohne von der Landcharte wegzublicken und ohne die Dame zu berücksichtigen. Geht mit Gott! Der Minister schlich sich fort und die Dame setzte sich in einen Lehnstuhl, der dem des Kardinals gegenüberstand. Sie mußte eine lange Zeit unbeachtet sitzen, denn Richelieu hatte nur Augen für Lothringen, wo er mit dem Zeigefinger, wie einst Pater Joseph im Beiseyn Herzog Bernhards, auf der Charte herumfuhr. Endlich schien er zu einem Resultate gekommen zu seyn. Gut, gut! murmelte er vor sich hin, wandte sich und erblickte die Dame, die schnell aufstand, ihn zu begrüßen.

Woher zu dieser ungewöhnlichen Zeit, meine Nichte? fragte er sie auf die Stirn küssend. Setzt Euch! Er rückte ihr selbst den Sessel näher.

Ich komme von Saint Germain, erwiederte die Herzogin von Aiguillon.

Nun was giebt es da Neues? fragte Richelieu.

Nicht viel, lieber Ohm, und es ist auch, dächte ich, für uns am Besten, wenn es beim Alten bleibt. Die Hautefort ist trotz des finstern Gesichts des Königs noch am Hofe, und die Königin behandelt die Lafayette mit ausgezeichneter Kälte.

Die Frauen sind doch sonderbar! unterbrach sie der Kardinal. Als der König der Hautefort, von der die Königin zu fürchten hatte, den Hof machte, verdoppelte Anna von Oestreich ihre Gunst gegen die Erwählte, und da der König jetzt die kalte strenge Lafayette auszeichnet, läßt sie diese ihre Launen empfinden. Erklärt mir das!

Nichts leichter als dies! erwiederte die Herzogin. Der Stolz der Hautefort fühlte sich durch die Auszeichnung des Königs geschmeichelt, ihrem Herzen war der Mann zuwider, sie hinterbrachte der Königin jedes Wort, jede Klage Ludwigs, und Beide spöttelten über den Mann, der wohl Vögel, aber keine Her-

gen zu fangen versteht. Die Lafayette liebt den König.

Nicht möglich! rief der Kardinal, von seinem Sessel aufspringend und verbarg die Unruhe nicht, in welche ihn diese Nachricht versetzt hatte.

Nicht möglich, meint Ihr, Ohm? setzte die Herzogin das Gespräch fort. Das weibliche Herz ist das launenhafteste Ding von der Welt, heute huldigt es der Schönheit, morgen fühlt es sich vom Häßlichsten angezogen, jetzt glüht es nur, wenn eine verzehrende Flamme es entzündet, kurz darauf genügt ihm Theilnahme und Zutrauen. — Vertrauensvoll schüttet der König seinen Unmuth und alle seine Klagen vor ihr aus, sie hört ihn ruhig an, glaubt Mitleiden mit dem gedrückten Manne fühlen zu müssen, dies Vertrauen, welches sie nie mißbrauchen wird, schmeichelt ihr, und da sie seine langweilige Unterhaltung ohne Langeweile anhören kann, so findet er Alles in ihr, was er sucht, und sie in ihm, was sie bedarf.

Dies Verhältniß muß zerrissen werden! unterbrach sie Richelieu.

Und weshalb? Was habt Ihr dabei zu

befürchten? Ein weniger gefährliches Wesen als Louise Lafayette giebt es am Hofe nicht.

Hier irrt Ihr, Herzogin! sagte der Kardinal immer noch aufgeregt. Eben diese Ruhe, mit der sie ihn anhört, diese Verschwiegenheit, mit der sie seine Geheimnisse bewahrt, rühren ihn und erwerben ihr seine Achtung; um ihr nachzuahmen, wird auch er verschwiegen. — Glaubt Ihr wohl, Nichte, daß er mir noch kein einziges Wort von dem gesagt, was er mit der Lafayette gesprochen hat, so viel Mittel ich auch angewendet habe, es zu erforschen. Jedes Witzwort des unüberlegten Cinq Mars theilte er mir mit, selbst jede Aeußerung über mich, die der Günstling in seinem kindischen Uebermuthe machte, konnte er mir nicht verschweigen, und jetzt, seit er in dem Netze der Lafayette liegt, schweigt er auch von ihm.

Ihr könntet Recht haben, meinte die Herzogin, nur wundert es mich, daß Ihr, dergleichen fürchtend, so gleichgültig gegen die sich täglich mehrende Gunst des Königs gegen Cinq Mars seyn könnt. Der ganze Hof liebt, die Frauen vergöttern ihn.

Auch Ihr? fragte Richelieu sarkastisch. Die Herzogin lächelte, wie man eine Sache zu be-

das Krachen des sich selbst entzündenden Geschützes, das die eigne Stadt und Festung verwüstete — Hier das Aufsliegen eines Schiffes, das, seine brennenden Trümmer weit umherschleudernd, Tod und Zerstörung verbreitete — Dort das Krachen der zusammenstoßenden Schiffe, das Jammergeschrei in der unglücklichen Stadt, die schon zu brennen begann und zu alle dem ein tückischer Westwind, der sich brausend erhob, Flammen, Schiffe und Trümmer wild durch einander trieb, so daß kein rettendes Boot sich mehr nahen konnte. Alle Elemente schienen sich zum Untergang der Osmanen verschworen zu haben, was den Flammen entging, verschlang der weite Schlund des Meeres. Tausende fanden in der Schreckensnacht den Tod.

Als nun die Sonne blutig roth in Osten aufging, schien sie, vor dem furchtbaren Schauspiel bebend, hinter Wolken verweilen zu wollen, aber sie mußte ihre Bahn durchschreiten — sie muß ja unaufhaltsam fort, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen zu lächeln, nur dem Todten darf sie ihre Strahlen entziehen — Und als sie ihr Licht über das blutige Erntefeld des Todes breitete, drang mit ihren Strahlen das Erbarmen in des Menschen Brust, denn ein furchtbar herzzerreißendes Schauspiel zeigte sich nun dem Auge. Rauchende Trümmer, brennende Wracks, Masten und Tauwerk schwammen umher und zwischen diesen Hunderte verstümmelter Leichen, die das Meer zurückgegeben hatte und der Wind nun ans Ufer trieb. Hier streckte noch ein Lebender die zuckenden, verbrannten Arme aus der Flut und hoffte auf Rettung, dort fischten ausgesandte Boote einen noch lebend Geglaubten auf und warfen den Todten wieder in die Flut, den Fischen zur Speise

lächeln pflegt, die man nicht der Mühe werth hält zu beantworten.

Man sagt, fuhr sie fort und betonte die Worte stark, seit Maria von Nevers sich ihm geneigt zeige, sei sein bescheidenes Gemüth hoffärtig geworden, er trachte nach dem Stab des Connetabels, und der König soll sich geäußert haben —

Der König! — Wie viel Werth hat eine Aeußerung dieses Königs? Ein falsches Sousstück hat wahrlich mehr Werth, als sein Wille, fiel ihr der Kardinal in die Rede, und, fuhr er fort, den jungen Fant, den Glückspilz, den ich dem Könige zum unschädlichen Spielwerke rasch aufschießen ließ, zertrete ich, wenn er mir lästig werden sollte.

Und warum thut Ihr es nicht?

Nichts! unterbrach sie der Kardinal, schnell vom Zorne zur Ruhe übergehend. Als man Euch noch die Dame von Combalet nannte, kannte ich Euch und Euer Herz schon zu gut, um die Herzogin von Aiguillon nicht durchschauen zu können. Cinq Mars hat Euch beleidigt, Ihr warft Euer Auge auf ihn, er schien es nicht zu bemerken, nun ist er der Gegenstand Eures Hasses und ich soll Eure

Liebethorheiten theilen — das wird wohl nie geschehen! Der König muß Jemand um sich haben, den er mit seinen Launen plagen, der ihm die Langeweile vertreiben kann. Wen ich ihm gebe, ist gleichviel; Alle würden, kleine Schattirungen abgerechnet, so ziemlich sich gleich seyn. Diese Günstlinge sind anfangs die dankbarsten Gemüther von der Welt, sind meine bereitwilligen Diener, handeln nur nach meinen Vorschriften; wenn sie jedoch späterhin glauben sich in des Königs Gunst festgesetzt zu haben, wird ihnen die Abhängigkeit von mir lästig, sie gehorchen, aber mit Widerwillen, dulden die Zügel, aber mit Murren, bis der Uebermuth sie ergreift, sie das Gebiß zwischen die Zähne nehmen und durchzugehen versuchen; meine geschickte Faust weiß jedoch zu rechter Zeit den Tollkühnen Einhalt zu thun. Stürze ich Cinq Mars, müßte ich einen Andern an seine Stelle setzen, der die Sauen mit hetzen und die Vögel fangen hilft, die Launen des Herrn erträgt und seine Klagen über mich anhört. Ein jeder wird am Ende in das Lied des Königs mit einstimmen und mich bekritteln, doch darum kümm're ich mich nicht, solche Gegner habe ich nicht zu fürch-

ten. Aber sollte es je einer Tochter Eva's gelingen, den schlummernden Funken in dem Könige zu wecken, die Flamme anzublasen und Ludwig den Muth zu geben, selbst zu herrschen, dann wanderte der Kardinal Richelieu nach Rom, um sich dort unter dem Haufen der anderen Kardinäle zu verlieren, in Ruel prunkte die Maitresse, die Herzogin von Aiguillon stände wieder als ehrsame Dame von Combalet unbeachtet hinter dem Stuhle ihres mürrischen Oheims, und von allem Glanze wäre mir nichts geblieben, als das Stückchen Purpur, um uns vor Noth zu schützen. Ein Wesen wie die Lafayette ist einem Manne wie Ludwig der 13te gefährlicher, als eine schöne Gabriele es seyn würde. Der furchtsame, bigotte König flieht das Laster, und hätte es ihn auch in einem schwachen Augenblicke überrascht, würde ihn die Furcht vor der Hölle doch schnell wieder auf den Himmelsweg zurückführen. Die Tugend aber, wenn sie ihm nicht in so hoffärtiger Gestalt als bei der Hautefort erscheint, kann ihn fesseln und aus dem Schwächling einen Mann machen.

Aber Oheim, nahm jetzt die Herzogin das Wort, da überall die Klugheit Eure Schritte

leitet, warum sucht Ihr nicht die Königin zu gewinnen? Richelieu schwieg. — Der Zufall führte gestern das Gespräch auf ihren Kammerdiener La Porte, den Ihr habt in die Bastille setzen lassen; bei dieser Gelegenheit überraschte sie ihr Unmuth und sie brach in laute Klagen gegen Euch aus. Ich suchte Euch zu entschuldigen, versicherte sie Eurer Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und ließ ihr nicht undeutlich werken, daß Ihr nichts weniger als sie haßtet. Großer Gott! rief sie aus, des Kardinals Liebe wäre dann sonderbarer Art, sie spräche sich nur durch Haß aus.

Ihr seid unvorsichtig, sehr unvorsichtig gewesen, Richte! sprach der Kardinal verweisend.

Jedes meiner Worte hatte einen Doppelsinn, überdies waren wir allein, und welche Frau hört unter allen Umständen dergleichen nicht gern? — Wißt Ihr schon, daß der Hof morgen nach Paris zurückkommt?

Ohne meinen Willen? fuhr der Kardinal heftig auf, klingelte, befahl dem hereintretenden Diener, daß seine Karosse sogleich angespannt werde, ließ Chavigny rufen, und gab diesem die nöthigen Befehle für seine

Abwe-

Abwesenheit; dann setzte er sich in den Wagen und fuhr, von der Herzogin begleitet, nach St. Germain.

3.

Es war eine schöne mondhelle Sommernacht, als des Kardinals Wagen, mit sechs normännischen Hengsten bespannt und von seiner Leibwacht zu Pferde begleitet, über den damals sehr holprichen Weg nach dem königlichen Lustschlosse fuhr. Jeder Wagen, dem sie begegneten, wurde angehalten, die darin Sitzenden ausgefragt, damit, wenn ja etwas Neues in St. Germain vorgefallen sei, der Kardinal bei Zeiten davon benachrichtigt würde. Jetzt kam ihnen eine kleine, nur mit zwei Pferden bespannte Postkalesche entgegen. Halt! rief der Hauptmann von Richelieu's Leibwache dem Kutscher zu: doch, statt daß der Wagen anhielt, hörte man den Ruf: Kehre Dich an nichts, Battiste, und fahre zu! — Halt, oder ich renne Eure Pferde nieder! rief der Offizier, als ein lautes: Nur gemach, Herr, wenn nicht eine Kugel Eure

Grobheit beantworten soll! aus dem Wagen gerufen wurde. Darf selbst der Großstallmeister des Königs nicht ungehindert von St. Germain nach Paris fahren?

Verzeiht, gnädiger Herr, sagte der Offizier, der in diesem elenden Wagen den Günstling des Königs nicht erwarten konnte, und stammelte noch einige Entschuldigungen, die Cinq Mars sehr überflüssig schienen. Er befahl seinem Kutscher rasch fortzufahren, und eilte, ohne sich um den Kardinal zu kümmern, an dessen Wagen vorbei.

Richelieu, dem dies gemeldet wurde, schien es ziemlich gleichgültig zu vernehmen, nicht aber, als man ihm anzeigte, das Fräulein d'Hautefort sei so eben in königlicher Equipage dem Großstallmeister gefolgt. Dies gab dem Kardinal Stoff zum Nachdenken; die Hautefort bei Nacht, dicht hinter Cinq Mars, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet nach Paris reisend, das konnte nicht ohne triftige Gründe geschehen. Er ließ halten, befahl einem seiner Sekretaire, dem Fräulein zu folgen und jeden ihrer Schritte zu belauschen; nun erst setzte er seine Reise fort.

Der König schien über des Kardinals unerwartete Ankunft eben nicht erfreut zu seyn, und hatte selbst den Muth, seinen Verdruß merken zu lassen. Richelieu aber nahm den Unfall bei Thionville zum Vorwande, und behauptete, dem Könige deshalb so viel vortragen zu müssen, daß dieser gern schwieg und die Gegenwart des allgewaltigen Ministers, die ihm meistens lästig war, ruhig duldete. Der Kardinal begann nun sogleich von einer Menge Geschäften zu reden, die er längst abgemacht hatte. Er trug dem Könige die Anordnungen hinsichtlich der Armee vor, stattete ihm Bericht über die Unterhandlungen mit dem weimarischen Heere ab, kam allmählig von den äußern Angelegenheiten auf die innern, und zuletzt auf Cinq Mars. Hier erfuhr er denn bald, daß Ludwig am Tage vorher sich mit demselben entzweit, was der arme Mensch sich so zu Herzen genommen habe, daß er krank sei und das Bett hüten müsse.

Eine kleine Strafe verdiente nun wohl Cinq Mars, weil er in vergangener Nacht, ohne den Kardinal zu begrüßen, an ihm vorübergefahren war. Er thut mir leid, sagte

deßhalb Richelieu, und da Ew. Majestät Mitleid mit dem Kranken fühlen, so ist es wohl meine Pflicht, ihm selbst diesen Trost zu bringen.

Thut das, Kardinal, fiel ihm der König in die Rede. Eure besondere Aufmerksamkeit muß ihn glücklich machen. Thut es, Kardinal!

Richelieu ging, der König schlüpfte durch eine Seitenthür hinaus, setzte sich zu Pferde, und saß bald am kleinen Fenster der Hütte bei dem Vogelheerde, erfreut, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu seyn. — Der Kardinal begab sich nun zu Cinq Mars. Wo ist Dein Herr? fragte er den Kammerdiener, den er im innern Vorzimmer fand.

Er liegt krank zu Bett, Ew. Eminenz! bei dem Anblick des Allgewaltigen mehr erschreckt als erfreut.

Führe mich zu ihm!

Er ist eben nach einem heftigen Fieberanfalle ein wenig eingeschlafen, erwiederte dieser zögernd.

Rasch fort! befahl Richelieu, einen zornigen Blick auf den Lügner werfend, der nur eilte, die Flügelthüren zu öffnen und der Kardinal durch das Wohnzimmer in das

Schlafgemach zu führen. Ehe er jedoch die Vorhänge zurückzog, steckte er den Kopf hindurch und sah in das Bett. Er schläft noch, sagte er leise, stört ihn nicht, gnädigster Herr.

Bube! brummte Richelieu, zog selbst die Vorhänge auf und fuhr mit einem lauten Ha! zurück, denn er sah wirklich Cinq Mars, den er in Paris glaubte, in seinem Bette liegen. Der laute Ausruf des Kardinals hatte den Schläfer geweckt. Ew. Eminenz! sagte er, sich die Augen reibend, da er ihnen kaum trauen konnte, als er Richelieu vor sich sah. Wie komme ich zu der Ehre?

Der Kardinal, dem trotz der Ueberraschung die Sache jetzt lächerlich erschien, bot ihm freundlich einen guten Morgen und sagte dann, daß es wohl keiner Entschuldigung bedürfe, ihn in seinem Schlafe gestört zu haben, da er ihm die gute Nachricht brächte, daß der König nicht mehr auf ihn zürne; der Botschaft und des Boten willen würde er wohl die Störung verzeihen.

So leichtsinnig Cinq Mars auch war, hatte er doch zu viel Gewandtheit, um dem Kardinal nicht manches Verbindliche über sein

Hierseyn zu sagen; er versicherte ihm, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei und daß er nicht wisse, ob er die Botschaft oder den Boten höher stellen solle. Richelieu hörte so etwas gern, wenn gleich sein heller Verstand ihm sagte, daß es nur Worte seyen; er nahm auf einige Augenblicke am Bette Platz, erkundigte sich nach des Kranken Befinden und verließ ihn dann bald wieder. Es blieb ihm räthselhaft, wer sich in vergangener Nacht mit so viel Keckheit für Cinq Mars ausgegeben hatte, er glaubte dies mit der Reise des Fräuleins d'Hautefort in Verbindung setzen zu müssen, und auf dem Rückwege zum Könige verlor er sich hierüber in allerlei Vermuthungen, statt an das Einfachste zu denken, daß nämlich Cinq Mars umgekehrt und mit ihm zugleich in St. Germain eingetroffen, sich in das Bett gelegt habe, um auszuruhen. So war es auch wirklich. Der Günstling hatte, den Unmuth des Königs benutzend, sich krank gestellt, und sobald es dunkel wurde, in aller Stille eine Postchaise bestiegen, um zu seiner Geliebten nach Paris zu eilen. Das Begegnen Richelieu's hatte aber seinen Plan geändert, er fürchtete

Auf der östlichen Seite des Hafens trieb das Schiff Giaffar Bei's und vier Galeeren, welche von den Flammen verschont, von aller Mannschaft verlassen waren, umher, und fielen in die Hände der Sieger.

Wellen und Flammen hatten sich überboten, wer die größte Beute zu machen vermöchte, der Sturmwind hatte treulich geholfen und so hatten die drei Elemente sich vereinigt, die Flotte der Muselmänner zu zerstören. Sie war nicht mehr!

der Chevalier de Jars saßen schon seit mehreren Jahren daselbst als Staatsgefangene, genossen jedoch mancherlei Freiheiten und standen sich mit den Aufsehern ganz gut, die immer auf dergleichen Gefangene Rücksichten nehmen mußten, da sie nicht wissen konnten, wie bald diese Herren vom Hofe ihre Freiheit wieder erhielten, und sie dann ihrer Rache ausgesetzt waren. So hatte der Chevalier schon manches kleine Liebesabenteuer in der Bastille bestanden, und man sah durch die Finger, wenn zuweilen statt der vereideten Wäscherin ein hübsches freundliches Mädchen die Wäsche brachte. Sie wurde zwar immer von der Frau des Aufsehers visitirt, damit sie den Gefangenen nicht Briefe oder sonst verdächtige Sachen zutrüge; im Ganzen war man aber nicht sehr streng, da gemeinhin dergleichen Gefälligkeiten gefahrlos waren und sich reichlich belohnten. Auch am andern Tage nach der Abreise des Kardinals nach St. Germain meldete sich ein sehr schönes Mädchen, dem Chevalier die Wäsche zu bringen. Sie wurde zur Frau des Aufsehers geführt, die sie verwundert betrachtete, denn noch nie hatte sie unter dieser Art Dirnen

eine solche gesehen. Das Mädchen war zart und schön und so fein gebaut, daß Wuchs und Gesicht der ersten Dame am Hofe Ehre gemacht haben würden. Die vorsichtige Frau untersuchte die Wäsche genau, fand die nämliche Zahl, die abgeholt worden war, besah sich das Mädchen noch einmal aufmerksam, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte dann: Kind, selbst gewaschen hast Du die Wäsche wahrlich nicht, denn dazu sind Deine Hände zu weich und weiß. Das Mädchen lächelte, dankte für das Lob ihrer Hände, und bat, sie nur zum Chevalier zu führen. Die Frau war unschlüssig und rief ihren Mann; auch dieser betrachtete das Mädchen genau, sprach dann einige leise Worte mit seiner Frau und überließ das Weitere ihr, die sie nun zu dem Chevalier führte.

Bei ihrem Eintreten fuhr de Jars erschrocken auf. Wahrlich! rief er aber sogleich, und die Gewandtheit des Hofmannes verließ ihn auch im Kerker nicht. Frau Margarethe konnte mir keine schönere Botin schicken. Setz' Dich, schönes Mädchen! Bei diesen Worten faßte er sie unter das Kinn, liebkoste ihr, und es schien, daß sein Betragen noch

freier seyn würde, wenn die Gegenwart der Frau des Aufsehers ihn nicht in den Schranken hielt. Gute Dame Adele! raunte er dieser zu, ihr ein Goldstück in die Hand drückend, laßt mich nur eine Stunde mit diesem schönen Mädchen allein, Gott und Sankt Antonius werden es Euch lohnen. Dame Adele verstand den Wink, ging und verschloß die Thür sorgfältig hinter sich.

Fräulein d'Hautefort! rief jetzt der Chevalier mit gedämpfter Stimme.. Was führt Euch hierher in die Bastille? Für wen wagt Ihr dies Ungeheure?

Für meine Königin! erwiederte das Fräulein.

Verzeiht, daß ich vorhin —

Keine Entschuldigungen, Chevalier, unterbrach sie ihn, Ihr mußtet so handeln, um zu täuschen. Doch schnell zur Sache. — Habt Ihr Gelegenheit, de la Porte einen Brief zukommen zu lassen?

Vielleicht, erwiederte der Chevalier und sann nach. — Ja, so könnte es geschehen. — Wenn wir auf der Gallerie des Thurmes spazieren gehen, so finde ich vielleicht Gelegenheit. Er sitzt in dem Thurme selbst, im engen

Kerker, eine gewölbte Oeffnung führt in sein kleines Gemach, gebt mir den Brief, ich werde schon Sorge tragen.

Das Fräulein zog ein Briefchen, das sie an ihrer Brust verborgen hatte, hervor und gab es dem Chevalier. Bei Gott! rief dieser. Schwer wird es mir werden, mich von Dir zu trennen, da Du geruht hast, wo es gewiß noch keinem Sterblichen vergönnt war!

Laßt das, Chevalier, sorgt nur, daß es bald in die rechten Hände kommt, unterbrach ihn das Fräulein, und macht, daß ich Euch wieder verlassen kann.

Dame, erwiederte der Chevalier lachend, da müßt Ihr Euch noch eine Stunde gedulden, eher wird nicht aufgeschlossen, und so lange seid Ihr zu einem Rendezvous mit dem Chevalier de Jars verdammt, der am Hofe nicht im besten Rufe stand, in der Bastille aber zum wahren Heiligen geworden ist, und den sein Glück nicht einmal übermüthig machen kann. Er setzt sich ehrfurchtvoll der schönsten Dame des Hofes gegenüber, die mit ihm in einem so engen Stübchen eingeschlossen ist, daß ihm kaum so viel Platz bleibt, sich ihr zu Füßen zu werfen. Aber

schönes Fräulein, ich bitte Euch, erzählt mir, wie es am Hofe zugeht; vier Jahre schon hier eingesperrt, lechze ich nach Neuigkeiten, wie ein Verschmachteter in Syriens Wüsten nach einem Thautropfen; hauptsächlich sagt mir, wie Ihr, das stolze Fräulein d'Hautefort, hierher kommt, denn wahrlich, habt Ihr es blos aus Liebe zu Eurer Gebieterin gethan, so habt Ihr der Königin ein großes und gefährliches Opfer gebracht.

Das Fräulein war gefällig genug, dem Chevalier, dem sie früher eben nicht gewogen gewesen, Alles zu erzählen, was seit seiner Gefangenschaft am Hofe vorgefallen war; über das, was sie hierher geführt hatte, sprach sie sich weitläufiger aus. Es war nämlich dem Kardinal verrathen worden, daß die Königin mit ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, und mit der Herzogin von Chevreuse, ihrer durch Richelieu verbannten Favoritin, auf geheimem Wege im Briefwechsel gestanden habe, hierbei sollte La Porte, der Kammerdiener der Königin, der Zwischenträger gewesen seyn, und deshalb saß dieser in der Bastille, wo er jedoch in keinem Verhör etwas zum Nachtheile der Königin

gestand. Jetzt war dem Kardinal ein in Chiffern geschriebener Brief der Königin an die Herzogin von Chevreuse in die Hände gefallen, den die Königin nicht ableugnen konnte. Damit nun die frühere Aussage La Porte's Glauben behielt, mußte er hiervon unterrichtet seyn und es selbst angeben, daß die Königin einen solchen Brief an die Herzogin geschrieben habe. Da Niemand ein Mittel kannte, La Porte davon zu benachrichtigen, hatte das Fräulein d'Hautefort, sei es aus wahrer Anhänglichkeit an die Königin, sei es aus Sucht, etwas Außerordentliches zu thun, oder aus Schwärmerei das gefährliche Wagstück unternommen, sich als gemeine Dirne in die Bastille zu schleichen. Sie hatte die Wäscherin der Gefangenen bestochen, die sie statt ihrer abschickte, und bis jetzt war ihr alles gelungen.

Dem Chevalier verging bei dieser Erzählung die Zeit wohl schneller als dem Fräulein, dem der Boden der Bastille unter den Füßen brannte und deren Brust erst wieder frei zu athmen begann, als die Schlüssel rasselten, der Aufseher mit dem Schließer eintrat, und, das Mädchen mit höhnischem,

verächtlichem Blicke messend, es ersuchte, sich zu entfernen. Gern gehorchte sie; der Chevalier, die Täuschung zu vermehren, drückte ihr, doch so, daß es der Aufseher bemerken mußte, heimlich zwei Schild-Louisd'ors in die Hand, sagte ihr ein vertraulich Ade, und bat sie, ihr Versprechen zu halten und recht bald wieder zu kommen. Sie versprach es und folgte dem Aufseher, der, als er sie die Treppe hinunter begleitet hatte, sie anhielt. Jungfer! sagte er frech: hier theilt man, mir gehört die Hälfte des Lohnes. Das Fräulein sah ihn verwundert an, denn sie verstand ihn nicht. Was sie da in der Hand hält, theile sie mit mir, oder diese Thür bleibt für sie in der Zukunft versperrt. Das Fräulein gab ihm erröthend einen Schild-Louis'dor, den andern behielt sie für sich und verwahrte ihn stets als Andenken an das gefährliche Abenteuer. Erst auf dem Platze der Bastille athmete sie frei auf, warf sich in die Karosse, die in einer Seitenstraße auf sie wartete, und da sie gehört hatte, daß der Hof nicht nach Paris zurückkehre, war sie am andern Tage wieder in St. Germain.

5.

Die Nachricht, daß der Hof noch in St. Germain bleibe, hatte sich mit Blitzesschnelle in Paris verbreitet, so wie die, daß der Kardinal dorthin abgereist sei. Es trieb nun eine Menge Höflinge nach St. Germain zurück. Auch die Prinzessin Marie Gonzaga, Tochter des Herzogs von Nevers fand sich dort ein. Sie war in diesem Augenblicke die Glückliche, die das flatterhafte Herz des Cinq Mars gefesselt hatte, und ihr sollte sein vereitelter Besuch in Paris gelten.

Der Großstallmeister befand sich schon wieder hergestellt, denn die Nachricht, daß der König nicht mehr zürne, und der Besuch Richelieu's mußten jedem Hofmanne, und hätte er in den letzten Zügen gelegen, die Gesundheit wiedergeben. Auch Cinq Mars verließ das Bett, und sobald der König von der Jagd zurückgekehrt war, eilte er zu ihm, sich ihm zu Füßen zu werfen; doch der König litt es nicht, reichte ihm die Hand zum Kusse, klopfte ihn freundlich auf die Schulter, ein Zeichen, daß er bei guter Laune war, und erzählte ihm nun von seinem glücklichen

Fange. Als er jedoch im Laufe des Gespräches erfuhr, daß der Kardinal bei ihm gewesen sei, befahl er dem Günstlinge, sich sogleich zu Richelieu, zu verfügen und ihm für die Ehre seines Besuchs zu danken. Cinq Mars wollte es nicht recht einleuchten, warum er, Günstling und Großstallmeister des Königs, der sich im jugendlichen Uebermuthe dem Kardinal gleichstellte, diesem für einen Besuch, der seinen Schlaf gestört hatte und sicher nicht in guter Absicht geschehen war, noch danken sollte; allein der König hatte es befohlen, er mußte gehorchen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß selbst die Prinzen vom Geblüte diesen allgewaltigen Mann mehr fürchteten und ihm mehr Aufmerksamkeit widmeten, als dem Könige selbst.

Auf dem Wege zu den Zimmern Richelieu's schlich ein verschmitzter Page, der die Livree von Gonzaga trug, an ihn heran, schob ihm heimlich ein Billet in die Hand und war sogleich wieder verschwunden. Cinq Mars, ahnend, wer es ihm schicke, öffnete es schnell und fand sich nicht getäuscht, es war von der Prinzessin Marie, die ihn in Eile von ihrer Ankunft benachrichtigte, und

ihm

12.

Das Boot der Europa hatte in der Nacht, auf Dugdal's Verlangen, die Polakre Paul's aufgesucht und sie auch glücklich gefunden, da sie nicht weit von der Nachhut der Russen sich vor Anker gelegt hatte. Wie schmerzhaft wurde Paul überrascht, als er seinen Freund in dem bejammernswerthen Zustande traf. Schnell ließ er ihn auf sein Schiff bringen, ihm in Eile kühle Umschläge machen und eilte nun, so schnell es der eben nicht günstige Wind zuließ, nach Scio zurück. Dort, wo man den Kanonendonner deutlich vernahm und die Flammen lodern sah, die fast den ganzen Kanal erleuchtet hatten, und das unglückliche Ereigniß ahnen konnte, war man in der größten Bestürzung, und man fürchtete eben so sehr einen Angriff der Russen, als die Wuth der türkischen Besatzung. Paul kümmerte sich wenig um alles dies, ließ Harry in der Stille auf sein Schiff, die Hoffnung, bringen und ging zu einem griechischen Wundarzt, den er kannte und welchen er durch eine bedeutende Summe vermochte, die Heilung seines Freundes zu übernehmen und sie auf ihrer weitern Fahrt zu begleiten. Kaum war der Wundarzt auf dem Schiff, so ließ Paul die Anker lichten und folgte dem

ihm heute Abend um zehn Uhr ein Rendezvous bei der Bildsäule der Diana im königlichen Garten gab. Ungewiß, ob er die Zeit abwarten oder gleich zu ihr hineilen sollte, blieb er sinnend stehen, steckte, da mehrere Hofleute an ihm vorübergingen, das Billet schnell ein und war immer noch unschlüssig, ob er zum Kardinal oder nach der Wohnung der Prinzessin eilen solle. Diesmal folgte er jedoch dem Verstande und nicht dem Herzen und ging zum Kardinal.

In den Vorzimmern des Königs hatte er nur nöthig gehabt, die wenigen diensthabenden Hofleute zu begrüßen, hier aber, in dem Versammlungssaale, drängte sich Alles, dem allmächtigen Kardinal die Aufwartung zu machen. Der Herzog von Orleans, der Prinz Condé waren unter der Menge, und Cinq Mars hatte Mühe, sich bis zum Kammerdiener hindurchzuwinden und ihm zu sagen, daß er ihn bei dem Kardinal melden solle. Der Kammerdiener zuckte die Achseln. Se. Eminenz arbeiten, es ist eben ein Courier aus Paris gekommen.

Ich komme auf Befehl des Königs! fuhr Cinq Mars ärgerlich fort.

Gnädiger Herr, geduldet Euch mit den Andern, der Herr wird gleich erſcheinen, erwiederte er, regunglos ſtehen bleibend.

Cinq Mars, den es zu der Prinzeſſin trieb, hätte vor Ungeduld vergehen mögen, es blieb ihm jedoch nichts übrig, als ſich mit den Andern in Geduld zu fügen. Er miſchte ſich in den Kreis der Hofleute, die gruppirt zuſammenſtanden, und ſah ſich hier von den ſtolzen Großen Frankreichs umgeben, die es nicht unter ihrer Würde hielten, dem kaum zwanzigjährigen Jünglinge den Hof zu machen. Nur der Herzog von Enghien, der nachmalige große Condé, obſchon mit Cinq Mars in gleichem Alter, ging ſtolz an ihn heran und fragte mit höhniſchem Tone: Herr Großſtallmeiſter, wie viel Vögel hat heute der König gefangen?

Hoheit! ſagte Cinq Mars: mehr als Ihr Schlachten gewinnen werdet; denn, ſetzte er gutmüthig hinzu, der König ſoll heute, wie er mir g ſagt, einen außerordentlichen Fang gethan haben.

Ich glaub' es wohl, erwiederte der Herzog. Vögel ſind leichter zu fangen, als Schlachten zu gewinnen.

In diesem Augenblicke trat der Kardinal ein; Alles ward still und verneigte sich tief vor dem Manne, der seinen Herrn zum Sklaven und zugleich zum gefürchtetsten Monarchen Europa's machte. Nur auf die Prinzen vom Geblüte ging Richelieu zu und grüßte sie ehrfurchtsvoll. Nachdem er aber ihrer Geburt diesen Tribut gebracht, behandelte er sie eben so stolz, wie alle Uebrigen, und nur auf den jungen Herzog von Enghien schien er mehr Rücksicht zu nehmen. Er ging in dem sich um ihn gebildeten Kreise umher, sagte fast Jedem ein Paar flüchtige, oft verbindliche, zuweilen auch bittere Worte, und schritt dann auf Cinq Mars zu. Herr Großstallmeister, redete er ihn an, da Ihr im Auftrage des Königs kommt, so ersuche ich Euch, in mein Kabinet zu treten, ich werde sogleich dort seyn und vernehmen, was Ihr mir zu sagen habt. Ehe noch Cinq Mars etwas entgegnen konnte, sprach er schon wieder mit einem Andern, und dem Großstallmeister blieb nichts übrig, als nach kurzem Verweilen in das Kabinet des Kardinals zu gehen. Dort fand er die Herzogin von Aiguillon, und es war ihm nicht unlieb, hatte

er doch Jemand, mit dem er bis zur Ankunft Richelieu's plaudern konnte.

Sagt mir doch, Marquis, fragte sie ihn nach kurzer kalter Begrüßung, warum habt Ihr so schnell Eure Marschroute von gestern verändert? Erst stellt Ihr Euch krank, dann eilt Ihr nach Paris; da Ihr uns begegnet, kehrt Ihr um und legt Euch in St. Germain zu Bette, die Krankenrolle fortzuspielen.

Gnädige Frau, erwiederte Cinq Mars, durch diese mit Bestimmtheit gesprochene Behauptung nicht außer Fassung gebracht, hätte ich, obgleich in St. Germain, auch auf dem Wege nach Paris seyn können, so könntet Ihr Euch am Leichtesten erklären, warum ich wieder umgekehrt wäre.

Nun, ich bin doch neugierig, meinte die Herzogin.

Der Zauber, der alle Männer an Euch fesselt, hätte auch mich ergriffen, ich hätte Euch folgen müssen. —

Laßt diese faden, tausendmal schon wiederholten Schmeicheleien, unterbrach ihn die Herzogin. Sagt mir lieber offen: Was trieb Euch nach Saint Germain zurück?

Gnädige Frau, sprach Cinq Mars lachend:

offen gestanden, ich bin nicht aus meinem Bett gekommen und habe so süß von Euch geträumt —

Das ist unausstehlich, fuhr die Herzogin unmuthig auf. Fade Schmeicheleien werden lästig! Habt Ihr am Hofe nicht mehr gelernt, als das Alltägliche, so thätet Ihr besser, Ihr schwieget.

Gnädige Frau! erwiederte Cinq Mark, den das Alltägliche verdrossen hatte: jedem das Seine ist mein Wahlspruch.

Eine Wespe, die in diesem Augenblicke nahe an dem Kopfe der Herzogin summte, zog sie aus der Verlegenheit, Cinq Mars antworten zu müssen; sie sprang auf, das lästige Thier abzuwehren, Cinq Mars aber, den seine Gutmüthigkeit schon längst den Stich des Alltäglichen hatte vergessen lassen, zog rasch sein Schnupftuch, die Herzogin wenigstens vor dem Wespenstiche zu schützen, zog aber dabei das Billet der Prinzessin von Nevers aus der Tasche. Der Falkenblick der Herzogin bemerkte es sogleich, sie setzte ihren schönen Fuß darauf, und während er das lästige Thier zum Fenster hinaustrieb, nahm sie unvermerkt das Billet auf und verbarg es

schnell. In diesem Augenblicke trat der Kardinal ein und die Herzogin entfernte sich.

Ihr seid im Namen des Königs hier, Marquis, nahm Richelieu das Wort. Was befiehlt Se. Majestät?

Ich kam von dem Könige, aber mit keinem Auftrage, antwortete Cinq Mars. Ich kam und bin hier, Ew. Eminenz meinen unterthänigen Dank für den Besuch abzustatten.

Ich danke für Eure Güte, erwiederte Richelieu. Nehmt Platz! — Cinq Mars setzte sich. — Wie lange seid Ihr schon am Hofe?

Es sind nun vier Jahre, erwiederte der Großstallmeister.

Eine kurze, eine glückliche Zeit, fuhr Richelieu fort. Mancher setzt sein ganzes Leben daran, um nur die Hälfte so hoch zu steigen, als Ihr in diesen wenigen Jahren, und es gelingt ihm nicht — und doch seid Ihr mit Eurem Loose noch nicht zufrieden und strebt nach Höherem. Als Ihr, kaum 17 Jahre alt, mir von Eurem würdigen Vater, meinem treuen Freunde, vorgestellt wurdet, und ich Euch hier auf dieser nämlichen Stelle, zum Hauptmann der königlichen Leibwache ernannte, da küßtet Ihr vor Entzücken die Hand, die

Euch das Diplom gab, und versprachet mein ewiger Schuldner, mir treu und ergeben zu bleiben. — Habt Ihr Wort gehalten?

Eminenz! erwiederte Cinq Mars: Könnte ich je das Gute vergessen, das Ihr mir meines Vaters wegen erzeigtet, würde es nur durch die häufigen Erinnerungen daran seyn können, die ich aus Eurem Munde hören muß.

Dem Kardinal kam diese Antwort unerwartet; ohne sie weiter zu berücksichtigen, fuhr er fort: Ich machte den König auf Euch aufmerksam, und nicht lange darauf nahm er Euch in die Nähe seiner Person, die Hofleute bewarben sich um die Gunst des neuen Günstlings, und der 17jährige d'Effiat, den ohne meine Protektion Niemand beachtet hätte, ward eine bedeutende Person am Hofe. Das Jahr darauf schenkte Euch der König ansehnliche Güter, machte sie zum Marquisat, und kaum war ein halbes Jahr vergangen, so wurde der neue Marquis von Cinq Mars zum Großmeister der Garderobe ernannt. Doch das genügte Euch noch nicht. — Ich bot Euch die Stelle des Oberstallmeisters an sie war Euch zu gering, der alte Herzog von Bellegarde, der Freund Heinrichs des 4ten,

mußte Euch die Großstallmeister-Würde abtreten, und dennoch ist Euer Ehrgeiz nicht befriedigt, dennoch strebt Ihr nach Höherem.

Eminenz! unterbrach ihn Cinq Mars mit unüberlegter Offenheit, die den Jünglingsjahren so eigen ist. Nach Höherem strebt jeder Mensch. Als Augustus Imperator der Römer war, wollte er Gott seyn. Als Ihr Premierminister des Königs wurdet, wolltet Ihr König seyn, und seid es auch in der That geworden.

Richelieu mußte bei diesen Worten lächeln; er sah es gern, daß man den Platz erkannte, auf den er sich gestellt hatte, nur in dieser Zusammenstellung mußte er die Thorheit des jungen Mannes bemitleiden, der es wagen konnte, ihm dies auf eine so wenig verbindliche Weise zu sagen. Ihr sprecht sehr kühn, Marquis! fuhr er nach kurzer Pause fort. Säße der Kardinal Richelieu, und nicht der Freund Eures Vaters vor Euch, oder hätte der König Eure unbedachten Worte vernommen, stiege wahrlich der Großstallmeister von Frankreich noch höher, sogar bis in den Donjon der Bastille. Ich will es vergessen, was Ihr gesagt habt, vergeßt aber Ihr nicht,

was ich Euch jetzt sagen werde. Wer um den Staat kein anderes Verdienst hat, als die Launen des Monarchen zu ertragen, mit ihm einen Reiher zu beizen und Vögel zu fangen, wer für dieses, vielleicht langweilige Amt, 120,000 Livres Einkommen hat, der sollte hübsch bescheiden sein Glück genießen, die langweiligen Stunden als seine Arbeit, die fröhlichen als seinen Lohn betrachten, und wenn die Sucht, höher zu steigen, unersättliche Begierde in ihm wäre, dem Manne, der ihn heben und fallen lassen kann, treu seyn und ihm nie entgegen arbeiten. — Bis hierher, Herr Großstallmeister, sprach der Freund Eures Vaters, jetzt steht der Kardinal von Richelieu vor Euch, und künftig wird nur er vor Euch stehen, denn meine Geduld hat ein Ende.

Der König hat mir schon vor einiger Zeit aufgetragen, fuhr Richelieu fort, Euch zu sagen, daß er über Euer Verhältniß zu der Prinzessin Maria unzufrieden ist. Was wollt Ihr bezwecken? In jedem Falle steht die Prinzessin für Euch zu hoch, für den Ernst wie für den Scherz. — Unwillkührlich griff Cinq Mars bei diesen Worten in die Tasche

nach dem Billet, er griff upd griff und konnte es nicht finden, seine Verlegenheit stieg auf's Höchste, dieser Verlust war ihm unangenehmer, als alle Worte des Kardinals. Der König verlangt, fuhr Richelieu fort, daß Ihr auf schickliche Weise diese Verbindung abbrecht; Ihr kennt den König auf solchem Punkte, er würde unerbittlich streng seyn und ich nichts für Euch thun können, noch thun wollen. Seid mithin klug, sucht unter den Damen des Hofes Euch einen andern Gegenstand aus. Wenn auch die Häuser Guise, Rohan und Vendome es verschmähen würden, sich mit dem Marquis von Cinq Mars zu verbinden, so giebt es doch noch so viele schöne reiche Erbinnen, deren sich der Sohn des Marschalls d'Effiat nicht zu schämen brauchte. Seht zum Beispiele die schöne Louise Lafayette.

Ihr beliebt mit mir Scherz zu treiben, unterbrach ihn Cinq Mars.

Weshalb? fragte Richelieu. Haßt Ihr sie? — Ihr könntet wohl Ursache dazu haben, denn das tugendsame Fräulein könnte Euch gefährlicher werden, als selbst der Kardinal Richelieu. Deshalb, meinte ich, könntet Ihr zwei Fliegen mit einem Schlage tref-

Beispiele vieler anderer Kaufahrer, die in der allgemeinen Bestürzung den Hafen verließen und die offene See zu gewinnen suchten. Paul segelte jedoch längs der Küste und lief in der ihm nun wohlbekannten Bucht, dem Landhaus Demetrios gegenüber, ein. Hier stieg er schnell ans Land, eilte dahin und fand es verlassen, nur die Wittwe des verunglückten Seemanns traf er dort, die aber von dem Aufenthalte des Herrn Demetrios und seiner Tochter nichts zu wissen vergab. Paul drang nicht weiter in sie, kehrte auf das Schiff zurück und segelte weiter nach dem Kap Melano; aber die Fahrt war beschwerlich, der Wind nicht günstig, erst spät gelangten sie dort an und konnten nur am andern Morgen die St. Elias Bai auf der Insel Ipsara erreichen.

Hier stieg Paul ans Land. Er hatte Harry, den die unsäglichen Schmerzen fast betäubt hatten, seine Vermuthung nicht mitgetheilt, Helene hier zu finden. Schon die getäuschte Hoffnung in der Bucht hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken gemacht, so daß er sich auf der Fahrt hierher sehr matt gefühlt hatte. Paul fürchtete auch hier sich zu täuschen und ging deshalb mit klopfendem Herzen nach einem der einzelnen Häuser, die zerstreut am Ufer lagen, Erkundigungen von dem Landhause des Primaten einzuziehen. Leicht erhielt er, da Ipsara nicht groß ist, Auskunft und einen Führer, der ihn zu Demetrios Wohnung begleiten wollte.

In einem engen, reizenden, von hohen Felsen umgebenen Thale, durch welches ein klarer Bach sich anmuthig schlängelte, sah er zwischen Orangen und Feigenbäumen ein kleines zierliches Häuschen, das eher der Aufenthalt

sen, Euch eine schöne Frau und zugleich eine Nebenbuhlerin gewinnen.

Wollte Gott, sie wäre das Letztere, für das Erstere will ich danken! erwiederte Cinq Mars. Versteh ich Euch recht? fragte der Kardinal verwundert.

Ich hoffe es, Eminenz! Meint Ihr es wahrhaft gut mit dem Könige, so müßt Ihr wünschen, daß endlich eine Neigung die Rinde sprenge, die das gütige Herz Ludwigs des 13ten umschlossen hält, und die den Ernst zum Frohsinn, den Trübsinn zur Lebenslust umgestaltet. Nur die Liebe vermag dies, und vermag es die Königin nicht, so sei es die Lafayette oder jede Andere.

Junger Mann! fuhr der Kardinal auf. Welch' thörichte Wünsche — und was würdet Ihr dann?

Der Freund des Königs bleiben, dem ich von Herzen nur ein Theilchen meines Lebensmuthes wünsche. Dann würde der Hof ein freundlicher Aufenthalt der Liebe und Lust, da er jetzt ein finsterer Kreis ist, in dem sich Jeder nur ängstlich bewegt; statt der Vögel finge man Frauen in den Netzen, und statt der Eber hetzte man die alten griesgrämigen

Pedanten, die das junge, feurige, stromweis rinnende Blut nach den Tropfen abwägen, die bei ihnen nur kalt und langsam schleichen. — Doch verzeiht, Eminenz, fuhr er, sich besinnend, fort, daß mein jugendliches Blut mich so weit von der Bahn führte und ich vergaß, daß Ihr wichtigere Dinge zu thun habt, als einen aufbrausenden Jüngling anzuhören.

Richelieu's Mund umzog das sarkastische Lächeln, das bei ihm ein Zeichen von Bemitleidung war. Ihr habt Recht, Herr Marquis, sagte er, meine Zeit ist mir kostbar, deshalb lebt wohl und beherzigt, was Euch der König durch mich sagen ließ.

Froh wie ein Gott, daß er entlassen war, eilte Cinq Mars fort. Der Kardinal sah ihm lange mit ernstem Blicke nach, dann sagte er: Der ist reif!

6.

Als der Marquis in seine Wohnung trat, erwartete ihn die Schreckensbotschaft, daß der König zweimal nach ihm geschickt habe.

Alſo bis zehn Uhr Geduld, brummte er vor ſich hin und ging zu dem Könige, der ihn verdrießlich mit den Worten empfing: Zweimal habe ich ſchicken müſſen, Du weißt, ich liebe nicht zu warten.

Ich war auf Befehl Ew. Majeſtät bei dem Kardinal.

Nun dann iſt es gut, Heinrich, ſagte König Ludwig ſogleich beſänftigt. Was ſprachſt Du mit ihm?

Mancherlei, Sire! erwiederte Cinq Mark. Ich weiß nur nicht, ob ich es Euch wiederſagen darf.

Narr, warum nicht? Ich befehle es Dir ſogar.

Er ſagte, er habe den Auftrag von Ew. Majeſtät, mir zu verbieten, die Prinzeſſin von Nevers ſchön zu finden.

Das Verhältniß iſt mir unangenehm, aber Dir dies zu ſagen, befahl ich ihm nicht.

Dann gab er mir den Rath, mir unter den Damen des Hofes eine andere Schöne zur Frau auszuſuchen. Schwerlich wird Ew. Majeſtät errathen, wen er mir vorſchlug.

Vielleicht das Fräulein d'Etrées?

Nein, Sire.

Wohl gar die Tochter der Herzogin von Chevreuſe, die er haßt wie die Sünde, und Mutter und Tochter durch dich beſtrafen will.

Ich danke für die gute Meinung, Ew. Majeſtät, aber das Fräulein von Chevreuſe war es auch nicht.

Nun ſo ſag's! ſprach der König ungeduldig. Ich könnte am Ende alle Damen des Hofes vergebens rathen.

Wohl möglich, Sire, denn nie würdet Ihr auf das Fräulein von Lafayette gekommen ſeyn.

Sie ſchlug er Dir vor? rief der König erſtaunt. Ja, ja, ich verſtehe den Kardinal. Alles, was mir theuer wird, will er von mir entfernen. Hätte ich nicht ſo oft Gelegenheit mit Dir unzufrieden zu ſeyn und mich bei ihm deshalb zu beklagen, würde er gewiß ſchon längſt verſucht haben, Dich von meiner Perſon zu entfernen. Aber das ſoll Dir nicht gelingen, Kardinal! Nicht Dich, nicht die gute Lafayette ſoll er von mir reißen. Komm zur Königin, Heinrich, dort will ich mein Herz ausſchütten! Er klopfte dabei Cinq Mars traulich auf die Schulter und ſein Auge glühte. Er entfernte ſich ſo ſchnell, daß es

dem Großstallmeister nicht möglich war, die so seltne Stimmung des Königs zu benutzen, wie er wohl gern gewollt, er mußte folgen. Vielleicht fand er die Prinzessin Marie dort, diese Hoffnung war der einzige Trost für den langweiligen Abend, der ihn erwartete. Seine Hoffnung täuschte ihn, die Gemächer der Königin Anna waren zum Ersticken voll, die Prinzessin aber nicht gegenwärtig, sie hatte sich mit Unwohlsein bei der Königin entschuldigen lassen.

Alle Abende pflegte sich dort der Hof zu versammeln, wo gemeiniglich der König auch erschien; man langweilte sich fast immer hier, besonders seit der König Gefallen an dem Fräulein d'Hautefort und jetzt an Louise von Lafayette gefunden hatte, und sich nun länger als sonst dort aufhielt. Früher pflegte er nur der Königin ein Paar Worte zu sagen und sich dann schnell zu entfernen, jetzt hielt ihn die Lafayette fast den ganzen Abend fest.

Eine solche Versammlung war für den, der nicht Hofmann war, die sonderbarste Erscheinung. Die Gemächer der Königin bestanden aus einer Reihe Zimmer, wovon das letzte ihr Schlafzimmer war. Hier hielt sie

ſich gewöhnlich auf, empfing Fremde und Hofleute, und, befand ſie ſich unwohl, ſogar nach franzöſiſcher Sitte, in ihrem prachtvollen Bette, das ungefähr zwei Schritte von der Wand abſtand; dieſen Zwiſchenraum nahmen dann die vertrauten Damen ihres Hofſtaates ein. So empfing ſie oft fremde Geſandte, Deputationen und die Miniſter. Um das Bett, oder, war die Königin auf, um ihren Lehnſtuhl ſtand ein Kreis von Tabourets, dieſe Sehnſucht erregende Lockſpeiſe der Großen; für die königliche Familie ſtanden Lehnſtühle bereit. Das Recht, ſich in Gegenwart der Königin auf ein ſolches Tabouret zu ſetzen, war eine Auszeichnung, die nur den Prinzeſſinnen und Herzoginnen und einer kleinen Zahl Begünſtigter ward. Die Erlaubniß oder Verweigerung des Tabourets war eine Staatsangelegenheit, und brachte den Adel mehr in Bewegung, als irgend ein Krieg mit dem Auslande; oft war dies der erſte Grund zu bürgerlichen Kriegen, öfter noch der Grund blutiger Zwiſtigkeiten der Familien unter einander. Nur die Auserwählten und die erſten Großen des Reiches hatten Eintritt in dies Gemach, und die folgenden Gemächer

ver-

verloren nach ihrer Entfernung vom Schlafgemach ihre Bedeutsamkeit, doch ein kleines offenstehendes Kabinet unfern des Bettes war für Jedermann unzugänglich, den nicht der König oder die Königin zu einer geheimen Unterredung dahin einlud, wobei jedoch selten die Thüren geschlossen wurden.

Die Prinzen vom Geblüte kamen zu diesen Versammlungen, von ihren Hofleuten und dem Theile des Adels umgeben, der öffentlich zeigen wollte, daß er zur Parthei des Anführers gehöre; je größer das Gefolge war, desto mächtiger dünkte sich der Prinz. Auch die andern Prinzen und die Großen erschienen mit mehr oder minderem Gefolge, das jedoch in weiter Entfernung von dem Könige und der Königin blieb, die sich nur selten in eines der anderen Zimmer begaben, was nur dann geschah, wenn sie irgend Jemand sprechen oder besonders auszeichnen wollten.

Sobald sich der Monarch entfernt hatte und die Königin des Gewühls überdrüssig war, machte sie zuerst den Prinzen, dann den Uebrigen eine Verbeugung und zog sich mit ihrer Dame d'honneur in das kleine Kabinet zurück, das sich hinter ihnen schloß, dies war das Si-

gnal des Aufbruchs, welcher streng dem Range nach geschah. Nur diejenigen blieben, die zum besondern Hofstaate der Königin gehörten und deßhalb noch da bleiben mußten, oder denen die Königin hierzu besondere Erlaubniß gegeben hatte. Aber auch ihnen wurden die Thüren des Schlafzimmers verschlossen, zu dem alsdann nur noch die von der Monarchin besonders Verlangten Eintritt hatten.

Der Kardinal Richelieu kehrte sich an dies ganze Ceremoniel nicht, er hatte überall freien Zutritt; aus seinen Zimmern führten geheime Gänge zu den Zimmern des Königs und der Königin, bei welcher er nie mit großem Gefolge, gewöhnlich mit einem Staatssekretair oder ganz allein erschien. Er wollte wahrscheinlich hierdurch zeigen, daß er, um Achtung einzuflößen, keines Gefolges bedürfe, er, der Alle für seine gehorsamen Diener hielt. Daß diese Versammlungen nur der Eitelkeit, nicht aber dem Vergnügen Nahrung geben konnten, war gewiß, besonders da sie sich in der Regel alle Abende wiederholten, wo sie denn freilich mehr oder minder zahlreich waren.

Als heute der König eintrat, war der Hof schon versammelt. Er grüßte die Umstehenden

nur flüchtig und man sah ihm an, daß er mehr aufgeregt als gewöhnlich war, denn die Paar Worte, die er seinem Bruder und dem Prinzen Condé sagte, waren weniger abgemessen und rascher gesprochen als sonst; auch sein Benehmen gegen die Königin war heute zuvorkommender, er begrüßte das Fräulein von Lafayette mit weniger Zwang, als er wohl sonst zu thun pflegte, und unterhielt sich einige Zeit mit ihr, selbst das Fräulein d'Hautefort schien er mit Vergnügen zu bemerken. Als er das Fräulein Lafayette verlassen hatte und in einem Gespräche mit dem Herzoge von Orleans begriffen war, dem er wahrscheinlich von seinem glücklichen Vogelfange erzählte, trat Cinq Mars zu der Lafayette, die, ganz allein in einer Fensterbrüstung stehend, mit ernstem Blicke das Gewühl überschaute und zuweilen auch auf dem Könige das Auge ruhen ließ. Verzeiht, daß ich Euch störe, redete er sie an, ich muß Euch etwas Wichtiges vertrauen.

Mir? sagte sie verwundert, obgleich sie mit dem Günstlinge sonst in einem so guten Vernehmen stand, als der strenge Ernst mit dem gutmüthigen Leichtsinn stehen kann.

Ja Euch, Fräulein Lafayette. Er trat ihr näher und raunte ihr leise zu: Ich soll Euch heirathen!

Marquis Cinq Mars! fuhr diese, über den vermeinten Scherz empfindlich, auf, und ihr großes sprechendes Auge sah stolz auf den Günstling herab.

Dame, so verwundert Ihr seid, war ich auch, als man mir diesen Vorschlag that, so wenig Neigung ich dazu hatte, scheint Ihr auch zu haben, fuhr Cinq Mars lächelnd fort. Den Namen dessen, der es wünschte, nenn ich Euch nicht, dieser Name hat in Frankreich etwas Magisches, die Wände öffnen sich wenn sein Schall sie berührt, und verrathen daß man ihn genannt — mit einem Wort man will Euch von dem Könige trennen, und das Werkzeug hierzu soll ich seyn. Doch bewahre mich Gott, so wenig wie meine Den weise mit der Eurigen übereinstimmen mag, bin ich Euch doch von Herzen zugethan.

Ich bitte, erklärt Euch deutlicher, Marqu unterbrach ihn das Fräulein mit ihrer gewöh lichen Gelassenheit.

Ich bitte Euch, laßt mich aussprechen, fu der Großstallmeister fort. Da wir nun ni

eines Weiſen, als das Landhaus eines reichen, griechiſchen Primaten zu ſein ſchien. Ueber einen grünen, mit Roſengebüſch umgebenen Raſenplatz gelangte man zu dem Häuschen mit ſeinem flachen, durch Blumenterraſſen bekränzten Dache, deſſen Eingang zwei hohe Cedern zu bewachen ſchienen. Von hier ſandte Paul ſeinen Führer zurück und ging nun unter mancherlei Gedanken und bangen Sorgen dieſer Wohnung des Friedens zu, fürchtend, den Frieden dort nicht zu finden. In der ganzen Umgebung des Hauſes ſah er Niemand, nur ein Knabe weidete auf der Höhe des Berges einige Ziegen; ſo kam er unbemerkt bis an das verſchloſſene Haus. Er klopfte an und der nämliche Diener, der ihn und Harry auf dem Landhauſe von Scio empfangen hatte, öffnete ihm auch hier die Pforte, empfing ihn mit jauchzendem Willkommen und führte ihn zu dem Herrn hinauf, den er im ernſten Geſpräch mit Helene begriffen fand. Bei ſeinem Erſcheinen ſprang die Griechin auf, ging ihm raſch entgegen, und ehe noch Paul ſie begrüßen konnte, rief ſie ihm zu: „Herr, verheimlicht mir nichts! — Harry iſt nicht mehr! — Ich bin auf Alles gefaßt, mein Entſchluß iſt feſt — Redet!“

„Er lebt!“ erwiederte Paul.

„Er lebt!“ — rief ſie aufjauchzend

„Er lebt, aber furchtbar leidend — Am ganzen Körper verbrannt, das Geſicht unkenntlich, von den Flammen zerriſſen, ringt er mit dem Tode um ein qualvolles Leben.“

„Unglücklicher!“ ſeufzte Demetrios — Helene aber ſchwieg, keine Klage drang aus ihrer Bruſt — Paul hatte ſie, während er ſprach, verwundert angeſchaut — Bei

zusammen in Liebe leben wollen, liebes Fräulein, so laßt uns in Freundschaft leben. Ich achte Euch; vielleicht daß Ihr den Trübsinn des gewiß guten Königs verscheuchen und ihm das verlorne Selbstvertrauen wiederzugeben vermögt, das ihm, seit sein Zuchtmeister ihm die Schranken so eng setzte, völlig mangelt; dann wäre uns Beiden geholfen. Ihr hättet ein gutes Werk gethan, wofür Euch ganz Frankreich segnen würde, und mir ginge auch ein freudigeres Leben auf, da die Liebe alles um sich her verschönt und auch die Langeweile verscheucht. Nehmt meine Offenheit nicht ungütig auf, ich meine es wahrlich gut mit Euch, und sehe ohne Neid, wie der König Euch mit jedem Tage mehr auszeichnet.

Ich bin es überzeugt, Marquis, erwiederte Louise Lafayette, es soll mich freuen, wenn Ihr in jeder Lage meines Lebens mein bewährter Freund bleibt.

Gewiß, das werde ich! versicherte Cinq Mars, als eben die Frau von Senecé, die Oberhofmeisterin der Königin, zu dem Fräulein trat und ihr in's Ohr raunte: Louise, Du wirst beobachtet. Das Fräulein verstand den Wink und trat hinter die Königin.

Das war eine lange Unterredung mit dem Großstallmeister, Fräulein Lafayette, sagte Anna von Oestreich, sie zu sich rufend. Ihr wißt, ich liebe dies nicht in meiner Gegenwart.

Das Fräulein verneigte sich, ohne sich zu entschuldigen, und trat zurück, unglücklicherweise aber so, daß sie sich der Thür des Kabinets näherte. Dies mochte der König bemerken, er ging rasch auf sie zu, sprach mit ihr, ging einen Schritt seitwärts, die Lafayette mußte folgen, der König wiederholte dies einige Male, und bald befanden sie sich allein in dem Kabinet. Nach der Sitte damaliger Zeit, wo die Könige nicht für nöthig hielten, einen Schleier über ihre Neigungen zu werfen, fiel dies nicht auf und das Fräulein von Lafayette war nicht im mindesten deshalb verlegen, nur der Königin schien es zu mißfallen.

Gott gelobt, daß ich aus dem Gewühl bin! begann der König wider Gewohnheit das Gespräch. Es ist heute ein glücklicher Tag für mich. Am Morgen entschlüpfte ich dem Kardinal, ging nach dem Vogelheerde und that einen guten Fang, während des ganze

Tages habe ich den Läſtigen nicht geſehen, und heute Abend ſtehe ich an Eurer Seite. — Das Fräulein verneigte ſich. O Ihr glaubt nicht, fuhr der König fort, wie läſtig, wie ungefällig der Kardinal iſt, immer ſetzt er meinen Wünſchen, meinem Willen das Wohl des Staats entgegen, und der Staat, weshalb Alles geſchehen ſoll, iſt nur Er.

Aber, Sire, das hängt doch nur von Euch ab, unterbrach ihn das Fräulein. Wollt Ihr befehlen, ſo muß er gehorchen, Ihr ſeid nicht zu beklagen.

Es ſchmerzt mich, dies von Euch zu hören, erwiederte Ludwig empfindlich. Ich erwartete Theilnahme von Euch.

Die fühlt mein ganzes Weſen für Euch, Sire! ſprach das Fräulein mit Wärme. Aber eben deswegen höre ich Eure Klagen, ſehe ich Euren Mißmuth nicht gleichgültig an. Ich möchte Euch die Stimme des Volkes ſeyn und Euch zurufen: Nehmt die Zügel der Regierung in die eigene Hand, gebraucht die Talente Richelieu's zum Wohle des Staates, aber ſeid nicht ſein Sklave.

Fräulein! fuhr der König empfindlich auf.

Ha, Sire, ich muß reden, fuhr ſie fort.

Ihr haßt den Kardinal, seid eifersüchtig auf seine Macht, fürchtet seine Kreaturen, die er mit Wohlthaten aus Eurem Seckel sich erworben hat, und doch bedarf es nur eines einzigen ernsten Wortes, so ist seine Macht zertrümmert, seine Anhänger, die nur der Eigennutz an ihn band, verlassen ihn und Ihr seid Herr! O wer das, was ihm das Leben verbittert, mit einem Worte abschütteln kann, der ist wahrhaft nicht zu bedauern; wenn er es unterläßt.

Der König trommelte mit den Fingern auf den Tisch, er fühlte, das Fräulein hatte Recht. Aber seit früher Jugend an Abhängigkeit gewöhnt, konnte er sich nicht von einem Manne wie Richelieu losreißen, dessen überwiegender Geist ihn in Banden hielt. Der Kardinal, den König genau kennend, hatte zwei untrügliche Mittel angewendet, den Monarchen zu beherrschen. Die Furcht vor den Prinzen und Großen des Reiches, die nur auf Unkosten des königlichen Ansehens und der königlichen Macht nach größerer Gewalt strebten und die selbst von seinem großen Vater nicht ganz im Zaume gehalten, während der Minderjährigkeit des Königs wie

eine Hydra ihr Haupt wieder erhoben hatten, war eines der Schreckbilder, die der Kardinal dem Könige vorhielt, und dann die Macht der Hugenotten, die bis zur Eroberung von Rochelle einen Staat im Staate bildeten und so dem Ansehen des Königs gefährlich waren. Beide waren von Richelieu unterdrückt, und nie hatte ein König von Frankreich sein Reich mit größerer Macht beherrscht, als der kraftlose Ludwig. Dies fühlte er und hielt deshalb auch den Kardinal sowohl seiner Person als dem Staate für unentbehrlich, obgleich er ihn haßte, und die Macht, die er übte, drückender fand, als irgend einer in Frankreich. Am meisten aber erhielt sich der Kardinal wohl durch sein abgemessenes Betragen gegen die Persönlichkeit des Königs, der außerordentlichen Werth auf die äußere Form legte. Nie sprach der Kardinal anders mit ihm, als in tiefer Unterthänigkeit, und selbst wenn er dem Könige widersprach und ihn zwang, das Gegentheil von dem zu thun, was Ludwig thun wollte, geschah das nur in unterwürfigem Tone und Stellung. Oeffentlich gab es keinen unterthänigern Diener, als den Kardinal, aber wehe dem, der sich

vor ihm nicht tiefer beugte, als vor dem Könige, der sich in des Königs Vorzimmer sehen ließ, ohne erst in dem des Kardinals gewesen zu seyn.

Das Fräulein von Lafayette hatte schon wahre Theilnahme für den König gefaßt, ehe sie ihn noch liebte. Das unbegrenzte Zutrauen, das er ihr schenkte, und die achtungsvolle Art, mit der er sich gegen sie benahm, hatte nach und nach eine Neigung bei ihr entstehen lassen, von der sie vielleicht selbst nichts ahnete. Ohne sich in irgend eine Kabale einzulassen, ohne den festen Plan zu haben, dem Kardinal schaden zu wollen, war doch das Ziel ihres Strebens, den König der Gewalt Richelieu's zu entreißen. Wenn Ludwig ihre Liebe verdienen wollte, mußte er wahrhaft König seyn, und ohne daß sie die Macht mit ihm theilen wollte, sollte er doch, außer der Krone auf seinem Haupte, auch Szepter und Schwert in kräftiger Hand führen. Deßhalb, so oft er mit ihr sprach, spornte sie ihn an, kräftig zu handeln, tadelte sie ihn oft bitter wegen seiner Schwäche, und der König, der sonst nicht viel Widerspruch, viel weniger Spott ertragen konnte, wurde nie ungedul-

dig, sie verlor nicht in seinem Herzen, und als er ihr heute, vielleicht offener als er es noch je gethan, gestand, daß er sie sehr hochschätze, daß er sie liebe, sagte sie ihm, daß der Mann, den sie liebe, ein freier Mann, nie der Sklave eines Andern seyn dürfe, und schmücke eine Krone sein Haupt. Der König erröthete, es war das erste Mal, wo die Worte des Fräuleins ihn tief schmerzten, doch sagte er mit Ruhe: Louise, nähme ich allein Rücksicht auf mich, so würde ich noch heute Richelieu entfernen, aber Frankreich liegt mir am Herzen, und für das, gesteht es selbst, ist er ein großer Mann. Hatte mein edler Vater, trotz seinem Sully, die Macht, die Mittel in Händen, die mir zu Gebote stehen? War die königliche Gewalt im Innern so fest begründet, fürchteten die Mächte Europa's so Frankreichs Macht? Das ist, ich muß es gestehen, sein Werk, nicht das Meinige.

Das Fräulein warf einen wehmüthigen Blick auf den König, den er zu verstehen schien, und deshalb schwieg. In diesem Augenblicke störte ein Geräusch die Unterhaltung; in den Gemächern gerieth alles in Bewegung,

selbst in dem Schlafzimmer der Königin standen die Damen von ihren Sitzen auf und die Großen verneigten sich ehrerbietig. Der Kardinal ist gekommen, sagte der König, laßt uns zur Gesellschaft gehen. Keinen wehmüthigen, einen mitleidigen Blick warf jetzt das Fräulein von Lafayette auf ihren königlichen Verehrer und folgte ihm.

Das Erscheinen Ludwigs, der eben in das Zimmer trat, als der Kardinal die Königin begrüßte, machte nur eine kleine Störung. Richelieu wendete sich sogleich zu ihm. Verzeiht, Sire, daß ich Ew. Majestät gestört, ich habe aber eine wichtige Depesche erhalten, die mich zwingt, Euch, gnädigster Herr, zu ersuchen, mir eine Stunde Gehör zu schenken. Kaum hatte er dies gesagt, als der König, ohne zu antworten, auf die Königin zuging, ihr gleichgültig Gute Nacht! sagte, einen freundlichen Blick auf das Fräulein Lafayette warf, die Umstehenden mit ernster Beugung des Hauptes begrüßte und durch eine Seitenthür sich entfernte.

Niemand war froher als Cinq Mars, der schon eine geraume Zeit mit der größten Ungeduld auf diesen Augenblick gewartet hatte,

denn nur noch eine halbe Stunde fehlte an der bestimmten Zeit des Rendezvous, und kaum war er mit dem Könige aus dem Zimmer, als er sich hinter ihm wegschlich, einen Mantel umwarf und nach der Statue der Diana eilte.

7.

Als jetzt die weiße marmorne Bildsäule der Göttin der Keuschheit im Halbdunkel des Sternenlichts, wie ein Gespenst über die verschnittenen Buchenhecken aus der Ferne ihm entgegen blickte, mußte er über den Ort lachen, wohin ihn die Prinzessin bestellt hatte. Das dachtest du wohl nicht, Dame Luna, daß du einem lustigen Abenteurer zum Wegweiser dienen solltest, sagte er, neben sie tretend, als ein Geräusch ihn in seinem Selbstgespräche störte. Er blickte auf und gewahrte die Prinzessin, die, so viel er sehen konnte, ihr zu folgen winkte. Er säumte keinen Augenblick, sie war allein, ohne die lästige Kammerfrau. — Jetzt bog sie in einen andern Gang, der nach der Grotte des Neptuns führte. — Sie eilte,

er verdoppelte seine Schritte; Hoffnung, Ahnung, Sehnsucht, er wußte selbst nicht was alles, trieb ihn hinter ihr her — jetzt trat sie in die Grotte, auch er und lag zu ihren Füßen.

Aber mein Gott, Marquis Cinq Mars, warum verfolgt Ihr mich? Je mehr ich eilte, Euch aus dem Wege zu gehen, desto eifriger folgt Ihr mir — oder habt Ihr Euch getäuscht und erwartet vielleicht jemand anderes? sagte eine ihm wohlbekannte Stimme.

Verzeiht, Herzogin! erwiederte Cinq Mars, der trotz der Finsterniß sogleich die Herzogin von Aiguillon an der Stimme erkannte und in dem nämlichen Augenblicke des verlornen Billets gedachte. Ich ging auf ein Abenteuer aus und habe es gefunden.

Gefunden? unterbrach ihn die Herzogin und wollte entrüstet scheinen.

Nun, bei Gott, Dame, wenn Ihr das nicht für ein Abenteuer haltet! fuhr Cinq Mars scherzend fort. Ich stehe an die Bildsäule der Diana gelehnt, da kömmt eine Dame zwischen den Bogenhecken auf mich zu, winkt mir —

Winkt Euch? —

Nun ja, so deutlich, daß ich es selbst beim

jedem Worte, das er sagte, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts. Anfangs sprach sich der lebhafteste Schmerz aus, dann ward es heiter und ein sanftes Lächeln umwob ihren Mund, das endlich zur Verklärung wurde. So stand sie noch vor dem Staunenden, der dies für Fühllosigkeit haltend, mit Unmuth sagte: „In der St. Elias Bai liegt er auf seinem Schiffe." —

„Laß ihn hierher bringen, Vater, daß ich ihn pflegen kann," bat sie, doch ohne Heftigkeit. „Du hattest wohl Recht, als du auf die Abfahrt nach Ipsara drangest und meintest, er könne eher hier zu uns kommen als in Scio — Eile, lieber Vater, ich will indessen sein Lager von den weichsten Polstern in meinem Stübchen bereiten, will dies mit Blumen schmücken, Reseda und Orangenblüthen sollen ihm liebliche Düfte entgegen hauchen und er trotz seiner Schmerzen sich über seine Helene freuen, wenn er mich, wenn er dies Alles sieht." —

„Seine Augen, so wie sein ganzes Gesicht sind ihm verbunden" klagte Paul.

„Das ist schmerzlich für ihn, schmerzlich für mich! — So kann ich sein frommes, seelenvolles Auge nicht sehen, nicht durch Blicke können wir uns verstehen und mit einander reden! — Aber glauben Sie mir, Paul, das Auge der Liebe sieht durch Nacht und Dunkel und wird es auch durch die Binde; die Flamme, die aus dem Herzen strömt, erhellt ihr jedes Dunkel. Eile nur Vater, schnell, schnell! — Du sollst schon Alles bereit finden." —

Demetrios machte sich bald darauf mit Paul auf den Weg nach der St. Elias Bai. Harry, dessen Anblick den Griechen erschütterte, wurde nun ans Land gebracht und

Sternenlichte sehen konnte, dreht um, ich folge, und hier in dieser dunkeln einsamen Grotte knie ich vor der Herzogin von Aiguillon, die von meiner Gegenwart so ergriffen ist, daß sie es duldet, wenn ich ihre Knie umfasse, und mich nicht einmal nöthigt, aufzustehen.

So steht in Gottes Namen auf, Marquis, sagte die Herzogin lachend, während Cinq Mars ruhig aufstand und sie fragte: Was steht nun eigentlich zu Eurem Befehl?

Daß Ihr Euch entfernt und mich allein laßt, ich habe Euch nicht aufgefordert, mir zu folgen.

Schöne Herzogin! nahm der Großstallmeister das Wort. Ihr seid nicht ohne Absicht hier, der Zufall führte Euch nicht zu der keuschen Diana, und Ihr winktet mir absichtlich. Ja, träte Lancelot vom See und selbst der König Artus mit seiner ganzen Tafelrunde vor mich und wollte mir widersprechen, ich würde trotz der Paladins behaupten: Die Herzogin von Aiguillon hat mir gewinkt, ihr nach der Grotte des Neptuns zu folgen.

Ihr seid ein unbesonnener, zudringlicher Mensch! unterbrach sie ihn. Eure Eitelkeit läßt Euch glauben, jede Dame, die in den

Gärten von St. Germain die Kühle des Abends genießen will, erwarte Euch bei der Bildsäule der Diana, weil Eine vielleicht jetzt vergebens Eurer harrt? Gesteht es mir, Marquis, Ihr erwartetet eine Andere, nicht mich?

Ehrlich gesagt, ja! erwiederte Cinq Mars mit seiner gewöhnlichen Offenheit. Aber gesteht auch Ihr eben so ehrlich, daß Ihr ein an mich gerichtetes Billet gefunden habt, und gebt es mir zurück.

Gefunden habe ich es, zurückgeben werde ich es nie! sagte die Herzogin empfindlich.

Das wird eine langweilige Nacht werden! seufzte Cinq Mars, und setzte sich auf einen Stein am Eingange der Grotte.

Wie soll ich das verstehen? fragte die Herzogin.

Hätte ich doch nie geglaubt, daß auch ich einmal die Passion des Königs, Vögel zu fangen, theilen würde. Sitz ich doch hier auf diesem harten Steine so festgebannt, wie der König auf seinem alten grünen Lehnstuhle, und bewache das Vögelchen, das ich gefangen habe.

Marquis, ich hoffe nicht, daß Ihr es wagen werdet! —

Ein treuer Ritter wagt Alles zur Ehre einer Dame! fuhr Cinq Mars im scherzenden Tone fort. Doch bitte ich ernstlich, gnädige Frau, mir das Billet zurückzugeben, denn ich gebe Euch mein Wort, Ihr kommt nicht eher aus der Grotte des Neptuns.

Wollt Ihr mich zwingen, nach Hülfe zu rufen? sagte die Herzogin, welcher der Scherz zu lange dauerte.

Wie es Euch beliebt, Madame, erwiederte Cinq Mars gleichgültig. So hart es sich auch auf dem Steine sitzt, so langweilig das Abenteuer auch ist, ich bleibe, bis ich das Billet habe. Beim Hülferufen würdet Ihr auch nichts gewinnen, ich hätte morgen nicht allein die Lacher, auch die Frauen auf meiner Seite, die mich loben würden, daß ich mich für die Ehre meiner Dame, der Nichte des Kardinals keck gegenüber gestellt habe, wenn auch einige Männer mich tadeln würden, meine Zeit nicht besser benutzt zu haben.

Marquis, Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet!

Madame, dies Uebel bringt die Langeweile jedes Mal bei mir hervor; langweile ich mich, so vergesse ich mich stets. Sogar neulich bei dem Vogelheerde plagte mich die Langeweile,

ich vergaß mich in Gegenwart des Königs so weit, jeunes fillettes zu singen, die Vögel flogen fort, heute wenigstens will ich mich hüten, das Lied zu wiederholen.

Cinq Mars! begann jetzt die Herzogin, den Ton herabstimmend. Laßt den Scherz, er ist hier am unrechten Orte; überdies habe ich das Billet nicht bei mir, es ist mir also unmöglich. —

Ihr hättet es nicht bei Euch, solltet einen so köstlichen Fund ruhig neben Euer Gebetbuch gelegt haben? Zehnmal habt Ihr es gelesen und Euch nicht davon getrennt.

Herr Großstallmeister! fuhr jetzt die Herzogin heftig auf. Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung, fürchtet meine Rache!

Ich fürchte nur mein Billet nicht wieder zu bekommen, sagte er ruhig, und brachte mit seiner Kälte die Herzogin fast zur Verzweiflung.

Nun gut, thut was Ihr wollt, Herr Marquis, bleibt ruhig auf Eurem harten Steine sitzen, ich werde auf dem Kanapee, trotz seiner häßlichen Kissen, mich doch etwas besser befinden, als Ihr. Langweilt Euch, ich werde ein Gleiches thun.

Verdammt, die Sache zieht sich in die Länge! dachte Cinq Mars. Nun, mein Abenteuer ist einmal verdorben, so muß ich mich denn wohl in Geduld fügen. Ich gab mein Wort, nicht eher wegzugehen, bis ich das Billet habe, ich muß Wort halten, und sollte ich hier sitzen bleiben, bis die Sonne aufgeht statt des Mondes, der eben über die Hecken hervorsieht.

Der aufsteigende Mond, der sein Zauberlicht durch den Eingang in die Grotte warf, veränderte die Situation. Cinq Mars konnte jetzt die Herzogin erkennen, die das alte Ruhebett dem Eingange gegenüber eingenommen hatte; Neptun und seine Tritonen, aus deren Hörnern das Wasser strömte, verbargen ihm nicht ganz die nachlässig hingeworfene schöne Gestalt der Dame, das Mondlicht, die Grotte magisch erleuchtend, theilte auch seinen Zauber der immer noch reizenden Frau mit, und nach einigem Kampfe sprang Cinq Mars plötzlich von seinem Steine auf, und ehe noch die Herzogin sich recht besinnen konnte, saß er schon an ihrer Seite. — Von diesem Augenblicke an schien die Langeweile diesmal sich selbst und das Billet vergessen zu haben, denn

es war bei Beiden davon keine Rede mehr. Er sagte der Herzogin ganz freundlich, daß er es für ungalant halte, eine schöne Frau bei einem tête à tête nicht zu unterhalten, verstand dies so gut, daß ein Lauscher wahrlich nicht geahnet hätte, zwei feindliche Wesen hier neben einander sitzen zu sehen, bis plötzlich ein lauter Schrei die Eintracht störte, Cinq Mars lachend aufsprang, das der Herzogin entrissene Billet triumphirend in die Höhe hielt, und dabei tausend Entschuldigungen, tausend Artigkeiten sagte, die Erbitterte zu besänftigen. Diese aber erwiederte auf alles dies nichts. Reicht mir Euren Arm, Marquis, sagte sie mit anscheinender Ruhe, aber ihr Arm zitterte in dem seinigen. Führt mich nach dem Schlosse zurück! Er gehorchte; in der untern Halle dankte sie für seine Begleitung und ließ ihn stehen.

8.

Zum Glück für Cinq Mars zwang die Unterredung, die der Kardinal mit dem Könige gehabt, diesen, heute einer Berathung seiner

Minister beizuwohnen, so daß er also nicht auf die Jagd gehen, und der Günstling seine Zeit nach eigenem Gefallen benutzen konnte. Die Depesche, welche der Kardinal am vergangenen Abende erhalten hatte, war nichts, als ein Bericht des Kriminalrichters Lasemas. La Porte, eben so verschmitzt als treu, hatte den Brief, welchen das Fräulein d'Hautefort in die Bastille gebracht, durch des Chevalier de Jars Vermittelung glücklich erhalten. Sogleich ließ er dem Kriminalrichter sagen, daß er ihm ein wichtiges Geheimniß zu vertrauen habe, und da dieser sich zu ihm in die Bastille begab, sagte ihm La Porte, daß er, seines Gefängnisses müde, keine weiteren Rücksichten auf die Königin nehmen und Alles, was er wüßte, gestehen wolle. Er entdeckte ihm hierauf, daß die Königin einen Brief in Chiffern geschrieben, dessen Inhalt von Wichtigkeit seyn sollte, was Lasemas schon wußte, bestärkte diesen, so wie den Kardinal, dadurch in dem Glauben, er habe Alles gesagt, was er wisse, und sei von den Geheimnissen der Königin nicht weiter unterrichtet. Der König, durch das Fräulein von Lafayette für seine Gemahlin gewonnen, rief,

als ihm der Kardinal diese Sache vortrug, freudig aus: Sagte ich es nicht immer, Kardinal, daß die Königin unschuldig sei, und somit wünsche ich die Sache bald beendet! Richelieu, der alles dies nur eingeleitet hatte, der Königin sein Uebergewicht fühlen zu lassen und sie wo möglich von sich abhängig zu machen, hatte, da er noch nicht am Ziele war, allerlei Einwendungen, doch bestand der König, wohl noch der Worte des Fräuleins Lafayette eingedenk, mit seltener Festigkeit darauf, und Richelieu, zu klug, um die Sache weiter zu treiben, und in der Hoffnung, König Ludwig werde bis zum Conseil seine Meinung ändern, schwieg. Aber er irrte diesmal; der Brief in Chiffern wurde auf Verlangen des Königs vernichtet, und La Porte verließ einige Tage darauf die Bastille und trat seinen Dienst bei der Königin wieder an.

Sich um alles dieses wenig kümmernd, denn in Staatsangelegenheiten mischte sich Cinq Mars nie, eilte dieser zu Marie Gonzaga. Nie hatte man wohl ein ähnlicheres Paar gesehen. Die Prinzessin, reizend und schön, schien schon von ihrer frühesten Jugend

an für Abenteuer bestimmt zu seyn; sie hatte Eindruck auf Gaston, Herzog von Orleans gemacht, und war auch gar nicht abgeneigt gewesen, dem Bruder des Königs von Frankreich Herz und Hand zu geben. Doch dieß verdroß die damals allgewaltige verwitwete Königin Maria, die, obgleich aus dem Hause Medicis, es doch für einen Schimpf für ihre Familie hielt, wenn einer ihrer Söhne die Erbin des Herzogs von Mayenne heirathete. Die junge Prinzessin mußte ihre Leidenschaft im Schlosse zu Vincennes in einjähriger Gefangenschaft abkühlen, und nach manchem kleinen Zwischenabenteuer schenkte sie ihr Herz an Cinq Mars. Schön, als sei sie die vierte Grazie, klug, unternehmend, gutmüthig, aber auch im höchsten Grade leichtsinnig, gab sie sich dieser Neigung ganz und mit seltener Treue hin. Als Mann war, an Schönheit und Leichtsinn, Cinq Mars ihr völlig gleich.

Als er bei ihr eintrat, fand er sie, einfach, aber um desto lockender gekleidet, auf ihrem Ruhebett sitzend; sie schaute ihn mit ihren feurigen Augen so schalkhaft an, lächelte ihm so freundlich entgegen, daß er leicht sehen

konnte, sie zürne ihm wegen des verunglückten Rendezvous nicht. Er entschuldigte sich nun bei ihr, schwur bei seiner Liebe, bei seinem Herzen, Beides gar wandelbare Dinge, daß ihn ein unvorhergesehener Zufall von der Statüe der Diana, wo er treulich auf sie gewartet, abgerufen habe, und bat, ihm nicht zu zürnen.

Wo waret Ihr, als ich arme Verlassene mit meiner hinkenden Duenna an der langweiligen Bildsäule Eurer harrte, fragte sie und wollte ernst dabei scheinen. Steht mir Rede, denn es ist weder fein, noch Sitte, die Dame seines Herzens in finsterer Nacht vergebens auf sich warten zu lassen.

Ich darf es Euch nicht sagen, Prinzessin, die Pflicht verbietet es mir, antwortete er.

Gewiß verlockte Euch ein anderes Abenteuer.

Ja wohl ein Anderes, aber wahrlich kein Süßes, holde Marie!

Ich muß es wissen! sagte sie mit der Heftigkeit, die den Frauen eigen ist, wenn sie etwas ertrotzen wollen. Nicht ein freundliches Wort, kein Liebesblick, kein Kuß wird

von hier durch seine Matrosen nach der Wohnung Demetrios getragen. Der Wundarzt, ein Freund des Demetrios, von den obwaltenden Verhältnissen unterrichtet, begleitete ihn auch hierher. Schon am Eingang des Thales kam Helene dem Trauerzuge entgegen. „Willkommen mein edler, mein geliebter Harry!“ rief sie dem Ermatteten zu, der kaum das Willkommen mit seinen brennenden Lippen erwiedern, aber keine Hand ausstrecken konnte, sie ihr zu reichen.

Helene hatte sich seinen Anblick grausenerregend, schrecklich gedacht, aber dennoch war sie überrascht, wie sie die Mumiengestalt, in weite Tücher gehüllt, vor sich auf der Trage liegen sah „Furchtbar, furchtbar!“ Dies waren die einzigen Worte, die sich aus ihrer wunden Brust rangen, denn während des ganzen Weges schwieg sie, sah unverwandt auf den Verwundeten und als er auf dem für ihn bereiteten Lager ruhte, setzte sie sich zu seinen Füßen und sagte mit Fassung: „Harry, du hast viel für mich gethan und gelitten, mehr als ich verdiene und ich kann dir mit nichts lohnen, nichts, gar nichts für dich thun, als dich pflegen; das will ich mit treuer Liebe, mit unermüdeter Sorgfalt!“ Und von diesem Augenblick an verließ sie sein Lager nicht mehr, nur wenn der Wundarzt ihn verband, entfernte sie sich und befolgte pünktlich, was ihr dieser befahl. Keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte ihr, sie saß schweigend an seinem Lazer, weil der Arzt jede Unterredung, so wie Jedes untersagt hatte, was auf das Gemüth des Kranken wirken könne. Sie war still, gelassen und wenn sie stundenlang die verhüllte Gestalt Harry's mit stiller Trauer betrachtete, drang keine Thräne

Euch mehr, bekennet Ihr nicht in diesem Augenblicke.

Dame meines Herzens, rief Cinq Mars, vor ihr niederknieend, Sprecht nicht ein so furchtbares Urtheil. Sprächet Ihr kein Wort mit mir, müßte ich auch schweigen, blicktet Ihr mich nicht an, sähe ich meinen Himmel nicht mehr offen — und versagtet Ihr mir diese Rosenlippen zum Kuß, so stände ich, ein Durstiger, an dem reinsten Quell, und dürfte, die Gluth zu löschen, die mich verzehrte, das Labsal nicht an meine Lippen bringen.

Die Prinzessin konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; sie beugte sich nieder, ihn aufzuheben, da fiel eine Aster aus ihren braunen Locken, Cinq Mars ergriff sie, sprang auf, besah die Blume, sah auf die Prinzessin und sagte dann: Wie kommt Ihr, liebliches Bild des Frühlings, zu dieser duftlosen Herbstblume? Rose und Myrte muß sich durch Euer Haar winden, nicht dieser Nachklang verhallter Töne, nicht dieses letzte Opfer des hinsterbenden Sommers!

Ich pflückte sie aus Mißmuth, während Ihr mit der Herzogin von Aiguillon in der

Grotte des Neptun saßet, erwiederte die Prinzessin.

So wißt Ihr es? Nun, das ist mir lieb! rief Cinq Mars freudig aus. So bin ich meiner Pflicht, die mir zu schweigen befahl, entbunden, und ich darf Euch Alles erzählen, was vorgefallen ist.

Bemüht Euch nicht, Cinq Mars! unterbrach ihn die Prinzessin. Ich weiß Alles, stand nicht fern vom Eingange der Grotte und habe jedes Wort gehört. Mein Herz hat freudig geklopft, und Ihr hättet mir keinen schönern Beweis Eurer Liebe geben können. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte sie an seine Lippen und Wort, Auge und Mund der Prinzessin waren ihm nicht mehr entgegen. Was aber werden die Folgen jener nächtlichen Scene seyn? sagte sie lange darauf. Fürchtet Ihr nicht die Rache der beleidigten Frau, nicht die Rache Richelieu's der seine Nichte mit größerer Zärtlichkeit liebt als es einem Fürsten der Kirche wohl ziemen mag?

Holde Marie, daran habe ich nicht gedacht. Alle meine Gedanken waren bei Euch und selbst im Traume erschient Ihr mir, wi

konnte ich an die Herzogin von Aiguillon und an des Kardinals ewiges Hofmeistern denken!

Denkt oft an ihn, Cinq Mars! sprach die Prinzessin warnend. So lange Ihr seine Kreatur waret, ließ er dem Könige die Puppe zum Spielen, seit Ihr aber in der Gunst des Königs gestiegen, seit Ihr Euch des Zuchtmeisters entwachsen fühlt, fürchtet Alles von ihm!

Was hätte ich zu fürchten, da der König mich liebt? sagte der Günstling zuversichtlich.

Eben deshalb viel, sehr viel. — An dem Sohne des Marschalls d'Effiat wäre Richelieu unbeachtend vorübergegangen, der Günstling des Königs aber muß entweder ein Werkzeug in seiner Hand seyn, oder zertrümmert werden. — Cinq Mars wurde nachdenkend. — Hat er Euch nie von dem Fräulein von Lafayette gesprochen? fuhr die Prinzessin fort.

Schon oft.

Euch nie aufgefordert, gegen sie zu handeln?

Erst vor kurzem.

Und was habt Ihr erwiedert?

Daß ich mich über des Königs Liebe freue,

denn Liebe allein beglücke das irdiſche Leben, Liebe allein —

Ruhig, ruhig, mein Freund! unterbrach ihn Marie Gonzaga. Fliegt nicht zu weit vom Ziele. Ihr habt als rechtlicher, aber nicht als kluger Mann geantwortet. Ihr mußtet in den Plan des Kardinals eingehen und dennoch handeln, wie es Euch Euer Herz befahl.

Verſtellung iſt mir fremd, Marie!

Am Hofe aber nöthig, und am nöthigſten am Hofe von St. Germain, wo Alles in Friede und Liebe vereinigt ſcheint und dennoch ſich Alles haßt. Der König, die Königin, der Herzog von Orleans, der Prinz Condé, die Großen, die den Prinzen, die, ſo dem Kardinal anhangen, Alle ſcheinen ſich zu lieben und Alle haſſen ſich, überall iſt Täuſchung, und wer nur ſeine Rolle am verſchmitzteſten ſpielt, bleibt am Ende Sieger. Und unter allen dieſen Partheien ſteht Richelieu lächelnd, behält die Zügel der Gewalt ſtraff in ſeiner Hand, und ſtraft, oder vertheilt auf Unkoſten des Staates ſeine Gnade, wie es ſein Vortheil erheiſcht.

Ein ſchönes Bild des Hofes!

Kein Schönck, aber ein Treffendes, und die sonst so heitern Züge der Prinzessin wurden ernst. Heinrich! sagte sie, und zum ersten Male nannte sie ihn bei diesem traulichen Namen. Oft schon sah ich mit Furcht Euch an dem Abgrunde stehen, an den die Verhältnisse jeden Günstling stellen; nichts konnte mich trösten, als die Hoffnung, der lebensfrohe, leichte Sinn, der Euer glückliches Erbtheil ist und den der jahrelange Umgang mit dem lebensmüden Ludwig nicht hat tödten können, werde Euch über die Klippen führen und Euch in Richelieu's Augen unbedeutsam erscheinen lassen. Ihr suchtet Ehre ohne Ehrgeiz, Geld ohne Habsucht, des Königs Gunst war Euch werth, weil Ihr ihn wahrhaft liebt, die Freundschaft des Kardinals, weil sie Euch das Bequemste auf der Welt dünkte —

Wie aus meiner Seele gesprochen! fiel ihr Cinq Mars in die Rede.

Aber seit einiger Zeit wird der schöne Trieb nach Ehre zur Ehrsucht, und daran bin ich vielleicht schuld. Ihr liebt das Geld, um es zu verschwenden, des Königs Gunst fängt an, Euch Langeweile zu machen, und in des Kar-

dinals Freundschaft seht Ihr eine lästige Abhängigkeit.

Leider wahr, Marie! unterbrach er sie von neuem.

Nun, so bitte ich, beschwöre ich Euch bei der Liebe, die ich wirklich treu und wahr in Eurem flatterhaften Herzen glaube, mischt Euch nicht in die Händel des Staates, stellt Euch nicht feindlich dem Kardinal gegenüber, Ihr verderbt Euch selbst. Ihr seid für die Kabale ein viel zu offner Mensch, würdet von Andern nur gemißbraucht werden und für sie büßen. Geht zur Herzogin von Aiguillon, entschuldigt Euch, versöhnt Euch mit ihr, Ihr bezahlt sonst die Begebenheit von gestern theuer.

Das kann ich nicht! erwiederte Cinq Mars verdrießlich.

Vermögen meine Bitten so wenig über Euch? fuhr die Prinzessin fort. Schon die Galanterie fordert dies Opfer. Geht noch heute zu ihr!

Fordert Ihr es, verlangt es die Galanterie, dann muß ich wohl gehorchen, erwiederte Cinq Mars, und Blick und Mund der Prinzessin lohnten den Folgsamen.

9.

Nicht so glücklich, wie der Großstallmeister, war der Kardinal Richelieu bei seinem Gange zur Königin Anna. Die schöne Frau, vielleicht auch nur die Königin, hatte sein Herz gefesselt, so daß er all' seines Verstandes, aller seiner Gewalt über sich bedurfte, seine Leidenschaft ihr und der Welt zu verbergen. Er hatte anfangs gesucht, sie auf dem gewöhnlichen Wege zu gewinnen, den er jedoch so leise und behutsam betreten hatte, daß ihm die Freiheit geblieben war, unbemerkt zurückzugehen, aber die stolze, kalte Fürstin, wohl ahnend, was die Freundschaft Richelieu's bezwecke, hatte ihn vielleicht zu rücksichtslos behandelt. Nun schlug er einen andern Weg ein, den ihm sein beleidigter Stolz zugleich mit seinem Scharfblicke eingab. Er trat als entschiedener Gegner der Königin auf, die als spanische Prinzessin, da Frankreich mit Spanien im Kriege begriffen war, sich in einer peinlichen Lage befand. Einige Winke des Kardinals waren hinreichend, den mißtrauischen König, der seine Gemahlin nie geliebt hatte, gegen sie einzunehmen und ihre

Liebe zu ihrem Bruder Philipp IV. von Spanien, ward ihr zum Verbrechen angerechnet. Das Vernehmen zwischen der Königin und dem Kardinal war also ein Feindliches, und Beide wünschten, jedoch auf verschiedene Weise eine Aussöhnung herbeizuführen; das Phlegma der Königin wünschte Ruhe, das Herz des Kardinals Erwiederung.

Die Königin empfing den Kardinal, der um eine geheime Unterredung hatte bitten lassen, allein in ihrem Gemach, wahrscheinlich war sie von irgend Jemand aus dem Conseil von der Beharrlichkeit des Königs, mit der er auf Beendigung der Sache gedrungen, in Kenntniß gesetzt worden, denn sie empfing den Kardinal stolzer als je, machte ihm, ehe er noch zu sprechen beginnen konnte, die bittersten Vorwürfe über sein feindliches Benehmen gegen sie, und ließ im Eifer ihrer Rede nicht undeutlich merken, daß sie ihn durchschaut und recht gut den Grund seiner Feindschaft kenne. In diesem Tone hatte die Königin, hatte es noch Keiner gewagt, mit ihm zu sprechen; er erinnerte sich der unerwarteten Beharrlichkeit des Königs, und die Sache vielleicht ernster nehmend, als sie es verdiente,

glaubte

glaubte er nicht nachgeben zu müssen. Statt die Königin mit dem Willen ihres Gemahls bekannt zu machen, sagte er kalt, daß es ihm scheine, die Königin sei heute nicht in der Stimmung, ihn anzuhören, und empfahl sich zum großen Erstaunen Anna's von Oestreich, die etwas ganz Anderes erwartet hatte und nun wohl einsah, welchen nicht mehr gut zu machenden Fehler sie begangen habe, besonders da sie die Eitelkeit des Kardinals so tief gekränkt hatte.

Richelieu schritt eben in seinem Zimmer auf und ab, und überlegte, was er thun solle; er glaubte, daß ihm nichts Anderes übrig bliebe, als sich dem Willen des Königs geradezu zu widersetzen, wobei er zwar das Gewagte des Unternehmens fühlte, da es ihm klar war, daß irgend Jemand auf den König wirken müsse, und seine Unruhe nahm mit jeder Stunde zu, als Cinq Mars bei ihm eintrat. Eminenz! sagte er, ich komme von Sr. Majestät mit dem Auftrage, wenn Ihr noch nicht bei der Königin gewesen seid, nicht eher hinzugehen, als bis Ihr Se. Majestät gesprochen habt!

Wie kommt es, Herr Großstallmeister, daß

Ihr mir dieſe Botſchaft bringt? fragte Richelieu.

Ich war auf dem Wege zur Herzogin von Aiguillon.

So! unterbrach ihn der Kardinal. — Kennt Ihr die Urſache dieſes Befehls, Marquis? fragte er nach kurzem Schweigen.

Ich kenne ſie nicht! erwiederte dieſer, nur weiß ich, daß der König nach dem Conſeil ohne mich auf die Jagd geritten war, mürriſch kehrte er zurück, begab ſich zur Königin, und iſt mit ſehr übler Laune in ſein Gemach getreten.

Der Kardinal klingelte. Die Herzogin von Aiguillon! befahl er dem eintretenden Diener. Ich werde ſogleich zum Könige eilen, ſagte er ſodann zu Cinq Mars, den er wahrſcheinlich für dieſen Augenblick von der Perſon des Königs entfernt halten wollte. Verweilt noch einen Augenblick, meine Nichte wird ſogleich kommen. Sie trat eben ein, Richelieu entfernte ſich und Cinq Mars hätte nun die beſte Gelegenheit, ſich wegen des Vorfalls der vergangenen Nacht zu entſchuldigen.

Die Herzogin hörte ihn ruhig an, erwie-

in ihr Auge, keine Klage auf ihre Lippen. Nur selten ging sie ins Freie, wanderte im Thale umher und bestieg die Berge. Hier athmete sie wohl die reine, erquickende Luft; aber ihr Gedanke war nur bei ihm, nur nach der Zukunft war ihr Blick gerichtet.

Eines Tages folgte ihr der Vater „Helene," sagte er „dein stilles, leidendes Wesen erschreckt mich, du brüteſt über einen finstern Gedanken, oder haſt ihn schon gefaßt; denke an die Pflichten, die dir Gott auflegte, denke an mich! — Dein Schmerz hat keine Worte, aber er zerreißt dein Inneres, dein Auge hat keine Thränen, aber es hebt sich auch nicht vertrauungsvoll gen Himmel! —"

„Vater!" unterbrach sie ihn, „warum überläſſeſt du mich nicht ungestört meinem Sinnen?"

„Soll ich so gleichgültig bei deinem Schmerze sein, als du bei den Schmerzen des Unglücklichen es zu sein scheinst?" zürnte der Alte.

„O wie irrſt du dich doch, mein Vater!" sagte sie sanft lächelnd — „Glaubſt du, mein Herz blute nicht bei seinem Wimmern, seinen Schmerzen? — Aber das Schicksal hat mich früh leiden gelehrt, es hat mich gelehrt, den Schmerz zu dulden, ohne zu klagen und was ist körperlicher Schmerz gegen Seelenleiden? — Jenen heilet die Hand des Arztes oder der Tod, dieſes nicht die Hand der Zeit und nur der Tod — So lange man athmet, begleitet es uns, so lange man denkt, rollt es die Schreckensbilder vor uns auf, so lange man auf Erden wandelt, windet es sich, Schlangen gleich um des Wanderers Füße und der Barmherzige mag es wiſſen, ob ich

derte, ohne empfindlich zu ſcheinen, daß ſie ſein Benehmen von geſtern der Jugend und Unbeſonnenheit zuſchreiben wolle, und deshalb nicht auf ihn zürne, auch freue es ſie, daß er wenigſtens die Artigkeit gehabt, ſich bei ihr zu entſchuldigen. Was übrigens das Billet der Prinzeſſin beträfe, ſo könne dieſe ganz auf ihre Verſchwiegenheit rechnen, beſonders jetzt, da ſie glaube, die Prinzeſſin habe ihn hierher geſchickt. Cinq Mars läugnete dies nicht, und war zufrieden, ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, beſonders da die Herzogin ſich bald entfernte.

Auch Richelieu kehrte zufrieden von dem Könige zurück; ein ſonderbarer Zufall hatte ihn aus aller Verlegenheit gezogen. Der König war mißmuthig von der Jagd zurückgekommen. Unzufrieden, daß man Cinq Mars, der ihn begleiten ſollte, nicht hatte auffinden können, unzufrieden mit ſeinen Hunden, die ihre Schuldigkeit nicht gethan, ward die Jagd bald beendet. Als er wieder in das Schloß eintrat, ſah er ſeine beiden Prinzen am Fenſter der Königin. Sonſt war er eben kein zärtlicher Vater, heute zogen ihn die Kleinen hinauf, und er trat, ſo wie er von

der Jagd zurückgekehrt war, in die Zimmer der Königin. Den Dauphin, der ihm entgegen lief, fragte er zufällig: Wie heißt Du? Der Kleine antwortete mit kindiſcher Unbefangenheit, was ihn vielleicht eine vorwitzige Wärterin gelehrt hatte: Ludwig der 14te. — Noch nicht, noch nicht, rief der König mit Heftigkeit und mochte dabei wohl zornig auf den Dauphin geblickt haben, denn dieſer lief ſchreiend davon, und, ſich vor dem Könige fürchtend, war er nicht wieder zu ihm zu bringen. Madame! ſagte Ludwig, durch die Worte und die Furcht des Dauphins aufgebracht; ich ſehe, Ihr impft früh Euren Kindern den Haß gegen den Vater ein, und lehrt ſie bei Zeiten an meinen Tod denken! Er verließ zornig die Königin, ging nach ſeinem Gemach, und ohne Cinq Mars, den er dort ſeiner harrend fand, Vorwürfe zu machen, befahl er ihm, den Kardinal zu rufen, um dieſem ſein Herz auszuſchütten. Jener geringfügige Umſtand änderte ſchnell ſeine günſtigen Geſinnungen für die Königin, und gab der Rache Richelieu's ein neues Feld.

10.

So schwer es auch einem Jesuiten werden mußte, mit dem Priester eines andern Ordens etwas zu verhandeln, war doch Pater Caussin gezwungen, seinen Freund, den Karmelitermönch Antonio, mit dem Auftrage des Kardinals bekannt zu machen. Wenn ihm auch sonst Antonio werth war, so ward ihm heute dieser Besuch schwer, da er voraussah, daß sie Beide verschiedener Meinung seyn würden. Er hatte von seinen Obern die Weisung erhalten, dem Kardinal öffentlich zu schmeicheln und ihm in Allem gefällig zu seyn, im Geheimen aber an seinem Sturze zu arbeiten, da der schwache König ihnen leichteres Spiel gab, als der gewandte Minister mit seinem unbeugsamen Willen, und so mußte er nach dieser Vorschrift handeln. Pater Caussin war kein gewöhnlicher Jesuit; bei aller Gewandtheit und Verschlagenheit seines Ordens war ihm ein fühlendes Herz geblieben, das freilich nur da sprechen durfte, wo es den Vortheil des Ordens nicht betraf. Den König genau kennend, hatte er ihn ohne Kampf dem Kardinal ganz überlassen, und

so Richelieu getäuscht, der auf die Anhäng
lichkeit des Beichtvaters und seines Orden
fest rechnen zu können glaubte. Der Pate
kannte zu gut das Uebergewicht Richelieu'
über den König, dessen ewigen Wankelmuth
und wie der Kardinal mit einer Art Zauber
kraft ihm Alles entlocken konnte, was ihr
mitgetheilt wurde. Er hütete sich daher wohl
bei dem Könige auch nur den kleinsten Ver
such zu machen, dem Kardinal zu schaden
und mit beispielloser Geduld auf eine Gele
genheit lauernd, wodurch er sich des Allge
waltigen entledigen könne, schien er auch den
schärfsten Beobachter ein unthätiger gleichgül
tiger Zuschauer der Hofintriguen zu seyn.

Ihm war die Liebe des Königs zu dem
Fräulein von Lafayette erwünscht; nur eine
Leidenschaft, glaubte er, könne dem abge
spannten Charakter Ludwigs neue Schwung
kraft geben, und das Fräulein genau kennend
hatte er die Ueberzeugung, daß dies schwere
Werk ihr allein gelingen könne. Sie war bei
weitem nicht die größte Schönheit des Hofes
die frischen Rosen ihrer Wangen glühten auch
zu dunkelm Grunde, aber ihr Gesicht war
dennoch höchst anziehend, ihr braunes Au

sprechend und mild, ihr Mund freundlich und schön geformt, die Gestalt vollendet, und über das Ganze floß der Zauber, ohne den die Jungfrau wohl schön, aber nicht unwiderstehlich seyn kann, der Zauber, den Wehmuth gleich sanftem Mondlichte über das Antlitz eines Mädchens breitet. Dieser Zauber hatte auch den ernsten Ludwig gefesselt, und in ihren Augen hatte er die ungleich schönere d'Hautefort, die jedem Meisel zum Muster dienen konnte, schnell vergessen.

Mit inniger Freude hatte Caussin den König angehört, als er ihm, von manchen Gewissensbissen gequält, seine Neigung zu dem Fräulein von Lafayette gebeichtet hatte. Es war dem Jesuiten gelungen, des Königs Zweifel zu lösen, und mit echt jesuitischer Kunst sein Verhältniß zu ihr mit der strengen Pflicht des Gatten zu verbinden.

Ganz anders hatte der Karmeliter gehandelt; er glaubte, sei es ein König, sei es ein Bettler, so wäre jede Verbindung strafbar, die das Band der Ehe nicht heiligte. Ihn kümmerte nicht Politik, nicht Richelieu, das Seelenheil seines Beichtkindes lag ihm allein am Herzen, und je mehr er sah, daß

ihr Herz an dem Könige hing, desto mehr bekämpfte er ihre Neigung. Anfangs hatten seine Ermahnungen einen ganz andern Erfolg, als er erwartete, sie fachten die Flamme in des Mädchens Brust an, statt sie zu dämpfen. Der gute Alte hatte, das weibliche Herz nicht genau kennend, den Schleier zerrissen, der ihre Neigung ihr selbst verbarg; mit dem Augenblicke aber, wo sie sich wiederholen mußte, was der Beichtvater ihr nun so oft sagte, fühlte sie auch in ihrer Liebe Kraft und Muth genug, diese Neigung rein zu erhalten. Sie glaubte den König glücklich machen zu können, ohne selbst unterzugeben, und der Gedanke, der Schutzgeist Frankreichs zu werden, hatte für das zur Schwärmerei geneigte Mädchen so viel Lockendes daß sie dies nicht allein zum Zweck ihres Lebens machte, sondern es auch als Mittel betrachtete, das Heil ihrer Seele zu gründen. Mit Schrecken sah der gute Pater Antoine, daß die Flamme, durch religiöse Schwärmerei unterhalten, immer mehr um sich griff, und er suchte nur noch Rettung in der Demuth des Mädchens, dem er das Frevelnde ihres stolzen Vertrauens auf sich selbst zeigte. Hierdurch

gelang es ihm endlich, ihren Entschluß wankend zu machen und ihren Muth zu beugen.

In dieser Zeit trat Pater Caussin bei ihm ein, ihn mit den Wünschen des Kardinals bekannt zu machen. Der Jesuit, gewöhnt, nie den geraden Weg zu gehen, wenn er auch wissen konnte, er führe am leichtesten zum Ziele, kam erst nach manchem Umschweife auf seine Sendung, und theilte nun dem Karmeliter seinen Auftrag mit. Ich kenne Eure Ansichten nicht, Pater Antoine, sagte er zutraulich, ich weiß nicht, ob Ihr alles Glück, alles Heil in den Mauern eines Klosters zu finden glaubt. Ihr wißt, daß hierin unser Orden anders denkt; ich würde es daher sehr bedauern, wenn ein so edles Geschöpf, als das Fräulein von Lafayette, sich in Klostermauern verschließen wollte, da sie in der Welt noch manches Gute stiften —

Und darüber zu Grunde gehen könnte! fiel ihm der Karmeliter in die Rede. Ihr liebt den Kardinal nicht, und habt als Beichtvater des Königs auch wohl keine Ursache, ihn zu lieben; Ihr hofft durch das Fräulein den Kardinal zu stürzen, und ich billige in Eurer Seele den Wunsch. Ihr glaubt dem

Staate zu nützen, oder vielmehr Eurem Orden, mir gleichviel. — Ich, der unbedeutende Karmeliter, habe ein ganz anderes einfaches Ziel. Mich kümmern die Welthändel nicht, ich habe keinen Auftrag von meinen Obern, mich darein zu mischen, ich habe nur das Heil einer Seele vor Augen, die am Abgrunde steht und die ich dem Verderben entreißen will.

Nun wahrlich, Pater Antoine, nahm der Jesuit das Wort, Ihr müßt die Tugend des Fräuleins für sehr schwach halten, wenn Ihr unter solchen Verhältnissen schon für sie zittert.

Des Menschen Herz ist schwach, des Menschen Sinn leicht zu verführen, erwiederte der Karmeliter.

Fürchtet Ihr, der König könnte — fuhr Pater Caussin fort. Ein Wort von mir, ein Wort, das ihm die Qualen der Hölle schildert, ist hinreichend, jedes Menschliche in ihm zu unterdrücken.

O laßt ihn menschlich seyn! unterbrach ihn der Karmeliter. Es ist so schön, wenn ein König auch ein Mensch ist!

Ihr versteht mich unrecht, werther Freund

entgegnete der Jesuit. Ich meine nur das Menschliche, was Eurem Schützlinge gefährlich werden könnte. Ueberdies, was ist eine Tugend ohne Prüfung! Laßt das Fräulein erst ihr Werk zum Heile Frankreichs vollbringen, dann ziehe sie, von dem Segen der Millionen begleitet, in das Kloster ein, und was sie gethan, wird ihr auch dort die Ruhe des Herzens geben. Der Karmeliter lächelte. — Träte sie jetzt aus der Welt, würde man sagen, sie fühlte sich zu schwach, dem Könige zu widerstehen, und fliehe nur deshalb in das Kloster. Darum dächte ich, wenn Euch anders die Furcht vor dem Kardinal nicht zum Gegentheil bestimmt, Ihr arbeitetet mit mir vereint an einem verdienstlichen Werke —

Lieber Pater Caussin, unterbrach ihn der alte Karmeliter, und sein Auge blickte freundlich und wohlwollend auf den Jesuiten. Handelt nach Eurer Ueberzeugung und laßt mir die Meinige, jeder von uns glaubt dann recht zu thun. Ihr wollt das Fräulein in den Strudel der Welt stürzen, um sie zum Mittel zu Eurem Zwecke zu gebrauchen, ich suche sie aus dem Strudel zu retten, und ihr Heil ist mein Zweck. Was Ihr von Furcht

vor dem Kardinal sagt, trifft mich nicht, ich fürchte nur Gott und scheue keinen Menschen.

Der Beichtvater versuchte noch manches, den Alten zu bewegen, aber nichts wollte gelingen; so mußte er ihn endlich verlassen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, und an ein anderes Mittel denken, auf den Entschluß des Fräuleins zu wirken.

11.

Fräulein von Lafayette, welche die Herzogin von Aiguillon, außer bei der Königin, wenig sah, hatte heute einer Einladung dieser mehr gefürchteten als geliebten Frau nicht entgehen können, und saß, während Pater Caussin bei dem Karmeliter sich befand, in dem Kabinet der Herzogin, sich von gleichgültigen Dingen unterhaltend, als eine Tapetenthür sich öffnete und der Kardinal eintrat. Die Herzogin schien durch seine Gegenwart unangenehm überrascht, das Fräulein von Lafayette begrüßte ihn mit Artigkeit, jedoch gleichgültig, und wollte diese Gelegenheit ergreifen, sich zu entfernen, die Herzogin aber

meinen Gram dem Tod laſſen, oder ihn nicht noch dort hinüber nehmen muß.“

„Helene!“ rief der Vater bebend.

„Und ſo bin ich denn auf Alles gefaßt“ fuhr ſie fort, ohne daß der Ausruf des Vaters ſie ſtörte „Unterliegt der edle Mann ſeinen Leiden, wohl ihm, wohl mir! Er iſt dann des Kummers erledigt, der ihm noch bereitet iſt und mein Gram geht dann vielleicht zu Ende; überſteht er ſeine Leiden, nun dann —“

„Und dann?“ unterbrach ſie Demetrios geſpannt.

„Dann wird Gott entſcheiden — Ich vermöchte es nicht, denn in mir ſtreiten zu widerſtrebende Gefühle, die ich nicht zu beruhigen verſtehe.“ — Sie brach das Geſpräch ab und eilte an Harry's Krankenlager zurück.

bat sie so dringend zu bleiben, daß sie der Schicklichkeit wegen nachgeben zu müssen glaubte.

Richelieu, heute sehr gesprächig, suchte sich durch allerhand Aufmerksamkeiten liebenswürdig zu zeigen, was sonst nicht immer der Fall war. Mit seltener Gewandtheit wußte er den Faden des Gespräches festzuhalten und hinzulenken, wohin es ihn gutdünkte. So sprach er jetzt nur von gleichgültigen Dingen, die den Hof betrafen, dann kam er allmählig auf die Königin, auf das Fräulein d'Hautefort und auf den König. Er suchte hierbei die Lafayette unvermerkt in das Gespräch zu verwickeln, und sie zu vermögen, über manches sich offen auszusprechen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, Louise Lafayette war auf ihrer Hut, antwortete kurz und ausweichend auf seine Fragen, und als das Gespräch den König betraf, schwieg sie ganz. Da durchschnitt der Kardinal plötzlich den Knoten. Ihr scheint kein Zutrauen zu mir zu haben, Fräulein? sagte er, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

Ich habe noch keine Ursache gehabt, Zutrauen oder Mißtrauen zu Euch, Herr Kar-

dinal, zu fassen, erwiederte sie. In meinen eingeschränkten Verhältnissen entgehe ich Eurer Beachtung und wir können uns wohl nie auf unserm Lebenswege begegnen.

Nie? unterbrach sie der Kardinal.

Vor Eurem Auge steht die Welt, fuhr sie fort, Euer Geist umfaßt das Wohl des Reiches, Euer Scharfblick dringt in die Geheimnisse der Höfe Europa's, wie soll da ein unbeachtetes Hoffräulein einer unbeachteten Königin hoffen können, der Kardinal Richelieu nähme Theil an ihr, wie könnte sie Zutrauen zu einem Manne fassen, dem ein unbedeutendes Wesen wie ich vielleicht nur lästig werden kann, und Mißtrauen habe ich gegen Niemand, der nicht mein Feind ist.

Ihr habt mich nie um etwas gebeten, mir noch nie Gelegenheit gegeben, irgend einen Eurer Wünsche zu erfüllen, um zu zeigen, wie sehr ich Euch gewogen bin.

Das Fräulein lächelte. Herr Kardinal, erwiederte sie mit der ihr eigenen Ruhe, das wird auch nie geschehen. Den einzigen Wunsch, den ich haben könnte, habt Ihr schon erfüllt.

Und der wäre? fragte er verwundert.

Mich unbeachtet zu lassen!

Fräulein! fiel ihr der Kardinal mit Hast in die Rede. Da irrt Ihr. — Wer sich auf den Platz gestellt hat den Ihr einnehmt, der kann, der will nicht unbeachtet bleiben. Er schwieg. Das Fräulein wartete ruhig ab, ob er weiter reden würde, der Kardinal aber hoffte auf eine Antwort, und so schwiegen Beide.

Fräulein! begann endlich Richelieu von Neuem. Ihr steht dem Könige so nahe, auch ich, deshalb wäre es gut, wir wären Freunde und handelten hier gemeinschaftlich. — Es ist das erste Mal, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, in welcher das große, lebendige Auge der Lafayette ruhig auf ihn geheftet blieb, es ist das erste Mal, daß ich irgend Jemand meine Freundschaft anbiete — ich hoffe —

Hofft von mir nichts, Eminenz! unterbrach sie ihn ernst. Um das Mittel zu irgend einem Zwecke in irgend einer Hand zu seyn, dazu bin ich zu stolz, um das Mittel zu seyn, den Kardinal Richelieu in der Gunst des Königs zu befestigen, zu schwach.

Ihr seid offen und bescheiden, zwei seltene Tugenden in Eurer Lage, Fräulein, sagte der

Kardinal verbindlich und vermochte doch nicht seine Empfindlichkeit zu verbergen. Wer so, wie Ihr, das Herz des Königs beherrscht, der muß —

Sich damit begnügen, meint Ihr? fiel sie ihm in die Rede. Ihr mögt vielleicht Recht haben, und ich glaube, ich gehöre unter die Genügsamen, denen dies genug seyn könnte. Doch wozu die Worte? — Die Frau Herzogin hat mich, so wie ich sehe, hierher beschieden, um Euch Gelegenheit zu geben, mich zu Euren Zwecken zu werben. Ihr sagtet vorhin, ich sei offen, nun so will ich es auch seyn, um Euch manche Frage und manches Wort zu ersparen. Fürchtet nie, daß ich mich in irgend eine Hofkabale gegen Euch einlasse, diese Waffe verachte ich; hofft aber auch nie, mich zu irgend einem Zwecke benutzen zu können. Nie werde ich, wenn ich auch den Einfluß hätte, den König zu bewegen suchen, Euch zu entfernen, dazu kenne ich Euren Werth für mein Vaterland zu gut, aber stets werde ich dem Könige zurufen: Schüttelt die Fesseln ab, Sire, die Euer Diener Euch angelegt und seid Herr! Nach dem, was ich Euch jetzt gesagt habe, Herr Kardinal, sagte sie

aufstehend, weiß ich, was ich künftig von Euch zu erwarten habe und bin auf Alles gefaßt!

Der Kardinal lächelte, küßte mit zweideutiger Galanterie ihre Hand und meinte, selbst das Bitterste würde, von solchen schönen Lippen gesprochen, süß, und sein Betragen gegen sie solle ihr beweisen, daß er es, selbst nach dieser Erklärung, treu und redlich mit ihr meine.

Eine Verbeugung dankte ihm für diese verbindlichen Worte, ein bitteres Lächeln, das ihren schönen Mund umzog, sagte ihm, daß sie ihn durchschaue. Sie empfahl sich der Herzogin, verbeugte sich kalt gegen den Kardinal und entfernte sich.

Ein gefährliches Wesen! rief Richelieu, seinem Verdrusse Luft machend. Ein solcher fester Sinn vermag selbst einem Ludwig seine Kraft mitzutheilen. Nichte! wandte er sich zur Herzogin, hätte die Natur diesem Mädchen nicht das Ueberspannte und die Andächtelei zugesellt, sie hätte die Kraft und den Muth, ganz Frankreich umzustürzen und Ludwig den 13ten zu einem Könige zu bilden!

12.

Kaum war das Fräulein von Lafayette in ihr Zimmer getreten, als sie auch schon zur Königin gerufen wurde. Es war zur ungewöhnlichen Zeit, das fiel ihr auf und sie ahnete nichts Erfreuliches. Sie fand Anna von Oestreich mit ihrer Oberhofmeisterin im Schlafzimmer allein, und der Ernst, der sich auf Anna's Antlitz aussprach, bestätigte ihre Ahnung.

Louise! redete die Königin sie an. Seit einiger Zeit mißfällt mir Dein Benehmen. Ich gab Dir auf Bitten Deiner würdigen Verwandtin, der Frau von Senecé, eine Stelle unter meinen Hoffräuleins, Dein frommes sittliches Betragen nahm mich für Dich ein, ich glaubte eine dankbare Dienerin an Dir zu gewinnen, und statt dessen —

Die Königin hielt inne, und ihr zorniger Blick begegnete dem Ruhigen des Fräuleins.

Meine Königin zürnt auf mich! nahm endlich Louise von Lafayette das Wort. Und doch kenn' ich die Ursache nicht, weshalb.

Die kennst Du nicht? fuhr die Königin auf.

Nein, gnädige Frau! Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Nennt mir, ich bitte Euch, nennt mir mein Verbrechen.

Ich bin zu stolz, es zu nennen! sagte die Königin, einen verächtlichen Blick auf sie werfend. Es ist aber von der Art, daß, wüßte ich nicht, Du würdest von höherer Hand beschützt und daß mithin mein Wille nicht hinreicht, ich Dir den Hof verböte.

Dies genügt, um mich von der Person Ew. Majestät zu entfernen, sagte das Fräulein, sich verbeugend, und wollte sich entfernen.

Bleib! befahl die Königin; sie gehorchte.

Es trat jetzt eine kleine Pause ein. Die Königin sprach leise mit der Frau von Senecé, und warf mitunter zornige Blicke auf die Lafayette, die im Gefühle ihrer Unschuld mit Ruhe sie ertrug und bescheiden vor ihrer Gebieterin stand.

Zwinge mich nicht, begann jetzt die Königin von Neuem, zwinge mich nicht, zum ersten Male, seit ich auf Frankreichs Thron sitze, den Kardinal Richelieu um etwas bitten zu müssen; ich glaube, so getrennt ich auch von ihm bin, so träfen wir hier auf gleichem Wege zusammen.

Meine theure Gebieterin! nahm jetzt das Fräulein, mit dem sanften, dem Innersten ihres Herzens entquollenen Tone ihrer Stimme das Wort. Befehlt nur, und ich gehorche gern. Was soll hier der Kardinal, was bedarf es eines Andern als des Willens meiner Königin? Ich soll den Hof meiden? — Gut, ich will es.

Wird es der König zugeben? fragte die Königin etwas besänftigter.

Vielleicht! —

Die Königin bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie rasch: Geh' auf Dein Zimmer, das Uebrige wird Frau von Senecé mit Dir besprechen.

Louise ging. Bald darauf trat die Oberhofmeisterin bei ihr ein, um mit ihr die schicklichste Art und Weise zu verabreden, den Hof mit Anstand zu verlassen.

Noch steht zwar mein Entschluß nicht fest, erwiederte die Lafayette, aber überlaßt das nur mir, mit Anstand trete ich gewiß vom Schauplatze ab. Ich bitte Euch nur, der Königin zu sagen, daß ich mit meiner Entfernung kein Opfer brächte; ich tauge nicht hierher in diese

Flitterwelt voll bunter Eitelkeit, mein Herz sehnt sich nach Höherem.

Nach Höherem? unterbrach sie Frau von Senecé verwundert, denn sie gab den Worten eine falsche Deutung; das Fräulein, dies bemerkend, lächelte mitleidig. Die Frau von Senecé berührte jetzt ihr Verhältniß zum Könige, und konnte die Furcht nicht verbergen, der Monarch werde es nie erlauben, daß sie den Hof verlasse. Dies fürchte auch ich, erwiederte Louise; doch Gott wird des Königs Herz nach seinem Willen lenken. Die würdige Dame wollte nun in das Verhältniß noch tiefer eindringen, das Fräulein wich aber jeder Frage aus und die Oberhofmeisterin mußte sich unbefriedigt entfernen.

Louise von Lafayette hatte sich, vielleicht vom Pater Karmeliter dazu aufgefordert, schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Hof zu verlassen, und in einem Kloster in frommer Einsamkeit die Tage ihres Lebens zu verbringen. Die Auszeichnung des Königs bestärkte sie zuweilen in ihrem Vorsatze, zuweilen machte sie dies wankend. Ueberschaute sie klaren Blicks das Gefährliche ihrer Stellung, so zog es sie in's heilige Asyl; gedachte

sie hingegen des Guten, das ihr in ihrem Verhältnisse zu wirken vergönnt seyn möchte, so glaubte sie sich wieder vom Himmel zu einem Platze bestimmt, auf dem sie thätig für das Beste der Menschheit handeln könne, während ihr im Kloster nur erlaubt sei, zu beten. So war in ihrem Innern ein Zwiespalt entstanden, der in gleichem Maße mit der Neigung zum Könige wuchs; auch jetzt, da sie sich allein auf ihrem Zimmer befand, störten diese gegen einander kämpfenden Gefühle jede ruhige Ueberlegung, und als ihre Zofe eintrat und ihr meldete, der Großstallmeister wünsche sie zu sprechen, stand ihr Entschluß noch nicht fest.

Ich komme vom Könige mit einer sonderbaren Sendung, holdes Fräulein, redete Cinq Mars sie an. Ich muß im voraus um Verzeihung bitten —

Jede Botschaft Sr. Majestät empfange ich mit Dank und schuldiger Ehrfurcht.

Nun, es ist mir lieb, daß Ihr mir die Sache leicht macht, nahm Cinq Mars schnell das Wort, denn wahrlich, es betrifft nichts geringeres, als daß Euch der König um eine Zusammenkunft bitten läßt. Es haben sich am Hofe allerlei beunruhigende Gerüchte verbrei-

13.

Wochen waren vergangen, Paul schiffte hin und her um Nachrichten einzuziehen, die meist beruhigend lauteten. Graf Orloff hatte unter der Bedingung, daß die Türken keine Feindseligkeit gegen die Christen übten, dem Aga versprochen, Scio nicht anzugreifen und war nach Lesbos gesegelt; die Nachricht, daß der Capudan Pascha gerettet sei und sich in Smyrna befinde, verheimlichte man Harry und Helene, so wie man überhaupt Hassan Bei zu nennen vermied. Der Wundarzt hielt den Verwundeten außer Gefahr; nur die linke Seite des Körpers, die den Flammen am meisten ausgesetzt gewesen, war noch nicht geheilt und schon konnte der Kranke den rechten Arm gebrauchen, so daß der Wundarzt nun wagte, das fast geheilte Gesicht zu enthüllen. Noch schmerzten ihn Auge und Lippe, aber er freute sich doch, daß er nun wieder umherschauen, wieder Theil nehmen, wieder einiges sprechen dürfe; nur trauerte er, daß der erste Blick, den ihm der Himmel wieder geschenkt, nicht Helene getroffen habe, die beim Abnehmen des Verbandes nicht zugegen war.

Als sie hereintrat und Harry, der sie freundlich be-

tet, er wünscht daher Euch noch heute, ehe er zur Königin geht, insgeheim zu sprechen.

Sagt Sr. Majestät, erwiederte das Fräulein, und konnte ihre Gemüthsbewegung nicht verbergen, denn eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, sagt Sr. Majestät daß ich zu jeder ihm beliebigen Stunde ihn hier in diesem Zimmer erwarte, jedoch nur unter der Bedingung, daß unsre Unterredung vor einem Zeugen geschieht.

Dies wird den König belästigen, meinte Cinq Mars. Ich glaube, er wird dann weniger offen gegen Euch seyn.

Ohne diese unerläßliche Bedingung kann ich ihm keine Zusammenkunft gestatten, Herr Marquis; sagt dies dem Könige, er wird mir deshalb nicht zürnen.

Cinq Mars schüttelte lachend sein lockiges Haupt und meinte, diese Nachricht würde die keineswegs rosenfarbige Laune Sr. Majestät nicht besser stimmen, da aber das Fräulein darauf bestand, nur unter dieser Bedingung den König zu sprechen, so mußte sich der Großstallmeister mit dieser Antwort begnügen.

Kaum hatte sich die Thür hinter Cinq Mars geschlossen, als eine unbeschreibliche

Angst sich des Fräuleins bemächtigte. Der Wunsch des Königs war ihr lieb gewesen, sie wollte diese Gelegenheit ergreifen, ihm ihren Entschluß bekannt zu machen, aber sie fühlte auch, daß die kommende Stunde über ihr ganzes Leben entscheiden könne, selbst der Gedanke einer Zusammenkunft mit dem Könige regte sie auf. — Sie schritt ängstlich im Zimmer auf und ab, jedes Geräusch auf dem Vorsaale machte sie zittern, bei jedem Fußtritte glaubte sie, es sei der König, und nur im stillen Gebete zum Himmel hatte sie die nöthige Fassung erlangt als Ludwig bald darauf mit Cinq Mars eintrat.

Ihr wollt mich nicht ohne Zeugen sprechen? redete er sie an. Dies Mißtrauen hat mir wehe gethan, Louise!

Um mir die Achtung Ew. Majestät zu erhalten, bat ich darum; Euer Begleiter darf ja wohl hören, was Ihr mir zu sagen habt, erwiederte das Fräulein verlegen, während Cinq Mars, nichts hören wollend, sich in die andere Ecke des Zimmers zurückzog und die an der Wand aufgehangenen Heiligenbilder betrachtete.

Der König hatte indessen das Fräulein an

ein Fenster geführt, sie zum Sitzen genöthigt, und neben ihr Platz genommen. Louise! sagte er mit halbgedämpfter Stimme. Unter den Hofleuten hat sich ein Gerücht verbreitet, als wolltet Ihr den Hof verlassen und Euch in ein Kloster zurückziehen.

Das Gerücht hat diesmal nicht gelogen, sagte sie beklommen.

Nicht! rief der König, von seinem Sitze emporspringend, heftig aus. Wer zwingt Euch dazu? Ist es die Königin, ist es der Kardinal? Nennt mir den, der es wagte! —

Mein eignes Herz, kein fremder Wille bestimmte mich, erwiederte sie mit tiefer Bewegung. Schon lange schienen mir die heiligen Mauern eines Klosters ein würdiges Asyl.

Und Ihr wollt mich verlassen, Louise? sprach der König, von seltener Rührung ergriffen. Das einzige Wesen, in dessen Brust ich zutrauensvoll meinen Kummer niederlegen kann, das einzige Herz, das mit Treue und Ergebung an mir hängt, will mich verlassen?

Muß ich nicht, Sire? unterbrach ihn das Fräulein. Stehe ich so rein und makellos vor der Welt, als vor Euch und meinem Gott? Spricht nicht der Schein wider mich und Euch?

Lese ich nicht in dem Auge der Königin täglich den Schmerz, den ihr eine Auszeichnung, welche Ihr mir gewährt, mit Recht verursachen muß? Soll ich feindlich zwischen Euch und Eure edle Gattin treten, die wahrlich Eure Liebe verdient?

Die Spanierin konnte mit Gleichgültigkeit meine thörichte Vorliebe für das Fräulein d'Hautefort sehen, sagte der König mit Bitterkeit. Sie schwieg und schien ganz damit zufrieden. Ist die Hautefort nicht noch jetzt um ihre Person? Und ob ich diese liebte oder eine Andere, war ihr gleichviel, wußte sie doch, daß nur die Eitelkeit dieser Stolzen, nicht ihr Herz an mir hing. Aber Euer Wohlwollen, Eure Freundschaft, ja, daß ich es aussprechen darf, Eure Liebe gönnt sie mir nicht. Ich weiß es, fuhr er, immer heftiger werdend, fort, sie ist die Natter, die ihr Gift auf Euch Unschuldige ausgespritzt hat, sie will Euch vom Hofe entfernen, sie hat Euren Beichtvater bestochen; gesteht es nur, Louise, die Königin hat Euch zu dem unglücklichen Entschlusse bestimmt.

Meine Pflicht, Sire, und der Gedanke an jene Welt bestimmten mich allein, erwiederte

das Fräulein. Ich sehe hier einen Abgrund vor mir — noch ist es Zeit —

Ja, noch ist es Zeit, die Sache zu ändern, fiel ihr der König in die Rede, noch ist es Zeit, Euch von diesem Entschlusse zurückzubringen; nie gebe ich meine Einwilligung dazu. Alle Aebtissinnen, alle Vorsteherinnen der Klöster erhalten noch heute den strengen Befehl, Euch nicht aufzunehmen, und wehe, wer nicht gehorcht! — Oeffentlich will ich Euch gegen Jeden in Schutz nehmen, noch heute Abend es dem ganzen Hofe verkünden, daß, wer Euch beleidigt, meine Ahndung zu fürchten hat!

Wollt Ihr mich verderben, Sire? sagte Louise Lafayette mit Thränen im Auge. Wollt Ihr meinen unbescholtenen Ruf, meinen guten Namen zu Grunde richten? Nein, Sire, fühlt Ihr wirklich Theilnahme für mich, so laßt mich allein handeln. Ihr verweigert mir die Erlaubniß, den Hof zu verlassen; nun wohl, so muß ich gehorchen. Sprecht Euren Willen ohne Zorn gegen die Königin aus, und ich muß einen andern Zeitpunct abwarten, wo er sich nur dem Willen Gottes zu beugen braucht. Ja, Sire, ich will am Hofe bleiben,

wenn es Euer fester Wille ist, ich bleibe, bis eine höhere Pflicht mich zwingt, auch gegen Euren Befehl Hof, Welt und Euch zu verlassen.

Und würde Euch das so leicht werden, Louise? fragte der König, durch ihr Versprechen beruhigter geworden.

Leicht würde es mir nicht, Sire. Ich erkenne Eure Güte, mein Herz fühlt sie tief, es würde mir schwer werden, mich von Euch zu trennen, da ich Euch Trost gewähren kann, aber nicht jeden Schritt wandelt der Mensch auf Rosen, oft stechen ihn die Dornen blutig, und doch muß er ihn thun.

Ihr liebt mich so redlich, sagte der König, seinen Arm um ihren zarten Leib schlingend, was er noch nicht gewagt.

Und uneigennützig und doch von Herzen, sagte das Fräulein, von dem Augenblicke überrascht; doch kaum hatte sie das Wort gesprochen, als sie aufsprang, erröthend über das was sie gesagt, in Gegenwart von Cinq Mars gesagt, eine Entschuldigung zu stammeln begann, und dann den König mit leiser Stimme bat, sich zu entfernen.

Schon jetzt? sagte der König und erfaßte ihre Hand.

Jetzt, jetzt! bat sie, duldete es jedoch, daß er die Hand an Herz und Lippe drückte.

So lebet wohl, Louise! sagte Ludwig, vielleicht zum ersten Male das Entzücken der Liebe fühlend, und haltet Wort!

Ja, Sire, ich halte Wort! erwiederte sie, sich vor dem Könige neigend, und mochte es Cinq Mars wohl Dank wissen, daß er dem Könige folgte, ohne sie weiter zu beachten. Er sah ihre Verlegenheit, und war gutmüthig genug, lieber unhöflich zu scheinen, als dieselbe zu vermehren.

13.

Hastig, aber schweigend schritt der König über den langen Gang, der nach dem andern Flügel des Schlosses zu seinen Gemächern führte. Als er dort eingetreten war, klopfte er Cinq Mars mehrere Male vertraulich auf die Schulter. Heinrich! sagte er, so wie es schien, mit sich zufrieden. Hast Du es gehört, hast Du sie sprechen hören?

Ja, Sire! erwiederte Cinq Mars. Aber auch Eure Worte habe ich vernommen und sie tief in mein Gedächtniß geprägt; haltet nur Wort, sprecht Euren Willen noch heute bestimmt aus, und opfert das edle Mädchen weder dem Kardinal, noch der Königin.

Cinq Mars! rief der König entrüstet.

Ja, Sire, ich wiederhole es, haltet Wort! Manche traurige Erfahrung läßt mich fürchten, Ihr werdet Euch dem Willen des Kardinals nicht widersetzen, und daß er sie von Euch entfernen will, weiß ich gewiß.

Woher weißt Du das?

Von ihm selbst Sire! — Wer Euch wohl will, ist sein Feind, wer Euch treu dient, in seinen Augen ein Verbrecher. Doch, was brauche ich Euch von diesen Dingen zu unterhalten, die Ihr besser wißt, als ich, und von denen morgen doch der Kardinal aus Eurem Munde erfährt, daß ich sie gesagt habe.

Schweig, unnützer Schwätzer! rief der König drohend.

Ihr habt mir das Vorrecht gegeben, offen zu Euch zu reden, ich thue es, obgleich ich weiß, es führt mich in's Verderben. Sprecht heute noch Euren bestimmten Willen in Hin-

ſicht der Lafayette aus, Ihr habt morgen den Muth dazu ſchon nicht mehr. Der König, wohl zuweilen jähzornig, griff bei dieſen Worten nach ſeinem Stocke. Cinq Mars aber erfaßte ſeine Hand, küßte ſie und ſagte mit Herzlichkeit: Sire, ich meine es wahrlich gut, ich habe ein dankbares Gemüth, zürnt nicht. Der König, deſſen Zorn ſchnell vorübergehend war, ward durch dieſe gemüthliche Aeußerung beſänftigt. Ich weiß es, Heinrich, daß Du es gut mit mir meinſt, ſprach er, aber Deine Worte verwunden mich oft zu tief, ſei vorſichtiger, ich könnte mich auch einmal übereilen. Er ergriff bei dieſen Worten die Klingel und ſchellte. Damit Du ſiehſt, daß ich auch zuweilen Deinen Rath befolge, ſo will ich Deinen Wunſch ſogleich erfüllen. Er befahl dem eintretenden Kammerdiener, zu dem Kardinal zu gehen und ihm zu ſagen, daß der König ihn ſogleich zu ſprechen wünſche. Durch ihn, wandte ſich nun Ludwig zu Cinq Mars, ſoll die Königin meinen Willen erfahren, und ich fürchte nicht, daß er hierin mir entgegen ſein wird.

Ich fürchte, Sire! meinte der Günſtling.

Bei dem, was mein Herz trifft, mag er es versuchen, sagte der König mit Zuversicht.

Erlaubt wenigstens, daß ich mich entfernen darf, wenn er kommt, bat Cinq Mars, denn wehe dem, der zugegen wäre, wenn er Euch gehorchen müßte.

Thue das, meinte der König, aber bleib an der Tapetenthür stehen, da kannst Du jedes Wort hören. Indem kam der Kammerdiener zurück. Se. Eminenz lassen sich entschuldigen, dringende Geschäfte hielten ihn an seinen Schreibtisch festgebannt, sobald er sie beendet habe —

Geh' zurück und sag' ihm, sag' dem Kardinal, er solle sogleich kommen, ich befehle es! rief der König, durch das laute Lachen von Cinq Mars noch mehr aufgebracht.

Der arme Pierre Corsart! sagte dieser, während der König heftig im Zimmer auf- und abschritt. Wie wird er sich winden und drehen müssen, um Euren Befehl auszurichten.

Kömmt er nicht, dann wehe ihm! sprach der König in abgebrochenen Sätzen vor sich hin. Noch heute soll er fort — heute noch will ich das Sklavenjoch abschütteln, das mir lästig zu werden beginnt.

Da

grüßte, erblickte, erſchrak ſie. So entſtellt hatte ſie ſich ihn nicht gedacht; keiner der lieblichen Züge war mehr, in dem ganzen Geſicht reihte ſich Narbe an Narbe, nur das immer noch brennende Auge glänzte feurig und ſanft. Harry bemerkte ihr Erſchrecken, ſah ihren Schmerz und ſchwieg; aber tief in ſein Herz war von dieſer Stunde ein bitteres Gefühl gedrungen, das ihn nicht mehr verließ und Helenens Thränen brannten ihn ſchmerzlicher als ſeine Wunden. Dies Gefühl wirkte nicht wohlthätig auf ſeinen Körper und der Wundarzt ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ſich das Fieber am Abend bei dem Kranken wieder einſtellte; er vermuthete eine Gemüthsbewegung, forſchte und erfuhr was vorgegangen war. Streng gebot er nun Helenen, bis zur völligen Geneſung ihre Gefühle zu unterdrücken; ſie gehorchte und wenn Harry über ihr gegenſeitiges Verhältniß zu ſprechen beginnen wollte, drückte ſie ihm freundlich die Hand und ihr Auge bat ihn, zu ſchweigen. Bald war aber auch dieſer Bann gelöſt, Dugdal's gute Natur hatte die Bemühung des Arztes unterſtützt, der ihn nun verließ und der Pflege Helenens allein übergab. Freudig ſog der Geneſende jetzt, ſo weit es ihm ſein tiefer Kummer erlaubte, den Balſam der Blüthendüfte im milden Sonnenſchein ein und fühlte ſich ſo geſtärkt, daß er mit Ruhe die Nachricht vernehmen konnte, Haſſan Paſcha ſei zwar gerettet, aber abgeſetzt und ins Exil verwieſen.

„So haſt du dein Wort gelöſt, Harry!“ ſagte nun Helene, die, als ihnen Paul dieſe Nachricht brachte, eben gegenwärtig war. „Du haſt ſie mit Schmerzen und Blut und mit einer tapfern That gelöſt, die deinen Namen auf

Das gebe Gott! murmelte der Marquis gleichfalls vor ſich hin, immer aufhorchend, ob er die Tritte des Kardinals höre, damit er ſich ſchnell in ſein Verſteck flüchten könne.

Er ſoll mein Herz nicht von dem Mädchen reißen, fuhr der König in ſeinem Selbſtgeſpräche fort — nicht er, nicht die ſtolze Spanierin, das ſchwöre ich.

In dieſem Augenblicke trat der Kammerdiener ein. Se. Eminenz folgen mir auf dem Fuße, ſagte er. Bei dieſen Worten entſchlüpfte Cinq Mars durch die Tapetenthür, und des Königs Selbſtgeſpräch, ſo wie ſein raſches Auf- und Niedergehen war unterbrochen.

Mit großer Eile trat jetzt Richelieu ein. Was iſt vorgefallen, Sire, daß Ihr mich ſo dringend zu Euch rufen laßt? Droht dem Staate irgend eine Gefahr, habt Ihr eine Verſchwörung entdeckt? Theilt es mir mit, daß wir ſchnelle Hülfe ſuchen können!

Durch dieſe Anrede war der König in der Seinigen, die zu halten er ſich vorgenommen hatte, etwas geſtört worden, doch faßte er ſich. Ich liebe nicht, zweimal zu ſchicken, Kardinal! ſagte er jetzt, ohne ſeinen Unmuth zu

verbergen, und um so mehr wundere ich mich jetzt, daß Ihr auf meine erste Aufforderung nicht kamt, da Ihr glaubt, dringende Staatsgeschäfte riefen Euch hieher.

Verzeihet, Sire, erwiederte Richelieu, von diesen ernsten Worten doch etwas überrascht. Es fehlt der Armee an Geld, die Kassen sind leer, alle Hülfsmittel erschöpft, ich saß als Euer Kammerdiener bei mir eintraf, eben mit Bouthillier, rechnete und überlegte, wie das Geld herbeizuschaffen sei. Manchen Vorschlag, den er that, mußte ich verwerfen, da ich ihn für das schon so sehr erschöpfte Land zu drückend fand, und eben glaubten wir am Ziele zu seyn, als der zweite Befehl Ew. Majestät — Doch was ist der Wunsch meines Königs, was habt Ihr mir zu sagen? Ich bin in der höchsten Unruhe, bis ich weiß, welch wichtiger Grund Ew. Majestät bewogen hat, mich auf so ernste, bestimmte, ich möchte fast sagen harte Weise, hieher bescheiden zu lassen.

Corsart hat doch nicht gewagt? — unterbrach ihn der König.

Er hat gewiß weniger gesagt, als ihm befohlen wurde, erwiederte Richelieu. — Was habt Ihr denn zu befehlen, Sire?

Kardinal! begann nun der König, und man sah, daß es ihm schwer wurde, von seinen Herzensangelegenheiten zu reden, da Richelieu so Wichtiges zu erwarten schien. Kardinal, durch Mancherlei, das ich nicht erwähnen mag, ist das Fräulein Lafayette bewogen worden, den Hof zu verlassen und den Schleier zu nehmen. Habt die Güte, die Königin meinen festen Willen wissen zu lassen, daß dies nicht geschehen soll, meldet ihr, daß ich jedes dem Fräulein gesagte harte Wort als mir gesagt betrachten werde, und daß, wer ihr Feind ist, auch der Meinige sei.

Ich werde es der Königin kund thun, erwiederte Richelieu, gleichgültig scheinend. Nur frage ich Ew. Majestät, ob ich es mit den nämlichen harten Worten sagen soll, oder meinen Auftrag schonender vortragen darf.

Wiederholt, was ich gesagt! erwiederte der König kurz.

Sire, Ihr wißt, daß ich nicht zur spanischen Parthei, mithin nicht zur Parthei der Königin gehöre, aber dennoch finde ich hart, was ich Eurer Gemahlin sagen soll. Ihr zeichnet eine Dame des Hofstaates auf eine Weise aus, die dem ganzen Hofe Grund zu

manchen Bemerkungen giebt. Geschäftige Zwischenträger brachten dies wahrscheinlich zu den Ohren der Königin, sie faßt einen Groll gegen das Mädchen, wünscht sie von ihrer Person entfernt und läßt es ihr vielleicht auf eine empfindliche Weise merken. Könnt Ihr das der Königin verargen, Sire? Verdient sie nicht Schonung? Soll sie die einzige Gattin in Frankreich seyn, die ihre Nebenbuhlerin um sich dulden muß?

Kardinal, vergeßt Euch nicht! fiel ihm der König verdrießlich in die Rede.

Sire! fuhr dieser fort, sich tief vor seinem Herrn neigend. Ich werde es nie vergessen, daß ich vor meinem Herrn und Könige stehe, aber auch als Minister, und dürfte ich es wagen mich des Ausdrucks zu bedienen, auch als Freund meines Königs darf ich meine Pflicht nicht vergessen. Sully hatte den Muth, den Ehecontrakt, den Euer großer Vater mit seiner Geliebten geschlossen hatte, in seiner Gegenwart zu zerreißen, und ich sollte es nicht wagen, jetzt, da es noch Zeit ist, meinen König, dem die Tugend höher steht als Alles, vor dem Abgrunde zu warnen, an den er tritt?

Ich weiß es, Kardinal, unterbrach ihn der König, der sich von seiner schwächsten Seite gefaßt sah. Ihr liebt das Fräulein nicht, Ihr fürchtet ihren Einfluß.,

Wer sollte die tugendhafte Louise Lafayette, dieses fromme Mädchen, nicht lieben? Aber eben weil ich sie liebe, möchte ich sie vom Verderben retten, und auch Euch, mein König, dessen Seelenheil mir so sehr am Herzen liegt als seine irdische Macht —

Ihr wollt mich glauben machen, Ihr wolltet dem Fräulein wohl — Ihr täuscht mich nicht, Kardinal, fuhr der König fort, denn in diesem Augenblicke hintergeht Ihr mich. Doch kurz, ich will, daß das Fräulein am Hofe bleibe, und verlange, daß Ihr der Königin meinen Willen kund thut.

Richelieu, diesen festen Ton aus dem Munde des Königs nicht gewohnt, stutzte anfangs, dann besann er sich schnell. Der Wille Ew. Majestät ist mir stets Befehl; wollt Ihr Eure, wollt Ihr die Tugend des Fräuleins auf das Spiel setzen, so thut es, aber ändert nur Eure Meinung von mir, und glaubt nicht, daß ich das Fräulein hasse. Ihr verdammt mich ohne Beweise.

Ohne Beweise? fuhr der König fort. Ich habe die Sprechendsten!

Habt die Gnade, sie mir mitzutheilen, bat Richelieu.

Habt Ihr nicht das Fräulein Jemandem zur Ehe vorgeschlagen, habt Ihr nicht Andere bereden wollen, sich gegen sie zu verschwören?

Nie, Sire!

Nie?

Wem habe ich sie vorgeschlagen und mit wem mich gegen sie verschwören wollen? fragte der Listige, der aus der Sache wenigstens den Nutzen ziehen wollte, seinen Gegner kennen zu lernen. Ich bitte Euch, Sire, nennt ihn mir!

Meinem Großstallmeister habt Ihr sie zur Gattin vorgeschlagen, ihn bewegen wollen, den Versuch zu wagen, mich von ihr loszureißen, sagte der König, von der Ruhe des Kardinals zur Heftigkeit verlockt.

Sire, er hat es gewagt, Euch zu hintergehen, sagte Richelieu mit kalter Ruhe. Nie habe ich über diesen Gegenstand ein Wort mit ihm gewechselt.

Nie? rief der König bitter lachend aus, riß die Tapetenthür auf und rief dem plötz-

lich vor dem Kardinal Stehenden zu: Cinq Mars, tritt her und wiederhole, was Du mir gesagt hast.

Von dem Augenblicke an, wo Richelieu Cinq Mars vor sich sah, war er ganz umgeändert. Der Anstrich von Unterthänigkeit, mit dem er vor dem Könige gestanden, wich der ernsten Würde. Mit durchdringendem Blicke, mit finsterm Ernste sah er auf den Günstling herab, der anfangs verlegen, bald aber mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn die Sache als eine lustige Scene zu betrachten schien.

Herr Großstallmeister! brach endlich Richelieu das Schweigen, das dem Könige ängstlich zu werden begann. Ich ersuche Euch, das im Beiseyn Sr. Majestät und in meinem Beiseyn zu wiederholen, was ich Euch über das Fräulein von Lafayette gesagt haben soll.

Was Se. Majestät Ew. Eminenz vorhin sagte, habe ich dem Könige wahrhaft berichtet, und ich werde es auch in Eurer Gegenwart nicht widerrufen, sagte Cinq Mars zuversichtlich.

Sire! nahm Richelieu das Wort und trat mit stolzer Haltung vor den König. Hier

steht Euer erster Minister, dem Ihr das Wohl von ganz Frankreich anvertrauet habt, vor Euch, und dort ein leichtsinniger Jüngling, dem Ihr keine andere Sorge anvertrauen könnt, als Euch die Langeweile zu vertreiben. Wem glaubt Ihr, ihm oder mir?

Der König stand verlegen zwischen Beiden und suchte einen Ausweg zu finden, versicherte, ohne jedoch Mißtrauen in die Worte Cinq Mars auszusprechen, den Kardinal seines vollen Vertrauens, sagte ihm manches Verbindliche, und war wohl von allen Dreien der am meisten Verlegene. Der Kardinal schien damit zufrieden, fragte den König kalt, ob er ihm sonst noch etwas zu sagen habe, und da dieser es gern verneinte, empfahl er sich mit fast beleidigendem Stolze, ohne jedoch Cinq Mars nur eines Wortes oder Blickes zu würdigen.

Der König fühlte sein Unrecht und war verlegen, als er sich mit Cinq Mars allein befand. Dieser aber, schon gewohnt, sich auf diese Weise von seinem Herrn compromittirt zu sehen, nahm die Sache anfangs von der leichten Seite. Sire! sagte er, das Stillschweigen brechend. Morgen lasse ich meinen

Schneider kommen, mir das Maaß zu zwei neuen Anzügen zu nehmen. Der eine Anzug, fuhr Cinq Mars fort, wird ein schlichter grüner Leibrock ohne alle Verbrämung, so wie ihn die verarmten Adligen in Languedoc tragen, wenn sie ihr Vermögen am Hofe durchgebracht, und auf ihr letztes halbverfallenes Schloß verwiesen, Füchse und Hasen jagen; dies für den glücklichen Fall. Für den Unglücklichen lasse ich mir ein Armes-Sündergewand machen, damit ich doch in meinem eigenen Kleide das Blutgerüst besteigen kann.

Cinq Mars! fuhr der König mehr erschrocken als entrüstet auf.

Ja, Sire! Als der Kardinal Euch die Wahl ließ, mir oder ihm zu glauben, da rief mir mein Dämon zu: Er oder Du! — Eure Unentschlossenheit in diesem entscheidenden Augenblicke, seine stolze königliche Haltung, mit der er vor Euch stand, sagten mir, ich sei das Opfer, Sire! fuhr er plötzlich auf und trat mit Heftigkeit vor den König. Sire, gebt mir Euer königliches Wort, nie mein Todesurtheil zu unterschreiben.

Wie sollte ich! sagte der König verlegen. Das sind Thorheiten, kindische Phantasien!

Nein, Sire! fiel ihm Cinq Mars in die Rede. Was man mit dem Manne, der einem Montmorency den Kopf abschlagen ließ, zu thun hat, ist blutiger Ernst. — Gebt mir Euer königliches Wort.

Wann Du es wünschest, so sei's, erwiederte Ludwig verdrießlich. Hier hast Du meine königliche Rechte, nie soll sie Dein Todesurtheil unterzeichnen, Gott sei Zeuge meines Versprechens. Aber nun komm fort von hier, mir graut in diesem Zimmer; sprich mir nicht wieder von Tod und Schaffot! Mit Hast verließ der König sein Gemach, Cinq Mars folgte ihm.

14.

Einige Tage darauf ritt der König des Morgens auf die Falkenjagd. Er hatte von Cinq Mars einen weißen Isländischen Falken zum Geschenk erhalten, der nach dessen Versicherung alle Vögel der königlichen Falknerei übertreffen sollte. Der Monarch wollte heute die Kunst des schönen Thieres versuchen, das er selbst auf der Hand hielt und während des

die Nachwelt bringen wird.“ Sie reichte ihm bei dieſen Worten freudig die Hand, als aber ihr Auge ſein entſtelltes Antlitz traf, mochte ſie Wehmuth erfaſſen und ſie begann bitterlich zu weinen.

Dugdal's Auge ſtarrte bei dem Anblick der Thränen ernſt auf Helene, dann winkte er Paul, ſich zu entfernen. „Holdes, liebliches Mädchen!“ ſagte er nun, und ſein Blick ward milder „Als die Natur dich ſchuf, nahm ſie mit warmer Liebe ihren ſchönſten Stoff, das Herrlichſte der Erde zu ſchaffen — mich hat mein Schickſal entſtellt und ſo ſtehen wir nun ungleich neben einander. Du erſchrickſt vor mir, du beweinſt dein Schickſal. — Weine nicht! Ich will dich nicht unglücklich machen. — Unterbrich mich nicht!“ bat er „Höre mich ruhig an. Ich glaube wohl, du würdeſt auch jetzt, treu deinem Worte, meine Hand nicht verweigern, die Narben meines Geſichts vielleicht überſehen und nicht aus Mitleid, nicht aus Pflicht allein, auch wohl aus Liebe mir zum Altare folgen, du würdeſt ſuchen, dich glücklich zu wähnen und dich überreden, dies Glück werde ewig dauern — Nein, Helene, bald würdeſt du enttäuſcht ſein, deine Thränen würden flieſſen wie jetzt, und was du dir ſelbſt verbergen möchteſt, dein Gram, würde, wie vorhin, offen vor mir liegen. Ich wünſchte nicht dieſen Anblick, dies Gefühl noch einmal zu haben. Ich klage dich deshalb nicht an — Schwärmeriſche Liebe hat nur dauerndes Leben, wo ſie Nahrung findet! — Bei meinem Anblick mußten ihre Flügel gelähmt, ihr Himmelsleben dahin ſein. Deine Liebe, ſo wie deine Pflege, würde ich für Mitleid, die Glut deiner Liebe, wenn ſie an meiner Seite aufflammen könnte, für Selbſttäuſchung hal-

Reitens liebkoſete. Jetzt flog ein Reiher aus dem nahen Teiche auf, der König zog raſch ſeinem Falken die Haube ab, er ſtieg, ſeine Beute ſchnell in's Auge faſſend, pfeilgeſchwind in die Höhe und ſuchte ſich über den Reiher zu ſchwingen. Doch dieſer, ſeinen Feind erblickend, ſtrengte alle Kräfte an, ihm zu entgehen, und als er nach vergeblichem Mühen den Falken über ſich ſah, bog er den langen Hals, ſtreckte den ſpitzen Schnabel in die Höhe, und erwartete ſo ſeinen Gegner. Dieſer ſtieß mit Blitzesſchnelle und ſo geſchickt auf ihn herab, daß er, ohne ſich aufzuſpießen, die Beute mit ſeinen Fängen faſſend niederdrückte.

Anfangs, als noch der Reiher durch raſchen Flug zu entkommen ſuchte, war der König im vollen Galopp dem Fluge des Thieres gefolgt, jetzt ſpornte er ſein Roß noch mehr, und die Jäger lockten den Falken, der aber nicht auf ſie zu hören ſchien und mit ſeiner Beute ſchnell ihren Blicken entſchwand. Die Falkner zerſtreuten ſich nach allen Seiten, der König aber ritt indeſſen einen Hügel hinauf und hielt mit Cinq Mars, der troſtlos über die Begebenheit war, unter einer Eiche, von wo er die ganze Gegend überſehen, und wenn

der Falke wieder aufstieg, ihn gut bemerken konnte; aber er sah und sah nach allen Seiten hin, kein Falke stieg auf und ließ sich blicken, ein Falkner nach dem andern kehrte zurück, und keiner hatte das Thier auffinden können.

Da hast Du etwas rechtes eingehandelt, Heinrich, sagte der König, vom Pferde steigend. Willst Du mir ein Geschenk machen, so sieh Dich ein andermal besser vor. Was hilft mir ein schönes Thier, wenn es so schlecht abgerichtet ist.

Sire, ich habe ihn früher schon oft steigen lassen und mich von seinem Geschick und seiner Folgsamkeit überzeugt; auf den leisesten Ruf kehrte er auf die Hand zurück, die ihn trug.

So muß ich dazu verdammt seyn, fiel ihm der König in die Rede, daß mir Niemand, selbst nicht ein Falke gehorcht. — Laß das Frühstück bringen, Heinrich! fuhr er immer noch verdrießlich fort, mir ist heute die Lust zu jagen fast vergangen. Cinq Mars gab die nöthigen Befehle: bald ward ein bepacktes Saumroß abgeladen, und es dauerte zu des Großstallmeisters Freude nicht lange, so war ein Teppich auf den Rasen gebreitet

und allerhand Speisen und Wein darauf gesetzt. Das Gefolge zog sich in den Hintergrund zurück.

Bei St. Denis! rief der König, den ihm von Cinq Mars kredenzten Becher in die Hand nehmend. Wer mir den Falken wiederbrächte, ich gewährte ihm eine Bitte, wenn sie nicht gar zu unbescheiden wäre! — Mehrere der Falkner, die dies gehört hatten, schlichen sich fort, noch einmal ihr Glück zu versuchen, Cinq Mars aber, so sehr ihm auch aus manchen Gründen der Verlust des Thieres zu Herzen gehen mochte, ließ sich doch das Frühstück wohl schmecken und leerte einen Becher nach dem Andern.

Heinrich! begann jetzt der König und gab ihm den leeren Becher zurück. Ich ärgere mich mehr über mich, als über den elenden Falken; daß ich in solchen kleinlichen unbedeutenden Dingen immer etwas Unangenehmes für mich auffinde. Seit der Falke fort ist, ist der Gedanke in mir aufgestiegen: nach und nach werde Jedermann mich verlassen, dem Kardinal anhangen und ich stände am Ende allein, ohne einen Freund zu haben, ein König, der ärmer wäre, als ein Bettler, denn mir bliebe am Ende kein treues lebendes We-

sen, als hier die Juno, die mich nie verläßt. Er zeigte hierbei auf das Windspiel, das zu seinen Füßen lag und an ihm aufblickte.

Sire, daran wäret Ihr allein Schuld! erwiederte der kecke Günstling. Bindet Eure Freunde durch Huld und Zutrauen, verrathet und opfert sie nicht dem Kardinal, und Ihr werdet Tausende finden, die Euch anhängen.

Ja, die der Eigennutz an mich bindet! fiel ihm der König mit Heftigkeit in die Rede. Können sie von Richelieu mehr erwarten, als von mir, so verlassen sie mich, und hätte ich sie mit noch so viel Wohlthaten an mich gekettet. Wo der meiste Honig ist, da versammeln sich die Wespen, und der Mensch ist nicht besser, als dies schmarotzende Thier!

Armer König! murmelte Cinq Mars vor sich hin. Dies mußte Ludwig gehört haben, denn sein Auge ruhte mißtrauisch auf dem Günstlinge, und die Frage schwebte auf seinen Lippen: Wie meinst Du das?

In diesem Augenblicke hörte man von St. Germain her den Hufschlag jagender Rosse. Wer naht so eilig? sagte der König. Gewiß wieder Abgesandte vom Kardinal, die mich zurückrufen sollen, irgend einem seiner Befehle

mit meiner Unterschrift Kraft zu geben; er gönnt mir nicht einmal das Vergnügen, einen Reiher zu beizen. — Doch nein! rief er, da die Reiter um ein Erlengebüsch bogen und man sie jetzt deutlich erkennen konnte — Das ist eine Dame und kein Diener Richelieu's und — sehe ich recht, Heinrich — so trägt sie einen Falken auf der Hand; vielleicht ist es der Unsrige.

Cinq Mars, dessen Auge schärfer sah, erkannte sogleich, daß es die Prinzessin von Nevers war, die wirklich den Verlornen zurückbrachte. Der schöne Vogel gehörte der Prinzessin, und sie hatte ihn, obgleich er ihr Leibfalke und ein ganz vorzüglich abgerichtetes Thier war, Cinq Mars zum Geschenk für den König überlassen. Da sie, eben als er seine Beute gepackt, zufällig des Weges ritt, hatte sie ihn aus Scherz und ganz absichtslos zu sich gelockt, und der Vogel, williger dem Rufe seiner Herrin als dem der königlichen Falkner folgend, hatte ihr den Reiher gebracht.

Als die Prinzessin in die Nähe des Königs kam, hielt sie an, sprang von ihrem braunen Rosse, schritt auf Ludwig zu, beugte ein Knie

vor ihm, und überreichte ihm in dieſer Stellung den Falken, der wieder mit der Haube bedeckt, ſich geduldig auf die Hand des Königs ſetzte. Sire! ſprach ſie. Ich bringe Euch einen Flüchtling zurück, der ſich zu mir verirrt hat, nehmt ihn gnädig auf und ſchenkt der Ueberbringerin Eure Wohlgewogenheit. Bei dieſen Worten hatte ſie dem Winke des Königs, ſich zu erheben, Folge geleiſtet.

Mit Freuden nehme ich den Falken von ſo ſchönen Händen an, ſprach er verbindlich. Aber ſagt mir nur, Prinzeſſin, wie kam er zu Euch, wo fandet Ihr ihn?

Ehe Ihr noch dem Könige etwas hierauf erwiedert, ſagte Cinq Mars raſch, muß ich Euch, holde Dame, vorher berichten, daß der König demjenigen, der ihm den Falken wiederbringen würde, die Erfüllung eines beſcheidenen Wunſches verſprochen hat. Habt Ihr daher einen Wunſch, ſo iſt es jetzt, glaube ich, der rechte Zeitpunkt.

Ja, Prinzeſſin, ich habe es verſprochen, ſagte der König ſchon halb verdrießlich.

Die Prinzeſſin bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach ſie: Sire, erlaubt, daß

ich

ich meinen Wunsch bis zu einer gelegeneren Zeit aufspare.

Wie es Euch beliebt, erwiederte Ludwig, den Falken streichelnd, und hatte nun keine Ruhe mehr, bis er die Jagd wieder beginnen konnte, woran ihn freilich die Gegenwart der Prinzessin hinderte. Seinem Jagdvergnügen opferte er Alles, er vergaß, was er in Hinsicht Mariens von Nevers schon so oft Cinq Mars gesagt hatte, und sich jetzt zu ihm wendend, befahl er ihm, die Prinzessin, die sich seinetwegen so weit herbemüht habe, zurück nach St. Germain zu begleiten.

Nichts konnte Cinq Mars erwünschter seyn. Er ließ das Pferd des Königs vorführen, der es, sich bei der Prinzessin entschuldigend, rasch bestieg und mit verhängten Zügeln davon sprengte.

Auch Maria von Nevers hatte sich schnell auf ihren Zelter geschwungen, und ritt, den Geliebten an ihrer Seite, langsam St. Germain zu. Glücklicheres konnte mir nicht wiederfahren, sagte er lächelnd: statt meinen launischen Herrn zu begleiten, reite ich an der Seite meiner Herrin, die ich heute nicht von meinem Herzen, das sie nur zu gut kennt,

ſondern mit einer Neuigkeit unterhalten will, die ihr gewiß intereſſant ſeyn wird.

Ihr ſpannt meine Neugierde, Cinq Mars, ſagte die Prinzeſſin.

Das Fräulein Louiſe Lafayette will in ein Kloſter.

Und der König? unterbrach ihn die Dame.

Giebt es nicht zu.

Wer gab ihm den Muth? fragte ſie verwundert.

Die Liebe, holde Dame, die einem Schmetterlinge die Flügel zu binden verſteht, hat auch einem Könige die Kraft gegeben: Ich will! auszuſprechen.

Da hat ſie wahrlich ein Wunder gethan, und ich hoffe nun —

Hofft wenigſtens deshalb nichts für uns, fiel ihr Cinq Mars in die Rede. Auch bei dieſer Gelegenheit blieb ſich der König gleich, er verrieth mich an Richelieu und ſtellte mich ihm feindlich gegenüber.

Erzählt mir alles genau, Cinq Mars, bat die Prinzeſſin, verſchweigt mir kein Wort, nicht den kleinſten Umſtand, jeder iſt mir wichtig.

Cinq Mars erzählte ihr nun ausführlich

die ganze Szene zwiſchen dem Könige, Richelieu und ihm, ſie hörte ihm aufmerkſam zu, und da ihr lebhafter Geiſt ſich leicht und gern mit Intriguen beſchäftigte, ſo ſchien ſie mehr Wohlgefallen an dieſer Begebenheit zu haben, als Cinq Mars, dem der Augenblick, wo die Thür ſich aufthat und er beſchämt vor Richelieu ſtand, auch jetzt noch ein unangenehmes Gefühl erregte. Sie überlegte einen Augenblick, dann ſagte ſie ſchnell: Für uns, Cinq Mars, ſehe ich nun kein anderes Mittel, zum Ziele zu gelangen, als die Liebe des Königs zu dem Fräulein Lafayette, und den Sturz des Kardinals zu befördern.

Zwei ſchwer zu erreichende Dinge, unterbrach ſie Cinq Mars.

Dünken ſie Euch zu ſchwer, Marquis? fragte Maria von Nevers empfindlich.

Prinzeſſin! nahm Cinq Mars das Wort. Mir ſollten ſie zu ſchwer dünken, mir, der mit Freuden ſein Leben für Euren Beſitz wagen würde? Wie könnt Ihr das Wort nur ausſprechen! Aber ſchwer wird es mir, ich geſtehe es gern, zum Untergange eines Mannes mitzuwirken, der meines Vaters Freund und mein Wohlthäter war.

War, aber nicht mehr iſt! fiel ſie ihm in die Rede. In ganz Frankreich habt Ihr keinen unverſöhnlichern Feind, als ihn. Er muß fallen oder Ihr! Durch dieſen Vorfall hat ſich Alles umgeſtaltet.

Und doch, meinte Cinq Mars, ſo ſehr ich auch die Wahrheit Eurer Worte fühle, ſträubt ſich in mir ein gewiſſes Etwas dagegen. Muß ich zu meiner Selbſterhaltung feindlich gegen den Kardinal handeln, ſo thue ich es ungern, denn wenn auch der Mann mir läſtig iſt, ſo bin ich ihm doch Dank ſchuldig. Wollte Gott, es würde mir dies ſo leicht, als des Königs Liebe zu befördern!

Die Prinzeſſin lächelte bei dieſen Worten. Nun, Cinq Mars, ſo führt heute Abend um die zehnte Stunde den König unter irgend einem Vorwande in den Garten, dort ſoll der erſte Akt unſers Luſtſpiels beginnen. Ueber das Trauerſpiel morgen ein Mehreres. Jetzt kommt raſch zurück nach St. Germain, und an's Werk, unſeren Plan auszuführen. Sie ſetzte ihr Roß in Galopp und ſprengte der Stadt zu.

ten; ich würde dich nicht glücklich machen und könnte es auch nicht ſein! — Deshalb Helene müſſen wir uns trennen in Liebe — Laß uns glauben, wir hätten beide einen ſchönen Traum gehabt, er ſei nun vorüber und wir dächten noch gern an ihn zurück. Sieh den Freund in mir; den Geliebten, den Verlobten wirſt du leicht bei meinem Anblick vergeſſen können!"

„Harry!" ſagte Helene, nachdem ſie erſt lange nach Faſſung gerungen hatte „du ſprichſt das Wort Trennung ſo leicht aus? — Kennſt du es auch? Haſt du wohl ſchon früher empfunden, wie es iſt, wenn man fühlt, ſich von dem Liebſten auf Erden trennen, für immer trennen zu müſſen? — Es iſt ſchmerzhaft!" fuhr ſie fort — „Seit ich dich wieder ſah, hat dies Gefühl mein Herz zerriſſen, mein Auge getrübt!" Sie hielt ein, ihr Blick heftete ſich regungslos auf den Boden; doch plötzlich hob ſie das geſenkte Haupt „Harry!" ſagte ſie mit Feſtigkeit und Ernſt „Du verlangſt, wir ſollen ſcheiden? — So ſei es! — Faſt glaube ich, daß es auch gut ſei — Leb wohl! Die blühenden Lippen meines Harry haben die Meinen nicht berühren dürfen, doch jetzt will ich ihnen den Abſchiedskuß aufdrücken." Dies ſagend preßte ſie den Erſtaunten mit Leidenſchaft an ſich und der erſte Kuß brannte auf ſeinen Lippen; dann ſagte ſie ihm ein wehmüthiges Lebewohl und entfernte ſich ſchnell.

15.

Sire! Ihr scheint Euch heute gar nicht nach dem Bette zu sehnen, sagte Cinq Mars zu dem Könige, der heute, wahrscheinlich seiner Gemahlin und Richelieu, vielleicht selbst dem Fräulein von Lafayette auszuweichen, nicht bei dem Abendcercle erschienen und in sonderbarer Aufregung mit Cinq Mars in seinem Gemach allein geblieben war. Nur an die Lafayette denkend, theilte er offener als je seine Befürchtungen, daß sie auch gegen seinen Willen den Schleier nehmen würde, Cinq Mars mit.

Ihr seid heute gar zu trübe gestimmt, Sire! erwiederte dieser. Ihr braucht ja nur zu wollen, und Ihr seid glücklich. Warum macht Ihr Euch Bedenklichkeiten, wo jeder Andere —

Wie meinst Du das, Cinq Mars? fragte Ludwig ernst.

Ein König braucht nur zu wollen, und Keine widersteht ihm.

Du kennst Louise Lafayette schlecht, guter Cinq Mars!

Sire, sie ist ein Weib, deshalb schwach

und eitel, wie alle anderen Töchter Eva's. Freilich, so lange Ihr sie als eine Heilige anbetet, spielt sie die Heilige und dünkt sich am Ende selbst eine Auserwählte zu seyn. Aber versucht nur —

Schweig! sagte der König unwillig. Zwischen Deinen und meinen Grundsätzen ist in diesem Punkte ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Louise Lafayette und Deiner Prinzessin —

Meiner Prinzessin? rief Cinq Mars lebhaft, ergriff die Hand des Königs, preßte sie an die Lippen und beugte sein Knie. Tausend Dank, Sire! rief er, Ihr habt mir mit diesem einen Worte die höchste Gunst gewährt!

Eitler Narr! fuhr ihn der König heftig an, rede nicht so wahnwitzig; nie wieder ein Wort davon!

Cinq Mars erhob sich; eine stumme Verbeugung sagte dem Könige, daß er gehorchen und schweigen, aber auch ganz schweigen würde, und dies war stets das Zeichen, daß er mit seinem Gebieter schmollte. Oft reizte dies Benehmen den König zum Zorn, und dann mußte Cinq Mars schnell auf geschickte Weise wieder einlenken, öfters aber gab der

König nach, den bei dem Schweigen seines Lieblings bald die Langeweile zu plagen begann. Auch heute, wo so manches ihn aufregte, suchte er eine Gelegenheit, Cinq Mars wieder in frohe Laune zu setzen. Du hast 50,000 Livres borgen wollen, den schönen Wald bei Deinem Schlosse zu kaufen? fragte er, ihn auf die Schulter klopfend.

Ja, Sire!

Bouthilliers soll sie Dir morgen auszahlen.

Wird ihm der Kardinal oder Eure Majestät den Befehl dazu geben? fragte Cinq Mars immer noch mürrisch.

Der König, ohne auf diese bittere Frage zu antworten, fuhr fort: Ich mache Dir ein Geschenk damit, Heinrich, wende aber auch das Geld zum Ankauf an, verschwende es nicht mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinn. Morgen in aller Frühe, sagte er, nachdem ihm Cinq Mars mit Herzlichkeit für dieses Geschenk gedankt hatte, morgen geh' zum Fräulein Lafayette und suche sie zu überreden, mir nur für e i n e Stunde geheimes Gehör zu schenken. Vermagst Du dies, so verspreche ich Dir —

Daß auch ich glücklich seyn darf! Nicht, Sire?

Ich fürchte, Du bist es schon mehr, als gut ist, erwiederte der König. Doch davon jetzt nicht weiter. — Ich muß das Fräulein sprechen.

Sire, keine bessere Gelegenheit könntet Ihr haben, als sie sich in diesem Augenblicke darbietet. Irrte ich nicht, so sah ich jetzt das Fräulein, Arm in Arm mit einer andern Dame, durch die Buchenhecken des Parks gehen.

Wo, wo? rief der König, an das Fenster eilend.

Eben bogen sie in eine andere Allee, erwiederte Cinq Mars. Sire, werft Euren Mantel um und besteht auch einmal ein Abenteuer.

Der König bedachte sich, aber der geschäftige Cinq Mars ließ ihn nicht zur Besinnung kommen, warf ihm den Mantel um, drückte ihm den Hut in die Hand, und zog ihn halb mit Gewalt mit sich fort.

Während der Günstling durch eine schmollende Miene 50,000 Livres gewonnen und den König zu einem Abenteuer verlockt hatte, war die fromme Louise Lafayette durch Maria von

Nevers gleichfalls zu einem nächtlichen Spaziergange überredet worden. Die Prinzessin mochte manche List angewendet haben, ehe sie die ruhige Lafayette dazu vermögen konnte, den schönen mondhellen Abend, statt vor ihrem Bettische, im Park von St. Germain zuzubringen; es war ihr jedoch gelungen. Sie hatten sich von ernsten Dingen unterhalten, waren aus einem Gange in den andern gewandert, bis sie zu dem kleinen See kamen, der zwischen umschattendem Gebüsch seine klaren Wasser dem leuchtenden Monde zum Spiegel bot. Das sanfte Plätschern der Wellen, das Säuseln des Abendwindes in den Zweigen, die heilige Stille lockte Louise, einen Kahn zu besteigen, der zu ihren Füßen hin und her schaukelte. Sie band ihn los, trat hinein, und lud die Prinzessin ein, mit ihr die ruhige Fluth zu durchschiffen. Doch diese fürchtete vielleicht, sich einer unkundigen Schifferin anzuvertrauen, vielleicht auch aus andern Gründen, sie folgte der Einladung nicht, setzte sich auf eine Rasenbank unfern des Ufers, wahrscheinlich auf die Ankunft ihres Geliebten und des Königs harrend.

Das Fräulein, durch die feierliche Stille

des Abends, durch das, was in ihrem Innern sie so tief bewegte, aufgeregt, führte zwar mit sicherer, gewohnter Hand das zierliche Ruder, aber ihre Gedanken begleiteten nicht dessen leisen Schlag, sie schweiften über den See und seine Ufer, zu dem Manne ihrer Liebe hin, den sie vergessen wollte, jedoch nicht vergessen konnte. Ach, wäre mein Herz doch so ruhig, wie dieser klare Spiegel! seufzte sie auf, als sie schon weit vom Ufer entfernt war, und ihr von Thränen feuchtes Auge auf die spiegelhelle Wasserfläche richtete. Wogte es doch so sanft, wie diese Wellen, die kein leises Lüftchen bewegt! — Wäre doch der Zwiespalt meines Innern gelöset, gäbe mir der Himmel die Kraft, meiner Liebe ganz zu entsagen, oder mich ihr ganz hinzugeben! Ihr Auge blickte dabei nach dem sternenhellen Dome, die Hände falteten sich zum frommen Gebete; das Ruder entsank ihr, sie bemerkte es nicht, ein Geräusch scheuchte die Vögel aus ihrem sichern Neste, sie hörte es nicht, der Kahn schaukelte hin und her, das Ruder schwamm, von dem leisen, kaum bemerkbaren Hauche des Abendwindes getrieben, dem Ufer zu, sie sah es nicht — Auge und Herz waren

zum Himmel gerichtet, ihr Gedanke ein frommes Gebet.

In diesem Augenblicke trat der König mit Cinq Mars aus dem Gebüsch, unfern der Stelle, wo die Prinzessin saß, die dem Könige entgegen ging, ihn zu begrüßen. Dieser, unwillig, sie hier zu finden, dankte mürrisch. Was treibt Euch noch so spät und allein in den Park? fragte er im verweisenden Tone.

Sire! erwiederte Maria, ich bin nicht allein, das Fräulein Lafayette ist meine Begleiterin.

Wo ist sie?

Sie nahm das Ruder, bestieg einen Kahn — ich wollte mich ihr nicht anvertrauen, und blieb zurück.

Ohne etwas zu erwiedern, eilte Ludwig mit Cinq Mars längs dem Ufer hin, wo er auch sogleich das Fräulein erblickte, die von den Wellen hin und her getrieben, jetzt den König sah, aber ohne Ruder nicht vermögend war, ihm zu nahen oder ihn zu fliehen. Cinq Mars bemerkte das schwimmende Ruder, sah die Verlegenheit des Fräuleins, die Ungeduld des Königs, besann sich nicht lange,

warf den Mantel weg und stürzte sich in die Fluth. Ein lauter Schrei der Prinzessin, das zürnende Wort des Königs, der in dem Augenblicke den Zweck des Wagnisses nicht kannte, begleitete den geübten Schwimmer, der erst das Ruder zu ereilen suchte, dann dem still stehenden Kahn nahte, sich hinein schwang und der Stelle zuruderte, wo Ludwig und die Prinzessin ängstlich harrten.

Vorzeiht! war Alles gewesen, was Cinq Mars, sich in den Kahn schwingend, gesagt hatte. Das Fräulein hatte nichts darauf erwiedert, sie war zu überrascht, ihr Inneres zu sehr ergriffen, der feierliche Abend, der Schwung ihrer Phantasie, den selbst ihr Gebet nicht ganz von seiner irdischen Bahn hatte ableiten können, alles dies versetzte sie in eine Stimmung, wo Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz mit einander stritten; das Menschliche siegte, und als der König ihr die Hand bot, sie aus dem Kahne zu heben, konnte er einen leisen Druck spüren, den er, von einem seelenvollen Blicke begleitet, nur dem Herzen zuschreiben mußte.

Ohne sich weiter um den ganz durchnäßten Cinq Mars zu kümmern, bot Ludwig dem

Fräulein den Arm, und überließ den Günstling der Prinzessin, die ihren Geliebten inständig bat, nach dem Schlosse zurückzueilen und sich umzukleiden. Dieser meinte aber, die Flamme, die in ihm glühe, die Sonnen, die aus ihren Augen ihn bestrahlten, ließen ihn nicht Nässe, nicht Kälte empfinden; er wollte sich in seinen Mantel wickeln, doch die Prinzessin befahl ernstlich, und so mußte er, sich umzukleiden, in das Schloß zurück.

War es die drohende Gefahr, das Mädchen zu verlieren, das bis jetzt allein seinem Herzen so nahe gestanden hatte, war es die Stimmung, in die ihn der schöne Abend und das Gespräch mit Cinq Mars gewiegt hatte, der König war, während die schöne Lafayette sinnend an seinem Arme hing, offener, traulicher als je. Auch ihre Stimmung war zu weich, zu aufgeregt, um durch ernste Worte den König abzuschrecken, endlich einmal die Gluth seiner Leidenschaft auflodern zu lassen. So gelangten sie bis an die verhängnißvolle Grotte des Neptuns, und ohne sie zu betreten, setzten sie sich an den Eingang, auf die nämliche Stelle, wo damals Cinq Mars die Herzogin von Aiguillon bewacht hatte.

Während König Ludwig ein ihm bis jetzt unbekanntes Glück genoß und seine Gefühle mit Leidenschaft und Wärme der Geliebten mittheilte, war Cinq Mars zurückgekehrt und saß mit der Prinzessin unfern der Grotte auf einer mit Gebüsch umgebenen Rasenbank, und fühlte sich gewiß eben so glücklich, als sein Gebieter. Da Beide von dem Abenteuer Ludwigs die glückliche Wendung ihres eigenen Schicksals erwarteten, waren sie auf jedes Wort gespannt, das sie aus der Ferne zu vernehmen sich bemühten. Anfangs hörten Beide auch Manches, was ihnen die Hoffnung gab, Ludwig habe heute seine Schüchternheit, das Fräulein den strengen Ernst abgelegt, und diese beglückende Hoffnung machte sie freudetrunken. In dem Rausche ihres Glückes nur mit sich beschäftigt, hörten sie bald nicht mehr auf die immer leiser und seltener zu ihnen herüberdringenden Worte, sie lebten nur sich, lebten nur ihrer Liebe.

Doch plötzlich störte sie aus diesem Rausche die heftige Rede des Königs, der mit Leidenschaft und nicht ohne Unmuth ausrief: Nein, Louise! Ihr seid hart, seid streng gegen mich, vielleicht selbst gegen Euch; nur

14.

Helenens Lebewohl, der Kuß, der noch auf seinen Lippen glühte, der Gedanke an Trennung von ihr, die seines Lebens einziges Ziel gewesen und noch war, ließen Harry nicht im Zimmer. Es trieb ihn hinaus in die freie Natur, wo er über Berg und Thal schweifte und doch nirgends Ruhe fand und von dem drückenden Gefühle begleitet wurde, daß er zu leidenschaftlich gehandelt, dem edlen Herzen des Mädchens zu wenig vertrauet habe. Mochte er sich auch überreden wollen, daß es nur edle Aufopferung gewesen sei, die ihn zum Entsagen vermocht habe, so mußte er sich doch gestehen, daß Mißtrauen und gekränkte Eitelkeit wohl auch ihr Theil an seinem Entschluß gehabt hatten. Er fühlte sein Unrecht, aber der Stolz kämpfte gegen sein Herz. Doch wo die Liebe waltet, ist jede andere Macht ihr unterthan; auch sie gewann den Sieg und er eilte nach dem Hause zurück.

Jedoch auf dem Heimweg wiederholte er sich die Worte Helenens, ihm schien, als ob ihr die Trennung nicht schwer geworden, sie seinem Entschlusse freudig entgegengekommen sei, sein Schritt wurde langsamer, sein Entschluß wankend. In dieser Stimmung betrat er das Haus

aus meinem, Euch treu ergebenen Herzen floß die Bitte.

Sire! hörten sie jetzt das Fräulein sagen. Kommt, laßt uns zurück nach dem Schlosse gehen, weckt mich nicht aus meinem schönen Traume. Schon zu lange vergaß ich, daß ich nicht an diesem Orte, nicht um diese Zeit mit Euch allein seyn durfte.

Ihr habt mir Euer Herz, Euer liebendes Herz heute geöffnet, Louise, sagte der König. Ich wähnte mich glücklich, und jetzt —

Ehrt meine Liebe, ehrt meine Schwäche, Sire! Laßt mich zurück! vernahmen die Lauscher dann. Nein, Sire, ich muß! rief nach einer langen Stille das Fräulein. Lebt wohl!

Dies Lebewohl und ein Geräusch, das ihnen sagte, der König sei aufgestanden, auch die vernehmbaren Tritte, bestimmten sie, gleichfalls aufzubrechen und dem Könige zu folgen, den sie an des Fräuleins Seite schweigend dem Schlosse zugehen sahen. Sie beeilten ihre Schritte, und betraten mit dem Könige zugleich die Treppe, die in das Schloß führte. Hier neigte sich das Fräulein vor dem Monarchen, ergriff mit Hast seine Hand, drückte sie mit glühender Leidenschaft an ihre Lippen,

und: Lebt wohl! stammelnd, eilte sie durch die offene Thür nach ihrem Gemache.

Der König stand eine Weile sprachlos da, den Blick auf die Thür geheftet, durch welche das Fräulein von Lafayette sich ihm entzogen hatte, dann murmelte er einige unverständliche Worte, drückte mit Heftigkeit seinen Hut in die Augen, und trat, ohne sich um Cinq Mars und die Prinzessin zu kümmern, in das Schloß.

Diese Hoffnung ging zu Grabe, meinte die Prinzessin, doch ein glühender Kuß von Cinq Mars ließ sie ihre ernsten Betrachtungen nicht schließen. Gute Nacht, Marie, ich muß ihm nach! rief der Leichtsinnige, und folgte eilig dem Könige, der ihn in seinem Gemach mit einem einsilbigen: Gute Nacht, Heinrich! entließ.

16.

Der folgende Morgen war ein merkwürdiger für die Hofleute von Saint Germain. Man hätte glauben sollen, der Feind rücke vor die Thore der Residenz, so geschäftig

lief

lief Alles im Schlosse hin und her, brachte Nachrichten, oder hoffte welche zu vernehmen, und dem ruhigen unbefangenen Beobachter mußte es ein interessantes Schauspiel seyn, den ganz verschiedenen Ausdruck auf den Gesichtern der Hofleute zu bemerken. Am meisten schien der Pater Caussin beschäftigt zu seyn, denn schon in aller Frühe sah man ihn nach den Zimmern des Kardinals gehen, der ihn zu dieser ungewohnten Zeit zu sich beschieden hatte.

Ich bin von Allem unterrichtet, Pater, was in dieser Nacht vorgefallen ist, redete ihn der Kardinal an. Ich weiß, was der König im Garten mit Fräulein Lafayette geredet hat, weiß, daß Ihr vor Sonnenaufgang schon zum Könige gerufen und dort zwei Stunden geblieben seid. Ich verlange von Euch nicht, daß Ihr mir irgend ein Geheimniß entdecken sollt, mir habt Ihr keines zu verbergen, nur so viel will ich Euch mit kurzen Worten sagen: Der heutige Tag, Herr Pater, macht uns zu Freunden oder Feinden, erklärt Krieg oder schließt den Frieden zwischen uns! — Ihr versteht mich! — Der Jesuit neigte sich, ohne etwas zu erwiedern. —

Ich weiß, fuhr Richelieu fort, daß der Krieg mit Spanien mir leichter zu führen wird, als es der mit Eurem Orden werden würde, — doch wozu Euch Weiteres sagen? Beherzigt meine Worte! — Er sprach dies mit dem ernsten, gebietenden Tone, der ganz Frankreich zittern machte, reichte aber schnell dem Pater die Hand, und sein Gesicht war dabei ganz verändert. Gehabt Euch wohl, Pater Caussin, sagte er, und handelt — als Jesuit. — Er grüßte ihn freundlich und trat in sein Kabinet.

Kaum hatte der Beichtvater das Zimmer des Kardinals verlassen, als der Diener des Fräuleins von Lafayette auf ihn zutrat und ihn inständigst bat, nur auf einen Augenblick zu seiner Herrin zu kommen.

Die Sache kömmt zur Explosion, sprach der Beichtvater für sich, und folgte dem Diener.

Ihr habt mich rufen lassen, redete er das Fräulein beim Eintritt in ihr Zimmer an, Ihr habt mich in einer Stunde rufen lassen, wo, wie ich sehe, Euer Gemüth aufgeregt ist und in Eurem Auge die Thräne noch schwimmt, die zurückzuhalten Ihr vergebens Euch be-

müht. Was wünscht Ihr von mir, welchen Troſt kann ich Euch bringen?

Ehrwürdiger Herr! begann das Fräulein, und ſie hatte Gewalt genug über ſich, die Gefühle, welche ihr Inneres bewegten, wenigſtens für den Augenblick zu unterdrücken. Ihr vermögt als Beichtvater viel auf den Willen des Monarchen zu wirken, beſonders da, wo es nicht den Staat, wo es ſein Seelenheil betrifft, deshalb wende ich mich an Euch, mir vom Könige die Erlaubniß zu verſchaffen, den Hof verlaſſen und mich in ein Kloſter zurückziehen zu dürfen. Ihr wißt, die Sitte des Hofes macht dieſe Erlaubniß nothwendig, und ſo will auch ich ihr folgen, ſo unabänderlich, ſo feſt auch mein Wille ſteht. — Ihre Stimme war, als ſie dies ſprach, weicher geworden, und als ſie jetzt ſchwieg, wendete ſie ihr Geſicht ab, die Thränen zu verbergen, die ſie nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Fräulein! begann der Jeſuit, und ſein Herz war in dieſem Augenblicke nicht ohne Gefühl. Habt Ihr auch reiflich den Schritt überlegt, den Ihr thun wollt? Habt Ihr auch bedacht, daß es ein Schritt iſt, den man nicht wieder zurückthun kann, und der

Euch unwiederbringlich von der Welt trennt? Habt Ihr bedacht, daß mit der hinter Euch sich schließenden Klosterpforte das schöne Frühlingsleben erstirbt, und ein ernstes freudeloses Euch bis zum Grabe begleitet? Ich kenne die Ursache, die Euch zu diesem schon lange genährten Entschlusse so rasch bestimmt, ich ehre Eure Grundsätze, und doch möchte ich den Entschluß verdammen. Wie herrlich könntet Ihr in Euren Verhältnissen für das Wohl der Menschheit, für das Vaterland wirken —

Das glaubte ich und irrte! fiel ihm da Fräulein mit einer Art Heftigkeit in die Rede Aber es hält ein mächtiger Dämon den Wi len des Königs gebunden, ich bin zu schwa vielleicht auch zu stolz, mit ihm in die Schran ken zu treten, und der König ist so schwac selbst — Doch keine weiteren Erörterunge Herr Pater. Kennt Ihr die Gründe, d mich so schnell bestimmten, so werdet Ihr e ein frommer Mann sie ehren und meine Bi gern erfüllen. Ich verlasse mit der Erlau niß des Königs den Hof und verschließe m in ein Kloster, oder ich suche, selbst geg den Willen des Monarchen, ein heiliges A

und sollte ich es in einem fremden Lande suchen müssen.

Und wird Euch dieser Schritt so leicht? fragte der Jesuit.

Leicht und schwer! antwortete das Fräulein. — Hierüber bin ich jedoch nur meinem Beichtvater Rechenschaft schuldig. Leicht oder schwer, gleichviel, ich erfülle dennoch meine Pflicht. Geht zum Könige, ehrwürdiger Herr, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, tragt ihm meine Bitte vor, unterstützt sie, und mein Dank, der Segen des Himmels wird Euch lohnen.

Der Pater Caussin sah nun wohl, daß der Entschluß des Fräuleins fest stand, auch mochte er sich jetzt der Worte des Kardinals erinnern; er gab ihr deshalb das Versprechen zu versuchen, den König, so viel in seinen Kräften stehe, zur Einwilligung zu bewegen, und entfernte sich, immer noch mit sich nicht einig. Hätte er seinem Herzen folgen können, so würde er nicht einen Augenblick angestanden haben, seine Macht über das schwankende Herz des Königs zu benutzen, um die Wünsche der Lafayette zu erfüllen, aber der Sturz des Kardinals war der Wunsch seines Ordens,

alle erhaltenen Instructionen hatten diesen Zweck, wobei ihm jedoch vorgeschrieben war, nur im äußersten Nothfalle, oder bei fester Ueberzeugung des Gelingens, offene feindliche Maßregeln gegen Richelieu zu ergreifen, die, wenn sie mißlangen, den Kardinal zum Feinde des Ordens machen konnten. Er überlegte auf dem Gange zum Könige die Sache reiflich, doch der bestimmte, unzweideutige Ausspruch des Kardinals entschied; er und sein Orden hätten einen harten Kampf gegen diesen mächtigen Fürsten der Kirche, gegen diesen Regenten Frankreichs zu bestehen gehabt.

17.

Schon war es Mittag, und immer noch vergebens erwartete die Prinzessin Maria ihren Geliebten. Sie hatte sich vorgenommen mit ihm zu schmollen, weil er sie in der vergangenen Nacht allein auf der Schloßtreppe stehen gelassen, obgleich ihre Diener mit einer Sänfte am Eingange des Gartens sie erwarteten; sie hatte sich mancherlei ausgedacht, womit sie ihn bestrafen wollte, aber er kam

immer noch nicht. Da fürchtete sie endlich, seine Wasserfahrt möchte ihm geschadet und Unwohlseyn ihn abgehalten haben, und sandte daher ihren vertrauten Diener in den Palast, der bald mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Großstallmeister schon seit dem frühen Morgen beim Könige sei und am Hofe Wichtiges vorgehen müsse, da Hohe und Niedere in Bewegung wären, und man überall Gruppen versammelt sähe, die leise mit einander sprächen. Dies vermehrte die Unruhe der Prinzessin noch mehr, da sie wohl eine dunkle Ahnung von dem hatte, was wirklich vorgegangen war, aber nicht glaubte, daß die Katastrophe so schnell konnte herbeigeführt seyn. —

Endlich, nach langem, vergeblichem Harren, sah sie Cinq Mars durch die kleine Gartenpforte hereinschlüpfen. Neugierde, wohl auch Angst über das, was geschehen sei, ließen sie allen Groll vergessen, und zufrieden, daß sie ihn nur sah, daß ihm nichts begegnet war, sank sie in seine Arme. Was ist vorgefallen, Cinq Mars? fragte sie nach der ersten Bewillkommung. Betrifft es Louise Lafayette?

Es betrifft das Fräulein, erwiederte Cinq Mars. Die Hoffnung, die wir auf sie bauten, ist verloren; sie geht in das Kloster der heiligen Jungfrau.

Und der König?

Schwankt wie immer, tobt jetzt wie ein Fürst, dem man den Willen nicht thut, und weint dann wie ein Verliebter. Der Beichtvater war am Morgen zweimal bei ihm; das erstemal sprach, so wie mir der König sagte, der Jesuit, das zweite Mal die Kreatur des Kardinals, und auch er ist, gegen mein Erwarten, für die Trennung. Noch war der Kardinal nicht bei dem Könige, sollte dieser aber keinen Entschluß fassen können, dann wird der tyrannische Mentor der Ungewißheit ein Ende machen, und Ludwig wird gehorchen.

Und was beweg die Lafayette so plötzlich, den schon einmal aufgegebenen Vorsatz doch noch auszuführen? fragte die Prinzessin.

Cinq Mars besann sich einen Augenblick, dann sagte er ernster, als er sonst zu seyn pflegte: Vor Euch kann ich kein Geheimniß haben, Marie, selbst das mir anvertraute nicht, das außer mir bloß der Beichtvater kennt. Hört denn, was gestern, während wir,

und eilte zu Paul, um an des Freundes Bruſt ſeinen Kummer auszuſchütten, ſeine Zweifel zu löſen. Er fand ihn nirgends und erfuhr auf ſeine Nachfrage, daß er ſchon ſeit mehreren Stunden mit Helenen das Thal verlaſſen, und ſich wahrſcheinlich mit ihr eingeſchifft habe. Auch Demetrios war abweſend.

Dieſe Nachricht erſchütterte Harry und ergriff ihn auf unangenehme Weiſe — So ſchnell! dachte er — So ſchnell meinen in Leidenſchaft ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen? — Das hätte ich nicht von Helenen geglaubt, die Trennung muß ihr leicht geworden, vielleicht ihr wohl gar willkommen geweſen ſein — Und auch Paul, auch Demetrios haben mich verlaſſen, und ich ſtehe nun einſam hier, wie ein Ausgeſtoßener! — Dieſe Gedanken raubten ihm den Schlummer und trieben ihn die Nacht und den folgenden Tag umher, an welchem Niemand zu ſeinem Troſt erſchien; die Einſamkeit war ihm drückend und Schwermuth bemeiſterte ſich ſeiner. So fand ihn Paul, als er mit ernſtem, verſtörtem Geſicht bei ihm eintrat. „Harry!“ redete er ihn an „ich habe indeſſen einen ſchweren Gang gethan, ich habe eine Unglückliche in das Aſyl ihrer Ruhe geführt — Sie ſendet dir dieſen Brief, lies ihn, überlege als Mann, ich gehe, dich ungeſtört deinen Gefühlen zu überlaſſen.“ Er entfernte ſich.

Unglück ahnend, hielt Harry den Brief, auf welchem er die Aufſchrift: An Harry Dugdal, ſogleich für Helenens Schriftzüge erkannt hatte, lange unerbrochen in der Hand, endlich faßte er Muth, erbrach ihn zitternd, entfaltete ihn und las:

traulich lesend, den König zu beobachten vergaßen, zwischen ihm und den Fräulein vorgegangen ist. — Meiner Einflüsterung, meinem Rathe folgend, hatte Ludwig ein Herz gefaßt, seiner Leidenschaft freien Lauf zu lassen, und seine Gefühle nicht länger ängstlich und bedachtsam in sich zu verschließen. Die Stimmung der Lafayette kam ihm zu Hülfe, auch sie räumte endlich einmal ihrem Herzen die Gewalt über ihren kalten, ruhigen Verstand ein, sie gab sich ihrer Neigung hin, duldete, daß der ermuthigte Ludwig sie an sein Herz, und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, und so fühlte sich, seinem eigenen Geständnisse nach, der ewig noch Entbehrende einmal glücklich. Hierdurch noch mehr ermuthigt, beging er die Thorheit, durch Worte, statt durch Handeln, sie ganz sich zu eigen machen zu wollen, schlägt ihr vor, sie in Versailles einzurichten, und erzählt ihr, was er alles für sie thun will, kurz, statt den günstigen Augenblick zu benutzen, baut er Schlösser für die Zukunft, und zerstört damit die kleine duftende Laube, welche in der Stille der Nacht die Liebe über ihn gewölbt hatte. Die Lafayette erwacht aus ihrem Rausche

ein Augenblick der Besinnung ist hinreichend, ihren edlen Sinn allein sprechen zu lassen, sie weist die Anträge des Königs zwar herzlich, aber doch streng zurück, und ich glaube, nicht Pater Caussin kann dem armen Ludwig so in's Gewissen geredet haben, als sie in diesem verfehlten Augenblicke; er war verloren und hatte zu nichts genutzt, als sie mit der Schwäche ihres stark geglaubten Herzens bekannt zu machen und den Entschluß in ihr zu befestigen, sich dem Hofe und dem Könige zu entziehen, um in einem Kloster vor jeder neuen Versuchung sicher gestellt zu seyn.

O die Thörin! rief die Prinzessin unwillkührlich aus.

Eine Thörin ist sie freilich, fuhr Cinc Mars mit Laune fort, aber eine, deren Thorheit man ehren muß; ich ärgere mich über ihr Betragen, und doch muß ich sie deshalb doppelt achten.

Ihr seid heute sehr ernst, sehr fromm aber wenig galant, Herr Großstallmeister unterbrach ihn die Prinzessin. Gestern Abend ließet Ihr mich in der Dunkelheit der Nacht allein stehen, jetzt verdoppelt Ihr Eure Galatnerie. Es thut mir leid, daß ich mehr be

müht war, Euch Liebe, als Achtung einzuflößen.

Maria! fiel Cinq Mars der Zürnenden in die Rede, deutet meine Worte nicht falsch. Gott weiß es, Ihr seid mir das Liebste, das Höchste der Welt, Eure Liebe, Eure beglückende Liebe allein schafft mir diese Erde zum Paradiese, und hat dem Flatternden die Flügel für immer gebunden.

Für immer? fragte die Prinzessin spöttisch.

Ich glaube es, fuhr er fort. Aber ehren muß ich die Tugend, ehren muß ich ein Mädchen, das dem freiwillig entsagt, nach dem alle Frauen des Hofes sehnsuchtvoll trachten, dem freiwillig entsagt, was der Eitelkeit die höchste Nahrung, der Ehrsucht freies Spiel, der Habgier Millionen bietet. Ja ehren muß ich Louise Lafayette, so langweilig und verdrießlich es mir auch gewesen wäre, hätte ein neckender Dämon mein Herz zu ihr verlockt.

Erzählt nur weiter, begann die Prinzessin, die bei manchem Worte des Cinq Mars erröthet war, erzählt nur weiter, was sich ferner begeben hat, und spart die Bewunderung der Tugend für einen Monolog, wenn Ihr Euch auf Eurem einsamen Zimmer langweilt. —

Cinq Mars, wohl durch dieſe Worte ein wenig gekränkt, ſah ſie verwundert an, doch ein ſchmeichelnder Blick reichte hin, ihn zu verſöhnen, er fuhr fort: Der König verließ mich, ohne mir über das Vorgefallene nur ein Wort anzuvertrauen, dann legte er ſich zur Ruhe, konnte jedoch nicht ſchlafen. Um vier Uhr ſchickte er zu dem Pater Cauſſin, und öffnete dieſem ſein von Gewiſſensbiſſen gefoltertes Herz. Zwei Stunden bedurfte dieſer, den König zu beruhigen, er that es auf echt jeſuitiſche Weiſe, und kaum war er fort, ſo mußte auch ich des Königs Beichte hören. Mir wurde es leicht, zu beweiſen, daß er den günſtigen Augenblick vielleicht unwiederbringlich verloren habe, leichter, als es dem Jeſuiten geworden war, ihm zu beweiſen, daß der Himmel einem Könige von Frankreich ſolche kleine Sünden nicht in ſein Schuldbuch einträge. Um acht Uhr entließ mich Ludwig, den indeß gereiften Entſchluß der Lafayette nicht ahnend. Ich legte mich wieder zur Ruhe; ſo glücklich war Pater Cauſſin nicht, er mußte zum Kardinal, das Fräulein ließ ihn rufen, und wahrſcheinlich erhielt er von Beiden den Auftrag, den König zu vermögen, der Ge-

liebten die Erlaubniß zu geben, den Hof verlassen und sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Kaum hatte mich der Schlaf wieder in süße Träume gewiegt, — ich träumte von Euch — als mich mein Kammerdiener weckt und mir den Befehl bringt, sogleich zum Könige zu kommen. Ich eile hin und finde Ludwig in Thränen. Ihr wißt, bei ihm ist der Quell der Thränen nur selten geöffnet. Er theilt mir den Entschluß der Lafayette mit, sagt mir, daß sein Beichtvater darauf dringe, eine fromme Seele nicht dem Himmel zu entziehen, denn diese Sünde würde Gott streng ahnden, und fragt mich um meinen Rath.

Und was riethet Ihr? unterbrach ihn Marie von Nevers.

Ich? — Gott weiß, wie es kam, daß ich diesmal selbst ungewiß war, was mir doch nicht leicht begegnet, da mein Entschluß mit dem Gedanken schnell zum Worte wird. Ich sah die Sache für verloren an, konnte mir leicht sagen, daß, wenn des Kardinals Wort sich neben die Gewissensangst des Königs in die Wagschale lege, sie sicher sinken würde, auch bestimmte mich vielleicht die Achtung für

das Fräulein, ich rieth — wahrscheinlich zürnt Ihr mir deshalb — ich rieth dem Könige, dem Fräulein die Erlaubniß zu geben, in das Kloster zu gehen.

Hat Euch Klugheit, nicht die Furcht vor dem Kardinal zu dem Entschlusse gebracht, Cinq Mars, nahm die Prinzessin jetzt das Wort und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, so habt Ihr diesen Kuß zehnfach verdient.

Ihr spendet heute bittersüße Gaben, erwiederte der Großstallmeister, ohne sich den zehnfachen Lohn zu nehmen. Glaubt Ihr, Furcht könne mich zu irgend etwas bestimmen? O, ich hätte nicht gedacht, daß Maria von Nevers einen Zaghaften zu ihrem Ritter erwählen könnte! Furcht kenne ich nicht, selbst nicht die Furcht, die ganz Frankreich zugleich mit seinem Könige theilt, die Furcht vor Richelieu. Aber er ist mein Wohlthäter, und deshalb vermeide ich gern jede offene Fehde mit ihm.

Also der König ist noch nicht entschlossen? fragte die Prinzessin, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Noch nicht, erwiederte Cinq Mars schmollend.

Und was glaubt Ihr, daß er thun wird?

Er wird sicher in die Wünsche der Lafayette willigen.

Cinq Mars! nahm nach kurzem Schweigen die Prinzessin das Wort. Die Sache kann für uns von ernsten Folgen seyn; entweder wird sie Euch mit dem Kardinal ganz entzweien, dann bleibt Euch nichts übrig, als ein offener Kampf, und der ist gefährlich, oder er bringt Euch dem Allgewaltigen näher, und es hilft zu nichts, als daß er Euch Euer langweiliges Hofleben in Ruhe fortleben läßt, denn nie werdet Ihr in seinen Augen so hoch stehen, daß er Euch zu Gefallen etwas thun sollte, was ihm unangenehm wäre. Deßhalb beschwöre ich Euch, Cinq Mars, bei dem heiligen Bande, das die Natur zwischen uns geknüpft hat und das mir ein Recht an Euch giebt, handelt vorsichtiger, als bisher, sucht Euch noch fester in die Gunst des Königs zu setzen, seid dem Aeußern nach dem Kardinal gefällig, schließt Euch aber im Geheimen seinen Feinden an, und öffnet dem Könige, jedoch mit Vorsicht, die Augen über seine ent-

ehrende Stellung gegen den allgemein gehaßten Mann. So lange er am Ruder ſitzt, gelangen wir nicht in den Hafen des Glücks, und was würde dann aus mir?

Cinq Mars ſah bei dieſen Worten wehmuthvoll auf die Geliebte, dann ſchloß er ſie ſtürmiſch in ſeine Arme. Welchen Zauber übſt Du doch an mir, Marie! rief er erglüht. Was läßt mich, denke ich an Dich, ſo ernſt in die Zukunft blicken? Wohin iſt mein Uebermuth, wohin iſt das leichtſinnige Vertrauen auf die Beſtändigkeit meines Glückes? Die bunten Schwingen meines leichten Sinnes ſind bleiern geworden, und kaum wage ich jetzt noch, mich aus dem Becher der Gegenwart zu berauſchen, immer ſteht eine düſtere Zukunft vor mir, und doch ſollte es eine roſige ſeyn, da ich Dich darin erblicke.

Halte Deinen Muth feſt, Cinq Mars, ſprach die Prinzeſſin, traulich ihre Hand auf ſeine Schulter legend, laß Dich es nicht kümmern, daß der Uebermuth Dich verlaſſen hat, wohl Dir, daß das Leben Dir jetzt ernſt erſcheint; ich fürchte, es beginnt für uns ſehr ernſt zu werden. Gieb Dich nicht mehr Jedermann, nicht dem Könige ſo offen hin

mein Geliebter, Dein Herz, Deine Gedanken schweben stets auf Deiner Zunge, und Du wirst dadurch Dein eigener Verräther Doch jetzt nichts mehr davon. Kehre geschwind in das Schloß zurück, dort ist Deine Gegenwart nöthig, beobachte, berichte mir Alles, und höre auf meinen Rath, ich kenne, so jung ich auch bin, leider schon die Welt, noch mehr den Hof.

So schwer es auch Cinq Mars wurde, sich in diesem Augenblicke von der Geliebten zu trennen, folgte er doch ihrem Rathe und eilte in den Palast. Als er das Zimmer des Königs betrat, folgte ihm der Kardinal auf dem Fuße.

Sire! ich wünsche mit Ew. Majestät allein sprechen zu dürfen, sagte Richelieu im Hereintreten, und sein Auge traf hierbei Cinq Mars, der auf einen Wink des Königs sich entfernte.

Was habt Ihr mir zu sagen? begann nun der König, dem die Gegenwart Richelieu's nicht angenehm zu seyn schien, und der, während er sprach, in dem Zimmer auf und abging. Warum wünscht Ihr mich allein zu sprechen? Sind es etwa Staatsgeheimnisse?

— Nein, nein, ich weiß ſchon, was Ihr von mir wollt, ich weiß es! — O, da hättet Ihr Cinq Mars nicht zu entfernen nöthig gehabt, er iſt einerlei Meinung mit Euch.

Der Kardinal hatte, während der König ſprach, ihn unverwandt und forſchend angeblickt, und war jeder ſeiner Bewegungen gefolgt; er wußte, daß ſolch ſtarres Anſehen den König ſtets in Verlegenheit ſetzte und ihm unangenehm war. — Nun, ſo ſagt doch, Kardinal, was Ihr von mir wollt, meine Laune iſt heute eben nicht von der Art, ſich willig nach den Launen Anderer zu richten.

Ich ſchweige, den Augenblick erwartend, wo mein König in ruhiger Faſſung iſt, mich anzuhören.

So ſchweigt oder redet, mir gleichviel, ſagte der König unwillig, und ſeine Schritte wurden immer raſcher. Doch jetzt wandte er ſich plötzlich zu dem Kardinal. Ich will Euch die Mühe des Redens erſparen, will Euch ſelbſt ſagen, was Ihr hier wollt. Ich ſoll dem Fräulein von Lafayette die Erlaubniß geben, den Hof zu verlaſſen, das Wohl des Staates hängt davon ab — nicht wahr? Das Heil meiner Seele iſt gefährdet, und blos dar

Theurer Harry!

Dein Entſchluß, mir zu entſagen, hat mich grenzenlos elend gemacht. Nicht, daß ich den Gedanken ewiger Trennung nicht faſſen könnte, nein, ich hatte ihn ſchon lange genährt, denn ſchon in dem Augenblicke des Wiederſehens fühlte ich, daß ich nie die Deine werden könnte. Ich mußte Dir entſagen und war doch ſo thöricht, ſo ſchwach, ſo ungerecht gegen Dich, meinem Herzen nicht gebieten zu können, das mit unwiderſtehlicher Zaubergewalt nach dem Deinen hingezogen wurde. Deinen edlen Freund bat ich, als er uns auf Scio verließ, Dir dies zu vertrauen, Dir zu ſagen, daß ich nie die Deine werden könnte. Er that es nicht und that Unrecht daran; vielleicht würdeſt Du Dich dann nicht für mich in Kampf und Tod geſtürzt haben.

Du ſiehſt, ich bin mit dem Gedanken, uns zu trennen, bekannt. Erfüllte ich aber jetzt meinen längſt gefaßten Entſchluß, jetzt, wo der einſt ſo ſchöne Mann entſtellt vor mir ſteht, die Sinne mich nicht mehr locken und Dein Anblick mich abſchrecken könnte, erfüllt ich jetzt Deinen Wunſch und trennte mich von Dir, müßteſt Du glauben, Du ſeiſt mir nicht mehr ſo werth als einſt. Deshalb muß ich Dir mein Geheimniß, das mit Centnerlaſt ſchon lange mich drückte, und das Dir ewig verborgen bleiben ſollte, enthüllen. Ach! es wird mir ſo ſchwer, die Worte zu finden und ſie nieder zu ſchreiben — Aber ich muß — vernimm ſie! — Ich bin eine Entehrte! Doch ſchuldlos wie die Knospe, die der Sturmwind brach, ſchuld-

um dringt Ihr in mich. Ihr haltet es für Pflicht, mir dieſe Vorſtellung zu machen, Ihr hängt zu treu an mir, liebt mich zu ſehr, um nicht meine Ungnade zu wagen, und ſteht vor mir, ein bereites Opfer Eurer Treue! — Habe ich richtig gerathen, Kardinal?

Ihr habt ganz aus meiner Seele geſprochen, Sire!

Aus Eurer Seele? Nein, wahrlich nein! fuhr der König, immer heftiger werdend, fort. — Aber jetzt will ich aus Eurer Seele ſprechen. Ihr fürchtet die Lafayette, fürchtet ihren Einfluß auf mich, glaubt, ſie könne mich einmal vermögen, eine Stelle einem Andern als einer Kreatur von Euch zu geben, und ehe Ihr das duldet, könnte Euer König, den Ihr ſo treu ergeben liebt, lieber einſam ſtehen, ohne ein Herz zu finden, das mit Liebe an ihm hängt.

Das Herz der Königin wird Euch nie verſchloſſen ſeyn, ſagte der Kardinal, ohne ſich von der Heftigkeit Ludwigs entmuthigen zu laſſen.

Das Herz der Königin? unterbrach ihn der Monarch ſchnell. Kardinal, ſprach er, und ſein Auge ſah flammend auf Richelieu,

dem ein solcher Blick neu war. Kardinal, sprecht mir nie von der Königin, ich höre es nicht gern, und von Euch am wenigsten.

Nach dem, was gestern an der Grotte des Neptun vorgefallen, lenkte der Kardinal ein.

Bin ich denn überall von Spionen umgeben? fuhr der König auf. Wie theuer besoldet Ihr sie aus meiner Kasse?

Sire, Ihr scheint gegen mich aufgebracht, sagte Richelieu mit Ernst und Ruhe, und Stellung, Blick und Ton der Stimme waren mehr stolz als demüthig. Womit ich die Ungnade Ew. Majestät verdient habe, weiß ich nicht. Freilich sollte ich mich nur um die Angelegenheiten des Staates bekümmern, und das Uebrige einem Cinq Mars überlassen, dem für seine Liebeleien nichts erwünschter seyn könnte, als die nächtlichen Abenteuer im Park von Saint Germain.

Wollt Ihr auch ihn von mir entfernen? Glaubt Ihr, er sei meinem Herzen so theuer, daß Ihr ihn nicht länger um mich dulden könnt?

Er ist ein Undankbarer, erwiederte Richelieu, ein Undankbarer, den ich aus Achtung für seinen Vater der Person Ew. Majestät

näher brachte, und der mir schlecht lohnt, indem er mich bei meinem Herrn verläumdet.

Richelieu! unterbrach ihn der König, legte seine Hand auf des Kardinals Schulter, und sah ihm durchdringend in's Auge. Ist denn Dankbarkeit eine Kardinalstugend? O Mutter, Mutter! Deine letzten Worte, als Du, durch diesen Mann verbannt, Frankreich verlassen und im Exil darben mußtest, waren prophetische Worte. Der Undankbare, sprach sie, wird auch Dir mit Undank lohnen, wie er mir gelohnt; Alles wird er von Dir entfernen, um allein die Sonne von Frankreich zu seyn. Er wird schwelgen in Reichthum und Macht, und Du wirst darben müssen; er wird Dir Treue und Liebe heucheln, und wird Dich dennoch hassen. Wer Deinem Herzen theuer ist, den wird er verderben, wer Dich liebt, den wird sein Haß verfolgen. Ist meiner Mutter Prophezeihung eingetroffen, Kardinal?

Richelieu lächelte bei dieser Frage: Die Königin Mutter lebt noch, sagte er ruhig. Es bedarf ja nur eines Wortes von Euch, und sie kehrt, so krank sie auch ist, von Cöln nach Paris zurück, der Undankbare wandert in's Exil nach Rom, schüttelt die drückende

Last der Staatsverwaltung von sich ab, und lebt fortan nur sich und seinem Gotte. Sprecht das Wort aus, Sire, fuhr er mit stolzer Haltung fort, übernehmt selbst die Zügel des Regiments, oder gebt sie Eurer Mutter wieder; erntet, was ich gesäet, führt den Krieg zu Ende, den ich glücklich begann, und schließt einen Frieden, worin Ihr die Früchte meiner Siege opfert. Schöpft aus dem ausgetrockneten Quelle des Staates das Geld, das ich nur mühsam zu den Bedürfnissen hervorrief, zügelt die Großen, die jetzt vor Euch kriechen, da sie sich kaum vor Eurem großen Vater beugten, kämpft gegen diesen anmaßenden Adel auch ohne Richelieu, der dann in Ruhe, aber mit Schmerz, auf die Trümmer seines großen Gebäudes blicken wird, das ohne ihn zusammenstürzen muß. — Ich erwarte nur die Befehle Ew. Majestät, fuhr er, plötzlich den Ton der Rede ändernd, fort, ob und wohin ich mich entfernen, oder ob ich bleiben soll. Beides ist mir gleich.

Der König, den sein Unmuth zur seltenen Heftigkeit hingerissen hatte, war bei dieser ernsten Aeußerung des Kardinals in nicht geringer Verlegenheit. Die Last der Regierung

von Richelieu ab und auf sich zu wälzen, war ihm ein furchtbarer Gedanke, noch furchtbarer, drückender, als das Gefühl: er ist der wahre König Frankreichs, nicht ich. Er stand vor seinem Minister zweifelhaft und ungewiß, und hoffte, Richelieu würde den Faden des Gesprächs ergreifen, um wieder einzulenken. Aber dieser stand unbeweglich, stolz und entschlossen vor seinem Könige, und kein Blick verrieth die Furcht seines Inneren, der König möchte heute einmal ein entscheidendes Wort sprechen. Endlich war es der Monarch, der das Schweigen brechen mußte. Ihr nehmt meine Worte zu ernst, Kardinal! sagte er mehr unmuthig als freundlich. Ich erkenne Euren Werth für den Staat, wünschte nur, Ihr meintet es mit meiner Person so gut, als mit Frankreich.

Soll ich dem Fräulein Lafayette die Erlaubniß bringen, den Hof verlassen zu dürfen? fragte Richelieu jetzt so gleichmüthig, als ob nichts zwischen ihm und dem Könige vorgefallen sei. Dieser schwieg, trat dann an's Fenster und spielte, nach seiner Gewohnheit, wenn er verdrießlich war, mit den Fin-

gern an den runden Scheiben, daß ſie klapperten und klirrten.

Sire, noch einmal muß ich die für mich entſcheidende Frage thun, unterbrach der Kardinal dieſes Gedankenſpiel. Soll ich dem Fräulein Lafayette die Erlaubniß bringen, den Hof verlaſſen zu dürfen?

Nun ja, ſo bringt ſie ihr! fuhr der König auf, ſich raſch wendend. Geht und triumphirt! — Der Kardinal verneigte und entfernte ſich. — Ludwig, mit ohnmächtigem Trotze den Boden ſtampfend, ſah ihm noch mit glühenden Augen nach, als Cinq Mars mit Haſt in das Zimmer trat und ſich dem Könige zu Füßen warf. Sire! Bei dem Geiſte Eures großen Vaters beſchwöre ich Euch, nehmt Euer Wort zurück, das Ihr eben geſprochen, laßt mich den Kardinal zurückrufen, und ſchickt ihn in ein Kloſter, ſtatt der armen Lafayette. Ich habe Alles gehört, rief er, da der König ſich von ihm losmachen wollte, habe jedes Wort belauſcht, mein Herz hat ſo ſtürmiſch geklopft, daß ich glaubte, es hämmere die Rippen von einander als in einem Worte, in einem einzigen, von Euch geſprochenen kräftigen Worte das Glück

meines Königs, das Glück von Millionen hing — und Ihr sprachet es nicht! Hättet Ihr es gesprochen, läge ich hier anbetend vor meinem Könige, da ich jetzt nur trauernd und schmerzvoll an ihm aufblicke.

Steh' auf, Heinrich! befahl der Monarch, und Cinq Mars sprang mit Heftigkeit empor, ergriff des Königs Hand, preßte sie an seine Lippen, und eine Thräne rollte auf die königliche Rechte. Noch ist es Zeit, Sire! rief er noch immer außer sich. Ein Wort von Euch, und ich eile hin zu dem allmächtigen Kardinal, und so wahr mir Gott gnädig sei, ich schleppe ihn in einem Wagen nach der Bastille. Der ärmste Knecht Eures Hofstaates, wie Euer erster Diener, jeder Straßenjunge von Paris reicht mir hülfreiche Hand, gilt es die Verhaftung des Kardinals! — Der König schüttelte ungläubig den Kopf. — Ihr glaubt es mir nicht! rief jetzt der Unvorsichtige. Denkt an den Marschall d'Ancre, den Muth eines Luynes habe auch ich!

Dieser Schlag traf, doch nicht zu des Jünglings Heil. Du bist ein Unsinniger, Cinq Mars, daß Du mich an den Tod des Marschalls erinnerst, sprach der König zornig.

Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wäre die That nicht geschehen, sie hat mir manche schlaflose Nacht gekostet, und sie ist es, die mich so nachsichtig gegen den Kardinal stimmt — erwähne sie nie wieder!

Gebt den Befehl, Sire! wagte Cinq Mars noch einmal zu bitten, und so wahr ich Euch liebe, mein theurer Herr, so wahr ich meinen Gott liebe, schwöre ich Euch, es soll kein Blut fließen.

Es ist zu spät, mein Wort nehme ich nie zurück, sagte der König ernst. Vielleicht ein anderes Mal!

Ach, das Vielleicht giebt mir keine Hoffnung! rief Cinq Mars, sich vergessend, es schmilzt wie Wachs vor der Sonne Richelieu's, und Alle, die Euch treu dienen, sind nun verloren. Wahrlich, Sire, man sollte fürchten müssen, Eure Gnade sich erworben zu haben!

Fürchte nur, sie zu verlieren! unterbrach ihn der König ernst, schweige deshalb. Geh' zu dem Fräulein, fuhr er dann milder fort, und man hörte es an dem Tone seiner Stimme, daß er tief bewegt war. Sie soll aus Deinem Munde es zuerst vernehmen, wie sehr ich sie achte, indem ich mir selbst alle Hoffnung raube,

und ihren Wunsch erfülle. Geh', sag' ihr, wie schmerzlich es mir war, sag' ihr — doch geh' nur, Heinrich, und kehre bald zurück!

Cinq Mars gehorchte, und wollte eben das Zimmer verlassen, als ihn der König zurückrief. Höre, sprach er im väterlichen Tone, Du bist ein guter Mensch, meinst es ehrlich und treu mit mir, liebst mich um meiner selbst willen, deshalb bitte ich Dich, kabalire nicht gegen den Kardinal, ich könnte Dich doch am Ende nicht vor seiner Rache schützen, hörst Du? — Nun geh'!

18.

Der Großstallmeister fand das Fräulein dem äußern Anscheine nach ruhig, nur verrieth ihr Auge die schlaflose Nacht und die Thränen. Sie empfing ihn freundlich, und da sie leicht ahnen konnte, daß er ihr Botschaft vom Könige bringe, bat sie ihn, sie mit dem Willen des Monarchen bekannt zu machen.

Cinq Mars entledigte sich nun seines Auftrages. Das Fräulein empfing diese Nach

richt mit augenscheinlicher Freude, doch war diese Freude nicht rein; ohne es sich gestehen zu wollen, schmerzte es sie, daß der König so leicht ihre Wünsche gewährt, daß er die Kraft gehabt hatte, sich von ihr loßzureißen. Einige Aeußerungen, die ihr entschlüpften, ließen Cinq Mars einen Blick in ihr Herz thun, und er glaubte, daß es vielleicht noch Zeit sei, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Er versicherte sie, daß der König sich nur mit betrübtem Herzen von ihr trenne, daß nur das Zureden des von dem Kardinal bestochenen Beichtvaters, nur die Drohungen Richelieu's ihn vermocht hätten, gegen den heißen Wunsch seines Herzens zu handeln, er beschwor sie, ihren Entschluß zu ändern, sagte ihr, daß es nur eines Wortes von ihr bedürfe, so versage ihr der König die Erlaubniß, und sie stehe dadurch gerechtfertigt vor der Welt. Aber ihr Entschluß stand fest und unwandelbar. Ich verlasse die Welt, weil ich muß, sagte sie zu dem in sie Dringenden, ich scheide von ihr, von ihm mit schwerem Herzen, aber in dem Gefühle, meine Pflicht zu erfüllen.

Mit Euch scheidet der Genius, der den König beschützte! unterbrach sie Cinq Mars

los wie die junge Pinie, die der Blitz zerschmetterte — Nicht Verachtung, nur Mitleid verdien' ich. Mehr kann ich Dir nicht sagen, meine Hand zittert, sie versagt mir den Dienst — Der Vater wird Dir das Nähere mittheilen können.

Kannst Du Dich entschließen, mich nun noch die Deine zu nennen, fühlst Du noch Liebe, aber Liebe auf Achtung gegründet, in Deinem Herzen, so prüfe Dich, prüfe Dich streng, denn es gilt mein Glück und das Deine. Täusche Dich nicht! Laß Dich nicht von Mitleid, nicht von Schwärmerei hinreißen; Täuschung wäre für uns Beide fürchterlich! —

Fühlst Du aber die Kraft in Dir, Dich über mein Schicksal zu erheben, so kehr' ich von dem Orte meiner freiwilligen Verbannung in Deine Arme zurück, keine bußfertige Magdalene, ein stolzes Mädchen, stolz auf ihren edlen Verlobten, auch stolz noch auf sich selbst und den Werth ihres Herzens. Hat aber mein unverschuldetes Unglück eine trennende Kluft zwischen uns gestellt, so ziehe hin in Frieden, eine Reine, Unentweihte möge Dich so glücklich machen, als ich es wollte, mein Segen, meine Liebe begleite Dich, wohin Du auch ziehst! Leb wohl, Gott gebe Dir Ruhe und Deinem Geiste Klarheit! — Harry! Es gilt Dein ganzes Lebensglück, überlege wohl und denke dabei nicht an die unglückliche Helene, denke nur an Dich! —

Als Nachschrift fand er noch unter dem Briefe:

Paul allein kennt meinen Aufenthalt, doch bin-

mit Feuer. Die Hoffnung aller Edeln, aller Guten des Hofes schwindet; Euer Gang nach dem Kloster ladet eine schwere Verantwortung auf Euch, da Ihr den schönen Platz verlaßt, auf den Euch Euer Schicksal stellte.

Herr Großstallmeister! sagte das Fräulein mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit. Richtet nicht mit mir, Ihr versteht mich nicht, Euch muß freilich mein Handeln ein Räthsel seyn.

Nicht so ganz, wie Ihr denkt, erwiederte er freimüthig; ich verstehe Eure Tugend wohl, denn ich ehre sie, obgleich ich eigentlich nicht recht weiß, warum. Mangelt Euch das Zutrauen an ihre Festigkeit, können sie nur Klostermauern schützen, dann freilich möchte ich sagen, wäret Ihr um nichts besser, wenigstens nicht glücklicher als Cinq Mars, der der Gefahr freudig entgegen geht, und ihr freudig unterliegt.

Ein Billet des Kardinals unterbrach das für das Fräulein eben nicht angenehme Gespräch, wobei der lebensfrohe Günstling seinen Kummer schon vergessen zu haben schien. Das Fräulein erbrach schnell das Billet, durchlas es, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen. Verzeiht, wandte sie sich dann an Cinq Mars,

setzte sich an ihren Schreibtisch, schrieb einige Zeilen und sendete sie dem Kardinal als Antwort, dann wandte sie sich wieder zu Cinq Mars. Herr Großstallmeister! sprach sie mit ihrem gewöhnlichen Ernste. Ich danke Euch für Eure Bemühung; Ihr habt mir wenigstens den Willen des Königs schonender vorgetragen, als der Kardinal. Sagt Sr. Majestät, ich dankte ihm für seine Gnade, ich würde, dem Wunsche des Kardinals gemäß, den Hof so schnell als möglich verlassen. Sagt ihm — ich würde ihn stets in mein Gebet schließen — ich würde — Hier brachen Thränen hervor und hemmten ihre Rede. Lebt wohl, Gott mit Euch! — Dies sagend, eilte sie in ihr Kabinet.

Euer Engel weicht von Euch, Sire! sagte Cinq Mars, als er zum Könige zurückkehrte. Ihr seid nun ganz in die Hand des Kardinals gegeben, und habt heute viel, sehr viel verloren, mein gnädiger Herr! König Ludwig seufzte bei diesen Worten tief auf; es war der ohnmächtige Schmerz des Schwächlings, der sich in diesem Seufzer aussprach.

19.

Die Neugierde hatte am heutigen Abend Alles, was sich vom Hofe in St. Germain befand, in den Gemächern der Königin versammelt. Es war das letzte Mal, daß das Fräulein Lafayette am Hofe erschien, denn schon am andern Morgen wollte sie ihn verlassen, und ihren Einzug in das Kloster der heiligen Maria halten. Jedermann war gespannt, wie sie sich benehmen, ob die Königin sie gnädig oder ungnädig aufnehmen, und ob der König wie gewöhnlich erscheinen würde. Das Fräulein Lafayette, das sich schon nicht mehr im Gefolge der Königin befand, trat erst später, begleitet von ihrer Tante, der Frau von Senecé, in die Versammlung ein. In ihrer ganzen Haltung, auf ihrem ruhigen, ernsten Antlitze, hätte man unmöglich die Bewegung ihres Innern lesen können, ehrfurchtvoll, aber nicht niedergebeugt, nahte sie sich der Königin, dankte ihr für alle ihr erwiesenen Wohlthaten, und bat um ihre Verzeihung, wenn sie gegen sie je gefehlt habe.

Die Königin, zwar immer kalt, aber selten unfreundlich, erwiederte mit frostigem,

faſt feindlichem Tone: Fräulein Lafayette, durch den Entſchluß, den Schleier zu nehmen, habt Ihr alle Eure Fehler gut gemacht, ſie ſind Euch verziehen! Dann gab ſie ihr einen Wink, ſich zu entfernen, und das Fräulein trat, von dieſer kalten Verabſchiedung zwar tief gekränkt, doch immer noch ungebeugt, in den Kreis der andern Damen zurück, wo ſie manches Herz fand, das theilnehmend ihr entgegen ſchlug, mehrere aber auch, die ihre hämiſche Freude, ſie vom Hofe entfernt zu ſehen, nicht verbergen konnten.

Der König trat in dieſem Augenblicke, heute früher als gewöhnlich, ein; man konnte ihm leicht anſehen, daß er aufgeregt und nicht in der gleichmüthigen Stimmung war, wie ſonſt. Er begrüßte die Verſammlung mit einem flüchtigen Kopfnicken, und ging gerade auf die Königin zu, die eben mit dem Fräulein d'Hautefort ſprach, ſich aber ſchnell nach ihm hinwandte, und ehe er ſie noch anreden konnte, ihn mit den laut ausgeſprochenen Worten empfing: Sire, ich danke Euch im Namen des Fräuleins von Lafayette, daß Ihr die erbetene Erlaubniß, den Hof zu verlaſſen, nicht verweigert habt.

Madame! erwiederte der König, von dieſer unerwarteten Anrede beleidigt. Mir ward es ſchwer, dem Fräulein dieſe Erlaubniß zu geben, denn ſie iſt mir theuer und werth geworden, aber wo Gott befiehlt, darf ich kein Hinderniß in den Weg legen. Ich ſehe, Madame, es iſt Euch lieb, ſie aus Eurem Hofſtaate ſcheiden zu ſehen, obgleich ſie deſſen ſchönſte Zierde war. Gut! Aber ſo wünſche ich auch darin Niemand mehr zu finden, der mir unangenehm iſt, — ſein Blick traf hierbei die Hautefort — und ich hoffe, meine Befehle werden künftig beſſer befolgt werden, als bisher. Dies ſagend, wandte er ſich ſchnell, ohne ihre Antwort abzuwarten, von ihr ab und ging mit raſchen Schritten auf das Fräulein von Lafayette zu, die, ſich ſeinen Blicken zu entziehen, ſich im Kreiſe der Menge verborgen hatte.

Das Fräulein erröthete zwar, als der König nahte, doch verrieth ſie nicht die geringſte Verlegenheit. Ihr wollt uns verlaſſen? redete der Monarch ſie mit beweglicher Stimme an, ſchon morgen uns verlaſſen?

Mein Beruf zieht mich von der Welt ab, Sire! Gott will es! erwiederte ſie, und ſie

folgte ihm, der ihre Hand ergriffen hatte, unbefangen in das kleine Kabinet. Alle Augen waren nun dahin gerichtet, obgleich ein jeder den Schein, den König zu beobachten, zu vermeiden suchte; die Königin allein schien es gar nicht zu bemerken, und unterhielt sich heute besonders viel mit der Prinzessin von Nevers.

Ludwig war bei seiner Unterhaltung sehr bewegt, man wollte selbst Thränen in seinem Auge bemerkt haben, das Fräulein aber verlor die Fassung nicht und hielt ihre Thränen zurück, und als Ludwig sich wegen des Vorfalles im Park entschuldigen wollte, brach sie das Gespräch kurz ab und vermied augenscheinlich, diesen Punkt zu berühren. Sie sagte dem Könige, daß keine weltliche Rücksicht, nur allein die Sehnsucht, sich ausschließend dem Dienste des Himmels zu weihen, sie zu dem Entschlusse gebracht habe, den Schleier zu nehmen. Als aber der König von dem Schmerze der Trennung sprach, und wie er seine einzige treue Freundin an ihr verliere, erwiederte sie mit einer Art Heftigkeit. Sire! meine Freundschaft nützte Euch zu nichts, mich nur konnte sie verderben. Ich habe

vergebens versucht, Euch von den schimpflichen Banden zu befreien, mit denen Richelieu Euch umgeben hat, der Freundschaft gelang es nicht —

So wäre es der Liebe gelungen! unterbrach sie der Monarch.

Nein, Sire! entgegnete Louise Lafayette und warf einen mitleidigen Blick auf den König. Der Liebe konnte es nicht gelingen — denn erst mußte der Ritter seiner Bande entledigt seyn, ehe er um die Gunst seiner Dame werben konnte!

Diese Worte überraschten den König, vielleicht das Fräulein selbst noch mehr. Nie, so gestand späterhin Ludwig seinem Günstling, hätten Worte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als diese, von der Lafayette im Augenblicke der Trennung Gesprochenen. Aber auch sie fruchteten nicht, der Kardinal blieb mächtig, der König blieb schwach.

Als Ludwig mit dem Fräulein wieder in das Zimmer trat, küßte er ihr vor dem ganzen Hofe die Hand. Lebt wohl! sprach er, so daß es Jedermann hören konnte. Nehmt die Versicherung meiner steten Anhänglichkeit, meiner hohen Achtung, und schließt mich in

Euer frommes Gebet! Dann entfernte er sich rasch. Auch die Königin zog sich gleich darauf in ihr Kabinet zurück, die Thüren schlossen sich hinter ihr, und das Fräulein sah sie nie wieder.

Als der König am andern Morgen den Reisewagen der Lafayette bepackt auf dem Schloßhofe stehen sah, hielt es ihn nicht länger in seinem Gemach; er ließ anspannen und fuhr, von Cinq Mars und Jerome begleitet, nach dem Vogelheerd. Mit Thränen im Blicke hatte ihn Louise Lafayette einsteigen und abfahren sehen. So werde ich ihn nicht wieder sehen! seufzte sie, warf den Mantel um, bestieg den Wagen und fuhr nach Paris. Sie verließ St. Germain, sich dem Himmel zu weihen, er, seinen Schmerz durch Vogelfang zu lindern.

20.

In dieser Angelegenheit blieb doch der König nicht so gleichgültig, wie er es sonst, bei mancher ihm unangenehmen Sache zu thun pflegte, wenn er nur den ersten Ver-

druß überwunden hatte. Zum ersten Male war sein Herz schmerzlich ergriffen. Seit Monaten gewohnt, wenn die Stunde der Versammlung bei der Königin schlug, dort zu seyn, Louise Lafayette zu treffen und ihr seinen Kummer vertrauen zu können, ward er jeden Tag unmuthig, wenn die sechste Stunde schlug und er die Karossen rollen hörte; er blieb dann gewöhnlich auf seinem Zimmer, und dem armen Cinq Mars lag es ob, ihm durch das Bretspiel oder allerhand Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Dies war Cinq Mars um so beschwerlicher, da es ihm wie seinem Herrn erging, indem sein Herz auch zum ersten Male von einer Neigung ergriffen war, von der er fühlte, sie sei ernsterer Natur, als die unzähligen Galanterien, die ihm sonst das langweilige Hofleben versüßt hatten. Seitdem ihm die Prinzessin ein zartes, aber trauriges Geständniß gemacht hatte, beschäftigte den sonst so Leichtsinnigen die Zukunft mehr als die Gegenwart, und er sah nun wohl ein, daß er sich durch die Gunst des Königs höher heben, oder die königliche Gnade der Prinzessin die Erlaubniß geben müsse, zu ihm herabzusteigen. Eines

von beiden zu erlangen, war das Ziel seines Strebens, und in Beidem stand ihm der Kardinal im Wege. Nie, das wußte er, würde Richelieu ihm, wenn er sich ihm auch ganz hingab, darin behülflich seyn, denn nie würde er in den Augen des Kardinals so viel Gewicht erhalten, daß dieser kluge Hofmann sich den Unwillen aller Großen seinetwegen zuziehen sollte; so blieb ihm nichts weiter übrig, als dem allmächtigen Minister in die Schranken gegenüber zu treten.

So sehr auch Richelieu von seiner Höhe mit Verachtung auf Cinq Mars herabsah, so mußte ihm doch das Schicksal des allgewaltigen Marschalls d'Ancre als warnendes Beispiel vor Augen stehen, der als Günstling der Königin Mutter, seinen jungen Monarchen rücksichtslos beherrschte, und endlich, auf Befehl des Königs, von dessen Günstling ermordet wurde. Richelieu wußte zu gut, daß es nur eines unglücklichen Augenblickes bedürfe, um den König zu bewegen, ihm ein gleiches Schicksal zu bereiten. Auch beunruhigte ihn das Verhältniß des Großstallmeisters zur Prinzessin von Nevers, das ihm, wenn auch nicht mit seinen ganzen Folgen,

bet ihn ein Eid, ihn nicht zu verrathen, forſche deshalb nicht weiter darnach.

Langſam faltete Harry den Brief zuſammen und hielt ihn in ſeiner zitternden Hand, aus ſeinem himmelwärts gehobenen Auge rollten helle Thränen. So ſtand er lange, ſich keines klaren Gedankens bewußt, dann ſchritt er in dumpfer Abſpannung, ſein Haupt ſchüttelnd, im Zimmer auf und ab; er konnte die Möglichkeit nicht glauben, ihm ſchien es nur ein tückiſcher Traum zu ſein. Dann warf er ſich auf das Polſter und ſtarrte immer noch gedankenlos vor ſich hin.

So fand ihn nach einer Stunde Paul, dem er bitterlächelnd den zuſammengekniffenen Brief entgegen hielt. „Lies" ſagte er mit dumpfer Stimme „Lies! — Ach dem Schickſal iſt kein Tempel heilig genug, um ihn nicht zu zerſtören! Lies!" —

„Ich kenne den Inhalt des Briefes ſchon" unterbrach ihn Paul „Doch was haſt du beſchloſſen?"

„Nichts!" erwiederte Harry mit ſtumpfen Gleichmuth.

„Ermanne dich Dugdal! Dem Manne ziemt Beſonnenheit, nicht kraftloſes Unterliegen" ſagte Paul ernſt.

„Du brauchſt mich nicht daran zu mahnen, Paul!" erwiederte er „die Kraft, der Muth werden mich nicht verlaſſen, wie es das Glück that — Ich ſoll über mein, ſoll über unſer Schickſal entſcheiden? — Gut, ich will es. Aber es bedarf ernſter Ueberlegung, ſtrenger Prüfung — Der morgende Tag ſoll mein Schickſal beſtimmen! Jetzt aber hin zu Demetrios!"

„Erſpare dem Tiefgebeugten dieſe qualvolle Stunde" ſagte Paul, ihn zurückhaltend. „Ich bin durch ihn von

bekannt war, doch wußte er, daß es nicht bloß eine flüchtige Galanterie, sondern die Prinzessin fest entschlossen sei, Cinq Mars ihre Hand zu geben. Er kannte ihre Verschlagenheit und Gewandtheit zu intriguiren, die ihn selbst schon einmal hintergangen hatte, und ihm wurde vielleicht durch diese Verbindung Cinq Mars wichtiger, als er es sonst gewesen wäre. Dem allen entgegen zu kommen, und den König seine Unentbehrlichkeit desto stärker fühlen zu lassen, ergriff der Kardinal das bisher untrügliche Mittel, den König mit Arbeiten so zu überladen, daß ihm jede ernste Beschäftigung verhaßt werden mußte. Er holte über die geringfügigste Sache, die vielleicht schon längst durch ihn beseitigt war, die Befehle des Monarchen ein, besonders stimmte er täglich Klagen über die Leere der Kassen an, schlug nur Mittel vor, dem Mangel für den Augenblick abzuhelfen, die aber alle von der Art waren, daß sie das ohnedies schon hart gedrückte Volk aufbringen mußten, und trug ihm mit einem Worte so viel Unangenehmes vor, daß der von Natur träge König alles auf ihn zurück-

warf, und ihm der Gedanke des Selbstregierens schreckbar wurde.

Sonst hatte Cinq Mars diese ganzen Verhältnisse leichtsinnig übersehen, wohl dem Könige in Stunden, wo auch ihn des Kardinals Allmacht gedrückt hatte, gerathen, zu regieren. Jetzt, wo ihm theils das Ernste seiner Lage, theils der scharfe Blick der Geliebten, die Verhältnisse aus einem andern Gesichtspunkte zeigten, that er alles Mögliche, den König zur Thätigkeiet anzuspornen, und er hatte ihn auch schon einige Male dahin vermocht, daß er in die Vorträge des Kardinals tiefer einging, sich Sachen vorlegen ließ, sie gehörig durchlas und die nöthigen Befehle deshalb gab, aber der gewohnte Hang des Königs zum Nichtsthun und der natürliche Leichtsinn des Günstlings ließ Beide nicht stets auf diesem Wege fortgehen, und Richelieu sah bald, daß, selbst ohne sein Zuthun, die Sache im alten Gleise blieb.

Plötzlich aber störte ein an sich gleichgültiger Vorfall seine Sicherheit. An einem Morgen hielt der Reisewagen des Königs, ohne daß der Kardinal das Mindeste davon

erfahren hatte, im Schloßhofe, und Guitaut, Hauptmann der königlichen Garde, ſtand mit 20 Arkebüſirern zu ſeiner Begleitung bereit. Ehe noch der Kardinal ſich angekleidet hatte, um den König über dieſen unerwarteten Vorfall zu befragen, war dieſer ſchon mit Cinq Mars eingeſtiegen, und der Wagen rollte über die Zugbrücke dahin. Noch mehr erſtaunte Richelieu, als er erfuhr, daß auch die Königin Befehl erhalten habe, am andern Tage mit dem ganzen Hofe ihrem Gemahl nach Paris zu folgen.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, begab ſich der Kardinal zur Königin, wo er die Nachricht beſtätigt, und dieſe, welche der Aufenthalt in Saint Germain langweilen mochte, bereit fand, dem Befehle des Königs Folge zu leiſten. Vergebens ſtellte ihr der Kardinal vor, daß in dieſem Augenblicke nicht einmal ſo viel Geld ſich in den Kaſſen befände, die Reiſekoſten des ganzen Hofſtaates zu beſtreiten, und daß in Paris nichts geordnet ſei, den Hof aufzunehmen; nichts half. Die Königin gab den Befehl, aus ihrer Chatoulle die nöthigen Gelder zu der überdies nur kleinen Reiſe zu nehmen, und ſchien ſich wenig

darum zu kümmern, ob sie die Gemächer des Louvre eingerichtet fände oder nicht.

Der Kardinal war außer sich. Dergleichen ohne seinen Willen zu unternehmen hatte man noch nie gewagt, und obgleich er von dem ersten Augenblicke an seinen Unmuth zu verbergen wußte, schäumte er doch vor Wuth, da er die Freude der Prinzen und Hofleute sah, die wohl eben so groß darüber war, daß etwas ohne des allgewaltigen Kardinals Willen geschah, als daß sie das einsame Saint Germain mit dem fröhlichen Paris vertauschen konnten. Er ahnete eine Verschwörung gegen sich, glaubte, die Reise des Königs hänge mit wichtigen Dingen zusammen, und alle seine Kreaturen und Spione wurden in Bewegung gesetzt, den Zweck dieser Begebenheit zu erforschen.

Die Sache war aber diesmal nicht so bedeutend, als der kluge Kardinal es fürchtete, sie konnte jedoch in ihren Folgen Bedeutsamkeit gewinnen. Der einzige Hebel dieser Begebenheit war die Prinzessin von Nevers, die sie als den Anfang größerer Ereignisse betrachtete. Ihre Absicht war, durch Cinq Mars den König zu vermögen und gewissermaßen

zu gewöhnen, gegen den Willen des Kardinals selbstständig zu handeln; sie war überzeugt, daß, sahen der Hof und die Staatsdiener, der Wille des Königs gelte auch, die Allgewalt des Kardinals von ihrem Ansehen verlieren werde. Cinq Mars, mit diesem Plane vertraut, hatte seit einigen Tagen, wenn er mit dem Könige allein war, das Gespräch immer auf das Fräulein Lafayette zu bringen gewußt, und dabei den König zu überreden gesucht, daß der Eintritt in das Kloster nur eine von dem Augenblicke herbeigerufene religiöse Grille des Fräuleins gewesen sei, die sie sicher jetzt schon bereue. Er hinterbrachte ihm mancherlei, was dem König von der Liebe der Lafayette überzeugen mußte, schilderte den Schmerz, den sie beim Scheiden von der Welt und von ihm empfunden, mit den glühendsten Farben, ließ die Hoffnung in ihm aufgehen, daß noch nicht Alles verloren und sie wohl noch von ihrem Entschlusse abzubringen sei, da sie den Schleier noch nicht genommen habe. Dazu gehöre nun freilich, daß der König sie sehen, sprechen, mithin in Paris seyn müsse.

Endlich, nach manchem inneren Kampfe,

nachdem er sich erst seinem Beichtvater anvertraut, und dieser auf listige Weise sich aus der bedenklichen Lage gezogen hatte, entweder dem Könige zu mißfallen, oder den Kardinal gegen sich aufzubringen, und nachdem er dem Monarchen eine Antwort ertheilt hatte, die ihn weder ermuthigen noch entmuthigen konnte, faßte der König den Entschluß, plötzlich, um allen Gegenreden des Kardinals auszuweichen, Saint Germain zu verlassen, und den Hof nach Paris zu verlegen. Dies Letztere war auch Zweck der Prinzessin von Nevers, welcher die Hauptstadt zu ihren Absichten weit gelegener war, als das enge Saint Germain, wo es dem Kardinal so leicht wurde, alles belauschen und auskundschaften zu lassen.

Nicht ganz ohne Grund war daher die Furcht des Kardinals, daß eine geheime Triebfeder den König bei diesem unerwarteten Entschlusse geleitet habe, nur sah er die Gefahr näher und glaubte nicht, daß Cinq Mars allein den Muth haben könne, ihm entgegen zu handeln. Es blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als den Staatssekretair Chavigny sogleich zur Beobachtung nach Paris zu sen-

den, für sich selbst aber am andern Tage mit dem Hofe Saint Germain zu verlassen. Um jeden Schein zu vermeiden, als ob er auf Befehl des Königs ihm folge, ging er auf mehrere Tage nach seinem Schlosse Ruel, beschäftigte sich hier, obgleich sorgenvollen Herzens, mit geringfügigen Anordnungen zur Verschönerung dieses prachtvollen Gebäudes, und traf erst nach acht Tagen, auf inständiges Bitten Chavigny's, in Paris ein.

21.

Indeß Vertraute dem Kardinal täglich Nachricht von dem, was in Paris vorging, insgeheim nach Ruel brachten, war die Prinzessin von Nevers nach dem Kloster Sainte Marie, in der Straße St. Antoine, zu dem Fräulein von Lafayette gegangen, und theilte ihr den Wunsch des Königs, sie zu sehen, mit. Des Königs Wille ist mir Befehl, erwiederte das Fräulein, und als die Prinzessin, im Laufe des Gesprächs, auf den Entschluß der Lafayette zurückkam, den Schleier zu nehmen, und sich für ewig in diese Mauern einzuschlie-

ßen, erwiederte ſie mit einem heitern Lächeln: Iſt mir auch jetzt noch zuweilen der Gedanke, bis zu meinem Tode, von der Welt abgeſchieden, hier zu leben, ein Trüber, ſo bin ich doch gewiß, es braucht nur kurze Zeit noch, und er wird mir ein Beruhigender ſeyn. Führt den König Theilnahme zu mir, will er der Schweſter Thereſe ſeinen Kummer ausſchütten, wird es mich immer freuen, ihn an dem Sprachgitter zu ſehen, es wird mir ein Beweis ſeyn, daß er meiner mit Liebe gedenkt, und ſein Vertrauen zu meinem Herzen noch nicht erloſchen iſt. Dies Bewußtſeyn wird mich auch hier beglücken.

Aber, unterbrach ſie die Prinzeſſin, wie könnt Ihr bei dieſen Gefühlen, bei dieſer Neigung für den König, Euer Glück ſo muthwillig von Euch ſtoßen?

Mein Glück? fiel das Fräulein raſch ein. Prinzeſſin! Ihr ſucht das Glück in dem flüchtigen Rauſche der Liebe, ich ſuche das Meinige in der Ewigkeit. — Eben weil ich den König liebe, trennte ich mich von ihm; früh oder ſpät wäre die Reue der That gefolgt, und aus unſerem Rauſche erwacht, hätten wir uns unglücklich fühlen müſſen.

Machte Euch die Liebe glücklich? fragte sie jetzt mit gutmüthiger Theilnahme. Habt Ihr in ihrem Becher den ungetrübten Zaubertrank gefunden, den Ihr darin gesucht? Reichte sie Euch je eine Rose ohne Dornen, und schlichen nicht hinter den flüchtigen Augenblicken ihres Glückes trübe Tage der Reue? — Dies zu vermeiden, zog ich mich hierher zurück; als mein Herz schwach zu werden begann, da stärkte ich es durch Gebet, und es gewann Kraft, sich zu beherrschen.

Gute Lasayette, sagte die Prinzessin gerührt. Ihr möget Recht haben, es mag eine Wohlthat des Himmels seyn, selbst hier, in einer Zelle, sich glücklich fühlen zu können, ich achte Euch deshalb und könnte Euch fast beneiden. — Aber nein! rief sie plötzlich. Ein seliger Augenblick, und wäre es auch nur ein Rausch, der uns ihn zauberte, ist doch zu köstlich, um ihn nicht willig gegen ruhige, freudelose Tage zu vertauschen; ein Tropfen aus dem Becher der Liebe beglückt, wenn auch nur in der Erinnerung für das ganze Leben!

Ihr fühlt auch jetzt diesen Tropfen an Euren Lippen, Prinzessin, und saugt ihn mit Gier, der Zauber ist noch nicht vorüber! sagte

Louise Lafayette wehmüthig: Gebe Gott, daß Ihr aus diesem Rausche heiter erwacht, daß keine Thränentropfen den geleerten Becher füllen mögen. Schütze Euch Gott und die Tugend!

Die Prinzessin war von diesen Worten erschüttert, sie schwieg, und eine trübe Ahnung mochte sie durchschauern, da störte das Fräulein ihr Sinnen vielleicht absichtlich. Bringt Cinq Mars meinen Gruß, sprach sie, sagt ihm, daß ich ihm manche seiner Thorheiten, die mir wehe gethan, verzeihe, daß ich ihn aber seines offenen Gemüthes und seiner Herzensgüte wegen liebe. Warnt ihn, fuhr sie fort, ihre Worte stark betonend, daß er sich nicht dem Kardinal feindlich gegenüber stellt. Alle die Großen, die sich ihm zum Fall des Allgewaltigen anschließen, werden ihn in dem Augenblicke der Noth verlassen, und Ihr kennt den König mit seinem schwachen Willen, Ihr kennt Richelieu's Macht! — Da rief die Glocke zur Vesper. — Lebt wohl, Prinzessin! sprach das fromme Mädchen. Lebt wohl, Gott mit Euch! Dies sagend, verließ sie die Prinzessin, die noch lange vor sich hinsah, und mit schwerem Herzen sich aus dem Kloster entfernte.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Allem unterrichtet, und es könnte ihm nur bitter sein, noch einmal die so traurig tönende Saite zu berühren; setze dich und höre mit Aufmerksamkeit zu, es bedarf nur weniger Worte."

Harry setzte sich und von banger Erwartung bewegt, erglühte sein bleiches, entstelltes Gesicht.

Paul begann: „Als Hassan Bei noch Pascha von Smyrna war, ward ihm Demetrios durch mancherlei Geschäfte bekannt, wobei der Pascha oft Gelegenheit hatte, ihm gefällig zu sein. Vor 2 Jahren ohngefähr sah er Helene im vollen Glanz ihrer entfalteten Schönheit. Sein Auge verweilte lange auf ihr und als sie sich entfernt hatte, brach er zu Demetrios in das Lob seines Kindes aus und äußerte sich, daß seine Tochter so schön sei, daß sie wohl verdiene, den Harem eines türkischen Großen, selbst den des Beherrschers der Osmanen zu schmücken. Demetrios äußerte freimüthig, daß ihm diese Ehre nie willkommen sein würde und er zu stolz sei, seine Tochter solch elendem Schicksal hinzugeben; somit war das Gespräch beendet. Hassan Bei schien nicht im mindesten über diese kecke Antwort entrüstet, blieb nach wie vor der Freund und Beschützer des Primaten, den dieser Vorfall jedoch noch mehr bestimmte, den schon längst gefaßten Entschluß auszuführen, seine Geschäfte aufzugeben und sich mit Weib und Kind auf Scio zurückzuziehen.

Kurz darauf, als er dies vollführt hatte, ward Hassan Bei zur Würde des Capudan Pascha nach Constantinopel berufen. Im vorigen Jahre that er, um wie gewöhnlich den Tribut einzusammeln, seinen ersten Schiffszug nach dem Archipel und kommt auch nach Scio, bezieht

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Sechsunddreißigstes Bändchen.

Die Günstlinge.

Zweiter Theil.

Bellarosa.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Die

Günstlinge.

Von

A. von Tromlitz.

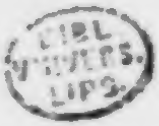

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

1.

Am andern Tage ſtand der König am Gitter des Sprachzimmers und Cinq Mars bei ihm. Sie hatten wohl ſchon eine Viertelſtunde der Ankunft des Fräuleins geharrt, als ſtatt ihrer die Priorin, eine alte ehrwürdige Dame, erſchien, dem Könige zu danken, daß er ihr Gotteshaus mit ſeinem Beſuche beehrt habe. Der König aber bat ſie dringend, das Fräulein zu erſuchen, ihn nicht länger harren zu laſſen, und eben hatte ſie ſich deshalb entfernt, als Cinq Mars ſeinen Unmuth nicht länger zurückhalten konnte. Bei Sankt Hubertus, Sire! rief er, das Abenteuer fängt langweilig an, ich fürchte, es wird noch langweiliger enden. Iſt es mir doch immer, wenn ich ein Kloſter betreten muß, als hätte ich einen Vorgeſchmack vom Fegefeuer; dieſe verſchleierten oder bekutteten Geſtalten, die ſo leiſe und langſam einherſchleichen, daß

man immer glauben muß, ſie fürchteten, Gott möchte ihre Tritte hören, dünken mich oft Teufel zu ſeyn, die ſich mir leiſe nahen. Nur zwei Sachen fürchte ich im Leben: ein Kloſter und das Schaffot!

Wie kömmſt Du auf den wahnſinnigen Gedanken, und hier? fragte der König unwillig.

Eben hier trat dieſer Gedanke lebhaft vor mich, erwiederte der Günſtling. Hat nicht der Kardinal, blos um ihren Einfluß nicht mehr fürchten zu dürfen, durch Liſt und Trug Louiſe Lafayette verlockt, in dieſen Mauern Eurer Liebe zu entgehen? War jene alte Priorin nicht aus dem Geſchlechte der Montmorency, und war es nicht Richelieu, der den Konnetable auf das Blutgerüſt brachte?

Und mit Recht! fuhr der König heftig auf. Warum wagte es Montmorency, gegen ſeinen Monarchen ſich aufzulehnen?

Gegen Euch? Nein, bei Gott, nein, Sire! Der edle Montmorency hätte nie das Schwert gegen ſeinen rechtmäßigen König gezogen; nur gegen den Uſurpator königlicher Macht, gegen Richelieu zog er es. Euch von dem Kardinal zu befreien, ſtarb er auf dem

Blutgerüste! — Der König wurde nachdenkend. — Und könnte ich nicht aus Liebe, aus Anhänglichkeit an meinen König das Nämliche versuchen? fuhr Cinq Mars fort. Wer schützte mich dann, wenn es mißglückte?

Mein Dir gegebnes Wort, Heinrich! unterbrach ihn der König mit Feuer und reichte ihm seine Rechte. Noch einmal schwöre ich Dir, hier an diesem heiligen Orte, nie unterzeichne ich Dein Todesurtheil, darum fürchte nicht! —

Nicht wie das erste Mal, als der König ihm die nämliche Versicherung gab, drückte Cinq Mars die Hand an seine Lippen, ein mitleidiges Lächeln schwebte heute um seinen Mund, der sich eben öffnen wollte, wahrscheinlich dem Könige etwas Bitteres zu sagen, als die Thür des Sprachzimmers aufging, und das Fräulein Lafayette verschleiert hereintrat. Richelieu und Montmorency waren vergessen, Ludwig hatte nur Auge und Sinn für die Geliebte, die ihn mit bebender Stimme begrüßte. Der König erwiederte den Gruß mit einem stummen schmerzvollen Blick, befahl dann der Priorin, sich zu entfernen, und als diese

gehorchte, bat er das Fräulein, den Schleier zurückzuschlagen.

Warum wollt Ihr mein Gesicht sehen, Sire? erwiederte das Fräulein. Was sollen Euch diese traurigen Züge sagen, die höchstens eine schmerzhafte Erinnerung in Euch zurückrufen könnten, laßt den Schleier sie bedecken, bald — sie stockte. Der König aber bat so dringend, daß sie ihn endlich zurückwarf, und ihr verweintes Auge mit sanfter Schwermuth auf ihn heftete.

Ludwig war so tief erschüttert, daß er schwankte und sich an dem eisernen Gitter festhalten mußte, auch das Fräulein bedurfte all' ihrer Kraft, sich zu fassen. Sie mochte in diesem Augenblicke fühlen, daß die Zeit, wo der Gedanke an die Welt ihr nur ein Beruhigender, kein Trüber seyn würde, noch weit entfernt sei. Endlich brach der König das Schweigen, bat und beschwor sie, ihren Entschluß aufzugeben, der, wie er nun sähe, die Rosen ihrer Wangen bleiche und ihr schönes Auge trübe. Noch sei es Zeit, sie sei ja nicht genöthigt, am Hofe zu leben, wenn sie das Geräusch der Welt, wenn sie ihn fliehen wolle, sie könne ja fern von Paris ihr

Tage in frommer Zurückgezogenheit verbringen, nur solle sie das Kloster verlassen, wo sie einzig für sich, nicht für Andere leben könne. Aber kein Bitten, kein Schmeichelwort konnte den festen Entschluß des Fräuleins erschüttern. Sie dankte dem Könige, dem Aeußern nach mit Ruhe, für seine Theilnahme, bat ihn, er möge immer mit Güte und Liebe ihrer gedenken; aber Wort und Ton verriethen das unterdrückte Gefühl, ja als sie sich entfernen mußte, vermochte sie kaum zu sprechen, sie wankte hinaus und ließ dem Könige noch einen Schimmer von Hoffnung zurück.

Cinq Mars hatte während der ganzen Unterredung in der Entfernung gestanden, und sein Auge war mit einer Art Verehrung unverwandt auf das Fräulein gerichtet gewesen. Bei Gott, Sire! wenn Jemand in der Welt im Stande wäre, mich in eine Mönchskutte zu stecken und mich zum frommen Menschen zu machen, so wäre sie es, denn noch nie hörte ich die Moral von so schönen Lippen noch nie sah ich eine so reizende mater dolorosa.

Der König mochte nicht viel auf seine Worte gehört haben, denn als Cinq Mars schwieg, stand er immer noch regunglos, den

Blick auf den Boden geheftet, da. Komm! sagte er endlich. Komm, Heinrich! — Ach, ich habe an dem Mädchen Alles verloren!

Von jetzt an besuchte der König fast täglich das Kloster, und immer werther wurde ihm Louise Lafayette; aber je mehr er in sie drang, seinen Bitten nachzugeben, wieder in die Welt zurückzukehren, desto fester wurde sie in ihrem Entschlusse, und zuletzt bat sie selbst den König inständigst, diesen Punkt nicht mehr zu berühren.

Niemandem war übrigens diese tägliche Wanderung unangenehmer, als Cinq Mars, der seinen Herrn jedes Mal dahin begleiten mußte. Mich wird die Langeweile noch tödten, klagte er eines Tages der Prinzessin. Verdammt zu seyn, einen verliebten, gottesfürchtigen König und eine Heilige stundenlang sprechen zu hören, ist doch Höllenqual. Es hilft zu nichts, Marie, sagte er dann verdrießlich, an der Angst dieser Schwärmerin vor der Hölle scheitert unser Plan, sie wird Nonne, und der Kardinal bleibt der Allgewaltige. Gottlob, daß sie mit jedem Tage langweiliger wird, und daß sie, statt sonst sich die vergebliche Mühe zu geben, den König zu

ein Landhaus am Ufer des Meeres, ohnfern Masticio und beehrt seinen alten Freund Demetrios mit einem Besuch. Er wird von dem Primaten, seinem Stande gemäß, feierlich auf dem Landhause, wo er sich damals befand, aufgenommen, doch Helene bleibt für ihn verborgen; er fragt nicht nach ihr und entfernt sich, mit Herzlichkeit für die Bewirthung dankend.

Einige Tage darauf lustwandelt Helene mit ihrer Mutter am Ufer des Meeres, da sehen sie sich plötzlich von Türken umringt, die Mutter schließt ihr Kind, das die Barbaren anfallen, in ihre Arme, sie entreißen es ihr gewaltsam, einer der Unmenschen stößt sie mit dem Kolben seines Gewehrs zurück, sie taumelt nieder; ein andrer führt indeß die Sträubende auf ein am Ufer bereitliegendes Boot und erst nach einigen Stunden fanden heimziehende Arbeiter die Mutter am Wege liegen und brachten sie heim.—"

„Schrecklich, schrecklich!" unterbrach ihn Harry.

„Nach vieler Bemühung kam endlich die Mutter wieder zu sich" fuhr Paul fort „doch war ihr Zustand hoffnungslos, sie bekam den Blutsturz; der Schreck, der Verlust ihres Kindes hatten ihr ohnedies schwaches Nervensystem zu stark erschüttert; kaum vermochte sie noch ihrem Gatten ins Geheim das Vorgefallene zu berichten — Schnell eilte dieser, wohl ahnend, woher dieser Schlag ihn träfe, zum Aga, einem würdigen, ehrenwerthen Manne, rief seine Hülfe an, wagte es jedoch nicht, ihm seine Vermuthung mitzutheilen.

„Kehr' zu deinem kranken Weibe zurück" sagte dieser mit Theilnahme „ich hoffe, dir deine Tochter wieder geben zu können, doch weiß ich nicht gewiß, ob es in meiner

vermögen, selbstständig zu werden, jetzt ihn zu bekehren sucht — ich hoffe, sie langweilt ihn eben so damit, wie mich.

Hierin hatte sich Cinq Mars nicht ganz getäuscht. Statt seinen Unmuth ihr vertrauungvoll ausschüttend, ihren Rath, ihre Theilnahme zu vernehmen, mußte der König jetzt fromme Ermahnungen hören, und wie sie sich der Welt entzogen, wollte sie sich auch den Welthändeln entziehen, und mit Sinn und Wort nur dem Himmel angehören. Die steten Ermahnungen begannen den König zu langweilen, doch hätte dies so wenig wie manche Spöttelei des Günstlings ihn vermocht, Louise Lafayette weniger zu sehen, sein Herz, vielleicht mehr noch die Gewohnheit hätten ihn dennoch hingezogen, aber der Kardinal setzte seine Maschinen in Bewegung, und diesem seinem Dämon konnte er nicht widerstehen. Richelieu, der die Menschen zu sehr verachtete, um glauben zu können, daß ein Weib der Tugend das Opfer bringen und die Liebe eines Königs zurückweisen könne, fürchtete immer, daß das Fräulein Lafayette das Kloster zu einer Lockspeise gebrauche, den König fester zu umgarnen und daß dies alles hauptsächlich auf seinen

Sturz berechnet sei. Er hatte daher den Pater Caussin, der indessen von seinen Obern die Weisung erhalten, dem Kardinal in Allem gefällig zu seyn, zu sich kommen lassen, und ihm den Auftrag gegeben, die Besuche in dem Kloster dem Könige als sündlich vorzustellen und sie zu hintertreiben; er selbst ließ alle Minen springen. Von jeder Seite wurde der König glauben gemacht, ganz Paris nehme an diesen Besuchen ein Aergerniß, und das Fräuleiu d'Hautefort selbst, auf deren Entfernung er früher gedrungen, und die jetzt wirklich den Hof hatte meiden müssen, jedoch die Königin noch oft in Val de grace, dem Orte ihrer frommen Bußübungen sprach, suchte er zu gewinnen. Es gelang ihm, und sie vermochte die Königin, öffentlich, nicht den König, sondern das Fräulein zu tadeln, daß sie täglich die Besuche des Monarchen annehme, ja ihre Oberhofmeisterin mußte hin, ihr das Unschickliche eines solchen Betragens vorzustellen, und ihr die Unzufriedenheit der Königin kund zu thun.

Dies alles zusammen, wohl am meisten die Langeweile, die der König bei seinen Besuchen zu fühlen begann, ließen sie immer

seltener werden, und da die Lafayette ihm eines Tages meldete, daß sie in Kurzem den Schleier nehmen würde, sagte ihr der, keiner wahren Leidenschaft fähige Ludwig ein ruhiges Lebewohl, und besuchte fortan das Kloster nicht mehr. Alle Parteien schienen damit zufrieden, der König, der Kardinal und Cinq Mars.

2.

Jetzt hatte der Großstallmeister vollauf zu thun, die immer mehr und mehr zunehmende üble Laune seines Herrn zu ertragen; kam die Stunde, wo dieser gewohnt war, nach dem Kloster zu gehen, so halfen Bretspiel und Fabliaux nicht, und die chronique scandaleuse des Hofes reichte nicht aus, den Dämon Langeweile zu verscheuchen. Die Jagd war fast noch das einzige Mittel, die Zeit zu tödten, und so war Cinq Mars jetzt mehr auf den königlichen Schlössern als in Paris. Dies war ihm, besonders in dieser Zeit, unlieb, denn sei es nun, daß der Kardinal, vielleicht durch die Herzogin von Aiguillon, die näheren Umstände seiner Verhältnisse mit der

Prinzessin erfahren hatte, oder war es Zufall daß die Königin, die sonst wenig Theil an Marie von Nevers nahm, sie plötzlich in ihr Herz geschlossen zu haben schien, und jetzt selbst bemüht war, sie ihrem Stande gemäß zu verheirathen, es mußte Cinq Mars auffallend seyn, daß die Königin ihr plötzlich so gewogen schien. Der Tochter des Markgrafen von Mantua fehlte es nicht an Bewerbern, und Anna von Oestreich that ihr so manche Vorschläge, die sie zurückwies, und wodurch sie öfters in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Die Königin wurde zuletzt darüber empfindlich, und ließ es sich nicht undeutlich merken, daß der Graf von Langeron, welcher der Prinzessin jetzt von Neuem auf eine auffallende Weise den Hof machte, wohl die Ursache ihrer Abneigung gegen jede anständige Verbindung seyn könne, und wirklich schien auch die Prinzessin dem Grafen nicht abgeneigt. Er war einer der schönsten Männer des Hofes, kühn, unternehmend, gewandt, hatte schon früher Marien den Hof gemacht, und war, wie die böse Welt sagte, dabei nicht unglücklich gewesen. Eine kleine Zwistigkeit hatte dies Verhältniß getrennt, er sich

zur Armee begeben, und Cinq Mars indessen das Herz der Prinzessin gewonnen.

Unerwartet kehrte Langeron von dem Heere an den Hof zurück, und begann seine Bewerbung von Neuem. So listig die Prinzessin, so sehr sie auch in die Hofintriguen eingeweiht war, so sah sie diesmal doch die Falle nicht, die man ihr stellte, und ergriff, trotz des Abrathens von Cinq Mars, einen falschen Weg. Sie glaubte Langeron öffentlich auszeichnen zu müssen, um die Blicke des Hofes von ihrer innigen Verbindung mit Cinq Mars abzuleiten, und nahm seine Bewerbungen dem Scheine nach freundlich an, worüber es denn zuweilen mit dem Großstallmeister zu heftigen Scenen kam. Obgleich nicht zur Eifersucht geneigt, mißbilligte er dennoch ihr Betragen, und es that, bei völligem Vertrauen auf das Herz seiner Geliebten, seiner Eitelkeit wehe, daß der Hof denken könne, er theile die Gunst der Prinzessin mit einem Zweiten. Doch Marie wußte ihn endlich zu überreden, und er ließ ihr freie Gewalt, nach Gutdünken zu handeln.

In diese Zeit fielen die ihm lästigen häufigen Jagdpartien des Königs, der bald in

Versailles, bald in Meudon, selbst in St. Germain sich aufhielt, sich dort einige Tage vergnügte, bis ihn auch dies langweilte, und er wieder nach Paris zurückkehrte. Eines Nachmittages, als der König eben von Meudon zurückkam, fand Cinq Mars ein Schreiben von unbekannter weiblicher Hand, und ohne Unterschrift, dessen sonderbarer Inhalt folgender war:

Marquis!

Ihr glaubt Euch geliebt und täuscht Euch eben so sehr, wie Ihr schon Manche getäuscht habt, denen Ihr Liebe schwuret; Marie von Nevers ist Euch ungetreu. Glaubt Ihr meinen Worten nicht, so geht heute Abend um die zehnte Stunde nach ihrem Palaste, langweilt Euch nur ein Viertelstündchen auf der Straße, und Euer glücklicher Nebenbuhler, den Ihr leicht werdet errathen können, wird sich, in der Hoffnung, daß Ihr noch in Meudon seid und er sein Abenteuer beenden kann, dort einstellen.

Cinq Mars warf den Brief unmuthig auf den Tisch, wollte lachen, aber er vermochte

es

es nicht, die Sache schien ihm endlich doch zu ernsthaft, obgleich sein leichter Sinn und sein Vertrauen zu Marien stark genug war, ihn über allen Verdacht zu erheben. Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihm, mancherlei Vorsätze wurden gefaßt und schnell wieder verworfen; einmal wollte er mit diesem Schreiben sogleich zur Prinzessin gehen, sie zur Rede zu stellen, und schon half ihm der Kammerdiener sich ankleiden, als er überlegte, wie kränkend der Geliebten ein solcher Verdacht seyn müsse. Dann faßte er den heroischen Entschluß, heute nicht mehr das Louvre zu verlassen und morgen erst die Prinzessin von dem Briefe zu benachrichtigen und ihr so den größten Beweis seines Vertrauens zu geben. Da neckte ihn aber doch bald der Dämon der Eifersucht und er meinte, die beste Ueberzeugung gewähre es ihm, wenn er um die zehnte Stunde vor dem Palaste die Runde mache, und so die Gewißheit erhalte, daß man ihn habe hintergehen wollen. Aber wenn das Ganze nur eine Mystification wäre, wenn die Prinzessin selbst — Nein, nein! rief er, im Zimmer auf und abgehend, dem Gespötte gebe ich mich nicht preis, My-

stification ist es gewiß — und doch! — Tausenderlei Gedanken und Vorsätze durchkreuzten sich von Neuem, und er begann nun jeden Gedanken, jeden Vorsatz genau zu wägen, bis er den Sonderbarsten ergriff. Er eilte zum Könige. Sire! redete er ihn an. Ihr habt die Gnade gehabt, Eurem Diener schon manches zu vertrauen und meinen Rath zu verlangen, jetzt unterstehe ich mich, meinen König um seinen Rath zu bitten.

Das ist mir neu! unterbrach ihn Ludwig.

Ich finde dieses, kurz vor meiner Ankunft gebrachte Schreiben auf meinem Zimmer; habt die Gnade, es zu lesen, Sire, und sagt, was ich thun soll.

Der König nahm das Schreiben, las es und gab es ihm lachend zurück. Das hat eine Freundin von Dir geschrieben, die es nur zu wohl mit Dir meint, und Dich von Deiner Thorheit heilen will, sagte der König. Habe ich Dir es nicht oft gesagt, Heinrich, daß die Prinzessin nicht eine Louise Lafayette ist.

Dafür sei Gott gedankt! unterbrach Cinq Mars unwillkührlich seinen königlichen Rathgeber.

Sie ist eine leichtsinnige Person, fuhr

Ludwig fort, ohne sich durch den Ausruf seines Günstlings stören zu lassen, eine Person, die sich schon in frühester Jugend mit Liebesabenteuern beschäftigte. Meinen Bruder Orleans wollte sie verlocken, und der Kardinal schickte sie zur Abkühlung nach Vincennes.

Woraus er sie entließ, als sie dem Herrn Kardinal gefällig zu seyn versprach! fiel Cinq Mars ein. Sie hat ihm aber schlecht Wort gehalten!

Weißt Du auch von der Sache? Doch ein Andermal davon, fuhr der König in seiner Apologie der Prinzessin fort. Dann hatte sie eine Intrigue mit dem jungen Grafen Langeron, die sie, wie mir die Königin gesagt, jetzt von Neuem angeknüpft hat. Deshalb, Cinq Mars, rathe ich Dir, heute Abend zur bestimmten Stunde, also um zehn Uhr, nach ihrem Palaste zu gehen, um Dich dort zu überzeugen, daß Du ein Thor bist, Dich an eine Dame zu hängen, die Deiner Eitelkeit so wehe thut, und die zu hoch über Dir steht, um je auf ihre Hand hoffen zu können.

Wäre es denn eine Mißheirath, wenn sie einem Pair von Frankreich die Hand gäbe? fragte Cinq Mars beleidigt.

Einem Pair von Frankreich? Bist Du denn Pair? fiel ihm der König in die Rede. Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß Du ein Thor bist. Strebe nicht nach höheren Dingen, zähme Deinen Ehrgeiz, der im Grunde nur Eitelkeit ist; begnüge Dich mit dem, was Du hast, und mit der Gunst Deines Königs.

Begnügte sich Luynes damit? fragte der Großstallmeister keck.

Luynes und immer Luynes! fuhr der König auf und stampfte heftig mit dem Fuße. Warum Dich immer mit ihm vergleichen, Dich ihm gleichstellen? Er war der Gespiele meiner Kindheit, theilte das Elend meiner Jugend mit mir, mein schlechtes Lager, meine ärmliche Kost und meine spärlichen Vergnügungen; ihm konnte ich nicht ein Marquisat schenken, wie Du von mir erhieltest, arm war er und blieb arm, wie ich, dem die Mutter, dem der Marschall d'Ancre nicht so viel gaben, einen Bettler glücklich zu machen, geschweige denn einen nimmersatten Günstling, und dennoch hing er ohne Launen, ohne ewige Forderungen, uneigennützig an mir, opferte sein

Macht stehen wird; glücklicherweise ist deine Nation auf Scio im Harem zu Constantinopel begünstigt und auch der Höchste fürchtet diesen Einfluß — Aber was geschehen ist, kann ich nicht ungeschehen machen — Verbirg aller Welt, was vorgefallen und breite, so viel es sich thun läßt, einen Schleier über die traurige Begebenheit, das ist mein Rath, den du als ein kluger Mann, deines Kindes wegen, befolgen mußt."

Als Helene am andern Abend in ihr väterliches Haus wieder eintrat, fand sie die Mutter nicht mehr, konnte nur noch an ihrem Sarge weinen und Rache Hassan Beischwören, den des Aga's ernste Drohung, die Sache nach Constantinopel zu berichten, vielleicht auch Heleneus Verzweiflung, bewogen hatte, seine Beute fahren zu lassen — Du weißt nun Alles — Verdammen kannst du die Unglückliche nicht, sie steht schuldlos vor dir und rein vor Gott — Befrage nun dich selbst und geh mit deiner Vernunft, auch mit deinem Herzen zu Rathe."

Harry erhob sich bei diesen Worten, drückte Paul mit Heftigkeit die Hand und schritt, ein Tiefgebeugter, langsam dem Hause zu.

Leben für mich und befreite mich von meinem Tyrannen.

Das kann auch ich! fiel Cinq Mars dem Könige schnell in die Rede. Richelieu ist ein so arger Tyrann, wie es d'Ancre nie war. Ich habe meinen König verstanden, sein Wort ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen!

Tollkühner Mensch! unterbrach ihn Ludwig und hielt ihn fest, als ob er fürchtete, jener schreite schon jetzt zur That. Nicht von der Stelle! — Wälze auch Du eine Centnerlast auf mich, wenn Du wähnst, mich von einer Anderen zu befreien. — Kein Blut mehr, Heinrich, kein Blut um mich, jeder Tropfen fällt in mein Schuldbuch, und dort oben muß ich dafür büßen.

Wird das Blut Montmorency's dort nicht eingetragen? fragte Cinq Mars.

Ihm sprach das Gesetz das Leben ab, meine Unterschrift gab nur dem Gesetze Kraft, sagte der König mit finsterm Ernst. Doch schweige hiervon, schon einmal habe ich es Dir befohlen. —

Cinq Mars gehorchte und schwieg. Der König schritt nachdenkend im Zimmer auf und

ab. Setze Dich, Heinrich, hier dicht neben mich. Doch nein, geh' erst hinaus, verschließ das Vorzimmer, während ich diese Tapetenthür untersuche, ob niemand uns belauscht, und dann komm zurück. — So — nun setze Dich zu mir, und höre aufmerksam zu, denn ich werde aus Vorsicht leise reden. — Ich hasse den Kardinal wie den Teufel, ich fürchte ihn auch, wie ich diesen fürchte, denn er hat mit der Macht des Menschen über das Gemüth, auch die Macht eines Teufels über den Geist. Träte er von selbst zurück, könnte ich ihn los werden, wollte ich das größte Opfer bringen, das Liebste entbehren, was ich habe, denn der Mann ist mir mit seiner Herrschsucht lästig, und so tief er sich auch vor mir bückt, weiß ich doch, daß er sich höher dünkt, als ich. Glaubst Du, Heinrich, ich bemerke nicht, wie die Höflinge nur zum Schein und der Sitte wegen ihr Knie vor mir beugen? Vor dem Kardinal aber beugen sie sich aus Furcht und Eigennutz. — Er ist König, nicht ich! —

Aber, Sire — fuhr Cinq Mars auf.

Ruhig, Heinrich, die Wände haben Ohren! — Höre mich weiter an, denn ich will

Dir heute ganz mein Herz öffnen. — Du willst sagen, fuhr der König fort: Sire, es bedarf ja nur, daß Ihr bei versammeltem Hofe oder im Conseil den Muth habt, zu sagen: Kardinal Richelieu, ich danke Euch für Eure Dienste, ich bedarf ihrer nicht mehr, geht auf Eure Güter nach Poitou — und die Sache ist abgethan, kein Höfling zieht das Schwert für ihn, keine Provinz bewaffnet sich, ihn auf seinem Platze zu erhalten; nicht wahr? Aber was dann? — Soll ich die Zügel der Regierung fassen? Das verstehe ich nicht und es langweilt mich, denn ich bin seit meiner frühesten Jugend absichtlich zum Müssiggang erzogen. Soll ich einen andern Premierminister ernennen? Nenne mir einen, der diesen Platz ausfüllen könnte. Chavigny, Bouthilliers, den Kanzler vielleicht? Wer hat das Genie Richelieu's, wer seinen Muth, seine Kraft? Alle würden die Geschicklichkeit haben, mich zu beherrschen, keiner die Kraft, Herrscher Frankreichs zu seyn; ich hätte nur mit der Person gewechselt, und mir hätte es nichts genützt, nur meinem armen Lande, meinem armen Frankreich hätte ich den Mann genommen der es bisher so groß gemacht hat.

Darum dulde ich und ſchweige. Doch ſollte es mir länger zu ertragen läſtig werden, ſo — er ſtockte, eine hohe Röthe überflog ſeine Wangen, und Cinq Mars dachte, ohne es auszuſprechen: Dann, armer König, hätteſt Du doch nicht den Muth, die zwei Worte zu ſagen: Geht, Kardinal!

Der König ſtand auf, trat an das Fenſter, ſah hinaus und ſchien nicht mehr Luſt zu haben, das Geſpräch fortzuſetzen; Cinq Mars nahte ſich ihm. Ich glaubte, Sire, vorhin Euch verſtanden zu haben; Blut ſoll nicht fließen, gut! Sollte aber ohne Blut? — Der König nickte beifällig mit dem Kopfe, dann wendete er ſich raſch nach Cinq Mars, und ſagte mit Heftigkeit: der Stolze wird mir von Tage zu Tage läſtiger! Ich wollte — Das Ende der Phraſe ſprach er nicht aus, nahm das Bretſpiel, und Cinq Mars, den tauſend Gedanken beunruhigten, mußte ein Spiel nach dem Andern mit ihm ſpielen, dann ihm zur Königin folgen und mit ihm allein zur Nacht eſſen. Als jedoch die Glocke neun und zwei Viertel ſchlug, ſtand der König auf und ſagte: Nun geh', Heinrich, und überzeuge Dich ſelbſt, daß Du ein Thor biſt, aber

keine Händel, wenn Du meine Ungnade nicht empfinden willst.

Keine Händel und mich überzeugen, daß ich ein Betrogener bin? brummte Cinq Mars, als er nach seinem Zimmer ging. Guter König, Du kennst den Mann nicht, wenn er, beleidigt, hintergangen, die Hand an's Schwert legt, es muß gezückt werden, trotz Deines Befehls!

3.

Noch hatte die Glocke von Notre dame ihre zehn Schläge nicht ganz beendet, als Cinq Mars, in den Mantel gehüllt, den guten spanischen Degen an seiner Seite, dem Palast Nevers gegenüber stand, und halb mit Beklemmung, halb mit guter Zuversicht, daß der ganze Brief nur Scherz oder Bosheit gewesen sei, sich an ein gegenüber stehendes Haus drückte, von wo er den ganzen Palast übersehen konnte. Doch bald wurde er überzeugt, daß die Briefstellerin nicht gescherzt habe, denn es nahte sich ein, gleichfalls in den Mantel gehüllter stattlicher Mann dem

Palaste, blieb stehen, und gab jetzt durch dreimaliges Klatschen ein Zeichen. Als er dies noch einmal wiederholte, öffnete sich ein Fenster im Entresol, und Cinq Mars hörte eine weibliche Stimme leise rufen: Geduldet Euch nur einen Augenblick, sobald ich kann, öffne ich die Pforte. Bis jetzt hatte der Großstallmeister, des Befehls des Königs eingedenk, seine Wuth zurückgehalten, nun konnte er nicht länger, er trat vor und fragte mit barschem Tone den Harrenden: Was sucht Ihr hier?

Was Euch nichts angeht, erwiederte dieser und wollte sich entfernen.

Steht mir Rede! rief Cinq Mars. Sonst kommt Ihr nicht von der Stelle!

Ihr seid sehr zudringlich, junger Mann! sagte der dicht in den Mantel Verhüllte, der bei hellem Sternenlichte den Andern erkennen konnte. Ihr thätet besser, dem Könige die Langeweile zu vertreiben, als die hier Vorübergehenden in ihren Geschäften aufzuhalten.

Was sucht Ihr hier in dem Palast?

Nichts, was Euch zu kümmern braucht, erwiederte der Fremde immer noch ruhig.

Was sucht Ihr hier im Palaste Nevers?

wiederholte Cinq Mars, die Hand an den Degen legend.

Der Gefragte gab die vorige Antwort.

Zieht und setzt Euch zur Wehre! rief der Großstallmeister, seiner nicht mehr mächtig. Zieht, oder Ihr seid ein Feiger!

Nun, wenn es seyn muß, wie es Euch beliebt! erwiederte Jener, zog seinen Degen, und, den Rücken an eine Mauer gelehnt, erwartete er den Angriff.

Cinq Mars, Meister in allen körperlichen Uebungen, drang muthig auf den Unbekannten ein, der anfangs mit kaltem Blute die Stöße seines Gegners parirte und ihn zu ermüden suchte, doch jetzt auch rasch auf ihn eindrang und, war es Zufall, war es die Geschicklichkeit des Großstallmeisters, plötzlich mit dem Aukrufe: Gerechter Gott! von der Klinge Cinq Mars durchbohrt, zu Boden sank.

In dem nämlichen Augenblicke öffnete sich die Pforte, Cinq Mars sprang hinzu, stieß das Mädchen, das ihn nicht einlassen wollte, zurück, stürzte nach dem Zimmer, wo er die Diener der Prinzessin zu finden wußte, und befahl ihnen, sogleich einen Verwundeten von

der Straße hereinzuschaffen und einen Wundarzt zu holen.

Indeß die Diener schnell seine Befehle erfüllten, eilte er mit Hast und von Eifersucht getrieben, die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Prinzessin, die mit ihrer Gesellschafterin, dem Fräulein Adelaide de Pons, ruhig in ihrem Zimmer saß. Der rasche, unerwartete Eintritt Cinq Mars erschreckte sie, Marie von Nevers sprang auf. Madame! sagte er mit bitterm Spott und sein Auge rollte wild. Verzeiht, wenn ich den verwundeten Grafen Langeron in Euren Palast bringen ließ, und so seine Wünsche erfüllt habe; ich übergebe ihn Eurer Pflege! —

Langeron verwundet? fragte die Prinzessin mehr über den Anblick ihres Geliebten, als über die Begebenheit selbst erstaunt. Hat er die Züchtigung verdient, so geschieht ihm Recht.

Cinq Mars wurde von der Ruhe, mit der die Prinzessin dies sprach, noch mehr erbittert. Ihr scheint bei dieser Nachricht sehr gleichgültig! sagte er.

Warum nicht? erwiederte Marie von Nevers. Nur ist es mir unlieb, daß Euer

Zweikampf in der Nähe dieses Palastes vorfallen mußte, und daß Ihr den Grafen hierher bringen ließet.

Mußte ich nicht? erwiederte Cinq Mars, jedoch durch den anhaltenden Gleichmuth der Prinzessin jetzt etwas irre geworden. Die Pforte des Palastes öffnete sich dem Glücklichen auf sein Zeichen in dem Augenblicke, wo er von mir durchbohrt niedersank. Konnte ich anders, als ihn hereinbringen lassen? Konnte ich ahnen, daß es Euch unlieb seyn würde?

Mein Gott, Adelaide! Du erbleichst, Du zitterst! wandte sich jetzt die Prinzessin zu ihrer Freundin.

Erlaubt, sagte diese, daß ich mich entferne, und eben, als sie aufstand, um sich hinweg zu begeben, trat ein Diener ein und meldete dem Großstallmeister, daß der verwundete Herr ihn sogleich zu sprechen wünsche.

Die Ehre wie der Anstand riefen Cinq Mars zu seinem Gegner; er überließ das wankende Fräulein der Obhut der Prinzessin und eilte zu dem Verwundeten, den er in einem Zimmer des unteren Stockes auf einem Ruhebette liegend, und zu seinem Schrecken

nicht den Grafen Langeron, sondern einen fremden Mann in ihm fand.

Herr Großstallmeister! redete dieser ihn an. Weshalb Ihr mich zum Zweikampfe zwanget, ist mir nach einigem Nachdenken klar geworden, sicher fand hier ein Irrthum Statt. Ich bitte daher, laßt mich in aller Stille nach meiner Wohnung bringen, meine Wunde scheint nicht so gefährlich, als ich anfangs dachte.

Wer seid Ihr, Herr, und wohin soll ich Euch bringen lassen? fragte Cinq Mars, über dies unglückliche Mißverständniß in Verzweiflung.

Ich wohne in der rue d'enfer No. 20, und bin de Thou, Requetenmeister und Bibliothekar des Königs, erwiederte dieser.

Verzeihung! unterbrach ihn Cinq Mars. Verzeihung, daß ich an dem Unglücke eines so edlen Mannes schuld bin, den, ohne daß ich ihn kenne, der Ruf mir so achtenswerth geschildert hat. Verzeiht! Ich bin über den Vorfall außer mir! Womit kann ich es wieder gut machen? fuhr er mit der Herzlichkeit fort, in der sich sein ganzes Gefühl aussprach.

Mit der Verheimlichung des Vorgefallenen,

15.

Von diesem Augenblicke an hatte sich eine stille Wehmuth seiner bemächtigt; er vermied die Menschen, traf er Demetrios, so war ein Händedruck Alles, wodurch er sich aussprach. Am andern Tage wandelte er sinnend durch das Thal der St. Elias Bai zu; dort setzte er sich auf einen Felsen, blickte sehnsuchtsvoll nach der Gegend seiner Heimath, oder nach dem Schiffe, das immer noch, seiner harrend, hier vor Anker lag; doch so wie es Abend wurde, kehrte er heim.

Als nun der Vollmond über die waldbekränzten Berge emporstieg und sein Silberlicht über das einsame Thal breitete, winkte er Paul, ihm zu folgen und führte ihn hinaus zu der Rasenbank unter den Platanen — „Paul" sprach er hier „die Stunde der Entscheidung hat geschlagen, gebe Gott, zu meinem Heil! Ich habe ernst über mich und Helene nachgedacht" fuhr er nach langem Schweigen fort „ich habe alles gegen einander wohlgeprüft und erwägt, das Vorurtheil, das oft so mächtig auf den Menschen wirkt, nicht zum Schweigen gemahnt und mich ernst gefragt, wirst du auch für immer und in jeder Lage des Lebens, selbst wenn der Rausch der Leidenschaft vorüber

erwiederte de Thou. Meiner Stellung nach könnte mir das Bekanntwerden des Abenteuers mehr schaden, als Euch, Herr Marquis.

Der Wundarzt trat ein, und während er die Wunde untersuchte, stand Cinq-Mars besorgt an de Thou's Lager und beobachtete ängstlich jede bedenkliche Miene des Arztes. Endlich, nachdem er den ersten Verband angelegt hatte, gab ihm dieser die Beruhigung, daß allem Anscheine nach keine edlen Theile verletzt wären, mithin keine Gefahr vorhanden sei, und der Verwundete, seinen Wünschen gemäß, bei gehöriger Vorsicht wohl nach der rue d'enfer gebracht werden könne. Schnell ordnete Cinq Mars, den die Diener der Prinzessin schon als ihren Gebieter zu betrachten gewohnt waren, das Nöthige an, und erst als alles besorgt und de Thou weggebracht worden war, eilte er zu der Prinzessin, die er nicht in ihrem Zimmer, sondern mit der kranken Freundin beschäftigt fand.

Als sie endlich eintrat, eilte Cinq Mars auf sie zu, bat wegen des Vorgefallenen um Verzeihung, und erhielt sie auch leicht, nachdem er den ganzen Vorfall ihr offen erzählt

und gesagt hatte, wie der König ihn zu dem Entschlusse gebracht hätte, sich von ihrer Untreue zu überzeugen. Sie verzieh ihm um so eher, da sie sich hierbei nicht ganz schuldlos fühlte.

Der unglückliche de Thou, der beglückte Verehrer des Fräuleins de Pons, hatte schon mehrere Rendezvous durch Hülfe ihrer Kammerfrau gehabt, auch heute ging er diesem Glücke entgegen, das sich so tückisch in Unglück für ihn verwandelte. Das Fräulein von dem Vorfalle erschüttert, lag schwer krank darnieder, und so mußte Cinq Mars, mit betrübtem und doch beglücktem Herzen, da die Geliebte treu und bewährt gefunden heute bald von ihr scheiden.

4.

Dieses mal war der fein angelegte Plan der Herzogin d'Aiguillon gescheitert. Auf ihr Bitten nämlich hatte der Kardinal den Grafen Langeron, auf dessen Ergebenheit er vertrauen konnte, von dem Heere nach Paris zurufen, wo ihn die Herzogin von ihrem Pa

unterrichtete. Graf! sagte sie gleich bei der ersten Zusammenkunft. Ihr standet mit Marie von Nevers in Verbindung. Der Großstallmeister wirbt um sie, er ist des Königs Liebling, ein Wort des Monarchen, noch eine Dotation, das Marquisat wird zur Pairie erhoben, und nichts steht seiner Verbindung mit der Prinzessin im Wege; dies wünscht der Kardinal zu hintertreiben. Doch wozu diese Umschweife! Wißt, ich spreche im Namen meines Oheims mit Euch. Er kennt so gut als ich Eure frühere Verbindung mit der Prinzessin, und so wenig er sich um Liebe kümmert und sie kennt, — Langeron lächelte, die Herzogin erröthete — weiß er doch, daß die erste Liebe auch späterhin noch immer eine seltene Macht über das Herz übt. Ihr sollt gegen Cinq Mars in die Schranken treten; die Hand der Prinzessin, die sie nur einem Herzog und Pair von Frankreich reichen kann, sei der Preis Eures Sieges. Euch dieses Preises würdig auszustatten, dafür laßt den Kardinal sorgen.

Der Graf sträubte sich lange, ehe er in diesen Plan einging, er fürchtete sein Mißlingen, wobei es sehr leicht geschehen konnte,

daß er nicht in dem vortheilhafteſten Lichte erſchien. Wer in der Liebe ſo flatterhaft iſt, wie Marie von Nevers, wandte er der Herzogin ein, dem iſt erſte und letzte Liebe gleichgültig, nur die Neue hat Reiz für ihn; ich fürchte, Cinq Mars nicht aus dem Sattel heben zu können.

So ſteht noch ein Weg offen. Stellt Euch mit dem Degen in der Fauſt Eurem Nebenbuhler entgegen!

Der Günſtling des Königs muß für jeden klugen Höfling eine heilige, unantaſtbare Perſon ſeyn, erwiederte Langeron.

Für die Folgen laßt den Kardinal ſorgen, erwiederte die Herzogin zuverſichtlich. Beginnt nur Euer Werk!

Der Preis war zu ſchön, die Gunſt des Kardinals als Zugabe zu lockend, als daß Langeron nicht endlich hätte in den Plan eingehen ſollen. Er machte der Prinzeſſin den Hof, und ward öffentlich zuvorkommend von ihr behandelt, doch wie er einſt, als ſie ſich zufällig Beide allein befanden, raſcher zur Ausführung ſeines Planes ſchreiten und der Prinzeſſin von ſeiner nie erloſchenen Glut ſprechen, ihr ſeine einzige unwandelbare Liebe

versichern wollte, erwiederte sie kalt: Wenn ich es öffentlich dulde, daß Ihr mir den Hof macht, Graf Langeron, so dankt es wenigstens nicht einem längstzerrissenen Verhältnisse, und erwartet übrigens von der Gegenwart nichts.

Der Stolz des Grafen war durch diese Worte beleidigt, und er gab sich nun aus Rache ganz den Plänen der Herzogin hin. Sie ließ den Brief an Cinq Mars schreiben, bewog den Grafen, sich um die zehnte Stunde vor dem Palaste Nevers einzufinden, und dort Rache an seinem Nebenbuhler zu nehmen, gab ihm den Rath, nicht der Angreifende zu seyn, und versicherte ihn nochmals des Schutzes ihres Oheims.

Der unglückliche de Thou ward das Opfer dieser Kabale, die auf den Sturz des Cinq Mars berechnet war. Die Herzogin wußte, wie wenig der König mit der Liebe seines Großstallmeisters zufrieden war, wußte, wie sehr er den Zweikampf verabscheute und ihn meist streng bestrafte. Sie hoffte, wenn Langeron fiel und Richelieu auf Bestrafung des Thäters dränge, würde der König seinen Günstling dem Kardinal und dem Gesetze op-

fern; fiel Cinq Mars, so mochte der Graf im Auslande sein Glück suchen, ein Paß des Kardinals sicherte ihm die Flucht; was weiter aus ihm werde, kümmerte sie jetzt noch wenig.

Gleich nachdem der Requetenmeister verwundet in den Palast gebracht worden, war Graf Langeron auf dem bestimmten Platze erschienen, und fand ihn leer. Das eilige Hin- und Herlaufen der Diener, das Kommen des Wundarztes war ihm zwar auffallend, doch konnte er unmöglich den wahren Vorgang der Sache errathen; er ging noch einige Zeit auf und ab, dann kehrte er in dem Glauben nach Hause zurück, Cinq Mars müsse den empfangenen Brief als einen boshaften Scherz betrachtet und ihn unberücksichtigt gelassen haben.

Als Cinq Mars am andern Morgen zum Könige kam, fragte ihn dieser gleich beim Eintritte. Nun, Heinrich, hast Du Dich überzeugt, daß Du ein Narr bist?

Nein, Sire! denn ich habe den Grafen Langeron mit keinem Auge gesehen.

Der König blieb ungläubig und war der Meinung, der Günstling habe sicher mit dem Grafen Langeron ein Rencontre gehabt, das

er ihm verschweigen wolle, und erst, als er am Abende bei der Königin diesen wohl und gesund sah, glaubte er jenen Worten.

Sobald sich Cinq Mars von dem Könige entfernen durfte, eilte er nach der rue d'enfer zu dem Verwundeten. Alles, was nur ein gutmüthiger Mensch sagen kann, um sein Unrecht wieder gut zu machen, um seine Theilnahme auszudrücken, sagte er dem Kranken, der sich wohler befand, als er es hatte hoffen können, und der auf biedere Weise ihn über das Vorgefallene zu trösten suchte, so daß schon bei dieser Zusammenkunft sich das Freundschaftband knüpfte, das bis an das Ende ihres Lebens fest und dauerhaft blieb. Den ernsten de Thou freute die aufrichtig und herzlich sich aussprechende Reue des jungen Mannes, sein Schmerz, der sich so unverstellt zeigte. Cinq Mars bewunderte die Resignation des Verwundeten, und die Schonung, mit der er sich gegen ihn benahm; so schied er nach einer kurzen Stunde voll Begeisterung von seinem, mit Blut erworbenen Freunde. — Sein Weg führte ihn, wie natürlich, zur Prinzessin, wo er noch manches gut machen zu müssen glaubte; er fand sie, das bewußte

Schreiben in der Hand, in sehr ernster Stimmung. Auf seine Entschuldigung über den Vorfall von gestern, erwiederte sie nur: Ich habe Dir ja schon vergeben, mein Geliebter, denn ich bin vielleicht Schuld an dieser unglücklichen Begebenheit. Hätte ich, Deinen Wünschen gemäß, nicht geduldet, daß Graf Langeron mir öffentlich den Hof mache, würde kein böses Weib auf den Gedanken gekommen seyn, Dich zu dem Abenteuer zu verlocken. — Die ganze Sache war sicher kein Scherz, wie Du wähnst, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, während sie einen andern Brief ergriff, der neben ihr lag. Besieh diese beiden Briefe genau, ist es nicht eine und die nämliche Handschrift? — Mein Verdacht fiel schon gestern auf die Herzogin von Aiguillon, und da ich wußte, daß ihre Kammerfrau, mit welcher der Bruder meiner Jeannette in Verbindung steht, die Vertraute der Herzogin ist, so suchte ich einen Brief von dieser zur Ansicht zu erhalten; es gelang mir, Du siehst, es ist die nämliche Handschrift und keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der tückische Anschlag aus dem Hotel Richelieu kam. Meine Prophezeihung trifft ein, Cinq Mars! Du hast di

Herzogin schwer beleidigt, auf eine Art beleidigt, die eine Frau in ihren Jahren nie vergiebt. Sei auf Deiner Hut, denn jetzt bin ich gewiß, der Kardinal ist Dein unversöhnlicher Feind.

Drei Personen, fuhr sie fort, standen noch vor Kurzem in der Gunst des Königs und zogen die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich. Oben an steht Richelieu; hat er auch keinen Platz in dem Herzen des Monarchen, so ist doch der Platz, auf den er sich gestellt hat, so hoch, daß sich Alles vor ihm beugt. Neben ihn erhob der König das Fräulein Lafayette, und Richelieu, wohl wissend, was ein geliebtes Weib über das Herz des Mannes vermag, that Alles, sie von dem Könige zu trennen. Hätte Louise Lafayette ihre religiöse Schwärmerei opfern können, hätte sie den Sturz des Kardinals zur Bedingung ihres Etablissements in Versailles gemacht, er lebte jetzt schon längst im Exil; so aber war sie die Erste, die der Kardinal verdrängte. Du bist als der Dritte noch übrig. Jahrelang erhieltest Du Dich, ohne von Richelieu gefürchtet zu werden, da er Deine Jugend, besonders Deinen gutmüthigen Leichtsinn für so unschädlich hielt, daß er glaubte, er brauche Dich

nicht zu fürchten; Du warst sein Werk, das er erhoben, aber auch, wie und wann es ihm beliebt, wieder zertrümmern zu können wähnte. Da zeigt der König, daß er Dich liebt, daß Dein Umgang ihm zur Gewohnheit, zur Nothwendigkeit geworden ist, und Richelieu wird aufmerksam, Du wagst ihm in den Weg zu treten, Dein Fall ist beschlossen, und so wirst Du der Zweite seyn, der von der Bühne abtritt, denn wahrscheinlich wird nur Gott den Kardinal von seiner Stelle abrufen, der König nie. Deshalb mußt Du jetzt mit Richelieu den Kampf auf Leben und Tod beginnen, es bleibt Dir keine andere Wahl, ihn mußt Du stürzen, oder selbst zu Grunde gehen. Hast Du Muth, hast Du Gewandtheit genug, dem Allgewaltigen obzusiegen, so ist meine Hand Dein Lohn, denn ich weiß, sie ist jetzt das Theuerste, wonach Du strebst. Daher List und Beharrlichkeit; öffentlich sei des Kardinals Diener, wie ich mich der Herzogin von Aiguillon anschließen werde, heimlich sei sein Feind.

Verstellung wird mir schwer, Marie.

Wo Alles auf dem Spiele steht, muß der Mensch auch Alles über sich vermögen. Gegen

iſt, feſt in deinen Grundſätzen bleiben? — Und da habe ich hier beim Säuſeln der Platanen, beim Murmeln des vorüberrauſchenden Baches einen Entſchluß gefaßt und ihn dann am Meeresſtrand, den Blick nach der Heimath und dem Vater gewendet, geprüft und geforſcht, ob ſinnliche, ob ſchwärmeriſche Liebe oder vielleicht Mitleid dieſen Entſchluß in mir reifen ließ und nach langer Prüfung habe ich mich beſtimmt! — Gehe hin, mein treuer Freund, führe Helene zurück, führe ſie in meine Arme!" —

„Und das ſagſt du mir ſo kalt" unterbrach ihn Paul aufſpringend „mir, dem bei deinen Worten ſchon die Bruſt vor Freude zerſpringen, das Auge von Thränen überſtrömen möchte?"

„Eben dieſe Ruhe zeige dir" erwiederte Harry und in ſeinem Auge glänzte der Himmel des Friedens „daß mein Entſchluß feſt und mit ernſtem Bedacht aus der Tiefe des Herzens geſchöpft iſt. Das Glück der Seligen iſt heiter wie der blaue Aether, ruhig und ſturmlos; ſo auch das Meine. Führe Helene zurück und gieb ihr die Ueberzeugung, daß ich ſie nie wahrer, nie inniger liebte, als eben jetzt!"

den König sprich nur dann vom Kardinal, wenn er selbst das Gespräch von ihm beginnt, suche ihm den Glauben zu benehmen, daß Du sein Feind bist, desto tiefer werden alsdann Deine schneidenden Worte seinen königlichen Stolz verwunden, denn mit Gewalt wirst Du bei dem schwachen Könige nichts ausrichten, ein strenger Blick Richelieu's zerstört, was Du mit tausend Worten aufgebaut zu haben glaubst. Suche bei jeder Gelegenheit Ludwig fühlbar zu machen, daß Frankreich ihn nur als einen Schattenkönig betrachtet, ihn beklagt, aber auch verachtet.

Gäbe mir doch Gott zu alle diesem Deinen Geist, Dein Gemüth, Marie! unterbrach sie Cinq Mars. Wahrlich, es wird mir bange, höre ich Dich so reden.

Schon seit meiner frühen Jugend hat mich ein ungünstiges Schicksal verfolgt, fuhr die Prinzessin fort. Früh verlor ich meine Mutter, vor wenigen Jahren meinen Vater, der mir nicht Reichthum, nur einen Stand hinterließ, der mehr Forderungen an das Leben macht, als ich ihm gewähren kann. Sechs Monate meiner Jugend verweinte ich in Vincennes, und da ich endlich durch Deine Liebe

mich beglückt fühle, wird die Liebe der Quell
meiner Sorgen. Doch wir bedürfen Muth,
und deshalb keine Klagen mehr, jeder Seuf-
zer lähmt Kraft und Ausdauer, und Beides,
ich ahne es, wird nöthig seyn, um an das
Ziel zu gelangen.

Cinq Mars versprach ihren Rath in jeder
Art zu befolgen, und vorsichtiger zu handeln,
als bisher. Der leichte Sinn beider Lieben-
den schien in Schwermuth verwandelt zu seyn,
und heute, vielleicht zum ersten Male, schie-
den sie traurig.

5.

Cinq Mars befolgte Mariens Rath, ertru
die Launen des Königs mit beispielloser Ge
duld, und zügelte bei jeder Gelegenheit se
nen Unmuth, so daß er dadurch sich imme
fester in die Gunst des Königs setzte. J
mehr er darin stieg, je mehr er dem M
narchen werth wurde, desto mehr Nahrun
fand des Königs Haß gegen den Kardina
den Cinq Mars jetzt auf eine versteckte
Weise als sonst anzufachen bemüht war. S

nes Tages, als ihn der König eiligst hatte zu sich rufen lassen, sah der mißtrauische Ludwig ein Papier aus der Tasche seines Günstlings hervorblicken, das dieser zu verbergen suchte. Was hast Du da, Heinrich? fragte er ihn. Zeig her!

Sire! stammelte Cinq Mars, verlegen scheinend und verbarg das Papier.

Gieb, ich muß es sehen! befahl der König. Cinq Mars gehorchte, übergab dem Könige das Verlangte und bat um Entschuldigung, daß er in einer müßigen Stunde sich mit dergleichen Thorheiten beschäftige. Der König rollte es auseinander und las: Liste der Festungen und ihrer Befehlshaber. Das ist ja ein sonderbarer Zeitvertreib, sagte er und durchflog die Liste, wo er hinter dem Namen der Gouverneure jedesmal die Bemerkung fand: Kreatur des Kardinals.

Was soll das? fragte der König, den Blick immer noch auf die Papierrolle geheftet, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete. — Wozu diese Arbeit? So wie ich sehe, steht hinter jedem Namen: Kreatur des Kardinals, nur bei Sedan nicht, das dem Bouillon gehört. — Versteh' ich Dich recht?

Ich weiß nicht, Sire!

So sprich, was soll diese Liste?

Ich konnte nicht schlafen, begann nun Cinq Mars, unruhige Träume quälten mich, da stand ich auf und überließ mich meinen Gedanken; wie immer, waren sie bei Euch Sire, und wie immer dachte ich an die Abhängigkeit, in der Richelieu seinen König hält. Da stieg der so lang ersehnte Augenblick recht lebhaft vor mir auf, wo Ihr den stolzen Kardinal von Euch entfernt hättet, ich sah ihn niedergebeugt, zerschmettert sich vom Hofe entfernen, aber es stieg auch der Gedanke in mir auf: Wenn nun Richelieu Muth genug hätte, in diesem entscheidenden Augenblicke die in Händen habende Gewalt zu gebrauchen, wenn ein Guiche, ein Meilleraye, ein Lamotte sich an die Spitze der Miethlinge stellte, sich mit der Leibwache des Kardinals, die stärker ist als die des Königs, vereinigte, wo müßte, wo könnte der König mit seiner Familie für den ersten Augenblick der Gefahr sich hinwenden, wo mit Ruhe erwarten, daß der Adel Frankreichs sich um den Thron sammle, ihn gegen einen Rebellen zu vertheidigen?

Deine Phantaſie iſt ſehr geſchäftig, Heinrich, und ſchweift in ſonderbaren Regionen umher, ſie thäte beſſer, Dir Deinen König in andern Situationen zu zeigen, unterbrach ihn Ludwig.

Da führte ich Euch aus Paris, fuhr Cinq Mars fort, fand in allen Weltgegenden keinen Ort, wo ich mit Sicherheit eine Zuflucht für Euch gefunden hätte, und überzeugte mich nun durch dieſen flüchtigen Entwurf, daß Frankreichs König in ſeinem Reiche nicht einen feſten Platz habe, über den er mit Beſtimmtheit gebieten könne; alle ſtehen in der Gewalt des Kardinals, alle — außer Sedan, das Eigenthum des Herzogs von Bouillon, der es ſicher mit Freuden ſeinem Beherrſcher öffnen würde.

Der König hatte ſich, während Cinq Mars das Letztere geſprochen, an den Tiſch geſetzt und durchlas noch einmal die Liſte. Hm! murmelte er während des Leſens vor ſich hin. Vincennes,, Chavigny — Corbeil, St. Juſte — Metz, der Marſchall Meilleraye — Arras, St. Preuil. — Großer Gott! fuhr er auf. Lauter Kreaturen Richelieu's! Bin ich denn wirklich ſo arm in meinem eigenen

Lande, daß ich nicht einmal ein sicheres Plätzchen habe, mein Haupt niederzulegen? Cinq Mars zuckte die Achseln. — Das muß anders werden!

Der Großstallmeister wollte eben den glücklichen Augenblick ergreifen, als die Thür sich öffnete und der Kardinal eintrat. Kaum hatte Cinq Mars noch Zeit genug, die Rolle Papier zu verbergen, die jedoch der Kardinal bemerkt hatte.

Richelieu, selten ein Bote guter Nachrichten, begann sogleich im Hereintreten: Der Graf von Soissons und der Herzog von Bouillon, Sire, haben das Maaß ihrer Verbrechen erfüllt. Der Vertrag, den sie mit Spanien abgeschlossen haben, ist keinem Zweifel mehr unterworfen, denn Lamboy, der kaiserliche General, ist schon im Anzuge gegen die Maas. Ich habe daher dem Marschall Chatillon den Befehl gegeben, schnell vorzurücken, die Vereinigung der Rebellen mit dem kaiserlichen Heere zu hindern, und Sedan, es koste was es wolle, zu nehmen. Wir dürfen die sich jetzt uns so schön bietende Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Sire, diesen Schlupfwinkel in unsere Gewalt zu bekommen, wo alle

Flüchtlinge aus Frankreich ein sicheres Asyl finden.

Der König mochte in diesem Augenblicke der Worte des Cinq Mars gedenken, sein Gesicht überflog eine dunkle Röthe, ein sicheres Zeichen, daß sein Gemüth heftig aufgeregt war. Er sah starr vor sich hin, sprach kein Wort, und man sah es ihm an, daß ein Entschluß in ihm reife. Richelieu blickte bald ihn, bald den Großstallmeister an, und erwartete nicht ohne Unruhe die Explosion. Chatillon bleibe bei Rheims stehen, bis ich ihm weitere Ordre geben werde! fuhr plötzlich der König auf, dann wandte er sich zu Cinq Mars. Laß alles zur Abreise bereiten, ich will spätestens übermorgen selbst zum Heere!

Der Kardinal war überrascht, doch sagte er mit anscheinender Ruhe: Ew. Majestät verzeihen —

Nie, wenn man meinen Befehlen nicht gehorcht! unterbrach ihn der König, und als ob er fürchte, seine Kraft werde gegen diesen Mann nicht lange aushalten, grüßte er ihn mit kurzer Kopfneigung und verließ schnell das Zimmer. Richelieu war einen Augenblick überrascht, dann lächelte er. Ohn-

mächtiger Trotz! sagte er vor sich hin, warf schnell noch einen Blick auf den Tisch, auf dem die Papierrolle gelegen, und eilte nach Haus, um die jetzt nöthigen Befehle so zu geben, daß, ohne das Königs Willen nicht zu vollziehen, doch der Seinige geschehe.

6.

Der König hatte sich nicht deutlich ausgesprochen, ob er zum Heere des Marschalls de la Meilleraye gehen, welches Aire belagerte oder sich zur Armee Chatillons begeben wolle. Da er erst spät von der Jagd zurückkehrte, war Richelieu den ganzen Tag in Ungewißheit geblieben, und erst am andern Tage erfuhr er, daß des Königs Absicht sei, nach Rheims zu gehen. Natürlich begleitete er ihn dahin, natürlich war es, daß Chatillon den Befehl zu spät erhalten hatte, und dieser ihn erst nach seinem Uebergange über die Aisne in Rhetel, der König das Heer nicht mehr in Rheims traf. Wider Vermuthen folgte jedoch der König der Armee auch dahin, und Richelieu's Vertrauen in sei-

Allgewalt ward jetzt wankend, so selbstständig hatte er den König noch nicht handeln sehen. Dieser gab Chatillon den Befehl, bei Rhetel ein Lager aufzuschlagen, denn er blieb gegen des Kardinals Versicherung immer der Meinung, der Graf von Soissons, dieser Prinz von königlichem Geblüte, könne nicht so treulos gegen sein Vaterland handeln und sich mit Spanien verbinden. In diesem Glauben bestärkte ihn das von den Prinzen erlassene Manifest, worin sie unumwunden erklärten, in dem Augenblicke die Waffen niederzulegen und zu ihrer Schuldigkeit zurückkehren zu wollen, in welchem der Kardinal aus dem Conseil und vom Hofe entfernt würde.

Ludwig hatte sich jedoch diesmal geirrt, denn nach einigen Tagen kam die bestimmte Nachricht, daß Lamboy über die Maas gegangen sei und sich mit dem Heere der verbündeten Prinzen bei Sedan vereinigt habe. Einen Aufstand gegen den Kardinal konnte Ludwig leicht vergeben, eine Vereinigung mit den Spaniern nicht. Noch am nämlichen Tage erhielt Chatillon den Befehl, gegen Sedan aufzubrechen, und der König, da er sah, Richelieu habe auch hier wieder Recht ge-

habt, überließ ihm wieder wie sonst alle Anordnungen.

Cinq Mars konnte diese Veränderung nur ungern sehen. Obgleich nicht in direkter Verbindung mit den unzufriedenen Großen, war er doch natürlich ganz auf ihrer Seite, da der Sturz des Kardinals Hauptzweck ihres Unternehmens war, und er baute in der Stille seine ganze Hoffnung auf sie. Der Graf von Soissons war unter den königlichen Prinzen der von allen Ständen Geliebteste; in der Champagne, seinem Gouvernement, an deren Grenze er stand, vergötterte man ihn eben so, wie man Richelieu verabscheute, und so bedurfte es nur einer glücklichen Begebenheit, und Tausende gesellten sich zu den Prinzen. Je gefährlicher der Aufstand wurde, desto leichter mußte der König zu bewegen seyn, ihn durch die Entfernung des Kardinals zu stillen, der trotz seines Muthes das Gefahrvolle seiner Lage nicht übersah und mit Unruhe auf Nachrichten von Chatillon harrte.

Sie kamen endlich. Chatillon war mit dem königlichen Heere bei Marfée total geschlagen worden, und der Kardinal gab schon den Befehl, daß die Belagerung von Aire

16.

Schon am andern Tage brachte ein Boot Helene von Nagose herüber, wo sie bei einer Freundin ihrer Mutter in Verborgenheit gelebt hatte. Als sie an Pauls Hand, schöner, reizender als je, das Thal durchschritt, hielt sie plötzlich an — „Je näher ich ihm komme" sagte sie bebend „desto ängstlicher wird es mir, desto schwerer lastet mein Schicksal auf mir — Doch nur rasch vorwärts!" rief sie dann plötzlich „Rasch, jede harrende Minute ist eine geopferte Seligkeit!"

Bald ruhte sie an Harry's Brust — „Kannst du mich noch lieben, mich noch an deine Brust drücken?" rief sie und als eine innige Umarmung ihre Zweifel löste, küßte sie sein benarbtes Gesicht „Laß mich die Narben küssen!" rief sie bezeistert „Ihnen danke ich, daß du mein bist, daß ich dich edlen Menschen mein nennen kann; ohne sie wäre ich fern von dir geflohen, nimmer hättest du mein Schicksal erfahren, denn nimmer hätte ich mich deiner würdig geglaubt!"

Demetrios legte nun mit freudigerm Herzen noch einmal seine Hand segnend auf sie — „Ehre Helene, mein

aufgehoben werden, und der Marschall Meilleraye mit Eilmärschen zur Deckung der Hauptstadt heranrücken solle. Schon schickte sich der König zur Rückreise nach Paris an, schon triumphirte Cinq Mars, als noch am nämlichen Abende ein zweiter Kourier zwar den Verlust der Schlacht bestätigte, aber auch die Nachricht brachte, der Graf von Soissons sei mitten unter den Seinen auf eine unerklärbare Weise getödtet worden. Dies änderte Alles. Der Graf von Soissons war die Seele des Unternehmens gewesen; ohne einen königlichen Prinzen an der Spitze zerfiel der Aufstand in Nichts, und der Kardinal gewann durch den Tod des Grafen mehr, als er durch die Schlacht verloren hatte. Bouillon unterwarf sich dem Könige, entließ seine Armee, Aire ging über, und Richelieu führte nun den König triumphirend nach Paris zurück, wohin ihm Bouillon folgte.

7.

Cinq Mars begleitete den König troſtlos in die Hauptſtadt; es war ihm nun wieder eine Hoffnung zertrümmert, und die Gewalt des Kardinals größer als je, nur ſchien auch die Abneigung des Königs gegen Richelieu ſtärker, als ſie je geweſen war, denn auf der ganzen Reiſe, wo er ſich mit Cinq Mars allein befand, klagte er beſtändig über die Feſſeln, die ihm unerträglich zu werden begönnen. Dies gab dem Günſtling noch einigen, wenn auch ſchwachen Troſt. Kaum in Paris angelangt, begab er ſich zur Prinzeſſin, und vergaß, leider nur für kurze Augenblicke, an der Bruſt der Geliebten ſeinen Kummer. Aber vergebens hoffte er hier Troſt zu finden, die Prinzeſſin ſah die Gefahr noch größer, noch näher, und kein anderes Mittel, als ſich innig an die Feinde des Kardinals zu ſchließen, und Alles zu ſeinem Untergange zu wagen. Der Chevalier Fontrailles, der Freund von Cinq Mars, berichtete ſie dieſem, ſei bei ihr geweſen, und habe ihr nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſein Herr, der Herzog von Orleans, ſich wohl an die Spitze der

Partei stellen würde, wenn er nur nicht die Ungnade des Königs befürchten müßte. Sie rieth nun Cinq Mars, sich dem Herzoge, diesem Wankelmüthigen, jedoch mit aller Vorsicht zu nähern, und beschwor ihn, jeden Schritt, den er thun wolle, erst reiflich zu überlegen, da er sich selbst überlassen bliebe. Ich muß mich auf mehrere Monate von Dir trennen, und mich auf ein Gut meiner Mutter nach Languedoc begeben, sagte sie tief betrübt, ich kann Dir nicht mehr mit meinem Rathe zur Seite stehen, denn morgen muß ich schon von hier!

Diese, obgleich nicht unerwartete Nachricht, drückte Cinq Mars schwerer nieder, als alle Furcht vor Richelieu, und die tröstenden Worte Maria's konnten ihn nicht ermuthigen. Mit Schmerz trenne ich mich von Dir, sprach sie, aber doch nicht muthlos, obgleich meine Lage tausendmal unglücklicher ist, als die Deinige. Ich muß mich der Welt verbergen, Dich Deinem Schicksale überlassen und kann nichts für Dich thun, mein Geliebter! Ich sehe Dich dem Abgrunde nahe, und kann Dir keine hülfreiche Hand leisten. Ich kann nichts,

als mein Unglück verbergen! rief sie im höchsten Schmerz.

Niedergeschmettert stand Cinq Mars vor ihr. Ich habe Dich unglücklich gemacht, Marie, sagte er mit Wehmuth; erst Dein Unglück sollte mich aus dem Rausche jugendlicher Leidenschaft wecken. Fortan! — Doch wozu die Zukunft herbeirufen, da die Stunden der Gegenwart so schnell entfliehen. Weiß Gott, ob wir uns wiedersehen werden!

Auch die Prinzessin mochte von dieser trüben Ahnung ergriffen seyn, denn sie schwieg und hatte keine Worte des Trostes für ihn; da trat sein treuer Kammerdiener keuchend ein und meldete, daß der König schon zweimal nach ihm geschickt habe, ein Wagen stände an der hintern Pforte bereit, ihn schnell nach dem Louvre zu bringen. Cinq Mars durfte nicht länger bleiben. Ich komme heute Abend wieder, sagte er, sie heftig an sein Herz drückend, verließ sie nach kurzer Umarmung, warf sich in den Wagen und eilte zum Könige.

Du läßt lange auf Dich warten, Heinrich, sagte dieser mehr niedergeschlagen als zürnend. Ich befinde mich heute gar nicht wohl, bin so traurig gestimmt, und doch ist mir nichts

Verdrießliches begegnet, denn selbst der Kardinal hatte mir nichts Unangenehmes zu sagen. Von dem Heere aus den Niederlanden und Deutschland waren gute Nachrichten eingegangen, und was das Sonderbarste war, er sprach sehr vortheilhaft von Dir.

So ist das Ende der Welt nahe, Sire! meinte Cinq Mars.

Er sprach allerhand von Deiner Treue gegen mich, von Deiner Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu seyn, und daß Du wohl eine Auszeichnung verdientest, da Du außer den 50,000 Franken, die ich Dir zum Ankaufe des Waldes gab, seit lange keinen Beweis meiner Gnade erhalten hättest.

Ich beginne neugierig zu werden, Sire!

Er bat mich, Dir das Gouvernement von Tourraine zu verleihen. Da Deine Güter in dieser Provinz liegen, so that ich es um desto lieber, und wünsche dem 22jährigen Gouverneur einer Provinz Glück zu seinem neuen Posten.

Der Kardinal ist sehr gnädig! sagte Cinq Mars mit Ironie, statt dem Könige zu danken. Er glaubt gewiß, ich soll dem alten Herzog d'Epernon, den er in seinem 88sten

Jahre nach Loches verwiesen hat, dort Gesellschaft leisten. Nein, Sire, Gutes hat er hierbei nicht im Sinn. Er will mich nur von Eurer Person entfernen, das ist seine wahre Absicht. Nicht sein Wohlwollen giebt mir das Gouvernement, wo er alle Augenblicke etwas geschehen ließe, das die Gegenwart des Gouverneurs dort nöthig machen würde. Sire! erlaubt, daß ich für Eure Gnade danken darf, ich will gern aller Ehre entsagen, gern auf die Eitelkeit verzichten, mir gnügt, was ich bin und habe, darf ich nur um die Person meines gnädigen Herrn bleiben, darf ich ihm nur ein Trost bei seinem Kummer seyn! Er sank vor dem Könige nieder, ergriff dessen Hand und preßte sie mit Heftigkeit an die Lippen, dann sah er bittend an ihm auf.

Ludwig mußte gegen seine Gewohnheit in diesem Augenblicke es tief fühlen, daß Cinq Mars mit wahrer Theilnahme, aus seines Herzens Grunde zu ihm sprach, denn er übersah ganz den Egoismus, der in dem Zurückweisen der königlichen Gnade lag, und glaubte, nur Anhänglichkeit an seine Person bestimme ihn dazu. Er war gerührt, streichelte dem Günstling die Wange, und, was er noch nie

gethan, schloß ihn in seine Arme. Auch Cinq Mars war erschüttert, und schwur, diesen Tag der Gnade dem Könige nie zu vergessen.

Geh' nun zum Kardinal, danke ihm für seine Güte und verweigere in bescheidenen, nicht in stolzen Ausdrücken das Gouvernement von Tourraine, sagte jetzt der König. Geh' und komm bald zurück, Heinrich; mir würde es heute ohne Dich besonders einsam seyn. Cinq Mars versprach es mit gutem Herzen, denn es lag ihm gar nichts daran, sich lange bei dem Kardinal aufzuhalten; er warf sich schnell in einen Wagen und fuhr nach dem Palaste Richelieu.

Da er sich nicht als im Auftrage des Königs kommend hatte anmelden lassen, mußte er einige Zeit im Vorzimmer warten, wo ihm endlich die Zeit so lang wurde, daß er trotz der Widerrede des Portiers die Thür öffnete, durch ein zweites Zimmer schritt und unerwartet in das Kabinet des Premierministers trat. Dieser war durch solche Kühnheit überrascht, doch empfing er ihn höflich, und bat den Staatssekretair für die Kriegsangelegenheiten, de Noyers, der mit ihm im Kabinet arbeitete, sich einen Augenblick zu gedulden.

Ich komme, begann jetzt Cinq Mars, Ew. Eminenz für die mir zugedachte Gnade zu danken. Ich erkenne die gütige Absicht, darf aber keinen Gebrauch davon machen, da ich den ehrenvollen Posten nicht ganz ausfüllen könnte. Meine erste Pflicht ist mir bei der Person Sr. Majestät angewiesen, und so würde ich meinem Gouvernement wenig nützen können.

Ihr seht die Sache zu ernst an, Herr-Großstallmeister, nahm Richelieu lächelnd das Wort. Der Posten des Gouverneurs der kleinen, unbedeutenden, ruhigen Provinz, wo außer Tours sich kein fester Platz befindet, bedarf so wenig Eurer Gegenwart —

Wenn dem so wäre, fiel ihm Cinq Mars in die Rede, so würde ich es für Unrecht finden, 20,000 Livres jährlich zu ziehen, ohne etwas dafür zu leisten.

Was thut Ihr denn für die 80,000, die Ihr jetzt vom Staate zieht? fragte der Kardinal mit Hohn. Ihr amüsirt den König, und thut dies manchmal noch schlecht.

Eminenz! Mich führte die Höflichkeit und der Befehl des Königs hierher, Euch für eine scheinbar gute Absicht zu danken, unter-

brach ihn Cinq Mars beleidigt. Ich kam nicht, um Bitterkeiten anzuhören. Er verneigte sich und wollte gehen.

Herr Großstallmeister! rief Richelieu dem Abtretenden nach. Noch ein Wort, ehe Ihr geht! Ihr seid mir bisher jedes Mal auf dem Fuße gefolgt, wenn ich bei dem Könige eintrat, seid gegenwärtig geblieben, wenn ich die wichtigsten Sachen vortrug. Wisset, Eure Gegenwart ist mir lästig, es taugt nicht, daß Ihr zu sehr in die Staatsgeheimnisse eingeweiht seid, und deshalb ersuche ich Euch, künftig nicht mehr meinem Vortrag bei dem Könige beizuwohnen.

Nur dann, wenn es mir mein Herr und Monarch befiehlt, werde ich gehorchen, erwiederte Cinq Mars keck.

Wir Ihr wollt, Marquis. Was ich Euch sagte, geschah auf seinen Befehl, erwiederte Richelieu, beugte mit Stolz sein Haupt ein wenig, und ein Zeichen mit der Hand gab ihm zu verstehen, daß er sich nun entfernen könne.

Cinq Mars, durch dies Benehmen gereizt, wollte bleiben, besann sich jedoch schnell eines Besseren, verbeugte sich, wie es der Anstand

erforderte, und ging. — Rascher noch, als er den König verlassen hatte, eilte er nun zu ihm zurück, und glücklich, daß er, ehe er bei ihm eintrat, noch der Worte Mariens gedachte. Er suchte Herr seines Unmuthes zu werden, berichtete dem Könige, was vorgefallen war, und fragte ihn mit Ruhe, ob er wirklich dem Kardinal den Befehl gegeben habe, ihn von dem Conseil auszuschließen.

Ich gab seinem halsstarrigen Begehren nach, erwiederte der König. Und was schadet es Dir, Du erfährst durch mich doch Alles, was zwischen mir und dem Kardinal verhandelt wurde.

Cinq Mars schwieg, ohne dem Könige weitere Vorwürfe zu machen, der mit dieser Resignation sehr zufrieden, und heute, so unwohl er sich auch fühlen mochte, herzlicher gegen Cinq Mars war, als je.

Zu des Großstallmeisters Freude speiste der König früher zu Nacht, als gewöhnlich, und legte sich bald zu Bett, denn es trieb ja Cinq Mars nach dem Palast Nevers, aber wie erschrak er, als Ludwig bat, die Nacht bei ihm zu bleiben, um ihm, wenn er nicht schlafen könne, die einsamen langen Stunden

Sohn, wie ihr Herz es verdient!" sagte er feierlich „Das Irdische können die finstern Mächte zerstören, das Himmlische ruht unantastbar in Gottes Hand!"

Bald darauf vereinte sie des Priesters Hand und als am Morgen nach diesem festlichen Tage Harry in die Rosenlaube des Gartens trat, fand er hier die junge Gattin, einen Kranz flechtend „Der Kranz ist für dich" rief sie ihm zu „komm, daß ich dich heute mit Rosen bekränze, statt, wie einst auf Scio, mit dunkelu Cypressen. Ewig und unverwelklich werden sie uns fortan blühen!"

Ihre Ahnung betrog sie nicht. Die Zeit glättete die Narben auf Harry's Antlitz, die Helene fast ungern schwinden sah, so lieb waren sie ihr geworden; aber in beider Herzen änderte sie nichts, hier blühten die Rosen frisch und duftend bis ins späte Alter.

Katharina, die Kaiserin der Reusen, hatte dem muthigen Seemann wahrhaft kaiserlich gelohnt, sie hatte ihn zum Contre-Admiral ernannt und erst 10 Jahre darnach verließ er Rußland und zog sich mit Helenen in sein Vaterland zurück.

Demetrios war in seiner Heimath zurückgeblieben — Kurz vorher, ehe er seiner Gattin folgte, hatte er noch die Freude, Helene und Harry wieder zu sehen. Sie wallfahrteten hier vereint zum Grabe der Mutter, besuchten jede Stelle trauter Erinnerung wieder und durchlebten noch einmal die Tage der Sehnsucht. Lange verweilte die Zeit bei ihrem Glück, ehe sie dem Tode die Sense reichte; Paul, der stets ihr treuer Freund blieb, schloß Beiden die Augen, als der Tod seine Beute entführte.

der Nacht zu verkürzen. Er mußte gehorchen; schnell ward eine Matratze für ihn in das Nebenzimmer gebreitet, Decken bereit gelegt, und nur unter dem Versprechen, gleich wieder zurückzukehren, erhielt er die Erlaubniß, einen Augenblick auf sein Zimmer zu gehen.

Er hielt Wort und war schnell wieder bei dem Könige, setzte sich an das Bett und unterhielt ihn, so gut er konnte. Schon schlug es zehn, und Ludwig wachte noch immer, da nahm der Ungeduldige in seiner Verzweiflung den Heptameron der Königin von Navarra, begann zu lesen, doch erst, als die eilfte Stunde schlug, war er so glücklich, den König schnarchen zu hören. Er hielt im Lesen an, blieb noch einen Augenblick, den Schlafenden beobachtend, ruhig sitzen, und als er sich überzeugt hatte, daß dieser fest schlafe, öffnete er leise die Thür und schlich unbemerkt hinaus. Unweit des Louvre hielt sein Wagen, er warf sich hinein und fuhr im Galopp davon.

Der Vorsicht wegen stieg er aus, ehe er den Palast erreicht hatte, ließ den Wagen halten und eilte allein den kurzen Weg zu der Geliebten. Plötzlich aber fühlte er sich an seinem Mantel festgehalten. Herr, wo

wollt Ihr hin? sagte ein junges Mädchen. Meine Gebieterin wartet ja auf Euch, tretet nur ein!

Das Gesicht des Mädchens, welches der matte Schein einer Lampe ihm zeigte, schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht besinnen, wo er sie gesehen hatte. Die Lust zu Abenteuern riß ihn hin, und ließ ihn den König, nur die Prinzessin nicht vergessen, doch war er von ihr überzeugt, daß sie ihn bis Mitternacht erwarten würde. Neugierde trieb ihn, zu wissen, wer die Dame, ob sie schön oder häßlich, jung oder alt sei, und da es ja in seinem Willen lag, das Abenteuer abzukürzen, so viel er wollte, folgte er, tief in den Mantel gehüllt, dem Mädchen, trat durch eine kleine Pforte in ein Hintergebäude, schritt dann über einen weiten, menschenleeren Hof, stieg eine dunkle Treppe hinauf — eine Thür öffnete sich — Endlich, endlich kommt Ihr! rief es ihm entgegen, und er stand vor der Herzogin von Aiguillon, die, als er hell lachend seinen Mantel zurückwarf und sie ihn erkannte, erschrocken zusammenfuhr, doch, schnell sich fassend, auch zu lachen begann.

Marquis! sagte sie scherzend. Wir Beide

lachen, eines von uns hat gewiß nicht Urſache dazu.

Gewiß, ſagte Cinq Mars, von ſeinem Leichtſinn auch jetzt verlockt.

Und wer könnte das wohl ſeyn? fuhr ſie fort.

Ihr, ſchöne Dame, der ein Rendezvous durch mich geſtört wird.

Da bin ich gutmüthiger, als Ihr, Herr Marquis! fiel ihm die Herzogin in die Rede. Ihr wollet mir ein Rendezvous ſtören und eine Freude rauben, und ich will Euch dem Schmerze eines bittern Lebewohls entheben. Ich wußte, daß morgen in aller Frühe und in aller Stille Marie von Nevers Paris verläßt, konnte leicht vermuthen, daß Ihr Euch heute noch in ihren Palaſt ſchleichen würdet, ihr Lebewohl zu ſagen, kannte Euern Leichtſinn, ſelbſt in ſolchen Momenten keinem Abenteuer aus dem Wege zu gehen, deshalb ließ ich Euch hieher locken und Ihr ginget in die Falle. An wem iſt es nun, zu lachen? Doch ernſtlich, Herr Großſtallmeiſter, Liſt um Liſt, Rache um Rache. In der Grotte des Neptuns hieltet Ihr mich gefangen, bis das Billet in Eurer Hand war, hier halte ich Euch gefangen, bis

ich weiß, die Prinzessin hat Paris verlassen. Gute Nacht! Langweilt Euch nicht zu sehr! Dies sagend, schlüpfte sie durch eine Thür, die sich hinter ihr schloß.

Cinq Mars war in Verzweiflung; alle Thüren fand er verschlossen, kein Ausweg, aus diesem Zimmer zu kommen, und nach einigem Nachdenken war er überzeugt, daß er sich im Palaste des Kardinals befinde. Lärm zu machen und mit Gewalt einen Weg zu bahnen, wäre thörigt gewesen, selbst wenn er einen kühnen Sprung hätte wagen wollen, hinderten ihn die bärtigen Hellebardiere, die unter dem Fenster gravitätisch auf- und abgingen; es war nichts zu thun, als sich in sein Geschick zu ergeben und das Ende des Abenteuers ruhig abzuwarten. Er warf sich in einen Sessel, überdachte seine Thorheit und es ärgerte ihn am meisten, daß er durch unverzeihlichen Leichtsinn sich allein die Schuld beizumessen habe, wenn er die Ungnade des Königs sich zuziehen würde; auch that es ihm leid, die geliebte Marie, die sehnsuchtvoll auf ihn harrte, hintergangen, und der Herzogin eine so schöne Gelegenheit gegeben zu haben, sich auf eine so empfindliche Weise an ihm

ihm zu rächen. Zähneknirschend saß er da, wie der gefangene Löwe im eisernen Käfig, und verdammte sich von neuem mit jedem Schlage der Glocke von Notre Dame.

Schon war Mitternacht vorüber, und die einzige Kerze brannte tiefer und tiefer und war jetzt dem Verlöschen nahe, als er leise das Schloß der einen Thür öffnen hörte. Ein Schauer überlief ihn; er glaubte Mörder, von dem Kardinal gedungen, würden eintreten, und fest entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, zog er den Degen. Doch wie erstaunte er, als er das nämliche Mädchen, das ihn eingeführt, mit einer Blendlaterne eintreten und schweigend die Fenster öffnen sah, die ihm dann winkte, ihr zu folgen, die Thür wieder vorsichtig hinter sich verschloß, und ihn den nämlichen Gang, den er gekommen war, zurück bis zu der geöffneten Hinterpforte führte. Ich bin an Eurer Verlegenheit Schuld, sagte sie hier, sah Euch für den Grafen Langeron an, und ehe noch Cinq Mars danken, ihr seine Börse in die Hand drücken konnte, flog sie an seinen Hals, preßte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, und

entschlüpfte schnell durch die sich wieder schließende Pforte.

Einen Augenblick stand er von dieser neuen Begebenheit überrascht, dann eilte er schnell nach dem Palaste Nevers, sah noch Licht in Mariens Zimmer, fand das Pförtchen offen und stand bald vor der Zürnenden, die schon seit Stunden mit Ungeduld seiner geharrt hatte. Er erzählte ihr nun, wie ihn der König zurückgehalten und wie lange er vergebens gehofft habe, bis die Novellen der Königin Margaarethe von Valois den Monarchen endlich in den Schlaf gewiegt und er hierher geeilt sei; von dem bestandenen Abenteuer aber schwieg er.

Die Prinzessin war zu besonnen, um nicht die unangenehmen Folgen einzusehen, die seine Entfernung von dem Krankenlager des Königs für ihn haben könnte, sagte ihm ein kurzes, aber schmerzliches Lebewohl, bat ihn nochmals, beharrlich auf den Sturz des Kardinals hinzuwirken, jedoch dabei vorsichtig zu sein, und trieb ihn nun selbst an, sich zu entfernen. Cinq Mars gehorchte, bald saß er wieder in seinem Wagen, befand sich in dem innern Hofe des Louvre, schlich ungestört an den Wachen vorüber, die ihn wohl kannten,

und ſtand jetzt vor dem Zimmer des Königs, wo er die Thür nur angelehnt fand und ſich hineinſchlich; zu ſeinem Schrecken vernahm er die Stimme Ludwigs, der mit Pierre Corſart, ſeinem Kammerdiener, ſprach.

Gieb mir die Medizin, Pierre, dreißig Tropfen, ſagte eben der König. — Der Kammerdiener mochte ſie ihm gereicht haben, denn der Monarch ſagte gleich darauf: Hu, die Tropfen ſind bitter, ſo bitter, wie oft die Worte des Kardinals! — Schläft Cinq Mars noch? fragte er nach einer kurzen Pauſe.

Ich glaube, erwiederte Corſart verlegen.

Ich ſchellte nur leiſe, damit ich den armen Jungen nicht weckte, fuhr Ludwig fort. In ſeinen Jahren iſt der Schlaf ein Glück, denn keine Sorgen ſtören ihn. Er hat ſüße Träume, wenn mich Unruhe und Beklemmung nicht ſchlafen laſſen. Ach Corſart, wenn uns auch auf dem weichſten Lager der Schlaf flieht, da iſt es traurig, König zu ſein, da tritt manches vor uns, woran wir beim Scheine der Sonne, im Glanze des Thrones nicht denken. Zum Beiſpiel —

Seid Ihr wach, Sire? unterbrach Cinq Mars aus Gutmüthigkeit des Königs Geſpräch.

Verzeiht, daß ich nicht eher erwachte. Er tra
zur Freude des Kammerdieners, der ihn woh
vermißt hatte, in das Schlafgemach. Wi
iſt Euch, Sire? fragte er, theilnehmend.

Leidlich, nur quälen mich unruhige Träu
me, die mir den Schlaf rauben, erwiedert
der König. Komm, ſetze Dich her zu mir
lies mir eine Novelle meiner Stiefmutter vor
ich ſchlief geſtern Abend ſo ſchön darüber ein
Cinq Mars begann zu leſen, der Kammerdie
ner entfernte ſich, und Leſer und Zuhöre
ſchnarchten bald um die Wette, bis der Mor
gen ſie weckte.

8.

Kaum hatte am andern Tage Cinq Mar
ſich von der unruhigen Nacht ausgeruht, be
gab er ſich, als der König in das Conſei
mußte, zu de Thou, den er, ſeit er den Mo
narchen nach Rhetel begleitet, nicht geſehen
hatte. Er fand ihn wieder ganz hergeſtell
und im Begriff, zu dem Herzog von Bouil
lon zu gehen, dem er ſich ſchon lange ange
ſchloſſen hatte, doch die Ankunft des Groß

ſtallmeiſters hielt ihn zurück. Das Wiederſehen war herzlich. Die Schlacht von Marſée führte ſie bald auf die jetzigen Begebenheiten des Hofes, Beide ſprachen ſich hier gegenſeitig offen aus, Beide waren von gleich glühendem Haß gegen den Kardinal durchdrungen, obgleich dieſer Haß bei ihnen wohl ganz verſchiedenen Quellen entſprang. Cinq Mars drückte die Abhängigkeit, in der ihn der Kardinal hielt, und die Geringſchätzung, mit der er ihn oft behandelte; de Thou, deſſen edles Herz über jede Privatkränkung erhaben geweſen wäre, berückſichtigte nur das Elend des Staates, das ihn gegen den Mann empörte, der zwar Frankreich in den Augen des Auslandes groß, im Innern aber durch Auflagen und Tirannei ſo elend gemacht hatte, daß nur eine Aenderung in der Regierung und baldiger dauernder Friede ſeinen Wohlſtand wieder herſtellen konnte. So lange der Kardinal die Zügel der Regierung hielt, war aber an den Frieden nicht zu denken, der Krieg machte ihn ſeinem Herrn unentbehrlich. Wer ſollte ohne ihn die Operationen der verſchiedenen Heere leiten, und die nöthigen Summen, die der Krieg koſtete, herbei-

schaffen, wer ohne ihn die verwickelten Un-
terhandlungen mit den auswärtigen Höfen
leiten, wer der Macht des Hauses Habsburg
widerstehen? Das wußte Richelieu zu gut,
darum war der Krieg seine festeste Stütze,
Frieden zu schließen ihm ein quälender Ge-
danke. Dies durchschaute de Thou, und dar-
um haßte er ihn und hoffte Alles von seinem
Sturze. Er glaubte die Freundschaft des
Großstallmeisters mit einer Wunde nicht zu
theuer erkauft zu haben, denn ihn hielt er
für den sichersten Mann, den Kardinal zu
stürzen. Der edle de Thou kannte Ludwig
den 13ten zu wenig, um glauben zu können,
daß ein König, der seinen Minister haßte und
fürchtete, nicht in einer Stunde der Entschlos-
senheit so viel Muth fassen könnte, ihn zu
entfernen; auf den König baute er seinen
Plan, und hatte auf seichten Grund gebaut.

Cinq Mars, den König und seinen Wan-
kelmuth besser kennend, stimmte für gewalt-
same Mittel, als das Einzige, was zum
Zwecke führen konnte, de Thou verwarf sie,
obgleich er sich selbst sagen mußte, daß, wär'
die That, auch ohne Vorwissen des Königs
einmal geschehen, dieser sie gewiß nicht be-

Die seltsame Wette.

1.

Vor dem kleinen Schlößchen Bellevue, das zu jener Zeit noch unzerstört bei le haut clocher im Lothringischen, ohnfern des Sees von la tour niedlich und anmuthig auf einem Hügel lag, ging ein stattlicher Kriegsmann auf und ab. In einiger Entfernung hielt bei einem einzelnen Hofe, auf dem Wege nach Pfalzburg, eine Abtheilung Reiter, an deren grünen Feldbinden man leicht erkennen konnte, daß sie zu dem Heere Herzog Bernhards von Weimar gehörten. Der Kriegsmann war von gutem Ansehn, groß, wohlgebaut. Es war der Obrist Reinhold von Rosen, der Freund des Herzogs, und Anführer der Reiterei, er erwartete hier einen Mann, der sich schon oft ungebeten bei ihm eingefunden und ihm dann meistens ein lästiger Besucher gewesen war, den kaiserlich ligistischen Feldmarschall Lieutenant Johann von Werth, welchen General Gallas, der das verbündete Heer gegen Frankreich befehligte, hierher gesendet hatte, um über einiges mit dem Herzoge zu unterhandeln.

ſtrafen würde. Seinen weniger gewaltſamen Planen folgend, lud er Cinq Mars zu einer Unterredung mit dem Herzoge von Bouillon ein, der, nur dem Scheine nach mit dem Kardinal verſöhnt, im Begriff ſtand, ſich zu ſeinem Untergange von Neuem mit dem Herzoge von Orleans zu verbünden. Die Unterredung mit dem Herzoge fand hierauf heimlich in der Wohnung de Thou's ſtatt, und Beide ſchieden zufrieden von einander. Bald auch trat der Großſtallmeiſter, durch Fontrailles Vermittelung, in nähere Verbindung mit dem Herzog von Orleans, und ſo ward eine Verbindung geſchloſſen, die, allem Anſcheine nach, dem Kardinal das gewiſſe Verderben bringen mußte. Die Verbündeten beſchloſſen ſogar Cinq Mars den Auftrag zu geben, den König, jedoch auf vorſichtige Weiſe mit in die Verſchwörung zu ziehen, und Cinq Mars, deſſen Eitelkeit von allen Seiten geſchmeichelt wurde, übernahm willig den gefährlichen Auftrag, da man ihm die Pairie, die Würde eines Connetables und die Hand der Prinzeſſin Marie von Nevers zum Lohne verſprochen hatte.

Wäre der 22jährige Jüngling erfahrener

und beſonnener geweſen, hätte Marie Gonzaga mehr ihrem hellen Verſtande gefolgt und ſich nicht von der Nothwendigkeit hinreißen laſſen, ihr Schickſal raſch zu beſtimmen, das freilich einer raſchen Entſcheidung bedurfte, ſo hätte Beiden die Klugheit anders rathen müſſen. Cinq Mars hätte ruhig, ohne dabei eine Rolle zu übernehmen, das Gewitter über dem Haupte Richelieu's aufſteigen laſſen, und auf ſeinem Poſten die Begebenheiten abwarten können, die, ſie mochten ausfallen wie ſie wollten, ihm nützlich werden mußten. Ohne Kreatur des Kardinals zu ſeyn, brauchte er ihm nur nicht feindlich entgegen zu treten, und im Fall der Anſchlag mißlang, mußte ihm der Kardinal ſchon dadurch verpflichtet ſeyn, daß er in ſeiner Stellung nichts gegen ihn unternommen hatte; gelang das Unternehmen, ſo hatte er als Günſtling des Königs ganz freies Spiel, und jeder mußte ſich um ſeine Gunſt bewerben. Mehr aber noch als alles dies hätte ihn der Geſundheitszuſtand des Kardinals, der von Tage zu Tage bedenklicher wurde, ſelbſt die Krankheit des Königs von jedem Gewaltſtreiche abhalten müſſen. Aber die mannigfach von dem Kardinal

gekränkte Eitelkeit des Günstlings, die Eitelkeit, sich an der Spitze einer Verschwörung zu glauben, woran der Bruder des Königs und die Großen des Hofes Theil nahmen, verblendeten ihn eben so sehr, wie die Liebe, die kein Mittel zu gewagt fand, um nur rasch an das Ziel zu gelangen. Selbst de Thou, der wirkliche Freundschaft für Cinq Mars gefaßt hatte, sah hier nicht scharf genug, sein edles Herz würde sonst gewiß den jungen Freund von seinem gefährlichen Beginnen abgerathen haben.

Die Verbindung zwischen den Herzögen von Orleans und Bouillon, ihrem Anhange und Cinq Mars wurde immer inniger, und schon hatte dieser versucht, dem Könige manche Winke zu geben, die Ludwig nicht ungnädig aufgenommen hatte; der ewig geschäftige Fontrailles reisete schon hin und her, zu diesem Zwecke Theilnehmer zu werben und alles vorzubereiten. Da erhielt der Kardinal, jedoch nur unbestimmte Nachricht, daß irgend etwas gegen ihn im Werke sei, und die Herzöge von Orleans und Bouillon an der Spitze der Unzufriedenen ständen. Schnell war sein Entschluß gefaßt; der Herzog von Bouillon

mußte sogleich nach Italien, um den Befehl des Heeres zu übernehmen, wobei ihm der Graf Plessis Praslin als Aufseher zugesellt war, und da der Kardinal keine schickliche Gelegenheit fand, den Herzog von Orleans, so wenig wie Cinq Mars von Paris zu entfernen, so verfiel er auf ein anderes Mittel, Beide zu trennen.

Catalonien hatte sich gegen seinen Herrn, den König von Spanien, aufgelehnt, und Gesandte nach Paris geschickt, sich Frankreich zu unterwerfen; Barcellona war im Besitze der Franzosen, und die Belagerung von Perpignan wurde beschlossen. Richelieu suchte nun den König zu bestimmen, trotz dessen Kränklichkeit und seiner eigenen geschwächten Gesundheit, sich zur Armee zu begeben und in Person die Belagerung zu leiten. Ihm war es gleich, ob der schwächliche Körper des Königs den Strapatzen des Krieges unterlag, hatte er nur seinen tiefdurchdachten Plan ausgeführt. Der König blieb lange unentschlossen, leider aber stimmten diesmal die Wünsche Cinq Mars mit denen des Kardinals überein; war doch der Aufenthalt Mariens von Nevers in der Gegend von Alet in Languedoc,

sie zu sehen, sie als Mutter zu begrüßen, seine höchste Sehnsucht. Thörigte Liebe ließ ihn alles Gefährliche übersehen, und ehe er sich noch mit seinen Freunden hierüber berathen, hatte er schon den König bestimmt, dem Willen des Kardinals zu folgen.

Dies geschah an dem Tage vor der Abreise des Herzogs von Bouillon zur Armee. Am Abende war Cinq Mars zu dem Herzoge von Orleans geladen, zu dem er sich auch heimlich begab, wo er den Herzog von Bouillon und Fontrailles, sonst aber Niemand fand; de Thou war zu dieser Zusammenkunft nicht eingeladen worden. Als der Großstallmeister ihnen die Nachricht mittheilte, daß der König sich bestimmt habe, Paris zu verlassen und zum Heere zu gehen, geriethen Alle in Bewegung. Wir sind verrathen! sagte Bouillon. Der Kardinal durchschaut unsern Plan, er trennt uns, um uns einzeln zu vernichten. Der Herzog von Orleans, ewig schwankend und nie eines festen Entschlusses fähig, wollte auf diese bloße Vermuthung sich eiligst nach Sedan zurückziehen, selbst Bouillon schwankte, ob er zur Armee abgehen, oder auch in Sedan Sicherheit suchen solle, nur Cinq Mars,

der die Gefahr nicht so nahe sah, war bestimmt, bei dem Könige zu bleiben und ihr zu trotzen. Fontrailles aber meinte, daß ohne die Unterstützung von Spanien ihnen Sedan nur auf kurze Zeit Schutz gewähren könne, und rieth, sich auf den schlimmsten Fall einer günstigen Aufnahme in den Niederlanden zu versichern. Er erbot sich, mit Vollmacht versehen nach Madrid zu gehen und die Unterhandlung zu betreiben; die Herzöge stimmten seiner Meinung bei, und auch Cinq Mars, wohl nicht die Wichtigkeit des Schrittes bedenkend, unterschrieb die schnell entworfene Vollmacht. So band er sich fest an die Verschwornen, und kettete sein Schicksal unwiederbringlich an den Erfolg des Unternehmens.

9.

Bald darauf reisete der König mit einem kleinen Gefolge nach Fontainebleau, von wo er sich nach kurzem Aufenthalte nach Lyon begab, dort mehrere Monate zu bleiben, bis die Jahreszeit zur Eröffnung des Feldzugs weit

genug vorgerückt wäre, um dann nach Rouſſillon zu gehen. Den Tag vor ſeiner Abreiſe hatte der König gegen Cinq Mars den Wunſch geäußert, das Fräulein Lafayette noch einmal zu ſehen, da aber dem Großſtallmeiſter an dieſer Zuſammenkunft wenig gelegen war, redete er ihm nicht weiter zu; ſo unterblieb es, und Ludwig gab ſeiner ehemaligen Geliebten auch nicht einmal dieſen kleinen Beweis von Anhänglichkeit.

Da das Gefolge des Königs, und beſonders das des Kardinals ſo groß war, daß ſie füglich nicht einen Weg nehmen konnten, ſo hatte Cinq Mars Zeit und Gelegenheit, hier ſeinen Plan auszuführen und dem Könige einen Wink zu geben, daß eine Verſchwörung gegen den Kardinal im Werke ſei. Er wagte es ſelbſt, dem Könige noch einmal den Vorſchlag zu machen, ſich zum Wohle des Staates auf raſche Weiſe des Kardinals zu entledigen, und der König ſchien diesmal ſeinen Vorſchlag mit weniger Widerwillen anzuhören, als in St. Germain. Die Anweſenheit des Kardinals war ihm jetzt doppelt läſtig, beſonders da er in Montargis, dem erſten Orte ihres Zuſammentreffens auf der Reiſe, ſich unterſtanden

hatte, einen Theil des königlichen Gefolges aus Erſparniß zurückzuſchicken, obgleich das Seine viel bedeutender war. So ſehr es der Eitelkeit des Königs ſchmeichelte, ſich an der Spitze eines Kriegsunternehmens zu ſehen, ſo fühlte er doch, daß er nirgends ſo von dem Kardinal abhängig ſeyn würde, als eben beim Heere, wo alle Stellen mit deſſen Kreaturen beſetzt waren, und ſchon gereute es ihn, St. Germain verlaſſen zu haben. Ueberdies mochte er wohl einen tiefern Blick in die Abſichten des Kardinals durch Cinq Mars gethan haben, der ihm in einer vertraulichen Stunde mittheilte, wie man am Hofe der Meinung ſei, daß Richelieu, in der Hoffnung, die Strapazen des Krieges würden die Geſundheit des Königs ganz untergraben, alle Vorkehrungen getroffen habe, ſich nach Ludwigs Tode die Regentſchaft zu ſichern. Dieſes flüchtig als eine Sage hingeworfene Wort faßte tiefe Wurzel in dem Herzen des Königs, und von dieſem Tage an nahm die Abneigung gegen den Premierminiſter ſo zu, wie die Vorſicht und das Mißtrauen des immer mehr kränkelnden Kardinals. Auch mochte ſich der König erinnern, daß Richelieu verlangt habe, die Köni-

ain solle während seiner Abwesenheit mit ihren Kindern in Vincennes residiren, dessen Gouverneur der ihm treu ergebene Chavigny war; alles dies bestärkte den König in dem Glauben, Richelieu wünsche seinen Tod und habe schon die nöthigen Vorkehrungen für diesen Fall getroffen.

Mißgestimmt kam er nach Lyon, denn selbst die Nachricht von dem bedeutenden Siege Guebriants, den dieser bei Kempen über die Kaiserlichen unter Lamboy errungen hatte, konnte ihn nicht erheitern. Auch der Kardinal war nicht von besserer Laune, und befand sich jetzt kränker, als da er Paris verlassen hatte. Cinq Mars hingegen war voller Muth und schöner Hoffnungen. Er hatte mehrere hundert Edelleute aus Auvergne zu sich nach Lyon berufen, ihm im Fall der Noth zu seinem Unternehmen behülflich zu seyn, denn es war schwer, der Person des Kardinals beizukommen, der, von einer stärkern Leibwache als der König umgeben, selbst nur von dieser begleitet zu seinem Herrn ging.

Endlich, nach langem Zögern, hatte der König Cinq Mars zu seinem Unternehmen die Erlaubniß gegeben, der immer nur Luynes

und den Marſchall d'Ancre vor Augen, den groſsen Unterſchied zwiſchen der Ermordung eines italieniſchen Aventüriers und der eines Fürſten der Kirche nicht zu berückſichtigen ſchien. Der Tag der Ausführung war beſtimmt. Schon waren die Edelleute aus Auvergne verſammelt, den Anhängern des Kardinals Richelieu die Spitze zu bieten, und Cinq Mars erwartete in den Zimmern des Königs mit Ungeduld die Ankunft des Kardinals, als der König dieſen nur von de Bar, dem Hauptmann ſeiner Leibwache begleitet, über den Schloſshof kommen ſah. Cinq Mars! rief er, bei ſeinem Anblicke den Muth verlierend. Morgen, heute nicht!

Ich habe Euer Wort, Sire! entgegnete der Groſsſtallmeiſter, und in dieſem Augenblicke trat der Kardinal ein. Bei ſeinem Anblicke entfärbte ſich der König. Cinq Mars, unſchlüſſig, was er unter dieſen Umſtänden thun ſollte, nahte ſich dem Könige und fragte leiſe: Darf ich, Sire? und da der König ein beſtimmtes Nein! antwortete, war der Kardinal für dieſes Mal gerettet.

Kurz darauf trat der König ſeine Reiſe nach Narbonne an, wo er bis zur Eröffnung

der

So sollten nun heute die beiden größten Partheigänger damaliger Zeit friedlich zusammen kommen, und beide waren gewiß gespannt, sich so nahe gegenüber, Aug' in Auge, kennen zu lernen. Johann von Werth, der Sohn eines armen, niederländischen Landmanns, ohne geistige Bildung, roh, beutegierig, den Krieg nur des Krieges wegen führend, war im kaiserlichen Heere unstreitig der unternehmendste General. Mit rastloser Thätigkeit verband er Kühnheit und jenen so seltenen kriegerischen Scharfblick, der den günstigen Augenblick und des Feindes Fehler schnell zu benutzen weiß. Für nichts Sinn, als für den Krieg und seine Greuel, führte er ihn auch mit beispielloser Grausamkeit und war eben so das Schrecken der friedlichen Einwohner, als das, seiner Gegner. Seit der Lützener Schlacht stand er fast immer dem Herzog Bernhard gegenüber, oft Sieger, öfters noch besiegt, war er keinen Tag vom Schauplatz gewichen, hatte sich nach jeder erhaltenen Schlappe schnell wieder erholt und wenn man ihn und seinen Reiterhaufen vernichtet glaubte, hatte er sich wieder mit neuer Kraft dem sorglosen Feind entgegen gestellt. Er war besonders bei dem Heere des trägen Gallas die alles belebende Seele. Der Herzog erkannte in ihm seinen gefährlichsten Feind und deshalb war es schon längst sein Plan gewesen, ihn für sich zu gewinnen, den er auch, bei dem Charakter Johann Werths, nicht für unausführbar hielt.

Reinhold von Rosen, aus einem alten liefländischen Geschlechte, war dem König Gustav Adolph als ein junger Mann nach Deutschland gefolgt und hatte sich in dessen Schule gebildet. Nach des Königs Tode schloß er sich

der Belagerung zu bleiben gedachte. Der Kardinal folgte ihm dahin, und auf dieſer Reiſe machte er den letzten Verſuch, Cinq Mars von der Perſon des Monarchen zu entfernen. Jedoch die Art und Weiſe, wie der König ſich ſeinen Wünſchen widerſetzte, zeigte ihm deutlich, daß die Zeit ſeiner unumſchränkten Macht vorüber ſei, und er gelindere Saiten aufziehen müſſe. Von dieſem Tage an unternahm er nichts mehr gegen Cinq Mars und war in allem dem Könige gefällig, ohne daß jedoch dieſe Veränderung ſeines Betragens in dem Benehmen des Königs gegen ihn nur die mindeſte günſtige Wirkung hervorgebracht hätte; im Gegentheil ſchien in dem Grade, in welchem ſich Richelieu gefällig zeigte, er dem Könige verhaßter zu werden, und ſo ſetzte er die Reiſe unter traurigen Ausſichten fort.

10.

Einſam und von bangen Ahnungen gequält ſaß Maria von Nevers mit ihrer Freundin, dem Fräulein von Pons, auf dem einſamen Schloſſe ihrer Ahnen, deſſen Fuß die Wellen

der Aude beſpülten. Sie hoffte mit jeder Stunde von der Ankunft des Königs in Narbonne Nachricht zu erhalten, denn die Briefe, die ſie bisher von ihrem Geliebten bekommen hatte, ſprachen zwar ganz die unwandelbare Treue ſeines Herzens aus, waren aber aus Vorſorge über ſeine Angelegenheiten immer dunkel abgefaßt, und nur durch de Thou, der auf einer Reiſe nach Perigord dieſen großen Umweg, wahrſcheinlich des Fräuleins wegen gemacht, hatte ſie Manches erfahren, das ihre Beſorgniß noch vermehrte.

Sie ſaß heute an der Seite ihrer Freundin zum erſten Male wieder in der friſchen erquickenden Luft, unter der hundertjährigen Linde ihres alten Schloſſes, und blickte ſehnſuchtsvoll nach der Straße, die von Narbonne her führte. Neben ihr auf einem alten abgehauenen Eichſtamme ſaß eine Bäuerin aus dem Ländchen Saut, eine friſche rothwangige Dirne, die ein liebliches Kind an ihrer Bruſt nährend, mit gutmüthigem Lächeln auf den kleinen Pflegling herabblickte. Auch das Fräulein ſah wohlgefällig nach dem Kinde, nur die Prinzeſſin ſchien es in dieſem Augenblicke zu vergeſſen, denn ihre Gedanken waren in Nar-

bonne, von wo eben ein Eilbote ihr von Cinq Mars die wenigen Zeilen gebracht hatte: Eben ziehen wir hier ein, Alles geht gut, Geliebte, bald hoffe ich Dich zu umarmen. In ſüßer Erwartung ſtrahlte ihr dunkles Auge freudig, ihr ganzes Weſen war in dieſem Augenblicke nur eine ſüße Hoffnung. Sie ergriff jetzt das Kind, hob es hoch empor und hielt es der Straße nach Narbonne entgegen, dann drückte ſie es ſtürmiſch an das Herz, an die Lippen, und benetzte es mit Freudenthränen. Die Kleine ward über die heftigen Liebkoſungen nicht unwillig, ſie duldete ſie ruhig, griff mit den kleinen Händchen in die herabrollenden braunen Locken, und ihre großen Augen ſahen freundlich an ihr auf. Ueber die Heftigkeit der Prinzeſſin beſorgt, nahm jetzt die Wärterin das Kind wieder aus ihren Armen, und trug es, ein baskiſches Lied ſingend, längs dem Ufer hin.

Alles geht gut! rief Marie von Nevers freudig aus. Bald wird er hier ſeyn!

Mäßigt Eure Freude, Prinzeſſin! unterbrach ſie das Fräulein. Baut nicht zu feſt auf die trügeriſche Hoffnung. Ihr wißt, auch mein Schickſal iſt durch de Thou ſonderbar

an das des Großstallmeisters geknüpft, und de Thou fürchtete immer noch. Hoflaunen, wißt Ihr ja selbst, sind wie Sonnenblicke im April, bald sind sie warm und erquickend, bald treibt der Sturm die Schneeflocken, und Niemand weiß dann recht, wohin er sein Schiff lenken soll.

Laß mir meine Hoffnung, laß mir mein Glück! unterbrach sie die Prinzessin. Hätte ich mich auch getäuscht, so gab mir die Täuschung wenigstens glückliche Augenblicke, die, nur Trauriges ahnend, die Furcht mir verbittert hätte. Fühle nur, Adelaide, wie mild der Wind vom Meere her weht, sanft und erquickend führt er uns auf seinen Schwingen Kühlung und süße Düfte zu, die er auf seinem Fluge durch blumige Auen den Kelchen stahl. Willst Du Dich nicht an ihm erquicken? Willst Du diese Düfte nicht einathmen, weil er sich wenden und von den Pyrenäen kalt und unfreundlich zu uns herüberstürmen kann? Ist der Blick in die Zukunft nur heiter, so trübe ihn die Furcht vor Täuschung nicht! Treibe die milde Trösterin Hoffnung nicht frevelnd von Dir, was sollte ohne sie aus mir, aus jenem Kinde werden? — Ein Seufzer, der

sich unwillkührlich der Brust Adelaidens entrang, war ihre Antwort.

Armes Mädchen! fuhr die Prinzessin fort. Dir hat die Natur das traurige Erbtheil Schwermuth gegeben! Macht sie Dich denn glücklicher, als mich der leichte Sinn? Hat sie Dein Herz besser vor der Thorheit der Liebe bewahrt?

Ja! erwiederte das Fräulein rasch, und ihr Blick fiel auf das eben schreiende Kind. Aber schnell mochte sie den harten Vorwurf fühlen, der in diesem einen Worte lag. Ja, Prinzessin, fuhr sie fort. Der Liebe vermag keine Gewalt die Herzenspforte zu verschliessen, Schwermuth und leichter Sinn, Beide öffnen ihr stets das Unbewachte.

Adelaide! rief jetzt die Prinzessin, die gar nicht auf die Worte des Fräuleins gehört hatte. Sieh, dort bei der einsamen Kirche von Missegre kommt ein Reiter gejagt, jetzt sprengt er in den hohlen Weg hinab — bald muß er wieder auf der Höhe seyn; — jetzt — sieh! Ja, er ist's! Cinq Mars ist's! schrie sie auf, stürzte hinunter an das Ufer, wo die Bäuerin Blumen für die Kleine pflückte,

entriß ihr das Kind, und, es hoch in die Höhe haltend, stürzte sie dem Reiter entgegen. Da nimm! rief sie, und legte dem vom Rosse Gesprungenen das Kind in die Arme.

Cinq Mars, in dem einen Arme sein Kind, in dem andern die Geliebte, hatte keine Worte für sein Gefühl, auch Marie lag sprachlos an seiner Brust und weinte, nur die herbeieilende Adelaide hatte Besinnung genug, beim Erblicken der ihrem Herrn folgenden Diener das Kind zu entfernen. — Arm in Arm gingen sie nun in das Schloß; während des ganzen Weges hatte Marie von Nevers ihr Auge auf Cinq Mars geheftet. Ja! raunte sie ihm zu und preßte seinen Arm an ihr Herz. Sie hat Dein sprechendes dunkelblaues Auge, Deinen freundlichen Mund, das kaum bemerkbare Grübchen im Kinn, Alles gleicht Dir, doch — Freust Du Dich auch über die Kleine, Cinq Mars? fragte sie plötzlich, da sie seinen Ernst bemerkte. Oder ist sie Dir ein verwundender Dorn? — Schenke ihr Deine Liebe, Heinrich, was kann das unglückliche Kind dafür? — Ehe es den Vaternamen lallen kann, wird es Dich ja so nennen dürfen, nicht wahr, mein Geliebter? —

Du seufzest? fragte sie ängstlich, als sie in das finstere Thor des alten Schlosses traten. Statt freudiger Antwort ein Seufzer?

Die Freude Dich wiederzusehen, Marie, hat mich so sonderbar ergriffen, erwiederte Cinq Mars, und trat mit ihr unter das Portal. Meine Wonne hat keine Worte —

Aber Seufzer, unterbrach ihn die Prinzessin.

In dem Augenblicke, wo ich mein Glück umfangen halte, überfällt mich ein Schauer trüber Ahnung. — Als ich das Kind in meinen Armen hielt, ergriff mich eine Wehmuth; laß mich davon schweigen, Marie!

Ich bitte Dich, rede, Cinq Mars! bat die Prinzessin, als sie sich in ihrem Zimmer allein befanden, verschweige mir nichts!

Was hätte ich Dir zu verschweigen als ein kindisches Spiel meiner Phantasie.

Nun, rede! bat die Prinzessin.

Als wir der alten Linde nahten, die auf jenem Hügel am Ufer der Aude so mahlerisch steht, sah ich nicht weit davon einen abgehauenen Baumstamm. Mir erschien er in diesem Augenblicke wie der Block des Nachrichters.

Thörichte Phantasie! unterbrach ihn die

Prinzessin, obgleich sie doch selbst von diesem Gedanken erschüttert war. Wie kannst Du Dich mit solchen Dingen beschäftigen, Dir von solchen Träumen die Wonne des Wiedersehens stören lassen! Hast Du nicht Ursache, in eine frohe Zukunft zu blicken? Was kümmert Dich ein Baumstamm, was könnte Dich selbst der Anblick des Henkerblockes erschüttern?

Du hast Recht, Marie! erwiederte er lachend. Ich war ein Thor, es war ein Augenblick der Narrheit, der mich ergriff. Es geht ja alles gut, Geliebte, ich stehe in der Gunst des Königs fester als je, Dein Rath, mich seinen Launen ganz ohne eigene Launen zu fügen, war heilsam. Der Kardinal sinkt und ich steige auf seinen Trümmern empor.

Gebe es Gott! sprach die Prinzessin. Es ist ja das Einzige, was mich meinem Ziele näher führen kann!

An die Stelle Richelieu's zu treten, habe ich verzichtet, fuhr er fort, ich fühle selbst, daß die Last mich zu Boden drücken würde, denn ich bin diesem Platze nicht gewachsen. Die Pairie, das Schwert des Konnetable und die Hand meiner Marie genügt mir, was

könnte ich mehr verlangen, als dies, ohne ungenügsam zu seyn?

Gelobt sei Gott, daß Du den thörichten Wunsch unterdrücktest, Richelieu zu ersetzen! Bei dem Könige könnte es Dir gelingen, dem Staate ersetzest Du ihn nie. Aber Heinrich, sagte sie plötzlich, wird der König nicht zürnen, wenn er Dich vermißt und erfährt, daß Du hier warst?

Er weiß es, er hat es mir selbst erlaubt, Dich wieder zu sehen; schließ hieraus auf seine Gunst.

Mißbrauche sie nur nicht; laß ihn nicht lange allein, nicht mit dem Kardinal allein.

Noch in der Nacht eile ich zurück, Pferde stehen bereit, ich bin morgen bei seinem Lever zugegen. Sei nicht für meinen Leichtsinn bange, mich hat die Erfahrung Vorsicht gelehrt. Selbst auf den schlimmsten Fall bin ich gefaßt, selbst wenn der Kardinal siegte und am Ruder bliebe.

Sprich, rief die Prinzessin ungeduldig; sprich, Cinq Mars, wie bist Du auf diesen Fall bereit?

Fontrailles ist nach Madrid, dort für uns

zu unterhandeln; Sedan ist unsere Zuflucht, bis Hülfe aus Spanien kommt.

Schlaff sanken bei diesen Worten die Hände der Prinzessin, die auf seiner Schulter geruht, nieder, bleich als habe der Tod sie gehaucht, waren ihre Wangen. Unglücklicher! rief sie. Was hast Du begonnen! Wie hast Du selbst Dein Glück zerstören, wie leichtsinnig dem Kardinal die Waffen gegen Dich in die Hand geben können! Hoffst Du, daß ihm dies verborgen bliebe, daß Fontrailles den Augen seiner Spione in Madrid entgehen könne? Hoffst Du, daß der König einer lebenden Seele je verzeihen wird, die mit Spanien gegen Frankreich unterhandelt hat?

Verzieh er doch kürzlich dem Herzog von Bouillon, sagte Cinq Mars empfindlich.

Er mußte den Sieger von Marfée fürchten, darum verzieh er ihm, nahm Marie das Wort, seine Verzeihung brachte dem Könige, brachte dem Lande Nutzen. Aber was kümmert sich Frankreich um Heinrich d'Effiat, ob er auf dem Blutgerüste stirbt, oder auf seidenem Pfühl; was giltst Du in der Wagschale des Staates, ob Du sinkst oder steigst. Glaube mir, je höher Du in der Gunst Deines Herrn

ganz an Herzog Bernhard an und blieb bis zu dem Tode dieses jugendlichen Helden sein steter Begleiter. Er befehligte bei dem weimarischen Heere fast immer die Vorhut, wurde von dem Herzog zu allen gefährlichen Unternehmen gebraucht, und so kam es, daß er sich meist Johann von Werth gegenüber befand. An Bildung diesem weit überlegen, an moralischem Werthe weit höher stehend als der Niederländer, war er nicht so unternehmend, wie jener, und konnte es auch nicht sein, da ihn ganz andere Rücksichten leiten mußten. Was jener mit seinen Kroaten und der leichten Reiterei wagen konnte, durfte Rosen nicht mit seinen Regimentern, diesen theuern Kriegsgesellen, die einmal aufgerieben, nicht leicht wieder zu ergänzen waren, da jenem der Verlust an Mannschaft und Pferden ziemlich gleichgültig blieb, wenn er nur irgend einen Zweck dadurch erreichte. Rosen diente in einem Heere, auf dem die ganze Existenz seines Herrn und Freundes beruhte; Johann von Werth halb im Dienst des Churfürsten von Baiern, halb in dem des Kaisers, durfte eher Menschen opfern, da man in Wien und München schon gewohnt war, ganze Heere verschwinden und neue wieder entstehen zu sehen. So waren die beiden Kriegs-Obristen, die jetzt friedlich in dem Schlößchen bei le haut clocher zusammen treffen und nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Worte den Sieg gewinnen sollten.

Verdrießlich, da ihn sein Gegner etwas lange warten ließ, schritt Rosen, den Blick auf den Weg nach Pfalzburg gerichtet, ungeduldig auf und ab, bis er endlich von ferne eine Staubwolke sah und er bald darauf Johann von Werth erkannte, der seine Begleitung bei dem Meier-

stehst, desto tiefer wird er den Undank fühlen, und ihn desto furchtbarer strafen. — Nur ein Mittel sehe ich noch! rief sie plötzlich aus. Eile zurück, wirf Dich dem Könige zu Füßen, bekenne ihm Alles, sage ihm, die Furcht vor dem Kardinal habe Dich zu dem verzweifelten Entschluß gebracht, Dich Gaston von Orleans anzuschließen, und Sicherheit Deines Lebens in Spanien zu suchen! Vielleicht ist es noch Zeit, vielleicht so noch Rettung möglich. Auf jeden Fall laß Deine Pferde von hier bis Narbonne stehen, ich will dafür sorgen, daß bis an die Grenze Spaniens andere für Dich bereit sind. Bist Du nach Deinem Geständnisse der Verzeihung des Königs nicht ganz sicher, so wirf Dich mit dem Augenblick, wo Du sein Zimmer verlässest, auf Dein Roß und fliehe.

Marie, ich verkenne Dich! sagte Cinq Mars, die Unglückliche, die außer sich war, mit Innigkeit an sich drückend. Hältst Du den Kardinal für allwissend? Noch hat ja Fontrailles nichts abgeschlossen, was könnte er denn jetzt schon erfahren? Und überdies, Marie, soll ich so feig, so ehrlos seyn, zum Verräther an meinen Freunden zu werden?

Soll ich wie ein Schulknabe beichten, ehe noch die Sünde begangen ist? Willst Du, daß ich mich vor ganz Frankreich entehren soll? Nein, Marie! rief er heftig, und würde jener Block da draußen bei der Linde zu meinem Richtblocke, stünde der Nachrichter mit gehobenem Beile schon vor mir, und müßte ich mein Haupt darauf legen, so wollte ich lieber durch den Henker sterben, als schmachvoll leben. Den unglücklichen Cinq Mars würde man beklagen, den glücklichen Cinq Mars verachten!

Starr sah ihn die Prinzessin bei diesen Worten an, die er mit Entschlossenheit gesprochen hatte, dann riß sie sich von ihm los, eilte aus dem Zimmer, und kehrte mit dem Kinde auf dem Arme schnell wieder zurück. Heinrich! sprach sie mit Thränen im Blicke, Du stehst nicht allein auf dieser Welt, hier blickt dies Kind an Dir auf, es bittet Dich mit stummer Beredsamkeit: Gieb der Vaterlosen einen Vater, der Namenlosen einen Namen. Hier steht eine Unglückliche vor Dir, die Dir Alles opferte, die für die Liebe Stand und Ehre hingab, die Dein Unglück noch tausendfältiger elend macht, als Dich; höre ihre Bitten, sieh die stumme Sprache

dieſes kindlichen Auges — Kehre zurück nach Narbonne, wirf Dich dem Könige zu Füßen —

Nie, nie, um mich zu entehren, Marie! unterbrach ſie Cinq Mars mit finſterem Ernſte. Wie ich Dich liebe, weißt Du, wie mein Herz an dieſem Kinde hängen muß, kannſt Du wiſſen, da Du mein Herz kennſt, Alles will ich Euch Beiden opfern, nur meine Ehre nicht, die muß mir das Heiligſte ſeyn.

Weine, Kind, weine, Dein Vater verläßt Dich! rief Marie verzweiflungsvoll, und ſchüttelte die Kleine ſo heftig, daß ſie auch wirklich zu ſchreien begann. So recht, Kind, fuhr ſie fort, mir ahnet, Thränen und Klagen werden fortan Dein Wiegenlied werden, mein Loos ſeyn! Sie liebkoſete dem Schreienden, drückte es an ihre Bruſt, und trug es dann wieder zur Wärterin. Cinq Mars, ſagte ſie, als ſie zurückkam. Liebte ich Dich weniger, würde jetzt meine Liebe erkaltet ſeyn und ich Dich bitten, mich zu verlaſſen, da Du ſo lieblos gegen Mutter und Kind handelſt. So aber bin ich zu ſchwach, das harte Wort der Trennung auszuſprechen, und ich kann Dich nur bitten — Doch meine Bitten drin-

gen ja nicht mehr in Dein Herz, und darum will ich ſchweigen.

Was verlangſt Du von mir? ſage es, Geliebte.

Kehre ſchnell nach Narbonne zurück, Du haſt mich, haſt Dein Kind geſehen, das genüge Dir; Beide verzeihen Dir, wenn Du ſie auch elend machen ſollteſt. Kehre zum Könige zurück, bat ſie noch einmal, und gieb mir alle Tage Nachricht von Dir, doch erwähne nichts von Spanien, Richelieu könnte Deine Briefe auffangen, und Du wärſt verloren. Sei vorſichtig, halte immer Alles zur Flucht bereit, warte das Aeußerſte nicht ab, trotze nicht dem Gewitter, ſuche lieber Dich ihm zu entziehen, denn was Du begonnen, kann, endet es unglücklich, nur blutig enden. Kehre bald nach Narbonne zurück, ſo lange ich Dich ferne vom Könige weiß, zerreißt mir die Angſt das Herz.

Dein muthiges Herz iſt zaghaft geworden, Marie —

Es iſt ein Mutterherz geworden, ſagte ſie bewegt, und das bangt ſo leicht. Schone es, Heinrich, daß der Gram es nicht bricht.

Ich will Dir folgen, ſagte er nach kurzem

Sinnen und blieb nur wenige Stunden, dann schwang er sich verstimmt auf sein Roß und jagte Narbonne zu.

11.

Der König war erfreut, als er Cinq Mars so bald wieder zurückkehren sah, und schien jede Gelegenheit zu ergreifen, es öffentlich zu zeigen, wie hoch der Großstallmeister in seiner Gunst stehe. Das Ansehen Richelieu's, dessen Gesundheit täglich schlechter wurde, sank immer mehr, und nur die Furcht, der König möchte seine Gesinnungen schnell ändern, hielt die Hofleute noch um ihn. Ludwig besuchte den Kardinal während seiner Krankheit nur selten, und gewöhnte sich so an seine Abwesenheit, wodurch es dem Kardinal schwer wurde, von Neuem die Gunst seines Monarchen zu gewinnen. Er verhehlte sich das Gefahrvolle seiner Lage nicht, und dachte auf Mittel, sich sicher zu stellen.

Nach der Uebergabe von Collioure rückte der Marschall Meilleraye vor Perpignan, das eine hinreichende Besatzung, gute Festungs-

werke, aber nicht gehörigen Proviant hatte. Auch der König beschloß nun, sich zur Armee zu begeben, und schnell wurde das Nöthige zu seiner Abreise bereitet. In dieser Zeit besuchte Cinq Mars noch einmal mit Bewilligung des Königs die Prinzessin auf ihrem Schlosse, und fand sie heiterer, als er sie verlassen hatte.

Richelieu sah mit Schrecken die Abreise des Königs sich nahen. Er konnte bei seinem Gesundheitszustande ihm nicht in's Lager folgen, und mußte ihn ganz Cinq Mars überlassen. Von dem Anschlage auf sein Leben unterrichtet, zitterte er, daß man jeden Augenblick den kaum noch glimmenden Funken auslöschen könne, daß seine Feinde, wenn die Gegenwart des Königs ihn nicht mehr schütze, es gewiß nicht unversucht lassen würden, auf schnellere Weise sich seiner zu entledigen. Die Selbsterhaltung befahl ihm, sich freiwillig zurückzuziehen, aber die süße Gewohnheit zu herrschen, und das Vertrauen auf das Glück, das bisher alle seine Unternehmungen gekrönt hatte, trieben ihn an, auch das Letzte noch zu versuchen, um von Neuem die schwindende Allgewalt wieder zu gewinnen. So matt, so

sehr

sehr von Schmerzen geplagt er auch war, ließ er sich dennoch den Tag vor der Abreise des Königs, in einer Sänfte zu ihm tragen, und so sehr auch Körper und Geist niedergebeugt waren, trat er doch mit Stolz und Würde vor Ludwig, vor dem er ja noch nie gezittert hatte. Sire! sagte er. Da ich Euch wahrscheinlich nicht wiedersehen werde, so komme ich, Euch Lebewohl zu sagen, und mich Ew. Majestät Gnade zu empfehlen. Ich will meinen König nicht mit dem, was ich für ihn und für Frankreich gethan habe, nicht von meiner Person unterhalten, es könnte Ew. Majestät unangenehm seyn; ich komme, meinen König zu bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Er hielt inne, der König schwieg. Mein König kann seine Gewalt an mir üben, kann mich seine Ungnade auf die bitterste Weise fühlen lassen; ich werde es, im Bewußtseyn meiner Unschuld, standhaft ertragen. Aber wenn eine ernste Zeit kommen sollte, wo er meiner bedarf, wenn seine heilige Person, wenn der Staat in Gefahr ist, so wird mich jeder Augenblick zu seinem Dienste bereit finden.

Ich wünsche Euch gute Gesundheit, Kardinal! war des Königs kurze Antwort.

Richelieu warf einen zerschmetternden Blick auf ihn, seine Lippen bebten, harte Worte wollten hervor, aber der Hofmann drängte sie zurück, neigte sich, jedoch furchtlos vor dem Manne, der oft ihm gegenüber gebebt hatte, und seine letzte physische Kraft zusammen nehmend, verließ er stolz und ungebeugt das Zimmer.

Gott sei gedankt! rief der König, als der Kardinal sich entfernt hatte, dies war überstanden. Gott gedankt! sagte auch Cinq Mars.

Mit welchem Stolze schied er, sprach der König vor sich hin, nicht wie ein Hofmann, den meine Ungnade niedergebeugt, verließ er mich. — Wie ein zürnender Feind schritt er durch dieses Zimmer.

Sein Stolz ist unerträglich, wie konntet Ihr ihn so lange dulden, Sire! sagte Cinq Mars, dem eine Centnerlast vom Herzen gewälzt war. Wie konntet Ihr ihn dulden?

Der König schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab, dann rief er unwillkührlich aus: Und dennoch ist er ein großer Mann, der größte Minister, der je Frankreich beherrschte!

In diesem Augenblicke trat Des Noyers herein, sein Gesicht kündigte nichts Freudiges an. Was giebts? fragte Ludwig, unmuthig, in seiner Freude gestört zu werden. Was ist vorgefallen?

Ein Kourier aus Flandern bringt die Nachricht, daß die Spanier Lenz und La Bassée genommen, und die Armee des Marschalls von Guiche, die im völligen Rückzuge ist, bei Honnecourt total geschlagen haben. — Der König stampfte zornig mit dem Fuße und sah starr vor sich nieder. — Was befehlen Ew. Majestät, das geschehen soll? fragte Des Noyers.

Geht zum Kardinal, sagte der König verdrießlich.

Zum Kardinal Richelieu? wiederholte der Staatssekretair.

Nun ja, zum Kardinal Richelieu, oder meinethalben zum Teufel! fuhr der König auf, bekreuzte sich aber schnell und sprach ein leises Ave Maria, während Des Noyers das Zimmer verließ.

Cinq Mars hatte geschwiegen, während der Staatssekretair zugegen war, und schwieg auch jetzt noch; er hatte gelernt, seinen Wor-

ten den Zügel anzulegen, und wußte recht wohl, daß der König ſich ſchämte, jetzt ſchon wieder ſeine Zuflucht zu der Einſicht des Kardinals nehmen zu müſſen, die Klugheit gebot ihm daher, ſtill zu ſeyn. Der König ſchien ſein Schweigen dankbar zu erkennen. Du haſt das andaluſiſche Roß ſo ſchön gefunden, das mir Bréze von Barcellona geſchickt hat, ſagte er, ich fürchte, es iſt mir zu unruhig, nimm es zum Geſchenk, Du wirſt es ſchon bändigen. Cinq Mars war gerührt, nicht des Roſſes wegen, die Güte des Königs freute ihn; er erwähnte den ganzen Tag über den Kardinal mit keiner Sylbe, und Niemand trat die kurze Reiſe in das Lager bei Perpignan mit ſo freudigem Herzen an, als er, der nun in der Gunſt des Königs allein ſtand.

Der König war kaum eine Stunde gefahren, als er ſich unwohl fühlte, und man konnte heute nur den kurzen Weg längs dem Meere bis Sigeau zurücklegen, wo er mit einem kleinen Theile des Gefolges blieb, und in dem Hauſe eines Apothekers ſein Quartier nahm. Wie erſtaunte Cinq Mars, als er hier ſeine Befreierin aus der Haft im Palaſt Richelieu fand. Sobald es ſich thun ließ,

hofe zurück ließ und allein dem Schlößchen zu sprengte, wo ihn, nach kurzem Gruß, Rosen ohne weitere Ceremonien empfing. Johann von Werth schüttelte ihm treuherzig die Hand zum Willkommen und versicherte ihm, als sie in das Schlößchen traten, daß der Herzog keinen Officier seines Heeres hätte schicken können, der ihm so angenehm gewesen wäre, als Obrist Rosen, da er schon lange gewünscht habe, ihn persönlich kennen zu lernen. In dieser Versicherung lag so viel Gradheit, daß Rosen ihm ein Gleiches und auf gleiche Weise sagen mußte.

Ohne Weiteres schritt nun Johann von Werth zur Sache selbst, trug den Wunsch des General Gallas, seinen Neffen und einige andre, bei seinem Rückzug aus dem Lager von Dieuze gefangene Officiere gegen Ranzien auszuwechseln, vor, und Rosen stellte diese so gering und war in Allem so bereitwillig, daß der ligistische General rasch seinen zweiten Vorschlag machen konnte.

„Gallas gönnt dem Kriegsvolk Erholung" begann er nun „und schlägt deshalb Seiner fürstlichen Gnaden und Seiner Eminenz dem Kardinal la Valette vor, bis zum März eine Art Waffenstillstand eintreten zu lassen. Er will im Elsaß die Winterquartiere beziehen, sie Euch dagegen in Lothringen gönnen. Drei Monat Ruhe sollte wohl dem Kriegsvolk wohl thun."

„Im Elsaß wollt Ihr die Winterquartiere beziehen?" erwiederte der Obrist Rosen lächelnd „Der Herzog muß diesen Fall voraus gesehen haben, denn er hat mir den bestimmten Befehl gegeben, in keiner Art auf dergleichen einzugehen"

„Nicht?" fuhr Johann von Werth auf.

suchte er sie auf, und erfuhr nun, daß die Herzogin von Aiguillon, trotz dem Aufmachen des Fensters, Verdacht geschöpft, sie aus ihrem Dienste gejagt und ihr den Befehl gegeben hatte, Paris zu verlassen. Sie habe gehorchen und sich zu ihrer Mutter nach Narbonne begeben müssen, dort hätte sie ihn oft gesehen, nie aber den Muth gehabt, sich ihm zu zeigen; jetzt sei sie bei ihrem Oheim, dem Apotheker, auf kurze Zeit zum Besuche, der ein sehr strenger Mann sei. Er bewährte es auch in dem nämlichen Augenblicke, denn er ließ seine Nichte herausrufen, und Cinq Mars konnte, trotz aller Bemühungen, sie nicht wieder zu sehen bekommen, nur dies erfuhr er noch, daß die Dame Burgos ihre Mutter, ihr Vater ein Salpeterfabrikant in Narbonne sei, auch ihre Wohnung ließ er sich sagen.

Der König, der sich etwas besser befand, setzte seine Reise fort, und traf noch am nämlichen Tage im Lager vor Perpignan ein, wo er mit allem möglichen militairischen Pomp empfangen wurde. Aber die Spanier hatten nichts dazu beitragen wollen, dem Könige von Frankreich den Aufenthalt vor ihrer Stadt

angenehm zu machen, denn sie hatten alle Häuser in der Umgegend verbrannt und alle Bäume niedergehauen, so daß der König sein Quartier in dem Erdgeschosse eines kleinen ärmlichen Häuschens nehmen mußte, das kaum für ihn und seine nähere Umgebung Raum hatte; die übrigen Umgebungen mußten um ihn herum in Zelten kampiren.

Die Belagerung von Perpignan, oder vielmehr dessen Blokade, gab wenig Stoff zur Unterhaltung. Die Spanier machten keine Ausfälle, die Franzosen keinen Angriff, so daß sich Jedermann wunderte, weshalb der König bei seinen häufigen Gichtanfällen und seiner überhaupt schwachen Gesundheit, alle Bequemlichkeiten entbehre, um die langweilige Einschließung einer Festung zu kommandiren. Anfangs war wohl der Kardinal, der den König von Paris entfernen wollte, die Ursache dieser Reise gewesen, jetzt war es der König selbst, der vom Kardinal entfernt bleiben wollte, was er auch bezweckte.

Nach einigen Tagen traf ein Schreiben Richelieu's ein, worin er den König um Erlaubniß bat, zur Herstellung seiner Gesundheit die Bäder von Tarascon an der Rhone

zu gebrauchen. Der König bewilligte sie gern, und am Ende des Maimonates reiste der Kardinal von seiner Leibwache begleitet, dahin ab; so waren der König und Cinq Mars von diesem lästigen Manne befreit. Jetzt erst athmete Cinq Mars frei, jetzt erst glaubte er sich ganz sicher in der Gunst des Königs, und triumphirend schrieb er an die Geliebte, die seine Freude und Zuversicht nie recht theilen wollte.

Auch de Thou hatte sich einige Male im Lager vor Perpignan bei ihm eingefunden, um sich mit ihm über die Verhältnisse zu berathen, aber er schien nicht von gleichem Zutrauen beseelt, und seitdem ihm die Königin Anna, da sie ihn von Allem unterrichtet glaubte, in St. Germain von der Verbindung mit Spanien gesprochen hatte, war aller Glaube an eine glückliche Beendigung der Sache in ihm verschwunden, und er theilte seine Furcht der Prinzessin mit, der er oft, des Fräuleins von Pons wegen, seine Aufwartung machte.

In dieser Zeit kam Fontrailles von Madrid zurück, wo er mit dem spanischen Minister Olivarez den Traktat abgeschlossen hatte;

er wagte nicht in das Lager zu kommen, un
ſah Cinq Mars heimlich in Salces, wo ſi
ſich zuweilen trafen. Der Großſtallmeiſte
war mit dieſem, nur für Spanien vortheil
haften Traktate unzufrieden, beſonders da e
ihn bei den jetzigen Verhältniſſen und bei de
Geſundheitsumſtänden des Kardinals für über
flüſſig hielt. Einmal faßte er ſogar den küh
nen Gedanken, das Original zu verbrennen
Fontrailles hielt ihn aber davon ab, inde
er ihm bemerklich machte, daß er dadurch da
Geſchehene nicht ungeſchehen, wohl aber ſic
den Herzog von Orleans für immer zu
Feinde machen würde. Unglücklicherweiſe be
achtete Cinq Mars dieſe Vorſtellung, un
das Original wurde durch d'Aubijoux de
Herzoge überſchickt.

12.

Von dem Augenblicke an, wo Marie vo
Nevers durch de Thou von der Ankunft Fon
trailles und von der Unterzeichnung des Trak
tates mit Spanien unterrichtet war, überfie
ſie eine unbeſchreibliche Angſt. Seit ſie dieſ

Verbindung mit Spanien erfahren, hatte eine trübe Ahnung sie nicht verlassen, und noch bei der letzten Anwesenheit Cinq Mars war sie unermüdet gewesen, ihn zu bitten, sich dem Könige zu entdecken. Jetzt, wo die Sache der Entwickelung nahe war, wo die kleinste Unvorsichtigkeit, der leiseste Verdacht über das Schicksal des Geliebten entscheiden konnte, hielt sie es nicht länger auf ihrem Schlosse. Ohne sich de Thou, ohne sich ihrer Freundin anzuvertrauen, deren Obhut sie ihr Kind übergab, ohne Cinq Mars zu benachrichtigen, verließ sie ihre einsame Wohnung, und nahm unter anständiger Begleitung den Weg nach Perpignan. Als sie von Estayel, wo sie übernachtet hatte, am andern Morgen den Weg fortsetzen wollte, stiegen Zweifel in ihr auf, ob sie recht, ob sie klug handle, sie zögerte eine Weile, ehe sie ihr Roß bestieg, endlich faßte sie Muth, schwang sich auf, trabte weiter, und bald sah sie das französische Lager vor sich ausgebreitet.

Es war Mittag. Die an den schönen Sommertagen vor ihren Zelten sitzenden Soldaten verzehrten eben ihr spärliches Mahl, und waren nicht wenig verwundert, eine vor-

nehme Dame hier zu ſehen, welche den Weg nach den Zelten des Königs nahm, ſie begrüßten ſie freundlich; ſie hielt dies für ein gutes Zeichen und ritt nun getroſt dem kleinen Häuschen zu, wo die Menge der ſtattlichen Zelte leicht das Quartier des Königs bezeichneten.

Ludwig war eben von der Tafel aufgeſtanden und ſaß mit Cinq Mars beim Bretſpiel, Letzterer mit dem Geſicht, der König mit dem Rücken nach der Thür, einem Spiegel gegenüber, in dem er alles beobachten konnte, was in dem Zimmer vorging. Cinq Mars war heute, gegen ſeine Gewohnheit, unglücklich im Spiele, und der König, der von beſonders guter Laune war, ſcherzte mit ihm deshalb, als Corſart eintrat, und dem Großſtallmeiſter ein Zeichen gab, herauszukommen. Dies hatte der König bemerkt, und als nach eben beendetem Spiele Cinq Mars um die Erlaubniß bat, ſich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, fragte er, ſich zu dem Kammerdiener wendend. Was ſoll der Marquis, was bedeutete das Zeichen?

Es hält eine Dame draußen, Sire, ſtammelte Corſart.

Die zu ihm will? fragte der König.

Sie wünscht Ew. Majestät zu sprechen.

Was soll da der Großstallmeister dabei? fuhr der König auf. Glaubst Du, Pierre, ohne seine Erlaubniß dürfe Niemand mich sprechen? Wer ist die Dame?

Die Prinzessin von Nevers! erwiederte Corsart.

Marie von Nevers? wiederholte der König, und ein fast zorniger Blick traf den Günstling. Gilt der Besuch mir oder Dir? — Cinq Mars zuckte verlegen die Achseln. — Was kann sie von mir wollen? Gewiß eine thörichte Bitte, die Eure noch thörichtere Liebe betrifft. Ich mag sie nicht sprechen!

Ich glaube selbst, daß es ein thörichter Einfall ist, der sie hierher führen mag, sagte Cinq Mars wohl sehr zur Unzeit, denn der mißtrauische Ludwig lächelte höhnisch, wandte sich dann zu Corsart. Sie mag kommen; bin ich doch neugierig, zu erfahren, was sie will. Der König trat bei diesen Worten an das Fenster, sah hinaus und Cinq Mars blickte, von einer furchtbaren Ahnung gequält, über die Schulter des Königs nach der Geliebten, deren Anblick ihm wohl heute zum ersten Male peinlich seyn mochte. Als die Prinzes-

ſin abgeſtiegen und dem Hauſe ſchon ganz nahe war, ſagte der König, von dem Fenſter wegtretend: Cinq Mark, geh' ihr entgegen, und führe ſie, des Anſtandes wegen, herein. Cinq Mars flog hinaus und hatte nur ſo viel Zeit, Marien zuzuraunen: Du giebſt mir den Tod, ſprichſt Du von Spanien! denn der König, mißtrauiſch und neugierig, hatte das Zimmer geöffnet, und ſo war kein längeres Verweilen mehr möglich. Durch die Worte des Geliebten außer Faſſung gebracht, nahte ſich die Prinzeſſin zitternd dem Könige, und kaum vermochte ſie die Bitte zu ſtammeln, ihr zu erlauben, ihn ohne Zeugen zu ſprechen. Ludwig winkte Cinq Mars, das Zimmer zu verlaſſen was er auch, jedoch in peinlicher Unruhe, that.

Sire! begann nun die Prinzeſſin, die noch immer, von den Worten des Großſtallmeiſters tief erſchüttert, in ihrem Entſchluſſe wankend war, und nicht wußte, was ſie nun dem Könige ſagen ſollte. Sire, von meiner frühen Jugend an bin ich an dem Hofe Ew. Majeſtät erzogen worden, die Königin Mutter hat mir ſo viel Gnade erwieſen —

Daß ſie Euch nach Vincennes ſchickte, unterbrach ſie der König etwas ungalant.

So daß ich hoffen kann, auch Ihr werdet eben so gnädig gegen mich seyn. — Während sie stockte, lächelte der König über diese sonderbare Schlußfolge. — Doch ein glücklicher Gedanke stieg indessen in der Bedrängten auf — und mir Euer königliches Wort halten.

Das brach ich noch nie, doch erinnere ich mich nicht, Euch je mein Wort gegeben zu haben, erwiederte der König überrascht.

Als ich Euch den Falken bei St. Germain zurückbrachte, wolltet Ihr mir einen Wunsch gewähren; ich bat, ihn für eine gelegenere Zeit aufsparen zu dürfen, Ihr waret so gnädig, es mir zu bewilligen.

Ja, ja, ich erinnere mich, aber laßt mich den Falken nicht zu theuer bezahlen, sagte der König. Die Prinzessin beugte bei diesen ziemlich freundlich gesprochenen Worten das Knie, und wollte in dieser demüthigen Stellung ihre Bitte vortragen, doch Ludwig litt es nicht, hob sie auf und sagte lächelnd: Prinzessin, weniger Demuth in Eurer Haltung, lieber Bescheidenheit in Eurer Bitte. — Was wünscht Ihr? Sagt es mir kurz.

Sire, ich bitte um Verzeihung und Gnade ür einen Ew. Majestät treu ergebenen Mann,

der Leib und Leben mit Freuden für seinen Herrn geben würde, den aber die Furcht vor dem Kardinal zu einer Thorheit verleitete. —

In diesem Momente erblickte sie Cinq Mars, der an das niedere Fenster getreten war, bittend nach ihr hinsah und schnell wieder verschwand, sie stockte. Glücklich, daß der König, zu sehr mit der Bittenden beschäftigt, ihn nicht bemerkt hatte.

Fahrt nur fort, sagte der Monarch, schon ungeduldig werdend. Ich ahne schon, wen und was ihr meint.

Die Prinzessin, durch den Anblick von Cinq Mars bestimmt, hatte schnell ihren Entschluß geändert. Ja, Sire! sagte sie muthig, Cinq Mars ist der Schuldige, der aus Furcht vor dem Kardinal das Zutrauen vergaß, das er zu seinem Könige, zu seinem Wohlthäter hätte haben müssen, der Ew. Majestät verschwieg —

Glaubt Ihr, ich hätte seine thörichte Neigung nicht schon gekannt? Da irrt Ihr! fiel ihr der Monarch in die Rede. Habe ich ihm nicht selbst die Erlaubniß gegeben, Euch auf Eurem Schlosse zu besuchen? — Aber was

„Nein, General!“ erwiederte Rosen bestimmt.

„Das hat der Herzog aus meiner Seele gesprochen“ sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd „Keine Ruhe! das ist mein Wahlspruch. Geben auch ein paar Tausend in einem Winterfeldzuge zu Grunde, so werden die Uebrigen doch desto besser. Wenn der Soldat auf der faulen Bärenhaut liegt, schrumpft sein Muth in gleichem Maaße ein, wie sich sein Bauch ausdehnt, und die Officiere denken an nichts, als ihren Seckel zu füllen. Was schadet das Schneegestöber und der Frost? Bahnt er doch die Wege, und es jagt Roß und Reiter nur schneller, wenn die Kälte sie treibt. Also keine Ruhe! — Da werden wir uns wohl bald wieder sehen, Kriegskamerad! wenn auch nicht so nahe als heute. Freut es mich doch, Euch, den ich immer als meinen wackern Gegner geachtet und hochgeschätzt, kennen gelernt zu haben. Nun, mit Gott werdet Ihr es noch lange sein!“

Rosen war zwar gegen diese offen ausgesprochenen verbindlichen Worte nicht unempfindlich und erwiederte sie gern; jedoch ließen ihn die geringen Ursachen dieser Sendung, zu der es Johann von Werths nicht bedurft hätte, eine wichtigere Absicht noch im Hintergrunde ahnen. So ungebildet der ligistische General auch war, besaß er doch viel natürlichen Verstand, und eine reiche Gabe Schlauheit, so, daß er schon öfters zu den schwierigsten Unterhandlungen gebraucht worden war. Rosen blieb deshalb auf seiner Huth, besonders da er Johann von Werth zu gut kannte, um nicht überzeugt zu sein, daß er sich nicht wegen Auswechslung einiger Gefangenen und zum Unterhändler ruhiger Winterquartiere, wo er schon im Voraus

hat die Furcht vor dem Kardinal damit zu thun?

Sire! stammelte die Prinzessin, von dieser Frage außer Fassung gebracht. Sire, wie vor meinem Beichtiger, wie vor meinem Vater stehe ich hier vor Euch — sie ergriff des Königs Hand und preßte sie an ihre Lippen — und beichte meine Schuld. — Das Band der Ehe muß mich und Cinq Mars einen — oder ich bin —

Was seid Ihr? fragte Ludwig, immer ungeduldiger werdend, aber doch gespannt.

Was ich bin? rief die Prinzessin, und die Verzweiflung gab ihr Muth. — Ich bin Mutter!

Bei der heiligen Jungfrau! fuhr der König auf und bekreuzte sich. Dies Vertrauen ist ein wenig stark! Ihr sehnt Euch wohl wieder nach Vincennes?

Da sei Gott vor, Sire! fiel ihm die Prinzessin schnell in die Rede. Ich sehne mich nur darnach, daß der König sein Wort löse, und meinen heißesten Wunsch erfülle.

Hm! meinte der König und blickte durch die Scheiben hinaus, wo er seinen Günstling in

Verzweiflung auf und ab gehen sah, er mochte ihn dauern. — Wie wäre das möglich?

Hatte nicht Luynes, nachdem er Herzog, Pair und Connetable wurde, mit Eurer Bewilligung die reiche Marie von Rohan geheirathet? erwiederte die Prinzessin. Sollte Cinq Mars nicht um die Hand der armen Marie von Nevers werben können, wenn es der Wille Ew. Majestät wäre, ihr Wort zu halten und ihn glücklich zu machen.

Kind! sagte der König immer noch freundlich, da müßte erst Cinq Mars Herzog, Pair und Connetable sein, und die Thorheit begehe ich nicht zum zweiten Male, einen jungen Narren so hoch zu heben; das Schwert des Connetable gehört in eine kräftige, männliche Hand, oder besser, es bleibt auf der Rüstkammer in der Scheide. Ueberdies war Marie von Rohan nicht die Tochter eines regierenden Fürsten. — Doch wir wollen sehen, wenn ich nach Paris zurückkomme und immer noch mit Cinq Mars zufrieden bin. Geduldet Euch, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt. Hofft von meiner Gnade, so viel Ursache ich auch hätte, Euch zu zürnen und selbst den Hof zu verbieten, denn Ihr wißt, Verbrechen, die wider

die

die Religion und die Sitten ſind, vergebe ich nicht leicht; doch Ihr habt mein Wort. Seid vorſichtig, fuhr er fort, da ihm Marie dankerfüllt die Hand küßte, und macht meine Gemahlin nicht etwa ſo leichtſinnig zu Eurer Vertrauten, wie mich. Verlaßt ſogleich Euer Schloß an der Aude und geht nach Paris an den Hof der Königin zurück. In vier Tagen hoffe ich Euch nicht mehr in Languedoc zu wiſſen. Er trat dann an das Fenſter und rief Cinq Mars. Begleite die Prinzeſſin aus dem Lager und kehre bald zu mir zurück! befahl er im unfreundlichen Tone.

Cinq Mars begleitete die Prinzeſſin, und als ſie das Lager hinter ſich hatten, unterrichtete ihn Marie von dem, was bei dem Könige vorgefallen war; ſie theilte ihm ihre Hoffnungen mit, aber die Furcht wegen des Traktates mit Spanien war noch nicht in ihrem Herzen erloſchen, ſie drängte die freundliche Hoffnung zurück.

Zwiſchen Eſtayel und Buras zieht ſich ein kleines freundliches Thal die Höhe herab, von der ein Kryſtallquell herunter fließt, die blumigen Wieſen von Eſtayel zu tränken. Hier hatte ſich ein Klauſner eine Hütte gebaut,

und Cinq Mars war schon einige Male mit dem Könige zu dem frommen Manne gewallfahrt. Dorthin lenkte er sein Roß und ließ das Gefolge zurück, um hier, vor dem Augenblicke der Trennung, noch einige Worte mit der Geliebten ins Geheim sprechen zu können. Sie fanden die Klause verschlossen, den Einsiedler nicht gegenwärtig, banden ihre Rosse an die nahen Bäume und setzten sich auf eine Rasenbank, die mit duftendem Jasmin und Oleander umwachsen, neben einem Kruzifix von frommer Hand errichtet war. Hier in der stillen Einsamkeit gelobte Cinq Mars noch einmal Vorsicht, schwor, sich nie wieder in eine Unternehmung einzulassen, die dem Könige unangenehm seyn könnte, und suchte sie über die Folgen seines Leichtsinnes zu beruhigen. Auch über ihr Kind sprachen sie, bauten Schlösser in die Zukunft und vergaßen darüber die Sorgen des Augenblicks, bis Marie, der Worte des Königs eingedenk, sich plötzlich aus seinen Armen wand. Die Zeit verrinnt, sprach sie, Du mußt fort zum König.

Jetzt schon sollen wir uns trennen? sagte er traurig.

Jetzt schon, Heinrich, erwiederte sie gefaßter. Doch plötzlich mochte ein trübes Vorgefühl sie ergreifen, der Schmerz der Trennung erfaßte sie und sie sagte wehmüthig: Wo werden wir uns wiedersehen?

Da oben, wo Gott die Seinen aufnimmt! ertönte eine rauhe Stimme hinter ihnen; sie wandten sich erschrocken und sahen den Klausner vor sich. Dort werdet Ihr Euch sicher wiedersehen, dort wird Euch die Pforte des Paradieses geöffnet! Unwillkührlich beugten sie ihr Haupt vor dem frommen Manne. Ziehet hin in Frieden, sprach er, seine Hände auf ihre Stirnen legend. Gott möge Euch begleiten! Er grüßte sie freundlich und trat in seine Hütte.

Von einem sonderbaren Gefühle durchbebt, standen Beide sprachlos sich gegenüber, dann warf sich Marie an seine Brust. Also dort, Geliebter, dort nur sollen wir uns wiedersehen?

Possen! rief Cinq Mars. Wie weiß der Alte, was der Himmel über uns beschlossen hat! Sei es auch, was es sei, Marie, mein Herz bleibt Dein, und meine Ehre, dies heilige Gut, kann mir Niemand rauben; so wollen wir dem Schicksal getrost und mit

fröhlichem Herzen entgegen gehen, wenn auch alle Klausner von Languedoc uns Unheil prophezeiten. Er drückte sie noch einmal an seine Brust. Küsse unser Kind, sprach er, ihr das Pferd bringend, habe guten Muth und nimm noch den letzten Kuß!

Den Letzten! sagte Marie, schüttelte traurig das lockige Haupt, schwang sich auf ihr Roß und ritt schweigend zu ihrem Gefolge; dort trennten sich die Liebenden.

13.

Einige Tage darauf ließ sich der Staatssekretair Chavigny, der in Narbonne zurückgeblieben war, bei dem Könige melden, Cinq-Mars war eben zugegen. Chavigny bat den König um geheimes Gehör; Cinq Mars mußte Schicklichkeits halber abtreten und hatte hier keinen Versteck, wie in Saint Germain, wo er Alles belauschen konnte, was in den Zimmern des Königs gesprochen wurde. Chavigny blieb lange bei dem Monarchen, der Großstallmeister ward unruhig, und wurde es noch mehr, da ihn der König, als der Staats-

sekretair abgetreten war, nicht zu sich rufen ließ, sondern allein blieb. Erst am Abende, als Ludwig sich schon zur Ruhe gelegt hatte, ließ er ihn kommen, empfing ihn zwar freundlich, sprach viel und mancherlei mit ihm, wobei er oft auf die Herzöge von Orleans und Bouillon zu reden kam, brach aber immer kurz das Gespräch wieder ab, so daß dies dem Günstling auffallen mußte; erst spät entließ ihn der König. — Mehrere Tage vergingen, ohne daß Cinq Mars den König erforschen konnte; das sah er wohl, daß dieser gegen ihn verdrießlich scheinen wollte, und zwar besonders, wenn sie allein waren. Chavigny kam in dieser Zeit oft, auch wurde der Marschall Schomberg einige Male gerufen, und das gewöhnlich, wenn Cinq Mars abwesend war. Jetzt fing dieser an zu fürchten, doch sein natürlicher Leichtsinn suchte immer sich selbst zu täuschen. Bald war es diese, bald jene Nachricht, von der er glaubte, sie habe den König verstimmt, bald war es die Kränklichkeit Ludwigs, die so zunahm, daß er das Bett hüten mußte, und die Aerzte selbst für ihn besorgt machte. Doch schied er während der Krankheit des Königs fast nicht

von seinem Bette, und glaubte zu bemerken, daß diese Aufmerksamkeit von Ludwig beachtet werde. Wenn er allein bei ihm war, so reichte ihm der König wohl noch zuweilen traulich die Hand, wobei sich ein wehmüthiges Gefühl in seinen Blicken aussprach, und dies gab Cinq Mars immer noch wieder neue Hoffnung. Daß der Monarch von der Unterhandlung mit Spanien unterrichtet sei, daran dachte er nicht; er glaubte Ludwig zu gut zu kennen, als daß er so lange etwas, besonders einen Unmuth gegen ihn, auf dem Herzen behalten könne, und schob die Schuld auf das Geständniß der Prinzessin, wenn des Königs Gunst sich nicht mehr so laut und öffentlich aussprach, als sonst.

In diesem Zeitraume erhielt der Großstallmeister eine Einladung von Fontrailles, nach Salces zu kommen. Er eilte hin, und dieser verschmitzte Mann sagte ihm unumwunden, daß er fast die Ueberzeugung habe, der Kardinal sei von dem Traktate mit Spanien unterrichtet, wie und was er davon wisse, sei noch dunkel, den Traktat müsse er aber nicht genau kennen, denn sonst wäre schon etwas Bedeutendes erfolgt, allein so manches gäbe ihm die Gewißheit, daß

man der Sache auf der Spur sei. Er riethe dem Großstallmeister, obgleich er gewiß wäre, daß alle seine Schritte schon jetzt beobachtet würden, schleunig das Lager zu verlassen, sich nach Sedan zurückzuziehen, um dort das erste Gewitter vorübergehen zu lassen, ja im Falle der Noth selbst nach Spanien zu entfliehen. Cinq Mars behauptete dagegen, er kenne den König zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß, wenn er von dem Traktat wisse, er ihn längst hätte verhaften lassen, und so war er aus Starrsinn oder Leichtsinn, nicht eines Besseren zu überzeugen. Nun wohlan! sagte Fontrailles, der sehr kleiner Statur war, mit seiner ihn nie verlassenden Laune. Ich gehe von hier nach England und ziehe mich aus der Schlinge; wollt Ihr bleiben, gut; Ihr freilich, Herr Großstallmeister, seid ein großer stattlicher Mann, daß, wenn Ihr auch einen Kopf kleiner werdet, Ihr doch noch immer ansehnlich bleibt; schlüge man mir aber den Kopf ab, bliebe gar nichts an mir. Lebt wohl! So hoch Ihr gegen mich steht, wünsche ich doch nicht Euer Schicksal zu theilen! Er verließ Salces, schiffte sich in Bordeaux ein und entkam glücklich nach England.

Auch von mehreren seiner Freunde wurde nun Cinq Mars gewarnt, aber da man ihm nichts Bestimmtes sagen konnte, obgleich durch das ganze Lager das Gerücht lief, die Gnade des Königs gegen ihn habe abgenommen, und sei bald ihrem Ende nahe, so glaubte er ihnen nicht. De Thou warnte, aber Cinq Mars, entweder der Neigung des Königs zu sehr vertrauend, oder glaubend, der Kardinal lasse diese Gerüchte ausstreuen, um ihn einzuschüchtern, beachtete sie nicht und blieb. Da erhielt er durch einen Vertrauten einen Brief der Prinzessin, die schon seit mehreren Tagen in Paris war. Rette Dich, schrieb sie, Dein Unternehmen weiß in Paris Jedermann so gewiß, als daß die Seine unter dem Pont neuf fließt! Dies erschütterte ihn, er traf nun endlich allerlei Vorkehrungen zur Flucht, aber der Befehl, morgen dem Könige nach Narbonne zu folgen, machte auch diese unnütz.

Der Kardinal war in seinem Exil zu Tarascon auf eine Weise von Fontrailles Unterhandlungen in Madrid unterrichtet worden, die bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben ist; sobald er aber davon benachrichtigt war, hatte er es sofort durch Chavigny dem Könige mel-

wiſſen konnte, daß ſie nicht bewilligt würden, hätte gebrauchen laſſen.

Roſen machte nun den freundlichen Wirth und führte ſeinen Gaſt zu der längſt bereit ſtehenden Mittagstafel. Er hatte abſichtlich ſeinen Auftrag an Johann von Werth bis nach aufgehobenem Mahle verſchoben, da er wohl wußte, wie ſehr man in Gallas Heere den Becher liebte und er ſelbſt, an die ſtrenge Lebensweiſe bei Herzog Bernhards Tafel gewöhnt, fürchtete nicht, daß der Wein Herr ſeines Kopfes werden könne. Er ſchenkte deshalb ſeinem Gaſte fleißig ein und ſuchte auf dieſe Weiſe den Verſchmitzten redſeliger zu machen, von dem er gewiß überzeugt war, daß er noch etwas im Rückhalte habe. Es ſchien ihm auch zu gelingen. Johann von Werth wurde immer geſprächiger, immer lebhafter, ſchien ganz den Zweck ſeines Hierſeins zu vergeſſen und überließ ſich ungeſtört ſeiner Fröhlichkeit.

Für den Beobachter hätte dieſe kleine Tafel, woran die Beiden allein ſaßen, höchſt intereſſant ſein müſſen. Oben an ſaß der ligiſtiſche General, deſſen ganz gewöhnliche Geſtalt, deſſen breite Naſe und aufgeworfener großer Mund, das dicke, ſchwarze, kurzabgeſchnittene Haar, das ungeſcheitelt und glatt zurückgekämmt, den Nacken kaum bedeckte, keine Spur von etwas Außerordentlichen zeigte. Der ganze Ausdruck des Mannes wäre gemein geweſen, hätten nicht ſeine ſprechenden, leuchtenden Augen den unternehmenden Geiſt, und die kriegeriſche Haltung den entſchloſſenen, muthigen Mann kund gethan. Ihm gegenüber ſaß Obriſt Roſen, ein ſchöner Mann, mit ausdrucksvollem freundlichen Geſichte, deſſen Blick, wenn auch nicht

den lassen. Ludwig, die Verschwörung gegen den Kardinal wohl kennend, hatte bei dem, was Spanien betraf, seinen Günstling zu entschuldigen gesucht, und war bei dieser Gelegenheit so unvorsichtig gewesen, einiges von der Verbindung Orleans, Bouillons und Cinq Mars gegen Chavigny fallen zu lassen. Dieser berichtete dem Kardinal jedes Wort des Königs, und Richelieu hatte nun einen Leitfaden, um das Nähere der Verschwörung zu erforschen. Chavigny trieb den König an, Cinq Mars in Verhaft nehmen zu lassen, stellte ihm vor, wie das Beste des Staates es verlange, wie es dem Könige, wenn Cinq Mars wirklich unschuldig befunden würde, leicht sei, ihm durch neue Gnadenbezeigungen das erlittene Unrecht zu vergüten, der König aber verlangte Beweise, und die konnte man ihm nicht geben. Aus dieser Ungewißheit entstand sein sonderbares Benehmen gegen den Günstling, er mißtraute ihm und wollte es doch nicht. Der Kardinal aber hatte endlich, Gott weiß, durch welche Mittel, sich eine Abschrift des Traktates zu verschaffen gewußt, dessen Original der Herzog von Orleans verbrannt und nur eine Kopie zurück-

behalten hatte. Eine Abschrift, die Chavigny dem Könige davon überreichte, hätte diesen fast vermocht, den Befehl zur Verhaftung des Marquis zu geben, wenn ihn nicht die Vorliebe für diesen davon zurückgehalten, und er nicht noch geglaubt hätte, alles wäre eine Erfindung des Kardinals, um den Großstallmeister zu stürzen.

Die Neigung des Königs für seinen Günstling mußte groß seyn, da er sich nach Durchlesung des Traktates, der die empfindlichsten Saiten seines Herzens feindlich berührte, nicht sogleich zur Verhaftung entschließen konnte. Der Traktat enthielt, außer daß Spanien 15000 Mann zur Disposition der Herzöge stellte und ihnen eine bedeutende Summe zur Anwerbung von Truppen gab, noch, daß Richelieu solle gestürzt und der König gezwungen werden, Friede mit Spanien zu schließen, wobei gegenseitig alle Eroberungen zurückgegeben werden sollten. Dies kränkte den König, da aller Vortheil auf der Seite der Spanier war, doch mehr noch als dies empörte Ludwig der Punkt, wo von seinem nahen Tode und von der Regentschaft gehandelt wurde.

Aber ein an sich geringfügiger Umstand entschied über das Schicksal des Großstallmeisters. Pater Caussin, der listige, aufgeklärte Jesuit, der heimliche Feind Richelieu's, war nicht mehr Beichtvater des Königs, Pater Sirmond, eine Kreatur des Kardinals, war an seine Stelle gekommen, und hatte von seinem Protektor den Auftrag, das Gewissen des Monarchen bei dieser Sache zu beunruhigen. Bei Ludwigs Ankunft in Narbonne, während Cinq Mars endlich die Gefahr ahnend, Vorkehrungen zur Flucht traf, kam der Beichtvater zu dem Könige und stellte ihm vor, wie sehr es gefrevelt sei, dem Himmel die Bestrafung eines Verbrechens überlassen zu wollen, das zu bestrafen ihm Pflicht sei. Die Sicherheit seiner geheiligten Person, die Sicherheit und das Wohl des Staates verlangten es, und nicht seinen Bruder, keinen der Verschwornen dürfe er schonen, denn der gerechte Gott verlange strenge Gerechtigkeit von seinen Stellvertretern. Der König, dessen Gewissen von seinem Beichtvater beunruhigt war, ließ ihn zwar ohne eine bestimmte Antwort gehen, kaum befand er sich aber allein, so warf er sich auf die Knie, betete und bat

Gott, ihm in dieser immer noch zweifelhaften Sache einzugeben, was er thun solle. Als er sein Gebet beendet, war er entschlossen, ließ den Grafen Charrost, Hauptmann seiner Leibwache, rufen, und gab ihm mit Thränen in den Augen den Befehl, den Großstallmeister zu verhaften. Dieser war eben bei dem Gouverneur zur Tafel, als er von einem seiner Freunde, vielleicht von Charrost selbst, die Nachricht erhielt, daß er verhaftet werden solle. Schnell verließ er unter einem schicklichen Vorwande die Gesellschaft, warf sich auf ein Pferd und jagte nach dem Thore, das er jedoch, so wie alle andern, verschlossen fand; ihm blieb keine Rettung übrig, als sich der Dame Burgos und ihrer Tochter anzuvertrauen. Er war so glücklich, in das abgelegene Haus zu schlüpfen, traf den Mann nicht zu Hause, Mutter und Tochter aber bereitwillig, ihn zu verbergen.

Der König, dem noch vor einer Stunde die Thränen im Auge standen, da er den Verhaftsbefehl gab, war höchst aufgebracht, als Charrost ihm die Meldung machte, daß er Cinq Mars nirgends getroffen habe. Als könne er den Augenblick nicht erwarten, wo

er den Günſtling auf dem Blutgerüſte ſehen ſollte, gab er den ſtrengſten Befehl, Hausſuchung zu thun, drohte dem mit Todesſtrafe der den Flüchtling verbergen oder ſeinen Zufluchtsort nicht bekannt machen würde; doch nichts konnte den Muth der Frauen erſchüttern, die feſt entſchloſſen waren, ihn wo möglich zu retten. Da kam unglücklicherweiſe der Mann zurück, erfuhr von einem ſeiner Diener, daß ein junger Edelmann ſich in dem Hauſe verborgen habe, und da er ſich ſofort überzeugt hatte, daß es der Großſtallmeiſter ſei, eilte er zum Gouverneur und zeigte deſſen Aufenthalt an, obgleich der Flüchtling eine bedeutende Summe für ſeine Rettung geboten hatte.

Der Gefangene ſchrieb aus ſeiner Haft ſogleich an den König und bat ihn nur um eine Stunde Gehör, Ludwig ſchickte den Brief uneröffnet zurück. Er bat den Grafen Charroſt, deſſen Bewachung er übergeben war, den König an das Verſprechen zu erinnern, nie ſein Todesurtheil zu unterſchreiben. Der edle Charroſt hatte den Muth, des Freundes Bitte zu erfüllen, und die Ungnade des Königs zu wagen; Ludwig zürnte ihm deshalb nicht

und erwiederte ruhig: Ich werde mein Versprechen halten.

Am andern Morgen wurde auch de Thou im Lager vor Perpignan verhaftet, wo man jedoch so schonend mit ihm verfuhr, daß man ihm Zeit ließ, alle Papiere zu verbrennen. Der Herzog von Bouillon wurde in Alessandria an der Spitze seines Heeres von dem Grafen du Plessis arretirt, nur Gaston von Orleans blieb vor der Hand noch frei.

Um Cinq Mars alle Gelegenheit zu nehmen, den König zu sprechen, wurde er schon am andern Tage nach der Citadelle von Montpellier, de Thou aber nach Tarascon zu dem Kardinal gebracht, der durch dieses glückliche Ereigniß, wenn auch nicht die Gunst des Königs, doch seine Macht ganz wieder erhalten hatte.

14.

Auf dem alten Schlosse zu Tarascon, das in einer reizenden Gegend an der Rhone, Beaucaire gegenüber liegt, hatte Richelieu sein Krankenbett an den geöffneten Balkon

rollen lassen, um nach der Straße von Montpellier sehen zu können; neben ihm saß die Herzogin von Aiguillon, und hinter ihm stand sein treuer Chavigny. Diener waren im Zimmer beschäftigt, noch ein Krankenbett aufzuschlagen.

Richelieu sah mit Wohlgefallen auf die Herzogin und sagte mit einer Art Galanterie, die ihn auch auf dem Krankenbette nicht verlassen hatte: Meine Nichte! Ihr seid sehr gütig, mich so treu zu pflegen und mich in meiner Krankheit nicht zu verlassen. Gott und mein Testament werden es Euch lohnen doch hoffe ich, morgen wird es schon besser mit mir seyn, denn ein Tag wie der heutige muß einen kranken Staatsmann stärken. Chavigny! wandte er sich dann zu diesem. Wie schrecklich ist es doch, wenn der Geist noch stark und kräftig, und der Körper leidend und schwach ist, jener immer vorwärts strebt, dieser seinen Aufflug stets zurückhält. — Erinnert Ihr Euch noch der Tage, wo ich jenes alte Schloß da drüben, dieses Bollwerk der Hugenotten, niederreißen ließ? Wie kraftvoll stand ich da und hielt streng Gericht über die Ketzer — jetzt — nun, ich freue mich auch

noch der Trümmer, denn sie sind mein Werk; aber da mahnen mich die Schmerzen und mein verdorrter Arm, daß ich nur noch die Trümmer Richelieu's bin. — Doch nein! so lange noch Leben in dieser Trümmer ist, soll sie furchtbar bleiben. — Aber wo er nur bleiben mag, er läßt lange warten.

Irre ich nicht, sagte die Herzogin, so zeigen sich dort auf der Höhe die Mousquetaires; ja, so ist es, einzelne Reiter kommen gesprengt.

Klingelt! befahl jetzt der Kardinal, und laßt dann mein Bett wieder an seine Stelle rücken, daß er mich nicht etwa am Fenster sieht und glauben könne, ich erwarte ihn mit Ungeduld. — Schließt die Thüren des Balkons. So, nun mag er kommen! — Die Herzogin blieb am Fenster stehen und berichtete, was sie sah. Schon sind die Mousquetaires über die Schiffbrücke, sagte sie — jetzt kommt Eure Sänfte mit dem kranken Könige; trotz des Federschmuckes und der niederländischen Glöckchen schreiten heute die Maulthiere ganz traurig einher, als ob sie wüßten, daß sie nicht ihren Herrn, den Kardinal Richelieu

Char-

trügen; jetzt kommen sie über die Brücke, Charrost ist dicht bei dem Könige —

Nun, so muß er bald hier seyn, unterbrach Chavigny die Berichte der Herzogin, und ergriff seinen Hut, ich will doch hinunter, Se. Majestät zu empfangen.

Bleibt nur, Chavigny, sagte der Kardinal, zwar im freundlichen, aber doch befehlenden Tone, ich habe Niemand von meiner Hofhaltung um mich gerufen, ich muß doch Jemand bei mir haben, wenn ich den König empfange. Ihr habt doch den Befehl gegeben, daß bei seiner Ankunft die Kanonen des Schlosses nicht gelöset werden, es würde mich zu sehr erschüttern.

Ich gab den Befehl, erwiederte Chavigny, der diesmal nur ungern dem Kardinal gehorchte, und, als er den König nahen hörte, es doch nicht unterlassen konnte, nach der Thüre zu gehen. — Jetzt öffnete sie sich, und der kranke Monarch, von dem Grafen Charrost geführt, trat ein. Chavigny war der Erste, der ihm entgegen ging und sich tief vor ihm neigte. Ich hatte Euch schon früher erwartet, sagte Ludwig, der nicht leicht einen Fehler des Ceremoniels verzieh, dankte Charrost für

seine Mühe, begrüßte die Herzogin, die sich sogleich entfernte, nur flüchtig, gab Chavigny einen Wink, ihr zu folgen, und nahte dann, auf eine Krücke gestützt, dem Bette des Kardinals, der sich aufgerichtet hatte, die Hand des Königs ergriff und sie küßte. Sire! sagte er, doch wohl von diesem Augenblicke ergriffen. Wie sehen wir uns wieder? — Gott, der uns über unsere Feinde triumphiren ließ, wird ja auch so barmherzig seyn, und uns die Gesundheit wieder schenken.

Das ist mein tägliches Gebet, erwiederte der König, und ließ sich langsam auf einen Sessel an Richelieu's Bette nieder.

Es trat eine augenblickliche Stille ein. — Ich komme, sagte endlich der König, Euch einen neuen Beweis meiner Achtung zu geben, und ganz Frankreich zu zeigen, wie tief ich den Werth fühle, den Ihr für mich und den Staat habt.

Es freut mich, Sire, wenn Ihr es endlich erkennt, daß ich Euer treuester Diener bin, erwiederte Richelieu. Wer, wie ich, die Last der Regierung seinem Könige tragen helfen muß, kann nicht immer Angenehmes vorzubringen haben, und so kommt es dann zu-

ſo lebhaft, wie der von Werths, geiſtvoll und heiter war und in deſſen Haltung und jeder Bewegung ſich Würde ausſprach. Gleich in ihrem Wirkungskreiſe, konnte man im Aeußern, ſelbſt in ihrem Innern nicht zwei entgegengeſetztere Männer ſehen, als die hier an der Tafel Vereinten.

Der Wein machte Johann von Werth immer lebhafter und geſprächiger. Roſen ſuchte in ſeinen derben Ton, ſo viel als möglich, einzuſtimmen, und berührte nebenbei, wie er ſich wundre, daß Gallas ihn zu ſolchem unwichtigen Auftrage hierher geſendet habe. „Hätte der Herzog nicht erfahren" fuhr er fort „daß Ihr kommen würdet, hätte er ſicher nur einen unbedeutenden Officier geſandt, ſo aber mußte ich Euch zu Ehren das kleine Geſchäft übernehmen, und es freut mich, da ich bei dieſer Gelegenheit Euch kennen gelernt habe."

Johann von Werth dankte und erwiederte dann lächelnd: „Und hätte ich nicht einen geheimen Auftrag, würde mich kein Teufel des elenden Neſſen wegen, der ſich auf liederliche Weiſe gefangen nehmen ließ, hierher gebracht haben."

„Und dieſer Auftrag wäre?" fragte Roſen geſpannt, und ſchenkte den geleerten Pokal wieder voll.

„Kamerad!" erwiederte Werth, den Pokal zurückſchiebend „Den Auftrag richt' ich nur an den Herzog ſelbſt aus —"

„Dazu könnte ſich Gelegenheit finden, der Weg von Dieuze bis hierher iſt nicht weit" ſagte Roſen gleichgültig ſcheinend „und der Herzog ſieht Euch lieber hier, als in ſeinem Lager."

weilen, daß man läſtig wird. — Der König holte tief Athem. — Ihr habt mich verkannt, Sire, fuhr der Kardinal fort, habt einem jungen, unerfahrnen, ehrgeizigen Manne, einem Undankbaren mehr geglaubt, als mir, mir Euer Zutrauen entzogen und es ihm geſchenkt; Ihr habt die Früchte geſehen, ohne meine Vorſicht ſtünde Frankreich am Rande des Verderbens —

Ich erkenne meinen Fehler, meine Gutmüthigkeit riß mich hin, warum ließ ich mich auch von irgend Jemand leiten, unterbrach ihn der König verdrießlich, und Richelieu bemerkte ſogleich, daß in ſeiner Abweſenheit Ludwig nicht mehr ſo fügſam war, als ſonſt, denn Unmuth und Ungeduld ſprächen ſich in allen ſeinen Zügen aus. Der Kardinal, der ſeiner Eitelkeit nun ein ſattſames Opfer gebracht zu haben glaubte, fuhr in dieſem Thema nicht weiter fort. Ich habe mich unterſtanden hier in mein Krankenzimmer ein Bett für Ew. Majeſtät bringen zu laſſen, ſagte er, ich weiß, das Sitzen wird Euch ſchwer, Sire, und da wir doch noch ſo manches zu ſprechen haben —

Dieſe Fürſorge freut mich, ich danke

Euch! — Laßt nur meine Leute kommen, sagte der König. Richelieu schellte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, die Bedienung des Königs zu rufen. Sogleich erschienen eine Menge Hofbediente, vom ersten Kammerherrn bis zum Kammerdiener, und während jedes Kleidungsstück, das man dem Könige auszog, mit einer Art Ceremonie aus einer Hand in die andere ging, und eben so sein Nachtzeug ihm gebracht wurde, war er bald entkleidet und legte sich ganz entkräftet zu Bette. Sein Leibarzt, der jetzt hereintrat, untersuchte den Puls, verordnete einige Medizin, und nachdem er die Speisen für den König angegeben hatte, trat er wieder ab, und außer dem Kammerdiener des Königs blieb Niemand im Zimmer.

Der Kardinal hatte sein Bett dem des Königs näher rollen lassen, damit Beide ohne Anstrengung mit einander sprechen konnten, und Corsart einen Wink gegeben, sich zu entfernen. Sire, begann er nun, was befehlt Ihr, daß geschehen soll?

Handelt nach Eurer Einsicht, erwiederte der König.

Wie soll ich gegen den Herzog von Orleans verfahren? fragte Richelieu weiter.

Mit Schonung, er ist mein Bruder.

Gegen den Herzog von Bouillon?

Wie Ihr wollt!

Nun dann, sagte Richelieu, mild, tritt er Sedan der Krone ab; streng, thut er es nicht. Und Cinq Mars, Sire?

Ich gab ihm mein feierliches Versprechen, nie sein Todesurtheil zu unterzeichnen.

So unterzeichne ich es! fiel ihm der Kardinal rasch in's Wort.

Ist Eure rechte Hand nicht gelähmt? sagte der König, durch das Gespräch sehr angegriffen. Sollte das nicht ein Fingerzeig Gottes sein, kein Blut zu vergießen, Kardinal? Ihr könnt ja nicht mehr unterzeichnen.

So thut es ein andrer für mich, sagte der Kardinal herrisch. Enden dergleichen Verschwörungen ohne Blut, so werden sie statt warnender Beispile nur Lockspeisen für jeden unruhigen Kopf. Jeder wagt sie, um dabei zu gewinnen, da er nichts oder wenig dabei verlieren kann.

Hat das Beispiel Montmorency's und Marillac's gewirkt? fragte der König.

Um so mehr muß diesem Beispiele Wirksamkeit gegeben werden, Sire!

Nun, so thut, wie die Gerechtigkeit es verlangt, erwiederte der König verdrießlich. Ihr habt, was geschehen wird, vor Gott zu verantworten. — Richelieu lächelte über die Verantwortlichkeit, die der König von sich abwälzte, da er aber bemerkte, daß Ludwig ihn wegen dieses Lächelns scharf und mißbilligend ansah, änderte er sogleich den Ton. Gott der Gerechte, sagte er, wird den Willen seines Knechtes nicht verkennen; ich werde handeln, wie die Gesetze des Staates es gebieten.

Der König wandte sich jetzt um und schloß die Augen; ob er wirklich so ermüdet war, oder sich nur so stellte, um die Unterhaltung abzubrechen, blieb unentschieden. Richelieu kümmerte es übrigens wenig, hatte doch der kranke König Frankreich und der Welt ein nie gesehenes Schauspiel gegeben, das seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeize nur zu sehr schmeicheln mußte; hatte der König doch, so hinfällig er auch war, seinen kranken, vor Kurzem noch in Ungnade entlassenen Minister zu besuchen, einen Umweg von 60 Meilen gemacht. Es konnte keinen größeren Beweis

von der Schwäche des Königs und der Macht des Kardinals geben, und so beklagte es Richelieu gewiß nicht, daß er schon am andern Morgen Tarascon verließ. Ludwigs Haß gegen den Kardinal, so wie dessen Mißtrauen gegen den König war noch nicht gemindert; Ludwig fühlte von Neuem das drückende Uebergewicht seines Ministers, der Kardinal durchschaute den Monarchen, und ihm entging der Widerwille nicht, mit dem er sich seinen Ansichten fügte.

15.

Die einzige Sorge des Kardinals war nur noch, sich das Original, oder wenigstens eine treue Kopie des Traktates zu verschaffen, denn so lange dieser juristische Beweis fehlte, konnte kein Gerichtshof den Großstallmeister, der immer beim Leugnen blieb, verurtheilen. In der Meinung, de Thou sei von Allem unterrichtet, versuchte es der Kardinal, diesen durch das Versprechen zu verlocken, daß er durch offenes Geständniß vielleicht begnadigt werden könne, aber de Thou, zu edel, seine

Freunde zu verrathen, schwieg, und jede List des Kardinals, der ihn selbst verhörte, scheiterte an dem edlen, festen Charakter dieses Mannes.

Er wandte sich nun an den feigsten, elendesten Menschen Frankreichs, an den Herzog von Orleans, der schon an der Spitze zweier Verschwörungen, jedesmal seine Parthei verrathen und aufgeopfert hatte; er bearbeitete den feilen Abbé de la Riviere, den Unterhändler und Vertrauten des Herzogs so geschickt, daß er ihn ganz für sich gewann, und da der Kardinal den Herzog kannte, wußte er ihm durch den Abbé solche Furcht einzujagen, daß dieser nach einigem Zaudern endlich die durch seine und seines Sekretairs Unterschrift gerichtlich bestätigte Kopie des Traktates dem Kardinal einschickte, und dafür die Erlaubniß erhielt, nachdem er alle seine Chargen niedergelegt haben würde, seine Apanage ruhig in Bolis verzehren zu können.

Jetzt hatte der Kardinal, was er zu haben wünschte, nun hatte er den Beweis und das Mittel in den Händen, seine Rache zu stillen und Cinq Mars auf das Blutgerüst zu bringen, nun hielt er den Sieg fest, denn selbst

der König hatte sich so weit erniedrigt, eine schriftliche Erklärung gegen Cinq Mars auszustellen, worin er sagte, daß er schon seit einiger Zeit Verdacht in seinen Großstallmeister gesetzt, und, um ihn auszuforschen, ihn frei über alles habe sprechen lassen. Hierdurch habe er die feindliche Gesinnung von Cinq Mars gegen den Kardinal erfahren, und der Marquis habe sich selbst gegen ihn geäußert, man müsse durch ein blutiges Mittel die Katastrophe herbeiführen, was er ihm jedoch bei Strafe seiner Ungnade streng untersagt habe.

Der König übergab hiermit Cinq Mars ganz den Händen seines Feindes, der ihn, den Herzog von Bouillon und de Thou nach Lyon bringen ließ, um dort verhört und gerichtet zu werden; in dieser Stadt hatte Cinq Mars den Kardinal ermorden wollen, dort sollte auch er sterben. Richelieu beschloß, trotz seiner Krankheit, sich dahin zu begeben. Er ließ ein Häuschen von Bretern zimmern, worin sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl Raum hatten, und anstatt die Rhone hinaufzufahren, ließ er sich in diesem Häuschen durch 18 Mann seiner Leibwache von Taras-

con nach Lyon tragen, um alles den Prozeß Betreffende dort selbst anordnen zu können.

Dem Kanzler Seguier war die Untersuchung übergeben. Obgleich Cinq Mars ihn einmal, als der König, gegen ihn aufgebracht, ihm die Siegel nehmen wollte, gerettet hatte, suchte diese Kreatur Richelieu's dennoch alles hervor, um Cinq Mars in mehreren Privatunterredungen zum Geständniß zu bringen. Der Großstallmeister aber läugnete fortwährend Alles, selbst die Deklaration des Herzogs von Orleans brachte ihn nicht zum Geständniß, nur war er oft wieder unvorsichtig gegen Andere, denen er geradezu sagte, er habe zwar manches zu gestehen, müßte aber ein Thor sein, sich selbst anzuklagen, ohne die Gewißheit der Begnadigung zu haben. Der Erste, der Alles gestand, war der Herzog von Bouillon, er wurde gleich darauf mit Cinq Mars konfrontirt, wobei dieser jedoch beim Läugnen blieb und seine Richter dadurch in nicht geringe Verlegenheit setzte. Aber endlich gelang es dem Kanzler, ihn unter unbestimmten Versprechungen der königlichen Gnade zum Geständniß zu bringen, das er gleich darauf vor Gericht wiederholte, und

, wobei er noch aussagte, daß de Thou von der Verschwörung unterrichtet gewesen sei. Obgleich dieser noch Gelegenheit gehabt hätte, sich dem blutigen Spruche seiner Richter zu entziehen, gestand er doch nun, was er wußte; war aber zu edel, die Königin zu kompromittiren, und gab Fontrailles als den an, der ihn von dem Traktate mit Spanien unterrichtet habe. Ich wünsche den Tod, sagte er mit Hingebung, was könnte mir das Leben noch nützen? Man würde mich auf die Folter bringen, und wäre ich auch stark genug, da zu schweigen, so müßte ich im ewigen Gefängniß verschmachten, und dafür lieber den Tod. So wurde denn nach dieser Aussage der andere Tag bestimmt, das Urtheil über die beiden Gefangenen zu sprechen, die nicht, wie Bouillon, ein Sedan als Preis ihrer Freiheit zu bieten hatten.

Der Kardinal, vergnügt, daß die Sache endlich so weit gediehen war, hatte schon auf den folgenden Tag Befehl zu seiner Abreise nach Paris gegeben; es mochte ihm doch zu grausam dünken, die Hinrichtung abzuwarten. Er sprach eben mit der Herzogin von Aiguillon davon, als ein Tumult im Vorzimmer

entstand, der ihn nicht wenig beunruhigte, da er seit seinem Aufenthalte in Lyon stets in der Furcht war, man trachte ihm nach dem Leben. Der Tumult kam näher; die Herzogin von Aiguillon, endlich selbst unruhig geworden, sprang auf, eilte nach der Thür, die mit Heftigkeit aufgerissen wurde, und Marie von Nevers stürzte ihr entgegen, und warf sich an dem Bette des Kardinals nieder. Eminenz! rief sie mit dem Tone der Verzweiflung. Durch Eure Wachen hat sich Marie Gonzaga einen Weg bahnen müssen, um hier an Eurem Krankenbette knieend Gnade für Cinq Mars erflehen zu können. Die Tochter des Markgrafen von Mantua kniet vor Euch. Denkt, daß auch Ihr eines milden Richters bedürft, und daß Ihr bald vor dessen Richterstuhl treten werdet!

Steht auf, Madame! sagte Richelieu, von dem wilden Anblicke der Prinzessin anfangs erschreckt, der Herzogin von Aiguillon einen Wink gebend, sie aufzuheben, aber diese schwelgte in dem Anblicke, die Geliebte des Cinq Mars so erniedrigt vor sich zu sehen, und wollte ihn nicht verstehen. Steht auf, Madame! wiederholte Richelieu, denn stehend

„Hm!“ brummte Johann von Werth vor ſich hin und wurde nachdenkend.

„Uebrigens könntet Ihr mir Euren Auftrag nur mittheilen,“ fuhr Roſen fort; „ich kenne ihn überdies ſchon.“

„So?“ meinte der kaiſerliche General „Seid Ihr allwiſſend?“

„Wahrlich nicht!“ erwiederte Roſen lächelnd „Aber Verſchwiegenheit iſt, wie Ihr wohl ſelbſt wiſſen werdet, nicht die Tugend Eures Hauptquartiers; der General Lieutenant Gallas iſt nach der Tafel geſprächiger, als er wohl ſollte, und ſo wußten wir ſchon geſtern was Ihr uns anzubringen habt.“

„Nun ich wäre doch neugierig, dies aus Euerm Munde zu vernehmen?“ unterbrach ihn Johann von Werth.

„Gallas hat den Auftrag von Wien, den Herzog für den Kaiſer zu gewinnen“ ſagte jetzt Obriſt Roſen — Johann von Werth ſtutzte. „Er ſendet Euch, dem Herzog die Bedingungen vorzulegen.“

„Kennt Ihr auch dieſe?“ fragte der General.

„Man verſpricht dem Fürſten das Herzogthum Franken; die Biſthümer und die Reichsſtädte ſollen es bilden, man verſpricht es ihm, wenn er ſein Heer zu dem Euren ſtoßen läßt, ernennt ihn dann zum Generaliſſimus der kaiſerlichen Völker und wenn er ſeine Glaubensbrüder verrathen, und Deutſchland unterjocht haben würde, dann—“

„Und dann?“ unterbrach ihn Johann von Werth mit Haſt „Und dann?“

„Läßt man ihn enden, wie den Friedländer, der wahrlich nur zur Nothwehr Verräther an ſeinem Herrn ward.“

„Obriſt Roſen!“ fuhr Johann von Werth auf, doch

oder knieend, werdet Ihr das Wort der Gnade nicht aus meinem Munde vernehmen.

Die Prinzessin sprang bei diesen Worten auf. Kardinal! sprach sie, Ihr müßt es fühlen, was mich der Entschluß gekostet hat, hierher zu kommen, und Euch um Gnade zu bitten; laßt mich nicht vergebens einen Schritt gethan haben, bedenkt! —

Madame! unterbrach sie Richelieu mit furchtbarer Kälte. Das Urtheil wird vollzogen, so wahr der Kardinal Richelieu trotz seiner Feinde noch lebt, und träte in diesem Augenblicke ein Kourier mit der königlichen Begnadigung hier ein, es würde dennoch vollzogen —

So hab' ich freilich nichts zu hoffen, fiel ihm die Prinzessin in das Wort, und nur noch Gott zu bitten, Herr Kardinal, daß er dereinst für Euch das Erbarmen nicht kennen und Euch von diesem Krankenlager nicht aufstehen lassen möge. Ist es mir nicht vergönnt, ihn noch einmal in seinem Gefängnisse zu sehen? sagte sie dann mehr fragend als bittend. Der Kardinal bedachte sich eine Weile, dann erwiederte er: Ich werde den Befehl geben, daß man Euch zu ihm lasse, und Ihr sollt

benachrichtigt werden, zu welcher Zeit dies geschehen kann.

Ich danke Euch, sagte die Prinzessin wenig verbindlich und wendete sich nun zu der Herzogin. Ich höre, daß die Briefe, die ich an Cinq Mars schrieb, und die man bei der Durchsicht seiner Papiere im Louvre gefunden hat, sich in Euren Händen befinden. Eine Frau fühlt zu zart, als unter solchen Umständen einer andern den Wunsch zu versagen, ihr diese Briefe zurückzugeben.

Glaubt Ihr, Madame, erwiederte die Herzogin höhnisch, daß ich dazu bestimmt bin, immer Eure Liebesbriefe zu verwahren?

Prinzessin! fiel Richelieu seiner Nichte schnell in das Wort. Die Briefe sollen Euch in Paris zugestellt werden, bekümmert Euch nicht weiter darum, Ihr habt mein Wort.

So muß ich Euch doch Dank schuldig sein, sagte Marie von Nevers. Ich danke Euch, Kardinal! Dann einen verächtlichen Blick auf die Herzogin werfend, verließ sie das Zimmer. Mit verbissener Wuth sah diese ihr nach. Warum versprachet Ihr, der Närrin die Briefe ausliefern zu lassen? fragte die Herzogin, ihren Unmuth nicht mehr verbergend.

Dame von Combalet! antwortete der Kardinal, über diesen Vorwurf beleidigt. Das kümmere Euch nicht, Liebesbriefe sind keine Staatsgeheimnisse, und die Artigkeit gegen Damen fordert, daß man über dergleichen einen Schleier werfe.

Ihr scheint sehr gütig gegen die Prinzessin zu seyn! fuhr sie in ihrem Unmuthe fort. Ich wundere mich, daß Ihr die Erlaubniß geworden ist, Cinq Mars noch einmal zu sehen.

Ihr wundert Euch darüber? rief Richelieu höhnisch lachend. Soll ich diesem Knaben den Schmerz nicht gönnen, dem Weibe, das er liebt, Lebewohl zu sagen? Jede Thräne, die er dabei weinen wird, kühlt die Schmerzen, die mich brennen, denn diese Milde ist das bitterste Gift, das meine Rache ihnen geben kann.

Weiser Mann, der Frankreich und seinen König mit schwacher Hand so leicht regiert, wie ein Knabe die brüllende Heerde, unterbrach ihn die Herzogin, von dem Gedanken an Cinq Mars so sehr aufgeregt, daß sie ganz aus ihrer gewohnten Stellung zu dem Kardinal trat. Mann, dessen Blick scharf ist, wie der Blick des beutegierigen Adlers,

dessen Verstand die Geheimnisse durchdring
und wären sie unter dem Siegel Salomon
verschlossen, Alles kennt Ihr, nur die Lie
nicht, die blieb Euch fremd. Wißt, d
Schmerz, den Ihr ihnen bereiten wollt, wi
selbst im Tode zur Wollust, die Thränen d
Scheidens werden zu Tropfen der Wonn
das Lebewohl söhnt sie mit ihrem Schicksa
aus!

Staunend sah der Kardinal die Herzogi
an, mancherlei Empfindungen zeigten si
auf seinem bleichen, hageren Antlitz, bis
endlich lachend ausrief: Wahrlich, in diese
Punkte seid Ihr mein Meister! Der Kerke
bleibe ihr verschlossen!

16.

Die Angeklagten wurden am andern Tag
vor Gericht geführt. Das Protokoll ihre
Aussagen ward ihnen nochmals vorgelesen,
und da sie auch heute diese nicht zurücknah
men und sich für schuldig bekannten, wurde
sie abgeführt, und die Richter, diese feile
Kreaturen, traten zusammen, um einstimmig

das

das Urtheil zu fällen, daß sie mit dem Beile hingerichtet werden sollten. Nach einer Bemerkung des Kanzlers, wie nothwendig und heilsam es für den Staat sei, wenn man alle Theilnehmer der Verschwörung und vielleicht manche bis jetzt noch unbekannte wichtige Umstände kennen lernte, so beschlossen die Richter, Cinq Mars noch vor der Hinrichtung die gewöhnliche und außergewöhnliche Tortur erleiden zu lassen.

Als Cinq Mars und de Thou wieder hereingeführt wurden, hörten sie mit Ruhe das Urtheil an, das ihnen jetzt publizirt wurde; der Ausdruck ihres Gesichts blieb sich gleich, keine Furcht sprach sich aus, keine Blässe überzog die Wangen, Würde und Heiterkeit verließen sie nicht. Nur als Cinq Mars zuletzt den Punkt wegen der Folter vernahm, sagte er zu den Richtern: Das finde ich hart, Ihr Herren! Ein Mann von meinem Stande und meiner Jugend sollte doch mit solchen unnützen Formalitäten verschont bleiben; ich habe Alles gestanden, was ich wußte, und sterbe willig. Dekhalb, Ihr Herren, ist die Tortur unnöthig, denn ich gestehe gern meine

Schwäche, ich fürchte die Folter, und ihre Schmerzen werden mir die Sinne verwirren.

Als Seguier ihm hierauf erwiederte, daß es bei dem Beschlusse und dem Urtheile bleiben müsse, verließen ihn Geduld und Fassung, und alles, was die Verzweiflung ihm nur eingeben konnte, sagte er seinen Richtern. Dem Kanzler Seguier warf er seinen Undank und manches vor, das ihm in seinen Verhältnissen bekannt geworden war, und den alten herzlosen Mann erröthen ließ, manchem der Richter deckte er seine Blößen auf, aber es half ihm nichts, er wurde zur Folterkammer abgeführt.

Als er durch einen mit Verbrechern angefüllten Kerker kam, schauderte ihn bei dem Anblicke dieser Unglücklichen. Das ist das Fegefeuer, sagte er vor sich hin, bald kommt die Hölle! Jetzt trat er in die Kammer, wo die Marterwerkzeuge lagen, er betrachtete sie genau, und wie durch ein Wunder vielleicht aus Verzweiflung, kehrte bei ihrem Anblick Muth und Besonnenheit zurück. Als nun der Rath Laubardemont eintrat, um seine während der Marter gethane Aussage zu protokolliren, nahte sich ihm Cinq Mars und

verlangte ihn allein zu sprechen, da das, was er ihm zu sagen habe, nicht vor Zeugen gesagt werden könne. Laubardemont ließ Alle abtreten und nun begann Cinq Mars mit beispielloser Besonnenheit: Setzt Euch, mein Herr, schreibt, und wenn Ihr dann glaubt, ich könne Euch noch mehr entdecken, so laßt mir die Tortur geben. Aber dann schreie ich das, was ich Euch jetzt im Vertrauen sage, öffentlich aus, daß Gerichtsdiener und Henkersknechte es hören und durch ganz Frankreich verbreiten sollen.

Die Ruhe, mit der der Gefangene dies sagte, setzte den Richter in Verlegenheit, er nahm Platz, ergriff mit gespannter Aufmerksamkeit die Feder und horchte auf.

Den 19ten Februar befahl oder erlaubte, Beides ist ziemlich gleich, erlaubte mir der König, den Kardinal Richelieu um's Leben zu bringen, begann Cinq Mars, und die Feder entsank der Hand Laubardemonts. — Schreibt nur, Herr, oder läßt Euch der Gedanke, daß der Tod dem Kardinal so nahe stand, noch jetzt erbeben? Er steht noch mit gehobener Sense vor Eurem Meister, wenn er sie mir auch damals nicht lieh. — Habt Ihr beendet?

fragte er den Erschrockenen, dieser bejahte es. An dem nämlichen Tage, fuhr Cinq Mars fort, kam der Kardinal, nur von dem Hauptmann seiner Leibwache begleitet, zum Könige, der Augenblick war günstig, doch dem Könige fehlte der Muth, er befahl mir leise, es bis morgen aufzuschieben, da er heute noch nicht genug gebetet hätte, — Habt Ihr geschrieben? — Laubardement nickte bejahend. Durch diese Unentschlossenheit des Königs vorsichtiger gemacht, sagte nun der Großstallmeister, ließ ich mir noch am nämlichen Abende den Befehl — hört Ihr, den Befehl zur That schriftlich geben, und seitdem rettete zweimal ein Zufall den Kardinal; späterhin bestimmte mich der Wunsch des Königs, vielleicht auch Mitleid mit dem kranken, hinfälligen Manne, die Ausführung noch zu verschieben. — Laubardemont schrieb emsig, als er fertig war, trat er auf Cinq Mars zu und bat ihn höflich, ihm den schriftlichen Befehl des Königs zuzustellen, dies würde gewiß günstig auf sein Schicksal wirken, und ein großer Beweis für ihn seyn.

Wie könnte es das, Herr? erwiederte der Großstallmeister. Heute früh hat ja schon

der Kardinal Lyon verlaſſen, und wer von Euch würde es wagen, ohne ſeinen Befehl die Exekution auch nur einen Augenblick zu verſchieben? — Die Ordre kann ich Euch nicht ausliefern, denn ſie iſt nicht mehr in meiner Hand.

So iſt das Ganze erdichtet! fuhr der Richter auf. In weſſen Händen befindet ſie ſich?

In den Händen des Herrn von Fontrailles, der, klüger wie ich, wie Ihr wißt, nach England flüchtete. Ich gab ſie ihm, als wir uns in Salces das letzte Mal ſahen, und ließ mir aus Liebe zum Könige das Verſprechen geben, vor der Hand keinen Gebrauch davon zu machen, und ſie nur zu meiner Rechtfertigung der Oeffentlichkeit zu übergeben, wenn man bei meinem Tode grauſam gegen mich verführe. — Wollt Ihr mir noch die Folter geben laſſen? Wollt Ihr noch mehr wiſſen, als ich geſagt?

Laubardemont rief die Huiſſiers herein, und verfügte ſich, ohne zu antworten, ſogleich zum Kanzler, der, über dieſe Ausſage erſchrocken, den Großſtallmeiſter ſchnell nach ſeinem Gefängniſſe zurückführen ließ. Hier fand

er den ihm zugeordneten Beichtvater. Ganz in sein Schicksal ergeben, aber nun auf keine Begnadigung mehr hoffend, lebte er noch die letzten Augenblicke seinem ewigen Heile, und so wenig er früher im leichtsinnigen Uebermuthe sein Herz zu Gott gewendet hatte, so sehr schien er in dem Augenblicke des Scheidens von der Welt den Blick nur nach dem Himmel zu richten. Als er seine Beichte geendet hatte und der Kerkermeister ihm sagte, daß er sich bereit halten möchte, dankte er dem Jesuiten für den Trost, den er ihm gereicht, und rief, als habe er nun seine Rechnung mit dem Himmel ganz abgeschlossen. Nun will ich noch die letzte Stunde der Welt leben! ließ seinen Kammerdiener kommen, gab ihm noch Aufträge an die Prinzessin Marie, kleidete sich prachtvoll an, und erwartete so den Augenblick, wo der Tod an seine Pforte klopfen würde.

17.

Auf dem Platze Ternaux, wo 150 Jahre darauf das Blut in Strömen floß, versam-

faßte er sich schnell wieder, und sein feuriges Auge leuchtete, wie Flammen; mit Heftigkeit ergriff er den Becher „Stoßt an!" sprach er „Es gilt einem alten Kriegshelden, dem Friedländer!"

„Dem ehrenwerthen Feinde, dem Andenken Wallensteins, sei dieser Becher gebracht!" rief Rosen auflosend „Es war ein großer unternehmender Mann, größer als alle die, welche seine Güter, aber nicht seinen Geist erbten."

„Hätt' er, statt dieses Gallas, Euch gegenüber an der Spitze des Heeres gestanden, wir hätten uns nicht in diesem winzigen Schlosse zusammen gefunden" sagte der Niederländer, seinen Becher leerend.

„Wohl möglich!" erwiederte Obrist Rosen lächelnd „Gallas hat das Heer nutzlos zu Grunde gerichtet."

„Ja Herr!" fuhr Johann von Werth heftig auf „Hätte ich so viel Menschen und Pferde in einer Schlacht opfern dürfen, als Hunger, Elend und Krankheit hinweg gerafft haben, ich hätte Euch bis nach Paris gejagt!"

Rosen unterdrückte sein Lächeln — „Ihr scheint mit dem General-Lieutenant unzufrieden?" fragte er dann.

„Wer könnte bei dieser Trägheit zufrieden sein?"

„Auch mit Maximilian von Baiern habt Ihr Ursach zu zürnen, nach Aldringers Tode gehörte Euch das Kommando des ligistischen Heeres."

„Ich bitte Euch, schweigt davon; berührt diese Saite nicht!" unterbrach ihn Johann von Werth unwillig.

„Nur in Wien scheint man Euern Werth zu erkennen."

„In Wien?" fragte er höhnisch lachend.

melte ſich, als kaum der Mittag vorüber war, eine Menge Neugieriger, das blutige Schauſpiel zu ſehen. Das Gerüſt war ſchon am Morgen, gleich nach der Abreiſe des Kardinals aufgerichtet worden, und es bedurfte nicht viel Zeit dazu, da alles ſchon ſeit mehreren Tagen bereit lag; hatte doch der Kardinal ſchon längſt das Todesurtheil geſprochen, wie hätten die feilen Richter es wagen können, einen von ihm Verdammten freizuſprechen? Eines nur hatte ſie am Morgen in Verlegenheit geſetzt. Der Nachrichter hatte am Abende vorher das Bein gebrochen, Grenoble war zu weit entfernt, um den dortigen kommen zu laſſen, und die Exekution nur eine Stunde aufzuſchieben, hätte keiner den Muth gehabt. Es mußte daher am frühen Morgen der Kanzler von Frankreich zu dem Kardinal gehen, ihm dieſe Botſchaft zu bringen und um ſeine Befehle zu bitten.

Weiſer Ludwig XI., Du Muſter aller Könige! hatte Richelieu ausgerufen, wie klug warſt Du, ſtets Deinen treuen Triſtan l'Hermite und ſeine Geſellen um Dich zu haben. Du kamſt nicht in Verlegenheit, wenn es galt, ein Paar Köpfe abſchlagen zu laſſen.

Kanzler! hätte er sich dann zu diesem gewendet, die Exekution muß noch heute vor sich gehen. Für Gold wirbt man ja Freunde und Diener, warum nicht auch einen Scharfrichter, oder wenigstens einen Arm, der das Beil gut führen kann. Also ohne Aufschub. — Auf Wiedersehen in Paris! Er hatte sich dann, ohne aus dem Bette zu steigen, in das Bretterhaus tragen lassen, und schlief bis nach Trevoux so gut, als ob die edelste That ihn in sanften Schlummer gewiegt habe.

Nach langem Suchen hatte man endlich einen alten, noch rüstigen Packträger gefunden, der für 100 Livres das Amt des Nachrichters übernehmen wollte. Er stand schon, das Beil unter dem Mantel, begierig, sein neues Geschäft zu verrichten, auf dem Gerüste und erwartete mit der neugierigen Menge, unter der doch manches Herz mitleidsvoll schlug, sein Opfer.

Mit dem Glockenschlage Zwei wurden die Gefangenen aus ihrem Kerker geführt, und hier durften Cinq Mars und de Thou sich zum ersten Male sprechen. Freund! rief der Großstallmeister, ihn umarmend. Vergebt mir! Ich bin an Eurem Unglücke Schuld,

wie bedaure ich Euer Schicksal! — Der Tod ist uns eine Wohlthat, Herr, erwiederte de Thou, laßt uns Gott dankend, muthig, aber demuthsvoll ihm entgegen gehen! Sie bestiegen nun einen bereitstehenden schlechten Wagen, und fuhren, von der Leibwache des Kardinals begleitet, nach dem Richtplatze.

Ganz verschieden dem Aeußern nach und in ihrem Innern, saßen die dem Tode Geweihten sich gegenüber. Cinq Mars voll kräftigen Lebensmuth, fest entschlossen, daß sein Stolz und auch seine Eitelkeit ihn bis auf das Blutgerüst begleiten sollte, war prachtvoll gekleidet. Ein seidener nußbrauner, mit gelben Fransen besetzter Rock deckte seinen schlanken Körper, unter einem schwarzen, mit weißer Feder geschmückten Hute, die einst die Prinzessin von Nevers getragen, rollten die braunen Locken über Nacken und Schultern herab, grüne seidene Strümpfe, über welche weiße seidene mit Spitzen besetzte gezogen waren, umschlossen das Bein, und ein Mantel von hochrothem Sammet hing über seine Schulter, so trat er aus dem Wagen, und bei dem Anblicke des schönen 22jährigen Jünglings wurde von den Balkonen, aus den

Fenstern, selbst unter der gaffenden Menge ein lauter Ausruf der Theilnahme gehört.

Jetzt verließ auch de Thou, in Trauer gekleidet, mit entblößtem Haupte den Wagen. Ruhig und still sah er umher, warf noch einen Blick gen Himmel, zog noch einmal die reine Aetherluft, als die letzte Gabe des scheidenden Lebens, ein, dann neigte er sich vor dem Großstallmeister. Geht voran, Herr, sagte er, Euch gebührt die Ehre, zeigt, daß Ihr als Mann sterben könnt! Cinq Mars umarmte ihn. Dort oben, wo wir keinen Kardinal treffen werden, sehen wir uns wieder! sagte er, und stieg nun mit Anstand und Stolz die ersten Stufen hinauf. Als er die dritte betrat, nahm ein frecher Söldner des Kardinals ihm den Hut vom Kopfe. Herr, hier ziemt Euch mehr Bescheidenheit! rief er ihm zu, doch Cinq Mars, sich rasch wendend, entriß ihm den Hut, setzte ihn wieder auf, warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden und ging nun so muthig die Stufen hinauf, als ginge es zum Sturme. Oben angekommen, grüßte er das versammelte Volk, und umschritt das Schaffot mit dem nämlichen Anstande, als befände er sich noch

in den Zimmern des Königs. — Jetzt fiel sein Blick auf den Richtblock und den Henker, er bebte nicht, wandte sich dann zu dem Jesuiten, der ihn zum Tode begleitet hatte, betete mit ihm, warf einen freudigen Blick gen Himmel, zog dann eine Kapsel mit dem Portrait der Prinzessin, das er stets an seinem Herzen getragen hatte, hervor, gab es nebst einem werthvollen Ringe dem Jesuiten, und bat ihn, das Portrait zu verbrennen, den Werth der Kapsel und des Ringes aber unter die Armen zu vertheilen. Dann ersuchte er seinen Beichtvater, ihm die Haare abzuschneiden, damit ihn des Nachrichters Hand nicht berühre, und als der Jesuit seine Bitte erfüllt hatte, begrüßte er noch einmal die Umstehenden, kniete nieder, umfaßte den Block und fragte mit bewundernswerthem Muthe den Henker: Liege ich so recht? — Ja, Herr! antwortete dieser. Da drückte er sein jugendliches Haupt fester auf den Block. Hau zu! rief er, der Henker holte das Beil unter dem Mantel hervor, mit einem Hiebe sank der Kopf vom Rumpfe, und rollte blutend hin, der Körper blieb ohne das mindeste Zeichen des Lebens ruhig liegen.

Ein lauter Schrei durchhallte die Luft, eine ängstliche furchtbare Stimme folgte dem Ausrufe des Mitleids. Da bestieg de Thou ruhig, aber nicht gleichen kecken Muthes das Blutgerüst, begrüßte gleichfalls die Menge und redete sie an. Als sein Beichtvater auch ihm das Haar abschneiden wollte, verbat er es, und verlangte diesen Dienst von dem Nachrichter. Verbindet mir die Augen, Freund, sagte er dann zu diesem, ich bin ein Mensch und fürchte den Tod — und jener dort, auf Cinq Mars blutigen Leichnam zeigend, der nur nachlässig mit einem Teppich bedeckt war, beunruhigt mich und bricht meinen Muth. Der Nachrichter hatte kein Tuch, da flogen mehrere aus dem Kreise der Zuschauer zu ihm herauf, er ergriff das eine, dankte dem mitleidigen Geber, und als ihm die Augen verbunden waren, knieete er nieder, legte das Haupt auf den noch vom Blute des Freundes rauchenden Block, und nicht so glücklich, als sein Freund, sank es nicht von dem ersten Streiche. Beide starben heldenmüthig, der eine wie ein kühner Kriegsmann dem Tode trotzend, der andere als ein Christ, aus dem Tode neues Leben erwartend.

Marie von Nevers, die bis spät in die Nacht auf den Boten gewartet hatte, der sie zu ihrem Geliebten führen sollte, war über des Kardinals Wortbrüchigkeit empört, und wollte, ihm, ihrem Schicksale, der Weiblichkeit trotzend, den Geliebten noch einmal sehen, und sollte es ihr das Leben kosten. Sie trat an das Fenster eines Hauses auf dem Platze Ternaux, klammerte sich fest an die eisernen Stäbe desselben, ihre treue Jeannette unterstützte sie, und so erwartete sie seine Ankunft. Der Wagen kam, hielt dicht unter dem Fenster, Cinq Mars stieg aus — Heinrich! schrie sie auf und sank bewußtlos nieder. Der sanfte Bruder des Todes schloß ihr Auge, sie sah das blutige Haupt nicht rollen, noch schön, lieblich, in voller Lebensfrische war er noch, als sie ihn gesehen, und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, schlummerte der Geliebte schon im engen Hause der ewigen Ruhe.

18.

Von den drei von Ludwig Begünstigten war Richelieu allein noch übrig. Durch seine

Intriguen, von ihrer Schwärmerei verlockt, trauerte Louise von Lafayette in einem Kloster. Durch eigenen Leichtsinn und durch die Rache des Kardinals auf das Schaffot gebracht, starb Cinq Mars, und Richelieu feierte seinen Triumph. Mit unumschränkterer Macht als je regierte er Frankreich und dessen schwachen König, und wenn sich dieser auch zuweilen gegen seine Fesseln sträubte, mußte doch der Wille des Kardinals geschehen. Je mehr der König ihm seine persönliche Abneigung zeigte, desto weniger glaubte Richelieu nöthig zu haben, ihn zu schonen. Beide krank, hoffte jeder auf des Andern Tod; der Kardinal, um die Regentschaft an sich zu reißen, der König, des lästigen, herrischen Ministers endlich los zu werden.

Aber der Himmel schien eher die Wünsche des Königs zu erhören. Richelieu wurde immer leidender. Nicht die guten Nachrichten der Armee von Spanien, nicht Guebriants und Torstensons Glück konnten seine Schmerzen lindern. Oft wenn er in schlafloser Nacht auf einsamem Lager sich wand, seine Phantasie ihm blutige Bilder aus der Vergangenheit vorführte, traten Montmorency und

Cinq Mars an sein Bett und rollten ihre blutigen Häupter über ihn weg; Cinq Mars nahm den Kardinalshut, der neben dem Bette lag, setzte ihn seinem blutigen Haupte auf, und der Kopf grinsete dann hämisch lächelnd den Kardinal an; nicht eher verließen ihn die gespenstigen Bilder seiner fieberhaften Einbildungskraft, als bis er hell aufschrie und seine Leute herbeikamen. Wischt die Blutflecken von der Decke! befahl er, aber die Decke war rein, die blutigen Flecken nur in seiner blutdürstigen Seele. Cinq Mars hatte am 12ten September schmerzlos geendet, Richelieu starb nur wenige Monate nach ihm, am 4ten December elend und schmerzvoll. Theuer und blutig hatte er sich die kurze Macht, die wenigen Tage voll Unruhe und Sorge erkauft.

Frei athmete Ludwig, als er die Leiche des Kardinals durch die Straße Richelieu ziehen sah. Er hatte Cinq Mars nicht bedauert, seinem Günstlinge keine Thräne, keine reuige Erinnerung geweiht, den Kardinal bedauerte er noch weniger, seinem Tode hätte er Freudenthränen weinen mögen. Er wollte nun selbst regieren und hatte doch keine Kraft,

sein Geist war schwach wie sein Körper, schon beherrschte ihn Mazarin, als im folgenden Jahre, am 4. Mai, auch ihn der Tod ereilte.

Marie von Nevers lebte lange, abgeschieden von der Welt, in der Erinnerung an Cinq Mars. Sie blieb schön und blühend; die Jugend siegte über den Schmerz, aber auch die Zeit, die ihn linderte. Sie kehrte an den Hof der Königin Anna von Oestreich zurück, bekam wichtigen Einfluß und gab sich mehr den Hofintriguen als ihrem Herzen hin, als in den Jahren, wo schon die erste Blüthe vorüber war, ihr noch zweimal die Krone von Polen zu Theil ward.

„Hat Euch der Kaiser nicht das Freiherrn Diplom zur Belohnung Eurer Dienste und aus besonderer Gnade noch obendrein sportelfrei ausstellen lassen?“ fuhr Rosen fort.

„Den Titel haben sie mir gegeben, der kostet ihnen nichts, als ein Stückchen Pergament, aber beim Teufel, keine freiherrliche Besitzung!“ sagte Johann von Werth mit Unmuth „Da weisen sie den Kriegsmann immer auf fremdes Gut und feindliches Land an, wo er sich mit seinem Blute die Haabe erringen soll, damit sein Lohn ihnen nichts koste.“

Rosen schwieg, er wollte das Gift ruhig wirken lassen, das in der Brust des beleidigten, zurückgesetzten Feldherrn zu kochen begann. Aber Johann von Werths Heftigkeit mußte sich Luft machen. „In Wien“ begann er „ist man jetzt so karg wie in München. Ja! nach des Friedländers traurigem Ende, da schüttete man die Gnade in Scheffeln aus, jetzt, da man aus eignem Seckel zahlen müßte, misst man so karg, und mit so kleinem Maaße, daß Gott sich der armen Soldaten erbarmen muß, sollen sie es zu etwas bringen! Und der Churfürst? — Der ist ein wackerer, durchlauchtiger Herr, versteht das Regiment zu führen und den Haushalt; ist aber zu genau mit Geld und Menschen. Vertraut lieber sein Heer einem Gallas, der nicht ein Reiterpiket aus seinem verschanzten Lager zu schicken wagt und doch das Heer untergehen läßt, oder dem Lothringer dem Fortuna ewig den Rücken wendet, obgleich er stets um die Metze buhlt, als einem tüchtigen Kriegsmanne, der dem Feinde kühn unter die Augen tritt. Wenn Tausende an einem Schlachttage

Bellarosa.

Eine Novelle

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

1. Die Reise.

Mein Schicksal hatte mich fast durch ganz Europa geführt, oft ohne meinen Willen, oft nach eigenem Wunsch. Nur England hatte ich noch nicht besucht, und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, dieses Land der Kaufleute und der Philosophen in der Nähe zu betrachten. Ich reiste ab, kam glücklich in die Themse, und sah das stolze London. Aber mehr noch als dies, hatte mich Walter Scott's Dichtung angezogen, die hochländischen Gebirge Schottlands waren mir interessanter als diese Stadt der Nabobs und der Bettler, und ich freute mich ungemein, als ein Zufall, der so oft über das Schicksal des Menschen entscheidet, mich die Bekanntschaft des Lord Harry D. machen ließ, der ansehnliche Besitzungen in Schottland hatte, und dem die Gegend um Lochkatrine, so bekannt

durch Walter Scott's „Fräulein vom See" eigenthümlich zugehörte.

Ich fand in ihm einen gebildeten Mann, welcher das Abgeschliffene des Weltmanns in einem seltenen Grade besaß. Kaum dreißig Jahre alt, von schöner Gestalt, und ausdrucksvollem Gesichte, hatte er in seinem Aeußeren etwas Einnehmendes, dem nicht zu widerstehen war, wenn auch öfters seine Philosophie des Lebens, die er sehr leicht und offen darlegte, von ihm abstieß. Er war von einer seltenen Gastfreiheit und Bereitwilligkeit, mir zu dienen, die ich noch an keinem Engländer gefunden hatte. Ich erhielt von ihm den schriftlichen Befehl an den Verwalter seiner schottischen Güter, mich überall herumzuführen, und mir zu Allem behülflich zu seyn; besonders empfahl er mich dem alten Castellan seines Schlößchens im See, da er meine Vorliebe für diese Gegend leicht errathen konnte. — Ihre Erwartung wird Sie nicht täuschen — sagte er kurz vor meiner Abreise. Diese Gegend wird Sie interessiren, besonders da Botanik Ihr Lieblingsstudium ist. Sie werden dort etwas Seltenes finden, eine schöne Rose, wie Sie solche wohl nicht in

unserm Hochlande erwarteten; ich habe sie aus dem Archipelagus mitgebracht, und in meine Heimath verpflanzt. Er sagte mir dies mit einem ihm eigenen sarkastischen Lächeln, so daß ich nicht wußte, galt es meiner Vorliebe für Botanik oder einer trüben Erinnerung seines Lebens.

Ich reiste mit freudigem Sinne von London ab, wo mir der Kohlendampf die Brust beengte, und betrat das alte Schottland. Mein Herz klopfte, als ich mich dem Hochgebirge und seinen kräftigen Bewohnern näherte; mit dem „Fräulein vom See" in der Hand, wanderte ich Lochkatrine zu, und wahrlich der Dichter hat nicht zu viel gesagt! — Als ich um den Felsen bog, der mir lange die Aussicht verborgen hatte, als ich diesen Theil des herrlichen See's vor mir liegen sah, auf der einen Seite von steilen Felsen umgränzt, auf deren Gipfel stolz das alte Panner von Klan-Alpine wehte, auf der andern Seite ein schmales, freundliches Thal am See, malerisch mit Felsen umgeben, und in der Mitte die reizende Insel, welche, mit den üppigsten Bäumen schön gruppirt, ein niedliches Schlößchen verbarg, o! wer hätte hier nicht die rei-

zende Ellen am Ufer dahin schweben sehen, den alten Allanbane, auf seine Harfe gelehnt, erblickt!

Der Abend nahte. Durch eine Schlucht, die in der Westseite des Gebirges sich bildete, schienen die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf den wogenden See, und ein Gluthstreifen durchzog ihn wie ein Feuerband. Eine heilige Stille umgab mich; mein Führer, ein munterer Bergschotte, schien das Erhabene der Natur mit mir zu fühlen, auch er schwieg und sah entzückt in die wallende, flammende Fluth. So gingen wir schweigend und ernst im Thale entlang, bis zu einem Häuschen, wo ein Jäger des Lords wohnte und von wo aus man sich nach der Insel übersetzen ließ. Hier trennte sich mein junger Führer von mir und übergab mich dem Jäger, der vor seinem Häuschen saß und ein schottisches Liedchen pfiff. Als er hörte daß ich von London und von seinem Herrn käme, um einige Tage auf der Insel zu hausen, nahm er ein kleines Hifthorn von der Wand und blies melodische Töne darauf, die eine eigne Weise bildeten; und bald sah ich auf der Insel Bewegung. Das Zeichen, mit dem

Schiffe zu kommen! sagte er; doch ist es so eilig nicht, und wollten Sie, mein Herr, meinem Rathe folgen, so müssen Sie die Sonne hier ganz unter und den Mond aufgehen sehen; denn von hier aus ist der schönste Punkt, besonders, wenn Sie nicht zu müde sind auf diesem Fußsteig zur Höhe hinauf zu wallen. Sie können nicht fehlen, er führt zu einer Art Terrasse, und mehrere Sitze machen Ihnen den rechten Standpunkt bemerkbar, von wo dieses schöne Schauspiel sich am herrlichsten darstellt. Auch die Insel mit ihrem Schlößchen können Sie von dort am besten überschauen, und irre ich nicht, so ist eben heute ein Abend, wo sich Ihnen unsere Gegend in vollkommener Schönheit zeigen wird. Ich möchte Sie gern begleiten, aber der alte mürrische Castellan würde toben, wenn ich ihm morgen früh kein Wild für seinen unerwarteten Gast brächte.

Ich klimmte den schmalen Fußsteig hinan; da, wo er sehr steil war, fand ich die Tritte in den Felsen gehauen, und man sah durch die hier verwendete Sorgfalt, daß er zu einem schönen Punkt führen mußte.

2. Das Fräulein vom See.

Stets an die reizende Dichtung Walter Scott's denkend, beschäftigte sich meine Phantasie nur mit diesem Gegenstande, und ich sah die schönen Bilder dieser Dichtung lieblich an mir vorüberschweben: den alten Douglas, den wilden Roderik D'hu, die reizende Ellen und ihren Graeme; ich sah den flüchtigen Malise vor mir hüpfen und aus dem Wachholderstrauch hervor grinste mir der fatale Brian entgegen. So mit meiner Einbildungskraft beschäftigt, stieg ich im Abenddämmerlicht immer höher und höher, als mir leise Harfentöne entgegen klangen. Ich lauschte und trat näher. War es Allanbane, der, wie Ossian's Barden, im Nebel daher zog, oder waren es Ellen's Töne, die mein Ohr trafen?

Ich verweilte, da eine melodische Stimme die Harfe zu begleiten begann, und hörte folgenden Gesang:

Frage nicht nach meinem Schmerz,
Nenn' mich nicht die schöne Rose;
Ach, es glühet hier kein Herz
Für die arme Heimathlose!

Frage nicht, was meinen Geist
Stürmisch treibt wie Wind's Getose;
Die hier Bellareſa heißt,
Iſt die arme Elternloſe!

Frage nicht, warum ich hier
Knie' auf ſanft bethautem Mooſe;
Gott, mein Gott! es ſteht zu dir
Betend ja die Hoffnungsloſe!

Noch einige Griffe der Harfe, noch einige Töne, die im Abendwind leiſe verhallten und Alles war ſtill. Ich näherte mich — und ſah auf dem bezeichneten Platz eine weibliche Geſtalt knieend an die Harfe gelehnt, das Geſicht nach dem aufſteigenden Monde gewendet. Es ſchien mir eine ſchöne hohe Figur. Ich blieb ſtaunend ſtehen und wagte kaum zu athmen; denn wer durfte wohl dies ſtille Gebet unterbrechen? — Endlich erhob ſie ſich, dieſe ſchöne, über alle Beſchreibung ſchöne Geſtalt. Verwundert, doch nicht erſchrocken, ſah ſie mich vor ſich ſtehen und ſchritt auf mich zu. Vom Mond beſtrahlt erblickte ich ihr Geſicht — war dieſes Mädchen Ellens Urbild, ſo hat es nicht erreicht deine Schilderung, Walter Scott!

Wahrſcheinlich, mein Herr! — ſagte ſie,

mit dem Ausdruck, der freundlich sein soll, aber nur kummervoll tönt — wahrscheinlich wollen Sie den schönen Anblick des Mondes hier genießen; er ist erhaben, besonders wenn Sie nur noch so lange verweilen können, bis er über die Fichten drüben in den See blickt, dann gibt er ein lieblich-grauses Gemälde. — Ich war noch immer in ihrem Anschauen versunken; meine gespannte Einbildungskraft war nicht entzaubert, sie wurde noch mehr erregt, und ich konnte mich nicht fassen, ich wußte nicht, war ich auf Lord Harry's Eigenthum, oder bei dem alten Douglas und seiner Tochter. — Sie scheinen sehr ergriffen! sprach jetzt die Jungfrau; es ging mir das erste Mal, als ich dies Schauspiel sah, wie Ihnen; aber unser Auge wird durch die Gewohnheit für das Erhabenste gleichgültiger. Der tiefste Eindruck schwächt sich dann immer mehr, und verliert sich endlich ganz.

Doch gibt es Eindrücke, die nie sich verlieren, die nie verlöschen! unterbrach ich sie. Sie lächelte mitleidig. — Zweifeln Sie daran? fuhr ich fort; der Eindruck, den dieser Augenblick gemacht hat, wird mir unvergeßlich bleiben, ungetrübt durch's ganze Leben

fallen, erschrecken die Herren und meinen, das Heer sei verloren, wenn sie auch dem Sieg geopfert wurden; aber wenn viele Tausende durch Hunger und Elend fein langsam aufgerieben werden, das erschreckt sie nicht, das kömmt ihnen nicht so plötzlich. Seht Obrist, deshalb vertrauen sie Johann von Werth kein Heer an, denn in der Fahne seines Regiments steht der Wahlspruch: aut vincere aut mori! —"

„Ihr scheint, und mit Recht, sehr unzufrieden zu sein" unterbrach Rosen den immer noch Trinkenden, ihn scharf beobachtend.

„Unzufrieden? Hm, wie Ihr es meint — Nun ja!" erwiederte Johann von Werth „So ganz zufrieden bin ich nicht! —"

„So thue ich Euch einen Vorschlag —"

„Thut ihn! Was das Ohr hört, geht ja nicht immer zum Herzen, und bildet sich da nicht gleich zur That aus."

„Ergreift unsere Parthei! — Eine Anstellung, wie sie Euer Ehrgeiz nur wünschen kann, Güter, die Euch sattsam für das entschädigen können, was Ihr vielleicht dort verlieren könntet, sollen Euch werden, und eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres darf ich Euch im Namen des Königs von Frankreich anbieten. Sind dies nicht annehmbare Bedingungen? Und daß sie gehalten werden, dafür wird Euch des Herzogs fürstliches Wort Bürgschaft geben."

„Obrist Rosen" erwiederte Johann von Werth, indem er den schon gehobenen Becher wieder vor sich hin schob „Weshalb widersteht Euer Herr dem Anerbieten sei-

mir vorschweben. Dieses Bild trennt sich nie von mir!

Sie lächelte wieder, schüttelte kaum bemerkbar den Kopf und sprach: Was unser Auge siebt, verschwindet; die Einbildungskraft reicht nicht aus mit ihren Farben, und wie der Regenbogen immer mehr und mehr wie Nebel sich verliert, bis wir an der Stelle seiner herrlichsten Farben nur den trüben Dunstkreis noch erblicken, so verschwebt die Phantasie in einem neuen Bilde und das Alte ist uns unkenntlich geworden, ist verwischt. Selbst unsere Gefühle sind ja so flüchtig, die Eindrücke des Herzens verschwinden ja so leicht, und sollte das Herz wohl nicht mehr Ansprüche an die Ewigkeit haben, als das getäuschte Auge? —

Fräulein! entgegnete ich bewegt, und deßhalb wohl unvorsichtig — daß die Gefühle des Herzens nicht so leicht und nicht immer verschwinden, sagte mir das Lied, das Sie sangen, sagt mir noch jetzt der Blick Ihres Auges. —

Sie wandte sich schnell, bat mich ihr zu folgen und führte mich weiter auf der Terrasse. Sehen Sie hier, sagte sie rasch, hier

ist der Punkt, und jetzt erscheint der Augenblick — sehen Sie, wie der Mond, sein hüpfendes Bild von Welle zu Welle immer fliehend und doch immer bleibend im See sich spiegelt; keine Welle nimmt ihn mit fort, und doch wandelt er immer unstät im See. Das treueste Bild des menschlichen Herzens — ruhig, ernst und bleibend, wenn der Spiegel des Lebens ungetrübt und glatt dahin fließt; aber wenn das kleinste Lüftchen ihn bewegt, woget er unruhig hin und her, und im Sturm, wenn Welle sich auf Welle thürmt, geht das hüpfende Bild in sich unter, und die Welle, die es verschlang, gibt seinen Raub der Folgenden fliehend hin; so auch das Herz! Doch — laben Sie sich an diesem schönen Schauspiel, ich muß Sie verlassen; ich sehe die Barke wartet meiner am Jägerhause.

Soll ich denn nicht einmal das Fräulein vom See kennen lernen? sagte ich bewegt. Verzeihen Sie einem Fremden, der Sie um Ihren Namen fragt. —

Bellarosa nennt man mich hier. —

Bellarosa! rief ich verwundert; kein heimathlicher Name. Sie seufzte tief. Sie sind

aus Italiens schönen Fluren, wie Ihr Name sagt.

Sie irren, mein Herr! sagte sie wehmüthig; ich bin eine Griechin!

Sie also, rief ich rasch, Sie sind die schöne seltene Rose, die Lord Harry aus dem Archipelagus hieher verpflanzte? —

Kennen Sie Lord Harry? fragte sie schnell. —

Ja, Fräulein, ich lernte ihn in London kennen, er war mir als Besitzer dieser Gegend interessant; auch gab er mir die Erlaubniß, einige Zeit auf der Insel und in seinem Schloß zu verweilen. Sie sah mich nachdenkend an. Und irre ich nicht, fuhr ich fort, so sind Sie auch in dieser Bedeutung Walter Scott's Fräulein vom See; Sie bewohnen die Insel?

Ja! aber kommen Sie! erwiederte sie sinnend, und ging; ich folgte.

3. Die Insel.

Wir gingen schweigend den Fußsteig hinab. Lord Harry's Name hatte sie sichtlich erschüt-

tert, und mir ward es klar, daß ihr Geſchick mit dem ſeinigen verflochten ſei. Das ſchöne leidende Mädchen verdiente Schonung, darum ging ich ſtumm bis zum Ufer, wo wir in das uns erwartende Schiff traten. Der alte Caſtellan war mit herüber gekommen; er nahm meine Briefe, wurde bei dem Durchleſen immer freundlicher, und ſagte nur etwas mürriſch zu Bellaroſa: Sie haben nieder lange auf ſich warten laſſen, Fräulein! — Was in meiner Macht ſteht, Gentlemann! fuhr er fort, ſich zu mir wendend, iſt zu Ihren Befehlen; der Lord hat mich beauftragt, Alles, was Sie nur wünſchen, gleich als wäre er es ſelbſt, zu befolgen, und ich bin ſein alter treuer Diener.

Wir landeten an der Inſel; der Caſtellan wies mir ein reizendes Erkerſtübchen an, ein frugales Mahl wurde aufgetragen, aber Bellaroſa erſchien nicht. Ich fragte endlich den Caſtellan nach ihren Verhältniſſen. Gentlemann! antwortete er mir ganz kurz, war es nöthig, daß Sie dieſe kannten, ſo hätten Sie früher durch den Lord mehr, als durch mich, erfahren können! — Er ſagte mir eine gute Nacht, und ging.

Da saß ich nun auf meinem Sopha allein, mitten im Gebirge des Hochlandes, wie in einem bezauberten Schlosse. Ein alter einsylbiger Castellan, der, wie es schien, ein bezaubertes Fräulein bewachen mußte, und ich der Ritter, der sie zu befreien hieher gekommen war. Dies Alles beschäftigte mich; doch Bellarosa stand vor mir: ich mochte die Augen schließen oder in den See hinaus schauen, immer sah ich diese holde junonische Gestalt, mit dem sich so schön lockenden Haar und mit dem schwarzen, schwärmerischen Auge. — Ich nahm das Fräulein vom See zur Hand, ich wollte Phantasie durch Phantasie bekämpfen, vergebens. Wie schwach ist doch Dichtung, wenn Wirklichkeit uns umgibt! — Wie schön hatte ich mir Ellen gemalt, wie reizend hatte sie mich in Lochkatrine begleitet! — Aber als Bellarosa erschien, war sie aus meiner Phantasie verschwunden. — Die Uhr des alten Thurms hallte dumpf über den See, das Echo der Felsen gab die schauerlichen Töne wieder und kein Schlaf kam in mein Auge; ach, und wie dehnte sich mir die Nacht, da die Sonne erst spät am Morgen hinter den hohen Bergen sich erhob!

Ich ging an den See, und sah nun von hier aus die reizende, nicht zu beschreibende Gegend. Kein Ausweg zeigte sich aus dieser großen Felsenhöhle; der schmale Arm, welcher nach dem größeren See führte, war durch Klippen und Wald verborgen, und schauervoll bogen die schroffen Klippen sich über das brausende Wasser.

Ich sah Bellarosa am Fenster, sah sie mehrmals am Tage, aber unser Gespräch erinnerte nie wieder an das von gestern. Sie schien es zu wünschen, daß ich schweigen möchte und ich wagte es nicht, eine Saite zu berühren, deren Ton sie zu schmerzen schien. So vergingen noch mehrere Tage; ich machte Reisen in fernere Gegenden, aber mein Herz blieb auf der Insel zurück. Je mehr ich Bellarosa sah, desto mehr entzückte mich dieses hohe geistige Wesen, dieser reine Blick, dieser viel umfassende Geist, dieses tiefe — ach, ich ahnte es wohl, dieses verwundete Herz. — Aber auch mein Inneres hatte sich verwandelt, seit ich dieses Eiland betrat; ich fühlte mehr als Freundschaft für Bellarosa, und meine Vernunft sagte mir, daß es Zeit sei, mich aus diesem Zauberkreise zu entfernen,

am nächsten Tage wollte ich nach Edinburg zurück.

Noch einmal durchstreifte ich Nachmittags die kleine Insel, sagte jedem Plätzchen, das mir lieb geworden war, ein stilles Lebewohl, und sammelte Muth, um es auch der Holden mit Fassung sagen zu können, als sie aus einer Laube hervortrat und mich freundlich grüßte. Sie wollen uns verlassen? fragte sie mit Theilnahme; schon morgen?

Ja, Fräulein! Ich habe die Gegend durchstreift, habe alles Schöne, alles Erhabene, das ich in mein Herz schließen durfte, erkannt, gefühlt und werde es mit mir nehmen in mein Vaterland — vielleicht mehr als ich sollte.

Sie unterbrach mich, bewegter als je. Kommen Sie, lassen Sie uns den letzten Abend auf dem nämlichen Platze verleben, wo wir uns das erste Mal sahen. Kommen Sie, die Barke bringt uns schnell hinüber.

So wie heute sah ich sie noch nie. Sie war feierlicher als sonst, und doch sanfter und offener! ihr Auge hatte geweint, und doch schimmerte aus ihm ein Wohlwollen, das auch mich in eine Stimmung setzte, die mir

den Abschied erschweren mußte. So wandelten wir an das Ufer, die Barke nahm uns auf, und schnell waren wir, bei dem Jägerhause vorbei, den Fußsteig hinauf an der lieben Stelle.

---

4. Bellarosa.

Setzen wir uns! sagte Bellarosa freundlich, und nach einem innern Kampfe, der sich in ihrem holden Gesichte deutlich ausdrückte, hob sie an: Ihr bescheidenes Schweigen, die unterdrückte Sprache Ihres Herzens und die innige Theilnahme an mir, die ich nicht mißdeuten konnte, haben Ihnen meine ganze Achtung erworben. Ich halte es für erlaubt, Sie mit meinem Schicksale bekannt zu machen, denn ich bin von Ihrem Gefühl der Achtung und des Mitleids überzeugt.

Die Einsamkeit dieser Gegend war meinem Schmerze wohlthuend, ich durfte ihn nähren, ich durfte mich meiner Phantasie überlassen, Niemand störte mich, ich war mir und meinem Grame genug. Da erschienen Sie, um in mir die Sehnsucht nach Mitgefühl zu erwecken,

mich wieder zu verlaſſen, und ſo bald! — aber es iſt vielleicht gut, daß es ſo ſeyn mußte; deßhalb wollen wir ſcheiden mit traulichen Worten, und wenn Sie an die kalten Hochlandsberge, an die kleine Inſel und an den wallenden See zurückdenken, ſo denken Sie dann auch an Bellarosa!

Ewig, ewig, himmliſches Mädchen! rief ich aus und ergriff ihre Hand; o nur ein Wort von Ihnen, und ich bleibe, feßle mein Schickſal an dieſes Eiland — an Sie!

Sie irren in mir! ſagte ſie ernſt, und zog ihre Hand aus der Meinigen. Ich fühle, es iſt gut, daß wir ſcheiden. Freundſchaft iſt die reine gluthloſe Neigung, die das Gute zum Guten, das Schöne zum Schönen zieht; aber ſie iſt nicht Liebe, jene Liebe, die lodernd über das erglühte Herz ſchlägt und es mit ihren Flammen verzehrt. — Sie trocknete eine Thräne im Auge; ich ſaß erſchüttert und gerührt neben ihr, das Buch ihres Schickſals lag aufgerollt vor mir, wie das Meinige und ſie begann:

Ich bin auf einer der griechiſchen Inſeln des Archipels geboren. Aus meiner früheren Kindheit weiß ich nur ſo viel, daß ich Egle

hieß, und mein Vater ein Seemann und sehr oft abwesend war. Wie ich als sechsjähriges Kind nach Mytilene gekommen bin, konnte ich nie erfahren. Ich wurde dort an eine reiche griechische Witwe verkauft und alle Nachforschungen nach meiner eigentlichen Heimath blieben fruchtlos. Jene Dame, die Athanasia hieß, und mich mit noch einem kleinen Mädchen kaufte, hatte in ihrem siebenzehnten Jahre ihren Gatten verloren und lebte von ihrem bedeutenden Vermögen anständig und tadellos. Uns Beide, mich und Agathe, meine Gespielin, ließ sie in Allem unterrichten, und obgleich wir ihre Sklavinnen waren, liebte sie uns mit wahrer inniger Zärtlichkeit. So lebten wir, in ungetrübter Heiterkeit, unterrichtet in Musik und in allen europäischen Sprachen, bis in mein dreizehntes Jahr.

Unsere Mutter lebte geräuschlos, nur mit uns und unserer Bildung beschäftigt; aber bald bemerkten wir, daß ihre Heiterkeit schwand; sie war mehr als sonst außer dem Hause, war unruhig und trübsinnig, und als wir eines Tages auf ein ihr zugehöriges Landgut bei Kaloni gereist waren, ließ sie uns

nes Kaisers, das ihn doch nur zu seiner Pflicht zurückführte, nicht von seiner Pflicht entfernte? Ist das Würzburger, ist das Bamberger Land, das man ihm geben will, nicht ein Paradies, in dem es sich wohl gut und gemächlich regieren ließe und mehr werth, als die luftigen Versprechungen eines Richelieu, der Euern Herrn nur gebraucht, für Frankreich die Kastanien aus dem deutschen Feuer zu holen? — Oder fürchtet Ihr, man würde einem Ketzer nicht Wort halten? — Oestreich stellt Geißeln und setzt ihn in augenblicklichen Besitz des Landes; Spanien giebt sein Wort, selbst der Pabst schweigt, daß sich zwei Bischofsmützen zu einem Fürstenhute umgestalten mußten — Seht Kriegsgesell! Noch etwas ganz anderes liegt bei Euch im Hintergrunde, so gut wie bei mir. — Wenn mich Wien karg, Maximilian von Baiern zutraunungslos behandelt, so murr' ich, aber schlage mich als braver Soldat und hoffe auf bessere Zeiten, die auch nicht ausbleiben werden. Aber gegen meinen Glauben fechten, meinen Soldateneid brechen, das thu' ich nun und nimmermehr. Ich halte es für verdienstlich, gegen Ketzer zu Felde zu ziehen und nur, indem ich dies thue, kann ich dereinst Vergebung für das finden, was ich hier in Kriegswuth verübe. Auch hält mich die Dankbarkeit an die Sache des Kaisers fest. Ein armer Bauer, zog ich mit dem Ackergaule meines Vaters zu den Spaniern, und sah als Rittmeister meine Heimath wieder; bis zum Obersten hob mich des Churfürsten Gnade und der Kaiser ernannte mich zum General; das erkenn' ich, obgleich ich auch dafür etwas Tüchtiges geleistet und sie ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Krieg ist mein Element, ohne ihn mag ich

unter der Aufsicht einer alten Frau zurück. — Es war das erste Mal, daß sie sich von uns getrennt hatte, der erste Augenblick des Schmerzes für mein kindlich unbefangenes Herz. Wir dachten über die Ursache der Trennung nach; wir glaubten der guten Mutter wehe gethan zu haben, wir schrieben ihr die rührendsten Briefe, erhielten die zärtlichste Antwort, blieben aber getrennt. Endlich nachdem unsere Aufseherin selbst nach Mytilene gegangen war, unsere Sehnsucht, unsern Schmerz zu schildern, kam nach einigen Tagen Athanasia, uns wieder zurück zu führen. Aber die so schöne Heiterkeit war dahin, diese Innigkeit und die Würde, mit der sie uns sonst Liebe und Ehrfurcht zu verschmelzen lehrte, vermißten wir: ihr ganzes Wesen schien verändert. Meine Kinder! sagte sie, als wir in ihr Zimmer traten und uns unaussprechlich freuten, den Wohnplatz unserer jugendlichen Freude wieder zu sehen. Meine Kinder, es ist nicht mehr wie sonst, Ihr seid in den Jahren, wo unter Griechenlands Himmel die Jungfrau fühlt und beobachtet. Eure Mutter kann von jetzt an Euch nur rathende Freundin, nicht mehr leitende

Mutter seyn. Geht auf Euer Zimmer — setzte sie weinend hinzu — seid gut und klug!

Wir gingen und sahen uns verwundert an, denn wir verstanden nicht, was die Mutter wollte; wir weinten und wußten nicht warum, wir waren betrübt, weil sie es war. — O schöne Zeit der Jugend, wo noch der Thau, der die Knospe tränkt, von dem ersten Strahl der wiederkehrenden Sonne aufgeküßt zu Aether verschwebt, wo das kindlich fromme Herz, immer mit sich selbst zufrieden, die Träume des Lebens für Wirklichkeit hält, und Blumen alle seine Wünsche in sich vereinigen. O schöne Zeit, du bist dahin — du kannst nie wiederkehren!

---

5. Die Liebe.

Schon am Abend bemerkten wir, daß die Lebensweise im Hause sich während unserer Abwesenheit geändert hatte. Das emsige Umherlaufen der Diener, die Zubereitungen, die wir sahen, Alles ließ uns schließen, daß man Gäste erwarte. Unsere Neugier war rege, und unsere Freude groß, als wir zur

Mutter gerufen wurden. Wir ordneten unſern Putz, wir hofften uns im Kreiſe von Frauen zu befinden, die immer muſternd die Jugend beſchauen; aber wer ſchildert unſer Erſtaunen, als wir Alles leer, und neben der Mutter nur einen Fremden erblickten, den ſie uns als Lord Harry vorſtellte. — Hier wandte Bellaroſa ihren Blick gen Himmel; er ſagte mir deutlich, was ſie fühlte; nach einer Pauſe fuhr ſie fort:

Mein Blick begegnete dem Seinen, ich ſchlug verlegen die Augen nieder und als ich ſie ſchüchtern erhob, trafen ſie den Blick der Mutter, der ſo durchdringend auf mich gerichtet war, daß ich erbebte.

Nimm Deine Harfe, Egle! ſagte ſie endlich, und ſing' uns ein Liedchen! — Ich ergriff ſie und ſang mit zitternder Stimme ein italieniſches Lied an die Roſe, das mit dem Aukruf: Bellaroſa! anfing, und den Namen veranlaßte, den Lord Harry, zum Andenken dieſes Augenblicks, mir gegeben hat. Doch laſſen Sie mich flüchtig über eine Zeit hinwegeilen, deren Erinnerungen mich nicht für die Thränen entſchädigen können, die ſie mir ge-

kostet! — O süße Zeit der ersten Liebe, wenn das unbewachte Herz sich schuldlos seinen Gefühlen hingibt, Alles um sich her verschönt erblickt, und die Gegenwart für die Ewigkeit hält! O diese Rosenzeit — so sprach sie weiter und ergriff meine Hand — sie blüht doppelt schön unter dem sonnigen Himmel der Heimath — und ihr kalten Herzen des Nordlandes, ihr kennt nicht die Gluth unserer Gefühle!

Ich liebte Lord Harry, fuhr sie nach einer Pause fort, ohne es zu wissen; auch auf ihn hatte meine Gestalt, vielleicht auch mein unbefangenes, heißfühlendes Herz Eindruck gemacht; und als er mir endlich gestand, daß er mich liebe, mich um Gegenliebe bat, als die Mutter ernst vor mir stand, meine Hand ergriff und sie in die Seine legte, da öffnete sich mir ein Himmel, den ich früher nicht geahnt hatte, da war ich unaussprechlich glücklich! — Aber nur wenige Tage genoß ich dies Entzücken ganz rein. Ich sollte ihm in sein Vaterland folgen, mich von meiner Pflegerin und von meinen Gespielen trennen, ich mußte von Agathen vernehmen, daß ich das Band zerrissen hatte, was Harry früher an meine Mutter fesselte, mußte von ihrem Edel-

muthe hören, mit dem sie ihm entsagte und ihn in meine Arme führte — Alles mußte ich und warf mich mit Thränen, mit inniger Betrübniß der Mutter zu Füßen, um sie zu beschwören, mich nicht von sich zu lassen. — Egle! sagte sie ernst, Du täuschest Dich und mich. Harry muß Dir mehr seyn als Alles, mehr als ich Dir seyn könnte — ich würde Dich, würde ihn unglücklich machen, und doch nicht glücklicher werden, riß ich Dich von seinem Herzen. Ziehe mit ihm in sein Vaterland, bleibe ihm treu, bleibe glücklich! — bist Du es aber nicht mehr, dann komme zurück an den Busen Deiner Dich liebenden Mutter — dann wollen wir vereint leiden und dulden! — so sagte sie, tief ergriffen, und schloß mich lange sprachlos in ihre Arme.

Die Segel flatterten, das Schiff flog hin über das Meer, und seine Wellen kühlten nicht die Gluth meines Herzens. Vaterland, Mutter, Gespielin, Alles vergäß ich um seinetwillen — ach, es war die Zeit des Zauberes! — Wir kamen nach London und bald mußte ich empfinden, daß es nicht mehr sei wie sonst. Er ließ mir Zeit, in der Einsamkeit mein Schicksal zu überdenken und als er

mich hierher führte, als er sogar diese Insel verließ, da sagte mir ein Brief von ihm', daß ich unglücklich sei. — O Harry! Harry! wie konntest Du so mein Herz zerreißen, das auch jetzt noch mit der reinsten, innigsten Liebe Dir gehört — wie konntest Du so grausam seyn, mir Gold zu bieten für Liebe! —

So habe ich, fuhr sie nach einer langen Pause fort, in welcher sie sich zu fassen suchte, so habe ich nun zwei Jahre hier verlebt, meinem Gram, meinem Schmerz und meiner Liebe überlassen. Der Ton meiner Harfe und das Echo dieser Felsen waren allein meine Vertrauten. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, nichts von ihm gehört, meine Briefe blieben unbeantwortet und schon seit einem Jahre schreib' ich ihm nicht mehr. Mein Körper kämpft mit meinem Geiste und siegt — ich kann nicht unterliegen. O dürfte ich nach meinem Vaterlande zurückkehren, mich zu den Füßen meiner Wohlthäterin werfen, mit ihr weinen, mit ihr das gleiche Loos betrauern! —

Sie schwieg, doch ahnte ich die Bitte, die auf ihren Lippen schwebte, ich kam ihr zuvor. — Diesen Wunsch, Bellarosa, muß er Ihnen

gewähren! Lord Harry kann leichtsinnig, aber gewiß nicht grausam seyn. Ueberlassen Sie mir Ihre Zukunft; was sie Ihnen noch bieten kann, soll Ihnen werden! Wir kehrten zurück; im Dämmerlicht dieses Tages war ich schon von Lochkatrine entfernt und auf dem Wege nach London.

---

6. Die Heimkehr.

Ich hatte mich in Lord Harry nicht getäuscht. Leichtsinnig und flüchtig, und ohne inniges Gefühl sprach er zwar mit Wohlwollen, zuweilen auch sogar begeistert von Bellarosa; gestand mir aber offen, daß die große Innigkeit und Tiefe ihres Gemüths ihn endlich gelangweilt habe. Er machte Bemerkungen über mein Verhältniß zu ihr, wünschte, wie es schien, es geordnet, und erlaubte gern, daß sie in die Heimath zurückkehre, wo er für sie sorgen wolle, ganz so, wie ich, als ihr wahrscheinlicher Begleiter, es bestimmen würde. Wechsel auf Smyrna zeigten hinreichend, daß er es ernstlich gut mit ihr meinte. — Ich kehrte zu Bellarosa zurück und

brachte jetzt wieder den ersten heiteren Blick in die trübe Nacht ihres Lebens.

Schon früher war die Nachricht von den Ereignissen in Griechenland bis zu ihr erklungen; Bellarosa war entzückt, daß ihrem Vaterlande die Sonne der Freiheit aufgegangen war, und dies verdoppelte die Sehnsucht nach der Heimath. Wir reisten ab. Ohne London zu berühren, schifften wir uns in Dover ein und kamen durch Frankreich nach Marseille, wo wir lange Zeit auf ein Schiff warten mußten, das uns graden Weges nach dem Archipel bringen sollte.

Während der Reise hatte ich meine Empfindungen still in mir verschlossen; ich fühlte, daß ich dies Bellarosa schuldig sei. Sie erkannte es dankbar, wurde immer traulicher, offener und herzlicher und als wir eines Abends — den Tag vorher, ehe wir unter Segel gehen sollten — einsam im Zimmer saßen und laut und fröhlich der Gedanke aus ihr sprach: daß nun bald nichts mehr sie von ihrem heldenmüthig sich erhebenden Vaterlande trenne, wo sie die Ruhe ihres Herzens oder ihr Grab finden würde, da bezwang mich noch einmal meine Leidenschaft, — ich bat sie glühend,

die Meine zu sein, versprach, mein Vaterland zu verlassen, sie als mein Weib in die Arme ihrer Pflegerin zurück zu führen und dann auf Griechenlands Fluren für sie, für die Freiheit eines gemißhandelten Volkes zu kämpfen. —

Sie sind zu edel! entgegnete sie, als daß nicht die Blüthen der Liebe, rein und unentblättert, sich für Sie erschließen sollten. Ohne Liebe kann Ihnen mein Herz nicht genügen, und Liebe — sie grub den Namen Harry unauslöschlich hier, hier ein und nur mit meinem Tode wird dieser Schmerz enden. Darum, Freund, unterdrücken Sie Gefühle, die ich nicht erwiedern kann; überlassen Sie mich lieber allein meinem Schicksale, das mich ruft und sich feindlich an das Ihre drängt! — Ich drückte schweigend ihre Hand an mein Herz und habe redlich geduldet und geschwiegen.

Wir fuhren mit einem Kauffahrteischiff von Marseille ab, an Italiens Küste vorbei, den griechischen Inseln zu; keine Tücke des Meeres, kein Flügel des Sturmes neckte uns. — Wir waren schon im Angesicht vom Skio, als wir auf einzelne Schiffe der griechischen Flotte stießen, deren Befehlshaber uns artig,

aber doch auch sehr bestimmt melden ließ, daß wir mit ihm in gleicher Richtung fahren müßten, und deßhalb Einige von seiner Mannschaft auf unser Schiff schickte. Ich ahnte die Ursache und hatte mich nicht geirrt, da wir bald die ganze vereinigte griechische Flotte zu Gesicht bekamen. Wir näherten uns — wahrlich es war ein freudig überraschender Anblick, als diese stolzen Segel, vom Winde geschwellt, Wolken gleich in den Lüften schwebten, tausend Flaggen wehten, und diese kühnen Gebäude, die der menschliche Geist, dem verrätherischen Elemente trotzend, ihm zur Beherrschung erbaute, leicht und keck dahin eilten, in buntem Gewühl, und doch in berechneter Ordnung.

O mein Vaterland! wie kräftig, wie herrlich bist du erstanden, wie freudig grüß' ich dich wieder! rief Bellarosa, entzückt von diesem Anblick. Sie fragte die Griechen, die auf unserem Schiffe waren, nach Allem, was bisher sich ereignet und was für die Freiheit des Vaterlandes geschehen. Sie war wie ein Kind, das sich nach langer Trennung im Kreise seiner Gespielen sieht und das Land der Jugend in einem neuen, schönen Früh-

nicht leben, und soll es nun geraubt, geplündert und gezündet sein, dann sei es zur Ehre Gottes, der es mir dereinst vergeben muß. Nun, nachdem ich durch mein Glaubensbekenntniß die Gurgel ausgetrocknet habe, Obrist Rosen, noch einen frischen Trunk und kein Wort mehr davon. Ich erwarte den Herzog nicht und reite zurück, er möchte mir antworten, wie ich Euch. Mögen sie ihm zum Unterhändler schicken, wen sie wollen, mir gleichviel. Euch aber, Obrist Rosen, reich' ich die Hand zum Zeichen, daß ich Euern Vorschlag als wohlgemeint angesehen und bitte Euch, mir noch einmal von dem feurigen Burgunder einzuschenken; denn da wir nun unsre Geschäfte beendet haben, wollen wir, als wackre Krieger, noch ein wenig von unserm Handwerk plaudern, trinken und dann als gute Freunde von einander scheiden."

Rosen schenkte wieder ein, und war im Ganzen mit Johann von Werth zufrieden, daß er seinen Antrag so geradezu zurückgewiesen hatte. Sie sprachen nun von den vergangenen Kriegen und Werth berührte oft etwas unfein die mancherlei Scharmützel, worinnen er Rosen eins Schlappe angehangen, ohne daß dieser Gleiches mit Gleichem vergalt. Rosen nahm die Prahlereien des Ligisten scherzhaft auf, schenkte immer fleißiger ein und ließ sich durch nichts aus seinem Gleichmuth bringen; aber jener wurde immer redseliger, er ging beinahe jeden Ueberfall, jedes Scharmützel in seinen kleinsten Detail's ruhmredig durch, verweilte besonders lange bei dem Ueberfall von Altenried, wo Rosen an der Spitze von Herzog Bernhards Leibregiment fast gefangen genommen worden wäre, kam dann auf das Gefecht bei Deckendorf und spottete hierbei

ling wiederfindet. — Ihre Freude hatte keine Grenzen, und als ihr ein alter Hydriot von Bobelina erzählte, von dieser Heldenfrau, die begeistert für die Freiheit und von Rache entflammt, ein Schiff bestiegen und männlich gefochten hatte, da rief sie voll Ungeduld aus: Zu ihr, zu ihr, dieser Heldin meines Geschlechts, muß ich hin! — und ihren Bitten konnte ich nicht widerstehen. Ein Boot brachte uns zu Bobelina's Schiff.

Wir bestiegen es. Ich sah die Heldin des Tages, sie stand vor mir wie eine königliche Amazone. Ihr Gesicht, zwar verblüht, hatte noch schöne Züge, welche durch eine ernste und doch nicht finstere Würde hervor blickten. Bellarosa war beseligt in ihrem Anschauen; sie sank in ihre Arme und hing mit kindlicher Liebe an der unerschütterlichen Frau. Nach mehreren Stunden mahnte ich erfolglos zur Rückfahrt. Gönnen Sie, Freund, gönnen Sie mir meine Wonne! sagte sie bittend; so wohl ward es mir ja lange nicht, daß ich bei den Meinen seyn konnte, und die Sprache meiner Jugend vernehmen! — ich bat, ich drang darauf, vergebens!

Plötzlich gab das vorderste Schiff das Sig-

nal, daß der Feind nahe. Bobelina's Schiff segelte mit Blitzesschnelle aus den Reihen, dem vordersten Schiffe zu, und Bellarosa und ich waren an das Schicksal der Griechen gefesselt, denn auf unser Schiff zurückzukehren, war nicht mehr möglich. Ringsum bewegte sich die Flotte der Griechen — die Vorhut hielt schon schlagfertig, den nahenden Feind erwartend. Bald ertönte nun auf der ganzen Flotte der Schlachtgesang, tausend Stimmen fielen ein, in der Brust dieser Tausende entzündete er das Feuer der Begeisterung, und so rückte die Flotte in ruhiger Ordnung heran.

7. Das Ziel.

Alles schwieg — die dumpfe Stille wurde nur zuweilen von dem Schlagen der Wellen unterbrochen — da fiel von dem vordersten Schiff der erste Kanonenschuß: jedes Schiff steckte das blutrothe Banner des Kreuzes auf, und Bobelina, kühnen Muthes, segelte mit ihrem Schiff von achtzehn Kanonen auf eine türkische Fregatte los; noch ein griechisches

Schiff folgte. — Der Kampf begann in einiger Entfernung. Auch mir, dem Soldaten, war diese Scene neu und erschütternd. Nirgends ist das Losungwort: Sieg oder Tod! so wahr, als in der Schlacht auf dem Meere, wo der Tod neben, über und unter uns geschäftig ist. — Ich ergriff Bellarosa's Hand, bat sie, in den unteren Raum des Schiffes zu steigen, wo sie weniger Gefahr ausgesetzt sei, als hier auf dem Verdeck. — Soll ich gefahrlos ruhen, wenn Griechenland für seine Freiheit kämpft? sagte sie mit erhabener Ruhe, und blieb lächelnd an dem großen Mast stehen. Ich bat sie wiederholt, umsonst! Mit freudigem Zuruf munterte sie die Streiter auf, nahm aber keinen weiteren Antheil, sondern blieb in ihrer ruhigen Stellung, mit heiterem Lächeln den Kampf überschauend. Das Gefecht wurde heftiger, die Türken fochten wie Verzweifelte; endlich aber drangen die Griechen unaufhaltsam vor, ihr Jubelgeschrei durchhallte weit die Luft — doch neben mir tönte es sanft: Harry! — und Bellarosa lag zu meinen Füßen. Kein Laut, kein Zeichen des Lebens mehr; der Tod hatte die Fackel mit einem Schlage gelöscht, eine Kugel

hatte ihr Herz getroffen, und das versöhnte Schicksal ließ sie ohne Schmerzen scheiden.

Da lag sie nun in meinen Armen, auch im Tod, noch das himmlische duldende Lächeln, das im Leben ihr nie entschwebte. Sie hatte ausgekämpft! — und gerechter war der Tod als das Leben, denn er hatte die Leidvolle sanft umfangen.

Ich trug sie in die Kajüte, saß stumm neben ihr, gleichgültig für Alles, was um mich her sich begab. Ich hörte nicht den Siegesruf der Hellenen, nicht das Jauchzen des Schiffsvolks, nicht das dumpfe Rauschen der widerstrebenden Wellen. Mein Blick hing nur an ihr, die versöhnt mit der Erde jetzt in ewiger Freiheit vor dem Antlitz des allmächtigen Vaters stand. — Ich erwachte erst dann aus meinem dumpfen Traum, als Bobelina zu mir kam und mir freudig verkündete, daß die gerechte Sache gesiegt habe, der Feind geschlagen sei. Ich zeigte auf die Todte und sah die Thräne in dem Auge der Heldin, als sie auf das holde Opfer, schön wie eine bleiche Rose, hin schaute, und den Kuß der Weihe auf die erstorbenen Lippen drückte.

Wohin soll ich Euch führen? fragte wehmuthvoll die edle Frau. — Nach Mitylene! erwiederte ich, kaum meiner selbst bewußt. Konnte ich sie lebend nicht dahin geleiten, will ich doch die Todte in die Heimath der Jugend zurückführen.

Eine Schaluppe nahm uns auf, und bald betrat ich Mitylenens Ufer und Athanasia's Wohnung.

Die hohe Frau saß im Kreise der Ihrigen, den Jubel der Menge über diesen herrlichen Sieg theilend. Da trat ich in die erleuchtete Halle ein, reichte Bellarosa's Pflegerin die Hand und sagte, von meiner Erschütterung mehrmals unterbrochen: Egle wollte sich Euch zu Füßen werfen, ihre gütige Mutter um Vergebung und neue Liebe bitten; doch sie kann es nicht mehr — der Tod überraschte die Blüthe — die feindliche Kugel zerschmetterte ihr wundes Herz, und hier, wo sie die Myrte empfing, will sie sich nun auch den Todtenkranz holen! Athanasia sank über das geliebte Kind; auch Agathe und die andern Frauen des Hauses bedeckten die Todte mit ihren Küssen. Ach, am Grabe ward ihr die Liebe, die ihr im Leben entschwand!

Von Tausenden begleitet, geschmückt wie eine Braut, senkte des Freundes Hand sie in die stille Gruft, und Rosen umduften das einsame Grab.

Der Tod, so schrieb mir Lord Harry, hat eine wunderbare Kraft. Er legt die Feindschaft mit schlichtender Hand in das Grab, und über dem Sarge reicht, was sich gehaßt, versöhnt die Rechte. Auch die entschwundene Liebe steigt mit verjüngter Kraft aus der düstern Gruft, die das einst Geliebte verschlang, und aus dem Tode ersteht sie zu neuem Leben. — Ich fühle nun erst, was mir Bellarosa war, was ich verloren! Bedauern Sie mich, der ich die Schuld meines Herzens tief erkenne.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

NE

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Erstes Bändchen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die Morisken.

Erste Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

derb über die ſchnelle Flucht der Weimeraner. Dies ertrug Roſen noch, als er jedoch die Nördlinger Schlacht, dieſen Schattenpunkt für Roſen und ſeine Reiterei berührte, und er die eben nicht feine Frage an den Weimeraner that — „Aber ſagt mir nur Obriſt, wie war es möglich, daß eine Reiterei, die doch ſonſt als eine tapfere Schaar männiglich bekannt iſt, an ſolch einem entſcheidenden Tage ſo feig das Feld räumen konnte, ohne kaum den Angriff abzuwarten?“ ward Roſen, und mit Recht, gereizt.

„General!“ erwiederte er, aber Zorn und Unmuth übermannten ihn nicht „Das Schickſal der Schlachten ruht in Gottes Hand, der Muth iſt nicht alle Tage gleich. Auch Euch könnte ein ſolches Stündlein ſchlagen.“

„Mir?“ rief hohnlachend Johann von Werth „Mir? Nimmermehr!“

„Und wenn Eure Regimenter Euch nicht folgen, trotz Eures Beiſpiels umkehren, fliehen, zieht Euch dann das Schickſal nicht mit ihnen fort in die allgemeine Flucht?“

„Dann ſtehe ich allein!“ rief der Ligiſt mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Pokale klirrten — „Lieber todt, als feig!“

„Und was gewönnet Ihr dabei?“ fragte Roſen — „Ihr würdet gefangen!“

„Gefangen?“ unterbrach ihn Johann von Werth „Glaubt Ihr mich je gefangen zu ſehn? — So wenig auf dem Schlachtfeld, wie in dem Netz eines Weibes.“

„Nun, nun!“ ſagte Roſen lächelnd „Seid Ihr auch des Erſtern gewiß — obgleich wohl Fälle möglich ſind, wo der Tod ſelbſt Euch nicht von der Gefangenſchaft retten könnte — ſo mögt Ihr doch vor dem Anderen nicht ſtehen.

Die

Moriscken.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erste Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Die Morisken.

Erste Abtheilung.

Die Eroberung des Königreichs Granada im Jahr 1492 durch Ferdinand und Isabella hatte ganz Spanien wieder unter die Herrschaft der Christen zurückgebracht, und nur denjenigen Mauern, welche die christliche Religion annahmen, war es gestattet, in Spanien zu bleiben. Die Geistlichkeit sah mit aller Strenge auf die pünktlichste Befolgung des kleinsten religiösen Gebrauchs, die Inquisition wüthete schrecklich und mit unerbittlicher Strenge gegen dies unglückliche Volk, und die geringste Aeußerung in Widerspruch mit den unbedeutendsten Glaubens-Artikeln ward mit dem Feuertode bestraft. Auch wurden die Mauren überdies noch aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt, ein großer Theil ihrer Besitzungen ward ihnen genommen, die ehemals angesehensten maurischen Familien sanken in ihrem Wohlstande, und die alten glänzenden Geschlechter, wie die Ze-

gris, die Abencerragen, selbst das Geschlecht ihrer Könige, waren bei den Altspaniern nur wenig geachtet und wurden kaum in der Classe der Hidalgos geduldet. Der Name Moriske war bei den stolzen Kastilianern zum Schimpfnamen geworden.

Zwei Menschenalter waren nun seit der Eroberung Granades vergangen, und eine kluge vorurtheilsfreie Regierung hätte wohl einer Million thätiger und gehorsamer Unterthanen ihren Ursprung verzeihen können, hätte sogar Alles aufbieten müssen, Namen, Abkunft und Religion den Morisken vergessen zu machen. Aber eine solche kluge und gerechte Politik kannte man in jenen Zeiten des Fanatismus nicht, und dennoch waren die Morisken unter ihrem Drucke ruhig geblieben und hatten ohne Widerstand zugesehen, wie die Eroberer sich in ihre Güter theilten und sie mit Verachtung behandelten. Als aber Philipp II., dieser finstre Despot, den Thron bestieg, war ihnen der Druck der Unduldsamkeit und die Verachtung, mit der die Spanier sie behandelten, unerträglich geworden, und nur Gewohnheit, die Ketten ohne Murren zu tragen, und die Furcht vor den kriegs-

gewohnten Schaaren Hispaniens verhinderten noch in den ersten Jahren von Philipps Regierung einen allgemeinen Aufstand.

Aber mit jedem Tage stieg die Aufregung in den Gemüthern der Unterdrückten. Das geschärfte Verbot der Tracht und der Sprache der alten Mauren, so wie der Befehl, mehrere äußere Gebräuche zu unterlassen, an denen besonders der Gebirgsbewohner aus alter Anhänglichkeit hartnäckig hing, war die Hauptveranlassung zum Ausbruch eines Aufstandes in den Alpuxarras und dem Ronda-Gebirge. Ferdinand von Valor, ein Abkömmling der alten Könige von Granada, setzte sich an die Spitze der Empörer und wurde unter dem Namen Aben-Humeya zum Könige von Granada und Cordova ausgerufen.

Der Aufstand ward bald allgemein; die Spanier wurden aus den Alpuxarras und dem Ronda-Gebirge vertrieben; doch hatten sie noch die meisten Städte, besonders an der Küste inne, und fast ein Jahr währte schon der mit abwechselndem Glück geführte Kampf, ohne daß sie in die Gebirge eindringen und die Empörung unterdrücken konnten.

Aben-Humeya.

I.

Wenige Meilen von Orgiva ſtrömt durch ein lachendes, mit Mandel-, Feigen- und Pomeranzenbäumen bepflanztes, von hohen Felſen umgrenztes Thal der reißende Motril. Da, wo das Thal ſich ausbreitet, tränkt er üppig grünende Auen, wohin die Bewohner der Umgegend im Frühjahr ihre Heerden auf die Weide treiben, aber da, wo es ſich wieder verengt, erhebt ſich das Pegñon von Motril, das ſo wie alle Pegñons dieſer Gegend eine ſteile, faſt unzugängliche Felsmaſſe bildet, wohin in damaliger unruhiger Zeit die Moriſken Weib und Kinder und ihre Habe vor der Raubgier der Spanier in Sicherheit brachten, ſich ſelbſt aber im Nothfall flüchteten, um ſich und die Ihrigen hinter dieſen Felſen mit verzweifelndem Muthe zu vertheidigen.

Auch jetzt hatten ſich die Moriſken aus der Umgegend des ſich noch in den Händen der Spanier befindenden Orgiva auf dieſes Pegñon zurückgezogen, und der nackte Fels war jetzt zu einem Nomadenlager geworden, wo

hier und da unter einem Zelte, meist aber unter freiem Himmel Weiber und Kinder lagerten und von ihren aufgehäuften Vorräthen angstvoll zehrten. Die Männer lagen zum Theil in den Schluchten, zum Theil hinter hervorragenden Felsstücken, mit ihren Feuerröhren, Armbrüsten und großen Bogen, oder streiften in einzelnen Haufen in der Gegend umher, den Feind auszuspähen, Beute zu machen oder auch Lebensmittel nach dem Peñon zu bringen. Viele Frauen waren sogar mit Pfeil und Bogen bewaffnet, selbst Kinder übten sich im Armbrustschießen, um im Fall der Noth hinter einem Felsblock hervor einen Bolzen dem Feinde entgegenzuschicken.

So kriegerisch es auch am 11ten Mai des 1569sten Jahres auf dieser Seite des Thales gegen Orgiva zu aussah, obgleich jetzt kein spanisches Heer in den Alpujarren stand, so freundlich und friedlich sah es dagegen auf der andern Seite des Flusses aus, wo man auf der großen grünenden Aue zwar keine Heerden, wohl aber eine Menge kostbarer Zelte aufgeschlagen und ein buntes Gewühl von Männern, Frauen und Kindern sah, die sich unter den Pomeranzenbäumen am Ufer

gelagert hatten, oder in verschiedenen Abtheilungen geordnet, jemand zu erwarten schienen. Ohnfern vom Ufer, da, wo sich das Thal am weitesten ausbreitet, waren zwei prachtvolle Zelte gegen einander über aufgeschlagen, von dem einen flatterte die rothe Fahne Aben-Humeya's mit dem Thurm und den zwei Schlangenköpfen, der ganz gleich, welche Ferdinand von Castilien dem maurischen Könige Alhamar nach der Einnahme von Sevilla verehrte; zwei Moriscken bewachten sie. Das andere Zelt war mit Blumen bekränzt, so daß es eher einer Rosenlaube glich, und reich geschmückte Jungfrauen saßen in mancherlei Gruppen umher, ihre zierlich geflochtenen Körbchen mit Früchten und Blumen in der Hand, kein aufgesprungener Granatapfel hatte so frisches Roth, wie ihre Lippen, keine Rose schimmerte neben Lilie, Narzisse und Orangeblüthen so zart, als die Wangen der lieblichen Töchter der Alpuxarren; denn sie erwarteten hier ein neuvermähltes Paar, das, einer alten Gewohnheit nach, am Ufer des Motril unter tausend freudigen Menschen mit verschwenderischer Freigebigkeit seine Hochzeit feiern wollte.

Die Weiber werfen ihre Netze so schlau, daß der Unbändigste darin gefangen wird. Laget Ihr noch nie in einem solchen?" fragte er dann, Johann von Werth ins Auge fassend, der seinen Becher mürrisch hinunter stürzte; „Noch nie?" wiederholte Rosen wohl etwas boshaft, da er sah, daß er einen verwundbaren Fleck bei seinem Gegner getroffen hatte.

„Hm!" brummte nach einer Weile der General und strich sich den dicken Knebelbart, „Einmal in Straßburg — vor gar nicht langer Zeit — da beging ich die erste, und wahrlich auch die letzte Thorheit, mich in ein Milchgesicht zu vernarren; statt ihr den Hof zu machen, hätte ich mein edles türkisches Roß streicheln sollen, das dankbar mir dafür entgegen gewiehert hätte. — Aber beim Teufel, so betrügt mich keine mehr, wie die eitle Margarethe Epp —"

„Von der habe ich mancherlei gehört" nahm Rosen das Wort „sie soll schön sein."

„Ja, schön ist sie, das muß jeder gestehen, dem sie auch noch ärger mitgespielt hat, als mir."

„Klug?"

„Wie eine Schlange!"

„Und hoffärthig?"

„Wie der Kardinal Infant!" platzte Johann von Werth heraus — „Glaubt die Dirne alle Männer wären nur da, ihr den Hof zu machen, jeden lockt sie an, und jeden läßt sie laufen — Doch schweigen wir — Kommt Obrist!" rief er, das hinweggeschobene Glas wieder ergreifend „Stoßt an! Krieg auch den Weibern!"

„Da stoß ich nicht mit Euch an, General!" entgeg-

Der reiche Michael de Roras, der angesehenste Moriske in dem fruchtbaren Thale von Jubiles, Aben-Humeya's Schwiegervater war es, dem diese Festlichkeit galt. Schon bejahrt und seit zehn Jahren Wittwer, hatte ihn dennoch die blühende Schönheit Zoa's, einer Moriskin aus Andalusien, gefesselt und ihn, das Haupt eines berühmten Geschlechts, das von den Zegris abstammte, vermocht, noch in seinem Alter ein junges Mädchen zu ehelichen, das keine andere Mitgift ihm brachte, als seine Schönheit und seine Harfe, welche es, mit seinem Gesange begleitend, so meisterhaft spielte, daß in ganz Andalusien und Granada das Lob der schönen Sängerin erschallte. Aben-Humeya's Gattin hatte dieser Schritt ihres Vaters tief gekränkt, Aben-Humeya selbst, obgleich die Liebe zu ihr in seinem leidenschaftlichen Gemüthe längst erloschen war, fühlte sich um so mehr dadurch beleidigt, da Roras, ohne ihn um Rath zu fragen, hierbei gehandelt hatte, und das Ansehen, in dem dieser bei den Morisken stand, Aben-Humeya nicht einmal erlaubte seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen. Unter mancherlei Vorwand hatte er sich entschul-

digt, daß er dem Feste nicht beiwohnen könne, jedoch den Befehl gegeben, das königliche Zelt aufzuschlagen.

Schon lange hatte die zahllose Menge Michael de Roxas und seine junge Gattin, von deren Schönheit der Ruf so Wunderbares verbreitete, mit Ungeduld erwartet, schon lange hatten die Männer und Greise mit Verlangen nach den Schläuchen voll köstlichen Weins gesehen, die unter Zelte aufgethürmt im Kühlen lagen, als endlich Schalmeien- und Flötenklang, zuweilen von dem Schmettern der Trompeten unterbrochen, aus der Ferne erschallte. Von allen Seiten, aus den Felsklüften wie aus dem Thale, strömte nun Alt und Jung herbei, die Ankommenden zu schauen und zu begrüßen.

Langsam nahte der festliche Zug. Voran zogen die Pfeifer und Flötenbläser, ihnen folgten Jungfrauen und nur wenige Jünglinge paarweise, denn die rüstigen Männer der Alpujarras waren zum Kampfe ausgezogen; diesen folgten ganz auf maurische Weise gerüstete Männer auf ihren leichten Rossen, den Speer in der Hand. Zwei Imans gingen den Neuerwählten voran, die auf brau-

nen arabiſchen Roſſen die Augen Aller auf ſich zogen, und deren Verwandte den Zug beſchloſſen.

Michael de Roxas und ſeine Gattin waren mit morgenländiſcher Pracht gekleidet, jedoch zeigte ſich in der Kleidung ſowohl, als in der ganzen Ceremonie, manches von den Spaniern Entlehnte; ſelbſt daß Zoa den kleinen ſchwarzen Schleier zurückgeworfen hatte, und ihr ſanftes, anmuthiges, wahrhaft engelgleiches Antlitz der neugierigen Menge zeigte, war ein Zeichen, wie ſehr ſeit der Eroberung Granada's die Mauren die Sitten ihrer Ueberwinder angenommen hatten. Dicht hinter ihr ſah man Roxas ſchöne Tochter Eſtrella, die mit ihrer Mutter wohl um den Preis der Schönheit ſtreiten konnte. Wo Zoa's anmuthige Züge Sanftmüth und Milde ausſprachen, wo ihr ſprechendes Auge in ſanftem Feuer ſtrahlte, und man die Himmliſche in ihr hätte anbeten können; riß Eſtrella's hohe Geſtalt, ihre regelmäßigen Züge, ihr flammendes Auge zur Bewunderung hin. Jene erſchien wie eine ſtille Dulderin im ſanften Schimmer weiblicher Anmuth an der Seite ihres ſtolzen Gemahls, dieſe ſchritt wie eine

Amazone aus alter Fabelzeit, ſchön, hehr und kühn vor den Reihen ihrer Angehörigen, blickte ſtolz umher, und ihr Auge traf oft zwei Männer, die beide in ihrem Anſchaun verſunken ſchienen. Es war Aben-Aboo, ein Verwandter Aben-Humeya's und einer der Wenigen, die noch dem Stamme der alten Könige von Granada entſproſſen waren, und Gonzales Seniz, der kühne Anführer der Monſis, dieſer wilden, zügelloſen, aber muthigen Räuberſchaar.

Unter freudigem Jubelruf begab ſich der Zug nach dem mit Blumen geſchmückten Zelte. Als Roxas hier eintrat, warf er einen finſtern Blick nach dem leerſtehenden Zelte Aben-Humeya's. Er ſelbſt iſt nicht gekommen! raunte er ſeiner Tochter zu, nicht einmal Deiner Schweſter erlaubte er ihren Vater zu begrüßen und ihm Glück zu wünſchen. Eſtrella lächelte bei dieſen Worten und erwiederte Nichts.

Macht Dich Aben-Aboo's Anblick ſo ſtumm? fragte der Vater.

Sein Anblick erfreut mich heute mehr als je, erwiederte ſie; denn mit dem heutigen

Tage

Tage verließ mich der Vater, und so bleibt er mir nur noch.

Roxas warf einen finstern Blick auf die Tochter und wandte sich dann schnell zu seinem jungen Weibe, das ihn zwar freundlich unterhielt, dem aber alle Pracht, die es umgab, keinen heitern, zufriedenen Blick entlocken konnte. Sie fanden die Tafel unter dem Zelte bereitet und nahmen Platz; nur die Verwandten und Freunde folgten ihnen, und während die Menge der herbeiströmenden Neugierigen mit der Freigebigkeit des reichen Roxas zufrieden seyn konnte, und Trank und Speise in Ueberfluß jedem, der es verlangte, gereicht wurden, sangen Zitherspieler arabische Lieder, und die Mädchen aus Andalusien, die Zoa gefolgt waren, tanzten, die Neuvermählten zu belustigen, den verführerischen Fandango, diesen Nationaltanz der Morisken.

Noch saßen Roxas und seine Gäste an der wohlbesetzten Tafel und schlürften aus silbernen Bechern den süßen Wein von Malaga, als ein lauter Jubel wie ferner Donner erschallte, der immer näher und näher kam, bis man endlich deutlich das Jauchzen und

den Jubelruf vernehmen konnte: Heil Aben-Humeya, unserm Könige!

Also er kam doch! murmelte Roxas vor sich hin, sein Mund lächelte, sein Auge sah heiter nach der Thür des Zeltes, doch blieb er ruhig sitzen, und auf ein Zeichen von ihm thaten die Gäste ein Gleiches. Der Jubelruf kam jetzt näher, man hörte ihn schon dicht vor dem Zelte, deutlich konnte man den Heerführer der Morisken, den allgemein geliebten Aben-Humeya, von seinem arabischen Rosse springen und dem Zelte zukommen sehen, da erst glaubte Roxas, daß er, den König zu begrüßen, ihm entgegen gehen müsse.

Er stand auf, empfing Aben-Humeya, sich nach morgenländischer Sitte tief vor dem Haupte der unterdrückten Morisken neigend.

Sei mir an dem heutigen Tage doppelt willkommen, König! sprach er; willkommen an dem Tage, der mir so freudebringend ist; ich glaubte schon —

Erst erfüllte ich die Pflicht des Königs, dann die Pflicht des Sohnes, unterbrach ihn Aben-Humeya. — Ich bin indessen mit Anaco3 und hier mit Diego Aguazil vor Tablate gerückt, habe es eingenommen, die Spanier nie-

dergemetzelt und so das Schrecken bis Granada verbreitet.

Heil Dir, mein König! sprach Rexas und winkte seiner Gattin, die in einiger Entfernung zurückgeblieben war und sich jetzt Aben-Humeya nahte. — Mögest Du, fuhr Rexas fort, mein junges Weib eben so ehren, als Du früher Achtung und Liebe der Mutter Deiner Gattin schenktest.

Das will ich, erwiederte Aben-Humeya, sein flammendes Auge mit Wohlgefallen auf Zoa heftend, die erbleicht und bebend vor ihm stand.

Vor wem zitterst Du? fragte Rexas mit Stolz, da er das Erbleichen und Beben seiner Gattin bemerkte. — Das Weib Michael Rexas braucht so wenig vor irgend einem zu zittern, den ein Weib gebar, als ihr Gatte.

Aben-Humeya lächelte bei diesen eiteln Worten, schien nicht auf sie zu achten, war zum Erstaunen aller Anwesenden freundlich gegen die Gattin seines Schwiegervaters und unterhielt sich viel mit ihr, wollte jedoch nicht Theil an dem Mahle nehmen und begab sich bald darauf in sein Zelt.

So ganz war Rexas mit Aben-Humeya's

Betragen, dessen mitleidiges Lächeln er nur zu gut bemerkt hatte, nicht zufrieden. Sein Benehmen gegen Zoa ließ ihm zwar Nichts zu wünschen übrig, aber gegen ihn war der Eidam so abgemessen, so kalt. Dies empörte seinen Stolz. War er nicht durch seinen Einfluß von den Morisken zu ihrem Könige ausgerufen, hatte nicht der Reichthum mehr, als die geringen Einkünfte, die Aben-Humeya bezog, diesen in den Stand gesetzt, wenigstens in mancher Art mit königlicher Pracht zu erscheinen? Was hatte er in die andere Wagschale zu legen, als seine Abkunft von den alten Königen? Der Stolz Rexas konnte es nicht ertragen, daß das Oberhaupt, welches er erwählt zu haben glaubte, ihn sein Uebergewicht fühlen lassen wollte. Er war aufgebracht, und jeder konnte ihm während des Mahles ansehen, daß die Freude von ihm gewichen sei; selbst wenn er in das sanfte schwärmerische Auge seiner Gattin sah, runzelte sich seine Stirn, denn er glaubte es ernst zu sehen, und das Erbleichen, das Zittern bei dem Anblick des Königs gaben ihm Stoff zum Nachdenken.

Doch, war sein Stolz Ursach seines Un-

muths gewesen, war er es auch, der den Unmuth bald wieder verscheuchte. Ich will es ihn fühlen lassen, daß er auch jetzt noch von mir abhängt, dachte er; und mein Weib? — Was hat Michael Roxas Anderes zu fürchten, als daß es schwach genug war, bei dem Gedanken zu erbeben: die arme Andalusierin steht vor dem Könige von Granada: Sie hat nur einen Augenblick vergessen, daß sie mein Weib ist. Diese Gedanken beruhigten ihn, und der Wein von Xeres, den er aus vollem Pokale trank, scheuchte bald die Grillen fort; er mischte sich nach der Tafel, wie er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, von Zoa begleitet unter das jubelnde Volk und schien Aben-Humeya und alles Unangenehme vergessen zu haben.

Dieser hatte sein Zelt nicht verlassen, wohin Gorri, der Anführer der Rohrschützen, und Seniz sich begeben hatten. Hier unterhielt sich Aben-Humeya mit ihnen über die Zurüstungen des Marquis von Mondejar, des königlichen Gubernators von Granada, und von der Aussage gefangener Spanier, daß Don Juan d'Austria, der Bruder des Königs, den Oberbefehl des Heeres erhalten sollte.

Diese Nachricht, die den Versammelten nicht wünschenswerth seyn konnte, entmuthigte jedoch keinen. Sie hofften auf Hülfe von Algier und Constantinopel, und von ihrer gerechten Sache überzeugt, blickten Alle mit fröhlicher Zuversicht nach der Zukunft. Nur Aben-Humeya's vertrautester Freund, der kühne Diego Aguazil, saß still und in sich gekehrt und schien keinen Theil an ihrem Vertrauen zu nehmen.

Nun mein tapferer Streitgenosse, rief jetzt Humeya ihm zu. Sonst der erste im Rath wie im Kampfe, schweigst Du heute? Haben Dich die Nachrichten so entmuthigt, daß Du an unserm Glück verzweifelst?

Verzweifeln? rief Diego, wie aus einem Traume erwacht. An meinem Glück, ja, da könnt' ich es, an dem Glücke meiner Mitbrüder, beim Propheten, da verzweifle ich nicht! Aber laß mich heute schweigen, mein König! — Hörst Du nicht die Schalmeien, nicht das Rasseln der Castagnetten? Hier ist Hochzeit und Freude, jenseits der Berge ist Trauer. Darum laß heute den Ernst hinter Dir. — Hörst Du, wie sie jubeln und tanzen, und beim Becher, den der reiche Roxas füllt,

nete Rosen „ich liebe die Frauen und achte sie und möchte um alles nicht mit ihnen in Fehde leben. Kleine Scharmützel, wo es nur Schrammen, keine Wunden giebt und die von einem Kuß schnell wieder heilen, laß ich mir gefallen, aber keine offene Fehde."

„Glaube wohl, daß Ihr bei den Frauen mehr Glück macht und Ihr in der Art von Krieg bewanderter seid, als ich" sagte Johann von Werth spöttisch. „Ich kümmere mich um das Frauenvolk wenig, blickt mich nur ein Weib freundlich an, steht mir nur Frau Fortuna beim Kanonendonner zur Seite, so bin ich zufrieden, und überlasse Euch gern jenen Kampfplatz, auf dem kein Lorbeer grünt."

„Ich hoffe General, Ihr werdet mich wohl auch auf dem anderen finden," erwiederte Rosen „Ich dächte, wir hätten uns schon manchmal dort getroffen!"

„Ja, ja!" sagte Johann von Werth, dem Margarethe von Epp die gute Laune verdorben zu haben schien, „Ich machte Euch schon oft meinen Besuch, Ihr seid mir aber fast den Gegenbesuch noch schuldig."

„Ich dächte kaum" sagte Rosen, der seinen Gleichmuth schnell wieder bekommen hatte, da er sah, daß sein Gegner in seinem Unmuth einen Becher nach dem andern hinunter stürzte „und wär es nicht, kann es noch geschehen."

„Topp!" rief Johann von Werth „Topp! Hier liegt mein Handschuh! —"

„Ich hebe ihn auf" sagte Rosen gelassen.

„Nicht zum Zweikampf!" fuhr der Niederländer fort „nicht wie zwei gemeine Kriegsknechte ihre Zänkereien,

jauchzen, als wäre schon kein Christ mehr in Spanien? — Es ist doch schön, reich zu seyn, König! Reichthum verjüngt!

Diego! unterbrach ihn Humeya verweisend. — Doch er hat Recht, fuhr er fort, sich zu den Andern wendend, der heutige Tag sei der Freude, der morgende dem Kampfe geweiht! Kommt zu meiner schönen Schwiegermutter, ihr gehöre der Tag.

Ihm gehört er! murmelt Aguazil vor sich hin und wollte zurückbleiben, Humeya befahl jedoch ihm zu folgen.

2.

Schon begann die Sonne hinter die Berge zu sinken, sie warf ihr glühendes Lebewohl auf den Pegñon des Motril, dessen graue Felsen wunderbar in Gluth getaucht erschienen, wie die Wange der Jungfrau beim Lebewohl des Geliebten; auch über das Antlitz der Neuvermählten breitete sie ihren goldig rosigen Glanz. Roxas und seine Gattin saßen unter einem Baldachin und sahen dem Tanze der Morisken zu, die, sich suchend und

fliehend, lockend und abstoßend, sich in mancherlei Windungen durchkreuzten. Bei dem Nahen Aben-Humeya's aber, wie durch einen Zauberschlag berührt, schwiegen Flöte und Schalmeie, der Tanz ward unterbrochen, und Alle neigten sich tief vor ihrem Könige, der jedoch mit freundlicher Geberde fortzufahren winkte. Aber Roxas, der Aben-Humeya zu empfangen aufgestanden war, gab ein Zeichen, und der Tanz blieb beendet; Polster und Erfrischungen wurden gebracht, und in der Kühle des Abends lagerte sich Humeya an der Seite der schönen Andalusierin, die, von der Abendgluth beschienen, ihn wo möglich noch schöner dünkte, so daß er kaum die reizende Estrella zu bemerken schien und sie nur mit einem leichten Nicken des Hauptes begrüßte.

Ich habe Wunder von Deinem Gesang und Deiner Kunst die Harfe zu spielen gehört, schöne Mutter, wandte sich Aben-Humeya verbindlich zu der Neuvermählten, so daß ich dich bitten muß, auch mir den Genuß zu gönnen, Deine Stimme zu hören. Die Harfe ist gewiß Deine stete Begleiterin, und so wird sie auch hier nicht fehlen. Zoa legte die Arme über die klopfende Brust, neigte

ſich vor dem Könige und warf dabei einen fragenden Blick auf ihren Gatten, der einer Chriſtenſklavin die Harfe zu bringen befahl.

Was befiehlt mein König, das ich ſingen ſoll? fragte ſie jetzt, ihre traute Harfe im Arm. Soll Dir mein Lied Trauriges oder Freudiges verkünden? Willſt Du von den Ritterthaten Deiner Vorfahren hören, oder ſoll mein Lied, wie der Klageton der Nachtigall, irgend eine Empfindung ausſprechen, die das Herz zur Wehmuth ſtimmt?

Ich wähle das letzte, bat Aben-Humeya, und raſch, faſt mit Ungeſtüm griff Zoa in die goldnen Saiten ihrer Harfe.

Aufmerkſam lauſchte Alles; ſelbſt Aben-Aboo, der Eſtrella gegenüber ſtand, ſchien mit Ungeduld den Geſang zu erwarten, während Seniz nur für Roxas Tochter Aug' und Sinn zu haben ſchien. Diego Aguazil aber ſtand fern unter der Menge, und ſein Auge ſah düſter vor ſich nieder.

Es ruhte eine heilige Stille über der zahlreichen Verſammlung, Keiner wagte zu athmen, es war, als ob auf den einzelnen Akkorden, die den Saiten entquollen, ein milder Engel ſchwebe, der mit ſeinem Palmenzweig

Friede und Ruhe über die Tausende verbreite, die erwartungvoll auf den ersten Ton der Sängerin lauschten. Aber noch schwieg sie, und auch die Töne der Harfe verhallten jetzt.

König! sprach sie dann. Wie Du befahlst, will ich treuer Liebe ein Loblied singen.

Ein höhnisches Ha! drang bei diesen Worten aus dem Kreise der Menge, und Roxas warf einen zornigen Blick dahin, wo diese Unterbrechung kam. Beginne! sagte er dann, da Humeya freundlich bejahend seiner Gattin zugenickt hatte. Beginne Dein Lied von der treuen Liebe, solch ein Lied ziemt der Neuvermählten.

Einen sanften Blick auf ihren Gatten, einen wehmüthigen nach dem Himmelsdome werfend, wo schon die Sterne zu funkeln begannen, sang sie:

Sonne taucht sich in die Wellen,
Nacht deckt ihren goldnen Glanz.
Also schwinden auch die schnellen
Erdenfreuden, welkt der Kranz,
Der einst duftend uns erblühte,
Wie ein Blatt vom Sturm verweht. —
Aber was im Herzen glühte,
Nie im Strom der Zeit vergeht.

Es erstehet gleich der Sonne
In des Morgens Rosengluth
Es beglückt mit neuer Wonne
Und erhebt zu neuem Muth.
Liebe lebt in Schmerz und Treue
Flammend und unsterblich fort.
Halt' nur fest an Lieb' und Treue
Und vertraue meinem Wort.

Sind zerrissen alle Bande,
Schwand der Hoffnung letzter Stern —
Auf dem Felsen an den Strande
Bist Du nah mir, wenn auch fern.
Trennen kann uns Nichts hienieden,
Löschen unsre Flamme nicht;
Unverwelklich sind die Blüthen,
Die man unter Thränen bricht;

Weine nur! — Des Busens Sehnen
Ungestillt, erpreßt es Schmerz,
Aber treuer Liebe Thränen
Kühlen auch das wund'ste Herz.
Laß es brechen, laß es bluten!
Halt nur fest an Treu und Wort.
Selbst auf sturmbewegten Fluthen
Findet Liebe ihren Port.

Kaum daß sie das Lied geendet hatte, als sie die Harfe rasch weglegte und von Gefühl übermannt in die Arme ihres Gatten sank. Aben-Humeya, von ihren schmelzenden Tönen

wunderbar ergriffen, sprang auf, und Roras, der die Deutung des Liedes zu verstehen glaubte, war von seines Weibes Versprechen treuer Liebe beglückt und preßte die Tiefbewegte fest an seine von Freude klopfende Brust.

Aber der Gesang vor dem Könige und den versammelten edlen Morisken hatte die Neuvermählte so sehr angegriffen, daß ihre Knie wankten und Roxas sie entschuldigen und in das Zelt führen mußte, und als seien mit ihr alle Sterne untergegangen, schlich Greis und Jungfrau, schlichen Alle hinweg, selbst Aben-Humeya ging in sein Zelt zurück und befahl Aguazil und Seniz, ihm zu folgen. Die Menge entfernte sich aus Achtung vor Roras und zerstreute sich im Thale, dort beim Becher und Tanz im Schein des Mondlichts die Nacht zu durchschwärmen.

Nur Estrella blieb unter einem alten Ulmbaum, an dem sich der Wein emporrankte, sinnend stehen und blickte in die rauschenden Fluthen des Motril.

Was schaust Du so finster da hinab? fragte eine Stimme dicht hinter ihr; sie schrak auf, wandte sich, und Aben-Aboo stand neben ihr.

Was schaust Du so sinnend da hinab? fragte er noch einmal.

Ich sah den Wellen nach, erwiederte Estrella. Wie eine die andere verschlingt, so auch verschlingt ein Tag den andern; auch der heutige wird vergehen, wenn er auch noch so lärmend begann, noch so rauschend beendet wird.

Nun, so laß ihn vergehen, meinte Aboo, er hat gleiches Schicksal mit den Millionen, die ihm vorangegangen sind.

Mir scheint er von tiefer Bedeutung, sagte Estrella ernst.

Auch mir, Estrella. Hast Du das Lied beachtet?

Mehr als ich sollte.

Und was sagte Dir sein Doppelsinn?

Daß die Andalusierin ein liebesieches Weib ist, erwiederte das Mädchen.

Mich dünkt sie eine Unglückliche zu seyn.

Unglücklich? Des edlen Roxas Gemahlin unglücklich? Du irrst! Ist meines Vaters Haar auch bleich, ist er doch noch ein stattlicher Mann, ein tapferer Krieger, der Ueberfluß begleitet ihn, so wie Tausende, die seinem Schlachtrufe folgen. Wie könnte sich die

arme Harfenspielerin nicht glücklich schätzen, dem Edelsten unseres Volks als Gattin zur Seite zu stehen? — Aben-Aboo lächelte. — Du theilst nicht meine Ansichten?

Liebe, so wie ich die Liebe fühle, erwiederte er mit Lebhaftigkeit, achtet nicht Reichthum und Macht. — Ihr ist das Herz die Welt. — Wärest Du die Aermste meines Vaterlandes, Dein Auge würde mich eben so entflammt, Dein rosiger Mund so zum Kusse gelockt haben, als Auge und Mund der Tochter des mächtigen Noras. Du schüttelst Dein Lockenhaupt, Du zweifelst? Fühltest Du für Aben-Aboo, wenn er aus niederm Geschlecht und nicht ein Zweig des alten Königsstammes, wenn er arm wäre, nicht gleiche Liebe?

Estrella erglühte bei dieser Frage und zögerte, ehe sie antwortete. Ich bin zu stolz zur Lüge, sagte sie endlich. Der schöne Jüngling, der kräftige Aben-Aboo würde meine Sinne, würde mein Herz bewegt haben, der Funke der Liebe hätte geglüht, aber ehe er zur Flamme aufgelodert wäre, hätte ihn mein Stolz unterdrückt.

So ist es nicht wahre Liebe, die Du für mich fühlst, Estrella.

Sie gnüge Dir, fiel sie ihm schnell in die Rede. Und, Ungenügsamer, fuhr sie dann fort, sprich! Vernichtete ein Zufall, was Deine Sinne reizte — erlöschte das Feuer meiner Augen — ich spreche hier mit Deinen Worten — erbliche der Purpur meiner Lippen, könnte meine Gestalt einschrumpfen, wie die Gestalt des alten Zigeunerweibes, das uns an der Furth des Motril begegnete und bei meinem Scherz mir mit der Hand drohte, würde Dein Herz ohne Deine Sinne sich beglückt fühlen können?

Ja! erwiederte er rasch. Wenn mein Herz dem Deinigen werth geworden, wenn es fest mit ihm verschlungen wäre, wie diese Rebe mit der Ulme, die sie vielleicht schon seit Menschenaltern umrankt, dann gewiß!

Schwärmerei! unterbrach sie ihn, Nachklang aus den längst verhallten Zeiten der Abencerragen. — Liebe muß das Herz zwar beherrschen, aber es nicht unterjochen, sie muß wissen, was ihr für ihre Opfer wird — sie muß geben und gewinnen in gleichem Maße,

und jedes Opfer muß ſüß und zwiefach lohnen.

Ja, lohnen muß Liebe der Liebe, rief er, und indem er dies ſprach, konnte man glauben, Beides, Entzücken und Schalkheit zu hören. Er ſchlang dabei ſeinen Arm um ſie, ſein Auge, im Mondlicht erglänzend, ſchien um den Lohn zu bitten, und innig, wie ſie vielleicht noch nie in unbewachten Stunden geweſen, bog ſie ihr dunkles Lockenhaupt zurück, ihr Mund wollte vielleicht ſagen: So lohnt Liebe der Liebe, aber Aben-Aboo's Lippen ſchloſſen ihn.

Lange hielt er ſie ſo umfangen und drückte die Geliebte erglüht an ſein Herz; plötzlich aber entwand ſie ſich ſeinen Armen und ſprach ernſt: Du ſiehſt, Aben-Aboo, ich verſtehe der Liebe zu lohnen; ohne Opfer ward Dir der erſte Kuß, ſicher nicht ohne Opfer der zweite.

Und welches verlangſt Du? ſprach er noch erglüht.

Noch kenn' ich es vielleicht ſelbſt nicht. — Erinnerſt Du Dich aber unſrer vorigen ernſten Rede, die Deine Schwärmerei unterbrach, als Du meine neue Mutter eine Unglückliche

OBERST ROSEN.

nanntest? Wir sprachen von dem zweideutigen Sinne des Liedes. Ich habe dabei keine Thräne in ihrem Auge gesehen, dies mir kund gethan hätte, sie fühle sich unglücklich, wohl aber habe ich Aben-Humeya's Flammenblicke belauscht, mit denen er die Reize Zoa's verschlang. Meiner Schwester Schönheit verwelkt, er liebt sie nicht mehr, das weiß ich, Leidenschaft beherrscht ihn, auch das weiß ich. — Es könnte seyn, mein Geliebter, daß ich meinen Vater, meine Schwester rächen müßte — Dein Beistand erwirbt Dir dann den zweiten Kuß.

Und wodurch, Furchtbare, erring' ich Deine Hand?

Wenn das Volk jauchzt und ruft: Heil Aben-Aboo, unserm König! dann wird sie Dir, eher nicht! Dies sagend entfernte sie sich schnell, und das weitläufige Zelt ihres Vaters entzog sie Aben-Aboo's Blicke.

Ist das Liebe? — Gott lenke mein Herz! murmelte er vor sich hin und schritt sinnend und traurig dem Gezelte des Königs zu, wo ihm sein Freund Seniz, der es eben verlassen hatte, begegnete. Arm in Arm gingen nun

Beide lange am Ufer des rauschenden Stromes in ernste Gespräche vertieft.

3.

Als Seniz Aben-Humeya verlassen hatte, und dieser mit Aguazil sich allein befand, sagte er, seine Hand auf Aguazil's Schulter legend: Diego, die Schilderung, die Du mir von Roxas Gattin machtest, ist nicht so übertrieben, als ich anfangs glaubte. Du hattest bei ihrem Gemälde Deinen Pinsel in Abendgluth getaucht, und die Sterne des Himmels schienen Dir nicht glänzend genug, dem Strahl ihrer Augen verglichen zu werden. Diesen Vergleich finde ich zwar nicht passend; aus ihrem Auge strahlt ein sanftes Feuer, über ihr ganzes Antlitz breitet sich ein unwiderstehlicher Liebreiz, und erscheint sie auch mehr als eine Tochter des Abend- als des Morgenlandes, so sah ich doch noch kein Weib, das mich mit solchem Zauber angezogen hätte. Aber Du scheinst verstummt? Nimmst Du keinen Theil an Aben-Humeya's Entzücken?

Nein, König! erwiederte Aguazil kalt.

Nicht? fuhr Aben-Humeya auf. Früher sprachst Du selbst mit Entzücken von ihr und jetzt —

Ist sie Michael Roxas Gattin —

Bald glaub' ich Dich zu verstehen, Diego, fiel ihm Aben-Humeya ins Wort. Du liebtest sie, und sie ward Dir ungetreu.

Nein, König! rief der Jüngling lebhaft, und sein ganzes Wesen schien verändert. Das ward sie nicht; ich weiß gewiß sie liebt mich noch. Erinnere Dich ihres Liedes.

Aben-Humeya lachte hell auf. Also Dir galt der Schwur der Treue, Du solltest ihrem Worte vertrauen? —

Ja, ich! rief er, und Entzücken strahlte aus seinem Auge. Aber ich beschwöre Dich, König! bat er dann, und selbst in der Bitte lag eine Art Drohung, ich beschwöre Dich beim Grabe des Propheten, verschließ mein Geheimniß, das der Schmerz mir erpreßte, in Deiner Brust. Du warst stets so gütig gegen mich, sei es auch jetzt, und versprich mir mit Wort und Hand, daß es dem stolzen Roxas verschwiegen bleibt, was ich Dir vertraute; nicht daß ich für mich fürchtete, nur für sie würde ich zittern.

Aben-Humeya reichte ihm die Hand und gab ihm das beruhigende Wort. Aber sage mir, wie lerntest Du die Harfenspielerin kennen, wo sahest Du sie? fragte er.

Erinnerst Du Dich, König, daß Du mich, es mag wohl länger als ein Jahr seyn, in die Thäler des Xenil schicktest, dort die zerstreuten Glaubensbrüder zum Kampf gegen unsre Unterdrücker zu werben. Als ich eines Tages Ecija verlassen hatte und weiter gegen den Guadalquivir zuzog, kam ich bei Montemajor in ein weites blühendes Thal, wo ich eine Menge rüstiger Männer und Jungfrauen versammelt fand. Aber plötzlich verstummten Flöte und Schalmeie. Sie kommt, sie kommt! rief es von allen Seiten, und Jung und Alt drängte sich nach einer Bergschlucht, wo ich ein besonderes, mir neues Schauspiel erblickte. Ich sah von der Höhe eine verschleierte Frau auf einem Maulthiere reitend langsam herabkommen, ein altes Zigeunerweib schritt ihr voran, die fast wie eine Wahnsinnige sich geberdete und immer mit kreischender Stimme rief: Andalusier, sehet Eure Donna Cava! Du weißt, König, so hieß das Mädchen, das der letzte gothische König Roderich ent-

führte und dann verstieß, und deren Vater, Graf Julian, die Schande seiner Tochter zu rächen, unsre Vorfahren nach Spanien rief. — Der Verschleierten folgten zwei Jungfrauen in gemeiner andalusischer Tracht, von denen die eine eine Harfe trug, mehrere von Landleuten der Gegend beschlossen den sonderbaren Zug.

Ich fragte die Nebenstehenden, was dies bedeute und warum sie deshalb den Tanz unterbrochen hätten. Dies ist eine schöne Jungfrau, die Tochter armer Leute, antworteten sie mir, die der Himmel mit der Gabe des Gesanges so herrlich begabt hat, daß Alt und Jung sie mit Entzücken anhört. Wo wir uns versammeln, ist sie unter uns und singt von den Thaten unserer Vorfahren, wie sie die Christen unterjocht, und wie tapfer sie gefochten haben. Jedermann hört ihr aufmerksam zu, Alle möchten — er hielt ein, da er mir nicht traute. — Und das alte Zigeunerweib? fragte ich weiter. Weiß Gott, wo die hergekommen ist. Sie nennt die Jungfrau stets Cava und schreit ihren Namen so kreischend aus, wie ein Maulthiertreiber seine Mulas ruft. — Höre nur selbst ihren Gesang,

ſteh die Jungfrau, und Du wirſt nicht mehr verwundert ſeyn, daß wir unſern Tanz verlaſſen und Flöte und Schalmei vor ihrer Harfe ſchweigen. Ich hörte, ich ſah ſie, die mir in ihrer phantaſtiſchen Tracht eine Himmliſche erſchien. Ich ſah und liebte ſie, bald fanden ſich unſre Herzen, ſie gab mir, als ich Andaluſien an der Spitze von 400 Rohrſchützen verließ, das Wort ewiger Liebe; aber, von ihren Eltern gezwungen, mußte ſie es brechen. Roxas Gold lag ſchwerer in der Wage, als Diego's Herz.

Du dauerſt mich, ſagte Aben-Humeya. Du verlorſt viel.

Sage lieber Alles, König! —

Gorri trat in dieſem Augenblicke ein und brachte die Nachricht, daß der Marquis von Mondejar mit ſeinem Heere ſich bereite, Granada in einigen Tagen zu verlaſſen, um, wie es ſchien, gegen die Sierra Nevada vorzudringen.

Laß Alles zum Aufbruch bereiten, befahl Aben-Humeya, und ſag' Aben-Aboo, daß er morgen früh, ehe er in ſeine Heimath zurückkehrt, zu mir komme; er iſt mit den Seinen dem Kampfplatz am nächſten. Humeya machte

in der Schnelligkeit noch mehrere Anordnungen, und so war für den Augenblick die schöne Andalusierin vergessen; ernstere Dinge beschäftigten ihn.

Aber Diego vergaß die Geliebte nicht. Einsam wanderte er, sich wenig um Mondejar und seine Spanier kümmernd, am Ufer des Motrils, und so fand ihn Aben-Aboo, als dieser zu Aben-Humeya ging; sie begrüßten sich herzlich, denn sie waren Freunde.

Der Moriskenkönig war längst schon wach und empfing Aben-Aboo freundlicher als je, denn da dieser außer ihm der Einzige war, der noch von den alten Königen abstammte, war stets in Humeya's Herzen eine Art Ehrsucht rege, die noch durch Aboo's Anschließen an die Familie der Noras vermehrt wurde. Seit Humeya zum Könige ausgerufen war, war ihm das Ansehen seines Schwiegervaters lästig, der zwar sich öffentlich den morgenländischen Gebräuchen nach tief vor dem Könige neigte, unter vier Augen aber lieber den Vater als den Unterthan spielte und gewöhnlich nur seinem und nicht dem Willen Humeya's folgte.

Dir wird der Marquis von Mondejar bald

einen Besuch abstatten, redete er Aben-Aboo an; ich habe Nachricht bekommen, daß er in Granada 8000 Mann gesammelt hat und in die Sierra Nevada eindringen will; wie viel glaubst Du ihm entgegenstellen zu können?

Wohl 6000 streitbare Männer.

Seniz wird mit 600 Monsis zu Dir stoßen, auch will ich Dir die Türken und Mauren senden, die, wie ich in dieser Nacht vernommen habe, bei Castel de Ferro gelandet sind; auch Roxas soll Dir zu Hülfe ziehn.

So glaub' ich hinreichende Kräfte zu haben, mich zu vertheidigen, meinte Abio.

Wird es Dir nicht schwer, Dich von Estrella zu trennen? fragte ihn, das ernste Gespräch kurz abbrechend, Humeya.

Herr! wo es das Vaterland gilt, ist mir kein Opfer zu groß.

Hüte Dich vor der stolzen Jungfrau! Was aus dem Geschlechte der Roxas stammt, ist herrisch und herzlos, fuhr Humeya fort. Ja, Aboo, Dir darf ich es anvertrauen, da Du wahrscheinlich, wenn Allah uns der Sieg verleiht, dem kinderlosen Aben-Humeya auf dem Throne der Morisken folgen wirst. Nichts ist lästiger, als der stolze Wille hochfahrender

Unterthanen und von ihnen abhängig zu seyn. — Lieber, ich sage es Dir frei, lieber Spaniens finsterem Könige gehorchen, als dem Stolz eines Michael Reras fröhnen müssen; deshalb hüte Dich vor diesem Geschlecht! — Laß Dich durch mein Beispiel warnen.

Lieber dem spanischen Philipp gehorchen, als Michael Reras Meinung folgen? Sagtest Du nicht so, König? nahm Aboo rasch das Wort. — Nein, Aben-Humeya. Eher will ich ein Joch tragen, das der elendeste Moriske mir auflegt, als spanisches Joch. Seit ich den Bogen spannte, mein Roß tummelte und den Speer schwang, seit jener Zeit bis zu diesem Augenblick hat mich nur ein Gedanke durchdrungen, nur einer beseelt, der Gedanke, mein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien. Dieser Gedanke durchglühte mich bei Tag und Nacht. Wallfahrtete ich nach der Stelle, wo der schwache Boabdil weinend den letzten Blick auf Granada warf, da drang auch mir die Thräne in's Auge, nicht zum Lebewohl. Willkommen! rief ich der Stadt meiner Ahnen zu, meine Hand faßte nach dem Schwerte, und ich weihte mich in solch feierlicher Stunde mit ewig bindendem Schwure

dem Vaterland. Lag ich auf meinem Lager in Mecina de Bonoaron, floh mich der Schlaf, so überließ ich mich wachen Träumen. Estrella an der Hand schritt ich die Königsburg hinauf. Die Thore waren mir geöffnet, aber es zog mich nach der vermauerten Pforte*), die von meiner Lanze berührt sich mir öffnete, und jenseits standen die alten Könige mit ihren Frauen, mich zu empfangen, und ich schritt hindurch, ich, König Granada's!

Und trat ich Dir nicht in den Weg? Träumer! unterbrach ihn der König.

Du standest an der Spitze derer, die mich empfingen, sagte der listige Aboo schnell einlenkend. Ich begrüßte Dich zuerst. — Dieser Traum, Herr, ist zum Traum meines ganzen Lebens geworden. Mein Land — mein Vaterland, meine Mitbrüder sind mir Alles, ich mir selbst nur Wenig.

---

*) Als Boabdil Alhambra verließ, ging er durch die Pforte, durch welche, einem alten Gebrauche nach, nur die maurischen Könige gehen durften. Er bat Ferdinand und Isabella, sie hinter ihm vermauern zu lassen. Seine Bitte wurde erfüllt; sie ist auch jetzt noch vermauert.

Könntest Du an der Spitze der alten kriegerischen Geschlechter in Granada's Mauern einreiten, könntest Du auf offnem Felde Dich den Spaniern gegenüberstellen, unterbrach ihn der König, so würden sich Deine Träume vielleicht verwirklichen; so aber kämpfen wir nur für die Erhaltung des kleinen Heerdes, den die Habgier der Spanier uns ließ; denn nur mit aller Anstrengung vertheidigen wir unsre Felsen, nur hinter dem Felsengeklüft hält der des Krieges entwöhnte Maure Stand, jenseit der Nevada grünen für uns keine Lorbeeren.

Warum nicht, Herr? sagte Aben-Aboo feurig. Vereint wären wir stark, im Zwiespalt gehen wir unter; so nur unterlagen unsre Vorfahren den Spaniern. Auf Alhambra stand ein hoher Lorbeerbaum; in seinem Schatten saßen oft die Könige und sahen hinab auf ihre Stadt. Als Mulay-Hassan zum zweitenmale auf Alhambra herrschte, begann er zu welken, unter Boabdil vertrocknete er ganz. Glaubst Du, Herr, weil dieser Lorbeer verging, blühe den Söhnen jener Mauren kein Lorbeer mehr jenseit der Nevada? In Granada blühen deren noch viele;

wer es nur wagte, ſich ein Reis zu brechen; in Granada's Mauern leben viele Tauſende, deren Herzen uns entgegen ſchlagen, die, erſchienen wir vor der alten Königsſtadt, die Fahne des Aufruhrs auch dort aufſtecken und uns die Thore öffnen würden; auch in den Herzen der Moriſken glüht noch die Vaterlandsliebe, wie in den Herzen der alten Mauren. —

Aben-Humeya wurde bei dieſen Worten nachdenkend. Ein Gedanke ergreift mich, rief er plötzlich, ein Gedanke, zu deſſen Ausführung ich wohl ſchreiten könnte, wäre ich nur deſſen gewiß, was Du eben ſagteſt. Kennſt Du die Reichen des Albaizim*), kennſt Du Bermudez? frägte er.

Ich kenne ihn und war ſchon oft in ſeinem Hauſe. —

Es wär' ein kühner Streich, — während die Spanier in die Gebirge drängen, vor Granada's Thoren zu erſcheinen. — Glaubſt Du, daß wir der Hülfe mehrerer Glaubensbrüder dort ſicher ſind?

*) Ein Theil der Stadt Granada, damals allein von den Moriſken bewohnt.

Ich glaub' es, erwiederte Aben-Aboo, und gälte nicht der Sierra Nevada die Rüstung Mondejar's, so könnte ich mich entschließen, selbst nach Granada zu gehen und Dir Gewißheit zu bringen.

Es wäre ein Unternehmen, Deiner kühnen Wünsche würdig. Vielleicht findest Du Gelegenheit. — Jetzt aber zieh nach Deiner Heimath, wo Deine Gegenwart nothwendig ist. Ich werde indessen den Thurm von Orguiva belagern.

Allah möge Deinen Waffen den Sieg geben! sagte Aboo, verließ das Zelt, und ohne Estrella zu sehen, die noch auf ihrem Lager schlummerte, bestieg er sein Roß und jagte das Thal entlang.

Aben-Humeya sah ihm lange sinnend nach. Junger Aar! sagte er dann, Dir müssen die Schwingen gelähmt werden, ehe Du Deinen Sonnenflug beginnst. Geh nach Granada und finde dort den Tod!

4.

Der Marquis von Mondejar, Gouverneur von Granada, ein Mann, zwar nicht ganz frei von dem Stolze und den Vorurtheilen seiner Zeit, war jedoch ein Biedermann, der lieber durch Milderung des Drucks, unter dem die Morisken seufzten, als durch das Schwert dem verderblichen Kriege ein Ende gemacht hätte. Aber ihm entgegen standen sein erklärter Feind Deza, Präsident der Kanzlei von Granada, die Geistlichkeit und selbst die Hauptleute seines Heeres, die nur Beute, nicht Frieden wollten. Deza und die Mönche verlangten die äußerste Strenge, glaubten nur dadurch die Empörung zu dämpfen, und da diese Meinung so ganz dem Charakter Philipps entsprach, hatte der Marquis, der für mildere Mittel stimmte, am Hofe ein böses Spiel. Seine Feinde brachten es endlich dahin, daß Don Juan d'Austria, der natürliche Bruder des Königs, den Oberbefehl des Heeres bekam und ihm der Herzog von Sessa zur Seite gegeben wurde, so daß Mondejar nur noch eine untergeordnete Rolle spielte. Dies war die Hauptursache, die ihn

bewog, noch vor Don Juan's Ankunft etwas Entscheidendes zu unternehmen, dies war der Grund, weshalb er mit möglichster Eile und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ein Heer versammelte, nicht in die Nevada, wie er hatte ausſprengen lassen, sondern in die Alpujarren zu dringen, was bei den nur geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, nicht so leicht war.

Durch den für die Spanier so verderblichen Krieg in den Niederlanden geschwächt, ward es dem mächtigsten Reiche Europa's schwer, einige Tausend Empörer zu unterjochen, die mit Begeisterung für ihre Sitten und Gebräuche, für Religion und Eigenthum stritten. Hätten die hier und da verborgenen Reichthümer der Moriſken, meist in Gold und Edelsteinen, noch aus der alten guten Zeit herrührend, nicht die Habgier des Kriegsvolks gereizt, würde es der Regierung schwer geworden seyn, Söldlinge gegen diese verzweifelten Menschen zu werben, da ihre Art Krieg zu führen und der Krieg selbst für die Angreifenden so beschwerlich war. Die Moriſken zeigten sich selten in offnem Felde, lagen stets hinter Felsen verborgen, wohin man

nur auf steilen Fußpfaden gelangen konnte, und von hier aus begrüßten sie die Anrückenden schon in der Entfernung mit herabgerollten Steinen und Felsstücken, in der Nähe mit dem Feuerrohr, der Armbrust und dem vergifteten Pfeil. Mußten sie der Uebermacht weichen, so entflohen sie auf nur ihnen bekannten Pfaden, um einen andern Felsblock zu ihrer Vertheidigung aufzusuchen. Aber noch hatten die christlichen Schaaren mit einem grimmigen Feinde, dem Hunger und dem Durste, zu streiten. War nach tagelangem Kampf ein Dorf erobert, so fanden sie es leer und nicht so viel Lebensmittel darin, um nur für ein paar Stunden den Hunger zu stillen. Greise, Weiber und Kinder waren bei der ersten Nachricht, der Feind nahe, mit ihrem Vieh und allen Vorräthen auf die steilen befestigten Pegñons geflüchtet, und das Plündern einiger zurückgelassenen Todten war meist der einzige Lohn des Siegers. Der Besitz eines Brunnens oder einer Quelle mußte fast immer mit Blut erkauft werden, und in den heißen Tagen, wenn die sonst so wilden Bergströme flach und fast versiegt zwischen Felsstücken wie kleine Wiesenbäche rieselten,

ten, war oft das ganze Augenmerk des Feldherrn auf einen Lagerplatz gerichtet, wo das Heer nicht Wassermangel litt, und den er erst durch blutigen Kampf gewinnen mußte. Alle Lebensmittel mußten auf ungebahnten Straßen durch Maulthiere nachgeführt werden, und da diese Thiere außerdem ihre eigne Nahrung tragen mußten, weil in diesem heißen Clima oft jeder Grashalm durch die Sonnengluth verbrannt war, so waren es nur geringe Vorräthe, die sie dem Heere nachführen konnten.

Auch wurde der Krieg mit beispielloser Grausamkeit geführt, und schwer ist es zu bestimmen, ob die Rache der Unterdrückten oder der von den Mönchen noch erhöhte Fanatismus der Spanier zu größern Unmenschlichkeiten geführt hatte. Bei den Morisken waren Seniz und seine Monsis die grausamsten, bei den Spaniern das geworbene Fußvolk; denn den Männern des Aufgebots aus den benachbarten Städten war der furchtbare Druck nur zu wohl bekannt, unter dem das unglückliche Volk seufzte; sie fühlten Mitleid und fürchteten auch wohl das Vergeltungsrecht.

Vier Tage nach Michael de Roxas Hochzeitfeier zog der Marquis von Mondejar mit

dem Heer von 6000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern aus, rückte jedoch nicht, wie er hatte ausſprengen laſſen, nach der Sierra Nevada, ſondern nach den Alpuxarras und nahm den Weg auf Tablate. Zu dieſer kleinen Stadt, die gewiſſermaßen der Schlüſſel dieſes Gebirges iſt, führt über einen unzugänglichen Moraſt eine hölzerne Brücke, welche die in der Eile hier verſammelten Moriſken abbrachen. Nur noch ein ſchmaler Balken war abzuwerfen, als der Vortrab des Heeres ankam und durch ein mörderiſches Feuer die Moriſken den Balken abzubrechen verhinderte. Dieſe warfen ſich in das Gebüſch, womit das jenſeitige Ufer bewachſen war, um von hier aus den Uebergang, obſchon ſie ihn für unmöglich hielten, zu vertheidigen. Lange war auch die Anſtrengung der Spanier vergebens; ſie opferten nutzlos eine Menge Krieger, die auf dem ſchmalen Wege über den Moraſt zu kommen hofften, und Mondejar ſah ſich gezwungen, einen andern Uebergang aufſuchen zu laſſen. Da band der Franziskanermönch Chriſtoph von Molina ſein Gewand bis an den Gürtel auf, und das Kruzifix in der Linken, das Schwert in der Rechten, betrat er,

sich dem Schutz des heiligen Franziskus empfehlend, den Balken. Mehrere Soldaten folgten ihm, und, als beschütze ihn eine höhere Macht, gelangte er trotz Bolzen, Kugeln und Pfeilen der Moriſken mit ſeinen entſchloſſenen Begleitern glücklich hinüber. Raſch folgten Mehrere, und die Moriſken mußten ſich in das Gebirge zurückziehen.

Der Marquis rückte ohne Aufenthalt weiter gegen Orgiva vor, wo Aben-Humeya den hartbedrängten Thurm belagerte. Wären die Spanier nur einen Tag ſpäter gekommen, ſo war er in den Händen der Feinde; ſo mußten ſich aber die Moriſken zurück und tiefer in das Gebirge ziehen. Hier beſetzten ſie den Paß von Poqueyra, mußten aber auch hier der Uebermacht weichen und konnten, da Aben-Humeya den größten Theil der Mannſchaft nach der Sierra Nevada abgeſendet hatte, nicht mehr Stand halten. Bei ſolchen Gelegenheiten zerſtreuten ſich die Moriſken nach allen Gegenden und warfen ſich in Schluchten und Höhlen, deren es in dortiger Gegend ſo bedeutende giebt, daß ſie mehrere hundert Mann faſſen können: hier in

diesen unwegsamen Gegenden waren sie schwer aufzufinden.

Die Spanier rückten nun immer weiter vor, nahmen einen festen Posten nach dem andern; die Morisken, die ihnen noch hier und da Widerstand leisteten, zogen sich auf die steilsten Höhen zurück, streiften im Rücken der Spanier, hoben deren Transporte mit Lebensmitteln auf und brachten auf diese Weise ihre Feinde in die drückendste Verlegenheit. Sie überfielen zu gleicher Zeit Tablate, wo der Marquis, seine Communikation mit Granada zu unterhalten, 400 Mann zurückgelassen hatte, und metzelten sie nieder. Einigermaßen tröstete sich der Marquis über diesen Unfall, da die Alguazils mehrerer Orte in sein Lager kamen, sich dem Könige zu unterwerfen. Sie versprachen, ohne Schwertstreich ihre Plätze übergeben zu wollen, und selbst Michael Roxas, war es aus Furcht für seine Heerden und Reichthümer, oder aus Haß gegen seinen Schwiegersohn, schickte einen seiner Verwandten an den Marquis und bot ihm seine Unterwerfung an, wenn man ihm zur weiteren Unterhandlung sicheres Geleite versprache.

wie Feldherrn wollen wir an der Spitze der Reiterei unsere Sache ausmachen! — Hört!" fuhr er plötzlich auf — „Ich biete Euch eine Wette an — Es gilt zwei edle Streitrosse und 200 Doublonen! Wer dem andern binnen 2 Jahren und 2 Monaten in offener Feldschlacht oder im Scharmützel den empfindlichsten Streich beibringt, erhält sie von dem andern. Seid Ihr das zufrieden?"

„Hier meine Hand!" sagte Rosen „Es gilt!"

„Nun dann, langes Leben und gute Gesundheit, daß wir unsre Wette als wackre Kriegsgesellen ausführen können!" rief Johann von Werth mit soldatischem Frohsinn, „Und nun den Valet Trunk. — Wir bleiben Freunde, wenn Ihr auch ein Ketzer seid. — Heda! — Meinen Gaul!" rief er, das Fenster öffnend — „Ich sehe dort Reiter ankommen, es könnte der Herzog sein, und der muß Johann von Werth besonnener finden, als er jetzt ist —"

„Der Herzog ist es nicht" unterbrach ihn Rosen „es ist der Marquis von Fenquieres, vom Kardinal la Valette an Euch gesandt."

„Desto schlimmer, wenn es ein Franzos ist, die haß' ich noch mehr wie die Lutheraner, adio! — Dank für gute Bewirthung!" Dies sagend, drückte er Rosen die Hand, eilte hinaus, schwang sich auf sein wieherndes Roß und jagte davon.

Rosen, der ihm gefolgt war, sah ihm mit verschränkten Armen lange sinnend nach — „Wir wollen sehen, wem das Glück günstig ist, Johann von Werth!" sagte er vertraumungsvoll lächelnd und ging dem Marquis entgegen, der nicht wenig verwundert war, Johann von Werth nicht mehr zu finden.

Obgleich Mondejar die Moriſken zu gut kannte, um ihrer Aufrichtigkeit ganz zu vertrauen, ſo hoffte er doch noch immer, durch Milde den Aufſtand zu dämpfen, und daß dies noch vor Don Juan's Ankunft geſchähe, war ſein höchſter Wunſch. Er nahm daher die Alguazils, an deren Spitze ſich Abencaba von Valor, ein Feind Aben-Humeya's, befand, freundlich auf und ſchickte an Michael Roxas den gewünſchten Geleitsbrief. Der Brief fiel in Aben-Humeya's Hände; und dieſer Zufall war in der Folge für das Schickſal der Moriſken entſcheidend.

Die Spanier ſetzten indeſſen ihren Zug durch das Gebirge fort und rückten gegen Jubiles, eine kleine Stadt mit einem halbverfallenen Schloſſe, auf welchem ſich 300 Greiſe, eine Menge Frauen der Moriſken und viele gefangene Chriſtinnen befanden, die, als die Spanier ohne Widerſtand in die Stadt einrückten, aus dem Schloſſe entlaſſen, ihnen von dem Berge herab entgegen kamen. Es war ein herzzerreißender Anblick, dieſe Frauen, zum Theil mit ihren Kindern auf dem Arme, Freuden- und Schmerzensthränen zugleich weinend, ſich dem Marquis von Mondejar zu

Füßen werfen zu sehen und ihn um Rache für die Greuelthaten anflehen, die die Morisken an ihren Vätern, Brüdern und Männern verübt hatten. Ihnen folgten auf dem Fuße fünf Morisken, ehrwürdige Greise, Friedensfahnen in der Hand, auch sie naheten dem Marquis, auch sie warfen sich ihm zu Füßen und erboten sich, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen das Leben sicherte.

Aller Augen waren auf den Feldherrn gerichtet, vor dem hier nach Rache schreiende Weiber, dort um Gnade flehende Greise lagen. Sein Wort entschied über das Leben von 2000 Menschen, denn mehr als 1500 Weiber waren in dem Schlosse versammelt. Auch hier siegte des edlen Mondejar menschliches Herz; er gab den Morisken das Wort der Gnade, die Thore des Schlosses wurden ihm geöffnet, und die Greise, auf ihre Wanderstäbe gestützt, begannen den Trauerzug, die verschleierten Weiber, die all' ihr Gold und ihr Geschmeide zur Beute des Kriegsvolks hatten zurücklassen müssen, folgten. Schweigend ging der Zug an dem spanischen Heere vorüber hinunter nach der Stadt, wo die Männer in die Häuser, die Frauen aber in die

Kirche geführt werden sollten, die aber kaum 500 faßte; die übrigen mußten, von den Spaniern bewacht, die Nacht auf dem Kirchhofe bleiben.

Hier ereignete sich eine Begebenheit, welche der Menschlichkeit Mondejar's ihre edlen Früchte raubte. Es mochte um Mitternacht seyn, als ein spanischer Soldat eine Morisin berauben oder ihr sonst Gewalt anthun wollte. Sie setzte sich zur Wehre, entwand dem Soldaten sein Schwert und stieß ihn nieder. Diese hervische That ließ die Spanier glauben, es sei ein Mann, der sie verübt habe, und der Wahn bemächtigte sich ihrer, daß noch mehrere verkleidete Männer sich unter den Frauen befänden. Sie fürchteten Verrath; der Lärm, den das Geschrei des Weibes verursacht hatte, der dadurch entstandene Tumult, das Toben des Kriegsvolks, ihr Racheruf, das Wehklagen der Weiber, das schnell verbreitete Gerücht der verkleideten mauriſchen Männer brachte das ganze Heer in Bewegung. Schreiend, ihre Kameraden zur Rache anrufend, durchlief das Kriegsvolk die Straßen, und ohne daß die Offiziere Einhalt thun konnten, stürmte es

nach dem Kirchhofe, wo von allen Seiten auf die Unglücklichen Feuer gegeben wurde. Das Gemetzel begann und hörte nicht eher auf, bis die Moriskinnen getödtet auf dem Kirchhofe lagen. Aber auch sich unter einander hatten die Spanier in der Dunkelheit der Nacht verwundet und getödtet; denn von blinder Wuth ergriffen konnte sie nur die Ankunft Mondejar's und seiner Hauptleute mit Mühe zügeln, und die in der Kirche Eingeschlossenen, denen ein gleiches Schicksal bevorstand, retten.

Als der Morgen graute und die bärtigen Krieger die gemordeten Weiber und ihre eigenen Kameraden zwischen ihnen auf dem Kirchhofe, diesem Wahlplatze des Todes, liegen sahen, erglühten sie vor Schaam, Weiber niedergemetzelt zu haben, und bereuten ihr Vergehen. Mondejar aber, mit dieser Reue nicht zufrieden, ließ auf der Stelle ein strenges Gericht halten, und 10 der Strafbarsten wurden vor der Kirche aufgeknüpft. Ihr Tod gab den unglücklich Geopferten das Leben nicht wieder.

5.

Während der Marquis von Mondejar die Alpuxarras als Sieger durchzog und schon am Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubte, entwarf Aben-Aboo, der die Feinde an seinen schneebedeckten Bergen vorüber ziehen sah, einen kühnen Plan. Er theilte ihn seinen zwei Freunden, dem Seniz und Gorri mit, die mit ihm ganz einverstanden zu seyn schienen. Ihn auszuführen verließ Aben-Aboo am achten Tage, nachdem der Marquis mit dem Heere aus Granada gerückt war, die Sierra Nevada und machte sich, von einem einzigen Diener begleitet, auf den Weg nach jener Stadt.

Als einem Abkömmlinge der alten maurischen Könige hatte ihm sowohl Reichthum, als auch die wissenschaftliche Bildung, die er sich in Alcala erworben, leicht Zutritt zu den ersten Familien Granada's verschafft, selbst Mondejar hatte den Jüngling gern bei sich gesehen, der unter allen Moriscken sich am meisten die spanischen Sitten angeeignet und sich oft bei ritterlichen Spielen ausgezeichnet hatte. Uebrigens gehörte Aboo zu den weni-

gen mauriſchen Edlen, denen Carl der Erſte das Don, mithin den Rang altſpaniſchen Adels bewilligt hatte. Unter ſpaniſchem Druck, da er in der Schule des Unglücks ſchon früh ſich verſtellen gelernt, hatte er ſeine glühende Liebe für ſein Vaterland, die in ihm weit ſtärker flammte, als der Irrglaube an den Propheten, dem ſcharf ſpähenden Auge der Inquiſition zu verbergen gewußt. Ehe die Empörung ausbrach, hielt man ihn mit Recht für den gläubigſten Chriſten der Nevada und für einen treuen Anhänger an Spanien. Selbſt während der Empörung hatte ihm Mondejar manche Anträge zur Ausſöhnung machen laſſen, die der Liſtige nie ganz von ſich wies. Um ſo eher konnte er es wagen, nach Granada zu gehen, wo Mondejar's Sohn, der Graf von Tendilla, in der Abweſenheit ſeines Vaters befehligte.

In der einfachen Tracht eines Handwerkers von Albaizin, eine alte Laute mit unſcheinbarem Bande über die Schulter gehangen, ſtand er mit ſeinem Diener bald vor dem Thore des Schlachthauſes, durch das ihn ſein Weg ſchon ſo oft nach Granada geführt hatte. Ein ſonderbares Gefühl ergriff ihn

bei dem Anblick dieſes alten, hochgewölbten Thores mit ſeinen drei ſpitzen Thürmchen, ein Grauſen überfiel ihn, denn ihm war, als ſäh' er ſeine eigene Geſtalt auf dem mittelſten der Thürme ſitzen, die ihm ſich zu entfernen winkte.

Er mochte einige Zeit ſo geſtanden haben, denn ſein Diener raunte ihm zu: Herr! wir werden beobachtet, geht raſch durch die offne Pforte. Schnell folgte er des Dieners Rath, ſchritt ungehindert durch und ſtand bald vor dem Hauſe des reichen Bermudez. Erſt nach mehrmaligem Klopfen wurde ihm aufgemacht, denn die Moriſken, wegen der Plackereien der ſpaniſchen Soldaten beſorgt, öffneten, wenn die Sonne untergegangen war, nur ungern ihre Häuſer.

Bermudez war nicht wenig erſtaunt, als er Aben-Aboo erkannte. Er führte ihn ſchnell in ein abgelegenes Gemach, wo er ihn mit Haſt und Aengſtlichkeit um die Urſache fragte, die ihn zu einem ſo gewagten Schritte hatte veranlaſſen können. Siehſt Du dort die dunkeln Thürme, die das Mondlicht erhellt? erwiederte Aboo, ihn an das offne Fenſter führend. Siehſt Du dort den hohen, alle ande-

ren überragenden Thurm des Comares? Da ruhten einst meine Vorfahren auf weichem Polster, dort will auch ich ruhen.

Möge der Herr des Himmels Deinen Willen zur That werden lassen! sagte Bermudez feierlich.

Wen nennst Du den Herrn des Himmels? fiel Aben-Aboo ihm rasch in die Rede. Ist es Allah oder der Gott der Christen, zu dessen Altären man uns mit den brennenden Scheiten des Holzstoßes treibt?

Bermudez schwieg.

Hätte ich mich in Dir geirrt, alter Mann? fuhr er fort, ihn scharf in's Auge fassend, so laß mich ziehn. Doch ich sehe da unten in Deinem Gartan das Zeichen der Christen, das furchtbare heilige Kreuz, das, vom Monde beschienen, wie ein flammender Wegweiser dasteht, den rechten Weg zum Paradies zu weisen oder den Wanderer, der dieser Weisung nicht vertraut, mit seinen Flammen zu vernichten!

Kreuz oder Alkoran, unterbrach ihn Bermudez, gleichviel. Die Fesseln der Sklaverei drücken gleich schwer, man mag jenes anbeten oder aus diesem beten. Aber die Centner-

last der Unterdrückung, sie ist es, die den Mauren schmerzt. Verachtung ist ein bitteres Kraut für den Mann, ein langsam, aber sicher tödtendes Gift; die Erinnerung an das, was wir einst waren, das Aben-Aboo, ist die Natter die an unsern Herzen nagt. Eingeengt in diesen Stadttheil gönnt man uns Nichts, als den Anblick jenes irdischen, für uns verlornen Paradieses.

O könnt' ich es noch einmal sehen! seufzte Aben-Aboo tief auf.

Erst sage mir, nahm der ernste Bermudez das Wort, und alle Leidenschaft schien aus seinem Gesicht verwischt, sage mir, was führt Dich hieher, warum setzest Du Dich, warum mich in Gefahr?

Darf ich Dir ganz vertrauen? fragte Aboo.

Du darfst, erwiederte Bermudez; denn wollt' ich Dein Verderben, so bedürfte es ja nur eines Winks, und Du fielest in die Hände der Christen. —

So höre! — Aber vorher sage mir offen: Sind die Mauren Albaizin's Männer, muthig genug, die Fesseln zu zerbrechen?

Ich glaub' es.

Männer, die Hab' und Gut, Weib und

Kind und das elende Leben daran setzen, ihre Fesseln zu zerbrechen?

Ich glaub' es.

Glaubst Du es nur und bist dessen nicht gewiß?

Kann doch oft der Mensch über sich selbst nicht bestimmen, wie viel weniger über Andre, sagte der Bedachte.

So höre! Wenn die Nacht zum zweiten Male über Granada sich senkt, stehe ich mit einem Heere von 6000 Bewaffneten vor den Thoren der Stadt. Mit der zweiten Stunde der Nacht werft ihr euch, Alles mordend, in die Quartiere der Christen, öffnet die Thore, ich rücke ein und stürme die Alhambra, die Seniz mit Monfis zu gleicher Zeit vom Generalife aus zu ersteigen versuchen wird. Mondejar mit dem Heere ist an der Küste, die Besatzung der Stadt nur gering, nach allen Gegenden des Gebirges sind Boten gesandt, die Mauren nach den Pässen zu beordern, durch die das spanische Heer auf seinem Rückwege muß, und ist Granada in unsern Händen, dann mag Philipp zittern; denn Granada's Eroberung beseelt jeden Mauren mit unbezwingbarem Muthe.

2.

Anderthalb Jahre waren seit der Zusammenkunft in Bellevue verflossen, ohne daß das Schicksal die beiden Feldherrn einander gegenüber geführt hatte. Johann von Werth war mit den ihm untergebenen ligistischen Regimentern dem Kardinal Infanten nach den Niederlanden zugezogen, wo er den Spaniern bei ihrem Einfall in die Pikardie treffliche Dienste leistete; Obrist Rosen, der mit dem Herzog nach Burgund und dem Elsaß gerückt war, hatte wacker dazu beigetragen, daß Gallas sich über den Rhein ziehen und Lothringen und Elsaß Preis geben mußte.

Dem Herzog Bernhard war nun nichts wichtiger, als den Krieg auf das rechte Rhein-Ufer zu spielen, hierzu war ihm ein sicherer Uebergang nothwendig und Straßburg am gelegensten. Schon lange hatten beide Partheien, die kaiserliche und schwedische, um den freien Durchzug und den Uebergang über die Rheinbrücke mit der Stadt unterhandelt; aber Straßburg, welches den Prager Frieden, jedoch nur bedingungsweise angenommen, hatte bis jetzt seine Neutralität behaupt et, keinem Heere den Durchzug und nur Einzelnen von beiden Partheien den Eintritt gestattet. Der Religion wegen sich wohl mehr zur protestantischen Parthei hinneigend, hatte es in der Stille, da wo es,

Vertraue Deinen Schwingen nicht zu sehr, junger Aar, die Einbildungskraft ist willig, wo die That oft schwer ist! warnte Bermudez. Uebrigens bedarf und verdient Dein Vorschlag Ueberlegung, er bedarf den Rath weiser, verständiger Männer. Morgen Abend sollen sie sich hier versammeln, trag' ihnen Deinen Plan vor, ich glaube, sie werden Dir zur Ausführung die Hand bieten.

Erst morgen, Bermudez?

Heute, Ungeduldiger, ist es zu spät, erwiederte der alte Moriske. Gedulde Dich und verlaß dies Zimmer nicht, ich werde für Speise und Trank sorgen, und ein weiches Lager soll Dir für die Nacht werden.

Welchen Theil des Schlosses bewohnt der Graf von Tendilla? fragte nach einigem Nachdenken Aben-Aboo.

Den Palast Carls des Ersten.

Wohnt Niemand in dem Palast der alten Könige?

Niemand.

Und wer ist jetzt Befehlshaber der Festung?

Don Louis Villafranca.

Villafranca! wiederholte Aboo. Das ist mir nicht lieb.

Weshalb? fragte Bermudez.

Ich kenne den braven Kriegsmann; er war mir stets gewogen, ich war viel bei ihm, als er noch im Viertel Antiquerula wohnte; oft gab er mir väterliche Lehren, und alles dies soll ich mit Undank lohnen?

Der Alte lächelte mitleidig. — Aben-Aboo, sagte er dann, wer die Alhambra stürmen, den Palast der Könige von Granada erobern will, der muß für genossene Höflichkeit, selbst für Wohlthaten keine Erinnerung haben. Wer das große Werk beginnen will, ein Volk vom Sklavenjoch zu befreien und sich auf den Thron seiner Vorfahren zu schwingen, der muß mit kaltem Blute selbst dem Bruder den Dolch in's Herz stoßen können, wenn er ihn Verräther seines Volks glaubt. Wer das große Spiel spielen will, sein Haupt entweder mit der Krone von Granada geschmückt im Saal der Gesandten, oder auf einem der Thürme des Schlachthausthores gespießt dem Volke zeigen zu lassen —

Was sagst Du? fiel Aben-Aboo Bermudez in die Rede und faßte ihn heftig bei der Schulter, sahst auch Du mich da oben?

Ich sah Dich nirgends, weder dort, noch in

in dem Thurmſaal des Comares, erwiederte Bermudez ruhig. — Nur weiß ich, daß eine von beiden Stellen Dein Theil werden muß, ein Mittelweg ſteht Dir nicht offen.

Aben-Aboo war nachdenkend geworden; das Auge nach der Alhambra gerichtet ſah er ſinnend auf die grauen vom Monde beleuchteten Thürme der alten Königsburg. Es war doch eine ſchöne Zeit, ſeufzte er dann auf, eine Zeit voll Glanz, Hoheit und Genuß, als meine Ahnen da oben herrſchten und Könige waren, mächtig und groß! — Sie iſt dahin! — Sklaven ſind wir, wo wir herrſchen, in eherne Feſſeln geſchmiedet, wo wir goldene austheilen ſollten, und Verachtung verfolgt uns in jedem Blicke dieſer ſtolzen Spanier. — Nein, nein! Bermudez, auch nur einen Tag als König auf der Alhambra gelebt, und ſie mögen meinen Kopf auf dem Thore des Schlachthauſes aufſtecken, ſo bald ſie wollen.

Vergißt Du denn Aben-Humeya ganz? Denkſt Du mehr an die Krone, als an das unterdrückte Volk? fragte Bermudez, mit dieſem ernſten Worte den Flug jugendlicher Phantaſie hemmend. — Aben-Aboo ſchwieg. — Zwietracht raubte den Mauren die Kraft und

untergrub das herrliche ſtarke Gebäude, fuhr er dann fort, bedenke das, junger Mann. Denke an das unterdrückte Volk, für das mußt Du handeln, nicht für Dich! — Bei dieſen Worten verließ er den in Nachdenken Verſunkenen, kam jedoch bald wieder zurück, von einem vertrauten Diener begleitet, der Speiſe und Trank brachte und für den Gaſt ein Lager bereitete. Er hatte wahrſcheinlich abſichtlich die vorige Unterredung ſo ſchnell abgebrochen und ſich entfernt, auch jetzt ſchien er ſie nicht wieder anknüpfen zu wollen, aber Aboo's Frage: Iſt die Tochter Villafranka's mit ihrem Vater auf der Alhambra? führte das Geſpräch wieder auf das alte Schloß.

Sie iſt dort, erwiederte Bermudez, morgen bringe ich ihr ſeidene Stoffe, die ſie zu ſehen wünſcht. — Doch was kümmert Dich das, was kümmert das den Mann, der, wie ich vernahm, der Verlobte der ſchönen Eſtrella, der Tochter des reichen Roxas iſt, die Tochter des Spaniers —

Eſtrella's Verlobter bin ich noch nicht, erwiederte Aben-Aboo unmuthig. — Doch ein andermal hiervon.

So gehab Dich wohl! ſagte Bermudez,

gönnte dem Ermüdeten die Ruhe und verließ ihn.

6.

Weich war das Lager, das der gastfreie Moriske Aben-Aboo hatte bereiten lassen, aber dennoch floh den Müden der Schlaf, und der Königsburg gegenüber versank er in wache Träume. Bald sah er sich, ein armer Knabe, durch die Gemächer mit ihren schlanken Säulen und hohen, mit Arabesken mannigfaltiger Art verzierten Bogen einsam wandern und weinen, daß all' die Herrlichkeit ihm nicht gehöre; bald sah er sich, ein stattlicher Jüngling, auf dem Balkon stehen, der die herrlichste Aussicht über das prächtige Granada giebt: von dort sah er die maurischen Ritter zum Turnierspiel durch das hochgewölbte Thor unter Trompetenklang einziehend, ihn ihren Herrn begrüßen. Dann erblickte er sich auf dem Throne im Saale der Gesandten sitzend, vor sich Abgeordnete der Christen, die um Frieden baten, Abgeordnete des Sultans, ihm Hülfe zusagend. So reichte

ihm seine geschäftige Phantasie, was ihm die Wirklichkeit entzog. Der Unglückliche, dessen Sein in diesem Augenblicke an einem dünnen Faden des Zufalls hing, träumte sich, in einem engen Stübchen verborgen, König von Granada zu sein. Wohl ihm, hätte sein Traum ewig gedauert.

Aber bald verschwand er. Ein leises Geräusch, das er unten im Garten zu hören glaubte, reichte hin, den luftigen Thron seiner Vorfahren zu zerstören, und das im Mondlicht leuchtende Kreuz im Garten stand nur noch vor seinem Blick, da er vorsichtig hinunter nach dem Orte schaute von wo er das Geräusch vernahm. Hier sah er ein paar Gestalten neben dem Kreuze stehen, welche er alsbald für Diener der Inquisition erkannte, die lugend umherschlichen. Dieser Furchtbaren erinnerte er sich zu gut, um sich nicht schnell vom Fenster zurückzuziehen, und mit ihnen verschwanden die lieblichen Bilder seiner Einbildungskraft. Aber der Mensch ist nur selten Herr, den Flug seiner Gedanken zu leiten, sie schwimmen bald hier- bald dorthin und führen ihn in den endlosen Ocean der Phantasie mit sich fort, reihen sich zuweilen

so sonderbar buntscheckig an einander, daß es unmöglich ist, sie festzuhalten und ihrem Faden zu folgen. Auch von den Dienern des furchtbaren heiligen Gerichts schweiften sie wieder hinüber nach der Alhambra, aber diesesmal war es nicht die Burg der alten Beherrscher von Granada, es war der hohe Rittersaal im Schlosse Carls des Ersten, wohin sie ihn führten. Dort sah er sich, ein Geduldeter, im Kreise der spanischen Großen wieder, einsam stehen, ihm gegenüber Isabellen von Villafranca, die eben sich entfaltende zarte Knospe. Freundlich und theilnehmend blickte sie ihn an und schien zu sagen: Tritt nur her zu mir, hier stehst Du nicht im Schatten altspanischen Glanzes, hier stehst Du im freundlichen rosigen Licht. — Sie erschien ihm auch jetzt mit ihrem dunkeln Haar, ihrem bleichen Gesichte, mit dem schwärmerischen Auge, aus dem schon in den Tagen des Entfaltens die sanfte Gluth verborgener, noch unbekannter Empfindungen hervorleuchtete. — Es war ihm, als höre er ihre melodische Stimme, wenn sie ihn bei seinem Eintritte in ihr Vaterhaus willkommen hieß, er glaubte ihren Gesang zu vernehmen, wie

einſt, wenn er ſie auf ſeiner Laute begleitete, und ſie ihm zu Gefallen in ihren Liedern die Thaten mauriſcher Ritter beſang. Zwei Jahre hatte er ſie nicht geſehen. — Die Knoſpe mußte nun zur Roſe, wenn auch zur bleichen Roſe, aufgeblüht ſein.

Das Bild der kindlichen Iſabella ſchwebte ſo anmuthig vor ſeinem Blick, daß es ihn endlich in Schlummer wiegte, die Rückerinnerung an das liebliche Kind, für das er ſtets Theilnahme gefühlt hatte, brachte ihm endlich die ſo nöthige Ruhe. Sein Schlaf war lang und erquickend.

Du mußt ſehr ermüdet geweſen ſeyn, oder die Natur hat Dir einen ſeltenen Gleichmuth gegeben, redete ihn Vermudez an, als er am Morgen vor ſeinem Bette ſtand und ihn weckte, daß Du in ſolch bewegter Zeit ſo ruhig ſchlafen kannſt. Nun, ich habe indeſſen gearbeitet. Heute eine Stunde vor Mitternacht werden die angeſehenſten Männer Albaizim's ſich bei mir verſammeln, ſprich dann offen zu ihnen, täuſche uns nicht, denn wir wollen, wenn auch nicht Gewißheit, doch Wahrſcheinlichkeit des Gelingens ſehen, ehe wir uns, Alles auf's Spiel zu ſetzen, entſchließen. Gieb Deinen

Hoffnungen nicht zu viel Raum und bedenke, daß der Wille, daß die Begeisterung bei fehlenden Mitteln nicht immer, zum Ziele zu gelangen, ausreicht. Um die Aufmerksamkeit der Spanier zu täuschen, werde ich heute einige Stunden vor der Dämmerung mit meinen Waaren auf die Alhambra gehen.

Ich folge Dir! rief Aben-Aboo.

Was willst Du dort? — Soll Dich Donna Isabella erkennen?

Nicht sie zieht mich hin. Das Haus meiner Väter will ich betreten, will es begrüßen, und ist es auch Täuschung, doch für Augenblicke mich frei und glücklich dünken. Auch will ich den Ort erspähen, von wo Seniz den Angriff machen kann.

Wähnst Du, daß Dich die Spanier dort ruhig werden herumschleichen lassen? Willst Du Dich tollkühn in's Verderben stürzen?

Bermudez! sprach Aben-Aboo, und sein ganzes Innere schien aufgeregt. Ich muß die Burg meiner Väter noch einmal sehen, das Blut, das in meinen Adern fließt, treibt mich hin, ich muß die Gemächer betreten, wo sie einst wandelten, auf dem Altan stehen, wo Boabdil der Unglückliche stand, die kühle

Abendluft einathmen, die von Generaliſe herüberweht, ich muß mein gebeugtes Haupt auf der Stelle niederlegen, wo ſie ihr gekröntes auf ſeidenen Pfühlen ruhen ließen. Ja, Bermudez! Ich will mich mit einer Täuſchung begnügen.

Gedulde Dich, bis Du als Sieger die Alhambra betreten kannſt, unterbrach ihn der Alte. Setze die Leiter an die hohe Mauer, pflanze der Erſte auf ihrer Zinne die Fahne der mauriſchen Fürſten auf, und ſo ziehe ein, wie es dem Abkömmlinge der Könige ziemt, nicht mit der Zither im Arm oder ein Päckchen mit ſeidenen Stoffen auf dem Rücken.

Ich gehe mit Dir, oder fürchteſt Du das, ſo geh' ich allein, ſagte Aben-Aboo, und der Ton, mit dem er dies ſagte, ſprach ſeinen feſten Willen aus.

So geh' Deinem Geſchick entgegen, Unvorſichtiger, erwiderte Bermudez unmuthig. Ich fürchte, wir warten heute Nacht vergebens auf Dich!

Noch ſtand die Sonne hoch, als der alte Moriske, ſeinen Pack unter dem Arme, keuchend und ſorgenſchwer nach der Alhambra ging. Als er wieder herabkam, war wenig-

ohne die Neutralität zu verletzen, geschehen konnte, Herzog Bernhard und sein Heer begünstiget, ihm aber öffentlich, so wie dem General Gallas, jede thätige Unterstützung und das Oeffnen ihrer Thore und den Gebrauch ihrer Brücke verweigert.

Beide Partheien bewarben sich dennoch um die Gunst dieser, für die Kriegführung im Elsaß so wichtigen Stadt. Gallas drohte; Herzog Bernhard führte ihnen das Wohl der protestantischen Sache zu Herzen, aber beide stets vergebens. Bald befanden sich österreichische, bald französische und schwedische Abgeordnete daselbst und bei den jetzigen Konjuncturen glaubte Herzog Bernhard ihrer Freundschaft besonders zu bedürfen. Er gab deshalb Obrist Rosen den Befehl dahin zu gehen, um noch einmal wegen des Ueberganges über die Schiffbrücke, oder wenigstens wegen Herbeischaffung der nöthigen Materialien zum anderweitigen Schlagen einer solchen zu unterhandeln.

Seit der Unterredung mit Johann von Werth hatte sich dieser oft mit der schönen hoffärthigen Margarethe von Epp beschäftigt, die ihm seine Phantasie auf so mancherlei Weise, aber immer lockend vorgeführt hatte. Was er von ihr gehört, mußte seine Neugierde erwecken, seine Eitelkeit reizen und den Wunsch in ihm rege machen, das stolze, jede Bewerbung zurückweisende Mädchen kennen zu lernen. Deshalb war ihm der Auftrag des Herzogs doppelt willkommen, da er ihm Gelegenheit gab, seinem Herrn zu dienen und die schöne Straßburgerin zu sehen, und so zog er mit dem Gedanken an sie, spät am Abend in Straßburg ein.

Kaum in der Herberge zum Kreuze angelangt, mach-

stens sein Pack leichter geworden, denn Manches hatte Donna Isabella gefallen, und der Vater für sie gekauft. Aber von seinen Sorgen war er nicht erleichtert worden, denn die ausgestellten Wachen, die ihm verdoppelt schienen, ließen ihn auf besondere Wachsamkeit und Vorsicht schließen.

Indessen Bermudez dem Geschäfte nachgegangen war, hatte Aben-Aboo auch nicht gesäumt, seinen Vorsatz auszuführen. Sein Diener hatte ihm dazu behülflich seyn und ihm die Kleidung eines spanischen Zitherspielers und ein altes Netz verschaffen müssen, worein er sein schwarzes lockiges Haar, das er auch unter dem Turban trug, steckte. Ein falscher Knebelbart verstellte sattsam sein Gesicht; so ging er, eine Zither unter dem Arme, die Calla des Gomeres hinauf und kam ungehindert durch das Portal, das Carl der Erste hatte erbauen lassen. Von hier ging er klimpernd und singend durch Aloegestrüpp einen Fußsteig aufwärts, so daß er bald vor dem Thore der Gerechtigkeit stand, wo ein donnerndes Halt! seinen eilenden Schritt hemmte. Ohne daß sich Aben-Aboo hierdurch stören ließ, setzte er sich neben einem Brun-

nen, in welchen kristallenes Wasser aus dem Felsen quoll, auf einer Bank nieder und begann die Romanze vom Cid. Er wußte dies so ganz in Ton und Geberde den spanischen Zitherspielern, die, von Haus zu Haus bettelnd die Thaten des Cid und Gonsalvo's von Cordova absingen, gleich zu thun, daß aller Verdacht verschwinden mußte, und die alten Kriezer sich zuhörend um ihn versammelten, und sogar, als er seinen Hut zusammenlegte, um damit das frische Quellwasser aufzufangen, ihm einen Becher mit Wein zur Erquickung brachten. Er sang noch mehrere Lieder, selbst das Lieblingslied der Soldaten, das von der Schlacht von Pavia, und da er es beendet hatte, ging er demüthig im Kreise umher, hielt die Zither hin, daß man seinen Gesang mit einer kleinen Gabe lohnen sollte. Aber die alten Kriegsknechte, wohl freigebiger mit dem Weine als dem Gelde, lachten ihn aus und verwiesen ihn hinauf in das Schloß; dort, sagten sie, wohnen Señores und Doña's, die dergleichen leichte Waare oft schwer bezahlen.

Aben-Aboo hatte seinen Zweck erreicht; er ging trällernd durch das Thor, verfolgte den sich zwischen Mauern krümmenden Weg und

gelangte bald auf den Platz der Cisternen. Hier begegnete ihm Bermudez, den ein Spanier begleitete. Er grüßte sie; der Spanier nickte kaum mit dem Haupte, der Moriske aber dankte verbindlich, ohne jedoch Aben-Aboo in dieser Verkleidung zu erkennen, obgleich sie nichts Außergewöhnliches war, da die Moriſken in den Städten spanische Kleidung tragen mußten, die sie erst seit der Empörung in den Gebirgen zum Theil mit der maurischen Kleidung vertauscht hatten.

Als jetzt Aben-Aboo den Vorplatz vor dem Palaste Carls des Ersten menschenleer sah, benutzte er den Augenblick, wo die bärtigen Hellebardiere, die vor demselben auf- und abgingen, ihm den Rücken wendeten, und schlüpfte hinter ein Rosengebüsch und von da durch eine Pforte in den großen mit schlanken Säulen umgebenen Hof der Alberka. Ohne sich hier aufzuhalten, ohne das prächtige Bassin nur eines Blickes zu würdigen, eilte er nach dem am äußersten Ende des Hofes gelegenen Thurme des Comares, fand ein Pförtchen offen, denn die alte Königsburg würdigte man nicht im Stande zu erhalten, und trat hinein. Auch hier rieth ihm die Vorsicht,

sich nicht aufzuhalten, und ohne irgend ein Zimmer zu betreten, klimmte er bis zur äußersten Höhe die steile Wendeltreppe hinauf, um von oben herab so viel als möglich verborgen, den Platz zu erspähen, wo Seniz seinen Angriff am leichtesten unternehmen könnte. Aber er fand sich getäuscht. So sehr auch der Thurm des Comares alle andere Gebäude überragte, stand er doch dicht an dem steilen, nicht zu erklimmenden Felsabhang, der nach dem Darro-Thal hinabführt, und von den übrigen Seiten war die weitere Ansicht der Umgebungen der Alhambra durch kleinere Thürme und Gebäude verdeckt.

Aber schnell war sein Unmuth verschwunden; denn der Anblick, den er von hier genoß, erhob sein Herz und ließ ihn Alles vergessen. Vor ihm lag die Alhambra mit ihren Höfen, Paläſten und Gärten, das prächtige Granada breitete sich wie ein glänzendes buntgewirktes Tuch vor ihm aus, das die üppige Vega, die Ebene zwischen der Stadt und dem Gebirge, wie ein Blumenkranz umgab. In der Ferne erschienen, wie Riesen mit silbernem Haupthaar, die Berge der Sierra Nevada mit ihren schneebedeckten Zipfeln;

dort sah er, mit seinen weißen Thürmen aus hohem Gebüsch hervorlugend, das freundliche Generalife, diesen kühlen Sommeraufenthalt der alten Beherrscher des Landes; westwärts begrenzt die Vega eine Bergreihe, wo hier und da die Trümmer eines alten Wartthurms der Zeit noch Trotz bieten. Die ganze Landschaft schien in Abendgluth getaucht, die das Silber der Wellen des Xenil und Darro vergoldete und sich wunderbar in dem Schmelz des smaragdnen Bandes spiegelte, womit die Vega die alte Stadt umgab. Hätte auch Aben-Aboo Wesen um sich gehabt, denen er sich hätte mittheilen können, so hätten ihm dennoch Worte gefehlt, so sehr war ihm die Brust von Wehmuth beengt! Thränen waren die einzigen Boten seines schmerzlichen Gefühls.

Mit der Abendgluth, die immer tiefer sich hinter den Bergen Andalusiens senkte, mit dem letzten scheidenden Strahl, der jetzt bleich und kalt wie das Lebewohl eines Sterbenden versank, stieg die Scheibe des Vollmondes leuchtend auf. Tief schöpfte er Athem, freudig sah er auf nach der Leuchte Mahomed's, die die Landschaft nun in einer ganz andern Gestalt zeigte. Zum Zaubergarten

hatte die Abendgluth das Ganze geschaffen, Alles prangte da in Gold und Smaragd, wie vergoldet flossen die Wellen des Darro, und man glaubte, auf den Strahlen, die noch einzeln durch das rosige Gewölk brachen, schwämmen auf schwanengezogenen Wagen die Feen herbei, goldene Strahlenkränze um die Scheitel der Sterblichen zu winden. — Mit der Dämmerung schwand die Feenwelt, und ein neuer Zauber begann mit dem bleichen Mondlicht. Hatte die Abendgluth das Zauberleben geweckt, so beschwor das Mondlicht die Geisterwelt aus der Tiefe hervor. Neckende funkelnde Sternlein schimmerten unter dunklem Rosengebüsch; es waren Elfen, die von Halm zu Halm, von Blume zu Blume in der leuchtenden Gestalt der Johanniswürmer hüpften, und dunkle Erdgeister schienen sich auf die alten Baumstämme gesetzt zu haben, die Vorübergehenden durch ihre Fratzen zu erschrecken. Das bleiche von dem Monde über die grüne Aue gebreitete Leichentuch schien die Abgeschiedenen zum Todtenmahle hervorrufen zu wollen, und wie das Glöckchen bei dem scheidenden Sonnenlichte Ruhe verkündend, wie ein freundlicher

Mahner, zum friedlichen Heimgang gerufen hatte, so tönte jetzt der eintönige Schlag der Uhr von der Kirche des Doms, als ob der Tod mit seiner Knochenhand die Glocke berühre, den Menschen zum schmerzvollen Heimgang abzurufen.

Aber trotz dem blickte Aben-Aboo freudiger zu dem ernsten Mahner hinauf, denn das Herrliche, das nicht sein war, war verschwunden, die Sehnsucht nicht mehr so peinlich laut in ihm, wie zuvor. Durch die alte Königsburg wollte er wandern, und der Mond sollte ihm die Leuchte sein, die Gräber der Vergangenheit noch einmal zu schauen, deshalb war er ihm willkommen. Nicht kühn und keck durfte er die Gemächer durchschreiten, sie durchschleichen mußte er — und das in Eile, denn ehe es Nacht wurde, mußte ihm Laute und Gesang den Rückweg bahnen, die verschlossene Pforte zu öffnen vermochte sie nicht.

Er eilte rasch die Treppe hinab und trat jetzt in den Saal der Gesandtschaft. War es kleinliche Eitelkeit, war es Seelengröße, die seine Schritte zuerst nach der Stelle führte, wo zwischen zwei hohen Granitsäulen einst

ter Thron der Beherrscher Spaniens gestanden hatte? Er verweilte hier nur einen Augenblick, trat dann auf den Balkon, von wo man in das Thal hinabsehen konnte, auf dessen Straße sonst die muthigen maurischen Ritter zum Kampf gegen die Christen gezogen waren. Er blickte hinunter und sah die Ritter nicht! — Statt ihrer zog ein Leichenzug mit Fackeln die Höhe hinauf nach dem Capuzinerkloster, und Glöcklein-Läuten statt des Schmetterns der Trompeten, und trauriger Grabgesang statt des Jauchzens der Krieger stiegen zu ihm herauf. Unmuthig verließ er den Balkon, eilte hinab und trat durch einen Ausgang in den Löwenhof. Hier stand er sinnend vor dem in tausend Liedern gefeierten Brunnen, wo das Wasser aus den Rachen der 12 Löwen klar, hell und frisch noch jetzt in das Alabasterbecken strömt.

Als er noch an dem Bassin stand, weckte ihn der Schlag der Uhr aus seinen Träumen, nur noch eine halbe Stunde blieb die Pforte des Thores geöffnet, er mußte eilen hinauszukommen; aber sein Verhängniß zog ihn nach dem Saale der zwei Schwestern, die Kunde von Zoraide und Lindaraxa war ihm

seit seiner Kindheit so lieb geworden, er mußte hinein, dort die Geister des Schwesterpaares zu begrüßen. Er öffnete die halb angelehnte Thür, trat leise wie zum Geistergruße ein und blieb erschrocken am Eingange stehen. Der Mond warf eben durch die Kuppel ein bleiches Licht auf eine Nische, in der, — wer konnte es sein, als eine der Schwestern, — eine weibliche Gestalt im weißen Gewande, eine Laute im Schooß, das Lockenhaupt auf ihren Arm gestützt, auf einem Polster saß. Schauer fühlend blickte er sie unverwandt an; — schon hob sich sein Fuß, diesen Ort zu verlassen, schon faßte er die Thür, aber ein unsichtbarer Zauber — es ist die unwandelbare Bestimmung, die kein Wille, keine Macht von ihrer Bahn ablenkt, — hielt ihn fest, trieb ihn vorwärts, führte ihn der Sinnenden näher, die bei seinem Nahen erschrocken aufsprang, ihn, vom Mondlicht bestrahlt, erblickend, einen lauten Schrei that, dann einen Augenblick ihn verwundert anstarrte und nun plötzlich Aben-Aboo! ausrief. Trotz seiner Verkleidung hatte ihn Isabella erkannt.

Aboo war bei dem Ausruf seines Namens

erbebt; — rasch faßte er nach dem Dolch, aber auch er erkannte, trotz dem Glühen ihrer Wange, trotz der hohen junonischen Gestalt, die einst so bleiche Isabella von Villafranka. Bei Allem, was Euch heilig ist! rief er, verrathet mich nicht, wollt Ihr mich nicht auf das Blutgerüst bringen; laßt mich schnell von hier fort — lebt wohl!

Lebt wohl! rang sich eben seufzend aus des Mädchens Brust, als ein alter Diener, Schwert und Fackel in der Hand, mit mehreren Bewaffneten herein stürzte.

Gut daß Du kommst! rief ihm die Donna entgegen. Befreie mich von diesem Unbekannten, der hier herumschleicht und mich belästigt; es ist ein elender andalusischer Zitherspieler, der mir eine schlechte Musik aufdringen will; bringe ihn nach dem kleinen Thurm am Garten und melde meinem Vater Nichts davon: er ist unwohl und schläft schon seit einer Stunde. Aben-Aboo, über diese Worte der Señora empört, wußte sich in dem ersten Augenblicke nicht zu fassen und würde sich sicher durch sein Ungestüm verrathen haben, hätte nicht Donna Isabella, sich schnell nach ihm wendend, gesagt: Und Du, Unglücklicher,

te ein Lärm auf der Straße ſeine Aufmerkſamkeit rege. — Er öffnete das Fenſter und ſah wie die Jugend der Stadt an der Thür eines hellerleuchteten, anſehnlichen Hauſes lärmte und polterte. Schön geſchmückte Jungfrauen, irdene, mit Blumen geſchmückte Gefäße tragend, zogen jetzt bei Fackelſchein paarweiſe unter Geigen und Flötenſchall heran, die Jugend machte Platz, die Thüre des Jubelhauſes öffnete ſich ihnen, und ſie traten dann unter Trompeten und Pauken-Schall ein.

Roſen erkundigte ſich, was dieſer Lärm und dieſer Aufzug bedeute, und erfuhr, daß heute der Polterabend der Tochter des reichen Freiherrn von Epp gefeiert werde. Dieſe Nachricht überraſchte ihn, die lieblichen Träume ſo vieler Monden waren dahin, das ſeltne, in ganz Elſaß geprieſene Kleinod von fremder Hand errungen. Unmuthig legte er ſich zu Bette. Als er jedoch am Morgen erwachte und ruhig über ſich, ſeine Hoffnungen und Wünſche nachdachte, mußte er lächeln, daß ein Phantom ſeiner Einbildungskraft, daß ein Mädchen, welches er noch nie geſehen, ihn ſo lange beſchäftigen, ihm auch jetzt noch Unruhe erregen konnte. Und als die Glocken des Münſters ertönten und er erfuhr, daß um die zehnte Stunde die Trauung des Fräuleins von Epp dort vor ſich gehen ſolte, befahl er, völlig beruhigt, dem Diener, ihm ſein Staatskleid zu bringen, und beſchloß, ehe er noch irgend jemand in der Stadt ſeinen Beſuch gemacht, nach dem Münſter zu gehen, um dort die allbewunderte Margarethe als Braut zu ſehen und ſich zu überzeugen, ob die Fama nicht gelogen, und ſie wirklich es werth ſei, daß er ſeit ſo vielen Monden ſich ausſchließend mit ihr beſchäftigt

trage Dein Schicksal mit Geduld und verschlimmere es nicht durch Widersetzlichkeit. Ein Blick, der ihm entging, beunruhigte ihn jedoch mehr, als ihre Worte, und der stolze Nachkömmling der Könige von Granada ging ohne Gegenwehr, die auch nutzlos gewesen wäre, aus den hohen Gemächern seiner Ahnen in einen finstern Kerker.

Die Nacht, die ihn jetzt umgab erhellte nicht Abendgluth, nicht Mondlicht, die vorhin auf den Zinnen des Thurms seiner Phantasie so viel Stoff gegeben hatten, ihn mit angenehmen Träumen zu täuschen. Nur das Schreckliche seiner Lage stand jetzt vor ihm, was um so drückender war, da er sich sagen mußte, daß er seinem Leichtsinne allein die Schuld beizumessen habe. Als die zehnte Stunde schlug, er an Bermudez und die Moriscken dachte, die, ihn erwartend, dort versammelt waren, hätte er fast die Alhambra und Alles, was ihn zu diesem thörigten Unternehmen bewogen hatte, verwünscht. Aber selbst noch in dieser peinlichen Stunde gedachte er mit Freuden des alten Palastes, den er durchwandert, gedachte er mit sonderbarer, ihm neuer Empfindung der Jungfrau,

die er in vollem Glanze entfalteter Schönheit, ihm eine so liebliche Erscheinung, wieder gefunden hatte. Zürnen konnte er nicht; gewiß verbarg die Strenge, womit sie dem alten Diener befahl, ihn gefangen zu nehmen und in den Kerker abzuführen, irgend eine gute Absicht, und dieser Gedanke belebte ihn von neuem mit Hoffnung.

Jetzt aber wurden alle diese Betrachtungen durch das Aufschließen der Kerkerthür unterbrochen, und der alte Diener, der ihn hierher geführt, trat zu ihm ein. Bursche, redete er ihn barsch an, dank' es der Señora und der heiligen Agatha, die ihr Herz zur Milde gestimmt hat, daß Du nicht morgen den Händen unsres Herrn überliefert wirst, der Dich für Dein Umherschleichen in den Gemächern der Alhambra, das sicher nicht in guter Absicht geschah, hart würde haben strafen lassen. Komm, folge mir!

Willig folgte Aben-Aboo und erwiederte nicht eine Sylbe, denn er erinnerte sich des alten Dieners noch wohl und befürchtete, daß auch er ihn erkennen möchte. Der Alte führte ihn nun bis zum Thore der Gerechtigkeit; hier ersuchte er den Befehlenden, dem

Zitherspieler, der mit seinem Gesange die Herren da oben so lange ergötzt habe, die Pforte zu öffnen und ihn bis an das große untere Thor begleiten zu lassen, damit ihm nichts Unangenehmes begegne. Auch schickt Dir hier die Güte meiner Señora, die Deinen Gesang von ferne mit angehört, dafür den Lohn. Er reichte Aben-Aboo ein Geldstück, empfahl ihn nochmals der Obhut der Wache und verließ ihn nicht eher, als bis er sah, daß ihn ein Kriegsmann durch die Pforte ließ.

Der alte Diener des Kommandanten war von der Besatzung als der Liebling seines Herrn zu gut gekannt, als daß nicht sein Wort Befehl gewesen wäre. Ein alter Soldat führte daher, streng wie es der Alte gewollt, den Zitherspieler bis an das äußerste Thor, das ihm auch geöffnet wurde, und Aben-Aboo war frei.

7.

Seit der eilften Stunde waren die Angesehensten der Morisken bei Bermudez ver-

ſammelt. Erwartungsvoll lauſchten ſie auf den Augenblick, wo der alte, von Allen geachtete Mann ſie mit der Urſache ihrer Zuſammenkunft bekannt machen würde; aber Bermudez ſchwieg, zeigte Unruhe, und faſt hatte es den Anſchein, er habe ſeine Freunde zu ſich geladen, den freigebigen Wirth zu machen, denn die Becher blieben nicht leer. Als aber Mitternacht vorüber war, brach er das Schweigen. Meine Freunde! ſprach er, wahrſcheinlich ein unglücklicher Zufall verhindert mich, Euch mit dem bekannt zu machen weßhalb ich Euch zu mir berief; geht ſo ſtill und unbemerkt als möglich nach Hauſe, Euer Hierſein bleibe Geheimniß, darum bitte ich Euch. Schon bereiteten ſich die Moriſken zum Weggehen, als Aben-Aboo plötzlich in ihre Mitte trat.

Nicht alſo, meine Freunde! redete er ſie an, da er ſie zum Aufbruch bereit fand. Bleibt und höret mich! Ich bin nach Granada gekommen, Euch zu einem großen Werke aufzurufen! Wohl traut Ihr Euren Augen kaum, den, den Ihr in den Alpuxarren vielleicht vor Mondejar fliehend wähnt, hier unter Euch zu ſehen. Glaubt nicht, was die Kunde

von den Niederlagen Eures Volkes Euch trüglich berichtete. 6000 Bewaffnete rücken unter meiner Anführung morgen vor die Thore Granadas, Euch zu befreien, wenn Ihr der Freiheit würdig seid! — Ein Murmeln der Anwesenden, das ihren Unwillen ausdrückte, unterbrach ihn. Wohlan! fuhr er fort, es freut mich, zu sehen, daß die Mauren des Alba'zim's so edel denken, wie die der Gebirge, daß auch sie der Freiheit werth sind; Euer Unwille scheint mir ein Bürge dafür zu sein, mögen es auch Eure Thaten!

Gedenkt an das, was Eure Vorfahren waren und was Ihr jetzt seid, fuhr er nach kurzer Pause fort. Wo sie in Ueberfluß lebten, darbt Ihr; wo sie hoch geehrt einherschritten, schleicht Ihr verachtet; wo sie herrschten, seid Ihr Knechte; wo goldne Ketten sie schmückten, drücken Euch jetzt die Sklavenketten, die der Spanier für Euch schmiedet; und wo unsre Vorfahren für ihren Heerd und ihren Glauben ritterlich fochten, da duldet Ihr und schleppt willig das Holz zum Scheiterhaufen, auf dem man Eure Brüder verbrennt. Deshalb ist es wohl Zeit, daß Ihr

Euch ermannt. Wenn die Sonne hinter den Bergen von Cadix hervortritt, stehe ich vor Granada's Mauern, Eure Ketten zu brechen. Wollt Ihr dann das Panier Mahomed's erheben oder Sklaven bleiben? Entscheidet Euch, es sind nur noch wenige Stunden, bis der Tag graut.

So schnell? sagte ein alter Moriske. Kaum wenige Stunden von dem Entschluß bis zur That läßt man uns Zeit?

Das ist bei solchen Unternehmungen das Beste, fiel ihm Aben-Aboo in die Rede. Was lange im Verborgenen ruhen soll, bricht leicht ungeduldig hervor, und Mancher, von dem Augenblick der Begeisterung hingerissen, wäre bei längerem Verweilen zum Verräther an der guten Sache geworden, die er jetzt muthig vertheidigt. Es bedarf nur eines schnellen Entschlusses; Seniz muß mit dem Heere schon jetzt in der Vega stehn, er erwartet mich, ich muß hin zu meinen Brüdern, die ohne langes Zaudern sich willig für Euch dem Tode weihn, für Euch, die Ihr noch unentschlossen zwischen Freiheit und Sklaverei schwankt. Wer das Schwert für seinen Glauben und sein Vaterland ergreifen will, rief er jetzt

begeistert, der hebe seine Rechte zur Bekräftigung auf!

Nur Wenige zauderten, die Meisten hoben die Hände zum feierlichen Versprechen, morgen die Fahne der Empörung aufzustecken, dann reichte ein Jeder Aben-Aboo die Hand.

Auf einer bereit stehenden Leiter kam er mit seinem Diener glücklich über die Mauer von Granada und eilte nun, von den herrlichsten Hoffnungen begleitet, von dem Licht des Mondes beleuchtet, auf dem Wege nach Padul zu, von wo sein Volk heran ziehen sollte. Bei jedem Geräusch, das er vernahm, bei jedem Aufflattern eines Nachtvogels horchte er auf, legte sich auf die Erde, um die Tritte der Rosse zu hören, aber noch vernahm er Nichts. — Jetzt, einen sanften Hügel herabsteigend, erblickte er in der Ferne die Anhöhe mit der Olivenpflanzung, hinter welcher Seniz mit dem Heere sich verborgen halten und seine Ankunft erwarten sollte. Er verdoppelte seine Schritte, und bald war die Anpflanzung erreicht, wo er das Wiehern von Rossen vernahm. Dort halten sie! rief Aben-Aboo voreneilend, hörst Du das Wiehern der Rosse? — Es war sein arabisches Roß, das er mit ei-

nem seiner Diener hier fand, den Gorri ihm entgegengesendet hatte; das Heer fand er nicht.

Wo ist Seniz? fragte er hastig den Diener.

Er zog gestern südwärts nach den Alpuxarren hin, — erwiederte dieser.

Diese Antwort beunruhigte Aben-Aboo, er fragte, das Schlimmste erwartend, den Diener, ob irgendwo ein Gefecht stattgefunden habe, wovon dieser aber Nichts wußte, dann bedachte er sich einen Augenblick, lenkte sein Pferd von der Straße ab und jagte auf ungebahnten Wegen dem Gebirge zu.

Als der Tag anbrach, erreichte er es, gelangte bald in ein Dorf, das er leer fand, und ritt, ohne einem Menschen zu begegnen, immer weiter in das Gebirge, bis er Mecina de Bonvaron erreichte, das er noch bewohnt und besetzt fand. Hier erhielt er die Nachricht, daß das Heer nur einige Stunden von da den Paß von Inok besetzt habe, um der spanischen Reiterei den Weg nach Granada zu verlegen. Nach kurzer Rast jagte er dahin und stieg vor dem Zelte Seniz ab, der nicht wenig erstaunt war, ihn hier zu sehen.

Unglücklicher! redete ihn Aben-Aboo an,

was führt Dich hierher? — Während unsre Brüder in Granada vielleicht nutzlos bluten, liegst Du hier in thatenloser Ruhe! — Warum thatest Du nicht, was ich Dir befahl?

Freund Aben-Aboo! erwiederte der Anführer der Monsi's mit Gleichmuth, in welchem ein ruhiger Beobachter leicht etwas Hohn hätte bemerken können. Wir Beide stehen uns gleich; Du führst die aus den Thälern der Nevada, ich die Monsi's an, befehlen kannst Du nur jenen, nicht mir. Gern wäre ich Deinem Willen gefolgt und gen Granada gezogen, da der König für diese Zeit Dir und nicht mir die Völker anvertraut hatte, ich übrigens auch ganz mit Deinem Plane zufrieden war, da erhielt ich aber die sichere Nachricht, Mondejar rücke gegen Acuña und sende, wahrscheinlich von Deinem Plan unterrichtet, eilig 2000 geharnischte Reiter vor seinem Heere nach Granada. Ihnen den Weg zu verlegen, lagerte ich mich hier; denn in dem offnen Felde der Vega konnte ich sie doch nicht erwarten, und durch die Ankunft der Reiterei vor Granada mußte von selbst der Angriff aufgegeben werden. Ueberdies, sollen wir nicht dem einzigen festen Platze, der Mi-

chael Roxas gehört, wo sein Weib, wo Estrella und alle seine Schätze aufgehäuft sind, zur Hülfe ziehen? Wärst Du heute nicht gekommen, hättest Du mich schon morgen nicht mehr hier gefunden, denn meine Kundschafter haben mir berichtet, daß Alvaro mit der spanischen Reiterei einen andern Weg genommen und wahrscheinlich schon jetzt in Granada ist.

Mit Unwillen hatte Aben-Aboo diese lange Rede des Seniz angehört, er war in Verzweiflung, und doch konnte er ihn nicht tadeln. — Seine schönste Hoffnung war vielleicht für immer zertrümmert; denn, hatten die Moriſken die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, so mußte ihr Unternehmen ohne Unterstützung an der Macht der Spanier gescheitert seyn.

Nach kurzer Berathung entschloß er sich, Seniz Rath zu folgen und zum Entsatz Acuña's weiter vorzurücken, und schon am Abend brachen beide Führer mit den Völkern auf.

8

Die Burg Acuña, ein altes mauriſches Schloß am mittelländiſchen Meere, war einer

habe. Er trat nicht ohne Neugierde in den Münſter ein; ſchon war das Lied beendet, die feierliche Handlung hatte ſchon begonnen, und das Brautpaar ſtand vor dem Altar, als Roſen ſich durch die dichte Menge der Zuſchauer drängte, die auch willig dem Kriegsmanne von gar ſtattlichen Ausſehen Platz machten. Jetzt war er bis zum Chor gedrungen, jetzt konnte er das Brautpaar deutlich ſehen, und — ſtatt der hohen, junoniſchen Geſtalt, die ſeine Phantaſie ſeit le haut clocher ihm in Margarethe vorgezaubert hatte, ſah er ein kleines, wie es ihm ſchien, verwachſenes Geſchöpf, prunkend gekleidet am Altar ſtehen.

„Iſt das die Braut? — Iſt das das Fräulein von Epp?“ — fragte er eine Nebenſtehende.

„Das iſt ſie!“ erwiederte ihm ſeine Nachbarin — „Seht nur das reiche Kleid von Silberſtoff, ſeht nur den Halsſchmuck. Ach! Sie iſt reicher Eltern Kind, und der Bräutigam mag ſich wohl freuen, ſolchen Schatz in ſein Haus einzuführen! Seht nur, jetzt zieht ſie den Sammthandſchuh aus, habt Ihr ſchon ſolch ſchöne Armbänder geſehen?“

Aber Roſen ſah weder Armband, noch Handſchuh, noch Braut. Seitwärts, ohnfern des Brautpaares ſtand neben einem reichgekleideten, alten Herrn ein Mädchen, das die Blicke des Kriegers nur allein feſſelte. „So wie dieſe dacht' ich ſie mir!“ ſeufzte er ſich ganz vergeſſend auf, „So mußte Margarethe Epp ausſehen, ſolch herrliche Geſtalt mußte ihr, von der die ganze Umgegend ſpricht, geworden ſein“ — Als er dies vor ſich hin murmelte, traf auch des Mädchens Auge zufällig auf ihn, es ruhte einen Augenblick, wo es ſich unbemerkt glaubte, mit Wohl-

von den Punkten, den die Spanier nach der Eroberung Granada's zur Bewachung der Alpujarren befestigt und mit einer beständigen Besatzung belegt hatten. Sie lag auf einem in das Meer vorspringenden steilen Felsen, der nur von der Nordseite auf einer schmalen Erdzunge zugänglich war. Gleich beim Ausbruch der Empörung hatte Rojas durch Bestechung einiger Soldaten der Besatzung die Veste in seine Gewalt bekommen, seine Reichthümer dorthin gebracht und sie auf seine Kosten mit allen Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln, auch mit einer starken, meist aus Türken bestehenden Besatzung versehen, über welche die achtzehnjährige Estrella in Abwesenheit des Vaters den Befehl führte.

Während Mendejar's Zug in die Alpujarren hatten die Moriscken der Umgegend alle ihre Habe und Kostbarkeiten nach Acuña geflüchtet, auch waren mehrere hundert Mauren, die von Algier zur Unterstützung Aben-Humeya's in der Gegend gelandet waren, von den Spaniern gedrängt, dahin gezogen, so daß die Burg mit Allem versehen war, dem Feinde Trotz bieten zu können.

Dessenungeachtet war der Punkt zu wich-

tig, um nicht den Marquis von Mondejar zu bestimmen, Acuña zu belagern. Er fand aber hier mehr Widerstand, als er erwartet hatte. Schon als er das Schloß zur Uebergabe aufforderte, wobei er den Frauen sicheres Geleit versprach und von Estrella die kurze Antwort erhielt, sie werde sich lieber unter den Trümmern der Veste begraben, als sie in die Hände der Spanier liefern, sah er, daß er ernstliche Anstalt machen müsse. Er schloß sie ein und gab Befehl, von Cadix schweres Geschütz zu Wasser herbeizuschaffen. Aber die Ankunft des Geschützes verzögerte sich, die Schiffe, die ihm Lebensmittel zuführen sollten, wurden von einem Sturme zerstreut, die Nachrichten, die er aus Granada von der Bewegung der Morisken erhielt, hauptsächlich aber die von der nahen Ankunft Don Juan's, den man täglich dort erwartete, bestimmten ihn, für diesen Augenblick Nichts gegen die Veste zu unternehmen, sondern nach Granada zurückzugehen, wo ihm seine Gegenwart bei der Ankunft des Prinzen nothwendig dünkte. Der Zustand seines Heeres, das, durch Krankheit und Ausreißer geschmolzen, an Allem Mangel litt,

auch das Absenden seiner Reiterei nach Granada machten den Rückzug nothwendig, um so mehr, da er die Nachricht erhielt, daß im Rondagebirge die Empörung von neuem ausgebrochen und Aben-Aboo im Anmarsch sei. Er säumte daher keinen Augenblick, ließ die Kranken nach Malaga einschiffen und trat seinen Rückmarsch auf Padul an. Aben-Aboo fand nur noch die Nachhut der Feinde, und da sie in musterhafter Ordnung durch das Gebirge zogen, konnte er ihnen nur wenig anhaben und ließ sie von Padul an ruhig ziehen, ohne ihnen weiter zu folgen.

Hier bei Padul erfuhr er denn auch das Schicksal der Moriscken von Granada. Der vorsichtige Vermudez, den man zum Anführer dieser Unternehmung gewählt, hatte den strengsten Befehl gegeben, erst bei dem Brande eines einsam stehenden Hauses, das als Signal dienen sollte, mit den Waffen in der Hand hervorzubrechen und wo möglich sich von der Stadtseite der Alhambra zu bemeistern. Er selbst stand unfern des Hauses auf der Plattform eines kleinen Glockenthurms, die Ankunft des maurischen Heeres zu beobachten. Statt dessen sah er die spanische Reiterei her-

antraben, eilte nach Hause und gab den Verschwornen davon Kunde, die nun ihre Häuser nicht verließen.

Der Graf von Tendilla mußte jedoch von der Sache Etwas erfahren haben. Er ließ noch am nämlichen Morgen Bermudez verhaften und auf die Folter spannen, doch der Greis verrieth Nichts, starb, ein Opfer seines Muthes, und — sonderbares Schicksal — sein Kopf wurde auf dem Thore des Schlachthauses aufgesteckt. Er allein fiel ein Opfer der verunglückten Unternehmung, denn es schien, als wolle man spanischer Seits keine weitere Untersuchung anstellen.

Mißlaunig über den vereitelten Plan entließ Aben-Aboo den größten Theil seines Heeres, gab Gorri den Befehl über den zurückgebliebenen und begab sich mit Seniz nach Acuña, wo er Aben-Humeya zu finden hoffte. Die Nachricht von dem, was er in Granada gethan, was er dort gewagt habe, war ihm nach Acuña vorangegangen, und Estrella erwartete ihn mit Ungeduld. Nicht mit gleicher Ungeduld beeilte Aben-Aboo seine Reise.

Schon seit längerer Zeit war er gewohnt, nach dem Wunsche seiner Eltern Estrella als

seine

seine Verlobte zu betrachten. Durch des Mädchens Schönheit angezogen, fühlte er sich eben so oft durch Mangel an weiblichem Gemüth, durch Estrella's männlichen Sinn von ihr abgestoßen, und dennoch glaubte er, das, was er für Roxas Tochter fühle, sei Liebe. Ihr Besitz war ihm sein höchstes Ziel gewesen, um das er Blut und Leben hingegeben hätte, und doch, dachte er dies Ziel erreicht, so fühlte er eine gewisse ängstliche Befangenheit, fühlte er sich nicht ganz glücklich. Aber seit jener nächtlichen Unterredung am Ufer des Motril war Estrella seinem Herzen fremder geworden, er empfand seitdem eine Art Scheu vor dem Mädchen, das nur einen König mit ihrer Hand beglücken wollte und sich mit so ernsten, ja blutigen Dingen beschäftigen konnte. Aber mehr als alles dies hatte die Alhambra eine Veränderung in seinem Herzen bewirkt; immer stand seit jenem Abend Isabella's freundliches Bild vor ihm, und wenn er auch bei einem Vergleich zwischen Beiden Estrella den Preis zutheilen mußte, fühlte er doch, daß er an der Seite eines Mädchens mit diesem sanften, seelenvollen Blicke sich glücklicher fühlen würde, als an

der Bruſt Eſtrella's, die einen ſo hohen, ſelbſt furchtbaren Preis auf ihren Beſitz ſetzte.

Ganz andere Empfindungen belebten Seniz, den er für ſeinen Freund hielt, und vor dem er bisher kein Geheimniß gehabt hatte, außer das Geheimniß ſeines Herzens. Seit früher Jugend unter den Monſi's erzogen, lebte dieſer nur von Raub und Mord, die Höhle war ſein Haus, der Stein ſein Bett, ſeine Heimath die Welt; heute ſchwelgend, morgen darbend, kannte er kein anderes Geſetz, als ſeinen Willen, kein anderes Ziel, als Schwelgen. Ein ſchöner, kräftiger Mann, von der Natur mit Allem ausgeſtattet, was einen Helden ſtempelt, hatte ſie ihm das Höchſte entzogen, den edlen Sinn. Tapfer bis zur Tollkühnheit und doch ſo bedächtig, daß er ſtets die Liſt dem Muthe vorzog, hatte er ſich ſchon als Jüngling an die Spitze einer Räuberbande geſtellt, und von Almeria bis Guadix nannte man ſeinen Namen ſchon lange mit Zittern. Als die Empörung in den Alpuxarren ausbrach, war er einer der Erſten, der mit ſeiner Bande die Fahne der Empörung aufſteckte, die Monſi's, die in den Bergen und Höhlen zerſtreut waren, um ſich ſam-

melte und, als sei es ein eigner maurischer Stamm und er dessen Haupt, diese wilden Menschen unter seine Fahne vereinigte. Wo sie zogen, da bezeichneten Flammen ihren Weg, wo sie wütheten, da wandte das Erbarmen trauernd sein Antlitz. Kühn und verschlagen, war sein Haufe der Spanier furchtbarster Feind, und der Anführer der Monfi's selbst bei den Moriskken ein geehrter, aber auch gefürchteter Mann. Seine Habgier war groß, sein Ehrgeiz unbegrenzt, und er strebte selbst nach dem Höchsten.

Von dem Augenblicke an, da er Estrella zum ersten Mal gesehen, war sie das Ziel seiner Wünsche. Der Gedanke, Roxas Tochter stehe zu hoch für einen Monfi, kam ihm nicht in den Sinn; das Mädchen war die reichste Moriskin, ihre Gestalt entflammte seine Begierde, ihr männlicher Muth gab ihr in seinen Augen doppelten Werth; sie mußte die Seine werden. Aber bald fand er bei seinem Bewerben in Estrella's Stolz mächtige Hindernisse. Oeffentlich behandelte sie ihn fast mit Verachtung, wenn sie auch, führte sie der Zufall mit ihm allein, dann freundlicher gegen ihn ward, jedoch ihn eigentlich auch

dann nur duldete. Doch das entmuthigte ihn nicht. Aus der Niedrigkeit, von Jahr zu Jahre mehr Ansehen und Bedeutsamkeit gewinnend, Alles seinem Muthe und seiner Beharrlichkeit verdankend, schien ihm Nichts zu hoch, das er nicht erreichen könne. Späterhin sah er freilich, daß Aben-Aboo, mit dem der gleiche kühne Muth ihn befreundet hatte, sein Nebenbuhler sei, und von dem Augenblick an ward er des Freundes Feind, verstellte sich jedoch so meisterhaft, daß der zutrauliche Aboo Seniz Tücke nicht ahnete.

Die Nachricht von ihrer Ankunft war ihnen schon vorangegangen, so daß Estrella Zeit gehabt hatte, zum Empfange Vorbereitungen zu treffen. Stolz auf ihren Kriegsruhm, daß sie den Marquis von Mondejar von Acuña zurückgewiesen hatte, wollte sie den kühnen Aben-Aboo auch mit kriegerischem Gepränge empfangen; die Ankunft Seniz war ihr gleichgültig, vielleicht selbst lästig. Als Aben-Aboo am Fuße des Felsens anlangte, von wo ein steiler gekrümmter Weg zur Burg hinauf führt, begrüßte ihn, als nahe König Aben-Humeya, der Donner des Geschützes. Estrella selbst, einen leichten Helm auf ihrem

gelockten Haupte, die Brust von einem blanken Harnisch bedeckt, mit Schild und Speer bewaffnet, kam auf einem getigerten Barbareskenrosse, eine reizende Amazone, ihm entgegen. Willkommen! rief sie ihm schon aus der Ferne zu, willkommen, obgleich Du nicht erst in Acuña einsprachst, ehe Du die Spanier verfolgtest, sei mir gegrüßt! Sie reichte ihm die Hand, er ergriff, drückte sie und erwiederte herzlich ihren Willkommen, aber über seine Stirn zog sich zugleich eine finstere Wolke. Sie mochte Estrella nicht entgangen sein, denn sie wandte sich schnell nach Seniz, begrüßte diesen mit gleicher Freundlichkeit und ritt, sich wenig um Aboo's Ernst kümmernd, zwischen Beiden durch die Reihen der zu ihrem Empfange vor der Burg aufgestellten Krieger, welche die Gäste mit Jauchzen begrüßten.

Als zöge man in einen Feenpalast, nicht in eine alte Burg ein, welche die Feinde noch vor kurzem bedroht hatten, so überraschend und herrlich war Alles. In den beiden finstern Thoren hingen glänzende Rüstungen, Waffen und Fahnen, die von tausend Lampen erhellt an den dunkeln Wänden schauer-

lich funkelten. Im innern Hofe, wo die grauen Wände mit Blumengewinden verziert waren, kamen ihnen junge, in phantastische Tracht gekleidete Mädchen entgegen, die sie unter Gesang und Tanz nach dem hohen Portale, dem Eingange des Schlosses, führten.

Estrella's Blick war hierbei unverwandt auf Aben-Aboo gerichtet gewesen, der wenig auf alle diese Feierlichkeiten zu achten schien. Beim Einreiten in das Thor erinnerte er sich des Thores der Gerechtigkeit, und seine Phantasie begleitete ihn nun durch die Höfe und Säle der Alhambra, und eben als der Zug hielt und sein Roß, den andern folgend, an der Treppe des Portals still stand, hatte seine Einbildungskraft die Thüre zu dem Saale der zwei Schwestern geöffnet, aber statt Isabella stand nun Estrella in ihrem blankpolirten Harnische vor ihm. Sein Traum war verschwunden, er faßte sich jedoch schnell, sprang ab und reichte dem Mädchen die Hand, sie durch die geschmückte Halle hinausführend. Bald stand er mit ihr in einem prachtvoll geschmückten Gemache allein.

Daß unser Wiedersehn so ernst sein würde

gefallen auf dem Kriegsmann, wandte ſich aber ſchnell und traf ihn dann noch einmal, aber ſo ſtolz, ſo kalt, daß Roſen beleidigt den Blick eben ſo ſtolz erwiederte.

Die Ceremonie war nun beendet, die Braut wandte ſich zu den Umſtehenden und Roſen ſah ein ſanftes, freundliches, aber nicht ſchönes Geſicht. Er lächelte bei ihrem Anblick und dachte: „Bei Gott, Johann von Werth muß leicht zu fangen ſein, wenn er an ſolcher Angel zappelte!“ wandte ſich dann, obgleich ſein Auge durch einen geheimen Zauber nach der Schönen mit ihren blonden Flechten, ihrem weißen über den Nacken herabhängenden Schleier immer noch heimlich angezogen ward, als ein muthiger Streiter, ſelbſt bei Frauen, nach einem der hohen Pfeiler, an welchem ein Gemälde aufgehangen war, beſah dann den herrlichen Dom, vergaß über das Schöne, Bewunderung Erregende, was er in dieſem erhabenen Gebäude ſah, für einen Augenblick die hohe Frauengeſtalt und ging nun, um die Kirche zu verlaſſen, dem Portale zu.

Da war es ihm, als ſähe er jenen langen, weißen Schleier, der das ſchöne Mädchen ſchmückte, noch unter dem Bogen des Portals flattern; unwillkührlich drängte er vorwärts, ſie noch einmal zu ſehen, als ihn eine kreiſchende Stimme anredete „Edler Herr!“ vernahm er hinter ſich „Verzeiht, wenn ich Euch hier aufhalte.“ — Roſen wandte ſich und hinter ihm ſtand ein ſchon bejahrtes Männchen — „Ich erkannte ſchon während der Trauung meiner Tochter in Euch den Oberſten Roſen, den Anführer der weimariſchen Reiterei“ begann nun der Freiherr von Epp, denn dieſer war der kleine höfliche Mann, „Höchſt erfreut, Euch hier zu ſehen, halte ich Euch un-

Aboo, glaubte ich nicht, sagte sie, ihre Empfindlichkeit nicht verbergend.

Ist es ernster, als das Lebewohl, das Du mir am Motril zurieffst? erwiederte er, einen stechenden Blick auf das Mädchen werfend.

Dort mußte ich scheiden, nahm sie leidenschaftlich das Wort; hier empfang' ich Dich, wie ich nur den Mann meiner Neigung empfangen kann. Was stimmt Dich so ernst, was umwölkt Deine Stirn, wenn mich Dein Auge trifft?

Du erscheinst mir, wenn ich Dich vor mir sehe, nicht als mein mir verlobtes Mädchen, Estrella! sprach Aboo und suchte seine Aufregung, so viel er konnte, zu unterdrücken, Du erscheinst mir eher als einer meiner Waffengefährten. Warum legst Du den Zauber ab, der in den Augen des Mannes das Weib so unwiderstehlich macht? Warum zeigst Du Dich nicht in der reizenden Kleidung Deines Geschlechts? Soll ich beim Anblick des glänzenden Panzers das Herz vergessen, das vielleicht so kalt, wie das Erz, unter ihm schlägt? Soll mir das Visier Deines Helms der Schleier sein, der das Antlitz der züchtigen Jungfrau

deckt und dem Auge des Mannes so wenig des Schönen zu sehen erlaubt?

Estrella hatte ihn, während er sprach, unverwandt und scharf beobachtend angeblickt. Jetzt schlug sie ihr großes braunes Auge auf und sann einen Augenblick nach. Auf Wiedersehen! sagte sie dann fast gleichgültig und verließ ihn.

Trompeten riefen jetzt zum Mahle. Zoa, Koras Gattin, erschien nicht mit ihren Frauen, auch Estrella nicht. Die Männer mußten sich allein an die reich besetzte Tafel setzen. Du mußt mir doch gestehen, sagte, nachdem sie aufgestanden waren und in der Halle auf- und abgingen, Seniz zu Aboo, daß unser Empfang hier ausgezeichnet war, und Estrella den Helm auf dem Haupte, herrlich und wunderbarlich schön erschien; ich sah sie nie so ganz in ihrer vollen Pracht. Ihr Anblick schien Dich zwar nicht wie mich zu entflammen, Du rittest so träumend an ihrer Seite, daß man Dich für einen unglücklichen Blinden hätte halten sollen, der sich nicht an den Strahlen der Sonne erfreuen kann. — Und doch scheint die Sonne nur Dir! setzte er bit-

ter lächelnd hinzu, Dir, der sie unbeachtet läßt —

Grüß' Euch Gott, schöne Herren! unterbrach ein altes Zigeunerweib Seniz, das Aben-Aboo aber sogleich als das nämliche Weib erkannte, welches an der Furth des Motril Estrella mit der Hand gedroht, als diese über das phantastische Aussehen der Alten gelacht hatte. Grüß' Euch Gott, Ihr schönen Herren, rief sie noch einmal, und gebt mir ein Almosen, ich bedarf es, denn ich bin zerlumpt, wie Ihr seht! Meine Jungen haben ihre Mutter verlassen, da muß nun die Alte allein unter dem Kriegsvolk umherziehen, und da giebt's wenig zu verdienen; das Volk streckt die Hände nur aus zum Nehmen, aber nicht zum Geben; es thäte Noth, ich gäb' ihnen noch einen Maravedi obendrein, wenn ich ihnen wahrsagen soll. Bei Eurem Volke, dem ich besonders zugethan bin, da meinen sie, sie wüßten allein, was die spanischen Kugeln prophezeiten; bei den Spaniern? — Hu! da ist die heilige Inquisition und ihre Spürhunde, die hetzen ein armes Weib, als wär' es ein wildes Thier. —

Hör', Alte! unterbrach Seniz ihr das

Gespräch. Ich glaube wahrhaftig, ich habe Dich schon einmal aus ihren Händen befreit; es war in der Gegend von Lacena bei einer kleinen Kapelle, wo Du Dir in stürmischem Wetter eine Katze an geweihter Stelle brietest; sie banden Dich eben, als ich durch die Schlucht heranschlich.

Warst Du das, lieber Herr? Nun, der Himmel hat Dich dafür gesegnet, Du siehst feist und wohl aus. Damals verdankte ich Dir das Leben, heute möchte ich Dir gern für eine Gabe danken.

Seniz gab ihr eine kleine Kupfermünze, sie betrachtete sie lange, schüttelte verdrießlich den Kopf, sah bald die Münze, bald Seniz an und steckte sie doch endlich in die Tasche. Dann wendete sie sich zu Aben-Aboo: Gieb mir auch Etwas, lieber trauriger Herr, ich sage Dir auch Wunderdinge, aber nur für eine Silbermünze.

Aben-Aboo griff in seinen golddurchwirkten Seckel, nahm eine Münze heraus und gab sie ihr, sagte aber schnell: Da nimm und geh!

Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber auch für Lohn gehört Arbeit, sprach sie, zu-

dringlich seine Hand fassend. War Aben-Aboo in Gedanken, oder war er thöricht genug, durch das alte Weib einen Blick in die Zukunft thun zu wollen, er ließ ihr die Hand, die sie forschend betrachtete, und blieb ruhig bei dem Gemurmel und den Fratzen, die sie dabei schnitt. Endlich lächelte sie und sagte mehr in schalkhaftem, als in prophetischem Tone: In Deiner Hand seh' ich zwei Kronen, Herr! Die eine von Myrte und Rosen, die andre von Golde; — welche wirst Du wählen?

Aboo schwieg.

Nimm die goldne, rath' ich Dir, dann fliegt die andre hinterdrein!

Und gnügt mir die eine? fragte Aben-Aboo, plötzlich wie aus tiefem Sinnen erwacht.

So sehe ich Blutflecken an der andern, erwiederte die Zigeunerin.

Weib! fuhr der Jüngling auf; doch schnell lächelte er, reichte ihr noch ein Geldstück und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle; Seniz hielt sie jedoch zurück.

Da nimm auch meine Hand, sprach er, sie ihr hinreichend, und sage mir, was Du

darin ſiehſt! Das Weib warf einen flüchtigen Blick hinein, dann ſagte ſie ängſtlich: Ein andermal, lieber Herr!

Nein, jetzt! fuhr Seniz ſie an.

Du haſt mir Gutes gethan, drum möchte ich Dir nicht gern Böſes ſagen, laß mich, bat ſie.

Rede! drohte Seniz, ſie feſthaltend.

Nun, wie Du willſt. — Hier ſeh' ich Dich auf ſtolzem Roß beim Ringelrennen. Ein Kränzchen iſt der Ring. Du reiteſt und reiteſt, ſtößeſt und ſtößeſt, aber triffſt nicht.

Weiter, weiter!

Haſt Du noch nicht genug? fragte ſie, tückiſch lächelnd an ihrem Lebenretter aufblickend.

Fahre fort! rief er ungeduldig.

Nun, hier ſeh' ich Glück und Unglück, das wechſelt nun einmal im Leben, bald iſt es ſchwarz, bald roth! — Hier aber ſteht der Tod.

Der Tod? — Nun weiter!

Du ſtirbſt!

Auf welche Weiſe? fragte Seniz raſch.

Das ſteht nicht hier, erwiederte ſie ruhig; doch Seniz ſchüttelte ſie unſanft. Glaubſt

Du mit mir Scherz treiben zu können? rief er zornig. — Geh, packe Dich alte Hexe!

Gott mit Dir! sagte sie zu dem Monsi, Gott und das Glück mit Dir, lieber trauriger Herr! sprach sie und schlich sich langsam fort.

Was glaubst Du von dem Weibe? fragte Seniz Aboo, der immer noch in Gedanken vor sich hinschaute. Nun, Aben, was meinst Du? — So antworte doch!

Ja, es ist sonderbar, sprach dieser, da ihn Seniz endlich aus seinen Träumen rüttelte, fast glaub' ich, das Weib hat einen Blick in mein Herz gethan —

Auch ich glaub' es! murmelte Seniz vor sich hin und blickte finster auf Aben-Aboo, der den Blick auf einen alten zerhackten Helm heftete, der zwar unter mehrern Waffen, aber ganz abgesondert über dem Portale hing.

Seniz richtete jetzt auch den Blick in die Höhe und betrachtete den alten verrosteten Helm, als plötzlich eine widrige Stimme sich erhob. Aben-Aboo! kreischte ein kleiner häßlicher Zwerg, der unbemerkt sich genahet hatte;

meine Gebieterin erwartet Dich; komm, folge mir!

'Muß denn heute die Hölle alle ihre Ungeheuer hier ausspeien? brummte Seniz, den die Botschaft wohl mehr noch verdroß, als die häßliche Gestalt des Zwerges. — Aboo aber, den die Mahnung nicht so sehr entzücken mochte, fragte den Ungestalteten, was der alte zerhauene Helm bedeute.

Da mußt Du den alten Kastellan, den Christenhund, fragen, erwiederte er grinsend; der weiß eine lange Geschichte davon zu erzählen. — Aber jetzt komm!

Aben-Aboo drückte Seniz zum Abschied die Hand und folgte dem Zwerg.

9.

Dieser führte ihn durch mehrere düstre Zimmer und blieb jetzt vor einer hohen mit gothischem Schnitzwerk verzierten Thür stehen, pochte, und sie öffnete sich wie durch eine unsichtbare Hand.

Tritt nur ein! sagte der Zwerg und verließ ihn dann.

Aben-Aboo trat ein und stutzte, denn er sah Estrella, den Kopf auf ihren rechten Arm gestützt, in der Linken eine Rose haltend, auf einem prachtvollen Ruhebette sitzen. Sie war in orientalischer, jedoch phantastischer Tracht. Ein Unterkleid vom feinsten Musselin, nicht überall von dem Oberkleid aus köstlichem Stoffe neidisch verborgen, deckte den schlanken Körper. Das Haar war gescheitelt und hing in dichten mit Perlen umwundenen Flechten herab. So saß das schöne achtzehnjährige Mädchen, von einem rosigen Dämmerlicht umflossen, und sah unbefangen fast kindlich auf den Staunenden.

Was weilst Du in der Ferne, Aben-Aboo? sagte sie mit ruhigem Gleichmuth. Warum trittst Du Deinem Glücke nicht näher? — Du siehst, ich habe statt des Helms einen Schleier, statt des Panzers dieses luftige Unterkleid angethan, wo kein Panzer das Schlagen meines Herzens Dir verbirgt; statt des Speers halte ich diese Rose. — Tritt näher und sieh mich nicht so verwundert an, sage mir lieber, ob ich Dir so gefalle.

Aboo nahte ihr.

Da, nimm die Rose, Du ewig Unzufrie-

dener, fuhr sie fort, ihm die Rose reichend, die er annahm und küßte; möge Dir die Blume der Liebe Wort und Sprache wieder geben.

Der Jüngling, noch immer in dem Anschauen dieser herrlichen Zaubergestalt versunken, die der sonderbare sie umgebende Rosenschimmer in ein gewisses magisches Dämmerlicht hüllte, sank vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und preßte sie an sein Herz. —

Sonderbarer Mensch! fuhr Estrella, doch immer noch ruhig, fort. Findest Du denn kein Wort, Deine Gefühle auszusprechen? — Hat Dich Schwärmerei so umgaukelt, daß Du jetzt in Estrella eine Andere siehst, als vorhin? Doch steh auf, Aboo, setze Dich neben mich, und findest Du mich wirklich reizend, so erfreue Dich an mir.

Er sprang auf, und seine Bewegung mochte sie eine Umarmung fürchten lassen. Setze Dich ruhig an meine Seite, sprach sie, und erwarte nur Ernstes von dieser Stunde. Höre mich! Aben-Humeya war gestern mit seinem Vertrauten Aguazil hier, zwar nur auf Stunden, aber wären es auch nur Minuten gewesen, in denen ich ihn beobachten konnte,

BIBL. UNIVERS. LIPS

bescheidener Weise auf, Euch zu bitten, meinem Hause die Ehre zu gönnen, Theil an dem heutigen Feste zu nehmen."

Rosen, zwar von dieser unerwarteten Einladung überrascht, konnte nicht umhin, sie anzunehmen. Der Freiherr dankte für seine Bereitwilligkeit, winkte einer bereitstehenden Sänfte und empfahl sich dem immer noch Ueberraschten.

Als Rosen in seiner Herberge ankam, hielt es ihn nicht lange dort. War es Langeweile, war es die Neugierde, welche das Räthsel zu lösen hoffte, wie eine kleine, verwachsene Gestalt einem so rohen Mann, wie Johann von Werth, noch nach so trauriger Erfahrung, das Zeugniß unbestrittener Schönheit entlocken konnte, er ging, da es wohl Mittagszeit war, hinüber in das Hochzeithaus. Hier wies ihn ein Diener, den er nach dem Freiherrn fragte, in den Garten. Er trat ein, durchstrich mehrere Gänge und erblickte statt des kleinen freundlichen Mannes die Jungfrau mit dem stolzen, hoffärthigen Blick, die er im Münster gesehen. Jetzt aber war der Ausdruck ihres Gesichtes ein ganz anderer. Lächelnd, als ob ein freundlicher Traum an ihr vorüber schwebe, sah sie, das niedliche Köpfchen etwas vorwärts gebeugt, vor sich hin, ihr Mund lächelte schelmisch und die Rose in ihrer Linken, die sie vielleicht eben an ihr klopfendes Herz gedrückt haben mochte, hatte gewiß irgend eine liebe Erinnerung in ihr erweckt. Rosen blieb, das Auge unverwandt nach der holden Sinnenden gerichtet, wie gebannt auf seinem Platze stehen; der stolze, ihn beleidigende Blick im Münster war vergessen, stand doch das freundliche Mädchen vor ihm, das von der Kirche gleich in den Garten gegangen sein

konnte, sie waren hinreichend, mich zu überzeugen, daß er für Zoa glüht. Sie — Du hattest Recht — sie fühlt sich unglücklich — sie liebt. Ihr Gesang, ihre Thränen, wenn sie sich verborgen glaubt, geben mir die Gewißheit. Wen sie liebt, das hoffe ich ihr noch zu entlocken. Durch sie findest Du sicher bald Gelegenheit, Dir den zweiten Kuß zu verdienen.

Blicke mich nicht so glühend an, Aben-Aboo! wie die schneebedeckten Gipfel der Nevada den Gluthstrahlen der Sonne widerstehen, wird mein Herz jetzt nicht von Deinen glühenden Blicken erwarmen. Was ich am Ufer des Motril Dir sagte, besiegelte ich mit einem Schwur. Finden wir uns dereinst in den Sälen der Alhambra, so wie wir uns heute im Dämmerlichte fanden, dann soll die Liebe Dir lohnen, wie sie noch keinem Erdengebornen lohnte, da erst wird sich Dir Estrella's liebendes Herz ganz zeigen.

Isabella! dachte Aboo, dem Estrella's Worte jenen Abend in der Alhambra zurückriefen, und mit dieser Erinnerung war der Zauber vernichtet. — Nun, sagte er freundlich, aber kalt, so muß ich mich wohl neben

Dich setzen, mein Herz trotz Deinem Anblick in der glühenden Brust eisig erstarren lassen, wie der Gipfel meiner Berge, muß auf schönere Zeit harren, das Schönste der Alpujarren mein zu nennen. Du siehst, Estrella, ich bin ein gelehriger Schüler und gehorche, wenn auch mit Sträuben, Deinen Befehlen.

Du sprachst vorhin von Deines Vaters Gattin und glaubtest daß sie mir bald Gelegenheit verschaffen würde, den zweiten Kuß zu verdienen. — Wie könnte sie das? — Laß uns unumwunden reden. Du forderst mich auf, der Rächer der Ehre Deines Vaters zu sein? — Ist denn Michael Reras so alt und schwach, so ohnmächtig, daß er dies nicht selbst könnte? — Oder glaubst Du vielleicht, ich soll mit einem Schlage Dich rächen und Dich gewinnen? — Estrella! das Vaterland steht mir höher, als Alles!

Höher, als ich? fuhr sie leidenschaftlich auf.

Wenn Dein Besitz mich hinderte, seine Fesseln zu brechen — ja!

Fahre fort! sagte Estrella schnell. Rede weiter, Aben-Aboo.

Ich habe Dir Nichts weiter zu sagen,

fuhr er fort, als Dich in die Zeiten unsrer alten Könige zurückzuführen. Durch kühnen Muth eroberten sie Spanien mit Blitzesschnelle, langsam und allmählig verloren sie es durch innere Zwietracht, die die Christen weislich benutzten. Soll das, was wir muthig begonnen, noch einmal durch Zwietracht untergehn? —

Unser Gespräch nimmt eine zu ernste Wendung, Aboo, laß uns abbrechen! bat Estrella. Aben-Humeya kommt morgen wieder, dann — — Zerpflücke doch die arme Rose nicht, was kann sie für Estrella's Herz? — Was Du vor wenig Augenblicken noch leidenschaftlich küßtest, entblätterst Du jetzt und wirfst es weg. So seid Ihr Männer, Eure Empfindungen sind nie tief, der Augenblick erzeugt, der Augenblick verwischt sie, Eure Tyrannen. — Meine Liebe aber steht auf edlerm Grunde. Das Aeußere ist ihr nur Wenig, Alles die kühne Thatkraft, die den Mann zum Herrscher stempelt.

So gnügte Dir auch wohl Seniz mit seiner hohen kräftigen Gestalt, seinem tollen Muth und mit der Kraft, die er gewiß be-

ſitzt, auch das Furchtbarſte zu wagen? fragte Aben-Aboo.

Wohl möglich! erwiederte ſie, über ſeine Rede unmuthig. Doch da Du einmal ſeinen Namen nennſt, ſo laß uns noch weiter von ihm reden. Du ſchenkſt ihm Dein ganzes Vertrauen?

Ja.

Und wodurch verdiente er es?

War er nicht der Erſten Einer, der ſich für ſeine unterdrückten Brüder aufzuopfern ſchwur, waren er und ſeine Monſi's nicht die Erſten, welche die Fahne der Empörung aufſteckten und den Kampf blutig begannen? Hat er nicht für die Sache ſeines Volks mit einem Muthe gefochten, der meine Bewunderung, meine Achtung verdient?

Verdient er deshalb auch Dein Zutrauen, Aben-Aboo? fragte ſie mit ſonderbarem Ton. — Iſt er deshalb dein Freund? Nur ein kühner verwegener Mann kann Anführer der Monſi's und wird gewiß der Erſte da ſeyn, wo es Blut und Beute giebt. Iſt er aber deshalb ein edler Mann, wenn er jetzt den Namen des Vaterlandes zum Deckmantel ſeiner

Handwerks gebraucht? Hüte Dich vor ihm. — Er haßt Dich!

Er haßte mich? Nein, Estrella!

Er haßt Dich, fiel sie ihm mit Heftigkeit in die Rede, denn er hat den Wahnsinn, mich zu lieben —

Und muß nicht Jedermann Dich lieben? Sollte ich deßhalb von Jedermann gehaßt sein? sagte er wohl nur in der Absicht, ihr Angenehmes zu sagen.

Gehaßt? Nein, das Wort umfaßt zu viel! erwiederte sie stolz. Beneidet aber — Ja!

Aben-Aboo belächelte diese Anmaßung und erwiederte Nichts. Sie hatte dieses Lächeln bemerkt, es hatte sie schmerzlich verwundet, und wahrscheinlich würde es die Ursache eines Zwistes geworden sein, wäre in diesem Augenblick nicht Zoa hereingetreten.

Die sanfte Frau, deren Auge so ruhig und doch so schwermuthsvoll unter den gesenkten Brauen wie ein gebrochener Sonnenstrahl durch feuchte Wolken hervorblickte, erschien Aben-Aboo in diesem Augenblicke, wo Estrella's Auge glühte, und das sonst so scheinbar ruhige Antlitz des Mädchens in leidenschaftlicher Aufregung war, wie eine stille

Dulderin und erweckte ſein ganzes Mitgefühl. Eſtrella! Dein Vater, ſprach ſie bewegt, ſchickt mir ſo eben einen Boten und läßt mich wiſſen, daß er morgen nicht kommen könne. Die Rüſtungen Don Juan's machen ſeine Anweſenheit in Urijar nothwendig. Er befiehlt Acuña in gehörige Vertheidigung zu ſetzen, die gelandeten Türken Aben-Aboo zu ſchicken und, damit es Dir nicht an Lebensmitteln gebreche, nur die nöthige Beſatzung im Schloſſe zu behalten.

Und das läßt mir mein Vater durch Dich ſagen? fragte Eſtrella und zeigte ihre Empfindlichkeit ganz unverhohlen.

Ja, durch mich! erwiederte Zoa mit der Freundlichkeit und Hingebung, die ſie nie verließen.

So muß ich wohl eilen, des Vaters Befehle zu vollführen. Lebt wohl! ſagte Eſtrella ſchnell. Aboo mag Dir die Zeit verkürzen, bis morgen Aben-Humeya hier eintrifft.

Kommt der König hieher? fragte jetzt Zoa und konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

So wie ich von Eſtrella vernahm, wird er morgen hier eintreffen, erwiederte Aboo, Roxas Gattin ſcharf beobachtend, die, hoch

erröthend, die Augen niederschlug. Weshalb ergreift Euch diese Nachricht so sehr? fuhr er fort; doch hielt er plötzlich ein, da er eine Thräne aus ihrem Auge hervorbrechen sah. Ihr seid nicht glücklich, werthe Frau, sagte er endlich, von seinem regen Gefühle zu dieser wohl unbescheidenen Frage verleitet. Theilt mir Euren Kummer mit.

Zoa schlug das Auge nach ihm auf. Ich danke Euch, Aben-Aboo, für Eure Theilnahme, sprach sie; ich fühle es, sie kommt aus gutem Herzen, und könnte ich mich Jemanden vertrauen, so würdet Ihr es sein, denn auch ihr seid nicht glücklich. Dies sagend entfernte sie sich schnell.

Ich wäre nicht glücklich? wiederholte Aboo. Sie hat wohl Recht, ich bin es nicht! — Estrella konnte wohl einst das Ziel meines Strebens sein, meiner Sehnsucht Ziel ist sie jedoch jetzt nicht mehr!

10.

Am andern Tage kam Aben-Humeya, von Aguazil begleitet, in Acuña an und wurde

von Estrella mit vieler Auszeichnung empfangen. Die Gemahlin Xeras hingegen blieb auf ihrem Zimmer und schützte Unwohlsein vor, um nicht vor dem Moriskenkönige zu erscheinen. Es ward ihrem Herzen schwer, da sie wußte, daß Diego ihn begleitete, aber sie hielt es für ihre Pflicht. Mit dem Könige trafen zu gleicher Zeit mehrere Anführer auf dem Schlosse ein; auch Melqui, einer der entschlossensten Männer des Rondagebirges, wo von neuem die Fahne des Aufruhrs wehte, brachte dem Könige zum ersten Male seine Huldigung.

Die nahe Ankunft Don Juan's hatte alle Gemüther bewegt; jeder mußte befürchten, daß König Philipp seinen Bruder nicht ohne die nöthigen Hülfsmittel nach Granada senden würde, und die Eifersucht der Großen, die ihnen bisher so oft freies Spiel gelassen hatte, mußte unter dem Oberbefehl des Prinzen aufhören, dessen ernster, fester Charakter den Moriscken viel gefährlicher war, als das militairische Talent der verschiedenen königlichen Feldherren, die, gegenseitig auf ihren Ruhm eifersüchtig, sich nur selten unterstützten. Aben-Humeya hatte gehofft, Michael

Neras und seine Anhänger aus dem westlichen Theile der Alpujarren hier zu finden, und es war ihm, des allgemeinen Besten wegen, unangenehm, wenn es ihm auch in anderer Art lieb war, seinen Schwiegervater nicht hier zu sehen, der indessen seine Freunde nach Ujijar beschieden hatte.

Der Tag verstrich unter steten Berathungen, wobei die einstimmige Meinung gefaßt ward, den Feind zwar festen Fußes in dem Gebirge zu erwarten, sich jedoch in kein bedeutendes Gefecht einzulassen, ihn durch kleine Gefechte zu ermüden und ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden. Aben-Aboo beschwor bei dieser Gelegenheit die Versammelten, einig zu sein und jeden Privathaß dem allgemeinen Besten zu opfern.

Aben-Humeya war verstimmt, Zoa nicht zu sehen; Diego Aguazil that es wohl, daß sie sich seinen Blicken entzog, und doch schmerzte es ihn, in ihrer Nähe zu seyn und ihren Anblick zu entbehren. Er ergriff, als es Abend ward, die erste Gelegenheit, sich von Aben-Humeya zu entfernen, umschlich das ganze Schloß und lauschte und spähte, ob er vielleicht an irgend einem Fenster die Ge-

liebte erblicken könne; aber der Theil des Schlosses, den Zoa bewohnte, war wie ausgestorben, kein Licht erleuchtete irgend ein Gemach der alten Burg, und verdrießlich setzte sich Aguazil unter einen hohen Granatbaum, der seine Wurzeln in die Felsritzen geschlagen und hier seine blüthenvollen Aeste ausgebreitet hatte. Manche Erinnerung mochte an ihm vorüberziehen, mancher Blick in die Zukunft die zurückgerufenen Stunden seliger Vergangenheit verscheuchen, als der Ton einer Harfe ihn aus seinen Träumen weckte. Es war ihm ein bekannter, lieber Ton, es war ihm ein Ton aus vergangener glücklicher Zeit. Er sprang auf, lauschte und blickte hinauf nach einem offenen Fenster, aus dem die Klänge zu ihm hernieder drangen. — Ja, sie nur konnte es seyn, sie nur vermochte die schmelzenden zum Herzen dringenden Töne den Saiten zu entlocken — jetzt vernahm er auch die holde Stimme. Sie sang:

Schweig, o Herz! Warum dies bange Sehnen
Nach dem süßen längst verlor'nen Glück?
Ach, es rufen Deine heißen Thränen
Das Verschwund'ne doch nicht mehr zurück.

mußte, denn noch hielt ihre Hand das Gesangbuch. Jetzt führte sie die Rose an ihren Mund, preßte ihre Lippen auf die sanft errötheten Blätter, dieses Sinnbild der Liebe — aber, hatte sie ein Dorn verwundet, oder sie den Fremden bemerkt, wie von einem Zauberstab berührt, war ihr Antlitz verändert; sie sah ernst vor sich hin, warf die Rose hastig weg, wandte und entfernte sich schnell. Rosen war von dieser plötzlichen Veränderung überrascht; Kenner des chamäleonischen Geschlechts, war er den Frauen gegenüber stets auf seiner Hut und am meisten, wenn er dem eignen Herzen nicht recht trauen zu können glaubte. Auch jetzt war mit ihrem Verschwinden hinter der grünen Buchenhecke die Begeisterung dahin und er zog den schon gehobenen Fuß schnell zurück. „Sei vorsichtig!" raunte ihm seine Erfahrung zu „Untersuche, ehe du den Lockungen deiner Sinne folgst!" Dieser Gedanke hielt ihn zurück. Als er sie aber weit genug entfernt glaubte, ging er dennoch nach der Stelle, wo sie gestanden hatte, beugte sich nach der Rose, die ihre Lippen berührt, und die ihres Glückes unbewußt, sorglos am Boden lag, hob sie auf, und — O! Die Stärke des männlichen Herzens ist wie das Eisen der Armbrust, sie giebt dem Eindruck der Sinne nach, und beugt sich vor ihm, wie der stählerne Bogen der Waffe unter der kräftigen Hand; doch hat die Sehne geschwirrt, so tritt es stolz in seiner Kraft zurück und wähnt vergessend, was ihm schon oft geschah, keine Hand könne es mehr beugen. So auch das Herz! ist der Eindruck vorüber, glaubt es sich stark genug, jedem neuen zu widerstehen.

Auch Rosen vergaß, was ihm vorhin die Erfahrung

Hin ist hin! Der schöne Traum des Lebens,
Diese Paradieseswelt der Phantasie —
Ach, du suchst sie immer noch vergebens,
Suchst und suchst, und findest sie doch nie.

Von den Kränzen, die ich mir gewunden
In den Tagen der Begeisterung,
Aus der Liebe wonnevollen Stunden
Blieb mir nichts, als die Erinnerung.
Meines Traumes glühend schöne Farben
Sind nun längst verbleicht — verwischt — ver-
tedt.
Die Erinn'rung läßt die Sehnsucht darben,
Wo einst Liebe ihr den Nektar bot.

Jedes Wort, das Diego vernahm, jeder Ton, der zu ihm drang, mußte ihm die Gewißheit geben, sie liebe ihn noch, sie fühle sich unglücklich. Schon wollte er, von seiner Leidenschaft ergriffen, ihren Namen rufen, sie trotz der Gefahr um eine Unterredung bitten, als plötzlich das Fenster geschlossen und sein gewagter Vorsatz verhindert wurde. Hätte Jemand seinen Ruf vernommen, hätte Zoa unvorsichtig ihm geantwortet, so war es wahrscheinlich um sie geschehen; denn auch noch bei den christlichen Mauren blieb Eifersucht der Hauptzug ihres Charakters, und jeder entdeckten Untreue folgte trotz dem ab-

nenden Gesetze der Tod. So war es ein günstiger Zufall, der vielleicht die Unglückliche rettete.

Aber Diego, dem der Gesang das Bild der schönen Andalusierin zu lebhaft und so ganz in all' ihrer Schönheit zurückgerufen hatte, dachte nicht an die Gefahr, er blickte heftig bewegt und unverwandt nach den grauen Wänden, nach dem geschlossenen Fenster hinauf, durch das der Mond, glücklicher als er, seine Silberstrahlen warf: ihm blieb es verschlossen! Aber nicht das Pförtchen des kleinen vorspringenden Thurms, das, sonst stets verschlossen, heute für ihn geöffnet zu seyn schien, es war nur angelehnt; den Rosenstrauch, der es sonst dem Auge verbarg, hatte die Hand der Liebe zurückgebogen, der Mond es freundlich erhellt. Nicht lange überlegend, nicht die Gefahr bedenkend, die er sich, die er Zoa bereiten könne, eilte er nach der Pforte, tappte die finstre Wendeltreppe hinauf und stand bald auf einem langen, schmalen, offnen Bogengange, der rings um einen kleinen finstern Hof sich zog, in welchen das Mondlicht nicht dringen konnte.

Nach welcher Seite sollte er sich nun

wenden? In diesem Theile des Schlosses, den nur Roxas Gemahlin mit ihren Frauen bewohnte, ganz unbekannt, stand er sinnend, ob er rechts, ob er links Zoa aufsuchen sollte; er überließ sich seinem Glück und ging vorwärts. Da drang ein himmlischer Ton auf den Schwingungen eines Harfenakkords durch die schauerliche Stille; die Liebe sandte ihm auch jetzt diesen Boten, ihn zu rufen und sein geschlossenes Paradies zu öffnen. Aber es bedurfte noch eines Harfenklanges, um ihm die Himmelspforte zu bezeichnen. An keine Gefahr denkend, öffnete er sie mit Ungestüm und stürzte zu den Füßen der erschrockenen Zoa, welche, die Harfe wegwerfend, mit einem lauten Angstruf vergebens sich seinen Armen zu entwinden strebte.

Stern meines Himmels, Rose meines Paradieses! rief er, seiner Sinne kaum mächtig, fliehe mich nicht; Du entfliehst einem seligen Augenblick und mir raubst Du den letzten Schimmer des Glücks. — Stoß mich nicht zurück, winde Dich nicht aus den Armen, die Dich oft schon liebend umfingen, ruhe noch einmal, nur einen Augenblick, nur einen kurzen Augenblick an dieser Brust, an diesem

Herzen, das fern von dem Deinigen verbluten muß. — Höre mich, Zoa, wende Dein Antlitz nicht von mir ab, Holde! Blicke wie der Strahl des Mondes, freundlich, liebend auf mich nieder und sprich ein einziges Liebeswort, das mir neues Leben, neue Hoffnung in meine verödete Brust bringen kann. — Sprich, Geliebte, sprich nur ein einziges Wort des Trostes!

Steh' auf, Diego! sagte sie endlich mit gebrochener Stimme und beugte sich, ihn aufzuheben. Er aber sprang auf, schloß die Zitternde in seine Arme, preßte sie stürmisch an seine Brust und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Sie erwiederte ihn nicht: kalt, bleich waren ihre Lippen, bewußtlos sank sie zusammen, kaum vermochte sein kräftiger Arm die Sinkende zu halten. Wach' auf, Unglückliche! rief er in Verzweiflung. Wach' auf, Stern meines Lebens, schlag' Dein Himmelsauge auf und sprich das Wort der Vergebung! Aber sie schlug das holde Auge nicht auf, sie lispelte nicht, ich vergebe Dir Deinen Wahnsinn, wohl aber vernahm er dicht hinter sich die ernst gesprochenen Worte: Legt die Gemahlin Ro-

ras auf jenes Ruhebett und entfernt Euch, Diego Aguazil!

Er wandte sich erbebend, und Estrella stand vor ihm.

Im ersten Augenblick überrascht, fand er doch schnell Fassung wieder, legte die Ohnmächtige auf die weichen Polster, dann sagte er zu der Jungfrau, und sein Auge flammte wild: Ein Wort des Verraths, und, so wahr ich Diego Aguazil bin, dieser Dolch durchbohrt Dich!

Ich verachte Deine Drohung! erwiederte Estrella mit Stolz. — Hält mich nicht Mitleid für diese ab, wird Deines Dolches Spitze meinen Mund nicht schließen. — Verlaß uns!

Einen Augenblick blieb Diego unentschlossen, ob er gehorchen sollte. Sie ist ein Weib! murmelte er vor sich hin und ging.

11

Der König der Moriskken, durch Aben-Aboo aufmerksam gemacht, stand am andern Tage mit diesem in der Halle dem alten über dem Portal hangenden Helm gegenüber, neben

sich den ehemaligen Kastellan des Schlosses, einen siebzigjährigen Greis, den Rexas zwar seiner Freiheit beraubt hatte, jedoch gut behandeln ließ. In der Ferne sah man das Zigeunerweib, mit listig tückischem Auge auf Aben-Humeya blickend, der jetzt den alten Spanier über die Geschichte des Helms befragte.

Herr! begann dieser, was ich Euch von diesem alten zerhackten Helm berichten könnte, sind Sagen, für deren Wahrheit ich mich nicht verbürgen kann; man soll sie in einer alten arabischen Handschrift gefunden haben, die aber schon lange verschwunden ist. So haben sich nun die alten Sagen von Mund zu Mund fortgepflanzt, und ich gebe Euch nur wieder, was ich vernommen habe.

Nun beginne, alter Schwätzer! fiel ihm der Morisko, ungeduldig werdend, in die Rede.

Als König Roderich, der letzte Fürst der Ostgothen, hob nun der Spanier an, seine Völker sammelte, um sich der Landung der Mauren zu widersetzen, die, wie Ihr wißt, Graf Julian, um die Unthat des Königs gegen die schöne Cava, seine Tochter, zu rächen,

von

von Afrika herübergeholt hatte, begleitete ihn ein junger Knappe, der trotz mancher harten Behandlung des Königs ihm treu ergeben war. Bei Xeres de la Frontera ward die blutige Schlacht geschlagen, die der Herrschaft der Gothen ein Ende machte. König Roderich focht ritterlich, aber von Verräthern umgeben, die ihn im entscheidenden Augenblick verließen, verlor er Thron und Leben. Er ward nicht unter den Todten gefunden, und so glaubte man lange Zeit, er sei in den Wellen des Guadalquivir umgekommen. Nach mehrern Jahrhunderten aber fand man eine alte Handschrift des weisen Abul el Facir, der dem maurischen Feldherrn Tarick nach Spanien gefolgt war und von Roderich's Tode Folgendes berichtete.

Aus mehrern Wunden blutend, sank der König im Gewühle der Schlacht. Von mehreren Hieben war sein Helm, war das königliche Haupt gespalten, ein Lanzenstich hatte ihm die Brust durchbohrt, und er schloß das Auge für ewig, glücklich, die wilde Flucht der Seinen nicht mehr zu sehen. Sein treuer Knappe war nicht den Flüchtigen gefolgt, er blieb, keine Gefahr achtend, bei dem Leich-

nam seines Herrn, und da die Nacht bald einbrach, die Mauren, noch im Verfolgen der Gothen begriffen, sich wenig um die Todten kümmerten, fing er ein herumlaufendes Maulthier ein, lud den Todten darauf, hing Helm, Schwert und Schild an seine Seite und zog, von der Nacht begünstigt, längst dem Meere dem Rondagebirge zu. Glücklich schlich er an den herumschwärmenden Haufen der Feinde vorüber und erreichte den Quadalete, fand hier eine Furth, kam über den Fluß und setzte seinen Weg nach Ronda fort. Aber die Mauren schwärmten nach allen Seiten umher, nirgends fand er Ruhe und Rast, und es blieb ihm nicht Zeit, den königlichen Leichnam in geweihter Erde zu bestatten. Den Feind dicht hinter sich, warf er sich mit seinem müden Thiere, das fast unter seiner Bürde erlag, auf Abwegen tiefer in das Gebirge und erreichte nach manchem Abenteuer in den Alpurarren dies Schloß, wo er in einer kleinen Kapelle, die damals hier in der Halle stand, den Leichnam bestattete und die Waffen über dem einfachen Grabsteine aufhing.

Als Musa, des Khalifen Statthalter in

Afrika, mit neuen Völkern bei Motril gelandet, Acuña stürmend eroberte und die Christen, die sich hierher geflüchtet, niedermetzeln ließ, wie der Schnitter die Saat, fand der weise Abul el Facir, der sich zu Musa begeben hatte, den treuen Knappen, der Gefahr um sich nicht achtend, auf dem Grabe seines Herrn. Die liebliche Gestalt des Trauernden rührte den weisen Mann, er hatte Mitleid mit seiner Jugend und bat den Feldherrn, als dieser sich nahte, das Leben des Jünglings zu schonen, der furchtlos den schreckbaren Heerführer der Mauren anstarrte.

Weß Grab ist das? Wer trug die noch mit Blut getränkten Waffen? fragte Musa, den gespaltenen Helm ergreifend.

Ein König! erwiederte der Knappe, sich von seinem Sitz erhebend. — Durchwühle sein Grab nicht, Fremdling, Du findest keine Schätze, nur die Verwesung. — Gönne dem Todten die Ruhe und laß seine Waffen unberührt, sie sind dem Unglück geweiht! Aber Musa, von diesen Worten gereizt, vielleicht auch begierig, den Helm eines Königs wie seine Krone auf seinem Haupte zu sehen, setzte den klaffenden Helm auf und ergriff das

blutgetränkte Schwert des unglücklichen Roderich.

Wehe Dir und Deinem Namen! Fluch dem, der diese Waffen berührt! rief der Knappe, drohend den Arm nach dem Mauren streckend; da befahl Musa in seinem Zorn, den Jüngling zu greifen und unter Martern sterben zu lassen. Der Jüngling lächelte bei diesem Befehl, zog einen verborgenen Dolch, stieß ihn in seine Brust, und das Blut quoll aus dem schönen Busen eines Weibes, denn der treue Knappe war ein Mädchen, das für Roderich in Liebe entbrannt war.

Der Khalif Valid ließ Musa kurz darauf erdrosseln, sein Sohn Abdalazin starb, von seinem Oheim getödtet, und so erfüllten sich die prophetischen Worte der Sterbenden. Schwert und Schild sind verloren, Niemand weiß, wer sich durch sie dem Unglück geweiht hat, nur der Helm ist geblieben; von dem Grabe findet man keine Spur mehr.

Wagte Keiner wieder den Helm auf sein Haupt zu setzen fragte jetzt Aben-Humeya.

Boabdil, so erzählt man, setzte ihn auf, als er von Ferdinand und Isabella nach Acuña verwiesen wurde. Da er die schöne Krone

zugeraunt, er drückte die Blume — wo möglich auf der nämlichen Stelle, wo ihr Mund sie berührt hatte — an seine Lippen; aber schnell, als hätte auch ihn ein Dorn gestochen, barg er sie unter sein Kleid, als er es hinter der Hecke rauschen hörte. Es war der Hausherr, der sich nahte, um ihn zu den Gästen zu führen.

„Ihr werdet dort manche schöne Frau und manche feine Jungfrau sehen," sagte er ihm auf dem Wege dahin „Straßburg hat, Gott sei's gedankt, dermalen, wie von jeher, keinen Mangel an preiswürdigen Schönheiten, auch mir hat der Herr auf diese Weise gesegnet, und" fuhr er mit wohlgefälligem Selbstvertrauen fort, ohne Rosens Lächeln über den etwas zweideutigen Segen des Herrn zu bemerken „und Ihr sollt mit der Wahl Eurer Nachbarin zufrieden sein. Sie soll Euch den Beweis führen, daß ich ein Kenner von Schönheit im Leben und in Effigie bin; denn meine Gemälde Sammlung besteht meist nur aus absonderlich schönen weiblichen Gestalten, jedoch Eure Nachbarin zur Linken übertrifft sie alle, die zur Rechten freilich? — I nun, wenn nur die Herzens Seite gut versorgt ist."

Unter diesem Gespräch, während welchem Rosen immer nur den stillen Wunsch gehegt hatte, daß die Stelze mit dem Schleier die gepriesene Nachbarin sein möge, waren sie bis in die Prunkzimmer gekommen, wo wirklich Rosens flüchtiger Blick manch schönes Gesicht fand, nur die zweideutige Rosenspenderin nicht. Nachdem er der Braut und dem Bräutigam und den vorzüglichsten Gliedern der Familie des Freiherrn vorgestellt war, und er den kaiserlichen General, den Grafen Ossa begrüßt hatte, der mit seinem

Granada's verloren hatte, wollte er wenigstens mit dem Helm eines Königs sein schwaches Haupt schmücken; auch ihm brachte der Helm das Glück nicht wieder.

Gieb ihn herunter! befahl Humeya dem Spanier, der lächelnd eine Lanze ergriff, den zerhackten herunter nahm und ihn mit dem stillen Wunsche, daß er auch dem Morikken unheilbringend werden möchte, Aben-Humeya reichte.

Während dieser den Helm und seine tiefen Spalten betrachtete, war das Weib, welches aufmerksam der Erzählung des Kastellans zugehört hatte, hinzugetreten. Thorheit, sagte eben Aben-Humeya und setzte den verrosteten Helm auf, Thorheit, wenn man an solche Dinge glaubt —

Gedenke Roderich's! unterbrach ihn die Alte mit ihrer kreischenden Stimme. Nimm den Helm von Deinem Haupte, König von Granada; er ist Dir unheilbringend!

Was will das alte Weib? wandte sich Aben-Humeya zornig, nahm jedoch, vielleicht unwillkührlich, den Helm ab. — Wer bist Du, die wie ein böses Gestirn feindlich mich anstarrt?

Eine Arme, Herr, die es gut mit Dir meint, erwiederte die Alte schmunzelnd, bin ein armes Zigeunerweib, und verdiene mir mein Brod, den Leuten nur Gutes verkündend.

Warum warntest Du mich?

Weil ich in der Erzählung dieses Christen den Fluch vernommen hatte, den auf dieser Stelle die Sterbende ausgesprochen hat.

Aben-Humeya befahl den Helm wieder über das Portal zu hängen, und ohne sich weiter um die Alte zu kümmern, entfernte er sich, jedoch Aben-Aboo, als er kurz darauf bei Estrella sich befand, gab dieser den Rath, die Wahrsagerin von Acuña zu entfernen, Estrella aber befolgte ihn nicht, denn die Alte stand in ihrem Dienst und wirkte zu ihrem Zweck.

12.

Aben-Humeya verließ am andern Tage Acuna, auch Aben-Aboo und die übrigen Anführer der Moriscken begaben sich in ihre Heimath, dort die nöthigen Anstalten zur

Vertheidigung zu treffen. Das noch vor wenigen Tagen so belebte Schloß schien jetzt verödet zu seyn, nur die beiden Frauen und die nöthige Besatzung waren dort zurückgeblieben. Aber schon nach einigen Tagen sollte auch diese vermindert werden, denn ein Bote brachte von Michael Roxas den Befehl, daß seine Gattin unter Bedeckung von 100 afrikanischen Bogenschützen zu ihm nach Urijar kommen sollte.

Dieser Befehl überraschte und erschreckte Zoa. Hast Du Deinen Vater von dem Vorfall mit Diego Aguazil unterrichtet? fragte sie Estrella. Fast sollte ich es glauben, da Du seit jenem unglücklichen Augenblick mich zu sprechen vermieden hast.

Nein! erwiederte Estrella. Ich hätte den Vater mit dieser Nachricht nur betrüben können.

Du scheinst mich zu verdammen? fuhr Zoa fort.

Ich fand meines Vaters Gattin in den Armen ihres Geliebten; was könnt' ich Anderes?

Estrella! sagte die Gekränkte, und in ihrem frommen Auge sprach sich Schmerz und

Unmuth aus. Kannst Du mich wirklich für schuldig halten, kannst Du glauben, ich könne meine Pflicht so vergessen? — Zwar liebst Du mich nicht und freust Dich vielleicht, mir wehe thun zu können, Du siehst nur mit Unmuth das arme andalusische Mädchen an der Hand Deines Vaters und vergissest, daß sie nur gezwungen sie empfing. Hast Du je geliebt, Estrella?

Geliebt? Erkläre Dich deutlicher über diese Frage. Meinst Du, mit Schwärmerei sich selbst täuschend, in dem Manne, den sich meine Laune, vielleicht meine Eitelkeit gewählt hat, einen Gott zu sehen? Nein, da habe ich nicht geliebt, und mein Herz wird auch wohl dieser Thorheit ewig verschlossen bleiben. Meinst Du aber, ob ich einem Manne meine Neigung geschenkt, der durch kühne, männliche That hoch über Tausenden steht, an dessen Hand ich mit stolzem Gefühl einherschreiten und sagen kann: Dieser Mann ist mein Geliebter, den Sieger in der Schlacht haben meine Reize besiegt! — ja, dann hat mein Herz gewählt, Aben-Aboo, er, der Edelste, Tapferste unsres Volkes ist der Mann meiner Wahl!

So wird das, was ich Dir sagen wollte, nur wenig Mitgefühl in Deiner Brust erwecken, sprach Zoa tief betrübt. Ich wollte Dir aus der Zeit meines Glücks erzählen, hoffte das mir verschlossene Herz zu öffnen, hoffte vergebens an Dir eine Freundin zu finden.

Rede, Mutter! sagte Estrella, diesmal von den innig gesprochenen Worten Zoa's ergriffen und sie zum ersten Male Mutter nennend. Ich will aufmerksam Dich anhören, will meine Theilnahme laut aussprechen, wenn ich Theilnahme fühle; aber sie heucheln kann ich nicht.

Du weißt, Estrella, begann die Gattin Roxas, daß ich von armen Eltern geboren bin. Ohne Kummer, denn das Drückende der Armuth fühlte ich nicht, verlebte ich die Tage meiner Kindheit, und meine ersten Thränen weinte ich an dem Grabe der Mutter. Mein Vater, sonst ein harter und strenger Mann, fand nur in mir, seinem einzigen Kinde, das ganze Glück seines Lebens, duldete meine kindischen Thorheiten und überließ mich ganz mir selbst. Zur Jungfrau herangewachsen, besorgte ich mit Lust unsere kleine Wirthschaft, wenn ich aber mit mei-

nen Ziegen von den Bergen hinab nach den grünenden Ufern des Xenils zog, die Laute im Arm im Schatten eines Rosenstrauchs sitzend, mich meinen Träumen überließ, da traten mancherlei Bilder vor mich, und eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem mir noch unbekannten Etwas ergriff mich, ich glaubte dann in jeder murmelnden Welle eine sanftklagende Stimme zu hören, in jedem Rauschen des Abendwindes ein leises Flüstern in den Zweigen über mir zu vernehmen, und jedes Blatt, das er in meinen Schoos warf, schien mir ein Bote aus dem Lande meiner Sehnsucht zu seyn, der mir von dem Fernen Kunde brächte.

In dieser Zeit stürzte eines Abends, als ich eben mit meiner Heerde heimwärts gezogen war, ein junges Mädchen in unsre in einer Felsschlucht verborgene Hütte. Ihr gebräuntes Gesicht, ihr blitzendes Auge, der kurze wollene Rock, das um die schwarzen Locken gewundene buntgestreifte Tuch sagten mir gleich, daß es den so häufig in unsern Bergen herumziehenden Zigeunern angehöre, wenn auch eine Harfe, die sie in der Hand hielt, mich ein Anderes hätte glauben lassen

sollen. Verbirg mich, ich bitte Dich um der heiligen Mutter Gottes willen, verbirg mich, sonst bin ich verloren! rief sie mir fast athemlos entgegen, und ohne nach Weiterem zu fragen, führte ich sie auf den kleinen Boden unsrer Hütte, wo noch Winterfutter für die Ziegen lag, brachte ihr Milch und Brod und kletterte auf einen vorspringenden Felsen, von wo man die Gegend unbemerkt übersehen konnte. Ich glaubte gewiß, ein Zug Bewaffneter müsse, sie verfolgend, die Höhe heraufkommen, und meine rege Phantasie malte sich schon Alles gar romantisch aus, aber ich erblickte Niemand, als meinen Vater, der mit einem Körbchen Feigen in der Hand nach Hause kam. Sogleich berichtete ich ihm, was indeß vorgefallen war, und er befragte nun das Mädchen nach dem, was sie hierher geführt habe. — So erfuhren wir denn, daß am Morgen während eines furchtbaren Wetters die Ihrigen, in einer einsam stehenden Kapelle Schutz gegen Regen suchend, dort sich zu trocknen, ein kleines Feuer angemacht hätten, als plötzlich Diener der gefürchteten Inquisition, sie gefangen zu nehmen, die Kapelle umstellt. Da sei sie mit ihrer Harfe

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18756/038

im Gewühl entsprungen, und, sich immer verfolgt glaubend, über Berg und Thal bis hierher gekommen.

Mein Vater, die heilige Hermandad nicht liebend, erlaubte ihr zu bleiben, bis sie Nachricht von den Ihrigen erhalte. Ein Jahr lebte das liebe Geschöpf in unsrer Mitte, bis das alte Zigeunerweib, ihre Mutter, das mir hierher gefolgt ist, sie auffand und mit sich nahm. Während dem Jahre lehrte sie mich die Harfe spielen und manchen lieblichen Gesang und weckte die Gabe der Dichtkunst in mir. Sie ließ mir bei ihrem Scheiden die Harfe zurück. Das Mädchen war jenseit des Meeres geboren, dort hatte sie ihren Geliebten zurücklassen müssen, dorthin richtete sie die Lieder ihrer Liebe. Durch sie wurde mir manches Bild, das sonst wie eine Nebelgestalt vor mir geschwebt hatte, erst klar, meine Sehnsucht, wenn auch ungestillt, erlangte das Ziel ihrer Wünsche, und was ich empfand, meine Träume wie mein Hoffen, sprachen sich nun in Tönen meiner Harfe, sprachen sich in meinen Liedern aus. Versammelte sich das Volk zu irgend einem Feste, so holte man mich auf stattlich geschmücktem

Maulthier aus meiner Hütte, und mein Gesang mußte das Fest verherrlichen. Mit jedem Tage, ich fühlte es selbst, wurde meine Stimme schmelzender, meine Worte glühender, meine Phantasie reger. Saß ich jetzt unter dem Rosenstrauch am Xenil, so wand ich mir Kränze von den wilden Rosen, flocht sie in mein Haar, und meine Brust hob sich sehnsuchtvoll. Jeder murmelnden Welle hätte ich gern eine Rose mitgegeben, sie dem Manne zu bringen, dessen Bild, von der Phantasie geschaffen, mein Herz sorgsam bewahrte. Ach, Estrella, das war die schöne Zeit paradiesischer Träume, wurden sie auch unterbrochen, waren sie schnell wieder herbeigezaubert; nur Frühling umgab mich, jeder Gruß des Tages, jeder Morgensonnenstrahl rief mich in ein neues Zauberland, jedes Abendroth war mir Bürge eines schönen Traumes. So lebte ich harrend und doch bangend, dacht' ich, daß der Traum sich verwirklichen könne; der Liebe lebend, und doch nur mit ängstlichem Beben nach ihrem Weihekuß mich sehnend.

Sie nahte mir, der Traum ward zur Wirklichkeit, Diego Aguazil stand vor mir.

Sohne, einem Rittmeiſter unter Johann von Werths Reiter Regiment, auch zugegen war, wurde zur Tafel gerufen, wo, in den Speiſeſaal eingetreten, der geſchäftige Hausherr nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als den Obriſten nach ſeinem Platze zu führen. „Meine Vorliebe für Euern Herzog und auch für Euch, werther Herr" raunte er ihm leiſe zu „hat mich die Wahl Eurer Nachbarin treffen laſſen, ſeht ſie als einen Beweis meiner Verehrung an, und laßt es Euch bei mir wohlſchmecken."

Schon ſetzte ſich ein Theil der anweſenden Gäſte, und ein junges Mädchen, nicht ausgezeichnet ſchön, aber lieblich, nahm den Platz zu ſeiner Rechten ein; aber immer fehlte noch die Schöne, die an ſeiner Linken ſitzen ſollte. Da trat die Stolze aus dem Gewühl hervor, ſchritt auf ihn zu, nahm mit kalter Höflichkeit ihren Platz, und erſuchte ihn, nun ein Gleiches zu thun.

Roſen folgte dieſer Einladung mit Freuden; aber das kalte, abgemeſſene Benehmen ſeiner Nachbarin mäßigte bald dieſe Freude und gab ihm das nöthige Gleichgewicht wieder. Er war verbindlich gegen ſie, doch zeichnete er ſie nicht vor ſeiner Nachbarin zur Rechten aus, vermied, ſo viel es ſich thun ließ, ohne eine Abſicht dabei zu verrathen, ihrem Blick zu begegnen und, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſpielte er den Unbefangenen meiſterhaft, war aber doch neugierig ihren Namen zu erfahren, und fand bald Gelegenheit dazu.

„Ihr liebt die Roſen, wie es ſcheint?" fragte ihn die Jungfrau, ein anderes gleichgültiges Geſpräch kurz abbrechend —

„Woher glaubt Ihr das?" erwiederte der Obriſt,

Wie ein Blitzstrahl dem irren Wanderer plötzlich die finstre Nacht erhellt, so sah ich klar, aber der Zauber war vorüber, denn ich hielt wirklich das Glück in meinen Armen, wand nun in seine Locken die Kränze der Rose, und das Murmeln der Wellen des Xenil war mir ein rauschender Hymnus unvergänglicher Liebe.

Der Tag der Trennung nahte, mit ihm mein finsteres Geschick. Das Lebewohl ist ein bitterer Kelch, dessen Trank tödten würde, träufelte nicht die Hoffnung ihre balsamischen Tropfen in den Becher, den wir leeren müssen. Mit der Stunde der Trennung war die Flur, war das Leben mir öde, mit der Stunde der Trennung brach mein Herz, welkten die Rosen; ihr Thau, mir sonst funkelnde Diamanten, waren Thränen, die Wellen zogen klagend an mir vorüber, und wie ein Verkünder des finstern Geschicks trat mein Vater zu mir, mein Paradies mit einem Worte zu zerstören. Michael Roxas, der reichste, angesehenste Mann der Alpujarras, wirbt um Dich! sprach er. Ich erbleichte, zitterte, doch er fuhr fort: Morgen nehmen die Gläubiger meine kleine Habe und ich bin

ein Bettler, nur Du kannst mich retten! — Ich warf mich ihm zu Füßen, bat, beschwor ihn. Es ist zu Deinem eignen Glück, entgegnete er mir; wäre es nur um das meinige zu thun, stürzte ich mich von jenem Felsen herab, es wäre mit mir vorbei, und Du könntest den Bund Deiner thörichten Liebe über des Vaters zerschmettertem Gebein feiern — so aber ist es zu Deinem Glück! — Der sonst so zärtliche Vater blieb unbeugsam: ihn vor Verzweiflung, mich vor seinem Fluche zu retten, mußte ich ihm Liebe und Glück opfern; ich ward Roxas Gattin.

Arme Zoa! rief Estrella unwillkührlich.

Ja, arm bin ich, das weiß Gott! fuhr sie fort, arm an jedem Erdenglück, und — doch laß mich davon schweigen, der Gedanke ist zu schmerzhaft, jetzt schon Allem entsagen zu müssen, doppelt schmerzhaft, da die Erinnerung so geschäftig, so grausam ist, mir jene Tage des Glücks im Wachen und in Träumen zurückzurufen.

Du sahest mich an der Feier meines Hochzeitfestes erbeben. Nicht der glühende Blick Aben-Humeya's, noch weniger der Anblick eines machtlosen Königs ließen mich zittern;

Diego stand hinter ihm. Nicht Aben-Humeya zu vermeiden, schloß ich mich auf meinem Zimmer ein, Aguazil wollte ich nicht sehen, und doch überraschte er mich. Unbegreiflich ist es mir, wie er in diesen abgesonderten Theil des Schlosses kommen konnte.

Estrella begriff es recht gut; sie selbst hatte, da sie Diego im Garten schleichen sah, die Pforte geöffnet, um sich zu überzeugen, ob er der Geliebte Zoa's sei. Zoa's Erzählungen hatte ihr Mitleid geweckt, und von diesem Tage an war sie weniger feindlich, oft theilnehmend gegen die Unglückliche gestimmt.

13.

Die Glocken tönten feierlich von den Thürmen Granada's, von den grauen Mauern der Alhambra herab donnerte das Geschütz und begrüßte Don Juan, der seinen feierlichen Einzug hielt. Der ein und zwanzigjährige Jüngling, von König Philipp an die Spitze des Heeres und der Verwaltung gesetzt, ritt mit mehr Ernst, als es seine Jahre erwarten ließen, durch die Straßen, wo die Chri-

Christen ihn als ihren Erretter, die Morisken aber mit banger Furcht begrüßten.

Feste folgten auf Feste, jeder der Großen suchte durch verschwenderische Pracht und durch Glanz sich dem Kaisersohne gefällig zu machen, und dünkte sich auch jeder der stolzen Granden höher, größer, als der Bastard Karls des Ersten, lag doch Philipps eiserner Scepter zu schwer auf ihnen, als daß sie nicht dem neu aufgehenden Sterne huldigen sollten. Doch Don Juan blieb sich beim Ringelrennen, beim Banket und Tanz, wie bei versammeltem Kriegsrathe gleich. Ganz das Ebenbild seines Vaters, sprach er wenig, hörte aufmerksam die Meinung eines Jeden an, der Entschluß gehörte aber ihm, und gemeiniglich entließ er die Versammlung, ohne sie mit diesem bekannt gemacht zu haben. Die Rüstung betrieb er mit äußerster Thätigkeit, ordnete Alles selbst an und stimmte weder der Meinung des Marquis von Mondejar bei, die Morisken durch Milde zu ihrer Pflicht zurückzubringen, noch der des Präsidenten Don Pedro de Deza, einen Verhesrungkrieg gegen das unglückliche Volk zu

führen; er wollte Beides, Milde und Strenge, selbst List gegen die Empörer versuchen.

Bei Aben-Aboo und Michael Roxas, diesen beiden mächtigen Häuptlingen, versuchte er es zuerst, sie durch glänzende Versprechungen auf die Seite des Königs zu ziehen. Er lud Beide ein, zu ihm nach Granada zu kommen, und versprach sicheres Geleit. Roxas schien nicht abgeneigt zu seyn, und mancher Bote wurde deshalb von ihm nach Granada gesandt; Aben-Aboo aber erklärte offen, für sich verlange er Nichts, könne er aber für seine unterdrückten Brüder ein besseres Loos erlangen, könne der Prinz ihm dafür Sicherheit geben, so wolle er willig die Waffen niederlegen und sich persönlich vor dem Prinzen stellen. Selbst Aben-Humeya gab Gelegenheit, daß man eine Unterhandlung mit ihm anknüpfen konnte. Sein Vater und Bruder lagen in Granada gefangen; von Kindespflicht getrieben, wandte er sich an den Prinzen mit der Bitte, sie gegen einige vornehme spanische Gefangene auszuwechseln. Don Juan schien anfangs darauf einzugehen, obgleich es wohl nie seine Absicht gewesen war, diese Geißeln aus der Hand zu geben; er be-

nutzte wahrscheinlich nur diese Gelegenheit, Aben-Humeya die vortheilhaftesten Bedingungen zu machen, wenn er sich dem Könige unterwerfe, und dieser, dem bloß an der Freiheit seines Vaters gelegen war, zeigte sich nicht abgeneigt, sich in nähere Unterhandlungen einzulassen. Aber Aben-Humeya, wie Roxas, verfehlten ihr Ziel; mehrere Briefe Roxas fielen in Aguazil's Hände, so wie einer, dessen Inhalt auf mancherlei Weise Aben-Humeya kompromittirte, von Aben-Aboo aufgefangen wurde. Don Juan allein hatte seinen Zweck erreicht und Mißtrauen und Argwohn unter die Anführer der Moriscken gestreut.

Während er sich nur mit den Kriegsrüstungen zur Unterdrückung der Empörung zu beschäftigen schien, hatte er doch ein anderes Ziel vor Augen, nach dem er im Stillen strebte, und wobei er, wie bei jedem seiner Pläne, sich von Niemand durchschauen ließ. Stets blieb er Herr seiner Leidenschaften, die er in gleichem Maße wie sein Vater zu bezähmen und zu verbergen verstand. Die schöne Isabella von Villafranca, des Commandanten der Alhambra Tochter, hatte ihm vom ersten Augenblicke an, da er sie sah, gefallen; ihre

nähere Bekanntschaft, die ihm leicht wurde, da er mit ihr im Palaste Karls des Ersten wohnte, entzückte ihn, und oft suchte und fand er Gelegenheit, sie in den weitläuftigen Gemächern des alten Schlosses der Alhambra allein zu sehen. Behutsam nahte er der Donna, nur vorsichtig und berechnet öffnete er ihr sein Herz, nur abgemessen sprach er von seiner Neigung. Isabella schien ihn jedoch nicht verstehen zu wollen, so daß er sich genöthigt fand, ihr eines Abends fast auf der nämlichen Stelle, wo Aben-Aboo sie überrascht hatte, unumwunden seine Liebe zu gestehen. Isabella hörte den Prinzen mit aller dem Bruder ihres Königs gebührenden Achtung an, schien sich dadurch geehrt zu fühlen, meinte aber, der Prinz stehe zu hoch, um die Tochter eines geringen Edelmanns, der keine weitern Vorzüge, als seinen Kriegsruhm, besäße, mit seiner Hand beglücken zu können. Jeder weitern Annäherung Don Juan's wich sie mit Anstand aus und entflammte so, sicher ohne es zu wollen, die Liebe des Prinzen immer mehr, der doch noch Gewalt genug über sich hatte, seine Leidenschaft vor Jedermann, außer ihr, zu verbergen. Aber Nichts führte

ihm das Mädchen näher, nicht Glanz, nicht äußere Vorzüge konnten ein Herz fesseln, in welchem schon das Bild eines Andern stand. Don Juan mußte Granada verlassen, ohne sich eines freundlichen Blickes von ihr rühmen zu können.

14.

Der Marquis von Mondejar war in dieser Zeit nach Madrid berufen worden; an seiner Stelle befehligten jetzt der Herzog von Sessa und der Marquis von Los Velez die Kriegsvölker, die sich auf 10000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter beliefen; beide standen jedoch unter dem Oberbefehl Don Juan d'Austria's. Der Herzog drang durch die Nevada, der Marquis von Murcia's Grenzen gegen die Alpujarras vor.

Nie war noch für die Moriscken die Gefahr größer gewesen, als in diesem Augenblick; deshalb versammelten sich auch alle ihre Anführer in Ujijar, dem gewöhnlichen Aufenthalte Michael Roxas. Es wurde hier allgemein beschlossen, sich mit dem größten Theile

der Bewaffneten in einen befestigten Ort zu werfen, während die übrigen, in kleine Haufen zerstreut, im Rücken der Feinde ihnen die Zufuhr abzuschneiden suchen sollten. Auch setzte es Michael Roxas durch seinen überwiegenden Einfluß selbst gegen des Königs Meinung durch, daß Urijar hierzu gewählt wurde, obgleich Aben-Humeya und die aus der Nevada und der Gegend von Malaga für Paterna stimmten, wohin sich auch Humeya am andern Tage begab.

Hier machten ihn Diego Aguazil, Gorri und Seniz darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, sich so ganz in die Hände Roxas zu geben und sich in eine diesem ganz ergebene Stadt einzuschließen. Aguazil, die aufgefangenen Briefe vorzeigend, versicherte Humeya, daß er gewisse Kunde habe, daß Roxas mit Don Juan unterhandle, den König und alle Anführer der Moriscken auf einen Punkt zu locken und sie dann sämmtlich den Händen der Spanier zu überliefern.

Aben-Humeya, nur zu willig dies glaubend, ließ sich leicht von Gorri, Melqui und den andern Anführern überreden, daß Roxas ein Verräther sei; nur Seniz vertheidigte ihn

öffentlich mit Wärme, insgeheim aber suchte er Humeya noch mehr gegen seinen Schwiegervater aufzubringen, wozu es nicht vieler Ueberredung bedurfte. Zu Roxas Verderben war Aben-Aboo den Andern nicht nach Paterna gefolgt, und Aben-Humeya schickte noch am nämlichen Tage einen Boten ab, der Roxas unter dem Vorwande erhaltener wichtiger Nachrichten nach Paterna entbot.

Roxas folgte, von seinen nächsten Verwandten begleitet, der Einladung. Als er sich Humeya's Wohnung nahte, sah er diesen zu seinem Empfange bereits unter dem Portale stehen; er stieg von seinem Rosse ab, ihn zu begrüßen. Doch wie erstaunte er, als dieser plötzlich einem Diener die Armbrust entriß und nach ihm zielte. Sein Schicksal ahnend, beugte Roxas sein Haupt, der Pfeil schwirrte glücklich über ihn hin, doch traf ihn statt dessen das Schwert eines herzuspringenden Türken; zu gleicher Zeit drangen von allen Seiten Bewaffnete aus den Häusern, und Roxas und seine Begleiter wurden ohne Erbarmen niedergesäbelt.

Bevor diese Freveltat in Urijar bekannt werden konnte, stand Aben-Humeya mit sei-

nicht ohne durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt zu sein, da er fürchtete, sie habe ihn im Garten belauscht.

„Ich schließe es blos aus Euerm Namen und aus dem Rosenblatt, das so eben aus Euerm Kleide fiel"

„Der Name könnte Euch täuschen" erwiederte er „obgleich Ihr wohl Recht habt, denn ich liebe die Rosen sehr und pflückte mir deshalb eine in dem Garten dieses Hauses, wo ich Euch sah. Ich konnte ja kein lieblicheres Bild von Euch mit mir nehmen, als diese Blume."

Die Jungfrau lächelte spöttisch „Der Vergleich ist alt und verbraucht und paßt für jedes jugendliche Gesicht" erwiederte sie.

„Ihr irrt!" lenkte Rosen schnell ein „Er paßt nur für wenige, nur für die, welche die zarte Farbe der Bescheidenheit, die leise Röthe der Jungfräulichkeit auf ihren Wangen tragen, nur für die, so schön sind, ohne es zu wissen, sanft, ohne mit ihren Dornen zu stechen — Da Ihr aber aus meinem Namen auf meine Neigungen geschlossen habt" lenkte er ein „so bitte ich, mir den Euren zu sagen, damit auch ich einen gleichen Schluß machen kann. Vorerst Euer Taufname? —"

„Margarethe!" erwiederte sie unbefangen.

„In Frankreich würde man Euren Namen auf Perlen oder auf eine Blume deuten, die man in Deutschland Tausendschön nennt. Da nun Perlen Thränen bedeuten, für die Ihr keine Veranlassung zu haben scheint, so sind' ich, und wohl auch Ihr selbst, das Letztere passender."

„Wie Ihr meint," erwiederte sie gleichgültig.

„Und Euer Familienname?" fragte Rosen weiter, ohne sich im Mindesten irren zu lassen.

nen Anhängern schon vor der Stadt, die Thore wurden ihm geöffnet, und er zog ein. Sogleich eilte Diego zu Zoa, die schon einige Zeit in dieser Stadt bei ihrem Gatten gewesen war, und alle Rücksichten vergessend, trat er in ihr Gemach und verkündete ihr ohne Schonung den Tod ihres Gatten, und auf welche Weise er geendet habe. Aber wie erstaunte er, als sie bei dieser Nachricht erbebte, weinte und ihn bat, sich sogleich zu entfernen. Hab' ich denn so sehr in Eurer Achtung verloren, Aguazil? sagte sie zürnend, als er zu gehorchen zögerte, daß Ihr mir den Tod meines Gatten als eine freudige Nachricht zu verkünden wagt? Kein Wort — ich bitte, ich beschwöre Euch, fuhr sie mit Hast fort als er zu reden beginnen wollte, ehrt meinen Schmerz und entfernt Euch jetzt, wenn wir nicht für immer getrennt seyn wollen! Staunend entfernte sich Diego.

Gleich darauf ließ Aben-Humeya die Wohnung Roxas mit Bewaffneten umstellen und mehrere von dessen Freunden gefangen nehmen. Er selbst aber verließ noch in der Nacht Urijar und ließ Aguazil als Befehlshaber dort zurück.

Dieser vermochte am Morgen der Versuchung nicht zu widerstehen, Zoa zu sehen; er ging zu ihr und fand sie nicht. Sie war verschwunden, und Niemand konnte ihm Kunde geben, wohin sie geflüchtet sei. Sein erster Gedanke war Acuña. Er eilte zu Aben-Humeya zurück, stellte ihm vor, wie nothwendig es sei, dieses feste Schloß in Besitz zu nehmen, und bestimmte ihn, ohne Aufschub dorthin zu ziehen, da vielleicht die Nachricht von Roxas Tode noch nicht bis dahin gedrungen sei. Ueberdies wäre es gefährlich, diesen festen Punkt in den Händen der entschlossenen Estrella zu lassen.

Aben-Humeya brach auf, nahm mit tausend Rohrschützen den Weg nach dem Meere zu, ließ die Bewaffneten hinter einer Olivenpflanzung am Fuße des Felsens zurück, auf dem Acuña lag, und ritt, fest überzeugt, die Nachricht von Roxas Tode sei noch nicht bis hierher gedrungen, nur von Wenigen begleitet den Berg hinauf.

Aber die Thore blieben ihm verschlossen. Den Mörder ihres Vaters würde sie nie in diesen Mauern aufnehmen, war die Antwort, die sie Aben-Humeya auf seine Aufforderung

gen gab, und als er Gewalt zu gebrauchen drohte, sauf'te statt fernerer Antwort die Kugel einer halben Karthaune über ihn, und seine Drohung zu erfüllen nicht stark genug, mußte er nach Paterna zurückkehren.

Aben-Aboo war bei der Nachricht von Roxas Tode tief erschüttert gewesen. Obgleich er Roxas in dem Verdachte gehabt, daß er wohl geneigt seyn könne, die gerechte Sache seiner Brüder zu verlassen, und obgleich er die Gewißheit hatte, daß er mit den Spaniern in Unterhandlungen gestanden, so ergriff ihn doch das treulose Benehmen Aben-Humeya's schmerzlich, denn hatte dieser Beweise gegen Roxas in Händen, warum ihn nicht als Verräther seines Vaterlandes vor Gericht stellen und ihn so der öffentlichen Rache Preis geben? — War er schuldig, dann hätte er selbst über den Vater Estrella's das Todesurtheil gesprochen.

Am andern Tage erhielt er einen Boten von Acuña, der ihn aufforderte, eilig dorthin zu kommen. Er hielt es für Pflicht, in solchem Augenblick die Unglückliche nicht zu verlassen, und da auch dieses Mal die Spanier an der Nevada vorübergegangen waren,

so konnte er es um desto eher wagen, sich einige Tage von seiner Heimath zu entfernen. Schon am andern Abend traf er in Acuña ein.

Wie ganz anders war heute sein Empfang, als vor wenigen Wochen! Niemand kam ihm entgegen, keine Lampen erleuchteten, keine Blumengewinde schmückten das dunkle Thor, still war es auf dem äußern Hofe, als sei mit Roxas alles Leben hier erstorben. Erst im innern Hofe kam ihm ein schwarz gekleideter Diener zum Empfange entgegen, bat ihn, zu folgen, und führte ihn in Estrella's Gemach. Hier mußte er einige Zeit verweilen; endlich öffnete sich die Thür, und Estrella trat ein.

Sei mir in dem Hause der Trauer gegrüßt, Aben-Aboo! sagte sie mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand. Komm, folge mir!

Er folgte, das Auge auf das bleiche Mädchen gerichtet, das im Trauergewande, bleich und entstellt, als sei sie selbst dem Grabe entstiegen, an seiner Seite ging. Wie schnell waren die Rosen ihrer Wangen gebleicht, wie schnell hatte das Unglück die Lebensfrische dieses üppig prangenden Mädchens zerstört. — Schweigend schritt er an ihrer Seite die

Wendeltreppe hinab, auch sie sprach kein Wort, und bald standen sie an der Pforte der Kapelle, die ein alter Diener öffnete. Ein schauervoller Anblick überraschte hier Aben-Aboo.

Eine vom Kreuzgewölbe herabhängende Ampel verbreitete ein nur mattes Licht über die schwarz ausgeschlagenen Wände der Kapelle, in deren Mitte ein einfacher Sarg stand, und deren Pforte sich schnell hinter ihnen schloß.

Du verwunderst Dich wohl, daß ich Dich hierher führe, wo der Gekreuzigte noch unentweiht auf dem Altare steht? begann jetzt Estrella. Wisse, Aboo, ich bin Christin! Das Joch, das uns drückt, nicht der Glaube an Mahomed macht mich zur bittern Feindin der Spanier, und so wie ich, dachte auch dieser! Indem sie dies sprach, warf sie den Deckel des Sarges zurück, und der Leichnam Michael Roxas, von hundert Schwertern zerfetzt, lag, in's Leichentuch gehüllt, vor ihm. Bei dem Sarge meines Vaters! rief sie, und ihr Auge flammte, bei den blutigen Wunden seines Hauptes, hier vor dem Bilde des Gekreuzigten fordre ich Dich auf zur Rache! —

15.

Als Aboo von Acuña zurückgekehrt war, traf er einen ihm bekannten Mann aus Granada, der von dem Herzog von Sessa abgeschickt war, wegen einer Unterredung mit ihm zu unterhandeln, die nur das Beste seines Volks betreffen sollte. Der stolze Moriske verweigerte, mit irgend Jemand zu unterhandeln, als dem Prinzen selbst, und um allen Verdacht geheimer Verbindungen mit den Spaniern zu vermeiden, benachrichtigte er Aben-Humeya und die übrigen Anführer davon und ließ sie wissen, daß, wenn ihm Don Juan sicheres Geleit zusage und ihm dafür gehörige Bürgen stelle, er gesonnen sei, das, was ihm der Prinz zu sagen habe, zu vernehmen.

Indessen drangen die Spanier immer tiefer in das Gebirge. — Diesmal durchzogen sie es nicht mit großer Eile, indem die Moriscken, jedes bedeutende Gefecht vermeidend, sich rechts und links in die Schluchten warfen, ihnen die Lebensmittel abschnitten und nun mit ihrer Habe in unangreifbaren Stellungen den Angriff abwarteten. Don Juan folgte

einem andern Plane. Er ließ jeden Ort, den er eingenommen, befestigen, und der ihm unhaltbar schien, zerstören, sorgte mit äußerster Strenge für den Unterhalt der Soldaten und suchte durch Versprechen und glänzende Anerbietungen die Anführer der Empörer zu gewinnen. Bei vielen gelang es ihm. Städte und Dörfer, welche die Moriſken verlassen mußten, schickten Abgesandte und unterwarfen sich, wenn auch nur zum Schein oder aus Noth gedrungen, dem Sieger. So schienen anfangs die Unternehmungen einen glänzenden Fortgang zu haben, besonders da unter den Häuptern der Moriſken Zwietracht die Kräfte zu zersplittern begann; bald aber wechselte das Glück, und den Empörern wurde in mehrern kleinen Scharmützeln der Sieg, auch stellte sich der in diesen Gebirgen gewöhnliche Feind der Spanier, der Hunger, wieder ein, da ihnen in diesen unwegsamen Gegenden Lebensmittel nur auf Maulthieren zugeführt werden konnten.

Der erste bedeutende Verlust, den die Spanier in dieser Zeit erlitten, war in der Gegend von Orguiva, das die Moriſken zu belagern drohten. Don Juan schickte 500 Mann

zur Verstärkung der Besatzung, sie wurden abgeschnitten und sämmtlich niedergehauen. Diese Scharte auszuwetzen, sandte er einen seiner angesehensten Hauptleute gegen Frigiliana. Aben-Humeya kam aber eiligst aus der Gegend von Almeria herbei, und die Spanier mußten sich mit bedeutendem Verlust zurückziehen. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer fühlbarer, täglich verließen eine Menge Ausreißer das Heer, und schon sandte Don Juan dem Marquis von los Velez den Befehl zum Rückzug, als der Großcomthur von Castilien, Requesens, mit einer Flotte an der Küste erschien. Er landete mit 2000 Mann bei Torro, vereinigte sich dann mit den von Frigiliana Zurückgeschlagenen, zog noch mehr Kriegsvölker an sich, und da er zugleich Lebensmittel in Menge mitbrachte, zogen die Völker von Malaga, Velez und Antequerra willig ihm zu, und sein Heer war bald so beträchtlich, daß er vor Frigiliana rücken konnte, das er, es koste was es wolle zu nehmen den Befehl erhielt. Dieser Punkt war den Spaniern wichtig, weil von hier aus die Moriscken das ganze Meeresufer von Malaga bis Almeria beunruhigten; der Prinz

legte

legte daher einen großen Werth auf diesen Punkt, aber die Moriſken, die Wichtigkeit des Poſtens gleichfalls kennend, ſetzten Alles zu ſeiner Vertheidigung in Bewegung. Aben-Humeya, wohl nicht die ſo baldige Rückkehr der Spanier vor dem Pegñon vermuthend, hatte die Beſatzung geſchwächt und rückte nun von der Seite von Almeria herbei, der Herzog von Seſſa aber trat ihm in den Weg, bot ihm ein Treffen an, das Aben-Humeya vermied, und verhinderte ihn ſo, nach Frigiliana Hülfe zu bringen. Da entſchloß ſich Aben-Aboo, die Sierra Nevada zu verlaſſen und mit 600 Armbruſt- und 400 Rohrſchützen den Verſuch zu wagen, Frigiliana zu erreichen. Unbekümmert, daß die Nevada, von Vertheidigern entblößt, eine leichte Beute der Feinde werden konnte, ſetzte er ſich in Marſch, ſchlich auf ungebahnten Wegen, durch Schluchten und über Felſen, dem Meere zu, und ſo gelang es ihm, die Nähe des Pegñons zu erreichen.

Frigiliana iſt ein offner, in einem fruchtbaren Thale unfern des Meeres gelegener Ort, der für ſich wenig zur Vertheidigung darbietet. Die Felsmaſſen aber, an deren

„Ich bin die Tochter des Hausherrn, des Freiherrn von Epp.“

„Margarethe von Epp? Margarethe von Epp!“ rief Rosen ſich vergeſſend aus, und ſo laut, daß die Nächſtſitzenden es hören mußten.

„Worüber ſtaunt Ihr ſo, habt Ihr Margarethe von Epp nicht in mir geſucht?“

„Nein Fräulein, dies iſt nicht der Grund, weshalb ich ſtaune“ erwiederte er gutmüthig lächelnd „Ein ganz ſonderbarer Irrthum iſt die Schuld!“

„Ich kann ihn faſt errathen, Ihr verwechſeltet meine Schweſter mit mir“ ſagte das Fräulein erröthend und ihr Geſicht ward noch ernſter.

„Kennt Ihr den ligiſtiſchen General Johann von Werth?“ fragte jetzt Rosen, ohne ihren Unmuth bemerken oder ihre Vermuthung b[illegible]ichtigen zu wollen.

„Ich kenne ihn!“

„Ihm dank'.ich viel; er hat mir Euern Namen zuerſt genannt.“

„Das iſt nicht ſchmeichelhaft für mich — Ich wünſche nicht, in der Erinnerung dieſes rohen, ungeſitteten Mannes zu ſein, der nur an die Spitze ſeiner Kroaten, nicht aber in den Kreis der Frauen gehört.“

„So habt Ihr eine große Probe Eurer Geduld und Sanftmuth gegeben“ fuhr Rosen fort „da Ihr ihn ſo lange um Euch gelitten habt.“

„Ich duldete ihn zu meiner Beluſtigung“ erwiederte ſie mit Heftigkeit.

„Fräulein!“ unterbrach ſie Rosen mit Unmuth „Ein wackrer Kriegsmann, wenn er auch häßlich iſt und im

Fuß der Ort ſich lehnt, und die gegen das Meer ſich ſchroff ſenken, bilden das berühmte Pegñon von Frigiliana. Nur mit Mühe kann man von der Seite von Malaga bis an die letzte Höhe gelangen, die eine ſo bedeutende Fläche hat, daß wohl 10,000 Menſchen dort Platz finden. Steile, unzugängliche Felſen umgeben ſie, und nur auf rauhen, ſich zwiſchen Klippen hindurch windenden Fußpfaden kann man hinauf gelangen.

Aben-Aboo's Herz ſchlug freudig, als er das Pegñon, von der Abendröthe vergoldet, erblickte; aber bald war ſeine Freude dahin, da er das ſpaniſche Heer rings umher gelagert ſah und den einzigen Weg, den er nehmen konnte, mit den ſchweren Reitern auf der Fläche bei dem Brunnen von Azebuchal beſetzt fand. Seinen Vorſatz aufzugeben und wieder heimwärts zu ziehen, erlaubte ihm ſein Stolz nicht, die Brüder dort oben zu retten, befahl ihm die Liebe zum Vaterlande; er beſchloß daher ein kühnes Wagſtück zu unternehmen und die Reiterei, den Kern der ſpaniſchen Macht, die abſichtlich, jede Hülfe von der Nevada zu verhindern, hier poſtirt war, zu überfallen und dort durchzubrechen.

Er verbarg seine Krieger hinter den Felsen und in den Schluchten, und wartete die Nacht ab; um Mitternacht verließ er sein Versteck und schlich heran. Es gelang den Vorangeschickten, die ausgestellten Posten zu überfallen und zu tödten; doch hatte dies nicht ganz ohne Geräusch geschehen können, denn das kleine Lager der Reiter war schon in Allarm, als die Morisken dem Brunnen sich nahten.

Es war kein Augenblick zu verlieren, die Kugeln, Bolzen und Pfeile trafen, Roß und Reiter niederwerfend, in die dichten Haufen der Spanier, zugleich drangen die Morisken mit wildem Geschrei auf die Ueberraschten, deren scheue Rosse nicht mehr ihren Reitern gehorchen wollten. Der Kampf ward ungleich, die Spanier, nicht in geschlossenen Gliedern fechtend, wichen der Uebermacht, Aben-Aboo drang vor und erreichte bald die Schlucht, in der er vor jedem Angriff der Reiterei sicher war.

Aber noch waren die Felsen zu erklimmen, auf deren Hochebene das Fußvolk der Spanier stand; auch konnte man vermuthen, daß der Feind, durch das Schießen aufgeschreckt, von allen Seiten herbei eilen würde, und deshalb

war keine Zeit zu verlieren. Nur mit wenigen, aber kräftigen Worten feuerte Aben-Aboo seine Krieger an, zeigte hinauf nach dem Pegñon, wo ihre Brüder sie sehnsuchtvoll erwarteten, und der Erste, klimmte er mit den Rohrschützen den Fußpfad hinauf, sein treuer Waffengefährte Gorri folgte mit den Armbrustbewaffneten. Heiß war der Kampf. Die 300 Spanier, die unter Johann de Cardenas hier aufgestellt waren, wehrten sich mit verzweifeltem Muthe, und nur der Angriff der Moriscken vom Pegñon herab entschied; Cardenas mußte in die Felsschluchten sich retten und den Wüthenden die die Höhe hinauf führenden Fußpfade frei lassen.

Nach vielen Beschwerden gelangte Aben-Aboo endlich auf den Pegñon. Es war ein herzzerreißender Anblick, als nun das Morgenlicht die Dämmerung durchbrach, und die Moriscken sich gegenseitig begrüßten. Greise, Weiber und Kinder kamen in Menge jubelnd Aben-Aboo entgegen, aber nur wenig streitbare Männer, und diese, mit Ausnahme von 100 Türken, die, vor einiger Zeit gelandet, von den Spaniern verfolgt, sich hierher ge-

flüchtet hatten, waren fast alle nur mit Schleudern bewaffnet; selbst an Lebensmitteln fehlte es.

Aben-Aboo sah mit Unmuth die wenigen Anstalten, die zur Vertheidigung dieses wichtigen Postens getroffen waren. Ohne die Ankunft der Seinigen hätten die Morisken nicht einen Tag länger einem ernstlichen Angriff der Spanier widerstehen können. Sein Mißtrauen gegen Aben-Humeya, das Seniz, Gorri und mehrere Anführer noch genährt hatten, ließ ihn glauben, dieser habe den Spaniern den Pegñon überliefern wollen. Doch durch diese niederschlagenden Gedanken nicht entmuthigt, traf er schnell alle zur Vertheidigung nöthigen Anstalten, und glücklich für ihn, daß er die Vorsorge getroffen hatte, auch die Armbrustschützen Pulver und Blei tragen zu lassen, denn auf dem Pegñon selbst traf er fast gar keinen Kriegsbedarf. Steine wurden nun an die Abhänge geschafft, sie auf die Stürmenden herabzurollen; die Greise und die Weiber erhielten diesen Posten. Die Rohrschützen stellte er hinter die nähern Felsen, während die Schleuderer und Armbrustschützen sich mehr vorwärts in einer tiefen Schlucht lagerten, wo sie die Feinde eher er-

reichen konnten. Felsstücke lagen überall bereit, die Spanier zu empfangen, die auf einer Höhe, dem Pegñon gegenüber, mit unsäglicher Mühe ein Geschütz angebracht hatten, mit dem sie die Morisken, jedoch ohne Erfolg, unablässig beschossen.

Schon am andern Tage begann der Angriff von der Seite von Malaga her. Don Pedro de Padilla führte hier ein neapolitanisches Regiment und 300 Soldaten der Galeeren zum Kampf. Der Angriff war heftig, wurde jedoch mit leichter Mühe zurückgeschlagen. Täglich ward er erneuert, und bald mußte Aben-Aboo den Seinen befehlen, sparsamer mit der Munition umzugehen, denn es begann selbst an Bolzen und Pfeilen zu mangeln, und die Spanier unterließen keinen Tag den Angriff.

Nachdem Verstärkungen im spanischen Lager angekommen waren, beschloß der Großcomthur, dessen Streitkraft auf 10,000 Mann angewachsen war, einen allgemeinen Angriff. Aboo konnte vom der Höhe herab die Vorbereitungen der Feinde genau beobachten und ahnete, was ihm bevorstand. Er versammelte deshalb alle waffenfähige Männer, hielt Mu-

sterung über sie und fand nur noch 1800, denn mehrere hundert hatten die Kugeln der Feinde getroffen, und diese übriggebliebenen waren schlecht bewaffnet; jeder Rohrschütze hatte nur noch zwei Schuß, jeder Armbrustschütze nicht viel Bolzen und Pfeile mehr. Da sah er ein, daß bei anhaltendem, ernstlichem Angriff des Feindes Vertheidigung unmöglich sei, und faßte nun einen kühnen Entschluß, den er nur den Anführern mittheilte, und dessen Ausführung er bis zum Augenblick der höchsten Gefahr verschob.

Sie nahte bald. Mit Sonnenaufgang rief Trompete und Trommel die Schaaren der Spanier zum Kampfe, und schnell rückten auch die Moriken auf die ihnen angewiesenen Posten; Greise, Weiber und Kinder rollten Felsstücke herbei, und jeder bereitete sich zum Kampfe auf Leben und Tod. Requesens, der bisher immer, und stets ohne Erfolg, von dem Brunnen Azebuchal aus den Angriff gerichtet hatte, weil er dies für die schwächste Seite des Pegñons hielt, war durch einen Ueberläufer benachrichtigt worden, daß die Ostseite, wo ein Fußpfad nach Almeria führt, der am leichtesten zu ersteigende, am

schwächsten befestigte Theil sei, und der Ueberläufer hatte sich ihn zu führen erboten. Dieser Moriske war jedoch mit Vorwissen Aben-Aboo's von Gorri unter dem Vorwande an den Großcomthur abgeschickt worden, um mit ihm in Gorri's Namen wegen der Uebergabe des Pegñons insgeheim zu unterhandeln; somit war der Ueberläufer selbst und durch ihn die Spanier getäuscht.

Requesens, der sich, dem Augenschein nach, von der Richtigkeit der Aussage dieses Mannes überzeugt hatte, beschloß nun den Hauptangriff von dieser Seite; auf der Nordseite bei dem Brunnen stellte er die Milizen aus den Städten auf, er selbst behielt den Kern seines Heeres bei sich. Drei Kanonenschüsse von der gegenüberliegenden Höhe gaben das Zeichen zum Angriff, den die Milizen zum Scheine begannen. Sie wurden mit einem Steinhagel empfangen, und die herabgerollten Felsstücke, die mit raschem, immer rascherem Sprunge von Fels zu Felsen rollten, rauschten drohend bald über sie hin, bald schmetterten sie ganze Reihen der Ihrigen nieder. Der Kampf war hier kurz; die Spanier zogen sich bald zurück.

Auf der Seite von Almeria aber ward das Gefecht heftiger. Don Juan hatte wiederholte Befehle gesandt, kein Blut zu schonen, und den Pegñon, selbst mit großen Aufopferungen, zu nehmen. Dieser Befehl war den Soldaten bekannt gemacht worden, Priester hatten ihnen am Morgen den Segen ertheilt, und jedem im Kampfe Fallenden das Paradies versprochen, Don Juan's Befehl hatte ihren Ehrgeiz gespornt, die Aussicht auf reiche Beute reizte ihre Habgier, und so wirkten alle Leidenschaften, sie zum rasenden Kampfe zu entflammen, aber sie fanden auch rasenden Widerstand. Anfangs waren es auch hier die herabgerollten Felsstücke, die Tod und Verderben in ihre Reihen brachten, dann zerschellten die aus starken Schleudern herabgeworfenen Steine ihre ehernen Schilder und verwundeten manchen im Kampfe ergrauten Krieger. Jetzt sauf'ten Bolzen und Pfeile hinter den Felsen hervor; wo die Pfeile trafen, waren sie tödtlich, denn sie waren meist vergiftet, und mit Vorsicht abgeschossen, verfehlten sie nur selten ihr Ziel. Jetzt begann aber auch das Feuer der spanischen Hakenschützen, die, in Schluchten

und Vertiefungen verſteckt, manchen Moriſken verwundeten, doch nur die Heranrückenden im Auge behaltend, kümmerten ſich dieſe wenig um ihr Feuer, und da das ſpaniſche Fußvolk unaufhaltſam vordrang, und jeder Widerſtand hier nutzlos geweſen wäre, zogen ſie ſich endlich von Klippe zu Klippe bis zu einem beſtimmten vortheilhaften Punkte zurück.

Mit beiſpielloſem Muthe erklimmten die Spanier die ſteilen Felſen, der Rücken des Einen ward dem Andern zur Leiter; ſo ſchwangen ſie ſich, den Tod vor Augen, der ihnen aus ſchroffem Abgrunde entgegen gähnte, der ihnen aus dem ſichern Rohr der Schützen entgegen blitzte, immer höher und höher, bis ſie jetzt eine kleine Ebene erreicht hatten, wo ſie ſich unter Pfeil- und Kugelregen ſammeln konnten. Aber ehe ihnen dies gelang, ſtürzten auf ein verabredetes Zeichen die Moriſken, Aben-Aboo an der Spitze, aus Schluchten und hinter Felſen hervor; den Säbel in der Fauſt, eilten die Türken voran, bei deren Anblick die überraſchten Spanier ſtutzten. Unaufhaltſam drang Aboo nun vorwärts, durchbrach ihre kaum geordneten

Reihen, und ein furchtbarer Kampf entstand. Dicht gedrängt, Mann an Mann, standen die Kämpfenden auf engem Raume in wildem Gewühl, die Moriſken ſteile Höhen, die Spanier ſchroffe Klippen und tiefe Abgründe hinter ſich, den Tod überall. Endlich unterlagen die Spanier der Uebermacht und der Verzweiflung, 300 fanden auf dem Platze den Tod, eben ſo viele auf der Flucht. — Ihre letzten Kugeln, die letzten Pfeile ſandten die Moriſken ihnen nach und zogen ſich dann wieder in ihre feſte Stellung auf den Pegñon zurück. Hier ordneten ſie ſich ſchnell, als ſie ſahen, daß Requeſens andere Völker zum Angriff anrücken ließ, riefen den Greiſen, Weibern und Kindern ein ſchmerzliches Lebewohl zu und ſtürzten ſich durch die Schluchten der Nordſeite auf die bei dem Brunnen ſtehenden Milizen von Malaga und Velez, durchbrachen ihre Reihen, jagten die wenige Reiterei, die ſich ihnen entgegen warf, bald in die Flucht und erreichten glücklich den Fuß des Gebirges.

Während dem hatte Requeſens, dieſe kühne That nicht ahnend, den Sturm von neuem beginnen laſſen. Liſt fürchtend, da die Spa-

Feldlager das Courtoisiren verlernt hat, verdient doch nicht solch beißenden Spott; ein Mann, der für Fürsten, Glauben und Ehre sein Leben willig opfert, verdient nicht solch schimpfliche Aeußerung, die den schönen Mund des schönsten Mädchens entstellt."

„Verzeiht Herr!" sagte sie verlegen „Verzeiht ein unüberlegtes Wort, das meiner fröhlichen Laune entschlüpfte — Ueberdies lieb' ich die Kriegsleute nicht, jedes Zartgefühl, jede Achtung für Frauen geht in dem wilden Leben unter —"

„Fräulein!" nahm Rosen das Wort, sein Blick traf das dunkelbaue Auge des Mädchens, das seelenvoll auf ihm ruhte und sein Herz erbeben ließ. „Fräulein, ein edles Weib vermag auch dem rohesten Mann Achtung einzuflößen, wenn sie Achtung verdient. Es liegt ein Zauber in Euerm Geschlechte, mit dem es auch den Rohesten außer seinem Kreise gebannt hält; zerstört aber Eitelkeit oder Gefallsucht den magischen Kreis, wer sollte dann den Mann in seinen Schranken zurückhalten?"

„Ei, ei! So wie ich sehe, Obrist Rosen, habt Ihr wenigstens im Feldlager weise Sittensprüche nicht verlernt" unterbrach sie ihn scherzend, und der seelenvolle Blick war schon lange wieder zum ernsten geworden „Sie bringen Euch aber heute um manches schmackhafte Gericht und hindern Euch, den Becher so oft zu leeren, wie Ihr wohl solltet. Trinkt ihn bis zum letzten Tropfen aus und erlaubt, daß ich ihn mit Muskat fülle und Ihr werdet sehen, daß ich Süßeres zu geben weiß, als Ihr!" Dies sagend füllte sie den Becher, wandte sich dann nach de

nier jetzt gar keinen Widerstand fanden, klimmten sie nur vorsichtig die Felsen unter Trompetenschmettern hinauf, das aber bald verstummte, da der Großcomthur die Meldung erhielt, ein großer Theil der Moriſken habe sich auf der Straße nach Orgiva durchgeschlagen. Schnell sandte er seine ganze Reiterei ihnen nach, aber in einzelnen Haufen sich auf Wegen zurückziehend, die der Reiterei unzugänglich waren, gelangte Aben-Aboo mit 1700 streitbaren Männern nach Valor, wo sich eben Aben-Humeya befand.

Die Spanier hatten sich indessen in den Besitz des Pegñons gesetzt und unermessene Beute dort gefunden; jedoch behandelte Requesens die gefangenen Greise, Weiber und Kinder menschlich, nur die verwundeten Männer, die Aboo nicht folgen konnten, wurden während des Sturmes von den Eindringenden niedergemacht.

16.

So sehr auch der Verlust dieses wichtigen Postens Aben-Humeya schmerzen mußte, so

empfing er doch Aben-Aboo mit Auszeichnung und freute sich, noch so viel tapfere Krieger gerettet zu sehen. Jedoch schon bei der ersten Unterredung brach Aboo's Unmuth aus, und er überhäufte den Moriskenkönig mit Vorwürfen, die dieser wohl nicht ganz verdiente. Aben-Humeya, zu stolz, sich zu rechtfertigen, sprach als Fürst zu seinem Untergebenen, und Beide trennten sich gegen einander erbittert.

Leicht hätte es Diego Aguazil, der auch Aboo's Freund war, gelingen können, eine Versöhnung herbeizuführen, denn er, in des Königs Geheimnisse eingeweiht, war gewiß im Stande, ihn zu rechtfertigen, aber er haßte in diesem Augenblick Aben-Humeya mehr, als es Aben-Aboo that, er haßte ihn und hatte seinen Untergang geschworen. Das plötzliche Verschwinden Zoa's konnte nur mit Bewilligung des Königs geschehen seyn, und manches Wort, mancher Blick, dessen er sich nun erinnerte, weckten den Verdacht in ihm, die Geliebte sei in der Gewalt des Königs. Nachforschungen vermehrten seinen Argwohn, und er hatte jetzt die feste Ueberzeugung gefaßt, Aben-Humeya, sein Freund, habe ihn

hintergangen und ihm das Glück seines Lebens geraubt. Er fachte daher die Flamme der Zwietracht an, statt sie zu löschen, und vermehrte durch einige hingeworfene Worte den Argwohn Aboo's, daß der König für sich mit den Spaniern unterhandle.

Schon am andern Tage verließ Aben-Aboo mit den Seinigen Valor, und da er einen Streifzug in das Thal von Granada machen sollte, gab ihm Aben-Humeya die 500 Türken mit, die ihm von Algier zu Hülfe gesendet waren. Gern entledigte er sich ihrer, da er sie nicht liebte und stets befürchtete, daß sie sich von einem der ehrgeizigen Anführer der Moriſken, ihn zu ermorden, werben lassen könnten. Gorri folgte Aben-Aboo, und auch Seniz stieß bald mit seinen Monfi's zu ihm.

Ehe aber noch Aben-Aboo seinen Zug in die Vega von Granada beginnen konnte, kam ein begüterter Mann aus dieser Stadt zu ihm und brachte ihm ein Schreiben Don Juan's, der das Heer verlassen und wieder nach Granada zurückgekehrt war. In diesem Schreiben forderte ihn der Prinz auf, sich zu ihm zu begeben, versprach ihm hierzu sicheres Geleit und den Grafen von Tendilla und

drei der angesehensten Bürger der Stadt nach Mecina de Bonvaron zur Sicherheit als Bürgen bis zu seiner Rückkehr zu schicken.

Aboo berieth sich mit seinen Freunden, und alle, festes Vertrauen in seine Treue setzend, waren der Meinung, daß er die Vorschläge des Prinzen wenigstens anhören müsse, am eifrigsten stimmte Seniz dafür. Aboo antwortete hierauf dem Prinzen, daß er sich, sobald die Bürgen in Bonvaron eingetroffen wären, sogleich auf den Weg nach Granada machen würde. Aben-Humeya wurde trotz gegenseitiger Erbitterung von ihm hiervon unterrichtet. Nach einigen Tagen kam der Graf von Tendilla und die drei Bürgen in Bonvaron an, und gleich darauf bestieg Aboo sein Roß und ritt nach Granada.

Schauerlich war es ihm, als er dort einzog und auf dem Thore den Schädel des edlen Bermudez aufgesteckt sah, und mancherlei Erinnerungen schwebten an ihm vorüber, freundlich und grausig. Schneller klopfte sein Herz, als er den Thürmen der Alhambra sich näherte, doch ritt er dort nicht ein, stieg in einer Herberge ab und ließ den Kommandanten der Alhambra, den alten Villafranca,

seine Ankunft und den Zweck seines Hierseins wissen.

Der Tag verging, Niemand kümmerte sich um ihn, der Morgen dämmerte, und er erhielt keine Botschaft, weder von Villafranca, noch von dem Prinzen, nur bemerkte er, daß er, die Straßen der Stadt und die Vorhöfe des Schlosses durchreitend, beobachtet wurde. Endlich, als es zu dämmern begann, kam ein spanischer Offizier mit dem Ersuchen, ihm zum Prinzen zu folgen. Aben-Aboo's Stolz fühlte sich durch die Art, wie er sich Don Juan vorstellen sollte, gekränkt, er durchschaute die Absicht bald, weshalb man seiner Unterredung mit dem Prinzen jedes Feierliche benehmen wollte, und folgte mit Unmuth dem Spanier nach der Alhambra, der ihn nicht einmal durch das große Portal, sondern durch eine Seitenpforte in das Schloß führte, wo er in einem Vorzimmer seine Waffen ablegen und sich durchsuchen lassen mußte, ob er versteckte Waffen bei sich trüge. In einem daran stoßenden Kabinet ließ man ihn die Ankunft Don Juan's erwarten.

Der 21jährige Bruder des ernsten Philipp erschien bald, die Flügelthüren schlossen sich, und

und Niemand folgte ihm. Sein ernstes Auge überflog den Moriken, dann nickte er ein wenig mit dem Haupte, statt Gruß, und Aben-Aboo erwiederte diese Begrüßung nach spanischer, nicht nach morgenländischer Sitte, jedoch auch auf stolze Weise.

Ich habe Euch hierher beschieden, Diego Lopez (dies war Aboo's christlicher Name), weil ich Euch für einen der angesehensten und gebildetsten Männer der Alpujarras halte, redete ihn Don Juan an. Ihr seid früher als ein ehrenwerther Mann in Granada bekannt gewesen, und ich will trotz Eures spätern Benehmens glauben, daß Ihr in Eurer Brust noch jetzt ein guter Christ und ein treuer Unterthan König Philipps, meines gnädigen Herrn, seid.

Durchlaucht! nahm Aboo rasch das Wort, ich bin ein Christ und wäre sicher noch König Philipps treuer Unterthan, wäre er mir und meinem Volke ein milder Regent gewesen; so aber, unter dem Druck einer despotischen Regierung, ausgeschlossen von allen Ehrenämtern, verachtet von den Spaniern, drückte das Joch zu schwer, um nicht zu versuchen, es abzuschütteln. Die sanfte, duldsame Reli-

gion des Kreuzes wurde uns mit Feuer und Schwert gepredigt, und in den Flammen, die von den Scheiterhaufen der Auto da Fé's emporwirbelten, flammte die Lehre Mahomed's in den Herzen der Unterdrückten von Neuem auf. Fern von diesem Schauplatz der Erniedrigung habt Ihr, mein Prinz, in Madrid und Aranjuez das Elend nicht gesehen, sonst hätte Euer Herz geblutet, wenn es dem Herzen Eures großen Vaters gleicht. — Stellt uns den übrigen Unterthanen Eures Königs gleich, und wir kehren willig zu unserer Pflicht zurück.

Ihr seid ein Abkömmling der alten Könige von Granada? fragte Don Juan, die feurige Rede des muthigen Mannes absichtlich unterbrechen wollend.

Ja, Herr! In jenem Palaste, der wie ein mächtiger Riese trotz Erdbeben und Blitzeszucken unerschütterlich und majestätisch neben diesem steht, herrschten meine Vorfahren Jahrhunderte. — Don Juan! Sohn Kaiser Karls! rief er jetzt begeistert. Ihr steht jetzt feindlich mir und meinen Brüdern gegenüber, und doch wünsche ich Euch nicht, daß einst Eure Enkel vor Eurem Palaste zu Madrid

als Sklaven stehen und den Wechsel menschlichen Glücks beweinen mögen. — O es ist ein schmerzliches, alles Lebensglück zermalmendes Gefühl, so tief von glänzender Höhe gesunken zu seyn!

Und was wünschet Ihr und die Andern, daß für Euch geschehen möge? unterbrach Don Juan von neuem Aben-Aboo.

Wenig, Herr! — Nur Gerechtigkeit! erwiederte er.

Die soll Euch werden. Legt die Waffen nieder, unterwerft Euch der Gnade des Königs, und mein Wort sei Euch Bürge, daß Euch Gnade und Gerechtigkeit werden soll. —

Gnade? — Gerechtigkeit? fiel dem Prinzen Aben-Aboo mit Heftigkeit in die Rede. Kennt man sie in Madrid? — Und Euer Wort soll mir Bürge seyn, meint Ihr? Gnädiger Herr! Ist denn Euer Wort am Hofe Don Philipp's so mächtig, daß Ihr gewiß seid, der König werde es achten? — O mein Prinz, wäre Euer Wort wirklich so mächtig in Madrid, würde Euer königlicher Bruder es bald für immer verstummen lassen.

Eine dunkle Röthe überflog Don Juan's Gesicht, doch verließen ihn sein Gleichmuth,

seine Kälte, sein ernster Stolz nicht. Und fürchtet Ihr nicht, daß meine Krieger Euch unterjochen, daß die Ketten dann noch drückender werden, als sie schon sind? sprach er, ohne das Vorige weiter zu berühren.

Herr! zieht Euer fürstlicher, edler Sinn nicht Tod der Sklaverei vor? Auch wir denken so. Und was haben wir auch zu verlieren? Hab' und Gut nahmen uns die Spanier, unsre Ehre traten sie mit Füßen, den Glauben unsrer Väter mußten wir abschwören, sonst lodert der Scheiterhaufen: was blieb uns, als ein elendes Leben? Nehmt es uns, Ihr werdet nicht reich von dieser Beute, wir nicht arm. Wer nur das Leben zu verlieren hat, Herr, setzt es freudig ein, wenn so viel dabei zu gewinnen ist.

Zum ersten Mal umzog ein wohlwollendes Lächeln Don Juan's Mund. Ich wünschte Euch, wenn auch nur Euch vom Verderben zu retten. —

Ich stehe und falle mit meinem Volke! fiel Aboo mit Hast Don Juan in die Rede.

Nicht Alle unter Eurem Volke gleichen Euch, Diego Lopez, es giebt Verräther unter Euch —

Gott möge sie verdammen! rief der Zürnende, seine Rechte gen Himmel streckend.

Verräther, fuhr Don Juan fort, die so hoch stehen, daß jeder Verrath sie nur niedriger stellen könnte.

Aboo sah bei diesen Worten nachdenkend vor sich nieder, er gedachte Aben-Humeya's, und ein kühner Entschluß entwickelte sich in ihm. Der Prinz deutete sein Schweigen anders. Ich will Euch wohl! Vertraut mir; was Ihr verlort, soll Euch vergütet werden, ein ehrenvoller Platz in dem Heere soll dem muthigen Nachkömmling der Könige Granada's werden. Der König wird Euch mit Ländereien belehnen und Euren Namen den ältesten Geschlechtern Altspaniens gleichsetzen. Stellt Euch an die Spitze der Wohlgesinnten, überredet Euer Volk, die Waffen niederzulegen, und der König wird Euch herrlich belohnen.

Bin ich denn in Euren Augen so tief gesunken, durchlauchtiger Herr, daß Ihr glauben könnt, Ehrenstellen und Gut ständen höher bei mir, als Ehre, Pflicht und Vaterland? erwiederte Aben-Aboo, und das Gefühl seines Werthes flammte aus seinem

jungen Grafen Oſſa und bekümmerte ſich, mit dieſem angelegentlich ſprechend, nicht weiter um Roſen.

So vergingen die Stunden des Mahles in ſteter Fehde. Faſt dünkte es Roſen, Johann von Werths Trinkſpruch: Krieg den Frauen! ſei auch der Seinige geworden. Margarethe blieb kalt, faſt abſtoßend, nur hier und da glaubte Roſen, einen Funken Gefühl und Herzlichkeit durchblitzen zu ſehen, und ſogar wähnte er zuweilen, er belauſche einen freundlichen Blick; doch der Vorſichtige ſchrieb dieſe Bemerkung auf Rechnung ſeiner Eitelkeit und zürnte mit ſich, daß, wenn ihn auch das kalte ſpöttiſche Betragen abſtieß, ein einziges Wort dieſer Circe, ihn wieder mit ihr verſöhnen, ihm Hoffnung geben konnte. So verſtrich der größte Theil des Mittagmahles. Schon war der Nachtiſch aufgetragen und Roſen war entweder mit ſeiner ſchönen Nachbarin noch immer in Streit begriffen oder ſie ſchienen ſich gar nicht zu beachten. Jetzt aber, als ein Körbchen mit Feigen und Apfelſinen herumgeboten wurde, nahm Roſen eine der goldenen Früchte. „Ihr ſcheint dieſer Frucht beſonders gewogen zu ſein“ ſagte er, das lange Schweigen brechend „denn ihre Blüthe windet ſich duftend durch Euer Haar; wie ich die Roſe, ſcheint Ihr die Orange zu lieben.“

„Ihr habt es errathen,“ erwiederte Margarethe. „Dieſen Baum möchte ich mir zum Sinnbild des Lebens wählen: Frucht und Blüthe trägt er zugleich und ſo ward ihm ein ewiger, unvergänglicher Frühling; in ſeinem Vaterland ſchüttelt der Herbſt nie ganz ſeine Blätter, nie läßt ihn der Winter erſtarren, und nimmt ihm das freundliche Leben; die goldnen Früchte prangen ſtets glühend

Blicke. Hofft von mir zum Verderben meines Volkes Nichts, zu seinem Heil Alles. Behandelt uns menschlich, gebt uns gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen des Königs, verbannt die Inquisition aus unsern Bergen, und ich bin der Erste, der sein Knie beugt, ein treuer Unterthan seinem Könige, doch nicht sein Sklav zu seyn.

Don Juan, ohne Etwas zu erwiedern, gab ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen, und man konnte deutlich sehen, daß er ein wohlwollendes Lächeln vergebens zu unterdrücken suchte. Aben-Aboo verstand den Wink und verneigte sich. An der Thür wandte er sich jedoch plötzlich. Es gehe Euch wohl, Herr, denn Ihr meint es gut mit uns! rief er mit Wärme, dann verließ er das Gemach.

Als er in das Vorzimmer trat, wurde der Offizier, der ihn aus seiner Herberge abgeholt hatte, zu dem Prinzen gerufen, Aboo mußte warten; doch bald kam er zurück. Geht, wohin es Euch beliebt, sagte er, Aboo sein Schwert wiedergebend, es bedarf keiner weitern Begleitung. Aboo entfernte sich.

17.

Bald ſtand er in dem innern Hofe der Alhambra, blickte traurig nach dem alten Schloſſe, die düſtre Ahnung ſtieg in ihm auf, daß er zum letzten Male den Palaſt ſeiner Vorfahren ſehen würde, und eine unausſprechliche Sehnſucht zog ihn hin. War es der trübe Gedanke, der ihn ergriff, war es die Erinnerung, es zog ihn hin, obgleich eine innere Stimme ihm zurief, die Burg zu verlaſſen, ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen und der Sierra Nevada zuzujagen. Aber was iſt die ſo oft täuſchende Warnungſtimme unſers Innern gegen die allgewaltige Sehnſucht, die den freien Willen bindet und den Menſchen unwiderſtehlich fortreißt? — Aboo folgte ihr, und bald ſtand er in dem Hofe der Alberca, bald an dem Löwenbrunnen; aber nicht ſeine Kühle, nicht die ſchöne Beleuchtung des Mondlichtes hielten ihn hier feſt, er mußte fort, ſeiner Beſtimmung entgegen, denn nach dem Saale der Schweſtern zog es ihn hin. — Er trat mit einem Herzen voll Hoffnung ein, ſie trog ihn. Nicht Lindarara, nicht Zoraide, nicht *ſie* fand er, wie an jenem glücklichen

Abende, hier; der Mond senkte seine bleichen Strahlen auf das leere Polster und erleuchtete nicht ihr Himmelsantlitz. — Aboo, den Blick auf die Stelle geheftet, wo sie an jenem Abende saß, überließ sich seinen Träumen. Ist es wirklich die Leidenschaft der Liebe, die mich hierher zog? rief er plötzlich; ist es Isabella von Villafranca, deren liebliches Bild allein glühend in meinem Herzen steht? — Und Estrella? — Nein! Nein! rief er, sich vergessend, Isabella allein ist das Ziel meines Strebens, sie, nur sie! —

Da öffnete sich die Thür, und — die Hoffnung hatte ihn nicht betrogen — Isabella trat ein und blieb bei seinem Anblick verwundert, erschrocken, zweifelhaft, ob sie bleiben, ob sie fliehen sollte, am Eingange stehen, aber Aboo, seiner Sinne kaum mächtig, stürzte auf sie zu, erfaßte ihre Hand und sank vor ihr nieder. Verweilt, flieht mich nicht! rief er. Es ist ja vielleicht der letzte glückliche Augenblick meines Lebens! — Und wäre es der letzte, so will ich ihn auch gierig genießen, will des Lebens höchste Wonne empfinden, aussprechen, was mir klar ward und mich allein noch glücklich macht.

Ich liebe Euch, Isabella, mit aller Gluth der Leidenschaft, Euch will ich mir erkämpfen, für Euch, für mein Vaterland will ich sterben!

Steht auf, Diego! bat sie bebend, wenn man uns noch einmal überraschte.

Dann wäre mir der Tod gewiß und wäre mir süß, denn ich stürbe dann zu Euren Füßen.

Und Euer Vaterland? fragte sie besonnen.

Ihr habt Recht! rief er aufspringend. Für mein Vaterland, für Euch muß ich noch leben und darf nur dann das Leben einsetzen, wo ich Euch, wo ich das Vaterland retten kann. Darum fort von hier, hinaus in meine Berge! — Lebt wohl! Sie reichte ihm schweigend die Hand. — Hinaus in meine Berge? murmelte er vor sich hin — hinaus, ohne ein süßes Wort, ein Liebeswort von Euren Lippen vernommen zu haben? — Nein! Nein! — O sprecht es aus, Isabella, gebt mir den Trost, gebt mir den Himmel mit einem einzigen Worte!

Er zog sie sanft an sich und schlang seinen Arm um ihren zarten Leib. Sprich, Mädchen, daß Du mich liebst, sprich es aus! rief er, sie heftiger an sich pressend, und ein leises:

Mein Geliebter! rang ſich aus ihrer Bruſt hervor, und Herz an Herz, Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe wurde der Bund unzertrennlicher Liebe geſchloſſen.

Aber nicht der Mondſtrahl allein war Zeuge, es ſtand noch ein anderer Zeuge des Bundes nicht fern von ihnen, ein Zeuge, deſſen ernſtes: Entfernt Euch, Fräulein! die Liebenden aus ihrem ſüßen Wonnetraum feindlich aufſchreckte. Iſabella erblickte den Mahner zuerſt, ſchrie auf und ſtürzte aus dem Gemach, Aboo aber zog raſch das Schwert.

Wahnſinniger! ſagte Don Juan, denn er war es, der die Liebenden überraſcht hatte. Willſt Du ſie, willſt Du Dich unglücklich machen? Stecke Dein Schwert in die Scheide und verlaß die Alhambra und Granada ſchnell, daß mein Zorn Dich nicht ereile.

Aboo, von der Ruhe Don Juan's betroffen, der nicht die Hand zu ſeiner Vertheidigung rührte, hatte langſam das Schwert in die Scheide fallen laſſen, doch dem gebietenden Worte des Prinzen zu gehorchen und zu gehen, dazu konnte ſich ſein Stolz nicht entſchließen; je finſterer der Blick Don Juan's wurde, deſto ſtolzer blieb er ihm gegenüber ſtehen. In

Don Juan's Antlitz sah man deutlich mächtige Leidenschaft gegen seinen Edelsinn kämpfen — doch das Edle siegte. Geht, Diego Lopez, sagte er jetzt fast freundlich; es würde mir aus mancherlei Gründen schwer werden, Euch und sie verderben zu müssen. Spart Euren unzeitigen Muth bis zum Tage der Schlacht, wo wir uns gegenüber stehen werden, jetzt bedarf es ja nur eines Wortes von mir, Ihr seid gefangen und es steht dann nicht mehr in meiner Macht, Euch zu retten. Er wollte sich entfernen, Aboo hielt ihn jedoch zurück. Prinz! sprach er, und Ton und Blick waren Bürge seines tiefen Gefühls, nie werd' ich diesen Augenblick vergessen, denn er versöhnt mich wenigstens mit einem Spanier! — Gott sei stets mit Euch, sobald Ihr nicht feindlich uns gegenüber steht. Lebt wohl! Er stürzte hinaus, dachte nicht mehr an den Palast seiner Väter, sagte ihm kein Lebewohl, dachte nur an sie — schwang sich auf sein Roß und jagte noch in der Nacht hin nach den schneebedeckten Bergen der Nevada.

18.

Während er in der schönen Mondnacht durch die reizende Vega der Sierra zuritt, waren seine Gedanken nur bei der Geliebten, und nur an sie denkend, mit ihr in eine herrliche Zukunft schwebend, durchflog er auf seinem flüchtigen Rosse das grünende Thal. Als er jedoch die heimathlichen Berge erreicht hatte, den steilen Felspfad hinauf ritt, den sein triefendes Roß nur keuchend erklimmte, als ihn zum Morgengruß der laute Anruf eines hinter den Felsen hervorspringenden Moriscken begrüßte, war der bunte Traum glücklicher Zukunft verschwunden, ernst und finster stand die Gegenwart vor ihm. Schweig, Herz! sprach er vor sich hin, als er die Höhe hinabritt und der anbrechende Tag ihm die verlassenen Wohnungen zeigte, schweig, Du hast kein Recht mehr an mir! — Wer gegen eine Riesenmacht, wer gegen ein feindliches Schicksal zu kämpfen hat, dem darf Liebe nur ein vorübergehender freundlicher Sonnenblick, kein milder Strahl seyn, ihn zu erwärmen. Ich gehöre dem Vaterlande und nur dem Vaterlande an; was soll meinem Herzen

die Spanierin! — Und doch! — ruhte sie nicht an meiner Brust, entlockte ich ihr nicht das Geständniß der Liebe? Arme Unglückliche! — Aber fort, fort, hin, wo meine Brüder seufzen und darben, kämpfen und sterben, da wiegt ein gebrochenes Herz nur wenig in der Schale unendlichen Jammers. Er sprengte den steilen Fußpfad hinab, und beim Anblick seiner Vaterstadt erinnerte er sich der Worte Don Juan's, als er ihn vor Verräthern warnte, die so hoch ständen, daß sie nur durch Verrath sinken könnten; er gedachte Aben-Humeya's und ward tief betrübt. Wär' es möglich, so rief er in seinem Unmuth, daß ein Mann, den sein Volk zum Herrscher wählte, zum Verräther herabsinken könnte? — Nein, nein! Humeya ist zu edel zu solcher That.

Aber dieser Zuruf stillte nicht Zweifel und Verdacht, und traurig, nur an sein unglückliches Vaterland denkend, kehrte er nach Mecina de Bonvaron zurück, wo Gorri und Seniz und mehrere andere Anführer ihn mit Ungeduld erwarteten. Er theilte ihnen Alles mit, was er mit dem Prinzen gesprochen, nur seinen Argwohn nicht.

Ahnete es mir doch, sagte Seniz, daß die Einladung Don Juan's hinterlistig war; Zwietracht wollen die Spanier unter uns streuen, sie schmeicheln dem Einzelnen, versprechen ihm goldene Berge, um die Uebrigen desto leichter zu zermalmen.

Ja wohl, meinte Aboo, Zwietracht war von jeher der bitterste Feind der Mauren, sie war der Krebsschaden, der den edlen Stamm zernagte; behüte uns Gott vor ihr!

Indem er dies sagte, sprengte ein Reiter heran und brachte ihm ein Schreiben Humeya's. Er erbrach es, erbleichte, durchlas es noch einmal, und glühende Röthe überflog sein Antlitz, dann befahl er dem Boten, sich zu entfernen. Auf das dringende Ersuchen Seniz, ihnen den Inhalt des Briefes mitzutheilen, erwiederte er anfangs Nichts, ging sinnend im Gemache auf und ab und schien über den Inhalt des Briefes nachzudenken.

Meine Freunde! redete er endlich die Versammelten an, lange habe ich mit mir gekämpft, ob ich Euch meine Sorgen, ob ich Euch den Inhalt dieses Briefes mittheilen soll; aber es ist mir Pflicht, und so sei's. Manche Zweifel an der Treue des Königs

ſind ſeit einiger Zeit in mir aufgeſtiegen, ich habe ſie in mir verſchloſſen, denn ich konnte mir nicht denken, daß der Sproß eines alten Königsgeſchlechts ſo tief ſinken und Verräther an ſeinem Volke werden könne; ſelbſt dem Verdachte, den mir Don Juan gegen ihn einzuflößen ſuchte, habe ich in meiner Bruſt keinen Raum gegeben, aber dieſer Brief giebt mir die traurige Gewißheit, daß mein Verdacht gegründet war; — hört und urtheilt ſelbſt. Er entfaltete ihn und las:

Aben-Aboo! Du wirſt die 500 Türken, die ich Dir zugegeben habe, ſogleich nach Mecina de Bonvaron führen, ſie dort einzeln einquartieren, und ſobald Diego Aguazil mit 200 Mann bei Dir eingetroffen iſt, ſie mit ſeiner Hülfe entwaffnen und niederhauen laſſen, wozu Du die nöthige Mannſchaft wirſt heran ziehen. Sobald dies geſchehen, laß Diego Aguazil erdroſſeln; ich nährte in ihm eine Schlange in meinem Buſen, und er iſt mein bitterſter Feind. Sollte Seniz noch bei Dir ſeyn, ſo vertraue ihm Nichts; er iſt ein Freund der Türken, die mir nach dem Leben und der Herrſchaft

zwischen seinem dunkeln Laub, und wenn Ihr die eine brecht, entblättert sich schnell die Blüthe, um einer neuen Frucht Platz zu machen."

Rosen lächelte —

„Ihr scheint meine Meinung nicht zu theilen?" fuhr das Fräulein fort.

„Nicht ganz!" erwiederte der Kriegsmann. „Duftend ist die Blüthe, prangend die Frucht, aber oft, o wie bitter das Innere — Wünschtet Ihr Euer Leben eben so, gnügte Euch das Aeußere, gnügte Euch die Schönheit des Mannes, wenn die goldene Schaale nur einen bittern Kern verbürge?"

„Ihr fallt schon wieder in den Prediger Ton," unterbrach ihn Margarethe „jedem leicht hingeworfenen Worte gebt Ihr eine ernste Deutung."

„Bei Euch, ja!"

„Und warum eben bei mir?" fragte sie schnell.

„Solltet Ihr Euch diese Frage nicht selbst beantworten können?" erwiederte er, der Antwort ausweichend.

„Ich glaube kaum —"

„So erlaubt, daß ich die Antwort bis auf eine Zeit spare, wo ich Euch näher kennen und offener mit Euch reden darf."

„Wird diese Zeit je kommen?" fragte sie halb ernst, halb spöttisch.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht!" sagte er gleichgültig, und da die Tafel eben aufgehoben wurde, verbeugte er sich kalt, und schien sich weiter nicht um sie zu bekümmern.

„Nun?" fragte der überglückliche Vater „Seid Ihr

trachten. Thue, was ich Dir befohlen, Du stehst mit Deinem Kopfe dafür.

Staunend blickten die Führer einander an. Ja, meine Freunde, brach Aben-Aboo das Schweigen, so ist es; die Fünfhundert, die uns zu Hülfe aus Afrika herüber kamen, die so tapfer an unsrer Seite fochten, soll ich niedersäbeln, meinen Freund erdrosseln lassen? Darf sich ein edler Maure zu solcher entehrenden Handlung hingeben?

Frage vielmehr, nahm Gorri das Wort, darf ein Mann, wie Aben-Humeya, noch länger unser Herrscher seyn? Nieder mit ihm!

Nicht zu rasch, meine Freunde! bat Aboo, Ihr seht, hier steht noch Einer, der Eure Meinung nicht zu theilen scheint, Seniz schweigt.

Ich theilte ihre Meinung, sagte dieser nach kurzem Sinnen, nieder mit Aben-Humeya! Ich selbst mit meinen Monsi's will die That vollbringen. — Ich bring' Euch sein Haupt —

Thu' nicht, was er will! raunte Gorri schnell Aboo zu, dann sagte er laut: Vereint müssen wir handeln, nicht einer allein. Wir Alle müssen Theil an der Rettung des Vater-

lan-

landes nehmen. — Auch ist meine Meinung, die Anführer der Türken von der Sache zu unterrichten.

Blut darf dabei nicht fließen, fiel ihm Aboo schnell in die Rede, nur wenn es sein muß, versöhne sein Blut das Vaterland. Ja, ich gestehe es Euch, meine Freunde, säh' ich nicht in diesem Befehl die augenscheinliche Absicht, unsrer besten Kräfte uns zu berauben und uns hülflos den Spaniern zu überliefern, gedächt' ich nicht des Pegñons von Frigiliana, wo Aben-Humeya Alles gethan hat, diesen wichtigen Posten den Feinden in die Hände zu spielen, gedächt' ich nicht Don Juan's Worte und der aufgefangenen Briefe, nie stimmte ich mit Euch, den König zu stürzen, denn ich fürchte den Engel der Vergeltung, und ein gekröntes Haupt muß Jedem heilig sein. Aber das Wohl unsres Volkes fordert's, da mag der strafende Engel über uns kommen!

Hoscein, der Anführer der Türken und Berberen, trat jetzt ein, man theilte ihm den Inhalt des Briefes mit; der Türke schäumte vor Wuth und verlangte noch heute zur Ausführung der Rache aufzubrechen.

Man willigte in sein Gesuch, und noch am Abend zogen die Verschwornen mit ihren Getreuen aus und nahmen den Weg nach Andarax, wo sich in dieser Zeit Aben-Humeya aufhielt.

Der Weg führte sie am andern Tage nur eine Stunde an Acuña vorüber. Seniz wollte Aben-Aboo bereden, mit ihm dorthin zu reiten, um Estrella von ihrem Plan zu unterrichten, Aboo schlug es aber ab und blieb zurück. Seniz jedoch, der durch diese Botschaft Estrella zu erfreuen hoffte, machte sich auf den Weg. Als aber der Zug in einem kleinen Dorfe unsern des Meeres Sieste hielt, und Aboo in einem ärmlichen Zimmer, statt zu schlummern, sich seinen finstern Gedanken überließ, trat Estrella bei ihm ein.

Heil Dir, König von Granada! rief sie ihm entgegen und reichte ihm ihre Schwanenhand, Heil und Dank Dir, daß Du eiltest, Michael Roxas und mich zu rächen! Du weißt, welcher Lohn Dir wird, verdiene ihn redlich.

Aboo war von Estrella's Eintreten überrascht und ihre Worte verwundeten ihn mehr, als sie ihn erfreuten, denn ihren Vater und

sie zu rächen hätte er sich sicher nicht gegen seinen König verschworen. Zwar stand sein Wille fest, Isabella zu entsagen, aber es war nicht Liebe mehr die er für Estrella fühlte, es war Pflicht, wohl auch Dankbarkeit, die ihn zu ihr hinzog.

Du begrüßtest mich als König, Estrella, sagte er, nachdem er sie freundlich willkommen geheißen hatte. Der König der Alpuxarras lebt! wohl ihm, wenn er sich gegen sein Volk rechtfertigen kann.

Aboo! unterbrach ihn das Mädchen, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und ihr Flammenauge schaute ihn listig an, hätte denn Andalusiens Krone keinen Reiz für Dich, wäre der Ehrgeiz Deinem Herzen so fremd, und wüßtest Du nicht, daß Du dem Vaterlande nur mit aller Kraft nützen kannst, wenn Dich das Diadem schmückt? So thöricht bist Du nicht, daß Du lieber gehorchen, als herrschen wolltest. — Und hätte die Krone auch keinen Werth für Dich, so sieh den Preis, den sie Dir erringt, und —

Der Preis ist zu schön und zu edel, um ihn durch unedle That erkaufen zu wollen, fiel er ihr mit Hast in die Rede.

Aben-Humeya ſieht vielleicht heute zum letzten Male die Sonne untergehen, fuhr ſie fort, und ihr Arm glitt von ſeinem Nacken herab, das Diadem des Herrſchers von Granada ſinkt von ſeinem Haupte, und welcher edle Maure trüg' es dann mit größerem Rechte, als Du? Aber ſie wählen nicht immer den Würdigſten, Freunde ſind oft falſch, nur der Eigennutz kettet ſie feſt. Desbalb bringe ich Dir ein Maultbier, mit den Schätzen meines Vaters beladen, theile mit vollen Händen das Gold aus und erkaufe Dir damit hauptſächlich Seniz Stimme, der Dein Feind iſt.

Ich danke Dir, Eſtrella! erwiederte Aboo. Ich bedarf Deines Goldes nicht. Den Thron der Alpuxarren muß ich der Liebe des Volks, nicht Deines Vaters Schätzen verdanken. —

Stolzer! unterbrach ihn Eſtrella, und ihr Auge blickte feurig auf ihn, bedarfſt Du ihrer nicht, ſo macht Dein Verweigern Dich mir nur noch werther, bedarfſt Du ihrer aber, ſo werde ich für Dich handeln. Du beurtheilſt die Menſchen nach Dir, fuhr ſie, da Aboo ſchwieg, freundlich fort, täuſcheſt Dich und wirſt getäuſcht. Gorri, Aguazil, Hoscein ſind Deine Freunde, Seniz haßt Dich, denn

der Thor wagt es, mich zu lieben, und die Eifersucht treibt ihn, Dich zu verderben; wer mit ihm verbunden ist, und alle Monsi's, diese schlauen, furchtbaren Räuber, sind Deine Feinde, und Du weißt, was sie vermögen, was sie zu wagen im Stande sind. Gewinne sie durch Gold, oder fürchte selbst auf Granada's Thron ihre Dolche. — Du lächelst, Du glaubst, ich täusche mich, Du vertraust immer noch Seniz? — O Aboo! Eifersucht ist eine Furie der Hölle — ich glaube, auch mich könnte sie erfassen, denn so heiß ich Dich liebe, so wäre doch, von Dir verschmäht, mir keine Rache blutig genug. — Nicht, daß das von unsern Vätern geknüpfte Band mir ein Recht auf Dein Herz giebt, nein, Aboo, wie können Väter über unsere Herzen gebieten? Aber Du schwurst mir Liebe, ich lag in Deinem Arm, an Deiner Brust, duldete Deinen Kuß, und so bin ich die Deine, Du der Meine, und nur der Tod kann uns trennen. — Trennte uns das Leben, setzte sie ernst hinzu, würde es zum Tod! Jetzt lebe wohl, ich gehe, für Dich zu handeln.

19.

Es war eine ſtürmiſche Nacht, in der die Verſchwornen gegen Andarax rückten. Hatte irgend Jemand Aben-Humeya von dem Beſchluß der Häuptlinge unterrichtet, oder war es Ahnung ſeines Schickſals, die ihn beſtimmt hatte, mehr Mannſchaft nach Andarax zu ziehen und ſein Haus mit 200 Bewaffneten zu umſtellen? Trotz dieſer Anordnungen kamen Aben-Aboo, Diego Aguazil und Seniz, unter dem Vorwande, dem Könige wichtige Nachrichten zu bringen, ungehindert durch das Thor, Gorri und die Türken folgten, die Wachen wurden entwaffnet, und ſo drangen die Verſchwornen bis zu ſeiner Wohnung. Die hier ausgeſtellten Poſten, die angeſehenen Hauptleute kennend, hatten keinen Verdacht und ließen ſie ein.

Sie fanden Aben-Humeya, durch den Lärm, den der Ueberfall verurſacht hatte, aus dem Schlafe geweckt, im Begriff, ſich zu bewaffnen. Daran verhindert, wurde er ſogleich feſtgenommen, gebunden, und Aboo, der ihm ſein Mitleid nicht verſagen konnte, verſprach ihm das Leben zu laſſen, wenn er

offen seine Verhältnisse mit den Spaniern gestünde.

Er läugnete, je mit den Spaniern in irgend einer Verbindung gestanden, je mit ihnen einer andern Sache wegen Briefe gewechselt zu haben, als die, so seinen Vater und Bruder betroffen hätten. Ueber den hülflosen Zustand des Pegñons von Frigiliana entschuldigte er sich mit dem Unternehmen gegen Almeria, wozu er alle Streitkräfte und Hülfsmittel hätte gebrauchen müssen. Den Befehl, die Türken und Berberen zu ermorden, läugnete er gänzlich und schwor den furchtbarsten Eid, daß er den Brief nicht geschrieben, noch ihn habe schreiben lassen. Aber alle seine Entschuldigungen und sein Läugnen halfen ihm für den Augenblick Nichts, er wurde in ein festes Haus gebracht und der Aufsicht des Aguazil und des Diego de Roras, des Bruders des Ermordeten, übergeben, jedoch ward ihm auf Aben-Aboo's ernste Vorstellungen gestattet, sich morgen vor den Häuptlingen aller Parteien wegen der ihm gemachten Beschuldigungen zu rechtfertigen. Als er abgeführt war, nahm Aboo Aguazil bei Seite. Ew'ge Feindschaft Dir, wagst Du Hand an

Deinen König zu legen! — Ich würde dann Humeya's Rächer seyn, raunte er ihm zu. Aguazil lächelte zweideutig, erwiederte Nichts und folgte dem gefangenen Könige.

Hatte man die Absicht gehabt, Aben-Humeya das Leben zu lassen, so konnte man ihn in keine gefährlicheren Hände geben, als in die der beiden Diego's. Sie und Estrella hatten allein den Sturz des unglücklichen Schattenkönigs herbeigeführt, der wohl bei Frigiliana gefehlt haben konnte, nie aber zum Verräther an seinem Volke geworden war, noch den Befehl zur Ermordung der Türken gegeben hatte. Diego Aguazil hatte nämlich einen ehemaligen Schreiber Aben-Humeya's gewonnen, dieser mußte den Brief an Aboo schreiben, da er des Königs Unterschrift täuschend nachzumachen verstand; so hatte Diego den edlen Aboo vermocht, unwissend eine Ungerechtigkeit zu begehen. Die Erfindung dieses Planes gehörte Estrella, die mit Humeya's Tod zwei sehnliche Wünsche erreicht sah, den der Rache und den, ihren Geliebten mit dem Purpur bekleidet zu sehen. Das Letztere zu erreichen, war sie in der

Stille den Verschwornen nach Andarax gefolgt und erhielt sogleich Nachricht von dem, was in der Versammlung vorging. Als sie sich trennte, entbot sie ihren Oheim zu sich und drohte ihm, das Geheimniß zu verrathen, wenn er und Aguazil nicht am andern Tage, wo hoffentlich Aben-Humeya nicht mehr unter den Lebenden seyn würde, Aben-Aboo ihre Stimmen geben würden. Seniz ließ sie zu sich kommen und versuchte, ihn durch Gold zu gewinnen; der Räuber verläugnete aber diesmal sein Handwerk und blieb anfangs unbeugsam; doch verlockten ihn endlich die Schmeichelworte des schönen Mädchens. Nach reiflichem Nachdenken fand er, daß es wohl am klügsten sei, den Wunsch Estrella's zu erfüllen, da er fürchten mußte, daß Aboo trotz ihm zum Könige gewählt werden, und er dann ihn zum Feinde, Estrella aber für immer verloren haben würde. Er versprach, Aboo seine Stimme zu geben, denn der Moriske, wie der König, standen seiner Rache gleich erreichbar, verweigerte jedoch das ihm von Estrella gebotene Gold, da er alles nur für sie thue. Diese zweifelte nun keinen Augenblick mehr, morgen ihren Geliebten als König

mit meiner Wahl, seid Ihr mit Eurer Nachbarin zufrieden?"

„Wie könnte ich anders?" erwiederte Obriſt Roſen verbindlich.

„Laßt Euch nicht von ihrem abſtoßenden Weſen irre machen, es iſt ſo ihre Art Seit ſie in die große Welt getreten iſt, hat man mit Recht ihre Schönheit ſo viel beſprochen und beſungen, daß ſie ihren Werth hat erkennen lernen müſſen. Hunderte haben ſchon um ſie gefreit, aber keiner kann ſich auch der kleinſten, wohlerlaubten Gunſt rühmen. Wie eine Königin ſteht ſie unter Männern und nimmt ihre Huldigungen als wohlverdiente Opfer an. Es ſoll mich wundern, wenn der Eine kommen wird, der die Sprödе beſiegt."

„Wohl nie!" entſchlüpfte Roſen.

„Ei, ei! Warum nicht gar! Wie könntet Ihr glauben, daß um ſolch liebliche Blume ſich nicht Tauſende bewerben würden?"

„Bewerben wohl, aber erringen?" lenkte der Kriegsmann ein.

„Erringen? — Ja, Ihr habt wohl nicht ganz Unrecht!" fuhr der Vater fort „Es gehört Viel dazu! Aber kommt mit mir, damit ich Euch meine Gemälde zeigen kann, ehe es zu dämmern beginnt, und urtheilt dann ſelbſt, ob Ihr Eins der vielen Frauenbilder ſchöner finden könnt, als meine Tochter. Kommt, werther Herr!" Während er Roſen in ſeine kleine Gemälde-Gallerie führte, zog ſich Margarethe Epp aus dem Gewühl auf ihr einſames Stübchen zurück.

ausrufen zu hören und dann bald an seiner Seite den wandelbaren Thron Granada's zu besteigen.

Während die stolze Jungfrau am Ziele ihrer Wünsche zu seyn glaubte, trat Diego Aguazil in den Kerker Aben-Humeya's. Der kühne, kräftige, seiner Unschuld gegen sein Volk sich bewußte Mann stand, wie ein Missethäter, die Hände auf den Rücken an einen Pfeiler gebunden, seinem ehemaligen Freunde gegenüber, dem einzigen, gegen den er gefehlt zu haben sich bewußt war. Ich komme, Aben-Humeya, nahm Diego das Wort, Dir Freiheit oder Tod zu bringen. Ich weiß, Du bist unschuldig an den Verbrechen, deren man Dich zeiht. Ich selbst nährte den Argwohn gegen Dich in Aboo's Brust, ich ließ den Brief schreiben, worin das Niedermetzeln der Türken befohlen wurde, ich allein habe Dich in's Verderben gestürzt, denn Du hast mich treulos hintergangen. Dem Freunde öffnete ich mein Herz, theilte ihm meinen Schmerz, meine Liebe zu Roxas Gattin mit, nahm Theil an der ungerechten That, den edlen Mann zu morden, und da ich meine Hand ausstrecke, den Preis zu empfangen, da ich

glaube, endlich das Weib meiner Liebe an mein Herz drücken zu können, hat sie der Freund hinterlistig geraubt. —

Das hab' ich, unterbrach ihn Humeya und hab' ich mir auch oft Vorwürfe deshalb gemacht, so freue ich mich doch jetzt der That, da Du so schändlich an mir gehandelt hast. Dein Blick verkündet mir den Tod, fuhr er bitter lachend fort, als Diego mit wilder Wuth ihn anstarrte, ich erwarte ihn gefaßt; habe ich ihm doch im Gefecht für mein Volk so oft Trotz geboten, warum sollt' ich ihn jetzt fürchten? — Zieh nur Deinen Dolch, stoß ihn in die Brust, an der Du so oft als Freund geruht hast, doch nehm' ich einen Trost mit mir, auch dorthin begleitet mich Zoa.

Wo ist sie? fuhr Diego auf.

Wähnst Du, Humeya, wie ein Opferthier an einen Pfeiler gebunden, würde sich von Dir entmuthigen und sich ein Geheimniß abtrotzen lassen, das mit ihm zu Grabe gehen soll? Da irrst Du, Aguazil. Durchbohre meine Brust und dann jage von Süd nach Nord, von Ost nach West, suche sie in allen Höhlen, in allen Schluchten, in meinen Häusern wie auf den Spitzen der Pegüons, Du

wirſt ſie nicht finden. Nur ein Weſen außer mir kannte den Ort, wo ſie weilt, und dieſes eine iſt ſo feſt gebunden, wie ich.

Triumphire nicht, ſtolzer Schattenkönig! rief Diego entrüſtet, ich werde ſie finden, und dränge kein Sonnenſtrahl, kein Mondlicht nach dem Orte, wo Deine Wolluſt ſie verwahrt hat. — Dieſer Bolzen fliegt durch Dein Hirn, rief er, die Armbruſt ergreifend, und auf flüchtigem Roß eile ich fort, ſie zu ſuchen.

Eile nur, eile nur! rief Humeya höhniſch lächelnd. — Geſtern aß ſie den letzten Biſſen, den ich ihr ließ, und ihr Krug iſt ſicherlich leer. Bringt ihr Humeya nicht Speiſe und Trank, ſo werden Deine Küſſe ſie nicht ſtärken, nicht zum Leben zurückrufen, denn der Diener, der ihr die Nahrung brachte und ihr auch geſtern bringen wollte, ſtürzte mit ſeinem Maulthiere in den Abgrund und zerſchmetterte den Schädel an einer Klippe. Eile nur und ſuche ſie, ausgedorrt wie eine Mumie wirſt Du ſie finden, bleich und erſtarrt. — Sanfter wird mir der Tod im Schwirren Deines Bolzens naben, als ihr der Hungertod, er, der ſo langſam und doch ſo gierig nagt. — Suche nur, Diego! —

Aguazil spannte ruhig die Armbrust, wählte einen Bolzen, der ihn der schwerste dünkte, legte ihn darauf, untersuchte mit anscheinender Ruhe, ob Alles in gehöriger Ordnung sei, dann legte er an, zielte, und während des Zielens sagte er: Nenne mir Zoa's Aufenthalt, oder ich drücke ab!

Drück' ab, so ist es mit mir vorbei! rief Aben-Humeya ihm zu und sah unverwandt auf die Richtung des Bolzens, der ihm das Hirn zerschmettern sollte.

Diego drückte nicht ab, schleuderte unmuthig die Armbrust weg und war unentschlossen, was er thun sollte. Endlich trat er Humeya näher. Nennst Du mir Zoa's Aufenthalt, sprach er, so löse ich Deine Bande und Du bist frei. —

Humeya schüttelte verächtlich lächelnd den Kopf.

Du traust meinen Worten nicht? fuhr Aguazil fort. Nun wohl! Ich löse Deine Bande, frei führst Du mich, jedoch unter sicherer Bedeckung, nach dem Orte, wo Du sie verborgen hast.

Ich führte Dich hin, und ruhte sie in

Deinen Armen, wär' es ja immer noch Zeit, mir den Schädel spalten zu lassen. — Nein!

Du sollst frei seyn — Dein Wort, Zoa mir auszuliefern, gnügt mir. — Schwörst Du, sie mir zu übergeben?

Ich soll frei seyn? erwiederte Humeya, das heißt, Du willst meine Bande lösen, mir ein Roß geben, daß ich hinjagen kann, wohin ich will? — Kannst Du mich aus diesem Kerker auf den Thron der Alpuxarren zurückführen, kannst Du meine Brust unverwundbar für die Dolche machen, die dann meine Feinde auf mich zücken würden? — Was wäre mir die Freiheit ohne Macht? —

Nein, Diego, Du kennst meine Gesinnung, kennst mein Herz; es war eine Zeit, wo ich es Dir ganz öffnete; willst Du, dieser Zeit gedenkend, uneigennützig mich meiner Bande entledigen, so thue es, und ich werde Dir verpflichtet seyn, — wo nicht, so erinnere Dich, wie oft ich Dir sagte, lebend leg' ich den Purpur nicht ab, mit dem man mich bekleidete, und nun nimm Deine Armbrust und Deinen Bolzen und ende schnell.

Diego war durch diese Worte erschüttert, war nachdenkend geworden. Er kannte Hu-

meya's festen, unbeugsamen Sinn. Da stürzt er sich, das Letzte versuchend, ihm zu Füßen. Humeya! rief er, sieh den Mann vor Dir knien, den Du so tief gekränkt, dem Du seines Lebens ganzes Glück zerstört hast, höre auf die Bitte des Freundes, der so oft sein Leben für Dich gewagt und dem Du so mit Undank gelohnt hast. Sage mir, wo ich sie finden werde; was ich zu Deiner Rettung thun kann, schwöre ich zu thun, gieb mir das Glück meines Lebens wieder, sei mitleidig, Humeya!

Nun erst ist mir der Tod nicht mehr bitter! jauchzte der Gefesselte auf. Nun ich Dich elend weiß — nun bin ich gerächt!

Unmensch! schrie Diego aufspringend, ergriff die Armbrust, legte an und jagte den Bolzen durch Humeya's Hirn. — Die königliche Gestalt des Getroffenen zuckte nur einmal. Fest an den Pfeiler gebunden, blieb er aufrecht, stolz im Tode, wie im Leben, stehen. — Diego grauf'te bei diesem Anblick. — Fort! rief er, fort, sie aufzusuchen!

Ende des ersten Theils.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweites Bändchen.

Die Morisken.

Zweite Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Die

Moriskken.

Von

A. von Tromlitz.

KGL. UNIVERS. UPS.

Zweite Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

3.

„Wie gefiel dir Obriſt Roſen?“ fragte am andern Morgen Joſephe, die junge Ehefrau, ihre Schweſter, als dieſe ſinnend am Fenſter ſtand. Margarethe beantwortete dieſe freundlich gethane Frage nicht.

„Mich dünkt“ nahm Herr von Gemmingen, Joſephens Gatte, das Wort „Margarethen ergeht es wie Eurer Stadt, ſie ſteht zwiſchen den Kaiſerlichen und den Weimeranern, beide buhlen um ihre Gunſt und es wird ihr eben ſo ſchwer wie Straßburg, die Neutralität zu behaupten.“

Margarethe ſchien auf alle dies nicht zu achten, ſie ſah in den Garten hinab, bog ſich weit hinaus und zerdrückte hierbei die Roſe, an ihrer Bruſt.

„Die arme Roſe!“ ſeufzte Joſephe.

„Wer iſt arm?“ fuhr Margarethe, wahrſcheinlich an Roſen denkend, auf — „Wer?“

„Wer anders,“ erwiederte die Schweſter lächelnd „als die arme Blume, die du ſo ſchonungslos an der Fenſterbrüſtung zerdrückſt.“

Unmuthig wandte ſich Margarethe wieder nach dem Fenſter und ſah hinunter, während der von Gemmingen das Zimmer verließ und Joſephe zu ihrer Schweſter trat.

Die Morisken.

Zweite Abtheilung.

Mulay Abdallah.

I.

Der Morgen brach an, die Anführer der Moriſken verſammelten ſich, um über die Wahl des Königs zu berathſchlagen. Zwei nur fehlten, Aben-Aboo und Diego Aguazil waren nicht zugegen; der eine ſaß, ergrimmt über die Frevelthat der Ermordung Aben-Humeya's, in ſeiner Wohnung und wollte keinen Theil an der Wahl eines neuen Königs nehmen, obgleich er vielleicht wünſchen und hoffen mochte, ſie fiele auf ihn; der andre jagte über Berg und Thal, die Geliebte aufzuſuchen. Der gewaltſame Tod Aben-Humeya's hatte auf die Verſammelten einen trüben Eindruck gemacht, denn die meiſten waren nur geſon-

nen gewesen, ihn zu entsetzen und mit seiner Habe ruhig nach Afrika ziehen zu lassen, jeder fühlte aber auch die Nothwendigkeit, schnell zur Wahl eines neuen Oberhauptes zu schreiten.

Die Gemüther vereinigten sich bald, da Seniz Aben-Aboo seine Stimme gab und die Freunde Aben-Humeya's sich überstimmt sahen, und sie sich nach dem Tode ihres Herrn den neuen König nicht abhold machen wollten. So wurde Aben-Aboo einstimmig zum Könige von Granada und Andalusien gewählt, und die Versammelten begaben sich in feierlichem Zuge nach seiner Wohnung, ihm die frohe Botschaft zu bringen und als ihrem Gebieter zu huldigen. Aboo empfing sie freundlich, zögerte nicht, ihr Anerbieten anzunehmen, versprach gerecht und mild zu regieren und mit Gut und Blut ihre Gerechtsame zu vertheidigen. Darauf überreichte ihm Gorri die königliche Standarte, Seniz das blanke Schwert, und Melqui und Randante warfen ihm den Purpurmantel über.

Nun, da Ihr mich zu Eurem Könige ernannt und mit der königlichen Würde und dem Zeichen der Macht bekleidet habt, sprach Aboo, mit Würde unter sie tretend, so will ich den

als Maure geführten Namen ablegen und fortan den königlichen Namen und Titel: Mulay Abdallah, König der Andalusier, führen, denn nicht die Alpujarren und die Sierra Nevada, nicht das Rondagebirge allein sollen mir gnügen. Wo die Nachkommen der edlen Mauren unter dem Spottnamen Moriscken im Joche der Spanier schmachten, will ich mit Allah von der Alhambra aus die Grenze des maurischen Reiches ziehen! Diese Worte wurden mit allgemeinem Jubel beantwortet, und vier Alkaiden nahmen ihn, dem Gebrauche nach, auf ihre Schultern, trugen ihn durch die Straßen der Stadt und führten ihn unter dem Rufe: Lange und gerecht möge Mulay Abdallah, der König der Andalusier, sein Volk regieren! Das Volk jauchzte ihm entgegen, und selbst die Krieger aus den Alpujarren, die unter Humeya's muthiger Anführung so oft den Christen widerstanden hatten, empfingen ihn mit Jubel, denn der jugendliche Held stand bei allen Kriegern in hohem Ansehen.

Ohne Verweilen traf nun Abdallah die nöthigen Anstalten, ein furchtbares Heer in's Feld zu stellen und durch ein kühnes Unter-

nehmen sich Liebe und Zutrauen zu erwerben. Eilboten wurden nach allen Gegenden gesandt, die Alkaiden aufgefordert, mit ihrer Mannschaft nach dem zum Sammelplatze bestimmten Andarax zu kommen. Wohin er sich aber mit dem Heere wenden würde, blieb Allen ein Geheimniß.

Seine Thätigkeit hatte ihn nicht Estrella vergessen lassen. Er wußte wohl, wie viel er ihrem Einfluß auch bei dieser Gelegenheit zu danken habe, und eilte nach ihrer Wohnung, fand sie jedoch verlassen, denn gleich nach seiner Wahl war sie nach Acuña zurückgekehrt, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß er sie dort aufsuchen würde, ihr Dank zu sagen. So glücklich er sich auch fühlte, durch einstimmige Wahl zum König ernannt worden zu sein, trübte doch der Gedanke an Estrella dies Glück. Sein Herz fühlte sich bewegt, dachte er, daß er das Mädchen, das so viel für ihn gethan, der er früher so oft seine Liebe versichert hatte, täuschen und ihr Liebe heucheln sollte; denn, malte ihm auch seine glühende Einbildungskraft die Jungfrau im vollen Glanze ihrer Schönheit, stellte er sie auch an Schönheit höher, als die bescheidene,

anspruchlose Isabella, schwieg doch sein Herz bei diesem lockenden Bilde; er war nur zu gewiß, daß sie den König, nicht den Mann in ihm lieben werde. Er fühlte, daß der Zauber, der ihn so unwiderstehlich nach der spanischen Jungfrau hinzog, der sich in jedem Blicke, in jedem Lächeln, in jedem ihrer Worte aussprach, der Zauber sanfter, anmuthsvoller Weiblichkeit sei, er fühlte die unerklärbare Macht der Liebe, die mit magischer Gewalt Herz an Herzen fesselt, und konnte ihr nicht widerstehen. Sein Verstand sagte ihm: um sich auf dem Throne der Alpuxarren zu halten, müsse er Estrella seine Hand geben, oder sie vernichten, ehe sie ihn verderbe. Dieser Zwiespalt beunruhigte ihn, sein Herz war bei festem Willen noch immer mit seiner Pflicht im Streite, und es schlug nicht ruhiger unter dem Purpur, als vorher.

Doch die Liebe zu seinem Vaterlande siegte auch jetzt, und er beschloß, sobald es ihm seine Geschäfte erlaubten, nach Acuña zu gehen.

Vieles hatte er indessen geordnet, Befehlshaber über die verschiedenen Bezirke der Gebirge gesetzt, eine Abtheilung von 600 Reitern

und 4000 Rohrschützen errichtet, unter denen er 1000 auswählte, die ihn als seine Leibwache stets begleiten sollten. Er schickte Gesandte mit Geschenken nach Constantinopel und Algier und bewies eine Thätigkeit, die man an dem sonst so muthigen, aber den Lebensgenüssen zu sehr ergebenen Humeya nicht gewohnt war. Als er alles dieses angeordnet hatte, machte er Anstalt zur Reise nach Acuña, wohin ihm nur eine kleine Begleitung folgen sollte. Er wollte nicht in königlichem Glanze vor Estrella erscheinen.

2.

Indessen Mulay Abdallah sich ganz seinem Regierungsgeschäfte widmete, hatte Aguazil von einem Diener Humeya's, der seinem Herrn fast überall zur Seite geblieben war, begleitet, Andarax verlassen. Durch Gold gewonnen, hatte ihn dieser an einen Ort zu bringen versprochen, wo, wie er gewiß sei, Humeya ein Weib gefangen halte. Sie ritten den Weg nach Albolodui, wendeten sich gegen Mittag von der Straße ab, ritten die Höhe

hinauf und hielten vor der ärmlichen Hütte eines alten Mannes, der, als sei hier der tiefste Friede, vor seiner Hütte saß und Körbe flocht.

Oeffne uns die Höhle, wo die Gefangene sitzt! befahl ihm der Diener Humeya's; der Alte stutzte, sah den Mann starr an und erkannte ihn wieder, denn er hatte ihn einige Male im Gefolge Humeya's gesehen. Ohne die Fassung zu verlieren, erwiederte er: Ich weiß von keiner Höhle und von keiner Gefangenen, flechte meine Körbe und bekümmre mich nicht um das, was um mich vorgeht. Aber der Diener überführte ihn, daß selbst Humeya ihn nach der Gefangenen gefragt, und er ihm geantwortet habe, sie sei bald mürrisch, bald lustig; überdies sei der König todt, sie im Nahmen Abdallah's, des neuen Fürsten, hier, und jede Weigerung werde ihm unvermeidlich den Tod bringen. Der Alte erschrack, gehorchte und führte Aguazil nach einer mit Brombeersträuchern und Ginster wild bewachsenen Schlucht. Wie klopfte Aguazil's Herz, als der Alte den Ginster wegschob, Steine wegrollte, und die Oeffnung einer Höhle sich ihnen zeigte, in deren

„Ich muß meine Frage noch einmal wiederholen, Margarethe!“ begann sie „Wie gefällt dir Obrist Rosen?“

„Wie alle Männer!“ erwiederte sie gleichgültig.

„Sollte ich mich geirrt haben, Schwester? Ich glaubte, du fändest doch einen Unterschied zwischen ihm und dem kaiserlichen Rittmeister?“

„Je nun,“ antwortete sie scherzend „wie ich einen Unterschied zwischen dieser Rose und der Hagebutte da unten finde; an der einen gehe ich unbeachtend vorüber, die andere werf' ich, wenn sie mir lästig wird, weg, wie diese.“ Sie warf bei diesen Worten die Rose hinunter.

Frau von Gemmingen lächelte — „Und welchen Mann wirst du endlich deiner werth finden?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wahrscheinlich keinen!“ erwiederte Margarethe.

„Da beklage ich dich!“

„Glaub' es wohl, liebe Schwester“ unterbrach das Fräulein sie schnell. „Den Tag nach der Hochzeit möchte auch ich vielleicht den Liebes-Rausch noch nicht ausgeschlafen haben, und der Mann mir liebenswerth erscheinen, der mich wahrscheinlich nur meiner Mitgift wegen freite.“

„Du willst mich verwunden, Margarethe“ sagte mit himmlischer Sanftmuth Frau von Gemmingen „du weißt, daß ich in die Waagschale äußerer Vorzüge so wenig zu legen habe, und so ist es nicht liebreich von dir, daß du mich eben heute so bitter daran erinnerst.“

Margarethe sank an ihre Brust — „Verkenne mich

Tiefe man den matten Schimmer eines Lichtes bemerken konnte. Mit dem lauten Rufe: Zoa! meine Zoa! drang Aguazil hinein, immer dem Lichtschimmer zu, immer den geliebten Namen rufend; da vernahm er plötzlich ein Geräusch, sah eine weibliche Gestalt, wie in Nebel gehüllt sich von ihrem Lager erheben. Zoa! Zoa! rief er noch einmal, und diesmal fand sein Ruf Gehör. Wer ruft meine Cava? schallte ihm die kreischende Stimme der alten Zigeunerin entgegen. Schlanker Bursche, Du findest sie hier nicht!

War auch Diego durch die Stimme des alten Weibes unangenehm überrascht, so war es ihm doch nicht unlieb, sie zu finden, da er ihre Ergebenheit für Zoa kannte und hoffen konnte, vielleicht von ihr Nachricht zu erhalten; er täuschte sich nicht. Die Alte war in jener Unglücksnacht, als Aben-Humeya sie aus Paterna gewaltsam fortbringen ließ, Zoa in der Stille gefolgt, hatte Mittel gefunden, sich zu ihr in die Höhle zu schleichen, wo sie der König verborgen hielt, und als er eines Tages die Alte dort fand, ließ er sie weg- und bei Nacht nach einer andern Höhle bringen. Auf Aguazil's Frage, ob sie sich

noch der Gegend von Zoa's Aufenthalt erinnere, glaubte sie, sie wieder finden zu können, obgleich sie bei Nacht dort angekommen, bei Nacht wieder weggebracht worden sei. Sie sagte zugleich aus, daß sie östlich von Paterna jenseit eines Flusses in einem von hohen Felsen eingeschlossenen Thale liege, in dessen Mitte eine hohe Platane stehe. Sie bestieg hierauf ein Maulthier und folgte Diego, der nun in der von ihr beschriebenen Richtung die Geliebte aufsuchte.

Es war der zweite Tag nach Humeya's Ermordung, als man den Weg nach Valor, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, nahm, wo sich Diego erinnerte, daß Humeya von hier aus, nur von dem mit dem Maulthier in den Abgrund gestürzten Diener begleitet, sich seit Roxas Tode oft auf kurze Zeit entfernt hatte; auch stimmte die Gegend mit der Beschreibung der Zigeunerin überein, die sich ungemein freute, als sie den Tod Humeya's erfuhr. Sagte ich es nicht? raunte sie Aguazil zu, daß sie die Cava sei, die dem König, der es überdies auch wagte, den zerhackten Helm König Roderich's aufzusetzen, Verderben bringen würde? Denn mein alter Schädel

hat in der Höhle nicht so viel gelitten, daß ich den Zusammenhang der Dinge nicht errathen könnte. Du bist Graf Julian gewesen, und was dieser für seine Tochter that, thatest Du für Deine Geliebte; nicht wahr, so ist es, edler Don Diego?

Diego erwiederte der Alten Nichts und setzte seinen Weg mit Ungeduld und banger Ahnung fort. Drei Tage waren nun schon verstrichen, und noch hatten sie den Ort nicht erreicht, den die Zigeunerin wieder zu erkennen hoffte; der vierte ging vorüber, indem sie bald rechts, bald links, Berg auf, Berg ab zogen. Am fünften schwand mit der Hoffnung Aguazil's Muth, er spornte sein Roß zu neuer Anstrengung; kaum konnte das Maulthier der Alten, kaum seine Begleitung ihm folgen; selbst einzelne Schüsse, die sie in der Ferne hörten und die ihnen die Nähe der Spanier verkündeten, hielten ihn nicht auf; was kümmerten sie Diego? Fand er nicht die Geliebte, war es ihm gleichgültig, den Feind zu finden und mit ihm den Tod. Aber die Sonne stieg immer höher, er fand sie nicht; sie sank immer tiefer, und noch keine Spur. Da jagte er verzweiflungvoll einen

steilen Felsen hinauf, von wo aus man die ganze Gegend übersehen konnte, und setzte sich, seinem Gram sich überlassend, auf ein bemoos'tes, mit Gestrüpp umwachsenes Felsstück. Auch die Zigeunerin war abgestiegen und spähte mit ihren Falkenaugen forschend in der Gegend umher. — Herr! rief sie plötzlich, täusch' ich mich nicht, so ist jenes Thal da unten das, welches wir suchen; es ist ganz dem gleich, in welchem die Höhle war.

Aguazil sprang auf. Wo? wie? mein Roß! rief er mit Hast.

Ruhig, Herr! unterbrach ihn die Alte, die Platane fehlt, ich sehe sie nicht, und so könnte ich mich leicht täuschen.

Ja wohl ist es Täuschung! seufzte der Moriske. Wo könnte ich noch das Glück finden? Aber die Alte, immer von Muth und Hoffnung belebt, bestieg ihr Thier und trabte den Felsweg hinunter. — Aguazil gab dem Diener sein Roß zurück und setzte sich wieder auf den Stein, während seine Begleiter Laub von dem in den Schluchten wuchernden Gestrüpp abstreiften und den Rossen vorwarfen.

Humeya! rief Aguazil, und Grimm erpreßte ihm die Worte, Du hast mich in Rache über-

troffen! Ich nahm Dir das Leben, Du flochteſt in mein Leben einen ewigen, langſamen Tod. — Zoa, Zoa! rief er aus, und der kühne, kräftige Mann erbebte. Armes Weib, dem Hungertode Preis gegeben! — Langſam, als leere man tropfenweis den gefüllten Becher, hat der Tod an Deinem Leben geſogen, bis er endlich den letzten Tropfen ſchlürfte, und es dahin ſtarb, wie der Flötenton Deiner Stimme in wehmuthsvollem Liede. Wohl Dir! rief er, plötzlich aufſpringend, aus, Du haſt geendet, Du biſt am Ziele, wohin ich mich noch, ein unglücklicher Wanderer, gewaltſam führen muß.

Gute Botſchaft, Herr! unterbrach die Alte ſein Selbſtgeſpräch.

Gute Botſchaft, und mir? erwiederte Diego, kaum aufblickend.

Ja, ja, Herr! Da unten ſtand der Baum, ſie haben ihn umgehauen, in jenem Thal iſt die Höhle —

Und wenn Du ſie findeſt?

Herr! rief die Alte erſtaunt —

Dann grabt ein Grab und legt ihren Leichnam hinein; längſt iſt ſie todt!

Der Gott der Christen vermag viel, auch sie kann gerettet sein! — sagte das Zigeunerweib zutrauungsvoll. Komm, lieber Herr, laß uns den Eingang suchen.

Geh', such' ihn, mich schaudert jetzt vor dem Gedanken, sie noch zu finden, ich bleibe hier. Er setzte sich wieder auf den Stein und blickte starr in die Gluthen der untergehenden Sonne. Seine Diener folgten der Alten, und so blieb er allein.

Sonne, du sinkst! rief er endlich aus, und sein brennendes Auge sah ihren letzten Strahlen nach. — Das Reich der Mauren ging unter, auch das Reich der Moriscken wird untergehen, und vielleicht durch mich! Vaterland! Vaterland! ich grub Dein, ich grub ihr Grab.

Da drangen leise Harfenklänge, als entstiegen sie dem Schooße der Erde, zu ihm auf — er lauschte. — Waren dies nicht Töne ihrer Harfe? rief er, und kalt durchrieselte es sein Gebein. Steigst Du mit dem Monde aus Deinem Grabe, oder dringen die Klänge Deiner Harfe durch Deine verschlossene Gruft? — Horch! rief er und warf sich, es

beſſer zu vernehmen, neben dem wilden Roſengeſträuch auf die Erde nieder. Da hörte er es leiſe, wie den verhallenden Ton einer Aeolsharfe, aus der Tiefe des Berges herauf tönen, und er vernahm die dumpfen Worte:

Heimwärts, heimwärts möcht' ich fliegen!
Meine Sehnſucht zieht mich hin. —
Ach! ich kann nicht heimwärts fliegen,
Da ich hier gefeſſelt bin.
Meine Flügel ſind gebunden.
Traurig ſchleichen mir die Stunden
Hier in dieſem öden Schacht,
In des Kerkers finſtrer Nacht.

Es ſind Geiſtertöne, die aus der Tiefe zu mir herauf ſteigen, es iſt ihre Stimme! rief er, ſprang auf und nahte ſich dem Orte, aus dem die Töne zu dringen ſchienen. Er vernahm nun deutlicher:

Aufwärts, aufwärts möcht' ich ſchwingen,
Bahn mir brechen durch's Geſtein,
Ihm den Morgengruß zu bringen! —
Möcht' ſo gerne bei ihm ſeyn.
Aber ich bin hier gefangen,
Und was hilft mir mein Verlangen?
Ach, der Sehnſucht tiefer Schmerz
Lindert nicht, bricht nur das Herz.

Sprengt die Sehnsucht die Gräber? rief er. Da begann der Gesang von neuem, er hielt an und lauschte wieder:

Wollt' es brechen! — Wär's vorüber,
Ausgerungen hätt' ich dann,
Und ich schwebte sanft hinüber,
Wo uns Nichts mehr fesseln kann.
Frei umschwebt' ich seine Tritte,
Flüsternd dann die leise Bitte:
Komm, Geliebter, komm auch Du
Bald zu mir in's Land der Ruh.

Ich komme, ich komme! schrie er auf, bahnte sich mit seinem Schwerte einen Weg durch das dichte Gestrüpp und stand bald auf der Spitze des Felsens an einer dunklen, gerade hinuntergehenden Oeffnung, aus der ihm ein matter Schein entgegen dämmerte, schauerlich bleich, wie der fahle Schein einer Todtenlampe aus modernder Gruft. Zoa! rief er hinab, meine Zoa!

Bist Du es, der mich ruft, Aguazil? tönte es wie eine Stimme des Himmels, lieblich zu ihm auf.

Du lebst, Du lebst, der Himmel hat Dich gerettet! rief er in freudigem Wahnsinn. Wo finde ich Dich, Geliebte, wo führt der Weg zu Dir?

Am Abhange des Felsens ist eine mit zwei großen Granitblöcken verwahrte Oeffnung — Gesträuch von wildem Ginster versteckt es, nur durch sie kannst Du zu mir gelangen.

Ohne zu antworten, sprang Diego die Klippen hinab, der Ruf seines Hifthorns rief die Begleiter, sie umgingen den Felsen, und das alte Weib, das sich die ganze Gegend sorgfältig gemerkt hatte, fand bald den Eingang; die Felsblöcke wurden hinweg gerollt, und Zoa lag in Aguazil's Armen.

3.

Mulay Abdallah, der neue König der Morisken, ritt eben in das Thor Acuña's ein, als ein Eilbote hinter ihm hergesprengt kam und ihm ein Schreiben seines treuen Gorri brachte, der ihm aus der Nevada meldete, daß eine bedeutende Menge Munition und Lebensmittel aller Art, auch dreimonatlicher Sold für das an Allem Mangel leidende Heer des Herzogs von Sessa in Granada bereit liege, und in einigen Tagen unter Bedéckung in das Lager von Orguiva geführt wer-

den solle. Diese Nachricht war Abdallah erwünscht, denn er hoffte, daß sie ihm Gelegenheit zu einem glücklichen Unternehmen geben würde. Die Spanier in ihrem verschanzten Lager bei Orguiva anzugreifen, wäre Tollkühnheit gewesen, denn dazu war er zu schwach, und doch mußte er wünschen, durch irgend eine glänzende That seine kriegerische Laufbahn als König ruhmvoll zu beginnen. Er eilte nun mit frohem Herzen hinauf zu Estrella, die ihm bis an das Portal entgegen kam.

Sie hatte das Trauergewand abgelegt, mit der befriedigten Rache war auch der Gram ihrem Herzen entschwunden, und die Freude, den Geliebten als König empfangen zu können, war zu groß, einer andern Empfindung Raum zu lassen. Zu dem heutigen Empfange mit Sorgfalt geschmückt und schön wie eine Himmlische, hatte sie doch Gewalt und Stolz genug, ihre Wonne zu verbergen. Sie empfing Abdallah mit einer Art Unterwürfigkeit, sprach mit gemessenen Worten das Glück aus, das sie empfinde, ihn als König auf ihrem Schlosse empfangen zu können, aber kein herzliches

nicht, liebe Schweſter!" bat ſie „Du weißt, meine Worte kommen nicht immer aus dem Herzen."

„O! hielteſt du es nicht immer, wohl oft wider ſeinen eigenen Willen, ſo feſt verſchloſſen," ſagte Joſephe „erlaubte dir nur dein Stolz, dich zu zeigen wie du biſt, du würdeſt nicht ſo einſam in der Fülle deiner ganzen Schönheit daſtehen. Ziehe ich von hier, Margarethe, dann haſt du keine Freundin, keinen Freund mehr, der warnend und tröſtend dir zur Seite ſteht. Des Vaters Liebe iſt dir ſelbſt oft läſtig; ihm, der eine Himmliſche in dir zu erblicken glaubt, der dich vergöttern möchte, wirſt du deine Schwächen nicht aufdecken —"

Margarethe faßte ſtürmiſch die Hand der Schweſter und preßte ſie an ihr Herz.

„Du biſt 22 Jahre alt" fuhr Joſephe fort „die Tage des Entfaltens ſind vorüber, nur noch eine kurze Zeit ſtehſt du in voller Blüthe, dann gehſt du dem Verblühen entgegen. Denke an jene Zeit, nicht an die ſchimmernde Gegenwart, und du wirſt unter den Männern wohl Einen finden, der deiner werth iſt. Sieh den ſtattlichen Kriegsmann, den Obriſt Roſen."

„Den? Nun und nimmermehr!" fiel Margarethe ihr ſchnell ins Wort.

„Und warum ſagſt du das mit ſolchem Eifer, mit ſolcher Leidenſchaft? Glaubſt du mein theilnehmendes Schweſter-Herz kenne dich nicht und habe dich nicht beobachtet? Sein Aeußeres wenigſtens muß dir gefallen haben."

„Nicht im mindeſten!" erwiederte das Fräulein und ſuchte ihr Erröthen zu verbergen.

Wort, kein Liebeswort entſchlüpfte ihrem Munde, ſie erwartete dies von ihm.

Abdallah's leicht gereizte Leidenſchaftlichkeit war auch heute von der Schönheit des Mädchens bald erweckt. Zwar trat ihr Bild, wie immer, nie ganz fleckenlos vor ihn; ihr Stolz, der feſte, beſtimmte Ton ihrer Rede, nahmen dem Bilde jenen Schmelz, jenen ſanften Zauber, der ſo unwiderſtehlich anzieht; aber doch war das Mädchen zu ſchön, er ihr zu ſehr verpflichtet, um ihr nicht mit wahrhaftiger Rührung für ihre Thätigkeit, die ſie in Andarax für ihn bewieſen hatte, herzlich zu danken. Unter dem Vorwande, das Nöthige zu ſeiner Aufnahme zu beſorgen, entfernte ſich Eſtrella bald.

Sonderbar! ſagte Abdallah vor ſich hin, ſobald ſie mich verläßt, iſt der Zauber verſchwunden, der mich in ihrer Gegenwart feſſelt; ich ſehe nur das herriſche Weib in ihr, und nicht das liebende, ſich ihrer Neigung hingebende Mädchen. Er ſprang, unzufrieden mit ſich, von ſeinem Sitze auf, trat an das offene Fenſter und ſah hinab in das Meer, das, vom Sturme gepeitſcht, ſeine Wellen brauſend und ſchäumend über die Felſen rollte,

bis eine neue Woge die so stolz gehobene wieder verschlang. Bei diesem Anblick trat Aben-Humeya vor seine Erinnerung. Ueber seine Trümmer bist Du gestiegen, murmelte er vor sich hin, wie jene Welle, ist seine Macht in der Deinigen versunken! Durch welche wirst Du untergehen?

Vaterland! Mein theures Vaterland! rief er aus, und sein Gefühl ward zum Wort. Was ich that, that ich nur für Dich. — Muß ich aber dennoch fallen, wie Humeya, so sei's, wenn Du nur fest und im Glanze errungener Freiheit stehst. Für Dich nur habe ich nach dem drückenden Purpur gerungen, für Dich opfre ich ihn, opfre ich Alles mit Freuden! —

Auch sie? sagte er jetzt mit wehmüthiger Stimme. Auch Isabella? — Dieser Gedanke erfaßte ihn von neuem schmerzlich. — Ja, auch sie! rang sich aus seiner Brust. — Auch sie! Aben-Aboo hätte ihr mit blutendem Herzen entsagt — der König der Andalusier muß es mit freudigem thun.

Estrella hat viel für mich gethan, fuhr er nach langem Sinnen fort, sie hat mir ihr stolzes Herz schwach und liebend gezeigt, mir

allein unter allen Männern, nur mir kam sie mit Liebe entgegen, ihre Schätze verschleuderte sie für mich, ihr Glück band sie fest an das meine. — Darf ich undankbar seyn? — Nein! So will ich den Traum der Alhambra für immer vergessen, will auch ohne den Engel, der ihn mir zum Paradiese schuf, mit meinem Weibe in die Königsburg einziehen, ich will Aben-Aboo vergessen, um ganz Mulay Abdallah zu seyn! —

Als Estrella zurückkehrte, er Hand in Hand an ihrer Seite saß, der ruhig scheinende Blick des Mädchens immer feuriger wurde, er sie in seine Arme schloß, und der Liebe süßes Kosen Beide beseligte, Beide, so nahe ihrem gehofften, ihrem gefürchteten Glück, mit dem Schicksale versöhnt, Nichts zu wünschen mehr zu haben glaubten; da sagte Abdallah, ihr seine Rechte reichend: Sobald ich, mit Ruhm gekrönt, von meinem Zuge zurückkehre, wirst Du mein Weib, Estrella, das Diadem schlinge sich in Deine braunen Locken, Du sollst mir der Preis des Sieges seyn. Durch Deinen Blick entflammt, stürz' ich an der Spitze meines Volkes in die Ebene hinab, Granada's Thore öffnen sich ihrem rechtmä-

ßigen Herrn, und Du zieheſt an meiner Seite in der Alhambra ein.

Du ſchwärmſt, Abdallah! nahm Eſtrella lächelnd das Wort, Deine Phantaſie nimmt einen kühnen Flug, König der Alpuxarras; Granada's Thore ſind ſchwer zu öffnen, feſt iſt die Alhambra. — Doch meine Phantaſie begleitet Dich gern, auch ſie liebt ihre Flügel kühn zu ſchwingen. Freudig klopft mir das Herz, ſeh' ich mich an Deiner Seite durch die alten Thore der Königsburg dort einziehn; auch meine Sehnſucht nach der Wohnung unſrer Könige iſt groß, gern möcht' ich die Gemächer des Palaſtes durchwandern, den Löwenhof, den Saal der zwei Schweſtern; er ſoll reizend ſeyn, haſt Du ihn geſehen? — O gewiß, dann zeigte Dir Deine lebhafte Einbildungskraft Lindarara, auf ihre Polſter hingeſtreckt, die Laute im Arme. — Aber was träumſt Du, Abdallah, ſiehſt Du die Schweſtern dort, wo Dein Auge ſo ſtarr hinblickt? — Was iſt Dir?

Abdallah fuhr bei dieſen Worten auf, ſchüttelte unmuthig ſein Haupt, daß die langen braunen Locken ihm wild über die Schultern rollten, und ſtatt der Antwort fragte er

mit Haſt, wie Jemand, der einem Gedanken entfliehen will: Wo wirſt Du mein Weib? — Dort unten in der Kapelle, wo Dein Vater ruht, oder feiern wir das Feſt, nach der Sitte des Volkes, im Thale des Motril? —

Ich verſtehe Dich nicht, Abdallah, erwiederte das Mädchen, ihn ſcharf in's Auge faſſend, Deine Frage, ſo kalt, verzeih' mir, ſo zur Unzeit, läßt mich glauben, der Saal der zwei Schweſtern habe Erinnerungen in Dir geweckt, die Du mit ihr verſcheuchen wollteſt! Doch ſie zu beantworten, bleibt mir Nichts übrig, als zu ſagen: Wie und wo es mein König befiehlt, reich' ich ihm meine Hand! —

Eſtrella! unterbrach er ſie, endlich Faſſung findend, welche Sprache! — Bin ich Deinem Herzen König oder Geliebter?

Beides! erwiederte ſie, und ein ſonderbares Lächeln umzog ihren lieblichen Mund, Dein Befehl iſt hierzu nothwendig. Du weißt, ich habe, ſeit unſre Brüder König Philipp's Joch abſchüttelten, meinen Glauben nicht verläugnet, ich glaube auch, Du biſt noch Chriſt, und ſomit würde die Kapelle der Ort ſeyn, wo ich wünſchte, mit Dir ver-

bunden zu werden. Aber darf dies der König wagen? — Doch warum plaudre ich von dergleichen? Der Jungfrau geziemt nicht, die Anordnungen zu ihrem Hochzeitfeste zu machen; ich überlasse sie Dir.

Die Stunden, die ich bei Dir verweilen kann, Estrella, sind gezählt, erwiederte er ernst. Ich muß erst Anordnungen zu einem blutigen Feste machen, ehe ich an die Anordnungen zur Feier unsrer Vermählung denken darf. Ich überlasse sie Dir; im geheim wirst Du mein Weib am Altare, öffentlich vereine uns der Iman.

Auf Estrella's Frage, was für ein Unternehmen ihn so bald von ihrer Seite reiße, theilte er ihr die so eben erhaltene Nachricht mit. Die Ehre, den Kriegsruhm ihres Geliebten höher stellend, als die seligsten Stunden der Liebe, zürnte sie ihm nicht und theilte mit ihm die Hoffnung des Sieges. Nur als die Stunde des Scheidens schlug, war sie tief bewegt. Abdallah! rief sie, als er sie zum Lebewohl in seine Arme schloß, Deine Küsse brennen wie Feuer, Dein Auge flammt, auch das meinige glüht, auch mein Herz schlägt laut dem Deinen entgegen. — Gebe der

Himmel, daß es ewig so bleiben möge, daß Du mich ewig so feurig in Deine Arme schließen, so innig an mir hängen magst, denn bei dem Gekreuzigten, bei Mahomet selbst schwör ich Dir, Untreue ertrag' ich nicht, unsrer Liebe Grab ist auch das Deine! Fürchte Estrella's getäuschtes Herz!

Furcht kenn' ich nicht! erwiederte er stolz. — Drohungen verlach' ich. Aber Du scheinst wahrlich in jeden herben Becher der Trennung neue Wermuthstropfen träufeln zu wollen, die auch noch das Wiedersehen verbittern könnten. Doch ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, will Dir ein herzliches Lebewohl sagen, und kehre ich nach Acuña zurück, soll mich Vergessenheit begleiten. — Lebe wohl!

Estrella's Auge hatte, während er sprach, stechend auf ihn geblickt. — Leb wohl! sagte sie dann, und wollte ihm kalt die Hand zum Abschiede reichen, aber das edlere weibliche Gefühl siegte über ihren Stolz, sie warf sich weinend an seine Brust, und diese Thränen waren ihm lindernde Tropfen.

4.

Nach allen Seiten eilten Boten, die Alkaiden und Heerführer zum schleunigen Aufbruch mit all' ihren Völkern zu entbieten. Früher schon hatte Abdallah den größten Theil seiner Streitkräfte nach Andarax beordert, jetzt ließ er auch aus den entferntesten Gegenden die Bewaffneten anrücken, denn es galt einen großen Streich. Glückte er, so mußte der Herzog von Sessa die Alpujarras verlassen und sich nach Cadix oder Granada zurückziehen. Mangel an Lebensmitteln und Sold hatten schon häufiges Ausreißen in seinem Heere bewirkt, täglich schmolz es, und nur die Hoffnung, daß dem Mangel bald abgeholfen werde, hielt noch die Unzufriedenen bei ihren Fahnen zurück. Gelangte der Transport nicht nach Orgiva, so waren die Alpujarren sicher von den Feinden befreit.

Ganz mit den Anordnungen beschäftigt, sich ganz freudiger Hoffnung hingebend, musterte Abdallah bei Andarax das dort versammelte Heer. Die Alkaiden hatten sich beeifert, mit bedeutenden Streitkräften vor ihrem neuen Könige zu erscheinen, der bei

der Musterung sein Heer an 12,000 streitbare Männer stark fand. Er brach am andern Tage auf und rückte nach Poqueyra, wo er die bestimmte Nachricht erhielt, daß der Transport Granada verlassen habe.

Der Herzog von Sessa stand indessen, die Nähe der Morisken nicht ahnend, ruhig in seinem verschanzten Lager bei Orguiva, als plötzlich Abdallah mit dem Heere auf der Straße von Poqueyra erschien und die Orguiva umgebenden Höhen besetzte. Schnell stellten sich die Spanier in Schlachtordnung, und es schien, daß die Morisken es wagen wollten, ein Treffen zu liefern, denn sie zogen die Höhen herab; doch verging der Tag unter Plänkeln, und am Abend zogen sich beide Heere wieder in ihre Stellung zurück. Diese Bewegung Abdallah's war eine Kriegslist. Er wollte den Herzog glauben machen, er sei zum Angriff heran gerückt, und ihn so verhindern, dem Transport, der schon in Acequiya angelangt war, Völker entgegen zu senden. Die List gelang; der Herzog glaubte seine Streitkräfte nicht theilen zu dürfen, und Abdallah konnte in der Nacht mit 5000 Mann aufbrechen und sich bei Lanjaron in Hinterhalt

halt legen, während Gorri und Seniz, die den Spaniern von der Sierra Nevada aus gefolgt waren, den Rückhalt überfallen sollten. Erst am Morgen bemerkte der Herzog den Abzug der Morisken und sandte, wohl zu spät, Don Martin de Padilla mit 1500 Rohrschützen und 200 Reitern dem Transport entgegen, der, von neugeworbenen Völkern geführt, aus zweitausend fünfhundert Lastthieren bestand.

Kaum war der Transport an dem Hohlwege angelangt, der sich zwischen Acequiya und Lanjaron durch ein enges Thal windet, als die Morisken, welche die Vorhut der Spanier ruhig hatten vorbei ziehen lassen, von vier Seiten hervorbrachen und sich mit furchtbarem Geschrei in den Hohlweg warfen, wo die Lastthiere, da sie der Größe des Zugs wegen nur wenige, leicht zu überwältigende, Bedeckung hatten, bald ihre Beute wurden. Der die Nachhut befehligende Offizier rettete einige Hundert, die noch jenseit des Passes waren, und zog sich mit ihnen glücklich nach Acequiya zurück; die Vorhut, gänzlich von dem übrigen Zuge abgeschnitten, eilte, von Melqui verfolgt, Orgiva zu gewinnen.

„Ich will dir es glauben," fuhr Jeſephe ruhig fort. — „Aber ſag mir nur, weshalb dir der Obriſt ſo ſehr zuwider iſt, und was dich ſo ganz gegen ihn aufbringt? Täuſche ich mich nicht, ſo iſt es beleidigte Eitelkeit! Ich weiß es wohl," ſagte ſie nach einer Weile, da die Schweſter ihre Frage nicht beantwortete, „daß du ſtets mit den Männern dein Spiel treibſt, ſie heute mit einem freundlichen Blick anziehſt, um ſie morgen mit ſtolzem Hohne wieder zurück zu ſtoßen; daß du heute ihnen die Hoffnung reichſt, morgen ſie ihnen wieder unzart nimmſt. Bei alle dieſem Spiel verläßt dich dein Gleichmuth nur ſelten, höchſtens macht er der Langenweile oder dem Unmuth Platz, wenn die Männer deine abſtoßenden Worte nicht gleich verſtehen wollen; aber nie ſah ich dich noch ſo mißlaunig, ſo verſtimmt, ſo nachdenkend wie heute. Macht Roſen von den übrigen Männern eine Ausnahme, verſteht er zu verwunden, ſtatt an deinen Pfeilen zu verbluten? — Warf er die Angel aus" ſagte ſie mit ſcharfer Betonung „und fing den glatten Aal, ſtatt ſich fangen zu laſſen?"

„Jeſephe!" fuhr Margarethe empfindlich auf — „Du beleidigſt mich!"

„Nun ſo erkläre mir das Räthſel" fuhr jene fort „denn, ich wiederhole es, Schweſter, ſo ſah ich dich noch nie, wie heute. Sei offen gegen mich! — Was du mir vielleicht verbergen willſt, würde mir Freude machen zu hören. Beichte, entſchleiere mir dein Herz, zeige es mir wie es iſt, ſprich es aus, was es in dieſem Augenblick empfindet."

Während Margarethe ſchwieg, überzog Purpurröthe

Abdallah hatte Tags vorher den Befehl gegeben, daß alle Beute gemeinschaftlich seyn, jeder deshalb das, was er erbeutet, einliefern solle, und alle Gefangene, die fast immer zu Sklaven gemacht wurden, verlost werden sollten. Er hatte dies befohlen, um bei der Plünderung des Transportes größere Unordnungen zu vermeiden, und das Geld, das man zu finden hoffte und auch fand, zu retten. Auch hatte er für sich auf den sechsten Theil der Beute, die ihm als König zukam, verzichtet.

Die Beute war groß, die Plünderung allgemein, besonders da Seniz, der die Nachhut hatte entschlüpfen lassen, mit seinen Monsi's von dem Gebirge herabeilte, seinen Theil nicht zu verlieren. Abdallah, wohl fürchtend, daß der Herzog von Sessa Alles zur Rettung des Transportes unternehmen und ihm entgegen rücken würde, suchte der Unordnung Einhalt zu thun, jagte auf dem Wahlplatze umher, ermahnte zur Schonung der Gefangenen und forderte die Alkaiden auf, ihre Mannschaft zu sammeln und zu ordnen, damit sie sich im Nothfall jedem Unternehmen entgegensetzen könnten. Aber

der Geist der Zügellosigkeit herrschte unter den Morisken, die Anführer, selbst beutedurstig, hielten nie strenge Mannszucht, und wenn Abdallah's Gegenwart auch Ordnung gestiftet hatte, war sie doch, sobald er sich entfernte, wieder verschwunden, so daß das Heer, nur auf Beute denkend, die Nähe der Gefahr vergaß.

Selbst Abdallah's Thätigkeit sollte bald gelähmt werden. Als er nach einem grünen Rasenplatze jagte, wo er die Seinen mit Mord und Plünderung beschäftigt sah, erblickte er mehrere umgeworfene Sänften und vernahm das Geschrei von Frauen. Er sprengte hin, die Unglücklichen vor Mißhandlung zu retten, und seinen Augen zeigte sich ein Anblick, wohl vermögend, ihn den Herzog von Sessa und jede Gefahr vergessen zu lassen.

An einem Baume saß, fast besinnunglos, Isabella von Villafranca, vor ihr hielten drei Spanier, schon aus mehreren Wunden blutend, die andrängenden Morisken ab, die, ihre Beute nicht aufgeben wollend, mit Lanze und Streitaxt von neuem wüthend auf sie eindrangen. Halt! schrie Abdallah, zwischen die Streitenden sprengend. Zurück, wer

mauriſchen Stammes iſt; übt Schonung ſtatt Rache! Ihr aber, Ihr ſpaniſchen Männer, legt Euere Waffen nieder und kämpfet nicht mehr als Verzweifelte gegen die Uebermacht. Der Dame, die Ihr nutzlos vertheidigt, will der König der Andaluſier ſelbſt Beſchützer ſeyn. Säumt nicht, meinen Befehlen zu gehorchen, jeder Widerſtand wäre thöricht.

Murrend zogen ſich die Moriſken dem Befehle ihres Königs nur mit Unluſt gehorchend, zurück. Die Spanier legten ihre Waffen gewiß noch unmuthiger zu des Königs Füßen, der ſie den Moriſken zur Bewachung übergab. Jetzt erſt nahte er ſich Iſabellen, die mit klopfendem Herzen, bebend, dem Allen zugeſehen hatte. Er begrüßte ſie herzlich, man ſah deutlich den Kampf, die Gluth neu erwachter Liebe zu dämpfen. Er beklagte ihr Geſchick, tröſtete ſie, verſprach ihr Schutz und Sicherheit, wobei ſeine Worte gemeſſen, faſt gleichgültig waren, ſein Auge aber flammte deſto lebendiger. Iſabella fühlte es tief, daß der König der Moriſken nicht mehr Aboo ſei, ſie ſchwieg, unterdrückte ihren Schmerz und beantwortete ſeine Frage: was ſie unter das

Kriegsvolk geführt habe, mit anscheinender Ruhe.

Sie erzählte ihm, daß sie, den Nachstellungen eines mächtigen Mannes zu entgehen, ihren Vater gebeten habe, sie von Granada zu entfernen und zu seiner Schwester, der Aebtissin der Carmeliterinnen, nach Cadix zu schicken. Lange habe der besorgte Vater ihr die Bitte verweigert, endlich jedoch nachgegeben, und, da die Moriskken die Vega von Granada durchstreiften, keine sichere Gelegenheit zu finden geglaubt, als sie mit dem Transporte bis in die Gegend von Alhama gehen zu lassen, von wo sie mit mehreren Frauen und Reisenden unter sattsamer Bedeckung nach Cadix geführt werden sollte. Kaum aber am Fuß der Nevada angelangt, wären sie von Feinden umschwärmt, die ihnen den Weg nach Cadix abgeschnitten und sie gezwungen hätten, dem Transport zum Heere zu folgen, da ein Versuch, nach Granada zurückzukehren, gescheitert sei.

Abdallah hatte, während Isabella sprach, männlich gegen sein Herz gekämpft. Er gedachte Estrella's, seiner Pflicht, seines Vaterlandes, und unterdrückte seine Empfindung,

obgleich er die Thränen in Isabella's Augen sah, deren Quelle er leicht errathen konnte. Es bannte ihn fest bei ihr, und doch trieb es ihn fort zu den Seinen, die sich mit ihrer Beute in die Berge warfen und sich ihrer Gewohnheit nach zerstreuten. Da sah er plötzlich von Lanjaron her Melqui mit der zur Verfolgung der Vorhut des Feindes abgeschickten Schaar in regelloser Flucht die Höhe herab kommen. Ungesäumt übergab er Isabella der Obhut einiger seiner Diener, mit dem strengen Befehl, nicht von dieser Stelle zu weichen, rief der Unglücklichen ein Lebewohl zu, schwang sich auf sein Roß und sprengte, mit der neuen Wunde im Herzen, verzweiflungsvoll den Flüchtigen entgegen.

Aber vergeblich war sein Bemühen, sie zum Stehen zu bringen. Vergeblich versuchte er, die immer noch Plündernden zu sammeln, die, als sie jetzt die Flucht der Ihrigen sahen, nicht an Vertheidigung, nur an Rettung dachten, mit den erbeuteten Maulthieren die Felsen hinaufklimmten, oder, wo die Thiere nicht folgen konnten, ihnen die Sehnen abhieben, ihre Ladung vernichteten und dann auf ihre eigene Rettung bedacht waren.

Endlich war es Abdallah und Melqui gelungen, 1000 Streiter zu sammeln und sie dem nahenden Feinde entgegen zu führen. Er besetzte den Eingang des Hohlweges, um wenigstens den Seinen Zeit zur Flucht zu geben, denn nach der Aussage Melqui's war es das ganze spanische Heer, das gegen sie anrückte; es war jedoch nur Don Martin Padilla, den der Herzog von Sessa dem Conrey entgegen geschickt hatte, und dem er noch einige tausend Rohrschützen folgen ließ.

Jetzt bildete die von der Höhe herabkommende feindliche Reiterei am Fuße derselben ihre Schlachtlinie, und die Geharnischten stürzten sich mit eingelegten Lanzen auf die Moriſken, die sie mit mörderischem Feuer empfingen und zurückwarfen. Noch einmal versuchten die Spanier durchzubrechen, noch einmal wurden sie zurückgetrieben. Da zogen sie sich, ihr Fußvolk abwartend, das auch jetzt im Eilschritt die Höhe hernieder kam, bis an den Fuß des Gebirges zurück. Die Spanier, nun an Zahl und Kriegszucht den Moriſken überlegen, drangen vor, das Gefecht ward allgemein; schon fingen hier und da die Moriſken an zu wanken, als die Geharnisch-

ten, denen das Fußvolk muthig folgte, noch einmal hervorbrachen und die Reihen der Moriſken trennten, die nun nur noch in der Flucht ihre Rettung ſuchten.

Vergebens war ihres Königs Beiſpiel, der ſich mit wenigen Reitern verzweiflungvoll den Spaniern entgegen warf und ihnen männlichen Widerſtand leiſtete. Die Tapfern, die ihn begleitet, ſanken an ſeiner Seite, und von Allen verlaſſen, ſelbſt nur leicht bewaffnet, mußte auch er endlich den Spaniern den Rücken kehren und in der Flucht ſein Heil ſuchen. Glücklich, daß der Hohlweg durch die getödteten Maulthiere und ihre umhergeſtreuten Ladungen den Nachſetzenden manches Hinderniß in den Weg legte, und Abdallah auf ſeinem ſchnellen Tigerroſſe dadurch leicht einen Vorſprung vor den ſchwer Geharniſchten gewinnen konnte. Doch jagte er nicht die nahe rettende Schlucht hinauf, er lenkte ſein Roß nach der Stelle, wo er Iſabella verlaſſen hatte.

Aber plötzlich warf er ſein Roß nach der entgegengeſetzten Seite und hielt das ſchnaubende einen Augenblick an. — Was willſt Du dort, König der Andaluſier? rief ihm

eine innere Stimme zu. — Willst Du sie verderben und Dich? — Aber seine Bestimmung zog ihn dennoch nach ihr hin — er sprengte mit verhängtem Zügel seinem Schicksal entgegen und fand sie bebend mit ängstlicher Erwartung unter dem Baume stehen. Komm, Isabella, komm, Unglückliche! rief er ihr zu, bog sich, sie mit kräftigem Arm erfassend, zu ihr nieder, schwinge Dich auf zu mir! rief er, und Isabella, betäubt, ihrer Sinne nicht mächtig, wohl auch ihrem Herren folgend, schwang sich auf sein Tigerroß, und, den Arm um seinen Nacken, schmiegte sie sich fest an ihn, der auf schnaubendem, schäumendem Rosse mit seiner Beute dahin jagte.

Die ihn verfolgenden Spanier hatten ihn nicht aus den Augen gelassen, denn durch gefangene Morisken benachrichtigt, daß es Mulay Abdallah gewesen sei, der an der Spitze mauriſcher Reiterei sich in ihre Reihen gestürzt, hatten sie alle andre Flüchtlinge unbeachtet gelassen und waren nur ihm gefolgt. Jetzt, da sie aus der Ferne ihn ein spanisches Weib auf sein Roß heben und mit ihr davon sprengen sahen, jagten Alle mit verhängten Zügeln ihm nach.

Bald entschwand er jedoch ihren Blicken, eine Felsschlucht verbarg ihn, doch als er die Höhe hinauf ritt, sahen sie ihn von neuem, und wie eine gierige Meute, welche die Spur des edlen Thieres verlor, sie plötzlich wiederfindend, mit lauterem Geheul, mit angestrengter Kraft es verfolgt; so auch verfolgten die Spanier den Moriskenkönig, und jeder, sein keuchendes Roß spornend, hoffte, schon im voraus die sichere Beute zu erhaschen. Aber das Tigerroß trabte, zwar mit doppelter Bürde beladen, schnaubend, doch muthig, die steile Höhe hinan, während die schweren Rosse der Spanier nur keuchend folgen konnten.

Ein finsterer, verhängnißvoller Stern waltete jedoch heute über Abdallah's Geschick. Immer noch das Weite suchend, jagte er jetzt auf einem an beiden Seiten von schroffen Abhängen gebildeten Felsrücken hin, Pferdegetrappel schien dicht hinter ihm zu seyn, und vor sich sah' er eine tiefe Felsspalte ihm den Weg versperren. — Halte Dich fest, Isabella! rief er dem bebenden Mädchen, vorwärts, mein muthiges Roß! seinem Tiger zu; Du trägst ja Andalusiens König und sein Glück!

Tief drückte er dem braven Thiere die Sporen in die Weichen, es raffte seine letzte Kraft zusammen, jagte in vollem Laufe vorwärts; und rasch wie der Pfeil durch die Luft, setzte es über die Spalte und sank zusammen. Es hatte seinen Herrn gerettet, der angestrengte Sprung aber ihm den Tod gebracht.

Unversehrt hob Abdallah Isabella vom Boden auf, warf noch einen mitleidsvollen Blick auf das edle treue Thier, und leitete dann das zitternde Mädchen über das rauhe Gestein der Felsen, wohin ihm die feindlichen Reiter nicht folgen konnten. Beide gingen schweigend neben einander. Sie hörten keines Rosses Hufschlag mehr hinter sich, schauerlich still war es um sie her, kein Lüftchen rauschte durch das verwelkte Laub des wilden Rosenstrauchs, sie konnten den Flügelschlag des über sie schwebenden Geiers hören, der, heutegierig wie die Moriscken, sie umkreis'te. Nur hier und da unterbrach ein entfernter Schuß die schauerliche Stille dieser öden Einsamkeit.

Ich kann nicht weiter, überlaßt mich meinem Schicksale, Aben-Aboo, sagte jetzt das

ihre Wangen. Aber plötzlich verwandelte sich der Ausdruck ihres Gesichts, feurig sah ihr Auge umher und Josephe mußte mit Unmuth sehen, daß Stolz und Selbstvertraun in ihr zurückgekehrt war. „Ich soll den Schleier von meinem Herzen heben, Josephe?“ begann sie jetzt — „Gern, warum sollt' ich nicht die Schwächen eines Augenblicks enthüllen, der in dem Kreislauf stolz durchlebter Stunden und Tage, wie ein Tropfen im Weltmeer verschwimmt? — Ich sah in dem Münster einen Kriegsmann sich durch das Gewühl drängen, seine hohe, über Andere hervorragende Gestalt, die Eile, mit der er sein Ziel verfolgte, machten mich auf ihn aufmerksam, und als er endlich an dem Gitter des Chors stand, sein Auge mit Neugierde auf dich gerichtet war, hatte ich Zeit, ihn genau zu betrachten. Sein Aeußeres, besonders der männliche kraftvolle Ausdruck seines Gesichts gefiel mir; als aber sein Blick den meinen traf, wandte ich mich plötzlich, und damit er nicht das Wohlwollen, das er in meinen Augen hatte lesen können, wohl gar mein schnelles Abwenden, mißdeuten könnte, wandte ich mich noch einmal nach ihm und mein Blick drückte gewiß den Stolz meines Innern aus. Da wagt er es, gleich kalt, gleich stolz den Blick zu erwiedern und mit diesem Blick forderte er mich zum Kampfe auf.“ — Sie hielt inne —

„Sprich weiter, liebe Schwester,“ bat Josephe, mit Innigkeit ihre Hand fassend, „sei ganz wahr. So sehr ich auch mit meinem Glück beschäftigt bin, nehm' ich doch zu sehr Theil an dir, um auch an einem für mich so wichtigen Tage dich ganz vergessen zu können. Ich bemerkte

Mädchen. — Flieht! — Gott wird mir, wenn ich ausgeruht habe, einen Engel senden, mich hinunter zu Menschen zu leiten, oder mich auf seinen Schwingen hinauf zu tragen, wo es keiner Ruhe bedarf. Flieht und rettet Euch!

Ich sollte Euch in dieser öden Gegend hülflos dem Hungertode preis geben? erwiederte er unmuthig. Nein, Isabella. Das Geschick führte uns heute zum dritten Male wunderbar zusammen, ich ehre seinen Fingerzeig und trenne mich nicht freventlich von Euch. — Ruht hier aus, dann setzen wir unsern Weg fort, bis wir Männer meines Volkes finden, die sicher in den Höhlen dieses Gebirges zerstreut und verborgen sind. Versagen Euch die Füße den Dienst, so ist mein Arm noch stark genug, Euch zu tragen. Er führte sie einem Steinblocke zu, wo er sich neben sie setzte, sie theilnehmend in seine Arme schloß, und Isabella, von Mattigkeit überwältigt, ihr müdes Haupt an seine Brust lehnte.

Das Mädchen seiner Liebe hielt er nun fest umschlossen; ob er auch mit ihr sein Glück umfing? Dies war der trübe Gedanke, der sein Inneres im Zwiespalt zerrüttete.

Die Worte süßer, inniger Liebe drängten sich auf seine Lippen, der Gedanke an Estrella, an sein Vaterland wies sie in seine gepreßte Brust zurück. Unwillig, sich bald seines Kleinmuthes wegen verachtend, der ihm nicht die Kraft ließ, freudig dem Vaterlande sein Opfer zu bringen, bald sein Geschick verwünschend, das ihn zwang, seines Herzens lodernde Flamme zu dämpfen, sah er stumm vor sich hin, und in ihm wüthete der furchtbare Kampf der Liebe gegen die Pflicht.

Da blickte er auf und sah Thränen in Isabella's Auge. Weine nicht, rief er, sie an sich drückend, beweine Dein und mein Schicksal nicht; aus diesem Labyrinthe kann zwar nur ein Gott retten, aber er wird barmherzig seyn!

Sein Wille geschehe! sprach das Mädchen, sich erhebend. Kommt, Aboo, die Sonne senkt sich, es beginnt zu dämmern; und ich fühle mich gestärkt. Kommt, geleitet mich dort hinunter, mir ist, als vernähm' ich das Rauschen einer Quelle, und Durst quält mich.

Abdallah horchte auf, auch er glaubte das Murmeln eines Waldbaches zu hören. Geduldet Euch einen Augenblick, sprach er, ich

eile hinunter. — Doch sind' ich auch den Quell, setzte er traurig hinzu, worin könnt' ich den Labetrunk bringen? mein Turban taugt nicht dazu. —

So laßt uns Beide hinuntergehen, bat sie, und er erfüllte ihren Wunsch, leitete die Wankende über manche Klippe hinab, und bald sahen sie den murmelnden Quell über graue Felsen sich stürzen, Beide erquickten sich und setzten dann gestärkt ihre Wanderung fort. Als sie um eine Felswand bogen, öffnete sich ihnen eine mit Platanen und immer grünenden Eichen bepflanzte Schlucht. Ein freudiges Lächeln umzog bei diesem Anblick Abdallah's ernstes Gesicht. Mich dünkt, ich kenne diese Gegend, rief er aus. Täusch' ich mich nicht, so muß dort, wo der hohe Baum steht, eine Höhle seyn, die uns oft auf unsern Streifzügen zum Zufluchtort diente, dort sind wir wenigstens vor Verfolgung sicher.

Isabella strengte ihre letzten Kräfte an und folgte Abdallah, und bald standen sie auch wirklich vor dem Eingange einer Höhle. Sie traten ein und sahen sich plötzlich von aufspringenden bewaffneten Männern umringt. Laß Deinen Schleier fallen! raunte Abdallah

dem Mädchen zu, und trat, Isabella an der Hand, stolz unter die Staunenden, die, als sie in ihm ihren König erkannten, das schon gezückte Schwert in die Scheide senkten und sich ehrerbietig vor ihm neigten. Es war Seniz und ein Theil der Monsi's, die sich mit ihrer Beute hierher geflüchtet, und, in dieser Felsschlucht sich sicher glaubend, sich eben zur Ruhe gelegt hatten.

Sei mir gegrüßt, König Abdallah! rief ihm Seniz mit zweideutigem Lächeln entgegen; Heil Dir, Heil uns, daß Du gerettet bist! Die Nachricht hatte sich verbreitet, Du habest Dich, an Deinem Glück verzweifelnd, den Tod suchend und ihn auch findend, mit der Reiterei der Nevada in die Reihen der Spanier gestürzt.

Du siehst, Seniz, ich lebe noch, erwiederte Abdallah; doch wäre wohl jedem edlen Mauren der Tod nach solch schändlicher Flucht erwünscht.

Solche Flucht ist Sieg! rief der Monsi lächelnd. Wenige der Unsern sind geblieben, und welche reiche Beute ward uns dafür? Du selbst führst uns noch einen Theil davon in dieser Spanierin zu, die ich wohl Lust

hätte, meiner von den Pfaffen gemordeten Schweſter zum Opfer zu bringen.

Rühre ſie nicht an! fuhr der König mit flammendem Blick und drohender Geberde auf, ſie iſt meine Gefangene!

Haſt Du nicht auf Deinen Theil an der Beute verzichtet, König Abdallah? — Sie gehört, wem das Loos ſie giebt.

Seniz! ſprach Abdallah, zornig nach dem Schwerte greifend, vergißt Du, vor wem Du ſtehſt?

Vor meinem Könige, den ich mir ſelbſt wählte! erwiederte Seniz ſtolz. Du biſt in der Höhle der Alpujarren, raunte er ihm dann halb leiſe zu, nicht in Mecina de Bonvaron, nennſt Dich nicht Philipp, König der Spanier und Indier, nur Abdallah, König der Andaluſier, beherrſcheſt nicht Sklaven, ſondern ein freies Volk, und biſt nicht von Deiner Leibwacht, biſt von den Monſi's umgeben! — Seniz erinnert dies dem Aben-Aboo, ſeinem Freunde; und nun, mein König, fuhr er mit lauter Stimme fort, ſich tief vor ihm neigend, ſei uns doppelt willkommen am Abend eines ſo glücklichen Tages! Wir flohen, aber mit Beute beladen; an 2000 Maulthiere, die

den

den Verhungerten Speise und Labung zuführen sollten, fielen in unsre Hände, und für einen Verlornen haben wir gewiß 10 Gefangene gemacht. Sessa muß sein verschanztes Lager, muß das Gebirge verlassen, was verlangen wir mehr? — Unser Zweck ist erreicht, und Flucht war für uns, die wir nicht in Reih' und Glied fechten, nie eine Schande, sondern immer nur kluge Vorsicht.

Abdallah, nach der ersten Aufwallung schnell das Gefährliche seiner Lage überschauend, und sich bei den stolzen, feindlichen Worten Seniz an Estrella's Warnung erinnernd, hatte diesen ruhig angehört und schien das Bittere seiner Rede nicht zu achten, dankte ihm für seinen Willkommen und berührte die Flucht der Seinen nicht weiter, da er mit Seniz sich sagen mußte, daß dieser Tag, wenn auch kein Tag des Ruhms, doch ein glücklicher zu nennen sei.

Ausgeschickte Kundschafter brachten jetzt die Nachricht, daß die Spanier nach Acequiya gezogen wären, wahrscheinlich den Rest des sich dorthin geflüchteten Convoy's aufzunehmen und ihn in's Lager zu führen. O Schande, wenn dies ihnen gelänge! rief Abdallah bei

dieſer Nachricht. Laß die Hörner durch die Berge ſchallen. Seniz, zünde das flammende Zeichen an, daß die Rauchwolke aufwärts wirble und den Unſern zum Sammelplatz diene. Sende auf die Spitze des Berges Männer mit Falkenblick und mit dem Gehöre des Maulwurfs, daß ſie lugen und lauſchen, ob die Unſrigen unſer Zeichen, unſern Ruf beantworten.

Haſt Du an Deiner Beute noch nicht genug? ſagte Seniz, einen bedeutſamen Blick auf Iſabella werfend, die während dieſer ganzen Geſpräche ſchweigend und voll banger Erwartung verſchleiert geſtanden, und, ſich unter dieſen wilden, verſtörten Geſichtern unheimlich fühlend, ſich ängſtlich an Abdallah geſchmiegt hatte. Verlangſt Du noch mehr, König? Ich dächte, wir ließen uns mit dem begnügen, was uns heute zu Theil wurde.

Laß Deine Hörner erſchallen und thu', wie ich Dir befahl! ſagte Abdallah, und ſeine Stirn umwölkte ſich. Nicht Beute gilt es, ſondern Ruhm. Der Abend naht, eile, daß die Rauchwolke aufſteigt, ehe ſich die Sonne hinter das Rondagebirge ſenkt.

Seniz ging, wenn auch mit Unluſt, des Königs Befehle zu vollführen.

Abdallah führte indeß Iſabella, deren Unruhe ihm nicht entgangen war, tiefer in die Höhle hinein, dahin, wo ſie mehrere Abtheilungen bildete. Die Monſi's brachten erbeutete Wachskerzen herbei, zündeten ſie an und erhellten die kleine Grotte, breiteten dann gewirkte Decken auf den feuchten Steinen aus, ſetzten Wein und Früchte auf einen von zwei Maulthierſätteln in Eile zugerichteten Tiſch und zogen ſich dann ehrerbietig zurück, ihren Gebieter mit der fremden Dame allein zu laſſen.

Iſabella, von den Schreckniſſen des Tages erſchöpft, ſetzte ſich auf einen Stein, ſenkte ihr Haupt und ſann über ihr Schickſal nach, während Abdallah unruhig auf- und abging, endlich einen Becher mit Wein füllte, den er ſchweigend dem Mädchen bot.

Ich danke Euch, Aben-Abool ſagte ſie, das geſenkte Haupt langſam erhebend und den Becher erfaſſend. Ich danke Euch, denn ich glaube ſelbſt, daß ich der Stärkung bedarf. Sie nippte von dem Weine und gab ihn Abdallah zurück, der, wie gedankenlos,

den Becher in der Hand, auf die jetzt Entschleierte unverwandt das Auge heftete.

Warum nanntet Ihr mich Aben-Aboo und nicht mit dem Namen, mit dem mein Volk mich begrüßt? fragte er jetzt, plötzlich die Stille, die sie umgab, unterbrechend. — Ist Euch der Name Abdallah so zuwider, daß Ihr ihn nicht aussprechen wollt?

Aben-Aboo nannte ich Euch in meiner Kindheit, nannte Euch so in den glücklichen Augenblicken, die meiner Erinnerung auch jetzt noch theuer sind; laßt mir diese Erinnerung, es ist ja Alles, was mir geblieben ist —

Isabella! fiel ihr Abdallah in die Rede und wollte ihre Hand ergreifen, doch schnell zog er die seine zurück, und seine Rede stockte. Nennt Ihr die Tage nicht glücklich, wo ich als König vor Euch stehe? fuhr er dann fort, sicher jetzt Anderes sagend, als er früher gewollt.

Nein! erwiederte sie, mit einer Art Hast sich von ihrem Sitz erhebend. Die Spanierin kennt in ihrem Vaterlande nur einen König, und das ist Don Philipp — Isabella kennt

nur einen Namen, der ihrem Herzen werth war, das ist der Name Aben-Aboo!

Der ihrem Herzen werth war? wiederholte Abdallah.

Ja, Aben-Aboo, so ist's! — Zwischen mir und Euch hat sich seit jenem Zusammentreffen in der Alhambra eine Kluft gebildet, die unübersteiglich ist.

Eine Kluft? fragte Abdallah verwundert.

Hört mich an, hört mich ruhig an! Auch jetzt noch will ich Euch mein Herz öffnen, wie ich es zu meinem Verderben in jenen unbewachten Augenblicken that. Seit sich mein Herz zum ersten Male der Sehnsucht öffnete, stand Euer Bild darin. Ich habe es sorgfältig verwahrt, mir es lieblich, freundlich ausgeschmückt, und das Auge meiner Phantasie hat es Tag und Nacht mit immer wachsender Neigung betrachtet, und nur der Gedanke, daß Ihr dies ahnen möchtet, störte mein Glück. Da ward in den Alpujarras die Fahne der Empörung aufgesteckt, Ihr verschwandet aus Granada, und ich fühlte doppelten Schmerz, denn ich sah Euch nicht mehr, und Ihr sammeltet um Euch die Empörer. Ich hoffte durch Gebet das Verlangen

wohl, daß du bei unſrer Nachhauſekunft die Einſamkeit ſuchteſt, ſah, wie du die Roſe pflückteſt.“

„Ja, ich muß es geſtehen,“ nahm Margarethe das Wort „ſein Bild begleitete mich, an ihn denkend brach ich die Roſe, ich fühlte mich zum erſtenmal bewegt; aber es war nur ein Augenblick, bald ward ich Herr dieſer drückenden Schwäche — und ſein Benehmen während des Mittagmahles! Abgemeſſen, kalt, berechnet jedes Wort, meinem Stolze Gleichmuth, meiner Laune die Seinige entgegenſetzend betrat er gleichgültig den Kampfplatz. War ich freundlich, ſo ſprach er herzlich, ward ich bitter, tadelte er es freimüthig und begann mich belehren zu wollen, wandte ich mich zu dem Grafen Oſſa, ſprach er und ſo wie es ſchien, gern mit ſeiner Nachbarin; nie ſuchte er den Faden des Geſprächs anzuknüpfen, die Gelegenheit mußte ſich ihm dazu bieten — Aber glaube mir,“ ſagte ſie mit Zuverſicht „ſein kaltes, gleichgültiges Benehmen iſt nur Schein, die Glut ſeines Auges, die ich oft belauſchte, verräth mir deutlich, daß er in meinen Feſſeln liegt, und vielleicht gewarnt, ſich ihnen zu entziehen glaubt, wenn er mich mit meinen eignen Waffen bekämpft.“

„Margarethe!“ unterbrach ſie die Schweſter „Wohin verirrſt du dich? Von dem ſanften, blumenumgrünten Pfade, den die Natur dem Weibe erblühen ließ, ſtürzeſt du dich auf eine rauhe Dornenbahn, wo du nie an ein freundliches, glückliches Ziel gelangen kannſt! Wie wenig kennſt du dich! Eben dies Ungeſtüm, dieſe Leidenſchaftlichkeit, dieſer Unmuth zeigt mir deutlich, daß du endlich einen Mann gefunden haſt, der ſich nicht willig

meines Herzens zu beschwichtigen, aber mein Gebet ward nicht erhört, mein Herz nicht ruhiger. Ich suchte Euer Thun zu entschuldigen, gedachte der Härte, der Verachtung, mit der man Euer Volk behandelt hatte. — Ach, was uns theuer ist, sieht man so gern fleckenlos; aber die Grausamkeiten, die ich von den Morisken vernahm, empörten mein Herz. Ich hörte, wie Ihr Tempel und Altäre umstürztet und dem Mahomet anbinget, und hielt von dem Augenblick an den Gedanken an Aben-Aboo für Sünde, und sündigte doch so oft. Endlich gewann ich es durch feste Beharrlichkeit, Herrin dieser unglücklichen Neigung zu werden, denn Liebe ohne Gegenliebe verzehrt sich endlich selbst. — Da führte uns der Zufall in der Alhambra zusammen — und ein Augenblick zerstörte, was ich unter Thränen mir errungen hatte, das schwache Mädchen klammerte sich fest an der Hoffnung an, Liebe könne Euch dem Könige und der Pflicht zurückführen, und ich hoffte und träumte wieder, des Paradieses Pforte öffne sich mir. Aber der Zufall führte uns noch einmal zur nämlichen Stunde auf der nämlichen Stelle zusammen. Das, glaubte ich, sei Bestimmung,

sei der Fingerzeig Gottes, und ich überließ mich neuer berauschender Seligkeit. — Doch die Nachricht, die Granada bald darauf durchflog, Ihr wäret zum Könige der Empörer ernannt, trug meine Hoffnung zu Grabe und zerstörte meinen Himmel, und als ob dies nicht genug sei, mich zu zermalmen, erfuhr ich aus Don Juan d'Austria's Munde, Ihr wäret dem reichsten Mädchen der Alpurarren, der gefeierten Schönheit Eures Volks, der Amazone der Moriscken, Estrella, verlobt.

Laßt mich enden! bat sie, als Abdallah sie unterbrechen wollte. Nur einmal öffnet sich das Herz einer Jungfrau auf diese schmerzliche Weise, dann verschließt es sich auf ewig. Ich glaube Euch zu kennen; nicht Rachsucht, nicht beleidigter Stolz allein, nicht Raubsucht oder Ehrgeiz ließ Euch die Fahne der Empörung aufstecken. Ein edlerer Zweck, ein großer Gedanke durchglüht Euch: Ihr wollt das Reich der Mauren herstellen, oder sterben. Unmännlich endete Boabdil, männlich wollt Ihr vollführen, oder untergehen. — Isabella von Villafranca kann Euch zu Eurem Zwecke Nichts nützen, und hätte sie auch mit Aben-

Aboo die ärmlichste Hütte getheilt, nie würde sie mit ihm den Thron von Granada theilen. Estrella, so wie ich vernahm, kämpft mit ihren Reizen, mit ihrem Gelde, selbst mit ihrem Schwerte für Euch, und Ihr verdankt ihr den bleichen Schimmer eines drückenden Diadems. Darum laßt mich ziehen. — Mein Weg sollte mich zu den Carmeliterinnen führen; versperrt ihn mir nicht, schickt mich zurück. —

Ihr schweigt? Ihr sinnt noch nach? — Ihr sagt nicht: Lebt wohl, Isabella, der Gott der Christen mit Euch, Unglückliche!? Wäre Mulay Abdallah nicht mehr Aben-Aboo, dessen edlem Herzen ich vertraute, wie ich dem Herzen meines Vaters vertraue? O laßt mich ziehen! —

Leb' wohl, Isabella! rang sich jetzt aus seiner Brust. Gott mit Dir, edle Jungfrau! — Leb' wohl! — Bei diesen Worten umzog ein himmlisches Lächeln der Jungfrau Engelsantlitz, und doch erbebte sie bei dem Gedanken: Er sagt mir Lebewohl! Zitternd reichte sie ihm die Hand, eine Thräne, der Freude, dem Schmerze geweint, drang aus ihrem Auge, und ein leises Lebewohl stammelnd,

zog sie der Todeskampf gebrochener Liebe unwiderstehlich an seine Brust, als von nah' und fern lauter Hörnerruf erschallte.

Hörst Du den Hörnerruf, König Abdallah? unterbrach jetzt Seniz den schmerzlichen Abschied. — Hörst Du, wie im hundertfältigen Echo das Schlachthorn unsres Volkes in den Bergen wiedertönt? — Das Feuer prasselt auf der Felskuppe, der Rauch wirbelt empor, bald wirst Du von allen Höhen die Feuersäulen flammend aufsteigen sehen, wie die Sterne in immer dunkler werdender Nacht. Komm', Gebieter, ein köstliches Mahl ist für Dich aus des Herzogs Küche, die uns zur Beute ward, bereitet, sein Mundkoch ist gefangen und muß heute ein Meisterstück machen, wenn er nicht aufgeknüpft seyn will. — Komm, König, die Deinen erwarten Dich; auch Melqui ist hier, und nach Gorri habe ich Boten gesandt.

Ich verlange nicht nach des Herzogs Mahl, erwiederte Abdallah düster; meinem Geiste ist Stärkung nöthiger, als meinem Körper. Zecht, so lange Ihr wollt; ist Gorri gekommen, schick' ihn zu mir.

Wie der König will, sprach Seniz und entfernte sich.

Isabella! wandte sich jetzt Abdallah zu der Trauernden, ich habe in manch' trüber Stunde einen schweren Kampf gekämpft, ich habe mein Glück, meine irdische Seligkeit meinem Volke geopfert, indem ich Euch entsagte. Ich fühle es, und vielleicht in dem Augenblicke der Trennung mehr als je, daß Ihr das einzige Wesen seid, das mich beglücken könnte. Nehmt die Ueberzeugung, daß ich Euch unaussprechlich liebe, mit Euch zu den frommen Carmeliterinnen und betet für mich, denn ich bin noch Christ, wie die Meisten, die meiner Fahne folgen. —

Dann sei Gott gelobt! rief Isabella freudig aus.

Sobald ich kann, sende ich Euch zu den Euren zurück, fuhr Abdallah fort, in diesem Augenblicke aber steht es nicht in meiner Macht, es zu thun. Erst vor wenig Tagen haben die Spanier, da ich dem Herzog von Sessa einen gefangenen Greis sandte, seine Begleiter niedergehauen; ich würde Niemand finden, der Euch zu den Spaniern geleitete. Auch darf ich nach einem Tage, wie der heu-

tige, und da ein neuer Kampf uns morgen bevorſteht, es nicht wagen, durch Eure Abſendung die leicht aufgereizten Gemüther gegen mich aufzubringen. Deshalb geduldet Euch nur wenige Tage; morgen, wenn mir das Glück günſtig iſt, geleite ich Euch ſelbſt zu Eſtrella.

Zu Eſtrella? rief Iſabella erſchrocken.

Ja, zu ihr; ich wüßte Euch nirgends ſicherer; keiner Frauenhand wüßte ich Euch hier anzuvertrauen.

Aben-Aboo! unterbrach ſie ihn, und vielleicht zum erſten Male ruhte ihr Auge mißtrauiſch auf dem Manne ihrer Liebe. — Wollt Ihr durch mich Eurer Verlobten einen Triumph bereiten, oder wollt Ihr —

Euch in Sicherheit bringen, das nur will ich! fiel er ihr ſchnell in die Rede. Denn wißt, obgleich ich König der Andaluſier heiße, iſt meine Macht nur gering, der Wille des Volkes zügellos, ihre Leidenſchaften heftig.

In dieſem Augenblicke trat Gorri ein. Gut, daß Du kommſt, mein treuer Freund! rief er ihm entgegen. Hier übergeb' ich Dir das Theuerſte, was ich auf der Welt beſitze, Donna Iſabella. Sie iſt hier unter den

Monſi's nicht ſicher, führe ſie zu den Völkern der Nevada, übergieb ſie dort treuer Obhut, morgen, wenn der Tag glücklich vollbracht iſt, geleite ich ſelbſt ſie nach Acuña.

Was ſoll ſie dort, mein König? fragte Gorri erſtaunt.

Verweilen, bis ich ſie nach Cadix ſenden, oder den Spaniern ſicher übergeben kann.

Gorri war nachdenkend geworden. Du thuſt recht, ſagte er endlich, führe ſie nur ſelbſt nach Acuña! Dann ging er, die nöthigen Befehle zu ihrer Abreiſe zu geben und ſie befanden ſich wieder allein.

Dies alſo das letzte Mal, daß ich Dich ohne Zeugen ſehen ſoll? Nun denn, ſo lebe wohl, Stern meines Himmels!

Er geht unter und erbleicht beim Glanze der neuen Morgenröthe, ſprach Iſabella mit Faſſung, aber der Himmel bleibt ihm dennoch ewig — dort oben wirſt Du ihn wiederfinden, wenn Du als Chriſt lebſt und ſtirbſt!

Bei dieſen Worten ſank Abdallah unwillkührlich vor ihr nieder. — Sie legte die Hand auf ſein Haupt. — Gott ſchütze Dich und gebe Dir dereinſt einen ſanften, chriſtlichen Tod. — So lange aber Dein Herz

ſchlägt, möge er Dir die Erinnerung an eine Unglückliche bewahren.

Da erſcholl Hörnerruf vor der Höhle, Abdallah ſprang auf, und Gorri trat eiligſt ein. — Von nah' und fern ziehen Deine Schaaren herbei, komm, Dich ihnen zu zeigen, König!

Leb' wohl, Iſabella! rief Abdallah, ſtürzte hinaus, und vernahm nicht das leiſe, gebrochene Lebe wohl! das ſie ihm nachrief.

5.

Ehe noch der Morgen graute, hatte Abdallah ſchon mehrere Tauſende der Seinen um ſich verſammelt und legte ſie an der nämlichen Stelle, wo ſie am vergangenen Tage geſtanden hatten, in Hinterhalt. Er ſelbſt ritt eine ſteile Höhe hinauf, von der er den Weg von Acequiya ganz überſehen konnte. Bald ſah er die Spanier, 4000 Mann ſtark, das Fußvolk an ihrer Spitze, heran ziehen. Sie hatten ungefähr 200 Laſtthiere in ihrer Mitte, die von beiden Seiten durch Rohrſchützen gedeckt waren, und rückten in ſolcher

Ordnung heran, daß Abdallah wohl einsah, daß bei ernstem Gefecht nur wenig zu gewinnen, und der Transport zu unbedeutend sei, um auf die Behauptung des Lagers von Orguiva irgend einen Einfluß haben zu können. Er sprengte schnell zurück und gab den Befehl, ruhig die Vorhut vorüber ziehen zu lassen, nur die Abtheilung anzugreifen, bei der sich die Lastthiere befanden, und hier nur auf diese zu feuern, sich aber mit der Bedeckung in kein ernstliches Gefecht einzulassen. Die Nachhut des Feindes sollte jedoch, sobald sie in den Hohlweg gerückt wäre, mit Nachdruck angegriffen werden.

Seine Befehle wurden diesmal pünktlich ausgeführt. Die Spanier, nach der Flucht des vorigen Tages zwar keinen neuen Angriff, am wenigsten auf der nämlichen Stelle erwartend, zogen dennoch mit aller Vorsicht vorüber und deckten sich auf beiden Seiten vor Ueberfall, so daß ihre Plänkler oft dicht an den hinter Felsen verborgenen Moriscken vorbeizogen. Als jedoch die Maulthiere in dem Hohlwege waren, brachen die Moriscken hervor, machten ein mörderisches Feuer, tödteten mehrere, zogen sich aber, als Don Padilla mit

der Vorhut umkehrte, schnell in die Berge zurück.

In diesem Augenblick rückte auf dem Wege von Acuña eine bedeutende Schaar Moriken herab, ihre Hörner tönten schon aus der Ferne und verkündeten Abdallah unerwartete Hülfe. Diego Aguazil sprengte ihnen voraus und stieß auf Abdallah, der so eben Anordnung zu dem Angriff der Nachhut traf.

Mein König! redete er ihn an, verzeihe, daß ich erst jetzt Dir an der Spitze meiner Freunde meine Huldigung bringe. Wir hoffen heute das nachzuholen, was wir gestern versäumten.

Wer Aben-Humeya meuchlings mordete, ist mein Feind, ich bedarf und mag seine Hülfe nicht! erwiederte Abdallah, einen zornigen Blick auf Diego werfend.

Bist Du mein Feind, wohlan, König, so zeige Dich als solchen nach dem Treffen! erwiederte Aguazil mit Ruhe. Hier gilt es weder dem Könige, noch seinem Throne, hier gilt es das Wohl der Brüder. — Leb' wohl!

Indessen waren die 800 Streiter Diego's herangekommen. Sie begrüßten im Vorbeiziehn Abdallah mit frohem Jauchzen und rück-

an deinen Siegeswagen ſpannen läßt, dies zeigt mir deutlich, daß dein Herz endlich —"

„Schweig, ſchweig Joſephe! rief Margarethe heftig, und ſtürzte zur Thür hinaus.

„Der Pfeil traf, er ſitzt tief!" ſagte die ſanfte, freundlichlächelnde Joſephe „Gelobt ſei Gott!"

Am andern Tage lebte Roſen ganz ſeinen Geſchäften. Schon im Voraus gewiß, daß der Hauptpunkt ſeiner Sendung, der freie Gebrauch der Brücke, nicht bewilligt werden würde, ſchien es ihm angemeſſen, ihn bei ſeinen Unterhandlungen nur oben hin zu berühren, und nur auf die Beihülfe von Materialien zur Schlagung einer anderweitigen Schiffbrücke anzutragen, wozu er jeden Einzelnen ins Geheim zu ſtimmen ſuchte. Der Freiherr von Epp war ſeines Reichthums und ſeines Einfluſſes wegen nicht ohne Wichtigkeit, auch erforderte es der Anſtand, daß er ihm für die gaſtfreundliche Einladung danken mußte, dies und wohl auch die Hoffnung, Margarethe zu ſehen, beſtimmten ihn am andern Tage, dem Freiherrn ſeinen Beſuch zu machen. Ehe er aber den kurzen Weg antrat, hielt er Rückſprache mit ſeinem Herzen, das er ziemlich ruhig zu finden glaubte. Margarethens Schönheit hatte ſeine Sinne, ihr Stolz, ſelbſt ihre Laune ſeine Phantaſie beſchäftigt; aber der geheime Zauber, der das Herz durchbebt, dieſe unwiderſtehliche Gewalt, welcher ewig die Hoffnung zur Seite ſteht, hatte ihn nicht erfaßt. Nur ſein Stolz, ſeine Eitelkeit war aufgeregt, und auch nur Stolz und Eitelkeit riefen ihn auf, den Kampf mit dieſer Spröden zu wagen. So, mit Gleichmuth gewaffnet wie

ten, Aguazil an ihrer Spitze, dem Feinde entgegen.

Der Empfang Abdallah's hatte Diego ſchmerzlich getroffen. Das Bild Aben-Humeya's, wie er todeszuckend am Pfeiler ſtand, ſtets vor Augen, war es ihm jetzt, als habe der König den Gemordeten herbeigerufen, und er ſah ihn von dieſem Augenblick an auf ſeinem kaſtanienbraunen Roſſe mit drohender Geberde dicht neben ſich herreiten; und dieſe grauſenhafte Geſtalt, von der Nemeſis ihm zugeſellt, verließ ihn nicht, er mochte ſich wenden, wohin er wollte. Vorwärts, meine Brüder! rief er jetzt — hoffend, im Kampfgewühl den läſtigen Begleiter zu verlieren — vorwärts, dort zieht der Feind! Die Männer von Valor und Padul folgten, ſie drangen in die Reihen der Spanier mit ſo verzweifeltem Muthe, daß man hätte glauben ſollen, ſie ſuchten den Tod, wie ihr Führer. — Bolzen ſauſten, Kugeln pfiffen durch die Luft, die Schwerter klirrten, mit wildem Kriegsgeſchrei rückte nun auch Abdallah zur Hülfe heran, Mann gegen Mann begann der lange Todeskampf, bis endlich die Spanier wichen.

Da ſprengte Padilla mit den Geharniſchten her-

heran. Das ſpaniſche Fußvolk ordnete ſich von neuem, auch die Moriſken ſammelten ihre Reiterei, wohl der ſpaniſchen an Zahl überlegen, Diego ſetzte ſich an ihre Spitze und führte ſie jenſeit des Hohlweges gegen die Spanier. — Ich habe des Lebens Glück genoſſen, rief er, fort in den Tod! Aber auch fort von mir, Du geſpenſtige, mich ewig verfolgende Geſtalt! Dies murmelnd, ſprengte er dem Feinde entgegen.

Wie Raben, den langſam dahinziehenden Geier mit Geſchrei umflatternd, auf ihn ſtoßen und ſchnell wieder vor dem ruhig in weiten Kreiſen ſchwebenden fliehen, um ihn von neuem anzugreifen; ſo umſchwärmte die Reiterei der Moriſken auf ihren gewandten Roſſen die dicht geſchloſſenen Glieder der Geharniſchten, die, unbekümmert des furchtbaren Geſchrei's, wenig den Angriff der Einzelnen achtend, geſchloſſen vorwärts trabend, Alles vor ſich niederwarfen.

Da ſammelte Diego ſeine Schaar, ordnete ſie hinter dem durch Felſen und Geſtrüpp verborgenen Fußvolk, das, manchen alten ſpaniſchen Soldaten niederwerfend, den Siegeslauf der Feinde aufzuhalten ſich beſtrebte,

brach geschlossen hervor und warf sich verzweiflungsvoll den Spaniern entgegen, die mit gesenkten Lanzen ihnen entgegen rückten.

Viele Moriſken fanden bei dieſem Angriff den Tod, auch Diego Aguazil ward von einer Lanze durchbohrt. Sein flüchtiges Roß führte den auf den Tod Verwundeten zu den Seinen zurück; er ſank an Abdallah's Seite nieder, und nur noch die Worte ſtammelnd: Gott, nicht Du, war Humeya's Rächer! verſchied er.

Da ließ der König von allen Seiten zum Angriff blaſen; in hundertfältigem Echo ſchallte es aus allen Schluchten wieder, überall brachen die Moriſken hervor. Die Spanier, von Bergen rings umſchloſſen, vermieden hier das Gefecht und zogen ſich in Ordnung zurück, nur in der Nachhut brachen die Moriſken ein und machten 200 Gefangene. Sie erkauften den Sieg theuer; Aguazil, von Allen bedauert, lag mit 600 der Ihrigen auf dem Wahlplatz. Der Tag war blutig und hatte Nichts entſchieden.

6.

Langsam und feierlich zog ein Trauerzug durch das nach Acuña führende Thal. Von mehrern Hundert zu Fuß und Roß umgeben, trugen 12 Jünglinge eine aus Feigenholz gezimmerte Bahre, auf welcher Diego Aguazil, einen Lorbeerkranz um die bleiche Stirn, eine Beute des Todes lag. Feierliche Stille herrschte, nur zuweilen tönte der Klageton eines Hifthornes, der das Trauerzeichen gab, und dann brach in halblautem Murmeln, der nahen Meereswoge gleich, der Schmerz der ihn begleitenden Freunde aus. Sie führten die irdische Hülle Aguazil's seiner Geliebten zu, die, als er zum Heere zog, Acuña zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Als jetzt der Zug am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß lag, einen Augenblick zu rasten, anhielt, sprengte Seniz auf seinem gefleckten Rosse pfeilschnell an ihm vorüber, die Höhe hinan, pfeilschnell, als sei er eine Tod verkündende Windsbraut, die sich den Felsen hinan wirbelte. Was will der Wilde dort oben? raunten sich die Männer von Valor zu. — Will er, der nie des

Gefallenen Freund war, ihn zu Grabe begleiten? — Oder macht es ihm Freude, den Frauen traurige Botschaft zu bringen?

Daß er nicht den Todten zu Grabe begleiten wollte, sahen sie bald; denn sie waren noch nicht die Hälfte des Berges hinauf gezogen, als Seniz ihnen schon wieder entgegen geritten kam und grüßend an ihnen vorüber sprengte. Die kurze Stunde, die er oben verbracht, war hinreichend gewesen, die Gifttropfen in den Freude- wie in den Trauerbecher zu träufeln.

Jetzt langte der Zug vor dem Schlosse an. Estrella empfing ihn am Eingange des hohen Thores mit all' ihren Dienern, ließ die Bahre in den Waffensaal setzen, gab Befehl, das Grab zu graben, und bezeigte den Männern von Valor, die nur in geringer Zahl ihrem Anführer in's Schloß hatten folgen dürfen, ihr Beileid über den frühen Hintritt des jungen Helden. In ihrem Herzen aber sah sie seinen Tod als die gerechte Vergeltung an; denn sie wußte wohl, daß Diego die Haupttriebfeder von der Ermordung ihres Vaters gewesen war.

Zoa erschien nicht. Von ihrem Schicksal

niedergeschmettert, saß sie mit der Zigeunerin auf ihrem Zimmer und überließ sich ihrem dumpfen Schmerze. Estrella's Theilnahme, in welche diese wohl manches Bittre verflochten hatte, konnte ihr nicht wohlthun, und das alte leidenschaftliche Zigeunerweib, das sich wie eine Klette an die bleichende Rose hing und wie vom Himmel erlesen zu sein schien, sich mit Leib und Seele an Zoa's Schicksal zu ketten, reizte den Schmerz durch Stachelworte immer noch mehr und forderte sie zur Rache an Abdallah auf, der, nach Seniz Erzählung, durch feindliche Worte Aguazil in den Tod gejagt habe.

Aber das sanfte Gemüth Zoa's fühlte nur Schmerz und Gram und dachte nicht an Rache. Sie blieb in ihrem Zimmer und widerstand lange der Sehnsucht, den Todten zu sehen. Erst als die Nacht einbrach, die Freunde Aguazil's zu den vor dem Schlosse Gelagerten gegangen waren, schlich sie, ihre Harfe im Arm, hinab in den von einigen Kerzen schwach erleuchteten Waffensaal, winkte den die Leiche bewachenden Dienern, sich zu entfernen, und wankte dann dem Todten näher, der, mit seinem Mantel bedeckt, auf der

Bahre lag. Du haſt aufgerungen, ſprach ſie mit tiefbewegter Stimme, Du biſt heimgegangen in's Land der Ruhe! — Wohl Dir! — Wehe mir, die zurückblieb, den Gram im Herzen, die Erinnerung vor dem thränengetrübten Blick, den Schmerz, den nagenden Schmerz in der wunden Bruſt! Sie bedeckte ſeine Hand mit Küſſen, kniete dann, die Lippen immer noch auf ſeine Rechte gepreßt, neben dem Todten nieder und blieb faſt bewegungslos in tief gebeugter Stellung; dann ſprang ſie plötzlich auf. — Das Schickſal, mein Geliebter, rief ſie wehmüthig, kannte Deine verwundbare Stelle, auch die Spanier kannten ſie! — Beide trafen Dein Herz — und auch das meine! — Allein ſteh' ich nun hier — Nichts hab' ich, was mich liebt, was ich liebe — Du biſt noch die einzige Freundin, die mir blieb, rief ſie, mit Heftigkeit die an die Bahre gelehnte Harfe ergreifend, dir kann ich mein Leid vertrauen — du tönſt meine Schmerzen wieder, wie ſie in meiner wunden Bruſt erklingen — Erklingen? — Erſtorben, verhallt iſt mir mit ihm Lied und Klang, auch du mußt ſchweigen, deine Saiten müſſen ſpringen, und dein Ton in dieſem

öden Gewölbe verhallen, wie der Ton der Freude mit ſeinem Lebewohl verhallte. Sein Todtenlied ſei das letzte Schwirren deiner Saiten, es ſei mein Schwanengeſang!

Sie beugte ſich über den Todten, berührte leiſe und zart ſeine bleichen Lippen, dann griff ſie ſtürmiſch in die Saiten der Harfe, als ſollten ſie jetzt ſchon ſpringen; doch bald tönten ſie ſanft, der wilde Schmerz wich dem duldenden Gram. — Tief athmete ſie auf, und das Schwanenlied begann.

Einmal noch will ich die Saiten ſchwingen,
Einmal noch ertöne mein Geſang!
Mit der Hoffnung muß das Lied verklingen,
Das ſich ſchmerzvoll aus dem Buſen rang.

Tönet, Saiten, ſchwinge deine Flügel
Nun zum letzten Male, Phantaſie! —
An der Liebe kaltem Todtenhügel
Springt die Saite, nimmer tönet ſie.

Trauernd, wie der Klageton der Flöte,
Dumpf und hohl, wie Sterbeglockenklang,
Töne durch der Grüfte Schauerröde
Meines Schwanenliedes Schmerzensſang.

„Im Grab' ist Ruh, im Leben Schmerz! —
„Dort schlummert das tiefbewegte Herz,
„Hier schlägt es mit namenloser Pein,
„Und möchte, und kann doch nicht ruhig sein."

„Des Todes Hand das Auge schloß,
„Aus dem sich die Schmerzenszähr' ergoß;
„Im Leben rinnet sie bitter schnell,
„Das Herz ist ihr nie versiegender Quell."

„Wohl dem, der schläft im stillen Grab!
„Er brauchet nicht mehr den Wanderstab,
„Die Wallfahrt voll Sorge ward vollbracht,
„Und Morgenroth folget der Grabesnacht."

„Im Grab' ist Ruh', im Leben Schmerz,
„D'rum schlumm're sanft, Du treues Herz."

Sie hielt an, warf einen wehmüthigen Blick auf den Todten, dann griff sie verzweiflungsvoll, krampfhaft in die goldnen Saiten der Harfe, daß sie schrillend zersprangen.

Frau! rief jetzt die kreischende Stimme des Zigeunerweibes, was machst Du? — Hoffst Du den Todten zu wecken durch Deinen Klagegesang? Glaubst Du ihm mit den gesprungenen Saiten ein Opfer zu bringen? Du irrst. — Räche ihn, und Du giebst ihm Ruhe im Grabe, Dir Ruhe im Leben. Werde ganz die Cava dieses undankbaren Volks, stürze

auch diesen König und mit ihm den von Bettlern gezimmerten Thron, und zerreiß den aus Lumpenfetzen zusammengeflickten Purpurmantel. Du bist eine fromme Christin, erwirb Dir so das Paradies! —

Unmuthig blickte die Trauernde auf das Weib: — Gott ist gerecht! sagte sie dann, ihm übergeb' ich die Rache; für mich ist nur der Schmerz, ihn will ich fortan nähren, wie meinen treusten Freund. — Aber geh', verlaß mich, störe nicht diese heiligen Stunden. — Verlaß mich!

Die Zigeunerin ging, Zoa blieb allein bei dem Geliebten.

Ist sie zu schwach zur That, so will ich! brummte die Alte vor sich hin, nach ihrem abgelegenen Kämmerchen schleichend. Mein Leben habe ich ihr geweiht, ihr verdanke ich das Leben meines Kindes — kann ich sie nicht glücklich sehen, will ich sie doch gerächt wissen!

Indem sie das vor sich hin sprach, trat ihr eine Dienerin Estrella's in den Weg und brachte ihr den Befehl, sogleich zu ihrer Herrin zu kommen.

So ist's recht! murmelte die Zigeunerin

er meinte, betrat er das Haus des Freiherrn, der ihn mit Auszeichnung aufnahm, hier, wo sie allein waren, in Lob über Herzog Bernhard ausbrach und Alles nur Mögliche, jedoch nur im Geheimen zu thun versprach, was der Sache der Protestanten und dem Herzog nützen könnte. — „Daß Ihr, werther Herr, meine Offenheit nicht mißbrauchen möget, bedarf wohl keiner Bitte" sagte er dann geheimnißvoll „Wer spräche in jetzigen, unruhigen Zeiten wohl gern offen seines Herzens Meinung aus. Heute lacht Euch das Glück, morgen Euern Feinden. Ueberdies muß ich Rücksichten nehmen, um es nicht mit dem Grafen Oxsa, ich meine den Feldmarschall-Lieutenant zu verderben. Er ist in Schwaben, wo er General-Kommissarius ist, ein ganz mächtiger Herr, hat sich in seinem Wirkungskreise ein ungeheures Vermögen erworben, und sein Sohn, der Rittmeister von des tollen Johann von Werth's Reiter Regiment, scheint an den Siegeswagen meiner Tochter gespannt zu sein, und ich läugne es nicht, ich wünschte wohl — Doch das brauche ich Euch als einen so erfahrnen Mann nicht erst zu sagen — Meine Güter liegen jenseits des Rheines, dem Grafen von Oxsa verdank' ich ihre Erhaltung, und so wehe es meinem protestantischen Herzen auch thut, mein Kind vielleicht — Doch was rede ich — Ihr werdet mich gewiß verstehen und entschuldigen."

So sehr Rosen auch vorher mit seinem Herzen im Reinen zu sein geglaubt, so hatten doch die Winke, welche ihm der Freiherr gab, es gewissermaßen in Unruhe versetzt. Der alte Graf Oxsa war ein bedeutender, einflußreicher, der Sohn ein junger schöner Mann, Rosen dünk-

vor sich hin, das Schicksal selbst zeigt mir den Weg; erst sie, dann ihn, vielleicht Beide zugleich. —

7.

Estrella hatte seit Seniz kurzem Aufenthalte in Acuña einen schmerzhaften Kampf gekämpft. Der Anführer der Monsi's hatte an jenem Abend in der Höhle das Gespräch Abdallah's und Isabella's belauscht Erwünschteres konnte ihm der Zufall nicht bieten, denn er kannte das stolze Mädchen zu gut, um nicht zu wissen, daß Estrella nie ein getheiltes Herz genügen, und die Spanierin Beide trennen werde. Welche Hoffnung bot sich ihm dann? Schnell eilte er voraus nach Acuña, wie er vorgab, dorthin die frohe Botschaft zu bringen, daß die Spanier ihr Lager bei Orguiva verlassen hätten. Hier unterrichtete er Zoa von der feindlichen Stimmung des Königs gegen Aguazil und gab diesem allein die Schuld, daß Diego verzweiflungsvoll sich in den Tod gestürzt habe. In Estrella's Herz säete er den Samen der Eifersucht, theilte

ihr mit, was er gehört und malte Isabella's Bild mit den reizendsten Farben. Auch verschwieg er ihr nicht, daß Abdallah ihr die Neigung zu dem spanischen Mädchen opfern würde, setzte aber hinzu, daß er nur des Vaterlandes wegen, nicht aus Liebe zu ihr, dies Opfer bringen wolle. Estrella hatte ihm mit Fassung zugehört, ihm lächelnd erwiedert: Ich kenne Abdallah's Herz, Ihr berichtet mir Unwahres. Seniz, die Stolze, die nicht gebeugt vor ihm stehen wollte, leicht durchschauend, war jauchzend und hoffend zurück in's Lager gejagt.

Seit Estrella allein war, hatten alle Leidenschaften auf sie gestürmt. Tausend Entwürfe hatte sie eben so schnell gebildet, als sie sie wieder verwarf; bald sollte ein Dolchstoß sie rächen, bald Verachtung ihn strafen. Sie glaubte ihm leicht entsagen zu können, glaubte das Diadem, das sie um seine Stirn gewunden, ihm leicht wieder entreißen und vielleicht einen Andern damit schmücken zu können. — Selbst Seniz hingebende Liebe trat in solchen Augenblicken vor ihre Erinnerung. Aber kein Entschluß konnte tiefe Wurzel fassen, die sonst so Feste, Beharrliche schwankte

hin und her zwischen blutiger Rache und Verachtung, und erst, als sie nach langem Sinnen, nach langem Kampfe fühlte, wie schwer es ihr werde, sich von ihm loszureißen, fühlte sie, daß das Bild des schönen Mannes auch ohne Diadem in ihrem Herzen stand, daß sie ihn liebe, da empfand sie erst ganz, daß Liebe sich nur unter Schmerzen von Liebe trennen könne, und der Gedanke an Rache ward immer milder, immer freundlicher trat sein Bild vor sie, und sie konnte nur noch mit ihrem Herzen zürnen, daß es so schwach sei.

Schon während Zoa's erstem Aufenthalte in Acuña hatte Estrella durch manches Geschenk die alte Zigeunerin sich zu verpflichten gesucht. Von dem Geiste der damaligen Zeit befangen, war die sonst so männliche Jungfrau nicht von Aberglauben frei geblieben, und die Zigeunerin hatte mit ihrem scharfen Blick bald ihre geheimen Wünsche errathen und ihre Pläne durchschaut. Sie hatte ihr deshalb Manches voraussagen können, was späterhin wirklich eintraf, wodurch Estrella's Glaube an ihre Kunst bedeutend stieg. Ueberdieß in der Kenntniß heilsamer Kräuter bewandert, hatte sie oft Estrella erzählt, daß sie in manchen

von ihr bereiteten Trank geheime Kräfte zu legen verstände. Dessen erinnerte sich das Mädchen, und während des Kampfes ihres Stolzes gegen ihr Herz, worin der Stolz endlich unterlag, ließ sie die Zigeunerin zu sich rufen. Ohne ihr im mindesten mitzutheilen, was in ihrem Innern vorging, führte sie das Gespräch auf des Weibes Geschicklichkeit in Zubereitung wohlthätiger Arzneien. Die Alte, nach dem, was sie durch Seniz erfahren, leicht Estrella's Absicht errathend, ließ sich weitläufig hierüber aus, erzählte von ihren Wunderkuren, und wie sie schon manches Herz durch ihre Kunst vor Liebe bewahrt, in Liebe gestärkt habe.

Wie meinst Du das? fragte Estrella gespannt.

Ich weiß einen Trank zu bereiten, erwiederte die Alte, der den glimmenden Funken zur unauslöschbaren Flamme bläst, der den, welchem man ihn mit liebendem Herzen giebt, zur ewigen Liebe bezaubert.

Ein bitteres Lächeln umschwebte bei diesen Worten Estrella's Rosenmund; der Alten entging es nicht. Doch was erzähl' ich Dir das,

schönes Kind? fuhr sie fort. Die Flammen Deiner Augen, das Lächeln Deines Mundes fesseln mehr, als Trank und Zauberspruch. Wer für Dich in Liebe entbrannte, dem kann das Leben nicht, dem kann nur der Tod die Flamme löschen. Aber einen Trank weiß ich zu bereiten, hell und klar, wie Kristall; dazu muß ich in heller Mondnacht von dem Grashalm die Tropfen sammeln und — doch mein Geheimniß darf ich nicht verrathen. Dreimal drei Tropfen sind hinreichend zum Vergessen. Alles, was die tollste Liebe dem Herzen gab, die schönsten wie die bittersten Stunden sind verwischt, Alles so schnell verlöscht, als wenn der Sturm ein Lämpchen ausbläs't. Fremd steht der Mann ihres Herzens der Jungfrau, fremd dem Manne das Mädchen seiner Neigung gegenüber, und wenn sie Jahre lang in Lieb' und Leid neben einander wallfahrten, und sie sich jetzt begegnen, so begrüßen sie sich als Fremde mit Gleichgültigkeit, oft sogar mit Haß. An Lebenden habe ich es oft erprobt gefunden, ob es auch bei den Heimgegangenen hilft, will ich jetzt an meiner Gebieterin versuchen, für die ich noch heute in der Mondscheinnacht die Kräu-

ter und Thautropfen sammeln und einen Trank bereiten will.

Estrella hatte aufmerksam zugehört. Vergessen? murmelte sie leise vor sich hin, als die Alte schwieg. Die Schwächen meines Herzens, ihn vergessen? — Den Funken auslöschen, den ich heute zum ersten Mal als Flamme brennend fühlte? — Ja, ich will! Weib, bereite auch mir den Trank, ich zahle ihn Dir gut! sagte sie plötzlich zu der Zigeunerin. — Vielleicht — doch wozu noch Worte? — Geh' und bereite mir den Trank, befahl sie herrisch, und bringe ihn mir morgen.

Finde ich die Kräuter und in sattsamer Menge den Thau, so bring' ich auch Dir ein Fläschchen, schöne Maurin, aber die Herrin geht vor; ihr ward der Schmerz, Dir die Freude zu Theil, Du bedarfst es nicht, wie sie. Doch ich will gehen, dort über dem Berge tritt der alte Zauberer mit seiner bleichen Laterne hervor, und seine Strahlen brechen sich schon im Thaue. — Schlaf wohl, schöne Estrella, mögest Du nie meinen Trank gebrauchen! Sie entfernte sich, ein tückisches Lächeln, das jedoch Estrella nicht bemerkte, verzog noch mehr ihren zahnlosen Mund.

8.

Kaum brach die Morgenröthe über die Berge hervor, als auch schon die Zigeunerin bei Estrella eintrat, die, ihr Haupt auf den Arm gestützt, in tiefem Sinnen auf ihrem Ruhebette saß. Hier bring' ich Dir das Verlangte! sagte sie mit einer Art stolzer Selbstzufriedenheit. Ich hatte eine schöne Nacht zu meinem Werke, feucht und nebelig, und doch schien der Mond hell genug, daß ich die Kräuter finden und die saftigsten aussuchen konnte. Hier nimm, ich bringe Dir Beides. Oft weiß der Mensch nicht, wozu ihm eine Sache nützen kann, auch wird meines Bleibens nicht lange mehr hier seyn, drum nimm nur beide, Du hast sie für ein: Gott lohn's! Dies in dieser weißen Flasche, das so klar als ein Kristallquell Dir entgegen blinkt, läßt die Thorheit der Liebe vergessen, jene in der rothen Phiole sind die glühenden Tropfen, die für das ganze Leben mit Flammengluth durch die Adern rinnen, sind das flüssige Feuer, das nur der Tod löschen kann. Verwahre Beides, denn oft wünschen wir, daß das Schicksal uns die Schale des Ver-

gessens, oft, daß es uns den Becher der Berauschung reicht.

Was ist der Preis? fragte Estrella, dem Anschein nach gleichgültig.

Ich reiche Dir meine Hand, lege hinein, was Dir gut dünkt, schönes Mädchen!

Estrella gab ihr ein Goldstück, die Alte schüttelte lächelnd den Kopf. Du bist nicht freigebig, sprach sie; wo es oft goldner Ketten bedarf, um zu fesseln, wo das Vergessen nothwendig ist, um entfesselt zu werden, reichst Du mir ein altes Goldstück! nun Gotteslohn! wende, was ich Dir gab, gut an, und Deinem Herzen werde Ruhe.

Ruhe? unterbrach sie Estrella mit Heftigkeit, was weißt Du von meinem Herzen?

Die Alte lächelte. In Deinem Auge, auf Deiner Stirn lese ich die Gegenwart, in den Lineamenten der Hand Deine Zukunft. Dort bilden die Flammenblitze Deiner Augen das Zeichen der Unruhe. — Du möchtest Dich losreißen, vergessen, und hast nicht die Kraft, möchtest fesseln, und Deine Kette sprang. Gebrauche meinen Trank, und nun leb' wohl! Schnell entfernte sie sich.

In Nachdenken versunken stand Estrella lange vor den beiden Flaschen, betrachtete sie mit unverwandtem Blick und ergriff dann, bitter lachend, die röthliche. Dir also sollte Estrella treue Liebe verdanken, ein altes Weib sollte ihr erst durch dich den Zauber geben, der die Herzen an sie bannt? Schwimm' hin durch Sturm und Welle, laß Dich schaukeln von Strand zu Strande, bis dich die Woge zu den Füßen einer Bedaurungswürdigen an's Ufer wirft, die in dir ihre letzte Hoffnung finden mag. — Estrella bedarf deiner berauschenden Tropfen nicht. Und wenn es auch die wahre flammende Liebe ist, die für ihn in meiner Brust glüht, und wenn er auch treulos die Flamme nicht nährte, fuhr sie dann mit bewegter Stimme fort, nie, nie! Sie öffnete das Fenster und schleuderte die Phiole in die Meereswogen. Wenn ich ihn auch wirklich liebe, fuhr sie dann, das krystallene Fläschchen ergreifend, mit bewegter Stimme fort, will ich dich lieber leeren, um zu vergessen, wenn es mir mein Stolz nicht ohnedies gebot. — Und ist es denn das Diadem um seine Stirn, oder ist es sein Herz, das ich vergessen will? — Sie warf sich un-

muthig auf ihr Ruhebett und verfiel in dumpfes Sinnen.

Da weckte sie des Thurmwarts Horn, dessen Ton die Ankunft willkommner Gäste verkündete. Estrella, von Ahnung ergriffen, sprang auf, eilte nach der kleinen Wendeltreppe, die zu dem gen Norden gelegenen Thurme führte, und blickte nach dem Wege von Orguiva. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, denn sie sah Abdallah mit einem glänzenden Gefolge den Berg heraufreiten, sah aber auch eine verschleierte Dame auf schön geschmücktem Maulthiere neben ihm.

Sie kommen! murmelte sie vor sich hin, nun gefaßt, Estrella, gefaßt, auch auf das Schrecklichste. Sie stieg hinab, ging nach dem Waffensaal, wo man eben den Sarg Diego's schloß, befahl mit dem Begräbniß zu eilen und schnell unter den beiden Platanen vor dem Schlosse ein Zelt aufzuschlagen, dann ging sie, mit ihren Frauen den König zu empfangen, der, als er sie von weitem erblickte, dem Zuge voraneilte.

Eile nicht, König Abdallah! rief sie ihm entgegen, die Freude muß Dich in Acuña begrüßen, nicht die Trauer. — Hörst Du das

te es daher natürlich, daß der Vater diese Verbindung wünsche, und in so Manchem, was ihm während des gestrigen Mittagmahles in des Fräuleins Betragen gegen ihren andern Nachbar gleichgültig geschienen, fand er jetzt Bedeutung. Das stolze, hoffärthige Mädchen hatte durch diese Nachricht bei ihm an Interesse gewonnen und so schien er doch nicht so ganz mit seinem Herzen im Reinen zu sein, und es mochte wohl der Gedanke, um ihren Besitz zu ringen, in diesem Augenblick bestimmter als je in ihm aufsteigen. In diesem aufgeregten Zustand begab er sich zu dem Herrn von Gemmingen, von dem er, wie von seiner Gattin, mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Josephe war eines jener sanften, weiblichen Wesen, die, wenn ihnen auch die Natur äußere Vorzüge versagt hat, doch tausendfach durch ein zartes, weibliches Gemüth für dies Entbehren entschädigt sind. Der Lebenswandel ihrer Schwester hatte sie, besonders seit einiger Zeit, tief betrübt, sie fühlte, daß Margarethe bei diesem Benehmen den Zweck ihres Lebens verfehlen mußte und es that ihr doppelt wehe, da sie die Schwester genau kannte und wußte, wie sehr sie alle Mittel glücklich zu werden und glücklich zu machen, in sich vereinte. Aber von ihrer Kindheit an der Liebling des Vaters, der unter seinen vielen Schwächen besonders die der Eitelkeit in großem Maaße besaß, hatte ihr Geist eine schiefe Richtung bekommen, welche nicht durch sorgsame Mutterhand auf die rechte Bahn geleitet werden konnte, da die Mutter schon früh gestorben war.

Der Vater war ihr überdies nicht das Vorbild eines kräftigen Mannes gewesen; die Männer, die sich ihr spä-

leiſe Murmeln? Es iſt das Gebet des Imans am Grabe Diego Aguazil's. Tritt nicht ein, bis den Todten die Erde deckt. Verweile hier, gleich wird das ſchirmende Zeltdach ſich über Dich ſpannen und Wein und Früchte bereit ſtehen, Dich und Dein Gefolge zu erquicken.

Abdallah's Stirn hatte ſich bei dieſer Nachricht umwölkt. Kein gutes Zeichen, Eſtrella, unter dem ich bei Dir einziehe, ſagte er dann, von ſeinem Roſſe ſpringend, Dein Blick ſcheint mir umwölkt, Dein Auge noch etwas Anderes zu ſuchen, als mich. — Hat Dich Diego's Tod ſo erſchüttert, daß Du mich ſo ernſt und wie einen Mann, dem Du mißtraueſt, hier vor den Mauern Deines Schloſſes empfängſt und bewirthen willſt?

Eſtrella lächelte bei dieſen Worten und winkte ihren Dienern, das Aufſchlagen des Zeltes zu beeilen. Während dem war die Begleitung Abdallah's herangekommen, er hob Iſabella von ihrem Thiere und führte ſie Eſtrella zu, die ſie mit Stolz, aber auch mit Faſſung erwartete.

Eſtrella! begann Abdallah, ich übergebe Dir eine im letzten Gefecht gefangene edle

Spanierin, in deren väterlichem Hause ich einst freundliche Aufnahme fand. Nimm sie deshalb auch in Acuña freundlich auf, bis sich eine sichere Gelegenheit findet, sie nach Cadix zu den Ihrigen zu schicken. Gewähr' ihr Schutz, sei ihr Freundin!

Isabella hatte bei diesen Worten mit einer Verbeugung Estrella begrüßt, die in der furchtbarsten Gemüthsbewegung mit ihrem Flammenauge Isabella's Schleier durchbohren zu wollen schien. Seid mir willkommen, Señora! sagte sie endlich. Schon das Unglück hat ein Recht auf mein Mitleid, wenn ich auch dem Befehl des Königs nicht gehorchen müßte. Sie reichte ihr hierauf die Hand und führte sie in das eben aufgeschlagene Zelt; Abdallah folgte.

Nehmt unter dem Gezelt einer armen Morikin Platz, Señora, sagte sie jetzt, auf ein in Eil herbeigebrachtes Polster zeigend. — Und Euch, König, wünsch' ich Glück, daß Ihr durch den Ueberfall des Transports die Feinde gezwungen habt, unsre Berge zu verlassen, doppelt Glück, da jener Tag Euch überdies noch so schöne Beute gab. Wollt Ihr Euch nicht entschleiern, Señora? wandte

sie sich dann wieder zu Isabellen. Ich wünschte doch meines Gastes Antlitz zu sehen; das Auge ist der Spiegel des Herzens, es weckt Vertrauen, führt einander näher, oder entfremdet ganz.

Isabella warf den Schleier zurück. Ein unwillkührliches Ha! entschlüpfte Estrella bei dem Anblick der Spanierin, die mit Ruhe, doch würdevoll, fast stolz, dem durchbohrenden Blick Estrella's begegnete. Verzeiht, nahm diese das Wort, und hohe Röthe überflog ihre Wangen, ich glaubte Euch schön, und dennoch hat mich Euer Anblick überrascht. Ich heiße Euch nochmals willkommen auf Acuña, und wünschte nur, Euer Empfang könnte freudiger sein. Aber nicht Schalmeien- und Hörnerklang empfangen, Todtengesänge begrüßen Euch, Thränen der Liebe und Freundschaft fließen am Grabe statt freudigen Willkommens, und so möchte ich Euch fast beklagen, daß Ihr hier eingezogen seid.

Ich glaub' es selbst! erwiederte Isabella. Nicht mit freudiger Erwartung, nicht mit schmeichelnder Hoffnung zog ich hieher, und wünsche nur bald zu den Meinen zurückkehren zu können.

Und hält Euch hier Nichts fest, Señora? fragte Estrella, einen bedeutsamen Blick auf sie werfend.

Nichts! sagte Isabella, und ihr Auge sah hierbei so fromm und doch so wehmüthig trübe in das blitzende Auge Estrella's, daß diese gegen ihren Willen sich sagen mußte, ein heiliges Wesen stehe vor ihr.

Jetzt vernahm man Getöse auf dem innern Hofe. — Er ruht nun in kühler Erde, sagte Estrella, seine Freunde kehren zurück, ich will hin, ihnen entgegen, denn ich glaube, sie werden nicht lange mehr hier verweilen. Bald bin ich wieder hier. Sie entfernte sich schnell.

Habt Ihr sie gesehen? fragte nach langem Schweigen, während dem Beide vor sich niedersahen, Abdallah.

Ich sah sie, Aben-Aboo. Höll' und Himmel liegen in ihrem Blick. — Seid glücklich! das ist mein höchster Wunsch.

Das Glück ist mir erstorben, sprach er bewegt. Doch nein! rief er mit Feuer, Ihr habt mich Edleres gelehrt, gelehrt, daß Pflicht dem Manne höher stehen muß, als Leidenschaft. Sind nur die Fesseln meines

Volkes gebrochen, mag auch mein Herz brechen — es macht ja nun keine Ansprüche mehr an das Leben.

Berührt diese Saite nicht, Aboo, sie tönet schmerzvoll in meinem Herzen wieder, bat Isabella. Die Stunde der Trennung naht, erschwert sie mir nicht. Ihr wißt, ich habe nur noch ein Ziel, nach dem ich ringe, verrückt es mir nicht. Euer Herz gehört ihr ganz, rein und unverstellt, seid wahr gegen Eure Verlobte und sühnt so Eure Schuld. Ihr liebtet Estrella, der Funke verlosch nicht ganz, und Freundschaft, setzte sie wehmüthig hinzu, soll ihn nicht auslöschen.

Da nahten die Freunde Aguazil's dem Zelte. Der König trat heraus, sie zu begrüßen, sie aber erwiederten nur mit ernstem, drohendem Blick den Gruß ihres Herrn und zogen schweigend an ihm vorüber. —

Jetzt, nachdem die Zeichen der Trauer hinweg geschafft waren, führte Estrella den König und Isabella in das Schloß; Dienerinnen begleiteten die Señora in die für sie bereiteten Zimmer.

Estrella, sich selbst ein Räthsel, schritt indessen unruhig in ihrem Gemache auf und ab.

Das Mädchen, an welchem Abdallah mit so inniger Liebe hing, das den Traum ihres Lebens zerstört und sie so fern von ihrem Ziele gebracht, hatte sie nun gesehen, und ihre Hand hatte nicht nach dem Dolche gegriffen, ihr Herz sich von dem Madonnenblick der Jungfrau besänftigen lassen. Sie wußte, daß sie ihm entsagt — aber eben dieses stolze freiwillige Entsagen, nahm es nicht Abdallah den Werth? Konnte das Diadem die Wunde heilen, die es ihrem stolzen Herzen schlug? — Dieser Gedanke marterte sie peinlich, als sie eben Abdallah's Tritte vernahm. Fast hätte sie jetzt seinen Anblick gemieden, denn noch war sie mit sich nicht einig, doch faßte sie Muth und tief aufathmend sah sie dem Augenblick der Entscheidung entgegen.

Abdallah trat ein.

Estrella! sprach er, ihr mit Herzlichkeit die Hand reichend, wir stehen Beide am nahen Ziele. Die Feinde haben die Alpujarras verlassen, ihr schmachvoller Rückzug ist unser Triumph; Orguiva ist von allen Seiten von meinem Heere eingeschlossen und bald wird es in unsre Hände fallen. Tagen der Freude sehen wir entgegen, so mögen sie auch unsern

Herzen Freudentage sein. — Ich kehre noch heute zum Heere zurück, wo meine Gegenwart nothwendig ist, Du lässest indessen Alles zu unserm Hochzeitfeste bereiten, und sobald Du Alles beendet hast, eil' ich hierher zurück, um das schönste, herrlichste Weib der Alpuxarren mein zu nennen.

Und Isabella? unterbrach sie ihn mit Hast.

Sie zieht nach Cadix, dort im Kloster der Klarisserinnen den Schleier zu nehmen.

Und wird Dir der Abschied von ihr nicht schwer, Abdallah?

Er war über diese Frage betroffen.

Ist Dir die Spanierin nicht mehr, als Deine Gefangene?

Was soll diese Frage? fuhr er unwillig auf. — Sollte sie mir mehr sein, so ständ' ich nicht hier und würbe um Deine Hand und Dein Herz. — Indem ich Dir meine Hand biete, verpfände ich Dir Treue und Pflicht. —

Und nicht auch Liebe? sprach sie, ihn scharf beobachtend.

Auch Liebe! erwiederte er mit Festigkeit. — Liebe, gewiß der Deinen an Gluth und

Hingebung gleich. Er wollte sie umarmen, doch sie wich seiner Umarmung aus.

Abdallah, könntest Du je — sprach sie, und ihr Auge glühte, doch Abdallah unterbrach sie schnell. Kein Mißtrauen, keine Drohung, Estrella, nicht wieder die Tropfen Wermuth in unsern Becher. Dein Herz blieb bisher kalt und ließ den Verstand berechnen, das meinige war vielleicht zu warm, der Verstand war ihm unterthan, deshalb laß uns vergessen. —

Vergessen? murmelte sie vor sich hin.

Nur die trüben Augenblicke, nicht die seligen, die laß uns festhalten für's Leben und mit glühenden Farben ausschmücken! unterbrach er, sie in seine Arme schließend, die düstern Gedanken, die sie beschäftigen mochten. Sie duldete es willig. Vergessen und vergeben! sprach sie dann, innig an ihm aufblickend, und wohl zum ersten Mal sprach sich die Liebe so ganz in Blick und Wort bei ihr aus. — Beide vergaßen in diesem berauschenden Augenblick die Unglückliche, die indessen auf ihren Knien lag und zu der Mutter Gottes betete.

Dieses Mal ward Abdallah das Lebewohl

nicht verbittert. Estrella hatte Schonung, vielleicht auch nur Klugheit genug, nicht weiter wegen Isabellen in ihn zu dringen, und selbst als er sie beim Abschiede bat, die wenigen Tage, welche die Spanierin auf Acuña zubringen würde, ihr Freundin zu seyn, versprach sie es ihm mit aufrichtigem Herzen.

Isabellens Wunsche gemäß, ihr nicht Lebewohl zu sagen, verließ er das Schloß, ohne sie noch zu sehen. Die Arme lugte, als sie den Hufschlag der Rosse vernahm, durch das Gitter ihres Fensters. — Es gehe Dir wohl, sprach sie leise ihm nach, mein Gebet, meine Segenswünsche begleiten Dich.

9.

Estrella war in aufgeregter, leidenschaftlicher Stimmung, als Abdallah sie verließ, und ein neues, ihr bisher unbekanntes Gefühl durchbebte sie wonnig. Bei den Worten: Vergessen und Vergeben, hatte die Liebe mit all' ihrem Zauber, mit all' ihrer unwiderstehlichen Macht sich ihres stolzen Herzens bemächtigt! sie war ganz das liebende Mädchen geworden,

das, vom Hauche zarter Sehnsucht durchglüht, immer tiefer fühlte, was ihr Abdallah sei. Je leidenschaftlicher sie für ihn glühte, desto heiliger stand jetzt die Jungfrau vor ihr, die den Muth hatte, ihm mit gebrochnem Herzen zu entsagen. Eifersucht war aus ihrem Herzen verschwunden, und sie fühlte wahre Theilnahme, selbst Wohlwollen für Isabella.

In dieser Stimmung fand sie die Zigeunerin, die mit scharf umherlugendem Auge sich ihr näherte, und sie gewiß auf unangenehme Weise aus ihren Träumen störte. — Also das rothe Fläschchen hast Du benutzt, Rose der Alpuxarren? hob sie mit hämischem Lächeln an, da sie es neben der weißen Phiole sogleich vermißt hatte. Also Deine Gluth war nicht hinreichend, es bedurfte meines Mittels? — Nun, wohl bekomme es dem Schmetterlingskönig der Gebirge!

Estrella blickte zornig auf die Alte, die unbekümmert fortfuhr: Hast Du auch davon genippt, schönes Kind? Doch bei Dir bedurfte es keiner flammenden Tropfen, Du bist ja die Flamme selbst.

Thörin! unterbrach sie die Erzürnte. — Glaubst Du, Männerherzen zu entflammen,

terbin huldigend genaht, hatten dies entweder zu anmaaſſend und roh, oder zu unterthänig und zart gethan, ſo daß das ſchöne, von Jedermann gehuldigte Mädchen, deren Vater ihr ſolch hohen Begriff ihrer eignen Vollkommenheit ſchon von frühester Jugend an eingeimpft hatte, die Männer verachtete, und ſie entweder für Tyrannen oder Sclaven hielt. Joſephe hatte dem Spiele, das Margarethe ſeit ihrem Auftreten mit den Männern trieb und welches ihre Eigenliebe immer mehr erhöhte, mit ſorgerfülltem Herzen zugeſehen, ſie hatte und mit Recht vor der Zukunft gebangt, und ſo war ihr Roſens Erſcheinung eine freundliche geweſen, da es ihrem Scharfblick nicht entgangen war, daß er der erſte Mann ſei, der, wenn auch nur einen flüchtigen Eindruck auf Margarethe gemacht habe, und welcher Charakter und Gewandheit genug beſäße, die Hoffarth der Schweſter zu beugen. Ihr Gatte, mit ihr übereinſtimmend, empfing ihn daher offen und herzlich.

So befand ſich Roſen in dem Kreiſe dieſer freundlichen Menſchen wohl, die Margarethens und bald auch ſeinetwegen ein lebhaftes Intereſſe an ihm nahmen und wohl einige Hoffnung auf ihn bauten.

Margarethe ſelbſt ſah er nicht, ſie ſchützte, da Joſephe ſie einladen ließ, herüber zu kommen, Unwohlſein vor, und Roſen mußte, ohne ſie geſehen zu haben, in ſeine Herberge zurückgehen.

bedürfe ich solcher Mittel? Die Welle verschlang Deine Phiole, ich warf das für mich Nutzlose in die Fluth.

So? sagte die Alte gedehnt, und das hämische Lächeln war bei dieser Nachricht von dem runzlich gelben Gesichte schnell verwischt, — Nun, so will ich wünschen, daß Dir nie gelüsten mag, die Tropfen der Vergessenheit zu schlürfen; doch, da auch sie Dir überflüssig sind, ist es besser, ich nehme sie mit mir, vielleicht kann ich ein gebrochenes Herz damit heilen.

Laß sie stehen! befahl Estrella, in der die Worte der Alten plötzlich einen Gedanken erweckt hatten. Laß die Phiole und geh!

Die Alte gehorchte, warf noch einen zweideutigen Blick auf das Fläschchen und ließ Estrella mit ihren Gedanken allein.

Ja, so sei es! rief diese jetzt plötzlich. Ich will ihr vergelten, wie sie es verdient. Dies sagend, eilte sie nach Isabella's Gemach, welche sie seit dem Augenblick, wo sie ihr Abdallah vorgestellt, nicht mehr gesehen hatte.

Isabella erröthete bei Estrella's raschem Eintreten, ihre Pulse schlugen heftiger, sie trat, als sich ihr die Moriskin näherte, be-

bend mehrere Schritte zurück, sie konnte das unangenehme Gefühl, das sie bei dem Anblick Estrella's empfand, nicht überwinden. Was wollt Ihr? fragte sie rasch, jedoch immer noch bebend. Was wollt Ihr von mir?

Ich komme als Freundin! sprach Estrella.

So seid mir gegrüßt!

Ich komme als Trösterin.

Trost hat nur der Himmel für mich! unterbrach sie Isabella; dort nur such' ich ihn, und dort werd' ich ihn auch finden.

Ihr habt ein großes, ein schweres Opfer gebracht, begann Estrella von neuem, während Isabella bei diesen Worten schmerzvoll lächelte. Ich sollte Euch dankbar dafür seyn, sollte es in Wort und That, aber — ich kann nicht, setzte sie leidenschaftlich und wie mit sich selbst unzufrieden hinzu. Es ist mir unmöglich. —

Laßt es, bemüht Euch nicht! unterbrach sie Isabella rasch, ich bedarf keines Trostes, ich erfüllte meine Pflicht, und so ward es mir nicht schwer —

Nicht schwer? sagte Estrella mit Leidenschaft. — So habt Ihr nie geliebt, oder Euer Stolz war stärker, als die Liebe.

Ihr könntet Recht haben, erwiederte die Spanierin, und ihr gebeugtes Haupt erhob sich, ihr thränenschweres Auge glänzte. — Als ich mich einem lockenden Traume hingab, fehlte ich gegen Gott, gegen meinen König und mein Vaterland. — Sie weckten mich, ich erwachte, scheuchte den Traum von mir, und der Spanierin ward der Kampf nicht schwer —

Auch dem Herzen nicht? fragte Estrella.

Es blutete.

Und blutet noch?

Noch! — Doch wozu die Fragen? fuhr sie, sich besinnend, auf. — Wolltet Ihr mir Trost bringen, so mußtet Ihr nicht die Wunde aufreißen, daß sie von neuem blutet; von Eurer Hand ist dies überdies doppelt schmerzhaft.

Verzeiht! sprach Estrella, mit Rührung ihre Hand ergreifend; ich wollte Euch nicht wehe thun, ich fühle mich zu glücklich, um nicht Alles um mich auch gern glücklich zu sehen.

Glücklich? rief Isabella unwillkührlich aus — Ihr fühlt Euch glücklich?

Estrella mochte den Sinn dieser Frage ver-

verstehen, ihr Auge umdüsterte sich, doch der fromme, sanfte Blick Isabella's, in dem nur Wehmuth, nicht Hohn lag, besänftigte sie bald. — Señora, hob sie an, und Wohlwollen sprach sich deutlich in jedem ihrer Worte aus. Habt Ihr auch die Kraft, Eurem Schicksal muthig entgegen zu gehen, gab Euch die Natur auch den duldsamen Sinn, mit Ergebung den Schmerz zu ertragen, so müsset Ihr doch wünschen, den lockenden Traum, von dem Ihr mir sagtet, ganz zu vergessen.

Vergessen! rief Isabella, wie aus tiefem Schlaf aufgeschreckt — vergessen will ich nicht. Dieser Traum möge mich in die öden Mauern des Klosters, möge mich in's Grab begleiten. Meinen Schmerz lieb' ich, wie den treu'sten Jugendfreund, meinen Gram pfleg' ich, wie die zärtliche Mutter ihr einziges Kind; wer mir die Erinnerung nehmen könnte, nähme mir den letzten Tropfen meines kargen Erdenglücks.

Estrella hatte mit Staunen der Spanierin zugehört. Bei jedem Worte, das sie sprach, waren mancherlei gegen einander streitende Empfindungen in ihr rege geworden. Verwunderung, Mitleid, auch Eifersucht waren

sich rasch gefolgt, und sie stand ungewiß vor Isabellen, die, in Erinnerung versunken, mit verklärtem Blick aufwärts sah. Estrella entging dieser Blick nicht. Sie muß vergessen, sie muß! murmelte sie vor sich hin und verließ schnell das Gemach.

Was wollte sie hier? war der erste Gedanke, der Isabella durchflog, als Estrella's Entfernen sie aus ihrer Entzückung riß. Sollte ich ihr Glück beneiden? wollte sie ihr Auge an meinem Schmerz ergötzen? — Ach, mein Schmerz ist tief verschlossen und stumm! — War es Theilnahme, die sie zu mir führte? — Dann wohl ihr, daß sie sich glücklich fühlt, da sie es doch nicht seyn kann; ich möchte nicht, wie sie, in seinen Armen ruhn.

Da trat Estrella, einen kleinen silbernen Becher in der Hand, wieder ein, nahte sich ihr und sagte mit freundlichem, bittendem Ton: Señora, leert diesen Becher mir zu Liebe, der Trank ist gewiß wohlthuend für Euch; leert ihn auf Abdallah's Wohl, dann wird ihm sicher Glück und Ruhe werden. Sie reichte ihr den Becher.

Wollt Ihr ihn mir kredenzen? erwiederte Isabella, bald mißtrauisch auf den Becher,

bald auf Estrella blickend, dann will ich ihn leeren.

Mißtraut Ihr mir? fragte diese verletzt.

Ich kenne Euch zu wenig, um Euch zu vertrauen, und Ihr habt nicht Ursache, mich zu lieben, sagte die Spanierin ernst. Was soll mir der Trank? — Soll er mir ein frühes Grab bereiten? — Für ihn, für Euch bin ich ja todt — es bedarf keines gewaltsamen Mittels, mich zu trennen.

Bei allen Heiligen, bei der gebenedeiten Gottesmutter, die ich so heilig verehre, wie Ihr, schwöre ich, in diesen Becher träufelte ich kein Gift, heilsame, für Euch beruhigende Tropfen mischt' ich unter den Wein! rief Estrella.

Was könnten sie mir nützen, was sollen sie mir?

Euch Ruhe, Euch die verlorne Ruhe wiedergeben! fiel ihr Estrella schnell und mit Wärme in die Rede. — Auch mir wird Ruhe, wenn Ihr den Becher leert. Sie reichte ihn mit bittendem Blick noch einmal Isabellen hin, die ihn jedoch kopfschüttelnd zurückwies.

Noch einmal beschwöre ich Euch, trinkt! fuhr die Moriskin fort, und ihre Stimme

wurde lebhafter, jede ihrer Bewegungen leidenschaftlicher. Abdallah's Ruhe liegt in diesem Becher.

Ich leer' ihn nicht, der Wein ist vergiftet! sprach Isabella mit finsterm Blick, und mein Tod giebt Aben-Aboo die Ruhe nicht wieder.

Señora! fuhr Estrella auf, da die stete Weigerung der Spanierin sie ungeduldig werden ließ, und das eifersüchtige, nicht das liebende Mädchen stand nun mit glühendem Blicke vor der stillen Dulderin. Wollt' ich Euer Leben, so könnt' ich ja jeden Trunk Wassers für Euch mit Gift mischen, selbst dieser Dolch — sie zog ihn aus ihrem Gürtel — dieser Dolch befreite mich von Euch. — Zwingt mich nicht durch starres Verweigern, das zu thun, was Ihr fürchtet — trinkt! — oder, bei dem allmächtigen Gott — sie zückte den Dolch, und Isabella sank auf ihre Knie, doch nicht vor der erzürnten Maurin, vor dem Bilde der Madonna, das sie, mit sich führend, hier aufgehängt hatte, kniete sie nieder. Heilige Mutter Gottes! betete sie, den Becher erfassend und ihn mit gefaltenen Händen gen Himmel hebend, soll ich den Tod aus diesem Becher trinken, so vergieb mir, ich sündige

unwiſſend und wider Willen. Sende dann Deine Bitte zum Throne des Erbarmers, erflehe mir Vergebung meiner Sünden, nimm mich auf in Deinen heiligen Schoos und ſchenke mir einen ſchmerzloſen Tod! — Erbarme Dich meiner!

Sie ſetzte den Becher an ihre bebenden Lippen. Aben-Aboo! murmelte ſie leiſe vor ſich hin, ehe ſie trank, dann ſchlürfte ſie den Wein hinunter.

Des Himmels Segen über Dich, Heilige! rief Eſtrella und ſchloß ſie leidenſchaftlich in ihre Arme. — In dem Weine war kein Gift, nur Tropfen, die Dich Deinen Schmerz vergeſſen lehren ſollen. — Zieh hin in Frieden!

Zur ewigen Ruhe! lispelte Iſabella.

10.

In das Lager vor Orguiva zurückgekehrt, hatte Abdallah mit raſtloſer Thätigkeit Anſtalten zur Belagerung dieſer feſten Stadt gemacht, aber ohne das nöthige Geſchütz — nur 6 eiſerne Kanonen hatte ihnen der Dey von Algier mit einiger Munition geſchickt — ſah

er bald die Schwierigkeiten ein, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; doch ergriff er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, schlug einen Ausfall zurück den der alte Kriegsheld Franz von Molina, der Befehlshaber in Orguiva, selbst anführte, und erfuhr von den hierbei gemachten Gefangenen, daß kaum auf 14 Tage hinreichende Lebensmittel in der Stadt wären.

Obgleich er nun die Gewißheit hatte, durch Hunger die Stadt in seine Gewalt bekommen zu können, kannte er doch die Morisken zu gut, um nicht zu wissen, daß sie bei einer unthätigen Berennung der Stadt auseinander und nach Hause gehen würden; er beschloß daher einen Sturm zu wagen und ließ die Veste von 4 Seiten angreifen. Die Morisken drangen herzhaft vor, thürmten am Fuß der Mauer Faschinen auf Faschinen, klimmten hinauf und hofften auf diese Weise, da es ihnen an Sturmleitern mangelte, die Mauer zu ersteigen. Schon waren sie der Mauer gleich, schon begann hier der Kampf Mann gegen Mann, als es den Spaniern gelang, durch Pechkränze die Faschinen in Brand zu stecken. Hoch wirbelten die Flam-

men auf, dicker Rauch umgab die Streitenden, und von Rauch und Flammen ergriffen, mußten die Moriſken den brennenden Holzſtoß verlaſſen und ſich zurückziehn. Auch auf den andern Punkten war ihnen der Angriff nicht gelungen und Abdallah mußte zum Rückzug blaſen laſſen. Unmuthig trat er in ſein Zelt. Nicht alle Abtheilungen ſeines Heeres hatten mit gleichem Muthe gekämpft, wie die der Sierra Nevada, die er ſelbſt angeführt hatte. Seniz mit den Monſi's hatte gar keinen Theil an dem Gefechte genommen, und in Abdallah's Seele ſtieg zum erſten Male finſterer Verdacht gegen ſeinen ehemaligen Freund auf. Er wollte ihn eben zu ſich beordern laſſen, als ein Eilbote ihm ein Schreiben Eſtrella's folgenden Inhalts brachte:

Mein Geliebter! Biſt Du nicht ganz fühllos gegen meine Bitte, ſo beſteigſt Du, ſobald Du dies geleſen, Dein ſchnellſtes Roß und eilſt zu mir. Jeder Augenblick, den Du ſäumſt, kann tödtlich ſeyn. Komm bald in die Arme Deiner unglücklichen Eſtrella.

Unter dem Briefe ſtanden noch die Worte:

4.

Hier fand er ein Schreiben, das Herzog Bernhard aus dem Lager vor Lure in der Franche comté an ihn sendete, und worinn er ihm befahl, die Unterhandlung so schleunig als möglich zu beenden, da er nach der Einnahme von Lure gesonnen sei, mit dem Heere nach dem Rheine zu rücken. Zugleich erhielt er die unangenehme Nachricht, daß Ehrenbreitenstein sich endlich nach tapferer Gegenwehr an Johann von Werth übergeben habe. Der Befehl des Herzogs, so wie diese niederschlagende Nachricht beschäftigten ihn nun ausschließlich, ohne ihn jedoch ganz Margarethe von Epp vergessen zu lassen, die er so gern vergessen hätte. Aber wenn er am Tage von einem der bedeutenden Männer Straßburgs zum andern gewandert und seine Ueberredungsgabe an der Bedenklichkeit dieser Herren gescheitert war, so zog es ihn doch am Abend nach dem Hause des Freiherrn von Epp, wo er oft zweifelhaft wurde, ob Margarethens Schönheit oder der sonderbare Reiz ihrer Laune ihn mehr ansprach.

Rosen hatte wohl während seines steten Kriegslebens, trotz dem, daß er den Umgang mit Frauen, den damals so gewöhnlichen Zechgelagen bei weitem vorzog, nie daran

Sollteſt Du das Zigeunerweib, das von hier entflohen iſt, irgendwo treffen, ſo halte ſie feſt.

Abdallah las mehrere Male dieſen mit zitternder Hand geſchriebenen Brief und ſuchte ſeinen Inhalt zu deuten, aber vergebens. Er ließ den Boten rufen, befragte ihn nach dem, was auf Acuña vorgefallen ſei, dieſer konnte ihm jedoch keine Auskunft geben, und verſicherte, daß ſeines Wiſſens nichts Beſonderes auf dem Schloſſe ſich begeben habe.

Lange kämpfte Abdallah mit ſich, ob er in dieſem kritiſchen Augenblick das Heer verlaſſen, oder ob er bleiben und Eſtrella's Bitte nicht erfüllen ſolle. Der Gedanke, wie unrecht er an ihr gehandelt, wie ſehr er jetzt ihren Wünſchen entgegen kommen müßte, beſtimmten ihn endlich, zu ihr zu eilen. Er glaubte es um ſo mehr thun zu können, da die Ruhe, die er nach dem abgeſchlagenen Sturme ſeinen Kriegern gönnen mußte, ſeine Gegenwart nicht nothwendig machte. Er übergab Melqui den Oberbefehl des Heeres und ſprengte mit klopfendem Herzen nach dem nur eine kleine Tagereiſe entfernten Acuña.

Tauſenderlei Vermuthungen, was für ein Unglück Eſtrella begegnet, durchkreuzten ſich während ſeines eilenden Rittes; was konnte geſchehen ſeyn, wofür er ihr Rettung bringen könne? — Noch am vergangenen Tage hatte er einen Brief voll Liebe ihr geſandt, worin er ſie gebeten hatte, Iſabella unter ſattſamer Bedeckung nach Malaga zu ſchicken, und heute kam er vielleicht früher, als der Bote, von ihr traurige Nachricht zu vernehmen.

In dieſer qualvollen Ungewißheit ritt er in Acuña ein, wo er Alles wie ausgeſtorben fand. Was iſt hier vorgefallen? fragte er den Kaſtellan, der zu ſeinem Empfange ihm entgegen trat. Dieſer zuckte die Achſeln, bat, ihm zu folgen, und führte ihn nach Eſtrella's Zimmern. Doch kaum war er auf dem hohen Gange vor ihren Gemächern angekommen, als die Flügelthüren ſich raſch öffneten, das Mädchen, bleich wie der Tod, mit fliegenden Haaren auf ihn zuſtürzte und ſich in ſeine Arme warf.

Faſſe Dich Eſtrella! ſagte der Erſchrockene. — Du zitterſt, Deine Pulſe ſchlagen heftig. — Was iſt Dir begegnet? Sprich! —

Mein Barbareskenroß trug mich im Fluge hierher, und hoffentlich komm' ich nicht zu spät. —

Und doch zu spät! sagte Estrella, riß sich aus seinen Armen los, schüttelte ihre braunen Locken zurück, faßte mit Heftigkeit seine Hand, und rief ihm mit hohler, dumpfer Stimme zu: Komm!

Das Aussehen des Mädchens erschreckte Abdallah. Ihr Auge weinte nicht die Thräne des Schmerzes, wild, brennend starrte es auf ihn; nicht stille Wehmuth umzog ihren Mund, Verzweiflung sprachen diese bebenden Lippen aus. — Estrella! rief Abdallah, von ihrem Anblick überrascht und von Grausen ergriffen, was hast Du begangen? Nicht liebend, wie meine Verlobte, wie die böse That stehst Du vor mir. —

Ein dumpfes: Komm! war ihre Antwort, dann zog sie ihn mit sich fort und führte ihn die Wendeltreppe nach der Kapelle hinab. Schweigend folgte er ihr. Immer rascher wurden ihre Schritte, immer krampfhafter ihr Händedruck. Jetzt mit Hast die Thür der Kapelle aufreißend, rief sie, und in Ton und Blick lag Verzweiflung: Tritt ein und sieh!

Er sah Zoa neben einem Sarge knieen, die sich bei seinem Anblick erhob, sah in dem Sarge — Isabella im Sterbekleide. Der Tod hatte die Lilie geknickt, das gebrochene Herz schlug nicht mehr.

Stört durch Klagen ihre Ruhe nicht! Ihr ist wohl, wohler als uns! bat Zoa, sich entfernend.

Abdallah, ohne auf diese Worte zu hören, trat, das starre, thränenlose Auge auf die Entschlafene gerichtet, zu dem Sarge und erfaßte ihre kalte Hand, die er an seine Lippen preßte. Dann, als sei er mit dieser Berührung der Todten aus seiner Betäubung erwacht, wandte er das Auge von ihr und sah mit scharfem, feindlichem Blick auf Estrella, die ihren Mund zum trotzigen Lächeln zwingen wollte, es jedoch nicht vermochte. — Estrella! rief er jetzt, noch immer die Hand der Todten festhaltend, wer mordete die Heilige?

Ich! erwiederte das Mädchen kalt — doch in dem nämlichen Augenblicke brach ein Thränenstrom hervor, sie warf sich Abdallah zu Füßen und umfaßte seine Knie. Abdallah! rief sie dann, und ihr Auge sah flehend an

ihm auf. Ja, ich bin ihre Mörderin und dennoch unſchuldig an ihrem Tode. Du zweifelſt an meinen Worten, blickſt verächtlich, feindlich auf mich. — So wahr ich bei dem Gotte, den auch Du verehrſt, Erbarmen zu finden hoffe, ſo wahr ich Dich liebe mit den Gluthen des Himmels, mit den Flammen der Hölle, ich bin unſchuldig, höre mich an! Bei dieſen Worten ſprang ſie auf und trat neben den Sarg. Höre, was geſchah, blick' dabei unverwandt auf die Todte, und redet mein Mund nicht wahr, fordre ich ſie, die im Sarge Schlummernde, auf, Dir ein Zeichen zu geben.

Unglückliche Eiferſucht, begann ſie endlich, nachdem ſie lange vergebens nach Faſſung gerungen hatte, trieb mich zu einer Thorheit. Ich nahm von der Zigeunerin einen Trank, deſſen Tropfen, wie ſie mir ſagte, uns Alles vergeſſen laſſen könnten. Ich nahm ihn, um auch meine Liebe zu Dir zu vergeſſen. Da führteſt Du mir Iſabellen zu; die fromme Jungfrau zog mich wider Willen an, ich mußte ſie lieben, ſtatt ſie zu haſſen, und — ja, ich will es geſtehen, Mitleid, ihr gebrochenes Herz zu heilen, war es nicht allein, auch Eiferſucht trieb mich, Eiferſucht, daß noch ein

Herz mit heißer Gluth an Dir hing, trieb mich, ihr den Trank der Vergessenheit zu reichen — ich zwang sie, die Schale zu leeren, und — die Tropfen waren Gift! —

Arme Unglückliche! rief Abdallah und warf sich neben der Todten nieder, edles, durch Meuchelmord zerrissenes Herz!

Nicht durch Meuchelmord, Abdallah! unterbrach ihn Estrella, sei nicht ungerecht. Ein unglücklicher Zufall — das ruchlose Zigeunerweib! — Doch Du hörst ja nicht auf mich, Deine Thränen benetzen unaufhörlich die Todte, sie ist keine welkende Rose, die, vom Thau getränkt, wieder aufblüht. Was der Tod erfaßt, hält er mit Geierkrallen fest; schenke ihr Deine Theilnahme, mir schenke Mitleid, denn ich bin die Beklagungwürdige. —

Abdallah achtete nicht auf Estrella's Worte; unverwandt über Isabella gebogen, schienen seine Gedanken nur bei ihr zu seyn. So früh mußtest Du welken, Du schönstes Mädchen, sprach er mit tiefer Rührung, so früh mußte Dein Liebreiz vergehen? Nimm den Friedenskuß, nimm den Abschiedskuß von mir, Du ewig Unvergeßliche! Dies sagend, be-

rührten seine Lippen die bleichen Lippen der Gemordeten.

Zu viel des Jammers, zu viel der unmännlichen Klage, rief bei diesem Anblick Estrella mit steigender Lebhaftigkeit. Vergissest Du die Lebende über die Todte? Weih' ihr eine Thräne; das schönste der Mädchen mag sie verdienen; aber neben Dir steht Estrella, Deine Verlobte, die ein Herz voll Liebe, die einen Blick voll Gluth verlangen kann. — Auch sie hat der Todten die Thräne des Mitleids gezollt, auch sie fühlte sich von dem tückischen Schicksal tief gebeugt, das sie zum Werkzeug ihres Todes erkohr, die Verzweiflung trieb sie stündlich an das Grab, von Gott und der Gemordeten für die schuldlose That sich Vergebung zu erflehen. Aber Du bist, wie ich sehe, der beste Arzt, Deine Thränen trocknen die meinen, Dein unendlicher Schmerz lindert den meinen, Deine Liebe zu der Todten heilt mich von Verzweiflung —

Du hörst noch nicht auf mich? Du hast nur Augen für sie, Estrella steht neben Dir und Du achtest sie nicht? — Erwach' aus Deinem Wahnsinn, sei Mann! — Nun wohl!

fuhr sie auf, da er statt der Antwort einen verächtlichen Blick auf sie warf, so wähle jetzt für immer zwischen der Lebenden und der Todten. — Auch ohne die Tropfen des Zigeunerweibes werde ich Dich vergessen und sagen: ich war Deine Verlobte!

Du warst es! erwiederte Abdallah kalt und erfaßte Isabella's Hand. Zwischen dieser Hand, die nur Segen spendete, und zwischen der, welche die Schale mit Gift füllte, ist keine Wahl.

Leblos, wie das Steinbild in der grauen Nische hinter ihr, starrte bei diesen Worten Estrella ihn an. — Du glaubst mir nicht? rang sie endlich aus ihrer Brust hervor. Das schmerzt tief, tiefer, als ich ahnete. — Ja, es wird mir schwer, mich von Dir loszureißen — ach, schwerer, als ich glaubte, aber ich bin zu stolz, noch ein Wort zu verschwenden — Du hast gewählt — So sei es — Lebe wohl!

Sie eilte der noch offnen Thür zu, doch plötzlich wandte sie sich. Ist es Dein fester unwandelbarer Entschluß? sprach sie mit beklommener Stimme, verschmähst Du wirklich

die Lebende um die Todte? Sprich, denn es soll Dir werden, wie Du es wünschest.

Giftmischerin! entflieh meinem Zorne! rief ihr Abdallah mit drohendem Blicke zu, und seine Hand faßte nach dem Dolche. Ein gewaltsam erpreßtes höhnisches Lächeln war ihre Antwort, sie wandte ihm den Rücken und schritt langsam und stolz zur Thür hinaus, die sie schnell hinter sich schloß. — Das Rasseln der Riegel gab Abdallah die Besinnung wieder, er sprang auf, eilte ihr nach — die Thür war verschlossen.

II.

Abdallah glaubte Estrella's Racheplan zu durchschauen. Genau das Oertliche und die Verhältnisse auf Acuña kennend, wußte er, daß dieser Theil des Schlosses, den sie bewohnte, jedem Manne verschlossen war, denn nur dem Kastellan und einem alten Diener ihres Vaters war es erlaubt, ihn zu betreten. Hier in den unterirdischen Gewölben, die, wie die Kapelle, zu den Zeiten der Mauren als Gefängnisse gebraucht worden waren,

hatte

hatte Estrella die Schätze ihres Vaters, Jedermann verborgen, aufgehäuft. Hier befand sich auch die Kapelle, wo ein christlicher Priester zuweilen insgeheim Messe las, und deren auf schroffen von dem Meere umspülten Felsen sich erhebende Mauern Jedem unzugänglich waren, so wie die kleinen vergitterten Fenster nur die Aussicht auf die Brandung des Meeres boten, das hier schäumend seine Wuth an den grauen Felsen brach. Auf menschliche Hülfe konnte er hier nicht hoffen, der eigenen Kraft zur Rettung nicht vertrauen, denn er kannte die festen, doppelten eisernen Thüren, die das Heiligthum den Morisken verschlossen. Er sah ein, daß er in Estrella's Gewalt sei, in der Gewalt des stolzen, tief verwundeten Mädchens, dessen feindlich getroffenes Herz sich leichter zur Rache entflammte, als daß es sich der Milde und Versöhnung öffnete.

Unmuthig, beschämt, daß er sich hatte von einem Weibe überlisten lassen, kehrte er zu der Entschlummerten zurück und suchte in ihrem Anblick sein Schicksal zu vergessen. — Wärest Du es nicht, mein Vaterland, rief er nach langem Sinnen aus, wärest Du es

gedacht, sich zu verehelichen. Die Fesseln des Ehestandes waren dem freien Kriegsmanne zuwider, sie schienen ihm nur drückend zu sein, und welchen Anspruch konnte er auch bei seinem irrenden Leben auf häusliches Glück machen? Aber hier, wo er die Neuvermählten so ganz in sich beglückt fand, wo er sah, wie man im engen Kreise sich selbst genügen, wie das zufriedene Herz größere Freuden biete, als der ewig unbefriedigte Ehrgeiz, da mußte Margarethens Schönheit und ihr reger Geist seine Phantasie beflügeln, da mochte wohl zum erstenmale die Sehnsucht nach häuslichem Glück in ihm erwacht sein, und seine Phantasie den Ausspruch für Margarethe thun.

Diese blieb sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich, nur daß sie den Spott bei Rosen zügelte, mit dem ihre Laune sonst so leicht und so gern verwundete. Rosens ernstes, männliches Benehmen hatte ihre Achtung ertrotzt, sie glaubte zwar den Stolzen zu hassen, aber konnte doch nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie ihn achten müsse, und dieses Gefühl machte sie oft unzufrieden mit sich selbst.

Rosen hingegen, der seit einiger Zeit einen klaren Blick in sein Herz gethan, hatte jetzt den festen Entschluß gefaßt, sie zu erringen, es koste was es wolle. Um dieses schöne Ziel zu erlangen, fühlte er nun wohl, daß er auch jetzt noch seine Gefühle unterdrücken und ihrer abstoßenden Kälte, Gleichmuth entgegensetzen müsse. Es war ihm traurig, hier, wo er so gern offen gehandelt hätte, solch verstecktes, ihm widriges Spiel zu spielen, und nur das Zureden seines neuen Freundes, des Freiherrn von Gemmingen, mit dem er offen über das Verhältniß gesprochen

nicht, mein Volk, das mich noch an dem Dasein festhielte, das Diadem riefe die Sehnsucht nach dem Leben nicht in mir hervor, ich stürbe gern, um bei ihr zu seyn, denn alles Lebensglück, das fühl' ich, ist für mich dahin. Sich ganz diesen Gedanken hingebend, setzte er sich neben den mit Blumen geschmückten Sarg, und sein Auge ruhte lange auf der Todten. Doch plötzlich sprang er auf. — Soll der gefangene Löwe, sprach er, den Boden stampfend, soll er, ohne seine letzte Kraft anzustrengen, geduldig in seinem Käfig verschmachten und enden? Nein, rief er, faßte die hölzerne Bildsäule St. Peters, die am Fuße des Altars stand, und rannte mit ihr gegen die eiserne Thür — diese bog sich, das Eisen gab nach, doch die festen Querriegel, die von außen davor lagen, widerstanden den wiederholten Stößen, das hölzerne Standbild borst, nutzlos war Abdallah's Anstrengung, die Jugendkraft des Mannes scheiterte an den festen Schlössern und Riegeln.

Ermattet, sich nur trübem Nachdenken hingebend, setzte er sich wieder und schöpfte Trost und Beruhigung aus dem frommen, ruhigen Antlitz der Todten. Nicht krampf-

haft hatte das Gift die holden Züge verzerrt, heiter, wie eine Braut, unter süßen Träumen eingeschlummert, lag sie, mit Blumen geschmückt, im Sarge, ein freundliches Lächeln schien ihre bleichen Lippen zu umschweben, und man hätte bei ihrem Anblick glauben sollen, einer der Engel des Himmels habe sich zur Erde gesenkt und sei unter Blumen entschlummert. Je länger Abdallah sein Auge auf die Todte heftete, desto ruhiger ward das Schlagen seines Herzens, desto ruhiger ergab er sich in sein Schicksal. Nur wenn er seines Volkes, wenn er der Tyrannei der Spanier gedachte, dann ergriff ihn die Verzweiflung, und er schaute umher, ob er denn nicht ein Werkzeug finde, womit er die Thür sprengen könne, aber er suchte vergebens umher. Schon sank die Dämmerung, schon senkten sich die goldnen Strahlen der Sonne zur Ruh, der Abendstern blickte durch das Gitter des kleinen Fensters ihn traurig an, und immer heller traten die leuchtenden Boten der Nacht am Himmelsdome hervor. Bald erleuchtete nur noch der matte, geisterhafte Schein der vor dem Altare hängenden Ampel das düstere Kreuzgewölbe, und eine schauerliche Stille

umgab ihn, nur der eintönige Schlag der Wellen rauschte durch die Stille zu ihm hinauf. Bleich, als erwarte er zum Auferstehen nur die Stunde der Mitternacht, kniete der steinerne Ritter hinter ihm in seiner Grabnische, das Kruzifix warf seinen dunkeln Schatten über Sankt Peters verstümmeltes Standbild, und schauerlich von der über ihrem bleichen Haupte schwebenden Ampel beleuchtet, erschienen die Farben der Blumen im Todtenkranze verbleicht, das Haupt der Todten wie mit einem matten Strahlendiadem umgeben. Kein Lüftchen wehte Kühlung, kein Heimchen zirpte, nur matt brannte das Lämpchen, der leiseste Lufthauch konnte es auslöschen.

Es verlöschte, und Nacht, finstre Nacht ward es um ihn, als er eben von neuem nach einem Werkzeuge, die Thür zu sprengen, suchte, und so mußte er zurück nach dem Sarge tappen. _ Hier, dicht neben der Geliebten, wollte er nun die Nacht verbringen; er rückte deshalb den alten Sessel, den er hier gefunden hatte, dem Sarge näher, setzte sich und ergriff Isabellens Hand. — Mit Inbrunst hatte er sie früher geküßt, jetzt aber, da Nacht ihn umgab, da er das liebliche

Antlitz der Todten nicht mehr sehen konnte, durchschauerte ihn die Kälte der Todtenhand, und es bedurfte all' seines Muthes, um sie nicht fahren zu lassen. So durchwachte er, nur von düstern Bildern umgeben, die lange, grauenvolle Nacht. Nur zuweilen blinkte ein Stern zwischen den am Himmel hinziehenden Wolken und schien ihm durch das vergitterte Fenster den Nachtgruß bringen zu wollen, aber kurz war sein Flimmern, eine Wolke barg ihn bald, und sein Glanz war verschwunden.

So schnell, wie der Glanz dieses Sternes, wird auch mein kurzer Schimmer vorüber gehn! — Dies war der trübe Gedanke, der ihn ergriff und ihn oft von dem Gedanken an die Todte abrief. — Was Estrella thun würde, ob ihm hier aus irgend einer verborgenen Spalte ein Bolzen den Tod bringen, ob sie ihn dem Hungertode, diesem langsam Fressenden, überlassen, ob sie ihm die Freiheit geben würde, diese Gedanken, bald von Furcht, bald von Hoffnung begleitet, durchkreuzten sich in ihm; er griff dann nach seinem Schwerte, seinem Dolche, als den einzigen Freunden in der Noth, der einzigen

Rettung vor qualvollem Ende, in ihnen allein fand er noch Troſt.

So verſtrich die Nacht unter Harren und Sorgen, bis die Dämmerung den nahen Morgen verkündete, der zwar ſeine roſigen Strahlen, doch nicht die Hoffnung, nicht die flimmernden Thautropfen ſandte, ſtatt ihrer die welken Blumen des Todtenkranzes zu erfriſchen. — Ihr Duft war dahin, der Tod verbreitete ſeinen Modergeruch und hatte mit ſchonungloſer Hand, die Engelzüge der Schlummernden entſtellt.

Deine Rache iſt furchtbar, Eſtrella! rief er, ſich abwendend. — Du willſt das Himmelsbild der Erinnerung zerſtören, mir ſoll Nichts von ihr bleiben — Nichts! O Du irrſt! — Das Himmliſche vergeht nie. — Im Kerker zu Madrid würde die Liebe zur Freiheit, die Liebe zu meinem Volke ewig in mir bleiben; ſo wird auch die Erinnerung an ſie, ſo wird doch ihr ſchönes Bild, hat es auch der Tod entſtellt, trotz Dir in ewiger Schönheit vor mir ſtehen. — Er wandte ſich nach der Todten, vermochte jedoch nicht den Anblick zu ertragen, und ſenkte den Deckel des Sarges über ſie. — Ruhe ſanft! ſprach er

tief bewegt, setzte sich auf die niedern Stufen des Altars und überließ sich nun ganz seinem Schmerze.

Mittag war vorüber, nicht Speise, nicht Trank hatte ihn erquickt; die Sonne ging unter, und noch keine Rettung aus dieser erstickenden Grabesluft. Von Hunger, von nagendem Durst gequält, hielt ihn nur noch sein männlicher Muth aufrecht. Da, als es eben zu dämmern begann, vernahm er, doch nicht an der Thür, ein leises Geräusch; er sprang auf; in seiner Rechten das Schwert, in seiner Linken den Dolch, erwartete er seine Henker, fest entschlossen, das Leben theuer zu verkaufen. Doch statt ihrer sah er das graue Steinbild des Ritters, als ob es auf ihn zukomme, sich bewegen, und hinter dem Steine trat eine lange, hagere Mönchsgestalt hervor, ihn mit einem: Gelobt sei Jesus Christus! begrüßend.

Abdallah, von dieser Erscheinung überrascht, enkte das schon gehobene Schwert und trat einige Schritte zurück. — Aber auch der Mönch, dem der Leichengeruch entgegen drang, wankte zurück und bat Abdallah, ihm zu folgen. Der Morieke folgte, die Nische des steinernen

Ritters schloß sich hinter ihm, und er befand sich in einer kleinen, nach dem Meere gelegenen Zelle, wahrscheinlich der verborgene Aufenthalt des Mönches, wenn er auf Acuña war.

Aben-Aboo! begann dieser jetzt, Euch sendet Estrella durch mich dieses Schreiben, leset es und fügt Euch in ihren Willen, denn Ihr seid in ihrer Gewalt.

Abdallah, einen Augenblick ungewiß, ob er den Brief öffnen solle, oder nicht, erbrach ihn endlich, von den Verhältnissen gezwungen, und las:

Du hattest zwischen der Todten und der Lebenden gewählt, ich habe Deinen Wunsch erfüllt; die Todte ist Dir geworden und soll Dir auch bleiben; ob sie Dir noch wünschenswerth ist, sage Dir selbst. Fühlte ich weniger Stolz in meiner Brust, so wäre meine Rache schon befriedigt, und Du vermoderteſt mit ihr in der Kapelle; so aber, da Dich meine Bitte hierher geführt hat, mögen mir für jetzt die Stunden, die Du bei ihr unter Rosenduft verbracht, zur Rache genügen. Aber von dem Augenblick an, wo Du Acuña verlassen hast, verfolge sie Dich auf jedem Deiner Schritte, zer-

störe Dein stolzes, in eitlem Wahn erbautes Gebäude, und wie die Strafe der Schuld, wie das mahnende Gewissen der Sünde, so begleite sie Dich bis zu Deinem, bis zu meinem Grabe.

Ich habe Dich heißer geliebt, als ich es selbst geglaubt; aber eben deshalb fühle ich die Kränkung auch tiefer, ist die Wunde, die Du meinem Herzen schlugst, auch unheilbar. Estrella lag in Deinem Arm — lag zu Deinen Füßen, flehte, sich unglücklich durch Isabella's Tod fühlend, um Mitleid, und Du glaubtest ihren Worten, ihren Schwüren nicht, Du hieltest sie für so erbärmlich, durch Gift sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen. Du verachtetest die Lebende und betetest die Todte an. — So behalte sie! — Ihre irdischen Reste werden Dich aus Acuña begleiten, errichte ihr ein Grab auf dem Felsen von Orguiva, laß das Heer der Mauren am Grabe der Spanierin knien, treibe Abgötterei mit ihr, mir gleich! — Wir sind getrennt, Rache glüht statt Liebe in meinem Herzen, unauslöschliche Rache! — Rütteln soll sie an dem wandelbaren Thron, auf den ich Dich gehoben,

bis er unter Dir zusammenbricht, wie mein gekränktes Herz. —

Wie Dein Schatten möge die Reue Dich begleiten und mit ihren Vampyrhänden Dich umkrallen; bei jedem verlornen Gefechte, bei jedem Schlage des gerechten Schicksals gedenke meiner; denn ich bin Dein quälender Schatten und Dein Dich überall verfolgender Feind, der glücklicher in der Rache, als in der Liebe, zu seyn hofft.

Starr blickte Abdallah auf das Papier; er hatte viel von ihrem gekränkten Stolze, doch das nicht erwartet.

Aben-Aboo! unterbrach der Mönch sein dumpfes Schweigen, sobald ich den Sarg der Frommen aus dem Schloß habe bringen und ihn Euch übergeben lassen, könnt Ihr ungehindert ziehen. Die Diener, die Euch hierher begleitet haben, werdet Ihr am Fuße des Berges finden. Mäßigt Euren Zorn, die geringste Unvorsichtigkeit könnte Euch das Leben kosten, denn mit blinder Treue hängt die Besatzung an der Tochter Roxas.

Habt Ihr das Schreiben gelesen, ehrwürdiger Vater? fragte jetzt Abdallah.

Ich kenne seinen Inhalt.

Ihr kennt, Ihr billigt ihn? —

Mein Tagewerk ist in diesem Hause vollbracht; ich ziehe heim, denn hier wohnet nicht mehr der Friede. Auch soll ich Euch, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, die unglückliche Witwe Roxas übergeben, um sie in ihre Heimath zurückzuschicken. Die Engel verlassen diese Burg, die Teufel werden einziehen. — Doch still! ich höre Geräusch in der Kirche, die Träger werden kommen, den Sarg zu holen; verweilt nur einen Augenblick, bis ich zurückkehre. Er verließ die Zelle, ging eine kleine verborgene Wendeltreppe hinauf und trat in Estrella's Gemach.

Estrella! redete er sie an, was Ihr mir befohlen, habe ich ausgerichtet, habe Aboo aus der verpesteten Kapelle in meine Kammer geführt; jetzt werden die irdischen Reste Isabella's hinaufgetragen, und ich gehe, Zoa zu holen und sie Aboo zu übergeben.

Ich danke, ehrwürdiger Vater! unterbrach sie ihn ungeduldig und, wie es schien, sehr bewegt.

Auch komme ich, Euch Lebewohl zu sagen; auch ich gehe und kehre nicht wieder. — Sie

hatte, gab ihm Muth, den einmal betretenen Weg fortzusetzen.

Aber bald mußte er sein Ziel erreichen, oder er hatte es ganz verfehlt. Seine Unterhandlungen waren fast beendet, die Einnahme von Lure gab dem Herzog freie Macht, nach dem Rhein zu rücken, und der junge Graf Ossa ward in seinen Bewerbungen immer dringender, Margarethe immer freundlicher gegen den Zudringlichen; und obgleich Gemmingen und seine Gattin ihm versicherten, daß diese Freundlichkeit nur Maske sei, fing er doch an, fast muthlos zu werden.

Als er eines Tages an dieses sonderbare Verhältniß denkend in seiner Herberge saß und überlegte, ob es nicht besser sei, den Knoten plötzlich zu zerhauen, oder die Lösung einem Andern überlassend, sich von Straßburg zu entfernen, öffnete sich die Thüre mit Ungestüm, und Johann von Werth trat ein.

„Ihr wundert Euch wohl, Obrist Rosen, mich hier zu sehen?“ rief er dem Erstaunten entgegen „Glaubtet mich wohl noch vor Ehrenbreitenstein? Das Teufelsnest ist über, und Bussy hat nicht einmal eine Ratte darin gelassen. Ja, Kriegskamerad! Hättet sollen die Besatzung sehen; wie ausgedorrte Pickelheringe zogen sie an uns vorüber, der Trommler konnte kaum mehr sein Kalbfell rühren, und die Fähndriche wankten bei dem Flattern ihrer aufgerollten Fahnen — Es war eine Freude mit anzusehen! — Kein Malter Korn, kein Faß Wein war mehr in den Magazinen, beste besser aber war das Zeughaus besetzt, 60 Stück Geschütz, 200 schöne Musketen und Pulver und Blei in Menge — Gott sei gedankt, daß ich

machte eine Bewegung, als wollte sie seine Hand ergreifen, hielt aber plötzlich ein, und ein finsterer Ernst umzog ihr Antlitz. — Möge der barmherzige Gott Eurem Herzen den Frieden geben. — Im Grabe, murmelte Estrella vor sich hin. — Möge er es der Versöhnung, der Vergebung öffnen! —

Nie, das vermag kein Gott! rief sie heftig.

Herr, erbarme Dich ihrer! sprach der Greis, die Hände gen Himmel hebend. — Geh' mit der Gefallenen nicht in's Gericht! — Noch ist es Zeit! rief der Mönch, da er sie erschüttert sah, noch steht die Pforte des Paradieses offen; ein fester Entschluß, ein muthiger Entschluß, und Estrella endet, gleichviel, ob unter Freude oder unter Trähnen, als ein edles Geschöpf, als fromme Christin. —

Sie lächelte bitter.

Oft hast Du auf meine Warnungen gehört, wenn Dich Mahomet's Paradies verlockte, oft habe ich Dich Irrende auf den Weg des Glaubens zurückgeführt. Höre auch jetzt auf meine Bitte — noch ist es Zeit! — Ist Deine Liebe erloschen, so laß sie sterben, aber nicht in Rache erstehn. — Vergiß, vergieb!

Nie! erwiederte sie mit festem Tone. Und flöh' er nach den eisigen Felsen des Nordens, flöh' er in die glühenden Steppen Afrika's, ich würde, vielleicht selbst wider meinen Willen, von meinem blutenden Herzen getrieben, ihm folgen. Ich würde, riefe mich Gott ab von dieser Welt, wie der Todtenvogel, Unglück verkündend mich vor sein Fenster setzen und krächzen. Wie der Sirokko, glühend und erdrückend, würde ihn mein Geist anhauchen, daß die Angst tausendfachen Todes ihn durchschauerte. — Denn wisse, Mönch! schuldlos habt ich zu seinen Füßen gelegen, um Mitleid, um Vergebung gefleht. — An seiner Brust mußte sie mir werden und er stieß mich zurück. Nun kann sein Tod allein mich versöhnen.

Bei diesen in halbem Wahnsinn gesprochenen Worten hatte der Mönch mehrere Male das Kreuz geschlagen. — Jetzt blickte er sie unverwandt und staunend an. Gott vergebe Dir Dein Freveln, Unglückliche! sprach er endlich und verließ sie schnell.

12.

Durch finstre Rabennacht zog der Trauerzug langsam den Felsweg hinab in das Thal. Heftig blies der Südwind und weht: eine Fackel nach der andern aus. Kaum vermochten die Träger sie wieder anzuzünden. Der König der Alpujarren zog nicht im Glanze seiner Macht einher; traurig ritt er auf seinem muthigen Rosse, dessen Wiehern allein noch Leben verkündigte, neben dem Sarge Isabellens, dem Zoa mit ihren Frauen folgte. Den Zug beschloß ein alter Moriske mit langem, eisgrauem Barte, es war der Mönch von Acuña, der, selbst von dem Moriskenkönige geschützt, nur in dieser Tracht zu seinen Glaubensbrüdern wieder zu kommen hoffen konnte.

Wohin wollt Ihr, Frau? redete er jetzt Zoa leise an, die bei ihm zurückgeblieben war. Wollt ihr heim nach der Hütte Eures Vaters, oder vielleicht die Todte nach Cadix begleiten, wo sie nach ihrem letzten Wunsche bei den Klarissinnen schlummern wird? — Wer, wie Ihr, der Welt abgestorben ist, der findet in des Klosters stillen Mauern das Ruhebett,

auf dem sich's sanft hinüber in das Land des ewigen Friedens schlummern läßt. Wohin soll ich Euch begleiten?

Nach Cadix! seufzte Zoa. Doch — sagte sie plötzlich, darf ich auch dort seiner gedenken, darf ich auch dort der Erinnerung leben? — Ist es nicht Sünde, mit liebendem Herzen vor dem Altare der heiligen Mutter zu knien? —

Der Mönch schwieg.

Ihr antwortet mir nicht?

Des Menschen Herz liegt in Gottes Hand, auch das Herz des Sünders lenkt er oft nach seiner Barmherzigkeit. Buße, Kasteiung und frommes Gebet lassen oft das Irdische vergessen. — Ziehet hin! Ihr seid fromm und gut, zu gut für diese Welt.

So begleitet mich dorthin! — Das letzte Lied sang ich in der Kapelle an seinem Grabe, den letzten Seufzer will ich in der Kapelle der heiligen Klarissa verhauchen.

Der Mönch nickte ihr freundlich zu, dann trieb er sein Maulthier an und ritt zu Abdallah mit dem er leise sprach.

Als es Tag zu werden begann, hielten sie in einem von Feigenbäumen beschatteten

Thale an. Geleitet den Sarg und die Frauen bis auf die Höhe, von wo ihr Malaga sehen werdet, befahl Abdallah seinen Begleitern, dann überlaßt sie dem Alten, der sie zu ihrer Bestimmung bringen wird! Hierauf warf er noch einen schmerzlichen Blick auf den dunkeln Sarg, der sein Heiligthum verschloß, winkte einem Begleiter, ihm zu folgen, und sprengte als wollte er seinem Geschick entfliehen, den Berg hinan.

Der Mönch zog indessen Malaga zu. Er brachte glücklich die Todte und die Lebende in das Kloster von Cadix; beide fanden dort eine Ruhestätte.

An sein Volk, an die Belagerung Orgui va's denkend, suchte Abdallah indessen vergebens Isabella zu vergessen; unwillkührlich rollten die Thränen herab, als er, den Sarg noch einmal zu sehen, sich wandte; ihn ergriff das drückende Gefühl, daß er jetzt verlassen auf Erden stehe. Estrella, die ihm zugleich vor Augen schwebte, erschien ihm wie eine ihn mit ihrer Schlangengeißel verfolgende Furie, und selbst Isabella rief ihm die Erinnerung nur so zurück, wie er sie sah, als er den Sarg schloß. Ohne es zu wollen, ha

hatte er die Zügel seines Rosses angezogen, das jetzt langsam die steile Felswand hinabschritt, er selbst war so in düstere Gedanken versunken, daß er es nicht bemerkte.

Herr! irr' ich nicht, begann jetzt sein Begleiter, so kommen dort mehrere der Unsern über die Höhe geritten; gewiß suchen sie Dich.

Der alte Diener hatte sich nicht geirrt; es war Gorri, der, über das Ausbleiben Abdallah's unruhig, sich nach Acuña aufgemacht hatte und erfreut war, ihn hier zu treffen. — Der Herr des Himmels sei gelobt! rief er schon aus der Ferne, daß ich Dich gefunden habe. Deine Freunde sind in Sorgen, besonders da Seniz mit seinen Monsi's während der gestrigen Nacht das Lager verlassen hat; man fürchtete das Schrecklichste.

Abdallah reichte dem treuen, besorgten Freunde die Hand; herzlich war sein Händedruck, sein Blick aber umdüstert.

Dir ist Unangenehmes begegnet, sprach er leise und gab seinen Begleitern ein Zeichen, sich entfernt zu halten, vertrau' es mir, schütte Deinen Kummer in des Freundes Brust, verheimliche ihm Nichts!

Abdallah theilte nun Gorri Alles mit, was ihm auf Acuña begegnet war, und barg ihm seinen grenzenlosen Schmerz über Isabella's Tod nicht.

Weihe ihrem Andenken eine Thräne, aber überlaß Dich nicht Deinem Schmerze, erwiederte dieser. Sie war schon früher für Dich verloren, gleichviel, ob sie in dem engen Grabe ruht oder in den weiten Hallen des Klosters zu Cadix ihr trauriges Leben beweint. Ihr Verlust trifft Dein Herz, doch nicht Dein Volk. Aber Estrella's Verlust ist von höherer Bedeutung; mit ihr verlierst Du nicht allein eine mächtige Stütze, auch hast Du die Zahl Deiner Feinde vermehrt, und ein rachgieriges Weib ist gefährlicher, als der tapferste Mann. — Doch nun, frei von allen Banden, die Dein Herz umstrickt hatten und Deines Geistes Flug beengten, stehst Du jetzt an der Spitze eines kräftigen, muthigen Volkes. Noch ist nicht Alles verloren; auch ohne Estrella, ohne die Monsi's und ohne die Freunde Aguazil's, die einen ungerechten Haß auf Dich werfen, kannst Du in Dir selbst die Quelle öffnen, die, bald ein reißender Strom, sich von den Alpuxarren herab

auf unsre Feinde stürzt. Im Kriegsgetümmel wirst Du bald die Todte vergessen lernen, die Erinnerung an die Lebende zu verwischen, wird Dir nicht schwer werden. Sei Mann, sei König der Mauren! nicht wie Boabdil, der, statt dem Schicksal zu trotzen, es beweinte. —

Glaubst Du, unterbrach ihn Abdallah stolz lächelnd, daß an jenem Sarge meine Kraft gebrochen wäre, daß mein Muth sich vor Estrella's Drohung beuge? Nein, Gorri, mein Freund! Ich fühle, das Unglück wird über mich hereinbrechen, aber gebeugt, entmuthigt soll es mich nicht finden. Komm, laß unsre Rosse die Schritte beflügeln, im Kampfgewühl wird mir wohl seyn! Er sprengte rasch vorwärts, und bald waren sie im Lager von Orguiva.

Hier empfing Melqui den König und erstattete ihm Bericht von dem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Unbedeutende Gefechte in der Gegend des einsam in einiger Entfernung von der Stadt stehenden festen Thurmes, den Aben-Humeya schon einmal vergeblich belagert, und den der alte er-

fahrene Molina diesmal mit hinreichender Besatzung und Proviant versehen hatte; ein verunglückter Angriff auf einen halb eingeschossenen Thurm der Stadtmauer war Alles, was er ihm berichten konnte. König! sprach er dann, und sein feuriges Auge umwölkte sich, ich kann Dir nichts Freudiges verkündigen; ein Feind drang in unser Lager, der gefährlicher ist, als wären die Banner der Spanier siegreich unter uns aufgepflanzt worden — die Zwietracht schlich sich hier ein; Seniz zog mit den Monsi's frech unter Hörnerklang von den Bergen, die er bewachen sollte, die Freunde Aguazil's sind nicht zum Heere gestoßen, und die Treue der Hauptleute der Alpuxarren ist ungewiß. Noch thun sie ihre Pflicht, aber ich sage es Dir offen, sie kämpfen nur noch für ihr Hab' und Gut, nicht für Dich. — Nur die aus der Sierra Nevada und meine Brüder vom Rondagebirge sind noch treu, auf sie rechne allein. Abgesandte der Spanier, klüglich unter den Unsern gewählt, schleichen umher, versprechen im Namen Don Juan's Verzeihung, Güter und Würden in Fülle, und so gelingt es, die Treue wankend zu machen und die Begeiste-

rung einzuhullen. Nur ein entscheidender Schlag kann das Vaterland retten.

Diese Nachrichten waren nicht geeignet den düstern Sinn Abdallah's zu erheitern, aber dennoch hörte er sie mit Ruhe an. Zwietracht habe ich stets mehr gefürchtet, als die Spanier, erwiederte er Melqui, aber auch ihr muß man muthig entgegen treten. Noch verzweifle ich an Seniz Treue nicht ganz; er ist ein Mann, den mächtige Leidenschaften beherrschen; wird er ihrer Herr, kehrt er gewiß zu seiner Pflicht zurück. Die Zahl der Freunde Aguazil's ist klein und unbedeutend, und die Hauptleute der Alpuxarren hoffe ich durch Geschenke mir zu erhalten; seit Roxas Freigebigkeit sind sie eigennützig geworden.

Auch hat mir heute einer unsrer Kundschafter die Nachricht gebracht, fuhr Melqui in seinem Berichte fort, daß sich die Spanier zum Entsatze von Orguiva rüsten.

Sie werden mir willkommen seyn! unterbrach ihn Abdallah freudig.

Willst Du sie in offner Feldschlacht bekämpfen, Herr?

Das will ich. —

nicht mehr vor dem Felſenneſte liege, ſo eine Belagerung iſt mir ein Gräul; man iſt auf einen Fleck ſo feſt gebannt, als ob die ganze übrige Welt einem verſchloſſen wäre."

Roſen hatte Johann von Werth, der ihm kaum ſo viel Zeit gelaſſen hatte, ihn zu begrüßen, mit Verwunderung zugehört. Er war ſo ſehr mit ſeinem Glück, dieſe Feſtung erobert zu haben, beſchäftigt, es ſchien ihm ſo viel daran gelegen zu ſein, dies Roſen fühlen zu laſſen, daß es noch einige Zeit dauerte, ehe das Geſpräch eine andere Wendung erhielt. Roſen hatte ihm gelaſſen zugehört, und während Johann von Werth ihm die Kapitulations-Punkte etwas weitſchweifig vor erzählte, Wein zu bringen befohlen.

„Wir waren lange getrennt, Obriſt Roſen!" begann dann Johann von Werth von Neuem. „Ihr zoget nach Süden, ich nach Norden, Ihr lagertet in der Franche comté, ich hauſte indeſſen in der Pikardie, ſtreifte bis vor die Thore von Paris —"

„Und mußtet doch wieder umkehren, und all Euer Mühen war vergebens" unterbrach ihn Roſen, der einen Bericht über alle die Gefechte befürchtete —

„Da habt Ihr wohl Recht," fuhr Johann von Werth fort, ohne weder über dieſe Unterbrechung, noch über die Bemerkung ſelbſt ungehalten zu ſein. „Mit den Spaniern iſt nichts anzufangen, die deliberiren mit ſteifem Ernſte tagelang, deliberiren bis der Moment vorüber iſt und ſo gelangen ſie nie zu einer kühnen That. Einigemal habe ich ſie gegen ihren Willen mit mir fortgeriſſen, und da haben ſie ſich als tüchtige Kriegsleute bewährt; ihr Fuß-

Noch nie ward uns dann der Sieg! bemerkte Melqui.

Ich will verſuchen, ihn auch dann an meine Fahnen zu binden. — Großes muß geſchehen, Freund, ſonſt ſtürzt das herrliche Gebäude in Trümmer, und deshalb muß Alles auf's Spiel geſetzt werden, es zu erhalten. Löſ'te ich, wie ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten, das Heer auf, den Schlachtangriff der Spanier zu vermeiden, wollte ich durch einzelne Gefechte ſie ermüden, ſo bliebe ich nicht mehr Herr des Heeres, und ſchwer würde es mir werden, es wieder zu ſammeln. Ein Schlachttag mag über unſer Schickſal entſcheiden.

Er traf jetzt alle nothwendige Vorkehrungen, ſuchte durch Geſchenke, die er mit freigebiger Hand austheilte, die Krieger noch mehr an ſich zu ketten, ſchickte Eilboten nach allen Gegenden, Verſtärkung herbeizurufen, und erwartete ſo mit gelaſſenem Muthe die Ankunft des ſpaniſchen Heeres, das der Herzog von Seſſa unter den Mauern von Alhama von neuem ſammelte.

13.

Während Abdallah's Thätigkeit alle seine Gedanken von Acuña und der Todten ab nach dem großen Tage der Entscheidung lenkte, ritt Gonsalez Seniz, das Herz voll freudiger Hoffnung, in Acuña ein. Durch Estrella, die ihn zum Werkzeug ihrer Rache erkohren, von dem Vorgefallenen unterrichtet, hatte er seine Monsi's in den nahgelegenen Höhlen zurückgelassen und war ungesäumt nach Acuña geeilt, sich dem schönen Mädchen mit Leib und Blut zu weihen.

Die Art, wie ihn Estrella empfing, hätte Jedem, nur nicht Seniz, abschreckend seyn müssen. Wie eine Königin trat sie ihm entgegen, dankte ihm mit wenigen, fast kalten Worten, daß er sich so beeilt habe, zu ihr zu kommen, und wiederholte nochmals, und dem Anschein nach mit ruhigem Gleichmuth, wie Abdallah sie verschmäht und sie dadurch zur Rache aufgefordert habe. Ich habe Dich erkohren, Gonzalez Seniz, mein Rächer zu seyn, sagte sie dann, nur mit Abdallah's Blut kannst Du meinen gekränkten Stolz versöhnen. Sein Untergang, seine Vernich-

tung allein ist mir eine würdige Rache. Bist Du dazu bereit?

Tausend Leben opfre ich Dir mit Freuden! rief Seniz, in ihrem Anblicke trunken.

Auch das Leben Deines Königs, Deines Freundes?

Seit er Dich liebte, war er mein Feind, und nur Du bestimmtest mich, ihn als meinen König anzuerkennen, erwiederte Seniz schnell, was könnte ich noch zaudern? — Aber welchen Lohn bietest Du mir für diese That?

Meine Hand! erwiederte sie, von diesem Gedanken peinlich ergriffen, und wandte dann schnell ihr Antlitz ab, ihren Schmerz zu verbergen.

Nicht auch Dein Herz?

Ein bitteres, stolzes Nein! war ihre Antwort.

Seniz Auge flammte bei diesem Worte. Stolz kämpfte mit Begierde und Eigennutz. Estrella, die sich wieder zu ihm gewendet hatte, bemerkte wohl, was in seinem Innern vorging, aber, statt seinen Unmuth besänftigen zu wollen, sagte sie gleichgültig: Genügt Dir das nicht, Gonsalez, so sag' es

und kein Wort weiter davon. — Einmal nur kann Estrella's Herz schwach seyn, und dies nur für einen Mann, wie Aboo. Seniz Auge ward immer zornerglühter. — Du willst Dich doch nicht mit ihm vergleichen, armer Monsi?

Estrella! fuhr der Gekränkte auf, reize mich nicht zum Zorn!

Nur zur Rache will ich Dich reizen, Dein Zorn ist mir gleichgültig, erwiederte sie hohnlächelnd. Wisse, so lange Aboo lebt, bleibt mein Herz jedem fremden Eindruck verschlossen, bei seinem Anblick würde es von Rache — auch wohl von Liebe erglühen. Du stehst jetzt noch frei von mir, Dich bindet kein Schwur. Bist Du thöricht genug, Dir auch Estrella's Herz gewinnen zu wollen, so tritt zurück, da es noch Zeit ist; gnügt Dir aber das Diadem und ihre Schätze, so geh' und thue, was ich Dir befehle. — Du sinnst? stehst noch ungewiß, was Du thun sollst? — nur wenig Augenblicke lass' ich Dir zur Wahl. —

Estrella! unterbrach sie Seniz überrascht.

Kein Zaudern! Du verlässest oder erwirbst mich!

So weihe ich mich einem sonderbaren

Wesen, das herzlos mir des Lebens Paradies verheißt, so weih' ich mich Dir mit Leib und Blut. Ich schwöre es Dir bei dem Grabe des Propheten!

Auch bei dem Gekreuzigten schwör' es mir!

Seniz sah sie staunend an, dann sagte er lachend: Auch bei dem Gekreuzigten und bei allen Göttern der Vorwelt will ich schwören, daß ich, Dich zu besitzen, zehn Könige der Alpuxarren morden wollte, gäb' es deren mehr, als einen erbärmlichen. Aber wisse nun auch, Estrella, daß Du das, was Du, was so viele andre Thoren Liebe nennen, nicht in meinem Herzen für Dich suchen mußt. Dein Besitz ist mir Alles, in Liebe oder Haß, gleichviel. Du bedarfst meiner zur Rache, ich Deiner, um das Diadem zu erringen und einen brennenden Durst zu stillen, der mich schon lange verzehrt. Gnüg' ich Dir so? — Eine bejahende Bewegung des Hauptes war ihre Antwort. Du siehst, ich kann so offen seyn, wie Du. — Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen, begann er nach einer Pause, so stehe ich hier, es zu vernehmen; pünktlich soll es geschehen, wie Du es befahlst.

Tödte Abdallah und rette das Vaterland! sprach sie, und ihr Auge flammte. — Nie mache Frieden mit den Spaniern! Denn könnte er nicht fallen, ohne daß mit ihm auch die letzte Hoffnung der Freiheit sänke, so lebe er, und lieber breche mein Herz, wenn nur die Fesseln meiner Brüder gebrochen sind. Deshalb kehre zum Heere zurück, kämpfe auch jetzt treu für unsre Sache; ich weiß, daß der Herzog von Sessa heran zieht, Orguiva zu entsetzen; eile, daß Du Theil nimmst an der Schlacht, die gewiß geschlagen wird; denn wie ich Abdallah kenne, wirft er sich jetzt wie ein Verzweifelter dem Feinde entgegen. — Leb' wohl und gedenke, daß Verrath an unserer heiligen Sache jedes Band zwischen uns zerreißt.

Und giebst Du mir kein Unterpfand auf den Weg, daß auch Du Wort hältst? Wollen Deine Lippen nicht dulden, daß ich den Vorgeschmack des Paradieses schon jetzt fühle?

Statt Antwort wandte ihm Estrella den Rücken, und noch einmal Lebe wohl! sagend, entfernte sie sich.

Der Monsi stampfte zähneknirschend den Boden. Stolze Thörin! murmelte er vor sich

hin, glaubst Du, Seniz ließe sich wie ein Kind an Deinem Gängelbande leiten? — Du irrst! Auch jenseit des Meeres ist mit Dir und Deinen Schätzen das irdische Paradies, auch ohne Diadem! —

14.

Da Molina fast alle Lebensmittel nach dem Thurme hatte bringen lassen, um diesen wenigstens seinem Könige zu erhalten, begann die Besatzung und die christlichen Einwohner furchtbaren Mangel zu leiden. Fast alle Nächte sahen die Moriken Nothzeichen von den Thürmen flammen, auch wußten sie durch Ueberläufer, daß kaum noch für einige Tage Lebensmittel in der Stadt vorräthig waren. Da sandte Abdallah, von dem Eilmarsch des Herzogs unterrichtet, noch einmal eine Aufforderung an Molina und versprach der Besatzung und den Einwohnern freien Abzug. Der alte Kriegsheld, vielleicht eben so gut, wie Abdallah unterrichtet, verweigerte die ihm anvertraute Stadt zu übergeben, und hatte die Freude, am andern Morgen das

Lager der Moriſken verlaſſen zu ſehen, die in aller Stille die Belagerung aufgehoben hatten und dem Herzog von Seſſa entgegen rückten.

Dies nutzte jedoch der Beſatzung wenig. Auf mehrere Meilen umher hätten ſie nicht ſo viel Lebensmittel gefunden, nur einen Tag ihr Leben damit zu friſten; Molina konnte daher nur auf den Ausgang des Gefechtes ſeine Hoffnung ſetzen.

Das Heer der Spanier war bei Acequiya angekommen. Hier machte der Herzog Halt, um von Andaluſien Verſtärkung zu erwarten. Abdallah aber ließ ihn von allen Seiten umſchwärmen, um ihm beſonders auf der Straße nach Granada die Zufuhr abzuſchneiden, und ſetzte dadurch den Herzog in nicht geringe Verlegenheit. Dies und die Nachrichten, die er aus Orguiva erhielt, beſtimmten ihn, vorwärts zu gehen, ohne die noch nachrückenden Truppen zu erwarten. Er ſandte ſogleich 1000 Rohrſchützen mit einigen Reitern voraus, wo möglich den Paß von Lanjaron zu beſetzen, ließ dieſen eben ſo viel Fußknechte folgen, und ſetzte ſich dann mit dem übrigen Theile des Heeres in Marſch.

Sobald Abdallah das Vorrücken der Spanier gewahrte, gab er die nöthigen Befehle zum Angriff. Melqui führte die erste Abtheilung, die aus der Mannschaft der Alpuxarren und des Rondagebirges bestand, während Abdallah mit denen aus der Sierra Nevada und den Türken und Barbaresken im Hintertreffen blieb. Tausend Moriſken eilten auf ungebahnten Wegen über die Berge, ſich auf mehreren Punkten in's Verſteck zu legen.

Melqui begann den Angriff auf die gegen den Hohlweg von Lanjaron anrückenden Spanier. Es war die nämliche Gegend, wo die Moriſken vor wenigen Wochen dem Feinde die Zufuhr weggenommen hatten. Der Angriff war lebhaft, die Spanier mußten der Uebermacht weichen, verließen den Hohlweg und zogen ſich die Höhe wieder hinauf; da ſie aber die Fußknechte zu ihrer Unterſtützung ankommen ſahen, kehrten ſie um und drangen nach dem Hohlwege vor, wo ein mörderiſches Feuer ſie begrüßte. Während dem brach ein Theil der in Hinterhalt gelegten Moriſken hervor und griff die Fußknechte an, und der Herzog mußte eilig ſeinem Vordertreffen zur Unterſtützung heranrücken. Er traf noch zur

rechten Zeit ein, die Flüchtigen aufzunehmen, ſtellte ſchnell die Regimenter in Schlachtordnung und trieb die auf ihn mit wildem Geſchrei einbrechenden Moriſken zurück.

Da rückte Abdallah mit dem Haupttreffen heran; auch Melqui ſammelte die Seinen zum Angriff wieder, und das Gefecht, von den Türken mit wildem Allahruf begonnen, ward jetzt allgemein. Schon ſenkte ſich die Nacht, doch endete ſie nicht den Kampf, der Mond beſchien bleich und fahl das blutige Schlachtfeld, und das Geſchütz der Spanier hallte dumpf in tauſendfachem Echo wieder, und ſeine Blitze erhellten das Dunkel. Wie eherne Säulen ſtanden die alten ſieggewohnten Schaaren der Spanier und boten dem von allen Seiten auf ſie gerichteten Feuer der Moriſken mit kalter Ruhe die Bruſt. Da begann das Neapolitaniſche Regiment zu wanken, und in gleichem Augenblick brach eine andre Abtheilung der Moriſken aus dem Hinterhalte hervor. Der alte, von Gicht geplagte Herzog, von Ludwig von Cordova, Doria und mehreren Rittern umgeben, ſtellte ſich den Weichenden entgegen, und ſein heldenmüthiges Beiſpiel hielt die Fliehenden zurück,

volk ist vortrefflich, die alten Banden halten zusammen, als wären sie mit Ketten an einander geschmiedet, und stehen wie ehrne Mauern, aber ehe man solch ein Heer in Bewegung setzt, da gehört mancher Hebel dazu. List, Ränke, Schmiegen und Biegen und Gott weiß, was Alles habe ich anwenden müssen, und doch war es meist vergebens. Danke Gott, daß ich von ihnen fort bin, mir ist bei meinen deutschen Kriegsgesellen wieder so wohl, wie dem Vogel, der seinem Käfig entfloh; kann ich doch jetzt mit meinen Reitern nach allen vier Himmelsgegenden ziehen, und wenn Fortuna mir winkt, den Augenblick ihrer Gunst benutzen, kann ich doch nun — meine Wette von Euch gewinnen."

„Seid Ihr dessen gewiß?" fragte Rosen lächelnd —

„Wie könnte ich das?" erwiederte der ligistische General. „Der Krieg ist ein Spiel, wo der gewandeste Spieler nicht immer der Glückliche ist und den Kühnsten nicht immer die Victoria begleitet. Aber das Vertrauen und die Zuversicht muß in des Soldaten Brust wohnen, das Vertrauen auf sich und sein Glück, und mit Gott! Das fühl ich in mir!"

„Nun, wie es auch ausfalle, General" nahm Obrist Rosen das Wort, die Becher füllend „Gute Soldaten-Freundschaft, es mag gewinnen oder verlieren, wer da will! Stoßt an!"

„Mit Freuden!" erwiederte Johann von Werth — „Und bald möge der Tag kommen, wo wir uns treffen!" — Er leerte den Becher und fuhr dann, sein listiges Auge unverwandt auf Rosen gerichtet, fort — „Der Tag wird bald kommen, meine ich, Euer Herzog rückt an —"

ſo daß er ſie wieder in's Gefecht führen und den Kampf herſtellen konnte. Jetzt ſtrengte Abdallah die letzten Kräfte an und drang mit denen aus der Nevada auf die Neapolitaner ein, an deren Spitze der Herzog noch ſtand. Schon waren mehrere edle Spanier an ſeiner Seite gefallen, ſchon wankten die Neapolitaner von neuem, obgleich die ganze übrige Linie der Spanier noch unerſchüttert ſtand, als man plötzlich auf der Straße von Acequiya den Hörner- und Schlachtruf der Moriſken vernahm; die Spanier, die ſich abgeſchnitten glaubten, verloren die Faſſung und begannen zu wanken, denn ſie ſahen einen dichten Haufen der Feinde wie eine dunkle Wolke von der Höhe herab ſich in ihren Rücken wälzen. Selbſt der Herzog hielt die Schlacht für verloren. Was im zweiten Treffen ſtand, wandte ſich, drang in die von der Höhe Herabkommenden ein und zerſprengte trotz des muthigen Widerſtandes ihre Reihen. Die andern Regimenter folgten in ruhiger Ordnung, von den Moriſken umſchwärmt; dicht geſchloſſen, ihr Geſchütz in der Mitte, zogen ſie ſich zurück. Furchtbar war es anzuſchauen, wie im Dunkel der Mondnacht

dieſe ſchwarzen Maſſen ſich wie Gewitterwolken, aus denen die zuckenden Blitze ſchießen, langſam fortbewegten; ſchreckbar waren die Morisken zu ſchauen, die mit wildem Kriegsgeſchrei ſie umſchwärmten und durch das Blitzen ihrer Feuerröhre die Nacht erhellten. Viele alte Krieger fanden hier den Heldentod, und als der Morgen graute, der Herzog Acequiya erreicht hatte, vermißte er 1200 der Seinen und, was ihn am meiſten ſchmerzte, zwei halbe Karthaunen und eine Fahne, die den Feinden in die Hände gefallen waren.

Bis Acequiya verfolgte Abdallah die Spanier. Hier auf ſteiler Höhe ſammelte er das Heer, das auch manchen Braven verloren hatte. Sagte ich es Euch nicht, ſprach er zu Melqui und Gorri, daß Seniz nicht zum Verräther an ſeinem Vaterlande werden könne? Eiferſucht trieb ihn von mir, die Liebe zu ſeinen Brüdern führt ihn wieder zu ihrer Rettung herbei. Sein unvermuthetes Kommen entſchied das Glück des Tages, entſchied den erſten Sieg, den wir über die Spanier in offner Feldſchlacht errangen. Sendet Boten, ihn hierher zu rufen, damit ich ihm danken kann. Aber nirgends war Seniz zu

finden; er war den Spaniern auch jenseit Acequiya's gefolgt, und statt seiner kam ein Schreiben, das ein Monsi dem Könige brachte. Kurz war dessen Inhalt; er schrieb:

Wo es das Wohl der Brüder gilt, wirst
Du mich finden, Abdallah, sonst nirgends!

Abdallah war durch den glänzenden Sieg zu glücklich, als daß die feindlichen Worte des Seniz ihn in solchem Augenblick schmerzlich hätten treffen können; er überließ ihm gern die Verfolgung der Feinde und gab die nöthigen Befehle zum eiligen Rückmarsch nach Orguiva, dort die aller Hülfe entblößte Besatzung in seine Gewalt zu bekommen. Der vorsichtige Molina entging jedoch diesem Schicksal. Der hohe Thurm, der auf den Felsen bei Lanjaron einsam, von Epheu umwachsen, steht, war noch von den Spaniern mit weniger Mannschaft besetzt. Von hier aus sollte den von Molina auf Kundschaft Ausgesandten ein Zeichen von dem Ausgange der Schlacht gegeben werden; doch die Nacht hinderte daran, und da die Besatzung durch das immer mehr nach Acequiya sich zurückziehende Gefecht den Unfall der Ihrigen vermuthen konnte, verließ sie in aller Stille den

Thurm und brachte selöst die Trauerbotschaft nach Orguiva. Hier hatte Molina schon das Nöthige zu seinem Abzuge bereitet, die Kreuze und heiligen Gefäße und die Gemälde aus den Kirchen genommen, zwei ganze Karthaunen, zu deren Wegschaffung er keine Mittel hatte, vergraben lassen, und so zog er gleich nach erhaltener Nachricht des verlornen Treffens in der Stille mit der Besatzung und allen Einwohnern nach Motril ab.

Es war ein trauriger, herzzerreißender Anblick, die Frauen mit den Kindern auf dem Arm, die Greise, auf ihren Wanderstab gestützt, die Kranken in Sänften und auf Tragen fortgeführt, ihre Wohnungen verlassen zu sehen. Traurig und still ging der Zug nach dem Fluß, und kaum hatte er diesen im Rücken, als auch die Morisken schon in die öde, verlassene Stadt einrückten, die sie anzündeten, da hier keine Beute zu machen war. Molina kam ungehindert mit den Seinen nach Motril.

15.

Siegreich zogen jetzt die Morisken gegen Gallera, dessen sie sich nach kurzer Gegenwehr gleichfalls bemächtigten. Hier wurde Abdallah auf sonderbare Weise an Estrella und die Todte erinnert. Unter den Gefangenen führte man ihm das Zigeunerweib vor, auf das Estrella alle Schuld von Isabella's Vergiftung geladen hatte. Ich will Dir Nichts verhehlen, sagte sie, als sie Abdallah in seine Wohnung hatte bringen lassen, mach' mit mir, was Du willst, ich habe ja keine Freude mehr an dem Leben. Mein Kind ist todt, meine Cava im Kloster eingesperrt, von dessen Pforte sie mich weggestoßen haben. Was soll ich noch länger hier? Sie erzählte dann gleichmüthig, daß sie aus thörichter Liebe zu einer Undankbaren, die sie jetzt verstieße, den Tod Aguazil's an ihm habe rächen wollen; denn sie hätte gehofft, Estrella werde ihm die Tropfen aus der rothen Phiole geben, oder die aus der weißen selbst nehmen.

Abdallah schickte sie am andern Tage, nebst der in dem Treffen bei Acequiya eroberten Fahne, nach Acuña. Er schrieb an Estrella:

Ich übergebe Dir das Zigeunerweib, thu' mit ihr nach Deinem Gefallen. Auch sende ich Dir die den Spaniern abgenommene Fahne, damit sie in der Kapelle über den Altar, an dessen Stufen Du mich der Verzweiflung weihtest, aufgehangen werde. Könntest Du nicht glauben, Deine Drohungen bestimmten mich, so würde ich den Wunsch äußern, daß, auch getrennt für immer, Du mit versöhntem Herzen meiner gedächtest. Ich habe vergessen und vergebe Dir.

Als Estrella den Brief las, schlug ihr Herz heftiger, eine Thräne wollte sich in ihr Auge drängen, doch sie preßte sie zurück. — Nimmer, nimmer Versöhnung! rief sie dann und befahl, die Zigeunerin zu ihr zu bringen.

Als diese eintrat, lachte sie höhnisch. Sinne nur auf neue Qual, schöne Rose der Alpujarren, kühle Deine Wuth, daß Dir der Geliebte entlaufen ist, an mir armen Weibe, rief sie Estrella entgegen. Mein Zweck ist erreicht; Du bist unglücklich, und er wird es wohl durch Dich noch werden; denn Dein Stolz vergiebt Demüthigung nie! Nun, was zauderst Du? Gieb Deinen Henkern die Be-

fehle, daß sie beginnen! Ich bin auf Alles gefaßt und bereit.

Oeffnet ihr die Pforte und laßt sie gehen, wohin sie will! befahl Estrella, ihr verächtlich den Rücken wendend.

Weißt Du etwa, daß mir der Tod Wohlthat ist, da Du ihn mir verweigerst, oder ist Dein Herz wirklich nicht allem Mitleid verschlossen? sagte die Alte, von diesem Ausspruch Estrella's überrascht.

Gebt ihr einen Zehrpfennig noch obendrein, befahl diese, ohne die Alte eines Blickes zu würdigen, und führt sie ab, aber schnell!

Als sie nun allein war, trat sie vor die Fahne, welche der heulende Sturm, der das Fenster aufgerissen hatte, rauschend hin und her trieb. Estrella betrachtete sie mit ernstem, bald aber mit wehmüthigem Blick. Er war Sieger! rief sie dann aus, Sieger in offener Feldschlacht! Unter dem Jubel des Volkes, mit Lorbeer bekränzt, hätte er mich zum Altare geführt, das Diadem hätte sich um den Myrtenkranz in meinen Haaren gewunden, und beneidet hätte mich jede Jungfrau Hispaniens. — Und jetzt? — Ihr Auge wurde feucht, Thränen rollten herab, starr heftete sie das

getrübte auf die Madonna, die, das Jesuskind im Arme, auf der Fahne abgebildet war. — Andacht, Reue mochte sie ergreifen, denn unwillkührlich sank sie vor der Heiligen nieder und streckte die gefalteten Hände nach ihr empor — doch plötzlich sprang sie auf. Ich kann, ich mag nicht beten! rief sie. Was soll mir die Religion der Liebe? Liebe ist aus meinem Herzen gerissen, ich mag kein Erbarmen, nicht für mich, nicht für ihn! Sie eilte, einen scheuen Blick auf das Muttergottesbild werfend, hinaus, bestieg den hohen, in das Meer hinausragenden Thurm und schaute mit umdüstertem Auge unverwandt nach den dunkeln Wolken, die vom Mittag heranzogen und ihre Blitze entluden. Ihr Inneres war stürmisch, wie die tobende See, düster, wie der schwarz umzogene Himmel, waren ihre Gedanken, und kreischend, wie das Geschrei der tauchenden Seemöven, war der Seufzer, der zuweilen aus ihrer Brust sich hervor rang. So bot sie ihr wildflatterndes Haar dem Regen und Sturme dar, und dunkle, finstre Gestalten zogen an ihr vorüber. Wie ein gespenstiges Bild trat Seniz vor ihr, höhnisch lachend zeigte er ihr den blutigen Dolch und

winkte ihr, zu ihm zu kommen. Da fuhr ein Blitzstrahl vor ihr in das tobende Meer, daß hoch die schäumenden Fluthen empor spritzten, der schmetternde Donner rollte, das Bild war verschwunden.

O mein Herz! rief sie, warum so stolz und doch so schwach, warum gebrochen und noch so blutlechzend? Alles habe ich verloren, meinen alten Vater, ihn, den einzigen Mann, den ich liebte, selbst meinen Glauben und mein frommes Gebet. — Nicht mehr in Edens Gefilde kann ich wandeln, und Mahomet's Paradies hab' ich mir verschlossen, hier und dort blieb mir Nichts als der Zwiespalt des Herzens. —

In Schmerz versunken starrte sie vor sich hin; der Sturm, der Donner schwieg, Friede der Natur verkündend, drangen die Strahlen der Sonne durch die gebrochenen Wolken und breiteten mit ihrem Heimgang Ruhe und Kühlung über die erquickte Flur; sie bemerkte es nicht; ihr Auge sah starr auf das Meer, das, gleich ihrem Innern, noch tobte und brauste, wenn auch schon der Gewittersturm lange schwieg; in seiner Tiefe aufgeregt, konnte es sich nicht beruhigen. Endlich, da

es Nacht zu werden begann, ein Diener nach dem andern besorgt sie aufgesucht hatte, stieg sie herab, befahl ihrem Vertrauten, die Kerzen in der Kapelle anzuzünden, die sie seit jener Zeit nicht wieder betreten hatte, nahm die erbeutete Fahne und trug sie hinab.

Schauder ergriff sie, als sie die Kapelle betrat. Ihr dünkte, noch käm' ihr Leichengeruch entgegen, noch sähe sie Isabellens Sarg auf dem schwarzen Gerüste stehen. Mit bebender Hand legte sie die Fahne an den Altar und blickte, Andacht suchend, auf nach der Madonna. Ich kann nicht! rief sie endlich, ich kann mein Herz nicht dem Himmel öffnen; die Hölle hat es erfaßt! — Lösch' aus die hohen Kerzen, die nur am Tage meines Glücks angezündet werden sollten, rief sie dem Diener zu, und nimmer mögen sie wieder aufflammen! Als trieben sie böse Geister, so verzweiflungvoll stürzte sie aus der Kapelle; der Friede ihres Herzens war für immer dahin.

„So?“ fragte der Weimeraner unbefangen „Habt Ihr Nachricht?“

„Es ſollte erſt gen Baſel und nach den Vierwaldſtädten gehen, das hat ſich aber geändert, der Herzog iſt ſchon durch das Thal von Befort gerückt und zieht auf Thann.“

„Seid Ihr deſſen gewiß?“ fragte Roſen, die größte Verwunderung zeigend.

„So gewiß als Ihr es ſeid“ erwiederte Johann von Werth — „Doch von etwas andern — Ihr ſeid ein Hausfreund des Freiherrn von Epp?“

„Ich bin oft in ſeinem Hauſe“ erwiederte Roſen.

„Zieht dann, wie es ſich nicht anders vermuthen läßt, an dem Siegeswagen der Dame Margarethe,“ fuhr er ſpöttelnd fort, „Um Euch nun zu zeigen, wie freundſchaftlich ich gegen Euch bin, will ich Euch einen Gefallen thun, und Euch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreien, ich meine den Rittmeiſter meines Reiter Regiments, den Grafen Oſſa.“

„O, laßt ihn nur hier, mir iſt er nicht im Mindeſten läſtig“ bat Roſen.

„Steht Ihr ſchon ſo feſt, guter Freund?“ fragte Johann von Werth hellauflachend „Weiber Gunſt iſt wie Flugſand, nur ein Thor baut ſein Glück darauf — Aber fort muß der Burſche, am Putztiſch der Frauen giebt es zwar keine Narben, aber auch keine Ehre, und es iſt Zeit, daß er endlich einmal unter ſeine Fahne tritt — Seid Ihr heute bei dem Freiherrn zum Mahl geladen?“

„Ich werde dort ſein“ erwiederte Roſen.

„Dies ſprecht Ihr Alles ſo kalt, ſo einſilbig, daß ich an Euch und der Fama irre werden könnte, die von Euch

16.

Abdallah hatte sich nach der Einnahme von Gallera mit einem Theile seines Heeres nach Guijar begeben und streifte von hier aus bis unter die Mauern von Granada. Als er eben, von einem dieser Züge zurückkehrend, auf der Stelle saß, wo Boabdil Granada zum letzten Mal erblickt hatte, wurde ihm ein Mönch vorgeführt, den man auf dem Wege hierher aufgefangen, und der ihn zu sprechen verlangt hatte. Abdallah erkannte sogleich den Mönch von Acuña und schickte seine Begleiter zurück.

Herr! redete ihn der Mönch an und sah sich vorsichtig um, ob Niemand sie belausche, ich komme von dem Herzog von Sessa abgesandt, wohl könnte ich sagen, von Don Juan d'Austria, Euch Friedensvorschläge zu machen; darf ich sie Euch vortragen?

Laßt hören, ehrwürdiger Vater! sagte Abdallah.

Bei gänzlicher Unterwerfung Eures Volkes, begann dieser, verspricht der Herzog im Namen des allerchristlichsten Königs allgemeine Verzeihung; Jedem verbleibe sein Eigenthum;

wer als rechtgläubiger Christ in diesen Bergen leben will, kann es ungehindert, unter gleichem Gesetze, wie in Kastilien; wer über das Meer zu ziehen verlangt, darf es mit Weib und Kind und Habe — den Anführern verspricht der König noch besondere Belohnung, und Euch —

Nur von meinem Volke laßt uns reden, guter Vater! unterbrach ihn Abdallah, nicht von mir. Die Mauren kennen die Verheißungen der Spanier nur zu gut. Wer in seiner Heimath bliebe, blieb' auch in weltlichen und geistlichen Fesseln; wer zu seinen Glaubensbrüdern über das Meer ziehen wollte, dem nähme man Kind und Habe und ließ' ihn dann, einen Bettler, ziehen. Die Anführer belohnte man vielleicht, übergäbe sie jedoch der Aufsicht der Inquisition, und diese ließe, den Lohn an sich ziehend, über die Opfer ihrer Habsucht die lodernden Flammen des Scheiterhaufens schlagen.

Euch, nahm der Mönch wieder das Wort, Euch bietet der König statt des werthlosen Diadems die Grafenkrone mit 15000 Dukati Einkünfte in Ländereien an, die Ihr in

Neapel und Sizilien, nur nicht in Spanien wählen könnt.

Ich danke dem König! erwiederte Abdallah mit Wärme. — Geb' er meinem Volke die Freiheit, und ich will freudig mit meiner kleinen Habe hinziehen, wohin er es wünscht.

Herr! nahm der ehrwürdige Mönch, der bisher mit ruhiger Würde seinen Auftrag ausgerichtet hatte, mit Wärme das Wort, ich nehme Theil an Euch, denn ich habe Euch lange beobachtet und Euch stets als guten Christen, als guten Menschen befunden, und ihr habt Euch oft der Grausamkeit Eurer Krieger widersetzt; darum möchte ich so gern, Ihr hörtet meinen Rath und beachtetet meinen Vorschlag. Laßt Euch nicht von dem Glücke, das Euch bisher begleitet hat, blenden; es ist wandelbar, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß es Euch ferner zur Seite bleiben wird.

Habt Ihr in den Sternen mein Schicksal gelesen? fragte Abdallah, ihn unterbrechend.

Gott öffnet den schwachen Erdgebornen nicht die Augen seines Himmels, um in ihnen die Zukunft zu lesen. Was ich auf Erden sah und hörte, gnügt mir, Euch kein

glückliches Horoscop zu stellen. Was ich weiß, ist mir erlaubt, Euch mitzutheilen. Wißt, Don Juan selbst rüstet sich zum Kampfe gegen Euch, und ohne hinlängliche Macht setzt der Sohn Karls des Ersten seinen Kriegsruhm nicht auf's Spiel.

Ich freue mich des edlen Gegners.

Viele der Anführer, die Ihr Euch treu ergeben glaubt, unterhandeln mit uns und sind Verräther an Eurer Sache, fuhr der Mönch fort.

Ich weiß es, ehrwürdiger Herr, und will selbst sie Euch nennen. Gonsalez Seniz, Ferdinand Abaqui, mehrere bedeutende Männer aus Valor — hab' ich Euch die rechten genannt? —

Nun, wenn Ihr die Gefahr kennt, warum sucht Ihr nicht ihr zu entgehen, warum beugt Ihr Euch nicht vor dem Beherrscher Spaniens, warum setzt Ihr bei so geringer Hoffnung und so geringen Mitteln Alles auf solch ungewisses Spiel? — Bedenkt die Tausende, die Ihr Eurem Ehrgeize noch opfern werdet, denkt an die Verantwortung dereinst vor dem Throne des Höchsten.

Er richte mich gnädig! sagte Abdallah

feierlich. — Mein Wille ist gut, mein Zweck edel. — Ehrwürdiger Vater! sagte er dann, die Hand des Greises treuherzig fassend, riefe ich jetzt Kriegsvolk herbei und befohl' Euch unter Androhung des Todes, Euren Gott zu verleugnen und Mahomet anzurufen, sähet Ihr die schon gezogenen Schwerter über Eurem Haupte, was würdet Ihr thun?

Zu meinem Gott beten und den Tod mit dem Muthe eines Christen erdulden.

Seht, alter Mann, so geht es auch mir. Der Zweck meines Lebens, mein Himmel ist, mein Volk von Euren Ketten zu befreien; diesen heiligen Zweck opfr' ich mit Freuden, und auch mit dem Muthe eines Christen, mein Leben. Was wiegt eine erbärmliche Grafenkrone, was wiegen Güter in Neapel oder Sizilien gegen diesen Vorsatz, der von meiner Kindheit an Wurzel in der jugendlichen Brust faßte und nur mit meinem Leben ihr entrissen werden kann? auf der Alhambra muß ich mein Haupt zur Ruhe legen, oder, wenn es das Schicksal will, auf dem Thore des Schlachthauses.

Du dauerst mich, junger Mann! sprach der Mönch bewegt; so lange ich es vermag,

will ich zu Deiner Rettung handeln und für das Wohl Deiner Seele beten. Möge der barmherzige Gott Dein Herz leiten! — Aber nun laß mich in Frieden ziehen.

Abdallah sagte dem alten Manne ein herzliches Lebewohl, trennte sich gerührt von ihm und gab ihm Diener mit, den Mönch sicher zu den Seinen zu geleiten.

Daß der Alte wahr gesprochen, mithin es wahrhaft gut mit ihm gemeint hatte, erfuhr er schon am andern Tage, wo er die Nachricht erhielt, daß König Philipp endlich den Wünschen seines Bruders nachgegeben und ihm erlaubt habe, in Person sich an die Spitze des Heeres zur Bekämpfung der Morisken zu stellen, und daß von allen Seiten Völker nach Granada zögen, ein furchtbares Heer zu bilden. Auch erfuhr er, daß Seniz mehrere edle Spanier, die er bei Acequiya gefangen hatte, frei gegeben und nach Granada zurückgesandt habe. Er ließ sich jedoch durch diese Nachricht nicht entmuthigen, versammelte die Hauptleute, machte sie mit allen Verhältnissen bekannt und ermahnte sie zur Treue an der gemeinschaftlichen Sache. Ist irgend Einer unter Euch, so schloß er seine

Rede, der mich nicht würdig hält, als König ihn zu beherrschen, der sage es frei und unverhohlen. — Will es das Volk, wünscht Ihr es, meine Freunde, so lege ich ohne Murren die Macht wieder in Eure Hände und diene dem neuen Könige so treu, wie ich es jetzt von Euch verlange. Alle schwiegen, keiner trat gegen ihn auf. Seine Feinde wagten es nicht, sich öffentlich als solche zu zeigen, denn das Volk liebte ihn und bezeugte ihm, besonders nach dem letzten Siege, auf mancherlei Weise seine Anhänglichkeit.

17.

Mit neuem Eifer betrieb nun Don Juan seine Rüstung. Alle Städte von Neukastilien, Valencia und Andalusien wurden aufgefordert, Mannschaft zu schicken. Aus Italien waren mehrere Regimenter in Carthagena gelandet, und der spanische Adel beeiferte sich, dem Bruder des Königs seine Anhänglichkeit zu beweisen; er zog aus allen Provinzen mit seinen Dienstleuten herbei, die Reiterei des Heeres zu bilden. Selbst Philipp

lipp schien sich darauf zu freuen, seinen Bruder mit Lorbeer bekränzt zu sehen; er gab Befehl, daß alles zur Ausrüstung Nöthige in größter Eile herbeigeschafft werde, und ließ durch seine Flotte in den Seeplätzen Magazine anhäufen, damit der Mangel, dieser schlimmste Feind der Spanier in den Gebirgen, das Heer nicht wieder auflöse.

So war Don Juan bald im Stande, mit zwei Heeresabtheilungen in's Feld zu rücken, deren jede 8000 streitbare Männer stark war. Im offnen Kampfe dieser Macht zu widerstehen, war den Morisken unmöglich, sie mußten sich begnügen, einige feste Punkte und ihre Städte zu behaupten und indessen den Christen die Zufuhr abzuschneiden. Oft gelang es ihnen, oft ward Don Juan in seinen Operationen dadurch gehemmt. Zuweilen, besonders da, wo Abdallah selbst sich befand, siegten die Morisken in einzelnen Gefechten, meist aber mußten sie der Uebermacht unterliegen. Don Juan rückte nun, nachdem der Herzog von Sessa Guijar mit Sturm genommen hatte, und die Morisken ihm gegenüber sich nicht mehr zeigen konnten, vor Gallera. Hier fand er den lebhaftesten Widerstand

denn Gorri befehligte in der Stadt. Zweimal ließ er, nachdem durch Minen die Mauern eingestürzt waren, stürmen, beide Mal mußten die Spanier weichen. Da ließ Don Juan 4 Karthaunen gegen das Schloß auffahren, und bald war die Bresche geöffnet, der Sturm begann, Stadt und Schloß ward genommen. Gorri und nur einige Moriſken retteten ſich, die Uebrigen fielen durch das Schwert der Sieger, Gallera ward zerſtört.

Jetzt wendeten ſich die Spanier gegen Seron, umzingelten jedoch mit aller Vorſicht die Stadt, und im nämlichen Augenblicke ſtiegen auch überall die Rauchſäulen auf, den zerſtreuten Moriſken Kunde zu geben, daß der Feind ſich genaht. Nach heftigem Widerſtande der Beſatzung, die kühn den Spaniern entgegen gegangen war, wurde ſie in die Stadt zurückgeworfen, die ſie bald räumen und ſich auf die nahe liegenden Höhen flüchten mußte. Kaum ſahen ſich die Spanier im Beſitz von Seron, als die allgemeine Plünderung begann; denn nur ein Theil der Reiterei, die in einem Thale aufgeſtellt war, und Don Juan's Leibwacht blieben in Schlachtordnung vor den Thoren. Plötzlich, als ſeien ſie der

Erd' entwachsen, brachen 6000 von Abdallah angeführte Moriſken aus Höhlen und Schluchten hervor und warfen ſich auf die überraſchte Reiterei, die, obgleich der Großcomthur eiligſt mit einigen Hakenſchützen ihr zu Hülfe eilte, der Uebermacht weichen und ſich in voller Flucht in die Stadt zurückziehen mußte. Ihr folgte Abdallah und drang mit den Spaniern zugleich ein, überfiel die immer noch Plündernden, trieb ſie heraus, und kaum vermochte Don Juan die Flüchtigen durch Verſprechen und Drohungen hinter ſeiner Leibwacht wieder zu ſammeln. Er ſelbſt ſetzte ſich nun an ihre Spitze, ein Theil der Reiterei folgte, und ſo ging er dem eindringenden Feinde entgegen. Hartnäckig war der Kampf. Abdallah, obgleich im Anfange des Gefechts im Arme verwundet, führte ſeine Schaaren Don Juan entgegen, deſſen Gegenwart die Spanier vergebens begeiſterte. Zwei Kugeln trafen Don Juan's guten Harniſch, der ihn rettete, viele edle Kaſtilianer ſanken an ſeiner Seite, und die Spanier, einmal überraſcht, fochten bald nicht mehr mit ihrem alten Muthe, ſie wichen, und der Sieg blieb den Moriſken. Don Juan mußte ſich unter ſtetem Gefecht

ſagt, daß auch Ihr um den goldnen Apfel werbet — Nun Gott ſei Dank, daß bei mir das Fieber vorüber iſt, ich muß mich gar trollig dabei geberdet haben."

Roſen konnte ſein Lächeln nicht unterdrücken —

„Lacht nur, Kriegskamerad, lacht nur immer hin. Ein jeder, ſei er noch ſo klug und gelenk, ſtellt ſich bei ſolchen Poſſen lächerlich an. Die Reihe zum Lachen iſt jetzt an mir, denn verbergt es, ſo viel Ihr wollt, Ihr ſeid in dem Netze dieſer Hexe gefangen ſo gut als ich es war. Wenn man nicht Muth hat, das ganze Netz zu zerreißen und ſo frei wie der Fiſch im Waſſer fort zu ſchwimmen, ſo iſt es ziemlich gleich, ob man ſich etwas mehr oder etwas minder geſträubt hat. Nun auf Wiederſehen bei der ſchönen Margarethe! Dort ſage ich Euch Lebewohl, denn morgen früh ſchon geht es wieder zurück über den Rhein, den ich blos überſchritt, Euch in dem Netze zappeln zu ſehen, und Euch an unſre Wette zu erinnern."

„Das Erſtere werdet Ihr nicht!" erwiederte Roſen ſtolz „Das Letztere wäre überflüſſig, dergleichen vergißt der Soldat ſo leicht nicht; doch freut es mich, Euch geſehen zu haben und Euch in meiner Nähe zu wiſſen."

Johann von Werth ſchüttelte ihm beim Abſchied treuherzig die Hand, und ſie trennten ſich noch einmal in Frieden.

---

nach Canillas zurückziehen, und Abdallah zog als Sieger in Seron ein.

Gleich nach diesem Gefechte, das den Morisken doch wenig nützte, rückte der Herzog von Sessa tiefer in die Berge der Alpuxarren, nahm viele feste Punkte ein, zog aber Acuña vorüber, ohne es anzugreifen. Abdallah folgte ihm, warf sich ihm nie entgegen, sondern beunruhigte nur seine Nachhut, nahm ihm manchen Transport mit Lebensmitteln weg, konnte jedoch nicht verhindern, daß die Spanier immer festeren Fuß in den Gebirgen faßten; durch einen Theil des Heeres, den er zur Deckung der festen Plätze an dem Fluß Almançora unter Abaqui zurückgelassen hatte, waren seine Kräfte getheilt.

Die Fortschritte des Herzogs erlaubten Don Juan, wieder gegen Seron vorzurücken Abaqui, obgleich schon damals mit den Spaniern in Unterhandlung, wußte zu gut, daß jeder Sieg ihm vortheilhaftere Bedingungen verschaffen würde, er sammelte seine Völker und rückte zum Entsatz heran. Diesmal drangen die Spanier nicht wieder in die nur schwach besetzte Stadt, sondern gingen dem Feinde entgegen. Nach langem Kampfe blie-

ben sie Sieger, die Stadt fiel in ihre Gewalt. Abaqui zog sich zurück, und nach dem Verluste von Seron an dem glücklichen Fortgang ihrer Waffen verzweifelnd, trat er in nähere Unterhandlung mit Don Juan, war aber jetzt noch so redlich, Abdaliah von Allem zu unterrichten, der, um Zeit zu gewinnen und die Spanier zu täuschen, mit ihm der Unterhandlung wegen einverstanden zu seyn schien.

Anders handelte Seniz. Ihn beseelte nicht die Liebe zu seinem Volke, ihn trieb nur Eigennutz. Trotz der Aufforderung Estrella's war er gleich nach dem Treffen bei Acequiya durch die gefangenen Spanier, die er entlassen hatte, mit dem Herzog von Sessa in Unterhandlung getreten und hatte auch wirklich einen Vergleich mit ihm abgeschlossen, wonach er dem Scheine nach mit seinen Mossi's bei Abdallah blieb, jedoch versprach, nie etwas Entscheidendes gegen die Spanier zu unternehmen, den Herzog stets von allen Plänen und Bewegungen Abdallah's zu unterrichten und diesen, sobald sich eine Gelegenheit fände, todt oder lebendig den Spaniern zu überliefern. Dafür hatte ihm der Herzog Verzeihung aller begangenen Greuelthaten,

eine bedeutende Summe Geldes und den Besitz Acuña's mit seinen Schätzen und Estrella zugesichert.

Ohne je mit Abdallah zusammenzustoßen, blieb er doch stets in seiner Nähe, kümmerte sich wenig um die Befehle, die er von ihm erhielt, und führte den Krieg auf seine eigene Hand, ward jedoch von seinen Freunden, die um die Person des Königs waren, von dessen Vorhaben stets unterrichtet. Auf diese Weise ward es dem Herzog leicht, jeden Anschlag der Moriſken zu vereiteln; denn Abdallah, von Verräthern umgeben, konnte keinen Entschluß fassen, der den Spaniern nicht alsobald kund wurde.

Ein Schlag traf ihn nach dem andern. Abaqui ließ sich durch die Unterhandlungen einschläfern, und Don Juan nahm mehrere Städte; in mehreren Gefechten zog er gegen den Herzog den Kürzern, und sein Heer wurde mit jedem Tage schwächer; ein Verräther nach dem andern verließ ihn, kaum hatte er noch 4000 streitbare Männer um sich. Mit diesen gelang es ihm doch, dem Herzog einen empfindlichen Verlust beizubringen, der ihn fast zum Rückzug aus dem Gebirge genöthigt

hätte; er nahm ihm einen von Calahorra kommenden Transport Lebensmittel, zerstreute die Bedeckung, so daß der Herzog gezwungen ward, sich bis nach Urijar zurückzuziehen, wohin ihm Abdallah unter steten Angriffen folgte.

Nach diesem Vorfalle beschloß Don Juan, mit seinem Heere zu dem Herzog von Sessa zu stoßen und so vereint mit einem Schlage Abdallah zu erdrücken. Vorher aber schloß er mit Abaqui und den Hauptleuten der Alpuxarren einen Vergleich ab, wonach sie sich dem Könige Don Philipp unterwarfen, die Waffen niederlegten und sich gefallen ließen, in entfernte Provinzen versetzt zu werden.

Abdallah verbarg bei dieser Nachricht seinen Schmerz; er kannte Abaqui's Liebe zum Frieden, er wußte, wie feindlich so viele der Anführer gegen ihn gesinnt waren, aber nie hätte er geglaubt, daß sie sich auf so entehrende Bedingungen unterwerfen würden. Er verlor jedoch den Muth nicht und beschloß mit seinen Freunden, lieber unterzugehen, als Frieden zu schließen, jedoch, um Zeit zu gewinnen, die Anträge, die ihm durch Abaqui

im Namen Don Juan's gemacht wurden, nicht ganz abzuweisen.

Die Spanier benutzten indessen den Zwiespalt der Morisken. Von jeder Bewegung Abdallah's unterrichtet, ward es ihnen leicht, seine Pläne zu vereiteln. Seniz, immer fürchtend, Estrella würde ihn hintergehen, wenn sie nur erst durch ihn ihren Zweck erreicht habe, hatte sich ganz dem Feinde hingegeben, schlich oft bei Nacht zu den feindlichen Anführern und verrieth ihnen alle Schlupfwinkel der Morisken und die Höhlen, in denen sie sich auf der Flucht verbargen. Nirgends sicher, irrten jetzt die Unglücklichen von Fels zu Fels, von Schlucht zu Schlucht und wagten sich nicht mehr in die Höhlen, aus denen die Spanier durch angezündete Feuer sie vertrieben, wo sie sonst mit Weib und Kind jämmerlich erstickten mußten. Die wenigen Städte, die ihnen noch blieben, waren jetzt ihre sicherste Zuflucht, und hier vertheidigten sie sich auch mit dem Muthe der Verzweiflung.

Abdallah sah wohl ein, daß er sich den Spaniern nicht mehr in offenem Felde entgegen stellen konnte; dessenungeachtet glaubte er noch einen Versuch wagen zu müssen. Er

sammelte alle ihm noch treu gebliebene Mannschaft und überfiel des Nachts die Spanier in ihrer festen Stellung am Meere. Anfangs schien ihm das Glück noch einmal lächeln zu wollen; er drang in die Verschanzungen ein und eroberte ein Geschütz; aber plötzlich entstand in seinem Rücken ein wildes Geschrei, die Moriſken hielten in ihrer Siegesbahn an, und es wurde den Spaniern leicht, die Eingedrungenen wieder zurückzuwerfen. Sie flohen von allen Seiten, und Abdallah's Anstrengung, sie zurückzuhalten, war vergebens.

Als er am andern Morgen nur noch wenige Hundert der Seinen um sich sah, drückte er Gorri die Hand und zeigte auf die hinter den Bergen hervortretende Sonne. Mir geht sie nicht mehr auf, sagte er tief bewegt, mir geht sie nur noch unter! Ich bin am Ziele; aber auch herrlich, wie sie, die goldene Tagverkünderin, möchte ich untergehen. Im Schlachtgewühl, die Fahne meines Volkes schwingend, da wünsch' ich zu fallen, nicht meuchlings, nicht durch die Rache eines Weibes; in meinem großen Berufe für mein Volk wünschte ich zu sterben. Dann gab er Melqui den Befehl, mit denen aus dem Ron-

dagebirge in seine Heimath zurückzukehren, dort, wo jetzt kein Feind war, ein neues Heer zu sammeln, schickte Verstärkung nach allen festen Punkten, die noch in seiner Gewalt waren, und nachdem sich noch Mehrere um ihn gesammelt hatten, rückte er mit seinem kleinen Haufen, aus seiner Leibwacht und den Türken bestehend, wieder muthig vorwärts, die Spanier im Rücken zu beunruhigen.

Indessen belagerten diese Castel de Ferro und nahmen es nach hartnäckiger Gegenwehr ein. Jedermann glaubte, sie würden vor Acuña rücken, aber Don Juan zog vorbei, Abdallah immer enger und enger einzuschließen, doch setzte er hierbei immer die friedlichen Unterhandlungen fort.

Abaqui, sein früheres freundschaftliches Verhältniß mit Abdallah ganz vergessend und ganz sich den Spaniern ergebend, versprach nun dem Herzog von Sessa, Abdallah entweder zur Unterwerfung zu vermögen, oder ihn todt zu überliefern. Er erhielt hierzu eine bedeutende Summe Geld, bestach damit eine Anzahl Moriſken und zog mit ihnen in die Gegend von Berchal, wo Abdallah von einer Höhle zur andern sich flüchtete. Doch sein

Vorhaben wurde verrathen, und er und die Seinen büßten ihre Verrätherei mit dem Leben.

Jetzt schien für Abdallah jede Hoffnung verschwunden, da er sich von seinen treuesten Freunden verlassen sah. Melqui allein stand mit einem kleinen Heere noch schlagfertig, und selbst der treue Gorri rieth ihm zur Unterwerfung oder zur Flucht nach Afrika. Aber Nichts erschütterte seinen Entschluß, für die Sache seines Vaterlandes zu sterben, obgleich er selbst keine Rettung für das bedrängte mehr sah; denn mit jedem Tage ward die Zahl seiner Begleiter geringer, und immer enger und enger schlossen ihn die Spanier ein. In dieser traurigen Lage suchte ihn der alte Mönch wieder auf, um ihm noch einmal den Frieden zu bringen. Don Juan d'Austria, sprach er, will Euch wohl und wünscht Euch vom Verderben zu retten, noch bietet er dem Flüchtigen an, was er dem Sieger bewilligte. Aber auch jetzt gab Abdallah dem ehrwürdigen Alten die nämliche Antwort, wie damals, auch jetzt blieb er seinem Entschluß treu, und der Mönch mußte ihn mit tief betrübtem Herzen verlassen, um nach Acuña zu gehen, im Na-

men Don Juan's Estrella zur Uebergabe aufzufordern. Seniz betrieb dies, um sich so bald als möglich, dem abgeschlossenen Vergleiche gemäß, in den Besitz dieses Schlosses und Estrella's zu setzen.

Um von den Spaniern noch vortheilhaftere Bedingungen zu erhalten, hatte er bis jetzt absichtlich den Augenblick seiner Rache aufgeschoben; da ihm aber der Herzog von Sessa den Besitz von Acuña unter dem Vorwande verweigerte, daß, so lange Abdallah noch an der Spitze der Empörung stehe, man einen so festen Platz unmöglich in die Hände eines Moriscken geben könne, beschloß er endlich, zur Ausführung zu schreiten.

Auch die Türken und Barbaresken hatten in dieser Zeit Abdallah verlassen und sich nach Afrika eingeschifft. Dem König von Andalusien blieben nur noch 400 Mann seiner Leibwacht, unter denen selbst mehrere von Seniz bestochen waren. Dieser schickte nun eine Abtheilung der Monsi's ab, ihn in den den Spaniern verborgenen Schlupfwinkeln aufzusuchen, und von diesen unterstützt, sich seiner zu bemächtigen. Er selbst ging nach Acuña, um dem Scheine nach dem Mönche entgegen zu

wirken, in der That aber, sie zur Uebergabe zu bewegen. Furcht war es nicht, die ihn bewog, nicht selbst Abdallah aufzusuchen und dies Unternehmen einem Andern zu übergeben; vielleicht war es Scheu, selbst Hand an seinen ehemaligen Freund zu legen, und obgleich Estrella ihm deshalb Vorwürfe machte, blieb er doch auf Acuña und erwartete mit anscheinender Ruhe den Ausgang der Unternehmung.

In der Gegend von Berchal liegt eine tiefe Schlucht, von wildem Rosengestrüpp und Ginster so verwachsen, daß es für den, der diese Gegend nicht genau kennt, unmöglich ist, den zu mehreren Höhlen führenden, von Gesträuch bedeckten Fußpfad aufzufinden. Hieher hatte sich Abdallah mit seinen Getreuen geflüchtet, hier wo er Lebensmittel fand, hoffte er verborgen einige Tage der lang entbehrten Ruhe genießen zu können. Aber sie sollte ihm nicht werden. Die Monsi's hatten ihn ausgespürt und führten, während er sorglos in der Höhle lag, die spanischen Rohrschützen vor den Eingang, der, trotz dem Feuer der Morisken, schnell mit Felsstücken verrammelt wurde. Alsbald ward das Gestrüpp ange-

5.

Margarethe von Epp ſtand kurz vor dem Mittagsmahle im Garten, an dem nämlichen Roſenſtock die Blumen betrachtend, wo Roſen ſie an dem Hochzeitstage ihrer Schweſter überraſcht hatte, da trat in gewählter, koſtbarer, ſpaniſcher Kleidung der junge Graf Oſſa feierlich auf ſie zu, und ſtörte ſie in ihrem Sinnen. Dem Fräulein mochte dies unangenehm ſein, oder ſie mußte es ahnen, weshalb er komme; denn ſie empfing ihn ernſt und unmuthig und erwiederte ſeine tiefe Verbeugung kaum durch ein leichtes Kopfnicken. Er aber ließ ſich davon nicht abſchrecken, ging mit ſteifem Anſtand auf ſie zu und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie jedoch unzart zurückzog.

„Was wünſcht Ihr von mir, Graf Oſſa?“ fragte ſie den jungen Mann, der weder durch den ſcharfen Ton dieſer Frage, noch durch den ſtolzen Blick, der ihn hierbei traf, verlegen wurde.

„Ihr waret bis jetzt ſtets ſo gütig gegen mich, holdes Fräulein,“ begann er mit Zuverſicht, „daß mir Muth und Hoffnung ward. Ich nahe mich Euch, durch Euer zuvorkommendes Benehmen aufgemuntert, durch den Wunſch

zündet, der Rauch zog zwiſchen den über einander gerollten Steinen in die Höhle, jeder Widerſtand ward dadurch unmöglich. Schon durchzog eine dicke Rauchwolke die Höhle, in der Abdallah ſich befand; ſchon ſanken die unglücklichen Opfer ihrer Treue erſtickt neben ihm beſinnungslos zu Boden und ſtarben den qualvollſten Tod; ſchon fühlte Abdallah ſeine Bruſt beengt, kaum vermochte er noch aufzuathmen: da erfaßte er Gorri's Hand. — Leb' wohl, Freund! ſeufzte er und ſank betäubt auf den Boden nieder, als ſich über ihm plötzlich das Geſtein öffnete, und er in mauriſcher Sprache die Worte vernahm: Klimm' nur hier herauf, König Abdallah! — Rettung! ſtammelte Gorri, Gott ſendet Rettung! Sieh nur, wie die Rauchwolken emporwirbeln, ſchon kann ich freier athmen. Abdallah raffte die letzten Kräfte zuſammen, und da die Stimmen ſich oben wieder vernehmen ließen und ihn zu kommen baten, klimmte er die zackigen Felſen hinan, und ſtand bald mit Gorri am Rande der Oeffnung.

Hier erblickte er die Monſi's und ſein Schickſal war ihm nicht mehr zweifelhaft.

Das Schwert in der Hand ſprang er heraus und trat mitten unter ſie. Wer wagt es, Hand an ſeinen König zu legen? ſprach er, und ſein ſchon halb erloſchenes Auge flammte im Kreiſe umher. Theuer erkauf' ich mein Leben, zurück, ihr Männer der Alpuxarren! Die Monſi's, überraſcht, wohl auch in dieſem Augenblick von dem Unglück des muthigen Mannes, der ſie ſo oft den Feinden entgegen geführt, ergriffen, ließen ihn mit den Wenigen, die ihm hatten folgen können, ruhig ziehen, ſchickten ihm aber, als er ſchon fern war, einige Kugeln nach, die ihn jedoch nicht trafen. Noch einmal war er gerettet.

13.

Seniz ſchäumte bei dieſer Nachricht vor Wuth, mehr aber noch, als er erfuhr, daß die Spanier auf ſeine Monſi's Verdacht geworfen, ſie entwaffnet und zurückgeſchickt hätten. Ueberraſchend war es ihm aber, als ein von ihm auf Kundſchaft Ausgeſchickter ihm anzeigte, daß Abdallah von den Spaniern

verfolgt, keinen andern Weg mehr offen habe, als den nach Acuña.

Werdet ihr ihm eine Freistatt geben, Estrella? fragte sie der Mönch, der bei diesem Bericht zugegen war.

Das fürchtet wohl der Spanier? erwiederte die Jungfrau, ungewiß, wie sie die Worte des Alten deuten sollte.

Warum solltet Ihr nicht? An seinem Blute liegt Don Juan wenig, Alles, daß mit ihm die Flamme der Empörung verlösche.

Mit ihm verlösche sie? wiederholte Estrella leise vor sich hin.

Sicher, denn er ist der einzige edle Mann, der, wenn auch im falschen Wahn, das Beste seines irre geleiteten Volkes will.

Ihr sprecht ja mit Wärme von ihm? unterbrach ihn Seniz.

Und werd' auch mit Wärme für ihn handeln, so lange ich kann, fuhr der Mönch fort. Bietet ihm eine Freistatt, wenn er kommen sollte, wandte er sich dann zu Estrella. Hier kann er unterhandeln und noch leidliche Bedingungen erhalten, fällt er aber in die Hände des Kriegsvolks, so ist er ohne Rettung verloren.

loren. — Ueberlegt das wohl, wägt genau, ob ein Augenblick der Rache jahrelange quälende Reue aufwiegt. Ich überlasse Euch Eurem Nachdenken.

Mit ihm geht die Freiheit unter! murmelte Estrella, als der Mönch sie verlassen hatte, das Klirren spanischer Ketten ist sein Grabgeläute. — Und ich — ich hätte dem Vaterlande die unheilbare Wunde geschlagen?

Was murmelst Du da? unterbrach sie Seniz, was sprichst Du von Vaterland? — Spanien ist das Land, das uns gebar, es uns zu erhalten, kämpfen wir, dem Scheiterhaufen, der Priesterwuth zu entgehen, zogen wir aus und mußten der Uebermacht weichen.

Der Uebermacht? wiederholte Estrella. — Nein, der Zwietracht!

Nenn' es, wie Du willst. Wir haben nach muthigem Kampfe unterlegen, und thöricht wär' es, nachdem das Schwert uns entwunden ist, noch ferner trotzen zu wollen. — Estrella's Auge sah stechend auf ihn. — Alle unsre Kraft ist zersplittert, Widerstand wäre Raserei.

Wie viel Deiner Leute hast Du bei Dir?

fragte jetzt das Mädchen, das Gespräch abbrechend.

Einige zwanzig. — Doch weshalb diese Frage?

Sende sie aus, in der Gegend umher zu spähen, damit die Spanier uns nicht überraschen.

Dafür hab' ich schon gesorgt; 600 Monsi's schwärmen um dieses Schloß, kein Marder kann sich unbeachtet nahen.

Ich wünsch' es dennoch, ich befehl es! fuhr sie herrisch auf, da Seniz zauderte. So lange ich hier hause, bin ich die Herrin. — Geh', sende Deine Leute hinaus, wie ich befohlen, sonst möchte ich diesen Befehl einem meiner Hauptleute geben. —

Soll ich vielleicht mit auf Kundschaft ziehn? fragte er höhnisch.

Wenn Du es für nöthig findest, so thu' es! —

Seniz entfernte sich ingrimmig und gab die nöthigen Befehle, daß seine Monsi's Acuña verlassen sollten. Er durchschaute leicht Estrella's Absicht, ihn nur machtlos bei sich zu sehen, ihn zwingen zu können, sie zu verlassen, wenn es ihr beliebte. Ueberdies

fürchtete er, Abdallah's Unglück möchte das Rachegefühl in des Mädchens Bruſt gemildert, die ſchlummernde Liebe geweckt haben, daher gab er den Monſi's nicht den Befehl, auf Kundſchaft auszugehen, ſondern Abdallah aufzuſuchen und ihn zu tödten.

Während dem hatte der Mönch ſich wieder zu Eſtrella begeben und ſie in einem einſamen Gemache, ſich ihrer Schwermuth überlaſſend, gefunden.

Ich glaube', redete er ſie an, daß die Zeit naht, wo Ihr Euch entſcheiden müßt, ob Ihr den Spaniern Freund oder Feind ſein wollt. Ihr könnt mit Eurer Habe hinziehen, wohin Ihr wollt, ein Schiff ſoll in der Bucht bereit liegen, Euch aufzunehmen. Selbſt wenn Ihr vielleicht früher läſtige Verbindungen geknüpft, Euch zu Dingen verpflichtet habt, die Ihr nur mit Widerwillen erfüllen würdet, ſo könnte vielleicht Alles ſo eingerichtet werden, daß Niemand Euch ferner beläſtigen kann. Vertrauet mir! — Euch zu Liebe habe ich mich unter Abtrünnige gewagt, wo ich in jener Zeit mein Haupt nie ſorgenfrei in Acuña niederlegen, wo ſelbſt Euer

Ansehn mich nicht schützen konnte. Uebergebt Acuña und zieht in Frieden.

Wohin könnt' ich ziehen, wo mein Herz den Frieden fände? sagte sie schmerzvoll. Ich kenne nur ein Land, wo der Friede wohnt, und das habe ich mir selbst verschlossen.

Vertraut auf Gottes Barmherzigkeit, und sein Paradies öffnet sich Euch wieder.

Dem sündigen Herzen bleibt es ewig verschlossen, und ich habe nicht Muth, nicht Kraft, nicht Willen zur Reue.

Vergebt ihm, bannt die Rache. —

Bei diesen Worten stürzte ein Krieger athemlos herein. Ueber die Gebirge ziehen von allen Seiten die Spanier in dichten Haufen heran, berichtete er, unten im Thale fielen schon einzelne Schüsse. —

Die Besatzung soll auf ihren Posten! befahl Estrella, ohne von der Nachricht überrascht zu werden. Ich folge sogleich.

Noch einmal frage ich Euch, begann der Mönch, wollt Ihr wirklich so tollkühn sein und an Widerstand denken?

Ehrwürdiger Vater, sprach die Jungfrau, ergriff den Helm und setzte ihn auf ihr lockiges Haupt. — Ich hasse die Spanier, für

mein unterdrücktes Volk glüht mein Herz. — Und verließen die Männer alle die Sache des Vaterlandes, so soll ein Weib ausharren bis zum letzten Seufzer seiner sterbenden Freiheit. — Geht zurück zu Don Juan, sagt ihm, freudigen Herzens sáh' ich seine Völker anrücken, stolzen Herzens würd' ich ihrem Angriff widerstehen. Die letzte der Morikken, werde ich es mit meinem Tode besiegeln, daß ein edles Volk gefallen sei.

In diesem Augenblicke hörten sie das Knallen der Feuerröhre immer deutlicher. Meinen Panzer! rief sie, und bald stand sie gewappnet, die Armbrust in der Hand, vor dem Mönche. Nun verlaßt uns, Mann des Friedens, sagte sie, als sie allein waren, beugte ihr Knie und Haupt vor dem frommen Manne und empfing in Demuth seinen Segen.

Bald stand sie auf dem äußersten Thurme, der Mönch war ihr dahin gefolgt; auch Seniz und der Befehlshaber der Besatzung mit einigen Bewaffneten suchten sie hier auf. Sie warf einen zornigen Blick auf den Monsi und trat dann auf einen kleinen, mit Schießscharten versehenen Vorsprung, von wo man die ganze Gegend überschauen konnte.

Es war ein schwüler Tag, die Luft schwer und trübe, bleich die Strahlen der Sonne, und eine drückende Bangigkeit senkte sich über die lechzende Natur, kein Lüftchen wehte erfrischende Kühlung. In weiter Ferne sah man durch die trübe Gewitterluft einzelne Reiterhaufen an den Spitzen der Berge hervortauchen, während an ihrem Fuße ein Wald blitzender Hellebarden dem Thale zuwogte. Hier vernahm man, sich immer mehr der Höhe nahend, wildes Kriegsgeschrei und den Knall der Feuerröhre. Plötzlich schwieg das Feuer und Alles war still, nur die dunkeln Massen wogten immer näher heran.

Es ist vorüber! rief jetzt Seniz unwillkührlich aus.

Was vorüber? fragte Estrella rasch. — Dort ziehen die Spanier, wie schwarze Gewitterwolken, heran und werden sich bald ihrer Blitze entladen. — Malec, wandte sie sich dann zu dem Hauptmann der Besatzung, laß die Constabler zu den Geschützen treten, die Armbrustschützen bereit stehen, um Jeden mit ihren Bolzen zu empfangen, der sich der Brücke naht. Die Pforten bleiben Jedermann verschlossen.

Auch den Monsi's? fragte Seniz.

Auch ihnen.

Sollen sie in die Hände der Spanier fallen?

Sie sind, wie es mir scheint, der Spanier Freunde, sagte Estrella mit Bitterkeit. Geh', Malech, wandte sie sich dann zu diesem, thue, wie ich Dir befahl, die vier Armbrustschützen bleiben bei mir zu meinem Schutz. — Aber was wollt Ihr hier im Kampfgewühl? wandte sie sich zu dem Mönche, wollt Ihr Euch den spanischen Kugeln oder den maurischen Schwertern preisgeben? — Beginnt der Kampf, so weiß ich nicht, ob ich den Mönch werde schützen können.

So schützt den Gesandten Don Juan's! fiel ihr der Alte in die Rede. Mein Bleiben ist hier nur kurz, doch hoffe ich, vielleicht doch noch etwas Gutes stiften zu können.

Seniz warf einen mißtrauischen Blick auf den Mönch, indessen Estrella die Spanier genau beobachtete, die durch das Thal zogen und bald nicht mehr zu sehen waren. Statt ihrer sahen sie, wo der Bergrücken sich endet, mehrere Morisken die Höhe hinauf der Burg zueilen — jetzt verschwanden sie wieder, doch bald kamen sie bei den zwei hohen Feigenbäu-

men, die mehrere hundert Schritte vom Schloß den Müden ein kühles Ruheplätzchen boten, wieder zum Vorschein, und setzten sich, wahrscheinlich ermüdet, auf die steinernen Sitze. Es waren nicht die Monsi's, wie Seniz anfangs glaubte, ihre Tracht schien anderer Art, man sah deutlich, daß es Moriſken waren. In Estrella's Seele stieg eine Ahnung auf, freudig und düster, wie wenn in einer stürmischen Nacht das Mondlicht, bald durch die jagenden Wolken brechend, die Nacht schauerlich erhellt, bald wieder, von den Wolken bedeckt, Rabennacht die Erde deckt. Sollt' es Abdallah seyn? war der Gedanke, der sie durchflog. Sollte das Schicksal ihn meiner Rache übergeben? — den Fliehenden — den von den Feinden meines Volkes Verfolgten? — Estrella, die Rache an ihm wäre klein!

Als sie so dachte, fielen wieder mehrere Schüsse; deutlich sah man, daß einer der Rastenden getroffen zu Boden sank, die Andern sprangen auf und wollten fliehen, doch Einer unter ihnen, von großer, erhabner Gestalt, versuchte sie zurück zu halten, aber sie rissen ihn mit sich fort, und er mußte folgen — es war Abdallah.

Je näher sie der Platane kamen, die unfern der Zugbrücke über den rieselnden Felsquell und sein marmornes Becken ihren erquickenden Schatten breitet, desto stärker klopfte Estrella's Herz, desto wilder starrte Seniz Auge auf die Hocherglühte. — Jetzt konnte sie Abdallah deutlich erkennen, Gorri erkennen, der neben ihm stand, deutlich konnte sie die Worte vernehmen: Nicht weiter, meine Freunde — geht, sucht in jenen Mauern Schutz — ich will hier mein Schicksal erwarten. — Estrella hatte sich bei Abdallah's Nahen, sich seinem Blick zu entziehen, hinter eine Schießscharte gedrückt, und hier entging ihrem Auge Nichts — sie zitterte, in Fiebergluth brannten ihre Wangen, das Blut flog durch ihre Adern — der Haß erwachte bei seinem Anblick mit neuer Kraft, aber bei dem Gedanken: er ist elend! erwachte auch Mitleid und Liebe. — Da sah sie einzelne Spanier bei den Feigenbäumen sich heranschleichen, sah, wie er, sich jetzt nach Acuña wendend, hinauf sah, als ob er sagen wolle: Hier zog ich so oft mit Jubel ein, und jetzt — da ergriff sie die Liebe mit neuer Zaubergewalt, sie erhob sich — er erblickte sie und wandte

ſich ſchnell — Herz, mein Herz, mein gebrochenes Herz! rief ſie in Wehmuth und Verzweiflung aus — und der Mönch raunte ihr zu: Laßt dem Unglücklichen die Pforte öffnen, ſonſt iſt er verloren!

Die Pforte öffnen, ihm? wiederholte ſie. — Ja, es ſei! — Oeffnet die Pforte, rief ſie hinab, laßt die Zugbrücke fallen, doch ſchnell! — Aber ſchneller, als die Diener ihre Befehle vollzogen, riß Seniz ihr die Armbruſt aus der Hand, legte an, die Sehne ſchwirrte, der Bolzen traf Abdallah's Bruſt. —

Euer Wunſch iſt erfüllt, Ihr ſeid gerächt! ſagte er kalt, und ehe die vom Schreck Erſtarrte das Bewußtſeyn wieder erhielt, war er verſchwunden, durch die geöffnete Pforte über die Zugbrücke geeilt und ſtand vor Abdallah, der in Gorri's Armen noch einmal die Augen aufſchlug, bei Seniz Anblick krampfhaft die Fauſt ballte und das Auge für immer ſchloß.

Eilt, Gorri, daß wir wenigſtens den Leichnam der Wüthenden entziehen! raunte der Tückiſche ihm zu. Er packte den Todten, lud ihn mit kräftigem Arm auf ſeine rieſenhafte Schulter und trug ihn den Berg hinab. Der treue Gorri folgte beſinnungslos.

Da pfiff die Kugel einer halben Karthaune über sie her. — Auch den Todten verfolgt ihre Rache! sagte der Monsi hohnlächelnd, und bald waren sie mit dem Leichnam des Königs der Alpuxarren bei den Spaniern.

19

Ganz Granada kam in Bewegung, als das Lauten der Glocken die Ankunft des schon seit mehreren Stunden Erwarteten verkündete. Ein Theil der Einwohner eilte nach der Kirche, Gott zu danken, der andere lief nach dem Thore des Schlachthauses, die Einziehenden zu sehen. Es war nicht Don Philipp von Spanien, nicht Don Juan d'Austria, nicht der tapfere Herzog von Sessa, es war der Leichnam Aben-Aboo's, quer über ein von Seniz geführtes Maulthier gelegt, es war der treue Gorri in Fesseln.

Unter Verwünschungen und Jubel zogen sie ein. Der Leichnam des Unglücklichen wurde zur Schau durch die Straßen des Albaizim's geführt, wo die bejammerungswürdigen Bewohner bei dem Anblick ihres todten Fürsten

gezwungen wurden: Heil König Philipp! mit blutendem Herzen zu schreien, dann ging der Zug zurück nach dem Thore des Schlachthauses; hier wurde der Leichnam auf einen Block gelegt, ihm das Haupt abgeschlagen und es neben dem des Bermudez aufgesteckt.

Seniz sah dem Allen hohnlächelnd zu, und als das Blutende befestigt war, warf er noch einen Blick hinauf. Sei zufrieden, eitler Thor, auch im Tode stehst Du noch hoch! murmelte er vor sich hin und ging dann den Weg nach der Alhambra, sich dort seinen wohlverdienten Lohn zu holen.

Indessen wurde dem blutdürstigen christlichen Volke ein neues Schauspiel bereitet. Der treue, unerschütterliche Freund Aboo's mußte als Ketzer den Scheiterhaufen besteigen, ein Dominikaner begleitete ihn und versuchte den Anhänger Mahomet's auf diesem kurzen Wege noch zu bekehren. Pater! sagte Gorri todesmuthig, ich sterbe als guter Christ; nicht der Glaube, die Fesseln gaben uns das Schwert in die Hand, Gott möge uns deshalb verzeihen. — Spanier! rief er dann dem versammelten Volke zu, indem er sich nach dem Thore des Schlachthauses wandte und seine

Rechte nach des Freundes blutigem Haupte ſtreckte, Ihr jauchzet, das Haupt jenes Edlen dort aufgeſteckt zu ſehen, habt es zum Spott mit einer Flitterkrone geſchmückt? — Wehe, Fluch Euch! — Keiner Eurer Könige wird fortan dieſem an Thatkraft und edlem Sinne gleich ſtehen; kraftlos, thatenlos werden ſie Spanien beherrſchen, denn keiner unter ihnen wird ein König ſeyn!

Reißt ihn nieder, zündet den Scheiterhaufen an! rief die wüthende Menge, er läſtert Don Philipp, unſern Herrn! — Und die Schergen banden ihn an den ſchwarzen Pfahl, die Flamme praſſelte auf, ſchlug über ihm zuſammen, und bald folgte der treue Gorri ſeinem Freunde in's Land des Friedens.

Dritte Abtheilung.

Estrella.

I.

Vor dem Altare der kleinen Kapelle auf Acuña brannte die Ampel matt und düster; ein kalter Luftzug, der durch das zerbrochene Fenster mit dem Wimpel der spanischen Fahne spielte, drohte die kaum noch glimmende auszulöschen. Auch eine Fledermaus schwirrte mit ihren breiten Flügeln umher und tauchte nach dem blassen Flämmchen nieder, als ob sie den matten Schein nicht dulden wolle. Nur der steinerne Ritter kniete unbeweglich und richtete immer noch sein stummes Gebet

nach dem Altar, während eine gnomenartige Gestalt wie ein dunkler Klumpen an einer der schmalen Säulen kauerte, die das Spitzgewölbe trugen; auch sie hatte die Fledermaus zum Zielpunkt ihres Fluges gewählt, denn wenn diese die Ampel verließ, schwirrte sie um die Gestalt, die zuweilen unverständliche Worte vor sich hin murmelte. In dieser grauenvollen Einsamkeit bewegte sich plötzlich der alte Ritter, schritt vorwärts, und der Mönch trat heraus, ging zum Altare, zündete die beiden Wachskerzen an, und während er dies verrichtete, schlüpfte die Gestalt, einem Marder gleich, durch die offne Thür seiner Zelle und schien sich wenig darum zu kümmern, als sie der Mönch wieder schloß.

Dieser kniete vor dem Altar und betete, da öffnete sich auch die Thür der Kapelle, und Estrella trat ein. Die Rosen ihrer Wangen waren gebleicht, die Flamme ihrer Augen verloschen; aber stolz war noch ihr Schritt, frei ihre Haltung, der Schmerz hatte sie tief ergriffen, aber nicht gebeugt. Ich komme heute, mich durch Euch mit meinem Gott zu versöhnen, und stehe als reuige Sünderin vor Euch, sprach sie mit bewegter Stimme und

kniete vor dem Mönche nieder. Dann beichtete sie, schloß ihm die Tiefe ihres Herzens auf und klagte sich an, daß sie von Aboo's Tode die Schuld trage. Als sie geendet, erhob sie sich. — Ehrwürdiger Vater! sprach sie dann, was ich jetzt noch auf Erden zu schaffen habe, hat mit Euch Nichts gemein, und weil ich Euch ehre, weil Ihr mich liebt, bitt' ich Euch, Acuña noch heute zu verlassen; ich danke Euch für das, was Ihr an mir gethan, mehr noch für das Gute, was Ihr an mir thun wolltet. Nehmt dieses kleine Kreuz von Diamanten, vertheilt seinen Werth unter die Armen, betet für mich und lebt wohl!

Was wollt Ihr beginnen? fragte der Erstaunte.

Mein Handeln soll mich mit Aboo versöhnen. Aber ich bitt' Euch, verlaßt mich. Ich möchte mich so gern hier im Stillen der Erinnerung überlassen. Draußen an der Thür erwarten Euch meine Diener, Euch sicher zu den Spaniern zu geleiten.

Was Ihr auch zu thun beschlossen habt, denkt dabei an Gott und Euer ewiges Heil! sagte der Mönch gerührt und reichte ihr die Hand, die sie in Demuth küßte; tief bewegt

wegt sagte sie: Ich werde dabei an meinen Gott denken, ehrwürdiger Vater!

So lebe wohl, Unglückliche, der Friede Gottes mit Dir! Dies sagend verließ er sie, ohne seine Zelle wieder zu betreten. Estrella setzte sich nun auf die Stufen des Altars und sah unverwandt nach der Stelle, wo der Sarg Isabella's gestanden hatte. — Wie glücklich bist Du, daß der Tod Dir die Augen schloß! rief sie nach langem Schweigen. Blicktest Du jetzt aus den Fenstern der Alhambra nach den schneeigen Gebirgen der Nevada hinüber, so sähest Du sein Todtenhaupt im bleichen Mondlichte glänzen. Bin ich auch fern, schwebt es doch ewig vor mir, es ist mein steter, grausiger Begleiter. Du Heilige kehrtest bald in Deine Heimath zurück, ich blieb hier, allein, verlassen von Allen, die mich umgaben.

Nicht von Allen! kreischte eine Stimme; Estrella erschrak, sprang auf, und die Gnomengestalt kauerte vor ihr.

Kennst Du mich nicht mehr, Rose der Alpuxarren? — und bei diesen Worten erhob sich die zusammengerollte Gestalt und ward zur langen, hagern des Zigeunerweibes —

ſieh; Alle haben Dich verlaſſen, nur ich bin wie der Maulwurf, zurück in meinen Bau gekrochen. Den Moriſken wie den Spaniern hab' ich mich aus den Klauen gelogen, um bei Dir zu ſeyn.

Was willſt Du hier? fragte Eſtrella zornig.

Sterben, ſchöne gebleichte Roſe, ſterben mit Dir! Denn Du kannſt und ich will nicht mehr leben. Wer des Geliebten Kopf auf den Pfahl brachte, den zieht eine teufliſche Gewalt unwiderſtehlich nach, er muß, auch wider Willen, bald folgen; mit ſeinem Frieden iſt es aus, und mit ihm ſchwindet der letzte Ton ſeiner Lebensglocke. Gönne mir ein verborgenes Plätzchen, ſo wie zum Beiſpiel die kleine Zelle dort, wo der Mönch, den Du fortgeſchickt, hauſ'te, da will ich ſtill ſitzen, wie der Dachs beim Winterſchlaf in ſeinem Loche, bis die letzte Stunde ſchlägt.

In Eſtrella's Seele mochte ein Gedanke aufgehen; ſie ſah ſinnend vor ſich hin, ihr Auge flammte. Dann ſagte ſie raſch: Du kannſt in jener Zelle bleiben, Speiſ' und Trank ſoll Dir werden, aber wehe Dir, wenn Du ſie ohne meinen Willen verläſſeſt, gewiſſer Tod erwartet Dich dann. —

Gewisser Tod? wiederholte die Alte widrig lachend. Drohe mir nicht mit dem, ich fürchte ihn nicht; mir ist er nur noch die einzige Hoffnung meines langweiligen Lebens; Dir auch. — Nun, ich danke Dir, und nur, wenn Du meiner bedarfst, kriech' ich aus meiner Zelle.

Sie ging wieder hinein, Estrella ließ die Thür des steinernen Ritters schließen, sie selbst saß noch mehrere Stunden auf den Stufen des Altars und dachte über ihre verhängnißvolle Zukunft nach.

2.

Gleich nach Abdallah's Fall kamen von Madrid zwei Befehle an Don Juan, die diesem nicht angenehm seyn konnten. Nach dem ersten mußte der größte Theil des Heeres entlassen werden, im zweiten befahl der König, alle Moriskeu beiderlei Geschlechts aus den Alpujarren, der Sierra Nevada und dem Rondagebirge, selbst aus Granada, nach la Mancha und Neukastilien zu versetzen, wo ihnen wüste Felder zur Urbarmachung ange-

wiesen werden sollten. Die Anführer, mit Ausnahme von Seniz, dessen Dienste man ferner noch bedürfe, sollten das Schicksal der Andern theilen, und keinem erlaubt seyn, sich nach Afrika überzuschiffen. Don Juan machte dagegen Vorstellungen und bat, wenigstens die erste Maßregel aufzuschieben, bis die zweite ausgeführt sei; er erhielt jedoch strengen Befehl, die Milizen sogleich zu entlassen und den größten Theil der Reiterei und der alten Regimenter nach Galizien zu schicken, um dort nach den Niederlanden eingeschifft zu werden.

Don Juan, über diesen Befehl, der ihm kaum 3000 Mann regulirter Truppen ließ, empfindlich, beeilte sich nun fast noch mehr mit der Entlassung des Heeres, als mit der neuen Ansiedlung der Morisken. Melqui ließ diese Verhältnisse nicht unbenutzt; er rückte mit 4000 Mann plötzlich gegen Monda vor, verwüstete die ganze Gegend und bedrohte selbst Malaga. Da ließ Don Juan die Milizen von neuem aufbieten und sandte den jungen Herzog von Arcos mit allen Kriegsvölkern, die er noch hatte, Melqui entgegen. Bei Monda traf ihn der Herzog in einer

vortheilhaften Stellung, griff ihn an und schlug ihn trotz seiner Gegenwehr. Der tapfere Anführer fiel mit zwanzig Wunden bedeckt, mit ihm der letzte der Moriſken.

Dieſer kurze Krieg und die Abdankung des Heeres hatte bis jetzt Acuña von einer Belagerung befreit, aber der muthige Geiſt Eſtrella's wollte ſich nicht in den Mauern des feſten Schloſſes einſchließen. Durch eine Menge Flüchtlinge verſtärkt, zog ſie mit 600 Rohrſchützen aus und ließ Malec, auf deſſen Treue ſie ſicher rechnen konnte, zur Bewachung zurück. Sie ſelbſt nahm den Weg in die Gebirge von Orguiva, und fand hier, wie auf allen Bergen der Alpuxarren, die Moriſken in Bewegung. Sie hatten den Befehl bekommen, ſich von ihrer Heimath zu trennen; von Malaga, Almeria, Velez und mehreren andern von den Chriſten bewohnten Orten rückten bewaffnete Abtheilungen heran, im Nothfall den königlichen Befehl mit Gewalt zu vollſtrecken. Der Schmerz, ihre Heimath, die fruchtbaren Thäler, die reichen Olivenpflanzungen, das Land ihrer Kindheit zu verlaſſen, brachte ſie zur Verzweiflung, ſie widerſetzten ſich, ſuchten die verborgenen

Waffen wieder hervor und trieben an den meisten Orten die habsüchtigen Städter in ihre Mauern zurück.

Diese Stimmung benutzte Estrella; sie pflanzte die Fahne der Empörung von neuem auf und sammelte schnell mehrere Tausende um sich, selbst einige Anführer gesellten sich zu ihr; mit ihnen durchzog sie das Gebirge, und wie eine Schneelawine vergrößerte sich mit jedem Tage der Haufe. Da sandte Don Juan Seniz nach den Alpujarren, seine Verlobte zu vermögen, die Waffen niederzulegen; ihm folgte der Mönch, mit Vollmacht, der Amazone die glänzendsten Bedingungen zu bieten; aber weder Seniz noch der Mönch konnten bis zu ihr gelangen; sie wollte keinen sprechen, und so mußten sie unverrichteter Sache zurückkehren.

Da gab das Gefecht bei Monda dem Prinzen wieder eine hinlängliche Macht, sich dieser neuen Empörung mit Gewalt entgegen zu setzen, und bald konnte der Herzog von Arcos mit 6000 Mann in die Gebirge rücken. Mit einer Gewandtheit, die man in dem neunzehnjährigen Mädchen nicht hätte suchen sollen, vermied sie jedes entscheidende Gefecht,

ſuchte den Spaniern in kleinen Scharmützeln Abbruch zu thun und ließ ſich nicht durch des Herzogs Marſch nach Acuña verleiten, zur Vertheidigung des einzigen feſten Punktes, der ihr noch blieb, die Gebirge zu verlaſſen; ſie ſchnitt dem Herzog die Zufuhr ab und zwang ihn, da er überdies ohne Belagerungsgeſchütz war, die Berennung des Schloſſes aufzuheben.

Doch bald mußte ſie ſehen, daß der alte Muth von den Moriſken gewichen war, denn oft flohen ſie feig, oft folgten ſie nicht ihrer kühnen Führerin zum Kampf; auch hatte ſie bald die Ueberzeugung, daß ſie keinem der Anführer ihr Vertrauen ſchenken könne. Das ſpaniſche Gold und Seniz Verbindungen mit ſo Manchem ihres kleinen Heeres brachten Zwietracht und Unluſt unter ſie; ſtatt daß anfangs das Heer von Tage zu Tage wuchs, nahm es jetzt ab, ohne daß ſie den Grund davon auffinden konnte, und nach einem unglücklichen Gefechte, das ſie in der Gegend von Cadiar hatte, verließen ſie die Moriſken ſchaarenweiſe. Da faßte ſie den Entſchluß, das Letzte zu wagen: die Spanier bei Nacht zu überfallen, um wo möglich durch eine glän-

zende That den sinkenden Muth wieder aufzurichten. Sie vertraute ihr Vorhaben nur Wenigen, aber auch unter diesen Wenigen mußte ein Verräther seyn; denn sie fand die Spanier in Schlachtordnung sie erwartend, ihre Völker flohen, sie selbst wäre fast in die Hände der Feinde gefallen.

Sie versammelte nun am andern Tage, was ihr noch übrig geblieben war. Meine Brüder! sprach sie mit heiterm, ruhigem Gesicht, das Glück hat uns verlassen, und die Hoffnung, uns die Freiheit zu erkämpfen, ist verschwunden, auch meinten es viele der Unsern nicht redlich mit Euch; deshalb fügt Euch in die harten Forderungen Eurer Ueberwinder, geht hin in jenes rauhe Land, wo keine Orange blüht, keine Olive für Euch ihre reichen Früchte trägt, beugt Euch unter Eurem traurigen Geschick, ich will Euch nicht länger zum nutzlosen Kampf anfeuern. Wer aber hochherzig genug ist, den Tod der Sklaverei vorzuziehen, der mag mir nach Acuña folgen: den letzten Maravedi, das letzte Stück Maisbrod, den letzten Trunk Wein theil' ich mit ihm. Ehe die Sonne im Mittag steht, ziehe ich fort, wer mir dann folgen

ſammle ſich um meine Fahne. Den Andern ſage ich ein herzliches Lebewohl!

375 folgten Roras Tochter, ſich mit ihr dem Tode zu weihen.

3.

Jubelnd zogen die Moriſken in Acuña ein, wo die nun 600 Mann ſtarke Beſatzung zur Vertheidigung hinreichend war. Speicher und Keller waren mit Lebensmitteln gefüllt, und den Konſtablern fehlte es nicht an Pulver und Kugeln, jeden Angriff zurückzuweiſen. Zwei ganze, drei halbe Karthaunen und fünf Feldſchlangen vertheidigten die ſchmale Erdzunge, den einzigen Angriffspunkt des Schloſſes, das man in damaliger Zeit mit Recht ein feſtes nennen konnte. Der alte Malec, Roras erprobter Freund, war ein erfahrner Kriegsmann, der faſt in allen Kriegen Karls des Erſten ſich als ein tapferer Soldat erwieſen und ſich ganz das Zutrauen der von einem guten Geiſte belebten Beſatzung erworben hatte.

So wenig Eſtrella auch hoffen konnte, der

Macht Spaniens auf dieser Erdzunge zu widerstehen, so war es doch ihr fester Vorsatz, so befahl ihr doch der Stolz, die Letzte zu seyn, die für die Freiheit kämpfe. Es war ihr ein beruhigender Gedanke, Aboo dadurch zu versöhnen; denn stärker, als die Gegenwart es gekonnt, entflammte die Erinnerung ihre Liebe, mehr als je fühlte sie, daß ihre Rache den Weg zum Untergange des edlen Mannes gebahnt habe.

Die Spanier waren ihr auf dem Fuße gefolgt, und schon am andern Tage sah man ihr Lager auf den jenseit des Thales liegenden Höhen. Es schien, als hätten sie nicht die Absicht, das Schloß zu belagern, sondern nur einzuschließen; denn selbst vor der Bucht kreuzten Schiffe, und alle Zugänge waren besetzt. Dies war es, was der alte Malec befürchtete. Er hatte wohl auf ein halbes Jahr Vorräthe aller Art aufgehäuft, aber nicht für eine so starke, fast überflüssige Besatzung. Jeden regelmäßigen Angriff glaubte er zurückschlagen zu können, da die Erdzunge, wohl 1200 Schritt lang, überall von dem Geschütz bestrichen werden konnte, und die steilen Felsen, worauf Acuña lag, keinen

andern Angriffspunkt boten. Die Entfernung, in der die Spanier lagerten, gab dem hartherzigen Manne nicht einmal die Gelegenheit, durch Ausfälle die Besatzung zu schwächen. Er theilte seine Besorgniß Estrella mit, berichtete ihr, daß er, bei genauer Einschränkung, kaum drei Monate mit den Lebensmitteln zureichen werde, und war erstaunt, als sie ihm trotz dem befahl, den Kriegern reichlich Speis' und Trank auszutheilen und ihnen Nichts zu entziehen; ihr schien es kaum wünschenswerth, die traurige Katastrophe weiter hinaus zu schieben.

Die Spanier, in deren Lager sich Seniz befand, versuchten einige Male, den Platz zu überrumpeln; es kostete ihnen aber zu viel Volk, als daß sie es noch öfters versucht hätten. Auch wollten sie wieder Unterhandlungen anknüpfen, Estrella hörte aber ihre Vorschläge nicht an und wies die Abgesandten zurück. So verstrichen Wochen, Monate, die Spanier lagen im Lager auf der Höhe und darbten, während die Türken und Moriscken im Schlosse an Allem Ueberfluß hatten.

Da die Besatzung meist aus Türken und Moriscken bestand, die dem mahometanischen

Marguerite von Cyp

Glauben anhingen, so war bis jetzt die Thür der Kapelle fest verschlossen geblieben, und nur einige Male hatte Estrella dem Zigeunerweibe erlaubt, ihre Zelle zu verlassen. So sehr sie diese auch seit der Begebenheit mit der Phiole haßte, glaubte sie doch zur Ausführung ihres längst genährten Vorsatzes sie gebrauchen zu können, ließ sie deshalb zu sich kommen und unterhielt sich mit ihr. Hier sah sie wohl, daß die Alte zuweilen stumpfsinnig war, sich dann nur ihrer Tochter und Zoa's erinnerte, und sich stets beklagte, daß diese sie nicht zu sich in das Kloster zu Cadix genommen habe. Die meiste Zeit hatte sie ihre Vernunft, dann aber fühlte sie eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Tode und klagte, daß sie nicht sterben könne. Estrella fühlte endlich Mitleid mit ihr, sah sie öfters und gewöhnte sich wieder an ihren Umgang.

In dieser Zeit berichtete ihr Malec, daß nur noch auf 8 Tage Lebensmittel vorhanden wären. Verbirg' dies einem Jeden, befahl ihm Estrella, und besorge, daß Alles nach Mitternacht bewaffnet ist. Wir wollen noch einmal die Fahne aufrollen, noch einmal unser Glück versuchen.

Und was könnt' es Dir nützen, Herrin? unterbrach sie der Alte. Stürmten wir auch die Verschanzungen der Spanier, brächen wir auch durch ihre Linien, wohin uns dann wenden? Nirgends finden wir noch in den Gebirgen Männer unsres Stammes, nirgends Lebensmittel, nirgends Hülfe. — Was könnt' es Dir nützen? — Noch steht Dir der Weg der Unterhandlung offen, Dich lassen sie ziehen, und wir? — Kümmere Dich nicht um uns, wir haben keine Wahl, als im glücklichsten Falle den Wanderstab zu ergreifen, um unser Paradies zu verlassen, oder zu sterben.

Estrella lächelte. Thu' nur, wie ich Dir befahl, Du treuer Freund meines Vaters, sprach sie freundlich. — Ueber den Sternen waltet ein Gott, er wird unser Schicksal nach seiner Weisheit lenken!

Der Alte schüttelte ungläubig den Kopf, ging aber, das Nöthige zu veranstalten. Unter dem Vorwande, daß Estrella Nachricht bekommen habe, der Feind wolle in der Nacht einen Angriff wagen, ließ er die ganze Besatzung unter Waffen bereit stehen. Als Mitternacht vorüber war, trat Estrella, mit Helm und Panzer bekleidet, die maurische Fahne in

der Hand, unter das Kriegsvolk. Wer will mir noch einmal in den Kampf folgen? Der weihe sich heute dem Tode! rief sie. — Wer aber zurückbleiben will, dem sei es erlaubt. — Keiner wollte bleiben, Alle ihr folgen.

Nur die Konstabler blieben bei dem Geschütze zurück, die Andern zogen in der Dunkelheit der Nacht in aller Stille aus. — Als sie das Knarren der Zugbrücke hörten, die hinter ihnen wieder aufgezogen wurde, ward es Manchen schauerlich, es dünkte sie, der Rückweg sei ihnen für immer versperrt. Ohne das mindeste Geräusch zogen sie nun bis an die Feigenbäume; hier machten sie Halt, nur Einige schlichen sich durch das am Wege wuchernde Gesträuch nach der Brücke im Thale, wo der erste Posten der Spanier stand. Es gelang ihnen, die Sorglosen niederzustoßen und unbemerkt, von den Uebrigen gefolgt, weiter bis zu dem Ollivenwalde zu gelangen wo die Spanier sich ein Wachthaus gezimmert hatten. Hier überfielen sie zwar den Posten, die Spanier setzten sich aber zur Wehre, brannten ihre Feuergewehre ab und brachten dadurch das Lager auf der Höhe in Allarm. Jetzt wär keine Zeit mehr zu verlieren. Mir nach! rief

Estrella, die Fahne schwingend, und klimmte die Erste die Höhe hinan, traf auf eine Verschanzung, sprang in den Graben, die Moriſken folgten, und bald war die Schanze erstürmt, die Besatzung niedergemacht.

Durch das Dunkel der Nacht begünstigt, klimmte Estrella immer vorwärts den Berg hinan, wo das Hauptlager der Feinde stand. Schon rasselten die Trommeln, schon hörten sie das Wiehern der Rosse, schon donnerte das Geschütz, feuerten die Hakenschützen ihre Feuerröhre ab, aber die Moriſken achteten nicht den Donner des Geschützes, nicht das Pfeifen der Kugeln über und neben sich; die Spieße gesenkt, drangen sie mit wildem Kriegsgeschrei immer vorwärts und durchbrachen die dicht geschlossenen Reihen der Spanier, die sich mit Löwenmuth vertheidigten. Jetzt kämpfte Mann gegen Mann den blutigen Kampf; aber von allen Seiten hörten die Spanier den Schlachtruf der Moriſken, die Estrella, den Feind zu täuschen, in kleinen Haufen nach allen Seiten geschickt hatte; hierdurch getäuscht, glaubten sie von den Moriſken umringt zu seyn und wichen. Estrella ließ sie unverfolgt ziehen.

Jetzt brach der Tag an und erhellte das blutige Leichenfeld. Spanier und Morisken lagen hier friedlich neben einander, der Tod hatte die Herzen versöhnt; arg hatte er gewüthet, und er allein Beute davon getragen. Malec beschwor Estrella, nicht länger hier zu verweilen, da sie nur einen Theil des Heeres bekämpft hätten. Er hatte Recht; denn als die in den abgesonderten Lagern Stehenden die kleine Anzahl der Morisken erblickten, rückten sie vor, dem Feinde den Rückzug nach der Brücke abzuschneiden. Zum Glück hatte der vorsichtige Malec sie besetzen lassen, so daß die Morisken sie nach hartnäckigem Kampfe erreichen, besetzen und von hier aus ihren Rückzug antreten konnten.

Was hast Du mit dem Ausfall bezweckt, Herrin? fragte sie Malec, als er ihr bei der Rückkehr auf Acuña berichtete, daß 200 der Ihrigen geblieben wären. Was für Vortheil hat Dir ihr Tod gebracht?

Sind sie unglücklicher, als wir, die Zurückgebliebenen? Ich glaube kaum, erwiederte sie. Ehrenvoll wollte ich enden, den Spaniern zeigen, daß der alte Muth noch in dem Volke der Mauren lebt.

Wie

Wie meinſt Du das?

Laß neben der mauriſchen Fahne die weiße Fahne aufſtecken, den Spaniern ein Zeichen, daß ich unterhandeln will.

Eſtrella! ſagte der Alte erſtaunt.

Geh' und thu', wie ich Dir gebot! befahl ſie ernſt.

Willſt Du nicht die Beſatzung verſammeln, ihr Deinen Willen kund thun, ihre Meinung vernehmen?

Meine Meinung gnügt! Jedem, der nicht gehorchen will, ſteht die Pforte offen. — Doch nein! lenkte ſie plötzlich ein. Dieſe Menſchen haben ſo treu an mir gehangen, ſind mir in Noth und Gefahr hierher gefolgt, ſie ſind keine gemeinen Söldner, blind den Befehlen ihres Herrn untergeordnet, es ſind Männer, die für ihre Freiheit ſich muthig dem Tode weihten. Verſammle ſie, ſag' ihnen, daß ich für ſie, wahrlich nicht für mich, unterhandeln wolle, an Hülfe ſei nicht mehr zu denken; deßhalb wolle ich ſie nur zu retten ſuchen. — Sag' ihnen, ich würde auch dann noch mich ihnen dankbar beweiſen.

Malec ging, verſammelte das Kriegvolk,

und bald flatterte die weiße Fahne auf dem nördlichen Thurme von Acuña.

Estrella setzte sich gleichmüthig, als erwarte sie einen lieben Gast, auf den Vorsprung des Thurmes und erwartete die Spanier, die bei dem Anblick dieses Friedenszeichens gewiß nicht lange ausbleiben würden. Ihr Auge ruhte auf dem Sitz unter der Platane, wo sie, trotz der Gefahr, in dieser Zeit so oft gesessen und an Aboo gedacht hatte. Auch jetzt waren ihre Gedanken bei ihm, es war nicht Rückerinnerung schwärmerischer Liebe, es war ein tiefes, schmerzliches Gefühl, das sie ergriff, vielleicht das Gefühl, sie habe ihre Bestimmung verfehlt, den Mann, der ihr der Liebe werth schien, durch ihren unweiblichen Stolz gewaltsam von ihrem Herzen gerissen, ihm den Tod, ihrem Vaterlande die Fesseln bereitet. Nur ein Gedanke belebte sie dann, der Gedanke, ihn versöhnen zu wollen — er war das Ziel jeder ihrer Handlungen.

Eine Stunde hatte sie schon gesessen, kein Spanier zeigte sich. Endlich sah man drei Reiter bei den Feigenbäumen heran traben. — Lustig stieß der eine in die schmetternde Trompete und trabte immer voran, die beiden

andern folgten; bald erkannte Estrella, daß es Seniz und ein spanischer Offizier sei. Sie wendete ihnen den Rücken, verließ ihren Sitz und befahl Malec, dem Spanier zu sagen, daß sie nur mit dem Herzog von Arcos, mit keinem Andern unterhandeln wolle, und nie im Beiseyn des Gonsalez Seniz.

Der Spanier erwiederte stolz, daß wohl schwerlich der Herzog von Arcos sich hier herauf bemühen würde, und ritt wieder dem Lager zu; Seniz schnaubte Rache.

Mittag war vorüber, der Abend nahte, der Herzog von Arcos erschien nicht; da befahl Estrella, die weiße Fahne abzunehmen, schloß sich dann mit dem Zigeunerweibe in ihr Gemach ein, und erst am andern Morgen ward sie wieder sichtbar.

Es mochte um die neunte Stunde seyn, als sich wieder Trompetenschall hören ließ, ein spanischer Offizier sich dem Schlosse nahte und die Nachricht brachte, daß der Herzog von Arcos nach eingenommenem Mittagsmahle sich hierher begeben würde, um zu vernehmen unter welchen Bedingungen die Besitzerin des Schlosses es übergeben wolle. Es wurde nun von beiden Seiten Mancherlei, die Art und

Weiſe und wo ſie ſich treffen ſollten, verabredet, und der entſcheidende Augenblick ſchien nun nicht mehr fern.

Als man den Herzog in der Ferne kommen ſah, wo er ſein Gefolge bei den Feigenbäumen zurückließ, ſenkte ſich die Zugbrücke, und Eſtrella trat mit Malec und dem Befehlshaber der Türken heraus, die jedoch in einiger Entfernung zurückblieben. Die Beſatzung ſtand auf den Thürmen und den Mauern bereit, die Konſtabler bei ihren Geſchützen, am Eingange des Schloſſes ſtanden mehrere Hakenſchützen.

Eſtrella ging dem Herzog, der gleichfalls ſeine Offiziere zurückbleiben ließ, bis unter die Platane entgegen. Hier empfing ſie ihn mit der Würde eines ſtolzen, ſchönen Weibes; denn wahrlich, wenn auch der blinkende Helm die Fülle der ſchönen Locken verbarg, der Panzer den ſchlanken Leib deckte, ſo flammte das Auge noch wie in jenen Tagen, wo der Himmel wie die Hölle in ihnen lag, ſo war das ſchöne Ebenmaß ihrer Züge noch daſſelbe, und ſie ſtand wie eine Heldin der früheren Zeit vor dem ſtaunenden Spanier, in vollem Glanze außergewöhnlicher Schönheit.

Unwillkührlich verneigte sich der Herzog tief vor dem morikischen Mädchen. Was ist Euer Begehr, Señora? sagte er dann in höflichem Tone, die Fahne, die Ihr aufgesteckt, sagt mir, daß Ihr das Schloß dem Könige Don Philipp zu übergeben gesonnen seid.

Ja, Herr! erwiederte Estrella, ich bin des Krieges müde und sehne mich nach Ruhe. Gewährt mir die Bedingungen, die ich verlange; wo nicht —

Was dann, schöne Amazone? fragte der Herzog lächelnd.

Schließt von dem, was ich gethan, auf das, was ich dann thun würde. —

Und was verlangt Ihr? fragte er weiter.

Den freien Abzug der Besatzung mit Hab' und Gut; wer nach Afrika überschiffen will, dem sei es erlaubt und Ihr gebt hierzu die nöthigen Schiffe; kein Spanier betritt das Schloß, bis es die Besatzung verlassen, kein Maure wird geplündert und gemißhandelt, jeder gehe frei nach dem Orte, den Ihr ihm zum Aufenthalte bestimmt.

Und für Euch? —

Verlange ich Nichts! fiel sie dem Herzog in die Rede.

Nichts? — Seid Ihr der Gnade des Königs so gewiß?

Estrella lächelte statt Antwort.

Verlangt Ihr Nichts für Euch? — Bedenkt! —

Ich habe Alles bedacht, Herr Herzog; für mich bedarf ich Nichts! erwiederte sie mit Festigkeit.

Der Herzog war über diesen Gleichmuth erstaunt, er mußte ihn wider Willen bewundern, wider Willen Theil an dem schönen Mädchen nehmen, das so reizend, so unglücklich und doch so stolz vor ihm stand. Señora! sagte er mit Theilnahme, Ihr übereilt Euch; denkt über die Zukunft nach; ich will gern noch einige Zeit hier verweilen, vielleicht ändert Ihr Euern Sinn! Dies sagend wollte er sich unter den Baum setzen.

Nicht auf diese Stelle, Herzog von Arcos! rief sie, ihn mit Heftigkeit zurückhaltend. Seht Ihr nicht das Blut auf dem steinernen Sitze? — Das ist Blut, aus der Herzwunde König Abdallah's geflossen.

Also hier fiel er? sagte der Herzog. Es war ein braver Kriegsmann, wohl könnte man sagen, ein edler Mann, eines bessern

Looſes werth, wenn er für eine beſſere Sache gefochten hätte.

Eine beſſere Sache? — Herr Herzog! am Hofe zu Madrid mag man freilich die Freiheit nicht kennen — hier in unſern Bergen nannte ſie ein unterdrücktes Volk eine heilige Sache. — Doch ſie iſt dahin, und Worte wecken ſie nicht wieder.

Gonſalez Seniz hat Anſprüche an Euch? fragte der Herzog.

Dieſes Blut hat ſie verwiſcht! erwiederte Eſtrella zornerglüht, und zeigte auf die Blutflecke.

Ich glaubte, er habe ſie durch dieſes Blut errungen? ſagte der Herzog mit Bedeutung. Ein lautes Ha! entfuhr bei dieſen Worten Eſtrella, ſie preßte die Hand krampfhaft auf die Stelle des Panzers, wo das Herz ſchlug, und alle Züge ihres Antlitzes veränderten ſich — der Zorn verſchwand, und tiefer Schmerz ſprach ſich in ihnen aus. Lange blieb ſie ſo nachdenkend vor dem Herzog ſtehen, der Schonung genug hatte, ſie nicht in ihrem Sinnen zu ſtören. Plötzlich hob ſie das geſenkte Haupt, ihr Auge flammte, doch nicht

wild. Habt Ihr mich dem Gonsalez Seniz verschrieben? fragte sie mit Stolz.

Von Madrid erhielt der königliche Prinz den bestimmten Befehl, Alles, was dem Anführer der Monsi's versprochen worden sei, streng zu erfüllen. Ihm war zum Lohne seiner Treue Acuña und Eure Hand verheißen. — Verzeiht Señora! fiel er schnell ein, da sie ihn unterbrechen wollte — nur unter der Bedingung, daß Ihr sie ihm zusagtet.

Ja, das that ich, sagte sie gleichmüthig, und sie soll ihm auch werden. Da es sich nun einmal um mich handelt, fuhr sie dann fort, so verlange ich, daß, wenn Eure Mannschaft Acuña besetzt, mein Eigenthum geschützt ist, die Besatzung während zweier Tage nicht das Innere des Schlosses betritt. Ich werde an demselben Tage, wo Ihr einzieht, Seniz am Altare meine Hand geben und Acuña verlassen. Gewährt Ihr mir das?

Sehr gern, so sonderbar gestellt mir auch Euer Verlangen scheint, erwiederte der Herzog; ich bewilligte Euch gern noch mehr. Wohin wollt Ihr Euch begeben? fragte er dann.

In ein Land, wo die Heimath Don Phi-

lipp's von Spanien, wo die Heimath Aben-Aboo's ist.

So wünscht Ihr in Spanien zu bleiben?

Ein kurzes Ja! war ihre Antwort. — Herr Herzog! sagte sie dann, weil ich Eurem Edelmuthe so fest vertraue, deßhalb verlangte ich mit Euch zu unterhandeln. Gebt mir als Grande von Spanien, als Ritter von Calatrava das heilige Wort, gebt mir Eure Rechte, daß das, was ich mir und der Besatzung ausbedungen, pünktlich erfüllt wird.

Der Herzog gab ihr Wort und Hand und schied mit Achtung von dem sonderbaren Mädchen.

4.

Vier spanische Schiffe flaggten in der Bucht, die Besatzung stand im innern Hofe und erwartete die Ankunft ihrer Gebieterin. Sie erschien, von all' ihren Dienern, die schwere Kisten trugen, umgeben, heute nicht im Waffenschmuck; ein schlichtes schwarzwollenes Gewand umgab ihre zarten Glieder, und die braunen Locken rollten ungekünstelt,

ohne daß Blumen sie durchwanden, über Nacken und Schultern herab; so trat sie in die Mitte des Kriegsvolks.

Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen! hob sie an. Das eiserne Schicksal mahnt zur Trennung. Ihr, die Ihr über's Meer in Eure Heimath schifft, mögt Ihr dort Alles Euch Werthe und Theure wiederfinden, wie Ihr es verließet. Möge das Bett Eurer Kindheit Euch dereinst zum sanften Sterbekissen werden! Ihr habt, fremd diesem Lande, treu für das unglückliche gefochten, mein Dank folgt Euch! — Ihr, meine Brüder, die Ihr dort ein neues Vaterland sucht, lebt wohl! Die Sonne, die Eure Thäler beschien, möge Euch dort auch Segen bringen. — Ihr aber, die Ihr den Wanderstab ergreift und in Spanien selbst Euch eine neue Hütte bauen müßt, Euch möge der Himmel vor Knechtschaft beschirmen!

Ich trenne mich mit dankbarem Herzen von Euch, gedenket meiner im Glück, im Unglück! Ich glaube, Eure Liebe nicht verscherzt, Eure Achtung nicht verloren zu haben. Was das Schicksal mir ließ, theil' ich mit Euch; Malec wird die Truhen öffnen und einem

Jeden gleichen Theil geben, so wie Jeder gleichen Theil an meiner Dankbarkeit hat. Lebt wohl, Gott mit Euch!

Bei diesen Worten entfernte sie sich schnell, ihre Rührung zu verbergen, trat in die nun wieder geöffnete Kapelle und verrichtete hier ihr Gebet; dann sagte sie Malec Lebewohl, der beschlossen hatte, die Heimath zu verlassen, und nach Afrika zu schiffen. — Sie gab ihm mit den Worten: Dem Treusten das Beste! ein Kästchen mit ihrem Schmuck.

Willst Du denn Nichts für Dich behalten? Du giebst ja Alles weg! sagte der Alte, das Kästchen verweigernd. Ich bedarf wenig, und mir bleibt durch Deine und Deines Vaters Güte genug, um mein kurzes Leben zu fristen.

Auch mir, guter Alter, erwiederte sie, auch mir. Nimm und verlaß mich!

Und willst Du so allein Dich den Spaniern übergeben? —

Mir bleibt ein Beschützer, und der soll mich nie verlassen! Dies sagend, zeigte sie auf den Dolch, den sie im Gürtel trug.

Estrella! fiel ihr der Alte in's Wort,

Selbstmord ist bei Mahomet und Christus Sünde. —

Ich habe mit Gott abgeschlossen. Sorge nicht für mich und leb' wohl!

Der alte Mann ergriff ihre Hand und weinte bitterlich. — Ach, daß es so enden mußte! rief er schmerzlich.

Ja wohl! sprach sie tief aufseufzend. Nun aber geh' — ich bedarf des Muthes, und Deine Thränen brechen ihn — leb' wohl! Sie entzog ihre Hand der seinigen, entfernte sich und bestieg einen Thurm, von dem man die Aussicht auf das Meer hatte. Hier sah sie, wie Malec, von den Spaniern mit Achtung empfangen, das Schiff bestieg, und die übrige Mannschaft, ohne beraubt zu werden, eingeschifft wurde. Bis die Anker gelichtet, die Segel aufgespannt waren, blieb sie hier, wischte, unmuthig über ihre Weichherzigkeit, die Thräne aus ihrem Auge, da sie die Schiffe mit gutem Winde die Bucht verlassen sah. Fahrt wohl, fahrt wohl, ihr treuen Seelen! rief sie ihnen nach. Dann befahl sie, da sie sich überzeugt hatte, daß die Spanier die Bedingungen des Vergleiches hielten, den nach Castilien Wandernden, ihre Wallfahrt

anzutreten. Auch diese wurden von den Feinden freundlich empfangen und setzten nun, manchen wehmüthigen Rückblick nach dem Lande ihrer Väter werfend, ihren Weg nach dem ihnen unbekannten Castilien fort.

Estrella hatte auch alle ihre Diener entlassen. Nur ein alter, den kein Befehl, kein Bitten von ihr entfernen konnte, ein schönes, mit ihr aufgewachsenes Mädchen und die alte Zigeunerin waren die Einzigen, die noch im Schlosse bei ihr blieben. Ohne Besatzung, die Pforten verschlossen, die Zugbrücken aufgezogen, blieb sie den Feinden gegenüber und vertraute ganz dem edlen Sinne des Herzogs von Arcos, und konnte ihm auch vertrauen, denn ihr Unglück hatte sein Mitleid, ihre Schönheit seine Bewunderung erweckt; überdies war ihm sein Wort zu heilig, um es zu brechen.

Am Abend entließ Estrella den alten Diener und ihre Jugendgespielin und blieb mit der Zigeunerin allein, begleitete sie auf ihrer nächtlichen Wanderung, wo sie fast jeden Winkel des weitläufigen Schlosses besuchten, als wolle sie noch Abschied von ihnen nehmen, ehe sie von hier schied. Besonders verweilte sie lange in dem un-

terirdischen Gewölbe unter der Kapelle, wo sie des Vaters Schätze verwahrt hatte. Später setzte sie sich auf den Vorsprung des Thurmes, und ihr Auge sah unverwandt nach dem Brunnen bei der Platane, bis die Morgenröthe sie aus ihren Träumen weckte; denn sie sah jetzt den alten Mönch sich dem Schlosse nahen. Leicht konnte sie ahnen was er wolle; sie befahl daher, ihm die Pforte zu öffnen.

Ihr glaubt, ehrwürdiger Vater, daß es mir Beruhigung seyn wird, von Euch den priesterlichen Segen zu empfangen? redete sie ihn an. Ihr irrt! Der Segen, den mir der Priester zu meiner Hochzeitfeier ertheilt, wird mir zum Fluch, und den mag ich nicht aus Eurem Munde vernehmen. Ich danke Euch, daß Ihr kommt, ich erkenne Eure Liebe zu mir, aber Ihr dürft diese Handlung nicht verrichten, müßt dieses Schloß verlassen.

Und warum? fragte der Mönch erstaunt.

Nur Feinde ziehen heute ein, die Freunde müssen an solchem Unglückstag fern bleiben. Ich bitte Euch, verlaßt das Schloß, sendet mir einen andern Priester, wo möglich von dem Orden St. Dominic's, und wenn Ihr vielleicht das Glöckchen lauten hört, das ich

wieder nach dem kleinen Thurme der Kapelle habe bringen lassen, so betet für mich.

Der Mönch mußte sie mit schwerem Herzen verlassen.

Bald darauf kam der Herzog von Arcos mit einem kleinen Gefolge. Das Thor wurde ihm geöffnet, und Estrella empfing ihn am Portale.

In Trauer? sprach der Herzog, nachdem er sie höflich begrüßt. — Doch ein Freudentag kann es Euch nicht seyn, an dem Ihr uns das Schloß übergebt. — Ich komme selbst, um mich zu überzeugen, daß Alles Euren Wünschen gemäß geschehe. Nur 30 Mann kommen zur Besatzung, und sie werden Euch im innern Schlosse nicht lästig fallen, da ja in den äußersten Gebäuden Raum für mehrere Hunderte ist. Estrella dankte und führte den Herzog in den Waffensaal.

Also gleich nach der Ankunft der Besatzung darf Gonsalez Seniz kommen? fragte der Herzog.

Sobald er will.

Empfangt ihn freundlich, fuhr der Herzog, mit ihr in eine Fenstervertiefung tretend, fort, denn dann werdet Ihr gewiß die Gnade

Eures und meines Vaters berechtigt, um das Schönste, das Edelste der Erde zu werben."

„Wollt Ihr darum werben, Graf Offa" unterbrach ihn Margarethe schnell „so müßt Ihr es nicht bei mir suchen. Im Feldlager, wo die Ehre des Mannes Scheitel mit dem Lorbeer krönt, da werbt um das Edelste, Schönste, was nur der Muth dem Manne reichen kann, nicht bei mir." Sie wandte ihm den Rücken und wollte sich entfernen, aber er hielt sie zurück.

„Habt Ihr mich auch recht verstanden, Fräulein?" fragte er jetzt, doch in etwas verlegen „Ich komme um Eure Hand zu werben, sie meinte ich, als ich von dem Edelsten, Schönsten der Erde sprach."

Margarethe lächelte — „Ihr seid sehr kühn, Graf" sagte sie nach kurzem Schweigen „Ihr werbt um meine Hand, ehe Ihr um mein Herz geworben?"

„That ich das nicht?" fragte er verwundert „Warb ich nicht schon mondenlang, und hat mir, und ich glaubte nur mir allein, dies stolze Herz nicht freundlich die Pforte seines Paradieses geöffnet? — Wenn Obrist Reſen keines Blickes von Euch gewürdigt wurde, wendetet Ihr Euch freundlich nach mir, wenn er Euch langweilte, fandet Ihr Zerstreuung in meinem Gespräch."

„Glücklicher Mensch!" sagte Margarethe mitleidig lächelnd.

„Ja wohl dünk' ich mich der Glücklichste der Erde," fuhr der Graf fort „Ja wohl ist der glücklich, dem solch ein Himmel offen steht!"

„Armer Mann!" unterbrach ihn das Fräulein von neuem „Euer Auge trügt Euch, der Himmel und seine Pforten

und Verzeihung Don Philipp's, Eures Königs, erwarten können.

Meines Königs? unterbrach ihn Estrella. Herzog von Arcos! Ich erkenne Don Philipp nicht als meinen König, sagte sie stolz, nur meinen Gott erkenn' ich als solchen!

Mäßigt Eure Worte! raunte ihr der Herzog zu — hören es Jene, so muß ich Euch verderben.

Werdet Ihr heute hier verweilen? fragte Estrella, das Gespräch abbrechend.

Nein, Señora! erwiederte er etwas verstimmt. Ihr müßt mir verzeihen, daß ich nicht der heiligen Handlung beiwohnen kann. Ein edler Spanier gebraucht wohl zum Nutzen seines Königs den Verräther, verachtet ihn jedoch und hat keine Gemeinschaft mit ihm. Dekhalb muß ich Euch verlassen.

Das freut mich! sagte Estrella rasch.

Wie kann Euch dies freuen? fragte der Herzog verwundert.

Weil Eure eben geäußerten Grundsätze, Herzog von Arcos, meine Achtung für Euch noch vermehrt haben. — Der Herzog dankte verbindlich — Aber, warum sendet Ihr so wenig Besatzung nach Açuña? fuhr sie fort.

Glaubt

Glaubt Ihr, ich mißtraute Euern Worten? Im Gegentheil, Ihr thut meinem Stolze wehe, mit nur 30 Mann ein Schloß zu besetzen, das ich so lange vertheidigte.

So will ich Euch 300 Mann senden, sagte der Herzog lächelnd.

Thut das, bat Estrella, ich will sie an meinem Hochzeittage gut bewirthen, ich will ihnen ein paradiesisches Mahl bereiten.

Der Herzog gab jetzt wegen Seniz und der Besatzung die nöthigen Befehle, und es dauerte nicht lange, als sie Trompetenschall vernahmen, der ihnen die Ankunft Seniz verkündete. Der Moriske, ganz spanisch und prachtvoll gekleidet, ritt auf einem stolzen andalusischen Hengste, neben ihm auf einem bescheidenen Maulthiere ein Dominikanermönch, hinter ihm einige Diener; 300 spanische Rohrschützen beschlossen den Zug, der langsam die Höhe herauf kam.

Ihr dauert mich, Señora, sagte der Herzog von Arcos zu Estrella, die in ihrem schwarzwollenen Gewande neben ihm stand. Wären die Befehle des Königs in Betreff dieses Monsi's nicht so bestimmt, wahrlich ich könnte versuchen, für Euch etwas zu wa-

gen. — Schiebt die Trauung auf bis morgen, und ich gebe Euch in der Nacht Gelegenheit, zu entfliehen, raunte er ihr zu.

Ich danke Euch, Herr Herzog, für Eure Güte, erwiederte sie, von seiner Theilnahme gerührt, sie thut meinem Herzen wohl, doch kann ich keinen Gebrauch von ihr machen. Mein Schicksal ist entschieden, mein Loos ist gefallen. — Nur Eines bitt' ich noch, fuhr sie einlenkend fort, verlaßt bald dieses Schloß, es würde mich beängstigen, in jener unglücklichen Stunde einen Mann hier zu wissen, der so viel Theilnahme für mich hat.

Erlaubt wenigstens, daß ich Euch in Eurem Brautschmucke sehen darf, bat der Herzog.

Ich stehe schon in meinem Brautschmuck vor Euch, erwiederte sie ernst, nur fehlt noch der Kranz in den Locken.

Bald glaub' ich Dich zu verstehen, unglückliches Mädchen! sagte der Herzog, ich soll nicht Zeuge sein, wie eine spanische Jungfrau sich über ihr Geschick erhebt. Nun wohl — der Himmel mit Dir!

Amen! sagte Estrella eben, als Seniz herein trat, welcher sich tief, fast knechtisch, vor dem Herzog verbeugte, der ihm verächtlich

den Rücken wandte und mit seinen Offizieren das Gemach und bald darauf Acuña verließ.

5.

Endlich! rief Seniz aus, als sie allein waren, und sein wildflammendes Auge blickte beutegierig auf Estrella, also endlich, nach so manchen vergeblichen Mühen bist Du die Meine!

Ich wäre die Deinige, Gonsalez Seniz? unterbrach ihn das Mädchen stolz, und ein höhnendes Lächeln umzog ihren Mund. — Nicht eher, als bis der Priester den Segen über uns ausgesprochen hat, nicht eher darfst Du mich Dein nennen.

Nun, sprach er lachend, zwischen dem Jetzt und jenem Augenblick liegen nur noch Minuten.

Die Ewigkeit! — murmelte Estrella leise vor sich hin; er hatte es nicht gehört.

Und deshalb dächte ich, Liebchen, fuhr er fort, da mir das Paradies so nahe ist, Du ließest mich den Vorschmack seiner Seligkeit kosten. Bei diesen Worten wollte er sie um-

fassen, doch das Mädchen schob ihn, den Dolch aus ihrem Gürtel ziehend, unsanft zurück. Wage es nicht, mich anzurühren, ehe Du ein Recht dazu hast! rief sie zürnend.

Also auch zum Traualtare soll Dich die Waffe begleiten, stolze Amazone? sagte er, finster und scharf sie anblickend.

Gewiß! erwiederte sie.

Estrella! sagte der Monsi, den in diesem Augenblick wohl ernstere Gedanken, als vorhin, vielleicht eine finstre Ahnung ergriffen haben mußte, Dir scheint der Tag, der mir die Freude bringt, ein sehr ernster zu sein. — Hoffe nicht, ihm zu entgehen. — Unter diesem Prunkgewande schützt mich ein stählerner Panzer, der Deines Dolches spottet — Du könntest Dir eine traurige Zukunft bereiten, denn meine grenzenlose Liebe würde sich in grenzenlosen Haß verwandeln, wolltest Du Dich auf irgend eine Weise, durch Gewalt oder List, unserer Verbindung entziehen. —

Nein, Seniz! unterbrach ihn Estrella, und ihr ganzes Wesen schien verändert, das Feuer ihrer Augen strahlte sanft, es flammte nicht mehr zürnend und unstät. Nein! — Unserer Verbindung geh' ich mit Freuden

entgegen, bis zum Tode; selbst im Tode bleib' ich treu an Deiner Seite. — Geh' mir voran in die Kapelle, dort wirst Du Alles bereit finden und Zeugen in Menge. Ich gehe, indessen meine Locken mit dem Kranze zu schmücken, bald bin ich wieder bei Dir und trete neben Dir, mit Wonne in meiner Brust, vor den Altar. Bei diesen Worten entfernte sie sich schnell.

Seniz sah ihr sinnend nach; ihre räthselhaften Worte, der Ausdruck ihres Gesichts, der sich so schnell veränderte, die Wärme, mit der sie die letzten Worte sprach, die Seniz selbst nicht für wahr halten konnte, selbst ihr schwarzes Gewand, Alles ließ ihn fürchten, sie habe irgend einen Anschlag gegen ihn im Sinn. Doch glaubte er auf Alles gefaßt zu seyn und ging nach der Kapelle.

Hier fand er fast die ganze spanische Besatzung versammelt, die Estrella zu dieser Festlichkeit und dann zu einem Mahle hatte einladen lassen; er begrüßte sie, trat vor den Altar und betrachtete Alles genau; denn der Verschlagene fürchtete immer noch irgend einen ihm verderblichen Anschlag. Da sah er den alten Diener Estrella's, den er aus

früherer Zeit als ihr ganz ergeben kannte, neben den Stufen des Altars betend knien; dies fiel ihm auf. — Was willst Du hier? fragte er hastig auf den Alten zutretend.

Das Glöcklein mit diesem Stricke ziehen, wenn der Priester den Segen spricht, antwortete er aufstehend, damit es unsre unglücklichen Brüder durch ganz Spanien vernehmen können, daß Roxas Tochter mit Euch, der sein Volk verrieth, verbunden werde.

Elender! rief Seniz und packte mit seiner Riesenfaust den Alten bei der Gurgel. — Mehrere Spanier sprangen hinzu, der Dominikaner trat bei diesem Lärm aus der kleinen Zelle und die Offiziere verwiesen dem Monsi sein Betragen an diesem heiligen Orte.

Soll ich dulden, daß er mich, daß er unsern König lästert? sagte Seniz.

That er das? riefen mehrere Stimmen.

Das that ich nicht, ihr Herren, sagte der Alte mit Ruhe, ich sprach nur —

Schweig! unterbrach ihn Seniz — und wenn Du den König ehrst und liebst, sprich vor dem frommen Pater und diesen versammelten Herren mit lauter Stimme: Heil mei-

nem gerechten Könige, Don Philipp von Spanien!

Der Alte schwieg.

Seht Ihr es, Ihr Herren? fuhr Gonsalez fort. — Verflucht hat er Seine Majestät.

Sprich, alter Mann, was Dir vorgesagt wurde, sagte freundlich ein Offizier, zu dem Diener tretend, dann wollen wir Dir glauben, nicht Jenem.

Herr, was Ihr verlangt, das sag' ich nicht! erwiederte der Alte, die Arme kreuzweis über die Brust schlagend.

So führt ihn in's Gefängniß! riefen die Soldaten, übergebt ihn uns! — Sie packten ihn, der Alte aber schrie: Pater Dominikaner! — Ich bin hierher gesandt, das Glöcklein zu ziehen, wenn Ihr den Segen sprecht. — Ich stehe hier im frommen Beruf, deshalb nehmt Euch meiner an; hat das Glöckchen getönt, mögen sie mit mir machen, was ihnen beliebt.

Ist kein andrer Diener im Schloß, Dein Amt zu übernehmen? fragte der Pater.

Niemand ist hier, als eine alte Hexe von Zigeunerweib, und die darf sich nicht geweih-

ter Stelle nahen und mein Amt übernehmen; ihr Amt ist des Teufels.

Fort mit ihm! schrien die Soldaten, während sich der Pater bekreuzte. Er ist dem Strang verfallen.

Ich will ja Alles sagen, was Ihr von mir verlangt, bat der Alte, ich will Euren König, Euch, Euren Offizieren, Allen Heil und Segen wünschen, laßt mich nur hier am Ehrentage meiner Herrin gegenwärtig seyn! Aber Seniz, durch das Benehmen des Alten immer aufmerksamer gemacht, hetzte das Kriegsvolk auf, daß es auf die Bitten des Greises nicht achtete und ihn gewaltsam hinausschleppte.

Ein böses Omen, meinte Pater Ambrosius, doch des Herrn Wille geschehe. Er rief zwei bereit stehende Chorknaben, befahl ihnen, die Stelle zu räuchern, wo der Alte gekniet hatte, und die Kerzen anzuzünden, und so Alles zu dem Empfang der freigebigen Braut zu bereiten, die ihm vor wenig Augenblicken einen goldnen, mit Edelsteinen verzierten Kelch für sein Kloster hatte verehren lassen.

6.

Estrella stand indessen sinnend in ihrem abgelegenen Gemach, vor ihr kauerte die Zigeunerin und lachte höhnisch, ihr Auge sah stier auf ihre Gebieterin, die ihr die Hand reichte und sie aus ihrer gebückten Stellung aufhob. — Hinter ihr kniete das junge maurische Mädchen vor einem Madonnenbilde und betete.

Nun geh', sagte Estrella zu dem Weibe, geh' und thu', wie ich Dir befahl! — Reut es Dich, so ist es noch Zeit — noch kannst Du fliehen.

Die Alte grinzte bei diesen Worten teuflisch, küßte jedoch Estrella's Hand mit Innigkeit. — Lebt wohl! sagte sie dann, ich gehe zu meinem Werk, und bald sehen wir uns wieder! — Hierauf schlich sie leise, wie der Marder in mondheller Nacht, wenn er auf Raub ausgeht, zur Thür hinaus. Estrella folgte ihr, blieb in der Thür stehen und sah ihr lange nach, dann kehrte sie zurück und rief die Betende, die schnell aufsprang und zu ihr trat.

Du hast geweint, Lindane! sprach Estrella

ſind Euch verſchloſſen! — Müht Euch ferner nicht, werbt ferner nicht um meine Hand, ſie wird Euch nie zu Theil. — '

„Nie?" rief er, aus dem Traume ſeiner Eitelkeit erwachend — „Nie! — Ihr ſcherzt" fuhr er in ſeinem Wahne fort — „Wie? — Ich ſollte ein Loos mit Roſen theilen, ich? —"

„Nein, Graf Oſſa," erwiederte Margarethe ſich vergeſſend „dies ſollt, dies werdet Ihr nicht! Mit Obriſt Roſen habt Ihr nichts zu theilen, nicht Ehre, nicht Kriegsruhm, nicht mein Herz — Von ihm" fuhr ſie erſchrocken, über das, was ſie eben geſagt, ſchnell einlenkend fort, „von ihm ſpricht die Welt. Den Anführer der weimariſchen Reiterei nennt Deutſchland, Frankreich und Hiſpanien, wenn man von dem edlen Herzog Bernhard und ſeinem gefürchteten Heere ſpricht; der Name Roſen und ſeine Kriegsthaten werden im Munde der Nachwelt leben, wenn der Eure im Schwabenlande nur in dem Jammergeſchrei der Unglücklichen lebt, und mit dem freben Jauchzen des heilbringenden Friedens verhallt iſt. ' Sie wandt' ihm verächtlich den Rücken und ließ ihn ſtehen.

Mit Ingrimm biß der Beleidigte die Unterlippe blutig, riß in kindiſcher Wuth die blühenden Roſen vom Stock und ſtreute ſie zerpflückt umher — „So ſollſt auch du vergehen, ſtolze Dirne!" rief er „Du und der elende Ketzer mit ſeinem Kriegsruhm!"

Margarethe eilte nun zur Geſellſchaft. Unzufrieden mit ihrem Benehmen, welches das Geheimniß ihres Herzens viel zu laut verrathen hatte, wurde ſie es noch mehr, als ſie in das Beſuchzimmer trat und dort Johann von Werth erblickte. Es hatte früher ihrer Eitelkeit wohl ge-

zu dem Mädchen; bleich ist Deine Wange. — Auch Dir sag' ich: Gereut Dich Dein Versprechen, so nimm dies Kästchen mit Juwelen, flieh' von hier und suche Dir fern von mir den Frieden.

Ich folge Dir, Gebieterin, sagte das Mädchen, ihre Thränen zurückpressend, ich folge Dir in die Kapelle!

So reich mir meinen Brautkranz!

Das Mädchen ging und brachte den Brautkranz, aus dunkeln Cypressen geflochten, und schlang ihn in Estrella's Locken. Aboo! seufzte diese, ich glaubte für Dich mich mit Myrte schmücken zu können, und jetzt —. Sie warf noch einen wehmuthsvollen Blick in den Spiegel, beugte dann ihr Haupt, daß Lindane den schwarzen Schleier feststecken konnte, und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust hervor. — Nun komm! rief sie, als erpreßte die Verzweiflung diese Worte, faßte heftig des Mädchens Hand, ließ sie jedoch plötzlich wieder los, stürzte nach der Stelle, wo das Muttergottesbild hing, sank auf ihre Knie und betete.

Nach kurzem Gebet erhob sie sich langsam wieder, ein heiteres Lächeln umschwebte ihr

Antlitz, auf welchem nicht mehr Himmel und Hölle, auf welchem der Himmel allein sich malte, faßte Lindanens Hand und verließ mit ihr schweigend das Zimmer.

An der Thür der Kapelle empfing sie der Priester. Schlagt Euern Schleier zurück, Señora! sagte er mit Salbung; In Gottes Tempel, vor seinem Altare muß die Braut entschleiert stehen! Estrella warf den Schleier zurück, und die neugierige Menge staunte bei ihrem Anblick. Cypresse statt Myrte? fragte Seniz. — Ohne ihm Etwas zu erwiedern, das Auge gesenkt, ohne den Bräutigam, dem sie mit Unmuth die Hand entzog, eines Blickes zu würdigen, schritt sie zum Altar! nicht gebeugt, stolz war ihre Haltung, wie die Haltung einer Königin, nur das Auge schien an den Boden gefesselt zu seyn.

Da trat der Priester auf die Stufen des Altars, murmelte ein nur halb verständliches Gebet und wollte eben die Trauungsformel beginnen, als Estrella das Auge aufschlug und unruhig umhersah. Wo ist Diego? fragte sie die hinter ihr stehende Lindane.

Ich sehe ihn nirgends! erwiederte diese.

Haltet ein! rief sie dem überraschten Prie-

ſter zu, verließ ihren Platz vor dem Altare, ſprang nach der Stelle, wo der Strick zum Glöckchen herabhing, und zog mit kräftigem Arme die tönende Glocke.

Was ſoll das? fuhr Seniz auf und eilte zu ihr.

Glockenton ſoll meinen Schmerzensruf zum Himmel tragen, Glockenton ſoll mich mit ihm vereinigen! ſagte ſie, die Glocke zum zweiten Male ziehend. — Aboo! ſchrie ſie auf, als ſie zum dritten Male lautete, und — ein furchtbarer Knall theilte die Luft, Acuña lag in Trümmer. — Der Tod ſollte das Lebende zermalmend, den Todten verſöhnen; 300 Spanier begleiteten die Letzte der Moriſken zum Tode.

Gedruckt in der Reimer'ſchen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Drittes Bändchen.

Anna Groslot.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Anna Groslot.

Von

A. von Tromlitz.

UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

1837.

Anna Groslot.

Aus dem Leben Ludwigs, Prinzen von Condé.

Einleitung.

Nach dem Tode König Heinrichs II. bestieg Franz II. in seinem 16. Jahre den Thron Frankreichs.

Nie ergriff ein Monarch in einer bedrängteren Zeit den Scepter. Zwar herrschte Friede von Außen, aber innerer Zwist, weit verheerender als der Krieg mit dem Auslande, zerrüttete den Staat. Religion zerriß alle geselligen Bande und stellte feindlich Franzos Franzosen gegenüber. In der Normandie, in Poitou, in Guyenne und der Provence hatte die Lehre Calvin's Eingang gefunden und reißende Fortschritte gemacht. Die Entartung und Sittenlosigkeit der Klerisei damaliger Zeit wirkte zu stark auf das Gemüth

ihan, dieſen wilden Kriegsmann, deſſen Herzens Neigung ſich wohl noch kein Weib rühmen konnte, an ihrem Triumphwagen ziehen zu ſehen. Sie hatte in jener Zeit, ſo lange die Neuheit der Sache ihr eine Art Reiz gab, ſeine Bewerbungen nicht unfreundlich abgewieſen, wohl aber, da ihr ſeine Rohheit läſtig ward, ihn mit ſo viel Hohn behandelt, daß ſie jetzt, wo zuweilen eine reifere Ueberlegung ſie zu einiger Vorſicht mahnte, und ein dunkles Gefühl ihr eine gerechte Vergeltung ahnen ließ, bei ſeinem Anblick unwillkührlich erbebte.

Aber Johann von Werth weniger mit ihr, als mit ſeinem Gegner beſchäftigt, ſchien das Vergangene gänzlich vergeſſen zu haben. Er hatte während des Mahles ſeinen Platz neben dem Hausherrn, dem Fräulein gegenüber erhalten, die wieder Roſen und den zudringlichen Freier an ihrer Seite ſah; und obgleich Johann von Werth es ſich trefflich ſchmecken ließ, beobachtete er dennoch Roſen ſcharf und ſah zu ſeinem Verdruß, wie kalt, wie gleichgültig er an der Seite dieſer Gefeierten ſaß, die ſich heute in nicht geringer Verlegenheit befand, da ſie gegen ihre beiden Nachbarn, wenn auch aus ganz verſchiedenen Gründen, ziemlich einſilbig ſein mußte.

Der junge Graf Oſſa verbarg meiſterhaft ſeine Wuth. So ſehr ihn ſeine Eitelkeit verletzt hatte, gab ſie ihm doch auch Kraft zur Verſtellung — Rache kochte in ſeinem Herzen, Rache an der Stolzen, die ihn auf ſo höhnende Weiſe abgewieſen hatte, und an ihm, den Margarethe als den gefeierten Kriegsmann mit einer Wärme geſchildert hatte, die den Verdacht in ihm erweckte, Roſen ſei von ihr begünſtigt.

der Laien, als daß die neue Lehre nicht einen leichten Eingang in die aufgeregten Gemüther hätte finden sollen.

Was der Zeitgeist bei dem Volke bewirkte, wirkte die Politik und der Eigennutz bei den Großen. Noch herrschte die Lehnverfassung und Frankreich wurde fast eben so oft durch die Vasallen, als durch seine Könige regiert. Ruheten die Zügel der Monarchie in kraftvoller Hand, überstrahlten ihre Kriege durch ritterliche Thaten den aufstrebenden Adel, oder war die Liebe des Volks ein sicheres Palladium der königlichen Macht, so beugten sich wohl die Großen unter der Macht und der Nothwendigkeit. Doch ruhete der Scepter in schwacher Hand, so wurde der Hof des Königs die Schule der Intriguen, und Frankreich der Tummelplatz der Partheien. Ein mächtiger Vasall nach dem andern nahm das Ruder aus seines Königs Hand und lenkte das schwankende Schiff seines Staates nach seinem Privatintereſſe, wohin es ihm vortheilhaft dünkte.

Aus dem nachbarlichen Lothringen war die jüngere Linie der Herzoge, die Guiſen, unter Franz des 1sten Regierung nach Frankreich

verpflanzt worden. Bedeutende Güter, welche sie dort schon früher besaßen, gaben ihnen einen Glanz, den ihre Thaten, ihre Klugheit und ihr einnehmendes Wesen, ein Erbtheil dieser Familie, noch erhöhten. Unter Heinrich des 2ten Regierung stritten sie mit dem Connetable von Montmorency, diesem ersten, reichsten Vasallen Frankreichs, um den Einfluß. Doch die Heirath der Marie von Schottland, der Nichte der Guisen, mit dem zweiten Sohne des Königs, der Tod des Dauphins, endlich der Tod König Heinrichs selbst, der die junge, liebenswürdige Marie auf den Thron von Frankreich stellte, gab ihnen ein bedeutendes Uebergewicht über alle Partheien. Der Kardinal von Lothringen leitete unter Franz dem 2ten unumschränkt die Geschäfte, der Herzog Franz von Guise, das Heer, die junge Königin unter Leitung ihrer Ohme den Willen ihres siechen Gemahls.

Die Guisen, den Kardinal an ihrer Spitze, waren zugleich das Haupt der Katholiken, und ihr Interesse verlangte Einheit und Reinheit der alten Religion. Ihnen entgegen stellten sich die Bourbon's, Anton von Bour-

bon, König von Navarra, und der heldenmüthige Prinz von Condé traten deßhalb an die Spitze der Calviniſten. Doch wer kann es wiſſen, ob ſich die Guiſen nicht eben ſo leicht zum Haupte der Reformirten aufgeworfen und Condé ſich an die Spitze der Katholiken geſtellt, wenn dieß ihre Pläne mehr angeſprochen hätte, denn Politik leitete beide Partheien mehr als der Glaube.

Die Montmorency, Feinde der Guiſen, theilten ſich in zwei Linien. Eine beſtand aus dem Connetable Anna von Montmorency, die Andere aus den Chatillons, ſeinen Neffen. Wer kennt nicht den Admiral Colligny, dieſes Opfer der St. Bartholemy, wer nicht den braven d'Andelot! Der Connetable hing feſt an dem Glauben ſeiner Väter, ſeine Söhne mußten das nämliche, wenigſtens ſcheinen. Die Chatillon's aber waren erklärte Calviniſten und hielten ſich offen zu ihren Glaubensgenoſſen.

Zwiſchen allen ſtand die Königin Mutter, Catharina von' Medicis. Während der Regierung ihres Gemahls hatte ſie ſich nie Theil an den Staatsgeſchäften erringen können, dieſer ſo ſehnliche Wunſch, die Haupttriebfeder

aller Handlungen ihres unglücklichen Lebens, ward ihr bisher immer vereitelt, ob gleich sie kein Mittel unversucht ließ, dieses Ziel zu erreichen. Sie schmeichelte selbst der Herzogin von Valentinois und legte den Verhältnissen des Königs mit dieser Maitresse nicht die geringsten Hindernisse in den Weg. Sie schmeichelte den Guisen und verband sich innig mit dem Connetable — aber Alles vergebens.

Nach dem Tode ihres Gemahls hoffte Catharina auf das schwache Herz ihres Sohnes wirken zu können, doch was vermag eine Mutter gegen eine junge, schöne Frau, welche Franz bis zur Abgötterei liebte, was gegen die List und Verschlagenheit des Kardinals und die dem jungen Könige imponirende Würde des Herzogs. Ihr Einfluß war nur schwach. Sie hielt die Guisen für ihre Feinde, und neigte sich deßhalb, damals jedoch nur im Stillen, nach den Bourbon's und ihrem alten Freunde, dem Connetable.

Franz der 2te war, wie alle an Geist und Körper schwache Menschen, leicht reizbar und leidenschaftlich. Die Guisen suchten Alles hervor, ihn glauben zu machen, Condé strebe nach dem Throne und seinem Leben. Es ge-

lang ihnen, und der König beschloß sein Verderben. Man ergriff, um dieß ausführen zu können und ihn an den Hof zu locken, selbst das so gefährliche Mittel der Zusammenberufung der Stände; sie wurden nach Meaux, späterhin nach Orleans beschieden.

Man wählte diese letztere Stadt, um Gelegenheit zu haben, dessen Bürger zu entwaffnen und sie mit Truppen zu besetzen, ehe Condé und seine Parthei sich ihrer ganz bemeistern könnte. Jerome Groslot, der Bailli, fast alle Echevins und die Mehrzahl der Einwohner waren Calviniſten und von des Prinzen Parthei, ihr Untergang wurde mit Condé zugleich beschlossen.

Das schwerste bei dem ganzen Unternehmen aber war, sämmtliche Häupter dieser Parthei und besonders den Prinzen Condé nach Orleans zu locken. Man schickte deßhalb den Grafen von Crüſſol nach Nerac zum Könige von Navarra, um ihn zu bewegen, mit seinem Bruder der Stände-Versammlung beizuwohnen. Doch nur erst, als der Kardinal d'Armagnac seinen nähen Verwandten betrügend oder selbst betrogen zu ihm kam und mit den heiligsten Schwüren ihm im Namen des Königs

frei Geleite zusicherte, beschlossen, die Bourbons, trotz aller Warnung, die Reise nach Orleans zu unternehmen.

Montmorency mit seinen Söhnen blieb weislich aus. Er reis'te von Chantilly nach Paris, von da bis nach Etampes, aber immer plagte ihn das Podagra zur rechten Zeit und trieb ihn wieder zurück nach Chantilly. Er zog den kurzen Weg von da bis Orleans in einer Sänfte getragen hin und her, ohne sein Ziel erreichen zu können, oder vielleicht es erreichen zu wollen.

So standen die Partheien sich gegenüber, als der Hof von Fontainebleau nach Orleans reis'te, wo der erste Akt der Ausrottung der Hugenotten mit ihrem Chef beginnen sollte.

I.

Traurig saß Jacobine Groslot mit ihrer Tochter in einem Hinterstübchen ihres weitläuftigen Hauses und blickte über den Garten nach der Kirche St. Pierre. Ihr Gemahl, der Bailli von Orleans, befand sich schon seit dem Morgen auf dem Stadthause, um

mit den Echevins das Nöthige zum Empfange des Königs anzuordnen, während der Chevalier d'Humieres, Kämmerer Königs Franz des 2ten, alles in ihrem Hause zum Empfange seines Herrn anordnete.

Eine öde Stille herrschte in der Stadt. Der neue Gouverneur, Carl von Bourbon, Prinz von Roche sur You, war am Morgen mit seinem Lieutenant des Gouvernements Cypriere an der Spitze der Compagnie Gens-d'armes von Montluc und Senaponts eingerückt. Ihnen folgten bald die schottischen Bogenschützen und Taranne's Arquebusirer. Auf dem Platze du Martroy standen die Gens-d'armes, die Arquebusirer an dem Monumente der Jungfrau, wo sie jenseit der Loire die Tournellen besetzt hatten. Die Kaufläden waren geschlossen, und als wären die Feinde eingerückt, so öde und todt war alles auf den sonst so belebten Straßen von Orleans. Nur einzelne Bürger sah man, schweigend und mit gesenkten Blicken ihre Waffen nach dem Stadthause abliefern, diese Waffen, die einst ihre Vorfahren so treu, so muthvoll zur Vertheidigung des Vaterlandes getragen hatten.

So müssen wir denn wirklich aus unserm väterlichen Hause weichen, sagte Anna zu ihrer Mutter; und Gott weiß, wie lange die Versammlung der Stände dauern wird, bis ich wieder mein freundliches Stübchen bewohnen kann.

Das nach jenem Eckhause bei den Jacobinern die Aussicht hat? unterbrach sie die Mutter. — Anna schlug erröthend die Augen nieder. — Ich wünschte, liebe Tochter, fuhr die Mutter nach einer kurzen Pause mit freundlichem Tone fort, Du hättest Deine Blicke nicht nach dem Hause dieses Papisten gerichtet, mich kann es nicht erfreuen, wohl aber kann es uns dereinst Kummer bereiten.

Noch hing die weinende Anna an ihrem Halse, als Jerome Groslot, der Vater, eintrat und mit finsterem Blicke ihnen entgegen rief: Laßt das Weinen, und rettet was noch zu retten ist! Wir gehen aus unserm Vaterhause und ziehen vielleicht nie wieder ein. Jacobine erschrak. Zieh' noch heute zu Deinem Vater, nimm Deine Kleinodien mit, ich folge Dir am Abende. Schon morgen zieht der König ein, und das Haus eines Hugenotten muß rein

gesäubert werden von allem ketzerischen Unrathe.

Meines Vaters Haus ist so klein, entgegnete ihm die erschrockene Gattin, der Herr Prevot de la Mothe hat auf den Fall, daß wir ausziehen müssen, uns sein Haus anbieten lassen.

De la Mothe? ! rief Groslot finster. In de la Mothe's Haus wolltest Du mit Deinem Kinde ziehen? Anna zitterte.

Nur ein Stübchen kann der Vater uns geben, räumt er uns auch das Beßte ein, was er hat, und Du bist in Deinem großen Hause an so manche Bequemlichkeit gewöhnt, und von da drüben könnten wir so gut alles beobachten, was in unserm Hause vorgeht! unterbrach Jacobine die eingetretene Stille.

Für meine Wohnung sorge nicht, antwortete mit finsterm Ernste der Bailli, für die wird schon der König sorgen.

Jacobine bebte, sank in die Arme ihres Kindes, und kaum, daß sie sich erholt hatte, verließ sie das Haus, übergab dem Chevalier d'Humieres sämmtliche Schlüssel und empfahl ihm das Zurückgelassene.

2.

In banger Erwartung ſtand am 18. October des Jahres 1560 der ehrwürdige Bailli mit dem Prevot und den Echevins von Orleans am Eingange der Vorſtadt Bannier und harreten ihres Königs, der an dieſem Morgen daſelbſt ſeinen feierlichen Einzug halten wollte. Schweigend ſtanden ſie in einiger Entfernung vor der Tribune, die zum Empfange des Königs in Eil errichtet worden war, und ſchlugen den finſtern Blick zur Erde.

Nicht verzagt, meine Freunde! ſprach der greiſe Groslot, nicht verzagt! Gott und unſer Glaube wird uns ſchützen.

Euer Glaube wird Euch verderben! unterbrach ihn der Prevot la Mothe Vely, ein junger Mann, dem ſeine Kenntniſſe und ſein Muth dieſen ehrenvollen Poſten ſchon in einem Alter verſchafft hatten, wo zur damaligen Zeit nur ſelten der Jüngling ein Amt bekleidete. Euer Wahn, fuhr er fort, Eure Ketzerei iſt das Unglück unſerer Stadt, iſt das Eure! Ihr habt des Königs Zorn auf uns geladen, ſo daß er das treue Orleans, dieſe

Dieſer, da er ſich von Johann von Werth beobachtet wußte, war heute mehr noch als je, auf ſeiner Hut und ſammelte alle Kraft, die Empfindungen ſeines Innern zu verbergen. Er wußte durch die Frau von Gemmingen, daß der Graf Oſſa, deſſen Abreiſe auf den andern Tag beſtimmt war, heute um Margarethens Hand werben würde, oder es ſchon gethan habe. Dies beunruhigte ihn, noch mehr aber Margarethe ſelbſt, die zwar heute weniger geſprächig war, als ſonſt, über deren Antlitz aber ein Zauber lag, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte. Still ſah ſie vor ſich hin, ihr Blick ruhte gedankenvoll auf einer Stelle, und wenn irgend eine Frage, die er an ſie that, ſie aus ihren Träumereien weckte, traf ihr Auge, wenn auch nur für einen Augenblick, mit Innigkeit das Seine. Dies beunruhigte ihn noch mehr, er glaubte, der Schritt ſei ſchon gethan, ſeine Hoffnung zerſtört, oder der nahe Augenblick der Entſcheidung mache ſie nachdenkend. Der Graf Oſſa hingegen, dem dies ſtille Sinnen der ſonſt ſo Lebhaften auch nicht entgangen war, deutete es endlich ſogar zu ſeinen Gunſten; Beide irrten ſich.

Indeſſen war der Pokal fleißig in die Runde gegangen, und der Freiherr von Eyp hatte nicht verſäumt, ſeinem Nachbar zuzutrinken, der auch immer geſprächiger und lauter wurde, ohne jedoch ſeine Beobachtungen ganz einzuſtellen. Er wendete ſich jetzt öfters an Margarethe, neckte ſie, nicht immer auf die feinſte Weiſe, mit ihren beiden Nachbarn, ließ ſelbſt ſein früheres Verhältniß zu dem Fräulein nicht unberührt und kam ſo durch ſonderbare Ideen-Verbindung auf ſeine Wette mit Obriſt Roſen. „Ja“ ſagte er, ſich zu dieſem wendend „Ja Obriſt Roſen!

Perle Frankreichs, aus seiner Krone schleudern möchte, und wehrlos steht der edle Bürger in der Waffenkammer seiner Vorfahren und sucht vergeblich ihre Waffen, mit denen sie für Recht, Freiheit und Vaterland kämpften; wehrlos steht er da, der tapfere Beschirmer seines väterlichen Herdes und schüttelt ohnmächtig die ihn fesselnden Ketten.

Waffenlos? rief Etienne Rebours und lachte ingrimmig. Seht Ihr nicht, wie unsre Compagnieen mit ihren gelb, blau und weiß flatternden Fahnen in stolzen Haufen zwischen den schottischen Bogenschützen und den Arquebusirern dort in der Straße Banniere eingeschlossen stehen, hat man ihnen nicht großmüthig zu der heutigen Farce, jedoch ohne Lunten, ihre eignen Feuergewehre geliehen, die sie am Abende dem gestrengen Herrn von Cypriere wieder abliefern müssen?

La Mothe fuhr auf.

Junger Mann, sagte der Bailli, ihn freundlich zurückhaltend, keine Heftigkeit! Ist unser Glaube auch nicht ein und derselbe, ist es doch unser Herz und unser Sinn. Wir sind Alle gute Bürger dieser Vaterstadt, wir wollen

nur ihr Wohl, darin stimmen wir überein, ist es auch nicht im Gesange der Psalter!

Ich liebe Euch wie meinen Vater! rief der Jüngling, und deshalb mein Kummer, Euch von dem rechten Himmelswege verirrt zu sehen.

Laßt das, la Mothe, sagte Groklot. — Dort nahen die, so die verlornen Schafe auf den rechten Weg zum Himmel mit Feuer und Schwert zurückzuführen wissen, überlaßt es diesen. Er zeigte gegen die Stadt, wo eine dicke Staubwolke einen herannahenden Haufen Reiter verkündete. Es war der Herzog von Guise, und in seinem Gefolge die Blüthe des katholischen Adels von Frankreich. Mit wenigerer Begleitung folgte ihm der Prinz von Roche sur You. Sie ritten mit stolzer Demuth dem Könige entgegen, um seinen Einzug in Orleans desto glänzender zu machen.

Als Franz von Guise der Tribune nahte, grüßte er ernst und ritt schweigend vorüber. Doch plötzlich wandte er sein Roß, der Zug hielt, das Gefolge machte Platz und er nahte dem Bailli.

Bailli! rief er mit gebietendem Tone, und

Groslot trat ihm entgegen, waret Ihr nicht mit mir in Metz?

Mit zwei Fahnen von Orleans, gnädiger Herr! antwortete dieser mit Ruhe.

Ich erkenne Euch, ich erinnere mich Eurer, Ihr waret ein braver Soldat und diesem geb' ich den wohlgemeinten Rath, kehrt für Eure Person zurück in die Stadt und tretet dem Könige nicht unter die Augen.

Hier ist mein Platz, Herr Herzog! An der Spitze der Bürger von Orleans steh' ich so fest, wie vor meinen Fahnen! antwortete der Bailli.

Nun, wie Ihr wollt! sagte der Herzog. Ich habe einem alten Kriegskamcraden von Metz einen Dienst erweisen wollen, will er meinem Rathe nicht folgen, so büße der Bailli von Orleans für ihn. Er wandte sein Pferd und der Zug ging weiter.

Ich glaube selbst, begann nun la Mothe, den Bailli bei Seite führend, Ihr thätet besser, Ihr folgtet des Herzogs Wink. Setzt Euch nicht unnütz dem Jähzorne des jungen Königs aus, Ihr wißt, er ist leicht zu reizen, und der Kardinal von Lothringen bläs't gern das jugendliche Feuer an und scheint es nicht

ungern zu sehen, wenn der junge Monarch öffentlich seinem Zorne den Zügel schießen läßt, und er dann beruhigend neben ihm stehen und den Schein haben kann, er mäßige das Feuer, welches er doch selbst zur Flamme blies.

Ich danke Euch für Eure Theilnahme, la Mothe, sagte der Bailli, ich weiß, sie kommt aus gutem Herzen. Doch laßt mich ungestört meine Wege wandeln, denn wo die Pflicht befiehlt, mein junger Freund, da darf der Mensch nie wanken! Beherzigt dieß, und prüft auch Euch das Schicksal in dieser trüben Zeit, so wanket nicht und seyd ein Mann!

Das werd ich! rief glühend der Prevot; ich that es schon, und deshalb wankte ich auch nicht von dem Glaubenswege der Väter!

Und hätte der Himmel über mich beschlossen, fuhr Groslot fort, dann seyd die Stütze der Meinen.

Ich? rief mit feurigem Blicke der Jüngling.

Ja Du, mein Sohn! sagte, ihm traulich auf die Schulter klopfend, der alte Bailli.

Mir? unterbrach ihn la Mothe noch einmal, mir, dem Katholiken leget Ihr vertrauenvoll das Beßte was Ihr habt, in die Hände?

An ihn weis't Ihr die edle Frau und Euer Kind?

Thät' ich nicht recht daran, so wärs nicht meine Schuld, sagte der Bailli, so wärs die Eure — Ihr liebt mein Kind!

Ihr wißt — unterbrach ihn la Mothe —

Ich wußt' es längst, mein Sohn, doch hofft' ich immer, der Himmel würde Euer Herz zu meinem Glauben lenken, wie zu meiner Tochter. La Mothe sah düster vor sich nieder. Und wär' Euch auch mein Kind nicht theuer, vertraut' ich sie doch Eurem edlen Herzen!

Der Köni naht! ertönte es von allen Seiten, und dieser Ruf unterbrach schnell das Gespräch. Die würdigen Väter der Stadt ordneten sich, und als die Staubwolke näher kam, nahm der Prevot mit fester Hand dem Diener das Kissen ab, auf welchem die silbernen Schlüssel der Stadt lagen, und erwartete mit ruhigem Ernste die Ankunft des Königs.

Er nahte, stieg vom Pferde und begab sich mit den Königinnen und den Hofleuten auf die für ihn bereitete, mit prächtigen Teppichen behangene Tribune. Der Bailli stieg

die Stufen hinauf, kniete vor dem König und überreichte ihm auf einem schwarzsammetnen Kissen die Schlüssel der Stadt.

Ist denn heute Alles schwarz? — rief der Monarch, sich zu dem Kardinal von Lothringen wendend, der hinter seinem Stuhle stand, noch ehe der Bailli seine Rede beginnen konnte. — Da sagte der Greis nach einer kurzen Pause mit festem Tone: Sire! Euer Majestät getreue Stadt Orleans naht sich durch mich.

Ihr seyd der Bailli Groslot, unterbrach ihn der König, von seinem Sessel aufspringend, und wagt es, hier vor mir zu erscheinen?

Der bin ich, Sire! antwortete der Bailli mit Würde, und wag' es, im Angesichte meines gnädigen Königs meine Pflicht zu erfüllen und die Schlüssel einer treuen Stadt Eurer Majestät zu Füßen zu legen.

Fort aus meinen Augen! rief der König zornig. — Wer unter Euch ist la Mothe-Vely?

Ich, Sire! der Prevot von Orleans, sagte der Jüngling, bescheiden hervortretend.

Nur aus reinen Händen empfange ich die Schlüssel von Orleans!

Sich verneigend gab der Bailli dem Prevot das Kissen und entfernte sich.

La Mothe nahte sich dem Könige. Dieser gab ihm huldreich die Schlüssel zurück: In Euren Händen ruhen sie sicher, beharret immer standhaft in dem Glauben Eurer Väter und bleibt Eurem Könige treu! Er winkte gnädigst und la Mothe stieg die Stufen hinab.

Jetzt begann der Zug derer, die von Orleans zum Empfange des Königs gekommen waren. Groslot, durch des Königs Gebot nicht entmuthigt, führte sie an. Viertausend Einwohner von Orleans, in zwölf Compagnieen eingetheilt, zogen ohne Lunte vorüber; dann folgten die Gerichtspersonen, die Echevins, die Räthe der Stadt, die angesehnsten Bürger, die Universität, die Geistlichkeit und sechzig Kinder in der Farbe des königlichen Paares, schwarz und weiß gekleidet. Die Bogenschützen schlossen den Zug.

Als der Zug vorüber und noch einmal nach der Stadt zu vor der Tribune vorbeigezogen war, erhob sich auch der König und hielt seinen Einzug durch die Vorstadt und das Thor Bannier. Die Königinnen blieben in einem für sie bereiteten Hause der Vor-

ſtadt zurück. La Mothe mußte, auf Befehl des Königs, ſich ſeinem Gefolge anſchließen.

Voran zogen nun, unter dem Schalle der Trompeten und Klarinetten vierhundert Bogenſchützen der königlichen Leibwacht, von dem Grafen von Villars angeführt, dann folgten die Schweizer und zweihundert Edelleute von dem Hauſe des Königs, an die ſich das Gefolge des Prinzen La Roche You und des Herzogs von Guiſe angeſchloſſen hatte.

Der König, in ſchwarzen Sammet gekleidet, die Ordenskette des heiligen Michael um ſeinen Hals, ritt einen ſchwarzen ſpaniſchen Hengſt, deſſen Satteldecke, gleichfalls von ſchwarzem Sammet, mit ſilbernen Lilien geſtickt war. Dieſe Lilien und die ſchwankenden weißen Federn ſeines Barets, waren das Einzige, was an ihm nicht ſchwarz war. Er ritt unter einem Baldachin von Goldſtoff, mit dem Wappen der Stadt Orleans geziert, den vier Hauptleute dieſer Stadt trugen, neben ihm folgten in einiger Entfernung die Kardinäle von Bourbon und von Lothringen auf ſtattlich geſchmückten Maulthieren. Hinter ihm zunächſt ritten ſeine Brüder, der junge Herzog von Orleans und der Herzog

von Anjou, begleitet von dem Herzoge von Guiſe und dem Prinzen von La Roche ſur You. Ihnen folgten die Marſchälle von St. Andre und Briſſac, die Ritter von St. Michael und mehrere Große des Reichs, den Zug beſchloß Richelieu du Pleſſis mit den Arquebuſiren der neuerrichteten Leibwacht.

Als der König durch das Thor Bannier einritt und vor ihm ſich der Zug von Orleans langſam und ſchweigend bewegte, die ſchottiſchen Bogenſchützen, in zwei Reihen aufgeſtellt, unbeweglich ſtanden, kein Fenſter geöffnet war, kein freundliches Geſicht ihm entgegen ſah, kein freudiger Zuruf ertönte, da rief der junge Monarch den Herzog von Guiſe und ſagte, finſter vor ſich hinblickend: Iſt den alles ausgeſtorben in Orleans? Ich ſehe nur Soldaten und keine Bürger — jauchzt kein Franzoſe ſeinem König entgegen? —

Ich glaube nicht! ſagte der Herzog ernſt. Es iſt ein trotziges, ketzeriſches Volk.

Und an ihrer Spitze Jerome Groslot! unterbrach ihn der König.

Das war ein braver Krieger, Sire! antwortete mit Freimüthigkeit der Herzog. Ich

habe ihn in Metz kennen gelernt, er war einer meiner beßten Offiziere.

O, was von Metz stammt, mein Oncle, ist bei Euch in gutem Andenken! sagte Franz, nicht ohne den Mund zu einem spöttischen Lächeln zu verziehen.

Auch hoffentlich bei Euch, Sire! fuhr Guise schnell auf und sein Flammenauge glühte. Hätte Franz von Guise damals dieß Bollwerk Frankreichs nicht gerettet, wer weiß, ob Ihr diesseit der Loire mit mir gnädigst scherzen könntet.

Eine hohe Röthe überflog des Königs Gesicht. Des Herzogs stolze Antwort verdroß ihn, doch hatte er nicht den Muth, es ihn fühlen zu lassen. Er schwieg.

Bei dem rothen Kreuze angekommen, da, wo die Rue Bretonniere sich mit der Rue Bannier vereinigt, hielt der König einen Augenblick, stieg ab, entblößte sein Haupt und betete ein Ave Maria. Es war ein schauerlicher Anblick, diesen greisen königlichen Jüngling, umringt von Soldaten mit Hellebarden und Schwertern, andachtvoll beten zu sehen. Seine bleichen Wangen, sein schwacher Körper, das unstäte matte Auge, das

Hättet Ihr das Fräulein von Epo gekannt, als wir uns in Bellevue trafen, ich hätte einen andern Preis geſtellt. Statt der 200 Doublonen und der Streitroſſe, wäre die ſtolze Dame der Preis des Sieges geweſen. —"

„Aber General" unterbrach ihn Roſen ſchnell, der den Unmuth auf Margarethens Antlitz deutlich bemerkte, „wie hätte der Beſiegte dieſen Preis zahlen können, da er nicht in ſeiner Macht ſtand? —"

„Ja, ja!" fiel Johann von Werth ihm lächelnd in die Rede „Euch würde es freilich ſchwer geworden ſein, das Fräulein dahin zu vermögen, denn wahrlich, ich glaube, ſie würde ſich eher dem Schwarzen übergeben, als mir. Aber ich meine, mir würde es leichter geworden ſein, mit ſolch ſeltener Münze zu zahlen; denn obgleich ich mich beſſer auf ein gutes Schwert und ein tüchtiges Roß, als auf ein Weiberherz verſtehe, ſcheint es mir doch, als ob ihr auf dem Schachtfelde hier, glücklicher ſeid, als ich — Doch ich ſehe ein Ungewitter heran ziehen. Nichts für ungut, Fräulein Margarethe, treibt mich nicht mit dem Hagel Eurer verwundenden Pfeile, nicht mit dem groben Geſchütz Eures Spottes zurück, ich weiche gern freiwillig, und erkenne mich, Euch gegenüber, ſtets für überwunden."

Dieſer unfeine Scherz hatte das Fräulein faſt außer Faſſung gebracht. Ohne daß es Johann von Werth vielleicht ahnete, hatte er die verwundbare Stelle getroffen und dankbar nickte ſie der Schweſter zu, die ihre Verlegenheit bemerkend, ſich zu Johann von Werth wandte und dem Geſpräch eine andere Wendung gab.

Die Frauen verließen nun bald die Tafel, mit ihnen der junge Graf, der ſeine morgende Abreiſe vorſchützend,

doch manchmal wie eine verlöschende Flamme eine flackernde Glut ausströmte, alles dies noch mehr durch die schwarze Kleidung gehoben, konnte keinen herzerfreulichen Anblick geben, es war das Bild des Todes, das den Tod rings um sich verbreiten möchte, weil ihm das frische Leben gebricht.

Er hatte beendet, setzte sein Barret auf, stieg wieder zu Pferde und sah in beide Straßen hinein, wo die Rue Bretonniere ganz menschenleer, die Rue Bannier nur von seinen Söldnern belebt, vor ihm lag. Reite ich denn in die Gruft von St. Denis ein, reite ich auf einem großen, menschenleeren Friedhofe? sagte er vor sich hin murmelnd, ritt vorwärts und rief nach la Mothe-Vely. Dieser nahete, der König winkte ihm, näher zu kommen.

Warum sind alle Straßen leer? fragte ihn der König mit heftigem Tone. Kein Bürger, kein Weib, kein Kind, das seinem Könige entgegen jauchzt. Alle Fenster verlassen, die Stadt wie ausgestorben.

Sire! erwiederte la Mothe, die Bürger Orleans sind nur gewohnt, geschmückt und mit ihren Waffen ihren König zu empfangen

und ihn in ihrer treuen Stadt selbst zu schützen.

Und hab' ich sie nicht in ihren Waffen gesehen? fuhr der König immer heftiger auf.

Sie waren nur für diese feierliche Stunde geborgt. Seit Cypriere die Bürger Orleans entwaffnet hat, flüchten sie beschämt in ihre Häuser und überlassen den Söldnern und Fremdlingen, ihren König zu empfangen.

Dieß ist Trotz! rief der König zornig.

Nennt es nicht Trotz, Sire! sagte der Prevot mit bescheidenem Ernste, nennt es, gnädigster Herr, das bittere Gefühl der Schmach, das in der Brust jedes Franzosen erweckt wird, trennt man ihn von seinem Könige.

Schweigt! rief der entrüstete Monarch und wandte sein Roß nach der andern Seite; es strauchelte. Ein Trabant, der ohnfern des Königs hielt, sprang hinzu, faßte schnell des Rosses Zügel und hielt es noch auf. Die schwache Hand des Königs wäre nicht stark genug gewesen, es zu halten.

Eine böse Vorbedeutung! murmelte das Gefolge, und die fliegende Röthe, womit der Schreck das Gesicht des Königs überzogen

hatte, verwandelte sich schnell in Todtenblässe.

Der Zug ging jetzt über den Platz du Martroy durch enge Straßen nach der Kirche zum heiligen Kreuze. Hier stieg der König vom Pferde und ging in die hohe Cathédrale, wo ihn der Erzbischof Morvillier mit der Geistlichkeit an der hohen Pforte empfing und ihm das geweihte Wasser reichte. Er führte ihn auf den für ihn bereiteten Sitz, und das Hochamt begann.

Doch selbst die heilige Andacht, mit welcher er der Messe beiwohnte, konnte den trüben, finstern Sinn des Königs nicht erheitern. Er verließ die Kirche in gleich zorniger Stimmung, wie er sie betreten hatte, und der Zug setzte sich, nun nach dem nahe gelegenen Platze de l'Etappe in Bewegung, wo Groslot den König an der Thür seines Hauses empfing.

Zornig schauete dieser nach dem Greise, der vor ihm das Knie beugte und mit ruhiger Stimme sagte: Da meinem Hause das Glück wird, den König aufzunehmen, so halte ich es für Pflicht, ihn auch hier zu empfangen. Möge es Euer Majestät darin

gefallen und wohl ergehen. Er neigte ſich noch einmal und trat zurück ſich zu entfernen.

Bailli! rief der König, der ſchon die Stufen der Treppe beſtiegen hatte.

Groslot wendete ſich und nahete.

Bailli! ſagte Franz mit Lachen: Zum Dank, daß Ihr mir eine ſo bequeme Wohnung bereitet habt, muß ich wohl mindeſtens ein Gleiches thun. Seyd gewiß, ich ſorge für Euch. Lebt wohl! Er trat in's Haus, der Kardinal von Lothringen folgte.

3.

Am Nachmittage zogen die Königinnen mit dem nämlichen Gepränge in Orleans ein, nur daß der Bailli ſie nicht am Thore empfing! der König hatte es ausdrücklich unterſagt.

Die junge Königin Marie, in weißen Sammet gekleidet, mit einem kurzen Mantel von Karmoiſin, ein eben ſolches Baret auf dem Haupte, ſaß mit unnachahmlicher Grazie auf einem weißen Zelter, deſſen mit Lilien reich geſtickte Karmoiſinſammet-Decke faſt bis auf die Erde reichte. Ihr ſchönes Haar rollte

in leichten Locken herab, ein hoher Spitzenkragen, die Hauptzierde damaliger Zeit, schützte den blendend weißen Hals vor den Strahlen der Sonne. Ihre Augen suchten freundlich nach Menschen, denen sie liebreich begegnen konnten. Aber sie fanden Niemand. Alles war noch öde und leer. Sie sah, Unglück ahnend, traurig vor sich hin.

Die Königin Mutter ritt ihr zur Seite und tummelte mit sicherer Hand ihr arabisches Roß. Sie hätte noch lieber die Zügel des Staats geführt, doch diese ruhten in den Händen des Kardinals von Lothringen, der sie zu fest hielt, um sie ihm entreißen zu können.

Als sie vor dem Hause des Michel Sevin, des Bailli Schwiegervater vorbei kamen, trat Groslot von fern an's Fenster, doch mußte ihn Katharina bemerkt haben, denn sie sah mit theilnehmendem Blicke hinauf. Da rief er wehmuthvoll aus: O unglückliche Zeit! Ist das der Einzug der Königinnen von Frankreich in Orleans! Ist dieß das Orleans der Vorzeit, dieses Bollwerk gegen Englands Macht? — Der Guisen Kirchhof ist es! rief er wild und setzte den gefüllten silbernen Pokal

kal so heftig auf den Tisch, daß er laut dröhnte. O mein Vaterland! Du bist eine Beute der lothringischen Geier, und dein edles königliches Blut wird von den Fremden verdrängt. Aus Italiens wollüstigen Fluren holtest du dir eine Messaline, von Schottlands rauhen Bergen einen jugendlichen Engel, Beide zum Verderben; erwache! erwache!

Da stürzte la Mothe in's Zimmer: Rettet, was zu retten ist, mein Vater! Gebt mir die Schlüssel zu Euren Papieren, daß ich schnell zerstöre, was Euch Schaden bringen könnte. Ihr werdet gefänglich eingezogen noch in dieser Stunde.

Das hab' ich erwartet, sagte Groklot, gab ihm die Schlüssel, und der Jüngling stürzte fort und achtete nicht auf die ohnmächtige Anna, die in dem Armsessel lag, nicht auf die jammernde Mutter, die ihr bleiches Kind an ihren Busen drückte. Beruhige Dich, gutes Weib! sagte der Bailli mit prophetischem Geiste, Könige ruh'n in der Hand Gottes, gleich uns, vertraue ihm für die Ewigkeit. Für Dein zeitliches Wohl laß ich Dir eine treue Stütze zurück.

Wen? fragte ahnend die Mutter.

La Mothe wird Dir Sohn, Annen Bruder seyn.

Er? rief die Zitternde, er? der Feind unsers Glaubens?

Er ist ein braver edler Mann und liebt Anna.

Das wußt' ich leider schon längst, sagte die ängstliche Mutter — drückte ihr einziges Kind an sich und blickte zitternd nach der Thür, wo Herr von Martigny mit einer Schaar Bewaffneter eintrat.

Im Namen des Königs seid Ihr mein Gefangener! sagte dieser, und sich gleich darauf zu dem Herrn von Serigny, der ihn begleitete, wendend: Erfüllt die Befehle des Königs, untersucht die Papiere und berücksichtigt besonders, was auf die Verschwörung von Amboise und den Prinzen von Condé Bezug hat.

Die Schlüssel zu Eurem Schreibzimmer, sagte Serigny bescheiden.

Es ist geöffnet, antwortete der Bailli, dachte mit inniger Angst an la Mothe, drückte seine jammernde Gattin an sein Herz, küßte die kalte Stirn seines Kindes und folgte dem

Herrn von Martigny nach dem Thurm am Thore.

La Mothe hatte noch zur rechten Zeit die Soldaten kommen gehört; was er an Papieren gefunden, nahm er schnell, verließ das Zimmer und Haus und opferte in seiner Wohnung alles den Flammen.

4.

Auf dem Balkon der königlichen Wohnung, den zwei mächtige Karyatiden stützten, saß der Hof und sah hinunter nach dem Platz de l'Etappe. Das Gesicht nach den Jacobinern gewendet, sah der junge Monarch unverwandt nach dem fünfstockigen Hause des Prevot la Mothe, welches an der Ecke des Platzes vor allen andern hervorragte, sein Arm stützte das bleiche Haupt, und er schien in tiefes Nachdenken versunken. Neben ihm stand die Königin Maria und spielte mit seinen spärlichen Locken, die ihm über die Stirn herabhingen. Sie sah wehmüthig auf ihn nieder und ein leiser ahnender Seufzer hob ihre Brust.

An der andern Seite des Balkons saß Ka-

tharina von Medicis, hinter ihr die beiden Hoffräuleins Isabelle de Limeuil und Jaqueline de Rouet, neben ihr der Kanzler l'Hopital, mit dem sie leise sprach.

Im Eingange des Balkons stand der Herzog von Guise und sah mitleidig lächelnd auf das königliche Paar, während der Kardinal mit dem Marschall von Brissac angelegentlichst sich unterhielt.

Alles war still, jedes Gespräch nur ein leises Flüstern. Da störte das Getrappel heransprengender Reiter die ängstliche Stille. Alles sah nach der Seite der Kirche zum heiligen Kreuze. Es war der Chevalier de Thermes, der eilig geritten kam, er sprang vom Pferde, verbeugte sich vor dem König — der Kardinal ging ihm rasch entgegen.

Alles war auf dem Balkon in gespannter Erwartung. Es galt, ob Condé komme, oder ob ihm das unvorsichtige Betragen des Montpezat, der den Bourbons den Eingang von Poitiers verweigert hatte, die Augen geöffnet und er nach Guienne zurückgekehrt sei. Des Königs Gesicht war lebhaft geworden, sein mattes Auge glühte, wie das Auge eines jungen Tigers, der seine Beute durch einen

kühnen Sprung erhaschen will. Die Königin schien nur auf den Eindruck zu achten, den die Erwartung auf dem Gesichte ihres Gemahls so grell zeichnete. Katharina aber sah unruhevoll nach der Thür, wo Franz von Guise ruhig lächelnd die Entscheidung abzuwarten schien. Ihm wäre in mancher Hinsicht der offene Kampf lieber gewesen als dieß heimtückische Verfahren. Er sah jetzt mit tief eindringendem Blicke auf das Fräulein von Limeuil, das sich an dem Stuhle der Königin kaum festzuhalten vermochte. — Maria bemerkte es; theilnehmend näherte sie sich: Ist Euch nicht wohl, Fräulein? fragte sie mit ihrer einnehmenden Stimme.

Sehr wohl, Ihro Majestät! antwortete das Fräulein hocherröthend, ihre Kniee wankten — Da trat der Kardinal mit triumphirender Miene herein: Sie kommen, Sire! rief er dem Könige entgegen, der mit Heftigkeit von seinem Sitze aufsprang, indeß das Fräulein von Limeuil sich immer mehr und mehr neigte und plötzlich ohnmächtig niedersank.

Der König achtete ihrer nicht. Er eilte mit dem Kardinal in sein Zimmer. Das

ſich empfahl. Die Männer blieben noch bei ihren Pokalen ſitzen, und ſo unangenehm es auch Roſen war, den beſonders des Grafen Oſſa Abweſenheit beunruhigte, mußte er doch bei dem Trinkgelage bleiben, wo Johann von Werth nach gewohnter Weiſe faſt allein das Wort führte.

Erſt ſpät am Abend brach dieſer auf. Trotz dem, daß er die ganze Zeit über wacker gezecht, mehr noch geſprochen hatte, war ihm der Wein nicht zu Kopf geſtiegen, er hatte ihn wohl offener und redſeliger, aber nicht trunken gemacht, und ſo wanderte er mit feſtem Schritt, Roſen begleitend, ſtill nach Hauſe.

„Schade iſt es um Euch" ſagte Johann von Werth endlich, als ſie durch die engen Straßen Straßburgs ſchlenderten „ſchade daß Ihr, ein ſo wackrer Kriegsmann, ſo ſchlechter Sache und gegen Deutſchland dient. Zwar ſeid Ihr ſo wenig als ich ein Deutſcher, aber wir fechten doch beide auf deutſchem Boden und für eine deutſche Sache, denn das werdet Ihr mir doch nicht glauben machen wollen, daß es jetzt noch die Religion ſei, für die wir das Schwert ziehen?"

„General!" erwiedert ihm Roſen unmuthig „Wohl dem Soldaten, der glaubt, er ſtreite für die gerechte Sache; in dieſem Glauben liegt das Vertrauen zum Siege. Ihr folgt dem Adler Oeſtreichs, ich dem Banner meines fürſtlichen Freundes, Ihr zieht das Schwert zur Unterjochung Deutſchlands, ich zu deſſen Vertheidigung; ſo ſtehen wir feindlich gegen einander über, jeder in dem Glauben, er ſtreite für das Rechte. Laßt jedem dieſen Glauben!"

„In Gottes Namen!" ſagte Johann von Werth treuherzig „Und da ich eben jetzt vor der Thür meiner

Trauerspiel sollte beginnen, die Rollen mußten ausgetheilt werden — was kümmerte ihn ein ohnmächtiges, nervenschwaches Weib.

Nicht so die theilnehmende Maria; sie sprang hinzu, und ehe noch Katharina wußte, was hinter ihr vorgegangen war, leistete sie schon der Ohnmächtigen hülfreiche Hand. Das Fräulein wurde in das Zimmer gebracht. Die Frauen der Königin beschäftigten sich mit ihr, und der Herzog von Guise stand immer noch von fern und sah mit finsterem Blicke auf diese Gruppe.

Verlaßt uns, Herr Herzog, sagte Katharina bittend, für das Herz eines Kriegers, für Euer Herz taugt ein solcher Anblick nicht. Der Herzog verbeugte sich und ging. In diesem Augenblicke schlug Isabelle die Augen auf, sah die Gestalt des Herzogs langsam nach der Thür schreiten und verbarg ihr Gesicht unter ihre schönen Hände.

Beruhige Dich, meine Tochter, flisterte ihr die Königin Mutter leise zu, ermanne Dich! Gib keine Blöße. Schmeichelnd strich ihr das Fräulein de Rouet die Locken von der kalten Stirn, und man führte sie auf ihr Zimmer.

5.

In dem Hauſe des Michel Sevin war es nicht ruhiger als in der Wohnung des Königs. Die Frauen jammerten — la Mothe tröſtete. Das Unglück führt die Gemüther näher. La Mothe, der es bisher nie gewagt hatte, Annen liebend zu nahen, wurde theilnehmender, inniger. Die Thränen der jammernden Tochter öffneten ein Herz, das der Religionhaß ſeit Monden verſchloſſen hatte. Männlich hatte er in dieſer Zeit mit ſeinem Gewiſſen gekämpft, aber nie ganz Herr über Grundſätze werden können, die ihm ſein zweiter Vater und Ohm, der ehrwürdige Abt von St. Pierre, eingeimpft hatte. Die glühende Phantaſie des Knaben wurde von der Natur und ihrer Schönheit in die finſtern Myſterien der Religion geleitet. Innig umfaßte der Jüngling die heiligen Geheimniſſe und ſchloß ſie mit Inbrunſt, aber demuthvoll, in ſein Herz und immer glühender ſchmückte er ſich die himmliſchen Bilder aus. Auf den Flügeln der Andacht ſchwebte er in das Alter des Mannes hinüber, mit bitterem, unauslöſchbarem Haß gegen die Bekenner der Lehre Cal-

vins. Da sandte der Himmel die Prüfung. Ein fremder Maler, ihm von einem seiner Freunde in Rom empfohlen, kam nach Orleans, wurde gastfreundlich von ihm aufgenommen, und ließ ihm aus Dankbarkeit ein kleines Gemälde zurück, welches die Madonna darstellte, den Jesusknaben auf dem Schooße, den Johannes an ihrer Seite lehnend. Noch stand la Mothe im Anschauen dieses Gemäldes vertieft, als die Glocke vom Thurme des heiligen Kreuzes ihn zur Messe rief. Die heilige Familie vor Augen, trat er aus seinem Hause und sah auf dem Balkon vor dem Hause des Bailli Groslot die Madonna sitzen, ein Kind auf ihrem Schooße, ein Anderes neben sich. Es war ganz die Stellung des Gemäldes. Ihr rothes Gewand wie auf dem Bilde, die nämliche Fülle der Locken. Sein Fuß bebte, seine Kniee zitterten, er wollte niederstürzen; da hob die Himmlische ihren Blick von dem Knaben auf ihn, der starr hinauf sah, er traf ihn, und keine Heilige, keine Madonna hätte mit einem Blicke so tief, so innig in sein Herz eindringen können. Er neigte sich, schaute noch einmal hinauf und ging sonderbar ergriffen, fast seiner nicht

mehr mächtig, in die Kirche. Vor dem Altare der Gebenedeieten kniete er nieder, sein Herz war von heiliger Andacht erfüllt, und doch vermochte er nicht, mit reinem Gemüthe sein Gebet zu den Himmlischen zu erheben, die Madonna des Bildes, die heilige Gestalt auf dem Balkon, die Göttliche selbst vermischten sich so sonderbar in seiner glühenden Einbildungskraft, daß er aufsprang, und mit sich selbst uneins wohl fühlte, daß die innere Stimmung ihn nicht würdig mache, sein stilles Gebet vor der Heiligen zu erheben. Er wollte die Kirche verlassen, da sah er den Bruder Joseph, von dem Orden des heiligen Dominici, im Beichtstuhle sitzen. Er eilte hin, kniete nieder, entdeckte dem Beichtiger sein innerstes Gefühl und schilderte ihm mit Glut die Empfindung, die sich seiner beim Anblicke des holden Wesens bemächtigt hatte.

Ruhig hörte ihm der Pater zu, kein fragender Blick, kein Laut unterbrach den Strom seiner Rede. Doch jetzt, da la Mothe schwieg, verzog ein mitleidiges Lächeln den ernsten Mund des Mönchs. Mein Sohn, sagte er langsam gedehnt, die Heilige, die Du sahst, ist ein Kind der Hölle, ist Anna

Groslot, die Tochter unſers Bailli, erſt geſtern von Rochelle zurückgekommen. Sie verließ den Glauben ihrer Väter, ſie iſt eine Ketzerin! Satan ſuchte auch Dich zu verführen und ſtellte ſie Dir im Gewande der Heiligen vor, fliehe ſie, Du fliehſt die ewige Verdammniß.

Mit ſtarrem Blicke ſah la Mothe den Dominikaner an, der das ganze luftige Gebäude ſeiner aufgeregten Empfindung mit einem Male zertrümmert hatte, neigte ſich ſchweigend und verließ die Kirche. Das Auge zur Erde geſenkt, den geiſtigen Blick aber gen Himmel gewendet, ſchritt er ſinnend nach Hauſe. — Als er auf den Platz de l'Etappe kam, zog ſich unwillkührlich, doch ſchüchtern, ſein Auge empor. Da ſaß ſie noch, die Liebliche, die Kinder waren verſchwunden und mit ihnen der heilige Schein. Die holdlächelnde Jungfrau ſchaut' ihm ſanft erröthend entgegen, ſie grüßend ging er vorüber, und ihr Bild verließ ihn ſeitdem nie wieder.

Aber der Ketzerin zu geſtehen, daß er ſie liebe, das vermochte er nicht, ſo mächtig war die Gewalt der Liebe nicht. Er verſchloß es tief in ſeiner Bruſt, jedoch ſein Blick ver-

rieth, was die Lippe verschwieg. Die Herzen fanden sich auf verborgenem Wege und die Warnungen des Beichtigers konnten wohl die Handlungen des jungen Mannes, doch seine Gefühle nicht leiten.

Aber jetzt, wo die Thränen der Geliebten leise das lange verschlossene Herz öffneten, wo ihr Kummer, ihr Elend das edle Gefühl des Jünglings aufforderten, thätig, menschlich zu handeln, wo die Berührung, der Trost, der Rath, die Theilnahme sie ihm so nahe brachten, da entfloh dem Glühenden das Geständniß, da lohnte ihn die offene Versicherung Annas, daß sie ihn schon längst geliebt habe. Treu ihrem Vater beizustehen in Noth und Tod, versprach ihr nun la Mothe, und als er daheim in seinem einsamen Zimmer saß, als er die Seligkeit der eben entschwundenen Stunde noch einmal in der Erinnerung genoß, als sie mit ihrem ganzen Zauber vor ihm schwebte und seine Lippen ein entzücktes Mein! ausriefen, öffnete sich die Thür und Pater Joseph trat herein.

Eure Gemeinschaft mit den Ketzern, edler la Mothe, so hob er an, macht mich bange für Euer Seelenheil. Der würdige Vater,

der Abt von St. Pierre, dem ich, seinen Befehlen gemäß, über Euern Wandel den wahrhaften Bericht abgestattet habe, sendet mich her, Euch zu warnen. Gebt zurück in die heilige Schrift, dort werdet Ihr finden, daß Adam durch ein schönes Weib, selbst David, der gottesfürchtige König, durch die Bathseba fiel, die Weisheit Salomo's den Lockungen der Weiber nicht widerstand, deßhalb warne ich Euch. Ihr steht am Abgrunde. Anna Groslot wird mit ihren buhlerischen Künsten —

Buhlerischen Künsten? fuhr la Mothe heftig auf. Ehrwürdiger Herr! ich bitte Euch, mäßigt Eure Ausdrücke, wollt Ihr, daß ich Euch anhören soll.

Der Pater lächelte. Ueberdieß, fuhr er ganz ruhig fort, komme ich eben von Sr. Eminenz dem Herrn Kardinal von Lothringen. Dort erfuhr ich so Manches, was ich Euch wohl, mein theurer Sohn, zur Warnung vertrauen möchte. Doch Ihr seid mir seit einigen Wochen fremder geworden, und ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, mein Geheimniß in Euer wankelmüthiges Herz zu verschließen.

Betrifft es mich, sagte la Mothe, so behaltet Euer Geheimniß für Euch, ich liebe nicht, in dem Buche des Schicksals voraus zu lesen, betrifft es Andere —

Es betrifft Jerome Groslot, und mithin auch Euch! setzte Pater Joseph dehnend hinzu und faßte la Mothe fest in's Auge.

Sprecht! rief dieser leidenschaftlich, sprecht, ehrwürdiger Herr, kann ich etwas für ihn thun, so seid überzeugt —

Bemüht Euch nicht, der ist verloren, sagte der Beichtiger ganz ruhig. Der König will seinen Tod. Er sei der Anfang zum Auto da fé, das endlich Frankreich reinigen wird.

Und kehrt er zum Glauben der Väter zurück? frogte la Mothe.

Gleichviel, so muß er doch sterben! antwortete ihm Pater Joseph gelassen.

Sterben? rief la Mothe verzweiflungvoll.

Zur Rettung Tausender, was ist da ein Opfer. Aber, fuhr der Pater freundlich fort, ich hätte fast den eigentlichen Zweck meiner Sendung vergessen. Der Kardinal läßt Euch ersuchen, ihm Euer Haus für einige Zeit zum Dienste des Königs abzutreten.

Mein Haus?

Ja das Eure, werther Sohn. Es liegt so hübsch isolirt, sein Vorsprung, der auf drei Straßen stößt, macht es seinem Zwecke so anpassend. Es ist schmal, hoch, seine fünf Stockwerke nicht leicht zu erklimmen. Die untern Fenster vermauert, die obern mit starken eisernen Gittern versehen. Oben auf dem Vorsprung kleine Kanonen, da würde es den Rebellen wohl schwer werden —

Ihr sprecht ja, als wäret Ihr der Herr von Cypriere! unterbrach la Mothe, der auf einmal, Alles durchschauend, seine Besinnung und die so nothwendige Ruhe wieder erhalten hatte. Wozu auch der König mein Haus benutzen will, fuhr er fort, es steht, wie Alles was ich besitze, zum Dienste Sr. Majestät bereit. Ich werde es morgen räumen.

Brav, mein Sohn! sagte der Pater. Ich werde Sr. Eminenz Eure Bereitwilligkeit, Eure Anhänglichkeit an unsern König, dem Gott langes Leben schenken möge, kund thun, und es wird von ersprießlichen Folgen für Euch seyn, könnt Ihr Euch von den Ketzern trennen.

Er ging. La Mothe hatte den Plan durchschaut, und hoffte dieß zu benutzen.

6.

Isabella, sagte Katharina von Medicis, an dem Bette des Fräulein von Limeuil ganz allein sitzend, Du weißt, ich kenne Deine Neigung zu dem Prinzen, ich habe Dir kein Hinderniß in den Weg gelegt. Isabella küßte schweigend die Hand der Königin. Ich kenne die Macht der Liebe und ihre Schwächen und habe deshalb Nachsicht mit einem liebenden Herzen, ich sehe es überdies gern, wenn die Großen an meinem Hofe sich gefallen und sich mehr um Katharina, als um die jugendliche Maria drängen — doch verlang' ich Geheimniß. Nur was ich zu wissen nicht gezwungen bin, das übersehʼ ich. Was ich wissen muß — darf meiner Ahnung nicht entgehen. Du verstehst mich, Isabella. Das Fräulein drückte ihre Lippen noch einmal auf die Hand der Königin. Dein gestriges Benehmen war thörig, Du gabst Dir in des Herzogs Gegenwart eine unverzeihliche Blöße.

Wohnung ſtehe, ſo wollen wir wenigſtens hier als Freunde von einander ſcheiden, können wir es auch nicht auf dem Schlachtfeld. Obriſt Roſen!“ fuhr er fort, ihm die Hand reichend „Ich will Euch wohl, ſind wir gleich verſchieden in Glauben und Meinung, ſetzt Ihr gleich zierlich Eure Reden und haltet Eure Zunge gebunden, wenn ich mit plumpen Worten, was ich denke, unverholen aller Welt ſage, ſo treffen wir doch in einem zuſammen: Wir ſind beide brave Kriegsleute, und Ihr ein Ehrenmann, den ich achten und ſchätzen gelernt, deshalb reich' ich Euch meine Hand von Herzen, und freue mich der Erwiederung meines Händedrucks — Nun Ade! Unter Kugelregen ſehen wir uns wieder!“

Roſen hatte dieſe herzlichen Worte auf gleiche Weiſe erwiedert, und wollte ſich eben mit dem ihn begleitenden Diener entfernen, als ihn Johann von Werth zurück hielt. „Irr' ich nicht, ſo ſehe ich dort, wo die Gaſſe ſich verengt, verdächtige Geſellen hin und her ſchleichen“ ſagte er — „Mir war es früher ſchon, als ob ſie uns immer voran gegangen wären, und während wir hier ſprachen, ſind ſie dort ſtehen geblieben. Habt Ihr vielleicht irgend einen Feind hier in Straßburg, denn mir ſcheint, daß es Euch gilt; nehmt lieber meine Diener zur Begleitung mit, Vorſicht kann nie ſchaden.“

„Wer ſollte auf offener Straße, in dieſer friedfertigen Stadt es wagen, mich meuchlings anzufallen“ erwiederte Roſen, indem er ſich jede Begleitung verbat. „Ueberdies wüßte ich Niemanden, der mein Feind und ſolcher ſchlechten That fähig ſei. Lebt wohl, General, dieſſeits

Du zitterst, Isabelle, bei dem Namen Franz von Guise? Es ist wahr, fuhr sie fort, vor diesem Manne erbebt ein stärkeres Herz als das Deine. Doch warum zitterst Du? So rede! Was soll dieß Schweigen?

Gnädige Frau, unterbrach nach langem Zaudern das Fräulein Limeuil die Stille. Soll ich den Herzog von Guise nicht fürchten, er ist Condé's Feind. Scharf blickte Katharinens Auge in das Auge der Limeuil. Sie schlug es nieder.

Das ist es nicht allein, wovor Du zitterst. Er kennt Dein Geheimniß. Sein Blick, der düstere Zug, der sich um seine Augenbraunen wölbte, als Du im Zimmer, die Augen geschlossen, ohnmächtig da lagst. Verrathe mir's — er weiß, Du liebst Condé.

Er weiß es, stammelte die Limeuil.

Und wodurch?

Eh' ich noch den Prinzen von Condé gesehen, fuhr das Fräulein fort, es war in Fontainebleau, da bemerkt' ich, daß der Herzog sich mir freundlich nahte, er schenkte mir seine Aufmerksamkeit — Sie stockte —

Fahr' nur fort, sagte Katharina aufmerksam, das hatt' auch ich bemerkt.

Ich

Ich war nicht gleichgültig dafür — nicht daß mein Herz das mindeſte gefühlt hätte — nein, es ſchmeichelte mir nur, daß der wichtigſte Mann am Hofe, der Ohm des Königs, um meine Gunſt warb. Ich hörte ſeine Schmeicheleien an, und — verzeiht, gnädige Frau — und ſchien nicht gleichgültig dafür zu ſeyn.

Unglückliche! rief Katharina, wer ſpielt mit Guiſe?

Da erſchien Condé. Umringt von ſeinen Feinden, trat er muthig vor ſeinen König. Mit aller Würde und mit Stolz vertheidigte er ſeine Unſchuld; mit kühnem Muthe trat er in die Schranken, warf ſeinen Handſchuh vor des Thrones Stufen, und rief, ſein königliches Blut vergeſſend, zum Zweikampf jeden auf, der ihn der Theilnahme an der Verſchwörung von Amboiſe zeihen könnte. Der Herzog trat an ſeine Seite und bot ſich ihm als Waffenbruder an. Da ſtanden ſie, der Eine ernſt und hoch wie der Gott des Krieges, der Andere edel und mild, gleich einem Cherub, der ſein flammendes Schwert gehoben, die Unſchuld zu vertheidigen.

War's Zufall, war's Schickſal, Condé's

Blick traf mich in dieſem Augenblicke, ich ſchlug den meinen nieder und erſt als ſie ihn in das Gefängniß führten, wagt' ich es, ihm nachzuſehen. Von dieſem Augenblick an liebt' ich nur ihn — mein ganzes Weſen, all' mein Thun und Denken zerfloß in der Erinnerung an ihn. Ich mied den Herzog, er bemerkte es wohl — o Eiferſucht ſieht ſcharf. Als Condé wieder frei am Hofe erſchien, ſich mir nahte, ſah Guiſe bald, daß Liebe uns vereine. Er ſagte mir kein Wort, ſein Blick nur ſprach, und ſeit dem Tage iſt er mir nicht genaht.

Unglückliche! rief Katharina. Wo ich löſchen wollte, wirft Deine Eitelkeit von Neuem Feuerbrände in das Haus. Geſellt ſich noch die Eiferſucht zum Kampfe der Ehrſucht, zu dem alten Haſſe — dann iſt Condé durch Dich verloren.

Da ſtürzte Iſabelle aus dem Bette, der Königin zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. O meine gnädige Königin! rief ſie, o meine Mutter, retten, retten Sie den Prinzen und wälzen Sie dieſe Schuld von mir.

Noch lag ſie, ihr Geſicht in Katharinens Schooß verbergend, die von der Heftigkeit

des Mädchens überraſcht, nicht wußte, was ſie beginnen ſollte, als die Thür ſich öffnete, und die Herzogin von Montpenſier hereintrat. Iſabelle ſprang auf, die Königin ging der Herzogin entgegen. Wir haben hier eine Kranke, ſagte ſie ernſt, ſie leidet an einem unheilbaren Uebel, an dem Herzen. Habt Ihr nichts von Condé gehört, um ſie zu tröſten?

Ich habe ſo eben einen Brief des Erzbiſchofs von Vienne erhalten, ſtiſterte die Herzogin Katharinen leiſ' in's Ohr, er würde die Arme ſchwerlich heilen.

Kommt in mein Zimmer, ſagte die Königin, küßte die noch zitternde Iſabelle auf die Stirn, und ging mit der Herzogin von Montpenſier in ihr Cabinet.

7

Anton von Navarra und der Prinz Condé nahten ſich Orleans. Im Gefühle ihrer Unſchuld hatten ſie die achthundert Edelleute, welche in der Gegend von Poitiers zu ihnen geſtoßen waren, und leicht ein Heer von

10,000 Mann verſammeln konnten, entlaſſen, und gingen dem königlichen Worte vertrauend, trotz der Warnung von allen Seiten, ihrem Schickſale entgegen.

Schon an den Thoren Orleans hätten ſie es ahnen können. Niemand kam ihnen entgegen, keine Deputation der Stadt, kein Großer des Hofes, nur der Kardinal von Bourbon und der Prinz von Roche ſur You hatten die Erlaubniß hierzu erhalten und erwarteten ſie in der Vorſtadt des Porteraux.

Als ſie einritten und auf beiden Seiten eine Reihe ſchottiſcher Bogenſchützen aufgeſtellt fanden, die Bürger mit düſterm, ſcheuem Blick hinter den Fenſtern auf ſie niederſahen, ahneten Beide ihr Schickſal. Muth gefaßt, mein Bruder, ſagte Condé zum König von Navarra, Muth gefaßt! Wir wollen uns nicht vor dieſen Guiſen beugen; das königliche Blut des heiligen Ludwigs erhebt uns über unſer Schickſal. Als ſie nun über die Brücke der Loire ritten, wo des Tavannes Arquebuſirer ſtanden, rief ihnen ein halb trunkener Söldner entgegen: Zum Scheiterhaufen, Ihr Calviniſten! Condé ritt raſch auf ihn zu und ſah ihm ſcharf in's Auge. Der Elende bebte,

und einen verächtlichen Blick auf ihn werfend, ritt der Prinz, mitleidig lächelnd, weiter.

Sie nahten jetzt dem Monumente der Jungfrau, welches Karl der Siebente aus Dankbarkeit ihr setzen ließ. Der Prinz von Condé hielt an und betrachtete es aufmerksam. Zum Blutgerüste hatte der Heldenmuth die Jungfrau geführt, auch er ging vielleicht diesem Schicksal entgegen. Schweigend sah er auf das Heldenmädchen, das hier zu den Füßen der Mutter Gottes seinem Könige die Hand reichte. Wie gern hätte er nicht auch Franz dem 2ten die Hand gereicht und sich mit ihm vereint, um die Fremden von Frankreichs Boden zu vertreiben.

Nur vorwärts! rief jetzt eine Stimme aus dem Haufen der Söldner, der an den Tournellen sie erwartete, nur vorwärts! Wir stehen schon lange hier, auf die Ketzer zu warten!

Der König von Navarra wüthete. Doch Condé gab lächelnd seinem spanischen Hengste die Spornen und sprengte voran. Auch in der Rue Royale, auf dem Platze du Martroy, überall fanden sie Truppen, überall sprach sich der Geist aus, der hier herrschte und herrschen sollte.

Als sie an das Thor der königlichen Wohnung kamen, verlangte der König von Navarra die Oeffnung, um in den Hof einzureiten, wie es ihm als Prinz von Geblüt gebührte. Der Hauptmann der Garde verweigerte es, der König war genöthigt, mit dem Prinzen auf der Straße abzusteigen und durch die Pforte zu Fuß einzugehen.

Franz der Zweite, umgeben von den Guisen und den Großen des Reichs, empfing die Bourbons mit berechneter Kälte. Den König von Navarra umarmte er, von dem Prinzen von Condé wendete er sich ab. Die Guisen blieben unbeweglich auf ihrem Platze stehen und gingen nicht einmal den Prinzen entgegen, sie zu begrüßen. Nach dieser kurzen, fast stummen Audienz, folgten sie dem Könige zu seiner Mutter. Die Guisen blieben zurück. — Katharina empfing sie freundlich, doch schien sie traurig. Sie war ganz allein im Zimmer. Plötzlich, noch ehe Katharina sprechen konnte, trat der König vor den Prinzen von Condé und überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen. Er habe die Verschwörung von Amboise eingeleitet, gab er ihm

Schuld, und nach Thron und Leben ihm getrachtet.

Condé sah ruhig auf den matten königlichen Jüngling, der zu seinem Zorne die letzten Kräfte gesammelt hatte. Die Ehre, vor Eurer Majestät zu stehen, hub er an, ist der sicherste Beweis meiner Unschuld, der alle meine Feinde billig zum Schweigen bringen mußte. Wär' ich schuldig, wär' ich der Verbrechen fähig, die Eure Majestät mir Schuld gibt, hätte ich es dann wohl je wagen können, mich auf die Einladung Eurer Majestät zu stellen?

Das Gericht mag darüber entscheiden! rief der König zornig und verließ schnell das Zimmer. Die Prinzen beurlaubten sich bei der Königin Mutter, und im Herausgehen nahmen Mailli, Breze und Chavigny, Hauptleute der königlichen Garde, den Prinzen im Namen des Königs gefangen und führten ihn, ohne daß er sich widersetzte, in la Motho's Haus, welches in den wenigen Tagen schnell zu einem Staatsgefängnisse umgeschaffen worden war.

Auch Groslot war schon am Morgen aus dem neuen Thurme dahin geführt worden; in-

dem zweiten Stock, in la Mothe's Studirzimmer, das nach dem Garten die Aussicht hatte, saß der gefangene Bailli; im vierten Stocke, seine Zimmer mit der Aussicht nach dem Place de l'Etappe, der Prinz von Condé.

Wahrscheinlich hatte der König diese Anordnung zur Kränkung des Prinzen getroffen, der nicht an das Fenster treten konnte, ohne von dem Hofe beobachtet zu werden, und in seiner traurigen Einsamkeit alle Freuden und Feste desselben mit ansehen mußte. — Dem Hauptmanne Gohaz war die Bewachung Beider anvertraut und alle nur erdenkliche Vorsichtmaßregeln wurden angewendet. Die Fenster waren mit eisernen Stäben geschlossen, die des untern Stockes vermauert, das Dach des Thurmes abgetragen und mit drei kleinen Kanonen besetzt, wovon jede eine der Straßen bestrich, die auf den Place de l'Etappe stießen. Die Thüren waren barrikadirt und rings um das Haus standen Schildwachen, den Zugang zu verwehren.

8.

Die Verhaftung des Prinzen Condé und des allgemein geschätzten Bailli von Orleans setzte ganz Frankreich in Bewegung, am meisten die Calviniſten, die in dem Schlage, der ihr Haupt traf, ihren Untergang, und mit Recht voraus sahen. Selbſt Colligny, der bedächtige Colligny, unter der Hand seine Glaubensbrüder aufbietend, machte Anstalt nach Orleans zu gehen, um wo möglich den Prinzen zu retten. Die Prinzeſſin von Condé begab ſich nach der Verhaftung ihrer Mutter, der Madame du Roy, die durch Bailleul de Renouard nach St. Germain en Laye gebracht worden war, nach Orleans, um für ihren Gemahl und ihre Mutter die Gnade des Königs anzuflehen. Auch die Herzogin von Ferrara, die Tochter Ludwigs des 12ten und Schwiegermutter der Guiſen, kam aus Italien, und erſchrocken über den Zuſtand ihres Vaterlandes, machte ſie die bitterſten Vorwürfe, und Franz II. die glücklichen Zeiten Frankreichs unter ihrem königlichen Vater vorſtellend, ſuchte ſie ihn zu bewegen, durch Freilaſſung des Prinzen einen

oder jenſeits des Rheines ſehen wir uns bald wieder.“ Er verließ ſeinen Gegner und ging getroſt weiter.

Kaum einige Schritte gegangen, erblickte er deutlich mehrere in Mäntel Gehüllte, die in der engen Straße mit einander plauderten. Er kümmerte ſich wenig um ſie und befahl dem Diener, der die Fackel trug, und der bei ihren Anblick ſtutzte, nur getroſt an ihnen vorbei zu gehen. Der Diener gehorchte, als er jedoch eben an ihnen vorüber gehen wollte, wurde ihm die Fackel aus der Hand geſchlagen und Roſen umringt, der aber ſchnell ſein Schwert zog, ſich Luft machte und ein Haus erreichte, an deſſen Mauer gelehnt, er ſich gegen die Andringenden vertheidigen konnte, die den Diener entwaffnet hatten und nun mit Ungeſtüm auf den Oberſten eindrangen. Aber nicht lange blieb Roſen in dieſer gefahrvollen Stellung, denn im Rücken der Angreifenden fiel Hieb auf Hieb, ſie flohen, nur ein Schwerverwundeter blieb auf dem Platze liegen, den Johann von Werth — er war der Freund, der zu Roſens Rettung mit ſeinen Dienern herbei geeilt war — in ſeine Wohnung zu bringen befahl.

„Sagte ich es Euch nicht, Obriſt, daß Ihr der Gefahr entgegen ginget?“ begann er nun zu Roſen, der verdrießlich das Schwert in die Scheide ſtieß. „Schändlich, wenn man gegen ſolch Lumpengeſindel ſein gutes Schwert ziehen muß! Morgen ſollt Ihr ſchon erfahren, wer der ſaubere Burſche iſt, der im Dunkel der Nacht ſeine Heldenthaten beginnt, bis zum Verhör wird der Verwundete doch noch leben. Es freut mich nur, daß Johann von Werth diesmal vorſichtiger war als Ihr, und noch

bürgerlichen Krieg zu vermeiden. Alles war vergebens, selbst die demüthigende Rolle, die der König von Navarra am Hofe spielte, der es nicht unter seiner Würde hielt, selbst bei den Guisen für seinen Bruder zu bitten, und der seiner Würde so viel vergab, daß er nicht anders als mit unbedecktem Haupte mit den lothringen'schen Prinzen redete, konnte in dem Willen des Königs und in der Politik der Guisen nichts ändern. Condé's und seiner Anhänger Verderben war beschlossen, und nur der Sache eine rechtliche Form zu geben und den Schein von sich, allein auf den König zu wälzen, war die einzige Sorge der Guisen.

Sie thaten alles, den König noch mehr gegen den Prinzen zu reizen, der ihn persönlich hassen mußte, weil er ihn fürchtete. Sie beredeten den König, dem Prinzen einen Mönch in's Gefängniß zu schicken und ihm die Messe zu lesen; Condé wies diesen mit den Worten zurück: Ich bin nicht nach Orleans gekommen, die Messe zu hören, sondern meine Unschuld zu vertheidigen. — Als der König einige Tage darauf, nur um ihn zu prüfen, den Herrn de l'Aubepinne zu ihm

schickte, welcher ihm, wie aus sich selbst, den Vorschlag machen mußte, sich mit den Guisen zu versöhnen, antwortete er mit Stolz: Den Guisen kann ich nur mit meiner Lanzenspitze mich nähern *).

Der Prozeß wurde eingeleitet, des Königs Anwalt klagte auf Majestät-Verbrechen Der Prinz — so lautete die Anklage — habe dem Könige und dessen Brüdern nach dem Leben getrachtet, die Unruhen in Lyon und der Dauphiné erregt und sey das Haupt der Verschwörung von Amboise. Zeugen wurden von allen Seiten herbeigeführt. Der Prinz erkannte jedoch das niedergesetzte Gericht nicht für competent. Nur in Gegenwart des Königs, vor dem versammelten Parlament und den Pairs des Reichs verlangte er als Prinz von königlichem Geblüt gerichtet zu werden. Aber alle seine Vorstellungen waren fruchtlos, und der Geheimerath des Königs gab den merkwürdigen Schluß, daß, wenn er nicht das vom Könige ernannte Gericht anerkenne, und auf die zur Untersuchung nothwendigen Fra-

*) Qu'il n'y avoit meilleur moyen d'apointement, qu'avec la pointe de la lance.

gen nicht antworte, so würde man ihn für schuldig erkennen und verurtheilen. Somit war er verloren!

9.

Auch der Prozeß des Bailli war eingeleitet. Man gab ihm Schuld ein Calviniſt zu ſeyn, er habe ferner dem König von Navarra und dem Prinzen Condé Orleans überliefern wollen, und die königlichen Befehle nicht befolgt, welche die Tilgung der Hugenotten in jener Stadt hatten bewirken ſollen. Gleich im Anfange des Prozeſſes ſah man deutlich, daß man ihn verderben wollte, und la Mothe hatte alle Hoffnung verloren, da ihm der Kardinal ſeine Vorſtellung mit einem Spruche der Bibel beantwortete: Es iſt beſſer ein Glied zu verlieren, als den ganzen Körper. Eine Audienz, welche la Mothe bei dem König verlangte, wurde abgeſchlagen, und die Familie ſaß hoffnungslos in ihrem einſamen Stübchen.

Da ſagte la Mothe plötzlich, als die Mutter ſie verlaſſen hatte: Anna! ich kenne nur

noch Ein Mittel den Vater und Euch zu retten.

Und welches? fragte dieſe geſpannt.

Geht in die Meſſe, kehrt zu dem wahren Glauben zurück. Errettet den Vater und Eure Seele.

La Mothe! rief das Mädchen ſchmerzlich.

Es iſt der einzige noch mögliche Weg. Ergreift ihn, Anna, rettet Euren edlen Vater.

Ich weiß noch einen andern Weg, ſagte Anna mit Ruhe, Gott vertrauen und handeln!

Erſtaunt ſah ſie la Mothe an. Handeln? fragte er nach einer ernſten Stille. Handeln? Ihr?

Ich, la Mothe, das ſchwache Weib. So lange der Himmel mir die Kraft nicht verſagt, ſo lange ich vertrauenvoll mein Herz zu ihm erheben kann, ſo lange verzweifle ich nicht.

Ihr habt viel Muth, Anna. Mehr Ergebung wäre beſſer.

Anna ſah la Mothe ſtarr an, trat dann an's Fenſter und ſah nach dem Thurme der Jacobiner.

Die Zeit rückt heran, ſagte ſie, raubt mir nicht meinen Muth, ich habe ihn nöthig. Sie

ordnete ihren Anzug und bereitete alles zum Ausgehen.

Wohin wollt Ihr? rief la Rothe erstaunt.

Wohin mich meine Pflicht ruft — und wohin Ihr mir nicht folgen könnt! setzte sie hinzu. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse und verließ das Zimmer.

Sie eilte nach dem Platze de l'Etappe, ihrem väterlichen Hause zu. Welch' sonderbare Empfindung ergriff sie, als sie durch die Pforte in den innern Hof trat, der von Kriegern wimmelte. Sie schritt ungehindert zwischen ihnen durch, betrat die Stufen der Treppe und hoch klopfte ihr Herz, als sie die Thüre des Vaterhauses öffnete. Rauschender Lärm, Soldaten, Diener, Frauen und Höflinge, alles wogte hier durcheinander, wo sonst nur die Stille der Häuslichkeit geherrscht hatte. Kundig des Weges ging sie die Treppe hinauf, nach den Zimmern, von denen sie vermuthete, sie seien für die Königin Maria eingerichtet; Niemand störte sie. Ein langer Gang führte sie dahin, sie mußte vor ihrem Zimmer vorbei, und eine unbeschreibliche Sehnsucht hielt sie hier fest. Mit thränenden Augen sah sie nach der wohlbekannten

Thür, blieb vor ihr stehen und wie eine flüchtige Erscheinung schwebte die Vergangenheit mahnend an ihr vorüber. Da tönten die Klänge einer Laute, die schmelzenden Töne eines wehmuthvollen Liedes drangen aus dem trauten Stübchen. Unwillkührlich, wie durch alte Gewohnheit geführt, ergriff sie die Klinke, ein leiser Druck öffnete die Thür und vor ihr am Fenster, das Auge hin nach dem Hause gewendet, wohin sie selbst so oft, die Laute im Arm, sehnsuchtvoll geschauet hatte, saß eine Jungfrau mit thränendem Auge, welche die Zitternde nicht zu bemerken schien, die von tausend Empfindungen durchkreuzt an der Thür stehen blieb. Immer noch saß die liebliche Jungfrau bewegtos, das Auge unverwandt nach jenem Hause gerichtet. Ihre Laute ruhte verstummt in ihrem Schooße, die Hand hing schlaff am Sessel herab und den rosigen Lippen entflohen nur zuweilen leise Seufzer. Anna stand in dem Anschauen dieser holden, traurenden Erscheinung versunken, der Gedanke, dieser Engel erscheint dir vielleicht zur Rettung, durchflog sie schnell. Jetzt aber wurden die traurigen, starren Züge der schönen Jungfrau am Fen-

ſter belebt — ihr Auge glühte. Sie ſtreckte die Arme aus, als wolle ſie irgend etwas ſehnend umfangen, nahm ein Bild aus ihrem Buſen, drückte es mit Inbrunſt an die Lippen, ſank auf die Kniee, faltete die hochgehobenen Hände und betete leiſe.

Unwillkührlich beugte auch Anna ihr Knie, ſank nieder und betete mit. Da hörte die Jungfrau am Fenſter ein dumpfes Murmeln hinter ſich, ſie erhob, wendete ſich, und ſank mit einem Schrei zurück auf den Stuhl, ſchnell das Bild, welches noch ihre Rechte hielt, an ihrem klopfenden Buſen verbergend.

Anna erſchrack, ſprang auf und nahete.

Wer ſeid Ihr, die ſo unbeſcheiden in mein Zimmer dringt! rief die Dame mit Heftigkeit. Ziemt es ſich, einzudringen in fremde Wohnung?

War es der heftige Ton, war es das Gefühl des Stolzes, ſich in ihrem eigenen Zimmer als zudringliche Fremde behandelt zu ſehen — Anna trat mit Würde näher.

Verzeiht, Dame, ſprach ſie, daß ich Euch ſtörte. Ich wollte zur Königin Maria, mich bittend zu ihren Füßen zu werfen, da führte mich mein Weg an meinem Zimmer vorbei,

und sei es Gewohnheit, sei es Sehnsucht, es zog mich hinein.

In Euer Zimmer? rief die Dame verwundert.

In mein Zimmer! antwortete mit wehmüthigem Tone Anna.

So seid Ihr —

Anna Groslot.

Verzeiht, sagte die Dame, ihr sanft entgegen tretend, daß ich Euch unfreundlich empfing. Der Schreck, die Verlegenheit —

Und zu wem führte mich ein freundlicher Zufall? fragte Anna.

Zu Isabelle von Limeuil, dem Hoffräulein der Königin Mutter! sagte nun diese, und reichte freundlich, nach damaliger Sitte, Annen die Wange zum Kusse.

So hat mich mein Schicksal nicht irre geführt! rief Anna. Was ich von Euch vernahm, setzte sie bedeutsam hinzu, giebt mir Hoffnung, Ihr werdet meine Bitte unterstützen.

Bei der Königin Maria wohl schwerlich, unterbrach sie Isabella, doch in wie fern könnte ich Euch dienen?

Ihr seid der Parthei des Prinzen Condé

nicht entgegen, fuhr Anna fort, und sah mit scheuem Blicke in das dunkelblaue Auge der Limeuil, die erröthend es niederschlug. Mein Vater, ein treuer Anhänger des Prinzen, sitzt dort in jenem Eckhause gefangen, sie zeigte nach la Mothes Wohnung. O mein Gott! — rief sie plötzlich aus, ist er es, der da am eisernen Gitterfenster steht und hernieder nach uns blickt? — O mein Vater!

Er ist es nicht! rief sich vergessend Isabella, es ist Condé!

O Glückliche! sagte Anna schmerzlich, Ihr könnt ihn sehen, ich sehe meinen Vater nicht!

Dieß unwillkührliche Geständniß öffnete die Herzen der Jungfrauen, diese Stunde machte sie zu innigen Vertrauten. Ihre Wünsche, ihre Sehnsucht hatten Ein Ziel, ihre Furcht war dieselbe. Ein Haus verschloß Alles, und selbst in Annas Gemüth die schöne Rückerinnerung freundlicher Tage.

Auf Mariens Herz habe ich keinen Einfluß, hub Isabella an, ich muß fast aus einer Ursache glauben, sie haßt mich, so sehr ich mich auch nach dieser holden, königlichen Gestalt hingezogen fühle. Doch Katharina von Me-

dicis liebt mich, sie ist meine zweite Mutter, zu ihr führe ich Euch, Anna.

Zu ihr? rief Anna erstaunt. Zu ihr sollte mein Weg mich führen?

Und weßhalb nicht? fragte Fräulein Limeuil verwundert.

Ihr könnte ich mich nicht zutrauenvoll nahen. Ihr schlagen die Herzen fränkischer Jungfrauen nicht entgegen, sagte Anna nicht ohne Beklemmung, Sie ist —

Auch Ihr seid in dem Wahne, daß alle Früchte von Italiens herrlicher Flur den Saamen des Giftes über Frankreichs Boden ausstreuen. Katharina ist weich, gut und, setzte sie heimlich hinzu, Freundin der Bourbon's. Verweilt hier einen Augenblick, ich gehe zu ihr, und gestattet sie Euch, Eure Bitten ihr zu Füßen zu legen, so habt Ihr schon halb gewonnen und Eures Vaters Fesseln lösen sich sicher.

O, könnte sie das! rief Anna, wie glücklich, wie dankbar wollte ich seyn — doch, setzte sie traurig hinzu, ständ' es in ihrer Macht, die Kerker zu öffnen und die unschuldigen Schlachtopfer des Fanatismus zu befreien, warum

zur rechten Zeit ankam — Nun gute Nacht — Auf Wiederſehen! Meine Diener mögen Euch begleiten.“

„Johann von Werth!“ ſagte jetzt Roſen, mit Wärme des Generals Hand ergreifend „Laßt uns unſre Wette aufheben! Dem Freunde, denn als ſolchen habt Ihr Euch an mir bewährt, möchte ich nicht gern auf ſo feindliche Weiſe entgegen treten. Führt uns der Zufall zuſammen, treffen wir uns in offener Feldſchlacht, dann hat uns das Schickſal einander gegenüber geſtellt, nicht unſer eigner Wille; laßt uns die Wette aufheben!“

„Nein, Obriſt Roſen, nimmermehr willige ich darein!“ entgegnete Johann von Werth „Was ich einmal ausgeſprochen, was mein Handſchlag bekräftigt hat, das bleibt unabänderlich!“

„So will ich die Wette verloren haben, will den Preis bezahlen“ ſagte Roſen.

„Beleidigt mich nicht!“ fuhr Johann von Werth heftig auf „Glaubt Ihr, der Doublonen, der Roſſe wegen ſetzte ich meine Ehre dran, und forderte das Glück heraus? — Der Ruhm iſt es, nicht der Gewinn, der mich treibt, eine Lanze mit Euch zu brechen. Drum Baſta und gute Nacht, es bleibt beim Alten! —“

Am andern Morgen wurde Roſen auf eine unſanfte Weiſe aus ſeinem Schlafe geſtört, denn kaum daß der Tag graute, ſtand ſchon Johann von Werth vor ſeinem Bette und rüttelte ihn auf. „Obriſt Roſen!“ rief er dem noch Schlaftrunkenen zu — „Ich verſprach Euch heute Kunde zu geben, wer der ſaubere Burſche ſei, der Meuchelmörder gegen Euch ausgeſendet hatte, ich kann

öffnet sie nicht den Kerker Condés, dem sie Freundin ist, wie Ihr mir vorhin sagtet?

Der Haß des Königs gegen den Prinzen liegt zu tief, antwortete Isabelle, die Guisen wollen sein Verderben, und schlimmer als Alles, der König fürchtet ihn, und wen Könige fürchten, den hassen sie ewig. Euern Vater können vielleicht der Königin Bitten befreien. Die Guisen werden nicht feindlich gegen ihn gesinnt seyn, er ist ihnen so wichtig nicht als Condé. Darum verweilt und laßt mich hin. Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf Annens Stirn und eilte hinaus.

10.

Da stand nun Anna als eine Fremde, in ihrem eignen Zimmer und schauete um sich. Noch war Alles wie sonst, der Lehnsessel mit seinem gestickten Kissen, auf den sie sich sonst setzte, wenn sie nach la Mothe hinüber blickte; das kleine, runde Marmortischchen mit seinen vergoldeten Rehfüßen befand sich noch unter dem breiten Spiegel, der ihr so oft ihre liebliche Gestalt wiedergegeben hatte; das

hohe Bett mit seinen grün kamelottenen Vorhängen stand noch auf der nämlichen Stelle, und schien sie einzuladen, auf seinem weichen Flaum zu ruhen, und der hölzerne Pelican mit seinen Jungen, ein sonderbares Emblem auf dem Bette einer Jungfrau, pickte noch immer mit seinem Schnabel in seine blutende Brust. Nur in der Nische der düstern Ecke, wo sie sonst dem Allgegenwärtigen andächtig ihr Morgen- und Abendgebet dargebracht, stand jetzt ein kleiner Altar, auf ihm der Gekreuzigte und über ihm ein Muttergottesbild mit dem Kinde. Unwillkührlich stürzte sie an dieser heiligen Stelle nieder und betete; so fand sie die zurückgekehrte Isabelle.

Sagt man doch allgemein, rief sie aus, als Anna ihr Gebet beendet hatte, Ihr wäret eine eifrige Calviniſtin, und jetzt seh' ich, daß Ihr Euer Herz zutrauenvoll zu der heiligen Mutter wendet.

Zu Gott, der überall mich umschwebt, hob sich mein Gebet. Zu Gott, den ich an dieser Stelle schon oft um Schutz und Muth bat, ihn verehren zu dürfen rein und unverfälscht, wie sein heiliges Wort! antwortete

Anna, den heitern Blick nach der heiligen Mutter aufſchlagend.

Nun, ſo folgt mir, unterbrach das Fräulein die eingetretene Stille, die Königin Mutter erlaubt Euch, ſich ihr zu nahen. Kommt, Anna Groslot, und gebe Euch der Himmel den Muth und die Kraft, Euer Ziel zu erreichen, auch ich bin dann dem meinen näher.

Sie folgte Iſabellen. Wie ſchlug ihr Herz, als ſie ſich dem Zimmer ihrer Mutter näherten. Die Thür öffnete ſich und ein flüchtiger Blick überzeugte ſie, hier habe ſich Alles geändert.

Verweilt hier einen Augenblick, daß ich Euch der Königin melde, ſagte das Fräulein von Limeuil und ließ Anna in einem Kreiſe von Hofleuten zagend ſtehen. Der Baron Chaumont nahte ſich ihr, bot ihr die Hand, und führte ſie nach einem Seſſel. Er und zwei rieſenhafte Schweizer, die mit ihren Hellebarden an dem Eingange eines zweiten Zimmers ſtanden, das ſonſt das Prunkzimmer ihres Hauſes geweſen war, waren die einzigen Männer, die ſie hier fand. Da die Limeuil immer noch ausblieb, ſo hatte Anna Zeit, ſich zu faſſen und in dem einſt ſo lieben

Zimmer umherzuſehen. Reiche Tapeten bekleideten jetzt die Wände, die einſt nur mit einfachem gelben wollenen Zeuge behangen waren. Die Bilder ihrer Großältern hatten den Heiligenbildern italiſcher Meiſter Platz gemacht, und wo die gute Mutter in den Tagen der Ruhe vor ihrem Tiſchchen geſeſſen und der fleißigen Tochter aus Theodor Beza's Pſalmen vorgeleſen, da ſaßen jetzt reichgekleidete Jungfrauen und ſtickten Blumengewinde und allerhand Thiere. Nichts war hier mehr wie einſt, und dieſe Veränderung, dieſe Zerſtörung der freundlichen Vergangenheit ſtimmte Anna wehmüthig, die neugierigen Blicke der Hoffräuleins machten ſie verlegen.

Das Fräulein von Limeuil trat jetzt aus dem Zimmer und lispelte leiſe Annen in's Ohr: Muth, doch nicht zu viel der tröſtenden Hoffnung, meine Unglückſchweſter, ergriff ihre Hand und führte ſie der von den Schweizern bewachten Thür entgegen. Sie öffnete ſich — und ihnen gegenüber, in einem hohen, vergoldeten Seſſel, ſaß Katharina von Medicis, einen Papagei auf ihrer Hand haltend. Grün war ihr Gewand, grün der ſammetne Hut,

der ihre dunkeln Haare deckte, drei weiße Federn schwankten herab.

Neben ihr auf Tabourets saßen die Herzogin von Montpensier und die Dame Crussol.

Die Königin winkte der zögernden Anna, näher zu treten. Die Flügelthüren schlossen sich und Anna stürzte zu den Füßen der Königin. Erbarmen sich Eure Majestät meines Vaters! war Alles, was ihr bewegtes Gemüth sagen konnte, das Gesicht in ihre Hände verbergend, laut weinend, verstummte sie.

Steht auf! sagte die Königin mehrercmal, — sie hörte nicht, sie umfaßte die Kniee der Königin und nur manchmal rief sie das ergreifende Wort: Erbarmen! Katharina wurde unruhig und ungeduldig. Sie winkte der Limeuil, diese sprang hinzu, und von der Gräfin Crussol unterstützt, hob sie Anna auf.

Jetzt betrachtete Katharina das Mädchen mit forschendem Blicke. Ein freundlicher Zug des Mundes und ihr theilnehmendes Auge sagten der Herzogin von Montpensier, daß ihr das Mädchen gefalle, und freundlicher als vorher fragte sie die noch Zitternde: Was

wollt Ihr, Fräulein, womit kann ich Euch nützlich seyn?

Was nur ein aufgeregtes, ein kindliches Gemüth sagen, womit der sanft klagende, melodische Ton einer Engelstimme zum Herzen sprechen kann, floß jetzt von Annens Lippen. Sie sprach von ihres Vaters Anhänglichkeit an seinen König, erzählte von den Wunden, aus denen er für das Vaterland geblutet habe, schilderte den alten, grauen Vater, der, unbekümmert um die Kabale des Hofes, nur sich und seiner Familie lebe, und bat so flehend um der Königin Schutz, daß die gemüthvolle Herzogin von Montpensier laut zu schluchzen begann.

Katharina sah mit ernstem Blick nach dieser, gab der Limeuil ihren Papagai, hob sich vom Sessel und trat mit bestimmtem, festem Schritt auf Anna Groslot zu, die bebend vor ihr stand. Euer Vater ist ein Calvinist? fragte sie mit finsterm Blick das zagende Mädchen.

Ja, meine Königin, antwortete Anna mit fester Stimme, und als ob dieß Bekenntniß den Muth ihr gestählt, als ob der Glaube, dem sie anhing, alle Scheu von ihr gebannt

hätte, fuhr sie fort: Mein Vater, wir Alle folgen diesem Glauben, den die Wahrheit an unser Herz legte und der uns theurer ist als Glück und Leben.

Ketzer! rief Katharina zornig, während Isabelle bittend ihre Unglücksgefährtin anblickte.

Irren wir, rief Anna, so richte uns dereinst Gott, der die Quellen unsers Geistes schuf und öffnete, auf dessen Gnade wir hoffen, sind wir auch in Irrthum gefallen, so wie ich die Gnade Eurer Majestät auch noch jetzt erwarte, zürnt mir auch ihr strafender Blick.

Anna Groklot! sagte nach einer Pause die Königin, in der sie Herrin ihres Zornes geworden war, ich kann nichts für Euch thun, wenn ich auch wollte. In der Hand der Guisen liegt das blutige Werk, hier kann ich nicht widerstreben; nur bei ihnen, bei dem Himmel könnt Ihr Trost finden, und zu diesem zu gelangen, seid Ihr auf Irrwegen.

Anna wollte sprechen, sie winkte zu schweigen. Da stürzte noch einmal das Mädchen zu den Füßen der Königin; die Herzogin nahte sich ihr bittend, auch die Dame Cruffol

küßte ihre Hand, und als sie mit sich kämpfte, der Funke Weiblichkeit, der noch in ihr war, aufflackern zu wollen schien, stürzte Isabelle neben Annen nieder, umklammerte ihre Kniee und rief: Erbarmen, meine Königin!

Seine Eminenz, der Kardinal von Lothringen! rief der Baron von Chaumont. Die Thür öffnete sich, der Kardinal trat ein, stutzte und wollte zurücktreten. Doch Katharina, vielleicht erfreuet, diese Scene gestört zu sehen, vielleicht auch in der wohlwollenden Absicht, den Kardinal zur Rettung des Bailli zu vermögen, bat ihn näher zu treten, während das Fräulein von Limeuil aufgesprungen war, Anna aber immer noch verzweiflungvoll die Kniee der Königin umfaßte.

Was führt Euch zu mir, mein Vetter? rief ihm Katharine entgegen, und schon so früh?

Im Conseil des Königs, antwortete der Kardinal, hat man endlich eingesehen, daß ein strafendes Beispiel nothwendig sei, die aufrührerischen Neuerer im Zaum zu halten, deßhalb ist so eben der Tod des Bailli Groslot beschlossen.

Mann! rief aufspringend Anna, vor den

erschreckenen Kardinal tretend, das sagst Du mit kaltem Tone der Tochter dieses Unglücklichen, die zu den Füßen ihrer Königin liegt und verzweiflungvoll um Erbarmen fleht?

Der Kardinal fuhr zurück. Verzeiht mir, sagte er mit gewandtem Tone, wenn Ihr Anna Groslot seid, ich konnte es nicht ahnen, Euch hier neben Fräulein von Limeuil zu den Füßen der Königin zu sehen. Verzeiht mir, sagte er freundlich lächelnd, gewiß, hätt' ich gewußt —

Ernst und fest ruhte Annas Blick auf dem seinigen, der sie forschend und musternd betrachtete, während Katharina mit listigem Auge den Eindruck bemerkte, den Annas Erscheinung auf den Kardinal machte. Auch das Mädchen mußte sein Blick befremden, sie erröthete, nahte sich demuthvoll der Königin, küßte die dargereichte Hand und sagte mit feierlichem Tone: Lenke Gott das Herz Eurer Majestät zum Erbarmen.

Die Königin küßte freundlich ihre Stirn. Anna! sagte sie, da sich die Jungfrau entfernen wollte, und sollte das Schlimmste erfolgen, seid meiner Gnade gewiß. Willig

werd' ich Euch dann unter meine Hoffräuleins aufnehmen.

Für die Waise wird dann Gott sorgen! sagte Anna Groslot mit Würde, verneigte sich nochmals und ging — Isabelle begleitete sie.

II.

Schweigend gingen Anna und Isabelle Hand in Hand den langen Gang hinab nach dem Zimmer des Fräuleins, trübe Gedanken erfüllten ihre Seele. Da blieb Isabella plötzlich stehen, zitternd drückte sie Annens Hand, die aus ihren unglücklichen Träumen geweckt, erschrocken aufsah. Ein Mann in der reifen Blüthe der männlichen Jahre stand vor ihnen. Sein Anzug war prachtvoll, sein Blick ernst, aber freundlich.

Wer ist die Dame, schönes Fräulein, mit welcher Ihr so traulich Arm in Arm und in süßen Gedanken, wie es scheint, den Corridor mir entgegen kommt? sagte der Mann zu dem Fräulein von Limeuil, die mit gesenktem Blicke vor ihm stand.

nicht Wort halten, obgleich ich ihn kenne; ich muß das Geheimniß in mir verſchließen und komme deshalb ſelbſt, mich zu entſchuldigen, und da die Roſſe ſchon geſattelt ſtehen, muß ich eilen. Lebt wohl! — Auf Wiederſehen!" — Dies ſagend verließ er eilig das Zimmer und ließ Roſen in nicht geringer Verwunderung über den kurzen Beſuch und die geheimnißvollen Worte zurück.

Anna Groslot, gnädigster Herr, die Tochter des Bailli! entgegnete Isabelle.

Ihr kommt sicher von der Königin Mutter? sagte er nach einer nur kurzen Pause. Da hättet ihr warten sollen, bis mein Bruder, der Kardinal, die Königin verlassen, er hat wahrscheinlich Eure Unterredung gestört. Er ist nicht Freund Eures Vaters, sagte er nun, freundlich sich zu Annen wendend, Euer Vater, der Bailli, ist zu rauh, zu halsstarrig, ist ein alter Krieger und versteht nicht am Hofe sich gehörig zu beugen. Ich bedaure Euch und ihn.

Gnädiger Herr! unterbrach jetzt Isabella die eingetretene Stille und warf zagend einen Blick auf den Herzog, das Fräulein wünschte sich der Königin Maria unter Eurem Schutze zu nahen.

Der bedeutet nicht viel in dieser Sache. Wo die Kirche ihren rächenden Arm hebt, schützt des Ritters Schild nur schwach. Ueberdieß habe ich die Laune Sr. Majestät schon einmal des Bailli wegen ertragen müssen, und Franz von Guise ist dergleichen nicht gewohnt. Geduldet Euch bis morgen, ich will mit der Königin, meiner Nichte, sprechen.

Vielleicht erlaubt sie Euch, Eure Bitten ihr vorzutragen, vielleicht vermag sie mehr als ich bei dem Könige. Und, setzte er hinzu und sah mit sonderbarem Blicke das Fräulein von Limeuil an, habt Ihr nicht auch einen Wunsch für Euren Gefangenen?

Gnädiger Herr! unterbrach ihn Fräulein von Limeuil mit dem Ton der Würde und des beleidigten Stolzes. Wer mein Gefangener war, das weiß ich, wer es jetzt seyn könnte, weiß ich nicht.

Fräulein! sagte Guise, und aus seinem Auge strahlte ein flammender Blick. Es gibt Augenblicke, es gibt Worte die sich nie verzeihen. Ich habe Manches vergessen, weil ich es vergessen wollte. Aber eine gewisse Sprache aus Eurem Munde vergesse, vergebe ich nie. Beachtet dieß! — Morgen früh, Fräulein, fuhr er fort, sich höflich gegen Anna Groslot wendend, sollt Ihr Nachricht haben, bis dahin lebt wohl! Er verneigte sich mit königlichem Anstande und ging.

War das der Herzog von Guise? fragte noch erstaunt Anna, als dieser sie verlassen hatte.

Ja, Anna! ſagte die Limeuil, Er war es, der Furchtbare.

Er liebte Euch, er liebt Euch noch!

Das iſt mein, iſt Condé's Unglück! rief Iſabella verzweifelnd, und eilte in ihr Zimmer.

12.

Am Morgen trat ein königlicher Page in das Haus des Michel Sevin, Anna Groklot zu benachrichtigen, daß die Königin Maria ſie erwarte. Freude glänzte in ihrem Geſichte. O Hoffnung, Hoffnung! rief ſie aus.

Du täuſcheſt Dich! unterbrach ſie mit finſterem Tone la Mothe. Du gehſt zum zweiten Male an den Hof, Du liegſt noch einmal einer Königin zu Füßen, und an Deinem holden Anblick weidet ſich noch einmal der lüſterne Blick eines Kardinals.

La Mothe! unterbrach ihn Anna, was iſt das? Dein Auge glüht, Du zitterſt? Deine Hand zuckt krampfhaft — was ſoll der Kardinal?

Ich weiß es — er ſah Dich geſtern —

Ja!

Und mit einem Blicke! O Anna! fürchterlich sind die Guisen. — Erkaufe nie des Vaters Leben um den Preis! rief er stürmisch und ergriff ihre Hand, als ob er sie für immer fest halten wollte.

La Mothe, das schmerzt! sagte Anna mit Wehmuth und verließ schnell das Zimmer. Sie ging zu ihrer Mutter und bat diese, sie zur Königin zu begleiten. Mit wehmüthigem Gefühle folgte ihr diese. Es war ihr schmerzhaft, ihr eignes Haus als Fremde betreten zu müssen.

Als Anna sich la Mothe näherte, der noch in dem Zimmerfenster vor sich hinblickend stand, ergriff sie freundlich seine Hand. La Mothe! sagte sie, Du mußt Anna Groslot vertrauen. Rettung des Vaters ist ihre Pflicht. Alles wird sie thun was ihr zu Gebote steht, aber nichts, wovor sie erröthen, was das ewige Heil ihrer Seele ihr rauben müßte. Unsere Sünden vergibt kein Priester. Rein muß unser Wandel seyn vor Gott, mein Geliebter. Darum beruhige Dich und fürchte nicht für mich, nur für den gefangenen Vater fürchte. Sie reichte ihm die Hand, ein leiser Druck

versicherte ihn, sie habe verziehen, und an der Hand der Mutter ging sie zur Königin.

Die Mutter mußte im Vorzimmer warten, Anna trat ein.

Die Königin war allein, nur das Fräulein von Villemontas war an ihrer Seite. Sie trat Anna freundlich entgegen, hob sie schnell auf, als sie ihr Knie beugte und sagte mit liebreichem Tone: Was Ihr von mir wünscht, hat mir mein Ohm, der Herzog, schon berichtet. Zweifelt nicht, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, Euern Vater zu retten, doch vertrauet Gott und flehet zu ihm auf eine ihm wohlgefällige Weise um Muth, auch das Schrecklichste zu ertragen. — Ich fürchte —

O mein Gott! rief Anna sich vergessend und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Beruhigt Euch, sagte die Königin schmeichelnd, beruhigt Euch, Fräulein. Streitet mein Wunsch, Euch nützlich zu seyn, nicht ganz gegen das Wohl des Staates, so hoffe ich, daß meine Bitten den König, meinen Gemahl, zur Milde bewegen werden.

Verweilt einen kurzen Augenblick, sobald die Messe beendet ist, erwarte ich ihn hier.

Und, setzte sie hinzu, seid überzeugt, daß mich Euer Leiden rührt, ich bin nicht fühllos gegen den Schmerz Anderer. Gott mag wissen, ob ich nicht dereinst auch des Mitgefühls bedarf! — Die unglückliche Fürstin sah wohl in diesem ernsten Augenblicke nicht angstvoll in die düstere Nacht ihres Lebens, sie sah nur ihren welkenden Gemahl vor sich und die traurigen Folgen seines Todes standen vor ihr. — Sie winkte Annen, ruhig zu verweilen, gab dem Fräulein von Willemenias ein Zeichen, diese zu unterhalten, setzte sich an's Bogenfenster und sah, ihr Haupt auf den schönen Arm gestützt, hinaus in's Freie.

Anna betrachtete sie mit Rührung. In ihren Anblick versunken, hörte sie nicht die freundlichen Worte, welche ihr die Freundin der jungen Königin tröstend zuflisterte, selbst den eigenen Schmerz vergaß sie und betrachtete nur das Engelbild, das dort vor ihr saß und mit den dunkeln, großen blauen Augen nach dem Himmel schaute. Daß auch sie nicht glücklich sei, fühlte sie wohl, und dieß gab ihr Muth und Kraft.

Als die Königin langsam sich erhob und gedehnt nun die Worte mit traurigem Tone

ſprach: Er kommt! da belebte ſie neuer Muth, dem König vor Augen zu treten und auch ihn, in deſſen Hand ihres Vaters Schickſal ruhte, um Erbarmen zu flehen.

Der König kam aus der Meſſe, von dem Kardinal von Lothringen, dem Staats-Secretair l'Aubekpine und den Herren de Senſat und de Broſſé begleitet. Düſter vor ſich blickend, ohne Anna zu bemerken, die, ſich verbeugend, an der Thür ſtehen blieb, trat er auf ſeine Gemahlin zu, welcher er mit galanter Zärtlichkeit die Hand küßte und einige Worte, wahrſcheinlich ſeine Geſundheit betreffend, leiſe zu ihr ſagte.

Welch' ein Contraſt war dieß königliche Paar. Der König in ſeinem 18ten Jahre mit mattem, erſtorbenem Blick, verwelkt und kraftlos, ſtand neben der jugendlichen üppigen Geſtalt der Königin, deren Lebensfriſche, deren ſchmeichelndes, feuriges Auge, den gleichſprechenden Blick, das gleichfühlende Herz zu ſuchen ſchien, eine verwelkte geruchloſe Tulpe neben der eben ſich entfaltenden Knospe einer Mairoſe. Wie hier das Leben athmete, ſeufzte dort der Tod; was hier aufblühte, welkte dort.

Wer ist die Dame, mit welcher dort unser Oehm sich so angelegentlich unterhält? fragte fast höhnisch lachend der König, der es nicht ungern sah, über seine gestrengen Führer, die Guisen, spötteln zu können.

Eine Unglückliche, antwortete die Königin, für die ich die Gnade meines Gemahls erflehe.

Der König sah bei diesen Worten freundlich auf, strich lächelnd die blühenden Wangen der Königin und sagte: Was könnte ich Ihnen versagen, Maria! — wenn es nur der Kardinal und der Herzog erlauben — setzte er finster hinzu, und die Freundlichkeit seines Gesichts gestaltete sich bei diesen Worten zu einem bittern Ernste. Wer ist die Dame, und was will sie? fuhr er barsch fort. Wer ist sie?

Anna, die Tochter des Bailli Groslot! sagte die Königin.

Die Tochter des Bailli?! rief der König so heftig, daß Anna, die alle Aufmerksamkeit auf die verfänglichen Reden des Kardinals gerichtet hatte, aufschrak und die Höflinge schnell dem raschvortretenden Könige Platz machten.

Ihr seid hier, um für das verwirkte Leben

Eures Vaters zu bitten? rief dieser ihr zornig entgegen, die zitternd, ihre Kniee beugend, sprechen wollte. Habt das Mitleiden meiner Gemahlin erregt, hofft auf diesem Wege zu erschleichen, was die Gesetze und das Wohl des Staats Euch verweigern müssen. Doch Ihr irrt — Euer Vater ist mein und meines Glaubens ärgster Feind — über ihn hat das Gericht den Stab gebrochen — er fällt!

Erbleicht sank Anna in die Arme des Fräuleins von Villemontas.

Ohne ihrer zu achten, fuhr der König fort: Ich habe der heiligen Kirche dieses Opfer geweiht, und sie gibt keines zurück.

Sire! sagte die Königin, sich nahend, Ihr tödtet das Fräulein!

So führt sie hinweg! rief der Zornige. Die Nähe einer Ketzerin ist mir überdieß unleidlich.

Man führte Anna in ein Nebenzimmer, die Königin folgte theilnehmend.

Eure Majestät, hob nun der Kardinal mit schmeichelndem Tone an, haben, treu Ihrem Worte, die Kirche zu schützen und die Ketzer auszurotten, den Tod des Bailli Groslot bestimmt. Schon morgen soll das Gericht sein

Urtheil sprechen. Könnten Eure Majestät dieß nicht aufschieben, bis nach Beendigung des Prozesses des Prinzen?

Ohm, sagte der König, den Kardinal starr und finster anblickend, noch gestern war der schnelle Tod des Bailli für das Wohl des Staates so nothwendig, daß unter meinen Augen schon morgen das Blutgerüst erbauet werden sollte — und heute? —

Die Gnade Eurer Majestät, antwortete der Kardinal, ist höher als alle Rücksichten.

Und der Blick eines Mädchenauges stärker als alle Vernunft, murmelte der König und setzte sich ermattet auf den Lehnsessel am Fenster.

Alle blieben in der Entfernung stehen.

Wozu diese Anstalten, die ich hier unten auf dem Platze de l'Etappe sehe? rief er jetzt plötzlich.

Der Kardinal trat hinzu. Es sind die Vorbereitungen zum Blutgerüst, wozu Eure Majestät den Befehl gegeben haben.

Was ich dort sehe und hier eben von Euch hörte, kann ich nicht reimen, sagte der König spöttisch.

So erlauben Eure Majestät, mich zu er=

6.

Durch mehrere Bürger, welche der Lärm und das Waffengeklirr am vergangenen Abend an das Fenſter gelockt hatte, war die Nachricht ſchnell in der Stadt verbreitet, daß Obriſt Roſen meuchelmörderiſch angefallen ſei; dies erregte allgemeine Theilnahme. Des Obriſten freundliches, einnehmendes Betragen, die Vorliebe, welche überdies Straßburg im Allgemeinen für die Proteſtanten und das Heer Herzog Bernhards zeigte, hatten längſt ſchon die Gemüther für ihn gewonnen. Es geſchahen nun von Seiten des Magiſtrats die ſtrengſten Nachforſchungen, um die Thäter auszumitteln, allein jede Bemühung blieb vergebens.

In dem Hauſe des Freiherrn von Eyp hatte die Nachricht von dem nächtlichen Angriff eine allgemeine Beſtürzung erregt, ſelbſt Margarethe war in dem erſten Augenblicke nicht ganz Herrin ihrer Empfindungen geblieben, und hatte ihre Theilnahme nicht verbergen können. Aber es bedurfte nur Augenblicke, um ihr die Beſonnenheit wieder zu geben. Sie ſpöttelte über den Vorfall und meinte, die ganze Sache wäre wohl nur darauf angelegt, Aufſehn zu erregen; doch empfing ſie Roſen freundlicher und mit

klären, erwiederte der Kardinal so leise, daß es der König nur allein hören konnte. Nothwendig, unvermeidbar ist der Tod des Bailli, selbst wenn er den Irrthümern der Ketzerei entsagte und in die Messe gehen wollte. Aber Aufschub halt' ich nach den Nachrichten, die ich so eben von dem Marschall von Termes erhielt, für nothwendig. Die Calviniſten ziehen ſich in Guyenne und Poitiers zuſammen, in der Normandie ſetzt Colligny Alles in Bewegung, um den Prinzen zu retten. Enthüllen wir durch Groslot's Tod zu früh unſere Pläne, ſo ſtürzen die Rebellen herbei, ehe wir völlig gerüſtet ſind, deshalb rathe ich jetzt ſelbſt zum Aufſchub.

Ich ſchwur den Tod dieſes Ketzers, rief der König finſter, und ich halte meinen Schwur! Morgen laß ſein Urtheil ſprechen, morgen werde er enthauptet.

Die Königin trat bei dieſen Worten in's Zimmer, bebte zuſammen und winkte den Umſtehenden, ſich zu entfernen.

Mein königlicher Gemahl! rief ſie aus und ſonk in ſeine Arme. Hören Sie mich nur jetzt, verſchließen Sie Ihr Herz der Stimme des Mitleides nicht, begnadigen Sie den

Bailli und ſchenken Sie durch dieſes Wort der Milde der Armen, die noch bewußtlos in jenem Zimmer liegt, das Leben, dem Staate die Ruhe.

Ich kann meinen Eid nicht brechen, entgegnete der König, ich ſchwur noch heute am Altare des Höchſten, die Ketzerbrut zu vertilgen, und da ich fühle, daß mich Gott wohl bald abrufen könnte von dieſer Welt, da ich meine Kräfte ſchwinden ſehe, will ich wenigſtens die Geißel, die mir Gott für den Glauben in die Hand legte, ſo lange ſchwingen, als ich kann.

Sprachlos ſah Maria dem zitternden Jüngling in's glühende Auge, das immer matter und matter, zuletzt erſtarb. Ein lauter Schrei rief die Diener herbei, der König lag ohnmächtig in ihren Armen.

13.

Dieſe Begebenheit ſetzte den ganzen Hof in Bewegung. Die Guiſen, die ſchon lange für die Geſundheit des Königs gefürchtet hatten und vor den Folgen zitterten, die ſein

Tod auf sie haben mußte, beschlossen, so lange es noch Zeit sei, mit der äußersten Schnelle ihren Plan zu verfolgen, die Bourbons zu stürzen und die Protestanten zu unterdrücken — Groslots Todesurtheil wurde noch heute gesprochen, und der folgende Tag zu dem Urtheile des Prinzen Condé bestimmt. Das Urtheil des Bajlli sollte schon morgen vollzogen werden.

Die Guisen triumphirten, doch fürchtete der Kardinal noch immer, wo der Herzog mit seinen Riesenplänen muthig in die Zukunft sah. Er fürchtete, daß das Blut des Bruders den König von Navarra endlich aus seiner Indolenz reißen und ihn an die Spitze der Calviniſten stellen könnte. An Muth fehlte es Anton von Bourbon nicht, wohl aber an Ausdauer und schnellem Entschlusse. Auch ihn zu opfern beschloß der Kardinal.

Der Herzog schien an alle diesem keinen Theil zu nehmen. Er vermied, wie immer, sorgfältig alle Hofkabalen und Alles, was ihm die Neigung des Volkes entziehen konnte, genoß doch aber nicht ungern die blutigen Früchte, welche der Kardinal gepflückt hatte. Zu ritterlich, an einer entehrenden Handlung

unmittelbar Theil zu nehmen, war er nicht wahrhaft edel und groß genug, sie zu hindern, wenn es auch in seiner Macht gestanden hätte. So auch jetzt. Er kannte den Plan seines Bruders, er wußte, daß der König von Navarra fallen sollte; ein festes ehrenvolles Wort dem königlichen Jünglinge entgegengedonnert, und es unterblieb. Aber er schwieg.

Der König hatte sich schnell von der Ohnmacht erholt. Sein Uebelbefinden hatte ihn nicht weicher gestimmt; im Gegentheil. Die Wuth eines Schwächlings nimmt mit seiner Kraftlosigkeit an Wildheit zu. Ohne Bewegung unterzeichnete er das Todesurtheil des Bailli und glaubte den Himmel, dem er sich nahe, damit zu verdienen. Willig öffnete er den Worten des Kardinals sein Ohr, sein Herz, und das Rachesschwert des Himmels, wie er wähnte, in seine zitternde Hand nehmend, beschied er Anton von Navarra zu sich. Doch während sich dieser ankleidete, um sich zum Könige zu begeben, erhielt er von unbekannter Hand ein Billet, das die Warnung enthielt, nicht zur Audienz zu gehen, sein Tod sei beschlossen und unvermeidlich. Schwan-

kend in seinen Handlungen, wie immer, brachte er eine qualvolle Stunde in furchtbarer Ungewißheit zu. Ein zweiter Bote des Königs kam, ihm zu sagen, man warte auf ihn. Schrecklich war sein Zustand, noch blieb er ungewiß, — da kam ein dritter, ihn zu mahnen, und mit ihm der feste Muth. — Er werde kommen, ließ er antworten, und rief Renti, den Lieutenant seiner Garde-Compagnie.

Renti! sagte er zu dem Eintretenden, ich habe einen schweren Gang zu gehen. Mich erwartet der Tod, ich kann ihn nicht vermeiden, denn auch hier würde er mich finden. Du allein begleite mich, und fall' ich, dann nimm mein blutendes Gewand, bring' es meinem Sohne und ruf' ihn auf, seinen Vater zu rächen. Nun komm'!

Er ritt nach dem Platze de l'Etappe, wo die Zimmerleute eifrig an dem Blutgerüste Groslots arbeiteten. Dießmal öffnete sich ihm das Thor. Er ritt ein, und als es sich hinter ihm schloß, als er auf allen Gesichtern Leidenschaft, Freude oder Schmerz gezeichnet fand, da bebte sein Herz, doch nur für einen Augenblick. Du wirst heute sehen, sagte er,

sich zu Renti wendend, wie ein Bourbon sterben muß!

So schritt er die Treppe hinauf. Niemand begleitete ihn. Als er um die Ecke des Corridors bog, der nach den Zimmern des Königs führte, trat das Fräulein von Limeuil ihm entgegen: Um Gotteswillen, Sire! rief sie im Vorbeigehen ihm leise zu, seyn sie unterwürfig, jedes heftige Wort bringt Ihnen den Tod. Da öffnete sich die Flügelthür der königlichen Gemächer, er durchschritt sie, mit stolzem Blicke auf die Höflinge schauend, und trat vor den König, hinter welchem der Herzog uud der Kardinal von Guise standen, vereinigte sich und küßte die Hand des Königs, die krampfhaft in der seinigen zuckte.

Mit wildem, unstätem Blick sah Franz auf ihn. Auch Ihr, fuhr er auf, habt Theil an der Verschwörung Eures Bruders genommen. Auch Ihr seid ein Vertheidiger dieser Calvinisten, die mit ihrem Glauben und ihren Waffen die Ruhe Frankreichs stören. Auch Ihr seid ein Meuterer, wie er.

Ich bin ein Bourbon! sagte Anton mit Würde, aber bescheiden. Das königliche Blut, welches in Euern Adern rollt, mein Herr und

König, rollt auch in den meinen. Ich bin ein Bourbon und Eurer Majestät getreuester Unterthan!

Eine unwillkührliche Bewegung führte die Hand des Königs nach seinem Schwert. Der König von Navarra trat einen Schritt zurück und schauete mit fragendem, aber festem Blick den krampfhaft zitternden königlichen Jüngling an, der, einen Augenblick mit sich kämpfend, sich schnell wendend, dem Könige von Navarra zurief: Geht mit Gott! und in sein Kabinet trat. Auch Anton, immer noch Verrath fürchtend, verließ das Zimmer schnell.

Die Guisen blieben allein. Der Herzog sah hohnlächelnd dem Könige nach und schwieg. Der Kardinal aber, seiner nicht mehr mächtig, rief so laut, daß es die lauschenden Diener im Vorzimmer hören konnten, indem er seine Hand dem Könige nachstreckte: Das ist der feigste Mensch, den ich je sah! *)

Was verlangt Ihr auch von ihm? unterbrach ihn der Herzog. Er ist ein unbärtiger

*) Voilà l'homme le plus poltron que j'ai jamais vu!

Knabe, der vor dem Anblicke eines entblößten Schwertes zittert.

Ja wohl! rief der Kardinal zornig. Er hatte nicht einmal den Muth, diesen Navarrer zu durchstoßen, wie er es mir geschworen. Drum helfen wir uns selbst, mein Bruder! rief er aus, faßte des Königs Hand und verließ entrüstet das Haus des Königs.

14.

Es war eine stürmische November-Nacht. Der Wind trieb die kreischenden Wetterfahnen der hohen Häuser und wie Nebelschatten flogen die düstern Wolken an der Mondscheibe vorüber, die nur zuweilen hell glänzend mit ihrem Silberlichte den Garten beleuchtete, der zu dem Hause la Mothe's gehörte. Alles ruhete in mitternächtiger Stille. Der Schlummer deckte schon lange die Augen des Glücklichen; nur der Bekümmerte wachte noch. Jetzt schlug die Uhr der Jacobiner im Sturmgeheul ihre zwölf eintönigen Schläge. Der Constabler auf dem Vorsprunge bei den Kanonen, bald seine Ablösung erwartend,

pfiff ein lustiges Lied, und die Schildwachten, am Ende des mühevollen Harrens, schritten munter und aufmerksam auf der Terrasse des Hauses hin und her. Aus einem kleinen vergitterten Fenster des zweiten Stocks glimmte das schwache Licht einer Lampe, zuweilen von dem bleichen Schatten eines Menschen verdüstert. Jetzt nahete die Ablösung. Alles durchspähend ging jeder auf seinen Posten und eine öde Stille trat ein, die nur das Rauschen der Bäume, das Geklirr der Fahnen und des Sturmes Sausen grauenhaft unterbrach.

In einem Augenblicke, wo das Mondlicht sich hinter dunkle Wolken verbarg, traten drei düstere Gestalten aus einer Grotte und bewegten sich langsam vorwärts. Ueber das vom Sturme herabgewehte Laub eines alten Ahorns schritten sie leise hinweg und standen unter seinen schirmenden Aesten still.

Poltrot! rief eine leise Stimme, laß uns erst den Stein heben und den Eingang öffnen, dann zünde unter Deinem Mantel das Blendlicht an, doch so, daß man es vom Hause aus nicht sehen kann.

Geräuschlos hoben sie einen mächtigen Stein

Stein und lehnten ihn an den dicken Stamm des Ahorns.

Gib Dein Licht, sagte die nämliche Stimme noch einmal, bleib' hier und vertheidige, im Falle der Noth, so lange Du kannst, den Eingang — bald kehren wir wieder.

Verlaßt Euch auf mich, ich stehe meinen Mann! antwortete die lange, furchtbare Gestalt und setzte sich auf die Stufen, die hinab in das tiefe Gewölbe führten.

In seinen Mantel gehüllt saß er da und lauschte. Noch sah er aus der Tiefe herauf den Schein der Fackel, doch auch sie verlosch bald und der Mond blickte immer noch nicht hervor aus seinem dunkeln Nebelkreise. Lange blieb er so lauschend und die Rückkehr der Andern abwartend, als er eine Thür, die von dem Garten der Jacobiner in la Mothe's Garten führte, leise öffnen hörte. Zwei in Mäntel gehüllte Gestalten naheten und schienen gerade nach dem Ahorn zu gehen, unter welchem er auf die Rückkehr der Andern harrete. Er hielt den Athem an, drückte sich fest in die Ecke des Gewölbes und lauschte mit gespannter Erwartung. Die Gestalten kamen näher.

mehr Wärme als gewöhnlich und es ſchien, als ob von dieſem Augenblicke an etwas in ihr vorgehe, das ihr Gemüth tief bewege. Sie blieb auch hierbei, wie immer, gegen Jedermann, ſelbſt gegen die theilnehmende Schweſter, verſchloſſen.

Der Tag von Roſens Abreiſe rückte unterdeſſen heran. Schon war der Herzog bis Thann vorgerückt, und hatte ſeinem Freunde und Kriegsgefährten den Befehl zugeſchickt, ihn in Mühlhauſen zu erwarten, wo der Herzog, Thann vorbei ziehend, in einigen Tagen einzutreffen gedachte. Roſen hatte ſeine Geſchäfte, ſo gut er es bei obwaltenden Umſtänden vermochte, beendet, nichts ſtand ſeiner Abreiſe mehr entgegen, und ſo verließ er am Abend ſeine Herberge, um noch einen ſchweren Gang zu thun. Noch einmal wollte er jenes Haus betreten, wo ſie wohnte, wo ihm der ſüßen Hoffnungen ſo manche geworden, ſo manche aber auch ſchnell wieder entriſſen worden waren; wollte hin, Margarethen Lebewohl zu ſagen, von der, wenn das Schickſal die ungeſtümen Wünſche ſeines Herzens erhört hätte, ihn nichts getrennt haben würde. In ſonderbar bewegter Stimmung trat er nun mit dem feſten Vorſatz in das Haus, ſeine Empfindungen auch heute ſtandhaft zu unterdrücken, und das Geheimniß ſeines Herzens mit in das Feldlager zu nehmen.

Als ein alter Bekannter, der ohne Förmlichkeiten das gaſtfreundliche Haus betreten darf, ſchritt er die Treppe nach dem Theile des Hauſes hinauf, welchen der Freiherr von Gemmingen bewohnte. Hier fand er niemand, der kühle Abend hatte die Familie ins Freie gelockt, auch der Freiherr von Epp war abweſend und ein unangenehmes

Fürchtet Euch nicht, sagte die Eine, beide Schildwachten der Terrasse sind gewonnen, den Schlüssel zur Hinterthüre habe ich mir durch Pater Joseph zu verschaffen gewußt, auch die Wacht im Innern ist gewonnen und der Hauptmann Gohaz in seinem eigenem Zimmer eingeschlossen. Fürchtet deßhalb nichts.

Und doch, antwortete eine Stimme, die dem Lauschenden die Stimme eines Weibes dünkte, doch fürchte ich Chaumont — nicht die Schildwachten, nicht den Verrath — ich fürchte für mich — mein Entschluß ist so gewagt — würde ich verrathen, wäre mein Ruf auf ewig dahin, und doch, ich muß ihn sehen, ich muß suchen ihn zu retten.

Thut dieß, sagte der Andere, denke die Welt was sie will. Ihr steht gerechtfertigt vor mir. Ich, der ich Euch liebe, ich selbst geleite Euch, da ich die Reinheit Eures Herzens kenne, ob gleich es sich grausam dem meinen verschließt.

Schweigt, Chaumont! antwortete die Gestalt, Ihr wißt, was Ihr mir versprachet.

Sie naheten jetzt durch einen Taxusgang dem Ahorn. Leise hob sich der Vermummte aus dem Gewölbe empor, um sie zu beschauen,

da hellte ein unglücklicher Mondstrahl plötzlich die finstere Nacht und Chaumont erblickte die Gestalt, welche aus der Erde empor zu steigen schien, zog seinen Degen und — Tretet hinter jenen Baum, Fräulein! seiner Begleiterin zurufend, drang er auf den Vermummten ein, der aus dem Gewölbe gleichfalls kampffertig heraus trat und ihm zurief: zu diesem Eingange gelangt ihr nur über meine Leiche.

Halt! rief der Baron von Chaumont, wer Ihr auch seid, ehe wir kämpfen, sagt mir, zu welcher Parthei gehört Ihr?

Das möchte ich Euch wohl fragen, antwortete jener, doch gleich viel, hier gilt es Leben oder Tod. Ich gehöre den Bourbons.

Dann, sagte Chaumont sein Schwert einsteckend, dann ist der Kampf unnütz, wir sind Freunde, ohne uns zu kennen. Ich bin der Baron Chaumont, Stallmeister der Königin Mutter, und Ihr?

Ich bin Jacques Poltrot, ein Edelmann aus Poitou, und bereit, diesen Eingang gegen jeden zu vertheidigen. Doch horch, ich höre Tritte sich nahen. Wollt Ihr ein gutes Werk zum Heil des wahren Glaubens voll-

führen, verschließt mit diesem Steine den Eingang der Gruft und mich. Dieß sagend sprang er in das Gewölbe, und ohne eigentlich zu wissen, was und weshalb er es that, wälzte Chaumont den Stein über die Oeffnung, und da sich das Geräusch immer mehr näherte, ergriff er die Hand seiner Gefährtin, die zitternd am Ahorn den Ausgang abgewartet, und eilte mit ihr nach der Pforte der Jacobiner.

Baron von Chaumont! rief in dem Augenblicke, da sie der offenen Pforte naheten, eine wohlbekannte Stimme, entfernt Euch! und eine große Gestalt, die nachlässig ihren Mantel umgeworfen hatte, trat aus einem Nebengange hervor. Chaumont griff nach dem Degen. Wagt es nicht! rief die Stimme donnernd. Geht und laßt diese hier! Er ergriff die Hand der Vermummten, die, auf eine Rasenbank gesunken, schweigend es duldete.

Gnädiger Herr! rief Chaumont, laßt meinen Freund ungehindert mit ziehen.

Er bleibt! sagte die Gestalt drohend.

Ich bin Ritter! sagte Chaumont, ihm entgegentretend. Die Unschuld zu vertheidigen ist meine Pflicht. Laßt uns, gnädiger Herr,

oder bei Gott! — Er griff nach ſeinem Schwerte.

Geht nur zurück, meine Freunde! ſagte Franz von Guiſe, denn er war die hohe Geſtalt, zu mehreren Gewaffneten, die aus dem Gebüſche traten, geht nur zurück. Und Ihr, junger Mann, geht den Weg, den Ihr gekommen ſeid, und danket meiner Gnade, daß Ihr nicht für Eure Frechheit todt zu meinen Füßen liegt. Er nahm die Hand der Vermummten und ſagte mit gleichgiltigem Tone leiſe: Fräulein von Limeuil, habt die Güte, mir zu folgen.

Chaumont verließ zähneknirſchend den Garten. Iſabella folgte.

Da Ihr mich kennt, Herzog von Guiſe, ſagte ſie, als ſie in den großen Buchengang, der zum Hauſe führte, eintraten, ſo bedarf es weiter keiner Erklärung unter uns. Wer Euch verrieth, daß ich hier ſei — wahrſcheinlich der Pater Joſeph — verrieth Euch auch, weßhalb ich hier bin. Mein Plan iſt geſcheitert, meine Hoffnung dahin. Mir bleibt in dieſem Augenblicke nichts übrig — als daß Ihr, Herr Herzog, mich nach Hauſe geleitet.

Ihr ſprecht im gebietenden Tone, Fräu-

lein! antwortete ihr Guise. Die Stunden schlagen nicht mehr, in denen Ihr dieses ungestraft thun könntet. Eure Ehre ist jetzt in meiner Hand.

Immer noch in der Meinen! rief lebhaft Isabella, einen Dolch ziehend. Er ist scharf genug für uns Beide.

Laßt ihn ruhen, sagte Guise lächelnd, für dergleichen schützt Euch mein Name und mein Charakter. Aber stoßt nur zu, schöne Amazone, und schließt mit Eurem Dolch meine Lippen, daß ich nicht morgen im Zimmer der Königin Euer nächtliches Abenteuer ausplaudere. Nun, stolzes Fräulein von Limeuil, dessen Herz nur Prinzen von königlichem Geblüt entgegen schlagen kann, ist Eure Ehre nicht in meiner Hand?

Nein, Guise! rief die Erzürnte, denn Ihr verloret mit der Meinen die Eure! Und ich hoffe doch, sie ist Euch noch werth, fuhr sie einlenkend fort. Für diese Stunde, hört es wohl, für diese Stunde erwähle ich Euch zu meinem Ritter. Geleitet mich in mein Zimmer und morgen lohne ich es Euch im Angesichte des ganzen Hofes!

Und womit? fragte lächelnd der Herzog.

Mit einer Gabe, die ich Euch reiche.

Und welche?

Ich laſſe meinen Handſchuh fallen, Ihr hebt ihn auf, und freundlich überlaſſe ich Euch das Zeichen meines Dankes.

Sonderbares Weſen! rief Guiſe. Dieſer Stolz iſt mir neu bei Deinem Geſchlechte. — Nun, wohlan! fuhr er fort und reichte ihr den Arm, der Herzog von Guiſe iſt der Ritter des Fräulein von Limeuil, iſt es für dieſe Stunde und könnte es wohl für ewig bleiben.

Ihr täuſcht Euch, gnädiger Herr, wenn Ihr dieß hofft. Meine Liebe gehört Eurem Feinde, meine Achtung Euch Beiden.

15.

Während dieß geſchah, hatten la Mothe und Anna — ſie waren die beiden Vermummten, die in das dunkle Gewölbe geſtiegen waren — die letzte der Stufen erreicht. Kalte Todtenluft wehte ſie an, als ſie den unterirdiſchen Gang durchſchritten, der ſie immer weiter und weiter dem Hauſe zuführte. Die drückende Luft hatte oft gedroht ihre

Fackel zu löschen, oft hatte Anna verweilen müssen, da ihre Brust sich beklommen fühlte, endlich gelangten sie an eine eiserne Thür. La Mothe öffnete sie, eine schmale Treppe führte hinauf; die Fackel in der Hand stieg er voran, zitternd folgte Anna bis zu einer Fallthür, die über ihnen den Eingang schloß. Hier, sprach la Mothe, müssen wir die Fackel löschen, man würde das Licht von der Straße aus sehen können, reich' mir nur die Hand und folge mir, Geliebte, ich kenne hier den Weg genau. Er hob die Fallthür, schloß sie wieder leise, und Anna an der Hand, schritt er immer vorwärts durch Zimmer und Gänge. Gottlob! sagte er endlich, daß ich die Tapetenthür hier gefunden habe, — ein Druck und sie öffnete sich. Eine schmale Wendeltreppe führte zu dem zweiten Stocke; eine zweite verschlossene Thür wurde durch den Druck auf eine verborgene Feder so schnell wie die erste geöffnet, und sie traten in ein matterleuchtetes Zimmer, welches sein sparsames Licht aus einem andern erhielt, dessen Thür offen stand.

Nur Ruhe, liebe Anna, sagte la Mothe mit gedämpfter Stimme, kein Laut verrathe

uns, nur leise sprich mit Deinem Vater, der dort am flackernden Kamin-Feuer sitzt. Sie sah auf. In einen weiten Pelz gehüllt, den Kopf nachdenkend auf seinen Arm gestützt, saß Jerome Groslot und las bei einer spärlichen Lampe in Theodor Beza's Psalmen. Der Wiederschein des Kamin-Feuers beleuchtete den Alten sonderbar, der murmelnd vor sich hinsah und betete. Schon wollte Anna aufschreien, la Mothe's Hand verschloß schnell ihren Mund. Verweile nur einen Augenblick, sagte er leise, ich will Deinen Vater vorbereiten. Er nahte sich ihm, und bei einem Geräusch, das er absichtlich machte, sah Groslot auf. Ha, la Mothe, Ihr! rief er aus. Was macht mein Weib, mein Kind?

Still, nur still! sagte der Prevot. Die Wände haben Ohren. Faßt Euch, Groslot, Euer Kind ist hier.

Meine Anna? rief der Vater erstaunt; Vater! rief Anna in seine Arme stürzend.

Nur ruhig, um Gotteswillen ruhig! bat la Mothe. Seid Meister Eurer Empfindungen, mäßigt Eure Freude, mäßigt Euren Schmerz und endet bald. Die Zeit hat Flü-

gel und nur wenig ſind der Stunden, die noch unſer ſind.

Und was ſoll ich? fragte Groslot, ſich den Armen der Tochter entwindend.

Uns folgen! riefen la Mothe und Anna zugleich.

Und wohin? fragte der Bailli erſtaunt.

Aus dieſem Kerker in die Freiheit! ſagte eilig der Prevot. Und ſeid Ihr gerettet, rief er begeiſtert aus und ergriff mit Inbrunſt Groslots Arm, dann Vater, herzlich geliebter Vater, dann verſöhnt dankbar Euch mit Gott, kehrt zurück in den Schooß der heiligen Kirche.

La Mothe! rief der alte Bailli faſt zornig.

Kehrt zurück, mein theurer Vater! Euch zurückzuführen zu Eurem Seelenheile, gelobte ich der heiligen Mutter Gottes, wenn ſie mir vergönnte, Euch zu retten. O erfüllt mein Gelübde, hört mein Flehen, folgt dem Glauben, der Euch aus der Gefangenſchaft rettete. Auf meinen Knieen fleh' ich Euch an, Vater meiner Anna, — kehrt zurück zu Euerm und meinem Seelenheile!

Jüngling! rief der Alte und leitete ſeine weinende Tochter auf einen Seſſel; Jüngling,

versuche nicht die Langmuth Gottes, und frevle nicht, indem Du für ihn kämpfen willst; er braucht Deines schwachen Armes nicht, auf daß sein Wille geschehe. Thörig gelobtest Du, mich zu dem alten, längst verlassenen Pfade zurückzuführen; Du setztest Dein Seelenheil an den Wahn, ich sei ein schwankendes Rohr in der Wüste, das um zeitliches Gut seinen Glauben dahin gab. Nein, la Mothe! das Vertrauen, das Du auf die Mutter Gottes und Deine Heiligen setzest, setze ich auf Gott allein, der mich retten wird, wenn seine Allweisheit es für das Heil der Menschheit für nöthig findet. — Ich gehe nicht mit Dir!

Nicht, mein Vater? rief Anna mit gedämpfter Stimme.

Alles ist bereitet! rief la Mothe. Gedenkt nicht meiner, nicht meines Seelenheils. Gedenkt nur Eures Weibes, Eures Kindes. Folgt mir durch einen unterirdischen Gang, der in den Garten führt, dort erwartet uns Jacques Poltrot, ein Edelmann aus Poitou, den der Admiral Colligny voraus nach Orleans geschickt hat, um die Lage der Sache auszuspähen; ihm könnt Ihr vertrauen. Er

Gefühl ergriff ihn, als er durch das einsame Haus wieder nach der Treppe zurück gehen mußte.

„Soll ich denn ohne Lebewohl von hier scheiden?“ dachte er, als er sinnend vor der Thüre von Margarethens Zimmer stand — „Sie wußten es doch, daß ich morgen abreise und blieben nicht daheim? — Ob auch sie?“ — Seine Hand erfaßte unwillkührlich die Klinke — „Sie? — Gewiß nicht!“ rief er sich vergessend unmuthig aus, und in der Heftigkeit, mit der er dies sprach, mußte seine Hand die Klinke gedrückt haben, denn die Thüre sprang auf, und vor ihm saß, den Rücken nach ihm gewendet, Margarethe von Epp im Armsessel, den blonden Lockenkopf auf ihren Arm gestützt. Er wollte zurück, noch war es Zeit, da sie ihn noch nicht bemerkt hatte; aber trotz dieses Vorsatzes blieb er wie fest gebannt an der Thüre stehen — „Warum auch fliehen? dachte er „Warum sie vermeiden? — Hin, hin zu ihr! — Blick ihr noch einmal in das Flammenauge, unterdrücke muthig, was in deinem Busen glüht, und presse dein klopfendes Herz zurück, daß es nicht laut und stürmisch tobe!“ Er blieb am Eingange stehen und als das Fräulein plötzlich aufsprang, unmuthig den Rocken, den ihre Hand hielt, auf einen Sessel warf, sich nach der Thüre wandte, erblickte sie Rosen und war überrascht — Auch sie mochte in Träumen versunken gewesen sein, aus denen sie sich gewaltsam gerissen hatte, denn sie konnte, vielleicht noch zu sehr mit ihnen beschäftigt, nicht gleich Worte, nicht gleich Fassung finden.

„Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, Fräulein von Epp!“ begann Rosen nach langem Schweigen mit kaltem, berechnetem Tone „Verzeiht, daß ich Euch störe.“

führt Euch, ehe der Tag grauet, aus Orleans, und Ihr seid gerettet.

Ihr seid gerettet, mein Vater, o kommt, folgt uns! rief Anna.

Ich folge Euch nicht, meine Kinder, sagte der Bailli ernst. Du, la Mothe, hast dem Himmel ein Lösegeld für meine Freiheit versprochen, das Du nicht zahlen kannst! Meine Flucht würde Dein Gewissen, nach den Satzungen Deines Glaubens, ewig beunruhigen. Meine Flucht würde Euch mit mir in's Verderben stürzen, ich würde durch sie meine Schuld bekennen und mich selbst vor der Welt anklagen, die mich dann streng richten müßte.

Groslot! sagte la Mothe verzweiflungvoll leis' ihm in's Ohr, indem er ihn vom Kamine hastig hinwegzog, heut' ist Euer Todesurtheil gesprochen. Morgen fällt Euer Haupt unter des Henkers Beil.

Da schauderte Groslot zusammen. Der Tod rieselte ihm durch die Adern und seine Hand fuhr unwillkührlich nach dem Herzen. Und doch la Mothe, sagte er nach einer feierlichen Stille, und doch folg' ich Euch nicht! Ihr wähnt Eurem Glauben alles op-

fern zu können, selbst die heiligen Gebote der Menschheit. Ich kann dem meinen auch mein Leben opfern. Mein Tod sey das Märtyrthum, welches meine Brüder in ihrem Glauben stärken und sie fest an ihn ketten wird. Ich folg' Euch nicht und nehme die Schande nicht mit hinweg, daß ich feig und schuldig der Verbrechen, die man mir andichtete, entfloh. Ich folge Euch nicht und stürze Euch nicht mit mir in's Verderben. Geh' zurück, mein Sohn, — steh' auf meine Tochter, sagte er wehmüthig zu Annen, die seine Kniee fest umklammert hielt, liebt Euch innig, laßt den Glauben die Herzen nicht trennen, tragt Eure Fehler, Mängel und Irrthümer gegenseitig mit Geduld. Gott segne Euch! Er legte seine Hand auf ihre Stirn und umarmte Beide. Lebt wohl und flieht von hinnen, ehe der Morgen Euch überrascht. Verschwendet nicht Bitten, nicht Worte — ich bleibe hier und sterbe für meinen Glauben, wenn es der Wille Gottes ist.

Noch einmal versuchte Anna, ihn zu bewegen; sie hing sich an seinen Hals, benetzte seine grauen Locken mit ihren Thränen und umklammerte fest den zitternden Greis. Geh'

Anna, sagte dieser gerührt, doch mit festem Tone, geh' und suche nicht, mich durch Thränen von dem Wege meiner Pflicht zu locken. Gott allein ist mein Richter, vor seinen Thron tret' ich mit Demuth und Vertrauen. Er schob sie sanft von sich, kein Laut unterbrach die heilige Stille. — La Mothe führte Anna zurück.

An der Fallthür zündete dieser die Fackel wieder an und setzte seinen Weg, die erschöpfte Geliebte mehr tragend als leitend, nach dem Ausgange fort. Als er endlich die Stufen erreicht hatte, die ihn wieder aus dem Gewölbe hinausführen sollten, sah er auf, und kein Schimmer des Himmels blickte ihm entgegen. Er schritt verlegen die Stufen hinan, leuchtete mit der Fackel in die Höhe — verschlossen war die Oeffnung, der Stein deckte sie wieder.

Wir sind verrathen Anna! rief la Mothe, Poltrot hat uns verrathen!

Verrathen? rief eine Stimme neben ihnen, und eine Gestalt, im Mantel gehüllt, sprang schnell auf. Es war Poltrot, der auf den Stufen liegend ruhig eingeschlafen war. Er erzählte ihnen die Begebenheiten der Nacht

sie dankten Gott für ihre Rettung, und mit vereinten Kräften gelang es ihnen endlich, den Stein zu heben. Viele der Sterne des Himmels schaueten freundlich auf sie hernieder, nur der Stern der Hoffnung war verschwunden, er leitete sie nicht zum einsamen Thränenlager zurück.

16.

Der Hof war versammelt. In dem Saale standen in ernster Erwartung die Prinzen, die Großen, die erst kürzlich ernannten Ritter des heiligen Michael und die Richter Condé's. Es herrschte eine feierliche Stille, niemand sprach, ein jeder suchte die innere Meinung des Nachbars in seinem Blicke zu lesen, den ein jeder jedoch sorgfältig dem andern zu verbergen suchte. Meist alle standen einzeln, beobachtend und beobachtet werdend. Jetzt traten die Marschälle Brisac und St. André zum Herzoge von Guise, der mit seinem Bruder, dem Kardinal, in der Mitte der Versammlung stand, und sprachen angelegentlich mit ihnen. Auch der Graf von

Sancere und du Mortier, Rath des Parlaments, näherten sich dem Kanzler l'Hopital und ihr Gespräch schien wichtigen Inhalts. Bald gruppirten sich nun Mehrere und die öde Stille, die anfangs geherrscht hatte, war in allgemeines, theilnehmendes Gespräch übergegangen, das um so mehr Interesse gewinnen mußte, da der König an diesem verhängnißvollen Morgen die Großen des Reichs hier versammelt hatte, das Urtheil über den Prinzen Condé zu sprechen.

Ein jeder sah gespannt nach der Thür der königlichen Gemächer und erwartete, daß der König heraustreten und seine entscheidende Meinung ihnen öffentlich mittheilen würde. Sie warteten schon lange vergebens. Da öffneten sich die Thüren der Galerie. Ein Huisier trat ein und rief mit lauter Stimme: Ihro Majestät die Königin Mutter! — Schnell waren die Gruppen getrennt, die Hofleute bildeten auf beiden Seiten des Saales Reihen und Katharina trat ein, von ihrem Hofstaate gefolgt; ihr Blick war ernst, man glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen, sie schritt mit kaum bemerkbarem Neigen des Hauptes durch die sich ehrfurchtvoll beugenden

den Reihen. Der Kanzler allein konnte sich eines gnädigen Blickes erfreuen, an den Guisen ging sie kalt vorüber. Hinter ihr folgte die Herzogin von Montpensier und die Gräfin Crussol, diesen die Fräulein von Ruel und Limeuil und dann mehrere Herren und Frauen ihres Hofes.

Das Fräulein von Limeuil erröthete, als sie sich dem Herzoge von Guise näherte, zog den Handschuh von ihrer schönen Hand, ließ ihn, nach einer andern Seite blickend, wie durch Zufall unbemerkt fallen und folgte langsam der Königin.

Montluc! rief er seinem Stallmeister zu, hebt den Handschuh auf und bringt ihn dem Fräulein von Limeuil, sie hat ihn fallen lassen.

Montluc hob ihn auf, eilte dem Fräulein nach und dicht an der Thür der königlichen Zimmer überreichte er ihn.

Sagt Eurem gnädigen Herrn, versetzte die Limeuil mit bedeutendem Tone, daß ich seine Aufmerksamkeit, mir durch Euch meinen Handschuh zu schicken, nie vergessen und ewig seine dankbare Dienerin dafür bleiben würde. Sie schritt den Uebrigen nach, die Thür schloß sich hinter ihr, und die Ruhe,

die bei dieſer Antwort auf ihrem Geſichte lag, ließ den Herzog ungewiß, ob ſeine Rache gewirkt habe oder nicht.

Alles gruppirte ſich wieder im Saale, Jedermann war überzeugt, der Beſuch der Königin Mutter gelte den Angelegenheiten des Prinzen. Den Guiſen und ihrer Partei ſchien dieſer Beſuch unangenehm. Nur die Wenigen, die es wagten, ſich nicht zu ihrer Partei zu zählen — der König von Navarra und die geringe Zahl ſeiner Anhänger waren nicht eingeladen — ſchöpften neue Hoffnung. Doch nicht lange ſo öffneten ſich die Thüren der königlichen Zimmer wieder. Katharina trat mit raſchen Schritten heraus, ging feſt, ohne zu grüßen, durch die Reihen der Höflinge, und der Unwiſſendſte konnte auf ihrem Geſichte leſen, daß ſie bei dem Könige ihre Abſicht verfehlt habe.

Als das Fräulein von Limeuil vor dem Herzoge vorbei ſchritt, neigte ſie ſich ehrerbietig und die Bewegung ihres Körpers drückte verbindlichen Dank aus. Die Hofleute, auf alles achtend, deren Augen das kleinſte nicht entging, ſuchten vergebens Licht über dieſe Sache. Des Herzogs Benehmen ſchien kalt,

der Dank des Fräulein von Limeuil verbindlich. Doch bald ward ihre Aufmerksamkeit auf etwas Ernsteres gerichtet. Der Herzog von l'Aubespine trat aus den königlichen Gemächern und bat den Kardinal von Lothringen, zu Sr. Majestät einzutreten. Traurig trat der ehrwürdige l'Hopital mit Sancere an's Fenster, dieser Ruf nahm ihre letzte Hoffnung mit sich fort. —

Der Kardinal blieb nicht lange, der Herzog folgte ihm, und Einer nach dem Andern wurde aufgefordert, in das Kabinet des Königs zu treten, streng wie es ihr Rang gebot. Einzeln ließ der junge König einen jeden vor sich und legte ihm Condé's Todes-Urtheil zur Unterschrift vor. Die Prinzen unterschrieben willig. Der edle l'Hopital war der Erste der es zu thun weigerte.

Ich kenne Euch schon, Herr Kanzler, rief der Monarch zornig, Ihr seid das Echo meiner Mutter. Nur meine Stimme soll am Hofe wiedertönen, nicht fremde.

Doch die Bereitwilligkeit der folgenden Höflinge besänftigte bald den aufgeregten Jüngling, nur du Mortier, der muthige Parlamentsrath, fachte die Gluth wieder an

und da ihm der Graf von Sancere folgte, der mit der Kühnheit eines Kriegers die Unterschrift verweigerte, sprang der König wüthend auf, und drohte dem Grafen, daß wenn er nicht unterschreibe, so könne er dem Prinzen auf dem Schaffote Gesellschaft leisten.

Sire! entgegnete dieser würdige Greis, ich weiß zu sterben, aber nicht mich zu entehren!*). Er verbeugte sich und ging.

Eurem Andenken dieß kleine Denkmal, Ihr muthigen Männer l'Hopital, Sancere und du Mortier! Von allen versammelten Großen Frankreichs waret Ihr die Einzigen, die dem blutdürstigen Willen der Guisen ihre Pflicht entgegen zu stellen wagten. Die Nachwelt erkennt Euren Muth, wie Eure Zeitgenossen ihn ehrten.

17.

Condé war verurtheilt, den 26sten November auf dem Platze de l'Etappe enthauptet zu werden. Der König verlangte die

*) Je sais mourir Sire, et non me déshonorer.

Execution ſchon am nämlichen Tage mit der Hinrichtung Groklot's zugleich. Der Kardinal von Lothringen aber bewog den König, ſie noch aufzuſchieben. Nicht Menſchlichkeit, nicht Hoffnung, den König anders zu ſtimmen, bewog ihn zu dieſer Maßregel. Im Gegentheil, er hoffte den Connetable unterdeſſen nach Orleans zu locken, er glaubte, dieſer würde ſein Anſehn beim Könige verwenden wollen, den Prinzen zu retten. Auch naheten die Chatillons. Beide wären umgekehrt, hätten ſie die Nachricht von Condé's Hinrichtung vernommen. Ueberdies war der 26ſte November der Tag, an welchem ſich die Stände verſammeln ſollten. Das blutige Schauſpiel, die Hinrichtung eines Prinzen von königlichem Geblüt, mußte ſie entmuthigen und ganz in die gefürchtete Hand des Kardinals geben.

Der König, abgeſpannt von dem verhängnißvollen Morgen, wo alle Leidenſchaften ſich ſo furchtbar in ſeinem Innern bewegt hatten, fühlte ſich matt. Er ſtand am Mittag neben der Königin Maria und ſpielte mit ihren goldenen Locken, tändelte mit den Federn ihres Hutes und lehnte ſich auf ihre alaba-

„Lebt wohl, Obriſt!“ erwiederte Margarethe ſich neigend, während Roſen ihr näher tretend, eine Thräne in ihrem Auge bemerken konnte — dieſe Thräne deutete er für ſich — in ihr glaubte er der Hoffnung lieblichſte Farben ſich brechen zu ſehen — „Ihr habt geweint, Fräulein?“ fragte er mit Theilnahme „Euer Auge iſt naß, ich ſehe eine Thräne!“

„Ein heftiger Kopfſchmerz erpreßte ſie mir“ erwiederte Margarethe nicht ohne Erröthen.

„Thränen ſind der Jungfrau ſchönſter Perlenſchmuck“ fuhr Roſen mit Wärme fort „Thränen ſind die milden Boten des Herzens, ſie entrollen dem Auge, wie Thautropfen der Blume. Wie dieſe den heitern, reinen Tag verkünden, verkünden jene die Empfindungen eines reinen, zarten Gemüths. Schämt Euch ihrer nicht, Margarethe von Epp! Ich freue mich, ſie in Euerm Auge zu ſehen, denn wahrlich, ich glaubte ihren Quell in Euch vertrocknet.“

„Und warum glaubtet Ihr dies?“ fragte das Fräulein, die Kränkung verbergend, welche dieſe Frage ihr verurſacht hatte.

„Ja!“ erwiederte Roſen, und ſein Gefühl ließ ſich nicht länger von der Vernunft unterdrücken — „Ja, ich hielt Euch der Thränen nicht fähig. Euer kaltes, abgemeſſenes, abſtoßendes Betragen, der ſcharfe Witz, dieſer ewig verwundende Pfeil, mit dem ihr jeden, auch den Wohlwollendſten von Euch abhaltet, ließ mich glauben, Euer Gefühl ſei in der Eitelkeit erſtorben, und wo Gefühl in des Weibes Buſen fehlt, da entrollt die Himmelsthräne nicht dem Auge; wo dieſes fehlt, da betrachtet der Mann

ſterne Schulter. Schweigend blickte dieſe hinaus nach dem Blutgerüſte, wo ſo eben die Henker den Block in deſſen Mitte rollten.

Großer Gott! rief ſie aus. Schon heute legt der Bailli ſein greiſes Haupt auf dieſen Block und der Henker trennt es mit ſeinem ſcharfen Beile? — O es muß fürchterlich ſeyn, ſo zu enden, ſo zu ſcheiden aus der ſchönen Welt!

Das Schickſal ſchüttelte in dieſem furchtbaren, ahnungvollen Momente ſeine Flügel über die unglückliche Maria Stuart. Der Schleier der Zukunft hob ſich. In dunkler Nebelferne ſah ſie ihr Bild. — Glücklich, daß ſie es nicht erkannte.

Seid gnädig, mein König und Herr! rief ſie jetzt plötzlich und ſank zu des Königs Füßen. Verzeihen iſt ſo edel, Erbarmen iſt ſo göttlich. Schenkt Groslot das Leben — ſchenkt es dem Prinzen! ſetzte ſie zitternd hinzu.

Der König beugte ſich, ſie aufzuheben. Zu ſchwach, es zu können, kniete die Königin immer noch vor ihm und bat. Da ward ſein Geſicht immer finſterer und zorniger und

zum ersten Male wagte er, der schönen Königin mit bittern Worten zu begegnen.

Stehen Sie auf, Madame! rief er zornig. Nur vor Gott mögen die Königinnen Frankreichs die Kniee beugen. Ihre Bitten sind vergebens. Der Bailli — der Prinz sterben, so wahr ich lebe und leben werde, zu ihrem Verderben. Ich habe ihren Tod auf der Hostie geschworen, und mein Seelenheil ist mir werther als das Leben dieser Rebellen. Stehen Sie auf, Madame! rief er heftiger und spannte die letzten Kräfte an, sie aufzuheben.

Nun, mein Gemahl, sagte nach einer Pause die Königin zitternd, kann die Unglücklichen nichts vor dem Arme der Nemesis schützen, so gewähren Sie mir nur die Bitte, verlassen Sie Orleans noch heute. Seyn Sie kein Zeuge dieses blutigen Augenblicks, den man so teuflisch recht vor unsere Augen gebannt hat, und den ich nicht ertragen könnte.

Mitleidig lächelnd sah der König hinaus auf das Blutgerüst. Nun wohl! hob er an. Sind Ihre Nerven so schwach, Madame, so wollen wir in dem Walde vor Orleans jagen und schon heute nach der Vesper nach unserm

Schlosse Vitri uns begeben. Ich hoffe, das Blut der Hirsche wird Ihre Theilnahme nicht so sehr erregen, als das Blut der Ketzer.

Der nöthige Befehl wurde gegeben, die Jagd und die Abreise des Königs schnell angeordnet, und während das Blut des edlen Groslot durch das Henkerbeil fließen sollte, beschloß der König den flüchtigen Hirsch zu hetzen und die Reiher zu beizen.

Der König von Navarra, der auch zur Jagd eingeladen war, verbat sich die Ehre. So lange sein Bruder noch im Gefängnisse sitze, könne er Orleans nicht verlassen! ließ er dem König antworten. Doch dieser, welcher fürchtete, daß er sich am Tage der Hinrichtung an die Spitze der aufgeregten Bürger Orleans stellen könne, der überdies wußte, daß seit mehreren Tagen eine Menge calvinistischer Edelleute von der Partei des Admirals heimlich nach Orleans gekommen war, ließ ihm bei Strafe seiner Ungnade befehlen, ihm zu folgen. Anton von Bourbon gehorchte.

18.

Ganz Orleans war in Bewegung. Traurig schritten die Bürger von Haus zu Haus und theilten sich ihren Kummer, ihre Sorgen mit. Ihr geliebter Bailli sollte noch heute sein edles Leben auf dem Blutgerüste enden. Ihn noch einmal zu sehen, ihm Lebewohl zu sagen, strömte Alles nach dem Platze de l'Etappe, den die Compagnie des Richelieu und die Arquebusirer des Tavannes besetzt hielten. Die Gensd'armen erwarteten den König auf dem Platze du Martyr, während die schottischen Bogenschützen von da bis zum Thor die Straßen besetzt hatten.

In dem Innern der königlichen Wohnung wimmelte es von Pferden und Menschen; Falkoniere, die Falken auf der Hand, Knechte, die Koppel Hunde am Arm, Stallmeister und Troßbuben, die wichernden Rosse haltend, erwarteten den König und den Befehl zum Aufbruch. Auf dem Platze selbst hielt der König von Navarra, den König Franz erwartend, mit einem kleinen Gefolge, das aber mit jedem Augenblick immer größer und größer wurde, denn so eben war der Admiral

Colligny mit einer Menge Hugenottischer Edelleute aus der Normandie eingetroffen.

Colligny selbst kam jetzt aus der Straße Dekcures geritten, und ehe er noch den König von Navarra sah, fragte er einen Bürger, was der Auflauf zu bedeuten habe.

Der König reitet zur Falkenbeize, unterdessen legt unser ehrwürdiger Bailli sein Haupt auf den Block! antworteten ihm Mehrere.

Zurück, Ihr Unbescheidenen! rief Richelieu, der eben hinzugetreten war. Zurück! auseinander, Ihr Gaffer! Platz da!

Und ist es mir nicht mehr erlaubt, mit meinen Mitbürgern zu sprechen? fragte Colligny den Hauptmann mit ernstem Tone.

Herr Admiral, entgegnete dieser, ich freue mich, Euch hier zu sehen und Euch schuldigst zu begrüßen, doch erlaubt mir, meine Pflicht und mein Amt ungestört zu erfüllen.

In diesem Augenblicke tönte die Glocke zur Vesper vom Thurm der Jacobiner, und im Vorhofe wurde Alles lebendig. Der König naht! rief man, der Jagdzug ordnete sich, doch der König, die Königin Maria an der Hand, schritt zwischen ihnen durch, verweigerte das ihm vom Stallmeister la Valette vorge-

führte arabische Roß, trat mit seinem Gefolge auf den Platz und ging, den Blick zur Erde gesenkt, nach der Kirche der Jacobiner.

Gnade! Gnade! rief die Menge, welche Richelieu mit seiner Compagnie auseinander trieb; Gnade unserm Bailli! rief es von allen Seiten.

Da blickte der König finster auf, sein Auge traf den Admiral: Auch Ihr hier? rief er, und ohne eine Antwort Colligny's abzuwarten, eilte er mit schnellen Schritten der Kirche zu.

So möge dieß Dein letzter Gang seyn, Du Erbarmungloser! rief ein wüthendes Weib, das auf einen Kellerhals getreten war und dicht an der Kirche der Jacobiner stand. Ein Hellebardier schlug sie mit der Partisane zu Boden. Der König schritt eilig in das Gotteshaus.

Das Jagdgefolge setzte sich jetzt in Bewegung und zog zur Rue Bretonniere, dort den König zu erwarten, der nicht wieder über den Platz zurückkehren, sondern durch das Kloster auf der andern Seite zu seinem Gefolge gelangen wollte.

Zu gleicher Zeit wurde es im Hause la

Mothe's lebhafter; die Soldaten, die es besetzt hatten, ordneten sich. Die Thore rasselten auf. Der Scharfrichter trat vor den Block, und die Menge sah mit thränenvollen Augen hin nach dem geöffneten Thor, erwartete ängstlich ihren geliebten Bailli und leise Gebete stiegen zum Himmel auf. Da nahete der Greis mit festem Schritte; die Hände gefaltet, den Blick zum Himmel gerichtet, schritt er dem Blutgerüste zu und ein himmlisches Lächeln erheiterte die schmerzvollen Züge.

Und durch diese furchtbare Stille ertönte das Glöcklein von den Jacobinern — der Zug hielt. Die Soldaten sanken auf ihre Kniee und beteten ihr andächtiges Ave Maria.

Da entstand Getümmel in der Kirche. Das Thor öffnete sich — man trug den König bewußtlos heraus durch die schweigende Menge, die, schaudernd vor der schnellen Nemesis, kein Wort der Theilnahme auszusprechen wagte. Die Königin folgte zitternd, sprach einige Worte mit dem Marschall de la Vielleville, — die Thore der königlichen Wohnung schlossen sich.

Führt den Gefangenen zurück! rief der

Marſchall dem Hauptmann Randan entgegen. Die Königin giebt Euch durch mich den Befehl.

Groslot wurde zurückgeführt. Das Volk, das ſo eben ſeinen König ohne Theilnahme hatte leblos vorbeitragen ſehen, jauchzte laut auf, und als die Thore von Groslots Haft ſich ſchloſſen, eilte ein Jeder nach Hauſe, den Seinen die frohe Kunde zu bringen.

19.

Auch la Mothe ſtürzte in's Zimmer ſeiner Geliebten, die noch betend auf den Knieen lag. Noch iſt Hoffnung, Anna! Der König iſt plötzlich erkrankt, die Exekution aufgeſchoben! rief er ihr, die ungeſtört fortbetete, entgegen.

Hörſt Du es nicht, Anna? rief er noch einmal. Da erhob ſie ſich, ſah ihn mit freundlichem Blicke an und ſagte: Dank Dir, mein Geliebter! Doch der Troſt, den Du mir bringſt, ward mir ſchon früher. Die Beruhigung, die mir der Himmel während meines Gebetes

in das Herz legte, gab mir die Gewißheit, mein Vater werde gerettet.

Noch ist es nur ein Schein der Hoffnung, Anna, entgegnete la Mothe, täusche Dich nicht.

Ein Schein? Nein, la Mothe, Gewißheit ist es mir! rief das Mädchen aus, den gläubigen Blick zum Himmel gewandt. Meine Ahnung trügt mich nie. Als ich Dich zum ersten Male sah, wie Du über den Platz gingst und ich, mit den Kindern meiner Muhme spielend, auf dem Balkon saß, da war es als ob eine mächtige Stimme mir zurief: Er ist es, nach dem im Stillen sich Dein Busen sehnend hob! und zutrauenvoll sah ich meinem Schicksale und Deiner stillen Liebe entgegen, ich war gewiß, Dich liebend in meine Arme zu schließen. Als ich gestern Nacht ermattet und trostlos auf mein Lager sank, kein Schlaf die müden Augen schließen wollte, war es mir — und doch schlief ich nicht — als ob mein Vater neben mir stände, mir mit seiner zitternden Rechten die Augen sanft zudrückte und leise sagte: Schlaf', liebes Kind, schlaf' sanft und ruhig; morgen hat Gott gerichtet. Ich schlummerte ein, und

hoch ſtand die Sonne, als ich erwachte. Doch glaubte ich nicht, daß ich die Erſcheinung des Vaters ſo freundlich deuten könne. Ich glaubte, ſchon heute nähm' ihn der Barmherzige zu ſich und er ſtände vor ſeinem Richter.

Und dieſes feſte Vertrauen zu dem Allbarmherzigen giebt Dir Dein Glaube?

Des Menſchen Wille iſt gefeſſelt vom Anbeginn, ſo lehrt er uns, ſeinem Schickſale kann er nicht entgehen. Und ſtänd' es im Buche des Lebens, daß Jerome Groslot im Arm ſeiner Kinder, umringt von ſeinen Enkeln, ſterben ſoll, ſo kann ihn die Macht aller Könige der Welt nicht auf dem Scheiterhaufen bluten laſſen. Was uns beſtimmt iſt, geſchieht; wozu wir erkohren waren, den Platz füllen wir aus, und ſtänd' es im Buche des Schickſals, daß Du als Märtyrer der reinen Lehre ſterben ſollteſt, ſo raubt Dir nicht König, nicht Prieſter Deine Glorie!

La Mothe ſchauderte zuſammen bei dem Gedanken. Noch nie fühlte er ſich durch ſeinen Glauben ſo weit getrennt von der Geliebten als jetzt. Er gedachte der Worte des Bailli: Laßt Meinungen Eure Herzen nicht

das Köſtlichſte der Erde, das ſchönſte Weib nur mit wehmüthigem Blick, ſein Herz klopft ſtürmiſch, die Empfindungen möchten ſich ſo gern zu Worten geſtalten, aber ihre Glut erſtarrt an dem eiſigen Hauch, der ihnen entgegen weht; er verſchließt die Pforten ſeines Herzens und ſollt' es auch gewaltſam geſchehen!"

Margarethe hatte, während er ſprach, kein Auge von Roſen gewendet, nur an das, was er ſprach, denkend, hatte ſie die Thräne wegzuwiſchen vergeſſen, die immer noch ihr Auge umflorte, das mit einem Ausdruck an Roſen hing, der ihn Vorſatz und Alles vergeſſen ließ. „Ja, Margarethe!" rief er mit Wärme „Eure Thräne, Euer inniger Blick entlockt mir das Geſtändniß. Der eiſige Hauch, der Euch umweht, hat auch mich bisher zu ſchweigen gezwungen; aber jetzt muß ich reden, jetzt, wo ich mich nicht ſchäme, zu geſtehen, daß auch ich Euch bewundern mußte, daß auch ich mich nach Euch hingezogen fühlte, aber auch beklagen mußte, daß das Herrlichſte der Erde durch ſich ſelbſt zerſtört, in Stolz und Eitelkeit untergehen konnte."

Aufmerkſam hatte das Fräulein auf jedes Wort gelauſcht, in ihrem hocherröthetен Geſichte mahlten ſich lebhaft ihre Empfindungen. Anfangs flammte die Freude in ihrem Auge: Jetzt, jetzt, beugt ſich der Stolze und liegt zu meinen Füßen! ſchien es zu ſagen, triumphirend leuchtete es; aber bald umwölkte ſich ihr Blick, ihr Triumph war nur kurz, die Freude wich dem Schmerz. „Ihr verkennt mich, Obriſt Roſen" ſprach ſie leiſe, ihre Hand, die er unbewußt ergriffen, bebte in der Seinen und ihr Auge ſenkte ſich vor dem Kriegsmanne, der würdevoll und ernſt in dieſem verhängnißvollen Augenblick vor ihr

trennen. Er sah den Engel noch betend vor sich knieen, und: Gott, Du erbarmst Dich aller Deiner Kinder, die an Dich glauben! Vergib, wenn ich irre! sprach er, dann führte er die Aufstehende an das offene Fenster. Anna! sagte er feierlich, dort glänzt im Abendgolde das hohe Kreuz der Kathedrale. Dort tönt der Gesang der Chorherren zur heiligen Vesper. Dorthin zieht mich mein Glaube. Nach jenem einsamen, schmucklosen Bethause, das Euch noch blieb, zieht Dich der Deine. Dort beten wir auf verschiedene Weise zu einem Gotte. Ihm zu dienen, seine Gebote zu erfüllen, seinem Willen in Demuth zu folgen, ist unser heiliger, gleicher Zweck. So wandle Deinen Weg, Anna, ich den meinen. Wir haben nur Ein Ziel — dort einen sich die Pfade. Unsere Meinung, unser Glaube trenne nicht unsere Herzen, friedlich wollen wir neben einander unsere Bahn durchwandeln und Gott die Entscheidung überlassen, nicht den Menschen.

Nun laß mich hinaus und forschen, fuhr er nach einer innigen Umarmung fort, wie unsere Hoffnung sich gestaltet. Bald bringe ich Dir frohe Nachricht.

Eine furchtbare Stille herrschte auf den Straßen, Jeder war nach Hause gekehrt, um sich dort seiner Freude zu überlassen. Ernst schritten die Schildwachten vor der Wohnung des Königs, wo Niemand aus- noch eingehen durfte. Spähend lugten die verdoppelten Wachen vor dem Gefängniß des Prinzen und wiesen trotzig jeden Vorübergehenden zurück, der ihnen zufällig zu nahe kam. Die stille Oede unterbrachen nur Patrouillen von Tarannes Arquebusirern, und der gewaltige Hauptmann Richelieu du Plessis trieb die Gruppen von Bürgern auseinander, welche etwa noch die Neugierde oder Theilnahme zusammengeführt hatte.

An das Blutgerüst gelehnt, stand la Mothe ernst und düster und sah nach dem Hause Groslots, wo noch am Morgen ein glänzendes Treiben und Leben sich geregt hatte, wo die Großen, von einer mächtigen Schaar Anhänger begleitet, in stolzer Pracht eingezogen und die Fenster des großen Saales von ernsten Gesichtern gefüllt waren. Jetzt war Alles still und todt. Der Morgen, der in Pracht des Hofes das Todesurtheil des Prinzen ausgesprochen hatte, verstummte am

Abend' in Todtenstille. Gott selbst hat gerichtet! sagte, für sich murmelnd, der Prevot, nicht Ihr, kleinen Menschen, die Ihr vergeht, wie ein Hauch der Luft. Ein Augenblick, ein Donner des Himmels zerschmettert alle Eure Riesenplane. Gott hat gerichtet! rief er noch einmal, und, setzte er erbebend hinzu, den Ketzer freigesprochen. Ihn schauderte vor dem Gedanken, und ein unheimliches Gefühl ergriff ihn, da er an den Ort dachte, wo er stand. Er suchte Menschen — nur Krieger sah er. Da blickte er noch einmal nach Groslots Hause, an einem Fenster, ihm so wohlbekannt aus der lieblichen Zeit der Sehnsucht und des Hoffens, sah er einen Kranz, von frischem Epheu gewunden, und unter ihm stand ein Topf mit blühenden Rosen, eine Seltenheit in damaliger Zeit. Treue Liebe, rief er, sich vergessend, aus; Du scheinst mir auch heute von dort?

Ihr habt lange genug hier gestanden und geplaudert! rief ein rauher Bretagner in seinem Landes-Dialekt, und faßte ihn unsanft am Mantel, in den er sich gehüllt hatte. Geht nach Hause, hier brauchen wir die Gaffer nicht!

La Mothe sah ihn starr an.

Geht, rief der Söldner noch einmal, oder ich verhafte Euch!

Seit wann darf ich hier nicht mehr vor meinem Hause stehen? rief la Mothe, als eben der Hauptmann Richelieu hinzugetreten war.

Wer seid Ihr? fragte dieser.

Der Prevot von Orleans, la Mothe Vely!

So? sagte mit geringschätzendem Ton Richelieu, Ihr thätet besser, Ihr ginget heim — und, setzte er hinzu, da la Mothe zögerte, Ich befehle es Euch!

Hauptmann! rief la Mothe, sich vergessend, und griff nach seinem Schwerte.

Ich such' Euch längst! sagte Richelieu lächelnd, Pierre Landres, Gerrellinaux, verhaftet ihn, bringt ihn nach dem neuen Thurme.

La Mothe, übermannt, mußte folgen.

20.

Als der König nach mehreren Stunden wieder zu sich gekommen, war seine erste Frage, ob die Hinrichtung Groslots vollzo-

gen worden sei. Da man ihm seine Frage mit Nein! beantwortete, schwieg er, nicht ein Wort des Beifalls oder des Mißfallens ließ er hören. Er sah schweigend vor sich hin, nahm sein Brevier und betete.

Doch bald legte er das Gebetbuch weg, klagte über heftige Schmerzen im Kopf an der linken Seite nahe dem Ohre, wo er schon seit längerer Zeit einen Fistelschaden hatte. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, die Königin Maria verließ sein Bette nicht. Schon am folgenden Morgen erklärten die Aerzte den Zustand des Königs für höchst bedenklich und der ganze Hof kam in Bewegung.

Mit seinem Tode würde sich auch der Zustand der Dinge gänzlich verändert haben. Sein Nachfolger wäre Karl von Orleans, sein zehnjähriger Bruder, geworden. Es war dann ungewiß, ob die Königin Mutter oder der König von Navarra, als erster Prinz des Hauses, die Regentschaft antreten würde Die Guisen verloren ihren Einfluß, und die Bourbons und die Montmorency standen wieder am Ruder des Staats.

Zitterte auch der Kardinal vor jeder au-

genblicklichen Gefahr, so verlor er doch nie den Kopf, und waren die Verhältnisse auch noch so verwickelt, sein ewig reger Geist wand sich hindurch. Durch die Königin Mutter selbst, die eben nicht besondere Ursache hatte, mit seinem Benehmen zufrieden zu sein, wollte er zum Ziele gelangen. Er ging zu ihr, stellte ihr vor, wie nach dem Tode des Königs die Regentschaft sicher in die Hände des Königs von Navarra kommen würde, daß die Bourbons nie das ausgesprochene Urtheil über Condé und die Bedrückungen verzeihen würden, die sie unter der Regierung ihres Sohnes hatten dulden müssen. Sie würde den Haß des Königs gegen die Bourbons büßen müssen, wenn sie auch keinen Theil daran gehabt, und alles, was sie zur Befreiung des Prinzen gethan habe, würde nicht vermögend sein, seinen Haß zu tilgen und sie der Rache der Bourbons zu entziehen. Das einzige Mittel, sie zu retten, sei, schnell das Urtheil Condé's vollziehen, den König von Navarra verhaften zu lassen und ihm, so lange der König noch lebe, rasch seinen Prozeß zu machen. Die Guisen würden dann mit blinder Unterworfenheit sich an

sie schließen und Gut, Blut und Leben für sie opfern.

Katharina war in diesem Augenblicke in der höchsten Verlegenheit. So eben hatte ihr der Leibarzt des Königs bestimmt erklärt, daß ohne Trepaniren der König unwiederbringlich verloren sei und seine schwache Constitution diese Operation nicht auszuhalten vermöchte. Sie fürchtete die Guisen, fürchtete ihren Einfluß, ihre Macht und die Menge ihrer Anhänger. Aber auch von der andern Seite konnte sie den Bourbons und dem Connetable, den sie zeither gänzlich vernachlässigt hatte, nicht trauen. Sie hatte sich zwar gleich nach der Krankheit des Königs mit Festigkeit gegen die Vollstreckung des Todes-Urtheils des Prinzen und des Bailli gesetzt, und den mit ihrer Ungnade bedroht, der, ehe der König nicht gänzlich wieder hergestellt sei, je zu der Vollstreckung des Urtheils die Hand bieten würde. Aber sich selbst zu gut bewußt, aus welcher Quelle alles dieses floß, zweifelte sie, daß die Bourbons, die gewiß ihr Inneres durchschaut hatten, sich je mit ihr wahrhaft aussöhnen würden. Sie konnte daher auch keinen festen Entschluß fassen, gab

mithin dem Kardinal eine unbestimmte Antwort und verlangte Zeit bis zum andern Tage, um sich über seinen Vorschlag erklären zu können.

Kaum hatte sich aber der Kardinal entfernt, so ließ sie den Kanzler l'Hopital rufen und schüttete ihr Herz und ihre Sorgen gegen ihn aus. Glücklich, daß sie in diesem wichtigen Moment einem edlen Manne ihr Zutrauen schenkte. Noch glücklicher wäre es für Frankreich gewesen, hätte sie dieß ferner gethan. Der Kanzler bebte vor Abscheu, als er den Vorschlag des Kardinals vernahm. Es wäre die schreiendste Ungerechtigkeit, rief er aus, einen Fürsten umzubringen, der kein anderes Verbrechen beging, als einen Bruder zu haben, der vielleicht unglücklicher ist als schuldig. Pflicht und Klugheit gebieten Ew. Majestät, Beide zu retten und das königliche Blut Frankreichs nicht den Fremdlingen zu opfern, die schon jetzt den Prinzen jeden Einfluß raubten und die sie verderben wollen. Das Blut dieser Prinzen würde sich über ganz Frankreich verbreiten und ein bürgerlicher Krieg wäre die traurige Folge dieser schrecklichen That. Denn nie würden Frank-

reichs Edle sich unter das Joch dieser Tyrannen beugen, und das Reich, schon durch die Faction, die es verdorben, erschüttert, würde sein Elend einem Fürsten verdanken, von dem es Hülfe erwarten konnte. — Ganz Frankreich richtet das Auge auf die Mutter seines Königs, fuhr er fort. Sie hat uns bis jetzt die Liebe zu ihren Kindern und den hohen Geist, fähig zum Regieren, gezeigt. Ihr Ruhm mahnet sie, unsere Erwartung nicht zu täuschen, ihr Werk zu vollenden und dem Vaterlande seine Vertheidiger zu erhalten. Verachten Sie, königliche Frau, die kleinlichen Streitigkeiten der Großen, und zeigen Sie ihnen durch männliche Festigkeit, daß sie alle unter einem Herrn stehen und daß sie über nichts streiten dürfen, als über den Ruhm, wer ihm mit dem größesten Eifer und der größesten Treue diene.

Die Herzogin von Montpensier trat in diesem Augenblicke ein und unterstützte die kühnen Worte des Kanzlers. Diese listige Frau ergriff noch sicherer die schwache Seite der Königin, indem sie dieser die Trägheit und Unentschlossenheit des Königs von Navarra recht lebhaft vorstellte, und ihr schon

im voraus die Versicherung gab, er werde nach seiner bekannten Indolenz gern auf die Regentschaft verzichten, wenn ihm nur das Uebergewicht über die Guisen gesichert wäre.

Katharinens Entschluß war gefaßt. Ein Entschluß, der für den Augenblick den Bourbons das Leben rettete und die Gemüther versöhnte, für die Zukunft aber die Quelle aller der Unruhen war, die Frankreich dem Verderben so nahe brachten.

Sie beschloß, die Zügel der Regierung zu ergreifen, beide Parteien, wenn auch nur zum Scheine, zu versöhnen, sie aber immer feindlich gegen einander über zu stellen, damit sie in ihrer Mitte über Beide das Uebergewicht behielt. Ihrer Herrschsucht opferte sie das Glück der Länder und das Wohl ihrer Kinder, und zündete in Frankreich eine Fackel an, die sie, selbst wenn sie es auch gewollt hätte, nicht mehr zu löschen vermochte.

21.

Lange schon hatte Anna Groslot in ihrem kleinen Zimmer vergebens auf la Mothe ge-

ſtand. „Lebt wohl und gedenkt meiner zuweilen — mit Schonung! —“ Dies ſagend, eilte ſie in ein Nebenzimmer und ließ Roſen erſtaunt zurück, der ihr nacheilen wollte, plötzlich aber ſtehen blieb — „Ruhig Herz!“ ſprach er vor ſich hin — „Ruhig! — War es Wahrheit, was ſie dir ſagte,“ meinte er „ſo wird die Zeit ſchon die Blüthen für dich pflücken; ſollte es aber bittre Täuſchung ſein, ſo vernichteſt du ihren Triumph.“

Er hatte den Muth zu gehen; aber noch einmal das Haus zu betreten, wagte er nicht. Er empfahl ſich der ſanften Joſephe von Gemmingen ſchriftlich und die wenigen Worte, die ſie ihm zur Antwort ſandte: „Reiſt glücklich, werther Freund, und nehmt die Hoffnung zur Begleiterin mit Euch!“ waren ihm tröſtend. Fortan, wenn er Margarethens gedachte, ſie vor ihm ſchwebte, oder ihm zur Seite ſtand, ſah er ſie nur, die Thräne im Auge, ihn bittend, ihrer zu gedenken. Ein freundlicheres, lieblicheres Bild erſchien ſie ihm fortan.

wartet; der Abend verging, er kehrte nicht zurück, der Morgen kam, der Mittag nahte, er erschien immer nicht. Auch die Mutter wurde jetzt besorgt, und der ehrwürdige Sevin sah still traurig vor sich hin und beantwortete nur unbefriedigend ihre deshalb an ihn gerichteten Fragen. Da trat Jacques Poltrot in ihr Gemach, der Nämliche, der sie in jener Nacht begleitet und das unterirdische Gewölbe bewacht hatte. Er bat, ihn mit dem Fräulein allein zu lassen, indem er von la Mothe abgeschickt sei. Bekannt als dessen Freund, stand man keinen Augenblick an, ihm seinen Wunsch zu gewähren. Als die Anderen sich entfernt hatten, sagte er schnell: Muth und Fassung, Fräulein, — la Mothe ist, auf Antrieb des Kardinals, verhaftet, man hat ihn in seinem eigenen Hause festgesetzt. Weshalb, weiß Niemand. Ein unbedeutender Streit mit dem Hauptmann Richelieu kann unmöglich die einzige Ursache dieser Gewaltthat seyn. — Anna erröthete. — Kennt Ihr wohl noch die Gänge, die Euch la Mothe führte, habt Ihr Muth, mit mir durch die unterirdischen Gewölbe zu gehen, erinnert Ihr Euch noch der Thüren, die

zu öffnen ſind? denn ſo viel ich erfahren habe, ſitzt la Mothe nicht fern von Euerm Vater in Gewahrſam.

Alles, alles weiß ich noch! rief Anna, und ſollte mein Gedächtniß mich auch verlaſſen, ſo wird die Liebe es zurückrufen. Wagen müſſen wir es, und ihn retten.

Nun, ſo haltet Euch bereit, ſo wie die Glocke der Jacobiner eilf ſchlägt, aber ſaget Eurer Mutter nichts, nichts Michel Sevin; nur vom tiefſten Geheimniß begünſtigt kann unſer Vorhaben gelingen. Anna verſprach es.

Wie langſam ſchlichen dieſer die Stunden, wie ängſtlich klopfte ihr Herz, als vom Thurm der Jacobiner der erſte dumpfe Schlag tönte. Eilig warf ſie ihr Mäntelchen um und ſchlich hinab auf die Straße. Dort fand ſie ſchon Poltrot ihrer harrend. Verhüllt eilten ſie durch wohlbekannte Gänge nach la Mothe's Garten, und dort dem Ahornbaume zu. Sie naheten. Still war es ringsumher, die Blätter rauſchten heute nicht mehr in ſeinem Wipfel — die Nacht war ſchön, der Mond ſchien hell.

Nun geſchwind, Poltrot! rief Anna, hebt den Stein.

Erst laßt uns die Gegend erspähen, meinte dieser. Vorsicht ist hier nöthig. Er trat in den Bogengang, lugte nach allen Seiten, ging weiter vorwärts und ließ die Zitternde allein. Aber plötzlich kehrte er wieder, und ergriff ihre Hand: Fort, fort von hier! rief er. Wir sind verrathen. Er zog sie nach der Pforte, und als er diese öffnen wollte, umringten sie Gewaffnete, warfen ihr einen Schleier über und schleppten sie fort.

Nacht war es um die Unglückliche, welcher die Augen verbunden waren. Zwei Männer führten sie; sie hörte eine Pforte öffnen. Die Kühle der Nachtluft wehte sie an, noch war sie unter Gottes freiem Himmel — doch bald hörte sie das Klirren der Angeln — eine Thür öffnete sich und dumpf hallten die Fußtritte wieder. Eine modrige Todtenluft kam ihr entgegen. Sie bebte. Großer Gott! rief sie aus, wohin führt Ihr mich?

Zu Euerm Geliebten! antwortete höhnend eine fremde Stimme.

Zu meinem Geliebten? fragte sie, doch Niemand antwortete. — Ihre Begleiter zogen sie immer vorwärts. Jetzt hörte sie wieder das Oeffnen einer Thür, und matter

Lichtstrahl schien durch die Binde, die Fußtritte waren lauter, und weniger todtenähnlich die Luft. Sie betete still für sich; ahnend, daß sie durch das Haus des Herrn schritt, flehte sie hier an heiliger Stelle den Himmel um Erbarmen und Rettung. Da öffnete sich wieder die Thür, sie traten hinaus in die freie Luft, und befanden sich auf der Straße, wo sie dann bald rechts, bald links gingen. Jetzt hörte sie leise Stimmen flistern. Ganz finster ward es um sie, und nach manchen Krümmungen, in denen sie sich fortwinden mußte, hörte sie das Rasseln des Thores, das sich wieder hinter ihnen schloß.

Man hob sie in einen Wagen, der rasch dahin rollte. Nach einer Weile nahm man ihr die Binde vom Auge, doch ihre Begleiter blieben stumm, sie beantworteten keine ihrer Fragen, und achteten ihres Jammers nicht. Nur einmal schien es ihr, als ob ihr Nachbar leise ihr das Wort: Muth! in's Ohr geflistert hätte.

Die Nacht war sternenhell, der Mond schon untergegangen, und was sie an der Landstraße im Vorüberjagen erblicken konnte, gab ihr kein Licht über ihre Bestimmung.

Einzelne Bewaffnete, das sah sie wohl, umringten den Wagen, ob es ihrer viele waren, konnte sie nicht unterscheiden, denn auch hinter dem Wagen hörte sie noch das Getrappel mehrerer Pferde. So vergingen qualvolle Stunden — die schlechten Wege, durch den häufigen Regen verdorben, so wie das Dunkel der Nacht, hinderten die schnelle Fahrt. Endlich dämmerte der Morgen durch den finstern Eichenwald, durch welchen sie so eben fuhren, hier und da glänzte sein Gold durch eine lichte Stelle, und sein kalter Hauch wehte tröstend in's Angesicht des leidenden Mädchens. Da bog der Wagen plötzlich um eine große, alte Eiche, welche hier, wie ein Wahrzeichen der Vorwelt, stand, nach einer offnen Stelle. Der Strahl der Morgensonne begrüßte sie, warf sein Licht durch die Oeffnung und — Anna sah neben sich Poltrot, den Freund la Mothe's, und sich gegenüber ein Gesicht, das der Hölle gehören mußte, so hatte sie ihren grassen Stempel darauf gedrückt.

Ihr hier? rief Anna, und ein verachtender Blick traf den Verräther. Ihr hier, und mit dem Feldzeichen der Guisen? Poltrot schwieg; nicht beschämt, nicht frech sah er

gleichgültig der aufgehenden Sonne entgegen und antwortete mit keinem Laute auf die Vorwürfe und Schmähungen Annens. Wohin führt Ihr mich, Ihr Unmenschen? rief sie. Ich beschwöre Euch, fuhr sie fort, sich zu Poltrot wendend, ich beschwöre Euch, Poltrot, bei dem Eide, den Ihr an jenem feierlichen Abende meinem Geliebten schwuret, sagt, wohin Ihr mich führt. Poltrot wurde unruhig, sonderbar blickte er Anna an, als ihr anderer Begleiter zum Wagen hinaussah. — Sie verstand sein stummes Mienenspiel nicht.

Das ist das! rief der Andere, öffnete den Schlag, sprang hinaus und rief nach seinem Pferde. Poltrot, es nahen Gewappnete.

Werden wohl von den Unsern seyn, antwortete dieser, stieg ganz ruhig aus dem Wagen und flisterte Annen zu: Muth, Fräulein

Der Wagen hielt, der Trupp Reiter kam näher, und sonderbar, auch auf dem Wege, den sie gekommen waren, zeigten sich Bewaffnete, die aus dem Walde kamen. Erkennt Ihr das Feldzeichen nicht? rief Poltrot seinem Begleiter, dem Herrn von St. Croix, zu.

Ich kann ihre Feldbinden nicht unterschei-

den. Mir scheint, sie tragen gar kein Zeichen! antwortete dieser.

Sonderbar! rief Poltrot, der Trupp hält, die aus dem Walde kommen immer näher!

Diese haben schwarze Binden. Wüßte nicht, wem sie angehören könnten, sagte St. Croix.

Doch auf jeden Fall, rief jetzt Poltrot, wollen wir unsere Mannschaft versammeln und uns zu einer tüchtigen Gegenwehr bereiten. Ihr, Herr von Saint Croix, nehmt Lambert und die sechs von Sansais Compagnie und deckt mir den Rücken, ich will mit Perelinçaux und den Dienern unsers gnädigen Herrn dem Trupp entgegenreiten.

Wozu könnte das nützen? erwiederte St. Croix. Wir sind keine zwanzig Mann, und jener Trupp ist wohl an dreißig Lanzen, ohne die Arquebusirer. Sind es Feinde, so ist jede Gegenwehr vergebens.

Ich sterbe lieber, rief Poltrot, ehe ich die Dame verlasse und die Befehle meines Herrn nicht erfülle. Er rief Perelinçaux, und im nämlichen Augenblick setzte sich auch der Trupp, der ihnen entgegen kam, in Bewegung. Perelinçaux! sagte Poltrot, willst Du

und

und Deine Untergebenen die Dame vertheidigen bis auf den letzten Mann?

Gegen die Menge? Nein, Chevalier! antwortete der Kammerdiener. Acht gegen Funfzig würden wenig helfen, und überdies sind meine Burſche beſſer hinter der Tafel, als beim Gefechte.

Nun dann, ſagte Poltrot, in Gottes Namen vorwärts! Unſer Verweilen hier nützt uns nichts. Sind es Feinde — iſt unſere Beute verloren, und Ihr, Herr von Saint Croix, und Ihr, feige Memmen, mögt es bei dem Herrn verantworten!

So wie der Wagen wieder vorwärts fuhr, ſetzte ſich der Trupp, der hinter ihnen aus dem Walde gekommen war, in kurzen Trab, und die Bewegung der beiden Abtheilungen zeigte augenſcheinlich, daß ſie übereinſtimmend handelten. Jetzt waren ſie nicht mehr fern, als der Anführer des Trupps ihnen entgegenſprengte, ſich dem Wagen nahete und mit verbindlichen, ſehr kurzen Worten Anna auszuſteigen bat.

Poltrot nahte ſich ihm. Mit welchem Recht, mein Herr, muthen Sie der Dame,

die wir zu begleiten die Ehre haben, zu, ihren Wagen zu verlassen?

Mit mehr Recht, entgegnete dieser, als Sie hatten, sie in den Wagen zu nöthigen. Entweder Ihr Herren von Guise, rief er lachend, Ihr überlaßt uns gutwillig die Dame, oder die Waffen mögen entscheiden, wem sie gehört. Beide Abtheilungen waren auf dem Platze eingetroffen, wo der Wagen hielt, und umzingelten Poltrot und seine Begleiter.

Wer seid Ihr? rief St. Croix und versuchte einen hohen Ton anzustimmen, wer seid Ihr, die Ihr auf offener Landstraße es wagt, der rothen Schärpe, dem allgemein geehrten Feldzeichen der Guisen diesen Schimpf anzuthun?

Fahrende Ritter, antwortete der Anführer lächelnd, zum Schutze der Damen gegen männiglich verpflichtet. Er stieg ab, und während die Lanzenträger ihre Lanzen senkten, die Arquebusirer die Feuerröhre auf den Sattelknopf stellten und die brennenden Lunten abklopften, öffnete er den Wagen, bot mit galanter Manier Annen den Arm und hob sie auf ein schöngeschmücktes Saumroß, das zu diesem Zwecke eigends mitgenommen zu

seyn schien. Poltrot und St. Croix wollten vor Wuth vergehen, doch bei dieser Uebermacht war an keinen Widerstand zu denken.

Ritter vom fröhlichen Tode, rief der Anführer demjenigen zu, der den hintern Trupp führte, verweilt hier mit den Herren, ich lasse Euch sechzig Begleiter zurück. Wo wir uns treffen, wisset Ihr. Er faßte den Zügel von Annas Roß, die, wie aus einem Traum erwacht, auf ihrem Zelter saß, und die Begebenheiten sich nicht zu erklären wußte, und sprengte seitwärts in den Wald, während der lustige Ritter vom fröhlichen Tode mit freundlicher Manier Poltrot und den Herrn von St. Croix mit ihren Begleitern eine ganze Stunde festgebannt hielt, dann sich höflichst empfahl, mit seinem Trupp wieder zurücksprengte und bald ihren Augen entschwunden war. —

Ein Arquebusirer, den sie ihm spähend nachgeschickt hatten, kam mit einer Wunde am Kopfe zurück und brachte keine weitere Kunde von ihnen, als daß die fahrenden Ritter höflich und unhöflich zugleich seyn könnten.

7.

In Mühlhausen traf Obrist Rosen den Herzog Bernhard, und stattete ihm hier Bericht von seinen Unterhandlungen in Straßburg ab. Der Herzog hatte zu wenig von der vorsichtigen Stadt erwartet, um nicht mit den Versprechungen, die Rosen ihm brachte, zufrieden zu sein. Von manchem, was diesen persönlich betraf, wohl schon unterrichtet, meinte der Herzog scherzend, daß es ihm schiene, seine Werbung bei dem ehrbaren Rathe sei glücklicher gewesen, als bei den Straßburger Schönen, und der Freiherr von Epp habe sich bereitwilliger zur Erfüllung seiner Wünsche gefunden, als dessen schöne Tochter. Rosen, des Herzogs Vertrauter auch in dem, was das Herz seines fürstlichen Freundes betraf, theilte ihm Alles mit und verbarg ihm auch seine Hoffnung nicht. Dieser schüttelte bedenklich das Haupt. „Du weißt, Rosen" sagte er „wie oft die Hoffnung trügt, selbst da, wo sich die Herzen treuliebend fanden; hoffe nicht zu viel, hänge dieser Leidenschaft nicht zu sehr nach und denkst du an das Fräulein von Epp, so möge sie dir zugleich Johann von Werth herbei rufen Du hast den Wolf auf dich gehetzt; hüte dich! Mit ihm spielt man stets ein gefährliches Spiel."

22.

Unterdessen ritten Annas Begleiter auf ungebahnten Wegen immer tiefer in den Wald. Ihr Anführer, ein stattlicher Ritter, hatte gleich anfangs der bangen Jungfrau Muth eingesprochen, sich ganz ihrem Dienste geweiht, und ihr versichert, daß sie nichts zu fürchten habe, sie wäre von ihren und ihres Vaters Freunden, und von ihren Glaubensbrüdern umgeben, und aus der Gewalt der Guisen gerettet. Doch wo sie sei, wer sie gerettet, wohin man sie führe, darüber erhielt sie keine Antwort.

Bei einer einsamen Köhlerhütte hielt der Zug. Mit aller Vorsicht, die einen Ueberfall befürchtet, lagerte sich der Trupp. Alles schien in der Hütte schon zu ihrem Empfange bereit zu seyn. Die ausgesuchtesten Speisen, köstlichen Wein spendete diese ärmliche Wohnung und angenehmer als alles dieß war der erstaunten Anna ein freundliches Mädchen, die ihr der Anführer als ihre Dienerin vorstellte.

Hier trafen auch die Andern, welche bei Poltrot und St. Croix zurückgeblieben waren,

wieder ein, und nach einer kurzen Rast ging der Zug weiter. Annen war es jetzt um vieles wohler, da sie ein weibliches Wesen um sich hatte und nicht die einzige Frau im Kreise dieser geharnischten Männer war.

Den Mittag rasteten sie im Walde. Ein Feuer, das die Reiter anzündeten, schützte sie in dieser rauhen Jahreszeit vor Kälte, noch mehr ein Pelz, den die Zofe für ihre Gebieterin mitgebracht hatte.

Alles zeigte dieser, daß die Befreiung aus den Händen ihrer Räuber genau berechnet und kein Zufall sei, da sie sah, wie für jede nur mögliche Bequemlichkeit freundlich gesorgt war. Dieß gab ihr Muth und das Vertrauen auf die Ritter, die sie mit ausgezeichneter Galanterie behandelten.

Nach der Mittagrast ging es weiter. Sie verließen bald den Wald und zogen längs einem kleinen Flusse, der sich durch ein reizendes Thal schlängelte. Annen war diese Gegend, wie überhaupt die Umgebungen ihrer Vaterstadt, ganz unbekannt, sie war erst seit einem Jahre wieder von Rochelle zurück und die Zeiten ihrer Kindheit hatten sie auf das Haus und den Garten ihres Va-

ters beschränkt. Sie wagte nicht zu fragen, wo sie sei und ergötzte sich an der herrlichen Gegend, die in dem traurigen Kleide des Winters, von der scheidenden Sonne erhellt, immer noch reizend war.

So wie es dämmerte, hielt der Zug vor einem einsamen Landhause. Der Anführer hob Anna vom Pferde, führte sie in das Haus, wo Niemand ihnen entgegen kam als ein alter Diener und ein freundliches Mütterchen, das mit gutmüthiger Geschwätzigkeit sie willkommen hieß und ehrfurchtvoll ihr die Hand küßte. Nur ihre Zofe begleitete sie, und da sie in ein einfaches, aber nettes Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, eintrat und ihr Blick hinaus in die Glut der Abendsonne schaute, sah sie, daß ihre Begleiter sich hier- und dorthin zerstreuten und nur wenige in einem kleinen Wirthschaftgebäude dicht neben dem Hause sich lagerten.

Aber trotz der Gesprächigkeit der Matrone, die mit emsiger Geschäftigkeit Anna bediente, konnte sie doch auch von dieser nicht erfahren, wer ihre Begleiter wären und wo sie sich befinde.

Beruhigt Euch nur, liebes Fräulein, Ihr seid in guten Händen! sagte sie dann zu ihr, und holte das Psalmbuch. Laßt uns unser Abendgebet verrichten, denn, ist es auch noch früh, so rathe ich doch, Fräulein, Euch bald zur Ruhe zu legen, denn noch in dieser Nacht führt Euer Weg Euch weiter.

Und wohin? fragte Anna.

Nach dem Orte Eurer Bestimmung! antwortete die Alte und schwieg.

Anna befolgte den Rath, sie bedurfte der Ruhe; sie fühlte sich sehr ermattet, und da sie sich unter Freunden zu befinden glaubte, legte sie sich nieder und schlummerte ein. Aber nur kurz war ihr Schlaf, bald weckte ihre Zofe sie wieder, und als sie angekleidet war, trat der Ritter, der sie hierher geführt hatte, ein:

Fräulein! sagte dieser, sich ehrerbietig neigend, ehe wir unsern nächtlichen Zug beginnen, muß ich von Euch ein feierliches Versprechen verlangen.

Und welches? fragte Anna gespannt.

Euch nicht kund zu thun, antwortete er, es geschehe auch was da wolle, und Niemand zu sagen, daß Ihr die Tochter des edlen

Bailli Groslot seid. Ihr würdet uns und Euch verderben. Ihr gehört, so wie wir, zum Gefolge der Gemahlin des Marschalls von Vielleville, dessen Feldbinde wir in diesem Augenblicke tragen. Versprecht mir dieß, Fräulein, seid vorsichtig, besonders wenn wir durch die Thore einer Stadt ziehen, die unsere Feinde besetzt haben.

Anna gab dem Ritter das Versprechen, setzte sich in einen Wagen, welcher eben nicht sehr bequem war, und der eher einem solchen glich, wie man ihn in damaliger Zeit zum Transport der Küchengeräthe auf Reisen gebrauchte, als einer Karosse, und nur von sechs Mann begleitet, fuhren sie über eine Brücke des kleinen Flusses.

Wo sind die Menge unserer Begleiter geblieben? fragte Anna ängstlich ihre Zofe.

Sie sind ganz in der Nähe und zu Eurem Schutz bereit, antwortete diese. Fürchtet nicht — nur wenig Stunden und wir sind am Ziele.

Immer dunkler wurde die Nacht, der Mond ging unter und düsterer Nebel verhüllte die leuchtenden Sterne. Langsam ging der Zug, die Wege waren fürchterlich. Nach

einigen Stunde hielt der Wagen. Ein Trupp Bewaffneter kam ihnen entgegen, laut klopfte Annas Herz vor Furcht, sie naheten, ritten an ihnen vorbei, doch einer der Reiter sprengte an den Wagen.

Lebt wohl, mein Fräulein! rief er aus, und reicht mir eine Gabe zum Andenken dieses Tages.

Das darf ich nicht! sagte Anna freundlich. Einer Verlobten ziemt nicht, Unbekannten Gaben zum Andenken zu reichen, doch sehen wir uns einmal in Orleans in bessern Zeiten wieder, dann erinnert mich an heute, und mein Geliebter wird mir gewiß erlauben, Euch eine Gabe zu reichen.

Das wird Louis de la Mothe Vely gewiß! antwortete er sich verneigend und sprengte fort.

Nun, Fräulein, Muth und Entschlossenheit, und gedenkt Eures Versprechens! sagte jetzt der Ritter, der an der andern Seite des Wagens hielt, indem sie ein starkes Pochen an einem Thore vernahm.

Wer seid Ihr? rief eine Stimme von innen.

Vom Gefolge der Marschallin von Villeville! antwortete der Ritter.

Wie viel ſind Eurer?

Sechs Reiter und zwei Frauen.

Fragt nur nicht lange! rief eine kreiſchende Stimme von innen, Ihro Gnaden warten mit Sehnſucht auf ihre Kammerfrauen, öffnet nur ſchnell.

Alles muß ſeine Ordnung haben! antwortete derjenige, welcher die erſte Frage gethan. — Die kleine Pforte öffnete ſich. Die Hellebarde in der Hand trat der Offizier heraus, ein Arquebuſirer folgte ihm und hielt eine Laterne in der Hand. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs — richtig! ſagte er, nahm die Leuchte, hielt ſie in den Wagen und beleuchtete die Frauen. Halt! ſagte er zu ſeinem Begleiter, die da, die ſich dort ſo ſorgfältig in die Ecke drückt, die kenne ich, habe ſie irgendwo geſehen.

Nun macht nur! rief der Ritter, es iſt kalt, die Frauen ſind nicht ſehr begierig, Eure Bekanntſchaft zu erneuern.

Jungfer! hob Sergeant Clauſel an, indem er auf die andere Seite des Wagens getreten war, wo Anna ſaß. Wie heißt Ihr, mein Kind?

Jaqueline Brunet! antwortete die Zofe.

Euch frage ich nicht, sondern diese, die sich so vorsichtig in ihren Pelz verhüllt.

Maria Beaupré, antwortete Anna mit fester Stimme, und ich dächte, Herr Sergeant, Ihr wäret so galant, zwei Kammerfrauen der Frau Marschallin nicht so lange hier in der Kälte aufzuhalten.

Das dächte ich auch, unterbrach sie das kleine kreischende Männchen, und öffnet Ihr nicht gleich das Thor, so gehe ich nach Hause und berichte es an meinen gestrengen Herrn — dann — Ihr kennt ihn.

Nur gemach, Herr Kammerdiener! sagte der Sergeant, holte das mächtige Bund Schlüssel und schloß das Thor auf. Der Wagen fuhr ein und wand sich in sonderbaren Krümmungen durch das Thor.

Anna wurde aufmerksam. Ist es doch, sagte sie, als wäre dies das Thor St. Jean, so schneckenartig sind die Wendungen, die wir zu machen haben. Sollte ich in Orleans sein? Da hielt der Wagen.

Habt die Güte, schnell auszusteigen! sagte der Ritter, der auch vom Pferde gestiegen war und mit noch zwei Andern sie erwartete. Anna und die Zofe stiegen aus, der Wagen

fuhr ſchnell weiter. Der Ritter bot dem Fräulein den Arm und führte ſie durch kleine, unbedeutende Straßen bald rechts, bald links. Die Zofe und die beiden Bewaffneten folgten.

Jetzt hielten ſie vor einer niedern geöffneten Thüre einer Gartenmauer. Der kleine Mann mit der kreiſchenden Stimme empfing ſie hier. Der Ritter und ſeine Begleitung empfahlen ſich, die Pforte wurde geſchloſſen und mit ehrfurchtvoller Manier führte der Kleine ſie durch mehrere Bogengänge nach einem Hauſe, in deſſen Souterrain nur noch ſpärlich einiges Licht brannte. Er pfiff, ein Hinterpförtchen öffnete ſich.

Reicht mir Eure Hand, mein Fräulein, ſagte er. Ich muß Euch der Vorſicht wegen heute ohne Licht geleiten, der kleinſte Verdacht könnte uns verderben. Jungfer Jaqueline, Ihr wißt den Weg.

Nach mehreren Wendungen ſtanden ſie vor einer Thüre, die ſich öffnete. Sein Blendlaternchen unter dem Mantel hervorholend, zündete er zwei Wachskerzen an, die auf einem Tiſche ſtanden, verbeugte ſich, ging und verſchloß die Thüre. Anna ſah ſich forſchend im Zimmer um. Die Fenſter waren von dich-

ten Laden verſchloſſen, Betten und alles was zur weiblichen Bequemlichkeit nothwendig war, fand ſich im Zimmer, und Jaqueline, die freundliche Zofe, wußte jede Kleinigkeit zu finden und that als ſei ſie hier zu Hauſe. Aufſchluß erhielt Anna immer nicht. Ermüdet, legte ſie ſich zur Ruhe.

23.

Während Anna dieſes Abenteuer beſtand, und eine Begebenheit die Andere jagte, war in Orleans alles in Bewegung. Die Krankheit des Königs nahm mit jedem Tage zu. Katharina hatte ſich mit dem Könige von Navarra verſöhnt. Schon fingen die Schranzen an, ſich leiſe von den Guiſen zurückzuziehen und langſam und vorſichtig näherte ſich der Connetable Orleans. Der Bailli Groslot, erſchüttert von dem Moment, der ihn den Stufen des Blutgerüſtes ſo nahe brachte, ward krank, man fürchtete für ſein Leben, und Katharina, die jetzt ſchon die Gewalt an ſich gezogen hatte, befahl, ihn nach dem Hauſe ſeines Schwiegervaters zu

„Gnädiger Herr!“ erwiederte Rosen „Spielen wir dies nicht Beide?“ Der Herzog lächelte. „Erst die Pflicht, dann die Liebe!“ fuhr er dann lebhaft fort. „Sorgt nicht für mich, mein gnädiger Herr. Ehe ich Margarethe von Erp sah, hing ich schon mit ganzer Seele an Euch, Euch habe ich mich im Leben geweiht und so soll es auch bleiben bis zu meinem Tode!“

Der Herzog drückte ihm schweigend die Hand und dieser Druck sagte Rosen mehr als Worte.

Am andern Tage setzte das Heer seinen Marsch auf Ensisheim, welches die Kaiserlichen noch besetzt hielten, fort. Diese Stadt war dem Herzog zur Verbindung mit der Schweiz und seiner ohnfern Basel stehenden Heeresabtheilung nothwendig. Rheingraf Philipp mußte daher mit einem Theile des Heeres davor stehen bleiben, während der Herzog über Colmar, welches noch von seinen Völkern besetzt war, weiter vor nach Bennfeld rückte. Hier machte er Halt, gab den wenigen Regimentern, die er bei sich hatte, einige Tage Erholung, und traf indessen alle Anstalten zu dem beabsichtigten Uebergang über den Rhein.

Ihm gegenüber, am rechten Ufer, hielt Johann von Werth indessen ein kleines Heer, aus einigen Regimentern Reiterei, die er in Eilmärschen aus dem Darmstädtischen heran gezogen hatte. Der Herzog von Savelli blieb indessen ruhig im Breisgau und gegen Basel in seinen Quartieren und ließ sich von dem französischen General du Hallier dort festhalten, der mit kaum 1500 Mann in der Gegend von Hüningen über den Rhein zu gehen Miene machte. Der Herzog benutzte die Unthätigkeit dieses Generals und obgleich kaum 4000 Mann seines Heeres ver-

bringen und der Pflege der Seinigen zu übergeben; doch blieb er dort immer noch in Gewahrsam. Wie klopfte das Herz des alten Vaters, des Gatten, als die Träger die Sänfte niedersetzten und unter dem Jubel des Volks die Thür des Michel Sevin sich öffnete, ihn zu empfangen.

Er trat ein; Niemand kam ihm entgegen. Endlich wankte der alte Sevin, dieser achtzigjährige Greis, auf ihn zu, drückte ihm schmerzvoll die Hand und führte ihn in das Zimmer seiner Gattin. Diese lag krank im Bette, streckte die Hand nach ihm aus, und rief: Jerome, Jerome! unser armes Kind!.

Wo ist es? wo ist Anna? rief der Bailli. O ruft mir mein Kind!

Seit vorgestern verschwunden! sagte nach einer dumpfen Stille Michel Sevin. Niemand weiß, wohin, keine Spur, auch nicht die leiseste hat sich gefunden. Das Haus war offen, die Thür ihres Zimmers angelehnt.

Wo ist la Mothe? rief der Bailli.

Seit mehreren Tagen im Gefängnisse.

Auf wessen Befehl?

Der Hauptmann Richelieu hat ihn wegen

eines unbedeutenden Streites verhaftet. Er ſizt im neuen Thurme.

Hier liegt ein Bubenſtück verborgen, ſagte Groslot. Hat etwa unſere Tochter am Hofe einen Schritt für mich gethan? Hat ſie ſich dort an Jemand gewendet?

Sie war bei beiden Königinnen, antwortete Sevin.

Und iſt ihr da nichts aufgeſtoßen, iſt ſie Niemandem dort begegnet, der ihr aufgefallen, dem ſie aufgefallen iſt? fuhr Groslot fort.

Nach einigen ihrer Aeußerungen hat der Kardinal von Lothringen —

Ha! rief Groslot, ſchon genug des Lichtes! Weißt Du nicht, fuhr er fort, ſich nach ſeiner Gattin wendend, ob unſer Kind nichts Eines am Hofe freundlich erwähnt hat?

Des Hoffräuleins der Königin Mutter, des Fräuleins von Limeuil.

Wohl, wohl! rief Groslot, ſie iſt von den Unſern. Du biſt krank, ich gefangen, la Mothe im Kerker. Alter Vater Sevin, Ihr müßt die Wallfahrt antreten. Geht zu dem Fräulein, erzählt ihr, was vorgegangen, erwähnt nur leiſe meinen Argwohn, den Kar-

dinal betreffend, und bittet sie, daß sie sich für uns bei der Königin Mutter verwende.

Ehe noch Sevin antworten konnte, trat ein Diener ein und brachte ein Briefchen an Jacobine Groslot. Ein fremder Mann hab' es ihm gegeben und sei dann schnell davon gegangen, ohne ihm zu sagen von wem es sei.

Zitternd öffnete die Mutter das Schreiben. Sein Inhalt war kurz:

Würdige Frau! hemmt den Schmerz über Eure Tochter, — sie ist wohl, und in guten Händen, in den Händen Eurer Freunde. Noch muß sie verborgen bleiben. Vertrauet Gott und der reinen Lehre.

Kopfschüttelnd las Groslot den Brief durch, las ihn wieder. Gebt nur, lieber Vater, sagte er endlich, sich zu Sevin wendend, geht zum Fräulein Limeuil. Dieser Brief kann leicht Arglist und Trug sein, uns von Nachforschungen abzuhalten. Der Edle scheuet nicht das Licht, und warum uns unser Kind vorenthalten? Geht mit Gott, mein Vater!

Der Greis nahm Baret und Stab und wanderte nach Hofe.

Als er an die Pforte der königlichen Wohnung gelangte, verweigerte ihm die Wache den

den Eintritt, und da er auf die Frage: zu wem er wolle, das Fräulein von Limeuil nannte, lachten die Soldaten und meinten, zu den Hoffräuleins der Königin Mutter taugten nur schöne Ritter, nicht aber Greise. Sie wiesen ihn zurück, und schon wand er sich, um wieder heimzukehren, als der Admiral Colligny aus der Pforte trat, die Wache ehrerbietig ihm Platz machte und Sevin muthfassend ihn anredete.

Kaum hatte Colligny vernommen, daß er der Schwiegervater Groslots sei, kaum seinen Wunsch gehört, das Fräulein von Limeuil zu sprechen, als er schnell der Wache gebot, ihn einzulassen. Er winkte Sevin, führte ihn bei Seite, und fragte ihn, was er denn eigentlich bei dem Fräulein wolle? Der Alte schüttete dem edlen Colligny sein Herz aus, erzählte ihm das Verschwinden seiner Enkelin, la Mothe's Verhaftung und bat ihn, sich für Beide zu verwenden.

Für das Letztere will ich gleich zurückkehren zu der Königin Mutter, was aber Anna Groslot betrifft, so tröstet Euch, und sagt den jammernden Eltern, Colligny ließe ihnen versichern, sie sei wohl und bei ihren und

seinen Freunden. Thut keinen Schritt, sie aufzusuchen, jede Nachforschung würde ihr schaden. Bald seht Ihr sie wieder.

Halt, mein guter Alter! rief er, Sevin winkend, la Motbe ist keiner der Unsern, ist ein heftiger, aufbrausender Mann. Verwendete ich mich für ihn, würde es nur Verdacht erwecken, und da, so wie Ihr mir sagt, er der Verlobte Anna Groslots ist, könnte leicht sein Eifer, sie aufzufinden, uns schaden. Deshalb bleib' er noch einige Tage im neuen Thurme, jedoch will ich Euch Gelegenheit verschaffen, ihn zu sehen.

Er drückte dem ehrwürdigen Sevin die Hand und kehrte zurück an den Hof, Sevin mit der tröstenden Botschaft nach Hause.

24.

Wochen waren vergangen, die Krankheit des Königs nahm immer zu, und die Aerzte erklärten ihm nun selbst, daß keine Rettung mehr zu hoffen sei.

Alle angewandten Mittel waren fruchtlos gewesen, und selbst das Gelübde des Königs,

welches er während der Krankheit gethan hatte, alle Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten, wenn ihm der Himmel seine Gesundheit wieder schenken würde, fruchtete nichts. Er sah seinem Ende entgegen, und mahnend trat wohl manche Handlung vor sein erregtes Gewissen. Die Königin Maria verließ ihn nicht, obgleich sie ihn wohl nie geliebt hatte. Sein schwächlicher, matter Körper, der üble Geruch, der ihn nie verließ, konnte ihrer Sinnlichkeit unmöglich genügen, sein Herz, ein schwankendes Rohr in der Hand der Guisen, war zur Härte mehr geneigt, als zur Sanftmuth, und nur seine treue Neigung gegen sie konnte ihre Theilnahme erwecken. Ihr Betragen war tadellos — ach, hätte Maria von Schottland gelebt, wie Maria von Frankreich, ihr schönes Haupt hätte nicht auf dem Schaffot geblutet.

Traurig sah sie nun in die Zukunft. Daß sie Frankreich, ihr schönes Frankreich verlassen müsse, daß Katharina von Medicis sie, die allgemein geliebte Königin nicht neben sich dulden würde, dessen war sie gewiß. Sie mußte Frankreich Lebewohl sagen und in die rauhen Berge ihres Vaterlandes zurückkehren,

und, als ob die Ahnung ihrer Zukunft ihr in diesem Augenblick vorschwebe, überlief sie bei dem Gedanken ein Schauer.

Auch die Guisen verließen den König nicht, so lange er noch athmete. Alles was der Kardinal noch zu seinem Vortheile von ihm erpressen konnte, that er, und selbst zu einer Comödie vermochte er den Sterbenden.

Anton von Navarra wurde an sein Bett beschieden. Katharina hatte ihrem Sohne ihre Unterredung mit diesem mitgetheilt. Der König, für die Guisen nach seinem Tode fürchtend, freuete sich der Bereitwilligkeit des Navarrers, seiner Mutter die Regentschaft nicht streitig zu machen und sich mit den Lothringischen Prinzen auszusöhnen. Damit diese Versöhnung desto feierlicher werde, sollte sie in der Gegenwart des Königs an seinem Sterbebette geschehen. Der König von Navarra wurde dahin berufen.

Franz bestätigte alles feierlich, was seine Mutter versprochen hatte, namentlich seine Ernennung zum Lieutenant des Königs, legte die Hände des Bourbon in die Hände der Guisen, sie umarmten sich und versöhnten sich zum Schein. Vielleicht war es dem König

von Navarra Ernſt mit dieſer Ausſöhnung, denn leider zeigte er in der Folge, daß er den Guiſen mehr zugethan ſei, als ſeinem eignen Hauſe, und daß ihm Frankreich für nichts zu danken habe, als daß er der Vater Heinrichs des Vierten ſei.

25.

Anna Groslot ſaß unterdeß einſam auf ihrem Zimmer, deſſen Ausſicht nichts als die hohen Mauern eines ihr völlig unbekannten Kloſters zeigte. Nichts gab ihr Licht, ob ſie in ihrer Vaterſtadt ſei, oder nicht. Auch hier blieb Jaqueline auf ihre Fragen ſtumm wie immer. Sie ſah den ganzen Tag Niemanden und mußte ſich mit den Büchern begnügen, die ſie in ſorgfältiger Auswahl dort fand. Eines Abends jedoch trat eine fremde Dame in ihr Zimmer, bat ſie, ihr zu folgen, und führte ſie durch eine Reihe von hellerleuchteten Gemächern über einen großen Saal in ein Kabinet wo ſie verweilen mußte. Alles was ſie hier ſah, zeugte von Pracht und Reichthum. Schöne Gemälde und Tapeten ſchmückten die

Wände, reiche Möbeln die Zimmer, aber keinem Diener, keiner lebenden Seele war sie begegnet. Noch dachte sie über die sonderbare Begebenheit nach, welche sie hier in dieses einsame Schloß geführt hatte, als die Thür sich öffnete und eine hohe Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, aus einem Kabinet ihr entgegen trat und sie freundlich anredete. Sie mußte einst schön gewesen seyn, sie war es noch, wenn der Gram, der sich in jedem ihrer Züge aussprach, nicht vor der Zeit die Frische ihres Gesichts zerstört hätte. Sie setzte sich und ließ Anna vor sich stehen. Ueberhaupt lag etwas Fürstliches in der ganzen hohen Gestalt, welches Anna wunderbar ergriff. Doch die Milde, mit der sie sprach, die Theilnahme, mit welcher sie Annens offne Ergießung des Herzens anhörte, benahm dieser bald die Scheu, welche die hohe, trauernde Frau in ihr aufgeregt hatte, und schon in dieser ersten Zusammenkunft öffnete sie die geheimsten Falten ihres Herzens, und war hoch entzückt, als die Dame ihr erlaubte, an ihre Mutter zu schreiben, und ihr versprach, daß am morgenden Abend der Brief schon in ihre Hände gelangen sollte.

Anna wurde auf dem nämlichen Wege, wie sie gekommen war, zurückgeführt, schrieb sogleich an ihre Mutter und bat in ihrem Briefe, ihretwegen nicht mehr in Sorge zu seyn.

So vergingen mehrere Tage. Nur Abends, doch nicht an einem jeden, wurde sie zu der, immer noch in Trauer gehüllten Dame geführt, wo sie jetzt längere Zeit verweilen und oft ihr vorlesen mußte. Täglich schrieb sie an ihre Mutter, erhielt aber nie Antwort.

Eines Mittags, es war der 5te December, bemerkte sie eine besondere Lebendigkeit im Hause, doch auf sie und ihre eintönige Lebensweise hatte es keinen weitern Einfluß. Aber bald wurde alles still, die gewohnte Ruhe trat wieder ein, und sie wurde, wie immer, des Abends zu der Gebieterin des Hauses geführt, welche sie in einem Andächt-Buche lesend fand.

Laßt uns heute, sagte die Dame, nur dem Himmel unsere Gedanken weihen und das Herz zum Heil unseres Glaubens erheben. Sie reichte Annen ein Buch calvinistischer Gebete und befahl ihr vorzulesen. Doch kaum war das Erste beendet, so tönte ein

ſammelt waren, rückte er doch ſchnell nach Rheinau, welchen Ort er zum Uebergang beſtimmt hatte. Keine Gegend war auch hierzu geeigneter, denn zwei Inſeln, die hier im Rheine lagen, erleichterten das Ueberſetzen des Heeres. Die Oerter Wittenweier und Kappel am rechten Ufer bildeten zwei Stützpunkte und ein von dem Doppelarme der Elz umfloſſenes Viereck bot einen vortrefflichen Landungsplatz dar.

In dem Augenblicke, als der Herzog mit ſeinem Volk an dem Rheinufer anlangte, kamen 3 große Straßburger Schiffe nebſt einem Floß von Baſel her. Sie wurden durch einige Kanonenſchüſſe an das linke Ufer anzulegen gezwungen, und ſogleich in Stand geſetzt, um zur Ueberfahrt der Truppen zu dienen, das Holz der Flöße aber zur Schlagung der Schiffbrücke verwendet. Dies war die Unterſtützung, welche die Stadt Straßburg dem Herzog ins Geheim angedeihen ließ, und da die Schiffe zum Theil Pulver, Lunten und Blei, das für die Stadt in Baſel aufgekauft war, mit ſich führten, ſo war dieſer Fang für Herzog Bernhard und ſein Heer von Bedeutung.

Mit Hülfe dieſer Schiffe wurde nun der Uebergang unternommen und bald war ſo viel Fußvolk an das jenſeitige Ufer gebracht, daß man die dort vom Feind nur ſchwach beſetzten Schanzen nach kurzer Gegenwehr nehmen und ſämmtliches Fußvolk hinüber führen konnte, das nun ſchnell Wittenweier zu verſchanzen begann. Während dem wurde mit größter Thätigkeit an der Brücke gearbeitet die auch bald vollendet ward, ſo daß ſchon am folgenden Tage auch die Reiterei ſich am jenſeitigen Ufer befand.

Johann von Werth war eben in Freiburg bei dem

dumpfes Geläute der Glocken. Bald wurde es stärker, allgemeiner. Die Dame kniete nieder, faltete die Hände und betete im Stillen. Unwillkührlich sank auch Anna auf ihre Kniee, und für das Wohl ihres Vaters, für la Mothe's Wohl den Himmel anflehend, betete sie mit heiliger Andacht. Da stürzte ein Cavalier unangemeldet in's Zimmer.

Gnädige Frau! rief er, Er hat geendet!

Gnade ihm vor Gottes Throne, der hier die Gnade nicht kannte! rief die Dame und erhob sich feierlich. Anna Groslot, fuhr sie fort, der König ist nicht mehr! Ihr seht die unglückliche Prinzessin von Condé vor Euch, deren Gebet Gott erhört hat. Meinem Gatten, Euerm Vater gab diese Todesstunde das Leben wieder; vergeßt nie, für diesen rettenden Augenblick Gott zu danken und zu preisen.

Anna sank vor der hohen Fürstin nieder und küßte ihre Hand

Stehet auf, Anna Groslot! Ich weiß zu gut, was Euer Vater litt, weil er treu meinem Gemahle und unserer reinen Lehre anhing, als daß es mir nicht Pflicht gewesen wäre, seine Tochter zu beschützen, wo ich es ver-

mochte. Dankt nächst mir dem Admiral Coligny Eure Rettung aus den Händen des Kardinals.

Wem? rief Anna erstaunt.

Jetzt ist es nicht Zeit zur Auseinandersetzung. Geht, eilt zurück zu Euern Aeltern, mein Wagen erwartet Euch, meine Diener werden Euch begleiten, Ihr seid in Orleans, und es ist nicht weit von der Rue de Carmes bis zur Straße Bannier. Lebt wohl, der Himmel begleite Euch!

Wie klopfte Annas Herz, als sie vor der Thür des großväterlichen Hauses aus stieg. Sie stürzte hinein in das ihr wohlbekannte Zimmer. Da fand sie den ehrwürdigen Greis, ihren Vater, die Mutter, das ganze Gesinde des Hauses auf ihren Knieen betend und Gott für ihre Errettung dankend. Sie wollte schweigend an der geöffneten Thür auch niederknien, doch sie vermochte es nicht. Sie stürzte an die Brust ihrer Mutter, umhalste ihren Vater, den ein Schreiben der Königin Mutter so eben seiner Haft befreiet hatte, und sank erschöpft von Freude und Rührung auf einen Sessel.

Da sprach der alte Sevin: Nun genug

der Freude, denkt an Gott! und mit voller, tönender Stimme stimmte der alte Mann den 129sten Psalm an und sang.

Alle knieten nieder, und Gott mit tiefgerührtem Herzen dankend, beschlossen sie ihr frommes Gebet.

Nach so langer Zeit zum ersten Male saßen sie wieder vereint am häuslichen Tische. Gerührt sah Groslot gen Himmel und eine Thräne des Dankes quoll aus seinem Auge. Nun hab' ich Euch alle wieder! rief er aus. Nun zittere ich nicht mehr für mein und Euer Leben und für unsere Brüder. Das Reich der Guisen hat geendet. Das Reich der Bourbons beginnt. Gelobt sei Gott! wir sind Alle wieder vereint.

Alle? seufzte Anna, Alle?

Ja, Alle! rief la Mothe, der hereinstürzte und die Geliebte stürmisch an sein Herz drückte. Alle! Alle! Auch ich bin unter Euch, um nimmer wieder aus Eurer Mitte zu scheiden.

Anna wollte dem Geliebten nun erzählen, was ihr begegnet sei.

Ich weiß Alles, Geliebte, und mehr als das, ich kenne die Auflösung aller Räthsel —

höre mich! Theilnehmend sammelten sich die Glieder der Familie um ihn, die Diener wurden entlassen, und er begann:

Es lag in dem Plane des Admirals Colligny, einen seiner Vertrauten der Person der Guisen nahe zu bringen. Ihm schien Niemand geeigneter dazu als Jaques Poltrot, ein unternehmend kühner Mann, dem keine Gefahr zu groß, wohl auch jedes Mittel gleich ist, führt es nur zum Ziele. Er schickte ihn nach Orleans voraus, und hier erneuerte ich seine Bekanntschaft. Da er meine Verhältnisse zu Eurem Hause erfahren hatte, vertraute er sich mir, und ward mein treuer Gefährte in jener Nacht, wo wir Euch retten wollten, mein edler Vater. Schon mehrere Tage vorher hatte er Eingang in den Palast der Guisen gefunden, war mit dem Haushofmeister, den er von früherer Zeit kannte, in die Messe gegangen, hatte weidlich auf den Prinz Condé geschimpft und sich dadurch freien Zutritt verschafft. Am Tage meiner Verhaftung, die er sogleich erfahren hatte, besuchte er seinen Freund, den Kellermeister, der ihm vom Wein erhitzt erzählte, daß Richelieu auf Veranlassung des Kardinals mich verhaftet habe,

weil Anna, welche sein Herr während einer Audienz bei der Königin Mutter gesehen, ihm gefallen habe. Er glaubte, daß der sich dem gnädigen Herrn sehr verpflichten werde, der ihm zu ihrem Besitze behülflich sei, denn er kenne den Kardinal, daß er seine Beute nicht fahren lasse, es koste auch was es wolle. Poltrot bauete hierauf sogleich seinen Plan. Daß unter diesen Umständen Anna, entblößt von aller Hülfe, von dem Kardinal das Aeußerste zu fürchten habe, stand vor ihm völlig klar. Um sie ihm zu entreißen, faßte er den kühnem, doch sehr gewagten Entschluß, sie ihm auszuliefern, sich dadurch in seine Gunst zu setzen und sie vor seiner Macht in Sicherheit zu bringen.

Er unterrichtete sogleich den Kellermeister, daß er in Groslots Hause bekannt sei, und daß er gegen eine anständige Belohnung sich verpflichte, Anna Groslot in die Hände des Kardinals auf eine Art zu spielen, daß es vor Jedermann ein Geheimniß bleiben müsse. Der schlaue Kardinal ging in die Falle. Poltrot benachrichtigte den Admiral von Allem, Du wurdest gefangen und solltest nach der Abtei von Marmoutier gebracht werden, doch

der brave d'Aubricourt erwartete Dich mit des Admirals Verbündeten, die um Orleans zerstreut lagen, und führte Dich zu der Prinzessin Condé. Du warst verschwunden, die Nachforschungen des Kardinals vergebens, und Poltrot im Dienste des Herzogs. Der Muth, den er bei Deiner Rettung, wenn auch nur in Worten bewiesen, hatte ihm die Gunst desselben erworben. Verzeih daher Poltrot, behandele ihn aber öffentlich als Deinen Feind, so wie wir es Alle thun müssen. Es ist zum Wohle Deiner Brüder nothwendig.

Und Du? sagte Groslot ernst.

Ich bin einer der Euren. Ich schwöre Rache den Guisen so lange dieses Herz für meine Anna schlägt, und dieß ist für die Ewigkeit. Und doch, setzte er nach einer Pause hinzu, Vater Groslot, bleib' ich meinem Glauben getreu, wie meinem Schwure. — Ihr seid zu edel, Eure Tochter dem Manne zu versagen, der sie innig, ewig liebt, dessen Schwert für die Bourbons kämpft, der aber seinem Gewissen folgend, sich von der heiligen Messe nicht ausschließen wird.

Groslot legte ihre Hände in einander, seg-

nete sie und achtete nicht das mißbilligende Kopfschütteln des alten Michel Sevin.

Der kommende Tag vereinte die Liebenden. Mit einem stillen Seufzer küßte das Fräulein von Limeuel die geschmückte Braut, begleitete sie zum Altare, und der Chevalier d'Aubricourt trat bescheiden zu der Neuvermählten, sie um das vor dem Thore St. Jean ihm versprochene Andenken bittend.

26.

In dem Saale, der für das Gericht über Condé in Stand gesetzt worden war, ward — sonderbarer Wechsel des Schicksals — die Leiche des Königs ausgestellt. Aber mit seinem letzten Athemzuge hatte ihn auch schon Alles verlassen; die Guisen, nur besorgt für die Erhaltung ihres Einflusses, dachten nur an sich selbst, nicht mehr an ihren Wohlthäter. Dieser Monarch, den die Guisen mit so viel Wachen und Garden umgeben und von seinen Unterthanen getrennt hatten, lag jetzt verlassen auf seinem Paradebette, unbeachtet, unbetrauert, selbst unbewacht. Man

fand an dem Tage, wo er zu seinen Vätern nach St. Denis gebracht werden sollte, einen Zettel an das schwarze Leichentuch seines Sarges geheftet, worauf die merkwürdigen Worte standen: Wo ist Tanneguy du Chatel? Aber er war ein Franzose! *)

Niemand vom Hofe begleitete den Leichenzug nach St. Denis, als seine Hofmeister, Senſac und la Broſſe und der blinde Biſchof von Senlis. So endete ein Monarch, der noch vor wenig Tagen die feigen Höflinge

---

*) Où est Tanneguy du Chatel? mais il étoit François! — Tanneguy du Chatel, Kammerherr Karls VII., wurde von diesem auf seine Güter verwiesen. Hier erfuhr er den Tod des Königs und eilte hin, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Mit Unwillen sah er, daß man nicht allein dem Leichnam die Ehre nicht erwies, die der Majestät gebührte, sondern daß man sich auch gar nicht mit dem Begräbniß beschäftigte, da verwendete er die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 30,000 Fl. zum anständigen Begräbniß seines undankbaren Herrn aus eigenen Mitteln. Hierauf bezieht sich die Aufschrift. Es war ein Vorwurf für die Guisen, diese ausländischen Prinzen, daß sie den König, der ihnen so viel Gutes gethan, nach seinem Tode verließen, und ihr Geiz nicht einen Theil der zusammengehäuften Schätze verwenden wollte, ihn königlich zu bestatten.

gezwungen hatte, mit ihm das Todes-Urtheil eines Condé zu unterzeichnen.

Am Hofe hatte sich Alles verändert. Der König von Navarra, seinem Versprechen treu, überließ die Regentschaft der Katharina von Medicis, was späterhin auch die Stände bestätigten. Diese gab sogleich dem Prinzen von Condé die Freiheit, er weigerte sich jedoch sein Gefängniß zu verlassen. Er wolle nicht der Gnade, sondern dem Rechte seine Freiheit zu danken haben. Das Parlament sprach ihn späterhin los, doch erschien er nicht am Hofe.

Der Connetable kam gleich nach dem Tode des Königs mit seinen Söhnen nach Orleans und entließ bei seiner Ankunft sogleich die Wachen an den Thoren und die Soldaten, indem er die merkwürdigen Worte sagte: Ein König von Frankreich bedürfe keiner andern Wachen, als der Herzen seiner Unterthanen. Die Bürger von Orleans erhielten ihre Waffen zurück und Groslot und la Mothe blieben treue Anhänger des edlen Prinzen von Condé.

Maria, die unglückliche Maria Stuart, segelte nach ihrer Heimath, ihrem traurigen Schicksale entgegen.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

118

Herzog von Savelli, dieſen Unthätigen aus ſeinem Schlaf zu wecken, als er die Nachricht von dem Uebergang des Herzogs erhielt. Schnell eilte er nach Offenbach, das er ſeinen Regimentern zum Sammelplatz beſtimmt hatte, zog die in Eil Heranrückenden an ſich, und blieb dort vor der Hand noch in ſcheinbarer Unthätigkeit ſtehen.

Mehrere von Roſen ausgeſchickte Streifcorps, die bis in die Gegend von Offenbach drangen, brachten nun die Nachricht mit, daß Johann von Werth hinter der Kinzig ſeine Reiterei ſammle, nur wenig Poſten jenſeits des Fluſſes vorgeſchoben habe und Fußvolk und Geſchütz noch erwarte. Dieſe anſcheinende Ruhe ſeines ſo thätigen Gegners ſchläferte Roſens Vorſicht nicht ein, er verdoppelte ſeine Wachſamkeit, ſchickte täglich Abtheilungen in die Gegend von Offenbach, und erfuhr nun, daß Johann von Werth an 3000 Reiter und 1000 Mann Fußvolk beiſammen habe, ſich in Offenburg verſchanze und, wie es ſich verlauten ließ, nicht eher etwas unternehmen würde, bis die ihm von Rheinach, dem Kommandanten von Breiſach verſprochene Verſtärkung eingetroffen ſei.

Die Verſchanzungen am Brückenkopf bei Wittenweier und Kappel waren nun beendet und der Herzog damit beſchäftigt, die Inſeln in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, auch war du Hallier mit 2000 Franzoſen und der Rheingraf zu ihm geſtoßen, ſo daß der Herzog ſich jetzt an der Spitze von 7000 Mann befand. Seinen Rücken deckte Bennfeld und Colmar, die Straßburger hinderten nicht den freien Verkehr und ſo war jeder Noth im Lager vorgebeugt und Lebensmittel waren voll auf. Der Herzog nahm nun

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

112 4174

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Viertes Bändchen.

Constanze von Clermont.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Constanze von Clermont.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

1.

Unter den Schatten verbreitenden Aesten einer Pinie saß auf der Landzunge, auf welcher Gaëta in den Golf hinausragt, die Königin Constanze von Neapel; zu ihren Füßen ruhte, auf duftenden Rasen gelagert, die schöne Bianca d'Altavilla, der Königin Hoffräulein und innigste Freundin, in ihrer schön geformten Hand eine Laute nachlässig haltend. Die Königin hatte den Blick nach der untergehenden Sonne gerichtet, die ihre letzten Strahlen glühend über das dunkle, von keinem Windhauch bewegte Meer breitete; sie war im Anschauen dieses herrlichen Schauspiels versunken; Bianca schien sich um den Untergang der Sonne nicht zu kümmern, ihr Auge schweifte auf dem Meere umher.

Da kommen sie! rief sie plötzlich und sprang auf.

Gott gelobt! ich bangte für meinen Gemahl! sagte die Königin, sich von ihrem Sitze erhe-

bend. Ich glaubte fast, es wäre ihm ein Unfall begegnet. Hierbei wendete sich ihr Auge nach einem Fahrzeuge, das so eben die Spitze des Golfs umschiffend, mit raschem Ruderschlage die Fluthen durchschnitt und jetzt unter der Felsspitze hielt, so daß man es von der Höhe herab nicht mehr sehen konnte.

Kommt, gnädige Frau, kommt zurück in den Palast! bat das Fräulein, doch die Königin folgte der Einladung nicht, blieb ruhig sitzen, das Auge wieder nach der untergehenden Sonne gerichtet, die sich jetzt immer tiefer und tiefer in das dunkle Meer senkte. Als ihr letzter Strahl schwand, nur Purpurröthe noch die Bahn der Scheidenden bezeichnete, seufzte die Königin tief auf. Bianca! sagte sie schmerzvoll. Ich fühle mich glücklich, und kann doch niemals Herrin einer trüben Ahnung werden, die mich jedesmal ergreift, wenn ich die Sonne sinken sehe. Mir ist es dann, als sähe ich das Bild meines Lebens vor mir. Freundlich war meine Jugend, ich träumte nur von Rosen, die ich in mein Haar flechten wollte; und das Schicksal wob ein Diadem durch meine Locken. Mit blutendem Herzen, Du weißt, Du kennst es, trat ich mit dem 16jährigen Könige zum Altar

— ich opferte damals viel für eine Krone, und jetzt — dünkt mich das Opfer nicht mehr zu groß. —

Nicht mehr? unterbrach sie Bianca.

Nicht mehr, Bianka! sagte die Königin mit Festigkeit. Ich liebe meinen Gemahl, ich ehre den jungen Helden, der unerschütterlich für den Thron seiner Väter kämpft, der in diesen drei Jahren, die ich an seiner Seite verlebte, solch ritterlichen Muth bewies, daß ich nur stolz seyn darf, Ladislaus mein nennen zu können, und wenn auch die Krone Neapels nicht sein kühnes Haupt schmückte.

Armer Bruder, seufzte Bianca.

Bei diesen nur halb gesprochenen Worten erhob sich die Königin schnell. Schweig! sagte sie unmuthig. Jene Zeit ist vorüber, muß vorüber seyn. — Komm

Sie ging jetzt nach dem Palaste zurück. Auf dem kurzen Heimwege fragte Bianka plötzlich: Bestätigen sich die Nachrichten von dem Unglück Eures edlen Vaters?

Sie bestätigen sich leider! erwiederte die Königin, und ihr sonst so heiteres Auge umwölkte sich.

Und will der König nicht ihm zur Hülfe nach Sizilien ziehen?

Wie könnte er dies, so lange sein Gegner Ludwig von Anjou noch im Besitze Neapels ist?

O, der Liebe ist alles möglich! rief Bianka mit Feuer. Ich kenne Männer, die für Euch sich mit Freuden in den Tod gestürzt hätten!

In den Tod? unterbrach sie die Königin mit Bitterkeit. Sie leben noch —

In diesem Augenblicke trat der junge König, von zwei stattlichen Männern begleitet, hinter einer Lorbeerhecke hervor. Ladislaus, von hohem, kräftigem Wuchse, körperlich wie geistig seinen Jahren weit vorausgeeilt, grüßte die Königin freundlich, bot ihr den Arm und sagte, indem er sie jetzt die Treppe zu dem alten Palast der Könige hinaufführte: Ich werde Euch einen Mann vorstellen, der von so hohem Werthe für mich ist, daß Ihr ihm Eure Auszeichnung nicht versagen werdet.

Die Königin hatte in der Dämmerung die nähern Begleiter des Königs nicht genau erkennen können, und ohne zu wissen, wen sie mit Auszeichnung empfangen sollte, erwiederte sie verbindlich: Wer mir von meinem Gemahl als

ihm werth vorgestellt wird, ist es mir gewiß auch schon deshalb.

Unter diesem Gespräche waren sie in einen hellerleuchteten Saal getreten, wo die Hofleute ihren Gebieter erwarteten. Ladislaus führte die Königin in ihre Mitte, dann wandte er sich plötzlich. Tretet näher, meine Gemahlin zu begrüßen, sagte er jetzt, und eine hohe riesenhafte Gestalt trat auf die Königin zu, neigte sich ehrfurchtsvoll und blickte dann mit zwei sprechenden Augen die schöne Frau, wie es schien, bewundernd an, die über das finstere und doch ehrwürdige Ansehen des benarbten Mannes ganz erstaunt war.

Graf Alberic von Barbiano, der erste Feldherr Italiens, nahm jetzt der König das Wort. Ihn hat uns ein Jugendfreund geworben, der zwei Jahre treulos seinen König verließ, um unter den Fahnen des edeln Grafen zu fechten. Tritt auch Du näher, Andreas, befahl er einem jungen Manne, der im dichten Kreise der Anwesenden verborgen stand, birg Dich nicht zu bescheiden unter die Menge, auch jetzt noch bist Du meinem Herzen theuer. Ein Mann in der schönsten Blüthe des männlichen Alters, edel und kraftvoll, trat nun hervor, nahte sich der

sein Quartier in Wittenweier, und Rosen legte seine Reiterei in die umliegenden Dörfer.

„Gnädiger Herr!“ sagte dieser, als der Herzog dort eintraf „Weshalb seid Ihr nicht in Rheinau geblieben, warum setzt Ihr Eure Person so rücksichtslos jeder Gefahr aus? — Ist begreife ich Euch nicht!“

Der Herzog lächelte. „Wie ich mich seit Jahren nach diesem Rheinufer gesehnt habe, mein treuer Kriegsgenoß“ erwiederte er dann „weißt du. Ist es mir doch, als könne ich erst von hier jene Berge begrüßen, erst von hier über sie meiner Heimath entgegen ziehen; dünkt es mir doch, als stände ich erst hier auf deutschem Boden. Was jenseits liegt, das umgiebt Spanien und Lothringen, und ist kein ächtes deutsches Land; auch treibt mich meine Sehnsucht immer ostwärts, immer weiter von jener Hauptstadt Frankreichs. — Seit der Nördlinger Schlacht“ fuhr er dann mit finsterm Blicke fort „hat mich mein guter Geist verlassen — Ich meine nicht die Victoria, sie blieb mir zur Seite und wird mich noch oft und überall begleiten; aber der Schutzgeist meines Vaterlandes, der mir von Kindheit an zur Seite stand, verließ mich, denn als ich bei Mannheim diesen Fluß überschritt, da war es mir, als müßte ich dem Vaterlande Valet sagen. Ein deutscher Fürst, führte ich nach des großen Königs Tode deutsche Krieger zum Freiheits Kampfe. Ich war ihr Fürst, ihr Vater, in mich setzten sie ihr ganzes Vertrauen; Glaube, Vaterland und Ziel, alles hatte ich mit ihnen gleich — und jetzt? — Weiß ich Rosen, ob ich für, ob ich wider mein Vaterland streite? — Fremd sind mir die meisten meiner Krieger, die Messe wird in meinem Lager gelesen und die

Königin mit unsicherm Schritte, und ohne sein dunkles Auge nach ihr aufzuheben, beugte er das Knie vor ihr. Laß die Furcht! sagte Ladislaus fast unwillig, Du bist ja sonst ein so kühner Mann. — Wenn Du auch von der Königin Stolz und Kälte gehört hast, so kümmere dies Dich nicht. Wen ich liebe, auf den darf Niemand zürnen!

Möge deshalb die Königin nicht zürnen, wenn ich ihr unter die Augen zu treten wage, sagte der junge Mann und sah hocherröthend nach ihr auf, die einen raschen Blick auf ihn werfend, kalt erwiederte: Wem der König, mein Herr, seine Achtung schenkt, der könnte die meine nur freventlich verlieren.

Ewige Sittensprüche! sagte Ladislaus vor sich hin, ergriff die Hand des Grafen Alberic und führte ihn in eine Fenstervertiefung, mit ihm im Geheimen zu sprechen; die Königin aber verließ den Saal und begab sich mit Bianka in ihre Gemächer.

Wußtest Du, daß Dein Bruder hier war? fragte sie hier die Verlegene.

Ja, gnädige Frau!

Und benachrichtigtest mich nicht davon?

Durft' ich? Habt Ihr mir nicht streng unter-

ſagt, nicht einmal ſeinen Namen vor Euch zu nennen?

Von wem wußteſt Du es? fragte die Königin nach kurzem Sinnen, die Erröthende ſcharf beobachtend.

Nur von ihm ſelbſt, erwiederte Bianka, und da Conſtanze nichts weiter fragte, ſchwieg auch ſie.

2.

Andreas d'Altavilla, ſtets dem Herrſcherſtamme der Durazzo ergeben und Feind der Parthei der Anjou war in früherer Zeit vom König Ladislaus, dem von ſeinem ganzen Erbe nur noch Gaëta geblieben war, nach Palermo geſchickt worden, dort Hülfe zu ſuchen. Hier hatte ihn Manfred Graf von Clermont, der Königin Vater, freundlich aufgenommen, und ihm für den jungen König manche Unterſtützung an Geld und Mannſchaft zukommen laſſen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er Conſtanze kennen gelernt, und beide hatten ſich in der Stille lieb gewonnen; doch da ſie wohl wußten, daß der Graf von Clermont, der reichſte und mächtigſte

Baron Siziliens, sein einziges Kind dem armen Vertriebenen nicht zur Gattin geben würde, so suchte er seine Leidenschaft, die er für das schöne Mädchen gefaßt hatte, zu bemeistern, und Constanze war stolz und besonnen genug, ihre Neigung vor ihm zu verbergen. Aber wo ist die Liebe, die der Liebe verborgen bleiben könnte! Vermied auch Constanze jedes Alleinsein mit Andreas, war auch jedes ihrer Worte kalt und abgemessen, so sprach doch ihr Auge zu deutlich, als daß er länger an seinem Glücke hätte zweifeln können. Die Hoffnung, das schöne reiche Mädchen zu gewinnen, erwachte nun in ihm trotz aller Hindernisse, und er verbarg ihr sein Herz nicht mehr, seine Liebe sprach sich laut aus, ohne erhört, ohne zurückgewiesen zu werden.

Aber die Hoffnung täuschte ihn. König Ladislaus, damals erst 16 Jahre alt, hatte fast sein ganzes Erbe an Ludwig von Anjou verloren, und nur von dem Papste Bonifacius dem 9ten unterstützt, verließ ihn Alles, nur der kühne Muth nicht; sein verlornes Reich zu erobern war Zweck und Ziel seines Lebens, dem er Alles opferte. Da faßte seine verschlagene Mutter, vielleicht selbst durch manches Wort d'Altavilla's bewogen, den Entschluß, für ihren Sohn

um die reiche sizilianische Erbin zu werben. Geld war dem Könige das Nöthigste, und dieser, dem oft sein Liebling die Schönheit Constanzens gerühmt hatte, dem jedes Mittel erlaubt schien, wenn es ihn nur zum Ziele führte, ergriff diese Gelegenheit, warb um die schöne edle Sizilianerin, und Graf Manfred, den Glanz seines Hauses durch eine Königskrone auf dem Haupte seiner Tochter noch erhöht sehend, zahlte ein ansehnliches Heirathsgut, und schickte seinem Eidam 2000 Söldner und 200 Geharnischte, die er aus eignen Mitteln warb und besoldete, zur Hülfe.

Constanzens Wille kam hierbei nicht in Betracht, sie durfte gegen die Krone Neapels ihre Neigung nicht in die Wagschale legen, mußte mit blutendem Herzen an den Altar treten, und dem Könige, der einige Jahre jünger war, als sie, die Hand reichen. Ob der Anblick des kräftigen, wahrhaft schönen Jünglings, ob die Krone auf ihrem Haupte manchen Tropfen lindernden Balsams in ihr Herz geträufelt haben mochte, konnte man wohl bei der anscheinenden Ruhe ihres Gemüthes und bei der Gewalt, die sie über sich hatte, in dem ersten Augenblicke schwer errathen. Späterhin schien sie in ihr Geschick er-

geben, hing mit treuer Liebe an ihrem Gemahl, obgleich dieser ihr wohl oft mit jugendlichem Leichtsinn und einer gewissen Rohheit, die aus seinem Hange zum Kriegsleben, vielleicht auch aus dem Drange der Verhältnisse ihm geworden war, Gelegenheit gab, ihres ersten Geliebten vergleichend zu gedenken. Aber manche glänzende Eigenschaften des jungen Königs ließen sie bald seine Uebereilungen vergessen, und so lange er mit leidenschaftlicher Liebe zu ihr zurückkehrte, hielt sie sich in ihrer Pflicht, in ihrer Liebe glücklich. Sie hatte der, ihr zum Hoffräulein gegebenen Bianca d'Altavilla streng verboten, des Bruders zu erwähnen, und durch die Festigkeit ihres Charakters, vielleicht auch sich in ihrem Glanze behaglich fühlend, war es ihr gelungen, ganz Herrin ihrer Neigung zu werden und die erste Liebe zu vergessen, wenn es möglich wäre, diese Erstlingsblüthe des paradiesischen Lebens je ganz vergessen zu können.

Politik und Nothwendigkeit, nicht Neigung hatte Ladislaus zur Wahl Constanzens bestimmt. Der Anblick der schönen Braut hatte zwar die Leidenschaft des Jünglings entflammt, den Leidenschaft und Heftigkeit durch sein ganzes Leben begleiteten, aber je höher diese Flamme empor-

flackert, desto schneller verlischt sie. Die Schönheit der Königin ließ ihn bald gleichgültig, ihr ruhiges, ernstes Benehmen war ihm nicht aufmunternd, ihre strenge Tugend oft langweilig, und so verminderte sich schon im zweiten Jahre ihrer Ehe die Gluth, mit der er anfangs an ihr gehangen hatte. Hierzu kam noch, daß, als er kaum das männliche Alter erreicht hatte, sie schon aus den Jahren der ersten Blüthe trat und wohl die Veränderung bemerkte, die in dem Innern ihres Gemahles vorging, es aber verschmähte, durch mancherlei Künste, die dem listigen Weibe zu Gebote stehen, der Liebe neuen Reiz zu geben. Am meisten trugen aber wohl zu dieser Veränderung die Unfälle bei, die dem Grafen von Clermont und seiner Parthei begegneten; er unterlag seinen Feinden, mußte seine Krieger zur eigenen Vertheidigung nach Sizilien zurückrufen, und so bot Constanze dem ehrsüchtigen Könige keine Entschädigung für den Mangel fürstlicher Geburt.

D'Altavilla, den der junge König schon seit seinen Knabenjahren allen andern ihm treu gebliebenen Baronen vorzog, hatte an dem Tage, wo Ladislaus, seine schöne Braut abzuholen, nach Palermo überschiffte, das Hoflager von

Gaëta heimlich verlassen und sich den Schaaren Alberics von Barbiano angeschlossen, wo er sich durch Tapferkeit und manche kühne That auszeichnete. Dem Könige, dem er weislich die Ursache seiner Entfernung verschwieg, that es leid, den Mann, vielleicht den einzigen, den er liebte, entfernt zu sehen, er versuchte alles mögliche, ihn zurückzubringen, aber immer vergebens, bis es dessen Schwester Bianca endlich gelang.

Der König hatte aus Anhänglichkeit an den Bruder, Bianca den Ehrenposten eines Hoffräuleins bei seiner Gemahlin zugetheilt; Constanze war ihm dafür dankbar, denn bald knüpfte sich ein Freundschaftsbund zwischen Beiden, obgleich Beider Charaktere sich nicht im mindesten glichen: vielleicht trug hierzu, ohne daß sie selbst es ahnete, die frühere, wenn auch schwindende Neigung der Königin etwas bei. Bianca's lebensfroher Sinn, der fast an Leichtsinn grenzte, ihre ewig neckende, scherzende Laune, ihre Lust an Vergnügungen, stimmten nicht mit der ernsten, besonnenen Handlungsweise Constanzens, und dennoch war Bianca's Umgang ihr zum Bedürfniß geworden, besonders in der letzten Zeit, wo düstere Ahnungen das Herz der Königin

betrübten, so daß selbst manches hingewor-
e Wort übelgesinnter Menschen, mancher un-
auscht geglaubte Blick ihres Gemahls, der
leicht zur Eifersucht hätte entflammen kön-
, das Zutrauen zu ihr dennoch nicht erschüt-
te. Ein inniges, freundliches Wort des Mäd-
ns, ein sanftes Anschmiegen, das so ganz aus
Tiefe des Herzens zu kommen schien, ver-
chte schnell jeden Eindruck, und so ernst und
emessen die Königin sie auch öffentlich be-
delte, so freundlich und herzlich blieb sie,
n sie in ihrem Gemache allein mit ihr war.
Das unerwartete Erscheinen d'Altavilla's schien
r eine plötzliche Veränderung in dem Be-
men der Königin gegen Bianca hervorge-
cht zu haben, doch diese blieb sich gleich,
en es nicht zu bemerken, und ihr durchdrin-
der Verstand glaubte darin mehr eine Waffe
Königin gegen sich selbst, als eine Abnahme
r Gunst zu sehen. Die Listige mochte nicht
echt haben, denn der Anblick des Geliebten
te jetzt so manches verschwunden geglaubte
d wieder zurückgerufen, so manches schlum-
rnde Gefühl geweckt, daß Constanze nach stren-
Prüfung ihres Herzens beschließen mußte,
ng über sich zu wachen. Erfreut hatte sie

seine Ankunft nicht, und wäre sie mißtrauisch gewesen, hätte sie ängstlich und streng manche Verhältnisse gewägt, so hätte sie leicht auf den Gedanken kommen können, d'Altavilla sei nicht ohne Absicht an den Hof ihres Gemahls zurückgekehrt.

Daß der König sie jetzt mehr als je vernachlässigte, that ihr zwar weh, doch tröstete sie sich mit dem Gedanken, er gebe sich mit seinem gewohnten Ungestüm dem so lang entbehrten Liebling ganz hin, auch wußte sie, daß ein geheimer Plan ausgeführt werden sollte, denn täglich war der zum Connetable des Reiches ernannte Graf Alberic von Barbiano bei ihrem Gemahl, und von allen Seiten zogen die dem Hause Durazzo treu gebliebenen Barone mit ihren Kriegsvölkern nach Gaëta heran. Wie sollte der tapfere jugendliche, mit der Eroberung seines Königreiches beschäftigte Fürst, nicht die Liebe für einige Zeit dem Ehrgeize nachsetzen? Sie suchte zu ihrem eigenen Troste jeden Trost hervor, der ihren Gemahl entschuldigen konnte, aber ihr geheimer Kummer mehrte sich auch mit jedem Tage, obgleich sie zu stolz war und zu viel Charakterstärke besaß, irgend Jemanden, selbst

Bianca nicht, sich mit heilen; öffentlich zeigte sie ein heiteres Gesicht.

3.

Eines Abends saß Constanze wieder auf ihrem Lieblingsplatze unter der Pinie und blickte sinnend auf eine Galeere, die im Golf vor Anker lag und am andern Tage den König nach Rom bringen sollte. Obschon an die häufigen Entfernungen ihres Gemahls gewöhnt, war ihr doch die jetzige Reise doppelt unangenehm, wußte sie auch selbst nicht recht warum. Der Zweck der Reise war ihr bekannt, der König suchte bei dem Papste Hülfe an Mannschaft und Geld, die ihm auch Bonifaz bereitwillig gegeben hätte, wäre er nur nicht selbst so arm gewesen, da die meisten Länder, die wahren päpstlichen Goldgruben, den Gegenpapst Clemens, der zu Avignon residirte, als den wahren Papst anerkannt hatten. Frankreich; und hauptsächlich Ludwig von Anjou, der mit einem Heere Provençalen das ganze Königreich Neapel, außer Gaëta, in Besitz hatte, unterstützten Clemens. Grund genug, daß Bonifaz Ladislaus als den rechtmäßi-

Kapuziner ziehen in ihren Kutten unter uns herum, als wären wir kroatisch Volk; du Hallier, Feuquieres stehen mir zur Seite, mehr mich zu beobachten, als mir zu rathen, mehr meine Schritte zu hemmen, als sie zu beflügeln. Jeden großen, kühnen Gedanken legen sie in Paris auf die Wagschaale ihres Nutzens, und wägen genau, ob er für ihre Sache tauge, oder nicht — Nein, Rosen! ich fühle es, das hohe Ziel ging mit der Nördlinger Schlacht verloren! — Meinen Kriegsruhm werde ich wieder gewinnen, aber mein Ziel ist und bleibt verfehlt!"

„Und habt Ihr Euch nicht bis jetzt rühmlich den französischen Absichten entgegengesetzt?" tröstete der Freund „Ist es Euch nicht gelungen, den langersehnten vaterländischen Rhein wieder zu überschreiten? Was hindert Euch, die alte Bahn von neuem zu betreten?"

„Ich habe mich gegen die Politik Richelieus männlich gestemmt," fuhr der Herzog fort „ich habe oft meine Existenz aufs Spiel gesetzt, aber nichts gewonnen, nur die Achtung meiner selbst aus diesem Strudel gerettet. Sieh Rosen! Ich gewahne mir oft, wie ein kühner Waghals, der mit eisernem Willen sein Ziel erreichen will, und hierzu sogar die Hülfe Satans nicht verschmäht. Er unterschreibt zwar mit seinem Blute keinen Pakt, bewahrt mit ängstlicher Vorsicht seine Freiheit ungefesselt und seine Seele rein; sein guter Geist verläßt ihn nicht ganz, aber auch der dämonische Einfluß nicht, dem er sich hingab — Ueberall ist er umgarnt, überall umgeben ihn die finstern Mächte, unwillkührlich ist er in ihren Zauberkreis gebannt und seinem großen Ziele weiter entrückt — Der edle Wil-

gen König von Neapel anerkannte. Dieser Zweck konnte der Königin nur angenehm seyn, aber sie fürchtete vielleicht, d'Altavilla, obgleich er sich bisher in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihr zurückgezogen hatte, werde in Gaëta bleiben und sich ihr zu nähern suchen, oder sie hatte sonst einen geheimen Grund, diese Reise zu fürchten.

Bianca verließ die Königin unter irgend einem Vorwande, sie war mithin allein und ihren trüben Ahnungen hingegeben, als sie plötzlich ein leises Geräusch hinter sich vernahm; sie sprang auf, und d'Altavilla stand vor ihr. Im ersten Augenblicke war sie überrascht, auch er schien verlegen und stammelte einige Entschuldigungen, bald aber gewann sie wieder Fassung und fragte mit dem ihr eigenen Ernste: Was führt Euch hierher? Zum Lustwandeln ist der Garten des Palastes, selbst für den Liebling des Königs, kein angemessener Ort.

Königin! erwiederte d'Altavilla, sich ehrfurchtsvoll neigend. Haltet es nicht für Zudringlichkeit, daß ich die Gelegenheit ergreife, die der Zufall mir bietet.

Der Zufall? unterbrach ihn die Königin.

Ja, gnädigste Frau, der Zufall führt mich in Eure Nähe; ich suchte meine Schwester —

Im Palaste werdet Ihr sie finden, begebt Euch nur dorthin.

D'Altavilla war einige Augenblicke unschlüssig, ob er seinem Stolze, ob er seinem Herzen folgen solle; er blieb. Zwei Jahre habe ich mich freiwillig aus Eurem Zauberkreise verbannt, begann er dann, zwei Jahre fern von Euch mein verlornes Paradies betrauert, habe meinen Schmerz männlich in meine Brust verschlossen und geschwiegen; wußt' ich doch, daß auch Ihr mit blutendem Herzen das ewig bindende Wort spracht. Auf Befehl des Königs bin ich in Eure Nähe zurückgekehrt, nicht aus freiem Willen, denn welches Glück konnte ich hier erwarten? —

Endet! unterbrach die Königin unwillig.

Ihr müßtet nicht Constanze von Clermont seyn, Königin! wenn Ihr freudigen Herzens mich anhören könntet, Ihr müßt mir in diesem Augenblicke zürnen, in dem andern aber werdet Ihr mir verzeihen. Nur um einen Augenblick des Mitleids flehe ich zu Euch, um ein Wort, das über mein Schicksal, vielleicht über das Eurige entscheiden könnte, eines nur erwiedert mir; laßt dabei Stolz und Pflicht schweigen, laßt das Herz nur sprechen. Darf ich eine

Frage an Euch thun, von deren Beantwortung das Glück meines Lebens abhängt?

Warum nicht? antwortete die Königin, und in dem Tone, womit sie dies sprach, mochte für ihn wohl ein Nachklang vergangener Zeiten liegen, denn er fühlte das Bittere nicht, das sie wohl eigentlich hinein legen wollte.

Nun denn, so möge Gott mir die rechten Worte geben, daß ich Euch nicht beleidige, sprach er in sonderbarer Verlegenheit und mit der Hast, die jeden gewagten Entschluß begleitet.

Beeilt Euch! sagte die Königin rasch und ließ den zurückgeworfenen Schleier fallen.

Königin von Neapel! begann er stockend, fühlt Ihr noch, so weit es Eure Pflicht als Gattin erlaubt — oder vielmehr, denkt Ihr noch jener seligen Tage in Palermo mit Rührung, wenn auch nicht mit Liebe? —

Trotz dem, daß er mit Zagen diese Worte sagte, daß in jedem tiefer Schmerz, tiefes Gefühl sich aussprach, wendete sich die Königin plötzlich, ohne ein Wort zu erwiedern, von ihm ab, ging dem Palaste zu, und da er, wahrscheinlich sie zurückzuhalten, nacheilte, brach sie mit Hast eine halb entblätterte Rose und ließ sie fallen. D'Altavilla hob sie schnell auf. Darf

ich sie als Antwort deuten? rief er und glaubte eine kaum bemerkbare bejahende Bewegung ihres Hauptes zu sehen. Ohne noch auf die Rose zu blicken, folgte sein Auge der Königin, die mit eilendem Schritte nach dem Palaste zurückkehrte, und seinem Blicke bald entschwunden war.

Jetzt erst betrachtete er die Rose, die er als ein Zeichen der Huld aufgehoben hatte, und fühlte jetzt erst den blutigen Stich ihres Dornes. Entblättert, halbverwelkt! rief er schmerzvoll. Haben diese Thautropfen, welche der Abend zur Erquickung auf die matten Blätter senkte, auch Bedeutung? — O Liebe, Liebe, wie schnell ist dein Frühling vorüber! Wie vergänglich ist deine Ewigkeit! Lockt eine Königskrone, dann welken deine Rosen schnell, und die Ehrsucht tauscht freudig das Diadem für deinen Kranz. Aber in einer einsamen Stunde, in einer Stunde, wo die vergangene Seligkeit schmerzvoll uns entgegen tritt, da sollte man doch noch aus Mitleid dem Bettler eine unverwelkte Rose reichen, daß er bei ihrem Anschauen den schönen hingeschwundenen Traum noch einmal träumen könnte. Das war grausam, Constanze, nicht der Dorn der Rose allein verwundete mich, auch

Du! Träumend verließ er nun den Garten, zerpflückte die letzten Blätter der Welkenden und übergab sie dem Abendwinde. Nein, ohne Liebe möchte ich selbst den Juwel nicht! rief er aus. Sein Weg führte ihn nun zu dem Könige, der ihn schon längst erwartete.

Begleite mich zu meiner Gemahlin! sagte Ladislaus. Ich möchte heute nicht gern ohne Dich zu ihr gehen, ich muß ihr Lebewohl sagen.

Laßt mich zurück, Herr! bat d'Altavilla.

Weshalb? — Du weißt, es ist mir ein schwerer Gang, Verstellung ist mir fremd und doch hier nothwendig. Auch muß ich noch manches, unsern Plan betreffend, mit Deiner Schwester verabreden, indessen Du die Königin unterhalten wirst.

Ich? unterbrach ihn d'Altavilla, sich vergessend.

Ja, Du! — Sprich mit ihr von vergangener Zeit, von Deinem Aufenthalte in Palermo — Ihr habt Euch ja früher gekannt — unterhalte sie, so gut Du es vermagst, damit ich nicht gestört werde.

Mein König! bat Andreas, dem das geheime Gespräch des Fürsten mit seiner Schwester nicht gefallen konnte; doch die Heftigkeit des jungen

Monarchen bei dem geringsten Widerstande kennend, folgte er ihm, da dieser mit schnellen Schritten voranging.

Die Königin war nicht wenig von diesem Besuche überrascht, der eben ein ernstes Gespräch zwischen ihr und Bianca unterbrach. Sie war in diesem Augenblicke zu bewegt, um den König mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, der es auch nicht zu bemerken schien, und nach einigen höflichen Worten, mit denen er ihr seine morgende Abreise nach Rom ankündigte, die ihr doch schon längst bekannt war, trat er mit Bianca bei Seite und unterhielt sich mit ihr, dem Anschein nach, von wichtigen Dingen, denn Ladislaus war hierbei ernst und bewegt. Unterdessen nahte sich d'Altavilla der Königin. Das Entblätterte, sagte er mit halbleiser Stimme, ist ein Zeichen der Vergänglichkeit.

Werdet Ihr Eurem Herrn nach Rom folgen? fragte ihn die Königin mit lauter Stimme, ohne auf seine Rede etwas zu erwiedern.

Ja gnädigste Frau!

Wenn Ihr dort Gelegenheit habt, mit dem heiligen Vater von mir zu sprechen —

Gewiß, fiel ihr d'Altavilla mit sonderbarer Eile in die Rede.

So bittet ihn, daß er mich in sein frommes Gebet schließen und mir, als einer gehorsamen Tochter, seinen heiligen Segen ertheilen möge.

Das werd' ich, hohe Frau!

Seht Ihr dort den Kardinal von Clermont, meinen würdigen Ohm, so bittet ihn, daß er sich meines bedrängten, von Allen verlassenen Vaters annehme.

Mit Freuden werde ich dem frommen Fürsten der Kirche die Bitte meiner Königin vortragen.

Und Euch, mein theurer Gemahl, ersuche ich, begann sie die Unterredung des Königs mit Bianca zu unterbrechen, Euch ersuch' ich, in dieser Stadt der Welt Eure Gemahlin nicht ganz zu vergessen, und mir irgend eine Reliquie von dem heiligen Vater mitzubringen.

Ich hoffe Euch sicher etwas von dem heiligen Vater mitbringen zu können, erwiederte der König kurz, aber mit Bedeutung, und verließ, über das Abbrechen seines Gespräches mit Bianca, vielleicht über das Gespräch selbst unzufrieden, mit seinem Begleiter das Zimmer der Königin, die, als sie mit Bianca allein war, keine Frage

an dieſe über die Unterredung mit dem Könige richtete, obgleich ihr das Benehmen deſſelben gegen ihr Hoffräulein auffallender als ſonſt erſcheinen mußte. Sie kannte Bianca's ſchwärmeriſche Liebe zu dem Bruder, ſie kannte deſſen Anhänglichkeit an den König, wußte, wie der Ehrgeizige kein Opfer ſcheut, Fürſtengunſt zu erhalten, und ſo ſtiegen zum erſten Male Zweifel an der Treue ihrer Freundin in ihr auf, und ihr gekränkter Stolz erwachte. Unruhig verbrachte ſie den übrigen Theil des Abends, entließ bald ihre Frauen, und ſtatt ſich zur Ruhe zu legen, ſetzte ſie ſich an das offene Fenſter, wo ſie den Golf und das weite dunkle Meer vor ſich liegen ſah. Hier überließ ſie ſich ihrem Unmuth und ihrem Schmerz. Die Natur war ſo ſtürmiſch geworden, wie ihr Inneres, der Wind brauſte, die Wellen ſchlugen rauſchend an die Felsklippen, dunkle Wolken jagten an dem Monde vorüber, bedeckten hier ein funkelndes Sterngebild, und ließen dort ein anderes im ſtrahlenden Glanze hervorblicken; es war eine ſchöne Sturmnacht.

Während ſie dieſem Schauſpiele zuſah, ſchweifte ihr Blick auch zufällig über den Garten, aus welchem Orangen- und Blumendüfte

erquickend zu ihr heraufstiegen. Da sah sie eine dunkle Gestalt, in einen Mantel gehüllt durch die Lorbeerhecken schreiten, sie ging auf und ab, sich wenig um den Sturm kümmernd, der den weiten Mantel rauschend über ihr zusammenschlug; bald nahte die Gestalt dem Palaste, bald entfernte sie sich wieder, um bei dem Lieblingsplätzchen an der hohen Pinie zu verweilen. Constanzens Herz klopfte. Sollte er es wagen, sollte das d'Altavilla seyn? fragte sie sich. — Doch nein, er war es nicht; eine weibliche Gestalt trat jetzt aus einer, sonst immer verschlossenen Thüre des Palastes, bei deren Anblick die Königin sich schnell hinter den Vorhang verbarg, um ungesehen zu lauschen. Sie schritt nach dem Gestade, der Mann mochte sie sehen, er ging mit raschen Schritten auf sie zu, sie beeilte zwar die ihrigen nicht, vermied ihn aber auch nicht, und Beide waren bald dem Auge Constanzens entschwunden.

Sollte das der König und Bianca seyn? Dies war der Gedanke, der in diesem Augenblick in ihr aufstieg. Sie warf schnell den Mantel um, nahm eine Kerze, öffnete leise und ängstlich ihre Thür, als ob sie selbst den Weg des Verbrechens gehe, schlich über den Gang

und ſtand vor der nur angelehnten Thür Bianca's; zitternd trat ſie ein, ſchob den Vorhang des Bettes zurück — es war leer, Bianca nicht hier. Da entquoll ein tiefer Seufzer Conſtanzens bewegter Bruſt, ein Gefühl, ihr bisher fremd, das ihr Herz, ihr liebendes Herz, ſo wie ihren Stolz zugleich zermalmte, hatte ſich ihrer bemächtigt. Liebe, Freundſchaft, was ſeid Ihr! rief ſie unmuthig aus und blieb in der Mitte des Zimmers unentſchloſſen ſtehen. Mancherlei Empfindungen ſtritten in ihr, endlich ſiegte der Stolz. Ich will meinen Schmerz verbergen, ſagte ſie vor ſich hin, aber ſie ſoll als Sünderin vor mir ſtehen, ſoll wiſſen, daß ich ſie durchſchaut habe! Sie nahm eine kleine Perlenſchnur von ihrem blendenden Halſe, legte ſie auf ein Tiſchchen, das vor Bianca's Bette ſtand, und entfernte ſich wieder, um an dem Fenſter zu lauſchen. Sie ſaß lange dort, ohne Jemand zu ſehen, endlich kamen die beiden Geſtalten Hand in Hand durch den Ulmengang herauf, doch als ſie näher kamen, trieb der Sturm die Wolken mit tückiſcher Eile vor den hell leuchtenden Mond, ſein Licht verloſch, die Königin konnte ſie nicht erkennen.

le, die Kraft bleibt ihm, aber der Thatenflug iſt gelähmt, und wohl ihm, geht er endlich in Reinheit unter!“

„Vaterland!“ rief er dann, und ſtreckte die Arme nach den öſtlichen Bergen des Schwarzwaldes „Und du, Freiheit des Glaubens! Euch weihte ſich der Knabe, für Euch blutete der Jüngling, für Euch ſtirbt mit Freuden der Mann, Euch will ich nicht verleugnen, und böte Wien mir Kronen und Gold, und theilte Frankreich ſeine Beute mit mir. Für Euch will ich leben, wirken und ſterben! — Du ſchüttelſt mißbilligend dein Haupt?“ wandte er ſich jetzt zu Roſen „Du belächelſt vielleicht die Gefühle, die mich von einer glänzenden Laufbahn abziehen? — Stelle dich mir nicht gleich — Du biſt der Sohn des Krieges, ich der Sohn eines deutſchen Fürſten; du ſtehſt auf fremdem Boden, ich auf heimathlicher Erde; dir iſt Ruhm und Beute alles, mir nichts, ohne meinem Vaterlande die Freiheit des Glaubens errungen zu haben. Darum kann Obriſt Roſen Herzog Bernhard nicht verſtehen, wenn er die Nichte Richelieus und mit ihr ein Fürſtenthum ausſchlägt, zehnmal größer als ſein kleines, väterliches Erbe, und wenn er dem Herzogthum Franken entſagt, womit Wien ihn zum Verräther an ſeinen Glaubensbrüdern zu machen verſucht.“

„Ihr thut mir Unrecht, gnädiger Herr!“ unterbrach ihn Roſen.

„Wohl dir, wohl mir!“ fiel ihm der Herzog in die Rede „Du biſt dann reicher an edlem Sinn, und mir iſt der Freund geblieben. — Aber laß uns jetzt davon ſchweigen“ fuhr er, ſich gewaltſam von dieſen Unmuth erregenden Gedanken losreißend, fort — „Sei mir willkommen

4.

Mit dem ersten Schimmer des Tages liefen noch drei päpstliche Galeeren in den Hafen ein und legten unter dem Felsen an, während das Gepäck des Königs in der schon vor Anker liegenden eingeschifft wurde. Constanze, welcher der Kummer den Schlaf geraubt hatte, stand schon am frühen Morgen an dem Fenster und sah, ohne es zu beachten, auf das Gewirr und das geschäftige Hin- und Herlaufen der königlichen Diener und des den Fürsten begleitenden Gefolges. Da gab ein Trompetenstoß das Zeichen, daß der König komme, und ohne recht zu bedenken, was sie that, eilte sie in den Garten der Pinie zu, von wo sie die Abfahrt der Galeere, wenn auch nicht das Einschiffen ihres Gatten sehen konnte. Wie wurde sie überrascht, als Bianca sie schon hier fand, die, wenn auch im ersten Augenblicke leicht erröthend, doch mit gewohnter Freundlichkeit die Hand der Königin ergriff, sie begrüßte und mit unschuldigem, ruhigem Lächeln sagte: Ihr werdet auf mich zürnen, Gebieterin, daß ich noch spät in der Nacht auf Abenteuer ausging; die Perlenschnur, die ich auf meinem Tische fand, zeigte

mir, daß Ihr mich auf meinem Lager gesucht hattet. Was ich that, geschah für Euch, und mich zu rechtfertigen muß ich leider den Bruder anklagen. Seine thörichte Leidenschaft trieb ihn gestern in den Garten, dort sah ich ihn unter Eurem Fenster auf und ab schreiten, ich fürchtete, er möchte eine Thorheit begehen, möchte es vielleicht wagen, seine Empfindungen durch Gesang auszusprechen.

Das wagt Andreas d'Altavilla nicht, dazu kenne ich ihn, er mich zu gut! unterbrach sie die Königin.

Und doch fürchtete ich es, gnädige Frau, fuhr Bianca fort, ohne sich durch diese Bemerkung irre machen zu lassen. Ich eilte hinunter —

Wie kamst Du durch die verschlossene Pforte? fragte die Königin.

Ich fand sie offen, erwiederte das Fräulein, ging hindurch und sah —

Eben verkündeten Trompeten und der Klang von Cymbeln und anderen Instrumenten die Abfahrt des Königs. Bianca sprang nach der äußersten Felsspitze, die Königin folgte ihr langsam, sie mit zweifelhaftem Blicke betrachtend. Ein sanfter Südost schwellte die Segel, die

Ruderer begannen ihr Lied, taktmäßig peitschten sie die schäumenden Wellen, und leicht glitten die Galeeren über die blaue Fluth des Golfes hin. König Ladislaus, auf der mittelsten Galeere stehend, grüßte im Vorüberfahren die Damen freundlich, unter lautem Jubel schwamm die kleine Flotte dahin und war bald hinter dem Felsen dem Auge der Frauen entschwunden.

Die Königin war nicht für Mißtrauen empfänglich; ihr reines Gemüth, jeder Schuld fremd, hielt Andere für gleich tugendhaft und sittlich, und sobald es sie selbst betraf, kämpfte ein edler Stolz gegen jedes Einflüstern des Mißtrauens; so war es auch jetzt, sie wünschte sich getäuscht zu haben. So wenig sie auch glauben konnte, der bescheidene d'Altavilla könne bei Nacht unter ihrem Fenster wie ein verliebter Ritter girren, so überredete sie sich doch gern, daß das Kriegsleben den Bescheidenen zum Recken umgeschaffen hätte, und er jetzt wohl solcher Thorheit fähig sei. Sie berührte deshalb den nächtlichen Vorfall mit keiner Sylbe mehr, auch Bianka hütete sich, ihn weiter zu erwähnen.

Graf Alberic von Barbiano war dem Könige nicht nach Rom gefolgt. Frühere Verhält-

hältniſſe, in denen er dem römiſchen Stuhle gegenüber geſtanden hatte, machten dem Papſte ſeine Gegenwart nicht wünſchenswerth; ſo blieb er in Gaëta zurück und ordnete während der Abweſenheit des Königs Alles zu dem bevorſtehenden Feldzuge. Er war ſehr viel um die Perſon der Königin, gegen die er ſich mit Auszeichnung benahm; es war nicht bloß die ihrem Stande ſchuldige Achtung, es war eine Art Verehrung, die er ihr zeigte, und an welcher die Dankbarkeit vielleicht eben ſo viel Theil hatte, als die wahrhaft herrlichen Eigenſchaften der edeln Frau. Sie war bei all' ihrem Ernſte, der nur dem Zudringlichen als zurückſchreckender Stolz erſcheinen konnte, allgemein beliebt, voll Milde, eine Mutter der Armen. Ein Muſter der Tugend und Sanftmuth, ertrug ſie die Härten des jungen, leicht aufbrauſenden Gemahls mit ſo viel edler Ruhe, ſelbſt mit Stolz, daß er beſchämt oft ſeinen Fehler erkannte. Und bei allen dieſen innern Vorzügen hatte die Natur ſie auch körperlich ſo herrlich ausgeſtattet wie Keine. Ein majeſtätiſcher Wuchs, ein dunkles Auge, aus dem ſtille Schwermuth ſprach, ein Mund, zum Küſſen geformt und doch von Wehmuth umfloſſen, ein Hals, wie

kein Meisel ihn üppiger bilden konnte, dies Alles machte sie zur schönsten Frau Italiens; die Krone der Schönheit hätte sie geschmückt, wenn auch die Krone Neapels ihr nicht geworden wäre.

In früherer Zeit, ehe noch Graf Alberic an der Spitze der Heere stand, war er im Kriege gegen die Florentiener gefangen worden, und da er arm und ohne Mittel war, das Lösegeld zu bezahlen, mußte er in langer Gefangenschaft schmachten. Graf Manfred von Clermont, zufällig in Florenz, und in dem Jünglinge schon damals den Helden erkennend, nahm sich seiner an, zahlte das Lösegeld für ihn gab ihm durch seine Unterstützung Gelegenheit, selbst einen Haufen Kriegsvolk zu werben und so die Laufbahn, auf der er sich bis zum ersten Feldherrn Italiens schwang, muthvoll zu beginnen. Nie vergaß dieß Alberic von Barbiano, und er zeigte sich dem edeln Sizilianer stets dankbar. Auch der Königin wünschte er für die Wohlthaten des Vaters Erkenntlichkeit beweisen zu können, und um so mehr, da ihr Vater von seiner Höhe gesunken war, und seinem Scharfblicke die gefährliche Stellung der Königin in Hinsicht ihres Gemahls nicht entging. Dieß mochte auch

wohl der Grund seyn, weshalb er sich mit unverstellter Kälte gegen den Günstling benahm, und an der schönen, allgemein gefeierten Bianca d'Altavilla unbeachtend vorüber ging. Wäre der Connetable nicht ein so ernster, über jeden Vorwurf erhabener Mann gewesen, so hätte man bei seiner steten Aufmerksamkeit für die Königin leicht glauben können, ihre Reize hätten ihn zu einer Thorheit verlockt.

Constanze selbst wurde zuweilen an ihm irre. Traf es, daß sie sich mit ihm allein befand, so glaubte sie eine gewisse Verlegenheit an dem sonst so offenen Manne zu bemerken, es schien ihr dann, als schwebe ein Geständniß auf seinen Lippen, und als habe er doch nicht den Muth es auszusprechen. Das that der Königin wehe, denn sie fühlte wahre Hochachtung für den gefeierten Helden, dessen Thaten die Dichter besungen hatten, und der dadurch in dem Munde von ganz Italien lebte. Auch Bianca, vielleicht sich wegen seines an Verachtung streifenden Gleichmuthes zu rächen, machte die Königin aufmerksam und nannte ihn scherzweise der Königin Ritter, doch diese, jetzt nur selten zum Scherze aufgelegt, übrigens seit jener nächtlichen Szene weniger Vertrauen mehr in

Bianca setzend, legte dann oft ihrer neckenden Laune den Zügel an und verwies es ihr ernst.

So verstrichen die Tage der Abwesenheit des Königs einförmig, fast traurig. Von keinem Orte trafen freudige Nachrichten ein. Constanzens Vater war krank, seine Parthei kämpfte noch mit letzter Kraft wider die Gegner. Eine Flotte der Provençalen segelte den Golf vorüben und feuerte wie zum Hohn ihr Geschütz auf Gaëta ab. Immer mehr befestigte sich die Macht Anjous in Neapel, immer wankender wurde die Treue der neapolitanischen Barone, die bisher noch dem Hause Durazzo angehangen hatten, und selbst der König schien in Rom nicht zufrieden, obgleich er daselbst feierlich empfangen worden war, und Segen, Versprechungen und Bullen so viel er nur wünschte, nur kein Geld und kein Kriegsvolk haben konnte. Noch hielt der Ruf Alberics das von ihm geworbene Heer zusammen, aber da er selbst alle seine Mittel erschöpft hatte, blieb ihm wenig Aussicht, noch länger ohne Geld die Forderungen der Söldlinge zu befriedigen und die schon glimmende Meuterei zu beschwichtigen, doch that er alles nur mögliche, denn auf dem Heere

allein beruhte ja Ladislaus Hoffnung und auch die seine.

5.

Dem jungen Könige wurde der Aufenthalt in Rom mit jedem Tage unangenehmer. Mancherlei zog ihn nach Gaëta zurück, überdieß wollten seine Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, und leere Vertröstungen hielten ihn von einer Woche zur andern hin. Er sah klar, daß er außer geistlicher Hülfe wenig vom Papste zu erwarten habe, der nicht einmal Herr in Rom war, sondern ganz von dem Volke abhing. Die Kardinäle, deren Existenz mit der des Papstes verbunden war, schossen endlich einiges Geld zusammen, doch war dies nicht hinreichend, dem Kriegsvolke nur einen Monat Sold zu zahlen.

Der König hatte 300 Mann seiner Leibwache, versuchte Armbrustschützen, zu seiner Bedeckung mit nach Rom gebracht. Dieser sonst an sich unbedeutende Umstand gab für den Augenblick seinen Verhältnissen einen rascheren Gang. Die Banderesen (Hauptleute der Stadt-

soldaten), unzufrieden mit dem Papste, wiegelten das Volk auf und bestürmten plötzlich den Vatikan, wo dem heiligen Vater ohne die schnelle Hülfe König Ladislaus, der sich an der Spitze seiner Leibwache mit tollkühnem Muthe den Römern entgegenwarf und sie in die Stadt zurücktrieb, nicht so viel Zeit geblieben wäre, sich nach der Engelsburg zu flüchten. Bei der Verfolgung der Bürger verübte der umsichtige Fürst keine Grausamkeit, hielt strenge Mannszucht, ließ aus weiser Politik, um sich den Römern gefällig zu zeigen, die Gefangenen, selbst die Anführer los, und begann am andern Tage die Unterhandlungen zwischen dem Papste und der Stadt, die er in Kurzem zu beiderseitiger Zufriedenheit endete. Die Römer liehen ihm aus Dankbarkeit 100000 Kronen, der Papst und die Kardinäle leerten zur Unterstützung ihres jugendlichen Beschützers jetzt williger die Seckel, auch versprach der Papst ihm in einer Sache gefällig zu seyn, worin er ihm früher immer entgegen gewesen war. So konnte Ladislaus wenige Wochen darauf mit einer ziemlich ansehnlichen Summe Geldes, mit 200 Schwergeharnischten und 1000 Bogenschützen verstärkt, den Rückweg nach Gaëta antreten.

Hier angelangt, säumte er keinen Augenblick, das Nöthige zum Angriff Neapels in Stand zu setzen. Krieger aus Ehrgeiz und Thatendurst, schien er alles andere zu vergessen. Täglich war er im Lager, ordnete Alles in Person, war der thätigste, gewandteste seiner Krieger, und der Connetable selbst konnte ihm seine Verwunderung nicht versagen. Läßt Euch Gott das Leben, gnädiger Herr, sagte er ihn, und seid ihr nicht zu besonderem Unglück bestimmt, so wird die Krone von Neapel nicht die einzige seyn, die Euer königliches Haupt schmückt!

Aber die Königin war mit ihrem Gemahle nicht so zufrieden, denn seit der Rückkehr von Rom vernachlässigte er sie augenscheinlich, und hielt es fast nicht mehr der Mühe werth, seine Aufmerksamkeit für Bianca zu verbergen. Dem Hofe, dem Heere blieb dieß kein Geheimniß mehr, und in je höherer Achtung die Königin stand, desto stärker war der Tadel, der sich über den jungen leichtsinnigen Monarchen aussprach. D'Altavilla, von dem man glaubte, er wolle sich durch seine Schwester nich mehr in der Gunst des Königs befestigen, erntete allgemeinen Haß, doch Alles schwieg; nur der Connetable, der nie um die Gunst des Königs

auf dem rechten Ufer des Rheins. Ich fürchte, ich fürchte, die Kanonen ziehen mich wieder zurück, und es wird unſers Bleibens nicht lange hier ſein — Du aber" ſprach er weiter, und die Wolken, die ſeine Stirn umgaben, waren verſchwunden — „Du aber, hüte dich vor dem Werth; die träge Ruhe, mit der er in Offenburg ſitzt, iſt mir bedenklich, und um alles möchte ich nicht, daß er die Wette gewönne, ſelbſt um deiner ſtolzen Donna in Straßburg nicht, die dich dann wohl mitleidig belächeln könnte. Ich habe heute Nachricht bekommen" fuhr er dann fort „daß Johann von Werth Miene zum Aufbruch macht, auch in Breiſach regen ſie ſich, ſchicke doch einen Haufen auf Kundſchaft gegen Offenburg und Gengenbach, ſuche Gefangene zu machen und ſchicke ſie mir zu. Nun geh" ſagte er dann freundlich, Roſen die Hand reichend — „Ich will ſehen, ob ich im Schwabenlande noch ſo gut ſchlafen kann, wie ſonſt. Gute Nacht!" Roſen verließ ſeinen fürſtlichen Freund und ſprengte nach ſeinem Quartier zurück.

gebuhlt hatte und den jeder Fürst gern mit seinen Geharnischten in seine Dienste genommen hätte, fürchtete nicht das Wohlwollen des Königs zu verlieren, und hatte den Muth, offen mit ihm über sein Verhältniß zur Königin zu sprechen.

Doch Ladislaus liebte dergleichen Zurechtweisungen nicht. Connetable! erwiederte er, nachdem er ihn ruhig hatte ausreden lassen. Jeder ist in seinem Hause Herr, der Herr des Landes, der König, wohl am meisten. In Kriegssachen sprecht unaufgefordert, ich werde Euch anhören und Euren Rath beherzigen, aber im Uebrigen bitte ich Euch, nicht zu glauben, ich sei meiner Jugend wegen noch nicht dem Hofmeister entwachsen, da irrt Ihr in mir! Der Connetable schwieg, aber von diesem Augenblicke an trat ein feindseliges Verhältniß ein, das in der Zukunft auf beide nachtheilig wirkte.

Auch zu den Ohren der Königin war die Nachricht von dem Zwiste ihres Gemahls mit dem Connetable gekommen, da an einem Hoflager kein Wort unbelauscht bleibt, und es dann wie ein tausendfaches Echo, als öffentliches Geheimniß, von Mund zu Mund geht. Was die Ursache der Unzufriedenheit des Königs ge-

wesen sei, erfuhr sie nicht, daß sie der Gegenstand war, wagte ihr Keiner zu sagen, und obgleich sie es ahnete, forschte sie weiter nicht danach. Sie fühlte sich durch alles dies nur noch unglücklicher, zog sich jetzt ganz zurück und zeigte sich nur selten öffentlich. Auffallend mochte es einem jeden Unterrichteten seyn, daß sie Bianca d'Altavilla nicht von sich entfernte, aber noch fehlten der Königin die Beweise, sie zu verdammen, noch blieb sich das Fräulein in ihrem Benehmen gegen sie gleich, und hing mit gleicher Liebe wie sonst an ihr. Die Klugheit rieth ihr zu Mißtrauen, das Herz konnte sich nicht dazu entschließen.

Eines Abends, als Bianca gedankenvoll vor ihr saß und sie das schöne Antlitz des Mädchens aufmerksam betrachtete, schien es ihr unmöglich, daß ein so offenes, unschuldvolles Gesicht hinterlistig und schlecht handeln könne. „Bianca!“ sagte sie, von ihrem Gefühle überwältigt, und schaute ihr dann fest in das dunkelblaue Auge. „Sprich! Bist Du mir auch treu, ist Dein Herz rein und haftet keine Schuld auf Dir?“

„Rein ist mein Herz, wie das Herz meiner Königin!“ erwiederte das Fräulein, und ihr seelenvolles Auge blickte schuldlos auf die Gebiete-

rin. Treu bin ich Euch, wie Keiner es ist, denn ich könnte Alles für Euch opfern, und nur Einer ist es, der in meinem Herzen neben Euch steht.

Und der Eine ist? fragte die Königin rasch.

Mein Bruder!

Und haftet keine Schuld auf Dir?

Das Fräulein erröthete. Herrin, ich bin schuldlos! Hätte ich Theil an einem Verbrechen, so sündigte ich ohne zu wollen.

Du umgehst meine Frage, Bianca.

Ich muß! rief sie, zu den Füßen der Königin stürzend, und Thränen rollten über ihre Wangen. Fragt mich nicht weiter, seid mir eine milde Gebieterin, fragt mich nicht weiter, denn was ich euch sagen könnte, würde Euch nicht glücklicher machen.

Steh' auf, Bianca! befahl die Königin. Was Du mir auch sagen könntest, würde doch den Zwiespalt in meinem Innern nicht zu lösen vermögen.

Das eben ist es, unglückliche Frau, rief Bianca mit Heftigkeit aufspringend, wofür ich mit Freuden mein Leben und mehr noch als dies opfern will. O schenkt mir noch einmal, schenkt der armen verkannten Bianca nur noch

einmal Euer Vertrauen, seid nur noch einmal offen gegen sie, die Ihr sonst Freundin nanntet. Sagt mir — liebt Ihr noch meinen Bruder?

Die Königin war, schon ehe Bianca diese sonderbare Frage an sie that, durch das leidenschaftliche, aber so innige Benehmen des Mädchens bewegt worden, jeder Groll war verschwunden, das alte Wohlwollen hatte sich wieder in ihr Herz geschlichen, deshalb überraschte sie diese Frage um so mehr, um so unangenehmer, und sie zögerte zu antworten. Königin! begann Bianca von Neuem. Um Alles, was Euch werth und theuer ist, um Eures Glückes, Eurer Seligkeit willen beschwör' ich Euch, schenkt mir Euer Zutrauen, sagt mir —

Bianca! unterbrach sie die Königin. Du sagtest vorhin, Dein Herz sei rein, wie das Herz Deiner Königin; könnte ich reines Herzens sein, liebte ich einen Andern, als meinen Gemahl? aber schwach ist das Weib, schwach ist das Herz, unsere Gedanken sind oft Kinder der Phantasie, sie verlocken uns in ein verlornes Paradies, darum sagt man auch, die erste Liebe erlösche nie ganz. — Doch wohin führt

mich unser Gespräch; nimm Deine Laute und sing' mir ein Lied.

Bianca ergriff die Hand der Königin und preßte sie stürmisch an ihre Lippen. Dank! Dank! stammelte sie und ein Gelobt sei Gott! rang sich aus ihrer Brust. Als sie jedoch die Laute ergriff und singen wollte, konnte sie nicht Worte, nicht Töne finden. Laß nur! sagte die Königin, lege die Laute weg, aber schweige. Bianca gehorchte, und auf einen Wink der Gebieterin verließ sie das Gemach.

Das Geständniß, das wohl in den Worten der Königin lag, hatte ihr die Stimmung des Augenblicks entlockt, sie war überrascht worden, und es that ihr leid, daß sie das, was sie sich selbst gern verbergen wollte, einer Andern enthüllt hatte. Je mehr sie bei ruhigem Nachdenken fühlte, sie habe einen richtigen Blick in ihr Herz gethan, und das Bild des Mannes ihrer ersten Liebe stehe noch sorgsam bewahrt darin, desto tiefer fühlte sie ihr Unrecht. Sie wäre gern in Bianca gedrungen, ihr die Ursache zu sagen warum sie mit dieser Beharrlichkeit ihr Herz ausgeforscht habe, allein eine gewisse Scheu das Geheimniß zu enthüllen, hielt sie zurück.

Sie fühlte sich grenzenlos unglücklich.

Seit der König von Rom zurückgekehrt war, und sie von Tage zu Tage immer kälter behandelte, blieb Andreas d'Altavilla in noch bescheidenerer Entfernung von ihr, jedoch der Gram sprach sich immer deutlicher auf seinem Gesichte aus; seit dieser Zeit, mußte sie sich selbst gestehen, waren die Bilder der Vergangenheit heller, glühender vor sie getreten. Der Gedanke: ich bin nicht glücklich, vielleicht wäre ich es an seiner Seite geworden! überraschte sie zuweilen; aber dann dachte sie schnell jener, zwar nur kurzen Zeit, in welcher ihr Gemahl mit Gluth an ihr hing; die Pflicht erwachte, die Phantasie schuf nicht mehr, das Herz schwieg, und ihr blieb dann nichts als das Gefühl einer traurigen Gegenwart.

6.

Der Tag des Abmarsches nahte. Der König glühte vor Ungeduld, der Connetable war mürrisch und prophezeite nichts Glückliches. Der junge Fürst, sonst das Kühnste mit Feuer ergreifend, hatte den Plan des erfahrenen Feldherrn verworfen, und das kränkte diesen.

Ladislaus war ein leidenschaftlicher Mann, der den abgefallenen Baronen fast mehr zürnte, als seinem Gegner Ludwig von Anjou. Daß dieser mit ihm um die Königskrone kämpfte, hielt er für ritterlich und recht, daß aber die Barone, aus Eigennutz wie er glaubte, die Gegenpartei ergriffen, konnte er ihnen nicht vergeben. Oft hatte er dies laut geäußert und die Absicht verrathen, sie solle zuerst seine Rache treffen; deshalb hatten die San Severino's und die Orsini's, die beiden angesehensten Familien der französischen Parthei, während seiner Zurüstungen alle ihre Völker aus Neapel in ihre Besitzungen zurückgezogen, um hier den sie bedrohenden Sturm kräftig erwarten zu können. Der Connetable, davon unterrichtet, rieth dem Könige, den Augenblick zu benutzen, schnell gegen Neapel zurücken und den Herzog von Anjou daraus zu vertreiben, der von seinen Baronen verlassen, nur die Provençalen um sich hatte. War es Begierde, sich an den San Severino's zu rächen, war es der Geist des Widerspruchs, um den Connetable zu kränken, oder der Glaube: so sei es besser, Ladislaus beschloß Neapel zu umgehen und mit seiner ganzen Macht die Barone zu züchtigen.

Mit diesem Entschlusse verließ der König an der Spitze seines, aus 6000 Reitern und 6000 Mann Fußvolk bestehenden Heeres Gaëta, nur eine schwache Besatzung blieb daselbst zurück. Er hatte sich mit Kälte von seiner Gemahlin getrennt, die sich nicht überwinden konnte, auch nur die leiseste Frage nach der Ursache dieses so auffallenden Betragens an ihn zu richten. Sie ertrug ihr Schicksal mit stolzer Ergebung, und so sehr ihr Herz blutete, denn noch liebte sie den König, so sehr suchte sie ihren Kummer Jedermann, besonders ihm zu verbergen.

Ohne sich mit der Belagerung irgend eines Platzes aufzuhalten, rückte das Heer nach Benevent und von da unaufhaltsam durch die Basilicata nach Kalabrien vor. Keine Stadt weigerte sich, die Thore zu öffnen, nur die festen Schlösser der Barone blieben ihm verschlossen, besonders als sie sahen, der Fürst ziehe ruhig an ihnen vorüber. Bei Policastro stieß er auf den ersten Widerstand, hier begannen die Besitzungen der San Severino's, die sich von hier durch ganz Kalabrien erstreckten. Ihren Schlössern ging Ladislaus nicht mehr friedlich vorüber, er belagerte, plünderte und verbrannte sie, und zog dann mit Beute beladen weiter. Diese

Art Krieg zu führen kostete ihm viel Zeit und Menschen; die Reihen der letzteren wußte er zwar durch neue Werbungen wieder auszufüllen, aber die verlorne Zeit, welche seine Feinde klüglich benutzten, war dahin. Während Ladislaus von einem Schlosse zum andern zog, sammelten die Orsini's und die übrigen Barone in Manfredonia ihre Völker, schifften sie ein und führten sie nach Kalabrien. König Ludwig bemannte zu gleicher Zeit alle seine Galeeren, sie liefen in dem Golfe von Santa Euphemia ein, wo bedeutende Streitkräfte landeten, so daß die San Severino's ein Heer sammeln konnten, das dem des Königs an Stärke gleich war. Auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umschwärmt und ohne Flotte, mangelte Ladislaus jede Nachricht; zufrieden, daß fast alle Städte ihm die Thore geöffnet und ihn als König anerkannt hatten, ahnete er nicht die ihm drohende Gefahr und glaubte nicht, daß die San Severino's sich ihm im Felde würden entgegenstellen können. In diesem Glauben schritt er zur Belagerung Cosenza's, der ersten Stadt die sich ihm widersetzte. Sie wurde von den Baronen der französischen Parthei vertheidigt und leistete hartnäckigen Widerstand; acht Tage schon lag das königliche Heer

vor ihren Mauern, am neunten ſollte der Sturm beginnen. Doch in der Nacht überfielen die in aller Stille herangerückten Feinde das Lager, und ſo tapfer ſich auch der König an der Spitze ſeiner Reiterei wehrte, ſo oft er auch die Reihen der Feinde durchbrach, ſo redlich das Fußvolk, zu welchem im Tumult zufällig der Connetable gekommen war, ſeine Schuldigkeit that, war doch die Ueberraſchung, die Uebermacht zu allgemein, und der König, an der Spitze von 4000 Geharniſchten, konnte ſich kaum Bahn durch das feindliche Heer brechen. Der Connetable, ſchwer verwundet, wurde mit dem ganzen Fußvolke gefangen, und das Geſchütz, ſo wie alle die Städte, die im Durchfluge dem Könige Ladislaus gehuldigt hatten, gingen verloren.

Ruhig, ohne die Beſonnenheit zu verlieren, trat der König ſeinen Rückzug durch ein jetzt überall feindlich geſinntes Land an. Die Provençalen eilten auf ihren Galeeren zurück, landeten bei Salerno und wollten den kleinen ſich zurückziehenden Haufen Gaëta abſchneiden. Aber der Geiſt des Königs, der auf dieſem Rückzuge zum erſten Male Gelegenheit hatte, das Talent des Kriegers zu zeigen, das er ſpäter ſo glänzend

8.

Es begann zu dämmern, die Nacht senkte sich nach einem heißen Tage des Julimonats kühl und erquickend auf die dürstende Erde, als ein bedeutender Haufe Kroaten bei Gengenbach über die Brücke der Kinzig zog; zwei Regimenter Arquebusirer, ein Reiter- und ein Dragoner Regiment, an deren Spitze Johann von Werth sich befand, folgten mit 3 Kompagnien Fußvolk. In ruhiger Ordnung zogen sie immer weiter dem Städtchen Lahr zu und der ganze Haufe, wohl an 3000 Mann, war fröhlichen Muthes, denn es galt gewiß einen Hauptstreich, dies zeigten die Vorkehrungen. Schon am Morgen war Offenburg geschlossen, und sie hatten in aller Stille ihren Marsch nach Gengenbach antreten müssen, dort wurden wieder die Thore und die Passage über die Brücke gesperrt. Sie mußten hier unter freiem Himmel rasten und die Pferde füttern, und obgleich Quartiermacher nach Zell und Hornberg vorausgeschickt waren, und das Gerücht verbreitet wurde, daß sie nach dem Breisgau zum Herzog von Savelli zögen, glaubte es doch keiner, da jedermann den General zu gut kannte, um nicht einen geheimen Anschlag zu ahnen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn als es zu dämmern be-

entwickelte, theilte sich seinen Schaaren mit, überall machten sie sich Bahn, und nach langem gefährlichen Marsche langte er mit dem Reste seines Heeres besiegt, aber nicht entmuthigt in Gaëta an. Hier entließ er den größten Theil der Reiterei, und bessere Zeiten erwartend, beschränkte er sich blos auf die zur Vertheidigung der Stadt nöthige Mannschaft.

7.

Statt daß man hätte glauben sollen, an dem kleinen Hofe zu Gaëta würde nach dem Verluste des Heeres alles still und niedergeschlagen seyn, lebte man im Gegentheile dort in Lust und Freude; Feste folgten auf Feste, an denen Ladislaus mit Leidenschaft Theil nahm, die Königin aber nie zugegen war. Bianca d'Altavilla erschien an ihrer Stelle als Königin der Feste, so sehr zeichnete sie der König aus. Selbst bei einem Ringelrennen, das er außerhalb Gaëta anordnete, war Constanze abwesend, und Bianca mußte an ihrer Stelle die Preise vertheilen.

Was die Hofleute am meisten verwunderte

und ihnen manchen Stoff zum Nachdenken gab, war das Betragen der Geschwister. Andreas d'Altavilla wurde mit jedem Tage ernster, nahm wenig Theil an den Freuden und war ganz das Gegentheil von dem, was gemeiniglich die Günstlinge der Monarchen sind, er war bescheiden, höflich gegen Jedermann und aller Anmaßung fremd. Seine Schwester Bianca schien mit mehr Lust den Freudenkelch, der sich ihr bot, zu leeren, ihre Eitelkeit fand sich in der Auszeichnung des Königs geschmeichelt, die allgemeine Aufmerksamkeit der Hofleute, die sie für die Geliebte des Königs halten mußten, that ihr augenblicklich wohl, war aber dieser Rausch vorüber, saß sie zu den Füßen ihrer Gebieterin, die durch die Gefangenschaft des Connetable ihre letzte Stütze verloren hatte, sah sie die Thränen in deren Augen hervorbrechen, dann war Freude und Lust verschwunden, und man hätte glauben sollen, es ginge ihr wie einem Kinde, das weinen sieht und mit weinen muß, ohne zu wissen warum, sie überließ sich dann ganz der Theilnahme und schien den Schmerz der Königin tief mitzufühlen.

Eines Abends, als schon alles aus den Gemächern der Königin sich zurückgezogen hatte,

und dieſe eben, wie ſie wohl bisweilen ſpät noch zu thun pflegte, zu Bianca gehen wollte, ſah ſie auf dem langen Gange einen Diener des Königs auf ſich zukommen. Sie blies ſchnell ihre Kerze aus, blieb vor der Thür ſtehen, und erwartete, was der Diener hier noch ſo ſpät wolle. Dieſer, der ſie in der Ferne nicht erkannt hatte, kam näher. Gieb, ſagte die Königin leiſe, ſtreckte die Hand nach ihm, und bald fühlte ſie auch ein Briefchen in derſelben. Sich nicht zu verrathen, trat ſie einen Augenblick bei Bianca ein, fand ſie noch auf, ſprach einige Worte mit ihr und verließ ſie dann ſchnell.

In ihr Zimmer zurückgekehrt entfaltete ſie mit zitternder Hand den Brief und las:

Ich muß Dich ſprechen, ſo eben iſt ein Eilbote von Rom angekommen; ich erwarte Dich an dem bewußten Orte bei der hohen Pinie.

Der Brief war ohne Unterſchrift, und in damaliger Zeit, wo die Schreibekunſt noch in ihrer Kindheit war, mancher Große nicht einmal ſchreiben konnte, war es ſchwer, Handſchriften zu erkennen. Auch war der Brief an Niemand gerichtet; zwar ſchien es der Köni-

gin gewiß, daß er in Bianca's Hände kommen ſollte, eben ſo gewiß aber auch, daß er vom Könige kam, von dem ſie jedoch nur die Namensunterſchrift kannte. Ohne ſich lange zu bedenken, warf ſie Mantel und Schleier um, ſchlich über den Gang, die Wendeltreppe hinunter, und befand ſich bald in dem Garten.

Es war finſter, nur hier und da erhellte das Funkeln eines Sternes die Dunkelheit, aber der Wege wohl kundig, wand ſie ſich durch Hecken und Gänge hindurch und kam zu ihrer geliebten Pinie, unter deren Zweigen ſie wohl nie geglaubt hätte, eine nächtliche Zuſammenkunft mit ihrem Gemahle zu haben. Sie fand ihn noch nicht hier, ſetzte ſich von ängſtlicher Erwartung bewegt, unter den Baum, und überdachte hier erſt, welch' gewagten Schritt ſie gethan habe. Was wollte ſie dem Könige ſagen, welchen Grund ihres Hierſeins angeben? Mußte ſie ihm nicht geſtehen, daß der Brief an Bianca in ihre Hände gekommen ſei? Mußte das nicht zu Erörterungen führen, denen ſie ſo lange ausgewichen war? Sollte ſie in Klagen und Bitten ausbrechen, ſollte ſie mit Bitten in ihn ſtürmen, oder mit Stolz dem treuloſen Gatten Verachtung zeigen? Sie überlegte dies

alles, sah keinen Ausweg, der ihr gnügte, und bereute den raschen Schritt, den sie gethan. Da hörte sie Tritte in der Ferne, ihr Herz pochte gewaltig, sie bebte vor Erwartung und Furcht, und ihr war es, als hänge von dieser Stunde das ganze Glück ihres Lebens ab. Jetzt kamen die Tritte näher, es rauschte hinter ihr im Rosengebüsch, sie sprang, von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, auf, und als sie die Worte vernahm: Du bist schon hier, meine Bianca? erstarrte jeder Blutstropfen in ihr. — Es wär nicht die Stimme des Königs, es war die Stimme d'Altavilla's.

Doch schnell gewann sie Fassung. Die Ihr sucht, ist nicht hier, Ihr steht vor Eurer Königin! sagte sie noch bebend.

O verzeiht, verzeiht! rief d'Altavilla überrascht und außer sich, stürzte zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand, die er stürmisch, noch ehe sie sie ihm entziehen konnte, an seine Lippen preßte. Verzeiht, Königin! rief er, mehr vom Schmerz ergriffen, als vom Entzücken. Gott wollte es, daß ich Euch hier treffe, und so muß ich den Augenblick benutzen, wenn ich auch thöricht und gegen meine Pflicht handle.

Steht auf, verlaßt mich und schweigt! be-

fahl die Königin mit Strenge und ſuchte ſich von ihm loszumachen.

Ich verlaſſe Euch nie, ſo wahr ein barmherziger Gott über mir lebt! ſagte er leidenſchaftlich. Ich halte Euch feſt, nichts ſoll mich fürder von Euch trennen —

Wahnſinniger! rief die Königin zornig, und verſuchte von Neuem, ſich von ihm loszureißen.

Wäre ich ein Wahnſinniger, Königin, ſo wäre ich glücklich, ich kennte Euer und mein Elend nicht! ſagte er verzweiflungsvoll und hielt ihre Hand immer noch feſt.

Laßt mich los, oder ich rufe nach Hülfe.

Ihr ſeid hülflos, ſo laut Ihr auch ruft. Käme ſelbſt der König in dieſem Augenblicke, er würde lächeln und Eure Hand in der meinigen laſſen.

Nun wohl! ſprach die Königin mit Faſſung. Bisher habe ich Euch geachtet, habe Euch — Jetzt verachte ich Euch!

Bei dieſen Worten ließ er ihre Hand los, — Ich habe es redlich mit Euch gemeint, ſagte er erſchüttert, jetzt möge Gott walten. Wohin befehlt Ihr, daß Euch der Verachtenswerthe geleite?

Ich bedarf Eurer Begleitung nicht, erwie-

derte Constanze, ich kenne den Weg nach dem Palaste. Dies sagend wandte sie ihm den Rücken und ging.

Sie verachtet mich, murmelte d'Altavilla vor sich hin. — Nein, Königin, ich will Dich zwingen, mich achten zu müssen! Auch er kehrte mit schmerzvoll verwundetem Herzen nach dem Palaste zurück.

Durch nichts hatte sich die Königin noch so tief erschüttert gefühlt, als durch die Begebenheit dieser Nacht. War das d'Altavilla, der bescheidene, ehrenwerthe Mann, der sein Unglück so edelmüthig, so ruhig ertragen konnte? War das der Mann, in dem ich das Glück meines Lebens zu finden glaubte? sprach sie wehmuthsvoll. O es schmerzt mich, daß dieser Mann so tief gesunken ist. — Auch that es ihr leid, daß sie der Freundin Unrecht gethan, und sie einer nächtlichen Zusammenkunft mit dem Könige fähig geglaubt hatte; sie war deshalb am andern Morgen herzlicher gegen sie, als sie es seit langer Zeit gewesen, und dies veränderte Benehmen ihrer Gebieterin schien Bianca wohl zu thun, sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und die Königin bemerkte heute Thränen in des

Fräuleins Auge, wenn sie sie liebkoste oder ihr Freundliches sagte.

Gegen Abend, als der König von der Jagd gekommen war, und von seinem Günstling allein begleitet bei der Königin eintrat, sagte er zu dieser, und der Ton seiner Rede drückte bittern Hohn aus. Da Ihr nicht bei öffentlichen Festen, wie es meiner Gemahlin ziemt, an meiner Seite erscheint, so hoffe ich doch, daß Ihr, wo es der heiligen Religion gilt, nicht zurückbleiben und dem Hochamte beiwohnen werdet, das zur Feier San Giovanni morgen gehalten wird. Ich verlange, daß Ihr Euch hierzu königlich schmückt und mich erwartet, ich selbst werde Euch abholen und zur Kirche führen. Nachdem er dies gesagt, wandte er ihr, ohne Antwort abzuwarten, schnell den Rücken und sprach leise mit Bianca, die heute seine freundlichen Worte nicht mit gleicher Freundlichkeit zu erwiedern schien.

Indem der König mit dem Fräulein sich unterhielt, nahte sich, trotz ihres ernsten, zurückschreckenden Blickes, d'Altavilla der Königin. Stellt Euch krank, geht um Alles in der Welt morgen nicht mit dem Könige zum Hochamt, raunte er ihr zu, und trat dann schnell wieder

zurück. Aber die Königin achtete nicht auf seine Warnung. Sie erwiederte ihrem Gemahl, als er ihr gleich darauf im nämlichen höhnischen Tone sagte: Schlaft wohl, Königin von Neapel! — Ich werde ruhig schlafen, mein Gemahl, mein Bewußtseyn stört meinen Schlummer nicht; morgen erwart' ich Euch zum Gange nach der Kirche!

Geht nicht! bat Bianca, als sie mit der Königin allein war. Geht nicht, meine edle Gebieterin!

Was könnte mir in dem Hause Gottes Unglückliches begegnen? erwiederte diese heiter lächelnd. Warum sollte ich nicht? Der Mensch entgeht seinem Schicksale nie.

Mich befällt eine unbeschreibliche Angst, stammelte das Fräulein. Der morgende Tag — er ist —

Rede! befahl die Königin.

Meine Worte sind gefangen, meine Zunge ist gebunden, sprach Bianca, die Hände ringend. Der morgende Tag — führt Euch dem Glücke — Ach wäre ich allwissend und könnte nur einen Blick in das Innerste Eures Herzens thun. — O Ihr seid so gut, so mild gegen mich, wenn auch der Schein mich verdammt, aber

bei der heiligen Mutter sei es geschworen, ich bin Euch treu ergeben, bin es bis in den Tod! —

Geh' zu Bett, Bianca, sagte die Königin, Du bist außer Dir, Du zitterst — Du fürchtest für mich? Sieh Mädchen, sprach sie und legte ihre Hand wie zum Segnen auf die Stirn der vor ihr Niederknieenden. Ein reines Gewissen stählt den Muth im Unglück, ein reines Herz erbebt nicht vor der Gefahr, denn Gottes Engel wehren sie ab, oder wenden sie zum Heil. Mich soll ein Unglück treffen, und ich bin ruhig und gefaßt — Du fürchtest für mich und kniest muthlos vor mir, und Deine Thränen benetzen meine Hand. Was auch geschehen mag, sprach sie dann mit tiefer Rührung, welchen Theil Du auch daran haben magst, ich vergebe Dir Deine Schuld. — Nun stehe auf und leg' Dich zur Ruhe, auch ich bedarf ihrer.

Bianca erhob sich, warf einen seelenvollen Blick auf die Königin. Ja, Engel stehen dem Menschen schirmend zur Seite, das fühle ich, indem ich Eure Worte höre! Sie küßte noch einmal die Hand der Königin und verließ das Gemach.

Barmherziger Gott! betete Constanze, als

sie allein war, und sank auf ihre Knie. Was Du auch über mich verhängt hast, ich ergebe mich demuthvoll in Deinen Willen. Was mir begegnen könnte, ahne ich nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und so übergebe ich Seele und Leib Dir, Du wirst mir ein milder und gerechter Richter seyn. Habe ich auch darin gefehlt, daß ich nicht alles vergessen konnte, habe ich sein Bild, die Erinnerung an jene Tage der ersten Liebe nicht ganz verwischen können — ach warum schufst Du mich so schwach! Treu habe ich ja meine Pflicht erfüllt, geduldet und getragen, mich selbst getäuscht, daß ich glaubte ich hinge mit wahrer Liebe an dem Manne, an den mich nicht das Herz; nur die Sinne banden. Was konnte ich mehr thun, ich habe muthig gekämpft und habe nicht unterlegen. Halte kein streng Gericht mit der Schwachen, sei mild und barmherzig, gerechter Gott!

Gestärkt erhob sie sich und begann nun auf Alles zu sinnen, was möglicherweise ihr begegnen könne, aber die Ahnung schwieg. Sie ergab sich in ihr Schicksal und legte sich zur Ruhe; auch hier brachte ein reines Gewissen

den erquickenden Schlummer, und an Geist und Körper gestärkt fand sie der nächste Morgen.

8.

Dumpfes Glockengeläute verkündete mit feierlichem Tone das Fest des heiligen Johannes des Täufers. Aus jeder Truhe wurde von Alt und Jung das beste Kleid genommen, sich zu der heiligen Feier zu schmücken. Auch die Königin wählte, wenn auch nicht das kostbarste, doch ein reiches Gewand, um dem Befehle des Königs zu gehorchen, und gebot ihren Frauen, sie sorgfältig zu kleiden; sie selbst war zu sehr in Gedanken versunken, um etwas zu ordnen, sie überließ es ihnen, und bald war es geschehen, denn es bedurfte nicht der Kunst, um die Schönheit zu schmücken. Nur als die Frauen die Kästchen mit Juwelen vor der Herrin ausbreiteten und den Schmuck um das weiße Tuch von Goldstoff, an das der durchsichtige Schleier befestigt war, wanden, als sie mit dem Kreuze von Diamanten den vollen, blendend weißen Hals schmücken wollten, wies sie sie zurück. Heute keine Juwelen, sagte sie traurig, heute

mögen mich nur Perlen schmücken, sie bedeuten ja Thränen! und die Schnur großer Perlen, das Erbstück der edlen Mutter, rollte vom Halse über den Busen, andere umflochten ihren Kopfputz, und ohne Juwelen stand sie da, selbst der herrlichste Juwel. Da warf sie einen Blick in den hohen venetianischen Spiegel, überschaute ihre herrliche Gestalt, ihr schönes Antlitz, Wehmuth umzog den Purpurmund, und der Gram sprach aus ihrem Auge. Verwelkt, verwelkt nur ihr Blüthen, dachte sie, ohne Wonn' und Liebe verwelkt ja die Rose so bald!

Wo ist Bianca d'Altavilla? fragte sie jetzt plötzlich. Wie kömmt es, daß sie nicht bei meinem Ankleiden gegenwärtig war?

Sie ist krank und liegt noch zu Bett, berichtete eine der Frauen.

Die Arme! sagte die Königin. Sollte der König mein Gemahl, kommen, so ruft mich. Sie eilte nach der Thür, die Kranke zu besuchen, doch die Ankunft des Königs hinderte sie daran. Er blieb bei ihrem Anblick staunend an der Thüre stehen, winkte seinem Gefolge zurückzubleiben, auch die Frauen der Königin entfernten sich. Bei Gott, Constanze, sagte er, nachdem er sie eine Weile mit glühenden Augen be-

trachtet hatte, bei Gott, so schön sah ich Euch nie!

Kann die Schönheit der Tochter des armen Grafen von Clermont noch Eindruck machen? entgegnete sie kalt. Das wundert mich!

Auch mich, sagte der König, der von dieser kalten fast bittern Antwort seiner Gemahlin gekühlt, in seinem, vielleicht wankenden Vorsatze bestärkt ward. — Kommt! Er reichte ihr die Hand, schritt mit ihr durch die Reihen der Großen und Höflinge, in deren Mitte sie heute Andreas d'Altavilla nicht bemerkte.

Unter Trompetenschall ging der Zug nach der Kirche, an deren Portal der Bischof sie erwartete und ihnen das Weihwasser reichend, den Segen über sie sprach. Dann schritt er mit der Geistlichkeit dem königlichen Paare voraus, und führte sie unter einen im hohen Chore errichteten Thronenhimmel; dort nahm Constanze Platz an der Seite ihres königlichen Gemahls, und die Messe begann. Als sie beendet war, blieb der Bischof gegen den Gebrauch vor dem Altare stehen, und begann mit lauter Stimme: Im Namen und auf Befehl des heiligen Vaters Benifacius des Neunten, des Stellvertreters Christi, dem Gewalt gegeben ist, zu bin-

den und zu lösen, löse ich hiermit, Kraft der Gewalt, welche mir übertragen ward, die Ehe, welche der treue Sohn und Lehnsträger der Kirche, König Ladislaus von Neapel mit Constanze Gräfin von Clermont geschlossen, da er dies Band als Kind knüpfte, wo ihm noch die Einsicht mangelte, die ihm späterhin Gott gegeben zum Heil der Kirche und seines Landes. Wie ich dieses Band zerreiße, ist das Band des heiligen Sakraments aufgelöst und zerrissen.

Schreckliches hatte Constanze erwartet, sich während der heiligen Messe durch Gebet zu dem Furchtbarsten vorbereitet, aber dieser Schlag traf ihr Herz, ihren Stolz, traf sie unerwartet. Muth, Muth! hatte sie sich zugeraunt, während der Bischof die Scheidung ausgesprochen. Muth! wiederholte sie, als er den Altar verließ und dem Thronhimmel zuschritt. Constanze von Clermont! sprach er, ohne sich vor ihr zu neigen, übergebt mir den Ring, den Ihr als Zeichen des geschlossenen, jetzt aufgelösten Bundes von dem Könige empfangen habt.

In wessen Namen fordert Ihr ihn von mir fragte die Königin, und Aller Augen, Alle Herzen wandten sich nach der edlen Frau.

Im Namen und auf Befehl des heiligen Vaters Bonifacius des Neunten erwiederte er.

Ich erkenne nur Clemens den Siebenten als rechtmäßigen Papst, denn diesen nur erkennt Sicilien, mein Vaterland, erkennt Frankreich und Spanien als sein geistliches Oberhaupt, deshalb bleibt vor meinem Gewissen das fest verbunden, was Bonifacius gelöst, und Euer Wort, Bischof von Gaëta, war nicht das Wort des Herrn, denn es verhallte in den Wind. Feierlich, im Angesichte Gottes und des versammelten Volkes, verwerfe ich den Ausspruch des falschen Papstes und werde als Königin von Neapel leben und sterben!

Diese Festigkeit, diesen Muth hatte der König so wenig als der Bischof erwartet. Man thue, wie ich schon früher befohlen! sagte Ladislaus, stand auf, verließ, von seinem Hofstaate gefolgt, die Kirche, auch die Frauen der Königin mußten sich entfernen. Der Bischof, dem für solchen unvorhergesehenen Fall die nöthigen Befehle von Rom mangelten, schlich sich mit der Geistlichkeit fort, nur ein Offizier der königlichen Leibwache blieb mit einigen Bogenschützen zurück, Constanze nach der für sie bestimmten Wohnung zu führen. Aber er und

seine Bogenschützen waren nicht allein zurückgeblieben, das ganze anwesende Volk drängte sich um die Königin. Märtyrin, Heilige, arme unglückliche Frau! hörte man von allen Seiten rufen! es hätte nur eines Winkes von Constanzen bedurft, und das Volk wäre zu ihrer Rettung aufgestanden. Doch die edle Frau verschmähete solche Hülfe. — Gott ist Richter zwischen mir und dem Könige! sprach sie zu dem Volke. Geht ruhig nach Hause, meine Freunde, und betet für Eure Königin! Sie folgte dem Offizier der Leibwache und begab sich nach der für sie bestimmten Wohnung.

9.

Die der Königin angewiesene Wohnung war nicht geeignet, ihren Trübsinn zu verscheuchen. Es war ein altes abgeleegenes, mit hohen Mauern umgebenes Gebäude, das eher einem Kloster als einem Palaste ähnlich sah und dessen frühere Bestimmung unbekannt war, später, seit Anjou die Hohenstaufen von Neapels Throne gestürzt hatte, war es zu einem Staatsgefängniß gebraucht worden, jetzt bei der geringen

Macht des Königs, ſtand es leer und unbewohnt, außer einem alten Kaſtellan und Ratten und Eulen, hatte ſeit Jahren kein lebendes Weſen hier gehauſt.

Um den Leidensbecher der unglücklichen Frau noch mehr zu füllen, hatte ihr keine ihrer Frauen folgen dürfen; zwei alte Weiber, aus der Hefe des Pöbels gezogen, waren ihr zur Bedienung gegeben, und von Kindheit an an Ueberfluß und Wohlleben gewöhnt, mangelte ihr, die dem Könige 200000 Kronen Mitgift zugebracht hatte, das Nothdürftigſte. Altes, von Würmern zernagtes Geräth, ein Bett, in dem ſchon mancher Unglückliche den Schlaf vielleicht vergebens geſucht, nur die nothwendigſte Kleidung, die man ihr hatte zukommen laſſen, war Alles, was der königlichen Frau von ihrer Pracht und Größe geblieben war. Der junge leichtſinnige Monarch, in der Schule des Unglücks gereift, hätte doch das Unglück kennen, achten lernen ſollen; ſtatt deſſen verſpottete er es und ſpielte mit ihm ſo freventlich, als ob es ihn nie erreichen könnte. In dieſer traurigen Lage verlebte Conſtanze bei ärmlicher Koſt und drückender Einſamkeit ihre Tage; abgeſchnitten von der ganzen Welt, denn die Pforte des Hau-

ses blieb verschlossen, sah sie Niemand; Keiner, den sie mit Wohlthaten überhäuft, Keiner, den sie durch Milde sich verpflichtet hatte, kam sie zu trösten. Am meisten schmerzte es sie, daß Bianca fern blieb. Anfangs glaubte sie, Krankheit halte sie zurück, als aber Wochen verflossen und sie nicht erschien, da verzweifelte die edelgesinnte Frau fast an dem Herzen der Menschen, und eine Bitterkeit bemächtigte sich ihrer, die den lindernden Thränenquell vertrocknete.

Der Erste, der sich ihr zeigte, war ein ihr immer willkommen gewesener Mann. Unfern Gaëta wohnte in einer Felshöhle, deren Eingang oft die Wellen des Meeres bespülten, ein frommer, im Rufe der Heiligkeit stehender Bruder. Alt und Jung wallfahrtete nach seiner, durch ein einfaches Kreuz bezeichneten Höhle, auch die Königin hatte sie oft besucht und ihm gebeichtet. So oft er in die Stadt kam, war er dem Palaste nie vorübergegangen, war bei der Königin gewesen, hatte aber nie auch nur das kleinste Geschenk von ihr angenommen; deshalb achtete ihn Constanze, da sie seine Anhänglichkeit frei von Eigennutz wußte; sein Erscheinen war der erste Lichtstrahl in ihrer freudenlosen Nacht.

Gott ſegne die Königin und gebe ihrem Herzen Ruhe und Frieden! war der Gruß, den er ihr entgegen rief, und nachdem ſie ſeinen Segen empfangen hatte, fuhr er fort: Ich komme auf Befehl des Biſchofs, wahrſcheinlich auch auf Befehl des Königs.

Wäret Ihr ſonſt nicht zu mir gekommen, frommer Bruder?

Wäre Eure Pforte nicht Jedem, auch mir verſchloſſen geweſen, ſicher würde ich gekommen ſeyn, mit Euch zu beten. Jetzt komme ich Euch zu überreden, Euch willig und unterwürfig dem Ausſpruche des heiligen Vaters zu fügen, ihn öffentlich und feierlich als das Oberhaupt der Kirche anzuerkennen und ſo Euer trauriges Loos zu verbeſſern.

Und was rathet Ihr mir?

Meine Pflicht iſt es, Friede und Verſöhnung zu predigen.

Ihr rathet mir alſo?

Euer Herz und Gott zu befragen.

Mein Herz iſt verſtummt und Gott hat mich verlaſſen! erwiederte ſie, aber ihr Auge ſah dennoch auf zu dem Erbarmer.

Gott verläßt Keinen, ſelbſt den nicht, der ihn verließ! — Aber, edle Frau, Euch lockt die

„Wie meint Ihr das, General?“ fragte der Graf beleidigt.

„Wie ich es meine?“ fuhr Johann von Werth wild auf — „Könnt Ihr Obriſt Roſen unter die Augen treten? Habt Ihr Luſt, mit ihm anzubinden, ſo hättet Ihr es in Straßburg thun ſollen, ſtatt Meuchelmörder zu dingen.“ — Der Graf erbleichte — „Eures Vaters wegen habe ich die Schandthat nicht aufgedeckt, ſonſt hätte ich Euch aus meinem Regiment geſtoßen! Wiſcht durch eine kühne Waffenthat den Schandfleck wieder aus; denn bei Gott, zeigt Ihr heute ſo wenig Muth, wie in Straßburg, ſo mögt Ihr morgen ziehen wohin Ihr wollt, meinethalben zum Teufel! — Nun reitet zu Eurer Schwadron.—“

Graf Oſſa wendete eben zähneknirſchend ſein Pferd, um zurück zu reiten, als ſich in der Ferne Schüſſe hören ließen. „Warten!“ befahl Johann von Werth — Das Schießen wurde immer ſtärker — „Das iſt ein unangenehmer Vorfall“ brummte der General vor ſich hin — „Sie ſind auf ihrer Hut! Aber wir wollen ſehen, ob es dennoch nicht gelingt. Jagt hin, wo das Gefecht iſt“ befahl er jetzt dem Grafen „Ihr werdet bald die Kroaten im Handgemenge finden, bringt dem Obriſten Saradetzky von mir den Befehl, das Gefecht, wo möglich noch eine zeitlang zu unterhalten, dann ſeine Retirade in aller Eile auf dem nämlichen Wege zu nehmen, den er gekommen iſt, hier würde er mich ſchon finden.“ Dann ſprengte der General zu ſeiner Reiterei zurück, ließ 100 Küraſſiere auf der Straße Poſto faſſen, rückte weiter vor und ſtellte dann die Regimenter ſeitwärts, hinter einer Höhe. So erwartete er den Feind.

Welt, lockt die Krone, die man Euch genommen.

O Ihr irrt, frommer Bruder! unterbrach sie ihn mit Feuer. Alles habe ich zwar einer Krone opfern müssen, die selbst auf dem Haupte meines Gemahls von geringem Werthe ist, die Frühlingszeit meines Lebens, Glück, kurz Alles, was die Welt uns lockend erscheinen läßt; was könnte diese Krone noch für Werth für mich haben? Und wahrlich, ich bin stolzer, daß man mich eine edle Frau, als daß man mich Königin nennt. Aber ich bin eine Verstoßene, eine unschuldig Verstoßene, das Schicksal nahm mir nicht die Krone, dieses zweideutige Gut, der eigene Gatte riß sie von meinem Haupte — vielleicht sie einer Buhlerin zu geben. — Doch wohin führt mich meine Heftigkeit! — Oeffentlich bin ich beschimpft, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, öffentlich muß mir Genugthuung werden.

Wäre die Welt gerecht, Königin, so würde es geschehen. Da sie es nicht ist, da den König Leidenschaften beherrschen, und, so hoher Sinn in ihm flammt, er doch nur ihr Sklav' ist, so kann ich Euch nur rathen: Fügt Euch in Euer

Schicksal, fügt Euch in den Willen einer höhern Macht.

In den Willen Gottes, und wollte er mich auch noch tiefer niederbeugen, mit Demuth und Freude, in den Willen Bonifazens, in den Willen des despotischen Königs — nie!

So habe ich das Meine gethan und meine Sendung ist beendet, sagte der Bruder. Kann ein armer Klausner Euch einen Dienst leisten, so sagt es mir.

Wie lebt, was macht Bianca d'Altavilla? fragte die Königin rasch.

Ich kümmre mich nicht um das Treiben der Welt, noch weniger um das, was am Hofe vorgeht, erwiederte er, und man konnte leicht sehen, daß er die Antwort umgehen wollte. Constanze drang nicht weiter in ihn, und der Alte, vielleicht mehrere ähnliche Fragen befürchtend, verließ hierauf die Königin bald. Die unglückliche Frau blieb von aller Welt abgeschnitten, in ihrer Einsamkeit zurück.

10.

Mehrere Wochen waren schon vergangen, und noch hatte Constanze Niemand als die alten Frauen und den Kastellan gesehen. Der König gab von dem Gelde, das ihm der Papst sandte, Fest auf Feste, kümmerte sich nicht um ihr Schicksal, und er, so wie Ludwig von Anjou, lebten in sorgloser Ruhe, als ob jeder von ihnen unerschütterlich auf dem Throne von Neapel säße; statt um die Krone zu kämpfen, wetteiferten sie, wer das meiste Geld vergeuden könne.

Bianca hatte gegen den Willen des Königs seit jenem Unglücktage mit ihrem Bruder den Palast verlassen und eine Wohnung in der Stadt bezogen. Der König zürnete deshalb auf seinen Günstling, dem die Ehre höher stand, als die königliche Gunst, und als ihm Ladislaus zu verstehen gab, seine Schwester könne wohl einmal den Platz Constanzens einnehmen, gab er ihm die kurze, aber treffende Antwort: Um ihn eben so bald als die unglückliche Constanze von Clermont wieder zu verlassen! Doch Ladislaus, zu sehr an d'Altavilla's Umgang gewöhnt und Bianca mit grenzenloser

Leidenschaft liebend, zürnte nicht lange, erhob d'Altavilla zum Grafen von Capua, ohne selbst in dem Besitze von Capua zu seyn, und dieser stand nun in höherer Gunst als je, obgleich er stets wie ein schützender Geist zwischen seinen Herrn und seine Schwester trat.

Andreas und Bianca hatten sich von Jugend auf schwärmerisch geliebt. Obgleich in ihrem Charakter verschieden, waren sie doch in manchen Grundzügen sich gleich; Beide waren gut von Gemüth, Beide wollten das Beste, Beide folgten nur zu oft den Schwingen ihrer Phantasie, aber auf ganz verschiedenen Wegen. Andreas ging den graden, offenen Weg, und auffallend mußte es seyn, daß dies es hauptsächlich war, was den jungen, keinen Widerstand duldenden König so sehr an ihn fesselte. Mit dieser Offenheit verband d'Altavilla ein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen, das ihm alle Herzen gewann. Bianca hingegen hatte einen Hang zur Intrigue, und so überspannt sie in Liebe und Freundschaft war, so willig sie sich auch für Beides geopfert hätte, so konnte sie doch dem Reiz nicht widerstehen, den es für sie hatte, im Geheimen Pläne zu entwerfen und sie dann mit Schlauheit und Thätigkeit auszu-

führen. Höher als alle Welt stellte sie ihren Bruder, dann fühlte sie sich durch sonderbaren Zauber an die Königin gebunden, und von dem Augenblicke an, wo ihr der Bruder sein früheres Verhältniß zu Constanzen vertraut hatte, sann sie Tag und Nacht, wie sie dies wieder anknüpfen könne. Daß die tugendhafte Königin die Bande, die das Geschick zerrissen hatte, als Gattin eines Andern wieder anknüpfen sollte, daran dachte, das hoffte sie nicht, dazu kannte sie das edle Gemüth Constanzens zu gut, aber als sie das unglückliche Verhältniß, in welchem diese zu ihrem Gemahl stand, deutlich sah, als dessen Bewerbung um sie, seine Aeußerungen über die Gattin ihr die Ueberzeugung gaben, er liebe sie nicht mehr, sie sei ihm gleichgültig, selbst zuwider, da entwarf sie einen kühnen und gefährlichen Plan, an dessen Ausführung sie mit Beharrlichkeit arbeitete.

Zuerst warf sie ihr Netz nach dem Könige aus, vielleicht war ihre eigne Persönlichkeit dabei eben so sehr im Spiele, als der Wunsch, ihrem Bruder zu nützen; dann überredete sie diesen, am Hofe zu erscheinen, suchte ihn, der noch mit stiller, aber mächtiger Liebe an der Königin hing, für ihren Plan zu gewinnen,

was ihr lange nicht gelingen wollte, und nun war ihr ganzes Bestreben, Gewißheit zu erhalten, ob die Königin ihren Bruder noch liebe, denn nur für diesen Fall war sie entschossen, das Aeußerste zu wagen. Sie glaubte diese Gewißheit zu haben, d'Altavilla aber, dessen Herz von dem Anblicke der Königin zwar noch mehr entflammt, der aber zu edel war, einen Schritt zu thun, welcher das Idol seines Herzens vielleicht unglücklich machen könnte, vertraute sie ihren gefährlichen Plan nicht, und arbeitete im Stillen an der Trennung Constanzens; es gelang ihr, sie war ihr Werk.

Der junge leidenschaftliche König ahnete ihre Absicht nicht, und glaubte durch die Trennung von seiner Gattin ihr ein Opfer gebracht zu haben, das wohl eine süße Belohnung verdiente; er war daher nicht wenig erstaunt, als er sich so fern vom Ziele seiner Wünsche sah. Doch zu Bianca's Plane war es nöthig, den König in ihrem Netze festzuhalten, vielleicht verlangte es ihr Herz eben so sehr und vielleicht ließ ihre rege Phantasie sie an der Hand des Königs den Thron Neapels besteigen, wobei sie freilich das Schicksal Constanzens vergaß. Sie wies daher seine Bewerbung nicht zurück, gab so

wenig, verlangte so viel, daß Ladislaus oft ungeduldig den Entschluß faßte, die Fesseln gewaltsam zu sprengen. Aber mit Wort und Blick spann die holde Zauberin ihr Netz immer fester um ihn, und er versuchte vergebens, es zu zerreißen, immer enger und enger fühlte er sich umschlungen, und gab dann von Neuem sich willig der so oft ihn getäuschten Hoffnung hin.

Monate waren vergangen, weder der Graf von Capua noch seine Schwester hatten die Verstoßene gesehen, so lag es in dem Plane Bianca's. Den Bruder hielt wohl mehr Bescheidenheit, als der Wunsch der Schwester, oder vielmehr der strenge Befehl des Königs ab, die Unglückliche zu trösten, wenn er ihr Trost zu bringen fähig war. Oft schlich er an dem alten Gebäude umher, wo die Königin wie eine Gefangene gehalten wurde; die Pforten waren verschlossen, Niemand als einen alten Koch und die beiden Weiber ließ der Kastellan ein und aus, und so lebte Constanze, abgeschieden von der Welt, ein ärmliches, trauriges Leben.

Eines Abends, als der Graf, von seiner Neigung hingezogen, unter der alten halbverdorrten Pinie am Eingange des Gebäudes stand

und mit sich kämpfte, ob er, Einlaß begehrend, anklopfen, oder wieder trostlos heimkehren sollte, sah er einen zerlumpten Bettler sich dem abgelegenen Hause nahen und gerade auf die Pforte zugehen; neugierig, was der hier suche, verbarg er sich hinter dem Gemäuer und lauschte. Der Bettler, den er in der Dämmerung nicht erkennen konnte, klopfte stark an die Pforte. Sie ward geöffnet und der Kastellan trat heraus. Was wollt Ihr hier? fuhr er den Zerlumpten an. Hier wohnt das Glück nicht, das Almosen austheilen könnte; zieht Eurer Wege, verlaßt das Haus des Unglücks, denn hier findet Ihr wahrlich nicht, was Ihr sucht.

Doch kann ich es hier nur finden, guter Alter! erwiederte der Bettler, wenn Ihr mir nur einen Freundschaftsdienst erweisen wollt.

Euch einen Freundschaftsdienst? fragte der Kastellan höhnisch.

Nehmt dieses Goldstück, Herr; meiner Tochter Gatte gab es mir einst, es ist das letzte, das ich habe, darum nehmt meine ganze Habe, nur laßt mich eine Stunde mit der Königin allein sprechen.

Der Kastellan betrachtete den Mann mit seinem zerlumpten Mantel genau, sah, so gut es

die Dämmerung zuließ, ihm scharf in's Auge, schüttelte über sein sonderbares Verlangen den Kopf, gab ihm das Goldstück zurück und meinte, er solle lieber diesen Sparpfennig für die Zeit der Noth aufheben; wenn er glaubte, die Königin werde ihn wegen einer Botschaft oder sonst etwas belohnen, so irre er, denn er wäre mit diesem Goldstücke wohl reicher als die Fürstin.

Der Bettler murmelte einige unverständliche Worte, die er mit Leidenschaft hervorzustoßen schien, dann drückte er das Goldstück dem Kastellan in die Hand und bat ihn um aller Heiligen willen, es anzunehmen, und ihn nur eine kurze Stunde mit der Königin allein zu lassen. Durchsucht mich, sagte er in bittendem Tone, ob ich Waffen, Briefe oder sonst etwas bei mir führe. — Laßt mich ein! —

Nein! erwiederte der Kastellan, ungeduldig werdend. Was kannst Du bei der Königin wollen als Böses, nimm Dein Geld zurück! Er warf es ihm vor die Füße. Und nun packe Dich, oder ich pfeife meinen Hunden und hetze sie auf Dich.

Elender! rief der Bettler, der bei diesen Worten den Kastellan mit kräftiger Faust bei

der Gurgel faßte, so daß er nicht um Hülfe rufen konnte, und zog ihn in die offne Thür des Hauses.

Der Graf von Capuá hatte von seinem Schlupfwinkel aus dem allen aufmerksam zugehört, die Stimme des Bettlers schien ihm zwar bekannt, doch hatte er geschwiegen, jetzt aber, da er den Kastellan gewaltsam hineinschleppen sah, sprang er hinzu, entriß den Stöhnenden dem Bettler, der eben im Begriffe war, ihn zu knebeln. Wer bist Du, Elender? rief er, den Dolch zückend.

Ein Unglücklicher! antwortete der Bettler gelassen.

Was willst Du hier?

Laßt mich los, wenn ich Euch antworten soll, sagte er mit fast befehlendem Tone, leicht könnte sonst meine Faust wie ein schwerer Hammer auf Euren Schädel fallen. Laßt mich los! —

Verächtlicher Bösewicht! rief d'Altavilla und packte ihn fester, doch der Bettler riß sich in dem nämlichen Augenblicke los, als der Kastellan, der sich eilig davon gemacht hatte, in der einen Hand ein verrostetes Schwert, in der andern eine Fackel, herbeigelaufen kam.

Das Gefecht kam immer näher, ſchon ſprengten Verwundete zurück, deren Ausſage, daß die ganze feindliche Reiterei in Anzug ſei, von Johann von Werth bezweifelt wurde. Ihnen folgten gleich darauf ganze Haufen in wilder Unordnung, den Befehl nicht achtend, ſich hinter den aufgeſtellten Küraſſieren zu ſammeln. Jetzt jagte Obriſt Saradesky ſelbſt, von den weimariſchen Dragonern verfolgt, in voller Flucht mit den übrigen Kroaten heran, warf ſich auf die aufgeſtellten Küraſſiere, riß ſie mit fort und die Flucht war nun allgemein.

Aber da brachen die Schwadronen hinter der Höhe hervor. Roſen, an der Spitze ſeines Regimentes, machte ſchnell Halt und ließ zum Rückzug blaſen; aber zu ſpät. Die Dragoner des Rheingrafen, durch das Verfolgen aufgelöſt, konnten ſich nicht mehr ſammeln, ſein eignes Regiment verlor bei dem Anblick des ihn in der Seite angreifenden Feindes den Muth, ließ die Rheingräflichen im Stich und zog ſich zwar noch mit einiger Ordnung zurück. Vergebens bemühte ſich Obriſt Roſen, die Fliehenden aufzuhalten, ſie riſſen ihn mit fort, denn Johann von Werths Arkebuſiere waren ihnen auf den Ferſen, brachen ſchon durch die Glieder und löſten jetzt die Schwadronen zur völligen Flucht auf.

Roſen gedachte in dieſem kritiſchen Augenblick ſeiner Wette und ſchäumte vor Wuth. Seine einzige Hoffnung ſetzte er noch auf Herzog Bernhards Leibregiment, das zum Rückhalt an der Waldſpitze hielt. Hinter dieſem glaubte er die Flüchtigen ſammeln zu können. Aber dies Regiment zog ſich bei dem Anblick der kaiſerlichen Regimenter, der Uebermacht ausweichend, mit Ordnung auf Wittenweier

Laß! befahl der Graf von Capua, und beleuchte mir den kecken Lumpenmann, denn wahrlich, für einen Bettler hat er Muth. — Der Kastellan, den Grafen erst jetzt erkennend, gehorchte, und beleuchtete das blasse, hagere Gesicht des Bettlers.

Habt Ihr mich genug betrachtet, d'Altavilla? fragte dieser jetzt. Nun so hoffe ich, Ihr habt mich erkannt und werdet mich zur unglücklichen Königin führen.

Ein unwillkührliches Ha! entfuhr jetzt dem Grafen, der sich zu dem Kastellan wandte. Kennst Du mich?

Ja, mein gnädigster Herr, Ihr seid der edle Graf. —

Schon gut, unterbrach ihn d'Altavilla, so wirst Du meine Befehle pünktlich erfüllen. Du gehst hinauf, sorgst, daß die Frauen der Königin entfernt werden, und Niemand den Mann sieht, den ich zu der Fürstin führe. Keine menschliche Seele erfährt, daß dieser Mann, daß ich hier war. Verstehst Du mich?

Der Kastellan verneigte sich bejahend, warf einen scheelen Blick auf den Zerlumpten und ging hinauf.

Folgt mir! sagte jetzt der Graf zu dem Bettler.

ler. Ich hoffe heute einen kleinen Theil meiner Schuld an Euch abzutragen. Jener lächelte bitter und folgte schweigend. Aber schon oben auf der Treppe mußten sie halten, rechts und links gingen düstere Gänge, und sie wußten nicht, welchen sie einschlagen sollten, doch der eben zurückkehrende Kastellan hob ihre Zweifel. Dort rechts die zweite Thür, gnädiger Herr, sagte er. Ihr werdet die Königin allein finden. Auf einen Wink des Grafen entfernte er sich.

Als sie vor der zweiten Thür standen, sagte d'Altavilla: Tretet ein, Herr, ich warte, bis Ihr zurückkommt. Der Fremde dankte und öffnete das Zimmer; er fand es leer; von einer kaum noch glimmenden Lampe erleuchtet, erschien ihm das düstere Gemach nur noch düsterer und grausiger. Der Bettler lachte höhnisch als er sich hier umsah, und Alles, wie es schien, neugierig betrachtete. Bei dem von Würmern zernagten, in der Mitte des Zimmers stehenden Tische schüttelte er traurig sein greises Haupt, und als er die zinnerne Kanne ergriff, die neben einem Stücke Brod und zwei Eiern, wahrscheinlich dem ärmlichen Nachtessen der Königin, stand, und den Deckel öffnete, rollten helle Tropfen über seine Wange und

vermischten sich mit dem Weine. Da pfiff der Wind durch die zerbrochenen Scheiben des Bogenfensters und durchwühlte seine grauen Locken, er hob das flackernde Licht und sah hinauf nach den klappernden Scheiben, mit denen der Seewind spielte. Schicksal, Schicksal! rief er vor sich hin und trat dem Erker zu, wo noch ein kleiner Tisch mit allerlei weiblichen Arbeiten stand, besah diese genau und schien Freude daran zu haben, bis sein Auge den alten hölzernen Schemmel traf, auf dessen hartem Brette wahrscheinlich die Königin zu sitzen pflegte. Bei diesem Anblicke schwand Freude und Trauer von seinem Antlitz, sein Auge starrte verzweiflungsvoll gen Himmel, dann packte er mit Heftigkeit den Sessel und hob ihn mit kräftiger Faust hoch empor. Du bist der Thron Constanzens von Clermont, dich habe ich mit 200000 Kronen und meinem Glücke erkauft, darum darf ich dich auch zertrümmern! er schleuderte wüthend den Schemmel zu Boden, daß er laut krachend zerbrach, d'Altavilla hereinstürzte und zugleich auch die Königin aus einer Nebenthür mit den Worten: was giebt es hier? hereintrat.

Königin von Neapel! sagte der Bettler,

während der Graf von Capua sich leise wieder aus dem Zimmer geschlichen hatte. Ich habe den Thron zertrümmert, auf den man Euch gesetzt hat!

Die Königin erschrack bei dem unerwarteten Anblicke des fremden Mannes, und trat zitternd zurück, als er, die Kerze in der Hand, auf sie zuging. Constanze von Clermont, sagte er, hat denn das Unglück meine Züge so entstellt, daß Du mich nicht mehr kennst?

Constanze schrie bei diesem Tone, bei diesen Worten auf und stürzte sich in die Arme des Bettlers, an dessen Brust sie sprachlos lag.

Heiliger Gott, Vater des Guten und Bösen, Lenker des irdischen Geschickes! rief der Bettler, Graf Manfred von Clermont, warum hast Du diese Blume geknickt, warum dieses fromme Herz gebrochen? — War es nicht genug, daß mein Glanz untergehen, ich elend werden mußte? — Erwache, Constanze, erwache aus Deinem Todesschlaf, oder besser, schließe Dein Auge nicht wieder auf, bis die Gräber sich öffnen zum Tage des Gerichtes; Du würdest nur Deinen Vater in seinem Elende erblicken! — Bleich wie der Tod ist Dein Antlitz, holdes Kind, und doch bist Du schön, sagte er jetzt,

mit thränendem Auge auf die Ohnmächtige blickend, noch rollen Deine braune Locken über die kalte Stirn, wenn auch keine Königskrone sie bedeckt; bleich ist Deine Purpurlippe, die ein frecher Jüngling, ein König ohne Land zu küssen verschmäht. Schlage Deine Augen auf, Constanze, und laß mich sehen, ob die Thränen ihre Gluth verlöschen konnten, schlag sie auf Deinen Vater, wenn er auch in Lumpen vor Dir steht. —

Lange hielt er sie an seine Brust gedrückt, ehe sich ihr Busen hob, die bleiche Lippe sich röthete und sie das Auge nach dem Vater aufschlug, um es schnelll wieder zu schließen. Nein, ich kann Euch so nicht sehen, meinen edlen Vater nicht so in Lumpen gehüllt sehen — o Tag des Jammers! rief sie, sank vor ihm nieder und umklammerte seine Knie.

Steh' auf, Kind! rief Graf Manfred, sie aufhebend. Eine Königin von Neapel darf nicht vor einem Bettler knien! — Doch ja — Du bist ja so arm wie ich und doch sind wir reich. Dir blieb die Tugend, mir der Muth, darum wird uns Gott nicht verlassen. Setze Dich zu mir, Constanze, nur Augenblicke darf ich noch bei Dir seyn, und Dein Todesschlaf hat mir

die Hälfte von ihnen geraubt. Sieh, ich will Dein ärmliches Mahl mit Dir theilen, Dein Brod will ich essen und Deinen Wein aus zinnerner Kanne trinken, der ich einst nur Syrakuser aus goldenem Pokale trank. Er öffnete den Deckel der Kanne. Gott meinen Dank, daß ich Dich, noch eine frische, blühende Rose, wiedersehe, d'Altavilla meinen Dank, der mich zu Dir führte.

Er führte Euch hierher? fragte Constanze erschrocken.

Ja Kind, erwiederte der Vater und setzte die Kanne wieder auf den Tisch. Bei Gott und St. Christoph! Schlechtern Wein trank ich noch nie, er ist so herbe, wie Dein Schicksal. — Fluch dem Elenden, der sein verstoßenes edles Weib so darben lassen kann!

Vater, wie führte Euch der Graf von Capua hierher? fragte die Königin, und konnte nicht ganz Herrin ihrer Aufregung werden.

Höre mir zu, nimm jenen noch übrigen Schemmel, der Tisch sei mein Platz. Constanze gehorchte. Ich unterlag meinen Feinden, begann er, und mit jedem Schlosse, das ich verlor, verlor ich auch sicher einen Freund, denn nur das Glück hält fest, das Unglück trennt jedes noch

so innige Band. Da sandte ich Boten an Ladislaus und bat um Hülfe, bat, in der Zeit der Noth Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er schlug es ab.

Vielleicht konnte er nicht, Vater — selbst hülflos —

Hülflos! O wer den Papst zum Freunde hat, geht nie unter, fuhr der Graf Manfred fort. Ich hatte ihn nicht zum Freunde und sank. Chiaramonte blieb mir noch; da sandte ich, mein Schicksal ahnend, noch einmal zu Deinem Gatten und bat ihn um ein Asyl in Gaëta; mein Abgesandter kam noch zur rechten Zeit, um in der Kirche Zeuge der Trennung Deiner Ehe zu seyn — Ich mußte aus Chiaramonte fliehen, entkam glücklich meinen Verfolgern, und es gelang mir, jene Insel als ein Flüchtling zu verlassen, wo ich während der Minderjährigkeit Mariens fast unumschränkt geherrscht hatte. In Lumpen gehüllt bestieg ich einen Nachen und landete glücklich in Kalabrien; von dort bin ich unerkannt hierher gewandert, wo das Maas meiner Leiden sich füllt, da ich Dich so wiederfinde. — Mit blutendem Herzen umschlich ich heute das alte Gebäude, lugte nach jedem Fenster hinauf und glaubte Dich zu erblicken; nur

krächzende Dohlen ſah ich durch das verfallene Gemäuer flattern, nur ein Paar alte grinſende Geſichter blickten wie Harpyen auf mich herab, aber nicht mein Kind, meine Conſtanze. Da faßte ich nach dem letzten Goldſtücke, das mir geblieben war, ging nach der Pforte und pochte an, der Kaſtellan öffnete, ich bot ihm meine ganze Habe, wenn er mich zu Dir führen wollte, und er warf es verächtlich mir vor die Füße; mich übermannte der Schmerz, ich wollte Dich ſehen, und ſollte es mir auch das elende Leben koſten, packte den alten Wächter bei der Gurgel und wollte ihn knebeln, als d'Altavilla zu ſeiner Rettung herbeikam. Er erkannte mich und führte mich hierher in Dein Zimmer.

Und wo blieb er? fragte Conſtanze.

Er wartet draußen auf meine Rückkehr, der Beſcheidene wollte den Augenblick des Wiederſehens nicht ſtören.

Daran erkenne ich ihn! unterbrach Conſtanze den Vater und erröthete.

Ich habe Dich nun geſehen, mein Kind, fuhr dieſer fort, habe Deine bejammernswürdige Lage geſehen und kann Dir nicht helfen; ich bin doch ſelbſt hülflos. Mein heißeſter Wunſch iſt erfüllt, vielleicht verbirgt mich d'Altavilla vor dem

unbärtigen Tyrannen, führt mich noch manchmal zu Dir, vielleicht —

Ein Geräusch vor der Thür unterbrach seine Rede, Constanze erkannte d'Altavilla's Stimme und erbebte; da trat er ein, begrüßte ehrfurchtvoll die Königin, wandte sich dann zu Manfred und sagte: Ich bitte Euch, Herr, mir zu folgen.

Wohin? fragte dieser.

Zum Könige! Eine der hier hausenden alten Frauen hat Euren Aufenthalt verrathen, der König sandte Bewaffnete, Euch zu verhaften, sein Wille muß geschehen. Doch werde ich Euch zu ihm begleiten, und, wo möglich, Euch vor jedem Unrecht schützen. Ein Blick der Dankbarkeit traf ihn aus Constanzens Auge. Kommt, Herr! bat er von Neuem, und als Manfred die Tochter an seine Brust schloß, durfte d'Altavilla's Auge lange und schmerzvoll auf der Himmelsgestalt der Geliebten ruhen. Leb' wohl, meine Tochter, rief jetzt Graf Manfred, leb' wohl, Gott schütze Dich! Er entwand sich ihren Armen und folgte d'Altavilla.

11.

Herr, sprach der Graf von Capua, als er bei dem Könige eintrat. Draußen steht ein in Lumpen gekleideter Mann, dem Ihr hoch verschuldet seid. Es ist Graf Manfred, der, aus Sizilien vertrieben, Hülfe bei Euch sucht. — Darf er kommen?

Haben sie ihn gefunden? sagte der König. Gut, daß er verhaftet ist, ihn zu sprechen, ist nicht nöthig. Die Wache soll ihn in das alte Kastell bringen und dort gut verwahren.

Wollt Ihr den Mann nicht sprechen, der Euch so treu und mit so viel Aufopferung unterstützte?

Nein! sagte der König kurz. Geh und befolge, was ich Dir befahl! — Der Graf von Capua blieb dennoch, und sein Auge ruhte gedankenvoll auf dem Könige.

Nun! fuhr der König auf. Oder glaubst Du jetzt schon meine Befehle meistern zu können?

König! mein Freimuth gewann mir Euer Herz, sagte d'Altavilla, ohne durch Ladislaus zornigen Blick entmuthigt zu seyn, deshalb soll er mir auch heute Euer Herz öffnen. Draußen

zurück, und den Weimeranern blieb nichts übrig, als ihr Glück in der Schnelligkeit ihrer Pferde zu suchen. Während nun Alles in wilder Unordnung zurückjagte, Freund und Feind untermischt sich vorwärts drängte, dieser mit seinem Schlachtschwerte Hiebe austheilte, jener sie parirte, mancher brave Reitersmann, durch einen Pistolenschuß getroffen, vom Pferde sank, hatte Rosen vollauf zu thun, sich selbst gegen die Andringenden zu vertheidigen. Besonders schien ein Mann, den er, trotz des Getümmels für einen Officier erkannte, es auf ihn abgesehen zu haben, denn unverwandt nestelte er sich an ihn an, hatte schon mehreremale sein Pistol, jedoch ohne zu treffen, auf ihn abgedrückt und sprengte jetzt von neuem, einen Streich nach ihm führend, auf ihn zu. Rosen wich dem Hieb aus, sein Schwert spaltete des kecken Feindes eisernen Hut, das Blut strömte herab, und da dessen Pferd im Handgemenge einen Schuß bekommen hatte, jagte es unaufhaltsam, mitten durch die weimarische Reiterei, Wittenweier zu.

Ohnfern dieses Ortes hatte des Herzogs Leibregiment Halt gemacht, schwenkte ein und erwartete den Feind. Rosen setzte sich an seine Spitze, während sein Regiment und der Rest der Rheingräflichen sich hinter demselben wieder zu ordnen suchten. Das erste Anprallen der in wilder Unordnung Verfolgenden hielt das Regiment standhaft aus; aber jetzt rückte Johann von Werth mit den übrigen Regimentern in Ordnung heran und bildete die Angriffslinie. Klein war nur der Haufe, den ihm Rosen entgegen zu setzen hatte, aber groß die Hoffnung auf die nahe Hülfe, die er vom Herzog aus dem nahen Wittenweier erwartete, von wo er schon die Trompeten zum Satteln

vor der Thür steht, Euren Dienern zum Gespött, Graf Manfred von Clermont, der Vater der Königin, in Lumpen gehüllt. Er verlangt das Heirathgut seiner verstoßenen Tochter zurück — könnt Ihr ihm geben, was er mit Recht fordern kann?

Bist Du toll, Andreas? fuhr der König halb lachend halb zornig auf. Hätte ich jetzt 200000 Goldgülden, dünkte ich mich der reichste Fürst Italiens. Ich wollte heute Deiner Schwester ein kleines Geschenk machen, und mein Schatzmeister hatte nicht einmal die lumpigen 20 Goldgülden, die es kosten sollte, im Seckel.

Herr, die Geschenke, die Ihr meiner Schwester gebt, sind vergeudet und betrüben mich überdies noch.

Narr! sagte der König verdrießlich, doch d'Altavilla fragte nochmals: Darf ich den Grafen herein führen?

Ladislaus bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: führe ihn herein!

Der König, in seinem jugendlichen Leichtsinne mehr seine innere Kraft als seine äußere Macht berechnend, sah nicht die Gefahr, die ihn umgab. Ohne einen andern Bundesgenossen als den Papst Bonifacius, stand er ohne Geld,

ohne ein Heer, blos auf das feste Gaëta beschränkt, seinem Gegner gegenüber, der zu seinem Glücke sein Leben in üppiger Trägheit vergeudete. Der tapfere Alberic von Barbiano, welcher durch seinen Ruf allein ihm ein neues Heer hätte schaffen können, war gefangen und Ladislaus ohne Mittel, vielleicht selbst ohne den Willen, ihn auszulösen, aber dies alles beugte seine stolze Zuversicht nicht, er trotzte Jedem, herrschte in Gaëta mit tyrannischer Gewalt, und hatte es gewagt, seine allgeliebte Gattin zu verstoßen. Wenn auch Bianca d'Altavilla glauben mochte, es sei dies blos geschehen, um zu ihrem Besitze zu gelangen, wenn sie auch vielleicht selbst die trügerische Hoffnung nährte, den Platz Constanzens einzunehmen, so schüttelte doch der besonnenere Bruder bedenklich das Haupt, und meinte, der König habe die unglückliche, ihm keine Macht mehr zuführende Constanze verstoßen, um durch eine neue Verbindung sich neuen Beistand zu gewinnen. In dieser Stimmung, rücksichtslos auf Zukunft und Vergangenheit, erwartete Ladislaus den Eintritt des Mannes, bei dem er noch vor wenigen Jahren um die Hand der Tochter geworben, und durch dessen Hülfe er, wenn er den Rath Bar-

biano's befolgte, den Thron seiner Väter bestiegen hätte.

Nicht mehr im Bettlergewande, d'Altavilla wollte den Greis nicht in solch ärmlicher Kleidung vor dem jungen Könige erscheinen lassen, reich gekleidet trat Graf Manfred ein. Stolz war seine Haltung, stolz die Beugung seines Hauptes, mit der er den König begrüßte, stolzer noch erwiederte dieser die Bewillkommnung; so standen sie sich gegenüber, aber Keiner sprach.

Wie konntet Ihr es wagen, Manfred von Clermont, nahm aus Ungeduld Ladislaus endlich das Wort, wie konntet Ihr es wagen, als Bettler verkleidet, ohne meine Erlaubniß in meine Residenz zu kommen? Der Graf lächelte bitter und schwieg immer noch. Was wollt Ihr hier, was sucht Ihr hier? fuhr der König fort, durch das Schweigen und Hohnlächeln Manfreds immer mehr gereizt. Redet oder geht!

Was ich hier will, was ich hier suche? — Meine Tochter suchte ich und habe sie gefunden; ihr Heirathgut verlange ich von Euch, König Ladislaus. Hätte mich das Glück nicht verlassen, so sandte ich meine Mannen über das Meer, Tochter und Heirathgut mit den Waffen

von Euch zu fordern, so komme ich selbst, ein Bettler, denn dieser Flitterstaat ist erborgt, und verlange von meinem Edam, was mir von rechtswegen gebührt.

Graf Manfred! erwiederte der König, dessen hoher Sinn von des Mannes Worten doch ergriffen seyn mochte. Geld habe ich nicht, das wißt Ihr, sonst wäre ich nicht hier, ich stünde an der Spitze eines Heeres, auch kann ich nicht aus der Klinge meines Schwertes Goldmünzen schlagen, noch meinen Harnisch ausprägen lassen. — Eure Tochter! — Nun die könntet Ihr wohl mit Euch nehmen, was kümmert mich das! Aber Ihr habt ja keine Burg mehr, die Euch aufnimmt, kein Dach, das Euch vor Regen und Wetter schützt, keinen Mantel, den Ihr der Tochter umhängen, kein Stück Brot, das Ihr der Hungrigen reichen könntet.

Herr! unterbrach ihn Manfred mit verbissenem Grimme. Und müßte ich von Hütte zu Hütte wandern und sprechen: Gebt aus Barmherzigkeit Gräf Manfred von Clermont, gebt seiner Tochter, der verstoßenen Königin von Neapel, ein Obdach, einen Trunk, ein Stück Brot und einen Schemmel, die müden Glieder darauf auszuruhen, bei Gott, König von Gaëta!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18757/037

jeder Hirt in den Thälern der Abruzzen gäbe uns ein freundlicheres Obdach, als die öde Wohnung Eurer Gemahlin, er reichte uns einen besseren Trunk aus dem irdenen Kruge, als den ich in der zinnernen Kanne der Königin fand, sein Brot wäre kräftiger, als das ausgetrocknete, das Ihr Constanzen von Clermont zu ihrem Nachtmahle reichen laßt, und der Schemmel, den der mitleidige Hirt der Ermatteten bringen würde, wäre nicht so von Würmern zernagt, als der, worauf die unglückliche Königin im ärmlichen Gewande sitzen muß. Wo sind ihre Juwelen und die reichen Kleider, die sie nach Gaëta brachte, wo der königliche Hausrath, mit dem Graf Clermont Euren verödeten Palast schmückte? Strecken Eure Buhldirnen die wollüstigen Glieder auf den seidenen Ruhebetten der Königin, und schmücken die Juwelen meines Kindes ihre üppigen Locken? — Bei Gott, hätte ich ein Schwert an meiner Seite —

Graf Andreas! befahl der König, die heftige Rede des Greises unterbrechend. Bringt den Wahnwitzigen in enge, aber freundliche Haft. Man reiche ihm dort das feinste Weizenbrot auf silbernem Teller, den besten Syrakuser im goldenen Pokale, und er sitze dort auf

dem reichsten Sessel, der in meinem Palaste zu finden ist.

Armer König! sagte Graf Manfred, bei diesem Hohne mitleidig lächelnd.

Armer König! wiederholte Ladislaus mit einer Gelassenheit, die sonst eben nicht die Tugend des aufbrausenden Jünglings war, und schien hierbei den bittenden Blick d'Altavilla's nicht zu bemerken. Ja, Graf Manfred von Clermont, noch bin ich ein armer König, aber dennoch ein König. Ungestraft läßt sich die Majestät nicht höhnen, und ungestraft darf man selbst die Wahrheit an des Thrones Stufen nicht frech aussprechen. Ihr habt mir früher manchen guten Dienst gethan; es geschah nicht um mich, nur meiner Krone wegen, die Ihr so leichter auf das Haupt Eurer Tochter setzen konntet, als die Krone Siziliens auf Euer Haupt; der Eigennutz leitete Eure Schritte, der Eigennutz leitete auch die meinen. Eine Fürstin, nicht die Tochter eines geächteten sizilianischen Barons, muß auf dem Throne von Neapel sitzen, wenn die Großen dieses Reichs mir anhangen sollen, deshalb sind wir quitt. — Graf von Capua, thut, was ich befohlen.

Dies sagend wandte er Manfred den Rücken und verließ das Zimmer.

D'Altavilla mußte wider seinen Willen des Königs Befehl vollziehen. O hättet Ihr den jungen Löwen nicht durch Eure verwundenden Worte gereizt, vielleicht wäre Alles noch gut gegangen, sagte er sanft verweisend. Ihr habt Oel in die lodernde Flamme gegossen.

So mag sie brennen so lange sie will, erwiederte der Greis, was schadet es mir? Höchstens kann sie mir die Lumpen versengen, die ich mir wieder von Euch zurück erbitte. Oder hätte ich mich vor dem Könige ohne Land beugen sollen? Nein, bei Gott, d'Altavilla, so tief bin ich noch nicht gesunken!

Als sie in dem Kastell in ein freundliches vergittertes Zimmer getreten waren, ließ d'Altavilla nach langem Zögern die Lumpen bringen. Froh, den erborgten Tand ablegen zu können, warf Manfred die reichen Kleider von sich, und bald stand der Bettler wieder da. Nun ist es mir wohl! sprach er tief aufathmend. D'Altavilla! fuhr er dann fort, die Hand des jungen Mannes ergreifend. Ihr seid noch jung, Euch steht die Welt mit allen ihren trügerischen Hoffnungen noch offen, Ihr blickt

in eine schöne Zukunft und geht nur, wie das mit Blumen und Kränzen geschmückte Opferthier zum Altar, dem Verderben entgegen. Wehe Euch, Ihr habt noch viel zu verlieren! Wohl dem, der nichts mehr hat, als Lumpen und ein elendes Leben, das Schicksal und der Tod machen nur schlechte Beute! — Ihr aber, fuhr der Alte mit ungeheuchelter Theilnahme fort, Ihr steht am Krater des Aetna und Eure Schwester neben Euch; ein Vergessen, ein unbewachter Augenblick, und sie stößt Euch in den Abgrund, wo Euch der Tod nicht erfaßt, nein, ein tückischer Dämon Euch auffängt und in ein Leben voll Schande zurückführt. Ich habe Euch geliebt, seit ich Euch das erste Mal sah, meine Liebe ward Hochachtung, als Ihr so schnell Palermo verließet, und stände diese nicht so fest, ich müßte Euch jetzt verachten, wie ich Bianca d'Altavilla, Eure Schwester, verachte.

Graf Manfred! fuhr Andreas auf. Diese Worte heischen Blut!

Blut? — Wollt Ihr mir es durch einen Henkersknecht abzapfen lassen? Wollt Ihr mit Eurem Schwerte diese nur matt sich noch hebende Brust durchbohren? Gut, so verweilt

nur noch einen Augenblick, bis ich mein Testament gemacht habe. Hört es und seid dessen Vollstrecker. — Dem Könige vermache ich diese Lumpen, er kann sie vielleicht bald gebrauchen, Eurer Schwester meinen Fluch, meinem Kinde meinen Segen und Euch meine Verzeihung. — Nun! rief er dem Staunenden zu und riß die Fetzen seines Gewandes auseinander. Stoßt zu, junger Mann, das Blut von Constanzens Vater röthe Euer Schwert —

Unglücklicher Greis! sagte d'Altavilla und sank an die benarbte Brust. Es sei fern von mir, meine Hand mit dem Blute eines wehrlosen Mannes zu beflecken. Ich verzeihe Euch mit gutem Herzen, was Ihr gesprochen, dem Vater Constanzens verzeihe ich alles! Bei diesen Worten sah ihn der Alte scharf und finster an. — Ihr thut meiner Schwester Unrecht, fuhr Andreas fort. Sie liebt die Königin, sie meint es gut mit ihr, fehlte sie, so war es Irrthum.

Wie kann der Aesop glauben, der Sturm ziehe über die Gipfel der Ceder so lautlos wie über ihn dahin? Wie kann Bianca das Herz Constanzens nach ihrem Herzen messen? Dem Großen gnügt nur das Große; wer auf einem

blasen zu hören glaubte. Ruhig den Angriff erwartend, sprach er eben den Seinen Muth ein, als er einen Fähndrich seines Regiments mit flatterndem Fähnlein vom Feind her, auf sich zu sprengen sah. „Obrist!“ rief ihm dieser entgegen „Mein Pferd stürzte, ich ward gefangen und zu dem feindlichen General geführt, der ließ mir ein andres Roß und meine Fahne zurückgeben, befahl mir, zu Euch zu reiten und Euch zu sagen, daß er sich für die Fahne seine gewonnene Wette ausbäte.“ — Rosen knirschte vor Wuth, er hielt dies für Hohn, und kam noch mehr außer sich, als in diesem Augenblick ein Officier ihm den Befehl des Herzogs Bernhard brachte, in keinem Fall den Angriff des Feindes abzuwarten, sondern sich seitwärts in der Richtung nach Neuenwerth zurück zu ziehen und jedes Gefecht so viel als möglich zu vermeiden. Er mußte gehorchen, befahl den Rückzug, aber kaum hatte er dem Feinde den Rücken gewendet, als Johann von Werth, der eben seine Schlachtlinie gebildet hatte, mit den Regimentern hervorbrach. Rosen beeilte nun seinen Rückzug, aber der Kühne verfolgte ihn in vollem Jagen — Schon war er dicht hinter ihm, da übermannte Rosen die Wuth; seines Herrn Befehle vergessend, rief er verzweifelnd ein donnerndes „Halt! Soll ich denn vor dem Manne immer nur fliehen?“ dachte er ingrimmig, schwenkte ein und ließ zum Angriff blasen — Wenig würde dem geschmolzenen Häuflein der Braven ihr guter Wille, ihr Muth genützt haben, wenn nicht in dem Hohlwege, der von Wittenweier nach der Waldecke führt, die blanken Helme der weimarischen Kürassiere in der Morgensonne funkelnd, sichtbar geworden wären. Johann von Werth, der sie gleichfalls erblickte, ließ halten,

Throne saß, steigt nie freudigen Herzens herab, und träte er auch von den Stufen des Thrones in die Hütte der Liebe. Von der Höhe herabsteigen ist ein schwerer Gang; ich habe ihn thun müssen. Ich ahne jetzt die Absicht Eurer Schwester, sie mag ihr gut dünken und ich will glauben, sie täuscht sich selbst. Sie hoffte, in Euren Armen werde meine Tochter ihr Glück finden. — Glaubt das nicht, d'Altavilla, wer eine Krone trug, kann sich ohne Krone nicht mehr glücklich fühlen. Bei Tag und Nacht, wachend und träumend wird sie die verlorne suchen, und der Kranz von Rosen, den Ihr dafür bietet, könnte sie vielleicht einen Augenblick mit seinem Dufte betäuben, aber diese Betäubung ist so kurz, das Erwachen aus ihr so lang. —

In d'Altavilla's Brust erlosch bei diesen Worten ein Hoffnungsstern nach dem andern. Bianca, Bianca! rief er unwillkührlich und schmerzlich aus.

Ja, diese Bianca wird die Früchte des Baumes nicht pflücken, aus dessen Schatten sie ihre Königin vertrieb! rief der Alte im prophetischen Tone. Sie kann die Buhlerin eines Königs — nie Königin werden! — So erwacht

doch aus Euren Träumen, sagte er, d'Altavilla unsanft rüttelnd. Ich will Euch eine Mähr erzählen, die selbst dem Günstlinge des Königs neu seyn soll, eine freudige Mähr, die die Hoffnungen Eurer Schwester verwehen wird, wie der Sturm die Blüthen. Wißt, der königliche Kämmerer Gurello Tocco hat sich heimlich in Salerno eingeschifft und ist nach Cypern gesteuert, dort um die Hand der Prinzessin Maria für Euren König zu werben.

Nicht möglich! fiel ihm d'Altavilla in die Rede. Ich müßte doch etwas davon wissen.

Ihr? erwiederte Graf Manfred lächelnd. Ihr und Eure Schwester seid die letzten, die es erfahren sollen. Glaubt es mir, ich selbst habe Gurello gesprochen, und die Schwatzhaftigkeit eines alten Freundes benutzt um ein Geheimniß auszuforschen. Wäre ich in Freiheit, so könnte ich Euch in dieser Sache wohl nützlich seyn, ich bin am Hofe des Königs von Cypern bekannt.

Der Graf von Capua war durch diese Nachricht wirklich überrascht, aber sie traf ihn nicht verwundend. Nie hatte er sich die Möglichkeit gedacht, daß seine Schwester auf den Thron Neapels erhoben werden könne, ihre Verbindung

mit dem Könige war ihm selbst unangenehm, und doch hatte er nicht Kraft und Festigkeit genug, sie zu trennen. Ihn trieb es jetzt hin zu ihr. Mit dem Versprechen, Alles für Graf Manfreds Befreiung zu thun, verließ er ihn, als eben Diener auf Befehl des Königs einen Sessel mit venetianischem Sammet beschlagen und mit goldenen Franzen geziert, einen goldenen Pokal und auf einer silbernen Schüssel ein Weizenbrod dem Gefangenen brachten.

12.

König Ladislaus saß am andern Tage unter der Pinie, die auf dem Felsen am Meere ihre Fächerkrone breitete, mit Gurello Tocco sprechend, der eben von seiner Reise nach Cypern zurückgekehrt war und dem Könige gute Nachrichten gebracht haben mochte, denn der König war heiter und fröhlich, und entließ den Kämmerer mit augenscheinlichen Beweisen seiner Huld. Gleich darauf trat er zu Peppo, seinem Narren, der, auf einer Felsspitze sitzend, Steine in das Meer rollte und sich an ihrem Springen

und Hüpfen zu ergötzen schien. Was machst Du da? fragte der König.

Ich rolle die Steine hinunter, Herr, und mache dabei meine Betrachtungen, erwiederte der Narr. Seht diesen tüchtigen Stein, schwer und gewichtig, seht wie er rollt, erst langsam, dann immer rascher und rascher, bis er da unten über die Klippen springt und sich nun mit reißender Gewalt hinunter stürzt. Da plumpt er ins Meer, ein wenig Schaum ist Alles, was Ihr noch von ihm seht.

Und was soll das?

Da dachte ich, Herr, wie viel Zeit ich wohl gebrauchen würde, den Stein vom Strande hier herauf zu rollen, wie oft ich ausgleiten, er wieder rückwärts laufen würde, ehe ich ihn wieder auf seine alte Stelle brächte. So geht es auch dem Menschen! Mühsam strebt er aufwärts, ringt mit dem Glücke, drängt und plagt sich, die Höhe zu erreichen, und ist es Einem unter Tausenden endlich gelungen, da bedarf es nur der Hand eines Narren, um ihn von seiner Höhe wieder herabzuschleudern.

Wie kommst Du heute auf die ernsten Gedanken, Narr?

Ich sah Graf Manfred, meinen Kumpan, am Fenster.

Deinen Kumpan? fragte Ladislaus neugierig.

Nun ja, daß er ein Narr ist, wißt Ihr am besten. Gab er nicht 200000 vollwichtige Kronen, um eine Dornenkrone auf das Haupt seiner Tochter zu setzen? Schickte er Euch nicht seine Reisigen, während die Arragonier ihm ein Schloß nach dem andern nahmen?

Narr! drohete der König, doch Peppo kehrte sich nicht an die Drohung, sondern fuhr fort: Als ich ihn in Lumpen gehüllt mit Ingrimm an den eisernen Gittern des Thurmfensters rütteln sah, da gedachte ich wie stattlich der Mann war, als er Euch in Palermo und auf seinem Schlosse Chiaramonte empfangen hatte. Ich gedachte der Feste und Turniere, die uns als Zauber erschienen, da wir an Eurem Hofe kaum eine morsche Lanze zum Ringelrennen vorfinden konnten, auch erinnerte ich mich des schwarzen Wamses und des feuerrothen Mantels, die der Graf damals Eurem Narren verehrte, damit er seine abgetragene Jacke ablegen, und ehrbar bei dem Vermählungsfeste der Grafentochter erscheinen konnte. Ich habe Mantel

und Wams noch, und wäre es dem armen alten Manne nur nicht zu klein, ich gäbe es ihm gern, seine Blöße damit zu decken.

Dem Könige mochte wohl jene Zeit vorschweben; er war nachdenkend geworden und schien nicht auf seinen Narren zu hören, dessen Redseligkeit, einmal im Zuge, nicht leicht wieder aufzuhalten war. Was wollt Ihr mit dem alten Manne machen, Herr? fuhr er fort. Wollt Ihr ihm im Kerker Eure Schuld abtragen? Was wollt Ihr mit Frau Constanzen machen? Sie ist wahrlich jetzt noch ein von zwei alten Drachen bewachter Schatz, der es wohl werth wäre, von einer treuen edlen Hand gehoben zu werden. — Gott möge Euch vergeben, was Ihr an ihr gethan! Bei diesen Worten begrüßte der Stecken, mit dem der König eben spielte, den Narren auf unfreundliche Weise. Schlagt nur immer zu, Herr, sprach er, geduldig den Rücken hinhaltend; wegen dieser frommen Dulderin duldet Peppo mit Freuden Eure Schläge.

Ladislaus hielt mit der Züchtigung ein, theils über die trotzige Stellung des Männchens lachend, theils auch mäßigte der Anblick Bianca's seinen Zorn, die er in der Ferne auf sich zu-

kommen sah. Geh und komm mir heute nicht wieder vor die Augen! befahl er dem Narren.

So gehe ich nach dem alten Kastell, erwiederte Peppo ziemlich keck, sehe hinauf nach dem eisernen Gitter und labe mich an dem Anblicke des stattlichen Mannes in Lumpen. — Gebe Gott Euch Glück, König! da sehe ich Eure Schlange sich nahen, nehmt Euch vor ihr in Acht, daß sie Euch den Cyperwein, den Ihr Euch einschenkt, nicht auf den Boden gießt.

Dem König schienen diese Worte nicht ohne Bedeutung gesagt zu seyn, aber ehe er dem Narren eine Erklärung abfordern konnte, war dieser hinter eine Hecke geschlüpft und Bianca ihm schon nahe. Ei stolze Dame! rief ihr Ladislaus entgegen. Was führt Euch heute zu mir? Was hat Euch so barmherzig gestimmt, mir den Weg zu Euch zu ersparen? Freudiges mag es nicht seyn, dies zeigt mir Euer ernstes Gesicht.

Und doch ist es Freudiges, was mich hierher führt, rief Bianca, sich tief vor dem Könige neigend. Ich komme, Euch Glück zu wünschen, Herr.

Mir? unterbrach sie der König erstaunt. Wahrlich, das Glück blieb mir seit meiner

Kindheit so fern, daß ich nicht wüßte, wie es sich mir anders nahen könnte, als durch Euch, eigensinnige Dame Fortuna.

Könnte ich Euch Glück bringen, Herr, ich brächte es Euch gewiß, erwiederte Bianca, doch dazu bin ich zu schwach.

Zu schwach? — Zu stark seid Ihr, oder vielmehr zu stolz, es mir zu reichen, fiel ihr Ladislaus in die Rede. Wie der Bettler vor des Geizigen Thüre habe ich vor Euch gestanden, und Ihr habt mir nicht die kleinste Gabe gereicht.

Herr! sagte Bianca und blickte stolz auf den König. Diese Gaben auszutheilen überlasse ich Marien von Cypern.

Auch Ihr wißt?

Ja, Herr, ich weiß Alles, vielleicht mehr als Ihr. Was auch Euer Abgeordneter berichtet haben mag, so brachte er mehr Hoffnung, als er bringen sollte. Ja, der König von Cypern will es wagen, seine Tochter Eurem ungewissen Schicksale anzuvertrauen, aber die Prinzessin sträubt sich, dem Manne ihre Hand zu geben, dessen Eheband nach ihrem Glauben ein falscher Papst löfete. So lange die Königin Constanze sich als Eure Gattin betrachtet und öffentlich gegen den Ausspruch des Papstes

protestirt, so lange glaubt sie Euch an die Verstoßene gebunden, und wird Euch nie ihre Hand reichen.

Von wem wißt Ihr das? fragte der König rasch.

Das kümmere Euch nicht, Herr, ich weiß es aus guter Quelle.

Seid Ihr dessen gewiß, was Ihr gesagt? fragte der König rasch, Bianca scharf ins Auge fassend.

Ich bin es gewiß, erwiederte sie bestimmt.

Der König wurde nachdenkend, seine Stirn umwölkte sich, sein Blick war nur auf die Wellen gerichtet, die der Sturm brausend an die Klippen hinan trieb. Plötzlich stieß er zornig einen lockern Stein mit dem Fuße den Felsen hinunter, und lachte höhnisch, als er hüpfend und rollend jetzt in die Fluthen versank. Für immer begraben! murmelte er, und aus seinen Träumereien erwachend, wandte er sich wieder zu Bianca, die jede seiner Mienen, jede seiner Bewegungen aufmerksam beobachtet hatte. Auch die dumpf vor sich hin gesprochenen Worte des Königs wären ihr nicht entgangen, und ihren düstern Sinn ahnend, sagte sie, sich ruhig auf die Rasenbank unter der Pinie

setzend. Herr, Constanze steht Eurem Glück im Wege, sie allein —

Ja wohl, sie allein! unterbrach sie der König mit Heftigkeit. Aber Bianca d'Altavilla, lenkte er plötzlich ein, und sein flammendes Auge traf jetzt forschend das Fräulein. Euch muß meine Vermählung mit der Prinzessin von Cypern schmerzen.

Laßt Euch von dem Scheine nicht trügen, Herr, fiel sie dem Könige in die Rede, mich schmerzt sie wahrscheinlich nicht.

Weshalb bestimmtet Ihr mich zur Trennung von Constanzen?

Weil ich die Königin liebe und wußte, daß sie sich an Eurer Seite unglücklich fühlte.

Dies mußte den Stolz und die Eitelkeit des Königs beleidigen, und dennoch sagte er der darüber Erstaunten: Nun das ist mir zu hören angenehm, mir angenehm, daß ich weiß, Constanze liebte mich nicht. — Ja, bei Gott! rief er, sich vergessend, so wie sie mit ihrer kalten Tugend, mit ihrem lästigen Beispiele zwischen mich und Euch trat, so stellt sie sich wieder zwischen mich und die Prinzessin von Cypern. Sie ist mir lästig, sie muß untergehen! — Bianca! wandte er sich dann zu

seine zweite Linie gegen sie einschwenken, und wies mit kaltem Blute den heftigen Angriff Rosens zurück, der nun seine Wette nicht mehr verloren gab, die Zurückgeschlagenen ordnete und den Angriff des Herzogs abwartete, der auch schnell hervor brach, die ihm entgegenstehenden Schwadronen zurück warf, und Johann von Werth nöthigte, sich auf der Straße nach Offenburg mit bedeutendem Verluste zurückzuziehen.

Um mit gleichem Maaße zu bezahlen, wie der ligistische General, schickte Rosen vom Wahlplatz aus einen gefangenen kaiserlichen Officier ohne Rauzion zurück, und ließ durch ihn Johann von Werth sagen, er möchte bei einer andern Gelegenheit die Zahlung der Wette holen, diesmal hielte sich Obrist Rosen so wenig für den Sieger, als für den Besiegten.

Während der Herzog mit seiner Reiterei den Feind auf der Straße nach Offenburg bis nach Friesenheim verfolgte, marschirte Rosen mit seinem und dem Reste des rheingräflichen Regiments, von welchem am andern Tage noch viele sich wieder um ihre Fahnen sammelten, in sein Standquartier zurück. Auf seinem Wege fand er unter einer Eiche einen verwundeten Officier, neben seinem todten Rosse mit blutigem Haupte sitzen. Er ritt zu ihm und erkannte den Grafen Offa und in ihm den Mann, der ihm während des Gefechts mit so steter Beharrlichkeit zugesetzt hatte. Rosen ließ ihn verbinden, gab ihm eines seiner Pferde und nahm ihn mit sich.

Während sie neben einander ritten, war der Graf verschlossen, erwiederte die wenigen Fragen, die Rosen an ihn that, nur kurz und abgebrochen, sah starr vor sich

dieser. Ihr seid so ruhig bei der Nachricht meiner Vermählung, macht mir keine Vorwürfe, ich erkenne Eure Nachsicht und werde mich dankbar dafür beweisen.

Hätte ich zur Nachsicht Grund? fragte Bianca, mit aller Gewalt Fassung suchend.

Eigentlich wohl nicht, räthselhaftes Wesen, das mich in unzerreißbaren Banden hält, und mich doch willig meiner Gefangenschaft entläßt. Ihr habt Euch meinen Bewerbungen nicht entzogen, habt mir jede Wonne in Eurem Zauberspiegel gezeigt, und wollte ich sie erfassen, ließet Ihr die süßen Bilder in Nebel zerfließen, Euer Auge hat mir hundertmal Liebesglück verheißen, Euer Mund mir den Liebeskuß tausendmal verweigert; ewig angezogen, ewig abgestoßen, ein Spiel Eurer Launen, vielleicht Eurer berechneten Plane, stehe ich vor Euch. Erklärt mir dieses Räthsel, seid einmal wahr gegen mich.

In Bianca mochten in diesem Augenblicke mancherlei Empfindungen stürmen, sie brauchte Zeit, sich zu fassen. Endlich begann sie: Ihr wollt das Räthsel gelöst sehen, Herr! Nun, so will ich den Schleier lüften, will Euch zeigen, wie ich bin; hört mich an: Für Eure Gemah-

lin glaubte ich zu handeln, als ich Euch in dem Vorsatze bestärkte, Euch von ihr zu trennen. —

Wie wäre das möglich? unterbrach sie der König.

Und doch ist es so, fuhr Bianca fort. Fragt nicht nach dem Wie, das ruht in meiner Brust verborgen und wird dort vielleicht ewig ruhen müssen. Nur für die Königin glaubte ich zu handeln und betrog mich selbst, denn — es wird mir schwer, es zu gestehen — vielleicht nährte ich selbst Hoffnungen, die unerreichbar waren. Ja, Herr, ich liebte Euch, Euer Herz war mein Paradies, aber nur Eure Hand hätte mich können in dieses Eden führen, darum dieser Zwiespalt in mir, darum dieser Wechsel von Anziehen und Abstoßen. Ich fühle es, Ihr bedürft, um auf den Thron Eurer Väter zu steigen, einer mächtigen Hülfe, bedürft einer fürstlichen Gemahlin, den stolzen Baronen Neapels Ehrfurcht zu gebieten; was könnte Euch Bianca d'Altavilla seyn? Sie steht zu niedrig die Gattin eines Königs zu werden, ihr Herz sagt ihr, sie stehe zu hoch, seine Buhlerin zu seyn. — Unterbrecht mich nicht, Herr! bat sie, als Ladislaus mit Wärme ihre Hand ergriff und reden wollte. Hört mich ruhig an, der Faden, ein-

mal gerissen, möchte schwer wieder anzuknüpfen seyn. Ich liebe Euch noch, sprach sie, aber wer sie bei diesen Worten genau beobachtet hätte, mußte sehen, daß der Faden, den sie vorher gesponnen hatte, zerrissen, daß das, was sie n u n sagte, kalte Berechnung war. Ich liebe Euch noch, dies beweise Euch meine Sorge für Euer Wohl. Der Besitz der Prinzessin von Cypern allein kann Euch jetzt in den Stand setzen, Neapel zu erobern; sie zu erlangen, müßt Ihr Alles opfern; Constanze von Clermont allein steht Euch hierzu im Wege.

Als jener Stein, den ich hinabrollte, im Meere versank, nahm Ladislaus das Wort, da beschloß ich —

Ihren Tod! fiel ihm Bianca rasch in die Rede. Ich hörte Euch wohl das Todeswort sprechen; aber da sei Gott vor, daß Ihr solche Gräuelthat begeht, die auf Eurer ganzen Lebensbahn das Glück von Euch weisen und die edle Maria von Cypern, auch Bianca d'Altavilla für ewig von Euch entfernen würde. Nein, Herr, wenn auch eines gewaltsamen, eines blutigen Mittels bedarf es hier nicht.

Erklärt Euch deutlicher, Bianca, Ihr macht mich neugierig.

Da störte ein keuchender Höfling das Gespräch, das eine ernste Wendung zu nehmen begann. Herr! berichtete er, mit der Zuversicht, Freudiges zu verkünden. So eben reitet Graf Alberic von Barbiano mit einem stattlichen Gefolge ein.

Wie stark ist das Gefolge? fragte Ladislaus rasch.

Wohl hundert Lanzen, erwiederte der Höfling.

Gut, sagte der König, raunte ihm noch etwas in das Ohr und winkte ihm dann, abzutreten. Der Mann ist mir jetzt nicht willkommen, sagte der König, sich zu Bianca wendend. Welcher tückische Zufall befreite ihn aus seiner Haft? — Er ist Manfreds Freund, hängt mit Schwärmerei an dessen Tochter, und wäre wohl im Stande, die Thorheit zu begehen, sich zu ihrem Ritter aufzuwerfen.

Auch Bianca'n schien die Ankunft des tapfern Alberic nicht angenehm zu seyn; sie knüpfte das Gespräch nicht wieder an und schien über etwas nachzusinnen. Herr, sagte sie plötzlich. Was Ihr thun wollt, thut schnell; nur beschwöre ich Euch bei allen Heiligen, keine blutige That. Dies ist Alles, was ich Euch jetzt rathen kann.

Sucht

Sucht Alberic zu entfernen, er ist meinen Planen hinderlich. Doch ich sehe ihn kommen; heute Abend erwarte ich Euch, dann ein Mehreres! Dies sagend entfernte sie sich schnell, dem gefürchteten Manne aus dem Wege zu gehen.

Graf Alberic nahte sich dem Könige und begrüßte ihn kalt. Ich komme nach Gaëta, sprach er, mich für Eure verstoßene Gattin zu verwenden, und erfahre, daß auch ihr Vater in Eurer Gewalt und in strenger Haft ist. Ich bin dem Grafen Manfred Dank schuldig und will ihn bezahlen. Ihr, Herr, schuldet mir, außer dem Lohne meiner Dienste, noch eine bedeutende Summe für den letzten Feldzug; ich erlasse Euch Dank, Lohn und Geld, gebt Ihr den Grafen Manfred und seine edle Tochter frei, und laßt sie mit mir ziehen, wohin es ihnen gefällt.

Diese mit stolzem Tone ausgesprochenen Worte überraschten den König, er sah den ernsten Kriegsmann, mit der Antwort zögernd, unentschlossen an.

Nun, Herr, fuhr Alberic fort, sonst seid Ihr doch so rasch in That und Wort, warum zögert Ihr jetzt, Eurem ehemaligen Feldherrn ein kurzes Ja oder Nein zu sagen? —

So vernehmt ein Nein! sagte der junge König rasch. Auch bitte ich Euch, Graf Alberic, kein drohendes Wort; ich ehre Euch als Krieger zu hoch, um Euch wehe thun zu wollen. Ahnend, was Euch hierher führte, habe ich, sobald ich Eure Ankunft vernahm, Vorkehrungen treffen lassen, um Euer Beginnen unschädlich zu machen. Ihr kennt mich, habt, während wir uns nicht sahen, den Werth der Freiheit kennen gelernt, deshalb — Jetzt seid mir willkommen, Graf, sagte er, dem Gespräche eine andere Wendung gebend, herzlich dem Könige willkommen, der von Neuem in Euch die sicherste Stütze seines Thrones findet. Ich erwarte Geld von Rom, in Mailand und Venedig wirbt man für mich, auch zieht mir wahrscheinlich über's Meer her Hülfe zu, und so können wir uns bald wieder an der Spitze eines Heeres sehen, das Euer gefeierter Name gewiß zu einem furchtbaren bilden wird. Diesmal, Eurem Rathe folgend, ziehen wir gerade auf Neapel, und hoffentlich wird das Glück uns treuer zur Seite stehen, als das vorige Mal.

Barbiano hatte dem Könige mit ruhigem Lächeln zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Herr, sagte er jetzt, ich wünsche Euch zu Eurem

Unternehmen Glück. Von Eurer früheſten Jugend an ſah ich in Euch einen Stern aufgehen, wie er nur ſelten am Himmel dieſer üppigen Fluren ſeine Bahn beginnt. Darum und um Graf Manfreds willen ſchloß ich mich an Euch an und folgte Eurem Geſchick. Jetzt habe ich nur noch Wünſche für Euch, mein Wort bindet mich, ich darf nicht mehr für Euch das Schwert ziehen, dies war Bedingung meiner Freiheit; gegen Euch werde ich es nicht ziehen, wenn Ihr mich nicht dazu zwingt. Mein Weg führt mich nach Venedig, kann ich Euch dort was nützen, ſo thue ich es gern, wenn ich Graf Manfred frei und die Königin — Doch davon ein anderes Mal — Darf ich ihn und die Königin ſprechen? — Darf ich ihnen Troſt bringen, oder muß ich ſie auf das Aeußerſte vorbereiten? —

Ich werde Befehl geben, daß Ihr bei dem Grafen Einlaß findet, die Wohnung Conſtanzens aber bleibt Euch verſchloſſen.

Darf ich ihm Troſt bringen?

Das Erſcheinen eines treuen Freundes bringt jedesmal Troſt, erwiederte der König ausweichend.

Ich verſtehe Euch, Herr! ſagte Graf Albe-

ric, seinen Zorn unterdrückend, und entfernte sich bald.

13.

Noch das Bild ihres Vaters vor Augen, wie er in Lumpen gehüllt vor ihr stand, noch in tiefe Trauer versunken, saß die Königin in ihrem düsteren, von dem Scheine einer Lampe nur spärlich erhellten Zimmer. Eine der alten Frauen saß neben ihr und beobachtete sie unverwandt mit tückischem Lächeln, während die andere geschäftig hin und her lief, bald an das Fenster trat und auf die menschenleere Straße hinabsah, bald hinausging, und so durch ihre stete Unruhe die ernsten Gedanken der Königin störte. Laßt mich allein! befahl diese jetzt unwillig, und nur durch den strengen Blick der Gebieterin bewogen, gehorchten die beiden Unholdinnen. Erst jetzt konnte die Unglückliche ihren traurigen Gedanken nachhängen, erst jetzt ihren Thränen freien Lauf lassen und den Seufzern die Brust öffnen. Dunkel umgab das Bild ihres Lebens, das vor ihre Seele trat, düster wogten die Gestalten in dieser Dämme-

rung umher, bleich schwebte die lange schon verblichene Mutter über dem Grabhügel — ein Weitler wankte der Vater, den Wanderstab in der Hand, durch die sternenlose Nacht — wild jagte der Gatte auf schwarzem Streitrosse hohnlächelnd an ihr vorüber, und als sich seine Gestalt immer mehr in dem Dunkel wie eine finstere Wolke verlor, blickte aus ihr ein bleicher Stern hervor, der immer strahlender werdend, wie mit Mondlicht das Bild umfloß — sie schloß erröthend die Augen, denn aus dem lichten Glanze trat das Bild d'Altavilla's vor sie. — Als sie die Augen wieder aufschlug, war der Zauber der Phantasie verschwunden, aber in Wirklichkeit, wenn auch nur vom matten Lampenscheine bestrahlt, stand d'Altavilla vor ihr. Waret Ihr es wirklich, Andreas? rief sie, ihm die Arme entgegen streckend. Es war kein Traum, Ihr seid es?

Ich bin es, Königin! rief der von diesem Willkommen Entzückte, aber mit diesen Worten war auch der Zauber ganz verschwunden, eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, sie stammelte unzusammenhängende Worte, wagte nicht an ihm aufzusehen, und doch lächelte ihr Mund, doch traf ihn ein einziger verrätherischer

Blick, als sie ihn fragte: Was führt Euch hierher, Graf d'Altavilla?

Ohne auf ihre Frage zu antworten, hing des Mannes Auge an der Geliebten, wie das Auge des Seligen an der geöffneten Pforte des Paradieses. Ich habe mein Glück gefunden! rief er. Gelobt sei Gott! Mit diesen Worten stürzte er fort und ließ die Königin in einem Zustande zwischen Wachen und Träumen zurück, denn was ihr begegnet war, blieb ihr ein Räthsel.

Nicht minder erstaunt war Graf Manfred, als die Thüre seines Gefängnisses sich öffnete und Graf Alberic von Barbiano eintrat. Lange standen beide Männer sprachlos sich gegenüber. Muß ich Euch so wiedersehen, Clermont! rief endlich Barbiano. Muß ich meinen edlen Freund, in Lumpen gehüllt, an mein Herz drücken? — Gleichviel, sprach er, den Alten an sich ziehend, ob Euch ein seidenes Wams deckt, ob diese Lumpen, gleichviel! seinen Wohlthäter preßt Alberic eben so herzlich an seine Brust und bekennt sich sein Schuldner. Was kann ich thun, endlich meine Schuld abzutragen?

Nichts, edler Mann, erwiederte Graf Manfred, alle Schätze der Welt könnten mir nichts

hin und blickte nur zuweilen ſeitwärts auf Roſen. Er mochte wähnen, dieſem wäre der Anſtifter des meuchelmörderiſchen Angriffs nicht unbekannt geblieben, und fürchtete ſeine Rache, fürchtete Mißhandlungen, wohl gar den Tod. Wie erſtaunte er aber, als Roſen ihm noch am nämlichen Tage ſeine Freiheit, jedoch unter der Bedingung gab, eidlich zu verſichern, während 6 Monaten nicht wider den Herzog und ſeine Verbündeten zu dienen und zur Heilung ſeiner Wunden nach Straßburg zu gehen und dort zu bleiben. Dieſe Großmuth hatte der Unedle nicht erwartet, der in dieſem Augenblick dieſe Handlung Roſen auch wohl viel zu hoch anrechnete; denn ſie entſprang mehr aus Stolz als aus Edelmuth. Roſen wollte Margarethe von Eyp, wollte Johann von Werth zeigen, daß er ſeinen Nebenbuhler nicht fürchte, darum ſchickte er dieſen, während er bei dem Heere ſtritt, nach Straßburg, und gab ihm ſo Gelegenheit, Margarethe zu ſehen und um das Herz des ſchönen Mädchens zu werben.

mehr nützen. Seit mein Kind verstoßen ward, ist mein Lebensbaum verdorrt, seit der freche König ihr die Krone vom Haupte stieß, zerriß er mir das Herz, und es verblutet tropfenweise. Den Untergang meines Glanzes habe ich verschmerzt! sagte er mit kalter Ruhe. Als ich am Abende vor meiner Flucht aus Chiaramonte noch einmal auf die Zinne des Thurmes trat, im Osten Siciliens Fluren überschauend, ihnen Lebewohl sagte, im Westen die Sonne sich in die Meereswellen tauchen sah, rief ich muthvoll aus: Muß doch sie untergehen, warum nicht auch ich — Schön war mein Morgenroth, herrlich meine glänzende Bahn — Groß ist mein Untergang! — So bestieg ich die Barke und zürnete nicht mit meinem Schicksale. Aber als ich erfuhr, auch diese Sonne sei untergegangen, auch sie, der Zweck meines ganzen Lebens, sei, nicht vom Drange eines mächtigen Geschickes, nein, von der Hand eines wollüstigen Buben vom Throne gestoßen, da brach mein Muth, da vertauschte ich willig das Schwert mit dem Wanderstabe und freuete mich der Lumpen, da sie kein Purpur mehr schmückte. Darum, Freund, für mich ist nichts mehr zu thun, nur Einer ist noch auf Erden, der für mich

arbeiten kann, er braucht nur einen gesunden Arm und eine gute Schaufel, um drei Ellen Erde aufzuwühlen; dies ist Alles, was der stolze Beherrscher Siziliens noch braucht.

So entmuthigt glaubte ich Euch nicht zu finden, unterbrach ihn Alberic.

Entmuthigt? rief der Alte, und die Flamme seines Stolzes loderte hell auf. Graf Alberic, bis dahin zu gelangen, wo ich stehe, bedarf es eines ungeheuern Muthes. Sich von aller Hoffnung loszureißen, nichts mehr zu wollen, ohne einen Wunsch, ohne ein Verlangen, gepanzert gegen die Pfeile des Schicksals da zu stehen, und es herauszufordern, den Unverwundbaren zu verwunden, zu diesem trotzigen Kampfe gehört bei Gott Muth. —

Und ist Euch alle Hoffnung genommen, Unglücklicher? fragte Barbiano mit Theilnahme.

Alle, erwiederte Manfred. Auf meinen Schlössern hausen die Feinde, meine Diener bedienen sie, meine Freunde zechen mit ihnen von meinem Weine, und mit meinen Schätzen werben sie sich treue Söldner.

Aber noch lebt Constanze. — Alles kann sich ändern — Ich gehe nach Rom zu Bonifaz.

Alberic, des Weibes Ehre, wenn auch von elender Hand besudelt, wird nie wieder rein; mit der Krone sank die Glorie von ihrem Haupte. Thut nichts für sie, nichts für mich — uns Beiden ist nicht mehr zu helfen. —

In diesem Augenblick trat d'Altavilla herein. Herr, wandte er sich zu Barbiano, nachdem er den Greis mit einem herzlichen Händedruck begrüßt hatte. Es ist Zeit, daß Ihr Euch entfernt, das Kastell wird geschlossen, Ihr müßt es verlassen.

Der Kriegsmann warf einen verächtlichen Blick auf den Grafen von Capua, umarmte Manfred, ihm zurufend: Wir sehen uns wieder! und folgte dem Grafen.

Dort, hier nicht mehr, wackerer Degen, murmelte der Alte vor sich hin, als er allein war, warf sich auf den golddurchwirkten Armstuhl und überließ sich dem Nachdenken, als er in der Ferne wildes Getöse und Waffengeklirr vernahm, die Thür seines Gefängnisses aufgerissen ward und ein Mann, mit einer Maske vor dem Gesicht, dicht in den Mantel gehüllt, herein stürzte, ihn mit Heftigkeit bei der Hand faßte und gewaltsam mit sich fortzog.

Meine Seele befehle ich dir, mein Gott!

betete Manfred, und folgte geduldig wie ein Opferlamm dem Verlarvten.

14.

Als Alberic, dem Grafen von Capua folgend, seinen alten Freund verlassen hatte, forderte ihm auf der letzten Stufe der Treppe ein Offizier im Namen des Königs das Schwert ab, da er ihn hier als Gefangenen zurückbehalten solle. Alberic, nicht gewohnt, sein Schwert ohne Wunden freiwillig zu übergeben, setzte sich zur Wehre, sein Gefolge, auf diesen Fall schon in der Nähe bereit, eilte zu seiner Rettung herbei, aber auch dies mußte der schlaue Ladislaus berechnet haben, denn in diesem Augenblicke traten von allen Seiten Bewaffnete hervor, und das Gefolge Barbiano's unterlag bald im ungleichen Kampfe; er selbst ward nach langer Gegenwehr entwaffnet und in ein wohlverwahrtes Zimmer geführt.

Hier war der Graf von Capua der Erste, den er sah. Mit der ihm eigenen Freundlichkeit entschuldigte sich dieser, daß er den Befehl seines Herrn habe vollziehen und ihn gefangen

nehmen müssen. Auch der König läßt sich deshalb bei Euch entschuldigen, sagte er. Umstände, mit denen ich nach einigen Tagen Euch bekannt machen werde, zwangen ihn zu diesem Schritte. Fügt Euch in Euer Schicksal, Eure Haft kann nur von kurzer Dauer seyn, dann wird Euch wieder unbedingte Freiheit, und Ladislaus wird Alles thun, Euch seine Hochachtung zu beweisen. Ihr scheint der Wahrheit meiner Worte nicht zu trauen, fuhr Graf Andreas fort. Ihr blickt feindselig auf mich, wie Ihr immer gethan, Ihr irrt in mir, edler Kriegsmann; trauet meinen Worten, nur wenige Tage, und Ihr seid wieder frei.

Welch Bubenstück wollt Ihr während dieser wenigen Tage ausführen? fragte jetzt Alberic, und sein Auge sah flammend auf d'Altavilla, der erröthend den Blick zur Erde schlug. Was wollt Ihr indessen mit der Königin und ihrem Vater machen?

Ihr werdet ihn in Freiheit, sie — d'Altavilla stockte — sie — vielleicht glücklich finden.

Vielleicht? fuhr Alberic von Barbiano heftig auf. Wo könnte ihr in Gaëta noch irgend das Glück werden? Arme unglückliche Fürstin,

Du warst eines schönern Looses werth! — Junger Mann, sagte er nach einem langen Schweigen. Ich weiß es, Ihr hattet in früherer Zeit, ehe noch der Ehrgeiz des Vaters sie mit dem Könige verlobte, Neigung für Constanze von Clermont gefaßt. Hat denn die Rache Euch zu ihrem Feinde gemacht, oder sind es die thörichten Pläne Eurer Schwester, die Euch bestimmen, so feindlich gegen die edelste Frau Italiens zu handeln? Schämt Euch zu solchem Werk die Hand zu bieten! Es mag ein leichtes Mittel seyn, durch eines Königs Gunst sein Glück zu machen, leichter, als mit dem Schwerte in der Hand, doch auf diese Weise ist es ein entehrendes.

Daß Ihr mir Unrecht thut, so von mir zu denken, Graf Alberic, zeige Euch die Ruhe, mit der ich Euch anhörte, erwiederte d'Altavilla. Ihr könnt wahrlich diese Herrliche nicht höher stellen, als ich, sie nicht mehr verehren, ja, ich sage es frei, nicht treuer lieben, als ich. Was ohne mein Wissen geschah, sollte zu ihrem Besten seyn; wenn der Himmel es anders lenkte, bin ich gewiß noch unglücklicher als sie. Lebt wohl, ertragt Eure kurze Haft mit Geduld!

Wenn wir uns wiedersehen, wird Euch das Räthsel gelöst seyn.

Barbiano sah dem Weggehenden staunend nach, diese Ruhe war ihm unerklärbar und ließ ihn fast glauben, er habe dem jungen Manne Unrecht gethan. Aber gewiß noch überraschter als Alberic war Graf Manfred, der, sich dem Tode weihend, dem Manne mit der Maske nach einer offenen Pforte folgte, wo zwei Bewaffnete ihn erwarteten. Thut, wie ich Euch gesagt, befahl ihnen der mit der Maske, und entfernte sich schnell, während Beide Manfred faßten, und unter der Drohung, ihn zu erdolchen, wenn er ein Wort spräche, ihn rasch mit sich fortzogen. Graf Clermont sah hieraus wohl, daß der Arm und der Spaten noch nicht bereit sei, ihm sein Ruhebett zu graben, er folgte lautlos in eine finstere Gasse, wo sie bald in ein kleines Häuschen traten, das sich schnell hinter ihnen schloß.

Nur hier herein! sagte der Eine, die kleine Thür einer Stube öffnend, in der ihm eine ältliche Frau und ein junges Mädchen entgegen kamen. Tretet nur hier herein, und thut, als wäret Ihr der Herr dieses kleinen Hauses; hoffentlich wird Euch hier Niemand suchen, und

vor Verrath seid Ihr bei uns sicher. Mein Weib und meine Tochter werden für Eure Pflege, ich und Giacomo, mein Bruder, für Eure Sicherheit sorgen; nur versucht nicht, Euch zu entfernen, wir haben strenge Befehle.

Von wem? fragte Graf Manfred.

Das ward uns nicht erlaubt zu sagen. Weib! rief er seiner Frau zu. Leere den Korb, decke ein Tuch über den alten Tisch, daß er hübsch fein aussieht, wie Du, wenn Du in Deinem Sonntagsstaate nach Santa Maria del Carmine gehst. Du, Franziska, hole einen Krug mit Wein, schenke ein und sei hübsch freundlich, wenn Du dem Herrn den Becher reichst. — Ihr seht, Herr, mit Euch ist der Ueberfluß in meine Hütte eingezogen, denn Wein und Fleisch kommen nur zuweilen, und das spärlich genug, wenn der langerwartete Sold einmal ausgezahlt wird. Nun langt zu, seid frohen Muthes, so lange als man lebt, muß man hoffen und fröhlichen Herzens seyn, kommt der Sensenmann, nun dann ist ja so Alles vorbei.

Manfred aß einige Bissen und leerte einen Becher mit Wein, den ihm das Mädchen brachte, aber weder Speise noch Trank wollte ihm mun-

den. Neugierig, wer sein Befreier gewesen, versuchte er noch einige Male, seinem übrigens gesprächigen Wirthe das Geheimniß zu entlocken, aber vergebens, selbst der Wein, den er ihm einschenkte, verfehlte seinen Zweck. Er mußte sich von Sorgen gequält auf das Lager legen, welches das Mitleid ihm so weich als möglich bereitet hatte.

15.

Mit sich unzufrieden stand die Königin am andern Morgen auf. Sie hatte die Nacht durchwacht, der Gedanke an ihren Vater, fast mehr noch der an d'Altavilla hatten ihren Schlaf gestört. Immer stand das geliebte Bild vor ihr und oft war mit dem tiefen Seufzer, der ihrer Brust entquoll, der Gedanke aufgestiegen: An seiner Seite wärst Du glücklicher gewesen, als mit der Krone auf dem Haupte. Sie zürnte mit sich, daß dieser Gedanke sie jetzt beschäftigen könne, wo ihr Vater, ein Bettler, vor ihr gestanden, und sie, über sein Schicksal im Dunkel, nur für ihn bangen müsse. Sie strengte sich an, das Bild d'Altavilla's zu verscheuchen,

aber auch beim Gebet trat es heute störend vor sie und nahm ihr die Andacht.

Da trat nach langer Abwesenheit der alte Klausner wieder bei ihr ein, und er erschien ihr in diesem Augenblicke wie ein Engel von Gott gesendet, ihr die verlorne Ruhe wieder zu bringen.

Gott segne Euch, die man einst Königin von Neapel nannte! redete sie der Klausner an, und streckte segnend seine Hand über sie, die bei seinem Anblicke, von frommer Andacht ergriffen, ihr Haupt in Demuth gebeugt hatte, jedoch durch das Willkommen des Mannes in ihrem Innern schmerzlich berührt worden war. Ich komme, fuhr er fort, Euer mildes Herz zur Vergebung zu stimmen und Euch zu bitten, Bianca d'Altavilla zu erlauben, vor Euch erscheinen zu dürfen. — Bei diesem Namen überflog hohe Gluth die Wangen der Königin, Bruder und Schwester mochten wohl gleichen Theil daran haben. — Bianca d'Altavilla wünscht dringend, zu Eurem Wohle mit Euch zu sprechen; darf sie kommen? fragte der Klausner noch einmal.

Seit jenem Tage des Unglücks sah ich sie nicht, erwiederte die Königin in sichtbarer Bewegung. Was will sie hier? Sollen bei ihrem Anblicke die traurigen Erinnerungen der Vergangen-

9.

Dieſe war auch nicht wenig erſtaunt, als ſie die Ankunft des Grafen Oſſa vernahm. Sie hatte, als ſie früher den nächtlichen Angriff auf Roſen erfuhr, keinen Augenblick gezweifelt, daß dieſer der Anſtifter des meuchelmörderiſchen Ueberfalls geweſen ſei. Trotz jugendlicher Schönheit war ihr der junge Mann immer zuwider geweſen; jetzt aber, nach dieſer That, war er ihr verhaßt. Als er nach einigen Tagen, da ſie ſich eben bei dem Vater befand, in deſſen Zimmer trat, empfing ſie ihn mit ſchneidender Kälte, faſt mit Verachtung, doch ließ er ſich dadurch nicht irren. „Fräulein" ſagte er mit pathetiſchem Tone „Obriſt Roſen, wahrſcheinlich einer der Ritter von König Arthurs Tafelrunde, ſendet mich, den ein Zufall in ſeine Hände gab, als Gefangenen zu Euch, der Dame ſeines Herzens — Ich ſoll ſo glücklich ſein, in Eurer Nähe zu weilen, und mich der Wonne Eures Anblicks zu erfreuen, während er im Kriegslager, fern von ſeiner Dame ſich langweilt. Ihr ſollt mir, Euerm Sclaven, die Ketten anlegen, die noch keiner zu brechen vermochte, während er, ſo wie es mir ſchien, bis jetzt Euern Feſſeln entgangen iſt."

„Ritter!" erwiederte Margarethe im nämlichen Tone,

gangenheit aufs Neue in mir aufsteigen? Will sie das Maas meines Elendes füllen?

Sie kömmt in guter Absicht, sagte der Klausner. Laßt sie eintreten, sie harrt schon draußen.

Das Herz der Königin sprach auch jetzt noch, vielleicht des Bruders wegen, für Bianca, obgleich sie Ursache zu haben glaubte sie zu hassen, selbst zu verachten. Es wurde ihr nach langem Kampfe nicht leicht, die Worte zu sagen: Sie komme!

Kaum hatte die Königin dies ausgesprochen, als der Klausner hinausging, Bianca hereinstürzte und sich zu Constanzens Füßen niederwarf. Sie wollte sprechen und vermochte es nicht, sie wollte bittend ihr Auge nach der Gebieterin aufschlagen, und mußte es schuldbewußt zur Erde senken. Schluchzend hielt sie die Knie der Gebieterin umfaßt, die, von dem Seelenzustande des Mädchens gerührt, sie aufzustehen bat und sich freundlich zu ihr neigte. Aber noch hatte Bianca nicht Fassung genug, noch war sie nicht Herrin ihrer Empfindungen, noch brach ein Strom von Thränen hervor und hemmte jedes Wort, das sich auf ihre Lippen drängen wollte, sie blieb knieend zu den Füßen der Königin lie-

en.

Faßt Euch, Bianca d'Altavilla, sprach endlich Constanze, der dieser Zustand peinlich zu werden begann. Steht auf und sagt mir, was Euch hierher führt. Ihr wißt, ich bin jeder Ueberspannung abhold, und selbst die Reue muß sich ohne Leidenschaft aussprechen. Faßt Euch, steht auf und redet!

Hatte die anscheinende Kälte, mit welcher die Königin dies sagte, Bianca Ruhe und Bewußtsein wiedergegeben, oder war diese Ruhe der Ueberspannung gefolgt, sie erhob sich, küßte die Hand Constanzens, und sagte mit bebender Stimme: Königin, ich komme, mir Eure Verzeihung zu verdienen, wenn ich, ohne es zu wollen, gegen Euch gefehlt haben mag. Versagt sie mir nicht, ich wäre sonst sehr unglücklich.

Constanze antwortete nicht, sie war von Mitleid und Haß, von Wohlwollen und Unwillen zugleich berührt; zu stolz, Bianca anzuklagen, glaubte sie sie doch zu schuldig, um sie nicht verdammen zu müssen.

Offen, als stände ich vor meinem ewigen Richter, begann jetzt Bianca, und preßte die Hand der Königin noch einmal an ihre Lippen, offen will ich gegen Euch meine milde Gebieterin seyn und meine Schuld frei bekennen, aber

glaubt auch meinen Worten, vertraut meinem Herzen, das stets an Euch hing.

Setzt Euch, sagte die Königin kalt, und laßt mich hören, was Ihr mir zu sagen habt. — Bianca gehorchte, doch bedurfte es einiger Zeit, ehe sie so viel Fassung gewann, um zu beginnen.

Königin! sprach sie, an der Trennung Eurer Ehe bin ich nicht ganz schuldlos.

Das weiß ich! unterbrach sie die Königin mit Heftigkeit, doch schnell war diese vorüber, und sie sagte ruhig: Fahrt nur fort, ich werde Euch nicht wieder unterbrechen.

Ich sah, daß des Königs Liebe zu Euch erkaltet war, fuhr nun das Fräulein fort, glaubte die Ueberzeugung zu haben, auch Euer Herz fühle sich nicht durch ihn beglückt, und so — versuchte ich nicht, des Königs Entschluß wankend zu machen, vielmehr bestärkte ich ihn darin. — Die Königin wollte bei diesen Worten sie von Neuem unterbrechen, doch mochte sie ihres Versprechens gedenken und schwieg. — Ich gestehe, ergriff Bianca nun weiter den Faden der Erzählung, daß vielleicht eine dunkle Hoffnung mir vorschwebte, die doch nie klar, nie zum Wunsche in mir geworden ist; sie hat aber meine

Handlung nie bestimmt, blos der kühne Gedanke, Euch und — meinen Bruder glücklich zu machen. Ich unternahm ein gefährliches Spiel, das Euch, das mich unglücklich machen konnte, ich täuschte mich in dem Herzen meiner Königin, welches ich mehr dem Eindrucke der ersten Liebe, als dem der strengen Pflicht geöffnet glaubte. Ja, Herrin, ich habe mit tiefem Schmerze Euch dulden sehen, habe tausendmal mein leichtsinniges Spiel bereut —

Und was soll dies Bekenntniß, Bianca? nahm jetzt die Königin das Wort. Was kann es mir jetzt für Trost bringen? Euer eigenes Bewußtseyn ist Euer Richter, nicht ich, und meine Verzeihung kann nur ein flüchtiger Balsamtropfen für Euch seyn.

Ich nehme ihn als den einzigen Tropfen Wonne, der mir noch werden kann! erwiederte Bianca leidenschaftlich.

Habt Ihr den Becher so gierig geleert? fragte die Königin mit Bitterkeit.

Ich habe nicht aus ihm genippt, ihn nicht an meine Lippen gesetzt, erwiederte Bianca, ich habe ihn Euch reichen wollen. — Doch die Vergangenheit steht unerschütterlich, Gott selbst kann sie nicht ändern. Darum laßt uns einen

Schleier über sie werfen, und schnell zur Sache, ehe ein hartes Wort meiner Königin mir zum Vollenden den Muth nimmt. Euer Vater sitzt gefangen im alten Kastell, und der König, den er durch Worte schwer beleidigt haben muß, hat seinen Tod beschlossen. — Und Ihr hört das so ruhig? fuhr Bianca, sich vergessend, auf. Ihr hört dies so ruhig an, als ob ich Euch das Gleichgültigste erzählte; und es betrifft das Wohl Eures Vaters?

Soll es mich vielleicht beunruhigen? fragte Constanze, und ihr Auge traf forschend Bianca. Doch fahret nur fort; was soll ich zu seiner Rettung thun?

Diese mit Gleichmuth gesprochenen Worte brachten Bianca anfangs außer Fassung, doch bald waren sie der Grund, daß ihr aufgeregtes Gefühl schwieg, sie kalt wurde, wie es Constanze zu seyn schien, und nur noch ihren Verstand sprechen ließ. Ihr ahnet, Königin, weshalb ich hier bin. — Der König verlangt, daß Ihr öffentlich Eure Ehe mit ihm für getrennt erklären und Euch feierlich dem Ausspruche des Papstes unterwerfen sollt, dann will er Euren Vater in Freiheit setzen, ihn nach Kräften unterstützen, und Euch —

Mich mag er meinem Schicksal überlassen! unterbrach die Königin sie schnell. Aber ist es wahr, daß mein Vater gefangen sitzt? fragte sie jetzt, da sie ihre Unruhe nicht länger verbergen konnte. Droht ihm wirklich Gefahr?

Gewiß, Königin! Wie könnte ich es wagen, Euch so zu hintergehen?

Constanze stand jetzt von ihrem Sessel auf und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Was ist der Stolz gegen Kindesliebe, was eine Krone gegen des Vaters Glück! rief sie. Sagt Eurem Könige, wenn er mir Gewähr leisten könne, daß er das, was er verspricht, erfülle, wollte ich thun, was er von mir verlangt.

Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt, meine Königin, nahm Bianca von Neuem das Wort. Jetzt trete ich besonders strafbar vor Euch. In dem Augenblicke, wo mir Ladislaus das vertraute, was ich Euch eben sagte, wachte ein schon lange genährter Wunsch lebhaft in mir auf. König, sprach ich, Worte verhallen im Winde, die That steht unwiederruflich fest. Vermählt Eure Gemahlin, und es bedarf keiner öffentlichen Erklärung, keiner feierlichen Anerkennung der päpstlichen Bulle, und Ihr

könnt ohne Hinderniß der Prinzessin von Cypern die Hand reichen.

Bianca! fuhr die Königin auf.

Vermählt sie dem Grafen von Capua, lohnt Eurem Günstling mit der Hand der schönen Frau, und macht mich dadurch zu Eurer ewigen Schuldnerin, fuhr sie fort.

Und der König? fragte Constanze.

Willigte ein —

Und d'Altavilla?

Ahnet nicht das Glück, das ihm lächelt.

Da füllten sich die Augen der Königin mit Thränen, sie hob den Blick gen Himmel, warf sich an ihrem Betstuhle nieder, streckte die gefalteten Hände empor, sprang von Unruhe getrieben wieder auf. Luft, Luft! rief sie. Meine Brust zerspringt, mein Herz erliegt unter seinen eigenen Schlägen. Ach, nur einen Strahl, nur einen einzigen Strahl des Lichtes sende mir, barmherziger Gott, daß er mich erleuchte, mich auf den rechten Weg führe!

Denkt an Euren Vater! unterbrach Bianca den Ausbruch der Leidenschaft Constanzens, die von Wonne und Schmerz zugleich durchzuckt, aufjauchzen und doch weinen mochte. Die Pflicht gebietet, mein Schicksal reißt mich un-

widerstehlich fort, ich muß! rief sie jetzt aus, warf noch einen Blick gen Himmel, dann fragte sie Bianca: Ahnet Euer Bruder nichts von alle dem?

Daß ihm das Glück so nahe steht, ahnet er nicht.

Ist der König von meiner frühern Neigung zu ihm unterrichtet?

Dem Könige blieb sie Geheimniß.

So geht zu Ladislaus, sagt ihm — O welcher Zwiespalt zerreißt mein Herz — unter Thränen spreche ich das Wort der Wonne! — Sagt dem Könige, ich wollte gehorchen, meinen Vater zu retten, wollte ich dem Grafen von Capua, gegen die Stimme meines Gewissens, die Hand reichen.

Mit diesen Worten stand Bianca am Ziele ihrer Hoffnungen, ihrer sehnlichsten Wünsche; noch einmal warf sie sich der Königin zu Füßen. Dank Euch, Dank, edle Frau! rief sie, von Freude erglühend, Ihr gebt mir das Leben, die verlorne Ruhe wieder. Mein Bruder, mein geliebter Bruder, o kenntest Du Dein Glück!

Ich opfere mich für das Wohl meines Va-

ters, sprach die Königin ernst, nur sein Schicksal konnte mich bestimmen.

Nicht auch Euer Herz? fragte Bianca, das glühende Auge zur Königin aufschlagend.

Es schweigt und bricht, wenn die Pflicht es verlangt, sagte Constanze, Bianca aufhebend, die sie in ihre Arme schloß. Lange ruhten sie hier, ihr Gefühl hatte nicht Worte, jede mochte den Traum der Zukunft erfüllt sehen, so daß sie das Eintreten des Klausners nicht bemerkt hatten, der schon längst hinter ihnen stand.

Ich habe gehört, was sich hier zugetragen, sagte er jetzt und schreckte Beide aus ihren Träumen auf, und frage Euch, Königin, auf Euer Gewissen: Bewog Euch nur die Nothwendigkeit, Euren Vater zu retten, nicht die wieder erwachte Liebe, Euch dem Willen des Königs zu fügen?

Nur meinen Vater zu retten wollte ich gegen mein Gewissen handeln, hoffend, Gott werde es mir vergeben. Meine Liebe war bisher durch die Tugend in Schlaf gewiegt, sie würde es auch noch ferner seyn.

So wißt, Euer Vater ist auf unbegreifliche Weise aus dem Gefängnisse entflohen und gerettet, Euer Opfer nicht mehr nöthig.

Bleich wie vom Hauche des Todes berührt stand Constanze vor dem Klausner, und blickte leblos in das Auge des Waldbruders, der, die Wonne und Schmerzen der Liebe wenig kennend, aus Gutmüthigkeit die Königin aus einer Verlegenheit hatte ziehen wollen. Sie seufzte tief auf. Erwartet mich, sagte sie zu Bianca, und ging langsamen Schrittes in ihr Schlafgemach.

'Was habt Ihr gemacht, rief die zürnende Bianca dem Einsiedler zu. Habt Ihr absichtlich Euch dem Willen des Königs entgegensetzend, den Himmel dieser Unglücklichen zerstört? Welcher Dämon ließ Euch ein Geheimniß verkünden, das mir und ihr jetzt nicht offenbart werden mußte.

Die Pflicht, erwiederte er ruhig. Noch steht es ja in dem Willen der Königin, nach ihrem Herzen zu handeln; aber ich glaube, sie wird ihrem Gewissen folgen, fühlen, daß Bonifacius in Rom nicht die Macht hat, das Band der Ehe zu lösen.

Indem er dies sagte, trat Constanze wieder ein. Bianca, sprach sie mit bebender Stimme! Sagt dem Könige, da ich für meinen Vater nicht mehr zu fürchten hätte, so fände ich auch

obgleich von dieser frechen Anrede empört — „Ich schenke Euch mit Freuden Eure Freiheit, denn ich wüßte Euch wahrlich, selbst als Sclaven, nicht zu gebrauchen. Zu nächtlichen Abentheuern, wo der feigste den bravsten Kriegsmann meuchlings niederstoßen kann, würdet Ihr bei mir keine Gelegenheit finden — deshalb verlaßt mit Gott diese Stadt; Euer Bann ist gelöst! —"

Bleich wie der Tod, zähneknirschend vor Wuth, stand Ossa vor der Zürnenden; er wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, aber es gelang ihm nicht. Zu tief beschämt, schlug der Gedanke, daß man von jener unedlen Handlung unterrichtet sei, anfangs seine Frechheit nieder, doch bald ermannte er sich. „Fräulein" erwiederte er und sein Auge blickte heimtückisch auf Margarethe. „Ich habe zwar Eure weise Antwort nicht ganz verstanden, aber so viel ist mir dennoch daraus klar geworden, daß Ihr mir Bittres, Unfreundliches, ja Beleidigendes sagen wolltet. Euern Hohn zu ertragen, dünk' ich mich zu groß, Ihr seid jedoch für meine Rache nicht zu klein — Lebt wohl, vergeßt den Grafen Ossa nicht ganz — doch das sollt Ihr nicht, er wird schon wissen, sich gelegentlich in Euere Erinnerung zurückzurufen — Euch unserer Freiheit aber frage ich, ob Ihr vielleicht auf Euern Gütern in Schwaben etwas zu besorgen habt; gern soll es auf freundschaftliche Weise durch meinen Vater geschehen. Gott befohlen!" Dies sagend verließ er mit höhnischem Lächeln das Zimmer.

„Was hast du gemacht?" zürnte der erschreckene Vater.

„Einen Buben gezüchtigt, dessen Drohung ich verachte" erwiederte sie stolz.

„Und was kann dir dergleichen nützen?" fuhr der

keine Veranlassung mehr, mich in seinen Willen zu fügen. Meiner Ueberzeugung nach wäre ich an ihn gebunden für immer — Kindespflicht hätte mich zwingen können — nur sie.

Und kennt Ihr die Folgen Eurer Weigerung, unglückliche Fürstin? unterbrach sie Bianca; Constanze verneinte es. Mit Gewalt läßt Euch der König zum Altare schleppen, mit Gewalt wird Eure Hand in die Hand meines Bruders gelegt, und was Liebe der Liebe freudig an heiliger Stätte geben sollte, das giebt die Gewalt.

Des Herrn Wille geschehe! sprach Constanze. Der Gewalt muß selbst eine Königin weichen, findet sie keinen Arm, der sie schützt. Will der Graf von Capua das Opferlamm aus der Hand des Königs empfangen, so nehme er es —

Herrin! fiel ihr Bianca leidenschaftlich in die Rede, ergriff ihre Hand und zog sie mit sich fort nach dem Fenster. Sprecht ein Wort, ein einziges Wort aufrichtig aus. Werdet Ihr, Constanze von Clermont, Andreas d'Altavilla hassen, wenn er, der Nothwendigkeit nachgebend, das erzwungene beglückende Ja von Euren Lippen vernimmt? Seid wahr! — Die

Ruhe meines Lebens, sein Glück und vielleicht sein Leben hängt an diesem Wort! Zitternd stand die Königin vor der Aufgeregten. Bei Eurer Seligkeit beschwöre ich Euch! rief nochmals Bianca — und Constanze stammelte ein leises: Hassen könnte ich ihn nicht.

16.

Ein dumpfes Gerücht durchlief am andern Morgen die Stadt, die verstoßene Königin werde heute zur Kirche geführt und dort mit einem Herrn vom Hofe vermählt. Ganz Gaëta war in Bewegung, denn in damaliger Zeit war Trennung der Ehe noch nicht so allgemein, und nur in seltenen Fällen machten die Päpste von Petri Vollmacht Gebrauch. Auch bis zur Hütte, in der Manfred sein Asyl gefunden hatte, war diese Nachricht gedrungen, und die guten Leute, die wirklich mit seltener Liebe ihren Pflegbefohlenen warteten, unterließen nicht, ihm diese Neuigkeit mitzutheilen, um ihn zu zerstreuen.

Das ist ein Mährchen, erwiederte ihnen Manfred unwillig, ein Mährchen, zu irgend

einem listigen Zwecke ausgesonnen. Glaubt das nicht, Ihr guten Leute; die Königin ist des Grafen Manfred von Clermont Tochter, und solcher entehrenden Handlung nicht fähig. Die Tochter, die eben vom Markte kam, bestätigte jedoch die Nachricht, der Lärm und das Gelaufe auf der kleinen Straße ließen auch wirklich auf eine bedeutende Begebenheit schließen, und der alte Graf ward unruhig und nachdenkend. Ich habe so viel verloren, dachte er, als der Bruder seines Wirthes, auch die nämliche Nachricht bringend, heimkehrte, glaubte mein Grab geöffnet zu sehen, in das ich ehrenvoll hinabsteigen könne, und sollte ich das noch erleben müssen! Ach warum hat denn der Tod den dürren Halm nicht früher abgemäht. Er beschloß nun, sich selbst zu überzeugen, stellte sich deshalb krank, legte sich auf sein Lager nieder, schloß die Augen und that, als ob er schliefe.

Während der Alte sann, wie er seinen Wächtern entgehen könnte, kehrte d'Altavilla, eben von dem Könige kommend, zu seiner Schwester zurück. Weiß Gott, Bianca, sprach er im Hereintreten, ich gehe mit traurigem Herzen meinem Glücke entgegen. Ich habe die Gewißheit, sie liebt mich, und doch dünkt mich

die Art, wie ich zu ihrem Besitze gelangen soll, entehrend; o könnte ich nur einen tiefen Blick in ihr verschlossenes Herz thun!

Sei genügsam, Andreas, und verbittre mir nicht den Tag, er könnte für mich leicht der letzte glückliche seyn, erwiederte Bianca. Du hast die Ueberzeugung, Constanze liebt Dich, was willst Du mehr? Sie widerstrebt nur, ihr Glück selbst herbeizurufen, um vor der Welt und vor sich selbst gerechtfertigt zu seyn; nach wenigen Tagen genossenen Glückes ist dies Alles in Deinen Armen vergessen.

Aber ihr Vater? sagte d'Altavilla bedenklich.

Weiß Gott, wo der auf seiner Flucht umherirrt.

Ich habe ihn gerettet, Bianca, halte ihn in Gaëta verborgen, und hoffe, der König wird es mir, wird ihm verzeihen.

So hast Du Dir des Vaters Dank erworben, was verlangst Du noch von ihm? meinte die Schwester, wollte heiter scheinen und war vielleicht die Betrübteste. Sei gutes Muthes, Andreas, schmücke Dich Deiner Gattin würdig,

empfange Constanze mit der festen Zuversicht, daß Du sie verdienst, ich gehe jetzt mit meinen Frauen, auch sie Deiner würdig zu schmücken.

Sie ging und war bald bei der Königin. Ihr habt es mir erlaubt, meine Gebieterin, heute mein ehemaliges Amt auszuüben; ich komme daher mit Schätzen beladen, Euch so herrlich zu schmücken, als es Eure Schönheit verdient.

Ein Opferlamm naht immer bekränzt dem Altare, erwiederte Constanze mit Fassung. Schmückt mich, wie Ihr wollt, ich dulde Alles; ich gehöre heute nicht mir, nur meinem finstern Geschicke an. Ich werde mich nicht sträuben, aber freiwillig rolle ich keine Locke meines Haares.

Bianca ließ nun Gewand und Schmuck vor der Königin ausbreiten, die, obgleich sie eben gesagt, daß es ihr gleichgültig sei, wie man sie schmücken würde, doch bei dem Anblicke des nämlichen Gewandes, das sie beim Feste Johannes des Täufers trug, als der Bischof ihre Ehe trennte, bei dem Anblicke des Tuches von Goldstoff und der Perlenschnur erschrocken

zurückfuhr. Dies soll ich heute tragen, warum eben dies?

Der König befahl es, erwiederte Bianca verlegen. Noch nie habe er Euch so reizend gesehen, als an diesem Tage, und er wünsche Euch noch einmal so zu sehen.

Constanze lächelte bitter. So edeln Sinnes sie auch war, so erhaben über jede kleinliche Eitelkeit sie sich auch fühlte, konnte sie sich doch nicht des Wunsches erwehren, so schön dem Könige zu erscheinen, daß es ihn gereuen müsse, sie leichtsinnig verlassen zu haben. Nicht in der Hoffnung, ihn zu fesseln, hegte sie den Wunsch, denn nur für ihre Ehre, nicht für ihre Liebe, hatte sie sich gegen die Trennung gesträubt, aber das edelste Weib bleibt immer nur eine Tochter Evens, und auch Constanze war nicht ganz ohne Schwäche. Geduldig wie ein Opferlamm wollte sie sich schmücken lassen, und ordnete dennoch, wie zufällig, manches, von dem sie glaubte, es erhöhe ihren Reiz. Doch sie betrog sich selbst; sie glaubte, indem sie sich schmücke, dem Könige wehe thun zu wollen, und doch that sie es wohl mehr, um d'Altavilla zu gefallen, denn in der kurzen Zeit,

in

in welcher sie sich ankleidete, ward sie mit dem Gedanken, seine Gattin zu werden, vertrauter, als sie es in der langen durchwachten Nacht geworden war. Die Liebe behauptete auch hier ihr Recht, und Pflichtgefühl und Stolz vermochten nur noch den äußern Schein zu bewahren.

Dieser Seelenzustand Constanzens entging der alles beobachtenden Bianca nicht, und sie fand sie in ihr Schicksal ergebener, als sie erwartet hatte, nur fürchtete sie den Augenblick, wo die Königin ihre Hoheit ablegen, und am Altare Andreas als ihren Verlobten empfangen sollte.

Constanze war nun geschmückt; nicht dem Gram war es gelungen, die Rosen ihrer Wangen zu bleichen, nicht den Thränen, die sanfte Gluth ihrer Augen zu löschen, herrlich stand sie da, warf noch einen wehmüthigen Blick in den Spiegel, und setzte sich dann, ihr Schicksal überdenkend, an das halboffene Fenster. Jeder Schritt, den sie vernahm, schreckte sie auf, sie glaubte, d'Altavilla nahe, sie fühlte dann ihr Herz wider Willen so mächtig klopfen, sie fürchtete dann, es möchte zu laut, zu freudig

schlagen, und sie öffentlich die Würde nicht behaupten, die zu zeigen ihr Pflicht schien. Da weckte sie das dumpfe Geläute der Glocken aus ihrem Sinnen, von allen Thürmen der Stadt hallte der feierliche, so oft Freude als Trauer verkündende Ruf. Auch in Constanzens Herzen hallte beides wieder, es war der Königin Grabgeläute, Constanzen von Clermont war es der Ruf zum Bunde der Liebe. Jetzt, ehe sie sich noch von dem Gefühle, das das Geläute in ihr erregt, erholt hatte, vernahm sie Pferdegetrappel. Er ist's! rief sie, wollte vom Fenster weg, doch hielt es sie fest, sie blickte hin, von woher das Geräusch kam. Es war nicht d'Altavilla, es war ihr Leibknappe, den weißen reichgeschmückten Zelter führend, den ihr der Herzog von Mailand in den Tagen ihres Glücks verehrt hatte; er wieherte freudig, als erkenne er seine Herrin, Ludovico aber, der Knappe, grüßte traurig die Königin und führte mit gesenktem Haupte das edle Roß in den Hof des alten Gebäudes. Gleich darauf mischte sich das Geschmetter der Trompeten unter das dumpfe Geläute der Glocken. Jetzt wird er kommen! rief Bianca, sich vergessend, und hielt Constanze,

die etwas vom Fenster zurückgetreten war, und mit dem Ausrufe: Es ist der König! bleich auf den Sessel zurücksank, bei der Hand fest. Ja der König ists! raunte ihr Bianca zu, er selbst will Euch zur Kirche führen, widersetzt Euch nicht seinem Willen, legt ihm keine böse Absicht unter.

Constanze warf einen Blick gen Himmel. Herr! betete sie leise, gieb mir Muth und Kraft, das, was mir auch heute begegnen könnte, standhaft und in Demuth zu ertragen, laß mich nicht vor dem Manne erbeben, der zu meinem Schmerze noch den Hohn gesellt, laß mich ihm gegenüber stark seyn, Herr, gieb mir dazu den Muth! Kaum hatte sie dies Gebet beendet, als sie den König mit seinem Gefolge nahen hörte. Sie erhob sich, eine flüchtige Röthe färbte wieder die erbleichten Wangen, und der Himmel hatte ihr Gebet erhört, denn sie stand eine Königin da, ihn zu empfangen. Jetzt öffnete sich die Thür; Ladislaus trat ein, warf einen nur flüchtigen Blick auf Bianca und nahte sich dann der Verstoßenen. Constanze von Clermont! redete er sie an. Da der heilige Vater uns getrennt, Graf Manfred, ein Bettler, umherirrt, so hielt

ich es, mancher Eurer Tugenden eingedenk, für gerecht, Euch zu versorgen. Ich wählte hierzu einen Mann, den ich liebe, der meinem Herzen werth ist, dem ich mit Reichthümern und Ehrenstellen seine Anhänglichkeit an mich belohnen werde. Erkennt darin, so wie daß ich selbst komme, Euch ihm zuzuführen, mein Wohlwollen. — Constanze neigte sich und schwieg. — Euer Starrsinn wird mir lästig! fuhr der König fort. Setzt Euch nicht aus, daß ich dem Volke ein Schauspiel geben und Euch mit Gewalt zum Altare schleppen lasse.

König Ladislaus! nahm Constanze das Wort, ein unglückliches Weib zu zwingen, bedarf es für den Tyrannen nur eines starken Armes. Möchte es Euch doch so leicht werden, König Ludwig von Anjou wie Eure Gemahlin vom Throne Neapels zu stoßen. Widerstand wäre unnütz, wäre Thorheit, doch erkläre ich hiermit, daß ich nur der Gewalt weichend zur Kirche gehe und dem Grafen Andreas von Capua meine Hand reiche.

Mir gleichviel, ob gezwungen oder freiwillig! unterbrach sie der König. Wenn nur mein Wille geschieht. Ein sattsames Gefolge ist be-

Alte fort „Er iſt der Sohn eines bedeutenden Mannes, unſre Güter jenſeits des Rheines ſind in ſeiner Gewalt. Wie leicht kann des Sohnes Rache alle meine bisherigen Aufopferungen bei dem Vater unnütz machen. Ein Wort von ihm, und meine Schlöſſer gehen in Flammen auf, meine Heerden werden weggetrieben — ich bin ein Bettler, und Niemand kümmert ſich mehr um uns. —"

„Ihr würdet ein Bettler?" wiederholte ſie in Nachdenken verſunken vor ſich hin „Und Margarethe Eyp wäre dann ein armes, unbedeutendes Mädchen, dem der Himmel nichts gelaſſen hätte, als ihren Stolz, als ihre jugendliche Geſtalt? — Ob er dann wohl noch um mein Herz ſich bewerben würde? — ob ihn dann noch meine Hand beglücken könnte?"

„Von wem ſprichſt du?" unterbrach der Vater ihr Selbſtgeſpräch.

„Von wem ich ſprach?" wiederholte ſie errötend — „Von wem könnte es ſein" ſagte ſie feurig „als von Obriſt Roſen; er iſt ja der einzige Mann, dem meine Achtung ward."

„Wunderliches Mädchen!" ſagte der Vater lächelnd „Wenn auch meine Güter in Schwaben verwüſtet würden, blieb mir doch noch genug Geld und Gut, um für einen armen Kriegsmann die Tochter hinlänglich auszuſtatten, die überdies von der Natur mit ſo viel Schönheit begabt iſt."

„Und wenn auch ſie verginge!" ſprach ſie wieder halbleiſe für ſich „Wenn der Sturm an einem rauhen Frühlingstage die Blüthe knickte und ſie dahin welkte, würde er auch dann noch? — Ich glaube!" rief ſie leidenſchaftlich — „Ja, er würde mich um meiner ſelbſt willen lieben, ohne Schönheit, ohne Gut! — Ja, ich fühle es

reit, der Bischof erwartet Euch, die Glocken rufen, reicht mir die Hand! Mit Schauder legte Constanze ihre Hand in die des Königs, auch ihn mochte es sonderbar durchzucken, als er die ihrige fühlte; er führte sie schweigend die Treppe hinab in den Hof. Da drängte sich Peppo, der Narr, an sie heran und reichte ihr einen Kranz. Nimm, sprach er, diese Krone von Rosen, gute Frau, statt der goldpapiernen, die Du bis jetzt getragen hast, sei fortan Königin in Deinem Hause, da Du bisher nur eine Königin ohne Land warst.

Werft den Narren ins Gefängniß und gebt ihm zwanzig Streiche! befahl der König, doch als Constanze sich überwand, für ihn zu bitten, begnadigte ihn Ladislaus und sagte, des Armen spottend: Hast Du mich einen König ohne Land genannt, Narr! so sei Du ein Narr ohne Wein; Du trinkst von heute an so lange Wasser, bis ich in Neapel gekrönt bin.

Armer Peppo! seufzte der Narr, da wirst Du lange den herrlichen Falerner entbehren müssen.

Indessen hatte Constanze ihren Zelter bestie-

gen, der König mit seinem Gefolge sich auf ihre Rosse geschwungen, und von den Frauen ihres ehemaligen Hofstaates gefolgt — Bianca war nicht unter ihnen — zog sie zur Rechten des Königs durch die dichten Reihen des Volkes, das sie jedoch nicht mehr als Königin begrüßte, denn die Söldner des Ladislaus standen gewaffnet in allen Straßen und hielten das Volk im Zaume. So gelangten sie bis zur Kathedrale: hier stieg der König ab, auch Constanze, deren Muth zu wanken begann. Tretet ein! sagte Ladislaus, als sie sich dem Portale gegenüber befanden, an welchem der Bischof sie erwartete. Constanze aber blieb ruhig stehen, wandte sich plötzlich nach dem Bilde der Mutter Gottes, die in einer Nische unter dem Portale stand, kniete nieder und betete. Andacht erfaßte die Umstehenden, keiner wagte das Gebet der frommen Dulderin zu stören, alle Hände waren gefaltet, eine feierliche Stille schwebte in dem dichten Kreise der Menge. Jetzt erhob sich Constanze. Was befiehlt König Ladislaus? fragte sie diesen.

Daß Ihr, Constanze von Clermont, an dem Hochaltare dem Grafen von Capua die Hand

zum heiligen Bande reicht, erwiederte der König.

Und wenn ich Euren Willen zu thun mich weigere?

So führe ich Euch mit ſtarkem Arme zu den Stufen des Altars! ſagte der junge König, ihre Hand ergreifend.

Bürger von Gaëta, Ihr meine Freunde! rief die Königin mit lauter Stimme. Nicht freiwillig, nur der Gewalt weichend, gehe ich zum Altare.

Thorheit! rief der König, und zog ſie über die Schwelle des Portals, wo der Biſchof ſie ſegnend empfing.

Conſtanze kniete vor ihm nieder, er beſprengte ſie mit dem geweihten Waſſer, ſprach ein Gebet über ſie, dann ergriff ſie Ladislaus von Neuem bei der Hand, welches ſie ohne Murren duldete, und führte ſie einige Schritte dem Grafen von Capua entgegen. Nimm dieſes herrliche Kleinod aus meiner Hand, ſprach er zu Andreas. Wäre ſie eines Fürſten Tochter geweſen, hätte ich mich nimmer von ihr getrennt.

Ohne nach d'Altavilla aufzublicken, faſt bewußtlos, folgte ſie ihm durch die hohe Kathedrale; er wagte kein Wort zu ſprechen, ſie nicht ihn anzuſehen; ſo traten ſie vor den Altar, wo ein Prieſter die Meſſe las.

17.

Während ganz Gaëta auf den Beinen war, den feierlichen Zug der Königin nach der Kirche zu ſehen, und des Grafen Manfreds freundlicher Wirth nebſt ſeinem Bruder, in voller Rüſtung, die Hellebarde in der Hand, zu der Fahne wandern mußte, ward der Alte der Fürſorge der Weiber anvertraut und lag immer noch ſtöhnend auf ſeinem Lager. Als jedoch die Glocken zu lauten begannen, die Tochter, der Neugierde nicht widerſtehen könnend, ſich aus dem Zimmer ſchlich, die Mutter ihr bald folgte und er die Hausthüre verſchließen hörte, hielt ihn nichts mehr zurück. Er ſprang auf, ergriff ein altes verroſtetes Schwert, das er ſchon am vorigen Tage in einer Ecke hatte ſtehen ſehen, barg es unter ſeinem zerlumpten

Mantel, eilte hinaus, von einem kräftigen Stoße sprang die Thüre bald auf und er sah sich in Freiheit. Auf seinem Lager hatte er lange mit sich Rath gehalten, was er in diesem Falle thun wolle, war aber nie zu einem bestimmten Entschlusse gekommen. Die Trauung seiner Tochter zu verhindern, das war wohl der Zweck, wie aber, stand nicht klar vor ihm. Sein Leben zu wagen, und mußte es seyn, den König und den Schranzen, der sein Kind als Weib heimführen solle, eher zu morden, als dies zu dulden, dieß war sein fester Entschluß.

Unbekannt in Gaëta stand er einen Augenblick in dem abgelegenen Theile der Stadt, ohne zu wissen, wohin er sich wenden solle, denn abermals vernahm er Lärm, und von allen Thürmen hallte Glockengeläute; da trat ein alter Mann hinter einem eine kleine Kapelle umgebenden Gemäuer hervor, schloß vorsichtig die Pforte hinter sich, und kam, ein Grabscheit in der Hand, gerade auf Manfred zu.

Guter Freund! redete ihn dieser an. Ich bin ein alter fremder Mann und hier in der Stadt unbekannt, wollt Ihr mir wohl sagen, wohin ich mich wenden muß, den Zug der Königin zu

ſehen, die zu ihrer Vermählung gewaltſam zur Kirche geſchleppt werden ſoll?

Still, alter Pilger, unterbrach ihn der Mann mit dem Grabſcheit, ſprecht nicht ſo laut von dergleichen, die Söldner ſind heute auf den Beinen, wenn einer es hörte. — Doch kommt nur mit mir, auch mich trieb die Neugier, den Zug anzuſehen, von der Arbeit fort. Halb iſt das Bett gemacht, und ehe es Mittag wird und das Glöckchen läutet, wird die andere Hälfte auch wohl fertig werden.

Wer ſeid Ihr? fragte Manfred, den Mann mit dem Grabſcheit ſtarr anſehend.

Ein Mann, der den Undank der Welt bei magerer Koſt empfindet. Alle bringe ich zur Ruhe und doch weiß es mir Keiner Dank.

Ihr ſeid?

Ein Todtengräber. — Nur meines Armes und eines Spatens bedarf es, ſo iſt in einer Stunde ein Grab fertig und Ihr könnt Reiche und Arme hinein legen, einer hat ſo gut Platz darin als der Andere, und Alle ſchlafen dort ſanft. Aber kommt doch, was ſeht Ihr mich ſo ſonderbar an, fürchtet Ihr Euch vor mir?

Wen, so wie Euch, Lumpen decken, der sollte Gott danken, wenn ich ihm ein Lager bereite, wo er endlich einmal sorgenlos schlafen kann. Kommt, bald sind wir auf St. Thomas, da giebt es schon etwas zu sehen, und dann verspreche ich Euch auch aus guter Bekanntschaft, die wir eben gemacht, Euch, wenn Ihr wollt, ein Grab umsonst zu graben.

Graf Manfred gedachte bei diesen Worten an seine Unterredung mit Alberic von Barbiano. Der Anblick dieses Mannes mit seinem Grabscheite, der ihn durch die öden, abgelegenen Gassen begleitete, erschütterte ihn, es schien ihm keine gute Vorbedeutung zu seyn. Unwillkührlich faßte er nach dem Schwerte unter dem Mantel, und versuchte, ob der Rost es nicht in der Scheide zurückhielt; leicht folgte es dem Zuge der Hand.

Jetzt kamen sie bei St. Thomas an, wo das Volk schon nach der Kirche zu wogte; der Zug war vorüber, nur noch in der Ferne vernahm man schwach der Trompeten Klang. Jetzt schwieg eine Glocke nach der andern, und verhallte wie der letzte Seufzer eines Sterbenden in der Luft. Sie sind nun schon in der Kirche,

raunte der Todtengräber seinem Begleiter zu, wir kommen zu spät. Wollt Ihr mit mir das Grab graben helfen, so will ich aus Mitleid meine Mahlzeit mit Euch theilen! Er faßte hierbei gutmüthig Manfreds Arm, der ihn aber zurückstieß, sich von ihm losriß und in das Gewühl des nach der Kirche strömenden Volkes stürzte, alles vor sich niederrannte und sich Bahn brach.

18.

Die Messe war beendet, der Bischof trat vor den Altar und winkte dem Grafen von Capua, näher zu kommen. Er gehorchte, Constanze folgte ihm mit wankendem Schritte, allgemeine Theilnahme begleitete sie. Sie vernahm nicht, was der Bischof sprach, ihr Gemüth war erschüttert, ihre Gedanken nicht geordnet, ihre Empfindungen so widerstreitend, daß sie fast ohne Bewußtsein vor dem Altare stand, nur fühlte sie zuweilen den leisen Druck von d'Altavilla's Hand, der bald stechend sie durchzuckte, bald wie eine wohlthätige Wärme sie

durchschauderte. So bewußtlos sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme das bindende Ja, und erst, als sie, den Altar verlassend, von dem freudigen Schmettern der Trompeten begrüßt wurde, das wilde Jauchzen des Volkes sie aus ihrer Betäubung weckte und der König mit zweideutigem Lächeln ihr Glück wünschte, da weckte ein unzeitiger Scherz des jungen Königs ihren Stolz. Sie schritt, nicht mehr ein Opferlamm, eine Königin schritt sie durch die Menge, schwang sich auf ihren wiehernden Zelter, und kaum sah sie den König und den Gatten an ihrer Seite, so rief sie diesem mit lauter, vernehmbarer Stimme zu: wahrlich Graf Andreas, Ihr könnt Euch den glücklichsten Ritter des Königreichs schätzen, denn Ihr führt die rechtmäßige Gemahlin König Ladislaus, Eures Herrn, als die Eure in Euren Palast!

Unsinnige! rief Ladislaus, als eben die Diener des Königs, dem Zuge Platz zu machen, das Volk auseinander treiben wollten, das sich in der Mitte der Straße um etwas versammelt hatte. Was giebts? fragte der König einen seiner Hofleute, der vorangesprengt war.

Ein Wahnsinniger, Herr, der mit dem

Schwerte in der Hand, wahrscheinlich in böser Absicht, durch das Volk nach der Kirche hin sich Bahn machen wollte und sich den Wachen widersetzte. Der Schlag einer Hellebarde hat seinen Willen besänftigt.

Werft ihn bei Seite und öffnet den Weg! befahl der König. Aber das Volk gehorchte nicht sogleich, es blieb um den Wahnsinnigen versammelt und murrte. Da sprengte der König, von seiner Begleitung gefolgt, zornig zwischen die Haufen, machte sich Platz und hielt vor dem Unglücklichen. Als dieser den König gewahrte, nahm er die letzten Kräfte zusammen, bemühte sich, den mit Lumpen bedeckten Körper aufzurichten, streckte seine Rechte, in der er ein verrostetes Schwert hielt, dem Könige krampfhaft entgegen, sprach mit brechender Stimme: Fluch Dir, König Ladislaus! und sank dann ermattet zurück. Indem kam Constanze mit ihrem Gemahl herbei, sprang, den Sterbenden erblickend, vom Roß und stürzte sich mit dem Ausrufe: Vater, mein theurer Vater! neben ihm nieder. Der Alte schlug noch einmal die Augen auf, das Schwert entsank ihm, die matte Hand tappte nach der Tochter

in dieſem Augenblick lebendig, die Natur gab dem Weibe noch Köſtlicheres, als Schönheit und Reichthum — Ein neuer Himmel thut ſich mir auf, eine neue Welt geſtaltet ſich mir — Hier, hier!" rief ſie, die Hand ans Herz drückend „Hier, wo es klopft, wo es ſo ſtürmiſch klopft, wenn ich an ihn denke, da knospet eine unvergängliche Blüthe, die nimmer verwelkt und für das ganze Leben herrliche Früchte bietet. Im Herzen, nicht in äußerm Glanze ſuche fortan deinen Himmel, thörichte Margarethe! —"

„Das thue, herzliebe Schweſter!" unterbrach ſie die Frau von Gemmingen, die eben eintrat und ſchloß die Erſchrockene in ihre Arme. „Sieh wie glücklich ich bin, wie glücklich ſich mein Gatte an meiner Seite fühlt, und der Himmel verſagte mir jeden Liebreiz. Gelobt ſei Gott, daß du dieſes Sinnes wurdeſt, und deinen wahren Werth zu ſchätzen weißt."

„Ich verſtehe Euch nicht" ſagte jetzt der ſtaunende Vater, da er die Thränen ſeiner Kinder unaufhaltſam fließen ſah. „Weshalb weint Ihr denn? Es iſt ja noch nichts verloren, noch ſtehen die Schlöſſer an der Donau und du meine liebe Margarethe, blühſt noch wie die ſchönſte Roſe in meinem Garten. Warum vor der Zeit weinen, und ſich über Dinge härmen, die erſt kommen ſollen? — Hört nur auf" bat er, die Töchter beruhigen wollend „Ihr wißt ja, daß ich keine Thränen ſehen kann, ohne mit zu weinen;" dies ſagend entfernte er ſich ſchnell.

Aber Margarethe achtete nicht auf ſeine Worte, nicht auf ſein Geben, ſie lag ſprachlos in den Armen ihrer Schweſter und weinte. Zum erſtenmale hatten die ſo lange verborgenen Gefühle ihren Kerker durchbrochen, und einmal

Haupt, die es ihm entgegen beugte. Auch ohne Krone segne ich Dich! stammelte er, und schloß das Auge, um es nie wieder zu öffnen.

Traurig war nun der Einzug der Neuvermählten in ihre prachtvolle Wohnung, nicht die Freude, der Schmerz begleitete sie. Constanze hatte mit Gewalt von dem theuren Todten gerissen werden müssen, denn sie fühlte, der Schmerz um sie habe ihn in Verzweiflung und Tod gestürzt. D'Altavilla that Alles, was die Liebe zu thun vermag, um sie zu beruhigen, aber noch war sie zu bewegt, um den Worten der Liebe das Herz öffnen zu können; man mußte noch am Abend ihren Bitten Gehör geben und sie in das Zimmer zurückführen, wo ihr Vater mit aller ihm gebührenden Pracht auf dem Todtenbette lag. Bei seinem Anblicke ward sie ruhiger, sie küßte die bleichen Lippen, drückte die geschlossenen Augen noch fester zu, und keine Klage, nur die wenigen Worte rangen sich aus ihrer Brust hervor: Ich habe meine Pflicht gethan, ich konnte nicht anders, Vater.

Aber nicht lange sollte sie ihrem Schmerze allein überlassen bleiben; Alberic von Barbia-

no, seiner Haft entlassen, trat ein. Er grüßte Constanze schweigend, reichte ihrem Gatten versöhnt die Hand, dann trat er zu dem Todten. Ein Grabscheit und ein guter Arm, der drei Ellen Erde aufwerfen könnte, war Alles, was Du noch zu bedürfen meintest. Es wird Dir werden, edler Mann, der Himmel hat bald Deinen Wunsch erhört; schlafe ruhig, indeß wir uns abmühen und quälen, Dir ist wohl! — Euch, Graf von Capua, wandte er sich dann zu diesem, habe ich Unrecht gethan, mir ist das Räthsel gelöset, Ihr seid schuldlos. Bleibt Eures Glückes stets werth, Euch ist ein herrliches Loos geworden, erkennet und schätzet es. Ihr aber, edle Frau, denkt, Freude und Jubel begleiteten Eure erste Brautfahrt, und mit Thränen und Kummer endete sie; hier beginnen die Thränen und der Schmerz den Reihen, das Glück der Liebe wird Euch dafür begleiten, bis Ihr ruht, wie dieser Edle! — Lebt wohl! Mich rufen Schlacht und Kampf. Bedürft Ihr meiner, edle Frau, so gebietet, und Alberic von Barbiano erscheint zu Eurer Hülfe, wo er auch sei! — Er schüttelte dem Todten zum Abschiede die Hand, warf noch einen freundlichen Blick auf ihn, der so sanft

schlief,

ſchlief, noch einen wehmüthigen auf Conſtanze und ſchied.

19.

Graf Manfred war in die Gruft geſenkt. Die Sonne hatte ſich ſchon dreimal in den Golf getaucht, und Bianca war noch nicht erſchienen, d'Altavilla hatte ſie gegen ſeine Gattin nicht erwähnt, und dieſe, die ſie im Palaſte des Königs glaubte, nicht gewagt, nach ihr zu fragen. Da führte eines Morgens d'Altavilla Conſtanze in die Kirche der Clariſſerinnen, die ſie feſtlich mit Blumen und Teppichen ausgeſchmückt fanden; es war ihr erſter Ausgang an der Hand ihres Gemahls. Was bedeuten dieſe Feſtlichkeiten? fragte ſie eine neben ihr Knieende. Es wird heute eine vornehme Dame eingekleidet, erwiederte dieſe, und eine Ahnung durchflog Conſtanzen, die diesmal nicht täuſchte, denn bald erſchien Bianca bräutlich geſchmückt vor dem Altare, das ſchöne kaſtanienbraune Haar ſank, und der Schleier deckte die Reize, die eines beſſeren Looſes werth geweſen wären. Ihr

Herz hing an Ladislaus, und es mußte seine Sehnsucht ungestillt verschließen; ihr Herz hing an dem Bruder, und dessen Glück hatte sie mit der eignen Ruhe erkauft, denn so glücklich sie auch späterhin Constanzen sah, konnte sie es sich doch nie vergeben, daß sie ihre Scheidung betrieben und eigenmächtig handelnd in ihr Leben eingegriffen hatte.

Wenn die Liebe der Zeit zur Seite geht, ist sie stets eine milde Trösterin, die mit jeder ihrer hinschwindenden Sekunden einen heilenden Balsamtropfen auf die Wunden des Herzens träufelt. Auch Constanzens Schmerz war in d'Altavilla's Arm bald geheilt, die Krone Neapels bald vergessen, nie aber das Andenken an den Vater, der sie so unbegrenzt geliebt hatte. Ihr Gatte blieb bis zum Tode des Königs in dessen Gunst, folgte ihm nur selten in den Krieg, und versah während dessen Abwesenheit die Geschäfte des Staates; so konnte er ganz seiner Gattin, seinen Kindern und seinem Glücke leben.

Ladislaus ward ein großer König, groß als Feldherr und Staatsmann, aber auch groß in den Lastern seiner Zeit. Er heirathete die

Prinzessin von Cypern, eroberte schnell sein väterliches Erbe, ward Herr von Rom und dem Kirchenstaate, und würde vielleicht schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Italien eine andere Gestalt gegeben haben, wenn ihn nicht mitten in seiner Siegesbahn, kaum 39 Jahr alt, der Tod, wahrscheinlich durch Gift, ereilt hätte. Seinem Andenken weihte Constanze eine Thräne, er hatte sie, seit sie d'Altavilla's Gattin war, mit hoher Achtung behandelt und sich nur selten ihr gezeigt.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Fünftes Bändchen.

Der Rebell von Hoogfraten.
Der Truthahn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Der

Rebell von Hoogstraten.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

von ihren Banden befreit, stürmten sie unaufhaltsam fort. Sie barg nicht allein der Schwester ihr Inneres nicht mehr, auch vor sich selbst hob sie den Schleier, und ward sich ihrer Empfindungen deutlich bewußt. Sie gestand es Josephen, daß es nicht die gereizte Eitelkeit, daß es lange schon wahre, innige Liebe gewesen sei, die sie zu Rosen hingezogen habe.

„Darf er es wissen, darf ich ihm Hoffnung senden?“ fragte die Frau von Gemmingen, von ihrer Freude verlockt.

„Nein, nein!“ rief Margarethe nach langem innern Kampfe „Glaube mich nicht ganz umgeändert, Josephe! Um alles möchte ich nicht vor ihm meinen Stolz beugen. Edel, wie ein schätzbares Gut, um das der wackre Ritter kämpft und ringt, so muß ich vor ihm stehen, ein Preis, an den man Gut und Leben setzt. Deshalb lasse selbst vor deinem Manne, was dir in dieser Stunde mein Herz vertraute, ein Geheimniß sein, mag es der Zufall Rosen enthüllen, oder das Unbewachte selbst, nur will ich es nicht freiwillig. Aus meinem Blicke mag ihm die Hoffnung winken, aber der Mund wird schweigen — und sollte dies Herz auch brechen! —“

1.

Es war ein heißer Nachmittag des Jahres 1602, als zwei Haufen spanischer Reiterei dicht hinter einander die Straße von Brüssel nach der Maas zogen. Ihre Anführer ritten vertraulich zusammen und waren über ihre Kriegsoperationen in ein ernstes Gespräch verwickelt.

Es waren zwei in der spanischen Armee berühmte Parteigänger, die Schrecken der feindlichen und neutralen Provinzen. Obgleich von ganz verschiedenem Charakter und Denkweise, waren sie dennoch Freunde, und bisher hatte keine militärische Eifersucht zwischen ihnen stattgefunden. Der eine war Jaques du Terail, ein französischer Edelmann, der, in Birons Verschwörung verwickelt, noch zu rechter Zeit sein Vaterland verlassen hatte und in spanische Dienste getreten war, wo er sich bald durch Muth und Verschlagenheit auszeichnete. Er war jung und ein vollkommen schöner Mann, mehr nach

Genuß, als Ehre, mehr nach Beute, als Ruhm strebend. Nur Weiber, Wein und Würfelspiel war ihm Reiz des Lebens. Offen und freigebig gegen Jedermann, war er Jedermanns Freund, und die Soldaten liebten ihn, weil er mit ihnen sein geraubtes Geld zum Theil wieder vergeudete. Er war das Schrecken der Bürger und Landleute, und wo seine Arquebusiere mit ihren rothen Schärpen und der rothen Hahnfeder auf dem Hute einritten, da verbarg Jeder seine Habe, oder flüchtete mit Weib und Kind.

Der Andere, Thomas Filler, eines Kaufmanns Sohn aus Tirlemont, war älter, doch noch in kräftigen Mannesjahren. Zum Kaufmannsstande erzogen, hatte er sich früh etablirt und ein reizendes Mädchen geheirathet, die ihm untreu ward, ihn heimlich verließ und bald darauf starb. Er wollte sein Glück zum zweiten Male nicht wieder seinem Herzen, sondern allein der Vernunft anvertrauen und heirathete deshalb eine bejahrte reiche Witwe, die ihm das Leben auf vielerlei Weise verbitterte, besonders als er, ohne seine Schuld, durch seinen innigsten Freund, sein ganzes väterliches Erbe verlor, und sie, statt ihn zu retten, ihn hülflos ließ. Der

Tod befreite ihn von diesem Weibe, das ihn enterbt und so dem Elende ganz preisgegeben hatte. Da trieb ihn die Verzweiflung und die Noth, Dienste bei dem Regimente des Herzogs von Arschot zu nehmen. Den Tod suchend, stürzte er sich in tausend Gefahren, unternahm die abenteuerlichsten Dinge, zeichnete sich dadurch aus und stieg bald bis zum Hauptmann, wo sich ihm ein neues Feld der Thätigkeit zeigte. Der Erzherzog übergab ihm 2 Fahnen freiwillige Reiter, mit denen er bald das Schrecken des feindlichen Landes wurde; im befreundeten Lande hielt er jedoch die strengste Mannszucht.

Dieser Mann war ernst, zurückhaltend, und schon in seinem Gesichte sprach sich der Trübsinn aus, der ihm das Leben verbitterte. Er glaubte sich von Jedermann gemieden und mied deshalb auch Jedermann; nur du Terail hatte sich seine Freundschaft dadurch zu erwerben gewußt, daß er ihn einst aus einem Haufen Feinde hieb und nicht einmal Dank dafür annehmen wollte. Mit allen seinen Kameraden blieb er auf entferntem Fuße, das Leben war ihm mehr Last, als Freude, und so ging er in dem Glauben, nun gegen alle Pfeile des Schicksals ge-

panzert zu seyn, ernst aber freudig dem Tode entgegen.

Jetzt hielten die beiden Freunde unter einem schattigen Eichbaume an, ihre Reiter lagerten sich und fütterten die Rosse. Nun, Thomas! begann du Terail, so muß das Loos entscheiden, da Du, als der Aeltere, nicht wählen willst.

Mir ist Alles gleich, ob ich nach Erkelens oder nach Weert ziehe, erwiederte der Niederländer; den schlechtesten Theil bekomme ich doch, ob ich wähle, oder loose.

Sonderbarer Mensch! nahm du Terail das Wort, so kühn im Handeln, und doch stets so wenig Hoffnung zum Glück. Dächt' ich, wie Du, stände mir nicht bei jedem Unternehmen ein glücklicher Ausgang vor Augen, ich bliebe daheim, und nicht Ehrgeiz, nicht Gewinnsucht trieben mich aus meinem Zelte, wenn ich nicht müßte. Sag' mir nur, was bringt Dich noch auf Dein fahles Roß, das fast so bleich und melancholisch aussieht, wie Du selbst?

Der Tod! erwiederte Hauptmann Thomas.

Du Terail lachte laut auf und leerte mit raschen Zügen den vor ihm stehenden Becher. Wenn mich der Freund einladen wollte, rief er, dem folgt' ich sicher nicht! Der Tod ist mir

im Himmel, wie auf Erden, das unleidlichste Geschöpf. Denk' Dir nur, wie widrig sein Anblick, wie unausstehlich die Musik ist, mit der er angeklappert kommt. Hohl und leer, wie gemeiniglich mein Seckel, nicht eine Unze Fleisch an dem ganzen Knochenmanne, und doch hat er ohne ein Quentchen Lunge stärkeren Odem, als unsres Hufschmieds Blasebalg, denn mit einem leisen Hauche bläs't er unser Lebenslicht aus, und dann hat der Spaß ein Ende. Der Tod ist mir ein grausiger Gedanke; und so oft er in mir aufsteigt, Gott sei es gedankt, das geschieht nicht oft, ersäufe ich ihn in gutem altem Weine —

Glücklicher! unterbrach ihn der Niederländer; ich erwarte ihn, wie der Gefangene die Freiheit. — Mich hat das Leben betrogen!

Und weißt Du, ob Dich der Tod nicht auch betrügt, weißt Du, wohin er Dich führt?

Aus dem Leben, und das ist mir genug! Mich hat die Liebe, mich hat die Freundschaft hintergangen. Mein Roß und mein Jagdhund blieben mir treu, ein Mensch noch nie!

Auch ich nicht? fragte du Terail empfindlich.

Thomas lächelte bitter. Unsre Freundschaft, du Terail, hat noch keine Probe bestanden. Du

hiebst mich aus einem Haufen deutscher Reiter, das hättest Du jedem Deiner Kameraden gethan. Dankbarkeit fesselte mich an Dich. — Ach, unser Herz sehnt sich nach einem Herzen, das mit ihm fühlt. — Ich hoffte —

Hast Du Dich in Deiner Hoffnung getäuscht? fragte ihn du Terail hastig.

Ich fürcht' es! erwiederte der Niederländer; wir gehen auf zu verschiedenen Wegen, um immer mit einander zu gehen.

Ja wohl! meinte du Terail; Du suchst den Tod und sein geleertes Stundenglas, ich den vollen Pokal und des Lebens fröhliche Stunden. Auch Dir wird noch manch freundliches Stündchen schlagen, wenn nur erst ein liebliches Kind mit schwärmerischem Auge Dich in sein Netz lockt —

Nie! unterbrach ihn Thomas.

Kein menschliches Herz kann dem Eindrucke eines schönen Weibes widerstehen; auch das Deine wird es nicht.

Laß uns loosen! sagte Hauptmann Filler und schlürfte seinen Wein hinunter. Ich wette, mir wird Weert zu Theil, wo wenig Ehre zu gewinnen, viel aber zu verlieren ist.

Du Terail machte zwei Loose, Hauptmann

Thomas zog und hatte das Loos von Weert gezogen. Sagt' ich Dir es nicht? sprach er bitter lächelnd. Das Glück verläßt mich!

Wie kannst Du das sagen? fuhr du Terail unmuthig auf; hat es Dich nicht noch bei allen Deinen Unternehmungen begleitet?

Wenn ich für Andere morde und brenne und mein Schuldbuch mit blutiger That anfülle, ja dann! Handle ich für mich, begleitet es mich nie!

Wahrlich, Kamerad, ich glaube, Du bist ein Dominikaner geworden, so fromm und gottesfürchtig sprichst Du, sagte du Terail lachend, nahm den noch halb gefüllten Krug und schenkte die Becher voll. Auf glückliche Expedition! rief er anstoßend, und auch auf ewige Freundschaft!

Auf ewige Freundschaft? fiel ihm Thomas kopfschüttelnd in die Rede. Ewig ist nichts auf dieser Welt, als der Gram im Herzen. — Trompeter, blas' zum Aufsitzen! — Mein Roß, Nicolas! rief er; der Unmuth hatte ihn ergriffen, und bald saß der finstere Mann auf seinem fahlen Rosse, drückte du Terail die Hand und ritt langsam den Weg nach Weert, während du Terail nach der Maas zog.

Du Terails Auftrag war, Erkelens, ein zu Geldern gehöriges, mit einem festen Schlosse versehenes Städtchen, das mitten im Jülicher Lande lag, und mit schlechtem Kriegsvolke des Herzogs von Cleve besetzt war, zu überrumpeln. Die Landleute der dortigen Gegend hatten die wenigen Kostbarkeiten, die ihnen seit des Admirals Mendoza Einfall in die Jülicher Lande geblieben waren, auf dies Schloß geflüchtet, und so hatte du Terail die Aussicht einer guten Beute, wenn ihm sein Anschlag gelang.

Sobald er die Maas in Mastricht überschritten hatte, rückte er unbeachtet immer weiter und so gelangte er am Abend unbemerkt in einen Wald, der nur eine Stunde von dem Schlosse lag. Hier machte er Halt, theilte seine Leute in zwei Abtheilungen; ließ der einen das Feldzeichen von Cleve, der andern die rothe Feldbinde anlegen, und da sehr häufig spanische oder niederländische Streifkorps das neutrale deutsche Gebiet betraten und es feindlich behandelten, so hoffte du Terail, daß ihm seine List gelingen würde.

Kaum daß der Morgen graute, als auch schon Pistolenschüsse in dem Walde gehört wur-

den; gleich darauf zog sich die Abtheilung, die das Clever Feldzeichen trug, von den Spaniern verfolgt, nach dem Schlosse zurück und, meist aus Deutschen bestehend, riefen sie der unter's Gewehr getretenen Besatzung zu, ihnen die Thore zu öffnen. Der Kommandant beging die Unvorsichtigkeit, die Flüchtigen einzulassen; diese besetzten das Thor, du Terail drang ein, entwaffnete die nur 50 Mann starke Besatzung, schickte sie in ihre Heimath zurück und fand in dem Schlosse eine Menge Lebensmittel, Munition, 8 schwere metallne Geschütze und eine stattliche Beute, ihm gewiß das Liebste.

Nicht so leicht wurde dem Hauptmann Filler seine Expedition nach Weert, einem Lüttichschen Städtchen, das den Spaniern der Verbindung wegen mit Mastricht, Venlo und Ruremonde von Wichtigkeit war. Das Lütticher Kriegsvolk war hier besser auf seiner Hut und ließ sich nicht überfallen, und da die 500 Spanier es zur Uebergabe aufforderten, gab der Kommandant die spöttische Antwort: die Herren möchten es nur mit ihren Rossen versuchen, über Graben und Mauer zu setzen. Hauptmann Filler mußte sich daher begnügen, in der umliegenden Gegend Quartier zu nehmen,

und so lange es sich thun ließ, auf Kosten der Lütticher seine Mannschaft zu verpflegen und seine Pferde auszufüttern.

Bei dieser Gelegenheit traf er seine Leute, die sonst an Mannszucht gewöhnt waren, einen großen, abgelegenen, noch unbesetzten Meierhof plündernd. Seine Gegenwart stellte schnell die Ordnung wieder her und entriß ein junges blühendes Mädchen der Gewalt der Soldaten.

Habe ich doch einmal in meinem wilden Kriegsleben etwas Gutes thun können! dachte er, als das schöne Mädchen dankend vor ihm stand, und er sie mit Wohlgefallen betrachten mußte. Sollte wohl dies Geschöpf, das ich von Schande und Elend befreit habe, auch gegen mich undankbar seyn können? fragte er sich und wagte nicht, sich diese Frage zu beantworten. Sein Vertrauen auf menschliche Tugend war so schwach, und doch hätte es ihm so wehe gethan, wenn auch dieses Mädchen, das so sanft, so jungfräulich an ihm aufblickte, keines edeln Gefühles fähig gewesen wäre. Er nahm auf das inständige Bitten des Vaters, wohl nicht ungern, das Quartier bei ihm, und während der Admiral Mendoza, der das spanische Heer be-

10.

Hätte Rosen dies Alles gewußt, er würde nicht so mißmuthig auf seinem Schlachtroß gesessen und mit seinen Schwadronen dem fliehenden Feinde nachgejagt sein, der schon wieder einen Rittmeister und 80 Reiter von des Herzogs Leibregiment, die er auf Kundschaft ausgesandt, aufgehoben hatte. Die Aussage einiger Gefangenen, daß Obrist Rheinach mit 5000 Mann von Breisach, Johann von Werth zu verstärken, im Anmarsch sei, war eben auch nicht geeignet, seinen Unmuth zu verscheuchen; überdies stiegen so manche trübe Wolken an seinem Horizonte auf und bekümmerten sein Gemüth. Richelieu hielt die versprochene Hülfe an Mannschaft und Geld zurück, der Herzog wurde täglich mißmuthiger und seine Gesundheit schien zu leiden; dies Alles und manches kleine, unglückliche Gefecht, wobei seine Reiterei oft Nachtheil gegen die, Johann von Werth's gehabt hatte, verstimmten ihn schon seit einiger Zeit, und der heutige Verlust, welcher des Herzogs Leibregiment betraf, wirkte um so mehr auf ihn, da ihm der Feind mit seiner Beute entwischt war.

Aber im Kriegsleben wechseln die Loose, heute lächelt das Glück, morgen wendet es tückisch den Rücken. Ver-

fehligte, unthätig in Alen an der Maas lag, hatte er Zeit, hier auszuruhen.

Gegen seine Gewohnheit benutzte er sie auch zur Ruhe, machte zwar zuweilen Streifzüge über die Maas in das Kölner und Jülicher Land, doch kehrte er schnell in die Umgegend von Weert zurück, wohin er gebannt zu seyn schien. Die Prophezeihung du Terails wurde bald erfüllt. Gertraud fühlte sich eben so sehr von ihrem Retter angezogen, als dieser nicht ungestraft in das feurige Auge des Mädchens blicken konnte. Mit jedem Tage schmolz die eisige Rinde mehr und mehr, die das Schicksal um sein Herz gezogen hatte; der Trübsinn schwand, die Liebe ließ dem ernsten Manne die Vergangenheit vergessen und zeigte ihm nur noch eine freundliche Zukunft.

Ganz die Erfahrung seines frühern Schicksals vergessend, gab er sich jetzt seiner Neigung hin; ganz überließ sich die 17jährige Gertraud ihrem ersten glühenden Gefühle. Unerfahren, unbekannt mit der Welt, die sie nicht kannte, glaubte sie, Thomas Filler sei der schönste Mann, da sie noch keinen schönern gesehen, fand es natürlich, daß ihre fröhliche, heitere Laune ihr von der Natur nur dazu gegeben sei,

den Ernst des oft noch trübsinnigen Mannes zu erheitern, und glaubte das, was sie für ihn fühle, sei unauslöschliche, ewige Liebe.

Der Niederländer täuschte sich vielleicht eben so, wie das Mädchen. Auch er wähnte, das Herz einer siebzehnjährigen Jungfrau könne noch für ihn in Liebe erglühn, und kehrte auch in ruhigen Stunden der alte Glaube in ihm zurück, er sei nur dem Unglück geweiht, kein lebendes Wesen könne sich mit treuer Liebe ihm anschließen, so war ein Kuß, ein Händedruck, ja ein Blick hinreichend, ihn eines Andern zu belehren. Mit der Liebe kehrte die Hoffnung und das Vertrauen in ihm zurück. Er warb um der Tochter Hand, die ihm nicht versagt wurde, und so beschloß er, nach beendetem Feldzuge das schöne, reiche Mädchen, als sein Weib heimzuführen, das Kriegshandwerk aufzugeben und im Arme der Liebe und im ruhigen sorgenfreien Leben Ersatz für die entflohenen trüben Jahre zu finden.

In dieser Zeit hatten die norddeutschen Staaten ein Heer gegen Spanien ausgerüstet, die Gräuelthaten zu rächen, die der Admiral Mendoza im vergangenen Jahre jenseit des Rheins verübt hatte, und die Städte wieder einzuneh-

men,

men, welche die Spanier noch am untern Rheine besetzt hielten.

Mendoza konnte diesem Heere keine bedeutenden Streitkräfte entgegen setzen; er mußte sich auf die Tapferkeit seiner Besatzungen verlassen, und ihm blieb nichts übrig, als den beiden Parteigängern den Auftrag zu geben, gemeinschaftlich gegen den Rhein zu rücken und dort den Deutschen den möglichsten Abbruch zu thun.

Dieser Befehl überraschte Gertraud mehr, als den Kriegsmann, der längst schon die Ordre zum Abmarsch erwartet und sich mit dem Gedanken der Trennung vertrauter gemacht hatte. Dem liebesiechen Mädchen öffnete mit jedem Tage die Liebe ein neues Pförtchen ihres Paradieses, und wie die Biene aus dem Blumenkelch, so sog Gertraud aus jedem süßen berauschenden Augenblick neue Seligkeit, ohne doch den heißen, sich immer mehrenden Durst stillen zu können. Nur wenig Tage noch und du Terrail mußte mit seinen Fahnen in Ruremonde eintreffen, und da Ade, Glück der Liebe! Fort ging es über die Maas, dem Rheine zu.

Der Meierhof, den die Liebe zum Paradiese gezaubert hatte, lag dicht an der Maas, Ru-

remonde gegenüber. Hätte Thomas Filler wohl so viel Resignation haben können, seinem Freunde den Schatz nicht zu zeigen, den er seit ihrer Trennung gehoben hatte; sollte er ihm das Mädchen nicht zeigen, die so plötzlich die Falten seiner Stirn geglättet, ihm den Frohsinn wiedergegeben hatte? — Er lud ihn ein, den Meierhof zu besuchen und Gertraud zu sehen.

Du Terail, der eines schönen Mädchens wegen durch Maas und Rhein geschwommen wäre, begleitete willig seinen Freund zu der Verlobten und wurde von der Schönheit des Mädchens überrascht. Bei ihrem Anblick war sein erster Gedanke: Sie ist zu schön für den grämlichen Niederländer. Der erste Gedanke der feurigen Gertraud, als sie den du Terail begrüßte, mochte auch wohl seyn: Er ist schöner, als mein Verlobter, viel schöner!

Der Franzos war während des ganzen Tages heiter und von der fröhlichsten Laune, der Niederländer, nur an Trennung denkend, traurig; das Mädchen nachdenkend. Sie mochte vergleichen, und Thomas nicht dabei gewinnen, und als nun die Stunde der Trennung am andern Morgen schlug, sie den letzten Kuß auf ihren glühenden Lippen fühlte, und nun der

schaukelnde Kahn mit den beiden Kriegsleuten die Wellen des Flusses durchschnitt, setzte sich Gertraud auf einen Stein, blickte ihnen nach und seufzte tief auf: Ich wollte, ich hätte sie Beide nicht gesehen!

2.

Fern von dem Liebchen hatte die Liebe nicht ihre Gewalt über das Herz, wohl aber die Kraft verloren, das trübe Gemüth des Niederländers aufzuheitern. Die Trennung schmerzte ihn, das frohe Wesen des Mädchens verscheuchte nicht mehr die trüben Ahnungen, die, wie dunkle Wolken das Mondlicht, seine Seele umdüsterten. Ohne du Terails scherzende, neckende Laune wär' er sicher dem kaum entschwundenen Trübsinn wieder verfallen; so aber malte dieser Lebhafte ihm das Mädchen mit den hellsten, schönsten Farben; die lachende Zukunft umwob er mit Rosengluth, und der Becher, dieser Sorgenbrecher, wurde so oft auf Gertrudens Wohl geleert, daß, je näher sie dem Rheine kamen, der Trübsinn allmählig schwand.

Ihre Kriegsverrichtungen waren nicht von

besonderer Wichtigkeit. Die Feinde nahmen eine Schanze bei Rheinbergen und belagerten Rees, es blieb ihnen daher nichts zu thun übrig, als im Herzogthume Cleve und im Erzstift Köln Brandschatzungen einzutreiben; auch wagten sie es, zwischen Rees und Emmerich über den Rhein zu setzen: sie mußten aber der auf sie eindringenden Macht der Feinde weichend, schnell wieder über den Fluß zurück. In Calcar, wo sie Posto gefaßt hatten, erhielt Hauptmann Filler den Befehl, zu dem Heere Mendoza's zu stoßen und du Terail im Clevischen zurückzulassen; so wurden die Freunde getrennt.

Aber auch bei dem Heere ward die Thätigkeit Fillers nicht sattsam beschäftigt. Mendoza, dem die Soldaten den Spottnamen **El gran Capitan del Rosario** (der große Feldherr des Rosenkranzes) gegeben hatten, liebte den Niederländer nicht, weil er kein fleißiger Kirchengänger war und sich nicht tief genug vor dem Stolze des Spaniers beugte; er gab ihm daher auch nur ungern Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und ließ ihn, wo man Monate lang verschanzt sich gegenüberstand, unthätig in seinem Lager stehen.

Während dem schwärmte du Terail zwischen

der Maas und dem Rhein im neutralen Lande umher, hatte gleichfalls keine Gelegenheit, einen bedeutenden Streich auszuführen, aber seinen Seckel füllte er desto besser. So kam der Winter heran, die Winterquartiere wurden bezogen, und Hauptmann Filler rückte in das Lüttichter Land, wo ihm die seinigen angewiesen waren; du Terail nahm seine Quartiere im Herzogthum Jülich, ohnfern Erkelens, das er immer noch mit seinen Arquebusieren besetzt hielt.

Seit Thomas von der Verlobten und dem Freunde getrennt war, hatte ihn der alte Trübsinn, wenn auch nicht in solchem hohen Grade, wie früher, wieder ergriffen. Der Gedanke, das Mädchen könne ihn doch wohl hintergehen stieg zuweilen in ihm auf; aber er hatte doch so viel Kraft, sich diesem Gedanken nicht hinzugeben, und er kämpfte muthig gegen diesen Dämon, der nie so recht sein Quartier verlassen zu wollen schien. Der Befehl, im Lütticher Lande seine Winterquartiere zu nehmen, war ihm daher willkommen, führte er ihn doch seiner Gertraud näher. Die Hoffnung und das Vertrauen begleiteten ihn nach der Maas, und fest war er entschlossen, noch vor dem Beginn

des neuen Feldzugs die Kriegsdienste zu verlassen. Er hatte sich durch Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben, seine Verlobte war wohlhabend, und so konnte er ruhig sein Schwert an den Nagel hängen und sorgenfrei in die Zukunft blicken.

Es war am Tage vor Weihnachten, als er bei Cranendonk das Lütticher Land betrat und, nur von 20 Reitern und einem Diener mit einem Saumrosse begleitet, das die Weihnachtsgeschenke für seine Verlobte trug, nach der Maas zutrabte. Je näher er Gertrudens Heimath kam, desto freier athmete seine Brust, desto lebendiger trat ihr Bild vor ihn. Er sah sie dann in ihrem knappen, schwarztuchnen Mieder, das schwarze Sammtmützchen über die blonden Locken, die langen, dichten Flechten über den blendenden Nacken herabrollend, die Spindel am Steinkohlenkamine drehen, und sehnsuchtsvoll das große dunkelblaue Auge nach Holland hin gerichtet, wo sie noch glauben mußte, daß er fern von ihr hause. Er malte sich dann den Gedanken so lebhaft aus, wie er sie überraschen, durch das Hinterpförtchen in den kleinen Hof schleichen wolle, wo man so bequem in die Wohnstube, wie in ihr Kämmer-

lein sehen konnte. Wie er dann, das Bellen des Kettenhundes beschwichtigend, die Haus-, die Stubenthür öffnen und die Hocherfreute in seine Arme schließen würde. Hier erlahmte jedesmal der Flug seiner Phantasie, um die nämliche Bahn von Neuem zu durchfliegen; das arme fahle Roß fühlte dann den Sporn doppelt, wurde rascher vorwärts getrieben, und als ob sie die Hoffnungen ihres Herrn theilte, so freudig sprang die treue Dogge bellend an ihm an.

Aber das flüchtige Roß hatte nicht Phantasieenflügel, nicht die Schwalbenschwingen glühender, sehnender Liebe; es ward Abend, und noch tauchte das rothe Dach der Meierei nicht aus den hohen, sie umgebenden Eichen hervor. Aber des Weges wohl kundig, trabte der Falbe, trotz Dunkelheit und Schneegestöber, immer vorwärts und stand endlich an dem wohlbekannten Schlagbaume, der den Weg nach dem nahen Meierhofe schloß. Hier stieg, von freudiger Hoffnung das Herz bewegt, Thomas von seinem Rosse, ließ seine Begleitung zurück und trat, nur von dem Jagdhunde gefolgt, den Weg nach seinem Paradiese an. Auch jetzt, so nahe dem Ziele, überließ er sich noch ganz seinen Träumen; er

mußte sein nahes Glück im Voraus genießen, den Becher, den seine Hand schon erreichen konnte, mußte er aus der Ferne leeren; er schwelgte in Wonne, öffnete mit zitternder Hand, die ihm die Sehnsucht erbeben ließ, die Pforte, trat in den kleinen Hof, erblickte schon von fern einen matten Kerzenschimmer in Gertrudens Kämmerchen, schlich an das noch nicht durch den Laden verschlossene Fenster der Wohnstube und sah hier den Vater auf dem Lehnstuhle schlafen, den sonst so wachsamen Haushund zu seinen Füßen — Gertrude sah er nicht — wohl aber hörte er sie lachen und sprechen. Worte glaubte er zu vernehmen, die ihm wenige Augenblicke später die Melodie der Himmlischen gewesen wären, jetzt aber — er trat mit raschem Schritte dem Fenster näher — sah durch eine Ritze des angelegten Ladens. — Das Mädchen saß auf du Terails Schooß, den blonden Lockenkopf auf seine Stirn gelegt — das knappe Mieder aufgelöst, die dicken Flechten in Unordnung — so hielt er sie fest umschlungen, kühner, als der Verlobte es je gewagt. — Starr, vor Entsetzen, regungslos stand der Unglückliche da, warf einen finstern Blick gen Himmel, einen flammenden auf die Berauschten, griff dann

loren hatte Rosen seine Wette noch nicht, so wenig als Johann von Werth, der eigentlich wohl im Vortheil war, und es auch den Umständen nach sein mußte, da dem Herzog weniger an Eroberung, als nur an der Behauptung des Rhein-Ueberganges lag, weshalb Rosen sich zu keinem Unternehmen von den Schanzen entfernen, und nur vertheidigungsweise handeln konnte. Ueberdies hatte die Nachricht, daß die 5000 Mann Verstärkung im Anzug wären, dem Herzog das Zusammenhalten seiner Streitkräfte nöthig gemacht und deshalb ging er auch nicht in Rosens Vorschlag ein, mit dem Fußvolk die Schanze besetzt zu halten, und mit der sämmtlichen Reiterei Johann von Werth bei Gengenbach anzugreifen, ehe er die Verstärkung an sich gezogen. Aber schon am andern Tage mußte Rosen einsehen, daß des Herzogs Vorsicht weise gewesen war, denn in aller Frühe überfiel Johann von Werth die weimarischen Quartiere; diesmal jedoch galt es nicht Rosen, sondern dem Quartiere des Obrist Schönbeck. Er fand zwar die Weimaraner auf ihrer Hut, drang aber dennoch mit solcher Uebermacht vor, daß der Herzog genöthigt war, die Reiterei zurückzuziehen, die Dragoner absitzen, die übrigen aber auf die Rhein-Insel übergehen zu lassen; Rosen blieb mit den Dragonern zur Vertheidigung der Wittenweier Schanzen zurück, auf welche der Angriff gerichtet zu sein schien. Der Herzog hatte sich nicht geirrt, Johann von Werth entwickelte so bedeutende Streitkräfte, daß man Gewißheit bekam, die Verstärkung von Breisach sei zu ihm gestoßen, und heute gelte es nicht die Wette zu gewinnen, sondern den Herzog auf das jenseitige Ufer zurück zu werfen.

Der Angriff begann; Johann von Werth führte sein,

langsam nach dem Pistol im Gürtel und spannte es —

Nein! murmelte er leise vor sich hin und schleuderte das Pistol weg. Komm, mein treues Thier! sagte er dann zu seinem Jagdhunde, und schlich so still, als er gekommen war, durch den Hof. Als er die Thüre wieder hinter sich anlehnte, seufzte er tief auf; der Himmel hatte sich auf ewig vor ihm geschlossen.

3.

Am andern Morgen, als er wieder zu seinen Reitern gestoßen war, die er an der Grenze von Brabant zurückgelassen hatte, ordnete er mit Ruhe und Umsicht das Nöthige wegen der Quartiere, die er zwischen Weert, Peer und Hamond bezog, einte sich wegen Sold und Verpflegung mit den Lütticher Behörden und betrieb Alles so ruhig, als ob kein Gram sein Herz zernage. Als er aber seine Geschäfte beendet und in Bocholt allein auf seinem Stübchen saß, da gewann der Schmerz Gewalt über ihn, übergab ihn jedoch nicht der Verzweiflung. Ich muß ja durch mein ganzes Leben gegen mein

Schicksal kämpfen! — rief er aus. Nun gut, so will ich nichts mehr vom Schicksal hoffen, und den Kampf als Mann bestehen und enden! Er ließ einen jungen Reiter rufen, der ihm von seinen Eltern übergeben war. Er liebte diesen jungen Mann, weil er ihn für fromm und von treuem Gemüthe hielt, und hatte sich seiner angenommen, als sei er sein Sohn. Er gab ihm einen Brief und befahl ihm, den Rittmeister du Terail aufzusuchen, den er entweder auf dem Meierhofe an der Maas, oder in Erkelens finden würde; dann ließ er seinen Lieutenant, einen alten Wallonen, kommen und fragte ihn mit kurzen, trocknen Worten, ob er ihn bei einem bevorstehenden Zweikampfe als Sekundant begleiten wollte, was dieser mit Freuden zu thun versprach. Es hatte den Unglücklichen ein furchtbarer Gleichmuth ergriffen, der ihn theilnahmlos an Allem machte; selbst die kleinen, werthlosen Geschenke Gertraud's, die ihm beim Auspacken in die Hände fielen, besah er genau und legte sie ruhig, fast theilnahmlos, bei Seite. Er glaubte nun jedes künftige Lächeln des Glücks als ein Hohnlächeln betrachten zu müssen, und so wollte er sich gegen die Tücke des Schicksals abstumpfen, denn

er war gewiß, daß kein Glück mehr auf Erden für ihn blühe.

Der junge Reiter war indessen nach dem Meierhofe geritten, wo er du Terail, von dem Vorgefallenen Nichts ahnend, vorfand. Er übergab ihm das Schreiben seines Hauptmanns, als er eben scherzend bei wohlbesetzter Tafel saß und mit dem Alten, an Gertraud's Seite, zechte. Du Terail erbrach das Schreiben und entfernte sich, sobald er einen Blick hineingeworfen hatte.

Rittmeister du Terail! schrieb Thomas, Du hast unedel an mir, Deinem Freunde, gehandelt; denn ich sah Dich, meine Verlobte auf dem Schooß, mir meinen Himmel zerstören. Dies heischt Blut! — Ich hätte Dich und sie niederschießen können, doch ich bin kein Meuchelmörder und setze mein Leben freudig gegen das Deinige ein. Ich fordere Dich daher auf, mir mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu geben. Mehr als zwei Begleiter sind überflüssig; wozu noch Mehrere in's Verderben stürzen? Bestimme Tag, Stunde und Ort, Du wirst mich dann gerüstet und mit Degen und mit Pistole gewaffnet finden. Der Narr! rief du Terail, den Brief ver-

drießlich auf den Tiſch werfend. Macht er nicht ein Aufſehen um den Kuß eines Weibes, als ob Brüſſel in die Hände des Prinzen Moritz gefallen wär'. Bald aber, nach einigem Sinnen, nahm er die Sache ernſter und ſchrieb:

Ehe ich Deine Ausforderung annehme, wünſchte ich eine Unterredung mit Dir. Bevor ſich zwei Freunde die Hälſe brechen, müſſen ſie ein verſtändiges Wort mit einander reden. Ich ſchlage Dir daher Boxen als den Ort vor, wo Du mich morgen Mittag treffen wirſt. Dein Charakter bürgt mir für ſicheres Geleit, da ich außer 2 Dienern, ohne alle Begleitung bin.

Lange kämpfte Thomas Filler mit ſich, ob er die Einladung annehmen ſolle. Ja, ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren! rief er, traurig gen Himmel blickend, ließ ſein Roß ſatteln und ritt, auch nur von 2 Dienern begleitet, zu der beſtimmten Stunde nach Boxen.

Du Terail empfing ihn hier mit dem ihm eignen guten Humor. Als ſei nichts zwiſchen ihnen vorgefallen, begrüßte er ihn, füllte die Becher, und reichte den einen dem Niederländer, der ihn anzunehmen ablehnte.

Thomas! ſagte jetzt du Terail, Du zürnſt

mit Unrecht auf mich. Schon das erste mal, daß ich Gertraud sah, sagte mir der leise Druck ihrer Hand beim Abschiede, daß sie eine leichtsinnige Dirne und meines edeln Freundes nicht werth sei. Dir damals meine Vermuthungen mitzutheilen, wäre Wahnsinn gewesen, da Du von den Banden der Liebe so umstrickt warst, daß meine Warnung unsre Freundschaft nur getrennt und nichts geholfen hätte. Mir blieb also Nichts übrig, als meinen Verdacht in mir zu verschließen; doch hielt ich es für Pflicht, mich zu überzeugen, ob er gegründet sei. Ohne mich, Thomas, wärst Du in die Falle gerathen, und ein wollüstiges Weib wäre Dein Theil geworden; freue Dich, daß die Binde fiel, und danke es mir!

Thomas hatte du Terails Rede mit keinem Worte unterbrochen; nur zuweilen zeigte ein mitleidiges Lächeln, daß er auf ihn höre, und als dieser jetzt geendet hatte, erhob sich der Niederländer. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen? fragte er.

Nichts, als daß ich Dich bitte, um solcher Kleinigkeit willen, da Du mir noch Dank schuldig bist, unsere Freundschaft nicht zu trennen!

Dein oder mein Blut muß fließen! sagts Thomas; ich bin keines Unedeln Freund! du Terail griff nach dem Degen. — Wie Du willst, ich bin jeden Augenblick bereit! fuhr der Niederländer mit kalter Ruhe fort und zog sein Schwert. Doch du Terail, wohl überlegend, daß, da er Hauptmann Thomas hierher ohne Zeugen beschieden, wo man ihn leicht, im Fall er seinen Gegner niederstehe, des Meuchelmords beschuldigen könne, trieb daher die Sache nicht weiter, und versprach, in 6 Tagen mit zwei Freunden auf der Heide zwischen Bocholt und Weert sich einzufinden. Die Gegner trennten sich, und du Terail ritt nach dem Meierhof zurück, theilte Gertraud das Vorgefallene mit und beredete sie leicht, ihm nach Erkelens zu folgen, wo sie vor des Hauptmanns Rache sicher sei. Die Unglückliche war so fest in seinen Banden, daß sie wohl folgen mußte.

4.

Der Tag des Zweikampfes erschien. Nach damaliger Sitte waren die Zweikämpfe meist Reitergefechte, wo die Gegner zu Pferd gegen

einander, wie bei einem Scharmützel, fochten, der eine sich auf die Gewandtheit seines Rosses, der andere sich auf die Führung seiner Waffen verlassend. Der Lieutenant und der junge Reiter, der flehentlich seinen Hauptmann um diese Vergünstigung gebeten hatte, folgten dem Niederländer auf den Wahlplatz.

Gleich darauf kam auch du Terail, von zweien seiner Offiziere begleitet, angeritten. Er sprengte an Thomas heran, grüßte ihn höflich, ritt dann wieder zurück, machte sich nun zum Kampfe bereit und nahm seinen Platz dem Gegner gegenüber. Dreißig Schritt waren auf beiden Seiten die Sekundanten von ihrem Partner entfernt, 500 Schritt war der Raum zwischen beiden Parteien.

Jetzt gab ein Trompeter das Zeichen zum Angriff. Im Schritt, das Pistol in der Hand, ritt der Niederländer seinem Gegner entgegen, der karakolirend sich in steten Kreisen nahte und alle Kunststücke der Reitkunst versuchte, seinem Gegner den Schuß abzulocken. Doch Hauptmann Thomas, das Pistol auf den Sattelknopf gestützt, kam nicht aus seinem Gleichmuth; fest seinen Gegner im Auge behaltend, schien er immer noch einen günstigern Augen-

blick erwarten zu wollen. Dieser bot sich ihm bald. Den Franzosen ärgerte die Ruhe des Niederländers, Ungeduld ergriff ihn, er jagte auf ihn ein, schoß das Pistol ab, fehlte, und ehe er noch sein Pferd wieder wenden konnte, zerschmetterte ihm eine Kugel die Schulter und er stürzte vom Roß, aber noch im Fallen zog er sein Schwert und stach es, als Thomas herbeiritt, dem braven Falben in den Wanst; er sank mit seinem Herrn zu Boden.

Schnell sprang der Niederländer auf. Elender! Was hat Dir das arme Thier gethan? rief er, und setzte die Spitze seines Degens auf den Helmkragen des Verwundeten. Fleh' um Dein Leben, oder ich stoße Dich nieder!

Stoß! röchelte du Terail. — Aber Thomas sah in diesem Augenblick den jungen Reiter fallen und eilte ihm zu Hülfe. Es war zu spät; mit zerschmettertem Hirn lag er vor ihm. Die Andern erklärten, da du Terail gefallen sei, den Kampf für beendet; die beiden Offiziere hoben den schwer Verwundeten auf sein Roß und brachten ihn fort.

Da stand nun der Unglückliche zwar als Sieger auf dem Wahlplatze, aber der Jüngling, der so treu an ihm gehangen hatte, lag todt, sein

sein gutes Roß zuckte nur noch im Todeskampfe. So stehe ich allein! rief er schmerzvoll aus, als sein Lieutenant die Diener rief, ein anderes Pferd zu bringen. Keine menschliche Seele hab' ich mehr, die mir anhängt, auch mein treues Roß ist hin, und ich muß mich fortan mit einem Hunde begnügen. Von diesem Augenblicke an ward er tiefsinniger, als je, und vermied jedes gesellige Vergnügen.

Der Zweikampf unter den beiden tüchtigsten Parteigängern im Heere hatte Aufsehen erregt und war bis zu den Ohren des Admirals gedrungen, der in der Ausforderung Fillers eine Gottlosigkeit mehr zu sehen glaubte. Er nahm ihm in Abwesenheit des Erzherzogs seine beiden Fahnen, und auf der Citadelle von Gent, wohin er abgeführt wurde, brauchte er nicht den Umgang mit Menschen zu vermeiden; er saß dort einsam genug in seinem kleinen Stübchen.

Thomas Filler war wohl eigentlich, trotz seines finstern Aeußeren ein nicht gefühlloser Mensch. Seinem ungetreuen Weibe hatte er vergeben, ohne jedoch ferner irgend eine Sehnsucht nach ihr zu fühlen; seine zweite Frau hatte er wohl nie geliebt, daher war es ihm zu verzeihen, daß keine Thräne an ihrem Grabe

floß. Die Erinnerung an beide weckte nur den Schmerz, nicht die Wehmuth, Gertraud aber weckte bei aller Bitterkeit, welche die Erinnerung an sie in ihm aufregte, das Mitleid; er betrachtete sie als ein Opfer der Verführungkunst du Terails, und er nahm immer noch Theil an ihrem Schicksal, über das er fortwährend Erkundigung einzog.

So erfuhr er, daß sie in Erkelens war, dort den Verwundeten pflegte, von ihrem Vater enterbt, aber nicht das Weib du Terails sei. Dies bekümmerte ihn. Eben so kränkend mußte es seyn, daß du Terail, als er von seiner Wunde geheilt war, nicht sein Schicksal theilte, sondern an der Spitze seiner Arquebusiere blieb, und bei dem Admiral und dem indessen aus Spanien mit der Infantin zurückgekehrten Erzherzoge in besonderen Gnaden stand. Den armen Thomas Filler schien man auf der Citadelle von Gent vergessen zu haben.

Der Feldzug ward indessen von dem Prinzen Moritz mit der Belagerung von Nieuport eröffnet, der zum Entsatz heranrückende Erzherzog geschlagen und der Feind des niederländischen Hauptmanns, der Admiral Mendoza, gefangen, den Prinz Moritz mit den bittern Wor-

durch ausgetheilten Wein berauſchtes Fußvolk ſelbſt gegen die Schanzen, das ſich mit beiſpielloſer Wuth auf den Feind ſtürzte, durch die tiefſten Waſſergraben wadete und die Schanzen hinauf klimmte, wo ſich die Piken der Weimeraner ihm entgegenſtellten. Oft kämpfte Mann gegen Mann auf der Bruſtwehr, ſchon ſprangen die Berauſchten in die Schanzen, brüllten ihr jauchzendes: Victoria! und fanden im Siegestaumel den Tod. Dreimal zurück geworfen, führte Johann von Werth die Wüthenden von neuem zum Sturm, aber nichts vermochte die Ruhe und Beharrlichkeit Herzog Bernhards zu erſchüttern, auch ließ er, um ſie im Fall der Noth zu Fuß zu gebrauchen, die Reiterei wieder nach Wittenweier rücken und um den Seinen jede Hoffnung des Rückzugs zu nehmen, einen Theil der Brücke abbrechen.

Noch zweimal ſtürmte Johann von Werth. Schon füllten die Todten die Gräben aus und über ſie bahnten ſich die Stürmenden den Weg zu den Schanzen, aber mit kalter Entſchloſſenheit warf Roſen jeden Angriff zurück, und angefeuert durch die Gegenwart des Herzogs, der ſich überall hinbegab, wo Gefahr drohte, ſchlugen ſich die Weimeraner mit beiſpielloſem Muthe. Da ergriff Johann von Werth das Letzte, ſeinen blutigen Zweck zu erreichen. Das Haslangſche Regiment, eine in Waffen ergraute Schaar, die ſtets ihren alten Kriegsruhm ſich rein erhalten, war noch übrig und hatte noch nicht geſtürmt; 500 Küraſſiere mußten dieſe 1500 Veteranen decken, und ſo rückten ſie mit geſenktem Haupt und geſenkter Pike im Kugelregen unaufhaltſam auf die Schanzen los, durchwateten den Graben, erſtiegen die Bruſtwehr — aber hier fanden ſie

ten anredete: Schon oft habt Ihr, Herr Admiral, Holland einen Besuch abstatten wollen, diesmal sollt Ihr ohne Blutvergießen den Haag zu sehen bekommen! Die Schlacht von Nieuport, oder vielmehr die Abwesenheit des Admirals war für Hauptmann Filler von guten Folgen; sie gab ihm seine Freiheit, aber nicht seine Fahnen wieder, und erst bei der Eröffnung des künftigen Feldzugs erhielt er eine Fahne Wallonen, die eben nicht geeignet war, ihn seine alten Kameraden verschmerzen zu lassen.

5.

Die unregelmäßige Zahlung des Soldes hatte schon unter dem Herzoge von Alba und dem Prinzen Alexander von Parma Meutereien in dem sonst durch seine strenge Mannszucht so ausgezeichneten spanischen Heere herbeigeführt. Späterhin waren dergleichen Auftritte, die selbst das Ansehen Alba's und Farnese's nicht zu hindern vermochte, noch häufiger. Ein Mann, wie Mendoza, der weder die Liebe, noch die Achtung der Soldaten hatte, war sicher nicht dazu geschaffen, unter solchen Umständen die in

Verfall gerathene Kriegszucht wieder herzustellen. Schon vor der Schlacht von Nieuport hatte ein Theil der Truppen rebellirt, und nur mit Mühe hatte sie der Erzherzog bewegen können, dem Feinde entgegen zu gehen, was sie jedoch nur unter Anführung der von ihnen selbst gewählten Elettos thaten. In dieser Schlacht hatte man das sonderbare Schauspiel, die treugebliebenen Regimenter und die Rebellen in einer Linie fechten und nach der Schlacht sich wieder trennen zu sehen. Jetzt, wo die Holländer weislich den Admiral Mendoza gegen Loslassung aller Gefangenen seiner Haft entlassen hatten, da sie dem Erzherzoge keinen schlechtern General geben konnten, war die Stimmung im Heere wieder durch das verbreitete Gerücht bedenklich geworden: der Erzherzog wolle zwar von jetzt an den Sold richtig auszahlen, jedoch alle Rückstände unbeachtet lassen. Es gab Regimenter im Heere, besonders unter den Italienern und Wallonen, die seit mehreren Jahren den Sold zu fordern hatten, und bei diesen war der Mißmuth und die Desertion am größten. Als daher der Erzherzog mit dem größten Theile des Heeres vor Ostende rückte und den Admiral mit 7000 Mann zum Ersatz von Grave detaschirte, machte das

Heer in der Gegend von Herentals Halt, verlangte den rückständigen Sold und drohte, nicht weiter zu marschiren. Der Admiral versuchte Drohungen und Bitten, nichts wollte fruchten; die aufrührerischen Regimenter wählten Abgeordnete, und diese mußten noch einmal dem General ihre Forderungen vortragen. Einer dieser Abgeordneten von niederländischer Seite war der Hauptmann Filler, dessen Fahne zu dem in Aufruhr begriffenen Regimente gehörte. Der rechtliche Mann, der strenge Soldat, weit entfernt, den Aufruhr zu billigen, obgleich er das Unrecht fühlte, das man den Soldaten anthat, glaubte nur die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen und unterwarf sich nur mit dieser Ansicht der Wahl der Soldaten.

Als die Abgeordneten dem stolzen Mendoza vorgeführt wurden, war zufällig der jetzt zum Obersten beförderte du Terail gegenwärtig. Der Admiral hatte kaum den Hauptmann der Wallonen erblickt, als er auf Einflüstern du Terails mit barschem Tone erklärte: so lange dieser Mann in ihrer Mitte sei, würde er sich in keine Unterhandlungen einlassen. Gelüstet Euch wieder nach der Citadelle von Gent? fragte er ihn hierbei höhnisch.

Wahrlich, nein, erwiederte Hauptmann Thomas ruhig. Aber da Ihr nicht mit mir unterhandeln wollt, so tret' ich ab; seht zu, Excellenza, wie Ihr mit den andern fertig werdet. Der Niederländer, öffentlich beschimpft, fühlte sich tief gekränkt und ein finsterer Gedanke stieg in ihm auf. Er kehrte zu seinem Regimente zurück, berichtete, was ihm begegnet war, machte sie aufmerksam, was ihnen bevorstehe, und, so weit kann gekränktes Ehrgefühl selbst den edeln Mann von der Bahn des Rechts ableiten, er blies die Flamme des Aufruhrs an und stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. 1200 Mann Reiter und Fußvolk trennten sich noch an demselben Tage von dem Heere und zogen nach Hainond. Hier ereilte der Admiral mit den treugebliebenen Regimentern das Fußvolk, das sich ihm ergeben mußte, Hauptmann Filler aber rettete sich mit 500 Reitern nach dem festen Schlosse Hoogstraten, wo die Besatzung ihm die Thore öffnete und sich den Rebellen anschloß.

Mit jedem Tage zogen ihm Unzufriedene zu. Von allen Regimentern verließen sie zu Hunderten die Fahnen und strömten nach Hoogstraten, wo die Rebellen es nun für nöthig

fanden, sich eine förmliche gesetzliche Konstitution zu geben. Sie wählten vier Elettos, einen Spanier, einen Italiener und zwei Niederländer, unter denen Thomas Filler war, und entwarfen strenge Gesetze zur Erhaltung der Ordnung. Sie nannten sich die Schwadron, nahmen ein eignes Wappen an; auf Entweichung stand der Strang; wer ohne Erlaubniß auf Plünderung auszog, wurde gleich dem Diebe mit dem Tode bestraft. Jeder Beschluß, den die Elettos faßten, wurde der versammelten Verbrüderung vorgelegt und von ihnen bestätigt, oder verworfen, und Niemand mehr in die Schwadron aufgenommen, der nicht mit guten Zeugnissen versehen war.

Leicht konnten die Rebellen voraussehen, daß der Erzherzog Alles anwenden würde, sie zum Gehorsam zurückzuführen; sie ließen sich daher mit dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen ein, der ihnen auch Munition, Lebensmittel und Geschütz zukommen ließ. Vergebens erklärte sie der Erzherzog in einer feierlichen Proklamation für Schelme und Verräther, brachte durch Geld und Verheißungen die treugebliebenen Truppen zu dem Versprechen, gegen ihre Kameraden zu ziehen, und rief das Landvolk auf, sich gegen

diese Landplage zu rüsten. Die Rebellen verlachten diese Drohungen, befestigten Hoogstraten immer mehr, und setzten sich in den Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Die Belagerung von Ostende und die Einnahme von Grave durch den Prinzen Moritz ließen die Drohungen nicht in Erfüllung gehen, und erst im Spätherbst, als von Spanien, Italien und Deutschland dem Erzherzoge bedeutende Hülfsvölker zugesandt wurden, befahl er dem Grafen von Berg mit einem Corps von 7000 Mann zur Belagerung Hoogstratens anzurücken. Die Rebellen hatten sich indessen bis auf 3000 vermehrt. Von diesen blieben nur 700 Mann Fußvolk und 100 Reiter zur Vertheidigung Hoogstratens zurück; die übrigen zogen zum Heere der Holländer, das im Begriff war, Herzogenbusch zu belagern. Hauptmann Filler, zum Befehlshaber von Hoogstraten ernannt, traf alle Anstalten zur Vertheidigung und war gutes Muths.

Seit er an der Spitze der Rebellen stand, und eine stete Beschäftigung seinen Geist in Thätigkeit erhielt, hatte der Gram weniger an seinem Herzen genagt, als früher; ein Gedanke durchglühte ihn, sich an du Terail und dem Ad-

miral zu rächen. Du Terail, von dem nämlichen Rachegeiste beseelt, hatte schon oft versucht, die Rebellen zu überfallen, wenn sie, Brandschatzungen einzutreiben, in den Provinzen umherzogen; aber gegen diese alten ergrauten Soldaten hatte er kein Glück, und er versuchte nun gegen Hoogstraten selbst einen Meisterstreich auszuführen, der um so eher gelingen konnte, je kühner er war.

Während Graf Heinrich von Berg in Gent das Heer sammelte, war du Terail von Antwerpen aus an dem nämlichen Tage aufgebrochen, an welchem die Reiterei der Rebellen mit dem übrigen Fußvolke die Gegend von Hoogstraten verlassen und zu dem Heere des Prinzen Moritz gestoßen war. Um Mitternacht rückte er in aller Stille heran; die Besatzung, keinen Feind ahnend, da erst die Ihrigen am Morgen die Umgegend verlassen hatten, war nicht wachsam, die Petardiere schwammen durch den Graben und setzten am äußersten Thore und an der Aufziehbrücke die Petarden an. Beide sprangen glücklich; die Zugbrücke fiel, das Thor zersprang, und, von einem Ausreißer der Rebellen geführt, drang nun du Terail bis an's innere Thor. Auch hier wurde die Petarde angesetzt,

auch hier sprang sie, machte jedoch nur eine Oeffnung in das Thor, durch welche höchstens 2 Mann kriechen konnten. Aber schon der Knall der ersten Petarde hatte die Besatzung geweckt; halb bewaffnet eilte der Eletto herbei, sammelte die Nächsten um sich und stürzte nach dem Thore. Hier war schon du Terail mit einiger Mannschaft durch die Oeffnung gedrungen, hatte die Wacht überwältigt und versuchte, das Thor vollends zu sprengen, doch die Ankunft der Rebellen rettete das Schloß. Es entstand ein heftiger Kampf, wobei sich, trotz der Dunkelheit, die ehemaligen Freunde an ihrem Rufe erkannten; alsbald suchten sie sich im Kampfgewühl auf, fanden sich und trafen wüthend zusammen; doch, bald wieder getrennt, mußte auch hier du Terail unterliegen und auf schnelle Flucht bedacht seyn, denn von dem Walle herab erhielten die in dichten Reihen Angerückten ein mörderisches Feuer, selbst du Terail wurde, nachdem er glücklich durch die Oeffnung des innern Thores zurückgekommen war, in's Bein geschossen, sank, und da die Seinen in wilder Flucht ihr Heil suchten, blieb er zurück und wurde gefangen.

Hauptmann Thomas vermied, ihn zu sehen,

schickte aber den Wundarzt zu ihm und ließ ihn verbinden. Hätte er seinem Herzen folgen dürfen, würde er du Terail sogleich großmüthig die Freiheit gegeben haben, so aber war dies gegen die bestehenden Gesetze, und von Obrist du Terail konnten die Rebellen ein bedeutendes Lösegeld erwarten. Er befahl deshalb, mit ihm zu unterhandeln, und sie wurden um 12000 Livres einig. Du Terail, der immer noch hoffte, der Graf von Berg werde ihm das Lösegeld ersparen und Hoogstraten einnehmen, zögerte, die Summe herbeizuschaffen, und dies wäre ihm fast theuer zu stehen gekommen.

Der Graf von Berg rückte endlich heran. Eine Proklamation ging ihm voraus, worin er jedem Rebellen, der zu ihm übergehen würde, Verzeihung versprach, denen aber, die mit den Waffen in der Hand gefangen würden, mit dem Strange drohte. Die alten Krieger, dergleichen schon zu sehr gewohnt, verlachten diese Drohung; als aber der Graf am andern Tage 2 Mann der Besatzung, die auf Kundschaft ausgeschickt waren, in seine Gewalt bekam und sie im Angesicht von Hoogstraten aufknüpfen ließ, verlangte die Besatzung mit Ungestüm von ihrem Eletto, daß alle Gefangene,

auch du Terail, als Repressalien aufgeknüpft würden.

Thomas Filler war in schmerzlicher Verlegenheit. Sollte er die Gelegenheit zur Rache ergreifen? Dagegen sträubte sich sein edles Herz; so freudig er ihm auch im Kampfe entgegen getreten wäre, so war es ihm ein schrecklicher Gedanke, den Wehrlosen zum Tode führen zu lassen, und doch war es außer seiner Macht, ihn zu retten, denn so willig sich auch das Kriegsvolk unter die sich selbst gegebenen Gesetze beugte, hätte es sicher das Ansehn ihres Elettos nicht geachtet, wenn er gegen das Gesetz hätte handeln wollen. Die einzige Hoffnung blieb ihm, vielleicht den Eigennutz des Kriegsvolks zu du Terails Rettung zu benutzen. Er versammelte deshalb die Besatzung. Kameraden! redete er sie an, Ihr verlangt den Tod der gefangenen Spanier, und das mit Recht; ein Sühnopfer gebührt den Unglücklichen, die da draußen, uns zum Hohn, ein Spiel der Winde sind. Wollt Ihr aber edelmüthig handeln, wie es die Niederländer von Euch erwarten, so laßt die 10 Gefangenen losen, nur zwei unter ihnen mögen an der Spitze des Thurmes aufgeknüpft werden, die anderu verschont aus

ihre Gegner kampfgerüſtet, zur muthigen Gegenwehr bereit. Mit Schwert, Kolb: und Pike begann nun ein mörderiſches Gefecht, und nach langem, harten Kampf blieb der Sieg dem Herzog, das ganze Regiment ward vernichtet — Johann von Werth mußte zum Rückzug blaſen laſſen, und zog ſich, von ſeiner Reiterei gedeckt, von der Reiterei des Herzogs verfolgt, nach Schuttern zurück. Tauſende deckten den Wahlplatz, aber auch der Herzog hatte durch das feindliche Geſchütz manch braven Kriegsmann verloren, mancher war in dem letzten Handgemenge verwundet worden. Auch Obriſt Roſen, durch eine feindliche Pike, obgleich nicht gefährlich, am Schenkel verwundet, mußte ſich am andern Tage nach Bennfeld bringen laſſen.

Großmuth, denkt, daß ihr einst mit ihnen in Reih und Glied fochtet. Was den gefangenen Obersten betrifft, so wißt Ihr, daß er mein Feind ist, und ich ihm aus Freundschaft nicht das Wort rede. Aber zu Euerm Nutzen bitte ich für ihn. Er will Euch 12000 Livres zahlen — 800 seid Ihr hier, will denn ein Jeder von Euch 15 Livres an den Galgen hängen, statt dies schöne Geld in Lust und Freude zu verzehren?

Den Rebellen leuchtete dies ein, doch bemerkten sie, daß der Oberst lange mit der Bezahlung zögern könne; Gott wisse dann, was ihnen indessen begegnet sei, doch wollten sie es in Ueberlegung ziehen. Der Eletto versprach nun im Namen des Gefangenen schnelle Zahlung, und stellte ihnen nochmals vor, wie klug es gehandelt sei, wenn sie nicht allen Gefangenen den Tod gäben, damit sie Mittel behielten, ferner Repressalien zu gebrauchen. Er stimmte endlich die Besatzung, in seinen Vorschlag einzugehen, und mit freudigem Herzen trat er nun in sein Schlafgemach.

Hier hatte er in einer eisernen Truhe seinen kleinen Schatz aufbewahrt, 15400 Livres war sein ganzer Reichthum, sein ganzes Ersparniß.

Es hängt doch wohl manche Thräne an diesem Gelde, sprach er vor sich hin; so soll es wenigstens zu einem guten Zwecke verwendet werden. Er nahm 12000 Livres heraus und vertheilte sie als Lösegeld du Terails unter die Besatzung. Dann versammelte er die Gefangenen, ließ sie auf einer Trommel um ihr Leben würfeln, und die zwei, die das unglückliche Loos traf, wurden sogleich aufgeknüpft; hierauf befahl er, eine Sänfte in den Stand zu setzen, den Verwundeten darauf zu legen und in's spanische Lager zu bringen. Dort übergab einer der Träger du Terail ein Schreiben des Eletto:

Ich habe die 12000 Livres für Eure Ranzion bezahlt, du Terail, und Euch dadurch von einem schmählichen Tode gerettet; schickt mir das Geld zurück, oder nicht, mir gleichviel. Den Grafen von Berg grüßt von mir und sagt ihm, die Schwadron von Hoogstraten würde stets Gleiches mit Gleichem vergelten.

Der Narr, rief du Terail, nachdem er den Brief gelesen hatte, glaubt, ich werde ihm sein weggeworfenes Geld bezahlen; da müßte ich ein noch größerer Thor, als er seyn. Sagt Euerm freigebigen Eletto, wandte er sich dann

zu dem, der ihm das Schreiben eingehändigt hatte, wenn er sein Geld wieder haben wollte, möchte er selbst kommen und es sich holen.

Das will ich! sagte Thomas, als man ihm diese Antwort überbrachte, doch schmerzte ihn der Undank tief.

6.

Der Graf von Berg begann nun, Hoogstraten förmlich einzuschließen; schon waren Batterien errichtet und 6 Feuerschlünde schleuderten Tod und Verderben in das Schloß. Er forderte die Besatzung noch einmal vergebens zur Uebergabe auf, und rückte nun mit den Laufgräben bis an das Glacis der Festung. Doch dies war das Ziel seiner Anstrengungen. Prinz Moritz war mit 10,000 Mann Holländern und den Rebellen zum Entsatz von Hoogstraten in Anmarsch. Schnell hoben die Spanier in der Nacht die Belagerung auf, ließen 2 Geschütze und die Verwundeten zurück und eilten nach Antwerpen.

Am andern Morgen begrüßte lauter Freudenruf das Heer des Prinzen, das über die

Höhen heranrückte. Der Prinz selbst, nur von einigen Offizieren begleitet, ritt vertrauensvoll in Hoogstraten ein, und überraschte durch diesen Besuch den Eletto nicht wenig.

Gnädigster Herr! sagte dieser nach der Bewillkommnung. Ihr habt viel Zutrauen zu einem Haufen Rebellen, daß Ihr Euch ohne sattsame Begleitung in ihre Mitte wagt.

That ich Unrecht daran? fragte der Prinz.

Nein, gnädigster Herr! Wahrlich Ihr seid so sicher hier, als lagerten die Holländer um Euch.

Ich komme auch nicht absichtlos hierher, fuhr der Prinz fort, erstens wünscht' ich Euch kennen zu lernen, ich habe so Manches von Euch gehört, was diesen Wunsch in mir erweckt hat; dann möcht' ich über Mancherlei mit Euch sprechen und dies Schloß sehen, das durch Eure Besitznahme in den Niederlanden Bedeutung gewonnen hat.

Gern führe ich Euch in unserm Asyl umher, sagte der Eletto verbindlich.

Das ist nicht nöthig, erwiederte der Prinz; was ich sehen wollte, zeigte mir der erste Anblick. Das Schloß ist für Euch zu klein, von Tage zu Tage mehrt sich Eure Schwadron;

Ihr

Ihr ſeid nie im Stande, Euch hier gegen einen Angriff zu wehren, und nicht 4 Wochen läßt es ſich vertheidigen. Ich mache Euch daher einen Vorſchlag: übergebt mir Hoogſtraten, und ich überlaſſe der Schwadron die mir zugehörige Stadt Grave an der Maas, wo Ihr alle ein Unterkommen und ſattſame Mittel zur Vertheidigung findet. Tragt es Euern Kameraden vor!

Hauptmann Filler, ganz in den Plan des Prinzen eingehend, verſprach es.

Und dann, da ich einmal Zutrauen zu Euch gefaßt, frage ich Euch: wie ſind die Geſinnungen der Schwadron? Das Regiment der neuen Geuſen, wie ſie ſich nennen, das wir aus den Rebellen der Andreasſchanze bildeten, hat den Staaten ſo treu und mit ſo viel Eifer gedient, daß ſie wünſchen, in gleichen Verband mit Euch zu treten. Habt Ihr Hoffnung, wenn die Staaten den rückſtändigen Sold zahlten, daß die Schwadron in unſre Dienſte träte?

Nein, gnädigſter Herr! erwiederte der Eletto mit Freimuth; die Meuterer der Andreasſchanze verkauften Euch die Schanze, als ſie dieſelbe nicht länger vertheidigen konnten; ſie verkauften ſie aus Noth und blieben dann als redliche Soldaten der neuen Verbindung getreu.

Wir aber unterhandeln noch mit dem Erzherzoge; die Religion bindet uns an Spanien; nur so lange der Erzherzog nicht zahlt, stehen wir ihm feindlich gegenüber. Dennoch werden wir redlich erfüllen, wozu wir uns gegen Euch, mein gnädigster Herr, verpflichten; aber so lange die Verbrüderung dauert, darf kein einzelner der Neigung seines Herzens folgen.

Ich verstehe Euch! sagte der Prinz, ihm traulich die Hand reichend. Rechnet für Eure Person stets auf mich. Ueber das, was ich Euch wegen Grave gesagt, berathet Euch und gebt mir baldigen Bescheid.

Mit Freuden gingen die Rebellen den Tausch ein, wobei sie nur gewinnen konnten, und bald waren die Punkte aufgesetzt; und so kam der merkwürdige, in der Kriegsgeschichte einzige Vergleich zu Stande.

Der Prinz räumt gegen Abtretung von Hoogstraten der Schwadron die ihm gehörige Stadt Grave auf ein Jahr, doch so ein, daß die Schwadron verspricht, die Einwohner nicht zu drücken, sich nicht in die Angelegenheiten der Stadt zu mischen und die Religionsverfassung unverändert zu lassen, auch nicht in das Gebiet der Republik oder des deutschen Reichs

zu ſtreifen. Sollte die Schwadron ſich mit dem Erzherzoge in dieſer Zeit ausſöhnen, ſo übergibt ſie dem Prinzen Grave, erhält dagegen Hoogſtraten zurück und verſpricht, 4 Monate von der Uebergabe an nicht gegen die Staaten zu dienen.

Dem Prinzen war wegen der Nähe von Breda und Antwerpen viel an dem Beſitze des feſten Hoogſtratens gelegen: in Grave, am äußerſten Ende Brabants, waren die Rebellen von den Spaniern entfernter, mithin die Ausſöhnung ſchwerer, und da der Vergleich rein militairiſch abgeſchloſſen war, ſo konnte der Prinz auch eher das Vertrauen haben, daß er ſtreng gehalten werden würde. Was die Stadt betraf, die man ihnen einräumte, ſo war des Prinzen Meinung, daß der Marder nie auf dem Hofe ſtehle, wo er ſein Neſt baue.

Kurze Zeit darauf übergab die Schwadron den Holländern Hoogſtraten und zog in Grave ein. Der Schauplatz hatte ſich nun verändert, doch blieb der Name: immer noch hieß man die Schwadron die Rebellen von Hoogſtraten. Auch von Grave aus durchſtreiften ſie Brabant, trieben Contributionen ein und ſchleppten Lebensmittel zuſammen. Das nahe Geldern litt

am meisten, so wie das Bisthum Lüttich, das nicht als deutsches Land angesehen wurde. Die Bürger von Grave, die von ihnen nicht gedrückt wurden, waren am Ende mit ihren Gästen, die Lebensmittel und Geld in Menge in die Stadt brachten, wohl zufrieden, und nur selten fanden die Elettos Gelegenheit, ihr Richteramt auszuüben. Auch trieb sie der Müssiggang und die Kriegslust oft zu Hunderten zu dem Heere des Prinzen Moritz, wo sie als Freiwillige tapfer dienten, und so lange blieben, als ihnen dort das Leben gefiel.

Die erste bedeutende Expedition von Grave aus war nach Helmont und Eyndhofen. Beide Orte, die ihnen Widerstand leisten wollten, wurden geplündert. Die kleinern Städte und die Landschaft des nördlichen Brabants trafen nun eine Uebereinkunft mit ihnen, und lieferten monatlich eine bestimmte Anzahl Geld und Lebensmittel nach Grave, wodurch sie sich von jedem Streifzuge loskauften. Oft durchzogen die Rebellen ganz Brabant, durchstreiften Namur und Hennegau; nur Flandern, wo das Heer des Erzherzogs stand, blieb von ihnen verschont.

Bei Herentals hatte auch du Terail ein ernstes Gefecht mit ihnen gehabt; jeder Theil schrieb

sich den Sieg zu, keiner hatte aber dabei gewonnen, jeder bedeutend verloren. Seitdem war du Terail die Lust vergangen, sich mit den Rebellen zu messen. Erkelens war sein Hauptquartier, und von hier aus hatte er das Clevische zu seiner Goldgrube erwählt, und sogar einige Mal das holländische Gebiet betreten, wo er, bis Batenburg und Nimwegen streifend, das platte Land verheerte und plünderte.

Der Prinz schickte deshalb einen Offizier nach Grave, die Schwadron zu bewegen, den Streifereien du Terails Einhalt zu thun. Er stellte ihnen vor, wie belohnend ein Unternehmen auf Erkelens seyn müsse, da du Terail und seine Bande Alles, was sie geraubt, dort aufgehäuft hätten; zugleich ließ ihnen der Prinz 10,000 Gulden als Lohn für diese Unternehmung und eine gleiche Summe bieten, wenn sie nach der Einnahme des Schlosses es den Holländern überliefern wollten.

Dieser Vorschlag kam dem Hauptmann Filler sehr gelegen und stimmte zu seinem schon lange gehabten Plan. Er trug der Schwadron den Wunsch des Prinzen vor, zeigte ihnen die Vortheile, die sich für sie im Limburger Lande

darböten, das, vom Kriegsschauplatze entfernt, von ihnen noch nie heimgesucht war, und brachte es endlich dahin, daß er mit 500 Pferden und 1000 Mann zu Fuß nach Erkelens aufbrechen konnte.

Du Terail hat mich aufgefordert, mein Geld von ihm zu holen, sagte Thomas zu Federico, dem Eletto der Spanier, ich werde seiner Einladung folgen.

7.

Ein so bedeutender Zug, der selbst zwei leichte Geschütze bei sich führte, blieb nicht lange ein Geheimniß; das Bisthum Lüttich zitterte, denn man glaubte allgemein, es gelte ihm. Die geistliche Regierung schickte schon Abgeordnete den Rebellen entgegen, um mit ihnen über ein Abkommen zu unterhandeln, und Niemandem kam es in den Sinn, daß die Rebellen von Hoogstraten über die Maas setzen würden.

Während seines Aufenthalts in Bocholt hatte Hauptmann Thomas Gelegenheit gehabt, alle Furthen der Maas zu untersuchen; zwi-

11.

In banger Erwartung hatten die Straßburger den Kanonendonner aus der Ferne gehört; ängstlich erwarteten sie die Nachricht von dem Ausgang des Treffens. Ihre Wünsche waren für Herzog Bernhard und sein Heer, denn sie wußten recht gut, daß, würde der Herzog über den Rhein zurückgeworfen, der Elsaß noch fernerhin der Schauplatz des Krieges bleiben würde, und nur sein weiteres Vorrücken nach Schwaben könne sie aus der steten Unruhe reißen, in welche die Nähe beider Heere sie versetzen mußte.

Niemandem aber schlug bei dem Kanonendonner das Herz stärker, als Margarethen. Sich ganz ihren Gefühlen hingebend, verbarg sie jetzt ihre Unruhe nicht mehr. Eben so bekümmert um Rosens Ruhm, da sie Johann von Werth ihm gegenüber wußte, als um sein Leben, war ihr nicht allein seine Person, auch der Ausgang des Treffens wichtig. Ihr Schwager mußte daher auf ihr Bitten einen seiner Diener, einen kecken Burschen, in die Gegend von Rheinau schicken, um dort über das Treffen Erkundigungen einzuziehen. Er kehrte schon am Abend mit der frohen Nachricht zurück, daß die Kaiserlichen geschlagen, und in

schen Bnggenum und Horn kannte er eine Furth, welche die Reiterei bei seichtem Wasserstande leicht passiren konnte, und wo sie vielleicht nur 20 Schritte zu schwimmen hatte. Hier bestimmte er den Uebergang. Vorher aber konnte er nicht umhin, nach dem von hier nicht weit entfernten Meierhofe zu reiten, um den alten unglücklichen Vater Gertrauds zu sehen, und wohl auch Erkundigungen über sie einzuziehen. Er fand den alten, sonst so rüstigen Mann von Gram gebeugt; sein braunes Haar weiß wie Schnee; sein freundliches Auge erblindet. Er wagte es nicht, sich dem alten Manne zu erkennen zu geben, viel weniger ihn nach seiner Tochter zu fragen, denn er fürchtete, die vielleicht verharrschte Wunde aufzureißen und den Gram von neuem herbeizurufen. Er schwieg von dem, was die eigne Brust beklemmte, sprach nur von gleichgültigen Dingen; aber sein Auge blickte in der Stube umher, wo alles noch stand wie sonst, und jedes Hausgeräthe nur traurige Erinnerungen in ihm erweckte. Als er den Alten verließ, zog es ihn nach Gertrauds Schlafkammer; da stand noch der Stuhl, auf welchem du Terail saß, als er sie überraschte; da stand noch ihr Bett mit den grünwollenen

Vorhängen. Er glaubte, er müsse, wenn er sie zurückschlüge, die Schlummernde noch hinter ihnen erblicken. Ach, sie war fern, das Heiligthum entweiht und all' seine Sehnsucht vernichtet. —

Rache im Herzen, ritt er zurück; Rache im Herzen, setzte er der Erste in die Fluthen der Maas; seine Reiter, jeder einen Fußknecht hinter sich, folgten ihm. Glücklich gelangten sie an das jenseitige Ufer, schwammen noch einmal hinüber, die Andern zu holen. Ein Mann ertrank, die übrigen kamen glücklich an das rechte Ufer. Die beiden Geschütze wurden auseinander genommen und mit den vorräthigen Sturmleitern in Kähnen hinüber geschafft. Bald war Alles wieder in Stand gesetzt, und nun ging es Erkelens zu.

Um nicht von den Einwohnern auf den ersten Blick erkannt zu werden, hatten sie ihre Fahnen mit den 7 aufrecht stehenden Schlangenköpfen zusammen gerollt und trugen die rothe spanische Feldbinde. Sie fragten nach dem Wege, der über Dahlen nach Neuß führt, wendeten sich aber, bei Arsbeck angelangt, schnell nach Schwanenberg. Hier überfiel sie die Nacht, die mit Sturm und Gewitter hereinbrach.

Sie ſetzten in aller Stille ihren Weg fort, und bald zeigten ihnen die leuchtenden Blitze den ſpitzen Thurm des Städtchens und die ſtumpfen Thürme des alten Schloſſes.

Es war Mitternacht; nur noch in der Ferne rollte der Donner, aber heftig brauſ'te der Sturm und peitſchte den Regen herab. Hier und da ſah man Licht in einigen Häuſern, wo gewiß eine furchtſame Seele noch in der Angſt ihres Herzens betete. So kamen ſie unbemerkt an das Thor. Einige vorangegangene Fußknechte, denen ein größerer Trupp folgte, pochten an und baten um Einlaß. Der Pförtner lugte aus einem kleinen Thurmfenſter heraus. Seid Ihr ſchon zurück? rief er ihnen zu; dachte es wohl, daß Euch das Unwetter wieder heimführen würde.

Mach' nur auf, Alter! rief der Eine, ſich ungeduldig ſtellend. Es iſt ja ein Wetter, daß ein armer Fußknecht ſelbſt den lieben Herrgott erbarmen möchte; geſchwind!

Es dauerte eine Weile, ehe der Alte kam, der dann erſt mit ſeinem Lämpchen durch eine Luke des Thores leuchtete, ehe er aufſchloß. Als er aber nur die Beiden gewahrte, ſchloß er getroſt auf und ließ ſie hinein. Dieſe packten

ihn schnell, schleppten ihn aus der offenen Pforte, nahmen ihm die Schlüssel zum Thor und öffneten es.

Das ging ja besser, als wir erwarten konnten, meinte der Eletto, als er mit den Uebrigen vorrückte; da er aber erfuhr, am Abend sei Oberst du Terail mit dem größten Theile der Besatzung dem Rheine zugezogen, und daß nur höchstens 100 Mann das Schloß besetzt hielten, war seine Freude dahin. Also ihn finde ich nicht? brummte er vor sich. Nun, so ist es auch besser; Rache bringt keinen Segen. Hierauf gab er die nöthigen Befehle, daß 500 Mann Fußvolk nach dem Schlosse rücken, die Reiterei mit den Uebrigen aber das Thor besetzen sollte, damit das Pferdegetrappel die Bürger nicht aufwecke; er selbst begab sich mit nach dem Schlosse.

Sorglos fand er die Wachten, und ohne bemerkt zu werden, sprengte man die Kette der Zugbrücke und setzte die Petarde an. Auch das innere Thor war bald gesprengt, und, im völligen Schlafe überrascht, leistete die Besatzung nur schwachen Widerstand; das Schloß ward schnell erobert, die Stadt genommen und die Thore gehörig besetzt.

Der Eletto hatte strengen Befehl gegeben, nicht zu plündern. Die Stadt sollte eine bedeutende Brandschatzung geben, was im Schlosse gefunden würde, zu gleichen Theilen vertheilt werden. Deshalb wurde auch Schloß und Stadt verschont und völlige Ordnung gehandhabt.

Wo Obrist du Terail seine Schätze verwahrt habe, war die erste Frage, die Hauptmann Filler an den gefangenen Kommandanten that; dieser aber versicherte, daß ihm dies selbst unbekannt sei, da der Oberst es vor Jedermann geheim halte; sein alter Diener aber, den er zurückgelassen, könne vielleicht bessere Kunde geben. Der Alte wurde gerufen, läugnete anfangs; als er jedoch dem Stückknecht zur Tortur übergeben wurde, führte er den Eletto und den Zahlmeister nach einem verborgenen kleinen Gewölbe, wo sie zwei große eiserne Truhen fanden. Thomas überließ dem Zahlmeister die Freude, sie zu öffnen, nahm den alten Diener bei Seite und fragte ihn, sonderbar bewegt: Wo ist das Weib des Obersten?

Sein Weib? erwiederte der Alte lachend. Mein Herr tritt gewiß mit keinem Weibe vor den Altar. Meint Ihr aber die Dirne, die hier ist, so ist ihr Zimmer nicht fern von hier.

Führe mich hin! befahl der Hauptmann. Der Diener ging, eine Leuchte in der Hand, voran, öffnete die Thür und trat mit klopfendem Herzen ein. Das Gemach war leer, aber Alles zeigte, daß seine Bewohner es erst vor Kurzem verlassen hatten. Hier schaute sich Thomas traurig um, und bemerkte, daß das Hausgeräth nur ärmlich und nirgends eine Spur von Wohlhabenheit zu finden sei; es schien mehr das Zimmer einer Dienenden, als das der Geliebten zu sein.

Die Arme ist gewiß bei dem Sprengen der Petarden und bei dem Lärme im Schlosse in die untern Gewölbe entflohn; ich will hin, sie zu suchen; übergebt sie nicht dem Kriegsvolke, handelt menschlich an der Unglücklichen! bat der alte Diener.

Sei ohne Sorge! beruhigte ihn Filler. Ich gehe selbst mit Dir, sie aufzusuchen. Er ließ Fackeln herbeischaffen, nahm zwei Kriegsleute zu seiner Begleitung mit und folgte dem Diener die steilen Treppen hinab.

Die Gewölbe des Schlosses waren hoch und geräumig und Vorräthe aller Art darin in Menge aufgehäuft. Für Wein hatte du Terail gesorgt. Sie fanden hier Mancherlei, nur nicht

das, was sie suchten. Sollte sie etwa den Schlüssel zu diesem Keller gefunden und sich hierher geflüchtet haben? sagte der Diener. Ich will doch hinauf und die Schlüssel suchen.

Begleite ihn und laß ihn nicht außer Acht! befahl der Eletto einem seiner Begleiter; er selbst blieb mit den Andern zurück.

Der Diener zögerte, zurückzukommen, die Ungeduld ergriff den Hauptmann, er nahm die Fackel aus der Hand seines Begleiters und durchschritt das lange Kreuzgewölbe. — Plötzlich heftete sich sein Blick auf den Boden, er zog erschrocken den schon gehobenen Fuß zurück; ein Kind lag vor ihm auf einem Bündel Stroh, das hier so ruhig schlief, als läg' es in einem Bett von Daunen. — Ihr — sein Kind — das war der erste Gedanke, der ihn durchflog. Ein sonderbares Gefühl durchschauerte ihn bei dem Anblicke des schlafenden Engels; war es Freude, war es Schmerz, er wußte es selbst nicht. Jetzt beugte er sich über das schlummernde und glaubte die Züge der Mutter in dem Kinde wieder zu sehen, hob es auf, wickelte es in seinen Mantel, beleuchtete es, und ein wehmüthiges Lächeln umzog seinen Mund. — Armes Kind! sagte er leise, damit es ja nicht

in seinem Schlummer gestört werde, und seit langer Zeit drang zum ersten Male wieder eine Thräne in sein Auge; unglückliches Kind, in Sünde geboren, in Sünde genährt — Dich will ich retten vom Verderben, ich will Dir Vater seyn! Er wollte mit dem Kinde auf dem Arme zurückgehen, aber plötzlich blieb er stehen. Wo das Kind ist, muß auch die Mutter seyn — grausam wäre es, ihr das Kind zu rauben! — Er ging weiter vorwärts, sein Auge spähte umher — da sah er in der Ferne eine weiße Gestalt auf dem Boden liegen; er hob die gesenkte Fackel — angstvoll blickte er hin, hoffend und fürchtend, sie sei es. — Ja, sie war es auch; ohnmächtig lag die Unglückliche, ein Kissen in der Hand, das sie wahrscheinlich dem Kleinen, des feuchten modrigen Bodens wegen, hatte bringen wollen. Thomas, das Kind nicht aus seinen Armen lassend, kniete neben sie, wollte sie durch Rütteln zum Leben bringen, wollte eben den Diener rufen, als Geschützesdonner über ihm dröhnte und der Mann, den er mit dem Diener hinaufgeschickt hatte, eiligst zurückkam und ihm zurief: Eletto, geschwind hinauf, der Feind ist vor dem Thore!

Euch übergeb' ich dies Kind und jenes Weib

rief der Ueberraſchte, ſtürzte, die Fackel in der Hand, die Treppe hinauf und eilte auf die Mauer.

8.

Schon graute der Morgen, und deutlich konnte der Eletto ſehen, daß der Feind das nördliche Thor angriff. Schnell beorderte er 300 Mann aus dem Schloſſe mit den beiden Feldſtücken dorthin; er ſelbſt ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte nach dem Kampfplatze. Schon trabten die Reiter aus allen Gaſſen herbei; an 200 ſammelten ſich um ihren Führer und wollten kampfluſtig hinaus dem Feinde entgegen; jedoch der Bedächtige hielt ſie zurück und wollte nicht eher den Angriff wagen, bis alle ſeine Mannſchaft beiſammen war. Er ermuthigte die Wacht am Thore, ſich tapfer zu halten, da Succurs komme, beſetzte den Wall und, nicht ahnend, daß du Terail, gegen ſeine Gewohnheit, Geſchütz mit ſich führe, ſpottete er des nutzloſen Angriffs. Aber plötzlich fuhr die Kugel einer Feldſchlange durch das Thor; noch ein Schuß dröhnte, und das Thor brach

ganz zusammen. In diesem Augenblicke kam aber auch der Succurs von dem Schlosse, die beiden Feldschlangen fuhren auf; doch ein glücklicher Schuß der Feinde demontirte beide zugleich. Zwei Räder lagen in Stücken, 10 Todte und Verwundete deckten den Boden. Da räumte der Eletto schnell Thor und Straße, ließ den Wall nur besetzen und vertheidigte von hier aus das offene Thor. Vom Schlosse donnerte das Geschütz auf die Anrückenden; da es aber dort an Constablern fehlte, schossen sie schlecht und thaten dem Feinde keinen Abbruch.

Noch vertheidigten die 300 von dem Walle herab das Thor und vereitelten den wiederholten Angriff du Terails; aber im steten Feuer hätten sie unterliegen müssen, wenn nicht der Eletto die Reiterei auf dem Marktplatze gesammelt und mit ihr und dem Reste des Fußvolks zu einem andern Thore ausgerückt wäre und seinen Gegner auf offenem Felde angegriffen hätte; zugleich gab er den 300 Mann am nördlichen Thore den Befehl, das Geschütz zu nehmen.

Du Terail war ihm an Reiterei überlegen, an Fußvolk gleich. Aber die alten Schaaren der Rebellen, die aus den verwegensten Krie-

gern

vollem Rückzug begriffen wären, worüber ganz Straßburg jubelte, aber er brachte auch die Trauerpoſt für Margarethe, daß Roſen verwundet nach Bennfeld gebracht worden ſei.

Schon am andern Morgen ritt der Freiherr von Gemmingen nach Bennfeld, ſeinen Freund zu beſuchen, um Margarethen wo möglich tröſtliche Nachricht von ihm zu bringen. Er fand Roſen heiter und ziemlich wohl, nach errungenem Sieg ſchmerzt ja den Kriegsmann die Wunde nur wenig! auch ſchien es ihn zu freuen, Gemmingen hier zu ſehen und Kunde von Margarethen zu erhalten. Wie ſtaunte er aber, als ihn dieſer im Namen des Freiherrn von Epp erſuchte, zu ſeiner Heilung nach Straßburg zu kommen, wo er in deſſen Hauſe Wartung und Pflege finden würde.

„Und was würde Margarethe ſagen?“ erwiederte Roſen, den dieſer Antrag überraſchte „Sie würde mir zürnen, und das möchte ich um keinen Preis!“

„Sie wird nicht auf Euch zürnen, ſie wird Krankenwärterin ſein, und ſo das Unrecht gut machen, daß ſie Euch gethan“ erwiederte Gemmingen — „Kommt nur, Obriſt Roſen, Ihr werdet nirgends einen ſo guten Wundarzt finden, als Margarethe von Epp Euch ſein wird “

Roſen, den das Herz nach Straßburg zog, ſäumte keinen Augenblick, an den Herzog zu ſchreiben und ihn um die Erlaubniß zu bitten, ſich zur Heilung ſeiner Wunde dorthin bringen zu laſſen. Der Herzog antwortete ihm:

„Mit Freuden geb' ich dir die Erlaubniß, mein
„braver Waffengefährte, nach Straßburg zu gehen,
„wo du mir nützlicher ſein kannſt, als in Bennfeld.

gern des spanischen Heeres bestanden, achteten nicht eine kleine Uebermacht; sie griffen den Feind mit Ungestüm an, und dieser Angriff würde schon das Gefecht entschieden haben, hätte nicht du Terail durch einen Pistolenschuß das Pferd ihres Anführers getödtet; es stürzte, und wie der Tiger auf seine Beute, sprang der Franzos von seinem Roß, warf sich mit gezücktem Dolche auf den unter seinem Pferde liegenden, aber auch im nämlichen Augenblicke fühlte er sich an der Gurgel gepackt. Die treue Dogge, die seinem Herrn auch in den Kampf gefolgt war, riß ihn nieder, Reiter kamen ihrem Eletto zu Hülfe, und zum zweiten Male ward du Terail ihr Gefangener. Dies entschied das Gefecht; zweihundert Spanier wurden gefangen, die andern nahmen die Flucht. Du Terail hatte einen Anschlag auf Crefeld gehabt, war deshalb am Morgen ausgezogen, hatte aber in Neersen die Nachricht erhalten, daß die Rebellen über die Maas gegangen wären. Er vermuthete mit Recht, daß es Erkelens galt, kehrte um, marschirte ohne Rast und hoffte den Feind bei der Plünderung zu überfallen; die weise Vorsicht des Eletto aber zerstörte seinen Plan.

Dieser, durch den Fall seines Rosses beschädigt, ließ sich auf das Schloß bringen, du Terrail aber wurde in der Stadt in strengem Gewahrsam gehalten. Auf dem Schlosse erfuhr er nun, daß man in den beiden eisernen Kasten 62000 rheinische Gulden, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit, und eine Menge Kostbarkeiten, silberne Becher und selbst Kirchengut gefunden habe. Mehr aber freute er sich, als man ihm berichtete, die Ohnmächtige sei wieder zum Leben zurückgebracht; sie sei aber noch so matt, daß sie ihr Zimmer hüten müsse.

Nicht Liebe war es, was Thomas bei dieser Nachricht so sonderbar bewegte; wie hätte dieses edle reine Gemüth noch Liebe für eine Gefallene empfinden können? Aber Mitleid, innige Theilnahme ergriff ihn, dachte er sie sich jetzt so unglücklich — und doch? fühlte sie sich unglücklich? konnte ihr nicht der Mann ihres Herzens, der Knabe Wonne bereiten, die der arme Thomas nie empfunden hatte? Sein Gemüth war tief bewegt, besonders hatte ihn der Anblick des schlafenden Kindes erschüttert. In dem kurzen Augenblicke, daß das Schlummernde in seinen Armen geruht hatte, war eine Sehnsucht in ihm erwacht, die ihn sich so einsam

fühlen ließ. Unwillkührlich streichelte er seine Dogge, das einzige treue Wesen, das ihm noch geblieben war, denn ihm hatte ja das Schicksal so viel versagt, Weib und Kind. — Bringt mir den Knaben! rief er plötzlich, als sei das Kind seines Feindes der gute Geist, seinen Gram zu verscheuchen, und sie brachten ihm den Kleinen, der jetzt die großen blauen Augen aufgeschlagen hatte und den bärtigen Mann, der ihn auf seinen Schooß nahm und mit ihm spielte, freundlich ansah. Bei dem Lächeln des Kindes vergaß er ganz seinen Kummer selbst wenn das sprechende Auge und das Grübchen des Kleinen ihn an Gertraud erinnerte. Seit langer Zeit war dies die erste Stunde wieder, wo sein Herz Freude fühlte.

Da öffnete sich leise die Thüre, eine bleiche Gestalt trat zitternd herein. — Mein Kind! rief sie mit ängstlicher Stimme — und der Kleine streckte die Arme nach der Mutter, während Thomas ihr den Knaben mit abgewandtem Gesichte entgegenhielt. Sie ergriff, küßte ihn und schlich so leise wieder fort, als sie hereingetreten war.

Das war Gertraud? seufzte Thomas tief auf. Diese bleiche Gestalt, diese hohlen Augen

war die Gestalt, sind die Augen Gertrauds? O Sünde, Sünde, wie brandmarkst du deine Diener. — Nein, nein! rief er bewegt und wischte die Thräne aus seinem Auge; — sie ist unglücklich, darum habe Mitleid mit ihr, verdamme sie nicht! Er raffte sich zusammen, so schwer es ihm auch wurde, und ließ sich nach Gertrauds Zimmer führen.

Als man es leise öffnete, sah er sie, den Knaben liebkosend, auf einer kleinen Bank sitzen. Sie gewahrte ihn nicht sogleich und überließ sich unbefangen der mütterlichen Zärtlichkeit. Als sie ihn aber erblickte, fuhr sie erschrocken auf, drückte das Kind fest an ihre Brust und blickte ängstlich umher.

Warum erschreckt Ihr vor mir, was bebt Ihr so, Gertraud? fragte er, sich auf einen Schemmel niederlassend, und winkte seinen Dienern, sich zu entfernen. Ich komme in Frieden!

Aber das Weib drückte das Kind voll banger Furcht, es sollte ihr entrissen werden, immer fester an sich.

Fürchtet Euch nicht, fuhr Thomas fort, und die ernsten Züge seines Gesichtes zwangen sich, freundlich zu seyn. Ich bringe nicht Vor-

würfe mit mir, nur Theilnahme und Mitleid. Habt Zutrauen zu mir, setzt Euch mit dem Kleinen dorthin, mir gegenüber — So! — Ja, wovon wollt' ich doch mit Euch sprechen, sagte er jetzt, wie aus einem Traume erwacht; die Vergangenheit verwirret meinen grauen Kopf — die braunen Locken, Gertraud, sind gebleicht; seit ich Euch nicht sah, sind sie grau geworden, so wie die Eures Vaters schon weiß sind.

Saht Ihr meinen Vater, Herr? fragte sie, aufspringend.

Ich sah den alten Mann, aber er sah mich nicht, denn er ist blind!

Das Weib fing an, heftig zu zittern, legte den Knaben auf das Bett und hielt sich krampfhaft an die Pfosten fest. Blind, blind! wiederholte sie mehrere Male leise — Ja er wollte seine Tochter nicht mehr sehen, da erfüllte Gott sein Gebet und schloß sein Auge.

Thomas war erschüttert: Gertraud jammerte ihn; er wußte nicht, wie er dem Gespräche eine andere, schonendere Wendung geben sollte. Ihr habt einen schönen Knaben, sagte er endlich; sein Auge ist ganz das Eurige, sein Mund lä-

chelt, wie Ihr sonst zu lächeln pflegtet; seinem Vater gleicht er, Gott sei Dank, wenig.

Wo ist du Terail! rief Gertraud, und schien bei dieser Frage ihren Vater schon vergessen zu haben.

Er ist gefangen, antwortete Hauptmann Thomas, und auch sein Gefühl mochte in diesem Augenblicke von einem andern Eindrucke bewegt werden.

Sein Schicksal? fragte sie mit Heftigkeit.

Wird das Schicksal eines Gefangenen seyn, der kein Lösegeld mehr hat, sich loszukaufen, und zum zweiten Male wird sich kein Thor finden, es für ihn zu bezahlen, erwiederte er mit Bitterkeit.

Armes Kind, rief sie weinend und drückte den Knaben an ihr Herz; arme vaterlose Waise!

Laß mich sein Vater seyn! sagte Thomas mit Herzlichkeit, und der Anblick des schreienden Kindes hatte jede Bitterkeit schnell verwischt.

Gertraud schüttelte schmerzvoll lächelnd den Kopf.

Auch diese Freude gönnst Du mir nicht, sagte er empfindlich. Nun wohl! — Nehmen kann ich Dir den Knaben nicht, und überlassen

willst Du mir ihn nicht; so muß ich auch diese Hoffnung zu Grabe tragen, wie alle andere. Er sah finster vor sich hin; Gertraud betrachtete ihn jetzt genau, sie fand ihn sehr gealtert, der Gram hatte seine Furchen tief auf seine Stirn gezogen, das schmerzte sie. Da hob er langsam das gesenkte Haupt. — Bist Du denn glücklich, Gertraud? fragte er, sie scharf ins Auge fassend. — Sie schwieg. — Liebst Du noch du Terail?

Er ist der Vater meines Kindes, wie könnt' ich ihn nicht lieben? erwiederte sie leise.

So! — sagte er gedehnt, versuchte aufzustehen, aber vermochte es nicht. Da legte Gertraud das Kind schnell auf das Bett, sprang herzu, griff ihm unter den Arm, wollte ihm helfen, aber sie war zu schwach, es gelang ihr nicht. Laß nur, sagte er, indem er sie freundlich anblickte. Ein sonderbares Gefühl hatte ihn durchzuckt, als ihre Hand ihn berührte, und sie sich sorgsam mühte, ihm hülfreich zu seyn. Laß nur! wiederholte er; ich danke Dir!

Höre Gertraud, sagte er dann nach kurzem Schweigen, was ich hier in Deinem elenden Zimmer sehe, spricht nicht für du Terails Liebe, nicht für die Liebe des Vaters zu seinem Kinde.

— Du leidest Noth, wenn er schwelgt; mich dünkt, Du bist ihm lästig.

Sie schüttelte mit Heftigkeit verneinend den Kopf, und Thränen strömten aus ihrem Auge. —

Du bist ihm lästig! wiederholte Thomas; Deine Thränen zeigen es mir — deshalb verlaß ihn! Das Weib nahm ihr Kind wieder auf den Arm, küßte es, drückte es an ihre Brust und antwortete nicht.

Ich will für Dich und den Knaben väterlich sorgen; was ich habe, es ist freilich wenig, gehöre sein. Fern von mir magst Du ziehen, zu Deinem Vater, den ich vielleicht mit Dir versöhnen kann, nach Holland, Deutschland, wohin Du willst. — Sie blieb stumm. — Weib, er verdient Deine Anhänglichkeit nicht! rief er jetzt mit Heftigkeit, da sich endlich ein leises ich kann nicht! aus ihrer Brust rang. — Nun wohl! sagte er gelassener, rief seinen Diener und befahl ihm, dem Lieutnant zu sagen, daß der Obrist du Terail auf das Schloß gebracht werden solle.

Was wollt Ihr mit ihm? fragte Gertraud ängstlich.

Gericht über ihn halten! antwortete der Eletto kalt.

Seid menschlich! bat sie und stürzte zu seinen Füßen; erbarmt Euch meiner, erbarmt Euch des Kindes.

Eben das will ich, sagte er, sie aufhebend und versank in Nachdenken, das sie nicht zu unterbrechen wagte. So saßen sie lange schweigend; nur zuweilen richtete er eine gleichgültige Frage an sie, die sie zitternd beantwortete.

Jetzt meldete der Diener, Oberst du Terail sei da. Der Eletto ließ ihn hereintreten. Auf du Terails Gesicht malte sich bei dem Anblicke seines Gegners Zorn, auf dem Gesichte des Hauptmanns Ernst und Ruhe.

Ich bin gekommen, mir, wie Du es verlangt hast, mein vorgeschossenes Lösegeld zu holen, redete er den Gefangenen an; ich bin hier, es einzufordern.

Nimm, wo Du es findest, mein Seckel ist leer, erwiederte du Terail höhnisch.

Das ist schon geschehen, sagte der Niederländer ruhig. Ich habe mehr gefunden, als es bedurfte. Doch habe ich noch etwas zurückzufordern, was mein war.

Sicher die Dirne, fiel ihm der Franzos

schnell in die Rede. — Nimm sie, wenn Du mit den Brosamen zufrieden bist, die von des Herrn Tische fielen; nimm auch das Kind noch oben drein!

Gerechter Gott! rief Gertraud und vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten.

Steh' ihr doch bei, sagte Thomas zu du Terail, der gleichgültig auf die Jammernde blickte, und während der Eletto nochmals versuchte, aufzustehen, erhob sich jener nicht von seinem Sessel. Laß nur, sagte du Terail gleichgültig, diese Scenen sind mir nicht neu.

Der Eletto warf bei diesen Worten einen verächtlichen Blick auf seinen ehemaligen Kampfgenossen, rief den bereitstehenden Diener und befahl ihm, den Lieutenant zu rufen. Während dem hatte sich Gertraud erholt und sich auf einen Schemmel gesetzt und sah bald, im Innersten tief betrübt, auf du Terail, bald ängstlich auf Thomas, der mit sich einen schweren Kampf zu kämpfen schien.

Was wird mein Loos seyn und wieviel Lösegeld verlangst Du? fragte jetzt du Terail, das Schweichen brechend.

Ich mag Dein Schicksal nicht bestimmen, erwiederte dieser ernst.

„Möge dich dort der Sieg und das Glück begleiten,
„wie er es gestern bei Wittenweier gethan. Johann
„von Werth ist bis Offenburg zurück, sein tolles Un-
„ternehmen kostete ihm 2000 Mann; hätte er gewußt,
„was ich ahne, er hätte das geflossene Blut auf ein
„anderesmal gespart. In Paris sieht es trübe für
„uns aus; ich fürchte, meine dortigen Feinde werden
„mich eher vom Rhein treiben, als der tolle Werth.
„Aber ich lasse mit Gott den Muth nicht sinken, mor-
„gen brechen wir hervor, stürmen Ettenheim und Mahl-
„berg und dann auf Kinzingen; bekommen wir dies
„in unsre Gewalt, so steht uns Schwaben und das
„Würtemberger Land offen. Laß dich indessen von der
„Hand der Liebe pflegen und kehre bald wieder zurück
„zu mir.“

Schon am andern Abend traf Rosen in Straßburg ein, wurde als ein lieber Gast freundlich in dem Hause des Freiherrn empfangen, nur Margarethe erschien nicht, und er mußte sich zur Ruhe legen, ohne sie gesehen zu haben.

Mit Rosens Eintritt in das Haus hatte eine unnennbare Unruhe sie erfaßt. Vorher hatte sie mit Sehnsucht seine Ankunft erwartet, es hatte ihr so angenehm, so reizend gedünkt, an seinem Krankenlager zu sitzen, ihm das Kissen zu rücken, die Arznei zu reichen, zu jeder Hülfleistung bereit zu sein; jetzt aber, wo alle diese freundlichen Phantasiebilder sich verwirklichen sollten, überfiel sie eine Art Scheu — Ihr Stolz, ihr weibliches Zartgefühl sprach dagegen, und selbst als sie Rosen die Treppe hinauf tragen sah, das schöne, bleiche, männliche Gesicht, sein mattes Auge erblickte, das forschend, sicher sie suchend, umher sah,

Glaube nicht, daß mit diesem Schlosse alle meine Mittel dahin sind; ich habe noch so viel, diesmal mein Lösegeld selbst zu zahlen.

Ich möchte um alle Schätze der Erde nicht Dein Richter seyn, sagte der Eletto, und seine Stirn umwölkte sich; denn ich fühle es, ich würde ein strenges Gericht halten. Getrennt wirst Du von ihr und von Deinem Kinde, sprach er dann nach einer Pause; hast Du noch über ihr Schicksal Etwas zu bestimmen, so laß es mich wissen. Willst Du ihnen Lebewohl sagen, so thu' es jetzt. Du Terail schwieg.

Mann! rief Gertraud außer sich und stürzte in seine Arme, willst Du so lieblos von mir gehn, hast Du kein Wort, kein Liebeswort für mich und Dein Kind?

Du gehst, wie verrufenes Geld, schnell aus einer Hand in die andere, antwortete er lachend; jetzt kommst Du wieder in die Hände dessen, der Dich zuerst besaß. Vielleicht geht es Dir da wohler.

Mit Gott! sprach Thomas feierlich. Laß den Mann, wendete er sich dann zu Gertraud, die du Terail noch immer fest umfangen hielt; — er stößt Dich zurück — verachte ihn! — Komm zu mir, bring mir Dein Kind, ich will

Dir Bruder, dem Knaben Vater seyn! — Bei diesen Worten trat der Lieutnant ein. Kamerad! sagte der Eletto, auf du Terail weisend, führe den in engen Kerker, daß er uns nicht entwischt. Behandle ihn menschlich, obgleich kein menschliches Herz in seiner Brust schlägt, aber streng! Er folge uns nach Grave, wo die Kameraden über ihn entscheiden mögen. — Führt ihn ab.

Noch einmal wollte Gertraud, das Kind fest im Arm, sich ihm um den Hals werfen; doch das donnernde Halt! des Eletto hielt die Erschrockene zurück. Auch im Unglück muß der Stolz uns nicht verlassen, sagte er, den höhnisch lachenden du Terail mit Verachtung anblickend, der im Weggehen sich plötzlich wandte.

Hoffentlich sehen wir uns wieder, dann wehe Dir! rief er dem Hauptmanne zu und entfernte sich.

In dieser Welt mag es seyn, sagte Thomas ruhig lächelnd; in jener, da bewahrt mich die Gerechtigkeit Gottes davor.

9.

Die Kontusion des Eletto war bald geheilt, und nachdem er hinlängliche Besatzung in Erkelens gelassen hatte, zog er mit den Gefangenen, woron die meisten in die Schwadron eingetreten waren, über die Maas zurück. Gertraud folgte mit ihrem Kinde; du Terail war jedoch schon früher unter Bedeckung nach Eyndhoven geschickt worden.

Diesmal setzten sie in Schiffen über, und Thomas ritt sogleich nach dem Meierhofe, wohin auch Gertraud fuhr. Sie fanden ihn verödet; die Rebellen von Eyndhofen hatten ihn rein ausgeplündert, und den blinden Vater hatte dabei ein Schlagfluß hinweggerafft. Theils verbrannt, theils zerstört, lagen die Gebäude in Trümmern, alles Vieh war weggetrieben, nirgends fand Gertraud ein Plätzchen, wo sie hätte wohnen können. Sie mußte daher Thomas nach Grave folgen.

Dort auch fand dieser Manches verändert. Seine Abwesenheit benutzend, da er unter den Elettos am meisten gegen eine Aussöhnung mit den Spaniern war, hatten die Unterhändler des Erzherzogs die Gemüther zur Unterwerfung ge-

neigter gestimmt. Die Belagerung von Ostende, wo statt des gottesfürchtigen Mendoza der tapfere, kluge Spinola das Heer befehligte, reizte die Kriegslust der alten Soldaten, und es fehlte nur noch an Geld, ihre übertriebenen Forderungen zu befriedigen, die sie so weit ausdehnten, daß sie sogar für die Zeit der Rebellion ihren Sold verlangten. Diese tolle Forderung verschob noch auf längere Zeit ihre Unterwerfung.

Du Terail fand er auch nicht mehr als Gefangenen. Der Erzherzog, der ihm besonders gewogen war, hatte sogleich das Lösegeld für ihn bezahlt, und er stand schon wieder an der Spitze eines bedeutenden Reitergeschwaders, mit dem er die Lüttticher und Trierschen Lande durchzog. Das Einzige, was dem Eletto dort Freude machte, war das Benehmen seiner Kameraden in Rücksicht der Beute. Es war bei der Schwadron Gesetz, sämmtliche durch Brandschatzung erpreßte Gelder, so wie die Hälfte der Beute an Geld und Kostbarkeiten in die allgemeine Kasse zu legen, aus welcher der Sold bezahlt wurde, die übrige Beute aber, sobald sie nicht einzeln den Gefangenen abgenommen war, unter das auf Streifzüge ausgezogene Korps zu gleichen Parten zu theilen, wobei dem Anfüh-

rer ein Sechstel gehörte. Bei dem Gelde aber, das sie auf dem Schlosse zu Erkelens fanden, machten sie eine Ausnahme. Sie zogen die 12000 Livres, die der Eletto zur Bezahlung des Lösegeldes für du Terail in Hoogstraten vorgeschossen hatte, vorweg ab und händigten sie ihm ein, der das Geld auch mit Freuden unter den jetzigen Umständen annahm und außerdem noch 4000 Gulden für seinen Antheil an der Beute bekam. Er dünkte sich jetzt reich und glaubte des Knaben und Gertrauds wegen, die er beide nach Nimwegen sandte, außer Sorge seyn zu können. So gern er auch das Kind wenigstens so lange bei sich behalten hätte, als die Rebellen in Grave blieben, so blieb ihm doch die Gegenwart Gertrauds drückend; sie war ihm leider nicht achtungswerth.

So verging wieder ein halbes Jahr in Unthätigkeit. Die Belagerung von Ostende zog sich in die Länge; der Prinz von Oranien rückte, eine Diversion zu machen, vor Sluis in Flandern und belagerte es. Da sandte der Erzherzog, die Lücken, welche Ostende in seinem Heere gemacht hatte, wieder zu ergänzen, den Grafen von Berg und den Bischof von Ruremonde nach Grave, das Versöhnunggeschäft zu betreiben,

was ihnen auch endlich gelang. Die Rebellen verzichteten auf den verlangten zweijährigen Sold — so lange hatte die Rebellion gedauert — und erhielten eine vollkommene Amnestie, von der jedoch diejenigen ausgeschlossen wurden, die nicht wieder zu ihren Fahnen zurückkehrten. Die Hälfte des ihnen zukommenden Soldes wurde ihnen baar ausgezahlt, für die andere Hälfte verpfändete ihnen der Erzherzog die Stadt Ruremonde, worein sie von den Ihrigen Besatzung legen durften.

Hauptmann Filler war dieses unthätigen Räuberlebens müde und hatte sich nicht mehr gegen die Aussöhnung gesetzt, sondern sie vielmehr betrieben; nur drang er darauf, daß der mit dem Prinzen Moritz abgeschlossene Vertrag treu gehalten werde, was auch geschah. Ehe die Rebellen von Grave abzogen, ließen sie es den Prinzen wissen, der ein Regiment zur Besetzung der Festung schickte. Eben so redlich übergab der Prinz Hoogstraten an die Rebellen. In der Kriegsgeschichte findet man wohl kein ähnliches Beispiel.

Hauptmann Filler, der Behandlung gedenkend, die er die letzte Zeit im spanischen Heere hatte dulden müssen, gab jetzt, frei von der

Ver-

Verbindlichkeit gegen seine Kameraden, dem Vorschlage des Prinzen Gehör, trat mit 1200 Rebellen, meist Niederländern und Deutschen, als Oberst in holländische Dienste und zog mit diesen, deren Befehl ihm anvertraut wurde, zu dem Heere des Prinzen nach Sluis.

Vorher aber reis'te er nach Nimwegen, den Knaben noch einmal zu sehen, an dem sein ganzes Herz hing. Er fand Gertraud blühender, als je, und dies mochte wohl die Ursache seyn, daß er seinen Aufenthalt dort gegen seinen früheren Vorsatz abkürzte.

10.

Der Prinz wollte Sluis durch Hunger zur Uebergabe zwingen und hielt es eng eingeschlossen. Marquis Spinola rückte zum Entsatz heran, stürmte aber zweimal vergebens die Verschanzungen der Holländer. Da beschloß er, die Insel Kadsand zu nehmen und von hier aus den Angriff zu erneuern. Der Prinz, dies erwartend, hatte den Damm befestigen lassen und dem Obersten Filler mit seinem und einem deutschen Regimente die Vertheidigung anver-

traut. Der Zufall wollte, daß 2000 der Hoogstrater Rebellen hier ihren alten Kameraden entgegenrückten. Statt der alten Freundschaft erregte dieser Zufall die höchste Erbitterung; die Rebellen stürmten wüthend, wurden aber jedesmal zurückgeworfen und fast gänzlich aufgerieben. Spinola mußte sich nach bedeutendem Verluste zurückziehen und auf den Entsatz von Sluis verzichten. Hierdurch erhielt Prinz Moritz freiern Spielraum und konnte Ostende Hülfe senden. Oberst Filler mit seinem Regimente wurde eingeschifft und landete glücklich in der einem Schutthaufen gleichenden Stadt.

Die Spanier hatten sich eben in einer Bastion festgesetzt, und der tapfere Marquette, der Befehlshaber Ostende's, beschloß, sie wieder daraus zu vertreiben. Er benutzte hierzu das neuangekommene Regiment, that einen Ausfall und nahm den Spaniern die Bastion wieder; dann ließ er eine Breschbatterie angreifen; auch diese wurde genommen, aber während man mit dem Vernageln der Kanonen beschäftigt war, rückten die Spanier mit neuen Truppen heran und trieben die Holländer zurück; Oberst Filler in's Knie geschossen, fiel in die Hände der Feinde.

Der Eletto der Rebellen, der Vertheidiger des Kadsander Dammes, hatte keinen Pardon zu erwarten; dies wußte der Obrist und ergab sich in sein Schicksal. Aber was ihn tief schmerzte, war du Terails Gegenwart, der so eben von einem Streifzuge im Lager angekommen und bei dem Erzherzoge gegenwärtig war, als man den Gefangenen vorführte; sein Anblick war ihm bittrer, als der nahe Tod. Der Erzherzog überhäufte den Abtrünnigen, den man seiner Wunde wegen, die man nicht einmal verbunden hatte, auf einer Trage ihm vorführen mußte, mit den bittersten Vorwürfen und befahl du Terail, ihn sogleich aufknüpfen zu lassen. Da bat der Verwundete, der bisher kein Wort zu seiner Vertheidigung gesprochen, den Erzherzog, ihn einen ehrlichen Soldatentod sterben und ihn todtschießen zu lassen; aber auf du Terails Vorstellung verweigerte der sonst nicht hartherzige Fürst die letzte Bitte des alten Soldaten, und er wurde dem Profoße übergeben und zum Galgen geführt. Du Terail begleitete ihn. Bei dem Galgen angelangt, sagte er lachend zu dem im Blute schwimmenden: Heute mir, morgen Dir, Kamerad; in Hoogstraten bezahltest Du mit 12000 Livres mein

Lösegeld, heute will ich das Deine zahlen. Profoß! rief er, hier sind 12 Batzen für den Strick, und nun, Kamerad, sind wir quitt; Glück auf!

Oberst Filler erwiederte kein Wort, warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, betete ein kurzes Gebet und duldete gelassen, daß der Nachrichter ihn packte und die Schergen den Schwerverwundeten von der Bahre nahmen und ihn unter den Schnellgalgen trugen. Da kam Spinola des Weges, sah den Verwundeten und erkannte an seiner Kleidung einen Offizier höheren Ranges. Wer ist der Mann, was wollt Ihr mit ihm? fragte er du Terail. Es ist ein Eletto der Rebellen von Hoogstraten, erwiederte dieser, tückisch hinzusetzend, der Vertheidiger des Kadsander Dammes.

Der so ritterlich gegen mich focht, soll eines solchen entehrenden Todes nicht sterben, sagte der Feldherr.

Der Erzherzog befahl, meinte du Terail. — Ich werde mit dem Erzherzoge sprechen, unterbrach ihn Spinola; das kümmere Euch nicht! gab einem seiner Offiziere den Befehl, den Verwundeten in das nächste Zelt bringen und ver-

fühlte ſie ſich zwar tief bewegt, fühlte ſie der Liebe mächtige Flamme ſie durchglühen, aber doch hielt der Stolz den ſchon gehobenen Fuß zurück — „Keinen Schritt ihm entgegen“ ſagte ſie vor ſich hin „und ſollte das Herz in Sehnſucht vergehn!“ —

Ihre Schweſter, ihr Schwager zürnten auf ſie, nannten ihr Betragen kindiſche Eitelkeit, und meinten, daß es mehr dem Stolz, als dem wahren ſittlichen Gefühl entſpränge; aber all ihr Bitten, ihr Zürnen konnte ſie nicht bewegen. „Laßt mich meinen Weg allein gehen“ ſagte ſie ernſt „und faßt die Ueberzeugung, daß ich den rechten wandeln werde; laßt mich, und ſeid meinetwegen unbeſorgt!“ Erſt am andern Nachmittag trat ſie in das Krankenzimmer, begrüßte Roſen freundlich, erkundigte ſich mit Theilnahme nach ſeinem Befinden, freute ſich des errungenen Sieges bei Wittenweier, und übernahm ſchon am nämlichen Abend manch kleines Geſchäft zu ſeiner Pflege.

Von dieſem Tage an ſchien ſie an ſeinen Sorgenſtuhl gebannt und wartete ihn; doch verrieth nicht Wort, nicht Blick, was in ihrem Innern glühte. Auch Roſen blieb auf ſeiner Hut, er äußerte zwar unverholen ſeine Dankbarkeit für den kleinſten Dienſt, den ihm Margarethe leiſtete, ſeine Worte waren innig, aus der Tiefe des Herzens geſprochen, aber er wußte auch die Neigung, die mit jedem Tage immer mehr und mehr zur Leidenſchaft ward, gleich ihr zu zügeln.

binden zu lassen, und wandte sich dann zu du Terail.

Wer seid Ihr?

Oberst du Terail, Exzellenza.

Ich freue mich, Euch einmal bei dem Heere zu sehen, sagte Spinola sehr ernst; Ihr werdet vor Ostende mehr Gelegenheit finden, Euch auszuzeichnen, als auf Euern Streifzügen, auch Zeit haben, über Euern Einfall in die deutschen Lande Rechenschaft und Rechnung abzulegen. Er ließ du Terail eben nicht in der besten Stimmung stehen und begab sich sogleich zu dem Erzherzoge.

Hier fand er einen Offizier, den Marquette an diesen geschickt hatte. Für das Schicksal des Obersten Filler fürchtend, ließ er dessen Auswechslung gegen den bei dem Ausfalle gefangenen spanischen Obersten Davila vorschlagen, und da der Erzherzog dies abschlug, so mußte der Offizier erklären, daß Davila und die andern Gefangenen ein gleiches Schicksal, wie das des holländischen Obersten, zu erwarten hätten. Auf Spinola's Vorstellung gab der Erzherzog endlich nach, und die beiden Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt.

Die Kugel hatte Oberst Filler das Knie zer-

schmettert, und schon der spanische Wundarzt sagte ihm beim Verbande, daß der Verlust des Beines unvermeidlich sei; auch in Ostende war man derselben Meinung, und er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Amputation ging glücklich von Statten, und er genas bald so weit, daß er sich nach dem vom Prinzen Moritz indessen eroberten Sluis bringen lassen und nach völliger Genesung sich nach Nimwegen einschiffen konnte.

Oberst du Terail, das Leben in den Laufgräben müde, wußte sich bald bei dem Erzherzoge von neuem den Befehl auszuwirken, mit einem Streifkorps durch Geldern und das Clevische gegen den Rhein zu rücken, um von hier aus zwischen der Waal und der Maas in das holländische Gebiet zu dringen und so die Aufmerksamkeit des Prinzen Moritz auf diese Gegend zu lenken. Aber die Mannszucht, die Spinola in dem Heere einführte, und der strenge Befehl, friedlich durch das Clevische zu ziehen, mißfielen ihm; er sah, daß die schöne Zeit der Ernte für ihn vorbei sei, und da er sich in's geheim die Erlaubniß ausgewirkt hatte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, so beschloß er, seine Laufbahn bei dem spanischen Heere mit einem Hauptstreiche zu vollenden. Er marschirte von Gent, wo sich sein Streifkorps versammelte, der Maas zu; aber kaum in Herentals eingetroffen, mithin weit genug von dem Hauptheere entfernt, um nicht mehr ereilt werden zu können, wandte er sich ins Bisthum

Lüttich, brandschatzte, raubte und plünderte es, durchzog dann Namur und Hennegau und that dort ein Gleiches. Bei Cateau Cambresis verließ er heimlich sein Korps und ging mit dem Gelde und der Beute nach Frankreich. Hier ist er verschollen, und die Geschichte verliert seine Spur.

11.

Die Fahrt nach Nimwegen war glücklich. Der alte Kriegsmann lebte dort ein einsames, verdrießliches Leben, denn schon der Religion wegen wollte es ihm unter den Holländern nicht gefallen; da gab er den Bitten Gertrauds nach, die, stets eine Büßende, ihn mit kindlicher Sorgfalt pflegte, und unternahm die Reise nach ihrer Heimath. Der strenge Befehl Spinola's, die Neutralität des Lütticher Gebiets zu achten, ließen ihn hoffen, dort ruhig seine Tage beschließen zu können, und vielleicht lockte ihn auch die Nähe von Ruremonde an der Maas, das seine ehemaligen Kameraden noch besetzt hielten. Er ließ schnell den Meierhof wieder aufbauen und lebte da, von Gertraud gepflegt, von dem Knaben und der alten Dogge auf seinen kurzen Spaziergängen begleitet, ein stilles, doch nicht heiteres Leben. Der Anblick Gertrauds machte ihm Kummer; das schöne Weib rief ihm zu oft die Vergangenheit zurück, und diese Erinnerung trübte jedesmal seine Heiterkeit; es bedurfte

dann vieler Tage, ihn wieder zu beruhigen. Sonderbar war es, daß er aus seinem ganzen Kriegsleben den dunkelsten Punkt für den herrlichsten hielt. Die Zeit in Hoogstraten und Grave war für ihn der Glanzpunkt seiner kriegerischen Laufbahn.

Gertraud war dankbar, sie pflegte ihn treulich, wenn sie es auch nicht lange konnte. Kaum war er zwei Jahre auf dem Meierhofe, da starb er im Arme seiner ehemals Verlobten an einem schleichenden Fieber. Auf dem Kirchhofe der Karthause zu Ruremonde zeigte man im Anfange des 18ten Jahrhunderts noch sein Grab mit der sonderbaren, von ihm selbst gewählten Inschrift: Hier ruht der Rebell von Hoogstraten; laßt ihn ruhig schlafen. Unten auf dem Steine war ein schlafender Hund ausgehauen; er sollte die treue Dogge vorstellen, die man am Tage nach seiner Beerdigung todt auf dem Grabe ihres Herrn fand.

Bei der Einnahme Ruremonde's im Jahre 1702 litt die Karthause bedeutend, und das Grabmal ward durch eine Bombe zerschmettert.

Der
Truthahn.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1838.

Magister Baumbach, der ehrwürdige Pfarrer von Bellberg, trat eben aus seiner Kirche, wo er seiner Gemeinde eine herzergreifende Strafpredigt über das siebente Gebot gehalten hatte.

Nicht wahr, Herr Confrater, — sagte er zu dem Pfarrer von Wilhelmsau — die hat gewirkt; die verstocktesten Gemüther waren ergriffen, Rührung habe ich deutlich auf den Gesichtern meiner guten Pfarrkinder, Reue auf den Gesichtern der Gottlosen gesehen, und ich hätte gewiß den Dieb an seiner Physiognomie erkennen wollen, wenn mich nur diese Beobachtung nicht zu sehr aus meinem Concept gebracht haben würde.

Ja, mein lieber Alter! — sagte nun die Frau Magisterin, die sich zu den zwei geistlichen Männern gesellt hatte — was hilft dies Alles! Unser Hans kommt doch nicht wieder.

Kann man nicht wissen, beste Frau Magisterin! — meinte der Confrater. — Oft wird durch

eine so rührende, herzergreifende Rede, wie hier der Herr Magister heute gehalten, das verstockteste Herz des Sünders zur Buße bewegt; vielleicht kehrt das Gestohlene wieder zurück.

Na, na! — meinte die gute Frau — daran zweifle ich sehr.

So schlenderten die Drei in ganz verschiedener Stimmung über den Gottesacker, der Pfarrwohnung zu; der Pastor loci, stolz über diese Wirkung, welche seine wohleinstudirte, herabgedonnerte Strafpredigt auf die Gemeinde gemacht hatte; der Confrater, Pastor Hopfensack, in der süßen Hoffnung, daß die Predigt von gutem Erfolg seyn werde; die Frau Magisterin hoffnunglos und immer noch den Verlust des alten Hans betrauernd.

Dieser Hans war Niemand anders, als ein schneeweißer Truthahn mit einem schwarzen Ringelchen um den Hals, der, seiner schönen, sonderbaren Zeichnung wegen, nun schon seit drei Jahren der Liebling des geistlichen Ehepaars gewesen, und endlich, unter Thränen dem Tode geweiht, zur Prunkschüssel bestimmt war, womit bei der bevorstehenden Kirchenvisitation der würdige Herr Superintendent geehrt werden sollte. Er war hierzu mit allem Fleiß

und allen Künsten, die einer so thätigen Hausfrau zu Gebote stehen, gemästet worden; er hatte nun schon den ganzen Vorrath von türkischem Weizen verschluckt, und morgen sollte der Jüngling mit der umgestürzten Fackel traurig neben dem Messer stehen, welches dieser fetten, stolzen Zierde seines Geschlechts in der Blüthe seines Lebens die Gurgel durchschneiden sollte. Da erschien der freundliche Engel des Lebens, nahm ihn in Gestalt eines listigen Diebes auf seine Mercursflügel, entführte ihn seinem engen Kerker, und trostlos sah die Hausfrau an dem Morgen, an welchem der Geweihte auf dem Altar der De- und Submission dem Gaumen des leckern Superintendenten geopfert werden sollte, die Stelle leer, und nur zerstreute Federn zeigten Spuren des Kampfes, den der Treue noch mit seinem Entführer heldenmüthig gekämpft haben mußte.

Diese gottlose That war die Mutter der frommen, herzergreifenden Predigt, mit welcher Magister Baumbach so eben das Zwerchfell und die Herzen seiner Zuhörer erschüttert hatte, und aus welcher der Confrater die süße Hoffnung sog, daß der Geraubte wiederkehren

und er wenigstens ein Flügelchen noch von ihm verzehren würde.

So traten sie in das Pfarrhaus.

Frau Magisterin! — rief ihnen Anne, die Magd, mit kreischender Stimme entgegen — eben brachte eine fremde Frau diesen wohlverwahrten Korb, setzte ihn hier ab, und bestellte einen schönen Gruß an Sie, mit der Bitte, Sie möchten doch freundlich das aufnehmen, was Ihnen unrechtmäßiger Weise entzogen sei. Ich bat sie, zu bleiben; sie meinte aber, sie wolle schon wieder kommen und den Korb abholen.

Aller Augen blickten nach dem reinlichen Korbe, der mit einem feinen, weißen Tuche sorgsam zugebunden war: — da regte sich etwas im Korbe, das Tuch bewegte sich.

Gerechter Gott! — rief der Pfarrherr aus; Freude und Andacht glänzten in seinem Gesichte; er faltete die Hände und sagte mit stolzem Bewußtsein: Der Herr hat den Strom meiner Rede, die Kraft meiner Worte gesegnet, des Sünders Herz ist erweicht; hier steht unser Hans, der verlorne Sohn, welcher nun, den Klauen der bösen Welt entrissen, wiederkehrt in sein väterliches Haus. Sei mir willkommen!

Oeffne vorsichtig — sagte er nun zu seiner

12.

Während dem war Herzog Bernhard vor Kinzingen gerückt und belagerte es. Schon war Breſche geſchoſſen und alles zum Sturm bereit, als Johann von Werth, der ſich mit Savelli und Isolani vereinigt hatte, auf ihn anrückte. Bernhard gab die Belagerung auf, ging dem Feind bis Ettenheim entgegen, wo es zu einem zwar harten, aber nichts entſcheidenden Gefechte kam, da Johann von Werth weislich jede Feldſchlacht vermied und ſich wieder in ſein befeſtigtes Lager bei Schutern zurück zog. Auch der Herzog gab nun die Eroberung Kinzingens auf und rückte wieder in ſeine Verſchanzung von Wittenweier ein.

Glücklicher als ſein fürſtlicher Freund war indeß Obriſt Reſen. Dem klopfenden Herzen kann man wohl zuweilen für Tage Ruhe gebieten, doch für immer dauern die Feſſeln nicht, die man dem Sträubenden anlegt, es zerbricht ſie und Augen und Mund ſind die lauten Verkünder ſeiner Freiheit. Eines Abends, als Frau von Gemmingen das Zimmer verlaſſen hatte, Margarethe ſinnend, ihr Haupt geſtützt am Fenſter ſaß und den Verwundeten neben ihr auf ſeinem Lehnſtuhl nicht zu achten ſchien, mochten mancherlei Gedanken ſie erfaſſen, denn ſie ſeufzte tief und

Ehehälfte — ja vorsichtig, liebe Friederike. Schneide nicht so rasch mit Deiner Schere, Du könntest den Armen verwunden.

Doch die eifrige Frau Magisterin achtete nicht der Rede ihres bedächtigen Mannes; unerbittlicher, wie Atropos, zerschnitt ihre Schere den fest umwickelten Bindfaden, und mit dem Ausruf: Hans, lieber Hans! riß sie das Tuch vom Korbe, und — ein wunderliebliches Knäbchen lachte ihnen freundlich entgegen.

Staunend fuhren alle zurück; sprachlos sahen sie den kleinen Weltbürger, den sie so freundlich willkommen geheißen hatten, vor sich liegen, freundlicher sie anlächelnd, als es Hans je hätte thun können, und mit seinen kleinen Füßchen munter die Windeln wegstrampelnd. Anna, die auch herbeigekommen war und die noch die meiste Besinnung hatte, nahm den kleinen Amor heraus und konnte das liebe Kind nicht freundlich genug ansehen, während der Pastor einen Zettel ergriff, der neben dem Kinde lag, und folgendes mit zitternder Stimme las:

Da Sie, würdiges Ehepaar, sich immer so sehr einen Sohn wünschten, so erfüllt der Herr Ihre Bitte durch mich. Ich übergebe Ihnen mein Kind mit ruhigem Herzen, da

ich weiß, daß ich es in die Hände einer würdigen Familie lege. Das Kind ist getauft und hat die Namen Johann Friedrich erhalten.

Nehmen Sie es freundlich so lange bei sich auf, bis die unglückliche Mutter es Ihnen abfordern kann. Gott wird Sie dafür segnen.

Anna! — sagte der Magister — lege den Kleinen wieder in den Korb.

Das Mädchen that es, blickte aber ängstlich den Magister an. — Wie nun der Kleine so da lag und den alten Herrn freundlich ansah, faltete dieser die Hände und sprach: Der Herr hat mich Dir gegeben, kleiner verwaister Weltbürger; sei mir willkommen in meinem Hause! Der Herr segne und behüte Dich!

Amen! — sagte die alte Mutter, und nahm den Kleinen wieder heraus und drückte ihn an ihre Brust; nur Pastor Hopfensack war ungehalten — denn bei diesem Johannes mußte er auf ein Flügelchen Verzicht leisten.

Nun aber — hob Mutter Friederike an — nun aber, lieber Mann, darf auch unser Tinchen keinen Augenblick länger in der Stadt bei der Tante bleiben; sie ist nun schon über ein halbes Jahr dort, hat die schöne Reise mit ihr ge-

gemacht; nun kann sie auch wohl in ihr elterliches Haus zurückkommen und die Pflege des Kleinen übernehmen.

Weislich gesprochen! — meinte Pastor Hopfensack. — Es ist auch Zeit, daß die Demoiselle, meine erkieste kleine Braut, endlich wieder heimkehrt, damit ich mich an ihrem Anblicke laben und sie nach meinen Wünschen zu einer würdigen Hausfrau bilden kann.

Auch der Vater hatte nichts einzuwenden, und so ging ein Bote ab, mit dem strengen Befehle an Tina, auf das schleunigste in das elterliche Haus zurück zu kehren, und die Wartung eines kleinen neuen Ankömmlings zu übernehmen,

Pastors Tinchen war neunzehn Jahre alt, ein schmuckes, schönes, schlankes Mädchen, in der vollen Blüthe der strotzenden Gesundheit, das einzige Kind, der Verzug der Eltern, der Liebling ihrer Tante, bei welcher sie in der Stadt den größten Theil ihrer Erziehung genossen hatte. Diese Frau, Schwester des Magisters, hatte in dem Städtchen einen reichen Kaufmann geheirathet, war kinderlos und setzte die nicht unbedeutende Handlung ihres Mannes fort. Tina sollte ihre Erbin seyn, weßhalb auch

Pastor Hopfensack seine zärtlichen Blicke nach ihr richtete und sie mit seiner Hand beglücken wollte. Doch Tincheus Blicke sahen nur mit Widerwillen auf den schmutzigen, abgetragenen Rock, auf das ungekämmte Haar dieses geistlichen Cynikers, der die Schwächen der beiden Eltern und die Gottesfurcht der Tante zu seinem Vortheil zu benutzen wußte, die ihm sehr hold waren, und sich geneigt zeigten, in ihm ihren künftigen Schwiegersohn und Neffen zu erblicken.

Tinchen betrat nach langer Abwesenheit wieder ihr väterliches Haus. Sie war größer, stärker geworden, und wenn auch das üppige Roth ihrer blühenden Wangen sich gemindert hatte, so war es immer noch frisch genug, um sie mit einer sich entfaltenden Rose vergleichen zu können. Ihre ganze Haltung hatte etwas Bestimmteres bekommen, und sie kam wohl schöner noch zurück, als sie ging. Lächelnd brachte ihr die sorgsame Mutter den holden Kleinen entgegen, legte ihn in ihre Arme, und freute sich innig, wie die wilde Ernestine den kleinen Amor an ihre Brust drückte, ihn innig küßte, und seiner treu zu warten und ihn zu pflegen versprach. In die Brust jedes gefühlvollen Mädchens hat

die sorgsame Natur die Liebe zu Kindern gelegt, und eine stille, dunkle Ahnung erweckt das Muttergefühl unbewußt schon in dem keuschen jungfräulichen Busen. Auch Tinchen, die sonst immer so wild über Graben und Hecken sprang, war jetzt so emsig und thätig der Mutter zur Hand, wartete den kleinen Johannes so sorgsam, und ließ ihn keinen Augenblick von ihrer Seite.

Pastor Hopfensack, der fleißiger als je in Bellberg zu finden war, hielt diese Veränderung für sehr lobenswerth, und meinte: nun erst wäre Ernestine des Glückes werth, an seiner Hand in die Pfarrwohnung von Wilhelmsau einzuziehen.

Der schreckliche Tag nahte nun, an welchem das geistliche Oberhaupt zur Visitation erscheinen und ohne den fetten Braten fürlieb nehmen sollte. Ein unschuldiges Kalb mußte die Stelle vertreten, und die Hausfrau rang jammernd die Hände über das, was wohl der Herr Superintendent sagen würde.

Dieser Tag, sonst mit Freuden erwartet, war für sie ein Schreckenstag geworden. Nur mit Mühe konnte sie sich aus dem Bette zu ihrer trostlosen Arbeit erheben. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Kaum hatte sie ihre

Schlafhaube ab- und eine nicht viel bessere aufgesetzt, den kattunenen Schlafrock umgethan, kaum war sie zur Küche gewandert, als eine Frau in das Haus trat und, nebst einem schönen Gruße von einer unbekannten Dame, einen Korb absetzte und sich wieder entfernen wollte. Die Frau Magisterin aber, noch des Segens Gottes eingedenk, der sie vor wenig Tagen mit dem holden Knäblein so wunderbar überschüttet hatte, ließ die gute Frau nicht von dannen und meinte, sie müßte erst sehen, welche Gottesgabe dieser Korb enthalte. Er wurde geöffnet: eine duftende Wiener Torte blickte aus der Schachtel, bezuckert und mit eingemachten Früchten bespickt, ihr freundlich entgegen, und — o Wunder! — ein schneeweißer, wie in Fett eingewickelter, wohl appretirter Truthahn lag in stolzer Ruhe vor ihren trunkenen Augen. Auch der gute Magister, der auf den Ruf seiner Ehegenossin mit bedächtigem Schritt herbeigekommen war, bezeugte seine ungeheuchelte Freude, als der Wohlbeleibte aus dem Korbe genommen und sechs Weinflaschen in Heu sorgsam eingewickelt ihm entgegenblitzten, an denen die stolze Etikette: Johannisberger 83ger, stand.

„Nun so will ich denn mit Freuden an mein

Tagewerk gehen, — meinte die Mutter: — denn nun wollen wir Seine Hochwürden empfangen, wie noch nie.

Woher aber dies Alles wohl gekommen seyn mag? — meinte der Magister. — Frage doch die Botenfrau, liebe Mutter!

Doch die Frau hatte sich, während Alles über die Torte, den Puter und den Wein in Entzücken gerathen war, leise zur Thür hinausgeschlichen und war verschwunden.

Gegen Mittag kam endlich ein großer, schwerer, altmodischer Wagen, von vier unglücklichen Bauerpferden gezogen, vor dem Pfarrhause an. Der wohlbeleibte Superintendent stieg heraus, und hinter ihm ein elegant gekleideter junger Mann, welchen die geistlichen Herren für seinen Famulum hielten. Doch bald wurden sie eines Besseren belehrt, und der junge Mann wurde ihnen als der Sohn seines Hausfreundes, des Kaufmanns Schwarz, durch den Superintendenten vorgestellt, welchem die Aerzte, seiner schwachen Gesundheit wegen, eine Frühlingscur verordnet hätten, und da er die reizende Lage von Bellberg kenne, und auch wisse, wie freundlich man jederzeit in diesem wohleingerichteten Hause aufgenommen werde, habe er sei-

nem Freunde schon im Voraus versichert, daß der Herr Confrater ihm seine Bitte nicht abschlagen werde, den jungen Herrn Schwarz einige Wochen in seinem Hause zu beherbergen.

Daß es Ihr Schade nicht seyn wird, bester Herr Magister! — setzte er im Vertrauen hinzu — dafür stehe ich Ihnen.

Auch der Frau Magisterin, die zum Empfang des werthen Gastes herein gekommen war, wurde schuldigermaßen die Sache vorgetragen, welche dann nach einiger Ueberlegung ihre Einwilligung gab, den jungen Mann willkommen hieß, und ihn gleich in ein freundliches Oberstübchen, Tinchens Stube gegenüber, führte, von welchem er sogleich Besitz nehmen konnte.

Tinchen war aber die Einzige, die mit dem neuen Gaste unzufrieden zu seyn schien. Schon bei Tische, wo er ihr Nachbar geworden war, schien er ihr durch sein zudringliches Wesen zu mißfallen, und Pastor Hopfensack mußte sich heute einmal sehr glücklich fühlen, da sie sich fast ausschließend mit ihm nur unterhielt, um dem ungebetenen zudringlichen Gaste zur Linken dadurch auszuweichen. Doch dieser ließ sich nicht stören, war heiter und guter Dinge, trank dem Pastor Hopfensack wacker zu, und

ließ endlich noch von seinem Weine, den er mitgebracht hatte, holen, da die sechs Flaschen Johannisberger bald ausgeleert waren.

Der Wein erfreut das Menschenherz, macht den Zaghaften zum Helden, und die Zunge geläufiger. Auch Pastor Hopfensack, der des holden Rebensaftes wohl schon etwas zu viel genossen hatte, stand plötzlich auf, nahm ein volles Glas zur Hand, und trank die Gesundheit seiner Braut, die hier an seiner Herzensseite wie eine Purpurrose glühte.

Gratulor! — rief der Superintendent — und ich hoffe nun bei der nächsten Kirchenvisitation in Wilhelmsau, durch die ordnende Hand der Hausfrau die Junggesellenwirthschaft verschwunden zu sehen, durch welche sich der Herr Collega so auszeichnete.

Tinchen schlug die Augen nieder. Ein strafender Blick ihrer Eltern erlaubte ihr nicht, diese ihr so gehässige Gesundheit von sich abzulehnen. Zum Erwiedern war sie aber nicht zu bringen.

Da stand ihr jovialer Nachbar zur Linken auf, hob ein gefülltes Glas in die Höhe und sprach:

In einer Versammlung von Rednern, in

welcher ich heute die Ehre habe, mich zu befinden, sollte ich billig schweigen, da ich Ciceronen, Demosthenesse, Bourdaloues, Herders und Hermes um mich versammelt sehe, doch der Wein giebt mir Muth. Als Laie will ich es wagen, hier meiner schönen Nachbarin und ihrem erkiesten Bräutigam in einer kleinen Rede meinen Glückwunsch und einen guten Rath zu Füßen zu legen.

Tinchen sah ihn bittend an. Ohne sich an diesen Engelsblick zu kehren, hub er an:

Ehedem in den Tagen der Finsterniß und des Unglaubens, zu den Zeiten der unwissenden Griechen und Römer, gesellten diese gottlosen Heiden die Hebe, dies reizende Bild der jugendlichen Schönheit, zu dem Hercules, dem Bilde der Stärke und des Muths; sie paßten auch vortrefflich. — Diese Göttin, mir immer die Lieblichste unter allen, mußte den Göttern den Nektar credenzen; sie that dies mit unnachahmlicher Grazie; doch wenn sie dem Hercules die Schale reichte, so füllte sie diese bis an den Rand, nippte mit ihren Rosenlippen von dem Göttertrank, und dann erst reichte sie dem Starken die Schale mit unwiderstehlichem Liebreiz. Diese ewig jugendliche, jungfräuliche Göttin,

durch dieſen Seufzer aus ihren Träumen geweckt, ſprang ſie erſchrocken auf und eilte der Thüre zu, doch Roſens ſanfte Worte „Warum wollt Ihr mich verlaſſen, Fräulein, mir war ſo wohl in Eurer Nähe!“ hielten ſie zurück. Sie wandte ſich, ihr Auge ruhte wohlwollend auf ihm — „Ach könnte ich zu Euch, könnte ich Euch meine Hand reichen“ rief er, in ihrem Anſchaun verſunken, „daß ein leiſer Druck Euch der freundliche Dollmetſcher meines Herzens ſein könnte!“ Da trat ſie bebend, als ſei ſie ſich einer Schuld bewußt, ihm näher. „Iſt es möglich!“ rief er und ſtreckte ſeine Arme nach ihr „Ihr gewährt meine Bitte?“ — und ſie reichte ihm becherröthend die Hand, die Abendgluth vermochte den Purpur ihrer Wangen nicht mehr zu erhöhen — Ihre Stunde ſchlug, die Liebe ſiegte, dieſer Augenblick entſchied, und einte ihre Herzen für immer!

Wenn die Jungfrau, errötbend, wie die zarte Lilie im roſigen Morgenlichte, neben dem Manne ihres Herzens ſteht, wenn das erſte leiſe Geſtändniß der Liebe mit jungfräulichem Sträuben der wogenden Bruſt ſich entringt, der erſte feurige Blick einen Himmel voll Seligkeit erleuchtet, da haucht der ſchützende Engel des Menſchen ihn mit dem Odem der Liebe an, Wonne durchſchauert ihn, und freudig lächelnd fühlen die Himmliſchen mit ihnen, denn was die Glücklichen empfanden, gehört dem Himmel an. So beglückt fühlten ſich Beide und ſtanden Hand in Hand, als die eintretende Joſephe, von dieſem Anblick überraſcht, ausrief: „Dank ſei dem Himmel! Dank, daß die eiſige Rinde geborſten, daß du ihm dein fühlendes Herz gezeigt haſt, wie ich es ſchon lange erkannte“ — Sie theilte ihr Glück, eilte mit der frohen Kunde zu dem Vater, und die-

dieſes Bild der ewig blühenden, ungeknickten Roſe, ruhte dann in den Armen des kräftigen Sohnes Jupiters, und wand ſich aus dieſer Umarmung — dem Anſchein nach — ewig blühend, ewig jungfräulich hervor.

Die Götter wurden, wie billig, durch die chriſtliche Kirche aus dem Olymp vertrieben, ein jeder flüchtete, wohin eine unſichtbare Macht oder ſeine Neigung ihn trieb. So floh Hercules in die deutſchen Wälder, zu einem kräftigen Volke, Hebe an den Ganges ins Land der Braminen; dort in Oſten hoffte ſie die Blüthe der ewigen Jugend rein erhalten und bewahren zu können. — Doch ihr Unſtern führte ſie dort vor die Hütte eines Bonzen, an deren Schwelle ſie entſchlummerte. Aber ſchon von dem unheiligen Kuß, den dieſer auf die Lippen der Entſchlummerten drückte, ſchwand Jugend und Liebreiz, und die Grazie, die ſie in Hercules Armen ſo rein, ſchön und lieblich bewahrt hatte, war mit dieſem einen Kuſſe verſchwunden.

Dies die Einleitung, nun die Nutzanwendung: Hier ſteht unſere Hebe, in voller Friſche und Schönheit! — Sie blühte auf, ſchlank, wie die Lilie im Garten, friſch, wie die freundliche Apfelblüthe am Baum, und glühend wie die Purpur-

rose dort, am Fenster; es erkieste sie Pastor Hopfensack zu seiner holden Braut, und will die Holde nach Wilhelmsau in seinen wilden ungeschmückten Garten verpflanzen — und geliebte Zuhörer! — betrachten wir die Folgen ernsthaft, denken wir uns die Zukunft; was sehen wir dann? — Hebe, als Frau Pastorin, verblüht, verwelkt — hier unser würdiger Bräutigam, alsdann bald ein Sechziger, vertrocknet und verdorrt. Er, der in diesem Augenblick glühend, wie der Gott der Reben, mit funkelnden Augen vor uns steht, der noch jetzt kühn das Haupt empor hebt, senkt es dann beschelden und demüthig zur Erde,

Sic transit gloria mundi!

So vergeht Alles, nur wahre Liebe nicht, die, mit Amor aus dem Olymp getrieben, sich über den ganzen Erdball verbreitete.

Deßhalb, mein würdiges Brautpaar! — sagte er mit Pathos, trat zwischen sie und ergriff ihre Hände — deßhalb dächte ich, damit nicht vor der Zeit diese Rosen und Lilien verblühen, Sie nähmen sich noch einige Jahrzehende Bedenkzeit.

Ei, ei, Amice! — fiel ihm mit fast böser Laune Pastor Hopfensack in die Rede — Sie

heißen Schwarz und sehen sehr schwarz in meine Zukunft. Und woher, Amice, wissen Sie denn, daß ich nicht Ihrem Hercules gleiche?

Nun wohlan, wenn es so ist — sagte der junge Mann mit ausgelassener Fröhlichkeit — Hercules und Hebe sollen leben!

Sie sollen leben! — rief Alles. Selbst Pastor Hopfensack, der dem vollen Glase nicht widerstehen konnte, rief: Gleichfalls, Amice! — Nur aus Tinchens schmachtenden Augen sanken zwei Thränen in das Kelchglas, welches ihre zitternden Hände kaum halten konnten.

Aber bald war auch Herrn Schwarzens Flaschenfutter geleert; die geistlichen Herren waren sehr munter geworden, der überglückliche Bräutigam aber von Liebe und Wein förmlich berauscht. Alles ging nun aus einander, nur Pastor Hopfensack blieb.

Bester Herr Confrater! — sagte endlich Magister Baumbach zu ihm — Sie müssen heute nach Hause wandern; das einzige Stübchen, was wir sonst für Sie übrig hatten, bewohnt jetzt Herr Schwarz. — Lieber Schulmeister! — sagt' er nun, sich zu diesem wendend, der ehrfurchtvoll, die Hände auf dem Rücken, in einer Ecke stand und seine Balancierkünste

probirte — hätten Sie wohl die Güte, den Herrn Pastor nach Wilhelmsau zu begleiten?

Der Ludimagister, so wenig er sich auch zu diesem milden Werke stark genug fühlte, durfte nicht Nein sagen. Man hatte ihm, der an der Visitationtafel zwar mitgezecht hatte, wahrscheinlich beim Einschenken einigemal übergangen; deßhalb war er auch noch ziemlich auf den Beinen, und übernahm, nach einigen Entschuldigungen mit der eigenen Schwäche, das wenig Freude versprechende Geschäft, und gebrauchte nur noch die Vorsicht, den Balkentreter zur beliebigen Hülfe mitzunehmen.

Sie wanderten nun fort, diese drei Sprossen der geistlichen Himmelsleiter, und der Balkentreter und der Schulmeister leiteten den guten Hopfensack, so gut es gehen wollte, treulich durch Gräben und Löcher hindurch; doch endlich wirkte die kühle Abendluft zerstörend auf das Hirn des Schulmonarchen.

Claus! — sagte er zu seinem Windmacher — auch mir wird mein Haupt immer schwerer, und der gottlose Wein scheint auch jetzt erst seine Tücke an mir auszuüben; ich bedarf auch Seiner Unterstützung.

Der arme Claus mußte nun mit wirklich

heldenmüthiger Geduld bald den einen, bald den andern Taumelnden unterstützen; endlich — glücklicher Weise war Wilhelmsau nur eine Viertelstunde von Bellberg entfernt — lief er mit seinen beiden lecken Fregatten in den Hafen ein, und übergab der alten grämlichen Hauspostille, die ihnen die Thür öffnete, sein anvertrautes Gut.

In Wilhelmsau fand auf der Pfarre eine sonderbare Einrichtung Statt; eine vollkommene Studentenwirthschaft herrschte hier. Die Wohnstube war zugleich Visitenzimmer und Studirstube; seine Schlafkammer, in welcher zwei Betten standen, diente zugleich zur Logirstube, so daß ein Jeder, der hier eine Nacht verweilen mußte, mit wahrer patriarchalischer Sitte aufgenommen wurde. Dem Schulmeister, der, vom Balkentreter im Stich gelassen, unmöglich allein wieder nach Hause kommen konnte, wurde daher das andere Bette angewiesen. Die alte Susanne, des Pastors Haushälterin, setzte brummend die Oellampe auf den Tisch und meinte, schlafen würden die Herren auch wohl ohne sie.

Herr Pastor! — rief nun der Schulmeister, seine Hand ausstreckend — nichts für un-

gut, daß ich Sie incommodiere und Sie nicht beſſer geleitet habe — mir iſt aber auch gar nicht wohl.

Gleichfalls, Amice! ſagte der Paſtor, auf ihn zutaumelnd, und warf die Lampe vom Tiſch.

Gott ſtehe uns bei! rief der Ludimagiſter. — Nun iſt es mir plötzlich ganz dunkel vor den Augen geworden; — vorhin flimmerte es mir noch ein wenig, wie Sterne, vor meinem Blick — nun ſehe ich gar nichts mehr! O der Wein! der böſe Wein! —

Gleichfalls, Amice! — vor meinen Augen iſt Finſterniß und Nacht — Gott mag wiſſen, wie dies zugegangen iſt — ich fürchte, wir wurden mit Blindheit geſchlagen. — Am beſten dünkt es mich, mein treuer Leidensgefährte — ein Jeder ſuche ſein Lager — lege ſich nieder und ſchließe ſeine Augen, da ſelbige doch nichts mehr ſehen.

Sie tappten taumelnd herum, bis ein Jeder ſein Lager fand, ſich unausgezogen hineinlegte und bald in ſüßen Schlaf verfiel.

Ein loſer Vogel, der eben auf nicht ganz rechten Wegen in den Pfarrhof ſich eingeſchlichen hatte, ſah vom Hof aus dieſe Scene mit

an, und da schon überdies der treue, muntere Phylax bei Seite geschafft war, kam er auf den Einfall, den Spaß, der ihn hierher geführt hatte, noch weiter auszudehnen. Er stieg, als er Beide laut schnarchen hörte, zu dem offenen Fenster hinein, und nachdem er im Stillen alle nöthigen Vorkehrungen zu einer schnellen, glücklichen Rückfahrt getroffen hatte, schlich er sich an eins der Betten, legte sich hinein und strich mit seiner Hand dem Schlafenden über das Gesicht.

Der Zufall hatte ihn zum Pastor gebracht; dieser wachte von dieser zärtlichen Berührung auf und da er Jemand neben sich im Bette fand, so sagte er: Amice, lieber Schulmeister, man gehe in sein Bette zurück, das meinige ist zu klein für uns beide.

Der Schulmeister, der bei diesem Zuruf erwacht war, und eben geträumt haben mochte, daß er seine Stentorstimme vor der versammelten Jugend hören ließ, antwortete, noch halb im Schlaf, doch mit vernehmlichem Ton: Ich liege ja in dem meinigen, Herr Pastor! doch plötzlich fühlte er, daß Jemand bei ihm lag und ihm liebkoste — der Schalk war nämlich bei des Pastors Worten folgsam aus dessen Bette ge-

stiegen, und in das des Schulmeisters gekrochen.

Verzeihung, Herr Pastor! — sagte er nun ganz demüthig — daß ich mich verirrt habe, es ist mir ganz unbegreiflich, wie ich in Ihr Bett gekommen bin, denn ich kann mich doch nicht entsinnen, daß ich aufgestanden sei. Er stieg über seinen Nachbar weg, und tappte auf das Bett zu, in welches er sich getrost legen wollte.

Amice! — schrie ihm Pastor Hopfensack entgegen — was wollen Sie schon wieder hier? Lassen Sie mich doch ruhen, ich bedarf des erquickenden Schlafes! —

Träum' ich, wach ich! rief der erschrockene Schulmonarch, entstieg dem Lager und taumelte zurück nach seinem Bette.

Amice! — schallte es ihm da mit Pastor Hopfensack's Stimme entgegen — man lege sich doch zur Ruhe in das eigene Bett.

Auch von hier taumelte der Arme zurück, stand nun zähneklappernd in der Mitte der Stube und murmelte für sich: Amice hier — Amice dort. —

Noch einmal wagte er es und schlich sich an Hopfensack's Bett; doch als er sich hineinlegen wollte,

wollte, donnerte ihm der schlaftrunkene Hopfensack fein: Amice! man foppe mich nicht länger! entgegen.

Amice! man foppe mich nicht länger! — schallte im nämlichen Augenblick das Echo von der andern Seite.

Herr Pastor! — sagte der zitternde Schulmeister — hier ist es nicht geheuer, und ich fürchte, der Gott sei bei uns ist hier zwischen uns.

Amice! — antwortete Pastor Hopfensack leise — es scheint mir auch bald, als hätten Sie Recht. Ich vernahm deutlich meine Stimme von dort herüber; doch mit Gottes Hülfe — er schlug drei Kreuze — will ich dem Spuck entgegen gehen und untersuchen, ob noch ein Dritter unter uns ist.

Der Schulmeister wollte den heldenmüthigen Pfarrer festhalten, und bat ihn flehentlich, sich nicht in die Gefahr zu begeben; dieser aber, dem der Wein noch einen Rest von Muth zurückgelassen hatte, ließ sich nicht abhalten, sondern taumelte nach dem Bette gegenüber — der Schulmeister aber kroch, Angstschweiß auf seiner Stirn, unter die Decke.

Amice! Mensch oder Teufel! sey mir Rede

und sprich, wer Du seist! hob er mit pathetischer Stimme an.

Verehrter Herr Pastor! tönte es ihm mit des Schulmeisters Stimme aus dem Bette entgegen — legen Sie sich doch zur Ruhe und lassen Sie mich schlafen.

Amice! mein Schulmeister! rief nun der wie ein Espenlaub zitternde Hopfensack laut schreiend aus. — Wo bist Du?

Hier! schallte es hinter ihm.

Hier! schallte es vor ihm.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn! — betete eben, die Hände faltend, der unglückliche Mann, als zwei starke Arme ihn umfaßten, innig umklammerten, und den Geängstigten fest zusammendrückten. Kurz darauf erscholl, wie von oben, mit wahrhaft teuflischem Lachen: Du hast dem Teufel in den Armen gelegen und bald bist Du sein!

Alles war still, nur das Klirren der Fenster ließ sich noch hören. Hopfensack war niedergekniet, befahl seine Seele dem Herrn, und wagte es nicht, aufzustehen. Endlich hob der Schulmeister den Kopf aus dem Bette, und da Alles still um ihn war, rief er mit leiser Stimme:

ſer, der nie gewohnt war, ſeinen Willen dem Willen ſeiner Tochter entgegenzuſetzen, und dem dieſe Verbindung übrigens wünſchenswerth ſchien, ertheilte gern ſeinen Segen, und ſo fehlte dem Glücke der Liebenden nichts mehr.

Tage, Wochen vergingen in kaum geträumter Luſt, und Roſen würde ſich in dieſer Zeit der Hoffnung und Sehnſucht ſo glücklich gefühlt haben, als Margarethe es zu ſein ſchien, die ihre Empfindungen nicht mehr barg, ſie mit glühenden Worten ausſprach und mit jeder Minute der Gegenwart die verlornen Stunden wieder abgewinnen zu müſſen glaubte; aber die Nachrichten, welche Roſen von Zeit zu Zeit aus dem Feldlager erhielt, ſtimmten ihn oft ernſt und beſorglich. Der Herzog, Frankreichs Politik durchſchauend, ſah nun wohl ein, daß man ihn in der Nähe der franzöſiſchen Grenzen feſthalten wollte, damit er ganz abhängig bliebe. Hierüber mißmuthig, vielleicht auch den großen Plan, den er ſpäterhin ausführte, ſchon vor Augen, beſchloß er, ſein Heer wieder auf das linke Ufer des Rheines zu ziehen, ließ deshalb eine genugſame Beſatzung in den Schanzen zurück, ſchlug ſein Hauptquartier in Beunfeld auf und legte das Heer zwiſchen Molsheim und Straßburg in die Quartiere. Ueberdies kränkelte er ſchon ſeit einiger Zeit und die Aerzte riethen ihm Ruhe und Vermeidung aller Strapazen. Oft umwölkten dieſe Nachrichten Roſens Stirn, und ſtimmten ihn, ſelbſt in Margarethens Gegenwart ernſt, dann theilte er ihr ſeinen Kummer und ſeine trüben Ahnungen mit und fand in ihrem muthigen Sinne Theilnahme und das ſchwindende Vertrauen auf ſein Glück wieder; denn Natur hatte ſie, bei hoher Schönheit, auch mit Muth begabt.

Herr Pastor! Herr Pastor! leben Sie denn noch?

Wer ruft mich? — antwortete ängstlich der Arme.

Ich, bester Herr!

Welcher Ich, der menschliche oder der teuflische? —

Ich, der Ludimagister von Wellberg! — Ach, kommen Sie nur zu mir her ins Bett, ich fürchte mich so allein; zwei zusammen können sich doch eher vertheidigen.

Der Pastor folgte seiner Einladung; doch ehe er sich zu ihm ins Bett legte, befühlte er ihn, ob er auch von Fleisch und Bein sei. Endlich schliefen sie beide wieder ein und schnarchten in süßer Ruhe; der Rausch von gestern war ziemlich durch die Begebenheiten dieser unglücklichen Nacht vorüber; doch schloß er noch einmal ihre müden Augenlider; nur Hopfensack, der stets von dem Teufel träumte, hörte immer noch seine furchtbare Stimme, und sein Schlaf war unruhig. Kaum blickte der erste Strahl der Morgensonne durch die trüben Fensterscheiben und beschien im rußigen Kämmerlein ihr schmutziges Lager, als Hopfensack er-

wachte und — Gott stehe ihm bei! — den leibhaftigen Satan neben sich im Bette liegen sah.

Mit einem Sprung war er heraus. — Susanne! Susanne! — schrie er auf die Thür zueilend — Susanne, der Teufel, der Teufel!

Der Schulmeister wachte auf, sprang vor Schreck aus dem Bette, in höchster Angst hinter ihm drein, und so stürzten beide in Susannens jungfräuliche Kammer und prallten vor einander zurück. — Diese Holde lag eben in süßen Träumen versunken, in welchen ein reizender Jüngling sie mit lieblicher Grazie zum Altar führte, erwachte von dem Lärm, und sah anstatt des Adonis zwei rabenschwarze Figuren mit pechschwarzen Gesichtern vor sich stehen, in denen sie doch gleich den Pastor und den Schulmeister erkannte.

Amice! — meinte jener — ich glaubte, Ihr wäret der Teufel, der uns diese Nacht so geängstigt hat; doch ist es nicht fein von Euch, mich mit dergleichen Mummerei zu erschrecken und Euch so scheußlich anzumalen.

Wester, liebster Herr Pastor! — sagte der Ludimagister in tiefster Devotion — ich habe mich nicht unterstanden, mit Ihnen zu scherzen,

auch Sie sehen furchtbar und quasi wie der Teufel aus.

Die Rudera eines kleinen Spiegels, noch groß genug, Susannens beaux restes treulich wieder zu geben, überführten nun beide, daß entweder der böse Feind oder ein anderer guter Freund sein Spiel mit ihnen getrieben hatte, und nun ging es nach geschehener Reinigung an ein scharfes Examen über die alte Haushälterin, die gestehen sollte, wen sie diese Nacht im Hause beherbergt habe. Sie läugnete Stein und Bein, und meinte, der Wein müsse die Herren ihres Verstandes beraubt haben; doch der Schulmeister wollte es nicht glauben, und behauptete steif und fest, daß er mit einem Manne von Fleisch und Bein zu thun gehabt hätte. Er schlich sich aus dem Zimmer, durchsuchte spähend alle Scheunen und Ställe, und wer schildert sein Erstaunen, als er in dem Hühnerstalle Magisters Hans ehrbar sitzen sah.

Nun hielt ihn nichts mehr in Wilhelmsau. Mit einem Geheimniß beladen, haben die Füße doppelte Schnellkraft; er flog nach Bellberg.

Herr Magister! — stürzte er in dessen Zimmer — ich habe Ihren Hans gesehen, wie er leibt und lebt, ich kenne den Dieb.

Und wo, und wer ist es? — fragte hastig der Erstaunte.

Ach Gott, daß ich es sagen muß! — Auf der Pfarre in Wilhelmsau sitzt der arme Gefangene im Hühnerstalle.

Bei meinem Confrater! — schrie der Magister — Frau, meine Perücke, meinen Stock! Ich will hin, will mich mit Augen überzeugen; und ist es so, nichts achtend, den Vorfall dem hohen Consistorio anzeigen. — Er eilte spornstreichs zur Thür hinaus, nach dem Raubschlosse, wo der Arme im Burgverließ schmachtete.

So warte doch! — keuchte die Frau Magisterin hinter ihm drein, die schon die Dormeuse aufgesetzt und die Enveloppe umgethan, in der Eile aber die Klapp-Pantoffeln mit Schuhen zu verwechseln vergessen hatte, und wanderte nun mit diesem ungewissen Pedal weit hinter dem Meilenschritt ihres zornigen Eheherrn her.

Wie vom Donner gerührt, stand Hopfensack vor dem zürnenden Magister, schwur hoch und theuer: er wisse nichts von Hans, und der böse Feind müsse ihn dahin gesetzt haben. Auch die alte Haushälterin versicherte unter fürchterlichen Schwüren, dieser Gast müsse erst diese

Nacht in ihr Revier gekommen sein, da sie gestern noch im Hühnerstalle gewesen, und ihn nicht darin gesehen habe.

Doch nichts half. Das Corpus delicti stand vor ihnen, und sein blutrothes erzürntes Haupt forderte Rache.

Amice! — sagte endlich Pastor Hopfensack zu dem sich nach und nach Beruhigenden. — Wie könnte ich gegen meinen Nachbar, Confrater und Schwiegerpapa in spe ein solches begehen und wider Gott meinen Herrn und meinen Amicum so sündigen? Es ist gewiß der böse Feind gewesen, der mir überdies in voriger Nacht so übel mitgespielt, und mich sonderbar geneckt hat; er nur hat diesen unglücklichen Hans in meinen Stall gebracht; oder — nun weiß ich es — der Dieb von meines würdigen Collegen Salbungspredigt gerührt, hat ihn zurückgesandt. Doch um nicht erkannt zu werden hat er seinen Raub einem Fremden anvertraut, und so ist er aus Irrthum in die Pfarre von Wilhelmsau, statt nach Bellberg gekommen. Sicher ist es so, Amice, Ihre Predigt hat den Verlornen zurückgebracht, ihr allein haben Sie es zu verdanken.

Dies leuchtete dem Magister ein. Verzei-

hung, Herr Confrater — sagte er nun beruhigt und reichte ihm versöhnt die Hand.

Gleichfalls, Amice! — antwortete der Pastor; und schon glaubte er das Ungewitter vorüber, als die Frau Magisterin furienartig ins Zimmer stürzte.

Die Dormeuse saß auf dem linken Ohr; ein eigennütziger Schwarzdorn hatte sich, während sie im Geschwindschritt vorbei defilirte, einen Theil der Enveloppe ausgebeten, und aus dem Koth vor dem Pfarrhause — Pastor Hopfensack's Aushängeschild — war nur mit Mühe der Klapp-Pantoffel wieder herausgefunden worden, den ihr flüchtiger Nymphenfuß darin hatte stecken lassen und welchen sie mit Anstand in ihrer drohenden Rechte hielt.

Mit dieser allen Männern so fürchterlichen Waffe in der Hand, stürzte die Wüthende ins Zimmer.

Heillose Geschichten! schrie sie auf Pastor Hopfensack losstürmend, aus; doch der ernste Blick ihres Hans, der ihr entgegen lachte, schmolz die Wuth zu sanftem Schmerz. — Bist Du wieder da, mein Ein und mein Alles, Du, den ich so treu beweinte, dessen holden Lippen ich die besten Körner zu verschlucken gab, und

der mit seinem Tod den Triumph meiner Wirthlichkeit krönen sollte?

Doch Hansens Anblick war nur der Windstoß gewesen, der die feindlichen Wolken auf einen Augenblick getrennt hatte; desto fürchterlicher prallten sie jetzt an einander, Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte, und überströmte den armen Hopfensack und seine Susanne mit einem solchen Guß von Schimpfwörtern, daß der Magister Baumbach nicht genug besänftigen und Pastor Hopfensack nach jedem Schimpfworte: Gleichfalls, Amice! antworten konnte. Endlich erlosch auch dies so rasch aufgeloderte Feuer, und die gute Frau ließ sich wohl am meisten durch Hansens Anblick besänftigen, den sie sorgsam befühlte, und an den Kropf gefaßt hatte.

Nun, da Ihr ihn so gut gefüttert habt, er nicht abgemagert ist, und noch hübsche Körner im Kropf hat, will ich diesmal glauben, was Ihr wollt, habe ich doch meinen Hans wieder.

Susanne mußte einen Boten und ein Paar Schuhe verschaffen, so ging man dem Anschein nach versöhnt aus einander. Doch ein Weiberherz hat für Beleidigungen festen Grund, aus wel-

chem der einmal geworfene Anker nicht leicht heraus zu winden ist. Auch in das Herz der Frau Magisterin hatte von heute an der Groll gegen Pastor Hopfensack eine Wurzel geschlagen, die sicher noch einmal aufschießen mußte. Susanne aber, die so manchen Ehrentitel bekommen, und so manche bittere Anspielung hatte hören müssen, und der überdieß die junge Frau Pastorin gar nicht im Hause willkommen war, schwur, sich zu rächen, es koste, was es wolle.

Während der fürchterlichen Unruhe in der Pfarre zu Wilhelmsau hatte der Zufall auch zu Bellberg sein wunderliches Spiel getrieben. Herr Schwarz konnte nicht einschlafen; er war wahrscheinlich vom Wein zu sehr erhitzt, und ging deshalb in den Garten, um des wirklich schönen Abends zu genießen. Dort fand er zu seiner großen Freude die reizende Hebe in der Fliederlaube sitzen. Erschrocken sprang sie auf und wollte entfliehen; doch der ewig Reckende vertrat ihr den Weg und versicherte ihr heilig und theuer, nur erst, wenn vom alten Kirchthurme die Stunde der Gespenster herüber töne, sei sie ihrer Haft entlassen.

„Herr Schwarz! — sagte Ernestine sehr ernst. Jeder Scherz hat seine Grenzen, der Ihrige!

scheint keine zu kennen. Sie haben schon heute Mittag die Verlegenheit eines armen Mädchens benutzt, um mit dem Talente Ihres Witzes zu glänzen, jetzt ergreifen Sie eine Gelegenheit, mein Zartgefühl zu beleidigen!

Meine Hebe! — sagte der Leichtsinnige in tragikomischem Ton. — Ich bin weder Hercules, noch Pastor Hopfensack, Ihr Bräutigam, daher bin ich für Sie in dieser Laube gar nicht furchtbar.

In der höchsten Verlegenheit stammelte das arme Mädchen: Herr Schwarz, was sollen immer die Anspielungen von Hebe und Hercules, die ich nicht verstehe?

Doch aber schon einmal verstanden — unterbrach er sie lachend. — Nun auf etwas Ernsteres zu kommen — fuhr er fort — werden Sie denn wirklich diesem schmutzigen, widerlichen Hopfensack, der mir schon seines Namens wegen fatal wäre, Ihre Hand reichen?

Erneſtine sah ihn bedenklich an.

Ich glaube wohl, daß Hebe kein Zutrauen zu mir haben kann — fuhr er fort — sie hat aber Unrecht. Seien Sie in diesem Punkte offenherzig gegen mich; ich bin nicht so leicht, wie

ich scheine, und bei Gott, setzte er mit herzlichem, traulichem Ton hinzu, und verließ den bis dahin wohl verwahrten Eingang der Laube — meine Absicht, warum ich diese Frage an Sie thue, ist ernst und hat einen guten Grund.

Wie könnte ich wohl einem Manne, wie dieser ist, gern meine Hand geben? — sagte Ernestine schluchzend. — Doch meine Eltern wollen es, meine Tante, von welcher ich ganz abhänge, wünscht es —, ich muß.

Ist denn kein Ausweg möglich, armes Mädchen? — fragte er gerührt.

Keiner! — antwortete sie bestimmt. — Es walten oft finstere Mächte über uns, und reißen uns mit sich hinab in den Abgrund. Der Mensch ist zu schwach, um seinem Schicksale zu entgehen. —

Wenn aber ein anderer Mann Ihnen sein Herz und seine Hand reichte — unterbrach er sie — würden Sie dann nicht lieber diesem folgen?

Ernestine seufzte tief.

Keine Antwort? — fragte er noch einmal.

Sie blieb stumm.

Und wenn nun ich — so fuhr er fort, indem er sich zu ihr setzte und traulich ihre Hand

Eines Tages, als Rosen die Nachricht von dem Herzog erhielt, daß er den Kommandanten von Colmar, Manicamp nach Paris gesendet habe und der Erfolg dieser Sendung über sein Schicksal entscheiden müsse, da er sich nicht länger mit leeren Versprechungen hinhalten lassen wollte, ward Rosen ernst, eine trübe Zukunft enthüllte sich vor ihm und er glaubte auch hierüber offen mit Margarethe sprechen zu müssen. Er machte sie mit dem Gefährlichen der Stellung des Herzogs bekannt, der nur zwischen zwei Sachen noch zu wählen habe: Diener Frankreichs, oder, mit Wien versöhnt, Mittel zur Unterjochung seines Vaterlands und seiner Glaubensbrüder zu werden. „Und sieh, liebe Margarethe" fuhr er dann fort „an sein Schicksal knüpft sich das Meine. So lange der Herzog als Feldherr seines eigenen Heeres auftritt, seine Fahnen mit dem Rautenkranze vor seinen Regimentern flattern, er, ein freier Fürst, gegen den Kaiser in offener, eigner Fehde steht, so lange blüht Rosens Glück und er ist der Diener eines deutschen Fürsten. Sinkt aber Herzog Bernhards Stern, so würde ich der Diener eines Dienenden, oder müßte heimziehen nach Liefland, wo mir wahrlich des Glückes nur wenig blüht. —"

„Und fürchtest du, daß dich die Schweden für diesen Fall nicht mit offenen Armen aufnehmen würden?" unterbrach ihn Margarethe.

„Zu ihnen mag ich nicht!" erwiederte Rosen finster. „Sie sind Liefslands stolze, drückende Eroberer und mit dem Oxenstierna, der da meint, er habe König Gustav Adolphs Geist ererbt und er sei der Kalif der Protestanten, mit ihm mag ich nichts zu schaffen haben; wir lieben uns Beide nicht."

ergriff — wenn nun ich schon seit längerer Zeit Sie gekannt, Sie beobachtet hätte, wenn ich Ihnen in Ihrem väterlichen Hause, in dem Hause Ihrer Tante treulich gefolgt, Ihre Schritte, Ihre Handlungen belauscht — eine hohe Röthe überzog ihr Gesicht — wenn ich nun meine Liebe bis jetzt still verborgen hätte, und nun als ein wohlhabender Mann vor Ihre Eltern, vor Ihre Tante träte, und zu selbigen spräche: Gebt mir Ernestinens Hand, dürfte ich dann hinzusetzen: denn ich habe Ihr Herz?

Sie überraschen mich, Herr Schwarz — sagte die Geängstigte. — Ich kenne Sie ja gar nicht.

Und wenn Sie mich nun kennen lernten, wenn Sie in mir einen guten, ehrlichen, treuen Menschen fänden, würden Sie mich dann ausschlagen, oder dem widrigen Hopfensack die Hand reichen?

Ernestine versank in tiefes Nachdenken; endlich sagte sie nach langem Schweigen in zutraulichem Tone: Von dem, was Sie mir da eben sagten, muß ich fast glauben, daß es aus Ihrem Herzen kommt; aber eben deßhalb, weil mich dieser Augenblick Ihnen näher bringt, weil

ich fühle, Sie sind ein guter, wenn auch leichtsinniger Mensch, muß ich Ihnen offen sagen — ich gebe Ihnen meine Hand nie! — Lieber lassen Sie mich als unglückliches Opfer neben den widrigen Mann an den Altar treten, es ist so besser und stimmt mehr zu meinem Schicksale.

Ist dies wirklich Ihr fester Wille? — sagte der Jüngling rasch aufspringend und ihr ins mondbeleuchtete Auge blickend.

Ja! — antwortete sie bestimmt.

So habe ich nur noch eine Bitte — sagte er, in seinen alten lustigen Ton schnell einfallend. — Haben Sie das feste Vertrauen zu mir, daß ich es von Herzen gut mit Ihnen meine, trotz des ehrenwerthen Körbchens, das ich von Ihnen bekommen habe, und — fuhr er laut lachend fort — sehen Sie von jetzt an in meinem neckenden Betragen nur die lustige Laune, die mein glückliches Erbtheil ist, und haben Sie die feste Ueberzeugung, daß es am Ende noch gut gehen wird, die Umstände mögen sich formen, wie sie wollen. — Er küßte ihre Hand, verließ schnell die Laube und den Garten, und Erneſtine schlich sich kopfschüttelnd zu ihrem schlummernden Johannes.

So vergingen mehrere Wochen, in denen der Pastor Hopfensack alles Mögliche that, seine künftige Schwiegermama zu versöhnen, und wenn es ihm auch nicht vollkommen gelang, so wurde doch das alte Lied: die Verlobung mit Ernestinen, wieder hervorgesucht, und das arme Mädchen vom neuen bestürmt.

Endlich konnte sie den Bitten und Drohungen der Eltern und Tante nicht länger widerstehen, und sie gab unter Thränen das Jawort; jedoch nur unter der Bedingung, daß sie den kleinen Johannes, der ihr nun schon durch Sorge, Pflege und Wartung lieb und theuer geworden war, mit nach Wilhelmsau nehmen, ihn dort für immer behalten und erziehen dürfe.

Und — setzte die Mutter hinzu — eher ist die Verlobung nicht, bis Sie, lieber Herr Pastor, vom Kopf bis zu den Füßen neu und anständig gekleidet erscheinen.

Pastor Hopfensack wollte zwar gegen Annchens Bedingung Einwendungen machen, er meinte: diesen Segen habe der Herr hier nach Bellberg gnädigst ausgetheilt, er glaube, in Wilhelmsau keines fremden zu bedürfen; da aber die Tante, die eben gegenwärtig war, es

sehr recht und gut von Tinchen fand, überdieß versprach, für den armen Johannes jährlich hundert Thaler Kostgeld zu zahlen, und nach ihrem Tod ihn auch zu bedenken; da konnte Pastor Hopfensack keine Einwendung mehr machen, und Johannes erhielt das Bürgerrecht von Wilhelmsau, und Ernestinens Mutter überdies noch von ihm das Versprechen, daß er sich in einem neuen Anzuge adonisirt ihr vorstellen würde. Da die alte Mutter schon seit ihren Flitterwochen als sorgsame Hausfrau an der Aussteuer ihrer Tochter hatte arbeiten lassen, und deshalb alles in Kisten und Kasten bereit lag, überdies die Tante zur Aussteuer das nöthige Mobiliar sogleich zu schicken versprach, so wurde die Verlobung in vierzehn Tagen schon angesetzt.

Freudig, sich endlich am Ziele seiner Wünsche zu sehen, trat Pastor Hopfensack in seine Wohnung, und verkündete seiner treuen Lebensgefährtin, der Jungfer Susanne ehrwürdigen Andenkens, sein nahes Glück. — Ordne Alles, fege Alles rein, laß die Spinnen endlich aus ihren lang bewohnten Winkeln kriechen, und bereite Alles zum Empfang der Holden, die, den Engeln gleich, die trauliche Wohnung des Pfarrers

rers von Wilhelmsau zum Paradiese umschaffen wird, befahl er ihr.

Doch Jungfer Susanne schien die Freude ihres Herrn nicht mit zu empfinden. Sie, die bis jetzt Alles mit ihm treulich getheilt hatte, wollte das bevorstehende Glück nicht als das Ihrige betrachten, und meinte brummend, wenn Tinchen das Haus zum Paradiese umschaffen könne, so wär' es wohl ganz überflüssig, daß sie noch Hand daran lege.

Nur Eins, liebe Susanne — unterbrach sie Herr Hopfensack, indem er that, als hörte er ihr Brummen nicht. — Nur Eins thut mir noch Noth. Ich soll in vierzehn Tagen zum Eheverlöbniß in einem neuen Rock und Beinkleidern erscheinen, dazu gehören auch noch ein Paar Stiefeln und dies Alles wird wohl, knapp gerechnet, dreißig und mehrere Thaler kosten. Dies ist eine conditio sinè qua non, und, Amica, sprich, woher nehmen?

Da sehen Sie selbst zu, Herr Pastor! antwortete Susanne ganz gleichgültig.

Amica, meine liebe Susanne, höre, — ich weiß, Du hast Dir einen Nothpfennig zurückgelegt, hast besser gewirthschaftet für Dich, als für mich — öffne die Truhe Deiner Sparsam-

keit, reich mir mit der Hand der Milde die Pfennige der Noth, und eile auf Flügeln des Mitleids zur Stadt, um den Einkauf zu besorgen.

Wer freien will, muß nicht allein für die Braut, er muß auch für den Rock sorgen, — meinte Susanne und schlug ihm die Thür vor der Nase zu, untersuchte ihre Lade genau, ob auch das Schloß recht fest verwahrt sei, und lief nun schnell zum Schulzen, dem Einzigen, der wohl noch, in Zeiten der Noth, dem unordentlichen Seelsorger aushalf, und bat ihn, ja kein Geld herzugeben; denn sie würde es sonst schon so einzurichten wissen, daß er es nicht wieder bekommen sollte.

Dies war dem alten Schulzen Winks genug, dem Herrn Pastor seine Bitte rund abzuschlagen, und sich mit den schlechten Kornpreisen und dem Mangel an baarem Gelde zu entschuldigen.

Noch einmal wagte Pastor Hopfensack einen wüthenden und einen zärtlichen Sturm; Susannens Herz aber, treu ihrem heiligen Vorbild, schlug ihn mit heroischem, keuschem Muthe zurück.

Fortuna, Du gottlose Dirne; — rief nun

der Pastor wüthend aus, und ging mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab. — Fortuna; Du flatterhaftes Weib, Du zeigst mir, mich foppend, die holde Braut, aber giebst mir keinen Rock. — Ach, lebten wir doch noch im Stande der Unschuld, wo es keiner neidischen Kleidung bedurfte, um zwei Liebende zu Hymens, zu Amors Altar zu führen, lebten wir doch noch in Gottes Paradies, wo ein Feigenbaum mich aus aller meiner Noth gerissen hätte! — So stehe ich ohne Rock, ohne Beinkleider an der Pforte meines Glücks und harre vergebens, daß sie mir geöffnet werde; denn mir fehlt ein hochzeitliches Kleid! — O Fortuna, Fortuna!

Da klopfte es an die Thür. — Herein Amice! — rief der unglückliche Pastor. — Ein Bote mit einem Briefe fragte nach Seiner Ehrwürden, dem Pastor Hopfensack. — Amice, das bin ich, was bringt Ihr? — Der Mann übergab ihm einen Brief, er las, sein Gesicht heiterte sich auf, sein Auge, in das sich schon eine Unmuthsthräne gepreßt hatte, glänzte vor Freuden. — Susanne! — rief er — Susanne, gib diesem Ehrenmanne ein Frühstück, von meinem

abgezogenen Wachholder ein Gläschen dazu, und dann komm geschwind herein zu mir.

O Fortuna! — so rief er, als Beide herausgegangen waren. — Verzeihe mir, Du Freundliche, daß ich Dich schalt. Du erscheinst mir wieder als eine treue Gefährtin auf meiner Dornenbahn, Du senkst Dich zu mir herab in Gestalt eines Truthahns, und zündest die Fackel wieder an, die mir, im Stande der Schuld, zur Brautnacht vorleuchten soll; Du bekleidest mich Geflickten mit einem neuen Kleide, so daß die Sehnsucht nach dem Stande der Unschuld und nach dem Feigenbaum in mir verschwunden ist. Susanne! — rief er der Eintretenden entgegen: — höre, was dieser Brief meines Vetters, des Gewürzkrämers aus der Residenz, besagt:

Ein reicher Engländer, wahrscheinlich ein halber Narr, der eine große Liebhaberei für Naturseltenheiten, besonders für Thiere hat, hält sich hier auf, und sucht zwei rare Stücke — einen dreifarbigen Kater, und einen schneeweißen Truthahn mit einem schwarzen Ringel um den Hals; Beide will er zur Fortpflanzung in seiner Menagerie gebrauchen, für den Ersten bietet er hundert, für den andern zehn

Friedrichsd'or. Da nun auf dem Lande dergleichen Seltenheiten des Katzen- und Truthahngeschlechtes eher zu finden sind, als in der Residenz, wo zwar Katzen genug herumschleichen, aber immer nur einfarbige, und Truthähne genug herum stolziren, aber immer nur schwarze; so habe ich Sie, verehrter Herr Vetter, ersuchen wollen, mich gefälligst wissen zu lassen, ob in Ihrer Gemeinde sich eine solche Seltenheit etwa finden möchte. Da der Preis gewiß annehmlich ist und ich ihn auch, gegen ein kleines Douceur noch zu steigern hoffe, so lassen Sie mir doch durch Ueberbringer dieses sogleich Antwort sagen.

Und was sagst Du nun? — rief Pastor Hopfensack aus. — Geb ich meinem Confrater einen von den zehn Friedrichsd'ors für seinen Truthahn ab, so bleiben mir noch neun, und ich bin ein geretteter Mann.

Susanne, welcher die Ehrentitel der Frau Magisterin noch in das Ohr gellten, und die nun wohl einsah, daß sie die Ankunft des neuen Rocks nicht mehr hintertreiben könne, wollte wenigstens ihrer Rache ein Opfer bringen, und meinte, daß es wohl unklug wäre, Magisters mit der Sache bekannt zu machen, welche dann

unfehlbar den Truthahn dem Engländer selbst verkaufen würden; denn ohne bedeutendem Vortheil gäbe die Magisterin ihren Hans gewiß nicht weg. — Haben sie uns einmal unrechtmäßiger Weise Schuld gegeben: wir hätten ihn gestohlen, so wollen wir ihn auch jetzt wirklich stehlen, und das ganze Geld für uns behalten. Es kommt ja doch Jungfer Tinchen zu gute, und mithin ist es keine Sünde. Lassen Sie mich nur machen, ich will ihn schon bekommen.

Amica! Susanne! — rief der Pastor aus, — Doch Du hast recht, mir bleibt keine Wahl, aut, aut. —

Er nahm die Feder und antwortete:

Werthgeschätzter Herr Vetter! Einer meiner Confratres hat einen solchen seltenen Truthahn, ganz so, wie er verlangt wird, weiß mit einem schwarzen Ringel um den Hals; doch will ihn selbiger nicht unter funfzehn Friedrichsd'or ablassen. Will der Engländer diesen Preis bezahlen, so mögen Sie in Gottes Namen, gegen baare Zahlung, das Wunderthier übermorgen früh, in der Morgendämmerung, bei mir abholen lassen; mit der Bezahlung des Boten muß ich jedoch nichts zu thun haben. Was Dero gütige Bemühung betrifft, so nehmen Sie gefäl-

„Und wenn sich der Herzog zur Aussöhnung mit dem Kaiser entschließen könnte?“ fragte sie weiter „Glaubst du, daß man dich in Wien nicht huldreich aufnehmen würde? Der kühne Anführer der weimarischen Reiterei hat sich zu bemerkbar, zu furchtbar gemacht, als daß sie dort den Werth seiner Dienste verkennen sollten.“

„Nach Wien?“ unterbrach sie Rosen — „Dahin geht der Herzog nie! —“

„Und ging er?“

Rosen schwieg, seine Stirne furchte sich. —

„Du scheinst mit so unwandelbarer Treue an deinem Herrn zu hangen, daß ich fast fürchten muß, ich habe nur den zweiten Platz in deinem Herzen.“

Er reichte ihr bei diesen Worten die Hand, drückte sie innig, sein Blick verneinte, was Margarethe eben gesagt, aber sein Mund schwieg dennoch.

„Sprich offen, lieber Freund!“ fuhr das Fräulein fort „Sei wahr! Könntest du Herzog Bernhard um meinetwillen verlassen? — Rede! —“

„Stets werde ich meiner Pflicht folgen!“

„Das heißt?“ — fragte Margarethe schnell.

„Daß ich meinen fürstlichen Freund nie, am wenigsten in der Noth verlassen, daß ich nie ehrlos neben dir stehen könnte. — Zürne mir nicht!“ sagte er rasch, da sie ihn eben unterbrechen wollte, „Zürne dem Manne nicht, dem die Ehre, die Pflicht, eine so lang geprüfte Freundschaft über alles werth ist. Du bist der Engel meines Lebens, dein Blick die Sonne, die in der finstersten Nacht meinen Pfad zu erleuchten vermag — Er ist der Geist, dem ich mich weihte, dem mein verwandter Geist sich hin-

ligst das Agio von einem Louisd'or an; ich erwarte daher nur vierzehn Louisd'or Gold und fünf Thaler Courant. Ihr Servus

Hopfensack.

Der Zufall ist ja oft der Schutzpatron der Diebe. — Magisters in Bellberg waren den andern Tag auf Herrn Schwarzens Einladung auf einige Tage mit Tinchen und Johannes und ihm in das Städtchen gefahren, und so fand Dame Susanne das Haus zu ihrem Vorhaben ganz wohl eingerichtet; selbst Anne war zum Tanz in der Schenke, und Hans wanderte zum zweiten Male in sein Burgverließ nach Wilhelmsau. Des andern Tages erschien der Bote, händigte vierzehn Friedrichsd'or und fünf Thaler ein, und nahm den treuen Hans mit sich.

Der arme magere Filialklepper mußte nun stracks Pastor Hopfensack und seine Dulcinea nach der Stadt ziehen, und kaum daselbst angelangt, ging Susanne mit dem Silbergelde zur Material-, der Hopfensack mit dem Golde zur einzigen Tuchhandlung des kleinen Städtchens.

Hier suchte er sich fünf Ellen des feinsten schwarzen Tuches, à drei Thaler aus, und zahlte stolz drei Friedrichsd'or, nachdem er erst

lange wegen des Agio gehandelt hatte. Das Tuch wurde abgeschnitten, eingewickelt, und der höfliche Kaufmann lud den freundlichen Seelsorger in seine Stube ein, um ein kleines Frühstück bei ihm zu genießen; hierbei sagte er einem Diener etwas ins Ohr.

Während der Pastor Hopfensack die pommersche Spickgans, und die herrlichen runden Neunaugen sehnsüchtig anblickte, und hoffnungsvoll sein Auge auf die gefüllte Persiko-Flasche richtete; nahm der vorsichtige, ordnungsliebende Kaufherr die Goldwage vor, legte die drei Louisd'ors darauf, schüttelte den Kopf und besah sie genau.

Nicht wahr, Amice! sagte Pastor Hopfensack, der eben mit der Gabel grausam in die schöne alabasterne Gänsebrust gefahren war — überwichtig, kein Ränd'chen war beschnitten?

Hm! — meinte der Kaufmann — wo haben Sie denn diese Louisd'ors her, Herr Pastor?

Woher, Amice? — stotterte der Seelsorger. — Sparpfennige, lange in meinem Pulte verwahrt, — Hochzeitsgeschenke, noch aus glücklichen Zeiten, wo die Menschen fast verhungert wären, der Scheffel Korn aber fünf Thaler kostete.

Ei, ei, Herr Pastor — sagte nun der Kaufmann — wissen Sie wohl, daß alle drei Louisd'ors falsch sind?

Falsch? — schrie der erschrockene Hopfensack. Die fette Gänsebrust, die eben auf der Gabel ihm noch entgegen lachte, lag auf der Erde, die zum Empfang der Göttlichen geöffneten Lippen blieben krampfhaft offen, und Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, als er durch die Glasthür einen Polizeidiener im Laden erblickte.

Es thut mir sehr leid — meinte nun der Kaufmann — daß ich die Sache der Polizei anzeigen und Sie in eine fatale Geschichte verwickeln muß; aber meine Pflicht — unsere scharfen Gesetze —

Amice! — unterbrach ihn nun der Geängstigte und die Hoffnung umwehte ihn mit ihren kühlenden Flügeln — ich will Ihnen andere geben; alle meine Beichtkinder werden doch keine Falschmünzer gewesen sein? — Er griff in die Tasche und holte die andern eilfe heraus.

Der Kaufmann besah, wog sie und erklärte sie alle für falsch.

O Du böse Welt! — schrie Hopfensack und

warf sich in einen Lehnstuhl. — O ich unschuldiger Mann Gottes!

Mein bester Herr Pastor! unterbrach der Kaufmann diese Ausrufungen; — da ich sehe, daß Sie dieser falschen Münze so viel haben, so muß ich um desto eher die Sache anzeigen, da sie mir sehr verdächtig scheint. — Er ging nach der Thür.

Amice! — schrie der Pastor, und hielt den Kaufmann beim Rockschooß. — Ich will es gestehen; es ist englisches Geld!

Dachte ich es doch gleich — sagte der Kaufmann, den unglücklichen Mann scharf ins Auge fassend — daß es wieder aus einer englischen Fabrik käme, dergleichen unser armes Vaterland immer mit ihren Fabricaten überfüllen, und uns für unsere soliden Producte nie ihrgutes, immer nur ihr falsches oder unser eigenes Geld geben. Doch, Gott sei gedankt, daß wir in einem so glücklichen Lande leben, wo das Geld in so schönen, raschen Umlauf kommt, und jeder Thaler jährlich mehrere Male durch die herrschaftlichen Cassen wandern muß — da bleibt falsche Münze nicht lange in Cours, denn die Herrn Cassenbeamten haben noch schärfere Augen, als wir. Doch — Ihnen kann ich nun

einmal nicht helfen, und da ich eben hier draußen einen Polizeiofficianten sehe, so will ich die Sache schnell abmachen. Er riß sich von Hopfensack los und wollte eben zur Thür hinaus, als Herr Schwarz ins Zimmer trat.

Amice! Engel, den mir der Herr sendet, mich aus diesem Schwefelpfuhl des Unglücks herauszureißen. Helfen Sie mir, retten Sie mich!

Herr Schwarz war ganz erstaunt, bat den Kaufmann, ihm den Vorgang zu erzählen, hörte theilnehmend zu, und versicherte endlich, daß er für die Unschuld des Herrn Pastors stehen und wohl für ihn gut sagen wolle. Er bat den Kaufmann für jetzt mit dieser Bürgschaft sich zu beruhigen und den würdigen Seelsorger ungehindert nach Hause ziehen zu lassen.

Wer war froher, als Pastor Hopfensack, da er dem Polizeidiener vorbei, wieder auf freier Straße war. — Aber ach, sein Päckchen mit Tuch war darin geblieben! — Was war zu thun? — Sich noch einmal in diesen furchtbaren, qualvollen Aufenthalt, wo die Polizei, wie weiland der Cherub mit dem flammenden Schwerte, am Eingang stand, zu wagen und Herrn Schwarzens Credit in Anspruch zu neh-

men, oder auf immer dem neuen Rock und der Braut zu entsagen?

Selbst Hercules hatte wohl nicht so unentschlossen zwischen der Tugend und dem Laster gestanden, als Pastor Hopfensack zwischen der Ladenthür und seiner Heimath. Endlich erschien seiner Phantasie die holde Ernestine im Brautschmuck, den Myrthenkranz in den Haaren und der Tante Geldsäcke unter dem Arme, reichte ihm ihr liebliches Schwanenhändchen, und zog ihn zum Laden zurück, wo er schüchtern eintrat und unbemerkt zwischen dem Kaufmann und Herrn Schwarz, die in der fröhlichsten Stimmung das ihm bestimmte Frühstück verzehrten und aus Herzensgrunde lachten, de- und wehmüthig stand.

Amice! — sagte er kleinlaut — Ihre gute Lämme läßt mich keine Fehlbitte thun; unterstützen Sie mich mit Ihrem Credit, und bitten Sie mit mir hier den Herrn, daß er mich das Tuch auch ohne Geld mituehmen lasse; ich werde es ehrlich gleich nach der Hochzeit bezahlen.

Herr Schwarz war nach einigem Bedenken hierzu bereit. Der Kaufmann gab ihm das Päckchen, ein flinker Schneider nahm das Maß, und der arme Gaul mußte, gleich seinem Brod-

herrn, nüchtern den Weg nach Wilhelmsau antreten.

Unrecht Gut gedeihet nicht! sagte unterwegs der Pastor zu seiner Susanne. Diese aber meinte: sie habe doch für fünf Thaler Zucker und Caffee eingekauft, und er habe doch bei dieser Gelegenheit Credit bekommen, somit wäre die Mühe um Hans reichlich belohnt worden.

In Bellberg hatte der neue Diebstahl Alles in Bewegung gebracht; verzweifelnd rang die Frau Magisterin die Hände. Zum zweiten Male war der Fette seinem Tode, der ihm zum Verlobungtage bestimmt war, glücklich entgangen, und nun glaubte sie von des Pastors Hopfensack's Unschuld überzeugt seyn zu müssen, da er doch zum zweiten Male den Frevel nicht wagen konnte.

Alle Nachforschungen blieben vergebens, Hans blieb weg.

Der Tag der Verlobung nahte heran, und sollte nun auch ohne Hans nicht länger mehr aufgeschoben werden. In dieser Zwischenzeit verlebte wohl Erneſtine die unglücklichſten Tage, die je eine Eva-Tochter in ihrem Brautſtande vertrauert hatte. Ob ſie gleich die niedrigen Zudringlichkeiten ihres Hopfenſack's mit kaltem

Stolz zurückwies, so mußte ihr doch die ewig neckende Laune von Herrn Schwarz sehr zur Last fallen, die entweder sie selbst, am meisten aber den Bräutigam traf, den der Witz des jungen Mannes und dessen Weinkeller in manche unglückliche Situationen brachte. Sie wurde oft wankend in ihrem Glauben an sein redliches Herz, und da er mit jedem Tage, mit welchem der Verlobungtag näher heranrückte, immer ausgelassener wurde, ihr aber bei alle den Scherzen und Späßen ängstlich versicherte, er fürchte bald, seinem Versprechen nicht getreu bleiben und sie aus den Klauen des Gynikers retten zu können, so hielt sie ihn endlich für einen leichtsinnigen Menschen, der seine Freude an ihrer unglücklichen Lage habe und an ihr seinen Witz und seine Neckereien übe.

Die geschäftige Mutter hingegen war frohen Muthes, sie ordnete Alles in ihrer Küche zu dem Verlobungfeste, und Magister Baumbach studirte eine rührende Rede, die er zu diesem Tage halten wollte, mit innerer Zufriedenheit ein. Alles war fröhlich und heiter, nur nicht Tinchen, dies myrtenbekränzte Opfer, die mit diesem unglücklichen Tage allen Freuden, allem Frohsinn, allem Lebensgenuß ein ernstes Lebe-

wohl sagen sollte. Sie drückte den kleinen Johannes an ihre Brust und benetzte diesen matten Strahl der Freude in ihrer Lebensnacht mit dem Thau ihrer Thränen.

Herr Schwarz blieb sich gleich; er half in der Küche der Mutter, machte bei dem Vater das Oratorium, bei dem Bräutigam den Bärenführer, ordnete mit der Tante die Möbel in Wilhelmsau und machte bei Tinchen den nutzlosen Tröster. So erschien der Verlobungtag. Der Bräutigam kam, zum ersten Mal menschlich gekleidet und rein gewaschen, auf seinem Filialklepper angeritten; die Braut — schön wie Hebe, meinte Herr Schwarz, nur bleich wie eine weiße Rose — trat ins Zimmer, geführt von Mutter und Tante, die in ihr Tuch gehaucht und es ihr auf die Augen gelegt hatte, damit Niemand die Thränen bemerken sollte, die diese blauen Juno-Augen dem hingeschwundenen Glücke geweint hatten.

Man setzte sich an den Tisch. Erst nach dem Essen sollte das feierliche Wechseln der Ringe vor sich gehen. Tinchen aß keinen Bissen. Desto besser ließ es sich der Bräutigam schmecken, desto lustiger war Herr Schwarz — da wurde an die Thür geklopft.

Herein! — rief die Frau Magisterin verdrießlich, weil sie beim Zerlegen einer gedämpften Ente gestört wurde.

Die Thür öffnete sich — und stolz, mit wüthendem Blicke, einen fremden Orden an einer goldenen Kette am Hals tragend, trat racheschnaubend — Hans ins Zimmer.

Herr Jesus! — rief die Frau Magisterin aufspringend, und dem Todtgeglaubten freudig entgegeneilend.

Vor dem Teufel uns bewahre Gott — murmelte Pastor Hopfensack und setzte leichenblaß das große Kelchglas mit rothem Wein wieder auf den Tisch, welches er eben auf die Gesundheit seiner Braut hatte leeren wollen.

Herr Schwarz lachte laut auf; nur Tinchen sah gleichgültig mit Thränen im Auge vor sich hin, und würdigte diesen weißen Rettungengel keines Blicks.

Lieber, lieber Hans! — sagte die Mutter und nahm den sich Sträubenden in ihre Arme, freudevoll auf ihren Platz neben den künftigen Schwiegersohn sich setzend. — Sag' mir, lieber Hans, wo kommst Du her? — Statt aller Antwort sträubte der Geliebkoste sein Schwanengefieder — blau wurde das hohe Roth seines Antlitzes,

gab für ewig, der Stern, der bei meiner Geburt mein Schicksal bestimmte."

„Reinhold!" nahm Margarethe das Wort und über ihr ganzes Sein hatte sich ein neuer Glanz gebreitet, und würdevoll stand sie, nicht stolz, vor dem Manne ihrer Wahl. „Könnte ich dir zürnen, so müßte es sein, weil du so wenig meinen Gesinnungen vertrautest. Lieber, werther bist du mir von diesem Augenblicke an, die Treue an deinen Herrn ist mir ein sicherer Bürge für die Zukunft, denn ich erkenne in dir den Mann, der selbst im Sinnenrausch der Wahrheit treu bleibt. — Zieh' hin zu ihm, kämpfe für ihn, ich will ruhig harren, bis die Morgenröthe des Tages für mich aufgeht, der uns für immer vereint, will die Trennung ruhig ertragen, und die Tage der Entbehrung als gerechte Strafe für die erdulden, die mein Stolz mir und dir getrübt hat. Heute fühle ich ganz, daß hohe Achtung für dich meinen eitlen Sinn umwandelte, nicht Sinnenrausch, nicht Schwärmerei!"

Rosen schloß sie dankbar in seine Arme; nun glaubte er seines Glückes ganz gewiß zu sein, ihm nichts mehr daran zu fehlen, denn er hatte überdies heute ein Schreiben des Herzogs erhalten, worin ihm dieser zu seiner Verbindung Glück wünschte, und ihm den Rath gab, den für ewig bindenden Tag nicht weit hinaus zu schieben, da das Schicksal oft tückisch in das Leben eingriffe. Seine Wunde war fast geheilt, der Tag seiner Vermählung bestimmt, und nur noch Wochen trennten ihn von seinem Glück, die man dem Freiherrn zur Vorbereitung gönnen mußte.

So durchlebte er schöne Tage, als ihn eines Morgens

lizes, und die schwache Hand der zärtlichen Mutter konnte den Zorn des Beleidigten nicht mehr mäßigen. Mit seinem mächtigen Fittich schlug er um sich nach seinem Räuber, traf das gefüllte Kelchglas mit Rothwein, stürzte es über des Bräutigams Rock, und flog, da ihn die Frau Magisterin nicht halten konnte, dem Hopfensack in die Perücke, unterwegs die Dormeuse seiner Beschützerin mitnehmend, die nun baarhaupt dastand.

Es gab einen allgemeinen Aufruhr, selbst Tina mußte lachen. — Herr Schwarz bemächtigte sich des immer noch Racheschnaubenden. Nachdem die Mutter ihre Dormeuse und Alles wieder geordnet hatte, bemerkte Herr Schwarz die Kette und den goldgewirkten Beutel an Hansens Hals.

Amice! — rief der Bräutigam aus, der nun wieder etwas Muth geschöpft hatte. — Gewiß ist dies ein Hochzeitgeschenk für die kleine Braut, lassen wir doch untersuchen, was dieser Beutel enthält?

Der Magister nahm die Kette ab, öffnete den Beutel. — Papiere, nichts als Papiere — rief er aus.

Können wohl Papiere von Werth, Staatspapiere seyn — meinte Hopfensack.

Wohl möglich — sagte Schwarz, während der Magister sie entfaltete. — Hier ein versiegeltes Briefchen an Demoiselle Ernestine Baumbach — er gab es mit bedenklichem Blick seiner Tochter — hier ein offener Brief an den Materialhändler Theetute in der Residenz, dessen Inhalt wir doch einmal lesen wollen!

Kaum hatte er ihn aber durchgeflogen — es war die Antwort des Pastor Hopfensack wegen des Truthahns — so stand er wüthend von seinem Sitze auf, trat vor den zitternden Sünder, und rief mit donnernder Stimme, Kartusch und Käsebier waren heillose Spitzbuben, Gauner und Diebe — aber was sind Sie?

Gleichfalls, Amice! Gleichfalls! — stammelte der Zerknirschte.

Ja wohl gleichfalls ein Spitzbube, ein Dieb, der zum zweiten Mal unsern Hans stahl.

Was? — schrie die Magisterin, und ihre spitze knöcherne Hand postirte sich dicht vor seine Nase — was, auch diesmal waren Sie der Dieb, und wollen uns noch überdies unser

Kind stehlen? — fort, packen Sie sich zu Ihrer keuschen Susanne! — Komm, mein armes Kind! — sagte sie zu Ernestinen und wollte sie bei der Hand fassen — doch diese lag halb ohnmächtig auf dem Sopha, und Herr Schwarz hielt ihr cölnisches Wasser vor.

Alles kam in Aufruhr, während dessen Pastor Hopfensack das Weite suchte, und, Hans verfluchend, auf seinem getreuen Klepper seiner Susanne entgegen ritt, die am Ende doch noch aus ihrer Sparcasse den Schneider und das Tuch bezahlen mußte.

Doch die Ohnmacht, welche die Freude bewirkt, dauert gewöhnlich bei Bräuten nicht lange. Auch Ernestine erholte sich bald wieder, und Herr Schwarz löste den staunenden Eltern das Räthsel, während Tina mit ihrem Johannes auf dem Arme den Weg nach der Residenz zu mit klopfendem, sehnendem Herzen lustwandelte.

Sie erinnern sich wohl noch des Lieutenants Hercules Walther, bester Herr Magister, und auch Sie, Frau Magisterin, der im vorigen Jahre vier Monate bei Ihnen im Quartier lag? Die-

ser hatte Tinchen schon in der Stadt kennen gelernt, und es später dahin zu ordnen gewußt, daß er heraus zu Ihnen ins Quartier kam. Hier wurde die Bekanntschaft fortgesetzt, welche ein wenig zu innig wurde, — setzte er lächelnd hinzu — er wurde ihr treuer Hercules, sie seine schlanke Hebe, daher auch die Anspielung in meinem Sermon. Er mußte fort, sein Vater, der reiche Hofbanquier, rief ihn nach geendigtem Kriege zu seinem Geschäfte zurück. — Sie mußten sich trennen, schwuren sich ewige Treue, und nach wenigen Wochen — wir sind alle nicht besser, — Mamachen — hatte er Bellberg und Tinchen vergessen. Da kam die Holde nach einiger Zeit wieder nach unserm Städtchen zur Tante, entdeckte sich hier unserer würdigen Matrone — erröthen Sie nicht, verehrte Frau, daß Sie menschlich dachten und handelten — und ich, der ich von Walther alle Verhältnisse erfahren hatte, beobachtete sie genau, und meinen Augen entging der Zustand der Dinge nicht.

Ich reiste gleich zu meinem Freunde in die Residenz, theilte ihm meine Bemerkungen mit, und er, der wohl leichtsinnig, aber gewiß auch

ein edler Mensch ist, faßte den Entschluß, welchen ihm die Pflicht gebot. Doch sein hektischer grämlicher Vater, obgleich dem Tode nahe, versagte ihm seine Einwilligung, und uns blieb kein anderes Mittel übrig, als heimliche Trauung.

Ich eilte zurück und fand zu meinem Schreck, Sie, beste Tante mit Ernestinen verreist, Niemand konnte mir bestimmt sagen, wohin. Alle unsere Nachforschungen waren fruchtlos; endlich kamen Sie zurück, ich erfuhr, daß ein kleiner Johannes zu seinen Großältern gewandert sei, und da nun einmal der richtige Zeitpunkt versäumt war, und Walther's Vater mit jedem Tage dem Tode mehr entgegen eilte, so beschlossen wir, diesen erst abzuwarten, und diese Zwischenzeit zu benutzen, Ihre Tochter genauer kennen zu lernen, und mich, trotz meiner frühern Vorliebe für sie, ganz zu überzeugen, daß sie meines Freundes werth sei. Sie hat alle Proben treulich bestanden, und der Himmel wird ihr gewiß die Freude und die Wonne an der Hand ihres Hercules geben, die unsere Hebe verdient. Der Vater ist vor einigen Tagen ge-

storben, und ich erwarte meinen Freund ſtündlich.

Aber, wie kam mein Hans hierher? — fiel ihm die überglückliche Mutter in die Rede.

Ja, den hätte ich bald ganz vergeſſen — ſagte Herr Schwarz lachend. — Als ich beſchloß, meine Reſidenz bei Ihnen aufzuſchlagen, wollte ich doch erſt das Terrain ein wenig recognoſciren; bei dieſer Gelegenheit ließ ich aus Uebermuth und jovialer Laune den guten Hans durch meinen Franz ſtehlen, und ſpäterhin dem Paſtor Hopfenſack in den Stall ſetzen, wo dieſer luſtige Burſche die komiſche nächtliche Scene zwiſchen dem Schulmeiſter und Paſtor herbeiführte. Auch war ich der Materialhändler Theetute aus der Reſidenz, der ihn zu dem Diebſtahl verführte, und ihm falſche Louisd'ors für Hans ſchickte, und der Ihnen, beſte Frau Magiſterin, den Hans ſchön geſchmückt, mit den nöthigen Documenten verſehen, wieder zugeſtellt hat.

Eben rollte ein Wagen in den Pfarrhof, Hercules Walther, Hebe Tinchen an dem einen Arm, traten ein — und mit zufriedenem Her-

zen sprach Vater Baumbach den Segen über die Glücklichen.

Walther ließ auf dem Pfarrhofe ein kleines niedliches Häuschen für Hans bauen, der nun, gesegnet von Magisters, verflucht vom Pastor Hopfensack, das Gnadenbrot erhält, bis ihn ein sanfter Tod in das freundliche Paradies der Truthühner einführt.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Sechstes Bändchen.

Jacques Poltrot.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Kanonendonner weckte, den man von der Seite von Rheinau vernahm. Rosen zweifelte keinen Augenblick, daß Johann von Werth die Abwesenheit des Herzogs benutze und die Schanzen bei Wittenweier angreife. Schnell sprang er vom Lager auf, ließ seine Rosse satteln, sagte Margarethe ein kurzes Lebewohl, und sprengte, von seinem kriegerischen Sinn getrieben, davon.

Je stärker das Feuer wurde, desto mehr spornte er sein Roß; unbekümmert, ob ihm in dieser gefahrvollen Zeit Feindliches begegnen könne, sprengte er mit seinen Dienern immer längs dem Rheine dem Kampfplatz zu. Aber kaum war er in der Gegend von Ehrstein angelangt, als er auch schon auf allen Straßen Kriegsvolk anziehen sah, das seinen Kampfbrüdern zur Hülfe eilte. Bei Rheinau begegnete er der Karosse Herzog Bernhards, der, so krank er auch war, die Regimenter von Bennfeld selbst herbei geführt hatte. Herzlich bewillkommte der edle Fürst Rosen, bestieg hier sein Streitroß und jagte, sich wenig um das ihn schüttelnde Fieber kümmernd, über die Brücke den Schanzen zu.

Noch zur rechten Zeit traf er hier ein, um den sinkenden Muth der Seinen zu heben. Schon waren die kleinen Schanzen an der Elz in den Händen der Feinde und Obrist Ehm hatte alle Mannschaft in die Hauptschanze an der Brücke zusammen ziehen müssen, um die ununterbrochen wiederholten Angriffe Johann von Werths abzuschlagen. Seine Krieger waren ermattet, ihr Muth war gesunken, und nur die Ankunft des Herzogs belebte ihn von neuem. Johann von Werth, der die zur Hülfe herbeieilenden Regimenter anrücken sah, fühlte nun wohl, daß ihm nur

Jacques Poltrot.

Von

A. von Tromlitz.

SLUB DRESDEN LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1838.

Einleitung.

Catharina von Medicis hatte ihr Ziel erreicht, war zur Regentin ernannt und hielt die Zügel der Regierung in ihren Händen. Das Fräulein von Rouet beschäftigte den König von Navarra; in ihren Armen vergaß er die Geschäfte des Staats. Gegen die Guisen setzte Catharina die Versammlung der Stände in Bewegung, die über die Menge Staatsschulden erstaunt, diejenigen zur Rechenschaft ziehen wollten, welchen unter der Regierung des vorigen Königs die Verwaltung der öffentlichen Gelder anvertraut war. Dies traf die Guisen am meisten. — Der Marschall von St. André, ihr erklärter Anhänger, war das erste Opfer; er mußte den Hof verlassen.

Catharina, ganz sich zur Parthei der Calviniſten neigend, wurde in der Verſammlung der Stände durch die Chatillons unterſtützt. Sie ſchmeichelte dieſer Parthei in allem, bewirkte das berühmte Edict vom 1ſten Januar, wodurch den Hugenotten in allen Vorſtädten des Reichs die freie Uebung ihres Gottesdienſtes erlaubt ward, und die Anweſenheit des Boutilliers und des Biſchofs von Valence, Beide eifrige Anhänger der Lehre Calvin's, an dem Hofe, wo ſie vor der Königin in öffentlichen Predigten die Grundſätze ihres Glaubens vortrugen, ließ die Katholiken befürchten, daß die Königin und ihre Prinzen ſelbſt ſich nicht allein zu der Parthei der Hugenotten ſchlagen, ſondern auch ihren Glauben annehmen würden.

Doch die Guiſen und der Connetable, welchen Catharine, ſeines ewigen Widerſpruchs wegen, gleichfalls zu entfernen geſucht hatte, vereinigten ſich im Stillen. Montmorency übernahm es, den König von Navarra, deſſen Schwächen er nur zu gut kannte, zu bearbeiten, und es wurde ihm leicht, Anton von Bourbon auf die unbedeutende Stellung aufmerkſam zu machen, in der ihn Catharinens Liſt feſt hielt. Seine Eitelkeit ward rege, ſein Unbeſtand ließ

ihn die Parthei der Calviniſten verlaſſen, er ſöhnte ſich mit den Guiſen, ſelbſt mit dem Marſchall André aus, und von dieſer Zeit an bildeten die drei Partheien ein Triumvirat, an deſſen Spitze der Form nach der König von Navarra ſtand, deſſen Seele aber der Kardinal von Lothringen war.

Die Königin ſchloß ſich jetzt inniger noch an den Prinz Condé und die Chatillons an. — Mit thränenden Augen bat ſie den Prinzen, den König und ihre Söhne aus der Gefangenſchaft zu retten, in welcher ſie der König von Navarra und der Connetable in Paris hielt. — Condé beorderte ſchnell ſeine Anhänger dahin. — Navarra und Montmorency thaten ein Gleiches. — Die Guiſen erſchienen am Hofe, Paris erklärte ſich für ſie, Condé mußte weichen, warf ſich nach Orleans, verſammelte dort ſeine Parthei und nahm unter dem Vorwande, für die Freiheit der Königin Mutter und des Königs die Waffen ergriffen zu haben, mehre Städte ein.

Doch die ſchlaue Catharine ſah bald, daß die Parthei der Calviniſten nicht ſtark genug war, den Guiſen die Spitze zu bieten. — Sie ſuchte nun öffentlich die Vermittlerin zwiſchen

beiden Partheien zu seyn, heimlich aber schickte sie Condé Geld, Truppen in Deutschland zu werben.

Der Krieg zwischen beiden Partheien brach aus, der König von Navarra und die Guisen rückten mit einem Heere vor Rouen, der König von Navarra, verwundet, starb während der Belagerung; Rouen ward von den Katholiken erobert und geplündert, der Prinz von Condé zog sein Heer in der Gegend von Dreux zusammen und Montmorency, der die Armee der Katholiken nach dem Tode Antons von Bourbon commandirte, eilte ihm entgegen.

I.

Es war Mitternacht. Der Mond spiegelte sich in den ruhig dahin gleitenden Fluthen der Eure. Unter einem Dache von wilden Rosen und Ginster schaukelte ein kleiner Kahn am Ufer und wiegte, so wie es schien, einen jungen Krieger in stille Träume. Still war alles um ihn her. In der Ferne, auf beiden Seiten des Flusses, flackerten hell die Wachtfeuer in das Dunkel hinein. Vor der Kälte der rauhen

Decembernacht schützte ihn sein weiter Reitermantel, vor dem Sturme in seinem Innern schützte ihn nichts. Den Kopf auf den Arm gestützt, saß er in der Mitte dieser todten, winterlichen Stille starr und kalt, wie eine Frühlingsblume, welche zu früh ihren Kelch entfaltete und in der ersten Stunde ihrer Blüthe schon durch den rauhen Nord erstarrend, verging. Lautlos saß er da, nur zuweilen fuhr die Hand krampfhaft nach dem Schwerte, doch seufzend ließ er den Griff wieder fahren, hüllte sich fester in seinen Mantel und sah stier in die Fluthen, wo der Mond mit jeder Welle zu entschweben schien, und seine Strahlen badete.

Ihr entführt mir des Mondes Bild nicht, ihr schaukelnden Wellen! rief er plötzlich aus und erhob sich im Kahne. Unverändert taucht er sich hier in die Fluth! So auch mein Schmerz! — in den vorübereilenden Wellen spiegelt er sich, scheint mit ihnen zu entfliehen, und doch bleibt er immer fest und fester hier! Er legte seine Hand auf das hochklopfende Herz, und sah hinauf nach den Sternen.

Es ließ sich von dem jenseitigen Ufer ein leises Pfeifen hören. Schnell warf der Jüngling seinen Mantel ab, band den Kahn vom

wilden Rosengebüsche los, und ruderte mit Hast der Stelle zu, wo sich das gegebene Zeichen wiederholte. Jetzt, noch einige Schritte vom Ufer entfernt, rief er leise: Bist Du es Jacques? — Ich bin's! antwortete eine rauhe Stimme. Der Kahn landete, ein Kriegsmann trat hinein und setzte sich schweigend an die entgegengesetzte Seite. Der Kahn durchstrich die Fluth.

Und Du sagst mir nichts? fragte der Jüngling und ruderte immer schneller. Kein freundliches Wort, nicht einmal ein Druck der Hand? Der Kriegsmann schwieg.

Das ist hart, Jacques, sehr hart!

Eh' ich meinen Schwur nicht gelöst, lös' auch mein Herz die verschlossenen Lippen nicht! sagte dieser jetzt dumpf vor sich hin. Bevor sein Blut nicht floß, ist Deine Schande nicht rein gewaschen. Darum laß mich schweigen und bleib' auf Deinem Sitze. — Du bist der Verzweiflung geweiht, ich darf keinen Theil an Dir haben.

Floß nicht schon des Blutes genug, kann Dich das nicht versöhnen, Du Hartherziger? sagte der Jüngling.

Es gnügt mir nicht!

Der Jüngling seufzte.

Ueberdies, fuhr er fort, glaube ich fast, was der Tag von Vassy zerriß, knüpft sich nie wieder.

O mein Gott! rief der junge Krieger, und das Ruder entsank seiner Hand; hin schwamm es über die glatte Fluth.

Glücklich, daß sie schon so nahe dem Ufer waren und daß der Kriegsmann einen Ginsterzweig ergreifen und den Kahn an das Land ziehen konnte. Sie stiegen aus, der Jüngling befestigte das Fahrzeug wieder in dem Rosengebüsche und folgte dem Manne, der düster nach den Wachtfeuern blickend, immer, ohne zu sprechen, vor ihm her schritt.

Mein theurer Gebieter! unterbrach der Jüngling das Schweigen.

Der Mann sah rasch sich um, und ein wilder Blick traf diesen.

Jacques Poltrot, fuhr er fort, wißt Ihr schon, daß der Connetable in dieser Nacht mit dem Heere über den Fluß setzt?

Wie? rief Poltrot. Mein Gott, gerade das Gegentheil habe ich dem Prinzen berichtet — weißt Du es auch gewiß?

So gewiß, als ich Dich — er stockte.

Wo, auf welcher Stelle?

Bei Cherisy und St. Geaumne wird alles in Bereitschaft gesetzt.

Nun dann, rief Poltrot, geschwind hinüber! Das Heer des Prinzen liegt in tiefster Sorglosigkeit, der Admiral erwartet keine Schlacht. — Ich muß hin! er eilte nach dem Fluß zurück.

Jacques! bat der Jüngling, ihn zurückhaltend, du wagst zu viel — wenn Dich der Herzog vermißt. Er hat schon gestern mehrere Male nach Dir gefragt. Es könnte Verdacht erwecken, und Du weißt ja selbst, wie der Kardinal von Lothringen Dir mißtraut.

Poltrot hielt an. Noch ist die Saat nicht reif! rief er plötzlich. Erst muß ich den Ausgang der Schlacht kennen. Gewinnen sie die Hugenotten, dann, stolzer Guise! leere erst diesen Kelch, ehe Du mir anheim fällst.

Deshalb, Poltrot, unterbrach der Jüngling das Selbstgespräch, deshalb laßt mich hinüber. Mich wird man nicht vermissen. — Kehrt schnell in's Lager zurück, zeigt Euch dem Herzog, überlaßt das Uebrige mir.

Dir? rief Poltrot, und blieb unschlüssig stehen. Doch Du hast nichts mehr zu verlieren!

noch ein kurzer Augenblick zur Entscheidung übrig blieb. Er wollte ihn benutzen, setzte sich selbst an die Spitze des Fußvolks und begann von neuem zu stürmen. Aber des Herzogs Gegenwart machte jede Anstrengung nutzlos, ein Pistolenschuß streifte den feindlichen General den Backen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Stürmenden anzufeuern und sie nochmals gegen die Schanzen zu führen. Aber auch hier unterlag zum zweitenmale sein stürmischer Muth, er mußte weichen und verließ, trotz seiner Wunde, den Kampfplatz nicht eher, bis er den Rückzug angetreten und sein kleines Heer in Sicherheit wußte. Noch einmal waren die Schanzen gerettet und dem Herzog der freie Uebergang des Rheines gesichert.

brummte er vor sich hin; dann zog er seinen Ring vom Finger und gab ihm diesen. Nun laß die Thränen, fuhr er plötzlich auf, da er den jungen Mann, welcher den Ring starr anblickte, weinen sah, laß! Gott hat es nicht gewollt! Schiff' hinüber nach Echeselles, dort findest Du Pferde, schnell zu dem Admiral, berichte ihm was Du weißt, zeige ihm diesen Ring, damit er Dir vertraue. Im Gewühl der Schlacht finden wir uns wieder, wo Guise's rother Federbusch weht, wo Billi auf seinem stolzen Streitroß sich brüstet, kannst Du mich finden! Er wollte gehen.

Und wenn wir uns nicht wieder finden? rief der Jüngling.

Dann vergebe Dir Gott Deine Sünden, sagte Poltrot und schritt dem Lager zu.

2.

Schnell, wie der Vogel durch die Luft, flog der junge Kriegsmann nach der Stelle zurück, wo er den Kahn befestigt hatte, band ihn los, sprang hinein, und erst als er schaukelnd über die Wellen dahin glitt, griff er nach dem

Ruder und fand es nicht. Er hatte in der Eile vergessen, daß es ihm vorhin entfallen und fortgeschwommen war, und eine unaussprechliche Angst erfaßte ihn, da er sich den Wellen preis gegeben sah.

Leicht, als ob kein von Sorgen gequältes Herz ihn belaste, schwamm der Nachen hin, und immer düsterer und unscheinbarer wurden die dunkeln Thürme von Dreux, und immer matter schienen die Wachtfeuer der Heere aus weiter Ferne herüber.

Seine Lage war schrecklich. Dem Admiral Coligny, seinen Glaubensbrüdern sollte er Nachricht von dem Uebergange des königlichen Heeres geben; diese Kunde entschied vielleicht ihr Schicksal, und ein Spiel der Wellen, entfernte er sich immer mehr von seinem Ziele. Er blickte nach den Sternen auf, Hoffnung und Vertrauen, die er hier in seiner verödeten Brust nicht finden konnte, dort suchend, doch sein kurzes, unglückvolles Leben trat düster zwischen ihn und die helle Fluth, nur da hinab zog ihn die Sehnsucht. Schon tönte ihm das Plätschern der Wellen wie Freundes Ruf, schon schien ihm die Bläue der Fluth, in der das

Bild des Sternendoms sich spiegelte, der Himmel zu seyn, der seine Leiden lindern, seine Qual beenden müsse, er bog sich über den Rand des Kahns, und als locke ihn die Stimme einer Sirene, zog es ihn hinab. Da blickte er noch einmal empor zum Himmel, glänzend funkelte der Morgenstern in der kalten Winternacht ihm entgegen; unwillkührlich floh die Verzweiflung, die Andacht riß ihn nieder auf seine Kniee, er faltete die Hände und betete.

Da hörte er in der Ferne das Plätschern eines Ruders. Er sprang auf. Noch ist der Kelch nicht geleert, Allgütiger! rief er aus; noch soll ich, büßend für einen Augenblick meines befleckten Lebens, meine Sünde mit mir tragen, und keine freundliche Welle mich rein waschen von der Schande. Nun, so sei's. Ich will dulden, unverschuldete Schuld will ich schrecklich büßen! Jetzt steuerte ein Nachen an ihm vorbei, er rief. Der Nachen wendete und erreichte ihn. Ein alter Mann zog die Blendlaterne unter seinem Mantel hervor und leuchtete ihm in's Gesicht. Ha, Messire Pierre! rief er; Ihr hier? — Lieber Herr! fuhr er fort, sich zu einem Ritter wendend, der am entgegengesetzten Ende des Kahnes saß; es ist

der junge Pierre, Freund und treuer Gefährte Jacques Poltrot's, des Herrn von Méré, Ihr könnt ihn sicher in dem Kahne aufnehmen und ihm ein Plätzchen neben mir gönnen. Kommt nur, junger Herr, sagte der Alte, indem er dem Jüngling hülfreiche Hand leistete; setzt Euch hier auf diese Bank, ich will Euern Kahn schon an unser Fahrzeug festbinden.

Pierre trat in den Nachen. Verzeiht! sagte er, sich zu dem Ritter wendend, der an dem andern Ende schweigend saß. Verzeiht, daß ich Euch beschwerlich falle.

Nehmt nur Platz, sagte dieser. Alles ward wieder still. Der Kahn glitt leicht über die Wogen hinweg.

Jetzt hielt er unfern Meziéres. Sie stiegen aus. Der Diener eilte nach diesem Orte, die dort zurückgelassenen Pferde zu holen. Der Schiffer band seinen Nachen an die alte Weide und folgte diesem. Der Ritter setzte sich unter einen Baum, Pierre blieb in einiger Entfernung stehen.

Nach einem langen Schweigen nahm der Ritter eine Feldflasche, reichte sie dem Jüngling und sagte freundlich: Trinkt, junger Mann, die Nacht ist rauh, Ihr bedürft der Stärkung.

Pierre

Pierre nippte nur und gab dem Fremden die Flasche dankend zurück.

Setzt Euch hier neben mich unter diesen Baum, hier habt Ihr Schutz gegen den rauhen Nordwind. Pierre setzte sich. — Der Himmel umwölkte sich, einzelne Schneeflocken fielen. Er schien das nicht zu beachten, in tiefen Gedanken versunken starrte er vor sich hin; nur zuweilen schauderte er zusammen. Euch friert, sagte der Ritter, hüllt Euch doch in Euern Mantel, die Nacht ist kalt, und Ihr scheint nicht der Stärkste zu seyn. Pierre folgte seinem Rathe. Doch immer nur in dem dunkeln Labyrinthe der Vergangenheit irrend, schwieg er, und nur zuweilen unterbrach ein Seufzer die Stille.

Ihr scheint nicht glücklich, junger Mann, sagte der Fremde. Ihr seid still und traurig, und die Rede Eures Mundes verhallt in Euerm Seufzer.

Pierre schwieg noch immer.

Nun dann, fuhr jener, fort, so sitzen zwei Unglücksgefährten beisammen. Auch mich hat das Glück verlassen — ich stieß es von mir. Ich bin der eigne Mörder meiner Ruhe. — Junger Mann! rief er plötzlich, und faßte

theilnehmend Pierre's Hand; bleibt gut, bleibt brav, bleibt der Tugend treu. Jahre verwischen nicht die That eines Augenblickes.

Jahre verwischen sie nicht, unterbrach leise vor sich hin murmelnd Pierre den Fremden.

Nicht eine Ewigkeit! fuhr jener fort. Ein Augenblick wischt alle Freuden aus dem Buche des Lebens, und jedes rosige Blatt reißt er heraus. In jede Stunde schleicht sich, wie der Gifttropfen in den Becher Weins, dieser unglückliche Augenblick, und wenn uns alles verläßt, wenn Ruhe und Glück und der innere Friede von uns gewichen und wir mitten im Blumengarten des Lebens allein stehen, wie in einer Wüste, da hängt er sich, wie ein Teufel, dem wir unsere Seele verkauften, an uns an, umklammert und verläßt uns nie wieder. Ueberall, überall folgt er uns, selbst jetzt, an Eurer Seite, neben Euch, dem gewiß nicht die eigene Schuld den Freuden-Kelch trübte, neben Euch, dem Unbekannten, tritt dieser rächende Augenblick vor mich, und es ergreift mich ein Schaudern, seh' ich in Euer trauerndes Antlitz, das mir der Mond zuweilen erhellt.

Armer Herr! sagte Pierre und rückte ihm näher.

Und auch jenseit folgt er uns, fuhr dieser fort. Heute, wenn die Sonne aufgeht, ruft die Trompete zur Schlacht. Wenn nun der Tod mit seinen ruhverbreitenden Schwingen über mir schwebt, wenn nun endlich alles vorüber ist, was mich hier quält und drückt, da zieht auch dieser dämonische Augenblick mit mir hinüber in das Friedensland — und auch die Ewigkeit ist seine Beute. Alles verschlingt der unglückliche Tag von Vassy!

Von Vassy? rief Messire Pierre. Herr, wer seid Ihr?

Kennst Du nicht Franz von Billi, junger Mann?

Franz von Billi! rief Pierre, sprang auf, eilte dem Ufer zu, und ehe jener ihm folgen konnte, war der Kahn gelöst — dahin schwamm er.

3.

Lange überließ Pierre das Fahrzeug den Wellen. — Kennst Du nicht Franz von Billi? tönte es immer noch in seinen Ohren, und jeder dunkle Schatten einer vorüberziehenden Wolke schien ihm Franz von Billi zu seyn, der drohend

ihm folgte. Dann ruderte er mit angestrengter Kraft, er wollte ihm entfliehen, gleichviel wohin. Erst als der Morgen zu grauen begann, erinnerte ihn der falbe Dämmerschein an seinen Auftrag; schnell wand er den Nachen nach Echeselles, landete dort, schwang sich auf Poltrot's Roß, welches er bereit fand, und jagte durch den Busch von Villemeux nach St. Nicolas, dem Quartiere des Admirals.

Schon von fern sah er Bewegung von Truppen. Er eilte auf sie zu. Wo ist der Admiral? rief er der ersten Abtheilung entgegen, die unsern Marville auf ihn stieß. Sie verstanden ihn nicht. Es war eine Fahne deutscher Reiter. Er jagte weiter, überall die nämliche Waffengattung, die sorglos und unbekümmert ihre Pferde fütterte und eben erst aus ihren Quartieren gerückt zu seyn schien. Endlich, da wo der Thalgrund bei St. Nicolas an den Busch von Villemeux hinunter sich nach der Eure zieht, sah er einen Trupp französischer Reiter ihm entgegen kommen. Er jagte auf sie zu — und vor ihm hielt der Prinz Condé.

Was bringt Ihr, junger Mann? rief ihm dieser entgegen.

Der Connetable ist bei St. Geaumne über

die Eure gegangen. Mich schickt Jacques Poltrot, gnädiger Herr. — Ich selbst sah die Brücken schlagen.

Ha! rief der Prinz, so hatte ich doch Recht! — Chatillon-Lianconr! eilt schnell nach St. Nicolas zum Admiral, meldet ihm, was Ihr eben gehört. Sagt ihm, hinter Marville sammelte ich die Reiter — auf der Straße nach Dreux rücken wir vor. — Ist Eure Gegenwart dort nothwendig? fragte er Messire Pierre nach einem kurzen Schweigen, indem er den Arm nach der Gegend von Dreux streckte, müßt Ihr zurückkehren?

Nein, gnädiger Herr! sprach der Jüngling bescheiden. Man kennt mich kaum im königlichen Heere, und ich bin gern im Augenblicke der Schlacht bei meinen Glaubensgenossen.

Der Prinz winkte einem Stallmeister. Dieser verstand ihn, schloß sich an Pierre an und führte ihn in einiger Entfernung hinter den Trupp, welcher den Prinzen umgab.

Moui! rief jetzt der Prinz, Du stehst an der Spitze der Edelleute von Poitou, der Bretagne und Anjou. Auf Deinen Haufen vertraue ich am meisten. Du bleibst bei mir, Franz von Guise ist unser Ziel. Dir, Bussy, übergebe ich

den Connetable, denke an seine schnöden Reden vor Rouen. Das Fräulein von Limeuil ist Dir verwandt, übernimm Du die Rache. Bussy beugte sich schweigend, der Zug ging langsam vorwärts.

Schon sahen sie in der Ferne die königliche Armee heran wogen. Der Prinz ordnete alles, machte auf der großen Straße bei Marville Halt, nahm die 3000 deutschen Reiter in die Mitte, die Schwadronen von Moui und d'Avaret auf die Flügel, und so erwartete er die Ankunft des Admirals, der nur langsam mit den deutschen Lanzknechten und dem gaskognischen Fußvolk heran rückte.

Schon hatte sich die königliche Armee zwischen Blainville und Epinay gestellt. Der alte Connetable von Montmorency, das Haupttreffen führend, rückte zwischen beiden Dörfern, der Marschall von St. André seitwärts hinter Epinay vor. Der Herzog Franz von Guise, welcher am heutigen Tage nur als Freiwilliger diente, stand mit wenigen, aber auserlesenen Truppen auf der Seite von Blainville in Reserve. Auf einer Höhe hielten die drei Führer und beratheten sich. — Der Marschall von St. André wollte sogleich, ehe noch die Armee der

13.

Rosen kehrte nicht wieder nach Straßburg zurück, denn seine Wunde hinderte ihn nicht mehr, thätig bei dem Heere zu wirken, und der Herzog bedurfte seiner in diesem Augenblick. Im höchsten Grad auf Richelieu aufgebracht, der erst nach langem Zögern 600,000 Livres zur Zahlung des Heeres sandte, und 6000 Mann Verstärkung zu schicken versprach, durch körperliches Leiden niedergebeugt, wohl auch durch Mangel an Unterhalt in dem ganz ausgesogenen Elsaß gezwungen, beschloß der Herzog den Rückzug. Er übergab dem französischen General Manicamp 1500 Mann und die Vertheidigung der Brücke, ließ nur schwache Besatzung in Colmar und Bennfeld zurück und zog mit dem Ueberrest, kaum 5000 Mann in das Bisthum Basel, das bisher von jeder Kriegslast verschont geblieben war und wo er in dem fruchtbaren Dellsberger Thal und durch seine zu Mömpelgard aufgehäuften Magazine den Truppen gute Winterquartiere zu geben hoffte. Johann von Werths Verwundung ließ ihn um so mehr Ruhe für seine Brücke und Schanzen hoffen.

Nur auf einen kurzen Augenblick eilte nun Rosen nach Straßburg, seiner Verlobten Lebewohl zu sagen.

Hugenotten sich gesammelt habe, den Angriff wagen, der Connetable aber seine feste Stellung zwischen beiden Dörfern nicht verlassen. Der Herzog von Guise schwieg.

Und wenn uns Condé entwischt, sagte endlich der Marschall, wenn er über die Blaise setzt, während wir hier ruhig seinen Angriff erwarten wollen, wie würde die Königin lachen, guter Connetable. Vergeßt ihre höhnenden Worte nicht, als sie vorgestern, da Ihr Castelnau zu ihr sandtet, um des Königs Befehle zur Schlacht zu holen, dessen Amme rief und im Beisein des ganzen Hofes zu dieser sagte: Sieh', was ich für Generale habe, sie fragen ein Kind und eine Frau um Rath, ob sie schlagen sollen oder nicht. Entwischt uns der Prinz, so sind wir das Gespötte des Hofes.

Er wird uns nicht entwischen, unterbrach ihn der Herzog ernst, wo Guise und Condé sich gegenüber stehen, treffen sie auf einander. Laßt uns hier bleiben, wo unser Fußvolk Stützpunkte hat. Die Hugenotten sind uns an Reiterei überlegen, wagt Euch nicht auf's Freie hinaus, Connetable, laßt sie hier an Eure Schweizer anprellen. Seht, ihre Reiterei rückt schon vor; hinter Yeurbleux marschiren sie auf, das Fuß-

volk folgt. — Doch für den ersten Krieger Frankreichs ist mein Rath überflüssig. Thut, wie Euch gut dünkt.

Chevalier de Billi! rief jetzt der Connetable, nehmt Eure Cornete, zieht Euch links hinter jenen Hügel, haltet mir dort das Feld rein, und rückt der Feind vor, greift er die Schweizer an, so fallt ihm in seine rechte Flanke. Ihr habt 200 Lanzen, damit könnt Ihr schon etwas ausrichten, versäumt den günstigen Zeitpunkt nicht.

Billi verbeugte sich und zog mit seinem Trupp hinter den Hügel. Guise folgte ihm. Chevalier, sagte er zu diesem, seid auf Eurer Hut. Ihr habt wahrscheinlich Moui und seine Schwadronen gegen Euch, mir scheint der feindliche Haufe, der sich dort rechts zieht, dessen Geschwader zu seyn, es ist der Kern von Poitou und Anjou; seid vorsichtig, vermeidet das Gefecht so lange als möglich, dies mein Rath.

Gnädiger Herr, sagte jetzt Poltrot, der in des Herzogs Gefolge war, erlaubt Ihr wohl, daß ich mich dem Chevalier anschließen darf? Ich habe mit Moui eine alte Fehde zu enden und hier finde ich gewiß Gelegenheit.

Wie's Euch beliebt! sagte der Herzog und

ritt nach dem Hügel zurück, auf welchem der Connetable und der Marschall von St. André die Bewegungen des prinzlichen Heeres beobachteten.

Kalt erwiederte jetzt Billi Poltrot's Begrüßung. Was führt Euch denn eigentlich zu mir? fragte er ihn mit finsterm Ernst. Wir kennen uns nicht. Moui könnt Ihr finden auch ohne mich und meine Gensd'armen!

Wir kennen uns nicht? sagte Poltrot lächelnd, waret Ihr nicht in Vassy?

Starr sah ihn der Chevalier an.

Ich meine, fuhr Jacques fort, an dem Tage des Blutbades. — Ha! da ging es gar lustig her!

Billi schauderte zusammen. Poltrot schwieg und sah ihm scharf in's Auge.

Ich hab' Euch, fuhr er fort, mich dünkt, es war am Abende der lustigen Begebenheit, aus dem Hause des Ecuyer Valbrun kommen gesehen, der alte Herr folgte Euch. — War es nicht so, werther Chevalier?

Dieser gab seinem Streithengste die Sporen und sprengte den vorliegenden Hügel hinauf. Poltrot folgte langsam.

Ihr floht vor jenem Alten, fuhr er eintönig

fort, als er neben Billi hielt, so wie Ihr jetzt vor mir flieht. — Nicht? Chevalier, er folgt Euch noch, folgt, wie Euer böses Gewissen, Euch überall!

Mensch! rief Billi und hob seine Lanze, Mensch, was willst Du von mir!

Poltrot schwieg, ohne die Wehr zu ergreifen.

Mensch! rief Billi noch einmal und legte seine Lanze ein, sprich! was willst Du von mir, oder ich renne Dich nieder.

Nur gemach, sagte Poltrot, hier sind Männer mit Schwert und Lanze, sich zu vertheidigen, keine wehrlosen Greise, keine säugenden Mütter, keine — Er hielt plötzlich inne, seine Hand fuhr nach dem Pistol, doch ließ er es schnell fahren. Kalt und ruhig ritt er auf Billi zu und sagte diesem im gleichgültigen Tone — Ihr wollt wissen, was ich von Euch will? Eure Seele habt Ihr zu Vassy dem Teufel verschrieben, mir bleibt daher nur Euer Körper übrig, und der ist mir heimgefallen.

Ein Edelknabe kam den Hügel herauf gesprengt. Herr von Mére! — rief er Poltrot entgegen, der Herzog wünscht Euch zu sprechen.

Wir treffen uns noch heute, auf Wieder-

sehn! rief er dem Chevalier entgegen und sprengte fort.

4.

Noch hielten die drei Feldherren auf dem Hügel, wo sie das Heer des Prinzen übersehen konnten, das in Schlachtordnung ihnen auf Kanonenschußweite entgegengerückt, in der Ebene vor Blainville Halt gemacht hatte. Schon seit einer Stunde standen die Heere sich gegenüber, keiner wollte den Angriff wagen, die Hugenotten fürchteten die dichten Massen des Fußvolks anzugreifen, die zwischen den beiden Dörfern vortheilhaft postirt waren; der Connetable wollte auf der Ebene der überlegenen Reiterei des Prinzen nicht entgegen rücken.

In diesem Augenblicke kam Poltrot auf die Höhe gesprengt. Poltrot! rief ihm der Herzog entgegen: Ihr kennt ja die Herrn da drüben ganz genau, und habt noch gestern Nachricht von dort her bekommen, wer führt die Vorhut des Prinzlichen Heeres?

Der Chevalier Moui, gnädiger Herr! erwiederte er.

Und erkennt Ihr wohl den Trupp, der sich dort links nach Treon hinzieht?

Das ist der Prinz mit seinem Gefolge. — Mir scheint, fuhr Poltrot fort: das ganze Heer macht eine Bewegung links.

Sie ziehen sich über die Blaise, rief der Marschall-St. André heftig und wir geben der Amme des Königs wieder Gelegenheit, den trefflichen Witz ihrer Gebieterin anhören zu müssen.

Nun stimm' ich Euch bei! rief der Connetable, und befahl, trotz der Warnung des Herzogs, das Geschütz vorzufahren. Es donnerte, die Schlacht begann.

Die deutschen Reiter des Prinzen, welche, die Bewegung des Heeres deckten, empfanden die erste Wirkung des Geschützes. Sie wendeten um und warfen sich hinter eine Höhe, sich zu decken. Der Prinz aber setzte seine Seitenbewegung ruhig fort und zog in die Richtung von Treon. Da gab der Connetable den 4000 Schweizern und einigen Reiter-Schwadronen den Befehl, vorzurücken, um den Prinzen aufzuhalten.

Dieser machte Halt, formirte seine Reiterei und stürzte sich auf die in Masse heranrücken-

den Schweizer. Fest, wie ihre Berge, standen diese, die Hellebarden vor sich gepflanzt. Mancher Reiter, manches edle Roß sank, von ihrem tödtenden Eisen getroffen. Die Reiterei wendete sich, noch einmal sämmelte sie der Prinz, Mouï und d'Avaret umgingen ihre Linke — noch einmal stürmte die geharnischte Schaar. Diesmal glücklicher, drangen sie von allen Seiten ein. Die Glieder der Schweizer lagen zu Boden.

Da stürzte Danville, des Connetable's Sohn, mit einigen Schwadronen Gensd'armen herbei, den Schweizern zu Hülfe, die Reiter umringten ihn, seine Schaar wurde gesprengt, er mußte fliehen, während der Admiral mit der übrigen Reiterei dem Connetable in die Flanke fiel, Alles vor sich her niederwarf und trotz des Kanonenfeuers in das königliche Fußvolk drang. Des Connetable's Pferd ward verwundet, er selbst erhielt eine Wunde am Kopfe. Bussi nahm ihn gefangen.

Das ganze Corps de Bataille floh; wüthend, unbekümmert um ihr Fußvolk, verfolgten die Reiter die Fliehenden. Unbeweglich stand Guise und der Marschall von St. André. Da rief der Herzog Poltrot und schickte ihn hin zu

Billi, daß er vorbrechen und in die unordentlich verfolgenden Feinde eindringen möchte. Poltrot flog, wie ein Pfeil, flog , wie ein Rachegeist, über das Schlachtfeld hin zu seinem Opfer.

Auf, Chevalier! rief er Billi zu. Auf, vorwärts! der Herzog von Guise befiehlt Euch, in den verfolgenden Feind einzuhauen. Auf, auf! Eure Stunde schlägt! — Er zog sein Pistol.

Vorwärts, Franzosen! rief Billi. Vorwärts, im Namen des Königs, zur Ehre der heiligen Kirche!

Das ist ja das Feldgeschrei von Vassy, raunte ihm Poltrot in's Ohr, schloß sich dicht an Billi an, und stürzte hinter ihm, das Pistol gespannt, auf die Feinde. Sie trafen auf Moui's Schwadron, der sie unsern Blainville gesammelt hatte; es war ein harter Stoß, Lanzen zersplitterten, Schilde flogen gespalten, Hieb auf Hieb tönte auf den stählernen Rüstungen. — Obgleich im Kopfe verwundet, kümmerte sich Poltrot nicht um die Feinde, nicht um sich; immer dicht neben Billi, immer das Pistol dicht ihm auf den Leib gehalten, hatte er nur Augen für diesen. Da traf eine feind-

liche Lanze, da wo der Halskragen sich von dem Panzer trennt, den unglücklichen Chevalier, er sank, sein Geschwader floh, jauchzend verfolgten es die Hugenotten.

Billi war unter eine Eiche gesunken; neben ihm hielt sein unversöhnlicher Schatten. Er winkte, — Poltrot stieg ab.

Wer Ihr auch seid, und welchen Theil Ihr auch an mir habt, rief Billi; versagt einem Sterbenden die letzte Bitte nicht, schießt mich nieder. Mein Leben zählt nur noch Stunden. Bittet Volbrun um Verzeihung und laßt Messe lesen für meine Seele!

Messe lesen? rief Poltrot höhnisch: Euch tödten, daß Ihr Eure Schandthat schon hier büßtet und dort Vergebung erhalten könntet? Nein, tapferer Held. Ich habe Dich, wie Deine Sünde, verfolgt, doch nur, wenn Gott nicht gerichtet, dann hätt' ich mein Richteramt an Dir geübt. Lebe noch kurze Augenblicke Dir zur Qual! Dein Gewissen begleite Dich auf dem finstern, kurzen Wege zum Grabe, und die Erinnerung öffne Dir bei jedem Blicke Deines gebrochenen Auges die Pforte der Hölle! Solch langsame Qual ist noch lange nicht genug für das zerrissene Leben zweier durch Dich un-

glücklich gewordener friedlicher Menschen. Lebe, um zwiefach zu sterben!

Gebt Euch gefangen! rief jetzt ein hugenottischer Edle Poltrot zu, der mit verschränkten Armen vor dem Verwundeten stand.

Mit Freuden, sagte dieser. Führt mich zum Admiral. Ich gehöre Euch.

Und tragt das Feldzeichen der Guisen?

Ueber meinem Harnisch, Euern Gott aber in meinem Herzen! Lebt wohl! Auf Wiedersehn dort! rief er Billi zu und sprengte mit dem Hugenotten nach der Ebene hin, wo der Admiral die Reiterei sammelte.

5.

Der Mond schien auf das Schlachtfeld und betrachtete mit seinem bleichen Antlitze die tausend Opfer des Todes. Lautlos war alles ringsumher, nur hie und da unterbrach der Seufzer eines Sterbenden die furchtbare Stille. Wie das wilde Leben noch vor wenig Stunden mit lauter angestrengter Kraft hier mit dem Tode um den Preis gerungen, so hatte dieser schweigend seine düstern Flügel über die Tausende

gebrei-

Margarethe war bei dieser Trennung standhaft. „Wer an einen Kriegsmann sein Herz gehangen" sagte sie mit festem Muthe „der muß die Launen des Schicksals ertragen lernen, und im Sturm des Lebens, wie der Krieger selbst, wenn er auch von dem sichern Hafen weit weg getrieben wird, das Steuer unverzagt lenken und der Hoffnung vertraun."

Sie hätte, wenn es der Anstand erlaubt, Rosen gern nach Bennfeld begleitet, um den Mann zu sehen, an den ihr Geliebter so leidenschaftlich hing, vielleicht auch aus weiblicher Eitelkeit dem Herzog die schöne Braut seines Freundes zu zeigen, aber sie unterdrückte ihren Wunsch und trennte sich mit standhafter Ergebung von Rosen.

Dieser fand bei seiner Rückkehr ein Schreiben Johann von Werths vor, über dessen Inhalt er nicht wenig erstaunte. So verschieden auch beide Männer in Charakter, Sitten und Handlungsweise waren, hatte doch Johann von Werths offenes, fast freundschaftliches Benehmen Rosens Achtung erworben, und stets, wenn er seiner erwähnte, sprach sich dies aus. Um desto mehr mußte ihn dieser Brief, den der ligistische General freilich nicht eigenhändig geschrieben, doch unterschrieben hatte, verwundern.

„Obrist Rosen!" lautete er,

„Ehe Ihr von hier zieht, muß ich, ein alter „Kriegsmann, Euch ein ernstes Wort sagen. In „fröhlichem Uebermuth, und im Gefühl, daß Ihr mein „würdiger Gegner wäret, bot ich Euch in Bellevue „eine Wette an; Ihr nahmt sie an und ich gestehe, daß „ich mir viel Mühe gegeben habe, sie zu gewinnen, „leugne nicht, daß ich 100 Doublonen dem verspre-

gebreitet, die er in der wilden Schlacht sich zur Beute errungen und die nun friedlich hier bei einander ruhten.

Der wilde Ungestüm der deutschen hugenottischen Reiter, die im Verfolgen ihr Fußvolk verließen, die ruhige Besonnenheit des Herzogs von Guise, der Muth seiner spanischen Schaaren hatte der königlichen Armee den Sieg ertrotzt. Condé war gefangen, der Marschall von St. André hatte den Lorbeer mit seinem Leben erkauft. Der Admiral, zwar bis zur Nacht das Schlachtfeld mit seinen wieder gesammelten Glaubensbrüdern behauptend, hatte sich auch zurückgezogen, und seine Wachtfeuer flackerten jetzt in weiter Ferne vom Felde des Todes. Die Katholiken hatten gesiegt; Guise triumphirte.

Mitten durch diese Grabesnacht, über Leichen von Freund und Feind hinweg, schritt langsam eine lange, im Mantel gehüllte Gestalt. Unbekümmert, was neben ihrem Tritte schlummerte, unbekümmert, welche wunde Brust den letzten qualvollen Seufzer neben ihr aushauchte, ging sie geisterhaft auf einen alten Eichbaum zu, der seitwärts seine entblätterten Zweige über das Leichenfeld breitete.

Jetzt naheto die Gestalt dem Baume — sie stutzte. Ein junger Krieger saß an ihn gelehnt. Ein Verwundeter, dessen Kopfwunde er zu verbinden schien, ruhete in seinem Schooß. — Der Vermummte trat leise hinter sie.

Beruhigt Euch, Herr, sagte der junge Mann zu dem Verwundeten und vertrauet Gott; Eure Wunde scheint nicht so gefährlich als Ihr wähnt; Ihr werdet gewiß noch einen Priester finden, dem ihr beichten könnt, nur schweigt jetzt und sagt mir nichts mehr aus Eurem Leben, ich kann keine Schuld von Euch wälzen und meine Hand zittert ja schon so sehr, daß ich kaum Eure Wunde nothdürftig verbinden kann. — Hätte ich nur Mittel, Euch nach Dreux zu schaffen.

Laßt mich hier, bat der Verwundete, laßt mich! Der Tod stillt alle meine Leiden, ich mag ihm nicht entgehen.

Ihr dauert mich! sagte der Jüngling.

Er dauert Dich? rief die Gestalt, hinter dem Baume hervortretend. Er dauert Dich?

Der Jüngling sprang auf. Der Verwundete sah empor. Der Mond beleuchtete hell das finstere Antlitz Poltrot's, in dessen Arme der Jüngling fast bewußtlos sank.

Du auch hier? rief der Verwundete und

schauderte zusammen. Auch in dieser ernsten Stunde folgst Du mir?

Ich folge Dir! rief Poltrot, bis Dein Auge sich schließt.

Wer bist Du? rief jener jetzt mit der letzten Kraft seiner Stimme. Welchen Theil hast Du an mir, daß Du die letzten Augenblicke meines Lebens mir verdüstern, mir den tröstenden Engel von meiner Seite reißen darfst?

Den tröstenden Engel? Diesen Engel, der sich hier an mich schmiegt? schrie Poltrot und lachte hell auf. Kennst Du ihn? — Armer blödsinniger Thor! Es ist Dein böser Geist, den Du erst in die Hölle stießest und der nun in Deiner Todesstunde kömmt, Dich dahin abzuholen.

Laß mich! rief er dem Jünglinge zu, der sich fest an ihn klammerte — laß mich und tritt hierher! — Er führte ihn vor den Verwundeten, so daß der Mond die ganze jugendliche Gestalt beleuchtete. Franz von Villi! rief er nun mit kaltem Hohn. Sieh' in dies Auge, es schwimmt zwar eine Thräne darin, doch thränenlos hast Du es nie gesehn. Sieh diesen Mund, er zuckt krampfhaft; so zuckte er auch unter Deinen Küssen; sieh' diese wallende Brust,

sie klopfte keusch und rein Dir entgegen, entehrt durch Dich verbirgt sie jetzt ihre Schande. Erkenne Adeline Valbrun — und Gottes Barmherzigkeit verlasse Dich! — Ich bin Jacques Poltrot, Herr von Merè, einst dieses Mädchens Verlobter, jetzt ihr Rächer! — Er schwieg, Billi seufzte laut auf, Adeline sank in Poltrot's Arme. Sanft und freundlich war einst mein Leben, fuhr dieser endlich mit bewegter Stimme fort, die Hoffnung zeigte mir den Besitz dieses Mädchens und ich war glücklich, aller meiner Wünsche Sehnsucht war in ihr gestillt. Noch wenige Tage und sie war mein. Da brach im Blutbade von Vassy Deine frevlerische Hand die Blüthen reiner Liebe — mein Leben war vergiftet — meine Ruhe ist hin — mein frommer Geist entflohen und nur Durst nach Rache brennt jetzt in meinen Eingeweiden —

Was knieest Du, Adeline? was betest Du? — Du bist verloren, umsonst ist Dein Flehen zu Gott! Die Knospe, einmal geknickt, hebt kein Sonnenstrahl empor und kein Gebet. Ihn wäscht keine fromme Hand rein von der Schuld — und mich entbindet kein Gebet von meinem furchtbaren Eide, den ich nur mit Blute lösen kann.

Mensch! rief der Sterbende.

Mensch? — kennst Du dieses Wort? — Nein, Du kennst es nicht! — Du hattest nichts Menschliches an Dir im Leben, nur Deine Todesstunde mahnt Dich, daß Du ein Mensch, ein verlorner, ein verdammter Mensch bist!

So verzeihet mir! rief Willi und streckte die Hand nach Adelinen, die neben ihn getreten war und unwillkührlich sich über ihn beugte.

Adeline Valbrun! — rief Poltrot — komm, folge mir!

Verzeihe mir, Unglückliche, tief Gekränkte! rief noch einmal der Chevalier und faßte ihre Hand, die sie, von Mitleid ergriffen, ihm nicht entzog.

Adeline! donnerte Poltrot's Stimme, folge mir! Verlaß ihn. — Oder ergreift Dich der süße Taumel der Erinnerung — nun, so bleib!

Ich kann nicht, er hält mich fest! rief das Mädchen und sank neben den Chevalier, der krampfhaft sie umfaßte. — Poltrot sprang hinzu. — Nur mit Gewalt konnte er die kalten, erstarrten Arme des Todes lösen, es schien, als habe der letzte Kampf des Lebens sie an ihn festgebannt.

Fahre hin! — rief Poltrot aus, als er jetzt

das Mädchen mit angestrengter Kraft aus Bili's Armen riß. Nicht noch einmal sollen Deine Arme sie zu ihrem Verderben festhalten; mit hinüber nimmst Du sie nicht. Ist sie verloren, so gehe sie allein, wenn einst ihre Stunde schlägt!

Er trug die Ohnmächtige an die andere Seite des Baumes, legte sie dort nieder, bedeckte sie sorgsam mit seinem Mantel und spritzte einige Tropfen Wein, die er noch in seiner Feldflasche fand, in ihr bleiches Antlitz. —. Sie schlug die Augen auf, drückte ihm dankbar die Hand, küßte sie stürmisch und sah bittend nach ihm auf; doch er schwieg. Da schlossen sich ihre Augen wieder, der Körper unterlag dem Aufruhr des Innern.

Armes, unglückliches Geschöpf! — rief jetzt Poltrot aus und blickte auf die Schlummernde. Wie ein gefallener Engel stehst Du vor Deinem Paradiese und die Pforten sind Dir verschlossen, wie eine Magd bist Du hingesunken vor Deinem Geliebten und sein Herz voll Qual und Liebe stößt Dich Entehrte zurück. O mein Gott, rief er aus und sah zürnend zum Himmel, warum ließest Du diesen Engel fallen, warum schützte ihn nicht einer seiner himmlischen Brüder? — Da sank ein glänzender Stern herab

in die dunkle Nacht und verschwand. — Ha! ich verstehe Dich, Vater im Himmel! fuhr er fort. Sie mußte vergehen wie dieser leuchtende Stern, damit ihrer Asche ein Phönix entsteige. Ihre Rosen mußten welken, damit ich sie mit Guisens Blut auffrischen kann. Sie ist das Werkzeug einer höheren Macht. Aus ihrem Tode entkeime den Brüdern das Leben.

Da stöhnte Adeline leise, ängstliche Träume schienen ihren Schlaf zu stören. Auch der Schlaf gönnt ihr keine Ruhe. Erwache, Unglückliche! erwache! rief er und schüttelte sie heftig. Das Mädchen sprang auf. Komm zurück, komm nach Blainville, hier ist unser Tagewerk beendet! rief er ihr zu, faßte ihren Arm und zog sie stürmisch mit sich fort, doch sie wendete sich nach dem Orte, wo der Chevalier lag. Unmuthig ließ Poltrot den Arm los und sie trat zu Billi. Ihre innere Scheu überwindend, den Blick nach dem Sternenhimmel gerichtet, die Hände gefaltet, sagte sie mit tiefbewegter Stimme: Vergieb, o Gott, mir meine Schuld, wie ich vergebe diesem Schuldigen! — Eine Thräne schwamm in ihrem Auge, ihr ganzes Glück, ihre Hoffnung, ihre Liebe lag zertrümmert vor ihr und doch war ihr frommes

Herz der Vergebung geöffnet. Vergieb ihm, Gott, wie ich ihm vergebe! rief sie und wollte gehen.

Da zuckte das Leben noch einmal in dem Todtgeglaubten, krampfhaft fuhr seine Hand nach dem Herzen. Er lebt noch! schrie das zitternde Mädchen, sprang zurück und stürzte halb vor Freude, halb vor Schreck in Poltrot's Arme, der, ohne sich um sie zu kümmern, schweigend auf den Chevalier zuschritt.

Dieser schlug jetzt die Augen auf, der Mond beleuchtete sein bleiches Gesicht und färbte die Todtenzüge nur noch gräßlicher.

Du lebst wirklich noch? rief Poltrot mit furchtbarer Stimme und Gott hat nicht gerichtet? — Billi schwieg und sah ihm starr in's Auge. — Nun gerechter Gott! so muß ich doch der Bluträcher seyn! fuhr Poltrot plötzlich auf, nahm nach kurzem innern Kampfe sein Pistol aus dem Gürtel und —

Da stürzte Adeline zu seinen Füßen. — Jacques! — rief sie, kein Blut um mich, ich hab' ihm vergeben, vergieb auch Du!

Adeline! — rief Poltrot wüthend und stieß sie zurück — für ihn wagst Du, mich zu bitten?

Ja! — sagte das Mädchen aufspringend und stand wie eine verklärte Heilige vor ihm. Ja, Jacques, ich bitte für ihn. Mein Erdenglück ist hin für mein ganzes Leben; aber dort über den Sternen, dort, wo von Welt zu Welt sich die unermeßliche Ewigkeit breitet, dort will ich mir die Pforten nicht verschließen. Sei menschlich, Jacques! Ueberlaß die Rache Gott!

Doch das Flehen der Frommen drang nicht in sein Herz; der Stachel der Eifersucht wüthete tief in seinem Innern — er spannte das Pistol, und wie er den Arm ausstreckte, wie er das Rohr auf den Unglücklichen richtete, faßte dieser seine letzte Kraft, hob sich langsam in die Höhe und bot seine Brust dem tödtenden Geschosse dar. Adeline war auf ihre Knie gesunken und betete still zu Gott.

Poltrot wankte. Das brechende Auge des Chevalier's ruhte ernst auf ihm, die halb erhobene Gestalt schwankte wie ein finsterer Schatten im bleichen Mondlichte vor seinem starren, furchtbaren Blicke. Sei menschlich! rief der Verwundete — drück' ab und ende meine Qual.

Thue es nicht! rief Adeline. Thue es nicht,

Jacques! rief sie heftig, hab' Erbarmen, daß Gott sich Deiner auch in Deiner Todesstunde erbarmen möge, der Du entgegen gehst, es sagt es mir mein ahnendes Herz. Halt ein, Jacques, thue es nicht!

Starr sah dieser jetzt auf die schwankende Gestalt des Verwundeten, der mit der rechten Hand sich auf die Erde stützend, mit der linken nach seiner Wunde faßte — starr sah Poltrot vor sich hin, immer noch das Pistol im Anschlage. — Du hast dieses Opfer hingestreckt, es liegt hier durch Deine Macht, Vater der Gläubigen! rief er jetzt dumpf vor sich hin. Ich ehre Deinen Willen, ich beuge mich vor ihm und überlasse den Schuldigen Dir und Deiner Weisheit. — Aber jener Stolze, der höhnend den klagenden Vater zurückstieß, der der Tochter Unglück spottete, ihn, den Urheber des Blutbades, ihn laß mir, gerechter Gott, daß ich meinen Schwur löse, den ich der Rache that und meinem Glauben, er sei mir heimgefallen, wie ich Dir diesen überlasse.

Lebe! rief er mit furchtbarem Tone dem Chevalier zu und schleuderte das Pistol weit weg. Lebe so lange es Gott gefällt. Nur vermeide mich und diese. — Komm, Adeline, komm

„chen habt, der Euch lebend und unverwundet gefan-
„gen nähme, aber auch die strengsten Befehle erließ,
„Euch wo möglich, selbst im Gefechte, zu schonen.
„Was ich in Straßburg an Euch that, erwähn' ich
„nicht, denn ich hätte es jedem gethan, nur konnt' es
„Euch beweisen, daß ich Euer persönlicher Feind nicht
„war. Nun erfahre ich aus sicherer Quelle, daß Ihr
„nicht allein verächtlich über mich, meine Sitten und
„meinen Kriegsruhm gesprochen, sondern auch einen
„bedeutenden Preis auf mein Leben gesetzt habt, und
„dem, der mich beim Angriff der Wittenweier Schan-
„zen verwundete, meine Person gezeigt und ihm be-
„fohlen habt, mich aufs Korn zu nehmen, was ihm
„denn auch ziemlich geglückt ist. Dies ist nicht brav
„gehandelt und nicht, wie zwei Feldherrn einander ge-
„genüber thun sollten, und somit sag' ich Euch alle
„Freundschaft auf und unsre Fehde gehe von jetzt, oh-
„ne Schonung, auf Leben und Tod. Ich mache Euch
„damit bekannt, daß Ihr Euch darnach achten könnt!"

Rosen antwortete mit dem Boten, der ihm dies Schreiben gebracht:

„General!

„Schlösse Euer Brief nicht mit einer Drohung,
„so würde ich es für Pflicht halten, Eure ungerechten
„Anschuldigungen zu widerlegen, so aber schweig' ich
„im Gefühl meines Rechts und erwarte mit Ruhe,
„was Euch zu thun belieben wird!"

Als er späterhin Margarethe von diesem sonderbaren Brief unterrichtete, warnte sie ihn vor dem Grafen Ossa, den sie sowohl für den Anstifter des nächtlichen Ueberfalls,

meinem Opfer entgegen. Er zog das zitternde Mädchen mit sich fort und schritt mit ihr Blainville zu.

6.

Der Morgen grauete, als sie in Blainville vor das Quartier des Herzogs von Guise traten. Alles war hier in Bewegung. Eine Abtheilung Gensd'armen hielt auf dem Platze vor dem Hause. Diener waren geschäftig, des Herzogs Karosse fuhr vor. Poltrot drängte sich durch das Gewühl hindurch, Adeline aber blieb schüchtern zurück und sah mit klopfendem, ahnendem Herzen dem Treiben zu. Sie war von den Begebenheiten dieser Nacht erschüttert. Bis zu dem Tage von Vassy hatte das Band der ersten glühenden Liebe sie an Poltrot gekettet, nach diesem unglücklichen Tage folgte sie ihm, wie eine Magd, unterdrückte jedes Gefühl ihres liebenden Herzens, und duldete mit Engelsanftmuth die Härte und das Zurückstoßen des in seinem Innern zerrissenen Mannes; sie fühlte sich seiner nicht mehr werth und konnte ihn doch nicht verlassen, denn selbst

durch die Nacht seines harten oft schonungslosen Betragens sah sie den Stern der Liebe leuchten, und dieß gab ihrem Herzen, das noch nicht allen freundlichen Hoffnungen entsagt hatte, einigen Trost. Seit dem gestrigen Tage, wo das Schicksal sie mit Billi zusammengebracht, wo Poltrot mit dämonischer Beharrlichkeit diesen bis in die Grabesnacht verfolgt, wo er sich ihm gegenüber wie ein Rachegeist des Himmels gestellt hatte, gesellte sich in ihrem Herzen ein schauderhaftes Gefühl zu dem schmerzlichen, und der Geliebte stand nicht mehr im tröstenden Lichte vor ihr; wie ein feurig Meteor aus einer dunkeln Wolke der Nacht, trat sein zürnendes Bild vor sie, und sie fühlte, daß die Gewalt der Liebe sie nicht mehr allein an ihn kette, daß auch ein furchtbares Schicksal sie auf seinen finstern Wegen mit ihm fortziehe.

In diese dunkle, freudenlose Zukunft blickend, hörte sie jetzt hinter sich eine traurige Stimme, die ihr: guten Morgen, Messire Pierre! zurief, sie wendete sich, und der alte Diener des Chevalier Billi stand hinter ihr.

Lieber Herr, sagte er, wer hätte das ahnen können, als wir gestern zusammen im Kahne saßen. Ach, mein armer Herr!

Er lebt noch, raunte ihm Adeline in's Ohr und sah sich schüchtern nach ihrem finstern Begleiter um. Unter der alten Eiche, unfern des Busches von Villemeux liegt er schwer verwundet; eilt hin.

Der alte Diener drückte ihr dankbar die Hand, schwang sich auf sein Roß und jagte davon.

Indeß war Poltrot bis in das Vorzimmer des Herzogs gedrungen. Dort erfuhr er, daß auch der Prinz Condé hier und bei dem Herzog von Guise sei. Ein Lager hatte in dieser Nacht beide aufgenommen, und was am Schlachttage feindlich und blutig einander gegenüber gestanden, ruhte am Abend friedlich in einem Bette. Guise schien die vorigen Verhältnisse ganz vergessen zu haben; er war dem Gefangenen mit herzlicher Verehrung entgegengekommen, er, der sonst dem gefürchteten Condé nur gezwungen und kalt die schuldige Achtung gezollt hatte. Vielleicht war es nur Staatsklugheit, welche ihn zu diesem Benehmen bestimmte; er hoffte vielleicht den Prinzen dadurch für sich zu gewinnen und ihn ganz von der Parthei der Königin abzuziehen, vielleicht war es auch der edle Charakter des Herzogs, der

in seinem unglücklichen Feinde das Große verehren mußte. Guise benahm sich gegen den Prinzen als ein edler Mann, der Prinz gegen ihn mit der Würde, die sich bei dem wahrhaft Großen nie vom Unglücke trennt und wohl nie waren beide mit mehr Achtung von einander geschieden, als jetzt, da der Prinz nach Onzain, einem Schlosse unfern Amboise, als Gefangener abgeführt wurde.

Gern hätte Poltrot sich in diesem Augenblicke dem Prinzen genähert. Auch dieser schien im Vorbeigehen, während er die Umstehenden freundlich grüßte, einen bedeutsamen Blick auf ihn zu werfen aber hier war es unmöglich. Rasch ging der Prinz durch das Vorzimmer, umarmte Guise, stieg in dessen Wagen und fuhr mit seiner Begleitung ab.

Nach einigen Stunden wurde Poltrot zum Herzoge gerufen. Herr von Meré, sagte dieser, ich vermuthe, der Hof wird nach Rambouillet kommen, mir dort ein Rendezvous zu geben. Ich wünschte, aus gewissen Gründen, meine Gemahlin dort nicht zu finden. Ich schicke Euch deshalb nach Paris, bringt Ihr die Nachricht des Sieges — hintertreibt ihre Abreise mit dem Hofe, sagt ihr aber, sie möge sich

zu einer anderweitigen baldigen Abreise einrichten, um den Winter bei mir zuzubringen. Der Zeitpunkt sei nicht fern, wo sie Paris verlassen müsse.

Wird aber die Gesundheit der erhabenen Dame die Beschwernisse eines Feldlagers und bei dieser Jahreszeit ertragen? — fragte Poltrot mit nöthiger Bescheidenheit.

Wohin ich sie führe, wird es ihr an Bequemlichkeit nicht fehlen, Herr von Meré, unterbrach ihn der Herzog. Sorgt dafür nicht und beeilt Euch lieber, schnell in Paris einzutreffen.

So habt Ihr gewiß den weisen Entschluß gefaßt, gnädiger Herr, sagte Poltrot ganz unbefangen scheinend, Orleans zu belagern, — ich vermuthe es gleich.

Ihr scheint meinen Plänen schon im Voraus zu folgen, unterbrach ihn Guise mit unwilligem Tone. Thut dieß nicht, Herr von Meré, wenigstens verschließt Eure weisen Vermuthungen in Euch. Er winkte, doch Poltrot schien dieß Zeichen nicht zu verstehen. Er stand wie vor Guise gebannt und sein Auge ruhte mit sonderbarem feindlichem Ausdruck auf dem Her-

Nun Herr von Meré, rief dieser unwillig: was verweilt Ihr? — Erfüllt meine Befehle und beeilt Euch!

Poltrot verbeugte sich und ging.

Schweigend trabte er, von Adelinen und einem treuen Diener begleitet, auf der großen Straße nach Paris. Er sprach nicht ein Wort und schien mit sich unzufrieden zu seyn. Als sie jetzt einen Hügel hinaufritten und in der Ferne den Thurm von Houdan vor sich sahen, hielt Poltrot plötzlich an, winkte dem Diener zurückzubleiben und sagte zu Adelinen: Wir müssen uns trennen. Eile, so schnell Du kannst, nach Gallardon, in dieser Richtung hat der Admiral seinen Rückzug genommen, in der dortigen Gegend wirst Du ihn wahrscheinlich finden; such' ihn auf jeden Fall auf und sag' ihm: Orleans werde bedroht, der Prinz nach Onzain abgeführt. Dann, fuhr er fort, und sein Gesicht wurde immer finsterer: dann kehrst Du nach Paris zurück, nicht über Rambouillet, das vermeide, über Rochefort nimm Deinen Weg. Im Palaste der Guisen findest Du mich. Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, — das

Mäd-

Mädchen drückte sie stürmisch an ihr Herz, bedeckte sie mit Küssen — eine Thräne sank darauf.

Was weinst Du, Adeline? sagte Poltrot bewegt. Du weißt, ich liebe nicht Thränen! —

Ich trenne mich von Euch und sollte nicht weinen? rief sie schluchzend.

Adeline! sagte er, nachdem er sie lange mitleidvoll angeblickt. Du mußt nicht weinen. Thränen rinnen feindlich über die Stunden des Lebens hinweg und verwischen in ihrem Laufe die wenigen Augenblicke der Freude. Unsere Seufzer, unsere Klagen sind nur schwache Ergüsse, welche das Schicksal uns auspreßt; Laute, die vor dem Ohr der Vorsehung verhallen, ohnmächtige Töne auf dem ernsten Saitenspiele des Lebens, das bei unserer Geburt einmal gestimmt, nur die vorgeschriebenen Melodien wiedergiebt. Du hoffst noch immer und jammerst, wenn Du Dich getäuscht fühlst. Du thust Unrecht, Adeline! — Fest bestimmt ist unser Schicksal, unabänderlich von dem Himmel bestimmt. Verlaß die Hoffnung, halte fest an dem Glauben. Wir sind nur Werkzeuge eines höhern Willens, blind müssen wir unserer Bestimmung folgen. Darum weine nicht, sieh

meine Augen sind trocken, meine Thränen versiegt, ich klage nicht mehr, ich jammere nicht nutzlos, ich handle! Geh' zum Admiral, bring' ihm die wichtige Nachricht, und nun — leb' wohl!

Poltrot! rief Adeline: mir ahnet, wir sehen uns nicht wieder.

Thorheit! unterbrach sie Jacques. Ist Getrenntseyn unsere Bestimmung, so hilft kein Klagen, und wär' es auch so, nun, so finden wir uns dort wieder, denn in das Himmelreich der Märtyrer ziehen wir ein. Voran, Adeline, die Palme winkt! — Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte von dannen, der Diener folgte ihm.

Da hielt die Verlassene einsam auf schneebedecktem Hügel und sah ihm nach. — Er jagte wie ein finsterer Geist, durch nächtliche Wolken. So lange sie ihn noch sah, so lange er noch vor ihrem thränenden Blicke dahin sprengte, dachte sie nur an ihn, ihre Sehnsucht folgte seinem Pfade; als er aber jetzt in dem Thore von Houdan ihrem Blick entschwand, da seufzte sie tief und die traurige Empfindung des Verlassenseyns durchschauderte sie.

Dorthin soll ich, und hier hin jagt er?

rief sie aus. Allein das schüchterne Mädchen, umringt von Kriegern, hülflos und einsam? — Gott will's! rief sie plötzlich. Er schütze mich. Zur Glorie seines heiligen Namens ist meine Sendung. Drum vorwärts, hin zu den Brüdern!

Noch einen Blick auf die Straße nach Paris und rechts wandte sie ihr Roß nach Gallardon.

7.

Poltrot hatte seinen Auftrag bei der Herzogin ausgerichtet, die nicht wenig über den Befehl verwundert war, dem Hofe nicht nach Rambouillet folgen zu dürfen; er wartete schon seit zwei Tagen mit ängstlicher Sorge auf Adelinens Rückkehr, und freute sich innig, als ein Diener ihm meldete, daß Messire Pierre eben in den Pallasthof eingeritten sei. Er eilte ihr entgegen und erschrack, als er das bleiche Gesicht des Mädchens erblickte, das verstört, doch freundlich lächelnd auf ihn zueilte. Schnell führte er sie die hohen Treppen hinauf nach seinem Zimmer.

Was ist Dir begegnet, Adeline! — rief er ängstlich. — Bleich wie der Tod ist Dein Gesicht, Dein Auge brennt, Dein Blick ist verstört.

Darf ich wohl die Farbe der Freude auf meinen Wangen tragen, darf mein Auge thränenlos seyn? sagte sie bewegt.

Hast Du den Admiral gesprochen?

Ja, Poltrot, er läßt Euch für die wichtige Nachricht danken — Dandelot zieht morgen nach Orleans.

Und was ist Dir begegnet?

Nichts, — sagte wehmüthig lächelnd Adeline — nichts, was eines Mannes Brust erschüttern könnte.

Sprich, sprich — Deine Fassung ängstigt mich! rief Poltrot.

Nun, so hört — sagte Adeline — und lächelt über die gereizte Phantasie eines schwachen Mädchens.

Nur bis Limours trug mich gestern Abend mein müdes Roß. Ich selbst ermattet, sehnte mich nach Ruhe. In einer Herberge dieses Dorfes nahm mich ein kleines Stübchen auf, wo mir die freundliche Tochter des Hauses ein nothdürftiges Lager bereitete, mir mein Abend-

als für die Urſache dieſes Briefes hielt. Dies aber kümmerte Roſen weniger, als ihm der Gedanke wehe that, daß Johann von Werth ihn zu ſolcher Handlung fähig glaube. Der Rückzug war ihm jetzt doppelt unangenehm, da er ihn von ſeinem Gegner entfernte, und gern hätte er den Herzog gebeten, ihn zur Vertheidigung der Brücke zurück zu laſſen, wenn er nicht gefürchtet hätte, dieſer könne glauben, die Nähe Straßburgs, nicht Johann von Werth, ſei der Grund ſeines Geſuchs.

Der Rückzug aus dem Elſaß ward nun angetreten. Unter tauſend Mühſeligkeiten wurden die von dem Landvolk und den Völkern Carls von Lothringen vertheidigten Engpäſſe genommen und ſo gelangte endlich das Heer in ruhige Quartiere.

Aber kaum in Ladenburg angekommen, befahl der Herzog Roſen, nach Straßburg zurückzukehren, dort ſeine Heirath zu vollziehen und zugleich ein wachſames Auge auf die Wittenweier Schanzen und das zu haben, was bei dem Heerhaufen Johann von Werths und Savellis vorgehe, da er der Vorſicht Manicamps und der Franzoſen überhaupt nicht ſehr vertraue. — „Ich würde dich gleich zu dieſem Zweck dort gelaſſen haben“ fuhr er fort „aber ich bedurfte deiner, die Reiterei bei dieſem beſchwerlichen Kriegszug bei guter Laune zu erhalten — Nimm zwei Schwadronen Reiter, die du in Bennfeld zurück laſſen kannſt mit dir, ſei auf dem Marſche auf deiner Huth, ſuche die Straßburger für mich zu ſtimmen und ſei überzeugt, daß, ehe ich von hier zu irgend einem Unternehmen aufbreche, ich dich wieder zu mir beordern werde.“

essen brachte und sich traulich zu mir setzend, mit besorglichem Tone sagte: Junger Herr! Sollte Euch in dieser Nacht etwas begegnen, so klopft an jene Thüre und ich bin zu Euren Diensten. Man sagt, es sei in diesem kleinen abgelegenen Zimmer, das Ihr Euch selbst gewählt, nicht geheuer. Ich lächelte, das Mädchen sagte gute Nacht und ging.

Ich löschte meine Lampe und warf mich angekleidet auf mein Lager; aber schlafen konnte ich nicht. Zwar hatten die Worte des Mädchens mich nicht aufgeregt, ich lachte ihrer Warnung, aber der Mond leuchtete mir so hell in's Antlitz, mein Blut war erhitzt — das Schicksal trat vor mich und hielt meine Augen wach. Ich konnte nicht schlafen, sprang auf, öffnete das Fenster und sah in die Winternacht hinaus. Vor mir lag die alte Kirche von Limours mit ihrem vom Blitze zerschmetterten Thurme. Der Friedhof zeigte mir unter meinem Fenster seine grauen Denkmäler vom hellen Mondlichte erleuchtet und traurig krächzte das Leichenhuhn aus den Ruinen des Thurmes mir entgegen. Grausen, aber auch Sehnsucht ergriff mich. Die dunkeln Gräber luden mich ein zur Ruhe, ich fühlte, daß ich auf ihrem

Erdenlager ruhiger ſchlummern würde, als auf dem weichſten Bette von Flaum. Der Tod ſchien mir nur ein treuer Diener, der mich Müde zur Ruhe leuchten und dann ſeine Fackel auslöſchen würde, und mit dem ahnenden Gefühle, daß meine Sehnſucht bald geſtillt ſeyn werde, blickte ich mit getröſtetem Herzen auf zu den Sternen. Doch bald kehrte meine Phantaſie aus dem Gebiete einer verklärten Zukunft in das Reich meiner düſtern Vergangenheit zurück. Die Gräber mit ihren grauen Leichenſteinen führten mich an das Grab meiner Mutter, an den Hügel, unter welchem mein unglücklicher Vater jetzt ſchlummert. Ich gedachte der Stunde, wo ich an dem Sterbebette der Mutter auf meinen Knieen lag und zu Gott um ihre Erhaltung flehete. — Glücklich, glücklich, daß Du voran gingſt, edle Mutter, und die Schande Deines Kindes Dich nicht in die Grube ſenkte! — Da ſchlug die Stunde der Geſpenſter. Die Worte des Mädchens fielen bang auf mich, mir wurde ſchauerlich, meine Phantaſie war erhitzt. Das brechende Auge meines Vaters, der Tag von Waſſy — ach, Poltrot! — auch Ihr tratet vor mich, wie ein zürnender Engel, führtet mich zu der jammernden Mut-

ter, zu dem sterbenden Vater, und von allen diesen Bildern ermattet, sank ich abgespannt auf mein Lager. Nicht fremde Geister umschwirrten mich hier, nicht aus fremder hohler Brust hörte ich den Geisterton. Aus eigener Brust stöhnte der Seufzer dumpf hervor. Die Geister der Meinen umschwebten mich! — So schlummerte ich nach langem Kampfe zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Phantasie und Traum endlich ein. Freundlich war dieser Schlummer, lieblich die Träume, die mich umgaukelten. In einem Rosengarten fand ich mich wieder. Keinen Baum, keine anderen Blumen, keine fremden Blüthen sah ich dort, alles war Rosengebüsch, und hoch in die Wolken hoben die majestätischen Bäume mit ihren gigantischen Purpurblumen ihre Blätterkronen. — Ein süßer Duft verbreitete sich rings um mich, und wie ich durch die Gänge dieses Gartens wandelte, schien es mir, als ob aus jeder Rose ein freundlicher Engelkopf hervor blicke. Jetzt führte mich mein Fuß nach einer Laube aus Rosengebüsch geformt, hoch wie die Cathedrale von Rheims. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich zu ihr hin, und mir war, als ob alle die Engel ihre Blicke dorthin richteten und leise Stimmen in dem

Geflüster der Blätter mir zuriefen: Dorthin mußt Du gehen, Adeline! — Ich trat ein — mein Blick traf Euch. Auf einem Lager von Rosenblättern schlummertet Ihr, ein lieblich Lächeln umzog Euren Mund, eine heitere Ruhe umstrahlte Euch, und war auch Euer Auge geschlossen, so schien doch der Ausdruck des ganzen Gesichts so friedlich, so innig zu seyn, als an jenem Tage, da Ihr zu meinen Füßen lagt und mir zum erstenmale das süße Geständniß Eurer Liebe tönte. Sie hielt inne, ein verklärtes Lächeln umstrahlte ihr Antlitz, sie schien in der Vergangenheit zu schwelgen.

Noch stand sie so, den Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet, als Poltrot ungeduldig ihr zurief: Nun, und weiter?

Ach Herr! erwiederte sie mit wehmüthigem Tone und suchte sich zu fassen, warum wecktet Ihr mich! — Ich träumte jetzt so schön, ich war so glücklich und solch ein Traum kehrt nie wieder!

Sie trocknete die Thränen in ihren Augen und fuhr fort —

Die Hand auf mein bewegtes Herz gelegt, um sein lautes Klopfen zu dämpfen, stand ich lange vor Euch und war selig in Eurem An-

ſchauen. Ich bog die Zweige eines Roſengebüſches zurück, das Euch zu ſehr beſchattete, wand einen Kranz aus ſeinen grünen Zweigen und ſeinen purpurnen Blüthen, und wie ich ihn in Euer lockiges Haar flechten wollte, fuhr plötzlich eine Schlange aus dem Gebüſche hervor, ſchlang ſich um meinen Kranz, um meinen Arm und drückte tief, tief ihren giftigen Stachel in meine Bruſt. Ich ſchrie vor Schmerz, Ihr erwachtet, verſchwunden war die Schlange, mein Kranz lag zerpflückt zu Euren Füßen.

Düſter ſahet Ihr nun auf mich, die vor Euch niedergeſunken die Hände bittend nach Euch ſtreckte — und wie ich jetzt meinen Blick erhob, ſah ich die Roſen um mich verwelkt, die Kuppel des Domes geöffnet und düſtere, ſchwere Wolken am Himmel vorüber ziehen. Ihr wolltet mich verlaſſen, ich aber umklammerte Eure Kniee, ich hielt Euch feſt und hörte nicht das Rollen des Donners, nicht das Brauſen des Sturmes über uns, ſah nicht die leuchtenden Blitze, ich ſah nur Euch und fühlte mich hoch beglückt, als Ihr endlich freundlich über mich gebeugt, mich aufhobt — — Doch an Euer Herz habt Ihr mich nicht gedrückt, Ihr bliebt in weiter Entfernung von mir ſtehen. — Und wie ich

num traurig, flehend nach Euch aufsah, sauſte der Sturm immer fürchterlicher über uns, finſterer ward der Himmel, lauter rollten die Donner, und als ob tauſend Flügel zuſammenſchlügen, ſo hörte ich wie aus weiter Ferne furchtbare Töne. Und durch die graue Finſterniß der Wolken ſah ich vier mächtige Geier ihre breiten dunkeln Flügel ſchlagen, mit langſamem Fluge die Oeffnung des Domes umkreiſend. Immer enger ward ihre Bahn, immer niedriger trug ſie ihr rauſchendes Gefieder. Plötzlich — o mein Gott! — noch ſchaudert mich — ſchießen ſie herab, ihre Krallen faſſen Euch, ſie ſchwingen ſich auf mit Euch und ſchweben nach allen vier Himmelsgegenden hin. Da rauſchte der Sturm über dem Thurme von Limours, ſchleuderte das Fenſter in meine nächtliche Kammer, ich erwachte und wähnte noch immer, ich ſähe Euch fliegen, wohin die Geier Euch riſſen.

Sonderbar! ſagte Poltrot finſter vor ſich hin.

Und wie der Morgen graute, ſattelte ich mein Roß und eilte, dieſen ſchrecklichen Aufenthalt zu verlaſſen, wo mich immer noch mein Traum umſchwebte, wo ich immer noch das Rauſchen des Winterſturmes, immer noch das

furchtbare Schwirren der Geierflügel vernahm. Die Frische des Morgens kühlte mein erhitztes Blut, die Gegenstände, die sich mit jedem Schritte, den ich vorwärts that, um mich erneuten, verscheuchten das grause Bild meiner nächtlichen Einbildungskraft und ruhiger in meinem Innern sah ich den alten Thurm von Notre dame von der bleichen Wintersonne erhellt, vor mir liegen. Ich dachte an Euch, mein Sporn trieb den Rappen, mein Herz klopfte stürmisch, als ich die Pforte St. Martin vor mir erblickte. Da trifft mein Auge das Hochgericht, das links am Wege auf dem kleinen Hügel in grauser Einsamkeit steht, und über ihm schweben — o furchtbar! furchtbar! — vier Geier in langsamen Kreisen und blicken gierig hinunter nach ihrer frischen Beute, die dort zwischen Himmel und Erde ihnen bereitet ward. Ich jage vorüber, mein Haar sträubt sich empor. O Poltrot! Poltrot! rief sie und sank vor ihm nieder, höre die mahnende Stimme — kein Blut, kein Blut mehr um mich!

Vier Geier hoben mich auf und sie flogen nach allen vier Winden, und ich? — rief Poltrot und sein Auge sah stier empor.

Und Du! — sagte Adeline schaudernd und

bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen — Von Dir weiß ich nichts zu sagen.

Träume, sprach Poltrot jetzt, und sein starrer, furchtbarer Blick wurde gelassener, Träume sind Kinder einer kranken Phantasie und bedeuten nichts, höchstens suchen sie ihre Bilder in der Vergangenheit. Der erste Theil Deines Traumes stellte Dein Leben dar, rosig wie die Unschuld der Jugend. — Die Schlange, die an diesem Rosengebüsche hervorbrach und Dich stach, kennst Du — und die Wolken und Stürme, die Donner und die Blitze? — welcher Rechtgläubige sieht sie nicht über sich und seinen Brüdern und hört sie nicht nah und fern. — Doch die Geier mit ihren rauschenden Flügeln, die in engen Kreisen uns umschwebten, die mich empor trugen nach allen vier Winden, — sie, fuhr er ermuthigt auf: sie sind die Boten des Himmels, die den Ruf meiner heiligen That nach allen vier Himmelsgegenden des Vaterlandes verbreiten werden; ich fürchte sie nicht!

Du aber, fuhr er freundlich fort, beruhige Dich. Gönne Dir den erquickenden Schlaf; und wenn Du erwachst, dann geh' in den Kleidern Deines Geschlechts nach dem Louvre, zu dem Fräulein von Limeuil, man wird Dir den Ein-

gang nicht verweigern, sie erwartet Dich. Ich gehe jetzt nach Rambouillet, wohin mich der Herzog beschieden. Lege Dich zur Ruhe, Adeline, und Gott schenke Dir einen sanften Schlummer. Er verließ sie.

8.

Noch früher als der Hof gelangte Poltrot in Rambouillet an. Er wurde sogleich bei dem Herzoge vorgelassen, der ihm mit der Frage entgegen trat, habt Ihr mein Schreiben abgegeben, das ich Euch durch Perrieux schickte?

Ich hab' es, gnäd'ger Herr!

Und was sagte das Fräulein von Limeuil?

Sie las den Brief. Ihr Gesicht suchte jeden Ausdruck ihres Innern zu verbergen, es blieb mir unenthüllt. Dankt Euerm Herrn, erwiederte sie: sagt ihm, ich erkenne seinen Edelmuth, ich wüßte ihn zu schätzen. — Sie legte dann den Brief in ein Kästchen, das auf dem Tische stand, verneigte sich freundlich und entließ mich.

Poltrot! sagte der Herzog, und der Ernst seines Gesichtes schien in Milde überzugehen,

Ihr habt einmal schon dem Kardinal, meinem Bruder, in einer gleichen Lage zu dienen gewußt, die Begebenheit in Orleans mit Anna Groslot machte Euch mir bekannt und brachte Euch in meinen Dienst. Ihr seid gewandt, brav und man kann Euch vertrauen. Daß Ihr dem Fräulein von Limeuil nicht unangenehm seid, ist mir nicht entgangen. Führt meine Sache bei ihr, denn der Sieg bei Dreux muß mir hierin den zweiten Sieg über Condé verschaffen.

Poltrot's Rechte zuckte krampfhaft, doch faßte er sich. Sein Mund verzog sich zum Lächeln. Gnädiger Herr! sagte er, halb mit Laune, halb mit Bitterkeit: in der Liebe hab' ich kein Glück, alles was ich in ihrem Dienste ergreife, mißglückt mir. Anna Groslot hat es bewiesen, deßhalb, gnäd'ger Herr, wendet Euch an einen glücklichern Unterhändler als ich bin, für jede andre Unternehmung bin ich Euer treuer, bereitwilliger Diener, Ihr habt über mein Blut zu befehlen, aber ich wiederhole es: in der Liebe hab' ich kein Glück!

Und doch waret Ihr, sowie ich hörte, schon verlobt? unterbrach ihn der Herzog.

Obgleich er ſeinem höchſten Glück entgegen ging, trennte ſich Roſen dennoch mit ſchwerem Herzen von ſeinem Feldherrn, und traf nach einigen, mit dem Lothringiſchen Volk gehaltenen Scharmützeln in Bennfeld ein, von wo er ſogleich nach Straßburg eilte.

Hier überraſchte er Margarethe, die ſeine ſo ſchnelle Zurückkunft nicht erwartet hatte, auf freudige Weiſe. Ohne Rückhalt willigte ſie in ſeinen Wunſch, den Tag ihrer Vermählung nicht weiter hinauszuſchieben. Der Freiherr von Eyp aber verlangte 8 Tage Zeit zur Vorbereitung des unumgänglich nothwendigen Feſtes und da man ſich ihm in dieſem billigen Verlangen nicht entgegenſetzen konnte, ſo wurde der 31ſte October zum Hochzeittage angeſetzt.

Ja, gnäd'ger Herr! erwiederte Poltrot kalt, doch glühte Wuth in seinem Innern.

Und mir ist, als ob man mir gesagt hätte, irgend ein unglückliches Ereigniß habe Euch getrennt?

So ist's, gnäd'ger Herr! antwortete auch jetzt Poltrot mit Ruhe, doch sein Auge blickte scharf auf Guise, wie der Falke auf seine Beute.

Und Eure Braut hieß —

Adeline Valbrun!

Valbrun? Valbrun? sagte Guise nachdenkend. Hab' ich doch den Namen schon irgendwo gehört.

Wohl möglich, gnäd'ger Herr! unterbrach ihn Poltrot, und alle Leidenschaften waren in ihm aufgeregt; doch faßte er sich. Ihr seht aus dem allen, fuhr er gelassen fort, daß ich zu dem Auftrage nicht tauge. Wie ich Euch gesagt, gnäd'ger Herr, wo ich bei Frauen meine Hände im Spiel habe, mißglückt mir alles. Nur einen Rath untersteh' ich mir Euch in dieser Sache zu geben. Verhindert alle Mittheilungen des Fräuleins an den Prinzen und von ihm. Ihr wißt, wie schwer dieß, trotz seiner Gefangenschaft ist, aber es finden sich immer

noch eigennützige Seelen; nur wenn sie sich von ihm vergessen glaubt, und Ihr in dieser Zeit den theilnehmenden Freund gegen sie zu spielen vermögt, nur dann könnt Ihr, gnäd'ger Herr, Euerm Ziele Euch nähern. Doch hierzu bedürft Ihr eines treuen, wachsamen, verschmitzten Dieners, den Ihr in Onzain der Person des Prinzen nahe bringt.

Und diesen könnt' ich in Euch finden, Herr von Meré? fragte Guise schnell, und sein Feuerauge faßte Poltrot fest.

Ich glaube kaum, erwiederte dieser gleichgültig, daß Ihr diesen in mir finden würdet. Wo ich mit dem Schwerdte drein schlagen, wo ich offen und frei, wie es mir in meiner Brust ruht, zu Gunsten meines gnäd'gen Herrn von Guise sprechen kann, da mögt Ihr Euch auf meine Treue, auf meinen Arm, auf meinen Kopf verlassen; wo aber List und schleichende Beharrlichkeit vonnöthen ist, da fürcht' ich fast, gnäd'ger Herr, meine Treue allein würde Euern Wünschen nicht ganz genügen.

Ihr seid sehr bescheiden, sagte jetzt Guise, von der Ruhe und dem Gleichmuthe Poltrot's getäuscht. Ihr habt mir schon zu viel Beweise von List, Beharrlichkeit und Treue gegeben,

um in Euch nicht den Mann zu finden, der mir in Onzain auch noch auf andere Weise nützen kann. Außer dem, was das Fräulein betrifft, sollt Ihr noch Verhaltungs-Befehle von mir in Hinsicht des Prinzen erhalten. Ich traue der Königin nicht, und der Prinz muß ganz in meinen Händen bleiben. Ihr versteht mich! Poltrot verneigte sich. — Doch jetzt, fuhr Guise fort: muß ich zum Empfange des Hofes. Morgen früh erwartet mich hier — und dann macht Euch schnell zur Reise fertig.

9.

Schweigend ritt Adeline neben Poltrot. Den ganzen Weg von Paris hatten beide sich nur wenig mitgetheilt, doch als sie jetzt den Wald verließen und im Purpurglanze der Abendsonne die grauen Thürme des alten Schlosses vor sich liegen sahen, hielt Poltrot an. Sein Blick ruhte lang' und ernst auf den ehrwürdigen Mauern. Er faßte des Mädchens Hand, und in seinen Augen leuchtete eine sonderbare Gluth. Bald sind wir am Ziele, Adeline! rief er.

Wie meint Ihr das? fragte die Jungfrau,

aus ihren wachen Träumen erschreckt, und ihre Hand fuhr unwillkührlich nach dem Herzen.

Jenes Schloß ist Onzain, rief er. Jene Mauern, jener hohe Thurm, der einzige, den der Zahn der Zeit verschonte, schließt jetzt den Helden unsers Glaubens, den edlen Prinzen von Condé, ein. Dorthin geht unser Weg, Adeline! Ihn zu befreien, eh' ich zur Blutrache schreite, ist mein fester Wille. Condé frei, Guise todt! und — der Glaube siegt, die Palme ist mein! — Hast Du das Schreiben wohl verwahrt, welches Dir das Fräulein von Limeuil gab?

Es ruht an meinem Herzen! — erwiederte das Mädchen.

Nun dann, mit Gott! rief er, gab seinem Rosse die Sporen, und sprengte dem Schlosse zu.

Während sie vor der aufgezogenen Brücke hielten, und der Thurmwart ihre Ankunft meldete, hatte Adeline starr nach dem Wappen gesehen, welches in kolossaler Größe über dem geschlossenen Gitterthore eingehauen war. Vier Falken waren es, ein jeder hielt eine Taube in seinen Krallen. Herr, sagte sie leise, reitet nicht ein in dies Schloß. Seht das drohende Wahrzeichen. Gedenket meines Traumes — seht die vier Falken!

Sie sind das Wappen der Herren von Rocheville, denen einst dies Schloß gehörte, entgegnete Poltrot kalt. Adeline, fuhr er verweisend fort: Du hängst seit einiger Zeit zu sehr Deiner Einbildungkraft nach und siehst nur immer in dunkle Zukunft. Wir bedürfen des Muthes und keiner Phantome; wir müssen handeln, aber nicht träumen. Laß Deine Unkenstimme schweigen, verschließe Ahnungen und prophetische Sprüche in Deine eigene Brust, und überlaß mich meinem Schicksale. Du kennst meinen Glauben an Bestimmung, weißt, daß ich die feste Ueberzeugung in der Brust trage, daß ich zum Rächer geweiht, unsern Glauben verherrlichen muß. Tritt mir nicht in meinen ernsten Weg. Du kennst mein Herz, dies unerschütterliche Herz in Liebe und Haß — versuch' es nicht, mit Deinen Klagen, mit Schmeichelworten es wankend zu machen. Du bereitest mir nur einen unnützen Kampf.

Herr, wie Ihr befehlt! sagte das Mädchen, neigte sich demüthig und drückte eine Thräne zurück, die sich in ihr Auge preßte. Herr, wie Ihr befehlt, so werd' ich thun!

Da rasselte die Pforte des Thores auf, der Kastellan trat hin an die noch immer aufgezo-

gene Brücke und fragte, was ihr Begehren sei und auf wessen Befehl sie kämen.

Auf Befehl meines gnädigsten Herrn von Guise, antwortete Poltrot, und nachdem sich noch einige Bewaffnete um den Kastellan gesammelt und der Thurmwart das Zeichen gegeben, daß sich weiter Niemand in der Nähe des Schlosses befände, rasselte die Zugbrücke nieder.

Uebergebt mir Euer Beglaubigungschreiben, sagte der Kastellan, während seine Leute die beiden umringten, und die Zugbrücke sich wieder hinter ihnen hob. Poltrot überreichte ihm ein Schreiben des Herzogs an den Herrn d'Oysel, den Gouverneur des Kastells. Ein Diener trug es sogleich in's Schloß, während Poltrot neugierig sich umsah, die Höhe der Mauern, die Tiefe des Grabens mit seinen Augen maß, und Adeline, immer noch von traurig ahnendem Gefühl ergriffen, auf die vier Falken blickte, die über dem hochgewölbten Thore ihre Beute fest hielten.

Jetzt öffnete es sich. Der Gouverneur wünscht Euch zu sprechen, sagte der rückgekehrte Diener und sie ritten durch das hohe, dunkle Thor mit seinen Biegungen ein. Als sie ungefähr in des-

sen Mitte waren, faßte Adeline plötzlich Poltrots Hand und legte sie an ihr klopfendes Herz, unwillig zog sie dieser zurück. Pierre, rief er laut, daß es in der furchtbaren Wölbung wiederhallte. Pierre, bleib' zurück! und das erschrockene Mädchen, das eine unaussprechliche Angst zu diesem kühnen Schritte verleitet hatte, hielt die Zügel ihres normannischen Rosses an, und folgte ihm nur von ferne.

Der Gouverneur, ein alter Katholik, im Dienste der Guisen ergrauet, hatte das Schreiben des Herzogs mit Vergnügen gelesen. Der Herzog hatte ihm den Herrn von Meré als einen treuen, zuverlässigen Mann geschildert, den er mit geheimen Aufträgen an den Prinzen geschickt. Er möge ihm, so sagte das Schreiben: zu jeder Zeit freien Zutritt zu diesem gestatten, und ihn besonders mit der genauen Aufsicht aller derer beauftragen, denen er den Eintritt in das Schloß nicht verweigern könnte. Dies hätte nun freilich den alten Mann eines großen Theils der Mühe und Sorge überhoben, und dieser Gehülfe, der so ganz das Vertrauen des Herzogs zu haben schien, würde ihm nur willkommen gewesen seyn, hätte er nicht unter dem Schreiben des Herzogs von des Kardinals von

Lothringen eigener Hand die sonderbaren Worte gelesen:

Ob ich gleich keine Ursache habe, dem Herrn von Mers weniger zu trauen, als mein Bruder, der Herzog, so müßt Ihr doch auf Eurer Hut seyn. Auf jeden Fall dürft Ihr dem Jacques Poltrot und seinem jungen Stallmeister nicht gestatten, Onzain unter irgend einem Vorwande zu verlassen oder an irgend Jemand Botschaft zu schicken. Was er dem Herzoge zu berichten hat, wenn es auch für Euch Geheimniß bleiben muß, gelange durch Eure Hand an uns.

10.

Schon am andern Abend verlangte Poltrot den Prinzen zu sprechen, welchem in dem östlichen Thurme seine Wohnung angewiesen war. Ein einziges großes Zimmer, das fast den ganzen Umfang des Thurmes einnahm, und dessen Fenster auf den Schloßhof gingen, und ein Schlafzimmer neben diesem, war die ganze Wohnung des königlichen Prinzen; nur der Herr von Lucé, sein Kammerdiener, und zwei

Bedienten hatten ihm hierher folgen und seinen strengen Gewahrsam theilen dürfen. Am Tage jedoch hatte er die Erlaubniß, im Garten des Schlosses, den eine hohe Mauer umgab, doch nur in Gesellschaft des Gouverneurs und seines Lieutnants, umherzugehen, und während dieser Spaziergänge ward alles entfernt, damit der Prinz weder durch Zeichen noch Worte sich mit irgend Jemand verständigen oder Jemanden sprechen könne. Uebrigens wurde er mit aller seinem Range gebührenden Hochachtung behandelt; wo er sich zeigte, stand alles vor ihm in tiefster Ehrfurcht, und der alte d'Oysel würde es nie gewagt haben, sich in seiner Gegenwart zu setzen, bevor es ihm der Prinz erlaubt hätte. Seine Umgebungen wurden, sobald der nothwendige Dienst bei ihrem Herrn vorüber war, noch strenger, noch vorsichtiger bewacht und alle Gemeinschaft mit andern war ihnen abgeschnitten.

Ehe Poltrot zu dem Prinzen ging, hatte er sich Gelegenheit verschafft, das Zimmer über und das unter des Prinzen Gemach zu untersuchen. Das obere, dessen Fenster gleichfalls nach dem Schloßhofe gingen, war unbewohnt und diente zur Aufbewahrung von Lebensmit-

teln und Geräthschaften. In dem untern Zimmer wohnte der Kastellan, ein rüstiger Mann, welchen der Herzog erst seit Kurzem hierher geschickt hatte und dessen Thätigkeit das ersetzte, was dem Alter des Gouverneurs abging. Von diesem Zimmer gingen die Fenster nach Ambwise zu, und man hatte von hier eine köstliche Aussicht über den tiefen Graben und über eine zweite Ringmauer, welche das Schloß umgab. Poltrot hatte alles genau beachtet. In dem Zimmer des Kastellans hatte er nichts bemerkt, wohl aber war ihm in dem obern Zimmer eine Vertiefung im Fußboden aufgefallen, welche die darüber hingebreiteten Teppiche nicht ganz verbargen. Er schloß daraus, daß hier wahrscheinlich die Decke nur so leicht sei, daß man alles hören könne, was in dem Zimmer des Prinzen gesprochen würde und man von hier aus lausche.

Als er von dem Gouverneur bei dem Prinzen eingeführt und diesem vorgestellt wurde, behielt Condé die nöthige Fassung, um nicht zu verrathen, daß er Poltrot schon kenne. Er empfing ihn kalt und als dieser sich tief verneigte, und ihm gesagt hatte, daß er im Auftrag des Herzogs von Guise komme, und nun die Erlaubniß bat, ihm des Herzogs Auftrag

14.

Die Stunden der Sehnsucht und Hoffnung gingen den Liebenden schnell vorüber, der Vorabend nahte, ein großes Fest sollte ihn verherrlichen. Alle Freunde und Bekannte waren dazu eingeladen, und halb Straßburg strömte am Abend auf den Platz, wo das Haus des Freiherrn von Epp stand, die Mummereien und Masken zu sehen, die, eine Nachahmung Venedigs, sich zur Feier des Festes herzu drängten. Zahlreich war die Versammlung, die unter ihrer Verkleidung dem Brautpaare oft werthvolle, oft nur neckend und belustigende Geschenke brachte und alles überließ sich dem Frohsinn und der Freude des Tages. Auch Rosen, seinem Ziele nun so nahe, fast beglückt Hand in Hand mit Margarethe, die ihm nun unverhelen gestand, wie glücklich sie sich fühle, als einer seiner Diener ihm ein kleines Kästchen brachte, das ihm eine der Masken, seinem Herrn zu übergeben, eingehändigt hatte.

Rosen öffnete das sonderbare Geschenk. In dem Kästchen lag eine künstlich vergoldete Rose, um deren Stiel ein Zettel gewunden war, Margarethe rollte ihn ab und las:

„Laßt Eure Reiter sogleich von Bennfeld bis an
„das Weichbild der Stadt rücken, und Eurer dort har-

vorlegen zu dürfen und als der Gouverneur sich jetzt empfahl, sagte der Prinz mit Gleichgültigkeit und Ruhe: Bleibt nur bei uns, Herr d'Oysel, was ich mit den Guisen zu verhandeln habe, weiß ganz Frankreich und deshalb könnt Ihr es auch wohl wissen, was dieser Herr mir im Namen des Herzogs zu sagen hat.

Der Gouverneur empfahl sich dennoch, und kaum war Poltrot mit dem Prinzen allein, als er ihm einen Zettel überreichte, auf welchem die Warnung stand, nur von seinen Angelegenheiten und von solchen Sachen zu reden, die Jedermann hören könne, jedoch alles, was sie sich gegenseitig zu vertrauen hätten, schriftlich abzumachen. Zu diesem Behuf übergab Poltrot dem Prinzen einige Schreibmaterialien, überreichte ihm dann den Brief des Fräuleins von Limeuil und ein Blatt, worauf er ihn von dem eigentlichen Zwecke seines Hierseyns, des Prinzen Befreiung, benachrichtigte.

Ein leises Geräusch, das sie jetzt über sich vernahmen, bestätigte Poltrot in seiner Vermuthung und dieses erste Gespräch, in welchem der Prinz nur seine Dankbarkeit durch Zeichen ausdrücken konnte, ging schnell vorüber.

Poltrot benachrichtigte nun den Gouverneur

unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er den Auftrag habe, zwischen dem Herzog und dem Prinzen Versöhnung zu stiften. Der Herzog wünsche des Prinzen Befreiung, um ihn gegen den Connetable auszuwechseln, jedoch wäre die erste Bedingung, daß der Prinz die Partheh der Hugenotten verlassen müsse, dann solle ihm auch die Aussicht werden, am Hofe und bei der Staatsverwaltung den Platz einzunehmen, auf welchem sein Bruder, der König von Navarra gestanden hätte; mit einem Worte, der Prinz solle seine Befreiung nicht der Königin, sondern dem Herzog allein zu danken haben. — Dies war auch wirklich die geheime Instruction, die Poltrot außer den Anzelegenheiten, welche das Fräulein von Limeuil betrafen, von dem Herzog erhalten hatte, und welche der Gegenstand der Unterhaltung mit den Prinzen gewesen war.

Als Poltrot des andern Tages dem Prinzen seine Aufwartung machte, erhielt er auf einem kleinen Zettel die Weisung, daß der Prinz ihm zwar für seine Bemühung dankbar sei, allein nicht die mindeste Hoffnung hege, daß sein Vorhaben gelingen könne. Die Besatzung des Schlosses bestehe aus den eifrgsten Katho-

liken und den treuesten Anhängern der Guisen und Bestechung oder Ueberredung wäre hier unmöglich. Doch habe ihm sein Kammerdiener zufällig erzählt, daß Blanche, die Tochter des Kastellans, der übrigens des Prinzen erklärter Feind sei, Theil an seinem Schicksale genommen, und ihn betrauert habe. Auch scheine dieses Mädchen von sanftem, gefühlvollem Gemüthe und reizbarer Einbildungkraft zu seyn, und deshalb die einzige, der man irgend vertrauen könne. Der Prinz hingegen bekam von Poltrot die schriftliche Weisung, auf seine Vorschläge sich heute laut und bitter zu äußern und in nichts nachzugeben, er würde, seine Beobachter zu täuschen, dann einige Tage gar nicht zu dem Prinzen kommen, und diese Zeit benutzen, das Schloß, seine Umgebungen und seine Bewohner genauer kennen zu lernen.

Poltrot erfreute die Nachricht wegen Blanche. Er hatte schon einigemale diese bei ihrem Vater gesehen. Sie war nicht schön, die Züge zu stark gegen den zarten Körperbau, doch ein Zug von Schwärmerei, der in ihrem Auge lag, mußte jeden anziehen, der sich ihr nahete. Gegen Poltrot war sie zurückstoßend und kalt gewesen und hatte seine Anrede fast immer un-

freundlich erwiedert, jedoch Adelinen schien sie gewogen. Deshalb faßte er schnell den Entschluß, diese zu vermögen, sich näher an Blanche anzuschließen, um durch sie seinen Zweck zu erlangen.

Er fand Adelinen nachdenkend am Fenster seines Zimmers sitzend; sie hatte sich in ihren kurzen Mantel gehüllt, und sah aufmerksam auf eine alte Hauteliſſe-Tapete, worauf das Bild der Jeanne d'Arc gewirkt war, und welche die Würmer schon hier und da zernagt hatten. Sie allein, von allen Figuren war noch unversehrt, und es schien, daß auch die Würmer Ehrfurcht vor dem Heldenmädchen gehabt hätten, das in der Stellung abgebildet war, wie sie in Rouen den Scheiterhaufen bestieg. Sie streckte die Hand aus, die Palme zu erfassen, die ein Engel ihr reichte, welcher sie einzuladen schien, in das himmlische Reich einzugehen. Ihr Blick drückte die Wonne einer Märtyrin und die Sehnsucht aus, in das Reich des Friedens aufzuschweben.

Poltrot blieb an der Thüre stehen, der Anblick Adelinens überraschte ihn. Gleich jener Jungfrau strahlte ihr Blick von heiliger Wonne, und da sie jetzt aufsprang, vor das Bild trat,

legte sie ihre Hand auf ihr klopfendes Herz und rief mit dem Tone des tiefsten Schmerzes: O du reine Heilige! — Makellos bestiegst Du den Scheiterhaufen, rein und unbefleckt gingst Du ein in den Himmel — Und ich? — Sie barg das Gesicht in ihre bebende Hand, und blieb in sich versunken vor dem Bilde der Jungfrau stehen.

Poltrot betrachtete sie unverwandt. Diese Momente ihres Grames, dieser Ausdruck der Zerknirschung wirkten jedesmal wohlthuend, wenn auch schmerzlich auf sein Inneres, sanft schlug dann sein Herz, feucht war sein Auge, die Arme streckte er nach der einst Verlobten, die er auch jetzt noch unaussprechlich liebte und doch nicht lieben durfte. Adeline! rief er sich vergessend: Adeline! armes unglückliches Geschöpf!

Sie fuhr auf. Ach! Ihr hier, lieber Herr? rief sie schnell, eilte auf ihn zu und küßte seine Hand, die er ihr nicht entzog. Ach, Herr! wie habt Ihr mich doch erschreckt!

Poltrot warf einen Blick auf die Tapete und errieth schnell, was in ihrem Innern vorgegangen war. Die Arme dauerte ihn grenzenlos, er bog sich zu ihr und drückte seine Lippen auf ihre glühende Stirn und wie sie das Mäd-

chen berührten, durchbebte Wonne ihr Inneres, sie sank zu seinen Füßen, umklammerte sie und rief: O mein guter, mein lieber Herr! Gott lohne Euch dies!

Poltrot hob sie auf und führte die Zitternde auf den naheſtehenden Seſſel. Ach Jacques! rief ſie, und ſchmiegte ſich an ihn: Du liebſt mich noch, das ſagt mir Dein Auge, wenn auch der Mund es mir verſchweigt. Du verſtößeſt nicht ganz die Unglückliche, und ſie bleibt Deinem Herzen noch theuer. O ſage mir es mir noch einmal, daß Du mich liebſt, ſage mir noch einmal dies Himmelswort aus den Tagen meiner Unſchuld und ich will dann mit Freuden ſterben!

Während dieſer Rede, wobei das Mädchen nicht gewagt hatte, die Augen aufzuſchlagen, war Poltrots Blick immer finſterer geworden. Je mehr er von dem Augenblicke betrogen, ſich, wie in jenen nun längſt entſchwundenen Tagen, glücklich fühlte, je mehr ſein Herz liebend dem Mädchen entgegen ſchlug, deſto bitterer ergriff ihn der Gedanke, ſie iſt für Dich verloren, deſto tiefer drückte die Verzweiflung ihren Pfeil in ſein Herz. Als daher Adeline jetzt das geſenkte Haupt aufhob, die herabgefallenen Locken von

ihrer Stirn strich und ihr Auge auf den wilden, feindlichen Blick des Geliebten traf, da brachen Thränen hervor, und ohne das Auge von seinem düsteren Antlitz zu wenden, sagte sie mit weichem, bittendem Tone: Vergebt mir, Herr, wenn ich Eure Befehle vergaß!

Was könnte ich Dir nicht vergeben, Unglückliche! und zumal Deiner Liebe, sprach er, sie aufhebend. Sieh! wie jene Heldin ihr Vaterland von der Tyrannei Englands und Burgunds befreite, so kannst auch Du Frankreichs und Deine Glaubensbrüder retten!

Und für sie sterben! rief begeistert das Mädchen.

Rette den Prinzen! in Deine Hand allein legte vielleicht der Himmel das Mittel.

Gern, lieber Herr! rief Adeline: gern, nur saget mir — wie?

Suche die Bekanntschaft von Blanchen, der Tochter des Kastellans.

Ich kenne sie schon.

Desto besser. Heuchle ihr Liebe.

Nein, Herr! unterbrach Adeline ihn schnell: — nein! das kann ich nicht! Ich liebte nur einmal, nie könnte —

Thöriges Kind! rief Poltrot entrüstet. Was hat dies mit Deinem Herzen gemein?

Nein, Herr! sagte das Mädchen mit mehr Festigkeit, als er an ihr gewohnt war: Liebe kann ich nicht heucheln! Sie liegt zu wahr, zu tief in meinem Innern, als daß ich mit ihr spielen und sie, wie ein Schattenbild, an mir vorübergehen lassen könnte! — Nein, lieber Herr, meine Lippen würden sich bei jedem geheuchelten Worte schließen, mein Auge würde weinen, und nur der Liebe Schmerzen würde ich empfinden, wenn ich ihr Wonne heucheln müßte. Ich kann es nicht.

Schon dieses Opfer ist Dir zu groß? rief der Erzürnte.

Nehmt mein Leben, nur laßt mir meine Liebe rein und ungetrübt!

Ungetrübt und rein? — rief Poltrot höhnisch lachend.

Das war hart, Poltrot! sagte Adeline, stand vom Sessel auf, trat an das offene Fenster, und sah hinaus, ihre Thränen zu verbergen.

Poltrot fühlte sein Unrecht, ihn jammerte das Mädchen. Er trat zu ihr: Vergieb, sagte er und reichte ihr die Hand, vergieb mir, Adeline!

Sie ergriff sie mit Hast und bedeckte sie

mit

mit Küssen. Ja, Ihr wollt die Unglückliche nicht noch mehr beugen, sagte sie wehmüthig: Ihr reicht ihr die Hand, sie wieder aufzurichten. Gott lohn' es Euch!

Herr! sagte nun Adeline mit freundlichem Tone. Ich glaube, daß auch, ohne der Unwahrheit zu bedürfen, Blanche die Unsere ist. Poltrot wurde aufmerksam. Ihre Amme, die gute Alte, die Euch wohl öfters in dem Schloßhofe begegnet ist, hängt insgeheim unserm Glauben an. Blanche, welche sie wie ihre zweite Mutter liebt, hat schon lange die Lehren der guten Frau im Stillen eingesogen, denn als ich sie neulich im Garten fand und mit ihr plauderte, ihr schwermuthvoller Blick, die Thränen in ihren Augen mich zutraulicher machten, und sie fühlen mußte, daß ein unglückliches Wesen ihr gegenüber stand, da ward ihr Mitgefühl rege, und sie gestand mir, daß auch sie nicht glücklich sei, und wie sich unsere Herzen nun nach und nach leise öffneten, wir von unserm Selbst unvermerkt auf das Vaterland, den Prinzen und die Hugenotten zu sprechen kamen, hört' ich manches Wort des Mitleides und manches versöhnende Wort, das mir in dem Munde einer Katholischen auffallen mußte. Da gesellte sich

zufällig die Alte zu uns, das Gespräch behielt die nämliche Richtung, und als ich den Prinzen und das zerrüttete Frankreich bedauerte, überraschte das Gefühl die Alte, sie verwünschte die Guisen, und so sehr sie auch deshalb erschrak und dies unbesonnene Wort gern zurückgenommen hätte, hatte sich ihr Herz doch nun einmal geöffnet und sie sich in meine Hand gegeben.

Daß ich sie nur mit aller Vorsicht beruhigte, könnt Ihr wohl glauben; doch schien sie mich zu durchschauen, sie wurde offener, und heute gestand sie mir, sie habe mich schon am ersten Abend einen Psalm beten hören und deshalb die Gewißheit gehabt, daß ich dem reinen Glauben anhänge. Auch sie sei eine der Unsern und Blanche auf dem Wege, es zu werden, sobald sie nur aus den Händen ihres harten Vaters, dieses eifrigen Katholiken, befreit sei.

Nun dann! rief Poltrot und liebkos'te des Mädchens erglühte Wange, dann ist der Weg gebahnt. Schließe Dich fest an Blanche und diese Alte an, und erwarte das Weitere von mir. Er stand auf.

Herr! rief plötzlich das Mädchen. Ehe Ihr mich verlaßt, erfüllt mir eine Bitte!

„ren, Euch droht sonst Gefahr. Achtet meiner War-
„nung!“

Der Inhalt dieses Schreibens beunruhigte Margarethe, Rosen schien es entweder ein unzeitiger Scherz, oder eine Falle zu sein, um die 2 Fahnen, kaum 100 Pferde stark, so weit wie möglich von Bennfeld zu locken. Er gedachte des Grafen Ossa, dessen Vater sich eben jetzt wieder in Straßburg befand, und suchte eine böse Absicht darunter; Margarethe aber war andrer Meinung, und bat ihn, die Warnung als eine freundliche zu nehmen und sogleich einen Diener mit den nöthigen Befehlen nach Bennfeld zu schicken.

Rosen erfüllte endlich, wohl eigentlich wider Willen, Margarethens Wunsch, und schickte mit dem Befehle, daß die zwei Cornetten sogleich aufbrechen, mit der größten Vorsicht marschiren und an der Brücke der Ill ihn erwarten sollten, einen Diener ab. Auch an der Brücke sollten sie noch solche Vorkehrungen treffen, als ob der Feind in ihrer Nähe sei, und im schlimmsten, unvorhergesehenen Falle sich unter die Wälle Straßburgs zurückziehn.

Indessen hatte das Fest mit seiner fröhlichen Mummerei, die zu allerhand Scherz Veranlassung gab, bis spät in die Nacht seinen ungestörten Fortgang. Rosen und Margarethe nahmen wenig Theil daran, obgleich er die Sache mit der Warnung weniger ernst nahm, als seine Verlobte. Doch theilte sich ihm nach und nach ihre unruhige Stimmung mit, so daß er glaubte, den Brigadier Manicamp, der von Wittenweier zu dem Feste eingetroffen war, von dem Vorfall benachrichtigen zu müssen. Manicamp belächelte die Sache.

Und welche? fragte Poltrot verwundert.

Ueberlaßt mir allein die Befreiung des Prinzen, unterstützt mich mit Eurem Rathe und bestimmt, wie ich handeln soll — nur bleibt fern von der Ausführung.

Und weshalb, sonderbares Mädchen? fragte Poltrot noch erstaunter.

Mißglückt die Befreiung, so bin ich allein das Opfer! erwiederte Adeline mit Ruhe, und zeigte mit hoher Freude auf Jeanne d'Arc. Wie diese, sterbe ich dann für das Vaterland und meine Brüder, und vielleicht — gereinigt von meiner Schuld!

Nein! rief Poltrot, und drückte unwillkührlich das Mädchen an sein Herz. Nein, Du frommes, unschuldiges Kind, ich verlasse Dich nicht!

Ihr verlaßt mich nicht im Leben, das weiß ich, Jacques; aber verlaßt mich im Tode, ich bitte Euch! Denn seht, sagte sie mit ängstlicher, grauenerweckender Stimme, sich ganz an ihn schmiegend, Ihr habt noch eine größere Pflicht, Ihr müßt ja Guise — doch nein, nein! kein Blut, als das meine! Ich höre noch die Geierflügel schlagen, ich sehe sie aufsliegen mit Euch! Laßt mich allein es vollbringen, Poltrot!

Sie sank ermattet in den Sessel, faltete die Hände und sprach mit leiser Stimme:

Vater der Barmherzigkeit — laß mich eingehen in Deine ewige Wohnung, rein von der Schmach und heilig, wie diese Jungfrau, laß mich sterben für meinen Glauben, für meine Liebe!

Amen! sagte Poltrot dumpf vor sich hin: des Herrn Wille geschehe!

II.

Seit mehren Tagen hatte Poltrot sich beschäftigt, das Innere des Schlosses genauer kennen zu lernen. Aber alles, was er sah, zeigte ihm immer mehr die Schwierigkeit seines Unternehmens. Das Zimmer des Prinzen, vor welchem Soldaten, im Dienste der Guisen ergraut, stets Schildwacht standen, war jedem unzugänglich, den der Gouverneur nicht selbst einführte. Der Herr von Lucé sowohl, als sein Kammerdiener und die Bedienten wurden, sobald sie den Prinzen verließen, in ihren Zimmern sorgfältig bewacht und ihnen alle Gemeinschaft mit den Bewohnern des Schlosses

genommen. Im Hofe selbst hielten zwanzig Mann die Wacht, die Zugbrücke war Tag und Nacht aufgezogen und das Thor, welches die äußere Ringmauer schloß, mit den Treuesten der Besatzung besetzt; der Graben aber war von so bedeutender Tiefe und seines sumpfigen, morastigen Wassers wegen fast nicht einmal zu durchschwimmen. Es boten sich daher wenig Aussichten dar, den Prinzen aus diesem Gefängnisse zu retten. Indessen verzweifelte Poltrot nicht, den der innere Glaube zu dieser Unternehmung stärkte, daß er vom Himmel ausersehen sei, den Prinzen und seine Glaubensbrüder zu retten.

Nachdem er nun alles in dem Innern des Schlosses beobachtet hatte, beschloß er, auch das Aeußere und dessen Umgebungen zu untersuchen. Er verlangte eines Morgens von dem Kastellan, ihm das Thor zu öffnen, weil er außerhalb des Schlosses sich vergnügen wolle, und erstaunte nicht wenig, als dieser es ihm mit trockenen Worten abschlug und auf seine Frage, weshalb, gar nicht antwortete. Er ging zum Gouverneur, beschwerte sich darüber; dieser entschuldigte sich mit dem Befehle des Herzogs, daß Niemanden von den Bewohnern

des Schloſſes der freie Ein- und Ausgang geſtattet ſeyn ſollte, und Ihr ſeht ſelbſt, Herr von Meré, ſetzte er hinzu, daß unter ſo vielen Menſchen, die zur Bewachung des Prinzen hier nothwendig ſind, man nicht allen trauen darf, und deshalb müſſen ſich meine Offiziere ſelbſt, alſo auch Ihr, dieſem Befehle unſers gnädigen Herrn unterwerfen.

Poltrot ſah leicht, daß das Verbot ihm gelte, und ohne zu ahnen, daß es von dem Kardinal herrühre, glaubte er, daß das Vertrauen des Herzogs zu ihm ſich vermindert habe und er eines neuen Beweiſes bedürfe, es zu befeſtigen. Er wagte es daher, einen Brief des Fräuleins von Limeuil, den er auf heimlichem Wege erhielt, um ihn dem Prinzen einzuhändigen, dem Herzoge zu ſchicken. Er konnte es wagen, da er von der Vorſicht des Fräuleins überzeugt zu ſeyn glaubte und er in Paris mit ihr übereingekommen war, daß ihre Briefe nichts enthalten ſollten, was nur im mindeſten auf ihn Bezug haben könnte. Er ſchloß das Beigefügte an den Herzog mit der Verſicherung, daß er den Prinzen zur Ausſöhnung geneigt glaube, und es ihm ſcheine, als ob derſelbe

nur auf eine Gelegenheit warte, mit Ehren die Parthei der Hugenotten verlassen zu können.

Dieses Schreiben, das durch den Gouverneur zuerst in die Hände des Kardinals kam, täuschte auch diesen, denn er glaubte nun den geheimgehaltenen Zweck von Poltrots Sendung zu kennen und dieser als der Diener des Herzogs bei seinen Liebeshändeln ihm in keiner Art gefährlich zu seyn. Der Gouverneur erhielt daher die Weisung, Poltrot nicht mehr einzuschränken, sondern ihn alle nur mögliche Freiheit genießen zu lassen.

Aber der alte vorsichtige d'Oysel änderte in seinem Betragen nichts, und da Poltrot ferner nicht in ihn drang, das Schloß zu verlassen, so blieb alles beim Alten.

Nur Adeline war weiter vorwärts geschritten. Ihr einnehmendes Betragen, die Sanftmuth ihres Gemüthes, die zarten Sitten, die man in damaligen rohen, stürmischen Zeiten so selten an einem jungen Krieger fand, machten sie Blanchen mit jedem Tage lieber. Die alte Frau Suse, deren Amme, war schon längst von ihr eingenommen, da sie einen Calviniſten in ihm zu erkennen glaubte. Selbst der alte, mürrische Kastellan schien es nicht ungern zu sehen,

wenn Messire Pierre den Abend bei ihnen zubrachte; und mit seinem freundlichen, einschmeichelnden Betragen, mit so mancher munteren Erzählung, welche die Arme ihrem trauernden Gemüthe erpreßte, das eintönige Leben aufheiterte und ihm die langen Winterabende verkürzte.

Blanche fühlte sich wie durch einen Zauber nach dem lieblichen Jünglinge hingezogen, doch behauptete die Natur ihr Recht; nur, als sei es ihr Bruder, liebte sie Pierre, und wenn Mutter Suse, sie neckend, sich zu freuen schien, daß selbst in diesem alten Schlosse die Liebe ihr einen Bräutigam zuführe, versicherte Blanche mit ruhiger Offenheit, daß sie die Liebe zwar noch nicht kenne, daß aber das, was sie für Messire Pierre fühle, gewiß nicht die Liebe sei, welche die Myrthenkrone flechte.

Dennoch fanden Beide sich immer. Adelinens zerdrücktes Herz sehnte sich nach dem theilnehmenden Busen einer Schwester, und mußte sie auch das Ihrige vor Blanche verschließen, so war ihr doch schon jede traurliche Annäherung dieses lieben Mädchens wohlthuend. Das rauhe Leben des wilden Soldatenvolks, das

sie umgab, mußte ihr Zartgefühl verletzen, und selbst Poltrot, so unaussprechlich sie ihn auch liebte, so sehr sie fühlte, er liebe auch sie, verwundete oft ihr Herz und heilte es nie. Auch Frau Suse mochte ihr wohl, sie näherte sich ihr mit zartem Benehmen und schien in dem jugendlichen Stallmeister die zarte Jungfrau zu ehren.

12.

So verstrichen Wochen eines still geschäftigen Lebens. Poltrot berathschlagte sich über Alles mit dem Prinzen schriftlich, ohne daß irgend ein Plan zu dessen Befreiung reifte. Adeline, bei welcher von Tag zu Tage immer mehr der Glaube sich befestigte, daß sie durch einen Märtyrertod von aller Schuld gereinigt hinüber in das Land der Seligen gehen und dann ihres Geliebten würdig, die Wonne heiliger Liebe genießen würde, betrachtete ihr Unternehmen als ihre höchste Pflicht, näherte sich immer mehr der Alten und Blanchen, und seit sie diese dem Glauben Calvin's sich hinneigen sah, fühlte sie

doppelten Beruf, das Herz des Mädchens zu gewinnen.

In dieser Zeit war die Nachricht von dem Marsche des königlichen Heeres nach Orleans, auch nach Onzain gekommen. Guise führte es an. Poltrot zitterte. War er auch überzeugt, daß seine Glaubensbrüder, an deren Spitze er Dandelot wußte, daß die Prinzessin von Condé, die dort ihren Oheim, den Connetable, in Verwahrsam hielt, daß der würdige Bailli Groslot, daß der kühne Prevot La Motte sich aufs äußerste vertheidigen würden, so kannte er auch Guise's unternehmenden Geist und die Anhänglichkeit der Truppen an diesen glücklichen Feldherrn. Ihm bangte für die Sache seines Glaubens, und er beschwor die Stunde der Rache und der Erlösung, sich ihm zu nähern.

Aber wie er den Prinzen bei d'Dysel's Vorsicht, bei des Kastellans Mißtrauen aus diesen Mauern retten könnte, wußte er immer noch nicht. Adelinen schien es vorbehalten, es aufzufinden.

Eines Mittags hatten die warmen Strahlen der Wintersonne diese in den Schloßgarten gelockt. Träumend wandelte sie durch die entlaubten Buchengänge einem kleinen Häuschen

zu, das von hohen Eichen umgeben einsam am Ende des Gartens lag. Die Thüre war halb geöffnet, sie blickte hinein und sah Blanchen und Frau Suse auf ihren Knieen betend; es schien ihr, als ob es der 109te Psalm sei, den sie leise murmelten. Heftig erschracken Beide, als sie Geräusch hinter sich hörten und sich belauscht sahen; doch Adeline sprach ihnen Muth ein, und sich vergessend sank sie freudig an Blanche's Brust. — Gott sei gedankt! rief sie. Deine Seele ist gerettet, nun bist Du ganz meine Schwester! — Blanche, erschrocken, sich in den Armen eines Jünglings zu sehen, wollte ihn sanft abwehren, aber Adeline hielt sie fest. Ein Glaube eint uns mit heiligen Banden, liebe Blanche! rief sie. Sei mir Schwester, treue, hülfreiche Schwester, verherrliche ihn mit mir!

So sei es! sagte Frau Suse und legte ihre Hände segnend auf Beide; eint Euch für den Glauben der reinen Lehre, lebt und sterbt für ihn!

Das wollen wir! sagte Blanche mit Muth und reichte die zu einem heiligen Bunde, Adelinen die Hand.

Jetzt glaubte diese sich ihnen vertrauen zu

können. Ohne ihr Geschlecht zu entdecken, ohne Poltrot's Namen zu nennen, sagte sie ihnen, daß von des Prinzen Befreiung das Heil ihrer Brüder abhänge, und daß sie Leben und Alles daran setzen würde, ihr Werk zu vollbringen. Frau Suse war gleich bereitwillig, zu allem hülfreiche Hand zu bieten; doch Blanche, sei es, daß die innige Umarmung Adelinens sie getäuscht und ein unbekanntes Gefühl in ihr aufgeregt hatte, oder daß sie, von Natur furchtsam, vor dem gewagten Unternehmen bangte, Blanche zagte und bat Adelinen, sich nicht der Gefahr auszusetzen. Frau Suse schalt jedoch, Adeline flehte und die Jungfrau versprach alles zu thun, um die Sache zu befördern. Der Bund der drei Frauen war geschlossen.

Adeline theilte Poltrot ihre Hoffnung, ihre Pläne mit. Um sie auszuführen, war es unumgänglich nothwendig, daß Poltrot frei in das Schloß ein- und ausgehen dürfe, sonst war jede Rettung, und wenn man sich auch aller Schlüssel bemächtigen konnte, unmöglich. Noch einmal beschloß daher Poltrot, es bei dem Gouverneur zu versuchen. Er schützte einen Auftrag des Herzogs vor, der ihn zwinge, auf mehre Stunden das Schloß zu verlassen, und

„Ich weiß gewiß, Johann von Werth hat sich seiner Wunde wegen nach Breisach bringen lassen und liegt dort schwer darnieder" sagte er zuversichtlich „und gegen die Schanzen steht nur noch Enkvorth mit 2000 Mann, was hätten wir denn zu befürchten? Schlaft ruhig, träumt von Euerm Liebchen und laßt durch dergleichen neckende Warnungen Euer Glück nicht stören. Ich wundre mich nur, wie Ihr Euch habt verleiten lassen, die 100 Pferde von Bennfeld hierher zu beordern, an Eurer Stelle schickte ich Gegenbefehl." —

„Das werde ich nicht thun!" sagte Rosen nach einigem Nachdenken „Ich widerrufe das einmal gesprochene Wort nicht gern — Schlaft wohl, Brigadier! Auf Wiedersehn bis morgen!"

Lange währte es noch, bis die Gäste alle heimgegangen waren, und es mochte wohl um die dritte Stunde des Morgens sein, als Rosen Margarethe in seine Arme schloß und ihr gute Nacht sagte. Des Mädchens Stirn war umwölkt, ihr Auge ruhte schmerzvoll auf Rosen. „Ist mir doch, als ob wir uns auf lange trennen müßten" sagte sie, ihrer Bangigkeit wegen auf sich zürnend „Ich habe immer über Ahnungen gespottet, und doch hat mich jene Warnung so sonderbar ergriffen, hat eine Furcht in mir erweckt, der ich nicht Herr werden kann, ich schäme mich ihrer, und doch kann ich sie nicht überwinden. Nun, wie Gott will!" Sie drückte ihn noch einmal stürmisch an ihr Herz, dann schieden sie.

Rosen ging in seine alte Herberge, wo er diesmal, des Anstands und der Sitte wegen, abgestiegen war. Zu sehr aufgeregt, um sich zur Ruhe legen zu können, trat

wälzte im Verweigerungfalle alle Verantwortlichkeit auf den Gouverneur. Dieser zögerte auch keinen Augenblick und gab die nöthigen Befehle; Poltrot verließ das Schloß und kehrte am Abend wieder. — Einige Tage darauf schützte er sogar bei Nacht ein Geschäft vor, verließ nochmals Onzain und kam erst am andern Abend zurück. So setzte er dies Ein- und Ausreiten mehre Tage, bald allein, bald mit Adelinen, fort, und man ward es bald gewohnt, den Herrn von Meré und seinen Stallmeister stets auf Reisen zu sehen.

13.

Eines Abends, als schon alles auf dem Schlosse still und in tiefen Schlaf versunken war, saßen Poltrot und Adeline auf ihrem Zimmer; Beide waren bewegt. Adeline sprang auf, ging unruhig auf und ab, Poltrot saß dem Bild der Jeanne d'Arc gegenüber, das von einer großen Kerze sonderbar erleuchtet ward, sah es unverwandt an und schien doch in tiefen Gedanken versunken.

Herr, sagte Adeline plötzlich und trat vor

den Sinnenden. Ihr seid in dieser entscheidenden Stunde so ruhig und mir klopft das Herz, mein Blut jagt stürmisch durch meine Adern, und eine unaussprechliche Angst treibt mich von Ort zu Ort. Schon sind die Pferde gesattelt — der Augenblick ist nah — und wenn es gelingt, so bleibt Ihr in der Hand der Feinde zurück, und ich bin fern von Euch, Euer Schicksal nicht theilend!

Für mich ist gesorgt, sagte Poltrot ernst. Heut' Abend habe ich den Gouverneur auf Dich und Mehrere mißtrauisch gemacht, ich habe ihm Vorsichtmaßregeln vorgeschlagen, die er morgen ergreifen wird, wenn es zu spät ist. Ich stehe zu fest in Guise's Vertrauen. Aber schlafen die Wachen?

Alles ist nach dem Abendtrunk, den ich ihnen gab, in tiefen Schlaf gefallen; nur der alte Kastellan ist noch wach, auf ihn scheint der Wein nicht gewirkt zu haben, denn immer seh' ich noch das Zeichen von Blanche nicht. Mir wird bange.

Kleinmüthige! rief Poltrot finster.

Nicht für mich, Herr, zag' ich, nur für Euch!

Ich wiederhole es Dir, Adeline, sorg' nicht für mich. Noch gestern hab' ich dem Herzoge

geschrieben, ich habe ihm den Kastellan und besonders seine Tochter verdächtig gemacht!

Blanche! rief Adeline erschrocken.

Ja, sie! sagte Poltrot kalt. Was ist ein Menschenleben für einen so großen Zweck? ein Thautropfen ist es, den ein Sonnenstrahl einsaugt, um ihn nach höhern Regionen empor zu ziehen. Opfer müssen fallen für diese heilige Sache!

Opfer müssen fallen! rief Adeline begeistert und trat vor das Bild der Jungfrau. Opfer? Nun so nimm mich!

Adeline! sagte jetzt Poltrot: es dämmert ein Lichtstrahl durch das kleine Fenster des östlichen Thurmes. Sieh!

Es ist das verabredete Zeichen! rief das Mädchen. Lebt wohl, Herr! Gottes Engel mögen Euch schützen! Ich nehme mit dem Prinzen die Straße nach Paris — dies erwartet man nicht. Laßt mich auf allen andern Straßen verfolgen. Lebt wohl! Sie warf sich stürmisch an seine Brust. Ihre Lippen berührten die Seinen. Sie stürzte die Thür hinaus.

Unruhig schritt Poltrot in seinem Zimmer auf und ab, das kleinste Geräusch spannte seine Aufmerksamkeit. Jetzt hörte er leise die Thür

nach dem Hofe ſich öffnen, er trat an's Fenſter — Dunkelheit verbarg ſeinen Augen Alles. Es herrſchte eine Todtenſtille.

Ich habe ſie verlaſſen in Noth und in Gefahr! rief er jetzt plötzlich. Ich habe ſie hinausgejagt in die ſtürmiſche Nacht, vielleicht einem ſchmachvollen Tode entgegen! Sie, die Unglückliche, für die allein dieſes Herz noch ſchlägt. Und eben darum that ich recht! ſagte er jetzt beruhigter. Die holde Blume iſt geknickt; wohl ihr, wenn ein raſcher Sturm ſie ganz entblättert. Sie iſt entheiligt! — Wohl ihr, wenn ihr Blut ſie mit ſich und Gott verſöhnt! Das Leben iſt für ſie der Tod, der Tod für ſie das Leben!

Mir ward ein finſteres Loos! fuhr er nach einem langen, düſtern Schweigen fort. Sanft war ich, wie ein Lamm. Der Hirſch, der unter meinem Meſſer zuckte, der ſein gebrochenes Auge flehend auf mich richtete, konnte mich weich ſtimmen und mir Thränen erpreſſen — und jetzt lechz' ich nach Blut! — Der Liebe ſanfte Freuden beglückten mein Herz, nur ihr zartes Sehnen, ihr heiliges Gefühl war mein Glück, Adeline mein Alles! — und jetzt ſteh' ich, wie einſt der Patriarch, am Altare und opfere

opfere sie mit kaltem Herzen dem Glauben, stoße sie hinaus in Gefahr und bleibe daheim! — Und warum nicht? rief er, bitter lächelnd, muß ich nicht? — Hat das Opfer schon geblutet, das ich der Rache geweiht? — Donnern nicht noch die Karthaunen vor Orleans, und prasselt nicht die Flamme hell auf über dem Gotteshause meiner Brüder?

Ich bin auserlesen unter Tausenden — zur That, die in dem Buche des Lebens mit schwarzen Todesworten gezeichnet ist, im Buche des Himmels aber golden, glänzend leuchtet. Drum vorwärts, Poltrot! Nur vorwärts!

Da vernahm er die Tritte seiner Rosse. Fahr' wohl, Adeline! rief er, und Gott schütze den Prinzen!

Das Thor rasselte auf, die Zugbrücke knarrte. Dank Dir, Vater im Himmel! rief er und sank auf seine Kniee; Dank Dir, daß Du durch sie das Große vollbringen ließest, daß Du mich würdigtest, ein Werkzeug Deiner Barmherzigkeit zu seyn! Würdige mich auch, rief er begeistert, und zog seinen Dolch, würdige mich, das Werkzeug Deiner Gerechtigkeit zu werden, die gemordete Unschuld, mein gefesseltes Vaterland, meinen unterdrückten Glauben mit Gui-

se's Blute zu rächen. Laß mich Deine Stimme vernehmen, die mir in diesem heiligen Augenblicke Amen zuruft!

Da öffnete sich die Thür gewaltsam. — Poltrot sprang auf — Adeline stürzte herein. Alles ist verloren! rief sie; alles ist mißglückt! — — Rettet nur Euch!

Ich bin noch nicht am Ziele! sagte er gelassen. Doch sag' schnell, was ist geschehen?

Blanche hatte ihrem schlummernden Vater die Schlüssel entwandt, berichtete jetzt in schrecklicher Hast das Mädchen: ich eilte zum Prinzen — schnell warf er Euern Mantel um, setzte Euern Hut auf, schwang sich auf's Roß, ich folgte. Wir öffneten das Thor, die Zugbrücke fiel, wir kamen glücklich bis an den äußersten Thurm. Hier fehlte der Schlüssel — die Wacht hatte ihn nicht, ich eilte zurück, auch Blanche hat ihn vergebens gesucht. Der Prinz harrt noch meiner. Horcht! die Wacht am äußern Thore giebt ein Zeichen — die Thurmwacht antwortet —

Hinunter! rief Poltrot und eilte nach der Thür. Der Prinz muß zurück in seinen Verwahrsam.

Ich hab' Euch in's Verderben gestürzt, un-

terbrach ihn, seine Knie umklammernd, das Mädchen, laßt mich allein das Opfer werden.

Poltrot hielt an, sein wilder Blick richtete sich nach oben. Plötzlich hob er Adelinen auf, drückte sie an seine Brust und rief mit der Stimme der Verzweiflung: Du willst es! Nun, so sei's Vater im Himmel, wenn ich Unrecht thue, vergieb mir schwachem, sündigem Menschen!

Fort, Adeline! rief er nun, drückte sie stürmisch in seine Arme und preßte seine bebenden Lippen auf ihren Mund. Dies ist der Abschiedkuß für diese Welt, dort bist Du mein! Nun fort zum Blutgerüst!

Er faßte, wie im Wahnsinntaumel, die Zitternde und schritt mit ihr die Treppe hinab. Holla! Ihr elenden Wächter! rief er jetzt in das Wachtzimmer tretend und mit mächtiger Faust auf den Tisch schlagend, daß die Becher klirrend hernieder stürzten. Holla! Ihr tauben Schläfer! erwacht! Erschrocken sprangen die noch Schlaftrunkenen auf. Hier nehmt diesen Verräther in Verwahrsam, bis der Gouverneur weiter über ihn gebietet!

Er ließ das Mädchen in den Händen der Krieger, ging zu dem Prinzen, der, in seinen

Mantel gehüllt, noch an der Zugbrücke ungeduldig harrte, benachrichtigte ihn von allem und führte ihn in sein Gefängniß zurück.

Jetzt eilte er nach dem Zimmer des Gouverneurs. Erwacht! rief er ihm entgegen: Verrätherei ist im Schlosse!

D'Oysel sprang von seinem Lager und konnte kaum den Bericht Poltrot's mit Ruhe anhören, so sehr hatte ihn dies eine Wort erschreckt. Wie dankbar war er gegen diesen, der ihn, wie er meinte, von so schwerer Verantwortung gerettet, der seinen eigenen Diener, den er so sehr geliebt zu haben schien, selbst angegeben hatte. Er drückte innig Poltrot's Hand, bat ihn im Rausche seiner Freude um Vergebung, daß er nur einen Augenblick an seiner Ergebenheit für das Haus der Guisen gezweifelt habe, und eilte, schnell die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Poltrot hatte dem Gouverneur die Anzeige gemacht, daß ihn ein Geräusch im innern Hofe aufgeweckt, er aufgestanden sei, seine Pferde im Schloßhofe erblickt und am äußern Thore den Prinzen und seinen Stallmeister Pierre gefunden habe. — Auf diese Anzeige wurde schon am Morgen Pierre vernommen, welcher mit ruhigem Gleichmuthe gestand, daß er den Prin-

zen habe retten wollen. Auf die Frage aber, wie er zu den Schlüsseln und zu dem Weine gekommen sei, den er am Abend den Wächtern in so reichlichem Maße ausgetheilt habe, schwieg er standhaft und leugnete, daß irgend Jemand ihm zur Ausführung seines Unternehmens behülflich gewesen sei. — Der Prinz, welchen der Gouverneur doch nur im unterwürfigsten Tone nach den nähern Umständen seiner Flucht befragen wollte, antwortete ihm mit Stolz: daß der Diener eines lothringischen Prinzen wohl nicht befugt sei, einen Prinzen des königlichen Geblütes zu vernehmen; er drehte ihm den Rücken zu und schwieg auf alle ferneren Fragen.

Daß dem Kastellan, der bald jammernd, bald fluchend im Schlosse herum lief, die Schlüssel, die er so sorgfältig bewahrte, listig entwendet worden, das war wohl gewiß, doch das Wie? Jedem ein Räthsel. — Der Gouverneur, um seinen Bericht desto treuer dem Herzoge abstatten zu können, wollte sich der Folter bedienen; doch Poltrot, der eben bei dieser Unterhandlung zugegen war und bei diesem Gedanken erbebte, stellte ihm vor, daß es dem Herzoge gebühre, die Art der Untersuchung anzuordnen, er überdies es nie zugeben würde, daß sein Die-

ner eher dem Tode so nahe gebracht würde, bevor man nicht versucht habe, dessen Geständniß auf gelindere Art zu erpressen. Denn, setzte er warnend hinzu: der schwache Knabe mit seinem kecken Muthe und seinem fast weibischen Körper wird standhaft bleiben; und wenn er den Schmerzen unterläge, noch ehe er die Mitschuldigen angegeben, dann, werther Herr, macht Ihr Euch sehr verantwortlich bei Eurem Herrn. Schickt meinen Stallmeister nach Orleans zum Herzoge, dort erwarte er sein Urtheil und seine Strafe. Ich eile ihm voraus und halte es für meine Pflicht, da die Sache einen meiner Diener betrifft, heute Nacht noch meine Reise nach Orleans anzutreten, um dem Herzoge diesen Vorfall anzuzeigen. Deshalb ersuche ich Euch, Herr Gouverneur, die nöthigen Befehle zu geben, daß ich vor meiner Abreise meinen Diener noch einmal sprechen kann, vielleicht ist er offener gegen mich. Sein Geständniß theile ich Euch mit.

Der Gouverneur konnte seinem Retter, der dies mehr befehlend als bittend ihm vortrug, nichts abschlagen, und als daher der Abend nahte und Adeline aus einem zweiten Verhöre zurückkam, wo die Drohungen der Tortur und selbst

er aus Fenſter, ſchaute in die ſternenhelle, kühle Nacht hinaus und blickte hinüber nach dem Hauſe des Freiherrn, wo jetzt ein Licht nach dem andern verloſch, ein Fenſter nach dem andern dunkel wurde — „Morgen, morgen!“ rief er aus und an dieſes Wort knüpfte ſich eine Reihe Gedanken, eine Folge ſüßer Träume, daß er, alles um ſich vergeſſend, nur dieſem Gedanken nachhing. Aber wie die Lichter in jenem Hauſe, ſchwanden auch jetzt vor dem hervorbrechenden Tage die Sterne, er bemerkte ihr Scheiden nicht, die Morgenluft begann kalt zu wehen, doch weckte ſie ihn nicht aus ſeinen Träumen, wohl aber der eintretende Diener, den er nach Bennfeld geſchickt hatte und der ihm jetzt die Meldung brachte, daß Rittmeiſter Brandenſtein an der Ill Brücke halte und ſeiner weitern Befehle gewärtig ſei. Auch ſtehen Eure Roſſe ſchon im Hofe geſattelt, hier iſt Küraß und Helm und alles iſt zum Aufbruch bereit.

„Zum Aufbruch?“ fragte Roſen erſtaunt „Wohin?“

„Weiß ich das?“ erwiederte der Diener „Wir glaubten nur, weil Ihr die Reiter an die Ill Brücke beordert hättet, ſo würdet Ihr mit ihnen zu irgend einem Unternehmen ausziehn.“

„Narr!“ fuhr Roſen den Diener unwillig an — „Was ſollt ich heute? Weißt du nicht, daß heute mein Hochzeittag iſt? —“

„Herr!“ unterbrach der Diener Roſens heftige Rede, — „Hört Ihr nichts?“

„Was ſoll ich hören?“ fragte der Obriſt mißlaunig.

„Horcht“ fuhr der Diener, näher ans Fenſter tretend, fort — „Horcht — Iſt es mir doch, als hörte ich Schüſſe — Tretet nur her.“

das Vorzeigen der Instrumente sie in ihrer Beharrlichkeit nicht hatten wankend machen können, ging Poltrot zu ihr.

Er traf sie auf einem Steine sitzend. Sie eilte ihm entgegen; da sie aber den ihn begleitenden Gefangenwärter erblickte, hielt sie schnell an und sah verlegen vor sich. — Aber als dieser sich entfernt hatte, die Thür rasselnd hinter ihm sich schloß, rief sie, von der qualvollsten Angst gepreßt, fast aufschreiend aus: — Ihr seid auch gefangen, Herr?

Nein, Adeline, sprach Poltrot bewegt und war seiner Gefühle nicht mehr Meister — Ich bin frei, nur Du bist in Fesseln.

Dann sei Gott gedankt! — rief das Mädchen und sank zu seinen Füßen. Sei Gott gedankt, daß Euch kein Unheil betroffen hat. Nun erst bin ich glücklich!

Adeline! — sagte Poltrot und seine Stimme zitterte — Komm, setze Dich zu mir, ich muß Dir, so nahe am Scheidewege, mein Herz öffnen, ich darf Dir es länger nicht verschließen. — Er hob sie auf und führte sie auf einen Sitz, setzte sich neben sie und schlang seinen Arm traulich um ihren Nacken.

Herr! — sagte das Mädchen, und bei dem

Strahle der ärmlichen Lampe glänzte ihr Auge von Wonne trunken ihm entgegen — Herr, Ihr macht mich zu glücklich!

Adeline! — unterbrach er diesen leidenschaftlichen Ausruf — Ich komme, Dir noch einmal Lebewohl zu sagen, ich komme Dir zu sagen, daß ich nie aufgehört habe Dich zu lieben, daß mein Herz, mein armes zerrissenes Herz nur für Dich schlug, wenn auch mein Auge zürnend auf Dich blickte, ich komme, Dir alle Quellen meiner unversiegbaren Liebe zu öffnen, noch einmal aus ihrem Kelche zu schlürfen, wie in den Tagen des Glückes, und dann meinem finstern Geschicke entgegen zu gehen. Reiche mir Deine Hand und fühle, wie das Herz mir klopft, reiche mir Deinen Mund zum letzten Kusse der Liebe; dann scheiden wir für immer!

Und ich nehme den Glauben mit hinüber und die Gewißheit — rief das Mädchen, sich noch inniger an ihn schmiegend, Du hast mich geliebt bis in den Tod! mich, die Unwürdige, geliebt, und im Kampfe mit Deinem stolzen Herzen hat die Liebe gesiegt! Sie flog an seinen Hals, schnell aber entwand sie sich ihm.

Auch sind diese Lippen nicht geheiligt, noch sind sie Deiner nicht werth, mein Geliebter.

Finden wir uns dort, mögen unſere Geiſter ſich umarmen. Hier trennt uns die Schmach.

Armes, unglückliches Mädchen! — ſagte Poltrot mit Rührung. Armes duldendes Geſchöpf, das in jeden Tropfen Wonne ſich ſelbſt den Wermuth miſcht. An der Schwelle des Todes ſtehſt Du gereinigt vor mir, alles iſt vergeſſen! Ich habe Dir vergeben, ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich noch! Du biſt mein im Leben, wie im Tode! — Er drückte die Zitternde an ſich, Kuß auf Kuß preßte er auf ihre Lippen, die verhaltene Flamme brach hell lodernd aus ſeinem Innern hervor; auch das liebende Mädchen ergriff ſie.

Laß mich, o laß mich, Poltrot! — rief ſie — ich ſterbe ja vor Luſt — und ich ſoll doch ſterben in Todesſchmerz; — kette mich nicht mit Deiner Zaubergluth an das Leben, ich bin ja dem Tode geweiht. Entziehe mir hier alles, dort nur laß mir die Hoffnung, das Verlorne wieder zu finden. — Nein, nein, Jacques! — rief ſie noch einmal und drängte den ſie Umſchlingenden ſanft zurück. Banne mich nicht an Dich, ich unterliege der Wonne, jeder Deiner Küſſe macht das Leben ſo ſüß — und ich muß von ihm ſcheiden. Jeder Hauch Deines Mun-

des weht die Flamme an in meinem Busen, und die Flamme des Lebens muß verlöschen. — Laß mich Sünderin nicht sterben in der Sünde, laß mir das Heilige in meinem Busen, und lebe wohl! — Gottes Engel mögen Dich schützen auf Deinem finstern, blutigen Wege; mich mögen sie aufnehmen auf ihre goldenen Flügel, mich emportragen und zu den Füßen des Allerbarmers legen!

Sie wand sich aus seinen Armen.

Keine Macht, keine Qual, so fuhr sie fort, nicht die grausigen Werkzeuge, mit denen man mich schrecken wollte, werden mir ein Geständniß entlocken, das Dich verderben könnte. Jede zerrissene Muskel, jedes zermalmte Glied soll mir nur ein Jauchzen erpressen und mein Schmerz, mein namenloser Schmerz mir dann Gottes Vergebung erringen! Sorge nicht Poltrot! — Oft riefst Du mir zu auf unserer irren Pilgerfahrt: Weine nicht, Adeline! Jetzt rufe ich Dir zu: Jacques, weine nicht! — Laß Deine Thränen!

Geh, mein Geliebter! — fuhr sie nun ruhiger fort und reichte ihm die Hand; daß Du mir vergabst, daß Dein Mund mir gestand, was ich wohl wußte, aber es still in mir verschloß, dafür segne Gott Dein Beginnen!

Er möge es segnen! — rief Poltrot rasch aufspringend, zog den Dolch aus dem Gürtel und streckte ihn nach dem niedern Gewölbe des Gefängnisses empor. — Dein Blut komme auf ihn; kein Erbarmen Deinem Mörder!

Und die Geier flogen auf mit Dir nach allen vier Winden! sagte Adeline dumpf vor sich hin.

Laß sie auffliegen, — rief Poltrot mit verzweifeltem Muthe. Laß sie auffliegen mit mir und mich zerreißen, daß meine Gebeine sich nach Süd und Nord, nach Ost und West zerstreuen, mir gleich! — ich räche Dich! — Mögen sie mit dieser Hülle beginnen, was ihnen gelüstet. — Mein Herz bleibt Dein, meine Seele Gott! Sei standhaft, Adeline, standhaft in Glauben und Liebe! Lebe wohl auf immer!

Nicht auf immer! — sagte das Mädchen mit Ruhe. — Mir sagt es eine ahnende Stimme, wir sehen uns noch einmal — dann aber ist die Wallfahrt beendet! Poltrot schloß sie in seine Arme. Mein, treuer Freund meines Lebens, treuer Gefährte im Tode, nicht also wollen wir uns trennen. Nicht unter Thränen, nicht Arm in Arm, nicht Brust an Brust — ein frommes Gebet stärke uns, daß wir das

Schrecklichste ertragen, fest beharren mögen in unserm Glauben, es gebe uns die Hoffnung des Wiedersehens!

Sie faltete die Hände, auch Poltrot betete. Als sie geendet, reichte sie ihm ihre Hand, er drückte sie an sein klopfendes Herz — drückte sie noch einmal fest und innig an seine Lippen und eilte davon.

14.

Wider den Willen des Hofes hatte der Herzog von Guise die Belagerung von Orleans begonnen. Der Herzog von Castelnau ward an ihn abgeschickt, ihn zur Aufhebung derselben zu bewegen, damit das Heer nach der Normandie, dem Admiral entgegen, ziehen könne. Eben als Poltrot nach Corné, dem Hauptquartier des Herzogs, kam, war Castelnau in dieser Angelegenheit bei ihm und Poltrot mußte lange im Vorzimmer warten, ehe er den Herzog sprechen konnte. Endlich öffneten sich die Thüren. Der Herzog trat mit Castelnau heraus und sagte lächelnd und so, daß alle Anwesende es hören konnten: Die Antwort, die Ihr, der

Königin zu bringen habt, Sieur de Castelnau, werd' ich Euch geben, wenn Ihr nur noch einige Stunden bei mir verziehen wollt. Hierauf wendete er sich zu seinem Bruder, dem Herzog von Aumale, und sagte: Laßt zu denen 1500 Franzosen und Spaniern, die in dem Laufgraben vor dem Porteaux stehen, noch 1200 Cuirassiere zur Unterstützung rücken und erwartet mich. Ihr, Sieur Castelnau, könnt mich begleiten!

In diesem Augenblicke bemerkte der Herzog Poltrot. Ha! Herr von Meré! rief er ihm zu: Ihr seid hier? Was bringt Ihr uns Neues? — Poltrot verneigte sich, und sein Blick schien den Herzog zu bitten, ihm hier die Antwort zu erlassen. Guise verstand ihn. Folgt mir in mein Kabinet, indeß Ihr Herren Euch zu meiner Begleitung bereitet.

Als Poltrot dem Herzoge durch mehre Zimmer gefolgt war und nun in einem kleinen Kabinet ihm gegenüber stand, erfaßte ihn ein sonderbares Gefühl. Sein Auge blieb wie auf die Person des Herzogs gebannt, seine Hand zitterte krampfhaft und fuhr unwillkührlich nach dem Dolche, und kaum war er seiner mächtig.

Eine Begierde, jetzt schon sein Werk zu vollführen, ergriff ihn.

Nun, Herr von Meré! fragte der Herzog: Was bringt Euch hierher? Es muß etwas Wichtiges seyn, das Euch bewegen konnte, ohne meine Erlaubniß Onzain zu verlaßen!

Dem Prinzen wäre es fast gegückt, zu entfliehen, erwiederte Poltrot sich faßend.

Wie wäre das, bei den Masregeln, die ich befahl, möglich gewesen? rief Guise entrüstet.

Die nähern Umstände sind noch nicht entdeckt, gnädigster Herr! Es fand ich ein Verräther —

Und wer war der Unglückliche? rief der Herzog, immer lebhafter.

Einer meiner Diener — ein junger Mann, Namens Valbrun, aus Vassy gebrtig, erwiederte Poltrot, jedes seiner Wort stark betonend.

Die Gesichtfarbe des Herzog veränderte sich. — Valbrun — aus Vassy? sgte er finster vor sich hin, und Euer Diener? Und weshalb führt Ihr Menschen in Onzain ein, auf deren Treue Ihr Euch nicht verlaßen konntet. Herr von Meré! rief er zornig.

Getäuscht zu werden, gnädigster Herr! antwortete Poltrot mit Gleichmuth, ist ein allgemeines Loos. Der Mund verschweigt die geheimen Gedanken und täuscht, und bis zu des Herzens Falten zu dringen ist dem Blicke unmöglich!

Wohl wahr! sagte der Herzog, und sein Feuerauge traf Poltrot; getäuscht zu werden ist unser Loos, auf Treue rechne man nur, so lange sie die Tochter des Eigennutzes ist.

Da glaubte Poltrot, daß der Zeitpunkt gekommen, wo es nothwendig sei, d'Oysels Schreiben zu überreichen. Der Herzog überlas es schnell.

Nun! Es freuet mich, Meré, sagte er mit Huld, daß ich Eurer Wachsamkeit verdanke, daß der Prinz seiner Haft nicht entrann. Ihr selbst habt Euern Diener den Richtern übergeben. Ich bin Euch verpflichtet. Habt Ihr einen Wunsch — meine Gnade wird ihn Euch nicht versagen!

Gnädiger Herr! rief Poltrot, in diesem Augenblicke sich vergessend und nur an Adelinen und das Schicksal denkend, dem die Arme entgegen ging: gewährt mir eine Bitte! Straft den Jüngling nicht wegen seines Vergehens! — Der Herzog blickte finster auf ihn. — Be-

denkt, kaum achtzehn Jahre, der Sohn eines Edeln aus Vassy. Das Blutbad seiner Vaterstadt schwebte vor seinem Auge. Könnt Ihr es ihm verargen, ihm, der die Seinen bluten sah unter dem Schwerte der Euren, ihm, der seinem Glauben anhängt mit Schwärmerei, daß er zu seiner Verherrlichung wirkte?

Mit verschränkten Armen, unbeweglich, stand der Herzog vor Poltrot. Sein Feuerauge rollte, sein Mund zuckte, seine Faust ballte sich. — Poltrot, ob er jetzt gleich fühlte, welche Thorheit er begangen, begegnete des Herzogs Flammenblicke mit Ruhe.

So standen sie sich gegenüber. Im Innern des Herzogs schien etwas zu kämpfen.

Ich will vergessen, was Ihr mir zu sagen wagtet, sonst müßte Euer Kopf für Euern Wahnsinn büßen! rief er mit ruhigem Ernste. Dankt es einer geheimen Macht, die stärker ist als mein Wille, daß sie mich abhält, Euch zu zermalmen; doch entfernt Euch von meiner Person! Ich liebe die Schwärmer nicht um mich, ich will nur ergebene, nicht freche Diener!

Mit einem Blicke, der selbst einen Guise erschrecken konnte, trat Poltrot dem Herzoge einen Schritt näher, aber schnell faßte er sich

und

Während der Diener eilig nach dem Küraß griff, trat Rosen ans Fenster. Deutlich konnte er jetzt aus der Gegend von Rheinau her, Kanonenschüsse hören. Unwillkührlich duldete er nun, an die Warnung von gestern denkend, daß der Diener ihm den Küraß umschnallte, und da die Schüsse sich mehrten, erfaßte er hastig Helm und Schwert, eilte die Treppe hinunter, schwang sich auf sein Roß und in diesem Augenblick nur an seine Pflicht denkend, jagte er der Ill Brücke zu.

Schon unterweges begegnete ihm ein Officier, der ihm von dem Schießen, das man jetzt deutlicher hören konnte, Meldung brachte. Rosen säumte keinen Augenblick, sandte einen Diener nach Straßburg an den Freiherrn und seine Tochter, ließ das Vorgefallene melden, sich entschuldigen und bitten, die Feierlichkeit bis zum andern Tag aufzuschieben, wo er wieder einzutreffen gedenke und trabte nun mit seinen Reitern den Schanzen zu. Bald ereilte ihn Manicamp, der durch den Kanonendonner geweckt, sogleich ahnete, was vorging und den Angriff auf Wittenweier vermuthend, mit verhängtem Zügel den Schanzen zu sprengte, um wo möglich durch seine Gegenwart die Absicht des Feindes zu vereiteln. Er wollte auch jetzt Rosen voran eilen, doch dieser hielt ihn zurück. „Herr Manicamp" sagte der Bedächtige „Johann von Werth leitet sicher den Angriff und Eure Nachrichten, daß er in Breisach an seiner Wunde darnieder läge, waren falsch. Wir müssen deshalb auf unserer Huth sein. Gedenke ich der Warnung von gestern, so scheint sie mir eine Falle, mich mit meinen Reitern herbei zu locken — Hört nur den Kanonendonner, der Angriff ist auf dieser Seite, nicht bei Wittenweier, wir kommen zu

und neigte sich tief. Sein ganzes Gesicht drückte nur noch Unterwürfigkeit aus. Ich gehorche Eurem Befehle! sagte er mit leidenschaftlicher Wärme; aber gnädigster Herr! da auch in mir eine innere Stimme gebietet, so wird dieser harte Befehl mich nicht von Euch weisen können; mein Schicksal kettet mich an Euch; ich bleibe, trotz Eurer Ungenade, dennoch Euer getreuester Diener, der Euch nie verläßt, selbst in der Todesstunde nicht!

Dem Herzog war diese Kühnheit, dieser Ton neu. Mit Wärme aus der Tiefe des Innern, mit fester Ueberzeugung gesprochen, mußten diese Worte auf einen Mann, wie Guise, wirken, der alles Sonderbare liebte und nicht frei von dem Wahne war, aus den Sternen sein Schicksal lesen zu können. — Seid Ihr eingeweiht in die Geheimnisse der Astrologie? fragte er rasch Poltrot.

Nicht im mindesten, gnädigster Herr! sagte dieser gleichgültig.

Und was nennt Ihr die innere Stimme, die Euch gebietet? fragte der Herzog.

Den festen Glauben, daß es so ist, so werden wird, der feste Glaube, der mich noch nie betrog! erwiederte Poltrot.

Schließt Euch an die Cuiraſſiere des Herzogs von Aumale, ſagte Guiſe nach einigem Nachdenken, und beweiſ't heute Nachmittag am Porteraux, daß Euer Arm mir, Euer Herz dem katholiſchen Glauben gehört.

Poltrot verneigte ſich. Von dem Fräulein von Limeuil habe ich meinem gnädigſten Herrn nichts zu berichten, ſagte er im Abgehen, als wolle er den letzten Pfeil noch abdrücken — und ſo entfernte er ſich. —

15.

Als der Herzog in den Trancheen vor der Vorſtadt Porteraux, welche die Loire von Orleans trennt, angekommen war, begann das Geſchütz zu donnern und die Heerhaufen bildeten ſich. An die Spitze des franzöſiſchen Fußvolkes ſtellte ſich der Herzog ſelbſt, und befahl zu ſtürmen, während die Spanier unter dem Herzoge von Aumale von einer andern Seite, von den Cuiraſſiren unterſtützt, den Angriff begannen. Ein Retranchement, von Duras mit vier Compagnien Gaskognier vertheidigt, leiſtete tapfern Widerſtand — mehrmals wichen die königs-

lichen Truppen, von neuem führte sie der Herzog heran, alle seine Beharrlichkeit war vergebens. Duras und seine gaskognische Bande standen fest, und schon ließ der Herzog ab vom Sturm und schickte nach dem Lager, frische Truppen zu holen, als er im Rücken des Feindes die Cuirassiere ansprengen sah. D'Aumale hatte nur wenigen Widerstand gefunden. Die Lanzenknechte, die ihm entgegengestanden, waren schnell der Brücke zugeflohen, und so war es ihm möglich geworden, dem Herzoge zu Hülfe zu eilen. Dieser stürmte von neuem; Duras und seine Gaskognier wehrten sich tapfer, doch sie mußten der Uebermacht unterliegen. — Die Vorstadt war erobert, alles stürmte nach den beiden Thürmen, den Tournellen, welche die Brücke an dem linken Loire-Ufer vertheidigten. Doch Guise, zufrieden, den Porteraux so wohlfeilen Kaufes errungen zu haben, ließ zum Rückzuge blasen, und sagte zu Castelnau, der ihn begleitet hattte: Wäre die Königin hier und hätte gesehen, was Ihr sahet, sie verlangte sicher nicht mehr, daß ich die Belagerung aufheben sollte.

Poltrot hielt, unfern des Herzoges, bei einer Abtheilung Cuirassiere, und ließ sich eine

leichte Wunde an seinem linken Arme verbinden. Der Herzog bemerkte ihn, ritt auf ihn zu und fragte theilnehmend: Ihr seid verwundet, Herr von Meré? — Es thut mir leid, doch freut es mich, daß Ihr meiner eingedenk waret, ich glaube Euch an Eurem rothen Federbusche bei dem Sturme auf die Gaskognier erkannt zu haben. Erlaubt es Eure Wunde, so kömmt Ihr morgen in Corné meine Befehle erwarten.

Poltrot verbeugte sich und schwieg. Wüthend sein Schicksal verfluchend, das ihn gezwungen, gegen seine Glaubensbrüder zu fechten, hatte er nur Sinn für die Rache, nur Augen für die Tournellen, von deren Vertheidigung er das Schicksal Orleans abhängig glaubte. Du bist reif! rief er dumpf vor sich hin, drum schnell ans Werk!

Als er des andern Tages nach Corné kam, des Herzogs Befehle zu vernehmen, war der Kardinal von Lothringen zugegen. Dieser that eine Menge Fragen an ihn, die Entführung des Prinzen betreffend. Auch des Herzogs Auge ruhte durchdringend auf ihm, so daß Poltrot leicht sehen konnte, daß neues Mißtrauen gegen ihn in den Guisen aufgeregt worden sei.

Doch entließ ihn der Herzog gnädig und befahl ihm, zu einem Spazierritte ihm zu folgen.

Nur gering war die Begleitung der beiden lothringischen Prinzen; kaum sechs oder acht Edelleute aus des Herzogs Gefolge. Nachdem sie eine halbe Stunde geritten waren, sahen sie in einiger Entfernung einen Trupp Reiter sich nahen. Ohne sich weiter um sie zu kümmern, ritt der Herzog auf sie zu; der Kardinal aber rief Poltrot zu sich, sprach mit ihm von gleichgültigen Dingen und schien absichtlich seine Aufmerksamkeit von den ihnen Entgegenkommenden abzulenken. Jetzt waren sie kaum noch 20 Schritte entfernt, als der Herzog sich rasch zu Poltrot wendete und ihm befahl, zu fragen, wer die Reiter wären und wohin sie zögen. Poltrot sprengte ihnen entgegen. Sein ahnendes Herz betrog ihn nicht. Es war Adeline, die nach Corné geführt wurde.

Herr! — rief sie bei seinem Anblicke sich vergessend — Mein lieber, guter Herr!

Unglücklicher! — rief Poltrot mit mehr Fassung, und schnell übersah er seine Lage. — Verräther! — fuhr er fort — Verräther an Deinem Herrn und Deinem Glauben, fort von mir. — Er wollte zum Herzoge zurücksprengen,

dieser hielt aber schon dicht hinter ihm. — Es ist mein Stallmeister, gnädiger Herr — rief er diesem entgegen — der nämliche, der in Onzain — —

Schon gut! — sagte der Herzog — Man übergebe ihn dem Profoße. — Er winkte dem Anführer: der Trupp ritt vorbei. Adelinens Auge sah ruhig und gefaßt umher, neigte sich bescheiden vor dem Herzoge und warf einen bittenden Blick auf Poltrot, welchen der Kardinal unverwandt beobachtet hatte.

Schade um den Jüngling! — sagte der Herzog, sich zu Poltrot wendend, der mit dem kältesten Gleichmuthe dem Zuge nachsah. — Es liegt viel Einnehmendes in seinem Gesichte, schade, daß ein solcher Kopf dem Henker zu Theil werden muß.

Weshalb schade, mein gnädiger Herr! — erwiederte dieser. Kopf um Kopf, heute dieser, morgen jener, heute die Knospe, morgen die Blume, heute der Knecht, morgen der Herr; — des Todes Sense trifft das Hohe wie das Niedere, die Jugend wie das Alter.

Ihr scheint ja jetzt sehr gleichgültig gegen Eures Stallmeisters Schicksal zu seyn, und vor-

hin nahmt Ihr so warmen Antheil daran! sagte der Herzog.

Der Mensch ist Sklave des Augenblicks, — erwiederte Poltrot — vorhin übermannte mich das Gefühl — —

Und jetzt? unterbrach ihn der Herzog.

Jetzt fühle ich, — sagte Poltrot mit der Miene des Hofmannes — daß mir meines Dieners Leben nicht so viel werth seyn darf, als meines Herrn Gnade.

Traut diesem nicht! — sagte der Kardinal zu seinem Bruder, als sie jetzt einen Seitenweg einschlugen, der sie nach dem Porteraux führte, und das Gefolge in einiger Entfernung hinter sich zurückgelassen hatten. Auf dieses Menschen Gesichte drücken sich alle wilde Leidenschaften aus — und eine glühende Flamme blitzt durch seinen kalten Gleichmuth hindurch. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin, daß Ihr ihn in Euern Dienst genommen habt.

Auch mir ist dieser Meré oft zuwider! sagte der Herzog. Belausche ich ihn zuweilen, wenn er starr vor sich sieht, oder mich unverwandt anblickt, so ist es mir, als ob meine Hand nach dem Schwerte greifen müßte, und doch mag ich ihn nicht von mir entfernen.

Und warum nicht? — fragte der Kardinal — Ihr seid doch sonst so rasch in Euern Entschlüssen und so schnell in der Ausführung.

Ihr werdet über mich lächeln, — antwortete der Herzog — doch hört. Ich schickte nach der Schlacht den Herrn von Meré an meine Gemahlin nach Paris, sie abzuhalten, mit dem Hofe nach Rambouillet zu kommen. Sie war mir dort in mancher Beziehung im Wege. Als Poltrot seinen Auftrag ausgerichtet und sich eben entfernt hat, tritt das alte Zigeuner-Weib, auf dessen Gabe der Wahrsagung, wie Ihr wißt, die Herzogin so viel hält, zu ihm auf der Galerie, hält ihn an, betrachtet seine Hand und sagt ihm: Herr! Frankreich wird bald von Euch viel zu reden haben, geht mit Gott! — und als sie zur Herzogin eintritt, kommt sie dieser mit den Worten entgegen: Der Euch eben verließ, wird Orleans dem Könige erobern, die Lineamente seiner Hand gleichen ganz denen Eures gnädigen Herrn und Gemahls, deshalb ist ihr Schicksal in einander verflochten. Sie sterben an einem Tage, den Gott noch weit, weit entfernen möge! Meine Gemahlin berichtete mir dies sogleich, und es war eine der Ursachen, warum ich Poltrot nicht mit vor Or-

leans nahm, sondern ihn nach Onzain schickte; ich wollte ihn von der Stadt entfernen, die er dem Könige erobern sollte. Doch da er gestern ohne meinen Befehl hier eintraf, glaubte ich, mich dem Schicksale nicht entgegen stemmen zu dürfen, ich nahm ihn mit zu dem Sturme des Porteraux, und er war einer der Ersten, die in die Verschanzung des Duras eindrangen. Der Mensch ist mir widrig, oft grausig, ich gestehe es Euch offen; aber ich fühle mich an ihn gekettet und kann ihn nicht von mir entfernen.

Der Kardinal lächelte. Ihr wißt, sagte er mit Unmuth, wie wenig ich auf dergleichen halte. Den Blick in die Zukunft versagte der Himmel Jedem, und solch ein elendes Weib wird wahrlich nicht die Auserwählte des Herrn seyn. Thut, was Euch gut dünkt, doch seid auf Eurer Hut. Es liegt so viel Widersprechendes in dieses Menschen Blicke; jetzt scheint er sanft, still in sich gekehrt, dann wild, sogar blutdürstig, ich traue ihm nicht. Entfernt ihn wenigstens von Eurer Person!

Das will ich! sagte Guise in Gedanken versunken. Doch bei dem Sturme auf die Tournellen will ich ihn noch einmal mit dem Schicksale prüfen. Denn — er reichte dem Kardi-

nal die Hand, hielt sein Pferd unter einem alten Ulmbaume an, der auf dem Wege von Orleans nach Corné einsam auf dem Felde stand, und zeigte mit der Hand nach der Stadt — mit Orleans erobere ich mir die Herrschaft — die Hugenotten sinken in nichts zurück, die Königin verliere mit ihnen ihre heimliche Stütze, der alte Connetable, dies blinde Werkzeug in unserer Hand, wird wieder frei, ohne daß wir nöthig haben, ihn gegen den Prinzen auszuwechseln, der dann in Onzain thatenlos leben mag!

Weit aussehende Pläne, mein Bruder! unterbrach ihn der Kardinal. Schöne Früchte, die Ihr mir am Baume zeigt, nur fehlt ihnen noch die Reife. Und haltet Ihr den König für nichts?

Ein Knabe ist er, lenksam —

Nicht wie Franz, unterbrach ihn der Kardinal. Unbändig wild, jähzornig ist er. Schon jetzt sträubt er sich gegen die Zügel, die Katharine ihm anlegt. Ihr beurtheilt ihn falsch. Ueberhaupt reißt Euch Eure Einbildungkraft oft zu schnell vorwärts. Glaubt es mir, noch ist die Frucht nicht reif, noch die Zeit nicht da.

Ihr seid sonderbar, mein Bruder! — er-

ſpät! — Bleibt bei mir, ſagt nicht unvorſichtig der Gefahr entgegen!“ Manicamp folgte ſeinem Rathe und blieb. Als ſie gegen Gerſten kamen, ſandte Roſen eine Abtheilung voraus, die ſich durch den Buſch, der ſich längs dem Rhein heraufzog, ſchleichen und was ſich dort begab, ausſpähen ſollte, er ſelbſt folgte ihnen auf der geraden Landſtraße. Je näher ſie kamen, deſto deutlicher zeigte ihnen die Richtung, in der ſie das Feuern hörten, daß der Angriff den Schanzen des linken Rheinufers gelte, und als ſie in das, von allen Einwohnern verlaſſene Obenen einritten, kam ihnen auch der zum Ausſpähen ausgeſchickte Haufen mit einigen Gefangenen entgegen, von welchen Roſen erfuhr, daß ein Regiment kaiſerlicher Dragoner ſich durch den Wald geſchlichen habe, um die Brücke von Kraft zu nehmen und ihm ſo den Rückzug nach Straßburg abzuſchneiden, daß die Brücken von Roſfelden und Hülzheim beſetzt und es unmöglich ſei, nach Bennfeld oder Schlottſtadt zu kommen. Auch erfuhr er, daß ſchon die äußeren Schanzen faſt ohne Gegenwehr genommen wären und Johann von Werth mit einer bedeutenden Macht auf dieſer, Enkvorth auf der andern Seite ſtehe. Es war ihnen nun durch dieſe Ausſage jede Hoffnung genommen, die Schanzen zu gewinnen, ſie mußten ſich ihrem Schickſal überlaſſen und nur darauf denken, wie ſie ſich und die Reiter retten könnten. Das Gewagteſte ſchien Roſen das Beſte. Er verfolgte ſeinen Weg, verließ ihn erſt da, wo er von Rheinau aus bemerkt werden konnte und hoffte über Neukilch ſich hinter der Höhe weg nach Zelſenheim zu ſchleichen; aber ſchon vor dem erſten Orte fand er 200 Kroaten zu ſeinem Empfange aufgeſtellt. Er griff ſie mit Un-

wiederte der Herzog unwillig. Wo ich zaudere, treibt Ihr mich, und wo ich rasch vorwärts will, haltet Ihr mich zurück; oft begreif' ich Euch nicht. Euer Verstand wägt zu sorgfältig, Euer Geist, nur gewohnt, auf dem krummen Pfade des Hoflebens sich zu bewegen, scheuet den geraden, offenen Weg des Kriegers. Ihr seid taub gegen die innere Stimme, die in des Menschen Brust mit mächtiger Gewalt ihm zuruft und ihn zum Großen treibt; Ihr mißtrauet, Ihr glaubt ihr nicht! Aber zu mir spricht sie in den entscheidenden Augenblicken meines Lebens — ihr folgt' ich beim Sturm von Calais — sie hielt mich am Tage vor Dreux bei Blainville zurück und gab mir den Sieg — sie spricht jetzt zu mir! Gedenkt meiner Worte, Kardinal, gedenkt dieses Baumes, unter dessen entlaubten Aesten ich zu Euch rede — Orleans wird durch mich in Kurzem fallen, die Meinen werden die Hand ausstrecken nach Frankreichs Krone, groß und herrlich der Name Guise tönen durch die Welt. Dies hat mir mancher weise Spruch vorher verkündigt, und mehr als dies, die innere Stimme meiner Brust. Was laut aus meinem Innern mir zurief, erfüllte das Schicksal auch stets.

Das gebe Gott! ſagte der Kardinal. Doch vertrau' ich Eurem Arme, Eurem Kopfe mehr, als dem prophetiſchen Geiſte, mein Bruder! Nehmt die Tournellen — nehmt die Inſeln, ſo iſt Orleans Euer, laßt meinen Geiſt für Euch auf den krummen Wegen des Hoflebens ſich bewegen, während Ihr mit dem Schwerte ſchlagt; erwartet alles von Eurem Muthe und nichts von der Stimme Eures Innern, noch weniger von den Worten eines betrügeriſchen Zigeuner-Weibes.

Der Herzog wand raſch ſein Pferd, kehrte zu ſeiner Begleitung zurück und ritt ſchweigend, ohne das Geſpräch mit dem Kardinal fortzuſetzen, nach Gorné zurück. —

16.

Dort war indeß Adeline in das Gefängniß des Thurmes gebracht worden und erwartete mit Ruhe und Hingebung ihr Schickſal. Der Tod war ihr erwünſcht, des Lebens Glanz ja längſt ſchon erloſchen. Poltrot liebte ſie, das hatte er ihr geſagt, ſein Herz ihr geöffnet, an ſeiner Bruſt hatte ſie geruht, von ſeinen Lip-

pen die Erinnerung vergangener Wonne gesogen, was wollte sie mehr? Für ihren Glauben, und was sie noch mehr ermuthigte, für ihren Geliebten starb sie, und längst schon hatte sie ja mit der Welt und ihren Freuden abgeschlossen. Ja, Poltrot! rief sie aus, und die dunkeln Wände ihres Kerkers hallten des Geliebten Namen wieder: für Dich zu sterben ist so süß! muß ich auch in des Lebens Frische schon verwelken, ist's doch für Dich! Dort find' ich Dich, Du folgst mir bald, ich weiß es, mein Geliebter, bald! Sein Bild, freundlich, mild, wie sie es in jener Rosenlaube in ihrem Traume gesehen, trat vor sie, der Schlaf mit seinen Mohnblüthen umschwebte die Unglückliche, sie legte auf einen Stein ihr müdes Haupt und entschlummerte sanft.

Nicht so Poltrot. Auf sein brennendes Auge senkte sich kein Schlaf. Mit sich selbst im Streite, durchirrte er in der kalten Nacht das öde Feld, überall verfolgte ihn Adelinens Bild. Er wollte seine erhitzte Phantasie zwingen, sie ihm, umgeben von der Glorie einer Märtyrerin, zu zeigen, und immer trat das duldende Mädchen vor ihn, die er dem Hochgerichte entge-

genführte; die Glorie verschwand, nur der Todtenkranz umschlang ihre Locken. Ach, in dem Augenblicke der Entscheidung steht die That oft in ganz andern Farben vor uns, als unsere Phantasie in der Entfernung sie sich malte. Daß er selbst sie angeklagt, daß er nicht allein seinem finstern Schicksale entgegengegangen sei und sie mit sich fortgerissen, das quälte ihn unaussprechlich, und der Gedanke, daß wohl der Tod ihre Schuld abwaschen könne, vermochte nicht mehr, ihm ein tröstender Gedanke zu seyn. Ich nur bin ihr Mörder! rief er, und deßhalb muß ich sie retten! Mit ihrem Todesurtheile, Guise, unterschreibst Du das Deine! und doch — fuhr er plötzlich auf, doch graus't mir vor dem blutigen Morde! Oft ruft mir eine innere Stimme zu: Wer hat dich berufen, das Schwert des Herrn zu führen? — Doch ich muß sie retten — ich muß!

Er stürzte zurück in seine kleine Wohnung, wo ihn der Morgen noch wachend fand — fest stand sein Entschluß.

17.

Des Kerkers Thüren rasselten auf. — Erst jetzt erwachte Adeline.

Steht auf, Pierre! — rief ihm des Kerkermeisters rauhe Stimme entgegen — Es ist Zeit, die Richter erwarten Euch.

Freundlich, als sei sie von eines Engels Stimme geweckt, blickte sie auf. Ich werde Euch folgen, lieber Herr! sagte sie liebreich, ordnete schnell ihren Anzug, nahm ihr Barett und folgte dem Manne, der sie der Wache übergab.

Als sie über den Schloßhof ging, sah sie in einiger Entfernung den getreuen Diener Poltrots stehen, den Einzigen, der sie und ihr Schicksal kannte. Sie winkte ihm lächelnd, als ob sie wüßte, daß er diesen Blick des Trostes seinem Herrn überbringen würde, und trat jetzt durch die Reihen neugieriger Zuschauer in den hohen Bogengang des Schlosses. Ueberall erweckte sie Theilnahme, oft tönten ihr die Mitleidworte entgegen: Der arme Jüngling, noch so jung, wohl schade, daß sein kühner Muth so belohnt werden muß! Aber sie hörte auch die Worte: Ketzer, Hugenotte — zum

Blutgerüste mit ihm! Dies erschreckte sie nicht, freundlich ging sie vorüber, und ihre ruhige Fassung besänftigte selbst das Herz der wilden Fanatiker.

Die Thüren des Saales öffneten sich, durch die Menge der Zuschauer wurde sie eingeführt und die Augen niederschlagend trat sie vor ihre Richter.

Messire Pierre! — hol jetzt eine ihr bekannte Stimme an. Sie schlug die Augen auf, vor ihr saß der Chevalier Billy, als Vorsitzer des Gerichts, umgeben von einigen andern Offizieren.

Ein schmerzliches Lächeln überflog ihr Gesicht — Todtenblässe das Seine. — Messire Pierre! fuhr er mit zitternder Stimme fort — Euer Name — Geburtsort?

Mein Vater war der Ecuyer Walbrun, Vassy war die Wiege — war das Grab meiner Jugend.

Euer Stand? fuhr Billy fort und suchte sich zu fassen.

Ich bin im Dienste des Jacques Peltrot, Herrn von Merè.

Mithin im Dienste unsers gnädigen Herrn, der

des Herzogs Franz von Guise? setzte Billy schnell hinzu.

Nein! sagte das Mädchen mit Festigkeit.

Ihr seid im Irrthume, unterbrach sie der Chevalier schnell — da Euer Herr im Dienste des Herzogs ist, seid Ihr es gleichfalls.

Warum soll ich im Dienste der Guisen seyn? — erwiederte sie mit Stolz — Ich bin es nicht und nie zu ihrem Dienst bereit. Ich erkenne nur für meine Herrn: Gott, Carl den 9ten von Frankreich und meinen guten Herrn Jacques Poltrot.

Billy warf einen bittenden Blick auf sie. Sie verstand ihn nicht. Er sollte sie ihre Worte abzuwägen bestimmen, und er führte nur die schreckliche Erinnerung zurück; der Mann saß ja vor ihr, der sie um ihr Erdenglück, um ihren Himmel betrogen hatte, er saß als Richter vor ihr, den sie vor Gottes Thron anklagen mußte. Der Todtgeglaubte, dem sie vielleicht das Leben gerettet, wollte ihr das Leben absprechen, und mit seinem Anblicke trat mahnend die Schuld vor sie. — Sterben sterben! rief sie sehnsuchtsvoll vor sich hin, und als sie den Blick aufhob gen Himmel, schien ihr die Glorie der Märtyrin entgegen zu strahlen, sie

ſtreckte unwillkührlich die Hände aus. — Eine dumpfe Stille herrſchte in der Verſammlung, alles blickte mit Rührung auf den Angeklagten, der wie in heiliger Verzückung den Himmel zu ſeiner Hülfe herabzubeten ſchien. Alles blickte auf ihn. Da rief ſie plötzlich mit feſtem, feierlichem Tone die Worte: Ich bin des Todes ſchuldig!

Schreibt, Greffier! — ſagte einer der beiſitzenden Richter — ſchreibt dies Geſtändniß nieder! — Der Chevalier Billy ſchwieg, während der Greffier ſchrieb; ſein Auge blickte regunglos auf das ſchwarze Tuch des Bluttiſches, während Adeline, die Hände gefaltet, ruhig ihr Schickſal zu erwarten ſchien.

Ich habe beendet! ſagte jetzt der Greffier.

So leſet! ſtammelte Billy.

Pierre Valbrun, hob dieſer an, gebürtig aus Waſſy, im Dienſte des Jacques Poltrot, Herrn von Meré, bekennet frei und ohne Zwang vor dieſem Gerichte, daß er des Todes ſchuldig ſei, weil er gegen Gott, den König und unſern gnädigen Herrn, den Herzog Franz von Gniſe, gefehlt —

Nein! unterbrach das Mädchen den Leſer mit Stolz. Nein! Was Ihr laſet, Greffier,

iſt eine Lüge! — Gegen Gott habe ich geſündigt, von einem Satan dazu gezwungen, doch blieb mein Herz rein, meine Seele Gott ergeben. — Gegen meinen König? Nein! die Ketten wollte ich brechen, womit die Fremdlinge ihn umſtricken, Condé wollte ich retten und mit ihm mein Vaterland — gegen Franz von Guiſe kann ich nicht fehlen, er iſt nicht mein Herr, iſt meines Königs Unterthan, gleich mir.

Schweigt! — riefen die Beiſitzer — Fahret fort, Greffier.

Daß er gegen unſern gnädigen Herrn Franz von Guiſe gefehlt, fuhr dieſer fort, dem Prinzen von Condé zur Flucht behülflich ſeyn wollte und hierdurch die Gebote des allergnädigſten Königs und des Herzogs von Guiſe übertrat. Wir, die von dem Herzoge, General-Lieutnant des Königs, beſtallten Richter, erklären ihn hiermit nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe und kraft dieſes des Todes ſchuldig und übergeben ihn der Hand des Nachrichters.

Habt Ihr noch etwas zu Eurer Entſchuldigung, oder was zur Milderung Eurer Strafe dienen könnte, anzubringen? fragte der Greffier.

Nichts! — ſagte Adeline — Ich ſterbe gern, ich ſterbe mit Freuden!

Als nun die Richter unterschrieben und jetzt Billy die Feder nahm, als Vorsitzer des Gerichts das Urthel mit seiner Unterschrift zu bestätigen, zitterte seine Hand, kalter Angstschweiß träufelte von seiner Stirn, zu Gott wollte er aufblicken und seine Barmherzigkeit anflehen — da traf sein Auge Poltrot's Flammenblick, der im Mantel gehüllt ihm gegenüber stand. — Auch Du hier, Rachegeist! rief er dumpf für sich und sein Blut erstarrte. Doch dieser Anblick ließ ihn auf Augenblicke Adelinen und seine Schuld vergessen. Trotziger Muth, dem Unholde sich entgegen zu stellen, gab ihm die Besinnung wieder. Er blickte starr, furchtbar auf Poltrot, ergriff jetzt mit Hast die Feder und, als ob er ihm damit Trotz bieten könnte, unterzeichnete er Adelinens Todesurtheil.

Man führe ihn ab! befahl Billy und stand heftig auf. Man führe ihn, in sein Gefängniß zurück

Ohne ihn seiner Mitschuldigen wegen zu vernehmen? fragten jetzt die Richter.

Der Chevalier setzte sich und winkte dem Sprecher, fortzufahren.

Da es unglaublich ist, hob dieser zu Adelinen an, daß Ihr ohne Mitschuldige ein so küh-

geſtüm an, warf ſie auf den erſten Anfall gegen Bennfeld zu und ſtatt nun ſeinen Weg in Eile fortzuſetzen, mochte ihn in dieſem Augenblick der Verdruß über Johann von Werths Unternehmen, auch wohl der Gedanke an die Wette zu dem kühnen Wagſtück verführen, ſich raſch nach Rheinau zu wenden, um vielleicht, da er vermuthete, daß alle Mannſchaft mit dem Angriff der Schanzen beſchäftigt ſein würde, dort Johann von Werth zu überfallen.

Allein dieſer ſetzte eben an der Spitze der Reiterei durch den Rhein, um die Verſchanzungen auf der Inſel anzugreifen, Roſens faſt tollkühnes Unternehmen hatte daher keinen weitern Erfolg, als daß er die Konſtabler einiger am Ufer aufgeſtellten halben Karthaunen niederhieb, mehrere Gefangene machte und durch ſein plötzliches Erſcheinen für eine kurze Zeit den Angriff auf die Inſel verzögerte und ſich dann ſchnell auf die Flucht begab.

Aber faſt hätte Roſen ſeine Tollkühnheit theuer bezahlen müſſen. Johann von Werth ließ ihn durch mehrere Schwadronen verfolgen, ſein Pferd ſtürzte und bald wäre er hier dem Feinde in die Hände gefallen; doch ſein Glück rettete ihn, er beſtieg ſchnell ein andres Roß und entkam mit Verluſt von 20 Pferden der Gefahr. Beſſer beritten, als ſeine Gegner, gewann er einen Vorſprung, warf ſich in die Gebüſche der Ilcher und gelangte, jedoch erſt am dritten Tage, mit 70 Pferden in Colmar an.

Hier erfuhr er die ſchmachvolle Vertheidigung und den Verluſt der Rheinſchanzen und daß Johann von Werth Bennfeld eingeſchloſſen und ſelbſt Schlettſtadt bedrohe, und ſo ſchmerzhaft es ihm auch war, ſich von Straßburg zu

nes Unternehmen begonnen hättet, so vermahne ich Euch in der Stunde des Todes, Euer Gewissen auch von dieser Schuld zu reinigen und uns die zu nennen, welche Euch mit Rath und That zur Ausführung Eures Werkes behülflich waren.

Adeline schwieg.

Nennt sie, oder erwartet das Aeußerste.

Ich habe keine Mitschuldige, erwiederte sie mit Ruhe. Keine!

Ich warne Euch noch einmal, Eure Jugend jammert mich, erwartet das Schrecklichste! rief einer der Richter.

Was mir werden kann, sagte Adeline mit Ruhe, kommt von Gott, sein Wille geschehe!

Da winkte der Grausame — ein schwarzer Vorhang theilte sich, die Werkzeuge der Marter standen plötzlich ihr gegenüber, zur schrecklichen Qual geordnet, da. Ein Diener des Gerichts führte Adelinen vor diese Vorboten des Todes, während die Menge der Zuschauer unwillig murrte und Poltrot, sich hindurchdrängend, den Saal verließ.

Als nun das Mädchen mit ruhigem Blicke dies Alles zu betrachten schien — der Scherge ein Instrument nach dem andern ihr vorzeigte

und sie mit den Schmerzen und Qualen bekannt machte, die ihrer warteten, wankten ihre Kniee; allmählig sank sie nieder, jedoch nicht abgespannt und von Furcht niedergedrückt; voll Andacht und Ergebung knieete sie vor Gott, dem Allerbarmer.

Vater im Himmel! — rief sie, und ihr feuchtes Auge blickte vertrauensvoll empor — Gieb mir Muth und Kraft, das Schmerzlichste zu ertragen. Gieb mir alle Qualen der Erde, daß sie mich reinigen von meiner Schuld und einführen in Dein himmlisches Reich. — Vergieb denen, die mich unglücklich machten, so wie ich ihnen vergebe, und laß mich sterben zur Verherrlichung Deines Glaubens, Deiner reinen Lehre! Ermuthigt, gestärkt hob sie sich auf und trat mit dem Blicke einer Heiligen vor ihre Henker. Nun beginnt! rief sie ihnen zu und streckte ihren Arm der Folter entgegen.

Als jedoch die Fühllosen sie fassen, hinschleppen wollten, rief plötzlich der Chevalier Billy ein donnerndes Halt! — Keine Marter! — rief er — führt ihn zurück in den Kerker!

Die Richter sahen ihn verwundert an.

Was ich thue, vertrete ich bei dem Herzoge!

— rief er verzweiflungvoll. — Er winkte und Adeline wurde abgeführt.

Eben als sie über den Schloßhof ging, stürzte Poltrot mit stierem Blicke wie ein Wahnsinniger durch die Menge. Vier Pistolen steckten neben dem Dolche im Gürtel, sein ganzes Gesicht war verstört. Doch wie er Adelinen erblickte, sie ihm freundlich tröstend zulächelte, hielt er an! Jean, sein treuer Diener, der ihm gefolgt war, faßte seinen Arm und zog ihn wieder nach ihrer Wohnung zurück.

18.

Wie der Tiger, wenn er die Höhle seines Feindes umkreis't und den Augenblick gierig erwartet, wo er mit einem kühnen Sprunge seine Beute packen kann, so schlich während des ganzen Tages Poltrot um die Mauern des Schlosses von Corné — Guise war nicht sichtbar, den Chevalier Billy konnte er nirgend treffen. Die Nacht verging ihm unter qualvoller Angst; das Gerücht hatte sich verbreitet, daß am andern Morgen die Hinrichtung des zum Tode Verurtheilten vor sich gehen sollte, und furchtbar war

die Stimmung seines Innern. Immer noch mit sich im Kampfe, wünschte er bald Adelinens Märtyrertod, bald mußte er sich als ihr Mörder anklagen.

So brach der Morgen heran und brachte ihm die Ruhe nicht zurück. Er wußte nicht, daß Abgesandte vom Hofe angekommen waren, Unterhandlungen mit Orleans und der Prinzessin von Condé anzuknüpfen, und daß dies und ein Unternehmen, das Guise heimlich beschlossen hatte, diese Unterhandlungen, die nicht in seinem Plane lagen, abzubrechen, ihn bewogen, die Hinrichtung bis zu einem andern Tage aufzuschieben.

Dies konnte Poltrot nicht ahnen. Er sah alle Vorbereitungen beendet, er sah den Augenblick nahen, der über Adelinens Leben entscheiden würde, seine Angst war grenzenlos; je mehr sich die Entscheidung nahte, desto mehr schwand der Fanatismus und die Liebe behielt die Oberhand in seinem Herzen. Adeline mußte er retten, und immer erschien Guise noch nicht. Da faßte er den kühnen Entschluß, eine Audienz bei ihm zu verlangen und die That zu vollbringen, auch ohne die kleinste Hoffnung eigener Rettung. Nur mit Schwert und Dolch

bewaffnet, trat er in des Herzogs Vorzimmer und ließ ihn wissen, daß er in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu sprechen habe; doch Guise ließ ihm sagen, es habe Zeit bis morgen, mit Tagesanbruch solle er sich im Schlosse zu Pferd und wohl bewaffnet einfinden, dann wolle der Herzog ihn hören.

Er mußte wiedrr heimkehren, und jede Stunde mehrte seine namenlose Angst. Erst als die Sonne sank, als er die Gewißheit hatte, daß für heute wenigstens Adelinens Leben gesichert sei, legte er sich auf sein Lager, den Schlaf zu suchen, der ihn schon seit vielen Nächten geflohen hatte; aber vergebens. Zu aufgeregt waren seine Lebensgeister — auch heute erquickte ihn kein Schlummer.

Schon war es Nacht, da sprang er vom Lager auf, gürtete sein Schwert um und verließ die Wohnung. Hell schien der Mond, leuchtend glänzte das Kreuz auf dem Thurme der Kirche von Cornè; in düsterer Wolken Schatten gehüllt, stand ihr der alte Thurm des Schlosses gegenüber, der all' sein Sehnen, all' seine Qual, all' seine Wonne verschloß. Ueber die Gräber hinweg schritt er dem Schlosse zu, lehnte sich an einen Baum, der einsam hinter

dem Friedhofe ſtand, und blickte hinüber nach den einſamen Mauern des Thurmes. Düſter, blutig waten ſeine Gedanken vor ihn. Die vorüberziehenden Wolken bildeten ſich ſeiner Einbildungkraft zu dunkeln Geſtalten, denen dieſe Leben und Farbe gab; wo des Mondes Licht ſie glühend färbte, wo ſein Strahl die dunkeln mit Gold beſäumte, da ſah er Flammen, die über Orleans ſich breiteten; zum Dolche ward ihm der ſchmale Lichtſtreif einer dahinziehenden, und die finſtern, die über ihn weg jagten, bildeten ihm die Gewitterwolken, die im Traume über Adelinen geſchwebt und aus welchen die Geier auf ihn herabgeſchoſſen waren. Abgeſpannt an Körper und Geiſt, ſah er hinauf zum Himmel; nicht Worte, ſelbſt ſeine Gedanken nicht, die wie ein Chaos in ihm wogten, ſtiegen als Gebet zum Himmel auf. Mord! war das dumpfe Gefühl ſeiner Seele, Mord, vor dem er bebte, nach dem er doch gierig griff. So ſtand er, den Blick nach dem Thurme von Corné gerichtet, in dumpfer Gefühlloſigkeit, als er von fern Gewaffnete erblickte, die nicht weit von ihm ihre Richtung nach dem Thurme nahmen und die, überall umherlugend, mit Vorſicht durch die Nacht zu ſchleichen ſchienen.

Dies weckte ihn aus seinen düstern Träumen, er folgte ihnen in einiger Entfernung. Nicht weit mehr von dem Garten des Schlosses schienen sie ihn gewahr zu werden. Sie stutzten, kehrten um; er ging ihnen kühn entgegen und zog sein Schwert; doch schnell von der Menge umringt, wurde er, trotz seiner Gegenwehr, entwaffnet, gebunden und geknebelt; sie ließen ihn so auf freier Erde liegen und verschwanden durch ein kleines Pförtchen des Gartens.

Lange lag er so da, die Wolken zogen jetzt gestaltlos an ihm vorüber, seine Einbildungkraft war abgespannt, seine Gedanken folgten nur den Bewaffneten. Sollten sie vielleicht Adelinen zum Tode führen, sollte in der Nacht die blinde, unerbittliche Gerechtigkeit heimlich ihr Opfer morden? und du liegst hülflos hier — an dir vorüber könnte sie ziehen und dein Arm ist gebunden, dein Mund ist der Sprache beraubt. — Und wie er noch so dachte, öffnete sich die Pforte, die Gewaffneten traten heraus, schlossen sie vorsichtig wieder und kamen ihm näher. Sie schienen jemand in ihrer Mitte zu führen. Da strahlte der Mond hellglänzend durch zerrissene Wolken hindurch und erleuchtete — armer Unglücklicher! verschließe den

Schrei in deine wogende Brust, banne den Jammer in dein klopfendes Herz! — Adeline war's! Sie zog an ihm vorüber, und er lag hülflos da, nur wie ein Wurm konnte er sich krümmen im Staube, nur sein Auge ihnen bis zum Friedhofe von Corné folgen, und zum Richtplatz führte man sie, des war er gewiß.

Schicksal! Schicksal! schrie er auf! Hülflos, wie ich hier liege, trotz' ich Dir und fordere Dich auf zum Kampfe. Sie zieht zum Tode. Auch ich, wenn die Geier des Himmels mit dem Frührothe über mich ziehen, sich auf den Hülflosen senken und ihn zerfleischen, oder diese Bande sich lösen und ich der Rache ihn und mich zum Opfer weihe, dann, armseliges Geschick, hast Du Deine Macht an mir verloren. Jenseit dieses Staubes ist Deines Reiches Grenze, dort über den Sternen bin ich Dein Herr! Ich trotze Dir und erwarte Dich in den Schranken.

In dumpfer Ruhe schloß er die Augen, gleichgültig gegen alles, was ihm nun noch begegnen könne. So lag er manche lange Stunde. Da hörte er Tritte. — Herr! schrie sein treuer Jean: Herr! sind' ich Euch hier und so wieder? Schnell war er entfesselt, doch die starr gewordenen Glieder versagten ihm den Dienst

und von Jean geleitet, konnte er anfangs nur langsam vorwärts schreiten. Doch nach und nach gäben die erregten Lebensgeister dem Körper die Kräfte zurück, und ohne auf des Dieners Fragen zu achten, schritt er hastig dem Friedhofe zu.

Sattle den Rappen, leg' Harnisch und Helm zurecht und erwarte mich! rief er diesem zu. Geh! sagte er zornig zu dem Zögernden, und erfülle meine Befehle!

Der Diener ging. Er aber trat auf den Friedhof, untersuchte im Mondscheine alles, was nur auf Menschen und ihre Tritte deuten konnte. Nichts zeigte ihm irgend eine Spur, kein frisches Grab den Ort, wo das Todesopfer den ewigen Schlummer begonnen.

Schon dämmerte der Morgen, als er vor seine Wohnung trat und das Wiehern seines Streitrosses ihn begrüßte. Jean erwartete ihn. Schnell ließ er sich wappnen, lud die Pistolen und schwang sich auf das Roß. Leb' wohl! rief er dem Diener zu. Grüß' meinen alten Vater und gedenke mein! — Er sprengte dem Schlosse zu.

19.

Im Schloſſe war alles leer, der Herzog hatte es vor Kurzem mit ſeinem Gefolge verlaſſen und war nach Orleans zu geritten. Poltrot folgte ihm, und wie er in der grauen Dämmerung, dicht vor dem Porteraux, des Herzogs Gefolge erblickte, ſpornte er mit wilder Wuth ſeinen Rappen und ſprengte ſeinem Geſchicke entgegen.

Am Eingange der Vorſtadt traf er den Herzog, der ihn auch ſogleich erblickte.

Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, Herr von Meré! rief er ihm zu. Was Ihr mir zu berichten habt, hat Zeit, bis wir hier vollendet. Es gilt den Angriff der Tournellen! Schließt Euch dort an jenen Haufen rechts, Eurem Muthe, den Ihr ſo oft bewieſen, vertraue ich, daß Ihr der erſte ſeid, die alten Thürme zu erſteigen. Geht mit Gott!

Der Herzog ſprengte in dieſem Augenblicke in eine Seitenſtraße, ſein Gefolge drängte ſich zwiſchen ihn und Poltrot, der mit Ingrimm ihn aus den Augen verlor, und nun mechaniſch dem Haufen, der zum Ueberfall der Tournellen beſtimmt war, folgte.

entfernen, beſchloß er doch unter dieſen Umſtänden zum Herzog nach Dellsberg zu ziehen.

Unter den bei Rheinau Verlornen war auch Rittmeiſter Brandenſtein. Sein Pferd wurde ihm erſchoſſen und er gefangen genommen; Roſen ſchmerzte ſein Verluſt ſehr. Wie erſtaunte er aber, als er ihn am andern Tage in Colmar bei ſich eintreten ſah. Johann von Werth hatte ihn mit dem Auftrag zurückgeſandt, Obriſt Roſen ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen:

„Obriſt Roſen!

„Ich glaube wohl, nun die Wette gewonnen zu haben, da ich die, auch Euch anvertrauten Schanzen „überrumpelt und genommen habe und Euch vor mir „fliehen ſah. Mehr aber als die gewonnene Wette macht „es mir Freude mich auch zugleich an Margarethen von „Epp, dieſer Stolzen, gerächt, und ihr den Hochzeittag „verbittert zu haben. Warum hat ſie nicht Wort gehalten, und mich zur Hochzeit geladen, wie ſie mir einmal in ihrem ſtolzen Uebermuthe verſprach? Alſo Obriſt „Roſen, wenn Ihr anders die Wette für verloren haltet, „wollet Ihr mir Roſſe und Doublonen gelegentlich ſchikken. Glaubt Ihr aber, ich habe noch kein Recht an „dem Preis, ſo laßt es nur gut ſein, ich will ſchon „eine Gelegenheit finden, wo Ihr mir mein Recht nicht „disputiren könnt — Gott befohlen!

Johann von Werth."

Unten ſtand noch als Nachſchrift:

„Wollt Ihr vielleicht, ehe Ihr von Colmar zu Euerm „Herrn, dieſem Verräther ſeines Vaterlandes zieht, Euerm „Liebchen ein tröſtendes Schreiben ſenden, das ſie zur

Aber nicht wie sonst, bei jeder kühnen Unternehmung der Erste, stürzte er sich heute auf die sorglosen Feinde, er blieb zurück, und sagte mit kaltem Bedacht zu sich selbst: An meinem Leben hängt ihr Leben, das Heil meines Vaterlandes, das Heil meiner Brüder, darum schweig, Ehre! — Er folgte nur von fern den Heranstürmenden.

Vor der Brücke, die hier über die Loire führt, heben zwei alte feste Thürme ihre grauen Häupter empor und vertheidigen den Uebergang. Auf dem, der rechter Hand steht, fand während der berühmten Belagerung dieser Stadt Salisbury, der englische Feldherr, seinen Tod. Auf ihn geschah der erste Angriff. Die Hugenotten waren nicht auf ihrer Hut; erst als die Sturmleitern schon angesetzt waren, gewahrten sie die Feinde, deren erster Angriff schon gelang, der Thurm ward erstiegen. Der Angriff des zweiten aber mißglückte; früher wurden hier die Feinde entdeckt, der erste, der zweite Angriff abgeschlagen. — Jetzt donnerten von den Inseln, von den Retranchements jenseit der Brücke die Karthaunen, die Spanier wichen. Guise kam nun mit neuer Verstärkung herbei und führte selbst die Schaaren des französischen

Fußvolks zum Kampfe. Poltrot aber nahm an allem diesen keinen Theil. Statt zu fechten, richtete er ein brünstiges Gebet zum Himmel, daß eine Kugel der Gläubigen Guise treffen und sein schweres Richteramt übernehmen möchte. Aber sein Gebet wurde nicht erhört; auch dieser Thurm wurde erstiegen, als Sieger kehrte Guise zurück.

Ihr steht so müssig hier, Herr von Merè, noch immer zu Roß? rief der Herzog erzürnt. Hier hätte ich Euch nicht gesucht. Nun, fuhr er nach einer Weile mit verächtlichem Tone fort, taugt Ihr heute nicht als Krieger, so seid wenigstens mein Bote, reitet nach Corné zurück und benachrichtiget die Herzogin von dem, was geschehen. Sagt ihr, ich würde bald zurückkehren.

Poltrot neigte sich schweigend und wollte sich eben entfernen. Da rief ihn der Herzog zurück.

Auch könnt Ihr dem Chevalier Billy sagen, daß er noch vor meiner Ankunft das Urtheil an Euerm Diener vollstrecken läßt. Ehe ich zurückkehre, muß alles geschehen seyn.

Nun bist Du reif! sagte Poltrot für sich, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon.

20.

Als er die Verschanzungen des Porteraux hinter sich hatte, hielt er sein Roß an, schaute starr vor sich hin, und als ob er sich plötzlich in ein Eismeer getaucht hätte, so kühlte sich jetzt sein wallendes Blut. Der gefürchtete Augenblick war da, Fanatismus und Rache hatten nun den Sieg über sein besseres Innere davon getragen, das sich immer, aber nur vergebens gegen den Mord gesträubt hatte. Jetzt aber blieb ihm keine Wahl mehr. — Orleans, das Bollwerk seines Glaubens, ließ er, dem Untergange nahe, hinter sich; vor ihm lag der Thurm von Corné, und dorthin sollte er selbst den blutigen Befehl bringen? — So lebt sie noch! rief er plötzlich aus, und Freude strahlte noch einmal in seinem Gesichte; so lebt sie noch, und sie führten sie nicht in dieser schreckenvollen Nacht zum Tode? Sie lebt, und noch ist Rettung möglich? — Und mit diesem Gedanken war der Sturm in seinem Innern beruhigt. — Die eiserne Nothwendigkeit, daß Guise sterben müsse, gab ihm die feste Richtung wieder; er trieb sein Roß vorwärts, doch nur Schritt vor Schritt, denn sorgsam blickte er

um sich, einen Ort zu erspähen, der zur Ausführung seines Vorhabens passend wäre.

Jetzt nahete er der alten Ulme, welche dicht am Wege stand, die nämliche, unter welcher Guise mit dem Kardinal gehalten. Neben ihr zog sich ein hohes Gebüsch längs dem Wege, das ihn und sein Roß sattsam verbarg; nicht weit entfernt war die Fähre, auf welcher Guise über die Loire setzen mußte. Hier hielt er an, forschte rings umher, ob ihn auch jemand bemerke, und ritt nun in das Gebüsch. Sorgsam untersuchte er jede Stelle; die welche ihn am meisten verbarg und ihn die Straße am besten übersehen ließ, schien ihm am gelegensten. Den kleinsten Zweig, der ihn hindern konnte, bog er zurück, einen Ast, auf welchen er sein Pistol auflegen konnte, damit die zitternde Hand ihn nicht in dem entscheidenden Augenblicke betrüge, wählte er aus. Selbst junges Gestrüpp, das ihn auf seine Flucht hindern könnte, hieb er mit seinem Schlachtschwerte nieder, nahm seine laden Pistolen aus der Halfter, lud noch zwei Kgeln in jeden Lauf, und als er alles dies mit kalter Ruhe beendet, rief er freudig aus: Nun mag er kommen!

Jedes Rauſchen eines verwelkten Blattes, jedes Säuſeln des Windes in den entlaubten Zweigen ſchreckte ihn auf. Nicht Furcht, nicht Grauen vor der blutigen That bewegte ſein Inneres, nur die Begierde, bald beendet zu haben, durchzuckte ihn. Aber immer kam der Herzog noch nicht. Hoch über ihm ſtand ſchon die Mittagsſonne, noch waren nur einzelne Reiter vorübergejagt, die er, wie der Jäger gemeines Wild, unbekümmert ziehen ließ. Schon ſeit einer Stunde hatte er keine menſchliche Seele erblickt, jetzt wurde es ihm ſchauerlich und die ſtete Spannung, in welcher er ſich befand, führte manchen ſorglich mahnenden Gedanken in ihn zurück. Er wendete jetzt den Blick zum Himmel — Herr! rief er: iſt Dir mein Beginnen mißfällig, ſo nimm die Mordgedanken aus meiner Seele; wo nicht, ſo gieb mir Kraft und Stärke, es zur Ehre Deines Namens zu vollbringen!

Da hörte er durch die todte Einſamkeit den Hufſchlag eines Pferdes; es kam näher — doch — von Corné kam es — er blickte hin — ſein treuer Diener ſprengte heran.

Jean! rief er ihm entgegen. — Dieſer hielt an. — Hierher in das Dickig, hier bin ich! —

und durch Dornen und Gestrüpp drang der Treue hin zu seinem Herrn.

Von Fräulein Adeline! — rief er außer Athem und hielt ihm ein Schreiben entgegen — Von ihr, leset schnell.

Poltrots zitternde Hand erbrach den Brief mit Hast, und wie er ihn eben entfaltete, naheten Rosse, er blickte auf — Ein Page des Herzogs jagte vorbei; langsam in einiger Entfernung folgte Guise, nur von dem Herrn von Rostaing und zweien Dienern begleitet. Schnell steckte Poltrot den Brief in sein Koller. — Flieh' Unglücklicher! — rief er Jean zu und ergriff sein Pistol — fliehe durch das Gebüsch!

Was Ihr auch beginnen möget, entgegnete ihm der Diener, ich bleibe und theile Euer Geschick.

Poltrot nickte ihm freundlich zu, spannte das Pistol, legte es ruhig auf den Ast — der Herzog nahete — er drückte ab — Guise sank.

21.

Ueber Stock und Stein durch das Dickig hindurch sprengte Poltrot, Jean hinter sich.

Nur ein Diener des Herzogs verfolgte sie, die andern waren mit dem Verwundeten beschäftigt — Jean schoß ihn nieder. Jetzt kamen sie an das Ufer des Loiret, in der Ferne zeigten sich ihnen die Thürme von Corné. Ohne die Gefahr zu beachten, sprengte Poltrot vom steilen Ufer hinab in den Strom, Jean folgte ihm, beide schwammen hindurch. Wohin er fliehen wollte, wußte er nicht, ein dumpfes Gefühl führte ihn auf die Straße nach Dreux. Der Admiral Coligny schwebte zuweilen dunkel vor ihm, doch konnten seine aufgeregten Sinne keinen Ruhepunkt erfassen; es schien, als habe mit dem Sturze des Herzogs die Nemesis ihre Schlangengeißel über ihn geschwungen und seine Gedanken verwirrt; er überließ sich dem Augenblicke und seinem Rosse, welches sein Sporn immer vorwärts trieb.

So jagte er, bis es zu dämmern begann. Herr! rief jetzt Jean; die Pferde können nicht mehr, laßt sie nur einen Augenblick verschnaufen; hier ist ein Bach, sie zu tränken, und denkt Ihr denn gar nicht mehr an Fräulein Adeline?

Adeline! rief Poltrot, wie aus einem Traume erwacht, hielt sein Pferd an, und staunend, als ob er vor sich selbst erschrecke, daß er so lange

die Geliebte vergessen konnte, blickte er stier und wild um sich, stieg schnell ab und riß den Brief aus seinem Koller. Adeline! rief er noch einmal: jetzt habe ich Dich mit Blut erkauft, jetzt bist Du mein, hier und dort! — Er warf sich unter einen Baum und las:

Mein geliebter, mein theurer Herr!

Ich sollte nicht den Märtyrertod sterben, diese Gnade verlieh der Himmel mir nicht; ich soll leben, ich muß leben, um Euch zu retten! Mit mir abgeschlossen, mein Herz zum Himmel vertrauend gewendet, saß ich in meinem Kerker und erwartete jeden Augenblick die Boten des Todes, da öffnete sich leise die eiserne Thür, ein in Mantel Gehüllter trat herein und befahl mir mit dumpfer Stimme, zu folgen. Ich stand auf, schickte ein kurzes Gebet zum Himmel und sagte: Gehet nur voran, Herr, ich folge Euch willig zum Tode. — Nicht zum Tode, Adeline! ruft eine bekannte Stimme, und ich erkenne den Chevalier Billy —

Poltrot sprang auf — Ha ihn! rief er wüthend: mein Roß, Jean!

Nur einen Augenblick laßt es rasten, bat

dieſer: und leſ't nur weiter, ich bitt' Euch, lieber Herr!

Heftig ſchritt der Unglückliche auf und nieder, zermalmte faſt den Brief in ſeiner bebenden Hand. Er war es alſo, der mich binden ließ! rief er zähneknirſchend aus: Er war es? — Doch nur weiter, weiter! — Er warf ſich nieder unter den Baum und las:

Ich zitterte, als ich den Mann vor mir erblickte. Hinweg! rief ich ihm entgegen. Doch mit freundlicher Ruhe näherte er ſich mir. Ich komme, Euch zu retten, um damit einen kleinen Theil meiner Schuld zu tilgen. Folgt mir. Ich bring' Euch, ſo wahr Gott mir verzeihen mag, wenn ich dereinſt vor ſeinem Richterſtuhle ſtehe, ich bringe Euch zu Poltrot!

Rettung durch Euch, antwortete ich ſtolz: wär' mir neue Qual. Ich wünſche den Tod, laßt mich ſterben. Ich folg' Euch nicht!

Nun dann, ſagte er gelaſſen: ſo muß ich Euch retten wider Euern Willen. Wißt, ich kenne Euer Verhältniß zu dem Herrn von Meré. Folgt Ihr mir nicht, ſo geh ich noch in dieſer Stunde zum Herzoge, zeig' es ihm an, Euer Geliebter iſt gefangen und theilt

morgen das Blutgerüst mit Euch, oder besteigt es vielleicht allein. Ihr habt die Wahl. —

Was konnt' ich thun? Theurer Herr, ich schwör' Euch, das Leben stand nicht lockend vor mir, ach! ich gäbe es ja tausendmal für Euch hin. Aber Eures Lebens Glück hatte ich ja schon einmal vernichtet, sollte ich Euch noch zum Blutgerüste führen? das konnt' ich nicht — drum verzeiht, daß ich dem Chevalier folgte; ich that es ja für Euch!

Ach, wüßte ich, daß Ihr mir zürntet, ich litte lieber den tausendfachen Tod!

Auf meine Bitten sandte er einen Diener, Euch aufzusuchen, nach Gorné zurück; er fand nur den guten Jean, der Euch diesen Brief überbringt und für mich bitten wird, hört auf ihn — zürnt mir nicht! Was ich that, that ich nur für Euch. In Gergeaux trefft Ihr mich. Jean weiß, wo ich mich verborgen halte. Billy bleibt zu meinem Schutze bei mir, bis Ihr kommt, dann zieht er zum Admiral. Lebt wohl! —

Billy ist bei ihr? — jetzt in diesem Augenblicke, wo die Nacht sich schon nieder senkt? rief Poltrot außer sich. Mein Roß, Jean! mein Roß! und sollte ich durch Ströme und

„Geduld und zur Treue ermahnt, so schickt es mir „nur, ich werde es getreulich durch den Grafen Ossa „ihr überreichen lassen.“

Rosen lächelte bei Durchlesung dieses Briefes. „Kann doch der gezähmte Wolf nicht von seiner wilden Art lassen, wie sollte es Johann von Werth? Er zeigt sich mir jetzt in seiner ganzen plumpen Roheit“ sagte er zu Manicamp, den dieses Schreiben empörte, da es den Franzmann gegen alle Courtoisie zu sein schien „Die Wette halte ich noch nicht für verloren, mich hat er nicht überfallen, mir nicht die Schanzen abgenommen und daß ich mich mit so geringem Verlust zurückgezogen habe, gereicht mir mehr zur Ehre, als ihm, der mich entwischen ließ.“ Er ranzionirte nun die wenigen Gefangenen, die er gemacht, schickte sie zurück, um in nichts Johann von Werth nachzustehen und antwortete mit wenigen Worten, daß er die Wette noch nicht verloren zu haben glaube und selbst Mittel finden würde, Briefe an seine Verlobte gelangen zu lassen.

über Felsen setzen, sollte sich mir Guise's Geist in den Weg stellen, noch einmal drückt' ich mein Pistol auf ihn ab, jagte über ihn hin und müßte zu ihr. Fort, fort! Er schwang sich auf sein Roß und jagte davon, kaum konnte ihm Jean folgen.

Des Weges unkundig, irrten sie durch die Finsterniß. Sie hatten sich rechts gewendet, seitdem sie den Loiret durchschwommen, nun jagten sie nach der entgegengesetzten Seite. Halt' aus, mein Rappe! rief Poltrot, als das edle Thier unter ihm keuchte: halt' aus, mein Rappe, nur noch diesmal! — — Da tönte die Glocke der Mitternacht dumpf aus der Ferne herüber. Sie richteten ihren Lauf nach dem Schalle hin und aus der grauen Nacht trat düster ein Thurm hervor. — Dorthin laß uns! — rief Poltrot.

Wer da? rief eine Schildwacht ihnen entgegen.

Zurück, Herr! sagte Jean leise: — das sind Schweizer! Wir sind am Schlosse von Corné, seht dort die Fenster erleuchtet!

Das sind des Herzogs Zimmer! rief Poltrot, wandte sein Roß und jagte davon. Dort liegt er hingestreckt, vielleicht nur seine Hülle

noch, und sein Geist verfolgt mich in der Stunde der Mitternacht. Fort, fort von hier! Der Sporn trieb den keuchenden Rappen! das arme Thier sammelte die letzte Kraft, jetzt setzte es über einen Graben — es stürzte, Poltrot raffte sich schnell auf, nicht so sein Roß — es war gelähmt.

Gieb mir Dein Pferd! rief Poltrot: und folge mir zu Fuß. Weit kann es nicht mehr seyn. Komm, leg' meinen Sattel auf den Klepper und vergiß die Pistolen nicht. Während Jean den Klepper sattelte, trat er vor sein Roß und streichelte dessen Hals. Leb' wohl, treuer Gefährte, rief er: was mir gehört, ist dem Verderben geweiht!

Herr! unterbrach Jean sein Selbstgespräch, wenn ihr in Gergeaux einreitet, biegt lings in das erste Gäßchen, dort liegt am Ende ein einzelnes, verlassenes Haus, da findet Ihr das Fräulein. Nur fort, mit Gott! — Jacques schwang sich auf den Klepper und jagte davon.

Bald sah er Gergeaux vor sich. Das müde Roß mußte die letzten Kräfte noch anstrengen. Er bog in das Seitengäßchen, hielt vor dem Hause, sprang ab und wollte hinein stürmen; er fand es verschlossen. Heftig klopfte er an:

Eine männliche Stimme rief von Innen: Wer ist draußen?

Macht auf! schrie Poltrot oder ich brauche Gewalt! —

Nur gemach, Freund! erwiederte die nämliche Stimme; auf diese Weise möchte es Euch wohl nicht gelingen: aber Poltrot, welchem die Verzweiflung doppelte Kraft gab, stemmte sich gegen die Thür — sie stürzte ein, und ein Mann stand ihm gegenüber, in der einen Hand ein bloßes Schwert, in der andern eine Leuchte.

Tretet näher, Herr von Meré, sagte er und öffnete eine Thür, während Poltrot wüthend sein Schwert zog, — Adeline stürzte heraus und sank in seine Arme. Er stieß sie nicht zurück, drückte sie nicht an sich; als sei alles Leben von ihm gewichen, so regungslos duldete er die Umarmung der Zitternden. Er hatte seine Sinne noch nicht gesammelt, Freude und Schmerz, Liebe und Eifersucht, der Himmel und die Hölle wohnten in seinem Herzen, und, als ob Guise's Geist ihn auch hier verfolge, blickte er düster vor sich hin.

Herr von Meré! hob jetzt der Chevallier Billy an: meine Gegenwart ist hier nicht mehr

nöthig, das Fräulein ist unter Eurem Schutze. Ich muß Euch nur lästig seyn. Ich gehe zu dem Admiral. Rettet das Fräulein, und wagt es nicht, sie dem Herzoge von Guise unter die Augen zu bringen.

Dem Herzoge von Guise? rief Poltrot und lachte hell auf. Der schläft und sein Erwachen ist erst am jüngsten Tage! Aber Herr! rief er plötzlich, als ob er aus einem langen Traume erwachte: Ihr hier, Herr Chevalier? Willkommen! Ihr habt Euer Richteramt schlecht verwaltet, ich will es besser! Er schleuderte Adelinen weit von sich. Vertheidigt Euch, ein Gottesgericht laßt uns beginnen!

Poltrot! rief das Mädchen, stürzte in seine Arme und umklammerte fest seinen Arm: laß ab, laß ab! Verzeihe ihm, wie ich es that!

Herr von Meré! sagte Billy mit Ruhe. Nach dem, was ich erfahren, kann ich nicht mit Euch kämpfen. Meine Brust biet' ich dem Meuchelmorde dar, wenn Euch das versöhnen kann; doch im ehrenvollen Zweikampfe stehe ich nicht dem Mörder des Herzogs von Guise. Vollendet Euer Werk auch an mir und Gott sei Euch gnädig, denn eine schwere Schuld habt Ihr zu verantworten. Es war ein großer

Mann, der durch Euch fiel, er war Euch ein gnädiger Herr. Gott richte mit Euch nicht strenger, als mit mir, wenn wir einst vor seinem Richterstuhle stehen! Hier können wir keine Gemeinschaft mit einander haben. Lebt wohl! Er verließ das Haus.

22.

Staunend blickte Poltrot nach der offenen Thür — dann — sich, Adelinen, Alles vergessend, stürzte er mit entblößtem Schwerte auf die Straße hinter Billy drein; aber nirgends erblickte er den Chevalier; nur von fern sah er Jean keuchend ihm entgegen kommen. Noch einmal sah er wild umher, dann sagte er dumpf vor sich hin: Ich habe ihn dir überlassen, Du strenger Richter dort oben, nimm ihn — Den ich mir auserwählte, der ist mir geworden! Er steckte sein Schwert in die Scheide und ging ruhig zurück in die Hütte, wohin ihm Jean folgte.

Adeline erwartete ihn hier in grenzenloser Unruhe. Er schien sie kaum zu bemerken. Mit verschränkten Armen trat er auf die nämliche

Stelle, wo er dem Chevalier gegenüber gestanden hatte, sein Mund verzog sich zum höhnenden Lächeln, plötzlich lachte er hell auf. — Armer wahnsinniger Thor! rief er, mit mir willst Du keine Gemeinschaft haben, weil ich das Blut des Guisen vergoß? Thor! Was ich that, that ich für Gott, sein dahinströmendes Blut rettet Frankreich. Und Du, elender Weichling! was thatest Du? — Dort vor jenem Richter, rief er jetzt und ein furchtbares Vertrauen leuchtete aus seinem Blicke, dort stehe ich rein wie ein Heiliger neben dir elendem Sünder! Dort, ja da hast Du Recht, da haben wir keine Gemeinschaft mit einander!

Mit finsterm Blick schritt er jetzt auf und ab, dann stand er still, seine Seele schien mit einem wichtigen Gedanken beschäftigt. Jetzt trat er plötzlich zu Adelinen, die weinend und bangend ihn betrachtet hatte, streichelte ihre Wange, küßte ihre Stirne, setzte sich traulich neben sie, und ihre Hand erfassend, sagte er mit ruhiger, sanfter Stimme:

Adeline, was geschehen ist, war längst über den Sternen beschlossen, darum laß die Thränen, ich war nur ein Werkzeug des Schicksals, was kann die Axt dafür, wenn die hohe Ceder

fallen muß? — Was ich that, rettet unsere Brüder, und deshalb wollen wir loben und preisen, daß der Himmel mir den Muth, die Kraft gab, es zu vollbringen. Orleans wird stehen, der Glaube wird sich stärken, unsere Brüder ungestört in ihren Gotteshäusern ihre frommen Herzen zu Gott erheben können, darum ruhig, Mädchen! das Blut, das an mir klebt, wäscht uns rein von Sünden. — Nur das kränkt mich, daß er, der Dich unglücklich machte, der unserer Liebe Paradies zerstörte, den ich hasse wie meinen Teufel, daß er meiner Rache entrann.

Und vergeßt Ihr denn ganz, daß er das Fräulein rettete, lieber Herr, und Euern Dank verdient? unterbrach ihn Jean.

Soll ich ihm dafür danken? — rief Poltrot wieder heftig, hat er ihr nicht die Palme des Heils gestohlen, sie nicht gezwungen, in das kalte Leben wieder einzugehen? — Adeline! fuhr er jetzt weicher gestimmt fort, ich wünsche mir den Tod. Für dies ganze Leben hat der Tag von Vassy uns getrennt, also nur dort haben wir zu hoffen, nicht hier. Was uns die Welt nahm, giebt nur das Grab uns wieder. Der Arm der Gerechtigkeit verfolgt mich; aber

ich fürchte ihn nicht! Hättest Du in Corné geblutet, so ging ich jetzt freiwillig nach Paris, um auf dem Greve-Platze meine That dem wüthenden Pöbel laut zu verkünden; so aber stehst Du mir noch zur Seite und hältst mich an das Leben fest:

Und reißest Du Dich los, ich folge Dir gern, mein Geliebter! rief Adeline und sank in seine Arme. Innig drückte er sie an seine Brust, aber nur auf Augenblicke; sanft wand er sich bald aus ihren Armen und betrachtete sie mit Wehmuth. — Jean! — rief er, und Heiterkeit schien auf seinem düstern Gesichte zurückgekehrt zu seyn — Hier, nimm Geld, kaufe Pferde. Wir ziehen morgen nach der Normandie; dann mag Gott weiter helfen!

Und ich soll Euch allein lassen, jetzt, da Ihr meiner Hülfe bedürft? sagte wehmüthig der Alte.

Geh' nur, geh'! — unterbrach ihn Poltrot — Ich bedarf Deiner nicht. Ich habe sie und drücke ihre Hand an mein klopfendes Herz, in welches das Vertrauen und der Glaube zurückgekehrt ist, daß ich Recht that vor Gott und Menschen! Darum, so lange der Strahl des Lebens mir noch scheint, muß ich gegen das

Schick-

Schickſal kämpfen und will es auch muthig. — Geh' nur, guter Jean!

Der Alte ging, traurig war der Abſchied von ſeinem Herrn — ihm preßten düſtere Ahnungen die Thränen in's Auge.

Als ſie nun beide allein ſchweigend Hand in Hand ſaßen, lehnte Adeline ihren Kopf auf Poltrot's Schulter. Jacques, — ſprach ſie, ein Herz voll Liebe und Treue erhebt uns über unſer Schickſal. Sieh' dieſe angſtvolle Stunde, wo das Schwert über unſern Häuptern hängt, hat doch ſo viel Süßes, mein müdes Haupt ruht an Deiner Bruſt, Du gönneſt mir freundlich dies ſanfte Ruhekiſſen, mein Auge, halb geſchloſſen vom Schlafe, ſieht in das Deine und dann ſtrahlt mir ein Stern des Troſtes und der Hoffnung. Ach, Jacques, ich war ſeit lange nicht ſo glücklich als in dieſem Augenblicke!

Noch einmal hob ſie das müde Auge; leiſe ſenkte ſich das Haupt an ſeine Bruſt — ſie entſchlummerte.

Wehmüthig blickte Poltrot auf das Mädchen, das an ſeiner Bruſt ſo ſanft ruhte, als wiege ſie der Arm eines Engels ein; dies ſanfte Lächeln, dieſe heilige Ruhe führte ihn in jene ſeligen Tage zurück, wo ſie ahnend und ſehnend

wohl öfters so in der Jasmin-Laube des väterlichen Gartens zu Wassy an seinem Herzen geruhet hatte. Sie traten vor ihn freundlich und friedlich, er durchirrte jeden Ort, jedes Plätzchen seiner Liebe; aus jeder Minute des entschwundenen Glücks sog er wie die Biene den Honig, er schwelgte in der Vergangenheit. Sein Schicksal, seine Zukunft, alles verschwand vor den süßen Träumen — und der Unglückliche vergaß sich selbst. — Da hörte er Pferdegetrappel — Bewaffnete sah er auf die Hütte zu reiten — rasch weckte er Adeline, die erschrocken auffuhr. — Geh' in die Kammer, verschließe sie und öffne sie niemand! rief er ihr zu und wollte nach der Hausthüre zu eilen, die er zu verschließen vergessen hatte. Aber das Mädchen, als ahnete sie ihr Schicksal, preßte noch einen innigen, langen Kuß auf seine Lippen, und als er sich ihrer Umarmung entwand, war es zu spät. — Ein Mann, dessen Aeußeres ein wildes Ansehn hatte, trat ihm entgegen.

Wohnt hier nicht ein Hufschmidt? fragte er Poltrot mit rauhem Tone, der ein festes Nein! ihm erwiedernd, zornig auf den Mann blickte, dem jetzt mehrere Diener gefolgt waren. —

15.

Als Margarethe am Morgen ihres Hochzeittages erwachte, brachte ihr der Vater die niederſchlagende Nachricht, daß Roſen nicht mehr in Straßburg ſei und ihn habe erſuchen laſſen, die Trauung bis zum andern Tag aufzuſchieben — Margarethe, an die Warnung von geſtern denkend, fühlte zwar eine grenzenloſe Unruhe, hatte aber Kraft genug, ſie zu verbergen. „Wenn die Pflicht ruft" ſagte ſie mit Ergebung zu dem Vater „ſo muß alles andere ſchweigen."

„Und du kannſt dabei ſo gelaſſen bleiben?" fuhr der Freiherr wider Gewohnheit auf „Iſt es dir ſo gleichgültig, da alle Freunde und Verwandte geladen, alle Speiſen und köſtliche Sachen angeſchafft und bereitet ſind, daß die Sache aufgeſchoben wird?"

„Vertröſtet die Geladenen auf morgen" erwiederte ſie ruhig.

„Und wenn er morgen nicht kommt?" unterbrach ſie der Freiherr, deſſen empfindlichſte Saite dieſer Vorfall berührt hatte.

„So verzehrt das Mahl ohne uns, und es wird den Gäſten eben ſo gut ſchmecken."

„Gleichgültige!" zürnte der Vater „Fürchteſt du nicht

Verzeiht! — sagte dieser ihn starr ansehend — Euch hier zu finden, erwartete ich nicht.

Mich? fragte Poltrot und seine Wange glühte.

Bringt Wein her, rasch! rief jener den Dienern zu und trat in das Zimmer. Setzt Euch zu mir, trinkt! es ist ein guter Wein. Verzeiht, ich glaubte hier keinen Mann Eures Standes zu finden. — Nun, Ihr zaudert? Glaubt Ihr, daß Ihr mit mir, dem Herrn von Seurre, Schreiber des Herzogs von Guise, jetzt nicht trinken dürft? — O, wenn er noch lebte — Gott verdamme seinen Mörder! — würdet Ihr mir die Höflichkeit nicht versagen.

Poltrot sah nun wohl, daß der Fremde schon des Weines zu viel genossen habe und daß er hier nachgeben müsse. Er setzte sich zu ihm an den Tisch.

Woher des Landes! Guisisch oder Condeisch — Rechtgläubiger oder Ketzer? rief er stammelnd.

Poltrot nahm den Becher und schwieg.

Herr! — sagte der Fremde — erst beantwortet mir meine Fragen, ehe ich mit Euch trinke. Ich — Ihr sollt es nur wissen, bin ausgesandt mit einem Haufen, den Mörder

meines gnädigen Herrn, den Jacques Poltrot aufzusuchen.

Kennt Ihr ihn? fragte Poltrot schnell.

Ich kam erst vor wenigen Tagen aus Schottland — Herr! das ist ein wüstes Land, keine Rebe auf den Bergen, sich nur eine Flasche Wein daraus zu keltern, keine Früchte in den Thälern, kein Paris, kein Fontainebleau — Geht ja nicht hin, wenn Ihr gern trinkt!

Und kennt Ihr den Herrn von Meré? fragte Poltrot noch einmal.

Nein! — sagte der Schreiber des Herzogs von Guise. — Aber gieb noch Wein, Bastian!

Nun, wie wollt Ihr ihn denn finden? fragte Poltrot lauschend.

Seht, stammelte der Trunkene und stieß mit Poltrot an, ob er gleich noch nicht wußte, war er ein Katholischer oder ein Ketzer. Seht, so einen Mörder zeichnet Gott, auf seiner Stirne steht es geschrieben. Er sah Poltrot stier an. — Hat so ein Mensch auch den ganzen Tag keinen Tropfen Wein genossen, funkeln ihm doch die Augen — seht, wie die Euren — sieht man ihn starr an, schlägt er die Augen nieder. — Na, stoßt nur an. — Holla! ihr Diener. — Vier Diener traten ein. — Bleibt hier, bedient mich, wie es dem Schreiber des Herrn Herzogs gebührt — Schenkt ein!

Herr! — sagte er jetzt zu Poltrot und hob sich mühvoll von seinem Sessel — Steht auf! Auf die Gesundheit meines gnädigen Herrn, wenn er noch lebt, darf man nicht sitzend trin-

ken. Der Herzog von Guiſe und ſein erlauchtes Haus — Gift ſeinem Mörder und allen ketzeriſchen Hugenotten!

Poltrot rührte ſich nicht von ſeinem Seſſel.

Herr! rief Seurre ergrimmt, Ihr wollt meines Herrn Geſundheit nicht mit trinken?

Nein! auf das Wohl der Guiſen trinke ich nicht! ſagte Poltrot mit ſtiller Wuth und ſtieß den Becher um. Da warf der Trunkenbold ihm ſeinen gefüllten an den Kopf. Poltrot zog ſein Schwert, ein Hieb und Seurre ſank zu Boden. Schnell ergriffen die Diener ihre Wehr — Poltrot vertheidigte ſich — Adeline hörte den Kampf, ſtürzte aus der Thüre dem Geliebten zur Hülfe, den noch bis jetzt Harniſch und Helm gegen die Streiche geſchützt hatten. — Poltrot, rette Dich! rief ſie, ihrer Sinne nicht mächtig.

Poltrot? — rief der nur leicht Verwundete — Faßt ihn, Ihr Diener. 4000 Livres Belohnung ſind dem verſprochen, der ihn lebendig fängt.

Alle ſtürzten raubgierig auf ihn ein, der ſich verzweifelnd wehrte, aber bald zerſprang ſein Schwert; entwaffnet, ward es ihm unmöglich, länger zu widerſtehen, auch Adelinens ſchwachen Händen war das kurze Schwert leicht entwunden. Sie warfen ſich auf ihn, banden ihn und ſchleppten ihn mit ſich fort, ohne auf Adeline zu achten, die ohnmächtig niedergeſunken war.

Noch bewußtlos fand ſie Jean. Nur mit Mühe brachte er ſie zum Leben zurück. Er erfuhr, was vorgegangen war, empfahl die Seele

seines Herrn Gott und fragte Adeline, wohin er sie geleiten sollte.

Nach Paris, sagte sie gelassen, dorthin wird man ihn führen; dorthin geht mein Weg.

Und wollt Ihr nicht an Eure Rettung denken? Zieht nach der Normandie.

Sie warf einen Blick gen Himmel, drückte schweigend Jean's Hand und verließ das einsame, menschenleere Haus. Ich habe ihn verrathen, rief sie — mein ist die Schuld, darum muß ich ihm folgen! Sie jagten der Straße nach Paris zu.

23.

Drei Kugeln hatten die Schulter des Herzogs von Guise zerschmettert, hoffnunglos lag er in Corné darnieder, mit ihm die Stütze der Katholischen. Als man ihm berichtete, Poltrot sei gefangen, schwieg er; es schien ihm ganz gleichgültig zu seyn und er gab keine Befehle, sein Verhör betreffend.

Der Königin, die schnell von Blois in das Lager vor Orleans kam und den Sterbenden besuchte, gab er noch den weisen Rath, Frankreich den Frieden zu schenken, und so schien er auf dem Sterbebette die Flammme noch löschen zu wollen, die sein Ehrgeiz früher angefacht hatte. Er verschied einige Tage nach seiner Verwundung, von den Hugenotten ver-

wünscht, von den Katholischen innig bedauert, mit ihm sank, für den Augenblick wenigstens, seine Parthei.

In diesem Zeitraume hatte das so mächtige Triumvirat geendet, und diese drei stolzen Gegner der Königin waren nicht mehr. Sie schien jetzt die Zügel der Regierung allein und fest zu ergreifen, schloß mit den Hugenotten Frieden, der Prinz von Condé, der Connetable Montmorency kamen aus der Gefangenschaft an den Hof zurück und Orleans unterwarf sich seinem rechtmäßigen Könige.

War die Prophezeihung des Zigeunerweibes hierin auch in Erfüllung gegangen, indem Poltrot gewissermaßen diese Stadt für den König erobert hatte, so blieb sie doch, die gleiche Todesstunde des Herzogs und Poltrots betreffend, unerfüllt. Bei Guise's Tode lebte Poltrot noch und schmachtete in dem Thurme der Conciergerie zu Paris. Von dem Chevalier Billy wurde nichts mehr vernommen.

Nur Adelinens Traum ging furchtbar in Erfüllung. Poltrot gestand in den vor der Königin gehaltenen Verhören die That ein, jedoch leugnete er auf der Folter selbst jede Theilnahme, jedes Mitwissen der Häupter der Hugenotten. Laut zeigte er Freude und Zufriedenheit über diese blutige That, die er nur zum Wohl des Königs, des Vaterlandes und seines Glaubens, und um das Blutbad von Vassy blutig zu rächen, vollführt habe. Er wurde verurtheilt, von vier Pferden zerrissen zu wer-

den, und vier Wochen nach der Wegnahme der Tournelle wurde die Execution an ihm vollzogen. Als er auf dem Greve-Platze ausgestreckt da lag, das Gesicht nach dem Himmel gerichtet, er den Zuspruch des Dominikaner-Mönchs mit kaltem Trotze zurück wies, die Pferde, die zu dieser furchtbaren Execution bestimmt waren, ihm schon entgegenwieherten, da hob er den Blick noch einmal empor. Ihr Geier des Himmels! rief er mit lauter fester Stimme, auf mit mir nach allen vier Winden! — Und als der Geist aufflog um vor den Richterstuhl zu treten, war noch der letzte Seufzer seines zerrissenen Herzens: Adeline!

Vor dem Thore St. Martin, wo zum warnenden Beispiele seine Ueberreste den Vögeln des Himmels preis gegeben wurden, fand man am andern Morgen unter dem Gericht ein bleiches Mädchen regunglos sitzen. Ihr Auge blickte starr und weitgeöffnet aufwärts, und als man sich ihr nahte, war sie todt. Das Auge hatte der ewige Schlaf nicht geschlossen, es war gebrochen; aber noch sah es immer nach den theuern Ueberresten des Geliebten.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

42, 1424

BIBL. UNIVERS LIPS.

Siebentes Bändchen.

Karl der Neunte
und
die Bartholomäusnacht.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1838.

die Reden der Stadt, wenn sie die an ihrem Hochzeittage verlassene Braut verspotten werden?"

„Mein Verlobter folgte dem Ruf der Ehre und seiner Pflicht. Wie hätte er dem Ruf der Liebe folgen, wie in der Stunde des Kampfes mit mir vor dem Altar treten können? Was kümmert mich der Spott, wenn er nur vor mir gerechtfertigt steht?"

„Und wenn er gar nicht wiederkehrte?"

„Wie meint Ihr das, Vater?" fragte sie mit Hast.

„I nun!" erwiederte der Freiherr „Männer, und besonders Soldaten sind oft treulos, überall steht ihnen die Welt und das Herz der Frauen offen — wer weiß? —"

Margarethe lächelte mitleidig. „Wen ich einmal an mein Herz drückte" sagte sie mit Zuversicht „wen einmal meine Lippen berührten, wer einmal das Wort der Liebe aus meinem Munde vernahm, den halten diamantne Ketten fest — Für seine Treue bangt mir nicht!"

„Und wenn er aber nicht wiederkehren könnte?" begann nun der Vater,

„Dann!" sagte Margarethe und die Wehmuth sprach sich in ihren Zügen deutlich aus „Dann würde das Hochzeitmahl zum Todtenmahle — Aber überlaßt das der Zeit Vater und geduldet Euch bis zum Abend."

Der Abend nahte und Nosen kam noch nicht, aber Gerüchte verbreiteten sich, die Schanzen seien, bis auf die große Schanze bei Wittenweier von den Kaiserlichen genommen — Die Nacht senkte sich nieder und brachte nicht Kunde von ihm, der Angstvollen keinen Schlummer. Der Morgen fand sie noch wach und nur Kanonendonner vernahm sie, das erneute Gefecht verkündend, aber Nosen

Karl der Neunte

und

die Bartholomäusnacht.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Karl der Neunte

und

und

die Bartholomäusnacht.

Erster Theil.

1.

Da wo in dem Walde von Fontainebleau sich die

Da wo in dem Walde von Fontainebleau sich die
verschiedenen durch den Forst gehauenen Wege an der Clodwigs-Eiche vereinigen, hielt im Sommer des 1572sten Jahres ein junger Mann auf fahlem Rosse. Starr blickte sein Auge auf den Hals seines Pferdes, und sein bleiches eingefallenes Antlitz, in welchem man nicht Ruhe, wohl aber das Zucken der Gesichtsmuskeln deutlich bemerken konnte, verrieth, daß sein Inneres leidenschaftlich bewegt war. Alles deutete an ihm auf Abspannung. Sein rechter Arm hing schlaff an dem vorgebogenen Körper herab, die Füße schlotterten hin und her, und die linke den Zügel haltende Hand ruhte wie ermattet auf dem Sattelknopf. Zwei keuchende Doggen auf dem Rasen neben dem Rosse liegend, und wie ihr Herr der Ruhe bedürfend, paßten ganz zu dem Bilde des Reiters.

Jetzt hob er das gesenkte Haupt, sein großes dunkles Auge schaute um sich und ward immer lebendiger, feuriger. — Allein! murmelte er vor sich hin, so ganz allein! — Sein Gesicht erglühte, seine Hand ergriff das große Hifthorn, das an golddurchwürktem Bande über seine Schulter hing, und nun blies er mit vollen Backen darein.

Bei diesem Schalle warf das müde Roß wiehernd den Kopf in die Höhe, die Hunde

Bei diesem Schalle warf das müde Roß wiehernd den Kopf in die Höhe, die Hunde

sprangen wie neu belebt auf, der Reiter hielt jedoch seinen Araber im Zügel, blieb halten und sah finster um sich her. Allein! sprach er von Neuem in abgebrochenen Sätzen vor sich hin. Ist doch die Einsamkeit schon die Hölle auf Erden, wenn die Seele von Zweifeln und Furcht und bangem Ahnen gequält wird. Dann ergriff er noch einmal sein Horn und blies noch stärker als das erstemal, doch die scharfen Töne verhallten auch jetzt in hundertfältigem Echo; kein Laut antwortete seinem Rufe. Still ist's doch hier wie im Grabe, brummte er zusammenschaudernd — da rauschte es im Dickicht, ein Eber brach hervor, lief quer über den Weg. Hussa! rief der Reiter, gab dem Rosse die Sporen, und Reiter, Roß und Hunde jagten rufend,

wiehernd, heulend dem Thiere nach. Der Reiter fühlte sich nun nicht mehr allein.

Der Eber bog in das Dickicht, die Hunde, dicht hinter ihm, wollten ihn packen, das Thier aber wandte sich, hieb dem Einen die Weichen auf, daß er blutend sich im Staube wälzte, während der Andre, ihn seitwärts packend, sich über ihn hinwarf, jedoch ihn niederzureißen vergebens bemüht war. Jetzt war auch der Reiter durch das Dickicht gedrungen, sah seinen blutenden Liebling, sah die andere Dogge im ungleichen Kampfe, hielt das Roß an, riß die Büchse von der Schulter, zielte; Hund und Eber stürzten zusammen.

Der Reiter stieg ab, zog sein Jagdmesser und versetzte, das ihn besprengende Blut nicht achtend, dem Eber den Todesstoß; dann warf er einen mitleidigen Blick auf die Hunde, lachte jedoch hell aber widerlich auf, als er sein grünseidenes Wamms mit Blut befleckt sah — Blut, ja Blut, das wollen sie ja immer von mir! rief er. Ich will der Mutter dies Wamms mit dem Blute des Ebers bringen, vielleicht gnügt ihr das! Dann gab er der wilden Bestie einen Fußtritt, schwang sich wieder auf das Roß und blickte unruhig umher. — Dorthin,

mein fahles Roß, sagte er endlich, es nach Abend hinlenkend, dorthin trage mich mit meinen Sorgen!

Schon sank die Sonne, die Schatten der alten Eichen breiteten sich immer länger und dunkler über das hohe Farrenkraut, durch das er trabte, bis er auf einen Fußpfad kam, der sich durch junge Buchenpflanzungen wand. Hier bin ich recht! sprach er, als er einer Heiligen-

bin ich recht! sprach er, als er einer Heiligen-

blende, sich bekreuzend, vorbei ritt, trieb sein Roß an und hielt bald auf einem freundlichen, mit hohen Buchen und Ahorn umgebenen Platze, in dessen Mitte die Kapelle stand, welche Ludwig XI. der heiligen Mutter zu Ehren hierher gebaut; ein Klausner hatte sich daneben angesiedelt.

Der Reiter stieg ab, band sein Roß an einen Baum und ging der Klause zu, fand sie verschlossen und Niemand öffnete auf sein Klopfen. Beim Teufel! rief er unmuthig, bin ich denn heute verdammt, allein zu seyn? — Nun dort finde ich Gesellschaft, wenn auch leblose! sagte er dann ruhig und ging nach der Kapelle.

Er fand hier mehr, als er erwartet hatte, denn er sah durch die geöffnete Thür ein Weib in Pilgertracht vor dem Altare knieen, über

welchem ein hölzernes angeputztes Muttergottesbild stand; Pilgerstab und Hut lagen neben der Betenden auf den Stufen des Altars. Der Reiter blieb überrascht an der Thüre stehen, ergriff seinen Rosenkranz, und wohl zwischen der Angebeteten und der Betenden seine Aufmerksamkeit theilend, murmelte er sein Ave Maria still vor sich hin, ohne die Pilgerin zu stören.

Nicht so bescheiden war sein Roß, das die

Nicht so bescheiden war sein Roß, das die Nähe Anderer wittern mochte, denn es wieherte und störte die Andacht der Betenden, die Hut und Pilgerstab rasch ergriff, sich erhob und mit einem Schrei zusammenfuhr, als sie den Mann am Eingang erblickte. Was machst Du hier in dieser Vermummung und in der Nähe von Fontainebleau? redete er sie mit rauhen Worten an, wer erlaubte Dir Orleans zu verlassen?

Sanft lächelnd, als ob das bleiche Antlitz an der Thüre sie freundlich begrüßt hätte, trat sie ihm näher. — Ich verließ mein Vaterhaus, zur Büßung meiner Sünden nach Damemarie zu wallfahrten. Mein Weg führte mich hier vorüber, ich ließ meine Begleitung zurück. —

Genug, genug! unterbrach sie der Düstre schnell, wer befahl Dir, mir in den Weg zu

treten, welchen Auftrag gaben sie D, wo ist Dein Knabe?

Dein Knabe? — erwiederte sie mit Bedeutung und hohe Röthe überflog ihr Antlitz — den Knaben hat der Marschall Retz mir gestohlen — Jetzt haben sie mir Alles genommen —

Schweig! fuhr der Mann auf — Rufe Deine Begleiter — kehre mit ihnen nach Orleans zurück — Ich befehl' es Dir! rief er heftig, da sie zögerte.

Alles, was mein Herr und König mir befiehlt, werd' ich thun! sprach sie, sich vor Karl dem Neunten von Frankreich neigend, denn er war der bleiche Reitersmann, nur darf ich das nicht brechen, was ich der heiligen Mutter gelobte — Seht Herr! — Ich bin barfuß, meine Füße bluten schon, aber müßte ich auch bis zum heiligen Grabe wallfahrten, ich würde es mit Freuden thun, und doch nicht so viele Blutstropfen vergießen, als ich schon Thränen um Euch vergoß.

Setz' Dich dort auf die Steinbank! sagte der König, den die Arme dauern mochte, und ergriff ihre Hand sie hinzugeleiten. Doch die Pilgerin folgte nicht, sie sah in das Auge des königlichen Jünglings, und da es wohlwollend

brachte er nicht zurück. Als es Mittag wurde und mit ihm die Nachricht, daß auch die Wittenweier Schanzen genommen seien, ankam, ließ der Freiherr den Gästen absagen, schickte die bereiteten Speisen dem Hospital zu, und verschloß sich voll Unmuths in sein Zimmer.

Margarethe ertrug ihr Schicksal standhaft, ihr Stolz erhob sie über ihr Geschick und sie verstand wenigstens ihren Kummer zu verbergen, so daß die Schwester fast an ihrem Herzen irre wurde. Die Boten, welche der Vater schon am vorigen Tage nach Bennfeld und in die Gegend von Rheinau geschickt hatte, kehrten ohne Nachricht von Rosen zurück, Niemand wollte ihn gesehen haben und so nahte auch dieser Abend ohne Trost zu bringen; nur den jungen Grafen Ossa brachte er.

Anfangs wollte ihn Margarethe nicht sehen, aber die Hoffnung, er könne ihr doch vielleicht Nachricht von Rosen geben, bestimmten sie, ihn vorzulassen.

„Zu zeigen Fräulein von Epp" begann er im Hereintreten „wie sehr ich es mir angelegen sein lasse, Euch zu verbinden, eile ich, kaum aus dem Gefecht zurückgekehrt, hieher, Euch Kunde von dem Obrist Rosen zu bringen."

„Was wißt Ihr von ihm" fiel ihm die Frau von Gemmingen schnell in die Rede, während Margarethe ruhig und fast gleichgültig, was er zu sagen habe, erwartete.

„Er kam, während wir die Insel angriffen, mit wenigen Pferden gen Rheinau" berichtete nun der Graf „beschäftigte sich unser Gepäck zu plündern, und als Johann von Werth mich mit den Arkebusieren gegen ihn schickte, floh er in die Moräste der Ischer, weiter haben wir nichts von ihm gehört."

auf sie schaute, warf sie sich zu seinen Füßen nieder. Gebt mir den Knaben wieder, Sire! schrie sie laut auf. Erbarmt Euch der Mutter, erbarmt Euch des Kindes!

Steh auf, Marie, befahl der König, und weine nicht! — Du weißt, ich hasse Thränen und sie bringen mich stets in Wuth. Mein Sohn darf nicht länger in dem Hause Meister Touchets, des Apothekers von Orleans, erzogen werden.

Soll er etwa besser werden am Hofe Eurer königlichen Mutter? fragte sie, und in ihren Worten lag Besorgniß und Bitterkeit.

Des Königs Gesicht umdüsterte sich, er biß sich auf die Lippen und seine Gesichtsmuskeln zuckten, ein Zeichen, daß der Zorn ihn überwältigte — Wann ward der Knabe abgeholt? fragte er dann, Fassung suchend.

Vor zwei Wochen!

Vor zwei Wochen schon? fuhr der König auf, und ich weiß es noch nicht? — Rasch verließ er die Kapelle, ergriff sein Horn und blies mit aller Anstrengung, daß es laut durch den Wald schallte. Die Pilgerin stürzte ihm nach und sich ganz vergessend sprang sie auf ihn zu, riß ihm das Horn aus der Hand und sagte da-

bei zürnend: Habe ich Dich nicht schon so oft gebeten, Karl, nicht so stark zu blasen? Du wirst Dich noch tödten! — Kaum aber hatte sie dies gesprochen, als sie dem Könige zu Füßen stürzte. Verzeihet, Sire, daß die Liebe mich vergessen ließ, daß ich jetzt nur noch vor dem Könige knieen und nicht mehr Karl von Valois in meine Arme schließen darf.

in meine Arme schließen darf.

Steh auf und verbirg Dich in die Kapelle, ich höre Pferdegetrappel, meine Begleiter nahen, sie dürfen Dich hier nicht finden! sagte der König rasch — Geh! — Er schob sie unsanft in die Kapelle und schloß die Thüre hinter ihr.

Kaum war Marie Touchet, die ehemalige und einzige Geliebte des Königs, die er seit seiner Vermählung mit Elisabeth von Oestreich verlassen hatte, in der Kapelle verborgen, als ein Theil des königlichen Jagdgefolges heransprengt kam, das schon seit Stunden seinen Herrn vergebens gesucht hatte. Beim Teufel! rief er dem Jägermeister entgegen: ich glaube Ihr habt mehr Acht auf eine flüchtige Hirschkuh, als auf Euren König! Der Hofmann entschuldigte sich nicht und schwieg, obgleich König Karl selbst, als er die Wildbahn verließ, in einem Anfall von Laune befohlen hatte, daß Nie-

mand ihm folgen solle. Der königliche Jüngling ertrug nie Widerspruch, er reizte ihn zum Zorn, und deshalb wagte auch Niemand, höchstens Catharina von Medicis, seine Mutter, ihm zu widersprechen.

Unter seinem Jagdgefolge befand sich der Graf von Rochefoucaut, ein aufgeweckter freundlicher Mann, den der König, obgleich er Hugenott war, wegen seiner stets frohen Laune liebte und ihn zu seinem Gesellschafter gewählt hatte. Diesen winkte er bei Seite. Franz! raunte er ihm zu, in der Kapelle sitzt Marie Touchet — Glaube nicht, daß ich vielleicht eines Rendezvous wegen die Jagd verlassen habe, der Zufall führte uns zusammen, unterbrach er sich, da er ein Lächeln des Grafen bemerkte — Geleite sie, mir zu Liebe, nach Orleans zu ihrem Vater zurück, doch in aller Stille, daß keiner der Hofleute etwas bemerkt. In Paris sehen wir uns wieder! Er ließ hierauf sein Roß vorführen, und jagte von seinem Jagdgefolge begleitet dem Schlosse zu.

Nachdem der Platz von Menschen leer war, trat La Rochefoucaut in die Kapelle. Pilgerin! redete er das Mädchen an, das in Schwermuth versunken auf den Stufen des Altars saß, und

das er nicht erkennen zu wollen schien. Der König, mein Herr, schickt mich her, Euch nach Orleans zu geleiten. Mein Diener steht mit einem Saumrosse bereit, habt die Güte es zu besteigen.

Mein Weg geht nach Damemarie zu dem wunderthätigen Muttergottesbilde, Graf Rochefoucaut, nicht nach Orleans! erwiederte sie das Auge nach ihm aufschlagend.

Der König befahl —

Mein Gelübde gebietet! sagte sie mit fester Stimme, und blieb ruhig auf der Stufe sitzen.

Dame! nahm der freundliche Mann das Wort, in Eurer Lage wär' es nicht vorsichtig gehandelt, sich dem Willen des Königs zu widersetzen — Sie lächelte schmerzvoll — Folgt mir, kommt! — Laßt Euch von einem thörigten Gelübde nicht verlocken Euch und Euer Kind zu verderben.

Bei diesen Worten erhob sie sich, sah den Grafen mit durchdringendem zürnendem Blicke an, setzte sich aber wieder auf die vorige Stelle. Ihr nennt mein Gelübde thörigt, sagte sie, doch ohne Bitterkeit, verachtet das Wunderbild von Damemarie? Nun ja, Ihr seyd Hugenott, ich aber bin eine Rechtgläubige, ehr' es und — wer

von

von uns beiden hat Recht? — Wer lüftet den Schleier, daß wir erkennen, ob die Vergangenheit log, oder ob der neue Glaube, um dessen Willen schon so viele Schlachten geschlagen wurden, so viel Blut in Frankreich floß, der rechte sei? — Hier lag ich, die vom König Verlassene, die ihm ihr Erdenglück, ihr Himmelsglück opferte, der sie das Kind genommen haben, zerknirscht und von Verzweiflung erfaßt, hier lag ich vor diesem Altar, vor dieser Madonna, mein Gebet stieg auf zu ihr und sie sandte mir Beruhigung. An wen wendet Ihr Euch in der Noth? — Bis zu dem Höchsten ist der Weg für irdisches Wort zu weit, wenn nicht ein Heiliger es mitleidig auffaßt, es zu Gottes Throne zu tragen. Dem strengen Richter müßt Ihr Euch ohne Fürsprecher übergeben — darum ist meine Gelübde nicht thörigt, ich erfüll' es und ziehe nach Damemarie, Ihr müßtet denn mich mit Gewalt auf das Saumroß setzen und mich so nach Orleans schleppen.

Der Graf glaubend, das Mädchen wolle ihm durch diese Worte das Mittel zeigen, sie für den Augenblick von der Erfüllung ihres Gelübdes abzuhalten und dem Willen des Königs zu gehorchen, säumte keinen Augenblick,

ergriff sie mit starkem Arm und trug sie aus der Kapelle. Wahrlich! sagte er, als er das schöne Mädchen im Arme hielt, und sie ohne Sträuben ihr dunkles schwärmerisches Auge gen Himmel schlug, wahrlich, wer Euch einmal in seine Arme schloß, dem muß es schwer werden, Euch wieder loszulassen. Sie seufzte bei diesen Worten tief auf; er aber hob sie auf das Roß, und da keiner ihrer Begleiter sich blicken ließ, trabte er mit ihr, dem Himmel dankend, daß die Nacht einbrach, Orleans zu, denn das Mädchen im Pilgergewand und barfuß nahm sich gar drollig neben dem stattlichen Jägersmann aus.

2.

Der Hof war dem Könige nicht nach Fontainebleau gefolgt, Sachen von Wichtigkeit hielten Catharine von Medicis in Louvre zurück. Die Zubereitungen zu dem Vermählungsfeste des jungen Heinrichs von Navarra mit Margarethe von Valois beschäftigten die Königin Mutter nicht allein, sie wurde auch von andern häuslichen Angelegenheiten dort fest gehalten.

Mehr aber, als alles dies, beunruhigte sie das Vertrauen, das der König dem Admiral Coligny seit längerer Zeit geschenkt zu haben schien. Coligny war die Seele der Hugenotten, im Felde wie im Cabinet ein erfahrner tüchtiger Mann und in jener verderbten Zeit vielleicht der edelste Franzose, der es mit seinem Vaterlande treu meinte, und deshalb ein erklärter Feind der Spanier war.

Catharine, seit dem Tode ihres Gemahls unter dem weichlichen Franz dem Zweiten, wie unter dem störrischen Karl dem Neunten Frankreich beherrschend, haßte Coligny mehr noch, als die Parthei, deren Oberhaupt er war. Ganz der Politik Spaniens hingegeben, schien sie zwischen den drei mächtigen Partheien, die Frankreich zerrütteten, zwischen den Guisen, den Montmorencis und den Hugenotten immer zu schwanken, neigte sich bald zu dieser, bald zu jener, schien es jedoch nur, denn sie neigte sich im Herzen zu keiner, verhinderte jede Vereinigung derselben, und suchte in dieser das Land zerrüttenden Zwietracht nur ihre Herrschaft zu befestigen. Sie hatte absichtlich ihrem Sohne dem Könige, dessen feuriges Gemüth sie fürchtete, eine schlechte Erziehung geben lassen, und

nur mütterliche Zärtlichkeit für ihren Liebling, den Herzog von Anjou fühlend, freute sie sich, diesen an der Spitze der katholischen Parthei und als erklärten Feind des Admirals und der Hugenotten zu sehen.

Unter allen Großen des Reichs ragte an Geist und Körperschönheit Heinrich von Guise, der Sohn des von Poltrot ermordeten Herzogs, wie ein Coloß empor. Damals noch innig mit dem Herzoge von Anjou verbunden, dem er aus Politik die Führung der Katholiken überließ, wußte er der Königin Mutter so sehr zu imponiren, daß, obgleich ihn hassend und fürchtend, sie fast nichts ohne seine Bewilligung that. Der König liebte ihn nicht. Außer dem Herzog hatten noch der Marschall von Tavannes, der feile Kanzler Birague und der Marschall von Retz, vormaliger Erzieher des Königs, bedeutenden Einfluß in die Angelegenheiten des Staates und des Hofes, doch waren sie ganz Kreaturen der verwitweten Königin.

Elisabeth von Oestreich, Karl des Neunten Gemahlin, die durch ihr edles Gemüth, durch ihre Frömmigkeit und Tugend selbst an dem verderbten Hofe der Medicis sich Ehrfurcht und Achtung zu erringen wußte, mischte sich nicht

in die Staatsangelegenheiten, und liebte ihren Gemahl aufrichtig. König Karl, insoweit ihm Frauenliebe anziehen konnte, war ihr mit Ergebenheit und Treue zugethan, verehrte sie aber wie eine Heilige, so daß sie vielleicht in Frankreich die einzige Person war, die außer dem Bereich der Kabale der Königin Mutter sich befand; an ihre Tugend wagte sich die Italienerin nicht.

Dieser [illegible] Schönheiten, sie aber weit überstrahlend, war Margarethe von Valois, die Verlobte des jungen Königs von Navarra, der Stern, der alle am Hofe der Catharina von Medicis versammelte Schönheiten Frankreichs verdunkelte. Was die Phantasie eines Malers schaffen, was das Ideal eines Dichters Liebliches zaubern kann, lag in diesem verführerischen Wesen vereint. Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit, selbst Herzensgüte hatte ihr die Natur zur Mitgift gegeben, aber dafür das Höchste ihr versagt — weibliche Tugend. Von frühster Jugend abwechselnden Liebesabenteuern nicht abhold, hatte sie endlich für den Herzog von Guise eine schwärmerische Neigung gefaßt, die ihre Mutter so lange duldete, als sie den Herzog dadurch in ihren Banden fest zu halten

glaubte, gegen die sie aber mit aller Strenge verfuhr, da Guise zwar die Tochter lieben, aber nicht Kreatur der Mutter werden wollte. Karl der Neunte, nun durch Catharine von der Neigung seiner Schwester unterrichtet, ward über Guisens Anmaßung wüthend und schritt zu den heftigsten Maasregeln, so daß dieser, dem Anschein nach, seine Liebe der Politik opfernd, schnell, und dem ganzen Hofe unerwartet, die Prinzessin von Cleve, Witwe des Prinzen Porcien heirathete. Doch trennte diese Heirath das Verhältniß mit der Prinzessin nicht, weshalb auch diese ihrer Vermählung mit dem Könige von Navarra mit Widerwillen entgegen sah.

Heinrich von Navarra, noch nicht in der Schule des Unglücks zum Manne gereift, schloß gleichfalls mit Widerwillen diese Verbindung, da ihm die frühern Verhältnisse seiner künftigen Gemahlin nicht unbekannt geblieben waren. Seit König Franz dem Ersten und dem Connetabel von Bourbon waren die Häuser Bourbon und Valois in feindseliger Spannung, welche in späterer Zeit der Uebertritt der Bourbons zum Calvinismus noch vermehrte. Die wohlgesinnten Franzosen, Calvinisten wie Katholiken hofften von dieser Verbindung das Band

„Waret Ihr bei dem Gefecht?“ fragte Margarethe ernſt.

„Habe ich es Euch nicht geſagt, Fräulein von Epp!“ erwiederte der Freche „und ich glaube, Obriſt Roſen hat es empfunden, daß ich ſein Gegner war.“

„So muß ich Euch bitten, Graf Oſſa, uns mit Euerm Beſuche ferner nicht mehr läſtig zu fallen.“

„Wie ſo?“ fragte er beſtürzt.

„Ich ſage Euch dies im Namen meines Vaters, der ein Ehrenmann iſt und Niemand gern in ſeinem Hauſe ſieht, der ehrlos vor ihm ſtehen müßte.“

„Fräulein!“ fuhr der Rittmeiſter auf.

„Graf Oſſa!“ ſprach ſie mit Stolz „Wer Meuchelmörder dingt, als Gefangener ſein Wort verpfändet, binnen 6 Monat nicht gegen den Feind zu fechten und es bricht, ſelbſt den, der ihm auf edle Weiſe die Freiheit gab, feindlich aufſucht — dem kann ich nur den Rücken wenden. Komm Schweſter“ ſprach ſie dann und verließ mit der Frau von Gemmingen das Zimmer, und ließ den Grafen, von Wuth und Rache entbrannt, ſtehen.

„Prallt denn jeder Pfeil der Rache an deiner Bruſt ab“ rief der Graf zähneknirſchend „kann mir Satan keinen Gedanken eingeben, der bis zu deinem Herzen verwundend dringt? — Ich hoffe es!“ Mit dieſen Worten verließ er das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Nach zwei angſtvoll durchlebten Tagen erhielt Margarethe endlich Nachricht von Roſen ſelbſt, und fühlte ſich nun hochbeglückt. Es hätte nicht dieſes Schreibens bedurft, ihn vollkommen zu entſchuldigen; ſie fand es recht von

der Eintracht unter den königlichen Prinzen von Neuem befestigt und die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt zu sehen, doch sie irrten. Catharine meinte den jungen lebenslustigen Fürsten leicht an ihrem Hofe für sich und ihre Herrschsucht gewinnen zu können, und durch ihn einen Stützpunkt an den Hugenotten zu haben; aber so lange Coligny lebte, den Heinrich von Navarra wie seinen zweiten Vater ehrte, konnte sie dies nicht hoffen; gegen ihn, den Strategen, waren daher alle Pfeile ihrer Hinterlist gerichtet.

Der Prinz von Condé, ein Jahr älter als der junge König, war ernster, ehrgeiziger, weniger dem Vergnügen ergeben als jener, deshalb weniger ausgesetzt in die Schlingen der Königin Mutter zu fallen; ihn drückte die untergeordnete Rolle, die er neben seinem Vetter spielte, und wenn auch Beide, wenn es das Beste ihrer Glaubensbrüder betraf, stets in Uebereinstimmung handelten, so blieben sich ihre Herzen dennoch fremd.

Dies waren die Personen von Wichtigkeit am Hofe König Karls, den man wohl mehr den Hof der Catharina von Medicis nennen konnte; denn der König, nur Dichtkunst, Jagd und künstliche Handarbeiten liebend, überließ es

gern seiner Mutter, die Würde und den Glanz des Hofes zu behaupten, da seine Gemahlin so wenig Geschmack daran fand wie er.

3.

Während der König dem Vergnügen der Jagd in Fontainebleau nachging, saß Catharina von Medicis in dem Palaste des Louvre in ihrem Cabinet, neben ihr, mit Stickerei beschäftigt, die Herzogin von Lothringen, ihre älteste Tochter. Die Königin schien aufgeregt, sie erhob sich oft von ihrem Sitze, ging im Zimmer heftig auf und ab, warf sich dann wieder unmuthig in ihren Sessel, während die Herzogin, es nicht bemerken wollend, fortstickte, zuweilen einen besorglichen Blick auf ihre Mutter warf, jedoch nicht wagte, durch irgend eine Frage sie zu stören.

Jetzt schellte die Königin, befahl der eintretenden Kammerfrau, die Prinzessin Margarethe zu rufen, und schon die Art, mit der sie diesen Befehl gab, zeigte, daß der Zorn sie übermannt habe. Da stand endlich die Herzogin auf und nahte ihr. Mutter! sprach sie, und ihr freund-

liches Auge sah bittend an der Königin auf, mäßigt Euern Zorn, laßt ihn der Schwester nicht zu hart empfinden; hat sie auch gefehlt, seid nachsichtig gegen sie, wie Ihr es sonst immer gegen sie war't, setzte sie betonend hinzu.

Wie kannst Du für sie als Vermittlerin auftreten? unterbrach sie die Königin heftig; erfährt der König ihr Benehmen, so kennt seine Wuth keine Schranken, und er reißt sicher das von mir aufgeführte Gebäude mit seinen rohen Händen ein.

Welches Gebäude, Mutter? fragte die Herzogin gleichgültig, doch ihr Gesicht mochte wohl zu sehr Neugierde verrathen, denn Catharina heftete einen durchdringenden Blick auf sie und sagte dann: hätte ich doch die List in Dir nicht gesucht, Claudia! Du fragst mich mit der unschuldigsten Miene, fragst und willst mich doch nur ausforschen.

Bin ich nicht Eure Tochter, meine königliche Mutter? erwiederte die Herzogin rasch aufstehend und ihr die Hand küssend.

Schon gut! — Setze Dich nur wieder zu Deiner Arbeit, Claudia, und unterbrich mich nicht, wenn ich mit Deiner Schwester rede, sprach die Königin ohne Unmuth, küßte die Her-

zogin auf die Stirn und nahm ihren Platz auf dem Sessel wieder ein.

Claudia von Lothringen war der Königin Lieblingstochter, obgleich ihr, wenigstens in ihren Sitten, unähnlicher als Margarethe. Sanft, heiter, nie der Mutter widersprechend, hatte sie Geist genug zuweilen in die Kabalen und Intriguen der Königin, sobald sie den Hof betra-

fen, einzugehen, und hierbei [illegible] Mutter Vertraute. In wichtigen Angelegenheiten aber, da, wo Catharinens Hinterlist und Verstellungskunst Staatsstreiche auszuführen gedachte, erkannte sie das gutmüthige Herz ihrer Tochter für untauglich, und verschwieg sie ihr sorgfältig. Der jüngeren Tochter schenkte sie noch seltener ihr Vertrauen.

Diese ließ ein wenig lange auf sich warten, und schon wurde die Königin wieder ungeduldig, als sie endlich eintrat, sich der Sitte gemäß tief vor ihrer Mutter neigte, der Schwester freundlich zunickte, und dann, obgleich sie wohl ahnen konnte, daß Gericht über sie gehalten werden sollte, mit der größesten Unbefangenheit sagte: Was befiehlt meine geliebte Mutter?

Die Königin, durch diesen Gleichmuth noch mehr aufgebracht, erhob sich mit Heftigkeit.

Mit wem haſt Du geſtern zur eilften Stunde des Abends in der großen Galerie geſprochen? fragte ſie mit drohendem Blicke.

Mit einem Manne, Mutter, der mir Willkommen! ich ihm Lebewohl! ſagte, erwiederte die Prinzeſſin.

Unglückliche! Wenn es der König erführe —

Wenn der König Alles erführe, was er nicht

fiel ſie der Mutter raſch in die Rede, den bittenden Blick der Herzogin nicht achtend.

Betroffen — doch nur einen Augenblick konnte Catharine von Medicis ſich überraſchen laſſen — dann die Prinzeſſin mit ſtolzem mitleidig höhnendem Lächeln eine Weile betrachtend, fragte ſie mit ſtrengem Ernſt und Würde: ich will wiſſen, wer der Mann war?

Sollte meiner gnädigen Mutter Scharfſinn, dem ja nichts entgeht, nicht ſchon errathen haben, daß es Heinrich von Guiſe war? antwortete ſie, der Königin die Hand küſſend.

Catharina, die nie einer Schmeichelei ganz widerſtehen konnte, ſchien durch dieſe Antwort in etwas beruhigt zu ſeyn, denn ſie ſagte, mehr verweiſend als zornig: haſt Du das Verbot des Königs, haſt Du mein Verbot vergeſſen, jede

Gemeinschaft mit diesem Manne abzubrechen? Gelüstet Dich so sehr nach einem Kloster?

Wahrlich, nein! antwortete Margarethe mit Lebhaftigkeit, Ihr wißt ja, nur meines Bruders Drohung, mich in ein Kloster zu sperren, konnte mich zu dem Entschluß vermögen, mich mit Heinrich von Navarra zu verloben. Aber ist es denn Sünde, Mutter, dem Geliebten ein Lebewohl zu sagen? — Er, kaum eine Stunde in Paris, kam mich zu begrüßen, und traurig schied er von mir, da ich ihn bat von nun an meine Gegenwart ganz zu meiden —

Hoffst Du, daß ich das glauben soll, Leichtsinnige? fiel ihr die Königin in die Rede. Glaubst Du, ich wisse nicht, wer einmal den Guisen verfallen war, den halten sie fest mit Schmeicheln und Drohen? — O es ist ein furchtbares Geschlecht, diese Lothringer; Gott drückte ihnen den Stempel eines Königs auf die Stirn, während der Teufel in ihr stolzes Herz sein Zeichen krallte.

Das habe ich nicht da gefunden, Mutter! sagte die Prinzessin etwas vorlaut. Seit Ihr mir befahlt, Guisens Herz mit meinen Blicken zu umgarnen, fand ich es liebend, zärtlich, treu, aber nicht teuflisch!

Du fällst in einen Ton, Margarethe, den ich nicht liebe, vielweniger dulde, sagte die Königin aufs Höchste gereizt. Du willst meinem Unmuthe Deinen Witz entgegensetzen, wage es nicht; ein Wort von mir, und die Rosen Deiner Wangen verbleichen unter dem dichten Schleier! — Die Herzogin von Lothringen sprang bei diesen in Zorn ausgestoßenen Worten von ihrer Arbeit auf, und warf sich bittend in die Arme der aufgebrachten Mutter. — Die Prinzessin aber blieb furchtlos, jedoch schweigend vor der Königin stehen, die sich noch einmal drohend gegen sie wandte. Margarethe! sagte sie mit furchtbarem Ernste, brichst Du die Verbindung mit Guise nicht ganz, so schwöre ich, ich zeige es dem Könige an, und dann wehe Dir! — Wisse, ich hasse die Guisen, sie sind der Valois Todfeinde, so demüthig stolz, so bereitwillig sie sich auch gegen sie stellen; ihnen lüstet nach Frankreichs Krone, wie ihnen nach Frankreichs Königstöchtern gelüstet hat. Deshalb —

In diesem Augenblick trat eine der königlichen Hoffräulein herein, und meldete, daß der Herzog von Guise im Vorzimmer stehe und bitte, Ihro Majestät seine Ehrfurcht beweisen zu dürfen.

Der Herzog von Guise! fuhr Catharine von

Medicis überraſcht auf — Warte draußen bis ich Dich rufen werde! befahl ſie der Dame — Der Herzog von Guiſe? wiederholte ſie, in abgebrochenen Sätzen vor ſich hinmurmelnd, und bemerkte das Lächeln nicht, das Margarethens Purpurlippen umzog — Guiſe? — In dieſem Augenblick? — Doch ſchnell erheiterte ſich ihr Geſicht; ſie gab ein Zeichen mit der Hand, die Herzogin verſtand es und rief die Hofdame herein. Der Herzog ſei mir willkommen! ſagte ſie dieſer. Nach der erſten Bewillkommnung entfernt Ihr Euch! befahl ſie ihren Töchtern.

Der Herzog trat mit ſeinem Gefolge ein, doch auf ein Zeichen der Königin entließ er es. Ich habe auf Befehl Ew. Majeſtät ſchleunig Metz verlaſſen, begann er, nachdem er ſich vor der Königin tief, vor den Andern verbindlich verneigt hatte, und kaum in Paris angekommen, eile ich ins Louvre, die Befehle Ew. Majeſtät zu vernehmen.

Ein Wink der Königin entfernte ihre Töchter.

Wann traft Ihr in Paris ein, Herr Herzog? fragte Catharine von Medicis.

Geſtern Abend!

Spracht Ihr noch Niemand?

Noch Niemand von Bedeutung.

Und wurdet doch gestern Abend schon im Louvre gesehen.

Ein Irrthum, Majestät, vielleicht eine Verwechselung meiner Person — Ich bin hier, brach er kurz das Gespräch ab, die Befehle der Königin Mutter zu vernehmen, ich bin ganz Ohr und bereit, sie, wie immer, pünktlich auszuführen.

Die Königin war in diesem Augenblicke nicht genug Herrin über sich, ein sarkastisches Lächeln zu unterdrücken, dem Herzog entging es nicht und hieß ihn auf seiner Huth seyn.

Der gefürchtete Zeitpunkt naht, begann sie nun. Der Admiral scheint meinen Sohn, den König, umstrickt zu haben, gelingt es ihm ganz, so geht der katholische Glaube unter.

Und die Macht Ew. Majestät, setzte Guise rasch hinzu, denn dann wird der König sich ermannen, die Zügel der Regierung selbst fassen —

Und deshalb muß der schon lange beschlossene Streich ausgeführt werden, der Admiral muß sterben! sprach sie kalt.

Meinem edlen Vater zum Sühnopfer, Ja! fiel ihr Guise in die Rede, und sein großes Auge flammte, seine Faust griff unwillkührlich nach seines Schwertes Griff.

So sei es! fuhr Catharine fort. Ueberlegt es vor der Hand nur mit dem Kanzler allein: Niemand darf unser Vorhaben ahnen. Die Vermählung meiner Tochter wird uns wohl eine Gelegenheit bieten.

Soll der Admiral allein fallen? fragte der Herzog.

Er allein!

Ihr erinnert Euch gewiß, Königin, der gewichtigen Worte, die Herzog Alba in Bayonne sprach: Ein Lachskopf hat mehr Werth als ein ganzer Sumpf voll Frösche! — Ich bin nicht ganz seiner Meinung.

Einer scheint Euch nicht genug, Ihr wollt auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé? sagte Catharine, den Herzog scharf ins Auge fassend. Doch dieser beantwortete, die Königin wiederholte die Frage nicht.

Habt Ihr Eure Gemahlin mit nach Paris gebracht? fragte sie nun ablenkend.

Sie folgt mir.

Sie darf bei den Vermählungsfeierlichkeiten nicht fehlen, fuhr die Königin mit zweideutigem Ausdruck fort.

Ich glaube, bei diesen Feierlichkeiten wird die Gegenwart von Männern nöthiger seyn als die

ihm gehandelt, daß er, seinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilend, das Streitroß, selbst an seinem Hochzeitstage bestiegen hatte. Sie fand es eben so recht gehandelt, daß er von Colmar zum Heere zog; denn für Rosens Ruhm entbehrte sie gern die Tage der Wonne. „Nun fühle ich, daß er meiner ganz werth ist" sagte sie mit edlem Stolze „und ich will durch wahre, treue Liebe diesen ritterlichen Mann zu verdienen streben." Johann von Werth hatte, indem er auf eine eben nicht edle Art die Verbindung zu zu stören glaubte, Margarethens Herz nur noch fester an Rosen geknüpft.

die der Frauen, erwiederte der Herzog, der den Sinn der Frage nicht verstehen wollte.

Es trat nun eine Pause ein, in der sich Beide beobachteten. Wollten Ew. Majestät, begann endlich der Herzog, den würdigen Kanzler Birague nicht lieber allein beauftragen, das Nöthige wegen des Admirals zu verfügen? — Handelte es sich um die Vertilgung der Hugenotten, so stände mein Arm und mein Kopf dem Glauben und meinem Könige gern zu Dienste; gilt es aber nur einen einzigen Mann, den abzufertigen mag der Kanzler besser verstehen als ich; jenseits der Alpen ist man mehr an dergleichen gewöhnt.

Herzog von Guise! fuhr Catharine auf, vergeßt nicht —

Ich werde nie vergessen, daß ich vor der Mutter meines Königes stehe, aber was ich sagte ist dennoch wahr. Der Kanzler taugt besser zu solchem Geschäft als ich. Ich scheue nicht den Mann, nur die That. Verschafft mir von dem Könige die Erlaubniß, und ich stelle mich dem Admiral gegenüber, und fordre blutige Rechenschaft von ihm, wegen des Todes meines Vaters, so aber —

Ist für den Herzog von Guise die Sache zu

klein, sie erwirbt ihm keine Herzen, sein Ruf könnte aufs Spiel gesetzt werden. Er will die Kastanie wohl, sie aber nicht aus dem Feuer ziehen; da meint er, mein Kanzler tauge dazu —

Gewiß! gewiß! fiel ihr Guise in die Rede. Er stände lieber an der Spitze eines Heeres gegen die Hugenotten, fuhr die Königin fort. Auch diese Zeit wird kommen, mein lieber Herzog! lenkte sie ein. Ist jener Lachskopf erst gefallen, dann wird es leicht werden die Frösche zum Schweigen zu bringen. Doch lassen wir das. Ihr seyd mit mir in der Hauptsache einverstanden?

Der Herzog nickte bejahend.

Deshalb werdet Ihr wohl, wenn es der Kanzler verlangt, ihm einen tüchtigen, tauglichen Mann senden?

Auch dies bejahte Guise durch stumme Verbeugung.

Doch müssen die Vermählungsfeierlichkeiten erst vorüber seyn, nichts darf sie stören; der König will es, und jedes nochmalige Hinderniß brächte ihn in Wuth.

Ohnmächtige Wuth! sagte der Herzog halb leise und wohl etwas unbedachtsam.

Und doch brachte Euch diese Ohnmächtige

schnell an den Traualtar, bemerkte die Königin ihn höhnend, denn das war ihr Werk und Guise wußte es nur zu gut. Er verbeugte sich statt zu antworten und schien sich entfernen zu wollen. Nur ein Wort noch, Herr Herzog, ein wohlgemeintes warnendes Wort, sprach die Königin, ihn zurückhaltend. Schleicht nicht wieder des Nachts im Louvre umher; Abenteuer werdet Ihr hier nicht mehr finden, und erführe es der König, so wagtet Ihr leicht Euer Leben. Betrachtet diese Warnung als ein Zeichen meiner Huld. Stimmen wir auch in so manchen Kleinigkeiten nicht überein, sind wir doch in der Hauptsache verbunden, und Ihr könnt in jeder Lage auf meinen Beistand rechnen. Vergeßt den Kanzler und den Mann, den Ihr ihm schicken wollet, nicht. Mit diesen Worten entließ sie ihn.

4.

Unbekümmert um die Drohung ihrer Mutter, wenig von den wohlgemeinten Ermahnungen ihrer Schwester erbaut, erwartete die Prinzessin Margarethe mit Ungeduld das Fräulein

de la Coſſé, ihre Vertraute, das nämliche Hofſräulein, das den Herzog von Guiſe bei der Königin Mutter angemeldet hatte. Endlich erſchien ſie, konnte aber der Prinzeſſin Neugierde nicht befriedigen, die geſpannt war zu wiſſen, was Guiſe mit ihrer Mutter verhandelt habe. Das Fräulein entſchuldigte ſich mit dem Vorgeben, des Herzogs Gefolge ſei im Vorzimmer zurückgeblieben, und habe ſie zu lauſchen verhindert.

Adelaide de la Coſſé, mit der Prinzeſſin in gleichem Alter und von Kindheit an mit ihr erzogen, hatte eine ſchwärmeriſche Liebe für Margarethe, obgleich Beide in ihren Lebensanſichten ſehr abwichen. Das Fräulein, eine der ſeltenen Erſcheinungen am Hofe der Königin Catharine von Medicis, ſchön und tugendhaft zugleich, wurde vielleicht von einer früheren Neigung zu dem Herrn von Regnier vor der Verderbniß ihres Herzens bewahrt, denn ſie glänzte in der Schaar der mannichfaltigen Schönheiten dieſes Hofes wie eine Heilige unter Sündern. Sie konnte ſich in ihrer Stellung nicht glücklich fühlen, und unüberſteigliche Hinderniſſe ſtanden ihrer Liebe entgegen. Regnier war Proteſtant, ſie arm und ganz abhängig

von der Königin Mutter. Ihre Liebe mußte daher verborgen bleiben, und wurde dadurch, und auch wohl durch die Abwesenheit des Geliebten immer mehr verstärkt. Die Prinzessin allein war ihre Vertraute, welche die Liebe ihrer Gespielin oft wie einen unterhaltenden, öfter noch wie einen langweiligen Roman betrachtete, worinnen die Tugend der Hauptpersonen ihr wenig Vergnügen gewährte. Da kam der Herr von Bessins, königlicher Lieutnant in Guercy nach Hofe, um gegen Regnier, seinen Feind, Klage zu führen, der die nämliche Stelle für die Prinzen in dem Theil der Provinz bekleidete, den die Hugenotten besetzt hatten, und wodurch Reibungen unter den beiden Befehlshabern nicht ausbleiben konnten. Der Zufall wollte, daß auch ihn die Schönheit des Fräuleins de la Cossé entzückte, und ohne zu ahnen, daß ihr Herz sich seinem Feinde schon hingegeben habe, warb er um ihre Gunst. Aber sein Bemühen war vergebens, selbst als die Königin Mutter sich in diese Angelegenheit mischte und dem Fräulein mit ihrer Ungnade drohte, wenn sie Bessins ihre Hand nicht gäbe. Das Fräulein blieb standhaft, und ohne der Königin Mutter ihr Herz zu öffnen, nahm sie die unwidersteh-

liche Abneigung zum Vorwand, die Bessins rauhes heftiges Betragen in ihr erweckt habe, obgleich sie gestehen müsse, daß er ein schöner und edler Mann sei. Sie bat jetzt die Prinzessin, sich bei dem Könige von Navarra zu verwenden, daß er sich Regniers annehme, von dem sie wußte, daß er in dem Gefolge Heinrichs nach Paris kommen würde; sie hoffte, die Königin Mutter werde ihrem Eidam in dieser Zeit eine so geringfügige Bitte nicht abschlagen. Die Prinzessin versprach es um so lieber, da es ihr ein kleiner Trost war, dann die Freundin in ihrer Nähe behalten zu können, auf deren Theilnahme und Verschwiegenheit sie sicher rechnen durfte, wenn sie ihr auch zuweilen durch ihren Tadel lästig fiel.

Das Gespräch kam bald auf Heinrich von Navarra. Das Fräulein sagte der Prinzessin unverholen, daß sie den Abscheu nicht begreifen könne, den diese gegen den jungen Fürsten hätte, der schon in früher Jugend Proben seiner Tapferkeit gegeben, und dessen Betragen so einnehmend und unwiderstehlich sei. Margarethe erwiederte lächelnd: Befrage nur dein eignes Herz, Adelaide, das wird dir schon die Antwort geben.

Das Fräulein verstand die Worte der Prinzessin wohl. Glaubt ihr denn wirklich noch, daß Euch Guise wahrhaft liebt, fragte sie mit Herzlichkeit? — Wie schnell gab er der Prinzessin von Cleve seine Hand, als der König wegen seiner Neigung zu Euch mit ihm zürnte?

Und was schadete mir dies? erwiederte Margarethe. Vergleicht er seine Gemahlin mit mir, fuhr sie lachend fort, so setzte ich meine schönste Locke gegen einen Sous, ich kann nur dabei gewinnen, und seine Liebe muß jetzt noch leidenschaftlicher, glühender aufflammen.

Als Gatte einer Andern? fragte Adelaide, und in ihrer Frage lag ein bitterer Vorwurf.

Thörigtes Mädchen! Müßte man in der Ehe treu seyn, so schleppte kein Befehl des Königs, keine Drohung meiner Mutter, keine Furcht vor dem Kloster mich an den Altar. Lieber ein klösterliches Leben, dem man doch wohl manchen Genuß noch abgewinnen könnte, als die Einförmigkeit langweiliger treuer Ehe. Sieh, Adelaide, ich würde über meine Heirath ganz verzweifeln müssen, böte mir nicht Heinrich von Navarra selbst noch einen Trost.

Er, Euch einen Trost?

Ja, meine geliebte Freundin, den Trost, daß

ich weiß, ich bin ihm so zuwider wie er mir es ist, und er schließt mit gleicher Abneigung wie ich diese traurige Convenienz-Heirath.

Und wie kann Euch das Trost seyn, Fürstin! Eure Worte thuen meinem Herzen weh.

Wie mir das Trost seyn kann? fragst Du mich, liebes langweilig tugendhaftes Kind. Da ich ihm gleichgültig, gar verhaßt bin, wird er mich nicht mit Eifersucht quälen, und mich liebeln lassen, wenn ich nur nicht verlange, daß er mich lieben soll.

Das Fräulein schüttelte unmuthig ihr schönes blondes Lockenhaupt. Ihr standet schon lange auf blumenbedeckter Aue, sprach sie dann mit tiefer Rührung und eine Thräne umwölkte ihr sanftes Auge, ich sah Euch Blumen pflücken, Euch daraus, unbesorgt für die Zukunft, Kränze flechten, mit denen Ihr Euch schmücktet, als wär es der Myrthenkranz zu Eurer Hochzeitfeier, ohne auf die Schlangen zu achten, die unter den bunten Blumen verborgen lagen und tückisch zischten. — Ich habe Euch gebeten, habe vor Euch auf den Knieen gelegen und Euch gebeten, Euren Ruf, Eure Tugend nicht dem flüchtigen Rausch eines Augenblicks zu opfern, Ihr habt mich nicht gehört. O Prin-

zeſſin! Eine Fürſtin muß mit einer Krone von Gold, aber auch mit einem Kranz von Lilien geſchmückt auf dem Throne ſitzen. Gold und Juwelen flammen im Licht des Tages, im Kerzenlichte; aber aus dem Kelche der Lilien ſtrahlt ein himmliſcher Glanz, der die Glorie um das Fürſtenhaupt bildet, ſchöner, glänzender, herrlicher als alle Kronen der Erde. —

Schwärmerin! unterbrach ſie Margarethe.

Das iſt nicht Schwärmerei, Prinzeſſin, es iſt ein Glaube, der feſt in meinem Buſen ruht, und der mich über alle Schickſale der Welt erhebt. Ich bin arm und ſtehe verlaſſen unter meinen Mitgenoſſen, bin ohne Einfluß am Hofe, denn kein Prinz, kein Großer nimmt ſich der armen Coſſé an, da ſie nicht um fremde Gunſt buhlt, nicht fremde Gunſt ſich theuer erkauft, und doch ſtehe ich geachtet im Kreiſe der Frauen dieſes entarteten Hofes, geachtet, wenn auch nicht geliebt. Selbſt Eure königliche Mutter behält mich in ihrer Nähe, wenn auch nur als eine Seltenheit in dieſem Kreiſe; und wär' ich den Andern gleich, ſagt, wo wäre der Platz der armen verlaſſenen Waiſe? —

An meinem Herzen! unterbrach ſie die Prin-

zessin, halb aus Gutmüthigkeit, halb aus fröhlicher Laune, die sie nur selten verließ.

Ich glaube doch, erwiederte nicht ganz ohne Bitterkeit das Fräulein, jetzt nähm ich diesen Platz ehrenvoller ein, wenn noch an Eurem Herzen für mich ein Plätzchen übrig geblieben wäre.

Schweig, ich bitte Dich! sagte Margarethe empfindlich, du weißt, zuweilen höre ich Deine Predigten gern, denn ich kenne Dein frommes mir zugethanes Herz, verstehst Du aber nicht zur rechten Zeit zu schweigen, so langweilst Du, oder ärgerst mich; deshalb bitte ich dich, schweige jetzt!

Nein, das darf ich nicht! rief das Fräulein tief erschüttert. Zu theuer ist mir Margarethe von Valois, die seit ihrer Kindheit mir öfter Freundin wie Gebieterin war. Nie werde ich ihr die Thränen vergessen, die sie mit mir weinte, als ich ihr erzählte, wie ich Vater und Mutter verlor, und als eine arme Waise, der sich Niemand erbarmte, das Vaterhaus verlassen mußte; nie den Apfel vergessen, den sie in dem Park von St. Germain mit der Hungrigen theilte, nie, wie sie mich an die Hand nahm, mich zu der Königin führte und nicht aufhörte

16.

Mit Rosen zugleich traf ein Mann im Hauptquartiere des Herzogs ein, der späterhin auf den Gang der Kriegs-Operationen viel Einfluß gewann. Es war dies Ludwig von Erlach, Obrist in schweizerischen Diensten, der schon unter Gustav Adolph ein alter Waffengefährte des Herzogs gewesen war. Durch ihn hatte der Fürst im Geheim um freien Durchzug bei den protestantischen Kantonen unterhandeln lassen, und jetzt kam Erlach selbst zum Heer, das Nöthige mit dem Herzog zu verabreden. Nach langem Berathen wurde der Angriff der vier Waldstädte beschlossen und Erlach wirkte nun ins Geheim von der Stadt Basel die Erlaubniß aus, ungehindert durch ihr Gebiet zu ziehen.

Das weimarische Heer bestand nur aus 6 bis 7000 Mann. Mit der größten Mühe war die Reiterei wieder beritten gemacht und es fehlte immer noch an Bespannung für das nöthige Geschütz. Aber dennoch ließ die Uneinigkeit der feindlichen Feldherrn ein glückliches Resultat hoffen. Dem Herzog von Savelli, diesem trägen, stets unglücklichen Feldherrn war der Befehl über alle kaiserlichen Regimenter in Ober-Deutschland gegeben, Johann von Werth war ihm mit den ligistischen Truppen zugesellt. Feldmarschall Lieutenant Rheinach, ein ausgezeichneter Krieger, fand sich dadurch zurückgesetzt, er haßte den Italiener, und konnte Johann von Werth den Sturm auf die Wittenweier Schanzen nicht vergeben, wobei die ihm untergebenen Regimenter am

mit Bitten, bis dieſe ſich meiner anzunehmen verſprach —

Schweig, ich bitte Dich Adelaide! unterbrach ſie die Prinzeſſin, auf die des Fräuleins Worte den Eindruck nicht verfehlt hatten; doch das Fräulein, von ihrem Gefühl zu ſehr ergriffen, fuhr fort: Ich habe von Eurem guten Herzen ſo manchen Beweis, ach hätte ich nur weniger von Eurem leichtſinnigen, ich wäre glücklich — Ja, ich muß den Augenblick benutzen, rief ſie freudig, ſehe ich doch Thränen in Eurem Himmelsauge, ich muß Euch warnen, da Ihr an einem furchtbaren Abgrunde ſteht. Zu Euren Füßen fleh' ich, ſie ſank vor ihr nieder, legt mit dem Myrthenkranz alle die Thorheiten von Euch, die Euch bis jetzt berauſchten, werdet die treue Gattin eines edlen Mannes, daß er vergeſſe was geſchah und Euch achten lerne.

Fräulein Coſſé! fuhr die Prinzeſſin zürnend auf und wollte die Knieende von ſich ſtoßen, die ſie aber feſt umklammert hielt.

Nicht ſo! — Stoßt mich nicht von Euch! rief ſie halb bittend, halb in Verzweiflung. Gott gab mir den Muth, Euch den Spiegel Eures Lebens vorzuhalten, vielleicht war es Gott ſelbſt, der mich ſandte Euer Herz zu be-

wegen. Ich mein' es ſo gut mit Euch, gäbe mein Glück mit Freuden für das Eurige hin. Zürnt mir, aber laßt mein Wort in Euer Herz dringen, daß es, ein zudringlicher Mahner, in jedem Augenblick Euch zurufe: Denk' an Gott und die Tugend!

Margarethe war beſänftigt, war gerührt. Sie hob ihre Jugendfreundin auf, ſchloß ſie in ihre Arme, und ſchon floſſen Freudenthränen aus dem Auge der edlen Jungfrau, als die Prinzeſſin den herrlichen Augenblick der Rührung unterbrach. Gutmüthige Schwärmerin! ſagte ſie, was helfen Deine, was meine Thränen, was ſoll der läſtige Mahner, den Du in mein Herz bannen willſt? — Schließt Guiſe mich in ſeine Arme, ſo ſind die Thränen der Reue zu Thränen der Wonne geworden; fühle ich ſeinen Kuß auf meinen Lippen brennen, o ſo höre ich nicht Deinen Mahner, und ſchrie er laut zu mir wie Poſaunenton des Weltgerichts. Du wirſt nichts an mir ändern; mich haben des Lebens Freuden zu feſt umklammert, als daß ich mich loswinden könnte; meine Hölle iſt zu ſchön, um mich nach Deinem Himmel zu ſehnen.

So kann ich nichts mehr thun, als für Euch

beten! sprach Adelaide aus ihrem schönen Traum geweckt.

Thu das, frommes Mädchen, fiel ihr die Prinzessin rasch in die Rede, thu das ja, wenn Du mich am Altare neben dem Navarrer stehen siehst, dann bedarf ich wohl am meisten Deines Gebets. Jetzt aber geh, zürne mir nicht — Du bist nun einmal auf Deiner Pilgerfahrt einer Sünderin begegnet, bist treulich ihr zur Seite geblieben, hast sie aufhalten wollen, wenn sie strauchelte; aber Du konntest einer Blinden, die nur nach den Rosen griff, deren Duft sie einsaugte, Dein Auge nicht leihen. Deshalb zürne auch mit dem Schicksale nicht. Als Kinder gingen wir einen Weg, als Jungfrauen trennten wir uns — Doch Deine Schwärmerei fühl' ich ist ansteckend, unterbrach sie sich schnell, — Leb wohl! — Dies sagend ging sie in ihr Kabinet, wollte im Fortgehen ein Liedchen trällern, aber sie konnte nicht. Adelaide sah ihr traurig nach, seufzte tief auf und verließ mit betrübtem Herzen das Gemach.

5.

Ohne daß irgend Jemand vom Hofe es vermuthete, ritt am andern Morgen der König mit geringer Begleitung im Louvre ein, sprang rasch vom Pferde und schritt hastig die große Treppe hinauf. Der erste, dem er hier begegnete, war sein Bruder, der Herzog von Anjou, der, mit aller Sorgfalt gekleidet, hinunter eilte und bei der Biegung der Treppe den König fast umrannte.

Bei St. Denys und allen Teufeln, Bruder von Anjou, habt Ihr Eure Augen immer nach oben gewendet, daß Ihr nicht seht, was neben Euch vorgeht? rief der König zornig. Wo wollt Ihr hin?

Der Herzog, überrascht, stammelte zu seiner Entschuldigung einige Worte; der König aber achtete nicht darauf, sondern wiederholte in noch barscherem Tone die Frage: Wo wollt Ihr hin?

Einen Spazierritt machen, Sire! erwiederte Heinrich von Anjou.

In diesem Aufzug? Da könntet Ihr, beim heiligen Gott, eher zum Ballet der Königin Mutter gehen, als ein Roß besteigen. Kommt, begleitet mich!

Der Herzog mußte gehorchen, obgleich er sich eben zu seiner Geliebten, der schönen Frau von Chateauneuf, begeben wollte, denn König Karl war in einer Stimmung, wo Niemand wagen durfte ihm zu mißfallen; sein Bruder durfte es am wenigsten, der auch schweigend folgte. Der König, noch ganz von Staub bedeckt, nahm anfangs den Weg nach seinen Gemächern, doch auf der Galerie wandte er sich plötzlich und ging nach dem Flügel, den die Königin Catharine bewohnte. Es hatten sich indessen mehrere Hofleute zur Begleitung um ihn versammelt, doch als er es bemerkte, sprach er rasch: Ich bedarf keiner Begleitung! Auf Wiedersehn! zog den kleinen schwarzen Sammthut mit der einfachen weißen Feder, den er immer zu tragen pflegte, und nickte ihnen, nach seiner Art freundlich zu; sie entfernten sich. Auch Heinrich von Anjou wollte die Gelegenheit wahrnehmen, doch der König winkte ihm zu bleiben, und er mußte folgen.

Eben als der König bei seiner Mutter eintreten wollte, kam der Herzog von Guise heraus. — Ei, sieh da, Herzog von Guise! redete ihn König Karl heftig an. Auf wessen Befehl habt Ihr Metz verlassen? Ich sehe Niemand

gern bei mir, den ich nicht zu mir beschieden habe.

Sire! ich kam auf Befehl der Königin Mutter! erwiederte Guise. Bisher war es Pflicht der Königin Befehle zu achten. Soll es ferner nicht so seyn, so gnügt ein Wort Ew. Majestät, und ich gehe auf der Stelle nach Metz zurück.

Ihr könnt bleiben! erwiederte der König; bis zur Vermählungsfeier meiner Schwester ist es übrigens nur noch kurze Zeit. Gehabt Euch wohl!

Dies sagend trat er in das Vorzimmer der Königin Mutter, in dem sich der Adel und die Hofleute drängten. Bruder Anjou! raunte er ihm, bitter lachend, zu, und schritt durch die Menge, ohne sie zu beachten, mein Vorzimmer wimmelt nicht so von diesen Herren, die hier um unsrer Mutter Gunst buhlen. Der Eine wünscht ein Gouvernement, der Andre eine reiche Pfründe, Alle an meiner Mutter Tafel ein Stück von meinem Frankreich zu verzehren; sie ist die Sonne, ich der Mond, und was seyd Ihr denn, Bruder? — Anjou schwieg — Nein, nein! sagte er dann, den Herzog heftig auf die Schulter klopfend, nicht ich, Ihr seyd der Mond, dem allein die Sonne gern Platz macht. — Aber

auch

auch sie muß untergehen — murmelte er vor sich hin.

Sie waren jetzt in das Zimmer vor dem Kabinet der Königin gekommen. Dies Zimmer war nur den Vertrautesten zu betreten erlaubt. Außer dem Kanzler Birague, der auf einem Sessel mit dem Rücken nach der Thüre in tiefen Gedanken saß, war Niemand da. Der König betrachtete einen Augenblick die kleine verkümmerte Gestalt des italienischen Kanzlers von Frankreich, wobei der arme Herzog von Anjou, dessen Gedanken wohl nur bei der schönen Chateauneuf seyn mochten, mit dem Könige gehen, mit dem Könige still stehen mußte.

Wißt Ihr nicht, Kanzler, ob meine Mutter zu sprechen ist? fragte er plötzlich in rauhem Ton.

Der kleine Mann sprang erschrocken auf, stammelte anfangs unzusammenhängende Worte, dann, sich, schnell fassend, sagte er: Ich glaube kaum, Sire!

Ihr glaubt wohl, die Unterredung mit dem Herzog von Guise habe sie zu sehr angegriffen? meinte der König, und ohne des Kanzlers Antwort abzuwarten, öffnete er die Thüre des Kabinets und rief im Hereintreten dem Herzog von Anjou zu: Henri, erwarte mich hier!

Er fand die Königin Mutter allein.

Guten Morgen Mutter! redete er ſie an und küßte ihr ehrfurchtvoll die Hand.

Ihr ſeyd früh von Fontainebleau zurückgekehrt, Sire! erwiederte ſie, ihm die Stirne küſſend — Aber, mein Gott, in welchem Anzug? — Unter dieſem alten grünen beſtaubten fleckigen Jagdrocke würde Niemand den König von Frankreich ſuchen.

Und ihn auch Niemand in Eurer Gegenwart finden, Mutter! erwiederte er, dieſe Worte ſcharf betonend. Wollt Ihr aber einen zierlich gekleideten jungen Herrn ſehen, gegen den ich freilich in Euern Augen ſtets zurückſtehen muß, ſo öffnet nur die Thüre und der Herzog von Anjou wird mit zierlicher Reverenz Euch entgegen treten. Er iſt angeputzt wie eine Muſterkarte, und riecht, daß man glauben ſollte er trät eben aus dem Laden Eures Mailänders René.

Mein Sohn Heinrich iſt doch ewig die Zielſcheibe Eures Spottes, ſagte Catharine empfindlich. Laßt ihn ruhig ſeinen Weg gehen, ihn, den die Tage von Jarnac und Montcontour wahrlich als einen ehrenvollen bezeichnen. — Der König biß ſich auf die Lippen, ſein Zorn wollte hervorbrechen, doch gelang es ihm ſich

zu beherrſchen. — Er iſt ſo ſehr bemüht, Eure Liebe zu gewinnen, ſetzte ſie einlenkend hinzu, daß er wohl ein freundlicheres Entgegenkommen verdiente. — Der König lächelte. — Doch von etwas Anderm! brach die Königin das Geſpräch ab. — Der Herzog von Guiſe iſt hier!

Ich ſah ihn, als er eben Euch verlaſſen hatte. Ich wollte er wäre noch in Metz. Der Mann iſt mir verhaßt; ſo jung, und ſchon ſo ſtolz und anmaßend. Ihr habt ſchon der Schweſter Margot wegen nicht gut gethan, ihn ſo früh hieher kommen zu laſſen.

Es geſchah auf Euren Befehl! —

Auf meinen Befehl? fiel ihr der König mit Heftigkeit in die Rede.

Nun ja! ſagte Catharine, habt Ihr mir nicht auf dieſer nämlichen Stelle geſagt, Ihr verlangtet, daß Guiſe bei der Vermählung Eurer Schweſter gegenwärtig, daß er während der Anweſenheit des Admirals in Paris ſei, damit Ihr verſuchen könntet, ob Euch hier die Verſöhnung der Guiſen und Chatillons beſſer gelänge als zu Moulins?

Nun ja! Aber deshalb hatte die Sache keine ſolche Eile, erwiederte der König mehr unmu-

thig als heftig — Ist er zu keinem andern Zwecke hier?

Ein andermal, bitt ich Euch, lieber selbst anzuordnen, als mir es aufzutragen, wenn Euch die Jagd aus Paris treibt! sagte Catharine empfindlich scheinend.

Wer gab dem Marschall Retz den Befehl meinen Sohn von Orleans zu holen? fuhr der König fort.

Ich, niemand anders als ich, und auch dies nach Eurem Wunsche! erwiederte Catharine von Medicis mit bestimmtem Ton, durch den sie fast immer dem König imponirte.

Nun ja, es war mein Wille, ich wollte es; beim Teufel, daß er drei Wochen hier ist, ohne daß ich es weiß und ihn zu sehen bekomme. —

Ihr hättet Euch doch nicht um den Knaben bekümmert, Charles, so wenig wie Ihr es um seine Mutter thut! sagte Catharine mit Bitterkeit.

Sollt ich etwa? — Die Königin lächelte — Soll auch ich leben wie der ganze Hof, in Sünde und Lust, in Jubel und Freuden wenn mein Frankreich seufzt und jammert? — Soll ich leben wie mein Bruder Anjou, oder wie Margot, der der Himmel zur Strafe der Ba-

meiſten gelitten hatten. So waren die drei Feldherrn gegenſeitig in feindlichem Verhältniß, und überdies alle in der feſten Meinung, Herzog Bernhard würde mit ſeinem ſchwachen Heere den Krieg nicht nach dem Rhein zu ſpielen wagen, ſondern es nach der Franche comté führen. Johann von Werth war überdies zur Herſtellung ſeiner Wunden, auch wohl um die Früchte ſeiner Thaten zu ernten, nach München gegangen, der Herzog von Savelli aber zu Carl von Lothringen nach Burgund, die künftigen Kriegsoperationen zu beſprechen; blos Rheinach war in Breiſach auf ſeinem Poſten.

Am 7ten Januar 1638 rückte Herzog Bernhard mit 1000 Reitern und eben ſo viel Fußvolk aus dem Delleberger Thale dem Rhein zu, die andern folgten. — Klein war ſein Heer, aber groß das Vertrauen, das es auf ſeinen Heerführer ſetzte. Niemand, nur ſeine vertrauteſten Officiere ahneten, wohin es gehe, ſelbſt für den franzöſiſchen Hof war es ein Geheimniß. In möglichſter Eile ging er Rheinfelden vorbei, auf Stein zu; hier ſetzte er in Kähnen über den Rhein, nahm Seckingen faſt ohne Widerſtand und zog den andern Tag auf beiden Ufern des Rheins gegen Laufenburg, eroberte es während der Unterhandlung mit Sturm und erhielt nun einen feſten Punkt und eine gute Brücke zum Uebergang. Auch Waldshut wurde gleich darauf genommen und als nach wenigen Tagen der übrige Theil des Heeres am Rhein eintraf, wurde die Belagerung Rheinfeldens beſchloſſen, deſſen Beſatzung indeſſen, von Breiſach aus, bedeutend verſtärkt worden war.

Gleich nach der erſten Nachricht, die Maximilian von Baiern von dem Marſche des Herzogs nach dem Rhein er-

lois ein so lockendes Aeußere gab, das sie wacker zum Köder gebraucht? — Mutter! sagte er dann immer heftiger werdend, es muß bald anders werden am Hofe; die Königin, meine Gemahlin, steht hier im Kreise der Frauen wie eine von Sündern umgebene Heilige, von denen Keiner Lust hat Buße zu thun. Es muß anders werden, beim Teufel, es muß!

Ich bitte Euch, Sire, nicht in Gegenwart Eurer Mutter diese Flüche! unterbrach ihn die Königin.

Wer zum Teufel hat sie mich gelehrt als Gondy, mein würdiger Lehrmeister und Euer Liebling?

Der Papst läßt lange auf die Dispensation warten, sagte jetzt die Königin Mutter, da sie an den zuckenden Bewegungen ihres Sohnes leicht seine Aufregung wahrnehmen konnte und dem Gespräch eine andre Wendung geben wollte.

Der heilige Vater will meine Geduld prüfen, nahm der König schnell das Wort, aber er irrt in mir wenn er mich unter die Geduldigen seiner Heerde zählt So sehr ich den päpstlichen Stuhl verehre, so machen mich doch die Hindernisse, die er der Heirath meiner Schwe-

ſter in den Weg legt, ungeduldig. Sagt dem Legaten, vier Wochen wolle ich noch warten, dann aber keinen Augenblick mehr — Iſt die Sache in dieſer Zeit nicht abgemacht, ſo laſſe ich ſie auch ohne Dispenſation trauen. —

Sire! — fiel ihm die Königin Mutter verweiſend ins Wort.

Ja, Mutter, ich bin es müde König genannt zu werden und nicht König zu ſeyn. Laſt und Verantwortung wird mir aufgewälzt, bei Gott muß ich dereinſt vertreten, was andere in meinem Namen thun, und was die Laſt der Krone erleichtern, was ſie verſüßen könnte, das läßt man mir nicht. Offen oder durch Cabale entzieht man mir jede Gelegenheit wohlzuthun und mir dankbare Diener zu erwerben. Die Krone läßt man mir, den Scepter aber —

Wem ſagt Ihr das, König Karl? unterbrach ihn Catharine ſtolz.

Euch Mutter! Euch meine geliebte Mutter! die ich vielleicht mehr liebe, als es zum Wohle Frankreichs heilſam iſt.

Die Königin war über dieſe beſtimmten aber ohne Heftigkeit ausgeſprochenen Worte überraſcht; mit ſo viel Feſtigkeit und Ruhe hatte ihr Sohn noch nie dergleichen begehrt. Sie fühlte in dieſem

kritiſchen Augenblick, daß ſie ein ihr ſchon oft gelungenes Mittel verſuchen müſſe, und Meiſterin in der Verſtellungskunſt, ſagte ſie, ohne ihren Unmuth nur im Mindeſten blicken zu laſſen: Ihr thut mir Unrecht, Karl! Auch mich drückt die Laſt der Regierung, die ihr mir bisher freiwillig überlaſſen habt. So wie Ihr lieber mit Euren Jagdgenoſſen und Freunden die Wälder durchſtreift, als im Conſeil neben Euren Räthen Euch langweilt, ſo blieb' auch ich lieber im Kreiſe meiner Frauen und vergnügte mich, als daß ich mich mit dem Kanzler und den Andern über ernſte Gegenſtände berathe, wo ich oft ſäe, aber ſelten Früchte für mich erndte. Ich bin über Euren Entſchluß erfreut, Sire! und bitte Euch, mir nur zu erlauben künftig in St. Germain oder in jedem andern Schloſſe, das Euch für Eure Mutter gut genug dünkt, meinen Aufenthalt nehmen zu dürfen. Meine Gegenwart iſt in Paris dann nicht mehr von Nutzen und auch ich will endlich mir und meinem Vergnügen leben.

St. Germain, oder welches meiner Schlöſſer Euch beliebt, ſoll zu Eurem Empfange bereitet werden! erwiederte zu Catharinens Verwunderung der König.

So wähle ich St. Germain! sprach sie, durch des Königs so leichte Erfüllung ihres Wunsches zwar überrascht, doch nicht außer Fassung gebracht, und Eurer Gesundheit wird es weit zuträglicher seyn, wenn Ihr dem wilden gefährlichen Vergnügen der Jagd entsagt und Euch ruhigern, wenn auch langweiligern Geschäften mehr widmet. Auch ich werde von neuem aufathmen —

Warum wollt Ihr aber nicht in Paris bleiben, Mutter, mir, wenn auch nur zuweilen, Euren Rath zu ertheilen? sagte der König, den Gewohnheit, auch wohl kindliche Liebe, die Ehrfurcht gegen seine Mutter nie ganz vergessen ließ.

Meinen Rath, Sire? — o den bedürft Ihr jetzt nicht mehr, seit Coligny hier und der Geist ist, der Euch beherrscht! erwiederte Catharine absichtlich den König zu kränken. Der Pfeil, den sie abgeschossen, traf und hatte des Königs Eitelkeit tief verwundet, dessen Auge, finster auf sie gerichtet, immer flammender, stierer wurde. Alle Fiebern seines Körpers zuckten, er stampfte plötzlich mit dem Fuß. Bei allen Teufeln, es muß anders werden! rief er wüthend und verließ, noch einen zornigen Blick auf seine Mutter werfend, rasch das Zimmer.

Es bleibt wie es ist, ohnmächtiger Wüthrich! rief Catharine hohnlächelnd, als die Thüre sich hinter ihm schloß, und ging freundlich grüßend ihrem Liebling Heinrich von Anjou entgegen, der erschrocken eintrat.

Ich hörte Wortwechsel! sprach er. Der König, die Hand an seines Dolches Griff, einen wüthenden Blick auf mich werfend, rannte an mir vorüber — Was ist geschehen, Mutter?

Nichts, mein Sohn! Es wandelte den König einmal wieder die Laune an selbst regieren zu wollen. Die Ruhe, mit der er dies sagte, ließ mich anfangs fürchten, die tückischen Lehren des Admirals wären tief bei ihm eingedrungen; doch schnell hatte ich seinen Zorn gereizt, und flammt der erst auf, dann ist Karl ein Tiger, der, läßt man ihn nur austoben, bald wieder zum schwachen Kinde wird. Ehe er nicht ruhig und besonnen handeln lernt, eher haben wir nichts zu fürchten; warte nur ruhig die Zeit ab.

Der Herzog von Anjou küßte dankbar der Mutter die Hand; da ihn aber die Frau von Chateauneuf selbst in diesem Augenblick mehr beschäftigte, als seine kühnsten Hoffnungen, verließ er die Königin und eilte zu seiner Geliebten.

6.

Als der König in sein Vorzimmer trat, fand er den Grafen La Rochefoucault dort; er winkte ihm zu folgen, und Niemand beneidete diesen um die Ehre, denn Karl der Neunte sah verstört und finster aus, und in solchen Augenblicken wünschte sich jeder Höfling fern von ihm; doch ehe er noch in das Kabinet trat, befahl er den Admiral Coligny zu rufen.

Franz! redete er den Grafen mit Hast an, als die Thüre des Kabinets sich hinter ihm schloß. Ich komme eben von meiner Mutter, mein Blut ist in Bewegung, ich zittere und fühle, der Zorn hat mich übermannt; bleib ruhig hier, es wird bald vorübergehen, doch reize mich heute nicht durch irgend ein Wort, ich habe Dich zu lieb, um Dir wehe thun zu wollen. Dann ging er mit raschem Schritt und vorgebeugtem Körper schnell im Zimmer auf und ab, blieb jedoch plötzlich vor La Rochefoucault stehen und fragte: Hast Du sie nach Orleans gebracht?

Ja Sire!

Und wie gebehrdete sie sich? Nicht wahr, störrisch, widerspenstig wie gewöhnlich?

Wie eine Sünderin, die durch frommen

Wandel den Himmel verſöhnen möchte, und doch den Einflüſterungen des Böſen nicht zu widerſtehen vermag, erwiederte der Graf. Sie wollte nach Damemarie, und wollte doch auch Euren Befehlen nicht widerſtreben. Als ich dieſen Kampf in ihrem Innern bemerkte, hob ich ſie mit Gewalt auf das Roß und ſie folgte mir willig nach Orleans. Sie dauert mich, Sire!

Mich auch, Franz! Sie liebte mich wahrhaft, war ein frommes, aber leidenſchaftliches und überſpanntes Mädchen; mein Beichtvater konnte mir nicht mehr zum Herzen ſprechen, als ſie oftmals that. Sie meinte es anfangs gut mit mir.

Anfangs nur? fragte Rochefoucault verwundert, da aber der König dies nicht weiter erörtern zu wollen ſchien und pfeifend auf und abging, berührte er es nicht wieder.

Ich hatte das Mädchen wahrhaft lieb, fuhr König Karl, halb für ſich, halb zu dem Grafen gewendet fort. Ihr Herz war unverdorben, noch nicht in den Intriguen des Hofes eingeweiht, noch nicht verdorben in den Händen — Doch laß mich davon ſchweigen. Ehre Vater und Mutter, ſagt das Gebot, ich will wenigſtens dies nicht übertreten.

Und warum verſtießet Ihr das Mädchen, Sire, wenn es Euch liebte und Ihr es liebenswürdig findet?

Die Königin, meine Gemahlin, verdiente wohl ein ſolch geringes Opfer, Graf, und Frauenliebe feſſelt mich nie; ich werfe ſie leicht ab wie meinen Mantel, wenn die Sonne mich warm beſcheint — Aber in Vertrauen — er trat, leiſer zu ſprechen, dem Grafen näher, Sie hat ſich meiner Mutter verkauft, das war der Hauptgrund, weshalb ich ſie von mir entfernte.

Dazu iſt ſie zu brav! fuhr La Rochefoucault auf — Falſchheit iſt nicht in ihr.

Graf La Rochefoucault! nahm der König das Wort, ſeine Stimme blieb aber immer noch gedämpft. Das Mädchen iſt eine eifrige Katholikin — Gott mag ihr dafür lohnen — aber eine Schwärmerin, und denen legt ſich der Teufel immer in den Weg, wenn ſie am ſicherſten meinen den Himmel ſchon erreicht zu haben. Doch ich vergeſſe, daß Du Hugenott biſt, was mir von Herzen wehe thut. Deine Seele möchte ich gern retten, Franz, Du biſt meinem Herzen ſo werth, meinſt es ſo gut mit mir —

Wie alle Hugenotten, Sire!

Hm! brummte der König, ging auf und ab, und warf zuweilen einen forschenden Blick auf La Rochefoucault, der ruhig und heiter die Bewegung abwartete, in die sein Wort den König versetzt zu haben schien. Da wurde, vielleicht ihm sehr zu willkommener Zeit, die Ankunft des Admirals gemeldet.

Auf Wiedersehen heute Abend! wandte er sich schnell nach dem Grafen, und befahl Coligny eintreten zu lassen.

Der Admiral, das Haupt der Hugenotten, denn die jungen Prinzen waren damals noch zu unbedeutend, um als solches zu gelten, hatte nun schon dreimal als Vertheidiger seines Glaubens das Schwert gegen seinen König gezogen, dreimal, obgleich in jeder Schlacht besiegt, den Hof zu einem ehrenvollen Frieden gezwungen. Das Haus Guise glaubte, ob mit Recht oder Unrecht bleibt unentschieden, er habe Poltrot zur Ermordung Franz von Guise gedungen, und hielt ihn deshalb für den eigentlichen Mörder des Herzogs; deshalb der unauslöschbare Haß der Familien Guise und Chatillon, den kein Versuch zur Versöhnung tilgen konnte.

Gegen den Rath seiner Parthei hatte sich Coligny durch die Bitten und Versprechungen

des Königs bewegen lassen an den Hof zu kommen, und seitdem schien er ganz das Vertrauen seines Monarchen gewonnen zu haben. Trotz dem, daß seine Freunde dem Sohn einer Catharina Verstellungskunst und Arglist genug zutrauten und meinten, diese Freundlichkeit, dieses Hinneigen des Königs zu ihm sei nicht redlich gemeint, glaubte er auf den schlimmsten Fall seinem Vaterlande jedes Opfer, selbst sein Leben darbringen zu müssen, da er, zwei große Zwecke vor Augen, sie nur durch Karl den Neunten zu erreichen hoffte.

Auch heute empfing ihn der König wie ein Sohn seinen Vater. Seyd mir willkommen! rief er ihm zu; ich bedarf Eures Rathes, Eures Trostes. Ich habe einen harten Strauß mit meiner Mutter gehabt, sie will Paris verlassen.

Das glaub ich kaum, Sire! sagte der Admiral. Sie wird den Hof nicht verlassen, jetzt am wenigsten, und es wäre auch nicht gut, wenn dies so plötzlich geschähe. Die Königin Mutter hat viel Einfluß, all' Eure Räthe sind von ihr gewählte und durch mancherlei Wohlthaten ihr verpflichtete Diener. Nähmt Ihr, mein gnädigster Herr, die ganze Last der Regierung so plötzlich auf Euch, so würde sie Euch

hielt, verließ Johann von Werth die Hauptstadt und eilte in das Hauptquartier nach Villingen. Alle Besatzungen, die er unterwegens antraf, ließ er folgen, Rheinach sammelte gleichfalls die zerstreuten Krieger im Breisgau und Elsaß und sandte sie ins Hauptquartier, wo bald darauf der Herzog von Savelli und Johann von Werth eintrafen. Aber die Regimenter kamen später an, als man erwartete und Herzog Bernhard ängstigte Rheinfelden von Tage zu Tage immer mehr. Schon war Bresche geschossen und die muthige Besatzung hatte schon einen Sturm abgeschlagen, als die östreichischen Heerführer beschlossen, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Sie brachen mit 8 Reiter- 1 Dragoner- und 4 Regimenter Fußvolk, kaum 9000 Mann stark von der Donau auf und rückten in forcirten Märschen zum Entsatz Rheinfeldens heran. An dem nämlichen Tage, an welchem Herzog Bernhard einen Hauptsturm wagen wollte, standen sie am frühen Morgen unvermuthet vor seinem Lager bei Bücken.

Johann von Werth hoffte den Herzog unvorbereitet zu finden und des Sieges gewiß, besetzte er sogleich den Weg nach Laufenburg, um den Weimeranern, deren Krieger auf beiden Seiten des Rheines vertheilt waren, jeden Rückzug zu sperren, während Savelli aus dem Karschauer Walde hervorbrach und sich nach Rheinfelden zog. Herzog Bernhard, wohl eigentlich überfallen, verlor doch die Besonnenheit nicht, er nahm alle Mannschaft, die er von beiden Rheinufern zusammen ziehen konnte und stellte sie auf der Straße, die nach Rheinfelden führte, auf. Graf Nassau und General Taupadel befehligten auf dem rechten Flügel, ihnen gegenüber stand Johann von Werth; der Herzog, unter ihm Rosen, befehligte den linken und hatte den Herzog von

erdrücken. Folgt meinem Rathe, verfahrt behutsam, seyd im Conseil jedesmal zugegen, erlaubt nicht, daß Sachen von Wichtigkeit ohne Eure Genehmigung geschehen, besetzt jede Stelle mit Euch ergebenen Dienern selbst, und sendet die Guisen, Montmorency's und Chatillons nach den Niederlanden dem Feinde des Vaterlandes entgegen; dorthin, wo die Ehre ruft, folgt Jeder, und das Wohl, die Ehre Frankreichs vereinigt, was sich sonst in Feindschaft trennte. Auch verliert die Königin Mutter dann ihre Stützen. Angel und Köder bleibt am Hofe zurück und nur die Fische schwimmen davon.

Und mein Bruder Anjou? fragte der König.

Bei dieser Frage zog der Admiral seinen Zahnstocher hervor, den er zwischen den Zähnen zu drehen pflegte, wenn irgend etwas Wichtiges sein reifliches Nachdenken verlangte, so daß damals der Zahnstocher des Admirals zum Sprichwort wurde. Auch jetzt that er es und in Gedanken vor sich hin — Der Herzog von Anjou? — Ihm? — Nein, nein Sire! fuhr er dann plötzlich auf, gebt eher dem Herzog von Guise die Führung des Heeres, nur nicht Eurem königlichen Bruder, in dessen Hand es ein gefährliches Werkzeug werden könnte, die

Pläne der Königin Mutter auszuführen, gebt ihm nie wieder die Führung des Heeres. Auch würden die Hugenotten nie unter ihm fechten wollen. Der Tod des Prinzen von Condé und so manches Andre stehen noch hell in ihrer Erinnerung und haben ihm für immer die Herzen meiner Glaubensbrüder geraubt.

Für immer? sagte der König nach langem Schweigen, und wenn ich nun die Augen schlösse?

Das wolle Gott nicht! fiel ihm Coligny rasch in die Rede.

Wünscht Ihr das wirklich, Admiral? unterbrach ihn der König.

Von Herzen, Sire! Für Frankreichs Wohl.

Mein Vater! sagte jetzt der König und legte seine Hand vertraulich auf die Schulter des Admirals, Ihr scheint es eben so redlich mit dem Könige zu meinen, als mit Karl von Valois. Ihr haßt mich nicht, trotz meiner Fehler, mich, der ich sonst der Liebe so sehr entbehren muß. Glaubt mir es, mein Vater, ich kenne meine Fehler, die ich leider meiner Erziehung verdanke. Schon als Kind ließ man mich Thiere morden, damit ich mich gewöhnte Freude an Blut und Todeszuckungen zu haben, lehrte man mich absichtlich fluchen, so daß ich noch

jetzt

jetzt diese böse Gewohnheit nicht ablegen kann, und, Gott zu versöhnen, täglich 30 Ave Marias beten muß. Daher mein wildes auffahrendes Gemüth, daher der Jähzorn und die Wuth, die mich so oft ergreift; daher die Lust mich in den Forsten umher zu treiben, und mit den Bestien des Waldes meinen Zeitvertreib zu suchen. Vater! sagte er dann, und seine Hand bebte, der Ton seiner Stimme ward dumpf und hatte etwas Geisterhaftes. Oft überfällt mich eine satanische Lust, Menschen zu schlachten, wie einst die unschuldigen Thiere, und mein Herz hat dann furchtbar gegen dieses Gelüst zu kämpfen, das mich im Zorn überfällt und dessen ich kaum Herr zu werden vermag. Bei St. Denys und allen Teufeln schwöre ich Euch, es ist ein furchtbarer Zustand, in dem ich mich dann befinde.

Coligny fühlte tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Jüngling, dem der Purpurmantel die Blößen seines Innern nicht deckte. Der Arzt, Sire, der allein diesen Dämon bannen kann, ist der barmherzige Gott! sprach er; wendet Euch zutrauungsvoll und mit kindlichem Gemüthe zu ihm, bei ihm werdet ihr Trost und Ruhe finden. Beschäftigt Euch mehr mit der

Regierung, und entsagt dem blutigen Vergnügen der Jagd, das, verzeiht mir, mein König, Eure Huld läßt mich so frei sprechen, Euch nur rauher, jähzorniger macht, und Eurer königlichen Mutter Zeit und Gelegenheit giebt, die Zügel Euch ganz aus der Hand zu winden.

Ihr möget recht haben, Coligny, ich will versuchen, was ich kann! erwiederte König Karl. Mein Wille ist gut, mein höchster Wunsch, Frankreich groß und glücklich zu machen. Ich bin Franzos, bin es mit Leib und Seele, und so meines Vaters Sohn. Mein Bruder Anjou aber, fuhr er mit Heftigkeit auf, der spricht nur mit Achselzucken und scheuen Blicken, lacht, wenn ihn der Zorn ergreift, schmeichelt, wo er morden möchte, zieht mit den Prozessionen durch Paris, und den Rosenkranz in der Hand und noch vom Weihwasser besprengt, eilt er zu neuen Liebeshändeln; er ist ein Italiener und seiner Mutter ächter Sohn.

Coligny zuckte die Achseln, und nur ungern irgend etwas berührend, was die königliche Familie betraf, holte er ein Memoire, den projektirten Krieg gegen Spanien betreffend, aus der Tasche und übergab es dem Könige. Dessen Aufregung fürchtend wünschte er die Au-

dienz abzukürzen, und kein beſſeres Mittel konnte er hierzu ergreifen, als den König mit Geſchäften zu beläſtigen. Dieſer warf einen flüchtigen Blick in das Memoire, blätterte darin, that mehrere verſtändige Fragen und ſagte endlich: Mein Vater! Erſt muß ich die Zügel ganz in den Händen haben, ehe wir den Krieg an Spanien erklären. Meine Mutter, deren Herz ſich, wie Ihr wißt, mehr jenſeits als dieſſeits den Pyrenäen hingezogen fühlt, würde Alles thun, um unſere Pläne zu vereitelu und uns Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Der Admiral warf einen durchdringenden aber mißtrauiſchen Blick auf den König und ſchwieg.

Was ſtarrt Ihr mich ſo an? fuhr der König verlegen und unmuthig auf. Was ſoll dieſer durchbohrende Blick, Admiral?

Verſuchen, ob er in Euer Inneres dringen kann, Sire! erwiederte Coligny mit Ruhe.

Alſo mich durchſchauen wollt Ihr?

Ich möchte es, Sire! ſagte der Admiral freimüthig. Ich möchte wiſſen, ob die Furcht, die Ihr eben ausſprachet, wirklich in dem Herzen meines Königs liege — Sire! fuhr er nach einer langen Pauſe fort, in welcher König Karl

mit Haſt auf- und abgegangen war, der Admiral aber ſein Memoire ruhig wieder zu ſich geſteckt hatte. Sire! Einem Könige wird das Befehlen ſo leicht, wenn er nur ſtreng gehorcht ſeyn will, und Alle, die ſich jetzt in das Vorzimmer der Königin Mutter drängen, verlaſſen es wie die Bienen die Blume, aus deren Kelch kein Honig mehr zu ziehen iſt, und es ſteht verödet, beſonders wenn es Euch gefiel ihre Sirenen zu entfernen, deren Zaubergeſang die Männer in den Kreis Eurer königlichen Mutter bannt. Eben ſo leicht iſt es einem Könige die Liebe ſeines Volkes zu gewinnen, wenn er nur deſſen Werth erkennt, wenn er ſelbſt es liebt. Ein huldreicher Blick, ein freundliches Wort, die kleinſte Erleichterung der ſchweren Laſten, die es bedrücken, und es jauchzt, trotz Elend und Noth, ſeinem Könige entgegen, jauchzt mit Begeiſterung auf, wenn er ſich an die Spitze ſeines Volks ſtellt und es zu Sieg und Ruhme führt. Mein König, rief der alte Kriegsheld, und ſein Auge flammte begeiſtert. Stellt Euch an die Spitze des Heeres, wie König Franz, Euer Ahnherr, und Frankreichs Adel, Frankreichs kriegeriſches Volk folgt Euch jubelnd in die Niederlande, dieſe ſchönen Perlen, die ſo

lockend neben Frankreichs Krone liegen, sind Euer, und Euch wird ein größerer Ruhm, als die Siege von Jarnac und Moncontour dem Herzog von Anjou gaben.

Diese Worte ergriffen den König. Ja! rief er, ich muß mir Ruhm erwerben, um Ruhe zu gewinnen, muß gleich der Sonne den Stern verdunkeln, dessen Aufgang meine Mutter so sorgfältig schützt, dessen Untergang mein Werk seyn muß. Sendet, wie Ihr es gewünscht, La Noue und Jenlis die Erlaubniß, in der Picardie und Champagne zu werben; mag das Glück ihr Unternehmen krönen, bald wollen wir ihnen folgen, mein Vater!

Coligny ergriff des Königs Hand, preßte sie an seine Lippen, und der Edle glaubte schon, Frankreichs Genius schwebe, den Lorbeerkranz in der Hand über dem Haupte seines Monarchen. Mit beruhigtem Gemüthe, ganz den Worten seines Königs vertrauend, verließ der dem Tode Geweihte den Palast.

7.

Der kommende Tag sollte ein Festtag für die schaulustigen Pariser seyn, denn es war der Tag des Einzuges König Heinrichs von Navarra. Jung und Alt war auf den Beinen, um bei den Zubereitungen thätig zu helfen, oder müssige Zuschauer abzugeben. Aus allen Provinzen zog der hugenottische Adel nach der Hauptstadt Frankreichs, um durch seine Gegenwart die Kraft seiner Parthei zu verstärken und den Glanz des Königs von Navarra zu erhöhen.

In der Stadt, wie am Hofe waren die Gemüther aufgeregt. Die Pariser, in damaliger Zeit eifrige Katholiken, zeigten sich unzufrieden über die Vermählung der Königstochter mit einem Hugenotten: die Hofleute sahen mit Schmerz der Zeit entgegen, wo die schönste Blume aus ihrem Kreise schwinden und in den wilden Bergen von Bearn unbemerkt sich erschließen sollte. Mit Margarethen von Valois schwand Liebreiz, Grazie, Lust und Leben aus den Sälen des Louvre, mit Margarethen von Valois, dieser reizenden Sünderin, schloß sich die Welt voll Freude und Genuß, denn sie war wahrhaft eine Göttin der Liebe an diesem verführerischen

Hofe, wenn alle andern Schönheiten höchstens nur die Grazien waren, die ihre Gebieterin umgaben.

Aber keine seufzte mehr diesem nahen Ende von Lust und Leben entgegen, als Margarethe selbst, die jetzt im Dämmerlichte vor ihrem Spiegel stand, und das lange kastanienbraune Haar zusammenrollend es unter ein Häubchen von Sammt steckte, wie die Töchter der Pariser Bürger es in damaliger Zeit zu tragen pflegten. Das knappe, fest anliegende Mieder mit bunten Bändern geziert, und der kurze faltenreiche Rock standen der Prinzessin gar wohl, die mit Diadem oder Häubchen, in Goldstoff oder wollene Zeuge von Rouen gekleidet, immer das Ideal weiblicher Schönheit blieb. Vor ihr stand Madelon, ihre erste Kammerfrau, eine listige Marseillerin, welche die Vertraute der Prinzessin in allen ihren Liebeshändeln war. Sie betrachtete ihre Herrin mit Wohlgefallen. Beim heiligen Antonius! rief sie, begegnet uns auf unserer kurzen Wallfahrt vom Louvre nach den Tuillerien ein muntrer kecker Bürgerssohn, so seyd Ihr nicht sicher Prinzessin, daß er Euch entführt. So verführerisch reizend sah ich Euch noch nie, und ich wette, der Prinz von Bearn

wird Euch morgen bei allem Glanze, in dem Ihr vor ihm erscheinen werdet, nicht so entzückend finden, als sah er Euch heute.

Wohl möglich! sagte die Prinzessin, doch waren ihre Gedanken abwesend. Sie spielte mit ihrer rothen Busenschleife, sah bald in den Spiegel, bald finster vor sich nieder, und schien mit sich selbst nicht einig zu seyn.

Laßt ihn nicht zu lange warten, unterbrach Madelon die Stille. Heute seid ihr noch Herrin Eurer Zeit, morgen schon Sclavin seines Willens.

Ich? fuhr Margarethe auf, und ließ das zusammengerollte Schleifenband aus ihren schönen Händen fallen. Ich? Nimmermehr!

Madelon lächelte. Dem Harrenden wird die Zeit recht lang dünken, fuhr sie fort.

Noch dämmert es nur, meinte die Prinzessin. Geduld! Sie setzte sich auf einen Sessel, stützte den schönen Kopf auf den noch schönern Arm und versank von Neuem in Gedanken. Dies schien die Kammerfrau zu langweilen, sie trat in eine Fensterbrüstung und störte ihre Gebieterin nicht. Da klopfte es leise an die Thür; die Prinzessin fuhr auf, Madelon winkte ihr zu, sich ruhig zu verhalten; aber es pochte von

Savelli ſich gegenüber. Graf Naſſau begann den Angriff mit ſolcher Heftigkeit, daß die baierſchen Regimenter in Unordnung geriethen, Johann von Werth that alles, ſie zu ſammeln, aber vergebens. Er ſchäumte vor Wuth, da er Roſen gegen ſich zu haben glaubte, und ſuchte ihn im Handgemenge auf. Statt ſeiner traf er auf den Grafen von Naſſau, auf welchen er ſein Piſtol abfeuerte und ihm den Hut durchſchoß, Johann von Werth erhielt durch einen Piſtolenſchuß des Grafen eine Streifwunde, die ihn jedoch nicht das Gefecht zu verlaſſen nöthigte, er focht wie ein Verzweifelnder, und mußte dem ohngeachtet der Flucht der Seinen folgen.

Indeſſen war Herzog Bernhards Flügel nicht ſo glücklich geweſen. Obriſt Sperreuter brach in das weimariſche Fußvolk ein und trieb es nach dem Schloſſe Bücken zurück; auch Roſens Reiterei gerieth in Unordnung und nur das wohlgeordnete Feuer der Muskетiere hinter den Mauern des Schloſſes trieb den Feind zurück. Herzog Bernhard hielt hier Stand, da aber die Reiter Taupadels, ſtatt Johann von Werth zu verfolgen, ſich mit der Plünderung des Gepäckes beſchäftigten, hatte dieſer die Zeit benutzt, die zerſtreuten Regimenter wieder zu ſammeln und mit ihnen zum Herzog von Savelli zu ſtoßen. Nun wurde der Kampf auf dem Flügel, wo der Herzog befehligte, erneuert. Johann von Werth leitete den Angriff mit überlegener Macht, die Reihen des weimariſchen Fußvolks wurden getrennt, ſämmtliches Geſchütz fiel in die Hände der Feinde, und ſicher wäre der Herzog verloren geweſen, hätte ihm nicht Johann von Werth gleichfalls durch Plündern des Gepäckes Zeit gegeben, die Flüchtigen zu ſammeln und von Naſſau und Tau-

Neuem und ſtärker, und Niemand rührte ſich im Zimmer, da bat eine leiſe, der Prinzeſſin wohlbekannte Stimme: öffnet, ich bitte Euch, es iſt Adelaide Coſſé, die Einlaß begehrt!

Oeffne! befahl Margarethe. Verdrießlich ſchob Madelon den Riegel zurück und das Fräulein trat ein.

Staunend heftete ſich ihr Blick auf Margarethe. Wie ſind' ich Euch, Prinzeſſin? rief ſie endlich, was ſoll dieſe Mummerei?

Das kümmere Dich nicht! fiel ihr dieſe übel gelaunt in die Rede, ſage mir lieber, was Dich hierher führt, und Dich beſtimmte, ſo dringend Einlaß zu begehren; es muß Wichtiges ſeyn — Das Fräulein warf beſorgliche Blicke auf die Kammerfrau, die auch ſogleich einen Wink erhielt, ſich zu entfernen.

Glücklich, daß ich noch zur rechten Zeit kam, begann nun das Fräulein. Wißt, der König von Navarra iſt in Paris!

Und was kümmert das mich?

Er iſt in dieſem Augenblick bei dem Admiral und könnte leicht ſich zur Königin Mutter begeben, wo dann gewiß Eure Gegenwart verlangt werden würde, fuhr das Fräulein fort. Ich glaubte Euch davon benachrichtigen zu müſſen.

Ich danke Dir, Adelaide, aber Deine Warnung kommt zu spät, denn ich bin eben im Begriff auszugehen.

In diesem Aufzuge, die königliche Prinzessin als ein Bürgermädchen der Hauptstadt gekleidet? Ich bitt' Euch, bedenkt! —

Du weißt Adelaide, ich bedenke nicht gern und nicht lange. Zieht es mich irgend wohin, so folge ich, wenn ich dort mir Vergnügen erwarte — und heute? — Nein, und wären alle Könige von Navarra, vom König Sancio bis auf den Bearner, in Paris eingeritten, ich müßte heute das Louvre verlassen. Doch von wem hast Du die Nachricht?

Ein Billet des Herrn von Regnier hat sie mir gegeben; auch läßt er mich hoffen ihn im Louvre zu sehen, wohin er sich mit seinem Herrn begeben wird.

Also ein Liebesabenteuer erwartet Dich heute Abend? rief die Prinzessin lachend. Und während die Heilige sich beglückt fühlt, sollte ich daheim Buße thun? Nein, Adeline, ich gehe! Sie öffnete die Thür ihres Schlafzimmers und rief Madelon. Die Sonne ist untergegangen, es ist schon ganz finster draußen. Wirf mir dies kleine Mäntelchen um, gieb mir jenes niedlich

geflochtene Körbchen. — So, und nun komm! — Ade, Glückliche! rief sie, sich mit komischer Verbeugung vor Adelaiden neigend. Die Liebe begleite Dich und mich! Mit diesen Worten entschlüpfte sie von Madelon gefolgt.

8.

Ihr weißes Regentuch zuweilen dicht über das liebliche Gesichtchen gezogen um es den Neugierigen zu verbergen, folgte sie ihrer Kammerfrau mehr hüpfend als gehend, durch den mittlern Theil des Louvre, manchen freundlichen Gruß, besonders von den Schweizern empfangend und erwiedernd. Jetzt betraten sie, ohne erkannt zu seyn, den innern Hof, und als sie durch das halbgeöffnete Thor schritten und nun im Freien waren, lachte die Prinzessin hell auf und sagte: nun laß mich voran gehen, dies bin ich mehr gewohnt, hinter Dir trieb es mich immer vorwärts. Aber Gott gedankt, daß wir aus dem Palaste sind und der Himmel so umwölkt ist; ich gestehe Dir, daß es mir ganz beklommen wurde, als ich die große Treppe hinabstieg und die groben Schweizer mich neckend

verfolgten. Du warst mein schützender Engel, Madelon, denn eine Kammerfrau des Hofes ist in den Augen dieser Miethlinge schon eine Ehrfurcht gebietende Person, Deinetwegen ließen sie mich ungehindert gehen.

Seid nur auch mein schützender Engel in Zeiten der Gefahr, wenn wegen meiner, Euch so oft bewiesenen Treue die Königin Mutter mir zürnen sollte! meinte Madelon.

Rechne auf mich! beruhigte sie die Prinzessin. Laß aber diese ernsthaften Dinge. Frei wie der Vogel aus seinem Käfig sind wir jetzt außer den Mauern des Louvre; laß uns nach den Tuillerien eilen, drücke dort dem alten Kastellan die Goldstücke ungezählt in die Hand, und dann rasch die kleine heimliche Treppe hinauf. — Ich fühle mich in der Stunde vor meiner Gefangenschaft so frei, und von so neckender Laune, daß ich wahrlich Lust hätte, mit den Beiden anzubinden, die uns von dort her entgegen kommen. Es scheinen Männer von Stande zu seyn, obgleich sie ohne Gefolge und nur von einem Diener begleitet sind.

Um aller Heiligen willen, bat Madelon, vergebens die Prinzessin auf die andere Seite der Straße mit sich fortziehen wollend. Laß sie

ruhig vorüber gehen, setzt Euch keiner Gefahr aus!

Die Prinzessin aber meinte lachend: und welch großes Unglück sollte daraus entstehen, Du Verzagte? Das Neue des Abenteuers könnte mir Spaß machen.

Während dieses Gesprächs waren die drei Männer ihnen näher gekommen, doch ließ die Dunkelheit sie nicht weiter erkennen, als daß sie vornehm gekleidet waren. Madelon ging an ihnen vorüber, die dicht hinter ihr folgende Prinzessin aber sagte im Pariser Dialect: Grüß' Euch Gott, schöne Herren! Sie mochte bei diesen Worten etwas verweilt haben, denn der eine der Beiden riß ein Blendlaternchen unter dem Mantel des Dieners hervor, und leuchtete so rasch Margarethen ins Antlitz, daß sie nicht Zeit hatte sich wegzuwenden. Sieh nur, Ludwig, welch herrliches Mädchen! rief der Jüngere seinem Begleiter zu, der Margarethe betrachtend bei ihrem Anblick erschrocken zurückfuhr. Schnell zog er den Entzückten mit sich fort, während Madelon mit der Prinzessin das Nämliche that. Die ganze Scene war die Sache eines Augenblicks.

Wahrhaftig, sagte Margarethe im Fortge-

hen, der junge Mann, der mich so keck beleuchtete, war nicht häßlich! nur sein Begleiter schien ein ernster finsterer Mentor zu seyn.

Ihr werdet gewiß schon lange erwartet, unterbrach sie die Zofe, und schritt, ein neues Abenteuer zu vermeiden rasch den Tuillerien zu. Der Kastellan wartete schon, und gab Madelon, ohne weiter ein Wort zu sagen, eine Wachsfackel, womit sie ihre Gebieterin die kleine verborgene Treppe nach dem mit japanischen Figuren ausgeschmückten Kabinet hinauf leuchtete. Hier that sich die Thür auf, und der Herzog von Guise trat ihnen entgegen.

Indessen hatte sich das, was das Fräulein Cossé gefürchtet, im Louvre wirklich zugetragen. Der König von Navarra war dort ohne alle Ceremonien ins Geheim angelangt, den König und die Königin Mutter vor seinem feierlichen Einzuge noch zu begrüßen. Er fand wohl die Königin Mutter, aber nicht den König, der trotz Coligny's Rath, statt im Conseil sich auf Monpipeau seinem Jagdschlosse befand, und erst am Abend zurückerwartet wurde.

Catharine von Medicis schien die Galanterie des jungen Königs sehr freundlich aufzunehmen, überschüttete ihn mit Betheuerungen ihrer Zärt-

lichkeit, und gab sogleich den Befehl die Prinzessin zu rufen, da der Navarrer Ungeduld und Neugierde blicken ließ, seine Verlobte zu sehen. Seit vielen Jahren war er nicht in Paris gewesen, und damals war er in einem Alter, wo ihn die Schönheiten des Hofes wenig interessiren konnten; Margarethe selbst hatte er noch nicht aufgeblüht gesehen.

Die zu der Prinzessin geschickte Hofdame kam mit der Entschuldigung zurück, sie befände sich nicht wohl, und habe sich deshalb schon frühe zu Bette gelegt. Ein bedeutsamer Blick unterrichtete jedoch die Königin von dem wahren Zustand der Dinge, die nun ihre Tochter bei dem Könige von Navarra entschuldigte und scherzend sagte, da dieser über das Befinden der Prinzessin ängstlich zu seyn schien: sie glaube, es wäre mehr eine kleine Eitelkeit, sich ihm nur im vollen Glanz und Schmuck zu zeigen, als wirkliches Unwohlseyn. Heinrich von Navarra schien dies zu glauben, und da man die Stunde der Rückkehr des Königs nicht wissen konnte, beurlaubte er sich, machte noch der Königin Elisabeth seine Aufwartung und verließ dann Paris, um den andern Mittag mit möglichstem Glanze seinen feierlichen Einzug zu halten.

9.

König Karl hatte gegen seine Gewohnheit mehreren Conseils beigewohnt, wo aber der Kanzler auf Befehl der Königin Mutter, die ihres Sohnes Absicht leicht errieth, nur geringfügige und höchst langweilige Sachen vortrug, während welchen der König mit seinen Gedanken auf der Jagd war, und seine lebhafte Einbildungskraft ihn manchen Hirsch und Eber hetzen ließ. Nach einigen Tagen waren schon alle guten Vorsätze vergessen, er bestieg, von langer Weile getrieben, sein Roß und ritt mit nur kleinem Gefolge nach dem Jagdschlosse Monpipeau.

An dem ersten Tage, des Admirals Worte gedenkend, überwand er sich dort keine Jagd veranstalten zu lassen; den zweiten Tag aber ritt er nach dem Essen, nur von Rochefoucault und zwei Jägern begleitet, in den Forst einen Hirsch zu hetzen. Das Glück war ihm heute nicht günstig; er hatte nur eine kleine Meute mitgenommen, und diese traf bald einen starken Hirsch, der sie aber den ganzen Tag beschäftigte. Erst als die Sonne sich zu senken begann, war das Thier erlegt, und der König

ritt

ritt verdrießlich mit Rochefoucault nach dem nahgelegenen Monpipeau zurück.

Unter allen Strafen, die der Himmel den Menschen sendet, brach endlich Karl das Schweigen: ist doch die Langeweile die schrecklichste. Wie emsig sucht man dann die Zeit zu tödten, die doch dem Menschen das Köstlichste seyn sollte. Mich treibt sie in den Forst oder in meine Werkstatt, und ich bewundere es oft, wie ich mir dort Zerstreuung suchen kann. Dies einförmige Feilen und Hämmern sollte doch langweilig seyn, und wenn ich nun eine Schraube mühvoll beendet habe, die jeder Schlosser besser macht als ich, was hab' ich dann gewirkt, was gethan? Oft fällt wir dann ein, Gott habe mich zu etwas Besserm bestimmt, als Thiere zu hetzen und Schrauben zu feilen, dann kommt mir der Gedanke, mein Kriegsvolk auf die Spanier zu hetzen, die Guisen, die Montmorency's und die Hugenotten etwas dünner zu hämmern und an meiner Mutter italienischer Arglist so lange, bis sie zur französischen Klugheit würde, zu feilen.

An dem Letzten thätet Ihr wohl, Sire! sagte der Graf, als der König schwieg und Antwort zu verlangen schien.

Das Hofleben ekelt mich an. Die geschminkten Gesichter, die man dort in der Umgebung meiner Mutter sieht, fuhr der König fort: werden mir mit ihrer Gefallsucht mehr und mehr zuwider, und der Hof meiner Gemahlin, der eigentlich eher ein Nonnen-Convent als ein Hofstaat zu nennen ist, macht mir fast noch mehr Langeweile. Dort, bei meiner Mutter, sind lauter Wespen, die nur von fremdem Honig naschen wollen; hier lauter emsig arbeitende Bienen, die das Himmelsmanna für ihre Königin sammeln; dort das zügellose Laster, hier die strenge Tugend, beide langweilen mich.

Früher war es doch anders! fuhr er nach einer Pause fort, während welcher sein Auge das Wilde, Düstre verlor, das seinem ganzen Wesen so viel Abstoßendes gab. Saß ich damals allein auf meinem Zimmer und ärgerte mich über die rauschende Musik in dem andern Flügel der Königin Mutter, hörte ich vor dem Louvre die Karossen rasseln, hörte ich die Sesftenträger unter ihrer Last seufzen, und fühlte ich mich dann, ich der König, nach dem Niemand fragte, so allein, schmerzte mich das, und brachte es mich auf, so sandte ich hinunter nach Marie Touchet, und mit ihr schwand der

pabel verſtärkt, das Gefecht von neuem zu beginnen. Ein Theil ſeines Geſchützes wurde wieder erobert und das Schlachtfeld behauptet, bis die ſinkende Nacht die Streiter trennte. Weder der Herzog noch die Kaiſerlichen konnten ſich den Sieg zueignen, beide hatten Gefangene gemacht und Geſchütz verloren, beide den Wahlplatz behauptet. Doch war der Vortheil mehr auf kaiſerlicher Seite, denn ſie hatten ihren Zweck erreicht, Rheinfelden war entſetzt und ſie blieben auch nach der Schlacht in Verbindung mit der Stadt, wohin ſie ſich vom Wahlplatz zogen. Ueberdies waren ſie noch bei gleichem Verluſte bei weitem die Stärkeren, ſo daß ſie ſich, als Herzog Bernhard ſich am andern Morgen nach Laufenburg zurück zog, den Sieg und wohl mit Recht zuſchreiben konnten.

Roſen war während der Schlacht, ſo ſehr er es auch gewünſcht, nie mit Johann von Werth zuſammen getroffen. Er hatte während des ganzen Treffens gegen ſeinen Landsmann und ehemaligen Waffengefährten, den Obriſt Sperreuter geſtanden und konnte mit dieſem Tage eben nicht ſehr zufrieden ſein, denn ſeine Regimenter hatten faſt bei jedem Angriff der Uebermacht weichen müſſen. Aber auch in Allem ſeinem fürſtlichen Freunde gleich, hatte er die Hoffnung nicht verloren und nach jedem mißlungenen Angriff hatte er den Muth ſeiner Regimenter von neuem zu heben geſucht. Von den Soldaten geliebt, die ihm unbedingt vertrauten und ihm willig in Kampf und Tod folgten, ward es ihm leicht, ſelbſt während des Rückzugs, das Zutrauen zu dem Glück und der Einſicht ihres Feldherrn von neuem in ihnen anzufachen, ſo daß das Heer ſich unentmuthigt um Laufenburg vereinte.

Roſen hatte die Nachhut befehligt, traf daher von allen

Unmuth und wohlbehäglich wurde es mir wieder. Ich hielt sie für das einzige Wesen, das mich um meiner selbst willen liebte, denn sie sprach aufrichtig und vom Herzen zu mir, und wußte geschickt mich mit ihrer fröhlichen Laune anzustecken, und oft, Rochefoucault, habe ich mich an der Seite dieses Mädchens für einen glücklichen Menschen gehalten. Jetzt hab ich Niemand mehr! —

Und weshalb habt ihr sie von Euch gestoßen, Sire?

Auch das will ich Dir sagen. Als ich die Königin, meine Gemahlin, zum erstenmal in Mezieres sah, hatte ich eine sonderbare Erscheinung; denn als ich mich ihr, sie zu begrüßen, nahte, schien es mir, als umgäbe ein lichter Schein ihr Haupt, wie die Glorie das Haupt einer Heiligen. Ehrfurcht ergriff mich, und vielleicht hat diese Ehrfurcht die Liebe verdrängt, die mir sonst die edle Frau eingeflößt haben würde. In diesem Augenblick faßte ich den Vorsatz ihr treu zu seyn. Als sie mir aber das Schreiben ihres Vaters, des Kaisers Maximilian überreichte, und der würdige Fürst mir schrieb: Ich übergebe Euch zutrauungsvoll mein frommes Kind, meine liebe Elisabeth, seid ihr Schutz und Leiter an

dem verführerischen Hofe Eurer Mutter! da that ich in der Stille das Gelübde ihrer würdig zu werden, und aller Verbindung mit Marie Touchet zu entsagen. Ich habe Wort gehalten.

Aber warum belohntet Ihr die treue Liebe nicht mit Stand und Reichthum, Sire? Warum sandtet Ihr sie nach Orleans zurück in ihr Vaterhaus? Verdiente sie kein besseres Loos?

Ich gedachte meines Vaters und Großvaters, gedachte was die Herzogin von Estampes und Diane von Poitiers Frankreich gekostet hatten und — Doch ich that vielleicht der Armen Unrecht, und will es gern wieder gut machen, so viel ich kann.

Sie verdient es, Sire! nahm der Graf das Wort, an dem sich Maria Touchet einen treuen Fürsprecher erworben hatte.

Wer weiß! murmelte der König vor sich hin.

Neugierig bin ich doch, fuhr Rochefoucault fort, ob sie, ihr Gelübde zu erfüllen, die Wallfahrt dennoch wieder angetreten.

Sicher! meinte der König. Sie hat einen festen beharrlichen Sinn, und, durch ihr Schicksal bestimmt, hat sie sich ganz dem Hange zur Schwärmerei überlassen.

Unter diesen Gesprächen waren sie ohnfern

des Schloſſes gekommen, das mit ſeinen zwei grauen ſtumpfen Thürmen ſo düſter aus dem Gebüſche hervor blickte, wie das finſtre Auge des Königs unter ſeinen ſchattigen Brauen. Sire, rief plötzlich La Rochefoucault, als eben König Karl einem Fuchs nachſah, der quer über den Weg lief, irr ich nicht, ſo ſteht unſere Pilgerin dort und lieſt in ihrem Brevier; bei Gott, Sire, ſie iſt es! Seht nur wie ſchön ſie in ihrer Andacht verſunken daſteht!

Und verführeriſch wie die Schlange im Paradieſe! brummte König Karl, heftete aber doch ſein Auge auf ſie, die mit ihrem Brevier zu ſehr beſchäftigt, ſie bis jetzt nicht bemerkt hatte. Da ſie aber die Roſſe nach ihr hinlenkten, mochte das Geräuſch ſie in ihrer Andacht ſtören, ſie ſah auf, ihr Auge traf den König und es blickte mit Innigkeit auf ihn.

Herrlich, wie eine friſch im Morgenthau aufgeblühte Roſe, ſtand ſie da, das Brevier in der Hand, den Pilgerſtab mit ihrem linken Arm umſchlungen haltend; das lange faltenreiche Gewand verhüllte ihre üppige Geſtalt nicht, ein kleines kurzes Mäntelchen, wie die Pilger im gelobten Lande es zu tragen pflegen, deckte Nacken, Bruſt und Schulter, nur die

darauf gehefteten Muſcheln, das Crucifix, auch die Sandalen, verriethen die Pilgerin, denn ſelbſt der leichte Hut mit ſeinem flatternden Bande gab dem Ganzen ein mehr irdiſches als frommes Anſehen.

Der König, als er ſie ſo ſchön vor ſich ſtehen ſah, war nicht vermögend ihren Gruß zornig zu erwiedern. Warum haſt Du meine Befehle nicht befolgt, und biſt nicht in Orleans geblieben? fragte er, jedoch nicht unfreundlich. Was willſt Du hier?

Euch ſprechen, Sire, Euch warnen! erwiederte ſie und ihr Auge erglühte — Gott und die heilige Mutter ſei gelobt, daß ich meinem Gelübde treu nach Damemarie wallfahrtete — Doch hiervon, wenn ich allein mit Euch bin — Erlaubt mir nach dem Schloſſe zu folgen — Ich muß Euch ſprechen, allein ſprechen!

Der König, mißtrauiſch wie immer, war zweifelhaft, ob er ihr ihre Bitte gewähren ſollte, aber Rochefoucault bat ſo inſtändig für ſie, daß König Karl endlich nachgab.

Daß Ihr, Graf Rochefoucault, für mich bittet, giebt mir die Gewißheit, daß Gott mich hierher geſandt hat! ſprach ſie begeiſtert; dann bat ſie, ſich zu dem Könige wendend: Reitet

nur voran, Sire! Ich muß erst beten, ehe ich Monpipeau betreten darf.

Der König gab seinem Rosse die Sporen und sprengte dem Jagdschlosse zu. Mariens Erscheinen war ihm unlieb.

10.

Rochefoucault! sagte er hier, als er unruhig im Zimmer auf- und abging, Maria Touchet ist von meiner Mutter hierhergesandt, ich ahne was sie soll, und ich werde ihr, beim Teufel, ein bitteres Botenlohn geben.

Seid nicht ungerecht gegen die Arme! bat der Graf.

Sie scheint auch Dich, trotz Deinen Jahren, bezaubert zu haben. La Rochefoucault! fiel ihm der König mit Hast in die Rede; es wäre kein Wunder. So fest ich mich gegen jeden Eindruck eines Weibes gewapnet glaube, muß ich doch gestehen, daß ihr Anblick, dieses große schmachtende Auge, dieser zum Kuß geschaffene Mund, die herrliche Gestalt Erinnerungen in mir geweckt haben, die mich leicht bethören könnten. Ich fühle mich sonder-

bar bewegt, sonderbar gestimmt — Doch sieh! Da schreitet sie langsam und gedankenvoll über den Schloßhof — Höre, La Rochefoucault! Spöttle über meine Schwäche, schieß alle Pfeile Deines Witzes auf mich ab, widersprich mir, thu alles, was Du willst, nur bringe mich zur Wuth, daß sich der Eindruck verwische, den heute, eben heute, wo ich zum erstenmal wieder mit ihr unter einem Dache bin, ihre Schönheit wie mit neuem Zauber in mir so lebendig geweckt hat.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Marie trat ein.

Mach es kurz, und sag mir, was Dich hierher führt! redete der König die kaum Eingetretene mit barschem Worte an, wendete aber hierbei das Auge von ihr ab.

Laßt erst den Grafen sich entfernen, bat sie, denn was ich Euch zu sagen habe, dürft nur Ihr, mein König, und der König des Himmels vernehmen.

Ohne weitern Befehl abzuwarten entfernte sich La Rochefoucault.

Mein König! — Mein Herr! — Mein einzig Geliebter! rief sie jetzt, sich mit Leidenschaft ihm zu Füßen werfend, hört auf meine Worte,

laßt sie in Euer Herz dringen, versagt ihnen den Eingang nicht!

Nun bei allen Teufeln! fuhr der König ungeduldig auf, beginne, laß die vielen Worte und steh auf!

Laßt mich, Eure demüthige Magd, vor Euch knieen, denn knieend vernahm ich das Wort, knieend muß ich es Euch wieder verkünden! — Als ich in der Kirche von Damemarie vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Mutter lag, und reuevoll meine Sünden beichtete und sie um Vergebung flehte, schien es mir plötzlich, als blicke ihr Auge von dem Jesuskinde hinweg und freundlich auf mich, ihr Antlitz schien zu lächeln, ihr Haupt sich gegen mich zu neigen, und eine Stimme, melodischer noch, als die Stimme eines Engels, ertönte durch die schauerliche Stille der Kapelle. Dir sei vergeben, vernahm ich, wenn Du die Seele des Königs rettest. Durch Colignys Tod allein kann er seine Schuld sühnen! Von diesen Worten erschüttert, von heiligem Schauer durchbebt, sank mein Haupt auf die kalten Stufen des Altares nieder, ich wagte nicht aufzublicken, da das Himmlische mir Erdengeborenen so nahe war.

Da vernahm ich noch einmal die Stimme: Steh auf, sprach sie, gehe nach Monpipeau, dort oder im Louvre wirst Du den König finden. Ich schlug das heilige Kreuz über meine klopfende Brust, gewann endlich so viel Muth den Blick wieder nach dem Muttergottesbilde zu richten; aber die Heilige nickte mir nicht mehr zu, kalt und ernst heftete sich das starre leblose Auge auf den hölzernen Knaben in ihrem Arm, und ich athmete wieder tief auf, ich war mir selbst wiedergegeben. Darauf beendete ich mein Gebet, brachte der Heiligen die goldne Kette zum Opfer, die Ihr mir einst in Fontainebleau selbst umhinget, trat meine Wallfahrt wieder an und freue mich Euch hier gefunden zu haben, mein König!

Steh nun auf! befahl dieser. Marie gehorchte; der König setzte sich auf einen Sessel, sie trat vor ihn.

Marie! sagte er, und suchte die Bewegung zu verbergen, in welche ihn des Mädchens Worte, die nicht ganz für ihn verloren gegangen waren, versetzt hatten: Wiederhole mir, aber Wort für Wort, was Du mir eben sagtest!! — Marie sah ihn staunend an — Wort für Wort! befahl er ernst.

Sie begann, so genau sie vermochte, ihre Erzählung zu wiederholen, wobei der König aufmerksam zuhörte, und die Worte, die sie am Altare vernommen haben wollte, sich auch jetzt zum drittenmale sagen ließ. Als sie geendet, warf er einen finstern Blick auf sie: Marie! sprach er dann mit Heftigkeit und seine Muskeln zuckten: Bist Du die Betrogene oder die Betrügerin?

Ich verstehe Euch nicht, Sire! erwiederte sie kopfschüttelnd und die Unschuld sprach aus ihrem Auge.

Bist Du nicht in geheimer Verbindung mit meiner Mutter?

Ich bin der Königin Mutter dankbare Schuldnerin! antwortete sie lebhaft. Als ich noch glücklich war, war sie mir eine gnädige Gebieterin, die meine Schuld nicht rügte, mein Vergehen unbeachtet ließ; seit ich unglücklich bin, ist sie es, die der Verstoßenen, wenn auch nicht Trost, doch Hülfe reicht. Ohne sie, sprach sie leidenschaftlich — ohne die Königin Mutter, hätte oft die Geliebte, hätte der Sohn König Karls von Frankreich Noth leiden müssen!

Warum wandtest Du Dich nicht an mich? fragte der König tief erschüttert.

Sollt' ich Euch um ein Almoſen für Euer Kind anſprechen? — Was Catharina von Medicis that, that ſie unaufgefordert!

Noth ſollſt Du fernerhin nicht leiden, auch ohne den Knaben ſoll es Dir wohlgehen. Sobald ich nach Paris zurückkehre, ſoll Dir Rang und Gut werden, — ſie neigte ſich und küßte ſeine Hand — jedoch nur unter dem Verſprechen, daß Du nie eines Sous Werth von meiner Mutter oder irgend Jemanden annimmſt.

Soll ich, da ich ihrer nicht bedarf, undankbar gegen meine Wohlthäterin ſeyn? ſagte Marie betrübt.

Ich will es! fuhr der König raſch auf; ich will jede Verbindung trennen, wo Du, vielleicht ohne es zu wiſſen, das Netz über mich werfen ſollſt — Haſt Du mir ſonſt noch etwas zu ſagen?

Werdet Ihr auf die Himmelsſtimme achten? fragte ſie ſchüchtern.

Schweig, und kein Wort mehr davon! rief der König zornig.

Ihr ſteht an einem furchtbaren Abgrunde, mein König! ſagte ſie nach langem Schweigen, während deſſen ſie Muth gefaßt hatte: Ihr habt Euer Herz den Hugenotten zugewendet,

Kriegsobriſten zuletzt dort ein. Er eilte zum Herzog, den er auf ſeinem Zimmer in Gedanken auf und abſchreitend fand, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn etwas Groſſes in ſeiner Seele vorging. „Nun Roſen“ rief er dem Eintretenden freundlich entgegen „Wie ſtehts?“

„Gut!“ erwiederte dieſer.

„Gut? Hm! Vielleicht!“ — ſagte der Herzog vor ſich hin — „Haſt du Nachricht vom Feinde?“ fragte er dann ſchnell.

„Johann von Werth hat mich gegen ſeine Gewohnheit nur bis Wallbach verfolgen laſſen“ erwiederte Roſen „die Abtheilung, die ich von Seckingen aus auf Kundſchaft ſchickte, iſt noch nicht zurück.“ —

„Es war ein böſer Tag“ nahm der Herzog das Wort „blutig und in ſeinen Folgen für uns unglücklich. Ich habe theure Freunde verloren, der Rheingraf blieb; der edle Herzog von Rohan, mir als Krieger und als Menſch ſo theuer, liegt hoffnungslos an ſeinen Wunden darnieder; der beſonnene Erlach, Schaffelitzky und Bernhold ſind gefangen, der gröſte Theil des Geſchützes ging verloren. Es war ein böſer Tag, und das gefloſſene Blut wohl eines beſſern Erfolges werth — Nun, mit Gott wird es ſchon beſſer werden! — Wie iſt die Stimmung deiner Regimenter?“

„Gut! Sie ſind treu, muthig, vertrauungsvoll wie immer! — erwiederte Roſen.

„Sie hielten geſtern nicht guten Stand gegen die kaiſerlichen Küraſſreiter“ ſagte der Herzog — „Doch dieſe Worte ſollen ihnen und dir kein Vorwurf ſein.“ fuhr er fort, das Harte dieſer Rede mildern wollend „Das Glück iſt dem Soldaten nicht alle Tage günſtig — Nun, ſag' ihnen, ſie ſollten bald Gelegenheit haben, die Scharte auszuwetzen.“

Coligny wirft sein Netz über Euch, und Ihr verliert durch ihn die irdische, die himmlische Krone. Nie! fuhr sie fort, als der König ohne sie zu unterbrechen starr vor sich nieder sah, nie habe ich es in den Tagen des Glückes gewagt mich in Eure Angelegenheiten zu mischen, nie in den Stunden der höchsten Gunst, wenn ich auf Eurem Schooße saß, Ihr mit meinen dunkeln Locken spieltet, mich Eure liebe treue Marie nanntet, nie die kleinste Bitte an Euch gethan; aber ich lieb' Euch noch zu sehr, um nicht da, wo das Heil Eurer Seele in Gefahr ist, Euch zu warnen, Euch zu bitten, Euch zu beschwören! — Karl! rief sie von ihrem Gefühl hingerissen, höre mich! ich meine es so gut mit Dir, ich liebe Dich so herzlich — Höre auf meine Warnung, sieh mich freundlich an! — Das gesenkte Haupt des Königs richtete sich bei diesen aus der innersten Tiefe ihres Herzens gesprochenen Worten langsam in die Höhe, sein umwölktes Auge traf das seelenvolle Auge der Geliebten — Mein Karl! rief sie, sank an seine Brust und blickte flehend an ihm auf; er träumte sich in jene Tage der Wonne zurück, vergaß sein Gelübde, preßte sie an sein Herz, und nach langer

Zeit fühlte sie zum erstenmale wieder seine Lippen auf den ihrigen brennen.

Da traf zufällig sein Auge das Crucifix, das an den Pilgermantel geheftet war; der Zauber war durch das Heilige schnell gebannt, der schöne Traum mit seinen lieblichen Erinnerungsbildern verschwunden, und mit finstrem Blicke wand er sich aus ihren Armen. Genug der Thorheit! sprach er, entferne Dich, daß der kommende Augenblick uns nicht wieder überrasche, ich möchte sonst, um auch diese Sünde zu sühnen, noch einmal Coligny ermorden sollen. Geh!

Marie sank beschämt und zerknirscht zu seinen Füßen, ergriff seine Hand, und bedeckte sie mit Kuß und Thränen. Steh auf! sagte er gerührt. Ich zürne Dir nicht, aber geh — Doch nein, bleib! Er hob sie auf und verließ schnell das Gemach.

Da stand nun die Bedauerungswürdige einsam da. Sie liebte den König aufrichtig: auch ihr Traum, ihr so kurzer Traum, war so plötzlich verschwunden. Lange stand sie vor sich hinblickend noch auf der nämlichen Stelle, wo der König sie verlassen hatte, dann rief sie

plötzlich: Es soll nicht anders seyn! Muth, nur Muth mein armes Herz!

La Rochefoucault störte ihr Selbstgespräch; er trat freundlich zu ihr. Dame! sagte er, ich komme in Auftrag meines Herrn. Der König will Euch und Eurem Kinde ein anständiges Loos bereiten, will Euch Güter schenken, die Euch ein unabhängiges Leben sichern, und das Vergangene zu verwischen und zur Sicherung Eurer Zukunft, Euch an einen edlen Mann verheirathen, daß Ihr mit Anstand als Mutter seines Kindes in der Welt erscheinen könnt. Marie erbleichte. Habt Ihr unter Euren Bekannten irgend Jemanden, von dem Ihr wünscht, daß des Königs Wahl auf ihn falle, so nennt ihn mir, und sind die äußern Verhältnisse so, wie der König sie für Euch verlangt, wird er mit Freuden Euren Wünschen entgegen kommen.

Noch stand Marie, bleich wie der Tod, vor La Rochefoucault und erwiederte kein Wort; auch der Graf, ihren Schmerz ehrend, schwieg. Da brach endlich ein Thränenstrom hervor. Diese Thränen mögen dem Könige Antwort geben! rief sie plötzlich und stürzte zum Zimmer hinaus. Der Graf eilte ihr nach; aber flüch-

tig, wie ein aufgeschrecktes Reh, stürzte sie die Treppe hinunter und entfloh.

11.

Die Glocken von Notre Dame gaben das Zeichen. Von allen Thürmen der Hauptstadt schallte, von dem Kanonendonner der Bastille begleitet, feierliches Geläute. Ganz Paris war in Bewegung, mehr aus Neugierde als Theilnahme, den feierlichen Einzug des Königs von Navarra zu sehen. Die Herzöge von Anjou, von Guise, der Marschall von Montmorency und alle in Paris anwesende Große von der katholischen Parthei waren ihm entgegen geritten. Der Admiral Coligny mit dem ganzen sich in Paris befindenden hugenottischen Adel, war schon am Abend vorher nach Choisy gegangen, wo das Quartier der Prinzen war. Es war der stattlichste, wenn auch nicht prachtvollste Zug, den die Pariser je gesehen hatten. Wohl an 500 vom katholischen Adel, in reicher Kleidung, und von einer Menge Diener gefolgt, empfingen den König von Navarra und den Prinzen von Condé, in deren Gefolge 800 huge-

so schön und so köstlich geschmückt, daß sie Jeden, der sie sah, bezaubern mußte.

Auch Heinrich von Navarra, den der König und die Königinnen, von dem ganzen Hofe begleitet, seiner Verlobten zuführten, schien bei ihrem Anblick überrascht, eben so die Prinzessin, als ihr jugendlicher Verlobter vor sie trat, der anfangs nicht Worte zur Begrüßung finden konnte, doch schnell sich faßte und mit dem ihm so eigenen Lächeln der Prinzessin versicherte, wie sehr er sich glücklich fühle sie hier und in solcher Schönheit zu sehen, die sein Auge so blende, daß er sie kaum wieder erkenne.

Sie erwiederte diese Schmeichelei, gegen ihre Gewohnheit, etwas verlegen; doch da ihr jetzt der Prinz von Condé und die Vornehmsten von dem Gefolge des Navarrers vorgestellt wurden, so schwand die Verlegenheit bald, und ihre gewöhnliche scherzende Laune stellte sich wieder ein.

Als das Mittagsmahl beendet war, wurde der Kreis, der sich um die Verlobten gesammelt hatte, wohl absichtlich, immer kleiner, und bald befanden sie sich in einem Kabinet allein, wo sie sich ohne Zeugen unterhalten konnten.

Schon während der Tafel hätte jeder strenge Beobachter bemerken können, daß die Augen der Prinzessin zuweilen wohlgefällig auf dem König von Navarra ruhten. Sein ungezwungenes heiteres Wesen, sein kühner Blick, das kräftig Männliche in seiner jugendlichen Gestalt mußte gefallen, und wenn er auch an Schönheit dem Herzoge von Guise nachstand, so mußte ihn doch der Neid selbst für einen wohlgebildeten liebenswürdigen Mann gelten lassen. Die Prinzessin war daher, als sie sich mit ihm allein sah, mehr verlegen als unmuthig, und Heinrich von Navarra, den schönen Frauen nicht abhold und in ihrem Umgange trotz seiner Jugend gewandt, suchte alles hervor die Prinzessin angenehm zu unterhalten.

Plötzlich brach er jedoch das schon lange hin und her über allgemeine Gegenstände geführte Gespräch ab und sagte lachend: Prinzessin, ich gestehe Euch, der Ruf von Eurer Schönheit, der durch ganz Europa sich verbreitet hat, drang auch bis in die Thäler der Pyrenäen; ich kam mit großen Erwartungen hierher, meine geschäftige Phantasie schmückte Euer Bild mit allen Reizen der Natur, und dennoch finde ich, daß ihr Pinsel nur schwach war, nur matt seine Far-

ben auftrug. Dieſe Augen, dieſer Mund, den Ronſard mit Recht die roſenerglühte Pforte des Paradieſes nennt, dieſe Arme, dieſer — aber wie fänd' ich Worte jeden Eurer Reize ſo ſchön zu ſchildern wie er iſt —

Ihr verſteht zu ſchmeicheln, Sire! erwiederte die Prinzeſſin, deren Herz nur zu empfänglich für Galanterie war.

Und doch, fuhr er mit ſarkaſtiſchem Lächeln fort, doch, lebten wir noch in jenen ritterlichen Zeiten, wo zwei edle Kämpfer ſich um die Schönheit ihrer Dame die Hälſe brachen, weil jeder behauptete, die Dame ſeines Herzens ſei die Schönſte der Welt, ſo könnte ich doch nicht mit feſter Ueberzeugung den Handſchuh hinwerfen und behaupten, Ihr wäret die ſchönſte der Erdgebornen.

Nicht? ſagte die Prinzeſſin, durch die ſonderbare Wendung, die das Geſpräch genommen hatte, überraſcht. Aber ſagt mir doch, fragte ſie dann nicht ohne Bitterkeit, wer iſt denn die Glückliche oder auch Unglückliche, die Ihr mir gleichſtellt?

Euer treues Ebenbild! erwiederte der Navarrer. So treu, daß wenn Ihr Eurem Kopfpuße die Perlenſchnur rauben wolltet, und die ka-

ſtanienbraunen-Locken aus einem Sammthäub-chen hervorquellen ließet, wenn ihr den blenden-den Hals mit ſeinem Bande voll ſtrahlender Ju-welen, wenn ihr dieſe Diamantroſe, die in einer Welt voll Seligkeit ſtrahlt, wenn Ihr Euren ſchlanken Körper mit einem Mäntelchen decken wolltet, ſo ſtändet Ihr Eurem Ebenbilde ganz ähnlich vor mir, und ich bliebe in der Wahl un-entſchieden.

Wo ſahet Ihr es? fragte die Prinzeſſin keck, ohne jedoch es verhindern zu können, daß ſie hoch erröthete.

Geſtern Abend in der Straße St. Nicaiſe! erwiederte der König von Navarra, über dieſe Keckheit erſtaunt, und ein ſcharfer Blick traf ſeine Verlobte. Doch dieſe lachte hell auf und ſetzte den guten Heinrich dadurch noch mehr in Erſtaunen; alſo Ihr waret der junge Herr, der geſtern Abend meine arme Madelon neckend mit einem Blendlaternchen beleuchtete? rief ſie lachend: ei, ei, mein treuer Verlobter, ziemt ſich das? — Doch ich vergebe Euch ſolche kleine Schwä-chen, und freue mich, da auch Ihr die Aehnlich-keit zwiſchen meiner Kammerfrau und mir ſo täuſchend gefunden habt, ſie heute meines Dien-

ſtes entlaſſen zu haben; ſolche Aehnlichkeit könnte zum zweiten Mal gefährlich werden.

Der König von Navarra hatte jetzt mit der Prinzeſſin die Rollen gewechſelt und ſtand verlegen vor ihr. Kommt Sire! ſagte ſie ſcherzend und bot ihm den Arm, führt mich in die Geſellſchaft zurück. Jetzt iſt es noch nicht Zeit zum Schmollen, das wollen wir bis nach der Vermählung aufſparen. Der König führte ſie, zufrieden dieſe Unterredung beenden zu können, in den Saal zurück, und des nächtlichen Abenteuers geſchah keine Erwähnung weiter.

12.

Als ſich der Hof nach gehaltenem Mittagsmahle in ſeine Gemächer zurückzog, begleitete die Königin ihren Gemahl nach ſeinem Zimmer. Es war dies ein ſeltner Fall, den die Höflinge als etwas Wichtiges betrachteten und deshalb allerhand Vermuthungen ausſprachen, denn der König liebte nicht, daß man ohne ſeine Aufforderung zu ihm kam. Ueberdies ging er, wenn er im Louvre war, täglich zur Königin. Ihm ſelbſt mußte es auffallend ſeyn, denn kaum, daß

„Morgen!“ rief Rosen rasch.

„Morgen?“ fragte der Herzog — „Wie meinst du das?“

„Der Feind hat bedeutend verloren, der Siegestaumel macht ihn fahrlässig. Kehrt um, gnäd'ger Herr, überfallt ihn, wie er uns überfallen hat.“ — Der Herzog lächelte — „Ich habe überdies mein Wort an Johann von Werth noch nicht gelöst, ihn will ich aufsuchen!“ —

„Rosen!“ unterbrach ihn der Herzog — „Wie du sagtest, so wird es wahrscheinlich geschehen, unsre Gedanken haben sich begegnet. Ist der Feind, wie ich vermuthen muß, da er mich so ruhig ziehen ließ, ermattet und unthätig, ist er trunken von seinem Sieg und nicht auf seiner Huth, so machen wir ihm einen Gegenbesuch auf gleiche Weise wie er uns überraschte, doch morgen noch nicht. Das Heer muß einen Tag ruhen, ich muß die Stimmung der Soldaten genauer kennen, denn die kommende Schlacht bestimmt mein Schicksal! Mit ihr geht mein Stern unter, oder ein neuer steigt mir glänzend auf. Wie es auch Gott verhängt, der Tag wird für mich und meine Glaubensbrüder, obgleich ich nur mit einem kleinen Heere schlagen werde, so verhängnißvoll sein, wie der unglückliche Tag von Nördlingen — Du sollst an ihm Gelegenheit haben, deine Wette zu gewinnen, wie ich meinen verlornen Ruhm! — Oder hat es der Himmel anders beschlossen, dann Freund, dann auch haben wir sicher ein Ziel.“

„Den Tod“ fiel ihm Rosen in die Rede.

„Ja Rosen, den Tod!“ fuhr der Herzog fort „Denn mir bliebe dann nichts übrig, als Versöhnung mit Wien, und das wäre Verrath an meinen Glaubensbrüdern, oder Feldherr Frankreichs zu werden und das wäre Verrath an meinem Vaterlande und ich müßte den Hermelin Mantel ablegen, den mei-

sie eingetreten waren, fragte er: Ihr habt gewiß ein Anliegen, Elisabeth? Es freut mich immer, wenn Ihr mir einmal Gelegenheit gebt, Euch gefällig seyn zu können und Euch meine Liebe zu beweisen. Ihr gebt so gern und viel, und verlangt so selten und so wenig, daß ich auch jetzt fast glauben möchte, Euer Wunsch betrifft nicht Euch, sondern irgend Jemand anders.

Er betrifft das Fräulein de la Cossé! erwiederte die Königin.

Nun? für die thu' ich gern' etwas; sie ist eine seltene Erscheinung am Hofe meiner Mutter. Was verlangt Ihr für sie?

Daß ich das Fräulein in meinen Hofstaat aufnehmen darf.

Das ist eine schwierige Sache, Elisabeth! fiel ihr der König schnell ins Wort. Noch nie hab ich mich in die häuslichen Angelegenheiten meiner Mutter gemischt, es ist gefährlich da Hand anzulegen.— Und weshalb wünschtet Ihr das Fräulein um Euch zu haben? — Liebt Ihr ihren Umgang, oder habt Ihr sonst einen Grund? —Aber nein, beim Teufel, das Ding geht nicht so.— Wir müssen einen Ausweg suchen.—

Ich wünschte blos ihres Glückes wegen das Fräulein von mir abhängig zu machen. — Die

Königin Mutter will sie dem Herrn von Bessins verheirathen, das Fräulein liebt einen Andern.

Wen? fragte der König.

Den Herrn von Regnier, Sire!

Den Hugenotten? — Und diese Heirath wollt Ihr befördern?

Warum nicht, Sire?

Ihr, die eifrigste Katholikin, die frömmste Frau am Hofe, ich glaube fast die frömmste in Paris? — Ihr könntet Euch entschließen, ein Mädchen, das ihr liebt, mit einem Ketzer verbinden zu wollen?

Sire! Wenn sie sich durch diese Verbindung glücklich glaubt, warum nicht? Gott fand es seiner Weisheit nach noch nicht an der Zeit, die von der alten Lehre Abgefallenen von ihrem Irrwege zurückzuführen, deshalb müssen auch wir in so manchen Irrthum Verfallene Nachsicht mit den Menschen haben, die in einigen Glaubensartikeln von uns abweichen, in Leben und Wandel aber wahrlich reiner, höher dastehen, als die Meisten unter uns.

Elisabeth! rief Karl der Neunte verwundert aus und trat einen Schritt zurück, als erbebte er vor der angehenden Ketzerin, bei St. Dionys

und allen — Doch ich will ja in Eurer Gegenwart nicht fluchen — Muß ich das aus Eurem Munde hören, muß ich fürchten, in meiner Gemahlin eine Hugenottin zu finden?

Davor bewahre mich der Himmel und mein Glaube, der so fest in mir Wurzel geschlagen hat, daß nichts mich an ihm irre machen könnte. Der Religion, die ich beschworen, häng' ich mit ganzer Seele bis zu meinem Heimgange an, aber eben, weil ich das Göttliche meines Glaubens fühle, fühl' ich auch, daß ich Mitleid mit den Irrenden haben und es Gott, nicht dem Schwerte, überlassen muß, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Was dem Himmel gehört, steht zu hoch für die Hand des Erdengebornen!

Der König mochte den frommen milden Sinn der edlen Habsburgerin nicht verstehen, er schüttelte ungläubig sein todtenbleiches Haupt, und die Hände auf dem Rücken, den Leib vorwärts gebogen, begann er seine Wanderung durch das Zimmer, die mit jeder Minute heftiger wurde. Endlich blieb er plötzlich vor der Königin stehen: Elisabeth! sprach er, nichts weiter über die Hugenotten und ihre Ketzerei — Laßt uns davon schweigen — Das Fräulein kann ich nicht füglich dem Hofstaate meiner Mutter ent-

ziehen, wohl aber will ich, wenn der König von Navarra für seinen Diener mich deshalb anspricht, meine Bewilligung zu dieser Verbindung, Euch zur Liebe, geben, und meine Mutter nicht erst darum befragen. Sie wird sich wohl alsdann, ohne sich meinem Willen geradezu zu widersetzen, darein fügen müssen.

Die Königin verbeugte sich und wollte ihrem Gemahl die Hand küssen, doch er umarmte sie zärtlich und hohe Achtung und Zuneigung sprach sich in seinem Benehmen aus.

Noch bin ich Ungenügsame nicht zu Ende, begann sie jetzt von Neuem. Ich habe meinem Gemahl noch eine Bitte vorzutragen, die mir selbst mehr als die erste am Herzen liegt, und deren Erfüllung er mir nicht versagen darf.

Und die betrifft? fragte der König, schon etwas ungeduldig werdend.

Ein armes unglückliches Geschöpf, das man verstoßen und dem man ihr einziges Kind genommen hat.

Das ist hart! fiel ihr der König in die Rede, wie heißt die Unglückliche?

Marie Touchet, Sire.

Bleicher noch als der Tod, mit wild rollendem Auge, mit zuckenden Lippen stand König

Karl vor seiner Gemahlin, und sein Zorn drohte, zum ersten Male gegen sie loszubrechen, die mit ruhigem heiterm Auge ihn anblickte. Doch faßte er sich bald, ward Herr seiner Aufwallung und sagte mit anscheinender Ruhe: Fahrt fort!

Ihr scheint aufgeregt, mein Gemahl, sagte die Königin, traulich seine Hand erfassend, Ihr scheint auf mich zu zürnen, daß ich eine Angelegenheit berühre, worüber es mir geziemt hätte zu schweigen; die Klugheit befahl es mir zwar, aber mein Herz widerstrebte und trieb mich zu Euch. Marie Touchet war bei mir.

Die Unsinnige! fuhr der König auf.

Der Schmerz einer Mutter, wenn man ihr das einzige Kind geraubt hat, muß ein furchtbarer Schmerz seyn; der Schmerz einer Verstoßenen wird herzzerreißend, wenn sie gewaltsam aus dem Arme der Liebe in den Arm einer Andern geschleudert werden soll — Thut dies nicht an ihr! Sie scheint fromm und gut zu seyn. —

Von Fanatismus und Schwärmerei getrieben, dient sie zum Werkzeug einer andern, unterbrach sie der König.

Seid Ihr dessen gewiß, mein Gemahl?

So gewiß, als ich vor Euch stehe, sie ist

eine Betrogene oder eine Betrügerin! — Denkt Elisabeth! Sie wollte mich verleiten den Admiral ermorden zu lassen.

Bei diesen dumpf aber leise ausgesprochenen Worten erbebte die fromme Fürstin, faltete unwillkührlich die Hände, und ein heiliger Gedanke, der zum Gebet ward, mochte in diesem Augenblick des Schauders zum Himmel aufschweben: ist es so weit gekommen? sprach sie dann traurig und eine Thräne drang in ihr Auge: soll das Trauerspiel wieder blutig beginnen? O, mein Gemahl! rief sie vom Schmerz überwältigt und sank an seine Brust: laßt Euch nie verleiten der Henker Eures Volkes zu werden, dessen Vater Ihr seyn sollt, laßt kein Blut mehr fließen des Glaubens wegen, überlaßt dem barmherzigen Gott die Strafe und Milde. O mir ahnet Furchtbares!

Was ahnet Euch? fuhr der mißtrauische abergläubige Fürst auf.

Daß dieses Fest mit Jubel beginnen, mit Thränen enden wird. Was die Ahnung in mir erweckt, weiß ich nicht; aber wenn ich sie aus meinem Fenster dort drüben im Conseil um den Tisch versammelt sitzen sehe, und der Kanz-

ler die Feder ergreift, ist 's mir immer, als müßte er ein Todesurtheil unterzeichnen. —

Ihr schwärmt, Elisabeth! unterbrach sie der König unwillig.

Gebe Gott, ich schwärme und irre, und meine beängstigende Stimmung trog! fuhr die Königin fort, aber zu meiner Beruhigung, zur Beruhigung meines ängstlich klopfenden Herzens gebt mir die Versicherung, daß kein Blut mehr fließen soll.

Wie kann ich Euch diese Versicherung geben, wenn Rebellen die Waffen gegen mich ergreifen? fuhr der König Karl heftig auf.

Haltet, was Ihr verspracht, Sire, und die Ihr Rebellen nennt, werden sich in den Tagen der Noth um Euren Thron versammeln und die ersten seyn, die zur Vertheidigung ihres Königs die Waffen ergreifen — Gebt mir die Versicherung und beruhigt mich! — Da reichte ihr der König die Hand — Gott gelobt! rief sie und preßte sie an ihr klopfendes Herz.

Es entstand eine lange Stille. Der König stand in sich gekehrt und schweigend. Der sanfte Zug breitete sich über sein Antlitz, der seinem Gesichte so selten den Ausdruck von Melancholie gab. Die Königin, das Auge unverwandt auf

ihn gerichtet, konnte eine Thräne nicht zurückhalten, die mehr der Freude als dem Schmerz entquoll. Da brach sie endlich, da sie sich Muth gesammelt hatte, das Schweigen und fragte: was soll aus Marie Touchet und ihrem Kinde werden?

Ihr Schicksal lege ich in Eure fromme Hand, Elisabeth! sagte der König immer noch bewegt, doch konnte man deutlich sehen, daß er schon wieder ungeduldig wurde; denn fühlte er, daß ihn etwas angriff, so brach er schnell das Gespräch ab, oder zeigte es wenigstens durch seine Unruhe, daß er es beendet wünschte. Seine Gemahlin kannte ihn zu gut, um das nicht zu bemerken; sie dankte ihm herzlich, er schloß sie in seine Arme und sie verließ alsbald das Gemach.

13.

Von ihrem Gemahle begab sie sich sogleich zu der Königin Mutter, ein für sie schwerer Gang, der ihr jedoch unvermeidlich schien. Hier fand sie Niemand, als die Prinzessin Margarethe, die sich aber bei ihrem Eintreten sogleich

entfernte; denn in der Nähe der frommen Eliſabeth von Oeſtreich fühlte ſich die Leichtſinnige nie wohl und langweilte ſich.

Ich komme mit einer Bitte zu Euch, Madame! begann die Königin.

Eine ſeltene Erſcheinung Euch hier zu ſehen, unterbrach ſie Catharina von Medicis raſch, eine noch ſeltenere Euch bittend vor mir zu ſehen.

Bei aller Sanftmuth, die oft bis in Duldſamkeit überging, floß doch in den Adern der Königin das Blut der Habsburger, ſie warf einen ſcharfen fragenden Blick auf die Königin Mutter, die ihn verſtand und es für rathſam hielt zur Verſtellung überzugehen. Ja ich bin über die ſeltene Erſcheinung erfreut, die mir endlich einmal Gelegenheit giebt einen Eurer Wünſche erfüllen zu können, ſagte ſie. Ihr habt deren ſo wenige, ſeid ſo anſpruchslos, überdies noch ſo verſchloſſen, daß, wünſcht man es auch, es ſchwer wird zu errathen womit man Euch Freude machen könnte.

Eliſabeth lächelte bei dieſen Worten. Madame! erwiederte ſie mit mehr Beſtimmtheit, als Catharina wohl ſonſt an ihr gewohnt war: Eine Königin von Frankreich, wenn ſie die

Liebe ihres Gemahles, wenn sie die Achtung des Volkes besitzt, bedarf weiter nichts. Das Bewußtsein ihren Platz würdig auszufüllen, erhebt sie über alle andere Wünsche, und in dem Wohlwollen ihres Königs sucht sie allein ihre Freude.

Nun, Euer Begehr? fragte die Königin Mutter, durch diese stolzen sie hart treffenden Worte aufgeregt.

Ich wünsche, Ihr möchtet dem Fräulein de la Cossé erlauben aus Eurem Hofstaat in den meinigen treten zu können!

Die allgewaltige Medicis war von dieser, ihrer Meinung nach kecken Forderung überrascht, noch nie hatte Jemand gewagt ein Verlangen zu äußern, wodurch sie persönlich etwas opfern sollte; sie schwieg in dem ersten Augenblick.

Es ist nicht Stolz des Fräuleins, fuhr Elisabeth fort: denn sie weiß ihre Stellung bei der Königin Mutter zu würdigen, es ist nicht Eigennutz, denn die Gemahlin Karls von Frankreich hat nur wenig zu geben, es ist nicht der Wunsch in angenehmere Verhältnisse zu treten, sie würde nur die Welt voll Freude und Lust mit einem Kloster vertauschen.

Und was ist es dann, was Adelaide die Wohl-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ne Verfahren ſo lange und ſo ehrenvoll trugen und mich mit dem Marſchallsſtabe begnügen—Wird mir der Sieg, dann faß' ich feſten Fuß am Rhein, Breiſach iſt mein Ziel und habe ich es erreicht, der Punkt, auf dem ich ſicher ſtehe. —

Was ich dir ſagte, bleibe in dir verſchloſſen" fuhr er dann ruhiger fort „Nur Taupadel und Naſſau kennen meinen Entſchluß, erforſche die Stimmung der Regimenter, belebe ihren Muth, ich weiß du vermagſt es, denn dich lieben die Soldaten vor allen, und hauptſächlich ſchaffe mir ſichre Kunde vom Feinde."— Als Roſen ſich aber entfernen wollte, rief ihn der Herzog zurück. „Taupadel hat mir zwei Briefe Johann von Werths gebracht, die man in ſeinem Gepäck gefunden; kaum hätte ich von ihm geglaubt, daß er ſolchen Briefwechſel unterhielt. Einer iſt an den Churfürſten von Baiern, der andere an Rheinach nach Breiſach gerichtet. Letzterer giebt mir Kunde über die Stärke des feindlichen Heeres; beide aber ſind voll Schmähungen auf mich. Sind wir auch nicht einerlei Meinung, ſtreiten wir auch nicht für eine Sache, ſo hätte ich doch geglaubt, Johann von Werth würde den Krieger und den deutſchen Fürſten in mir ehren; ich habe mich geirrt und er hat mich an meiner empfindlichſten Seite verwundet, da er mich einen Verräther des Vaterlandes nennt. Ich glaube kaum," fuhr der Herzog fort und ſein ſonſt ſo milder Blick glühte von Zorn „gäbe ihn Gott in meine Gewalt, daß ich dies vergeſſen, ihm vergeben und ritterlich behandeln könnte. Nun geh und bringe mir bald Kunde vom Feinde."

Sie trennten ſich, die verlorene Schlacht hatte den Muth des edlen Sachſenfürſten nicht gebeugt, ſie hatte ihn noch zu glänzenderen Thaten entflammt.

Wohlthaten vergessen ließ, welche die arme Waise so reichlich von mir erhielt? fragte die Königin Mutter bitter lächelnd.

Die Liebe, diese Allgewaltige! erwiederte Elisabeth. Ihr wolltet sie vermählen, und ihr Herz hatte schon früher gewählt — Sie fühlt nun, daß Ihr das dem Herrn von Vessins gegebene Versprechen nicht zurücknehmen könnet, und wünscht daher, daß ihr Schicksal von mir abhängig werde. Ihr habt der Frauen so viel in Eurem Hofstaate, habt Mittel jeden Platz so leicht zu besetzen, daß ich nicht glauben kann, Ihr werdet mir diese kleine Gefälligkeit versagen.

Und doch muß ich es! sagte die Königin Mutter, diesmal von ihrer Leidenschaftlichkeit hingerissen und die sanfte Elisabeth wohl zu duldsam glaubend, es würde an meinem Hofe ein böses Beispiel geben, wenn Jede, die sich nicht meinem Willen fügen wollte, wo anders Schutz als in meiner Gnade finden könnte. Ihr werdet dies selbst in dem kleinen Wirkungskreis Eurer Umgebung finden, setzte sie spottisch hinzu.

Gott sei gedankt, daß der kleine unbeachtete Hofstaat der regierenden Königin nicht dem der

Königin Mutter gleicht! fiel ihr Elisabeth gekränkt und stolz in die Rede: ist es Euer unabänderlicher Wille, Madame, mir meinen Wunsch nicht zu erfüllen?

Ihr wißt, antwortete Catharina: daß ich nie gern meinen Willen dem Willen Anderer unterordne, selbst da nicht, wo mir die Sache, wie hier, ziemlich gleichgültig ist.

So muß ich denn freilich versuchen ob der Gemahlin des Königs von Frankreich der kleinste Wunsch versagt werden darf. Sie hatte dies mit so viel Gelassenheit und Ruhe, aber auch mit so viel Bestimmtheit gesagt, daß sie die Königin Mutter in nicht geringer Verlegenheit zurückließ, denn diese fühlte nun ihre Uebereilung und wußte nur zu gut, wie sehr sie im jetzigen Augenblick jede Reibung mit ihrem Sohne vermeiden mußte.

Die Königin Elisabeth, zum ersten Male, seit sie an diesem verderbten Hofe war, aus ihrem ruhigen Gleichmuth gebracht, kehrte geraden Weges nach den Gemächern des Königs zurück. Sie fand ihn nicht, wohl aber seinen Wundarzt Ambrosius Paré, der, obgleich Hugenott, der Einzige am Hofe war, dem der König Vertrauen schenkte und ihm zuweilen sein

Herz öffnete. Meister Ambrosius war sehr erstaunt die Königin um diese ungewöhnliche Zeit hier zu sehen, und berichtete ihr, der König sei unten in seiner Werkstatt.

Ohne auf seine Bitten zu achten, nicht da hinunter zu gehen, wo König Karl sich so ungern stören ließ, öffnete sie die ihr bekannte Tapetenthür, stieg, noch in aufgeregter Stimmung die kleine verborgene Wendeltreppe hinab und stand plötzlich hinter dem Könige, der bei seinem emsigen Hämmern und Feilen ihr Kommen nicht gehört, und erst als sie ihn begrüßte, sie bemerkt hatte. Im ersten Augenblicke erschrocken sprang er unwillig auf, und fragte sie barsch, was sie hier wolle; doch ihre freundliche Bitte, ihr nicht zu zürnen, der Anblick dieser vielleicht zum ersten Male mit feurigem Auge, mit glühenden Wangen vor ihrem Gemahle stehenden Madonnengestalt besänftigte ihn bald. Verzeiht, Elisabeth! sagte er ihr die Hand reichend, und sein Gesicht war ganz entwölkt: Verzeiht, daß ich Euch so empfange; gern umarmt' ich Euch, aber in diesem grauen schmutzigen Gewand, wo ich das Ansehn eines Kohlenbrenners aus den Ardennen haben muß, wage ich mich nicht, Euch zu nahen.

Wagt es nur! unterbrach ihn scherzend die Königin, die trotz ihrer Frömmigkeit doch genug weiblichen Takt haben mochte, das Günstige des Augenblicks zu fühlen, um ihn nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Der König schloß sie zärtlich in seine Arme, dann bat er, ihn nur einen Augenblick allein zu lassen, damit er sich umkleiden könne, worauf sich die Königin entfernte.

Ambrosius Paré, der wie alle wackern Leute die Königin verehrte, war hoch erfreut, als ihr heiteres Antlitz ihm sagte, König Karl habe sie freundlich empfangen. Ihr habt sicher ein Gesuch vorzutragen, Majestät! sagte er mit der ihm gewohnten Freimüthigkeit: schmiedet das Eisen, da es warm ist; wer von da unten zufrieden heraufkommt, muß den König bei guter Laune getroffen haben. Elisabeth konnte ihm nur freundlich dankend zunicken, denn sie hörte schon das Kommen ihres Gemahls.

Laßt uns einen Augenblick allein, Meister Ambrosius, sagte er im Hereintreten zu diesem: aber wartet draußen! — Nun, Elisabeth! Was ist Euer Begehr? Beim Teufel es muß Wichtiges seyn, da es Euch bis in meine Hölle da un-

ten getrieben hat, auch ſcheint mir Euer Blut ungewöhnlich in Wallung.

Die Königin erzählte ihm nun, was zwiſchen ihr und der Königin Mutter vorgefallen war, entſchuldigte ſich, daß ſie in dieſer Sache den Rath des Königs nicht befolgt und die Ausführung ihm allein überlaſſen habe. Sie habe gemeint, die Königin Mutter verdiene es wohl, daß ſie Rückſichten nähme, um ihr in einer Sache, die ſie perſönlich beträfe, das Wort zu gönnen, ſo habe ſie es für Pflicht gehalten zu ihr zu gehen, um ihr ihre Wünſche ſelbſt vorzutragen.

Daran habt Ihr nicht wohlgethan, Eliſabeth! unterbrach ſie der König und verſank in Nachdenken: ſeid Ihr gewiß, daß Heinrich von Navarra dieſe Heirath wünſcht? fuhr er dann plötzlich auf.

Ich weiß es aus ſeinem Munde, Sire!

Nun dann, ſo ſoll dies ehrbare Fräulein von Coſſé das Weib eines Hugenotten werden, trotz meiner Mutter und all ihren Teufeln! — He! Meiſter Ambroſius! rief er zur Thüre hinaus: werdet nicht ungehalten, ſprach er dann zu dem Eintretenden: daß ich Euch heute zu einem Ge-

ſunden ſchicke, aber es iſt ein Hugenott, und da wird Euch der Weg nicht ſchwer.

Zu Keinem wird er es mir, Sire, und wäre es Jude oder Muſelmann, wenn er nur meiner Hülfe bedarf.

Nun, das iſt ſo eben hier der Fall nicht! fuhr der König lachend fort: der Mann hat geſunde Arme und Beine und keine Wunde, als im Herzen. Kennt Ihr den Herrn von Regnier?

Ja, Sire!

Ginget Ihr wohl zu ihm und ſagtet ihm, er möchte ſich heute Abend, wenn ſich der Hof bei meiner Mutter verſammelt, dort im Vorzimmer einfinden? Jedoch darf es Niemand erfahren, deshalb habe ich Euch, mein lieber Meiſter, darum gebeten. Nun geht!

Ambroſius ging.

Auch Euch bitte ich, daß Ihr heute Abend zu meiner Mutter kommt! wandte er ſich dann zur Königin: ich weiß, es iſt für Euch ein ſauerer Gang, beſonders heute; thut ihn mir zu Liebe, ich wünſche Eure Gegenwart dort. Eliſabeth nickte bejahend, drückte ihm traulich die Hand und ihr Auge ruhte dankend auf ihm. Der König betrachtete ſie hierbei aufmerkſam, als ſei ſie ihm eine neue Erſcheinung; ſein Geſicht

wurde immer heiterer, immer ruhiger, je länger er sie ansah. Fast glaube ich, Elisabeth, rief er dann und schloß sie in seine Arme: Gott hat Euch als meinen schützenden Engel mir zugesandt. Seid es mir immer!

Wenn ich darf, rief sie hoch entzückt, schmiegte sich innig an die Brust ihres Gemahls, und ihr frommes seelenvolles Auge blickte sanft an ihm auf.

Ich fordre von Euch, es zu seyn, in jeder Stunde, in jeder Lage meines unruhigen — meines unglücklichen Lebens! rang sich dumpf aus seiner Brust hervor. Elisabeth! sagte er dann, sein Gesicht umdüsterte sich mit jedem Worte mehr und mehr, und seine geballte Faust versuchte das hochschlagende Herz in seine Schranken zurück zu pressen. Elisabeth! Hier ist es nicht, wie es seyn sollte. Hier und hier, auf die faltige Stirn zeigend, da nisten sich oft tückische Dämonen ein, finstre Geister der Hölle, die mich plagen und peinigen, mir den Schlaf rauben bei Nacht, die Ruhe bei Tage; mich von Menschen hinweg hinaus unter reißende Thiere in den Forst treiben, mir die Augenhöhlen ausdörren, wenn sich eine Thräne der Rührung hervordrängen will, und mein Herz ver-

ſchließen, zermalmen und verderben. Erſt wenn der Jähzorn, der mich erfaßt, ausgetobt hat, verlaſſen ſie mich in meiner Abſpannung, und Frankreichs König fühlt ſich dann matt, und ärmer an Kraft und Willen als der Bettler, der den leeren Sack öffnet, eine Gabe darein zu empfangen und keine erhält. In ſolchen düſtern unglücklichen Stunden bedarf ich eines Engels, mit der Friedenspalme mir Ruhe zuzuwehn — Seid dann mein guter Engel, Eliſabeth, naht mir ohne Furcht! Ihr bannt ja die Dämonen, Ihr ſeid eine Heilige, deren Gegenwart ſie nicht ertragen können. Für Euch hat mein Dolch keine Spitze, mein Jähzorn keine zerſtörende Macht. Naht mir in ſolchen Augenblicken nur unverzagt!

In den blauen frommen Augen der Königin ſchwammen Freudenthränen. Gott wird mir Schwachen Muth und Kraft geben! ſprach ſie, wendet Euch zu ihm, daß er Euer Herz lenke, betet zu ihm, wenn Ihr fühlt daß der Zorn Euch ergreift!

Beten? — Ja, Eliſabeth, ich bete täglich, verſäume keine Meſſe, befolge ſtreng die Gebräuche unſerer Kirche, ſpende Almoſen und ehre die Prieſter; aber das Gebet hat ſeine

wirkende Kraft an mir verloren, es kommt nicht aus dem Herzen, es dringt nicht zum Himmel empor. Ich bin ein gläubiger, aber kein reuiger Sünder!

In diesem Augenblicke meldete ein Page den Herzog von Anjou an, der den König zu sprechen wünsche. Den hat der Teufel geschickt, mir diese Stunde zu verderben! fuhr er heftig auf, und wollte schon den Befehl geben, daß er sich entfernen solle, als der Königin sanfte Bitte ihn bewog den Bruder eintreten zu lassen.

Als Anjou kam, entfernte sich Elisabeth.

Der Herzog blieb, den stieren Blick bemerkend, den der König auf ihn heftete, zweifelhaft an der Thüre stehen, ob er näher treten, ob er sich wieder entfernen sollte. Doch des Königs Frage: Was willst Du von mir, Anjou? hielt ihn fest.

Die Königin Elisabeth war bei unserer Mutter — begann dieser.

Und Ihr habt erfahren, daß sie darauf zu mir gegangen ist, und so bist Du als Kundschafter hergeschickt! fuhr der König heftig auf, und setzte sich in seinen Armsessel.

Davon weiß ich nichts! erwiederte der Herzog, und keine Gesichtsmuskel verrieth, ob er

die Wahrheit sprach oder nicht, sie hat von der Mutter verlangt, sagte er, dem Anschein nach ruhig und unbefangen, ihr das Fräulein de la Cossé zu überlassen, die Mutter, fürchtend, daß dies ein böses Beispiel geben möchte, hat es ihr abgeschlagen, und bittet nun —

Was, zum Teufel! unterbrach ihn der König und sprang von seinem Sitze auf, was gehen mich die Frauen meiner Mutter an? — Kein Wort mehr davon!

Der Herzog schwieg, mochte aber doch, während der König heftig auf und ab ging, den Ausdruck seiner Gebehrden nicht ganz in seiner Gewalt behalten und der König in dem großen venetianischen Spiegel ein höhnisches Lächeln bemerkt haben, denn er wandte sich plötzlich, seine Rechte faßte nach des Dolches Griff, und so trat er mit raschem Schritt und flammendem Auge auf seinen Bruder zu, der erblassend das Schrecklichste erwartete. Der König blieb eine Weile, den zornigen Blick unverwandt auf ihn gerichtet, vor ihm stehen, murmelte dann einige unverständliche Worte und begann von Neuem seine Wanderung im Zimmer, wobei er jedoch oft inne hielt, seinen Bruder

17.

Die Nachricht, welche die ausgeschickten Partheien brachten, stimmten alle darin überein, daß der Feind Rheinfelden gegenüber lagere, den Herzog in vollem Rückzug glaube und nur schwer Geschütz von Breisach erwarte, um Laufenburg anzugreifen. Auf diese Nachricht hielt der Herzog am Morgen Heerschau, und da alle Abtheilungen sich vereinigt hatten, und der Verlust des vorigen Tages kaum in einigen hundert Mann bestand, so fand er sein Heer noch 6000 Mann stark, größtentheils Reiterei. Er sandte noch am nämlichen Tage den General Taupadel nach dem Schwarzwalde, um von dieser Seite den Feind wo möglich zu umgehen, er selbst rückte längs dem Rheine bis Ober-Schwerstadt, wo er die Nacht blieb, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, der unbegreiflicher Weise, selbst nach dieser Gegend, keine Kundschafter ausgeschickt hatte. Auch General Taupadel hatte seinen Marsch ungehindert fortgesetzt, so daß er am Morgen früh mit der Reiterei vor dem Schlosse Bücken zu dem Herzog stoßen konnte. Das vereinigte Heer rückte nun dem Rhein entlang, wo jenseits Rheinfelden die Kaiserlichen zwischen Warmbach und Nollingen hinter einem Graben sorglos lagerten. Ein Haufen Kroaten, auf welchen die weimarischen Reiter ohnfern dem Schlosse

durchbohrend ansah und vergebens seinen Zorn zu bändigen bemüht war.

Der Herzog von Anjou, den Ausbruch desselben fürchtend, schlich, als der König sich eben von ihm abwandte, leise zur Thüre hinaus und eilte zu seiner Mutter.

Als ihn der König nicht mehr sah, holte er tief Athem, als sei eine Last von ihm genommen. Gelobt sei Gott, daß er ging! sagte er vor sich hin, schleuderte den noch immer erfaßten Dolch weit weg, warf sich in den Armstuhl und bedeckte mit beiden Händen sein bleiches Antlitz; dann sprang er auf und befahl den König von Navarra zu rufen.

14.

Bleich und verstört trat der Herzog in das Kabinet seiner Mutter, erzählte ihr das Vorgefallene und verschwieg ihr seine Todesfurcht nicht — Das sind die Früchte von Colignys Lehren! rief diese mit Heftigkeit aus, das muß enden — rasch enden — er muß sterben!

Ich habe mich lange gewundert, Mutter, daß Ihr diesen Entschluß nicht schon längst ge-

faßt habt! sagte der Herzog, was ist denn ein Menschenleben, das ein Loth Blei in jeder Sekunde auslöschen kann? Bei Jarnac und Montcontour ließ ich Tausende niedermetzeln, was hat denn so ein Leben mehr Werth? Ob es auf der Straße von Paris oder auf dem Schlachtfelde, uns zu Nutzen geopfert wird. Ein gut gezielter Schuß, und die Sache ist abgethan.

Aber die Folgen? Die Folgen, mein Sohn, sind gehörig zu erwägen.

So erwägt sie, Mutter, aber handelt!

Und dann die Verantwortung da oben! sprach die Scheinheilige gen Himmel blickend.

Hättet Ihr bei jeder Eurer Handlungen sie um Rath gefragt, ständ' es hier schlecht mit Euch, und ganz Frankreich läge nicht zu Euren Füßen.

O wie irrst Du, Heinrich! sprach Catharina tief seufzend, glaubst Du wirklich die Guisen, die Montmorency, die Hugenotten lägen zu meinen Füßen? Sie hassen mich, ständen lieber über mir, als daß sie zu meinen Füßen lägen, selbst die Furcht vor mir ist Verstellung. Sie spielen ihr Spiel mit mir, ich das Meine mit ihnen, und wer am feinsten, listigsten es zu

verbergen versteht, gewinnt es. Wär' es möglich daß sie sich je vereinigten, so wäre es aus mit meinem Herrschen. Ihre Zwietracht allein giebt mir die Macht, diese Zwietracht zu unterhalten ist meine höchste Politik, so wie die ihre, sich mir nothwendig zu machen und sich ihre Hülfe theuer bezahlen zu lassen. Der König fügt sich noch am leichtesten; läßt man seinen Zorn vorüber gehen, so ist er lenksam, und vergißt er auch zuweilen was er seiner Mutter schuldig ist, so hat er bisher nur ins Geheim getobt, nie aber öffentlich die Ausübung meiner Befehle gehindert.

Traut ihm nicht zu viel! meinte der Herzog, aber Catharina lachte über seine Besorgniß. Die Furcht, daß ich den Hof verlasse und ihm die Last der Regierung aufbürde, macht den Störrischen geschmeidig. Doch morgen ein Mehreres hierüber, jetzt laß uns den versammelten Hofleuten ein freundliches Antlitz zeigen, keiner darf ahnen, welche Qual, keiner, welche Hoffnung unsre Brust bewegt. Sie schellte, die Flügelthüren öffneten sich und sie trat in das Gemach, das ohne besondre Erlaubniß nur die Großen des Reichs betreten durften.

Es war damals die freie Sitte am Hofe,

daß nach der ersten feierlichen Begrüßung die nicht zum besondern Dienste der Königin bestimmten Damen sie verlassen, sich unter die Herren des Hofes mischen und sich mit ihnen unterhalten konnten. Diese Sitte hatte Catharina absichtlich eingeführt. Auch heute verließen die meisten den Kreis, den sie um die Königin gebildet hatten, und unter diesen war auch Adelaide de la Cossé, doch ein ernster Blick, ein strenges: Bleib! der Königin Mutter hielt die Erschrockene in ihrer Nähe zurück.

Der Herzog von Guise sprach eben mit der Königin, als Margarethe von Valois von der Frau von Grammont begleitet eintrat; noch war Heinrich von Navarra nicht zugegen. Ich ersuche Euch, morgen, so früh es der Anstand erlaubt, bei mir zu seyn! sagte in diesem Augenblick die Königin Mutter halb leise zu dem Herzog, der sich verbeugend nur Augen für die Prinzessin zu haben schien, die eben zu ihrer Freundin Adelaide getreten war. Wendet Euren Blick lieber dorthin, sagte dies bemerkend die Königin, seht mit welchem Gefolge der Admiral hereintritt! Euch begleiten Eure Anhänger und Diener, ihn der ganze ketzerische Adel Frankreichs. Wahrhaftig ich glaube, dem ar-

men König von Navarra bleibt kaum ein Page zu ſeinem Gefolge übrig. Guiſe wandte das Auge nach ſeinem, ſich der Königin Mutter nahenden Todfeinde und trat ſeitwärts, bald dieſen, mehr aber noch die Prinzeſſin beobachtend.

Coligny ging nach wenigen verbindlichen Worten, die er der Königin Mutter ſagte, und nach kalter Begrüßung Guiſes zu der Prinzeſſin, welche er als die künftige Gemahlin Heinrichs von Navarra mit beſonderer Auszeichnung und mit mehr Achtung behandelte, als der ſtrenge Hugenott in ſeinem Herzen für ſie fühlen mochte. In dieſem Augenblicke that ſich eine Seitenthüre auf und die Königin Eliſabeth, die ſich nur ſelten blicken ließ, trat ein, verneigte ſich kalt gegen ihre Schwiegermutter, und ohne ſie weiter zu begrüßen winkte ſie dem Fräulein von Coſſé zu ihr zu treten, ſprach leiſe mit ihr, und die Hofleute, die mit Falkenblicken die geringfügigſte Kleinigkeit beobachteten, wollten bemerken, daß während die Königin mit dem Fräulein ſprach, dieſe hoch erröthet ſei und zitternd vor der Königin geſtanden habe.

Störe die Unterhaltung! raunte Catharina dem Herzog von Anjou zu, der auch ſchnell zu

der Königin trat, während die Königin Mutter ihrer Tochter winkte zu ihr zu kommen und ihr dann leise etwas zuflüsterte. Wahrscheinlich geschah dies um auch hier die Unterredung mit dem Admiral zu stören.

Aller Augen waren jetzt auf die Königinen und auf die Bewegung in dem innern Gemache gerichtet, als aus dem entferntesten Zimmer ein dumpfes Gemurmel: der König! Der König! sich vernehmen ließ, zugleich sah man die Hofleute auf beiden Seiten sich zusammendrängen, ihrem Herrn Platz zu machen, der sich aber nicht beilte, die Königin Mutter zu begrüßen.

Das ist verabredet! raunte diese dem hinter ihr stehenden Marschall Retz zu, laßt uns auf unsrer Huth seyn, und gebt genau auf Alles Acht!

Indessen war König Karl, von Niemand als dem Könige von Navarra begleitet, durch mehrere Zimmer gegangen, hatte mit ungewöhnlicher Freundlichkeit gegrüßt, selbst mit Manchem gesprochen, und trat jetzt in das Zimmer, wo Coligny sein Gefolge zurückgelassen hatte. Hier raunte ihm Heinrich von Navarra etwas ins Ohr, und König Karl trat mitten unter die sich tief verneigenden Hugenotten.

notten. Seid Ihr der Herr von Regnier? frag
er einen Mann von stattlichem Ansehn, so fo
mir!

Ueberrascht und, hätte nicht des Navarrez
lächelnder Blick seine Besorgniß gehoben, fa
verwundert folgte dieser dem Könige, der m
raschem Schritte in das Gemach seiner Mutt
trat, die ihm freundlich entgegen kam.

Meine königliche Mutter! redete sie n
Karl der Neunte an, und sein Auge sah unst
bald auf sie, bald in der Versammlung umhe
und Alles lauschte und horchte, und Aller A
gen waren auf Mutter und Sohn gerichtet, i
komme, den von Euch bestimmten Gatten de
Fräuleins von Cossé Euch selbst vorzustellen, e
naht sich, Euch seinen schuldigen Dank abzustatten.

Seid mir willkommen Herr von Regnier! re
dete die Königin Mutter mit verstelltem heite
rem Gesicht, als ob sie selbst diese Verbindung
geschlossen habe, den Ueberraschten an, der nur
in abgebrochenen Sätzen verlegen ihr seinen Dan
stammelte. Tritt näher Adelaide, rief sie jet
dem Fräulein winkend, empfange Deinen Ver-
lobten aus meiner Hand, und sei mit ihm so
glücklich, wie Du Dich für die vielen Wohlthaten dankend gegen mich bewiesen hast!

Der König, vielleicht durch dieſe mit Bitterkeit ausgeſprochenen Worte gereizt, vielleicht auch noch mehreres Unangenehme fürchtend, ſagte jetzt zu den Ueberraſchten: auch ich wünſche Euch Glück, Fräulein von Coſſé! und ſein Blick war ernſt, ſeine gebeugte Geſtalt erhob ſich würdevoll: ihr verdient es, denn Ihr waret hier in dieſem Kreiſe eine ewig friſche zarte Roſe, Ihr waret ein frommes Mädchen, das ich geachtet und geehrt habe. Und wer es wagen ſollte, fuhr er immer heftiger werdend fort: dieſer Verbindung irgend etwas in den Weg zu legen, wer es auch ſei, dem ſchwöre ich bei St. Dionys und allen Teufeln, daß ihn mein Zorn treffen und verfolgen wird! — Gute Nacht, Mutter! ſagte er dann mit kurzer Verbeugung, bot ſeiner Gemahlin den Arm und verließ mit ihr die Verſammlung.

Es entſtand jetzt, trotz dem Gewühl von Menſchen eine beengende Stille. Die Königin Mutter ſuchte Faſſung, ſie fühlte ſich überliſtet und mußte zu dem böſen Spiel ein freundliches Geſicht machen; denn dem Könige öffentlich entgegen zu treten hätte ſie nicht gewagt. Sie nahm daher den Dank der Prinzeſſin und des Königs von Navarra, ohne viel zu erwiedern,

dem Anſcheine nach freundlich auf, verwies jedoch wegen des gewöhnlichen Hochzeitgeſchenks Adelaide ſpottend an ihre Tochter, ihre würdige Beſchützerin, entließ heute ſehr bald den Hof, und begab ſich in ihr Kabinet.

Als Regnier eben im Gefolge des Admirals die Zimmer verlaſſend auf die Galerie trat, fühlte er ſich am Oberkleide feſt gehalten; er wandte ſich und ſein Todtfeind, der Herr von Beſſins ſtand hinter ihm. Eilt nicht ſo, ſprach dieſer mit verhaltener Wuth: hofft nicht das Glück ſchon beim Schopfe erfaßt zu haben; ehe Ihr Euern Hochzeittanz beginnt, müßt Ihr erſt ein Tänzchen mit mir wagen!

Wie es Euch beliebt! erwiederte Regnier mit Ruhe.

Nun wohl! Eine andere Antwort konnte ich auch von einem Edelmanne aus Guercy nicht erwarten — Alſo morgen! — Um die eilfte Stunde —

Wahnſinniger! unterbrach ihn der Marſchall Tavonnes, der das Geſpräch mit angehört hatte, ihn bei Seite riß und dem Herrn von Regnier ſich zu entfernen befahl: Wollt Ihr Euch abſichtlich unglücklich machen? — Vernimmt der König, daß Ihr ſeinen ſtrengen Befehl verſpot-

tet und Regnier zum Zweikampf aufgefordert habt, so sitzt Ihr morgen in der Bastille und steht übermorgen auf dem Greveplatz — König Karl hat zuweilen strenge Justiz, und es wäre selbst meine Pflicht Euch ihr zu übergeben. Geht deshalb ruhig nach Hause, schlagt Euch die Liebe aus dem Sinne, vielleicht findet Ihr bald eine bessere Gelegenheit Euch an den Hugenotten zu rächen.

Bessins, seine Uebereilung und dessen Folgen erwägend, gab dem Marschall das Versprechen, für den Augenblick nichts weiter gegen Regnier zu unternehmen: aber mit diesem Versprechen war sein Haß nicht getilget, vielmehr flammte er nur noch heftiger auf.

15.

Am andern Morgen saß Catharina von Medicis, sorgenvoll das Haupt gestützt, in ihrem Lehnstuhle. Sie mußte sehr ernsten Gedanken nachhängen, denn sie bemerkte nicht, daß die Thüre sich öffnete und eine ihrer Kammerfrauen hereintrat. Lange blieb diese an der Thüre stehen, ehe sie es wagte durch Räuspern sich kund

Rücken geſtoßen waren, brachte Allarm ins Lager und die erſte Nachricht von der Annäherung des Feindes nach Rheinfelden, wo der Herzog von Savelli, Johann von Werth und alle Generale und Obriſten ſich in gröſter Sorgloſigkeit befanden. Johann von Werth glaubte anfangs, es ſei nur ein Streifcorps und nicht das ganze Heer Herzog Bernhards, dennoch begab er ſich eiligſt ins Lager, wo er die Regimenter in der gröſten Beſtürzung fand und die Ueberzeugung erhielt, daß das ganze feindliche Heer im Anmarſch ſei. Schnell ordnete er die Zerſtreuten hinter dem Graben, warf Musketiere in das Gebüſch am Rhein, und beſetzte mit dem Wahlſchen Regiment einen Wald, der den linken Flügel des Heeres deckte; hier übernahm er ſelbſt den Befehl und unter ihm Enkvorth. Savelli ſtand, wie am erſten Schlachttage mit den kaiſerlichen Regimentern, die auch eine Schlachtordnung gebildet hatten, auf dem rechten Flügel, dem Herzog Bernhard gegenüber. Dieſer ließ dem Gegner keine Zeit, ſeine Anordnungen zu vollenden. Unter dem Feldgeſchrei: Gott mit uns! ſtürzten ſich ſeine Regimenter gegen den Graben, während Roſen, der ſich auch heute wieder Sperreuter gegenüber befand, das Gebüſch von den Musketieren reinigte und ſich auf die am Rhein aufgeſtellten Dragoner und Kroaten warf, ſie ſchnell in die Flucht jagte, und auf die Regimenter Neuneck und Gehling einhieb. Der Herzog von Savelli that alles mögliche, das Treffen wieder herzuſtellen, aber weder ſein Beiſpiel, noch ſeine Drohungen konnten die Fliehenden zum Stehen bringen, die Weimeraner überſchritten den Graben, Roſen nahm Obriſt Sperreuter gefangen, und das Geſchütz Herzog Bernhards, welches an dieſem Tage zum erſtenmale

zu geben. Die Königin richtete schnell das gesenkte Haupt empor: Ist sie da? fragte sie dann rasch, und als die Kammerfrau es bejahte, befahl sie, von ihrem Sitze aufspringend, sie hereinzuführen.

Die Eintretende war Maria Touchet.

Du hast mich zu sprechen verlangt, redete die Königin sie an: was willst Du?

Mein Kind! rang sich aus der Mutter Brust.

Das Kind eines Königs muß edlen Händen anvertraut werden, nicht gemeinen! gab Catharina von Medicis kalt zur Antwort.

Starr, anfangs bestürzt, sah Maria die Königin an, doch der Muth, der nie die Mutter verläßt, wenn es ihr Kind gilt, verließ auch sie nicht in diesem Augenblick der Ueberraschung, Madame rief sie, und statt sich bittend der kalten hohnlächelnden Frau zu Füßen zu werfen, trat sie furchtlos vor sie hin: welche Hand kann edler seyn, als die Hand einer Mutter? Wo ruht das Kind sicherer als an Mutterbrust? Die Königin schwieg und schien ihre Rede nicht zu beachten: ich habe stets demuthsvoll vor Euch gestanden, fuhr Maria fort: habe, als der König noch liebetrunken in meinen Armen lag, keine Waffe gegen Euch gebraucht;

habe mich nicht in die Staatshändel gemischt, mich mit seinem Herzen begnügt, und will mich auch jetzt, da dies mir genommen ist, mit meinem Sohne begnügen. Gebt mir ihn zurück, oder beim allmächtigen Gott! —

Elende! Du wagst es? rief die Königin.

Auch der Wurm krümmt sich, wenn man ihn tritt — Ich muß mein Kind wieder haben! — Königin! sagte sie dann weniger leidenschaftlich, aber desto bestimmter: wir leben jetzt in einer Zeit, wo sich Vater und Sohn, Bruder und Bruder, Freund und Freund feindlich begegnen — Nur Mutterliebe bleibt ihrem Kinde treu!

Meinst Du? unterbrach sie höhnisch lächelnd die Königin.

In solcher Zeit kann aus Kleinem Großes entstehen, der Schwache den starken überlisten, das arme verstoßene Weib auch noch einen Augenblick finden, wo die schlummernde Neigung erwachen, das Herz eines Königs an dem Busen der Liebe sich erwärmen kann — Gebt mir meinen Knaben und bringt mich nicht zur Verzweiflung!

Es ist mir leid, daß der König Dich verstoßen hat! begann jetzt, ganz den Ton ändernd

Catharina von Medicis: ich habe es stets beklagt, und es ist nicht mehr so mit meinem Sohne, wie sonst, als Du noch um ihn warest.

Ja, ich betete mit ihm, wenn ich kam und ging, ich ermahnte ihn treu an dem Glauben zu halten, und durch Gebet und Almosen unsere Sünden zu büßen; er versprach es feierlich — Aber wie leicht ist ein Schwur gebrochen; auch mein Kind wollt' er mir lassen, und doch haben sie mir es genommen.

Jetzt ist er in den Händen der Hugenotten, unterbrach sie die Königin, ich fürchte sein Seelenheil ist dahin, wenn nicht Gott einen Engel zur Rettung sendet! — Maria hob das gesenkte Haupt und horchte aufmerksam zu — Täglich sind Hugenotten um ihn, der Admiral, La Rochefoucault, Ambrosius Paré —

O, das ist ein edler Mann! fiel Maria Touchet der Königin in die Rede.

Aber immer nur ein Hugenott! — Langsam wenn auch tropfenweis, vergiften sie sein Herz, bis es gänzlich vernichtet, gänzlich von dem reinen Glauben losgerissen ist. Aber nicht allein die himmlische Krone, auch die irdische wollen sie ihm entreißen; einer Verschwörung sind wir auf der Spur: des Königs Leben ist in Ge-

fahr, das Leben Deines Kindes, das mit ihm untergehen soll.

Ihr erschreckt mich — Ich verstehe Euch nicht — Gefahr dem Könige — Gefahr meinem Kinde? rief die Unglückliche ängstlich aus.

Warne den König, warne ihn vor Coligny! nahm die Königin das Wort, ohne sie über das Gesagte zu beruhigen: auch ich bin Mutter, zage für meinen Sohn — Ein schneidend Schwert haben die Ketzer über sein Haupt gehängt, — ein unglücklicher Augenblick und er ist verloren!

Der Marschall Retz hat den Knaben in Verwahrung, fuhr sie in ruhigerer Stimmung fort: bei ihm ist er vor allen Nachstellungen sicher. Sobald die Gefahr vorüber und Coligny nicht mehr ist, sprach sie stark betonend: soll Dir der Knabe wieder gegeben werden, und Du Stand und Reichthum erhalten, ihn seiner Geburt würdig erziehen zu können; eher nicht!

Wie betäubt stand Maria mit gesenktem Blick vor der Königin; sie gedachte der Engelsstimme in Damemarie, verworrene Gedanken durchkreuzten sich in ihr. Sie verstand die Worte der Königin nur halb, nur an ihren Sohn denkend, hatte sie nicht Sinn für alles Andere.

Da wiederhohlte Catharina von Medicis nochmals ihr Versprechen; Maria warf einen zweifelhaften Blick auf die Fürstin, ergriff dann rasch der Königin Hand, küßte sie und sagte mit weicher bittender Stimme: Ihr haltet Wort, gnädige Frau? — Ihr gebt mir den Knaben wieder? — Nicht wahr?

Die Königin versprach es, sobald die Gefahr vorüber sei, und befahl ihr zu ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, zu gehen, der ihr die nähere Aufklärung in dieser Sache geben würde.

Nicht beruhigt, doch auch nicht hoffnungslos, verließ sie die Königin Mutter und eilte zu dem Jesuiten. Dieser erklärte ihr, was die Königin gemeint habe, zeigte ihr, welcher Gefahr ihr Kind, der einzige Sohn des Königs, durch die Hugenotten ausgesetzt sei, sagte ihr, daß Coligny schon einen, zwar mißglückten Versuch gemacht habe, ihn in seine Gewalt zu bekommen, und täuschte so das leichtgläubige zagende Mutterherz, das ganz vergaß, wie gleichgültig dem Könige der Knabe sei, wie gleichgültig er den Hugenotten seyn mußte. Auch stellte er ihr vor, da er wie zufällig ihrer Wallfahrt nach Damemarie erwähnt hatte, und sie

ihm, noch vom heiligen Schauer ergriffen, die Erscheinung in der Kirche berichtet, daß Gott sie augenscheinlich zum Schutzengel des Königs erwählt habe, und wie sündlich sie handeln würde, wenn sie nicht der Stimme des Himmels folge. Sie versprach in Demuth zu gehorchen und sich ganz der Leitung des frommen Priesters zu überlassen.

16.

Der Herzog von Guise hatte sich zur bestimmten Zeit bei der Königin Mutter eingefunden, wo der Herzog von Anjou, die Marschälle von Retz Gondy und Tavannes, der Herzog von Nevers und der Kanzler schon gegenwärtig waren. Der Einfluß, den der Admiral immer mehr und mehr gewann, war der Grund ihrer Berathung. Auch hier, während Tavannes und Birague die Nothwendigkeit zeigten, daß Coligny auf irgend eine Weise aus dem Wege geschafft werden müßte, und der Herzog von Anjou ganz ihrer Ansicht beitrat, beobachtete Guise sein gewohntes ernstes Schweigen, und als die Königin Mutter ihn aufforderte seine Meinung zu sagen, trat eine

Stille ein und Aller Augen wandten sich auf Guise, doch er vermied auch jetzt seine Meinung auszusprechen, verbeugte sich und schwieg. In diesem Augenblick ward die Thüre des Kabinets mit Heftigkeit aufgerissen und der König, den man auf der Jagd glaubte, trat ein. Alle erhoben sich, neigten sich ehrfurchtsvoll, so unlieb ihnen auch seine Gegenwart seyn mochte, und Catharina ging ihm mit erzwungener Freundlichkeit entgegen, umarmte ihn und hieß ihn willkommen. Der König erwiederte ihren Gruß eben so freundlich und nahm zu Aller Erstaunen den Lehnsessel seiner Mutter, der an dem oberen Theile des Tisches stand, als den ihm zugehörigen Platz ein, und: bring der Königin Mutter einen Sessel! ziemlich trocken dem Herzoge von Anjou sagend, winkte er der Mutter und den Uebrigen Platz zu nehmen.

Catharina von Medicis war überrascht. Von diesem Platze hatte sie der Sohn noch nie verdrängt; doch Meisterin in der Verstellungkunst, setzte sie sich, als ob es so seyn müsse, zu der Rechten des Königs und gab auch den Andern ein Zeichen, die es nun erst wagten sich niederzulassen.

Was truget ihr so eben vor, Kanzler? fragte

jetzt der König. Birague war durch diese Frage in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, er säumte mit der Antwort; die Königin Mutter wollte schnell das Wort nehmen, doch König Karl unterbrach sie und bat, dem Kanzler den Vortrag zu überlassen. Der schlaue Italiener, nur eines Augenblicks bedürfend um Fassung zu gewinnen, erwiederte jetzt, daß man sich über den Flandrischen Krieg, genau dessen Nachtheil und Vortheil abwägend, berathen habe.

Und was fandet Ihr? fragte der König rasch.

Keiner der Herren, Sire, hatte noch seine Meinung ausgesprochen, als Ew. Majestät eintraten, erwiederte der Listige.

So sprecht sie jetzt aus, nahm der König das Wort und Ihr, Kanzler, tragt die Sache noch einmal in meiner Gegenwart vor!

Birague mußte ganz unvorbereitet in dieser schwierigen Sache, die unter allen Anwesenden der König allein wünschte, nun den Vortrag beginnen. Er malte dabi die Segnungen des Friedens mit den hellsten Farben, führte auf die Vergangenheit zurück, wo unter den vorigen Königen die Kriege mit Karl V. und Philipp II. Frankreich so sehr zerrüttet hatten, und schloß mit der Bemerkung, daß durch jede Hülfe, die

man den ketzerischen Niederlanden sende, der Religion eine schwere Wunde geschlagen würde.

Der König hatte Birague mit keiner Sylbe unterbrochen, und auf seinem Gesichte sah man nicht Beifall, nicht Tadel ausgedrückt; er schien auf dessen Rede nicht weiter zu achten, wendete sich zum Herzoge von Anjou und befahl ihm, seine Meinung zu sagen. Dieser stimmte zu Jedermanns Erstaunen für den Krieg mit Spanien. Auch wenn der Sieger von Jarnac und Moncontour nicht den Befehl über das Heer erhält? fragte der König mit höhnendem Lächeln.

Auch dann! erwiederte Heinrich von Anjou, zwar hoch erglühend, jedoch seinen Unmuth nicht blicken lassend.

Und wem anders würdet Ihr, Sire, den Befehl des Heeres übergeben wollen, wenn dieser verderbliche Krieg wirklich beschlossen werden sollte? fragte Catharina.

Keinem meiner Unterthanen, am wenigsten einem meiner Familie — Ich selbst werde mich an die Spitze des Heeres stellen! sprach der König und sein Auge erglühte.

Coligny! entfuhr der Königin Mutter halb leise und sicher unwillkührlich.

Ja, Coligny! fuhr König Karl, der es

gehört hatte, mit Heftigkeit auf: Ihr habt Recht, Mutter, er war es, der mir rieth mich an die Spitze meines Heeres zu stellen, der die mich tief erschütternden Worte sprach: Auf dem Felde der Ehre vergißt der Franzos jeden innern Zwiespalt und folgt mit Freuden seinem Könige! Da werden Katholiken und Hugenotten, Guise und Montmorency sich willig unter Eure Fahnen sammeln; dem bürgerlichen Krieg macht der Krieg in Flandern ein Ende. Ja er hat Recht! Selbst Eure Günstlinge werden ehrenhalber mir folgen müssen, und Euch bleibt dann zu Eurer und Eurer Frauen Unterhaltung nur mein Bruder Anjou und der Kanzler zurück.

Die Königin Mutter erhob sich bei diesen mit Hohn gesprochenen Worten mit Heftigkeit von ihrem Sessel; Alle, außer dem Könige, folgten ihrem Beispiele, Guise zuletzt.

Was wollt Ihr, Mutter? fragte der König.

Mich entfernen! sagte sie ernst und ihr Auge blickte streng auf ihren Sohn, der ihre Hand ergriff, sie küßte, sie so zurückhielt und halb scherzend halb ernst sagte: Ihr seht, meine edle Mutter, daß der Platz, den ich heute zum ersten Male einnahm, wunderbare Kraft haben muß. Laßt Euch das nicht an mich irre machen,

im Verrücken feuerte, und bis dicht an das feindliche Fußvolk rückte, riß ihre Reihen nieder; Alles floh.

Auf dem linken Flügel war Johann von Werth nicht glücklicher. Ein panischer Schrecken schien die alten Schaaren der Liga ergriffen zu haben, die Regimenter Goltz, Metternich und Horst wichen in der größten Unordnung und auch dieser Flügel wurde in allgemeine Flucht aufgelöst. Da rettete das Regiment Wahl die Ehre des Tages. Johann von Werth, vom Feinde umringt, zu Fuß, da sein Pferd unter ihm todtgeschossen war, gelang es, sich bis zu diesen Braven Bahn zu brechen; er setzte sich an ihre Spitze und vertheidigte den Wald, warf drei Angriffe Taupadels zurück, widerstand dem erneuten Anfall des Fußvolks, und schlug mit standhaftem Muthe die Aufforderung, das Gewehr zu strecken, ab.

Obrist Rosen, durch Sperreuter unterrichtet, daß sein Gegner sich auf dem linken Flügel befinde, rief einige Schwadronen Dragoner vom Verfolgen zurück, und jagte, nur das Gefecht im Walde vor Augen habend, mit verhängtem Zügel dahin. Noch dauerte der mörderische Kampf, doch war das Wahl'sche Regiment schon im Weichen, und wollte sich, Johann von Werth immer noch an seiner Spitze, durch einen wohlgeordneten Rückzug retten, als Rosen in seinem Rücken erschien und die Braven, nach tapferer Gegenwehr zwang, das Gewehr zu strecken. Auch Johann von Werth mußte sich gefangen geben, doch wandte er, schäumend vor Wuth, Rosen den Rücken und übergab sein sonst so getreues Schwert einem Rittmeister von des Grafen Nassau Regiment. Rosen, den beleidigenden Brief vergessend, den er ihm geschrieben, begrüßte ihn freundlich

und ſtört durch Eure Entfernung das Conſeil nicht, das über eine ſo wichtige Angelegenheit berathſchlagt. Ich bitte Euch, nehmt Euren Platz wieder ein, Mutter!

Die Königin fügte ſich, ſetzte ſich nieder und Karl IX. befahl nun dem Herzog von Guiſe ſeine Meinung zu ſagen.

Pflanzt der König, mein Herr, das Banner auf, begann dieſer, ſo iſt der Herzog von Guiſe keiner der Letzten, der zur Verherrlichung des königlichen Ruhmes die Waffen ergreift. Wo die Ehre ruft, ſchweigen alle andere Rückſichten und er folgt!

Der Herzog von Nevers ſprach in gleichem Tone, der König nickte ihnen Beifall zu und gab dann dem Marſchall Retz ein Zeichen zu reden. Dieſer ſeinen Zögling genau kennend, ſah wohl, daß es jetzt nicht der rechte Zeitpunkt zum Widerſpruch ſei, und ſo gab er eine zweideutige mehr bejahende als verneinende Antwort. Der Marſchall Tavannes aber, der jetzt ſeine Meinung ſagen mußte, war zu ſehr Soldat, mehr aber noch eifriger Katholik, um höfiſche Rückſichten zu nehmen.

Sire! ſprach er: Krieg mit Spanien war immer Frankreich verderblich, und eine Verbindung

mit Ketzern muß dem schönen Lande den Untergang bringen; denn wir führen dann Krieg ohne den Beistand des Himmels, wir führen Krieg gegen unsere heilige Religion. Unerhört wäre es, Frankreichs König mit Ketzern verbunden zu sehen —

Vergeßt ihr meinen Vater, meinen Großvater, Marschall? unterbrach ihn der König schon aufgeregt.

Ich vergesse sie nicht, erwiederte der Marschall, sich von seinem Eifer hinreißen lassend, denn ich habe aus zehn Wunden für sie geblutet, und die schmerzen noch jetzt; aber, Sire, hat es ihnen, hat es dem Lande Segen gebracht? König Franz ward bei Pavi.: gefangen und wanderte nach Madrid, Euer edler Vater starb, von eines Hugenotten Hand verwundet, und welches Loos könnte Euch der Himmel bereiten?

Bei allen Teufeln und dem heiligen Dionys! fuhr der König heftig von seinem Sessel auf, und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß der Kanzler vor Schreck hoch in die Höhe fuhr: Was gehört das hierher? Wer gab Euch ein Recht, mir dergleichen Unannehmliches zu sagen? Fürchtet Ihr Euch, mit nach Flandern zu ziehen, so werdet ein Karthäuser und betet,

während wir fechten; laßt aber, so lange ihr den Marschallstab von Frankreich und nicht die Kutte traget, mich dergleichen plumpe Worte nicht wieder hören, oder, so wahr ich ein so guter katholischer Christ bin, wie Ihr, fürchtet meinen Zorn! Bei diesen Worten stieß er den Lehnstuhl mit Heftigkeit zu Boden, warf noch einen wilden Blick in der Versammlung umher und verließ schnell das Kabinet.

Sehr verschieden malte sich jetzt das Erstaunen auf den Gesichtern der Anwesenden, die verwundernd und schweigend sich ansahen. Die Königin Mutter warf ihrem Sohne einen höhnischen Blick nach, während Heinrich von Anjou die Lippen zusammenbiß, lächeln wollte und es doch nicht konnte. Der Herzog von Nevers und der Marschall Retz zwangen sich zu einem gleichmüthigen nichtssagenden Gesicht und hatten nur Augen für die Königin Mutter. Guise sah ernst und unverwandt nach der Stelle hin, wo der umgestürzte königliche Sessel lag, bis sich endlich sein Mund zum mitleidigen Lächeln verzog, und der Kanzler, zwar noch zitternd, hineilte, ihn aufzuheben, und durch Zeichen die Königin einlud den ihr gebührenden Platz einzunehmen. Tavannes allein konnte seinen Unmuth nicht ver-

bergen, er murmelte unverständliche Worte vor sich hin und stieß mitunter Flüche und Drohungen aus.

Doch ohne auf Birague's Höflichkeit oder Tavannes Zorn zu achten, stand Catharina von Medicis sinnend und in sich gekehrt da, bis ein dumpfes: So wahr ich selig zu werden hoffe, der Admiral muß sterben! sich aus ihrer klopfenden Brust hervor rang.

Ich glaube nun selbst, daß es Zeit ist; sagte Guise mit furchtbarer Kälte, wofür die Königin Mutter ihm beifällig zunickte, thut nun das Eurige, Herr Kanzler! Ohne weiter in diese Sache einzugehen, entließ Catharina die Versammlung, da sie die Rückkehr des Königs fürchtete, der indessen, nur von Ambrosius Paré begleitet, welcher ihm auf ausdrücklichen Befehl folgen mußte, nach Monpipeau geritten war. Der Kanzler allein blieb bei der Königin zurück.

Das war eine harte Prüfungsstunde, Birague; nahm jetzt Catharina das Wort, sie kam mir unerwartet und fand mich unvorbereitet. Nie hätte ich geglaubt, daß des Königs Anmaßungen so weit gehen würden, und nie wär' es ohne Coligny geschehen. Die Ruhe, mit der er sprach, sein freundlicher, gewiß nur verstell-

ter Blick, setzte mich in Unruhe, und wer weiß, was das Ende dieses Tages gewesen wäre, wenn Tavannes ihn nicht in Wuth gebracht hätte. Ich habe trotz der Bewegung, in der ich mich befand, Euch Alle scharf beobachtet, fuhr sie nach kurzer Pause fort, habe mehr Höflinge wie Männer gesehen, Keinen der sich würdevoll nahm, außer den besonnenen, ewig biegsamen und dennoch ewig stolz dastehenden Guise; ihn fürchte ich, er ist, wie der Vesuv; äußerlich von lachenden Reben bewachsen und mit dem üppigsten Grün geschmückt, thut es dem Auge wohl ihn zu sehen, bis der Krater sich öffnet und die lang verhaltene Flamme ausbricht. Diese bedachte Zurückhaltung fürchte ich mehr, als Tavannes soldatische Derbheit, die, wenn sie mir heute auch zur rechten Zeit kam, doch oft lästig wird.

Zürnt ihm nicht, Majestät, unterbrach sie Birague, er ist uns unentbehrlich; so ein Mann ist ein tüchtiger Hetzhund, ihn auf den Bären loszulassen, er packt an —

Wo Andre sich verkriechen würden, fiel ihm die Königin in die Rede. Ihr, Kanzler, zitterket vorhin wie Espenlaub, wenn Euch des Königs wild rollendes Auge traf —

Majestät, nahm der kleine, durch diese Beschuldigung tief gekränkte Mann das Wort, Muth und Furcht sind bei allen Menschen ganz verschiedener Art. Tavannes, zum Beispiel, ginge vielleicht dem Löwen muthig entgegen, der ihm in den Weg tritt, und bebte dennoch vor der nahenden Gefahr, der er sich nicht mit gepanzertem Arm entgegen stellen könnte. Ich würde bei dem Anblick der wilden Bestie alle Besonnenheit, allen Muth verlieren, aber wo es gilt, den Launen des tückischen Schicksals, der nahenden Gefahr kühn entgegen zu treten, da werdet Ihr Birague nie verzagt gefunden haben, da bleibt sein Geist frei und nichts vermag ihn einzuschüchtern oder gar zu entmuthigen. Jener haut wie der rasende Roland nutzlos in der Luft umher, wenn dieser nicht eher abdrückt, bis er seinen Mann sicher hat. Das Leben Tausender aufs Spiel zu setzen, vielleicht sein eignes mit, das wagt Birague kühn, darf er nur von fern stehen und nicht selbst mit der Faust drein schlagen. Es giebt Muth des Körpers und geistigen Muth, beide sind selten vereint; den erstern findet Ihr in jedem geworbenen Söldner, den letztern nicht in jeglichem Manne —

Ihr möget Recht haben, unterbrach ihn die Königin, da er sein Thema noch weiter ausführen wollte, aber genug hiervon! — Colignys Tod ist beschlossen, nehmt deshalb die nöthigen Maßregeln.

Der Kanzler schwieg einen Augenblick, sah sinnend vor sich nieder, dann hob er schnell das gesenkte Haupt, und aus den kleinen feurigen Luchsaugen blitzte die Schadenfreude hervor. Ja, Majestät, so muß es seyn! rief er die Hände reibend, ein Diener des Guisen muß den Mord vollbringen — Auf zwiefache Weise müssen wir dabei gewinnen —

Auf die Guisen allein fällt dann der Verdacht; fiel ihm Catharina von Medicis, fürchtend ihr Kanzler entreiße ihr die Ehre der Erfindung des teufelischen Planes, schnell ein, die Hugenotten vereinigen sich den Tod Coligny's zu rächen, die Montmorency's schließen sich ihnen an; der blutige Kampf beginnt, die Guisen, als die augenblicklich Schwächern, unterliegen; da nimmt der Pöbel Parthei für sie, die Bürger bewaffnen sich, das Blutbad wird allgemein; Montmorency's, Guisen und Hugenotten gehen im Kampfe unter, und wer auch die Oberhand

behält, wir allein siegen und das ohne Schwertschlag!

Ihr seid meine Meisterin, Majestät! So weit gingen meine Pläne nicht; sagte der Kanzler, sich verbeugend, aber was sollte der König während dieser blutigen Katastrophe thun?

Sich mit seinen Hofleuten, mit den Garden und den Schweizern im Louvre verschließen und ruhig das Ende des Spiels abwarten.

Der Kanzler schüttelte seinen kahlen Kopf. Zweierlei habe ich dabei zu bedenken. Siegt eine Parthei vollkommen, tritt sie ungeschwächt aus dem Kampf, steht sie dann nicht der kraftlosen Majestät furchtbarer gegenüber als je, wird sie Euch, wird sie dem König fortan gehorchen, der sich in den Palast verschloß, wenn sich das Volk unter seinen Augen erwürgte? Und dann, Majestät, fürchtet Ihr nicht den Pöbel, wenn er mit den Waffen in der Hand als Sieger vor Eurem Palaste steht? Gedenkt der Tage der Barrikaden!

Sie werden nie wiederkehren! fiel ihm die Königin mit Heftigkeit in die Rede, die Tage Johanns und Karls sind vorüber.

Unsre Tage gleichen ihnen sehr, meinte der Kanzler. Was damals Orleans und Burgund,

ſind jetzt Guiſe und Montmorency, was damals die Engländer, ſind jetzt die Spanier.

Schweigt und gehorcht! — Der Kanzler neigte ſich. Vor oder nach der Vermählungsfeier? fragte er dann.

Sein Tod mache den Beſchluß des Feſtes! —

Der König ſchien ſehr aufgeregt; nahm der Kanzler nach einer kurzen Stille das Wort, ſollte es wohl nicht rathſam ſeyn, daß Ew. Majeſtät ihn zu beſänftigen ſuchten? So nahe den Feierlichkeiten, dürfte die königliche Mutter ſchon etwas mehr wagen. Jetzt iſt ſie noch dem Könige unentbehrlich —

Jetzt nur, meint Ihr? —

Majeſtät! Das Wort eines Königs hat wunderbare Kraft, es liegt ein mächtiger Zauber darin, ſagte der Kanzler. Ein königliches Wort, wenn auch in flüchtigem Eifer geſprochen, hat lang wirkende Kraft. Träte der König ins Conſeil, nähm' Euren Platz ein und ſagte: Dank Euch für Eure Mühe, fortan will ich ſelbſt das Regiment führen! ſchickte Euch dann mit Eurem Hofſtaat nach St. Germain oder Blois, oder Gott weiß wohin, glaubt Ihr, der ernſte Guiſe, der beſonnene Nevers, der trotzige Tavannes, ſelbſt der Marſchall Retz, ſagte er betonend,

würden Euch folgen, die kriechenden Hofleute würden für Euch zu Rittern werden? — Höchstens könnte ein junger Fant, den eine Eurer Fräulein in der Schlinge festhielt, Euch folgen.

Und was würdet Ihr thun, Kanzler? fragte die Königin Mutter rasch.

Wollt Ihr die Wahrheit, Majestät?

Die reine Wahrheit verlange ich!

Ich blieb wie die Andern, sagte er listig lächelnd und erfreut eine Antwort auf diese unerwartete Frage gefunden zu haben — Ich blieb, aber blos um Vermittler zwischen Euch und dem Könige seyn zu können.

Und wenn die Versöhnung mißglückte?

Folgte ich meiner Wohlthäterin ins Exil!

Gleißnerischer Lügner! fuhr die Königin auf. Doch sich schnell besinnend, reichte sie ihm die Hand zum Kuß: ich werde Eurem Rathe folgen, Kanzler, und zum Könige gehen, ein ernstes Wort mit ihm zu reden. Doch glaube ich den Bogen straff spannen zu müssen, daß er nicht bricht, ehe Coligny vernichtet ist.

Weise gesprochen, Majestät! sagte der Kanzler: Und ich werde zum Herzog von Guise gehen, mit ihm wegen des Mannes zu reden, den er zu diesem Unternehmen tauglich findet.

und erinnerte ihn nicht an seine in le haut clocher so trotzig ausgesprochenen Worte: lieber todt, als gefangen! Johann von Werth aber, über sein Schicksal ergrimmt, dankte ihm kaum, wandte sich zu dem Officier, dem er sich gefangen gegeben und sagte barsch: „Führt mich hin, wohin es Euch beliebt, aber nur weg von hier!“

General Taupadel und Rosen verfolgten nun die Flüchtigen mit der Reiterei, der Herzog aber blieb mit dem Fußvolk auf dem Schlachtfelde zurück. Als die Gefangenen vorgeführt wurden, empfing er den Herzog von Savelli, so wie den General Enkvorth freundlich, den Obrist Sperreuter hingegen wollte er nicht sehen, und ließ ihn sogleich nach der Festung Heben-Zwiel bringen. Als sich ihm Johann von Werth nahte, sah man augenscheinlich, wie der Herzog sich zu bekämpfen und seinen Zorn zu unterdrücken suchte; der freundliche Ausdruck seines Gesichts war verschwunden, sein Auge blickte finster auf den trotzigen Kriegsmann, der, gleich als wäre er der Sieger, auf den Herzog mit mehr Keckheit als Würde zuschritt. Dieser faßte sich in diesem Augenblick und wurde Herr seines Zornes „Ei! Welch ein unvermuthetes Zusammentreffen!“ war Alles, was er ihm zurief.

„Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über das ich mich nicht zu rechtfertigen weiß“ erwiederte Johann von Werth muthig und neigte sich zwar vor dem Herzog, doch eben nicht auf verbindliche Weise. Der Herzog, ohne ihm Weiteres zu sagen, stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt, kniete nieder und dankte im Beisein der gefangenen Generale Gott für den errungenen Sieg. Das Heer that ein Gleiches und unter Kanonendonner ertönte das herrliche Lied; Eine feste Burg ist unser Gott!

Geht mit Gott! sprach die Königin ihn huldvoll entlassend.

17.

Es war ein schwüler Sommertag, an welchem der König in einer seiner sonderbaren Launen nach Monpipeau ritt. Sein Blut war durch den Auftritt im Conseil erhitzt, er war im höchsten Grade aufgeregt, und deshalb befahl er auch Ambrosius Paré ihm zu folgen, da er aus mancher Erfahrung wußte, wie gefährlich ihm dieser Zustand sei. Der Wundarzt, der nichts weniger als ein Freund der Jagd war, begleitete bei solchen Gelegenheiten seinen Herrn nur sehr ungern, dem er übrigens, trotz der vielen schroffen Seiten, mit treuer Anhänglichkeit zugethan war. Der König hatte mit solcher Eile sein fahles Pferd, welches er gemeiniglich nur bei übler Laune zu reiten pflegte, heute bestiegen, daß seine Begleiter ihm nicht sogleich folgen konnten, sondern einzeln nachgesprengt kamen. Meister Ambrosius war nicht wenig über das wahrlich nicht königliche Gefolge ungehalten, mit dem sie durch die Straßen in Paris jagten.

Es war schon Abend als der König in Monpipeau anlangte, wohin er, seine Ankunft zu melden, Niemand vorausgeschickt hatte. Er liebte dergleichen Ueberraschungen, deshalb hatte es auch Keiner ohne ausdrücklichen Befehl gewagt, den Kastellan von des Königs Ankunft zu benachrichtigen, der nicht wenig erstaunt war den König vor dem Portale des kleinen Jagdschlosses halten und seine Anrede nicht beachtend, rasch an ihm vorüber die Treppe hinauf über den finstern Bogengang nach seinen Zimmern gehen zu sehn. Der alte Mann konnte nur keuchend folgen.

Aber ehe er ihn noch erreichen konnte, hatte schon der Schein eines durch die Ritze einer Thüre dringenden Lichtes des Königs rasche Schritte aufgehalten. Wer konnte hier seyn, hier in dem Gemach neben seinem Schlafzimmer, das sonst Maria Touchet bewohnt hatte? Er lauschte einen Augenblick, und da er nichts vernahm, riß er mit Ungestüm die Thüre auf und ein überraschender Anblick ward ihm.

Maria Touchet saß, nicht im Pilgergewand, im reizensten Nachtkleide, das nur nachlässig übergeworfen, selbst der Phantasie eines Sterbenden die Flügel noch einmal hätte lüften kön-

nen, das Geſicht nach der Thüre gewendet, an ihrem Bette, aus dem ein tiefer Seufzer zu den Ohren des Königs drang. Raſch ohne auf Maria, ohne auf Meiſter Ambroſius zu achten, der ihn zurückzuhalten verſuchte, riß er die Vorhänge des Bettes auf, und: mein König! ächzte ihm eine matte Stimme entgegen.

Gut, daß mit euch die Hülfe kommt, Meiſter! ſagte in dieſem Augenblick Maria. Seht nur den Armen! Sie führte ihn ans Bett, wo der König noch ſtaunend ſtand; ſein ganzes Geſicht war verändert, jedes Finſtere, Wilde war verſchwunden und Mitleid drückte ſich auf ſeinem bleichem Todtengeſichte aus. — Armer Jean! ſprach er endlich: wie kamſt du hierher und in dieſem Zuſtande? — Helft lieber Meiſter, wenn dem Armen noch zu helfen iſt.

Jean Petit, der kleine niedliche Zwerg, ein Liebling des Königs, dem ſelbſt die Königin Mutter wohlwollte, und der ihm durch Poſſen und manchen beißenden Witz oft die üble Laune zu vertreiben verſtand, weshalb ihn Karl der Neunte ſeinen kleinen Günſtling zu nennen pflegte, lag mit dicht verbundenem Kopfe in dem Bette der ſchönen Maria, die, wohl die Ankunft des Königs nicht ahnend, unbefangen und im reizen-

den Nachtkleide die Stelle einer barmherzigen Schwester bei dem Kleinen versah, jetzt aber durch den flammenden Blick, den der König auf sie warf, aufmerksam gemacht, sich schnell entfernte.

Was ist Dir begegnet, armer Jean? fragte König Karl theilnehmend: Wer hat Dich so furchtbar gemißhandelt?

Sire! stöhnte der Kleine, ich bin so schwach — daß ich nicht sprechen kann — Verzeiht — Geduldet Euch —

Aber Geduld war nicht des Königs Tugend, er befahl dem Kastellan ihm auf sein Zimmer zu folgen. Was ist hier vorgefallen? fragte er heftig.

Ich weiß Ew. Majestät nichts zu berichten, als daß gestern am frühen Morgen die Dame mit einer Kammerfrau hier angekommen ist, und von ihrem Zimmer Besitz nahm, was ich ihr zu verweigern nicht wagen durfte. Um Mittag hörte ich schon von weitem die Schellen von Herrn Jean Petits Maulthiere, der mit seinem Diener hier eintraf; er gab vor, Ew. Majestät erwarten zu müssen, und bezog wie gewöhnlich sein Stübchen. Heute gegen Abend vernahm ich plötzlich hier oben ein ängstliches Geschrei, ich eile herbei und finde Herrn Petit wimmernd

auf der Erde liegen. Auf meine Frage giebt er mir keine Antwort, die herbeigeeilte Dame befiehlt mir jedoch ihn auf ihr Zimmer zu bringen, wo ich seine Verletzungen untersuche; ein Dolchstich, der ihm den linken Arm leicht gestreift hatte, war die einzige, doch nur unbedeutende Wunde, aber ein Schlag auf den Kopf mochte ihn betäubt haben und ihn sehr schmerzen; es mag wohl die einzige gefährliche Verletzung seyn.

Ist sonst Niemand im Schlosse gewesen?

Niemand, Sire, so viel ich weiß! erwiederte der alte Kastellan.

Könnt ihr ganz Euren Leuten vertrauen? fragte der König weiter.

Wer könnte das in jetziger Zeit? sagte der alte Mann, und warf einen besorgten Blick auf seinen Herrn — Wo alles sich feindlich entgegen steht, da wird Ueberredung, List und das Schlimmste, Geld wird angewendet, den Ehrlichen wie den Taugenichts zu bestechen. In meinem kleinen niedern Wirkungskreise, Sire, ist es eben so schlimm, wie am Hofe; ich traue keinem meiner Umgebung.

Auch ich nicht! murmelte der König vor sich hin. Geh alter Vincent, befahl er dann dem Kastellan, und rufe mir Maria Touchet her!

Aber in dem Augenblick, als sich Vicent entfernen wollte, trat Meister Ambrosius ein. Sire! bat er zum Könige leise redend: Habt Geduld, forscht jetzt nicht weiter nach der Sache. Morgen früh wo der Verwundete wird reden können, sollt Ihr Alles erfahren.

Ruf mir Maria Touchet! befahl der König nochmals dem zögernden Kastellan, der nun schnell den Befehl des Königs zu vollführen sich entfernte.

Sire! nahm jetzt Ambrosius Paré das Wort, des Königs Ungeduld nicht achtend, der mit immer mehr vorgebeugtem Körper, mit immer rascheren Schritten auf und ab ging: wolltet Ihr meine Bitte nicht ungnädig aufnehmen, so beschwör' ich Euch, sprecht heute Maria Touchet nicht. Sie ist in so aufgeregter Stimmung wie Ihr. Geduldet Euch bis morgen; was nützt es Euch mit noch mehr Sorgen beladen zu Bette zu gehen und Euch den so nöthigen Schlummer zu rauben? Erfüllt die Bitte Eures alten Dieners, der Euch schon oft von dem Rande des Grabes zurückhielt, und der so gern auf Euer Gemüth wie auf Euren Körper heilsam zu wirken wünschte — Erfüllt sie ihm! Der Alte ergriff bei diesen Worten des Königs Hand, küßte und drückte sie.

Meister! sagte der König bei dem Anblick des kahlen, grauen auf seine Hand gebeugten Hauptes gerührt: ich weiß Du meinst es gut mit mir, besser als Manche, die mir näher stehen als Du. Mancher gute Rath von Dir hat mich vor unüberlegtes Handeln geschützt, und nie hab' ich es zu bereuen gehabt, daß ich ihm folgte. Aber was hülfe es mir jetzt, wenn ich mich auch bis morgen gedulden wollte? Ich weiß, daß hier Etwas vorgegangen ist, das mir Sorge machen kann. Glaubst Du, ich könnte mit diesem Gedanken auf meinem Lager Ruhe finden? O, mein guter Meister, tausend Schreckenbilder würden mich doch neckend umgaukeln, von Angst gepeiniget, als hätte ich das Blut meines Volkes stromweis vergossen, würde ich in qualvollem Zustande den Tag erwarten — Nein, sprich jetzt, sag was ist vorgefallen?

Quälen Euch zuweilen solch' böse Träume, Sire! fragte, als wolle sich der Arzt davon unterrichten, Meister Paré — Der König nickte bejahend — Nun dann, so fühlt Ihr schon den Vorschmack der Hölle, die Euch erwarten würde, könntet Ihr je in das Blut Eurer Unterthanen Eure Hand tauchen.

Ambrosius Paré, fuhr der König heftig auf,

und sein Auge blickte wild auf den Alten, wie kannst Du dergleichen von mir denken, wie Dich erkühnen, mir dies zu sagen, mir, der ich mein Volk liebe und es so gern glücklich machen möchte?

Und es doch nicht glücklich macht! fiel ihm der Meister kopfschüttelnd in die Rede und stand furchtlos vor dem Erzürnten, der sich zwar zu mäßigen suchte, aber doch nicht verhindern konnte, daß das halb mit Hohn, halb in Zorn ausgesprochene Wort, elender Hugenott! ihm entfuhr.

Das bin ich, Sire, und Gott sei gedankt, daß ich es bin! sagte der Meister unerschrocken.

So lange, als es meiner Nachsicht gefällt! unterbrach ihn der König vor Wuth zitternd.

Nein, Sire, so lange es Gott gefällt, und das Wort eines Königs ein heiliges Wort ist. Unter den vier Sachen, die Ihr mir feierlich mit Hand und Mund versprochen habt, ist die Erste: daß Ihr mich nie zur Messe zwingen wollt; und noch vertraue ich Eurem königlichem Worte. —

Oft hab' ich, der Hugenott, an Eurem Krankenlager gesessen, fuhr er mit Herzlichkeit fort, da er sah, daß sich der Jähzorn des Königs leg-

legte, und sein Auge weniger unstät auf ihn blickte, habe Euch gepflegt und mit meinem Wissen genützt, während Ihr Eure Heere aussandtet, meinen Glauben zu unterdrücken, meine Glaubensbrüder zu morden. Wär' ich den Grundsätzen meiner ersten Lehrer, den Jesuiten, gefolgt, so hätte ich in den beruhigenden Trank, den ich Euch so oft reichte, eine Dosis der ewigen Ruhe gemischt, und so meine Brüder von Eurer Geißel gerettet. Aber der Glaube der Hugenotten befiehlt seine Feinde zu lieben, und Gott das Gericht hier und dort zu überlassen. Ueberlaßt es ihm auch, der tausendmal höher über Euch steht, als Ihr über dem ärmsten Bettler Eures Volks.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Maria Touchet trat, von dem König ungesehen, leise ein. Da ist sie, raunte Ambrosius, der sie gewahrte, dem Könige zu: da ist der gefallene Engel, den Satan als Diener gebraucht — Sie verlangt Blut!

Der König sah bei diesen Worten bald seinen Wundarzt, bald Maria Touchet an, dann befahl er ihr näher zu treten.

In einen Mantel tief verhüllt nahte sie dem Könige. Was ist mit meinem Zwerge vorge-

fallen? fuhr er ſie barſch, ſelbſt mit einer drohenden Bewegung an: Verſchweige, verheimliche mir nichts; Schritt vor Schritt folge ich Deinen Worten; ich muß Alles wiſſen, was Du hier gethan, geſprochen, was Dich hierher geführt hat — Beichte!

Wenn dieſer Mann das Zimmer verlaſſen hat! antwortete Maria auf den Meiſter zeigend.

Schon wieder dies thörige Verlangen? — Mißbrauche nicht meine Geduld, rief der König zornig.

Ich achte den Mann, ich könnte ihn ſelbſt wie meinen Vater lieben, wär' er nicht ein Ketzer. Aber das Heilige darf ſich nicht in Gegenwart des Unheiligen enthüllen.

Ich befehl' es Dir!

Ein Höherer als Ihr, Sire, befahl es mir nicht zu thun, und ihm muß ich gehorchen, obgleich mein Herz, verlangtet Ihr auch das Härteſte von mir, freudig jedem Eurer Worte folgen würde.

Der König ward unſchlüſſig; da raunte ihm Ambroſius zu: Seid auf Eurer Huth, Sire, und laßt mich gehen; ich bleibe ſchon in der Nähe. Dies ſagend entfernte er ſich.

König Karl nahm nun Platz auf ſeinem

18.

Rosen, vom Verfolgen der Feinde zurückgekehrt, wo ihm der Rittmeister, Graf Ossa, zum zweitenmale in die Hände gefallen war, besuchte gleich nach seiner Ankunft in Laufenburg Johann von Werth, der sich dort in leidlichem Gewahrsam befand. Obgleich Herzog Bernhard wohl Ursache gehabt hätte, gegen ihn aufgebracht zu sein, so hatte er ihm doch, gleich den andern gefangenen Officieren, nur ehrenvolle Haft gegeben. „General!“ redete ihn Rosen, die Hand bietend, an, was Johann von Werth jedoch nicht bemerken zu wollen schien, „Ich komme, Euch meine Wette zu zahlen.“

Johann von Werth fuhr bei dieser Anrede rasch auf, sein Auge blickte zornig auf Rosen, denn er hielt die Worte seines Feindes für bittern Spott. Rosen jedoch fuhr ruhig fort „Ihr seid nicht mein Gefangener, sondern der des General Taupadels, mich trieb nur die Begierde, Euch gegenüber zu sein, vom linken nach dem rechten Flügel, da habe ich blos das, was Taupadel unternahm, ausführen helfen, und mithin habe ich Euch keinen Streich gespielt, wodurch ich die Wette gewonnen hätte.“

„Wie mir der Herzog sagte“ unterbrach ihn Johann von Werth „so hättet Ihr den kühnen Gedanken zuerst gefaßt, umzukehren und uns zu überfallen?“

Lehnstuhl, und nach einigem Nachdenken befahl er Marien zu reden.

Mich trieb eine unbeschreibliche Angst aus Paris, begann sie, und ihr Auge flammte, und ihre Stimme stockte zuweilen, wenn sie sprach: nicht in den hohen Gemächern des Louvre, nicht in meinem kleinen Zimmer in der Straße des Tempels konnte ich dauern. Wenn ich ans Fenster trat, so hört' ich die Sturmglocke lauten und sah ein furchtbares Gemetzel in den Straßen, und mitten in diesem Gemetzel schritt ein friedlicher Engel, die Palme in der Hand, ruhig zwischen den blutigen Leichnamen, die sich meinem Auge zeigten, einher. Wenn ich vom Fenster wegeilte, mich auf einen Sessel warf, die Augen schloß, damit ich die Gräuelscenen nicht mehr erblicken wollte, dann stand der Engel mit dem Palmenzweige vor mir, küßte meine glühende Stirn und winkte mir ihm zu folgen. Sprang ich dann, ihm zu gehorchen, auf, so war die Erscheinung verschwunden; doch so bald ich mein Auge wieder schloß, stand sie freundlich winkend vor mir. Tag und Nacht schwebte der Engel um mich —

Maria! unterbrach sie der König staunend, doch sie fuhr, darauf nicht achtend, fort: Da schellte

ich eines Tages von Angſt getrieben meinem Diener, befahl ihm, mir den Zelter zu ſatteln und beſtieg freudig, Paris verlaſſen zu können, das Roß. Ich trieb es an, ließ ihm jedoch die Zügel und übergab mich ganz ſeiner Willkühr. Nach langem Hin- und Hertraben befand ich mich endlich vor Monpipeau, ſtieg ab und wagte es, gegen Euren Befehl, meine alte Wohnung zu beziehen.

Als ſie jetzt ſchwieg, befahl ihr der König näher zu treten und ſtreckte traulich beide Hände nach ihr; ſie reichte ihm jedoch nur die Linke, die Rechte blieb unter dem Mantel verborgen. Maria! Iſt alles Wahrheit, was Du mir eben ſagteſt? fragte ſie der König in mildem Ton.

Reine Wahrheit, erwiederte ſie raſch, doch hoch erröthend.

Kannſt Du mir bei dem Bilde der heiligen Mutter ſchwören, daß Du die Erſcheinungen wirklich ſaheſt?

Das kann ich! — Und könnte ſich mein ſchwacher Geiſt geirrt haben, ſo würde die gnadenreiche Mutter mir gewiß meinen Irrthum verzeihen. — Aber hört nur weiter! fuhr ſie mit ſichtbarer Eile fort: Am Mittage kam der arme Petit, dem ich ſo wohl will, hierher. Ich freute mich, hier

nicht mehr allein zu seyn, und so desto leicht
die ewig mich umgaukelnden Bilder zu versche
chen. Er unterhielt mich auch mit manch
lustigen Geschichten, und trieb wirklich dam
alle finstre Gedanken, alle Erscheinungen v
mir, von denen ich überdies glaubte, daß s
mich auf dies Jagdschloß nicht begleitet hätte
denn mein Puls schlug ruhiger als in Pari
und ich athmete hier freier und sorgloser. A
es zu dämmern begann, verließ mich der Klein
ich verrichtete mein Abendgebet, und von d
nächtlichen Reise ermüdet legte ich mich z
Ruhe. Mich überfiel alsbald der Schlaf –
doch davon hernach, mein gnädigster Herr, er
will ich Euch berichten, was mit dem Zwerg
geschah.

Dich überfiel alsbald der Schlaf? unterbrac
sie der König, hattest Du vielleicht einen Schla
trunk genommen?

Ja, gnädigster Herr, den, welchen ich sei
einigen Tagen immer zu nehmen pflege.

Und er besteht? fragte der König rasch.

Es ist ein Becher klaren Wassers, in de
ich einige Tropfen eines köstlichen mit Zimm
gewürzten Saftes träufle.

Von wem erhieltst Du die Tropfen? –

Maria Touchet ward verlegen — Wer gab sie Dir? fuhr der König heftig auf.

Der ehrwürdige Beichtvater der Königin Mutter! erwiederte sie bebend. Sie sollen, bei andächtigem Gebet genommen, die sündigen Träume verscheuchen und die frommen Gedanken stärken, fuhr sie fort, doch schwieg sie verlegen, als der König mit finster flammendem Blick sie durchbohren zu wollen schien.

Ich weiß nun, fuhr er endlich auf, daß Du eine Betrügerin und im Solde meiner Mutter bist — Fürchte meinen gerechten Zorn!

Ich bin keine Betrügerin, Sire, nur eine unglückliche Mutter, die vergebens ihr Kind zu umarmen hoffte. Bei diesen Worten flammte ihr Auge, ihre rechte Hand unter dem Mantel zuckte und sie trat dem Könige mit raschem Schritte näher, der von ihrem wilden starren Blick aufgeschreckt, von seinem Sessel sprang, und ihr ein furchtbares: Nicht von der Stelle Weib! zurief, was hast Du unter Deinem Mantel verborgen? Schnell wirf ihn ab!

Ich soll meinen Mantel abwerfen? rief sie, und schwer war es in diesem Augenblick zu entscheiden, ob Angst, ob Entzücken sich in Blick

und Wort Mariens ausdrückte, — Ihr befehlt es, Herr? fragte sie dann mit zitternder Stimme.

Säume nicht! rief der König zornig, und Ambrosius Par: trat, von Marien ungesehen, bei diesem Ausruf leise durch eine Tapetenthüre ein.

Das Mädchen zögerte noch, doch jetzt, eben als des Königs drohende Geberde sie zittern ließ, sprang sie, den Mantel wegwerfend, auf den König zu, und er fühlte sich von zwei runden Schwanenarmen umklammert, das schöne Weib lag reizend und üppig gekleidet an seiner Brust — Gieb mir mein Kind, Karl, rief sie, ehe der König sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, ich will es schützen, wie die Löwin ihr Junges, will seine Brust mit dieser Brust beschirmen, die noch immer liebend für seinen Vater schlägt — Habt Erbarmen, Sire! schrie sie jetzt, da der König sich von ihr losriß, stürzte verzweiflungsvoll zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee — Habt Erbarmen, ich muß ihn wieder haben, und sollte ich das Gräulichste vollbringen müssen — Ihr wißt nicht, was in meiner Brust verborgen liegt — Der Engel mit der Palme ist ja mein Kind — Die Hugenotten haben den einzigen Knaben, den Euch Gott gab,

gemordet, und nun ſchwebt er, ein Engel der Verſöhnung, unter den Leichen ſeiner Mörder umher —

Maria, ſchweig! unterbrach ſie der König erſchüttert.

O der Angſtruf aus Mutterbruſt dringt unaufhaltſam hervor — Schweigen kann eine Mutter nicht, wenn ſie ihr geraubtes, gemordetes Kind ſucht! —

Legt Euch zur Ruhe, Fieberhitze treibt den kalten Schweiß auf Eure Stirn! ſagte eine ernſte Stimme hinter ihr. Sie ſprang erſchrocken auf und erblickte Meiſter Ambroſius, der ihre Hand, die ſie ihm aber ſchnell entzog, ergreifen wollte. Sie riß mit Blitzesſchnelle ihren Mantel von der Erde auf, und warf ihn, haſtig die ſchönen Formen verhüllend, über ihre Schultern.

Nun iſt's vorüber, ſprach ſie mit einer Art verzweiflungsvoller Ergebung, und jede Hoffnung iſt dahin! Der Mann dort verſchließt mir des Königs Herz; für fremdes Leiden fühllos, ſchneidet er, in eitlem Wahn zu heilen, die Wunde noch tiefer. Ihm iſt ein ausgeblutetes Herz lieber, als ein blutendes; nur Schmerzen verbreitend, kennt er nicht die Qual des

Schmerzes in der wunden Brust des Weibes — Da, nehmt meine Hand, zählt jeden Pulsschlag, beobachtet ob sie zu rasch, zu ruhig gehen, reicht mir einen kühlenden Trank, und Alles wird Euch, wird mir nichts helfen; bannt mich auf mein einsames Lager, wo ich nicht den Vater, nicht das Kind in meine Arme schließen kann. Wenn der Engel mir wieder winkt, dann folg' ich ihm doch!

Arme Maria! rief der König, von ihrem Zustande erschüttert, beruhige Dich!

Ein freundliches Lächeln umzog ihren Mund. Die Töne, die ich vernahm, sprach sie, sanft an dem König aufblickend, klingen, als kämen sie aus weiter Ferne, trauernd, wehmüthig, und thuen doch meinem Herzen so wohl — So mag den Abgeschiedenen seyn, wenn sie aus Himmelshöhen die sanften Klagen der Zurückgelassenen vernehmen. Es sind ihnen milde Töne aus der Vergangenheit, die letzten Klänge einer zertrümmerten Laute —

Kommt, Maria Touchet! sagte Meister Ambrosius, und suchte sie den Armen des Königs zu entziehen, der sie theilnehmend umschlungen hielt, kommt, legt Euch zur Ruh! Da preßte sie mit Heftigkeit ihre Lippen auf die Lippen

des immer noch von ihr Geliebten, und er duldete es.

Nun folge ich Euch willig! sprach sie mit bebender Stimme, ich habe des Lebens Glück noch einmal genossen; nun Meister getrost dem Tode entgegen!

Sie wankte von Ambrosius geführt nach ihrem Gemache, wo ihre Zofe sie zur Ruhe brachte.

18.

Als der Wundarzt nach langem Verweilen wieder in das Zimmer des Königs trat, fand er ihn in tiefes Sinnen versunken. Meister! rief er endlich aus, wie aus einem Traume erwacht, und Ambrosius entging der Zustand von Abspannung nicht, in dem sich der König befand: vor meiner Seele schweben trübe Bilder, Ahnungen ergreifen mich, die mich furchtbar bewegen. Mit mir scheint die Natur ein böses Spiel getrieben zu haben, denn, was selbst dem hülflosen Säugling ward, die Liebe seiner Mutter, scheint sie mir verweigert zu haben. Sie hat mich auf den schönsten Thron der Welt gesetzt, um mich im Purpur an allen Freuden

darben zu lassen. Einsam stehe ich da, und habe keinen Freund, Keinen, dem ich vertrauen könnte —

Vertraut dem Admiral, Sire! fiel ihm Ambrosius in die Rede.

Wärst Du nicht Hugenott, vertraut' ich Deinem Rath, wär' er es nicht, könnte sich vielleicht mein ganzes Herz ihm zuwenden; aber wo es Eurem Irrglauben gilt, hört Ihr auf, redliche Menschen zu seyn.

Ambrosius lächelte bitter; nun, Sire, sagte er dann: glaubt Ihr auch hierin meinen Rath nicht befolgen zu dürfen, so befolgt wenigstens den Rath Eures Arztes. Schickt den Beichtvater der Königin Mutter vom Hofe, aus Paris, wo möglich aus Frankreich.

Das wäre ein schweres, ein gewagtes Unternehmen, meinte der König.

Aber ein nothwendiges, heilsames, fiel ihm Paré rasch in die Rede. Ich habe, so weit es sich hier thun ließ, die Tropfen untersucht, die der Jesuit Maria Touchet gegeben hat. Ich fand, daß sie sinnbetäubende, die Nerven, die Einbildungskraft aufregende Mittel enthalten, die um so nachtheiliger wirken, als nach der Ueberspannung Abspannung erfolgt, und das

ganze Nervensystem zerrüttet werden kann — Habt Ihr je schon dergleichen Visionen, wie Maria Touchet zu haben glaubt, gehabt, gnädigster Herr? fragte er jetzt den König besorgt, der, durch diese Frage betroffen, plötzlich erbleichte; habt Ihr dergleichen Visionen gehabt?

Ja! stammelte der König, und ein kalter Todtenschauer überlief ihn.

Und wann?

Des Königs Auge sah finster vor sich hin: sonderbar! sagte er endlich: wenn ich am Tage durch irgend Etwas, besonders durch einen Zwist mit meiner Mutter, aufgeregt war, und mich auf mein Lager warf, dort Beruhigung zu finden, da umgaben mich gräuliche Bilder, meine aufgeregte Einbildungskraft scheuchte den Schlaf von mir, und nur in Maria Touchets Armen ward mir dann wieder wohl —

Reicht Euch nicht Euer Kammerdiener Constant den Nachttrunk? — Der König nickte bejahend — so jagt ihn fort! Er ist im Solde Eurer —

Mensch! fuhr der König auf, und packte den alten Mann ihn schüttelnd, bei der Brust: Du wagst es, meiner Mutter —

Der Arzt gab den Rath Eures körperlichen

„Ich hatte ihn, theilte ihn dem Herzoge mit, aber in dem Geist dieses großen Mannes fand ich ihn schon gereift, schon Alles zur Ausführung angeordnet" erwiederte Rosen.

„Wahrlich viel Bescheidenheit!" brummte der General vor sich hin.

„Wegen der Gefechte um die Wittenweier Schanzen stehen wir uns gleich, aber am 31sten October vorigen Jahres, wo Ihr die Rheinbrücke nahmt und, verzeiht, eben nicht auf sehr galante Weise meinen Hochzeittag störtet, habt Ihr wohl eigentlich die Wette gewonnen."

„Die Wette gewonnen? — Ja und nein, wie Ihr es nehmen wollt!" erwiederte Johann von Werth „Der Streich, den ich Euch damals spielte, traf mehr den Mann als den Soldaten, denn Euch war nicht die Obhut, nur die Aufsicht der Brücke anvertraut, und deshalb dünkt es mich, habe ich kein vollkommnes Recht. Was die Störung Eures Hochzeittages betrifft, so wählte ich diesen Tag aus mancherlei Gründen. Ich wollte Euch und Manicamp entfernt wissen und konnte nicht glauben, daß Ihr so ungalant gegen Eure Braut sein würdet, sie an ihrem Hochzeittage zu verlassen, um mit Euern paar Reitern nach Rheinau zu kommen. Manches, was mir Graf Ossa, der Vater hinterbro : t, mußte mich feindlich gegen Euch stimmen und führt auch jetzt noch eine Scheidewand zwischen uns auf. Ueberdies" setzte er spöttisch hinzu „hatte das Fräulein von Erp mir das Wort gegeben, mich, wo ich auch sei, zu ihrer Hochzeit einzuladen. —"

„Und Wort muß und soll gehalten werden!" fiel ihm Rosen in die Rede „Aber wegen Eures Schreibens und dessen, was Graf Ossa, der Sohn, Euch von mir gesagt,

Zustandes wegen, der ihm nun immer klarer wird, Ambrosius Paré aber schweigt! sagte er mit Ruhe, dem königlichen Jüngling furchtlos ins wilde Auge blickend, der jetzt beschämt den Alten losließ, dessen Hand ergriff, sie drückte, und dann mit verschränkten Armen und gebeugtem Haupte seine Wanderung im Zimmer begann — Furchtbar — schrecklich, wenn es so wäre! Diese Worte stieß er, sie oftmals wiederholend aus, bis er endlich stehen blieb, heftig mit dem Fuße stampfte und: bei allen Teufeln und allen Heiligen zusammen, es muß anders werden! fluchend ausrief.

Das alte Lied, das Ihr schon oft, aber nie bis zum Ende singt! sagte Meister Ambrosius halb laut vor sich hin.

Der König mochte es doch gehört haben, denn er trat zornig auf den Wundarzt zu, blieb aber plötzlich stehen, sann einen Augenblick, dann sagte er: erzähle mir jetzt, was sich mit dem Zwerge zutrug, und berichte mir wie es Maria geht.

Die Kranke scheint ruhiger geworden zu seyn, sie schläft. Von dem Zwerge kann ich Euch mancherlei sagen, Sire, was Euch auf

Vermuthungen bringen, ni[chts aber, was Euch
Gewißheit geben kann.

Petit, so begann er sei[ne Erzählung, betrat
zufällig das kleine Vorzi[mmer neben dem Ka-
binette der Königin Mutte[r, wohin ihn oft die
hübschen Frauen durch Lie[bkosungen und Zucker-
werk lockten, fand es a[ber heute leer; keine
Seele war dort, und ma[n hätte glauben kön-
nen, Alles wäre hier aus[gestorben, wenn nicht
ein leises Murmeln im [Kabinet ihn von dem
Daseyn Lebender überzeug[t hätte. Der Kleine,
neugierig, lauschte, und [da er die Thüre nur
angelehnt sah, wagte er ei[nen leisen Druck, und
nun konnte er durch die schm[ale Oeffnung die Köni-
gin beobachten, die mit [einem Pagen des Her-
zogs von Guise angeleg[entlich sprach. Bald
vernahm er nun, daß die [Rede von Maria Tou-
chet sei, und daß sie nac[h Monpipeau kommen
würde. Aber von dem, [was die Königin wei-
ter sprach, vernahm er [meist nur abgebrochene
Worte, außer zuletzt, [wo er deutlich hören
konnte, daß sie beim We[ggehen dem Pagen be-
fahl sich zu ihrem Beichtv[ater zu begeben. Als
der Page heraustrat, hat[te sich Petit auf einen
Stuhl gesetzt und that [als ob er schliefe; die
Königin Mutter aber, de[r sie eine ihrer Kam-

merfrauen rief und ihn da ſitzen ſah, weckte ihn unſanft, und ſchickte ihn dann mit zornigen Worten fort.

Petit dachte über das Wenige, was er gehört hatte, reiflich nach, und begriff nun, daß irgend Etwas mit der Unglücklichen an der er faſt, wie Ihr wißt Sire, mit Leidenſchaft hängt, im Werke ſei. Er ging am Morgen in ihre Wohnung, und fand ſie ſchon abgereiſ't. Schnell beſtieg er ſein Maulthier und trabte hierher, wo er auch wirklich Maria fand. Der Arme faßte nun den kecken Entſchluß ihr Ritter zu werden, entdeckte ihr nichts von dem, was er bei der Königin gehört, ſchlich, ſtatt ſich am Abend zu Bett zu legen, auf den Gang, der zu dieſen Zimmern führt, und bemerkte hier Manches, was Verdacht erwecken konnte. Als ihm am andern Tage die Dame von einer Erſcheinung erzählte, die ſie dieſe Nacht gehabt habe, ward ſein Argwohn zur Gewißheit; er unterſuchte in der Stille die angrenzenden Zimmer, fand eine verborgene Thüre, die hinter dem kleinen Hausaltare ſich befindet, vor dem Maria Touchet ihre Andacht zu verrichten pflegt, und verbarg ſich nun, ſobald die Nacht einbrach, in die Nähe des Zimmers. Er lauerte nicht lange in ſeinem

Versteck, denn eine weiß gekleidete Engelsgestalt, mit einem Palmenzweige in der Hand, schritt dem Zimmer neben der Dame Schlafgemach zu. Er erkannte in dem Engel sogleich den Pagen, und unvorsichtig und keck fuhr er aus seinem Versteck hervor, packte ihn und verlangte Rechenschaft, was ein Page des Herzogs von Guise hier mache. Ein betäubender Schlag auf den Kopf raubte ihm nicht ganz die Besinnung, denn geschickt wich er noch einem Dolchstoß aus, so daß er mit einer leichten Streifwunde davon kam und ein fürchterliches Geschrei erhob, worauf der Page entfloh. Mehrere Menschen eilten herbei ihm zur Hülfe, auch Maria kam und ließ ihn, von Mitleid ergriffen, in ihr Bett legen. Er hat ihr von dem, was ihm begegnet, nichts gesagt, ob aus Schonung, oder aus Furcht für sein Leben, wag ich nicht zu entscheiden.

Sonderbar! sagte der König, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, habt Ihr hierüber nichts von dem Mädchen erfahren?

Ich durfte sie in ihrem fieberhaften Zustande nicht nach dergleichen fragen, Sire! erwiederte Paré. Nun so muß ich bis Morgen meine Ungeduld zügeln, sagte der König verdrieß-

drießlich, ein Geheimniß liegt hier verborgen, faſt ahn' ich es. Aber bei allen Teufeln ich werde ſtrenges Gericht halten. Nun alſo bis auf Morgen, gute Nacht, Meiſter! Er wollte ſich zur Ruhe begeben; aber ein Eilbote, der in der Nacht mit Briefen vom Kanzler und dem Admiral, doch mit keinem der Königin Mutter eintraf, beſtimmte ihn am Morgen ſchon ſchnell nach Paris zurückzukehren, und Maria Touchet und den Zwerg der Obhuth Ambroſius Par'ſ zu überlaſſen.

Dieſesmal war Maria Touchet gegen den König nicht ganz offenherzig geweſen, denn ſie hatte ihm mancherlei verſchwiegen. Von der Unterredung mit der Königin Mutter und deren Beichtvater hatte ſie gegen ihn nichts erwähnt, und doch war es der Jeſuit, der ſie zur Reiſe nach Monpipeau bewog. Er hatte ihr durch liſtige Worte die Ueberzeugung gegeben, daß das Leben ihres Knaben in Gefahr ſei, und alles gethan ihre ohnedies reizbare Phantaſie noch mehr aufzuregen; und ſo war wahrſcheinlich die Vermuthung des Wundarztes wegen der Andacht erweckenden Tropfen nicht ungegründet. Ihr Knabe, den man ſelbſt ihren Blicken entzog, war die Angel, an der man ſie fangen

wollte, und so ließ sie der Jesuit hoffen, daß, wenn sie den König zu einem entscheidenden Schritt gegen die Hugenotten und zu seiner Zustimmung zu dem Tode Coligny's, ihres Kindes erbitterten Feindes, bewegen könnte, ihr in Monpipeau das Kind überliefert werden solle. Noch verband Catharina von Medicis mit diesem Plan einen andern. Die Verehrung, die der König jetzt öffentlich seiner Gemahlin zollte, beunruhigte sie; sie glaubte das Band der Eintracht durch Maria stören zu können, daher der listige Rath der in Catharinens Solde stehenden Kammerfrau Mariens, sich lockend und üppig zu kleiden, zur rechten Zeit den Mantel fallen zu lassen, und so den König wieder in ihr Netz zu ziehen. Maria Touchet war viel zu sehr selbst die Betrogene und viel zu leidenschaftlich, um sich und ihre Gefühle ganz in der Gewalt zu haben; überdies liebte sie den König zu wahrhaft, um ihn lange täuschen zu können.

Der Page des Herzogs von Guise hatte sich willig zu der Rolle des Engels finden lassen. Ein achtzehnjähriger schöner blonder Jüngling, war sein Aeußeres ganz geeignet einer erhitzten weiblichen Phantasie als Engel zu erscheinen; doch benahm er sich bei seiner Rolle ziemlich

schlecht, und würde vielleicht, ohne des ritterlichen Zwerges Dazwischenkommen, das zweite Mal selbst den Betrug der so leicht zu täuschenden Schwärmerin verrathen haben. Er schritt nämlich der Vorschrift gemäß, von der bestochenen Kammerfrau geleitet, durch die heimliche Thür in das Schlafgemach Mariens, die zwar schon zu Bett lag, aber noch betete. Er sprach die ihm vorgeschriebenen Worte, die es ihr, ihres ewigen Heils wegen, zur Pflicht machten, die Seele des Königs zu retten, der von den Hugenotten umstrickt, der ewigen Verdammniß entgegen gehe. Noch einmal komme ich, Dich zu warnen, schloß er seine Rede mit wahrhaft melodischer englischer Stimme, doch ist auch diese Warnung vergebens, erscheine ich Dir nicht wieder. Maria, dies fürchtend, streckte die Arme nach dem Boten des Himmels, dem der schneeweiße Arm, das auf ihn gerichtete glühende, dunkle Auge des Mädchens zu lockend erschien; er nahte ihrem Lager, beugte sich über sie, küßte leise ihre Stirn, weniger leise ihre Rosenlippen, und hatte doch noch Besonnenheit genug, sich nach solchem Engelgruß zu entfernen. Diesen Engel hatte Maria wirklich gehört, gesehen, den Kuß seiner himmlischen

Lippen gefühlt; aber die Erscheinungen, die sie in Paris umschwebt haben sollten, waren wahrscheinlich Bilder ihrer aufgeregten regellosen Phantasie, die sie in Form, Handlung und Gestalt bringend, dem König wieder vormalte. Diesen hatte zwar diesmal der Zufall nach Monpipeau geführt, doch hatte die Königin Mutter ein leichtes Mittel, ihn nach jedem beliebigen Jagdschlosse zu locken. Ein Bericht der Jäger, daß sich ein ausgezeichneter Hirsch, ein starker wilder Keuler in dem Forste habe blicken lassen, war hinreichend, ihn von Paris und dorthin zu ziehen.

19.

Es war wohl ein sonderbares Zusammentreffen, daß ein und derselbe Courier zwei Schreiben von zwei so ganz verschiedenen Menschen, als der Kanzler und der Admiral, dem Könige brachte, und diese beiden Schreiben gleichen Zweck hatten, den König nämlich zu bewegen eilig nach Paris zurückzukehren. Auffallend mußte es aber dem Könige seyn, daß ihm seine Mutter nicht auch schrieb, die sonst in dergleichen Fällen dies

nicht zu verſäumen pflegte. Der Kanzler meldete ihm, daß endlich die Dispenſationsbulle zur Heirath der Prinzeſſin Margaretha von Rom angelangt ſei, was ſeine Anweſenheit in Paris nothwendig mache: Coligny hingegen, wahrſcheinlich von dem Eintreffen der Bulle noch nicht unterrichtet, berichtete dem Könige, daß man am Hofe von der nah bevorſtehenden Abreiſe der Königin Mutter als etwas Beſtimmtem ſpreche, und es nicht gut ſei, wenn er jetzt dieſen Schritt, der offene Zwietracht zwiſchen ihm und ſeiner Mutter zeige, nicht zu hintertreiben ſuche. Der König ſah ſich daher genöthigt nach Paris zurückzukehren, und dieſe Nachricht, verbunden mit dem, was er von Ambroſius Paré erfahren hatte, brachte ihn nur noch mehr gegen ſeine Mutter auf.

Ohne ſein Zimmer zu betreten, eilte er zu ihr und fand ſie ſchon abgereiſt. Sie hatte mit einem kleinen Gefolge am Morgen Paris verlaſſen und ſich nach Monceaux begeben. Ungewiß, was er thun ſolle, ging er mit raſchen Schritten nach ſeinen Gemächern, wo er den Kanzler, den Marſchall Tavannes und den Herrn von Villeroi ſchon ſeiner harrend fand, wovon jeder ihm mit Geſchäften und Fragen entge-

gen trat, die zu beantworten er jetzt am wenigsten Lust hatte; er schickte sie fort, bestellte sie zum andern Tage wieder und ließ Coligny rufen.

Der Admiral fand den König in der peinlichsten Unruhe. Mein Vater! rief er ihm entgegen: die Königin Mutter ist nach Monceaux. Rathet mir, was soll ich thun? Soll ich sie dort lassen, oder soll ich sie zurückrufen? Das Eine wäre wünschenswerth, wenn ich nur einen treuen mir ergebenen Diener, einen Freund hätte, der mir die Last der Regierung tragen hälfe; das Andere möchte mein kindliches Herz so gern, so viel Ursache ich auch habe auf sie zu zürnen, so sehr auch eine innere Stimme mich davon abhält.

Dieser Augenblick war ein entscheidender für die Hugenotten, für ganz Frankreich; an der Beantwortung dieser Frage hing das Glück von Millionen; aber ein finsterer Geist mußte in diesem Augenblick durch die königlichen Gemächer des Louvre ziehen, denn der sonst so besonnene, hellsehende Coligny war für die Zukunft blind. Aus der kleinlichen Rücksicht, daß durch die Entfernung der Catharina von Medicis die von ihm so gewünschte Heirath, und somit der Kriegzug nach Flandern aufgeschoben

glaub' ich, daß ich mich jetzt bei Euch entſchuldigen muß. Was Euch der Graf hinterbracht hat, iſt erlogen, hier Hand und Wort, daß ich nie etwas Unglimpfliches über Euch ſprach, nie einen Preis auf Euer Leben ſetzte."

„Bube!" murmelte, die Fauſt ballend, Johann von Werth vor ſich hin.

„Ja wohl iſt es ein ehrloſer Bube, der ſein gegebenes Wort, binnen 6 Monat nicht gegen uns zu fechten, bei Rheinau und hier zweimal brach."

„Gab er das?" fuhr Johann von Werth auf.

„Mit Eid und Handſchlag!"

„So laßt ihn aufknüpfen, den ehrloſen Schurken, er hat es zehnfach an Euch verdient!" rief er mit Heftigkeit. Roſen erwiederte hierauf nichts, ſondern ſagte mit verbindlichem Tone: „Da ich nun meine Wette verloren habe, General, ſo komme ich zu Euch, ſie zu zahlen. Unten ſtehen zwei tüchtige Roſſe für Euch, beſeht ſie nur, ſie werden Euch gefallen; ſie ſind von echt ſpaniſcher Race und kommen vom Kardinal Infanten; und hier ſind die 200 Doublonen."

Während Roſen das Geld aufzählte, trat Johann von Werth, von ſeiner Liebhaberei zu Pferden verlockt, ans Fenſter, die Roſſe zu beſehen. Wie erſtaunte er nicht, als er die zwei Leibroſſe, die ihm der Kardinal Infant im vergangenen Jahre verehrt hatte, mit Sattel und Zeug unten ſtehen ſah „Wie ſoll ich dies aufnehmen?" fragte er, mit ſich ſelbſt nicht einig, ob er über dieſe Galanterie zürnen, oder ſie dankbar annehmen ſollte.

„Nehmt ſie freundlich an" ſprach Roſen verbindlich „ich habe ſie einem Reiter, der ſie erbeutet hatte, für ein

werden könnte, ſtimmte er für die Rückkehr der Königin Mutter. Glaubte er ſich vielleicht in der Gunſt des Königs ſo feſt, oder fürchtete er einen neuen Bürgerkrieg? Er ſprach das für ihn, für Frankreich ſo verhängnißvolle Wort aus, und rief damit den böſen Dämon dieſes Reichs in ſeine Hauptſtadt zurück.

Den König, einmal entſchloſſen, trieb es fort; er weilte nicht lange in Paris und war bald in Monceaux. Kindliche Anhänglichkeit, Gewohnheit, Abneigung gegen alle ernſten Geſchäfte, die Catharina nur zu willig übernahm, gaben ihr ein ſo bedeutendes Uebergewicht über den jähzornigen aber ewig ſchwankenden Charakter ihres Sohnes, daß ſie ſeine Ankunft vorausſehen konnte.

Dieſesmal hatte der Admiral ihn ermahnt und beſchworen, nichts von ſeiner königlichen Würde zu vergeben und ſich nicht als ein Bittender, nur als ein Fordernder ſeiner Mutter gegenüber zu ſtellen. Dieſer Ermahnung blieb er auch eingedenk, als er ihr Zimmer betrat, die trotz ſeiner Eile doch ſchon von ſeiner Ankunft benachrichtigt und deshalb vorbereitet war. Sie ſaß mit einer Stickerei beſchäftigt im Kreiſe

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18758/038

ihrer Hoffräuleins, und schien sehr verwundert den König hier zu sehen.

Entfernt Euch! befahl dieser den Frauen, und schon dieser Befehl deutete auf keinen herzlichen Willkommen.

Mutter! begann nun Karl der Neunte: Euer Sohn steht mit dem gerechten Wunsche vor Euch, daß Ihr mit ihm nach Paris zurückkehrt, da Eure Gegenwart bei dem bevorstehenden Vermählungsfeste meiner Schwester, es zu verherrlichen, nothwendig ist.

Catharina schwieg.

Laßt mich nicht vergebens einen Wunsch geäußert, vielleicht selbst eine Bitte gethan haben; es gibt Augenblicke der Duldsamkeit, die oft nur kurz sind.

Noch schwieg die Königin Mutter.

Nun, bei allen Teufeln! fuhr er auf: so schweige der Sohn, und der König spreche! Ich wünsche nicht allein, ich verlange, Mutter, daß Ihr mir nach Paris folgt. Wollt Ihr dem Hof das Beispiel der Zwietracht geben, oder wollt Ihr vielleicht mit Eurem Helden von Jarnac an der Spitze des Heeres mir gegenüber treten? Versucht es! — Noch steht der Adel Frankreichs um den Thron seines Königs; ein

Wort von mir, und alle Hugenotten verſammeln ſich um mich; deshalb fürcht' ich Euch und Euer Schooskind nicht, und, ſo wahr ich König von Frankreich bin, Ihr folgt mir nach Paris, oder zieht morgen über die Alpen!

Der Königin Mutter, der Alles daran lag von ihrem Sohne nach Paris zurückgeführt zu werden, war es ziemlich gleichgültig, auf welche Art dies geſchah. Jede Rückkehr mit dem Könige war für ſie ein Triumphzug, da Niemand, der Catharinens Uebergewicht kannte, ahnen konnte, daß ſie dazu gezwungen worden ſei; ſie lenkte deshalb ein, meinte, dem ausdrücklichen Befehl des Königs müſſe Jeder, ſelbſt des Königs Mutter, folgen, machte einige geringfügige Bedingungen, die der Sohn in ſeiner Ungeduld ſchnell bewilligte, ſteigerte von Minute zu Minute ihre Forderungen, und verlangte endlich ſogar, daß gleich nach der Vermählung Coligny vom Hofe entfernt werde —

Ja, ja, Mutter, das ſoll er! fiel er ihr in die Rede: aber nur dann erſt, wenn er mir läſtig wird; ſo wie ich es künftig mit Allen machen werde, die Handlungen begehen, welche mir mißfallen. Zum Beiſpiel mit Eurem Beichtvater, Mutter, werde ich den Anfang machen;

ich verlange von Euch, daß Ihr ihn von hier aus, auf welche Weise ist mir gleichviel, zurück nach seiner Heimath sendet.

Ist es so weit mit mir gekommen? fuhr Catharina, jedoch Wort und Bewegung ganz in ihrer Gewalt behaltend, auf, und trat mit majestätischer Haltung ihrem Sohne gegenüber. Ist es so weit mit mir gekommen, daß ich mir nicht mehr meinen Beichtvater wählen darf?

Wählt welchen Ihr wollt, nur dieser Italiener soll fort! erwiederte der König mit seltener Gelassenheit.

Und weshalb? fragte die Königin Mutter, doch in etwas von des Königs Ruhe betroffen.

Fragt nicht darnach, Mutter, ich bitte Euch! Lüftete ich den Schleier, könntet Ihr nur in einem fleckigen Spiegel Unnatürliches erblicken.

Und doch frag ich noch einmal, weshalb? fiel ihm die Königin mit gekränktem Stolze in die Rede.

Denke an Maria Touchet und den Pagen des Herzogs von Guise! sagte der König sich an Coligny's Rath erinnernd, die Aufwallung seines Blutes, jedoch nur mit Mühe, unterdrückend.

Catharinen von Medicis entging dies nicht. Sie fühlte das Kritische dieses Augenblicks, sie

glaubte ein verzweifeltes Mittel ergreifen zu müssen, das sie zugleich jeder nähern Auseinandersetzung überhob. Ohne meinen Beichtvater kehr' ich nicht nach Paris zurück! sprach sie mit fester Stimme, und setzte sich dabei mit anscheinender Ruhe auf ihren Sessel.

Nun wohl! sagte König Karl gleichfalls mit ruhiger Haltung: Könnt Ihr Euch von dem Jesuiten nicht trennen, so begleitet ihn auch bis jenseits der Alpen!

Die Königin lächelte bei diesen Worten höhnisch.

Mutter! fuhr Karl der Neunte auf, und seine Gelassenheit war durch den höhnenden Blick erschüttert, doch schwebten Coligny's Worte ihm noch vor, und er blieb besonnen. Mutter! Ich will nicht fluchen, will nicht bei allen Teufeln schwören, wie mir gelehrt ward, nein, ich will mich in diesem Augenblick zu meinem Gott wenden. So wahr ich seiner Barmherzigkeit vertraue, sprach er und streckte die bebende Rechte gen Himmel, so wahr ich dereinst ein mildes Gericht von dem König der Könige erwarte, bei meiner Seelen Heil schwöre ich — Ihr entlaßt den Jesuiten, oder zieht morgen nach Florenz! — Vielleicht wird dann Ruhe und Friede in Frankreich und in meinem Herzen.

Starr sah die Königin Mutter ihren Sohn an, der, sich mit der Linken krampfhaft auf die Lehne eines Stuhles stützend, noch immer den Blick gen Himmel gerichtet, die zum Schwur gehobene Hand aber auf das klopfende nach Ruhe sich sehnende Herz gedrückt hatte. Sie war überrascht, und ein Thränenstrom brach hervor. Der König hörte ihr Schluchzen, wendete sein Auge nach ihr, sah ihre Thränen und ihn jammerte die Mutter.

Ihr weint! sagte er mit weniger Heftigkeit, als er vorhin gesprochen, auch ich werde Thränen weinen, wenn ich Euch von mir, wenn ich Euch aus dem schönen Frankreich scheiden sehe. Aber, fuhr er fort, ihr näher tretend, so schwach auch dies Herz ist, wenn es der Jähzorn nicht mehr heftig schlagen läßt, so fest ist mein Wille da, wo ich meine Seligkeit zum Pfand einsetzte, wo ich den barmherzigen Gott aufrief, Zeuge meines Schwures zu seyn. Trotz Eurer, trotz meiner Thränen befehl' ich als König, und werde als König handeln — Und solltet Ihr glauben mit Eurem Anjou und Euren Günstlingen mir widerstehen zu können, so möge es der gerechte Gott mir verzeihen, wenn ich das

Schwert gegen die Rebellen ziehe, ob auch meine Mutter an ihrer Spitze steht — Ihr entlaßt noch in dieser Stunde Euren Beichtvater und zieht mit mir nach Paris, oder bereitet Euch zur morgenden Reise über die Alpen!

Das weinende Auge Catharinens war zu Boden gesenkt; leise sprach sie, als preßte Wehmuth die Worte aus ihrer zerrissenen Brust, und dies sagt mir mein Sohn so ruhig und kalt?

Ich habe absichtlich gestern Abend meinen Schlaftrunk nicht genommen, und mir heute von einem Bauer, den ich am Wege fand, und nicht von Constant meinen Becher mit klarem Wasser füllen lassen, erwiederte der König, und ein bitteres schmerzhaftes Lächeln umzog seinen Mund.

Eine lange drückende Stille trat ein; bald aber ward der König ungeduldig, ergriff seinen auf einen Tisch hingeworfenen Hut, um sich zu entfernen, da fuhr Catharina rasch von ihrem Sitze auf, und, der Wille des Königs soll geschehen! rang sich bebend aus ihrer Brust hervor.

Die Worte kommen von Gott! sagte Carl IX., faltete die Hände! murmelte ein kurzes Gebet, dann sagte er, doch noch immer aufge-

regt: macht Euch bereit, Mutter, mir in einer Stunde zu folgen! küßte ihre Hand, was sie nur mit sichtbarem Widerwillem erlaubte, und verließ das Gemach.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

Spottgeld abgekauft — und dies Geld werdet Ihr, für den Augenblick wenigstens, brauchen können, da Ihr wahrscheinlich ohne Barschaft seid."

Johann von Werth besann sich einen Augenblick, dann sagte er, Rosen die Hand reichend „Zwar hat man mich nicht ausgeplündert, man hätte auch nichts bei mir gefunden, denn ich jagte, ohne an dergleichen zu denken, nach dem Schlachtfeld; doch nehme ich Geld und Pferde dankbarlich von Euch an, nicht als Bezahlung der Wette, sondern als ein Darlehn, das ich Euch hoffentlich werde wieder erstatten können. Die Wette habt Ihr nicht verloren; ich habe Euch so eigentlich nicht an Thaten, wohl aber Ihr mich an Edelmuth übertroffen." Er umarmte Rosen, aber mitten in der Umarmung fuhr er auf — „Laßt den Buben hängen, Obrist Rosen, laßt ihn an den dicksten Strick hängen, den Elenden, thut es mir zu Liebe!"

Rosen vermied auch jetzt darauf zu antworten und fragte dann plötzlich „Kam das Warnungsschreiben an meinem Polterabend von Euch?"

„Nein!" erwiederte Johann von Werth unbefangen.

Rosen erzählte ihm hierauf die Begebenheit „Das ist gewiß ein Bubenstreich von dem Ossa" sagte Johann von Werth, wofür er doppelte Züchtigung verdient; dann versicherte er dem Obristen nochmals, daß es ihm jetzt leid thue, das Ziel seines Glücks so weit entfernt und seinen Hochzeitstag gestört zu haben, Rosen nahm die Sache als Scherz auf und so schieden sie Beide versöhnt und freundschaftlicher als je.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Achtes Bändchen.

Karl der Neunte
und
die Bartholomäusnacht.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Karl der Neunte

und

die Bartholomäusnacht.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Karl der Neunte
und
die Bartholomäusnacht.

Zweiter Theil.

1.

Alle Hindernisse, die bisher der Vermählung des Königs von Navarra im Wege gestanden hatten, waren nun beseitigt, die Königin Mutter mit ihrem Sohne, dem Anscheine nach in dem besten Vernehmen, wieder in Paris eingetroffen, und der Tag der Verlobung, dem der Vermählungstag sogleich folgen sollte, auf den 17. August festgesetzt. Alle Partheien sahen mit Sehnsucht diesem Tage entgegen, denn er schien die Wünsche Aller zu befriedigen, und befriedigte doch am Ende Keinen. Die Hugenotten sehnten sich Paris verlassen zu können, wo ihnen Gottesdienst zu halten versagt war, und sie stets die Hinterlist des Hofes fürchten mußten. Den Katholiken war die Anwesenheit des Admirals und seiner Umgebung gefährlich, da er immer mehr und mehr in der Gunst des Königs zu steigen schien; sie wünschten seine Entfernung. Die in das Geheimniß der Königin

Mutter Eingeweihten erwarteten mit Ungeduld den Moment, wo ihr Plan ausgeführt werden sollte, welchen Catharine von Medicis, den König fürchtend, beharrlich bis nach der Vermählung zu verschieben verlangte. Nur die Prinzessin sah mit Unlust dem Tage entgegen, den selbst Heinrich von Navarra, von den Reizen seiner jungen Verlobten verlockt, jetzt mit Sehnsucht herbei wünschte.

Auch die Kranken von Monpipeau, durch Paré's Kunst ziemlich wieder hergestellt, trafen am Tage vor der Verlobungsfeier in Paris ein, da der König seinem Wundarzte bestimmten Befehl geschickt hatte, zu ihm zu kommen, und sie dessen ärztlicher Hülfe noch bedurften. Alt, Jung, Reich und Arm, Katholik und Hugenott hatten sich in Bewegung gesetzt, das Fest zu verherrlichen, zu welchem der Hof in den 14 Tagen seit der Königin Mutter Rückkehr von Monceaux die glänzendsten Vorbereitungen getroffen hatte.

Mit der größten Sehnsucht erwarteten aber der Herr von Regnier und das Fräulein von Cossé diesen verhängnißvollen Tag. Nichts stand ihrem Glücke mehr im Wege, denn es war beschlossen, 8 Tage nach dem Vermäh-

lungsfeste das Fest ihrer Verbindung zu feiern. Das gütige, liebevolle Benehmen der Königin Elisabeth, zu deren Hofstaat sie sich jetzt zählen durfte, die so mannichfachen Beweise von Regnier's Liebe, sein zartes sittliches Benehmen, etwas so Seltenes an diesem verderbten Hofe, machten ihr die Tage der Sehnsucht zu Himmelstagen, die noch kein Wölkchen getrübt hatte.

Selbst der König schien heiter; er ließ Niemand den Unmuth fühlen, den so Manches in ihm aufregte. Das freie Benehmen seiner Schwester, das die neuen Verhältnisse, in die sie treten sollte, in Nichts geändert hatten, die strafbare Nachsicht ihrer Mutter, Anjou's Putzsucht, der alle Tage in anderer Kleidung erschien und ungeheuere Summen zu den festlichen Anzügen verschwendete, machten ihm manchen Verdruß, den nur seine edle Gemahlin zu verscheuchen verstand. Bei ihr brachte er jetzt gewöhnlich seine Abende zu, und in ihrer steten Gesellschaft schien der böse Geist von ihm zu weichen, der ihn so oft mit seinen düstern Flügeln beschattete.

Nur drei Personen konnten sich seiner Güte nicht rühmen. Dem Herzoge von Guise hatte

19.

Der Herzog, welcher durch die zu seinen Fahnen übergetretenen Gefangenen sein Heer um 3000 Mann verstärkt hatte, schickte nach einigen Tagen Johann von Werth und Enkvorth, unter der Aufsicht Rosens, nach Bennfeld und begann von neuem die Belagerung von Rheinfelden, welches er auch nach kurzer Zeit eroberte.

Trotz der Flucht des Herzogs von Savelli, der sein gegebenes Wort gebrochen hatte und durch Hülfe einiger Mönche von Laufenburg entflohen war, blieben Johann von Werth und Enkvorth auch in Bennfeld, wohin Rosen von Colmar aus vorangeeilt war, in anständiger Haft, so daß sie frei umher gehen konnten. Nur der Rittmeister Ossa, für den sein Vater schon ein bedeutendes Lösegeld, aber vergebens, geboten hatte, ward auf dem Rathhause in finstern Kerker geworfen und das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt, daß ihm der Proceß gemacht und peinlich gegen ihn verfahren werden sollte.

An dem Morgen nach seiner Ankunft wurde Johann von Werth in aller Frühe sonderbar überrascht. Obrist Rosen, stattlich gekleidet, trat zu ihm ein und begrüßte

er gleich am andern Tage seiner Rückkehr nach Paris, ihn zu sich rufend, die bedeutsamen Worte gesagt: Herzog von Guise! Ich warne Euch, keine Pagen mehr, weder an Mutter noch Tochter zu schicken, sie könnten Euch leicht blutige Rückbotschaft bringen! ihm dann den Rücken gewandt und ihn seitdem keines freundlichen Blicks gewürdigt. Sein Kammerdiener Constant ward zum Erstaunen des ganzen Hofes seines Dienstes entlassen, und dem Beichtvater der Königin Mutter, der unter dem Vorgeben, daß ihn wichtige Geschäfte nach Rom abriefen, die Reise nach Lyon angetreten, hatte er zu seiner Sicherheit, wohl aber nur zu seiner Bewachung, einen Offizier seiner Leibwacht und Bewaffnete zugetheilt, die dem geistlichen Herrn als unwillkommene Begleiter lästig waren.

Am Abend vor der Verlobungsfeierlichkeit befand sich der König bei seiner Gemahlin, und unterhielt sie von den Gebräuchen, die bei dergleichen Gelegenheiten am französischen Hofe Sitte waren, jedoch jetzt wegen der Religion des Königs von Navarra in Mancherlei abgeändert werden mußten. Niemand war im Zimmer als Adelaide de la Cossé. Sie saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, an der Thüre, die

zum Schlafgemach der Königin führte, und hörte aufmerksam auf die Worte des Königs, wobei ihre Phantasie wohl geschäftig seyn mochte, denn ihre Hände ruhten bald mit der Arbeit in ihrem Schoos. Da ward ein Page dem Könige gemeldet, der ihn dringend zu sprechen verlange.

Sire! sprach er, ihm ehrfurchtsvoll ein kleines Billet überreichend, als ich vorhin aus dem Vorzimmer auf den Corridor trat, gab es mir ein Unbekannter mit der Bitte, es Ew. Majestät sogleich zu überreichen, da es von Wichtigkeit sei.

Der König öffnete es rasch; hohe Röthe überflog sein Antlitz, er stampfte heftig mit dem Fuß, sann einen Augenblick, dann befahl er dem Pagen, Lavardin, dem wachhabenden Offizier seiner Garde den Befehl zu bringen, mit Bewaffneten herauf zu kommen und ihn draußen zu erwarten. Der Page eilte fort.

Was ist vorgefallen, Sire? fragte ängstlich die Königin.

Das fordert Blut! sagte der König wild; denkt, Elisabeth, Guise ist drüben bei meiner Schwester. Er reichte ihr das Billet.

Während die Königin es las und ihren Ge-

mahl vergeblich zu besänftigen suchte, war Adelaide durch die halboffene Thüre in das Schlafzimmer geschlüpft, und eilte so schnell sie konnte nach den Gemächern der Prinzessin. Anhänglichkeit an Margarethe trieb sie hin.

Glücklich, daß sie des Weges kundig war, denn die Vorzimmer, die von dieser Seite zu den Gemächern der Prinzessin führten, waren von aller Dienerschaft entblößt und keine Kerze brannte daselbst. Die Todesangst trieb sie jedoch schnell hindurch, als sich plötzlich eine Thüre öffnete und Margarethens vertraute Kammerfrau ihr zürnend entgegen trat. Wer wagt es — wollte sie eben beginnen, als Adelaide, von der Gefahr des Augenblicks ergriffen, denn schon glaubte sie die Tritte der Bewaffneten hinter sich zu hören, sie mit den Worten: Zurück Elende! von der Thür wegdrängte, das Zimmer durchlief und mit Hast die verschlossene Thüre zil dem Kabinet aufzureißen versuchte, was ihr jedoch nicht gelang.

Rettet Euch! Rettet Euch! rief sie in Todesangst, öffnet, der König ist mit Bewaffneten dicht hinter mir! Da hörte sie, daß man den Riegel zurückschob; sie drängte sich durch die schon halb geöffnete Thüre und stand vor

der Prinzessin, die ihr zitternd eine Wachskerze in die Hand drückte und mit Hast zurief: Führe den Herzog schnell die verborgene Treppe hinunter; im Nothfall führe ihn zu meiner Mutter — nur schnell!

Kommt, gnädiger Herr! sprach das Fräulein, in ihrer Angst die Hand des Herzogs ergreifend, und zog ihn mit sich in das Schlafgemach der Prinzessin. Hier öffnete sich rasch eine Tapetenthür, die Zugluft löschte die Kerze aus, und sie stand in der dichtesten Finsterniß. Gott stehe mir bei! rief sie, da sie des Königs Stimme in der Ferne vernahm, ergriff von Neuem des Herzogs Hand, folgt mir, aber ich flehe, mit Vorsicht; es ist eine schmale Wendeltreppe, jedes Geräusch würde uns verrathen. Hinter uns höre ich den König toben — unten sind die Zimmer der Königin Mutter — Seid vorsichtig! — Der Herzog versprach und folgte, immer noch des Fräuleins zitternde Hand haltend, ihrer Leitung. Die Treppe führte in ein kleines dunkles Kabinet, wo die eine Thür auf das Schlafzimmer der Königin Mutter, die andere auf einen kleinen Gang stieß, welcher die Zimmer der Königin mit denen ihrer Kammerfrauen verband; eine stets von innen verriegelte

Thür führte von hier auf den langen Gang zur Haupttreppe hinab. Das dunkle Kabinet, das Adelaide jetzt betrat, erhellte bei Tag und Nacht eine Lampe, die nur einen matten Schimmer von sich warf. Das Fräulein war fast erschöpft; aber noch nicht in Sicherheit, bat sie den Herzog ihr leise zu folgen. Dieser, der hier nicht ganz unbekannt zu seyn schien, erwiederte, von ihrer Treue gerührt: Setzt Euch meinetwegen keiner weitern Gefahr aus, Fräulein von Cossé, ich kenne jene Thür und von dort aus den Weg; geht zurück zur Prinzessin und nehmt, ich bitt' Euch, diesen Ring zum Beweis meiner Dankbarkeit von mir an. Er wollte ihr einen kostbaren Brillant an den Finger stecken, doch sie weigerte sich ihn zu nehmen. Nein, gnädiger Herr! rief die Geängstigte, ihre Lage ganz vergessend, nur aus Liebe that ich Alles, entehrt mich nicht durch Euer Anerbieten! — Doch eben, als sie diese Worte mit unüberlegter Heftigkeit sprach, stand Katharine von Medicis von dem Könige von Navarra geführt, von dem Herrn von Regnier gefolgt hinter ihr, und von oben herab hörte man den König rufen: Wer ist da unten? Lavardin folge mir!

Noch verlor die Unglückliche nicht die Be-

sinnung; rettet den Herzog, oben ist der König! raunte sie der Königin Mutter zu, die, gewohnt aus dem Unglück Andrer ihre Wonne zu schöpfen, ihr mit höhnischem Lächeln befahl, ihren Ritter nur weiter zu begleiten, sich dann zu dem Herrn von Regnier wandte und mit triumphirendem Blick ihm sagte: Ich bedauere Euch, Herr von Regnier, daß Ihr Eure Braut an solchem Ort und in solcher Gesellschaft fandet.

Oder bedauert mich vielmehr! sagte Heinrich von Navarra, und war besonnen genug die Sache in Scherz ziehen zu wollen; doch die rasche Ankunft des Königs, der, von den Bewaffneten gefolgt, mit gezücktem Dolch auf sie zustürzte, unterbrach Rede und Scherz. Habt Ihr Guise nicht begegnet, wo ist er hin? rief er mit zornig funkelnden Augen.

Wir sahen ihn nicht, erwiederte die Königin gelassen, und begegneten Niemand!

Antwortet mir, Vetter von Navarra! wandte er sich jetzt zu diesem, denn Euch geht es noch mehr an, als mich.

Ich sah den Herzog von Guise nicht! antwortete der edle Heinrich — die Königin Mutter wollte mich auf diesem verborgenen Wege

zu meiner Verlobten führen, wo könnte ich hier den Herzog finden?

So hat der Teufel mich genarrt! brummte der König, sah sich noch einmal mißtrauisch in dem kleinen Gemache um, dann befahl er Lavardin, mit den Bewaffneten über den Corridor zurückzukehren und auf Alles, was er begegne, genau Acht zu haben; er selbst ging mit seiner Mutter, dem König von Navarra und Regnier zu der Prinzessin zurück.

Als Lavardin den kleinen Corridor betrat, fand er mehrere Frauen mit dem Fräulein de la Cossé beschäftigt, die ohnmächtig auf dem Boden lag; die sonst so streng verriegelte Thüre aber fand er geöffnet. Er sandte seine Begleitung voraus, half den Frauen die Ohnmächtige in ein anstoßendes Zimmer bringen, folgte dann seinen Leuten, zog überall Erkundigungen ein, aber Niemand wollte den Herzog von Guise gesehen haben, der indessen ruhig im Vorzimmer der Königin Mutter unter den Hofleuten stand, und sich über die Festlichkeiten des morgenden Tages unterhielt.

2.

Das Eintreten des Königs von Navarra mit ihrer Mutter überraschte die Prinzessin fast noch unangenehmer, als der Besuch König Karls. Ihnen mußte der Herzog von Guise begegnet seyn, und sie hatte alle Ursache das Benehmen ihres Verlobten zu fürchten, der, wenn er es dem Könige meldete, sie der Schande und der härtesten Behandlung Preis gab. Sie empfing ihn hocherröthend, und doch mit freundlichem fast liebenden Blick, er hingegen begrüßte sie kalt, doch höflich, sagte dann dem Herrn von Regnier einige leise Worte, der sich hierauf bald entfernte.

Die Königin Mutter, der sehr viel daran gelegen seyn mußte, diese verdrießliche Sache ohne Aufsehen zu beseitigen, wünschte dem Könige von Navarra Gelegenheit zu verschaffen, mit ihrer Tochter allein und nicht in des Königs Gegenwart zu sprechen. Sie hatte zu viel Proben von Margarethens Gewandtheit und List, als daß sie nicht hoffen konnte, ihr werde es nicht an Mitteln fehlen, den so gerechten Argwohn ihres Verlobten zu beschwichtigen. Sie zog deshalb den immer noch gegen seine

Schweſter aufgebrachten König unvermerkt in ein Nebenzimmer, und hielt ihn da durch die Erzählung der morgenden Feierlichkeiten, an denen er diesmal mehr Theil nahm als gewöhnlich, in ihrer Nähe feſt.

Als Heinrich von Navarra ſich mit der Prinzeſſin allein ſah, führte er ſie in das offen ſtehende Erkerfenſter, rückte ihr höflich einen Stuhl zurecht und bat ſie, ihm einige Augenblicke Gehör zu ſchenken. Prinzeſſin! begann er, von ſeinem jugendlichen Antlitze ſchwand jene einnehmende Freundlichkeit, die ihm während ſeines ganzen Lebens ſo viele Herzen gewann, und ſtrenger Ernſt nahm deſſen Stelle ein. Prinzeſſin! Der Herzog von Guiſe war ſo eben bei Euch; ich ſelbſt begegnete ihm — Keine Entſchuldigung! fuhr er raſch auf, da Margarethe ihn unterbrechen zu wollen ſchien. Ich kannte Euer Verhältniß zu dem Herzoge längſt; ich weiß Viel, was mich den morgenden Tag ängſtlich erwarten laſſen könnte, und doch gab ich den Bitten meiner Mutter, dem Wunſche meiner Glaubensbrüder nach, und wagte das gefährliche Spiel an Eurer Hand. Was ich aber heute am Vorabend unſerer Verbindung ſehe, zerſtört meine Hoffnung, erſchüttert mei-

nen Glauben und mein Vertrauen. Ich war gefaßt, einen Schleier über die Vergangenheit werfen zu müssen, die Gegenwart aber mit einem Schleier zu bedecken, dazu ist Heinrich von Navarra zu stolz. — Ich habe Eure Ehre vor dem Könige und der Welt gerettet, fuhr er nach einer Pause fort, während welcher Margarethens blaues Auge freundlich an ihm hing, auch noch den heutigen Abend will ich der Vergangenheit weihen, aber, Ventre Saint gris, keinen zweiten!

Vetter von Navarra! nahm jetzt Margarethe, sich von ihrem Sitz erhebend, rasch das Wort: Was hinter uns liegt, hat die Zeit in ihr großes weites Grab gesenkt; dort ruht Wahrheit und Lüge, Verläumdung und Trug, ruhen die Rosen des Lebens neben den brennenden Nesseln in buntem Verein; ein stilles Lebewohl ist alles was ihnen gebührt. Ihr habt es ihnen gegeben, auch ich sage es. Aber die heutige Abendröthe liegt zu nahe an dem morgenden Frühroth, als daß es mit in die weite Gruft gesenkt werden könnte, deshalb hört mich an. Auch dieser Abend sollte nur ein Lebewohl, ein Umtausch thörigter Pfänder, auf Ewigkeiten gegeben und in der ernsten Trennungstunde wieder genom-

ihn freundlich — „General!“ redete er ihn an „Ihr habt meiner Verlobten den Vorwurf, und wohl mit Recht gemacht, sie habe nicht Wort gehalten. Diesen Vorwurf von sich abzuwälzen, schickt sie mich zu Euch und läßt Euch zu unserm Hochzeitfest einladen — Habt die Güte Euch anzukleiden, in einer halben Stunde werden die Glocken mich zur Kirche rufen, wohin Ihr wohl Margarethe von Epp als Brautführer geleiten werdet.“

„Gern würde ich das schöne Fräulein zur Kirche führen, so wenig ich mich auch zu dergleichen Courtoisie tauglich fühle“ erwiederte Johann von Werth „wenn ein Schwert an meiner Seite hing. Zwar stand ich schon oftmals, als ein Gefangener, vor ihr, aber da begleitete mich mein Muth und mein Schwert — Aber jetzt —“

„Nehmt einstweilen das Meine“ entgegnete Rosen, ihm sein Schwert reichend — „Gedenkt nicht mehr des Vergangenen, schlagt einer edlen Dame und einem wackern Kriegsmann seine Bitte nicht ab und führt meine Braut zur Kirche.“

„Mit Freuden!“ erwiederte Johann von Werth

„Nun so werde ich Euch verlassen.“ sagte Rosen ihm dankend „In einer halben Stunde, mehr Zeit gebraucht Ihr doch nicht Euch zu kleiden, kehr' ich zurück.“

„Das rasche Ankleiden habt Ihr mir in Rheinfelden gelehrt“ erwiederte Johann von Werth bitter lächelnd „werde hier auch nicht mehr Zeit brauchen als dort, Ihr sollt mich fertig finden!“

Als Rosen wieder zu ihm eintrat, fand er ihn reich gekleidet, in echt soldatischen Glanz „Weiß ich doch eigent-

men, seyn. Des Königs Dazwischenkunft gab dem Harmlosen erst die falsche Deutung. Der letzte verhallende Ton eines tändelnden Minneliedes, der auf den Schwingen der sinkenden Nacht fortgetragen, sich am Morgen zu dem ernstern Tone von Notre Dame gestaltet. Glaubt nur das, weiter war es nichts; und auch dieser Abend, mit seinem Scheiden und Zerstören, seiner Angst und seinem Beben, führte das Gute mir zu, daß er mich Euer edles Herz erkennen ließ, daß ich Euch mit gerührtem Herzen Dank sagen darf, und mit innigem Gefühl den ersten Kuß von meinen Lippen als Lohn für Euren zarten edeln Sinn bieten kann. Ihr braungelocktes Haupt bog sich bei diesen Worten zurück, ihr Mund, sich halb öffnend, zeigte die schönste Reihe von Perlen; ihr Auge, so freundlich und mild, blickte so bittend an ihm auf, daß Heinrich von Navarra mehr als Mensch hätte seyn müssen, wenn er das schöne Weib nicht in seine Arme gedrückt, seine Lippen nicht den geöffneten Himmel begrüßt hätten.

Dem scharfen Blick Catharinens war diese Scene nicht entgangen. Erfreut, ihre Absicht erreicht zu haben, brach sie bald das Gespräch mit dem Könige ab, gab ihm zu verstehen, daß

es wohl schicklich sei, daß der Navarrer sich entferne; und so schied König Karl von seiner Schwester, und was so blutigen Anfang zu nehmen schien, endete mit bräutlichem Kusse.

Zwischen dem Herrn von Regnier und Adelaiden bedurfte es keiner Versöhnung. Leicht durchschaute er den Zusammenhang der Begebenheit, und ganz dem edlen Herzen seiner Verlobten vertrauend, stieg, trotz der Königin Mutter giftigem Worte, kein Zweifel in dem Herzen dieses Mannes auf.

3.

Am Abend des folgenden Tages war der Adel beider Religionspartheien zu der Feierlichkeit der Verlobung in das Louvre geladen, wo der Cardinal von Bourbon, der Oheim König Heinrichs, die päbstliche Dispensationsbulle den Versammelten vorlas, die Verlobung vor sich ging, und der Tag durch eine große Abendmahlzeit und durch Tanz gefeiert wurde.

Die Prinzessin war, gegen ihre Gewohnheit, während des ganzen Festes still und nachdenkend. Sie nahm wenig Theil am Tanze;

nur einmal durchschwebte sie an der Hand ihres Verlobten den schön geschmückten Saal, und selbst das schmeichelhafte Quadrain, womit sie Ronsard, ihr Liebling, nach beendetem Tanze begrüßte, entlockte ihr kaum ein beifälliges Lächeln. Sie war gegen Heinrich von Navarra freundlich, fast herzlich, doch konnte sie ein wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken, das sie jeden Augenblick beschlich. Oft weckte sie ein zorniger Blick ihrer Mutter, oder der Schwester freundliche Erinnerung aus ihren Träumen, oft quälten sie die unfeinen Sticheleien des Herzogs von Anjou; aber nichts gab ihr die fröhliche Laune wieder; immer Guisens Blicke meidend, mochten dennoch ihre Gedanken nur bei ihm seyn.

Endlich winkte sie Adelaiden, sich zu ihr zu setzen. Sie hatte seit gestern das Fräulein nicht gesehen, das, von der Begebenheit des vorigen Abends noch erschüttert, in stetem Bangen war, die Prinzessin möchte sich heute, wo Aller Augen auf sie gerichtet waren, irgend eine Blöße geben.

Margarethe von Valois wünscht der Freundin noch Dank zu sagen! begann diese jetzt; nimm ihn, er kommt von Herzen, Morgen könnte es nur noch die Königin von Navarra —

O Morgen, Morgen, Adelaide, ist für mich ein trüber Tag! — Suche mich aufzuheitern, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, mein Herz ist so bewegt, mein Geist so befangen. Es ist mir, als ob ich mit diesem Abende der ganzen Welt Lebewohl sagen, als ob ich alle Freude hinter ihm lassen müßte, und diese goldnen Spangen um meinem Arm zu unzerreißbaren Banden würden, mich ewig an das Unglück zu fesseln. Zerstreue meinen Trübsinn, Adelaide, erzähle mir von Deiner Liebe, von deinem Glück, ich kann von der meinigen nicht mit Dir plaudern.

Das Fräulein suchte Alles hervor ihren Trübsinn zu verscheuchen, zeigte ihr den König von Navarra von der liebenswürdigsten Seite, machte sie auf die Anmuth und Schönheit der Herzogin von Guise aufmerksam, die so eben an ihnen vorüber schwebte, ging dann auf ihre eigene Hoffnung, ihre Sehnsucht, ihr Erwarten über, schilderte das Glück des häuslichen Friedens mit den sanftesten Farben; aber nichts half, die Prinzessin versank wieder in ihre Träume, und erst des Königs leise doch rauh genug gesprochenes Margot! Betrage Dich wie eine Fürstin, nicht wie die einfältige Tochter eines Handwerkers! weckten sie aus ihren Sinnen unsanft auf.

Er nahm sie mit Heftigkeit bei der Hand und führte sie der Mutter mit dem Bemerken zu, wenigstens heute über das Benehmen ihrer Tochter zu wachen.

Dies wirkte. Margarethe fühlte selbst, wie thörigt sie handle; sie warf noch einen wehmüthigen Blick auf Guise, dann sah sie lächelnd im Kreise umher, winkte ihrem Verlobten, unterhielt sich scherzend mit ihm, und schien wieder die Göttin der Freude, die Sonne zu seyn, die diesen Hof so lange umstrahlt hatte.

Als aber von St. Germain l'Auxerrois die Mitternachtsstunde schlug, die Geigen, Flöten und Hautbois schwiegen, die Trompeten das Zeichen zum Aufbruch gaben, da erbebte sie, küßte der Mutter zärtlich die Hand, sank, und was wohl noch nie geschehen, weinend an die Brust des Königs.

Diesen Zustand zu enden, gab die Königin Mutter das weitere Zeichen zum Aufbruch, und die Verlobte wurde nun, von der ganzen königlichen Familie und allen Anwesenden begleitet, unter Fackelschein und dem Jubelrufe des schon längst ihrer harrenden Volks, nach dem erzbischöflichen Palaste geführt, wo sie die Nacht durchwachte.

4.

Die Glocken von Notre Dame gaben am andern Morgen das Zeichen, alle Glocken der Hauptstadt wiederholten es, und durch ganz Paris ertönte nun das feierliche Geläute, das Alt und Jung aus den mit Teppichen und Blumen geschmückten Häusern hervorrief. Katholik und Hugenott im Glanze des Reichthums, doch jene mehr als diese, durchritten auf stolzen Rossen die Straßen von Paris, sich um ihre Führer sammelnd. Vor dem Hotel der Guisen hielt der katholische Adel der Pikardie und Champagne, in dichten Reihen, so auch vor den Hotels der Herzöge von Nevers und Monpensier und vor dem des Marschalls Montmorency. Auch Biron, der wackre Degen, hatte seine Freunde und Waffengefährten in dem Hofe der Bastille versammelt, wo er befehligte. Am meisten aber drängte sich der hugenottische Adel der südlichen Provinzen um die Wohnung des Admirals, während die von Poitou und Guienne nach dem Louvre eilten, um dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé zu folgen. Das Pariser Volk wogte in Massen nach dem erzbischöflichen Palaste und nach den Straßen, durch welche

der Zug gehen sollte, und wagte es, ihre Neugierde zu befriedigen, von den Rossen der stolz umher sprengenden Reiter zertreten zu werden.

Jeder der Großen begab sich nun mit seinem Gefolge nach dem erzbischöflichen Palaste, wo sie die Ankunft des Königs erwarteten, der nach langem Verweilen endlich mit seinen Brüdern erschien. Gleich darauf trat die Prinzessin, von ihrer Mutter und der Königin Elisabeth geführt, prächtig gekleidet und mit allen Kronjuwelen geschmückt, in den Saal. Wahrlich eine schöne Schlange! murmelte bei ihrem Anblick der Prinz Condé dem hinter ihm stehenden La Rochefoucault zu; ich fürchte, meinem Vetter von Navarra, und vielleicht uns Allen, wird heute durch sie der verderbliche Apfel gereicht.

Wohl möglich! seufzte der Graf, der Worte des Bischofs von Valence gedenkend, der bei seiner Abreise nach Polen ihn und seine Glaubenbrüder vor dem Hof gewarnt hatte.

Kommt, gnädiger Herr, die zukünftige Königin von Navarra zu begrüßen! unterbrach Coligny das Gespräch und führte Condé der Prinzessin entgegen. Nach kurzer Bewillkommnung fragte sie den Prinzen, weshalb er und Alle seines Glaubens, am heutigen Tage die Trauer

abgelegt hätten; haltet ihr diesen Tag für einen so freudigen?

Wir hoffen es! erwiederte Condé.

Ich will es wünschen! seufzte Margarethe und ging dem Könige entgegen, der ihr die Hand reichte, sie nach der Notre Dame zu führen, bis wohin von dem Palaste aus ein bretternes mit kostbaren Teppichen behangenes Gerüste erbaut war, über das der Zug nach dem Hauptportale der alten ehrwürdigen Kirche gehen sollte.

Jetzt setzte sich alles in Bewegung; der König führte die Braut, welcher die Königinnen und Prinzessinnen folgten; die Herzöge von Anjou und Alençon führten den Bräutigam, der den Prinzen von Condé, die Herzöge und Großen beider Partheien in seinem Gefolge hatte. So nahten sie Notre Dame, wo der Cardinal von Bourbon sie empfing und auf das kostbar geschmückte, vor dem Hauptportale der Kirche errichtete Gerüste führte, wo die Trauungs-Ceremonie unter einem Baldachin im Angesicht des versammelten Volkes vor sich gehen sollte.

Nur die königliche Familie und der Prinz Condé hatten das Gerüste betreten, und nah-

men rechts und links die für sie bestimmten Plätze ein, wobei der König und die Königin Mutter dicht hinter dem Brautpaare stehen blieben. Jetzt begann der Cardinal nach dem von beiden Religionspartheien verabredeten Formular die Trauung, wobei jedoch die Prinzessin so in Träumen versunken seyn mußte, daß sie statt das bedeutsame Ja zu' sagen schwieg. Der König, welcher den Herzog von Guise während der ganzen Ceremonie scharf ins Auge gefaßt hatte, und eben jetzt bemerkte, wie er sich vorbeugte, das entscheidende Wort zu hören, drückte, als der Cardinal die Frage wiederholte und die Prinzessin noch schwieg, ihr mit Heftigkeit den Kopf vorwärts und dies Zeichen galt für das Wort.

Dies war den Zuschauern nicht entgangen, und man vernahm in dem Kreise der Hugenotten ein leises Murmeln, als der König von Navarra die ihm Vermählte in die Kirche und nach dem Chore vor dem Hochaltar führte, sich dann ihr und dem Könige empfehlend mit den anwesenden Hugenotten nach dem erzbischöflichen Palaste zurückging, während in Notre Dame die Messe gelesen wurde.

Als er in dem Hof, doch wohl mit etwas

beklommenen Herzen, auf und ab ging, trat der Prinz Condé zu ihm und wünschte ihm Glück zu seiner Vermählung. Vetter! sprach er, Ihr habt mir vor einiger Zeit bei gleicher Gelegenheit gewiß von Herzen Glück gewünscht; auch ich thue es heute, doch sicher mit besorgterem Gemüthe, als Ihr es damals thatet. Laßt Euch nie durch die Schönheit Eurer Gemahlin von unserm Glauben und unserm gemeinsamen Interesse abziehen. Mich dünkt, sie ist Euch zu diesem Zwecke gegeben.

Sorgt nicht dafür, Vetter Condé! erwiederte Heinrich von Navarra bitter lächelnd, drückte ihm jedoch dabei herzlich die Hand; so schwach, wie mich auch wohl schon manches Weib gefunden haben mag, das Meinige wird es nicht. Ihr seht immer in eine trübe Zukunft, da wo ich in eine heitere blicke.

Soll man das nicht in solcher verhängnißvollen Zeit? — Mein Vater fiel von dem Geschoß eines Meuchelmörders getroffen, und Eure Mutter —

Nichts, heute wenigstens nichts davon! fiel ihm der König von Navarra mit Heftigkeit in die Rede, heute müssen wir nur die Saiten greifen, die freudig tönen, müssen uns nur eine frohe Zukunft träumen —

lich nicht, ob ich recht thue" sagte er zu dem Eintretenden „kommt mir die Sache wie ein Narrenspiel vor, das Ihr aus Eitelkeit mit mir treibt; Hand auf's Herz, Wahrheit auf den Lippen, Obrist Rosen, was bewegt Euch mich zum Brautführer zu wählen?"

„Der Wunsch meiner Verlobten war auch der meine," erwiederte Rosen mit Offenheit. „Wüßt' ich doch von allen Kriegern Deutschlands keinen, von dem ich mir lieber die Fortuna zuführen sähe, und das ist mir Margarethe von Epp, als von Euch, durch dessen Gefangenschaft der Liga die Schwingen, mit denen sie uns so oft überflügelte, sattsam gelähmt sind."

„Nun dann, wenn dem so ist," sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd „so führt mich zu Eurer Braut, ich will mich so zierlich gebehrden, wie ein Hofschranz, nur muß ich mich hüten in des Fräuleins Auge zu schauen, sonst möchte mein Vorsatz scheitern. Kommt!"

Als sie in die Herberge traten, wo sie den Freiherrn von Epp, die Frau von Gemmingen mit ihrem Gatten und die Braut fanden, die heute eben so wie an jenem Tage, wo sie Rosen zum erstenmale sah, gekleidet war, nur daß heute ein Myrthenkranz, statt der Orangenblüthe durch ihr Haar sich schlang, nahte sich ihr Johann von Werth mit steifer Zierlichkeit und redete sie an. „Fräulein" sagte er, Ihr meint, ich habe Euch schwer beleidigt, aber dem ist nicht so. Man sagt, der glücklichste Tag im Leben einer Jungfrau sei ihr Hochzeittag. Seht! Ohne mich wär' er für Euch längst vorüber, da er Euch

Wer das könnte! unterbrach ihn Condé ernst; hört Ihr nicht das Glöckchen tönen, das der Meßner in Notre Dame schwingt? — Dort knieet die Königin von Navarra, und betet zu Gott, daß er die Ketzer verderbe, während der König von Navarra, von Ketzern umgeben, hier im Palast des Erzbischofs auf und abgeht, bis das Gebet zu unsrer Verdammniß beendet ist. Ich fürchte für uns ein böses Ende dieses Tages!

Und ich hoffe ein gutes, wenn auch nicht für mich! sagte König Heinrich, ich weiß, daß ich ein Opfer gebracht habe, nehmt es dankbar an, verbittert mir aber diesen Tag nicht, Muth und ein fröhliches Herz war ja sonst immer die Mitgift der Bourbons —

Und auch ein unglückliches Schicksal! murmelte Condé vor sich hin, als Damville, der Neffe Colignys, welcher jedoch der katholischen Parthei angehörte, dem Könige von Navarra anzeigte, daß die Messe vorüber sei und der König ihn erwarte.

Heinrich fand seine Gemahlin noch unter dem Baldachin am Altare; er nahte sich, umarmte sie zärtlich vor dem versammelten Hofe, und führte sie dann in den bischöflichen Palast zurück, wo der Hof nach der steifsten Etiquette

speiste. Ein Banquet folgte im Louvre, und ein Ballet, woran der König selbst Theil nahm, machte den Beschluß des Tages.

Feste folgten nun auf Feste, Jeder beeiferte sich dabei seinen Reichthum auszubreiten, und nie sah man in Paris ähnlichen Glanz. Ueberdies schien der Haß der Partheien ganz verloschen zu seyn, und das Fest zum Feste der Eintracht zu werden, denn brüderlich ging Hugenott und Katholik, die von der Parthei Montmorency und Guise, Arm in Arm; nur Guise und Coligny mieden sich, und führte der Zufall sie zusammen, so trennten sie sich mit finsterm Ernste.

So war bis am Abend des vierten Tages Alles in Lust und Freude vergangen. Auch der König und die Königin Mutter waren von seltener guter Laune, und selbst die junge Königin schien sich ihrem gewohnten Frohsinn wieder überlassen zu haben, als am späten Abend ein Ballet, das mit aller Pracht im Palast Bourbon aufgeführt wurde, den heitern Himmel mit der ersten trüben Wolke umdüsterte. Das Ballet war von sonderbarer, unter den bestehenden Verhältnissen gewiß nicht passender Erfindung. Es war ganz das Werk der Kö-

nigin Mutter, die, obgleich sich anfangs Karl der Neunte gegen die Aufführung gesträubt, es doch endlich durchgesetzt hatte, daß es aufgeführt wurde. Der König und seine beiden Brüder vertheidigten nämlich das Paradies und die darin befindlichen Nymphen gegen den König von Navarra und sein Gefolge, die aus der Hölle gegen sie anrückten, aber nach kurzem Gefecht in die Hölle zurückgetrieben wurden. Nun kamen Mercur und Amor herabgeflogen, wünschten den Vertheidigern des Paradieses Glück zu ihrem Siege, und diese tanzten nun mit den Nymphen, die um Gnade für die Höllenritter baten, das Ballet; die Bitten der Schönen wurden dann erhört, die Höllenritter entfesselt, die nun eine Lanze mit den Rittern des Paradieses brachen, worauf sich das Ballet durch ein künstliches Feuerwerk, das alle Maschinerie und Decoration zerstörte, schnell endete.

Schon am Morgen war dies Ballet die Ursache eines Zwistes zwischen Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé; dieser weigerte sich mit Beharrlichkeit Theil daran zu nehmen, da, wie er sagte, es ein ernstes Vorspiel blutiger Wirklichkeit werden könnte. König Heinrich, wider Willen und nur von seiner

Gemah-

Gemahlin beredet, die Rolle des dämoniſchen Anführers zu übernehmen, ward deſto empfindlicher, je mehr ihm die Sache ſelbſt unangenehm war, und ſo ſchieden die beiden Prinzen eben nicht in dem beſten Vernehmen. Der König, der überdies gegen den Prinzen von Condé einen lang genährten Groll hatte, mochte deſſen Aeußerung erfahren haben; er trat nach beendetem Tanz, als er eben im Kreiſe einer Menge Hofleute ſtand, zu ihm, und fragte in ſeinem gewöhnlich rauhen Tone: Ich ſah Euch nicht bei dem Ballet, Vetter von Condé!

Ich war auch nicht dabei, Sire! erwiederte der Prinz.

Und weshalb nicht? fragte der König finſter.

Sire! Ich liebe nicht mit dem Ernſten zu ſpielen, und würde nie auch nur zum Scherz die Hölle vertheidigen, die ich noch weniger liebe.

Bei allen Teufeln! fuhr der König auf, und geht doch geraden Weges in ihren Rachen?

Condé ſchwieg.

Hofft Ihr je als Ketzer in das Paradies einzutreten? fuhr König Karl fort, und man ſah deutlich an ſeinem unſtäten Blick, an ſei-

nen zuckenden Lippen, daß der Zorn ihn erfaßt hatte.

Ich werde dereinst hoffentlich da eintreten, wo man meinen Vater auf unedle Weise hinsandte, antwortete der Prinz, und wahrlich, Sire, den edlen gemordeten Condé werde ich nur im Paradiese finden!

Da trat gleich einem schützenden Engel Elisabeth von Oestreich, die von fern ihren Gemahl beobachtet hatte, zu diesem, und bat mit ihrer sanften melodischen Stimme ihr eine Bitte zu gewähren. Der König verstand sie und folgte ihr. Es ist Euch Alles gewährt, Elisabeth, ich kenne schon Eure Bitte! sprach er, ihr mit Herzlichkeit die Hand drückend, denn er hatte ihr erlaubt, wenn sie sähe daß der Zorn ihn übermanne, zu ihm als ein Engel des Friedens zu treten. Auch heute trat sie als solcher zwischen ihn und Condé.

Am Tage nach diesem allegorischen Ballet, es war der 21. August, versammelten sich alle Chefs der Hugenotten bei dem Admiral. Briefe von La Rochelle und mehrern Orten hatten sie vor Verrath gewarnt. Die Neffen Coligny's, Montmorency und Danville, hatten ihrem Oheim unter der Hand den Rath geben lassen, sich so

schnell als möglich aus Paris zu begeben; sie selbst verließen es unter dem nichtigen Vorwande der Jagd noch am nämlichen Tage. Dies mußte den Argwohn, den die übertriebene Höflichkeit der Katholiken und das sonderbare Ballet in den Gemüthern der Hugenotten erweckt hatte, noch vermehren.

In der Versammlung trug nun Jeder sein Bedenken, seine Furcht und Zweifel an der Ehrlichkeit des Hofes vor; doch der Admiral, sich so nahe seinem sehnlich erwünschten Ziele, dem Kriege mit Spanien, glaubend, und fest den Worten des Königs vertrauend, gab allen Zweifeln, allen Besorgnissen kein Gehör und beharrte unerschütterlich bei seiner Meinung: man müsse ruhig in Paris bleiben und kein Mißtrauen zeigen, da ihnen der König mit so viel Vertrauen entgegen käme. Brechen wir auf, ohne uns beim König beurlaubt zu haben, sprach er, und sein Auge glühte, so wäre der vierte Bürgerkrieg unvermeidlich, und beim gerechten Gott, ehe ich zum vierten Male mein Schwert gegen Franzosen ziehe, mag mich der Pöbel lieber durch den Koth von Paris schleifen!

Der Vidame von Chartres, der am meisten auf Entfernung drang, stellte dem Admiral

noch einmal das Gefahrvolle ihrer Lage vor. Coligny aber erwiederte kurz: Es hält Euch ja hier nichts zurück; laßt nur immer Eure Rosse satteln!

Ich werde sie satteln und bereit halten lassen, Herr Admiral, erwiederte der Vidame empfindlich, doch bei Euch aushalten bis zum letzten Augenblick; aber wahrlich, wenn es Zeit ist sie besteigen und mich retten.

5.

Marie Touchet hatte während aller dieser Feierlichkeiten das Louvre nicht betreten. Durch Ambrosius Paré früher von Manchem unterrichtet, was zwar ihr schwärmerischer Sinn nicht fassen, nicht glauben wollte, war aber doch ein Zwiespalt in ihrem Innern entstanden, der sie unablässlich quälte und ihr aufgeregtes Gemüth in einen peinlichen Zustand versetzte. Mit dem festen Glauben, die Hugenotten wollten, oder hätten vielleicht schon ihren Sohn gemordet, durch alle Mittel gereizt und angetrieben den König gegen diese Ketzer aufzubringen, hatte ihr im Gegentheil der Wundarzt, der sich

ihrer so väterlich annahm, die Versicherung gegeben: ihr Sohn lebe, kein Hugenott denke an das verwaiste Kind, und um Gott gefällig zu werden, thäte sie besser den König, wenn sie noch Etwas über ihn vermöge, zu bewegen, daß er Jeden glauben lasse, was er wolle und das Blut seiner Unterthanen nicht mehr im grausamen Bürgerkriege versprühe. Sie wußte nicht, nach welcher Seite sie sich wenden sollte, weinte und betete dann den ganzen Tag, suchte, auf ihren Knien vor der heiligen Mutter liegend, Trost und fand ihn nicht.

Da trat eines Abends der Zwerg bei ihr ein. Von dem betäubenden Schlage geheilt, hatten ihn die Festlichkeiten bald von dem Krankenlager gelockt, und man hatte ihn wieder in den Vorzimmern des Königs und der Königin, nur nicht in dem der Catharine von Medicis gesehen, dieses mied er weislich. Der freundliche Kleine war Marien willkommen, und es zerstreute sie als er ihr erzählte, was am Hofe vorgegangen, welches Kleid die Königin von Navarra an ihrem Vermählungstage getragen, wie der König sich als Neptun ganz stattlich ausgenommen; am meisten aber interessirte sie das allegorische Ballet des Paradieses und der

Hölle, dies führte sie wieder zu der Idee zurück, welcher ihr Geist jetzt immer folgte. Sie wurde hierbei nachdenkend, und schien keinen Theil mehr an der Erzählung des Kleinen zu nehmen, trat unwillkührlich vor die Nische, wo ein hölzernes Muttergottesbild, den Jesusknaben im Arme, stand, und vor der sie ihre stille Andacht zu verrichten pflegte. Ihre Seele mochte von dem Gedanken, daß die Hugenotten das Paradies gestürmt und wieder in die Hölle zurückgetrieben wurden, ergriffen seyn; sie sah den König als den Kämpfer des Paradieses in voller Glorie vor sich; Alles, was der ketzerische Ambrosius ihr gesagt, erschien ihr jetzt als Trug, der Mann selbst, obgleich er sie eben erst von einer schweren Krankheit geheilt hatte, als ein Wesen aus der Hölle gesandt sie zu verführen, und dem Himmel für den Strahl der Erkenntniß zu danken, den er durch die thörigte Allegorie in ihre klopfende Brust gesenkt hatte, kniete sie, während Jean Petit noch im besten Erzählen war, vor dem Muttergottesbilde nieder und betete in stiller Andacht.

Der Zwerg, der vielleicht im Geheim mehr als bloßes Wohlwollen für die schöne Marie fühlte, schwieg zwar, aber verwandte kein Auge

von ihr und war in ihren Anblick verſunken. Zuweilen flammte ſein blitzendes auf ihr ruhendes Auge hell auf, dann löſchte die ſich hervordrängende Thräne die aufflackernde Flamme wieder, und er ſeufzte tief auf. Die ſchöne Betende achtete auf ſeinen Seufzer nicht, zu ſehr mit ihrem Gebete bei Gott, hörte ſie eben ſo wenig wie der Kleine, der nur für ſie Augen hatte, daß die Thüre ſich leiſe öffnete, ein dreijähriger Knabe von Meiſter Ambroſius geführt herein ſchlich, und die Knieende gewahrend, auf ſie zuſprang und ſeine kleinen Aermchen feſt um ihren Nacken ſchlang.

Marie erſchrack, wandte ſich, ſah den Knaben, hob ihn hoch in die Höhe, preßte ihn an ihre Bruſt, und laut aufſchreiend: Mein Kind, mein geliebtes Kind! ſtürzte ſie leblos mit dem Kleinen zu Boden.

Das war unvorſichtig, alter Graukopf! brummte Meiſter Ambroſius vor ſich hin, als er ſchnell nach dem Knaben griff, dem, an die Ecke eines Tiſches gefallen, das Blut durch die dunkelbraunen Locken rann. Ruf eine Zofe! befahl er dem herbeigeſprungenen Zwerge und unterſuchte die Wunde des Kindes, nahm ſchnell ſeine Inſtrumente aus der Taſche, und als Jean

nun heute noch so glückverheißend begrüßt, wie ich es in diesem Augenblick thue."

„Es sei Euch vergeben, General" sagte Margarethe lächelnd, aber durch dieses Lächeln leuchtete doch ein wenig Freude, den gefürchteten Johann von Werth vielleicht als zweifach Gefangenen vor sich stehen zu sehen. Sie reichte ihm die Hand und schritt an seiner Seite mit königlichem Anstand in die Kirche, wo sie für ewig mit dem Manne verbunden wurde, der allein unter so vielen ihren Stolz zu beugen, ihr Herz zu gewinnen verstanden hatte.

Als die Glücklichen am Abend im traulichem Kreise der Ihrigen Hand in Hand saßen, Johann von Werth ihnen gegenüber, bald über den Ausbruch ihrer Empfindungen sich ärgerte, bald eine leise Stimme in seinem Innern kaum unterdrücken konnte, die Sehnsucht erweckend ihm zurief — „Du entbehrst doch viel!" — sagte Margarethe schmeichelnd zu ihrem Gatten: „Lieber Rosen! Ich fühle mich so unaussprechlich glücklich und doch trübt etwas meine Heiterkeit — Gewähre mir am heutigen, frohen, verhängnißvollen Tage eine Bitte, durch mein ganzes Leben werd' ich dir dafür dankbar sein — Gieb den gefangenen Grafen Ossa frei! —"

Bei diesen Worten sprang Johann von Werth heftig auf und trat einen Schritt vor, während Rosen einen Augenblick sich bedachte, dann die Gattin fest an sich drükkend sagte — „Er sei frei, wie du es wünschest — Obgleich ich weiß, er hat nach meinem Leben getrachtet, er hat den Brief geschrieben, der mich ins Verderben locken sollte, so sei ihm vergeben, denn am heutigen Tage fühle

Petit ängstlich wieder eintrat und sagte, daß er draußen Niemand gefunden, reichte er ihm ein Fläschchen, es der Ohnmächtigen vorzuhalten. Dann schnitt er die braunen Locken um die Wunde des jämmerlich weinenden Knaben ab und bereitete das Nöthige ihn zu verbinden.

Trotz der Bemühung des Zwerges kam Marie nicht zu sich; Ambrosius, den Verband auf die nicht gefährliche Wunde legend, warf nur zuweilen einen besorglichen Blick auf die Daliegende, war aber doch meist nur mit dem Sohne des Königs beschäftigt. Da er aber bemerkte, daß der vorgehaltene Balsam nichts half, rief er Jean Petit zu: Oeffne das Corset, daß die Brust Raum zum Aufathmen bekommt!

Meister, das kann ich nicht! sagte der Kleine in einer Art Verzweiflung.

Elender Wurm! fuhr Ambrosius in Amtseifer auf, bei Dir zwerghafte Gestalt verliert ja Alles Bedeutsamkeit — Oeffne!

Ich kann nicht, und sollt es mein Leben kosten! erwiederte mit Heftigkeit aufspringend der Kleine, und bebte am ganzen Körper. Da drückte der Wundarzt das heilende Pflaster fest auf die Wunde des Knaben, nahm die Scheere, zerschnitt die goldne Schnur, die das Corset

hielt, rieb der Ohnmächtigen die Schläfe, und während der jammernde Knabe neben der Mutter knieete und ihre ſtarre Hand mit Küſſen und Thränen deckte, war der Meiſter ſorgſam beſchäftigt Marie wieder zum Leben zu bringen. Nach langen Mühen gelang es ihm. Starr blickte ſie umher und ſchien anfangs Niemand zu erkennen; endlich hörte ſie die Stimme ihres Kindes, die ihr das Bewußtſeyn wieder gab. Aufſpringen, das Kind mit Heftigkeit in ihre Arme ſchließen, weinen und lachen war das Werk des Augenblicks. Als ſie aber Blutstropfen über die kleine Stirne rollen ſah, ſchrak ſie zuſammen und ſchauderte zurück. Hugenott! rief ſie dann, den Wundarzt wild anſtarrend, was haſt Du meinem Kinde gemacht?

Gebt es mir nur her, daß ich den Verband ende und befeſtige, werft Euren Mantel um und beruhigt Euch! Bei dem Fall, den Ihr thatet, als Ihr den Knaben krampfhaft im Arm hieltet, hat er ſich unbedeutend verletzt; laßt ihn nur aus Euren Armen und übergebt ihn mir, daß ich den Verband in gehörige Ordnung bringe. Aber der Knabe fürchtete ſich vor dem alten ernſten Mann, und erſt nachdem Marie einen Mantel umgeworfen und das Kind auf ihrem Schooße

saß, duldete er, das Köpfchen an der Mutter Brust gelehnt, daß ihn Ambrosius verband.

Maria, glücklich den Knaben endlich wieder in ihre Armen schließen zu können, liebkoste ihn, und es kümmerte sie anfangs wenig, wie das Kind mit Meister Ambrosius zu ihr gekommen sei. Sie hatte nur Augen für ihn, nur Ohren für seine Schmeichelworte; es war ihr, als ob ihr das Kind von Neuem geschenkt worden sei, und selbst der alte Wundarzt sah mit Rührung auf die schöne Gruppe vor ihm und hatte darüber ganz den armen Zwerg vergessen.

Der saß weinend auf einer kleinen Fußbank, bald das Auge an Mutter und Kind weidend, bald es nach dem Spiegel ihm gegenüber traurig aufschlagend. Dann weinte und schluchzte er bitterlich, so daß ihn Ambrosius endlich bemerkte.

Warum weinst Du so jämmerlich, Kleiner? fragte er ihn theilnehmend; auch Marie wendete jetzt ihr Auge nach ihm, was ist Dir, Jean Petit?

Der Zwerg schwieg.

Nun so rede doch, sonderbarer Mensch! bat Marie Touchet.

Er antwortete nicht, warf einen finstern Blick

auf den Wundarzt, einen wehmüthigen auf Marie und verließ schnell das Gemach.

Was ist dem Kleinen? fragte die Erstaunte.

Laßt ihn nur! Ich habe ihm ohne es zu wollen wehe gethan; genießt das Glück Euren Sohn in die Arme schließen zu können, und kümmert Euch jetzt nicht um fremde Thränen. Geizt mit jedem Augenblick, denn nur noch eine Stunde darf ich ihn Euch lassen. Marie schrak bei diesen Worten zusammen. Ich habe mir von dem Könige den Befehl erschlichen, Euch den Knaben zwei Stunden zuführen zu dürfen, fuhr Ambrosius fort; ich gab vor, die Sehnsucht nach ihm untergrabe Eure Gesundheit, sein Anblick würde wohlthuend auf Euch wirken.

Und da willigte er ein? fragte Marie rasch.

Ohne Zaudern!

Gerechter Gott! rief sie freudig aus und drückte den Knaben leidenschaftlich an ihr klopfendes Herz.

Ich wollte Euch erfreuen, sagte dann der Wundarzt, Euch aber auch den Beweis geben, daß Euer Kind lebe und es in der Hand eines Hugenotten wohl verwahrt ist. Ich hoffe ihn Euch bald für immer zuführen zu können.

Diese frohe Aussicht beruhigte das beängstete Mutterherz; sie schwelgte die kurze Stunde, die sie den Kleinen noch bei sich hatte, in dem süßesten Muttergefühl, und war, als der Augenblick der Trennung kam, gefaßter als der Knabe, der sie mit seinen kleinen Armen fest umklammert hielt, und nicht von ihr wollte.

Als Meister Ambrosius das Kind wieder nach der Wohnung des Marschalls Retz gebracht hatte, wollte er heim gehen; da ihn aber der Weg nach dem Louvre vorbeiführte, dachte er an den Kleinen, und es schmerzte ihn den armen Zwerg mit seinem gefühlvollen Herzen so tief verwundet zu haben. Er ging, obgleich es schon spät war, in den Palast, fand jedoch Jean Petit nicht in dem Vorzimmer des Königs, und so stieg der gutmüthige Alte die Treppe bis unter das Dach des Louvres hinauf, wo er wußte, daß er wohne. Er wollte sich nicht zur Ruhe legen, ehe er nicht den Beleidigten versöhnt hätte.

Meister Ambrosius betrat bald das kleine Stübchen, das wirklich kaum Platz für solch kleinen Bewohner hatte, den er neben einer noch brennenden Lampe auf einem niedern Polsterstuhl entschlummert fand. Er nahte sich und

betrachtete ihn. Der Schlaf war nicht ruhig, seine Gesichtsmuskeln zuckten, sein Athem war kurz und fieberhaft; er faßte den Puls und schüttelte bedenklich den Kopf. Da bemerkte er neben der Lampe einen silbernen fast bis zum Boden geleerten Becher, Angst überfiel den Wundarzt und er rüttelte den Kleinen so lange, bis er endlich erwachte.

Dieser sah ihn mit weitgeöffneten Augen starr an, und als er ihn erkannte, riß er seine Hand los, sprang vom Sitze und fragte mit barscher Stimme: was wollt Ihr hier Meister Ambrosius? Dort nahmt Ihr mir die Ruhe, hier gönnt Ihr sie mir auch nicht!

Ich komme wieder zu heilen, wo ich die Wunde schlug, lieber Kleiner! sprach der alte Mann im gutmüthigsten Tone.

Heilen? — Die Wunde heilen? fiel ihm der Zwerg mit Heftigkeit in die Rede, o Meister, so weit reicht Eure Kunst nicht? Hat der Pfeil das Herz getroffen, könnt Ihr ihn wohl wieder herausziehen, aber heilen könnt Ihr die Wunde nie. — Doch ich zürne Euch nicht, es war ein schneidendes Wort, um so schneidender, da es ein wahres Wort war — Was kann aber der arme Zwerg dafür, daß der Schöpfer mit

dem Teige geizte, als er ihn knetete, so daß nur eine Mißgestalt zur Welt kam, zu alt für ein Kind, zu kindisch für einen Mann. Laßt das, auch das ist nicht mehr zu ändern, nur allenfalls zu enden.

Jean Petit erschien heute Abend dem Wundarzt sonderbar aufgeregt. Sonst stets freundlich und sanft, schienen heute alle Leidenschaften seinem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt zu haben. Was war in dem Becher? fragte Ambrosius jetzt, den Zwerg genau beobachtend.

Ein Schlaftrunk! — Wäre es doch der letzte gewesen! setzte er hocherglühend hinzu.

Wer gab ihn Dir?

Als ich ins Vorzimmer des Königs mit thränenden Augen trat, sah ich die goldene Schaale stehen, aus der die Majestät den einzigen Wein, den er genießt, vor dem Schlafengehen trinkt; meine Zunge klebte mir an dem Gaumen, ich holte meinen kleinen Becher aus der Tasche und füllte ihn mir, jedoch sagte ich es dem guten Dominique, der jetzt, seit Constant weg ist, den Nachttrunk besorgt, und bat ihn, die Schaale wieder mit Cyperwein vollzufüllen.

Was sagte Dominique dazu? fragte Meister

Ambroſius raſch und goß den Wein auf den Boden.

Wohl bekomm's! ſprach er lachend und ging einen andern Krug zu holen.

Leg Dich nicht zu Bette, ich bin bald wieder bei Dir! rief im Weggehen der Wundarzt dem Kleinen zu und eilte in's Vorzimmer des Königs.

Hier fand er Niemand mehr wach als Dominique. Schläft der König ſchon? fragte Ambroſius mit Haſt.

Weiß es nicht, Meiſter, erwiederte der Kammerdiener gähnend, er iſt oben bei der Königin.

Hm! Das iſt mir unlieb! brummte der Wundarzt. Befand ſich der König wohl? fragte er dann weiter.

Ganz wohl! Er leerte heute Abend gegen Gewohnheit die ganze Schaale mit Cyperwein.

Bringt mir die Schaale, lieber Dominique! Dieſer ging, brachte ſie und Ambroſius unterſuchte die wenigen Tropfen, die ſie noch enthielt, genau; dann fragte er nach allen Umſtänden, wer den Wein gebe, wer die Schaale verwahre, wenn ſie mit dem Nachttrunk gefüllt werde, und da er alles vernommen und

es den Anschein hatte, daß der König sobald noch nicht zurückkehren würde, ging er wieder zu Jean Petit, den er in festem Schlafe auf dem kleinen Armsessel fand. Er weckte ihn, befahl ihm sich auszukleiden und sich zu Bett zu legen, was der Zwerg brummend that, alsbald aber wieder in einen unruhigen Schlaf verfiel. Meister Ambrosius, dem es klar wurde, daß dem Könige in den Nachttrunk betäubende, Sinn und Nerven zerstörende Tropfen geträufelt wurden, beobachtete nun während der ganzen Nacht den Kleinen genau, der spät am Morgen aufwachte und sich an Geist und Körper abgespannt fühlte. Der Wundarzt eilte nun mit beklommenem Herzen zum Könige. Er fand ihn schon wach, und eben die Rosse abbestellend, die bereit standen ihn nach Monpipeau zu bringen.

Gut, daß Ihr kommt, Meister Ambrosius, rief ihm der König entgegen, ich befinde mich heute so träge, so abgespannt, so wenig aufgelegt, Etwas zu unternehmen, daß mir heute selbst die Jagd zuwider ist. Ich habe eine unruhige Nacht gehabt, böse Träume haben mich gequält. Nichts wie Verdruß und Unmuth, selbst in meinen Träumen immer Co-

ligny und Guiſe und Guiſe und Coligny, immer Krieg und Blutvergießen, und ich ſehne mich ſo nach Frieden und Ruhe. Gebt mir einen kühlenden Trank, mir brennen die Eingeweide, die Zunge klebt mir am Gaumen und die Augen fallen mir zu, und doch kann ich nicht ſchlafen!

Der Wundarzt bereitete ſelbſt einen Trank, den der König mit Gier hinunterſtürzte; dann bat ihn Ambroſius, ſich einige Stunden zur Ruhe zu legen, blieb beobachtend am Bette ſitzen, und als der König geſtärkt erwachte, verordnete er ihm, ſich eine tüchtige Leibesbewegung zu machen, die ihm den Schweiß auf die Stirn trieb, und rieth ihm hierzu ſich ins Ballhaus zu begeben. Der König befolgte ſeinen Rath.

6.

Unlieb war es ihm, daß er Guiſe und Nevers daſelbſt fand, die, ſobald der König eintrat, ihr Spiel aufgaben. Der König wählte Larochefoucault zu ſeinem Gegenpart, war aber ſo abgeſpannt, daß er nicht mit ſeiner ſonſti-

ſich mein Herz zu glücklich, um nicht der Verſöhnung geöffnet zu ſein."

„Das iſt ein thörichter Edelmuth, Obriſt Roſen!" fuhr Johann von Werth heftig auf „Einem ſolchen Schuft die Freiheit und ſogar ohne Ranzion zu geben; ich hätte ihn, ſo wahr ich Johann von Werth heiße, an dem nächſten Baum aufknüpfen laſſen, wie er es verdient!"

„Ihr Herr Feldmarſchall-Lieutenant hättet Recht gethan" erwiederte ihm Margarethe mit Stolz „mein Gemahl aber hat gehandelt, wie die Welt von Obriſt Roſen erwarten mußte."

Johann von Werth ſchien den Sinn dieſer Worte nicht zu verſtehen, war dadurch nicht beleidigt und das gute Vernehmen zwiſchen dieſen beiden ſo ſehr entgegengeſetzten Menſchen wurde während Roſens kurzen Aufenthalt in Bennfeld noch eher vermehrt, als geſtört; — und als ſpäterhin Johann von Werth als Gefangener nach Paris geſchickt wurde, hatte Roſen oft Gelegenheit, ihm durch thätige Hülfe ſeine Freundſchaft zu beweiſen.

gen Geschicklichkeit den Ball schlug und bald die Parthie verlor. Gegen den Herzog von Nevers war er glücklicher, doch unterbrach die Ankunft des Admirals das Spiel. Coligny war mit mehreren Marschällen von dem Herzoge von Anjou nach dem Louvre eingeladen worden, einen Streit der Herren von Guerchy und Thianges zu schlichten und nachdem dies geschehen, suchte er den König im Ballsaale auf. Es war nämlich in der gestrigen Versammlung der Hugenotten bestimmt worden, daß Coligny den König um die Auslieferung der versprochenen vier Sicherheitsplätze, die immer noch in den Händen der Katholiken waren, und um eine Entscheidung wegen des Flandrischen Krieges bitten solle; die Antwort des Königs sollte dann der Maasstab seyn, nach welchem sie seine Gesinnung messen wollten.

Als Coligny in den Ballsaal trat, ließ der König sogleich das Spiel aufhören und ging dem Admiral entgegen. Nach der ehrfurchtsvollen Bewillkommnung Colignys und seiner Begleiter, die der König freundlich erwiederte, ging er mit ihm, während die Anwesenden in der Entfernung blieben, auf und ab. Coligny trug ihm hier seine Bitte vor. Der König

heute vielleicht noch weniger zu Geschäften aufgelegt, als je, hörte jedoch aufmerksam zu, fand die erste Forderung ganz gerecht, da das dritte Pacifications-Edikt den Hugenotten die Einräumung dieser Sicherheitsplätze versprach, auch hoffte er wegen des Krieges mit Flandern bald in den Stand gesetzt zu seyn, daß er offen gegen Spanien auftreten könne. Da aber Coligny um den bestimmten schriftlichen Befehl des Königs bat, daß die Sicherheitsplätze den Hugenotten ausgeliefert werden sollten, und auf eine Kriegserklärung gegen Spanien drang, da erwiederte der König, schon etwas ungeduldig werdend: mein Vater, laßt mir nur noch ein paar Tage Ruhe; mein Kopf ist von den Feierlichkeiten und dem Tumult jetzt noch so wüst, daß mir alle Geschäfte lästig sind; nur ein paar Tage, dann soll Alles zu Eurer Zufriedenheit geschehen. Coligny sah wohl, daß heute der Monarch zu ernsten Geschäften nicht aufgelegt war, überließ ihn dem Ballspiele und kehrte verdrüßlich nach seiner Wohnung in der Straße Betisi zurück.

Eine eben erhaltene Depesche lesend ging er langsam bei der Kirche St. Germain l'Auxerrois an einem kleinen Hause vorüber, als ein

Schuß fiel und sich der Admiral an der rechten Hand und dem Ellenbogen des linken Arms verwundet fühlte. Mit der größten Ruhe blieb er stehen und wies mit der blutenden Rechten nach dem Hause, aus welchem der Schuß gefallen war. Seine Begleiter stürzten hinein und fanden es leer, außer einem Knaben und einem alten Weibe, von denen sie erfuhren, daß das Haus einem ehemaligen Hofmeister des Herzogs von Guise gehöre.

Der Admiral hatte indessen nur mit Mühe seine Wohnung erreicht, von wo er den Herrn von Piles zum Könige, ihm das Geschehene zu melden, ins Ballhaus sandte. Dieser traf den König wie er eben mit dem Herzoge von Guise Ball spielte, und als er ihm die Greuelthat berichtete, gerieth der König in den heftigsten Zorn, brach in seiner Wuth das in der Hand haltende Raket entzwei, warf es dem erschrockenen Herzog vor die Füße, und rief, seiner kaum mehr mächtig und Guise mit funkelnden Augen anstarrend: soll ich denn auf dieser Welt nie Ruhe haben? — Aber, bei dem allmächtigen Gott und meines Vaters moderndem Gebeine, schrie er auf und hob die bebende Rechte gen Himmel: ich räche die That, und müßte meine

Rache das eigne Blut treffen! Dann stürzte er aus dem Ballhause fort nach dem Louvre, wo er den Wundarzt noch traf. Eile hin zu Coligny und rette wenn es noch möglich ist! rief er diesem entgegen, und Meister Ambrosius säumte nicht dem Manne seiner höchsten Verehrung ärztliche Hülfe zu bringen.

Er fand die Wunde bedeutend. Der Zeigefinger der rechten Hand mußte abgelöst werden und Coligny ertrug die schmerzhafte Operation mit Standhaftigkeit. Seine Freunde waren nun fast einstimmig der Meinung, ihn sogleich in einer Sänfte aus Paris bringen zu lassen; alle seine in Paris anwesenden Glaubensbrüder sollten zu seinem Schutze ihn begleiten, aber er schlug es ab. Auf meinem Posten will ich sterben, sprach der edle Mann, und hier bei meinem Könige, dem ich ganz vertraue, da nur ist er jetzt! Auch war Ambrosius Paré dagegen, denn er erklärte, den Admiral könne nur die äußerste Ruhe retten, und er wäre nicht in dem Zustande eine Reise unternehmen zu können. Aber viele der Anwesenden blieben der Meinung, daß für jeden Hugenotten jetzt Paris augenscheinlich eine Mördergrube

sei, nahmen Abschied von dem Admiral und entfernten sich schnell.

Ihr meint, es sei Verrath an unserm gemeinschaftlichen Vater, wenn wir ihn jetzt verlassen, erwiederte der Vidame von Chartres dem Schwiegersohne Coligny's, dem Herrn von Telleguy; was könnt Ihr ihm hier nützen, was erwartet Ihr noch hier? Höchstens die zweideutige Ehre mit Coligny zu sterben. Dem Vaterlande, der Religion könnt Ihr in Eurer Heimath nützen, hier nicht. Ich spare mein Blut für bessere Zeiten! Dies sagend kniete er am Bette des Admirals nieder: Lebt wohl, edelster der Franzosen, sprach er gerührt, nur jenseits sehen wir uns wieder!

Ziehe in Frieden! erwiederte Coligny, und der Vidame verließ Paris und mit ihm die Vorsichtigsten unter den Hugenotten.

7.

Die Nachricht von der Verwundung des Admirals verbreitete überall Schrecken, selbst in dem Theile des Louvre's, von dem sie ausgegangen war. Halbe Maasregeln taugen nie,

ſagte der Kanzler die Hände reibend, als er der Königin Mutter die Nachricht brachte, der Admiral ſei nur verwundet. Hier verſteht man dergleichen Dinge nicht; nicht der Arm, das Herz muß getroffen werden. Die Sache kann ein übles Ende nehmen.

Ein gutes! meinte Catharine mit Zuverſicht, die Hugenotten werden, die Verwundung des Admirals zu rächen, ſich zuſammenrotten, die Montmorency's ſich ihnen anſchließen und über die Guiſen herfallen —

In Paris nicht, Majeſtät, dazu ſind ſie zu beſonnen, unterbrach ihn der Kanzler; dies zu verhindern lebt der Admiral mit ſeiner Bedächtigkeit noch. Sie werden Paris verlaſſen, ſich rüſten, ihre ausländiſchen Glaubensbrüder auffordern Coligny zu rächen, und der Bürgerkrieg wird wieder beginnen —

Auch das iſt gut! unterbrach ihn die Königin Mutter kalt.

Aber Majeſtät, würden ſie ſiegen, was dann?

Verheißungen, leere Verſprechungen!

Zu oft läßt der gutmüthigſte Narr ſich nicht täuſchen, und Narren wären ſie, wenn ſie noch den Pacifikations-Edikten vertrauten. Werden ſie beſiegt, für wen floß dann das Blut, war

das Geld verschleudert? Nicht für Euch, nicht für den Herzog von Anjou, von dem Könige will ich gar nicht reden, nein für die Guisen! Krieg ist die Leiter, auf der dies stolze, aber wahrlich auch muthige Geschlecht immer höher stieg, bis es nur noch eines kleinen Sprunges bis zum Throne bedarf.

Ihr mögt Recht haben! sagte jetzt Catharine und verfiel in Nachdenken.

Drei Lachsköpfe und einen Haufen wackrer Frösche haben wir hier ziemlich fest in unserm Netz hübsch beisammen. Der Alte hat einen Streifschuß bekommen, die beiden Jungen sind im Louvre, und die Frösche — So eine allgemeine Jagd — wo alle Hunde losgelassen würden, wo die Guisen die Vorhetzer wären und wir aus der Entfernung, hinter den Mauern des Louvre's versteckt, das Ganze leiteten —

Ein großer Gedanke, der mit einem Schlage Alles vernichten könnte! rief die Königin entzückt. Aber, sprach sie, und ihr Entzücken schien verschwunden, ist es denn unser Wille, ist es unser Vortheil die Hugenotten zu vernichten?

Die Ketzer? fiel der staunende Birague in die Rede, und Ihr zweifelt noch?

Kanzler! sagte Catharine von Medicis, und

ein höhnisches Lächeln umzog ihren Mund: könnt Ihr Euch denn noch nicht von diesen Schwachheiten losreißen? Können die Ketzer uns nützen, so müssen wir sie pflegen, als wären sie die heiligste Pflanze auf Gottes weiter Erde; sind sie uns im Wege, so laßt uns sie schonungslos ausraufen, wie giftiges Unkraut. Die Politik allein muß unsre Schritte leiten, nicht die Religion; sie sei nur der Mantel, der unser Inneres birgt. Ob Messe, ob Psalm, mir wäre es gleich, nur Gewalt, nur alleinige Gewalt, rücksichtslose Gewalt, wobei man nicht ewig sinnen und grübeln muß, über welchen Stein, der uns im Wege liegt, wir vorsichtig schreiten, auf welchen man treten, welchen man bei Seite schaffen muß.

Und Euer Seelenheil, Majestät?

Biragues? fuhr Catharine verdrießlich auf, wollt Ihr Euch auch an mir in der Verstellungskunst üben, das wär' langweilig für mich, nutzlos für Euch; wir kennen uns zu lange. Für die Erwerbung von 50000 Livres, für die Befriedigung einer kleinlichen Rache, für noch weniger habt Ihr so oft Euer Seelenheil verpfändet, daß es mir lächerlich dünken muß, wenn Ihr das noch gegen Jemand anderes erwähnt,

als gegen Euren Beichtvater — Doch wir schweifen von unserm Wege ab. Denkt in Gottes Namen an Euer Seelenheil, schwebt gen Himmel, oder fahrt dereinst zur Hölle, mir soll es gleich seyn; nur zur Sache. Ohne des Königs Zustimmung könnte solch groſses Werk nicht ausgeführt werden, und glaubt Ihr, Birague, daſs man ihn je dazu bewegen könne?

Der Kanzler, durch den Spott der Königin Mutter gereizt, wollte die Gelegenheit sich zu rächen nicht vorbei gehen lassen, er lächelte und schwieg.

Nun? sagte die Königin ungeduldig.

Des Königs Wille ist ja so ganz in Eurer Hand —

Des Königs Wille, der Wille dieses unbändigen störrischen Rosses —

Fürchtet Ihr seinen Zorn? fragte der Kanzler, und sein Luchsauge sah scharf auf Catharine von Medicis.

Ich fürchte nichts! erwiederte die Königin mit Stolz.

Am wenigsten Euer eignes Werk, Majestät —

Ihr sprecht in Räthseln, Birague, das langweilt mich eben so sehr als Euer widriges Lächeln! unterbrach ihn die Königin Mutter

empfindlich — Was ist mein Werk? — Sprecht deutlicher.

Des Königs Zorn, erwiederte der Kanzler, ziemlich gleichgültig scheinend. Wünscht Ihr ihn zornig, so habt Ihr ein Mittel dazu; wünscht Ihr ihn langmüthig und abgespannt, so thut das nämliche Mittel auch hier seine Dienste; nur fürchte ich die Constitution Sr. Majestät geht dabei zu Grunde — Doch — Ihr habt ja noch zwei Prinzen —

Ueberrascht, hoch erglüht, starrte Catharine von Medicis den Kanzler an, der ruhig fortfuhr: Es thut mir weh, daß ich nur bis auf einen gewissen Grad Euer Zutrauen habe, daß der Marschall Rey, daß Euer Beichtvater —

Kanzler! fuhr Catharine zornig auf, und Birague konnte deutlich sehen, daß sie nicht recht wußte, welche Stellung sie in diesem Augenblick gegen ihn nehmen sollte — seine kleine Rache zu vollenden fuhr er fort — Beichtväter sind nicht immer verschwiegen, ins Exil gesandte am wenigsten — Nehmt Vorsichtsmaasregeln, Majestät! Nicht in jeder Brust ist Euer Geheimniß so gut verwahrt, wie in der meinigen.

Noch schwieg Catharina unentschlossen. Endlich sagte sie, nachdem sie einen festen Ent-

20.

Margarethens Stolz, der aus einem eitlen, ein edler Stolz geworden war, fand in der glänzenden Laufbahn, welche ihr Gatte, selbst noch nach Herzog Bernhards frühem Tod, durchlief, sattsame Nahrung. Aber auch ihr Herz fühlte sich in dem Besitz Rosens glücklich, nur das betrübte sie oft, daß sie während des verhängnißvollen, noch lange dauernden Krieges, auf den Genuß häuslichen Glücks Verzicht leisten mußte, denn nur selten konnte sie um ihren Gatten sein. Erst als er nach dem Aufstand der weimarischen Reiterei, welche Türenne den Gehorsam aufkündigte, da er sie nicht unter Rosens Befehl stellen wollte, von dem französischen Hof als vermeinter Aufwiegler der Truppen lange gefangen gehalten wurde, konnte sie während eines ganzen Jahres seine Gefangenschaft mit ihm theilen. Nie gereute es sie, ihren Stolz vor ihm gebeugt, nie gereute es ihn, um dies herrliche Weib gefreit zu haben.

Johann von Werth vergütete späterhin durch einen prächtigen Schmuck für Margarethe und zwei stolze Andalusier die bezahlte Wette an Rosen. Oft noch standen sie sich während des Krieges gegenüber; aber nie mehr als erbitterte Feinde, denn die von keinem gewonnene Wette hatten sie längst aufgehoben.

schluß gefaßt hatte: Birague! Ihr habt in dieser Stunde ein sehr gewagtes Spiel gespielt, und Euer ganzes Glück auf eine Karte gesetzt. Solche Geheimnisse bringen dem, der sie kennt, das höchste Zutrauen oder den Tod.

Majestät! nahm Birague rasch das Wort: Mein Tod könnte in noch größere Verlegenheit bringen, als mein Leben — Was dem Könige zu wissen nützlich wäre, bekäme er nach meinem Tod mit unumstößlichen Beweisen in die Hand — Doch wozu dies? — Ich bin Euer treuergebener Diener. Catharine reichte ihm schnell die Hand zum Kusse, die er noch schneller ergriff und sie küßte. Treue gelobte ich Ew. Majestät, sagte er dann, und Euch treu werde ich sterben!

Gebraucht Euer Mittel zum nächsten Conseil, gebraucht es in verstärkter Dosis! fuhr er dann nach kurzer Pause einlenkend fort: sollte auch dem Herzog von Anjou die Krone Polens zu Theil werden, so ist von Krakau bis Paris die Rückreise nicht so beschwerlich.

Der Herzog von Anjou trat in diesem Augenblick ein. So eben erfahre ich, Mutter, daß Heinrich von Navarra und der Prinz Condé mit den Vornehmsten des Hugenottischen Adels zum Könige gehen, und ihre Beschwerden wegen

Coligny's Verwundung ihm vorgetragen werden, ſagte er mit Haſt.

Gut, daß Du mich davon benachrichtigeſt, mein lieber Sohn! erwiederte die Königin Mutter ihn liebkoſend, und begab ſich ſogleich, jedoch allein, zu dem Könige.

8.

Sie fand Karl den Neunten an Körper und Geiſt abgeſpannt; doch bei ihrem Eintreten ſchienen ſeine Lebensgeiſter von Neuem aufzuflackern. Nun, da habt Ihr das Wort Eurer Guiſen, Mutter! Faſt unter meinen Augen verüben ſie die grauenhafte That, vielleicht Euch zu Liebe, denn wahrlich, Euch freut es mehr, als daß es Euch betrübt. Aber bei allen Teufeln, Mutter, ich übe hier ſtrenge Gerechtigkeit, für Blut muß Blut fließen; und wer es auch ſei, der an dieſer That Theil hat, ihn treffe mein Zorn, und wäret Ihr es ſelbſt!

Mein Sohn! fiel ihm die Königin zürnend und dennoch beſchwichtigen wollend in die Rede. Nuft den Herzog von Anjou bei dieſem zärtlichen Namen, mich nennt Sire; denn da ich

fühle, Ihr liebt nicht den Sohn in mir, ſo ehrt wenigſtens den König!

Das iſt hart! ſagte Catharine, und ſuchte die Thräne zu verbergen, die wohl mehr der Unmuth als das gekränkte Mutterherz erpreßte.

Ja, hart iſt es, fuhr der König fort, ohne ſich nur von ſeinem Seſſel zu erheben, ſelbſt dem Herzen nicht vertrauen zu können, unter welchem man das erſte Leben einſog — Doch weg, weg ihr dämoniſchen Bilder! — Nehmt Platz Mutter! Die Hugenotten werden kommen und Gerechtigkeit fordern; ich bin begierig zu erfahren, ob ich ihnen in Eurem Sinne geantwortet habe. Er ſtand auf, rückte der Mutter einen Lehnſeſſel zurecht, und als ſie neben ihm Platz genommen, ſetzte er ſich auch.

Mie finſterem Blicke und gebeugtem Haupte ſaß er da und ſprach kein Wort, auch Catharine nicht. Da ſenkte ſich ſein Haupt immer tiefer, immer matter ſank es auf die Schulter und das müde Auge ſchloß ſich. Unverwandt hatte die Königin Mutter den Blick auf ihn gerichtet, jede Bewegung, jedes Zeichen von Abſpannung mit Gleichmuth beobachtet; ein Engel des Himmels hätte in dieſem Geſicht der Mutter ergebene Faſſung, ein Engel der Fin-

sterniß den Gedanken gelesen: Er ist am Ziel! — Einmal mochte das Mutterherz noch seine Recht geltend machen wollen, denn mit Wehmuth schien sie auf den erschlafften Jüngling zu sehen, aber es war nur ein vorübergehender Sonnenblick, der durch das finstre Gewittergewölke brach, und ein triumphirendes Lächeln umzog ihren Mund, als die Nachricht, der König von Navarra stehe mit Mehreren vom Adel im Vorzimmer und bitte vorgelassen zu werden, den König aus seinem unruhigen Schlafe weckte und dem Gesicht Catharinens die gleichmüthige Freundlichkeit gab, die ihr stets zu Gebote stand.

Einen Augenblick bedurfte der König seine völlige Besinnung zu erhalten, aber bald rieb er sich die Stirn und sein Auge flammte wieder; er sprang mit Lebhaftigkeit von seinem Sitze und gab Befehl die Hugenotten einzulassen.

Seid auf Eurer Huth, Sire! raunte ihm Catharine zu.

Meint Ihr die Vergeltung könne mich treffen? — Nein, Ihr steht mir ja zur Seite, Mutter, und so hab' ich nichts zu fürchten, ich verweise sie an Euch! erwiederte er; aber dennoch hatte der Funke gezündet, den Catharine in die Brust des Mißtrauischen geworfen; er

blickte unstät und forschend in dem Kreise der Hugenotten umher, die mit finsterm Ernst und schmerzerfülltem Blick eintraten.

Sire! nahm Heinrich von Navarra das Wort: der meuchelmörderische Anschlag auf das Leben des Admirals, seine schwere Verwundung führt uns als Bittende vor Eure Majestät. Wir flehen um Gerechtigkeit, wir bitten Euch, Sire, eine That nicht ungestraft zu lassen, die unter Euren Augen, in der Nähe Eures Palastes an einem Manne begangen ist, der sich Eurer Achtung schmeicheln durfte und uns Allen Vater war. Wir Prinzen aus dem Hause Bourbon und der hier versammelte Adel aus den Provinzen legen das Schwert der Rache in die Hände Ew. Majestät, überzeugt daß es in des Königs Hand am treffendsten, am wirksamsten seyn wird. —

Das wird es! unterbrach König Karl den Sprechenden, auf wen fällt Euer Verdacht?

Die Namen derer sind zu groß, als sie auf bloßen Verdacht aussprechen zu können, erwiederte Heinrich von Navarra mit der ihm so eignen Bescheidenheit; aber Heinrich von Condé, weniger friedlich als der Navarrer, trat keck

vor

vor: Warum sollen wir schweigen? sprach er, und sein ernstes Auge sah bald flammend auf die Königin Mutter, bald auf den König: Sollen wir, Prinzen aus königlichem Geblüt, in Frankreich einen Mann so hoch halten, daß wir ihn nicht kühn anklagen dürften? Guise ist der Name, den mein Vetter von Navarra nicht auszusprechen wagte, und zu dem ich noch die Namen derer fügen könnte, die dies fremde Geschlecht so hoch auf Frankreichs Boden erhoben, daß es sich über Alles erhaben dünkt —

Habt Ihr Beweise? fiel ihm die Königin Mutter in die Rede.

Wir flehen daher Ew. Majestät, fuhr der Prinz von Condé gegen den König gewendet fort, doch Catharine von Medicis unterbrach ihn noch einmal: Beweise verlange ich!

Madame! antwortete Condé sich höflich vor ihr neigend: Ich erwarte, was mein König und Herr mir antworten wird.

Habt Ihr einen triftigen Grund, den Verdacht auf den Herzog von Guise zu werfen? fragte jetzt der König.

Ja, Sire! erwiederte Condé, der Schuß kam aus dem Hause eines ehemaligen Hofmeisters der Guisen; Maurevert, gleichfalls im

Dienste des Herzogs, hielt sich darin verborgen; man hat ihn nach der Abtei St. Germain flüchten und sich dort auf ein bereit stehendes Pferd schwingen sehen — Der Haß der Guisen gegen die Chatillons, besonders gegen den Admiral — Alles dies —

Ich werde die Sache streng untersuchen lassen! sagte der König, doch hielt er den Prinzen fest im Auge, der, wie die meisten Hugenotten entschlossen und finster vor ihm stand.

Wir bitten Ew. Majestät, nahm der König von Navarra wieder das Wort, eine unpartheiische Untersuchung anzubefehlen. Nur strenge Gerechtigkeit, nur Bestrafung des Verbrechers kann das Gehässige der That in den Augen der Welt mildern. Deshalb bitten wir Ew. Majestät —

Eure Bitte ist Euch gewährt! fiel ihm der König in die Rede: Genau soll das Parlament untersuchen, streng werde ich den Verbrecher strafen; aber wartet dies ruhig ab, besonders geb' ich Euch den Rath, Vetter von Condé! Ihr scheint nicht immer Wort und Handlung mäßigen zu können.

Bei solchen Gelegenheiten, Sire, wird Mäßigung dem Manne schwer, erwiederte der Prinz,

und wenn uns nicht Gerechtigkeit wird, noch schwerer nicht selbst das Racheschwert zu ergreifen. Meinen edlen Vater mordete ein Diener des Herzogs von Anjou, und sie luden den Leichnam eines Bourbon quer über ein Maulthier und führten ihn so hinweg. Ein Diener der Guisen mordet meinen zweiten Vater — Beim heiligen Gott, Sire! —

Ich erinnere Euch an die Gegenwart des Königs! unterbrach ihn Catharina.

Ich danke Euch, Madame, für die Erinnerung, war sie auch nicht wohl gemeint, erwiederte Condé, und fühlend, daß ihn sein Eifer zu weit treiben könne, trat er zurück.

Auch ich flehe Ew. Majestät im Namen des Adels um strenge Gerechtigkeit! sagte jetzt der Graf Rochefoucault, ich kenne das Herz meines Königs und weiß, daß der Angriff auf das Leben des Admirals auch ihm wehe thut. Den Mund wollte man für immer schließen, der mit unbestechlicher Treue seinem Monarchen manchen weisen Rath gab, den man haßte, weil er seinen König liebte.

Euch soll Gerechtigkeit werden! erwiederte der König, dem La Rochefoucault eine wunde Stelle berührt hatte, bei allen Teufeln schwör'

ich, sie soll Euch werden! — Geht zum Admiral, sagt ihm, was Ihr so eben von mir vernommen, sagt ihm, er habe die Wunde und ich den Schmerz. Auf Wiedersehen! Das Neigen seines Hauptes befahl ihnen sich zu entfernen.

Finstre heimtückische Gesichter! murmelte die Königin Mutter, doch laut genug, daß es der König hören konnte, vor sich hin, sahst Ihr nicht, wandte sie sich jetzt zum König, wie so manche Hand, vielleicht nur absichtslos, nach dem Griff des Schwertes fuhr?

Der König ging schweigend auf und nieder.

Ein ernstes, finstres Volk die Hugenotten, und gilt es ihrem Glauben, zu dem Furchtbarsten fähig, fuhr Catharina fort, wohl wissend, daß ihre Worte nicht alle in den Wind geredet waren. Ich glaube, hängt nicht schon morgen der Thäter an dem Galgen von Montfaucon, so rotten sie sich zusammen, morden die Katholiken, stürmen den Palast und es giebt ein gräuliches Blutbad; an 2000 sollen hier versammelt seyn.

Der König horchte auf.

Zweitausend entschlossene Schwärmer vermögen schon Etwas! — Alle zu Pferd, wohl gewaffnet — fuhr die Königin Mutter ohne

Unterbrechung fort; doch der König begann wieder seine Wanderung. Sire! Ihr müßt die Wachen des Louvre verstärken lassen, ich fürchte —

Wen fürchtet Ihr? Coligny oder Guise? fuhr der König auf — Ja ich will Ruhe, ich will Frieden haben in mir und um mich! sagte er dann, die geballte Faust aufs Herz pressend, enden soll dieser Zustand, und sollte ich die Galgen verdoppeln und selbst im Hofe des Louvre ein Blutgerüst aufführen lassen; und Guise's von allen Frauen vergöttertes Haupt soll das erste seyn, das herabrollt. Enden soll das! Nicht Hugenott, nicht Montmorency, nicht Guise, nicht der tändelnde Anjou, auch Ihr nicht Mutter, sollt ferner das unglückliche Land zerreißen, und um die Gewalt Euch streitend, es zerfleischen. — Ich allein, beim allmächtigen Gott schwör' ich, ich allein will der Blutrichter seyn, und wehe dem, der mir ins Amt zu greifen wagt! — Ruhe will ich haben, so lange dies müde Haupt noch die Königskrone trägt, dies morsche Gebein noch auf dem Throne sitzt, und mir die lange Ruhe wird im Grabe. Er schellte. — Hauptmann Cosseins soll kommen! rief er dem Eintretenden entgegen.

Keine Gewaltthat, mein Sohn! bat Catharine von Medicis.

Ja, ich will fortan König seyn in Paris, wie ich Herr war in den Forsten von Fontainebleau! Hetzen will ich die Frechen, die meiner Macht widerstrebten, hetzen will ich sie wie die angeschossenen Eber, bis sie röchelnd zu meinen Füßen liegen, und blutiges Spiel will ich mit denen treiben, die bisher ihr Spiel mit mir getrieben. Mutter! Stundenlange Ruhe mir zu geben, mußte oft mein Wundarzt mir das Blut abzapfen; ich werde kein Thor mehr seyn, das eigne Herzblut hinzugeben, fremdes Blut soll fließen, damit ich schlafen kann und meine Pulse ruhig schlagen.

Der Hauptmann trat ein. Ihr geht, und nehmt den Herzog von Guise gefangen, wo Ihr ihn findet! befahl ihm der König.

Cosseins warf einen fragenden Blick auf die Königin Mutter, der nicht beantwortet wurde, dann wagte er es dem Könige vorzustellen, wie gefahrvoll es sei, den Herzog in seinem Palaste in der Mitte seiner Edelleute gefangen zu nehmen. Doch der König stampfte wüthend mit dem Fuß. Bei allen Teufeln und allen Heili'

gen, geh oder Du bist des Todes! Cosseins ging, die Königin Mutter schlich sich fort.

9.

Catharine von Medicis hatte sich weniger aus Furcht als aus Vorsicht wegbegeben, denn sie wußte zu gut, wie schnell der aufflackernde Zorn des Königs verraucht war. Sie wollte nur den Herzog von Guise von des Königs Befehl benachrichtigen, damit er dem ersten Ausbruch seines Zornes ausweichen, Paris verlassen oder sich verbergen könne. Ihr Bote kam mit Cosseins Warnung zugleich, der sich mehr beeilt hatte dem Herzog einen Wink zu geben, als des Königs Befehl zu vollziehen.

Der Herzog von Guise, schon durch des Königs Benehmen im Ballhause vorsichtig gemacht, hatte für jeden Fall die nöthigen Vorkehrungen getroffen; Pferde standen bereit, und seine treuesten Anhänger waren um ihn versammelt, so daß es, als er die Warnung der Königin Mutter erhielt, nichts weiter bedurft hätte, als sich auf's Pferd zu schwingen und davon zu jagen. Sein Stolz jedoch erlaubte ihm dies nicht,

Von 60 in seinem Palaste versammelten Edelleuten und seiner zahlreichen bewaffneten Dienerschaft umgeben, verließ er mit seinem Ohm und seinem Bruder in dem nämlichen Augenblick den Palast, in welchem Cossein mit 50 Mann der königlichen Leibwacht langsam die Straße herabzog, ritt Schritt vor Schritt, ohne sich um ihn und seine Schaar zu kümmern, dem Thore zu, und verließ dem Scheine nach Paris. Doch schon in den Vorstädten zerstreute sich seine Begleitung, die einzeln und durch verschiedene Thore wieder nach Paris zurückkehrte. Er selbst ritt, als es zu dämmern begann, mit den Herzögen von Aumale und Mayenne in aller Stille nach seinem Palaste, und hielt sich dort, die Begebnisse abwartend, auf.

Der König, dem die Rückkehr der Guisen verborgen blieb, war wüthend, als er erfuhr, daß der Herzog nicht entflohen, sondern mit allem Prunk und einem glänzenden Gefolge Paris verlassen hatte. Fast hätte Cossein, der sonst fest in Karl des Neunten Gunst stand, seine Anhänglichkeit an die Guisen theuer bezahlen müssen.

So unangenehm es auch anfangs der Königin Mutter war, daß der Streich auf Coligny

nur halb gelang, so war sie doch jetzt mit dem Gange der Begebenheiten nicht ganz unzufrieden. Der eigenwillige Guise war in seiner Lage jetzt mehr als je abhängig von ihr. Der König hatte augenscheinlich Mißtrauen gegen die Hugenotten gefaßt; ihr trotziges keckes Auftreten, die kühnen Worte Condé's, die dem Könige deutlich sagten, daß wenn ihnen nicht Recht geschähe, sie sich selbst Recht verschaffen würden, hatten seinen Stolz beleidigt. Karl der Neunte konnte nicht Widerspruch, viel weniger Trotz ertragen, und so kraftlos er auch den Scepter führte, mochte eben das Gefühl seiner Schwäche ihn bei jeder Gelegenheit reizbarer machen, sobald er glauben konnte, man wolle diese Schwäche benutzen, ihm zu imponiren. Ueberdies liebte er den Prinzen von Condé nicht, und es ward späterhin der Königin Mutter um so leichter, ihm den Argwohn einzuflößen, die Hugenotten würden, Condé an der Spitze, sich selbst Recht schaffen und es zu blutigen Auftritten zwischen beiden Partheien kommen. Die Wachen des Louvre wurden verdoppelt und alle Maasregeln getroffen, als ob ganz Paris schon im Aufruhr sei.

Am schmerzlichsten war wohl durch dieses

Ereigniß Adelaide de la Cossé betroffen. Am 22. August geschah der Anfall auf das Leben des Admirals, und der 26. war zu ihrem Hochzeitstag mit dem Herrn von Regnier bestimmt. Sie konnte sich leicht sagen, daß in so bewegter Zeit dieser Tag verschoben werden müsse, und ihr einziger Trost war die sanfte Elisabeth von Oestreich, welche ihr, die Begebenheiten möchten sich gestalten, wie sie wollten, Schutz versprach. Aber die Königin selbst war von schweren Sorgen ergriffen. Der körperliche wie der Seelen-Zustand ihres Gemahls entging ihr nicht; sie hatte deshalb schon zweimal nach Ambrosius Paré geschickt, der endlich von Coligny's Krankenlager sich losriß und zu ihr eilte. Er konnte der zärtlichen Gattin nur wenig Trost geben, denn obgleich er es nicht wagte, ihr seinen Argwohn mitzutheilen, wünschte er dennoch, sie möchte auch hier als guter Engel dem Könige zur Seite stehen. Er bat sie, ihren Gemahl besonders in dieser bewegten Zeit an dem Genuß aller geistigen Getränke zu hindern, und wo möglich ihm Alles, selbst das Wasser zu kredenzen. Dies mußte ihr auffallen, da der König keinen Wein außer zum Nachttrunk, seit jenem Tage zu sich nahm, wo er in der Trunkenheit

zwei seiner Diener schwer verwundet hatte; sie wollte noch weiter in ihn dringen, aber Paré wich jeder bestimmten Antwort aus.

Mehrere Bewegungen unter den Hugenotten, ihr häufiges Kommen und Gehen nach dem Louvre, wo der König von Navarra und der Prinz Condé ihre Wohnungen hatten, fielen dem Könige auf. Auch unter der Guise'schen Parthei war eine außergewöhnliche Bewegung, und das Gerücht, welches sich durch ganz Paris verbreitete, die Montmorency's hätten sich mit den Hugenotten vereinigt und rückten mit ihrem Anhang gegen Paris vor, ward sehr bald und absichtlich dem Könige hinterbracht, und er so den ganzen Tag über in steter Unruhe erhalten.

Am andern Morgen ließ der Admiral den König bitten zu ihm zu kommen. Dieser versprach es, doch konnte es nicht so geheim gehalten werden, daß es nicht Catharina von Medicis erfahren hätte. Sie wußte es nun so listig einzurichten, daß sie unter dem Vorwand der Theilnahme mit dem Herzoge von Anjou den König begleiten konnte.

Der Verwundete erhob sich, als der König ihm nahte, man konnte auf den bleichen Zügen

deutlich die Freude lesen, seinen Monarchen bei sich zu sehen; auch Karl der Neunte zeigte herzliche Theilnahme, erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden, empfahl Ambrosius Paré, der gegenwärtig war, die größte Sorgfalt, und nannte Coligny nur seinen geliebten Vater. Der Königin Mutter, so wie dem Herzog von Anjou, fehlte es nicht an freundlichen theilnehmenden Worten, die Coligny, dem Anschein nach, dankend erwiederte, im Herzen aber sicher zu würdigen verstand.

Catharina von Medicis hatte zu den Füßen seines Bettes Platz genommen, Heinrich von Anjou stand dem Könige gegenüber und lauschte auf jedes Wort des Admirals, bis endlich dieser den König bat, ihm geheimes Gehör zu schenken. Catharine sowohl, wie der Herzog von Anjou zogen sich zurück, und wohl länger als eine halbe Stunde sprach Coligny zum Könige, ohne daß irgend Jemand etwas von diesem Gespräch vernehmen konnte.

Dies beunruhigte die Königin Mutter; sie versuchte einige Mal auf listige Weise das Gespräch zu unterbrechen, doch gelang es ihr nicht. Da riß sie Ambrosius Paré aus ihrer drückenden Verlegenheit, indem er den Kranken erin-

nerte, nicht so viel zu reden, da es ihm ohnfehlbar nachtheilig seyn müßte. Die Königin, Theilnahme heuchelnd, stimmte mit ein, und so wurde endlich das Gespräch abgebrochen, dessen Beendigung der König selbst herbei zu wünschen schien.

Die finstern Blicke der eben gegenwärtigen Hugenotten, der Ingrimm, der sich auf ihren Gesichtern nur zu deutlich aussprach, sobald ihr Auge auf die Königin Mutter oder Heinrich von Anjou fiel, ließen den mißtrauischen König irgend einen bösen Anschlag fürchten; doch hatte er Gewalt genug über sich, sein Mißtrauen zu verbergen. Er nahm mit Rührung Abschied von Coligny, versprach ihm zu seiner Sicherheit, da man bei der feindlichen Stimmung der Guisen Alles befürchten mußte, die nöthigen Maasregeln zu treffen, und gab ihm den Rath, seine treuesten Anhänger um sich zu versammeln.

Als er eben das Zimmer verlassen wollte, nahte sich ihm der Wundarzt. Sire! raunte er ihm so leise als es der Anstand erlaubte zu: seid meiner Vorschrift eingedenk, trinkt heute und morgen und zu keiner Tageszeit Wein.

Der König blickte ihn anfangs verwundert an, die vertrauliche Art der Anrede mochte ihm

überraschend und unangenehm seyn, doch schnell sich besinnend nickte er ihm bejahend zu und befahl, ja für den Admiral Sorge zu tragen und ihn nicht zu verlassen, und schritt nicht ohne Besorgniß durch die Reihen der hugenottischen Edlen, welche die Theilnahme an dem Schicksal Coligny's hier versammelt hatte.

Kaum im Louvre angelangt, trat Catharina von Medicis bei ihm ein. Sie hatte Manches, die Sicherheit Coligny's betreffend, mit ihm zu reden, erregte durch allerhand Vorschläge seine Ungeduld, und nachdem sie ihm die heiligsten Versicherungen ihrer Theilnahme für den Admiral gegeben, fragte sie ihn endlich, wovon Coligny in der langen Unterredung mit ihm gesprochen habe. Der König beantwortete anfangs diese Frage nicht, da aber seine Mutter sie mehrmals dringend wiederholte, und ihm lästig zu werden begann, trieb ihn seine Ungeduld zu den so erfolgreichen Worten: er gab mir den Rath künftig allein zu regieren, und mit Gott werde ich den Rath befolgen!

Das thut! erwiederte Catharina gleichmüthig scheinend, und entfernte sich bald darauf.

10.

Kaum in ihr Gemach zurückgekehrt, ließ sie den Marschall Retz und den Kanzler rufen, sich mit ihnen über den Tod des Admirals zu berathen, der ihr allein die verlorene Ruhe und die Macht wiedergeben könne. Beide waren der Meinung, daß dies jetzt ohne Bewilligung des Königs unmöglich sei, da die Wohnung Coligny's mit seinen Anhängern gefüllt und Niemand zu ihm gelassen würde. Das sah die Königin Mutter wohl ein, aber auch wie schwer es seyn würde, den König zu solchem Entschluß zu bewegen. Ein Mittel glaubte sie noch versuchen zu müssen, das allein wirksam seyn könnte, nämlich die Furcht des Königs vor einem Aufstande der Hugenotten. Man müßte, sagte sie, ihm keinen Augenblick Ruhe gönnen, Nachrichten auf Nachrichten von Zusammenrottung der Bürger und des hugenottischen Adels, so glaubwürdig als möglich, müßten sich folgen, und da das trotzige Benehmen der aufgebrachten Anhänger Coligny's manchen Anlaß gebe, dies befürchten zu können, so hoffe sie, daß es gelingen würde, den Verdacht des Königs noch zu vermehren. Hauptsächlich aber müßte man die

Prinzen und die Vornehmsten der Hugenotten dahin zu vermögen suchen, heute noch eine zweite Audienz beim Könige zu verlangen. Marschall und Kanzler pflichteten der Königin bei, und die Ausführung dieses teuflischen Planes wurde dem Marschall Retz übertragen, der, als Catharinens erklärter Liebling, wohl noch mehr als der Kanzler in ihre Geheimnisse eingeweiht war.

Der König von Navarra und der Prinz Condé, welche sich empört fühlten, als sie erfuhren, wie trotzig Guise dem Zorn des Königs ausgewichen sei, waren leicht gestimmt, noch eine Audienz zu verlangen. Der König nahm sie zwar an, versprach auch strenge Gerechtigkeit, fühlte sich aber durch Condé's heftige Reden und seine hingeworfenen Drohungen beleidigt, so daß er, einen stechenden Blick auf den Prinzen werfend, ihn fragte: und wenn Euch keine Gerechtigkeit werden könnte, Vetter von Condé, und man den Thäter nicht ausfindig machte?

So würden wir ihn im ganzen Königreiche aufsuchen, erwiederte Condé unüberlegt, und uns selbst Recht verschaffen.

Wagt es! rief der König zornig, schlug hef-

tig

tig auf seines Degens Griff, wandte ihnen den Rücken, ging in sein Kabinet und ließ sie stehen.

Von allen Seiten erhielt nun der König beunruhigende Nachrichten. So wurde ihm hinterbracht, daß sich der Schultheiß von Paris mit den Viertelsmeistern auf dem Stadthause versammelt habe und die Bürger der Hauptstadt in Unruhe seyen. Er sandte dahin und ließ nach der Ursache ihrer so ungewöhnlichen Zusammenkunft fragen, und eine Deputation, an deren Spitze der Schultheiß, eine Kreatur der Königin Mutter und des Herzogs von Guise sich befand, brächte ihm den wenig tröstlichen Bescheid: Die Stadt müsse bei den drohenden Bewegungen des anwesenden hugenottischen Adels zu ihrer Selbstvertheidigung Maasregeln treffen. Der König gebot ihnen ruhig die Begebenheiten zu erwarten, und nicht Gelegenheit zu unnützen Händeln zu geben, der Schultheiß aber versicherte, die Bürger wären durch die so häufig ausgestoßenen Drohungen, an den Katholischen wegen der Verwundung des Admirals Rache zu nehmen, in solche Unruhe und Bestürzung gesetzt, daß es wohl schwer seyn würde, sie in ihren Häusern zurückzuhalten.

Mit jeder Stunde verbreiteten sich immer

mehr Gerüchte. Die nach den Niederlanden ziehenden Hugenotten sollten, sobald sie das Attentat auf das Leben Coligny's erfahren, sich gegen Paris gewendet haben; die Montmorency's mit ihrem Anhange im Anzuge seyn, selbst in Paris zögen stündlich Haufen bewaffneter Hugenotten ein. Das Gemüth des Königs ward immer unruhiger, immer aufgebrachter; der alte Haß gegen die Hugenotten, die er jetzt als Friedensstörer ansah, erwachte, die Einflüsterungen seiner Mutter und des Marschalls Retz, der ihm von Zeit zu Zeit neue noch beunruhigendere Nachrichten brachte, fanden mehr und mehr Eingang. Ambrosius Paré, der sonst diese Art Aufregung durch kühlende Mittel, vielleicht mehr noch durch verständige beruhigende Worte gehoben, wenigstens gemindert hatte, war an Coligny's Krankenbett gefesselt, so daß der König, sich selbst überlassen, eine schlaflose traurige Nacht in Fieberhitze zubrachte, ehe noch der Morgen graute, ganz den Rath seines Arztes vergessend, die Schaale mit dem Nachttrunk, die er noch in seinem Schlafzimmer fand, leerte, und noch einen Becher Wein verlangend, ihn gierig wie ein Lechzender hinunter stürzte.

11.

Blutig ging am Morgen des 24. Auguſtes die Sonne auf. Kaum daß ihre erſten Strahlen über die hohen Dächer der finſtern Stadt hervorbrachen, als der König ſchon am Fenſter ſtand und den Blick unruhig umherwarf. Alles war ſtill, noch ſchien das bevölkerte Paris wie ausgeſtorben, noch konnte man die feſten Tritte der Schweizer deutlich hören, die in dem Schloßhofe ernſt auf und abſchritten — Krächzend flohen Schwärme von Krähen über die rauſchende Seine, und der kühle Morgenwind trieb ſein luſtiges Spiel mit den kreiſchenden Wetterhähnen. Karl dem Neunten war dieſe todte Stille unangenehm, ihm, der ſo ſehr den wilden Aufruhr gefürchtet hatte, ward es grauſig bei dieſer Grabesſtille. Da traf plötzlich der Hufſchlag jagender Roſſe ſein Ohr; er öffnete das Fenſter, blickte hinaus und ſah in der Dämmerung einzelne Reiter am jenſeitigen Ufer nach der Vorſtadt St. Germain zuſprengen; zu gleicher Zeit raſſelten die Riegel des Palaſtthores auf, die Angeln knarrten, der König ſchrak zuſammen und ſchickte hinunter das Thor zu ſchließen, und

Niemand, wer es auch sei, ohne seinen Befehl ein oder aus zu lassen —

Jetzt trat die Morgensonne, mehr der dunklen Abendröthe als der rosigen Aurora gleichend, höher hervor und suchte vergebens, ihren Strahlen Bahn durch den dichten Nebel zu brechen, der wie ein Trauerflor sie umgab. Da sah der König den Hauptmann Gosseins mit seinem Fähnlein Leibwacht unter dem Fenster vorbei ziehen. Wohin Gosseins, rief er hinab, wohin so früh?

Nach der Straße Betisi, Sire, im Nothfall die Wohnung des Admirals zu vertheidigen; es sieht in der Stadt nicht geheuer aus! erwiederte Gosseins, der mit seiner Compagnie auf den Zuruf des Königs Halt gemacht hatte. Der König winkte ihm aber seinen Weg fortzusetzen, warf das Fenster mit Heftigkeit zu und schritt, den vor ihm stehenden Becher mit Hast leerend, rasch im Zimmer auf und ab.

Keine Ruhe! rief er jetzt, sich in den Lehnstuhl werfend: keinen erquickenden Schlaf, keinen Freund, an dessen Brust ich mein Herz ausschütten, keine Mutter, an deren Busen ich mich ausweinen könnte, keinen Menschen, dem ich trauen darf — Armer König! — Unglück-

liches Geschlecht der Valois! — O wie drückend ist die Krone, sie belastet mein sorgenschweres Haupt, und es brennt, es brennt, als ob die Furien ihr Flammenbett darin aufgeschlagen hätten — Aber ich will Ruhe haben! Friede soll um mich seyn, rief er aufspringend: tiefer Friede! — Ja, im Grabe, ehe nicht klopfendes Herz! sagte er wehmüthig, warf sich wieder in den Sessel, und sein glühendes Haupt sank auf das Kissen des Lehnstuhls. So saß er eine Weile, dann sprang er wieder auf — Ich will mir Ruhe schaffen, auf welche Weise es auch sei! rief er, sich zusammen raffend aus, und befahl einem Diener, den Marschall Retz zu rufen, und ein Anderer mußte ihm den dritten Becher Wein bringen. Er ergriff ihn hastig, setzte ihn aber schnell wieder auf den Tisch — Hat es mir Ambrosius nicht untersagt? murmelte er vor sich hin — Hat er nicht den schwarzen Argwohn in dieser Brust erweckt? — Nein, nein! rief er laut aus: so sehr kann die Natur sich nicht entarten — Nicht die Mutter das eigene Kind — O, er ist Hugenott, sie hassen sie — Nein, nein! — Er warf sich wieder in den Lehnstuhl, und der Marschall Retz, der lange auf sich warten ließ, da er erst Instruk-

tion von der Königin Mutter holen mußte, fand ihn entschlummert.

Der Marschall, dem die Erziehung des königlichen Knaben übergeben, unter dessen Leitung der Jüngling zum Manne gereift war, der mit ganzem Herzen an ihm, seinem Könige, hängen sollte, stand lächelnd vor dem Schlafenden, und betrachtete fast mit inniger Zufriedenheit die kraftlose zusammen gefallene Gestalt seines Zöglings, dessen sonst so bleiches Antlitz heute vom Wein erglüht, dem Schlafe Trotz zu bieten schien, denn nicht Ruhe, ein unstetes Zucken, ein Ausdruck von Unmuth zeigte, daß der Schlaf nicht erquickend sei.

Der Marschall weckte ihn nicht, ergriff den vor dem König stehenden Becher, untersuchte ihn genau, nickte dabei einige Mal lächelnd, und schüttelte den sich noch darin befindenden Wein durcheinander. Dies Alles mochte doch nicht so ganz ohne Geräusch geschehen seyn, denn eben als der Marschall den Becher wieder auf seine Stelle hingesetzt hatte, schlug der König die Augen auf, starrte einen Augenblick den noch mit dem Becher Beschäftigten an, dann erhob er sich kräftig: Was wollt Ihr hier, Marschall?

fuhr er ihn an und vergaß ganz, daß er ihn hatte rufen lassen.

Sire! ich bin hier auf Euren Befehl, aber auch in Auftrag der Königin Mutter, doch wünscht ich dieses Auftrags überhoben zu seyn, denn ich bringe unangenehme Botschaft —

Unangenehm, und ewig mangenehm! unterbrach ihn der König verdrüßlich. Wann werdet Ihr mich wohl mit einer freudigen Nachricht aus meinem kurzen Schlafe wecken? — Nun, was giebts?

Die Bürger sind in Aufruhr —

Ha, durch die Guisen, diese Pöbelfürsten aufgehetzt! fuhr der König auf.

Wohl diesmal nicht, meinte Retz, denn kein Guise ist in Paris, aber durch die Rüstungen der Hugenotten —

Der König ergriff den Becher, stürzte den Rest Wein hinunter und befahl, ihn wieder zu füllen.

Es ist meine Pflicht Ew. Majestät zu warnen, fuhr der Marschall fort, die Sache wird ernst. Der König von Navarra und der Prinz Condé sind im Begriff ihre Rosse zu besteigen und mit ihrem Gefolge das Louvre zu verlassen.

Gebt schnell Befehl, daß ihnen die Thore

nicht geöffnet werden! — Der Marschall ging; ein Page brachte indessen den gefüllten Becher und setzte ihn vor den König hin.

Was ist es an der Zeit? fragte er den Pagen.

Eben hat es von St. Germain l'Auxerrois Acht geschlagen, Sire!

Ist Lärm auf den Straßen?

Bürger und Hugenotten wogen hin und her — Ich fürchte —

Du hast wahrlich nichts zu fürchten, elender Wurm! unterbrach ihn der König und gab ein Zeichen, daß er sich entferne; dann setzte er den Becher an seine Lippen — Fürchtest Du, armer Page? sagte er hohnlachend, und trank gierig wie ein Lechzender den Wein — Was hast Du zu verlieren? — Ein elendes Sklavenleben! — Und ich? — Eine Krone! — O, die drückt so schwer meinen Scheitel, daß das Hirn herausspritzen, das Blut aus meinen Adern dringen möchte — Ja, mit Freuden würf' ich sie von mir, hätte sie mir Gott nicht gegeben, und ergriffe sie nicht Anjou und setzte sie mit Hast auf sein gekräuseltes Haar, und säh' ich nicht meine Mutter triumphiren, daß er — O, sie drückt mich schwer, schwerer als meine Sünden —

Bei diesen Worten war der Marschall Retz

wieder eingetreten und mochte die letzten Worte gehört haben, denn er fragte, Theilnahme heuchelnd: Was drücken Euch für Sünden, Sire! Vertraut Euch Eurem alten Erzieher!

Retz Gondi! erwiederte Karl der Neunte und erfaßte deſſen Hand, die er aber, je länger er ſprach, immer heftiger ſchüttelte: Was Gutes in mir iſt, dank' ich der Barmherzigkeit Gottes, was Sündenhaftes in mir wüthet, dank' ich Euch, meinem Mentor, der mich das Ruchloſe lehrte, das Gute von mir bannte —

Sire! wollte der Marſchall ihn unterbrechen, aber der König fuhr immer heftiger werdend fort: Darum müſſen auch alle meine Sünden auf Euch fallen, und muß ich dereinſt am Tage der Auferſtehung Rechenſchaft geben, ſo ſuche ich Euch auf, wenn Euer klapperndes Gebein aus dem Grabe raſſelt, halte Euch feſt und ſchleppe Euch mit mir vor den Richterſtuhl Gottes. Dort kniee ich nieder und ſpreche: Herr! Was ich war, ward ich durch ihn und durch ſie — Nein, nein! ſchrie er auf. Höre nicht was ich ſagte, Herr mein Gott, ich redete im Wahnſinn, nur durch ihn, durch ihn allein ward mein Herz vergiftet!

Erſchöpft ſank er auf den Lehnſtuhl zurück,

Die Kreuzigung.

Auszug aus Klopstocks Messias, als Erläuterung zu dem Kupfer.*)

Es schaute Jehova,
Hielt die Erde, die vor ihm sank, es schaute Jehova,
Siehe, der war, und seyn wird, auf Jesus Christus herunter:
Und sie kreuzigten ihn.
Aber der Gottmensch blutet. Er schaut' auf Juda hernieder,
Das, von Jerusalem an bis nah zu dem Kreuze, gedrängt stand.
Sieh, er neigte sich hin, und rief herab von dem Hügel:
Vater! sie wissen es nicht, was sie thun. Erbarme dich ihrer!
Mit dem Versöhner waren zween Verbrecher gekreuzigt.
Denn, zu dieser Tiefe, beschloß des Ewigen Rathschluß,
Und sein eigener ihn zu erniedrigen. Einer der Mörder
Hing zu der Rechten ihm, und zu der Linken der andre.
Der eine
War ein versteinerter Sünder, ein grausgewordner Verbrecher.
Dieser kehrte sein finstres, entstelltes Gesicht zu dem Mittler:
Christus wärst du? Ha wärest du's; hülfst du uns! hülfest dir selber!
Stiegest von diesem Baum' herunter, den Gott verflucht hat!
Aber der andre Verbrecher, ein Jüngling verführt in der Blüthe,
Böses Herzens nicht, doch hingerissen zur Sünde,
Rang aus seinem Elend sich auf, und strafte den andern:
Und auch du, dem Tode so nah, so nah dem Gerichte,
Denn das sind wir! du fürchtest auch jetzo Gott nicht!
Wir leiden
Zwar mit Recht, was wir leiden, den Lohn von dem, so wir thaten;
Aber dieser (er winkt auf Jesus) hat nichts verbrochen.
Und nun kehrt er sich ganz zu dem Gottversöhner und strebet
Gegen ihn tief sich hinzuneigen. Ihm fließen die Wunden
Blutiger, als er es thut; allein er achtet des Bluts nicht,
Nicht der offneren Wunden! Er neigt zum Versöhner sich nieder,
Rufet: Ach Herr, wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehst,
Dann erinnre dich meiner! Mit göttlichstrahlendem Lächeln

*) Artistische Zugabe der Verlagshandlung.

der Marschall stand erschüttert vor ihm; dann hob der König das gesenkte Haupt, warf einen durchdringenden Blick auf Retz, der noch immer nicht Fassung gewinnen konnte, und fragte, dem Anscheine nach beruhigt: Was wollt Ihr eigentlich hier?

Euch warnen, Sire! — Siegen die Ketzer, oder siegt der Pöbel, so steht Eure Krone auf dem Spiel!

Und was meint der weise Rath meiner Mutter, das zu thun wäre?

Ich glaube kaum, erwiederte der Marschall, seine Empfindlichkeit nicht verbergen könnend, daß es jetzt Zeit wäre, ihn Ew. Majestät mitzutheilen, am wenigsten durch mich.

Redet, ich befehl' es!

Nur durch ein Mittel kann der Knoten zerhauen, kann hier geholfen werden.

Und dies Mittel? fragte der König gespannt.

Der Tod des Admirals!

Bei allen Teufeln! fuhr Karl der Neunte von seinem Sessel auf, und seine Hand fuhr nach dem Dolche — Doch besann er sich, setzte sich wieder und befahl dem Marschall fortzufahren. Dieser stockte. Nur immer zu, sagte der König und trank, nur zu! — Ich möchte doch

wiſſen, wie Coligny's Blut das wogende Meer beruhigen könnte — Macht mich damit bekannt!

Der Kanzler meinte — begann der Marſchall, den aber der König ſchnell durch ein: Ha, ha! Kanzler Birague! — Nun, was meinte er denn? unterbrach.

Der Kanzler meinte, der Tod Coligny's, der Tod auf Befehl des Königs, ſetzte er ſtark betonend hinzu, und beobachtete bei dieſen Worten genau den Monarchen, der ſtarr vor ſich hin ſah: der Tod Coligny's würde die Hugenotten entmuthigen; ſie würden ſich zerſtreuen, Paris verlaſſen, die Bürger ruhig an ihre Arbeit zurückkehren, und ſo wäre den Hugenotten das Haupt, den Guiſen der Triumph genommen, durch die Anhänglichkeit der Pariſer über ihre Feinde zu ſiegen und ihre Macht neben der königlichen Macht zu erheben. Ueberdies wär' es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Volk, an der Spitze die Guiſen und ihr Anhang, bald die Hugenotten überwältigen und Coligny auch dann das erſte Opfer ſeyn würde.

Und rechnet Ihr hierbei den König für Nichts? fragte König Karl. Für Nichts die 2000 Mann Leibwacht und die Schweizer, die ihn umgeben, für Nichts den Adel, der an ſeiner Tafel ſchma-

rozt und in dem Vorzimmer seiner Mutter wie giftiges Gewürm kriecht?

Und zu welcher Parthei würde sich der König wenden? fragte der Marschall. Zu den Hugenotten oder den Guisen?

Der König stand auf, begann, die Hände auf dem Rücken, seine Wanderung im Zimmer, stieß einzelne Worte aus, unter welchen man deutlich: Nein, nein! vernehmen konnte, und setzte dies immer rascher und in immer heftigerer Bewegung so lange fort, bis der Marschall Retz sich ihm in den Weg stellte und ihn fragte: Sire! welchen Bescheid soll ich dem Conseil bringen?

König Karl blickte an ihm auf, schien nachzudenken, erwiderte aber nichts.

Soll zur Wiederherstellung der Ruhe Coligny sterben?

Sterben? fuhr der König auf — Nein, beim Teufel, nein! Geht zum Henker mit Eurem Conseil und laßt mich in Ruhe, laßt mich schlafen! Er warf sich wieder in den Lehnstuhl; der Marschall sah verlegen bald auf den König, der jetzt die Augen schloß, um sie im andern Augenblick wieder aufzuschlagen, bald nach der

Thüre, die sich endlich aufthat; die Königin Mutter trat ein.

Der König sprang auf und ging ihr entgegen. Sire! Hat Euch der Marschall Retz berichtet, was man bei der obwaltenden Gefahr für das Zweckdienlichste erachtet hat?

Ich glaube! erwiederte König Karl.

Und welchen Entschluß habt Ihr gefaßt?

Mutter! nahm der König rasch das Wort. Ihr meint, meine Krone stände auf dem Spiele? — Nun, wie Gott will! — So lange ich noch diesen Arm rühren kann, so lange noch das Herz mir in der Brust klopft, will ich sie gegen Jeden im offnen Kampf vertheidigen — gegen Hinterlist vermag ich es freilich nicht — Also dies Spiel ist noch lange nicht verloren, aber die himmlische Krone wär' unwiederbringlich dahin, befolgt' ich Euren Rath.

Entfernt Euch! befahl jetzt Catharina von Medicis dem Marschall, der auch sogleich sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Warum sendet Ihr Euren Günstling fort? fragte der König unwillig.

Daß er nicht höre, was des Königs von Frankreich Mutter mit ihrem Sohne spricht.

Er hat schon Manches gehört, was er nicht hätte hören sollen; er bleibe! befahl der König.

Nun wohlan, nahm Catharina das Wort: so hört mich an, König Karl, hört mir aufmerksam zu und beherzigt, was ich Euch sagen werde! — Du glaubst die himmlische Krone zu verlieren, wenn Du die irdische auf deinem Haupte befestigt? begann sie nun, und stand eine Zürnende vor ihrem Sohne: Du fürchtest für Dein Seelenheil, wenn Du statt Ströme Bluts nur einen elenden Ketzer verbluten lässest? Thörigter Jüngling!

Mutter! fuhr der König auf.

Ruhig, mein Sohn, die Hand von Deines Dolches Griff! fiel sie ihm in die Rede; die Mutter steht vor Dir, die verzweifelte unglückliche Mutter, und diese fürchtet ihren Sohn nicht, und schmückten zehn Kronen sein Haupt! — Ja, thörigter Jüngling, der in der Gewalt der Ketzer den Himmel sich zu erhalten wähnt, der einen Sünder dem Glauben, den Heiligen zu opfern zu feig ist!

Nicht weiter, Mutter! fuhr König Karl auf und erfaßte mit Heftigkeit ihre Hand, doch diese lächelte ruhig. Muß ich auch das Aeußerste von meinem Sohne erwarten, so will ich doch spre-

chen, will aufschreien, daß die Gruft zu St. Denis sich öffne, die Särge sich spalten, und die Könige Frankreichs hervortreten ihren entarteten Sprößling zu schauen, der muthlos und bebend vor der Gefahr flieht und nicht wagt ihr entgegen zu treten. Ich will sie hierauf beschwören, daß ihre Verachtung Dich ganz niederschmettre. Wer eine Krone tragen will, muß auch Muth haben sie zu vertheidigen; wer an der Spitze eines tapfren Volkes stehen will, muß kein Feiger seyn, und ein solcher bist Du!

Der König, bisher mit keinem Worte, mit keinem wilden Blick die Mutter störend, zog langsam und bedächtig seinen Dolch, besah ihn mit starrem, fast leblosem Blicke. Nein! rief er plötzlich, und warf ihn mit Heftigkeit von sich. Keiner soll sagen, Karl von Valois, der König Frankreichs sei ein Feiger! Aus wessen Munde dieses Wort noch einmal mein Ohr trifft, den erdrosselt diese Faust, und wär' es sie, die sich meine —! Er stockte plötzlich, ergriff rasch seinen Rosenkranz, betete mit Hast, und versank dann in Nachdenken.

Also Coligny muß sterben? fragte er nach einer furchtbaren Pause mit erzwungener Ruhe.

Ja, erwiederte Catharina gleichmüthig, sein Tod ist die einzige Rettung!

Könnt Ihr beim allmächtigen Gott schwören, daß das Eure wahre Meinung ist?

Das kann ich!

Wollt Ihr an jenem Tage des Gerichts die blutige That vertreten?

Das will ich! Jedes Opfer, das dem reinen Glauben fällt, ist dem Herrn wohlgefällig. —

Nun denn, bei allen Teufeln, so laßt ihn morden; aber damit Ihr dem Herrn ganz wohlgefällig werdet, mit ihm die ganze Ketzerbrut!

Mein Sohn! fuhr die Königin auf, ob mehr erfreut als erschrocken, war schwer auf ihrem Gesichte zu lesen.

Ja! Soll einmal Blut fließen, so soll es nicht auf Banditen Weise meuchlings geschehen, es soll ein königliches Blutbad werden, wozu wahrlich Muth gehört es zu befehlen — Austilgen sollt Ihr die Ketzer, und wenn die Seine, von ihrem Blute geröthet, unter Eurem Fenster rauschend vorüber fließt, dann stimmt ein Hosianna an und zählt die Sprossen der Himmelsleiter, die Ihr Euch damit erworben habt. — Jeder Seufzer der Sterbenden sei Euch ein Segensruf, jeder Fluch der Röchelnden eine Anwei-

weisung auf das Paradies. Wir wollen dann, Mutter und Sohn, am andern Morgen auf dem großen Leichhofe Paris zusammen lustwandeln, und wäre auch Anjou dann an Eurer Seite, würdet Ihr doch bei diesem Anblick zu mir sagen: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!

Karl! unterbrach ihn Catharina, zusammenschaudernd, doch er fuhr, ihre Hand fassend, immer heftiger fort. — Seid zufrieden! Ich bin am Ziele, geistig und körperlich zerrüttet. Die Menschlichkeit habe ich von mir gestoßen, und Ihr tragt die Schuld, tragt auch die Verantwortung. Ich fühle die Hölle in meinen Eingeweiden; den Himmel seh' ich nur dort oben, die Hölle aber ist hier! Er klopfte dabei mit geballter Faust heftig auf sein Herz und sank ermattet auf den Sessel. Der Marschall Retz raunte der Königin zu, das Eisen zu schmieden, weil es noch warm sei; sie befolgte den Rath und versuchte den König aus seiner Lethargie zu rütteln. Laßt mich schlafen! brummte er, doch die Mutter rüttelte ihn heftiger, da sprang er auf.

Sire! Soll ich das, was Ihr eben befahlt,

dem Conseil vortragen, damit die Befehle schnell ausgefertigt werden? fragte ihn jetzt die Königin.

Ihr habt große Eile, erwiederte er, aber thut es nur, und seid unbesorgt, daß ich widerrufen könnte. Ich habe mich ja den Klauen des Teufels, der Hand der Mutter übergeben, Beide halten mich fest. — Geht und laßt mich schlafen.

12.

Der Blutrath war bei der Königin versammelt. Oben an auf golddurchwirktem mit einer Krone geschmückten Lehnstuhl saß Catharine von Medicis, zu ihrer Linken der Herzog von Nevers, zu ihrer Rechten der Herzog von Anjou, neben diesem der Großprior von Angouleme, der natürliche Sohn Heinrichs des Zweiten, dann hatten die Marschälle Retz Gondi und Tavannes ihre Plätze genommen; der Königin gegenüber saß wie ein spähender Luchs der Kanzler Birague.

Von dem Entschluß des Königs nicht wenig überrascht, war anfangs ein Theil der hier Versammelten unschlüssig, ob dieser Befehl auszuführen sei; der Herzog von Anjou aber stellte

ihnen vor, daß die Zwietracht, die so lange Frankreich zerrissen, mit einem Schlage vernichtet werde, und der fanatische Tavannes meinte gar, daß die Ausrottung der Ketzer eine Wohlthat für diese sei, indem sie dadurch vor größerem Verderben bewahrt, und vielleicht ihre Seelen gerettet würden; nur der Herzog von Nevers setzte sich einige Zeit dagegen, wurde jedoch bald überstimmt und mußte nachgeben.

Jetzt wurden die Rollen vertheilt. Den Herzog von Anjou wollte die zärtliche Mutter keiner Gefahr aussetzen, er sollte im Louvre bleiben und dort den Befehl führen; Guisen, der immer noch verborgen blieb, aber schon von Allem unterrichtet war, ward der Admiral zu Theil, die Ermordung seines Vaters zu rächen, an ihn wollte sich der Großprior, der Coligny persönlich haßte, anschließen; dem Marschall Retz, so wie dem Kanzler, ward der ehrenvolle Auftrag bei der Königin zu bleiben, während Tavannes und Nevers die Anordnungen zum Blutbad leiten sollten. Das Lauten zur Frühmette vom Thurm St. Germain l' Auxerrois sollte das Zeichen zum Beginnen des Trauerspiels seyn.

Nun warf der Kanzler die Frage auf, ob

Sah dem erschütterten Sünder der sterbende Mittler ins Antlitz:
Heut, ich sag' es dir, wirst du im Paradiese mit mir seyn! —
Aber die Erde ward still vor der sinkenden Dämmrung.
Die Dämmrung
Wurde dunkler, stille die Erde. Schatten mit bleichem
Schimmer, ängstliche trübe Schatten beströmten die Erde,
Stumm entflogen die Vögel des Himmels in tiefere Haine;
Bis zu dem Wurme verschlichen bestürzt die Thiere der Felder
Sich in die einsame Kluft. Die Lüfte rauschten nicht, todte
Stille herrschte. Der Mensch sah schweraufathmend gen
Himmel. —
In fürchterlichsichtbare Nächte
Lagen gehüllt die weiten Gefilde der Erd', und schwiegen.
Aber am hohen Kreuz hing Jesus Christus herunter
In die Nacht; und es rann, mit des duldenden Blute, des Todes
Schweiß. Die Erde lag in ihrer Betäubung. Betäubter
Bleibet der Freund nicht am Grabe des frühentfliehenden
Freund's,
Oder, wer große Thaten versteht, an dem Marmor des edlen
Patrioten, der Tugenden nachließ. Starrer Geberde,
Hängt er über der heiligen Trümmer, und weint nicht.
Auf Einmal
Faßt ihn mit anderem Wüthen der Schmerz, erschüttert ihn!
Also
Lag die Erde betäubt, so bebte sie auf. Der bewegte
Golgatha schauerte jetzo mit ihr bis zum obersten Kreuze.
Und des Geo:ferten Wunden ergießen das ewige Leben
Strömender, da das umnachtete Kreuz mit Golgatha's Höhn
bebt.
Fürchterlich überschattet die Nacht den Hügel des Todes,
Und den Tempel, und dich, Jerusalem. Selber die Engel
Sehn ihr re ner s Licht wie in Abenddämmrung erblassen.
Und es strömte sein Blut. Nun stand das Volk vor Entsetzen
Eingewurzelt, und sah mit wildem Blick zu dem Kreuz auf.
Furchtbar strömte das Blut der Versöhnung. Es kam nun,
sein Blut kam
Ueber ihre Kinder, und sie. Sie wollen ihr Antlitz
Wenden, allein stets richtens allmächtige Schrecken zum
Kreuz hin.

die beiden Häupter der Hugenotten, der König von Navarra und der Prinz Condé, auch als Opfer fallen sollten, oder nicht? Für den Ersten sprach die Königin Mutter so bestimmt, daß Niemand zu widersprechen wagte, über das Schicksal des Prinzen von Condé aber waren die Meinungen getheilt, die Meisten stimmten für seinen Tod; da trat Nevers, der Schwager des Prinzen, auf, und erklärte, wenn dieser Beschluß nicht geändert würde, das Conseil zu verlassen und den Prinzen zu warnen. Dies rettete Condé.

War auch anfangs, als Catharina den Entschluß des Königs ihnen mittheilte, Mancher unter ihnen vor der blutigen That zurückgebebt, so hatte doch jetzt schon das viele Hin- und Herreden das Grausige gemildert, und Jeder mochte im Stillen schon über manchen Racheplan nachgedacht und den Tod dieses oder jenes Feindes, ob Hugenott oder Katholik, gleichviel, beschlossen haben. Tavannes konnte sogar scherzen, und bat die Königin ihm zu erlauben, den verliebten Neguier, dessen Hochzeit morgen seyn sollte, Messins zur Trauung zu übergeben. Wäre jetzt Jemand hier eingetreten, er hätte glauben müssen eine heitere Gesellschaft vor sich zu sehen. Auch trat Je-

mand ein, und die frohe Laune war aus dem blutdürstigen Kreise verschwunden; Alle sprangen auf und verneigten sich vor dem Könige, der, als sei er einer von denen, die Catharina aus der Gruft von St. Denis hervorgerufen, langsam und schwankend auf sie zuschritt, der Mutter, die ihn auf seinem Sessel noch schlafend glaubte und ihn zu unterstützen ihm den Arm bot, mit den Worten: so weit ist es noch nicht mit mir! seinen Arm verweigerte, dann sich auf ihren Lehnstuhl setzte.

Nehmt Platz! befahl er dann, und als sie erwartungsvoll und in ängstlicher Spannung sich gesetzt hatten, fragte er kalt: sind alle Befehle ausgefertigt worden, Kanzler?

Wozu, Sire? fragte der listige Birague.

Wozu? Beim Teufel, und was fragt Ihr mich? rief er heftig.

Auf einen Wink der Königin erwiederte der Kanzler: wenn Ew. Majestät die Vertilgung der Ketzer meint, so werden die nöthigen Befehle für die Hauptstadt sogleich, die für die Provinzen späterhin ausgefertigt werden.

Für die Provinzen? wiederholte der König, also auch bis dahin soll der Tod seine Arme

ausstrecken? — Nun in Gottes Namen Ihr Unersättlichen! Ihr wollt eine ungeheure Schuld auf mich laden, aber ich wälze sie zurück auf Euch Mutter, und auf Euch Männer des Blutraths, denn ich verlange kein Blut, ich verlange nur Ruhe.

Und die kann Ew. Majestät nur auf diese Weise werden, sagte Retz.

Das wäre fürchterlich, wenn ich mich immer erst in Blut gebadet haben müßte, um ruhig zu schlafen; da wäre ja Frankreichs König der unglücklichste Mensch, den Gottes milde Sonne beschien! sagte der König mit gepreßter Stimme, den düstern matten Blick nach dem Himmel gerichtet. Dann senkte sich sein Haupt, sein Auge sah starr auf den Boden und eine drückende Stille trat ein, Keiner wollte reden, Keiner wagte es den König zu stören. Da erhob er plötzlich das gebeugte Haupt und wendete sich nach seiner Mutter. Haltet Ihr das Blutgericht zur Ruhe Frankreichs für unumgänglich nöthig? fragte er.

Es wird Euch und dem Lande Segen bringen! erwiederte Catharine.

Mir? — Nein! — Dem Lande? Nimmermehr! — Ich verlange den Segen nicht, ich überlasse ihn Euch und den Vollstreckern der

That, aber auch den Fluch; ich mag von Beiden nichts! Wann ist es beschlossen?

Heute Nacht, Sire! erwiederte Birague.

Schon heute Nacht? Schon heute also den Himmel oder die Hölle erworben? Ihr geht raschen Schritts vorwärts; ich dächte, auf dem Wege zur Hölle brauchtet Ihr nicht so zu eilen, den hättet Ihr Euch schon früher gebahnt. Er erhob sich bei diesen Worten, winkte dem Großprior, der ihm seinen Arm reichen und ihn nach seinem Zimmer führen mußte.

Des Königs Erscheinen hatte zwar in der Versammlung eine unangenehme Stimmung erregt, jedoch als er sich entfernt hatte, war sie bald verschwunden, denn die nöthigen Verabredungen, die getroffen werden mußten, ließen den König und seine üble Laune vergessen. Auch hierbei erhielt der Herzog von Guise den Auftrag, den Stadtschultheiß, die Schöppen und die Hauptleute der verschiedenen Quartiere in aller Stille auf das Stadthaus zusammen zu berufen, und ihnen, die ganz ihm ergeben und einigermaßen schon vorbereitet waren, die nöthigen Instruktionen zu ertheilen. Sie sollten die Bürger in ihren Quartieren bereit halten, bei dem ersten Sturmlauten sich gewaffnet auf den

dazu bestimmten Plätzen zu versammeln, wo sie seine weiteren Befehle vernehmen würden. Ueberhaupt that die Königin Mutter Alles, um den Herzog von Guise zur Hauptperson dieses Trauerspiels zu machen, er wurde zum Anführer ernannt, dessen Leitung zu folgen Alle versprachen.

Nachdem Jedes genau erwogen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, entließ Catharina die Versammelten, und jeder ging wohlgemuth nach Hause, sich an wohlbesetzter Tafel gütlich zu thun, als gehe er am Abend einem Freudenfeste entgegen.

13.

Ein stetes Hin- und Herlaufen im Louvre und die übertriebene Nachricht, daß ganz Paris in Aufruhr sei, obgleich man vom Palast aus nur wenig davon bemerken konnte, ließen die Königin Elisabeth ahnen, daß etwas Wichtiges im Werke sei. Der Befehl, daß der König von Navarra und der Prinz Condé nicht das Louvre verlassen sollten, die Freude, die sie auf Biragues und Tavannes Gesicht erblickte, als sie ihnen zufällig begegnete, ließen sie fürchten, daß

ein Anschlag gegen die Hugenotten ausgeführt werden sollte, und ihre Angst hatte sie schon zweimal nach den Zimmern des Königs, der nicht bei der Mittagstafel erschienen war, geführt, zweimal hatte sie den Bescheid erhalten, der König habe sich zur Ruhe gelegt und schlafe. Dies war auch die Wahrheit; er fühlte sich so erschöpft, daß sich sein brennendes Auge unwillkürlich schloß, die ihn durchschauernde Fieberhitze aber trieb den Schlaf von ihm, und so schwebte er in einem steten Zustand von Ermattung und Aufregung und in einer Art stumpfer Abspannung. Auch hatte er noch während des Tages manchen Becher geleert, um die Angst, die ihn von einer Stelle zur andern trieb, zu dämpfen, sie aber dadurch nur noch vermehrt.

In diesem Zustande fand ihn gegen Abend seine Gemahlin, als sie, zum drittenmale sich nach seinem Befinden zu erkundigen, endlich vor ihn kam. Schon sein Anblick erschreckte sie, und sogleich befahl sie einem Diener, Meister Ambrosius zu rufen, der das Krankenlager des Admirals heute noch nicht verlassen und sich noch nicht bei dem Könige gezeigt hatte.

Kaum hörte dies König Karl, als er aufsprang und dem Diener nachrief: Ja, ja! Ruf

ſchnell Meiſter Paré, er ſoll ſchleunig zu mir kommen, auch den Grafen La Rochefoucault und Marie Touchet. — — Schnell, ſchnell!

Bei dieſem Namen erröthete die Königin, doch that ſie, als habe ſie es nicht gehört und begann ſich mit dem Könige zu unterhalten, der ſich zwang freundlich und ſanft gegen ſie zu ſeyn.

Wie befindet Ihr Euch, mein Gemahl? wagte ſie endlich zu fragen, da der König plötzlich ſtill ward und vor ſich niederblickte. Bei dieſen Worten ſah er, wie aus einem finſtern Traum erwachend auf. — Wie iſt Euch, Sire? fragte ſie nochmals.

Als wär ich im Fegefeuer! erwiederte der König widrig lachend. In mir brennt es wie hölliſche Flamme, und doch ſagen ſie, ich ſolle den Himmel mir damit erwerben.

Womit? fragte Eliſabeth bebend.

Fragt nicht weiter, Königin! Eure zarte Natur, Euer frommes Gemüth ging zu Grunde, wollt' ich die Frage beantworten.

Die Königin, nicht mehr zweifelhaft, warf ſich ihm zu Füßen. Sagt mir, was geht vor? bat ſie händeringend. Oeffnet mir Euer Herz, theilt mir mit, was Euch ſo quält! Ach, mein Gemahl, Ihr ſeid in einer furchtbaren Aufre-

gung — Um aller Heiligen willen flehe ich zu Euch, vergießt kein Blut!

Ich werde das Louvre nicht verlassen, werde kein Blut vergießen, meine Hand bleibt rein. — Aber steht auf, ich bin ein sündhafter Mensch, vor dem keine Heilige knieen darf. Steht auf, wiederholte er heftiger.

Die Königin gehorchte. Das Vollbringen der bösen That, sagte sie jetzt, und die fromme Dulderin stand wie das mahnende Gewissen ernst vor ihrem Gatten, das Vollbringen wird nicht allein ins Schuldbuch aufgezeichnet, auch das Zulassen wälzt der Sünde schwere Schuld auf das Haupt!

Hu! fuhr der König zusammen, sprang auf und wankte nach dem Fenster hin. Die Königin wollte ihm folgen, doch er winkte, daß sie zurückbleiben sollte. So vergingen Minuten. Endlich brach die Königin das Schweigen. Mein Gemahl! bat sie —

Der König wendete sich rasch und gab ihr ein Zeichen mit der Hand, daß sie sich entfernen möge, doch sie wagte es ihm zu nahen, als die Thüre sich öffnete und Marie Touchet eintrat.

Bei ihrem Eintritt schritt die Königin, hoch erröthet und ohne sie eines Blicks zu würdigen,

an der Zitternden vorüber, die bei dem Anblick der edlen königlichen Frau alle Fassung verloren hatte.

Karl der Neunte schien das Entfernen seiner Gemahlin nicht weiter zu beachten und winkte Marien näher zu treten. Also zweimal hattest Du die Erscheinung eines Engels, der Dir befahl, mich zu bewegen den Admiral tödten, die Hugenotten vertilgen zu lassen? fragte er sie.

Sire! erwiederte das Mädchen stockend. Als ich es Euch damals sagte, hatte ich die feste Ueberzeugung es sei so, seitdem aber sind Zweifel in mir aufgestiegen, die mich glauben lassen, ich sei eine Betrogene.

Auch der Trost wird mir genommen! murmelte der König vor sich hin. Dann rief er plötzlich und zerschlug mit der Faust das klirrende Fenster, daß Maria Touchet laut aufschrie: Nun bei allen Teufeln, so fahre hin, zum Himmel oder zur Hölle!

Mein König! bat die Erschrockene.

Schweig, und setze Dich still auf jenen Sessel! befahl er, dann setzte auch er sich auf seinen Lehnstuhl und schloß die Augen.

Maria Touchet saß in fürchterlicher Angst, denn bald schlug der König die Augen auf und

sah wild um sich her, bald schloß er sie wieder, und dann begannen alle Muskeln seines Gesichts zu zucken. Aus dieser qualvollen Lage befreite sie die Ankunft Ambrosius Paré's, der über den Zustand des Königs nicht wenig erschrak.

Was ist mit Euch vorgegangen, Sire? fragte er, seinen Puls erfassend.

Mit mir? Nichts, alter Mann! erwiederte der König und zwang sich zum Lächeln; Ambrosius aber, den Becher erblickend, eilte hin ihn zu ergreifen, doch König Karl hielt ihn zurück. Was nützt es Euch zu wissen, ob ich Wein oder Wasser getrunken habe, sprach er. Kommt nur mit mir in meine Werkstatt, dort werdet Ihr schon mehr erfahren; auch Du Maria folg' uns! Beide mußten gehorchen. Als sie dies kleine schmutzige Gemach betraten, Meister Ambrosius mit forschendem sorgsamen Blick immer noch den König beschaute, verließ dieser plötzlich die Werkstatt und schloß hinter sich zu. Schiebt den innern Riegel vor und faßt bis morgen früh Geduld! rief er, und ging rasch die Wendeltreppe wieder hinauf. Gott gedankt, Einer war gerettet, sagte er leise, auch sie, deren Leben im Tumult hätte gefährdet sein können — Nun ist noch Einer! —

Im Industrie-Comptoir zu Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Tromlitz Taschenbuch haben wir die beiden Jahrgänge 1828 und 1829 jeden auf den Preis von 1 Rthlr. ord. herabgesetzt, der bisherige Ladenpreis war 2 Rthlr. ord.

Wir haben uns entschlossen, das in unserm Verlag erschienene engl. Taschenbuch für 1829, unter dem Titel: **The british Wreath a literary Album etc.** mit 6 vortrefflich schön gestochenen Kupfern, elegant mit Goldschnitt gebunden im Futteral, zu den äußerst billigen Preis von 8 Gr. netto zu verkaufen. Dasselbe kann auch mit vielem Nutzen in Schulen als Chrestomathie gebraucht werden.

Der Troubadour, eine Sammlung von Romanzen, Liedern und Notturnos, mit Begleitung des Pianoforte. Musik von Blangini, Lassont, Mad. Malibran-Garcia, Auber, Paer, Romagnesi. Worte von K. Kirsch. 3s. Heft mit 1 colorirten Vignette. geheftet 12 Gr.

Die beiden bisher erschienenen Hefte vom Troubadour, welche neue, in Deutschland noch ungedruckte Compositionen von

Berton, Boieldieu, Bruguière, L'Huillier, Panseron, Piccini und Rossini

enthalten, sind günstig aufgenommen worden.

Zur Erinnerung an eine denkwürdige Zeit, (von Braud. Als Zimmerverzierung passend.)

Mit der Unterschrift: „Alexander der Große und Julius Cäsar nehmen jenseits den sieggekrönten Helden (Napoleon) des neunzehnten Jahrhunderts auf." gr. Fol. Preis schwarz 12 Gr. color. 1 Thlr.

Dieſer Eine trat eben ein; es war der Graf La Rochefoucault. Gut, daß Du kommſt! redete ihn der König an. Ich bin heute traurig geſtimmt, bleib bei mir, ſuche mich aufzuheitern. Der Graf erfüllte des Königs Verlangen nur ungern, da er ihn in ſo ſonderbarer Stimmung fand, vermochte jedoch nicht, weder den König aufzuheitern noch ihn munter zu erhalten; denn trotz mancher launigen Erzählung, die er ihm mittheilte, trotz glücklichen Kartenſpiels, ſchlief König Karl ein, erwachte doch ſchnell wieder, fuhr dann von ſeinem Sitze auf und zeigte eine ängſtigende Unruhe.

Als Rochefoucault ſich dabei zu langweilen begann, bat er den König, daß er ihm ſich zu entfernen erlauben möchte, doch dieſer verlangte, er ſolle die Nacht bei ihm bleiben. Der Graf aber, der am Spätabend zu einer Berathung bei Telligny zu kommen verſprochen hatte, ſuchte Alles hervor, den König zu vermögen, ihn zu entlaſſen. Endlich gab Karl der Neunte nach und Rochefoucault entfernte ſich.

Als der Graf das Zimmer verlaſſen hatte, ſah ihm der König eine Weile nach, dann ſagte er gleichgültig: Ich ſehe nun wohl, daß es

Gottes Wille ist, daß er sterben soll; nun in Gottes Namen!

14.

Es mochte um die eilfte Stunde des Abends gewesen seyn, als Rochefoucault den König verließ, der sich nicht im Mindesten um die beiden in der Werkstatt Eingeschlossenen bekümmernd, seinen Beichtvater kommen ließ. Dieser, in das Geheimniß eingeweiht, wußte geschickt die Zweifel des Königs zu lösen und das teuflische Werk als ein Gott gefälliges zu schildern, und obgleich eine innere Stimme in dem jungen Monarchen dagegen sprach, ward mit jedem Becher Wein, den er, der gänzlichen Erschlaffung zu widerstehen, hinunterstürzte, das Menschliche in ihm mehr und mehr getödtet, und durch physische Mittel bis zur höchsten Spannung aufgeregt, bis zur höchsten Abspannung entkräftet, ergriff ihn Verzweiflung.

In diesem Zustande fand ihn die Königin Mutter, welche von Birague und dem Marschall Retz begleitet in das Zimmer trat; selbst Catharine erschrak bei seinem Anblick. Starr und

doch wild, blieb sein Auge fest auf jeden Gegenstand geheftet, den es traf; seine Wange war bleich wie die zuckenden Lippen, kaum konnte er sich aufrecht erhalten. Sie begrüßten sich gegenseitig schweigend, und die Königin, erst die Stimmung ihres Sohnes beobachten wollend, berührte mit keiner Silbe das blutige Vorhaben.

König Karl war auf den Balkon getreten und blickte in die Wellen der vorüberrauschenden Seine, in der zuweilen ein hinter dem Gewölk hervorblitzender Stern sich spiegelte, das Rauschen des Flusses unterbrach noch allein die drückende Stille. Da wandte sich der König plötzlich nach dem Kanzler hin und fragte: Um welche Zeit, Birague, wird das Signal gegeben?

Die Frühmettenglocke von St. Germain l'Auxerrois giebt es! erwiederte dieser sich verbeugend.

Da ist es noch lange hin! meinte der König. Wer schlafen könnte, der thät' wohl sich zur Ruhe zu legen, ich kann es nicht. O, der Schlaf ist eine herrliche Gottesgabe! fuhr er seufzend fort; könnt Ihr ruhig schlafen Kanzler?

Sehr ruhig, Sire!

Kommt da nicht zuweilen der ehrwürdige l'Hopital vor Euer Bette und weckt Euch? Oder

klingen Euch nicht die Beutel mit Doublonen, die der ſpaniſche Geſandte Euch vorhält wie Glockengeläute und ſtören Eure Ruh? Oder hört Ihr nicht im Traum meiner Mutter Ruf, und ſpringt Ihr dann nicht fluchend, daß Ihr geſtört wurdet, von Eurem Lager mit gekrümmtem Rücken, und trotz des Fluches mit grinzend lächelndem Geſicht auf?

Von alle dem Nichts! erwiederte der Kanzler, ſich immer tiefer neigend.

Nun beim Teufel, Birague, fuhr der König fort; da müßt ihr mit Satan ein enges Bündniß geſchloſſen haben, daß er nicht alle Nächte kommt, Euch packt und ſchüttelt und Euch zuruft: Erwache mein Sohn, blick' um Dich und ſieh' Deine Opfer!

Sire! fiel ihm die Königin in die Rede.

Mutter, ſeht nur die kleine verkümmerte Geſtalt mit dem gebogenen Rücken und den dürren Händen, fuhr Karl der Neunte fort, ohne auf ihren Zuruf zu achten, und doch hat der Mann mehr Schlachtopfer gewürgt, als jener Rieſenhafte neben ihm mit ſeiner kräftigen Fauſt, der in Eurem Kabinet, nicht auf dem Schlachtfelde Marſchall von Frankreich wurde.

Sire! Ihr vergeßt, daß ich Euer Erzieher,

Euer Lehrer war und Achtung verdiene, vergeßt, was ich jetzt bin — nahm Retz Gondi das Wort, und konnte seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken.

O, könnte ich das, was Ihr mir waret, so leicht vergessen, als das, was Ihr mir seid, dann wär' es gut! Denn, bei allen Teufeln, mit dem Marschallsstab in der Hand habt Ihr noch nichts vollbracht, was Ihr aber früher gethan, das fühl' ich stündlich mit Grausen in mir selbst —

Da brummte die Glocke von Notre Dame ihre zwölf dumpfen Schläge, die Umstehenden wurden von diesem gespenstigen Abschiedsgruß des scheidenden Tages erschüttert, auch der König schwieg einige Augenblicke, dann ergriff er der Königin Hand: Mutter! sagte er hohnlächelnd, habt Ihr vielleicht meine Ahnen in dieser Mitternachtsstunde aus ihren Särgen zu St. Denis hervorgerufen mir in dem entscheidenden Augenblick Muth einzuflößen? O laßt sie ruhen, sie bedürfen des Schlafes so gut wie ich — und an Muth wird es mir nicht fehlen, da ich doch einmal glauben *will*, es sei ein Gott gefälliges Werk, das wir beginnen. Glauben will ich, fuhr er mit wild rollenden Augen fort, ich sei

in dem Walde von Fontainebleau, und alle Ketzer wären in wilde Thiere verwandelt; ich will sie hetzen mit meinen Hunden; bald will ich Guise und Nevers, dann Montpensier und Tavannes zurufen anzupacken, bald Retz und Birague, die sich hinter Euch, meiner Diana, verkriechen, hinter Euch, die so herrlich das Wild umstellte und die Anordnung zur Menschenjagd so trefflich teuflisch machte; auch mein Bruder Anjou, das glatte Windspiel, soll bellen, wenn es auch nicht beißen kann. Seht, so will ich sie hetzen, in die Seine, durch die Seine, in den Himmel oder in die Hölle, und dies Alles zur Ehre Gottes und Euch zur Liebe!

Mein Sohn, aus Dir spricht die Verzweiflung! unterbrach ihn Catharina, und winkte Retz ihn zu unterstützen, da er einen Sessel zu suchen schien.

Die Verzweiflung, Mutter, meint Ihr? erwiederte König Karl, sich auf einen Sessel werfend: Nein, Euer Wein mit des Beichtigers Tropfen gemischt, die reden, die jagen mir das Blut durch die Adern, die Worte auf die Lippen; die jagen mein Herz, daß es lärmt und klopft, wie ein Hammer auf kalten Ambos. Ihr tragt die Schuld meiner Rede, wie die Schuld

meiner That! Bei diesen Worten sank sein Haupt auf die Schulter und sein Auge schloß sich.

Während der König fast zwei Stunden unruhig schlief, hatte die Königin sich mit Retz und Birague berathen und alle Fälle wohl erwogen. Häufig trafen Boten von Guise, Nevers und Montpensier ein, und der junge 23jährige Herzog, von dem Schatten seines ermordeten Vaters getrieben, stand schon lange von Gewappneten umgeben bereit, mit Ungeduld das Zeichen von St. Germain l'Auxerrois erwartend. Da raunte der Kanzler der Königin leise zu: Wie, wenn der Schlaf den König gestärkt, ein Traum oder sonst Etwas, ihn in seinem Entschluß wankend gemacht hätte? Ich dächte, Madame, Ihr ließet das Zeichen früher geben, daß der Glockenton den Schläfer erweckt.

Ihr habt Recht! erwiederte die Königin: Gebt den Befehl! — Der Kanzler ging — Das blutige Wort war gesprochen — Die Glocke vom alten Thurme sollte es durch ganz Paris verbreiten.

Aber die bange Erwarturg, der Gedanke: jetzt dröhnt der dumpfe, Tod verkündende Schall — es ist geschehen, unwiederbringlich geschehen! ließ doch die sonst so muthige Medicis erblei-

chen auch Retz ward unruhig, nur der König schlief, und der Kanzler lauschte mit Ruhe auf den ersten Schlag. — Da tönte in einzelnen furchtbaren Pausen die alte Glocke, deren Grabgeläute über ganz Frankreich sich verbreitete, und weckte den Schläfer, der aufspringend nach seinem Dolche griff. Ein Pistolenschuß dröhnte zu gleicher Zeit unter dem Fenster, und König Karl schrak zusammen, Catharina, die stolze triumphirende Medicis, erbebte und faltete die Hände zum Gebet, auch Retz murmelte ein Ave Maria, nur Birague trat zu der Erbleichten und sagte mit höhnischem Lächeln: Nun, Madame, wer ist der Muthige in der Gefahr? Die Königin antwortete nicht, betete fort, auch Karl der Neunte hatte die Hände gefaltet und schickte, halb vernehmbar, sein Gebet zum Himmel. Doch plötzlich rief er von der furchtbarsten Angst ergriffen: Nein! nein! dann riß er die Thüre mit Heftigkeit auf: He! Ist Niemand hier? — Diener stürzten herbei — Jagt nach der Straße Betisy, nach allen Straßen, befahl er, und wo Ihr die Herzöge Guise, Nevers, oder den Marschall Tavannes findet, da bringt ihnen meinen Befehl, mit allem einzuhalten und schleunig nach dem Louvre zu kommen! — Die Diener eil-

ten fort — Nein, Mutter, wandte er sich zu dieser: der Hölle Rachen soll sich uns verschliessen, kein Blut, kein Tropfen Blut!

Wie Du es willst, mein Sohn! erwiederte Catharina von dem Augenblick ergriffen und durch die Furcht in ihrem Vorsatz wankend gemacht: Gott mag entscheiden, kommt Dein Befehl zu spät, so war es sein Wille!

Sorgt nicht, raunte der Kanzler ihr zu: die Hetzhunde sind rasch und beutegierig!

Jetzt hörte man von allen Seiten die Sturmglocken, auf den Straßen wurde es trotz der finstern Nacht lebendig, die Bürger stürzten aus ihren Häusern, rotteten sich zusammen und eilten nach den ihnen angewiesenen Plätzen; doch Alles dies geschah noch in der möglichsten Stille, ohne wilden Lärm, ohne fanatisches Geschrei. Bebend sah der König vom Balkon herab, die dunklen Massen sich hin und her bewegen, ängstlich blickte er zuweilen nach der Gegend hin, wo Coligny wohnte, obgleich er von dieser Seite das Louvre nach der Straße Betisy nicht sehen konnte. Die Königin Mutter betete indessen noch immer fort, während Birague teuflisch lächelnd auf das Sturmgeläute hörte, das ihm eine himmlische Musik zu seyn dünkte. Bei

jedem Geräusch im Vorzimmer wandten sich aller Augen, die entscheidende Nachricht mit ganz verschiedenen Hoffnungen erwartend, nach der Thüre, die sich jetzt aufthat. Aber keiner der Abgeschickten öffnete sie, Elisabeth von Oestreich stürzte herein und sank dem Könige zu Füßen. Bei dem barmherzigen Gott beschwör' ich Euch, rief sie, des Königs Füße umklammernd, haltet ein! — Ein Blutbad wird beginnen, das Ungeheure soll geschehen, so sagt mir eine ahnende Stimme — O, nehmt den Befehl zurück, hört nicht auf die Stimme Derer, die Euch umgeben, hört auf meine Stimme, der Engel des Erbarmens spricht durch mich zu Euch! Noch ist es vielleicht Zeit, Sire, Euch zu retten, wendet Euer Herz nicht ganz von der Menschheit ab!

Steht auf! befahl der König: Gott wird entscheiden!

In diesem Augenblick trat Chartre, der Stallmeister des Herzogs von Guise ein: Mein Herr, der Herzog, läßt Sr. Majestät wissen, daß es zu spät sei, die einmal ertheilten Befehle zurückzunehmen, zu weit sei man vorwärts geschritten, um umkehren zu können, die Bür-

Er starb am 5. Mai 1821 Abends um 6 Uhr. Ein allegorisches Erinnerungsblatt, lithographirt von A. Brand in gr. Fol. (Commissions-Artikel) Preis 12 Gr.

Gallerie aus Napoleons Leben oder bildliche Darstellung seiner Denkart, seines Charakters und seiner Handlungen in lithographischen Abbildungen mit den nöthigen Erläuterungen; lithographirt von A. Brand und beschrieben von Dr. J. A. Bergk. in 4to. 1ste und 2te Lieferung à 12 Gr.

Zeitschriften.

Leipziger Allgemeine Modenzeitung. Eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 31. Jahrgang. Preis für den Jahrgang zu 65 Quartbogen, mit 52 Kupfern 6 Thlr.; mit 104 Kupfern 8 Thlr.

Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung. (Ein Begleiter der Modenzeitung) 52 Bogen in Quart. Preis für die Abonnenten der Modenzeitung 2 Thlr. 12 Gr., für diejenigen, welche dieselben allein zu erhalten wünschen: 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird in Becks Repertorium der neuesten Literatur, Nr. 12. Seite 480., große und lehrreiche Mannigfaltigkeit zugeschrieben, und der Hesperus, Nr. 305, sagt darüber: das Publikum könne sich davon eine schöne und recht anziehende Unterhaltung versprechen.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist zu haben:

Constant, ersten Kammerdieners des Kaisers Napoleon.

Denkwürdigkeiten

über Napoleons Privatleben, seine Familie und seinen Hof. Erster und zweiter Band. gr. 8. broch. Preis à 16 Gr.

ger durchzögen die Straßen und dürsteten nach Ketzerblut. Schon sind Opfer gefallen —

Der Admiral? fiel ihm Catharina von Medicis in die Rede.

Er ist nicht mehr unter den Lebenden!

Da erhob sich die Königin Elisabeth schnell empor, und stand mit frommem aber stolzem Blick, eine Heilige unter verworfnen Sündern; der König deckte mit beiden Händen sein bleiches Gesicht, während der Königin Mutter mit dem Muth der Durst nach Rache zurückgekehrt war. Gott hat entschieden! rief sie triumphirend, Gott hat entschieden! wiederholte der König mit bebender Stimme. Möge Euch Gott vergeben! sagte jetzt die edle Elisabeth, sah mitleidig auf die Frevelnden, trat fern von ihnen und betete im Stillen zu ihrem Gott, dem Gott der Milde und Barmherzigkeit.

Jetzt vernahm man den Tumult stärker; schon hörte man das Angstgeschrei der Verwundeten, hörte den wilden Ruf: nieder mit den Ketzern! schon sah man die Unglücklichen unter den Fenstern des königlichen Palastes, von Todesfurcht gejagt, von ihren Henkern verfolgt, vorbei rennen. Selbst im Hofe des Louvre, wo man die gellende Stimme Anjou's vernahm, hörte man

Waffengeklirr, Hülferuf und das Aechzen der Sterbenden. Der König war während dieses Tumults in wilder Verzweiflung rasch auf- und abgeschritten, und als habe sie die letzte Lebensflamme blutroth in ihm gezündet, ergriff ihn der lang verhaltene Blutdurst. Füllt mir meinen Becher mit dem betäubenden Trank! schrie er laut, und Du, rief er einem eintretenden Pagen zu: bring mir meine Büchse! — Schnell, schnell! — Der gefüllte Becher mochte in der Nähe bereit gestanden haben, denn er wurde sogleich gebracht; König Karl stürzte ihn gierig hinunter. Der Page kehrte mit dem Mordgewehr zurück, der König ergriff es mit Hast, doch Elisabeth sprang hinzu, faßte seine Hand und versuchte ihn zurückzuhalten, selbst die Mutter bat — Habt Ihr in das Hifthorn von St. Germain l'Auxerrois gestoßen, rief er, sie verhöhnend, hat die Jagd einmal begonnen, so bin ich keiner der Letzten dabei! — Er riß sich von ihnen los, stürzte auf den Balkon, legte an, der Schuß fiel — die Hölle hatte gesiegt.

15.

Ohne, nach damaliger Sitte, das Schickliche zu verletzen, saß der König von Navarra mit dem Prinzen von Condé und mehreren seiner Glaubensbrüder, die wie er das Louvre nicht hatten verlassen können, vor dem Bette seiner Gemahlin. Sie theilten sich eben gegenseitig ihre Furcht und Ahnungen mit, als die Sturmglocke ertönte. Da blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es dem Admiral gelte, doch das erwarteten sie nicht. Aber plötzlich hörten sie den Tumult und den wilden Ruf: nieder mit den Ketzern! auf der Straße, hörten das Geschrei der Verwundeten, vernahmen das Gemetzel auf dem innern Hofe des Palastes, und nun erkannten sie erst die allgemeine Gefahr. Noch suchte die Königin Margaretha, selbst nicht in das Geheimniß eingeweiht, sie zu beruhigen, und ihnen zu versichern, daß wenigstens für sie in dem Palaste des Königs keine Gefahr sei, als Nanssey, Hauptmann der Leibwacht, mit Bewaffneten eintrat, Heinrich von Navarra wie dem Prinzen im Namen des Königs ihre Degen abforderte, und sie ersuchte ihm zu folgen; den übrigen Edelleuten wurde der

Befehl gegeben, sogleich das Zimmer der Königin Margarethe zu verlassen.

An Widerstand war nicht zu denken; der König von Navarra, so wie der Prinz Condé mußten dem Offizier nach einem abgelegenen Zimmer des Louvre folgen, und bald war das Gemach der Königin Margaretha leer, die nun, selbst von Todesangst ergriffen, ihren Frauen befahl, es fest zu verschließen, denn der Tumult nahm im Palaste selbst immer mehr zu. Das Haus des Königs ward mehr noch, als das des ärmsten Bürgers mit Blut befleckt; alle unglücklichen Edelleute, die so eben das Zimmer der Königin hatten verlassen müssen, wurden in den Schloßhof geschleppt und dort ohne Erbarmen auf die grausamste Weise getödtet.

Die Königin Margaretha sah in der qualvollsten Unruhe den Tag anbrechen; was sie selten that, geschah heute, sie betete inbrünstig, als plötzlich Lärm sich ihrem Zimmer nahte, ihr Gebet störte, und unter dem Angstruf: Navarra! Navarra! heftig an ihre Thüre geklopft wurde. Die Königin, glaubend es sei ihr Gemahl, ließ die Thüre öffnen, und Gaston von Leyran, ein hugenottischer Edler, stürzte, aus mehreren

Wunden blutend, athemlos herein und warf sich, in der Todesangst alle Rücksichten vergessend, auf das Bett der Königin, die erschrocken aufsprang; er folgte ihr, umklammerte sie und suchte in ihrem schönen Körper ein Schild gegen die mit ihm zugleich eingedrungenen Schützen, die in ihrer blinden Wuth, nicht die Gegenwart der Fürstin, nicht ihre Bitten achtend, ihr Opfer von ihr loßzureißen suchten. Da erschien Nanssey zur Rettung des Unglücklichen, trieb die Mörder aus dem Zimmer, und schenkte auf Bitten der Königin Leyran das Leben, zugleich versicherte er ihr, daß ihr Gatte und der Prinz Condé außer Gefahr und wahrscheinlich in diesem Augenblick bei dem Könige wären.

Auch Rochefoucault ward, wie so viele seiner Glaubensgenossen, ein Opfer der Gräuelnacht. Diener des Herzogs von Anjou, der ihn persönlich haßte, traten, Masken vor ihrem Gesichte vor sein Bette. Der Unglückliche glaubte, der König wolle einen Scherz mit ihm treiben lassen und bat seine Henker, den Spaß nur kurz zu machen; sie erfüllten seinen Wunsch, von mehreren Hellebardenstichen durchbohrt sank der edle liebenswürdige Mann. So fielen in dieser

Blutnacht Tausende, selbst die eifrigsten Katholiken wurden aus Privathaß gemordet, Jeder weihte seiner Rache ein Opfer.

In stumpfer Fühllosigkeit hatte der König nach dem unglücklichen Schuß dem Allen zugesehen; Catharina von Medicis war nicht von seiner Seite gewichen, die Königin Elisabeth aber entfernte sich, doch als sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufgehen wollte, metzelte man vor ihren Augen die unglücklichen Schlachtopfer nieder, so daß sie mit Blut bespritzt umkehren und der Marschall Retz sie nach ihrem Gemache begleiten mußte, wo die weinende Adelaide, das Schicksal ihres Verlobten ahnend, zu ihren Füßen stürzte.

Als endlich der König in sein Kabinet zurückgekehrt war, gedachte er seines Wundarztes und Maria Touchet's; er stieg die kleine Wendeltreppe hinab und schloß die Thüre auf. Der Anblick, der ihm hier wurde, überraschte ihn. Meister Ambrosius saß auf einem Sessel, vor ihm lag Maria, das bleiche todtenähnliche Haupt auf seinem Schooße; ihr Auge war geschlossen, das Auge Parés blickte aber finster auf den König, den jeder scharf auf ihn gerichtete Blick erzürnte, und der jetzt gegen Ambrosius mit den

Worten auffuhr: was ſtarrt Ihr mich ſo an, iſt etwa ein Zeichen auf meiner Stirn geſchrieben?

Ein finſtres, murmelte Ambroſius, ein Zeichen, das für ewig den Himmel verſchließt!

Menſch! rief Carl der Neunte, ſeiner kaum noch mächtig.

Sire! O, wäret Ihr ein Menſch geweſen, hätte ein menſchliches Herz in Eurer Bruſt geſchlagen, fuhr der Alte fort, ohne auf die drohenden Geberden des Königs zu achten, ſo wären in dieſer Nacht die Gräuel nicht geſchehen, die in der Geſchichte Frankreichs mit unvergänglich blutiger Schrift aufgezeichnet werden —

Schweig! unterbrach ihn der König: kein Wort weiter, oder ich ſtoße Dich hinaus und übergebe Dich, dem ich das Leben rettete, den Henkern.

Thut, wie Ihr wollt, Sire, für ſolches Leben iſt der Tod wünſchenswerth — Den Greis Ambroſius Paré habt Ihr ja doch nicht retten wollen, nur Euren Wundarzt.

Warum ſteht die Dirne nicht auf? fragte der König, das Geſpräch vielleicht ablenken wollend.

Seht Ihr denn nicht, daß ihr Auge geſchloſſen iſt? Schreck, Gewiſſensbiſſe, Verzweiflung

warfen ſie in die Arme des Todes, hoffentlich hat er die Unglückliche nur zum Todesſchlaf in meinen Schoos gebettet. Laßt mir einen Trunk Waſſer reichen, vielleicht rufe ich ihre Lebensgeiſter wieder zurück.

Der König ſchellte und befahl dem herabkommenden Diener, Waſſer, Speiſe und Trank zu bringen.

Soll ich noch länger hier eingeſchloſſen bleiben? fragte jetzt Ambroſius: laßt mich zu Coligny.

Er bedarf Eurer Hülfe nicht mehr! erwiederte der König hohnlachend. Der Wundarzt warf einen vernichtenden Blick auf ihn und ſchwieg.

Indeſſen hatte der Diener ein Becken mit Waſſer hergebracht. Ambroſius beſprützte die Ohnmächtige, rieb ihr die Schläfe, und König Karl, in welchem das Gefühl für ſie nicht ganz erſtorben war, ſah aufmerkſam den Bemühungen Parés zu. Endlich ſchien es dem Alten gelungen zu ſeyn, Zuckungen verriethen die Wiederkehr des entflohenen Lebens, und jetzt ſchlug ſie die Augen auf — Ihr Blick traf den König, der ſich ihr nähern wollte, doch eine Bewegung der Hand wies ihn zurück: Blut! Blut! ſtöhnte ſie und ſchloß die Augen wieder.

Bei allen Teufeln, Blut, und nichts als Blut! rief der König wüthend, verließ seine Werkstatt und warf zornig die Thüre hinter sich zu.

Man führe den König von Navarra und den Prinz von Condé hierher! befahl er jetzt, und während er sie erwartete, warf er sich in seinen Lehnstuhl und versuchte sich zu sammeln; dann sprang er rasch auf: es soll eine Gott gefällige That gewesen seyn, das Blut sollte zur Verherrlichung des Glaubens fließen, nun so müssen auch sie die Messe hören, oder — Fort, fort, ihr höllischen Phantome, weckt den Tiger nicht, er will schlafen!

Als der Hauptmann Nanssey Heinrich von Navarra und den Prinz Condé aus ihrem Gewahrsam nach den Gemächern des Königs führte, mußten sie die Treppe hinauf über die blutenden Leichname ihrer gemordeten Diener schreiten; das Haus des Königs war zum Schlachthaus geworden. Aber noch war das blutige Spiel nicht beendet, noch hörten sie das wilde Jauchzen der Mörder, die ihnen mit dem wilden Geschrei: Nur nieder mit ihm! die Treppe herab entgegen kamen, so daß der König von Navarra, glaubend es gelte ihnen, erschrocken

stehen

ſtehen blieb, und erſt auf die Betheuerung Ranſſeys, daß für ſie keine Gefahr hier zu befürchten ſei, entſchloß er ſich ſeinen Weg fortzuſetzen. Was ſich in dieſem Augenblick noch ihrem Auge zeigte, war ſchrecklich, aber verſicherte ſie, daß es nicht ihnen gelte, denn von der obern Treppe herab kam der nämliche Page des Herzogs von Guiſe, der auf Monpipeau die Rolle des Engels geſpielt hatte, hielt den armen Jean Petit bei den Haaren hoch in die Höhe und rief ſeinen Begleitern zu, den Wechſelbalg zu ſpießen. Doch wie eine wilde Katze klammerte ſich der zappelnde Zwerg feſt an den Pagen an, und ehe noch das Eiſen einer Hellebarde ihm das Haupt ſpaltete, drückte er ſchon einen ſcharfen Dolch in des Pagen Bruſt. Beide ſanken zu Condés Füßen.

Ohne ſich viel um die Prinzen und ihren eignen ſterbenden Führer zu kümmern, ergriffen ſie den Zwerg und warfen ihn mit ſchallendem Gelächter durch das Fenſter auf die Straße.

Der König ſtand eben ſinnend in ſeinem Zimmer, und blickte in die Fluthen der Seine, die rauſchend und grollend die Leichname der Ketzer dem Meer zutrug, als er von oben eine menſchliche Geſtalt herabſtürzen ſah. Er

riß das Fenſter auf, und ſein kleiner Zwerg, ſein Liebling, lag mit geſpaltenem Kopf und zerſchmetterten Gliedern unter ſeinen Fenſtern. Dies war der erſte unter den vielen Todten, der des Königs erſtarrtes Gemüth erſchütterte. Biſt auch Du gemordet, armer Jean, murmelte er vor ſich; und warſt doch ein ſo rechtgläubiger Chriſt? Alſo auch bis dahin erſtreckt ſich das Blutbad?

Indem wurden die Prinzen eingeführt. Es war dem Könige kein gelegener Moment, denn der Anblick des Kleinen hatte ihn weicher geſtimmt, als er ſein wollte, und ſo dauerte es eine Weile, ehe er die Prinzen anredete, die auch von dem, was ihnen begegnet war, ſich noch tief erſchüttert fühlten. Endlich begann er mit möglichſter Gelaſſenheit:

Frankreich iſt durch die Ketzer, an deren Spitze Coligny ſtand, ſchon lange zerrüttet worden; er hat ſeine gerechte Strafe empfangen. Auch Ihr, König von Navarra, und beſonders Ihr, Prinz Condé, ſeid die Anführer dieſer wilden Rotten, auch über Euch könnte ich, wegen Eurer Widerſetzlichkeit, ein eben ſo ſtrenges Gericht halten; doch Eure Jugend und die Bande des Blutes, die Euch mit dem königlichen Hauſe

verbinden, sollen mich das Geschehene vergessen lehren, wenn Ihr mir künftig treu und gehorsam seyn und Euren Irrglauben abschwören wollt, denn fortan soll nur ein Glaube, der Glaube meiner Väter, in Frankreich seyn.

Der König von Navarra, von lenksamerm Gemüth als Condé, erinnerte den König in ehrerbietigem Tone an sein ihnen gegebenes sicheres Geleite und an die erst kürzlich vollzogene Verbindung, dann versicherte er ihm, sich in Allem nach seinem Willen zu fügen, nur könne er nicht eine Religion abschwören, in welcher er von Jugend auf erzogen sei.

Der Prinz Condé aber, ohne die drohenden Blicke des Königs, ohne die nahende Gefahr zu achten, sagte hierauf keck und stolz: Ein König darf sein geheiligtes Wort nicht brechen, Sire, Ihr habt es uns, Ihr habt es meinen Glaubensbrüdern gegeben. Ihr habt uns die Versicherung gegeben, daß wir, wenn es uns beliebte, ungekränkt Paris verlassen könnten; deshalb zweifle ich auch nicht, daß Ihr es halten werdet. Uebrigens bin ich bis jetzt Ew. Majestät getreuer Unterthan gewesen und werd' es auch ferner bleiben. Aber was meine Religion betrifft, deren Erkenntniß mir Gott gegeben, de-

ren Ausübung Ihr mir feierlich erlaubt habt, sie schwör' ich nicht ab. Sire! Mein Leben, meine Güter sind in Eurer Gewalt, verfügt darüber nach Eurem Willen, doch wegen meines Glaubens werdet Ihr mich standhaft finden, ihn werd' ich für den Rechten erkennen, sollte ich auch mein Leben für ihn geben müssen!

Rebell! rief der König, kaum mehr seiner mächtig. Hast Du in drei Tagen die Messe nicht gehört, so lass' ich Dich erdrosseln!

Thut, was Euch beliebt, und was Ihr vor Gott verantworten könnt! erwiederte Condé stolz. Da befahl der König unter Fluchen und Schwören, sie wieder in ihren Gewahrsam zu führen, verbot streng, irgend Jemand zu ihnen zu lassen, und rief mit dem fürchterlichsten Fluche: Nach drei Tagen in die Messe oder auf das Schaffot!

16.

Tausende waren schon in jener Schreckensnacht geopfert, und dennoch war der Tag nicht minder blutig, auch er verlangte seine Opfer. Aber nicht Alle hatte das Racheschwert und der

Dolch des Fanatismus ereilt; Viele, Unglück ahnend, hatten schon früher Paris verlassen, oder sich in die Vorstadt St. Germain begeben, von wo aus der Weg zur Flucht ihnen offen blieb. Guise verfolgte zwar die Fliehenden mit seiner Reiterei, ereilte sie aber nicht, und späterhin rettete er, um bei den Hugenotten den Fleck dieses Tages zu verwischen, Vielen das Leben, die in seinem Hotel Schutz und Zuflucht fanden.

Keinen traf aber der Schlag dieser furchtbaren Nacht schreckbarer, als den Herrn von Regnier. Am Vorabend seines Glücks saß er im einsamen Stübchen, rief sich die Vergangenheit zurück und träumte von einer rosigen Zukunft; da weckte ihn Sturmgeläute und das wilde Geschrei auf den Straßen aus seinen Träumen; er öffnete das Fenster, sah das Gemetzel, und seine Zukunft stand nun blutig, nicht mehr rosig vor ihm. Er kleidete sich schnell an, gürtete sein Schwert um, und erwartete mit drei seiner Diener, die Einzigen die um ihn waren, in Ergebung sein Schicksal.

Bald nahte es. Ein Haufen Gewaffneter zu Roß hielt vor seinem Hause, sie stiegen ab, das Rasseln ihrer Waffen nahte sich ihm immer

mehr und mehr, die Thüre öffnete sich und Bessins trat von zwölf Gepanzerten begleitet ein. Ha! rief bei seinem Anblick Regnier: theuer will ich Dir mein Leben verkaufen! und zog sein Schwert; doch Bessins lächelte, winkte seinen Begleitern, und auf diesen Wink stürzten die Eisenmänner, Tigern gleich auf ihre Beute, entwaffneten nach kurzem Widerstande Regnier und seine Diener, kümmerten sich wenig um diese, behielten aber Regnier in ihrer Mitte.

Während dem hatte Bessins den finstern wilden Blick fest auf Regnier geheftet und sich nicht von der Stelle gerührt. Jetzt aber befahl er sein Schlachtopfer hinunter zu führen und Regnier, seine Seele Gott empfehlend, folgte. Als sie auf die Straße kamen, ward ihm ein Pferd vorgeführt, der Mann, der es hielt, bat ihn es zu besteigen und der Unglückliche mußte gehorchen. Bessins schwang sich nun auch auf sein schwarzes Roß, acht seiner Begleiter thaten ein Gleiches und nahmen den Gefangenen, an dessen Seite Bessins ritt, in ihre Mitte. Das Thor öffnete sich, und kaum daß der Tag graute, lag Paris schon hinter ihnen.

Bei Rochefort verließen sie die Landstraße und trabten von Dorf zu Dorf. Bald hiel-

ten sie an, fütterten die Pferde, ein Diener reichte Regnier Wein und Brod; auch Vessins aß und trank, jedoch für sich allein, und noch war kein Wort über seine Lippen gekommen. So ging der Zug die Kreuz und Quer immer fort, bis die Nacht einbrach, wo eine abgelegene elende Herberge sie aufnahm.

Vessins! redete Regnier hier seinen Feind an: ich bin auf den Tod gefaßt, darum endet schnell mit mir. Daß es mein Leben gilt, weiß ich, deshalb, wenn Ihr kein gemeiner Mörder seid, so laßt mich die Morgensonne nicht wieder schauen, die mir keine Freude, nur Euer tückisches, finstres Gesicht zeigt. Gebt Euren Henkern den Befehl, und dann bin ich der Qual entledigt.

Statt Antwort warf Vessins einen wahrhaft tückischen Blick auf seinen Nebenbuhler und verließ ihn. Erst, als sie am Morgen von Neuem die Rosse bestiegen, sah er ihn wieder an seiner Seite.

Wohin wollt Ihr mich führen, was habt Ihr teuflisches mit mir vor? fragte jetzt Regnier. Vessins blieb stumm, lenkte sein Roß nach einem Fußpfade, trabte durch den Buschwald rasch vorwärts, und seine Begleiter, wo-

ron einer stets den Zügel von Regniers Roß hielt, folgten. So ging es fort bis um Mittag, wo sie bei einem mit Erlen umgebenen Brunnen sich wie am vorigen Tage lagerten, mit Wein und Brod erquickten, Vessins aber, wie früher, sich von dem Gefangenen fern hielt und auch heute kein Wort sprach.

Der folgende Tag ward eben so vollbracht. Am Vierten erkannte Regnier in weiter Ferne den Thurm von La Charité, sah die strömende Loire vor sich und erkannte die Gegend. Sie zogen nach Süden und eine Fähre hielt hier, sie aufzunehmen, und bald waren sie über den Strom. Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in dem unglücklichen Manne. Daß ihn sein Feind zu irgend einer furchtbaren Qual bestimmt habe, und ihm deshalb das Leben friste, glaubte er gewiß zu seyn; auch fürchtete er, daß er ihn in irgend ein unterirdisches Gefängniß werfen werde, wo er ihn durch Entbehrung, Qualen und stete Todesfurcht zum Entsagen Adelaidens und diese zwingen wolle, durch ihre Hand ihm Freiheit und Leben zu erkaufen. Dieser Gedanke war ihm tausendfach schmerzlicher als der Tod. Solchem Schicksal zu entgehen, glaubte er alles aufbieten zu müssen. Er nahm die Gele-

genheit wahr, daß die an seiner Seite Reitenden eben in Gespräch begriffen waren, zog rasch dem zu seiner Rechten das Schwert aus der Scheide, hieb den, der seines Rosses Zügel hielt, so kräftig über den Arm, daß er los ließ, und nun, dem Rosse die Sporen gebend, sprengte er fort und machte sich Bahn durch die vor ihm Reitenden. Aber der Arme hatte nicht bedacht, daß man ihm wohl schwerlich den besten Renner würde gegeben haben, und so ward er bald eingeholt, und auf den Ruf Vessins: entwaffnet ihn! warfen sich die Gepanzerten auf ihn und entrissen ihm das Schwert. Als sei nichts vorgefallen, setzten sie nun ihren Weg fort; nur einer der Reisigen ritt an ihn heran und sagte höflich: Messire Regnier! Versucht Ihr noch einmal dergleichen, so zwingt Ihr uns, Euch die Hände zu binden.

Am folgenden Tage, als eben Vessins neben dem Gefangenen ritt, und sein wilder Blick sich blutdürstig auf Regnier heftete, versuchte dieser das letzte Mittel dieser Pein ein Ende zu machen, den Hohn. Vessins! sprach er: ich durchschaue Euch, Ihr glaubt, mein Leben in Eurer Gewalt bringe Euch mehr Gewinn, als mein Tod; Ihr wollt mich in tiefem Kerker

schmachten lassen, bis mich Adelaidens aufopfernde Liebe befreit. Hofft das nicht! Sie haßt, sie verachtet Euch zu sehr, sie weiß zu gut, daß, sie in Euren Armen zu sehen, mir qualvoller wär' als zehnfacher Tod. Wißt, ehe das geschieht, scheide ich freiwillig vom Leben, und sollte es der fürchterliche Hungertod seyn, der mich aus den Händen eines blutdürstigen Henkers, wie Ihr seid, befreite.

Bei diesen mit Verachtung gesprochenen Worten fuhr Vessins Hand rasch nach seines Schwertes Griff, doch schnell zog er sie zurück, wendete sein Roß und ritt seitwärts. Seitdem sah man, daß er sorgfältig die Nähe Regniers vermied.

Der fünfte Tag ihres Zuges ging wie alle andern vorüber. Am sechsten sahen sie sich bald auf einem steilen Bergpfad, wo sie absteigen und die Rosse die Höhe hinauf führen mußten; endlich dort angekommen, ließen sie die Pferde rasten, und einer der Begleiter reichte hier Regnier, der spähend in der Gegend umher schaute, mit zweideutigem Lächeln einen Becher mit Wein. Auf baldiges Ende der Wanderung! sagte er: nehmt und trinkt, Messire! — Regnier nahm den Becher; als er hinein sah, der Wein ihm trübe zu seyn schien, überfiel ihn ein Grausen,

und ein furchtbarer Gedanke stieg in ihm auf, der noch lebhafter durch Vessins flammenden Blick in ihm aufgeregt wurde, denn Jener saß mit gesenktem Haupte auf einem Felsblock, und nur zuweilen schlug er das düstre Auge forschend nach ihm auf. Aber dennoch leerte Regnier muthig den Becher, und so wie dies geschehen, gab Vessins das Zeichen zum Aufbruch. Sie mußten auch hier ihre Rosse lange noch den steilen Bergpfad hinabführen, ehe sie wieder aufsitzen, und durch einen Waldweg zwischen zackigen Felsen rasch vorwärts traben konnten.

Regniers Auge sah bald rechts, bald links, ihm schien die wilde Gegend bekannt, und doch glaubte er sich zu irren. Da gab Vessins seinem Gaule die Sporen und sprengte im Galopp um eine hervorspringende Felswand, die Geharnischten jagten mit Regnier nach, der, eben um die Felsen biegend: Montaigne, Montaigne! freudig ausrief.

Ihnen gegenüber lag auf steiler Höhe ein altes graus Bergschloß von einem alten Waldbach umrauscht, der sich hier durch grüne Wiesen wälzte. Ja, es war Montaigne mit seinen drei stumpfen Thürmen, mit seinem hohen Schieferdache, es war Regniers Schloß! —

Immer vorwärts, sich nicht um Vessins, nicht um seine Begleiter kümmernd, die sich auch wenig mehr um ihn zu kümmern schienen, sprengte er der Wiege seiner Kindheit zu, als ihn ein donnerndes: Halt! das er hinter sich vernahm, zwang den Zügel seines Rosses aufzuhalten. Es war Vessins, der nur von einem Diener begleitet, ihm nachjagte, von seinem Rosse sprang, und Regnier durch ein Zeichen ersuchte ein Gleiches zu thun; dann nahm er aus des Dieners Hand, der mit den Rossen seitwärts zog, ein Schwert, und übergab es seinem staunenden Gegner.

Herr von Regnier! brach er jetzt das so lang gehaltene Schweigen: Ihr seid mein bitterster Feind, ich bin der Eurige. Mir wurdet Ihr von Catharina von Medicis als Opfer übergeben, der Preis der Blutthat sollte Adelaide de la Cossé seyn. Aber fern sei es von mir, meine Rache durch Meuchelmord zu kühlen, nie soll man sagen, Hypolit Vessins fürchtet seinen Gegner, darum stieß er ihm den Dolch in jener Blutnacht meuchlings ins Herz; aber nie soll man auch sagen, er erduldete eine Beleidigung ungerächt. Deshalb zieht Euer Schwert! Ihr seid frei, steht auf Eurem Gebiete; Mann ge-

gen Mann in ehrlichem Zweikampf, als ein paar tapfre Edelleute wollen wir unsern Zwist blutig enden, so wie es ritterlichen Männern geziemt. Zieht, Regnier, und vertheidigt Euch, es geht auf Leben und Tod! Er zog rasch sein Schwert, doch Regnier schleuderte das Seine weit weg. Wie könnt Ihr glauben, rief er, daß ich gegen Euch mein Schwert ziehen würde? Sechs Tage war ich in Eurer Gewalt, und Ihr habt nicht Hand an mich gelegt, Euer Edelmuth hat mich vom sichern Tode in jener Schreckensnacht gerettet, deshalb darf Euer Blut nicht durch meine Hand fließen. Nennt mich einen Feigen, verhöhnt mich, ich erduld' es, aber kämpfe dennoch nicht mit Euch, meinem edlen Retter!

Ihr wollt nicht? fragte nach einigem Sinnen Vessins: nun wohl! Er warf sein Schwert mit Unmuth in die Scheide, wandte ihm den Rücken und winkte den Diener mit den Pferden herbei. Da eilte Regnier auf ihn zu. Laßt uns Freunde seyn, Vessins! bat er, aber dieser sagte ein furchtbares: Nein! Ich bin und bleibe Euer Feind, wo wir uns treffen, tret' ich Euch feindlich entgegen! Dann schwang er sich auf sein Roß, warf noch einen vernichtenden

Blick auf Regnier und sprengte davon. Montaigne öffnete seinem Herrn die Thore und bereitete ihm ein sicheres Asyl.

17.

Seit der Unglücksnacht war in Karl dem Neunten eine große Veränderung vorgegangen. Erschlafft an Leib und Seele, verdammte er sich selbst, daß er so lange auf die Rathschläge Colignys gehört, daß er so lange die Ketzerbrut um sich geduldet habe; keine Reue stieg in ihm auf, keine wehmüthige Rückerinnerung an den Mann, den er so oft seinen Vater genannt hatte; keine an Rochefoucault, der ihm so theuer gewesen war. Im halben Wahnsinn hatte er den Befehl gegeben, und da er vollbracht war, hing er fest an dem Glauben, der ihn allein zu beschönigen vermochte: er habe ein Gott gefälliges Werk gethan. In dieser Stimmung weniger als je zum Handeln fähig, fiel er ganz in die Hände seiner Mutter, der er jetzt ohne Widerspruch folgte.

Die sonst so kluge Catharina sah sich bei dieser ganzen Begebenheit in ihrer Berechnung

getäuſcht. Sie hoffte, die Partheien würden ſich gegenſeitig aufreiben, und die Hugenotten, ſo muthig im Kampfe, hatten ſich bis auf Guercy und Soubiſe ohne Widerſtand morden laſſen; die Montmorencys nahmen gar keinen Theil, weder leidend noch handelnd, an dem Blutbade, und die größere Anzahl der in Paris verſammelt geweſenen Hugenotten war dem Gemetzel entronnen. Außer dem Tode Colignys erntete ſie wenig Früchte, deſto mehr aber wuchs die Macht des Herzogs von Guiſe, der, während der König ſich im Louvre verbarg, von ſeinen Anhängern und den Bürgern umgeben, wie ein König die Straßen von Paris durchzog.

Dennoch glaubte ſie ihr Ziel noch erreichen zu können, indem ſie alle Schuld des Blutbades von dem Könige ab und auf Guiſe ſchob, da ſie wohl wußte, daß der größte Theil Frankreichs, ſelbſt die Pariſer, wenn der erſte wilde Rauſch verraucht ſei, die That verdammen würden. Sie bewog deshalb den König, Herolde durch die Stadt zu ſenden, die bei ſchwerer Strafe den Bürgern und dem Kriegsvolke befahlen, ruhig in ihren Häuſern zu bleiben, und ſich fortan jeder gewaltſamen Handlung zu enthalten. Dann ließ ſie ein Schreiben an alle

Gouverneure der Provinzen und an die vornehmsten Städte aufsetzen, worin die Schuld dieses Verbrechens allein auf die Guisen gewälzt wurde, die ihrem Privathaß gegen den Admiral ein Opfer zubringen, diesen ohne des Königs Wissen hätten ermorden lassen, worauf dann der Tumult sich immer vergrößert und das allgemeine Blutbad entstanden sei.

Doch ehe noch diese königlichen Schreiben abgesendet werden konnten, war schon Guise davon unterrichtet, und begab sich sogleich mit allen Gliedern seiner Familie in das Louvre zur Königin Mutter, und sagte hier unumwunden daß das, was er gethan, auf ihren Befehl geschehen sei, und sie wolle jetzt das Gehässige auf ihn wälzen. Er bat, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sonst, setzte er mit drohendem Ernste hinzu, kenn' ich die Mittel, mir selbst Recht zu verschaffen! Er sagte dies in so bestimmtem Tone, daß der Königin für den Augenblick nichts übrig blieb, als die Sache zu läugnen. Guise schien sich hierbei zu beruhigen, und der Kanzler verbrannte schnell die schon ausgefertigten Schreiben. Die Königin Mutter aber sah nun wohl, daß sie nur für Guise gearbeitet habe, nur für Guise die Ströme Bluts hatte

fließen lassen, denn er stand an der Spitze seiner Anhänger, an der Spitze der ihn vergötternden Pariser Bürger so mächtig, so drohend da, daß sie es wenigstens in diesem Augenblicke nicht wagte, ihm offen entgegen zu treten, im Gegentheil suchte sie Alles hervor, womit sie glaubte ihn für sich gewinnen zu können. Sie beredete deshalb den König, am dritten Tage nach Colignys Ermordung mit dem ganzen Hofe nach Montfaucon, wo der Leichnam des Admirals mit Ketten am Galgen aufgehängt war, zu gehen. Hier betrachtete er mit stumpfem Gleichmuthe den Gemordeten, und als der weichliche Herzog von Anjou mit dem Bemerken sich abwendete: der Leichnam rieche schon, sagte er die furchtbaren Worte: Ein todter Feind riecht immer gut!

Aber von diesem Tage an verließ ihn der Trübsinn nicht mehr. Die Nemesis schwang wild ihre Geißel über ihn. In der Bartholomäusnacht ward auch das Grab seiner Ruhe gegraben.

18.

Die beiden in der Werkstatt des Königs Eingeschlossenen hatten zwar am andern Morgen nach der Blutnacht ihr enges Stübchen verlassen, doch mußten sie im Louvre bleiben, da der König noch für sie fürchtete. Ambrosius, den der König bei sich behielt, hatte die Neigung verloren, die ihn sonst an den jungen Monarchen gekettet, und als der König unablässig in ihn drang, seinen Glauben abzuschwören, versicherte er ihm mit dem heiligsten Eide, daß er eher sterben als dies thun werde, und bat zugleich, ihm seine Freiheit wieder zu geben und ihn für immer aus dem Louvre zu entlassen. Sein kaltes Benehmen gegen den König konnte diesem deutlich zeigen, daß der Mann sein Freund nicht mehr sei, doch fühlte sich König Karl so hinfällig, daß er, es koste was es wolle, ihn nicht von sich lassen mochte. Ambrosius erfüllte fortan seine Pflicht als Arzt treulich, überschritt aber nie mehr diesen Wirkungskreis, sprach seine Meinung nicht aus, ertheilte keinen Rath, und sah in dem Könige nicht mehr seinen geliebten Herrn, nur den Mörder seiner Glaubensbrüder.

Auch Maria Touchet war durch diese Schre-

ckensnacht von der thörigten Leidenschaft für Karl den Neunten und von ihrem fanatischen Wahnsinn geheilt. Nicht feindlich, wie der Wundarzt, trat sie dem Könige gegenüber, sie fühlte noch Theilnahme und Mitleid für den Vater ihres Kindes, aber seine blutbefleckten Hände erweckten ihr Grausen. Auch quälte es sie, daß sie sich sagen mußte, sie habe vielleicht durch ihr früheres Einwirken auf den König Theil an dem Verbrechen. Sie war von thörigter Liebe, von Schwärmerei geheilt, aber nicht glücklich.

Als ob mit dieser Mordnacht alle Bande, die früher so fest verbunden schienen, gelöst worden wären, zerriß auch die Königin Margaretha das so fest geknüpfte Band, das sie an Heinrich von Guise gefesselt hatte. Am zweiten Abend, da die Königin über die Begebenheiten wahrhaft betrübt, in ihrem Zimmer allein saß, trat Guise zu ihr, sagte scherzend, daß er gekommen sei sie über die Abwesenheit ihres geliebten Gatten zu trösten, und war nicht wenig erstaunt, als sie würdevoll sich erhob und ihn bat sich zu entfernen. Das Blut, das an Euren Händen klebt, Herzog von Guise, sprach sie: hat uns für immer getrennt. Das Herz,

das kalt und fühllos bleibt, wenn der Wehrlose, der Unschuldige gemordet wird, muß für Liebe erstorben seyn. Ich habe in Euch den edelsten Mann Frankreichs geliebt, — jetzt — Doch laßt mich schweigen und entfernt Euch!

Guise, zu stolz um sich Liebe zu erbetteln, verließ die Königin. Das Band war für immer zerrissen.

Indessen wurden der König von Navarra und der Prinz Condé in engem Gewahrsam gehalten. Von aller Gemeinschaft mit Freund und Feind getrennt, mußten sie sich sagen, daß es nur einer wahnsinnigen Laune des Königs bedürfe, um ihr Leben in Gefahr zu setzen. Fast täglich kamen die Kreaturen der Königin Mutter zu ihnen, sie zur Abschwörung ihres Glaubens zu bewegen; Condé blieb noch standhaft, Heinrich von Navarra aber schwankte. Seine Gemahlin, welche Mittel gefunden hatte, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen, bestärkte noch mehr die Furcht in ihm, der König, der den gräßlichsten Schwur gethan hatte, daß sie ihn zur Messe begleiten oder sterben sollten, werde Wort halten und sie am Ende doch nachgeben müssen. Er bat daher, daß man ihm erlaube, sich deshalb mit dem Prinzen von

Condé zu besprechen, wo auch dieser endlich, weniger aus Furcht vor dem Tode, als aus Politik nachzugeben schien. Hierauf wurde ein ehemaliger kalvinistischer Prediger, der zur katholischen Religion übergegangen war, zu ihnen geschickt, um das Werk der Bekehrung zu vollenden.

Die unglückliche Adelaide de la Cossé, die ohnmöglich die Rettung Regniers ahnen konnte, hatte alle nur mögliche Erkundigungen über sein Schicksal eingezogen, aber nichts erfahren können, als daß Vessins mit Bewaffneten in seine Wohnung gedrungen sei; dies war hinreichend ihr jede Hoffnung seiner Rettung zu nehmen, und ohne den Trost der edlen Elisabeth von Oestreich würde sie sich ganz dem Gram und der Verzweiflung hingegeben haben. Wie freudig war sie daher überrascht, als sie durch ihren Verlobten selbst die Nachricht seiner wunderbaren Rettung erhielt; sie verschwieg Allen, selbst der Königin von Navarra, ihr Glück, nur ihrer theuren Herrin theilte sie es mit. Nach dem Frieden von la Rochelle ward sie Regniers Gattin.

VIELLIEBCHEN.

Industrie Comptoir in Leipzig.

19.

Hätte Catharina von Medicis nur die Ausrottung der Ketzer vor Augen gehabt, so wär' es jetzt Zeit gewesen ein Heer zu bilden, um ihnen die wenigen festen Plätze, die sie noch inne hatten, wegzunehmen. Aber sie hoffte leichter durch List als durch die Waffen zum Ziele zu kommen, und Retz, so wie Birague, Beide wichtiger im Kabinet als beim Heere, bestärkten sie in ihrer Meinung, auch hatte der König Abneigung gegen einen Bürgerkrieg. Deshalb ließ man die Hugenotten sich von ihrem ersten Schreck erholen, bald begannen sie auch Feindseligkeiten wieder, und der erste, der es wagte zum vierten Male die Kriegsfackel anzuzünden, war Regnier. Nur mit 25 Berittenen überfiel er bei Castel Sarrasin Montluc's so gefürchtete schwarze Compagnie, schlug sie in die Flucht und erbeutete die schwarze Fahne, die in den früheren Religionskriegen für die Hugenotten so oft das Zeichen der Vernichtung gewesen war. Mehrere Adelige schlossen sich an ihn an, und bald war in Guienne, Languedoc und Poitou die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, und eine Menge fester Plätze fielen in die Hände der Hugenotten.

Da beschloß endlich der König ihnen eine Armee entgegen zu stellen, deren Hauptzweck die Einnahme von Rochelle seyn sollte. Nach langem Widerstreben übergab er dem Herzog von Anjou den Oberbefehl über das Heer, für welchen indessen die Königin Mutter um die Krone von Polen unterhandelte, wobei sie der König kräftig unterstützte, da die Entfernung seines Bruders ihm nur wünschenswerth seyn konnte.

Während das Heer vor la Rochelle lag und durch nutzlose Stürme sich aufrieb, führte der König, sobald es seine Gesundheit nur einigermaßen erlaubte, sein früheres Leben wieder. In dem Walde von Fontainebleau jagend, oder in seiner Werkstatt feilend, vernachlässigte er jetzt seine Gemahlin, deren trauriges Antlitz ihn verstimmte; an Maria Touchet nahm er gleichfalls nur wenigen Theil. Meister Ambrosius hatte sich vom Hofe zurückgezogen, und erschien nur dann, wen ihn der König ausdrücklich verlangte; so blieben die Geschäfte ganz in der Hand der Königin Mutter, und der König mit seinem Leiden, seinem Unmuth und seinen Gewissensbissen einsam und verlassen. Da schien die Niederkunft der Königin, die eine Tochter gebar, ihm neue Lebensfreude zu geben, und die Geburt des Kin-

des ihn fester an die Mutter zu ketten, so daß sie eine Bitte wagen zu können glaubte. Sie betraf Maria, die sie in einen, frühern Verhältnissen zu dem Könige angemessenen Stand gesetzt und aus mancherlei Gründen verheirathet zu sehen wünschte. Der König versprach es ihr, und ließ seine ehemalige Geliebte nach Monpipeau kommen.

Maria kam mit ihrem Kinde, das man ihr wieder gegeben hatte. Aus ihrem Auge sprach nicht mehr das Schmachten und Sehnen, mit dem sie sonst den Mann ihrer ersten Liebe angeblickt, unwillkührlich ergriff sie ein Schauder, wenn ihr Auge ihn traf. Sie hörte jetzt den Befehl des Königs, unter den Höflingen den zu wählen, dem sie am liebsten ihre Hand geben würde, ruhig an; sie bat um 14 Tage Bedenkzeit, und nach dieser Frist wählte sie den Herrn Balzac d'Entragues, königlichen Amtmann zu Orleans. Er hatte sie während ihres dortigen Aufenthalts stets mit Auszeichnung behandelt, und es ihr damals geschienen, als ob persönliche Neigung mehr noch die Ursache seines zuvorkommenden Betragens gegen sie gewesen sei, als vielleicht der Wunsch, sich dadurch bei dem Könige beliebt zu machen.

König Karl, der von ihrer Seite heftigen Widerstand erwartet hatte, war nicht wenig über ihre Bereitwilligkeit, sich seinem Willen zu fügen, erstaunt, und seine Eitelkeit, vielleicht auch seine immer noch bestehende Anhänglichkeit, fühlte sich dadurch gekränkt. Doch unterdrückte er dies Gefühl, und ließ sogleich die nöthigen Unterhandlungen mit Entragues einleiten, der auch mit Freuden die schöne Sünderin mit der bedeutenden Mitgabe, die ihr der König ausgesetzt hatte, als seine Gattin nach Orleans führte.

Heinrich von Navarra und der Prinz Condé, von den Umständen gedrängt, hatten endlich auch nachgeben müssen, und waren zur katholischen Religion übergetreten; man entließ sie nun zwar ihres Gewahrsams, jedoch erhielten sie ihre unbedingte Freiheit nicht wieder, denn sie wurden im Louvre sowohl, als da, wo sie dem Hofe folgen mußten, streng bewacht. Condé fand jedoch nach einiger Zeit Gelegenheit zur Flucht, und begab sich nach Genf, wo er zum Calvinismus zurückkehrte. Um Heinrich von Navarra aber spann Catharina von Medicis so feste Netze, ihm gefielen die Frauen der Königin Mutter so wohl, daß er noch viele Jahre an dem Hofe der Mediceerin verlebte.

Der König war während dieser ganzen Zeit unmuthig und kränkelnd; er nahm an keiner Staatsangelegenheit Theil, und nur zwei Sachen beschäftigten ihn: die Wahl seines Bruders zum polnischen Thron und die Belagerung von Rochelle. So sehr er auch die Uebergabe dieser wiederspenstigen Stadt wünschen mußte, da sie leicht den Engländern Gelegenheit geben konnte wieder festen Fuß in Frankreich zu fassen, so wünschte er doch nicht, daß sie durch Anjou fallen sollte, und so oft traurige Nachrichten von dem Heere einliefen, konnte er seine Freude nicht bergen. Uebrigens war er jetzt weniger jähzornig, aber noch zurückhaltender als sonst, denn seit Ambrosius Paré sein Zutrauen zurückwies, hatte er Niemand, dem er sich anvertrauen konnte.

Endlich ward einer seiner Wünsche erfüllt. Die Polen wählten Heinrich von Anjou zu ihrem Könige, der nun Rochelle mit verdoppeltem Eifer angriff und Sturm auf Sturm folgen ließ, um mit der Eroberung dieser Sadt seine Kriegsthaten zu krönen. Aber die muthigen Bürger, von dem Adel der Umgegend, der sich zu ihrer Vertheidigung hineingeworfen hatte, treulich unterstützt, schlugen jedes Mal die Stürme ab. Ueberdies war die Armee in traurigem Zustande,

Seuchen wütheten im Heere, Unzufriedenheit herrschte unter den Großen und den Offizieren, Heinrich von Anjou selbst wünschte sich mit Ehren zurückziehen zu können, und so war er gezwungen, die traurige Lage seines Heeres offen zu gestehen und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Der König froh, seinem Bruder den Lorbeer entreißen zu können, Catharina zufrieden, ihren Liebling wieder bei sich zu sehen, schickten ihm Vollmacht den Frieden mit den Rochellern und den übrigen Hugenotten zu unterhandeln, der auch bald unter so schwankenden Bedingungen, wie alle vorhergehende zu Stande kam. Der Herzog kehrte nach Paris zurück, das Heer ging auseinander.

Kurz darauf kamen die polnischen Abgesandten nach Paris, ihren neuen König zu begrüßen und ihn einzuladen, recht bald in ihr Land zu kommen. Feste folgten auf Feste, an denen Karl der Neunte wenig Theil nahm, und nur ihre Beendigung wünschte, damit sein Bruder desto schneller Frankreich verlassen könnte. Er ließ indessen, um einmal, wie er sich ausdrückte, nach der Abreise Anjou's ganz der Ruhe zu genießen, mit den Hugenotten der andern Provinzen, die in dem Frieden von Rochelle nicht mit

einbegriffen waren, Friede schließen, und faßte diesmal den festen Entschluß, nun selbst die Zügel zu übernehmen, worüber er sich auch im versammelten Conseil und in Gegenwart seiner Mutter offen aussprach.

Der Herzog von Anjou verzögerte jedoch seine Abreise. Nicht Politik lag diesmal zum Grunde; eine thörichte Neigung zu der Prinzessin von Condé, die mit Stolz seine Zudringlichkeit zurückwies, war der Magnet, der ihn in Paris festhielt. Der König wurde darüber ungeduldig. Mutter! sagte er eines Tages zu ihr: Ich weiß zwar nicht, welche Ursache den König von Polen in meinem Lande zurückhält, das weiß ich aber, daß ich ihn nicht länger dulde! macht ihm dies bekannt, und sorgt, daß er abreis't!

Die Königin Mutter gab am andern Tage Karl dem Neunten das Versprechen, daß sein Bruder nach vier Tagen Paris verlassen werde, aber eine Woche verging wieder und er war noch nicht abgereist. Da ließ der König ihr seinen Unmuth fühlen, sprach nicht mehr mit ihr, versammelte das Conseil, ohne sie rufen zu lassen, und ließ sie sogar eines Tages an der Thüre seines Kabinets zurückweisen. Dies Unerhörte bewog die Königin ihren Sohn Heinrich

zu beschwören, seine Abreise zu beschleunigen; aber erst nach langem Unterhandeln konnte sie ihn bewegen das geliebte Paris zu verlassen.

Der König hatte sich gleich nach der Unterredung mit seiner Mutter unwohl gefühlt, worüber die Hofleute manche bittre Bemerkung machten; ein stetes Erbrechen beunruhigte seine Aerzte vielleicht mehr, als die, welche ihm am nächsten standen. Als er sich besser fühlte, beschloß er seinen Bruder, weniger des Anstandes wegen, als um ihn stets unter Augen zu behalten, bis an die Grenze zu begleiten; auch die Königin Mutter, der Herzog von Alençon und der König von Navarra mit seiner Gemahlin gaben ihm das Geleite. Aber schon in Vitry wurde König Karl so unwohl, daß er die Reise nicht weiter fortsetzen konnte und hier zurückbleiben mußte; der Abschied der beiden Brüder war kalt, fast feindlich.

Catharina von Medicis und die Andern ließen den kranken Monarchen allein, und begleiteten den König von Polen bis nach Vlamont. Hier nahm die Königin Mutter unter Thränen Abschied von ihrem Liebling, und als er sich nicht ihren Armen entreißen wollte, sprach sie die denkwürdigen Worte: Geh nur, mein gelieb-

ter Sohn, Du sollst nicht lange entfernt von mir bleiben! Den König fanden sie in Rheims, wohin er sich hatte bringen lassen; von da ließ er sich in einer Sänfte nach St. Germain tragen.

20.

Aber trotz der Entfernung seines Bruders, trotz des Friedens mit den Hugenotten fand König Karl keine Ruhe. Böse Träume verjagten seinen Schlaf, schreckliche Phantome umschwebten ihn; bald sah er ein Blutmeer, in das er sich stürzen sollte, zu seinen Füßen wogen, bald hörte er ein leises Gewimmer, wie das Aechzen eines Sterbenden, das ihn von Zimmer zu Zimmer, selbst auf die Jagd, wo er ihm zu entfliehen hoffte, unabläßig verfolgte. Zuweilen, wenn er in dem Wald von Fontainebleau jagte, gestalteten sich Hunde und Thiere zu Menschen, es schien ihm dann, der Tod führe sein fahles Roß am Zügel, und so mußte er die Menschenjagd mitmachen, wo das klappernde Todtengebein aus einem Hifthorn von Menschenknochen geformt den Jagdruf blies. Am öfterſten sah

er den zerschmetterten Zwerg an ihn heran kriechen und sich unter seinem Stuhle verbergen. Bei Tag und Nacht verfolgten ihn solche gespenstige Bilder, und dörrten das Bischen Lebensmark, das ihm noch gebliebeu war, vollends aus.

Auch wenn sein Gemüth weniger aufgeregt war, fand er an seinem Hofe keine Ruhe. Die Entfernung des Herzogs von Anjou, der bisher die treueste Stütze der Guisen gewesen war, auch wohl die Krankheit des Königs setzte alle Partheien in Bewegung. Außer der Parthei der Katholiken, an deren Spitze Guise stand, und der der Hugenotten, bildete sich noch eine dritte unter dem Namen der Politiker, deren Haupt der Herzog von Alençon war. Unzufrieden mit seiner Mutter, die ihn nicht liebte und stets zurück setzte, neigte er sich zu den Hugenotten und Montmorency's. Wäre der Herzog ein Mann von Kraft und Energie gewesen, so hätte er auf geschickte Weise die Hugenotten und die Montmorency's mit seiner Parthei vereinigen können, und die Guisen waren dann gestürzt; aber ihm fehlte Kraft und Beharrlichkeit, selbst Muth, und so war er dem eisernen Sinne der Guisen nicht gefährlich. Ein

Unternehmen der Hugenotten, den Herzog von Alençon von St. Germain, wo sich während der Krankheit des Königs der Hof aufhielt, zu entführen, scheiterte an seiner Unentschlossenheit; der Hof flüchtetete nach Paris, der König nach Vincennes, und führte den Herzog von Alençon und den König von Navarra als Geißeln mit sich dahin.

Der bürgerliche Krieg begann nun zum fünften Male, wie alle vorhergegangenen mit abwechselndem Glücke, wobei die Königin Mutter fast allein die Geschäfte führte, da die Gesundheit des Königs immer bedenklicher wurde. Er verlangte jetzt nach Ambrosius Paré, der lange nicht bei Hofe erschienen war, und ersuchte die nunmehrige Frau von Entragues ihm seinen Sohn zu schicken. Mit Bewilligung ihres Gatten führte sie ihn selbst dem Könige zu. Sie fand ihren ehemaligen Geliebten in einem bedaurungswürdigen Zustand; die Jugend strengte noch die letzten Kräfte im Kampf mit dem Tod um ein elendes Leben an, aber sie schien zu erliegen.

Als sei die längst entschlummerte Liebe erwacht, so freundlich empfing der König Maria, drückte den Knaben an seine Brust, und als

auch

auch in der nämlichen Stunde Meister Ambrosius eintrat, streckte er ihm die Hand entgegen und schüttelte sie mit Heftigkeit. Was er im Leben so oft vermißt, was er nur in diesen Beiden ein Mal gefunden hatte, Lieb' und Freundschaft, das trat jetzt vor sein Krankenlager theilnehmend hin. Wie geht es Dir Maria? fragte er die erst vor Kurzem Vermählte: fühlst Du Dich in Deinem neuen Verhältniß glücklich? Sie ergriff seine Hand, küßte sie mit Heftigkeit, nickte bejahend, sagte jedoch hocherglüht: Das Herz liebt ja nur ein Mal!

Diese Antwort schien dem Könige wohlzuthun, sein mattes Auge erglänzte und sah freundlich auf die Erröthete, die, wahrscheinlich ihre Thränen zu verbergen rasch des Knaben Hand faßte und mit ihm an ein Fenster trat. Meister Ambrosius! wandte er sich dann zu diesem: zürnt Ihr mir noch? Der Greis richtete statt Antwort den Blick nach oben: dort soll ich fragen, meint Ihr? — Weiset mich dorthin, da zürnt man nicht, da wird nicht die That, der Wille nur gerichtet, und ich glaubte recht zu thun und glaube es auch noch, und wehe dem, der dem Blinden die Auge öffnen könnte! sprach er mit Heftigkeit.

Laßt die Vergangenheit, Sire, unterbrach ihn der Wundarzt; sie liegt unabänderlich hinter uns, die Gegenwart beschäftige uns allein. Laßt mich Euren Puls fühlen! Der König streckte ihm die Hand entgegen, und während Ambrosius aufmerksam die taktlosen Schläge des Pulses beobachtete, sah ihn der König an, als ob er Tod oder Leben in seinem Gesichte lesen könne.

Euch ist die größte Ruhe nöthig, Sire! sprach jetzt der Wundarzt: kühlende Mittel allein können Euer erhitztes Blut beruhigen —

Ambrosius Paré! fiel ihm der König in die Rede: nach Ruhe habe ich mich gesehnt, so lange ich die drückende Krone trage, ich habe sie erjagen, sie mit wildem Ungestüm erjagen wollen, und habe sie doch nimmer gefunden. Jetzt — Meister! sprach er mit leiser immer hohler werdender Stimme: seit der St. Barthelemy, da seh ich sie vor mir, ein schlafendes Weib auf weichem von Blumen umgebenen Moose gebettet, und wenn ich mich ihr nahe, erhebt sie sich langsam, und schreitet träge und hohnlachend weiter; folg' ich ihr nach, glaube ich jetzt sie zu erfassen, ist sie verschwunden, und der Blumenteppich, auf dem ihr Moosbett stand, wird zum

wogenden Blutmeer, das sich mir immer näher und näher heranwälzt; und aus dem Meere erhebt sich ihr weiches Lager, gestaltet sich zu einem großen weiten Grabe, und oben darauf sitzen Coligny und Rochefoucault, sie winken mir drohend, und der Zwerg plätschert in den blutigen Wellen umher, taucht unter, taucht wieder auf, macht seine lustigen Sprünge wie sonst, bis die Hälfte des gespaltenen Scheitels von seinem Rumpfe fällt und eine Welle ihn verschlingt.

Sire, nicht diese Bilder, es sind Phantome Eurer kranken Einbildungskraft! nahm Paré das Wort, Maria und den Knaben herbei winkend: Ihr glaubt ja ein gutes Werk gethan zu haben, setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu: was kümmert Euch dann Coligny oder der Zwerg? Jagt die düstern Gedanken von Euch!

Ja, wer das könnte! seufzte der König. Charles! sagte er jetzt und ließ den Knaben näher treten: bisher habe ich so wenig für Dich gethan, es soll Dir vergütigt werden; noch heute will ich Sorge für Dich tragen, und Dich zum Grafen von Auvergne ernennen, damit Du wenigstens, wenn ich in St. Denis ruhe, mit dankbarem Gemüth an meinem Sarge stehen und

mir zuflüstern kannst: schlaf ruhig, mein Vater, Gott ist barmherzig! Dich aber Maria, bitte ich hier zu bleiben, Dein Anblick weckt in mir liebe Erinerungen, vielleicht verscheuchen sie die blutigen. Sende einen Boten an Etragues und schreib ihm, der König lasse ihn bitten — Nein! fuhr er plötzlich auf: schreib ihm, ich habe Dir befohlen hier zu bleiben.

In diesem Augenblick trat ein Page ein und meldete die Ankunft der Königin Elisabeth. Maria wollte sich entfernen. Bleib! befahl ihr König Karl; meine Gemahlin ist zu edel, um auf Dich zürnen zu können.

Sie trat ein, ihr Auge traf Maria, ihre Stirn umwölkte sich, doch erwiederte sie ihre Begrüßung, setzte sich an das Bett des Königs und fragte nach seinem Befinden, wobei ihr Auge auf dem Knaben ruhte, den der König noch bei der Hand hielt. Wie geht es Euch, Sire? fragte sie noch einmal, da König Karl ihr nur freundlich zugenickt, jedoch nicht geantwortet hatte.

Fragt Meister Ambrosius! erwiederte er jetzt. Ich kann Euch nur sagen, daß mich immer noch bei Tag und Nacht schwere Träume plagen — Aber, Ihr seht so aufmerksam auf den

Knaben, fuhr er fort. Erkennt Ihr ihn nicht an ſeinen Zügen?

Ich glaube! ſagte die Königin, und purpurn erglühten ihre Wangen.

Es iſt mir lieb, daß Ihr eben jetzt kamt, Eliſabeth, mir um des Knaben willen lieb. Hier, ſprach er, und legte die Hand des Kindes in die der Königin. Hier übergeb' ich Eurer Sorgfalt und Liebe, Eurem Schutz mein Kind! — Bin ich nicht mehr, nehmt Euch ſeiner an.

Die Königin zog den Knaben an ſich und preßte ihn an ihr Herz — Maria ſank im nämlichen Augenblick zu ihren Füßen — Heilige! rief ſie —

Frevelt nicht, ſteht auf, beugt Eure Kniee nur vor Gott, nicht vor irdiſchem Staub! ſagte die Königin, und noch blieb bei dem Anblick Mariens ihre Stirn umwölkt; doch als der Knabe ſich von ihr losriß, ſich an die weinende Mutter ſchmiegte und wehmüthig an ihr aufſah, da reichte Eliſabeth Marien die Hand zum Kuß und ſprach mit bewegter Stimme: ſo lange ich kann, werde ich des Knaben zweite Mutter ſeyn!

Frau von Entragues! bat jetzt Ambroſius, ihre und des Kindes Hand ergreifend: Verlaßt jetzt das Zimmer, es greift den König zu ſehr

an, ich rufe Euch, wenn es Zeit ist. Maria gehorchte und entfernte sich mit ihm.

Lange dauerte nun die Unterredung; Elisabeth verließ ihren Gemahl mit thränendem Auge.

Sag' mir, Ambrosius, sprach der König mit einer Art Heftigkeit. Warum die Worte dieser frommen Frau mich nicht trösten, nur beruhigen? Sie zeigt mir die Pforten des Paradieses offen, und ich sehe sie nur, mir fest verschlossen; sie will mein bewegtes Gemüth beruhigen, indem sie mir sagt, Gott sei barmherzig, auch gegen den reuigen Sünder. Bin ich denn ein Sünder? fragte er, sich mit Heftigkeit im Bett aufrichtend. Bin ich der Barmherzigkeit oder nur der Hölle verfallen? — Sieh', Hugenott! rief er, sein stieres Auge unverwandt auf einen Fleck gerichtet. Wäre dem so, und sollte ich von alle dem Rechenschaft geben, was in jener Blutnacht vorfiel, und ich hörte die Posaunne des Weltgerichts, und der Dom von St. Denis stürzte zusammen, der Deckel meines Sarges spränge auf, da erhöb' ich mich schnell, sammelte mein Gebein und ergriff die Hand meiner Mutter, die neben mir ruhen wird, und spräche zu ihr: Komm, Mutter, laß uns die

Männer Deines Blutrathes aufſuchen, den Tavannes und Nevers, Guiſe und Retz, und jenen Giftmiſcher Birague, auch Montpenſier und Coſſeins, ſie müſſen uns zu Gericht begleiten — Und wenn ſie dann klappernd hinter uns herziehn, und der Engel der Vergeltung auf einer dunkeln Gewitterwolke ſich hernieder ſenkt und uns befiehlt ſie, die uns zum Richtplatz führen ſoll, zu beſteigen, und wir dann in Dunkel gehüllt aufſchweben, und die Wolke Blut träufelt ſtatt erquickenden Thau, dann — Sieh'! — Was ſchwebt dort auf großem leuchtenden Sterne? — Iſt es nicht Coligny, Rochefoucault, Soubiſe und Telligny? — Ja, ſie ſind es, und alle Hugenotten mit blutigem geſpaltenen Schädel in ihrem Gefolge! — Und plötzlich erhebt ſich ein flammendes Kreuz vor ihnen, ſie knieen nieder, auch wir ſtürzen von Schauer ergriffen hin, und als wir, beten wollend, unſere Blicke nach dem heiligen Kreuze richten, iſt Kreuz und Stern und Coligny verſchwunden, und wir knien — vor dem Galgen von Montfaucon.

Erſchüttert ſank er zurück, Fieberſchauer durchſchüttelte ihn, Blut drang aus allen Oeffnungen ſeines Körpers.

Sei barmherzig, heiliger Gott! rief Ambroſius und eilte zur Hülfe.

21.

Nach dieſem Vorfall ſchien der König ruhiger geworden zu ſeyn. Er fühlte ſich jetzt ſo erſchlafft, daß er oft ſanft wie ein Kind Stunden lang in ſeinem Bette lag, die größten Schmerzen duldete und mit Standhaftigkeit ſein Ende erwartete. Nur die Erinnerung an die Bartholomäusnacht rief zuweilen die Phantome wieder herbei, die ihn dann ſo lange plagten, bis eine völlige Ermattung eintrat; die Vergeltung traf ihn furchtbar. Mariens ſorgſame Pflege, die nicht von ſeinen Bette wich und die er nur ſeine barmherzige Schweſter nannte, und Ambroſius Sorgfalt, der ihn nicht mit dem leiſeſten Vorwurf kränkte, waren die einzigen Lichtpunkte ſeiner hereinbrechenden Nacht. Seine Gemahlin mochte ihm ein zu reiner Spiegel ſeyn, in dem er ſich beſchauen mußte, ſchon ihr Anblick weckte ſein Gewiſſen, und nie traten die Gräuelſcenen jener Nacht blutiger vor ihn, als wenn ihr Gebet, ihre Ermahnung, ſich zur langen Reiſe

vorzubereiten, ihn in seinem Glauben, er habe ein Gott gefälliges Werk gethan, irre machten. Seine Mutter sah er nur selten, und war dann wortkarg und einsilbig.

Am vierten Tage nach dem Zufalle, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, verlangte er nach ihr, und ein Eilbote sprengte nach dem Louvre, sie herbei zu rufen. Er fühlte sich sehr matt und angegriffen, und bat zum ersten Mal Ambrosius Paré, ihm offen zu sagen, ob er noch Hoffnung nähren könne. Der Wundarzt zuckte die Achseln, der Kranke verstand dies stumme Todeszeichen, faltete die Hände und sprach kein Wort.

So mochte er eine lange Zeit gelegen haben, als der Wagen der Königin Mutter in den Schloßhof einfuhr. Er richtete sich mühsam im Bette auf, winkte den Umstehenden sich zu entfernen, und erwartete mit Ungeduld seine Mutter.

Sie trat ein, Freude glänzte auf ihrem Antlitz. Freu't Euch mit mir, Sire! rief sie ihm entgegen, Gott hat meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, der Mörder meines Gemahls, der Mörder Eures Vaters, Montgommery, ist gefangen und in meinen Händen; am Galgen soll er büßen!

Vielliebchen.

storisch-Romantisches Taschenbuch

für

1 8 3 2.

1901, 875

Von

A. v. Tromlitz.

5. Jahrgang.

Der Brauer von Gent. . . Seite 1.
Das Bild. . . . . — 197.
Der Alte von Furnatsch. . . — 275.

L 1 j -- B 941
: 1832
L 2100

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Starr hatte der König sie angeblickt, hohe Röthe überflog sein bleiches Antlitz bei diesem freudigen Ausruf, er sank auf sein Lager zurück und that, als ob er zu schlafen begänne; die an seinem Krankenbette laut ausgesprochene Freude der Mutter hatte sein Innerstes tief verwundet. Er wollte ihr mit versöhntem Herzen Lebewohl sagen, wollte sie durch seine Vorsorge erfreuen, aber das Feindliche war dadurch wieder in ihm aufgeregt, seine traurige Kindheit, sein Morgentrank, der Becher mit Wein, den sie ihm reichen ließ, als er das letzte Mal bei ihr war und über Anjou's verzögerte Abreise Vorwürfe machte, alles dies trat in diesem Augenblicke vor seine Erinnerung.

Catharina von Medicis mochte sein Schlaf zu lange dauern, sie erhob sich leise und wollte sich entfernen, doch der König bemerkte es. Mutter! rief er ihr nach. Wohin wollt Ihr, zieht es Euch fort vom Sterbelager des Sohnes? — Setzt Euch! bat er. Ehe ich von dannen gehe, muß ich noch einmal Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Euch durchziehen. Hört mich an und stört mich nicht! — Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Euch rede.

Ich danke Euch das Leben, begann er nun,

der Dank ist gering, denn es war betrübt. Ich danke Euch meine Erziehung, die verdient es noch weniger, denn sie war schlecht. Ihr habt das Regiment an Euch gerissen, und statt meiner Frankreich regiert, und ich habe dabei für Liebe nur Fluch geerntet, deshalb auch dafür keinen Dank! Für Euren Rath, die Ketzer zu morden, mag Euch Gott lohnen, wenn Ihr Lohn verdienet. Aber, was ich Euch verdanke, Mutter, rief er, sich mit Anstrengung im Bett aufrichtend und die Hand der Mutter an sein laut schlagendes Herz drückend, das brennt hier in meinen Eingeweiden, brennt wie Feuer der Hölle! — meinen Tod dank' ich Euch — Ich vergeb' Euch, fuhr er nach einer Pause fort, und wünsche Euch dereinst einen sanftern Tod als Ihr sehet, daß mir wird. Matt sank er zurück, kaum hatte er noch so viel Kraft die Klingelschnur zu ziehen.

Ambrosius und mehrere Diener stürzten herein. Der König befahl, Heinrich von Navarra und seinen Bruder schnell zu rufen.

Der Wundarzt war dem Krankenbette näher getreten, aber ein schaudervoller Anblick bannte ihn in der Mitte des Zimmers fest. Catharina von Medicis saß bleich, leblos wie eine Todten-

gestalt am Bette, ihr starres Auge sah auf die blutige Hand, die an dem Herzen ihres Sohnes gelegen hatte, sie schien nichts um sich zu sehen als diese. Der König lag, eine Thräne im Auge, mit gefalteten Händen auf seinem Sterbelager, sein Auge sah himmelwärts, er schien zu beten. Endlich winkte er Ambrosius näher zu kommen. Ich glaube, meiner Mutter ist nicht wohl, raunte er ihm ins Ohr, denn noch saß die Königin wie leblos da; als aber Paré sich ihr nahte, die blutige Hand ergreifen wollte, richtete sie schnell das gebeugte Haupt empor. Was wollt Ihr, Meister? rief sie zornig, ich bedarf Eurer nicht! Geht und bestellt mir ein Becken mit Wasser, daß das Blut nicht länger an meinen Händen klebt. —

Wasser wäscht das nicht ab! murmelte Ambrosius und ging.

Da traten der Herzog von Alençon und Heinrich von Navarra in das Zimmer. Ist vielleicht noch Jemand von Bedeutung im Schlosse? fragte, den Eintretenden freundlich zunickend, der König.

Den Kanzler Birague sah' ich draußen, erwiederte der Herzog von Alençon.

Der Kanzler? wiederholte der Kranke. Nun er mag kommen! Doch weist ihm einen Platz an,

wo ihm mein Auge nicht trifft. Bald erschien der Kanzler, und nahm den ihm hinter dem Bette des Königs angewiesenen Platz ein.

Bruder Alençon und Ihr, mein lieber Schwager von Navarra! redete er die Prinzen an, Ich habe Euch herbeschieden, damit Ihr meinen letzten Willen vernehmt. Bis der König von Polen, als Erbe meiner Krone — hier seufzte er tief auf — nach Frankreich zurückkehrt, soll, sobald ich die Augen schließe, meine Mutter die Regentschaft führen. Jedermann gehorche und diene ihr treu! Bei diesen Worten schwand Ernst und Schmerz aus Catharinens Antlitz; freudig erglühte ihr Auge, denn die Macht, die sie schon wirklich in Händen hatte, wurde ihr noch auf gesetzlichem Wege gegeben. Der König bemerkte es, er fühlte schmerzlich, was in ihrem Innern vorging, und sein Blick umdüsterte sich. Der Kanzler mag meinen Befehl an das Parlament und die Gouverneurs der Provinzen aufsetzen und mir zur Unterschrift zusenden, fuhr er nach innerem Kampfe fort. Euch aber, mein Bruder Alençon vermahne ich, dem Könige treu und gehorsam, Euch, Heinrich von Navarra, treu dem katholischen Glauben zu

bleiben, und durch keine Unruhe Frankreich zu zerrütten.

Euch aber, Mutter, wandt' er sich nun zu dieser, empfehle ich meine Gemahlin und Tochter, auch meinen Sohn, den Grafen von Auvergne; sorgt für sie, als gehörten sie Eurem Sohn Heinrich an, und nehmt die Frau von Entragues in Euren besonderen Schutz. Auch meinem Wundarzt, obgleich Ihr ihn haßt, laßt Eure Wohlthaten angedeihen, er verdient es um mich — Erfüllt die Bitte eines Sterbenden, der mit versöhntem Herzen von Euch scheidet, setzte er leise, nur ihr hörbar hinzu.

Aber mehr als alle diese leg' ich euch mein Volk ans Herz! fuhr er fort. Ich wollte es glücklich machen und hab' es nicht gethan, ich wollte den Frieden und hatte ewig das Schwert zur Hand, ich wollte kein Blut vergießen und vergoß es mit Strömen — Da schickte mir Gott ein schweres Leiden, das Blut dringt aus allen meinen Poren; aber was sind diese wenige Tropfen gegen das, was in der Mordnacht floß? —

Er sank, indem er dies sprach, ermattet zurück und winkte, daß man sich entfernen solle — Lebt wohl! stammelte er noch und schloß die Augen. Der Herzog von Alenzon stürzte hinaus

den Wundarzt zu rufen; dieser fand den König in seinem Blute schwimmend. Noch einmal rief er das fliehende Leben zurück, und am Abend konnte der König die Urkunde, die dem Parlament eingehändigt werden sollte, noch unterzeichnen. Der Großalmosenier reichte ihm die letzte Oelung, und die Königin Mutter blieb in Vincennes.

Nur noch wenige Stunden waren ihm zugemessen. Der gefährliche Zufall kehrte verstärkt zurück. Mutter! rief er der Königin zu — Seht mich in Blut gebadet, das ist Vergeltung für die St. Barthelemy — Gott sei mir, sei Euch gnädig! — Dies sagend verschied er in Mariens Armen.

Nicht beweint, nicht betrauert, legte man ihn in St. Denis zur Ruh — Der Fluch seiner Zeitgenossen, der Fluch der Nachwelt folgte ihm in die Gruft der Könige, und doch verdiente er nur Mitleid. Seit der Unglücksnacht durchlebte er zwei schmerzvolle Jahre, ohne Freund, ohne Geliebte; seit jenem Blutbefehl selbst von seiner tugendhaften Gattin, welche die Königin Mutter fast mit Gewalt von seinem Sterbelager zurück hielt, nur mit einer Art Scheu betrachtet, ward ihm kein froher Augenblick.

Ewig von Schreckbildern verfolgt, durch Gift an Leib und Seele zerrüttet, sah er sich, Prometheus gleich, von dem gierigen Geier, dem Gewissen, sein wild klopfendes Herz zernagt, täglich, stündlich, ja in jedem Augenblick seines düstern Lebens, auf hohem Standpunkt, gefesselt, einsam stehen. Die Nemesis schwang furchtbar ihre Geißel über ihn.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

1174.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Neuntes Bändchen.

Isabella von Limeuil.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Isabella von Limeuil.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Einleitung.

Nach der Ermordung des Herzogs von Guise, wo die katholische Partei ihres Anführers beraubt und der Connetable von Montmorency gefangen war, verstärkte der Admiral Coligny das Heer der Hugenotten, und war eben im Begriff, aus der Normandie zum Ersatz von Orleans hervorzubrechen, als Catharina von Medicis mit dem Prinzen von Condé, welcher noch in Onzain gefangen war, zu unterhandeln begann. Ein Waffenstillstand unterbrach bald darauf die Feindseligkeiten vor Orleans, während welcher der Friede, jedoch wie immer, auf so schwankende Bedingungen geschlossen wurde, daß man in ihm schon den Keim eines neuen Krieges erblicken konnte. Der Prinz und der

Connetable erhielten ihre Freiheit. Die Hugenotten legten die Waffen nieder, und es wurde ihnen freie Uebung des Gottesdienstes unter einigen Einschränkungen zugesichert. Die deutschen Reiter wurden von dem Heere des Admirals entlassen. Die Königin bezahlte ihnen den rückständigen Sold, und nun halfen die Hugenotten dem König treulich Havre de grace erobern. Der König aber wurde zu Rouen von dem Parlament im funfzehnten Jahre schon für mündig erklärt.

Frankreich hätte wenigstens eine gewisse Ruhe genießen können, wenn nicht die Familie des Herzogs von Guise, dessen Ermordung dem Admiral Schuld gegeben, und dadurch eine aufrichtige Versöhnung beider Parteien verhindert hätte. Der junge König wich zwar, auf den Rath des Kanzlers de l' Hopital, immer den Anforderungen der Guisen aus, den Admiral förmlich vor Gericht zu stellen; doch glimmte der Funke noch unter der Asche, und die Chatillons vermieden den Hof, — die Guisen jede Annäherung der Chatillons.

Die Königin Catharina, durch einen Sturz vom Pferde auf ihrem Schlosse Meulan zurückgehalten fürchtete, nach des Herzogs Tode,

die Partei der Guiſen weniger als je, und legte deshalb auch weniger Werth auf den Prinzen von Condé, den ſie bis jetzt als das Haupt der Hugenotten gefürchtet und deſſen ſie als Gegengewicht gegen die Macht Franz von Guiſe's bedurft hatte. Völlig in das ſpaniſche Intereſſe gezogen, faßte ſie den Entſchluß, den Prinzen entweder ganz an ſich zu ziehn, oder ganz zu verderben. Condé ahnete nicht die Gefahr, die über ihm ſchwebte; er nahm die Einladung der Königin, durch ſeine Gegenwart die glänzenden Feſte des Hofes in Fontainebleau zu verherrlichen, um ſo williger an, als ſeine Liebe zu dem Fräulein von Limeuil ſeit dem, gleich nach dem Friedensſchluß von Orleans, erfolgten Tode ſeiner Gemahlin, von neuem und ſtärker als je in ihm erwachte. Die Chatillons und Montmorency aber ſchlugen die Einladung aus.

1.

In dem hohen Audienz-Saale des Schloſſes Meulan ſaß Catharina von Medicis mit ihren Frauen und dem ganzen dort anweſenden Hofe. Sie hatte eine Stickerei vor ſich

und schien emsig damit beschäftigt; nur zuweilen blickte sie über die Arbeit hinweg nach dem Herzog von Nemours, dem schönsten Manne Frankreichs, der mit dem Fräulein von Rohan im tiefen Gespräch begriffen, seine königliche Gebieterin nicht zu bemerken schien.

Neben der Königin saß zur Rechten Margaretha von Lustrac, die Witwe des Marschalls von St. André, noch in Trauer um ihren Gemahl, der in der Schlacht von Dreux geblieben war; zur Linken die Herzogin von Uzès und hinter dem Stuhle der Königin stand Isabella de la Tour-Turenne, gemeinhin nur die schöne Limeuil genannt, und reichte ihrer Gebieterin alle zur Arbeit nöthigen Kleinigkeiten, die auf einem Tischchen neben dieser standen. Der junge Herzog von Anjou, nachmaliger König Heinrich der Dritte, stand allein in einem Fenster, sah hinaus und warf zuweilen bedeutende Blicke auf die Königin, seine Mutter, die unbefangen scheinend, mit ihrer Arbeit fortfuhr, in deren Augen jedoch die umstehenden Hofleute eine besondere Unruhe, die sich auch ihnen mittheilte, bemerken wollten.

Jetzt nahte der Herzog der Königin und sprach leise mit ihr. Sie blieb ruhig sitzen, gab jedoch

der Limeuil den Stickrahmen, mit der Weisung, ihn wegzutragen, und als das Fräulein ihn einem Pagen geben wollte, setzte die Königin mit gleichgültig scheinendem Tone hinzu: Tragt ihn nur in mein Kabinet, Isabelle! und erwartet mich dort! — Die Limeuil entfernte sich, und während die Königin noch einige unbedeutende Worte mit der Marschallin von St. André sprach, rief der Thürsteher: der König nah't!

Der Hof ordnete sich schnell um Catharinen. Jetzt trat der König, Carl der Neunte, nur von dem Marschall von Retz und dem Herrn von Cypriére begleitet, ein. Die Königin wollte aufstehen, ihm entgegen zu kommen, der König aber ging so schnell auf sie zu, bat, sich nicht zu bemühen, küßte ihr ehrerbietig die Hand und wollte sich schnell wieder entfernen; doch Catharina hielt ihn durch die Mittheilung von allerlei Neuigkeiten auf, und knüpfte den abgerissenen Faden der Unterhaltung jedesmal wieder an, während der Herzog von Anjou in das Fenster zurückgetreten war, und sich um das, was im Saale vorging, nicht zu bekümmern schien. Carl der Neunte ward ungeduldig, mehrere Male versuchte er vergeblich, sich von der Königin loszumachen, welche nun anfing verlegen zu wer-

den, da sie die Heftigkeit des Königs, welche eben auszubrechen drohte, wohl kannte.

Ihr kommt aus der Vesper? fragte jetzt Catharina.

Ja, Madame! erwiederte der König, wendete sich jedoch schnell von seiner Mutter, deren Unterhaltung ihm lästig wurde, und ließ sein Auge, wie er oft zu thun pflegte, unstät umherschweifen bis es endlich auf dem Herzog von Anjou, Catharinens Lieblings-Sohne, ruhte.

Bruder von Anjou! — rief der König, sein Auge rollte und sein Mund verzog sich zu jenem höhnischem Lächeln, dem Vorboten seines Zorns. — Ihr scheint wichtige Dinge auf der Straße von Meulan zu suchen, daß Ihr darüber vergeßt, mich zu grüßen!

Der Herzog trat auf einen Wink Catharinens schweigend dem Könige näher, dieser ergriff rasch seine Hand, führte ihn zur Königin Mutter und sagte mit unterdrückter Heftigkeit leise, so daß es nur die Herzogin von Uzez hören konnte: Vergeßt Euch nie wieder, Heinrich, sonst möchte ich vergessen, daß Ihr der Mutter Schooskind seid! Er wendete der Königin schnell den Rücken, befahl dem Marschall von Retz ihm zu folgen, und wollte eben hinunter gehen, wo

seine Jagdpferde ihn schon erwarteten, als die Thüren sich öffneten, und der König über den sonderbaren Anblick, der sich ihm darbot, betroffen zurückfuhr.

Unter Seufzern und Thränen schritt ein schwarzer Trauerzug in den Saal, Antoinetten von Bourbon, des ermordeten Herzogs Franz von Guise Mutter, an der Spitze. Ihr folgte Anna von Este, dessen Gemahlin, mit ihren drei Söhnen, den in der Folge für Frankreich so merkwürdigen, so unheilbringenden Guisen; Verwandte und Freunde begleiteten sie, Alle in Schwarz gekleidet, die Frauen verschleiert. Langsam schritten sie auf den König zu, der, von diesem Anblicke überrascht, sich zu dem Herrn von Cypriére wendete, während Heinrich von Anjou über des Königs Verlegenheit sich zu freuen schien. Jetzt nahete sich der Zug dem Könige, Alle warfen sich vor ihm nieder auf die Kniee, Antoinette von Bourbon nahm das Wort und überreichte dem Könige eine Bittschrift, indem sie mit tiefergreifendem Tone sagte: Sire! wir nahen uns Eurer Majestät noch in Trauer über den unglücklichen Tod unseres theuren Sohnes und Herrn, des Herzogs von Guise, wir flehen um Gerechtigkeit gegen seine Mörder, in deren

Verzeichniß der Stahlstiche.

Phillipp Artevelde. (Titelkupfer.)	Seite	22
Titelvignette.	—	—
Scene aus dem Brauer aus Gent.	—	133
Alice.	—	184
Leonore.	—	257
Scene aus dem Alten von Furnatsch.	—	332
Maria Imeldi.	—	427

Eine Caravane. (Artistische Zugabe d. Verlagshandlung.)

Hand Poltrot nur ein blindes Werkzeug war, und rufen Gott und den König zum Beistand an, uns zu schützen, uns zu rächen!

Der König wollte die Matrone aufheben.

Bis Eure Majestät mir Gnade und Gerechtigkeit wiederfahren lassen, liege ich hier zu Ihren Füßen! fuhr Antoinette von Bourbon fort und beugte seufzend ihr Haupt tief vor dem königlichen Jünglinge, der, verlegen seinen Blick auf die Königin gerichtet, vergebens eine Antwort zu suchen schien. Endlich sagte er mit ungewisser Stimme:

Ich glaube gehört zu haben, daß Gott die Könige nur durch Gerechtigkeit regieren lasse, deshalb sagte ich Euch schon früher, daß Euch Gerechtigkeit werden sollte, wenn Ihr sie von mir verlangt. Das Unglück, was Euren Sohn, den Herzog von Guise betroffen hat, ist so schrecklich, daß ich selbst seine Mörder verfolgen würde; deßhalb will ich Euch Gerechtigkeit gewähren, so, daß Gott und Menschen damit zufrieden seyn und mein Gewissen beruhigt werden könne. Doch nun steht auf! Er verneigte sich rasch und verließ schnell den Saal.

Catharina von Medicis, die bisher nur eine stumme Zeugin dieses Auftrittes gewesen war,

trat jetzt zu den Frauen, hob Antoinetten von Bourbon freundlich auf und sprach ihr Trost und Muth ein. Sie war von der unvermutheten Scene nicht im mindesten überrascht, denn sie selbst hatte sie veranstaltet, um dem Prinzen von Condé und Coligny wehe zu thun. Auch der Herzog von Anjou trat jetzt hinzu und faßte die Hände der beiden ältern Guisen, Heinrich und Ludwig und unterhielt sich mit ihnen auf das freundschaftlichste. Wer vermögend gewesen wäre, in die Zukunft zu schauen und den unglücklichen Tag von Blois dort zu erblicken, der würde geschaudert haben, Heinrich von Anjou mit Heinrich und Ludewig von Guise Hand in Hand im freundlichsten Vereine hier stehen zu sehen.

2.

Indessen saß Isabelle von Limeuil in dem Kabinet der Königin, mit Ungeduld ihre Gebieterin erwartend. Daß etwas vorgehen müsse, wovon sie nicht hatte Zeugin seyn sollen, ahnete sie; daß es dem Prinzen Condé und seine Partei beträfe, war ihr gewiß; eben so gewiß

aber auch, daß sie durch Adelaiden von Rohan, ihre treue Freundin, davon unterrichtet werden würde, und sie lächte deshalb über die Vorsicht ihrer Gebieterin, die jetzt in das Kabinet trat.

Mit dem Ausdruck ihres Gesichtes nur zu gut bekannt, bemerkte das Fräulein bald, daß der Königin irgend eine Unternehmung gelungen seyn müsse, heiter triumphirend war das Lächeln, mit welchem sie ihr die Hand zum Kuß reichte.

Der Prinz, sagte die Königin, wird in kurzem an den Hof kommen. In Fontainebleau, wohin wir morgen gehen, wird er uns treffen, dort übergeb ich ihn Dir! Sie schwieg, und ein fester, ernster Blick traf das Fräulein, welches erröthend die Augen niederschlug. Isabella! fuhr die Königin fort und wollte in ihre Stimme Weichheit legen, ohne eine gewisse Härte unterdrücken zu können — Isabella! hüte Dich vor Deinem Herzen, erinnere Dich stets, daß Du für mich, für mich allein Dir die Neigung des Prinzen Condé erringen solltest, und daß die Früchte, welche Du Dir pflückest, nur giftig für Dich seyn können. Er ist mein Feind, der Feind unsers Glaubens, Du nur

bist das Netz, worin ich ihn fangen, festhalten kann. Verwickle Dich nicht selbst darin, Isabella! wenn auch das Weib Dir verzeihen könnte, würde die Königin Dich strafen müssen. Ich habe Dich lieb, lieber als Alle! fuhr sie in sanftem Tone fort und reichte ihr die Hand, welche das Fräulein stürmisch küßte, aber Du weinst, Limeuil! weinst? O schäme Dich. Spielen darfst Du mit der Liebe, doch nie ihr Spielzeug werden. Trinken darfst Du aus ihrem Becher, Dich aber nie berauschen; besonnen mußt Du bleiben, nur mit ihren Blüthen spielen, aber ihre Frucht nie genießen! Denn wehe Dir, stände Condé Dir näher als Deine Königin! So blutig wie dort die Sonne untergeht, gingst auch Du für die Welt unter. Darum höre meine Warnung, wenn es nicht schon zu spät ist! Isabella zitterte. Unglückliche! rief die Königin.

Unglücklich nur — sagte diese, sich schnell fassend — wenn ich den Zorn meiner Königin verdiente, der ich mich weihe bis zum letzten Athemzug meines Lebens.

Da trat ein himmelblau phantastisch gekleideter Knabe, dem Jünglingsalter nahe, durch eine, selbst der Limeuil bis jetzt unbekannte

Seitenthür in's Kabinet der Königin und sagte, sich vor selbiger tief neigend: Der Meister entbietet Euch seinen Gruß. Alles ist bereit, königliche Frau! — — Ich werde kommen! erwiederte diese, und der Knabe, fest auf Isabella blickend, verneigte sich wieder und verließ durch die nämliche Thür, durch welche er gekommen, das Zimmer.

Die Königin sah jetzt schweigend, starr vor sich auf den Boden. Das Fräulein aber blickte noch immer nach der Thür, durch welche die ihr unerklärbare Erscheinung verschwunden war.

Endlich brach Catharina von Medicis das Schweigen. Folge mir, Isabella, befahl sie, aber wehe Dir, verrathen Deine Lippen je, was Dein Auge sehen, Dein Ohr hören wird! Sie öffnete die Thür, Isabella folgte zitternd. Jetzt gingen sie durch einen kleinen, ihr ebenfalls unbekannten Gang, nach dem östlichen Thurme des Schlosses, und vor einer großen Flügelthür angekommen, sagte plötzlich Catharina: Basil, der größte Astrolog der Welt, ist aus meiner Vaterstadt hier angekommen, und stellt heute das Horoscop meiner Söhne; daß Du mich hierher begleiten darfst, sei Dir ein Beweis meiner

Liebe,

ebe, denn Du bist die Einzige, der ich völlig
trane.

Sie traten jetzt in das Zimmer ein, das Basil
nz zu seinem Vorhaben eingerichtet hatte. Es
hlte an keinem Zeichen mystischer Weisheit,
d alle zur Magie nöthigen Figuren, Kreise
d Sinnbilder waren in diesem runden, geräumi-
n Zimmer, welches die ganze Breite des Thur-
es einnahm, aufgestellt. Der Astrolog, von
m Knaben im lichtblauen Gewande begleitet,
at der Königin entgegen; er war ein schöner,
lter Mann, welcher schon bei Catharinens
eburt ihr Horoscop gestellt hatte. Sein Auge
lizte noch stark unter den starken, grauen Au-
enbrauen hervor, sein Schritt war kräftig,
ürdevoll die Verbeugung, mit welcher er die
önigin empfing. Ihr habt befohlen, Majestät!
agte er ernst, während der Knabe mit zierlichem
nstande der Königin und ihrem Fräulein ein
örbchen mit Blumen darreichte. Ihr habt be-
ohlen und ich gehorche, doch — fuhr Basil nach
iner kurzen Pause fort, in welcher er auf Isa-
ellen einen festen, durchdringenden Blick warf
— Wer ist diese? — —

Eine in meine Geheimnisse Eingeweihte,

eines meiner Hoffräulein, welches auch Eures Rathes bedarf — erwiederte die Königin. — —

Rath ertheile ich nie! — unterbrach schnell der Astrolog die Rede Catharina's. Kopf und Herz muß man darum befragen, nicht die Sterne. Ich vermgg nur in dem Buche des Schicksals zu lesen, was ich dort finde, steht unabänderlich, menschliche Weisheit vermag nichts daran zu ändern! — Die Geister sind bereit meinem Willen zu gehorchen, fuhr er dann fort, ist es nun meiner Königin genehm, den Sitz zu besteigen, den sie ihr bereitet haben? Er zeigte auf einen erhabenen, schwarzsammetenen Sessel, über welchem die Krallen eines goldenen Greifen einen goldenen Baldachin von dem nämlichen Stoffe hielten. Tretet zur Linken Eurer Gebieterin! sagte er zu dem Fräulein, nachdem die Königin sich gesetzt hatte, weicht ja nicht aus dem Kreise, den ich um euch ziehen werde, und steckt, wenn es beliebt, die Blumen, welche ihr aus dem goldenen Körbchen genommen habt, an Eure Brust, sie werden auf Euren Geist wohlthätig wirken, und sollte Gefahr nahen, Euch schützen.

Die Königin steckte die Granatblüthe, welche sie aus dem Körbchen genommen, Isabella die

Rose an ihren Busen, und Beide erwarteten schweigend, was der Astrolog beginnen würde.

Dieser winkte dem Knaben, welcher halb jener Amor zu seyn schien, der als loser Knabe mit Pfeil und Bogen durch die Lüfte schwirrt, halb jener jugendliche Gott, der mit sehnsuchtsvollem Blick Psychen den ersten Kuß der Weihe auf die Purpurlippen drückt. Der Knabe trat auf eine kleine Erhöhung, nahm von einem Sims ein perlmutternes, mit Gold ausgelegtes Kästchen, welches mit Hieroglyphen geziert war, und ein schwarzes, an einer goldenen Kette hangendes Räuchergefäß, in welchem schon glühende Kohlen bereit lagen. Er öffnete dann das Kästchen, streuete duftenden Weihrauch auf die Kohlen und trat vor eine sonderbare Gestalt, die auf einem Fußgestell von schwarzem Marmor stand, welcher nur hie und da mit rothen Adern durchlaufen war. Die Gestalt glich einem Engel, doch schmolzen sich die Züge eines Jünlings an denen einer Jungfrau so zart in einander, daß man sie eben so gut für eine Fortuna hätte halten können. Täuschend war sie geformt, man hätte schwören sollen, es sei eine lebende Gestalt, deren rechter Fuß auf einer kleinen goldenen Kugel

ruhte, der linke aber gebogen rückwärts sich hob. Ein weißes Gewand umgab sie; über die rechte Schulter, einen Theil des Körpers bedeckend, war ein blaues, durchsichtiges Ueberkleid geworfen, das wie in der Luft zu schweben schien, golden waren die Merkurflügel an ihren Sohlen, himmelblau die breiten Flügel an der halb entblößten Schulter, nur die oberste Feder war golden und die unterste feuerfarben. — Freundlich blickten die Augen der Gestalt auf die Frauen, und es schien aus ihnen das Feuer des Lebens zu strömen, und in den Adern der Hauch des Lebens zu rinnen.

Dreimal umging der Knabe, welcher ein jüngerer Bruder der Gestalt zu seyn schien, dieselbe und hüllte sie in dampfende Wohlgerüche ein. Dreimal umging Basil den Sessel der Königin, zeichnete mit seinem Stabe einen Kreis in den bunten Sand, umzog diesen mit sonderbar grellen mystischen Figuren und trat nun, nicht aus diesem Kreise weichend, vor die Gestalt, an deren Fußgestell der Knabe kniete.

Unverständliche Worte murmelnd, beugte der Astrolog, jedoch nur wenig, Knie und Haupt, und als er dieses wieder hob, streckte er seine

Rechte mit dem weißen Stabe gegen die Gestalt und sprach mit befehlendem Ton:

Lüfte den Spiegel, mein Ariel! und gehorche den Befehlen Deines Meisters. Und als er dis sagte, hob die Gestalt den Arm, auf rollte ein grauer Vorhang und der Königin gegenüber glänzte, von hundert blauen Flämmchen erleuchtet, ein großer hellgeschliffener Spiegel. Laß Vergangenheit und Zukunft erscheinen! rief der Astrolog. Die Gestalt durchkreuzte mit ihrer Rechten dreimal die Luft und wie das Brausen eines nahenden Sturmes durch einen alten heiligen Hain, so begann es aus der Ferne zu rauschen. Die Gestalt sah forschend auf den Meister, der, starr vor sich hinblickend, die Arme über seine Brust kreuzte, während der Knabe in eine anbetende Stellung das Gesicht zur Erde gebeugt, niedergesunken war.

Immer näher und näher schien der Sturm zu kommen, jetzt hörte man ihn vernehmlich wie durch die obern Luken des Thurmes sausen. Isabella schmiegte sich fast zitternd an die Königin, die dergleichen gewohnt, nur mit gespannter Erwartung immer nach dem Spiegel sah, in dessen Wiederschein die hundert Flämmchen tanzend gaukelten. — Jetzt — ein

Fenſter flog auf, des Sturmes Flügel rauſchten hindurch, verloſchen waren die Flammen, nur fünf Sterne, ein magiſches Dreieck bildend, worin jedoch nur der obere hell und ſtrahlend ſchimmerte, glänzten im Spiegel und erleuchteten im ſanften Halbdunkel das Zimmer.

Jetzt hörte man in der Entfernung leiſe Trauertöne und in dem Spiegel ſah man langſam einen Altar von weißem Marmor, welcher mit drei goldenen Lilien geſchmückt war, ſich erheben, und die trauernd krankhafte Geſtalt Franz des Zweiten, die Krone auf dem Haupte, ſchritt zweimal um den Altar — ein düſteres Flämmchen flackerte auf und als es ſchnell verloſch, verſchwand auch die Geſtalt.

Die Trauertöne ſchwiegen. Eine wilde Muſik begann, Jagdhörner ſchmetterten, die Kriegstrompete erſcholl und Geheul, gleich dem Gewimmer der Sterbenden, ließ ſich dazwiſchen vernehmen. Karl der Neunte erſchien in königlichem Gewande, umkreiſ'te den Altar und bei jedem Gang wurde ſein Blick heftiger, ſein Schritt unſtäter. Als er zum zwölften Male ſeinen Weg begann, wurde die Muſik immer verworrener, immer lauter das Gewimmer. Noch zweimal ſtürzte er mit wildem, furchtbarem Antlitz um den Altar; eine

blaue Flamme ziſchte in die Höhe, verloſch, und er war verſchwunden.

Das Fräulein von Limeuil bebte, und ſah die Königin forſchend an, welche ernſt und ſinnend, zu Boden blickte und von dieſer Erſcheinung ergriffen ſchien; doch bei den luſtigen Flötentönen, die jetzt, von Geigen begleitet, erſchollen, blickte ſie ſchnell auf, und als die ſchöne Geſtalt des Herzogs von Anjou, eine Krone auf dem Haupte, eine andere mit flüchtiger Eile wegwerfend, ihrem Auge erſchien, lächelte ſie freundlich und man ſah, daß der Eindruck verwiſcht war, den Karl des Neunten Anblick erregt hatte. Heinrich umging den Altar; bald wild, bald luſtig begleitete ihn die Muſik. Bei ſeinem zwölften Gang trat eine Nebelgeſtalt neben den König, — Catharina glaubte in ihr Heinrich von Guiſe zu erkennen, — begleitete dieſen bei ſeinem Umgange und ſtreckte endlich die Hand nach deſſen Krone aus. Da ſchwieg die Muſik, ein tiefer Seufzer erſcholl ſtatt der Flöten- und Geigentöne und die Nebelgeſtalt ſank in nichts zuſammen. Noch einmal begann der gekrönte Wanderer ſeinen Pilgergang, da flackerte eine gelbe Flamme empor, eine unſichtbare Hand goß eine Schale mit Blut über ſie —

hell ziſchte ſie auf und verloſch, der Herzog von Anjou war verſchwunden, und vier Sterne des Dreiecks waren erblichen; nur der obere glänzte noch herrlich und ſchön, welcher ſchon vom Anfang die andern mit ſeinen Glanze überſtrahlt hatte.

Als die Königin von dieſem Anblicke ergriffen, trauernd ihr Auge ſenkte, gewahrte ſie, daß die Granatblüthe geknickt und verwelkt auf der Erde lag. Mit ihrer Rechten auf ſie weiſend, hielt ihre Linke die Limeuil zurück, welche die Blume aufzuheben ſich bücken wollte.

Es entſtand eine lange Pauſe. Einen fragenden Blick Baſils beantwortete die Königin mit einen bejahenden Nicken ihres Hauptes — der Aſtrolog hob gegen die Geſtalt auf dem Fußgeſtelle ſeinen weißen Stab, die Geſtalt lächelte und ſtreckte die Hand noch einmal gegen den Spiegel, während der lichtblaue Knabe ſich von der Erde erhob, Weihrauch auf ſein Räucherbecken ſchüttete, dreimal kühn und keck um das Fußgeſtelle ſchritt und, vor den Spiegel tretend, das Gefäß mit triumphirender Miene drei Mal hoch in die Höhe ſchwang. Als jetzt Trompeten und Pauken ſchmetterten und eine liebliche ſanfte Muſik begann, trat der Knabe ſeit-

wärts und ſchauete mit weit geöffnetem Auge nach dem Spiegel, zuweilen auch, jedoch nur verſtohlen, nach der ſchönen Limeuil.

Alençon! rief unwillkührlich, aber leiſe die Königin, während ihr Auge forſchend nach dem Spiegel ſah — doch nicht ihr Sohn, der Herzog von Alençon erſchien — der junge Bearner Heinrich von Navarra war es, der mit Frankreichs Krone geſchmückt, unter lieblichem Klange von Flöten und Schalmeien ſeinen Umgang begann. Eine helle Flamme leuchtete während dem auf dem Altare, die Lilien Frankreichs ſchienen heller zu glänzen, der Stern über ihm mehr goldene Strahlen um ſich zu verbreiten. Vier und zwanzig Mal ging er um den Altar. — Da verloſch plötzlich die Flamme ziſchend, die Lilien umzog ſchwarzer Trauerflor. Dem Sterne zu hob ſich die Königliche Geſtalt und himmelwärts ſchwebend verſchwand Stern und König.

Der Vorhang rollte nieder. Die Geſtalt auf dem Fußgeſtelle hob ihre Rechte hoch empor, als ob ſie den Weg bezeichnen wollte, welchen der Navarrer und ſein Stern genommen. Der Knabe lag in betender Stellung auf ſeinen Knieen.

Die Königin ſprang auf. Ihr habt mehr

geleistet, Basil, als Ihr solltet, rief sie entrüstet! Wozu das letzte Bild?

Ihr befahlt, ich gehorchte Euch, der Geist gehorchte mir. Ist der Vorhang einmal aufgerollt, kann nur ein mächtiges Wort des Meisters befehlen, daß er wieder herunter falle, ich sprach es nicht aus.

Die Königin schwieg und sah nachdenkend vor sich nieder. Endlich nach langem Sinnen hob sie plötzlich das gesenkte Haupt. Mit stolzem Anstand sah sie kühn umher, als wollte sie dem Schicksal trotzen und es zum Kampf aufrufen. Thörige Gaukeleien, nur da, um die Stunden der Langeweile zu verscheuchen, ihr erschüttert mich nicht! rief sie, ich gehe doch den Weg, den ich gehen will!

Wenn die Sterne es wollen, ja! sagte mit ernstem Tone der Astrolog. Nicht aus diesem Kreise könnt Ihr schreiten, Catharina von Medicis, ohne meinen Willen, und wie schwach ist der gegen den Willen des Allmächtigen dort oben! Die Königin sah zornig auf ihn und hob schon den Fuß. Wagt es nicht, ist Euch Euer Leben lieb! rief er ernst und trat auf einen schwarzen Stein, der in der Mitte des Fußbodens eingemauert war, schwang seinen Stab,

und alle Figuren, Zeichen und Bilder um ihn her ſchienen Leben zu bekommen.

Iſabella hielt die Königin zurück, ſchmiegte ſich an ſie und bat mit flehendem Blicke, nicht weiter zu gehen. Catharina erblaßte, doch faßte ſie ſich ſchnell.

Freund Baſil, ſagte ſie lächelnd, genug für heute, Ihr habt alles trefflich angeordnet. Ich danke Euch für Eure Mühe, mein Schatzmeiſter wird es noch kräftiger thun. — Und iſt nun Euer Zauber gelöſ't, der Weg mir wieder offen? fragte ſie ſpöttiſch.

Der Geiſt hat die undurchdringliche Kette gebrochen, der Kreis iſt Euch geöffnet, ſchreitet hinüber, Königin, und wiſſet, nur dem gläubigen, demüthigen Henzen öffnen die Geiſter das Auge.

Gehabt Euch wohl, Meiſter! ſagte Catharina mit erzwungener Ruhe, und ſchritt über die Figuren hinweg, welche den magiſchen Kreis bezeichnet hatten, die Limeuil folgte; der Knabe, eine Fackel in der Hand, ſchritt voran.

Eben als die Königin das Zimmer des Aſtrologen verlaſſen wollte, ſagte ſie zu Baſil: Meiſter, wollt Ihr nicht dieſem Fräulein auch den Schleier der Zukunft hinwegziehen? Ihr werdet,

wie ich vermuthe, ein gläubigeres, demüthigeres Herz in ihr finden, als das Herz der Königin von Frankreich. Bleib hier, Isabella, und erzähle mir, was Du alles Schöne gesehen. Bei diesen Worten verließ sie schnell das Zimmer und wie von unsichtbarer Macht festgehalten, blieb das Fräulein an der Thüre gebannt.

Basil betrachtete sie schweigend, ergriff dann ihre beiden Hände und sah starr in ihr dunkles Auge, als ob er in diesem Spiegel das Innere ihres Herzens lesen könne, doch sagte er kein Wort.

Jetzt kehrte der Knabe wieder zurück, neigte sich vor dem Fräulein und blickte nach ihr mit sonderbar glühendem Auge. Der Astrolog gab ihm ein Zeichen, er trat hin an das Fußgestelle der Gestalt und schien sich mit etwas ruhig zu beschäftigen.

Isabella de la Tour! hob nun Meister Basil an, ich soll Euch Euer Horoscop stellen; wünscht Ihr es? Sie winkte bejahend. Da bedarf es nicht der Geister und ihrer Einwirkung, fuhr er fort, Euer Schicksal liegt in Eurem Herzen und deshalb in Eurer Macht. Soll ich Euch dies enthüllen? Isabella erröthete. Da führte Basil sie zu der Gestalt auf dem Fußgestelle,

winkte dem Knaben, der einen grünen Schleier von Etwas hinweg zog, und ein duftender Rosenstrauch stand in voller Blüthe vor der Jungfrau.

Euch, schöne Limeuil! begann nun Basil, Euch, das liebliche Bild dieser Blumen, darf sich nur duftend der Schleier lüften, nur aus Blüthen der bedeutsame Kranz sich winden, der Eure Zukunft zeigen mag. Pflückt die Blumen, windet den Kranz und sie steht vor Euch.

Zagend streckte Isabella die Hand nach den Blumen. Brecht sie nur! lispelte leise der Knabe und sah gar freundlich auf zu dem Fräulein; fürchtet Euch nicht! und eine Knospe, eben im Entfalten, bog sich schmeichelnd der weißen, zarten Hand der Jungfrau entgegen; sie brach sie schnell.

Brecht ihr zuerst Euer Bild? fragte Basil. Das Bild Eurer äußeren Schönheit ist es, welches vor dem Auge des jugendlichen Frühlings sich kaum entfaltet hat. Ist es auch das Bild Eures nur halb erst erschlossenen Herzens?

Da brach, verlegen erröthend, das Fräulein eine üppig aufgeblühte Rose und eine Schlange fuhr aus dem grünen Blätterdache hervor, wickelte sich um ihre Hand und mit einem Schrei

die Hand betäubt vor Schreck nach dem Herzen führend, drückte sie die Schlange an das Klopfende.

Erschreckt nicht, sagte Basil ernst, während der Knabe die Schlange von dem Herzen der Jungfrau lockte und sie, freundlich streichelnd, wieder unter den Rosen barg. Sie ist nicht giftig und verwundet Euch nicht. Wie die Rose das Bild der Liebe, wie ihre Dornen der Liebe Schmerzen bedeuten, ist diese Schlange das Gift, welches ihr entquillt!

Isabella de la Tour! sagte er nach einem langen Schweigen mit wehmüthiger Stimme, als ob es ihm ahnete, seine Warnung sei vergebens. Isabella! Eure Liebe sei treu, innig — sei heilig! setzte er mit warnendem Tone hinzu. Es wird eine Schlange Euch verwunden, trifft ihr Stachel ein reines Herz, dann tödtet sie nicht, ihr Gift ist unschädlich und kann das Heilige nicht bespritzen. Doch — trifft sie — Ihr bebt! Ihr zittert! — Nun, so sei Gott mit Euch, unglückliches Mädchen! — Doch, fuhr er fort, wenn es über Euch stürmt und brennt, dann kommt zu mir, Euch unter meinen Mantel zu bergen. Nicht des Meisters Wissen, dem Herzen des Greises vertrauet!

Isabella beugte sich vor der ehrwürdigen Gestalt. Begleite sie! sagte er zu dem Knaben, der hastig die Fackel ergriff und voranschritt. Isabella folgte.

Als sie am Ende des schmalen Ganges, unfern der verborgenen Thüre angekommen waren, wendete sich der Knabe schnell. Reizende Sylphide! sagte er, welcher Lohn wird mir für meine Mühe?

Verlegen blickte ihn Isabella an und schien etwas von Werth für ihn zu suchen.

Sucht nicht! sagte der Knabe. Ich wüßte wohl, was Ihr mir geben könntet.

Nun? fragte Isabella.

Ihr seid so schön, — sagte der jugendliche Knabe und senkte verschämt das Auge, so lieblich, als wäret Ihr dem Reiche der Geister entschwebt, daß ich selbst, der ich wohl Schönes sah, nichts Herrlicheres erblickte als Euch. Gebt mir Eure Lippen zum Kuß und ich bin tausendfältig belohnt. — Er sah das Fräulein so bittend an, sein Auge ruhete so kindlich auf dem Mädchen, daß sie, ohne es eigentlich zu wollen, sich zu ihm niederbog, der, mit seinen Armen sie innig umschließend, seine Lippen glühend auf die ihrigen preßte.

Des Inhalten vor Cumana.

Die Limeuil erschrack. Diese Gluth hatte sie nicht von dem Knaben erwartet. Du bist unbescheiden! sagte sie zürnend.

Ich bin glücklich! und von jetzt Eurem Dienste geweiht. Isabella de la Tour, Ihr seht mich wieder. — Die Fakel entsank ihm — sie erlöschte. — Der Knabe verschwand.

Da stand nun das Fräulein in einem ihr ganz unbekannten Theile des Schlosses. Es war dunkel um sie, und nirgend drang auch nur ein falber Schein der Dämmerung hindurch. Sie tappte umher, suchte die Thür, welche sie nach dem Kabinet der Königin führen sollte; aber nur vergebens war ihr Bemühen. Wohl mehrere Minuten schon hatte sie so einen Ausweg aus diesem finstern Labyrinthe gesucht, als sie sich plötzlich von einer rauhen Hand ergriffen fühlte; sie schrie laut auf. Wer ist hier? rief sie bebend. — — Ein Freund des schönen Fräuleins de la Tour, entgegnete eine Stimme, welche ihr nicht ganz unbekannt schien; jedoch konnte sie den Mann, der sie immer noch fest hielt, nicht daran erkennen.

Wer seid Ihr, der es wagt, mich, wider meinen Willen, festzuhalten? rief sie voll Unmuth?

Euer

Euer treuester Diener! entgegnete die Stimme, welcher dem Zufall dankt, daß die Hand der schönen Limeuil endlich einmal in der seinen ruht!

Laßt mich los! rief das Fräulein, laßt mich los, oder ich rufe um Hülfe!

Würde Euch wenig helfen, sagte der Unbekannte kalt und ruhig. Hier in diesem einsamen Theile des Schlosses würde Euch Niemand hören, und hörte man Euch auch, was müßte man von dieser Zusammenkunft am späten Abend und hier von Euch denken?

Und was wollt Ihr von mir? — rief Isabella zitternd.

Was ich will? sagte die Gestalt. Was Ihr dem unbärtigen Knaben im himmelblauen Gewande reichtet, verlange auch ich!

Unverschämter! rief das Fräulein zornig und versuchte ihre Hand loszumachen, aber vergebens.

Nun? sagte er: Könnt ihr dem Manne verargen, das zu verlangen, was Ihr dem Knaben, dem schönen, goldgelockten Knaben so willig gabt? Auch mich weiht ein Kuß auf ewig Eurem Dienst. Darum gönnt mir, was ihr ihm reichtet, und des Mannes Dienst ist wohl doppelten Lohnes werth!

Wer seid Ihr, der es wagt, so mit mir zu sprechen? rief Isabella, vor Zorn und Angst zitternd.

Ein Mann, der Euch mit unbegrenzter Liebe zugethan ist, mit Liebe, der nur sein Haß zu vergleichen wäre, würde er von Euch verächtlich zurück gewiesen. Ein Mann, dessen Geburt der Eurigen gleich, der Euch Hand und Herz bieten kann, während nur, in Euren Reizen zu schwelgen, ein Condé um Euch buhlt!

Da rauschte etwas hinter ihnen. Der Unbekannte schwieg. Wie leise Tritte kam es näher. Plötzlich erhellte ein Blendlicht Isabella und den Unbekannten, der schnell sein Gesicht wendete und, ohne von ihr erkannt zu seyn, davon eilte.

In einen Mantel gehüllt, das Licht vor sich haltend, so daß Isabella nichts deutlich erkennen konnte, schritt jetzt eine vermummte Gestalt auf sie zu, die sie, nicht mehr entfliehen könnend, zitternd erwarten mußte. Bevor der Vermummte sie jedoch erreicht hatte, hielt er plötzlich an, öffnete mit einem Schlüssel eine Thür, verhüllte noch tiefer das Gesicht, trat auf sie zu, faßte ihre Hand, wobei es ihr

schien, als fühle sie ein leises Beben der seinen, und führte Isabella nach der Thür. Hier nöthigte er mit einer stummen Bewegung der Hand das Fräulein, einzutreten, welches noch zu sehr ergriffen war, um durch einen Schrei Hülfe herbeirufen zu können, zu sehr durch die Begebenheiten dieses Abends erschüttert, bewußtlos folgte und in die Thüre trat. Der Vermummte schloß, ohne ihr zu folgen, hinter ihr zu und das Fräulein war in finsterer Nacht, an unbekanntem Orte, allein. Lange stand sie so in banger Erwartung da. Niemand kam; kein Fußtritt, kein menschliches Wesen ließ sich hören. Grabesstille war um sie her. Da faßte sie endlich Muth. Leise, vorsichtig tappte sie umher; die Hände schirmend vor sich gestreckt, trat ihr Fuß nur behutsam vorwärts. Jetzt stieß sie auf etwas; es war ein Tisch. Allerhand Geräthe fand sie dort, aus denen sie schließen konnte, daß sie an einem bewohnten Orte sei. Unter ihnen erfaßte ihre Hand eine Klingel; und hoffend in derselben ein Mittel gefunden zu haben, sich aus dieser peinlichen Lage zu reißen, zögerte sie nur einige Augenblicke und schellte dann heftig. Ein Lichtschein schimmerte durch die Ritzen einer Thür, sie

öffnete sich, und es war hell um sie her. In ihrem eigenen Zimmer befand sich Isabella, vor Annette, ihrer Zofe.

4.

Der Hof ging am andern Tage nach Fontainebleau, um dort die Gesandten des Papstes, des Königs von Spanien und des Herzogs von Savoyen zu empfangen. Prachtvolle Feste sollten den Zweck dieser Gesandtschaften verbergen, welche dem Könige die thätigste Hülfe zur Vertilgung der Hugenotten anbieten und ihn bewegen sollten, den Frieden von Orleans zu brechen. Der Prinz Condé, die Chatillons, die Rohans, Rochefoucaults, kurz alle Mächtigen der Hugenottischen Parthei, waren eingeladen. Nur der Admiral und sein Bruder erschienen nicht; auch nicht der Connetable und seine Söhne, welche immer noch über das Ansehen der Guisen neidisch, sich noch jetzt vom Hofe entfernt hielten.

Isabella hatte gleich nach der Ankunft in Fontainebleau der Königin berichten müssen, was ihr im Zimmer Basil's begegnet war; auch

verschwieg sie ihrer Gebieterin die sonderbare Begebenheit in dem engen Gange nicht, und die Königin, auf alles aufmerksam, was am Hofe und besonders um ihre Person geschah, nahm die Sache sehr ernst. Wer konnte Kunde von diesem geheimen Gange haben, wer dahin kommen, ohne daß sie es wissen mußte? War die Limeuil der Grund dieser nachtlichen Wanderungen, war die geheime Thür zu den Zimmern ihrer Hoffräuleins der einzige Zweck, oder war es wohl gar ihr eigenes Kabinet?

Diese Gedanken durchkreuzten sich und sie forschte bei dem Fräulein genau nach, ob sie irgend Jemanden den Schlüssel zu der verborgenen Thüre anvertrauet habe; indessen die Limeuil versicherte, daß ihr das Vorhandenseyn dieser Thüre nicht bekannt gewesen wäre. Es beunruhigte die Königin so sehr, daß ein Eilbote den Kastellan von Meulan nach Fontainebleau bescheiden mußte, aber auch er schwur, als er später vor der Königin erschien, den Gang verschlossen und Niemandem den Schlüssel anvertraut zu haben.

Argwöhnisch und stets auf ihrer Hut, nahm Catharina in Fontainebleau alle nur mögliche Vorsichtsmaaßregeln, um den Weg zu ihren Zim-

mern jedem Ungeweihten zu verſperren, und als ſich der Hof zum erſtenmal verſammelte, beobachtete ſie genau, wer ſich von den Hofleuten der Limeuil näherte, und ihr entging keine Bewegung, kein Wort, kein Auge; ſie fand jedoch nichts, was ihrem Scharfblick Licht über die Begebenheiten jener Nacht geben konnte; nur bemerkte ſie, daß der Baron Montesquiou, ein Maltheſer Ritter, in dem Gefolge der Guiſen, der ſich wohl zuweilen der ſchönen Iſabella genähertund ſie vor Allen aus gezeichnet hatte, heute ſtill und in ſich gekehrt, nur entfernt von ihr ſtand, ohne ſie dennoch aus den Augen zu laſſen.

Am Abend theilte die Königin ihre Bemerkung Iſabellen mit, doch dieſer ſchien die Art, wie ſich der Maltheſer ihr früher genähert, ſo ehrfurchtvoll geweſen zu ſeyn, daß ſie unmöglich glauben konnte, er ſei der Dreiſte jenes Abends geweſen, auch ſchien ihr des Maltheſers Stimme nicht die Simme jenes Unbeſcheidenen geweſen zu ſeyn.

Weißt Du ſchon eine Neuigkeit? — fragte jetzt die Königin, das Geſpräch ſchnell abbrechend — Der Prinz Condé hat ein herrliches

Geschenk bekommen, das ihm viel Vergnügen zu machen scheint.

Von Euch, gnädige Frau? rief Isabella freudig aus, nun Gott sei gelobt, so habt Ihr Euch wahrhaft mit ihm ausgesöhnt.

Die Königin lächelte. Arme Isabella! Du freuest Dich, wo Du weinen solltest: Saint Valery —

Saint Valery! schrie fast die Limeuil auf.

Saint Valery hat ihm die Marschallin von Saint André geschenkt. Die Rosen Deiner Wangen, sagte die Königin, wiegen freilich für ein Männerherz solchen Besitzzwang nicht auf, und wenn Du Dein Herz, wenn Du alles, was Du dem Ehrgeiz zu geben vermöchtest, mit in die Wagschale legtest. — Die Königin hielt inne während dem Isabella, ihrer selbst unbewußt, ein Veilchen aus dem Strauß gezogen, der ihre Brust deckte und es schweigend zerpflückte, eine Thräne netzte jedes sinkende Blatt.

Isabella! — fuhr die Königin fort, hob den gesenkten Lockenkopf des Fräuleins und blickte ihr forschend in's Auge: ich sehe, meine Warnung, meine Lehren haben wenig gefruchtet; nicht allein die Sinne, auch Dein Herz ist bethört. Thränen bleichen die Rosen und nur

ihre Frische kann Dir seine Liebe erhalten, die nur den Sinnen ihre Entstehung dankt. Darum muthig auf den Kampfplatz, laß die zerstörende Thräne; Muth frische die Rosen wieder auf. Kämpfe für Deine eigene, für Deiner Königin Sache; denn nie darf die stolze Margarethe von Lustrac mit ihrem Anhange und ihren Reichthümern die Beute eines Condé, die Beute der Hugenotten werden. Opfere Dich lieber, Jungfrau! sagte sie heftig; dies zu verhindern sei kein Preis Dir zu hoch! Die Königin verließ bei diesen Worten das Zimmer, und Isabella, die Hand auf's Herz gepreßt, blieb allein; ihre Brust war beengt, als ob ihr der Schmerz den Lebensathem genommen habe. Wie eine vom Sturm geknickte Blume senkte sie das Haupt und mit den Thränen, die rollend über die bleichen Wangen stürzten, sank die Hoffnung ihres Lebens herab.

5.

Der Prinz von Condé hielt mit einem großen Gefolge, umgeben von zahlreichen Anhängern, seinen feierlichen Einzug in Fontainebleau.

Ganz anders wurde er heute empfangen, als da er mit seinem Bruder, dem Könige von Navarra, in Orleans einritt. Die Guisen kamen ihm entgegen, der König empfing ihn herzlich, und Catharina gewohnt, jede Miene ihres Gesichts zu beherrschen, bewillkommte ihn mit der größten Freundlichkeit und umarmte ihn. Die übrigen Hofleute, dieses Affengeschlecht, ahmten der Gebieterin nach, und es war Niemand, der nicht wenigstens dem äußern Anscheine nach den Prinzen von Condé ehrerbietig und mit Freuden empfangen hätte.

Nur ein Auge blickte traurig auf den stattlichen Zug, nur ein Herz schlug schmerzvoll, als der Prinz in den hohen Rittersaal trat, ein Herz, von dem man hätte glauben sollen, es glühe vor Wonne und Glück. Isabella de la Tour verwandte keinen Blick von dem grünen Wappenrock, welchen der Prinz über seinem Mantel trug, und der, sowie die weiße Feldbinde, welche über seiner Schulter hing, ihr die Leibfarbe der Marschallin von St. André zeigte.

Der Prinz, nachdem er den König und seine erlauchte Familie begrüßt hatte, wandte sich jetzt zu den Guisen und sprach freundlich mit

einem Jeden: an Isabella von Limeuil aber ging er vorüber; ohne sie anzublicken, trat er zu der Marschallin und unterhielt sich mit dieser auf das Verbindlichste.

In diesem Augenblicke winkte die Königin der Limeuil, welche noch zitternd zu ihrer Gebieterin trat, und von dem gnädigen: Geh' auf Dein Zimmer! Ich entlasse Dich für heute, gern Gebrauch machte und sich verneigend den Saal verließ.

Als sie sich allein befand, brachen die lange verhaltenen Thränen hervor. Das sorgenschwere Haupt auf ihren Arm gestützt, setzte sie sich an's Fenster, und sah hinaus über den weiten Hof hin nach dem Wege, auf welchem Condé am Mittag gekommen war. Mit welchen ganz anderen Gefühlen hatte sie noch vor einer Stunde dorthin geblickt. Täuschung! Täuschung! wie bitter bist Du! rief sie dumpf vor sich hin, ergriff ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Perlmutter ausgelegt, das neben ihr stand, öffnete es und nahm kleine Briefchen heraus, welche ihr Condé in den glücklichen Tagen ihrer Liebe, selbst von Onzain während seiner Gefangenschaft geschrieben hatte.

Damals, sagte sie seufzend, hielt ich meine

Empfindungen für strafbar, damals lebte seine Gattin noch: jetzt, da ich glaubte, mein Herz ihm ganz hingeben zu dürfen, da ich wähnte, schuldlos in seinen Armen ruhen zu dürfen, verlangt er mein Herz nicht mehr und meine Umarmung. St. Valery ist ihm theurer als seine Isabella! Nein! fuhr sie auf, ich will auch nicht länger an diesem Fenster weilen, wo ich so sehnsuchtvoll ihn erwartete, wo mir heute, als ich aus meinem Schlafzimmer trat, die Frühlingsonne so freundlich entgegen lachte, und mich täuschte, so wie er es that. Fort! Fort! Hin, wo die Abendsonne purpurn untergeht und die Thränen niederdrückt auf die lechzende Flur!

Sie eilte in das Zimmer, wo ihr Ruhebette und ein Balkon in diesem entlegenen Theile des Schlosses eine köstliche Aussicht über den großen königlichen Garten bot.

Als ihr Blick auf das Ruhebette fiel, sagte sie leise: Schöne Träume umgaukelten mich hier, und die Sehnsucht, die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, störte meinen Schlummer so lieblich, daß ich es beim Erwachen noch immer glauben mußte, Er sei es, der mich geweckt; dann schloß ich die Augen wieder, aber sein liebes Bild hatte ich mit verschlossen, und es verschmolz dann zu

einem neuen lieblichen Traume. Sie schellte, Annette trat ein. Sie warf nun das festliche Gewand weg, mit welchem sie sich heute sorgsamer als je geschmückt hatte, nahm die Perlenschnur aus den dunkelbraunen Locken, und legte die Diamanten nachlässig in das Schmuckkästchen, und stand in ihrem Nachtgewande wohl schöner, reizender aber auch wohl trauriger da, als sie am Mittage geschmückt ihn erwartete.

Sie öffnete jetzt die Thüren des Balkons, ihre Brust fühlte sich so beengt, sie wollte die schöne Frühlingluft, sie wollte die Düfte einathmen, welche Blumen und Kräuter unter ihrem Fenster aushauchten, und die Sonne, das treue, thränenschwere Bild ihrer Liebe untergehen sehen. Schon sank sie hinter die hohen Eichen des Waldes, nur hier und da schimmerten noch ihre goldenen Strahlen durch die grünen Bäume und schienen mit diesem letzten dunkeln Blick Abschied zu nehmen von dem scheidenden Tage. Und mit diesem Abschiedgruße, mit dem bleichen Willkommen, welches der Abendstern ihr zurief, preßte die Wehmuth einen tiefen Seufzer aus der bewegten Brust, ihr Schmerz lös'te sich in Thränen, und sich in ihr Schicksal ergebend, glaubte sie Muth errungen zu haben, es zu tragen.

Der letzte Strahl der Abendsonne schwand, der Eichwald rauschte, mit seinen dunkeln Zweigen, wie ein düsterer Sohn der Nacht schauerlich und ernst, nicht mehr von ihren goldenen Säumen durchstrahlt. Heller aber glänzte nun Hesperus und rief seine schlummernden Brüder auf, in Strahlenglanz zu erwachen und der Nacht die finstere Bahn zu erleuchten. — Noch saß Isabella am offenen Fenster, schauete hinaus in die Sternen-Nacht und ihr Schmerz verlor sich oft in lieblichen Träumen, die sich aus einer seligen Vergangenheit herauswanden. Da stiegen von Ferne Töne einer Laute herauf; sie kamen näher. Jetzt schienen sie aus einer Geißblattlaube zu hallen, die unfern des Fensters an eine Taruswand sich lehnte.

Welche Töne! rief Isabella, wie sanft, wie melodisch schweben sie durch die Stille der Nacht; wie wohlthuend dringen sie in mein Herz. — Horch! — auch Worte begleiten die liebliche Musik!

Eine liebliche Stimme sang:

Auf Abendwinden leis' und lind,
Beim Schein der goldnen Sterne,
Schwebt lustig, leicht ein loses Kind
Herbei aus luft'ger Ferne.

Kennſt Du den Knaben roſenroth,
Mit gold'nem Pfeil und Bogen? —
Er bringt Dir Leben oder Tod,
Betrügt und wird betrogen.

Kennſt Du den Knaben ſchwanenweiß,
Wie zarte Lilienblätter?
Das Herz ſchlägt ruhig nur und leiſ'
In dieſem Kind der Götter.
Nur auf zum Himmelsdome hebt
Er ſehnend ſein Gefieder;
Und wenn er einmal Dir entſchwebt,
Kehrt er Dir nimmer wieder.

Kennſt Du den Knaben immergrün,
Mit golddurchwirkten Schwingen?
Er weiß mit emſigem Bemüh'n
Das Schönſte Dir zu bringen. —
Von Deiner Wiege bis zur Gruft
Schwebt er bald auf und nieder,
In buntem Glanz und Roſenduft
Hebt er ſein Goldgefieder.

Kennſt Du den Knaben azurblau —
Du weißt wohl, wen ich meine —
Kennſt Du den Knaben? ihm vertrau',
Er bleibet ſtets der Deine.
Wenn Roſenfarbe Dich betrügt,
Das Schwanenweiß entfliehet,
Das Grün in Träumen Dich belügt —
Nur Blau Dir ewig blühet.

Längſt waren ſchon die Lautentöne verhallt, der Geſang verſtummt und alles wieder ſtill,

als Isabella noch lauschte und horchte, und immer noch hoffte, der liebliche Gesang werde von Neuem beginnen. Eine Ahnung, so wohlthuend in diesem Augenblicke des Verlassenseyns, sagte ihr wohl, daß es der jugendliche Diener Basil's sei, der sie mit seinem Gesange vergnügen, vielleicht selbst trösten wolle, und sie lächelte hinaus in die Sternen-Nacht, als ob sie ihm mit diesem schmerzvollen Lächeln danken könne. Da rauschte es in der Geisblattlaube und durch das Dämmerlicht sah sie des Knaben Gestalt leise ihrem Fenster zuschleichen. Hier nahm er die Laute in den Arm, und als er sie erblickte, grüßte er ehrerbietig und sprach, seine Worte mit einzelnen Akkorden begleitend, leise zu Isabellen hinauf:

Senke muthlos nicht den holden Blick,
Was entfloh, kehrt bald zu Dir zurück;
Was sich einmal innig an Dich band,
Löset nur des Todes kalte Hand.

Schlaft wohl, schöne Isabella! — rief er nun — und — vertrauet mir! — Hierauf verschwand er hinter einer Taxushecke.

Guter Knabe! rief sie ihm nach, noch zu rosig ist Dein Frühling, zu unbefangen öffnest Du noch der Wonne Deinen Blüthenkelch. Du kennst

Dein Herz, der Männer Herz noch nicht. Ein Kuß schließt es auf, und wenn er auf ihren Lippen brennt, dann wähnen die Trunkenen, es sei der Liebe Ewigkeit. Doch wenn eine neue Aurora die Rosenpforten öffnet, beginnt für sie eine neue Sonne ihre Gluthenbahn!

O Männer, Männer! sagte sie unwillig. Der Ehrgeiz ist Euer Götze, der Stolz Euer Tyrann, und wenn Ihr Euch in ihrem Dienst gelangweilt habt, dann führen zum Spielwerk Eure bereitwilligen Diener, die Sinne, die Liebe bei Euch ein und Ihr träumt dann, wo wir wachen; Ihr schwärmt, wo wir fühlen, Ihr täuscht uns und Euch, während wir mit hoffnungvollem Vertrauen in ein neues Himmelsleben einzutreten glauben. — Ich liebte ihn so innig, fuhr sie wehmüthig fort, ich kämpfte mit mir selbst; fast habe ich Thörin geglaubt, seiner Liebe alles opfern zu müssen; — da bietet ein ehrgeiziges Weib, St. Valery, und — Isabella ist vergessen. Nun, so vergiß auch Du mein wundes Herz! auch der Stolz sei Dein Tyrann! — Annette trat ein, und Isabella versuchte im Arme des Schlummers zu vergessen; aber er drückte sie nicht an seine beruhigende Brust.

Die

6.

Die Königin hatte am gestrigen Abend den Prinzen von Condé und Margaretha von Lustrac sorgsam beobachtet. Das Glück der Marschallin las man deutlich in ihren Augen. Der Prinz schien mit besonderer Aufmerksamkeit sich nur um sie zu bewerben, und an einem Hofe, wie der der Catharina von Medicis, wo die Galanterie so wenig eines Schleiers bedurfte, gab man sich seinen Leidenschaften offen, ohne Maske, hin. Die Königin glaubte jedoch in dem Auge des Prinzen nicht jene Schwärmerei der Liebe zu lesen, die wohl sonst, wenn er der Limeuil gegenüber stand, in seinem Auge glühte. Es war ihr immer, als sähe sie öfter Saint Valery als Margaretha in diesem Herzensspiegel und ihre Furcht verschwand. Desto beunruhigender war ihr aber ein sichtbares, freundliches, gegenseitiges Entgegenkommen des Herzogs von Nemours und des Prinzen Condé. Beide, sonst von entgegengesetzter Partei, schienen in Adelaide von Rohan eine Vermittlerin gefunden zu haben. Da wegen der Verbindung ihrer Familie mit der Königin von Navarra, die Rohans zu der

Partei der Hugenotten getreten waren, konnte es der Königin nicht gleichgültig seyn, den Herzog von Nemours auch sich dahin neigen zu sehen, und sie fühlte, daß sie zwei große Stützen verlor, wenn die Marschallin von St. André und der Herzog von Nemours sich mit den Hugenotten vereinigten. Auf das Fräulein von Limeuil glaubte sie nicht mehr rechnen zu können, da sie wohl bemerkt hatte, daß bei dieser das Herz mächtiger war als der Wille. Sie hatte deshalb in Meulan mit Basil gesprochen, ihn ersucht, durch die Mittel, die ihm zu Gebote standen, in Isabellen die Hoffnung zu erwecken, daß ihr der Prinz die Hand reichen würde, was nicht als unmöglich erschien, da die Mutter der Königin Catharina von der Familie de la Tour abstammte. Sie hatte deshalb die Limeuil an jenem Abende im Thurme zurückgelassen und — sonderbare Verwirrung des menschlichen Geistes — Catharina gab dem Manne den Auftrag, Isabellen zu täuschen, in dessen Worte und Zeichen sie selbst ein so hohes Vertrauen setzte. Andere wollte sie durch ihn täuschen, daß sie selbst getäuscht werden könnte, ahnte sie nicht.

Basil, zu stolz, um für solchen Zweck der

Diener einer lehrgeizigen Frau zu seyn, vielleicht auch durch zartere Bande zu Isabellen hingezogen, hatte seine Gewalt über die Kräfte der Natur nicht benutzt, um das liebende Mädchen zu täuschen; eine freundliche väterliche Warnung im Bilde der Rose und der Schlange ihr dargestellt, hätte ganz das Entgegengesetzte von dem bezwecken können, was die Königin von ihm verlangt hatte.

Als Isabella am andern Morgen mit dieser allein war, theilte Catharina ihr die Bemerkungen mit, welche sie am Abend vorher gemacht hatte, und unterrichtete nun die Limeuil nach ihrer herzlosen, eigennützigen Art, wie sie den Prinzen an sich fesseln könne. Isabella aber, obgleich den Dorn im Herzen, gestand der Königin offen, daß sie den Prinzen noch liebe, ihrem Zartgefühl es jedoch schuldig sei, ihm keinen Schritt entgegen zu kommen. Ich habe ihn geliebt, sagte sie leidenschaftlich, ich liebe ihn noch, ich glaubte ihn nie vergessen zu können; jetzt aber, meine hohe Gebieterin! fühle ich, daß ich ihn wohl vergessen, doch nie ihn verderben kann.

Catharina lächelte. Du liebst ihn noch, sagte sie spöttisch, und fühlst, daß Du ihn vergessen kannst? Thörigtes Kind! Wo die Liebe wach

Das Anhalten einer Caravane *).

Die Sonne, welche ihre senkrechten Strahlen während 18 Stunden, unaufhörlich auf die unbegrenzte sandige Ebene, das ähnlichste Bild des Meeres mit seinen Wogen, herabschoß, nähert sich dem Untergange. Der Horizont ist, wo er sich nicht wie das Meer mit dem Himmel vermält, durch einige Hügel begrenzt. Blau der Himmel, und braun der glühende Boden, über dem hier und dort Wölkchen eines feinen Staubes ziehen, dies der einzige Farbenwechsel. Kein Laut ist hörbar, denn in das Innere der Wüste dringt nur der Mensch und an den Grenzen des ewigen Sandes, weicht mit der Vegetation jeder Bewohner der Erde oder der Lüfte. Majestätisch liegt lautlos die Ruhe auf dieser Welt. Der Mensch sollte meinen, seine Gedanken hören zu können. Einzeln kann auch der Mensch diese Strecken nicht durchwandern. Der Durst droht ihm mit den hohlen verschmachteten Augen, und seine Opfer ruhen hier und dort neben dem schmalen Pfad, der stellenweise sichtbar ist, mit den weiß gebleichten Schädel zur Hälfte im Sande. Wen das Geschick ruft, hinüber über das große Sandmeer, der wartet bis zu der Zeit, wo er die Reise in Gesellschaft machen kann; gesichert vor den Anfällen der raubsüchtigen Araber und gehörig versehen mit den nöthigsten Bedürfnissen zu seiner Erhaltung. Die zuverlässigste Hülfe bei dem Zuge ist das schwer zu ermüdende, mäßige Cameel, welches, nächst den mächtigen Waarenballen, den Ueberfluß an Wasser und Lebensmitteln für seinen Herrn trägt und welches, selbst mit ei-

*) Artistische Zugabe der Verlagshandlung.

ist, schläft die Erinnerung nie. Thue, was Dir beliebt. Bis heute nahm ich Dich und Deine Liebe in Schutz, von jetzt an — höre es Isabella! — Vergiß nicht, wie Du Condé vergessen willst — von jetzt an überlasse ich Dich Deinem Schicksale und Deinem Herzen. Nicht die schonende Mutter, die Königin wird über Dich wachen, Dich richten. Denn ich sehe wohl, der Vernunft ist die Pforte Deines Geistes verschlossen, Dein Herz der Thorheit geöffnet.

Das Fräulein küßte ihr mit Heftigkeit die Hand.

Ich zürne Dir nicht, fuhr Catharina fort, aber bald ward ihr Gesicht wieder düster, und die drei Falten zwischen ihren Augenbrauen, Vorboten des Zorns, wurden sichtbar: doch mache ich mich von allen Folgen los, welche Deiner Thorheit entspringen. Wärest Du als Opfer meiner Politik gefallen, so hätte ich Dich aufgehoben mit mütterlicher Hand; fällst Du aber jetzt, so stößt Dich mein Fuß zermalmend zurück! Sie streckte drohend die Rechte über Isabellen, die gebeugt vor ihr stand und nicht aufzublicken wagte. Hat mich doch einmal wieder der Zorn überrascht, fuhr die Königin nach einer Weile sanfter fort und bot ihrem Papagai

die Hand, der auch willig das dargebotene Plätzchen einnahm; habe ich doch oft den Vorsatz gefaßt, Herrin meiner Heftigkeit zu werden und auch dieſe Leidenſchaft zu beherrſchen, aber ſelbſt bei Dir, mein Kind, übermannte ſie mich. Nun traure nicht mehr, es iſt vergeſſen, ich ſehe nur, daß Du für meine ſtolzen Plane zu weich geſchaffen, zu ſchwach biſt. Geh' und ſchmücke Dich zum Feſte, welches heute beginnt, und willſt Du meinem Rathe folgen, ſo kleide Dich nicht in Deine Farbe, in Blau. Nun geh'! Sie küßte ihre Stirn und entließ ſie.

Als Iſabella in ihr Zimmer trat, fand ſie Annetten ſchon mit ihrem Putz beſchäftigt, das goldgeſtickte, hellblaue Kleid lag über den Seſſel gebreitet, und alles geordnet, wie in den Tagen der Freude.

Bring mir ein anderes Kleid! befahl Iſabella der Zofe, die voll Verwunderung ſie anſtaunte. Aber alle meine Perlen, meinen ganzen Schmuck bringe mir.

Auch das Armband von Brillanten? — fragte Annette.

Das Armband von Brillanten, welches er mir gab? ſagte ſie leiſe vor ſich. Nein, ich

will mich schmücken wie eine Königin, aber nichts von ihm soll meinen Glanz erheben.

Annette legte nun alles zurecht; Isabella aber setzte sich, um ihr Haar zu ordnen. Die Zofe gnügte ihr heute nicht; sie selbst mit ihren weißen, zarten Händen rollte die kastanienbraunen, schweren Locken und ließ sie herab auf den blendend üppigen Nacken fallen. Mit der größten Sorgfalt flocht sie die Perlen zwischen die Dunkeln, die sie zu einer Krone wand. Stürmisch hob sich unter einem glatt anschließenden Leibchen die Brust, an welcher ein blühender Orangenzweig wogte; ein goldener Gürtel umschloß den schlanken Leib und prachtvoll zierte eine Stickerei von goldnen Tausendschönchen, als Sinnbild der Geberin, den Saum des Kleides. Und wozu dies alles? fragte sie jetzt, als sie sich im Spiegel sah und sich selbst bewundern mußte. Wozu dies alles, da es nicht für ihn ist?

Da erscholl das Zeichen, daß das Fest beginne — Isabella, noch einen Blick in den Spiegel werfend, eilte zu ihrer Gebieterin.

Als sie eintrat, ließ die Königin das Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruh'n und ihr die Wangen streichelnd, sprach sie: Wahrlich, Isabella, Du bist schön, sehr schön! Weiß kleidet

beſſer zu den dunklen Kaſtanien-Locken als Dein Himmelblau. Schöner ſah ich Dich nie — und, bei Gott! ich will den Ritter ſehen, der heute einen einzigen Blick auf Dich werfend, ſeine Dame nicht vergeſſen ſollte. — Nicht, Adelaide? fragte ſie das Fräulein von Rohan, die erröthend den Blick ſenkte, bald aber wieder aufſah, um ihre Freundin zu betrachten und zu bewundern.

Iſabella, ſagte ſie leiſe, ſich der Limeuil nähernd, wird Condé nicht zürnen, wenn Du Deine Farbe nicht trägſt?

Trug er ſie geſtern? erwiederte ſchmerzlich die Limeuil, grün war ſein Kleid, weiß die Schärpe.

Ich verſtehe Dich, erwiederte Adelaide, doch morgen ſehe ich ihn weiß. Er kann nicht widerſtehen. Was iſt Saint Valery gegen einen ſolchen Blick, gegen ſolche Schönheit! Lehre mich nicht die Männer kennen, jeder glühende Strahl unſeres Auges zieht ſie wieder zurück in unſere Arme.

Du Glückliche! ſagte Iſabella und folgte ſchnell der Königin, welche das Zimmer verließ, um ſich zum Feſte zu begeben.

7.

Um die Unterhandlungen mit dem päpſtlichen Nuntius und den übrigen Geſandten der katholiſchen Mächte beſſer zu verbergen und Gelegenheit zu haben, die Verbindung des Prinzen mit der Marſchallin von Saint André wo möglich zu hintertreiben, wohl auch aus angebornem Hang zu glänzenden Feſten, hatte Catharina von Medicis alles zu einem groſsen Ritterſpiele in Fontainebleau bereitet. Auf einem groſsen, mit Schranken umgebenen Platze an der Abendſeite des Schloſſes ſollte das Turnier zu Pferde gehalten werden. Tribunen waren auf beiden Seiten erbaut, wo die zur Rechten mit den ſchönſten Haute-lice-Tapeten behangen für die königliche Familie und ihren Hofſtaat, die andere weniger geſchmückte für die übrigen Ritter und Frauen beſtimmt war.

Am unterſten Ende des Platzes ſah man eine Einſiedelei, welche an eine hohe Mauer ſtieſs, durch deren Thor ſpäterhin die Ritter zum Kampfe einritten; ein Eremit bewohnte die Klauſe. Am entgegengeſetzten Ende hob ein bezaubertes Schloſs ſeine Thürme, deſſen Eingang von einem Zwerge bewacht wurde. Das Schloſs

ſelbſt vertheidigten ſechs Ritter mit ihrem Anführer.

Als der König und der Hof die Tribune beſtiegen und Platz genommen hatten, verkündeten Trompeten und Pauken das Beginnen des Feſtes. Zuerſt ritten die vier Marſchälle von Frankreich, alle in ſchwarzen Sammet gekleidet, die Mäntel mit goldenen Lilien geſtickt, in die Schranken, neigten ſich vor dem Könige und nahmen die ihnen beſtimmten Plätze, der königlichen Tribune gegenüber, als Kampf-Richter ein. Hierauf ritt der Dauphin von Auvergne, Sohn des Herzogs von Montpenſier, mit ſechs Rittern auf den Platz; feuerfarben und ſilbern war ihr Wappenrock. Als der Dauphin ſich vor dem Könige neigte, meinten die Hofleute, ſein Auge habe ganz beſonders auf Margaretha von Valois geruht, die, gleichfalls in feuerfarbenen Sammet gekleidet, ihn wohlgefällig zu bemerken ſchien. Auf ſeinem Schilde war ein Adler, der einer Sonne entgegen flog, abgebildet, mit der Umſchrift: Nur nach der Herrlichſten wendet ſich mein Flug.

Dann ritt Heinrich von Guiſe ein. Obgleich erſt in ſeinem funfzehnten Jahre, thronte doch ſchon ein männlicher Ernſt auf ſeiner Stirn,

und er hielt schon jetzt die Lanze kraftvoll und tummelte mit Anstand das Roß.

In seinem Gefolge waren der Marquis von Castelnau, Blaise de Montluc, diese Geisel der Hugenotten in Guienne, der Marquis von Villars, der Maltheser-Ritter Baron von Montesquiou, Herr von Praslain, und der Graf von Brissac, der Sohn des erst kürzlich verstorbenen Marschalls. Diese Abtheilung war ganz weiß gekleidet, die Schärpen mit Gold gestickt. Auf dem Schilde des Herzogs von Guise sah man einen Felsen, auf dessen Spitze eine junge Eiche stand. Unerschütterlich! war die Devise. Dann kam der Prinz von Mantua mit seinen sechs Rittern in gelben Waffenröcken. Einen Paradiesvogel sah man auf seinem Schilde, mit der Umschrift: Neid gebiert Freude.

Ihm folgte der Herzog von Nevers, ganz in Dunkelblau gekleidet, Wappenröcke und Mäntel reich mit Gold verbrämt. Einen Falken auf einer Hand sitzend, mit der Devise: Beharrlichkeit führt zum Ziel! zeigte sein Schild.

Sein Roß tummelnd, und den Blick nach der schönen Rose Saint Voire, der Königin Hofsräulein, gerichtet, ritt jetzt der Herzog von Longueville ein; rosenfarben war sein Gewand,

mit einer Verbrämung von ſilbernen Ranken. Auf ſeinem Schilde entfaltete ſich im Morgenrothe eine weiße Roſe, deren Kelch von den Strahlen der Sonne geröthet, erglühete. Weiß wie Schnee, doch im Innerſten erglüht! ſtand mit ſilbernen Buchſtaben um die Blume. Die Frauen wollten dieſe Deviſe eben nicht beſcheiden finden, nur des Fräuleins St. Voire's Wangen waren in dieſem Augenblicke erglüht, wie der Herzog von Longueville ihr Inneres wähnte. — In ſeinem Gefolge war Peter von Bourdeille, Herr von Brantome, der romantiſche Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit und der treueſte Verehrer und Vertheidiger Catharinens von Medicis und Margarethens von Valois; Lanſac, der Ritter aller Damen; Peter von Harcourt, der treue Geliebte der lieblichen Gilette de Goyon, und noch drei andere junge Herren des Hofes; Alle Mitglieder der Bande Joyeuſe.

Ihm folgte der ernſte Rheingraf mit ſeinen Deutſchen, die auf mächtigen ſchwarzen Streitroſſen ganz ſchwarz gekleidet, ohne goldene oder ſilberne Verzierung, einritten. Es war ein ſchöner Anblick, dieſe ſchwarzen Ritter mit ihren wiehernden Streithengſten zu ſehen, deren wilden Muth ſie, wie ſpielend, zu bändigen wußten. Auf

dem schwarz angelaufenen Schilde des Rheingrafen strahlte ein einfacher Stern. Mir leuchtet er überall! war die Umschrift.

Jede dieser Abtheilungen durchritt drei Mal den innern Kreis der Schranken, und so bald sie sich der Tribune des Königs naheten, schmetterten jedesmal Trompeten, wirbelten Pauken und die Führer mit ihren Rittern grüßten durch Senkung ihrer Lanzen den König und die Damen ehrerbietig, und wenn sie ihre Bahn vollendet hatten, verließen sie durch das Thor des Einsiedlers die Schranken wieder.

Als sich nun alle sechs Abtheilungen außerhalb befanden, stieß der Zwerg vor dem bezauberten Schlosse in sein kleines Hifthorn. Auf diesen Ruf öffnete ein furchtbarer Riese das Thor der Einsiedelei gegenüber und der Prinz Condé mit seinen sechs Begleitern sprengte in vollem Gallopp in die Schranken; als sie jedoch unfern der königlichen Tribune kamen, hielten sie die muthigen Rosse an, zogen langsam vorüber, die Lanzen mit dem grünen Fähnlein ehrerbietig neigend. Grün waren die Wappenröcke, weiß ihre Schärpen. Auf des Prinzen Schild stand ein Ulmenbaum, um den sich eine Epheuranke schlängelte, mit der Devise: Treue

über Alles! Freundlich dankte ihm ein Blick der Marschallin von St. André, während der Hof auf Isabellen de la Tour sah, welche ihren Schmerz nur schwer verbergend, in diesem Augenblicke mit der Herzogin von Guise sprach, ohne jedoch viel Gehör zu finden, da so eben der Herzog von Nemours vorbei zog, der sich zum Erstaunen des ganzen Hofes an den Prinzen von Condé angeschlossen und keine eigene Abtheilung geführt hatte; mit ihm ritt Christian von Rochechouard, Herr von Chandenier, dann folgten Soubise und Robert Stuart, wegen seines Schicksals in den Schlachten von St. Denys und Jarnac in der Folge so bekannt, der tapfere La Noue mit Franz von Bethune, Baron von Rosny. Als sie zum dritten Male vorüber gezogen waren, stellten sie sich der königlichen Tribune gegenüber neben die Marschälle von Frankreich.

Jetzt erschallten aus der Ferne liebliche Flöten und Schalmeien, die Trompeten schwiegen und aus dem nahen Gebüsche sah man sechs Nymphen auf weißen Zeltern, von einem Knaben angeführt, sich nahen, welchen ein mächtiger, mit einer Keile bewaffneter Riese, auf einem großen kastanienbraunen Streitrosse ohne

nigen Händen voll schlechter Nahrung zufrieden, Tagelang ohne Trank, ungeschwächt und ruhig durch die erstickende Hitze schreitet, bis ein Quell oder eine Cisterne ihm von Neuem Erquickung erlauben. — Wehe der Caravane, welche vom rechten Wege abkommt, oder die einen Wasserplatz, auf den sie mit Gewißheit gerechnet hat, vertrocknet findet; die Opfer, welche ihren Weg bezeichnen, sind vielzählig, wenn sie nicht völlig verloren geht.

Das Kunstblatt, welches wir hier liefern, stellt eine Caravane in dem Augenblick dar, in dem sie bei einem Wasserplatze wahrscheinlich in einer Oasis, anlangt. Alles drängt sich an die Cisterne in der Nähe einiger Ruinen, welche die Veränderung der Natur in diesen Erdtheilen nur zu deutlich bezeichnen. Ein Mächtiger hat sich bereits auf seine Teppiche niedergelassen und ist mit dem im Orient gewöhnlichen Luxus der Dienerschaft umgeben. Die Camele werden entladen. Ueberall sieht man Tartaren mit Speeren bewaffnet, auf ihren stolzen Rossen, zum Schutz der Caravane. Weit zieht sich im Hintergrund diese über die Ebene, und obgleich zahlreich, sieht sie doch in der endlosen Weite wie ein dünner, zufällig bewegter Streifen aus. Die Schatten der Gegenstände verlaufen sich weithin wie spiegelnd in den Sand. In der weiten Entfernung auf Hügeln, scheinen wie kleine Pünktchen, Gebäude zu stehen; vielleicht nur die neckenden Gebilde der Wüste, welche oft dem Menschen da Städte und Schlösser vorspiegelt, wo er, wenn er entzückt dahin eilt, sie immer wieder findet in ihrem ewigen Sande. Einige seltene Gäste in dieser Zone, kleine, leichte Wölkchen, sind am Himmel bemerkbar.

---

*) Kleine Strecken mit Vegetation, die in der Wüste wie Inseln mitten im Meere, oft in der Nähe von Wasser gefunden werden.

Die Verlagshandlung.

Sattel reitend, folgte. — Als der Zug näher kam, öffneten ſich die Schranken, die Nymphen ritten ein. Der Knabe, welcher ſie führte, hielt einen Pfeil in ſeiner Rechten und hatte einen Bogen über ſeine Schulter geworfen. Hätte ihn ein roſenfarbenes Flügelpaar geziert ſtatt eines lichtblauen, man hätte ihn für einen Amor gehalten, ſo lieblich, ſo wunderſchön war der, dem Jünglingsalter ſchon nahe K..abe, in welchem die Königin und Iſabella bald den Diener Meiſter Baſil's erkannten. Ihm folgten die Nymphen; jugendliche Geſtalten, friſche holde Knospen, erſt dem Entfalten nahe. Adelaide von Rohan, des Herzogs von Nemours Geliebte und neben ihr die ſchöne Chateauneuf, nachmalige Herzogin und Geliebte Heinrichs des Dritten, waren an der Spitze des Zugs. Dann ritt Claire von Bourdeille, wegen ihrer ſchlanken Geſtalt an Catharinens Hofe die Nymphe genannt, mit ihr Adele D'Anville, die ſchöne Griechin aus Cypern, Diana d'Eſtrées und Gabriele, ihre Schweſter, — wer kennt nicht die ſchöne Gabriele Heinrichs des Vierten — beſchloſſen den Zug. Alle waren gleich in Weiß und Blau gekleidet, ihre luftigen Schärpen flatterten im Winde und

ihre weißen Zelter, schön geschmückt und mit sammetnen, mit Silber gestickten Decken, schienen, erfreut über ihre süße Last, munter einher zu schreiten. Als sie der Tribune des Königs naheten, hielten sie an, bildeten, ihre Anführerin an der Spitze, eine Reihe, neigten sich vor dem Könige, der ihnen freundlich dankte, und Adelaide von Rohan sagte mit sanfttönender Stimme:

Sire! ich und meine bedrängten Gespielen nahen sich Eurer Majestät, sie um Schutz und Hülfe anzuflehen. Ritter und Abenteurer aus allen Gegenden verfolgen uns; vergönnen Sie uns, Sire! daß wir uns Ritter wählen dürfen, uns zu schirmen und dort unser Schloß zu vertheidigen gegen Männiglich.

Der König winkte bejahend. Da verneigten sich die Nymphen, trieben ihre Zelter an und von dem Knaben geführt zogen sie zu den Rittern, die unter Condé's Anführung der königlichen Tribune gegenüber hielten, neigten sich zierlich vor ihnen und mit jungfräulichem Zögern riefen sie die Ritter auf zu ihrem Schutze. Condé gewährte ihnen im Namen Aller ihre Bitte, und nun sprengte der Herzog von Nemours hervor, sprang von seinem Rosse, neigte sich vor Ade-

laide von Rohan und erbot sich, als ihr Ritter für sie mit der ganzen Welt zu kämpfen. Ein Gleiches thaten die Uebrigen. Der Prinz gelobte, ohne sich einer zum Ritter zu weihen, für Alle zu kämpfen, wenn es Noth thäte. Er befahl dann seinen Rittern, sie zur Tribune des Königs zurück zu geleiten, sie dort einstweilen bis nach beendetem Kampfe unter den Schutz des größten Monarchen der Erde zu stellen und dann zu ihm zurückzukehren.

Zu Fuß, das Roß an seiner Linken, der Dame Zelter mit der Rechten führend, schritt der Herzog von Nemours voran, ihm folgte Rochechouard mit der schönen Chateauneuf, dann folgte Soubise, den Zelter der Claire von Bourdeille führend, dicht hinter ihm der Schotte Robert Stuart mit der schönen Cyprietin, La Noue mit Diana D'Estrées und Franz von Bethune, die schöne Gabriele geleitend.

Als die Ritter die Nymphen unter die königliche Tribune geführt hatten, kehrten sie zu Condé zurück und zogen dann, die Schranken durchreitend, noch einmal den König und ihre Damen begrüßend, nach dem bezauberten Schlosse, durch das offene Thor ein, welches der Riese hinter ihnen wieder schloß, während der Knabe

mit

mit künſtlichen Blumengewinden einen Zauberkreis, undurchdringlich für die Abenteurer und Ritter, welche die Schönen ſich zu erkämpfen, einreiten möchten, um ſeine Gebieterinnen zog.

Jetzt ſchmetterte ein Trompetenſtoß durch die Luft, noch einer, und ſo bald der dritte verhallt war, tönte das Glöcklein der Einſiedelei. Der Eremit öffnete das Thor, und der Dauphin von Auvergne, auf einem arabiſchen Roſſe, ſprengte ein; ihm folgten ſeine Ritter, die jedoch unfern der Einſiedelei halten blieben. Er jagte nach der Tribune des Königs, neigte ſich ehrerbietig, von dieſem dann vor Adelaide von Rohan und rief mit lauter Stimme: Wer wagt es, mit mir um den Preis der Schönheit, um die holde Nymphe Amaryllis zu kämpfen?! Und der Zwerg blies in ſein Horn, der Rieſe öffnete das Thor, der Herzog von Nemours ſprengte heraus und ſich vor dem Könige neigend, rief er: Ich nehme den Kampf an! Der Dauphin ritt zurück an das andere Ende der Barriere, der Herzog von Nemours nach dem bezauberten Schloß und als die Trompeten zum Kampfe riefen, legten ſie die Lanzen ein und rannten auf einander. Die leichten Lanzen zerſplitterten und der Dauphin von Auvergne wankte im Sattel. Nemours blieb

unerschüttert, wandte sein spanisches Roß und der Kampf mit dem Schwerte begann; Jeder that drei mächtige Hiebe, dann trennten sie sich.

Die Trompete rief, wie das erstemal, die Ritter zum Kampfe. Ein jeder nannte eine Dame und forderte ihren Ritter zum Kampfe. Wie der Kampf der beiden Führer war auch der der Ritter, nur hatte Franz von Lignerac, aus dem Gefolge des Dauphins d'Auvergne, das Unglück, daß sein Pferd, bei seinem Rennen mit Robert Stuart, stürzte.

Jetzt verließ die feuerfarbene Bande die Schranke. Die Glocke tönte von neuem. Heinrich von Guise ritt ein, hielt vor der königlichen Tribune, wie der Dauphin, und forderte den Ritter der schönen Claire, dieß war der Name der Chateauneuf, zum Kampf. Unruhig wurde die Herzogin von Guise, als sie ihren Sohn, kaum aus dem Knabenalter getreten, zum Kampf bereit sah, noch mehr aber, als das Thor des bezauberten Schlosses sich öffnete und statt des Barons von Rochechouard, der Chateauneuf Ritter, der Prinz von Condé einritt. Isabelle! rief sie zitternd zu Limeuil, die hinter ihr stand, mein Gott!

Mein Gott! rief auch diese, ihren Gram

vergessend, vergessend daß nur ein Jüngling Condé gegenüber stand, sie dachte nur an das Schrecklichste, an den Kampf Condé's gegen die Guisen.

Ohne über Condé's Erscheinung betroffen zu seyn, wandte Guise seinen andalusischen Hengst, und als die Trompete rief, legte er fest die Lanze ein. Condé that ein Gleiches. Als sie aber auf einander trafen, hob der Prinz die Spitze seiner Lanze, und ohne Guise zu berühren, nahm er dessen Stoß mit seinem Schilde auf, neigte sich freundlich gegen den Herzog, zog sein Schwert und begegnete mit Schonung des Jünglings Streichen, der muthig und gewandt den Angriff that.

Bald trennte sie das Kampfgesetz, und sich gegenseitig höflich begrüßend, begab sich jeder zurück.

Aller Blicke waren auf diesen ungleichen Kampf gerichtet gewesen, und besonders der Herzogin von Guise, Margarethens von Lustrac und Isabellens Augen schienen mit dem Ausgange zufrieden, nur der König nicht, dessen Unmuth auf seinem Gesichte sich malte. Vielleicht war ihm die gleiche Stellung gegen Condé und das Gefühl seiner Schwäche gegen diesen Helden

drückend, vielleicht glaubte er in diesem Kampfe der beiden Häupter der Parteien den großen, ernsten Kampf zu sehen, der nach seiner Reise bevorstand. Für den ganzen Tag war er verstimmt und nur mit Mühe bezwang er seine Heftigkeit.

Jetzt ritt der Marquis von Tavannes vor; um die Nymphengestalt Claire's von Bourdeille wollte er kämpfen. Soubise stellte sich ihm entgegen, ihre Lanzen zersplitterten und mit besonderer Geschicklichkeit endeten sie den Schwertkampf.

Montluc wollte sich die schöne Gabriele gewinnen, — später, nach mehrern Jahren, gewann er sich Dianen, ihre Schwester — Franz von Bethune hielt sich tapfer in ihrer Vertheidigung, doch konnte er sich gegen Montluc's gewaltiges Roß kaum bügelfest halten, im Schwertkampf aber zeigte er seine erprobte Geschicklichkeit.

Der Graf von Brissac kämpfte mit Robert Stuart um die schöne Griechin. Der Marquis von Villars mit La Noue um Diane d'Estrées; beide Partheien waren sich gleich und beide kämpften mit Gewandtheit und mit der Schonung, welche dieß Schimpfspiel wohl erlaubte.

Als jetzt der Herr von Praslin mit dem Herzoge von Nemours um das Fräulein von Rohan gekämpft hatte, und Praslin seinem Herrn und Freund listigerweise aus Artigkeit alle Vortheile zu gönnen schien, welche doch schon des Herzogs Gewandtheit und Stärke ihm versicherten, sprengte auf einem getigerten Hengste Montesquiou, der Maltheser-Ritter, vor die königliche Tribune. Um alle Nymphen, rief er mit lauter Stimme, sich tief vor dem Könige neigend: um alle Nymphen, zu welchen die Zauberkette den Weg verschließt, haben meine Waffenbrüder gekämpft, erlaubt, Sire, daß ich für eine Dame Eures Hofes, deren Farbe ich zu tragen mich erkühnte, unter ihrem Auge eine Lanze brechen darf. Sie ist die Schönste der Schönen und unter diesem Namen männiglich bekannt.

Der König winkte bejahend, und aller Augen suchten im schönen Kreise der Frauen, die um Catharina von Medicis sich versammelt hatten, die Schönste der Schönen, deren Farbe der Maltheser trug, und Aller Blicke ruhten auf der schönen Limeuil, welche, wie eine Purpurrose erglüht, ihr Auge nicht aufzuschlagen wagte.

Da erscholl die Trompete zum Angriff. Christian von Rochechouard hatte noch nicht gekämpft, ihn erwartete man. Doch als das Thor sich öffnete, sprengte Condé, statt seiner, auf seinem wiehernden Streitrosse in die Schranken, und als er neben Montesquiou hielt, sagte er, sich ehrerbietig vor dem Könige neigend: Sire, erlaubt, daß ich noch einmal kämpfe, es gilt ja die Schönste der Schönen! Laut klopfte das Herz der Limeuil bei diesen Worten, und als der König die Erlaubniß zum Kampfe, jedoch wider Willen, wie es schien, gegeben hatte, sagte der Prinz in flüchtiger Eile zu dem Maltheser: Setzt Euch fest im Sattel, Ritter, ein nächtlich Abenteuer ist leichter zu bestehen als mir gegenüber bügelfest zu bleiben. Setzt Euch fest, nehmt eine schwere Lanze und thut Eure Schuldigkeit, ich meine es ernst! Und als jetzt die Trompete zum Kampfe rief, senkten beide die Visire, legten fest die Lanzen ein, daß das Fähnlein an ihrer stumpfen Spitze auch nicht im mindesten flatterte, dahin jagten ihre Rosse und — weit über die Barriere hinweg, flog Montesquiou in den Sand, und seines Reiters entledigt, sprengte der Tiger, laut wiehernd, in den Schranken umher.

Ein Schrei entfuhr den Frauen, mitleidsvoll sahen sie, wie Montesquiou, der beim Sturze mehrere Quetschungen erhalten hatte, vom Kampfplatze getragen wurde, und hätte nicht der König unwillkührlich eben in dem Augenblicke, da der Maltheser fiel, laut ausgerufen: Ein herrlicher Stoß! welch ein Ritter ist doch dieser Condé! so hätte leicht die Königin, die sich beleidigt fühlte, daß gewissermaßen durch diese Begebenheit die Freude des Festes und durch Condé gestört wurde, ihr Mißfallen laut zu erkennen gegeben; so aber schwieg sie und suchte den Herzog von Anjou zu beruhigen, der über den Unfall seines Stallmeisters zornig geworden war.

Niemand war beglückter als die Limeuil. Hatte auch der Prinz sie noch keines Blickes gewürdigt, so hatte er doch für sie gekämpft und einen Nebenbuhler überwunden, der ihr seit einiger Zeit durch seine Bewerbungen lästig zu werden begann. Sie vermochte nicht, einen triumphirenden Blick, den sie auf die Marschallin von St. André warf, zu verbergen, und einige leise Worte, welche die Königin ihr sagte, ermuthigten ihr gekränktes Herz.

Durch diesen Vorfall waren die Kämpfer

In den frühern Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs ſind folgende Erzählungen enthalten.

In 1828.

Johanna Lavil.
Die drei Wünſche. Eine ſchwäb. Sage aus den Zeiten des 30jährigen Krieges.
Die Schlacht von Marignano.

In 1829.

Der Tag von Granſon.
Der Troubadour.
Bioudina.
Sängerliebe.

In 1830.

Die Belagerung von Candia.
Julia Gonzaga.
Die Vierhundert von Pforzheim.

In 1831.

Das Mädchen von Eßlingen.
Tſchesme.
Die ſeltſame Wette.

Anmerk. Die beiden Jahrgänge 1828 und 1829 werden jeder à 1 Thlr. verkauft.

vorsichtiger geworden und fochten nur noch, mehr um ihre Gewandtheit als ihre Stärke zu zeigen. Alles ging ohne besondere Begebenheiten ab, nur daß bei dem Kampfe der joyeusen Bande das Schwert des Herrn von Brantome zersprang, eben als dieser große Verehrer der Prinzessin Margarethe, zu seiner Gebieterin hinaufblickend, einen furchtbaren Streich gegen Soubise führte.

Der Rheingraf mit seinen Deutschen beschloß den Kampf; dieser tapfere Anführer der in den Religionkriegen in Frankreich so berühmten Reiter, wie die Franzosen sie nannten, kämpfte mit seinem alten Freund und ostmaligen Waffenbruder, dem Prinzen von Condé; Beide zeigten viel Gewandtheit, Beide tummelten mit besonderer Fertigkeit ihre Rosse und schienen mehr ihre Geschicklichkeit zeigen zu wollen als den Sieg zu erringen. Rochechouard wankte im Sattel; im Lanzenkampfe waren die Deutschen die Meister, saßen, als ob sie, wie einst die Centauren, mit ihrem Pferde nur ein Wesen ausmachten, so fest, so unerschütterlich auf ihren Rossen, doch im Schwertkampfe zeigten die Franzosen mehr Gewandtheit, wenn auch nicht mehr Kraft.

Als auch diese Abtheilung den Kampf beendet hatte, erklärten die Kampfrichter mit lau-

ter Stimme, daß die Beschützer der holden Nymphen ritterlich ihre Damen beschirmt hätten, und diese nun in ihr Schloß ohne Gefahr einziehen könnten, worauf die Ritter aus dem Schlosse ihnen entgegenzogen und, vom Prinzen Condé geführt, an der Seite ihrer Schönen durch die Schranken reitend, nachdem sie den König begrüßt, in das Schloß einzogen. Früher schon hatte der blau gekleidete Knabe das Zaubergewinde gelöst, war auf die Tribune getreten und hatte die Blumen freundlich und mit zierlichem Anstande unter die Frauen des Hofes vertheilt. Als er der Limeuil eine Rose reichte, sagte er, indem sein Auge innig an dem holden Mädchen hing: Diese der Schönsten der Schönen! Margaretha von Valois streichelte des Knaben Wange, als er ihr die Blume reichte, und er gab ihr seinen Pfeil. Er verwundet, wie Euer Blick, aber er heilt nie! sagte er, sich verbeugend und entschlüpfte.

Jetzt öffnete sich auch das Thor der Einsiedelei, die sechs Abtheilungen mit ihren Führern ritten wieder ein und Alle, dicht hinter einander, durchzogen die Bahn, tummelten noch einmal ihre Rosse und ritten von dannen.

8.

Das Ritterspiel war beendet. Der Hof begab sich zurück in das Schloß und schneller als sie errichtet war, lag schon am Abende die bezauberte Burg in Trümmern, während die holden Nymphen an der Seite ihrer Retter friedlich beim Banket saßen, wo niemand fehlte, als Montesquiou, dem seine erhaltenen Wunden nicht erlaubten, Theil am Feste zu nehmen.

Dem Prinzen von Condé gegenüber, welcher zwischen der Königin und Margarethen von Valois saß, hatte die Limeuil ihren Platz. Bei solchen Festen erlaubte die Etiquette, daß alle Frauen des Hofes mit dem Könige an einer Tafel speisen konnten. Der Zufall hatte sie dahin geführt, gewiß nicht ihr Wille, denn sie war höchst verlegen, sich dem Prinzen gegenüber zu sehen, der zuweilen verstohlen nach ihr blicken mußte, doch war ihr, wenn sie diesen Blick bemerkte, als ob sein Auge finster, fast verachtend das ihrige traf. Des Prinzen Benehmen war ihr unerklärbar. Hätte ihn Untreue von ihr entfernt, warum auf sie zürnen, warum so öffentlich beim Kampfe sich zu ihrem Ritter aufwerfen? Warum jetzt die Blicke der

Marschallin von St. André so absichtlich vermeiden, die mit ängstlichen Mühen die seinen auf sich zu ziehen bemüht war? Warum die gesuchte Galanterie gegen Margaretha von Valois, von der er wissen mußte, sie hasse ihn? Während der ganzen Tafel beschäftigten sie diese Gedanken und als nach deren Beendigung ein jeder sich zurückzog, um sich zum Tanz zu schmücken, und sie allein auf ihrem Zimmer saß, war sie noch dergestalt darin versunken, daß sie Annette nicht bemerkte, die, ihre Befehle erwartend, ungeduldig vor ihr stand.

Ein unbekannter Knabe hat dieß für Euch gebracht! unterbrach jetzt Annette das Schweigen ihrer Gebieterin und reichte ihr ein niedlich geflochtenes Körbchen, das eine Decke von hellblauem Sammet verhüllte. Streng hat mir der Knabe verboten, es zu öffnen und mir versichert, es wäre ein gar seltsames Thier darunter verborgen, das schnell entschlüpfen würde, lüftete ich die Decke. Isabella mußte lächeln. Nun schöne Gebieterin, fuhr Annette fort, zögert auch nicht länger und befriedigt meine Neugierde, die ich nun schon Stundenlang habe bezähmen müssen, hebt das Tuch vorsichtig auf, die kleinen blauen Schleifchen,

die es festhalten, sind bald aufgeknüpft und ich will schon wachen, daß das muntere Thier uns nicht entschlüpfen soll. Sie nestelte die Schnüre auf. Nun nehmt.

Isabella selbst begierig zu wissen, was der Knabe, welcher ihr nicht unbekannt war, schickte, schlug unbesorgt, daß das Geschenk entschlüpfen könnte, die Decke zurück und in dem Körbchen lag eine frische, eben erst aufgeblühte Rose, damals eine seltene Blume in dieser Jahreszeit, und unter der Rose lag ein Zettelchen, worauf mit zierlicher Schrift folgende Worte standen: Als Amor für Psyche aus dem Garten der ewigen unaussprechlichen Liebe die Rose brach, fiel ein Blatt auf die Erde und ein Thautropfen sank aus ihrem Kelche, und das Blatt breitete sich, tausend und tausend Rosen blüheten daraus hervor und der Thautropfen ward zum Quell, aus welchem die Liebe ihre Thränen schöpft. — Eine dieser tausend entblüheten schmücke heute beim Tanze die Schönste der Schönen, daß die Liebe aufhöre, aus dem Quell der Thränen zu schöpfen.

Sonderbar! sagte die Limeuil. Was will der Knabe mit diesen geheimnißvollen Worten? Wohl sind Thränen der Thau der Liebe, wie

aber durch diese Rose der Quell versiegen soll, das weiß ich nicht zu deuten. Als sie sich jedoch angekleidet hatte, steckte sie die Rose, diese Hoffnungsblume, an ihre Brust.

9.

Auch bei Condé war der Knabe gewesen und hatte ihm ein versiegeltes Briefchen gebracht.

Prinz! stand darin. Nur die Dame, deren Busen eine frische Rose schmückt, nur diese liebt Euch treu und wahr, nur dieser vertrauet!

Lies den sonderbaren Zettel, sagte der Prinz zu Tournon, seinem Kammerdiener.

Wenn jede frische Rose an der Medicis Hof ein Zeichen der Treue seyn könnte, erwiederte Tournon, so gäbe es hier mehr treu Liebende, als Hugenotten.

Nun wir wollen sehen, wer sie trägt! sagte der Prinz. Doch, warum giebst Du mir schon wieder ein grünes Kleid, es scheint, die Farbe behage Dir?

Hoffnung lieb' ich, gnädiger Herr! sagte

der Gewandte. Doch, soll ich ein lichtblaues wieder vorsuchen?

Laß! antwortete ihm der Prinz verdrüßlich, gieb mir ein feuerfarbenes. Der lieblichen Margarethe von Valois zu Ehren will ich es tragen.

Und nicht der Marschallin? unterbrach seinen Herrn beobachtend der Kammerdiener.

Nein! sagte Condé mit Strenge. Geh' und thu', was ich Dir befahl!

Tournon ging, that aber mehr als ihm sein Herr befohlen hatte.

Als der Prinz mit seinem Gefolge in den Saal trat, richteten sich aller Blicke auf ihn. — Bei seinem Einzuge in Fontainebleau, heute bei dem ritterlichen Spiele, hatte er die Farbe der Marschallin von St. André getragen. Das treue Blau, welches man sonst an ihm gewohnt war, hatte er in St. Valery zurückgelassen, und jetzt feuerfarben? Sollte die Schönheit der königlichen Prinzessin —? so flisterten die Hofleute, als die Flügelthüren sich öffneten und Catharina, ihre Tochter zur Linken, die Herzöge von Anjou und Alençon zur Rechten, mit den Frauen ihres Hofes eintrat. Lächelnd sah Margaretha von Valois auf den Prinzen, der, sich der Königin

nähernd, unter ihren Frauen die treue mit frischen Rosen Geschmückte suchte, und zu seiner Verwunderung deren zwei fand. Isabellen schmückte das Geschenk des Knaben, Margarethen von Lustrac eine üppig Aufgeblühete, die sie sich durch Basil, der nichts ahnete, zu verschaffen gewußt hatte. Tournon hatte ihr Alles verrathen. Beide? dachte der Prinz, als die Königin ihm die Hand zum Kusse reichte und hierbei zu ihrer Tochter sprach: Hatte ich nicht Recht, als ich vor wenigen Augenblicken Dir sagte, der Prinz sei der galanteste und tapferste Ritter Frankreichs? Sieh, er trägt Deine Farbe, da Du ihn aufgefordert hast, den Ball mit Dir zu eröffnen.

Das werde ich! — rief Anjou vorschnell — Ich werde mit Euch tanzen, Schwester!

Wie es Euch beliebt! erwiederte Condé gleichgültig, und ohne ihn weiter zu beachten, wendete er sich zu Margarethen von Valois, bei dieser sich entschuldigend, daß der königliche Prinz, ihr Bruder, ihn des Vergnügens beraube, mit ihr den Ball zu eröffnen.

Nun, so entschädigt Euch bei Margarethen von Lustrac für Margaretha von Valois! sagte die Prinzessin scherzend, und ehe der Prinz ant-

worten konnte, trat der König ein und riß seine Mutter aus der peinlichen Unruhe, in welche sie die Heftigkeit des Herzogs von Anjou versetzte, der über die Niederlage seines Stallmeisters erbittert, nur eine Gelegenheit zu suchen schien, seinen kindischen Zorn gegen Condé auszulassen.

Catharina sprach einige Worte leise mit dem Könige, worauf dieser, nachdem er die versammelten Herren und Frauen begrüßt, sich seiner Schwester näherte und den Tanz begann. Der Prinz, einen Augenblick unschlüssig, bot der Marschallin von St. André seine Hand und folgte dem Könige.

Feuerfarben? unterbrach diese jetzt das Schweigen, da der Prinz noch keine Sylbe mit ihr gesprochen hatte, Ihr scheint heute Eure Wünsche hoch zu heben, gnädiger Herr!

Nur bis wohin es mir erlaubt ist! erwiederte dieser sehr ernst, denn sein Auge ruhete eben auf Isabella de la Tour, die mit dem Baron Chaumont an ihm vorüberschwebte. Es schien ihm in diesem Augenblicke, als nicke ihm die Rose freundlich entgegen, die Isabella an ihrem Busen trug, und rufe ihm zu: Ich bin die Rechte! während die an dem Busen Margarethens schon ihr Haupt senkend, sich zu entblättern drohte.

Von

Von woher ist diese Rose? fragte er jetzt die Marschallin, welche über seinen Ernst betroffen und über diese Frage verlegen schien, doch schnell sich fassend, spöttisch antwortete:

Von St. Valery. Es ist das Einzige, was mir von da noch übrig blieb.

So? — sagte der Prinz über diesen unfeinen Spott erröthend und empfindlich — Glaubt Ihr vielleicht, sayöne Witwe! der Eigennutz habe dem Eigennutz ein Opfer gebracht? Nun, so kann er wieder nehmen was er gab. Einem liebenden Herzen hätte ich geglaubt wehe zu thun, schlug ich St. Valery aus; dem Eigennutz geb' ich es willig zurück, Madame!

Gnädiger Herr! bat Margaretha verlegen, mißdeutet meinen unschuldigen Scherz nicht!

Condé, erwiederte der Prinz mit Stolz, gestattet wohl zuweilen mit ihm und seinem Herzen Scherz zu treiben, nie aber vergesse man, daß er ein Bourbon ist. Er neigte sich mit Höflichkeit gegen seine Dame und da der Tanz eben beendet war, verließ er sie.

Die Limeuil hatte diese Scene beobachtet, und es war ihr nicht entgangen, daß er im Unfrieden von der Marschallin geschieden war; ein freundlicher, dankender Blick, der unwillkührlich

Gallerie aus Napoleons Leben oder bildliche Darstellung seiner Denkart, seines Charakters und seiner Handlungen in lithographischen Abbildungen mit den nöthigen Erläuterungen; lithographirt v. A. Brandt und beschrieben von Dr. J. A Bergk. in 4. 1ste—9te Lieferung à 12 Gr. — Das Ganze wird 10—11 Lieferungen umfassen.

Diese Sammlung von bildlichen Darstellungen aus dem Leben Napoleons, wird aus circa 40 Blättern bestehen, die im Laufe des Sommers 1831 in den Händen der Abnehmer seyn werden

Die Zeichnungen sämmtlicher Darstellungen sind vortrefflich und wir werden dafür Sorge tragen, daß die lithographische Ausführung denselben durchgänzig nicht nachstehe.

Diese Scenen sind vom größten Interesse, und stellen den Helden des Jahrhunderts in den verschiedenartigsten Verhältnissen seines begebnißreichen Lebens dar. Sie werfen auf seinen Charakter und seine Handlungen ein helles Licht und werden allen Freunden Napoleons, so wie denen der Geschichte und Kunst, gewiß willkommen seyn. Die Darstellungen werden die meisten Lebensalter des Eroberers durchlaufen, ohne daß jedoch dabei eine chronologische Ordnung beobachtet werden wird.

Der Umstand, daß die Beschreibung sich unmittelbar unter den Bildern befindet, trägt zur Bequemlichkeit bei und erlaubt, dieselben als unterhaltende Zimmerverzierungen zu verwenden.

Der Preis für jedes Heft von vier solcher Kunstblätter ist äußerst wohlfeil nur auf 12 Gr. bestimmt worden; jedoch wird derselbe erhöht werden, sobald die Sammlung vollständig seyn wird. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Industrie-Comptoir.
in Leipzig.

en Prinzen traf, konnte ihm ſagen: Kehre zu mir zurück, meine Arme ſind zu Deinem Empfange ausgebreitet; doch ſchnell, kaum daß dieſer Blick ihr entſchlüpft war, ſchlug ſie die Augen nieder und die Röthe, welche ſie überflog, kündete deutlich, wie gern ſie den Vorſchnellen wieder zurück rufen möchte.

Der Prinz nahete ihr. Sie zitterte vor Freude und Furcht.

Wie kam dieſe ſchöne Roſe, Euer Bild, in Eure Hand? fragte er, ſich vor ihr verbeugend, leiſe, denn der ganze Hof beobachtete ihn.

Es iſt ein Geſchenk, gnädiger Herr! erwiederte ſie erröthend.

Ein Geſchenk? und Montesquiou iſt nicht hier? fuhr er heftig auf.

Montesquiou? wiederholte Iſabella — wie ſollte der —

Ja wohl! unterbrach ſie der Prinz, der hat freilich nicht nöthig, für Euch Roſen zu pflücken, ihm gehören ja die Roſen Eurer Wangen.

Ich kann Euch nicht verſtehen, gnädiger Herr! ſagte Iſabella mit Würde.

Glaub es wohl! unterbrach ſie der Prinz: Was der Schleier der Nacht birgt, liegt oft, aber nicht immer, verborgen!

Wahrlich, gnädiger Herr! ich verstehe Euch nicht, fuhr sie beleidiget fort. Diese Rose schickte mir der Knabe Basil's. Soll ich sie zerpflücken? sie bring' ich Jedem zum Opfer.

So verzeiht, sagte der Prinz mit anscheinender Kälte, als die Königin Isabellen winkte und ihr auftrug, den Prinzen einzuladen, mit ihrer Tochter eine spanische Pavanne zu tanzen. Sie wußte, wie viel Grazie Beide in diesem Tanze zeigten und war gewiß, die Aufmerksamkeit der Hofleute von dem Prinzen und Isabellen abzulenken und das Gespräch, welches ihr eine ungünstige Wendung zu nehmen schien, dadurch abzubrechen. Kaum ertönte auch die Musik, kaum begann der Tanz, so sammelten sich die Hofleute um das fürstliche Paar, bildeten einen Kreis um sie, und Isabella, die auf einen Wink der Königin sich leise wegschlich, war vergessen.

Margarethe von Valois war damals in dem Alter, wo die Farben des Frühlings in voller Frische die jugendlichen Züge beleben und die Knospen der Schönheit schwellend sich entfalten. Heute war sie besonders schön. Ihr schwarzes Haar rollte in langen Locken unter einem feuerfarbenen Sammthut, mit zarten weißen Schwungfedern geschmückt, über die Schultern und den

blendenden Nacken herab. Ein Kleid von spanischem Sammet, reich mit Gold gestickt, von der nämlichen Farbe wie der Hut, umschloß den jugendlichen Körper; unter hohen Puffen, die eine Agraffe von Diamanten umfaßte, hob sich der runde, weiße Arm und die liebliche kleine Hand, durch ganz Frankreich wegen ihrer Schönheit berühmt; um den Alabasterhals rollte eine Perlenschnur und das Diamanten-Kreuz, welches an ihr schaukelte, ruhete nur bebend auf der wogenden Brust. Aber schöner als alles war der rosige Mund, und Ronsard, der Liebling-Dichter damaliger Zeit, der neben Brantome stand, und die Schönheit und Grazie Margarethens bewunderte, sagte so laut, daß alle Umstehende es hören konnten: Herr von Bourdeil, seht diesen Mund, scheint es nicht, eine Kirsche sei gesprungen und man müsse den Saft aus dieser herrlichen Frucht saugen? — Unstreitig war Margarethe das lieblichste, reizendste Wesen, welches die Natur je geformt, aber dennoch —

Die Pavanne war beendet. Alles bewunderte noch die liebliche Tänzerin, als Condé, immer wider seinen Willen hingezogen, unruhig Isabella de la Tour suchte, und sie nicht mehr fand. Es wollte ihm wehe thun, daß er sie

gekränkt habe, aber schnell verwies ihm der Stolz seine Schwäche. Ohne sich mehr um die Marschallin zu bekümmern, als es die Sitte und Höflichkeit befahl, verließ er den Saal.

10.

Isabella ging, ihre Rose zerpflückend, über den langen Gang, der von dem Rittersaale nach dem abgelegenen Theil des Schlosses zu ihrem Zimmer führte. Auf einmal weckte sie eine männliche Stimme aus ihren Träumen, es war Basil, der grüßend vor ihr stand, doch umgab ihn heute nicht ein weiter Talar mit mystischen Figuren geziert, im Hofkleide, sein schwarz Barett auf dem Silberscheitel, trat er ihr entgegen und sagte freundlich: Was hat Euch die Rose gethan, daß Ihr die kaum Erblühete so früh schon zerpflückt? Isabella schrack auf und ließ die halb Entblätterte fallen. Laß sie nur liegen, sagte er zu dem Fräulein, das, sie aufzuheben, sich bückte. Der ewig beschäftigte, thörigte Knabe, der Euch immer umschwärmt, wird sie schon finden und aus ihren zerstreuten Blättern manchen Tropfen Gift sich zu bereiten wissen. Habt Ihr schon

das Fest verlassen? fuhr er fort, die immer noch Schweigende mit Wohlgefallen betrachtend.

Ja, ehrwürdiger Herr! erwiederte Isabella.

Und wollt jetzt schon zur Ruhe gehen?

Zur Ruhe? — wo fänd' ich sie?

In Eurem Herzen, Fräulein! — Sie waren jetzt vor die Thür ihres Zimmers gekommen. Tretet ein! sagte Isabella freundlich. Basil folgte ihr.

Was wünscht Ihr von mir? fragte nun der Astrolog.

Laßt auch für mich den Schleier sich von dem Spiegel der Zukunft heben, daß ich mein, daß ich sein Schicksal sehe. Seit jenem Abend schon wollte ich Euch darum bitten, sagte Isabella, und thue es jetzt.

Laßt ihn verhüllt! unterbrach sie Basil schnell. In nichts zeigte der mächtige Geist so schön seine unendliche Liebe als in dem Schleier, den er dem Menschen vor seine Zukunft breitete. Tausend Tage der Wonne, die er uns zeigen könnte, erhellten nicht einen Tag des Schmerzes. Enthüllt die Zukunft nicht! Rosig ist am Morgen des Lebens Psyche's Erwachen, warum soll sie schon an diesem Frühlingstage durch die Schwüle des Mittags hindurch nach dem dü-

ſtern Teppich blicken, den die Zeit am Abend für ſie zum Lager der Ruhe ausgebreitet hat. Die Zukunft, Iſabella, iſt ein Leichentuch, das die Erinnerung und Alles was uns beglückte, umhüllt, und welches, iſt unſer Sand verronnen, der Tod über uns breitet.

Saht Ihr meine Zukunft? fragte nach einem tiefen Nachdenken Iſabella.

Im Dämmerlichte ſchweben zuweilen die Bilder meiner Lieben vor mir.

Und wie trat mein Bild vor Euch?

Iſabella! unterbrach ſie Baſil und führte ſie nach dem Balkon ihres Schlafgemaches. Hört Ihr den Sturm dort in dem Walde ſauſen? Wenn ich ihn höre, wie er durch die alten Eichen fährt und die ſchwankenden Blätter auf ſeinen rauſchenden Schwingen mit ſich fortführt und ſie ſich wirbeln und kräuſeln, dann iſt es mir immer, als ob des Schickſals Sturm über ein Menſchenherz dahin fahre und alle ſeine Träume, ſein Sehnen und Hoffen mit ſich fortnähme. Doch tretet am Morgen wieder hierher — ſtill iſt es dann um Euch, nur ein kühler Morgenwind ſchaukelt die Blätter, und die Thautropfen fallen nieder und Alles iſt ſo ruhig und friſch. Dann fühle ich mein Herz

beruhiget; die Tropfen sind die Thränen der Wehmuth, die das sturmbewegte Herz beglückten, und ich frage nicht, wann wird der Sturm wiederkehren auf seinen brausenden Schwingen? ich wiege mich im Schaukeln des Morgenwindes zur Ruhe ein und — hoffe auf Gott!

Den Kummer, der Euch drückt, verschlingt die Zeit und was sie Euch gebären wird, das drückt an Eure Brust und nährt es in Demuth.

Ehrwürdiger Herr! sagte nun das Fräulein, ich verstehe Eure Worte, harren und dulden ist ihr Sinn. Gern wollte ich es, könnte ich nur die Erinnerung begraben, dann würde auch die Sehnsucht vergehen.

Die Sehnsucht vergehen? wiederholte kopfschüttelnd der Greis.

Ja, lieber Herr! sagte Isabella.

Wenn die Jungfrau in ihr enges Bett zur ewigen Ruhe gebracht wird, sagte er ernst, dann schmückt man ihr Haar noch mit der Myrthe, und dem Jüngling drückt man eine halberblühete Rose in die erstarrte Hand, daß sie noch Beide die Blumen ihrer Sehnsucht mit hinüber nehmen, wo allein all' ihre Sehnsucht gestillt wird. Und Ihr erwartet das schon hier? — Die Sehn-

ſucht beglückt und martert das Menſchenherz bis zur Gruft!

Da tönten wieder Lautentöne aus der Geisblattlaube herauf.

Seht, ſagte Baſil, auch dieſe Töne entlockt die Sehnſucht nach dem Unbekannten der Bruſt eines thörigten Jünglings. Oft ſchon, wenn ich eintrat in das Reich der Geiſter und er vor der Pforte harren mußte, zog ihn die Sehnſucht mit mir fort und da ſah er Euch und glaubte, Ihr wäret eine der Himmliſchen, und nun treibt und drängt das Irdiſche den Unwiſſenden und er glaubt, es ſei nur Heiliges, was in ihm glüht. Seit jenem Kuſſe, der auf ſeinen Lippen brannte, glaubt er die Flamme der Gottheit in ſich zu ſpüren und es iſt nur ein Funke irdiſchen Feuers.

Da tönte die Laute von Neuem.

Thörigter Knabe! rief Baſil hinunter. Doch Iſabella bat, ihn gewähren zu laſſen. — Der Aſtrolog lächelte. Erfreuet Euch des Knaben Geſang? Nun, ſo mag er ſingen.

Aber der Knabe mußte die Worte ſeines Meiſters vernommen haben, er ſchwieg, und Baſil führte Iſabella in ihr Zimmer zurück.

Fräulein, ſagte er hier, wendet den Blick

von der Zukunft nach dem, was Euch näher liegt, nach der Gegenwart, die Euer getäuschtes Auge ganz falsch betrachtet. Ihr fürchtet des Prinzen Unbestand, Euch quält seine Liebe zu Margarethen von Lustrac? O dürfte sie Euch quälen, kehrte Condé nie zu Euren Füßen zurück!

Nie zurück? rief erschrocken Isabella.

Könnten meine Wünsche Euer Schicksal bestimmen, nie! erwiederte der Astrolog. Isabella sah erglühend vor sich nieder. Er wird zu Euren Füßen zurückkehren, wird — mein dienender Knabe wird die Blätter der gepflückten Rose sammeln, und sich mit dem Tropfen Oel vergiften, den er aus ihnen pressen wird. — Er wird zu Euch zurückkehren, und Ihr nicht glücklicher seyn. Der Schleier hob sich mir, der Geist hat mir gewinkt! — Lebt wohl, Isabella! Hört nicht auf die Liebesworte Condé's, nicht auf die Schmeichelworte des Knaben, der sich selbst nicht kennt; sich die Blätter Eurer Rose sammelnd, zerpflückt er seine eigene Blüthe. Gute Nacht! Bedürft Ihr eines Rathes, so wird ihn Euch die 60jährige Erfahrung Basil's nicht versagen. Er verließ das Zimmer.

Als sich Isabella zur Ruhe legte, tönten noch einmal die sanften Töne der Laute, doch

nur leiſe verhallend, wie die Töne der Aeolsharfe, welche der Abendwind mit ſeinem ſchlummernden Flügel nur zart berührt. Schlafe wohl, goldgelockter Knabe! rief Iſabella in das nächtliche Dunkel hinaus.

Schlummre ſanft! tönte es herauf und immer leiſer und leiſer, ſchlummerbringend hallten die Lautentöne, bis Iſabellens Augen ſich ſchloſſen.

11.

Als die Morgenröthe Iſabellen erweckte, war ein hellblaues Gewand das Erſte, was ihr Auge traf. — Annette hatte es vor ihr ausgebreitet. Sie mußte ſich heute auf Befehl der Königin damit ſchmücken, denn ſie war eine von den Sirenen, die durch ihren Geſang den feſtlichen Tag verherrlichen ſollten, deſſen Anordnung Catharina, zu Ehren Margarethen's von Valois, übernommen hatte. Nur mit Widerwillen gehorchte Iſabella den Befehlen ihrer Gebieterin, nur mit Widerwillen ſchmückte ſie ſich mit der Farbe, welche ihr ehemals ſo theuer und lieb geweſen war, mit einem gewiſſen ängſt-

Der Brauer von Gent.

Erzählung aus den Zeiten der flandrischen Unruhen zu Ende des 14ten Jahrhunderts.

1.

In einem einsamen Stübchen seines weitläufigen Hauses saß zu Gent der junge Brauherr Philipp Artevelde. Tiefer Unmuth furchte seine Stirn, Gram nagte an seinem Herzen, aber nicht der stille Gram der Schwermuth, es war der zurückgepreßte Schmerz tiefgekränkter Gefühle, der, wenn er ausbricht, alle Leidenschaften aufregt und zur Rache entflammt. Bis jetzt war dieser junge ernste Mann von dem wilden Treiben seiner Vaterstadt entfernt geblieben, die sich schon seit längerer Zeit gegen ihren Herrn, den Grafen Ludwig von Flandern empört hatte, und Niemand wußte sich dies theilnahmlose Betragen zu erklären. Einige meinten, das Schicksal Arteveldes, seines Vaters, der an der Spitze der Genter stehend, sieben Jahre Flandern fast unumschränkt beherrscht hatte und endlich als Opfer gefallen war, hätte ihm eine blutige Warnung

lichen Grauen trat ihr dieser Tag entgegen. Noch lag sie, über die Worte Meister Basil's nachsinnend, als Annette eintrat und ihr sagte daß ein Knabe im Vorzimmer warte und vorgelassen zu werden begehre.

Die Sitte der damaligen Zeit erlaubte zwar Isabellen, besonders einem Jünglinge dieses Alters, diese Bitte zu gewähren, doch fühlte sie seit der gestrigen Unterredung mit Basil eine Art Scheu vor ihm, welcher dem Jünglingalter so nahe, ihr nicht mehr so ganz als Kind und dessen Anhänglichkeit ihr nun zweideutig erschien. Jedoch befahl sie Annetten, ihn einzulassen.

Er trat ein, neigte sich ehrerbietig und hielt ein kleines Blättchen in der Hand. Holde Dame, begann er: dieses Blatt enthält ein wichtiges Geheimniß für Euch, wollt Ihr es haben, wollt Ihr das Geheimniß kennen lernen? — Was zahlt Ihr dafür?

Wie nennt Dich Dein Meister? unterbrach ihn die Limeuil schnell, seine Worte nicht beachtend.

Wie er mich nennt, wollt Ihr wissen? Soll ich Euch sagen, wie er mich nennt, wenn die Pforten des Geisterreichs geöffnet sind, und Ihr dann am Eingange steht und mir winket,

und ich Eurem Winke doch nie folgen darf? oder wollt Ihr wiſſen, wie meine Mutter mich nannte, die längſt ſchon entſchlafen iſt?

Nenne mir dieſen Namen! ſagte Iſabella.

Jeronimo nannte ſie mich; doch den andern Namen höre ich viel lieber. Da iſt es mir immer, wenn mich der Meiſter ſo ruft, als hätte ich Flügel und müßte aufſchweben und zu den Sternen fliegen, während der Name Jeronimo mich immer —

Jeronimo, unterbrach ihn Iſabella, gieb mir den Zettel.

Und mein Lohn? fragte der Knabe, ihr näher tretend.

Wer nur um des Lohnes willen dient, wird nie dem Herzen der Herrin näher treten.

Nehmt! rief er, warf ihr den Zettel zu und eilte fort.

Iſabella entfaltete das Blatt. Mit der nämlichen zierlichen Schrift, mit welcher der Zettel, der geſtern die Roſe begleitet, geſchrieben war, ſtanden die wenigen Worte darauf: An jenem Abend in Meulan hielt Dich Montesquiou feſt, Condé war der Vermummte, ich allein der Glückliche! Gott gedankt, und auch

Dir, treuer Knabe, der Du mir das Räthſel eines Abends enthülltest. Er glaubt mich untreu, liebt mich, liebt mich noch; nicht St. Valery, der Zufall hat mir ihn entführt. Er iſt noch mein! Mein! Baſil! ſagte ſie ernſt, darf ich mich freuen, daß ſein Herz noch mir gehört, darf die Lilie ſich nicht freuen, wenn die herrliche Sonne mit ihren Purpurſtrahlen Kelch und Blätter ihr röthet? Im ſchönſten Glanze ſtrahlt ſie doch der Morgenröthe wieder entgegen, rein und heilig, wie beim letzten ſcheidenden Blick der Abendſonne.

Und dränge Dein Blick auch wirklich durch den Raum der Zeit, wäre das Verborgene Dir offenbar, das Ferne Dir ſo nahe, daß Dein irdiſches Auge es erblicken könnte, was hälfe mir mein Streben gegen das Schickſal? — Liegt die Zukunft ausgebreitet vor Dir, ſo ſiehſt Du nur das, was geſchehen wird, geſchehen ſoll, geſchehen iſt; wo wäre die Macht, die ungeſchehen machen könnte? — Bin ich dem Unglück geweiht, ſo werde ich unglücklich, ſoll der Becher Gift mich tödten, wird er es, ob ich ihn ſchaudernd leere, oder wähne, er ſei mit Roſen bekränzt, und ich den tödtenden Tropfen hinunterſchlürfe, als ſei es der Labetrank meines Lebens. Drum

will ich aus der Blume so lange Honig ziehen, bis ihr Gift mich durchschauert!

Sie sprang auf, und als die Mittagsonne ihre Rückkehr begann, war sie, in ihr blaues Gewand gekleidet, bei dem Fräulein du Rouet, wo sie auch schon das Fräulein von Surgeres fand, die alle Drei, ihres schönen Gesanges wegen, an dem heutigen Feste die Rollen der Sirenen übernehmen mußten.

12.

Aus einer Felsengrotte strömte in das große Bassin von Fontainebleau die schöne Quelle, welche dem Lieblingaufenthalte der Könige ihren Namen gab. In einem, in der Grotte mit Bildsäulen italienischer Meister gezierten Becken von Marmor sammelte sich das Wasser, welches in hundert Strahlen aus dem Gesteine springend, aus drei Hallen in das große Bassin strömte, woraus es dann in mehrere Kanäle sich vertheilte.

Als der Hof, wie zufällig, hier unter Blumen und duftenden Sträuchern lustwandelte, hörte man aus der Grotte den Gesang der Si-

renen, den Ronſard zu dieſem Zwecke gedichtet hatte:

Es ſchweben die Töne wohl über die Fluth
Vom Weſthauch getragen,
Sie bänd'gen der Wellen laut tobende Wuth,
Die ſchmeichelnd ſie fragen:
Wohin zieht ihr Göttlichen, ſprecht nur, wohin
Auf bebenden Schwingen?
Wir müſſen, erwiedern die Töne, dorthin,
Den Gruß ihr zu bringen.

Jetzt ſchwammen die drei Schönen, eine jede auf einer goldenen Muſchel ſitzend, ſo daß man nur die Hälfte ihres Körpers ſehen konnte, aus ihren Hallen dem Ufer zu, wo der Hof luſtwandelte. Sie warfen Kränze von Waſſerlilien Margarethen von Valois entgegen, und ſangen:

Sei gegrüßt aus weiter Ferne!
Ueber Meeres wilde Wegen
Kommen wir zu Dir gezogen,
Stern der gold'nen Himmelsſterne.
Sei gegrüßt an dieſem Strande,
Wo die Lilie blüht!
Sei gegrüßt im Vaterlande,
Wo der Glaube glüht!

Margarethe dankte freundlich und theilte die Kränze von Waſſerlilien unter die Ritter und Frauen aus. Die Sirenen begannen den Geſang

ſang von Neuem; doch waren die Töne nicht mehr jubelnd wie vorher, ſie ſtiegen traurig zu Margarethen auf:

Die Zaubermacht, die uns verlieh'n,
Haſt Du geendet;
Denn alle wackern Ritter flieh'n
Von uns gewendet.
Sie kehren nicht zu uns zurück
Und folgen unſern Tönen,
Sie folgen nur dem holden Blick
Der Schönſten aller Schönen.

Herr! ſagte Jonquille, Catharinens Hofnarr, zu dem ernſten Montluc, des Königs Lieutenant in Guienne, nehmt nur die drei Göttinnen mit in Eure Provinz, und ihr könnt mit ihnen alle Hugenotten einfangen; auf den Fang verſtehen ſie ſich trefflich!

Schweig! befahl Catharine ernſt, ſie fürchtete, Condé möchte es hören. Doch dieſer hatte nur Augen und Ohr für die Sirene mit braunem Haar und dunkelblauem Auge, für die ſchöne Limeuil, welche heute mit der ihm ſo werthen Farbe alle die ſüßen Erinnerungen der Vergangenheit zurückrief.

Als in der Ferne eine gar ſonderbare Kriegsmuſik erſchallte, fuhren nun, als fürchteten ſie ſich vor dieſem kriegeriſchen Getöſe, die Sire-

nen nach der Grotte zurück, während der Hof nach dem Gebüsche sich wendete, woher die Töne erschollen.

Habt Ihr gehört, was Jonquille sagte? fragte jetzt die Marschallin von St. André den Prinzen, der, in Träume versunken, schweigend neben ihr ging.

Nein! erwiederte dieser zerstreut.

Er meinte, fuhr die Marschallin fort, Montluc sollte die Sirenen mit nach Guienne nehmen, um dort Eure Glaubensbrüder zu locken. Er glaubt, bei den Rechtgläubigen fängen sie nur tauben Ohren, bei Euch aber fänden sie Gehör.

Madame, erwiederte der Prinz empfindlich, Ihr unterhaltet mich auf sonderbare Weise.

Muß ich nicht? sagte die Dame höhnisch lachend; muß ich mich nicht eines solchen Zauberspruchs bedienen, um Euch aus Euren Träumereien zu wecken, muß ich nicht von dem Fräulein de la Tour, der schönen Limeuil reden, um einen Ton aus Eurem Munde zu locken?

Glücklicherweise stürzte jetzt ein Haufe Trojaner und Griechen unter dem Schall der Schlacht-

hörner aus dem Gebüsche gegen einander zum Kampfe, unterbrach die Unterhaltung der Marschallin und entledigte den Prinzen von der Pflicht zu antworten. Als die verschiedenen Haufen jedoch den König erblickten, hielten sie inne. Der Anführer der Griechen trat vor, neigte sich vor dem König und sprach:

Sire! schon lange währt unser Kampf um die schönste Prinzessin der Welt. Jene, die Trojaner, behaupten, die uns geraubte Helene, welche wir ihnen nun gern überlassen wollen, sei die Schönste; wir aber behaupten, am Ufer der Seine wandle die Schwester eines großen Königs, sie sei die Schönste der Welt, und das zu behaupten, trafen wir uns hier mit Schild und Wurfspieß bewaffnet, und bitten Eure Majestät, um den Preis der Schönheit Margarethens von Valois kämpfen zu dürfen.

Der König erlaubte es lächelnd dem Anführer der Griechen, dem Herzog von Longueville, der sich nun vor Margarethen neigte, und sie bat, ihm ein Zeichen ihrer Huld zu geben, das ihn im Kampfe stärken möge. Sie nahm eine Schleife von ihrer Brust, heftete sie an sein Schild, auf welchem heute die aufgehende Sonne

abgebildet war, mit der Umschrift: Ihr weichen Alle!

Der Anführer der Trojaner, der Herzog von Nemours, nahete jetzt der Prinzessin, neigte sich vor ihr und sagte mit verbindlichem Tone: Ohne Euch, schöne Prinzessin, gesehen zu haben, hatte ich Helenen für die Schönste erklärt; jetzt, obgleich beschämt, muß ich doch, um mein Gelübde zu lösen, für meine schöne Dame kämpfen und nahe mich Eurer Hoheit, mir Verzeihung für diesen Frevel zu erflehen.

Kann diese Euch verzeihen? sagte Margaretha lachend, indem sie Helenen von Rohan zu sich winkte, will ich es gern.

Helene erröthete; der Herzog, über diesen Scherz empfindlich, zog sich zu seinen Trojanern zurück. Helene verbarg ihre Verlegenheit in dem Gewühl der Menge; doch auch hier fand sie Meister Jonquille. Dame! sagte er ganz ernst, wenn es der Trojaner ernstlich meinte, so seid ihr die Schönste, doch ich fürchte, er treibt die Sache nur zum Scherz.

Der Kampf begann. Die Wurfspieße schwirrten durch die Luft, die Schilde fingen sie auf. — Der Wurfspieß des Herzogs von Longueville prallte an dem Schilde des Herzogs

von Nemours ab, deſſen Wurfſpieß die Sonne am Schilde Longueville's durchbohrte.

Der trifft doch immer den rechten Fleck! rief Jonquille. Nun geht die Sonne unter! und nur Catharinens drohender Blick war vermögend, den Narren zum Schweigen zu bringen, der verzweifeln wollte, daß ſein Liebling, der ritterliche Nemours, nicht den Sieg davon tragen ſollte.

Der Schwertkampf endete das Gefecht. Die Schleife hatte der gewandte Nemours vom Schilde gehauen und erbeutet; doch verlangte es die Höflichkeit, daß er unterliegen mußte. Er und ſeine Trojaner erklärten ſich für beſiegt.

Als der Herzog von Nemours vor Margarethen niederknieend, ſein Schwert zu ihren Füßen legte und mit ehrerbietigem Tone ſagte: Dame, ich ward beſiegt! ſo zupfte der kleine Jonquille die Rohan an ihrer Robe und ſagte ſchnell: Nie, als durch Euch!

13.

Während deſſen waren die Sirenen in's Schloß zurückgekehrt, und als Iſabella noch

gegeben. Andere, die ihn näher zu kennen glaubten, meinten, daß er den von seinem Vater geerbten Ehrgeiz nicht freiwillig unterdrückte, nicht freiwillig dem Einfluß entsagte, den ihm das Andenken an seinen Vater, und sein großes Vermögen sicher unter seinen Mitbürgern verschafft haben würde. Nur wenige kannten den wahren Grund, weshalb er, obgleich von glühendem Ehrgeize durchdrungen, mitten in den Unruhen, die seine Heimath bewegten, dennoch in stiller Abgezogenheit lebte

Alice Everwein, die Tochter eines reichen Handelsherrn zu Gent, der, wie die meisten wohlhabenden Bürger dieser Stadt, mehr der alten ruhigen Ordnung der Dinge zugethan war, als der Regierung einer zügellosen Horde, hatte Philipp Artevelde, ohne es zu wollen, mit ihren Zaubernetzen umstrickt. Schon seit einem Jahre warb er um ihre Gunst, doch sie, stolzen, obgleich edlen Gemüths, hielt sich eines Grafen werth und haßte überdieß den Sohn des Mannes, der so viel Unheil über Gent gebracht hatte. Auch war ihr Herz schon von einer andern Neigung befangen und so behandelte sie diesen sonst so schönen Mann gleichgültig und kalt, jedoch mit Schonung, die ihr bisher der vorsichtige Vater unter den obwaltenden Umständen dringend anempfohlen hatte.

Heute aber, da er auf das Bestimmteste, selbst auf schonungslose Weise von ihr zurückgewiesen war, wurde der gekränkte Stolz Herr der so lang genährten, thörichten Neigung; alle Leidenschaften wurden rege, sein finsterer Geist brütete Rache und eine sich ihm noch gestern dargebotene Gelegenheit, sie zu befriedigen, würde ihm heute willkommen gewesen sein.

mit Annetten berathschlagte, welches Kleid sie am Abend zu der Tragicomödie anziehen solle, welche die Königin aufführen ließ, klopfte es leise an die Thür. Annette ging hinaus und fand dort den Knaben, der heute früh schon da gewesen war, und einzulassen begehrte. Isabella, den Kleinen wirklich scheuend, befahl Annetten, ihn zurückzuweisen. Doch diese kehrte, halb lachend, halb weinend, zurück und erzählte, wie der Knabe mit thränenden Augen sie gebeten, ihr so zärtlich die Hände geküßt, ihr endlich um den Hals gefallen und sie beschworen habe, ja ihre Gebieterin dahin zu vermögen, ihn noch einmal zu sprechen, daß sie es ihm nicht hätte abschlagen können. Hättet ihr den lieblichen, heftigen Knaben gesehen, Ihr ließet ihn gewiß ein, setzte sie bittend hinzu.

Nun, so laß ihn kommen! sagte Isabella.

Annette ging. Jeronimo stürzte herein, fiel Isabellen leidenschaftlich um den Hals und hing so fest an ihr, daß sie Mühe hatte, sich von ihm los zu machen.

Knabe! rief sie zürnend: Geh'; verlaß mich!

Und wäre dieser Augenblick der letzte meines Lebens, ich ginge nicht! rief er mit Heftig-

keit. Laßt, ich bitte Euch, dieß Mädchen hinausgehen, ich muß allein mit Euch reden.

Isabella winkte Annetten, zu bleiben.

Ihr wollt nicht, Herrin! rief er und stürzte auf seine Kniee und streckte gefaltet seine Hände nach Isabellen empor. O, erhört meine Bitte! Seid nicht so grausam gegen Euch selbst. Nicht um mich, um Euretwillen bitte ich: befehlt, daß Annette uns verlasse!

Isabella sah seine Thränen, sie ward gerührt. Was hatte sie auch von dem Knaben zu befürchten? Nun, so geh', Annette, befahl sie, und als das Mädchen ging, und die Thür sich hinter ihr schloß, sprang Jeronimo auf nach Isabellen. Doch ihn abwehrend, sagte sie ernst: Nur dem bescheidenen Knaben sei es vergönnt, in meiner Nähe zu bleiben.

Da trat er schüchtern zurück und sanft und freundlich, doch wehmuthvoll, wie ein Gottesengel am Ruhelager eines Unglücklichen, dessen erquickenden Schlummer er bewacht, stand der Knabe von fern, und sein feuchtes Auge ruhete sorgsam auf Isabellen. Isabella! rief er plötzlich: Höre mich und beherzige, was ich Dir sage. Höre mich, denn so wahr Du mein Ein und Alles, so wahr Du das einzige Wesen der

Welt bist, in dem Jeronimo seine Träume erfüllt sieht, bei dessen Anblick er fühlt, sein Sehnen, sein unaussprechliches Sehnen könne gestillt werden, so wahr ich Dich an den geöffneten Pforten der Geisterwelt sah, so wahr ist das, was ich Dir sage:

Der Meister hat mit mir gesprochen. Hör' es! Strenge Worte hat er mir gesagt, meinen Himmel einen Traum, meine Seligkeit Kinderspiel genannt. Die Sehnsucht nach Dir, diesen Magnet aus der Geisterwelt, sinnlichen Trieb eines kindischen Herzens gescholten, und — o, es ist bitter, wenn der Mehlthau auf eine junge Knospe fällt und ihr ganzes Blüthenleben in einer tückischen Nacht zerstört. Meinen Frühling hat er zerstört und den Deinen, denn wisse, was er mir offenbarte. O Gott! — Er hielt inne, faltete wie zum Gebet, die Hände und sein ganzer Körper zitterte. Deine Liebe zu Condé sei das Grab Deines Glückes, Dein Herz werde verbluten, wie das seine; und würdest Du nicht lassen von dieser unglücklichen Liebe — o Isabella! wie kann Liebe von Liebe lassen? so würdest Du untergehen im Verderben, die Schlange würde Dich stechen, die ich von Deinem Herzen lockte, ihr Gift würde Dich tödten! Er bedeckte mit

seinen zarten Händen das Gesicht, in welches die goldenen Locken herabgerollt waren, und stand so, wie von dunkler Ahnung durchschauert, vor Isabellen.

Jeronimo! erwiederte diese, von den Worten des Knaben tief erschüttert. Bist Du ein Unglücksbote, oder einer jener Betrogenen, die durch fremde Macht geleitet, mich von meinem Pfade ableiten sollen? — Basil ist im Dienste der Königin, vielleicht im Dienste Margarethens von Lustrac. Wer Saint Valery verschenken kann, kann auch mit freigebiger Hand Gold austheilen! Bist Du ein Werkzeug einer feilen Hand? —

Ihr thut meinem Meister Unrecht, sagte Jeronimo empfindlich. Er liebt Euch, liebt mich! Er hat eine Thräne geweint, fuhr er ruhig fort, da er im Buche des Schicksals das Eurige las.

Oder, unterbrach ihn Isabella, treibt Dich Deine tolle Leidenschaft zu einem Verbrechen? Willst du mich täuschen und Deine thörigte Hoffnung dadurch nähren, Knabe?

Da preßte der Gekränkte die Thräne des Unmuthes, die aus seinem Auge hervorbrechen wollte, zurück, sah finster auf Isabellen, drückte

seine Linke heftig auf sein klopfendes Herz und stand sprachlos, mit sich kämpfend, vor ihr.

Fräulein! rief er endlich, und sein Gefühl brach mit diesen Worten hervor, und über die ganze Jünglingsgestalt verbreitete sich eine würdevolle Anmuth. Fräulein! was ich versprach, vermag ich nun nicht mehr zu halten. Eurer Liebe zu Condé in den Weg zu treten, verlangte der Meister von mir, Euch zum Heil. Ich versprach es ihm; denn alles konnt' ich thun für Euch, selbst die Gluth in meiner Brust mit kalter Hand auslöschen, war es nur für Euch! —

Doch nun, da Ihr glaubt, ich stelle mein Glück höher als das Eure, ich könne, ein eigennütziger Knabe, Euch verrathen um schnöden Lohn, nun, werde es auch, wie es will, nun bin ich Eurem, bin ich Condé's Dienste geweiht. Denn wisset, Dame, an der zerstörenden Gluth, die in meinem Innersten, ich weiß selbst nicht wie, entflammte, verdorrten längst schon alle Hoffnungblüthen, und in meinen kindlichen Träumen standet nur Ihr, und mein Bild verwebte sich nie mit dem Eurigen. Ach ich fühlte zu gut, ich sei Eurer nicht werth; sei nur ein Knabe, da, Euch zu dienen, ein Knabe, den ein Lächeln aus Eurem Auge schon hochbeglückte, und den

— o erlaubt, daß ich es sagen darf — den der Kuß auf Eure Lippen dieser Erdenwelt entführte.

Und nun, Dame, sagt, was soll ich thun? und würde der Meister mich züchtigen, ich folge ihm nicht mehr; nur Euch folge ich, und wüßte ich selbst, es sei zu Eurem Verderben. Ihr habt gezweifelt an meiner Treue, an meinem Herzen, dieses Zweifeln spornt mich zu dem kühnsten Beginnen. Ich will Euch zeigen, wie weh Ihr mir gethan!

Jeronimo, sprach Isabella, von den glühenden, leidenschaftlichen Worten des Knaben sonderbar bewegt, nun so sei mein Diener, sei ein treuer Bote der Liebe! Tritt näher! — Sie streichelte ihm die goldenen Locken von der Stirn und spielte mit ihnen.

Laßt mich, Dame! rief er zitternd. Nicht diese Freundlichkeit, sie tödtet mich. Weiß ich doch nun und fühle es, daß der Meister, welcher Alles weiß, wohl Recht hatte, als er mir noch heute sagte: Jeronimo, die Knospe, die sich der Sonne Gluth zu früh öffnet, verwelkt an ihren Strahlen und entfaltet sich nimmer. Laßt mich fern von Euch stehen; zu nahe der Sonne, müßte ich verwelken! — Was soll ich thun? —

Gieb dem Prinzen die Ueberzeugung, daß ich treu war. Enthülle ihm das Geheimniß jener Nacht in Meulan und ich werde dankbar seyn.

Dankbar? sagte der Knabe. Dame, das könnt Ihr nicht, könnt es mir nicht seyn. Wolltet Ihr mir lohnen, wie einem gemeinen Diener, würde ich sterben vor Gram, wolltet Ihr mir lohnen, wie ich es mir wohl manchmal dunkel träumte, und dann den Traum nicht deuten konnte, würde ich sterben vor Wonne. Dankt mir nicht! Leben oder Tod schwebt für mich auf Euren Lippen; und — nun lebt wohl, ich werde Eure Befehle vollführen.

Er eilte davon.

Armer Knabe! sagte Isabella düster vor sich hin, bist Du ein Wesen der Erde, so zerstört so früh schon die Flammengluth Dein ungestümes Herz; bist Du ein Wesen aus der Geisterwelt, vielleicht eins von jenen, welche, wie die Sage uns berichtet, durch Verbindung der Menschen und Geister entstanden, unterliegst Du nicht dem irdischen Schmerze; so blutet die Wunde ohne zu heilen, ohne Dich zu tödten. Mir gräuf't in Deiner Nähe, doch fühle ich mich nach Dir hingezogen; mir wird es unheim-

lich, ſteht Deine holde Jugendgeſtalt vor mir, und Dein kindlicher Blick erglüht plötzlich von der Leidenſchaft des Mannes. Doch, wer Du auch ſeieſt, rief ſie aus, kein böſer Dämon biſt Du mir, Du biſt mir ein freundlicher, ſchützender Engel, ſei willkommen!

14.

Als Condé ſein Zimmer verlaſſen und eben in den Saal treten wollte, wo ſein Gefolge ihn erwartete, nahete ſich ihm Jeronimo und ſagte mit keckem Tone: Hoheit! ich habe mit Euch zu ſprechen.

Der Prinz ſah ihn verwundert an. Wer biſt Du, lieblicher Knabe? Sah' ich Dich nicht ſchon bei dem Turnier und warſt Du da nicht der Führer der Nymphen? ſagte er freundlich.

Doch jetzt bin ich ein Bote der Liebe! erwiederte Jeronimo ſchnell. Kehrt zurück, Prinz, in Euer Gemach. Meine Worte ſollen dann ſüß ſeyn, wie Honig, und die Hoffnung, welche ich Euch zeigen werde, Euern Himmel erhellen. Kehrt zurück!

Der Prinz ſah forſchend auf den Kleinen,

der bittend an ihn aufblickte, winkte dann seinen Begleitern, nur voran zu gehen, und ging dann mit dem Knaben in sein Zimmer.

Deine Botschaft, sagte der Prinz, muß eben nicht erfreulich seyn, denn Thränen stehen in Deinen Augen.

Und doch, sagte Jeronimo und zwang sich zum Lächeln: Ich nähre die Wonne Anderer mit meinem Schmerze, wie der Pelikan seine Kinder mit seinem eigenen Blute. Doch, genug von mir. — Ihr waret es, gnädiger Herr, der in dem Schlosse zu Meulan, durch den Kastellan, einen braven Hugenotten, zu dem Pförtchen hinein gelassen wurde, dem er die Schlüssel zu dem Gange nach dem östlichen Thurme und zu dem Zimmer der schönen Limeuil gab. Ach! zu dem Gange hättet Ihr keines Schlüssels bedurft, ich unvorsichtiger Knabe hatte ihn offen gelassen. Der Maltheser-Ritter schlich sich ein, dort hielt er das Fräulein wider ihren Willen fest; Ihr traft sie. Er hat gebüßt durch Euern Arm, die arme Limeuil unverschuldet durch Eure Kälte.

Woher weißt Du das? unterbrach ihn der Prinz.

Ich wollte das Fräulein aus dem östlichen

Thurme nach der Königin Schlafzimmer geleiten, da erloſch meine Fackel, ſie irrte nun im Dunkeln. Aus Beſorgniß folgte ich ihr. Da nahete Montesquiou; ich glaubte, Ihr wäret es, gnädiger Herr, drückte mich feſt hinter einen Pfeiler und lauſchte. Doch Ihr waret es nicht. Das Fräulein ward unwillig, und das wäre ſie nicht geweſen, hätte Eure Hand in der ihrigen geruht. Da nahtet Ihr, und der Maltheſer entfloh; Ihr ſchloßt die Pforte des Himmels und bliebet davor ſtehen — und ſchlichet ſeufzend davon.

Und weißt Du gewiß, daß das Fräulein den Maltheſer nicht erwartete?

So gewiß weiß ich es, als daß ich — doch wozu Euch dieß noch verſichern. Wer geliebt wird wie Ihr, und kann noch zweifeln, und das Vertrauen iſt ſeiner Bruſt kein mächtiger Schild, der liebt ja nicht, der begehrt nur nach Irdiſchem — nach St. Valery —

Knabe! unterbrach ihn Condé und faßte ihn zornig.

Habt Ihr nicht auch einen Dolch, mich zu tödten? — ſagte dieſer und ſeine Augen glühten; ſtoßt ihn in meine tobende Bruſt! Von Eurer Hand zu ſterben und für ſie — ich wäre glücklich.

Nach dem Treffen bei Nivelles, in welchem die Genter, von dem Heere des Grafen geſchlagen, zwei ihrer Anführer verloren hatten, blieb nur noch Peter Dubois, ein geborner Brabanter an der Spitze ihrer Kriegsmacht, der, ein ſchlauer, leidenſchaftlicher Mann, nur ſeinen eignen Vortheil vor Augen habend, ſich wenig um das Wohl der Stadt kümmerte. Er war früher in Dienſt Jean Hyons getreten, der mehrere Jahre nach Jakob Arteveldes Tode das Regiment der Stadt übernommen und durch die Chaperons, einer von Artevelde aus der Hefe des Pöbels zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten errichteten Verbrüderung, welche zum Sinnbild einen weißen Hut trugen, unterſtützt, ſich zum unumſchränkten Gebieter Gents empor geſchwungen hatte. Nicht lange blieb die Brauchbarkeit Dubois von ihm unbemerkt, er hob ihn mit Hülfe der Chaperons von Stufe zu Stufe und verſchwendete ſein Zutrauen an keinen Undankbaren, denn Dubois blieb ihm bis an ſeinen Tod mit Leib und Seele ergeben. Hyons traf bald das Schickſal aller derer, die ſich an die Spitze des Volkes ſtellen; er wurde ein Opfer ſeines Ehrgeizes und Gift raff ihn in der Mitte ſeiner glänzenden Laufbahn ins frühe Grab. Dubois hatte ſich indeſſen bis zu einem Befehlshaber der bewaffneten Macht empor geſchwungen, und ſtand jetzt, von den Chaperons unterſtützt, allein an der Spitze der Genter. Aber zu klug, um nicht aus Erfahrung zu wiſſen, daß Volksgunſt ein ſchwankender Grund iſt, um das Gebäude ſeines Glückes darauf zu bauen, ſah er ſich, da die Gefahr von Außen, ſo wie die Unruhen im Innern mit jedem Tage anwuchſen, nach einem Manne um, der das Zutrauen beider

Condé schleuderte ihn von sich. Wahnsinniger Knabe! rief er, Du wagst es — .

Für sie Alles! rief Jeronimo mit Feuer. Sie liebt Euch, und Ihr fühlt diese Seligkeit nicht; sie betet Euch an, und Ihr steht vor einem goldenen Götzenbilde und streuet Weihrauch auf den unheiligen Altar. Ihr mißtrauet einem Engel und vertrauet einem Teufel. — Gnädiger Herr! rief er plötzlich und sank vor Condé nieder, glaubt meinen Worten, erhöret meine Bitte, ziehet das grüne Gewand aus und kleidet Euch in die Farbe der Treue!

Steh' auf! sagte Condé gerührt. — Ist mir es doch, als wenn aus Deinem Munde die Worte mir zum Herzen sprächen. Beruhige Dich und beende Deine Botschaft; sei aber bescheiden.

Jeronimo stand auf, nahte sich demuthvoll dem Prinzen und sagte mit leiser, wehmüthiger Stimme: den Ritter, in der Farbe seiner Dame gekleidet, führe ich nach dem heutigen Feste auf heimlichem Wege zu ihr. Gehabt Euch wohl, gnädiger Herr! Er schlüpfte zur Thüre hinaus.

Condé sah, im Nachdenken versunken, eine Weile staunend ihm nach, dann schellte er. Tournon trat ein. Gieb mir ein blaues Kleid! befahl er, ich will mich umziehn. — Gehorche! rief

rief er dem Staunenden unmuthig zu. Tournon ging.

Der Hof war schon versammelt, als Condé eintrat. Hoch vor Freude erglühte Isabella, als sie ihn in ihre Farbe gekleidet und mit der Feldbinde um seine Schulter erblickte, die sie ihm selbst gestickt hatte. Du guter Knabe, sagte sie still vor sich, Dir danke ich es gewiß! und ihre Freude zur Wonne zu heben, nahete ihr Condé, als sich der Hof in den Saal begab, wo die Bühne aufgeschlagen war, und flisterte ihr leise zu: Ich weiß Alles, Isabella! Verzeihet mir!

Da sagte ihm ein inniger Blick, wie gern, wie lange sie ihm schon verziehen habe.

Die Tragikomödie war beendet. Margarethe von Valois, der Herzog von Anjou, Heinrich von Guise, der Herzog von Retz, die Herzogin von Nevers und Uzéz und mehrere Herren und Frauen des Hofes hatten mitgespielt und Augen und Herzen der Zuschauer entzückt; nur Condé nicht, der in einem Winkel gedrückt, aller Hof-Etiquette trotzend, nur Augen für die Limeuil zu haben schien. Auch die Königin nahm wenig Theil an der Vorstellung. Sie saß zwischen dem päbstlichen und spanischen Ge-

sandten, unterhielt sich angelegentlichst mit ihnen und Rochechouard, der besonnene Rochechouard wollte bemerkt haben, daß ihr Gespräch den Prinzen betreffe und ihr Auge oft auf ihn geruht habe.

Dem Könige dauerte diese Comödie zu lange. Noch ehe sie beendet war, wurde er schon ungeduldig und der Herr von Cypriére, sein ehemaliger Hofmeister, mußte Alles anwenden, ihn bis an das Ende des Stücks zur Ausdauer zu bewegen. Von frühester Jugend an schon eifersüchtig auf seinen Bruder, den Herzog von Anjou, ärgerte ihn der Beifall, der diesem zu Theil wurde, und sein unruhiges, heftiges Gemüth konnte überhaupt nicht lange an einem Gegenstande festhalten. So sehr er auch gewohnt war, sich in den Willen seiner Mutter zu fügen, so that er dieß doch nur mit der Widerspenstigkeit eines jungen Rosses, das sich unter dem Drucke des Gebisses nur mit Widerwillen in den Willen seines Reiters fügt, und er benutzte schlau jeden Augenblick, wo die Königin in einem ernsten Gespräche ihn außer Acht ließ, um nach seiner Art einen Gewaltstreich auszuführen; so benutzte er auch jetzt das emsige Gespräch Catharinens mit dem spanischen Ge-

ſandten, um ſchnell ſeiner Schweſter die Hand zu bieten und ſie zur Tafel zu führen, die noch nicht einmal ganz geordnet war.

Condé hatte indeſſen Gelegenheit gehabt, Iſabellen einige Worte zu ſagen, die ſie doch zu ſeiner Verwunderung nicht zu verſtehen ſchien. Der Prinz glücklich, endlich am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn und einer nächtlichen Zuſammenkunft mit Iſabellen entgegen zu ſehen, die ſie ihm ſo lange, ſo ſtandhaft verweigert, hatte ihr mit flüchtigen Worten die Gefühle ſeines Dankes dafür ausgedrückt. Iſabella, erröthend, hatte ſie aber nicht beantwortet. Für ihn wurden die Stunden der Tafel zur Ewigkeit; ſchon ſah er unter der Menge der Zuſchauer den goldgelockten Knaben, deſſen Auge unverwandt auf Iſabellen ruhete; er ſah dieſen Amor, der ihn, die Fackel in der Hand, zum trauten Gemach der Geliebten geleiten ſollte, und ſeine Phantaſie wurde ſo rege, die Wonne, die ihn erwartete, trat ſo lebendig vor ihn, daß er, in dieſen ſchönen Träumen verſunken, ohne es zu wiſſen, die Hand ſeiner Nachbarin ergriff, und nur von ihrem ſanften Gegendrucke wieder zu ſich zurückgebracht wurde, noch mehr aber durch Margarethens von Valois boshafte Frage

Wo waret ihr jetzt, Prinz Cond.? Ihr seht, wie gutmüthig ich bin, daß ich sogar das, was nicht für mich war, doch ehrlich bezahle.

Er erröthete. Verzeihet, erwiederte er galant, ich sah auf Eure Rosenlippen, Prinzessin! und da war meine Hand so kühn, die Gefühle und Wünsche meines Herzens auszudrücken.

Prinz! sagte Margarethe lächelnd, und es schien in diesem Augenblick, der Geist ihrer Mutter beseele sie: Wenn ich Euch beim Wort hielte, wenn die Rosenlippen, die Euch so bezauberten, den Minnelohn versprächen, würdet Ihr Euch zu jeder Stunde bereit finden, ihn zu empfangen?

Zu jeder! sagte der Prinz überrascht, und obgleich ihn ein Blick der Limeuil in diesem Augenblicke traf, obgleich ihm Margarethe von Lustrac eben verstohlen zugewinkt hatte, war es ihm zu verzeihen, daß ihm ein Lohn von Margarethens Lippen so theuer und werth seyn mußte, daß er Alles auf's Spiel setzte, ihn zu verdienen.

Nun, lispelte ihm die Prinzessin leise zu, seid um die eilfte Stunde auf dem Corridor vor meinen Zimmern; meine Kammerfrau wird Euch dort erwarten.

Condé neigte sich, schon im Voraus dankend. Er war erstaunt, wie eine Jungfrau, kaum den Kinderjahren entwachsen, die, wie er wußte, mit dem schönen jugendlichen d'Entragues in nur zu enger Verbindung stand, wie die es wagen konnte, ihm, dem wahrlich nicht geliebten Condé ein Rendez-vous zu geben. Sein Mißtrauen wurde rege; er glaubte einen Fallstrick für sich in den lockenden Worten dieser jugendlichen Sirene zu finden, doch der freundliche, einladende Blick, der leise Druck der Hand, das Unerwartete, Ueberraschende des Abenteuers lockte ihn zu sehr; und selbst das flammende Auge Jeronimo's, welches das seine eben traf, konnte ihn nicht von einem Abenteuer abhalten, dem er, selbst mit dem beßten Willen, sich nun nicht mehr zu entziehen wußte.

Der König hob die Tafel auf.

Vergeßt nicht, um 11 Uhr, Prinz! lispelte ihm noch einmal Margarethe zu. Es war nur noch kurze Zeit bis zu dieser freundlichen Stunde, als die Königin sich empfahl, und mit ihr Margarethe und die Frauen ihres Gefolges, auch die Marschallin von St. André, nach manchem vergeblichen Versuche, sich dem Prinzen zu nähern, sich entfernte. Der König blieb noch einige Zeit.

Condé war in der größesten Unruhe, denn ehe sich dieser nicht entfernte, durfte auch er den Saal nicht verlassen. Endlich, nur noch wenige Minuten bis zur bestimmten Zeit, verneigte sich der König und verließ den Saal. Condé folgte schnell; doch als er durch die Flügelthüre eilen wollte, hielt ihn etwas am Mantel fest. Es war Jeronimo, der ihm leise zurief: Folgt mir, gnädiger Herr!

Condé verweilte, einige Augenblicke nachdenkend; dann sagte er rasch: Erwarte mich bei meinem Kammerdiener, vor Mitternacht kann ich nicht! — und eilte fort.

Er kann nicht? rief, die Faust ballend, Jeronimo. Er kann nicht? Der Erbarmungwürdige! Nicht eingehen kann er in seinen Himmel. — Doch ich? zu Tournon geh' ich nicht, hin zu Annetten! —

15.

Schon eine halbe Stunde war verflossen, seit der Prinz in seinen Mantel gehüllt, in dem abgelegensten Theile des Corridors, der zu den Zimmern der Prinzessin führte, einsam harrte.

Keine Zofe erschien, den langweiligen Aufenthalt in diesem öden Gange ihm zu kürzen, und schon stieg der Gedanke in ihm auf, die Prinzessin habe seiner gespottet, als eine in einen Mantel gehüllte Gestalt dicht an ihm vorüber schlich und, ihn nicht bemerkend, in eine nur angelehnte Thür schlüpfte. Das war d'Entragues! rief Condé. O ich Thor! während dem Beglückten die Thüren geöffnet sind, stehe ich wie ein Narr, davor, damit sie drinnen meiner spotten können. Nein, Margarethe! rief er, Dein Spott wird Dir vergolten! — Da öffnete sich eine andere Thür, eine weibliche Gestalt trat heraus. Folgt mir, gnädiger Herr, sagte sie mit zarter Stimme und faßte seine Hand.

Wohin? fragte der Prinz unwillig.

Zur Schönsten aller Schönen, lispelte die Zofe.

Zu Deiner Gebieterin? — Soll ich Zeuge seyn, wie die königliche Prinzessin von Frankreich in den Armen eines d'Entragues sich gefällt?

Saht Ihr? unterbrach ihn die Zofe erschrocken.

Ich sah den Unverschämten, erwiederte der Prinz.

Nun, so flehe, so beschwöre ich Euch bei Eurer Ritterehre, zu schweigen, rief das Mäd-

chen, und bitte Euch, mir zu folgen. Ihr werdet nicht mehr an d'Entragues denken, seid Ihr erst, wohin ich Euch geleiten werde, gnädiger Herr!

Sonderbar! sprach der Prinz. Doch ich will das Abenteuer bestehen; geh' nur voran.

Sie traten jetzt in ein dunkles Zimmer. Wartet nur einen Augenblick, bis ich die Thür verschlossen habe, sagte das Mädchen; während sie dieß that, zog Condé sein Schwert, barg es unter dem Mantel und überließ jetzt die linke Hand seiner Führerin.

Dieser Weg, sagte er plötzlich und hielt an, dieser Weg führt, wie mich dünkt, nicht zu dem Zimmer der Prinzessin. Hier links geht es zu den Gemächern der Königin. Oeffne die Thür wieder und laß mich!

Fürchtet der tapfere Condé ein nächtliches Abenteuer? fragte fast spöttisch seine Begleiterin, nun dann kann Euch auch keine Schäferstunde schlagen. Vorwärts, edler Held, nur mir gefolgt, ich führe Euch den Weg zum Siege! Mehr durch den Spott des Mädchens als von Sehnsucht getrieben, folgte ihr Condé, obgleich die einzelnen Lichter, welche in den Zimmern brannten, ihm nun keinen Zweifel mehr

ließen, daß er in den Gemächern der Königin sei. Jetzt traten sie durch eine Seitenthür in einen ihm unbekannten Theil des Schlosses. Die Zofe führte ihn über eine lange Gallerie, welche nur der Mond beleuchtete, öffnete eine Thür, und wie er eintrat, ließ sie seine Hand fahren. Links! rief sie leise und entschlüpfte.

Er befand sich in einem dunkeln Zimmer allein, wo er, das Schwert in der Hand, vorsichtig umher tappte, und sich der erhaltenen Weisung nach nur links hielt. Da kam er an eine Thür, Licht schimmerte ihm durch eine kleine Spalte entgegen; er öffnete sie, und den Kopf auf ihre Hand gestützt, saß, den trauernden Blick gen Himmel gehoben, Isabella vor ihm.

Weg warf er das Schwert, und sank zu ihren Füßen, ergriff die Hand der Bebenden, die erschrocken aufgesprungen war, und bedeckte sie mit seinen Küssen. Sie wollte sie ihm entziehen, sie vermochte es nicht, ihr fehlte die Kraft. Gnädiger Herr! sagte sie nur und ihre Stimme drückte die wehmüthige Empfindung ihres Herzens aus: suchet Ihr mich?

Ich ward von Margaretha von Valois zu

Partheien, der Reichen und der Armen gewinnen und den er nach Wohlgefallen lenken könnte. Er glaubte, in Philipp Artevelde den Mann, so wie er ihn brauchte, gefunden zu haben; er war so reich, daß er es dem reichsten Kaufherrn gleichzuthun im Stande war, näherte sich als Brauherr jeder Klasse der Gewerke, war durch seinen Vater, dessen Andenken in dem Herzen Aller noch lebte, von Jedermann geliebt und so schien er ihm geeignet, an der Spitze des Regiments zu stehen, um so mehr, da seine bisherige Abgezogenheit wenig Ehrgeiz, wenig Thatkraft verrieth und er deshalb für sich wenig zu befürchten glaubte. Er hatte gestern Artevelde unter der Hand den Vorschlag gemacht, der jedoch von ihm abgelehnt worden war.

Dubois hatte nun näher geforscht und Arteveldes Verhältniß zu Alice Everwein, so wie das, was er heute hatte erdulden müssen, erfahren; dies beachtend, eilte er zu ihm und kam, so sehr Artevelde es auch zu verbergen suchte, heute willkommen.

„Nun, mein junger Freund!“ redete er ihn traulich an „Ihr seht mich noch einmal hier, noch einmal mache ich Euch den Vorschlag, Euch an die Spitze des Stadt-Regiments zu stellen. Ich wiederhole nochmals, was ich schon früher gesagt. Der Graf von Flandern zieht von Neuem gegen die Stadt, sie bedarf eines Mannes, zu dem die Chaperons und die kleinen Gewerke Zutrauen haben, und den die Reichen und Kaufleute nicht hassen. So sehr ich mir auch die Kraft und den Muth zutraue, ferner, auch in dieser gefahrvollen Zeit, das Ruder zu führen, so liegt mir doch die Sache, für die wir streiten, zu sehr am Herzen, als daß ich ihr nicht Alles, selbst mich und

ihr beſchieden, weshalb, ahn' ich nun wohl, entgegnete er mit Offenheit.

Ach, Margarethens Lippen ſind ſo lockend! ſeufzte Iſabella.

Durfte ich die Einladung zurück weiſen, Iſabella? durfte ich die leicht Gereizte noch mehr erzürnen — wußte ich nicht, daß ihr Herz einem Andern gehöre? Vertraueſt Du dem meinigen nicht?

Ach, der Männer Herz hat ſo wenig Gewalt über ſich, wenn die Sinne locken!

Nein, — ſagte Condé und über ſein Geſicht verbreitete ſich das liebliche Lächeln, was Alles um ihn her bezauberte. Nein, Iſabella! Margarethens Roſenlippen verlocken mein Herz nicht, nicht ihr Auge, ſo anziehend und ſchön.

Doch Saint Valery, ſie ſtockte, dieſe Worte waren ihren Lippen unwillkührlich entflohen.

Jedem Andern, ſagte Condé ernſt, würde ich dieſe Rede nicht vergeben, Euch verzeihe ich ſie. Ich nahm Saint Valery von der Marſchallin, um ſie und ihre Anhänger unſerer Partei zu erhalten; ich machte ihr den Hof, Euch wehe zu thun, da ich Euch ungetreu glaubte.

Und konntet Ihr das glauben? — rief weinend Iſabella.

Mußt'.ich nicht? War nicht der Schein gegen Euch? — Erſt heute hat der dienende Knabe Baſil's mir den Irrthum benommen, und — Gott gedankt!

Der gute Jeronimo! ſagte Iſabella.

Er wird mir zürnen, daß er ſo lange auf mich warten mußte. O verzeiht, Iſabella, daß ich ſo ſpät gekommen bin.

Ich ſoll Euch verzeihen? fragte die Limeuil verwundert.

Ja, Iſabella! verzeihen ſollt Ihr, daß ich mich nicht gleich, wie Ihr es gewünſcht, von dem Knaben zu Euch führen ließ.

Ich?! rief die Limeuil. Ich weiß von nichts, nur das wußte ich von Margarethen ſelbſt, daß ſie Euch um 11 Uhr erwartete. Es that mir wehe, Euch untreu, Euch dem Spotte der Prinzeſſin preis gegeben zu ſehen — und — nun, gnädiger Herr! — verlaßt mich; hat der thörige Knabe Euch hieher geführt, ſo ſchwöre ich Euch, es geſchah ohne meinen Willen.

Nicht er, ſagte Condé, der Prinzeſſin Kammerfrau führte mich hieher.

Um ſo ſchneller müßt Ihr mich verlaſſen! rief die Limeuil ängſtlich; die Reinheit meines Rufes hielt mich bis jetzt über dem rauſchenden

Strudel dieſes Hofes und ich ſank nicht hinab. Doch — Ihr fühlet ſelbſt mein Prinz, daß es ſich nicht ziemt, Euch noch um Mitternacht den Aufenthalt in meinem Schlafzimmer zu erlauben.

Iſabella! ſagte Condé, ihre Hand faſſend, alſo Margarethens Laune, nicht Eurem Herzen, verdanke ich, daß ich hier vor Euch ſtehe?

Nur ihr! — erwiederte das Fräulein.

Und ich ſollte gehen?

Wenn Ihr mich liebt — wenn Ihr mich achtet — ja, gnädiger Herr!

Und kann ich?

Laßt nur Euer Herz ſprechen und es wird Euch ſagen, was Ihr der Geliebten ſchuldig ſeid.

Iſabella! rief Condé, ſie ſtürmiſch umfaſſend, könnt Ihr wirklich ſo grauſam ſeyn?

Ich muß! ſagte ſie bebend.

Nur einen Kuß, einen einzigen Kuß der Liebe! bat der Prinz.

Konnte ſie dies dem Geliebten verweigern? — Sie ruhte in ſeinem Arme innig und lange.

Da tönte durch die ſchimmernde Mondnacht eine Laute.

Iſabella fuhr auf, riß ſich aus ſeinem Arme und unter ihrem Fenſter ſang nun Jeronimo:

Kennſt Du den Knaben ſchwanenweiß,
Wie zarte Lilienblätter?
Das Herz ſchlägt ruhig nur und leiſ'
In dieſem Kind der Götter.
Nur auf zum Himmelsdome hebt
Er ſehnend ſein Gefieder;
Und wenn er einmal Dir entſchwebt,
Kehrt er Dir nimmer wieder.

Mit dem heitern, zuverſichtlichen Lächeln der Unſchuld trat das Fräulein jetzt vor Condé. Gnädiger Herr! ſagte ſie ſanft, wir müſſen uns trennen, Ihr könnt nicht länger hier verweilen. Warum Ihr mich gebeten, habe ich Euch gewährt — und gewähre Euch noch mehr! Zum Abſchiede reiche ich Euch meine Lippen noch einmal freiwillig zum Kuß. Erlaubt, daß ich Annette rufen darf, Euch von hier zu geleiten.

So trügt mich jede Hoffnung! rief Condé, düſter vor ſich hinblickend.

Jede! erwiederte mit feſtem Tone Iſabella — Jede, die nicht dem reinen Herzen entſteigt!

Und wo konnte ſie uns entſteigen, als Leonore von Roy, meine Gemahlin, noch lebte? — fragte er mit Bitterkeit.

Iſabellen überflog eine dunkle Röthe. Mir, Prinz! ſagte ſie mit Würde, mir entſtieg ſie aus reinem Herzen, das, ſeiner Pflicht getreu,

die Tugend neben Euch in sich verschließen konnte. Euer Mißtrauen, um eines Montesquiou Euch vergessen zu können, hat mich geschmerzt, die Worte, die ihr jetzt spracht, mich tief gekränkt. Ich bitte Euch, verlaßt mich!

Isabella! — rief Condé — sind dies Worte der Liebe?

Ja, gnädiger Herr! es sind Worte der gekränkten Liebe! Ich habe Euch geliebt, rein und wahr, sprach sie mit edlem Stolze, selbst als Leonore von Roy noch lebte, habe ich mich den Gefühlen meines Herzens hingegeben, da ich in ihnen nichts Strafbares erkannte. Ich wähnte damals der Mittler seyn zu können zwischen Euch und der Königin. Für das Vaterland wollte ich handeln und mein schwaches Herz unterlag. Seit der Tod Eurer Gemahlin Euch erlaubte, Hand und Herz zu verschenken, da — ja ich gestehe es — hoffte ich, Eure Liebe wäre so uneigennützig, wie die meine, die hoffnunglos treu blieb und war. — Ich glaubte, Isabella de la Tour, aus so edlem Stamme entsprossen als Leonore von Roy, dürfe auch den Schwung ihrer Hoffnung so hoch erheben wie diese. Aber Prinz, Eure Liebe ist ungenügsam. Die arme Isabella hat Euch nichts zu bieten, keinen Reich-

thum, kein lachendes Saint Valery; sie hat nichts als eine freundliche Gestalt, ihr Herz, ihre Tugend, und alles, alles dies wollt Ihr, um es zerstört der reichen Erbin Eures Feindes zu opfern. Genügt Euch nicht mein Herz, so findet Ihr nichts bei Isabellen de la Tour, das Ihr das Eure nennen dürfet.

Bei Gott! Isabella, ihr mißdeutet meine Worte! rief Condé.

Ich mißdeute sie nicht, der Pfeil traf sein Ziel, hier blutet es; — sie legte die Hand auf ihr Herz.

Annette trat ein.

Begleite seine Hoheit bis zur großen Treppe, sagte das Fräulein ernst.

Geh und laß uns noch einen Augenblick allein! fuhr Condé mit gebietendem Tone auf. Die Zofe, dem Blicke ihrer Gebieterin ausweichend, entfernte sich schnell.

Isabella, sagte nun Condé, Ihr habt ein Recht mir zu zürnen. Mein Mißtrauen, meine Verhältnisse mit der Marschallin von Saint André müssen Euch wehe gethan haben. Das erstere entschuldigt die Liebe, das andere mögen meine Glaubensbrüder entschuldigen. Daß Ihr aber ein unvorsichtiges, bittres Wort, mir in dem

Augenblick entlockt, wo ich meinen ſüßeſten Hoffnungen entſagen ſollte ſo ſtrenge deutet und mich auf ewig von Euch entfernen wollt, das konnte ich nicht glauben und glaube es auch nicht.

Auf ewig Euch von mir entfernen! ſagte Iſabella ſtill trauernd vor ſich. Nein, fuhr ſie freundlich fort, ſo lange Ihr meinem Herzen vertrauet, ſo lange dies allein Euer Glück macht wird es für Euch ſchlagen. Doch mehr verlangt von der Jungfrau nicht — und lebt wohl!

Wie meinem Glauben treu, werde ich treu ſeyn meiner Liebe und Dir, Iſabella, rief Condé.

Sie ſelbſt drückte den Abſchiedskuß auf ſeine Lippen. Annette begleitete ihn.

Iſabella trat auf den Balkon. Der Mond ſchien ſo hell, leiſe Frühlingslüfte bewegten das ſäuſelnde Laub, eine heilige Stille ruhte auf den Flügeln der ſchweigenden Nacht, da brach ein lauter Seufzer aus der gepreßten Bruſt Iſabellens hervor; unwillkührlich ſank ſie auf ihre Knie, faltete die Hände und betete in ſtiller Andacht.

Da hallten von neuem die Töne der Laute, und Jeronimo ſang:

Kennſt Du den Knaben, der empor
Zum Himmel hebt die Schwingen?

Aus Oſten tritt er ernſt hervor,
Den heil'gen Gruß zu bringen.
Sein Wort durchglüht des Menſchen Herz,
Du kannſt feſt auf ihn bauen;
Er trägt das wunde himmelwärts
Und ſtärkt es mit Vertrauen.

Jeronimo ſchwieg. Einzelne Accorde verhallten leiſe und immer leiſer im Nachtwinde, bis ſie ganz entſchwebten.

Iſabella lag noch auf ihren Knieen und dankte dem Himmel, daß ſie in dieſer Stunde vertrauenvoll zu ihm aufblicken und in ſtiller Andacht ihr Herz ergießen konnte. Geſtärkt ſchloß der Kummer ihre müden Augen.

16.

Als das Fräulein de la Tour am andern Morgen zu der Königin kam, fand ſie ſchon Margarethe von Valois, die ihr lachend entgegen trat und ihr leiſe zuflüſterte: Nicht wahr, Iſabella, ich bin die uneigennützigſte Seele von der Welt, jede Andere hätte Dir Deinen Geliebten entführt und ich überſchickte ihn Dir.

Beſſer, Prinzeſſin, — erwiderte die Li-

meuil — Ihr hättet Euch nicht bemüht, ich kann Euch für dieſes Wohlwollen nicht danken.

Wie Du willſt! ſagte Margarethe empfindlich und nahm ihren Platz wieder neben der Königin, während Iſabella ſich dieſer nahete und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

Die Königin ohne viel nach ihr aufzuſehen, ſtrich ihr die Locken zurück, ein Zeichen ihres augenblicklichen Wohlwollens, und immer noch den Blick auf ein Gebetbuch gerichtet, das vor ihr auf einem kleinen Tiſchchen aufgeſchlagen lag, ſagte ſie, wie in Gedanken: Trug der Prinz Condé nicht geſtern beim Schauſpiel Deine Farbe?

Ja! erwiderte die Limeuil erröthend.

So ſeid ihr wohl wieder ausgeſöhnt? fuhr die Königin fort.

Iſabella ſchwieg.

Nun, darf man in das wichtige Geheimniß Deines Herzens nicht eindringen? — Seid Ihr verſöhnt?

Ich glaube, ſtammelte das Fräulein, vielleicht! —

Die Königin las in ihrem Buche fort, faltete die Hände zum Gebet und murmelte einige Worte, dann ſchlug ſie das Buch zu und

legte es neben ſich. Alſo vielleicht! Weißt Du wohl Iſabella, daß ich mit Dir unzufrieden bin?

Wodurch habe ich die Ungnade meiner Königin verdient?

Durch Deine Unvorſichtigkeit. — ſagte Catharina und winkte ihr in das Kabinet zu folgen. Du weißt, wie nachſichtig ich gegen die Schwächen des weiblichen Herzens bin, ſagte ſie hier, ſo lange die Vernunft und die Vorſicht ihre Rechte behaupten und jede Oeffentlichkeit vermieden wird. Dieſe Nacht war der Prinz bei Dir; — es wäre mir gleichgültig, vielleicht ſogar lieb. — Aber mit zwei Wachsfackeln hat ihm Deine Zofe bis an die große Treppe geleuchtet. Dort haben ihn Creaturen der Marſchallin St. André geſehen. Das iſt thöricht, Iſabella; Du ſetzeſt für nichts Dein Leben aufs Spiel und rufſt mit kindiſcher Unvorſichtigkeit die Rache Deiner Nebenbuhlerin in die Schranken. Ich erkenne Dich nicht mehr. Nach Condé's Benehmen gegen Dich war es thöricht, ihm ſchon geſtern eine Zuſammenkunft zu bewilligen, Du haſt ſehr unvorſichtig die Waffen gegen ihn aus der Hand gelegt, aber unverzeihlicher noch iſt's, mit dergleichen zu prahlen.

mein Anſehn opfern könnte. Ihr ſeid zwar bisher unthätig geblieben, habt für das allgemeine Beſte wenig gethan; ſtatt Euer Blut zu opfern, habt Ihr nur Euern Seckel geöffnet; aber ich kenne den Grund, er liegt in Euerm ſchwachen bethörten Herzen, nicht in Euerm edlen Gemüth. Deshalb fürchte ich keinen Augenblick, daß Ihr nicht von Eurem Vater den Muth und die Liebe zu Eurer Vaterſtadt geerbt haben ſolltet. Sein Andenken ſteht noch hoch in den Herzen der Genter, darum wählte ich Euch und halte Euch für den Mann, der die Sache zu einem guten Ende zu führen vermag."

„Und wie ſollte mir, der ich bis jetzt allen Geſchäften fremd blieb, das Vertrauen werden, ſolchem gefährlichen Unternehmen vorzuſtehen?" fiel ihm Arteveide in die Rede.

„Ich werde Euch gern mit Rath an die Hand gehen, ich kenne Eure Vaterſtadt. Seid Ihr das Haupt, will ich die Seele des Unternehmens ſein!" erwiederte Dubois.

„Werther Herr!" ſagte Philipp und ſchien nachdenkend, obgleich er den Plan Dubois längſt durchſchaut hatte, „Laßt mich in meiner Abgezogenheit, ich tauge nicht zu höhern Dingen; der Ehrgeiz meines Vaters hat ſich nicht auf mich vererbt, wohl aber ſein Stolz, der ihm befahl, das, was er war, ganz zu ſein."

„Thörichter Jüngling!" unterbrach ihn Dubois „Vergeßt Ihr denn, daß Euch jetzt nur noch zwiſchen dem Herrſcherſtab und dem Henkerbeile die Wahl bleibt? Glaubt Ihr, Peter Dubois und ſeine Chaperons würden Euch durch ihren Antrag ehren und ſich dann ohne ſich zu rächen mit Verachtung zurückweiſen laſſen? — Nennt Ihr ſo

Isabella stand erröthet vor der Königin, das Gefühl ihrer Unschuld hielt sie zwar aufrecht, doch hielt sie sich durch die Rede ihrer Gebieterin zu tief gedemüthigt, als daß sie gleich die Worte zu ihrer Entschuldigung hätte finden können. — Sie schwieg.

Bist Du ausgesöhnt mit dem Prinzen, fragte jetzt Catharina schon heftiger, da Isabella immer noch schwieg, bist Du seiner gewiß?

Des Prinzen Benehmen gegen mich, erwiderte nun die Limeuil, kann Eurer Majestät Frage beantworten.

Isabella! rief die Königin, über diese ausweichende Antwort erzürnt.

Zürnt mir nicht, hohe Gebieterin! rief diese schnell der Königin Hand erfassend und sie mit Küssen bedeckend, ich weiß wahrlich nicht, wie ich die Frage beantworten soll. — Achtet mich der Prinz, wie er mich zu lieben scheint, so gehört sein Herz nur mir, er bleibt mein eigen. Liebt er, wie die Männer Eures Hofes es gewohnt sind zu lieben, so steht er mir ferner als je.

Ich verstehe Dich! — rief Catharina — Dein romantischer Sinn hat Dich wieder einmal von dem gewöhnlichen Pfade verlockt. — Nur, Schade, daß Ronsard nicht gelauscht hat,

er würde vielleicht zu einem Schäferliede begeistert worden seyn. — Doch mir ist die Art und Weise gleich viel, wie Du Condé von der Marschallin ablockst; ob Du ihn für Dich behalten willst und kannst oder nicht, kann mich wenig kümmern; nur festhalten mußt Du ihn jetzt, das fordert Deine Königin von Dir, festhalten, wenigstens noch acht Tage am Hofe, es koste Dir was es wolle.

Doch sage mir, Isabella, fuhr Catharina jetzt mit weniger aufgeregtem Gemüthe fort, was treibt Basil's Knabe bei Nachtzeit unter Deinem Fenster und stört mit seinem Gesange die Schlafenden? — Spielst Du mit dem Kinde, oder spielt es mit Dir?

Er scheint eine kindische Neigung für mich zu haben, erwiderte Isabella, und die Anhänglichkeit des Knaben ist zu innig, um sie rauh zurückstoßen zu können.

Die Königin wurde nachdenkend, und trat wieder in das Zimmer nahm das Buch und blätterte darin. Endlich sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit, so bald sie es nicht für nöthig hielt, sich zu mäßigen: Isabella, verlange von Basil das Horoscop des Prinzen, den Tag, die Stunde seiner Geburt, alles dazu Nöthige

hat er schon, forsche, ehe der Alte Dir Deine Bitte gewährt, den Knaben aus; vielleicht, daß er Dir über so manche Mittel die Basil zu diesem Gaukelspiel anwendet, Auskunft geben kann. Da der Knabe, wie ich wohl weiß, mit schwärmerischem Sinne an Dir hängt, so wird es Dir leicht werden, seinem kindischen Herzen zu entlocken, was mir seit Meulan so wichtig zu wissen ist. Ich möchte mich gern überzeugen, ob die Sterne stumm sind wie das Grab, und nur das Gaukelspiel beredt ist, und ob wir selbst, mit unserm ahnenden Gefühl, die Thoren sind in der Hand des Besonnenen. — Gieb mir darin Gewißheit; forsche den Knaben aus. Ein Kuß öffnet seine Lippen und das Geheimniß presseſt Du leicht aus dieser übersinnlich-phantastischen Natur, die, drücken Deine Arme ihn an die Brust, vor Wonne vergeht, seinen Gott verläugnet, wenn Du es verlangst und seinen Herrn verräth.

Der Knabe ist schön wie Amor! — unterbrach Margarethe die Königin schnell. — Mißglückt es Dir, Isabella, so schicke ihn zu mir — mein Mund soll ja so rosig sein wie der Hauch Aurorens, sagt Ronsard.

Und wäre er der Mund Aurorens selbst,

Margarethe, unterbrach sie Catharina lächelnd, während Isabella, den Blick zur Erde gesenkt, zürnend vor sich hinblickte, würde es Dir doch nichts nützen. Dergleichen Thoren leben in der Ideen-Welt, nur ihrer selbst gewählten Herzens-Königin haben sie Zauberkraft über sich verliehen, doch keiner Andern. Dir würden Deine Reize wenig helfen; doch Du, Isabella —

Das Fräulein hob den Blick; er fiel auf den Spiegel. Sie sah ihre Engelgestalt, die lieblichen Formen ihres Gesichts, das schwärmerisch glühende Auge. Und alles dieß sollte nur mein seyn, um es zu ihren niedern Zwecken zu vergeuden? rief eine innere Stimme ihr zu, und mit bescheidenem Ernst sprach sie zu ihrer Gebieterin: Ich glaube, gnädige Frau, Ihr irrt Euch in Eurer Dienerin. Was Ihr von der Treue ihres Herzens verlangen könnt, das opfert sie Euch mit Freuden, ihr Geist aber vermag nicht dem hohen Schwunge des Euern zu folgen und in weit berechnete Plane einzugehen. Verstellen kann ich mich nicht, und hätte sich mein Herz nicht längst schon zu Condé gewendet, ich hätte es nicht vermocht ihm nur ein liebevolles Lächeln zu schenken; dem Knaben aber das Geheimniß seines Herrn zu entlocken.

das kann ich nicht. Zweifelt meine Königin an dem Wissen Basil's, wohl Ihr! denn nur dem festen Glauben öffnet sich das Auge der Zukunft. Wohl Ihr, hält sie des Meisters Wissen für Gaukelspiel, denn was er uns zeigte, war grausend und blutig!

Catharina stand auf, trat heftig auf Isabellen zu und ihr zornerglühetes Auge durchbohrte das Fräulein, das, seine Gebieterin kennend, sich mit Muth und Entschlossenheit waffnete.

Immer noch schwieg die Königin und es schien, als ob sie das Mädchen nicht würdig hielt, es mit Worten niederzuschmettern!

Aber wie zwei klare Himmelsterne in die tobende Nacht hineinschauen, so heiter und offen blickten Isabellens Augen nach ihrer Gebieterin auf, die jetzt ein heftiges: Geh', Undankbare, fort aus meinen Augen! ausstieß.

Isabella verneigte sich und ging.

Catharina schritt, sich ihrer Heftigkeit überlassend, im Zimmer auf und ab. Margarethe von Valois sah auf ihre Arbeit, sie kannte ihre Mutter, sie wußte, daß ihr Zorn in sich selbst sich verzehren mußte. —

Ein thörigtes Kind bist Du, rief sie heftig vor sie tretend, spielst mit Condé, ihn zu reizen

und ſtatt ihn an Deiner Angel feſtzuhalten, wirfſt Du ihn der Thörin zu, die ſelbſt längſt von ihm gefangen iſt; doch Du biſt immer der Sclave Deiner Leidenſchaften, nie ihr Herr! Hüte Dich, Margarethe, ich weiß mehr als Du ahneſt!

Ihr zürnt mir, — ſagte die Gewandte — Warum ſoll ich für Iſabella büßen? Hätte ich gewußt, daß Ihr es gewünſcht, ſo wäre es mir leicht geweſen Condé an mich zu ziehen.

Bewahre mich Gott! rief die Königin raſch. Du und Condé! Das iſt kein Entragues, mit dem man ſpielen kann, ſo lange man will. Mit dem ſpielt Catharina nur um Leben und Tod, und dabei mag ich doch mein Kind nicht mit auf das Spiel ſetzen, Du biſt mir zu werth.

Aber Mutter, ſagte Margarethe gutmüthig, Ihr liebt Iſabellen, wie könnt Ihr ſie opfern wollen?

Kind! erwiderte Catharina lächelnd. Um auf dem Throne Frankreichs feſt zu ſtehen, könnte ich noch andere Opfer fallen ſehen, als dieſe kindiſche Märtyrin der Tugend. Feſt muß ich ſtehen und ſollte ich meine Macht auf Todtenſchädel bauen. Und überdies was iſt ein Menſchenherz, ein Menſchenleben in der großen Kette der Dinge? Was iſt die Blüthe eines

liebesiechen Mädchens in der ehernen Hand des Staates? — Was ist eine Isabella de la Tour, wenn es Catharina von Medicis gilt? — Diese will herrschen, muß herrschen über Frankreich — und sie wird! —

Margarethens Hand war die Arbeit entfallen. Kalt überlief sie Todtenschauer; die Nemesis schritt ernst an ihr vorüber, und als sie starr nach ihr aufblickte, war es ihre Mutter, die an ihr vorüber ging.

17.

Der Prinz von Condé erschien heute wieder im blauen Kleide und der goldgestickten Schärpe der Limeuil. Aber das Fräulein erschien nicht; sie weinte auf ihrem Zimmer ihrem düstern Schicksale eine Thräne. Vergebens suchten sie Condé's Blicke, welche sichtlich die Marschallin von St. André vermieden, vergebens fragte er selbst Rochechouard, ob er sie nicht gesehen habe, mit dem er doch sonst über dergleichen Dinge nicht zu sprechen pflegte, so daß die am Hofe anwesenden Hugenotten, welche Isabellens Einfluß fürchtend, ihre ganze Hoffnung auf die Mar-

schallin gesetzt hatten, unruhig wurden. Niemand war es jedoch mehr als diese selbst, welche in einem Bogenfenster neben Baron von Montesquiou stand, der, von seinem Fall wieder hergestellt, zum erstenmale am Hofe erschien. Beide beobachteten den Prinzen mit Wuth im Herzen.

Und wo bleibt sie nur?! rief die Marschallin heftig, als die Königin schon längst mit ihren Hoffräulein eingetreten war und die Limeuil immer noch fehlte. Wo mag sie nur seyn, daß mein Blick sie tödte!

Wahrscheinlich auf ihrem Zimmer, sich von den Nachtwachen zu erholen! erwiederte Montesquiou.

Und saht Ihr den Prinzen wirklich, habt Ihr ihn deutlich erkannt, spricht nicht der Haß aus Euch? —

Ich und Boidevin sahen, wie Annette ihm bis an die große Treppe leuchtete; wir standen hinter einem der hohen Pfeiler und die Wachsfackeln der Zofe verbreiteten helles Licht umher.

O, der Undankbare! seufzte die Marschallin.

Ja wohl, der Undankbare! — unterbrach sie der Maltheser. Ihr reichtet ihm das schöne Saint Valery mit seinen Gärten und seinen

tausend Rosen, und er verschmäht Euch — dort eine Rose zu pflücken.

Schweigt! und bringt mich nicht zur Verzweiflung, sagte Margarethe unmuthig. Hat er die Rose gepflückt, wohlan, dann soll sie auch bald verwelken. Sie trat unter die Menge.

Die Königin war heute besonders gnädig gegen Condé. Sprach sie mit dem päpstlichen Nuntius oder dem spanischen Gesandten, so wußte sie immer auf eine feine Weise den Prinzen in das Gespräch zu ziehen, und ergriff jede Gelegenheit, ihm eine Schmeichelei zu sagen. Sie sprach von ihrer bevorstehenden Reise mit dem Könige durch die Provinzen des Reiches und bat ihn, sie zu begleiten, damit der Held Frankreichs, die Zierde ihres Hofes ihr nicht fehle und schien untröstlich, als der Prinz es unter mancherlei Vorwande abschlug und sich zu entschuldigen suchte. Sie sagte selbst dem spanischen Gesandten, Condé sei die festeste Stütze des französischen Thrones und seit dem Frieden von Orleans ihr und dem Könige treu ergeben wie keiner; sie hafte für seine Anhänglichkeit mit ihrem Leben.

Der Prinz wurde durch diese gesuchten Schmeicheleien aufmerksam. Rochechouard, der alles genau beobachtet hatte, warnte ihn. Die Schlange,

sagte er, glänzt nie in schöneren Farben als wenn sie am giftigsten ist. Hütet Euch, gnädiger Herr, unter dieser freundlichen Miene lauscht der Verrath.

Condé dachte an sein Abenteuer mit der Prinzessin, und an die durch sie allein veranstaltete Zusammenkunft mit Isabellen. So Manches schien ihm unklar; nur von der Geliebten glaubte er Licht hierüber erhalten zu können. Er schickte daher, ehe man noch zur Tafel ging, einen seiner vertrauten Hofleute an Tournon, daß dieser Isabella für heute Abend um eine Unterredung bitten möchte. Der Hofmann kehrte mit der Antwort zurück, das Fräulein sei unwohl und müsse sich für heute die Ehre verbitten.

Condé war untröstlich. Für sein Herz hatte er eigentlich wohl mehr bei seiner Unterredung mit Isabellen gehofft, als für seine Angelegenheiten. Es that ihm wehe, daß sie seinen Bitten nicht Gehör gegeben und daß die gestrige Nacht, statt ihn seinem Ziele näher zu bringen, es ihm entrückt habe.

Mißmuthig nahm er seinen Platz wieder neben Margarethen von Valois ein.

Nun, mein würdiger Ritter, begann diese

wenig Eure Vaterstadt und sahst Ihr nie die Ströme Bluts, welche der Freiheit schon geflossen sind?"

Der Jüngling hatte den wilden Anführer jener zügellosen Bande ruhig angehört, sein Blick war frei, fast stolz auf ihn geheftet geblieben. „Was mir bevorsteht, weiß ich" erwiederte er „In solcher bewegten Zeit, Herr Peter Dubois, muß jeder sein Leben einsetzen und jeder kann, wenn er sich zur Ruhe legt, dem Himmel danken, daß er ihn noch einmal die Abendröthe sehen ließ. Ich war schon bei Eurem ersten Eintritt in mein Haus auf dergleichen gefaßt; aber Drohungen schrecken und bestimmen mich nie!"

„Ihr waret heute bei Roger Everwein, oder vielmehr bei seiner stolzen Tochter Alice?" fragte der Hauptmann der Chaperons gleichgültig scheinend.

„Ich war da, aber was soll die Frage?"

„Ihr seid, soviel in der Stadt verlautet, heute mit Eurem Gesuche dort förmlich abgewiesen worden?"

„Ziemt Euch, mir diese Frage zu thun?" fuhr Artevelde auf.

„Sie ziemt Jedem, der an Euch Theil nimmt!" sagte Dubois kalt „Es hat uns geschmerzt, daß der Sohn des edlen Jakob so verächtlich von dem stolzen Handelsherrn behandelt ward. Lebte er noch in seiner Kraft und Macht, so führten heute die Chaperons den frechen Alten zum Richtplatz, so aber darf der es wohl wagen, den unbedeutenden Brauherrn stolz abzuweisen. Dem Anführer der Genter hätte weder der alte Roger noch sein Kind so schnöden Bescheid zu geben gewagt."

das Gespräch, und der ernsten Morgenstunde im Zimmer der Königin gedachte die Flüchtige schon nicht mehr. Ihr haltet Eurer Dame schön Wort, scheint von meinen Rosenlippen bezaubert und kommt nicht, den Zauber zu lösen, obgleich weder Riese noch Zwerg die Pforte bewacht und Alles zu Eurem Empfange bereitet ist.

Prinzessin! erwiederte Condé lächelnd, die irrenden Ritter überlassen sich dem Zufalle, Gott und ihrer Dame.

Und seid ihr Eurer Dame gefolgt?

Wohin sie mich leiten ließ, folgte ich und gelangte —

In den Himmel! fiel Margarethe ihm schnell in die Rede, und da ward es Euch wohl, da empfing Euch ein lichtblauer Engel und bis zu den Seligkeiten des siebenten Himmels erhoben, vergaßet Ihr —

Margarethe von Valois, meint Ihr? — Nein! sie stand bezaubernd vor mir, lockend, glühend traf mich ihr Auge, wenn das meines Engels mich kalt und zürnend zurück wies.

Armer Paladin! sagte spottend die Prinzessin.

Wohl arm, und doppelt arm, da ich den Glücklichen neben mir in den Himmel schlüpfen

ſah, dem Eure Lippen die geöffneten Thore der roſenfarbenen Aurora ſind. Doch ſo wie ſie für mich geſchloſſen waren, ſind es auch die meinigen für Euer Geheimniß, und was ich in jener Himmelsnacht ſah, ſollen keine Worte ausſprechen.

Margarethe blickte verlegen vor ſich —

Haltet Condé für einen Ritter, der das Liebes-Abenteuer einer Dame zu verſchweigen für Pflicht hält, für zu gutmüthig, um Euch nicht für den Weg dankbar zu ſeyn, den Ihr ihn leiten ließet, zu klug, um nicht in Eurem Scherz eine freundliche Abſicht zu finden. Deshalb, Prinzeſſin, beruhigt Euch, ſeht von jetzt Condé als Euren treu ergebenen Diener an und nehmt Iſabella in Euren Schutz; ich glaube faſt, ſo wie ich den Hof der Königin kenne, ſie bedarf deſſen.

Margarethe ſchwieg, aber ihre Blicke verſicherten Condé, ſie werde ſeinen Wunſch erfüllen, und der Zufall und d'Entragues hatte freundlich genähert, was ſeit lange feindlich ſich gegenüber ſtand.

18.

Im Schlosse war alles still, die Tafel längst aufgehoben und Jedermann hatte sich in sein Gemach begeben, um von den rauschenden Vergnügungen der vergangenen Tage auszuruhen. Isabella saß, seit die Königin sie ungnädig entlassen hatte, sinnend und über ihre unglückliche Lage nachdenkend auf dem Balkon ihres Schlafzimmers, vor sich ein kleines Tischchen, auf welchem ein silberner Becher stand.

Annette trat ein, und als sie den vollen Becher sah, der noch unberührt vor dem Fräulein stand, sagte sie gutmüthig: Noch nicht getrunken? — Ach wie würde Jeronimo trauern, wenn er wüßte, daß der Labetrunk, den er Euch geschickt, noch unberührt sei. Trinkt doch, Fräulein, zur Stärkung hat es Euch Jeronimo geschickt.

Isabella schwieg und schien weder auf Annettens Rede, noch auf den Becher des Knaben zu achten. Laß mich allein, befahl sie endlich dem besorgten Mädchen, laß mich allein, mir ist Einsamkeit die stärkendste Arznei.

Annette ging.

Isabella setzte sich näher dem Balkon, öffnete

nete ihn und blickte hinaus in die Dämmerung, wo der letzte Schein der Abendröthe hinter dem Eichenwalde von Fontainebleau verschwand. Es war so still im Garten, als ob alles mit der Sonne zur Ruhe gegangen wäre. Mit wahrer Wollust sog sie die kühle Abendluft ein; sie war ihr wohlthuend. Die feierliche Stille, der Abendstern, welcher mit seinem bleichen Lichte hervortrat und durch die schweigende Nacht, welche ihren Mantel über Gram und Schmerz breitet, wie ein freundlicher Bote erschien, alles dies besänftigte ihr verwundetes Herz und allmählig kehrte auf den leisen Flügeln des Nachtwindes die Sehnsucht zurück und die wogende Brust schlug wieder ahnungsvoll der Hoffnung entgegen.

Werden seine Lautentöne auch heute durch die stille Nacht zu mir aufschweben? fragte sie sich. Wird mich der Knabe in meiner Einsamkeit verlassen, er, der vielleicht allein mein Herz versteht, Isabella nur liebt, wenn Andere nur in mir die schöne Limeuil erblicken? — O Condé, Condé! Dein Herz, Dein großes, edles Herz ist den Sinnen unterthan; ich fühle, was ich Dir seyn soll, fühle mich aber auch zu stolz, es je seyn zu können.

Da tönte das erste Locken der Nachtigall aus dem Fliedergebüsche herüber. Es war, als ob der treue Sänger die Sehnsucht ihres Busens kenne, so weich, so flötend trug ein Nachtlüftchen die lang gehaltenen Töne zu ihr hinauf. Du lockst vergebens, seufzte Isabella, Dein Sehnsuchtruf verhallt in den Abendlüften. Dein Ton beruhigt nicht das Herz, er regt es nur auf, wie die Sinne. Seine Lautentöne wären mir lieber und seine frommen Worte.

Es ist doch ein freundlicher, herziger Knabe, fuhr sie fort, und nahm den silbernen Becher, der vor ihr stand, hat erforscht, daß ich traurig, abgespannt hier sitze und schickt mir den Labetrunk, damit ich mich stärke; denkt immer an mich und nur an mich, und nicht Saint Valery, nicht der Valois lockender Purpurmund ziehen ihn ab von mir. Gewiß hat er aus Kräutern diesen Trank bereitet, die er durch Basil's Wissenschaft als heilbringend kennt. Möge es Dir wohlgehen, armer Junge, und Deine Sehnsucht durch ein treuliebendes Herz gestillt werden, das meine vermag es nicht.

Sie hob den Becher in die Höhe, blickte gen Himmel, als ob sie dort Gewährung ihres Wunsches erflehen wollte und setzte ihn an die

Lippen. Da fuhr die Thür auf und Jeronimo stürzte herein. Isabella erschrak und setzte den Becher wieder vor sich.

Fräulein! rief der Knabe. Verzeiht! — und kaum vermochte sein Mund die Worte zu stammeln. Ich saß mit meinem Meister in seinem Zimmer, dachte nur an Euch, — der Meister aber arbeitete, las in einem großen Buche und sah ernst und sinnend vor sich auf die Zeichen und Buchstaben, die im bunten Gemisch darauf gemalt sind. Ich hielt den Odem an, ihn nicht zu stören — da dachte ich an Euch, und ein Seufzer drang laut aus meiner gepreßten Brust hervor, und der Meister wurde unruhig, hob sein Haupt, sah nach dem großen Thierkreis empor, der ihm gegenüber hängt, sprang auf, faßte seine Stirn und drückte die Hand auf seine Brust. Jeronimo! rief er plötzlich, es erfaßt mich eine quälende Unruhe, eine Angst. Isabella stand vor mir, eile zu ihr hin, ihr drohet Gefahr! und bereit bin ich, setzte er athemlos hinzu, Euch zu schützen, wenn es Noth thut.

Armer Jeronimo! sagte Isabella, mir drohet keine Gefahr, die Geister haben Basil getäuscht, aber Du bist so gelaufen, setze Dich, bist so

abgespannt — da nimm, trink, guter Knabe, was mir zur Stärkung dienen sollte, diene Dir! Sie reichte ihm den Becher.

Jeronimo nahm ihn, sein dunkelblaues Auge blickte dankend auf sie, er preßte heiß und innig seine Lippen auf ihre Hand und drückte sie verstohlen an sein schlagendes Herz. Gott lohn' es Euch! sagte er und wollte den Trank schlürfen, den sie ihm gereicht — da fuhr er plötzlich zurück, ergriff eine krystallene Schale und goß den Trank hinein. Gift! schrie er auf. Großer Gott, Gift!

Habt Ihr davon getrunken? rief er mit starrem, fürchterlich rollendem Auge Isabellen anblickend.

Nein! sagte diese bebend.

Gelobt sei Gott! Er sank auf seine Kniee und streckte die gefalteten Hände zum Himmel empor. Sie hat nicht getrunken, rief er, sie ist gerettet!

Er sprang auf freudig und beglückt. Als aber jetzt sein Blick auf Isabellen fiel, die, bleich wie der Tod, düster auf ihn hinsah, fuhr er auf — Ihr habt doch getrunken, sagt mir's um Gotteswillen, sagt es mir, noch ist vielleicht Rettung möglich. Sprecht, o sprecht!

Ich habe nicht getrunken! sprach sie ernst.

Ach, hättet Ihr getrunken, nur einen Tropfen getrunken, so wäre die herrliche Blüthe zerstört und ich leerte nun den Becher und stürbe mit Euch! rief er und sein Auge glühte.

Unsinniger Knabe, so rasend spricht sich Deine Liebe aus?! — rief Isabella zürnend. Sprich, wie konntest Du mir den Giftbecher reichen.

Ich? sagte der Knabe verwundert. Ich Euch den Becher?

Du hast ihn mir geschickt! Und nicht wahr, Jeronimo, sterben wolltest Du, und mit mir? — Trinken sollte ich und Du wolltest mir folgen.

Ich schickte Euch den Becher, Dame? sagte er bebend.

Du schicktest ihn, erwiederte Isabella mit ernstem, festem Tone, Du schicktest ihn, eifersüchtiger Knabe!

Jeronimo trat vor sie und in seinem ganzen Gesichte strahlte der Himmel. Ja, ja! murmelte er leise vor sich hin. Ich verstehe Deinen Wink! — Ihr glaubt, fuhr er fort, sich freundlich nach Isabellen wendend, ich habe

Euch den Becher gesendet, glaubt, ich habe Euch nicht glücklich sehen können in Condé's Armen, und da habe ich Euch mit hinüber nehmen und den Todesgang nicht allein gehen wollen. O, Isabella! Ihr kennt mein Herz nur wenig und habt mein kindliches Gemüth nicht verstanden. Euer Glück nur ist das meine; — o fändet Ihr es in Condé's Armen! — Wohl Euch! vielleicht auch — wohl mir! — Aber daß Ihr Euren treuen Knaben so verkennt, das schmerzt ihn. — Ja wohl zu sterben wünscht er, und könnte er für Euch sterben, wäre es ihm Wonne. Deshalb nehmt Euer zürnendes Wort zurück; sagt mir, daß Ihr Euch geirrt, sagt mir — er sank vor ihr nieder — und vergebt mir, that ich Euch je wehe!

Isabella sah auf ihn nieder, der, das Lockenhaupt gebeugt, vor ihr knieete. Ich habe Dir nichts zu vergeben, Du hast mir ja nie wehe gethan! sagte sie gerührt. Ich fühle es, Du meinst es treu und gut mit mir.

Fühlt Ihr dies? rief er, aufblickend.

Ich fühle es, guter Jeronimo, ich fühle es tief! sagte Isabella mit inniger Rührung.

Da senkte er sein Haupt tief, legte kreuzweis seine Hände über die Brust und murmelte, so

wie es schien, ein leises Gebet. Dann hob er den Lockenkopf, sah auf nach Isabellen, auf zum Himmel. Laß es ihr wohl gehen, barmherziger Vater! rief er heftig, sprang auf und — in einem Zuge war die Schaale geleert.

Isabella schrie auf. Sie schellte heftig. Rettung, Annette! rief sie der Hereinstürzenden entgegen — er hat Gift getrunken. — Schnell, schnell zu Basil!

Nicht zu ihm, bat Jeronimo, er soll mich nicht sterben sehen, und Rettung ist nicht mehr möglich.

Annette stürzte jedoch angstvoll zur Thür hinaus, Basil zu rufen.

Nun Dame! sagte der Knabe und lächelte Isabellen freundlich entgegen. Nun fühlt Ihr doch, daß ich allein den düstern Weg betreten, allein ihn ohne Euch gehen, der eifersüchtige Knabe Euch in Condé's Arm zurücklassen kann? Er sank auf ein Sopha nieder.

Jeronimo! rief Isabella. Was hast Du gethan! Unglücklicher! vergebe es Dir Gott! Ist denn keine Rettung mehr, nahet denn keine Hülfe?! — Sie nahm sein gesenktes Haupt und legte es an ihren wallenden Busen.

So Isabella, sagte er wehmüthig, so, gönnt

Dieſe Worte reizten den Jüngling. Verſchmähte Liebe, gekränkter Stolz, beleidigte Eitelkeit bewegten ſein Gemüth, ein böſer Geiſt durchrauſchte ihn und fachte die Flammen wilder Leidenſchaft von Neuem in ihm zur Glut an. Er bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er ſtolz: „Wenn mir das Volk die Stelle meines Vaters mit vollem Vertrauen anbietet, will ich ſie annehmen und will dann Euern Rath befolgen, Peter Dubois, da er, wie ich hoffe, ſtets zum Beſten meiner Vaterſtadt ſein wird; jedoch thue ich keinen Schritt, mich bei dem Volke darum zu bewerben.“

Dubois ſah den Jüngling forſchend an, der mit einem Vertrauen zu ſich ſelbſt, mit einer Feſtigkeit ihm Bedingungen vorſchrieb, die er nicht erwartet hatte. Einen Augenblick wankte er in ſeinem Entſchluß, er überlegte, ob Artevelde auch der ſei, den er ſuche, denn er ſollte ja nur das Werkzeug in ſeiner Hand ſein. Doch ſeine Stellung berückſichtigend, an die Macht denkend, die in ſeinen Händen lag, ſagte er ſich, daß ein Wort von ihm hinreiche, den ſo hoch Gehobenen ſchnell wieder in ſein Nichts zurückzuweiſen und ihn zu verderben; deshalb erwiederte er lächelnd, daß er es morgen ſo einleiten würde, wie Artevelde es wünſche, und ſich guten Erfolg verſpräche. Hierauf verließ er ihn.

Aber in des Jünglings Bruſt ließ er einen Stachel zurück, der alle Elemente wilder Leidenſchaft in ihm aufrief und ihn aus dem Traume ſeiner Liebe furchtbar weckte. Schon ehe Dubois zu ihm gekommen war, hatte er mit Mühe den Geiſt der Rache bekämpft, ſein beſſeres Ich hatte ihm die Zurückweiſung Alice Everweins mit Stolz

mir dies Ruheplätzchen und laßt mich hier hinüber schlummern. — Ihr weint? Ach, wie kühlend war der Tropfen, der auf meine glühende Stirn fiel!

Isabella weinte laut.

Weinet nicht Isabella! ich war eine Frühlingsknospe, bestimmt, an Eurem Busen zu verwelken, soll ich mein Schicksal nicht segnen, soll ich nicht freundlich scheiden von dieser Welt, da ich nur von einem Himmel hinüberschwebe in den andern? — Ach, zittert nicht, der kurze Schmerz ist bald vorüber, und erwärmt von Euch, fühle ich die kalten Todesschauer nicht, die mich durchrieseln. — Weinet doch nicht, und wollt Ihr mir noch die letzte Stunde des Lebens versüßen, so sagt mir, daß Ihr zuweilen meiner gedenken, freundlich meiner gedenken wollt.

Isabellen raubte der Schmerz die Sprache; sie zitterte wie der Knabe, welchen der Todesschauer durchbebte. Ihr sagt mir kein Wort? rief er traurig, kein Wort, auf dessen sanftem Flügel ich mich hinüber in das Reich der Liebe schwingen könnte? Da drückte ihn Isabella, von Mitleid und Angst überwältigt an ihre tobende Brust. Gott! — rief er, und als habe

die Wonne alle Lebensflammen mit einem Hauche ausgelöscht, sank er zu ihren Füßen nieder, sein Haupt ruhete in ihrem Schooße.

So fand sie Basil. Jeronimo! rief dieser, und der Knabe blickte auf. Jeronimo, steh' auf, ermanne Dich! und während er den Blick fast trotzig auf seinen Meister richtete, untersuchte dieser den Rest des Trankes, der in dem Becher zurückgeblieben war, holte schnell unter seinem Mantel eine Phiole hervor und träufelte mehrere Tropfen in eine Schale. Nimm! befahl er, noch ist es Zeit.

Der Knabe schüttelte das Haupt. Laßt mich, Meister! meine Zeit ist gekommen, meine Stunden sind gezählt.

Jeronimo! bat Isabella, nimm die Rettung aus seinen Händen, ich bitte Dich!

Locke mich nicht Zauberin, sagte der Knabe, ich folge Dir nicht mehr.

Nimm! donnerte ihm Basil entgegen. Dein Meister befiehlt es Dir!

Eure Macht hat an den Pforten des Todes ein Ende, sagte Jeronimo sanft, aber mit festem Ton. Schön gebettet auf meinem Todtenlager, will ich hier schlummern und träumen und — sterben.

Jeronimo! rief Isabella, war ich Dir werth, hast Du mich je geliebt, liebst Du mich noch, so nimm!

Er schüttelte den Kopf und legte ihn wieder zurück in ihren Schooß.

Bedenke, fuhr sie fort, daß, wenn Du stirbst, Du meine Ruhe mit hinüber nimmst und mir einen Thränenquell öffnest, der nie versiegen kann.

Er blickte wehmuthvoll nach ihr auf, als ob er sagen wollte: er wird doch versiegen.

Bedenke, daß der Schmerz um Dich mich tödten würde, rief nun Isabella außer sich. Ich müßte sterben mit Dir.

Mit mir?! — rief der Knabe, rafft die letzte Kraft zusammen und sprang auf. Und stürbet mit mir? — Nein, sagte er traurig, das sollt Ihr nicht. Allein will Jeronimo gehen, uneigennützig, allein die Schuld bezahlen. — Gebt mir, Meister! Er schlürfte die Tropfen hinunter, welche dieser ihm reichte. Nun that ich, wie Ihr befohlen, aber ich hoffe, es ist zu spät!

Ich fürchte selbst, murmelte Basil vor sich hin, und deshalb, Jeronimo, frage ich Dich, willst Du den Beistand eines Priesters, willst

Du beichtend Dein Herz der Barmherzigkeit übergeben?

Die Liebe führt mich zu seinem Throne, Meister, die Liebe wird mich aufnehmen in ihren göttlichen Schooß.

Da zuckte der Knabe, der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, er sprang auf und warf sich wieder nieder und der Tod kämpfte den hämischen Kampf mit dem jugendlichen Leben. Gönnt es ihm, in Eurem Arm zu ruhen, sagte Basil zu Isabellen.

Gönnt es mir, — lispelte der Knabe — und als er das Haupt an ihren Busen drückte, lächelte er freundlich, schlug noch einmal das gebrochene Auge auf und entschlummerte.

19.

Die Glocke tönte die Stunde der Mitternacht, als Jeronimo die Augen aufschlug. Wo bin ich? sagte er mit matter Stimme und sah in dem Zimmer umher, das nur von einer matten Kerze erleuchtet war. Seid Ihr hier, Meister? — sagte er, als er Basil zu seinen

Füßen ſitzend erblickte. O ich dank' Euch, daß Ihr mir zu folgen erlaubtet und ich nicht vor den Pforten des Geiſterreichs ſtehen und Eurer harren mußte. Es war gar ſchön, ach! ſchöner dort, als ich es glaubte und ahnete.

Und wie war es dort? ſprach der Meiſter und faßte des Knaben Hand, die Schläge ſeines Pulſes zu beobachten.

Als ich eintrat, — berichtete Jeronimo und hob ſich ein wenig empor, — hauchte mich ein kalter Wind eiſig an und es war mir, als nehme der Tod meine Gebeine in ſeine knöcherne Hand und ſchüttele ſie, und ſie klapperten wie wenn der Fieberfroſt die Zähne ſchüttelt; und bald flog ich auf und verſuchte, mich nach einer roſenfarbenen Wolke zu ſchwingen, bald ſank ich wieder nieder, ohne ſie erreichen zu können und nun wurde es mir wohl. Ein warmer Lufthauch ſchien mich anzuwehen und mir war es, als ob ich einſchlummerte, ach, Meiſter! auf einem Schwanenbette, ſo weich, ſo warm, und das wiegte mich, als ſei ich ein ſchlummerndes Kind, hin und her, und doch war es mir wieder, als ſchliefe ich nicht und hätte die Augen auf, und eine Lilie, die im Frühroth erglühte, wiegte ihren duftenden Kelch über mir und aus dem

Kelche tönte eine ſanfte Stimme: ſchlafe ruhig, lieber Jeronimo, ſchlafe ſanft! — und als ich hinſah nach dem Kelche und mich vom Lager erhob, ſeht, ſo wie ich mich jetzt erhebe, da ſtrahlte ihr Antlitz und — Jeſus Maria! — ſchrie er auf — da iſt es, Iſabella! ja Du warſt es, die aus den Lilienblättern mich anblickte, ſo ſanft, ſo liebevoll wie jetzt, die mich aus dem Traume zum Erwachen, aus dem Todesſchlummer zum Leben rief. — Er ſank ermattet auf das Ruhebett zurück.

Schlummere nur wieder, guter Jeronimo! ſagte Iſabella gerührt, ſchlummere nur wieder, ich will bei Dir wachen.

Schlummern? ſchlummern? rief der Knabe. Ach mein Kopf ſchmerzt mich und mein Nacken; ſie haben mir mein weiches Lager genommen und mich Armen ſo hart gebettet.

Nimm dieſe Tropfen, Jeronimo! ſagte Baſil und reichte ſie ihm.

Führet mich wieder in das Reich der Träume zurück, lieber Meiſter, — bat er lallend. Ach! wär' ich nur nicht ſo hart gebettet, ich ſchlummerte bald ein und träumte wieder.

Seid menſchlich! bat der Aſtrolog Iſabella,

ruft die ſchlummernden Lebensgeiſter, ruft ihm die ſüßen Traumgebilde zurück.

Erröthend ſchloß Iſabella des Knaben Haupt in ihre Arme, und als ruhte er im Arme des Friedens, ſchlummerte er wieder ein.

Er iſt gerettet! ſagte Baſil, Gott im Himmel ſei gedankt. Laßt ihn nur noch kurze Augenblicke ſo ſchlummern, dann lege ich ihn wieder auf das Lager und die kühlenden Tropfen werden ihn erquicken und wenn er erwacht, geſtärkt haben.

Sanft und feſt war ſein Schlaf, zwar nur leiſe hob ſich die Bruſt, aber ruhig; nur zuweilen flog, wie ein Sonnenblick über das ſtille Thal, ein Himmelslächeln über das bleiche Geſicht und die Hand griff dann nach dem Herzen und die Bruſt hob ſich ſchneller.

Sein geſchloſſenes Auge, ſagte Baſil, dringt aus der Nacht in das Strahlenlicht Eurer Glorie, er ſieht Euch und glaubt ſeinen Engel zu ſehen.

Iſabella ſeufzte. Ihr habt die Blume geknickt, drum laßt ſie auch an Eurer Bruſt ſich erquicken, bat Baſil. Als er die Schlange von Euch lockte, ſah ich ſein Lebensbild vor mir. Für andere den Dorn brechend, verwundet er ſich ſelbſt. Tröſtet Euch, Ihr könnt ſein Schickſal

nicht abwenden, nicht in Eurer Hand liegt es, nicht in Eurem Herzen, nur in dem Seinen. Er ist wie die Knospe, welche ein warmer Frühlingshauch aus ihrem stillen Blattgezelt hervorlockte, die kalte Nacht tödtet die Blüthe, der Morgen, welcher sie schuf, ist ja auch dahin.

Nun, Fräulein, legt seinen Kopf nur immer wieder auf das weiche Kissen von Flaum — so — so mag er träumen, sich täuschen und in freudiger Wonne vergehen und glauben, er ruhe noch an Eurem Herzen. Alles, alles ist ja Täuschung, fuhr er fort, als Jeronimo immer noch ruhig schlummerte, und nur der Tod läßt den Vorhang vor dem Schattenspiele nieder und seine Hand zerschneidet mit kalter Wirklichkeit den Faden des Lebens. Nur das ist Wahrheit, daß wir für diese Welt vergehen, zu jener uns nur die Ahnung begleitet.

Wer sagt Euch, daß sie nicht auch Täuschung sei? sagte Isabella düster.

Hier, sagte Basil und legte die Hand auf's Herz, hier stehet das ahnende Wort mit den Buchstaben der ewigen Liebe fest, tief eingegraben und, Isabella, was der göttliche Funke, welcher hier glüht, erhellt, ist Wahrheit, ewige, himmlische Wahrheit.

Oft, lieber Meiſter, ſagte dieſe und trat an das Fenſter, wenn ich über den geſtirnten Himmel die Wolken ziehen und einen Stern nach dem andern ſich hinter ihre dunkeln Säume verbergen ſehe, frage ich mich: ſoll das Herz dort Ruhe finden, dort, wo es ſtürmt und tobt, die Donner rollen und die Blitze leuchten? — Ach! nur wenn es in Staub geſunken ſchlummert, nur dann hat es Ruhe.

Dort, wo die Sterne leuchten, Fräulein, und der Himmelsdom ſich wölbt, dort zieht nicht der Donner, leuchten nicht die Blitze, dort waltet die ewige Schöpfung unermeßlich und klar. Doch laßt uns ſchweigen von dem, was wir nur ahnen, wie der Blindgeborne die Farben, welche in ſeiner Lebensnacht zu einem Dunkel ſich ſchmelzen. Setzt Euch zu mir, trinkt einen Becher Wein, Ihr bedürft der Stärkung und laßt uns noch an dem Krankenlager dieſes Unglücklichen wachen, bis ſein Morgenroth aufgeht.

Wer iſt dieſer ſonderbare Knabe, vor dem mich oft ſchauderte und der mich doch ſo unwiderſtehlich anzieht? fragte Iſabella: Gehört er ganz dieſer Welt an, oder iſt er den Geiſtern verwandt? Die leidenſchaftliche Gluth ſeiner Sinne deutet auf das Irdiſche, die Sehnſucht

ſeines

seines Herzens nach dem Geistigen. Wer ist er? — gebt mir Kunde von ihm, lieber Meister!

Er ist ein Unglücklicher, ein Erdgeborner wie wir! erwiederte Basil. Ueber seine frühere Jugend laßt mich schweigen. Ich fand ihn bei einem Zigeunerweibe, das den Knaben mit Liebe und Sorgfalt erzog, mit seinen blonden Locken spielte und in seinen blauen Augen den Himmel wieder zu finden glaubte, den sie sich verscherzt hatte. Sie schon hatte die Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen in ihn gelegt, und da sie mir nach manchem vergeblichen Bitten endlich den achtjährigen Knaben überließ, neigte sich damals schon sein Gemüth nach der Geisterwelt und alle meine Mühe war vergebens, ihn davon entfernt zu halten.

Forschte ich in den Büchern der Meister nach höherem Wissen, so lauschte er auf jedes meiner Worte, merkte er auf jedes Blatt, wo er glaubte, mein Gesicht habe Verwunderung und Staunen ausgedrückt, und wenn ich ihn dann allein lassen mußte, schlug er die Bücher wieder auf, sah Zeichen und Buchstaben an und jammerte, daß er sie nicht deuten konnte. So oft ich den Schleier der Zukunft lüftete, bat er mich, ihn in diese geistige Welt mit eindringen

zu dulden gebeten; nun aber war ihm der Gedanke, an der Spitze der mächtigen Stadt Tausenden zu befehlen, tausend Arme zu finden, die seine Schmach rächen könnten, zu süß, um ihn nicht mit neuer Schwungkraft zu beleben und ihn zur Rache zu entflammen. Die Erinnerung an den traurigen Tod seines Vaters mahnte ihn nicht ab, nur seine Thaten, sein mächtiger Einfluß, die furchtbare Gewalt, die er über Gent und ganz Flandern geübt hatte, traten in glänzendem Lichte vor ihn und auch sie riefen ihn zur Rache an dessen Mörder auf. So durchlebte er eine schlaflose Nacht und auch der Morgen brachte ihm die Ruhe nicht wieder, denn schon in aller Frühe hörte er vom Rathhause die Bürger zur allgemeinen Versammlung durch die Glocke rufen und feierlicher als je tönte sie ihm heute, es war als riefe sie ihm den Namen seines Vaters zu. Tausend Pläne brütend, erwartete er nicht ohne Unruhe die Stunde der Entscheidung.

Sie erschien. Peter Dubois hatte seine Freunde schon im Voraus für seinen Schützling gewonnen und an diesem Morgen die Bürger zur allgemeinen Berathung zusammen berufen lassen. Jedes Gewerk rückte nun wohlgeordnet und wohlbewaffnet von seinem Sammelplatze nach dem Markte.

Es war ein schöner und doch so ernste Betrachtung erregender Anblick, die einzelnen Gewerke, Mann an Mann in kriegerischer Ordnung und die Menge der Chaperons zu sehen, die theils in besondern Haufen, theils in den niedern Gewerken vertheilt, mit ihren weißen, mit einer schwarzen Hahnenfeder geschmückten Hüten ein wildes Ansehn hatten. Selbst in den Reihen der Kaufleute, der

und durch die Pforte eingehen zu lassen. Und wenn er durch die Pforten zu blicken glaubte, wähnte er, er sehe auf einer rosigen Wolke eine Himmelsgestalt schweben. Vier Knaben umgaben sie, der eine rosenroth, der andere weiß, dann einer im grünen Gewand und endlich der Vierte in lichtblau gekleidet. Diesem schien er am meisten gewogen, ob er gleich der traurigste seyn sollte, und von der Zeit an kleidete er sich immer himmelblau. Ich gönnte seiner Phantasie die kindischen Spiele, da ich in der sinnlichen Gluth, welche ich in dem Knaben auflodern sah, und in so mancher Beschäftigung, welche ich ihm auftrug, das Mittel zu finden hoffte, die Sehnsucht nach der Geisterwelt in ihm zu dämpfen. In dieser Zeit berief die Königin mich zu sich. Ich kam, doch ehe ich mich ihr zeigte, war ich schon lange um sie, ohne daß sie es wußte. In dieser Zeit sahe ich Euch, und das unsichtbare Etwas, welches aus dem Menschen strömt, welches uns anzieht oder abstößt, war eine magnetische Kraft, die mich nach Euch hinzog. Ich las in dem Buche Eurer Vergangenheit, schlug das Buch Eurer Zukunft auf und in einem Augenblicke, wo das Herz ergriffen der Mittheilung sich öffnet, theilte ich Je-

ronimo mit, was ich ſah. Ich ſchilderte Euch vielleicht mit zu treuen Farben und bemerkte, wie des Knaben Auge glühte, ſah, wie er nicht mehr auf meine Worte hörend, mich, ſobald er nur durfte, verließ.

Bald kehrte er zurück, und als habe die Zeit ihn auf ihre Schwingen genommen und in Minuten mit ihm die Bahn der Jahre durchflogen, ſo verändert fand ich ihn, als er zurückkehrte. Ernſt und feierlich trat er vor mich und ſagte, einen kühnen Blick auf mich werfend, der mir an dem beſcheidenen Knaben neu war: Sie iſt's, die ich auf der roſenfarbenen Wolke ſah. Das Geiſterreich hat ſich mir geöffnet, ich bin der himmelblaue Knabe, der ihr zur Seite ſteht! und von dieſem Augenblicke an iſt er ſtets Euren Tritten gefolgt, mit dem Anblick Eurer Schönheit zufrieden, glaubte er immer, Ihr wandeltet, ein Geiſt in menſchlicher Hülle, und würdet ihn aufnehmen in Eure roſenfarbene Wolke, bis der Kuß in Meulan Euch entzauberte; mit ihm hatte das Irdiſche den Sieg über das Geiſtige errungen. Von dieſem Augenblicke war ſein Inneres verwandelt, die Gluth ſeiner Phantaſie, die ihn nur auf ätheriſchen Schwingen bisher himmelwärts gehoben, hatte ihre Flügel

dem Herzen geliehen, die es zu Euch und zu dem Euren führte, und von dem Augenblicke an, wo er Euer Geschick trübe und düster ausgebreitet sah, erwachte die Sehnsucht in ihm, für Euch zu sterben. Zittert nicht, Ihr könnt das rollende Rad des Schicksals nicht hemmen; soll er für Euch sterben, so wird ihm, und wenn Ihr jetzt den Giftbecher an Eure Rosenlippen setztet und mit emsigen Zügen den Tod hinunter schlürftet, doch die Wonne werden.

Meister! — rief Isabella, wird er für mich sterben? O sprecht!

Er wird sein Geschick erfüllen! erwiederte Basil mit finsterem Ernst. Ihr sahet, wie ich seinem Schicksale entgegen trat, noch diesmal ist der Sturmwind vorüber gerauscht, ohne die Blüthe zu entblättern; ob er sie nicht leise geknickt hat, daß sie langsam welkt, mag der Barmherzige wissen. — Horch, er stöhnt, er schlägt die Augen auf, er erwacht! — Laßt mich allein zu ihm treten, bleibt hier in der Vertiefung des Fensters verborgen.

Wachst Du, mein trauter Knabe? fragte Basil, sich zu ihm wendend.

Ja, Meister, erwiederte er, ich wache, doch

hat mich der Schlaf nicht gestärkt, ich bin matt, sehr matt.

Komm! sagte Basil, steh' auf, kehre mit mir in unsere Wohnung zurück, trockene Dir den Schweiß von der Stirn und hülle Dich in Deinen Mantel, daß die Nachtluft Dir nicht schade.

Er erhob sich, und als er nun so um sich sah und die Gegenstände, die ihn umgaben, erkannte, neigte er sein Haupt, und fragte sanft und leise: Wo ist sie? Meister!

Sie schlummert schon! antwortete ihm Basil.

Täusche mich nicht, Vater! rief er bewegt, doch nur mit matter Stimme, sie hat den Schlummernden nicht verlassen, das weiß ich gewiß, sie ist noch hier, das fühle ich, ich fühle ihre Nähe, sie zieht mich zu sich hin. Darum, rief er und wendete sich nach dem Fenster, in welchem Isabella stand, verberge Dich nicht länger meinem Blicke, zeige Dich mir in Deiner Schönheit, daß ich Dein Bild noch einmal sehe, ehe ich von hinnen gehe. Sei nicht so grausam, Isabella!

Da trat sie hervor, und sanft wie ein Engel, der sich, anbetend, der Madonna nahet

ſchritt er auf ſie zu, blickte auf zu ihr mit den erloſchenen Flammen ſeiner dunkeln Augen, und als ſie ihn fragte: Wie geht es Dir, mein Jeronimo? ſagte er leiſe, als ob es Baſil nicht hören ſollte: Deinem Jeronimo geht es gut, unausſprechlich gut.

Fühlſt Du Dich wohl, fühlſt Du Dich geſtärkt? ſagte Iſabella mit bewegter Stimme.

O, wer wie ich, an Deinem Herzen ruhte, dem iſt es wohl auch bei Todesſchmerzen.

Gute Nacht, ſagte das Fräulein.

Gute Nacht, lallte er matt. Hütet Euch vor Gift, Iſabella. Auch die geiſtige Natur kann es tödten. Er küßte die dargereichte Hand, nicht ſtürmiſch, nicht glühend. Wie ein Geiſterhauch berührte er ſie leiſe, und wankte, von Baſil unterſtützt, hinaus.

16.

Die Feſte hatten wieder begonnen, Ringelrennen, Turniere zu Fuß, Comödien wechſelten ſeit mehreren Tagen zur Beluſtigung des Hofes und der Geſandten ab. Das Fräulein de la Tour nahm an ihnen keinen Theil, es war unwohl und hütete das Zimmer. Der Prinz, ſeit jenen Tagen immer in ihre Farbe gekleidet, mußte zwar den Feſten beiwohnen, ſchien aber wenig Geſchmack daran zu finden und würde ſich ganz von Margarethen von Luſtrac zurückgezogen haben, hätten ihn nicht ſeine Glaubens-

brüder und vorzüglich Rochechouard beſchworen, nicht ganz mit ihr zu brechen und dieſe reiche Witwe mit ihrem Vermögen und ihrem Anhange der Parthei der Hugenotten nicht zu entziehen. Der Prinz befolgte ihren Rath und behielt gegen die Marſchallin den Schein der Galanterie bei. Dieſe fühlte jedoch wohl, daß ſein Herz für ſie verloren ſei, nahm zwar ſeine Bewerbung mit Freundlichkeit an, konnte aber doch eine Unruhe nicht verbergen, welche dem Hofe Stoff zu manchen Vermuthungen gab, beſonders da die Marſchallin ſich mit ſo ängſtlicher Beſorgniß nach Iſabellens Geſundheit erkundigte.

Die Königin hatte dieſe beſucht, ſie ſchien mit ihr ausgeſöhnt. Aber nie konnte ſie Iſabellen ihre Weigerung an jenem Morgen vergeben und die Neigung, welche ſie ſonſt zu dieſem Mädchen gehabt, war in Gleichgiltigkeit übergegangen, und ſie betrachtete ſie nur allein noch als ein nützliches Werkzeug in ihrer Hand. Denn ſo lange noch die Königin Condé zu ihrer Parthei ziehen zu können hoffte, ſo lange ſie nicht öffentlich mit dem Prinzen brechen wollte, war ihr Iſabella nöthig und ihre Beſuche, ihre Theilnahme, die ſie dem Fräulein zeigte, waren jetzt nur noch Sache der Politik.

Die Scene bei der Königin, die Begebenheit mit dem Giftbecher und Jeronimo, und ſelbſt die Furcht, daß man noch andere Mittel finden könnte, ihr den Tod zu bereiten, hatte doch ihren ſonſt ſo jugendlich kräftigen Körper ange-

griffen und sie war wirklich unwohl und hütete das Bett. Der Königin verbarg sie aber die wahre Ursache ihres Krankseins, verschwieg ihr, den Rath Basil's befolgend, alles, was mit Jeronimo und dem Gifte vorgegangen war, und es gehörte mit zu den sonderbaren Ereignissen, daß Catharina von dem ganzen Vorfalle der Nacht nichts durch die heimlichen Kundschafter erfuhr, die immer das Schloß zu durchspähen pflegten.

Jeronimo war sehr matt. Basil's Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft fanden zwar Mittel ihn zu stärken, doch die frische Jugendblüthe, die Rosen auf seinen Wangen waren dahin, die Gluth des dunkeln Auges verloschen. Sanft und ruhig befolgte er jeden Rath seines Meisters, ohne ihm sein Inneres aufzuschließen; still, in sich gekehrt, sah der sonst so lebendige Knabe trauernd die Morgensonne auf-, das Abendroth untergehen und sein ganzes Wesen schien sich in ein sanftes Dulden aufgelöst zu haben. Nur zuweilen, und dann gedachte er wohl Isabellens, schwebte ein Himmelslächeln über das bleiche Gesicht, ein frischer Lebensodem hauchte ihn an, und eine sanfte Röthe breitete sich flüchtig über seine Wangen, aber das schmerzvolle Zucken des Knaben sagte bald, der freundliche Traum sei so schnell dahingeflogen, wie die flüchtige Röthe.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Zehntes Bändchen.

Isabella von Limeuil.

Zweiter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Isabella von Limeuil.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Schiffsrehder und Goldschmiede sah man einzelne, welche das Zeichen der furchtbaren Verbrüderung trugen; es waren jene schwachen Seelen, die sich aus Furcht vor dem Teufel, dem Teufel selbst ergeben hatten. Aber die wohlhabenden, rechtlichen Bürger dieser blühenden Handelsstadt, unter denen sich auch Roger Everwein befand, trugen nach wie vor ihr schwarzes Barett und würden sich für entwürdigt gehalten haben, wenn jenes Zeichen der Volkswuth und der Blutgier sie bedeckt hätte.

Als sämmtliche Gewerke versammelt waren, geboten drei Schläge an ein metallnes Becken Ruhe und Stille. Peter Dubois bestieg das von seiner Bedeckung umgebene Gerüste, von welchem herab er die Versammlung anredete. Zuerst schilderte er unumwunden die Gefahr, welche den Einwohnern der Stadt drohe, erhob ihren Muth durch Aufzählung der bedeutenden Hülfsmittel, die ihr zu Gebote ständen, ermahnte sie zur Eintracht und zu festem Vertrauen auf ihre Kraft, dann ging er listiger Weise auf den Erhalter ihrer Freiheit, den Retter Flanderns, Jakob Artevelde über, pries seine Thaten, schilderte mit Thränen im Auge sein blutiges Ende und schloß dann mit den Worten: „Bisher habt Ihr mir Euer Vertrauen in allen Kriegssachen geschenkt, mich auch in andern Dingen zu Rathe gezogen und meinen Rath befolgt; aber die Zeiten werden mit jedem Tage bedenklicher, der Graf von Flandern zieht mit einem neuen Heere heran, Frankreichs König scheint seinen alten Groll gegen ihn vergessen zu wollen und es thut mir weh, Euch sagen zu müssen, in Euern Mauern selbst giebt es Viele, die dem Feinde unsrer Freiheit gewogen sind und ihn gern mit seinem Kriegsvolk

1.

Die Zeit der Abreise des Königs nach seinen südlichen Provinzen nahete. Der päpstliche Nuntius, die Gesandten von Spanien und Savoyen beurlaubten sich und versuchten noch einmal in der letzten Audienz, den jungen König zu dem Gewaltstreiche zu vermögen, den Frieden von Orleans zu brechen und mit gewaffneter Hand die Ketzer zu vertilgen. Der König aber, von dem besonnenen Herrn von Cypriére geleitet, sagte ihnen die merkwürdigen Worte, welche die Bartholomäusnacht späterhin so gräßlich mit Blut befleckt hat: Ich werde fest in dem katholischen Glauben beharren und Alles, was in meinen Kräften ist, thun, ihn auch in meinem Reiche zu befestigen, doch muß ich hierin mit der größten Vorsicht verfahren, und ich kann mich nicht entschließen, von neuem das Blut meiner Unterthanen fließen zu sehen. Was den

Frieden von Orleans betrifft, so habe ich mein königliches Wort gegeben und aufs feierlichste den Vertrag beschworen. Ich werde ihn halten, und hoffe von Gott, daß er mir gelindere Mittel als die vorgeschlagenen zeigen wird, seinen Glauben zu befestigen und zu verherrlichen.

Die Königin schien mit dieser Antwort nicht zufrieden, schwieg jedoch in diesem Augenblicke und vertröstete die Gesandten in der Stille auf die Zusammenkunft mit ihrer Tochter in Bayonne, wo das Weitere besprochen werden sollte. Catharina, bisher immer zwischen den Parteien schwankend, hatte seit Guise's Tode sich gegen die Hugenotten für die Guisen entschieden, da das Haupt der Familie ihr noch zu jung und unbedeutend schien, um es zu fürchten, und die enge Verbindung des Herzogs von Nemours mit dem Fräulein von Rohan, welche ihr mehr als Galanterie zu seyn schien und wodurch dieser sich auf die Seite der Hugenotten neigte, hatte mehr noch auf ihr Herz als auf ihre Politik gewirkt. — Condé von ihrer Parthei abzulocken, die Chatillons in ihre Gewalt zu bekommen, und dann über die Unvorbereiteten herzufallen, das war ihr Plan. Ganz dem spani-

schen Hofe ergeben, vergaß sie das Wohl Frankreichs.

Mit Freuden bemerkte sie, daß die Schenkung von St. Valery den Prinzen nicht an die Witwe des Marschalls von St. André gekettet hatte. Die schönen Augen der Limeuil hatten ihn stärker gefesselt, und seit Margaretha von Valois für den Prinzen sprach und die Hoffnung von neuem in der Königin aufstieg, ihn für den Hof durch Isabella zu gewinnen, ihn, den sie, wie seinen Bruder, den König von Navarra, durch die Liebe zu ihrem Werkzeuge zu machen glaubte, war es ihr gleichgültig, ob Isabella das Opfer werde oder nicht, wenn sie nur ihre Schuld mit Condé bezahlte. Sie schien es nun zu bereuen, daß sie ihr so streng die Unvorsichtigkeit bei der nächtlichen Zusammenkunft mit ihm verwiesen hatte.

Als daher die Limeuil zum erstenmale wieder am Hofe erschien, blühend und schön, wie immer, überhäufte sie die Königin mit Liebkosungen, und der ganze Hof mußte glauben, daß diese noch nie fester in ihrer Gunst gestanden habe als jetzt. Condé, der sie seit jener Nacht nicht wieder gesehen, war hoch erfreuet, als er sie vor sich stehen sah. Sie war freundlich,

herzlich, aber doch schien sie in stille Trauer versunken und vermied jede Unterredung mit ihm. Die Königin sah dies mißfällig, dem ganzen Hof war es auffallend.

Als Condé am Ende dieses Tages in seinem Zimmer saß und über der Limeuil unerklärbares Betragen gegen ihn nachdachte, trat Jeronimo ein. Verzeiht, sagte er mit leiser Stimme, Condé fuhr auf: Was wollt Ihr hier? rief dieser heftig. Wer hat Euch erlaubt, hier einzutreten?

Kennt Ihr mich nicht mehr, gnädiger Herr? sagte der Knabe, so bescheiden, so sanft, daß Condé's Unwille schwand und er ihn forschend ansah.

Bist Du nicht Basil's Diener? fragte er endlich, jener rothwangige Anführer der Nymphen bei'm Turniere?

Der bin ich, Herr! — bleich und verwelkt ist der rothwangige Knabe und doch noch ein Bote der Liebe!

Armer Jeronimo, — sagte Condé theilnehmend, warst Du krank?

Ich war am Rande des Grabes, erwiederte dieser, doch sie warfen mich nicht hinein, sie legten mich an den warmen Quell des Lebens,

und als dieser wogte und mich erwärmte, floh der Tod und ein neuer Lebenshauch weckte mich; doch die Lebensgluth kehrte nicht wieder. Habt Ihr denn Isabella de la Tour ganz vergessen, gnädiger Herr? fuhr er nach einer Pause fort. Liebe muß nicht von Liebe lassen, muß nicht fern stehen und zagen, sie muß Alles, selbst das Leben wagen, das doch noch so schön ist. Seht, lieber Herr, sagte er nun, während Condé ihn mitleidig anblickte, das Leben ist so schön! Es ist ein heiterer Tag, wo die Sonne am Morgen strahlend aufgeht und alles in Frühlingspracht sie begrüßt; nur bis hierher kenn' ich es. Wenn dann auch Wolken sich vor das Himmelslicht ziehen, fuhr er fort, und der Tag düster und trübe wird, ist er doch schöner als die Nacht. Ich that einen Blick in sie — Ach! da ist es grausig.

Du bist noch krank, Knabe! sagte Condé.

Krank? — Nein, gnädiger Herr, — es kann nur die Lebensblume ihren Kelch nicht mehr den Sonnenstrahlen entgegenbreiten, sie senkt ihr Haupt und kann es nur nach den Sternen aufwärts heben.

Wenn es Mitternacht und alles still ist, fuhr er fort, und Isabella auf dem Balkon sitzt und

sinnend in die Nacht hinausschaut, dann führ ich Euch zu ihr.

Hat sie Dir den Auftrag gegeben? fragte der Prinz schnell.

Nein, gnädiger Herr! doch weiß ich gewiß, sie zürnt mir deshalb nicht, und ich bringe ihr, wonach sie sich sehnt. Wenn es eilf schlägt, dann bin ich bei Euch, rufe Euch ab, bleibe dann vor der Thür stehen und wache.

Condé sah nachdenkend vor sich hin.

Gnädiger Herr! unterbrach Jeronimo das Schweigen, sagt ein freundliches Ja! Es wäre eine böse Vorbedeutung, wenn ich bei meinem ersten Ausgange vergebens die Wallfahrt begonnen hätte. — Denkt nicht so ernsthaft darüber nach, der Weg, den ich Euch führe, ist ja der Weg zum Himmel, und den wandelt muthig jede gläubige Seele.

Um eilf Uhr? fragte der Prinz.

Ja, gnädiger Herr, sobald der letzte Glockenschlag verhallt und die Geister aus ihren Gräbern steigen, bin ich bei Euch und wir gehen dann durch sie hindurch und kümmern uns um nichts.

Jeronimo, sagte der Prinz mit Theilnahme,

Du redest so sonderbar, wahrhaftig, Du bist noch krank.

Da blickte der Knabe ihn starr an, schüttelte die herabgefallenen Locken zurück und küßte des Prinzen Hand. Nein, gnädiger Herr, krank bin ich nicht mehr, aber mir ist oftmals so wehmüthig, und wenn ich Euch so fest in's Auge fasse, so wird es mir so sonderbar bange um's Herz. Aber seid versichert, das Fräulein wird Euch freundlich empfangen, und sollte sie auch mit mir zürnen, wird sie mir gewiß schon Euretwegen verzeihen. Nun gehabt Euch wohl, gnädiger Herr, bis zur Geisterstunde. Er verbeugte sich und ging.

2.

Mit dem letzten Schlage der eilften Stunde trat Jeronimo ein.

Wie kamst Du hierher, ohne daß einer meiner Diener Dich gewahrt und Dich gemeldet? fragte der Prinz.

Durch eine Tapetenthüre, die nach einer geheimen Treppe führt, antwortete der Knabe, o, mein Meister, sagte er leise, als ob er fürchte,

dieser höre es, kennt jeden geheimen Weg und jede geheime Thür in Fontainebleau. So wie er den Weg zu der Zukunft kennt und die Pforten des menschlichen Herzens zu öffnen versteht, so weiß er auch hier die Geheimnisse zu enthüllen und die Herzen zu belauschen, folgt mir nur.

Der Prinz folgte dem Knaben, der im vorderen Zimmer auf eine goldene Lilie drückte, die in einer Tapete, welche die Krönung Karls des Siebenten zu Rheims vorstellte, auf dem Schilde eines französischen Ritters eingewirkt war. Eine Thür, welche auf einer verborgenen Treppe nach dem Garten führte, sprang auf.

Noch ist sie wach, gnädiger Herr, sagte jetzt Jeronimo, die Thüren des Balkons sind geöffnet. Kommt. — Er geleitete den Prinzen durch eine kleine Pforte nach dem abgelegenen Theile des Schlosses, wo Isabella wohnte, und eine Wendeltreppe leise aufsteigend, schritten sie über einen schmalen Gang hinweg und traten in Annettens Zimmer, die entschlummert auf einem Lehnstuhle saß. Jetzt standen sie vor der Thüre des Balkonzimmers. — Nun geleite Euch ferner Gott und Eure Liebe, rief Jeronimo und ließ Condé allein, der in Furcht, Isabella durch

diese Ueberraschung zu erzürnen, die Thür zu öffnen zögerte. Doch einmal so nahe seinem Ziel, glaubte er nicht länger zagen zu müssen. Schon hob er die Hand, den Drücker zu fassen, da fragte er sich wohl etwas zu spät, was er hier wolle. Zweifelnd blieb er so, mehrere Minuten die Hand gehoben, stehen. Dann sagte er leise für sich: Nein! und wenn ich könnte, meinen Himmel will ich nicht zerstören! Ein leiser Druck, die Thüre öffnete sich und ein Schrei entfuhr Isabellen, die, vom Mondlicht beleuchtet, im Nachtgewand an dem geöffneten Balkon saß.

Ihr hier, mein Prinz? und zu dieser Stunde? — sagte sie, nach dem ersten Schreck sich rasch erhebend. Wer ließ Euch ein?

Ich bitte, zürnet nicht mir, nicht Jeronimo, der mich hieher führte! erwiederte der Prinz, sich ehrerbietig verneigend.

Der thörichte, wahnsinnige Knabe, rief Isabella, und unter dem Fenster erklang in schmerzvollen Tönen der Akkord einer Laute.

Isabella erschrak, der Prinz horchte auf. Und was wollt Ihr hier, gnädiger Herr? fragte nun das Fräulein mit sanfter, weicher Stimme. Wollt Ihr meine Ruhe ganz stören, wollt Ihr

anrücken ſehen. Andere giebt es unter uns, die es zwar redlich mit der Stadt meinen, jedoch das eigne Wohl dem allgemeinen vorziehn; auch ſolche könnt Ihr in Euern Mauern finden, denen Geld und Gut höher ſteht, als die Freiheit und die Privilegien ihrer Vaterſtadt. Deshalb bin ich, ein ſchlichter Kriegsmann, ohne in Eurer Mitte Haus und Hof zu haben, ein Fremdling unter Euch, nicht mehr mächtig genug, dem allen zu widerſtehen und die Verräther in Zaum zu halten. Ihr müßt einen Mann an Eure Spitze ſtellen, dem Ihr Euer Vertrauen ganz ſchenken könnt, der reich und mächtig genug iſt, denen mit ſchwarzen Baretts die Waage zu halten und es ihnen gleich zu thun und herablaſſend genug, das Vertrauen der Chaperons, dieſer Stütze der Stadt, zu gewinnen. Ihr müßt ihm völlige Gewalt in Kriegs- und Verwaltungsſachen geben, die weiſen Syndici der Gewerke werden ihm dann ſchon, der Verfaſſung nach, mit Rath und That beiſtehen."

„Nenne uns einen ſolchen Mann, Peter Dubois!" riefen mehrere Stimmen aus den Gewerken der Weber, Schmiede und Fiſcher „Nenne uns ihn!"

„Wie Jakob Artevelde für den Ruhm und die Freiheit Gents lebte und ſtarb," rief jetzt Dubois mit lauter Stimme „ſo wird auch Philipp Artevelde, ſein Sohn, als Euer Anführer, für ſeine Vaterſtadt leben und ſterben!" Eine allgemeine Stille herrſchte bei dieſen Worten; der größte Theil der Verſammlung ſchien durch das Unerwartete dieſer Rede überraſcht. Plötzlich aber brachen Dubois Freunde hervor und riefen: „Ja, Philipp Artevelde iſt der Mann und keinen andern wollen wir!" und

das Einzige, was ich besitze, meinen Ruf auf das Spiel setzen und mich so den Frauen dieses Hofes gleich stellen? Der Prinz schwieg. Sollen wir das Spielwerk in der Hand der Königin seyn? Denn fast glaube ich, ich bin zu Eurem Verderben bestimmt, mein Prinz. Soll sie ihren Zweck erreichen?

Nein, das soll sie nicht, rief Condé.

Darum bitte ich, verlaßt mich, und wenn Ihr mich liebt, so beweiset es durch die Achtung, welche ich wohl verdiene.

Unschlüssig stand Condé vor der Jungfrau. Er fühlte das Gewicht ihrer Worte, er fühlte, sie habe ein Recht, Schonung zu fordern, ausgebreitet lag Catharinens schlaues Netz vor ihm. Er wollte gehen, aber er konnte nicht.

Isabella, sagte er mit innigem Tone. Ich sollte gehen, wie Ihr es wünscht, ich hätte schon selbst dem Knaben nicht folgen sollen. Aber kann ich? — bannt es mich nicht Euch gegenüber fest? — ist es nicht schon so lange mein sehnlichster, mein einziger Wunsch gewesen, so traulich, so allein endlich einmal neben Euch zu stehen, um Euch offen sagen zu können, was ich für Euch fühle, wie unaussprechlich ich —

Haltet ein, Prinz, unterbrach ihn die Li-

meuil, keine Betheuerungen, keine Schwüre. Das Schickſal in Geſtalt eines Knaben hat Euch nun einmal hieher geführt, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ihr Auge den Prinzen zu ſchweigen bat, und wenn ich es recht überlege, der Gang hieher iſt gethan, der Gang zurück muß in dieſem Augenblick oder auch ſpäter gethan werden, vor der Welt iſt alſo nichts mehr zu ändern, vor meinem Herzen ſchützt mich das Vertrauen auf mich ſelbſt, und eine Unzartheit darf ich nicht erwarten. Deshalb bitte ich, nehmt Platz, gnädiger Herr, und hört mich ruhig an, unterbrecht mich nicht, ich hätte vielleicht nie wieder den Muth, den einmal zerriſſenen Faden anzuknüpfen. — Ihr liebt mich, Ihr habt es mir ſchon oft geſchworen, ich will es glauben. Was ich für Euch empfinde, haben Euch mein Auge, mein Mund, meine Briefe ja tauſend Mal geſagt. Aber mich haſſen Eure Glaubensbrüder, mich verfolgt Margaretha von Luſtrac mit glühender Wuth. Mich haßt die Königin, weil ich Condé nicht feſt zu halten, nicht in ihre Plane zu feſſeln weiß und es nicht will, und ſo ſtehe ich allein von allen Elementen, die Frankreich zerſtören, feindlich umgeben und überdieß noch im Kampfe mit dem

eigenen Herzen. Ich werde untergehen, ich fühle es, nichts kann mich retten.

Nichts? rief Condé leidenschaftlich aus und sprang von seinem Sessel. Auch Condé nicht?

Isabella de la Tour, unterbrach sie des Prinzen Heftigkeit, und eine Bewegung ihres Arms bat ihn, seinen Platz wieder einzunehmen. Isabella de la Tour Turenne hat nichts zu bieten als einen edlen Namen, ein reines Herz. Aber was ist jener, wenn nicht der Schimmer des Goldes die Bilder der Ahnen erhält und was ist dieses an Catharina's Hofe? Die Coligny, die Soubise, die Rochefoucauld sehen in mir die Sirene, welche den vorüberziehenden Helden in den Strudel der Charybdis locken soll, sie hassen mich und werden alles thun, mich von seinem Herzen zu reißen. Verderben dürft Ihr mich, Prinz, verderben. Ja, rief sie aus und ihr Auge flammte, da würden sie jauchzen und triumphiren und selbst Margaretha von Lustrac würde ihre Eifersucht vergessen und mir nun den mit Rosen bekränzten Giftbecher gönnen, da ich den mit Todtenblumen umwundenen nicht leerte.

Isabella! — rief Condé — wie soll ich Eure Worte deuten?

Wie Ihr sie deuten sollt, gnädiger Herr, sagte sie mit würdevoller Ruhe, daß ich nur dann die Eure bin, wenn meine Pflicht, mein edler Name es mir erlaubt, und, fuhr sie fort und ihre Lippe bebte, daß ich St. Valery mit meinem Leben der Marschallin von St. André zahlen sollte.

Redet deutlicher! rief Condé immer gespannter.

Sie schickte mir, als sei er von Jeronimo, den Schlaftrunk, und Gott gedankt, ich leerte ihn nicht.

Verstehe ich Euch recht! rief Condé.

Sie sandte mir den Giftbecher! wiederholte Isabella.

Seid Ihr gewiß, daß sie ihn Euch schickte?

Annette hat den Ueberbringer wieder erkannt, er ist seit Kurzem bei der Marschallin und war früher im Dienst des Montesquion.

Ha! rief Condé aus, nun wird mir's klar! Habt Ihr noch das Gift und den Becher? fragte Condé.

Der Becher steht dort. Das Gift trank Jeronimo.

Ohne auf das Letzte zu hören, sagte Condé, sein Auge starr auf den Becher gerichtet, den

er haſtig ergriffen hatte: Margaretha! — und ſein Auge wurde feucht — deshalb bateſt Du mich, Dir einen Becher zu geben, daß Du jeden Tropfen, den Du aus ihm ſchlürfteſt, mit der Erinnerung an mich vermiſchen könnteſt? Ich gab ihr den Becher, aus dem Du das ewige Vergeſſen ſchlürfen ſollteſt. Und wo iſt das Gift? rief er voll Unruhe. Bewahrt es nicht, gebt es mir!

Jeronimo trank es.

Der Knabe?

Baſil gab ihm Gegengift, doch fürchte ich, wenn auch die Jugend dem Tode widerſtand, iſt ſein Inneres doch zerrüttet.

Und weshalb trank der Knabe das Gift?

Iſabella erröthete und ſchwieg.

Erklärt mir dies Räthſel, ich bitte Euch! ſagte Condé nicht ohne Heftigkeit.

Eine thörigte Leidenſchaft verwirrte ſeine Sinne! erwiederte Iſabella zögernd.

Eine Leidenſchaft? — und zu Euch? rief Condé, und der Knabe führt mich hieher und iſt mein Liebesbote?

Ich fürchte, gnädiger Herr! erwiederte Iſabella, die den lauten Akkord, der vorhin ſchmerzvoll unter ihrem Fenſter tönte, vergeſſen

hatte, ich fürchte, des Knaben Geist ist zerrüttet. Und kaum waren diese Worte ausgesprochen, so drangen die Töne der Laute noch einmal herauf.

Basil muß ihn von seiner Thorheit heilen! sagte der Prinz nicht ohne Empfindlichkeit.

Heilen? unterbrach ihn Isabella. Ich fürchte, gnädiger Herr.

Da hallte durch die Nachtluft Jeronimo's Lied, er sang mit leiser, gebrochener Stimme:

Liebe kann von Liebe nimmer lassen,
Unzerstörbar ist das treue Herz,
Liebe kann von Liebe nimmer lassen,
Denn sie lebt in Wonne, lebt in Schmerz.
Ach, Ihr könnt die Seligkeit nicht fassen,
Wenn ein hocherglühtes wundes Herz
Für die Liebe darf das Leben lassen
Und noch aufjauchzt himmelwärts.
Ach, Ihr könnt die Marterqual nicht fassen,
Wenn die Hoffnung schwand im neuen Schmerz.
Liebe kann von Liebe nimmer lassen,
Und nicht sterben kann das arme Herz.

Er schwieg. Liebe kann von Liebe nimmer lassen! wiederholte dumpf vor sich Isabella und legte die Hand auf's Herz.

Armer Jeronimo! sagte Condé theilnehmend. Alles war still, leise nur trug die Nachtluft

einen leisen Seufzer durch das Rauschen der Weinranken herauf.

Liebe wird von Liebe nimmer lassen! wiederholte nun Condé mit lauter, fester Stimme und reichte Isabellen die Hand. Vertrauet auf dieses Wort, Isabella, bald sind wir am Ziele. Nicht meine Glaubensbrüder, nicht Saint Valery, nicht Catharinens Politik sollen uns trennen. Du wirst mein! Er drückte bei diesen Worten Isabella innig an sein Herz, die es willig duldete und seine Umarmung erwiederte.

Ich vertraue Euren Worten, lispelte sie sanft und ihr Haupt ruhete an seiner Brust, während der Knabe da unten leise, schmelzende Akkorde auf seiner Laute griff. Ich vertraue Euch, Condé. Ach schon zu lange, zu tief ruhte die Liebe in diesem schwachen Herzen, und konnte ich selbst, da Eure Gemahlin noch lebte, ihrem Zauber nicht widerstehen, wer schützt mich jetzt vor ihr?

Nun, rief Condé, hob seinen Arm und streckte ihn hinaus in die Nacht, in diesem feierlichen Augenblicke schwöre ich Dir, Isabella, unerschütterliche, ritterliche Treue; kein Verhältniß, keine Macht, nichts trenne mich von Dir!

Kennſt Du den Jüngling — tönte es mit leiſ' verhallender Stimme:

Kennſt Du den Jüngling mit dem Kranz
Von welkenden Cypreſſen?
Er deckt der Liebe Strahlenglanz
Mit ewigem Vergeſſen;
Nimmt leiſ' das lieberglühte Herz
Auf ſeine dunklen Flügel
Und bettet es mit wundem Schmerz
Sanft unter Roſenhügel.

Hört Ihr? rief Iſabella bebend, als Jeronimo ſchwieg. Dies ruft auch mir die Stimme meines Herzens entgegen. Die Wonne, welche Ihr mir verheißen, entfaltet ſich mir nur in der Sehnſucht, aber wenn ſie mir naht, deckt ſie der Tod mit ſeinen Flügeln — und es bricht mein Herz. Geht zu Baſil, gnädiger Herr, bittet ihn, daß er Euch den Schleier hebe, der unſer Verhängniß deckt; Jeronimo wird Euch zu ihm geleiten und ihn bitten, meinen Wunſch zu erfüllen. Geht, Condé, ſagte ſie, weichgeſtimmt, vielleicht kann ſein Blick in die Zukunft Euch einen warnenden Rath ertheilen — vielleicht — ach, lächelt nicht — Ihr ſpottet ſeiner Kunſt — was ich ſah, war grauſig! — Die Söhne der Königin gingen vorüber und

verschwanden. Franz der Zweite begann seine kurze Wallfahrt. Dann zwölfmal der König, nun folgte dreizehnmal Heinrich von Anjou, Guise ging neben ihm — und dann —

Dann? fragte Condé gespannt.

Euch sah ich nicht — Ihr wandeltet nicht um den Altar, auf dem die Lilien prangten, mit Frankreichs Krone geschmückt.

Aber sag', wer folgte dem Anjou? unterbrach sie Condé heftig.

Euer Neffe, Heinrich von Navarra!

Ha! rief der Prinz. Gottlob! nun laßt uns kämpfen. Seh' ich nur Bourbon auf dem Throne von Frankreich, dann glänzt mein Glaube, glänzt mein Stamm im Licht der diamantenen Krone.

Und Ihr? sagte die Limeuil traurig.

Gleichviel, ob ich dann lebe oder untergegangen bin, wenn nur Valois herab und Bourbon hinauf steigt, dann mag Gott über mich verhängen, was ihm gefällt.

O armes Herz, sagte leise Isabella und drückte es fest mit ihren beiden Händen, als ob sie das klopfende beruhigen wollte, o armes Herz, du bist vergessen!

Warum die Thräne, Isabella? sagte Condé,

der durch ihr Schluchzen aus dem Traume der Zukunft erwachte und sie sanft in seine Arme schloß.

O ihr rauhen Männer! entgegnete die Jungfrau, da legen wir unser Herz vertrauenvoll an das Eure, und Eure schmerzlose Hand zerdrückt es — und Ihr achtet nicht einmal darauf. Unsere Liebe glaubt an der Gluth der Eurigen sich zu erwärmen und Ehrgeiz schürt die Flammen. Die wilde Gluth der Leidenschaft flackert auf und verzehrt das Herz, doch nicht die Liebe. Ja, ob Ihr untergeht, Euch gleichviel! — und wir?

Da trat Jeronimo herein. Ich soll Euch zu Basil geleiten, unterbrach er Isabellen, Ihr wünschtet es, gnädigster Herr, da eilte ich schnell zu meinem Meister, noch war er wach, bat ihn und er erwartet Euch. Kommt.

Er wollte gehen, doch Condé stand noch immer Isabellen gegenüber und blickte auf die traurende Gestalt des Mädchens, welche das thränenschwere Auge zu ihm aufhob.

Kommt, gnädiger Herr, sagte noch einmal der Knabe. — Aber Condé winkte ihm, nur voran zu gehen. Jeronimo aber schien den Wink nicht zu verstehen und blieb.

wie ein Lauffeuer hallte es durch die ganze Versammlung: „Philipp Artevelde sei unser Führer.“ Die weißen Hüte wurden nun auf Piken und Schwerter gesteckt und zum Zeichen des Beifalls hoch empor gehoben und das Murren der Kaufleute und ihre Vorstellungen durch wildes Geschrei übertäubt. Kaum vermochte Dubois die Ruhe in so weit wieder herzustellen, daß man seinen Vorschlag vernehmen konnte, die Syndici der Gewerke und ihre Hauptleute an Artevelde abzuschicken, um sich mit ihm zu verständigen und über das Nöthige zu besprechen. Die Chaperons, denn Jakob Artevelde war es ja, der ihre Verbrüderung errichtet hatte, schienen durch den Namen Artevelde in wilden Freude-Taumel versetzt und mit tumultuarischem Gejauchze folgten sie dem feierlichen Zuge, der sich nach der Wohnung des jungen Brauherrn in Bewegung gesetzt hatte.

Dieser, durch einen ausgesandten Diener von dem Vorgefallenen schon unterrichtet, war vorbereitet und empfing die Abgeordneten mit ruhiger Würde. Die Syndici trugen ihm nun den Wunsch der Bürger vor, sagten ihm, daß die Liebe und das Vertrauen, welches sie zu seinem Vater gehabt, auf ihn übergegangen sei und sie bestimmt hätte, ihn an die Spitze des Stadtregiments zu stellen, auch gelobten sie im Namen sämmtlicher Gewerke unbedingten Gehorsam.

Artevelde hatte, ohne nur durch Blick oder Wort die Freude laut werden zu lassen, die ihm dieser Vortrag machte, sie ruhig angehört, als aber der älteste Hauptmann der Chaperons, der das Wort geführt, schwieg, erwiederte Artevelde mit Ernst und umdüstertem Blicke:

Geh' nur, geh', befahl Condé, ich werde Dir folgen.

Laßt mich hier bleiben, bat Jeronimo. Ihr wollt noch ein inniges Lebewohl dem Fräulein sagen, und ich muß lernen, wie Liebe sich von Liebe trennt.

Geh', thörigter Knabe, erwarte mich draußen, ich folge bald, rief der Prinz zornig. — Jeronimo blieb. — Geh', ich befehle es Dir.

Ich bleibe, rief dieser mit festem Tone.

Laßt ihn, — bat Isabella — schont den Armen und lebt wohl, gnädiger Herr.

Um des Knaben willen soll ich so von Dir scheiden, Isabella? Trauernd, weinend stehst Du hier, mir zürnend, und ohne Dich versöhnt zu haben, sollten wir uns vielleicht auf längere Zeit trennen? Isabella, nein, so scheid' ich nicht.

Scheidet nicht so, — rief mit sonderbar dumpfem Tone der Knabe. Trennt Euch nicht so kalt, schlürft noch einmal mit Gluth aus dem Kelche der Wonne, denn — hu, mich friert, die Nacht ist kalt, der Weg ist lang — Ihr kehrt nicht wieder, lange, lange nicht wieder.

Da sank, von diesem Gedanken ergriffen, Isabella in Condé's ausgebreitete Arme; fest

und innig, als ob sie nimmer von einander lassen könnten, war ihre Umarmung und als sich endlich die Jungfrau aus seinen Armen wand, als Condé ein Lebewohl ihr sagte und dem Knaben folgen wollte, stand dieser reglos da, seine Linke hielt den Sessel krampfhaft gefaßt, die Rechte streckte er nach ihnen, und, als sehe er ein Gespenst, beugte er, sein Auge starr auf sie gewendet, schaudernd seinen Körper zurück.

Jeronimo! rief Isabella und erschrak.

Herrin! — sagte dieser bei ihrem Ruf, und als sei er aus einem schweren Traume erwacht, starrte er sie an — Was wollt Ihr von mir?

Wie ist Dir, Jeronimo? fragte sie freundlich und wischte ihm die kalten Tropfen von der Stirn.

Jetzt gut! — erwiederte der Knabe. Erlaubt nur, daß ich einen Augenblick in der Nachtluft den Schmerz kühle, der mir hier in der Brust so fürchterlich brennt.

Er trat auf den Balkon.

Himmelsnacht! rief er aus und streckte seine Arme nach den bleichen Sternen. Nimm mich doch auf in deinen finstern Schooß, decke mich und laß mich schlummern und, wenn auch sie erwacht von ihrem langen tiefen Schlafe, dann

nimm deinen dunkeln Mantel von mir und laß meine Morgenröthe mich wecken, daß ich aufstehe, sie zu empfangen. Nimm mich auf! — rief er, wehmuthvoll die Hände faltend, und in seinen Thränen brach sich das Mondlicht.

Armer unglücklicher Knabe, sagte Condé leise zu Isabellen, doch müßt Ihr ihn aus Eurer Nähe bannen, sein irrer Geist könnte Euch Schaden bringen.

Nein, Condé, erwiederte Isabella, ich kann ihn nicht verlassen, seine Jugendblüthe hat er für mich zerstört. Sein Wahnsinn gehört mir. Ach, ich kann ihn lenken wie ein folgsames Kind, mir wird er nie schaden.

Komm', lieber Jeronimo, sagte sie jetzt freundlich und spielte mit seinen Locken, komm', komm', setze Dich hieher.

Er blickte an ihr auf und sein Blick wurde immer freundlicher, sein Auge immer heller. Ach, Ihr hattet mir ja befohlen, den Prinzen zu meinem Meister zu führen, sagte er sanft. Ach, zürnt mir nicht, ich habe es ganz vergessen, denn als Ihr vorhin in seinen Armen laget, da krampfte mein Herz so schmerzhaft zusammen, und als ich laut aufschreien wollte,

vermochte ich es nicht, und da hab' ich es vergessen.

Er küßte ihre Hand, verneigte sich ehrerbietig vor dem Prinzen und sagte: Ist es Euch gefällig, mir zu folgen, gnädiger Herr? Condé winkte bejahend und Jeronimo ging. Noch einen flüchtigen Kuß auf Isabellens Lippen drückend, folgte ihm der Prinz.

Als sie vor der immer noch schlummernden Annette vorüber gingen, hielt Jeronimo plötzlich an. Erlaubt und verweilt nur einen Augenblick, bat er den Prinzen. Er nahte der Schlummernden, betrachtete das liebliche Mädchen, lächelte freundlich, als ob er sich über die frische Schönheit der Jungfrau freue, drückte er einen leisen Kuß auf ihre Stirn, nahm eine Phiole, und einige Tropfen auf ihre Schläfe träufelnd, strich er sie sanft, und als ihre Brust sich höher hob, eilte er schnell davon. Der Prinz folgte ihm.

Als sie durch den Garten nach dem andern Ende des Schlosses gingen, sagte der Knabe mit sonderbarem Tone: Fürchtet nicht, daß wir uns verirren, weil ich keine Fackel habe, der Mond hat mir zu leuchten versprochen, da die Liebe mir nicht mehr leuchten will. Seht nur, wie

hell seine Fackel brennt. Kommt, kommt, gnädiger Herr! Er führte nun den Prinzen nach einem abgelegenen Häuschen im Garten, wo Basil seine Wohnung hatte, und bald standen sie vor des Astrologen Thür.

3.

Condé war von der Sucht damaliger Zeit, in den Sternen sein Schicksal zu lesen, bis jetzt frei geblieben. Den Meister Basil, seines Wissens wegen an Catharinens Hofe so allgemein verehrt, hatte er zwar aus so manchen Gründen als Menschen achten müssen, als Astroleg ihn aber keines Blickes gewürdigt. Durch seinen Glauben schon mehr seinem Zeitalter voraus geeilt, hielt er die Wissenschaft der Astrologie nur für plumpe Betrügerei, durch welche der Gewandte die erregte Phantasie der Leichtgläubigen täuschte. Doch von dem Augenblicke an, wo Isabella ihm von den Wanderungen der Valois erzählt, seitdem er wußte, daß Heinrich von Navarra, mit der französischen Krone geschmückt, Catharinen erschienen sei, war das Mißtrauen gegen Basil's Weisheit und überirdische

Macht aus der Bruſt Condé's verſchwunden. Ach, unſer leicht getäuſchtes Herz glaubt ſo gern, was es hofft, und jedem myſtiſchen Gaukelſpiele leihen wir ſo bereit ein williges Ohr, wenn es nur unſern Wünſchen ſchmeichelt. Deshalb ſtand auch der Prinz mit banger Erwartung vor des Meiſters Thüre. Sie öffnete ſich. Condé fand ſich getäuſcht. Er glaubte Baſil in einem langen Talare, vom myſtiſchen Gürtel umwunden, unter ſeinen kabbaliſtiſchen Figuren und Zeichen zu finden; aber der Greis trat ihm in einem kurzen Wams, ein ſchwarzes Käppchen auf ſeinem grauen Scheitel, freundlich, doch ehrerbietig, entgegen und führte ihn in ein Zimmer, welches nur mit gewöhnlichem Hausrathe geziert war. Ein grünſeidener Vorhang, welcher wahrſcheinlich ſein Ruhebett dem neugierigen Auge verbarg, war hier das einzige Außergewöhnliche.

Baſil hieß ihn freundlich willkommen, bat ihn, ſich zu ſetzen, und winkte Jeronimo, der hinter den Vorhang zurück trat.

Ihr wünſcht, gnädiger Herr, in Eure Zukunft zu ſchauen? begann der Aſtrolog. Ich hätte Euern Geiſt über dieſe Thorheit erhaben geglaubt. Was kann Euch dieſes Anſchauen

nützen? Es ist ja so wohlthätig, daß der Mensch in der Dunkelheit seine Wallfahrt beginnen, durch die Dämmerung sie beenden muß. Unabwendbar ist unser Geschick; Euer Glaube selbst lehrt Euch diese Wahrheit; warum wollet Ihr die Zeit mit den trüben Bildern der Zukunft so früh belasten, da ihre freundlichen Bilder nur flüchtig unserm Auge zurückkehren, während die traurigen tief und fest in unserm Herzen ruhen. Verlangt dies nicht von mir, gnädiger Herr! Laßt die Dämmerung sich nicht vor Eurem Blick erhellen; was sich Euch gestalten könnte, bleibt doch unabänderlich!

Ist denn meine Zukunft so trübe, daß Ihr mir den Schleier zu lüften nicht wagt? fragte Condé ernst.

Wer, wie Ihr, mein Prinz, fuhr Basil fort, und der Blick des ehrwürdigen Greises wurde ernst, wer, wie Ihr, an der Spitze einer mächtigen Partei steht, wer, wie Ihr, nun schon zweimal das Schwert zog und mit dem Hufschlag seiner Rosse Frankreich erschütterte, wer unter dem Banner des Glaubens die Hand nach einer Krone ausstreckt —

Basil! rief Condé aufspringend und die Hand fuhr nach dem Schwerte.

Prinz! — sagte dieser ruhig und keine Miene veränderte sich in dem ernsten Antlitz des Astrologen, Ihr wollt in die furchtbare Zukunft blicken und schon die Vergangenheit, wenn sie in ernster Wahrheit vor Euch tritt, bringt Euch so auf, daß ein Fürst vergißt, daß ein wehrloser Greis ihm gegenüber steht; Euch nützt es nicht, den Schleier zu lüften. Er schwieg.

Redet weiter! sagte Condé beruhigter, doch nicht ohne Unmuth. Redet weiter! ich werde Euch fortan ruhig anhören.

Ich bin zu Ende! erwiederte Basil. Gelangte der Pfeil an sein Ziel, hat er das seine gethan.

Und meine Zukunft? rief Condé ungeduldig.

Muß ja mit der aufgerollten Fahne vor Euch treten, muß mit jedem Schmettern der Trompete Euch entgegen tönen. Wer, wie Ihr, um Kronen spielt, setzt das Leben von Millionen ein, und auch das Seine. Heute gewinnt Ihr das Spiel, bei Dreux war es verloren; nicht immer zahlt man dem Schicksale seinen Tribut nur mit der Freiheit. Dieser Tyrann verlangt auch zuweilen noch den höchsten Preis, das Leben!

Condé blickte ernst vor sich nieder. — Also auf dem Schlachtfelde werd' ich enden! rief er: Nun, wohlan! aber sagt wo?

Nur zwei Wege führen Euch zum Ziel, das Schlachtfeld oder das Schaffot! — Zornig blickte Condé den Astrologen an; doch dieser wiederholte mit Ruhe: Nur diese beiden, Prinz!

So möge das Schlachtfeld sein Leichentuch über mich breiten! rief Condé.

So wird es seyn! sagte Basil mit Wehmuth und faßte traulich des Prinzen Hand. Nahe den Gräbern Eurer Ahnen werdet Ihr kämpfen und nicht zu ihnen hinabsteigen. Fern von hier wird Euch Euer Geschick abrufen!

Und bald? fragte Condé.

Der Geist dort über den Sternen hält die Secunden in seiner allgewaltigen Hand, er schüttelt sie über die Menschen und ungesehen fallen sie auf deren Pilgerweg hernieder. — Ob Jahre, ob Jahrzehende, ob Minuten weiß ich nicht.

Und durch wen werde ich fallen?

Durch den, der schon durch Euch fiel.

Schon mancher sank von meiner Lanze getroffen! rief Condé feurig aus und sein Thatenleben umstrahlte ihn. Schon Mancher sank

von

von meinem Schwerte! Darum laß mich ihn seh'n.

Wenn Ihr es wünscht, so sei es! Er schellte leise, der Vorhang rauschte auf. Jeronimo stand mit dem Räuchergefäß vor dem nämlichen mit Flor verhängten Spiegel, in welchem Catharina das Schicksal ihrer Söhne gelesen hatte. Basil winkte jetzt Jeronimo, welcher den Vorhang vor dem Spiegel aufzog, und ein Geharnischter sprengte auf einem Tigerrosse vorüber und drückte sein Pistol ab; ein Stern sank hernieder und verlosch.

Ha! schrie die Gestalt auf dem Fußgestell, sprang herab und entfernte sich, das Gesicht verhüllend.

Das war die Gestalt des Maltheserritters Montesquiou! rief Condé aus, als der Spiegel sich wieder deckte.

Wohl möglich! Ich kenne ihn nicht! sagte Basil gleichgültig, doch schien sein Auge unruhig Ariel zu suchen.

Daß ich auf dem Bette der Ehre sterben muß, davor grauf't mir nicht; wenn ich aber durch diese Hand fallen sollte, das wäre bitter! Doch — ein Gedanke durchfuhr ihn plötzlich; er zog einen Ring von dem Finger und reichte

„Werthe Mitbürger! Ihr ſagt, daß die Liebe zu meinem Vater, daß das Andenken an das, was er für die Stadt gethan, Euch bewogen habe, mich zu Euerm Oberhaupte zu wählen? Trotz Jakob Arteveldes großen Verdienſten um Eure Freiheit, trotz ſeiner Thaten habt Ihr ihn dennoch gemordet! Wie kann mir, dem Sohne, dieſe Erinnerung ein Pfand Eurer Neigung, Eures Dankes ſein?“

„Ihr werdet immer ſo gut berathen werden, daß Jedermann mit Euch zufrieden ſein wird!“ fiel ihm Peter Dubois in die Rede „Nur eigenmächtiges Handeln und thörichtes Zutrauen zu ſich ſelbſt, waren Urſach an dem blutigen Tod Eures Vaters.“

Artevelde beantwortete dieſe Unterbrechung nur mit einem ſtolzen Blick und fuhr fort: „Aber trotz dem, daß ich weiß, daß es mein Herzblut koſten wird, nehme ich dennoch das ehrenvolle Amt an, welches Ihr mir mit ſo vielem Zutrauen antragt. Mit Freuden opfre ich mein Blut für die Freiheit Gents, mit Freuden meine Ruhe für da Wohl dieſes Landes, der Tod meines Vaters ſei aus meiner Erinnerung verwiſcht, über ihn breite ich einen Schleier; und ſo bin ich der Eure im Leben und Tod!“ Er ſchwieg, ging im Kreis umher, reichte jedem die Hand und drückte ſie, dem Armen wie dem Reichen, gleich herzlich; nur an Roger Everwein, dem Syndikus der Rebder ging er kalt vorüber. Dann ließ er Becher bringen und jede meinen ſilbernen, mit köſtlichem Weine gefüllt, reichen. „Nun wollen wir noch dieſe Becher auf treue Verbrüderung leeren!“ ſprach er „Und ſomit weihe ich mich Euch mit Hab und Gut, mit Leib und Seele!“ Die Abgeordneten thaten ein Gleiches und

ihn Basil. War es auch nicht freudebringend, was Ihr mir sagtet, so nehmt doch diesen Ring zum Dank Eurer Mühe. Ich verlange keinen Dienst umsonst!

Der Astrolog lächelte. That ich Euch einen Dienst, gnädiger Herr, sagte er ernst, so geschah es, weil mich eine innere Stimme trieb, nicht des Gewinnstes wegen, denn wer zahlte mir die anderen Dienste, die ich Euch geleistet? Womit wollt Ihr mir den Rath lohnen, so bald als möglich Fontainebleau mit den Eurigen zu verlassen und den Chatillons entgegen zu schicken, damit sie umkehren und wohl auf ihrer Hut sind? Gnädiger Herr! was den Glauben angeht, was dem Fräulein Isabella de la Tour angehört, ist meinem Schutze anvertrauet. Bekämpft muthig Euer Herz, kämpft mit Muth gegen Eure Feinde, und fallt Ihr, so wißt, daß Eurer Asche dem Vaterlande ein Phönix herrlich entsteigt.

Der Prinz, sonderbar von diesen Worten ergriffen, drückte Basil ehrfurchtvoll die Hand. Basil neigte sich kalt und erwiederte den Druck nicht. Condé verließ ihn.

Kaum war die Zeit genahet, wo es die Etiquette damaliger Zeit erlaubte, den Frauen aufzuwarten, als auch der Prinz schon in das Vorzimmer der Marschallin von St. André, von Niemandem als von Jeronimo begleitet, eintrat. Er wurde der Dame gemeldet, und ward nicht wenig unangenehm überrascht, als der Malteser aus der Marschallin Zimmer trat, ihn ehrerbietig grüßte und dann schnell an ihm vorüber ging.

Ritter! rief Condé, war die Dame nur für Euch zu sprechen, oder darf auch ich hoffen?

Montesquiou verneigte sich und schwieg. Wie er nun so vor Condé stand, war es diesem, als sähe er ihn auf seinem Tigerrosse vorüberspringen. Der Gedanke fuhr schnell in ihm auf, durch eine rasche That dem Ausspruch des Schicksals zu spotten. Doch die Hand ließ den schon erfaßten Griff des Schwerts fahren. Ihr seid entlassen! sagte er zu dem Malteser und folgte der Kammerfrau, welche ihm das Gemach ihrer Gebieterin öffnete. Jeronimo blieb in dem Vorzimmer zurück.

Kaum vermochte Condé seine Empfindungen zu bergen, und als Margarethe, durch diesen unverhofften Besuch überrascht, ihn fragte, was

ihr dieß so lange entbehrte Vergnügen seines Besuchs verschaffe, hatte er kaum Gegenwart des Geistes genug, den leichten Ton zu finden, mit dem er sie um Verzeihung bat, daß er ihre Unterhaltung mit dem Maltheser gestört und vielleicht nicht zu einer ihr gelegenen Zeit gekommen sei.

Und wann könnte der Prinz Condé wohl fürchten, bei Margarethe von Lustrac einzutreten und nicht willkommen zu seyn? — selbst wenn mir diese Ehre nur so sparsam wie bisher zugemessen wird! sagte sie, anscheinend mit Fassung.

Nun, schöne Witwe! erwiederte der Prinz und in seiner Miene lag ein Gemisch von höfischer Abgeschliffenheit und finsterem Ernst. Ich fürchte fast, daß dieß heute der Fall seyn könnte, denn ich komme heute nur mit Bitten.

Ihr habt nur zu befehlen, gnädiger Herr!

Ich bitte Euch um Zweierlei! sagte Condé. Um eine Gabe und um Eure Protection für einen Unglücklichen!

Beides sei Euch gewährt! erwiederte die Marschallin, obgleich meine Protection seit meines Gemahls Tode von wenig Gewicht an der Königin Hof ist, und ich jetzt nicht mehr

viel zu verschenken habe! setzte sie mit empfindlichem Tone hinzu.

Meine Bitte, begann Condé, durch diese Worte beleidigt, ist bescheiden und gering; denn ich ersuche Euch nur, mir den silbernen Becher zurückzugeben, dieß kleine Geschenk, das ich nicht gewagt haben würde, Euch anzubieten, hätte die schöne Marschallin von St. André mich nicht so innig darum gebeten und mir versichert, daß sie dann nur sanft und ruhig schlafen würde, wenn sie aus ihm ihren Nachttrunk geschlürft habe.

Hoch erröthet und zitternd stand Margarethe vor ihm. Und weshalb gönnt Ihr mir nicht das mir so theuere Geschenk? stammelte sie. Nie geb' ich es Euch zurück, es ist mir zu werth!

Seht Ihr wohl, Dame! unterbrach sie Condé, dem ihre Verlegenheit und Unruhe keinen Zweifel mehr übrig ließ. Seht Ihr wohl, daß ich Recht hatte, als ich fürchtete, Euch heute wohl ungelegen zu kommen? Doch, ich gebe diese Bitte auf, aber verweigert mir nicht auch die zweite! Er schellte, die Kammerfrau trat ein.

Laßt den Knaben kommen, der mich beglei-

tete! sagte der Prinz und beschäftigte sich indessen mit dem Papagei der Marschallin, sie jedoch scharf beobachtend.

Jeronimo trat ein. Bleich, wie der Tod, krampfhaft zitternd trat er vor die Marschallin, welche den Anführer der Nymphen nicht wieder erkannte, so sehr war das frische Jugendleben entstellt, so sehr hatte das Gift in den freundlichen Zügen des Knaben seine Grabesfurchen gezogen. Er hob sein dunkles, blaues Auge auf die Staunende; und ohne daß ein Laut die Empfindungen seines Innern verrathen hätte, schüttelte er heftig seine Locken, blickte starr in Margarethens Auge und streckte krampfhaft die Hand nach ihr aus, die, einen Schritt zurückweichend, dem Prinzen zurief: Was soll ich mit dem Wahnsinnigen?

In Eure Obhut sollt Ihr ihn nehmen, erwiederte dieser gelassen und freundlich. Eurer Sorgfalt will ich ihn anvertrauen. Der Knabe ist gar gut und fromm; nur zuweilen, wenn er den Tod zu erblicken glaubt, starrt er so wild vor sich hin! Jeronimo! rief er, trat nun zu ihm und strich ihm mit der flachen Hand über das Gesicht. Der Knabe blickte nach ihm auf, sein ganzes Wesen schien mit diesem Blick sich

zu verändern. Seht, schöne Marschallin! fuhr Condé fort, wie freundlich er ist. Darum nehmt ihn in Euren Schutz, ich bitte Euch!

Kann ich Euch dadurch gefällig seyn, sagte diese, gern!

Der Arme, fuhr Condé leise fort und winkte Jeronimo, zurückzutreten, der Arme hat einen Becher mit Gift geleert, der nicht ihm bestimmt war. Schnelles Gegengift hat ihm wohl das Leben, doch nicht seinen ungetrübten Sinn, nicht seine Gesundheit retten können. Wollt Ihr Euch seiner annehmen? Thut es ja, sein Schicksal steht Euch näher als Ihr wähnt! Wollt Ihr?

Gern will ich! rief die Marschallin in der peinlichsten Unruhe und konnte sich kaum aufrecht erhalten.

Nun, so danke Deiner Beschützerin! sagte Condé zu dem Knaben.

Ich danke Euch, Dame! sprach Jeronimo, sich ihr nähernd. Ich danke Euch. Arm bin ich und hätte Euch nichts zu bieten gehabt, meine Dankbarkeit Euch zu bezeigen. Da erbarmte sich Isabella de la Tour meiner und gab mir diesen Becher! — Er zog ihn unter seinem Mantel hervor, und indem er ihn der Marschallin

reichte und diese starr ansah, verschmolz das Wilde in seinem Blick zur stillen Wehmuth. Er faßte ihre Hand. Dann sagte er weich: Wie konntet Ihr den Engel morden wollen? Margarethens Hand bebte in der seinen, doch wagte sie nicht, sie ihm zu entziehen, Hört! — fuhr er plötzlich auf, so daß Margarethe das gesenkte Auge erschrocken aufschlug, und ließ ihre Hand fahren. Hört! wagt Ihr noch einmal den Versuch, der Euch nie gelingen wird, — denn Gottes Engel schützen ihre irdische Schwester — so bohr' ich Euch mein Messer in die Brust und Ihr fahrt zur Hölle, wenn Euer Opfer gen Himmel schwebt!

Condé hatte, während Jeronimo unbeweglich auf seinem Platz blieb, mit verschränkten Armen dagestanden, den Blick fest auf die Marschallin gerichtet, welche jetzt ermattet auf einen Sessel sank. Der Prinz, von Mitleid ergriffen, reichte ihr ein Fläschchen mit stärkender Essenz, welches sie jedoch mit Unmuth zurückwies. Jeronimo, mitleidvoll sein dunkles Auge auf sie gerichtet, war unwillkührlich ihr näher getreten; sein Zorn hatte sich bei dem Anblick der Leidenden in Wehmuth verschmolzen. Jetzt aber, da sie des Prinzen Hülfleistung noch ein-

mal zurückwies, das Auge wieder hob und fast mit innerm Grimm auf den Knaben blickte, trat Jeronimo freundlich zu ihr hin. Und als sei er wirklich der Himmlischen Bruder, sagte er: Dort oben thront ein gütiger Vater, aber auch ein strenger Richter; wendet Euer Herz zu ihm, daß er sich Eurer erbarme! Wenn ich heimgegangen bin, und kurz ist nur noch meine Wallfahrt, dann will ich an seinem Throne für Euch beten. Gott mit Euch! Er setzte den Becher auf den Tisch, legte, wie zur Sühne, die Hand auf Margarethens glühende Stirn und ging.

Schweigend standen Condé und die Marschallin sich gegenüber, schweigend und von Schauder ergriffen. Da sprang Margarethe plötzlich auf, stürzte zu des Prinzen Füßen und rief: Vergebet mir, wenn Ihr es vermöget, und damit ich Eure Vergebung verdiene, so hört: die Königin weiß Eure nächtliche Zusammenkunft mit Isabellen; Eure Unterredung mit Basil ist belauscht, durch mich belauscht und ihr hinterbracht worden; flieht den Hof, rettet Isabella, die Unglückliche!

Steht auf, Madame! sagte Condé, sie aufhebend. Ich verzeihe Euch. Ihr habt ein

schwer Gewitter über Isabellens Haupt zusammengetrieben! Hütet Euch, daß kein Blitz sie trifft, er trifft auch Euch. Bedenkt dies und sucht die Wolken zu zerstreuen. Wir haben nichts mehr mit einander gemein! Er wendete ihr verächtlich den Rücken und verließ sie.

5.

Trotz der Warnung Basil's und der Marschallin von St. André ging der Prinz mit seinen Glaubensgenossen an den Hof. Jedoch waren in der Stille alle Anstalten zur schleunigen Abreise getroffen, welches um so eher geschehen konnte, da der Hof selbst nur noch einige Tage in Fontainebleau verweilen und dann die Reise in die mittägigen Provinzen antreten wollte. Als er mit Soubise und Rochechouard in den Saal trat, wo man sich zur Tafel versammelte, waren erst wenige Höflinge gegenwärtig. Brantome, der große, eifrige Verehrer Margarethens von Valois, nahte sich ihm mit seinem Freunde Ronsard und bat den Prinzen, ein kleines Gedicht von diesem anzunehmen, welches er bei Gelegenheit des Turniers, Seiner Hoheit

zu Ehren zu dichten gewagt habe. Der Prinz, sonst nicht mit Ronsard auf einem vertrauten Fuße, nahm jedoch das Gedicht mit Huld an, las es flüchtig durch und sagte, sich gegen beide Herren verneigend: Ich danke Euch, Ronsard! der Stoff des Gedichtes ist edel, ob der Inhalt wahr sei, muß die Zeit lehren. Ihr sollt Eure Mühe nicht nutzlos verschwendet haben! Ronsard neigte sich tief vor dem Prinzen, und so war eine Unterhandlung unter der Maske des Hoftons beendet, die einen ernsteren Zweck hatte; denn dies kleine Gedicht, welches bis zur Nachwelt gekommen ist, enthielt die Warnung für Condé, sich schnell von Fontainebleau zu entfernen, welche Ronsard auf Margarethens von Valois Befehl dem Prinzen überreichen mußte.

Seit Condé auf dem Corridor vor Margarethens Zimmer vergebens gewartet hatte und dort in ihre Verhältnisse zu d'Entragues eingedrungen war, wohl schon seit jenem Mittagsmahle, wo er ihrer Schönheit zum erstenmale zu huldigen schien, hatte sich die Prinzessin, in Rücksicht seiner, ganz geändert. Als er gleichgültig an ihren aufkeimenden Reizen vorüber ging, hatte sie ihn gehaßt; jetzt aber, da sie Isabella wirklich liebte, nahm sie ihn in Schutz

ſchieden dann von ihm, den noch verſammelten Gewerken Artevelde's Entſchluß zu berichten. Ein Tag hatte den ſtillen, friedlichen Bürger zum Haupt der Empörung gemacht.

Dubois war allein zurückgeblieben, um ſchon heute ſein Amt bei Philipp anzutreten und ihm Rath zu ertheilen, wie er ſich in ſeiner neuen Lage zu benehmen habe. „Nun, Philipp Artevelde" ſprach er mit wichtigem Tone „nun ſeid Ihr hoch erhoben an der Spitze der Genter Macht. Raſch ſeid Ihr durch mich, Eurn zweiten Vater, hinaufgeſtiegen, ſorgt nun auch, daß Ihr nicht eben ſo raſch von Eurer Höhe herabſinkt. Schmeichelt den Pfaffen, haltet Euch mehr zu den kleinen Gewerken als zu den größeren und Reichen; jene ſind weniger zum Widerſtand geneigt, ſie haben bei Unruhen nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Vergeßt nie, daß die Chaperons Euch die Macht in die Hände gaben und dieſe ſie allein Euch erhalten können. Vergeßt nie, daß Ihr durch mich ſtieget, durch mich fallen könnt."

„Ich werde thun, was ich muß!" war Artevelde's kurze Antwort.

„Dann," fuhr Dubois fort „frage ich Euch Philipp: Könnt Ihr hochfahrend, könnt Ihr grauſam ſein?" Artevelde lächelte. — „Denn wißt, ein Mann niedern Standes wie wir, auf einen Platz ſtehend, wohin wir uns ſelbſt geſtellt haben, taugt da wenig, würde er nicht ſeiner Härte und Grauſamkeit wegen gefürchtet. Die Flamänder wollen auf dieſe Weiſe regiert ſein und bei ihnen muß in unſern Zeiten ein Menſchenleben nicht höher ſtehen, als in der Zeit der Steppeln das Leben einer Lerche."

und durch die Königin von deren Plänen unterrichtet, gab sie Ronsard, auf dessen Ergebenheit sie rechnen konnte, den Auftrag, ihn auf diese Art zu warnen.

Heute erschien der König früher als seine Mutter. Besonders freundlich war er gegen Condé, den er zur morgenden Jagdparthie einlud, und ihn bat, sein Gefolge mitzubringen. Auf dieser Jagd wollte Catharina den Gewaltstreich ausführen und den Prinzen und seinen Anhang gefangen nehmen lassen, und so glaubte sie, wenn es nur nicht auf dem Schlosse zu Fontainebleau geschehe, das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzt zu haben. Der König wußte von allem diesen nichts, seine Freundlichkeit gegen Condé war unverstellt, er liebte den Prinzen und achtete ihn seines Rittersinnes wegen. Der junge Herzog von Anjou aber haßte ihn desto bitterer besonders seit er seinen Stallmeister im Turniere so unsanft niedergeworfen hatte. Er schien auch von den Planen der Königin unterrichtet zu seyn, denn einige bittere Worte, die er nicht unterdrücken konnte, bestätigten dem Prinzen noch mehr, daß die Warnung, welche von so manchen Seiten ihm zugekommen war, nicht grundlos sei.

Jetzt erſchien Catharina mit ihren Frauen. Iſabella de la Tour war in ihrem Gefolge; Margarethe von Luſtrac nicht. Gnädiger wie je nahm ſie die ehrfurchtvolle Begrüßung des Prinzen auf; jedes Wort, was ſie ihm ſagte, war ein verbindliches, ſo daß Rochechouard zu Soubiſe ſagte: Es iſt Zeit, Charles, daß wir gehen, die Schlange ziſcht zu lockend. Margaretha von Valois aber war heute, gegen ihre Gewohnheit, ernſt; ſie ſprach angelegentlich mit Iſabella de la Tour, und wer ſie genau beobachtete, konnte leicht ſehen, daß ihr Geſpräch den Prinzen betraf.

Dieſer, kaum von der Königin entlaſſen, ſprach mit einem ſeiner Edelleute in's geheim, welcher ſich auch ſchnell entfernte, und als man zur Tafel ging, Condé neben Margarethen von Valois und der Herzogin von Montpenſier ſeinen Platz genommen und das Geſpräch eine allgemeine fröhliche Richtung nahm, hätte wohl Niemand geglaubt, daß die Meiſten, von Furcht und Erwartung gepeinigt, nur mit Mühe die Falten ausglätteten, und daß die leicht hingeworfenen muntern Reden, einer ſorgenſchweren Bruſt entſtiegen.

Iſabella ſaß von dem Prinzen entfernt, ſo

daß er sie kaum sehen konnte. Die Königin schien ihre Blicke zu beobachten. Deshalb traf Isabellens Auge nur selten das Auge Condé's, der, es koste was es wolle, heute noch mit ihr in Berührung zu kommen suchte.

Prinz, sagte jetzt Margarethe von Valois, als die Tafel fast beendet und die Herzogin von Montpensier in ein tiefes Gespräch mit ihrem andern Nachbar verwickelt war, halb laut zu dem Prinzen. Hütet Euch vor der morgenden Jagd; es sollen Wölfe in dem Walde von Fontainebleau gespürt werden!

Ich danke Euch, Prinzessin! erwiederte Condé mit halber Stimme, ich weiß Eure Warnung zu schätzen!

Und habt Ihr vorher, ehe Ihr Euch der Gefahr preis gebt, Euch dem Schutze irgend einer Heiligen anzuvertrauen, so will ich es für Euch thun. Eilt ohne Lebewohl davon, sonst seid Ihr verloren! raunte sie ihm leise zu.

Die Königin schien auf ihre Unterredung aufmerksam zu werden; Margarethe brach schnell ab. Erstere winkte ihrem Sohne, der plötzlich die Tafel aufhob.

Als sie aufgestanden, trat Jacques Fleury, ein Edler im Dienste des Prinzen, in den Saal

und übergab ihm ein Schreiben, welches ein Courier von St. Valery so eben gebracht haben sollte. Obgleich dies alles entfernt von der Königin geschah, beobachtete sie und mit ihr der Hof den Prinzen genau, welcher, nachdem er das Schreiben gelesen, schnell sich zum König wandte.

Sire! sagte er, so eben erhalte ich die unangenehme Nachricht eines plötzlichen Unfalles, der meinen Sohn betroffen hat. Sein Pferd ist scheu geworden, mit ihm durchgegangen und er gestürzt; nicht ohne Gefahr liegt er in St. Valery. Eure Majestät werden mir erlauben, die morgende Jagd nicht mitzumachen, und mich schon heute von meinem Könige zu beurlauben!

Noch ehe Catharina dem Könige nahen konnte, erwiederte dieser freundlich: Es thut mir leid, Vetter, daß Ihr uns schon heute verlassen müsset. Reiset mit Gott und versichert dem Prinzen, Eurem Sohn, meine königliche Huld!

Als Condé Catharinen von Medicis nahte, und sie mit der nur von ihm erdichteten Ursache bekannt machte, welche ihn zwinge, Fontainebleau schon heute zu verlassen, konnte die Königin kaum ihren Unmuth verbergen, denn es

ſchmerzte ſie tief, den Prinzen durch dieſen Zufall aus ihren Netzen entſchlüpfen zu ſehen.

Margarethe wünſchte ihm Glück auf der Reiſe. Iſabellen de la Tour empfahl er ſich, dem Anſcheine nach, gleichgültig, denn obgleich die Königin, mit dem Kanzler l'Hopital in tiefem Geſpräch, in einem Fenſter ſtand, wo deſſen verneinende Bewegung des ehrwürdigen Hauptes deutlich zeigte, daß er mit dem Willen der Königin nicht einverſtanden war, ſo waren doch die Blicke aller Hofleute in dieſem Augenblick auf Iſabella gerichtet, und Condé wagte nicht länger mit ihr zu reden, nicht herzlicher ihr Lebewohl zu ſagen.

Kaum hatte ſich die Königin in ihr Zimmer zurückgezogen, als auch der Prinz ſchon mit dem größten Theile ſeines Gefolges über den Schloßhof dahinſprengte; nur Tournon war mit den Uebrigen zurückgeblieben.

6.

In dem Hölzchen an der Straße von Paris, wo Catharina der Fortuna einen kleinen Tempel gebaut hatte, wandelte Jeronimo, ſeine

Laute

Laute in der Hand, den Mantel über die Schulter geworfen, ernst und schweigend. Der Mond breitete sein Silberlicht über das dunkle Laubdach der hohen Buchen, auf deren Blättern die Thautropfen wie tausend Sternchen flimmerten. Murmelnd rauschte der Quell und der Abendwind säuselte, leise die Blätter schaukelnd, durch die Wipfel der Bäume. Sanft flötete die Nachtigall ihr Liebeslied und schien die ferne Geliebte zu locken; da griff der Knabe in die Saiten seiner Laute, melancholisch tönten die Akkorde, die Nachtigall schwieg, und nur das Flüstern der Zweige, nur das Murmeln des ewig geschwätzigen Quelles vernahm man zwischen den einzelnen Tönen, die auf den Schwingungen der Saiten zum Leben erwachten.

So wandelte er bis an den Tempel der Fortuna, setzte sich auf die Stufen, legte die Laute neben sich und sah starr in das blendende Mondlicht. Zu laut tobte es in seinem Innern, als daß Worte die Beklemmung seiner Brust hätten lösen können. Ach, Thränen und Klagen sind allein die bewährten Mittel für das kranke Herz, aber bei unaussprechlicher Qual versiegt der Quell, verstummt die Klage, alles

verſchlingt der Schmerz, ſelbſt die lindernden Gaben.

Lange ſaß er ſo in dumpfem Sinnen und dachte über ſein qualvolles Leben nach. Noch ſpät hatte er in der Kapelle vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes gekniet und dort Muth und Stärkung erflehet, und heute, nicht zerrüttet, geſtärkt durch das Gebet, ſah ſein Geiſt frei in die düſtere Oede, die ſeinen Pilgerweg umgab, und mit einer Ruhe, welche ihn ſchon lange verlaſſen hatte, warf er den Blick in ſein Inneres.

Die Nachtigall hatte wieder ihren Geſang begonnen; von Gebüſch zu Gebüſch, bald neben, bald über ihm tönte ihr Lied, jetzt ſchmetternd, als verkünde ſie ihr Glück, dann flötend, als hauche ſie durch dieſe lang gehaltenen Töne ihre tiefen Schmerzen aus.

Wie ſchön biſt du, ſchweigende Nacht! rief Jeronimo, und das gepreßte Herz hatte die lindernden Worte gefunden. Wie ſchön biſt du unter deinem Dämmerungſchleier! O, wie erquickend warſt du mir einſt, wie ſanft breiteteſt du deine Schlummerflügel über mich, weheteſt mir Kühlung zu, die Morgenröthe lächelte mir durch dein graues Gefieder entgegen

und alles das Schöne, was sie bringen würde, stand in bunten Farben vor mir. Aber jetzt! — da rauschen deine Flügel, und wecken meine Seele, wenn sie endlich vor Mattigkeit entschlummert ist; Grabesluft weht mich an und so kalt und eisig sie auch ist, kühlt sie doch die Glut meines Herzens nicht! — Ach, keine Morgenröthe schimmert durch deine Flügel, kein freundlich Bild erscheint, mich beim Erwachen zu begrüßen. Nur das Bild meiner zerrütteten Seele schwebt in meinen wachen Träumen zerrissen und farbenlos vor mir, und mein Erwachen ist fürchterlich!

Barmherziger! — rief er aus und sank auf seine Kniee — blicke auf meine Qual und ende sie, laß mich sterben in Liebe, nimm mich auf in Liebe! — und wenn ich mein müdes Haupt senke zum Schlummer, laß mich nur jenseit erwachen! — Hier sei es zu Ende, hier, wo mir das Herz gebrochen, der Geist zerrüttet ist und die wenigen Augenblicke der Klarheit die fürchterlichsten des Schmerzes sind!

Da sank ein Stern herab und verschwand; friedlich lächelnd sah ihm Jeronimo nach; er schien ihm ein Himmelsbote zu seyn, der ihm Erhörung seines Gebetes verkündete, und ge-

ſtärkt, ſeine Seele zu Gott wendend, blieb er lange in ſtillem Gebete verſunken. — Jetzt weckte ihn der Hufſchlag, von der Straße her. Er ergriff ſeine Laute, und, als ob er den Vorübereilenden ein Zeichen geben wolle, griff er mit ſtarker Hand in die Saiten, daß ſie hell durch die Lüfte tönten.

Die Reiter mußten ihre Roſſe angehalten haben, denn alles war ſtill. Jetzt rauſchte es durch das Gebüſch und Condé's treuer Diener Baptiſta, ſein Pferd an der Hand, ſtand vor ihm.

Guten Abend, Jerenimo! rief er ihm entgegen. Erkannte ich Euch doch gleich an der Laute Ton; nun, ich habe wahrlich von Glück zu ſagen, Euch hier zu finden, denn mein Auftrag wird mir um ſo leichter.

Nun! fragte Jerenimo verwundert, und wohl nicht ganz zufrieden, aus ſeinen ſtillen, ſanften Träumen geriſſen zu ſeyn, welchen Auftrag habt Ihr an mich, und von wem?

Von meinem Herrn! erwiderte Baptiſta. Er ſchickte mich voraus, Euch aufzuſuchen und zu benachrichtigen, ihn im Garten am öſtlichen Flügel des Schloſſes zu erwarten und vorher alles bereit zu halten: nun, Ihr wißt wohl wozu!

Der Prinz kehrt zurück? fragte der Knabe.

Er muß gleich hier seyn. Kommt nur mit, ieber Jeronimo! bat Baptista, faßte seine Hand und zog ihn mit sich fort. Kommt nur n's Schloß.

Ich kann den Prinzen hier erwarten, es sind eine Vorbereitungen nöthig! erwiderte der Knabe, Baptista folgend, der jetzt aus dem Hölzchen trat, wo ein anderer Diener, ein Handpferd haltend, sie zu erwarten schien. Jeronimo setzte sich schweigend auf einen Baumstamm am Wege. Baptista bestieg wieder sein Pferd und ritt dem Prinzen entgegen, während der Andere um das Hölzchen ritt, den Weg nach dem Schlosse hin zu beobachten.

Kaum mein irdisches Leid vergessend, sagte Jeronimo seufzend, und schon werde ich wieder n die Begebenheiten der Welt, in den Strudel meines Herzens fortgerissen. Noch einmal soll ch ihn hingeleiten, noch einmal wagt er es, n das Schloß zurückzukehren; — vielleicht! — ielleicht ist es sein letzter Gang, und auch der meine! Und dann folgt sie uns, ja! sie folgt ns gewiß! — Horch, er nahet! Condé ist es, r Beglückte! — O mein Herz, mein armes

„Haltet Ihr mich für so fromm, daß Ihr mir diese Frage thut?“ erwiederte Artevelde und sein Auge leuchtete feurig „Glaubt Ihr, weil der Löwe ruhig in seiner Höhle lag, er sei nicht ein Löwe? Er schlummerte nur, Spreuengesang wiegte ihn ein, aber die Stimme des Volks hat ihn geweckt und in wilder Kraft bricht er nun hervor.“

„So ist es recht, Artevelde!“ rief Dubois freudig aus und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner Schöpfung „Hätte ich doch nie geglaubt, daß hinter der ruhigen Stirn solche Gewitterwolken sich thürmen könnten! Nur immer frisch voran auf diesem Wege, er führt zum Ziel!“

„Deshalb bitte ich Euch, Peter Dubois,“ sagte Artevelde nun ernst „daß Ihr mir nie auf selbigem feindlich entgegen treten möget, denn einmal vorwärts schreitend, hält mich, gleich dem zügellosen Rosse, nichts mehr auf, selbst des Freundes Leiche nicht.“

Dubois stutzte, Artevelden entging es nicht, daß ihn der Augenblick zu weit geführt, er zu offen gesprochen habe, er ergriff traulich Dubois Hand „Deshalb bitte ich Euch Peter,“ sagte er einlenkend „steht mir immer väterlich zur Seite, nie möge ich Euch feindlich mir gegenüber sehen.“

Sie schieden, dem Aeußern nach als Freunde, im Herzen bereute es Dubois wohl jetzt schon, den Knaben, wie er ihn nannte, erhoben zu haben. „Ein Tag hat ihn zum Manne gereift!“ sagte er am nämlichen Abend noch zu einem seiner Vertrautesten; „ich glaube, ich habe mich in ihm geirrt.“

Herz! — rief er und sprang auf. — Muth, nur Muth, und Gott lasse meinen Geist sich nur jetzt nicht in diesem wichtigen Augenblicke trüben.

Der Prinz nahete, stieg ab vom Pferde und rief Jeronimo. Noch einmal sollst Du mich zu ihr geleiten, ich konnte sie vor meiner Abreise nicht sprechen und habe ihr so viel zu sagen! Komm, Jeronimo! Der Prinz wickelte sich in seinen Mantel und folgte auf Umwegen dem Knaben, der noch kein Wort gesprochen hatte und auch jetzt noch schwieg. Endlich, schon in den Schloßgarten eingetreten, dessen Pforte Jeronimo zu öffnen verstand, — sagte Condé zu ihm: Lieber Knabe, Du mein treuer Liebesbote, sag', womit kann ich Dir lohnen? Du hast so manches für mich gethan. Sprich, jeden Wunsch, sei er noch so groß, ich will ihn erfüllen!

Wollt Ihr das? rief Jeronimo freudig. Nun, so hört meine Bitte! In dem Gefängnisse zu Mantua seufzt Jeannette, die alte Zigeunerin; man hat sie der Zauberei beschuldigt, wie ich von Basil vernommen, und schon seit einem Jahre sitzt sie dort gefangen. Verwendet Euch bei dem Herzoge für sie, sie ist wahrlich

unschuldig, und war mir immer eine fromme, gute Mutter.

Eine sonderbare Bitte! meinte Condé, doch ich verspreche Dir, mich für sie zu verwenden. Und hast Du sonst nichts zu bitten?

Nichts, gnädiger Herr! denn ich bedarf nichts als einen festen, tiefen Schlaf. — Aber kommt nur, kommt. Er führte ihn nun wieder durch die kleine Treppe hinauf, über den schmalen Gang, nach der heimlichen Thür in Annettens Schlafzimmer, welche eben im Begriff war, sich auszukleiden.

Wacht Deine Gebieterin noch? fragte Condé schnell und warf den Mantel ab.

Eben hat sie sich zur Ruhe gelegt! antwortete sie, vor Schreck über Condé's unerwartetes Erscheinen zitternd.

Ich muß sie sprechen! sagte der Prinz und ging nach der Thüre; doch Jeronimo sprang schnell hinzu, trat vor selbige und sagte zu Annetten: Geh' Du, Annette, und wecke Deine Herrin!

Sonderbarer Knabe! sagte Condé, warum verweigerst Du mir den Eingang?

Bin ich nicht ihr schützender Engel? erwiderte er und sah sanft und bittend den Prinzen

an, so, daß dieser ihm nicht zürnen konnte. Und was wollt Ihr bei dem Fräulein? fuhr er nun fort.

Sie retten! erwiderte Condé. Sie mit mir nehmen und der Rache dieser Königin entreißen!

Gottlob! rief der Knabe. Und ich darf Euch doch folgen?

Folgen? wiederholte Condé verwundert.

Nicht wahr, gnädiger Herr, Ihr nehmt mich mit? bat er.

Es ist kein Pferd für Dich bereit! erwiderte Condé ungeduldig.

Sie nimmt mich mit auf das ihre, — gewiß!

Schweig! rief der Prinz zornig.

Ich folge doch! sagte Jeronimo ruhig, aber bestimmt.

Da öffnete Annette das Zimmer. Condé trat hinein. Der Knabe blieb bei der Zofe zurück.

Doch nur wenige Minuten waren vorüber, so winkte Jeronimo Annetten, sich still zu verhalten, bog sich nieder und drückte das Ohr fest auf den Boden. — Ich höre Fußtritte die große Treppe herauf kommen, horch, sie nahen; jetzt

kommen sie über den Gang: — eile zu Deiner Gebieterin, rufe den Prinzen, er soll um Gotteswillen schnell kommen! und kaum war Annette in das Zimmer getreten, kaum hatte sie des Knaben Warnung wiederholt, als auch schon ein starkes Pochen an der vordern Thür und an der Thüre, die von Annettens Zimmer nach dem Corridor führte, vernommen wurde.

Flieht, flieht, wenn es möglich ist! rief Isabella, sich aus Gend-'s Armen reißend.

Begleitet mich! rief dieser.

Es ist zu spät, rettet nur Euch! sagte Isabella leise.

Im Namen des Königs öffnet! rief eine barsche Stimme von außen.

Nur fort, schnell durch den Garten! sagte jetzt Jeronimo: ich bleibe hier! Er öffnete die Tapetenthüre, der Prinz umarmte noch einmal Isabella, die schnell in ihr Zimmer zurückkehrte, und eilte nach dem Garten. Jeronimo schloß die Thüre hinter ihm.

Jetzt öffnete Isabella das Zimmer, und vor ihr stand der Baron Montesquiou mit Bewaffneten.

Auf wessen Befehl seid Ihr hier, Ritter? fragte Isabella mit ruhiger Haltung.

Auf Befehl der Königin!

Und Euer Auftrag?

Den gefangen zu nehmen, der es gewagt hat, bei nächtlicher Zeit sich in das Schloß zu schleichen und so gütig ist, Euch die Zeit zu vertreiben. Gnädiger Herr! fuhr er mit lauter Stimme fort, zeigt Euch, daß ich mit aller der Euch gebührenden Achtung die Befehle meiner Königin vollführen kann. Jedoch Niemand zeigte sich. So besetzt mit Euern Leuten die Thüren, Charette, befahl Montesquiou, die andern mögen suchen.

Schonunglos, kein Heiligthum ehrend, durchsuchten sie die Gemächer und fanden nichts. Jetzt trat der Maltheser in Annettens Zimmer. Dort trat ihm Jeronimo unbefangen entgegen und begrüßte ihn. Wie kommst Du hieher? fragte Montesquiou.

Zu meinem Liebchen schlich ich! erwiderte lächeln Jeronimo, auf Annetten zeigend und daß Ihr uns stört, Herr, ist nicht fein!

Und wer war der in den Mantel Gehüllte, mit welchem Du durch die Gartenpforte schlüpftest? fragte der Maltheser,

Ein mir unbekannter Ritter!

Und wer ist er?

Kenn' ich ihn doch nicht!

Wart' Burſche! rief der Maltheſer, die Folter ſoll Dir ſchon die Lippen öffnen. Nehmt ihn in Gewahrſam!

Baron Montesquiou! ſagte Iſabella, die bis jetzt geſchwiegen hatte, einen unglücklichen Knaben wollt Ihr foltern, einen Knaben, der —

Maltheſer! unterbrach ſie Jeronimo, und ſein Auge begann ihn ſtarr anzublicken, ein Zeichen, daß der Flor vor ſeine Sinne ſich breite. ehe ich mich auf die Folter ſpannen laſſe, will ich lieber ſagen, was ich weiß. Den Ritter kenn' ich zwar nicht, aber wo Ihr ihn finden könnt, das weiß ich!

Nun, wo? rief Montesquiou ungeduldig.

Als ich zu meinem Liebchen ging, ſchlich er zur Marſchällin von St. André. Sucht ihn nur da in Eurem Neſt. Nun, gute Nacht, mich friert! Er wollte gehen.

Haltet den unbärtigen Knaben feſt und bringt ihn einſtweilen in die Wacht der Bogenſchützen! befahl Montesquiou.

Jeronimo lächelte bei dieſer Drohung. Wartet nur einen Augenblick, Herr Maltheſer! ſagte er ruhig, trat dann vor Iſabellen, ſank vor ihr nieder, und ohne zu ſprechen kreuzte er die

Hände über seine Brust und beugte sein gelocktes Haupt. Isabella verstand ihn; sie legte die Hand auf seine Stirn: Leb' wohl! Gott mit Dir! rief sie. Jeronimo sprang auf, warf einen wilden Blick auf den Ritter und verließ mit den Bewaffneten das Zimmer.

Schönes Fräulein! sagte Montesquiou jetzt, sich zu Isabellen wendend, Ihr werdet die Güte haben, zu einer Reise und schnell Euch vorzubereiten; schon wartet der Wagen im Vorhofe!

Wie meine Königin über mich bestimmen will, so geschehe es! erwiderte sie mit Ruhe.

Montesquiou trat ab, Isabellen Zeit zu lassen, sich zur Reise anzukleiden. Als sie allein war, Annette zu ihren Füßen sank und weinte, sagte sie freundlich: Gott sei gedankt, daß er gerettet ist. Laß das Weinen, Kind! Ohne ihn ist mir der Hof der Königin so öde wie die Mauern eines Kerkers. Darum ist es mir gleichviel, wohin man mich führt! Sie kleidete sich an, Annette packte schnell das Nothwendige ein, und ehe es Montesquiou erwarten konnte, war sie schon ihm zu folgen bereit.

7.

Eben als das Fräulein in den für sie bereiteten Wagen steigen wollte, kam ein Diener Margarethens von Valois eilig herbei und benachrichtigte den Ritter, daß die Prinzessin das Fräulein noch zu sprechen wünsche. Montesquiou besann sich einen Augenblick, dann bat er Isabella, ihm zu folgen, und begleitete sie in das Vorzimmer Margarethens, wo die Kammerfrau der Prinzessin sie in das Zimmer ihrer Gebieterin führte.

Margarethe ruhete im Nachtkleide auf einem Ruhebette, den Kopf auf ihren Arm gestützt. Ihre schöne Hand bedeckte halb ihr liebliches Gesicht, doch blickten die lebhaften Augen noch hervor und schienen Isabellen eine Warnung zuzurufen. Isabella! sagte sie jetzt, sich etwas erhebend, ich habe Euch bisher immer in mein Herz geschlossen. Ihr waret der Königin geliebteste Dienerin, mütterlich hat sie gegen Euch gehandelt, da Ihr, eine arme Waise, auf der verfallenen Burg Eures Vaters in Auvergne verborgen lebtet, und wie habt Ihr die Gnade der Königin gelohnt? Sie hielt inne. Isabella sah sie verwundert an. Ihr Blick schien ganz Anderes zu sagen als ihr Mund, und die Aengst-

lichkeit, mit der sie sprach, war nicht im mindesten in Uebereinstimmung mit dem strengen Ton ihrer Rede. Statt den Prinzen an den Hof zu fesseln, fuhr sie nun fort, fesselt Ihr Euer Herz an ihn und begeht den thörigten, stolzen Wahn, als Prinzessin von Condé Euch an der Spitze der Hugenotten zu sehen und Euch der Macht Eurer Wohlthäterin entgegen zu stellen. Ein armes Fräulein aus den Bergen von Auvergne! Hier warf Margarethe einen bittenden Blick auf Isabellen, welche ihn wohl nicht ganz verstehen mochte. Ein armes Fräulein, wähnt Ihr, Eure Reize wären so mächtig, Euch neben den Thron, an der Hand eines Prinzen von Geblüt zu stellen? — Thörin! Armuth darf der Hoffnung kühnem Fluge nicht folgen, bescheiden muß sie ihre Wünsche zügeln. Des Prinzen Herz konntet Ihr Euch erkaufen, seine Hand steht zu hoch für die arme Waise aus Auvergne! —

Hoheit! sprach Isabella, die von den Gedanken an ihre edle Vorfahren ergriffen, von ihrem Stolze gereizt, sich und Alles vergaß und nicht bemerkte, wie das Auge der Prinzessin sich mit einer Thräne füllte. Hoheit! als Albert de la Tour Turenne, mein hoher Ahnherr, un-

ter dem heiligen Ludwig das Banner von Auvergne im heiligen Lande trug, führten die Vorfahren Alexanders von Medicis Wein und Korn nach Aegypten und bereicherten sich mit dem Golde der edlen Kreuzfahrer. Wohin eine Medicis sich schwang, dahin kann eine La Tour Turenne auch das Auge erheben!

Da rauschte es hinter der Tapete und Catharina von Medicis stand vor dem Fräulein. Margaretha sank ihrer Mutter in die Arme. Vergebt ihr! bat sie, Ihr befahlt mir ja, sie zu reizen. Vergebt ihr das unvorsichtige Wort, das gerechter Stolz ihr entlockte!

Catharina stieß die Prinzessin mit Heftigkeit von sich und trat rasch auf Isabella zu, die ehrerbietig, doch furchtlos sie erwartete. Elende! rief die Königin, aus dem Staube hab' ich Dich gehoben und eine Natter an meinem Busen erzogen, damit mich ihr giftiger Stachel verwunde. Aber zertrümmern will ich Dich und ihn! Die Enkelin des Mannes, der den edlen Kreuzfahrern nach Aegypten Wein zuführte, will Dir einen Trunk bittern Weines reichen, der Dich tödten, langsam tödten soll!

Isabella neigte sich bei diesen Worten tief, aber schweigend.

2.

Mit finſterm, niedergeſchlagenem Blick und geſenktem Haupte kehrte Roger Everwein in ſeine Behauſung zurück, trat in ſeine Schreibſtube, legte ſein kurzes Schwert ab und gab dem alten David, ſeinem Diener, ſchweigend ſein Barett, der eben ſo ſtumm es nahm und ihn unverwandt und forſchend anſah. Endlich ängſtigte ihn der Gram zu ſehr, der ſeinen ſonſt ſo muthigen Herrn nieder zu beugen ſchien, er brach das Schweigen.

„Was bekümmert Euch Herr?“ fragte er, jedoch nur halblaut. „Es muß ſchwer auf Euch laſten, da es Euch ſo ganz niederdrückt. Was iſt in der Verſammlung der Bürger vorgefallen? Darf ich es wiſſen, ſo theilt es mir mit, Herr!“

„Die Chaperons triumphiren!“ ſagte Herr Roger und ballte krampfhaft die Fauſt.

„Lieber Herr!“ unterbrach ihn der Diener „Gönnt ihnen ihren Einfluß, ſie verdienen ihn und erhalten ſie nicht die Freiheit der Stadt? Gewiß, ſie werden ſie noch ferner ſchützen. Trag ich doch auch den weißen Hut und gehöre ich doch auch zur Brüderſchaft und dennoch dien' ich Euch mit Leib und Seele!“

„Sie haben einen Anführer mit unumſchränkter Gewalt gewählt —“ fuhr Herr Roger fort

„Gewiß einen aus ihrer Mitte, vielleicht Peter Dubois, den Fremdling, oder Jakob Michelles, den Fleiſchhauer —“ fiel ihm der Diener in die Rede.

„Ach wär' es einer von dieſen!“ ſagte Roger, bekümmert ſein Haupt ſenkend „Den Philipp Artevelde haben ſie gewählt!“

Und warum jetzt so stumm? fuhr Catharina fort. Warum jetzt keine Worte des Hohnes, Du kühner Sprößling der La Tour Turenne? Bist Du nur stolz, wenn der Medicis Hoheit Dich nicht zu Boden drückt? Bist Du nur so keck diesem kaum erwachsenen, machtlosen Kinde gegenüber?

Ich beuge mein Haupt, erwiderte Isabella und schweige, denn ich stehe vor meiner Wohlthäterin; könnte ich diese vergessen, so fühlte ich Muth genug in mir, der Königin zu antworten. Denn, Gott sei gedankt, mein Stolz, mein Bewußtsein erhebt sich im Unglück und beugt sich nie! Die Königin verfüge über mich, wie ihre Macht ihr erlaubt; meiner mütterlichen Wohlthäterin aber küsse ich dennoch demuthvoll die Hand und bitte, sie möge der Unbedachtsamen vergeben!

Catharina, zwar duldend, daß sie vor ihr niederknieete und ihre Hand leis' an ihre Lippen drückte, blickte noch zornig auf sie nieder, während die Prinzessin mit bittendem Blick an ihrer Mutter aufsah, die ihr jetzt durch einen Wink befahl, Isabellen aufzuheben.

Als diese nun vor der Königin stand und Catharinens ernster Blick auf ihr ruhete, welcher

doch

doch nach und nach in Milde überging, wagte Margarethe von Valois noch einmal, das Herz ihrer Mutter zu erweichen. Sie bat noch einmal, Isabellen zu verzeihen. Doch schien es vergebens, denn ungebeugt, mit dem Blicke eines reinen Bewußtseyns stand Isabella vor ihrer Königin und schien, nach dem einen Opfer, das sie der Wohlthäterin gebracht, der Königin zu keinem neuen bereit.

Einen Augenblick standen sie so schweigend sich gegenüber. Ruhig Isabella, Catharina mit sich kämpfend. Endlich unterbrach die Königin die bange Stille. Wenn ich in Dein Auge sehe, Isabella, wenn ich Dich betrachte, so thut es mir weh, mich von den Zügen zu trennen, an die mein Blick sich so lange, so gern gewöhnt hatte! Was ich hier gehört, will ich vergessen, will es der lieblichen Isabella vergeben, denn wollte ich strafen, könnte ich es nur mit dem Tode! und zerstören kann ich Dich nicht! Aber was ich früher über Dich beschloß, bleibt unabänderlich. Geh', wohin Dich Montesquiou führen wird, erwarte von der Zeit Alles, von ihm Nichts. Sie drehte ihr schnell den Rücken zu, und ehe Isabella ein Wort erwidern konnte, war sie schon hinter der Tapete verschwunden.

Ich werde für Dich handeln, Dich nie vergessen! sagte Margarethe. Leb' wohl, arme Isabella und füge Dich mit Geduld in Dein Schicksal!

Prinzessin! erwiderte Isabella, ihre Hand küssend, Ihr seid so gut, so gnädig gegen mich, daß ich auch jetzt noch eine Bitte an Euch wage: Basil's Knabe ist gefangen, rettet den Armen, ich bitte Euch!

Der schöne, goldgelockte Knabe? fragte Margarethe.

Der nämliche! erwiderte das Fräulein.

Hierüber beruhige Dich, Isabella; ich werde mich seiner annehmen, sagte die Prinzessin, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und entließ sie. Montesquion führte sie nun zum Wagen, wo sie Annette schon vorfand. Der Maltheser und mehrere Bewaffnete begleiteten sie.

8.

Den armen Jeronimo hatte bei den Bogenschützen noch kein Schlummer gestärkt, als der Befehlhaber der Wacht, noch eh' es Mittag war, ihm die Nachricht brachte, daß er frei sei und

zu seinem Herrn zurückkehren könnte. Freundlich die bärtigen, rauhen Männer grüßend, nahm er seine Laute und wanderte zu Basil. Zwar empfing ihn der Greis mit ernstem Blick, doch schwebte kein Vorwurf über seine Lippen, er sagte ihm nur mit anscheinender Kälte: Nun wirst Du doch hier Ruhe finden, thörigter Knabe! Isabella ist vom Hofe entfernt, Niemand weiß wohin.

Isabella? rief Jeronimo. Meister! sie ist fort? — Ha! Condé! setzte er lachend hinzu.

Nicht Condé, der Maltheser hat sie mit Gewaffneten fortgeführt.

So schlagt Eure Bücher auf, nur schnell, und sagt mir, wohin sie sei.

Die Vergangenheit liegt nicht immer vor meinem Blicke!

Und was nützt dann Euer Wissen, Vater! wenn die flüchtige Gegenwart, an Euch vorüber eilend, das Buch Eurer Erkenntniß schließt? — Ach, ruft Ariel, fragt ihn, er weiß es gewiß!

Frag' die Prinzessin Margarethe, sie allein kann Dir das Geheimniß enthüllen.

Margarethe, die schöne Valois? — O laßt mich zu ihr!

Erwarte Deine Zeit, unterbrach ihn Basil. Du bist sehr ermattet, und ruhe indeß; Ariel soll über Dir schweben und die sanften Töne seiner Harfe sollen Dich in erquickenden Schlummer wiegen. Du bist sehr matt, mein Jeronimo! — Da nimm, trink! Der Knabe leerte den dargereichten Becher, setzte sich auf sein Lager und bald schloß sich sein müdes Auge. Da war es ihm, als träte Ariel vor ihn, die Harfe im Arm, und ihre sanften Töne schienen auf ihren Schwingungen ihm den Schlummer zuzuführen. Doch war Ariel heute nicht wie sonst; er schien nicht mehr nur aus Luft gehaucht, über ihn zu schweben. Schön und irdisch, wie eine holde, zarte Jungfrau geformt, saß er neben ihm und griff in die Saiten der Harfe und sein müdes Haupt sank an Ariel's Brust, ihm war, als ruhe er wieder auf wiegendem Pfühl in den Armen Isabellens, seine Augen schlossen sich ganz und seine Träume führten ihn weit weg in eine andere Region des Entzückens. Ariel ließ nun die Harfe in seinen Armen ruhen.

Greif nur noch in die goldenen Saiten, sagte Basil, seine beruhigte Seele schwebt auf ihren Tönen immer höher und höher, und der Schlummer wird immer mehr durch ihre Zauberklänge

auf seine müden Augen hernieder gezogen. Greif nur immer in die goldenen Saiten, Mariane! Du wirst nicht lange mehr an des Bruders Lager die Sehnsucht mit ihm theilen können. Laß ihn jetzt sein Wiegenlied hören, schon morgen vielleicht singst Du ihm den Grabgesang.

Ist denn keine Rettung mehr, Meister? fragte das Mädchen.

Das menschliche Auge sieht keine, das Aug Gottes möge mit Barmherzigkeit auf ihn sehen!

Seht, wie er lächelt, Meister! eine leichte Röthe überfliegt seine bleiche Wange! — Seht nur, je sanfter meine Saiten tönen, desto freundlicher lächelt sein Mund, und mir ist fast, als strahle aus dem geschlossenen Auge der Friede eines Engels mir entgegen.

Berühre nur recht sanft die Saiten, daß er nicht erwache, sagte Basil, denn sicher sieht er jetzt Isabella in seinem Traume. — Ach, wo das Leben so wenig bietet, wo es in so düsterm Nebel verschleiert vor dem irren Blick ruhet, da ist das Sternenlicht der Nacht eine wohlthätige Flamme, da eint sich im Glücke eines Traumes die ganze Seligkeit eines qualvollen Lebens,

und auf den Tönen der Harmonie ſchwebt die Ruhe in das wunde Herz.

Des Mädchens Roſenfinger ſchwebten nur ſanft über die Saiten, wie ein Abendlüftchen über die Aeolsharfe, und ihr Auge ruhete mitleidvoll auf dem bleichen Schläfer. Armer Bruder! rief ſie und beugte ſich über ihn, und als ihre Lippen die ſeinen leiſe berührten, zuckte Jeronimo, das Lächeln war verſchwunden und keine Töne riefen es zurück.

Als er erwachte, dämmerte es ſchon.

Margarethe von Valois erwartet Dich! rief ihm Baſil entgegen.

Und wo iſt Ariel? fragte Jeronimo und ſchien kaum auf das gehört zu haben, was der Meiſter ſo eben ſagte.

Er iſt fern von hier! erwiderte Baſil. Doch kleide Dich an, mein Sohn, geh' zu der Prinzeſſin, ſie hat Dich verlangt; Du ſollſt Deine Laute mitbringen.

Der Knabe ſprang auf, ordnete mit beſonderer Sorgfalt ſeine Locken, warf den Mantel um, legte den Spitzenkragen zurecht und konnte vor Ungeduld die Zeit nicht erwarten.

Jeronimo! ſagte Baſil lächelnd, da er den Knaben ſich ſo ſorgfältig ſchmücken ſah, auch

mir liegt viel daran, zu erfahren, wohin Isabella de la Tour gebracht worden ist. Forsche die Prinzessin aus, wende alle Künste der Schmeichelei an, ihr das Geheimniß zu entlocken, nur auf diesem Wege kannst Du Deine Gebieterin wieder sehen. Doch, beeile Dich, ich sehe den Diener sich nahen, der heute schon einmal hier war; er kommt, Dich zu rufen.

Der Knabe warf die Laute über seine Schulter, und freudig, als eilte er schon Isabellen entgegen, folgte er dem Diener.

9.

Die Prinzessin empfing ihn freundlich. Setze Dich, Jeronimo, sagte sie, indem sie ihre Arbeit weglegte. Ich habe gehört, Du sängst recht brav und spieltest die Laute meisterhaft; willst Du mir wohl ein Liedchen singen?

Wenn ich Lohn dafür erwarten darf, erwiderte er dreist.

Und welchen? fragte die Prinzessin, seinen Wunsch falsch deutend.

Er ist nur gering, Hoheit! erwiderte er und Ihr könnt ihn leicht gewähren. Doch erst das

Lied, dann den Lohn. Er ergriff ſchnell ſeine Laute. Aber welch ein Lied wünſchet Ihr?

Der Minne ſing' ein Loblied, junger Troubadour! ſagte Margarethe von Valois.

Der Minne ein Loblied? rief Jeronimo traurig. Wie kann ich das?

Er ſchwieg, ſein Geiſt ſchien abweſend, ſein Lockenkopf ſenkte ſich tief, und wie die warmen Thränen herniederrollten und ſein Schmerz, in einem tiefen Seufzer ſich auflöſend, hervorquoll, ſagte Margarethe innig gerührt: Komm zu mir, Jeronimo!

Der Knabe fuhr auf, ſah' die Prinzeſſin ſtarr an, und trat mit thränendem Blick zu Margarethen, die ihm freundlich zuwinkte.

Ach! ſeufzte er und legte die Hand auf ſein Herz, während ſein Auge ſonderbar auf Margarethen von Valois ruhte, und ſein Blick ſich mit jeder Minute immer feſter auf ſie heftete, immer glühender wurde. Endlich ſank er langſam, wie vor Ermattung, zu ihren Füßen und legte ſein müdes Haupt in ihren Schooß.

Der Prinzeſſin wurde bange. Die ſonderbare Stimmung, in welcher der Knabe zu ſeyn ſchien, ließ ſie nicht ohne eine Art Grauſen in ſeiner Nähe, aber bald hob er den Kopf wie-

der, ſah, immer noch vor ihr knieend, ſo bittend, ſo ſanft nach ihr auf, daß ſie ihm die Locken aus dem Geſicht ſtreichen und ihm freundlich zunicken mußte. Doch immer lebhafter, immer bittender wurde ſein Blick, immer glühender, inniger ruhte ſein Auge auf den ihrigen, ſo daß ſie ihn endlich fragte: Sag' mir, Jeronimo, was Du willſt; ein Wunſch ſchwebt mir aus Deinen Augen entgegen — ſprich offen.

Ein Wunſch, Hoheit! — ſprach der Knabe — und eine Erinnerung trat vor mich, ſo zauberiſch und lockend —

Und welche? fragte die Prinzeſſin geſpannt.

Den ſchönſten Traum meines Lebens, fuhr er fort, hab' ich in ihren Armen geträumt, ach könnte ich nur noch einmal ſo ſanft gebettet ſchlummern!

Biſt Du müde? fragte Margarethe.

Erſt ſeit einer Stunde bin ich erwacht, erwiderte er — und doch bin ich ſchon wieder ſo matt! Ach! fuhr er fort, die Lebenslampe glimmt nur noch, nur des Meiſters ſtärkender Trank und Ariel's Sorgfalt erhalten ihr mattes Licht.

Und wer iſt dieſer Ariel?

„Ja freilich, dann wehe Euch und uns!“ sagte der alte David „Ich traute ihm nie und jetzt, nach dem, was zwischen Euch vorgefallen ist, noch weniger. Es liegt zwischen seinen Augenbraunen ein finstrer Zug, der immer mein Herz von ihm abgewendet hat, es blitzt etwas heimtückisches aus seinen Augen. Ich fürchte, ich fürchte!“

„Geh hinauf zu der Frau und der Tochter und bereite sie auf die Schreckensnachricht vor“ befahl nun Everwein. „Ich bin zu verstimmt, zu gebeugt, um mich so ihnen zu zeigen. Geh David!“

Der Alte ging und Herr Reger blieb indessen sorgenvoll in seiner Stube, rief seinen Buchhalter und gab ihm den Befehl, die Rechnungsbücher in Ordnung zu bringen und alles so einzurichten, als ob er morgen Rechenschaft geben müßte, dann glaubte er sich hinlänglich gestärkt, um zu den Seinen hinauf zu gehen.

Er fand sie beruhigter, als er gefürchtet. Die Mutter hatte geweint und saß, das Haupt in der Hand, auf ihrem Sorgenstuhle und Alice stand mit heiterm, ruhigem Blick vor ihr. Als der Vater zu ihnen trat, streckte die Mutter ihm die Hand entgegen, die Tochter holte ihm einen Sessel und rückte ihn zurecht; keines berührte das Vorgefallene.

„Weißt Du es schon, Mutter?“ fragte Herr Reger endlich.

„Ich weiß es!“

„Und Du bist so ruhig Alice?“ wendete er sich zur Tochter.

„Unser Schicksal steht in Gottes Hand!“ sagte diese mit Ergebung.

Ein dienender Geist meines Meisters. Doch als ich schlummerte, war es mir, als sei es meine Schwester. Er sah immer noch bittend und sehnsuchtvoll nach Margarethen von Valois auf.

Jeronimo, fragte diese, was starrst Du so sonderbar mich an? Sag' mir Deine Bitte; kann ich, so erfülle ich sie gewiß.

Ach! könnt' ich nur noch einmal so sanft gebettet schlummern! — rief er; doch plötzlich sprang er auf und ergriff die Hand der Prinzessin — Wo haben sie Isabellen hingeführt? Sagt es mir, ich bitte, ich fleh' Euch!

Ich darf Dir das nicht sagen, Jeronimo, sprach Margarethe bewegt. Ich würde den Zorn der Königin auf mich laden.

Was ist der Zorn einer Königin, rief Jeronimo, wo es das Glück eines Engels gilt! Ihrem Zorn würde ich spotten, wie ihren Henkern, wüßt' ich Isabellen zu retten. Sagt mir es!

Es thut mir wehe, Deine Bitte nicht gewähren zu können!

Nicht können? — rief Jeronimo — So habt Ihr nie geliebt. Bei Allem, was Euch heilig ist, beschwör' ich Euch, sagt es mir, daß ich sie retten kann!

Du? unterbrach sie ihn lächelnd.

O, wo die Liebe waltet, da giebt sie hohe Kraft! rief er in höherer Spannung, blickte starr die Prinzessin an und ein Kampf schien in seinem Innern zu beginnen, doch plötzlich stürzten helle Thränen aus seinen Augen, er ergriff die Laute und mit den Tönen der Wehmuth sang er:

O laß mich wissen, wo die Arme weilet,
Wo einsam sie um den Geliebten klagt;
Kein Freundes-Herz sanft ihren Kummer theilet.
O laß mich's wissen, eh' das Frühroth tagt.

Laß mich es wissen, quäle mich nicht länger;
Denn meine kurzen Stunden sind gezählt,
Und immer schließt mein Lebenskreis sich enger
Und immer bittrer wird mein Herz gequält.

Sei menschlich, sprich! erhöre doch mein Flehen,
Verschweig' es, holder Engel, länger nicht,
Daß ich noch einmal in ihr Auge sehen,
Und sterben kann vor ihrem Angesicht!

Er sank zu ihren Füßen nieder, doch Margarethe hob ihn schnell auf, drückte ihn, von Mitleid ergriffen, an ihre Brust, und — als ob sie ihm Ersatz geben könnte für das, was sie ihm verweigerte, drückte sie ihre rosigen Lippen auf den bleichen Mund des Knaben, der,

von diesem warmen, glühenden Lebenshauche durchzuckt, tief aufseufzend sein Auge schloß.

Doch lange lag er nicht in dieser süßen Ermattung, sanft wand er sich aus Margarethens Armen. Himmlischer Engel! rief er, und wären Deine Lippen die Pforten der Morgenröthe selbst, und erstänb' mein gebeugtes Herz bei ihrer Glut, wie die Kelche der Blumen, wenn sie Aurora begrüßen, doch wär' mir die Kunde, wo Isabella trauert, lieber als diese rosigen Lippen, als dieser Kuß, der mich für Augenblicke täuschend zu ihr entführte. Margarethe erröthete und sah unmuthig auf ihn herab. Zürnt mir nicht, Hoheit! fuhr er fort. Nur noch an einem Gedanken hält sich mein mattes Leben fest, und der Gedanke ist Isabella. Ach, habt Ihr je geliebt, hoffnungslos geliebt, die Glut zurückgedrängt in die wogende Brust, wo sie nicht ausströmen konnte in Blick und Wort, dann fühlt Ihr gewiß die Angst meines Herzens, dann öffnet das Mitleid Eure verschlossenen Lippen und Ihr sagt mir, wo ich sie finden kann.

Ich darf es nicht, Jeronimo! erwiderte Margarethe, immer noch empfindlich, daß ein

Kuß von ihren Lippen den Knaben täuschend zu Isabellen geführt hatte.

Ihr dürft es nicht? rief Jeronimo.

Du bittest vergebens, Knabe! erwiderte ihm die Prinzessin ungeduldig.

So? — Ihr dürft nicht — und ich soll es nicht erfahren, wo sie ist? sagte er still vor sich hin. So wandere ich von Ort zu Ort, von Straße zu Straße und suche sie auf und werde sie finden; denn, fuhr er fort und sein Blick heftete sich fest auf den Boden, fern von ihr kann das müde Leben sich nicht losreißen, sterben kann ich nur vor ihrem Angesicht! Doch Ihr! rief er plötzlich aus und sein Auge rollte wild, Ihr, die Ihr ein liebendes Herz martern und ihm die Pforte zu seiner Liebe verschließen könnt, Euch kann, Euch wird die Liebe nicht beglücken, ihre süße Wonne wird Euch fremd, ihre heilige Glut für Euch verloschen seyn; trinken werdet Ihr gierig aus ihrem Quell und doch ewig dürsten, brennen werdet Ihr von irdischer Glut und die Himmelsflamme wird Euch nie erwärmen; der Liebe Gift werdet Ihr saugen, nie ihre Himmelstropfen! Das mein Fluch! —

Er stürzte aus dem Zimmer, Margarethe

blickte erschüttert ihm nach. War dies das Bild meines Lebens? rief sie aus, und ihr finsteres, unglückliches Schicksal schwebte gespenstig an ihr vorüber.

10.

Sie will es nicht sagen, wohin sie Isabellen geführt haben! rief Jeronimo außer sich, als er mit wildem Blicke in das Zimmer Basil's trat, doch schnell verstummte er; denn an des Meisters Seite sah er Ariel, eine schöne blühende Jungfrau stehen. Nicht mehr wie einst unsichtbar umschwebte er ihn, so wie er glaubte, nicht im phantastischen Gewande, wie er ihn auf dem Fußgestelle zuweilen gesehen, wenn die Pforten des Zauberreichs sich mit dem Meister öffneten. In einfacher jungfräulicher Kleidung stand dies schöne Mädchen vor ihm.

Auch Dir soll sich noch ein Schleier lüften, mein Jeronimo! sagte Basil, länger darf ich Dir die irdische Wonne nicht entziehen, sonst ist's zu spät! Drücke Deine Schwester an die Brust. Er führte Mariane ihm zu, stürmisch umfing sie den Bruder, der mit neuem, ihm

unbekanntem Gefühle an ihr hing und sie krampfhaft umschlungen hielt. Als Basil sie trennte, ruhte noch lange sein Blick auf der Schwester lieblicher Gestalt.

Und warum habt Ihr mir das so lange verschwiegen, Meister! sagte er traurig. Vielleicht hätte ich in der Schwester Blick die Ruhe gefunden, die mich nun wohl für immer verlassen hat. Warum thatet Ihr es, Meister?

Dies kann ich Dir nicht erklären, Jeronimo. Genieße Dein Glück, und wenn Deine Sehnsucht Dich von uns wegziehen will, halte Dich Mariane mit ihren holden Augen hier fest.

Freundlich sind die Augen wohl, unterbrach ihn Jeronimo, aber doch so schwermuthvoll; es ist mir, wenn ich hinein blicke, als sähe ich in einem Spiegel die Meinigen.

Da trat ein Diener der Königin ein und beschied Basil zu ihr. — Ich muß Euch verlassen, Kinder, sagte er bewegt, schwelgt in der lang entbehrten Wonne, und vergiß nicht Deine Harfe, Mariane, wenn seine Sinne sich trüben! sagte er leise zu ihr, dann küßte er Jeronimo's Stirne und wollte gehen.

Meister! rief dieser und hielt ihn zurück, so kalt wolltet Ihr von Eurem Jeronimo schei-

den? — Sonst schloßt Ihr ihn, wenn Ihr ginget, wohl zuweilen in Eure Arme fest und innig und drücktet ihn an Eure Brust, und wenn er dann von Eurer Güte durchdrungen Eure Hand erfaßte und sie stürmisch küßte, so legtet Ihr sie wohl segnend auf sein Haupt. Er beugte es bei diesen Worten vor dem Meister nieder, und dieser legte, vom Schmerz ergriffen, die zitternde Hand segnend auf ihn. Der Frieden des Herzens, so sprach er, umwehe Dich, des Himmels Friede begleite Dich. — Schlaf sanft und ruhig!

Als die Thüre sich schon lange hinter Basil geschlossen hatte, stand Jeronimo immer noch gebeugt und schweigend da. Schlaf sanft und ruhig! murmelte er leise. Kann ich das? rief er plötzlich und trat zu der weinenden Schwester. *Kann ich das? — Ach, wie vermöcht' ich's,* wenn ich Isabella nicht finde? — Höre mich! sagte er plötzlich und sah sich sorgsam um, als fürchte er, daß ihn Jemand belausche. Höre mich, Schwester. Ich ziehe fort von hier, schleiche mich leise von dem Meister weg und von Dir, und das noch heute. Ob ich sie finden werde, ob sie mein müder Fuß erreichen wird, weiß nur der Vater dort oben, aber ich glaube

fahrt, das Herz Dir klopft, die Sinne sich verwirren und es in Deinem Hirn brennt und zuckt wie in dem meinen, dann senke ich mich nieder, schwebe über Dich, wehe leis' und lind' mit meinen Flügeln Dir Kühlung zu, zum Dank, daß Du sie nicht verlassen hast, und drücke Dir sanft die Augen zu, wenn Du kömmst, mich aufzusuchen. — Willst Du, Schwester? — Mariane sank in seine Arme. — Versprich es mir, daß ich ruhig meine Wallfahrt antreten kann.

Ich will mich nicht von ihr trennen! rief das Mädchen, bleib' Du nur hier, mein armer, kranker Bruder! Ich will gehen und sie suchen! Du wirst sie nicht finden!

Ich nur werde es! sagte er lächelnd; dann fuhr er wehmüthig fort: Krank und matt wäre ich? Ja wohl, krank; o mein Fuß schmerzt und meine Brust ringt nach Luft. Aber mit jedem hohlen Seufzer, den sie ausströmt, mit jedem Tropfen Blut, der dem wunden Fuß entquillt, trete ich der Ruhe, trete ich ihr einen Schritt näher; o darum laß mich! — mein Geschick zieht mich fort! Er nahm seine Laute. Laß mich! sagte er bewegt zu Marianen, die ihn in ihre Arme schloß. Hier würde ich sterben in

Schmerz, dort ſterbe ich in Wonne! — Lebe wohl! Grüße den Meiſter, danke ihm für das, was er Liebes mir gethan, ſchließe ſeine müden Augen, wenn der Tod ihn ruft, ich kann es nicht — und vergiß Dein Wort nicht, Schweſter!

In der Stunde, wo wir uns fanden, willſt Du mich verlaſſen? rief Mariane. — O, weile nur, mein Bruder, bis der Meiſter kommt, weile nur einen Augenblick noch!

O, Du kennſt die Sehnſucht der Liebe nicht, Schweſter! rief er erglüht, und kehrte der Meiſter zurück und umſchlänge mich mit ſeinen magiſchen Kreiſen, ſo bräche ich doch durch alle Zauber hindurch und zöge ihr nach, — ich kann nur ſterben vor ihrem Angeſicht! Noch einmal umarmte er ſie, doch als er ſich entfernen wollte, wendete er ſich plötzlich und ſagte heftig: Einen Menſchen haſſe ich! — ja, nur Einen! — Dieſen Haß übergebe ich Dir! — Schwöre mir, wenn ich todt bin, mich und ſie zu rächen!

Mariane ſchwieg erſchüttert.

Wild, ſtarr ſah er auf ſie, deren Schweigen ihn erzürnte. Doch plötzlich umzog Wehmuth ſeine finſteren Züge und er rief ſchmerzlich: Du ſchwöreſt nicht? Du giebſt mir nicht den

„Aber auch zunächſt in der Hand Arteveldes, den Du noch geſtern ſo ſchnöde zurückwieſeſt.“

„That ich das Vater? Das thut mir leid! Schnöde wollt' ich ihn nicht zurückweiſen, ihm nicht wehe thun. Ich mußte mich jedoch endlich ſeinen Bewerbungen entziehen, die mir längſt ſchon läſtig waren. Ihr wißt ja Vater, mein Herz iſt nicht mehr frei; war es da nicht Pflicht, ihm alle Hoffnung zu nehmen?“

„Ich kann Dich nicht tadeln, Dir nicht zürnen,“ ſagte der Vater „aber Deine Liebe zu Ludwig von Enghien wird Dich und uns ins Verderben ſtürzen.“

„Und hätte ich auch Ludwig nicht geliebt, Vater, ſo hätte ich doch Philipp Arteveldt nie mein Herz zu gewendet, ihm [illegible] meine Hand gereicht. Uns trennt eine weite Kluft. Der Zauber, der ſo gewaltig das Herz des Menſchen anzieht, der in dem erſten Augenblicke, da ich Ludwig ſah, mich an ihn feſſelte, fehlt ihm. Iſt die Gluth, die aus ſeinen Augen ſtrömt, eine magnetiſche Kraft, ſo bin ich nicht das Eiſen, das ſie anzieht; ſie ſtößt mich ab. Wir ſind zwei feindliche Naturen; ich offen und wahr, er zurückhaltend und verſteckt. Ich fürchte, Vater, das Schrecklichſte und bin auf Alles gefaßt. Arteveldes Leidenſchaft iſt eine wilde Flamme, keine zarte Neigung des Herzens, ſie wird hervorbrechen und uns vernichten!“

„Und dennoch glaub' ich, Kind,“ begann jetzt die Mutter „daß wir auf alle Fälle denken müſſen. Sollte ſein Stolz nicht zu tief gekränkt, er nicht zu ſchwer beleidigt ſein, ſollte er noch einmal um Dich werben, ſo laß, Alice, Deinen Verſtand mehr ſprechen, als Dein Herz. Das Heer des Grafen rückt heran, vielleicht geſtalten ſich

Troſt mit hinüber, Mariane? Ach, Du liebſt mich nicht!

Ich ſchwöre! — rief das Mädchen. Doch wen trifft dieſer Schwur? fragte ſie bebend.

Den Maltheſer Montesquiou! rief Jeronimo, drückte noch einmal die Schweſter in ſeine Arme und eilte davon.

Den Maltheſer Montesquiou! Armes, armes gebrochenes Herz! ſagte die Zitternde dumpf vor ſich hin.

11.

Schalmeien tönten aus der Ferne und näherten ſich immer mehr der großen Linde auf der Wieſe vor Biville. Jetzt ſah man von der Kloſterkirche der Abtei St. Claire einen Zug Landleute, mit Bändern und Blumen geſchmückt, ſich nahen, Pfeifer ſchritten voran, Paar und Paar ſchritten ſie einher, in ihrer Mitte ein junges Brautpaar. Als ſie unter muntern Geſängen der Linde näher kamen, auf deren Zweigen Bänder und Blumen im Winde ſich ſchaukelten, bildeten ſie einen Kreis um das Braut-

paar und, einer alten Gewohnheit in Angoumois gemäß, ſangen ſie im gemeinſchaftlichen Chor:

Wer ſich ein holdes Weib errang,
Dem töne freudiger Geſang;
Er hat in dieſer Pilgerwelt
Das ſchönſte Loos gezogen,
Und wer es feſt und treu nur hält,
Den hat es nicht betrogen.

Chor der Mädchen.

Die Myrthe ſchmückt ſo ſchön das Haar
Mit ihren grünen Zweigen!
O wäre ſie doch immerdar
Das Blümchen ſonder Gleichen!

Chor der Jünglinge.

Ja, heute grün — bei'm Morgenroth,
Da liegt das Blümchen welk und todt.

Ein Jüngling.

Der goldne Ring drückt oft ſo ſchwer,
Und läßt ſo tiefe Wunden;
Die Freiheit lieben wir ſo ſehr,
Mit ihm iſt ſie verſchwunden.

Chor der Mädchen.

Wer ihn nicht freventlich zerbricht,
Den drückt das Ringlein wahrlich nicht.

Der Kreis öffnete ſich, die ſchöngeputzten Mädchen ließen das Brautpaar unter dem Schutze

der Jünglinge und der Aeltern und liefen jetzt eilig der Linde zu, um die Rasenbank, auf welche das Brautpaar sich setzen und einen Becher Wein leeren mußte, wieder zu ordnen, wenn etwa irgend ein Zufall oder der Wind die Blumen, mit denen sie geschmückt war, verwehet hätte. Aber wie erschracken sie, als sie, statt Blumen, einen Knaben dort fanden, der, seine Laute im Arm, bleich, als ruhe er schon in dem Arm des Todes, auf der Rasenbank entschlummert war. Neugierig betrachteten sie ihn. Seht nur! rief die Eine, seht nur die schönen Locken, wie sie so voll, so gelb ihm über die Schultern rollen. Seht, fuhr Manon fort und strich die herabgefallenen aus dem Gesicht des Schläfers, seht nur, wie schön der Jüngling ist, aber wie bleich. Er lebt doch noch? Sie beugte sich leicht über ihn, als wollte sie seinen Athem belauschen aber sie konnte nicht widerstehen, unbemerkt drückte sie einen leisen Kuß auf des Schläfers Lippen, und als eben jetzt die Schalmeien ertönten und unter Jauchzen der Zug näher kam, schlug der Knabe die müden Augen auf und starrte mit den weitgeöffneten das Mädchen an, welches erschrocken zurückfuhr.

Wo bin ich? rief Jeronimo. Wer seid Ihr

lieblichen Kinder? Ach, gebt mir einen Labetrunk, mich dürstet recht sehr und ich bin so matt! —

O Gott! kein Quell ist hier! rief Manon, richtete den wieder Niedergesunkenen auf und blickte forschend umher. O fort nach dem Dorfe, er stirbt in meinen Händen! Während eines der Mädchen nach dem Dorfe eilte, war der Zug genaht und man führte die Braut zu ihrem Sitze. Die Rosen waren zerdrückt, die Blumen durch den Knaben entblättert, nur ein blüthenloser Myrthenzweig hatte sich traulich um seine Laute geschlungen, die er immer noch in seinen Armen hielt und fest an sich drückte.

Einen Trunk! — lallte er noch einmal.

Da faßte die Braut den mit Rosen umkränzten Becher: Wir sollten ihn leeren, so befiehlt es der ehrwürdige Gebrauch in Biville, sagte sie nach dem Bräutigam sich wendend. Erlaube, daß ich ihn dem hülflosen Jüngling zur Stärkung reiche. Sie ergriff den Becher, und als sie sich ihm nahte, nickte Jeronimo ihr freundlich entgegen und schlürfte den erquickenden Trank mit vollen Zügen ein. Und als das schlummernde Leben wieder in ihm erwachte, als er sein Auge wieder heben und in den Pur-

pur der untergehenden Sonne sehen konnte, sagte er mit matter Stimme: Ich wußte es wohl, daß ich nicht sterben würde, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, nur vor ihrem Angesicht bricht mir das Herz!

Die Jünglinge hoben ihn jetzt von dem Rasenplatze, den die Jungfrauen von neuem für das Brautpaar mit Blumen schmückten, die Alten breiteten dem Sitze gegenüber ihre Mäntel aus und ordneten, so gut sie konnten, für ihn ein weiches Lager; dorthin wurde der Ermüdete getragen.

Ist auch der Becher zur Hälfte geleert, sagte jetzt ein ehrwürdiger Greis, so habt Ihr die Liebe mit dem Erbarmen getheilt, und Gott wird Euch die Neige segnen. Setzt Euch, meine Kinder! — Das Brautpaar setzte sich unter die Linde, mit Blumenkränzen umwand sie die Jugend, und als sie die Neige des Bechers geleert hatten, faltete Alles die Hände, betete im Stillen und flehte den Himmel um den Segen der Liebe.

Jeronimo hatte mit großer Aufmerksamkeit dem Trinken zugesehn; der Liebe Glück, der Liebe belohnendes Ziel war feierlich vor ihn getreten, und jedes Wort, jedes schaukelnde Blu-

mengewinde hatte ihm die Sehnsucht, die unaussprechliche Sehnsucht in das halb schon erstorbene Herz gesenkt. Als die Liebenden den Becher geleert, als kein rauschendes Lüftchen, kein säuselndes Blatt die Stille des Gebetes unterbrach, nahm Jeronimo die letzte Kraft zusammen, faltete die Hände und betete leise: Vater im Himmel, schenke den Glücklichen viel der rosenbekränzten Tage, mir Unglücklichen nur noch einen seligen Augenblick, und dann laß mich sterben! Er schloß sein Auge, und als ihm die Sehnsucht Isabella zeigte, so glaubte er, der Himmel habe seinen Wunsch erhört. Leb' wohl, Geliebte! rief er leise — und du trauter Freund, rief er dem Schlafe entgegen, den er für seinen Zwillingbruder, den Tod, hielt, komm, nimm mich auf und trage mich hinüber!

12.

Als Jeronimo erwachte, saß Manon neben ihm und die Morgensonne schien freundlich durch die runden Scheiben des kleinen Fensters. Er sah das Mädchen verwundert an, blickte umher in dem kleinen Zimmer und senkte dann traurig

das Haupt. Ich bin nicht gestorben ohne sie, bin nicht auferstanden mit ihr! sprach er traurig. Ich schlief nur und träumte und bin am Morgen wieder zu meiner Qual erwacht, und muß weiter wandern, sie suchen, und kann doch nicht! Doch ja! sagte er, und ein heiteres Lächeln überzog sein bleiches Gesicht. Sie muß nicht weit von hier seyn, mir ist, als ob ich ihre Luft athmete, ihre Stimme vernähme, als ob der Zauber, der sie umgiebt, mich hin nach ihren Kreisen zöge — hilf mir doch, gutes Mädchen! — Er richtete sich auf, hob sich vom Lager und trat an das offene Fenster, wo er die Aussicht nach der nahe gelegenen Abtei St. Claire hatte. Sei mir gegrüßt, kühle Morgenluft! rief er aus: Auf Deinen rosigen Schwingen führst Du die Hoffnung mir zu und das Vertrauen, die auf dem Thränen-Flügel der Abendröthe mir entschwanden. Ach, wie kühlst Du den brennenden Schmerz in meiner Brust, wie hauchst Du so sanft mit Deinen frischen Lebensblüthen mich an, und wehest den Schleier hinweg, der vor meine getrübten Sinne sich gebreitet hatte. Frei athme ich wieder, frei blicke ich hinauf zu dem Himmelsdom und zu dem barmherzigen Vater, der mich in der letzten Stunde des Le-

bens mit klarem, reinem Blick in die ewige Zukunft schauen läßt. — Dank Dir, Vater! Dein Kind tritt nun bald vor Dich.

Jungfrau! sagte er jetzt, sich zu Manon wendend, ist jenes Gotteshaus nicht der heiligen Clara geweiht, und wohnen dort nicht die ehrwürdigen Schwestern des Karmeliter-Ordens? Das Mädchen bejahete es. So hat mich mein Traum nicht getäuscht, fuhr er fort, denn mir erschien die Heilige und winkte mir, und da ich mit bebendem Schritt ihr folgte, sah ich Isabella, und als ich sie sah, schlief ich so fest und ruhig ein, daß ich weiteres von meinen Träumen nicht mehr weiß.

Isabella? fragte das Mädchen.

Ja, Isabella de la Tour Turenne, ein Engel, wandelnd unter Menschen, damit diese todte Erde sich schon hier zum Paradiese schmücke! sagte Jeronimo. Ach, nur einmal möchte ich sie noch sehen, nur einmal noch den Himmelsblick einsaugen und dann sterben. — Ach, wer mir dieses Glück, diese Wonne bereiten könnte! rief er aus, und sein Auge sah verklärt gen Himmel.

Für den würdet Ihr wohl beten, nicht wahr? sagte Manon und sah dem Knaben in das matt

erglühte Auge. Und wenn Ihr als ein Gottes-Engel dort oben wandeltet, würdet Ihr freundlich seiner gedenken und ihn, der Euch die Wonne bereitete, schützen und schirmen? — Nicht wahr, schöner Knabe?

Ich würde ihn schützend umwehen und dankbar mein Gebet für ihn an Gottes Throne niederlegen! erwiderte Jeronimo. Manon ging, Jeronimo blickte noch immer nach St. Clairens Abtei.

Eßt! trinkt! — sagte sie, als sie wieder eintrat, ein spärliches Morgenmahl auftragend; setzt Euch dort an den Tisch.

Laß mich hier, gutes Mädchen, hier am Fenster ist mir wohl! bat er freundlich.

Auch das! erwiderte die Gutmüthige und trug ihm den kleinen Tisch an das Fenster. Eßt nur ein wenig! Ich gehe, verschließe die Thüre, denn mein Vater kommt erst spät wieder heim, doch kehre ich bald zurück, geduldet Euch bis dahin. Vielleicht komme ich mit guter Nachricht wieder. Sie verließ ihn schnell.

Das Auge, das immer heiterer, immer verklärter wurde, unverwandt nach der Abtei gerichtet, rührte Jeronimo von dem, was Manon ihm aufgetragen hatte, nichts an. Sein ganzes

Wesen war in Sehnsucht und Ahnung aufgelöst, als er Manon durch den mit Linden bepflanzten Weg, der nach der Abtei führte, eilen sah und die Lebensflamme schien wieder hell und wärmend in ihm aufzuflackern. Unverwandt blickte er ihr nach, laut klopfte sein Herz, und doch wußte er nicht warum. Durch sein ganzes Wesen, in jedem Blutstropfen, der durch seine Adern rollte, schien Hoffnung zu strömen, und die Ahnung, daß jene Mauern Isabella verschlössen, daß er sie wieder sehen würde, gestaltete sich immer mehr und mehr, und Ungeduld, Hoffnung und Sehnsucht spannten die erschlafften Lebenskräfte gar wunderbar. So harrte er und der Mittag war längst vorüber, noch kehrte Manon nicht zurück. Endlich, schon stand die Sonne tief, da sah er sie hereilen; schnell war ihr Schritt, hoch schwang sie ihr weißes Tuch in der Luft zum Zeichen der Freude, und als sie dem Hause nahete, trat ihr Jeronimo, die Laute im Arme, entgegen, und ohne auf ihre Worte zu hören, sagte er: Führe mich nur zu ihr, ich weiß es, sie weilet dort.

Erstaunt sah das Mädchen ihn an. Als ob alle Kraft des Lebens plötzlich in ihn zurückgekehrt sei, so fest, so rasch schritt er der Abtei

hier die Verhältniſſe bald anders. Verſtelle Dich, gieb ihm Hoffnung, ſetze die Erfüllung ſeiner Wünſche weit hinaus, ſo gewinnen wir Zeit."

„Das kann ich nicht!" erwiederte Alice beſtimmt „Verſtellung iſt mir fremd, täuſchen werd' ich Niemand."

„So wirſt Du uns verderben!" klagte die Mutter.

„Ich hoffe, nein!" ſprach die Jungfrau feierlich „Es waltet ein Gott über uns, barmherzig und allmächtig. Will er uns nicht untergehen laſſen, was vermag ein ſchwacher Menſch, was vermag der elende Anführer eines blutgierigen Haufens? Zaget nicht, Mutter, faſſet Muth, Vater, vertrauet Gott und dann komme, was da will! Dem Muthigen nahet das Schickſal nicht unvorbereitet, ſein Pfeil trifft ihn nur halb. — Finſtre Wolken umziehen meine Lebensſonne" ſprach ſie jetzt wehmüthig „Eine düſtre Ahnung ſagt mir, ſie wird mich nicht mehr mit ihrem goldnen Himmelsglanze beſtrahlen, aber dennoch, liebe Eltern, zag' ich nicht. Ich werde jeden Weg, den mir Gott bezeichnet, getroſt gehen; denn, ſei er kurz, oder winde er ſich durch viele unglückliche Jahre, ſei er mit Blumen beſtreut oder dornenvoll, er führt ja immer nach einem Ziele, zum Grabe, und da deckt die Erde das bewegte Herz, da ſchlummert auch das Blutende ſanft!"

Als ſchwebe eine dunkle Ahnung über die ſorgenvolle Familie hin, ſo ſchauerlich wurde ſie von den düſtern Worten Alice's ergriffen. Vater und Mutter ſchloſſen ihr Kind in die Arme und es war ihnen, als preßten ſie zum letztenmale das Opferlamm an ihre Bruſt.

zu und seine Wange glühte hoch. Nicht dorthin, sagte jetzt das Mädchen, kommt, hier längs dem Garten über jene Wiese. Er folgte schweigend. Unfern der Mauer der Abtei stand ein einsamer Apfelbaum, jetzt in voller Blüthe. Hier setzt Euch, sagte Manon, das fünfte Fenster von der linken Seite wird sich öffnen, Ihr werdet sie sehen. Sie läßt Euch grüßen!

Ich danke Dir, Manon! — sagte er freundlich. Sie ließ mich grüßen! — Nun, so geh', gutes Mädchen, und laß mich allein!

Ich soll Euch hier allein lassen? fragte Manon besorgt, da seine Wange immer bleicher wurde und er sich ermattet auf die Rasenbank setzte, welche den Baum umgab.

Ja, ich bitte Dich! bat er freundlich. Geh'! — In solchen Augenblicken will die Seele allein seyn und nichts störe ihren Flug. — Geh', liebes Mädchen — Gott lohne es Dir!

Und als er jetzt allein war, richtete er den Blick unverwandt nach dem vergitterten Fenster der Abtei. Rings um ihn war alles still, der Abend senkte sich dämmernd herab und die goldene Sonne sagte scheidend dem Tage und dem Leben ein glühendes Lebewohl. Leise tönte von ferne das Geläute der Heerde und hie und da

hallten die einzelnen Klagetöne der Nachtigall schmeichelnd in der Abendluft, welche durch die Zweige des Apfelbaums säuselnd den Knaben mit Blüthen überstreute. — Aber Isabella erschien noch nicht. — Da griff er in seine Laute, ihre Töne sollten ein Liebesruf seyn — Ach, sie hallten ja nur so leise, so bebend durch die Stille dahin, daß sie sie nicht vernehmen konnte. Naheſt Du mir jetzt! rief er plötzlich zusammenschaudernd. Naheſt du mir, den ich so oft beschwor zu kommen? Ach, weile nur noch einen Augenblick! Sie muß ja erst erscheinen, ehe ich Dir folgen kann! — Du willst nicht weilen? Schreiteſt immer näher und näher und streckeſt die Hand nach meinem Herzen? Unerbittlicher! — Nun so will ich Dich festbannen mit meinem Gesange, ich will mit meinem Liede sie rufen, deren Himmelsgestalt Deine unaufhaltsamen Schritte fesselt. Nur Muth, armes Herz! noch mußt Du nicht brechen, Muth nur noch für den Augenblick des Lebens! — Er griff mit matter Hand in die Laute und sang:

Kennſt du den Jüngling, in dem Haar
Die welkenden Zypressen?
Er senkt was lebend, liebend war
In ewiges Vergessen,

Nimmt leis' des Menschen wundes Herz
Auf seine dunklen Flügel
Und bettet es mit seinem Schmerz
Sanft unterm Rosenhügel.

Leiser und immer leiser sang er weiter:

Kennst du den Jüngling? — Kenn' ihn wohl!
Horch! rauscht nicht sein Gefieder?
Er ruft mich ab zum Lebewohl
Und senkt die Fackel nieder.
Schlaf wohl, schlaf wohl, Du armes Herz,
Daß nichts mehr Dich betrübe,
Schlaf wohl, schlaf wohl mit Deinem Schmerz
Im Schooß der ew'gen Liebe.

So wie der Ton der ewigen Liebe verhallte, öffnete sich das Fenster. Sie blickte nach dem einsamen Baume. — Isabella! schrie er auf.

13.

Nicht weit hatte sich die gute Manon entfernt. Aengstlich, den armen Kranken so allein zu lassen, schlich sie einige Male wieder zu ihm, und als er das Lied begann, lauschte sie auf seine schmelzenden Töne. Doch als er aufschrie, stürzte sie hin. — Freundlich blickte er nach dem Fen-

Fenster, wo sie das Fräulein sah, und das gute Mädchen glaubte nun nicht mehr besorgt seyn und die Liebenden stören zu dürfen; sie schlich nach Hause. Dort fand sie zwei Fremde vor der Thüre sitzen, die sie zu erwarten schienen. Der eine, welcher ihr gar wohl gefiel, war ein schöner Jüngling, der sie freundlich begrüßte, der andere ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbart.

Weißt Du nicht, gutes Kind, begann der Alte, wo der Knabe jetzt ist, den Du, wie ich im Dorfe vernommen, so freundlich bei Dir aufgenommen und gepflegt hast? — In Deiner Wohnung ist er nicht!

Dort, unfern der Abtei, sitzt er unter dem alten Baum und blickt unverwandt nach einem geöffneten Fenster der Abtei, erwiderte Manon.

O führ' uns hin! rief der Jüngling.

Stört ihn nicht! sagte das Mädchen. Er sitzt so ruhig dort und ist im Anschauen so tief versunken, daß es grausam wäre, wenn Ihr ihn störtet; wartet lieber noch ein Weilchen.

Doch der Greis und der Jüngling sprangen auf. Führe uns nur hin! rief Basil, der, erfreut nach so langem Suchen endlich den wan-

bernden Knaben wieder gefunden zu haben, mit raſchen Schritten voran ging.

Meiſter! rief plötzlich Mariane, und hielt ihn zurück. Mir wird ſo bange!

Auch mir! ſagte Baſil. Doch nur ſchnell!

Die Sonne warf ihre letzte Glut über die lachende Flur und in ihren Strahlen glänzten die Apfelblüthen golden den Wanderern entgegen, als Manon, auf den Baum zeigend, leiſe zu ihnen ſagte: Seht, dort ſitzt er! Mariane ſtürzte auf ihn zu.

Jeronimo! rief ſie dem Entſchlummerten entgegen, der in der Abendröthe erglüht einen ſüßen Traum zu träumen ſchien. Jeronimo! der Meiſter iſt hier — auch ich!

Gönne ihm den Schlaf! — ſagte Baſil mit wehmüthigem Tone, er hat ausgelitten! — Wie ſanft er hinüber geſchlummert iſt, wie ruhig ſein müdes Haupt auf die beruhigte Bruſt ſich ſenkt, wie er noch ſeine treue Laute an das Herz drückt, das nun nicht mehr von Qual und Schmerz gepeinigt, angſtvoll ſchlägt. Auf den Strahlen der Abendröthe entſchwebte ſeine Seele, auf den Tönen ſeines Liedes gewiß ſein letzter irdiſcher Seufzer — Friede ſeiner Seele!

Schweigend ſtand Baſil und Manon neben

dem entschlafenen Knaben. Mariane schloß den Erstarrten an ihre Brust. — Isabella war der erste Lieberuf seines glühenden Herzens — Isabella war der letzte Hauch seines erloschenen Lebens.

14.

Alle Jünglinge und Mädchen von Viville, welche den Brautzug begleitet hatten, begleiteten auch die Hülle des Knaben zum Friedhofe. Mit Blumenkränzen war der Sarg geschmückt, auf dem die Laute, mit ihrem Myrthenzweige noch umschlungen, sanft ruhete. Sie, die ihm im Leben in Freud' und Leid die treue Freundin war, sie senkten sie auch mit ihm in die Gruft.

Als der Sarg hernieder rollte, trat eine hohe verschleierte Gestalt aus der Abtei, schritt durch die andächtig Betenden und ehe noch die erste Scholle hinab rollte, ihren Tribut zu empfangen, streuete sie Blumen auf das Grab, damit die Erde das wunde Herz nicht drücke und nur Blüthen es auch dort unten sanft deckten. Leb'

wohl! rief sie, schlummere sanft, mein Jeronimo! und schritt nach der Abtei zurück.

15.

Es war das erste Mal, daß Isabella de la Tour ihr Krankenlager verließ. Durch die Begebenheiten der vergangenen Tage, besonders durch Jeronimo's Tod tief erschüttert, unterlag ihr zarter Körper und ein heftiges Fieber hatte sie dem Tode nahe gebracht. Die würdige Aebtissin von St. Claire, Anna von Joinville, hatte theilnehmend der Kranken eines ihrer Zimmer eingeräumt, um sie dort sorgsamer pflegen zu können, und erst heute war sie in ihr einsames Gemach zurückgekehrt, von wo ihrem Auge der Apfelbaum, in dessen Schatten der sterbende Jeronimo eingeschlummert war, blüthenlos entgegen trat. Lange hatte sie trauernd hinüber geblickt, ermattet sank sie auf ihr Ruhebette, und Anna von Joinville suchte sie durch Vernunft-Gründe und Religion zu trösten. Die Gedanken der würdigen Frau waren so sehr auf ihren frommen Zweck gerichtet, das Fräulein hörte so aufmerksam zu, und nahm den Trost

der achtungwerthen Matrone so willig auf, daß Beide nicht bemerkten, daß die Wachskerze verlosch.

Die Aebtissin wollte aufstehen und Annette rufen. Isabella aber faßte ihre Hand. Fahrt fort! ehrwürdige Mutter, bat sie, fahrt nur fort. Eure Rede dringt auch durch das Dunkel der Nacht zu mir; der Mond leuchtet uns ja, und als ob er Eure tröstenden Worte auch vernehmen wollte, so traulich und feierlich umgeben seine Strahlen Euer Antlitz, so daß es mir fast dünkt, ein heiliger Schein glänze um Euer Haupt.

Schwärmerin!— sagte die Aebtissin lächelnd. Ihr seht doch nie die Dinge wie sie sind, und selbst auf den Strahlen des Mondes, der in die niedere Hütte des Bettlers so freundlich dringt, wie in dieses einsame klösterliche Gemach, seht Ihr die Glorie schweben, die Eure erregte Phantasie Euch malt. So lange Euer Geist nicht wieder frei und hell um sich blickt, so lange Ihr das Leben noch mit Euren wachen Träumen verwechselt und ihre phantastischen Bilder im Leben selbst aufsucht, so lange, liebe Isabella, halte ich Euch noch für krank, sehr krank, und wenn auch alle Rosen auf Eure

Wangen zurückkehrten und Ihr mit neuer Jugendfrische wieder unter uns trätet.

Mutter! sagte das Fräulein wehmüthig und drückte die zitternde Hand der Aebtissin an ihre Brust. Mutter! wer wie ich gelitten hat —

Der muß das Herz vom Irdischen auf zum Himmel heben! unterbrach sie die Matrone, oder vermag er das nicht, hängt das Herz noch zu sehr an der Welt und ihren Freuden, so muß er sich mit Muth rüsten, noch Schrecklicheres zu erdulden. Er muß dem Schicksal Trotz bieten, und deshalb seinen Geist vor Fesseln, sein Herz vor Thorheit bewahren.

Die Königin haßt mich!

Deshalb liebe ich Euch, Fräulein!

Sie wird mich verderben!

Euer Schicksal, Isabella, liegt nicht in ihrer, liegt in Gottes Hand.

Und Condé, der nicht weiß wo seine Geliebte um ihn trauert.

Besser wäre es, er erführe es nie.

Ihr haßt ihn, ehrwürdige Mutter, Ihr könnt ihm nicht verzeihen, daß er den Glauben seiner Väter verließ.

Hierüber richte ihn Gott! Das Heilige gehört nicht vor den Richterstuhl dieser Welt! Daß

er aber die Fackel der Zwietracht in sein Vaterland schleudert, daß er den Bruder gegen den Bruder, den Unterthan gegen seinen König bewaffnet, das verzeihe ich ihm nie, denn aus unlauterm Quell entsprang all dies Unheil. — Daß er Euch bethört, Euch mit Hoffnungen schmeichelt, die Reinheit Eures Herzens untergräbt, soll ich ihn vielleicht deshalb lieben?

Mutter! rief Isabella bittend.

Dieser Condé! — fuhr die Aebtissin in ihrem Unmuthe fort. Nun, wenn Ihr Eure Thorheit nur mit Euren Thränen, mit dem Frohsinn Eurer Jugend bezahlt, so habt Ihr sie zwar theuer erkauft; doch ich fürchte, noch einen höhern Preis zahlt Euer bethörtes Herz! Da schwieg das Fräulein und senkte ihr bleiches Haupt.

Und der arme Jeronimo! — unterbrach Isabella endlich das Schweigen. Bin ich nicht die Ursache seines Todes?

Wohl ihm, daß der barmherzige Vater dem beengten Gemüthe dort die Ruhe schenkte, welche ihm hier nicht ward, nicht werden konnte. Friede seiner Asche!

Friede seinem Herzen! sagte Isabella still vor sich hin. Und die Klänge einer Harfe, leis'

3.

Unter Glockengeläute zog am andern Tage Artevelde, von ſämmtlichen Gewerken begleitet, auf das Rathhaus, dort den Eid zu leiſten und von den Syndicis den Handſchlag und das Verſprechen unbedingten Gehorſams zu empfangen. Das Volk war in allgemeiner Bewegung; denn man murmelte von ungünſtigen Nachrichten, die von Außen eingelaufen ſein ſollten. Den Blick jedoch auf den ſchönen männlichen Jüngling gerichtet, ſchaute Jedermann freudig den Balkon hinauf, von welchem er die Verſammlung anredete. Wer ſeinen Vater gekannt, glaubte ihn in dem Sohne wieder zu ſehen, der, die Streitart in der Hand, das Zeichen der Chaperons auf ſeinem Haupte, ein jugendlicher Kriegsgott vor ihnen ſtand.

Mit der Nacht des vergangenen Tages waren alle ſchlummernden Leidenſchaften in ihm rege geworden, und mit dieſem einen Tage, ſchien es, habe die Natur ihn zum Herrſcher geſtempelt, ſo ſtolz, ſo herriſch ſtand er auf dem Altan und redete zum Volke. Er ermahnte es zum muthigſten Widerſtande, zum blutigſten Opfer, wenn es das Vaterland heiſche und zur ſtrengen Befolgung ſeiner Befehle. Dann ſagte er, die Streitart ſchwingend: „Nur durch Kraft kann das Kräftige erhalten werden, nur indem man der Freiheit ſelbſt blutige Opfer bringt, kann man das Heilige in ſeiner Reinheit ungeſchmälert bewahren. Jener Platz, den ſchon das Blut ſo manches Treuloſen tränkte, iſt ihr Tempel, auch ich werde ihr, als ihr treueſter Prieſter, die Opfer bringen, wenn ſie es verlangt. Hauptſächlich wende ich mich noch zu Euch, die ich mit dem

und wehmuthvoll, als ob sie den Frieden auf ihren Schwingen trügen, tönten von dem Kirchhof herauf. Was ist das? rief das Fräulein. Wären es Lautenklänge, so glaubte ich, sie hallten aus seinem Grabe hervor. Doch, nein! die Laute modert mit ihm und schweigt. Sagt mir, gute Mutter, wendete sie sich nun zur Aebtissin, die an's Fenster getreten war, wer lockt dort unten so schauerlich wehmüthige Klänge hervor, wen sollen sie in Schlummer wiegen?

An Jeronimo's Grabe sitzt die Harfnerin!

Und wer ist sie?

Ich kenne sie nicht. Eine fromme Jungfrau scheint es zu seyn und mit zarter Liebe dem Hingeschlummerten zugethan. Seit dem Tage seines Todes ist sie in Viville und lebt dort bei freundlichen Leuten still und eingezogen. Sie bat mich so innig um die Erlaubniß, täglich an seinem Grabe beten zu dürfen, daß ich es ihr nicht versagen konnte. Und nun tönt zuweilen ihre Harfe, und alle Klosterfrauen hören gern auf ihre Töne.

O erlaubt Mutter, daß ich sie sehen darf.

Gern, Isabella, würde ich es erlauben, wenn nur Eure Gesundheit — —

Sie nimmt Theil an dem Unglücklichen,

liebte ihn vielleicht, o dann werde ich von ihm hören! unterbrach Isabella die Aebtissin. Ach, ehrwürdige Frau! seit ich Blumen über sein Grab streute, seit sein glühender Blick verlosch, sein sehnendes Herz nicht mehr stürmisch schlägt, hat die Sehnsucht nach ihm auch mich ergriffen, theurer ist er mir geworden, der für mich starb, und noch immer höre ich die Lautenklänge dort von jenem Apfelbaume herüber, noch immer höre ich die leis verhallenden, dahin sterbenden Töne seines Liedes. — O laßt sie zu mir!

Wenn Ihr hinreichende Kraft in Euch fühlt, will ich Eure Bitte gern gewähren! erwiderte die Aebtissin und verließ das Zimmer.

16.

Noch immer hallten die Harfenklänge, doch kein Gesang begleitete sie. Es schien, als sei die Seele der Harfnerin zu tief ergriffen, um ihr Gefühl im Liede ergießen zu können, als vermöge nur die Hand die Saiten so traurig zu greifen, wie die Hand des Schicksals die Saiten eines wunden Herzens. Lebhaft trat Jeronimo's Bild vor Isabellens Seele, bleich und matt wie er unter dem Apfelbaume saß, das halb-

gebrochene Auge auf sie gerichtet, und die Harfentöne schienen ihr die Klänge seiner Laute zu seyn. Jetzt schwiegen sie, und kalt durchrieselte es die kaum Genesene. Denn als sei er an jenem Abende mit des Liedes letztem Tone entschlafen, so stieg ein tiefer Seufzer vom Friedhofe zu ihr herauf, und es war ihr, als bräche noch einmal sein Herz.

Der Mond schien eben hell in ihr Antlitz. Sie erblickte keine Glorie mehr auf seinen Strahlen, ein Luftgebild schien auf ihnen zu schweben, das nach und nach vor ihren Blicken sich gestaltete. Wie durch das Grau der Morgendämmerung das erste Blau des Himmels schimmert, so glänzte im bläulichen Schein das Gebild, doch bleich und geisterhaft im Silberstrahl des Mondes ihr entgegen. Mit weitgeöffnetem Auge sah sie nach diesem Phantom. — Jeronimo! rief sie — und eine brennende Wachskerze in der Hand, die Harfe am Arm, trat eine bleiche Gestalt in das Zimmer, schien das Bild der kranken Phantasie zu verwirklichen und schritt langsam nach Isabellens Ruhebett.

Wer seid Ihr? rief diese bebend.

Eine Pilgerin! erwiderte die Eingetretene. Aus Euren Zügen tritt mir so manche Er-

innerung entgegen. Ich muß Euch kennen! sagte Isabella.

Wohl kennt Ihr mich! Ich zog den Vorhang auf, als die Könige Frankreichs vor den Augen Catharinens von Medicis ihre Wallfahrt begannen!

Ariel! rief das Fräulein.

Der war ich!

Und wagt's unter diesem Gewande die heiligen Mauern dieser Abtei zu betreten?

Die Gestalt lächelte. — Ich war Ariel. Jetzt bin ich Mariane.

Und wo ist Euer Meister?

Er sucht in den Sternen, was nur auf Erden wandelt; er sucht auf Erden, was nur dort oben in den Sternen wohnt.

Und wer seid Ihr, räthselhaftes Wesen?

Eine Heimathlose! Meinen Vater kannte ich nicht, die Mutter schlummert in dem friedlichen Thale von Aosta, mein Bruder — dort unten!

Ihr seid — rief Isabella ahnend.

Jeronimo's Schwester! Isabella streckte den Arm nach ihr, doch sich neigend ergriff Mariane des Fräuleins Hand und küßte sie mit kalter Ehrerbietung.

Welche Aehnlichkeit! rief Isabella. Dies

Auge, dies schmerzvolle Lächeln um den Mund, so bleich wie die Seinen, Eure Wangen!

Auch Eure Rosen sind gebleicht, Fräulein! sagte das Mädchen mit düsterm Ernste. Ein Sturmwind rauschte über uns, und als er die Blüthen jenes Apfelbaumes schüttelte, breitete er sie wie ein weißes Sterbetuch über Jeronimo's Herz, und auch über unsere Wangen. Die Euren wird ein schmeichelndes Abendlüftchen bald wieder erfrischen und das weiße Tuch verwehen: die meinen nicht! -- Der Sturm traf mein Herz, er trieb das Blut zurück und es kann nun nicht mehr die Glut ausströmen und den Purpur aushauchen. Denn hier ist es kalt.

Arme Mariane rief Isabella erschüttert.

Arme Isabella! wiederholte das Mädchen. Aermer als ich. Ich verlor den Bruder, ihn an mein Herz drückend; Ihr stießt ihn von Euch in die Gruft! — Mit Lebensblüthen hätte ich so gern seine Locken geschmückt, Ihr schmücktet mit Blumen des Todes nur sein Grab.

Nicht Jahre, nicht Tage, fuhr sie fort, nicht einmal Stunden waren meiner Sehnsucht zugemessen, und die Wonne, einen Bruder an mein Herz zu drücken, war kurz wie jede Erdenfreude. Der Augenblick, wo der harte Meister uns das

langverborgene Geheimniß enthüllte, war der Augenblick der Trennung. Euch aufzusuchen, riß sich der Erkrankte aus meinen Armen und der erste Kuß, den er auf der Schwester Lippen drückte, war der Abschiedskuß; sein Lebewohl war für ewig, — und dies um Euch!

Sie schwieg; Isabella weinte. Mariane schien die Bewegung nicht zu bemerken, welche ihre Erzählung in der kaum Genesenen so grausam hervorbrachte.

In diesem kurzen Augenblicke der Wonne, fuhr Mariane fort, wo Todes-Ahnung des Bruders Herz durchschauerte, die Ahnung seines Todes mich ergriff, wo ich Alles, Alles ihm hätte opfern können, gedachte er nur Eurer und entlockte mir das Versprechen, Euch nie zu verlassen. Ich schwur, und bin hier, meinen Schwur zu erfüllen. Wollt Ihr mich um Euch dulden, so will ich den letzten Wunsch des geliebten Bruders erfüllen; weis't Ihr mich von Euch, so habe ich meine Pflicht gethan; und bin ich auch nicht in Eurer Nähe, so werde ich doch, so viel ich kann, für Euch wachen, denn des Bruders Bitte ist mir heilig, selbst wenn mein Herz brechen sollte.

Bleibt bei mir, Mariane! bleibt bei mir!

bat Isabella. Aber was kann ich Euch jetzt bieten? — Verwiesen vom Hofe, in diesem Kloster begraben, bin ich ja selbst hülflos und muß erst von der Aebtissin Erlaubniß erbitten, Euch um mich behalten zu dürfen.

Das kümmere Euch nicht, entgegnete Mariane. Ob Ihr am Hofe, ob Ihr in der Abtei St. Claire seid, gilt mir gleich. Jeronimo's Wunsch allein —

Und keine Anhänglichkeit an mich? Ging kein Fünkchen der Liebe aus der Brust Eures Bruders in Euch über? fragte Isabella.

Die Flamme verzehrte ihn und sich! sagte Mariane ernst. Aber laßt dies — fuhr sie nach kurzer Pause fort. Treu werd ich meine Pflicht gegen Euch erfüllen, dessen seid versichert. Jedoch glaube ich Euch sagen zu müssen, dies graue Pilgergewand deckt ein stolzes Herz. In der niedern Hütte meiner Mutter, von deren Sterbelager Basil mich hinwegriß, sog ich das Gefühl des eigenen Werthes — vielleicht ein Erbtheil meines Vaters ein. Nie würde ich mich zu Eurer Dienerin erniedrigen können! — nie!

Sei meine Freundin! — rief Isabella.

Freundin? — wiederholte Mariane mit Bitterkeit und zeigte hinaus, wo der Apfelbaum im

Mondlichte schimmerte. Doch fuhr sie freundlicher fort, um Euch schwebt meines Bruders Geist! er ist versöhnt, und ich meine es treu! Sprecht mit der Aebtissin und laßt Euch von meiner Harfe, wenn Ihr sie da unten hört, nicht stören. Schon seit Jahren war ich gewohnt, mit ihren Tönen die düstern Träume des schlummernden Knaben zu verscheuchen und ihm lieblichere herbeizulocken; und auch jetzt noch, obgleich ich weiß, daß er nun traumlos schlummert, greife ich in ihre Saiten, hoffe auf sein Erwachen, und wohl immer vergebens! Isabella! wer da unten schläft, ich meine tief unten in der Erde, der schläft einen langen Schlaf, ihn weckt nicht Lied noch Klang, vielleicht die unaussprechliche Sehnsucht der Verlassenen! Sprecht mit der Aebtissin und lebt wohl! Sie entfernte sich.

17.

In dem kleinen, freundlichen Stübchen der guten Manon saßen Meister Basil und Mariane, Beide, wie es schien, tief sinnend. Die freundliche Wirthin ordnete den Tisch, trug die übrig-

gebliebenen Speisen wieder hinaus und winkte ihrem Vater, der in der Ecke des Stübchens an einem Vogelgarn strickte, mit ihr zu kommen und die Gäste allein zu lassen.

Du willst also hier zurückbleiben, thörigtes Mädchen, sagte der Astrolog voll Unmuth, als sie allein waren. Du willst Deinen Meister verlassen, der seit Deiner Kindheit Dir Vater war?

Ja! — erwiderte die Jungfrau, hob bei diesen Worten ihr Haupt und sah dem Alten fest und furchtlos in's Auge.

Ich soll allein an den Hof nach Bayonne gehen, wohin mich der Bote der Königin heute berief?

Gehet mit Gott!

Du weißt, wie nothwendig Du mir dort bist, die spanische Königin ist da, der Herzog von Alba und so viele Granden. Was sollte ich ohne Ariel beginnen?

Statt aller Antwort lächelte sie schmerzlich.

Was soll der Astrolog beginnen, dem seine Diener fehlen? Jeronimo hat mich verlassen.

Auch mich! sagte Mariane bewegt.

Mein Knabe, mein Sohn hat mich verlassen! wiederholte Basil und unterdrückte die Thrä-

Thräne, die sich aus seinen Augen hervordrängen wollte, und mein Ariel, meine gute Mariane will es auch?

Ich muß! sagte sie gerührt. Und könnte ich Euch folgen, würde ich nie als Ariel Euch ferner nützen. Seit er in das Reich der Geister eingegangen ist, hat sich für mich die Pforte hinter ihm geschlossen, ich vermag sie nicht mehr zu öffnen. Darum bitt' ich Euch, Meister, bleibt hier. Ich will Euch pflegen, die Schuld abtragen, welche Eure Sorgfalt, Eure kalte Liebe auf mich gehäuft hat, aber was Jeronimo mir befahl, ist stärker als Alles, dem folge ich allein!

Und wenn ich Dich zwinge?

Das könnt Ihr nicht, so wenig, wie Ihr mich zwingen konntet, den Glauben meiner Mutter zu verlassen. Den festen Willen zwingt keine irdische Macht!

Und die Macht der Geister?

Mariane lächelte. Mit denen bin ich zu vertrauet, sie fürchte ich nicht.

Und was hält Dich hier so fest? fragte unmuthig Basil, was zieht Dich inniger noch zu dem Todten als Du je Dich noch nach dem Lebenden gezogen fühltest?

ehrenvollen Zeichen unſrer Freiheit hier unten geſchmückt ſehe, Ihr meine Brüder, Euch fordere ich insbeſondere auf, ſich feſt an mich zu ſchließen, Euch vertraue ich allein, denn ihr waret und ſeid noch die Säulen unſrer Wohlfahrt, wanktet Ihr, ſo ſtürzte das heilige Gebäude zuſammen und Gent, das freie Gent, vor dem Könige und Fürſten zitterten, würde die Beute des raubgierigen Adels."

„Und nun meine Freunde!" rief er, Trauer milderte die flammenden Blicke ſeine Wildheit ſchien in milden Ernſt überzugehen „Nachdem ich Euch Treue gelebt, Euch zur Eintracht und zum Gehorſam ermahnt, hier auf dieſer Stelle feierlich der Vaterſtadt Blut und Leben geweiht und ſo meine Pflichten als Bürger erfüllt habe, will ich ſie auch als Sohn erfüllen und zur Grabſtätte meines Vaters wallfahrten, dort mein Gebet zu verrichten. Wem ſein Andenken heilig, wer mir gewogen und mein Freund iſt, der folge mir!"

Dies ſagend, verließ er den Altan und von allen Gewerken gefolgt, von ſeiner Leibwacht, die er, 400 an der Zahl, ſich aus den verwegenſten Chaperons gewählt hatte, umgeben, zog er über den Markt nach der Kirche St. Bavons, auf deren Friedhof die Gebeine ſeines Vaters ruhten.

Die Geiſtlichen, ſchon früher hiervon benachrichtigt, empfingen ihn an dem großen Portale wie einen Fürſten, führten ihn zu dem für ihn bereiteten Sitz und das Volk, ſo viel die Kirche faſſen konnte, drängte ſich, den feierlichen Exequien beizuwohnen, die zum Andenken Jakob Arteveldes gehalten werden ſollten. Als ſie beendet waren,

Dem Knaben Jeronimo wollte ich wohl, nach dem Bruder zieht es mich unwiderstehlich.

Und bedarf Deiner der Todte mehr als der Lebende? sagte Basil schmerzlich.

Mariane schwieg; sie schien über diese Frage selbst erst nachdenken zu müssen.

Meister! — hob sie endlich an, und erhob sich von ihrem Sitze. Ich will Euch mein Innerstes aufschließen, hört mich an. Ich war zehn Jahr alt, als Ihr mich von der sterbenden Mutter hinwegrißt und mich bei Euch aufnahmet. Schon früher, wenn ich die Mutter nach meinem Namen, nach meinem Vater fragte, und ihre Thränen mir nur antworteten; wenn ich sie nach ihrem Vater fragte, und die Thränen schnell getrocknet waren, und ihr Blick mit wilder Verzweiflung gen Himmel sah. Was ist Euch, Meister? unterbrach sie schnell ihre Erzählung, da Basil erbleichte und zitterte.

Nichts, mein Kind! — erwiderte er beruhigt, fahre nur fort!

Und ihr Blick mit wilder Verzweiflung zum Himmel sah, da fühlte sich das kindliche Herz so verlassen; vaterlos stand ich neben der kränkelnden Mutter, welche der einzige, schon halb verdorrte Stamm war, an den die jugendliche

Ranke sich schmiegen konnte. Und auch sie nahm mir der Tod! Ich stand allein! Nicht Vater, nicht Schwester, nicht Bruder, keine Mutter hatte ich mehr, nichts, nichts, woran sich das kalte Herz erwärmen, nichts, wonach es sich sehnen konnte! Ihr waret das einzige menschliche Wesen, dem ich, das aber mir nicht angehörte. — Sie hielt inne.

Und habe ich nicht mit väterlicher Liebe Dich gepflegt, für Dich gesorgt? fragte Basil.

Mit Liebe? ja! — mit väterlicher Liebe? nein!

Und nie hast Du mir Liebe mit Liebe vergolten, Mariane. Dein verschlossenes Gemüth, Dein kaltes Herz hat mir nie die Sorge gelohnt.

Ihr habt Recht, Meister. Dankbar war ich nicht gegen Euch, und warum soll ich es noch verschweigen, da wir am Scheidewege neben einander stehen, ich habe Euch nie geliebt. Ein Etwas stieß mich von Euch zurück, wenn meine Pflicht, wenn die Dankbarkeit mich nach Euch zog, denn — o daß Ihr den Augenblick mir zurückrufen müßt! — wißt Ihr noch, wie Ihr in unsere Hütte tratet, das brechende Auge der Mutter Euch traf, sie aufschrie, das Auge schloß

und im Todeskampfe ihre Seele aushauchte? Ihr waret der Schreckensbote, welcher sie von mir rief, und darum kann ich Euch nicht lieben. O es ist furchtbar, an Wesen gekettet zu seyn, die man nicht liebt! fuhr sie fort und bemerkte nicht, wie sehr diese Worte den Meister erschütterten Meine Kindheit habe ich Euch geweiht, meine Jugend muß ich Ihr weihen, die den Bruder, den kaum gefundenen Bruder von meiner Seite rief, um ihn vor ihrem Angesichte sterben zu lassen, Ihr — die ich hasse!

Hasse? wiederholte Basil. Hassest Du auch mich?

Nein, — erwiderte sie nach einigem Nachdenken. Ich hasse Euch nicht. Ihr seid ein alter Mann, dem Grabe nahe, habt mir manches Gute gethan und mir manche fromme Lehre eingeprägt. Ich fühle Mitleid mit Euch!

Basil reichte ihr mit Rührung die Hand.

Ihr geht einen Weg, Meister, — fuhr sie nun mit traulicher Annäherung fort — auf welchem Ihr ewig mit Euch selbst im Kampfe seid; er ist nicht der Weg des Heils. Ich bin Euch auf demselben nur wider Willen gefolgt, — nicht bethört, wie der arme Jeronimo, der die Pforten des Geisterreichs geöffnet sah und

Isabella, auf einer rosigen Wolke erblickend, nachjagte. Mit ungetrübtem Auge habe ich durch den Schleier geblickt, den ich aufrollen mußte, habe gestaunt, wie Ihr, selbst betrogen, noch Andere betrügen konntet. — Laßt den finstern Blick, fürchtet Mariane nicht. — Undankbar wird sie nie seyn und nie vergessen, daß Ihr meines Bruders geliebter Meister waret, daß Ihr ein Herz für ihn hattet, wenn auch nicht für mich. Wen er liebte, dem muß ich mich versöhnt nahen! Ich bitte Euch, fuhr sie fort, geht nicht nach Bayonne zur Königin. Bleibt bei mir, Schätze bedürft Ihr ja nicht mehr, Ihr habt deren genug. Ich will Euch pflegen, will Eure Augen, bricht sie dereinst der Tod, sanft zudrücken. Sie sollen ruhiger sich schließen, als das Auge der sterbenden Mutter, da Ihr in ihrer Todesstunde vor sie tratet.

Ihr schüttelt verneinend Euer graues Haupt, starrt schaudernd vor Euch, als sehet Ihr der Mutter brechendes Auge? Nun, so geht, wohin Euer Schicksal Euch ruft; ich bleibe am Grabe Jeronimo's, in der Nähe seiner Geliebten. Er war, seit ich die Hütte im Thale Aosta verließ, das einzige Wesen, dem dieses Herz entgegenschlagen durfte, er muß auch das einzige blei-

ben! Lebt wohl, Meister! Die Aebtissin hat mich rufen lassen. Ich nehme meinen Pilgerstab und wandre zur Abtei; ergreift den Euren, kehrt nach Bourdeaux zurück, werft das Pilgergewand ab, kleidet Euch in Sammet, besteigt dort einen Wagen und laßt Euch mit Eurem Diener hinrollen nach dem Hoflager. Mein Pilgerkleid decke mein verwundetes Herz, bis es neben dem Bruder ruht. Haben Euch meine Worte wehe gethan, Meister! sagte sie jetzt mit versöhnendem Tone, sich ihm nahend, und küßte seine Hand, so verzeihet mir, das wollte ich nicht! trennt Euch nicht in Unfrieden von mir!

Er neigte sich zu ihr und küßte ihre Stirn. Geh' Deinem Schicksal entgegen, Mariane, sagte er sanft. Es möge Dich freundlich leiten. Sehen wir uns wieder, dann stehen sich unsere Herzen vielleicht näher als jetzt. Gott mit Dir!

Er ergriff seinen Pilgerstab, drückte Manon ein Goldstück in die Hand und verließ die Hütte. Mariane folgte ihm.

Als sie in die Lindenallee traten, sagte Basil feierlich: Mein Weg führt mich nach Westen, der Deine Dich nach Osten, ich nach dem Un-

fergange, Du nach dem Aufgange der Sonne. Lebe wohl, es gehe Dir gut!

Er reichte ihr die Hand, die sie ehrerbietig küßte. Basil wendete sich und schritt, auf seinen Stab gestützt, seinen Weg einsam fort. Mariane blickte ihm nach. Nicht ohne Rührung sah sie den Greis so allein dahin wanken, aber auch den Apfelbaum sah sie, unter welchem Jeronimo eingeschlummert war.

Lebt wohl! rief sie ihm nach und schritt der Abtei zu.

18.

Carl der Neunte war in Bayonne angekommen, wo seine Mutter den ganzen Adel und alle Pracht des Hofes versammelt hatte, den Spaniern das Elend des Landes zu verbergen.

Alles Gold, was man hatte auftreiben und erpressen können, ward hier mit üppiger Verschwendung vergeudet, als ob bei Turnieren und Banketten, bei Trompeten- und Schalmeien-Klang die Seufzer verstummen, die Thränen der Noth versiegen könnten. Der Herzog von Anjou ging von Bayonne seiner Schwester nach

St. Sebastian entgegen und begleitete sie bis an das Ufer des Marquecy, wo Elisabeth, die Königin, ihre Mutter fand. Carl der Neunte erwärtete sie am jenseitigen Ufer, empfing sie freundlich und hielt mit ihr seinen Einzug in Bayonne.

Turniere, Festspiele, alles was nur der Geschmack damaliger Zeit und der Luxus erdenken konnte, verherrlichten den Aufenthalt des Hofes und schienen der Hauptzweck dieser Zusammenkunft zu seyn. Der katholische Adel Frankreichs hatte das letzte zusammengerafft, um in nie gesehenem Glanze zu erscheinen und die steife Pracht der Spanier zu verdunkeln. Nur fehlten alle Hugenotten, und der ernste Rochefoucauld sagte in einer ihrer Versammlungen: Laßt sie ihr Gold zur Ehre des Hofes vergeuden, wir wollen das unsere anwenden zur Ehre Gottes!

Nur einzelne Glaubensgenossen wurden an den Hof gesendet, um wo möglich in das Geheimniß der Unterhandlung des Herzogs von Alba und der Königin einzudringen.

In dem erzbischöflichen Pallaste residirte Catharina, und in einem daneben gelegenen Hause, das mit aller Pracht zum Empfange der spanischen Königin eingerichtet war, Elisa-

leth von Frankreich; eine durch die Mauer gebrochene Thür verband beide Wohnungen. Wenn der Tag mit seinen Vergnügungen beendet war, schlich Catharina zu ihrer Tochter, wo sie den Herzog von Alba, Philipp's des Zweiten ersten Staatsminister und Feldherrn fand. Dann begannen die geheimen Unterhandlungen in der Stille der Nacht, und wenn alles um sie her ruhete, arbeiteten noch diese beiden Geißeln der Menschheit. Ausrottung der Ketzer in Frankreich und den Niederlanden war der Zweck dieser Zusammenkünfte.

Ein großes Turnier, wobei die französischen Ritter mit eigenthümlicher Galanterie den Spaniern den Sieg überließen, und Ferdinand von Toledo, des Herzogs von Alba natürlicher Sohn, sich besonders ausgezeichnet hatte, war beendet; das Banket hatte schon begonnen und die Königin sich schon um Mitternacht zurückgezogen. Das heutige Turnier hatte so manche Erinnerung in Elisabeth geweckt, die Tage ihrer Jugend, die schönen Tage am Hofe ihrer Mutter, wo sich ihr Herz der Freude unverstellt überlassen konnte, waren so lieblich vor sie getreten, daß sie heute ihre Oberhofmeisterin, die Herzogin von Olivarez, bald entließ und alles um

sich her entfernte, einen Augenblick wenigstens sich und der Vergangenheit leben zu können.

Aber bald störte Catharina diese freundlichen Träume, aber selbst an der Mutter Brust konnte Elisabeth ihre wehmüthige Stimmung nicht unterdrücken; der Tochter Herz schloß sich ihr auf, ohne Trost zu finden.

Wir sind Sklaven unseres Geschicks, sagte mit kaltem Ernst die Königin Mutter und nur selten sein Herr. Was den gemeinen Menschen beglückt, darf für uns keinen Reiz haben, oft müssen wir zertreten, was andere sich freundlich pflücken würden. In unserm Herzen dürfen wir nicht den Quell des Lebens suchen, nur in unserem Geiste; rauschend, nicht sanft und spielend strömt es dort hervor. Wir, die das Schicksal hoch über Andere gestellt, wir müssen das Gemeine entbehren und nur nach seltenen Früchten greifen. Hoch zu stehen, meine Tochter, hoch über Andere erhaben, das muß uns entschädigen, und entschädigt uns auch reichlich. Ach, zu herrschen ist ein köstlich Gut! — Darum laß Philipp's Ernst, laß die Etiquette seines Hofs Dich nicht betrüben, füge Dich in den engen Kreis des Lebens, in dem die Königinnen Spaniens sich nur bewegen dürfen, greif in

die weite Sphäre des Staats, beherrsche Deinen Gatten, beherrsche Spanien, und Du wirst Dich nicht nach den Freuden des Hofes sehnen, wo Elisabeth von Frankreich nur schimmern würde, da Elisabeth von Spanien glänzt.

Der Herzog Alba! rief schnell hereintretend eine Kammerfrau der Königin, und gleich darauf trat der Herzog durch eine verborgene Thür ein, neigte sich ehrerbietig vor seiner Monarchin, dann vor Catharinen, und sich zur erstern wendend, sagte er mit einem Tone, in dem nur zarte Besorgniß liegen sollte: Der Glanz der Kerzen im Tanzsaale hat wohl die Augen Eurer Majestät angegriffen, sie scheinen erhitzt!

Ihr habt Recht, Herzog! unterbrach ihn Catharina schnell. Die Königin hat es mir eben geklagt, ich werde Diancour, meinen Leibarzt, zu ihr senden; ein kühlendes Wasser wird hinreichend seyn, um Eure Besorgniß zu heben. Nun, edler Herzog! fuhr sie fort, die Aufmerksamkeit Alba's von ihrer Tochter abzuziehen. Nun, wie hat Euch das heutige Turnier erfreut? Euer Sohn tummelte meisterhaft sein Roß, und im Rennen kam ihm keiner gleich.

Er ist ein wackrer Reiter, erwiderte Alba,

begab er ſich auf den Friedhof, wo ſchon die Prieſter der geiſtlichen Orden das Grab ſeines Vaters umgeben hatten und Gebete und Weihrauch gen Himmel ſandten. Dorthin wanderte jetzt der Sohn; ſein eilender Fuß ſchritt über Gräber hinweg und als er, von der Menge gefolgt, an die mit einem einfachen Steine bezeichnete Ruheſtätte des Vaters gelangte, kniete er nieder und betete im Stillen.

Wie das ferne Toſen des Meeres in ſtiller, ſchauerlicher Nacht, wie das Rauſchen des Sturmes in dem entfernten Eichwalde, ſo feierlich vernahm man auch jetzt das dumpfe Gemurmel der Betenden, das immer ſtärker und ſtärker über die Gräber hallte, denn jeder der hier Verſammelten ſandte ſein Gebet für die Seelen der Abgeſchiedenen zum Himmel; und war es auch nicht für die Seele Jakob Arteveldes, ſo hatte der Tod wohl für Jeden eine liebe, theure Erinnerung hier niedergelegt. Einen feierlichen, ſchauerlichen Anblick gewährte dieſe Verſammlung. Der knieende Jüngling, die Mönche, die mit ihren brennenden Kerzen das Licht des Tages zu verſpotten ſchienen und lauter als die Uebrigen ihre Gebete murmelten, die zahlloſe Menge mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen, die lebend über den Todten ſtehend leiſe beteten, die 400 Gewaffneten mit ihren Hellebarden und Streitärten, die Eiſenhauben in der Hand, die wilden, blutgierigen Blicke andachtsvoll gen Himmel richtend und zwiſchen dieſem ſchauerlichen Murmeln das feierliche Lauten der Glocken, das von Thurm zu Thurme wiederhallte der dumpfe eintönige Schlag der Uhr, der auf dieſem Felde des Todes den Sterblichen an den raſchen Flügelſchlag der Zeit erinnern zu wollen ſchien, dies Alles mußte ſelbſt in der

sich neigend, und im ernsten Kampfe so bügelfest wie bei Schimpfspiel. Wüßte er, daß Eure Majestät ihn eines Blickes gewürdigt, so müßte er sich doppelt beglückt fühlen.

Immer noch seid Ihr galant, Herzog, immer noch wie in den Zeiten der Jugend! erwiderte die Königin scherzend.

Muth und Galanterie sind des Spaniers unvergängliches Erbtheil, Majestät!

Das Erste zeigtet Ihr in mancher Schlacht, erwiderte Catharina, während Elisabeth aufgestanden und an das Fenster getreten war, das Zweite zeigtet Ihr heute; Ihr waret sehr verbindlich gegen Henriette von Montpensier.

Ein liebliches Kind! meinte der Herzog.

Nun, nun, unterbrach ihn Catharina lächelnd. Auch Amor ist ein Kind, hütet Euch vor der Kleinen, der Blick ihrer Augen trifft sicherer als der Pfeil des Liebesgottes! Und nun, fuhr sie nach einer kurzen Unterbrechung fort, während welcher der Herzog verlegen war, oder vielmehr verlegen scheinen wollte, nun darf man Euch wohl nicht fragen, wie Euch die übrigen Damen meines Hofes gefallen haben? Denn Ihr hattet nur Augen für Eine!

Wohl hätte ich nur Augen gehabt für Eine,

erwiderte Alba, und konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken, der einzige Zug des Gesichts, den er nicht immer ganz in seiner Gewalt hatte, dürfte ich meine Augen nach ihr erheben.

Laßt das, Herzog! sagte Catharina fast empfindlich, verspart dieß bis morgen für Henriette von Montpensier, und sagt mir lieber offen, wie gefallen Euch die Frauen meines Hofes?

Es war mir, da ich das erste Mal in ihren Kreis trat, als stände ich in einem Garten, wo tausend Blumen um mich üppig blühten. Doch vermißte ich Eine, von der mir Ruy Gomez, als er von Paris zurückkehrte, so Wundervolles erzählte.

Und wer war diese Eine? fragte Catharina neugierig.

Das Fräulein von Limeuil! erwiderte Alba. Sie soll die schönste Zierde Eures Hofes seyn.

Auch ich habe sie vermißt! unterbrach ihn jetzt die Königin von Spanien und trat aus dem Fenster zu ihrer Mutter. Seit ich Frankreich verließ, sah ich sie nicht; sie muß sehr schön geworden seyn; ich war dem Kinde wohlgewogen.

Sie liegt, so wie mir berichtet worden, in der Abtei St. Claire krank darnieder, erwiderte Catharina. Der plötzliche Tod eines Knaben, der im Dienste Basils, des Astrologen, war, hat sie erschüttert. — Ihr kennt den Alten wohl noch? Herzogin! fuhr die Königin fort, sich zu diesem wendend. In Florenz und Siena sahyt Ihr ihn.

Ich erinnere mich seiner! erwiederte Alba.

Ist es mir doch, fuhr Catharina nach einigem Nachdenken fort, als ob er mir einmal vertraut habe, daß er Euch vor dem Zuge Eures hochseligen Herrn Kaiser Carls des Fünften nach Sachsen das Horoscop gestellt und Ihr ihn nach der Mühlberger Schlacht königlich belohnt hättet.

Wohl möglich, Majestät! sagte Alba, und schien nachzudenken. Ist es nicht ein Mann in seinen besten Jahren und langes schwarzes Haar rollt über seine breiten Schultern herab?

So war es einst, jetzt ist er ein Greis.

Ja, fuhr Alba fort, es sind Jahre hingerollt, seit ich ihn sah. Haben Eure Majestät Vertrauen zu ihm? fragte er hingeworfen.

Catharina sah ihm forschend in das Auge.

Ich meine, fuhr der Herzog fort, ob Eure

Majestät dergleichen Wissenschaft überhaupt vertrauen? ich halte es für Gaukelspiel.

Auch ich! sagte Catharina schnell.

Und weshalb ist dieser Basil hier an Eurem Hof? fuhr Alba fort. Dergleichen Leute bergen oft unter ihrer mystischen Maske einen gefährlichen Zweck. Ich halte so viel ich vermag diese Art Gaukler weit von mir entfernt — besonders in wichtigen Zeiten. Wer steht Ew. Majestät dafür, daß er nicht im Dienste der Hugenotten ist?

Catharina wurde nachdenkend. Sie kannte Basil's nächtliche Unterredung mit Condé in Fontainebleau, sie kannte seine Anhänglichkeit an die Limeuil, deßhalb war er ihr längst verdächtig gewesen. Alba hatte nicht zuerst den Argwohn in ihr erweckt, der Astrolog sei im Dienste der Hugenotten. So mancherlei sich durchkreuzende Gedanken bewegten in diesem Augenblicke ihr Gemüth.

Will Eure Majestät den Astrologen unter irgend einem Vorwande zu mir schicken, so will ich versuchen, ihn auszuforschen, unterbrach der Herzog das Schweigen.

Wenn Ihr es wünscht, erwiderte Catharina, so mag er noch einmal Euer Horoscop stellen

und der Zug nach den Niederlanden ist wohl eine Anfrage bei den Sternen werth.

Der Zug nach den Niederlanden? fragte der Herzog verwundert, und sein Auge traf fast verweisend die Königin von Spanien.

Ich habe die Hugenotten nach Moulins beordert, sagte jetzt Catharina, das vorige Gespräch schnell abbrechend und hoffe, durch die Zusammenkunft mit meiner Tochter aufgeregt und beunruhigt, werden sich dort alle Häupter einfinden, und der Schlag kann dort am leichtesten geschehen. Sind nicht Condé, die Coligny's, die Soubise, Rohan und Rochefoucauld beisammen, erdrücken wir die Brut nicht mit einem Drucke, so bringen wir die Gemüther nur auf, und aus dem Blute eines gefallenen Märtyrers stehen tausend Verfechter ihres Irrglaubens wieder auf!

Ich bin nicht ganz der Meinung, Euer Majestät, sagte jetzt Alba. Jeder Tropfen ketzerisch Blut düngt den Boden der alleinseligmachenden Kirche und befestigt die Throne. Auf gesetzlichen Wegen geht es langsam, aber desto gewisser; fällt auch unter Henkers Hand in jeder Stunde nur ein Haupt, sammeln sich bald die Stunden zu Tagen, die Tage zu

Jah-

Jahren, und die einzelnen Gebluteten zu Tausenden.

Das wäre auf französischem Boden ein gewagtes Unternehmen, Herr Herzog, unterbrach ihn die Königin Mutter.

In der Hand eines Königs nicht! erwiederte Alba stolz. So würde Philipp von Spanien handeln, der nur zu gut weiß, daß Rebellionen mit dem Schwerte, nicht durch Nachgeben, nicht durch Unterhandlungen gedämpft werden! Doch wie Eure Majestät es für gut findet; ein jedes Land hat seine eigene Weise; wir Spanier gehen den ernsten aber den geraden Weg, sei er auch noch so blutig. Also nach Moulins habt Ihr den Prinzen und seinen Anhang beordert? Darf ich dies dem Könige, meinem Herrn, melden?

Bedürft Ihr, Herr Herzog, meine Erlaubniß, Seiner Majestät von Spanien Bericht abzustatten von dem, was Ihr hier sehet und hört? Ich glaube fast, die Depeschen abzuschicken, welche der Sohn des Herzogs von Osunna vorgestern nach Madrid brachte, hättet Ihr gewiß nicht meine Erlaubniß erbeten!

Ich danke Eurer Majestät für diese Warnung, sagte Alba kalt, ich werde in meiner

geheimen Kanzlei ein streng Gericht halten. Hat Eure Majestät für heute Ihrem Diener noch etwas zu sagen? fuhr er jetzt fort, sich zu der Königin von Spanien wendend.

Geht mit Gott, Herr Herzog! sagte diese und reichte ihm die Hand zum Kuß, Der Herzog verbeugte sich vor Catharinen und ging.

Auch diese verließ ihre Tochter, mit sich selbst unzufrieden, daß sie, von ihrer Eitelkeit überrascht, dem Herzoge mehr entdeckt hatte als sie wollte.

19.

Als Catharina von Medicis in ihr Zimmer trat, begann der Morgen schon zu grauen, doch stand das Bild der Limeuil noch zu lebendig vor ihr, als daß sie sich schon hätte zur Ruhe legen können. Sie schritt im Zimmer auf und ab. Schade, rief sie, Schade um die schöne Gestalt, diese Zierde meines Hofes, daß sie in den dunkeln Klostermauern verblühen soll. Ich fühle wahrlich Sehnsucht nach ihr. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und meldete der Aebtissin von St. Claire folgendes:

Würdige Frau!

Euer Schreiben, worin Ihr bei mir anfragt, ob Ihr den Bitten der Limeuil nachgeben dürft, die Schwester eines gewissen Jeronimo zu sich zu nehmen, hab' ich erhalten, und da Ihr mir von diesem Mädchen berichtet, daß sie eine vollkommene Schönheit, wenn auch jetzt durch den Tod ihres Bruders etwas angegriffen sei, so könnte sie mir wohl von Nutzen seyn, und habt Ihr sie deshalb in Gottes Namen der Limeuil zu überlassen.

Ueberdies hat sich mein Zorn gegen sie gelegt und ich bedarf ihrer hier in Bayonne. Gebt ihr die Hoffnung meiner Verzeihung, wenn sie demüthig bittend an mich schreibt; schickt mir den Brief durch einen Eilboten, meine gnädige Antwort soll gleich erfolgen, und Ihr könnt sie dann unter Bedeckung, die Euch Tavannes geben wird, hieher schicken. Sollte die Limeuil aber nicht schreiben und sich nicht um die Gnade ihrer Königin bewerben wollen, so gebt ihr beifolgendes Schreiben, das ich für diesen Fall Euch zuschicke.

Gehabt Euch wohl, ich übergebe Euch dem Schutze des Herrn.

Catharina.

Erst nachdem sie auch den Brief an de Limeuil geschrieben, warf sie sich auf ihr Lager.

Auch Alba trat nicht ruhiger in seine Wohnung ein. Die Unvorsichtigkeit der Königin, durch welche er erfahren, daß sie sich in seinem geheimen Kabinet einen Verräther erkauft habe, machte ihm Sorge, und kaum hörte er auf die Worte seines Kammerdieners, der ihm meldete, daß schon seit mehreren Stunden ein Fremder im Vorzimmer seiner warte, der ihm zwar seinen Namen nicht nennen wolle, jedoch befohlen habe, dem Herzoge nur zu sagen: er möge Mailands gedenken.

Ha, rief plötzlich Alba — laß ihn ein. Gut, daß er da ist, ich bedarf seiner!

Willkommen! rief der Herzog dem Eintretenden entgegen. Ihr habt lange auf Euch warten lassen!

Ich war im Dienste meines Herzens, antwortete der Fremde, und da ich so selten diesem Herrn darf unterthan seyn, so mußte ich ihm diesmal folgen, ob mich gleich der Befehl

des Cardinals Aquaviva schon längst hieher beordert hatte.

Bis jetzt ist Euch alles trefflich gelungen, sagte der Herzog herablassend.

Ihr irret, gnädiger Herr! Noch ist Friede in Frankreich, und kaum konnte ich Condé in Fontainebleau retten.

Jetzt ist es mir gleichviel, wenn er untergeht, unterbrach ihn Alba. Die Ketzer werden zu mächtig, ihre Verbindungen mit den Guisen zu eng, ein Aderlaß kann ihnen nicht schaden, mit Condé fangen wir an! Doch Alter, hat der Cardinal Euch die Summe gesendet?

Ja, Hoheit! sagte der Fremde, doch habe ich sie nicht angenommen.

Genügte sie Euch nicht? fragte der Herzog verwundert.

Sie war zu groß für meine Dienste.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Herzog ernst.

Daß Ihr nichts mehr von mir zu erwarten habt, als was ich uneigennützig und freiwillig für Euch thue!

So bedarf ich Eurer Dienste nicht mehr! fuhr der Herzog auf, denn nur Eigennutz schafft Treue.

Bruſt des Fühlloſeſten Andacht und doch Schauer erwekkend ſein.

Jetzt erhob ſich der Knieende und den Blick gen Himmel gerichtet, die Rechte nach den über ihn dahin ziehenden dunkeln Wolken geſtreckt, ſtand er mit leuchtendem Auge gleich einem Rachegeiſte neben dem Grabe des gemordeten Vaters. Die Gebete verſtummten, ſelbſt die Mönche wagten es nicht, in ſolch ſchauerlichem Augenblick ihre Worte zum Himmel zu ſenden, ſelbſt die Chorknaben, die Becken mit Weihrauch ſchwingend, vergaßen bei dem Anblick der furchtbaren Geſtalt den Weihrauch zu ſtreuen und keine Dampfwolken ſtiegen mehr auf, als Artevelde die drückende Stille brach, die wie ſchwere Gewitterluft über den Verſammelten lag.

„Geiſt meines Vaters!“ ſo rief er „Wo Du auch wandeln magſt, im Fegefeuer oder in den himmliſchen Gefilden, ich ſchwöre Dir hier im Angeſicht des verſammelten Volkes, im Angeſicht Gottes, bei dem heiligen Gebete der frommen Prieſter, Rache an Deinen Mördern zu nehmen, damit Du Ruhe findeſt im Grabe, und ich auf Erden!“

„Amen!“ ſchallte es aus dem Munde der 400. „Amen!“ wiederholten die wilden Rotten der Chaperons, während mancher der Anweſenden, des Racheſchwurs gedenkend, die leere Stelle auf welcher er ſtand und die morgen vielleicht ſchon ſich zum Hügel über ihm wölben konnte, mit Schauder betrachtete.

Da trat ein alter Prieſter aus der Mitte der Franziskaner hervor. „Philipp Artevelde!“ ſprach der Greis feierlich, als ſei er ein Gott Geſandter „Liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch haſſen! So ſprach unſer

Wie es Euch beliebt, Herr Herzog! sagte der Fremde ruhig. Doch was würde Philipp von Spanien sagen, hätte er diese Worte Alba's gehört?

Basil! rief der Herzog zornig.

Was befiehlt mein gnädiger Herr? fragte dieser mit kalter Ruhe, Ihr wißt, Herr Herzog, fuhr er fort, daß ich die Großen dieser Erde nicht scheue, den Tod nicht fürchte und ihn nicht fürchten darf. Deßhalb nehmt mich, wie ich mich Euch geben will. Frankreich habe ich ewigen Haß geschworen, es war ja ein Franzos, der mein Erdenglück zerstörte; aber für Geld bin ich nicht feil, die Rache ist der Sporn, der mich treibt. Darum seid zufrieden mit dem, was ich freiwillig thue, erwartet nur alles von meinem Eifer und meiner Rache.

Es hat sich manches seit unserer letzten Unterredung in Madrid geändert, sagte nun der Herzog, da er Basil beruhigter sah. Seit Guise's Tode heben die Ketzer ihre Häupter zu hoch, und fast fürchte ich, es war nicht gut, ihre Schwingen so weit sich breiten zu lassen. Freilich, wollen wir Ruhe und Frieden in Spanien, muß der Bürgerkrieg Frankreich zerrütten, und nur die Hugenotten und der Ehrgeiz

der Großen vermögen dies Ungeheuer aus seinem Schlafe zu wecken. Was wir in den Niederlanden vertilgen wollen, müssen wir hier nähren. Die Zwietracht allein bringt uns Ruhe. Hast Du die Königin auf Heinrich von Navarra aufmerksam gemacht?

Sie sah ihn mit der Krone Frankreichs auf dem Haupte!

Und sahest auch Du ihn im königlichen Schmuck?

Basil schwieg.

War es Täuschung, war es Wahrheit? fragte Alba ernst.

Wenn ich auf Eure Fragen einmal schwieg, blieb ich immer stumm, — erwiederte Basil.

Ich verstehe! sagte Alba und sah sinnend vor sich nieder. Ich habe manches von dem Knaben gehört, fuhr er fort, Geist und Muth sollen ihn durchglühen; ich weiß nicht, warum mir der Navarra wichtiger dünkt als alle Söhne dieser Catharina!

Spanien mag ihn fürchten, und mit Recht! sagte Basil ernst.

Fürchten? rief Alba mit Stolz, Spanien den Navarrer? Doch oft spielt das Schicksal wunderbar mit den Kronen. Nun, so lange

Alba lebt, soll es den Knaben nicht fürchten, sagte er mit Zuversicht und schritt mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Basil! rief er plötzlich, und der finstere Ernst war auf seinem Gesichte verschwunden, die Königin glaubt Dich im Einverständnisse mit Cond., sie mißtrauet Dir, sie will Dich zu mir senden, daß ich Dich ausforsche. Sei auf Deiner Hut!

Ich danke Euch, gnädiger Herr! — erwiderte, sich neigend, Basil. Doch der Morgen graut, noch weiß Catharina nicht, daß ich hier eingetroffen bin. Erlaubt, daß ich mich entferne; morgen, wenn Ihr von der Königin kommt, findet Ihr mich hier.

Alba winkte bejahend und Basil verließ ihn.

20.

In der Abtei St. Claire war indeß alles auf die Antwort der Königin in gespannter Erwartung. Die Aebtissin wünschte, sie möchte Isabellens Bitte nicht gewähren. Isabella hoffte mit Sehnsucht die Erfüllung ihres Wunsches, denn sie sah darin einen Strahl der rückkehrenden Gnade ihrer Gebieterin, glaubte Je-

ronimo schuldig zu seyn, für die verlassene Mariane schwesterlich zu sorgen, und wähnte, es nur dort thun zu können. Der Pilgerin war es gleichgiltig, wie die Königin über sie bestimmen würde. Sie sah in Isabellen nur die Ursache des Todes ihres geliebten Bruders; fast hätte man sagen können, sie hasse sie deßhalb, und nur das Versprechen, welches sie Jeronimo im Augenblicke der ewigen Trennung gegeben hatte, kettete sie an das Fräulein. Dieß Versprechen treu und redlich zu halten, es ganz zu erfüllen, war ihr fester Vorsatz; das Wie, ihr gleichgültig. Sie kam täglich zu dem Fräulein, kehrte vor Sonnen-Untergang zurück und saß, so lange man es ihr erlaubte, am Abend mit ihrer Harfe auf Jeronimo's Grab. Isabella vor Condé's Liebe zu bewahren, und vermöchte sie dieß nicht, sie rein und heilig zu erhalten, war jetzt der einzige Zweck ihres Lebens; denn hatte diese Liebe Jeronimo die Pforten des Todes geöffnet, sollte sie auch ihr Grab finden und nicht zum Leben erblühen. Wie Jeronimo auf seinem Lebenswege mit glühender Schwärmerei Alles ergriffen, umfaßte Mariane mit eiserner Beharrlichkeit Alles, wonach sie sich hingezogen fühlte; mochte es nun Freude seyn,

oder Schmerz, ihr gleich. Verlassen, älternlos zu seyn, war das drückende Gefühl, welches ihre Jugend niederbeugte und die Saiten ihres Gemüths verstimmte. Basil's Kälte, der doch Jeronimo unaussprechlich geliebt, hatte Bitterkeit bei ihr erregt. Das Geschäft, zu welchem er sie gebraucht, und das sie mit klarerem Blicke als ihr Bruder durchschaut hatte, war ihr verhaßt, und nur ein Gefühl von Dankbarkeit gegen den Meister, und die unwiderstehliche Liebe zu dem Knaben, hatte sie bei Basil festgehalten. Niemandem hatte sie ihr Herz geöffnet, und selbst die Flamme, welche zufällig in ihr aufgeflackert war, vermochte sie mit kalter Hand zu dämpfen.

Als sie erfuhr, Jeronimo sei ihr Bruder, als sie auf einmal in ihm ein Wesen fand, das ihr angehörte, auf das ihr verlassenes, ödes Herz Anspruch machen dürfe, trat ihr das Leben in einer neuen Gestalt entgegen. Ihren Bruder zu lieben, dieses zarte, ätherische Wesen zu pflegen, war von jetzt an ihres Lebens einziges Ziel, welches sein Tod so schnell zerstörte. Gegen Alles gleichgiltig was um sie war, Basil's Weisheit verachtend, der des Knaben siechen Körper mit all seinem Wissen nicht wieder her-

zustellen vermocht hatte, Isabella nicht liebend, um derenwillen seine tolle Schwärmerei den Giftbecher geleert hatte, war mit dem Anblick des entschlafenen Bruders auch alles Lebensglück untergegangen, und sie glaubte nur noch dem Leben anzugehören, um dem Leben Trotz bieten zu müssen.

Aber dies rächte nicht ihren Trotz. Schon in Viville errang ihr jugendlicher Körper den Sieg über ihr verstörtes Gemüth, die Rosen ihrer Wangen, die Jugendfrische kehrte zurück, wenn auch das Herz noch immer blutete und jede Zukunft vor ihr nur trübe und in Nebel gehüllet lag.

Aber man hätte auch mit dem Schicksal zürnen müssen, wenn es schon jetzt diese liebliche Blüthe zerstört hätte. Denn selbst neben Isabellen de la Tour und Margarethen von Valois konnte sie um den Preis der Schönheit werben. Sie trat in das achtzehnte Jahr. Ihre Formen hatten sich eben ausgebildet. Wie die Blume am Morgen ihres Entfaltens am frischesten dem Auge entgegen strahlt, so schien auch die üppige Gestalt, eben erst aus der Hand ihres Schöpfers vollendet entsprungen, in kaum aufgeknospeter Schönheit dem Auge sich darzu-

ſtellen. Herrlich zogen ſich die dunklen Augenbraunen an die weiße Stirn und dämpften das Feuer der Augen, die ernſt und doch nicht ſtreng unter ihnen hervorleuchteten. Der Mund war lieblich, wenn auch nicht ſo lockend wie der Margarethens, ihre Haut zart wie Sammet und weiß wie friſchgefallener Schnee, von den erſten Strahlen des Morgens geröthet. Das dunkle Haar wallte in ſchweren Locken über die blendenden Schultern herab, und in der majeſtätiſchen Geſtalt wogte das ſchönſte Ebenmaß. Wer das Mädchen ſah, und Baſil hatte ſie weislich aller Männer Blicken verborgen, der mußte von dem Feuerauge, von der reizenden Geſtalt hingeriſſen, aber auch eben ſo ſchnell von dem ernſten Blick zurückgeſchreckt werden.

Immer mehr gewöhnte ſich Iſabella an den Ernſt Marianens, nur wenn das Fräulein Jeronimo's freundlich und theilnehmend erwähnte, wenn ſie zuweilen mit Innigkeit des treuen Knaben gedachte, wurde Marianens Auge theilnehmend, eine ſtille Heiterkeit umfloß die trauernden Züge ihres Geſichts und der ruhige Ernſt wurde glühende Schwärmerei.

In dieſer Zeit traf der Brief der Königin in St. Claire ein.

Die Aebtissin bereitete Isabellen nach und nach auf die Aussicht vor, bald wieder am Hofe erscheinen zu dürfen; aber was gezwungen ihre Worte gebauet, riß Marianens ernste Mahnung wieder ein.

Flieht den Hof, flieht die Königin! rief sie dann, nur ein reines Herz steht über das Schicksal erhaben!

Aber als endlich die Aebtissin dem Fräulein das Schreiben der Königin überreichte, als Isabella der Verzeihung Catharinens gewiß, die freundliche Einladung, an den Hof zurückzukehren, vernahm, da vermochten Marianens Bitten, ihre Thränen nichts mehr über ihr Herz. Zu ihrem gewohnten Leben, zu den Freuden des Hofes zurückzueilen, Theil an den Festen zu nehmen, dort vielleicht Condé zu sehen, dieß alles war viel zu lockend, als daß die ernsten Worte Marianens sie hätten in St. Claire festhalten können.

21.

Je näher der Tag der Abreise heranrückte, desto mehr in sich gekehrt und ernster wurde

Mariane; selten verließ sie Jerenimo's Grab, das sie bis auf den letzten Augenblick mit Blumen schmückte, wobei ihr Manon treulich half.

Am Abend vor ihrer Abreise ging sie allein, die Harfe im Arm, nach dem Grabe und setzte sich auf den grünen Hügel. Der Mond schien hell auf die Blumen und Blüthen, womit es geschmückt war, der Abendwind, welcher durch den öden Kreuzgang zum Friedhofe zog, lockte leise Töne aus den Saiten, Heimchen zirpten in dem alten Gemäuer und aus der Ferne schallte der laute Schlag der Wachtel. An den Entschlafenen denkend, saß sie auf dem Grabe und unberührt ruhte die Harfe im Arm.

So soll ich mich auch von dem Todten trennen! rief sie endlich, und fern von seinem Grabe soll ich trauern! Der Mutter Ruhestätte sah ich nie, auch des Bruders Grab muß ich verlassen, und dieß soll das letztemal seyn, daß ich mit Thränen diese Blumen netze! Sie kniete nieder, sprach ein leises Gebet, erhob sich dann, und das Auge gen Himmel gerichtet, griff sie mit Heftigkeit in die Saiten ihrer Harfe, so, daß diese sprangen. Wie diese Saiten zersprangen, rief sie verzweifelnd, zersprangen auch die

Saiten meines Herzens, wie diese nimmer tönen werden, so wird auch mein Herz stumm seyn für den Ton der Freude. — Schlaf' wohl, Jeronimo! mein Bruder! schlaf' wohl, bis ich Dich wecke! Dein Lebewohl zerstörte den Kranz meines Lebens. Du verdammtest mich zu Liebe und Haß und bezeichnetest meinem Herzen einen Weg, den es nicht wandeln mag. Ach, ohne es zu wollen, hast Du mich grenzenlos elend gemacht! Sie brach eine Rose ab, steckte sie an ihre Brust und schritt dem Kreuzgange der Abtei zu; dort kam ihr die trauernde Gestalt Isabellens, einen Kranz Immortellen in der Hand, entgegen, welche, ihr die Hand reichend, sie zurück zum Grabe führte.

Schlummere sanft! rief Isabella und legte den Kranz auf den Hügel. Schlummere sanft und empfange dieß Todtenopfer, mein treuer Knabe! Und wenn Dir vergönnt ist, aus Deiner Heimath niederzuschweben, so umsäus'le mich mit Deinem Flügel, und Dein Geisterhauch berühre meine Lippen. Schlaf' wohl, mein Jeronimo!

Schlaf' wohl, mein Bruder! sagte Mariane bewegt, warf sich in die Arme des Fräuleins,

Herr und Meiſter. Du thuſt nicht wohl, hier an dieſer heiligen Stätte, der Ruhe und der Verſöhnung geweiht, Dein Herz zur Rache zu entflammen. — Sündiger Menſch, wagſt Du die Rathſchläge Gottes zu meiſtern? Bete in Demuth zu dem barmherzigen Vater, daß auch Deine Stunde nicht vor der Zeit ſchlage und Du früh abgerufen werdeſt, Rechenſchaft zu geben. Störe nicht durch ſolchen Frevel die Ruhe der Todten!"

Artevelde hatte mit ſcheinbarer Demuth den Greis angehört. Blutgierig, wie die Hunde eines Räubers, auf den Wink ihres Herrn den Gefangenen zu zerreißen lauren, ſo ſchauten ſeine Trabanten auf ihn, ſeine blutigen Befehle erwartend. Aber Artevelde faßte ſich ſchnell, neigte das Haupt vor dem Prieſter, kniete vor ihm nieder und ergriff ſeine Hand, ſie ehrfurchtsvoll küſſend. „Ehrwürdiger Vater!" ſprach er mit lauter, vernehmbarer Stimme „Vergebt, daß ich, ein ſündiger Menſch, mich erkühnte, das Schwert Gottes ergreifen zu wollen. Vergebt und ſprecht mich frei von dieſem Frevel, den ich innig bereue. — Segne mich, Pfaff!" raunte er dann dem Prieſter leiſe zu „Oder Du biſt noch heute des Todes!"

„Gott erbarme ſich des Sünders!" ſprach der Franziskaner, durch dieſe Drohung nicht geſchreckt, wendete Artevelde den Rücken und ſchritt ruhig und würdevoll zu ſeinen Brüdern zurück.

Ein lautes Murmeln erhob ſich; Peter Dubois lächelte mitleidig über die Thorheit des unerfahrnen Jünglings, der ſeinen Rath ſo bald vergeſſen hatte. Artevelde, ſchnell die Folgen des Fehlers überblickend, der nicht mehr gut zu machen war, gab das Zeichen, daß die Trompeter zum

und zum erstenmal drückte sie ihre Lippen auf Isabellens Mund.

Liebe soll ich Dir bieten, Isabella, für das ganze Leben, so wolltest Du. Vielleicht kann ich Dir Wort halten, schlummernder Bruder. Hassen soll ich? — Nein, nein! — rief sie außer sich und streckte faltend die Hände empor — das kann ich nicht!

Verwundert sah das Fräulein von Limeuil in das glühende Auge des Mädchens, das heftig zitternd ihre Hand gefaßt hatte. Komm, Mariane! bat sie, ehe wir von hier scheiden, begrüßen wir noch einmal mit dem Frühroth sein Grab. Noch einmal sagen wir dem Treuen ein Lebewohl! Mariane folgte ihr.

Als am Morgen alles zur Abreise bereitet war und Franz von Harcourt mit seinen Arquebusirern zu Pferde schon vor der Abtei hielt, wallten die beiden Jungfrauen noch einmal nach dem Friedhofe, von Manon begleitet, die ein Körbchen mit frischen Blumen trug. Der erste Strahl der Morgensonne brach eben hinter der Höhe durch die Dämmerung hervor, als sie aus dem Kreuzgange in die stille Schlummerstätte der Entschlafenen traten. Mariane nahm hastig die Blumen, doch indem sie voranschreiten wollte,

hielt

hielt sie plötzlich an, denn auf Jeronimo's Grabe erblickte sie eine verhüllte Gestalt, welche, den Kopf gesenkt, regunglos auf dem Rasenhügel saß und alle Grabesblumen in ihrem Schooß gesammelt hatte.

Das Frühroth beleuchtete sonderbar Grab und Gestalt, so, daß der graue Mantel wie Feuer zu glänzen schien. Bei diesem Anblick blieben die Drei weinend an der Pforte des Kreuzganges stehen, den Blick starr auf die grausenerregende Gestalt geheftet, welche sich jetzt, einige unverständliche Worte über das Grab murmelnd, langsam erhob, die Blumen sorgfältig zusammenband, gegen das Grab sich neigend es küßte und nach der Pforte zuschritt.

Jetzt erblickte sie die drei Jungfrauen; sie heftete fest das Auge auf Marianen. Bist Du nicht seine Schwester, und kommst, sein Grab mit Blumen zu schmücken? fragte sie mit hohler Stimme.

Ja, antwortete Mariane, und ein sonderbarer Schauer durchrieselte sie bei dem Anblick der langen, hagern, weiblichen Gestalt. Nicht Ehrfurcht hieß sie verstummen, scheu blieb sie vor der Vermummten stehen, welche mit ihren

schwarzen Augen lebhaft unter einem dichten Schleier hervorblickte.

Ist dieß nicht Deines Bruders Grab? fragte Jene wieder.

Es ist Jeronimo's Grab! erwiderte Mariane.

Da wendete sich die Gestalt, schritt zum Grabe zurück, beugte sich, küßte es noch einmal, und als sie sich erhob und die Jungfrauen näher getreten waren, fragte sie Marianen:

Wohin ziehst Du?

Nach Bayonne, an das Hoflager der Königin.

Wir werden uns wieder sehen, — sagte sie freundlich, barg den Blumenstrauß unter ihren Mantel und schritt langsam durch den Kreuzgang hindurch.

Wer war die Gestalt? fragte Isabella, während Manon sich bekreuzte.

Ich kenne sie nicht! erwiderte Mariane, noch zitternd.

Und sie kannte Dich?

Mir unerklärbar! Aber sie muß innigen Theil an Jeronimo nehmen, und darum, so

grausenhaft sie auch noch vor mir steht, fühl' ich mich doch nach ihr hingezogen.

Schweigend, den Blick auf das Grab geheftet, standen sie jetzt um den grünen Hügel. Mariane nahm das Körbchen mit Blumen und ordnete sie. Einen einzigen Veilchenstrauß legte sie auf das Grab, dahin, wo sie glaubte, es ruhe sein Herz. Still und sanft, wie diese Blumen, ruht jetzt das stürmische! rief sie, die Rosen zurücklegend, womit Manon das Körbchen gefüllt hatte. — Verwelkt, bleibt fern von ihm! sagte sie zu ihnen, und stört seinen Schlummer nicht, ihr Blumen der Liebe; nur euer Dorn ward ihm im Leben, die Blüthe nicht. Nur die Immortelle schmücke sein Grab. Wir Beide, sagte sie dann, Isabellens Hand fassend, werden ihn nie verlassen!

Auch ich nicht! rief Manon schluchzend, auch ich werde den lieben Knaben nicht vergessen, will täglich sein Grab mit frischen Blumen bekränzen und es sorgsam warten, bis Ihr vom Hofe zurückkehrt.

Thue das! sagte Isabella; und als jetzt die Stunde des Aufbruches schlug, brachen die Thränen unaufhaltsam hervor, und ein stilles

Gebet stieg zum Himmel. Noch einmal warf sich Mariane an dem Grabe nieder und folgte dann Isabellen mit festem Schritte.

22.

Es war eine stürmische Nacht, die Wetterfahnen knarrten, der Sturm jagte die dunkeln Wolken an dem Mond vorüber und in der Ferne vernahm man das dumpfe Brausen des Meeres. Da trat Meister Basil aus einem kleinen Pförtchen und schritt langsam über den Kirchhof von St. Eustache, seiner Wohnung zu. Eben gedachte er seines Gespräches mit dem gefürchteten Alba, von dem er von einem nächtlichen Besuche zurückkehrte, als er, vor seine Hausthüre tretend, sich festgehalten fühlte. Rasch wandte er sich, schnell fuhr seine Hand nach dem kurzen Schwert, und ein Vermummter stand, von einem flüchtigen Mondstrahl beleuchtet, hinter ihm.

Ha! seid Ihr es, Heinrich? rief Basil und stieß sein Schwert schnell in die Scheide. Kommt geschwind mit mir, ehe uns Jemand hier bei-

ſammen ſieht! — Der Vermummte folgte ſchweigend.

Als ſie in Baſil's Zimmer eingetreten waren, dieſer das Lämpchen angezündet und vorſichtig die Thüre verſchloſſen hatte, hieß er den Fremden traulich willkommen. Setzt Euch, Heinrich, und ſeid mir in Bayonne gegrüßt, ſagte er freundlich.

Aber dieſer, ein ſchöner kräftiger Jüngling, ſah den Meiſter ernſt und ſchweigend an.

Nun, junger Freund, fuhr der Aſtrolog fort, was iſt Euch? Ich freute mich Euch wieder zu ſehen, und Ihr ſeht ſo düſter auf mich?

Wer von dort kömmt, erwiderte der Fremde, den kann ich nicht willkommen heißen, kann ihn nicht freundlich begrüßen.

Ha! rief Baſil lächelnd, Ihr ſeid dieſe Nacht ſpähend umhergeſchlichen?

Waret Ihr bei Alba?

Ja! mein jugendlicher Freund!

Ihr waret bei Alba? rief der Jüngling von Zorn erglühend.

Und warum nicht, erwiderte Baſil gelaſſen. In dem Hauſe des Feindes erhält man die ſicherſte Kunde, und überdieß, Heinrich, war Alba unſer Freund, ſo lange er uns zu ſeinen Plänen

bedurfte; doch jetzt? -- Die Königin hat Verdacht auf mich geworfen, sie ahnet meine Verbindung mit Euch. Alba hat mich gewarnt.

Alba? rief Heinrich von Rohan, Adelaidens Bruder.

Er selbst, er ist mein Freund, mein Gönner. Er kennt meine Verbindung mit den Chatillons und mit Euch, und glaubt, Ihr würdet getäuscht; darum billigte er sie, und ahnet nicht, daß er allein der Betrogene ist, und da ich überdieß eines Schutzes gegen diese ränkesüchtige Königin bedarf, so ist er mir jetzt werth und wichtig.

Ich verstehe Euch nicht! sagte der Jüngling finster.

Glaub' es wohl, Rohan, daß Ihr mein Thun und Treiben nicht immer versteht; versteht nur mein Herz, und das genüge Euch.

Er ging und kehrte mit einem Becher Wein zurück, den er dem Jüngling reichte. Trinkt, lieber Heinrich, der Wein stärke Euer Vertrauen.

Zögernd ergriff dieser den Becher. Meister! ist der Wein auch unverfälscht, habt Ihr keine betäubenden Tropfen hineingeträufelt?

Heinrich! rief der Alte schmerzlich, was

würde Theodor Beza sagen, säh' er Euch so vor mir stehen! Ohne Zutrauen keine Liebe!

Der Jüngling trank. Und Ihr kamet allein nach Bayonne? fragte er endlich. Jeronimo, der gute, liebe Jeronimo ist todt?

Und Mariane blieb in St. Claire, fiel Basil ihm in die Rede.

Sie blieb in St. Claire, murmelte Rohan, den Becher mit bitterm Lächeln vor sich setzend, und kam nicht nach Bayonne! Nun, so trage, Herz, und dulde! — Das Irdische ward Dir nicht beschieden, hebe Dich zu dem Himmlischen und suche dort den Muth, des Schicksals Prüfungen zu ertragen! — Und wie geht es ihr? fuhr er fort. Ich fürchtete für sie, da ich Jeronimo's Tod erfuhr. Sie liebte den Knaben so innig, ich glaubte für alles Andere ihr Herz erstorben; doch er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und drückte die hervorbrechende Thräne zurück.

Rohan! rief Basil, ihn aus seinen Träumen weckend, Ihr wißt, wie innig ich Euch liebe, wißt, wie sehr ich wünschte, das Mädchen hätte Euch Gegenliebe geschenkt; aber offen muß ich Euch sagen, ihr Herz ist kalt, ist jeder Liebe

erstorben, sie kann Euch Freundin, Schwester seyn, doch mehr hoffet nicht!

Ich fühlt' es schon längst, daß sie mir nur das seyn könnte! erwiderte Rohan. Aber glaubt nicht, ihr Herz sei kalt; o die Liebe, die verschmähte Liebe sieht scharf! Es glüht eine Flamme in ihr, oft sah ich sie ausströmen, aber an meinem Herzen entzündete sie sich nicht. — Sie liebt, Meister!

Basil lächelte. Ich habe sie vor aller Männer Augen verborgen! erwiderte er. Ihr allein sahst sie, sprachst mit ihr. Nur im Knabengewande durfte sie die Wohnung verlassen, und dann nur mit mir. Verließ ich mein Haus, so verschloß ich die Pforte!

Konntet Ihr auch die Pforten ihres Auges verschließen? Durch sie schleicht die Liebe in's Herz, nicht durch des Hauses geöffnete Thüre. — Glaubt es mir, Vater! sie liebt, ich weiß, ich fühl es; aber auch das kann ich ertragen, weiß ich sie nur glücklich.

Basil drückte ihm schweigend die Hand und sah theilnehmend auf den Jüngling, der in tiefes Nachdenken versunken zu seyn schien.

Rohan! rief er endlich. Nun von etwas Anderem. Wie stehen Eure Angelegenheiten?

Ich fürchte, ſchlecht! erwiderte dieſer.

Kennt Ihr die geheimen nächtlichen Zuſammenkünfte der Königinnen und des Herzogs?

Ich kenne ſie.

Wißt Ihr von dem Zwecke der Verſammlung zu Moulins?

Ich weiß!

Warnt die Chatillons!

Sie ſind gewarnt, und werden gewiß nicht erſcheinen. Auch der Prinz iſt benachrichtigt.

Laßt ihn ſeinem Geſchicke entgegen gehen, unterbrach ihn Vaſil. Er iſt zwar unſer Haupt, doch nur ſo lange wir ſeiner bedürfen. Ihm iſt es nicht um das Himmliſche zu thun, nach der irdiſchen Krone ſtreckt er ſeine Hand, für die Religion thut er nichts. Alles nur für ſeinen Ehrgeiz.

Ihr liebt ihn nicht, Meiſter!

Ich ehre, aber haſſe ihn!

Ihr hintergeht ihn ſo oft.

Junger Mann! Euer Herz iſt zu offen, Euer Auge ſiehet nur immer ſich ſelbſt in dem Spiegel der Welt. Der äußere Schein trügt Euch, und ſo tief und beſonnen Ihr auch in die Staatshändel eindringt, ſo feſt verſchließt ſich Euch das Menſchenherz. Condé's Ziel iſt

Aufbruch blasen sollten. Sie schmetterten und übertäubten das Gemurmel, die Gewerke ordneten sich wieder und von seiner Leibschaar umgeben, zog er unter Trompetenschall und Glockengeläute nach seiner Wohnung zurück.

Schon am Nachmittage hielten zwei Fuhren mit Bier und ein Fuder Wein vor der Kellnerei des Franziskaner-Klosters und ein Diener Arteveldes brachte zwei köstlich gearbeitete silberne Leuchter für den Altar der Kirche dieser frommen Väter, mit der Bitte, seinen Herrn in ihr Gebet zu schließen. Aber demohngeachtet mußten sie nach einigen Tagen den kühnen Greis zur Stätte der Ruhe begleiten.

4.

„Ei, ei, mein werther Herr Philipp!" sagte am nämlichen Abend Peter Dubois, als er in der Dämmerung in Arteveldes Zimmer trat „Ihr habt Euch heute in große Gefahr, mich in große Unruhe versetzt. Auf Rechnung der Freiheit laßt bluten, so viel Ihr wollt und es Euch gut dünkt, für eigne Sache nicht eine Fledermaus. Ihr müßt mich recht verstehen, mein junger Freund" fuhr er fort, als er Arteveldes Stirn sich furchen sah „Rächt den Tod Eures Vaters, laßt alle die reichen Handelsherrn, die ihn morden ließen, auf den Richtplatz führen, aber für jeden findet einen andern Grund, was Euch nicht schwer werden kann; denn wo Zwietracht und Gesetzlosigkeit herrscht, da ist Jedem ein Verbrechen aufzubürden, besonders den Reichen, die der Pöbel so gern beerbt. Ue-

der Thron, durch seine Glaubensbrüder will er ihn befestigen, zu seinem Zwecke sie und die Religion benutzen. — Nun wohl, so benutzen wir ihn zu dem unsrigen. — Er hielt an.

Rohan! fuhr er fort, ich habe Euch jetzt einen tiefen Blick in das Geheimniß Eurer Glaubensbrüder thun lassen, bewahrt es treu in Eurem Busen und schweigt.

Seit Theodor Beza in Genf den sündigen Greis vom Irrwege leitete, fuhr Basil fort, und ich der reinen Lehre, wenn auch nur im Verborgenen, anhing, warf ich mein Auge spähend umher im Kreise unserer Führer. Treffliches fand ich, Märtyrer, welche sich mit Freuden für den Glauben dem Tode geweiht hätten, aber auch Sünder, die unter dem heiligen Mantel ihren Ehrgeiz verbargen, und die müssen vergehen, nur so lange sie uns nützen, dürfen sie seyn.

Rohan blickte erstaunt in des Greises zürnendes Auge, in dem eine wilde Flamme loderte.

Menschen, welche mit heuchlerischen Mienen die Herzen gewinnen, fuhr dieser fort, die mit wollüstigem Auge die Beute suchen, welche sie morden, wenn sie in der nächsten Stunde nie-

dergeschlagen in Demuth zu Gott zu beten scheinen. Sie müssen fallen, wenn sie reif sind; denn der Mensch ist das Schwert, ist das Opfer Gottes!

Basil! sagte Rohan finster, soget Ihr dieß Gift bei Alba ein?

Aus meinem Leben sog ich es, aus meinem Unglück, junger Mann! und mein Glaube befiehlt mir, das Unkraut zu jäten aus dem Waizen.

Und griff der Prinz in Euer Leben so rauh, so hart, daß Ihr ihn deshalb so hassen müßt?

Laßt dieß ruh'n! rief der Astrolog und sah finster vor sich hin. Ein andermal geb' ich Euch Antwort auf diese Frage; jetzt laßt mich darüber schweigen. Mariane wird bald hier seyn, unterbrach er die eingetretene Stille.

Meister! rief Rohan, und konnte die Bewegung seines Herzens nicht bergen.

Sie kommt mit dem Fräulein von Limeuil an den Hof, Alba hat es mir gesagt.

Und wann? rief der Jüngling schnell.

Vielleicht schon heute, vielleicht erst morgen, erwiderte Basil, doch fürcht' ich, sie kehrt nicht zu mir zurück, sie bleibt am Hofe!

Sie kehrt nicht zu Euch zurück? Doch se-

hen kann ich sie dann, mich an ihrem Anblick weiden! rief Rohan bewegter. Gott sei gedankt, daß ich sie nur wiedersehe! Des Jünglings Auge glühte, ihr Bild trat vor seinen Blick, die Erinnerung malte ihm die Lieblich so reizend. Aber der Astrolog sah ernst und wehmüthig auf die holde Jünglingsgestalt, welche die Hoffnung, der Sehnsucht schmeichelnd, trügerisch belebte.

Rohan! sprach er, die Hand auf des Jünglings Schulter legend und ihm theilnehmend in's Auge blickend. Die Ahnung, welche so oft meine Brust erfüllt, denk' ich so recht innig an mir theure Wesen, sie sagt mir: Mariane wird Euch nie beglücken! Laßt die Hoffnung schwinden und lullt Eure Sehnsucht in Schlaf. Ihr seid zu weich, zu fromm, und genügt nicht dem stolzen, kalten Herzen dieses Mädchens, in dem das Blut des Vaters rollt, während die Glut der Mutter aus ihrem Auge strömt. Wendet Euch ab von ihr, die mit kaltem Stolz auf Euch niederblickt, Euch wohl Mitleid, doch nie Liebe schenken wird. Wendet Euch ab.

Meister! rief Rohan fast zürnend. Wie wenig versteht Ihr noch dieses Herz! Glaubt Ihr, ich nähre die Hoffnung in meinem Busen?

Schon lange habe ich ihr entsagt! Glaubt Ihr, die Sehnsucht der hoffnunglosen Liebe ließe sich durch ein Warnunglied zum ewigen Vergessen einlullen? — Auch ohne Hoffnung brennt die Flamme, auch ohne dieß Lebensöl verlischt das Lämpchen nicht, und reiner, heller ist ihr sanftes Licht. Ja Vater! daß ich Mariane in mein Gebet schließen, daß ich an heiliger Stätte ihrer gedenken darf, ohne daß ihr Bild die Heiligkeit meines Gebetes stört, das dank' ich der entschwundenen Hoffnung. Nein, heilig, als wäre sie ein Engel des Himmels, steht ihr Bild in meinem Herzen, — und laßt es nur da, guter Basil! es zerstört nichts, als — vielleicht das Herz selbst! Lebt wohl! Seht Ihr Marianen früher als ich, dann grüßt sie von mir.

Er ging, doch kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so kehrte er schnell zurück. Meister! rief er, ich höre Stimmen unten, ich höre Waffen klirren! Er zog sein Schwert.

Basil verriegelte schnell die Thüre. Es gilt mir! sagte er leise zu Rohan, hier ist keine Rettung mehr! Nur Euch dürfen sie hier nicht treffen, eilt in mein Schlafgemach, dort findet Ihr in der Tapete die Thüre zu einem geheimen Schrank, drückt an Johannis des Täufers

Hand, die er über unſern Heiland ausſtreckt, dann wird ſie ſich Euch öffnen, verwahrt das Käſtchen, welches Ihr dort finden werdet, gut, und ſollte man Euch hier einſchließen, ſo findet Ihr dort auch Speiſe und Trank auf mehrere Tage. Nur fort, ich höre kommen!

Kaum war Rohan in das Schlafzimmer geeilt, als man auch ſchon an die Thüre pochte. Bei der Frage Baſil's: Wer ihn ſo ſpät in ſeinen Beobachtungen ſtöre? rief eine rauhe Stimme: Im Namen des Königs, öffnet!

Nur gemach! antwortete Baſil, ordnete noch Einiges, damit es ſchien, als ſei er in ſeinen myſtiſchen Arbeiten überraſcht worden, öffnete dann die Thüre, und ein Offizier der königlichen Leibwache trat ein und befahl ihm, zu folgen.

Bedarf die Königin meiner noch ſo ſpät? fragte der Aſtrolog ruhig. Es thut mir leid, daß Ihr mich in einer wichtigen Betrachtung geſtört habt. Erlaubt mir nur einen kurzen Augenblick und laßt Euch mit Euren Begleitern nieder, bis ich geendet habe.

Hier iſt nicht Zeit zu Betrachtungen! ſagte der Kriegsmann. Kommt, folgt mir. Da, wohin ich Euch führe, habt Ihr Zeit und Muße

genug, das Angefangene zu beenden. Kommt ohne Verweilen!

Basil nahm seinen Mantel und folgte. Die Thüre schloß sich hinter ihm.

23.

Schon begann es zu dämmern, und Heinrich Rohan sah sich noch immer in dem Zimmer des Astrologen eingeschlossen. — Von der quälendsten Unruhe über Basil's Schicksal gefoltert, befand er sich unter den mystischen Figuren, welche ihn umgaben, nicht wohl, und die kabbalistischen, für ihn unverständlichen Zeichen, welche er in den großen aufgeschlagenen Büchern fand, vermochten nicht ihn zu zerstreuen, selbst der Schlaf floh ihn. Nur Basil's, nur Marianens gedenkend, die vielleicht schon heute in Bayonne war, warf er sich unmuthig auf des Astrologen Ruhebette und erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Rettung. — Aber Niemand erschien. Die Thüre war so fest verschlossen, daß jeder Versuch, sie zu öffnen, mißlang. Es wurde dunkel, die Nacht senkte sich herab, der Sturm, welcher

am Tage gewüthet, hatte sich noch nicht gelegt, noch sauste er im Kamine, und die Regenwolken verbargen die Scheibe des Mondes. Da sprang er unmuthig vom Lager auf, das ihm doch keine Ruhe schenken wollte, und setzte sich, umgeben vom Dunkel der Nacht, auf einen Sessel; doch wagte er nicht, die vor ihm stehende Kerze anzuzünden; er fürchtete, seinen Aufenthalt zu verrathen, wenn man Licht in Basil's Zimmer sähe, und Alles mußte ihm ja daran liegen, des Astrologen geheimes Verständniß mit ihm und den Hugenotten zu verbergen.

So saß er lange, die Augen fest geschlossen, nur an Marianen denkend, als ihn ein leises Geräusch an der Thüre aufweckte. Deutlich hörte er im Vorsaale Tritte, hörte den Schlüssel im Thürschlosse sich drehen. Er sprang auf, eilte in des Meisters Schlafkammer und tappte dort nach Johannis des Täufers Hand.

Doch die Dunkelheit verbarg sie ihm, er konnte seinen Zufluchtort nicht finden, und als er noch ängstlich an der Tapetenwand suchte, hörte er schon vernehmlich die Thüre des Wohnzimmers sich öffnen und Jemanden herein treten.

ten. Jetzt wurde Feuer angeschlagen. — Er sah die Kerze brennen, die Tritte naheten — die Thüre des Schlafzimmers öffnete sich. — Mariane stand vor ihm. — Ein lauter Schrei entfuhr ihr, als sie den Jüngling vor sich sah, der sie mit weit geöffneten Augen anstarrte. Mariane! rief er plötzlich: Ihr hier, und in diesem Gewande?

Auf Befehl des Meisters! erwiderte sie, sich von ihrem Schreck erholend: Doch laßt uns eilen. Ich soll ein Kästchen mit mir nehmen, das mir der Meister bezeichnet hat. Ich glaube, ja, dort ist die ausgestreckte Hand Johannis des Täufers! — Erlaubt! Sie suchte die Stelle, fand sie bald und nahm ein schwarzes mit Perlmutter und Gold ausgelegtes Kästchen heraus, während Rohan in ihrem Anschauen versunken, sie betrachtete.

Nun, werther Herr! kommt, sagte sie freundlich zu dem Jünglinge: daß der Schein des Lichtes keinen Verdacht bei den Nachbarn erwecke. Kommt und eilt nach Hause, Ihr werdet gewiß froh seyn, daß ich Euch zufällig aus Eurer Gefangenschaft erlöste.

Zufällig? fragte Rohan.

Ganz zufällig! erwiderte Mariane. Erst vor wenigen Stunden bin ich mit dem Fräulein von Limeuil hier angekommen, und kaum in unser Zimmer getreten, giebt mir Annette dies Briefchen des Vaters, das er einem bekannten Kriegsmanne seiner Wacht anvertraute. — Rohan las:

„So bald Du dies erhältst, gehst Du in meine Wohnung; — dort findest Du, wie immer, den Schlüssel; Johannis Hand im Schlafzimmer wird Dir das Bewußte zeigen."

Und Ihr verstandet diese Worte? fragte Rohan.

Wie sollte ich nicht. Dieses Kästchen enthält der Schätze, der Geheimnisse so manche; es bei Noth und Gefahr zu retten war immer meine Pflicht. — Doch nun kommt, Herr von Rohan! geleitet mich zum Palaste. Schnell, ehe uns Jemand hier trifft!

Mariane! rief der Jüngling: Der Zufall hat uns hier so wunderbar zusammengeführt, daß ich fast glauben muß, es sei Bestimmung. Dies giebt mir den Muth Euch zu sagen, was ich so lange verschwieg, fest in meiner Brust verschloß. — Hört mich an, ich bitt' Euch!

Mariane bedachte sich eine Weile, dann sagte sie mit Ruhe: was hätte ich bei Euch zu fürchten, es sei! Setzt Euch, Rohan, ich werde Euch anhören. Sprecht aber leise, damit uns Niemand hört, und erlaubt, daß ich die Kerze lösche, damit das Licht uns nicht verrathe! Sie verriegelte die Thüre, setzte sich ihm gegenüber und löschte die Kerze aus.

Mariane! begann nun der Jüngling, und es war ihm ganz sonderbar, daß in dem Dunkel der Nacht die Jungfrau vor ihm ungesehen saß und doch so herrlich und glänzend vor sei-

nen Augen ſtand. Mariane! was ich für Euch fühle, hat Euch mein Auge, jeder Ton meines Mundes ſchon längſt geſagt. Daß ich Euch hoffnunglos liebe, weiß ich, aber auch, daß Euer Herz nicht jeder Liebe verſchloſſen iſt. Deshalb entſage ich jedem Anſpruch an Euch. Doch fehlt Euch ein Herz, dem Ihr vertrauen könntet, dann biete ich Euch das meine an; was Ihr ihm anvertraut, wird es treu bewahren, wenn es auch darüber brechen ſollte. Ich fühle Stärke genug in mir, meine Liebe zu zwingen, ſich in Freundſchaft zu verwandeln. Vertraut mir, Mariane, wenn Ihr eines Freundes bedürft. Bedürft Ihr ſeiner nicht, dann ſchweigt, denn was Eure Bruſt verſchließt, kann mich nicht beglücken, in dem Spiegel Eures Herzens ſah ich nur ein fremdes Bild, nicht das meine.

Rohan! — erwiderte die Jungfrau tief bewegt: könnt' ich, dürft' ich mein Herz irgend einem menſchlichen Weſen aufſchließen, ſo wäret Ihr es; ich hätte es ſchon früher gethan, denn ich ſtelle Euch höher als irgend einen Ritter dieſes Hofes, ich achte und ehre Eure beſcheidene Neigung. Doch Ihr habt Recht, nichts für Euch zu hoffen. Liebe iſt ein zügelloſes Kind, läßt ſich nicht gebieten, und entflattert der ſicherſten Hand. Darum gnüge Euch das Band der Freundſchaft. — Ob mein Herz nicht jeder Liebe ſich verſchloß, darüber laßt mich ſchweigen, beneidet mich nicht um ein Glück, das mich elend macht, und — — Nun

berhaupt, junger Freund, müßt Ihr Euch mehr verstellen lernen, nie, auch nicht dem Unbedeutendsten den Fehdehandschuh offen hinwerfen, nie öffentlich drohen, wohl aber im Geheim schlagen!"

„Ich danke Euch, Herr Peter Dubois, für Eure weisen Lehren, die mir aber nicht alle einleuchtend sind" erwiederte Artevelde mit Geringschätzung „Der Tiger schleicht hinter seiner Beute, der Löwe geht seinem Feinde offen entgegen. Nach Eurer Weise geht der Tiger einen sicherern, der Löwe einen gefahrvolleren Weg."

„Nun, wie Ihr meint!" sagte Dubois höhnisch lächelnd „Seid Ihr in diesen Tagen so rasch gereift, daß Euch mein Rath überflüssig dünkt, so behalte ich ihn künftig für mich."

„Mit nichten, werther Freund!" fiel ihm Artevelde in die Rede „In allem, was das allgemeine Wohl betrifft, werd' ich nichts thun, ohne mich mit Euch berathen zu haben; aber auch da müßt Ihr mir es nicht verargen, wenn ich zuweilen meinen eignen Weg gehe, was doch bei Eurer Einsicht und langer Kriegserfahrung wohl nur selten geschehen könnte. Bei dem aber, was mich selbst betrifft, bin ich gewohnt, auf mich allein zu sehen."

„Wie Ihr wollt!" erwiederte Dubois „Ich dringe Euch meinen Rath nicht auf und werde ihn Euch auch nicht versagen, wenn Ihr ihn verlangt. Nur würde es mich schmerzen, wenn Euer Betragen den Hoffnungen nicht entspräche, die ich und meine Freunde von Euch nährten."

„Sorgt nicht dafür" antwortete Artevelde trocken, füllte die leeren Becher und nöthigte Dubois zum Trinken.

geleitet mich nach Haus! Sie erhob sich von ihrem Sessel und wollte gehen.

Reicht mir Eure Hand, Mariane! daß ihr Druck mir bestätige, was Euer Mund aussprach.

Nicht meine Hand allein, Rohan! auch das, was ich der Liebe verweigern würde, biete Euch die Freundschaft, wenn wir scheiden. Aber jetzt schnell von hier!

Er folgte der Jungfrau, die sorgsam die Thüre wieder verschloß.

Als sie durch den Garten vor einer Pforte des erzbischöflichen Palastes angekommen waren, sagte Mariane feierlich: Lebt wohl, Rohan! und reichte ihm den Mund zum Kuß. Treue Freundschaft bis zum Tode!

Als die Jungfrau schon lange seinem Blicke entschwunden war, stand er noch in Entzücken versunken und starrte nach der verschlossenen Thüre. Mit diesem Kusse, rief er: hauchte die Hoffnung den letzten Lebensodem aus, und nun ist Alles dahin!

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Elftes Bändchen.

Isabella von Limeuil.

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Isabella von Limeuil.

Von

A. von Tromlitz.

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

1.

Steh' auf Isabella! sprach Catharina von Medicis zu dem Fräulein von Limeuil, das zu ihren Füßen gesunken, der Königen Kniee umfangen hielt. Steh' auf, ich will Dir vergeben! Laß Deine thörigten Hoffnungen schwinden, und sei versichert, der Ehrgeiz ist bei Condé ein mächtigerer Gott als die Liebe, vergiß ihn. Ich bedarf seiner nicht mehr, vergiß ihn und den wahnsinnigen Knaben, der für Dich sich opfernd den Tod fand. Auch zerreiß die Bande, welche Dich an Basil knüpften. Er ist ein Werkzeug der Hugenotten, ein Brief von ihm an Condé, den man aufgefangen hat, giebt mir die Gewißheit. Er benachrichtigte ihn von Deiner Reise hieher, und von Allem, was hier vorgeht, giebt er ihm Kunde. Er ist ein Verräther, der mit dem Leben büße, und den seine Geister nicht schützen sollen.

Isabella hatte sich erhoben. Die Königin betrachtete sie jetzt genau und schien sich an ihrer Schönheit zu weiden.

Deine Krankheit hat Dir nicht geschadet, Isabella! fuhr sie fort. Daß Deine Rosen ein wenig gebleicht sind, kleidet Dich wohl, die Schwermuth, welche jetzt aus Deinem Auge strahlt, macht Dich noch anziehender, und wahrlich, wenn ich Dich neben Henrietten von Montpensier stelle, — doch unterbrach sie sich schnell — eine Jungfrau, Jeronimo's Schwester, ist ja mit Dir hier angekommen, der Ruf spricht von ihrer Schönheit, ist sie wirklich werth, an meinem Hofe zu glänzen?

Sie ist sehr schön, meine Gebieterin, sehr schön!

Du täuschest Dich vielleicht, Du siehst in ihr noch immer den Bruder. Isabella erröthete. Führe sie zu mir, noch heute, — jetzt. — Ich will mich selbst überzeugen, ob das Gerücht ihrer Schönheit übertrieben sei. — Geh! —

Die Limeuil ging. Als sie in ihr Zimmer trat, war Mariane so eben aus Basil's Wohnung zurückgekehrt.

Die Königin wünscht Dich zu sprechen! rief ihr die Limeuil entgegen.

Mich? fragte verwundert Mariane.

Freue Dich, wenn Du ihr gefällst!

Du irrest, unterbrach sie Mariane schnell. Mir ist Catharina von Medicis nur — doch komm, ich folge Dir!

Und willst Du Dich nicht erst schmücken? Wähle unter meinen Kleidern, welches Du willst.

Der Heimathlosen ziemet nur das Pilgerkleid, — es decke mein Herz, so lange es schlägt.

So bitte ich Dich, sagte die Limeuil, sei bescheiden, sei demüthig gegen die Königin.

Vor Frankreichs Herrscherin beugt sich mein Kniee, vor Catharinen von Medicis wahrlich nicht! Doch, — weißt Du, daß Basil gestern Nacht gefangen genommen wurde, daß er im Kerker bei den Kapuzinern schmachtet?

Erwähne seiner nicht bei der Königin! bat Isabella.

Mariane lächelte, schwieg und folgte ihr.

Als sie in der Königin Gemach eintraten, fanden sie Margarethe von Valois bei ihrer Mutter. Catharina betrachtete Mariane mit forschendem aber gnädigem Blicke, Margare-

the war über die Schönheit der Jungfrau erstaunt.

Wer seid Ihr? fragte die Königin.

Eine Waise! antwortete Mariane, das Knie beugend.

Nun, so will ich Euch in meinen besondern Schutz nehmen! Die Königin winkte Isabellen, die Knieende aufzuheben.

Wie heißt Ihr? fragte die Königin weiter.

Mariane, Majestät!

Und Eure Eltern?

Meinen Vater weiß ich nicht zu nennen, meine Mutter war eine arme Verlassene im Thal Aosta.

Also gemeiner Abkunft? sagte Catharina schonungslos.

Wohl möglich, Majestät! erwiderte die Gekränkte. Doch hab ich dies bis jetzt in mir noch nie gefühlt!

Die Königin sah sie verwundert an. Ihr gedenkt, bei dem Fräulein zu bleiben? fragte sie.

Wenn es mir erlaubt ist — ja!

Ich erlaube es gern; auch könnt Ihr an manchen Freuden des Hofes Theil nehmen, da, wo es die Etiquette erlaubt.

Für die Freuden des Hofes paßt dieses Gewand nicht.

Und weshalb erscheint Ihr darin vor Eurer Königin?

Ein Gelübde bindet mich.

Legt dies Gewand ab, ich befehl es Euch. Isabella, sorge für anständige Kleidung.

Nein, Majestät! sagte die Pilgerin ruhig und beugte, wie bittend, ihr Haupt. Ich darf dies Gewand nicht ablegen, nur hierin darf ich den Befehlen meiner Königin nicht folgen.

Du darfst nicht? fuhr Catharina mit Heftigkeit auf.

Nein, meine Königin! ich darf nicht. Eine heilige Pflicht gebietet mir, ihr muß ich folgen.

Und zitterst Du nicht vor meinem Zorn?

Nein! sagte Mariane, ergriff schnell der Königin Hand und küßte sie demuthvoll, als wolle sie schon jetzt ihr hartes Nein büßen.

Margarethe von Valois sah ihre Mutter bittend an. Auch Isabella beugte sich demüthig der Königin entgegen. Aber Catharina entzog rasch Marianen die Hand, und so wenig an Widerspruch gewöhnt, blickte sie zornig auf sie, die würdevoll vor ihr stand.

Den Ausbruch ihres Zorns wendete jedoch die

Hierauf begann er, das vorige Geſpräch abbrechend, die Verhältniſſe der Stadt zu dem Grafen, ihre Hülfsmittel und die Gefahr, die ſie bedrohe, auch ſeine eigne Stellung ſo klar und ſicher darzuſtellen, daß Dubois über den Geiſt des jungen Mannes erſtaunte und ihm dies Erſtaunen auch nicht verbarg.

„Da Ihr nun, wie ich höre, beſſer als ich die Klippe kennt, an der Ihr Euer Schiff vorüber lenken müßt" ſagte er dann „denn Volksgunſt iſt ein Vulkan, auf dem keiner ſicher ſteht, ſo wundert es mich, wie Ihr heute, verzeiht mir Artevelde, auf ſo unvorſichtige Weiſe Alle, die an dem Mord Eures Vaters Theil haben, gegen Euch aufbringen und ihnen damit die Weiſung geben konntet, auf ihrer Hut zu ſein?"

„Dubois!" erwiederte der Jüngling und ſein Antlitz wurde ernſt „Von dem Augenblicke an, als ich Euern Antrag annahm und die Abgeordneten der Gewerke mich zu ihrem Anführer ernannten, betrachtete ich mich als dem Tode geweiht. Auf meinem Lager ſterbe ich nicht, Gott müßte mich denn ſehr bald zu meinen Vätern abrufen. In der Schlacht, auf dem Schaffot oder durch eines Mörders Hand werd' ich enden. Glaubt nicht, daß ich hoffe, Gent ſiegreich aus dieſer Fehde ſich erheben, mich bis in ſpäte Zeiten an der Spitze der Städte Flanderns zu ſehen! Es iſt gegen die Ordnung der Welt, daß eine einzelne Stadt, ein kleines Land wie Flandern, das nur Reichthum, nicht die Natur gegen ſeine Feinde ſchützt, daß ein Land, welches rings von Fürſtenthümern und Königreichen umgeben iſt, ſelbſtſtändig, eine freie Stadt bleibe. Fürſten und Adel, ſelbſt die neidiſchen Nachbar-Städte werden

Botschaft ab, daß die Königin von Spanien nahe. Isabella wollte sich mit Marianen entfernen, aber Catharinens strenger Zuruf: Bleibt! bannte sie fest; auch Mariane mußte bleiben.

Elisabeth trat ein, geführt von dem Herzoge von Alba, der nicht wenig verwundert war, sich in dem Kreise so schöner Frauen zu finden. Huldreich nahete Elisabeth der Limeuil, und sagte ihr manches Verbindliche, während der Herzog, nachdem er Catharinen von Medicis und ihre Tochter ehrerbietig begrüßt, seinen Blick bald auf das Fräulein von Limeuil, bald auf Mariane richtete.

Hier, Herzog! sagte jetzt die Königin Mutter, zeige ich Euch die Blume, die Ihr an meinem Hofe vermißt habt, es ist Isabella de la Tour.

Diese neigte sich erröthend vor Alba, welcher ihr, trotz aller spanischen Grandezza, viel Schönes sagte. Und wer ist Jene im Pilgergewande, Hoheit? fragte der Herzog Margarethe von Valois, die zu ihnen trat, während die Königin, wahrscheinlich, um dem Herzoge Gelegenheit zu geben, mit dem Fräulein von Limeuil allein zu sprechen, in ein Bogenfenster zu Elisabeth von Spanien sich begeben hatte und mit dieser sich unterhielt.

Eine Waise, sie heißt Mariane! weiter weiß ich nichts von ihr zu berichten, fragt sie selbst! erwiderte die Prinzessin.

Der Herzog nahete Marianen. Ihr seid nicht aus diesem Lande, Pilgerin! — redete er sie an, das sagte mir der erste Blick.

Italien ist mein Vaterland, — antwortete Mariane.

Der Herzog wurde aufmerksam. Und welchen Ort habt Ihr bewohnt? fragte er rasch.

. Eine niedrige Hütte im Thal von Aosta! erwiderte sie.

Eure Züge sind mir so bekannt, und doch kann ich Euch nicht gesehen haben, denn schon manches Jahr ist verflossen, seit ich im schönen Italien war. Aber die Erinnerung führt mir ein Wesen zurück, das ich einst sah, und doch ist sie nicht treu genug, mir dies Bild ganz deutlich zurückzuführen. Waret Ihr je in Siena?

Nie!

Ihr wißt, diese glückliche Stadt ist ihrer schönen Frauen wegen berühmt.

Ich kenne sie nicht!

Kennt Ihr den Astrologen Basil? fragte nach einer Pause der Herzog, während Margarethe

und die Limeuil aufmerksam auf das Gespräch lauschten.

Ich kenne ihn wohl; lange war er mein Pflegevater und Meister.

Ha! rief plötzlich der Herzog — Ja! als ob ich sie sähe, dieses Auge, dieser Mund! Marianens Auge blickte ernst auf den Herzog.

Kanntet Ihr die Tochter Basil's? — fuhr dieser fort.

Nein, Herr Herzog! erwiederte die Jungfrau.

Ich kannte sie wohl! rief dieser nicht ohne Bewegung, und sein Gesicht wurde ernster, und der höhnende Zug um den Mund wurde wieder sichtbar.

Herr Herzog! unterbrach ihn in diesem Augenblick Catharina und winkte Isabellen, sich zu entfernen, die sich verbeugend, mit Marianen das Zimmer verließ. Habt Ihr schon gehört, daß ich den Astrologen gefangen nehmen ließ? Doch was solltet Ihr nicht wissen!

Ich habe es schon heute Morgen vernommen und freue mich, daß Eure Majestät meiner Warnung Gehör gegeben! erwiderte Alba.

Ich habe den Beweis in Händen, sagte die Königin auffahrend. Ein Brief Basil's an Cond-

entdeckte mir so Manches, was mir bisher verborgen war.

Da wünsche ich Eurer Majestät Glück! erwiderte, sich verbeugend, der Herzog, nicht ohne Unruhe über das, was wohl in dem Briefe stehen könnte.

War er vor einigen Tagen bei Euch? Ich befahl ihm, Euch aufzuwarten! fragte die Königin weiter.

Noch gestern, Majestät! Er hat mich oft besucht, aber listig, wie eine Schlange, ist er jeder Falle, die ich ihm stellte, ausgewichen, und gestern hat er mich selbst überrascht.

Wie so? fragte Catharina, durch des Herzogs Antwort aufmerksam gemacht.

Wir sprachen zufällig von der Mühlberger Schlacht und unvermerkt kamen wir auf seine damalige Prophezeihung, die so ganz in allen ihren kleinsten Theilen eingetroffen war. Und doch zweifelt Ihr noch an meinem Wissen? sagte Basil: denn trotz, daß Ihr von mir verlangt, noch einmal Euer Horoscop zu stellen, weiß ich nur zu gut, Ihr spottet dessen, was ich in den Sternen lese. Und doch könnte ich Euch manche Dinge aus Eurer Zukunft lesen, deren blutige Wahrheit Euch Grausen erregen

würde. Und nun sagte er mir Dinge, daß ich, wäre es irgend möglich, hätte zittern müssen!

Und was sagte er Euch? — fragte Catharina schnell.

Nur, was mich und meinen Herrn betrifft; erlaubt daher, daß ich darüber schweige. Zum Scherz fragte ich ihn nun: Meister, mich habt Ihr in meine Zukunft blicken lassen, seid Ihr auch so wissend in der Euren? — Wie sollt' ich nicht, erwiderte er lächelnd. Euch einen Beweis zu geben, vertraue ich Euch, gnädiger Herr, daß ich heute Nacht auf Befehl der Königin gefangen genommen werde. Doch fürchtet nicht für mich, bald bin ich wieder frei; denn —

Basil! traf auch Deine erste Prophezeihung ein, fiel Catharina dem Herzoge in die Rede, soll die zweite doch nicht wahr werden! Verzeiht, Herzog, daß ich Euch unterbrach. Was sagte er weiter?

Fast wage ich nicht, es Euch zu berichten, fuhr Alba fort, denn es betrifft Euch!

Schon deshalb wünsch' ich es zu wissen! sagte Catharina heftig.

Nur so lange ich frei wandle auf Erden, sprach der Astrolog, nur so lange hält die Kö-

nigin, die mich in den Kerker werfen ließ, frei den Scepter Frankreichs in ihrer ſtarken Hand. Meine Ketten feſſeln ihre Macht! Sonderbar begegneten ſich unſere Sterne, der nämliche Planet regierte am Tage meiner Geburt, der an dem ihrigen herrſchte, und wenn auch meine Stunden den ihrigen vorangegangen ſind, treffen wir uns doch zugleich am Ziele! — Ich lachte zu dieſem allen, doch als ich heute Morgen ſeine Gefangenſchaft erfuhr, ob ich gleich alles nur für Zufall halte, fürchte ich doch den Mann, und ich rathe Eurer Majeſtät, einen ſo gefährlichen, irrgläubigen Menſchen, zur Ehre Gottes, bald aus dem Wege ſchaffen zu laſſen.

Meint Ihr? rief die Königin empfindlich, meint Ihr, Herr Herzog?

Wie es Eurer Majeſtät beliebt, antwortete er kalt, und während die Königin in tiefes Sinnen verſunken war, wendete er ſich zu Margarethen von Valois, die mit ihrer Schweſter über Iſabella und die Pilgerin ſprach, und miſchte ſich in ihr Geſpräch.

Doch nicht lange dauerte heute die Zuſammenkunft. Die Königin Mutter, ſo ſehr ſie ſich auch zwang, nach dieſer Unterredung mit

Alba munter zu scheinen, konnte doch die Unruhe nicht verbergen, worein die Erzählung des Herzogs sie versetzt hatte; sie brach die Unterhaltung bald ab, und ohne heute auch nur das Mindeste von Politik verhandelt zu haben, trennte man sich, Alba zufrieden, die schlaue Catharina überlistet und wahrscheinlich Basil gerettet zu haben.

2.

Catharina hatte die ganze Nacht, den ganzen Morgen mit sich gekämpft. Zu stolz, sich vor Alba eine Blöße zu geben, zu stolz, sich selbst sagen zu müssen, daß sie den Worten Basil's traue und sie fürchte, konnte sie lange zu keinem Entschlusse kommen. Endlich siegte die Furcht. Basil's Freiheit ward nun heute so fest beschlossen, als gestern sein Tod; nur wie sie es schicklich einleiten, wie sie den wahren Beweggrund verbergen sollte, quälte sie noch. Jetzt glaubte sie ein Mittel gefunden zu haben, was auch den Herzog täuschen könnte. Margaretha von Valois mußte die Limeuil rufen lassen, und ihr die Hoffnung zeigen, daß die

die Königin vielleicht auf Marianens Bitten Basil frei geben würde. Die Limeuil sprach mit der Pilgerin, und diese, ob sie gleich das ganze Spiel durchschaute, glaubte das Basil schuldig zu seyn, ging zur Königin und bat knieend um Gnade für ihren Pflegevater, welche sie auch nach einigem Widerstreben erhielt. Sie selbst durfte ihn aus dem Gefängniß abholen.

Als sie mit ihm in seine Wohnung zurückkehrte, war der Astrolog gegen sie freundlicher, herzlicher als je. Ich hätte es nicht erwartet, daß Dein Stolz mir dieses Opfer bringen könnte, Mariane! sagte er bewegt, und schloß sie in seine Arme. Du verdientest wohl jetzt mein Zutrauen, und dennoch muß ich und kann es Dir nicht ganz schenken. Ich gehe von hier, fuhr er bewegter fort, nur in der Entfernung darf ich dem Hofe folgen, darum wache Du über Condé's Schritte, halte ihn von Isabellen entfernt; er untergräbt das Glück dieses edlen Mädchens, deren Vater ich so hoch verpflichtet bin. Wahre sie vor seiner Liebe und seiner Verführung, sei ihr Schutzgeist, und Jeronimo's, Deiner entschlafenen Mutter ver-

klärter Geist wird Dich dafür segnen. Steh' wie ein Cherub vor dem Heiligthum ihrer Tugend, und hüte Dein eigenes Herz vor thörigter Liebe!

Mariane drückte die Hand des Greises an ihre Brust. Basil fuhr fort —

Es liebt Dich ein edler, braver Jüngling, Heinrich v. Rohan. Stand, Religion, Alles liegt rücksichtlos vor seiner Liebe, er will Dir seine Hand reichen und die Heimathlose in die Burg seiner Väter einführen. Schönheit, Reichthum, und mehr als dieß, ein reines, heiliges Gemüth ist des Jünglings Erbtheil. Warum weisest Du ihn kalt zurück, warum kettet die Verlassene sich nicht an diesen edlen Mann, der still, bescheiden, schon so lange im Geheim um Deine Liebe warb?

Mariane schwieg.

Wenn das Herz noch frei ist, so öffnet es dem Edlen so leicht seine Pforte! fuhr der Meister fort; jedoch hat es eine thörigte Neigung verschlossen, dann öffnet es sich nicht der Vernunft. Du liebst, Mariane!

Nein, Vater! sagte sie bewegt, und blickte dem Greise so wehmüthig ins Auge, daß sein

strafender Ernst sich bald in Mitleid verwandelte.

Du liebst, und bist nicht glücklich! fuhr Basil fort, das ist das traurige Erbtheil, was Deine Mutter Dir hinterließ. Doch wenn die Liebe auch Dein Herz, wenn sie alle meine Hoffnungen zertrümmern sollte, so will ich Dir doch nicht fluchen, wie ich ihr fluchte! — Vater dort oben! rief er aus, indem er die bebende Jungfrau an seine Brust drückte und seine Rechte gen Himmel hob. Vater! richte den Sünder nicht so streng um eines Vergehens, um eines einzigen willen, dessen er sich auf seiner langen Lebensreise bewußt ist. — Nimm mir nicht auch diese Einzige der Meinen, die ich kalt zurück stieß, diese Einzige, die mir blieb, reiß sie nicht von meiner Vaterbrust. Geh' nicht so streng zu Gericht mit mir, und laß mir diese Hand, meine müden Augen zuzudrücken, daß ich versöhnt in Deinen Himmel eingehe!

Mariane, fuhr er fort und drückte einen Kuß auf ihre glühende Stirn, mein Gebet hat Dir mein Geheimniß enthüllt. Du bist —

Schweigt, um Gotteswillen, schweigt! rief die Jungfrau, riß sich aus seinen Armen und

ſich gegen uns verbinden und die Sache des Grafen von Flandern wird die Sache aller Fürſten werden. Deshalb, wer an die Spitze ſich ſtellt, hat nur zweierlei zu erwarten, den Undank ſeiner Mitbürger, oder die Rache des Grafen.“

„Und wenn Ihr ſo denkt, ſonderbarer Mann,“ fiel ihm Dubois in die Rede „warum ſtelltet Ihr Euch an die Spitze und vergeudetet nicht ferner in Abgezogenheit Eure Reichthümer, wie Ihr bisher gethan?“

„Wäre Alice Everwein in dies Haus gezogen, würde mich keine Gewalt der Erde vermocht haben, das Haupt der Rebellen zu werden; ſo aber war mein Lebensſchiff geſcheitert, mein Herz zerriſſen, mein Stolz, meine Eitelkeit gekränkt, mir blieb nichts als ein düſtres Leben und ſomit ſetzte ich wenig aufs Spiel. Und Dubois, kennt Ihr das ſüße Gefühl der Rache? Sie hat mich beſtimmt, um ihr blutig zu opfern iſt mir die Macht, wenn auch nur die Macht des Augenblicks, ein köſtliches Gut! Schon ſeit langer Zeit that ich an dem Grabe meines Vaters im Geheim das Gelübde, welches ich heute öffentlich wiederholte und der Gedanke, den hochfahrenden Roger im Kerker ſchmachten, die ſtolze Alice zu meinen Füßen zu ſehen, ihr Herz vielleicht noch ſchmerzlicher zu verwunden, als ſie das meine, dieſer Gedanke giebt allen meinen Kräften neuen Schwung, er beſtimmte faſt mehr noch meinen Entſchluß, als die Liebe zur Vaterſtadt. Ihr ſeht, daß ich ſchon wieder Eurer Lehren, mich zu verſtellen, nicht eingedenk war und mich Euch offen gebe, wie ich bin. Auch jetzt noch will ich meinen Fehler wiederholen und Euch über Euch ſelbſt ſo reinen Wein einſchenken, als dieſer

ſtand wie die Nemeſis, ernſten, wilden Blickes vor ihm, ſtreckte die Rechte nach dem erbleichten Greis und ihre Lippen bebten.

Sprich! rief dieſer, ſprich aus das Wort, gieb ihn zurück den Fluch, den ich in der Stunde Deiner Geburt über Dein ſchuldloſes Haupt ſchleuderte. Ich bin gefaßt.

Da ſank ihr Arm, da preßte die Hand ſich auf das Herz, die Knie wankten, das Haupt gebeugt ſank ſie nieder.

Was des Menſchen Herz mit Wonne erfüllt, ſagte ſie dumpf vor ſich hin, das zerfleiſcht mein Inneres. Was ich liebe, ſoll ich haſſen, was ich haſſe, ſoll ich lieben, ſegnen ſoll ich, dem ich fluchen wollte. — Ach! — Aber nein! — rief ſie plötzlich, und ſprang auf. — Ich trotze Dir, Schickſal! Gott ſei mein Führer durch dieſes Labyrinth und dämpfe die Glut meines Herzens!

Alter Mann! fuhr ſie mit weichem Tone fort, vor Baſil tretend, der, in einen Seſſel geſunken, vor ſich hinſtarrte, Vater meiner verklärten Mutter, die Ihr vom Leben zum Tode riefet, die Ihr in's Elend ſtießet, hört Eurer Enkelin Wort, welche Ihr in der Stunde ihres Werdens verflucht habt, hört, hört es, —

und vertrauet Gott! — Dort schwebt die Mutter, seht Ihr sie im Lichtgewande, die Glorie um das Haupt? Die Friedenspalme in der Hand, weht sie Euch Kühlung zu und Eure grauen Locken wogen in ihrem linden Geisterhauche. — Seht! dort schwebt an ihrer Seite Jeronimo, mein Bruder, und winkt mir versöhnend, er, den die Furcht vor Euch so früh schon von der Mutter Busen stieß. — Fürchtet mich nicht, ich bin ein frommes Kind, und fluche meinem Vater nicht, Eure Augen will ich sanft zudrücken, oder Ihr die meinigen.

Sie sank vor ihm nieder. Segnet Euer Kind, Vater! rief sie bewegt. Was im Himmel schwebt, ist versöhnt; was auf Erden pilgert, vergiebt. Wandelt Euren Fluch in Segen, und dann beendet mit Gott Eure Wallfahrt!

Basil legte die Hand auf ihre Stirn. Doch als er die Segensworte sprechen wollte, hemmte das Gefühl die Sprache, nur Thränen verwischten den Fluch auf der Jungfrau Stirn.

Und wer ist mein Vater? fragte diese nun, als sie sich erhoben und in Basil's Arme gesunken war.

Du wirst ihn sehen, bald sehen! erwiderte Basil ernst. Das Kästchen, welches in Deinen

Händen iſt, kann Dir alles ſagen, doch bitte ich, öffne es nicht eher, als bis zweierlei Dir begegnet. Wenn Dein Herz beglückt ſich einem Herzen hingiebt, oder, was ich nicht hoffe, wenn Condé's Herz von Iſabellen zu Dir ſich neigen ſollte, dann öffne es ſchnell, und lerne ihn kennen, der Leid und Wehe über mein Alter, der Leid und Wehe über Deine Jugend verbreitete.

Mit dieſem Augenblicke, Mariane! fuhr er fort, nachdem er lange und ſchweigend vor ſich hin geblickt hatte, mit dieſem Augenblicke iſt ein neues Leben in mir aufgegangen. Du biſt von nun an der einzige Zweck meines Lebens, Du und mein Glaube! Ich nehme Abſchied von der Welt, von den trügeriſchen Zeichen und Bildern, welche ich verſpotte. — Gott bedarf ihrer nicht mehr zur Verherrlichung ſeines Namens. — Ich zertrümmere ſie und ergreife den Pilgerſtab. In jenem Käſtchen, das die Thorheit der Großen mit Reichthum mir füllte, findeſt Du genug, Dein Leben glänzend zu beſchließen. Dein Reichthum, Deine Geburt berechtigen Dich zu den ſchönſten Hoffnungen, Dein angeborner Stolz ſchützt Dich vor Gefahr! — Aber ſprich! wen liebſt Du, mutterloſe Waiſe?

— Du ſchweigſt immer noch? — Auch dieſer Augenblick öffnet nicht Dein verſchloſſenes Herz? — Nun wohl! — ſo geh' ich nicht von Deinem Geheimniß belaſtet. Noch heute muß ich Bayonne verlaſſen, ſo gebot die Königin. Darum lebe wohl! — Gott ſei mit Dir, und ſchenke Deinem Herzen die Ruhe, welche Du mir zurückgegeben! — Tochter meiner Joſepha, Du ihr treues Bild, komm an mein Herz und empfange den erſten Segenskuß Deines Vaters.

Mariane ſank an ſeine Bruſt, — lang, innig war ihre Umarmung, und beruhigt ſchieden Beide.

3.

Sinnend ging Mariane durch den Garten des alten Königlichen Schloſſes. Die Sonne hatte ſchon ihr glühend Haupt in die Meereswellen getaucht, und bleich ſchritt der Abendſtern am Himmelsdome herauf. Die Dämmerung warf ihre Schleier über das düſtere Antlitz des Tages und ſchon entfaltete die Nacht ihren grauen Mantel, ihn über die Welt zu breiten. Schlummernd ruhten die Sänger des

Himmels unter den grünen Gezelten und heilige Stille wiegte rings umher die Natur in feierliche Ruhe. Nur aus der Ferne hörte man, wie dumpfrollenden Donner, die Wogen an die hohen Felsklippen brausen, sie schienen sich der tausend Sterne zu freuen, die nun bald hervortreten würden, ihr Strahlenhaupt zu baden.

Die Jungfrau trat jetzt durch die Stille der Nacht zu der Kapelle der heiligen Mutter am östlichen Ende des Gartens, die Thüre war offen, die Ampel brannte und erhellte das Bild der Gebenedeiten, welche den Jesusknaben im Arm, mit himmlischem Lächeln herniederblickte. Mariane blieb am Eingange stehen, sie konnte nicht aus dem weiten, hohen Tempel der Natur in die engen Mauern der Kapelle eintreten, sank an den Stufen nieder, und richtete auf zu dem Gnadenbilde, auf zu den Sternen ihr inbrünstiges Gebet.

Heilige Mutter! rief sie, Himmelskönigin! verleihe mir Gnade! beruhige dies gequälte Herz! — Was ich fand, das Leben zu verbittern, hielt sich fest, was ich fand, das Leben zu schmücken, schwand wie ein Traumbild da-

hin! gieb mir Ruhe, gieb Friede dem Herzen, oder laß es brechen unter seiner Last!

Da rauschte es neben ihr. Sie sah auf, und erblickte zwei Gestalten, die unfern der Kapelle einer Rasenbank zuschritten! Sie erhob sich still und drückte sich, um nicht bemerkt zu werden, fest an die Mauer. Die beiden Gestalten setzten sich auf die Rasenbank.

Ihr seid ein gar sonderbarer Herr! sagte jetzt eine hohle weibliche Stimme. Glaubt, beim Sternenlicht sehen meine Augen so hell, als wenn Gottes liebe Sonne scheint. Nun, weil Ihr es seid und Ihr mir versprecht, mich morgen bei dem lieben Fräulein einzuführen, so will ich es nur thun und Eure Ungeduld befriedigen. Zeigt her die Hand! — Sonderbare Züge! — Wenn mich das Sternenlicht nicht täuscht, seh' ich wunderbare Dinge in Eurer Rechten. Hier läuft eine Linie so krumm und so schlangenhaft, das deutet auf blutige Rache! — Hier! — In der Liebe, Herr, seid Ihr nicht glücklich. Wo Ihr sucht, da findet Ihr nicht, wo Ihr finden könntet, da suchet Ihr nicht. Nein, nein, Herr! glücklich schmiegen sich die Lineamente nicht in einander. Blut, und nichts als Blut, kein freundlicher Zug,

kein heiteres Zusammentreffen. Hütet Euch vor dem heiligen Engel, vor ihm findet Ihr Euren Tod!

Unglücksrabe! rief eine männliche Stimme, doch ein Geschrei Marianens unterbrach das Gespräch. Die Beiden sprangen hinzu, und ehe die Jungfrau sich von ihrer Ueberraschung erholen konnte, hatte eine knöcherne Hand sie schon gefaßt.

Seid Ihr es, Mariane? rief das Zigeunerweib der Zitternden zu. O, haltet sie einen Augenblick, bis ich mein Balsambüchschen hervorgesucht habe! — und damit legte sie die Bebende in des Ritters Arm, der staunend das holde, erröthende Antlitz der Jungfrau betrachtete, das jedoch, immer bleicher werdend, einem Todtenbilde glich.

Haltet nur noch einen Augenblick die Ohnmächtige! rief die Alte verzweifelt, haltet sie fest, Herr Ritter und erwärmt sie an Eurer Brust. Gott gedankt, nun hab ich es! Sie hielt der Ohnmächtigen den stärkenden Balsam vor, die wieder zu athmen begann, das Auge aufschlug und sich schnell aus den Armen des Ritters wand.

Gott gedankt! daß Ihr lebt! rief die Alte

noch einmal. Glaubte wahrlich, Ihr wäret Jeronimo gefolgt Ra! nun kehret doch das Leben ſchnell wieder zurück, nun prangt doch das Blut auf Euren Wangen wie Purpur!

Laßt mich gehen! ſtammelte Mariane.

Wohin ſoll ich Euch geleiten? fragte ſchnell der Ritter. Befehlt! Der Schönheit weihe ich ſtets meine Dienſte.

Laßt uns allein, — bat die Jungfrau. Doch der Ritter bot ihr den Arm, verſicherte, ohne Schutz werde er die Frauen in der Dunkelheit der Nacht nicht allein laſſen, und da die Alte, die nämliche, welche ſie an Jeronimo's Grabe fand, ſie auch begleiten zu wollen ſchien, nahm Mariane das Anerbieten an. Geleitet mich zum erzbiſchöflichen Palaſte, ſagte ſie, dort links an jenem Thurme iſt ein Pförtchen, dorthin!

Das iſt der Weg zu den Zimmern des Fräuleins von Limeuil! ſagte der Ritter.

Dorthin will ich! erwiderte Mariane, noch immer zitternd.

Seid Ihr die Schöne im Pilgergewande, welche ſeit einigen Tagen das Geſpräch des Hofes iſt? fragte der Ritter ſchnell. — Gewiß, Ihr ſeid es, denn wo könnte man Schöneres

finden, wo noch Schöneres sehen als in Euren Augen?

Seht nicht so tief hinein! rief die Alte, während Mariane den Blick zu Boden senkte. Denkt an meine Prophezeihung!

Thorheit! rief der Ritter. Wo diese Himmelssterne leuchten, da wandelt das Glück!

Ich dank' Euch, Herr! — sagte jetzt Mariane, den Arm ihres Begleiters loslassend. Ich bedarf Eures Schutzes nicht mehr, Baron Montesquiou!

Kennt Ihr mich? rief dieser verwundert.

Ich sah Euch auf einem Tigerrosse! erwiderte Mariane unbedacht.

Ha! rief der Maltheser. Gute Nacht, schöne Pilgerin! Ich danke Euch für diesen höhnenden Lohn! Er entfernte sich schnell.

Wahre Dich vor dem! sagte die Alte warnend. In seiner Hand zeigt alles auf Blut. Wem der sich in den Weg wirft, dessen Pfad ist dornig. Mariane! fuhr sie fort, das Mädchen scharf anblickend, ich habe Dich lieb, Du bist ja meines guten Jeronimo's Schwester und scheinst ein frommes Kind zu seyn, komm, setze Dich. Sieh', dort tritt der Mond hervor; in seinem Lichte lese ich am liebsten im Buche der

Zukunft; es verwebt die Züge so schauerlich und sein bleiches Licht blendet die Augen des Alters nicht so, wie das Licht der Sonne. — Zeige mir Deine Hand, — nicht die rechte, die betrachte ich nur bei Männern, denn aus ihrer Kraft entspringt ihnen das Leben; gieb mir die linke, im Herzen ruht des Weibes Schicksal. So! nun seh' ich deutlich und klar! Sie betrachtete sie aufmerksam, dann legte sie sie sanft in der Jungfrau Schoß, sah starr vor sich und zeichnete mit ihrem Stabe allerhand Figuren in den Sand. Mariane saß indeß sinnend neben ihr, ohne weiter auf sie zu achten; die Gegenwart hatte sie zu sehr ergriffen, um an die Zukunft zu denken. Als die Alte aber plötzlich aufsprang, sie in ihre Arme schloß und — Mein armes, armes Mädchen! ausrief, da fuhr auch Mariane aus ihrem Traume empor.

Was ist Euch? rief sie erschrocken, was soll diese Klage? was seht Ihr in meiner Hand?

O! laß mich davon schweigen! rief die Alte, sie liebkosend, frage nicht weiter, ich bitte Dich!

Mutter! sagte die Jungfrau, sich aufrichtend, wer so wenig von der Zukunft erwartet, wie ich, der fürchtet nicht den Blick in den geöffneten Abgrund. Mein Leben liegt vor mir,

Claret es iſt, den ich in Euern Becher gieße. Auf gutes Verſtändniß" ſagte er, mit Dubois anſtoßend, dann ſetzte er ſich neben ihn, legte traulich ſeine Hand auf die breite Schulter des Kriegsmannes und ſah ihm, während er ſprach, offen und frei ins Auge.

„Ihr ſuchtet einen Mann" ſo begann er „deſſen Namen und Verhältniſſe die locker gewordenen Bande der Eintracht in dieſer Stadt wieder feſt knüpfen könnten, wolltet in dieſer bedenklichen, unruhigen Zeit, da Ihr die Macht des Grafen und die Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes fürchtet, einen Andern an die Spitze Gents ſtellen, der bei ſchlechtem Erfolge mit ſeinem Kopfe büßen, bei glücklichem die Beute mit Euch theilen würde. Unter ſeinem Namen wolltet Ihr die Zügel in feſter Hand behalten, an der Spitze der Chaperons und der bewaffneten Macht bleiben und ſo im Trüben fiſchen. Ihr glaubtet mich dazu paſſend und, auch Ihr fehltet, werther Herr Dubois, machtet mir auf ſehr leichtſinnige Weiſe, ohne mich näher zu prüfen, den Antrag und habt Euch in mir geirrt. — Bleibt ruhig, ich bitte Euch, leert den Becher, den ich Euch mit gutem Herzen und freundſchaftlichen Geſinnungen als einem Biedermanne reiche. Wo ich ſtehe, ſtehe ich gern allein!" fuhr er dann fort „Wo ich handle, handle ich gern durch mich ſelbſt, meiner eignen, nicht fremder Kraft vertrauend und nur dem Geiſt, der mich beherrſcht, folgend. Ihr ſeht, auf dieſe Weiſe taug' ich nicht zum Werkzeug in Eurer Hand, Ihr wohl zu ſolchem in der Meinen!"

„Eure Offenheit iſt ein wenig ſtark und beleidigend" unterbrach ihn Dubois, mit Heftigkeit aufſpringend „Glaubt

wie eine entblätterte Rose, jeder Tag ist ein Lufthauch und entführt ein Blatt, das schnellverwelkend dahinflattert. Sagt mir, Mutter, was saht Ihr? Ich bin gefaßt!

Du bist nicht glücklich, Mariane? fragte die Alte.

Nein! wahrlich, das bin ich nicht! erwiderte innig bewegt die Pilgerin.

So wisse: kurz ist Dein Leiden, Dein Ende nicht fern!

Das gebe Gott! rief die Jungfrau flehend, und hob das Auge gen Himmel. — Und so habt Ihr Trost in mein Herz gesenkt; ich danke Euch, Mutter! Wenn Ihr mit mir beten wollt für Jeronimo's Ruhe und für die meine, so findet Ihr mich morgen, ehe es dämmert, an der Kapelle der Himmelsmutter. Gute Nacht! Sie trat in das Pförtchen.

4.

Gnädiger Herr! sagte Basil in der Mitternachtstunde zum Herzog von Alba. Morgen muß ich das Hoflager, muß es vielleicht für immer verlassen. Euch verdanke ich meine Frei-

heit. Ich kann daher meinen Dank für Eure Gnade nur in Worten ausdrücken, zum Handeln nahm mir Catharina von Medicis die Mittel.

Und wäre es so schwer, die Wolke zu zerstreuen, welche hier über Euch schwebt? fragte Alba und sah ihn scharf an.

So schwer wohl nicht; doch ich muß fort. Deshalb, Herr Herzog, sag' ich Euch offen: ich kann für Euch, kann für Spanien hier nicht mehr wirken! Auch ohne mich wird Blut genug fließen auf französischem Boden, und sie werden sich würgen, auch ohne mich!

Nun! sagte der Herzog gleichgiltig, wenn Ihr gehen wollt, so lebt wohl! seid meiner steten Gnade gewiß. Er nahm einen Ring vom Nachttische und reichte ihn Basil. Nehmt dies zum Andenken der Gnade Alba's!

Basil lächelte. Ich nehme den Ring als ein Andenken an Herzog Alba. — Eines solchen Pfandes, fuhr er, ihn scharf beobachtend, fort, wird die Nachwelt nicht mehr bedürfen, um sich Eurer zu erinnern. Blutig werdet Ihr in dem Buche der Welt Euren Namen schreiben, blutig für die Ewigkeit! — Doch so uneigennützig bin ich nicht, als Ihr vielleicht glaubt, sagte er einlenkend; ich trage Euch eine Bitte

vor, die erste, wie ich glaube, welche ich an Euch thue.

Nun? fragte der Herzog gespannt.

Mit dem Fräulein von Limeuil ist eine Jungfrau an den Hof gekommen, sie geht nur in Pilgertracht, und ist deshalb leicht kenntlich. Würdigt sie Eures Schutzes!

Ich kenne sie! sagte Alba, habe sie bei der Königin Mutter gesehen. Sie ist schön, sehr schön, erinnert mich an vergangene Zeiten. Sein Auge sah finster auf Basil, der, ohne durch diesen strengen Blick im mindesten aus der Fassung zu kommen, mit kalter Ruhe sagte:

So ahnet Ihr, gnädiger Herr, weshalb ich so viel Antheil an der Jungfrau nehme. Um Josepha's Willen bitt' ich Euch, würdigt die Verlassene Eures Schutzes.

Um Josepha's Willen? fragte Alba finster vor sich.

Ja, gnädiger Herr! — Ihr fandet in Ihr eine Jungfrau, die dem Gold, dem Glanz, dem Ruhm eines Alba widerstand, und deren Andenken Ihr deshalb ehren werdet.

Sinnend sah der Herzog lange vor sich nieder. Schweigend harrte Basil seiner Antwort.

Was dem Manne in seiner besten Kraft

gelang,

gelang, sagte der Herzog endlich, soll dem Greise nicht schwer werden. Die Pilgerin soll sich meines Schutzes erfreuen, so wie ich Eurer Tochter stets freundlich gedachte. Indessen mein Aufenthalt in Bayonne ist nur noch für kurze Zeit. Will sie mir nach Spanien folgen, so werde ich väterlich für sie sorgen; will sie an dem Hofe Catharinens bleiben, so werd' ich sie der Obhut der Königin empfehlen. Von Euch, Basil! fuhr er ernst fort, verlange ich nichts als — schweigen! Eine stolze Neigung des Hauptes befahl diesem, sich zu entfernen.

Mit wehmüthigem Gefühle trat Basil in seine Wohnung, zertrümmerte Alles, was auf seine frühere Beschäftigung Bezug hatte, nur die Bücher alter Meister vermochte er nicht den Flammen zu opfern; sie übergab er als ein Vermächtniß an Rohan, den er deshalb zu sich beschieden. Dieses Vermächtniß hat so manches seltene Buch der Nachwelt erhalten, und noch prangt in der königlichen Bibliothek zu Paris manch altes, kostbares, mystisches Werk mit Basil's Namen bezeichnet.

Auch seinem jugendlichen Freunde empfahl er Mariane, ergriff seinen Pilgerstab und verließ, nur von einem Diener begleitet, Bayonne.

5.

Den Kopf auf ihren Arm gestützt, saß Mariane sinnend am Bogenfenster und sah vor sich nieder. Basil, ihr alter Vater, war so eben, den Wanderstab in der Hand, an ihrem Fenster vorübergegangen, hatte freundlich zu ihr aufgeblickt und sie wie zum Lebewohl wehmüthig gegrüßt. Sein alter Diener war ihm gefolgt. Es blieb ihr kein Zweifel mehr, daß er seine Wanderung begonnen, und der Gedanke, auch von ihm verlassen zu seyn, ihn vielleicht nie wieder zu sehen, ergriff sie schmerzvoll. Da stürzte Isabella, einen Brief in der Hand, ins Zimmer und warf sich in Marianens Arme. — Ich werde ihn wiedersehen, bald, bald ihn wiedersehen! rief sie, Condé kömmt nach Moulins. Er hat mir geschrieben, sein treuer Diener, Baptiste, hat mir diesen Brief gebracht. Nimm, lies — und theile meine Freude!

Ein wehmüthiges Lächeln umzog Marianens Gesicht. Sie nahm den Brief, warf einen flüchtigen Blick hinein und gab ihn schweigend zurück.

Und Du bist so kalt bei meinem Glück? sagte diese schmerzlich, theilst nicht meine Wonne?

Wie kann ich! erwiderte die Pilgerin, Con-

des Liebe wird Dich nicht beglücken! Ach wo die Liebe waltet, da blutet das Herz!

Du liebst! rief Isabella. Mariane, Du liebst? O Gott gedankt, nun öffnet sich mir Dein Herz, o vertraue mir, sprich, vertraue Deiner Freundin!

Mariane schwieg.

Sprich, stolzes Mädchen! Nenne mir den Mann, der es vermochte, Dein kaltes Herz zu erwärmen. — Sprich!

Der Baron von Montesquiou bittet um die Erlaubniß, Euch aufwarten zu dürfen! unterbrach die hereintretende Annette das Gespräch.

Montesquiou? riefen Beide.

Ja, der Maltheser! erwiderte Annette.

Laß ihn herein! befahl Isabella, während Mariane zurück in's Fenster trat und mit sich zu kämpfen schien.

Montesquiou trat ein. Verzeiht, daß ich es wage, vor Euch zu erscheinen, sprach er, sich vor Isabella neigend. Ich komme, mich wegen des Vorfalles in Fontainebleau zu entschuldigen. Ihr kennt den Hof, Fräulein von Limeuil! Ihr wißt, wie pünktlich man die Befehle des Gebieters befolgen muß, selbst wenn sie unserem Herzen wehe thun. Deshalb bitte ich, Ihr wollet mich entschuldigen und mir verzeihen!

Isabella sah ihn mit staunendem Blick an; schon wollte ihr Unmuth in Worte ausbrechen, aber schnell faßte sie sich. Lasset das Vergangene ruhen, Herr Ritter! sagte sie kalt, und macht mich mit dem bekannt, was mir heute die Ehre Eures Besuches verschafft.

Mich zu entschuldigen, Eure Verzeihung zu erflehen, könnte ich wohl als den einzigen Beweggrund anführen; doch ich will wahr seyn. Ein altes Zigeunerweib hatte mir das Versprechen entlockt, es zu dem Fräulein zu führen, welches sich von dem Turnier in Fontainebleau noch meines Tigerrosses freundlich erinnert. Ich löse daher Beides, meine Schuld und mein Versprechen!

Mariane! rief jetzt die Limeuil und war erstaunt, da sie diese, die Augen starr auf Montesquiou geheftet, regunglos im Fenster stehend erblickte. Die Gewährung dieser Bitte hängt von Dir ab. Willst Du die Zigeunerin sehen?

Gern, sagte Mariane rasch, und trat mit festem Schritt auf Montesquiou zu, der nicht Augen für sie zu haben schien.

Wollt Ihr sie nicht eintreten lassen? unterbrach die Limeuil das Schweigen.

Laßt sie eintreten, ich bitte Euch! sagte Mariane, und der ruhige Ernst thronte wieder auf

ihren Gesicht. Auch wißt, Herr Ritter! ich sah Euch nicht beim Turnier. An einem ganz anderen, ernsteren Orte sah ich Euch und Euer Tigerroß.

Und wo? fragte Montesquiou gespannt.

Davon laßt mich schweigen. Sie trat zurück in's Fenster und ihr Auge sah gleichgiltig umher, auch traf es zuweilen den Ritter, der jetzt ihre hohe Schönheit bewundernd selbst Isabellen zu vergessen schien.

Isabella schellte. Annette! befahl sie der Hereintretenden, laß die Zigeunerin ein!

Der Maltheser verbeugte sich vor Isabellen, ging dann zu Marianen und sagte ehrerbietig: Es freuet mich innig, daß Ihr mir gestern Abend nicht wehe thun wolltet, lebt wohl! schöne Pilgerin! Sein Auge heftete sich bei diesen Worten so glühend auf die Jungfrau, daß diese gezwungen den Blick senken mußte.

Montesquiou ging. Die Zigeunerin trat ein.

Willkommen, Ihr schönen Kinder! rief die Zigeunerin den Frauen entgegen. Versprach ich doch in St. Claire, Euch aufzusuchen, und nun bin ich hier, mein Versprechen zu lösen. Zeiget Eure Hand, schönes Fräulein! sagte sie, sich rasch zu Isabellen wendend; doch nein, gebt sie

mir lieber nicht; es könnte Trauriges darin geschrieben stehen; laßt mich lieber mit der Pilgerin allein, ich möchte gern mit ihr zurück in die Vergangenheit die Wanderung beginnen. Ich bitt' Euch, laßt mich mit ihr allein.

Erstaunt über dies sonderbare Benehmen, raunte das Fräulein Marianen einige warnende Worte in's Ohr und verließ das Zimmer.

Mariane! sagte die Zigeunerin, kurz ist mein Aufenthalt hier in Bayonne, darum ohne Verweilen. Setzt Euch zu mir, waffnet Euer Herz mit Muth, denn ich habe manches zu sagen, was Euch die Vergangenheit schmerzhaft vorführen wird! Mariane, noch von des Maltheſers Erscheinen erschüttert, setzte sich.

Ich komme von Basil, der so eben Bayonne verlassen hat, und Euch durch mich seinen väterlichen Gruß sendet. Er befahl mir, Euch Verhältnisse zu entdecken, die er Euch unmöglich selbst anvertrauen konnte. Hört! Mariane war gespannt.

Sechs Söhne Basil's nahm der Himmel zu sich, eine Tochter gab er ihm zum Ersatz, ihr Leben brachte der Mutter Tod. Nur für sie schien Basil noch zu leben, und freudig sah er die liebliche Blume sich entfalten. Nur sein Kind und Ot-

tavio, sein Freund, waren das Einzige, was ihn über den Verlust seiner Gattin und Söhne zu trösten vermochte. Ottavio hatte einen Sohn, früh schon ward Josephe für ihn bestimmt. Ein feierlicher Eid band die Väter an ihr gegenseitiges Versprechen. Ottavio's Sohn war ein frommer Junge, ich erinnere mich seiner noch wohl, blonde Locken, so selten in Siena, rollten über seine Schultern, und sein blaues Auge blickte so gutmüthig, daß, wer ihn sah, ihn liebgewinnen mußte. Die Herzen aller Jungfrauen schlugen sehnsuchtvoll nach dem Jünglinge, nur nicht Eurer Mutter Herz. Sie hatte in Rom, wohin sie der Vater zu seiner Schwester geschickt, einen Mann gesehen, nicht so schön wie Antonio, aber vornehm und reich, er hatte ihr sich zu nahen, sie zu bethören gewußt, und dann die Arme schnell wieder verlassen.

Und wer war dieser Unglückliche? rief Mariane heftig.

Ihn Euch zu nennen verbot Basil. Als der Vater, so fuhr sie fort, ergrimmt über der Tochter Weigerung, sie zwingen wollte, Antonio ihre Hand am Altare zu geben, gestand sie ihr Vergehen und ihr Unglück. Da stieß sie der Harte hinaus in die Welt. Allein, nur ihre Schande

Ihr ſchon ſo feſt zu ſtehen, mir drohen, mich verſpotten zu können?"

„Ja, Dubois! Das glaub' ich, und mehr noch, ich bin es gewiß! Deshalb ereifert Euch nicht, ſetzt Euch und laßt mich ruhig enden. Schon in dieſem Augenblicke rufen die Chaperons, welche die Tonnen meines Gerſtenſaftes umlagern, meinen Namen mit wildem Jauchzen aus. Die Armen, die ich ſchon ſeit Jahren unterſtützte, die Hülfsbedürftigen, denen ich heute Geld austheilen ließ, die Syndici, die ich zu gewinnen wußte, habe ich vielleicht in dieſem einen Tage feſter an mich gebunden, als Ihr in Jahren; denn Geld, werther Herr, iſt der ſicherſte Köder für das gemeine Volk und Geld will ich verſchleudern, nicht gewinnen. Hier, Peter Dubois, iſt der Punkt, wo wir uns in Fried' und Freundſchaft begegnen, nicht in Führung des Regiments. Ihr ſeid ein Fremdling unſrer Stadt, nicht Vaterlandsliebe, nur der Wunſch Geld und Gut zu gewinnen, führte Euch zu uns, Euer Muth, Eure Kriegserfahrung leiſtete uns treffliche Dienſte, welche die Stadt auch trefflich lohnte. Gebet das Glück dieſer Stadt unter, muß ſie ſich unterwerfen, ſo zieht Ihr im Stillen mit Euern Schätzen von dannen, Euch wenig um unſer ferneres Schickſal kümmernd. Deshalb hat die Macht nur Werth für Euch, um Schätze zu häufen. Nun, ſo fließe dieſe Quelle nur für Euch! Häuft Gold und Schätze, ich überlaſſe Euch meinen Theil; aber nicht einen Schein von Macht, dieſe gehört mir allein!"

„Ich glaube, Ihr habt mich verſtanden" ſagte er nach kurzem Schweigen und reichte Dubois die Hand, welche

mit sich nehmend, wanderte sie aus den Thoren der Vaterstadt. Antonio folgte ihr; auch jetzt noch wollte er sie nicht verlassen, jedoch wies sie ihn kalt zurück. — Da wanderte sie nach dem Thal Aosta, kaufte von dem wenigen Gelde, das ihr der harte Vater mitgegeben, die kleine Hütte und gebar Euch.

Auf einer Reise nach Frankreich erfuhr der Vater ihren Aufenthalt. Sein Herz wurde bewegt, er betrat die Hütte, fand die Tochter, fand das Neugeborne, doch Wuth ergriff ihn statt Mitleid. Er sprach den Fluch über Mutter und Kind.

Als er aus Frankreich heimkehrte, zog er an der Hütte vorüber und kehrte nicht ein. Da er jedoch bei seiner Rückkehr in Siena Antonio's Liebe zu Eurer Mutter noch immer treu, noch immer glühend fand, und dieser sanfte Jüngling sich auch in dem Besitze der Gefallenen noch glücklich träumte, beschloß Basil ein teuflisches Unternehmen. Antonio, der schwache, liebetrunkene Jüngling bot ihm hülfreiche Hand und der kaum errungene Friede der unglücklichen Mutter wurde da für immer zerstört.

Sie erhielt nach einiger Zeit Briefe aus Frankreich von ihrem Geliebten, der reuig zu ih-

ren Füßen zurückzukehren versprach. Bald folgte die Nachricht, er ziehe an der Spitze eines Heeres nach Turin. Ein Diener erschien wenige Tage darauf mit der frohen Nachricht, sein Herr werde noch heute zu ihrer stillen Hütte kommen. Die alte Liebe erwachte in der Mutter Herz. Euch in ihren Armen, harrte sie seiner, stürzte ihm entgegen, als er in einer dunkeln, stürmischon Nacht ihrem Zufluchtorte nahete, legte ihr Kind an seine Brust und zog ihn zu sich in ihre Hütte. Dort war die Lampe erloschen. In den Armen der Liebe vergaß sie alles. Lautlos preßte sie Lippe an Lippe, Brust an Brust; noch einmal schwelgte die Unglückliche in dem Wonnetraume der ersten Liebe; doch kurz war der Rausch; als sie aus seinen Armen sich wand, die Lampe wieder anzuzünden, um mit ihren Augen des Geliebten Bild so innig zu umfangen, als es die glühende Phantasie gethan, — als die Lampe auflohderte, stand Antonio vor ihr.

Mariane schreckte bei diesen Worten auf; heftig fuhr ihre Hand nach der Brust, als suche sie dort den Dolch, die Schmach der Mutter zu rächen.

Auch jetzt noch, fuhr die Zigeunerin fort, ohne auf die zornige Bewegung der Jungfrau

zu achten, auch jetzt verweigerte sie dem seine Hand, den sie nun hassen, den sie verachten mußte; auch jetzt noch konnten des Vaters Bitten, seine Drohungen sie nicht vermögen, durch priesterlichen Segen sich von der neuen Schande rein zu waschen; selbst des Vaters Geständniß, daß ein Eid ihn bände, sie Antonio zum Weibe zu geben, vermochte nichts über ihren starren Sinn. Sie widerstand Basil's Drohen und seiner List, sie widerstand der Nachricht, daß Antonio, durch sein Vergehen schmerzlich ergriffen, dahinwelke, und nur sie ihm Rettung bieten könnte. Dem Andenken Deines Vaters, Dir nur lebend, ertrug sie Schande und Noth!

Doch das Maaß ihres Jammers war noch nicht voll. Jene Unglücksnacht gab Jeronimo das Leben! Die Alte schwieg.

Mariane saß stumm, finster vor sich blickend, keine Thräne linderte den tiefen Schmerz ihrer Brust. Nur weiter! sagte sie mit dumpfer Stimme, nur weiter in Deinem Unkentone, schreckliche Verkünderin! — Bist Du noch nicht am Ende des Wehes?

Mariane! sagte die Alte ernst, auf Euch ruht der Mutter Kraft, aber auch der Mutter

ſtarrer Sinn; er taugt nicht für das Leben, er wird Euch nicht beglücken!

Fahre fort! ſagte die Jungfrau ſtatt Antwort.

Nun, wie Ihr wollt! brummte jene. Hört denn weiter: Von ſeinen Spähern umgeben, konnte Jeronimo's Geburt Baſil nicht lange verborgen bleiben. Er kam und drückte den Knaben an ſein Herz. Dir werde mein Segen und mein Wiſſen! rief er: das Kind laß mir! Doch Deine Mutter verweigerte es. Mit Löwenmuth vertheidigte ſie ihr Mutterrecht und achtete nicht auf den Vater, welcher zurückzukehren und mit Gewalt ihr das Kind zu entreißen drohte. Als ich, die ich ſchon oft auf meinen Wanderungen in ihre Hütte eingekehrt war, am nämlichen Abend mit den Meinigen dort vorüberzog, hörte ich ein lautes Schluchzen. Ich trat in die Hütte, fand Eure Mutter in Thränen, und kaum, daß ſie mich ſah, ſprang ſie auf, legte mir den Kleinen an's Herz und rief mit dem Tone der Verzweiflung: Du haſt oft menſchlich an mir gehandelt, mir Nahrung gereicht und ſo manchen Troſt; Dir übergeb' ich das Unglückkind, nicht ſeinem elenden, verächtlichen Vater, nicht dem Unmenſchen, der die

Hülflose verstieß! — Pflege den Knaben, zu dessen Werden die Liebe kein Segenswort sprach; ich will dieses geliebte Kind pflegen, das mein Vater am Tage seiner Geburt verfluchte! — Sie drückte Euch heftig an sich und rief schmerzlich: Dem Unglück ist geweiht, was mein ist!

Der Kleine, kaum einige Monden alt, lächelte mir freundlich entgegen, ich nahm ihn auf meinen Arm und willig mit mir.

Ich habe treu die auferlegte Pflicht erfüllt; ach! es war ja ein so lieber, herziger Knabe, an dem ich hing, als sei er der meine. Oft hat ein frommes Lächeln mich zum Mitleid bewogen, oft war er der Quell, aus dem ich Gutes, aus dem ich Vergebung so mancher Sünden schöpfte. Er war eine heilige Reliquie, die ich sorgsam bewahrte, und durch deren Vermittelung ich vom großen Geiste Vergebung hoffte! — Ruhe sanft, mein Jeronimo! schlummre sanft Deinen langen Schlaf, und folgt Dir die ale Jeannette, so verlaß sie dort nicht, die Dich hier nie verließ!

Ihr weint? Ist der Thränenquell noch nicht ganz zu Eis erstarrt, träufeln seine Tropfen, wenn Ihr Jeronimo's gedenkt? Nun so segne Euch Gott für die Thränen, die Ihr mit der

alten Jeannette um ihn weint. — Auch auf Eurem Grabe möge dereinst die Thräne des Mitleids fließen!

Oefter als sonst, fuhr sie nun fort, nachdem sie sich gesammelt, öfter zog ich nun durch das Thal und legte das Kind an die Mutterbrust, aber nie sah ich in Josephens Augen das Entzücken der Mutterfreude, schmerzlich nur drückte sie den kleinen Engel an sich, und ich wurde zornig, wenn sie ihn mir mit finsterem Blick zurück gab, um Euch dann mit stürmischem Entzücken an ihr Herz zu pressen. Doch konnte ich vor der Hütte nie vorübergehen, ohne ihr den Knaben zu bringen, der immer einem Gottesengel ähnlicher wurde und mit jedem Jahre schöner aufblühte.

Als ich sie das letztemal heimsuchte, der Knabe gar zu lieblich sich an sie schmiegte, ihr von Engeln und Geistern erzählte, die er oft im Traume gesehen, von dem Muttergottesbilde, das er, in unserer wandernden Kapelle aufgestellt, so oft betrachtete und ihr sagte, wie innig die heilige Mutter ihren Sohn an die Brust drücke, und ihr Kind liebe, da strömte das Mutterherz über von Gefühl, sie entriß meinen Armen den Knaben, ihre Küsse bedeckten seinen

kindlichen Mund; damals sprach sie Worte des Segens über ihn. Wohl war es noth, daß es damals geschah, denn sie sah ihn zum letztenmale. Als ich nach Kurzem wieder durch das Thal zog, schien die Abendsonne durch die offene Thüre, verlassen war die Hütte und an dem Quell, an dem wir uns unter dem hohen Kastanienbaume zu lagern pflegten, erhob sich ein frischer, grüner Hügel, den ich mit Wein und Thränen tränkte.

Sie schwieg. Mariane hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten, und, ob sie vor dem grünen Grabhügel der Mutter stände, betete sie ein leises Gebet für die Ruhe der Entschlafenen.

Jeannette störte sie nicht in ihrem heiligen Werk. Nur erst, als die Jungfrau vom Fenster trat, und, wie es schien, beruhigter sich zu ihr setzte, fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

Basil mußte es erfahren haben, daß Josephens Kind meiner Obhut anvertrauet sei; er schickte Boten nach mir und ließ mir eine bedeutende Summe für den Knaben bieten; aber, Eurer Mutter Worte gedenkend, schlug ich ihm das Gesuch ab; als er aber mir und meiner Bande mit dem Gesetze drohte, und alle die

Meinen mich baten, sie nicht um des Knaben willen zu verderben, da übergab ich ihm unter Thränen den Kleinen, und er hat wahrlich mit väterlicher Liebe für ihn gesorgt. — Euch das alles zu berichten, hat er mir heute befohlen; auch gebot er mir, Euch zu sagen, daß ein tugendhafter, reiner Wandel seine Schuld nicht habe tilgen können, noch jetzt wolle er den Fluch büßen, den er über Eure Mutter, den er über Euch gesprochen. Ihr möchtet ihn in Euer Gebet einschließen.

Das werd' ich! rief Mariane. Ich werde für ihn beten, ich habe ihm vergeben, wie die sterbende Mutter ihm gewiß auch vergeben hat!

Auch läßt er Euch vor dem Maltheser warnen und Euch sagen, Ihr möchtet Condé's gedenken! Nun lebt wohl, Schwester meines Jeronimo! Ich bleibe in Eurer Nähe, bedürft Ihr mein, bin ich nicht fern! Sie erhob sich und ging.

6.

Die Königinnen hatten sich getrennt, der Hof Bayonne verlassen, und die Völker schweb-

ten über die stattgehabten Verhandlungen in Ungewißheit.

Indeß glaubte Jedermann, und nicht ohne Grund, daß die Ausrottung der Ketzer in Frankreich und den Niederlanden der Hauptzweck dieser kostspieligen Zusammenkunft gewesen sei. Die Bartholomäus-Nacht bestätigte in der Folge diesen Glauben, und nur die Vorsicht Coligny's und mehrerer Anführer der Calvinisten, die nie zugleich bei der Zusammenkunft zu Moulins und späterhin am Hofe sich einfanden, verschob vielleicht diesen schrecklichen Tag noch auf mehrere Jahre.

Auch Condé war zu Moulins eingetroffen, wo der Hof und die hier versammelten Notabeln eine Versöhnung der Guisen und der Chatillons bezweckten. — Die äußeren Formen wurden beobachtet; beide Parteien schienen geneigt, den Willen des Königs zu befolgen, nur übersah man dabei den sechszehnjährigen Heinrich von Guise, das Haupt der Familie, der mit seltener Verstellungkunst ganz gleichgiltig seinen Oheim, den Cardinal und seine Mutter gewähren ließ, und nichts für, nichts gegen diese Versöhnung zu thun schien, die nun auch öffentlich Statt fand.

Auch

Dem Prinzen von Condé begegnete der Hof mit Achtung, doch mußte er sich wohl im Geheim sagen, daß die Königin ihn nicht mehr wie sonst zu gewinnen suche und er am Hofe, als Freund oder Feind, nicht mehr so gewürdigt werde als sonst. Er sowohl, als der Admiral und seine Parthei, sahen bald, daß sie von dem Könige nichts mehr zu hoffen, aber alles zu fürchten hatten, und der Keim zum zweiten bürgerlichen Kriege fand schon in Moulins seine Nahrung.

Wenn indessen auch dies alles Condé's Blick in die Zukunft trübte, so fand er Ersatz in Isabella de la Tour, welche er seit Fontainebleau nicht wieder gesehen, und die jetzt in neuem Glanze vor ihm erschien. Die nie entschlummerte Liebe erwachte mit doppeltem Feuer, und er hätte sich seinen Gefühlen ganz hingeben können, wäre sein Glück nicht durch die Marschallin von St. André getrübt worden, welche jetzt bei Hofe erschien und sich mehr als je der Gunst Catharinens von Medicis erfreute. Noch nie hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihn zu fesseln, ob man gleich allgemein von seiner bevorstehenden Verbindung mit Franziska von Longueville sprach; jedes Mittel, zu ihrem

dieſer auch raſch ergriff und drückte. „Nun, ſo wäre der Vertrag unter uns abgeſchloſſen, und wir ſtänden als Freunde einander gegenüber und ich hoffe, nie als Feinde!“ ſagte Artevelde „Doch zweierlei muß ich Euch noch ſagen; Erſtens, daß ich auf Euern Rath, beſonders in Kriegesſachen viel Werth lege und zweitens, daß ich mich in jeder Lage, in die wir gegenſeitig kommen könnten, dankbar gegen Euch beweiſen werde; denn Undank iſt das ſchwärzeſte Laſter auf Erden!“

„Nun da gewöhnt Euch bei Zeiten daran, ihn zu erdulden, denn Dankbarkeit iſt ſelten eine Bürgertugend!“ ſagte Dubois bitter „Aber da Ihr mir ſo offen und mit ſo viel Freundſchaft entgegen gekommen ſeid, ſo muß ich auch wohl Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſuchen, und mich wenigſtens zu einem Freundſchaftsdienſte anbieten: Soll ich vielleicht morgen als Brautwerber zu Alice Everwein gehen?“

„Nein!“ antwortete Philipp kalt.

„Ihr wollt das Amt wohl ſelbſt übernehmen?“ fragte Dubois, auf weitere Antwort lauernd; aber Artevelde erwiederte wie vorhin ein trockenes „Nein!“

„Nun, obgleich Ihr Euch meinen Rath in Euern Angelegenheiten verbeten habt, ſo muß ich ihn doch in dieſer Sache Euch nochmals aufdringen.“ Artevelde ſchwieg und ſchien geneigt, ihn zu vernehmen. „Uebereilt Euch nicht in dieſer Sache, zähmt Eure Leidenſchaft, Eure Begierde. Ich kenne Roger und ſeine Tochter, ihn würde die Liebe zu ſeinem Kinde, ihn würde ſein Vatergefühl nie vermögen, Alice zu zwingen. Das Mädchen ſelbſt — doch Ihr kennt ſie ja gewiß beſſer als ich —“

Zwecke zu gelangen, schien ihr erlaubt und mit Schrecken sah Condé, daß sie sich selbst an das Fräulein von Limeuil anzuschließen suchte, die auf besondern Befehl der Königin, Margarethen von Lustrac freundlich entgegen kommen und das Geschehene vergessen sollte. Das äußere Verhältniß aber, in welchem Condé zu dem Fräulein stand, hatte sich seit Fontainebleau merklich geändert; denn seit die Liebe des Prinzen zu ihrem Hoffräulein außer dem Kreise von Catharinens Berechnungen und Intriguen lag, war ihm jeder Zutritt zu Isabellen verschlossen, und selbst wenn er sich ihr am Hofe nahete, umgaben so viel Lauscher und Späher die Liebenden, daß nur flüchtige Worte die Empfindungen ihrer Herzen aussprechen konnten.

Selbst in den nahen Umgebungen Isabellens hatte Condé für diesen Augenblick seine treueste Stütze verloren; Annette war taub bei den Bitten des dem Prinzen so ergebenen Tournon, und blieb unbestechlich. Das Herz des Mädchens hing jetzt ganz an Marianen, und diese stand wie ein schützender Engel vor Isabellen. Doch wo wäre die Macht, welche der Liebe die Flügel bände, und ihr die Pforten

verschließen könnte? Bei einem der vielen Hoffeste fand Condé Gelegenheit, endlich allein und lange mit Isabellen zu sprechen. Er bat so dringend; Isabella, auf sich selbst vertrauend, vermochte nicht, ihm eine Zusammenkunft zu verweigern. Die eilfte Stunde der Nacht wurde dazu bestimmt.

Als Isabella am Abend in ihr Gemach zurückkehrte, wagte sie nicht Mariane von dieser Zusammenkunft zu unterrichten; sie fürchtete den strafenden Ernst ihrer Freundin, die sich bisher mit fester Beharrlichkeit jeder Annäherung Condé's entgegengestellt hatte, um so mehr, da sie seit einiger Zeit das Gerücht vernommen hatte er werbe im Geheim um die Hand der Herzogin von Longueville.

So ganz war Isabella indessen nicht Herr über sich, um Marianen ihre Innere Bewegung zu verbergen, und in ihrer dringenden Bitte, sich bald zur Ruhe zu begeben, lag so viel Aengstliches, daß diese, aufmerksam gemacht, wohl ahnete, was Isabella ihr verbergen wollte. Sie sagte ihr gute Nacht und ging, aber nicht um sich zur Ruhe zu legen, denn heute besonders umschwebten sie alle Bilder der Vergangenheit; Jeronimo stand unaufhörlich vor ihr,

und selbst den alten Vater sah sie am Pilgerstabe vor sich her wandeln. Ein sonderbares Gefühl bewegte ihr heute die Brust, und als sie jetzt allein, und alles still um sie war, selbst die treue Annette im Nebenzimmer schlummerte, trieb sie eine qualvolle Angst zu Isabellen. Sie ergriff die Kerze, und als sie in den dunkeln Gang trat, der ihr Zimmer von den Zimmern des Fräuleins trennte, rauschte es neben ihr — eiskalt rieselte es durch ihre Adern, die Thüre öffnete sich und vor ihr stand der Prinz von Condé.

Oft hatte sie ihn schon gesehen, oft hatte ihr Auge auf seinen edlen Zügen geruht, aber heute — war es die Ueberraschung, war es die Stimmung, in welcher sie sich befand — heute ergriff sie eine sonderbare Beklemmung. Starr sah sie auf den Prinzen, und als ob sie ihn zurückstoßen, als ob sie in seine Arme sinken sollte, so widersprechend kämpfte es in ihrem Innern. Auch er stand betroffen, fast erschrocken vor ihr, streckte seinen Arm wie abwehrend nach ihr aus und sein Auge blickte auf die Jungfrau im Pilgergewande, als sei sie eine feindliche Erscheinung, welche ihm aus dem Grabe entgegen steige.

So standen sie einander gegenüber; endlich

ermannte sich Mariane zuerst. Gnädiger Herr! rief sie mit bewegter Stimme: Wen sucht Ihr hier, was ist Euer Begehr?

Statt zu antworten rief Condé: Wer seid Ihr, die mir hier im Pilgergewande störend entgegentritt!?

Wer ich bin? — erwiederte Mariane, und die Beklemmung, welche sie bei Condé's Anblick ergriffen, war verschwunden; das bittere Gefühl des Verlassenseyns, welches sie jedesmal bei dieser Frage empfand, durchzuckte ihr Innerstes. Wer ich bin? weiß ich es doch selbst nicht, eine Erdenpilgerin, heimath-, mutterlos.

Eure Züge! rief Condé.

Sollen den Zügen meiner Mutter gleichen, die schon lange im Grabe schlummert. — Doch gnädiger Herr, noch einmal frage ich, was ist Euer Begehr?

Der Prinz schwieg, sein Auge, das früher feindlich auf Marianen gerichtet war, wurde mit jedem Augenblicke sanfter, wohlwollender; auch Mariane ward ruhiger.

Darf ich nicht wissen, gnädiger Herr, was Euch hieher geführt, so habt wenigstens die Güte, hier einzutreten, sie öffnete die Thüre ihres Zimmers. Es ist mein kleines Gemach, nicht einge-

richtet, Prinzen von königlichem Geblüte aufzunehmen, doch bis Ihr bestimmt haben werdet, was zu Eurem Befehl steht, müßt Ihr Euch damit begnügen. Kommt, gnädiger Herr! oder wollt Ihr wenn Ihr Euch vielleicht verirrt habt, lieber umkehren? Soll Euch die Zofe —

Laßt, sagte Condé, der die Pilgerin noch immer betrachtete, laßt die Zofe ruhen, und erlaubt, daß ich Euch folge. — Doch, räthselhaftes Mädchen, Ihr ladet mich in dieser Stunde in Euer Gemach? — fürchtet Ihr nicht?

Mariane lächelte. Euch fürchte ich nicht, darum folgt mir nur getrost, gnädiger Herr; und wißt: nur weil ich Euch nicht bitten darf, den Weg zurückzukehren, den Ihr gekommen seid, und Isabellens von Limeuil Zimmer dort ist, ersuche ich Euch, hier einzutreten.

Condé bedachte sich einen Augenblick, ob er sie verlassen, oder ihr folgen solle. Aber in seiner Phantasie schwebten zu süße Bilder, er folgte ihr.

Nehmt Platz, gnädiger Herr! sagte Mariane, ich fürchte, es wird mir nicht gelingen, Euch die Zeit zu kürzen, setzte sie unbefangen hinzu.

Fürchtet das nicht! erwiderte Condé; Euer Anblick erweckt in mir so manche Erinnerung

aus früherer Zeit, daß ich, auch ohne Euren Liebreiz zu berücksichtigen, wahrlich der Beschäftigung genug bei Eurem Anblick fände. Ihr seid, wenn ich nicht irre, Jeronimo's Schwester?

Ja, gnädiger Herr!

Sein Tod hat mir wehe gethan. Er war ein lieber, treuer Knabe, den eine unglückliche Leidenschaft zu früh zerstörte. Er mußte bei der Ueberspannung seines Gemüthes zu Grunde gehen; ich liebte ihn wahrhaft. Marianens Auge wurde bei diesen Worten verklärter. — Ihr seid dem Fräulein von Limeuil von St. Claire hieher gefolgt? fuhr der Prinz fort.

Mein sterbender Bruder befahl es mir! erwiderte Mariane.

Und nur sein Befehl kettet Euch an Isabellen?

Nur dieser!

Waret auch Ihr gleich Eurem Bruder im Dienste Basil's?

Ich war Ariel, der den Vorhang wegzog, als der Maltheser auf einem Tigerroß heransprengte.

Condé's Blick verfinsterte sich, Unmuth trat an die Stelle des Nachdenkens. Doch schnell faßte

er sich. Eures Bruders Name sagt mir, Ihr seid aus Italien gebürtig.

Ja, Herr!

Euer Wuchs, der Ausdruck Eures Gesichtes läßt mich glauben, Ihr seid eine Römerin.

Ihr irret, Piemont ist mein Vaterland.

Sonderbar! sagte Condé, und sein Blick ruhte immer forschender auf Marianen. Eine solche sprechende Aehnlichkeit fand ich nie. Euer Alter, Jungfrau?

Siebzehn Jahre pilgere ich durch die Welt.

So alt war auch sie! rief Condé. Erlaubt, daß ich mich noch länger an Eurem Anblick weide, der Blick Eures Auges ruft mir liebliche, aber auch traurige Erinnerung zurück.

Und welche? fragte Mariane gespannt.

In meinen ersten Jünglingsjahren war ich in Rom. Der Zufall ließ mich ein Mädchen kennen lernen, schön und lieblich wie Ihr, Euch gleich an Wuchs und Bildung. Ohne daß sie meinen Stand ahnete, gewann ich ihr Herz. Auch sie nannte mir ihre Aeltern nicht; doch kannte ich das Haus, wo sie bei einer Verwandtin wohnte. Monden vergingen uns wie Tage, die Liebe reichte mir die herrlichsten Kränze, da entdeckte ihr ein Zufall, wer ich sei, und der

heitere Himmel unſerer Liebe war getrübt, ihr heiliges Vertrauen war geſchwunden, ſie fürchtete, und ſie hatte Recht. — Doch, wozu Euch aus meinem früheren Leben traurige Bilder hervorrufen.

Fahrt nur fort, ich bitt' Euch! rief Mariane mit Heftigkeit.

Wenn Ihr es wünſcht, ſo thue ich es gern. Euer Anblick ruft mir ja alles aus jenen Tagen der ſüßen, erſten Liebe ſo lebendig zurück. — Eines Abends, fuhr er fort, geſtand ſie mir, daß ſie ſich hoch beglückt fühle, daß — die Arme fand ſich glücklich in ihrem Unglück. — Doch wie — Ihr zittert? Iſt Euch nicht wohl?

Fahrt fort, ich bitt' Euch! ſagte Mariane, und hielt ſich krampfhaft an einem Seſſel feſt.

Aber das, was ihr die Wonne des Himmels bereitete, trieb mich fort von Rom. Mir ſelbſt jetzt unerklärbar, wohl zu wenig mit der Welt und den Folgen der Leidenſchaft bekannt, erſchreckte mich die Nachricht, die ſie mir mit hohem Entzücken gegeben. Ich kehrte nach Frankreich zurück und habe ſie nie wieder geſehen. Alle meine Bemühungen, von ihr Erkundigung einzuziehen, waren vergebens, ſie war verſchwunden, die Verwandtin, bei der ſie gelebt, todt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18759/039

Und wie hieß diese Unglückliche? rief Mariane bebend.

Josephe! antwortete Condé, und bei diesem Worte sank Mariane langsam leblos zu Boden.

Condé erschrak und beugte sich zu ihr nieder; bleich waren die Wangen, bleich ihre Lippen. Er hob sie auf, trug sie auf ihr Ruhebette und suchte vergebens nach Hülfe.

Als Mariane, todtenbleich, das Auge geschlossen, vor ihm da lag, seine Einbildungkraft ihm die vielleicht schon längst entschlummerte Römerin zurückrief, neigte er sich über sie, und, getäuscht von der Aehnlichkeit, preßte er, wie in jenen Tagen der Wonne, unbewußt, was er that, seine Lippen auf ihren bleichen Mund; mit dieser Berührung rief sein Hauch die entflohenen Lebensgeister zurück. Weit öffnete Mariane die Augen, sah starr auf Condé, in dessen Armen sie noch ruhte, und ihn zurückstoßend sprang sie auf. Jesus Maria! rief sie, wo bin ich?

In seinen Armen hast Du geruht, sagte Isabella, welche unbemerkt eingetreten war und hinter ihnen stand. Ich hätte nicht geglaubt, Dich so zu finden.

„Fahrt nur fort!“ bat Philipp.

„Sie iſt ein ſeltſames Weſen, ſanft und fromm, wie eine Heilige, aber auch feſt und beharrlich. — Tugend ſtellt ſie über Alles und da ſie Euch geſtern „Nein“ geſagt, würde ſie es heute noch um ſo mehr ſagen. Darum laßt ihr Zeit, ſich zu bedenken, zeigt erſt, daß der Löwe auch blutgierig ſein kann, laßt einige Köpfe, die den Chaperons verhaßt ſind, fliegen, wenn ſie auch den kleinſten Theil an dem Morde Eures Vaters hatten. Füllet die Kerker und laßt das Schwert des Nachrichters über hundert Häupter ſchweben, erfüllet die Herzen mit banger Furcht und Todes Schrecken und dann erſt treffe Eure Rache Roger Everwein. — Der Vater im Gefängniß, die Mutter auf dem Siechbette, die Tochter angſtvoll von dem Krankenbette nach dem feuchten Strohlager des Vaters wankend — dann ihr die Hand gereicht und ſie wird ſie als einzigen Stab ergreifen, ſich zu ſtützen, den Vater zu retten.“

„Als einzigen Stab wird ſie meine Hand ergreifen?“ murmelte Artevelde halblaut „Nur um den Vater zu retten, würde ſie mein Weib? Gott hätte mich umſonſt mit dieſer Geſtalt, mit Reichthum und Macht begabt und mir, mir ſelbſt dürfte ich nicht einmal mein Weib verdanken?“

„Laßt die Grillen!“ unterbrach Dubois das Selbſtgeſpräch „Oder laßt das Mädchen! Denn nie werdet Ihr Euch doch ſagen wollen, um Eurer ſelbſtwillen ſie gewonnen zu haben?“

Artevelde ging ſinnend im Zimmer auf und ab und erwiederte nichts, dann trat er raſch auf Dubois zu „Laßt

Auch ich nicht! sagte Mariane ernst, aber seid unbesorgt.

Verzeihet, gnädiger Herr, sagte Isabella, sich zum Prinzen wendend, wenn ich störte. Ich hörte Euer Gespräch, ich war vielleicht zu neugierig, und trat herein, und was ich sah, war wohl nicht geeignet, meinen Erwartungen zu entsprechen.

Stolz blickte Mariane auf das Fräulein, in dessen Auge eine Thräne schwamm.

Isabella! rief jetzt Condé. Der Anblick dieser Jungfrau erweckte so traurige Erinnerungen aus meinem Jugendleben, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem weiblichen Wesen, das mir einst theuer und lieb war, machte sie mir werth. Leise drückte ich einen Kuß auf ihre Lippen, als sie ohnmächtig in meinen Armen lag; er gehörte der Vergangenheit an, und noch jetzt, bei Gott! wenn sie mir es erlaubt, schließe ich sie an mein Herz, das doch nur für Euch, Isabella! treu und innig schlägt. Laßt die Thränen, ich bitte Euch! Ihr thut mir weh' und weint sie doch vergebens. — Auch Ihr, holde Mariane, schauet ernst und finster auf mich? Soll ich denn hier vor Eurem Richterstuhle stehen? Isabella de la Tour, Ihr thut mir Unrecht, Ihr verkennt mich!

Isabellens Auge blieb thränenvoll und ernst; sie erwiderte kein Wort.

Isabella! sagte er nicht ohne Bitterkeit, nun, so muß ich Euch wohl verlassen, damit dieser Augenblick der Wallung nicht störend zwischen unsere Herzen tritt. Lebt wohl! Ich hoffe, morgen zeigt mir ein freundlicher Blick meinen Himmel wieder! Noch einmal sah er herzlich auf sie, reichte Marianen die Hand, welche sie schnell ergriff und an ihre Lippen drückte, und entfernte sich.

Keine der beiden Jungfrauen begleitete den Prinzen, schweigend standen sie sich gegenüber. Mit schmerzvollem, fast verächtlichem Blick sah das Fräulein von Limeuil auf Mariane, die mit Stolz und Selbstgefühl diesen Blick erwiderte.

Jetzt stürzten von neuem die Thränen aus Isabellens Augen. Und das konntest Du mir thun? rief sie, und sank in Marianens Arme. Dies konntest Du Deiner Freundin thun, Schwester Jeronimo's? O! er meinte es treuer, redlicher mit mir, er hätte mich nicht verrathen, er fühlte sich beglückt in meiner Liebe zu Conde.

Er fühlte sich beglückt, erwiderte mit bitterm Hohn Mariane, so beglückt fühlte er sich, daß dieses Glück sein Herz brach.

Du kannteſt Condé ſchon früher, Du ſprachſt ihn ſchon oft? fragte von Eiferſucht gequält, das Fräulein.

Ich ſah ihn mehrmal, ich ſprach ihn nie.

Und lagſt in ſeinen Armen, duldeteſt ſeinen Kuß?

That ich das? — Nun, ſo ruht' ich an einer Stelle, wo ich ſchon längſt hätte ruhen ſollen, erwiderte Mariane mit Stolz.

Warum? erwiderte Iſabella zitternd. Wer gab Dir ein Recht, an ſeiner Bruſt zu ruhen?

Er ſelbſt!

Condé! o Gott, o Gott! jammerte Iſabella.

Beruhigt Euch! unterbrach Mariane die heftigen Worte, denn wißt, Condé ſteht mir näher als Euch.

Nun, ſo ſchütze Dich Gott! rief Iſabella außer ſich.

Wohl möge er mich ſchützen und auch Euch. — Condé iſt mein Vater!

Regunglos ſtand die Limeuil vor Marianen, weit geöffnet ſtarrte ihr Auge nach dieſer, welche den Blick gehoben, mit dem Himmel zu rechten ſchien.

Die heißeste Sehnsucht meines verödeten Lebens war nach der Vaterbrust, rief Mariane schmerzvoll, den Himmel, den das Grab der Mutter mir bedeckt hatte, hoffte er an ihr wieder zu finden. Nun ruh' ich an ihr, und nur kalt, fast feindlich schlägt dieses Herz! Muß denn alles, was den Menschen beglückt, alles, was ich mir glühend dachte, in mir zu Eis erstarren? Ich bin nicht mehr die Vaterlose, und doch klopft kein kindlich Herz in meiner Brust. An diesem Morgen zog der Vater meiner Mutter von hier, ich sah ihn ruhig ziehen, jetzt schritt mein Vater hinweg und meine Sehnsucht will ihn nicht aufhalten. O! rief sie, und Verzweiflung glühte aus ihrem Auge. Warum hat er mir die Mutter gemordet, kann ich, darf ich ihn lieben?

Sie warf sich ermattet auf einen Sessel, Isabella trat zu ihr. Arme Mariane! sprach sie gerührt, tobe Deinen Schmerz aus an meiner Brust, o könnte ich Deine Mutter seyn!

Nie, nie könnt Ihr, sollt Ihr dies seyn; so ruft mir der Geist meiner Mutter zu, so waren Jeronimo's letzte Worte.

So waren Jeronimo's letzte Worte? sagte Isabella dumpf vor sich hin. Nun dann schweige,

armes Herz! — Mariane! sagte sie jetzt, und schellte so heftig, daß Annette hereinstürzte, lege Dich zur Ruhe, Dir ist nicht wohl, Deine Wangen glühen, Du bist krank!

Ohne Widerrede duldete Mariane, daß Annette sie entkleidete und zur Ruhe brachte. Sie winkte dieser, sich zu entfernen, und als sie mit Isabellen wieder allein war, faßte sie des Fräuleins Hand und sagte mit bewegter Stimme: Gebt mir das kleine Kästchen, welches in jenem Schranke steht. Isabella brachte es ihr. Mariane öffnete es und durchlas flüchtig mehrere Papiere. Ihr Auge füllte sich mit Thränen, oft küßte sie stürmisch die Schriftzüge, dann legte sie alles wieder hinein, verschloß das Kästchen und bat das Fräulein, es in den Schrank zu stellen.

Isabella! sagte sie hierauf mit feierlichem Tone und ergriff die Hand der Limeuil, meine Ahnung hat mich nicht betrogen, er ist mein Vater. Eine Bitte dürft Ihr Jeronimo's Schwester nicht versagen. Schwört mir, Condé, so lange ich lebe, das Geheimniß meiner Geburt nicht zu vertrauen, nur in höchster Noth ihm zu offenbaren, daß ich seine Tochter bin.

Ich schwöre es Dir! versprach Isabella.

Nun, so geht zu Bette; verschließt seiner Liebe die Pforten, sie hat meine Mutter grenzenlos unglücklich gemacht. Gute Nacht! — Sie wendete sich, als ob sie schlafen wollte. Ach, die heftige Bewegung ihres Gemüthes verscheuchte den erquickenden Schlummer. Der Morgen fand sie noch wach und sehr krank.

7.

Früh am Tage schon hatte sich Tournon im Namen seines Herrn nach Marianens Befinden erkundigt, ohne des Fräuleins von Limeuil zu gedenken, welches deshalb untröstlich war. Sie glaubte, Condé zürne auf sie, sie fühlte aber auch, wie sehr sie zu entschuldigen sei. War nicht der Schein gegen ihn, war nicht Mariane so schön, daß selbst Isabella fürchten konnte, man dürfe sie über dieses reizende Wesen vergessen? Doch die Liebe mißt so leicht, so gern nur sich die Schuld bei. Kaum war sie von der Tafel aufgestanden, welcher Condé nicht beigewohnt, so schrieb sie an ihn, bat ihn um Verzeihung und — o, wie schwach ist die Liebe — bat sie ihn selbst

ſelbſt um das, was ſie ihm geſtern nur nach den heiligſten Betheurungen erlaubt hatte, heute um Mitternacht zu ihr zu kommen, um ſie über die Begebenheiten der vorigen Nacht zu beruhigen. Den Geliebten ohne Gefahr für ihre Tugend in der feierlichen Stille der Nacht bei ſich zu ſehen, fühlte ſie den Muth, doch ſeinen Unwillen zu ertragen, dazu mangelte er ihr.

Eben als ſie das Briefchen beendet hatte und es der treuen Annette übergeben wollte, trat ein Hoffräulein der Prinzeſſin Margarethe in das Zimmer und beſchied ſie ſogleich zu dieſer. Schnell verbarg Iſabella das Schreiben in ihrem Buſen und folgte.

Die Stickerei eines Fußteppichs war die Urſache, weshalb Margarethe von Valois ſie rufen ließ. Sehr geſchickt in dieſer Art Arbeit, ſollte Iſabella über die Wahl einiger Blumen entſcheiden; ſie that es und wurde, gegen der Prinzeſſin Gewohnheit, heute ſehr früh entlaſſen.

Doch wie erſchrack Iſabella, als ſie, auf ihr Zimmer zurückgekehrt, Annette rief, ihr das Billet geben wollte und es nicht fand. Es war verloren, es mußte ihr entfallen ſeyn; ihre Angſt war grenzenlos. Sie kehrte unter einem

Vorwande zur Prinzessin zurück, und suchte verstohlen überall. Sie forschte in der Prinzessin Augen zu lesen, aber die Ruhe, mit welcher Margarethe sie empfing und wieder beurlaubte, gab ihr die Versicherung, daß es nicht in deren Händen sei. Beim Abgehen rief ihr die Prinzessin noch zu: Begleite mich heute Abend zur Marschallin von St. André, um zehn Uhr erwarte ich Dich! Isabella verbeugte sich und ging.

So unangenehm, so peinlich es ihr auch war, zu dieser Frau gehen zu müssen, wo der Giftbecher, den Jeronimo geleert, ihr noch immer vor Augen stand, so hatte sie doch die Begleitung der Prinzessin nicht ablehnen können. Noch einmal an Condé zu schreiben war ihr auch unmöglich, ein inneres Gefühl sprach dagegen; auch mußte sie fürchten, nach Mitternacht erst von dort zurückzukehren; sie unterließ es daher und trat, noch in Verlegenheit wegen des verlornen Briefes, in Marianens Zimmer, die sie noch immer krank und sehr angegriffen fand.

Freundlich, fast innig empfing sie Mariane. Ihr glaubt nicht, Isabella, wie sehnsuchtvoll ich auf Euch gewartet habe; wollt Ihr mich beruhigen, so wacht heute Nacht bei mir und

verlaßt mich nicht. Ich habe, als ich vorher einen Augenblick schlummerte, einen sonderbaren Traum gehabt. Mir war, als schliefe ich, da fiel ein kalter Tropfen auf mein geschlossenes Auge; ich erwachte und über mir schwebte Jeronimo mit seinen azurblauen Flügeln; eine Thräne aus seinen Augen war auf mich herabgefallen und hatte mich geweckt. Er hielt ein Gewinde von Lilien in seiner Rechten, legte sie auf mein Herz und sagte leise und wehmüthig: Binde sie heute mit dieser magischen Kette fest an Dich, sei ihr Schutzgeist.

Eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten Isabellens Gesicht. Daß der Brief an Conde verloren sei, war ihr jetzt ein glücklicher Zufall, denn nur eine bange Ahnung durchschauerte sie bei dem Gedanken an die Mitternachtsstunde. Ich kann heute nicht bei Dir bleiben, sagte sie traurig: die Prinzessin hat mir befohlen, mit ihr zu der Marschallin von St. André zu gehen!

Zu ihr? sagte Mariane empfindlich: — Hütet Euch! Ich bin an das Krankenbett festgebannt und kann Euch mit dem Blumengewinde nicht an mich ketten, es zerreißt. Gott schütze

Euch! — Sie reichte ihr die Hand und schloß die Augen.

8

Als Isabella am Abend mit der Prinzessin zur Marschallin kam, fand sie wider Gewohnheit diese allein. Margarethe von Valois war von der fröhlichsten Laune, Margarethe von Lustrac sehr ernst. Ueber so manche Verhältnisse des Lebens sprach die Prinzessin scherzend, kleine Neckerei und Spott über ihre Tugend, deren sie wohl oft mit zu viel Selbstgefühl erwähnt hatte, mußte Isabella erdulden. Zu dem Allen aber sagte die Marschallin nicht ein Wort, ihr Auge ruhte ernst auf der Limeuil, und nur wenn im Laufe des Gespräches die Prinzessin Condé's erwähnte, färbte Purpurroth ihre Wangen. So verstrich die Zeit, Mitternacht nahte, und als ob sie Condé erwarten müßte, so ungeduldig und ängstlich wurde das Fräulein.

Reicht mir nun den Schlaftrunk, Ihr bereitet ihn ja so vortrefflich! sagte Margarethe von Valois zu der Marschallin. Diese zögerte

uns davon ſchweigen, die Zeit wird's lehren, was ich zu thun habe."

Mehrere Syndici traten in dieſem Augenblick ein und gaben dem Geſpräch eine andere Richtung.

5.

Wochen vergingen in Ruhe, Artevelde war nur bemüht, die Gemüther zu gewinnen und das Nöthige zur Vertheidigung der Stadt anzuordnen, da das Heer Graf Ludwigs von Flandern ſich von Neuem zuſammen zog. In allen Verſammlungen, bei denen Herr Roger gegenwärtig ſein mußte, hatte er ihn zwar kalt, aber nicht feindlich behandelt und ſchon glaubte dieſer, das Ungewitter würde an ihm vorüberziehen; Alice jedoch theilte dieſe Hoffnung nicht, obgleich Artevelde nicht den mindeſten feindſeligen Schritt gegen ſie gethan, und ſich ihr in dieſer Zeit nicht genaht hatte. Er war ſelbſt bei einer feierlichen Gelegenheit, wo der Zug ihrer Wohnung hätte vorüber gehen müſſen, einen andern Weg gezogen, und hatte es verſchmäht, ſich ihr in ſeinem Glanz, in ſeiner Macht zu zeigen.

Aber als er ſich durch Freigebigkeit ganz der Gemüther der Chaperons und des übrigen Volkes verſichert hatte, und nun keine Mäßigung weiter zu bedürfen glaubte, da begann er ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen und ſein am Grabe des Vaters gethanenes Gelübde zu erfüllen. Das Anrücken des feindlichen Heeres gab ihm ſattſamen Grund, manchen angeſehenen Bürger als Freund

nen Augenblick, dann trat sie vor den Schenk-
ſch, füllte einen Becher und stellte ihn auf
n Tiſch.

Als Isabella den Becher erblickte, trat der
rchtbare Augenblick vor sie, in welchem einst
eronimo die Schaale mit Gift leerte, und es
ar ihr, als stehe der Knabe auch jetzt ihr ge-
nüber und zeige warnend auf den Becher, den
ſabella als den nämlichen wieder erkannte.
hr schauderte. — Da ergriff die Prinzeſſin
n Becher, und als sie ihn an ihre Lippen
zte, schrie Isabella laut auf: Trinkt nicht,
n Gottes Willen trinkt nicht! Die Mar-
hallin erbebte und erblaßte bei dieſem Ausruf,
ch Margarethe von Valois trank lächelnd,
ichte den Becher der Marschallin, auch dieſe
ppte davon, und stellte ihn vor Isabellen, die
t Grauſen den purpurnen würzigen Wein
ſtarrte.

Wollt Ihr nicht den Schlaftrunk zu Euch
hmen? sagte die Marschallin jetzt. Oder be-
rft ihr heute keinen, Fräulein von Limeuil?

Isabella erröthete und wollte eben den Be-
r an ihre Lippen setzen, als die Prinzeſſin
zurief:

Warte noch einen Augenblick, ich will Dir

den Trunk noch versüßen. Reicht mir einen kleinen Becher mit Wein, Frau Marschallin, und auch für Euch füllt einen zweiten. Margarethe von Lustrac befolgte den Befehl der Prinzessin, und als die drei Becher auf dem Tische standen, nahm diese den ihrigen und sagte mit halb ernstem, halb spöttischem Tone: Den letzten Trunk schlürfe ich immer auf das Wohl meines Ritters, deshalb, Frau Marschallin, und Du, Isabella, trinkt Euern Nachttrunk auf das Wohl des Mannes, dessen Bild Ihr in Euern Träumen zu sehen wünscht, und thut gleich mir. Sie leerte ihren Becher. Isabella, in diesem Augenblicke nur an Condé denkend, vergaß die ahnende Warnung, sie leerte den ihrigen; auch Margarethe von Lustrac folgte ihrem Beispiele.

Nun komm, Isabella! — sagte die Prinzessin: Gute Nacht, Frau Marschallin! — Sie verließ das Zimmer, und kaum in ihr Gemach eingetreten, sagte sie, das Fräulein von Limeuil entlassend: Schlaf wohl, Isabella, es gehe Euch wohl in dieser Nacht!

Noch an die mystischen Worte der Prinzessin denkend, ging Isabella nach ihrem Zimmer, Annette entkleidete sie, und ehe die

Thurmuhr von Sanct Sebastian Mitternacht schlug, legte sie sich, von sonderbar phantastischen Gebilden umgaukelt, zur Ruhe.

Auch vor Marianens Augen schwebten wunderbare Gestalten. Im Kampfe der regen Phantasie mit dem Schlafe, sah sie die Bilder dieser ewigschaffenden, von diesem in Traumnebel gehüllt, aber immer trat Josephe, ihre Mutter, immer Jeronimo, der geliebte Bruder, aus der Dämmerung hervor; Beide trauernd, waren sie keine freundlichen, wohlthuenden Erscheinungen. Riß sie sich los von diesen Bildern ihrer fieberhaften Einbildungkraft, starrten ihre geöffneten Augen die Gegenstände rings um sie an, so verwebte sich doch alles bald wieder zu dem Bilde ihrer Mutter, ihres Bruders, und mit dem Schlage der Mitternacht traten sie lebendiger als je vor sie. Da richtete sie sich auf, noch hatte sie so viel Bewußtseyn, selbst diese traurigen Erscheinungen verscheuchen und aus diesem Zustande des wachen Traumes sich reißen zu können, auch gelang es ihr jetzt. Deutlich sah sie alles um sich, hörte wie es leise an ihrer Thüre vorüberrauschte, und es wurde ihr bange. Sie bebte, denn was sie früher im Traume nur gesehen, stand plötzlich

wachend vor ihr, und ihr war es, als schwebe der Bruder über ihr und schaue mit bittendem Blick nach der Harfe, die an den Kamin gelehnt, schon seit lange ruhte. Auch hörte sie jetzt leise Töne, als ob die Luft durch die Saiten rausche und es trieb sie vom Lager. Sie warf den warmen Mantel über, öffnete, als habe eine unsichtbare Hand es ihr befohlen, die Thüre und griff in die Saiten der Harfe, leise, schmelzende Klagetöne ihr entlockend. So saß sie, starr das Auge nach Isabellens Thüre gerichtet, und immer trauriger, und klagender wurden die Töne, bis sie endlich leis und leiser verhallten und die Pilgerin, ihr Haupt auf die Harfe senkend, entschlummerte.

So fand sie Annette, die, von ihrem Spiele ermuntert, sich herbei geschlichen hatte. Sanft schlummerte die Jungfrau, und das treue Mädchen brachte die nur halb Erwachte wieder zur Ruhe.

Schon beleuchtete die Sonne das einsame Lager der Schlummernden, aber sie erwachte nicht von ihrem Morgengruß, fest war ihr Schlaf und sanft, kein ängstlicher Traum, keine Ahnung störte ihre Ruhe. Jetzt schien es ihr als höre sie ein leises Schluchzen, Seufzer

glaubte sie in ihrer Nähe zu vernehmen, sie schlug die Augen auf und Isabella stand neben ihrem Bette, bleich wie der Tod.

Was ist Euch? rief Mariane, sich ängstlich erhebend; Ihr weint, Ihr seid bleich wie eine Sterbende?

Isabella schwieg, sah, die Hände faltend, gen Himmel auf.

Um Gotteswillen, was ist Euch? rief Mariane noch einmal, sprecht! Weg mit diesem hoffnungslosen Blick, er gehört nur mir, weg mit diesen Thränen der Verzweiflung, Eure Blüthe muß dieser Thau nicht vergiften, er ist nur mein Lebenthau. Aber sprecht. Nicht dieses dumpfe Brüten.

Ich bin unglücklich, Mariane! stöhnte nach langem Kampfe Isabella.

So gehen wir Hand in Hand, Unglücksschwester! sagte diese schnell, und reichte zum Troste ihr die Rechte.

Doch Isabella wies sie zurück, und warf noch einen Blick gen Himmel; dann sprang sie auf und stürzte zu den Füßen des Bettes nieder. — Brich den Stab über mich, Heilige! ausrufend, senkte sie das bleiche Haupt.

Da starrte Mariane die Knieende mit furchtbar ernstem Auge an. — Ich konnte sie nicht retten, mein Bruder, vergieb mir! rief sie dumpf, wendete sich und ihr Auge traf die Jammernde nicht mehr.

Mariane, rief diese, höre mich! Nicht diese kalte Verachtung, ich verdiene sie nicht, ich verdiene Dein Mitleid. — Mariane schwieg, ihre Hände verbargen ihr Gesicht. So stehe ich allein, rief Isabella aufspringend, hülflos und verlassen; ist denn Niemand, der mich hört, der sich meiner erbarmt?

Gott! sprach Mariane feierlich.

Ja! er sei mein milder Richter und auch mein Bewußtseyn, das mich über mein Unglück erhebt. Kaltes Geschöpf! rief sie jetzt und wendete sich zu Marianen, kaltes, herzloses Wesen, das in der Stunde des Jammers meinen Bitten ihr Herz, meinen Thränen ihr Auge verschließen konnte. Möge die Liebe Dich treffen, möge sie Dich wider Willen an den Abgrund führen, und dann, stolzes Herz, dann ruf' auch Du vergebens nach Deinem Retter!

Dem Tode! sagte Mariane dumpf und verstummte.

Noch einmal blickte Isabella nach ihr hin. Reglos lag sie, kein Zeichen der Theilnahme, kein Zeichen des Mitgefühls. Der Limeuil Stolz erwachte, sie entfernte sich.

9.

Unter dem Vorwande, die Aebtissin von St. Claire zu besuchen, verließ Isabella am Tage nach jener unglücklichen Nacht, mit Erlaubniß der Königin den Hof. Sie war nicht öffentlich erschienen und hatte Condé nicht wieder gesehen; auch zu Marianen, deren Zustand bedenklicher geworden, war sie nicht wieder gegangen, doch ließ sie ihr Annette zur Pflege zurück. Condé, von ihrer Abreise nichts ahnend, fand ihre Eingezogenheit am andern Tage sehr natürlich, und ging, mit seinem Glücke zufrieden, zu der Königin, welche er um eine geheime Zusammenkunft hatte bitten lassen.

Schon seit dem Frieden von Orleans hatte ihm Catharina, die durch den Tod seines Bruders, des Königs von Navarra, erledigte Stelle eines General-Lieutenants des Königs verspro-

chen. Jetzt glaubte Condé, der Zeitpunkt sei da, die Stelle zu erlangen, welche ihn bei dem Heere selbst über den Connetable stellte und dasselbe ganz seinen Befehlen unterordnete. Die Rüstungen der Spanier, welche unter Alba's Befehl von Italien aus ein Heer nach den Niederlanden schickten, mußten Jedem Besorgniß erwecken, nur nicht der Königin, welche diesen Kriegsplan in Bayonne mit Alba verabredet hatte. Hiervon nichts ahnend, glaubte Condé, diese Begebenheit benutzen zu müssen, die Königin aufmerksam zu machen, wie gefährlich der Zug eines so furchtbaren Heeres an den Grenzen des Reiches seyn müsse, wenn nicht auch ein französisches Heer sich versammelte, das immer in der Nähe Alba's bliebe und bei jeder Bewegung der Spanier zur Hand seyn könne.

Catharina durchschaute schnell Condé's Absicht und schien seinen Plan ganz zu billigen. Doch wußte sie selbst hieraus Nutzen für sich zu ziehen, denn unter dem Vorwande, ein Heer gegen die Spanier zu errichten, lockte sie den hugenottischen Adel unter ihre Fahnen, und um den Prinzen zu vermögen, nicht weiter um die Stelle eines General-Lieutenants anzuhalten, gebrauchte sie ihren Sohn, den jungen Herzog

von Anjou, der, jetzt siebenzehn Jahre alt, Ehrgeiz genug besaß, schon in diesem Alter sich auszeichnen zu wollen. Mit der Versicherung, ganz in seinen Plan eingehen zu wollen, entließ sie den Prinzen, bearbeitete ihren Sohn mit gutem Erfolge, und lud Condé, das Weitere zu verabreden, nach St. Germain de Prez ein, wohin der Hof sich von Moulins begeben wollte.

Condé hatte nun die Abreise Isabellens erfahren. Ihr Entschluß schmerzte ihn tief, um so mehr, da ein Billet ohne Unterschrift, welches er den Tag, nachdem sie den Hof verlassen, erhielt, und so manche Spöttereien Margarethens von Valois und der Marschallin ihm Aufschluß über die Begebenheit jener Nacht, und fast die Gewißheit gegeben hatte, nicht Liebe, nicht sinnliche Leidenschaft, nur eine teuflische Rache der Marschallin, die sinnerregende Tropfen in den Wein geträufelt hatte, sei die Quelle seines so lang ersehnten Glückes. Er irrte sich nicht. Die Prinzessin hatte das verlorne Billet Isabellens gefunden und ihr Leichtsinn es, durch die Rache der Marschallin gespornt, zu der Limeuil Untergang benutzt. Isabella hatte ihm mit dem innigsten, aber festesten Tone geschrie-

den, daß sie von nun an auf immer von ihm getrennt sei, und nur durch diese Trennung die Achtung ihrer selbst und die seinige wieder erlangen könne.

Sein Glück war getrübt, sein Stolz auf zwiefache Art gekränkt; auch schien ihm das Ziel vielleicht nicht mehr so wünschenswerth, da er es erreicht hatte; vielleicht gab er den Bitten seiner Glaubensbrüder in diesem Augenblicke leichter nach, er schien Isabellen nicht zu vermissen und machte der Herzogin von Longueville jetzt öffentlich den Hof. Doch erinnerte er sich Marianens immer noch; oft trat Josephe vor ihn, und der Kuß, den er auf die Lippen der Pilgerin gedrückt hatte, führte ihm noch zuweilen die süßesten Erinnerungen zurück. Noch einmal schrieb er in dieser Zeit an Isabella und bat sie, in seine Arme zurückzukehren. Isabella aber, welche das Gerücht von seinen Verhältnissen zu der Herzogin von Longueville schon vernommen hatte, schrieb ihm die wenigen Worte:

„Hab ich auch Condé's Liebe verloren, will ich mir doch seine Achtung erhalten."

Unmuthig zerriß Condé diesen Brief, und es wurde Rochechouard in der Folge leicht, ihn

des Grafen und als Verräther an der Vaterſtadt zu bezeichnen. Mehrere Einkerkerungen fanden jetzt ſtatt und mit kaltem Gleichmuthe ſah er das erſte Blut auf dem Richtplatze zur Sühne ſeines Vaters fließen. Die wohlgeſinnten Bürger bebten und in dem Hauſe Roger Everweins verbreiteten die ſchnell auf einander folgenden Hinrichtungen Schrecken und als eines Tages auch der alte Max Everwein, der Ohm Herrn Rogers, gefänglich eingezogen wurde, da man einen Boten mit einem Brief von ihm an den Grafen, erdichtet oder wahr, aufgefangen hatte, der wirklich von einem genauen Verſtändniſſe zeigte, ſo ſah Herr Roger den eignen und der Seinen Untergang vor Augen.

Der Ohm, ein ehrwürdiger, patriarchaliſcher Greis, den dem ganzen Geſchlecht der Everwein als das Haupt betrachtet, ſtand in der Stadt in hohem Anſehn, aber noch feſter ſtand er in dem Herzen Alice's, die ihn wie ihren zweiten Vater liebte. Sie eilte, unbekümmert um die Folgen, zu ihm ins Gefängniß, ihm wenigſtens den Troſt der Theilnahme zu bringen und für die Bedürfniſſe zu ſorgen, welche dem Greiſe mangeln konnten. Sie erſchien auch dem Alten wie der milde Engel der Theilnahme und erhellte ihm eine trübe Stunde.

Auf dem Heimwege, ſchon begann es zu dämmern, wollte ſie bei den Klariſſerinnen ihr frommes Abendgebet verrichten und ging, nur von einem Diener begleitet, durch den Kreuzgang der Kirche zu, da begegnete ihr Artevelde. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob ſie ſich nicht hier an dieſem einſamen Orte ihm zu Füßen werfen, und um das Leben ihres Ohms flehen ſollte, aber ihr Stolz hielt ſie

zu der Vermählung mit der Herzogin zu bestimmen. Die Marschallin St. André wüthete, Isabella verbarg ihren Schmerz im Stillen, Marianen schien es gleichgiltig.

10.

Monden waren verflossen, Isabella standhaft bei ihrer Weigerung geblieben, und noch immer in St. Clair; Mariane, welche wider ihren Willen im Gefolge der Prinzessin Margarethe dem Hofe nach St. Germain gefolgt war, hatte sich kaum von ihrer Krankheit erholt. Condé, der von Moulins sich auf seine Güter begeben hatte, traf gleichfalls in St. Germain in der Hoffnung ein, die Königin werde ihr Versprechen erfüllen, da der Connetable selbst, durch seine Neffen, die Chatillons, dazu vermocht, das Gesuch des Prinzen bei der Königin unterstützt hatte, das doch Niemandem unangenehmer seyn mußte, als ihm. Die Königin gerieth in Verlegenheit, doch der Herzog von Anjou befreiete sie von dieser Sorge.

Eines Tages, nach aufgehobener Tafel, als der ganze Hof, nur der König nicht, zugegen

war, trat Anjou mit dem Prinzen in eine Fenstervertiefung, doch so, daß sie von Allen gesehen werden konnten. Ich höre, begann er hier mit heftigem, stolzem Tone, ich höre, Prinz, Ihr bewerbt Euch um eine Stelle, die nur mir, dem Bruder Eures Königs, gebührt. Ich will glauben, fuhr er fort, ohne dem Prinzen Zeit zu lassen, sich zu entschuldigen, Ihr waret, ohne es zu ahnen, daß Ihr meinen Wünschen entgegentretet, so verwegen, deshalb will ich Euch zwar verzeihen, doch setzt Ihr Eure Bewerbung fort, so schwöre ich Euch, es soll Euch gereuen; hiebei drückten seine Bewegungen, wohl absichtlich, den heftigsten Zorn, selbst Drohung aus, während der Prinz, welcher das Spiel schnell durchschaute, ohne zu antworten, ruhig, fast mit höhnender Gleichmuth, auf den Jüngling herabsah, den sein Stand nur vor einer verdienten Zurechtweisung sicherte. Er durchschaute schnell, daß dies das Werk der Königin sei, und dieser Augenblick gab dem zweiten bürgerlichen Kriege seine Entstehung.

Ohne ferner den kleinsten Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, blieb Condé nur so lange am Hofe, als der Anstand es ihm befahl, damit Niemand glauben könne, er gehe

den

den Drohungen des Herzogs von Anjou aus dem Wege; dann begab er sich nach Noyers, wo er seine Parthei schnell um sich versammelte. Der Hof aber zog nach Meaux.

Hier traf Isabella, auf ausdrücklichen Befehl der Königin, wieder ein. Sie fand die Marschallin nicht gegenwärtig, denn nach Condé's endlich erfolgter Verbindung mit der Herzogin von Longueville, hatte sie sich vom Hofe ganz zurückgezogen; nur die Prinzessin Margaretha fand sie, die einzige, welche wahrscheinlich um ihr unglückliches Geheimniß wußte. Doch diese, wenn auch leichtsinnig, war zu gutmüthig, um diese schmerzhafte Seite zu berühren; nur die Königin zügelte ihre Laune nicht, und die Untreue Condé's gab ihr zu steten Spöttereien Anlaß, mit welchen sie das Fräulein von Limeuil kränkte, tief kränkte. Seit die Königin Condé's nicht mehr zu bedürfen glaubte, war auch Isabella in ihrer Gunst gesunken, und sie hatte nur als eine Zierde ihres Hofes noch Werth für sie. Mariane hatte sie ganz vergessen und ohne der Prinzessin Margarethe Fürsorge, hätte sich, außer Annette, Niemand um sie bekümmert; denn so sehr sie Anfangs die Neugierde der Hofleute

gereizt hatte, so schnell war dieser Reiz verschwunden, da sie, still auf ihrem Zimmer verschlossen, für Jedermann unsichtbar war, und selbst wenn der Zufall sie unter Männer führte, diese durch Kälte und Stolz, trotz dem Liebreiz und ihrer herrlichen Gestalt, von sich abstieß. Mit peinlichen Empfindungen betrat daher Isabella das Schloß von Meaux. Niemanden fand sie, an den sie sich ketten, in dessen Busen sie die Qualen ihres verwundeten Herzens hätte ausschütten können. Seit Jahren hatte sie mit der Liebe zu Condé auch die Hoffnung genährt, sie war jetzt verschwunden, und noch fühlte sie der Liebe wallende Regung in ihrem Herzen und konnte Condé nicht verdammen. In jener Unglücksnacht hatte sie ja seiner Leidenschaft keinen Widerstand entgegengesetzt, nach jenem verhängnißvollen Augenblicke war sie jeder Annäherung des Geliebten ausgewichen, hatte jede seiner Bitten mit Kälte zurückgewiesen, und selbst auf seine letzten Briefe, in welchen er ihr mit deutlichen Worten schrieb, daß, wenn sie ihn auch noch jetzt kalt zurückstoße, jetzt, da er ein doppeltes Recht auf ihr Herz zu haben glaube, sein Stolz sich losreißen und er endlich den Wünschen der Seinen nachgeben

müsse, hatte sie ihn nicht selbst durch ihre Kälte in die Arme der Herzogin von Longueville geführt? Freilich hatte Condé nur von seinem Herzen, nie von seiner Hand gesprochen, aber wo ist ein liebendes Herz ohne diese Hoffnung?

Sie stand nun allein, nur sich und ihrem Unglück geweiht. Die Prinzessin, zu der sie sich sonst, trotz ihres Leichtsinnes, hingeneigt hatte, mußte ihr nach jenem Abende bei der Marschallin verhaßt seyn. Mariane vermied sie, sie fürchtete die Strenge dieses ernsten Mädchens. Noch hörte sie die Töne ihrer Harfe, welche in jenem verhängnißvollen Augenblicke zu Moulins, nicht wie die Lautentöne Jeronimo's, den Knaben im Schwanenkleide zu ihrem Schutz hatte herbeizaubern können; immer stand es ihr noch vor Augen, wie Mariane mit verächtlichem Schweigen den Blick von der Büßenden gewendet, im Selbstgefühl ihrer Reinheit ihren Anblick vermied, und doch war sie noch die Einzige, zu der sie eine innere Stimme zog, denn ihr allein hatte sie ja ihr Geheimniß anvertraut.

Zwei Tage waren so vergangen. Ihr erstes Erscheinen am Hofe, dieser drückende Augen-

blick war zwar vorüber, doch hatten die Freuden dieser Tage sie nicht zu zerstreuen vermocht. Eine Unpäßlichkeit der Königin, wohl dringender Geschäfte wegen vorgeschützt, ließ heute das Fräulein von Limeuil einsam auf ihrem Zimmer. Alle Festlichkeiten, selbst die Jagd war vom Könige abgesagt, und doch sah man eine Unruhe, ein Hin- und Herlaufen der Hofleute, sogar der kranke Connetable ließ sich in einer Sänfte zu der Königin tragen. Alles deutete auf eine wichtige Begebenheit, Isabella kümmerte dies wenig. Sie saß im Zwielicht allein, das sorgenschwere Haupt auf den Arm gestützt, als die Thüre sich öffnete und Mariane herein trat. Monden waren vergangen, seit sie einander nicht gesehen, krank hatte sie die Pilgerin verlassen, blühend trat diese vor sie hin.

Isabella! sagte die Ernste: Ihr seid mir mit Liebe entgegen gekommen und habt mir wohlgewollt, habt an mir eine strenge Mahnerin um Euch geduldet und mir in meiner Krankheit Eure liebste Dienerin Annette zur Pflege zurückgelassen, dafür bin ich Euch Dank schuldig. Ich komme, ihn Euch im Augenblicke der Trennung zu sagen. Heute, wenn die Nacht beginnt, erwartet mich Basil am Ausgange

des Schloßgartens, und ich trete dann mit ihm meine Wanderung an.

Ohne antworten zu können, sah ihr Isabella wehmüthig ins Auge. So sehr der letzte Augenblick in Moulins sie betrübt hatte, war es ihr doch schmerzlich, daß auch Mariane sie verlassen wollte. Sie war ja noch die Einzige, welche ihr die Erinnerung an glückliche Zeiten zurückführen konnte; aber ein drückendes Gefühl beengte ihre Brust, sie vermochte ihr nichts zu erwidern.

Nun, so lebt wohl, Fräulein! — begann Mariane nach einem langen Schweigen, während welchem der Ernst ihres Auges sich in Mitleid verschmolzen hatte. — Lebt wohl, und gedenkt zuweilen Jeronimo's, wenn es Euch wohlgeht.

Und auch Du willst mich verlassen? rief Isabella, da Marianens theilnehmender Blick das Band gelöst, welches ihre Worte bisher gefesselt hatte: Auch Du willst mich verlassen?

Ich muß!

Und was zwingt Dich?

Mein Schicksal!

Was zwingt Dich, eine Unglückliche zu verlassen?

Ihr unglücklich? rief Mariane, und faſt trat Hohn an die Stelle des Mitleides: Wer, wie Ihr, nur dem Augenblick lebt, der kann ſich nur für Augenblicke ſelig oder elend fühlen. Jeder Sonnenblick des Glücks trocknet ſeine Thränen, und jedes Lächeln des Schickſals glättet die Falten des Kummers. — Ihr könnt nicht unglücklich ſeyn für Euer Leben, Euch locken ſeine Freuden zu ſüß. Ihr hängt an dem Hofe und ſeinem Glanze; ein gnädiger Blick der Königin macht Euch am Morgen glücklich, wenn auch Condé's Untreue Euch am Abend mit Thränen auf das Lager warf. Der Schmerz ritzt nur Euer Herz, er drückt den Dolch nicht tief, tief in das blutende, ſo daß ſelbſt die Hand des Geſchicks ihn nicht herauszuziehen, die Wunde zu heilen vermag; er ruft Euch nicht entgegen: dies für Dein ganzes Leben! — Iſabella! glaubt nicht, daß ich Euch anklagen will, indem ich dieſes Bild von Euch entwerfe. Denke ich ernſtlich über unſer Leben nach, ſo möchte ich Euer Gemüth glücklich preiſen, das innig empfindend alles ſchnell und leicht auffaßt und ſich zu eigen macht, die Freude an der Hand der Hoffnung ſich zur Ewigkeit zaubert, und den Schmerz in den Ar-

men des Frohsinns so leicht vergißt; ich möchte es preisen, mehr als die Tiefe des Gemüths, welche den Gram bis zum letzten Tropfen einsaugt, bis in ihr innerstes Mark, für das ganze Leben, das die Freude nur bangend umfaßt und die Wonne nur wie einen Geisterhauch begrüßt. Wehe dem Herzen, das fühlt, es sei für ewig nur dem Schmerze geweiht! —

Lebt wohl! Annette hat mir seitdem so manches berichtet, weßhalb ich Euch entschuldigen muß, und es thut mir wohl, es zu können. Ihr waret meines Jeronimo's Lebensstern, deßhalb seid Ihr mir werth, ohne daß ich Euch liebe. Euer Schutzgeist sollte ich seyn, ich vermochte es nicht, und nun bin ich hier nichts mehr nütze. Auch weht an diesem Hofe ein Pesthauch über die Blüthen der Unschuld. Euer Beispiel zeigt mir, daß auch die Tugend fallen kann, darum will ich durch die Flucht der Versuchung entgehen, denn, Isabella, lebend wie Ihr ertrüg' ich meine Schande nicht!

Zermalmt von diesem harten Worte sank Isabella in sich zusammen, wie um Schonung bittend sah ihr halb gebrochenes Auge zu der Pilgerin auf, der es wehe that, so unfreundliche Worte zum Abschied gesprochen zu haben.

Ihr seht, Fräulein, sagte sie gerührt, Isabella innig in ihre Arme schließend: Ihr seht, wie wenig der Mensch über sich vermag. Nur vor einigen Augenblicken erst fühlte ich, wie thörig es sei, für das ganze Leben den Schmerz sich zu eigen zu machen, und jetzt tadle ich Euch schonungslos, daß Ihr ihn zu ertragen versteht. Verzeiht mir, Isabella, fuhr sie, als das Fräulein sich zu erholen schien, mit sanfterem Tone fort: Ich kam, um mit Liebe von Euch zu scheiden, aber das Schicksal stimmte die Saiten meines Herzens mit so rauher Hand, daß die Akkorde aus meinem Innern nur rauh tönten und Euch verwundeten, wo sie nicht verwunden wollten.

Da erschallte plötzlich aus der Ferne kriegerische Musik, die Limeuil blickte auf, und zu dem Thore, welches nach Paris führt, zogen 6000 Schweizer unter Anführung des Obersten Pfiffer ein und stellten sich in dem weiten Schloßhofe auf.

Was bedeutet dies? fragte Isabella.

Ich kann es nicht ahnen! erwiderte Mariane: Alles scheint in Bewegung, der Herzog von Nemours tritt unter die Soldaten. Hört Ihr ihr lautes Jubelgeschrei? Frankreich!

zurück, ſie ging kalt an ihm vorüber und auch er grüßte ſie nicht. Aber dieſer ſtolze Blick, wohl noch mehr die himmliſche Geſtalt, welcher er noch lange nachblickte, das lieblich reizende Antlitz, auf dem ſo eben ſein Auge begehrlich geruht, beſchleunigte ihr dunkles Geſchick. Uneingedenk der Warnung Dubois, die er noch vor wenig Augenblicken zu beachten feſt entſchloſſen geweſen war, ſandte er noch am nämlichen Abend ſeine Trabanten, Herrn Roger Everwein, als Theilnehmer des Einverſtändniſſes mit Graf Ludwig von Flandern, gleichfalls in das Gefängniß zu führen. Der Anblick Alice's hatte alle Leidenſchaften, alle Begierden in ihm erweckt und raſch fortgeſchritten in ſeiner Gewalt, nirgends Hinderniſſe ſeines Willens findend, glaubte er auch keiner weitern Mäßigung zu bedürfen. Schnell wollte er ſein Glück herbeiführen oder bald das Opfer ſeiner Rache bluten ſehen.

Als Herr Roger ſich von den Seinen trennen mußte, die Mutter, als ſei es das Letztemal, daß ſie den Gatten umarme, jammernd von ihm Abſchied nahm, da reichte Alice, die Einzige noch Unentmuthigte, dem Vater die Hand. „Vertrauet Gott!“ rief ſie ihm zu „Er läßt die Seinen nicht untergehen; verliert den Muth nicht, ſucht Zeit zu gewinnen und ſolltet Ihr Euch vor dem Wüthrich beugen, darum bitt' ich Euch in dieſer feierlichen Stunde!“ Kaum war der Vater ihren Armen entriſſen, als ſie zu deſſen Freunden eilte, ſie zum thätigen Widerſtand und zur Rettung der Ihrigen aufzufordern, aber nirgends fand ſie tröſtende Hoffnung, überall nur bange Furcht. Da eilte ſie zu dem Syndikus der Fiſcher, zu dem der Weber und Schiffer, mit denen ihr Vater viel Verkehr hatte, ſie

Frankreich! rufen sie. — Seht, wie sie voll kriegerischen Muthes die Hellebarden schwingen. — So wenig mich die Welthändel kümmern, so ergreift mich doch Bangigkeit beim Anblick dieser kriegerischen Zurüstungen in der Mitte des Friedens.

Eben trat der Baron von Montesquiou unangemeldet ein. Verzeihung, mein Fräulein, sprach er, sich kalt aber höflich verneigend: mein Auftrag gilt Eurer schönen Freundin. Er wendete sich zu Marianen, die aller Fassung bedurfte, die Bewegung, in welche sie Montesquiou's Erscheinen setzte, zu verbergen. Die Prinzessin schickt mich, fuhr er fort, Euch wissen zu lassen, daß der Hof in einigen Stunden von hier aufbrechen wird. Sie läßt Euch fragen, ob Ihr lieber in ihrem Gefolge nach Paris ziehen, oder das Fräulein von Limeuil zu begleiten vorziehet? Diese sah verwundert auf den Maltheser, der, wie absichtlich, alle seine Aufmerksamkeit nur Marianen zu schenken schien.

Und ich bin von dem Aufbruche des Hofes nicht benachrichtiget, Baron Montesquiou! sagte Isabella, und konnte ihren Unmuth nicht verbergen.

Ich habe hierüber keinen Auftrag, erwiderte er, sich höflich neigend: nur zu der schönen Pilgerin ward ich von der Prinzessin gesendet. Darf ich Euch bitten, mir Euren Willen kund zu thun?

Ein Blick der Limeuil, welcher Marianen traf, würde diese gewiß bestimmt haben, wenn sie nicht schon den Entschluß gefaßt hätte, nicht der Einladung der Prinzessin zu folgen. Sie erwartete ja ihren Vater in der Abenddämmerung, und wenn sie auch früher Meaux verlassen mußte, hatte sie doch manchen Grund, der sie bestimmte, sich nicht an das Gefolge Margarethens von Valois anzuschließen. Saget Ihrer Hoheit, der Prinzessin, daß ich für ihr gnädiges Anerbieten danke. So lange ich am Hofe bleibe, und das wird mit Gott nicht lange seyn, werde ich das Fräulein nicht verlassen! gab sie Montesquiou zur Antwort.

Ihr wollt den Hof verlassen? rief der Maltheser erstaunt.

Ja, Herr Ritter! sagte Mariane und ihre Stimme bebte.

Ihr wollt uns verlassen? — fragte er noch einmal, und so, wie es schien, mit inniger

Theilnahme ſich Marianen nähernd, die bis jetzt ſeinen Blick vermieden hatte.

Doch als er ihr nahte, ſah ſie ernſt und faſt düſter auf ihn; ohne verlegen zu ſeyn, wiederholte ſie ihr feſtes, kurzes Ja!

Iſt Euer Auftrag beendet, Herr Ritter, unterbrach die Limeuil die ſonderbare Stellung, in welcher Mariane und der Maltheſer ſich gegenüber ſtanden, ſo werdet Ihr wohl zur Abreiſe ſo beſchäftiget ſeyn, daß es unbeſcheiden wäre, Euch länger aufzuhalten. Sie verbeugte ſich gegen ihn, der bitter lächelnd ſich empfahl; auch gegen Mariane verbeugte er ſich kalt.

Als er ſich entfernt hatte, ſah Iſabella mit durchdringendem Blick auf die Pilgerin, die, in Gedanken verſunken, an das Fenſter getreten war. Mariane! rief ſie, der Maltheſer treibt Dich von hinnen, Du liebſt ihn!

Jeronimo befahl mir, ihn zu haſſen, erwiderte dieſe, und ſchien mit ihren Gedanken abweſend.

Und Du könnteſt ihn haſſen, weil Dein Bruder es befahl?

Ich kann dem Haſſe mein Herz nicht öffnen, wohl aber die Liebe darin verſchließen, antwortete ſie mit hohem Ernſt.

Einſt fühlte Montesquiou ſich zu mir hingezogen, ſagte die Limeuil, er wagte es, ſich Condé gegenüber in die Schranken zu ſtellen, und erſt ſeit Bayonne ſchien ich ihm gleichgiltig. Haben ſich ſeitdem Eure Herzen gefunden?

Unſere Herzen fanden ſich nie.

Und Du liebſt ihn?

Wenn der Menſch auch noch ſo ſehr Herr ſeines Willens iſt, ſagte die Pilgerin und ihre Stirn umwölkte ſich, — und wenn er noch ſo feſten Schrittes ſeine Laufbahn durchwallt, ſo läßt ihn das Geſchick oft in den wichtigſten Augenblicken ſchwanken und zeigt dem ſtolzen Sinne, daß Schwachheit des Menſchen Erbtheil iſt. Gewappnet mit Kälte gegen Alles, mußte Montesquiou's Anblick mich erſchüttern, für ihn — ja ich will es Dir geſtehen, für ihn glühte dies Herz im Stillen.

Es waren wenige Monden vor dem Tode meiner Mutter, fuhr Mariane nach langem Schweigen fort, da zog ein Heerhaufen des Marſchalls Briſſac durch Piemont, an unſerer Hütte vorüber. Meine Mutter, obgleich von Gram gebeugt, war noch ſchön genug, zügelloſe Krieger zu reizen. Da erſchien ein Jüng-

ing, schützte die Mutter, schützte unsere Hütte, nahm mich auf seinen Schooß, spielte mit meinen Locken, küßte und liebkos'te mich, und mein unbefangenes, kindliches Herz sog, ohne es zu ahnen, sein freundliches Bild in sich ein. Als ich mit Basil an Catharinens Hof kam, sah ich den Jüngling zum Manne gereift wieder, es war Montesquiou! Der Anblick des Mannes drang noch tiefer in mein Herz; ich sah nur ihn, schlich nur hin, wo ich ihn zu finden hoffte, und war glücklich in meiner still genährten Liebe. Da gebot mir des Bruders letztes Wort den Haß, wo ich so lange im Verborgenen Liebe genährt hatte, und noch fester habe ich seitdem mein Herz verschlossen, sein Bild mir gemalt mit grellen, widrigen Farben; alles, was ihn entstellen, was ich auffassen konnte, es mir zu verdüstern, habe ich gethan, aber vergebens. Dem Schicksale vermag der Mensch nur zu trotzen, ihm entgehen kann er nicht. Dieser Maltheser, dieser Mann ist in meinem Leben verwebt mit unsichtbaren Fäden, er hält mich ohne es zu wissen, vielleicht ohne es zu wollen, fest, wie die blutdürstende Spinne ihren Raub.

Und vermochten Jeronimo's Bitten allein,

Dich von ihm loszureißen? fragte das Fräulein.

Mariane schwieg lange und dachte erst, starr vor sich hinblickend, nach. Nein, Isabella, Jeronimo's Bitten nicht allein ließen mich vor dem Ritter fliehen. Ein schauderhaft grausiges Gefühl überfällt mich oft, wenn ich ihn sehe, und je mehr, je wärmer mein Herz ihm entgegenschlägt, desto eisiger rieselt es dann durch mein Gebein. Ich fühle mich hingezogen nach diesem Manne — warum sollte ich es nicht gestehen — aber selbst, wenn meine Phantasie mich in seinen Armen ruhen läßt, reißt auch sie mich plötzlich von seiner Brust, als hätten mich die Arme des Todes umfaßt. Auch hier bleibt sich mein Schicksal gleich, Glut neben Kälte, Sehnsucht neben Gleichmuth, Leben neben Tod. Ich würde Euch mein Inneres nicht aufgeschlossen haben, Isabella, ständen wir nicht am Scheidewege, wo wir uns trennen, fühlt' ich nicht, daß ich mit meiner Schwäche noch immer über mein Unglück erhaben stehe, und doch seid Ihr glücklicher als ich. — Nun lebt wohl! Dank für Eure Liebe, Verzeihung für manches harte Wort, welches Euch wehe that. Ich meine es gut mit Euch um Jeronimo's willen, jetzt bedauere ich

Euch, denn Ihr theilt das Schickſal meiner Mutter.

Das theil' ich in ſeinem ganzen Elende! ſagte Iſabella erbleichend.

Der Friede Gottes über Euch! ſprach mit feierlichem Tone Mariane und legte die Hand auf Iſabellens Stirn, er ſchütze Euch vor Verzweifelung und führe Euch ſanft an's Ziel! — Die Stunde ſchlägt, in welcher mich mein Vater erwartet, fuhr ſie nach einer Pauſe fort. Lebt wohl, Iſabella, wir ſehen uns wieder!

11.

Die kriegeriſche Stellung, welche der lebensluſtige Hof Catharinens plötzlich angenommen, fand ihren Grund in der Gefahr, von welcher man ſich bedroht glaubte. Seit einigen Tagen hatten die Kundſchafter der Königin berichtet, die Calviniſten hätten ein großes gewagtes Unternehmen vor, ohne jedoch angeben zu können, was es ſei. Auf dieſe Nachricht, ſo unwahrſcheinlich ſie auch war, ließ die Königin die Schweizer aus der Umgegend von Paris nach Meaux beordern, welche unter dem Vorwande

den Marsch von Alba's Heer zu beobachten, im Grunde aber nur gegen die Calvinisten für die Krone Frankreichs angeworben waren. Am Morgen berichtete eine Magistratsperson von Meaux, daß sie auf der Straße einen Haufen von wohl zweitausend Reitern gesehen habe, und Niemand zweifte nun noch, daß es die Hugenotten wären. In der Versammlung, welche die Königin deshalb in ihrem Kabinette hielt, waren die Meinungen über die zu ergreifenden Mittel sehr getheilt. Der Connetable schlug vor, in Meaux die Schweizer abzuwarten, sich in diese wohlbefestigte Stadt einzuschließen und der Hülfe der Katholischen hier zu harren. Der Herzog von Nemours aber fand dies unter der Würde der Majestät. Er schlug vor, mit den Schweizern, sobald sie eingetroffen wären, nach Paris zu ziehen und den Hugenotten zu trotzen, die gewiß nicht den Muth haben würden, einen Heerhaufen anzugreifen, in dessen Mitte sich die geheiligte Person des Königs befände, und wären sie so kühn, sich ihnen muthig entgegen zu stellen.

Sein Rath wurde befolgt. Die Schweizer trafen noch am Abend ein. Der Herzog von Nemours, dem an der Stelle des kranken Con-

netable das Commando der Truppen übergeben wurde, trat in ihre Mitte, und sie anredend erinnerte er sie an das Blutbad, welches das Heer der Hugenotten in der Schlacht bei Dreux unter ihren Landsleuten angerichtet hatte. Er forderte sie auf, mit ihrem letzten Tropfen Blut den König zu vertheidigen. Der laute Ausruf der kampflustigen Schaar: Frankreich! Frankreich! gab dem Herzoge die Gewißheit, er könne fest auf sie bauen.

Gegen die Nacht trafen noch immer bestimmtere Nachrichten ein, die nicht mehr zweifeln ließen, der Adel der Hugenotten habe in der Stille sich versammelt und der Prinz rücke mit dem Admiral an der Spitze eines Heeres gegen Meaux. Alles ward nun schnell zur Abreise bereitet, was nur irgend waffenfähig war, muste sich in Reih und Glied stellen; die Schweizer sollten ein großes, längliches Viereck bilden, in dessen Mitte der König mit den Hofleuten aufgenommen und nach Paris geleitet werden sollte.

Auch das Fräulein von Limeuil hatte, jedoch erst spät, die Weisung bekommen, sich reisefertig zu halten, und als sie eben eilte, in den Wagen zu steigen, der zu ihrer Verwunde-

rung für sie allein bereit stand, kam Mariane aus dem Schloßgarten eiligst zurück. Sie hatte Basil vergeblich erwartet, und ihr blieb nichts übrig, als den Platz neben Isabellen von Kimeuil, den diese ihr anbot, einzunehmen und wider ihren Willen dem Hofe nach Paris zu folgen.

Als sie noch auf dem Schloßhofe hielten, sprengte der Baron Montesquiou an ihnen vorbei. Ihm war die Ordnung der Equipage anvertraut. Noch ist es Zeit, in einem der Wagen der Prinzessin-Margarethe einen sichern Zufluchtort zu finden! rief er Marianen zu, die aber die Warnung nicht zu hören schien und bei Isabellen blieb.

Jetzt zogen die Schweizer in der Dunkelheit aus dem Thore von Meaux. Die Königin Mutter mit ihren Kindern, der Connetable, in einer Sänfte getragen, folgten, dann zogen die Hofleute, zwar nur leicht bewaffnet, den Schweizern nach und schlossen mit zweihundert Gensd'armen, welche die Herzöge von Aumale und Biron von Paris dem Könige entgegengeführt hatten, sich dicht an die Person des Königs. Hierauf folgten die Wagen mit den königlichen Effekten, dann eine Menge Karossen, worin die Frauen

ſchilderte mit ſo traurig ergreifenden Worten ihre unglückliche Lage, wußte das, was ihr Vater für die Stadt und für ihre Gewerke gethan, mit ſo lebendigen Farben zu malen, ließ keine Waffe unverſucht, welche die Natur dem Weibe gab, die Herzen auch der roheſten Männer zu rühren, ſo daß es ihr glückte bei dieſen wilden Menſchen das zu erbetteln, was Verwandte und Reiche ihr muthlos verſagten, ſich nämlich für ihren Vater bei Artevelde zu verwenden. Selbſt einer unter ihnen gab ihr ins Geheim den Rath, bei dem Hauptmann Dubois nicht vorüber zu gehen, der noch immer mächtigen Einfluß habe.

So ſchwer es ihr auch wurde, ſich an dieſen Mann zu wenden, ſo wollte ſie doch dieſen Schritt tauſendmal lieber thun, als die Milde Arteveldes anflehen und ſandte daher, kaum daß der Morgen graute, nach ihm. Er ſäumte auch nicht, zu ihr zu kommen.

„Herr!“ redete ſie ihn an „Ihr ſeid Arteveldes Freund und Rathgeber; durch Euch iſt er zu der hohen Macht gelangt, die er ſo furchtbar übt; an Euch wende ich mich und bitte Euch, rettet meinen Vater, meinen Ohm! Nennt die Summe, die Ihr verlangt, ſie ſoll Euch werden und mein Dank Euch noch ebendrein durchs Leben folgen.“

„Holde Jungfrau!“ erwiederte Dubois, nicht unempfindlich gegen des Mädchens Schmerz „Daß hier meine Macht an Arteveldes Willen ſcheitern würde, müßt Ihr Euch ſelbſt ſagen, wodurch könnte ich ihn bewegen?“

„Durch Gewalt!“ fuhr Alice raſch auf und ein Strahl des Lichtes ſchien ihr von oben herab gekommen zu ſein „Ihr waret ſeit der Schlacht von Nivelles der

und Fräulein saßen, welche zu dem Hofstaate Catharinens gehörten.

Montesquiou ordnete alles und bestimmte, wie sie auf der Landstraße nach Paris in zwei Reihen fahren sollten, während die Schweizer das längliche Viereck bildeten. Tausend Mann von Zürich dienten als Vorhut, dann die von Freiburg, Luzern und Basel zur Linken, wohl zweitausend, eben so viel von Bern zur Rechten und die Nachhut machten die kleinen Cantons.

Als nun die Karossen und ein Jeder den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatten, tönte das Horn von Uri, die Schwyzer, Appenzeller und Unterwaldner schlossen das Viereck und langsam ging unter kriegerischer Musik der Zug vorwärts.

Eben als der Wagen, worin sich das Fräulein von Limeuil befand, der letzte unter allen in das Viereck einfahren wollte, hatte es sich geschlossen. Annette wollte ein höhnisches Lachen, das sie für das des Maltheſers zu erkennen glaubte, gehört haben. Er sprengte nach der Vorhut, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Der Königin Werk, welches der Rachsüch-

tige mit Freuden und so geschickt ausgeführt! raunte Isabella Marianen leise in's Ohr. Man wirft uns Condé in den Weg, wie Atalanten die goldenen Aepfel der Hesperiden. Furchtbar, furchtbar! noch einmal in seine Gewalt zu kommen!

Mariane schwieg; Annette aber, die Besonnenste unter allen, sprang aus dem Wagen und eilte in der Dunkelheit zu den Schweizern der Nachhut, die noch immer unbeweglich hielten, da noch nicht alles vorn sich entwickelt hatte; doch so freundlich auch das Mädchen bat, durften die an so strenge Mannszucht gewöhnten Krieger ihre Glieder auf die Bitten des Mädchens nicht trennen. Isabella war genöthigt, außerhalb des Vierecks den Schweizern zu folgen.

So zogen sie mehrere Stunden, kein Feind ließ sich blicken. Schon begann der Morgen zu dämmern, da sahen sie die Calviniſten in großen Abtheilungen auf der Landstraße kampfbereit stehen, welche den Herrn von Senarpont unter dem Vorgeben, daß sie den König, dem sie eine Bittschrift überreichen wollten, zu sprechen wünschten, mit dem Ersuchen, zu halten, entgegen schickten. Doch Senarpont erhielt den

Bescheid, daß zur Ueberreichung einer Bittschrift hier der Ort nicht schicklich sei; sie möchten nach Paris kommen, dort würde man sie annehmen.

Jetzt kreuzten die Schweizer ihre Hellebarden und den Kopf vorwärts gebeugt, wie sie beim Angriff zu thun pflegten, erhoben sie ihr Krieggeschrei und rückten ruhig an. Der Prinz und der Admiral, von diesem Anblick überrascht, sahen nun wohl, daß man hier gesonnen sei, ihnen die Spitze zu bieten, und da sie die Haltung der Truppen bemerkten, beschlossen sie, die Vorhut durchzulassen und lieber mit vereinter Macht bei der kleinsten Unordnung auf die Nachhut zu fallen. Sie verließen daher die Landstraße und zogen in einem weiten Umkreise um das Viereck der Schweizer, sich an la Noue zu schließen, der mit dem übrigen Theile des Heeres dem Zuge folgte.

Der Connetable, welcher ihre Absicht errieth und den Plan durchschauete, gab dem Könige den Rath, sich an die Spitze der Reiterei zu setzen und voran nach Paris zu eilen. Er urtheilte ganz richtig, daß die Calviniſten nichts vor ihnen gelassen, sondern ihre ganze Macht gegen die Nachhut zusammengezogen hätten.

Der König befolgte diesen Rath und kam schon am Nachmittag glücklich in Paris an.

Indessen hatte, schon ehe Condé und der Admiral zu la Roue gestoßen waren, das Scharmützel bei der Nachhut begonnen. Als die ersten entfernten Schüsse gehört wurden, ließ Isabella den Wagen bei einer ärmlichen Hütte halten und stieg aus. Doch kaum hatte sie die Hütte betreten, als la Roue mit seinen Reitern ankam, und da er einen königlichen Wagen halten und Frauen in der Hütte sah, erlaubte ihm seine Galanterie nicht, vorbeizuziehen. Er trat ein, und als er das Fräulein von Limeuil erkannte, welches ihn um sicheres Geleite nach Paris bat, ließ er ihr Bedeckung zurück, um sie gegen alle Unannehmlichkeiten zu schirmen, so unlieb es ihm auch Condé's wegen war, sie eben hier zu treffen.

Die Schweizer zogen immer weiter, la Roue unterhielt das Gefecht mit ihnen, vermochte aber nicht sie zu trennen. Fest, unerschütterlich standen die von Uri und ließen ihre Hörner tönen. Da wollte la Roue ihren Zorn reizen oder ihre Treue wankend machen. Marignano! rief er ihnen zu. Denkt an Marignano, ihr Männer von Uri! Aber immer fester, dichter

ſchloſſen ſie ſich, und die von Schwyz und Unterwalden thaten ein Gleiches.

Jetzt kam der Prinz mit dem Admiral und ſeinem Gefolge, dem Heere voraneilend, bei der Hütte an. Wer iſt in dem Wagen? rief er einem der Reiter zu, welche la Noue dort zurückgelaſſen hatte.

Frauen vom Hofe, Hoheit! antwortete der Krieger.

Seht ob ſie Hülfe bedürfen, ſagte der Prinz zu Heinrich Rohan, der ſich in ſeinem Gefolge befand. Wir wollen indeß hier Moui und Gens-d'armen abwarten. La Noue iſt, wie ich ſehe, wacker an ihnen.

Rohan trat in die Hütte; wie war er überraſcht, Marianen und das Fräulein Limeuil dort zu finden. Er richtete des Prinzen Auftrag aus. Wir bedürfen nichts! erwiderte die Limeuil mit klopfendem Herzen; doch mußte ihr Auge durch das kleine Fenſter hinaus nach Condé blicken, den die Tiefgekränkte, trotz ſeiner Untreue, immer noch zärtlich liebte. Wir bedürfen nichts, als daß uns der Prinz nach Paris zur Königin geleiten läßt, von welcher uns der Zufall abgeſchnitten hat.

Einen fragenden Blick, den Rohan auf Ma-

rianen warf, erwiderte diese zwar freundlich, aber schweigend.

Condé war nicht wenig überrascht, als er durch Rohan erfuhr, daß Isabella und die Pilgerin sich in der Hütte befänden. Schon winkte er seinem Stallmeister, schon wollte er absteigen, als Rochechouard sich ihm näherte. Gnädiger Herr, raunte er ihm leise ins Ohr, beißt nicht in den Köder, den Catharina von Medicis Euch vorhält. Vor Euch ist la Noue im Kampfe mit den Schweizern, hinter Euch folgt Moui mit den Gensd'armen!

Mit Unmuth blickte der Prinz auf den rauhen Krieger, winkte aber doch dem Stallmeister, zurückzubleiben, und wendete sich zu Rohan. So ungern Ihr Euch auch vom Kampfplatze entfernt, sagte er zu diesem, so muß ich Euch doch bitten, zum Schutze der beiden Frauen hier zu bleiben und sie nach St. Denis zu geleiten.

Nach St. Denis, und nicht nach Paris? fragte Rohan verwundert.

Nach St. Denis! erwiderte Condé ernst, gab seinem Pferde die Sporen und jagte zu der Schaar von la Noue.

Auch Moui mit den Gensd'armen und den übrigen Reiterschaaren rückte jetzt heran. An-

griff auf Angriff erfolgte, unerschütterlich standen die Schweizer, durch keine Unordnungen gaben sie Blößen, rückten nach jedem zurückgeschlagenen Angriffe ruhig weiter, und schon blickte ihnen der Thurm von Bourget entgegen, als der Prinz alle Schwadronen versammelte und durchzubrechen beschloß, es koste, was es wolle. Aber im nämlichen Augenblicke, als er das Zeichen zum Angriffe geben wollte, erhielt er die bestimmte Nachricht, der König sei nicht mehr bei den Schweizern, sondern schon seit mehreren Stunden nach Paris vorausgeeilt. Er unterließ den Angriff und folgte, um nicht noch mehr Blut unnütz zu vergießen, den Schweizern nur in der Entfernung. In der Hoffnung, daß Mangel an Lebensmitteln die Stadt zur Uebergabe zwingen würde, schloß er sie, nachdem die Schweizer eingerückt waren, von der Seite von St. Denis ein.

Er selbst nahm dort sein Quartier, besetzte Montereau, Fautyonne und verbrannte alle Mühlen vor den Thoren von St. Honoré.

Rohan hatte sich unterdessen zu den Frauen begeben. So wehe es ihm that, an diesem Tage nicht in den Reihen seiner Glaubensbrüder fechten zu können, so war es ihm doch

wohlthuend, sich zum Schutz Marianens bestimmt zu sehen. Verbindlich gegen das Fräulein von Limeuil, welches er, wie fast alle Calviniſten, Condé's wegen, nicht liebte, war er herzlich und innig gegen Mariane, die er selbst hoffnunglos, immer noch treu liebend in sein Herz schloß.

Auch Marianen war es in jetziger Lage wohlthuend, ihren treuen Freund wieder zu sehen und seiner Obhut anvertraut zu seyn, und so sehr das Fräulein von Limeuil erschrack, als sie von Rohan erfuhr, er solle sie nach St. Denis und nicht nach Paris geleiten, so sehr freuete sich Mariane, daß sie entfernt von dem Hofe und Montesquiou bleiben konnte; überdies hoffte sie dort Basil zu finden. Nur war auch ihr die Nähe ihres Vaters drückend. Condé's Anblick erregte in ihr ein wohlthuendes und zugleich ein schmerzliches Gefühl, und sie bat, als sie mit Rohan allein war, diesen, wo möglich Kunde von Basil einzuziehen, damit sie sich desto eher von dem Prinzen entfernen könne.

Wie sehr freuete sie sich daher, als sie von Rohan erfuhr, daß Basil in der Nähe sei, und der kriegerischen Bewegungen wegen ge-

ſtern Abend nicht in Meaux hätte eintreffen können. Er gab ihr die Hoffnung, daß ſie ihn wahrſcheinlich noch heute in St. Denis treffen würde, und freudig beſtieg ſie, mit angſtvoller Beklemmung, den Wagen.

12.

Schon dämmerte es. Iſabella ſaß zu St. Denis in Gedanken verſunken auf ihrem Zimmer, Mariane Baſil erwartend, neben ihr, als ſich die Thüre öffnete und Condé eintrat. Ernſt begrüßte er Iſabella, ſehr freundlich die Pilgerin.

Ich wünſchte mit Euch allein zu ſprechen, begann er jetzt, zu dem Fräulein von Limeuil ſich wendend: erlaubt, daß die holde Mariane ſich nur auf kurze Augenblicke entferne.

Statt Antwort baten Iſabellens Augen die Pilgerin zu bleiben.

Der Prinz wiederholte mit bedeutendem Tone ſeine Bitte: Erlaubt, daß Mariane ſich entferne.

Ich bitte, gnädiger Herr! erwiderte die

Limeuil und ihre Stimme bebte, daß sie bleiben darf.

Ihr mißdeutet meinen Wunsch! sagte der Prinz empfindlich.

Wohl möglich! erwiderte Isabella gefaßter: Die Verhältnisse, welche ehemals zwischen uns obwalteten, kennt Mariane, kennt sie vielleicht genauer als selbst Ihr. Deshalb, was Ihr aus der Vergangenheit vielleicht erwähnen könntet, ist ihr kein Geheimniß; für die Zukunft sind unsere Wege getrennt, und die Gegenwart laßt mich vor Euch verschließen.

Bin ich Euch nichts, gar nichts mehr? rief Condé.

Isabella sank bei diesen Worten weinend in Marianens Arme. Condé war bewegt; er bemerkte vielleicht jetzt erst, daß die Rosen auf den Wangen der Limeuil seit Moulins sich gebleicht hatten und daß die Züge der Schwermuth das einst so fröhliche Gesicht umschatteten.

Isabella! sprach er von Wehmuth ergriffen: Ich habe Euch nicht glücklich gemacht!

Grenzenlos elend! fiel Mariane ihm in die Rede.

erſte, der einzige Befehlshaber in Gent und ich frage Euch, was ſeid Ihr jetzt? Ein Werkzeug in der Hand eines Mannes, der noch vor wenig Wochen ſich vor Peter Dubois, wenn er ihm begegnete, tief bücken mußte! Beliebt es ihm morgen, ſo ſtempelt er Euch zum Verräther, es iſt um Euch geſchehn und Eure Freunde, die Chaperons werden Euch wahrlich nicht gegen ihn beſchützen, der mit vollen Händen giebt und noch blutgieriger als dieſe Blutgierigen iſt. Noch iſt es Zeit, Herr Dubois, ein ſchnell mit Muth benutzter Augenblick und es iſt um ihn geſchehn."

Dubois ſchüttelte bedenklich den Kopf „Alice Everwein" ſagte er dann „Das geht nicht und es würde mir und Euch nichts nützen, wollte ich auch ſo gewagtes Spiel ſpielen. So wie die Sachen ſtehn iſt Euer Ohm und Euer Vater unwiederbringlich verloren und auch Ihr, wenn Ihr nicht das letzte Mittel ergreift, das, ich glaube es wohl, Euch bitter aber ſicher zu Eurem Heile iſt."

„Ich verſtehe Euch, Herr Dubois" unterbrach ihn das Mädchen mit Stolz „ich kenne das Mittel!"

„Vorausgeſetzt" fuhr er fort „daß keine andere Neigung Euer Herz abwendet, ſo ſehe ich doch auch kein ſo großes Unglück dabei; Philipp Artevelde iſt ein ſchöner, reicher, mächtiger Mann, Ihr würdet an ſeiner Hand hoch über alle Frauen Gents ſtehen —"

„Tief, tief unter ihnen würde ich mich fühlen!" rief ſie ſchmerzvoll.

„Ueberdies ſoll die Liebe, ſo ſagt man, ſpäterhin oft da einkehren, wo ſie vorher kalt vorüber ging. Gewohnheit, Vernunft, ſelbſt die Pflicht thun oft viel. — Auch

Und was kann ich thun, was steht noch in meiner Macht, wieder gut zu machen?

Schickt sie zur Aebtissin nach St. Claire. Dort möge sie von Gott eine gnädige Auflösung ihres Schicksals erwarten! sagte Mariane schnell.

Isabella! rief Condé bewegt: Wer, wie Ihr, als die schönste Blume am Hofe der Königin glänzt, der braucht nicht zu zittern, wenn ein Herz treulos wurde. Im Rausche des Freudenlebens an Catharinens Hofe vergißt man Jahre so leicht, warum nicht Augenblicke? Faßt Euch.

Isabella sah schmerzlich lächelnd auf. Prinz! sagte sie, und der Muth, der Stolz war wieder in ihre Brust zurückgekehrt: Es giebt Augenblicke, die sich mit unauslöschbarer Schrift in unser Leben eingraben, Augenblicke, die des Lebens ganzes Glück auf ihren Schwingen mit sich fortreißen, deren Folgen uns ewig begleiten — welche nie, nie —

Einer jener Augenblicke fuhr sie, sich erhebend, mit hohem Ernste fort: hat Euch von mir gerissen und mich doch unauflöslich an Euch gekettet, obgleich im Rausche der Leiden-

schaft schnell erstorben, ersteht er doch in neuem Leben.

Isabella! rief Condé und faßte stürmisch ihre Hand: — ich ahne. Doch sei meine Ahnung wahr, sei es Täuschung, nie werde ich Euch vergessen; wo Liebe die Liebe fand, da eint sie sich auch getrennt in Freundschaft wieder. Wo die Stimme der Natur mahnt, vergißt das Herz nie.

Nie? — rief Mariane mit Heftigkeit: Nie? und ihr Blick sah finster auf Condé, in ihren Augen glühte die Flamme, welche die Rückerinnerung an ihre Mutter jedesmal anfachte. Der Prinz sah das Mädchen verwundert an, auf dessen Gesicht die Leidenschaft in ganz verschiedenen Gestalten wechselte. Der Mutter Bild stand vor ihr, sie war unglücklich gewesen wie diese Arme, die, von ihrem Lebenstraume scheidend, schmerzvoll sich von dem Geliebten losreißen mußte. Der Mann stand vor ihr, der ihre Mutter elend gemacht, sie und das Kind im Arme seiner ersten Gattin vergessen, wie er um die zweite Isabella verlassen hatte. Und doch stand der Vater vor ihr, dem ihr kindlich Herz entgegen klopfen mußte, wenn auch ihr Stolz dies sanfte Gefühl unterdrückte.

Beides, Haß und Mitleid, wechselten in ihr ab, denn seit sie die teuflische Art erfahren, wie die Unglückliche den Armen des Geliebten übergeben war, konnte sie Isabellen ihr Mitleid nicht mehr versagen, mußte sie die Bitterkeit, mußte sie die Verachtung unterdrücken, welche der Gedanke an Jeronimo und ihr verletztes reines Gemüth in ihr erweckten.

Noch standen die Drei, ernst über ihr Schicksal nachdenkend, als die Thüre sich öffnete und Basil herein trat. Mariane sank an seine Brust, Isabella erblaßte, ihr war es, als sähe sie Jeronimo neben ihm stehen, Condé sah ernst auf ihn herab. Freundlich, herzlich erwiderte er Marianens Umarmung, kalt verneigte er sich vor dem Fräulein, finster blickte er auf Condé, doch grüßte er ihn, wie es dessen Stand gebot.

Verzeiht, gnädiger Herr, verzeiht, mein Fräulein, daß ich ohne Eure Erlaubniß hier erscheine. Ich komme, Marianen abzuholen. Sie hat Jeronimo ihr Versprechen erfüllt, ihre Gegenwart ist Euch nicht mehr nöthig.

Und wohin führt Ihr sie? fragte Condé: Ich wünschte sehr, Basil, Ihr ließet sie bei dem Fräulein, die ihrer jetzt vielleicht bedarf.

Basil lächelte, doch war es mehr höhnend

als mit Theilnahme. Die Schlange hat Euch verwundet, nun, Ihr dauert mich! sagte er, sich zu Isabellen wendend: Schlummere sanft, mein Jeronimo, laß es Deinen Schlaf nicht stören.

Gnädiger Herr! fuhr er fort: Mariane fühlt, daß sie sich von dem Fräulein trennen muß, höhere Verpflichtungen ketten sie an mich, und ich selbst kenne die Welt zu gut, um sie nicht gern von der Königin Hof entfernt zu wissen.

Auch das Fräulein verläßt den Hof. Sie begiebt sich nach der Abtei St. Claire! unterbrach ihn Condé.

Nur wenige Magdalenen bleiben in der Wüste, und sind so thörig, an ihrem Schmerz zu verbluten! erwiderte Basil mit Bitterkeit: Französisches Blut wallt leichter durch die Adern als italienisches, und der Hof Catharinens lockt stärker als das Vaterhaus.

Condé sah ihn starr und fragend an. — Was sollen diese Worte? fragte er ernst.

Sie entschlüpften der Erinnerung, gnädiger Herr. Doch verzeiht, daß ich Euch so lange gestört. Er ergriff Marianens Hand. Komm, Mariane!

Mariane trat zu dem Fräulein. Isabella! sagte sie mit weichem Tone: Ich habe Dir oft wehe gethan, mein Herz hat vielleicht streng, hat lieblos Dich gerichtet, mein Mund die bittern Gefühle meines Herzens zu laut ausgesprochen. Ich bitte Dich noch einmal, verzeihe! ich möchte gern versöhnt von Dir gehen. Isabella umarmte sie innig. So lebe wohl! An Jeronimo's Grabe sehe ich Dich wieder!

Sie wendete sich jetzt zu Condé, blieb einige Augenblicke sprachlos vor ihm stehen und sah tief bewegt nach ihm auf. Der innere Kampf der Seele malte sich deutlich auf ihrem Gesichte; jetzt faßte sie seine Hand, preßte sie stürmisch an ihre Lippen, und ehe sich Condé von seinem Erstaunen erholen konnte, hing sie schluchzend an seinem Halse. Die Natur hatte den Sieg errungen.

Komm, Mariane! rief der Astrolog mit Unmuth: komm, und zog sie aus Condé's Armen.

Lebt wohl! rief die Jungfrau, und stürzte zur Thüre hinaus.

Was war das? fragte Condé, nachdem er lange ihr nachgeblickt: Was begann das Mädchen? Könnt Ihr mir diese Heftigkeit, dieses leidenschaftliche Benehmen erklären, Fräulein?

Drückte sie mich doch an ihre Brust, preßte sie doch ihre Lippen so fest auf die meinigen, als wären unsere Herzen verwandt.

Und schwieg Euer Herz? fragte Isabella.

Was konnte, was sollte es bei ihrer Umarmung sagen! erwiderte der Prinz verwundert.

O Ihr Männer! — rief das Fräulein schmerzvoll. Nur wo die Sinne Euch locken, seid ihr nicht taub, da antwortet Euer erglühtes Herz zu schnell, aber wo ein heiliges Gefühl Euch nahet, verschließt Ihr es, und es verstummt!

Staunend blickte Condé, welcher sich diese Worte nicht enträthseln konnte, auf Isabella, als Tournon eintrat. Er berichtete seinem Herrn, daß der Graf von Sault in seiner Wohnung gewesen, ihm die Nachricht zu bringen, daß die Marschälle von Montmorenci, von Cossé, der Staatssekretair l'Aubespine und Biron vor dem Thore hielten, um im Namen des Königs mit ihm zu sprechen. Er hätte anfragen wollen, ob es erlaubt sei, sie einzulassen.

Die Thore sollen ihnen geöffnet werden! sagte Condé nach einigem Nachdenken: Bringe ihnen diesen Bescheid.

Tournon ging.

Und nun, Isabella, — sagte der Prinz, sich zu dieser wendend, die am Fenster stand, um vor Tournon ihre Thränen zu verbergen: lebt wohl! mich ruft meine Pflicht; sobald ich die Abgeordneten des Königs gesprochen, kehre ich zu Euch zurück.

Thut das nicht! rief die Limeuil: wozu mich sehen, wozu mir die Pein Eures Anblicks bereiten? — Prinz! sagte sie nach einer Pause mit hohem Ernst, während welcher sie einen Brief aus einem Kästchen nahm: Was sonst Liebende für die Ewigkeit eint, hat uns für immer getrennt. Alles habe ich Euch opfern müssen, nur nicht mein Selbstgefühl, nicht meinen Stolz; sie befehlen mir, von Euch entfernt zu bleiben, und muthig zu tragen, was das Schicksal mir auferlegt. Ihr seid betrogen wie ich; nehmt diesen Brief, er ist für Euch geschrieben, nehmt, les't ihn, und Ihr werdet sehen, daß Isabella de la Tour Turenne, wenn sie auch Eure Liebe verloren, Eures Mitleids doch nicht bedarf, denn sie vermag noch sich selbst zu achten.

Condé wollte das Siegel des Briefes erbrechen.

Nicht hier, bat Isabella, erst wenn Ihr allein seid, bitte ich, den Brief zu öffnen. Er ist der letzte Hauch meiner scheidenden Liebe.

Da kam Tournon noch einmal und berichtete dem Prinzen, daß die Abgesandten des Königs ihn in seiner Wohnung erwarteten.

Lebt wohl, Isabella! rief er, als Tournon sich entfernt hatte, und wollte sie umarmen, doch mit Stolz wies sie ihn zurück.

Wir sind geschieden, Prinz Condé — sprach sie: Ich hoffe, Ihr stellt Isabella von Limeuil höher wie die Dirnen des Hofes, und achtet sie auch noch im Unglück. — Sie ging in ihr Kabinet.

13.

Catharine von Medicis hatte, nur um Zeit zu gewinnen, Friedensboten nach St. Denis abgesandt. Dießmal täuschte sie Condé nicht; Montmorenci mußte mit seinen Begleitern unverrichteter Sache nach Paris zurückkehren, denn Condé fühlte wohl, daß nach dem Angriffe auf die Schweizer, der selbst die gehei-

ligte Person des Königs betroffen, dieser ihm nie vergeben würde und das Kriegsglück nur jetzt allein noch über ihn entscheiden könne.

Jedoch erreichte die Königin durch diese Friedensvorschläge einigermaßen ihren Zweck. In der Versammlung der Calviniſten, welche gleich nach dem Abtritt der königlichen Abgesandten bei dem Prinzen gehalten wurde, glaubten diese, durch die angebotenen Friedensbedingungen getäuſcht, die Katholiſchen nicht unternehmend genug, irgend einen Angriff gegen ſie zu wagen, und es ward noch in ſelbiger Nacht beſchloſſen, mehrere kühne Anſchläge auszuführen, die auch zum Theil gelangen, jedoch das Heer, welches vor Paris lag, bedeutend ſchwächen mußten. La Noue zog noch in der Nacht nach Orleans, und ſetzte ſich im Einverſtändniß mit den Bürgern in den Beſitz dieſer ſo wichtigen Stadt, ſelbſt die Citadelle nahm er nach einigen Tagen mit ihrer Hülfe ein. Zu gleicher Zeit zog d'Andelot nach Poiſſy, um durch die Eroberung dieſes Ortes die Zufuhr nach Paris auf der Seine zu ſperren. Montgommery rückte nach Pontoiſe, ſich zum Herrn der Oiſe zu machen; Beide hatten aber auch die vereinte Abſicht, Strozzi, welcher mit dem

Regiment der Garde der Königin aus der Picardie dem Hofe zu Hülfe eilte, abzuschneiden.

D'Andelot gelang es, Poissy zu nehmen. Strozzi aber ließ bei seinem Durchzuge durch Pontoise mehrere Compagnieen zur Vertheidigung zurück, entging mit den Uebrigen auf Umwegen den Truppen, die d'Andelot ihm entgegenführte, und kam glücklich nach Paris. Die Besatzung von Pontoise wehrte sich tapfer, Montgommery's Unternehmung scheiterte.

Durch diese verschiedenen Entsendungen war das Heer der Calvinisten bis auf einige Tausend geschmolzen, und da der Connetable, während d'Andelot's Unternehmung, alle Fahrzeuge, womit dieser über die Seine gesetzt, hatte verbrennen lassen, war es ihm und Montgommery nicht mehr möglich, schnell wieder zu dem Prinzen zu stoßen.

Schon am andern Tage nach dieser Veränderung des Heeres ließ der Connetable das Heer der Hugenotten beunruhigen, welche jedoch glaubten, es geschehe nur um seine Schwäche zu verbergen; am zweiten Tage, den zehnten November, aber rückte das katholische Heer, welches auch, ohne d'Andelot's, La Roue's und Montgommery's Abwesenheit, dem Heere der

bedenkt" fuhr er fort und hoffte nun den verwundbaren Fleck ihres Herzens getroffen zu haben „daß Ihr mit der Gewalt, die Euch gewiß über ihn werden wird, manche Thräne trocknen, manche blutige Hinrichtung abwenden und Euch so den Dank von Tausenden und den Himmel schon hier auf Erden verdienen könnt. Rechnet zu alle diesem die Glorie, Euern Vater gerettet, Euch für ihn geopfert, die Märterkrone errungen, oder in dem Arme Eures jungen Gatten ein kaum geahnetes Glück gefunden zu haben, so glaub' ich kann Euerm edlen frommen Herzen die Wahl nicht schwer werden."

„Peter Dubois" sagte Alice, die schon eine Weile sinnend vor ihm gestanden hatte „meint Ihr es wirklich gut mit mir?"

„Gewiß!" erwiederte er, und wohl möglich, daß er in diesem Augenblick die Wahrheit redete.

„So versprecht mir wenigstens, könnt oder wollt Ihr auch nichts für mich thun, nichts gegen mich und die zu unternehmen, die mir in der Noth beistehen würden."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Dubois lauernd.

Sein forschender Blick mußte Alicen nicht entgangen sein, denn sie lenkte schnell ein und sagte gleichgültig „Nun, war es mir unmöglich, Euch zum Freunde zu werben, wünsche ich doch, daß Ihr nicht mein Feind sein möget."

Für Dubois Verschlagenheit war diese Antwort nicht genügend, er versuchte ferner sie auszuforschen, doch gelang es ihm nicht und so ergriff er endlich die Gelegenheit, sich entfernen zu können und eilte zu Artevelde, ihm Nachricht von dieser Unterredung zu geben, denn ihm war

Hugenotten bei weitem an Zahl überlegen war, aus Paris und bot dem Prinzen die Schlacht an.

So überlegen die Feinde waren, so gewagt es schien, die Schlacht anzunehmen, glaubten doch die Heerführer der Hugenotten und selbst der Admiral, daß es gefährlicher sei, im Angesicht eines so überlegenen Feindes, in dieser ebenen Gegend den Rückzug anzutreten, als zu schlagen, und man beschloß, festen Fußes den Angriff der Königlichen abzuwarten. Das Heer der Hugenotten bestand aus zweitausend Reitern und dreitausend Mann Fußvolk; das Heer des Connetable aber aus dreitausend Reitern und sechszehntausend Mann Fußvolk und einer bedeutenden Artillerie, welche den Hugenotten gänzlich fehlte.

Der Admiral, welcher den rechten Flügel bildete und in St. Quen stand, hatte die Reiterei des Clermont d'Amboise und das Fußvolk des Valfénières unter sich; Genlis, der auf dem linken Flügel in Aubervielliers stand, hatte Lavardin und Bardés bei sich. Das Mitteltreffen befehligte der Prinz von Condé selbst, unter ihm der Cardinal von Chatillon, die Grafen von Sault, von Suze, der Vicedom

von Chartres, Eternaux und Bouchevannes, berühmte Namen in der Geschichte dieser Zeit, die wohl eine Erwähnung verdienen.

Der Connetable, welcher schon durch die Zahl seiner Truppen das Heer des Prinzen überflügelte, blieb in einer Linie geschlossen. In der Mitte standen die sechstausend Schweizer, die nämlichen, welche mit so viel Muth den König nach Paris begleitet hatten. Ihnen zur Rechten standen zweitausend französische Arquebusire mit vierzehn Kanonen, die gegen Aubervielliers gerichtet waren; rechts der Artillerie waren die beiden Abtheilungen des Fußvolkes von Brissac und Strozzi, von der Reiterei des Marschalls von Coss[illegible] und des Vicomte d'Aussy gedeckt. Bei la Vilette stand die Reiterei des Herzogs von Aumale und des Marschalls d'Amville im Hintertreffen, im Fall der Noth das Geschütz zu decken. Der Connetable selbst hielt auf dem linken Flügel mit der Elite der Gensd'armerie und des Adels, dem Admiral gegenüber, vor sich seine Söhne, den Marschall von Montmorenci und Thoré, mit ihren Reitern postirt, neben sich zur Linken die Herzöge von Longueville und Nemours.

Sobald die Heere in Schlachtordnung gestellt waren, begann das Gefecht. Vardés, welcher die Reiterei des linken Flügels der Hugenotten befehligte, griff nach der ersten Salve des Geschützes die zweitausend Arquebusire an, welche es vertheidigten, und trieb sie in die Flucht; die Reiterei des Marschalls Cossé warf sich auf ihn, und er sah sich genöthigt, wieder zurückzugehen und sich an Genlis anzuschließen. Ein Graben, worin dieser seine beßten Schützen gestellt hatte, deckte seinen Rückzug und hielt die Reiterei der Katholiken auf. Jetzt, um dem Geschütz nicht Zeit zu lassen, sich wieder zu formiren und den Tod in seine Reihen zu schleudern, rückte Genlis mit dem ganzen linken Flügel vor; dreimal griff er den Marschall Cossé an, dreimal warf er ihn und würde ihn ganz aufgerieben haben, wären nicht die Herzöge von Longueville und Nemours vom linken Flügel herbeigeeilt. Doch auch der Admiral kam Genlis mit der Reiterei zu Hülfe, und hier entspann sich eins der wüthendsten Gefechte dieses ganzen Krieges, wo die Vorsicht des Admirals, Abtheilungen von Schützen zwischen die Reiterei zu stellen, den Sieg entschied und eine bedeutende Anzahl des katholischen Adels ge-

tödtet ward. Die Katholiken flohen der Stadt zu und stürzten sich auf das Regiment von Paris, das sie niederritten.

Der Admiral verfolgte sie nicht, sondern warf sich auf die Gensd'armen, an deren Spitze der Connetable focht. So klein das Heer der Hugenotten war, so tapfer kämpfte es an diesem Tage; mit unwiderstehlichem Muthe, drang der Admiral in die Schwadronen des Connetable, während der Prinz zu seiner Unterstützung vorrückte. Die Reihen der Gensd'armerie wurden von dem Admiral getrennt. Von seinem Muth verleitet, sprengte nun Condé mit seiner Reiterei zu kühn heran, die Niederlage des Connetable zu vollenden, und beging den Fehler, die Infanterie allein zurück zu lassen, welche seinem schnellen Vorrücken nicht folgen konnte.

Der Marschall von Montmorenci, leicht vorausseh end, daß dieser neue Angriff des Prinzen den Connetable, seinen Vater, ganz aufreiben würde, suchte ihm durch eine kühne Bewegung Luft zu machen. Er warf sich zwischen die Reiterei und das Fußvolk Condé's, griff letzteres an, und indem die königliche Reiterei floh, trieb er das Fußvolk der Hugenotten in die Flucht.

Der Connetable, obgleich mit Wunden bedeckt, focht mit Löwenmuth. Der achtzigjährige Greis wollte untadelhaft auf dem Bette der Ehre sterben; einen calvinistischen Edeln stieß er mit seinem Schwerte nieder, so daß es zerbrach, da sprengte Jacob Stuart heran, drückte sein Pistol auf ihn ab, die Kugel drang durch den leichten Cüraß, er sank, und noch im Sinken warf er das Gefäß des Schwertes dem Gegner in's Gesicht und verwundete ihn. So sank der greise Held, welcher, nachdem er für drei Könige geblutet, für den vierten zu sterben bereit war und das sonderbare Geschick hatte, in drei Schlachten geschlagen zu werden, und von den beiden, die er gewann, eine mit seiner Freiheit, die andere mit seinem Leben zu bezahlen.

Nachdem die Gensd'armerie geflohen, standen die Schweizer noch allein. Der Prinz sammelte seine Schwadronen, sie auch zu vernichten. Dieses Fußvolk, das mit eisernem Muthe den Angriff des ganzen Hugenottischen Heeres bei Meaux abgeschlagen hatte, gab hier ein Beispiel menschlicher Schwäche, kehrte um und wartete den Angriff des Prinzen nicht ab. Nicht Montmorenci's Bitte, der zu ihnen sprengte,

nichts konnte sie zum Stehen bringen, — sie verließen das Schlachtfeld, und erst als der Herzog von Aumale und der Marschall d'Aimville mit der Reserve, die noch gar nicht gefochten hatte, sich den ermüdeten Schwadronen Condé's entgegen warfen und Montmorenci, welcher das fliehende Fußvolk nicht weiter verfolgte, den Prinzen im Rücken angriff — erst dann standen sie.

In diesem kritischen Augenblicke rückte der Admiral dem Prinzen zu Hülfe, doch die Reiterei des Marschalls Cossé, die sich wieder gesammelt hatte, warf sich ihm entgegen, ihm selbst wurde der Zügel zerhauen, sein türkisches Pferd führte ihn in die Mitte der Feinde und das Handgemenge ward allgemein. Der Admiral rettete sich noch glücklich aus der Gefahr, doch die Calvinisten, durch die Anstrengungen des ganzen Tages ermattet, überall von der überlegenen Zahl der königlichen Reiterei umringt, mußten endlich weichen. Die Grafen von Sault und Suze, der Vicedom von Amiens und sein Sohn, die Herren von Carennes und Cary und die Blüthe des Adels sanken, der Prinz von Condé stürzte mit dem Pferde, wurde jedoch gerettet. Der Heldenmuth mußte endlich

der Uebermacht weichen. — Die Calviniſten zo-
gen ſich langſam nach ihren Quartieren und
überließen dem königlichen Heere den Wahl-
platz. Auch dieſes verließ um Mitternacht das
Schlachtfeld und zog ſich nach Paris zurück.
Der Sieg blieb unentſchieden; hatte der Prinz
auch das eigentliche Schlachtfeld verloren, ſo
war er nur mit Lorbeer geſchmückt der Ueber-
nacht gewichen und rückte am andern Morgen,
nachdem d'Andelot und Montgommery in der
Nacht wieder zum Heere geſtoßen waren, mu-
thig aus, und bot dem Feinde die Schlacht an,
welche jedoch das königliche Heer nicht annahm.

14.

Von dem Augenblicke an, wo der Prinz das
Fräulein von Limeuil verlaſſen, hatten ſich die
Geſchäfte und kriegeriſchen Begebenheiten ſo
gehäuft und ihn beſchäftigt, daß er den Brief
Iſabellens vergeſſen hatte. Als er jedoch jetzt
nach St. Denis zurückgekehrt war, benutzte er
den erſten Augenblick der Ruhe, ihn zu leſen.
Mit wenigen, aber herzergreifenden Worten
machte ſie ihn mit dem Vorgange zu Moulins

bekannt, und ſagte ihm unverholen, daß nicht Liebe, nicht Leidenſchaft, daß nur das teufliſche Mittel der Marſchallin von St. Andrè ſie in ſeine Arme geführt, und daß ſie, die Achtung ihrer ſelbſt zu erhalten, ſich gänzlich von ihm losreißen müſſe.

Die Beſtätigung deſſen, was er bisher nur geahnet, erſchütterte Condé heftig, und ſein edles Herz, noch nicht ganz von dem Geiſte damaliger Zeit abgeſtumpft, ergriff ein tiefer Schmerz. Er rief eiligſt Tournon und befahl ihm, zum Fräulein von Limeuil zu gehen, ihn zu entſchuldigen, daß er geſtern durch die Vorbereitung zur Schlacht abgehalten, ihr ſeine Aufwartung zu machen, daß er aber, ſobald er heute das Nöthige angeordnet, zu ihr kommen werde. Wie erſtaunte er aber, als Tournon die Nachricht brachte, das Fräulein habe während der Schlacht unter Begleitung einiger Reiter St. Denis verlaſſen. Er wüthete, der Zuſammenhang der Sache war ihm unerklärbar und blieb es ihm noch lange nachher.

Rochechouard, bei dem Gefechte von Meau verwundet, konnte keinen Theil an der Schlach nehmen. Er blieb zur Vertheidigung der Stad

zurück, wohin man sich im Fall der Noth zurückzuziehen entschlossen hatte. Ihm war der Aufenthalt Isabellens aus der schon lang genährten Furcht, sie möchte den Prinzen auf die Seite des Hofes ziehen, unangenehm, mehr aber noch empörte sich sein streng sittliches Gefühl dagegen. Erst seit Monden mit Franziska von Longueville vermählt, duldete der Prinz in seinem Hauptquartiere die ehemalige Geliebte, das mußte ihn mit seiner Gemahlin entzweien, mußte ihn in den Augen seiner Glaubensbrüder herabsetzen, welche in diesem Punkte nicht so duldsam waren, als die Herren am Hofe. Er faßte daher den Entschluß, Isabellen zu entfernen, ging zu ihr, und mit dem ihm eigenen ernsten, aber treuherzigen Tone stellte er ihr das Demüthigende ihrer Lage in St. Denis vor und bewog sie, die dieß in ihrer eigenen Brust tief fühlte, die selbst ihre Abreise sehnlichst gewünscht hatte, bald seinen Bitten Gehör zu geben. Einige seiner Diener mußten sie nach St. Claire begleiten.

15.

Als sie in der Abtei angelangt war und wieder in den Armen ihrer mütterlichen Freundin ruhte, schien der Vorsatz, den heiligen Ort nie zu verlassen, fest und bleibend in ihr zu werden. Rochechouards ernste Mahnung, die er mit Wärme an ihr Herz gelegt, hatte sie innig gerührt, und die frommen Worte der Aebtissin, die, ohne in das Geheimniß Isabellens dringen zu wollen, bei ihrem letzten Aufenthalte in St. Claire wohl so manches geahnet haben mochte, traten wieder in ihre Erinnerung zurück. In der langen Unterredung an diesem ersten Abende verbarg sie ihr trauriges Schicksal nicht länger und kein Vorwurf minderte ihr Zutrauen. Beruhigt, da das Geheimniß ihr Herz nicht mehr drückte, begab sie sich auf ihr Zimmer, wo sie alles noch so fand, wie sie es verlassen hatte. Es wurde ihr so traulich in diesem Stübchen, so wehmüthig und doch so wohl um's Herz, daß sie wie beruhigt sich auf den Sessel am Fenster setzte und durch die sternhelle Nacht hinüber nach dem Apfelbaume sah.

Die Augen dorthin gerichtet, saß sie nachden-

daran gelegen, daß Artevelde Alice beſäße, da er hoffte, die Liebe würde deſſen Thatkraft lähmen und ihn geſchmeidiger machen.

Artevelde hörte ihn ruhig an und es ſchien als ob ihm dieſe Nachricht mehr freudig als unangenehm ſei „Was Ihr mir ſo eben von Alice erzählt, iſt mir lieb;“ ſagte er „Zu den Schönheiten ihres Körpers, zu der Anmuth ihres Geiſtes geſellt ſich noch ein herrlicher Muth und ihr Beſitz iſt mir deshalb doppelt werth. Was Ihr mir aber von Freunden ſagt, die für ſie aufſtehen und handeln könnten, ſo glaub' ich nicht daran. Wer ſollte es wagen? —“

„Roger und die ganze Sippſchaft der Everwein iſt in Gent hochgeehrt und geliebt“ entgegnete Dubois „Unter den Schiffern, Fiſchern, ſelbſt unter den Webern haben ſie großen Anhang und ich möchte faſt die Fleiſchhauer dazu rechnen und ſollten dieſe vier Gewerke aufſtehen, ſo fürchte ich, die Chaperons laſſen Euch im Stiche, ſie gehören meiſt zu ihnen. Ihr habt in der kurzen Zeit Eures Regiments den Bogen ſchon zu ſtark geſpannt. Die Reichen, die Kaufleute, ſelbſt die Fremden ſind aufgereizt. Gefahr droht von Außen und von Innen, nehmt die Sache nicht ſo leicht!“

Artevelde aber lachte „Ich glaube dies Volk und dieſe Stadt beſſer zu kennen als Ihr. Ein raſcher Entſchluß, eine ſchnelle Ausführung und Alles iſt geordnet. Heute Abend nach der Veſper läutet die Glocke zur Verſammlung und bis dahin benutze ich die gewöhnlichen Mittel, füttre die Tagediebe auf den Plätzen und am Ufer und wo ſich meine Freunde, die Chaperons, gütlich zu thun

denkend da. Die Erinnerung führte ihr so manches liebe Bild zurück, am lebendigsten, am hellsten aber das Bild Jeronimo's; so manchen Augenblick seines schnell dahingeschwundenen Lebens führte sie an ihr vorüber, wie er den Giftbecher leerte und wie er nach langem Todeskampfe an ihrer Brust entschlummerte. Da tönten die Harfentöne am Grabe des Jünglings; leise und sanft schwebten sie auf den zarten Flügeln der Nachtluft herauf — gewiß Mariane, die an des Bruders Grabe trauernd saß, und seiner gedenkend, die Töne hervor lockte — sie war es gewiß; Isabella wollte sie nicht aus ihren Erinnerungträumen wecken, sie horchte, ohne sie zu begrüßen, ohne sich vom Sessel zu erheben, auf die Töne und blickte, ganz in Erinnerung versunken, hinüber nach dem Apfelbaume.

Ist es Trug, täuscht mich die erregte Phantasie? rief sie jetzt, denn unter jenem Baume sah sie die Gestalt eines Knaben, ganz Jeronimo ähnlich; selbst sein Mantel, trügten ihre Augen, trügten das Mondlicht sie nicht, war himmelblau. — Sie sah starr nach dem Baume, faßte ihre ganze Besinnung zusammen, um der Täuschung zu entgehen, aber immer deutlicher

wurde ihr die Gestalt, immer ähnlicher dem längst Verschiedenen — jetzt — wie dieser einst in den letzten Augenblicken seines zerrütteten Lebens, hob er die Hände, streckte sie nach ihr und ermattet sanken sie in seinen Schooß.

Die Harfentöne der Pilgerin am Grabe schwiegen. Die Gestalt saß noch immer regunglos unter dem entlaubten Baume, doch jetzt ergriff sie die Laute, welche neben ihr lag, und ihre Töne schwebten herüber über des Friedhofs Mauer. Es waren nicht Töne seines Schwanengesanges, Akkorde waren es, das Herz zum Heiligen zu erheben, die Seele zu dem Dome des Sternenhimmels empor zu tragen. Und als sie verhallten, griff die Pilgerin in die Saiten ihrer Harfe, und als wolle sie ihm ihre Nähe verkünden, so schmelzend durchbebten die Klänge die Luft. —

Schauder ergriff Isabella, die Gestalt unter dem Baume, jene Geisterlaute, die von drüben herüber tönten, jene Sehnsuchtlaute, die vom Grabe, aus welchem der Knabe erstanden war, auf zu ihr sich schwangen, die Stille der Nacht, das Silberlicht der Myriaden Sterne am dunkeln Himmel, Alles wirkte auf die erregte Einbildungkraft Isabellens. Es war ihr grausig,

allein zu seyn. Sie blickte zum Friedhof nieder, wo die hohe Gestalt Marianens, die Harfe im Arme, an dem Grabhügel stand. Mariane! rief sie herab.

Wer ruft, wer stört mich!? sagte die Pilgerin mit Unmuth.

Isabella ruft Dich! — Hörst Du die Lautentöne vom Apfelbaume?

Ich höre sie.

Siehst Du Jeronimo?

Er schwebt vor meinen Blicken, ich sah ihn über seinem Grabe schweben; freundlich, doch schmerzvoll lächelte er mir zu, und wie eine Wolke vom Mondlicht erhellt, so silberrein schwebte er über die Friedhof-Mauer.

So ist er's!

Siehst Du ihn? fragte Mariane schnell.

Er sitzt unter dem Apfelbaume, die Laute in der Hand. — Sieh', jetzt streckt er seine Arme nach mir aus.

Dann ist er es nicht! sagte die Pilgerin wehmüthig. Nach Dir, Isabella, streckt er die Arme wohl nicht mehr sehnsuchtvoll.

Isabella seufzte tief, und schmerzlich trafen diese Worte ihr Herz.

Und siehst Du ihn deutlich? fuhr Mariane fort.

Wie ein Nebelbild, das sich immer mehr und mehr gestaltet — ich erkenne seinen Mantel, mir deucht, ich erkenne deutlich seine Laute.

So muß ich hin! Ist es meines Bruders Geist, so ist sein Schlummer gestört; ich muß vernehmen, wer ihm auch im Tode die Ruhe noch mißgönnt. Gute Nacht!

Sie nahm ihre Harfe und verschwand.

Man brauchte nicht durch die Klausur zu gehen, um auf den Kirchhof der Gemeinde von Viville zu kommen, der an der Abtei St. Claire, ihrer Pfarrkirche lag; man gelangte von dem äußeren Hofe zu ihm, und Marianen, der es erlaubt gewesen war, ihres Bruders Grab auch noch, wenn die Nacht sich hernieder gesenkt hatte, zu besuchen, verweigerte die Laienschwester am äußersten Thor nicht, die Pforte zu öffnen; sie trat heraus.

Angstvoll gespannt stand Isabella indeß am Fenster, den Blick immer nach Jeronimo gerichtet, denn, daß es ein Geist sei, war sie gewiß. Lange hatte nun schon die Laute in seinen Armen geruhet, ohne zu tönen. Jetzt zitterten von neuem leise Klänge und in der Entfernung sah das Fräulein Marianens Gestalt in den Lindengang treten und mit festem Schritte dem Apfel-

baume zuſchreiten. Jetzt ruhte die Laute, die Geſtalt ſtreckte die Arme nach ihr, ſie verdoppelte ihre Schritte, ſie nahete ihm — in dieſem Augenblicke ſprangen Männer hinter einer Hecke hervor, faßten ſie, ſie ſchrie laut auf, die Geſtalt verſchwand — Marianens Hülferuf verhallte.

16.

Iſabella, noch vor Schreck bebend, eilte zu der Aebtiſſin; ſchnell ſandte dieſe Boten aus, und ließ Baſil, der in Biville bei Manon zurückgeblieben war, von der Begebenheit unterrichten; aber alle Erkundigungen blieben fruchtlos, nirgend fand man eine Spur der Räuber. Die Aebtiſſin blieb ungewiß, ob das Unternehmen Iſabellen oder der Pilgerin gegolten habe, Iſabella aber war gewiß, daß ſie nicht der Zweck dieſer Frevelthat geweſen ſei. Sie glaubte klar in der Sache zu ſehen, und ſo ſchwer es ihr wurde, von neuem in irgend eine Verbindung mit dem Prinzen zu treten, hielt ſie es doch für Pflicht, ihn von dem Schickſale ſeiner Tochter zu benachrichtigen.

Der Prinz befand sich in Bray, wohin er mit seinem Heere von St. Denis gezogen war, um über die Seine zu gehen und sich mit dem Prinzen Casimir, welcher den Hugenotten von Deutschland bedeutende Verstärkung zuführte, zu vereinigen. Ehe er noch Isabellens Brief erhielt, war schon Basil bei ihm eingetroffen.

Der Prinz, nicht wenig erstaunt, diesen zu sehen, fragte ihn nach seinem Begehr.

Prinz! sagte Basil, und über seine Stirn zog sich finsterer Unmuth, ich glaubte nie als Bittender vor Euch stehen zu müssen, aber das Schicksal, das mich grausam verfolgt, zwingt mich dazu am Ende meiner Bahn. Während Eures Aufenthalts in Rom liebtet Ihr ein Mädchen, es liebte Euch. Ihr verstießet es und jagtet es mit ihrem Kinde in Elend und Verzweiflung. Dieses Mädchen war meine Tochter.

Erschüttert stand Condé vor dem Greise, der noch die Hand auf die Brust gelegt, mit fast wildem Blicke den Prinzen ansah. Josepha Eure Tochter! rief dieser endlich, Eure Tochter?

Mein unglückliches Kind! sagte der Greis, das Ihr von dem Vaterherzen gerissen, das Ihr schon in ihrer Blüthenzeit in die Gruft gesenkt habt. Meine Ruhe, mein Erdenglück habt Ihr

mir geraubt. Seit der Geburt Eures, ihres Kindes, seit dem furchtbaren Fluch, den ich über die Unschuldige sprach, suche ich die Ruhe und kann sie nirgend finden. Doch Euch sei verziehen; ich glaubte es nie zu können, nie ein versöhnendes Wort auszusprechen, aber jetzt. Kennt Ihr Euer, kennt Ihr Josephens Kind?

Mariane! rief Condé.

Ist die Stimme der Natur nicht ganz in Euch verstummt? — Ja! Mariane ist der unglückliche Zeuge meiner Schande, und wißt, sie ist geraubt!

Geraubt?! rief der Prinz.

Aus der Abtei St. Claire wurde sie geraubt; jede Nachforschung war bisher vergebens.

Condé schellte hastig.

Schickt Boten aus nach allen Gegenden Frankreichs! schickt sie aus, mein, Euer Kind aufzusuchen! Doch, sagte er plötzlich, als Tournon eintrat, nur Ruhe und Vorsicht können zum Ziele führen, übereilt Euch nicht, gnädiger Herr! der Antheil, den Ihr an Marianen nehmt, muß noch Geheimniß bleiben.

Ihr habt Recht, Basil! sagte Condé und wurde nachdenkend. Wißt Ihr vielleicht, ob

einer der Ritter des Hofes Marianen geliebt, sich um sie beworben hat?

Nur einen kenn ich, und der ist einer solchen That nicht fähig!

Und der ist? fragte Condé.

Heinrich von Rohan!

Nein, Basil! Rohan ist solch einer Handlung nicht fähig; überdies war er in dieser Zeit stets um mich, keine Stunde hat er mich verlassen. Doch ist es mir angenehm, zu erfahren, daß er sie liebt, daß er meine Tochter liebt!

Sie hängt einer andern Leidenschaft nach, unterbrach ihn Basil.

Und welcher? rief Condé heftig.

Ihr verschlossenes Gemüth hat es mir nie offenbaret, vergebens hab' ich geforscht, nur daß re ein Ritter des Hofes ist, vermuthe ich.

Da trat Tournon ein und brachte dem Prinzen einen Brief, der so eben durch einen Eilboten abgegeben war. Hastig erbrach ihn Condé, sein Auge glühte, seine Hand zitterte. Er durchflog ihn rasch. Der Bote soll warten! rief er schnell. Noch einmal las er mehrere Stellen und wurde nachdenkend. Kennt Ihr den Malteser Montesquiou? fragte er Basil.

Ich kenne ihn, erwiderte der Astrolog: ich kenne ihn!

Diesen Brief schrieb das Fräulein von Limeuil, fuhr Condé fort: sie unterrichtet mich von dem teuflischen Unternehmen, sie ahnt, Montesquiou sei der Räuber, denn ihn liebe Mariane, er sei die Ursache, warum diese sich vom Hofe zu entfernen verlangt habe.

Basil blickte sinnend vor sich. Wohl möglich! Ich erinnere mich an so Manches, das wohl dahin deuten könnte. Verfolgt diese Spur, gnädiger Herr, vielleicht führt sie an's Ziel. Ich weiß, Montesquiou steht mit Euerm Schicksal eng verflochten, ich glaubte auf andere Art, — vielleicht nur so.

Montesquiou! sagte Condé leise vor sich hin: Du und Dein Tigerroß schweben mir noch immer in der Erinnerung; willst Du meine Rache auf diese Art wecken?

Schickt Heinrich Rohan, ihn aufzusuchen, — unterbrach Basil das Selbstgespräch.

Condé nickte bejahend, Rohan wurde zu ihm beschieden.

Und wer, sagte jetzt Condé plötzlich: wer war der Knabe Jeronimo? So wie ich hörte,

soll er Marianens Bruder seyn. Hat Josepha mich vergessen? Hat sie einen andern Mann?

Gnädiger Herr, erwiderte Basil, sein Auge glühte, seine Lippe bebte: sie war Euch keinen Augenblick untreu, sie glaubte in Euren Armen zu ruhen — und — doch laßt mich hiervon schweigen. Es ist der Schattenpunkt meines Lebens.

Rohan trat ein, Condé ging ihm mit Herzlichkeit entgegen. Heinrich! — sagte er: ich habe Euch immer geliebt, Euch hab' ich stets in Noth und in Gefahr, in Freud' und Leid an meiner Seite gesehen. Jetzt aber muß ich Euch fern von mir senden; einem meiner Kinder ist ein Unglück begegnet, Mariane ist entführt!

Mariane, die Pilgerin, die bei dem Fräulein von Limeuil war, ist entführt, und ist Eure Tochter? rief Rohan.

So ist es, Heinrich; sucht sie auf, ich weiß, Ihr nehmt Theil an allem, was mich betrifft, Ihr nehmt Theil an ihr. Ich ahne, der Baron Montesquiou ist der Räuber.

Dann hat er sie nach seiner Felsenburg in Angoumois gebracht!

Kennt Ihr den Ort? fragte Basil.

pflegen, da ziehen meine Tonnen vorüber und die Spunde ſind ihnen nicht verſchloſſen. Das Volk, werther Herr Dubois, iſt leicht geködert, der Magen iſt ſein Gott, und ſorgt man nur für den, ſo iſt man geborgen."

„Nun, nun!" meinte Dubois „Eure Meinung vom Volke ſcheint mir doch etwas zu gering zu ſein. Beachtet meine Warnung und vertraut nicht zu feſt auf Eure Macht, bedenkt, ſie liegt nicht allein in Eurer Fauſt, ſie liegt in den Händen der Tauſende, die Euch heute hoch leben laſſen und morgen höhnend an Eurem gemordeten Leichnam vorüber gehen. Ihr ſpielt ein gefährliches Spiel, junger Mann!" ſagte er nach einer Pauſe „Ihr, ſonſt ein ſo ſtiller, ſorgloſer Menſch, werdet plötzlich aus Eurer Schlafſucht geweckt, tretet keck auf der gefahrlichen Bühne auf und ſteht unerſchütterlich da, als ſei dieſer Platz Euer rechtlich erworbenes Erbe. Euer Spiel kann glücklich, aber es wird wahrlich nur kurz ſein."

„Ihr nehmt gar vielen Antheil an mir!" unterbrach ihn Artevelde — „Seid Ihr wirklich ſo beſorgt um mich, oder iſt Euer Werkzeug zu raſch Eurer Hand entgleitet, hat es ſich ſchon zu hoch geſchwungen?"

„Ich dächte Artevelde" erwiederte Dubois gelaſſen „wir hätten uns hierüber verſtändigt, Euch iſt die Macht geworden und Geld und Gut ſoll mir erſt werden; deshalb, da wir Freunde ſind und es auch mit Gott bleiben werden und ich wahrſcheinlich mit Euch ſiehe oder falle, ſo kann es mir nicht gleichgültig ſein, wenn Ihr blind in Euer Verderben rennt."

„So trennt Euer Schickſal von dem Meinigen, Peter Dubois" ſagte Artevelde kalt. „Ihr wißt ja, wem ich

Hoch in der Luft auf einem steilen Felsen hängt die Burg, wie ein Adlernest auf unzugänglicher Klippe. O! mein gnädiger Herr, schickt mich hin, und wäre sie noch steiler, wären ihre Felsen noch schroffer zu erklimmen, ich rette sie — erlaubt es Gott!

So geht, Rohan! sagte Condé gerührt und umarmte ihn: führe sie zurück in meine Arme und sie sei der Lohn Deiner Treue.

Nein, mein Prinz! rief Rohan: Für mich schlägt nicht Marianens Herz; der Bund der Freundschaft vereinet uns, die Liebe knüpfte nicht Herz an Herz. Und riß ich sie aus den Klauen Montesquiou's, hätte ich mir den Himmel um sie verdient, ich würde mit dem Händedruck der Freundschaft zufrieden seyn. Denn wenn in einem Herzen, wie das Herz Marianens, einmal die Liebe glüht, kann nur Dankbarkeit, kann nur das Mitleid dem Bettler eine Gabe reichen, das Herz nie einem Andern sich weihen. Euch gedient zu haben, mein gnädiger, gütiger Herr, ihr zu dienen, ist schon Lohn genug für mich!

Nimm so viel Du Reiter bedarfst, und ziehe mit Gott! sagte Condé, ihn umarmend.

Euch sind die Krieger nöthig zum Kampfe.

Dort im Westen, wo unser heiliger Glaube so feste Wurzel schlug, finden sich der Freunde zu Tausenden, die für Condé, die für ihren Freund Rohan sich wappnen und mit ihm ziehen. Laßt mich allein hin, nur Ihr, alter Vater, begleitet mich, sagte Rohan.

Er neigte sich und schied. Basil folgte ihm.

17.

Am Fuße des steilen Berges, an welchem die alte, halb verfallene Burg Belon liegt, fließt am Rande eines Eichenwaldes ein klarer Quell, eine freundliche Wiese nimmt ihn auf und sein kühles Wasser rauscht dort durch Blumen sich schlängelnd, hier über Felsstücke sich stürzend, rein und hell. Die alte Ulme, welche an seinem Ufer ihre Aeste breitet, giebt dem müden Wanderer Schatten und nur selten, wenn die Sonnenhitze brennt und drückt, findet man dieses Plätzchen, welches die Hand der Natur zur Ruhe geschmückt zu haben scheint, menschenleer.

Doch jetzt war es verlassen; der Herbst hatte die Blätter des Eichenwaldes geschüttelt und

der rauhe Oſt das Laub der Ulme in die Wellen des Baches getragen, der nicht mehr durch Blumen ſich ſchlängelnd, traurig durch ſeine kahlen, blüthenloſen Ufer ſich wand; nur zuweilen tauchte ſich eine wilde Ente in ſeine Waſſer und die bunte Forelle hüpfte über Steinritzen dahin. Der Wind rauſchte heute kalt durch die entlaubten Zweige, während ein dichter Nebel ſich wie ein grauer Reif um den Berg zog; nur Velon mit ſeinen Thürmen ſah ſtolz im Glanze der Morgenſonne auf dieſes Nebelmeer herab.

Da rauſchte es in dem Gebüſche. Ein Jäger trat hervor, und ſorgſam, als ſei ihm die Gegend unbekannt, forſchte ſein Auge umher. Zwei große Doggen, wie man ſie zu jener Zeit zur Hetze der wilden Sauen aus Irland kommen ließ, begleiteten den Jägersmann und folgten, um ſich ſpähend, den Tritten ihres Herrn.

Auf den Steinſitz, unter der Ulme, welchen die ſorgſame Hand eines milden Herzens für müde Wanderer bereitet hatte, ſetzte ſich der junge Jägersmann, die Hunde lagerten ſich zu ſeinen Füßen, er legte den Jagdſpieß neben ſich und lehnte das lange Feuerrohr an den Baum.

Den Blick nach Velon gerichtet, saß er still und sinnend, als die Hunde plötzlich aufsprangen, zu knurren begannen und nach dem Busche zu liefen. Der Jäger rief sie zurück, ergriff sein Feuerrohr, und Gefahr ahnend machte er sich zur Vertheidigung bereit. Auch nicht lange, so sah er jenseit des Baches in einem Dickigt sonderbare Gestalten wogen. Männer schienen es zu seyn von finsterem, gebräuntem Ansehn, die, wie er zu bemerken glaubte, sich unter einander beriethen.

Endlich trat einer von ihnen hervor. — Gott grüß' Euch, Herr Jäger! — rief er — Nehmt doch die Hunde an Euch, daß die Bestien einen wandernden Menschen nicht zerfleischen mögen, und erlaubt, daß ich mich Euch nahe.

Der Jäger zögerte, die Hunde abzurufen, die nur einen Wink von ihm zu erwarten schienen, um den wilden, phantastisch gekleideten Mann zu packen.

Nun, Freund! rief dieser: ruft sie bald ab, oder ich lasse unsere Bestien los, und dann möchte es Euern Jagdkumpanen übel ergehen.

Der Jäger rief die Hunde zurück, der Mann, den er sogleich für einen Zigeuner er-

kannte, lehnte sein Feuerrohr an einen Weißdornstrauch, nahete sich zutraulich, setzte sich neben den Jägersmann und begann das Gespräch.

Es giebt wohl viel Wild in Euerm Forste?

Ja! antwortete der Jäger.

Es erfolgte eine Pause, während welcher der Zigeuner umherspähete, eben so wie vorher der Jägersmann.

Jene Burg ist das Schloß Belon? fragte der Braune.

Ich glaube.

Ihr glaubt? — Gehört sie nicht dem Baron Montesquiou, dem Maltheser?

Der Jäger sah ihm forschend in das Auge. — Ja! erwiderte er endlich.

Ist wohl ein festes Schloß. Seh' nicht einmal einen Fußsteig, der hier diesseits des Baches hinaufführt; dort, wo die beiden verbrannten Eichen stehen, zieht sich wohl der Weg hinauf?

Wohl möglich!

Junger Herr! — sagte der Zigeuner verdrießlich: — bei Euch scheint alles wohl möglich. Ich bitt' Euch, mir bestimmtere Kunde zu geben.

Und weshalb?

Ihr kennt unser Völkchen, durch's Land die Kreuz und Quer' ziehend; wo der liebe Gott die Sonne scheinen läßt, da wandern wir, wo der Mond, wo die Sterne leuchten, da ruhen wir, und da wollen wir denn auch gern so recht alle Wege und Stege zu unserer Sicherheit wissen, damit uns arme Wanderer nicht ein heimtückischer Feind überlistet. Sagt mir daher offen und wahr, denn seht, dort steht ein kleines Trüppchen der Meinen, der Laut meiner Pfeife ruft noch einmal so viel zusammen und Ihr wäret verloren sammt Euern irländischen Bestien — sagt mir, wo führt der Weg von der Burg herab? — Der Ritter da oben soll ein Schalk seyn; nun, erröthet nur nicht, steht Ihr auch in seinem Dienste, soll Euch kein Leid widerfahren, aber bei uns bleiben müßt Ihr, bis wir die Gegend verlassen. Sagt nun fein ordentlich, wo geht der Weg zur Burg, haus't er jetzt oben und ist er allein, oder brachte er Gesellschaft mit, als er vor wenigen Wochen einzog? — Ihr schweigt! — Koppelt Eure Hunde zusammen und bindet sie fest an, ich bitt' Euch. Ich sehe dort schon die Diana, den Hector und ein halbes Dutzend

unſerer Beſtien angeſprungen kommen, es könnte Krieg geben.

Ein Trupp großer Hunde, von der Race, die bei den Basken einheimiſch iſt, kam herangeſprungen; doch ein leichter Wink, ein Ruf des Zigeuners und ſie kehrten um.

Nun ſprecht! ſagte er jetzt ernſt und voll Unmuth.

Von Allem, was Ihr von mir zu wiſſen verlangt, kann ich Euch keine Kunde geben! erwiderte der Jäger. Ich bin ſelbſt fremd, kaum wenige Augenblicke vor Euch dort aus dem Walde hieher gekommen; ich kenne zwar die Burg, habe ſie oft von weitem geſehen, mich aber nicht um das Nähere bekümmert.

Junger Mann! — ſagte jetzt der Zigeuner drohend: — mit ſolchen Ausflüchten kommt Ihr bei uns nicht durch. Einer kleinen Mühe bedarf's und wir wiſſen, was Ihr uns berichten ſollt; bedenkt wohl, ein Hauch in meine Pfeife und Ihr ſeid verloren, hätte ich nicht ſchon Luſt es mit Euch allein aufzunehmen. Er trat in einer drohenden Stellung vor den Jäger.

Elender! — rief dieſer zornig — Ein Hauch in dieſes Hifthorn und aus jenem Walde treten ſo viel Edle mit ihren Reiſigen hervor,

daß sie Dich mit Deiner verworfenen Bande unter dem Hufschlag ihrer Rosse zermalmen könnten. Wag' es nicht in diesem Tone mit mir zu sprechen; geh' und danke Gott, daß dieses Horn nicht tönen soll, damit es die da oben nicht wecke, sonst würde ich Dich züchtigen wie Du es verdienst.

Verzeiht, Herr! sagte jetzt in demüthigster Stellung der Zigeuner: Wie es scheint, stehen wir hier nicht feindlich gegen einander, sonst sollte meine Bande Euch wohl zu schaffen machen; da wir die da oben aber auch nicht wecken wollen, Ihr in dem Eichwalde, wir in dem Erlenbusche verborgen liegen, so glaube ich, wir sind einem Wilde auf der Spur. Doch verweilt einen Augenblick.

Mit einem Sprunge war er über das Wasser und verschwand im Gebüsche. Der Jäger hatte Mühe, seine Hunde zurückzuhalten, die den Forteilenden packen wollten.

Die Zigeuner, welche vorhin sichtbar waren, hatten sich bei der Rückkehr ihres Kameraden tiefer in den Wald gezogen und es war still und ruhig um den Jäger, der, den Blick nach dem Schlosse gerichtet, still am Ulmbaume saß. Nur der Gießbach rauschte über das Ge-

stein und der Morgenwind pfiff durch die entblätterten Zweige; da wurden die Hunde, welche bis dahin zu den Füßen ihres Herrn schliefen, plötzlich laut und sprangen auf. In dem Gebüsche rauschte es und ein altes Weib, lang und hager, trat heraus und grüßte schon aus der Ferne freundlich und zutraulich; ihre bittende Stellung schien zu fragen, ob es ihr erlaubt sei, hinüber zu kommen.

Durch den Zigeuner und seine letzten Worte schon aufmerksam gemacht, neugierig, was das Weib wohl von ihm wolle, winkte ihr der Jäger, nur getrost zu kommen. Sie schlich heran, schritt, vorsichtig auf ihren Krückstock gestützt, von Stein zu Stein durch den Bach, und als sie sich der Ulme näherte, wo die Doggen sie knurrend empfingen, neigte sie sich tief, ergriff des Jägers Hand, küßte sie, und rief als sie, ihn scharf beobachtend, ansah, freudig aus: Herr von Rohan, finde ich Euch hier und gewiß zur guten Stunde, die alte Jeanette kennt Euch wohl!

Ihr irrt! unterbrach der Jäger den Ausbruch ihrer Freude.

Ich irre mich nicht habe Euch oft bei Meister Basil gesehen. Seid ein gar großer

Freund des Prinzen Condé und wohl vertraut mit dem Astrologen, und da ich nun weiß, daß Ihr kein Königlichgesinnter und meines alten würdigen Meisters Freund seid, so heiße ich Euch herzlich willkommen, denn Ihr seid gewiß in guter Absicht hier.

Rohan sah sie, die jetzt mit einem braunseidenen Tuche nach dem Busche winkte, zweifelnd an und wußte nicht, ob er ihr vertrauen dürfe. Doch ehe er mit sich einig war, begann die Alte schon wieder:

Ich zog von Poitiers herüber, wollte nach Guyenne und von da einen kleinen Abstecher nach Biscaya machen, da konnte ich doch unmöglich vor St. Claire vorbeiziehen, ohne das Grab meines Jeronimo zu besuchen, schlich mich deshalb vom Wege ab und zog allein nach der Abtei. Als ich dort ankam, erfuhr ich, was vorgegangen; das Fräulein von Limeuil — Gott gebe ihr glückliche Tage — machte mich auf den Maltheser aufmerksam, in dessen Hand ich in Bayonne furchtbare Lineamente sah, Blut, nichts als Blut. Als ich nun so des Abends auf meines Jeronimo's Grabe saß und mir allerhand sonderbare Dinge vor Augen schwebten, war es mir, als ob die Herbstblu-

mich weihte, als ich mich an die Spitze des Volkes stellte — und wer den Tod nicht scheut, dem ist Alles im Leben ein leichtes Spiel."

„Wäre es damit zu Ende, Philipp!" sagte Dubois und sein stechender Blick umdüsterte sich — „aber dort —"

„Je nun!" antwortete der Jüngling mit Feuer „Was jenseits liegt, ist in Dunkel gehüllt, es kümmre uns nicht."

6.

Am Nachmittag, ehe noch das furchtbare Glöckchen läutete, waren die Syndici der drei Gewerke, welche Alice zu ihrer Rettung aufgefordert, zu Artevelde gegangen, hatten ihn aber nicht zu Hause gefunden. Sie gingen noch einmal hin, auch da trafen sie ihn nicht, denn wahrscheinlich schon von ihrem Vorhaben unterrichtet, wollte er sie in seinem Hause nicht sprechen.

Erst gegen Abend ließ Artevelde das Zeichen geben, daß das Volk sich versammeln solle und verließ, von seiner Wacht begleitet, das Haus. Er trat heute nicht mit der gewöhnlichen Pracht unter das Volk. Ein einfaches, schwarzwollenes Oberkleid, wie es der geringste Bürger zu tragen pflegte, um das er sein breites Schwert gegürtet hatte, war nebst dem weißen Hute der Chaperons sein einziger Schmuck, nur deckte das einfache Gewand einen Panzer, ohne den er sein Haus nicht mehr verließ.

Mit ernstem, fast finstern Gesichte trat er heute in die Versammlung, welche ihn zwar freudig, aber nicht mit gleicher Begeisterung wie sonst, empfing. Sein Auge schweif-

men, mit welchen ich es geschmückt hatte, sich bewegten, das Grab sich theile und mein geliebter, mein blonder Jeronimo aus seinem Bette von Staub sich erhöbe und zu mir spräche: Rette Mariane! — Montesquiou! — und da war es mir, als ob er tief seufzend sich wieder niederlege, das Grab sich schließe, und die Blumen, die ich frisch gestreuet hatte, lagen wie verwelkt auf dem gelblichen Rasen. Seht, lieber Herr, ich glaube zwar, daß ich mir das alles nur eingebildet habe, aber doch trieb es mich fort und ich wanderte schnell nach dem Walde von Puy, wo meine Bande mich erwartete, und sprach zu dem Hauptmanne, meinem leiblichen, lieben Sohne: Jeronimo's Schwester ist von Montesquiou gefangen; spürt aus, wohin er sie gebracht; und meine braunen Spürhunde jagten nach allen Winden; bald kehrten sie zurück, und hatten ausgewittert, daß der Maltheser mit einer Jungfrau hierher nach Belon gezogen sei, und da schlug ich auf die große Pauke und versammelte die ganze Bande um mich: Jungens! sprach ich — wollt Ihr für die Mutter Eures Hauptmannes einen Zug thun? — Ja! riefen Alle einmüthig: ja, Mutter Jeannette! — Nun, so folgt mir nach

Velon und helft mir Jeronimo's Schweſter befreien; — und Alle ſchwenkten ihre rothen Mützen, denn die meiſten erinnerten ſich noch Jeronimo's mit Liebe. Schon am Abend begann der Zug, heute früh trafen wir hier vor dem Felſenneſte ein; ſind ſchon um die Hälfte des Berges herumgezogen und können den Weg noch nicht finden. So wie die Leute aus der Nachbarſchaft uns berichtet haben, ſoll nur ein ſchmaler Fußſteig hinaufführen, nur für Menſchen, Ziegen und Mauleſel gangbar.

Auch ich bin mit meinen Freunden hier, Mutter, Mariane zu befreien! ſagte jetzt Rohain, durch die Erzählung der Alten zutraulich geworden.

Laßt die Freunde daheim, unterbrach ihn die Alte. Gewalt hilft hier nichts, denn ſo wie ich erfuhr, hat Montluc ihm funfzig Soldaten geſchickt, und die vertheidigen ſich da oben gegen Tauſende. Liſt muß uns die Pforten öffnen, und dazu paſſen wir beſſer als Ihr. — Indeß, fuhr ſie nach einigem Sinnen fort: könnte es wohl oben an Lebensmitteln fehlen und der Hunger den Wolf am erſten zahm machen, deshalb bleibt hier und beſetzt alles wohl. Laßt mich jetzt ſinnen und mit den Meinen

überlegen, wie wir es am besten anfangen. — Sie verbeugte sich und als sie Rohan über den Bach geleitet, sagte sie, ihn auf die Schulter klopfend: Das Alter stützen, bringt der Jugend Segen, junger Herr. Euch möge es wohlgehen! Ade! Dann schlüpfte sie in's Erlengebüsch.

Noch war keine Stunde verflossen, so kehrte sie schon wieder zurück. Herr! sagte sie, ich habe mit den Meinen Rath gepflogen, und da haben wir denn beschlossen, daß ich versuchen soll, mir den Eingang zu öffnen. Der Maltheser kennt mich, hält viel auf meine Prophezeihungen und ist überdies, wie alle Gottlosen, abergläubisch. Läßt er mich ein, so will ich alle Schliche und Wege in der Burg so genau untersuchen, als wäre ich des Marschalls Brissac Spion in Piemont. Ich will mich an die Soldaten machen, sie ausforschen, die besten und treuesten hat ihm der eigensüchtige Montluc gewiß nicht geschickt, und will, wenn ich Mariane sehe, ihr Trost einreden und ihr sagen, daß Ihr hier wäret zu ihrer Befreiung. Nicht wahr, das soll ich, junger Herr?

Thut das, Mutter! sagte Rohan. Doch fuhr er plötzlich auf: Ich gehe mit Euch!

— Ihr? sagte die Alte kopfschüttelnd. Was wollt Ihr dort? Einer wirkt da so viel wie zwei, und erkennt er Euch, läßt er Euch da von der Westseite, wo der Altan über dem Abgrunde hängt, herunterstürzen, und es wär' um Euch geschehen. Um mein Leben ist weniger Schade, deshalb —

Kein Wort, Alte! rief Rohan, ich gehe mit Euch!

Nun, wenn Ihr wollt, so thut's in Gottes Namen, ich bin schuldlos, wenn es mißglückt. Aber, das sage ich Euch, keiner der Eurigen, keiner meiner Bande darf sich, so lange Ihr oben seid, blicken lassen, sonst würden sie in Belon gegen uns Argwohn schöpfen; auch müßt Ihr Euch braun färben, wie einer der Unsrigen, und Euch so kleiden, dann seid Ihr mein Sohn, und Gott mag weiter helfen!

Rohan unterrichtete seine Freunde von seinem Vorhaben, und so sehr sie ihm auch abmahnten, vermochten sie doch nicht, ihn davon abzuhalten. Er begab sich an den ihm von Mutter Jeannette bezeichneten Ort, fand eine Bande, wohl an funfzig rüstiger Männer, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen, kleidete sich ganz

in die Tracht dieſes Volkes und folgte der Alten, eine Zither im Arme, die er meiſterhaft zu ſpielen verſtand.

18.

Ein Zigeuner, welcher indeß den Fußpfad, der durch den Erlenbuſch nach Velon führte, ausgeſpäht hatte, begleitete Jeannetten und Rohan bis an den Fuß des Berges. Hier trennte er ſich von ihnen und ſie wanderten weiter den Berg hinan.

Seht wahrhaftig recht ſchmuck aus, ſagte die alte Jeannette, aber ſprecht, verſteht Ihr auch die Laute zu ſpielen, die am grünen Bande über Eure Schultern hängt?

Ich verſtehe ſie zu ſpielen, Mutter! erwiderte Rohan.

Nun, dann iſt es gut, vielleicht öffnet ſie uns das Fallgitter.

Auf einem rauhen Pfade, kaum ſo breit in den Felſen gehauen, daß ein Maulthier ſicher hinauf klimmen konnte, ſtiegen ſie, unverwandt die Augen nach der Burg gerichtet, immer hö-

her. Jetzt beschränkten hohe Kiefern die Aussicht, ein Quell, der an einem grünen Platze aus dem Felsen sprang und dann schäumend über Klippen sich in das Thal hinunter stürzte, unterbrach mit seinem Rauschen die todtenähnliche Stille. Neben ihm waren in den Felsen Sitze eingehauen, worein sich die Zigeunerin vom Steigen ermüdet, setzte.

Noch saßen sie Jedes in stille Betrachtungen versunken, hier, als sie von ferne Tritte hörten. Kommt schnell, hinter jenem Dornstrauch will ich mich verstecken, Ihr bergt Euch hinter jener alten Tanne und verhaltet Euch still! sagte die Alte leise zu Rohan, doch indem sie aufstehen wollte, sah sie schon zwei Bewaffnete um einen hervorspringenden Felsen treten. Mit besonderer Geistesgegenwart hielt sie Rohan fest und raunte ihm ins Ohr: Schließt die Augen und schlaft! Rohan befolgte ihren Rath. Die Alte ohne zu thun, als bemerke sie Kriegsleute, summte leise für sich ein Lied.

Kaum gewahrten die Krieger die Beiden am Felsquelle, als sie auf sie zugingen; die Alte wandte sich, winkte ihnen, da sie sie erblickte, warnend zu, ja still zu seyn, und zeigte dabei auf den Schläfer. Doch die Soldaten kehrten

ſich wenig daran, faßten Rohan unſanft bei der Schulter und ſchüttelten ihn aus ſeinem vermeinten Schlafe.

Heda, Burſche! riefen ſie, wach' auf und gieb uns Antwort!

Was Ihr zu wiſſen verlangt, kann ich Euch beſſer berichten, als mein Enkel, das iſt ein blöder Junge und hat beſondere Scheu vor dem Kriegsvolk. Ich aber fürchte mich vor Eures Gleichen nicht, weiß ſchon, daß Ihr grimmiger ſcheinen wollt, als Ihr es ſeid. Nun, was wollt Ihr wiſſen? — Eure Zukunft? — Zeigt her die Hand.

Von unſerer Zukunft wollen wir nichts, Alte! ſagte der Eine. Erſt wollen wir wiſſen, was Euch hier herauf treibt.

Holla! viel Fragen auf einmal, ſagte Jeannette, doch ich will Euch antworten. Mein Treiben iſt, Ihr ſchmucken Jungen! wahrzuſagen. Was ich will? — blanke Münze verdienen bei Eurem Herrn; hat mir ſchon manchen Livre zu verdienen gegeben. Und was mich hier heraauf treibt? — der Hunger. Baron Montesquiou ſoll die Alte Jeannette und ihren Enkel aus Dankbarkeit einige Tage füttern und ihr einen Zehrpfen-

nig auf den Weg geben. Darum Gott befohlen!

Nach Belon wollt Ihr? rief der Eine.

Nun ja, habe ich es Dir nicht deutlich gesagt?

Wirst wohl schwerlich dahin kommen, Alte! sagte der Zweite, während der Erste Rohan scharf beobachtete.

Warum nicht? erwiderte Jeannette. Wer langsam kriecht, kommt auch an's Ziel.

Höre Mutter, sagte der Eine, hast Du unten im Eichenwalde keine Reisigen gesehen? Von der Burg aus scheint es, als ob Waffen da unten im Morgenroth schimmerten.

Gott bewahre uns vor Reisigen. Das wißt Ihr wohl, Ihr Herren: wo die großen Diebe hausen, da müssen die kleinen weichen; wo Soldaten sind, da schleichen die armen Zigeuner fort. Hätten wir Soldaten gewittert, so sähest Du uns nicht hier, längst wären wir auf und davon.

Wo lagert Eure Bande?

Gott weiß es, Herr, bei Angouleme wollten wir uns treffen, so nahmen wir die Abrede.

Wie stark seid Ihr?

Ach Herr! rief die Alte schluchzend, klein ist mein Haufen, seit wir in der Umgegend von

Meaux waren, ist er geschmolzen. Nur noch fünf Alte, ich, mein Enkel und eine buckliga Dirne ist der ganze Rest der schönen Bande. Alles Blutsfreunde und Verwandte, wohl an funfzig waren wir, da trafen wir bei Meaux auf die Hunde, die Calvinisten, konnten nicht mehr ausweichen, sie plünderten uns und schlugen uns nieder. Nur die wenigen retteten ihr Leben. Gott möge es ihnen vergelten und den Waffen des christlichen Königs den Sieg über sie verleihen!

Du sprichst brav, Alte! sprach der Soldat. Komm, Kamerad, wollen wir hier rasten und unser Frühstück verzehren, was sollen wir da unten. Geh' nur immer hinauf, fuhr er fort, sich zur Alten wendend, hast noch lange zu kriechen, bis Du bis an's Fallgitter gelangst; versuche Dein Heil, doch fürcht' ich, Du wirst nicht eingelassen werden.

Schmucke Jungens! sagte Jeannette. Wollt Ihr Euch denn nicht von mir wahrsagen lassen? fast sollte ich glauben, nichts als Gutes hätte ich Euch zu berichten.

Laß nur und geh'! sagte der Aeltere. Dem Kriegsmanne taugt es nicht, seine Zukunft zu wissen, blind muß er seinem Schicksal entgegen

gehen und sich nicht schon vorher entmuthigen lassen. Krieche nur hinauf, alte Schnecke.

Komm, Giacomo! sagte nun die Alte, die Herren verlangen meine Kunst nicht, und hätte sie ihnen doch umsonst gegeben. Komm, mein Sohn!

Als Rohan folgte, schien es den Soldaten, als schreite er für einen Zigeunerburschen mit zu vielem Anstande einher, doch ließen sie ihn ziehen.

Der Weg bog sich in steten Krümmungen um den Felsen herum. Im Osten waren sie aufgestiegen, im Westen waren sie jetzt, und hier begann in Schlangenwindungen der Pfad erst recht steil zu werden; die Alte keuchte, Rohan unterstützte sie. So stiegen sie immer höher, immer steiler wurde der Pfad. Jetzt bogen sie um eine Felswand und betraten einen ebenen Platz, den die Natur mit frischem Grün gar freundlich ausgeschmückt, die Hand des Menschen aber zum Ruheplatz für den Müden eingerichtet hatte. In den Felsen waren Bänke eingehauen, und selbst etwas Schatten gab eine aus dem Gestein hervorragende Tanne und die schlanken Aeste einer Birke. Vor ihnen lag die Landschaft ausgebreitet, die freundliche Ille, die

te raſch im Kreiſe umher und da erblickte er bald, daß die Zünfte der Weber, Fiſcher und Schiffer wider Gewohnheit zuſammen ſtanden und zahlreicher als gewöhnlich waren; aber dies beunruhigte ihn nicht, nur war es ihm unangenehm, Peter Dubois nicht auf der Stelle zu finden, wo er gewöhnlich in ſeiner Nähe zu ſein pflegte; er ſah ihn nirgends.

„Mitbürger und Freunde!“ begann er, als der dreimalige Anſchlag an dem Becken Stille geboten und er die kleine Erhöhung betreten hatte, von welcher er gemeiniglich das Volk anzureden pflegte „Ich habe Euch heute hier verſammelt, um Euch kund zu thun, daß der Graf von Flandern von Neuem mit ſeinem Heere gegen unſre Stadt anrückt. Ein Jeder ſetze daher ſeine Waffen in Stand und mache ſich zum Auszug bereit, denn ich hoffe nicht, daß wir ihn hinter unſern Mauern erwarten wollen; die Genter ſind zu höfliche Leute, um ihm nicht entgegen zu gehen, deshalb, wer mir zu einem Kriegszuge außer den Mauern der Stadt folgen will, der laſſe ſich einſchreiben, doch über 10,000 ſtreitbare Männer bedarf es nicht zur Ausführung meines Vorhabens. Auch haben Verräther wieder geheime Verbindungen mit dem Grafen angezettelt, Männer, die den Kreis ihrer Mitbürger zu gering halten, um in demſelben ihre Reichthümer zu genießen, die lieber an der Tafel der Großen, von ferne demüthig ſtehen und zuſehen, wie ſie das Mark des Landes verpraſſen, als daß ſie am eigenen, wohlbeſetzten Tiſche ihren Ueberfluß mit der Armuth theilen ſollten. Ich ſehe noch mehrere in dieſer Verſammlung“ fuhr er dann fort, ſich nach der Zunft der Kaufleute wendend „die auf der Stelle, wo ich ſtehe,

wogende Dordogne sahen sie mit den unzähligen Dörfern und Städten an ihren Ufern. Der Anblick war herrlich.

Hier laßt uns einen Augenblick rasten, sagte die Alte, mir thut Ruhe noth, denn ehe wir nach oben gelangen, werde ich noch manchen Seufzer ausstoßen, und nach Luft schöpfen müssen. Sie sprang wieder auf und lugte rings umher, damit ihr ja nichts entgehe, und sah nach dem Schlosse hinauf, wo gerade über ihnen auf einer steilen Felswand ein Erker vorgebauet war, auf welchem ein Altan über ihrem Kopf hervorragte. Es war der nämliche, von dem Jeannette unten im Thal gesprochen hatte.

Herr! sagte sie plötzlich zu Rohan, blickt da hinauf, da seht Ihr den Altan, von dem ich Euch vorhin sagte. Noch ist es Zeit, kehrt um, ich bitte Euch.

Rohan sah hinauf. Glatt, wie eine Spitzelwand, war der Felsen wohl zweihundert Fuß hoch bis zum Altan, so gerade, als habe der Meißel ihn geformt. Er lächelte. Laß nur gut seyn, Alte, sagte er. Wir gehen unsern Weg zusammen! Jeannette schüttelte den Kopf und begann, voranzukeuchen.

Endlich gelangten sie an den Fuß des Schlos-

ses. Eine in den Felsen gehauene Treppe führte gerade auf einen Thurm zu, von welchem man aus mehreren Schießscharten diese leicht vertheidigen konnte. Steine konnten alles zerschmettern, was sich nahen wollte, denn rechts und links der Treppe waren steile Abgründe und nur bis zu ihr konnten die Maulthiere kommen. Während Rohan und Jeannette hinanstiegen, stieß der Thurmwart ins Horn, und als sie sich nun seitwärts bogen, und vor einer aufgezogenen Zugbrücke hielten, welche von einem Felsen zum andern über einen steilen Abhang gelegt war, standen sie auf einem Vorplatze, auf welchem sechs Menschen kaum Raum hatten, sich zu bewegen. Eine Stimme rief ihnen hier aus einem kleinen Fenster entgegen: Wer seid Ihr, was ist Euer Begehr?

Ich bin Mutter Jeannette, die Zigeunerin, dieß ist mein Enkel; wir bitten den gestrengen Herrn Maltheserritter Montesquiou um Aufnahme in seine Burg. Er kennt mich und meine Wissenschaft schon seit längerer Zeit, und dieser, mein Enkel, mag ihn mit seinem Saitenspiel unterhalten. Das Fensterchen schloß sich.

Jetzt betrachteten Beide die Burg genau. Die Mauern waren noch fest, wenn auch die Ge-

Gebäude im Innern verfallen schienen und die Thürme hier und da schadhaft waren, aber alles dieß half den Belagerern nichts. Wenige Mann konnten die steile Treppe vertheidigen, und selbst bis an die Pforte gelangt, war der Raum zu enge, um dort irgend eine Streitkraft zu entwickeln; überdieß waren die hohen Mauern auf so steile Felsen gebauet, daß es unmöglich war, Sturmleitern anzusetzen. Ihr seht, raunte die Alte Rohan in's Ohr, daß Gewalt hier nichts vermag, List allein kann uns zum Ziele führen, doch seid auf Eurer Hut!

Jetzt öffnete sich ein Fenster des Thurmes, Montesquiou blickte heraus.

Ach, seid gegrüßt, lieber Herr! rief ihm Jeannette entgegen. Laßt die Pforte öffnen, der Morgenwind zieht hier gar zu rauh und mich friert.

Wer ist Dein Begleiter, Alte? rief der Maltheser herab.

Mein Enkel; er spielt trefflich die Zither und muß mich arme Alte geleiten und unterstützen.

Montesquiou sah ihn forschend an, ihm schienen die Züge des jungen Mannes bekannt. Die

Erscheinung der Alten war ihm nicht unlieb. Er hatte einen festen Glauben an ihre Kunst, und überdieß mangelte ihm ein weibliches Wesen, Marianen zu bedienen, die er hier wirklich gefangen hielt. Er hielt die Alte für unschädlich, und da auch sie hier in strengem Gewahrsam bleiben sollte, so glaubte er, sie ohne Gefahr einlassen zu können.

Dir, Alte, sei die Pforte geöffnet, rief er jetzt herab, aber Deinem Begleiter nicht. Rothwangige Bursche, die Laute im Arme statt des Schwertes taugen jetzt nichts in meinem Schlosse. Drum schicke ihn wieder hinunter, oder kannst Du Dich nicht von ihm trennen, so geht Beide! Er warf, ohne ihre Antwort abzuwarten, das Fenster zu.

Geht, Rohan, und so ist es besser, geht zu den Eurigen zurück, raunte ihm Jeannette in's Ohr. Laßt Jemanden alle Abende unter den Balcon schleichen, dort findet Ihr Botschaft: sucht nur im Finstern nach einem Stein, an den ein Briefchen geheftet ist.

Jetzt öffnete sich die Pforte, die Zugbrücke wurde niedergelassen, das Fallgatter aufgezogen und mehrere Reisige traten heraus. Montesquiou folgte.

Leb' wohl, mein Giacomo! sagte die Alte zu Rohan, ihn umarmend: sorg' für Deinen kranken Vater und erwarte mich morgen in Angouleme. — Sie machte noch einige mystische Zeichen über ihn, und ohne Rohans Antwort abzuwarten, der starr auf die geöffnete Pforte blickte, drehte sie ihn nach der Treppe zu. Da hinaus geh', mein Junge, und laß die kleine rothwangige Brigitte in Ruh', stifte kein Unheil. Ade!

Sie trat in die Pforte, Rohan schritt die Treppe hinunter, und als Montesquion ihm aufmerksam nachsah, zog sie ihn in das Schloß hinein. Kommt, gnädiger Herr, sagte sie: mich friert und hungert; befehlt, daß man mir eine warme Suppe reiche und ein prasselndes Kaminfeuer anmache.

Montesquion folgte; die Pforte schloß sich hinter ihm.

Mißmuthig schritt Rohan die Treppe hinab. Als er auf den grünen Rasenplatz kam, über welchem der Altan hervorragte, setzte er sich trauernd auf die Steinbank und sah hinüber nach dem freundlichen Ufer der Dordogne. Absichtlos nahm er seine Laute, griff in die Saiten, und hell gab das Echo die klagenden

Akkorde wieder. Da rollte ein Stein vom Felsen herab, Rohan sah auf, und erblickte eine weibliche Gestalt, — es war Mariane, die schnell wieder verschwand. Ein Blatt flatterte in die Luft, immer mehr und mehr senkte es sich — jetzt — auf ein hervorragendes Felsenstück trug es die stille Luft. Rohan klomm hinauf, und als er es eben ergriff, pfiff eine Kugel vor seinem Ohre vorbei. Er sah auf und erblickte Montesquiou im Begriff, sein Feuergewehr von neuem zu laden. Schnell sprang er um die Felswand, dort war er in Sicherheit. Er entfaltete das Papier:

„Mariane ist hier gefangen; berichtet es nach St. Claire."

Er drückte die theuern Züge an seine Lippen und eilte zu den Seinigen hinunter.

19.

Möge Dich Gott verdammen, Du blutdürstiger Mensch! schrie Jeannette, als der Maltheser, über den Fehlschuß fluchend in's Zimmer trat: Was hat Dir mein armer Junge

gethan? Ja wohl sieht man nur blutige Züge in Deiner Hand. Erschreckst das arme Kind, das bei Deinem Schuß fast ohnmächtig niedersank. Sie wies auf Mariane, welche, in einem Fenster stehend, heftig zitterte.

Bebt Ihr so vor einem Schuß, Ihr, die mit fester Hand Dolche zu führen versteht? sagte der Maltheser zu Marianen sich wendend, die er nicht im Zimmer vermuthet hatte; aber schnell sich fassend fuhr er fort: Verzeiht, holdes Mädchen, daß ich Euch erschreckte; hätte ich Eure Nähe ahnen können, würde ich mein Feuerrohr nicht abgedrückt haben.

Mariane schwieg.

Seid Ihr auch heute wieder so stumm gegen mich wie sonst? Könnt Ihr einem Mann noch nicht verzeihen, der, wenn er auch fehlte, es nur aus Liebe that, die schon lange in seiner Brust verborgen glühte.

Marianens Mund verzog sich zum bittern Lächeln.

Geh'! sagte er heftig zu der Alten, geh' und laß uns allein! — Jeannette besann sich einen Augenblick; doch ein Wink Marianens erlaubte ihr zu gehen; sie verließ das Zimmer.

Mariane! — begann nun Montesquion. Ich muß jetzt offen mit Euch reden, wozu Verstellung?! Haltet das, was ich Euch sage, nicht für unfein, ich muß rücksichtlos mein Herz Euch aufschließen, denn das Verhältniß, worin wir jetzt mit einander stehen, muß das Schicksal mit blutiger Hand trennen, oder für immer einen. Liebe oder Haß kann nur aus dem Schritte entstehen, welchen ich that.

Als ich Euch das erste Mal im Garten des bischöflichen Pallastes zu Bayonne sah, drang Eure hohe Schönheit, der Liebreiz, wenn ihn auch zuweilen der Ernst verdüsterte, zauberisch in mein Herz, das sich nicht leicht der Sinnenliebe hingiebt. Als ich Euch meinen Arm bot, durchzuckte es mich sonderbar, und hättet Ihr nicht von dem Tigerrosse gesprochen, was ich auf das Turnier von Fontainebleau bezog, mein Herz hätte sich schon damals verrathen und der gekränkte Stolz hätte die Liebe nicht überwogen. Aber da Ihr mir am andern Tage die Gewißheit gabt, daß Ihr mir nicht wehe thun, nicht meine Eitelkeit verwunden wolltet, da Ihr mir — verzeihet Mariane — dieß mit einem Tone, mit einem Blick sagtet, in welchem Euer Herz, Euer liebendes Herz so offen lag, da wehte

Hoffnung die Gluth in meinem Herzen zur Flamme an, denn ich fühlte: Auch Ihr liebt mich!

Er schwieg. Marianens Wange färbte ein hohes Roth. Scham und Zorn, auch wohl die entschleierte Liebe, so verborgen die Jungfrau sie auch glaubte, führten diese Purpur-Rosen auf ihre Wangen zurück.

Warum erröthet Ihr? Warum ein Gefühl verbergen, warum es unterdrücken wollen, das der Quell seliger Genüsse ist? Glaubt nicht daß mir der Kampf in Eurem Innern entging, als ich meine Bewerbungen in Meaux fortsetzte, wo Ihr meinem ersten Geständnisse abschreckende Kälte entgegen setzen wolltet, und doch die innere Gluth Eures Herzens nicht verbergen konntet; glaubt nicht, daß ich unter Euern Dienerinnen nicht eine gefunden hätte, die mir alles berichtete, was um Euch vorging, die mir nicht verrathen hätte, wie so oft, als Ihr in Moulins im Fieber laget, mein Name auf Euern Lippen geschwebt hätte. Ich wußte, Ihr liebtet mich, ich war dessen gewiß, und die Hoffnung beseligte mich. Und dennoch wieset Ihr mich so streng zurück, Euer Mund befahl mir zu gehen, Euer Blick lud mich ein zu bleiben. Sagt, Mariane, welcher Dämon zerreißt Euer

Herz mit Liebe und Haß? Sprecht, seid so offen gegen mich wie ich gegen Euch.

Ein durchdringender ernster Blick der Jungfrau ruhte lange auf dem Maltheser, der die geheimsten Falten ihres Herzens aufgedeckt hatte. In jedem andern Augenblicke wäre es ihr schrecklich gewesen, ihr Herz so vor diesem Manne geöffnet zu sehen. Jetzt aber, da die unzarte Rede, mit welcher er ihr jungfräuliches Gefühl beleidigte, es ihr leicht machte, einer Leidenschaft zu widerstehen, die sich auf so unerklärbare Weise ihrer bemächtigt hatte, jetzt überflog nicht einmal mehr die flüchtigste Röthe ihre Wangen.

Eure Rede zu beantworten, Herr Ritter! geziemt der Jungfrau nicht, erwiderte sie mit Stolz. Liebe und Verachtung können nicht neben einander stehen, darum nehmt die Gewißheit, daß ich Euch nicht liebe, nie lieben werde. Sie kehrte ihm den Rücken zu und trat auf den Altan.

Montesquiou ballte krampfhaft die Faust; plötzlich lachte er hell auf. Heldin der Tugend! rief er höhnend, und wenn Du mir auch schwurst, daß kein Fünkchen der Liebe in Deinem Herzen glimme, strömt doch aus Deinem Auge die Gluth

lieber den geſtrengen Grafen als den Volksfreund ſähen; aber wehe ihnen! Beſſer, hunderte von ihnen ſterben unter dem Henkerbeil, als daß ein ächter Sohn des Vaterlandes blute!"

„Philipp Artevelde!" ſprach jetzt der rüſtige, ſchon bejahrte Syndikus der Schiffer und trat aus der Mitte ſeiner Zunft hervor „Nennt uns die Namen der Verräther; wir kennen unſre Mitbürger, wiſſen, wem wir vertrauen, wem wir mißtrauen können. Auch unter den Reichen giebt es viele Biedermänner, die in der Zeit der Noth des armen Bürgers nicht vergaßen und unſre Stadt mit Leib und Blut, mit Hab und Gut freudig beſchützten. — Nennt uns die Verräther!"

„Max und Roger Everwein!" rief Artevelde und trat keck bis auf den äußerſten Rand der Erhöhung vor. Ein leiſes Murren begann wie ein ferner Sturm durch die verſchiedenen Haufen zu wogen und ward immer ſtärker und ſtärker. Die drei Zünfte der Weber, Fiſcher und Schiffer rotteten ſich zuſammen, der Lärm wurde allgemein — da drang der laute, hellklingende Ton des metallnen Beckens durch das Getöſe und gebot Schweigen.

„Was ſoll dies Gemurre?" rief Artevelde „Murrt Ihr, daß das Blut der Verräther fließen ſoll? Wer wagt es, für ſie zu ſprechen? — Er trete vor!"

„Ich ſtehe ſchon hier," ſagte der Syndikus der Schiffer „um für ſie zu ſprechen und Euch zu fragen — Habt Ihr auch ſichre Beweiſe gegen die beiden Männer in Händen, die wir nur als wackre Bürger kennen? Seid Ihr von ihrer Schuld überzeugt, dann legt uns die Beweiſe vor, die ſie

der Leidenschaft, darum! — Er wollte ihr auf den Altan folgen.

Montesquiou! — rief Mariane schnell, was Ihr eigentlich von mir wollt, weiß ich nicht. Doch! — höher hob sich ihre majestätische Gestalt und eine furchtbare Ruhe strahlte aus ihrem Auge. — Doch nahet Ihr mir, so suche ich Rettung durch diesen! Sie ergriff einen Dolch.

Der Maltheser, mehr noch durch den Ehrfurcht erweckenden Blick, als von den drohenden Worten getroffen, war nicht weiter vorgeschritten.

Was ich von Euch wollte? sagte er jetzt, das letzte Wort stark betonend. Euch als meine Hausfrau auf Belon einführen, der Irrenden, Verwaiseten an meinem treuliebenden Herzen einen Ruheplatz für ihr unstätes Leben bieten. Das wollte ich. — Was ich jetzt will —

Ist mir gleichgiltig, fiel sie ihm in die Rede, denn mit diesem Wollen habt Ihr mir den Kampf erleichtert und der Sieg ist mein. Doch horcht! — fuhr sie fort, und der Ernst ihres Gesichtes verwandelte sich in Freude. Horcht! Tönen nicht Trompeten aus dem Thale herauf? Seht, aus dem Eichwalde zieht ein Haufen

Reiter in blanken Harnischen; seht, dort wimmelt es im Busche von Fußvolk!

Montesquiou trat ans Fenster.

Gelobt sei Gott! rief sie, ich sehe das weiße Feldzeichen der Bourbons!

Freuet Euch nicht zu früh! rief Montesquiou und wären Zehntausend dort unten, ich spottete ihrer. Die Reiter mögen nur bald absitzen und das Fußvolk an dem steilen Treppenpfade ihre Seelen Gott empfehlen. — Hier, Mariane, ist Eure Pilgerschaft zu Ende.

Gerechter Gott! schrie die jetzt eintretende Zigeunerin, und Niemand hätte ihre Verstellung ahnen können, da unten wimmelt's von Kriegsvolk. Ach Gott, mein armer Giacomo, meine arme Brigitte!

Schweig! rief der Maltheser, und mache nicht solchen Lärm um das elende Gesindel. Und — sagte er als er hinaus ging, um auf den Thurm zu steigen, von wo er alles übersehen konnte — bist Du etwa im Einverständniß mit Jenen da unten, so wisse, Alte, in dieser Burg ist so manches tiefe Gefängniß, worin Du leicht Deine wenigen Lebenstage enden könntest. Hüte Dich!

Als Montesquiou sie verlassen hatte, raunte

Jeannette der Jungfrau leise zu: Da unten steht Rohan mit seinen Freunden und funfzig verwegene Bursche meiner Bande; vertrauet auf Gott, bald seid Ihr befreiet!

Rohan ist da unten, Heinrich Rohan? fragte die Pilgerin.

Die Zigeunerin bejahte es.

Das freut mich! sagte sie, schmerzvoll hinunterblickend.

Er war es ja, auf den Montesquiou schoß.

Der Treue! seufzte Mariane. Auch hoffnunglos folgt er mir; er allein flößt mir noch Vertrauen zu den Menschen ein. Doch von hier ist keine Rettung möglich.

Bald darauf tönte auf dem ebenen Platze unter dem Altane eine Trompete. Die Frauen sahen heraus, ein Edler zu Fuß, welcher den Trompeter begleitete, grüßte höflich, und bog um die Felswand, seinen Weg weiter fortsetzend, denn nicht lange, so schallte es von neuem am Fuße der Treppe, zum dritten Male aber auf dem kleinen Platze vor der Zugbrücke.

Was ist Euer Begehr? rief eine Stimme aus einem der Fenster im Thurme.

Mich sendet mein gnädiger Herr, der Prinz Condé hieher, Euch Baron von Montesquiou,

aufzufordern, die aus der Abtei St. Claire geraubte Jungfrau auszuliefern. — Wo nicht, gewärtig zu seyn, daß man als gegen einen Räuber gegen Euch verfahre.

Sagt Eurem Herrn, erwiderte Montesquiou, daß ich keinen andern Herrn erkenne als meinen König Karl von Frankreich und meinen gnädigen Herrn den Herzog von Anjou, und von Niemandem sonst Befehl annehme, als von diesen. Doch wolle der Prinz die Dirne haben, solle er selbst kommen, ich und meine Schützen würden ihn nach Stand und Würden empfangen.

Auch läßt Euch unser Feldoberst, Heinrich von Rohan, seinen Gruß entbieten, und Euch fordern zum Kampf auf Leben und Tod. Frei Geleit und Geißeln wolle er stellen. Im Thale erwartet er Euch. Hier liegt sein Handschuh! Bei diesen Worten schleuderte der Ritter einen Handschuh über die Zugbrücke.

Sagt Heinrich von Rohan, erwiderte Montesquiou, diese Burg hielt ich für meinen Herrn besetzt, um von hier die rebellischen Ketzer zu züchtigen. Jetzt hätte ich andere Verpflichtungen, als mit einem jungen Fant eine Lanze zu brechen, zur gelegeneren Zeit würde ich mit

Freuden seinen Handschuh aufheben, jetzt mag er heraufkommen und ihn selbst wieder abholen.

Dann, fuhr der Ritter fort, habe ich noch einen Auftrag an Euch, den ich bittend vortragen soll. Der Königin Astrolog, Meister Basil, läßt Euch ersuchen, ihm in die Burg Eingang zu gewähren.

Wie kommt der Königin Astrolog zu Euch? fragte lachend Montesquiou.

Das kümmert mich, das kümmert Euch nicht! erwiderte Chatenai, ich weiß es nicht und erfülle nur seinen Wunsch. Auch läßt er Euch warnen, ihm seine Bitte abzuschlagen, ihn nicht zu zwingen, feindlich aufzutreten und seiner Waffen gefährlichste gegen Euch zu gebrauchen.

Der Maltheser besann sich einige Augenblicke. Er mag kommen, die Burg steht ihm offen. — Nun gehabt Euch wohl.

Er warf das Fenster zu und Chatenai säumte nicht, sich zu den Seinen wieder hinunter in's Thal zu begeben.

Es begann schon zu dämmern, als der Thurmwart, in sein Horn stoßend, die Ankunft eines Fremden verkündete. Es war Basil, der, trotz

seines hohen Alters, den Berg hinaufgestiegen war. Montesquiou befahl, ihn einzulassen.

Ritter! begann dieser, den Maltheser und seinen Aberglauben aus früherer Zeit wohl kennend, das Geisterreich erlaubt mir nicht eher von seiner Macht Gebrauch zu machen, als wenn alle menschliche Kräfte verschwendet sind, deswegen muß ich als Bittender kommen. Laßt mich mit Marianen, meiner Enkelin von hier ziehen. Ich möchte Euch sonst Boten schicken, bei deren Anblick Euer Haar sich sträuben und gegen welche die Felsen und Mannen Euch nicht schützen möchten. Verweigert einem Greise die Bitte nicht und gebt ihm sein Kind zurück.

Euer Kind? fragte Montesquiou aufmerksam.

Meiner Tochter Kind, ja Ritter! Auch komme ich nicht mit leeren Händen; bestimmt eine Summe zum Lösegeld, Basil wird sie gern Euch zahlen und mit dem Eide bekräftigen, daß Eure unüberlegte Handlung nicht von Folgen für Euch seyn soll.

Montesquiou wurde nachdenkend. Er liebte Mariane, aber wohl war es mehr Sinnenliebe als eine heilige, reine Flamme. Er hatte, in der Gewißheit, auch Mariane liebe ihn, den Wider-

ſtand nicht von ihr erwartet, und ohne eigentlich den Zweck ſeiner Unternehmung feſt vor Augen zu haben, hatte ihn der Wunſch ihres Beſitzes allein beſtimmt. So ſehr er auch auf den Schutz des Herzogs von Anjou ſich verlaſſen konnte, den er ſchon früher von ſeinem Vorhaben unterrichtet hatte und welcher dieſe Sache als ein am Hofe ſeiner Mutter ſo gewöhnliches Liebesabenteuer betrachtete, ſo traten doch zuweilen bange Zweifel in ihm auf, ob er durch den Schutz des Herzogs auch jeder Ahndung dieſer That entgehen könnte. Ohne Baſil eine beſtimmte Antwort zu geben, trat er mit ihm in die Burg.

Ihr habt mir auf mein Begehr keine Antwort ertheilt, Ritter! hub Baſil von neuem an. Ich muß Euch vor dem ſichtbaren und vor dem unſichtbaren Rächer warnen. Wißt, als ich Angouleme verließ, kam die Nachricht, der Friede ſei geſchloſſen; iſt dieß, ſo könnt Ihr wohl Euch ſelbſt ſagen, daß Condé, der mehr Theil an Mariane nimmt als Ihr ahnet, die Auslieferung des Mädchens fordern, daß die würdige Aebtiſſin von St. Claire die Beſtrafung dieſes Verbrechens in dem Bereiche ihrer Gerichtsbarkeit verlangen wird.

Der Friede wäre geschlossen? sagte Montesquiou nach einigem Nachdenken.

So hörte ich in Angouleme.

Der Maltheser blieb sinnend stehen; sein Entschluß war jetzt gefaßt. Kommt, Basil, folgt mir in mein Zimmer, sagte er. Sie traten durch einen hohen, gewölbten Vorplatz in des Ritters Gemach. Pierre! rief er dem Diener zu, bringe Wein!

Für mich muß ich Euch danken, ich trinke nicht. Ich bitte nur, übergebt mir mein Kind.

Pierre brachte den Wein. Montesquiou setzte sich, Basil ihm gegenüber; doch den Becher, den ihm der Maltheser reichte, schob er zurück.

Warum wollt Ihr nicht trinken, Meister? fragte der Ritter.

Seit Jeronimo den Giftbecher leerte, trinke ich nicht, wenn Ihr mir kredenzt.

Basil! fuhr der Ritter auf.

Ritter! sagte Basil mit zuversichtlichem, fast spöttischem Tone. Ich bin auf Eurem Schlosse, jedem Kriegsmann unzugänglich, bin in Eurer Gewalt, wie Ihr glaubt. Haltet Ihr mich denn für so thörigt, den Tiger in seiner Höhle zu reizen, wenn ich nicht Macht hätte,

hätte, das wilde Thier zu bändigen? — Ich stehe vor Euch als Bittender, weil mein Gewissen es mir befiehlt, alles zu versuchen, ehe ich meinen Willen und meine Macht von den irdischen Fesseln befreie und ich zu höheren geistigen Kräften schreite, die mir auch hier zu Gebote stehen, die mein Kind auf ihre Flügel nehmen und es hinführen, wohin ich es ihnen gebiete. Drum ereifert Euch nicht!

Der feste Ton, mit welchem Basil dieß sagte, die Ruhe, mit welcher er ihm drohte, brachten Montesquiou außer Fassung. Meister, sagte er, Ihr wähnt in die Tiefe des menschlichen Herzens zu blicken, die geheimsten Falten der Gegenwart, welche der Augenblick schuf, zu enthüllen, Ihr wähnt in den Sternen das Schicksal der Erdenbürger zu lesen und habt doch nicht in mein Herz schauen können, kennt doch nicht das Schicksal, das Mariane erwartet.

Euer Herz liegt offen in Euerm Blicke, das Schicksal Marianens kenne ich, sagte Basil und sein Auge blickte schmerzvoll gen Himmel. Ich habe ihre Zukunft im Laufe der Sterne gelesen, sie ist kurz aber traurig.

Auch hier irret Ihr, denn wißt: ich lege

das Kreuz ab, werfe den Mantel von Malta weg; meines Onkels mir zugefallenes Vermögen verschaffte mir des Papstes Dispensation und erlaubt mir, mich dieser drückenden Last zu entledigen. Montesquiou reicht Marianen seine Hand.

Basil lächelte. Die Blume entstieg einem zu edlen Kelche, als daß sie Euch duften könnte. Ein königlicher West wehete sie an, als sie noch in der Blätterkrone verborgen lag, und weckte sie zum Entfalten. Gebt mir mein Kind!

Montesquiou verstand die Rede Basil's nicht ganz, doch ahnete er, was der Astrolog sagen wollte, und es bestärkte ihn noch mehr in seinem Entschlusse, auf irgend eine Art, ihm gleich, auf welche, sich in Marianens Besitz zu setzen, um dadurch den Folgen seiner That zu entgehen. Basil, erwiderte er freundlich, nur als meine Gattin verläßt sie Beaton, dieß ist mein fester, bestimmter Entschluß. Sie wird, sie bleibt mein Eigenthum, am Altar oder — Er hielt inne, Basil sah ihn starr an und schien zu beben; doch faßte er sich schnell. Die Bewegung seines Innern war jedoch dem

zu Verräther ſtempeln ſollen; aber richtet nicht aus eigner Macht!“

„Ich richte aus der Macht, die mir das Volk gab!“ erwiederte Artevelde mit feſter Ruhe.

„Sollen dieſe Männer“ fuhr jener fort „die Todtenopfer Eures Vaters vermehren, dann dächte ich, Herr, daß er, wenn er im Himmel iſt, ſich dieſer Opfer nicht freuen könnte, ſchmachtet er aber in der Hölle, wofür Gott ſein möge, ſo würden auch ſie ihn nicht aus der Verdammniß retten. Ich dächte, es wäre beſſer das Blut flöſſe, wenn es dann fließen ſoll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.“

„Schweig!“ donnerte Artevelde ihm entgegen und ſchwang die Streitaxt „Oder fürchte meinen Zorn!“

„Ich muß enden!“ rief der Kühne „Hört mich Bürger von Gent! — Nicht des Verraths wegen ſchmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein ſeine Hand verſchmähte, deshalb —“

Ein mächtiger Streich von Arteveldes Streitaxt ſpaltete des Redners Haupt, er ſank zu Boden. Als die Zünfte den Syndikus ſtürzen ſahen, zogen ſie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, ſchwang ſie hoch in die Höhe und rückte mit ſeiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen ſich die Kaufleute geſellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — „Halt!“ rief er jetzt mit donnernder Stimme „Halt, Ihr Freunde, daß an dieſem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauungsvoll trete ich in Eure Mitte“ ſprach er dann, die Fahne in ſeiner Linken die Streitaxt in

Maltheſer nicht entgangen, er faßte Muth, da er Baſil fürchten ſah.

Ritter von Malta! — ſagte dieſer, erhob ſich und ſtand würdevoll, ſeine weißen Locken zornig ſchüttelnd, vor ihm — ich glaube Euch zu verſtehen. — Schmach rächt der Tod, und hundert Dolche ſind gezückt!

Meiſter, unterbrach ihn der liſtige Montesquiou, warum hundert Dolche in Bewegung ſetzen, wenn ein Wort von Euch die Geiſter beflügeln kann, mir die Geliebte zu entführen, und ein Geiſterhauch hinreicht, mich wie Staub zu verwehen?

Wurm! rief der Aſtrolog und ſtreckte ſeine Rechte Montesquiou entgegen, Schande zu rächen iſt des Mannes Pflicht, und dieſe Fauſt vermag es noch, die Pflicht zu üben, nur wenn ich nicht mehr bin, überlaſſ' ich dieſe Wonne meinen dienenden Geiſtern. Dann, er ſtreckte die Arme nach allen vier Winden, dann übergeb' ich Euch ihrer Rache. Jetzt verlange ich mein Kind zu ſprechen, dann verlaſſe ich die Burg — und wehe Euch, wagt Ihr —

Montesquiou, erſchüttert und ungewiß, ſollte er ſpotten, ſollte er ſich fürchten, zögerte mit der Antwort; doch ergriff ihn Scheu vor des

ehrwürdigen Greises Gestalt. Sie soll zu Euch kommen, sagte er schnell, doch dürft Ihr sie nicht allein sprechen; es wird Jemand zugegen und Eure Unterredung nur kurz seyn.

Es sei zugegen wer da will! erwiderte Basil — Ihr selbst könnt hören, was ich mit meiner Tochter rede, denn hätte ich ihr Geheimes zu sagen, würde doch der Geist meiner Worte für Euch lautlos zu ihr dringen.

Montesquiou ging. Nach einer Weile stürzte Mariane in's Zimmer und sank in Basil's Arme, Jeannette folgte. O, mein Vater! rief sie.

Laß Deine Gefühle jetzt schweigen, der Augenblicke sind wenig. Mariane, hast Du einen Dolch?

Ja, Vater! rief sie und zog den Dolch mit diamantenem Griff aus dem Busen.

Verwahr' ihn wohl, leg' ihn nicht ab; Dir drohet Gefahr. Die Tochter Condé's, die Enkelin Basil's wird ihn zu gebrauchen wissen!

Ich werde es, mein Vater!

Ehe Du Montesquiou umarmest —

Eher umarme ich den Tod! rief Mariane und ihr Flammenauge blickte freudig gen Himmel.

Du liebst den Ritter?

Ich liebte ihn, Vater, ja, ich liebte ihn mit unaussprechlicher Gluth. Ein geheimer Zauber, den ich mir noch jetzt nicht zu erklären weiß, zog mich nach ihm hin, und zieht mich jetzt noch zu ihm. Aber ich habe die Gluth in meiner Brust gedämpft, ich habe gegen mein Herz gestritten, denn Jeronimo befahl es mir, und jetzt, da ich Montesquiou verachten muß, wird es mir leicht, sie zu unterdrücken.

Und Dein Herz zieht Dich auch jetzt noch zu ihm hin? fragte Basil.

Ja, Vater! Es ist im steten Kampfe mit meinem Willen, es ist der böse Geist, gegen den ich auch noch jetzt streiten muß.

So schütze Dich Gott! Und nun lebe wohl!

Auch Ihr wollt mich verlassen? rief Mariane.

Verlassen zu seyn war Dein Erdenloos. Leere den Becher bis zum letzten Tropfen, und — das Gefühl übermannte den Greis — Mariane! rief er, fällst Du, so räche ich Dich! dieß mein Segen. Gott sei mit Dir! Er eilte fort.

20.

So hat mich meine trübe Ahnung nicht betrogen! rief Rohan, als er Basil, von einigen Zigeunern geführt, den steilen Fußpfad allein heruntersteigen sah. Nun, so muß sie der Himmel schirmen, denn mit Gewalt ist gegen dieses Felsennest nichts auszurichten.

Schweigend näherte sich ihm Basil, ihm die Hand reichend.

Seid auf das Aeußerste gefaßt, Heinrich Rohan, sagte er bewegt, ich fürchte, alle Hülfe kommt zu spät.

In stummem Schmerz schritten sie dem Eichwalde zu; die Zigeuner küßten des Meisters Hand, dankten ihm auf ihre Weise, als er ihnen Kunde von Mutter Jeannettens Wohlseyn brachte, und schlichen nach der andern Seite des Gießbaches in das Erlengebüsch. Rohan und Basil traten zu ihren Freunden, welche im Eichwalde gelagert, mehrere Feuer angezündet hatten, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen.

Bald darauf nahte sich ihnen ein Trupp Zigeuner, einen Reiter mit seinem Diener in der Mitte. Hier bringen wir Jemanden mit

der rothen Schärpe! riefen sie. Er fragte nach dem Fußpfade, aber nach Velou führt. Hier habt Ihr ihn.

Rohan! sagte der ankommende Chevalier d'Ardelay. Seit wann stehen die Edlen Frankreichs mit diesem Gesindel im Verein? Seit wann habt Ihr Herren Calviniſten solche Verbündete? Denn als ich durch den Wald ritt, traten von allen Seiten diese Buschklepper hervor, umzingelten mich und legten ihre Feuerröhre auf mich an. Ich fürchte nicht, daß das Sitte ist, und überdieß mitten im Frieden.

Daß wir mitten im Frieden sind, wissen wir nicht! erwiderte Rohan: noch ward uns diese Nachricht nicht, und wären wir auch im Frieden, gegen dieses Schloß bleiben wir dennoch im Felde. Aber verzeiht, daß Ihr auf eine so unritterliche Art gefangen genommen wurdet. Die Bande steht hier und wartet auf ihre Mutter, welche oben auf dem Schlosse ist, sonst haben wir nichts mit ihr gemein. — Setzt Euch zu uns, d'Ardelay, und macht uns mit Eurer Sendung bekannt.

Meine Sendung, erwiderte dieser — ist, nach Bordeaux zu gehen und Montluc die Nachricht vom Frieden zu bringen; da beauftragte mich

mein gnädiger Herr von Anjou, seinem Stallmeister Montesquiou auf Belon ein Schreiben einzuhändigen, und als wäre ich dazu bestimmt, der Bote Anderer zu seyn, fand ich den Prinzen Condé in Poitiers, welcher mir diesen Brief an Euch mitgab. Er winkte seinem Diener, welcher ihm eine reich mit Gold beschlagene rothlederne Brieftasche reichte; d'Ardelay öffnete sie, suchte unter mehreren Briefen, nahm zwei heraus, gab den einen Rohan und zeigte ihm den andern. Ihr seht hier das Wappen des Herzogs von Anjou, der Brief ist an den Maltheserritter Montesquiou nach Belon gerichtet; erlaubt daher, daß ich meinen Weg dorthin fortsetze.

Nur einen Augenblick geduldet Euch! erwiderte Rohan, erbrach den Brief des Prinzen und sagte dann zu d'Ardelay: Zieht nach Belon, wenn es Euch beliebt; mein Wunsch, daß Eure Sendung gelingen möge, begleite Euch.

D'Ardelay bestieg sein Roß, und nach den gewöhnlichen Höflichkeitbezeigungen ritt er der Burg zu.

Der Prinz und der Admiral — sagte jetzt mit lauter Stimme Rohan zu den Seinen —

haben mit der Königin Frieden geschlossen. Jede Feindseligkeit hört auf, doch diese Burg bleibt umringt, bis unser Zweck erreicht, Mariane befreit ist. Noch heute erwarte ich den Prinzen; ehe es Abend wird, hofft er bei uns einzutreffen. Basil! sagte er leise zu diesem, der, während der ganzen Zeit still und in sich gekehrt in die Gluth des Feuers geblickt hatte: die Hoffnung naht, der Prinz kommt, und so wie er mir schreibt, bringt d'Ardelay geheime Befehle des Herzogs von Anjou nach Belon, Mariane frei zu geben.

Blut lese ich im Buche des Schicksals, blutig wird sich der Tag enden! rief der Astrolog.

Das wolle Gott nicht! rief, von banger Ahnung ergriffen, Rohan: Vertrauet auf ihn!

Wer kann wissen, wozu der weise Vater das Opfer verlangt! sagte Basil, schüttelte schmerzvoll lächelnd sein graues Haupt und in tiefe Betrachtungen versunken schritt er in den Wald.

21.

Seit Basil Mariane verlassen hatte, schien ein anderer Geist die Jungfrau zu umschweben.

Beruhigt, als sei alle Furcht aus ihrem Herzen gebannt, als habe sie mit dem Schicksale abgeschlossen, stand sie am Fenster und sah hinaus nach dem stürmischen Wolkenhimmel. Jeannette nahete ihr, sie schien sie nicht zu bemerken; Montesquiou kam, sie war duldendfreundlich gegen ihn, und neue Hoffnung schien diesen zu beleben, als d'Ardelay's Ankunft ihn abrief.

Der Meister scheint Euch beruhigt zu haben! begann jetzt die Alte: Seit ich Euch verließ, seid Ihr heiter, selbst des Ritters Gegenwart ertragt Ihr mit Sanftmuth. Wohl Euch!

Wohl mir! sagte freundlich lächelnd Mariane und sah wieder sinnend hinaus nach den dunklen, vorüberziehenden Wolken. Doch plötzlich wandte sie sich zu Jeannetten. Mutter! sprach sie, und blickte die Alte geisterhaft an: Könnt Ihr Euch noch Jeronimo's erinnern?

Wie sollt' ich nicht!

So recht lebendig Euch seiner erinnern?

Als stünd' er vor mir! erwiderte die Alte.

Seht! sagte die Pilgerin: Auch vor meinem Blicke seh' ich ihn schweben. Sein blaues Auge sieht wehmuthvoll auf mich, seine gol-

denen Locken, die Stirn umschattend, wallen los und frei in den Wind, und wie aus Nebel gehaucht, wogt die ganze Gestalt vor mir. Ach, jetzt ist die Gestalt in Nebel zerronnen!

Das war sein Abschiedsruf. Ich werde kommen, mein Bruder!

Sie sah starr hinaus in die Wolken, als ob sie ihn dort noch finden könne, und als sie vergebens hinauf blickte, eine nach der andern vorüber zog und keine auf ihrem dunkeln Saume Jeronimo's Bild ihr wieder zuführte, trat sie vom Fenster zurück und bat Jeannetten, sie zu verlassen.

Geist der Vernichtung! rief sie aus: der Du schon in der Stunde meines Werdens Dein Gift in meinen Lebenskelch senktest, Du hast in mir vollendet! Dein Flügel rauscht, Dein furchtbar Wort öffnet mir den Abgrund; leise, doch schmerzlich löst sich das Irdische los von meinem unstäten Geiste, er schüttelt die morsche Hülle ab, sie fällt wie der enge Kerker von den Aurora-Flügeln der Psyche, und er schwebt himmelwärts. Doch ich schwebe nicht auf! rief sie dumpf und schauderte mit einem Mal, als schüttle sie des Todes Hand. Ich stürze hinunter, hinunter in die

furchtbare Tiefe. Horch! rief sie aus, und eine qualvolle Angst ergriff sie: Horch! ich höre Dich rauschen, Du naheſt — nun wohl! —

Mit stolzer Ruhe, die Angst ihrer zerrissenen Brust unterdrückend, blickte sie auf Montesquiou, der, von d'Ardelay eben verlassen, herein trat. Sein Blick, so sehr er es zu verbergen suchte, verrieth die Unruhe seines Gemüthes. Freundlich nahete er Marianen, welche den rechten Arm auf das Kamin gestützt, mit dem linken einen Sessel gefaßt hatte.

Ihr scheint nicht wohl zu seyn! begann er jetzt mit theilnehmendem Tone, Euch friert, Ihr bebt. Der Sturm heult, die Luft ist rauh, das Feuer im Kamine fast erloschen; schürt es an, daß prasselnd die Flamme emporsteige und Euch erwärme.

Mariane sah ihn starr an. Sie schien seine Worte nicht gehört zu haben.

Euch friert, schürt das Feuer an! wiederholte Montesquiou, und indem sie sich, seinen Willen zu vollbringen, niederbeugte und ihre Augen nur nach dem Feuer gerichtet waren, fuhr der Ritter schnell nach dem Dolche, den sie an ihrer Brust verborgen hatte, und schleuderte ihn weit weg über das steinerne Geländer

seiner Rechten, unter die Fischer tretend „Warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.“

„Du lügst!“ riefen einige Stimmen „Alice Everwein hasst Dich und ist nicht Deine Verlobte!“

Arteveldes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — „Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück“ nahm er nun wieder das Wort „Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitaxt führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben“ rief er nach einer Pause „Er trete vor!“ — Keiner trat vor. Da begann er listig von einem Kriegszug nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. — Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer, den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel- und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

des Altans. Doch nur eines Augenblickes bedurfte es, Marianen von der Ueberraschung zu befreien und ihr die Besinnung wiederzugeben. Sie stürzte nach der Thür und fand sie verschlossen. Mit Ergebung und Ruhe kehrte sie zurück und nahete dem Ritter, der mit einem Blick ihr entgegentrat, in dem sich Sinnenlust und Verzweiflung ausdrückte.

Jetzt, Mariane, schlägt die entscheidende Stunde! rief er aus. Kein scharfer Dolch schützt Euch mehr vor meinen Armen, kein Mordgewehr könnt Ihr, mich zu schrecken, nach Eurem Busen richten. Darum hört mich an. Ich habe Befehl vom Hofe, Euch auszuliefern; thue ich dieß, so blute ich unter dem Dolche Eurer Rächer und entgehe ihnen nicht. Nur Euern Gatten würde man schonen. Deshalb — der Priester wartet in der Kapelle, die Dispensation des heiligen Vaters erlaubt es ihm — folgt mir dahin. Doch glaubt nicht, die Furcht allein zwinge mich zu diesem Schritte, auch mein Herz, ja mein verwildertes Herz verlangt es stürmisch. Ihr liebtet mich einst und liebt mich noch, Euer Blick verräth auch jetzt noch Eure innerste Empfindung; warum gegen das Schicksal, gegen Euer Herz kämpfen, denen Ihr doch endlich

unterliegen müßt?! — Darum folgt mir und macht das Glück meines Lebens. Vom Gefühl überwältigt, sank er zu ihren Füßen. In meiner Brust glüht die Flamme der Liebe, fuhr er stürmisch fort, Alles wagte ich um Euren Besitz, Alles wag' ich auch noch um ihn. Ihr schweigt, wendet Euch ab von dem Knieenden? Wißt, daß, wenn ich die Burg öffne und Ihr von hinnen zieht, mein Haupt sinkt, mein Herz unter der Feinde rächendem Dolche verbluten muß, und Ihr seid meine Mörderin!

Mariane schwieg, — reglos stand sie vor ihm, der noch ihre Kniee umfaßt hielt. Sein flehendes Auge blickte auf zu ihr, — sie wandte sich ab. Da sprang Montesquiou auf, wild rollten seine Augen. Nun, Ihr wollt es! rief er, Ihr wollt mich in die Hölle schleudern — so sei's!

Mariane! sagte er mit kaltem Gleichmuth, was der Liebe nicht ward, erkämpfe sich die Kraft. Folgt Ihr mir heute nicht zum Altar, so schwör' ich, sollt Ihr mich morgen, wenn die Sonne Euch in meinen Armen weckt, auf Euren Knieen anflehen, so wie ich heute bat, Euch zum Altare zu führen. Bei Allem, was einem Menschen, was selbst einem Böswicht heilig seyn muß, schwöre ich Euch: Ihr werdet mein Weib oder meine Buhlerin!

Verachtend blickte die Jungfrau auf ihn, auf dessen Blick allmählig die eisige Kälte zur Flammengluth wurde; doch sprach sie nicht ein Wort.

Mariane! rief er noch einmal. Da schmetterten Trompeten im Lager der Calvinisten, ein freudiger Jubel tönte von unten herauf.

Bist Du schon da? rief Montesquiou wüthend, bist Du schon da, stolzer Condé, die Schwester Deines Liebesboten zu befreien? Du rettest sie nicht, eitler Bourbon!

Montesquiou! sagte jetzt Mariane, und hohe Röthe überflog ihre Wangen, wenn Condé nahet, dann wehe Euch! ich möchte Euch gern retten. — Er streckte die Arme nach ihr aus. — Rührt mich nicht an! rief sie, denn wißt, in meinen Adern fließt königliches Blut.

Ihr seid? rief Montesquiou schnell.

Condé's Tochter! und stolz sah sie auf den Ritter herab, der einen Augenblick, entmuthigt, der Blick sinnend zu Boden senkte.

Auf dem ebenen Platze unter dem Altane gab jetzt die Trompete ein Zeichen und eine Stimme tönte herauf: Im Namen des Königs, öffnet die Burg! und wie ein Falke auf die hülflose Taube, stürzte Montesquiou auf die Jungfrau, schloß sie in seine Arme, hob sie mit Riesenkraft hoch in die Höhe und trug sie jauchzend davon.

Als gäb' eine unsichtbare Kraft ihr des Mannes Stärke, so muthig, so kraftvoll kämpfte sie gegen den Ritter. Jeronimo! rief sie, wo bist Du, mein Bruder? — Noch einmal strengte sie alle ihre Kräfte an und nicht vergebens; sie riß sich aus seinen Armen los, stürzte hin zum Altan und sprang auf das Geländer. Den

Blick gen Himmel ſtand ſie, über dem Abgrund ſchwebend, da, während Montesquiou ſtarr vor Entſetzen ſie anblickte. Da vernahm er Rohan's Stimme: „Mariane! meine Mariane! um Gottes willen, was beginnt Ihr!“ und dieſer Ruf belebte mit neuer Wuth ſeine erſtarrten Lebensgeiſter. Mein ſollſt Du werden im Leben, oder ſeine Beute im Tode! Mit dieſen Worten eilte er auf ſie zu.

Jeronimo! rief die Jungfrau und ſtürzte ſich in den Abgrund hinab.

Vater! lallend, verſchied ſie, die zerſchmetterte Hand nach Condé hebend.

22.

In St. Claire, an Jeronimo's Seite, ruht die Pilgerin von ihrer qualvollen, kurzen Wanderſchaft aus. Iſabella legte den Myrthenkranz auf ihren Sarg, ſchmückte ihr Grab und das des Bruders mit Blumen und ſenkte bald zu den Füßen der beiden Unglücklichen die nicht zum Leben entfaltete Knospe einer hoffnungloſen Liebe.

Das Gewand der Karmeliterinnen deckte die holde Geſtalt Iſabellens de la Tour. —

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Zwölftes Bändchen.

Die schöne Gabriele.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

Die
ſchöne Gabriele.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1838.

7.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem
immer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen
e Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber
ß die Mutter, warf zuweilen einen Blick nach ihrem
inde und seufzte tief; jetzt stand sie auf „Da, nimm
ein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen"
rach sie „mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekäm-
ert sehe." Alice nahm das Tuch, seufzte tief, wischte
e Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber ver-
echte es nich'.

„Ergieb Dich in Dein Schicksal Kind!" sagte die
Mutter „Bedenke —"

„Liebe Mutter" sprach sie bewegt „ich habe Walter
ige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Er-
u, wenn ich den Schwur breche?"

„Und kann es Dir wohlgehen," zürnte die Mutter
wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt
irnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt
wischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich
rfolgt — ich konnte meinen Vater retten und that es
icht!"

„O schweigt, Mutter, schweigt!" bat Alice „Füllt
icht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja
hon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern,
ch fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter,
Mutter!" jammerte sie „Es ist so schwer, sich von dem
oszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hinge-
eben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebe-

1.

Zwischen Soissons und Compiegne liegt ein altes Schloß von gar ernstem alterthümlichen Ansehen. Wie ein Riese der Vorzeit steht es mit seinen vier runden, auf allen Seiten des Schlosses hervortretenden Thürmen in seinem grauen Gewande da, und scheint noch lange der Zeit trotzen zu wollen. Sein hohes, in der Mitte zusammenlaufendes Dach mit drei kolossalen Schornsteinen überragt fast die stumpfen Thürme, deren Spitzen unvollendet blieben, und auf denen jetzt nur zur Vertheidigung Falkonets aufgepflanzt waren. Das Ganze gewährt einen finstern, unfreundlichen Anblick.

Geht man über die morsche Zugbrücke, wo aus sumpfigen Graben das Gequake der Frösche statt Nachtigallensang den Frühling verkündet, und hat man den kleinen Vorhof durchschritten, so tritt man durch ein hohes, mit Wappen und

kriegerischen Sinnbildern verziertes Portal in die gewölbte, mit Hirschgeweihen ausgeschmückte Halle, wo die offenen Flügelthüren des Rittersaals eine freundliche Aussicht nach einem schattigen Lindenplatze auf der andern Seite des Schlosses unserm Auge bieten. Aber unwillkürlich wird der Blick von den hundertjährigen Bäumen auf das Innere des Saales gezogen, wo, in nicht ungeschickter Zusammenstellung, Rüstung, Waffen, Fahnen und große Gemälde die getäfelte Wand zieren, die alle als Denkmale der Thaten des alten pikardischen Geschlechts der d'Estrées hier aufgehangen sind und manches Seltsame zeigen.

So wie das ganze Schloß, so scheinen auch diese Bürgen der Tapferkeit das traurige: Es war! zu verkünden; wie das Schloß in seiner kolossalen Gestalt, mit seinen grauen, bemoos'ten Mauern das Auge in eine bessere kräftigere Vergangenheit führt, so schienen auch diese Waffen auf den ehemaligen Glanz, auf den Muth des Geschlechtes zu deuten, von welchem der letzte Stammhalter, Anton d'Estrées, Marquis von Coeuvres, mit seinem jüngsten Sohne draußen unter einer Allee von wilden Kastanienbäumen, von zwei Dienern in ärmlicher Livrée ge-

folgt, auf- und abschritt. Der Glanz des alten Geschlechts begleitete ihn nicht, er war erloschen, aber der Muth der Ahnen war nicht von ihm gewichen, er leuchtete noch aus seinem blitzenden Auge. Kaum von seinen in der Schlacht von Ivry erhaltenen Wunden genesen, hielt ihn nur der Mangel auf seinem Schlosse zurück, nur die Unmöglichkeit, sich und sein Gefolge wieder so auszurüsten, daß er mit Anstand und seinem Range gemäß in das Lager Heinrichs des Vierten einreiten konnte, bannte ihn auf dem alten Schlosse seiner Ahnen fest. Unmuthig, schweigend ging er mit seinem Sohne die Allee, die nach den Linden führte, auf und ab, blickte finster vor sich nieder und beachtete die vier jungen schönen Mädchen nicht, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, unter den schattigen Bäumen saßen.

Plötzlich hob der alte Marquis sein gesenktes Haupt, und sich zu seinem Sohne, dem Canonicus von Rheims, wendend, sagte er, nach dem Schlosse hinzeigend: Sieh, mein Sohn, dieß alte Schloß ist Alles, was mir von dem Erbtheil und dem Glanze meiner Väter blieb; alt und hinfällig wie ich wird es nicht mehr lange dem Sturme und Wetter trotzen; alles

Uebrige habe ich dem Dienste der fünf Könige geweiht, für die mein Blut geflossen ist, und wo ich nur Wunden statt Lohn davon trug. Unter König Heinrich dem Zweiten, glorreichen Andenkens, begann ich vor Calais meine Laufbahn; unter dem schwachen Franz, dem wilden Karl vergoß ich mein Blut in dem Kampfe gegen die Hugenotten; unter Heinrich dem Dritten kämpfte ich bei Coutras gegen sie; bei Tours für sie. Immer dem getreu, der die Krone des schönen Frankreichs auf dem Haupte trug, kümmerte es mich als treuen Vasallen nicht, gegen wen ich zog; ich sammelte meine Schaar um mich, rüstete sie aus, verpfändete, verkaufte eine Besitzung nach der andern und opferte mein Hab und Gut allein meiner Pflicht, denn mein Herz hing sich immer an die Könige, die Gott dem schönen Frankreich zur Strafe vorgesetzt hatte. Was ward mein Lohn? — Wunden! — Undankbares Geschlecht der Valois! — Jetzt sitzt ein Bourbon auf wandelbarem Throne, — fuhr er nach einer Pause fort. — Auch ihm, dem die Krone gebührt, bin ich gefolgt und habe mit Freuden für ihn geblutet, denn er ist ein Held, ein wackerer Degen, ein ehrenwerther Kriegmann, recht geschaffen,

Frankreichs König zu seyn. Ihm würd' ich ferner dienen mit Leib und Seele, aus Pflicht und Liebe, aber — mein altes steifes Roß trüge mich kaum mehr zur Falkenjagd, wenn ich auch noch einen Falken zu solch edlem Waidwerk mein nennen könnte. Meine Rüstung haben die spanischen Reiter zerhackt, und dem Waffenschmied in Compiegne schulde ich von meinem vorigen Zuge noch so viel, daß er ohne Geld nicht mehr für mich arbeiten will, und Meister Niklas in Soissons hat alle Hände voll zu thun, die Scharten aus den Rüstungen der Liguisten zu wetzen, die der wackere Bearner ihnen bei Ivry schlug, und wo soll ich Geld finden, ein anständiges Gefolge auszurüsten? — Allein, wie ein elender Avanturier zieht Anton von Coeuvres nicht in das Feldlager seines Königs.

Und hat dieser Euch nicht Unterstützung versprochen? nahm der Canonicus das Wort.

Versprechen, — fiel ihm der alte Marquis mit Heftigkeit in die Rede — versprechen ist den Königen leicht, das Halten aber wird ihnen gemeiniglich schwer. Geht es doch dem armen Herrn nicht besser als mir. Ein Roß, ein Schwert, ein Gott! und oft keine Mahlzeit, seinen Hunger zu stillen. Von ihm kann ich

nichts erwarten. Mag er seine Gunst Deinem ältern Bruder schenken, der dem Prinzen von Conti dient; Geld hat er nicht und Geld allein kann mir helfen. Das weiß auch Mayenne, er bietet mir Geld und Gut, im Fall ich zur Ligue treten will; aber da bewahre mich Gott, daß ich meinen rechtmäßigen Herrn verleugnen und ein spanischer Söldling werden sollte. Ich bin ein guter katholischer Christ, aber dennoch meinem Könige treu, den Gott erleuchten mag.

Während dieses Gespräches waren sie bis an das Ende der Allee gekommen und wandten sich jetzt, so daß sie auf die Lindenbäume zugingen.

Dort sitzen sie, die mir die schwerste Sorge machen! — begann jetzt der Marquis. — Sechs Töchter und nur zwei Söhne gab mir der Himmel, und dazu ein leichtsinniges Weib. Doch sie ist Deine Mutter und deshalb will ich schweigen. In meinem Hause nichts als Kummer, fuhr er fort — und doch bin ich darin gebannt.

Die Mutter ist fern — sagte der Sohn, des Vaters Unmuth beschwichtigen wollend.

Dafür dank' ich Gott stündlich! sagte der Alte, das Auge gen Himmel gewandt.

Schweſter Magaritte iſt verheirathet! fuhr der Canonicus fort.

Ja, zu meinem Kummer mit einem Liguiſten.

Und Angelique iſt Aebtiſſin von Maubuiſſon.

Die hat wahrlich nicht Gott zur Aebtiſſin gemacht; ſchön wie ein Engel iſt ſie, doch nur wie ein gefallener.

Ihr ſeid hart, Vater!

Hab' ich nicht Urſach'?

Und Diane, Julie, Françoiſe? — fuhr der Canonicus fort — Seht ſie und Ihr müßt ſtolz ſeyn, Euch Vater ſolcher Töchter nennen zu können. Seht nur die ſchönen Geſtalten, dieſe reizenden Geſichter. —

Niedergebeugt fühl' ich mich, mein Sohn, wenn ich auf ſie blicke. Alle Fehler ihrer Mutter ſeh' ich in ihnen wieder — Eitelkeit, Leichtſinn, Neid und Zwiſt, alle dieſe herrlichen Tugenden haben ſie geerbt —

Und Gabriele?

Das iſt meine Tochter! — rief der alte Marquis und ſeine gebeugte Geſtalt erhob ſich — Das iſt mein Kind! Gebe Gott, daß es ihr wohl gehe!

Ihr Glück steht ja fest! fiel ihm der Sohn in die Rede.

Welches Erdenglück steht fest, thöriger Jüngling? — sprach der Alte und seine Stirn wurde kraus — Wo ward der Mensch geboren, der dem flüchtigen Glücke gebieten könnte: Steh! — Als ich mit Françoise Babon an den Altar trat, ihr holdes Antlitz, des Königs Gnade mir lächelte, da glaubte ich, Fortuna stände mir zur Seite und schlänge ihren Arm um meinen Nacken, mich für ewig fest zu halten — und es war eine Buhldirne, die mich umfing. Doch laß uns davon schweigen, selbst die Erinnerung an mein geträumtes Glück treibt das Gift durch meine Adern. Wie ein Lechzender den Morgenthau von den flimmernden Blättern gierig saugt, will ich an der einzigen Hoffnung, die mir noch bleibt, saugen, will an Roger, Herrn von Bellegarde, des Königs wackern Oberstallmeister, meiner Gabriele Verlobten denken; will hoffen, daß durch ihn wenigstens diese eine Tochter glücklich werden wird, und die anderen dem barmherzigen Gott empfehlen.

In diesem Augenblicke sahen sie einen Reiter dem Schlosse zusprengen; auch die Mädchen mochte der Hufschlag des jagenden Rosses auf-

geschreckt haben, sie legten schnell ihre Arbeit weg und blickten auf; Gabriele aber, den Diener Bellegarde's schon in der Ferne erkennend, eilte schnell durch den Rittersaal in den Vorhof, wo eben la Rousse vom Pferde sprang und: Dieß für Euch, mein Fräulein, und dieß für den Herrn Marquis! sagend, ihr zwei Briefe übergab.

Geliebte! — so las sie, die, ohne an des Vaters Brief zu denken, schnell den an sie gerichteten erbrochen hatte — Geliebte! unmöglich ist es mir, selbst zu kommen, deshalb schicke ich la Rousse, unmöglich, Euch mehr zu schreiben, denn der König steht hinter mir und will den Brief lesen. In einigen Tagen bin ich bei Euch!

Sie las gedehnt die Unterschrift: Bellegarde. Dieß also ist Alles? Kein zärtliches Wort, kein Wort des Entzückens, nicht einmal ein Datum und der Ort, von dem er schrieb, überall flüchtige Eile — das muß ihm vergolten werden.

Wo ist Dein Herr? — fragte sie schnell den Diener, der eben sein keuchendes Roß nach dem Stall führen wollte.

Bei Beauvais hab' ich ihn verlassen und

hoffe ihn in Attichy wieder zu treffen. Es geht heiß hinter dem Spanier her.

Wie lange bleibst Du hier?

Nur so lange, als mein armes Thier zu seinem Futter bedarf; ich muß eilen.

Gabriele verließ jetzt la Rousse und übergab dem ihr entgegenkommenden Vater das Schreiben von einer ihr unbekannten Hand. Der Vater erbrach es, und mit jedem Worte, das er las, erheiterte sich sein ernstes Gesicht. Es war von König Heinrich's Hand, der ihn in den verbindlichsten Ausdrücken einlud, sobald als möglich zum Heere zu stoßen, das, nicht weit von Coeuvres vorbeiziehend, im Verfolgen der Spanier begriffen sei. Zugleich war dem Schreiben eine Anweisung des Intendanten der Finanzen d'O beigefügt, die dem königlichen Einnehmer zu Mantes befahl, dem Marquis von Coeuvres 4000 Livres, eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Summe, auszuzahlen.

Nun, in Gottes Namen noch einmal für Heinrich von Bourbon das Schwert gezogen! — rief der alte Marquis freudig aus; und als habe Brief und Anweisung ihm neues Leben gegeben, schritt er sogleich zur Ausführung seines Vorhabens, sandte Boten nach seinen

wohl zu ſagen und ſo ganz allein, freudeles auf dieſer ſchönen Welt zu ſtehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abſchütteln darf!"

„Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice?" ſagte die Mutter „Muß unſer Dank, muß das Gefühl, Du habeſt recht, habeſt edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Iſt Dir denn Walter Alles?"

„Alles!" ſeufzte Alice.

„So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den ſtrengen Richter, was Du thun ſollſt. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten." — Alice ſah ſchweigend vor ſich nieder — „Unter dieſem Herzen haſt Du gelegen" fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort „Unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angſt und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod ſeine Hand nach Dir ſtreckte, hab' ich ihm freudig die eigne Bruſt geboten, die Deine zu retten; und Du willſt nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?"

„Mein Leben, Mutter! — Gern, tauſendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüſt beſteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch ſo viele Jahre fortſchleppen müſſen, Tag für Tag die Marter dulden, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das iſt ärger als tauſendfacher Tod. Mit dem Sterben iſt ja Alles vorbei, ſanft ruht ſich's im Grabe, aber in ſeinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht ſich's fürchterlich!"

Da klopfte es leiſe an die Thüre, Alice ſchrak zuſam-

alten Krieggenoſſen, bot ſeine Unterthanen auf, übergab dem geiſtlichen Herrn die Beſorgung des noch Nöthigen und die Bewachung des Schloſſes, und nur von vier Bewaffneten begleitet, ſah man ihn ſchon am andern Tage auf dem Wege nach Mantes.

Gabriele war indeſſen auf ihr Zimmer gegangen, ihrem Verlobten zu antworten. Sie ſchrieb ihm:

Herr von Bellegarde! Von Attichy bis Coeuvres ſind 4 Lieues, die Straße iſt von Feinden rein; ein ſcharfer Ritt, das Opfer eines Roſſes und Ihr ſeid hier! —

Gabriele.

An dem Glücke ihres Vaters nahm ſie weniger Theil als ihre drei Schweſtern, die ſich freuten, den mürriſchen Alten, der ſie ſtets mit Ermahnungen plagte, auf längere Zeit los zu werden. Gabriele hatte immer im Stillen gehofft, der begünſtigte Bellegarde ſollte der Verlegenheit ihres Vaters abhelfen, hatte deshalb ihm gezürnt, wußte aber nicht, daß er längſt dem Marquis ein Darlehn angeboten, dieſer es aber mit Stolz abgelehnt hatte.

2.

Während die vier Schwestern unter der Obhut des geistlichen Bruders in Coeuvres sich langweilten, war König Heinrich der Vierte im Verfolgen der Spanier nach Attichy gekommen, wo er in Gesellschaft Roßny's, des nachmaligen Herzogs von Sully, Bellegarde's und Chicot's, eines wackeren gascognischen Degens, aber auch in allem Uebrigen ein ächter Gascognier, beim Becher saß. Sie sprachen anfangs über ernste Sachen, aber bald stimmte Chicot's ewig neckende Laune den Ernst zum Scherze; seine Witzpfeile waren auf Roßny gerichtet, an dessen gravitätischem Gleichmuthe sie jedoch abprallten, und so nahm er jetzt Bellegarde zu seiner Zielscheibe. Freund, — rief er dem Oberstallmeister zu — Ihr seid immer in dem Wahne, was Ihr besitzt, sei das Schönste, Euer Schwert das schärfste, Euere Rosse die edelsten, Euere Kleider die prachtvollsten, und nun meint Ihr sogar, Euere Geliebte sei die schönste Dame die Frankreich je gesehen, und alle galanten Frauen und Mädchen, die den König beglückten, seien nur indische Pagoden gegen Euere irdische Gottheit. Ihr seid in großem Irrthum, Herr

Stall-

Stallmeister! Fragt nur den König, der sich doch gewiß auf schöne Frauen versteht, ob es wohl etwas Lieblicheres gab, als die kleine Fleurette, etwas Grazieuseres, als das Fräulein von Tignonville, eine stolzere Juno, als das Fräulein Fosseuse, etwas Herrlicheres als —

Gascognaden! — unterbrach ihn Bellegarde — Worte und weiter nichts. Mein bestes Bataille-Pferd gegen Eueren schlechtesten Klepper, Gabriele d'Estrées ist die schönste Dame Frankreichs!

Schlag' ein, Chicot! — rief Heinrich der Vierte rasch — Nimm die Ausforderung an! Wir wollen uns den kurzen Ritt nach Coeuvres nicht verdrießen lassen, dort wollen wir sehen, und dann will ich Schiedsrichter seyn.

Das wäre zu viel gewagt, Sire! — nahm Bellegarde schnell das Wort — Coeuvres ist von liguistischen Schlössern und Städten umgeben, Soissons nahe —

Der Oberstallmeister hat Recht! — fiel ihm der bedächtige Roßny in die Rede — der Zweck wäre dieß Wagniß nicht werth.

Roßny, Du irrst! — sagte Heinrich lachend — wenn Du die schöne Dame Frankreichs zu sehen einen geringen Zweck nennst. Das Schöne.

ist immer ein herrlicher Preis für den Sieger, und besonders gebührt er einem königlichen Krieger. Darum rasch die Rosse gesattelt und hin! fuhr König Heinrich fort.

Bellegarde sah es seinen leuchtenden Augen an, daß der König mehr Theil an der Sache nahm, als es ihm lieb war, und er versuchte noch einmal, ihn von seinem Vorhaben abzulenken.

Sire! — nahm er deßhalb das Wort — Euere Großmuth hat erst vor einigen Tagen den Vater meiner Verlobten durch Wohlthaten sich so sehr verbunden, könnte der Marquis nicht glauben, Ihr eiltet, Euch den Dank selbst zu holen? — Wollt Ihr nach Coeuvres, so tretet wenigstens dort nicht als König auf, verkleidet Euch —

Du hast Recht, Bellegarde, fiel ihm Heinreich in die Rede — es wäre unzart! — Er sann einige Augenblicke nach, dann rief er plötzlich: Ich gehe in spanischer Kleidung als Euer Gefangener hin. Du, Chicot und Roßny begleiten mich; Roßny mag den Marquis unterrichten, daß ich unerkannt bleiben und selbst von ihm nicht erkannt seyn will.

Bellegarde, der durch la Rousse schon längst

erfahren hatte, daß der Marquis nach Mantes gereis't sei, wußte keinen Ausweg mehr, den König von seinem Vorhaben abzubringen, nur nahm er ihm das Versprechen ab, sich auf keine Weise zu erkennen zu geben. Am andern Morgen sah man die drei hugenottischen Edelleute, Heinrich den Vierten in ihrer Mitte, den in damaliger Zeit wirklich gefährlichen Ritt unternehmen.

Heinrich der Vierte war nach der Schlacht von Ivry gegen Paris gerückt, hatte in Sturm die Vorstädte genommen und die volkreiche Stadt so eng berennt, daß es unmöglich war, Zufuhr hineinzuschaffen. Die Hungersnoth war grenzenlos und mit jedem Tage glaubte Heinrich, daß sich die Stadt ihm ergeben müsse. Da erschien der Herzog von Parma mit einem spanischen Heere; schon hatte er von den Niederlanden aus die Aine überschritten, nahte Paris und zwang den König, die Belagerung aufzuheben und nach manchem Hin- und Herziehen bis an die Oise zurückzugehen. Aber Parma vermochte nicht in diesem ausgehungerten Lande Unterhalt für sein bedeutendes Heer zu finden; er sah sich, nachdem er den Hugenotten in der Gegend von Paris einige unb-

deutende Städte abgenommen hatte, zum Rückzuge gezwungen, wo ihn nur die musterhafte Ordnung seiner Spanier vor gänzlicher Niederlage schützte. Bei'm Verfolgen, als Parma, glücklich über die Aine gegangen, seinen Rückzug nach den Niederlanden fortsetzte, war es, wo Heinrich in Attichy übernachtet hatte, für einen Augenblick sein Heer verließ, trotz des Umherstreifens liguistischer Haufen über die Aine zurück nach Coeuvres ritt und dem Marschall Biron die Verfolgung der Feinde überließ.

Ohne weiteres Abenteuer kam er in die Nähe von Coeuvres. Françoise, die jüngste der Schwestern, die im Schlosse sich langweilend am Fenster saßen, bemerkte mit ihrem schwarzen Feuerauge die heransprengenden Reiter zuerst und erkannte schon in der Ferne Bellegarde. — Gabriele, noch wegen seines kurzen Schreibens empfindlich, wollte ihm nicht entgegeneilen, sondern begab sich sogleich auf ihr Zimmer, wo sie sich dann freilich, so gut es sich in der Eile thun ließ, zu seinem Empfange schmückte, so daß es schwer zu bestimmen war, ob Empfindlichkeit oder Gefallsucht sie zu diesem berechneten Schritte verleitet habe.

Als sie jedoch die Fremden die Treppe zum Portal heraufkommen hörte, wankte ihr Entschluß nicht mehr, und die sie ergreifende Sehnsucht zog sie zu seinem Empfange hinunter.

Bellegarde war indessen schon mit seinen Begleitern in dem Saale von den drei Schwestern empfangen worden, die König Heinrich, Gabriele unter ihnen zu finden hoffend, mit neugierigen Augen betrachtete. Sie waren wirklich schön, aber weder Diana's herrlicher Wuchs, noch Julianens liebliches Gesicht, so wenig wie Françoisens sprechendes Auge schienen seiner Vorstellung, die er sich von Gabrielen gemacht hatte, zu genügen; er fand sie schön, reizend, glaubte jedoch keine so hoch stellen zu können, daß er sie für die schönste Dame Frankreichs anerkannt hätte.

Während er die Damen musterte, Chicot in dem Auge Heinrich's den Eindruck zu lesen suchte, den sie auf ihn gemacht, Roßny die Fahnen und Waffen im Saale aufmerksam betrachtete, und Bellegarde sich ängstlich bei den Schwestern nach Gabrielen erkundigt hatte, trat sie endlich ein.

Als wenn die Morgensonne, aus dem dunkeln Meere hervortretend, ihre Strahlen

durch die Dämmerung sendet und das funkelnde Licht der Sterne bleicht, so schwand die Schönheit der Schwestern vor dem Alles überstrahlenden Glanze Gabrielens dahin. Hoch, schlank und doch jedes Glied gerundet, jeder Theil des schönen Körpers üppig, wußte man bei ihrem Anblick nicht, ob man mehr diese schönen Formen, die blendende Weiße ihrer Haut, das zarte Roth ihrer Wangen, oder die lieblichen Züge ihres Gesichts, den feurigen und doch so schmelzenden Ausdruck ihrer dunkelblauen Augen und das Gold ihrer Lockenfülle, die sich über Stirn, Hals und Schultern rollten, bewundern sollte. Aber keines dieser Geschenke der gütigen Natur übte bei ihrem Anblicke allein so mächtige Gewalt, es lag ein Liebreiz, ein Etwas in dem Ganzen, das bei dem ersten Anblick mit Zaubergewalt unwiderstehlich fesselte.

Auch König Heinrich's Auge ruhte staunend auf der edlen Gestalt, der sich Bellegarde, gegen seine Gewohnheit, ihr die Hand zu küssen nahte. Gabriele, nahm er dann schnell das Wort — ich stelle Euch hier meine Begleiter vor! Dieß der Herr von Roßny, von dem gewiß schon Euer edler Vater manche rühmliche That wird erzählt haben; die noch nicht ge-

hellten Wunden können Euch den tapfern Kriegsmann bezeichnen; dieß Chicot, der närrische Gascognier, dessen Worte so schneidend sind wie sein Schwert, und dessen Witz so scharf ist wie das Eisen seiner Lanze. Dieser — auf den König zeigend — ist Don Pedro, ein spanischer Edelmann, den ich bei dem Uebergang über die Aine nach tapferer Gegenwehr zum Gefangenen machte, der sich bald ranzionirt haben und zu seinem Heere, wohin ihn die Ehre ruft, zurückkehren wird.

Glaubt das nicht, Dame! — unterbrach ihn der falsche Spanier. — Wie zu den Zeiten des Amadis wollte der Herr von Bellegarde seinen Gefangenen den Händen seiner Dame übergeben, und ich fühle mich glücklich, Euer Gefangener zu seyn und zu bleiben.

Ihr seid sehr gütig, Don Pedro! — nahm jetzt Gabriele, nicht ahnend, daß König Heinrich vor ihr stehe das Wort, — die Gefangenschaft auf diesem einsamen Schlosse dem Lager Parma's vorzuziehen. Hier in Coeuvres würde Euch die Langeweile, unter Parma's Fahnen der Ruhm begleiten.

Der Ruhm? rief der König, sich vergessend.

Nun ja, der Ruhm! — fuhr Gabriele unbefangen fort — Wundert das den Spanier? Entsetzte nicht Parma Paris?

Und mußte er nicht dem Heere der Hugenotten weichen? — nahm schnell Bellegarde das Wort, fürchtend, der König möchte sich durch seine Heftigkeit verrathen — und muß er sich nicht eiligst nach den Niederlanden zurückziehen?

Er geht wie der von Hunden verfolgte Löwe, selbst im Zurückzuge noch groß! erwiderte Gabriele.

Bei allen Heiligen! — fuhr der König auf — Dame, Ihr habt mehr ein spanisches, als ein französisches Herz.

Da sei Gott vor! — erwiderte die Schöne — Aber auch gegen den Feind muß man gerecht seyn und gegen einen Fremden verbindlich.

Heinrich ergriff bei diesen Worten ihre Hand und küßte sie; doch mochte er sie leise gedrückt haben, denn Gabriele entzog sie ihm schnell.

Es entstand eine Pause, in welcher Roßny sich von den älteren Schwestern die Bedeutung der Fahnen und Waffen, die er hier aufgehängt sah, erklären ließ; auch erfuhr er von ihnen, daß der Marquis schon seit einigen Tagen nach Mantes abgereist sei und bald bei dem königli-

men, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

„Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau" sagte er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. „Da ich nichts für Euch thun konnte, habe ich wenigstens nichts gegen Euch gethan und da Ihr mich jammert, komme ich hierher, Euch zu sagen, daß die Stunde der Entscheidung nicht mehr fern ist; noch heute wird Artevelde um Euch werben, dann liegt Herrn Mar und Roger Everweins Schicksal in Eurer Hand. Aber zögert nicht länger, denn ehe die Sonne über den Zinnen der St. Bavons Kirche steht, bluten morgen Vater und Ohm auf dem Schaffot, wenn Ihr nicht noch heute seine Verlobte seid."

„Er wird heute noch kommen sagtet Ihr?" fragte Alice vor sich hinstarrend, ohne auf Dubois zu blicken, der ruhig wiederholte, was er eben gesagt.

„Und kein Ausweg, keine Rettung?"

„Keine! —" sagte der Kriegsmann „Euer Vater ist verloren, das Volk jubelt, es ist rasend in seiner Gunst, wie in seinem Hasse. — Niemand könnte es wagen für Euch zu sprechen."

„So mag er kommen!" sagte plötzlich das Mädchen, aus ihrem Sinnen auffahrend. „Ich bin gefaßt!" — Wie eine Verklärte stand sie vor Dubois, das leuchtende Auge gen Himmel gehoben, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt. Der rauhe, wilde Kriegsmann mußte sie mit Staunen und Ehrfurcht betrachten.

„Jungfrau!" sagte er dann und ein freundlicher Zug milderte sein rauhes Aussehen „Ihr dauert mich! Ich nehme Theil an Euch! — Hört was ich Euch sage, es

chen Heere eintreffen werde. Bellegarde hatte indessen Gabrielen in eine Fensterbrüstung geführt, während die schalkhafte Françoise den armen Gefangenen auf's Angelegentlichste zu unterhalten und durch naive Koketterie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte. Aber Heinrich, nur Augen für Gabrielen habend, ward ungeduldig, weshalb Chicot glaubte, Bellegarde einen Wink geben zu müssen, seine geheime Unterredung abzukürzen.

Kennt Ihr unsern König? fragte jetzt der Gascognier Gabriele, als Bellegarde sie ihnen wieder zurückgeführt hatte.

Ich sah ihn noch nie! erwiederte sie.

Und wünschtet Ihr nicht den königlichen Helden kennen zu lernen?

Ein finsterer Blick Bellegarde's, der ihn nur noch mehr zur Neckerei spornte, traf ihn bei dieser Frage.

Nein! — sagte das schöne Mädchen — Ich habe mir von dem Sieger von Coutras und Ivry solch edles Bild geschaffen, daß ich die Gebilde meiner Phantasie nicht gern zerstört sehen möchte.

Wie meint Ihr das, Dame? unterbrach sie der Spanier fragend.

Der König soll nicht schön seyn! erwiederte Gabriele — seine lebendigen Augen sollen nicht das Häßliche seiner langen Nase und das spitze Kinn verbergen. Beides liebe ich nicht, weder an Weib, noch Mann.

Bellegarde lächelte bei diesen Worten, Chicot aber lachte laut auf und kehrte sich nicht an die Purpurröthe, die jetzt des Königs Gesicht überflog. Da seht Ihr es, Don Pedro, — wandte er sich zu diesem — wie sehr die Damen Wahrheit reden; vorhin behauptete das Fräulein d'Estrées, man müsse den Fremden nur Verbindliches sagen, und jetzt spottet sie über Eure Nase und Euer Kinn, die wahrlich dem Kinn und der Nase König Heinrichs nichts nachgeben.

Und trotz dieses Spottes, wenn er mich auch treffen sollte, — begann der König mit Lebhaftigkeit — versichere ich doch hier im Angesichte dieser edlen Männer, daß das Fräulein Gabriele d'Estrées die schönste Dame Frankreichs, ja selbst die schönste Dame Spaniens ist, und fordere Jeden zum Kampfe auf, der den Muth hat, dem zu widersprechen. Wer wagt es, meinen Handschuh aufzuheben?

Bei diesen mit Heftigkeit gesprochenen Worten schleuderte er den Handschuh dem zufällig

hinzutretenden Roßny vor die Füße, der in seiner Zerstreuung die Mummerei ganz vergaß und, von seinem Diensteifer verführt, den Handschuh aufhob, schnell aber, durch Chicot's helles Auflachen seinen Fehler gewahrend, ihn dem Könige mit den Worten überreichte: Sobald ich Euch in dem spanischen Lager weiß, werd' ich, beim allmächtigen Gott! mich zum Kampfe dort einfinden.

Ihr seid nicht galant, Herr von Roßny! unterbrach ihn Gabriele empfindlich.

Galant? — Nein, das bin ich freilich nicht, Dame! erwiderte der Ernste.

Und auch nicht der Freund meines Verlobten —

Da könntet Ihr Euch doch irren. Aber, Herr Oberstallmeister, — wandte er sich nun zu diesem — ich dächte, es wäre Zeit, aufzubrechen, wenn wir noch vor Nachts die Aine erreichen wollen. Wer weiß, wie weit der König schon mit dem Heere vorgerückt ist, und Ihr wißt, wie strenge er es ahndet, in solchen wichtigen Augenblicken vom Heere sich zu entfernen.

Schon jetzt wollet Ihr mich verlassen? fiel ihm Gabriele, sich sanft an Bellegarde schmiegend in die Rede.

Er mag hier bleiben, so lange es ihm gut

dünkt, — ſagte Roßny — wenn nur Chicot und ich mit dem Gefangenen uns von dieſem gefährlichen Orte wegbegeben, wo wir in jedem Augenblicke fürchten müſſen, von den herumſtreifenden Liguiſten aufgehoben zu werden.

Ein bittender Blick Gabrielens beſtimmte Bellegarde, zu erklären, noch länger auf Coeuvres bleiben zu wollen.

So bleib' auch ich! — ſprach ſchnell der König — Ich bin des Herrn von Bellegarde Gefangener, wo er iſt, muß auch ich ſeyn.

Und dennoch werdet Ihr uns folgen, Don Pedro! — unterbrach ihn Roßny ſehr ernſt — Ihr gabt Euer Wort, nur bis zu Sonnenuntergang Gefangener bleiben zu wollen. Hier könnt Ihr Eure Ranzion nicht erwarten, nur ich ſollte meinen, jeder Augenblick, den Ihr von Euren Kampfgenoſſen entfernt wäret, müßte Eurem Ehrgefühl peinlich ſeyn.

Herr von Roßny, Ihr ſprecht ſehr keck! fiel ihm der König in die Rede.

So wie es meine Pflicht befiehlt und mir es die Umſtände erlauben! erwiderte Roßny mit Ruhe.

Bellegarde kannte ſeinen Herrn zu gut, um nicht die Ueberzeugung zu haben, daß, ſo lange

der König ihn in Cœuvres wüßte, nichts denselben von dort entfernen würde, er opferte daher, so unangenehm es ihm auch seyn mußte, die glücklichen Stunden der Liebe, die ihn hier noch erwarteten, widerstand Gabrielens inständigen Bitten und schickte sich zur Abreise an.

Dame, — sagte in dem Augenblicke, als Bellegarde den Saal verlassen wollte, der Gefangene — Ihr habt durch Euer Stillschweigen mein Gelübde, für Euch gegen Männiglich in die Schranken zu treten, der Euch nicht für die Schönste der beiden Reiche hält, angenommen, und mir dadurch erlaubt, mich Euern Ritter nennen zu dürfen. Nun ist es aber Sitte in Spanien, und so wird es auch wohl Sitte in hiesigen Landen seyn, daß die Dame ihrem Ritter ein Zeichen ihrer Gunst gibt, wodurch sie ihn für immer zu ihrem Dienste verbindet; ich bitte Euch im Beiseyn Eueres Verlobten um diese Gunst.

Gabriele blickte verlegen auf Bellegarde, der, dieser peinlichen Antwort überhoben zu seyn, die Augen niederschlug und Gabrielens fragendem Blicke auswich. Aber die muntere Françoise endete bald die ängstliche Ungewißheit, indem sie eine blaue Schleife von dem Corset der

Schweſter nahm und ſich vor dem Spanier beugend, ſie ihm mit den Worten überreichte: Don Pedro! betrachtet mich als die Zofe dieſer Dame, die durch mich dieß Zeichen ihrer Gunſt Euch ſendet.

Aus ihrer Hand muß ich es empfangen, — erwiderte Heinrich, einen bittenden, faſt zärtlichen Blick auf Gabriele werfend, die, empfindlich, daß Bellegarde ſie nicht aus dieſer Verlegenheit reißen wollte, die Schleife aus den Händen Françoiſe's nahm und ſie dem Könige überreichte. Don Pedro, — ſagte ſie dabei in ſcherzhaftem Tone — nehmt dieß Zeichen als Erinnerung an eine Dame, die weder Euere Naſe, noch Euer Kinn ſchön gefunden hat, und die Ihr wohl in dieſem Leben nicht wieder ſehen werdet. — Dann verneigte ſie ſich gegen ihn und die Uebrigen, zog Bellegarde zur Seite und ſagte ihm nicht ohne Bitterkeit: Unſer Lebewohl, Herr Oberſtallmeiſter, ſoll wohl ſo kurz und kalt ſeyn, wie Euer letzter Brief? Ihr ſeid ſo mürriſch! Zürnt Ihr mir, ſo ſagt es offen, aber nicht dieſe finſteren, unſtäten Blicke, in meiner Gegenwart nicht dieſe mürriſche Laune —

Lebt wohl, Gabriele, Ihr ſollt mich froher

wiederſehen! — rief Bellegarde, führte ihre Hand zu ſeinen Lippen, verbeugte ſich gegen die Schweſtern und eilte hinaus. Da wendete ſich, ſchon im Begriff, den Saal zu verlaſſen, der Spanier ſchnell, ergriff, ehe ſich die Ueberraſchte faſſen konnte, Gabrielens Hand, küßte ſie leidenſchaftlich, ſteckte einen Ring von Werth an ihren Finger und eilte hinunter. Als Gabriele ihm folgen und ſein Geſchenk ihm zurückgeben wollte, ſprengten die Viere mit ihren Dienern ſchon über die Zugbrücke davon.

Als ſie nun wieder in den Saal eintrat, umringten ſie ihre Schweſtern, neugierig, das Geſchenk des Spaniers zu ſehen; ſelbſt Gabriele blickte kopfſchüttelnd auf den funkelnden Brillanten und wußte ſich die Begebenheit nicht zu deuten.

Wahrhaftig, — rief Diana, die eben nicht Bellegarde's Freundin war — den Ring müſſen ſie, als ſie den Gefangenen ausplünderten, überſehen haben.

Wie kannſt Du glauben — unterbrach ſie Gabriele zürnend.

Was die Herren ſich zu thun ſcheuen, — fuhr Diana fort: das müſſen für ſie die Diener thun, und Dein treuer Verlobter wird es auch

nicht beſſer machen wie die anderen armen hugenottiſchen Edelleute, die, nachdem ſie das Ihrige für ihren Glauben zugeſetzt, nun nur noch von Beute leben.

Der Ring iſt gewiß tauſend Livres werth! — meinte Juliane, worüber Françoiſe laut auflachte — Tauſend Livres? — rief ſie — Welche Kleinigkeit! — Nein, Ihr Schweſtern, es iſt ein königliches Geſchenk. Habt Ihr denn wirklich die Mummerei nicht durchſchaut? — fuhr ſie fort, nachdem ſie die Staunenden der Reihe nach fragend angeblickt. — O Ihr Blinden! glaubt Ihr denn, daß dieß ein Spanier war? König Heinrich war es!

Thörin! — riefen die Schweſtern — Wie kannſt Du glauben —

Erinnert Ihr Euch nicht des kleinen Bildes, das uns Bellegarde einſt zeigte, und von dem er behauptete, es ſähe dem König ſprechend ähnlich? Zug vor Zug war es dem Bilde gleich — die feurigen Augen, die breite Stirn, ſelbſt die von Schweſter Gabrielen ſo belobte Naſe und das ſpitzige Kinn.

So erbarme ſich Gott unſer! rief Juliane.

Und weshalb? — fragte Gabriele mit Gleichmuth — Glaubt Ihr, ich könnte zittern, weil

ich

ich einem Könige ſagte, er ſei nicht ſchön? — Wahrlich nein! War es König Heinrich, ſo freue ich mich, ihm, dem für mich Ungekannten, ſein Urtheil geſprochen zu haben. Ich liebe nur Bellegarde und liebe ihn treu. — Was kümmert ſich meine Liebe um den König? — Nahen Fürſten ſich der edlen Jungfrau, was können ſie bei ihr ſuchen, was hoffen, was finden? — So wie ich es dem Spanier zeigte, daß er meinem Herzen gleichgiltig war, würde ich es dem Könige ebenfalls zeigen.

Thörin! riefen die älteren Schweſtern, warfen einen mitleidigen Blick auf Gabriele und ließen ſie mit Frau oiſe allein.

Schweſter! — hob dieſe nach langem Schweigen endlich an — Iſt es Dir mit Deiner Treue wirklich Ernſt?

Zweifelſt Du daran?

Wenn Du es wünſcheſt, nein! Doch glaub' ich faſt, eine zu lange Naſe, ein zu ſpitzes Kinn verſtellen das Geſicht eines Königs weniger, wie das jedes Andern. Ein König übt Zauberkraft, auch über das treue Herz einer Verlobten —

Ueber mein Herz übt die Majeſtät keine Zau-

berkraft! — unterbrach ſie Gabriele mit Feuer — Nie werde ich Bellegarde hintergehen.

Nie? — wiederholte die Muntere lachend — Wenn dieß Nie nicht zum flüchtigen Augenblick wird, was ich doch faſt befürchte, ſo behalte den Oberſtallmeiſter und überlaß mir den König!

Nimm ihn, thörigtes Kind! erwiderte Gabriele.

Aber Françoiſe war in ihrer Hoffnung nicht ſo thörigt, als die Schweſter meinte. An einen Druck der Hand, an einen vielſagenden Blick des ewig nach Abenteuern begierigen Königs, den ſie vielleicht anders deutete, als er gemeint war, knüpfte ſie die trügeriſche Hoffnung. —

3.

Armer Gaul! — ſeufzte Chicot, als er in ſtarkem Trabe dem Könige zur Seite ritt, der bis hierher noch mit keinem ſeiner Begleiter ein Wort geſprochen hatte, — armer Gaul, Du kommſt nun, eine Krähe unter Pfauen, in des Großmeiſters Stall, wo Dich die edlen ſpaniſchen und normänniſchen Roſſe mit Verachtung anſe-

iſt die Warnung eines Mannes, dem ſonſt der Krieg das Menſchliche in ſeiner Bruſt erſtickt hat, den aber Euer Anblick wunderbar bewegt. — Ihr ſcheint einen verzweifelten, kühnen Entſchluß gefaßt zu haben; dieſer könnte nur zweierlei ſein. Ihr wollet Euern Vater retten und iſt er frei — ſterben! — Das nützt Euch zu nichts, er will Euch in Eurer Jugendblüthe und über die todte Braut hinweg würde er dennoch den Vater zum Richtplatz führen laſſen. — Oder Ihr wollt ihm bei der erſten Umarmung den Dolch in die Bruſt ſtoßen und ſo Euch rächen und den Vater retten. — Verſucht das nicht; wo ſein Herz ſchlägt, da iſt es kalt, es ſchlägt nur unter dem ehernen Panzer, den er nie ablegt; Euer Dolch glitte ab, und Ihr und Alle die Euern würden unter ſeinem Beile bluten und ſelbſt wenn es Euch gelänge, würde die Volkswuth Euch zermalmen. — Hofft alſo nichts!“

„Herr!“ nahm Alice das Wort und ſah freundlich und mild in Dubois Auge „Wie irrt Ihr doch in mir! — Ich bin ein Opferlamm, kein Tiger! — Gott gab mir die Kraft, das Bitterſte zu dulden, das herbſte Loos zu ertragen, aber zur Rache gab er mir nicht den Muth, gegen ſie ſträubt ſich noch mein Herz. — Geht, lieber Herr!“ ſagte ſie dann und wollte die Thränen zurückpreſſen, die jetzt unaufhaltſam hervorbrachen „Ich habe mich in dieſem kurzen Augenblicke von Allem losgeriſſen, was mir das Leben lieb und freundlich machte! — Denkt Ihr hättet Kriegsruhm, Ehre, Geld und Gut von Euch geworfen und ſtändet alles Glückes ledig, arm wie ein Bettler da, ſo ſteh' auch ich jetzt. Die Welt mit ihrem Glücke hat mir die Pforte verſchloſſen, was ich geträumt, gehofft, ge-

hen und die Stallbuben Dir nur den ſchlechteſten Hafer und dummliches Heu vorwerfen werden. Laßt das arme Thier nicht Noth leiden! wandte er ſich jetzt zu Bellegarde. Das treue Thier, daß Ihr mir abgewonnen, verdient es doppelt, daß Ihr es pflegt; erſtens hat es ſeinen Reiter noch nie im Stich gelaſſen, und zweitens habt Ihr es für den ſchönen Preis: Eure Dame für die Schönſte erklärt zu ſehen.

Bellegarde erwiderte nichts.

Glaubt Ihr vielleicht, bei der Wette doch verloren zu haben? Es könnte wohl möglich ſeyn! fuhr Chicot fort. Einen ſtumpfen Gaul gewonnen, eine ſchöne Braut verloren zu haben, iſt kein Gewinn.

Wie meint Ihr das? fiel ihm, ſein Roß anhaltend, Bellegarde in die Rede.

Wie ich das meine? ſagte Chicot und ein höhniſches Lächeln zog ſeinen breiten Mund noch weiter auseinander und auch er hielt ſein Roß an: Ihr ſeid ein ſchöner Mann, glaubt wenigſtens es zu ſeyn, glaubt ſo feſt in der Gunſt Eurer Dame zu ſtehen, wie ich in meinen Steigbügeln, wenn ich die Lanze gegen einen Liguiſten einlege, und habt ſchon mehr Herzen als Städte erobert. — Aber, lieber Freund,

den Herrn zum Nebenbuhler, muß der Diener immer das Feld räumen. Eitelkeit beherrscht die Töchter Eva's, und seit Franz des Ersten galanten Zeiten dünkt sich jede königliche Maitresse auf ehrenvoller Stufe als die Gattin des königlichen Oberstallmeisters. — Nicht wahr, Bellegarde, Ihr ließet mir gerne meine braune Mähre, wenn Euch der König nur die Braut ließe?

Bellegarde, sonst immer leicht aufgeregt und beleidigt, schwieg doch bei Chicot's nicht feinen Scherzen. Eben dieß Schweigen sagte dem Gascogner, der Pfeil habe getroffen!

Doch plötzlich hob Bellegarde das gesenkte Haupt. Nein! rief er aus, und das so laut, daß der König sein Roß anhielt und sich nach ihm wandte. Nein, so wird er nicht an mir handeln, und seine Mühe wäre auch vergebens bei Gabrielen.

Der König, der dieß gehört hatte, lächelte. Bellegarde! sagte er, das Reich der Liebe ist ein mit Blumen bestreuter Turnierplatz, wo Jeder einreiten und um den Preis kämpfen darf; dem Gewandtesten wird der Sieg.

Nicht immer, Sire! unterbrach Chicot den König. Oft auch verdankt ihn der Kämpfer

seinem Rosse oder seiner Rüstung, und die Königkrone auf dem Helme entgeht dem Gekrönten selten der Sieg — der Krone wegen.

Dieß Gespräch, das, fortgesetzt, trotz dem, daß Chicot fast Alles zu sagen erlaubt war, des Königs Empfindlichkeit aufgeregt haben würde, wurde durch den Anblick eines Reiterhaufens, der aus einem kleinen Walde angetrabt kam, unterbrochen.

Was zu thun? fragte Bellegarde bei ihrem Erscheinen.

Alles, nur nicht umkehren! war des Königs Antwort.

Hat auch weiter keine Noth! sagte Chicot, seinem Gaule die Sporen gebend und dem Anführer auf seinem Tigerrosse entgegen sprengend. Bald erkannte Roßny in diesem Augenblicke d'Aubigné, und somit hatte man Gewißheit, daß es Befreundete waren.

Nun rüste Dich mit Geduld, Heinrich! murmelte der König halb laut vor sich hin, als d'Aubigné, seinen Reitern voran, dem Könige entgegen kam. Da kommt mein lästiger Schulmeister, nun wird der Sermon beginnen.

Warum duldet Ihr ihn? sagte Roßny, der eben nicht d'Aubigné's Freund war.

Dazu hab' ich Gründe, die ich Niemand, selbst Dir, Roßny, nicht vertrauen darf! entgegnete der König und brach damit das Gespräch kurz ab.

Indessen war d'Aubigné herangekommen. Sire — rief er schon aus der Ferne — Biron und das ganze Heer waren um Euch in großer Sorge. Wir erfuhren, daß d'Aumale sich mit einem bedeutenden Haufen Liguisten in Soissons werfen wollte, und so fürchteten wir, er möchte Euch treffen. Ich setzte mit meinen leichten Reitern über den Fluß, Euch aufzunehmen, und glücklich, daß Ihr Euch nicht früher auf den Weg machtet; denn ehe wir jenen Wald erreichten, sahen wir die Feinde auf der Straße nach Soissons zu ziehen.

Und verfolgtet sie nicht? fragte der König, und nach dem Tone, mit dem er diese Frage that, konnte man sie leicht als einen Vorwurf deuten.

Sire! dießmal galt es Euch, nicht dem Herzog von Aumale! erwiderte d'Aubigné verdrießlich und schwieg.

Von den Reitern begleitet setzte nun der König seinen Weg fort, doch erreichte er erst spät in der Nacht das Heer, welches er bei

Pievremande fand. Auch erhielt er hier die Nachricht, daß der Herzog von Parma in der Gegend von Guiſe hinter der Oiſe Halt gemacht, ſein Heer aufgeſtellt habe, und Miene mache, ihn in dieſer feſten Stellung zu erwarten. — Der König maß dieſer Nachricht keinen Glauben bei und hatte Recht; die Spanier verließen bei ſeiner Ankunft die Oiſe und das franzöſiſche Heer ging auseinander. Ein Theil ging zur Belagerung von Chartres ab, der andere zog vor Corbie in der Picardie; Heinrich ſelbſt, unter dem Vorgeben, in der Mitte bei der Belagerung bleiben und die deutſchen Hilfvölker hier erwarten zu müſſen, blieb in dem nur einige Stunden von Coeuvres entfernten Compiegne.

4.

Der Marquis von Coeuvres traf hier mit 4 Lanzen und 50 Arkebuſierern ein und ſtattete dem Könige ſeinen Dank ab. Jedenfalls wäre dieſer würdige Krieger von Heinrich dem Vierten huldreich aufgenommen worden, nach dem Beſuche in Coeuvres aber wurde er mit beſon-

derer Aufmerksamkeit und so herzlich empfangen, der König bezeigte so viel Freude über seine Ankunft, daß Jeder, der von dem Ritt nach Coeuvres unterrichtet war, leicht des Königs Absicht errathen konnte.

Anton d'Estrées, Marquis von Coeuvres, war ein ehrgeiziger, aber tapferer, biederer Mann, dem der verlöschende Glanz seines Hauses tief zu Herzen ging; ihn zu erneuern, war sein höchster Wunsch, der Zweck seines ganzen Lebens. Sein Vater und Großvater hatten unter den vorigen Königen die ehrenvolle Stelle des Großmeisters der Artillerie bekleidet, er selbst war unter Heinrich dem Dritten mehrmal in denselben Functionen bei dem Heere angestellt gewesen, aber in dem Geschlechte der d'Estrées herrschte neben dem Ehrgeize ein nicht zu beugender Starrsinn vor, so daß er, wie seine Vorfahren, zu stolz, Maitressen und Günstlingen den Hof zu machen, lieber sein angeerbtes Gut opferte, als auf diesem Wege Reichthümer zu sammeln.

Schon in Mantes hatte Juliette ihrem Vater von des Königs Besuch in Coeuvres Nachricht gegeben; der Marquis, diesen genau kennend, täuschte sich nicht über die Folgen dieses

ihm sehr unangenehmen Besuches, und die Vorwürfe, die er Bellegarde deshalb machte, waren nicht ohne Leidenschaft und Bitterkeit, ja es schien sogar, als habe er diesen in Verdacht, mit dem Könige gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Sein Entschluß, Gabriele von Coeuvres zu entfernen, war schnell gefaßt und er begab sich deßhalb dahin. Obgleich der Marquis seine Schwägerin nicht liebte und Paris, die Wiege der Ligue, haßte, traf er doch in aller Stille die nöthigen Vorrichtungen zu ihrer Abreise nach Paris, wo Gabriele bei ihrer Mutter Schwester, der Frau von Sourdis, sich einstweilen aufhalten sollte. Nur einige Tage wurden ihr zu ihrer Einrichtung zur Reise vergönnt.

So schmerzlich es Gabrielen auch war, sich von ihrem Verlobten trennen zu müssen, so sah sie doch die gute Absicht ihres Vaters ein, bereitete sich willig zur Abreise und befolgte streng des Vaters Befehl, Bellegarde nicht davon zu unterrichten. Aber nicht alle auf Coeuvres waren so folgsam, denn noch am nämlichen Tage erhielt der König ein anonymes Billet, das ihn von Gabrielens Abreise unterrichtete und ihm den Rath gab, sich schnell nach Coeuvres aufzumachen, wenn er sie noch einmal sehen wollte.

Wohin ſie ſich begeben wollte, ſagte das Billet nicht, nur gab man dem Könige darin den Rath, für den Fall, daß der Marquis noch anweſend ſei, verkleidet unter dem Fenſter Gabrielens zu erſcheinen, wo ihn eine Freundin erwarten würde.

Der König war bei Durchleſung dieſes Billets außer ſich, doch ſah er ſchnell ein, daß es vor Jedermann, beſonders vor Bellegarde ein Geheimniß bleiben müſſe, um ſo mehr, als der Glaube in ihm aufſtieg, es könne wohl Gabriele ſelbſt ſeyn, die es geſchrieben habe. Er vertraute ſich daher niemand an als Chicot, von deſſen Anhänglichkeit an ſeine Perſon er überzeugt war, und ſchon am andern Nachmittage verließ er unter dem Vorgeben, auf die Jagd zu reiten, von Chicot und einem nur geringen Gefolge begleitet, Compiegne.

Kaum waren ſie über Neuf-Fontaine hinaus, als ſie von fern Reiter auf ſich zukommen ſahen, die das Falkenauge Chicot's ſogleich für den Marquis von Coeuvres und deſſen Gefolge erkannte. Schnell bog der König ſeitwärts in ein Gehölz und wollte den Marquis an ſich vorüberziehen laſſen; dieſer aber hatte ihn bemerkt, und in damaliger unruhiger Zeit auf Alles aufmerkſam, machte er Halt und ſchickte

einige seiner Leute auf Kundschaft hinter sie drein. Doch Chicot, schnell die weiße Binde abnehmend, sprengte mit einigen Dienern ihnen entgegen. — Reitet zurück, — rief er ihnen zu, — und laßt uns ungehindert ziehen! Hätten wir nicht den Befehl von dem Herzog von Mayenne, nie feindlich gegen den Marquis von Coeuvres und sein Schloß zu verfahren, ich hätte Euch längst mit meinen Leuten den Weg verlegt. So aber ziehet in Frieden und grüßt Euern Herrn von Jaques de Breuil, seinem Nachbar!

Als die Diener Gruß und Bescheid dem Marquis brachten, war er einen Augenblick ungewiß, ob er umkehren oder seinen Weg fortsetzen sollte. Die Stärke seiner Gegner nicht kennend, wollte er auch in der Nähe seines Schlosses keinen Angriff thun, um nicht vielleicht dadurch die sorglose Ruhe von Coeuvres zu stören; er setzte also seinen Weg nach Compiegne fort, und König Heinrich trabte getrost weiter.

Dem Könige lag alles daran, daß sein Besuch auf dem Schlosse ein Geheimniß bliebe, deshalb hatte er die sonderbare Idee gefaßt, als Landmann verkleidet, der Schönsten der

Schönen zu nahen. Er ließ aus diesem Grunde, bis auf Chicot und seinen Kammerdiener, der in seinem Felleisen die dazu erforderlichen Kleidungstücke mit sich führte, sein kleines Gefolge auf einem Meierhofe zurück — und bald stand er, als es zu dämmern begann, unter Gabrielens Fenster, während Chicot hinter einer der großen Linden verborgen, den König im Auge behielt.

Listigerweise hatte Françoise ihre beiden Schwestern von Coeuvres entfernt. Sie hatten sich zum Besuche auf ein benachbartes Schloß begeben, und so war sie mit Gabrielen in deren Zimmer allein, dessen Balkon nach dem Lindenplatze führte. Die Menge der Dienerschaft war ihrem Vorhaben auch nicht hinderlich, denn was nur noch Waffen tragen konnte, war dem Marquis gefolgt, der Canonicus war in Rheims und ein halb tauber Pförtner der einzige Mann im Schlosse. Auf geschickte Weise wußte sie nun das Gespräch auf den frühern Besuch des Königs zu bringen, überbot sich im Lobe des jugendlichen Helden, widersprach aber nie, wenn Gabriele nichts von seiner Galanterie wissen wollte und Bellegarde, von dem sie nun die Gewißheit hatte, daß der Spanier niemand

wünscht, ist dahin — und er allein, Philipp Arteveldе — ein reißender Tiger, streckt seine Krallen nach mir und ich bin seine Beute! —

Noch bin ich frei, noch gehört das Leben mir!" sagte sie jetzt, und die Wehmuth schien sie statt des Grames zu erfassen „Noch fesselt mich keine Pflicht — deshalb darf ich noch einen Augenblick glücklich sein, dann übergebe ich das Liebste, was ich habe, Euch, den ich bis jetzt haßte, Euch übergebe ich das Theuerste, was ich im Leben hatte und somit sage ich dem Glücke ein ewiges Lebewohl!" Sie nahm aus dem Wandschrank ein kleines Gemälde und preßte es an ihre Lippen. — „Noch einmal darf ich Dich sehen, noch einmal Dich küssen!" sprach sie — dann gab sie es an Peter Dubois.

„Irr' ich nicht, so ist dies das Bild des Grafen Walter von Enghien!" rief dieser.

„Nehmt es, denn fortan muß dies Bild aus meinem Herzen verbannt sein und mein Auge darf sich nicht mehr daran erfreuen. Wenn ich Artevelde's Braut bin, und das werde ich, sobald er es verlangt, dann ergreift die erste Gelegenheit, es dem Grafen zu senden. Ihr seid sein Feind, aber dennoch trau' ich Euch so viel Edelmuth zu, meine Bitte zu erfüllen."

„Ich werde es, verlaßt Euch auf mein Wort!" erwiederte Dubois „Es ist mir zwar ein ungewohnter Auftrag, nie hab' ich mich in Liebeshändel gemischt, aber auch das, was ich hier fühle, ist mir neu — Ich werde es ihm ehrlich zustellen. Aber sagt mir" fragte er dann, „weiß Artevelde, daß Ihr den Grafen liebet? — Ich und keiner ahnete es."

anders als der König gewesen sei, ewige Treue schwur. Da hörten sie plötzlich unter ihrem Fenster Gesang; neugierig öffneten sie die Thüre des Balkons und traten hinaus, sahen einen Landmann mit einem Körbchen in der Hand unten stehen und den Blick nach ihnen gerichtet, sang er mit melodischer Stimme sein Liedchen. Franzoise war keinem Augeblick in Zweifel, daß es der König sei, aber Dämmerung und Vermummung verbargen ihn dem Auge.

Der Bursche da unten singt gut! — sagte jetzt die jüngere Schwester — Horch' nur, so weit ich die Worte verstehen kann, sind sie auch ganz zierlich gesetzt; Schade, daß der Abendwind so stark durch die Linden rauscht und daß man sie nicht ganz verstehen kann. Ich dächte, wir riefen den armen Menschen herauf, der doch nur sich eine Abendsuppe ersingen will und uns die Langweile vertreiben kann.

Thue, wie Du willst! erwiderte Gabriele, nicht das Leiseste ahnend, wem sie in der Dämmerstunde ihr Gemach öffnen wolle.

Franzoise eilte hinunter, rief dem Landmann in picardischer platter Mundart zu, in's Schloß zu kommen und dort sein Lied zu wie-

derholen. Kaum aber war auf dieſe Einladung der König über die Brücke in den Saal getreten, als ſie mit vollem Lachen anhob: Bei Sanct Agnes, Sire! auch dieſe Kleidung verbirgt nicht Euere königliche Miene und Haltung!

Heinrich, von dieſer Anrede überraſcht, ſuchte ſie anfangs zu überreden, ſie irre ſich; doch als ſie ihm ſagte, daß ſie das Billet geſchrieben und ihn benachrichtiget habe, konnte der König unmöglich länger ſeinem dankbaren Gefühle widerſtehen; er ſchloß das reizende Mädchen in ſeine Arme und lohnte dem Eifer, ihm zu dienen, mit manchem Kuſſe, den nach kurzem Streben Françoiſe auch willig als Zahlung anzunehmen ſchien. Als jedoch der König im Hinaufgehen ſein dankbares Herz noch einmal ſprechen laſſen wollte, entſchlüpfte ſie ihm und rieth ihm, den Dank für ſeine Schweſter aufzuſparen.

Dieſes kleine Intermezzo hatte des Königs Empfindung für Gabriele nicht unterdrückt. Zu ſehr am Hofe der Katharine von Medicis an vorübergehende Galanterieen gewöhnt, war ihm dieß Zuſammentreffen nur ein beluſtigender Zufall, eine gute Vorbedeutung ſeines

Glückes. So trat er mit Françoiſe bei Gabriele ein, blieb, ſo wie er es der Schweſter verſprochen, beſcheiden an der Thüre ſtehen und ſang ein kleines bedeutungloſes Liedchen. Jetzt bat ihn Françoiſe, das Lied zu wiederholen, welches er unter dem Fenſter geſungen hatte; er gehorchte und begann die, von ihm ſelbſt gedichtete und jetzt noch bekannte Romanze: Charmante Gabrielle, ſéru de mille därds. — Ihr Name machte Gabriele aufmerkſam, der leidenſchaftliche Ton, mit welchem der Landmann ſang, erregte ihre Beſorgniß; ſie ſchellte; Françoiſe eilte nach der Thür, ſchob die Zofe, die eben eintreten wollte, zurück, nahm ihr das Licht aus der Hand, ſetzte es auf den nächſtſtehenden Tiſch und verſchwand.

Ein Schrei Gabrielens, als der Schein des Lichtes ihr den verkleideten Don Pedro zeigte, ein Ausruf des Königs: „Verzeiht, ſchöne Gabriele!“ mit dem er ſich ihr ſtürmiſch nahte, war die Sache eines Augenblicks. Aber ehe noch der König ſich ihr zu Füßen werfen und ſeine Empfindungen ausſprechen konnte, ſtand Gabriele ſchon würdevoll vor ihm.

Laßt dieß, Sire! — ſprach ſie ernſt — Nur vor Euch ſoll man das Knie beugen, und

Ihr dürft es nur vor Eurem Gott. Verschließt, was Ihr mir sagen wollt, in Eurer königlichen Brust, — fuhr sie rasch fort, als der König zu sprechen beginnen wollte — mein Herz, meine Hand ist an einen Eurer treuesten Diener versagt, dem ich mein Wort nie brechen werde. Und seid Ihr der edle Fürst, wie ihn Frankreich in Euch erkennt, — sprach sie jetzt mit dem weichen bittenden Tone ihrer schmelzenden Stimme — so verlaßt dieß Schloß, das einem Manne gehört, der mit seinem Erstgeborenen für Euch schon in mancher Schlacht blutete und dessen Tochter ich bin.

Heinrich, von diesem unerwarteten Empfang überrascht, konnte dem schönen ernsten Mädchen nicht zürnen; aber ihre Bitte zu erfüllen, Coeuvres zu verlassen, ohne seine Empfindungen ausgesprochen zu haben, war ihm unmöglich. Er sagte ihr in der leidenschaftlichsten Sprache, was er für sie fühle, wie ihr Blick ihn mit Zaubergewalt für immer an sie gefesselt habe, wie er, trotz ihres Zürnens, nicht aufhören werde, sie ewig zu lieben.

Sire! — erwiderte sie besonnen, fast unwillig, denn weder der König, noch seine Person, welche durch die Verkleidung eben nicht ge-

gewonnen, hatten auf ihr Herz einen verführerischen Eindruck gemacht — Sire! Spart die Worte, die Ihr alle denen Unglücklichen schon früher sagtet, die Thörinnen genug waren, der Ewigkeit Eurer Schwüre zu vertrauen; spart sie für eine Andere; die Tochter des Marquis von Coeuvres dünkt sich zu edel, um in den Reihen Eurer verlassenen Geliebten einen Platz einnehmen zu wollen. Habt die Gnade, mich zu verlassen, setzte sie, ihren Unmuth mildernd, hinzu — das ist das Einzige, was ich mir jetzt von Euch erbitte. Erführe mein Vater, erführe Bellegarde, daß Ihr um diese Zeit und in dieser Verkleidung hier gewesen, so wäret Ihr um zwei treue Diener ärmer, die Ligue um zwei wackere Kämpfer reicher.

Ihr habt in Allem recht, schöne Gabriele! — nahm der König das Wort, ohne aus der Fassung zu kommen — nur darin nicht, daß Ihr glaubt, es wäre eben so leicht, Euch zu verlassen, wie es dem liebenden Herzen leicht wird, eine Thorheit zu begehen, um Euch nur auf Augenblicke zu sehen. Neugierde trieb mich das erste Mal nach Coeuvres; ich wollte die Dame sehen, die Bellegarde die Schönste Frankreichs nannte; ich sah sie, und wo ist das

Schild, das gegen Euren Blick das Herz schützte? Der Pfeil, der mich traf, sitzt tief und nur der Tod vermag ihn aus der Wunde zu ziehen. Ich sah Euch und war entzückt, ich hörte Eure Stimme und war bezaubert. Löst den Zauber, wenn Ihr es vermögt, ich vermag es nicht! Schon Jahre lang kämpft' ich um die schönste Krone der Erde, warum sollte ich nicht auch nach dem schönsten Kranze ringen, in dem die Natur all' ihre herrlichsten Blumen zusammen flocht? — Blut und Leben setzt der Krieger an seine Ehre, warum sollte er nicht auch Alles für seine Liebe wagen dürfen?

Wendet Euer Gesicht nicht ab von mir, Gabriele! Ich weiß es wohl, es wäre besser, ich stände im königlichen Gewande, als in der Kleidung eines armen Landmannes vor Euch; aber das Herz des Bearner schlägt unter dieser Kleidung so warm, so treu, so brav, wie unter dem mit tausend Lilien besäeten königlichen Hermelinmantel; seht nur auf dieses, das sich im Kampfe, in der Freundschaft, auch wohl in der Liebe als bewährt gezeigt hat.

Sire! — nahm jetzt Gabriele das Wort, die trotz ihrem Ernste bei des Königs Rede doch ein wohlwollendes Lächeln nicht hatte un-

terdrücken können — Achtung muß stets der Liebe vorangehen; beweis't mir erst jene, ehe ich glauben soll, diese erglühe wahrhaft in Eurem Herzen. Entfernt Euch! Eure Gegenwart kann mir nur schaden und wird Euch wahrlich nichts nützen! verlaßt mich, ich bitte Euch, Sire! Diese Kleidung ziemt nicht dem Sieger von Ivry; ich wünsche, Euch nie wieder so vor mir zu sehen.

Der König mochte die Wahrheit dieser Worte fühlen. Erkennt, welch' Opfer ich Euch bringe, schöne Gabriele! — sagte er nach kurzem Sinnen — Ich gehe! Nicht den Spanier, nicht den Landmann, den König sollt Ihr vor Euch stehen sehen, ringend nach Eurer Gunst, kämpfend um Euren Besitz. Und hört Ihr jetzt, daß Heinrich von Bourbon Ritterliches gethan, daß er Städte genommen, Schlachten gewonnen, so denkt, daß Gabriele d'Estrées als Siegesgöttin ihn umschwebte, der Gedanke an sie ihn begeisterte, und jene Schleife, gleich einem Talisman, ihn zu dem Kühnsten entflammte. Lebt wohl! — Aermer als ein Bettler geht Frankreichs König von hier, — sprach er dann, da Gabriele dem feurigen Erguß seines Herzens nichts erwiderte — denn ihm ga-

den dieſe roſigen Lippen kein Wort des Troſtes, ihm reichte dieſe milde Hand keine Gabe. — Aber doch, doch, Gabriele, verzweifle ich nicht! Bei Arques wollte die Hoffnung mich verlaſſen, da faßte ich ſie bei einer ihrer goldenen Schwingen und halte ſie nun feſt für immer. — Verſagt, nehmt mir Alles, die Hoffnung nehmt Ihr mir doch nicht!

Da bot ihm Gabriele die weiße ſchöne Hand zum Kuß. — Ihr wollt Coeuvres verlaſſen? ſagte er, ſie feſthaltend, und ſein Auge ſah flehend auf ſie.

Ich muß, Sire! erwiderte ſie, doch wohl in Etwas von ſeiner Gluth mit fortgeriſſen; glücklich, daß ihr Auge den Landmann traf.

Ihr müßt? — wiederholte er — Welche Macht kann Euch zwingen, Euch dem Blicke Eures Königs zu entziehen?

Die ſtärkſte, die über das Weib gebietet, — die Pflicht!

O! — rief der König aufjauchzend und preßte ſeine glühenden Lippen ſtürmiſch auf die ſchöne Hand — Iſt nur die Pflicht, meine Feindin, nicht Euer Herz, nicht Eure Liebe, ſo iſt der Kampf leicht — Pflicht iſt ein Camälcon, ewig die Farben wechſelnd; heute er-

ſcheint ſie uns im winterlichen eiſigen Gewande, morgen im bunten Farbenſpiel des Mai's.

Sire! wollte ihn Gabriele unterbrechen, doch er ergriff noch einmal die weiche Hand, preßte ſie noch einmal an ſeine Lippen, und bald hätte dieſe kleine Gabe den Ungenügſamen feſtgebannt. Doch ein ernſter Blick ihres Auges ſagte ihm, daß er nur durch Achtung ſie gewinnen könne. Lebt wohl, ſchöne Gabriele! rief er und ſtürzte hinaus, wo ihn Françoiſe, ihn hinunter zu begleiten, erwartete. Stumm eilte er die Treppe hinab und, nur Gabrielens Bild vor Augen, vergaß er ſogar, ſeiner Führerin Dank zu ſagen. Sie ging ſchmollend wieder hinauf und freute ſich, als am zweiten Tage die Schweſter einen Wagen beſtieg und mit Thränen im Auge nach dem ſchönen Paris fuhr.

Sire! — ſagte am andern Morgen Bellegarde, als er in dem Kabinet des Königs ſich mit ihm allein befand — Ihr waret geſtern in Cocuvres?

Ja, mein Freund! — Bellegarde ſchwieg und ſuchte ſeinen Unmuth zu unterdrücken. — Nun, Bellegarde, — fuhr der König fort — ſchon jetzt den Muth verloren, kaum daß die

Trompeten in die Schranken riefen? — Schäme Dich! Kämpfe als wackerer Ritter, leg' Alles in die Wagſchale, was Du vermagſt, den ſchönen Mann, den Begünſtigten, den Verlobten; ich lege auf die andere Seite mein feuriges Gemüth, mein offenes Herz, meinen Muth und, müßte es ſeyn, ſelbſt meinen Ruhm und meine Krone. Und nun laß uns wie zwei Freunde um einen Preis ritterlich kämpfen.

Sire, der Kampf iſt ungleich!

Ja, denn aller Vortheil liegt auf Deiner Seite.

Und, Sire, rechnet Ihr den Schmerz für nichts, gegen ſeinen König, ſeinen Wohlthäter feindlich handeln zu müſſen?

Bah! — fuhr Heinrich auf — Was gehört das hierher? Auf dem Kampfplatze der Liebe iſt ſich Jeder gleich, dort hören alle Rückſichten auf — oder glaubſt Du vielleicht, Du würdeſt als Glücklicher meine Gunſt verſcherzen, ich würde Dich Dein Glück theuer bezahlen laſſen? — Armer Roger, wie wenig kennſt Du mich! — Auch Frankreichs Krone auf meinem Haupte, bin ich immer noch der Bearner, leicht reizbar und empfindlich, ſchnell aufgebracht, ſchnell verſöhnlich, eilig mein Unrecht erken-

„Er weiß es nicht!“ erwiederte Alice.

„So verheimlicht es ihm“ ſagte er dringend, „reizt ſeine Eiferſucht nicht.“

„Kann ich, darf ich?“ wollte Alice eben antworten, als von der Straße her Trompeten ſchmetterten und Trommeln und Pfeifen ſich hören ließen.

„Was iſt das für ein Lärmen, für ein wildes Jauchzen?“ fragte die zitternde Mutter.

„Philipp Artevelde naht,“ erwiederte Dubois. „Er kommt, Gent zu überzeugen, daß er die Wahrheit ſprach, als er dem Volke ſagte, Alice Everwein ſei ſeine Verlobte.“

„Er komme!“ ſprach das Mädchen gefaßt und kaum hatte ſie dies Wort geſprochen, als die Thür ſich öffnete und Artevelde, jedoch nur allein, hereintrat.

„Seid gegrüßt!“ ſprach er, ſich vor Mutter und Tochter neigend „Und Euch, Peter Dubois, erſuch' ich, uns zu verlaſſen.“

Dubois erfüllte ſeinen Wunſch und ging.

„Ihr habt mir bisher auf ſchnöde Weiſe Eure Hand verweigert“ ſagte Artevelde, ſich zu Alice wendend und wollte kalt ſcheinen, aber der flammende Blick, der das Mädchen traf, ſprach deutlich ſeine leidenſchaftlichen Gefühle aus „Doch komme ich, noch einmal um Eure Hand zu werben, mehr, weil ich vor dem verſammelten Volke in der Heftigkeit der Rede Euch als meine Braut bezeichnete und mich nun nicht Lügen ſtrafen will, als daß ich noch nach Euerm Beſitze ſogar lüſtern wäre. Daß ich Euch liebte, habe ich Euch ſeit Jahren bewieſen, aber die Liebe erſtickte in der eignen Gluth, da nicht der leiſeſte Hauch

nend, und Du weißt, mein Wort steht fest wie die Berge meines Vaterlandes. Und hier hast Du meine Hand und mein Wort, nie lasse ich Dich es entgelten, wenn Du den schönen Preis erringst; ich werde mit Dir schmollen, Dir zürnen, ich könnte Dich vielleicht hassen, aber dieß würden nur kurze, schnell verschwundene Augenblicke seyn. Deßhalb ringe unverdrossen, unverzagt nach dem schönen Ziele, jeder Kampf erhöht ja den Preis!

Also Ihr werdet mir nicht zürnen, Sire, mir nichts, den Preis zu gewinnen, in den Weg legen?

Mit nichten, Herr Oberstallmeister, so thörig werde ich nicht seyn! — fiel ihm der König lachend in die Rede — Alles, was ich nur kann, roll' ich Dir in den Weg, und ständ' es in meiner Macht, so thürmte ich die Pyrenäen zwischen Dir und ihr.

Also ein Kampf mit offenen und versteckten Waffen, ein Kampf auf Leben und Tod?

Auf Leben und Tod! — wiederholte Heinrich — Denn hier ist Liebe, Leben und Verschmähung Tod! Mein Aufenthalt in Compiegne wird nicht mehr lang seyn; — brach nun der König das Gespräch rasch ab — ich

werde in einigen Tagen nach Mantes gehen, dort ausruhen und die Einnahme von Corbie und Chartres abwarten. Laß Alles zu meiner Abreiſe in Stand ſetzen.

Und erlaubt Ihr mir, mich dann nach Coeuvres begeben zu dürfen? — fragte Bellegarde, — doch ehe der König antworten konnte, trat Chicot mit Haſt in's Kabinet, gab dem König einen Wink, den dieſer verſtehen mochte, denn „Einen Augenblick Geduld, Bellegarde!" ſagend, winkte er Chicot, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen.

Bellegarde war darüber erſtaunt und verlegen. In dieſer Zeit ſeiner Gunſt hatte der König kein Geheimniß vor ihm; auch wußte er, daß Chicot geſtern mit dem Könige ausgeritten, aber nicht mit ihm zurückgekehrt war. Doch ehe er ſich die Sache enträthſeln konnte, trat der König mit verdrüßlichem Geſicht wieder ein.

Bellegarde, — befahl er — beſorge, was ich Dir vorhin geſagt! — Dann gab er ihm ein Zeichen, daß er ſich entfernen möchte.

Doch Bellegarde, dieß nicht achtend, wiederholte ſeine Bitte, ſich nach Coeuvres begeben zu dürfen. — Er hatte jetzt bei des Königs

übler Laune nur wenige Hoffnung, daß er sie ihm gewähren würde, und war daher erstaunt, als dieser ihm mit fast höhnischem Lächeln erwiderte: So bald Du das zu meinem Dienst Nöthige besorgt haben wirst, und das ist morgen gewiß geschehen, so reise mit Gott nach Coeuvres; mein aufrichtiger Glückwunsch begleitet Dich dahin!

Nun erzähle ausführlich! — wandte er sich, da Bellegarde das Zimmer verlassen hatte, zu Chicot.

Sire! — begann dieser — Euerm Befehle zu Folge blieb ich mit meinem Diener in der Nähe des alten Schlosses und umschlich es, wie der Marder den wohlbesetzten Taubenschlag. Die Zugbrücken, selbst die kleine, durch die Ihr auf der hintern Seite eingelassen wurdet, waren aufgezogen, und nur in dem Balkenzimmer und in einem kleinen Thurmfenster sah ich Licht, keine menschliche Seele war sonst zu erblicken. Schon an meinem Glücke verzweifelnd, da meine gefährlichsten Feinde, Hunger, Durst und Langweile sich einstellten, war ich fast entschlossen, mich auf und davon zu machen. Da gab mir mein guter Geist einen glücklichen Gedanken ein; ich stellte mich dem Balkon ge-

genüber und ſang oder ſchnarrte vielmehr Euer ſchönes „Charmante Gabrielle,“ das ich, während Ihr es ſanget, immer mitgepfiffen und halb auswendig gelernt hatte. Kaum war ich bis zu den Champs de Mars gekommen, als das Licht in dem Balkonzimmer ausgelöſcht wurde, zum Erſatz aber das kleine erleuchtete Thurmfenſter ſich öffnete. —

Nun, raſch, raſch! Du erzählſt ſo breit, und dann langweilt mich! unterbrach ihn der König.

Sire, nicht halb ſo ſehr könnt Ihr Euch bei meiner Erzählung langweilen, als ich es vor der alten Burg that, denn als das geöffnete Fenſter ſich wieder ſchloß und auch hier das Licht verſchwand, ſchien mir alle Hoffnung erloſchen und ich wußte mich vor Hunger, Durſt und Langweile kaum zu retten. Hätte nicht der Mond mit ſeinem hellgrinſenden Geſicht das Schloß eben ſo freundlich als ich verdrüßlich es angeblickt, ich hätte meinem Diener das Zeichen gegeben, mich auf meinen Klepper geſchwungen und wäre davon geritten. So aber ergötzte mich das ſilberne Tuch, welches der alte Herr da oben über die grauen Mauern breitete, und es beluſtigte mich, wie

die Eule aus den dunklen Ritzen mit ihren großen Augen herausglotzte und sich über mich zu wundern schien, und der Marder auf dem hohen Dache wie ein Nachtwandler unheimlich. —

Ventre Saint Gris! Laß Deine Eule und Deinen Nachtwandler bei'm Teufel und komm' zum Zweck! rief der König ungeduldig aus.

Wie Ihr befehlt, Sire! — fuhr der Gascogner fort, kaum seine Schadenfreude verbergen könnend, die Ungeduld des Königs so auf die Folter zu spannen. — Als ich dem Allen zusah, fuhr er dann fort, begann in dem alten Saale ein Schimmer aufzutauchen und ich sah von draußen die alten Fahnen und Waffen wie in einem Todtengewölbe schauerlich erleuchtet und hervortretend, bald wieder verschwindend. Dann rasselte das Schloß der Thüre, sie that sich auf, und gleich einem Geiste, eine kaum glimmende Laterne in der Hand, trat ein alter Mann, von einer weißen Gestalt gefolgt, an die Zugbrücke, ließ sie vorsichtig nieder und kauerte sich, während die Gestalt auf mich zuschritt, neben der offenen Thüre hin. „Seid Ihr noch hier, Sire?" fragte mich eine wohltönende weibliche Stimme.

Es war? — unterbrach ihn der König.

Eine schöne, junge, schwarzäugige Dame.

Schwarzäugig? Dann war sie es nicht!

Ja, Sire! Schwarz waren ihre Augen, wie eine Rabennacht, in der zwei funkelnde Sterne hervorblicken, leuchtend und feurig. Als ich ihr den Irrthum benahm, daß Ihr es wäret, den sie hier treffe, ließ sie schnell die Flügel ihrer Sehnsucht, die sie so rasch über die Brücke mir entgegengeführt hatten, sinken und ein gedehntes „So?" war Alles, womit sie mich abfertigen wollte. Da wir uns aber bei'm Leuchten des eben hinter einer Wolke hervorbrechenden Mondes näher betrachteten, ich in ihr Françoise d'Estrées, sie in mir Eueren getreuen Diener Chicot erkannte, würdigte sie mich, mich ferner anzuhören, und bald erfuhr ich von ihr, was sie der Schwester selbst abgelauscht zu haben vorgab, daß diese nur noch den kommenden Tag in Coeuvres seyn und dann nach Paris zu der Frau von Sourdis reisen würde.

Hm! brummte der König zweideutig lächelnd vor sich hin, da ist sie in guten Händen!

Gewiß! meinte Chicot. Nun ist Euer Kanzler in dieser Angelegenheit ein besserer Unter-

händler als meine Wenigkeit. — Ach! seufzte das schwarzgelockte Fräulein, fuhr Chicot nach einer langen Pause fort, da der König das Stillschweigen nicht brechen wollte — ach, wäre das schöne Paris nur nicht in den Händen der garstigen Liguisten, so zöge ich eben so gern dahin, wie meine Schwester, aber so bleibe ich lieber, wo unser rechtmäßiger König ist. Wird er nicht bald wieder nach Coeuvres kommen? fragte sie dann, und ich gab ihr die Hoffnung.

Da hast Du sie belogen! sagte Heinrich in gewohnter guter Laune. Aber geh' nun und laß den Kanzler rufen!

Der alte Kanzler Cheverny, ein großer und, wie die böse Welt sagte, ein beglückter Verehrer der Frau von Sourdis, erschien bald und der Auftrag der Unterhandlungen in Paris, den er heute vom Könige erhielt, schien ihm glücklich zu beenden leichter, als wenn er mit den gefürchteten Sechszehnern hätte unterhandeln sollen.

6.

In Paris lebte zu jener Zeit ein sonderbarer, aber sehr gewandter Mann, der, aller da-

maligen Parteien Freund, auch noch ſpäterhin, während der ganzen Regierung Heinrichs des Vierten eine bedeutende Rolle ſpielte. In Lucca von wohlhabenden Aeltern geboren, mit einer bezaubernden Stimme begabt, wollte Sebaſtian Zamet, wie ſo manche ſeiner Landsleute, ſein Glück am Hofe der Catharina von Medicis verſuchen. Er machte nach dem Tode ſeines Vaters ſein ganzes Erbe zu Geld und beſtieg ein nach Marſeille beſtimmtes Schiff, das jedoch von Seeräubern genommen und nach Algier gebracht wurde. Hier fand der liſtige Italiener Gelegenheit, zu entfliehen, landete, arm wie ein Bettler, in Rhodez und ging nach Paris, wo ſeine herrliche Stimme ihm ſchnell die Gunſt der Königin Mutter und Heinrichs des Dritten gewann. Von ihnen reichlich beſchenkt und bei allen Unternehmungen thätig unterſtützt, fand Zamet bald an dieſem verſchwenderiſchen Hofe Gelegenheit, Geld in Menge zu erwerben, ſo daß kein Finanzprojekt gemacht wurde, wobei er die Hand nicht mit im Spiele hatte. Den weichlichen Heinrich vergnügte er durch ſeinen Geſang, die übermäßigen Summen, die er dafür von dem verſchwenderiſchen König erhielt, borgte er ihm auf ungeheure Zinſen wieder, ſo daß er

nach deſſen Tode für einen der reichſten Geſchäftsmänner zu Paris galt. Er hatte dabei Gewandtheit genug, im Herzen dem Könige ergeben, für einen eifrigen Liguiſten zu gelten. Wohlthätig gegen die Armen, gefällig gegen den Adel, freigebig gegen die geldgierigen Sechszehner, lebte er in den Unruhen zu Paris ungeſtört, und man fand Freund und Feind an ſeiner ſtets offenen Tafel verſammelt. Bei dieſem wichtigen Manne, mit dem der Kanzler längſt in Unterhandlungen getreten war, und der inniger als Jemand in Paris an Heinrich dem Vierten hing, wohnte Frau von Sourdis und er war es, der auf die erſte Nachricht, daß Gabriele zu ihrer Tante kommen würde, die nöthigen Anſtalten traf, damit ſie ungehindert Paris erreichen könne.

Gabrielens jugendliches Gemüth, obgleich nur mit dem Gedanken an Bellegarde beſchäftigt, hatte ſich doch eine zu glänzende Vorſtellung von Paris gemacht, um in der jetzigen unruhigen Zeit hier ihre Träume verwirklicht ſehen zu können. Für jedes gefühlvolle Herz muſte der Anblick dieſer Stadt ein ſchmerzlicher ſeyn. Ihr finſteres Aeußere, die wilden Geſichter, die bei Tag und Nacht auf den ſchmuzigen Straßen

umherschwärmten, die fast ununterbrochenen Prozessionen, an deren Spitze ein Haufen fanatischer Mönche, von einer zahllosen Menge betenden und fluchenden Pöbels begleitet, mehr Verwünschungen gegen den ketzerischen Heinrich ausstießen, als Gebete zum Himmel sendeten; diese wilden Sechszehner, meist aus der Hefe des Volkes gewählt, die in dem Schlosse ihres Königs mit zügelloser Freiheit hauf'ten, Paris, und ihrem Wahne nach, ganz Frankreich blutdürstig, tyrannisch beherrschten, konnten unmöglich das fühlende Herz eines jungen Mädchens erfreuen. Sie hörte hier so oft, so öffentlich den Namen des Mannes verfluchen, der ihr bei se abenteuerlicher Gelegenheit seine treue Liebe geschworen und an der Frau von Sourdis und auch an Zamet, wenn sie allein waren, so warme Vertheidiger gefunden hatte, daß ihr der König bald nur als milder Vater seines Volkes, nur im königlichen Purpur erschien, und der üble Eindruck, den er in Coeuvres auf sie gemacht, fast gänzlich, jedoch unbeschadet Bellegarde's, verwischt war. Der geringfügige Umstand, daß einst ein altes Zigeuner-Weib ihr wahrsagend verkündet, sie würde bald eine Krone tragen, half noch mehr, sich mit ihm

der Gegenliebe ihre Flamme anblies, Euer Hohn ließ sie ganz verlöschen und dennoch biete ich Euch meine Hand und mit ihr das Leben der Euren! — Entscheidet!" —

Alice hatte, während er sprach, die Fassung wieder zu erlangen gesucht, mit der sie ihn empfangen hatte; aber mit jedem Worte, das die Entscheidung näher brachte, war sie mehr und mehr geschwunden. Sie stand vor ihm, bleich wie der Tod, vor ihrem umflorten Auge schwebte nur Walters trauerndes Bild, nur ihr finstres Schicksal und so stand sie noch, als Artevelde schon längst geschwiegen hatte. Da hob sie den gesenkten Blick, er traf die Mutter, die händeringend zur Seite stand und sich jetzt in der Angst ihres zerrissenen Herzens auf ihre Kniee warf.

„Philipp Artevelde!" sprach die Jungfrau und Gott gab ihr Kraft „Genügt Euch meine Hand ohne mein Herz?"

„Hab' ich auch früher Euer Herz zu gewinnen gesucht," erwiederte Artevelde von dieser Frage betroffen „so habe ich doch heute von demselben nichts verlangt."

„Und wenn es nun schon einem Andern angehörte?" sagte Alice.

Ein wilder Blick traf das Mädchen, die in ihr Schicksal ergeben fortfuhr: „Herr Philipp Artevelde, antwortet mir auf diese Frage, seid so wahr gegen mich, als ich es gegen Euch bin — Ist Euch meine Hand noch wünschenswerth?"

„Sie ist es noch!" sagte er rasch.

„Nun, so hört mein Geständniß! — unterbrach ihn Alice.

zu versöhnen; denn obgleich sie sonst gewähnt hatte, es könne nur die Myrthenkrone von Bellegarde's Hand damit gemeint seyn, so raunte ihr doch jetzt oft der Dämon Eitelkeit zu: Könnte es nicht die Krone seyn, die mir des Königs Liebe allein bieten kann? — Sie überließ sich dann diesem Traume, der, wenn ihn auch heute ein zärtlicher Brief Bellegarde's unterbrach, morgen den zerrissenen Faden wieder anknüpfte. Die Eitelkeit gewann eine bleibende Stelle in ihrem Herzen.

Um diese Zeit war es, wo die Sechszehner, von Blutdurst, Habsucht und Tyrannei getrieben, sich ungestraft die schrecklichsten Handlungen erlaubten. Fast alles Kriegvolk der Ligue war mit Mayenne ausgezogen und nur noch spanische Besatzung, die sich wenig um dergleichen kümmerte, darin zurückgelassen. Die Sechszehner benutzten diesen Umstand, ihre Rache gegen diejenigen würdigen Männer des Parlaments blutig auszuüben, die zuweilen gewagt hatten, sich ihren blutdürstigen Handlungen zu widersetzen. Ohne weitere Untersuchung wurden auf ihr Anstiften an einem Morgen der Präsident Brisson und mehre Parlamenträthe

durch den Pöbel aus ihren Häusern gerissen und aufgeknüpft.

Gabriele, welche diese Gräuelscenen täglich unter ihrem Fenster verneuert sah, beschwor ihre Tante, sie aus Paris zu führen. Ihr gefühlvolles Herz ward heftig durch diese blutigen Begebenheiten erschüttert, und wie ihr Haß gegen die Ligue immer mehr und mehr beim Anblick dieser Schandthaten zunahm, mehrte sich ihre Theilnahme für den König. Aber wohin sollte Frau von Sourdis sie führen? Nach Coeuvres? Dahin wollte die Tante auf keinen Fall, und nach Mantes, wo der König eine Art militairischen Hoflagers hielt, wagte es Gabriele nicht, sie fürchtete den Unwillen ihres Vaters dadurch zu erregen. Doch die Gewißheit, Bellegarde dort zu finden, vielleicht auch eine Hoffnung, die jetzt noch in Nebelschleier verhüllt vor ihr schwebte, ließen sie endlich den Entschluß fassen, dem Willen der Frau von Sourdis nachzugeben und Mantes mit Paris zu vertauschen.

Nach Paris zu kommen, war leicht; es zu verlassen, schwer. Alle Thore wurden streng von den Anhängern der Ligue bewacht, und Jeder, der die heilige Stadt verlassen wollte, für einen Ketzer und Anhänger des Königs er-

klärt. Deßhalb bedurfte es mehre Tage, ehe Zamet eine sichere Gelegenheit für sie fand, die Stadt ohne Gefahr verlassen zu können. Ein Bekannter von ihm, dem er vertrauen konnte, hatte die Wacht am St. Jacobthore; er versprach, in der Nacht den Wagen durchzulassen, und nach manchem gefährlichen Abenteuer auf den Straßen, wo bis zum frühen Morgen der trunkene Pöbel hier in Prozessionen, dort in Räuberbanden umherzog, gelangten sie endlich an das Thor, das ihnen auch geöffnet wurde. In der Vorstadt erwarteten sie bewaffnete Diener, und, so geschützt, bogen sie in die rechte Straße nach Mantes ein und hatten bald Paris, diese Stadt des Gräuels, hinter sich.

Es war eine stürmische, regnerische Nacht, kein Sternchen leuchtete durch die Dunkelheit, das Geheul des Windes, nur zuweilen von dem strömenden Regen unterbrochen, war grausig; die Wege waren grundlos und nur langsam, Schritt vor Schritt, konnten die wohlgenährten Rosse des Kanzlers Cheverny den schwerfälligen Wagen fortziehen. Je weiter sie sich von Paris entfernten, je grundloser ward die ungebahnte Straße; zweimal hatten sie schon halten, aussteigen und den Wagen durch ihre Be-

gleiter, die jetzt die bereit gehaltenen Fackeln anzündeten, aus Löchern herauswinden lassen müssen, als sie, eben aus dem Walde kommend, Fackelschein dicht vor sich sahen. Sogleich scholl auch ein „Qui vive!“ ihnen entgegen, welches Einer ihrer Begleitung, von Zamet wohl unterrichtet, mit „Guise!“ beantwortete.

So kommt uns zu Hilfe! rief eine barsche Stimme und zwei Reiter sprengten auf den Wagen der Frau von Sourdis zu, der sich, durch den Koth nur langsam fortgezogen, endlich doch in der Nähe eines umgeworfenen Wagens befand.

Die Frau von Sourdis ließ hier halten, gab ihren Begleitern den Befehl, hilfreiche Hand zu leisten, und bat die erschrockene Gabriele, sich ganz ruhig zu verhalten und durch nichts zu verrathen, wer sie wären; denn sie war aus dem Benehmen der Verunglückten, und weil sie das Wort „Guise“ ohne Feindseligkeiten aufgenommen sah, gewiß, daß der Wagen Liguisten angehöre. Während nun die Diener mit dem umgefallenen Wagen beschäftigt waren, vernahmen sie den Hufschlag von Rossen und hörten eine weibliche Stimme rufen: Ich erkenne den galanten Herrn von Bellegarde

nicht mehr, der, ſtatt nicht von unſerer Seite zu weichen, vorausreitet und uns hier unſerm Schickſal überläßt.

Gabriele ſchrak bei dem Namen ihres Verlobten auf und wollte ſich ihm kund thun, doch Frau von Sourdis hielt ſie zurück. Nun bog ſie ſich zum Wagen hinaus und lauſchte. Ja es war Bellegarde, denn ſie hörte ihn der Dame eben eine Menge Entſchuldigungen ſagen, und Gabrielen blieb kein Zweifel mehr, daß er hier in ein Abenteuer verwickelt ſei. Jetzt ließ ſich eine andere weibliche jugendliche Stimme hören. Herr von Bellegarde! bat ſie, habt doch die Güte, mich aus dem Wagen zu heben; ich wünſchte mich nur Eurem Arme anzuvertrauen. Darf ich Euch bitten? Doch der grundloſe Weg.

O, Dame! rief Bellegarde galant, müßt' ich durch den Schwefelpfuhl der Hölle, mit ſolch' ſchöner Laſt fühlt' ich mich dennoch hoch beglückt!

Treuloſer! murmelte, während Frau von Sourdis ſchadenfroh lachte, die von Eiferſucht ergriffene Gabriele, beſonders da ſie beim Schein der Fackeln jetzt deutlich Bellegarde ſeine ſchöne Laſt durch den tiefſten Moraſt tra-

gen und ſie unter einen Baum niederſetzen ſah. Das leiſe Flüſtern, welches ſie vernahm, wobei Kopf an Kopf ſo nahe war, daß es faſt unmöglich ſchien, daß nicht irgend eine Berührung ſtattgefunden hätte, ſetzte ihr Blut noch mehr in Wallung.

Nun, würdiger Chevalier, unterbrach die zuerſt vernommene Stimme, jedoch in etwas ernſtem Tone, das geheime Tête à Tête, hättet Ihr wohl die Güte, gegen die Mutter eben ſo galant zu ſeyn, wie gegen die Tochter?

Schnell ließ Bellegarde die Gerettete im Stiche, eilte noch einmal nach dem Wagen und hob eine ganz ſchwarz verſchleierte Dame heraus, die er ebenfalls, doch jetzt etwas keuchend, unter den Baum trug.

Als Frau von Sourdis die beiden Frauen erblickte, auf die ſo eben das flackernde Licht einiger Fackeln fiel, raunte ſie Gabrielen leiſe zu: Kind! Beim allmächtigen Gott! Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieß die Herzogin von Guiſe und ihre Tochter.

Heilige Anna! fuhr Gabriele auf, wie kömmt Bellegarde zu dieſen?

Das ſollſt Du gleich erfahren, Gabriele! ſagte die Tückiſche, bog ſich zum Kutſchfenſter

heraus und rief, trotz Gabrielens Bitte, zu schweigen: Herr von Bellegarde! Auch hier sitzen zwei Damen, die durch den Unfall der Frau Herzogin aufgehalten, gern jene Damen zu begrüßen, den Wagen verlassen möchten.

Verzeihung! erwiderte Bellegarde mit zweideutiger Verbindlichkeit, ich rathe den schönen Unbekannten, bei dem furchtbaren Wetter ruhig im Wagen sitzen zu bleiben.

Der Regen hat aufgehört, entgegnete Frau von Sourdis, und wir wünschten so sehr —

La Rousse, befahl nun der Oberstallmeister, geh' zu den Damen und hilf ihnen!

La Rousse, der treue Diener, stieg von seinem Rosse und machte sich, obgleich brummend, auf den Weg nach dem Wagen, wo ihm ein gebietendes: Zurück Elender! in der Mitte des Rothes Stillstand gebot, und zu gleicher Zeit sagte Frau von Sourdis: Mein Gott, Herr von Bellegarde, setzet Ihr denn alle Sitte aus den Augen, daß Ihr Eueren Diener uns sendet und nicht selbst kommt?

Meine Schönen! ich darf diese mir anvertrauten Damen nicht verlassen, — entgegnete Bellegarde — und wäret Ihr selbst —

Euere Verlobte mit Euerer ergebenen Die-

nerin, der Frau von Sourdis! rief ſie ihm hohnlachend zu.

Alſo Gabriele d'Eſtrées? rief die eine Dame — Wie bin ich neugierig, ſie kennen zu lernen. Eilt doch, Bellegarde!

Aber dieſer ſtand ſchon an dem Wagen, und in peinlicher Verlegenheit, zwiſchen der Scylla und der Charybdis, zwiſchen Himmel und Paradies, ſtammelte er einige Worte der Entſchuldigung und bot Gabrielen ſeinen Arm an, ſie zu den Damen zu tragen.

Ich danke dem Herrn von Bellegarde! — erwiderte Gabriele empfindlich. — Die Laſt, welche er jetzt durch den Schwefelpfuhl der Hölle zu tragen hätte, möchte wohl nicht ſo ſchön und beglückend ſeyn als die, die er vorhin unter traulichem Gekoſe hinübertrug. Habt die Güte, Euch zu Frau von Sourdis zu bemühen, ich befinde mich hier ganz wohl in dem Wagen.

Gabriele! — bat er, ſich wahrſcheinlich ſtrafbar fühlend.

Herr von Bellegarde, ich verlange ein ungetheiltes Herz, und Gabriele d'Eſtrées darf es wohl verlangen! fiel ſie ihm zürnend in die Rede.

Könnt Ihr zweifeln?

Ja! denn was ich hörte, was ich sah, gebietet es mir — doch vergeßt Frau von Sourdis nicht!

Ich dächte, Ihr machtet es hier umgekehrt! — nahm diese das Wort — Vorhin erst den Himmel, dann die Hölle, erst den Maimorgen, dann die Novembernacht. Nehmt jetzt das Fegefeuer und den ewig heitern Sommertag zuerst, dann versucht es, ob sich der Himmel mit seinem Engel Euch anvertrauen will.

Bei Gott, sie hat Recht, das ist der Weg zum Fegefeuer! — brummte Bellegarde vor sich hin, als er um den Wagen herum ging, die ihm verhaßte Frau von Sourdis in seine Arme zu schließen. Kaum hatte er sie zu der Herzogin gebracht, als er zu Gabrielen zurückkehrte und sie, den Wagen zu verlassen, mit Bitten bestürmte, aber sie blieb unbeweglich; da einte das Fräulein von Guise ihre Bitte mit der Bellegardes, aber eben so vergebens, selbst die Herzogin ersuchte sie, und auch dieser Einladung wußte sie gewandt und dennoch zart zu entgehen. Da sagte endlich Bellegarde, fast in Verzweiflung: Wagt Ihr es vielleicht nicht, Euch neben Fräulein von Guise zu stellen?

Fürchtet Ihr, dieser Stern möchte Euch verdunkeln? Dieß wirkte.

Nein, wahrlich nein! — sagte sie stolz — ich fürchte nichts, da ich nichts mehr von Euch hoffen mag. Führt mich hin!

Die Dornen der Rosen stechen scharf, — sagte Bellegarde, den Schlag öffnend — dennoch duften sie lieblich. — Er umfing nun die bebende Gabriele mit kräftigem Arme, preßte sie innig mit den leisen Worten: Meine Gabriele! an sich und trug die süße Last zu den anderen Damen unter den Baum.

Stumm war die erste gegenseitige Begrüßung, hierbei das Auge des Fräuleins von Guise unverwandt vom Fuße bis zum Scheitel sie musternd, nur auf Gabriele gerichtet, während diese nur Augen für die Herzogin zu haben, und Bellegarde wie das Fräulein von Guise nicht zu beachten schien. Die Herzogin beobachtete Bellegarde scharf; Frau von Sourdis hingegen ergötzte sich an der Verlegenheit Aller. So standen sie eine Weile, von dem flackernden Lichte der Fackeln beleuchtet, schweigend da, bis die, noch in Trauer gehüllte Herzogin von Guise die Stille unterbrach und Bellegarde, der durchnäßt, von Koth bespritzt und

„Schweigt!“ rief er mit Heftigkeit „Nennt mir den Namen nicht, nennt mir ihn nie! — Ich mag ihn nicht wissen, mag ihn nicht kennen. — Es würde nur blutig enden und die wilden Gedanken fühl' ich bei Euerm Anblicke gezähmt.“

„Blut könnte nicht fließen, denn er ist fern, fern von hier,“ sagte sie, durch seine Worte bewegt, dann ging sie zu der betenden Mutter und hob sie auf — „Gott hat Euer Gebet erhört,“ raunte sie ihr leise zu „kommt, liebe Mutter!“ Sie trat mit ihr vor Arteveldе — „Ehrt meine Eltern, wie es einem redlichen Sohne gebührt“ sprach sie dann — „Behandelt mich mit Schonung — Naht mir nie mit blutriefenden Händen — dann — will ich die Eure sein — bis zum nahen Tode!“ — Dies sagend, streckte sie die Hand nach ihm, doch ehe er sie ergreifen konnte, sank sie bewußtlos vor ihm nieder.

8.

Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, hörte sie von Neuem das wilde Jauchzen des Volkes. Peter Dubois und die Mutter standen neben ihr. „Was ist geschehen?“ fragte sie „Bin ich wirklich seine verlobte Braut? — Was bedeutet der wilde Lärmen? Gilt er mir?“

„Es ist Artevelde, den das Volk zwang, Vater und Ohm seiner Verlobten noch heute ihrer Haft zu entlassen. Sie nahen; bald werden sie bei Euch sein.“

„So eilt, werther Herr Dubois,“ bat Alice „ersucht Artevelde, mich nur eine kurze Zeit mit dem Vater allein

über das unerwartete Abenteuer verdrüßlich, ſich ſeitwärts an einen Baum gelehnt hatte, zurief: Tretet doch näher, Herr von Bellegarde, und ſtellt uns Euere Verlobte vor, deren Ruf ausgezeichneter Schönheit auch bis zu uns drang? Wer ſolch Kleinod ſein nennen kann, darf ſtolz hervortreten und ſagen: Dieß iſt mein Eigenthum!

Ihr irrt, gnädige Frau! — nahm Gabriele ſchnell das Wort, ehe noch Bellegarde ſich ihr nahen konnte — Ich bin Niemandes Eigenthum, und ſo erlaubt, daß meine Tante, die Frau von Sourdis, mich Euch vorſtellen darf.

Dieſe erfüllte ihren Wunſch, und Gabriele küßte ehrerbietig die Hand der Achtung gebietenden, unglücklichen Frau. Dann nahte ſie ſich dem Fräulein von Guiſe, begrüßte ſie als ihres Gleichen und hörte, wie es ſchien, gleichgiltig die Aeußerung der jungen Dame an, daß der Ruf ihrer Schönheit bei Weitem die Wirklichkeit nicht erreicht habe. Fräulein von Guiſe ſprach dieß ſo unbefangen und offen aus, ihr Blick zeigte deutlich, daß das, was ſie ſage, aufrichtig ſei, daß Gabriele einen Augenblick durch ihre freundlichen Worte gewonnen war,

doch ein Blick auf Bellegarde und der gute Eindruck war verwiſcht.

Ihr werdet Euch wundern, Fräulein d'Eſtrées, — ſprach die Herzogin jetzt zu dieſer, hierbei auffallend jede Beachtung der Frau von Sourdis vermeidend — daß Ihr uns hier trefft. Die Erfahrung, die wir während der Belagerung von Paris gemacht haben, überhaupt das wilde Leben dieſer Hauptſtadt mißfiel mir und beſtimmte mich, ſie zu verlaſſen. Der König war ſo gütig —

Der König? — unterbrach ſie Frau von Sourdis — Kennt denn die Herzogin von Guiſe einen König in Frankreich?

Ja, Madame, den König Heinrich von Navarra! — ſprach die Herzogin ſtolz, und der unbeſcheiden Fragenden den Rücken wendend, fuhr ſie zu Gabrielen fort: Der König war ſo gütig, uns einen ſichern Geleitsbrief nicht zu verſagen, und ſo höflich, uns ſeinen Oberſtallmeiſter entgegenzuſchicken —

Die während der Belagerung angeknüpfte Bekanntſchaft fortzuſetzen — fiel ihr Frau von Sourdis ſchon wieder, höhniſch lachend, in die Rede.

Die Herzogin antwortete der Läſtigen nur

durch einen ſtolzen, zermalmenden Blick, der jedoch, ohne zu verwunden, an Frau von Sourdis abglitt. Als aber jetzt der Kammerdiener der Herzogin meldete, der Wagen ſei wieder aufgerichtet und Alles zur Abfahrt bereit, ſo bat ſie Bellegarde, ſie über den Damm von Reisholz zu begleiten, den ihr Gefolge indeſſen bis zu der alten Karoſſe gemacht hatte. Bellegarde gehorchte, führte auch das Fräulein von Guiſe dahin und rief la Rouſſe, ihm ſein Roß zu bringen, aber die Herzogin bat ihn, ſich ja zu ſeiner Verlobten zu begeben und ſich nicht weiter um ſie zu bemühen. Bellegarde verneigte ſich und kehrte zu Gabriele zurück.

Wir wollen hier noch eine Weile verziehen, der Tag muß bald anbrechen! meinte Frau von Sourdis und nahm ihm durch dieſen Entſchluß die Hoffnung, des Königs Befehl, die Herzogin von Guiſe zu begleiten, mit ſeiner Neigung und ſeiner Pflicht gegen Gabriele zu vereinigen: dort fuhr die Herzogin hin, hier blieb Gabriele d'Eſtrées zurück.

Madame! — ſagte er endlich — Ihr wagt, bloß um Euern Scherz mit mir zu treiben, ſehr viel. In der Nähe der Herzogin von Guiſe und von mir begleitet, ſeid Ihr vor jeder Ge-

fahr geschützt, es mag Euch Freund oder Feind begegnen.

Wir können der Gefahr trotzen! entgegnete Frau von Sourdis — Galanterie fehlt bei den Herren der Ligue so wenig, als bei den Königlichen.

Wahrhaftig, Ihr habt wenigstens bei den Letzteren Recht, dieß beweisen die Pferde unseres Kanzlers! — erwiderte Bellegarde — Er pflegt sonst die guten normännischen Thiere so gut, läßt sie nur selten aus dem Stalle, aber Frau von Sourdis müssen die armen Rosse den furchtbaren Weg von Paris bis Mantes ziehen.

Ihr seht also —

Daß selbst ein Greis galant seyn kann und Ihr vollkommen Recht habt! — unterbrach sie Bellegarde von Neuem — Wißt Ihr wohl, Dame, — sagte er plötzlich und schien das beißende Gespräch abbrechen zu wollen — wißt Ihr wohl, daß Euch in Mantes eine angenehme Ueberraschung erwartet?

Und welche? — fragte Frau von Sourdis, durch den verbindlichen Ton seiner Stimme verführt.

Euer Gemahl! Er ist von dem Heere des Herzogs von Montpensier bei uns eingetroffen —

Herr von Bellegarde! — unterbrach Gabriele das Geſpräch — welches eine ernſte Wendung zu nehmen drohte — Ueberraſchungen ſcheinen die Mitgift dieſer Nacht zu ſeyn, deßhalb dächt' ich, Ihr beſtieget Euer Roß, folgtet der Herzogin von Guiſe, der Ihr dann auch eine Ueberraſchung bereitet, erfülltet die Befehle des Königs, meine und wahrſcheinlich auch Euere Wünſche. — Jetzt, liebe Tante, — wandte ſie ſich raſch zu Frau von Sourdis — laßt uns nicht länger hier verweilen; der Morgenwind weht ſcharf, mich friert.

Bellegarde hatte, während ſie dieſes ſprach, unentſchloſſen, ob er bleiben oder gehen ſollte, da geſtanden; ein Blick auf die holde Geſtalt, auf das himmliſche Antlitz des Mädchens beſtimmte ihn jedoch noch ein Mal, ſich ihr freundlich zu nahen. Gabriele, — bat er — doch ſie unterbrach ihn ſchnell: Eilt nur zu Fräulein von Guiſe, ich wünſche Euch alles mögliche Glück.

Alſo hat doch eine Krone ſo viel Gewalt über Gabrielens Herz gehabt, mich dort zu verdrängen?

Keine Beleidigung, Herr von Bellegarde! unterbrach ihn das Fräulein zurnend.

So ist also die Ewigkeit Euerer Schwüre nur ein kurzer Traum gewesen —

Indem Ihr träumtet, Ihr schlösset Margarethe von Guise innig in Euere Arme, Eure Lippen berührten die ihrigen — Treuloser! — rief sie, ergriff die Hand der Frau von Sourdis und zog diese nach dem Wagen, in den sie, Bellegarden keines Blickes würdigend, rasch hineinstieg.

Dieser verweilte nicht länger, schwang sich auf sein Roß und jagte fort.

7.

Herzensmädchen! begann jetzt Frau von Sourdis, Gabriele umarmend, während die Pferde des Kanzlers die alte Karosse keuchend weiter zogen, heute bist Du mir doppelt werth geworden. Du hast Dich klug, stolz und muthig benommen. Mir war stets dieser Günstling Heinrich's des Dritten aus mancherlei Gründen verhaßt; es ist mir daher lieb, daß Du mit ihm gebrochen hast.

Gebrochen? murmelte Gabriele, also wirklich

lich gebrochen? — Armes Herz, so brich auch Du! —

Thöriges Kind!

Der Traum ist vorüber, fuhr, nichts beachtend, Gabriele fort, ich bin erwacht! Kein Morgenroth, kein Sonnenblick strahlt mir entgegen, mein Paradies seh' ich verschlossen, meinen Kranz verschwunden. — Sie versank in tiefes Nachdenken. — Sollte eine Krone? fuhr sie plötzlich auf. Fort, fort, Täuschung! Vergeh' mein Herz, aber vergeh' in Treue! — Ihr schönes Auge schwamm bei diesen Worten in Thränen. — Ja, ich fühl' es, nur einmal, einmal nur kann dieses Herz lieben; mit Bellegarde sage ich der Liebe ein ewiges Lebewohl!

Gabriele, komm' zu Dir! unterbrach Frau von Sourdis das Selbstgespräch der Aufgeregten, wozu diese kindischen Worte? Der ersten Liebe folgt die andere, auch der ersten Täuschung werden schon mehre folgen.

Betrogen, zurückgesetzt, von ihm, den ich so unaussprechlich liebte! jammerte das Mädchen von Neuem.

Kind! Nennst Du dergleichen Galanterien Betrug, so findest Du am Hofe und im Feldlager keinen Mann, der nicht ein Betrüger

wäre! sprach Frau von Sourdis im Tone ihrer Zeit, Treue ist jetzt nur noch ein Phantom, das bei dem ersten Schwur der Liebe uns in unauslöschbaren Farben erscheint, um Hand und Mund desto schneller zu vereinen; schon nach dem ersten Kusse aber bleichen die Farben und Mann und Weib sehen lachend es verschwinden. Suchst Du die ewige Liebe, so warte bis dort oben; vielleicht, doch nur vielleicht, findest Du sie dort.

Das wäre schrecklich! murmelte Gabriele.

Aber wahr! Lerne die Welt erst kennen und dann wirst Du sehen, daß das, was Ihr zärtlichen Seelen Liebe nennt, nur Sinnenrausch, Eitelkeit oder Eigennutz ist. Diese drei knüpfen die Herzen, schließen die Ehen, und sind sie geschlossen, so sucht ein Jeder sich für die Täuschung zu entschädigen, so gut er kann.

Gabriele erwiderte hierauf der Frau von Sourdis nichts; sie war zu edel, zu rein, um zu glauben, was diese Weltfrau ihr sagte. Sie schloß die Augen und überließ sich ihren Träumen; und die Wunde im Herzen, den Wunsch sich an dem Treulosen zu rächen, in ihrer Brust, fuhr sie in Mantes ein, wo Frau von Sourdis,

trotz der Anwesenheit ihres Gemahls, in der Wohnung des Kanzlers Cheverny abstieg.

Hier benutzte Gabriele den ersten Augenblick, als sie allein war, ihren Vater, der jetzt bei dem Heere vor Noyon stand, von dem Vorgefallenen zu unterrichten; von dem, was ihr mit Bellegarde begegnet war, schwieg sie noch; ganz hatte die Liebe, hatte die Hoffnung sie nicht verlassen.

Bellegarde hatte indessen die Herzogin von Guise nach einem ihrer Schlösser an der Eure gebracht, und so war sie nur wenige Stunden von dem Hoflager des Königs entfernt. Es mußte auffallend seyn, daß, kurz nachdem ihr Sohn, aus seinem Gefängniß von Tours entkommen, in Paris angelangt war, sie diese Stadt verließ und in einem Schlosse ihren Aufenthalt nahm, das von dem Heere und den festen Städten der Hugenotten umgeben war. Viele wollten eine Annäherung dieser bedeutenden Familie an Heinrich den Vierten, Mehre noch ein Project einer Heirath des Fräuleins von Guise mit dem Könige darin sehen, wodurch auf einmal der verderbliche Krieg beendet und Frankreich beruhigt worden wäre. Alle täuschten sich.

Weißt Du, Bellegarde, weshalb ich Dich zum Führer der Herzogin von Guise gewählt habe? fragte am zweiten Morgen nach dem nächtlichen Abenteuer der König diesen, als er von seiner Sendung nach Mantes zurück kam.

Ich weiß es nicht! erwiderte der Oberstallmeister noch unmuthig über das gehabte Abenteuer.

Ich wußte, fuhr der König fort, daß Du bei dem kurzen Waffenstillstande, während der unglücklichen Belagerung von Paris, der Herzogin von Guise Deine Aufwartung gemacht hattest; mich wunderte dieß von einem Lieblinge des vorigen Königs, noch mehr, daß Dich die Hergogin angenommen hatte, da Du bei der Ermordung ihres Gemahls, wenn Du auch keinen thätigen Antheil daran genommen, doch auf dem Schlosse zu Blois warst. Ich kenne Dein leicht empfängliches Herz, ahnete, was Dich mehre Male nach dem Hotel de Guise gezogen und glaubte, Dir keinen bessern Freundschaftdienst erweisen zu können, als Dich zu schicken.

Ich danke Euch, Sire, für die außerordentliche Güte; ob ich sie aber als solche anerkennen kann, glaube ich kaum.

zu laſſen. — Ich möchte den alten Mann ſo gern allein ſprechen, ehe er uns ſeinen Segen ertheilt. — Gebt, ich bitte Euch!“ Dubois gehorchte und bleich, abgehärmt trat der Vater ein — den kranken Ohm hatten ſie nach ſeiner Wohnung getragen — Sein Haar hatte ſich in den wenigen Tagen gebleicht, ſein feſter Schritt war ſchwankend geworden, Alice ging ihm, von der Mutter geführt, entgegen. Schweigend reichte ihr der Vater die Hand, die ſie ergriff, an ihr Herz, an ihre Lippen preßte und dann ſchluchzend an ſeine Bruſt ſank.

„Opfer dem Verderben geweiht!“ ſprach Herr Roger Everwein feierlich und legte ſeine Hand ſegnend auf der Tochter Haupt „Wacht das Auge des Himmels über der irdiſchen Welt, thront dort oben der Vergelter, ſo ſuche Deinen Lohn bei ihm, hier auf Erden wirſt Du ihn nicht finden, nicht einmal der Dank Deines Vaters wird Dir! — Der Preis für mein Leben iſt mir zu hoch, Dein Glück iſt mir mehr werth, als die paar kummervollen Tage, die ich noch in Jammer und Elend verleben werde; denn was kann mir das Leben noch ſein, wenn ich Dich unglücklich weiß?“

„Nicht ſo, mein Vater!“ unterbrach ihn Alice „Von dem Augenblicke an, als ich ihm die Hand reichte, iſt mir der Muth geworden, mein Geſchick ſtandhaft zu ertragen — Euer Kind iſt nicht ſo elend als Ihr glaubt! Das Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben, wird mich über mein Schickſal erheben, die Blume meines Glückes, die ich freiwillig brach, wird verwelken, die Zeit wird ihren Staub verwehen aber mich auch vergeſſen lehren. Wenn es mir gelingen ſollte, manches Blutvurtheil abzu-

Du meinst wohl, ich habe Dich dadurch mit dem Fräulein d'Estrées entzweien wollen? Daran dachte ich nicht. Solche vorübergehende Liebschaften achtet man jetzt nicht mehr, und auf etwas Ernsteres kann es hier wohl nicht abgesehen seyn.

Wie so, Sire!

Das stolze Haus der Guisen und Bellegarde! Armer Tropf! — Doch von etwas Anderm! Weißt Du, daß Gabriele hier ist?

Ich weiß es!

Daß sie sich in dem Hause des Kanzlers aufhält?

Dort ist sie in der Hand der Frau von Sourdis wohl verwahrt! sagte Bellegarde spöttisch.

Hast Du sie noch nicht gesehen, gesprochen?

Nein, Sire!

Auch ich nicht! Zwei Mal war ich da, und beide Mal fand ich sie unwohl.

Das freut mich! entfuhr dem Oberstallmeister.

Ventre saint gris, das freut Dich? — Doch Du hast Recht, Bellegarde, es muß Dich freuen. Ich bin aber doch neugierig ob Du angenommen wirst.

Ich glaube kaum!

Woher glaubst Du, daß Dich das nämliche Loos treffen wird wie mich?

Bellegarde war unvorsichtig genug, das Abenteuer jener Nacht zu erzählen, wobei er seinen Unmuth nicht verbarg, so daß der König laut auflachen mußte und ihn fragte: Wem gilt denn eigentlich Deine Bewerbung, der Herzogin oder ihrer Tochter?

Keiner von Beiden, Sire!

Bellegarde, Du redest nicht die Wahrheit! fiel ihm König Heinrich in die Rede, ich wußte die Begebenheit jener Nacht schon von Frau von Sourdis, und ihr war, während Du Margarethe von Guise in Deinen Armen hieltst, nichts entgangen Was blickst Du so niedergeschlagen vor Dich hin? Frisch ans Werk, ist es auch vergebene Mühe. Wirb um die Gunst der liguistischen Dame und überlaß Deinem Könige die eifersüchtige Braut. Ich will Dir dort wahrlich nicht in den Weg treten, laß mir nur hier freies Spiel.

Bellegarde schwieg.

Ich könnte Dich jetzt mit einem ehrenvollen Auftrage nach Languedoc oder Gascogne schicken, fuhr der König fort, aber das wäre nicht

ritterlich, noch weniger königlich gehandelt, also bleib' hier, und soll ich als Freund rathen, so wirb um die Gunst des Fräuleins von Guise, deren Herz, so viel ich erfuhr, Dir die Werbung leicht machen wird, und wende Gabriele d'Estrées den Rücken. Bedenke, welch' gefährliches Spiel Du spielst, selbst als Gatte Gabrielens.

Er verließ ihn und Bellegarde begab sich sogleich nach der Wohnung des Kanzlers, verlangte das Fräulein d'Estrées zu sprechen und wurde nicht vorgelassen; er versuchte sein Glück am Abende wieder, gleiches Schicksal. Da schrieb er an sie in den zärtlichsten Ausdrücken, betheuerte seine Unschuld und seine Treue und suchte jedes Schmeichelwort, jedes Liebeswort hervor, Gabriele zu versöhnen. Aber auch der Brief blieb ohne Antwort. Da sandte er la Rousse mit dem Befehle zu ihr, Alles zu versuchen, um sie zu sprechen; aber er ahnete nicht, daß la Rousse mit der Zofe Gabrielens in den zärtlichsten Verhältnissen stand und ihn verrieth. Durch ihn hatte Gabriele die näheren Umstände seiner nicht ganz straflosen Verbindung mit dem Fräulein von Guise erfahren, deshalb in diesem sonst so ungleichen Kampfe

der Sieg über ihr Herz, in welchem Bellegarde's Bild immer noch tief eingeprägt, wenn auch nicht mehr glühend stand.

Als la Rousse mit dem Bescheide zu seinem Herrn zurückkehrte, daß das Fräulein ihn nicht vorgelassen habe und er aus manchen Reden der vertrauten Zofe schließen müsse, daß durch das Zureden der Frau von Sourdis Fräulein d'Estrées ihr Herz den Bewerbungen des Königs nicht mehr so fest wie sonst verschließe, befahl er im Unmuthe, sein Roß zu satteln und jagte an seinem Glücke bei Gabrielen verzweifelnd, nach dem einsamen Schlosse an der Eure.

8.

Bellegarde war hintergangen worden. Noch hatte Gabriele den Bewerbungen des Königs ihr Herz verschlossen, noch war Heinrich nicht so glücklich gewesen, sie zu sprechen. In stetem Kampfe mit sich, ward es ihr schwer, den Traum ihrer ersten Liebe selbst zu zerstören. Sie nannte zwar in einsamen Stunden Bellegarde einen Treulosen, einen Verräther, aber solch' zürnende Worte, aus liebendem Herzen gesprochen, verfliegen in dem

Winde. Tritt ein solcher Treuloser nur liebenswürdig, nur von süßen Erinnerungen begleitet, vor die gaukelnde Phantasie eines liebenden Mädchens, so legt die Hoffnung ein welkes Myrtenreis nach dem andern an den kaum noch glimmenden Funken, die Liebe haucht ihn an, belebt ihn, die Flamme prasselt von Neuem empor und, dem Phönix gleich entsprost aus der Asche ein blühender Myrtenkranz. Alle Ermahnungen der Frau von Sourdis, alle die verführerischen Bilder, welche die listige Frau in dem Spiegel der Eitelkeit ihr erscheinen ließ, waren dann vergebens; Bellegarde's Bild war der Talisman, der den Zauber schnell zerstörte.

Ein Brief, den Frau von Sourdis aus dem Lager von Noyon von ihrem Schwager erhielt, und in welchem ein Schreiben an Gabriele eingeschlossen war, bestimmte endlich die unternehmende Frau, der, aus Eigennutz, Alles an Heinrich's Glück lag, zu einem gewagten Schritte. Sie gab des Vaters Brief jetzt noch nicht an die Tochter, benachrichtigte den König, daß der Marquis von Coeuvres auf schnelle Entfernung Gabrielens dringe und ihr befohlen habe, sie unter sicherem Geleit nach Coeuvres zu schicken, und lud ihn ein, sich heute Abend in der Dämmerung in

aller Stille zu ihr zu begeben, wobei sie die Hoffnung ihm durchschimmern ließ, Gabriele selbst gegen ihren Willen zu sehen. Der Brief des Marquis war übrigens in heftigen, Frau von Sourdis eben nicht schonenden Ausdrücken abgefaßt, weßhalb sie im Stillen schwur, sich zu rächen.

König Heinrich säumte nicht, zur bestimmten Zeit sich einzustellen, und dieses Mal, jedoch in aller Stille, betrat er das Haus des Kanzlers, um vor Gabrielen nicht als Don Pedro, nicht als picardischer Landmann, sondern als König zu erscheinen.

Dame! — rief er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit bei'm Eintreten in das Zimmer der Frau von Sourdis entgegen — so sehr ich auch von Euerer glücklichen Gabe der Unterhaltung überzeugt bin, so bitte ich Euch doch heute, das Fräulein d'Estrées sogleich hierhier kommen zu lassen, oder mich zu ihr zu führen.

Verzeiht, Sire, wenn ich Euch bitte, Euch ein Wenig zu gedulden! — erwiderte Frau von Sourdis lächelnd — Habt die Gnade, bei'm Kamin Platz zu nehmen!

Der König setzte sich und winkte Frau von Sourdis, ein Gleiches zu thun; der Kanzler aber

blieb dem Könige gegenüber hinter dem Stuhle seiner Dame stehen.

Sire! — begann dieser jetzt — die Umstände haben sich verändert; Bellegarde, in den Netzen des Fräuleins von Guise gefangen, ist jetzt weniger zu fürchten als der Marquis, Gabrielens Vater, ein fester, halsstarriger Mann von längst verbrauchten altfränkischen Sitten. Er ist noch thörig genug, sich als Schwiegervater des Herrn von Bellegarde geehrter zu glauben, als er es als Vater der königlichen Geliebten seyn müßte. Zwei Wege stehen nur offen; entweder muß das Herz Gabrielens für ihren König sich entscheiden, oder, will sie den Befehlen des Vaters gehorchen und nach Coeuvres ziehen, so laßt sie auf dem Wege dahin aufheben, verberget sie in irgend einem einsamen Schlosse, und versucht dort, die Laune der Spröden zu bändigen.

Da sei Gott vor, daß ich gegen den ehrwürdigen alten Mann, während er sein Blut für mich verspritzt, so handeln sollte! — fuhr der König auf — Kein Gewaltschritt, Frau von Sourdis! — Wo das Herz verlangt, kann das Herz nur geben, und was wäre mir Gabrielens Besitz ohne ihre Neigung? — Frau von Sourdis lächelte. — Nein, Dame! — sprach er ernst — Meine Ehre will ich

bei dieſem Strauße nicht einſetzen; mit königlicher Macht will ich zwar Jedem in den Weg treten, der ſie mir entreißen will, will gleich dem Engel mit dem flammenden Schwerte vor meinem Paradieſe ſtehen und es bewachen, aber zur unedlen Handlung wird mich ſelbſt die Leidenſchaft der Liebe nie bewegen.

Nun, Sire, ſo verſucht Euer Glück auf andere Weiſe, verdrängt Bellegarde's Bild aus Gabrielens Herzen. Aber es könnte Euch ſchwer werden; die Leidenſchaft der erſten Liebe iſt glühend, mit Flammenſchrift gräbt ſie Bild und Namen in das Herz, lebt in Träumen und Erinnerungen und da ſie ſelbſt ſchuldlos iſt, vertraut ſie den Worten des Geliebten, als wären es Worte vom Himmel. Zwar kämpft die Eitelkeit für Euch, eine Königkrone blendet mit ihrem ſtrahlenden Glanze oft das Herz des Weibes, ihr verdankt —

Ich bitte Euch, Dame, ſchweigt, — fiel ihr der König unmuthig in die Rede — mahnt mich nicht an dieſen Glanz, der in dem Leben oft, in der Liebe ſtets ein glänzendes Elend iſt — führt mich zu Gabrielen!

Wie Ihr befehlt, Sire! — ſagte Frau von Sourdis, ſich von ihrem Sitze erhebend, während der alte Kanzler, voller Bewunderung der ſchö-

nen Rede seiner Geliebten, dem Könige auch sein Scherflein Weisheit und Erfahrung mittheilen wollte. Sire! — begann er — mein unmaßgeblicher Rath wäre —

Hier zu schweigen, lieber Chevreny! — fiel ihm der ungeduldige Heinrich in die Rede — Im Conseil seid Ihr ein Mann, dem seine Jahre Erfahrung gaben und seid mir deßhalb ein brauchbarer, ehrenwerther Mann; in der Liebe aber, da ist die Erfahrung nur eine traurige Rückerinnerung und taugt zu nichts; deßhab behaltet dieß Mal Euern Rath für Euch! — Kommt, Frau von Sourdis!

Gabriele kennt den Befehl ihres Vaters noch nicht, ich ersuche Euch, Sire! es ihr zu verschweigen! bat sie, doch der König winkte ihr, voranzugehen, und er folgte mit Hast.

Welches Feuer, welche herrliche königliche Ungeduld! — rief der Kanzler, noch halb gebückt, mit Pathos aus, als Beide sich entfernt hatten — O schöne Zeit, wo bist du hin? — setzte er jedoch sogleich seufzend hinzu, warf sich ermüdet in den Lehnstuhl und schlief ein. —

9.

Gabriele saß im Halbdunkel und dachte eben mit wehmüthigem Herzen an Bellegarde. Ihre Zofe hatte, während sie das verglimmende Feuer im Kamine wieder anschürte, auch die Flamme der Eifersucht in ihrem wunden Herzen von Neuem angefacht, als die Thüre sich öffnete und der König mit Frau von Sourdis eintrat. Gabriele erschrak zwar, faßte sich jedoch schnell und empfing den König, die Bewegung ihres Herzens glücklich verbergend. Dieser, den Rath der Frau von Sourdis befolgend, hütete sich wohl, in seinem Gespräche nur mit einem Worte seiner Leidenschaft zu erwähnen, brachte ihr gute Nachrichten von ihrem Vater und suchte so, wenn auch nicht ihr Vertrauen zu gewinnen, doch ihre Scheu vor ihm zu mildern. Es gelang ihm. Schon erschien Gabrielen heute die Nase nicht mehr so groß, das Kinn nicht mehr so spitz, der Mann und sein Benehmen mißfiel ihr nicht mehr, die Unterredung mit einem Könige schmeichelte ihr, die verheißene Krone, die sie sich als Brautkranz gedacht, ließ allmälig ein grünes Myrtenblatt nach dem andern fallen, statt deren sich diamantene zur Krone wölbten. Als allmälig der König lebhafter und

wenden, manche Thräne zu trocknen, so muß ich ja Gott danken, daß er mich unglücklich werden ließ."

„Hast Du Dich streng geprüft, Alice?" fragte jetzt der Vater „Glaubst Du Deiner Liebe entsagen, den Grafen Walter ganz vergessen, ihm, dem Wüthrich, eine treue Gattin sein zu können?"

„Ja, Vater! Dazu bedurfte es keiner Prüfung" erwiederte sie „Recht zu thun, meine Pflicht zu üben, lehrtet Ihr mir ja von Jugend auf. Treu dem Gatten zu sein im Wandel, das wird mir nicht schwer werden, ihm treu zu sein in meinen wachen Träumen, nicht mehr an Walter zu denken, sein Bild ganz aus meiner Erinnerung zu verwischen, dazu muß freilich Gott mir Stärke geben und er wird es. Ich will ja thun was ich vermag. — Aber nun Vater bitte ich Euch, laßt allen Groll fahren, seid gütig gegen den Mann, an den Eure Alice ihr Schicksal ketten soll, erbittert ihn nicht und wenn Ihr auch in dem, was die Wohlfahrt Gents betrifft, mit ihm nicht gleichgesinnt seid, so nehmt ihn in Eurem Hause freundlich auf. — Und nun laßt ihn kommen."

Artevelde trat ein. „Herr!" sprach Alice, ihm entgegen tretend „Ich danke Euch, daß Ihr den Vater seiner Haft entlassen habt, er willigt ein, daß ich die Eure werde."

„Ist es Euer Wille, Roger Everwein?" fragte Artevelde.

„Ob es mein Wille ist, fragt Ihr mich?" erwiederte Roger „Wie es der Wille des Unglücklichen ist, wenn der Hagel seine Saaten zerschlägt, die Flamme sein Haus verwüstet —"

es ihm schwer wurde, seine Leidenschaft ganz zu unterdrücken, als er von seiner Liebe und der Krone sprach, die er sich in blutigen Schlachten erkämpfen müsse, und die er doch so gern auf dem Altar der Liebe ihrer Schönheit opfern möchte, hörte sie ihn mit Vergnügen an, wenn sie auch durch ihr ernstes Benehmen seine Leidenschaft in Schranken zu halten wußte. Neigung erweckte diese Zusammenkunft nicht in ihrem Herzen, aber die Abneigung schwand und sein Bild wurde von jetzt an in den Träumen ihrer Zukunft innig mit verflochten.

Erst am andern Tage übergab ihr Frau von Sourdis des Vaters Brief, der ihr gebot, sich gleich nach dessen Empfang auf den Weg nach Coeuvres zu machen. Sie erschrak bei dieser Nachricht, denn Eifersucht und Eitelkeit hielten sie in Mantes zurück, da sie sich sagen mußte, daß nun Bellegarde, der sich schon seit mehren Tagen auf dem Schlosse der Herzogin befand, für sie verloren sei. Daß sie sich durch ihre Reise den Bewerbungen des Königs entziehe, war ihrer Eitelkeit auch nicht lieb, obgleich ihr edles Herz sich sagen mußte, daß es besser sei, sie entgehe dem Abgrunde, der sich vor ihr aufgethan habe. Aber alle diese Betrachtungen

konnten sie nicht hindern, dem Befehle des Vaters zu gehorchen; der Tag der Abreise wurde bestimmt.

Bis dahin war der König täglich bei ihr. Er warb jetzt mit Leidenschaft um ihre Gunst; sie versagte ihm aber selbst die kleinste; Liebe gab sie ihm nicht, aber entzog ihm nicht ganz die Hoffnung; freilich wenig für einen leidenschaftlichen, durch die Weiber verwöhnten Mann, der wie im Felde, auch in der Liebe nur zu siegen gewohnt war.

Am Abend vor ihrer Abreise, welche Frau von Sourdis nicht länger aufzuschieben vermochte, war Gabriele traurig und niedergeschlagen. Sie hatte Bellegarde seit jener Nacht nicht wieder gesehen, und was sie durch la Rousse erfuhr, war eben nicht geeignet, sie über ihn zu beruhigen, denn noch immer war er auf dem Schlosse der Herzogin. Sie hatte den festen Vorsatz gefaßt, ihn zu vergessen, und konnte es doch nicht; ewig nach ihm hingezogen, fühlte sie wohl, daß ihre Neigung für ihn tief gewurzelt sei und sie sich nur langsam, und schmerzvoll von ihm losreißen könne. Ueberdieß fürchtete sie ihren Vater; sie wußte, wie sehr er sein Glück in ihrer Verbindung mit Bellegarde

garde ſuchte und daß er alle Schuld nur auf ſie wälzen würde; daher dachte ſie nur mit trüben Ahnungen an Coeuvres, und ein Gefühl von Hülfloſigkeit mochte der Grund ſeyn, daß ſie ſich an dieſem Abende mehr als je zu dem Könige hinneigte. Sie gab ihm das Verſprechen, und gab es unter dieſen Umſtänden gern, ſich in jeder beunruhigenden Lage ihres Lebens an ihn zu wenden und ihn als ihren treueſten Freund anzuerkennen. So verließ ſie Mantes frei und rein wie ein Engel des Himmels, aber dennoch von einem finſtern Dämon gefolgt, der ſeine aus Diamanten und Purpur gewirkten Netze unſichtbar um ſie geflochten hatte.

Bellegarde war, ſo weit ein Mann die zarteren Gefühle des Weibes zu theilen vermag, mit ihr in ziemlich gleicher Stimmung. Sich glücklich in den Armen des Fräulein von Guiſe fühlend, zog ihn doch ſein Herz immer noch gewaltſam nach Gabrielen hin. Gleich Anfangs, als er die aufflammende Leidenſchaft des Königs bemerkte, ſagte er ſich, daß Gabriele oder die Gunſt des Königs, und mit dieſer die Ausſichten einer glänzenden Zukunft für ihn verloren wären, und die Liebe hatte

nicht Muth genug, dem Glanze seiner Stellung zu entsagen. Daher das Schwanken in seinen Handlungen, daher sein Annähern an das Fräulein von Guise, das unter andern Umständen nichts als eine vorübergehende Galanterie zur Folge gehabt haben würde, jetzt aber zu einer Intrigue und Spekulation wurde, die ihn für Gabriele entschädigen und ihn, obgleich er allein der Schuldige war, an ihr rächen sollte.

Auch ihm hatte der Marquis d'Estrées ein Schreiben gesandt und ihn an sein Versprechen gemahnt. Keine Rücksichten, so schrieb der alte ehrenwerthe Mann, müssen Euch hindern, Eure Verlobte von dem Abgrunde zu retten, an den sie Eure Eitelkeit und die Habgier und Ehrsucht der Frau von Sourdis gebracht haben. Ein einziges Mittel bleibt Euch dazu übrig. Ich habe Gabriele nach Coeuvres beschieden, folgt ihr dahin, schließt am Altare das von Euch so sehnlich gewünschte Band fest und unzertrennlich und nehmt dadurch dem Könige alle Hoffnung. Fürchtet nicht seinen Zorn, der Euch und mich nur auf kurze Zeit treffen könnte; Heinrich der Vierte ist zu edel, um einen treuen Diener einer Handlung wegen zu verdammen,

die er unter gleichen Umständen selbst gethan haben würde. Eilt daher nach Coeuvres, wo Ihr mich finden werdet.

Dieser Brief fand Bellegarde auf dem Schlosse an der Eure und überraschte ihn nicht wenig. Noch war es Zeit, umzulenken, noch standen ihm die Paradiesespforten offen, wo die schöne Eva Gabriele einzutreten winkte. Er wollte, nachdem er den Brief gelesen, ruhig die Verhältnisse, Gewinn und Verlust gegen einander abwägen, aber Gabrielens liebreizendes Bild umschwebte ihn zu lockend, die alte Neigung brach stürmisch hervor und riß ihn mit fort. Er rief la Rousse und gab ihm den Befehl, Alles zur Abreise bereit zu halten.

Und wohin, gnädiger Herr? fragte der Listige, bei dem der Eilbote des Marquis schon Verdacht erweckt hatte.

Nach Coeuvres! — war die Antwort — Ordne hier Alles, dann eile noch in der Nacht nach Mantes, nimm meine Staatskleidung, Juwelen und das Kostbarste, was ich habe, packe es schnell, so daß ich morgen in aller Frühe und in aller Stille von dort abreisen kann.

So geschwind geht es nicht! dachte la Rousse, und als ihm Bellegarde sein Oberkleid gab,

ihm ein reicheres zu bringen, durchsuchte der treulose Diener die Taschen, fand hier den Brief des Marquis und steckte ihn, ohne daß sein Herr etwas ahnen konnte, in den andern Rock, und dieß auf eine Weise, daß es fast unmöglich war, daß ihn Bellegarde nicht herausziehen mußte. Auf jeden Fall wollte er jedoch Frau von Sourdis von Allem in Kenntniß setzen.

Bellegarde trat, um sich zu beurlauben, mit klopfendem Herzen und wohl etwas unruhigem Blicke bei der Herzogin ein, wo sich auch das Fräulein von Guise befand. Er benachrichtigte die Damen von seiner plötzlichen Abreise und schützte als Grund den Befehl des Königs vor, den er auf einer Reise begleiten solle. Sonst so gewandt, war heute sein Benehmen auffallend, der Schmerz, den er auszudrücken bemüht war, sprach sich nicht offen, nicht aus dem Grunde des Herzens aus, und Margarethe, von Natur argwöhnisch, faßte Mißtrauen. Ihre mannichfaltigen Fragen setzten Bellegarde noch mehr in Verlegenheit, er war unruhig, und, was la Nousse wohl berechnet hatte, da er die Gewohnheiten seines Herrn nur zu gut kannte, zog, ohne es zu bemerken,

den Brief mit dem Taschentuche heraus. Dem Fräulein von Guise war es nicht entgangen und während er mit ihrer Mutter sprach, hob sie den Brief auf, entfernte sich unter einem schicklichen Vorwande, las ihn und schnell war ihr Entschluß gefaßt, waren ihre Anstalten getroffen.

Kurz darauf trat sie wieder ein, setzte sich unbefangen an ihre Arbeit, wartete auf den Augenblick, wo die Herzogin auf ihre Veranstaltung abgerufen werden würde, und sobald diese sich entfernt hatte, trat sie zu Bellegarde.

Herr Oberstallmeister! — begann sie — Müßt Ihr wirklich auf Befehl des Königs nach Mantes?

Ja, Geliebte! — erwiederte er — und mein Herz blutet, wenn ich an den Augenblick der so nahen Trennung denke.

In der That? — sagte das Fräulein immer noch mit Fassung — Auch mich schmerzt der Gedanke und gewiß mehr als Euch.

Wie wäre dieß möglich?

Und doch — Müßt Ihr sogleich gehorchen, sogleich uns verlassen? fragte sie dann hocherröthend.

So eilig ist es nicht! — antwortete er, im-

mer noch nicht den Verrath ahnend — wenn ich nur bei dem Lever des Königs gegenwärtig bin, komm' ich zeitig genug.

So habt Ihr wohl noch so viel Zeit, diesen Brief hier zu beantworten? sagte sie höhnisch lächelnd und überreichte ihm den Brief des Marquis.

Bellegarde war wie vom Blitz getroffen. — Wie kam dieser Brief in Eure Hand? fragte er, alle Fassung verlierend.

Das kümmere Euch nicht! — erwiderte sie heftig — aber mich kümmert es, wie Ihr ihn beantworten werdet. Also aus meinen Armen wolltet Ihr hin zu Eurem Hochzeitfeste? — Hofft nicht, daß eine Guise solche Schmach ungerächt erdulde! — Noch heute schwört Ihr mir, daß Eure Neigung für ewig sei, und heute noch brecht Ihr den Schwur und verlaßt mich?

Wer sagt Euch, holdes Fräulein, daß ich nach Coeuvres zu meiner Hochzeitfeier will?

Sagt es nicht dieser Brief?

Und wenn ich nun, eine lästige Verbindung für immer aufzulösen, nach Coeuvres wollte?

Margarethe von Guise sah ihn forschend an, dann fragte sie: Ist das Wahrheit, Bellegarde? — Er bejahte es. — Nun das freut mich, das

freut mich von Herzen! — fuhr sie fort und der Ausdruck ihres Gesichts war von diesem Augenblicke an ganz verändert — Dazu bedarf es ja aber keiner Reise. Bei dergleichen Trennung, sollte ich meinen, müßte es drückend seyn, sich Auge in Auge gegenüber zu stehen. Wollt Ihr mich überzeugen, so ergreift die Feder, schreibt, gebt mir den Brief und ich sende ihn nach Coeuvres; dann, ich gestehe es, dann erst fühle ich mich beruhigt.

Wie konnte sich Bellegarde aus dieser Verlegenheit reißen? — Wird mir Entschädigung für das Opfer werden, welches ich freudig bringe? wagte er, sie zärtlich an sich drückend, zu fragen.

Genügt Euch das Empfangene nicht, ewig Begehrender? — lispelte sie — Nun so füge ich auch noch die Hoffnung bei. —

Und Bellegarde schrieb; ein Eilbote, von dem Fräulein abgeschickt, brachte den Brief nach Coeuvres; das Band war zerrissen, wie das Herz Gabrielens.

10.

Den Brief Vellegarde's noch in der Hand, saß der Marquis von Coeuvres, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt, in seinem Lehnstuhle, als Gabriele, so eben von Mantes kommend, bei ihm eintrat und in augenscheinlicher Bewegung mit ausgebreiteten Armen auf ihn zustürzte. Der Marquis lehnte, einen fragenden Blick auf sie werfend, die kindliche Umarmung ab, und statt ihre Begrüßung zu erwidern, sagte er ernst: Setze Dich, Gabriele und höre! Dann entfaltete er den Brief und las:

Edler, würdiger Mann!

Mit tiefbetrübtem Herzen muß ich Euere Einladung, nach Coeuvres zu kommen, ablehnen, da der Zweck, den Ihr dabei beabsichtigt, durch mich nicht mehr erreichbar ist. Seit wir uns das letzte Mal sahen, sind Verhältnisse eingetreten, die mich zwingen, eine, einst meinem Herzen so theuere Verbindung aufzulösen. Der König liebt, wie Ihr wißt, mit Leidenschaft Euere Tochter, sie stößt, so viel ich vermuthen muß, seine Bewerbung nicht zurück, denn die Thüre ihres Gemaches

„Vater!“ bat Alice, aber Everwein fuhr fort „Nehmt mein Kind, sie will Euch folgen, aber bei Gott! lieber sähe ich das Schwert des Nachrichters über meinem Haupte blinken, als diese Hochzeitfackel meiner Tochter flammen.“ — Artevelde's Hand fuhr nach dem Dolche, doch Alice warf sich ihm entgegen — „O bedenkt, Herr!“ rief sie „Bedenkt, daß ihn seine Ketten noch schmerzen, daß es ihm so schwer wird, sich von seinem einzigen Kinde zu trennen. — Seid nachsichtig mit Alicens Vater.“

„Euch zur Liebe biete ich die Hand zur Sühne“ sagte Artevelde „Meger Everwein“ fuhr er fort, da dieser die dargebotene Hand zu ergreifen zögerte „seht in mir nun den Verlobten Eures Kindes. Ich habe sie geliebt und werde sie lieben trotz dem, daß ich weiß, daß sie mich haßt.“

„Ich haſſe Euch nicht, Artevelde“ sagte Alice rasch.

„Nicht?“ fragte er ihre Hand erfassend und sein Auge glühte.

„Nein, so wahr ein Gott mich schützen mag, ich haſſe Euch nicht, wenn ich Euch auch jetzt nicht liebe!“

„Herr!“ sagte die Mutter und trat zu Artevelde „Macht mein Kind glücklich und unser Segen wird Euch begleiten. Es ist eine zarte Pflanze, keiner rauhen Wartung gewohnt, geht schonend mit ihr um. Es ist ja so leicht, ein Herz zu gewinnen, wenn die Pflicht es schon mit festen Banden umschließt.“

„Sorget nicht, Mutter!“ erwiederte Artevelde „Ich will ihr ein liebender Gatte, Euch ein guter Sohn sein, aber glättet die Furchen aus Eures Mannes Stirn, sie ru-

blieb mir, nicht ihm verschlossen, und so wird es auch wohl mit ihrem Herzen seyn. Sollte ich hierin irren, so hat mir doch Gabrielens kaltes Benehmen sattsam gezeigt, daß meine Hand ihr das Glück nicht mehr geben kann, das ihre Phantasie jetzt träumt. Und sollte ich auch hierin mich irren, wie könnten sich bei des Königs heftiger Leidenschaft meine und meiner Gattin Verhältnisse für die Zukunft gestalten? Ich bin zu stolz, wenn auch nur in den Augen der Welt, die Zahl derer zu vermehren, die ihren Namen den königlichen Geliebten liehen, zu herrisch, um nicht allein-Herr in meinem Hause seyn zu wollen. Ihr werdet Euch als Mann von Ehre in meine Lage setzen können und mir alsdann gewiß verzeihen, wenn ich mit diesem Briefe die Verbindung zerreiße, die mich an Euere Tochter knüpfte.

Roger, Herr von Bellegarde.

Während der Marquis diesen Brief las, brachen Gabrielens Thränen hervor, aber ehe er geendet, waren sie auch schon wieder getrocknet.

Nun, Gabriele? — sagte der Vater, einen furchtbaren Blick auf sie werfend — Also bis

dahin iſt es auch mit Dir gekommen? Auch der Gram um Dich ſoll meine Haare bleichen?

Nein, Vater, nein! rief ſie, ſich an ſeine Bruſt werfend.

Biſt Du nicht ſtrafbar?

Bei dem allmächtigen Gott und der heiligen Mutter, nein!

So rede, erzähle mir genau, was vorgefallen iſt.

Gabriele unterrichtete ihn nun von Allem, verhehlte ihm Bellegarde's Treuloſigkeit nicht, verſchwieg aber auch kein Wort des Königs, wie er mit Offenheit ihr die Ausſicht gezeigt, daß ihr, ſobald er von Margarethe von Valois geſchieden, ſeine Hand werden könnte.

Lockgeſang! — murmelte der Alte — Glaubſt Du ſolch thörigten Worten ungezügelter Leidenſchaft, vielleicht im Augenblicke redlich gemeint, aber ſchnell wieder zurückgenommen?

Ich glaube ihm nicht, ich hoffe nichts, und doch —

Und doch? fiel ihr der Vater mit Heftigkeit in die Rede.

Zürnt mir nicht, geliebter Vater! — ſprach ſie, ſich ſchmeichelnd an ihn lehnend — zürnt mir nicht wegen eines thörigten Wahnes, der

mich ergriffen hat, so sehr ich mich auch gegen ihn gesträubt habe. Erinnert Ihr Euch noch jenes häßlichen Weibes, das mir für die dargereichte Gabe bei Verkündigung meiner Zukunft eine Krone verhieß? Als Vellegarde um mich warb, glaubt' ich, es sei die Brautkrone, die er in mein Haar flechten würde, aber bei'm Anblicke des Louvre's stieg der kühne, vielleicht auch thörige Gedanke in mir auf, es könne wohl die Krone seyn, die über dem Portale des Pallastes prangt. Könnt Ihr mich nach dem, was mir der König sagte, verdammen, daß ich jetzt den Wahn nähre?

Der Marquis antwortete nicht, sondern sah noch immer finster vor sich hin, doch war auf seinem Gesicht unverkennbar zu lesen, daß die Worte Gabrielens Eindruck auf ihn gemacht hatten. Sein sorgenschweres Haupt schüttelnd, erfaßte er jetzt, versöhnt, so wie es schien, der Tochter Hand. Du warst von jeher mein Liebling, — sprach er — warst es schon deßhalb, weil Du Deiner Mutter unter allen Deinen Schwestern am wenigsten, in Deinen Zügen wie in Deinem Benehmen glichest, aber auch, weil Du stets ein folgsames Kind warest. Versprichst Du auch jetzt, in Allem mir zu gehorchen, in

nichts meinem Willen zu widerſtreben, auch jetzt noch mein liebes Kind zu ſeyn, wie Du es immer warſt?

Gabriele, von augenblicklicher Rührung hingeriſſen, ſagte ein freudiges Ja!

Der Vater nickte ihr freundlich zu, doch wurde er bald wieder ernſter, nahm das auf ſeinem Bettiſch ſtehende Krucifix und hielt es Gabrielen vor. Wiederhole Deinen Schwur, mir in Allem zu gehorchen und lege die Hand auf dieſes Heilige! — ſprach er dann feierlich — und Gabriele, bei'm Anblicke des Krucifixes ſchauerlich ergriffen, ſtammelte ein leiſes Ja!

Noch am nämlichen Abend verließ der Marquis Coëuvres.

Gabriele, ihren Vater kennend, konnte leicht ahnen, daß irgend ein Plan ihn zu der Herbeiführung jener feierlichen Scene bewogen haben mußte. Sie kannte ſeine Halsſtarrigkeit, ſeinen feſten, unbeugſamen Sinn und fürchtete Unangenehmes. Daß ſelbſt ſein Ehrgeiz, ſeine Sehnſucht, den erloſchenen Glanz der Familie wieder herzuſtellen, nicht ſtark genug ſeyn würden, den Wünſchen des Königs zu willfahren, war ſie überzeugt. Was konnte er alſo von ihr ver-

langen? Sie ahnete es nicht und wußte bei dem Zwiespalt ihres Innern selbst nicht, was sie hoffen, was sie fürchten sollte. Bellegarde's Brief hatte sie tief verwundet und doch nicht so sehr, um ihn hassen zu können. Ihre Eitelkeit, der Traum einer Krone, war nicht stark, nicht lebendig genug, um ihre Wünsche mit den Wünschen des Königs zu vereinen, für den sie nicht Liebe, wenn auch Bewunderung, Achtung und Theilnahme fühlte. Sie befand sich in dem traurigen Seelenzustande, wo der Mensch keinen feststehenden Wunsch, wohl aber tausend ängstliche Sorgen hat. —

Zu alle dem gesellte sich noch eine unerwartete Begebenheit. Am Tage nach des Vaters Abreise kam la Rousse in den Hof von Coeuvres gesprengt und brachte Gabrielen einen Brief seines Herrn.

Traurige Verhältnisse, denen ich nicht entgehen konnte, zwangen mich, den Brief an Euern Vater zu schreiben, der meiner theuern Gabriele mich in ein so nachtheiliges Licht gestellt haben muß. Ich eile, frei, wie ich in diesem Augenblicke bin, Euch mein Herz zu zeigen, wie es wahrhaft ist, mein Herz, das nur in Euerm Besitze sein Glück finden kann.

Verzeiht mir, daß, von dem Augenblicke überraſcht, der Muth mir fehlte, den gebiefenden Verhältniſſen zu trotzen, und übergebt dann inliegendes Schreiben Euerm edlen Vater, daß auch er mir verzeihe, wie Euer liebendes Herz es gewiß thun wird. Ein Wort von Euch, und ich eile nach Coeuvres in die Arme der Geliebten, aus denen mich dann nichts wieder reißen ſoll. Bis in den Tod

der Eurige

Roger, Herr von Bellegarde.

Gabriele las und durchlas den Brief; die ſchlummernde Liebe wollte erwachen, aber der Stolz gebot ihr den ewigen Schlaf. Sie ließ la Rouſſe rufen, in der Hoffnung, durch ihn die näheren Verhältniſſe zu erfahren, die Bellegarde zu Abfaſſung zweier ſo ganz entgegengeſetzter Briefe beſtimmen konnten.

La Rouſſe erſchien und betrog ſeinen Herrn und Gabriele, denn ſeinem Eigennutze war Alles daran gelegen, daß die Wünſche des Königs erfüllt würden. Er berichtete ihr, daß Bellegarde den erſten Brief auf Befehl des Fräuleins von Guiſe geſchrieben, und daß dieſe ihm das Schreiben eingehändigt habe; in wiefern er aber hierbei die Hand im Spiele gehabt und daß ſein

Herr im Begriff gewesen sei nach Coeuvres abzureisen, verschwieg er ihr weislich. La Rousse's Erzählung bestimmte dennoch Gabriele nicht; sie befahl ihm, zu warten, bis sie ihm Antwort mitgeben würde; bald wollte sie Bellegarde in den härtesten Ausdrücken den Scheidebrief schicken, bald in Erinnerung vergangener Tage, schonend sich von ihm trennen, bald ihm verachtungvoll gar nicht antworten. So vergingen in stetem Kampfe mit sich selbst mehre Tage, in denen ihre Schwestern, von Bellegarde's Absagebriefe unterrichtet, alle Pfeile ihres Witzes auf sie abschossen und sie mit verwundenden Neckereien belästigten; nur Françoise war gutmüthig oder listig genug, Theil an ihrem Schicksale zu nehmen.

Drei Tage waren schon vergangen und noch wartete la Rousse auf Antwort, noch war Bellegarde's Brief an den Marquis nicht in dessen Händen, als dieser am vierten Tage in Coeuvres ankam. Seine ernste Miene prophezeite nichts Gutes, sein zahlreiches Gefolge etwas Außerordentliches. Er ließ, kaum daß er in sein Gemach getreten war, Gabriele rufen, welche, Bellegarde's Brief in der Hand, in banger Erwartung bei ihm eintrat.

Du haſt mir Gehorſam verſprochen, aber auch ohne dieß feierliche Verſprechen würde ich unter dieſen Umſtänden Dich zum Gehorſam zwingen müſſen! — redete er ſie an — Bellegarde hat Dich treulos verlaſſen, — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während Gabriele, von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, ihm zitternd den Brief überreichte, den er, ohne nur die Aufſchrift auch nur eines Blickes zu würdigen, auf den neben ihm ſtehenden Tiſch warf — Bellegarde hat Dich verlaſſen! Wie viel Urſache Du ihm während Deines Aufenthalts in Mantes dazu gegeben haſt, mag ich nicht unterſuchen. Die Ehre meines Hauſes iſt dadurch gekränkt und nur zwei Wege haſt Du noch zu gehen, um das Geſchehene gut zu machen: in's Kloſter oder zum Altar!

Leſet, Vater, leſet den Brief, er iſt von Bellegarde! — bat Gabriele, die in dieſem Augenblicke, Stolz und Eitelkeit unterdrückend, nur noch in Bellegarde's Hand, da ihre erſte Liebe noch nicht ganz erloſchen war, Rettung für ſich fand.

Der Marquis hatte den Brief zwar ergriffen, beſah auch die Aufſchrift und ſchien einen Augenblick zweifelhaft, ob er ihn eröffnen ſolle

oder

BIBL. UNIVERS. LIPS

oder nicht. — Ich will nicht noch einmal einen Brief lesen, dessen Inhalt nur mit Blut verlöscht werden kann! sprach er endlich unmuthig und warf ihn wieder auf den Tisch.

Leset nur, Vater, leset ihn! bat Gabriele.

Nein, antwortete er kurz, kein Wort weiter davon! — Setze Dich und höre! — Solltest Du etwa noch einen dritten Ausweg kennen, auf dem Du dem König zu begegnen hoffest, so wisse, es gilt der Ehre Deiner Familie, und in meinen Augen, wie in den Augen jedes edlen Mannes, entehrt die Maitresse des Königs ihren Stamm! — Laß daher diese Hoffnung schwinden, wenn Du sie etwa solltest genährt haben.

Er schwieg und blickte finster und forschend auf sein Kind, das zitternd vor ihm stand.

Auch meine Erwartungen, meine Hoffnungen sind getäuscht, doch darf ich fast glauben, ich muß Gott dafür danken! fuhr der Vater in weniger rauhem Tone fort, aber Entscheidung muß in dieser Stunde werden! Willst Du den Schleier nehmen?

Nicht in's Kloster, mein Vater! bat sie, sich dem Vater zu Füßen werfend.

Sieh, mein Kind, fuhr er fort, sieh nur

Deine Schweſter Angelique! Sie iſt Aebtiſſin von Monbuiſſon, lebt dort in Luſt und Freuden, hält offene Tafel und hat, ſtatt daß ſie anbeten ſollte, Anbeter in Menge; der Schleier drückt ſie nicht, ſie blieb Weltfrau auch im Nonnenkleide. — Lockt Dich das nicht?

Nein! erwiderte Gabriele eben ſo kurz, wie er vorhin.

Steh' auf und ſetze Dich! befahl er ihr. Wußte ich doch im Voraus, daß ein ſolches Leben Deinen edlen, frommen Sinn nicht anſprechen würde; deßhalb habe ich dieſen Weg auch unberückſichtigt gelaſſen und, den andern einſchlagend, einen Gatten für Dich gewählt.

Gabriele ſchrak bei dieſen Worten zuſammen. Geliebter Vater! rief ſie, ſich in ſeine Arme werfend, leſet nur Bellegarde's Brief; er erkennt ſein Unrecht, will wieder gut machen. Ein Wort von Euch, ein Wort von mir, und er iſt in Coeuvres.

Er käme zu ſpät! Und überdieß iſt Gabriele d'Eſtrées keine Waare, die man heute dem Kaufmann zurückſchickt, um ſie morgen wieder zu verlangen. Er kommt zu ſpät!

So erbarme ſich Gott meiner! ſeufzte ſie, der bis jetzt Bellegarde als ein rettender Engel

ſen mir ſo manche bittre Stunde zurück, die ich in Euerm Hauſe verlebte.“

„Die Zeit wird ſie glätten!“ ſagte die Mutter verſöhnend „Reiche ihm die Hand, Roger, und bereite durch offenes Entgegenkommen unſerm Kinde eine freundliche Aufnahme bei ihrem zukünftigen Eheherrn.“

Herr Everwein, ſeines Kindes gedenkend, reichte Artevelden die Hand und die Verſöhnung war geſchloſſen, wie es unter zwei ſolchen einander feindlich gegenüberſtehenden Menſchen möglich war.

„Die Zeit, die wir durchleben, iſt gar wandelbarer Natur;“ begann nun Artevelde „was heute blüht, iſt morgen verwelkt, deshalb muß man die Stunden weislich nützen, und darum möchte ich auch mein Glück nicht lange verſchieben. Schon morgen führ' ich ſie als Weib in mein Haus.“

Hohe Gluth überzog bei dieſen Worten Aliceus bleiches Geſicht — „Schon morgen?“ wiederholte ſie „Nun, wie Ihr befehlt.“

„Aber, werther Herr“ begann die Mutter „Wie wäre das möglich, wie könnte ich alle nöthigen Vorbereitungen treffen? Nichts iſt in Ordnung —“

„Sorgt dafür nicht, Mutter“ erwiederte Artevelde „wem ſo viele tauſend Hände zu Gebote ſtehen, als mir, der hat nicht zu ſorgen.“

„Und dann kennt Ihr ja ſelbſt den Mangel, der in unſrer Stadt herrſcht“ fuhr die Mutter fort „wenn man es mit Gold aufwiegen wollte, ließe ſich kein prachtvolles Mahl, wie es ſich zu ſolchem Tage ſchickt, in ſo kurzer Zeit anordnen.“

erſchienen war; des Königs dachte ſie in dieſer verhängnißvollen Stunde nicht.

Ich habe, wie es dem Vater gebührt, begann nach langer eingetretener Stille der Marquis, für Dich mit Klugheit und Vorſicht gewählt; bereite Dich! Morgen erſcheint Dein Verlobter, der begüterte Nicola d'Amerval, Herr von Liencourt, zwei Tage darauf wirſt Du ſein Weib. Keine Einrede! — Geh', bereite Dich vor!

Noch einmal wollte Gabriele des Vaters Herz zu rühren ſuchen, aber vergebens. — Ich gab ihm mein Wort, und Anton d'Eſtrées bricht es nicht ſo leicht als Roger Bellegarde. — Da nimm den Brief, ſchick' ihn unerbrochen zurück.

Er wandte ihr dann den Rücken und ließ ſie allein.

Alles, Alles verloren, unwiederbringlich verloren! rief die Unglückliche aus, als ſie ſich auf ihrem Zimmer allein befand. Gekettet an einen Mann, den ich nicht kenne, den mein harter Vater mir nur wählte, weil er reich, der meinem Herzen ſo fremd iſt. Iſt denn nirgends ein Ausweg? — Sie blieb lange ſinnend auf ihrem Lehnſtuhle ſitzen, dann ſprang ſie plötzlich auf.

Die Würfel liegen noch nicht, mein Vater! rief sie und ihr Muth schien zurückgekehrt. Du zwingst mich, nun so sei's!

Sie nahm die Feder und setzte sich, zu schreiben; aber in diesem entscheidenden Augenblicke ergriff sie eine unaussprechliche Angst. Kann ich auch wieder zurück, wenn der todte Buchstabe mich für ewig gebunden hält? — Dieser Gedanke erschütterte sie. — Wie Gott will, rief sie endlich, ich muß! — Sie schrieb:

„Sire!

„Ihr verspracht mir bei jedem Unglück, das mich betreffen könnte, thätige Hilfe. — Haltet Wort! — In drei Tagen soll ich die Gattin des Herrn von Liencourt werden. — Rettet Eure gewiß dann ewig dankbare

Gabriele."

La Rousse mußte kommen. Nicht zurück zu Deinem Herrn, rief sie ihm entgegen, zu dem Könige schicke ich Dich; jage, so schnell Du kannst, jeder Augenblick bringt Gefahr. Gib dem Könige diesen Brief, er wird Dich reichlich lohnen!

La Rousse lächelte, nickte ihr bejahend zu und eilte nach dem Stalle, war jedoch so vorsichtig, ganz in der Stille seinen Klepper zu

satteln, und, um keinen Verdacht zu erwecken, ritt er nur Schritt vor Schritt durch das offene Thor; erst im Freien gab er dem flüchtigen Rosse die Sporen und jagte nach Mantes.

Als sie ihn dahin sprengen sah, seufzte sie tief auf: So hab' ich mich dem Himmel oder der Hölle übergeben!

11.

Im Schlosse zu Coeuvres war Alles in Bewegung, den Bräutigam zu empfangen. Was man nur in der Eile herbeischaffen konnte, einige Gemächer stattlich auszuschmücken, geschah, und zu Gabrielens Betrübniß waren es eben die Zimmer, in denen sonst Bellegarde, wenn er auf Coeuvres war, gewohnt hatte. Trauernd saß am andern Morgen die Unglückliche in ihrem Stübchen, jeder bis zu ihr dringende Hufschlag eines Rosses ließ sie erzittern, nur Françoisens Theilnahme konnte sie einigermaßen trösten, denn ihre Vertraute, Jacobine, der sie sonst immer Freud' und Kummer mitgetheilt hatte, war jetzt so trostlos wie sie und weinte

bitterlich. Ihre beiden ältern Schwestern aber triumphirten; nie hatten sie ihr die glänzende Heirath mit dem Oberstallmeister des Königs gegönnt, und da Diana zufällig den Herrn von Liencourt kannte, so war ihr Triumph desto größer.

Endlich erschien der so gefürchtete Augenblick, der Bräutigam ritt mit einem glänzenden Gefolge ein. Nicht einmal Neugierde trieb Gabriele an's Fenster, vielweniger Sehnsucht, ihren Verlobten zu sehen; aber desto zuvorkommender und mit Gravität empfing ihn der Marquis und ließ sogleich Gabrielen sagen, mit ihren Schwestern in den Rittersaal zu kommen, ihren Verlobten dort zu empfangen. Die Trostlose mußte gehorchen, sie kannte den eisernen Willen ihres Vaters, der selbst die härtesten Mittel, ihn durchzusetzen, nicht scheute; nur von der schwachen Hoffnung begleitet, der König werde sie noch retten, betrat sie mit klopfendem Herzen den Saal.

Fasse Muth, Gabriele! raunte ihr Françoise theilnehmend zu, während die andern beiden Schwestern mit höhnischem Blicke auf das geschmückte Opferlamm sahen. Mußt Du ein-

mal einen Mann heirathen, den Du nicht magst, so ist dieser, wie mich dünkt, der beste —

In diesem Augenblicke thaten sich die Flügelthüren auf und verhinderten Françoise, weiter zu reden. Der Marquis, seinen künftigen Eidam Gabrielen zuführend, trat mit ihm ein. Wer schildert aber das, was die Unglückliche in dem Augenblicke fühlte, als ihr Vater „Dieß ist der Herr von Liencourt, Dein Verlobter!" zu ihr sagte, und eine kleine verwachsene, in gelb und rothe Seide gehüllte Gestalt mit einem wahren Affengesicht ihr nahete und, ihre Hand küssend, die fadesten Schmeicheleien sagte.

Ihr seid Herr von Liencourt, dem mich mein Vater verlobte? rang sich aus Gabrielens Brust.

Ich bin der Glückliche! antwortete er mit gefälliger Selbstzufriedenheit, und die kleine Gestalt reckte sich bei diesen Worten gewiß um einen halben Zoll höher.

Gabriele betrachtete nun das jammervolle Wesen vom Kopfe bis zu den Füßen: sie fühlte sich durch solchen Gatten entwürdigt, und doch schien es sie zu freuen, daß des Vaters Wahl einen Mann getroffen, der nie Liebe, nur Abscheu erregen, nie in Bellegarde oder dem Kö-

nige den Verdacht erwecken konnte, sie habe ihn selbst gewählt.

Herr von Liencourt, fragte sie nach einer Weile, während welcher er ihre Schönheit so aufmerksam betrachtet hatte, wie sie seine Häßlichkeit, zu welcher Partei gehört Ihr? Seid Ihr Liguist oder königlich?

Schönes Fräulein, wie könnt Ihr fragen? erwiderte er lächelnd. Glaubt Ihr, Euer edler Vater würde seinen Eidam aus den Reihen des liguistischen Adels wählen? Ich gehöre dem ritterlichen Könige an.

Das freut mich, daß Ihr zu dessen Fahnen geschworen habt, denn ich hänge mit Herz und Seele an Heinrich dem Vierten.

So — so? — murmelte Herr von Liencourt, sonderbar lächelnd, fast grinsend. Ihm schien die Anhänglichkeit mit Herz und Seele doch etwas zu viel zu seyn; doch Gabriele kümmerte sich wenig darum.

Zoget Ihr mit dem königlichen Heere nach Arques, oder waret Ihr damals in Poitou? Befandet Ihr Euch bei der Schlacht von Ivry oder bei dem Sturme auf die Vorstädte von Paris? fragte sie rasch auf einander.

Wozu diese Fragen? fiel ihr der Marquis

verdrießlich in die Rede, da ihm die Verlegenheit seines künftigen Eidams nicht entgangen war, der noch nie sein Schwert für seinen König gezogen hatte. Er wußte nun mit Gewandtheit das Gespräch auf die bedeutenden Besitzungen Liencourts, auf das prächtige Schloß an der Loire, das sie beziehen sollte, zu lenken, wobei Liencourt wieder redselig wurde. Doch der Marquis, die Unterredung plötzlich abbrechend, ersuchte ihn, da er sicher von der Reise ermüdet sei, sich auf die für ihn bereiteten Zimmer zu begeben. Dieser folgte jedoch nicht sogleich der Einladung, sondern zog aus seinem Oberkleide ein kleines Sammetkästchen hervor, öffnete es und überreichte mit selbstgefälligem Lächeln Gabrielen einen kostbaren Brillantschmuck, den sie jedoch anzunehmen verweigerte. Herr von Liencourt, sagte sie mit Bitterkeit, ehe Ihr mich nicht die Eurige nennen könnt, mag ich auch nichts, was Euch gehört, mein nennen; ich glaube, es bedarf keines Schmuckes, um mich am Altare Eurer würdig zu zeigen.

Der kleine Mann steckte mit den Worten: Wie es Euch beliebt, schöne Dame! das Kästchen wieder in die Tasche, warf einen Luchs-

blick auf Gabriele, verneigte sich und folgte dem Marquis.

Gleich darauf kehrte der Vater wieder zurück. — Gabriele, sagte er ernst und verweisend, Dein Benehmen gegen den Herrn von Liencourt mißfällt mir.

Gewiß nicht so sehr, Vater, wie er selbst mir mißfällt! erwiderte sie mit einer Kühnheit, die dem Vater fremd war.

Ich rathe Dir, Dein Betragen zu ändern, oder fürchte meinen Zorn.

Den werd' ich stets fürchten, und hielte mich nicht der Gedanke an Euch zurück, so würde ich dieser Mißgeburt mit ihrem Höcker und ihren teuflischen Luchsaugen zurufen: Heb' Dich weg von mir, Kobold, und plage mich nicht!

Der Vater war von dieser Kühnheit überrascht. Du nimmst einen Ton an, Gabriele, der mich verwundet; — Du wagst, Dich mir trotzig entgegenzustellen?

Nein, mein Vater, sagte Gabriele, einlenkend, gegen Euch bin und bleibe ich die gehorsame Tochter. Ich übe mich nur, wie ich gegen ihn in den rechten Ton fallen soll. Ihr stoßt mich von Euch, fuhr sie, ernst werdend,

fort, und werft mich diesem Urbilde von Häßlichkeit in die Arme. Welcher Ersatz wird mir für die frohen Tage in Coeuvres, welche Hoffnung nehme ich für die entflohene mit mir nach seinem Schlosse an der Loire? — Ersatz ist mir nur die Freiheit, die ich dort genieße, denn Fesseln soll mir dieser Gnom so wenig anlegen, wie er mich mit Banden der Liebe ketten kann. Frei und ungebunden wird Frau von Liencourt leben, da Gabriele d'Estrées ihre Wünsche unterdrücken, ihre Neigung, ihre Liebe Eurem Willen opfern muß, und Hoffnung —

Kein Wort weiter, Unglückliche! fiel er ihr heftig in die Rede, doch sie begegnete ruhig seinem zornigen Auge; da, einen verächtlichen Blick auf sie wendend, wandte er ihr den Rücken und verließ sie.

Das hat gewirkt, sagte Francoise lachend, und Du hast Recht! Müßt' ich einen solchen Mann heirathen, ich kehrte in meinem Schlosse das Oberste zu unterst und finge wahrscheinlich mit ihm selbst an. Vielleicht stimmt Deine Drohung, die der Vater nur zu gut verstand, diesen in seinem Vorsatze um.

Aber Gabrielens Benehmen hatte zwar einen schmerzlichen, doch keinen für sie wohlthä-

tigen Eindruck auf den Vater gemacht. Jeder Trotz gab seinem Starrsinne nur noch mehr Festigkeit, und unabänderlich blieb es bei ihm beschlossen, daß am zweiten Tage, sobald die Morgensonne das alte Schloß begrüßen würde, die Trauung vor sich gehen sollte. — Hätte er Gabrielens Hoffnung gekannt, er hätte einen Tag früher seinen Willen durchgesetzt; aber so war vielleicht seine Förmlichkeit ihr rettender Engel, denn die Schloßkapelle mußte erst ausgeschmückt, Kränze gewunden und manches zum Feste Nothwendige von Freunden und Bekannten geliehen werden, denn ohne dieß, glaubte der Marquis, könne die heilige Handlung nicht vor sich gehen, auch waren die Gäste schon zu dem früher bestimmten Tage geladen worden.

12.

Am andern Morgen traf auch der Bruder Gabrielens von Rheims ein; seine Ankunft war ein Trost für sie. Beide Geschwister liebten sich, und ihm konnte sie ihr Herz ausschütten,

„Laßt mich für Alles ſorgen und kümmert Euch nicht“ fiel ihr Artevelde in die Rede.

„Herr!“ ſagte jetzt Roger „Bedenkt wenigſtens das Elend und die Noth der Stadt. Die Lebensmittel fehlen, ſchon leidet der Arme Mangel. — Es würde ſich nicht ziemen, wenn wir zu dieſem Feſte ſchwelgen wollten und der Arme darbte. Ueberdies iſt es ja kein Freudenfeſt.“

„Wie es Alice wünſcht“ erwiederte Artevelde, ohne das Letztere zu beachten.

„Laßt den morgenden Tag, wenn er denn beſtimmt ſein ſoll, ſtill und ruhig hingehen,“ bat das Mädchen „Kein rauſchendes Feſt, kein eitles Gepränge! — Laßt es ein Feſt des Friedens, ein Feſt der Vereinigung ſein, ein Feſt ſein“ — rief ſie aus gepreßter Bruſt „das die Thränen trocknet und das Racheſchwert in der Scheide hält.“

„Ich glaube, Alice, Ihr vermögt viel über mich,“ ſagte Philipp und ſein Arm umſchlang ſie „ich glaube, Eure Engelsmilde wird den Weg zu meinem Herzen nicht verfehlen.“

„Das wolle der barmherzige Gott!“ ſprach ſie.

„Und nun, ſo reiche mir auch den bräutlichen Kuß, Alice“ bat Artevelde „Noch ſteh' ich ein Dürſtender an der Himmelsquelle, entziehe mir nicht länger mein Glück.“ Alice verneigte ſich zitternd vor ihm, reichte ihm die hocherröthende Wange; er aber preßte das Mädchen ſtürmiſch an ſein Herz und küßte ſie feurig. Sie duldete es, entwand ſich aber ſchnell ſeinen Armen und eilte fort.

Arteveldes zorniges Auge ſtarrte ihr nach „Zürnt nicht mit ihr!“ bat die Mutter „Für die zarte Jungfrau waret Ihr zu ſtürmiſch.“

ourfte ihm ihre Sorgen und den noch in ihrem Herzen glimmenden Strahl von Hoffnung mittheilen. Dem Bruder wäre eine nähere Verbindung seiner Schwester mit dem Könige nicht unlieb gewesen, da er dann der reichsten geistlichen Pfründen gewiß seyn zu können glaubte; deßhalb war er ganz gegen die Ansichten des Vaters, dessen Wahl er durchaus, jedoch nur im Stillen, tadelte; denn mit ihm selbst wagte er nicht darüber zu sprechen. Aber eben so sehr tadelte er Gabrielens Betragen; statt den Vater zu reizen, hätte sie den Schein annehmen sollen, sich geduldig in ihr Schicksal zu ergeben, hätte sich dann krank stellen und auf diese Weise den entscheidenden Moment auf einen, vielleicht selbst auf mehre Tage hinausschieben und Zeit gewinnen können, bis la Rousse vom Könige zurückgekehrt wäre. Gabriele sah dieß ein, es war aber nun zu spät, jedoch wollte sie noch den Versuch machen, sich krank zu stellen. Als sie am Morgen Kopfschmerzen heuchelte, den Mittag nicht zur Tafel kam und sich den Nachmittag zu Bette legte, befahl der Marquis seinem Sohne, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen, daß sie morgen früh, und müßte es an ihrem Sterbelager seyn, mit Liencourt getraut würde.

Diese Worte schlugen jede Hoffnung nieder und so erschien der verhängnißvolle trübe Tag.

Kaum, daß er sich verkündete, als auch schon die geschäftigen Schwestern um Gabrielens Lager standen und sie nicht aus ihrem Schlaf, nur aus ihren wachen Träumen weckten. All' ihre lieblichen Hoffnungen, all' ihre bunten heiteren Wünsche hatten sich zusammen verbunden, waren in Traumgestalten vor das thränenschwere Auge der Wachenden getreten und hatten sie während der langen Stunden einer durchweinten Nacht freundlich und mild mit ihren Nebelbildern getäuscht. Bellegarde und der König, der Myrtenkranz und die Krone von Diamanten, Alles wogte in ungeregelten Kreisen um sie her. Bald reichte ihr Bellegarde die Hand, sie wollte sie ergreifen und eine unsichtbare Macht hielt sie zurück, sie vermochte es nicht; jetzt trat Heinrich, die Krone in der Hand, zu ihr; sie beugte ihr Haupt, die Herrliche zu empfangen, aber die Krone konnte sich nicht in ihr goldgelocktes Haar schlingen, immer schwebte sie über ihr, ohne sie zu berühren, so sehr der König sich auch deßhalb mühte. Da griff sie nach dem Myrtenkranze, der neben ihr unter duftenden Rosen

lag, und so wie ihre Hand ihn berührte, welkte er, während die Rosen noch immer frisch und jugendlich blühten. Ewige ungestillte Sehnsucht war selbst im Traume ihr Loos. Eben als sich ihr endlich der König nahte, sein Arm sie erfaßte, er statt der Krone Rosen in ihr Haar flocht und sie es unter süßem Beben duldete, weckten sie die neidischen Schwestern und riefen ihr zu, aufzustehen, der Vater sei schon in der Kapelle und ordne dort, damit nichts bei dem Feste fehle. Und die Traumgestalten, von Hoffnung und Sehnsucht ihr mitleidig gesendet, entflohen auf den ersten Strahl der Morgensonne, der ihr Auge traf, und nur die Affengestalt Liencourt's trat allein noch vor sie hin. Da stürzten Thränen aus ihrem Auge, sie aber preßte sie zurück, sprang rasch vom Lager auf. Noch zwei Stunden begleitet mich die Hoffnung! rief sie — dann! — Schnell, Jakobine, ordne mein Haar, bringe meine Kleider herbei, rasch, schnell, daß das Opferlamm, während man es mit Kränzen schmückt, die Todesqual nicht lange empfinden muß! Was sollen diese Juwelen? rief sie, als sie das rothsammetne Kästchen Liencourt's wieder vor sich stehen sah: Weg damit! Erst wenn ich sein Weib bin,

will ich mich mit ſeinen Juwelen ſchmücken, will ſeine Schlöſſer als Perlen in meine Haare flechten und ſein Hab' und Gut vergeuden, daß die Mißgeſtalt ſo arm wird, daß ſie von Thüre zu Thüre betteln und ſich für einen Sous ſehen laſſen muß.

Gabriele, bat Françoiſe, mäßige Dich! Verzweiflung ſpricht aus Dir.

Wunderſt Du Dich darüber, Schweſter? fuhr die Unglückliche fort: Am Scheidewege meines Glücks, wo ich allem Lieblichen ein Lebewohl ſagen muß, reißt mich dieſer Gnom mit ſich fort, ich muß dem Abgrund entgegen. Nun ich will das Heilige aus meinem Herzen reißen, den Abgrund mit Blumen mir ausſchmücken, die Schlangen nicht achten, die darunter verborgen ſind, will ihn verderben und vielleicht auch mich! Schnell, Jakobine, mach ſchnell! Du zauderſt, Du weinſt? Spare Deine Thränen. Nimm lieber die kleine Perlenſchnur, winde ſie mir um die Stirn — ſo! — Sollte ich ſchwach genug ſeyn, zu weinen, ſo mögen ſie wähnen, es wären die Perlen, die über meine Wangen rollen. Iſt la Rouſſe noch nicht zurück? fragte ſie dann.

Jakobine ſchüttelte verneinend den Kopf.

So fahre hin, Hoffnung, trügerische Gauklerin! rief sie, und von diesem Augenblicke an schien sie gefaßt.

Als sie angekleidet war, bat sie ihre Schwester Diane, zu dem Vater und Bruder zu gehen und sie zu ersuchen, einen Augenblick zu ihr zu kommen; die anderen Schwestern und Jacobine mußten sie verlassen.

Was sollen wir? fragte der Marquis im Hereintreten, warum diese neue Zögerung? Deine Worte fallen auf unfruchtbaren Boden, behalte sie für Dich!

Und doch müssen sie sich aus meinem Herzen losreißen! sprach Gabriele bewegt. Ich war ein frommes Mädchen, hob sie nun an, nachdem sie dem Vater in Demuth die Hand geküßt hatte, Ihr selbst habt es mir oft gesagt; keiner Sünde, keines Fehls bin ich mir bewußt; so trete ich heute vor den Altar, einem Manne Jugend, Schönheit, meine Hoffnungen, meine Wünsche, Alles, Alles zu opfern, das Himmlische wie das Irdische, einem Manne, den ich verabscheuen muß. Ich thue es auf Euren Befehl, Ihr habt mir den Schwur entlockt.

Sie hielt inne; des Vaters Auge vermied sie, es starrte finster vor sich hin.

So lange ich in Eurem Hause lebte, fuhr sie fort, war ich Eure sorgsame Tochter und werde es bleiben, bis das bindende Ja! mich dem Vaterarm, der Vaterstrenge entreißt und mich unabhängig von Euch macht. Deßhalb sag' ich Euch jetzt noch Dank für Eure väterliche Güte; für das, wozu Ihr mich heute zwingt, sage ich Euch keinen Dank, im Gegentheil, ich wälze die Verantwortlichkeit der Folgen auf Euch! Ja, Vater, im Arme der Liebe wär' ich ein gutes Weib geworden; an der Seite dieses Mannes kann nur die Hölle mich erfassen; deßhalb will ich auch mit meiner Schönheit wuchern, wie er mit seinem Golde, und um das zu können, rollt ja das Blut meiner Mutter auch in meinen Adern. Nun führt mich zum Altar!

Zögere noch! raunte ihr der Bruder zu, während der Vater krampfhaft die Faust ballte und Worte suchte, die der Zorn ihm versagte. Plötzlich fuhr er gebieterisch auf. Komm! sprach er, auch vermählt stehest Du unter dem strengen väterlichen Gericht. Wehe Dir, wenn Dein Wandel mir Schande bringt!

13.

Ohne ihren Verlobten eines Blickes zu würdigen, duldete sie, daß er ihre Hand ergriff, sie nach der Kapelle zu führen. Stolz wie eine Königin, schön wie eine Himmlische, schritt sie neben ihm, der doch, ehe er die Kapelle betrat, seine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrücken konnte. Dame! sagte er stillstehend, Ihr scheint schon eine Stellung gegen mich annehmen zu wollen, die Ihr als meine Gattin, bei'm heiligen Gott nicht werdet behaupten können.

Wundert Euch das? erwiderte Gabriele so laut, daß es die ihr zunächst Stehenden deutlich vernehmen konnten, wer so wenig edlen Sinn hat, daß er eine Dame, die ihn verabscheuet, zum Altare schleppt, der kann von mir nur Verachtung erwarten.

Noch ist es Zeit zurückzutreten! fuhr der kleine Mann mit Heftigkeit auf.

Ja, noch ist es Zeit! rief Gabriele schon triumphirend und entzog ihm ihre Hand; doch: Es ist keine Zeit mehr! raunte ihm der Vater zu, fort zum Altare oder zum Zweikampfe!

Herr von Liencourt verbeugte sich gegen Ga-

briele, ergriff ihre Hand und führte sie voll Ingrimm zur Kapelle.

Auf des Marquis Befehl war der Sermon des Priesters nur kurz, während dem Gabriele unruhig das Auge nach der offenen Thüre wandte und immer noch auf die Ankunft la Rousse's hoffte; aber die Hoffnung schwand, das bindende „Ja" entrang sich ihren bebenden Lippen — sie war Liencourt's Gattin.

Schadenfreude blitzte aus den Luchs-Augen des Gnomen, der die Glückwünsche der Umstehenden mit lächerlicher Gravität annahm, sich dann der Neuvermählten nahete, trotz dem Vergangenen ihre Hand küßte und sie eben aus der Kapelle führen wollte, als sich in dem von Zuschauern angefüllten, vor der Kapelle befindlichen Gange ein fürchterlicher Lärm erhob und man eine laute männliche Stimme schreien hörte:

Macht Platz in's Teufels Namen, macht Platz, oder ich ziehe mein Schwert und bahne mir selbst den Weg!

Zu gleicher Zeit sah man einen vom Kopfe bis zu den Füßen bespritzten Reiter, Alles vor sich niederstoßend, hereinstürzen. Es war Chicot, der, ein Schreiben in der Hand, stutzte, als

er vor dem aus der Kapelle gehenden Brautpaare ſtand. Komm' ich zu ſpät? rief er.

Ich glaub' es, erwiderte der Marquis gelaſſen.

Die vermaledeite Mähre ſtürzte und brach ein Bein, doch ein Gascogner kommt nie zu ſpät und weiß zu Allem Rath! ſteckte das in der Hand gehaltene Schreiben wieder ein, begrüßte die erbleichte Gabriele, entſchuldigte ſeinen Ungeſtüm bei dem Herrn des Schloſſes und trat vor den Herrn von Liencourt. Mein Herr! ſprach er. Ich weiß zwar nicht, wer Ihr ſeid, kann aber wohl aus dem, was ich ſehe, leicht errathen, weßhalb der Herr Marquis Euch, und eben Euch zu ſeinem Eidam gewählt hat; ich habe ein nothwendiges Wort mit Euch im Geheim zu ſprechen, und bitte deßhalb mir zu folgen.

Chicot, nahm der Marquis vortretend das Wort, vergeßt nicht, wo Ihr und was Ihr mir ſchuldig ſeid!

Nie werd' ich das! erwiderte dieſer munter und unbefangen. Wer bei Ivry focht, kennt den Marquis von Goeuvres und zollt dem alten Kriegshelden gewiß mit Freuden ſeine Achtung.

So bitte ich Euch, dieß Feſt ferner nicht zu

stören! Ihr seht, meine Tochter ist erschrocken, wankt kaum noch. So willkommen Ihr mir sonst zu jeder Stunde seid, bitte ich Euch nochmal, heute mein Schloß zu verlassen.

Sobald ich den Befehl meines Herrn erfüllt habe, ehe wahrlich nicht! erwiderte Chicot. Ich habe im Namen des Königs mit diesem Manne zu sprechen, und nun werdet Ihr mir es doch erlauben. —

Der Marquis verneigte sich, bot Gabrielen den Arm und sagte, sich zu dem zitternden Liencourt wendend: Ich hoffe Euch bald wieder zu sehen!

Und ich unter der großen Linde nicht lange auf Euch warten zu müssen, sagte Chicot, denn hier in dieser papistischen Kapelle darf ein Hugenot nicht lange verweilen! — Er reichte der wahrscheinlich aus Neugierde in der Kapelle zurückgebliebenen Françoise den Arm und raunte ihr im Gehen zu: Fasset Muth, kam ich auch zu spät, dennoch hoff' ich Rettung zu bringen. — Im Saale verließ er sie und ging lachend den Linden zu, wo er auch bald den Herrn von Liencourt auf sich zukommen sah.

Was ist Euer Begehr? fragte ihn dieser, alle

„Wohl möglich!“ erwiederte er beruhigt ſcheinend, doch war ſeine Eitelkeit verletzt, er reichte Vater und Mutter die Hand zum Abſchied. „Lebt wohl!“ ſagte er dann „Morgen um die zehnte Stunde bin ich wieder hier, die Braut abzuholen. Grüßt mir Alice!“

Als er ſich entfernt hatte, warf ſich Roger Everwein in den Sorgenſtuhl und bedeckte ſein Geſicht mit bebender Hand. „Alſo ſo weit wäre es gekommen — er würde mein Eidam? —“

„Ja wohl iſt es ein trauriges Loos“ jammerte die Mutter „ſtatt eines Grafen einen Brauer einziehen zu ſehen!“

„Und dieſen Menſchen, den Sohn jenes Artevelde, der mir ſo wehe that, der mir Feind war bis an ſeinen Tod!“

„An dem Du doch unſchuldig biſt, Roger?“

„Wäre ich rein von Schuld, ſo würde ich nicht jammern“ entgegnete er „So aber ſehe ich die furchtbare Vergeltung ihre Geißel über mich ſchwingen. O, hättet Ihr mich nur im Kerker gelaſſen, ſo blutete ich morgen auf dem Richtplatze, ſtatt daß ich der Stadt zum Hohne zum Hochzeitfeſte meiner Tochter in die Kirche ziehe. Seht! — werden die Buben rufen — Die Tochter hat ſich für ihn geopfert, ſonſt hätte er ſterben müſſen! — Die Jungfraun werden Alice beklagen und mich verfluchen, der aus Feigheit ſie um ihren Buhlen gebracht, die Männer mich verachten, daß ich ſolch' Opfer für mein elendes Leben annehmen konnte und meine Freunde mich aus ihrer Mitte ſtoßen, daß ich mein Kind einem Gemeinen, einem Chaperon gab. — — Und nun noch — o das Bitter-

mögliche Kraft zusammennehmend, um Fassung zu behalten.

Ich? erwiderte Chicot mit gewohnter Heiterkeit. Ich verlange bis jetzt noch nichts von Euch, wohl aber Seine Majestät. — Fräulein Gabriele d'Estrées ist Euch angetraut?

So wie Ihr saget, ist mir die Ehre geworden.

Ihr habt ihr mithin Euern Namen, Euern Stand, Euer Vermögen gegeben? fuhr Chicot fort.

Die beiden Ersteren gewiß, Letzteres nur in sofern, als es die Ehepacten besagen! erwiderte Herr von Liencourt, erfreut, daß der freundliche Gascogner in keinem andern Tone mit ihm sprach.

Nun, sagte dieser, so ist ja die Sache abgemacht; ein Jeder hat, was ihm gebührt. Ihr reis't noch hrute in Euere Heimath und Euere Gattin bleibt hier.

Wie versteht Ihr das, mein Herr? fuhr der kleine Mann unwillig auf.

Ich verstehe es ganz einfach! sagte lachend der muntere Chicot. Es ist der Wunsch des Königs, den ich Euch mittheile, sein Wille

wird es, wenn Ihr zaudert, sein strenges Gebot, wenn Ihr Euch weigert.

Was darf sich seine Majestät in meine häuslichen Angelegenheiten mischen? entgegnete der Entrüstete, immer noch Fassung zeigend, wenn auch nicht habend.

Nun, ist es Euch unlieb, daß sich der König damit befaßt, meinte Chicot, so erlaubt, daß ich es thue! Diesen Degen, den ich schon oft für meinen König zog, will ich auch heute, seine Befehle zu vollstrecken, für ihn ziehen. Ich sehe, Ihr habt einen langen spanischen Stoßdegen, wie ihn die Liguisten zu tragen pflegen, an Euerer Seite, und einem solchen steh' ich am liebsten gegenüber, darum zieht, wenn es Euch beliebt!

Mein Herr! stammelte der Erschrockene.

Ich kenne Euch nicht, habe selbst vergessen, nach Euerm Namen zu fragen, weiß nicht, ob Ihr Marquis oder Graf seid, nur das weiß ich, daß Ihr zittert und keine Lust habt, die spanische Klinge zu entblößen; deßhalb setzt Euch und laßt ein vernünftiges Wort mit Euch reden. Ich bin bei meinem Parforceritt ermüdet, darum nehme ich Platz. — Thut ein Gleiches!

Liencourt ſetzte ſich.

Der König wünſcht, begann nun Chicot ernſthaft, obgleich es ihm, der ſonderbaren Geſtalt gegenüber, ſchwer wurde, das Lachen zu unterdrücken, der König wünſcht, daß Ihr Euch mit dem Glücke begnügt, daß Frankreichs ſchönſte Frau ſich die Euere nennt. Um den Wunſch des Königs zu erfüllen, iſt es nothwendig, daß Ihr noch heute Coeuvres verlaßt und der Dame freiſtellt, ſich hinzubegeben, wohin ſie will. Hört mich ruhig an, fiel er dem Zerknirſchten in die Rede, da dieſer ihn unterbrechen wollte, hört und überlegt ſorgfältig, ehe Ihr Euere Meinung ausſprecht. Der König wird ſich, wenn Ihr ſeinen Wünſchen entgegenkommt, gewiß dankbar bewe[illegible]en, im entgegengeſetzten Falle aber alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel ergreifen, ſeinen Willen durchzuſetzen. Ihr ſeht, mein Herr, das Spiel ſteht ſo, daß Ihr nur durch Nachgiebigkeit gewinnen, durch Widerſetzlichkeit Alles verlieren könnt; denn ſo wahr ich ein Gascogner bin, fuhr er, aus der Rolle des Unterhändlers fallend, auf. Ihr bleibt nicht lebendig in Coeuvres; todt? — das will ich mir allenfalls gefallen laſſen!

Ein so wichtiger Schritt bedarf Ueberlegung, Rücksprache mit dem Herrn Marquis, den ich so eben auf uns zukommen sehe, erwiderte Liencourt, tief aufathmend.

Thut das, aber reiset ab! sagte Chicot und ging rasch dem Marquis entgegen.

Edler Herr! redete er ihn schnell an. Euch galt eigentlich meine Botschaft. Ich soll Euch ein eigenhändiges Schreiben des Königs überbringen, dessen Inhalt Ihr leicht errathen könnt, ich kam zu spät, darum wär' es überflüssig, es Euch zu geben. Aber hört auf den Rath eines treuherzigen Gascogners, der nicht so sehr Narr ist, als man zuweilen glaubt; fügt Euch in die Umstände! Die Sache selbst ändert Ihr nun einmal nicht, nur ob Ihr ernten oder die keimende Saat Euch zertreten wollt, das allein könnt Ihr in Ueberlegung ziehen. Euer Eidam muß noch heute Coeuvres ohne Euere Tochter verlassen, das ist des Königs Wille!

Chicot! fuhr der Marquis auf, ehe das geschieht —

Glaubt Ihr denn, alter, ehrwürdiger Herr, daß ein Mensch, wie der ist, der dort sitzt, denkt wie Ihr, glaubt Ihr, daß Ihr ihn in Coeuvres hier festhalten könnt, wenn eine gas-

cegnische Degenspitze ihn treibt? Danket Gott, wenn er Euer Schloß verläßt! — Das Geschlecht der d'Estrées war von jeher, so wie ich vernahm, ein stattliches Geschlecht an Geist und Körper, wie konntet Ihr diesen verwachsenen Knorren solch edlem Stamme einimpfen wollen?

Ich bitte mir das königliche Schreiben zu geben! sagte der Marquis nach einigem Nachdenken, ohne auf Chicot's Rede zu antworten. Dieser gab es ihm, er durchlas es und schüttelte unmuthig den Kopf. — Habt die Güte, in das Schloß zu treten! sagte er dann höflich. Nachher ein Mehres!

Chicot eilte hinauf, denn noch hatte er einen Brief des Königs an Gabriele abzugeben. Hohe Röthe überflog ihre Wange, als sie ihn öffnete und las:

Geliebte Gabriele!

Könnte ich doch zu Eurer Hilfe nach Coeuvres fliegen, so aber hält mich ein böses Fieber auf meinem Lager festgebannt und der wackere Chicot muß statt meiner hin; gebe Gott, daß er nicht zu spät kommt! Mein geliebtes Leben, sähet Ihr, wie ängstlich mein Herz klopft, wie alle meine Gedanken nur bei Euch sind, wie ich

für Euch, für mein Glück zittere, Ihr würdet nicht mehr so grausam gegen mich seyn. Hört meine Bitte, kehrt, wenn Ihr gerettet seid, nach Mantes zurück, reicht mir nur einen Hoffnungstrahl, daß ich nicht ganz vergehe, nicht ganz verzweifle. Käm' aber Chicot zu spät, wäret Ihr — doch ich will es nicht denken, will nicht zagen, will meinem Glück auch hier vertrauen, und hoffen und harren, bis mir aus Euren Augen die Sonne meines Glückes lacht, bis Ihr endlich meine unaussprechliche Liebe erkennt.

Jede Stunde bis zur Entscheidung ist mir qualvoll, ich luge ängstlich nach der Pforte des Paradieses, hoffend, sie werde sich mir öffnen. — O, wäre doch Chicot zurück und brächte mir Trost! Lebt wohl, englische Gabriele; sind Eure Augen von Thränen nicht naß, ist die drohende Gefahr vorüber, so denkt beim Lesen dieses Blattes, es gibt kein glühenderes, treueres Herz als das Herz

Eures Heinrichs.

Es ist zu spät! seufzte Gabriele, als sie den Brief wieder zusammenlegte.

Was zu spät! unterbrach sie Chicot's Lebendigkeit, Euer Gemahl reis't noch heute ab und

Ihr seid ihn los, das Uebrige wird schon Gott und der König leiten.

Er unterrichtete sie nun von Allem, und sagte ihr mit der Prahlerei eines Gascogners, daß der König ihm zwar für den eingetretenen Fall keine Verhaltungbefehle gegeben, seine Schlauheit aber schnell das Mittel, aus diesem Labyrinth zu kommen, gefunden habe.

Während er noch den Dank Gabrielens einärntete, trat der Marquis mit dem Herrn von Liencourt ein. Madame! nahte sich dieser mit ziemlich freundlichem Gesichte Gabrielen und man konnte deutlich sehen, daß er gute Miene zum bösen Spiele machen wolle, Madame! dringende Geschäfte fordern meine Anwesenheit für diesen Augenblick auf meinen Gütern, dort ist noch nichts im Stande, Euch nach Würden aufzunehmen; ich bitte daher, Euch bis dahin einen Aufenthaltort nach Belieben zu wählen. Wegen des Uebrigen hab' ich das Nöthige mit dem Herrn Marquis abgemacht.

Er küßte ihr ehrfurchtvoll die Hand, begrüßte die anderen Schwestern, trat sogar zu dem triumphirenden Chicot und bat, ihn der Gnade Sr. Majestät zu empfehlen; von Allen, außer dem Marquis, ausgelacht, der ihn nicht verspottete,

nur verachtete, entfernte er ſich, und kaum daß er ſich in ſeine Reiſekleider geworfen, verließ er in aller Stille das Schloß.

Da Ihr wahrſcheinlich ſchnell zu dem König zurück müßt, Herr von Chicot, nahm jetzt der Marquis das Wort, und ich erfahren habe, daß Euer Roß geſtürzt und Ihr auf einem elenden Klepper hier angekommen ſeid, ſo hab' ich den Befehl gegeben, Euch mein flüchtiges Roß vorzuführen. Empfehlt mich dem Könige und berichtet ihm, daß ich mich ſogleich wieder vor Royon, welches in wenigen Tagen die weiße Fahne aufſtecken muß, begeben werde. Das Schreiben Sr. Majeſtät ſeh' ich als nicht empfangen an und bitte Euch, es dem Könige gleichfalls ſo vorzutragen, dieß erſpart mir eine Antwort, die mir ſchwer zu geben, Sr. Majeſtät unangenehm zu leſen ſeyn würde. Und nun, meine Töchter, wandte er ſich zu dieſen, entfernt Euch, ich habe mit Frau von Liencourt allein zu reden!

Chicot verſtand den Wink, er empfahl ſich den Damen, als er jedoch Gabrielen beim Abſchiede die Hand küßte, raunte er ihr leiſe: Compiegne zu, und verſtand es ſo meiſterhaft, ſeine Abreiſe unter mancherlei Vorwande von Viertelſtunde zu Viertelſtunde aufzuſchieben, daß Gabriele ſpäter-

hin noch Gelegenheit fand, ein paar Worte des Dankes an den König zu schreiben und sie ihm durch Jakobine zu schicken.

Gabriele! sagte jetzt, als sie allein waren, der Marquis, und der finstere Ernst war noch nicht aus seinen Zügen verwischt, obgleich Liencourt's verächtliches elendes Benehmen ihn gegen seine Tochter gütiger gestimmt haben mochte, ich habe mit Deinem Gatten über ein Jahrgeld unterhandelt, welches er Dir auch, meinen Wünschen gemäß, so ausgesetzt hat, daß Du mit Anstand leben kannst, Du wirst damit zufrieden seyn; von dem Feigen hätte man mit einer Degenspitze Alles erlangen können. Mache mich jetzt mit Deinem Willen bekannt, wo Du künftig Deinen Aufenthalt nehmen willst?

Diese Frage überrascht mich, Vater! erwiderte Gabriele sich verstellend, wie konnte ich schon daran denken? In Coeuvres mag ich der Schwestern wegen nicht bleiben; Ihr wißt, wie sehr ich hier den täglichen Neckereien Dianens und Julianens ausgesetzt bin, und es jetzt noch mehr wäre; zur Tante —

Zur Tante zu gehen, verbiete ich Dir; besser, Du bist Dir selbst überlassen, als in ihren Hän-

den; eben so darfst Du nicht nach Mantes an das Hoflager des Königs. Wähle jeden andern Ort.

Ließ mir Herr von Liencourt nicht freie Wahl? bemerkte Gabriele.

Das Wort des Elenden hat keinen Werth für mich, so wie ich hoffe, daß der Wille Deines Vaters noch ferner Werth für Dich haben wird.

Nun, so will ich nach Compiegne! Dort bin ich in Eurer Nähe und nicht fern von Coeuvres! — antwortete sie. — Ihr habt dort mehr Bekannte, die sich meiner gern so lange annehmen werden, bis ich mein eigenes Haus eingerichtet habe.

Der Vater schüttelte den Kopf, ihm schien Compiegne nicht der rechte Ort; er unterhandelte, Gabriele aber beharrte eigensinnig auf ihrem Willen und nur so viel vermochte er über sie, daß sie ihm versprach, Schwester Françoise und ihren Bruder mit [illegible]nien. Nach einigen Tagen war Coeuvres wie ausgestorben. Der Vater stand wieder vor Noyon, der Canonicus, so wie Françoise halfen Gabrielen mit des Herrn von Liencourt's Geld ein prachtvolles Haus in Compiegne einrichten, und nur die beiden andern Schwestern blieben zurück, um sich auf dem alten Schlosse von der Langenweile plagen zu lassen.

Die

ſie verſchwieg ich, Mutter, nun noch zu Alle dieſem die Thränen meines Kindes, die ihren ganzen Himmel zerſtört hat, um mir noch ein elendes Plätzchen auf dieſer Erde zu erhalten. — O, ich bin ein unglücklicher Mann!"

„Sei ruhig, Roger!" bat die Mutter „Ich höre Alice kommen. Trockne Deine Thränen, daß ſie nicht ſieht, daß Du geweint haſt. Zeig' ihr, daß Du ſo gefaßt biſt, wie ſie."

Alice trat ein, ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, Ergebung ſprach aus Blick und Wort. „Iſt er fort?" fragte ſie „Nun Gott gelobt, daß er mir heute noch Ruhe und Zeit zur Faſſung ſchenkt! Weinet nicht, Vater" ſagte ſie ihn liebkoſend „es wird Alles noch gut werden. Iſt nur die Wunde erſt vernarbt, ſo ſchmerzt ſie nicht mehr, und die Zeit, wohl mehr noch die Pflicht, wird ſchon den Balſam auf mein Herz träufeln; Ihr ſollt ſehen, es wird gewiß noch Alles gut werden!" Ihr Antlitz ſchien dabei ſo heiter wie die Sonne, wenn ſie durch Regenſchauer blickt; der Mund lächelte, das Auge weinte. Sie konnte dem Vater nicht Tröſterin ſein, denn ſie bedurfte der Troſtes noch mehr als er.

9.

Murmelnd rauſchten die Fluthen der Lys, funkelnde Sterne ſpiegelten ſich in ihren ſchaukelnden Wellen und der Mond beſchien glänzend die hohen Giebeldächer der alten Stadt, über welcher die Nacht ihre dunkeln, ſilberſchimmernden Flügel breitete. — Alles ſchlief, nur Alice

14.

Die Einnahme von Royon erfolgte nicht so schnell, als der Marquis es gehofft. Chartres war gefallen, und so glaubte der König, daß seine Anwesenheit vor Royon nöthig sei, die Belagerung zu betreiben. Er verließ Mantes, und wohl mehr noch von der Liebe, als den Kriegbegebenheiten getrieben, sprach er zwar im Lager vor Royon ein, ließ jedoch sein Quartier und seine Hofleute in Compiegne zurück, wo er Gabriele in Gegenwart ihres Bruders einen Augenblick sah, und in dieser kurzen Unterredung, in der sie mit Wärme ihren Dank aussprach, leicht sehen konnte, daß er nicht mehr hoffnunglos liebe.

Gabrielens Verhältnisse hatten sich durch die rasche Handlungweise des Vaters ganz zu Gunsten des Königs gestaltet, und der listige Chicot hatte den Marquis in dem ungegründeten Verdachte, er habe absichtlich die Sachen so verwickelt, um dem Könige den Weg zu Gabrielen zu bahnen, denn so lange ihre Hand noch frei war, blieb ihre Liebe zu Bellegarde dem Könige ein Hinderniß. Bellegarde war ein schöner, reicher, angesehener Mann, dem Jeder

vom höhern Adel Frankreichs mit Freuden seine Tochter gegeben hätte; er war ein starkes Gegengewicht in der Wagschale, die nur Ehrsucht und Eitelkeit zu Gunsten des Königs sinken lassen konnte. Hätte Bellegarde gewagt, seinem Herrn kühn als Nebenbuhler entgegenzutreten, wäre ihm sicher der Sieg geworden, so aber trat er feig zurück, hoffte sich durch eine glänzendere Partie zu entschädigen und verlor beide, denn jetzt war die Frau von Liencourt für immer für ihn verloren und er gewiß, daß er nie die Hand des Fräuleins von Guise gewinnen würde.

Gabriele war jetzt sich selbst überlassen; sie hatte sich endlich daran gewöhnt, Bellegarde nur als einen Ungetreuen zu betrachten, für den sie wider Willen zuweilen noch Neigung fühlte. Als Frau von Liencourt konnte sie, durfte sie von ihm, der sie so treulos und feig verlassen, nichts mehr erwarten, dahingegen der König so glühend sie bestürmte und ihr so glänzende Aussichten für die Zukunft zeigte; auch konnte sie nur durch seine Gunst allein sich von dem verhaßten Manne trennen. Die Gefühle ihres Herzens, der Schwung ihrer Phantasie hatte eine andere Richtung genom-

men; es war nicht mehr das Flöten der Nachtigall aus dunklem Rosengebüsch, nach dem ihr Ohr lauschte, es war das Rauschen der Fittige des königlichen Adlers, der sich zur Sonne schwang und der ihr tausend Mal geschworen hatte, diese Sonne sei sie. Wie konnte ein weibliches Herz, durch Priestersegen an einen widrigen Mann gebunden, den Lockungen der Eitelkeit, den verführerischen Bildern einer glänzenden Zukunft widerstehen? Es mußte allmälig unterliegen. Mit jedem Tage ward dem Könige, der bald nach Compiegne zurückgekehrt war, ein neuer Hoffnungstrahl, und bald konnte er nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln.

Da verführte ihn eines Tages seine Eitelkeit, vielleicht auch nur seine scherzende, neckende Laune, Bellegarde, trotz dessen Bitten und Weigern, mit zu Gabrielen zu nehmen. Für einen sonst so klugen Feldherrn war die Sache schlecht berechnet, denn schon während Bellegarde den König nach Gabrielens Wohnung begleitete, entwickelte sich in dessen Brust eine Bitterkeit gegen seinen Herrn, die ihm bis jetzt fremd geblieben war. Er fühlte seinen Stolz, seine Eitelkeit auf unzarte Weise gekränkt, er sollte, an den Triumphwagen des Königs ge-

ſpannt, vor Gabriele erſcheinen, das war für ihn zu bitter und der Wunſch nach Rache ſtieg in ihm auf.

Auch Frau von Liencourt fühlte ſich bei Bellegarde's Eintreten unſanft berührt. Schmerzlich mußte es ihr ſeyn, als er ſie „Madame" anredete, doch milderte es ihren Schmerz, als ſie deutlich ſah, er ſtehe wider ſeinen Willen vor ihr, die Schuld falle allein auf den König, der bei dieſer Gelegenheit in ihrem Herzen nicht gewann. Es mochte ſich ein ſonderbar wehmüthiges Gefühl bei ſeinem Anblicke ihrer bemächtigen, die Vergangenheit mochte zu freundlich vor ſie treten, um dem Manne ihrer erſten Liebe zürnen zu können, deſſen ſehnſuchtvollen Blick ſie überdieß zuweilen belauſchte. Haß war es nicht, der, ihm gegenüber, ſie ergriff; die alte Neigung erwachte, wenn auch nicht glühend, nicht begehrend, aber doch verſöhnend und milde.

Der König bemerkte ihren Seelenzuſtand, ihre Zerſtreuung, die gegenſeitigen Blicke, die ſich herzlich, wie zwei alte Freunde nach langer Trennung, begegneten; ihm ward ſchnell ſein Fehler klar, und deßhalb brach er heute ſeinen Beſuch früher ab als gewöhnlich. Bellegarde ging mit ihm, aber ſein Bild, mit einem Kranze ſüßer Erinnerungen umgeben, blieb bei Gabrielen zurück.

Sie warf nun einen ernſten Blick in ihr Herz und erkannte heute ihre Schwächen ſo deutlich, wie noch nie. Sie hatte an den An-

genblick, wo sie Bellegarde zum ersten Mal wiedersehen würde, schon oft gedacht, ohne daß es ihr Sorge erregt hätte; sie glaubte so ganz Herrin einer früheren Leidenschaft zu seyn, um nur im Mindesten den Augenblick des Wiedersehens zu fürchten. Und wie hatte ihr Herz geschlagen, als der Mann vor sie trat, dem sie einst mit offenen Armen entgegengeflogen war, wie tief, wie schmerzvoll fühlte sie sich bewegt, als er sie als Frau von Liencourt begrüßte? Sie sah nun wohl ein, daß da, wo der Haß die Liebe nicht verdrängt hat, sie noch nicht entschlafen, sie nur entschlummert sei, und die Stimme des Geliebten die Bande der Vernunft löse, um mit neuem Zauber zu binden, sie fühlte, daß sie immer noch gegen ihr Herz zu kämpfen habe.

Bellegarde's Gefühle bei ihrem Anblicke waren anderer Art. Ihm brachte die Erinnerung den Kranz verwelkter Rosen nicht zurück, ihm war die Gegenwart, war das schöne, herrliche Weib Alles, ihn schmerzte, daß er sie nicht besitzen sollte, und diese Stunde stimmte ihn nicht zur Wehmuth, nur zum Unmuth; Gabrielens innere Bewegung war ihm nicht entgangen, auf sie baute er sein Glück, seine Pläne; er wollte dem Könige mit gleicher Münze zahlen, wollte ihn betrügen, wie er ihn betrogen.

Schon am andern Morgen erhielt Gabriele ein Billet von ihm, worin er ihr mit Theilnahme, jedoch ohne alle Vorwürfe Glück zu

ihren neuen Verhältnissen wünschte, wobei er indessen errathen ließ, ob er ihre ehelichen oder die Verhältnisse zum Könige meinte. Er sprach sich dann nicht von aller Schuld frei, bat aber dennoch, Gabriele möchte ihm Gelegenheit geben, sich zu rechtfertigen; er stellte ihr dieß als die letzte Bitte eines Scheidenden vor und sprach den Wunsch aus, sie nur einen Augenblick zu sprechen, um ihr, mit der das Glück seines Lebens ihm genommen sei, Lebewohl zu sagen. Der Brief war mit so viel Innigkeit geschrieben, Schmerz und Wehmuth sprachen sich so unwillkürlich und doch so deutlich darin aus, daß ihn Gabriele nicht ohne Thränen lesen konnte. Sie kämpfte vergebens gegen die erwachte Neigung und beschloß endlich, seine bescheidenen Wünsche zu erfüllen, so sehr auch die Vernunft dagegen sprach. Am andern Tage brachte la Rousse, dem sie mit Unrecht ganz vertraute, Bellegarde die schriftliche Erlaubniß, am Abend des folgenden Tages, wo sie den König von Compiegne abwesend glaubte, auf wenige Minuten zu ihr kommen zu dürfen.

15.

Kaum hatte sich la Rousse mit dem Billet entfernt, als der König bei ihr eintrat. Freude glänzte auf seinem Antlitze, denn er hatte so eben die Nachricht von der lang erwarteten Uebergabe von Royon erhalten. Die Stadt ist

mir aus so mancherlei Ursachen wichtig! — sagte er bei Mittheilung dieser Nachricht — So nahe der Grenze, so nahe Soissons, dem Stützpunkt Mayenne's, hat sie für mich bedeutenden Werth; aber auch dadurch, daß sie mir Gelegenheit gibt, Euch eine Freude zu machen und Euern zürnenden Vater zu versöhnen. Nehmt hier seine Bestallung als Gouverneur jener Stadt als den ersten Beweis meiner Gnade an, schickt sie ihm zu und sagt ihm, wie sehr ich den Antheil erkenne, den er an der Eroberung des Platzes gehabt hat.

Sire! — entgegnete Gabriele, von des Königs Güte gerührt — Ich glaube aus meiner Hand wird bei meinem strengen Vater Eure Huld den größten Theil ihres Werthes verlieren; habt die Gnade, ihm seine Ernennung auf andere Weise mitzutheilen.

Der König erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, nahm das Schreiben zurück und theilte ihr dann mit, daß er bald Compiegne verlassen und gegen seine Feinde in's Feld rücken müsse: Nur noch wenige Tage darf ich um Euch seyn, Gabriele! — sprach er traurig und unmuthig zugleich — ich verlasse Euch wieder und keiner meiner Wünsche ist erfüllt, keine meiner Hoffnungen erreicht worden. Gebt endlich meinen Bitten nach; erkennt die unaussprechliche Liebe, mit der ich an Euch hänge, und seid nicht so grausam wie mein Geschick, das mir nur erst nach langem vergeblichem Ringen die kleinste Gabe gewährt.

Geduld, Sire! — erwiderte sie ernst, denn die Erinnerung an Bellegarde war in diesem Augenblick noch zu lebhaft — Liebe ist eine zarte Knospe; ehe sich nicht Blatt vor Blatt geformt hat, vermag sie der wärmste Sonnenstrahl nicht zu entfalten. Dringt nicht in mich, heute nur nicht, ich bitte Euch!

Der König verließ sie unmuthig; ewig harrend und hoffend, verlor er zuweilen die Geduld, denn noch war ihren Lippen das Geständniß der Liebe nicht entschlüpft.

Die Ernennung ihres Vaters zum Gouverneur von Noyon hatte seinen Eindruck auf ihr Herz nicht verfehlt. Sie sah ein, daß es jetzt nur von ihr abhinge, neuen Glanz über ihre Familie zu verbreiten und die Gnade des Königs nach Willkühr auszutheilen. Statt des ärmlichen Looses auf Coeuvres, das zwar auf Kosten des Herrn von Liencourt durch die Klugheit des Vaters sich bedeutend verbessert hatte, erschien ihr in der Ferne das Glänzendste, das ihre Phantasie ihr zu schaffen vermochte, und im Hintergrunde leuchtete ihr selbst die königliche Krone. Nichts setzte sich alle diesem entgegen, als eine noch nicht ganz erloschene Liebe zu einem Treulosen, der, wahrscheinlich bei seinen Bewerbungen von der Herzogin von Guise abgewiesen, nun wieder zu ihr zurückzukehren, für gut fand. Sie kämpfte auch heute gegen diese thörigte Neigung, wie sie sie selbst nannte, wacker, aber der Zauber der ersten Liebe verliert seine Kraft nie ganz, und so unter stetem Kampfe

der Vernunft und des Herzens erschien der verhängnißvolle Abend.

Von Allen, die sie umgaben, war keiner Bellegarde gewogen, Alle nahmen aus Eigennutz Partei für den König. Der Bruder gedachte des Bischofstabs; Françoise, welche die Hoffnung längst schon aufgegeben hatte, den König, der übrigens viel mit ihr scherzte, für sich zu gewinnen, hoffte doch von ihm mehr als von seinem Diener, und Jakobine und la Rousse wünschten sich durch ihn ein Loos zu bereiten, das sie über ihre jetzige Sphäre hinausführe. So stand Gabriele ohne Theilnahme allein, und, ihre Verhältnisse genauer erwägend, fühlte sie heute wohl, daß sie den gewagten Schritt nicht hätte thun sollen. Aber es war einmal unwiderruflich geschehen. Die Stunde nahte, der feste Vorsatz, daß sie der ewigen Trennung geweiht seyn sollte, stand zwar, wie sie wähnte, unerschütterlich in ihr, und die von Bellegarde erhaltenen Geschenke und Briefe lagen schon bereit, sie ihm zurückzugeben, aber ihr Herz blieb dennoch schwach. So erwartete sie mit klopfendem Herzen seine Ankunft.

Bellegarde erschien. In eitlem Wahne hoffte er, es bedürfe nur seiner Person, nur seiner Liebesworte, um Gabrielens Herz von Neuem sich zu öffnen; deßhalb begann er, wohl nicht mit gehöriger Zartheit, sie an die Vergangenheit zu erinnern, sie mit neuen Betheuerungen seiner Liebe zu bestürmen; er wagte sogar, seinen Arm um sie zu schlingen und sie seine ge-

liebte Gabriele zu nennen. In dem ersten Augenblicke fühlte sie sich überrascht, selbst bewegt, bald aber sagte sie sich, daß er wahrscheinlich die nämlichen Worte an Margarethe von Guise verschwendet habe, und ihr Stolz erwachte. Sie entzog sich zürnend seinem Arme und übergab ihm die theuren Pfänder aus vergangener Zeit.

Nehmt dieß zurück — sprach sie — und habt die Güte, mir dagegen meine Briefe wieder zurückzuschicken, die seit Eurem Aufenthalt auf dem Schlosse der Herzogin von Guise unmöglich noch Werth für Euch haben können. Nehmt! wiederholte sie, da Bellegarde sich weigerte, wo nicht, so opfere ich sie den Flammen!

Sie war, während sie sprach, immer ernster geworden, mit jedem Worte trat seine Treulosigkeit lebhafter vor sie, und so reichte sie ihm nur noch über ihre Thorheit erröthend, das Paquet.

In diesem Augenblicke stürzte Jakobine herein. Der König kommt! rief sie außer Athem, geschwind, verbergt Euch, Herr Oberstallmeister!

Wohin! mein Gott, wohin? sagte außer Fassung Bellegarde und Gabriele zugleich.

Hier herein, in das Schlafzimmer! meinte Jakobine, zog ihn mit sich fort und schloß, ehe noch der König das Zimmer betreten hatte, die Thüre hinter sich zu. Gerettet war er, aber in ein kleines Kabinet ohne weiteren Ausgang, aus dem kein Entkommen möglich war.

wachte. Der Kummer ihres Herzens ließ den erquickenden Schlaf nicht auf ihr brennendes Auge sinken. — Es war für sie eine lange, lange Nacht, deren Minuten, Gram beladen, nur langsam dahin schlichen und doch, gedachte sie des kommenden Tages, so glaubte sie, die Nacht eile für sie noch viel zu schnell dahin.

Von Unruhe, von qualvoller Angst getrieben, sprang sie von ihrem Lager auf, warf ihr Morgengewand um und trat auf den Altan, unter welchem die Lys dahin rauschte; aber die Frische der Nacht kühlte nicht ihr wallendes Blut, die heilige Ruhe, die sie umgab, hemmte nicht das laute Klopfen ihres Herzens, die Thürme des alten Doms, die wie zwei gepanzerte Riesen, vom Mondlicht bestrahlt, ihr entgegen glänzten, mahnten sie an das Fest des kommenden Tages, an das Todtenfest ihres Glückes. „Noch —" rief sie „noch gehören der Nacht Minuten, Stunden und so gehören sie auch mir! Wenn der Tag erwacht, die Morgenröthe mich begrüßt, dann ist der Traum vorüber und ich übergebe der scheidenden Nacht mein Glück und meinen Frieden!" Das Haupt gesenkt, starr in die Dämmerung hinausblickend, saß sie, die letzten Tropfen des Glücks zu saugen, noch eine kurze Stunde der Vergangenheit zu leben und wär' es ihr möglich den süßen Traum ihres Lebens noch einmal zu träumen.

Der Himmel gönnte ihr dies Glück. Sie hörte nicht das Rauschen der Wellen, hörte nicht den dumpfen Schlag der Uhr, der vom St. Bavons-Thurme einsam durch die schweigende Nacht tönte, die Zeit rauschte unbemerkt an ihr vorüber, der Mond sank hinter der St. Johanniskirche, die Sterne wurden immer bleicher und schwanden wie das

Der König trat ein und fand Gabriele noch in der heftigsten Bewegung, blickte sie forschend an, nahete sich ihr, nicht wie gewöhnlich, stürmisch, nur langsam, und fragte dann plötzlich: War so eben Bellegarde nicht hier?

Gabriele hatte bei diesen Worten fast ganz die Fassung verloren, doch sammelte sie sich einigermaßen und wagte, ein kurzes „Nein" zu stammeln.

Er war nicht hier, Gabriele? fragte der König nochmal, und das „Nein", welches sie jetzt sagte, war schon bestimmter.

Der König setzte sich, dem Anscheine nach ruhig, an das Kamin, während dem Gabriele Gelegenheit fand, ihr Taschentuch auf die Briefe zu werfen, die sie sogleich würden verrathen haben.

War es mir doch, sagte jetzt der König und legte unbefangen das Holz im Kamine zurecht, als hätt' ich, da ich eben nach dem Schlosse zurückritt, Bellegarde in dieß Haus gehen sehn. Doch ich kann mich irren! — Er beobachtete hierbei, seitwärts blickend, Gabriele, die sich mit hocherglühten Wangen zur Arbeit setzte, aber nichts darauf erwiderte.

Verzeiht, nahm der König nach einer kleinen Pause das Wort, verzeiht, daß ich das Feuer noch anschüre, da Ihr ohnehin schon so erhitzt seid, daß Euere Wangen glühen!

Ich wüßte nicht, im Gegentheil mich friert! erwiderte sie.

Wohl erst seit ich hier bin? sagte er lachend,

aber in diesem Lachen lag etwas Unheimliches. Es entstand wieder eine Pause, die auch dieß Mal der König unterbrach, denn er erhob sich von seinem Sitze, trat vor sie hin und betrachtete eine geraume Zeit schweigend die herrliche Gestalt, dann, vielleicht durch ihren Anblick sanfter gestimmt, fragte er mit wahrer Innigkeit: Sagt mir, Gabriele, war Bellegarde wirklich nicht hier?

Nein, Sire!

Warum mich täuschen, die Täuschung allein wäre Vergehen! — Er war Euer Verlobter, war der von Euerm Herzen Erkorne; es mögen da wohl manchmal Erinnerungen wieder erwachen, man mag sich dann zufällig, absichtlich treffen, Manches zu besprechen, auszugleichen, zu zerreißen oder wieder anzuknüpfen haben, was weiß ich, was unter solchen Verhältnissen für unschuldige Ursachen vorkommen mögen, die wohl eine Zusammenkunft, nur keine heimliche entschuldigen können, deßhalb bitte ich Euch, sagt mir die Wahrheit, war Bellegarde nicht hier?

Es wurde Gabrielen zu schwer, das einmal gesprochene „Nein" zu widerrufen, sie sprach es noch einmal aus.

Und doch weiß ich gewiß, daß Bellegarde hier war und noch hier ist! sagte jetzt der König mit Heftigkeit, da ihm Gabrielens Leugnen die Sache als strafbar darstellte. Frau von Liencourt! fuhr er dann, immer leidenschaftlicher werdend, fort, ich frage Euch jetzt ernst,

sehr ernst und zum letzten Mal: War er nicht hier?

Wer giebt Euch das Recht, mich über dergleichen vor Euer Gericht zu ziehen, Sire? erwiderte Gabriele stolz. Bin ich Euer Eigenthum? Ich bin noch frei und, Gott Lob! noch nicht in Eueren Banden! — Von dem, was in meinem Innern vorgeht, brauche ich nur Gott Rechenschaft zu geben, deßhalb verschont mich mit ferneren Fragen. Von diesem Augenblicke an bin ich stumm!

Noch diesen Hohn? rief König Heinrich außer sich. Das ist zu viel! — Sein flammendes Auge schweifte schnell im Gemache umher, dann zeigte er auf die Thüre, durch welche Bellegarde sich gerettet hatte, es war die einzige außer der, durch welche man eintrat. Ich ersuche Euch, Frau von Lieucourt, diese Thüre zu öffnen! befahl er.

Sie bleibt verschlossen! entgegnete sie ruhig. Die steigende Gefahr hatte ihr den Muth wiedergegeben.

So öffne ich sie mit Gewalt!

Wenn es Euch gelüstet, so vollführt diese königliche That! sprach sie kalt und setzte sich wieder.

Aber König Heinrich ließ sich nicht von ihrer anscheinenden Ruhe täuschen; Eifersucht hatte sein Blut erhitzt, er hörte die Vernunft nicht. Ein Fußtritt und die Thüre krachte.

Mein Gott, was ist das? rief von innen eine weibliche Stimme.

Oeffne! befahlen Beide.

Nun ja, nur einen Augenblick Geduld! bat Jacobine, schloß nach kurzem Zögern die Thüre auf und trat halb angekleidet, eben ein Tuch umwerfend, dem Könige entgegen, der sie, ihr das Licht aus der Hand reißend, von der Seite schob und mit wildflammendem Blicke überall umhersah, jeden Winkel durchsuchte, doch Bellegarde nicht fand. Er setzte sich jetzt verdrießlich auf einen Stuhl dem Bette gegenüber, bedeckte nachdenkend mit der flachen Hand die Augen und zögerte, sich seiner Aufwallung und seines Irrthums schämend, wieder in das Zimmer zu treten. Als er jedoch zufällig einen Blick auf das Bette warf und bemerkte, daß es in Unordnung war, stürzte er, wie der Geier auf seine Beute, hin, hob die Decke auf, fand Bellegarde nicht, aber seinen Hut mit den drei weißen Federn, den dieser, als er den kühnen Sprung aus dem Fenster in den Garten hinab wagte, vergessen, und den Jacobine in der Eile dort verborgen hatte.

War der Jähzorn des Königs schon vorüber, oder war es das Komische der Situation? Er lachte laut auf, trat an das noch offene Fenster, warf den Hut hinaus und rief mit lauter Stimme: Bellegarde! He, Freund Bellegarde, Du hast Deinen Hut vergessen, nimm ihn doch mit! — Aber Bellegarde kam nicht, ihn aufzunehmen, obgleich der König noch eine Zeit lang am offenen Fenster blieb und wartete.

Während dem hatte Gabriele die Pein des

Fegefeuers ausgestanden und dabei mehr für Bellegarde als für sich gefürchtet, doch ein Wink Jacobinens beruhigte sie über ihn. Als aber der König den Hut fand, bangte sie von Neuem, dachte jetzt nur an sich selbst und — wo verlöre bei solchen Gelegenheiten ein Weib ganz die Fassung — ergriff die Briefe und Geschenke und ging dem Könige, der eben aus dem Schlafzimmer trat, entgegen.

Nun, Dame! — rief er — was half Euch Euer Leugnen? — Hatte ich nicht Recht, daß Bellegarde hier sei?

Er war hier, um diese Briefe, diese Geschenke zurückzunehmen! — erwiderte sie — Es war die Stunde der Trennung für immer, die Ihr störtet, Sire! Ich ließ ihn rufen, um ihm für ewig Lebewohl zu sagen.

Für ewig — wirklich für ewig? — sagte der König, schon völlig besänftigt.

Bei'm allmächtigen Gott! für ewig! wiederholte sie, ihr Auge, in das eine Thräne sich drängte, gen Himmel wendend, und ihre Rechte, die Rede bekräftigen sollend, auf das klopfende Herz gepreßt.

Ich will Eueren Worten vertrauen, — sagte jetzt der König, von ihrem Anblicke entzückt. — Beruhigt Euch, mein Jähzorn war Thorheit, denn jeder Eifersüchtige ist ja ein Narr! Ich will fortan Euch und Euerm Herzen mehr Vertrauen schenken; verdient es nur! —

Da wollte Gabriele, von des Königs Güte

durchdrungen, schuldbewußt das Knie vor ihm beugen, doch dieser duldete es nicht, hob sie auf und schloß sie in seine Arme. Nicht zu meinen Füßen, — rief er entzückt — an meinem Herzen ist der Platz, der Dir gebührt, Gabriele!

Sie duldete seine Umarmung, ruhete lange an seiner Brust, und seit diesem entscheidenden Augenblick riß nichts sie von seinem Herzen. Erst zur Marquise von Monceaux, dann zur Herzogin von Beaufort erhoben, war sie der Stern, der seinen Glanz über Heinrich's des Vierten Hof verbreitete; sanft, gutmüthig, ohne Anmaßung, ward sie von Allen geliebt. Mit ihrem Vater versöhnt, der von Würde zu Würde stieg, von ihren Schwestern geehrt, die Alle ihr ein glückliches Loos verdankten, von dem Könige treu geliebt, fehlte ihr nichts zu ihrem Glücke als das Band der Ehe. In dem Augenblicke, wo sie am Ziele dieses ihres höchsten Wunsches zu seyn glaubte, wo die Krone schon dicht über ihrem Haupte schwebte, ereilte sie ein plötzlicher, schmerzvoller Tod. Von dem Könige beweint, von ganz Frankreich betrauert, lebte sie lange noch in Sagen und Liedern und in dem Munde des Volkes als die schöne Gabriele, die schönste der Frauen Frankreichs.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

7 E

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Dreizehntes Bändchen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die Schlacht von Jarnac.
Die Amazone von Miremont.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

geträumte Glück des Mädchens. — Sie bemerkte es nicht. Da wehte plötzlich ein kalter Morgenwind von der Schelde herüber und verwehte alle süßen Träume, alle ihre lieben Bilder, er hauchte die Erglühte kalt und unfreundlich an und sie erwachte. Tief seufzend erhob sie sich, blickte hinaus in die Nacht und sah unverwandt nach der Gegend, wo die Dämmerung hervorzubrechen begann. „So wäre es denn dahin!“ rief sie schmerzvoll „All' die Freuden meines Lebens hin und das Licht, das segensvoll in Osten hervorbricht, brächte nur mir, mir allein den Fluch? — Vater, in Deine Hände lege ich mein Herz! Führe es zum Guten, laß mich nicht untergehen im Schmerz!“ Als sie dies sprach, sank sie betend nieder. — Wohl ihr, wenn das Gebet ihren Schmerz zu lindern vermochte!

Während Alices frommes Herz sich zu dem Vater im Himmel wandte und ihr Gebet durch die sinkende Nacht emporstieg, öffnete der Tag seine Pforten, die Morgenröthe sendete ihren Silberschein voraus, der sich immer glänzender und rosiggefärbter zeigte und herrlich, majestätisch, wie das Auge Gottes strahlend, rollte die Sonne über die neblichten Hügel empor.

„So bist Du da, Bote des Unglücks!“ rief Alice sich erhebend „Heilige Sonne, die ich so oft mit andachtsvollem Gemüthe, mit frommen Gebete begrüßte! So bist Du da und mit Dir der Tag meiner Vernichtung. Alle meine freundlichen Träume, alle meine Hoffnungen, meine Sehnsucht, meine Liebe, Alles weih' ich Dir! — Nimm es mit Dir auf Deine leuchtende Bahn und wenn Du zur Ruhe gehst, übergieb es der Nacht, daß sie es in ihrem finstern Schooße verberge und meine Träume bewahre, meine lieb-

Die

Schlacht von Jarnac.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

1.

In dem Walde, welcher nördlich von Angouleme liegt, zu damaliger Zeit noch viel bedeutender als in der unsrigen, war schon am frühen Morgen ein wildes Treiben. Unter dem dichten Laubdache der ehrwürdigen Buchen, wo sonst der Hirsch stolz und ruhig einherschritt, tönte heute das Horn, und von allen Seiten hallte durch Berg und Thal der Jagdruf wieder. Jäger und Kriegesleute, Zigeuner und Wild stürzten in buntem Getümmel durch das Dickig, überall sah man Jagende, überall Verfolgte. Wer die Menge Kriegesleute mit dem Panzerhemde unter dem Jagdanzuge den Hirsch verfolgen sah, wer die Fußknechte und Reisigen erblickte, welche sich in der Stille auf Abwegen dem Jagdgetöse entzogen, und die Zigeuner bemerkt hätte, die Alt und Jung, Mann und Weib, theils über die Klippen sprangen und durch den Waldbach setzten, theils ihre Habe auf dem Rücken, nur

leise das Zeichen mit ihrer Pfeife gaben und sich davon schlichen, der mußte ungewiß bleiben, ob hier heute Menschen oder Wild gejagt würde.

Habt Ihr alle unsere Habe in der Höhle am Wasserfalle wohl verwahrt, Mutter Jeannette? fragte jetzt ein riesenhafter Mann, einen kurzen Mantel von Katzenfellen über seinen rothen wollenen werfend. Muß wahrlich der wilde Jäger heute schon am hellen Tage aus seinem Banne losgelassen seyn, solch tolles Treiben ist im Walde. Seht nur, Mutter, wie die Hirsche durch das Dickig stürzen und der wilde Eber an uns vorbei rauscht; hört nur, von allen Seiten der wilde Ruf und das Schmettern der Hörner; man weiß nicht mehr, wohin man sich flüchten soll.

Nur immer abwärts von Belon! sagte die Zigeunermutter. Mir scheint dies am klügsten.

Wohin sich nur der Alte mit seinen Knechten gezogen haben mag? unterbrach sie der riesenhafte Mann besorglich.

Ich habe ihm die Weisung gegeben, sich hierher zu ziehen, immer dem Sonnenaufgange zu. — Aber der junge Herr mit seinen Spießgesellen?

Wird wohl das Weite gesucht haben! meinte der Mann im Katzenfelle. Die Alte lächelte.

Kennst ihn schlecht, Junge, der bleibt dem Tiger auf der Spur, der verläßt die Fährte nicht.

Während sie noch plauderten, kam ein junges Mädchen die Felsen herabgesprungen. Ihr Ansehen war wild, die Flechten hatten sich aufgelöst, das schwarze Haar flatterte wie Rabenschwingen in der Morgenluft, der kurze Mantel, den sie um sich geworfen, hing zerrissen über der rechten Schulter, während ihre Linke entblößt den schönsten Arm sehen ließ. Das kurze Röckchen flatterte im Winde; man meinte, sah man sie von Fels zu Fels in das Thal herabspringen, sie sei eine Bacchantin, den Eichenkranz in ihrer Hand hätte man leicht für einen Kranz von Weinreben, den großen Stecken mit den darauf eingegrabenen hieroglyphischen Figuren, für den Thyrsusstab halten können.

Eile nicht so, Kind! rief ihr die Alte entgegen, nimm Dich in Acht, Leonore. Du mein Gott, welche Angst, welche Eile, als ob der wilde Jäger hinter Dir wäre.

Mit der Hand nach der Höhe zeigend, von welcher sie eben herabgekommen, sprang sie wie ein flüchtiges Reh von Felsstück zu Felsstück über den Waldbach. Sie kommen! schrie sie.

Einer hat mich verfolgt — ein Jüngling auf einem weißen Roſſe — durch's Dickig — immer hinter mir drein. — Mein Netz hab' ich verloren — meine Sandalen!

Geh in die Höhle, Leonore! bat die Alte.

Wo iſt er? rief das Mädchen.

Ich weiß nicht! erwiderte die Mutter.

Das wißt Ihr nicht? rief ſie heftig.

Geh' nur in die Höhle! wiederholte die Alte. Ich höre Pferdegetrappel, geſchwind, mein Kind.

Das Mädchen blickte auf, ſah das weiße Roß ihres Verfolgers durch das junge Buchenlaub ſchimmern und ſprang davon.

Geh' auch Du, Nikola! befahl die Alte, ausweichen können wir nicht mehr; bleib' am Eingang, daß Du zu meiner Hülfe bereit biſt.

Nikola gehorchte; einige hundert Schritte von der durch wildes Roſengebüſch verborgenen Höhle, hüllte ſie ſich in den Mantel und ſetzte ſich, ihre Geſtalt ſo ſehr als möglich krümmend, auf einen abgehauenen Baumſtamm.

Das Auge geſenkt, jedoch immer heimlich nach der Seite blickend, von welcher der Reiter kommen mußte, ſammelte ſie Muth, jeder Begebenheit keck entgegen treten zu können, als der Reiter, der eine Furth durch den reißenden, an-

geſchwollenen Bach gefunden hatte, auf ſie zugeſprengt kam.

Alte, rief er ihr entgegen, und ſchrack zuſammen, als ihn aus dem gelbbraunen Geſichte der Zigeunerin die blitzenden Augen ſcharf anſahen. Haſt Du nicht ein flüchtiges Mädchen geſehen? Die ſchwarzen Locken flatterten im Winde, ſie floh wie eine Gemſe über die Klippen.

O ja, Herr! Dort den Felſen hinauf iſt ſie geklettert; mein Rufen, mein Bitten konnten das Mädchen nicht zurückhalten.

Sie iſt von den Euren? fragte der Jüngling.

Gott bewahre! antwortete die Alte ſchnell. Wie käme eine ſo ſchmucke Dirne zu uns?! — Doch, Herr, ſchenkt einer armen alten Frau eine Gabe, ſo klein ſie auch iſt, ſei ſie mir willkommen; ich will Euch auch dafür aus Eurer Hand die Zukunft verkünden.

Führt kein Fußſteig da hinauf? fragte der Reiter, ohne auf ihre Rede zu achten.

Keiner, junger Herr! Fels an Fels, immer Thal und Höhe. Euer munteres Roß könnte ſo wenig mit ſeinen flüchtigen Beinen da hinauf, als ich mit meinen gelähmten Gliedern. Laßt das weiße Roß einen Augenblick verſchnaufen, und gebt mir eine Kupfermünze, daß ich Euch wahr-

ſagen kann, denn nur Geld öffnet mir das Auge und zieht den Schleier hinweg.

Der Reiter ſah noch forſchend umher. Die Alte hatte Recht; da hinauf führte kein Weg, und ohne Flügel war es keinem Roſſe möglich, die Klippen zu erklimmen. Er ſtieg ab, nahm ſeinen ſchnaubenden Hengſt, der ſich gar wild anſtellte und zu brauſen begann, an den Zügel, als die Alte auf ihn zutrat.

Die Zigeunerin betrachtete nun ihren unwillkommenen Geſellſchafter genauer. Es war ein Jüngling höchſtens ſiebzehn Jahr alt; lockig braunes Haar wogte über Stirn und Nacken; ein kleines grünes Hütchen, mit drei in die Höhe ſtehenden Pfauenfedern geſchmückt, ſchützte nicht vor der brennenden Sonne, gab aber wohl dem Ganzen ein keckes Anſehen; ein feuriges Auge, das noch jetzt begehrend umherſchaute, eine gebogene Naſe, und ein Mund, der freundlich lächelte, drückten dem Geſichte, wenn auch nicht ein edles, doch ein anmuthiges Gepräge auf. Die Geſtalt war hoch, ſchlank und kräftig; der grüne bis oben hinauf zugeknöpfte enge Rock, der ſorgfältig gelegte Kragen und ein ſehr kurzer Mantel, mehr zur Zierde als zum Nutzen, ließen die ganze jugendliche Geſtalt ſehen, zu welcher die

großen Stiefeln mit den koloſſalen Sporen einen wunderlichen Contraſt bildeten.

Die Alte ſah mit Vergnügen auf den hübſchen jungen Mann, der ungeduldig zu werden begann und ihr ſeine Hand mit den Worten entgegenſtreckte: Nun, Alte, wirſt Du beginnen?

Erſt eine Gabe! erwiderte dieſe.

Ich habe kein Geld! ſagte er. Trage keinen Seckel bei mir wie die Handelsleute. Thu' es umſonſt und öffne Deine Katzenaugen, ohne daß Dir das Metall leuchtet.

Könnt' ich, gern, lieber junger Herr! antwortete ihm die Alte. Gebt mir nur etwas, iſt es auch nur eine Kleinigkeit. Ich möchte ſo gern in Eurer Hand leſen, denn in Euren Augen ſteht viel, gar viel geſchrieben.

Und was? fragte der Reiter geſpannt.

Glück, großes Glück! erwiderte die Liſtige.

Da nimm! ſagte der Jüngling nach einigem Sinnen und warf ihr ſeinen Handſchuh lächelnd in den Schooß. Komm morgen früh nach Blanzac, frage den Wächter am Thore nach dem Herrn des Handſchuhes, und er wird Dich zu mir bringen, damit ich ihn einlöſen kann.

Die Alte beſah den Handſchuh, der von dem feinſten Leder einer Gemſe zierlich gearbeitet war;

er duftete von den köſtlichſten Gerüchen. Sie betrachtete hierauf den jungen Mann genauer, ſah ihm noch einmal forſchend in's Auge und ergriff dann ſeine Hand. Nachdem ſie dieſe eine Zeitlang beſchauet, hob ſie den Blick. Wer biſt Du, fragte ſie erſtaunt.

Lies es aus meiner Hand! erwiderte der Jüngling.

Da ſtehen ſonderbare Dinge. Ein Adler, die Krone auf dem Haupte, drei Lilien, zwei Kronen — und Blut.

Zwei Kronen!? rief der Jüngling.

Zwei, und doch keine! — ſagte die Alte zurückſchaudernd.

Und doch keine? unterbrach ſie der Reiter. Alte! rief er plötzlich, komm' mit mir, ich löſe meinen Handſchuh aus und will Dich für Deine Mühe reichlich belohnen.

Ich kann nicht folgen! erwiderte die Alte. Doch morgen, ſagte ſie lächelnd, treffe ich Euch ja in Blanzac.

Jetzt, jetzt! rief der Jüngling ungeduldig. Sträube Dich nicht, und wage nicht, mir zu widerſtreben. Stoße ich in mein Horn, ſo nahen die Meinen, und dann —

Still! unterbrach ihn die Alte, leiſer redend.

lichen Bilder — ſein Bild in ihren dunklen Schleier hülle und ſie in ein ewiges Grab verſenke — Nimm Alles, woran Herz und Seele hing!“ rief ſie die Arme emporſtreckend „Nimm Freude und Glück, Hoffnung und Liebe, ich opfre es Dir — Gott will es!“ —

„Es iſt geſchehen!“ ſprach ſie gefaßt „Alles habe ich von meinem Herzen geriſſen und ich ſtehe nun vor Dir, mein Gott, arm, wie eine elternloſe Waiſe, der nichts blieb als ihr Schmerz, den ſie am Grabe der Verlornen ausſchreiet. Mir blieb nichts, als ein einfacher Epheukranz, den er mir als Symbol ſeiner Treue gab, das iſt alles, was ich von meinem Glücke mit hinüber nehme! Aber nein!“ rief ſie und eine Thräne rollte herab „Noch blieb mir das Vertrauen zu Dir, Vater im Himmel, blieb mir das Gefühl, daß ich recht gehandelt habe und es ſoll mich erhalten und ſtärken. Du willſt die Demuth Deines Kindes prüfen. Wohlan! Ich beuge mich vor Deinem Willen, ſei mitleidig, ſei barmherzig!“

„Alice!“ rief es hinter ihr „Mein Gott, Kind, in der rauhen Morgenluft ſtehſt Du ſo leicht gekleidet hier auf dem Altan? Komm herein!“ Es war die beſorgte Mutter, welche die Unruhe früher als gewöhnlich vom Lager getrieben und die das Bette der Tochter verlaſſen, die Kammer leer, die Thüre, welche nach dem Altan führte, offen gefunden hatte. Eine furchtbare Angſt trieb die Arme hierher, ſtürmiſch drückte ſie Alice an ihr Herz und liebkoſte ſie. — „Armes Opferlamm!“ ſprach ſie dann „Armes, unglückliches Kind!“

„Beruhigt Euch, Mutter,“ erwiederte Alice „ich bin gefaßt.“

Still, junger Herr; ich möchte Euch nicht verderben, denn stoße ich in diese Pfeife, so schwirrt der Bolzen durch die Luft und Ihr seid des Todes. Ich bin nicht allein, ich habe Gesellschaft! raunte sie ihm zu.

Der Jüngling blickte rasch um sich. Ungewiß, ob er die Drohung der Alten glauben, ob er sie verspotten solle, warf er den Zügel über seines Rosses Hals, und im Begriffe sich hinauf zu schwingen, sah er aus dem Gebüsche eine gewappnete Gestalt treten, die mit langsamem, aber festem Schritte auf ihn zu kam.

Der Mann war von hohem Wuchse, eine Pickelhaube deckte sein vom Alter noch nicht gebeugtes Haupt. Sein Gesicht war regelmäßig und schön, ein kurzer Bart, weiß wie Schnee, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen; sein wildrollendes Auge aber, und der aus demselben leuchtende finstere Ernst, das Ansehen eines zürnenden Geistes, wenn nicht der Panzer und das kurze breite Schwert, das am goldgestickten Gürtel herabhing, das Irdische zu deutlich bezeichnet hätten.

Laßt das Weib ziehen! rief er im befehlenden Tone dem Jünglinge zu, rührt sie nicht an. — Als er jedoch näher kam, den jungen Mann ge-

nauer betrachtete, ſtutzte er und ſagte ernſt: Eilt von dannen, Herr, hier ſei Eures Bleibens nicht länger, eilt! Seine Hand wies über den Bach hinüber, wo nur noch von ferne der Jagdruf ſich vernehmen ließ. Doch der Jüngling blieb. Auch er ſah den Alten ſtarr an, und es ſchien, als ob wohlbekannte Züge Erinnerungen erweckten. Eilt, iſt Euch das Leben lieb! rief dieſer. Da warf ſich der Jüngling ſchnell auf ſein Roß. Sehen wir uns wieder, fuhr der Alte fort, ſo gedenkt dieſer Stunde. Nur eilt, ehe es zu ſpät wird.

Ich kenne Euch und werde Euer gedenken! rief dieſer höhniſch lachend, ſpornte ſein Roß und jagte davon.

Gedenke meiner im Guten, ſagte der Alte vor ſich hin, wenn Dein ehrſüchtiges Herz es vermag. Nun aber, Mutter Jeannette, weg von hier, denn bald kehrt dieſer Jüngling mit den Seinen zurück und wir wären verloren. Der Wald wimmelt heute von Kriegsvolk; ſie haben eine Menſchenjagd angeſtellt, den Sauen und Hirſchen gilt es diesmal nicht. Deshalb verrammelt Eure Höhle und folgt mir an einen ſichern Ort, wo wir das Gewitter vorüber laſſen können — kommt!

2.

Wohl zwanzig bewaffnete Fußknechte hatten sich, während Jeannette noch immer dem jungen Reiter verwundert nachsah, um den Alten versammelt, auch war der Zigeuner mit Leonoren, die ihren Anzug wieder züchtig geordnet hatte, aus der Höhle zu ihnen getreten und der alte Kriegsmann wiederholte seine Warnung, welcher er den Befehl an seine Reisigen beifügte, bei der Vermachung der Höhle hülfreiche Hand zu leisten. Der gellende Ton der Pfeife rief jetzt mehrere Zigeuner herbei, und mit ängstlicher Geschäftigkeit war die Höhle, welche ihre Habseligkeiten aufgenommen, bald jedem Auge verborgen.

Der Alte zog nun mit seinen Begleitern immer tiefer in den Wald. Die Jagd war ihnen noch zur Seite, jedoch in solcher weiten Entfernung, daß sie nicht zu fürchten hatten, ihr zu begegnen. Der Alte schritt dem Zuge voran, neben ihm das Mädchen, das seine Hand gefaßt hatte, dieser folgte die Alte und dicht geschlossen die Fußknechte; aufgelöst schwärmten die Zigeuner rechts und links neben dem Zuge.

Jetzt schien der Jagdlärm wieder näher zu kommen. Er hat die Fährte gut gemerkt, der

Liſtige! ſagte der alte Kriegsmann, und folgt noch immer Deiner Spur, Leonore! Hätte er Dich erfaßt, wär es um Dich geſchehen.

Dann wehe ihm! rief das Mädchen wild und riß ihre Hand ungeſtüm aus der ſeinen. Furchtbar wäre meine Rache geweſen! Der Alte lächelte. Herr, ſagte das Mädchen ernſt. Ihr glaubt wohl, weil meine Hand ſchwach iſt, habe ſie keine Kraft? Wenn der Geiſt nur will, reißt er den Körper mit ſich empor, und die zitternde Hand eines Mädchens vermag dann ſo viel zu vollbringen als die Fauſt des Ritters!

Unglückliche! ſeufzte der Alte. Du rufſt mir ihr Bild zurück!

Das Bild Marianens! rief Leonore freudig. Ja, Baſil, den kühnen Todesſprung hätte auch ich gewagt und wäre zu ſeinen Füßen geſtorben!

Ohne dem Mädchen zu antworten, ſchritt der Alte vorwärts; ſie hatte ſeine Hand wieder gefaßt, und ſchweigend ſtiegen ſie jetzt einen ſteilen Felſen hinab. Schon war es Mittag, die Sonne brannte heiß und die Luft war ſchwül. Die Reiſigen waren ermüdet, Baſil, der Anſtrengung ungewohnt und ermattet, beſchloß, in dieſem Felsthale zu raſten, wo die hohen Buchen, welche es umgaben, der Quell, der aus den

Stein-

Steinritzen sprudelte, das hohe schwankende Gras, welches wie ein Teppich den Quell umzog zur Ruhe einluden.

Basil setzte sich, den Rücken an einen Baum gelehnt, neben ihn Leonore; die Alte sprach mit dem riesenhaften Zigeuner, der die nöthigen Posten zu ihrer Sicherheit ausgestellt hatte. Die Reisigen lagerten sich am Quell, und die Zigeuner am Abhange, in deren Mitte, das Mittagmahl zu bereiten, schnell ein knisterndes Feuer prasselte.

Leonore nahm dem Diener Basil's den Schlauch mit Wein ab, reinigte am Quell den silbernen Becher, und brachte dem Greise den erquickenden Trunk. Er stärke Euch zu Eurem Unternehmen, Herr! sagte sie freundlich.

Das ist vorbei! murmelte Basil vor sich hin.

Ich glaube auch, Herr! sagte die hinzugetretene Alte. Die Jagd räumte den Wald auf, der Tiger ist aus seiner Höhle.

Und wißt Ihr, wer sie geöffnet? fragte Basil, Heinrich von Anjou!

Heinrich von Anjou? wiederholte die Alte erstaunt. Er war der Jüngling, der meine Leonore verfolgte?

Ihr habt dem Herzoge von Anjou wahrgesagt, unterbrach sie Basil.

»Dann thut es mir leid, Nikola, daß der Bolzen Deiner Armbruſt nicht das ſtolze Herz des Knaben traf; er iſt Montesquiou's Beſchützer, Conde's bitterſter Feind!

Dann wären wir verloren geweſen, ſagte Baſil, und es hätte der guten Sache wenig genützt. Er mußte leben, um Frankreich zu verderben. Er wird dieſes Landes Geißel ſeyn, das weiße Feldzeichen der Bourbons wird er über die königliche Krone erheben. Aber, Leonore, warum ſenkſt Du ſinnend Dein Haupt? Trink aus meinem Becher, Du bedarfſt der Stärkung!

Und wäre ich nicht geflohen, hätte ich ihn erwartet, ſagte das Mädchen ſinnend und leiſe vor ſich hin, er hätte mich umfaßt, ich ihn an meine Bruſt, das Meſſer in ſein Herz gedrückt. Ha! rief ſie, ſprang auf und ſchüttelte wild ihre Locken, dann war Montesquiou in unſern Händen, Rohan! — ſie legte ihre Hand auf's Herz und ging, das Haupt geſenkt, in den Buſch. Jeannette winkte Nikola, der ihr folgte.

»Kein freundliches Geſtirn ſtrahlte bei ihrer Geburt, ſagte Baſil, ihr nachblickend. Seid auf das Schrecklichſte gefaßt, Jeanette! Dieſe ſchüttelte ihr ſorgenſchweres Haupt und ſah gen Himmel.

Als das Mädchen wiederkehrte, hatte sie ihren Eichenkranz in die Locken gewunden, das Haar sorgsam geflochten und ihr Auge ruhte auf einer Epheuranke, welche sie langsam Blatt vor Blatt zerpflückte. Basil war unter dem Baume entschlummert, Leonore schlich sich leise zu ihm, setzte sich an seine Seite, betrachtete aufmerksam den Greis, wehrte den Mücken, die ihn umschwärmten, und flocht dabei die Epheuranke zum Kranze. Ueber das Antlitz Basil's hatte die Ruhe ihre erquickenden Flügel gebreitet, er schlief sanft, da nahm Leonore den Epheu und bekränzte mit zarter Hand den weißen Scheitel des Schlafenden. Er schlummerte fort. Mit Rührung betrachtete ihn das Mädchen und schien nur Augen für ihn zu haben. Da schwirrte die Sehne einer Armbrust.

Der traf! rief Nikola.

Eine Pfeife ertönte, die Zigeuner sprangen auf, die Reisigen griffen zu den Waffen, Basil erwachte.

Nikola eilte nach dem Orte, wo die Pfeife sich hatte hören lassen, kehrte jedoch bald wieder zurück und fand die Reisigen und die Zigeuner zur Vertheidigung in Bereitschaft.

Dacht' ich's doch! rief Nikola, ein Schreiben

in der Hand haltend, dacht' ich's doch, daß der Bolzen saß; durch das linke Auge war er gegangen, und der arme Teufel zuckte nicht mehr. Wie er sich auch nur hieher verirrt haben mag?

Gebt mir das Schreiben; befahl Basil, Nikola reichte es ihm. Er erbrach es. Von Heinrich von Anjou! rief er und las es still für sich. Gut, daß der Bolzen traf, — hob er an, nachdem er es beendet. Dies Schreiben giebt uns wichtige Kunde, hört! Nikola und Jeannette traten mit ihm auf die Seite, er las:

René de Villiquier.

Montesquiou ist frei, Rohan schwärmt mit seinen Zigeunern im Walde und wird sich sicher auf das feste Schloß Rougemont zurückziehen. — Brich sogleich mit Allem, was Du an Reisigen in der Umgegend hast, auf, verlege ihm den Weg dahin mit den Gensd'armen und schicke die Fußknechte unter Luce Zur Jagd in den Wald. Laß mir lieber die Hugenotten entwischen als die Zigeuner. Fängst Du die Bande ein, so vergiß nicht, daß ein wildes, schwarzbraunes Mädchen unter ihnen für mich ist. Sei, wie immer, auch hier mein treuer Spürhund.

Heinrich.

Fort jetzt! rief Basil, daß wir Rohan finden und in Rougemont eintreffen, bevor ein zweiter Bote René Villiquier einen neuen Befehl bringt.

Auf! fort! rief Leonore, die bisher regunglos an einem Baume gestanden hatte.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Je näher sie dem zur allgemeinen Versammlung bestimmten Orte kamen, desto mehr verstärkte er sich, und noch vor Abend trafen sie Rohan mit seinen Reisigen auf einer Höhe gelagert.

Sobald sie dort anlangten, entfernte sich Leonore und zog sich zu den Zigeunern zurück; nur ihre Blicke ruhten auf Heinrich Rohan, der sich emsig mit Basil besprach. Es begann schon zu dämmern; vor Nachts konnte man jedoch noch bis Rougemont gelangen, und die Reiter erhielten den Befehl, aufzubrechen. Nikola, welchem Basil den Vorschlag that, mit ihm zu ziehen und das herannahende Ungewitter auf dem Schlosse abzuwarten, dankte.

Wir sind Kinder der Freiheit, — sagte er, und nicht geeignet, uns hinter Wall und Mauern zu verschanzen; wollen schon im Walde uns herumtreiben, ohne daß die Reisigen oder die Jäger uns spüren sollen. Wollen nach Belon

hinziehen, denn da ſucht man uns am wenigſten, und dort glaube ich jetzt ſchon Alles leer; die alte Mutter aber und Leonore, meine Tochter, mögt Ihr nur in Rougemont aufnehmen.

Baſil ſowohl als Rohan fanden dieſen Vorſchlag verſtändig und waren es gern zufrieden. Der Greis vertheilte Geld unter die Bande, welche bis auf Wenige, ſich hier zuſammengefunden hatte, und verpflichtete ſie ferner ſeinem Dienſte.

Habt Ihr doch Geiſeln, ſagte Nikola lächelnd, winkte dem Mädchen und trat mit ihm zur Seite. Leonore, mein Kind! begann er. Du biſt zwar nur die Tochter eines Zigeuners, nur die Enkelin jener Alten, dennoch aber überlaſſe ich Dich Dir ſelbſt; Du zieheſt mit dem Chevalier nach Rougemont. Das Mädchen zitterte bei dieſen Worten. Hüte dein Herz vor thöriger Neigung. Das Andenken an Marianen iſt ihm zu heilig, und wäre das auch nicht, wohin ſollte Dich Deine unglückliche Liebe führen?

Leonore ſah finſter vor ſich hin.

Du weißt, Nikola iſt hart.

Das Mädchen lächelte bitter.

Auch über ſeine Tochter würde er ein ſo ſtrenges Gericht halten, wie über ſein Weib!

„Auf Alles, Kind.“

„Auf Alles!“

„Selbſt auf ſein rauhes, hartes Benehmen?“

„Auch darauf.“

„Hoffſt Du das Verlorne ganz vergeſſen zu können? Auch der Gedanke iſt ſündhaft und ein unglückliches Geſchick heiligt nicht ungeziemte Wünſche.“

„Mit dem Ja am Altare, Mutter“ ſagte Alice mit bebender Stimme „mit dem furchtbaren Worte bin ich die Seine mit treuem, wenn auch mit gebrochenem Herzen.“

„Erfülle Deine Pflicht als ein redliches Weib“ fuhr die Mutter fort „vielleicht erkennt er es und ſeine wilde Leidenſchaft wird durch Sanftmuth und Treue gezähmt.“

„Ach, Mutter!“ ſeufzte ſie auf „Das iſt das Schreckliche meiner Lage. — Je liebevoller er mich behandelt, deſto unglücklicher werde ich mich fühlen. Stieß er mir in wildem Zorne den Dolch in die Bruſt, dann wäre es mir wohl!“

„Frevle nicht!“ zürnte die Mutter „Treibe dieſe Gedanken von Dir. — Komm, der Vater wartet ſchon ängſtlich Deiner. Suche heiter zu ſcheinen, wenn es Dir möglich iſt. Er, für den Du das Opfer bringſt, leidet noch mehr um Dich, als ich. Komm!“

Alice folgte der Mutter; als ſie jedoch den alten Mann weinen ſah, war Vorſatz und Faſſung dahin, ſie ſank an ſeinen Hals, preßte ihn ſtürmiſch an ihre klopfende Bruſt, keine Klage entflieg ihr, ſtumm war ihr, ſtumm war ſein Schmerz.

Da erſcholl von der Lys her Zimbel und Pfeifengetön und ſtörte die ſtille Trauer. Ein Kahn, gar niedlich mit

Des Mädchens Blick traf wild die Riesengestalt des Vaters. Ich weiß es, weiß es, Vater! rief sie finster. Doch werdet Ihr nicht halb so streng' gegen mich seyn, als ich selbst; sorgt nicht für mich! Fließt auch der Mutter heißes Blut durch meine Adern, hab ich doch auch ein Erbtheil von Euch. Ihre Hand machte eine Bewegung und faßte nach dem Dolche. Zieht ohne Sorge.

Leb' wohl! sagte Nikola nicht ohne Rührung.

Leb' wohl, Vater! erwiderte das Mädchen kalt.

So kalt trennen wir uns? fragte er empfindlich.

Wenn ich lebhaft etwas ergriff und mir es zu eigen machte, wie oft habt Ihr mir da verweisend gesagt, in mir rinne der Mutter heißes Blut. Darum weiß ich es zu zähmen, und in Eurer Gegenwart fließt es kalt. Lebt wohl, Vater. Sie ging zu Jeannetten, die schmeichelnd ihr liebkos'te.

Gnädiger Herr! sprach jetzt Nikola, sich zu Rohan wendend. Ich übergebe Euch unsere Mutter, versorgt sie gut; ich übergebe Euch meine Tochter, schützt sie gegen Jedermann, ich fordere Beide von Euch zurück. Nun lebt wohl,

und flattert von Rougemonts Thurme ein rothes Fähnlein, so weiß ich, daß Ihr mich sprechen wollt; flattern deren zwei, dann habt Ihr unsere Hülfe nöthig; in beiden Fällen wird Nikola bei der Hand seyn. Seht Ihr aber die alte Eiche brennen, die an der Steingrube allein auf der Klippe steht, dann schickt uns, wenn Ihr es vermögt, Hülfe in den Wald, dann sind wir bedrängt; seht Ihr aber nur ein buntes Tuch daran flattern, dann habe ich Euch Neues zu berichten, und bitte um Einlaß. Er verbeugte sich ehrfurchtvoll, dankte Basil für sein Geschenk, drückte der alten Jeannette recht herzlich die Hand, und, ohne seine Tochter zu grüßen, zog er mit seinem Haufen gen Norden, während Rohan mit den Seinen weiter nach Westen zog.

Auch bei diesem Zuge blieb Leonore von Rohan entfernt, und als es zu dämmern begann, schloß sie sich dicht an die Mutter und wich nicht von ihrer Seite.

In Rohan's Gefolge befanden sich mehrere seiner Freunde, Hugenottische Edelleute, welche sich zu ihm gesellt hatten, um bei diesem Zuge ihm beizustehen. Sie alle kannten Leonoren, achteten ihr Benehmen und nannten sie nur die schöne Wilde (la belle sauvage). Still und be-

ſcheiden ſchien ſie in ihrer Nähe nicht im mindeſten verlegen, war zu allen kleinen weiblichen Dienſten bereit und ſorgte für die Bedürfniſſe eines Jeden; nahete ſich jedoch einer unter ihnen mit unziemlichen Worten oder Gebehrden, ſo gerieth ſie ſchnell in Zorn, den ſie ohne Mäßigung laut hervorbrechen ließ. Rohan ſchien ihr gewogen zu ſeyn. An jenem unglücklichen Tage, an welchem ſich Mariane vom Balkon herabſtürzte, hatte er ſie an dem Sarge der Zerſchmetterten zum erſten Male geſehen, wo ſie, die Unglückliche mit Blumen ſchmückend, die kalte Hand der Todten an ihre Lippen preßte. Sie ſchien damals den tiefen Schmerz des Ritters mit zu fühlen. Was ihn aufheitern konnte, das trieb ſie; oft die Thräne im Auge, tanzte ſie vor ihm die Tänze der Spanier, oder begann ein luſtiges Lied zu ihrer Zither zu ſingen, wenn er des Abends, in trube Rückerinnerungen verſunken, unter dem Kaſtanienbaume lag und Marianens gedachte; dann aber bemeiſterte ſich ihrer immer der Schmerz, leiſer tönten die Saiten der Zither und ein trauriges Lied entquoll unwillkührlich ihrer Bruſt. Sie nahete ſich ihm dann, ihr Mitgefühl ergoß ſich gemeiniglich plötzlich ab und trat beſchämt zurück

in sanfte, tröstende Töne, doch brach sie gefern von ihm, nach welchem ihr Herz sie mit unwiderstehlichem Zauber zog.

Während der ganzen Zeit, in welcher Rohan mit seinen Freunden, und Basil mit der von ihm geworbenen Hugenottenschaar und den Zigeunern vor Belon gelagert waren, hatte sie täglich den Ritter gesehn. Der alte Basil liebte das sonderbare Wesen, in welchem die Natur alle widerstreitenden Empfindungen vereint zu haben schien. Das wildrollende Blut, das sie bei der geringsten Anregung bis zur Heftigkeit trieb, floß oft so ruhig, und die Heftigkeit machte dann der zarten jungfräulichen Bescheidenheit Platz. Der Stolz, welcher bei der leisesten rauhen Berührung des aufgeregten Innern wie ein Blitzstrahl aus unbewölktem Himmel sich entzündete, verschmolz so leicht in Demuth, kam man zutrauenvoll, liebreich ihr entgegen. Es waren zwei Naturen in dem Mädchen, die selbst in ihrem Körperlichen sich zeigten. Zart von Gliedern, hatte sie mehr als weibliche Kraft, keine Mühseligkeit, keine Arbeit ermüdete sie, und wenn es schien, sie unterliege der Anstrengung, trat ihre Kraft doppelt hervor. Bleich war ihre Wange, und doch

rollte ihr Blut so rasch, so wild durch die Adern; feurig war ihr Auge, fast glühend ihr Blick, und doch oft so sanft, so wehmuthvoll. Sie war erst seit Kurzem bei ihrem Vater; eine ehrwürdige Dame jenseit der Pyrenäen hatte sie in ihrem siebenten Jahre zu sich genommen, und ihre Mutter, das herumziehende Leben verabscheuend, hatte sie ihr gern überlassen und Gott gedankt, sie von der wilden Bande entfernen zu können.

Ihre Pflegemutter war eins von jenen weiblichen Gemüthern gewesen, die, so lange die Jugend blüht, ewig mit ihrem Herzen im Streite sind, im reiferen Alter aber zwar die Leidenschaft durch Vernunft zu mäßigen wissen, jedoch immer noch die Ideale aus ihrer Jugend zu ihrer Qual mit sich hinüber genommen haben. In dem lebhaften, rasch auffassenden Geiste Leonorens, in der glühenden Einbildekraft dieses Mädchens, erkannte sie sich wieder; sie liebte sie zärtlich, ließ ihr Ungestüm frei walten, gab ihrer sanften Schwärmerei willig Nahrung, und nie würde sie die Rückkehr des Mädchens zu ihrem Vater erlaubt haben, hätte der Tod sie nicht plötzlich überrascht.

In dem halben Jahre, welches Leonore wie-

der bei ihrem Vater und der Bande zugebracht, hatte anfangs nur der Großmutter freundlich liebreiche Behandlung die Thränen des Mädchens trocknen können, bald jedoch gewöhnte sie sich an das herumziehende Leben. Die freie Natur, die Ungebundenheit, die reizenden Gegenden, welche sie durchstrichen, so mancher herrliche Abend, den sie im Walde oder am plätschernden Quell zubringen konnte, gaben ihrer Schwärmerei Nahrung, und seit sie Rohan gesehen, seit sie am Sarge Marianens geknieet, kannte sie nur einen Wunsch, einten sich alle Gedanken nur in dem einen: für ihn zu sterben, zu sterben wie Mariane!

Der ernste, bescheidene Rohan sah die auflodernde Leidenschaft des Mädchens, und sie jammerte ihn. Sein Herz hatte zu sehr an Marianen gehangen, als daß es einer andern Neigung sich hätte hingeben können, zu theuer war ihm noch die Todte, um mit Augen der Liebe Leonoren's Schönheit betrachten zu können. Aber werth war sie ihm; wer könnte auch eine Neigung zurückweisen, die so bescheiden sich verschloß, wer dem Mädchen zürnen, welches, das glühende Auge auf ihn gerichtet, es schnell senkte, wenn das seine es traf, das mit Sehnsucht die

Thürme Rougemonts erblickte, unter denen sie mit ihm wohnen sollte, und das dennoch bei diesem Gedanken im Stillen zitternd erröthete. Wie die Rose nur in dem Glanze des Lichtes sich entfalten kann, jedoch, wenn die Strahlen der Sonne sie treffen, den Kelch verschließend ihr Haupt senkt, so auch Leonore in Rohan's Nähe; sie senkte den Blick, wenn die Strahlen seiner Augen sie trafen.

Mit klopfendem Herzen zog sie in Rougemont ein, und warf sich weinend an der Großmutter Brust, als Beide allein in ihrer Kammer waren.

Möge Dich Gott vor Dir selbst bewahren! warnte die Alte, sie liebkosend. Doch fasse Muth, die Lineamente Deiner Hand zeigen mir Gutes; wo sie sich einen, steht die Erfüllung Deines Wunsches, darum zage nicht.

Bei diesen Worten blickte das Mädchen freudig auf, drückte noch einmal die Alte stürmisch an ihr Herz, dann nahm sie demuthvoll ihre Hand, küßte sie und blieb bis zur Zeit der Ruhe in Gedanken versunken.

3.

Der zu Chartres zwischen dem Könige und den Hugenotten geschlossene Friede hatte die Gemüther wenig genähert. Der Prinz von Condé, die Chatillons und die anderen Häupter der Calviniſten waren vom Hofe entfernt geblieben, für Jeden ein Zeichen, daß ſie ſelbſt die Verſöhnung nicht für wahr und dauerhaft hielten. Der Prinz hatte Rochefoucault an den König und die Königin Mutter geſchickt, um die Auslieferung Montesquiou's zu verlangen; man verſprach Alles und hielt Nichts. Montluc erhielt Befehl, die dem Maltheſer überlaſſene Mannſchaft zurückzufordern; Montesquiou entließ ſie am Morgen mit vielem Gepränge, und am Abende zogen ſie wieder in der Stille in ſein Bergſchloß ein. Der Maltheſer wurde vorgefordert, am Hofe zu erſcheinen; er gab vor, krank danieder zu liegen, verſprach zwar, nach ſeiner Geneſung ſich zu ſtellen, kam aber nicht. Der Herzog von Anjou, der ihn zum Hauptmann ſeiner Leibwache ernannt hatte, fand, um den Prinzen Condé zu kränken, ein doppeltes Vergnügen darin, Montesquiou ſeine Gunſt öffentlich zu zeigen, und Catharine von Medicis war gegen ihren Liebling zu nach-

gebend, als daß sie den König nicht vermocht hätte, im Betreff des Maltheſers Alles ſeinem Bruder zu überlaſſen.

Condé, der die Sache mit Montesquiou nicht als Sache des Staates, ſondern als ſeine eigene betrachtete, hatte nach dem unglücklichen Tode Marianens gern Heinrich Rohan erlaubt, ſeine Freunde um ſich zu verſammeln und mit ihnen die Burg von neuem einzuſchließen, und Baſil fand unter dem entlaſſenen Fußvolke der Hugenotten Mannſchaft genug, die er mit ſeinen geſammelten Schätzen zu gleichem Zwecke anwerben und unterhalten konnte. Auch Nikola und ſeine Zigeuner nahm er auf Jeannettens Bitten in Sold, da ſie Weg und Steg dieſer Gegend genau kannten und beſonders geeignet waren, die heimliche Flucht des Maltheſers zu hintertreiben. Marianens Tod zu rächen, hatte Baſil geſchworen, Rohan ein gleiches Gelübde gethan und Jeannette, obgleich die unglückliche Jungfrau ſie weniger anging, ſchloß mit ihrem von Rache erfüllten Herzen ſich freudig an die Beiden an.

Condé, von höheren Beweggründen abgehalten, konnte und wollte nicht perſönlich bei dieſem Unternehmen wirken. Er lebte auf dem

Schloſſe Royers, welches ſeine Gemahlin in der Bourgogne beſaß, ſtill und eingezogen, und wie es ſchien, ſich gar nicht um die Staatshändel bekümmernd. Bei den grauſamen Begebenheiten in Frejus, Amiens und Auxerre, wo Tauſende ſeiner Glaubensbrüder gemordet wurden, that er nichts, als daß er Teligny und Jacqueline von Rohan, die Mutter ſeiner Gemahlin, zur Königin Catharina mit der Bitte ſandte, die Edicte und den Frieden aufrecht zu erhalten und der Metzelei Einhalt zu thun. Er ſelbſt befahl, dem Frieden von Chartres gemäß, den Calviniſten, die feſten Plätze Sancerre, Montauban, la Rochelle und mehrere andere dem Könige zu überliefern; dieß aber wohl nur zum Schein, auch wurde ſeinen Befehlen nicht gehorcht. So verſtrichen die Monate April und Mai, der Monat Juni nahete, und ſchon ward d'Andelot, der in der Bretagne ſich aufhielt, wieder neue Truppen. Catharina von Medicis, welche ſeit der Zuſammenkunft in Bayonne ganz auf die Seite der Guiſen getreten war, ließ gleichfalls unter der Hand werben, und Jeder konnte nun wohl vorausſehen, daß noch in dieſem Jahre die Feindſeligkeiten wieder beginnen würden.

Heinrich von Anjou glaubte nun auch die

Blumen geſchmückt, ſchwamm auf ſeinen Fluthen daher, die Ruderer hatten Kränze im Haar, ihre Ruder waren mit Blumen umwunden und ſtatt Flagge flatterte ein Myrthenkranz am niedern Maſte. Reichgekleidete Diener ſtiegen bei Herrn Everweins Behauſung aus und brachten von Philipp Artevelde der Braut koſtbare Geſchenke, die ſie nicht beachtete. Die beſonnene Mutter aber nahm ſie in Empfang und belohnte die Diener reichlich. Es war das Brautgewand, das Artevelde in unglaublicher Schnelligkeit von den koſtbarſten Stoffen hatte verfertigen laſſen, Perlen und Edelſteine, von ſeinem Vater aus der Zeit ſeines Glanzes geerbt, von ſeiner früh verſtorbenen Mutter getragen, lagen dabei. Alice warf keinen Blick darauf, als die geſchäftige Mutter es auspackte, aber als ſie ihr den Myrthenkranz mit goldenem Bande umwunden reichte, ſchauderte Alice — „Es klebt Blut daran, Mutter!“ rief ſie „Windet mir einen andern Kranz, dieſen trag' ich nicht. — Seht nur, dort auf jenen Blättern die rothen Flecken. — Walter, Walter! Ja wohl wird Dein Herz bluten über dieſen Kranz. — Weg mit ihm, windet mir einen andern!“ Sie warf den Kranz in die rauſchende Lys, er ſchwamm ſchaukelnd dahin. Die Mutter zürnte mit ihr, daß ſie unvorſichtig dieſes Geſchenk ſo ſchnöde behandle „Wer weiß, was es Dir dereinſt für Schaden bringen kann, wenn es Artevelde erfährt“ ſagte ſie, der Vater aber ſuchte ſie zu beruhigen; es dauerte jedoch lange, bis ſie wieder Faſſung gewinnen konnte.

So verging der Morgen in ſtiller Trauer; je näher aber die Stunde der Entſcheidung kam, deſto gefaßter ſchien Alice zu ſein. Sie duldete willig, daß die Mutter ſie mit

Maske ganz abwerfen und seinen Stallmeister nicht länger auf Belon eingeschlossen lassen zu dürfen. Die Königin Mutter widersetzte sich zwar allen gewaltsamen Mitteln, da es ihr noch nicht Zeit schien, öffentlich loszubrechen, billigte jedoch die Ausführung des Planes, den der Herzog entworfen hatte. Er stellte nämlich in dem Walde, der an Belon grenzte und sich fast bis nach Angouleme zog, eine große Jagd an. Villiquier, welcher von Montluc Verstärkung nach Bordeaux führen sollte, mußte mit den Truppen zu Blanzac anhalten, um Angouleme, das im Besitze der Hugenotten war, zu beobachten. Er selbst, von zwei Compagnieen Gensd'armen und Arquebusirern und von seinem Jagdgefolge begleitet, jagte im Walde, und war sicher, daß Rohan nichts gegen ihn unternehmen konnte und sich zurückziehen werde.

Die Jagd begann. Heinrich von Anjou, zwar nicht ganz so leidenschaftlicher Jäger, als der König, vergaß doch bei dem Anblicke eines stattlichen Hirsches für den Augenblick sein Vorhaben, jagte zu eifrig ihm nach und entfernte sich dadurch von seinem Gefolge; hier war es, wo er Leonoren fand. Ihr Anblick entflammte den nur zu reizbaren Jüngling; er verfolgte sie, die

bald sich durch das Dickig drängend, bald die jähesten Abgründe hinunterstürzend, selbst in dieser wilden Flucht dem Königssohne nur noch reizender erschien. Jetzt, als er sie eben erreicht zu haben glaubte, sprang sie plötzlich eine schroffe Klippe hinab in ein Felsthal, und als er in einen gangbaren Pfad einbog, war sie verschwunden.

Hier stieß er auf Jeannetten. Der Aberglaube der Königin war auch ihm zu Theil geworden. Das für ihn so sorgsame Mutterherz hatte seinem Lieblinge nicht ganz verschweigen können, daß ihm Basil die Nativität gestellt, doch nie hatten seine Bitten sie bewogen, ihm das, was der Astrolog gesagt, ganz zu entdecken, nur daß ihn Kronen schmücken würden, hatte sie ihm nicht verschwiegen, und dadurch eine ungezähmte Begierde auf Wahrsager und Astrologen in ihm erweckt. Das Zigeunerweib, welches sein Schicksal zu verkünden sich ihm aufdrang, war ihm deshalb willkommen; die zwei Kronen, von welchen sie sprach, führten ihm die Worte seiner Mutter zurück; um deswillen auch wohl, weil er, trotz Jeannettens Läugnen vermuthen konnte, die schöne Flüchtige gehört ihr an, stellte er ihr die Falle mit dem Hand-

schuh und drang zuletzt in sie, ihm zu folgen. Als Basil's Warnung, den er Anfangs in seiner ungewohnten Kleidung nicht erkannt, ihn von dannen trieb, jagte er unmuthig zu seinem Gefolge zurück. Er ließ nun den Wald durchstreifen, doch die Zigeuner waren verschwunden, und die Jagd ging mit rascher Eile nach Belon zu. Hier kam ihm, seinen Beschützer zu empfangen, der Maltheser am Fuße des Berges entgegen.

Nun, Montesquiou! rief ihm der Herzog zu, bist Du endlich aus dem Gefängnisse da oben erlöst, wo Du so lange schon Pönitenz halten mußtest? Wir haben uns weit her von Blois unter die Hugenotten gewagt, um Dich zu befreien.

Montesquiou neigte sich und dankte seinem Herrn für die Gnade, jedoch dies alles in so ernsten abgemessenen Ausdrücken, daß dem Herzoge sein Benehmen auffiel. Es scheint, Montesquiou, sagte er empfindlich. Du hast seit Deiner Abreise vom Hofe die gute Laune verloren, denn so wie Du mir jetzt entgegentrittst, erkenne ich Dich kaum wieder. Ich dächte, die Stelle eines Hauptmannes meiner Leibwacht und mein Bemühen, Dich aus Deinem Schlosse zu befreien, verdiente wohl einen verbindlicheren Dank.

Gnädiger Herr! erwiederte der Chevalier, ich erkenne die Gnade meines gütigen Herrn, erkenne sie und fühle sie tief. Es ist jedoch in dieser Zeit so Manches geschehen, das mich wohl ernst zu stimmen vermag.

Ich glaube wahrlich, spöttelte der königliche Jüngling, Du meinst den Tod Deines Liebchens; wahrhaftig, hieran erkenne ich Montesquiou nicht wieder. Wie oft entschlüpfte dergleichen Wild unsern Händen, das wie? kümmerte uns nicht. In Zeiten, wie die jetzigen, sind Menschenleben im Preise gefallen, kein Tag vergeht, der nicht blutige Erinnerungen zurückruft, und das Leben eines Mädchens ist kaum der Beachtung werth.

Während dieses Gespräches waren sie den Berg hinaufgeritten und hielten eben auf dem grünen Platze unter dem Balkon. Heinrich von Anjou hielt an und blickte hinauf nach dem Schlosse. Eine steile Höhe! sagte er. Der Fels wie mit dem Meißel geglättet. Ha! ist dies nicht die Stelle wo sich das Mädchen herabstürzte?

Montesquiou, bleich wie der Tod, blickte starr auf ein hervorragendes Felsstück, wo er noch Spuren von Blut zu sehen glaubte, und schwieg.

Der Herzog sah ihn lange verwundert an. Montesquiou! rief er endlich, mir scheint, Du bist ein Bruder Büßender geworden! Wirf Deinen Rittermantel ab, das Bußgewand über, und wallfahrte unter Geißelhieben nach der Bourgogne auf Schloß Royers, wirf Dich Condé zu Füßen, biete ihm Deinen Kopf zum Sühnopfer und —

Gnädiger Herr! rief Montesquiou auffahrend. Ihr nennt mir da einen Namen, den mir der Teufel in's Ohr raunt, wenn ich beten will, einen Namen, der selbst hier an dieser furchtbaren Stelle lauter mir entgegenschallt, als die Stimme des Mitleides, einen Namen, der mich aufrief zu einem furchtbaren Schwure!

Halt' ihn, Montesquiou! halt' ihn! rief ihm der Herzog zu, dann raunte er ihm leise in's Ohr. Ich befehle es Dir, ihn zu halten, und dann sei meiner Gnade gewiß. Nun komm auf Deine Burg, so Manches habe ich Dir dort zu sagen. Er gab seinem weißen Rosse die Sporen und sprengte den steilen Felsweg hinan, Montesquiou ihm zur Seite, die Uebrigen folgten in einiger Entfernung.

Der steile Pfad zwang den Herzog bald, sein Roß anzuhalten und den Weg langsamer

fortzuſetzen. Immer nach dem alten wunderbaren Schloſſe blickend, bemerkte er nicht, wie der Maltheſer gebeugt auf ſeinem Pferde ſaß, ſtarr vor ſich niederblickte und in ſeinem Innern mit ſich zu kämpfen ſchien. Gnädiger Herr! begann er, ſich plötzlich emporrichtend. Ihr befahlt mir vorhin, meinen Schwur zu halten; kennt Ihr ihn?

Er betraf Condé, unterbrach ihn der Prinz. Das Turnier in Fontainebleau, ſein Hohn, Iſabelle von Limeuil, die Pilgerin, Alles heiſcht Rache, blutige Rache!

Gut gerathen, junger Herr! rief Montesquiou in einem Tone, der bei ſeiner Stellung zu dem Herzoge wohl dreiſt genannt werden konnte. Zu ſolchen blutigen Händeln ſcheint Ihr ſchon früh das Ziel zu treffen!

Was ſoll das? unterbrach ihn der Herzog unmuthig und ſein Auge ſah ernſt und ſtreng auf den Maltheſer.

Sollte dieſer Blick Montesquiou entmuthigen, ſo verfehlte er gänzlich ſeinen Zweck, denn er ſah mit Stolz auf den königlichen Jüngling herab. Was dies ſoll, Hoheit? erwiederte er, Euch ſagen, daß Montesquiou aus eigenem Triebe, allein um ſeiner Selbſt willen den blu-

tigen Weg geht, nicht ein feiler Mörder ist, der auf Befehl seines Herrn, oder um seine Gnade sich zu erschleichen, ein Handwerk treibt. Für Eure Sache, mein Prinz, sucht Euch eine andere Faust, die Ihr für Gold erkaufen könnt; ich handle nur für mich.

Der Herzog von Anjou sah ihn betroffen an; — schon wandte der Heftige sein Roß, den stolzen Maltheser seinem Schicksale zu überlassen, doch schnell kehrte der Mutter Geist in ihn zurück; er setzte seinen Weg nach dem Schlosse ruhig fort. Thut, was Euch beliebt, und warum es Euch beliebt, sagte er gleichgültig. Ihr waret von jeher meiner Gnade gewiß, und selbst die unüberlegten Worte sollen sie Euch nicht entziehen. Nur bitte ich, seid auf dem Schlosse ein freundlicherer Wirth als Ihr bisher Begleiter waret, und Morgen folgt uns nach Blois.

Montesquiou neigte sich. Der Herzog zog im Schlosse ein.

4.

Als der Thurmwart von Rougemont bei Sonnenaufgang umherlugte und die Umgegend durchspähete, sah er an der alten, einsam stehenden Eiche bei der Steingrube ein buntes Tuch flattern und unter den Kastanienbäumen die Gestalt eines Zigeuners schleichen. Er meldete dies seinem Herrn, die Burg wurde geöffnet und Nikola trat ein. Er berichtete, daß der Herzog von Anjou auf Belon bei dem Maltheser übernachtet habe, heute die Jagd im Walde fortsetze und dann nach Poitiers ziehe, Montesquiou werde ihn begleiten.

Das habe ich gefürchtet! sagte Rohan zu den Umstehenden, während Basil in düstere Gedanken versunken schien. Hierbei ist nichts mehr zu thun, meine Freunde. Wenn mich auch der Friede zu Chartres nicht abhielt, den ich zwar schon als gebrochen betrachte, so sind wir doch zu schwach, etwas gegen den Herzog zu unternehmen, da ich gewisse Nachricht habe, daß Villiquier noch gestern Abend mit seinem Haufen in den Wald gerückt ist. Ich danke Euch, Nikola, für Eure Kunde und gebe Euch den guten Rath, wohl auf Eurer Hut zu seyn;

laßt das Unwetter vorüber ziehen. Iſt dies nicht auch Eure Meinung, Meiſter Baſil?

Eure Meinung iſt ſehr verſtändig und den Verhältniſſen wohl angemeſſen! erwiederte der Aſtrolog, doch drückte der Ton ſeiner Rede und der finſtere Zug ſeiner Stirne Mißbilligung aus.

Ihr ſeid mit mir unzufrieden! ſagte Rohan, indem er ihn bei Seite zog. Meine Meinung iſt nicht die Eurige; ſprecht offen, aus Eurem Munde iſt mir jeder Tadel eine weiſe Lehre und willkommen.

Ihr habt kein Kind verloren, und vor Euch breitet die Welt ſich noch gar lieblich aus! begann Baſil. Ihr tretet noch voll Hoffnung und Vertrauen auf ihren bunten Teppich und für jede geknickte Blume lächeln Euch tauſend blühende wogend entgegen. Darum thut Ihr Recht, nicht das Aeuſerſte zu wagen, ſondern Euch nur der Vorſicht anzuvertrauen, und ich tadle Euch deshalb nicht. An Euren Schritten hängt das Leben Tauſender, an Eurem Handeln vielleicht das Heil unſres Glaubens, Eure wilde Flamme könnte die Kriegsfurie in Frankreich vom Neuen erwecken, darum handelt Ihr klug! er drückte ihm die Hand, ſah mit inniger Rührung dem Jüngling in's Auge und ſagte mit tief bewegter

Stimme: Heinrich Rohan, spart Euch auf für den glücklichern Augenblick, doch vergeßt nie Marianen und Euer Gelübde. Ich muß Euch auf einige Tage verlassen, sorgt für meine Reisigen und gönnt mir, wenn ich zurückkehre, einen Zufluchtsort; meine Schätze bleiben in Eurer Hand. Laßt mich still von dannen ziehen, fiel er Rohan, der ihn unterbrechen wollte, in die Rede: haltet mich nicht zurück, Niemand darf es ahnen, daß ich Euch verlassen habe. Er folgte Nikola, der sich schon früher entfernt hatte.

Er fand ihn in der untern Halle mit Leonoren sprechend. Nikola! rief er ihm zu, kennst Du einen Platz, wo der Jäger verborgen das Wild belauschen kann, einen Platz, an dem es vorüber muß, wenn es von Melun nach Poitiers sich wendet?

Versteh' ich Euch recht, Herr? fragte Nikola.

Ich glaube! erwiederte ihm Basil.

Nikola dachte nach, wo ein solcher Platz wohl zu finden sei; während dessen erfaßte Leonore, die Basil's Rede mit angehört, plötzlich seine Hand.

Herr! rief sie, ich kenne einen Platz, geeignet, ohne Gefahr selbst den Löwen und den Ti-

dem Kleide ſchmückte, das ihr Arteveldе geſandt, ſchlang die ſechsfache Perlen-Schnur um ihren blendenden Hals und befeſtigte das Schloß von Juwelen an ihr knappanliegendes Mieder; nur als ihr die Mutter einen friſchen, gleichfalls mit einem goldenen Bande durchſchlungenen Myrthenkranz in die Locken flocht, bebten ihre Kniee und mit einem tiefen Seufzer entrang ſich noch einmal der Name: Walter!

Trompetenſchall verkündete jetzt Artevelde's Ankunft, Alice erbleichte, aber behielt Faſſung. Von ſeinen Freunden begleitet, betrat er das Haus, während die Gewerke von dem Hauſe Roger Everweins bis zu dem Dome in feierlichem Aufzuge ſtanden; ſelbſt die Kaufherrn hatten es nicht gewagt, zurück zu bleiben. Er trat bei Alice ein, ſchön und glänzend, aber nicht wie zu einem Hochzeitfeſte geſchmückt. Ein feuerfarbner Wappenrock, ſo reich geſtickt, daß der Graf von Flandern ihn bei einem Turniere nicht zu gering gefunden haben würde, deckte ſeinen kraftvollen Körper, ein Degengehenk mit Perlen geſtickt, das die Städte Flanderns nebſt dem funkelnden Schwert, das an ſeiner Seite hing, einſt ſeinem Vater verehrt hatten, hing über ſeine Schulter und zu dieſer Pracht rollte unter dem weißen ſchlichten Hut der Chaperons ſein langes, ſchwarzlockiges Haar herab; in ſeiner Linken hielt er die Streitart.

Sein Anblick, obgleich ſein flammendes Auge, als er ſich ihr näherte, milder als gewöhnlich auf ihr ruhte, überraſchte und erſchreckte Alice. „Die Roſe iſt gebleicht!“ ſprach er ihr die Hand reichend „Aber ſie iſt noch um deſto ſchöner geworden. Wahrlich!“ rief er in ihrem Anſchaun verſunken „Die Macht von ganz Flandern lag in der

ger zu belauern. Unfern der Kapelle, da, wo der Gießbach aus den Klippen hervorsprudelt und sich schäumend in den jähen Abgrund stürzt, stehen drei Eichen schwesterlich neben einander, kaum vierzig Schritte vom Wege entfernt; dichtes Gebüsch umgiebt sie auf beiden Seiten und hinter ihnen gähnt eine steile Tiefe herauf. Dorthin bringe ich Euch, Meister, ich trage Euer Feuergewehr, und wenn Montesquiou nahet, klopfe ich die Lunte ab, daß sie schnell zünde; dann hinunter in die Tiefe, wohin uns weder Roß noch Reiter folgen können.

Dein inneres Auge sieht so scharf, Leonore, wie das feurige, das mir jetzt wild entgegenleuchtet, unterbrach sie Basil, und Du wolltest mich begleiten, wolltest von hier?

Ich will! Hier habe ich nicht Ruhe, nicht Rast, hier treibt es mich hinaus in das Freie, und hält mich doch so mächtig zurück, hier ist mir Hölle und Himmel zugleich und ich weiß doch nicht, wo ich eingehen soll. Darum ziehe ich mit Euch, theile Euer Geschick, und bin vielleicht Euer schützender Engel! setzte sie mit Bedeutung hinzu.

Leonore! drohete Nikola. Was soll Deine Begleitung dem Meister nützen?

Viel, o viel! rief sie schnell. Ich führe ihn nach einem sichern Orte, die schwesterlichen Bäume schirmen ihn, das steile Felsthal begünstigt seine Flucht; kein Roß kann da hinunter, nur die Kugeln können ihn erreichen, und gegen sie soll der heilige Jerome ihn beschützen, an den ich mein Gebet richten will. Laßt mich nur mit ihm ziehen und sorgt nicht für mich.

Kennst Du auch den Weg genau? fragte Nikola besorgt. Vier Pfade durchkreuzen sich dort.

Ob ich sie kenne? Wie die weit entflohene Taube ihre Heimath wieder findet, finde ich jeden Baum, jedes Plätzchen des Waldes wieder, Klippen und Felsen erkenne ich, sie weisen mich sicher zurecht. Ach, fände ich mich nur immer auf den irren Wanderungen meines Gefühles, wie ich mich auf den Wegen durch Wald und Wüsten finde, mir wäre wohl, Vater! Aber, fuhr sie hastig fort, an der Eiche vorbei geht es, dann nach der hohen Tanne, die man schon in weiter Entfernung sieht, und die gleich einem Fürsten über die übrigen hervorragt; sie links lassend senkt sich der steile Pfad in die Tiefe hinab, dann an den Gießbach bis zu seinem Quell herauf, so ist man an der St. Hu-

hertuskapelle, und dort geht die Straße nach Poitiers vorbei.

Nikola sah sie verwundert an, aber ein bittender Blick und er ging.

Basil eilte jetzt in sein Gemach, nahm sein Feuergewehr mit dem Damascenerrohre, ordnete es sorgfältig, gab es dann Leonoren, die es lächelnd über die Schultern warf, und den Mantel umhängend, schritt er, von dem Mädchen begleitet, diesmal ohne Pickelhaube und Brustharnisch über die Zugbrücke.

Leonore ging rasch voran, kaum konnte ihr Basil folgen. Als sie aber auf die Höhe an die einsam stehende Eiche kam, hielt sie plötzlich an und blickte noch einmal nach dem Schlosse hinüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, dann schritt sie wieder vorwärts, faßte Basil's Hand und sagte mit kindlichem Tone:

Ehrwürdiger Herr, mein Herz ist wie ein schwankendes Rohr, ein Sturm kann es brechen, aber vom leisesten Lüftchen berührt schwankt es hin und her, bald nach Ost, bald nach West. Nur nach einem Ziele geht es, am Morgen muthig, am Abend zagend; oft möchte es auf seiner Wallfahrt umkehren dann wieder vorwärtsstürmen, aber ihm gebricht der Muth zu beiden.

Leonore! sagte Basil und ein finsterer Ernst umzog seine Stirne. Des Menschen Herz ist des Menschen Himmel oder seine Hölle. Wohl uns, daß wir sein Herr sind, und es nicht ganz dem Schicksale unterworfen ist. Setze seinem Mahnen, Sehnen und Drängen nur festen Willen entgegen, und wie ein sanftes Kind folgt es geduldig diesem Willen der Vernunft.

Bitter lächelte das Mädchen und schritt, ohne etwas zu erwiedern, voran.

Du lächelst, Du zweifelst Leonore?

Und folgt auf dem Wege, den wir jetzt gehen, Euer Herz auch dem Willen der Vernunft?!

Ich folge nicht meinem Herzen, ich mag ihm nicht folgen, erwiederte Basil, ich folge meiner Bestimmung.

Und wohin wird Euch diese führen? fragte das Mädchen.

Zum Ziele meiner Rache, oder auf's Blutgerüst, oder auf Beides zugleich.

Leonore schwieg, doch war sie seit diesem Gespräche weniger eilig, sie schritt nicht so

raſch mehr vorwärts und ihr Auge ruhete oft ſorgſam und bange auf dem Greiſe, deſſen Blick lebendiger wurde, als ſich jetzt Jagdgetöſe aus der Ferne vernehmen ließ.

Eilig ſtieg nun Leonore einen Hügel hinauf, ſie war dem Aſtrologen mehrere Schritte vorausgeeilt. Dem Schickſale glaubt er zu folgen! rief ſie faſt höhniſch, ſo will ich ſein Schickſal ſeyn.

Sie kamen jetzt an einen Kreuzweg. Auf dem Wege rechts ſah man in geringer Entfernung die St. Hubertuskapelle, den Weg links ſchloß eine Gruppe hoher Bäume, die auf einem kleinen offenen Grasplatze ſtanden; dorthin führte Leonore den Meiſter. Ach, ſie kannte dieſe Bäume ſo gut, unter ihrem traulichen Schatten hatte ſie ſo oft geruht, wenn ſie in der Kapelle ihr Gebet zum Himmel erhoben und nun, ſich ihren Gedanken an Rohan überlaſſend, hieher geflüchtet war; ſie kannte dies Plätzchen ſüßer Träumerei ſo gut.

Kommen wir denn nicht zur Kapelle? fragte Baſil. Mich dünkt, Du ſagteſt, der Weg führe an ihr vorüber.

Lieber Herr! fiel Leonore ihm ſchnell in die Rede, was nützt Euch der Weg nach dem hei-

ligen Ort? Ihr tretet doch nicht ein, um zu beten. Hier auf diesem Weg müssen sie von Belon vorüber, und hört Ihr nicht schon die Hörner schmettern? Es ist kein Jagdruf, sie verfolgen den Hirsch nicht mehr, sie ziehen heim. Kommt schnell, lieber Herr, links den Buchen, da ist am Thalhange ein Felsen, der Euch birgt; bis zu den drei Eichen, ist es nun zu weit, sie könnten uns überraschen, kommt!

Sie zog Basil mit sich fort in das Gebüsch und führte ihn hinter einen Felsen, wo er den Weg und den grünen Platz genau übersehen konnte; der Astrolog nahm hier sein Feuerrohr, ordnete es vorsichtig, lud zwei Kugeln hinein und Leonore bereitete die Lunte. Der Hörnerschall kam näher, Basils Gesicht wurde ernster, das Mädchen, das ihn genau beobachtete, unruhiger. Der Greis schlug bald das finstere Auge himmelwärts, bald sah er mit Falkenblick durch das Dickig, wo die Kapelle, von der ein Fußpfad nach den Buchen führte, in der Entfernung schimmerte. Er wollte die streitenden Gefühle in seiner Brust ordnen, bald umdüsterte sich sein Blick, bald umzog ein zufriedenes Lächeln den Mund. Als jedoch der Lärm immer näher kam und man die Töne der Hörner deutlich

lich unterscheiden konnte, ward der Alte unruhiger, sein Auge unstäter, seine Hand hielt das lange Feuerrohr nicht mehr so fest, so sicher als vorher. Sein Muth schien zu wanken, ihn zu stärken rief er die Schreckbilder zurück. Da lag sie, murmelte er vor sich hin, das Himmelsantlitz zerschmettert, das Auge gebrochen, die Hand nach Condé gestreckt! — Brennt die Lunte, Leonore? rief er jetzt heftig, sein Selbstgespräch unterbrechend.

Sie brennt, Herr! erwiederte das Mädchen freundlich.

Sie war so schön! fuhr Basil fort. Die Züge ihrer Mutter waren auch die ihrigen, diese lieblichen Züge des holden Mädchens, das ich von mir stieß. Kalt war mein Herz gegen Dich, Unglückliche, kalt gegen Dein Kind! Ich liebte es nicht im Leben, und Alles ist es mir nun im Tode. Und so will ich auch jetzt Alles für sie thun. Wie ein Meuchelmörder will ich die Gegner erwarten, wie ein Tiger verborgen auf die Beute lauern — meine Seele will ich wagen, meine Seligkeit auf's Spiel setzen für sie — für Marianen!

Setzt Euch einen Augenblick, Herr! bat Leonore, Ihr seid erschüttert, setzt Euch auf die-

fen Stein. Ich will lauſchen wie der hungrige Panther in ſeinem Lager, mein Auge ſoll ſcharf wie das Auge des Adlers für Euch umherſchauen, daß der gierige Geier Euch nicht entwiſche. Selbſt wenn der Schlummer Euch beſchleicht, könnt Ihr ruhig ſchlafen, ich wache für Euch!

Schlummer! wiederholte Baſil lächelnd, der beſchleicht nicht das ſorgenſchwere Auge; wo der Kummer wohnt, da geht er vorüber. Leonore, ſeh' ich nicht dort drüben, mehrere hundert Schritte von hier, Reiſige ziehen? Sieh', dort blinken die Rüſtungen der Gensd'armen durch das Birkenlaub.

Und er hatte recht; fern von ihnen zog ein Kriegerhaufe, hinter ihm tönten munter die Hörner der Jäger.

Leonore! rief der Alte, und ſeine Hand bebte vor Zorne, Du haſt Dich getäuſcht, oder mich täuſchen wollen!

So iſt's! ſagte das Mädchen ruhig. Ich habe Euch hintergangen, mit Wohlbedacht; zürnt mir nicht, hört mich an. Baſil wollte von ſeinem Sitze aufſpringen, ſie hielt ihn jedoch mit Manneskraft zurück, knieete vor ihm nieder und umfaßte ſchmeichelnd ſeine Kniee. Als Ihr auf Rougemont bei Nikola nach einem heimlichen

Plätzchen forschtet, durchschauete ich leicht die Absicht; Ihr wolltet Montesquiou tödten und Euch mit ihm verderben. Da jammertet Ihr mich, zum Blutgerüste führte die That, die Seele zum Verderben. Leib und Seele Euch zu retten, führte ich Euch hieher, damit Euer Auge sich nicht schuldbeladen schlösse und Ihr rein von Blut Eure kurze Wallfahrt beschließen könntet. Ueberlaßt die Rache Gott, seine Donner schweigen nicht und seine Blitze zucken auf den Strafbaren nieder!

Unglückliche! unterbrach sie Basil erschüttert, Du kennst noch nicht den Schmerz, das Theuerste auf Erden verloren zu haben, Du kennst noch nicht die Wonne befriedigter Rache!

Nein, Herr! sagte Leonore, ich kenne sie nicht, und Gott bewahre das Herz seiner Magd vor dieser furchtbaren Wonne!

Er bewahre Dich! rief Basil, seine Hand auf Leonorens Stirn legend, und Dir wird des Lebens schönster Stern nicht untergehen. Aber Du hast nicht wohlgethan, Leonore, mein Geschick leiten zu wollen. Des Menschen schwache Hand kann das Rad des Schicksals nicht hemmen, nicht lenken. Sieh! dorthin ziehen sie, dorthin zieht er, entfernt, so daß mein Gewehr

ihn nicht erreichen kann, und war es im Buche des Himmels beſchloſſen, ſo muß er doch zurück in meine rächende Hand.

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo kamen einige Reiſigen den Fußpfad von der Hubertuskapelle hergeritten, ſie ſahen ſich öfter um, als ob ſie Jemand erwarteten. Verbergt Euch, bat Leonore leiſe, es nahen Krieger und ſcheinen ſorgſam umherzuſpähen; jetzt nähern ſie ſich dem Platze, ein Ritter folgt ihnen; es ſcheint ein ſtattlicher Mann zu ſeyn, er iſt gewappnet, jedoch ohne Helm, ich kann ſeine Züge erkennen, ſie ſind ernſt und kummervoll, er ſitzt nicht keck und muthig auf ſeinem wiehernden Tigerroſſe.

Auf einem Tigerroſſe?! rief Baſil aufſpringend. Du gabſt ihn in meine Hand, Gott der Gerechtigkeit. Ja, er iſt's!

Wer? rief Leonore erſchreckend.

Montesquiou iſt's, der auf ſeinem Tigerroſſe naht! Baſil ordnete ſein Gewehr, trat an den Felſen, noch war das Opfer zu weit entfernt; jetzt hielt der Maltheſer auf dem Platze, wo ihn die Reiſigen erwartet hatten, aber die hohen Buchen ſtanden ſchützend zwiſchen ihm und dem Aſtrologen. Er ſtieg ab, gab den Dienern, die ſich in das Gebüſch zurückzogen,

Hand meines Vaters, in der Meinen liegt noch höheres Gut. Komm, Alice, folge mir zum Altare, werde unter den Frauen Gents der Würde nach die Erste, wie Du es schon immer an Schönheit warst. Ich bitte Euch, Mutter, um ein einfaches Mahl" wandt' er sich jetzt zu dieser „Die Stadt wollte mir auf dem Rathhause ein köstliches Ehrenmahl bereiten, aber der Noth der Armen und Alice's bescheidenen Sinnes gedenkend, habe ich es von mir gewiesen, nur durfte ich die Begleitung der Zünfte nicht verschmähen, die zu unserm Empfange bereit stehen. Komm Geliebte und krône mein Glück."

„Laßt, wenn ich Euch begleiten soll, die Streitaxt zurück!" bat die Jungfrau.

„Und warum soll ich das Zeichen meiner Macht von mir legen?" fragte er verwundert.

„Klebt nicht das Blut des Mannes daran, der für mich sprechend, ein Opfer seines Mitleids wurde?"

Eine hohe Röthe überflog Arteveldes Antlitz, er warf einen zornigen Blick auf Alice, doch eben so rasch warf er die Axt von sich. „Nun komm!" rief er, ergriff mit Hast ihre Hand und sie mußte ihm folgen.

Trompetengeschmetter empfing sie. Von der Leibwacht Arteveldes umgeben, von Vater und Mutter, aber von keiner Gespielin begleitet, durchzog sie unter lautem Jubel des Volkes die belebten Straßen. Mancher Segenswunsch folgte ihr, denn man hoffte, die Liebe würde das wilde Gemüth des Mannes zähmen, und viele Jungfrauen beneideten die Bemitleidenswerthe. So schritt sie unter dem rauschenden Jubel der Menge, ein geschmücktes Opferlamm, dem Dome zu.

ſein Roß, ſchritt auf die Buchen zu und ſetzte ſich auf eine Raſenbank, die Leonore einſt unter den ſchattigen Bäumen für ſich bereitet hatte. Sein ernſtes Geſicht war gerade nach dem Orte gerichtet, wo Baſil verborgen ſtand, der jetzt noch einen Blick auf den Maltheſer warf, dann mit frohlockendem Geſichte ſein Feuerrohr behutſam auf den Felſen lehnend, mit feſter Fauſt anlegte und auf das Herz mit blitzendem Auge zielend, leiſe Leonoren zurief: gieb mir die Lunte!

Sie iſt verloſchen, Herr! erwiederte das Mädchen leiſ' und ruhig.

Unglückliche! rief Baſil und griff nach dem Dolche; aber ſchnell durchflog ihn ein anderer Gedanke; er ſtieß das ihn umklammernde Mädchen zurück, ſprang aus ſeinem Verſtecke und ſchritt raſchen, feſten Schrittes auf Montesquiou zu, der, noch ſinnend, ihn nicht zu bemerken ſchien.

Leonore war indeß auf ihre Kniee geſunken, und ſah mit ängſtlichem Blicke nach dem Greiſe, der nur erſt, als er noch einige Schritte von dem Maltheſer entfernt war, von dieſem bemerkt wurde.

Ha, Baſil! rief Montesquiou aufſpringend.

Der bin ich! ſagte der Greis mit kalter Ruhe.

Mein Feuergewehr hatte ich auf Euch gerichtet, die Lunte war verlöscht; nun komme ich, das Schwert in der Hand, Mann gegen Mann, für meines Kindes Tod Rechenschaft von Euch zu fordern!

Montesquiou war von dem Anblicke der ehrwürdigen Gestalt Basil's erschüttert, schon faßte seine Hand des Schwertes Griff, doch schnell ließ er ihn los. Basil! sagte er mit Stolz. Ihr seid ein schwacher Greis, zum Kampfe nicht gerüstet; es würde mich entehren, Euch, das Schwert in der Hand, gegenüber zu treten, überdies seid Ihr allein.

Allein? rief der Greis mit feierlichem Tone sein Schwert ziehend, Mariane steht neben mir, darum zittert!

Und Montesquiou erbebte, denn bei diesen Worten sprang eine weibliche Gestalt, den Dolch hoch geschwungen, hinter dem Gestein hervor. Schwarz war ihr Haar, hoch ihr Wuchs, dem Wuchse Marianens gleich.

Zieh! rief Basil, zieh, Elender, oder ich spalte Dein Haupt! Mit kräftiger Faust schwang der Astrolog das kurze Schwert, der Maltheser zog zu seiner Vertheidigung das seine, und fing, zuweilen das Auge nach der Frauengestalt ge-

richtet, gelassen die Hiebe auf, die Basil nach seinem entblößten Haupte that. Zuletzt entflammten jedoch des Greises Verwünschungen seinen Zorn, sein Schwert traf Basil's graues Haupt, er sank — und Leonorens Dolch fuhr zwischen den Helmkragen und den Panzer des Maltheſers.

Der Stoß mußte nicht tödtlich seyn. Montesquiou faßte mit starkem Arme das Mädchen, das, den Dolch noch in der Hand, mit ihm rang; die herbeigeeilten Diener umfaßten Leonoren und entwaffneten sie.

Montesquiou, nachdem er sich von seiner Täuschung überzeugt hatte, bekümmerte sich wenig um das Mädchen, stand vor Basil, betrachtete den Greis, über dessen Silberlocken das Blut rann. Auch Dich mußt' ich opfern! sagte er finster vor sich hin, das wollt' ich nicht! Er befahl einem Diener, des Alten Wunde zu untersuchen, und war selbst aufmerksam dabei beschäftigt. Da schmetterte von der Kapelle her lustiger Hörnerklang, und auf einem weißen Rosse kam Heinrich von Anjou geritten. Als Leonore ihn erblickte, schauderte sie zusammen, aber schnell faßte sie sich.

Maltheſer! raunte sie Montesquiou zu, der

noch mit Basil beschäftigt war, befehlt Euren Dienern mich frei zu lassen, gedenkt Marianens!

Der Ritter schrack bei diesen Worten auf. Wenn Jener mir naht, rief sie jetzt in spanischer Sprache, so bin ich verloren! — Montesquiou schien sie nicht zu verstehen.

Der Herzog mußte sie erblickt haben, denn er spornte jetzt sein Roß und jagte auf sie zu. Leonore, als habe die Tugend ihr doppelte Kraft gegeben, entriß sich den Armen der Reisigen, und schnell, wie der sausende Pfeil durch die Luft, stürzte sie, zwischen Roß und Reisigen hindurchspringend, der Klippe zu, in das Felsthal hinab, an dessen Rande Heinrich von Anjou, sie verfolgend, anhielt.

Der Ruf seines Hornes versammelte bald die Jäger um ihn her, noch sah man die Flüchtige von Klippe zu Klippe springen. Ihr nach! rief der Herzog. Tausend Livres, wer die Wilde einfängt! Und als werde die Meute hinter dem aufgeschreckten Rehe losgelassen, so stürzten sich die Jäger in die Tiefe. Aber flüchtig, wie die Gazelle der Wüste, klimmte sie am andern Felsrande empor und verschwand.

Der Herzog kehrte mißmuthig zu den Buchen zurück, wo Basils Wunde verbunden wurde, und

Montesquiou sich entwaffnen ließ. Leonorens Dolch hatte nur den Nacken gestreift, die Wunde war nicht gefährlich. Der Herzog, um Montesquiou besorgt, beachtete Anfangs den Astrologen nicht, der noch mit geschlossenen Augen auf dem Rasen hingestreckt lag; erst als er über den Zustand seines Freundes beruhigt war, trat er zu Basil und erstaunte nicht wenig, den Astrologen der Königin hier und verwundet zu finden.

Treffen wir uns so bald, Meister Basil? rief er spottend, und treffen wir uns so? Dein Auge, hell in die Zukunft blickend, ist geschlossen. Verkündeten Dir die Sterne Deinen Fall nicht voraus? Und als er dies sprach, schlug der Greis die Augen auf und sah den Herzog so starr an, daß dieser den Blick schaudernd von ihm wegwenden mußte.

Wo bist Du, Leonore? rief Basil, der seiner Gedanken noch nicht ganz mächtig zu seyn schien. Hüte Dich vor dieser bunten Schlange mit den Pfauenfedern, dieser Geißel Frankreichs; flieh', da es noch Zeit ist!

Gnädiger Herr! rief Montesquiou, da er den Herzog eine Bewegung mit der Hand machen sah, die für manchen feilen Diener wohl ein

blutiger Befehl seyn konnte. Gnädiger Herr, nicht also! Er gehört mir, und ich glaube kaum, daß die Königin Euch diese rasche That verzeihen würde. Ueberdieß, setzte er leise hinzu, wünschtet Ihr ja immer das Horoscop zu wissen, das er der Königin gestellt hatte. Laßt ihn leben!

Heinrich von Anjou bedachte sich einen Augenblick. Nun wohl, sagte er endlich, sich abwendend, es sei!

Die Reisigen hatten indeß Basil auf die Rasenbank gelegt, und seine Lebensgeister schienen wieder zurückgekehrt zu seyn. Er sah mit Ruhe im Kreise der Umstehenden umher, sein Auge traf den Malteser. Noch lebt Montesquiou! sagte er dumpf für sich und schloß die Augen wieder.

Bringt ihn nach Blanzac, befahl der Herzog, und tragt Sorge für ihn. Du hattest Recht, Montesquiou, wandte er sich zu diesem, mich von einer Gewaltthat abzuhalten. Er kann uns noch viel nützen; auf seine Freiheit setze ich einen Preis.

Noch hielt er eine Zeitlang unter den Buchen, als aber Leonorens Verfolger zurückkehrten, ohne sie aufgefunden zu haben, und jede Hoffnung

verſchwand, das ſchöne, wilde Mädchen in ſeine Gewalt zu bekommen, verließ er den Platz und ſetzte unmuthig ſeinen Weg nach Poitiers fort; Montesquiou konnte ihm folgen.

5.

Leonore hatte ſich indeſſen in eiliger Flucht durch das Felsthal in den dickſten Wald geſtürzt und dort ſo lange verborgen, bis kein Schall der Hörner mehr ihr Ohr traf; dann erſt ſchlich ſie hervor, immer die untergehende Sonne im Rücken behaltend. Aber in der erſten Beſtürzung hatte ſie die Richtung verloren, war zu weit nordwärts gekommen, ſo daß es Nacht wurde, bevor ſie Rougemont erreichen konnte. Die Sterne waren jetzt ihre einzigen Führer, jedoch ſetzte ſie auch in der Dunkelheit ihren Weg fort; als aber der Sturm aus Weſten ſich erhob, die Wolken ſich vor die leuchtenden Sterne zogen und der Regen in Strömen herniederrauſchte, da irrte ſie des Weges ganz unkundig umher und der Muth des beherzten Mädchens begann zu wanken. Noch einmal flimmerte das Siebengeſtirn durch die zerriſſenen Wolken,

sie hatte es gester. nördlich des Thurmes von Rougemont gesehen und es diente ihr für den Augenblick als Wegweiser.

Die Nacht ward jedoch immer finsterer, der Regen schlug so heftig ihr entgegen, daß sie bald jede Richtung verlor und sich ermattet und verzweiflungvoll unter einen Baum warf, um hier trotz Sturm und Wetter den Morgen zu erwarten. Aber er war noch so fern und kein schützender Mantel deckte sie, kein prasselndes Feuer wärmte die erstarrten Glieder und erhellte das schauerliche Dunkel, welches das Sausen des Sturmes in den Wipfeln der alten Eichen, das Rauschen des Wildes durch das belaubte Gesträuch, das ängstliche Schreien der Nachtvögel noch grausiger machte.

Stolzes Erdengewürm! rief sie voll Unmuth aus und schüttelte den Regen aus ihren Locken. Stolzer Wurm, der in das Rad des Schicksals einzugreifen wähnt, und selbst mit fortgerollt, machtlos dahin muß, wohin das Allmächtige gebietet. Da liegst Du hülflos, dem Wetter, den Thieren des Waldes Preis gegeben, und nichts bleibt in Deinem Willen, nichts als der Muth, nicht zu verzweifeln. Im stolzen Wahne wollte ich den Greis retten, da seine Rache ihn nur

dem gewissen Tod entgegen führen konnte; und was vermochte ich gegen des Schicksals Schluß, was half mir mein Mühen? — Doch nein! nicht ganz vergebens war mein Streben; sank er auch ungerächt, sank er doch ohne durch Meuchelmord befleckt zu seyn! — Und nur Rohan bleibt zurück! fuhr sie ängstlich fort, um die Zerschmetterte zu rächen; ihm allein bleiben die Gefahren! — So will ich hin, sie mit ihm theilen, hin zu ihm!

Sie war aufgesprungen und seufzte laut, denn die schwärzeste Finsterniß umgab sie noch und verbarg jeden Ausweg. Da rauschte es neben ihr, ihr Haar sträubte sich — schnaubend fuhr ein wilder Eber vorbei, schauerlich schrie die Eule über ihr, und das Käuzchen flatterte, vom Sturme erfaßt, von Zweig zu Zweig hernieder; in der Ferne heulte der Wolf, lauter brüllte der Sturm, warf die Baumgipfel rauschend in einander, riß die alten Stämme mit ihren Wurzeln aus den Spalten der Felsen und schleuderte sie krachend zu Boden. Die Natur schien im Aufruhr.

Aber horch! — Durch das Rauschen und Brüllen scholl Leonoren, lieblich wie der Gruß aus der Heimath dem verirrten Pilger in den Sand-

wüsten Syriens, der gellende Ton einer Pfeife. Schnell ergriff sie die ihrige, das Zeichen beantwortend. Immer näher kam der Laut, immer mehr eilte sie auf ihn zu, jetzt — nur noch wenige Schritte konnten es seyn, jetzt war er ganz nahe.

Wer giebt das Zeichen? rief eine männliche Stimme dem Mädchen entgegen, das, zwar erfreut, eine menschliche Stimme zu hören, doch eines geheimen Grauens sich nicht erwehren konnte, in finsterer Nacht einem Unbekannten so nahe zu seyn.

Gehört Ihr zu Nikola? fragte statt Antwort das Mädchen.

Du bist es, Leonore? rief eine ihr bekannte Stimme. Du bist es! Nun, Gott gedankt daß ich Dich finde!

Guten Abend, Gaspar! erwiederte das Mädchen kalt. Wo liegen die Unsern?

Deine Hand zittert in der meinen, zittere nicht Leonore! sagte der Zigeuner.

Zittern? rief sie, ihre Hand ihm schnell entziehend. Wovor sollte ich zittern, doch nicht vor Dir?

Du bist sehr stolz, Leonore! erwiederte der Zigeuner. Zwar bin ich diese Gleichgiltigkeit

Mit ihrem Eintritt in die Halle des Gotteshauſes, wo die Geiſtlichen in ihrem Ornate das Brautpaar empfingen, belebte der wankende Muth ſie von Neuem — „Herr, Dein Wille geſchehe!“ betete ſie leiſe für ſich und mit Ergebung ſprach ſie das für ewig bindende Wort.

Es war geſchehen! Sie war Artevelde's Weib, war für immer von des Geliebten Bruſt geriſſen, das verdoppelte Jauchzen des Volkes rief es ihr mit tauſend Stimmen entgegen. Als ſein Weib, gebunden für immer, für ewig ihrer Hoffnungen beraubt, betrat ſie das väterliche Haus.

„Laßt mich mit meinem Eheherrn allein,“ bat ſie die Umſtehenden „entfernt Euch nur für einen Augenblick, liebe Eltern!“ — Und als ſie nun mit Artevelde allein war, mußte ſie ſich einen Augenblick ſammeln, dann erfaßte ſie mit Innigkeit ſeine Hand „Philipp Artevelde!“ ſprach ſie und ihr Auge ruhte ſo ſeelenvoll, ſo ſanft und mild auf ihn, daß er in ſeinen Himmel zu ſehen glaubte „Ich habe Euch ſchon geſtern geſagt, daß mein Herz nicht frei ſei, daß ich einen Andern liebte — O, hört mich an, hört mich ruhig an, dämpft die Gluth, die aus Euerm Auge flammt!“ bat ſie, da ſie ſeine Stirn ſich umwölken ſah, ſo engelmild, daß er freundlich ſagte: „Fahre nur fort, Alice, ich will Dich ruhig anhören.“ — „Sorgt nicht!“ fuhr ſie nun fort „Ich habe Alles von mir geworfen, keine Rückerinnerung, keine Sehnſucht wird mein Auge trüben, ich werde Euer treues Weib ſein bis in den Tod. Gebt mir Gelegenheit Euern edlen Sinn zu achten, handelt menſchlich und die Liebe wird der Achtung folgen. Meine Pflicht werde ich üben in Noth und Tod, treu Euch

diese Verachtung an Dir gewohnt. Seit wir hier im Walde hausen, hörst Du nicht mehr auf meinen Gesang, lauschest nicht mehr auf das Spiel meiner Laute, stößest Du mich kalt von Dir, wenn ich mich bescheiden nahe. Freilich weißt Du wie unaussprechlich ich Dich liebe, was ich für Dich zu thun vermöchte, und darauf trotzest Du. Sieh, Leonore, es ist Nacht, wir sind allein, kein Mensch hört uns, der Zufall hat Dich mir in die Hand gegeben, aber fern sei es von mir, nur das leiseste Wort zu sagen, womit ich Dich erzürnen könnte.

Das weiß ich, Gaspar! sagte das Mädchen. Deshalb achte ich Dich.

Und kannst mir doch so wehe thun? — unterbrach er sie schnell. Sei nicht so hart, behandele mich gütiger, denn wahrlich, so wie die Liebe in meinem Herzen wohnt, beherbergt es auch die Rache. Jedoch — an Dir vermöcht' ich mich nicht zu rächen! — Komm! sag' mir, wohin ich Dich begleiten soll, zu Deinem Vater — oder zu dem Ritter?

Nach Rougemont wünschte ich.

Da haben wir eine kleine Strecke zurückzugehen, um auf den Weg dahin zu kommen! sagte der junge Zigeuner mit bitterem Lächeln.

Geh' voran, ich folge Dir! befahl Leonore.

Bald waren sie auf dem Wege. Dort sah Leonore in der Entfernung das Feuer der Ihrigen schimmern; das wärmende Feuer lockte, mehr jedoch trieb es sie vorwärts nach Rougemont. Auch waren sie, den Weg zwischen den Bäumen verfolgend, bald unter der Eiche am Steinbruche, jetzt an dem Graben des Schlosses. Hier befahl sie ihrem Begleiter, sie zu verlassen.

Du gehst zu Rohan! rief er. Und ich soll zurück in den Wald, zum Spotte meiner Brüder wie ein Verdammter am knisternden Feuer sitzen und die Stunde verfluchen, die mich gebar? — Nun gut -- Du befiehlst es, ich gehorche! Leb' wohl! Du sollst meiner gedenken. — Ein Liedchen pfeifend schritt er den Berg hinab.

Leonore war nun wieder allein. Lange mußte sie rufen, ehe der Thurmwart durch das Sturmgetöse und das Klirren der alten Wetterfahnen sie hörte; endlich lugte er durch das kleine Fensterchen seiner Thurmzelle heraus, und nachdem sie sich ihm kund gegeben, schloß er das Fenster, ohne ihr weiter etwas zu sagen. Da stand sie nun einsam; noch wüthete der Sturm, noch schlug der Regen an die hohen Mauern, und

immer wollte die Pforte sich nicht öffnen. Endlich nach langem Harren rasselte sie auf, die Zugbrücke fiel und sie trat in den Schloßhof. Hier kam ihr Mutter Jeannette entgegen, die sie schon den ganzen Tag angstvoll erwartet hatte, führte sie in ihr Zimmerchen, wo ein prasselndes Kaminfeuer ihrer wartete, und that in der Eile eine Menge Fragen.

Hernach sollt Ihr alles erfahren, erwiderte das Mädchen; laßt jetzt nur den Ritter wecken, daß ich ihm berichte, was sich zugetragen.

Jeannette schüttelte den Kopf. Den Ritter Heinrich Rohan willst Du jetzt sprechen, um diese Zeit, Kind?

Weckt ihn, Mutter! erwiderte das Mädchen ernst, sorgt nicht für mich.

Herr, sagte sie zu Rohan, als er mit Jeannetten zu ihr kam, Basil ist schwer verwundet und gefangen in des Herzogs von Anjou Händen. Nach Blanzac solle man ihn führen, befahl Anjou, und noch können sie nicht weit von hier seyn. Zieht aus, um ihn zu befreien.

Das würde uns wenig helfen, Leonore! erwiderte Rohan. Die Macht des Herzogs ist zu stark und mir nicht erlaubt, irgend etwas Feindliches gegen ihn zu unternehmen, überdies habe

ich gestern noch spät einen Auftrag bekommen, der wichtiger ist als die Befreiung des Alten, so sehr sie mir auch am Herzen liegt. Sobald der Herzog nach Poitiers, Villiquier nach Bordeaux abgegangen ist, verlassen wir die Burg.

Ihr verlaßt die Burg? rief Leonore schmerzhaft, Ihr zieht von hier? — Und wohin?

Dies zu verschweigen, Leonore, erheischt meine Pflicht! erwiderte der Ritter.

Mutter! sagte sie mit bestimmtem Tone, wir folgen!

Das kannst Du nicht, Leonore! unterbrach sie Rohan. Den Weg, den ich gehe, muß ich allein ziehen.

Da konnte das Mädchen ihre Thränen nicht länger zurückhalten, unaufhaltsam brachen sie hervor. — Rasch sprang sie von ihrem Sitze auf und sah Rohan mit freundlichem Blicke an.

Schlaft wohl, edler Herr! — sprach sie — und bevor Ihr zieht, erlaubt mir nur, Euch noch ein Lebewohl zu sagen.

Rohan drückte ihr freundlich die Hand und verließ sie.

6.

Der Prinz von Condé befand sich indessen mit dem festen Entschlusse, nur im äußersten Falle die Waffen wieder zu ergreifen, noch immer zu Noyers. Da ihn jedoch so Manches überzeugte, daß der König den Frieden von Chartres brechen wolle, da die Rüstungen, welche der Hof zur Belagerung von la Rochelle und die Werbungen, welche Bassompierre in Deutschland machte, ihm sattsam bewiesen, daß der Admiral, welcher den Krieg als schon entschieden betrachtete, Recht habe, so sah er sich wider Willen noch einmal in den Strudel der Begebenheiten mit fortgezogen. Die Ereignisse der vorigen Kriege, wo sich das Glück im entscheidenden Augenblicke jedesmal von ihm gewendet, hatten ihn zwar nicht entmuthigt, wohl aber vorsichtiger gemacht, und ihn vermocht am Hofe nichts unversucht zu lassen, um dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorzubeugen; alle seine Bemühungen schienen jedoch vergebens, und er gab nun insgeheim den Befehl, die Plätze zu befestigen und Truppen zu werben, während er selbst noch ruhig in Noyers blieb.

Diese Ruhe währte aber nicht lange. Plötzlich wandten sich die königlichen Truppen, welche in der Dauphiné und Champagne geworben und gegen Rochelle bestimmt waren, nach der Bourgogne. Der Admiral, welcher sich auf Dandots Schlosse Tanley befand, durchschaute schnell ihren Plan, verließ in Eil mit den Seinen das Schloß und begab sich nach Royers zum Prinzen. Hier waren die beunruhigendsten Nachrichten eingelaufen. Königliche Truppen zogen sich überall in der Gegend von Royers zusammen, und verweilten sie nur noch wenige Tage, so war ihnen jeder Ausweg versperrt. Condé beschloß nun, wo möglich, sich durch schleunige Flucht zu retten. Unter Eskorte von nur 150 Reitern zog er und der Admiral mit Weib und Kind von hier. Es war ein herzerschütternder Anblick, die Helden Frankreichs an der Spitze dieses kleinen Haufens zu sehen, in dessen Mitte die junge Prinzessin von Condé, einen Säugling an der Brust, von den älteren Kindern Condé's umgeben, wie eine Flüchtende zog. Auch die Gemahlin des Admirals und dessen Kinder waren in diesem Zuge, der durch ganz Frankreich, von der Bourgogne bis la Rochelle, mitten durch die ihnen überall auflauernden Feinde gehen sollte.

Indessen Condé's Muth, des Admirals Besonnenheit, brachten sie glücklich bis an die Loire. Ihr Haufe mehrte sich von Tag zu Tage, und war nicht mehr so unbedeutend, als da sie aus der Bourgogne rückten; dennoch war das ihnen folgende Heer der Königlichen wohl viermal so stark. — Bei Sancerre setzte der Prinz durch eine Furt über die Loire, und war kaum mit den Seinen am andern Ufer, als die ihn verfolgenden Truppen bei St. Goudon ankamen. Glücklicherweise schwoll der Fluß in der Nacht so bedeutend an, daß die Furt nicht mehr zu passiren war, und der Prinz bedeutenden Vorsprung erhielt.

Dandelot, von allem diesen unterrichtet, hatte den Truppenabtheilungen, die sich in Poitou, Angoumais und Saintonge befanden, den Befehl gegeben, dem Prinzen entgegen zu gehen, da Montluc, der königliche Statthalter in Guienne, mit den Befehlhabern in Limoisin und Perigord herzueilte, ihm den Weg nach Rochelle zu versperren. Auch hatten sich in gleicher Absicht der Marschall von Vielleville nach Poitiers begeben. Mehrere Male schwebten der Prinz und der Admiral in Gefahr, gefangen zu werden, immer

retteten sie Muth und Besonnenheit, und so gelangten sie glücklich nach la Rochelle.

Unter den Anführern, welche dem Prinzen entgegen zu rücken beordert waren, befand sich auch Rohan. Sobald er daher erfuhr, daß der Herzog von Anjou nach Poitiers abgegangen war, nahm er Basil's Reisige in Dienst und verließ mit den Seinen Rougemont. Nikola und die Zigeuner sollten beschenkt und entlassen werden.

Als er die Zigeuner bei dem Steinbruche an der alten Eiche versammelt fand und ihnen das Geld austheilte, welches ihm der Astrolog für diesen Fall zurückgelassen hatte, dankte er ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der sie seit Monaten seine Befehle ausgeführt hatten, und fügte noch den Rath hinzu sich aus dieser Gegend bis jenseit der Pyrenäen zu ziehen. Er hatte während dieser ganzen Zeit Leonorens Blick vermieden, die sich wieder zu Nikola und den Ihrigen begeben hatte. Nur jetzt, da er ihnen ein Lebewohl sagte, traf sein Auge das Mädchen, das starr vor sich niederblickend im Hintergrunde stand. Und als er jetzt sein Roß besteigen wollte, stürzte Leonore aus dem Kreise hervor, ergriff seine Hand und drückte sie leidenschaftlich an ihr Herz. Gott mit Euch! ein schützender Engel begleite

Heinrich Rohan! — und ehe er noch ein Wort erwidern konnte, eilte sie fort in den Wald.

Dort fanden sie die Ihrigen unter einem Baume sitzend, den Kopf in die Hand gestützt. Sie achtete nicht auf Jeannettens Bitten, welche sie zu beruhigen und zu vermögen suchte, mit ihr zu ihrem Vater zu kommen, der sich mit den Seinen unfern im Dickigt am flackernden Feuer gelagert hatte.

Ich kehre nicht dorthin zurück, Mutter! sagte Leonore bestimmt. Ich habe einen Wunsch, an dessen Erfüllung die Wonne meines Lebens hängt, den müßt Ihr mir gewähren. Noch heute sollt Ihr ihn wissen, nur bitte ich, laßt mich jetzt einen Augenblick allein. Ich muß jetzt meine Gedanken, meine Gefühle ordnen. Die Alte verließ sie mit schwerem Herzen.

Als Leonore nun einsam unter dem rauschenden Baume saß, ihre Gedanken, Wünsche und ihr Sehnen in wildem Streite durcheinander wogten, und sie diese Stürmischen nicht zu zügeln vermochte, schloß sie die Augen, den einen Gedanken, der wie ein Stern an ihrem düstern Lebenshimmel hervortrat, festzuhalten. Vergebens, ihre Empfindungen stürmten zu wild auf sie ein, das Blut rann tobend durch ihre Adern,

sie vermochte nicht, ihre Gedanken zu ordnen, sie schlug unmuthig die Augen auf und Gaspar stand vor ihr; die Arme über einander geschlagen, den Blick theilnehmend auf sie gerichtet, stand der kräftig Schöne in ihrem Anschauen versunken, vor ihr.

Als sie ihn jedoch fast erschrocken anstarrte, ward sein Auge düsterer, sein Blick ernster. Leonore! sagte er jetzt, und seine Arme streckte er nach der Gegend, wohin sich Rohan gewendet, dort zieht er hin, unbekümmert, ob Du um ihn trauerst, unbekümmert, ob Dein Herz bricht. Vergiß ihn, kehre zurück an mein Herz, das Dir mit Freuden vergiebt, kehre zurück, werde die meine, und empfange den Segen Deines Vaters.

Bei diesen Worten erhob sich die Jungfrau, würdevoll stand sie vor dem Jünglinge. Zurückkehren soll ich? rief sie zürnend, an Dein Herz zurückkehren? Da ruhte ich noch nie, das blieb mir fern. Die Deine soll ich werden? Leonore die Deine? 'Eitler Thor! Sie wandte den Rücken und wollte gehen, doch schnell hielt sie an — Verzeih', Gaspar, daß ich so bittere Worte sprach, Deine Liebe so hart zurückwies. Du hast Dich geirrt, Du nahmst mein Wohlwollen

zur Seite ſtehen, wenn auch das Unglück über Euch hereinbräche und ſomit nehmt meine Hand zum Pfande, daß ich die Wahrheit mit redlich treuem Herzen ſprach, habt Vertrauen, habt Nachſicht mit mir und Gott wird ſchon Alles zum Beſten lenken."

„Edles Weib!" rief er und ſchloß ſie mit wahrer Herzlichkeit in ſeine Arme „Ich bin nicht ſo bös von Natur wie ich Dir erſcheinen mag, denn ich erkenne ja mein Glück; aber vertraue auch meinem Herzen und erwiedre die Gluth meiner Liebe nicht ſo kalt."

„Verlangt dies nicht von mir, Herr! — Ihr verlangtet jetzt zu viel!' entgegnete Alice „Es giebt Dinge in der Welt, die nur die Zeit uns bringen kann; habt Nachſicht!" — Er reichte ihr freundlich die Hand und während des ganzen feſtlichen Tages ſchien er nur mit ſeinem Glück und ſeiner jungen Gattin beſchäftigt zu ſein, und er war wieder der Philipp Artevelde, der er vor ſeiner Gelangung zum Stadtregiment geweſen war.

10.

Auch Alice ſchien ſich in ihr Schickſal zu finden; ihr Vater vernahm keine Klage, nur an der Mutterbruſt weinte ſie ſich zuweilen aus, wenn ſie mit ihr auf dem einſamen Stübchen ſaß und ſie ſich wider ihren Willen die Vergangenheit zurück rief. Aber auch gegen ſie klagte ſie nicht, denn ihr Gatte kam ihr mit Liebe entgegen, unterdrückte jede Aufwallung ſeines jähzornigen Gemüths und wo er hart handeln zu müſſen glaubte, verbarg er es dem Auge

für Liebe, Du, gesitteter als die übrigen Männer Eurer Bande, zeigtest mir Theilnahme, deshalb wollte ich Dir wohl. Aber Liebe? Nein! wie könnte ich Dich lieben, nachdem ich ihn sah? Nein, nein! Geh' guter Gaspar! fuhr sie im schmeichelnden Tone fort, geh! zürne nicht, laß mich allein und lebe wohl!

Der Jüngling warf einen wilden Blick auf das Mädchen. Wir sehen uns wieder, Leonore! rief er, und kehrte trotzig zu den Seinen zurück.

Rohan zog indessen mit seinen Anhängern auf der Straße nach Sancerre Condé entgegen, jedoch nicht mit ruhigem Gemüth. Seinen Zweck hatte er verfehlt, Basil war gefangen, er mußte um ihn besorgt seyn, da er den jungen Prinzen zu gut kannte und wohl wußte, wie bereit dieser war, Blut zu vergießen; er glaubte daher den Greis schon lange nicht mehr unter den Lebenden. Auch um Leonore war er besorgt, das leidenschaftliche Mädchen jammerte ihn. So zog er, von der Erinnerung an Marianen begleitet, nach Chatellerault, und wurde dort freundlich und liebreich von dem Prinzen empfangen, welcher von dem Drange der Ereignisse zu sehr beschäftigt, sich in diesem Augenblicke wenig um Montesquiou bekümmerte.

In Rochelle befand sich schon die Königin von Navarra mit ihren Kindern und 4000 Mann, die sie Condé zuführte. Von allen Seiten strömten die Anführer der Hugenotten mit ihren Truppen herbei, und bald befand sich der Prinz an der Spitze eines bedeutenden Heeres auf dem linken Ufer der Loire. Der Herzog von Montpensier stand ihm mit dem königlichen Heere, jedoch jedes Gefecht vermeidend, gegenüber.

7.

Während sich der Prinz von Condé von Tage zu Tage verstärkte und in Poitou und Angoumois, fast alle festen Plätze, mit Ausnahme von Poitiers in seine Gewalt bekam, war man in Paris am Hofe des Königs in großer Bewegung.

Catharina von Medicis fürchtete, und wohl mit Recht, daß Karl der Neunte, ihrer Herrschaft überdrüssig, endlich die Zügel der Regierung selbst ergreifen und die Mutter von seiner Person entfernen würde. Sie glaubte sich daher so festsetzen zu müssen, daß sie theils dem Könige unentbehrlich, theils so furchtbar würde,

daß er keinen Gewaltstreich gegen sie auszuführen wagen könnte. Sie hatte, dies voraussehend, die Erziehung des Königs ganz vernachlässigt; Jagd und das Blasen des Waldhornes waren seine Lieblingbeschäftigungen, jede Regierungangelegenheit war ihm lästig, und willig überließ er sie zuweilen der Königin, seiner Mutter. Aber in Stunden, wo diese Beschäftigungen ihn nicht ganz hinrissen, fühlte der junge Monarch doppelt das lästige Joch, welches die listige Mutter, welches die Gewohnheit um ihn geworfen hatte, und doppelt den Wunsch, es abzuwerfen. Von Natur ehrgeizig und muthvoll, war es dann sein sehnlichster Wunsch, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, und nichts befürchtete Catharina so sehr als dies. Dort wäre er ganz ihrer Leitung entzogen gewesen, hätte sich die Liebe der Soldaten, das Zutrauen des Adels erworben, und dies lag nicht in ihrem Plane. Gewohnt, an der Spitze des Heeres allein zu handeln, hätte er sich auch an die Spitze der Geschäfte gestellt und die Leidenschaft für die Jagd würde ihn dann weniger von jeder Thätigkeit abgezogen haben. Allem diesen entgegen zu kommen, mußte sie ihn von der Idee abbringen, das Heer in Person befehligen zu wollen.

Die Guiſen und die Marſchälle, welche die Heftigkeit und den Jähzorn des Königs fürchteten, mußten ihm vorſtellen, daß ein Fürſt nicht perſönlich ſeinen rebelliſchen Unterthanen entgegen treten dürfe; er verlöre die Liebe desjenigen Theiles des Volkes, der, durch Irrglauben verführt, jetzt die Waffen ergriffen habe, und es würde ihm ſchwerer, mit dem Schwerte in der Hand Gnade walten zu laſſen, als vom Throne. Er möchte bedenken, daß nur das Blut ſeiner Unterthanen in dieſem Kriege fließen, daß auch der Sieg über Franzoſen ihren König nicht mit Lorbeeren ſchmücken könne, eine Niederlage aber die Rebellen nur trotziger und kühner machen würde.

Alle dieſe Rückſichten, aber wohl noch mehr eine Neigung, welche der König ſeit Kurzem für Marie Trouchet gefaßt hatte und die ſeine Mutter nur zu ſehr begünſtigte, beſtimmten ihn endlich, dem Willen Catharinens nachzugeben und die Anführung des Heeres dem Herzoge von Anjou zu überlaſſen, jedoch nicht ohne dieſen bei ſo mancher Gelegenheit deßhalb ſeinen Unmuth fühlen zu laſſen.

Der Herzog war jetzt am Ziele ſeiner Wünſche, nicht ſo die Königin. Sie war es nicht

eher, als bis sie den geliebten Sohn mit der Krone auf dem Haupte erblicken würde. Sehr wünschenswerth war ihr daher, daß Basil in ihrer Gewalt war, auf dessen Wissenschaft sie auch jetzt noch nicht das Zutrauen, welches sie einst auf ihn gesetzt, verloren hatte. Ein leidliches, aber strenges Gefängniß im Schlosse zu Vincennes machte dem Astrologen die Flucht unmöglich, aber eben so unmöglich war es der Königin, ihn zu bewegen, noch einmal des Herzogs von Anjou Horoscop zu stellen. Seit jenem Tage in Bayonne, wo er alle zur Astrologie gehörigen Dinge zertrümmert, hatte er das Gelübde gethan, nie wieder dergleichen Frevel zu unternehmen, und nach Marianens Tode war dieser Entschluß zur höheren Reife gediehn, denn nur zwei sich widerstreitende Gedanken beschäftigten ihn seitdem, Rache an Montesquiou und stille Vorbereitung zur ewigen Wallfahrt.

Als seine Wunde am Kopfe wieder geheilt war, ließ ihn die Königin in der Stille nach Paris, in den von ihr neu erbauten Pallast der Tuillerien führen. Es hatte sich ihr im Norden eine Aussicht zur Befriedigung ihres sehnlichsten Wunsches gezeigt; Sigismund, König von Polen, war sehr kränklich und seinem Ende nahe,

mit ihm starb der Königsstamm der Jagellonen aus. Schon jetzt hatte Catharina die Gemüther der Polen ausforschen lassen, und sie schienen geneigt, nach Sigismund's Tode Heinrich von Anjou zu ihrem Könige zu wählen. Die Prophezeihung der Zigeunerin mit dem gekrönten Adler, selbst Basil's Verkündigung deuteten auf die Erfüllung dieses Wunsches, und noch einmal wollte sie ihn bestätigt wissen. Nur vom Herzoge von Anjou begleitet, begab sie sich deshalb in die Tuillerien. Sie hoffte Basil zu imponiren, und ihr Auge flammte ihm zornig entgegen, als er eintrat. Der Greis verneigte sich ehrfurchtvoll und der Königin Blick wurde milder, als er auf den tiefen Furchen ruhte, welche das Schicksal seit sie einander nicht gesehen, seinem ehrwürdigen Antlitze eingegraben hatte.

Was ist Eurer Majestät Begehr? begann der Astrolog, einen bedeutsamen Blick auf Heinrich von Anjou werfend, der, als kümmerte ihn die ganze Verhandlung nicht, sich nachlässig an die Fensterbrüstung lehnte.

Ihr seid dem Gesetze verfallen! begann die Königin nach langem Schweigen, während sie nur mit Mühe die Gefühle zu unterdrücken vermochte, welche der Anblick Basil's in ihr aufge-

regt hatte. Ihr seid des Meuchelmordes beschuldigt, Euer eigenes Geständniß, daß ihr den Maltheser Montesquiou erschießen wollen, spricht gegen Euch, und hätte mein schützender Arm Euch nicht vor den Richtern bewahrt, so hättet Ihr schon längst das Blutgerüst bestiegen.

Meine Tage sind gezählt, Königin, und auch die Euren! sagte Basil mit einem Tone, der dem Geisterreiche entstiegen schien, und der Katharinen die Unterredung mit dem Herzoge Alba in Bayonne zurückrufend, sie vor dem todtenähnlichen Gesichte des Astrologen schaudern ließ.

Ihr scheint die Gnade meiner königlichen Mutter nicht zu erkennen! rief der Herzog von Anjou, rasch hinzutretend.

Basil lächelte. Gnädiger Herr, was die Königin über mein Leben beschließt, beschließt sie über sich selbst. Des Menschen Schicksal, lenkte er schnell ein, ist im Buche des Lebens vor seinem Werden schon aufgezeichnet, er folgt nur einer höheren Macht. Bei Eurem Namen stand, daß ich im Walde von Angouleme zu Eurer Rettung erscheinen würde, der Bolzen der Armbrust des Zigeuners konnte nicht aus dem Dickig zu Eurem Herzen. Die Lunte mußte das thörigte

Mädchen verlöschen, damit Montesquiou noch länger der Reue und seinem Gewissen lebe.

Wer ist das Mädchen? fragte der Herzog, Basil unterbrechend.

Hütet Euch vor ihr, Herr! — Als sie geboren ward, da träufelten die bösen Geister zwei Tropfen des nie zu löschenden Feuers auf ihre Lippen, sie sog die Glut der Verdammniß hinunter, und als die Engel erschienen, ihr den Weihkuß zu geben, konnte der Himmlischen Segenshauch nicht bis in's Innere dringen, er wob nur des Himmels Anmuth und Schönheit über die irdische Gestalt. Hütet Euch vor ihr.

Ein strafender Blick der Königin traf den Herzog, der sich in die Fenstervertiefung zurückzog.

Basil, begann nun die Königin, am nahen Ziele meines sehnlichsten Wunsches möcht' ich noch einmal hinter den Vorhang schauen, der die Zukunft meines geliebten Sohnes verbirgt; lüftet ihn noch einmal und Ihr seid frei und könnt dann, reichlich beschenkt, ziehen wohin Ihr wollt.

Majestät! erwiderte der Astrolog, und auf seinem Antlitze drückte sich treuherzige Gutmüthigkeit aus, gern würde ich Euren Befehlen folgen,

gen, könnte ich. Gern würde ich für Catharina von Medicis im Pallaste der Tuillerien die Zukunft verkünden, wie einst in Florenz und in Melün, aber dem schwachen Menschen gehorchen die Geister nicht, nur den mit Weisheit vereinten Kräften der Natur, den Zeichen und Charakteren, die einen magischen Zauber für sie haben, folgen sie, und diese habe ich zertrümmert.

Und weshalb begingt Ihr diesen Frevel? fragte die Königin unwillig.

Als ich dem Herzoge Alba in Bayonne das Horoscop stellen mußte, fuhr Basil gleichmüthig fort, sah ich schreckliche Dinge, schrecklich für Frankreich, mein zweites Vaterland, wodurch ich zur Erkenntniß kam und im heiligen Eifer meine Bücher verbrannte, die Instrumente vernichtete und die Todtengerippe und Knochen der Erde wiedergab, der ich sie genommen hatte.

Und was sahet Ihr, Meister? fragte die Königin rasch; auch der Herzog trat näher.

Ich sah, berichtete Basil, und aus seinem Auge begann der Strahl der Verkündigung zu leuchten, ich sah von Nordost, von West und Süd Ungeheuer, sich gleich an Gestalt und Wuth, über Frankreichs gesegnete Fluren ziehen. Wo

sie vorüberrauschten, da weckten sie den Schlummernden, warfen den Säugling aus der Wiege, nahmen den Feuerbrand vom Heerde und zündeten das Haus, welches sie gastlich beherbergte. Ihre Gestalten waren wie die Gestalt des kastilianischen Löwen, jedoch von Fledermausflügeln verunstaltet; ihr Antlitz glich dem Tigerantlitze Alba's, so daß er selbst bei dem Anblicke seiner Doppelgänger erschrack. So zogen sie von den Alpen, den Pyrenäen, den Niederlanden her über Frankreichs Städte und Auen, immer den Flug nach Paris gerichtet, und als sie über dem Thurme von Notre-Dame im furchtbaren Dreieck schwebten, senkten sie sich hernieder, und, wie aus einem Flammenmeere auftauchend, hatten sie Kronen von Lilien auf dem Haupte. Von neuem hoben sie sich hoch in die Lüfte, hinter sich einen Wagen, gleich dem Wagen eines römischen Triumphators, auf welchem Alba's blutige Hand die dunkeln Zügel lenkte; sie umkreis'ten Paris und hielten über dem Louvre. Aus dem Rachen der Ungeheuer stürzten Feuerflammen herab auf den Pallast des Königs, und — der Vorhang sank.

Saht Ihr nichts weiter, Mann der Verkündigung, saht Ihr, der Lehre der Prädestination

ſeines Weibes. Er liebte ſie mit Leidenſchaft und allmählig lernte er auch den Werth ihres edlen Herzens ſchätzen. Auch Alice erkannte ſein Beſtreben, ſie beglücken zu wollen und es entging ihr nicht, wie oft, wie ſehr er ſich bemühte, ſeinen Zorn zu bändigen und den wilden Ausbruch ſeiner Leidenſchaften zu mäßigen; ſie erkannte es dankbar und dies Gefühl erleichterte ihr die Ausübung ihrer Pflicht.

Obgeachtet Artevelde manche Sorge mancher Kummer drückte, ließ er es Alice nicht fühlen und wenn er aus der Verſammlung des Volkes kam, wo das Ungeſtüme ihn mit tauſend Klagen und Forderungen beläſtigt hatte, ward er doch bald, Alice gegenüber heiter. Selbſt Dubois, den gleichfalls mancherlei Sorgen drückten, der aber jetzt feſter mit Artevelde verbunden war, als je, ſagte einſtmals zu der jungen Gattin „Bei Gott und St. Georg, holde Frau! Ihr habt ein Zauberwerk vollführt, Ihr habt den Tiger gebändigt. Ganz Gent preiſt Euch deshalb und tauſend Segenswünſche ſteigen täglich für Euch zum Himmel auf.“ — Dieſe Worte Dubois, thaten ihr wohl und der Gedanke, Gutes zu bewirken, linderte ihren Kummer, ihr beharrlicher Wille Alles zu vergeſſen, ihr ſtrenges Pflichtgefühl ebneten ihr die rauhe Bahn und ſo fühlte ſie ſich allmählig weniger unglücklich.

Wochen und Monden vergingen, immer freundlicher geſtaltete ſich Alices Verhältniß zu ihrem Gatten; nicht daß dieſer die ſ. über ſo lang unterdrückte Wildheit ſeines Gemüths ganz abgelegt hätte, oft brauſte ſie von Neuem hervor und nur die Engelsmilde Alices, die ihn mit keiner Klage beläſtigte, ſtets ihm ein heitres Geſicht zu zeigen

zugethan, sahst Ihr nichts mehr? fragte der Herzog, dem Alten scharf in's Auge blickend, während sein Mund sich immer mehr zum höhnischen Lächeln verzog.

Ich sah Euch, Herr, sagte der Astrolog mit einem so ernsten, festen Tone, daß des Herzogs Blick sich wider Willen senken mußte. Euch setzte eines der Ungeheuer die Krone auf's Haupt, ein anderes riß sie wieder herab, und Alba lächelte zu diesem Kronenspiele.

Und waren alle Drei sich gleich, in nichts verschieden? fragte jetzt die Königin, welche bis jetzt nachdenkend geschwiegen.

Der äußern Gestalt nach, so viel ich mich dessen erinnern kann, waren sie gleich, doch schien es mir, als ob aus den Flammen, die sie sprüheten, die Worte Mord, Fanatismus, Herschsucht sich bildeten. Er schwieg, die Königin sah starr vor sich hin, der Herzog von Anjou schien nachzusinnen.

Ihr seid Hugenotte? fuhr er plötzlich auf und trat vor Basil, der, von dieser Frage überrascht, die Farbe wechselte, während der Herzog ihn unverwandt anblickte.

Ja, ich bin ein Hugenott', erwiederte Basil

die Königin. Sie ſchellte, ein Offizier ihrer Leibwache trat ein. Führt den Gefangenen zurück nach Vincennes; Ihr ſteht mir für ihn. Baſil wurde abgeführt.

Du zitterſt, Heinrich! begann die Königin, nachdem ſie ihren Liebling mit ſorgſamem Blicke angeſchauet hatte. Die Worte dieſes furchtbaren Mannes haben Dich erſchüttert. Wiſſe, ſeine Tage ſind mit den meinen zugleich gezählt, zugleich verrinnt unſer Sand.

Der Herzog wollte die Rede der Mutter belächeln, doch es gelang ihm nicht; er wollte der Worte des Aſtrologen ſpotten, und vermochte es nicht. Nicht ſtark genug, der Schwächen ſeines Zeitalters, der Schwächen, die er von Jugend auf eingeſogen hatte, Herr zu ſeyn, wollte er dieſes Gaukelſpiel, wie er es nannte, belachen, und doch zitterte er davor.

Beherzige, was er geſagt, unterbrach Catharina die eingetretene Stille, vergiß ſeine Worte nie, ich habe ſie immer als wahr erkannt.

Mich in die Arme der Hugenotten werfen, bei ihnen Schutz ſuchen für meine Krone? — Nimmermehr! rief Anjou jetzt, vom Zorn erglühend, Mutter, nimmermehr!

Das Schickſal zwingt uns oft, einen Weg.

zu betreten, wozu der eigene Wille nie den Fuß heben würde, unterbrach die Königin seine Heftigkeit. Bedenke, wenn Guise nicht bei Dreux das königliche Heer rettete, so gingen wir heute nicht in die Messe, wir beteten französisch. Der Zufall ist unser Herr, ihn benutzen, so gut wir können, all' unsere Weisheit. Wer kann wissen, was die Nothwendigkeit befiehlt?

Ihr habt Recht, Mutter, hier so wie immer! erwiederte der Herzog fast spöttisch, man muß sich fügen. Auf Eurem glatten Wege gelangt man am sichersten zum Ziele. Auch des Feindes Macht muß man zu seinem Zwecke nicht verschmähen, kein Mittel, das zum Ziele führt, unbenutzt lassen. Das ist Euer Wahlspruch — und ich werde ihn befolgen.

Catharina von Medicis drückte den geliebten Zögling an ihr Herz und freute sich innig, daß ihre trefflichen Lehren so tief Wurzel geschlagen.

8.

Noch in der nämlichen Nacht wurde Basil seiner Haft entlassen. Die Königin, den unge-

ſtimen Charakter Heinrichs von Anjou fürchtend, und immer in dem Wahne, daß ihr Leben mit dem Leben Baſil's innig verbunden ſei. hatte den Befehl zu ſeiner Befreiung gegeben, und ſelbſt die Päſſe ausgeſtellt, mit denen er ſicher nach la Rochelle gelangen konnte.

Auch Heinrich von Anjou beurlaubte ſich einige Tage darauf von dem Könige, der hierbei, ſeines Unmuthes nicht mehr Herr, mitten in der Audienz plötzlich ſeinem Bruder den Rücken wandte, den Saal verließ und ſich in ſein Zimmer verſchloß. Dem Herzoge war dieſer unmännliche Zorn gleichgiltig, er ging ſogleich zum Heere ab, welches aus 24,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern beſtand. Die Armee des Prinzen von Condé, zwar ſchwächer, war doch von einem Geiſte beſeelt, der nur Denen zu Theil wird, welche für die eigene Sache, den eigenen Heerd, für ihren Glauben ſtreiten. Nicht mit Söldnern, mit ſeinen Vaſallen und Glaubensbrüdern war der junge Adel zum Heere geſtoßen, freiwillig das väterliche Erbtheil verlaſſend, um ſich den ruhigen Beſitz des Eigenthums, die freie Ausübung ſeines Gottesdienſtes zu erkämpfen. Das königliche Heer dagegen beſtand aus Schweizern und aus dem katholiſchen

Adel, der zu seiner Erhaltung nicht wie die Hugenotten gezwungen war, alles aufs Spiel zu setzen; seinen Glauben tastete Niemand an, seine Besitzungen konnten wohl ein augenblicklicher Raub der Feinde, sie konnten verheert werden, aber Niemand entriß sie ihm, er kämpfte nur für die Ehre, für die Gunst des Hofes, nicht für seine bürgerliche Existenz, und Viele fanden sich nicht einmal freiwillig bei dem Heere ein, sie folgten nur dem allgemeinen Aufgebote.

Aus diesem Grunde suchte der Prinz die Gelegenheit zur Schlacht, aus demselben Grunde vermied sie der Herzog; dieser fürchtete mit dem ersten Kampfe die geträumten Lorbeeren verschwinden zu sehen, jener wollte den Tag von Dreux durch einen neuen Schlachttag vergessen machen. So verstrich der Herbst, keiner wollte zuerst die Winterquartiere beziehen, und nur die strenge Witterung, die in beiden Heeren eingerissenen Krankheiten, nöthigten endlich die Heerführer, den Truppen die Ruhe zu gönnen.

Als der Prinz nach la Rochelle ging, wo die Königin von Navarra und die Prinzessin von Condé sich befanden, führte ihn sein Weg unfern St. Claire vorüber. Das Grab seines

Kindes, wohl auch Isabelle von Limeuil, deren Andenken ihm immer noch theuer geblieben war, zog ihn hin. Nur von Rohan begleitet betrat er die Abtei.

Die Aebtissin, obgleich den Heerführer der Hugenotten hassend, empfing jedoch den Prinzen mit der Achtung, die seinem Stande gebührte, und als er mit der ihm so eigenen Liebenswürdigkeit ihr für die Ruhestätte dankte, welche sie dem ihm theuern Wesen auf dem heiligen Friedhofe ihrer Abtei gegönnt, als er ihr für die mütterliche Liebe dankte, mit der sie für Isabelle de la Tour gesorgt habe, schwand allmählig der Groll aus dem Herzen der würdigen Matrone, und sie verzieh ihm gern.

Bald äußerte Condé den Wunsch, Isabellen zu sprechen. Die Aebtissin, welche dies vorausgesehen, suchte alle möglichen Gründe vor, ihn davon abzubringen; vergebens. Der Prinz bat dringend, daß die Aebtissin endlich nachgeben und das Fräulein davon benachrichtigen mußte. Sie kehrte bald wieder zurück. Isabelle, so berichtete sie dem Prinzen, lasse ihn bitten, ihrer zu schonen und St. Claire zu verlassen, ohne eine Zusammenkunft zu verlangen. Aber zu theuer schwebte ihm ihr holdes Bild vor Augen,

ihre Nähe hatte die Sehnsucht zu lebhaft geweckt; er bestand auf seinem Willen und gab die heiligsten Versicherungen, nicht aus den Mauern St. Claire's zu ziehen, bevor er Isabelle gesehen, gesprochen habe.

So erwartet sie denn am Sprachgitter, Hoheit! sagte die Aebtissin gerührt. Gebe der Himmel, daß es zu ihrem Heile sei und das zu Gott gerichtete Herz nicht wieder von seiner heiligen Bahn zum Irdischen gelenkt werde, denn schwach ist das Herz des Menschen; auch würde sich Euer Gewissen mit doppelter Schuld beladen.

Eine dienende Schwester führte den Prinzen bald darauf in's Sprechzimmer; Rohan verließ ihn.

Es war schon Abend, eine kleine Lampe hing von dem Kreuzgewölbe herab und erhellte nur sparsam das kleine Zimmer, in welchem wohl schon mancher Seufzer der Sehnsucht aufgestiegen, so mancher schlummernde Wunsch von neuem geweckt, so manche Thräne den dahin geschwundenen Lebensfreuden geweint worden war. Und als Condé das eiserne Gitter betrachtete, diese undurchdringliche Scheidewand, die ihn von der einst so innig Geliebten trennen

sollte, als er sich jetzt, wohl etwas spät, die Frage that: Was willst Du hier, willst Du die vernarbten Wunden aufreißen, die kaum errungene Ruhe des Gemüthes von neuem stören? da öffnete sich die Thüre und eine hohe, ernste Gestalt im Gewande der Karmeliterinnen trat ein, neigte sich tief vor dem starr auf sie blickenden Condé, trat dann mit wankendem Schritte bis an's Gitter, und den Schleier zurückwerfend, fragte sie mit dem zauberischen Tone ihrer Stimme —

Was wünscht Ihr von mir, Prinz Condé?

Da stand sie vor ihm, die Rose, die auf Frankreichs üppigster Flur nicht schöner gefunden wurde, da stand sie, bleich und abgehärmt; ein graues wollenes Gewand barg die schönen Formen der herrlichen Gestalt, die Fülle brauner Locken wallte nicht mehr über die blendende Stirn herab, jeder Reiz war verhüllt, nur das rothgeweinte Auge, nur der schmerzlich lächelnde Mund blickten als Verkünder trüber Trauer hervor. Die Purpurrose war verwelkt, die Wange erbleicht, die Glut des Auges verloschen, und um den lieblichen Mund mit seinem Zauberlächeln zog sich Wehmuth und Schmerz.

Isabelle! rief Condé, und seine Hand be-

deckte bei ihrem Anblicke das Auge. Unglückliche Isabelle!

Was wünschet Ihr, mein Prinz? fragte sie tiefbewegt. Sagt es mir bald, daß ich noch einmal Eure Stimme vernehmen kann, bevor meine Kräfte mich verlassen; was wünscht Ihr, Condé?

Euch noch einmal zu sehen, zu sprechen — Euch zu sagen —

Sagt mir nichts! unterbrach sie ihn schnell. O sagt mir nichts; ich bitt' Euch, gnädiger Herr, stört den Frieden meines Herzens nicht!

Habt ihr mir verziehen, Isabelle?

Ich fiel, Catharinens Politik ein Opfer; den Hugenotten ein Opfer ward ich von Euch verlassen, und das habe ich Euch verziehn. Dort, fuhr sie fort, die Hand nach Westen streckend, dort schlummert der Engel der Versöhnung, weihet ihm ein still Gebet. Der Himmel schenke Euch Frieden, mir einen sanften Tod — und nun lebt wohl für immer!

Sie warf noch einen Blick auf den einst so innig geliebten Mann und schritt zurück in ihre Zelle; nie sah sie ihn wieder.

Ich habe viel geopfert! sagte Condé, tief ergriffen, dumpf vor sich hin. Sie war eines

ſuchte und duldſam ſich in alle ſeine Launen fügte, konnte ihn entwaffnen. Treu ihrem Verſatze, ſuchte ſie zu vergeſſen und als einſt Anna, ihre treue Magd, es wagte, ihr einen Brief Walters von Enghien ins Geheim zu bringen, ſandte ſie ihn unerbrochen zurück und zürnte der Botin lange.

Oft, wenn das Bild des Einſtgeliebten vor ſie trat, konnte ſie faſt mit ſich zürnen, daß ſie nicht treu genug ihre Pflicht erfüllte; doch allmählig ward ſie ihr nicht mehr ſchwer, und die Scheu, welche ſie noch immer von ihrem Gatten entfernt hatte, verſchwand; ſie ward traulicher gegen ihn und wer nicht in die geheimſten Falten ihres Herzens ſchaute, ſie in ſchwachen Stunden Zuflucht zum Gebet hatte nehmen ſehen, hätte glauben müſſen, es ſtände eine glückliche Gattin vor ihm.

Nur machte ihr der Einfluß Dubois, deſſen Herzen ſie nie ganz traute, viel Kummer. Er hatte immer mehr Artevelde für ſich zu gewinnen gewußt und verübte manche Erpreſſung unter deſſen Namen. Alice, den verderblichen Einfluß zu untergraben, war ihm offen entgegen getreten und hatte ſich ſo Dubois zum Feinde gemacht, auch warnte ſie Artevelde vor dem gefährlichen Manne. Der Liebe ihres Gatten gewiß, fürchtete ſie nicht ſeine Ränke und wurde nicht müde, durch Bitten und Vorſtellungen Artevelde zu bewegen, ſich ganz von ihm loszureißen.

Aber in Arteveldes Bruſt nagte trotz ſeines häuslichen Glückes ein bittrer Kummer. Die Lage der Stadt ward mit jedem Tage trauriger; nicht die Kriegs-Macht des Grafen von Flandern, nicht den Wankelmuth des Volkes hatte er zu fürchten, ein furchtbarer Feind, der Hunger,

besseren Schicksals würdig! Dann verließ er das Sprachzimmer und folgte der innern Stimme, die ihn dahin zog, wo der Mond über die hohen Mauern der Abtei auf blumengeschmückte Gräber schaute und die Thautropfen des Abends wie Thränen in seinem Dämmerlichte erglänzten.

Als er die Thüre des Friedhofs öffnete, traten zwei Gräber seinem Blicke entgegen, welche das Mondlicht hell bestrahlte; vom Herbststurm verwehte Blüthen lagen um den erstorbenen Rasen gestreut und nur die Kränze von Epheu flatterten noch grünend im rauhen Abendwinde. Auf beiden Gräbern saßen verhüllte Gestalten, die regunglos vor sich hinzustarren schienen.

Als Condé sich ihnen nahete, erhoben sich Beide und kamen ihm entgegen. Es war Basil und Rohan, welche der Zufall hier an dem Grabe der Geliebten wieder zusammengeführt hatte. Schweigend grüßten sie den Prinzen und führten ihn zu den Hügeln.

Hier ruhet Mariane, hier Jeronimo! rief schmerzlich ergriffen Basil.

Und hier? unterbrach ihn Condé, seinen Blick auf einen kleinen, noch mit frischen Blumen geschmückten Hügel heftend, hier —

Was nicht zum Leben erwachte, unterbrach

ihn Basil mit ernstem Vorwurfe, ward nicht die Beute des Todes. Die Blüthe vom Nachtfroste zerstört, bricht keine frevelnde Hand als Frucht. Aber wo das Leben so lieblich wogte, sprach er mit Wehmuth, zwischen Marianens und Jeronimo's Grab tretend, wo es aufloderte zur herrlichsten Flamme und verlosch, wo es so schön und reizend sich gestaltend, von teuflischer Hand gemordet wurde, da senke sich der Vaterblick; auf Marianens Grab falle Eure Thräne und der Schmerz erneuere hier den Schwur der Rache. Doch Ihr werdet sie nicht rächen! rief er begeistert, nicht der Vater, nicht der Geliebte, der Greis wird es, wenn auch tausend Lunten verlöschten, tausend Schwerter sein Haupt ihm spalteten! Recht so, Heinrich Rohan! fuhr er fort, und sein Auge glänzte im Strahle des Mondes. Betet für die Seele der Zerschmetterten, für Eure Seele, Ihr werdet nicht lange mehr einsam und traurig wandeln. Auch Ihr nicht, edler Fürst — und der alte wankende Greis wird Euch Alle zu Grabe geleiten. Da rauschte der Abendwind durch die entlaubten Zweige des alten Fliederbaumes, die Uhr vom Thurme der Abtei schlug die eilfte Stunde, und

ihre dumpfe Mahnung weckte die Betenden aus ihrer ſtillen Andacht.

9.

Als der Prinz auf ſeinem Wege nach Rochelle Angouleme beſichtigte, die Werke und alles zur Vertheidigung Nothwendige in Augenſchein genommen hatte, ſchickte er Rohan zu Dandelot, welcher in St. Jean d'Angely befehligte; er ſelbſt ſetzte, von Baſil begleitet, die Reiſe nach Rochelle fort. Seit der kurzen Stunde, die er in St. Claire zugebracht, hatte den frohen, heitern Geiſt ein Trübſinn ergriffen, der Keinem ſeiner Umgebung entging, und welchen zu verſcheuchen Baſil Alles, jedoch vergeblich verſuchte. Der Anblick Iſabellens, der Anblick ſeiner Kinder hatten einen tieferen Eindruck zurückgelaſſen, als er vermuthete; denn hätte er dies geahnt, wäre er wohl nicht nach St. Claire gegangen. Selbſt die Gegenwart ſeiner Familie in Rochelle vermochte ihn nicht ganz aufzuheitern; nur die kriegeriſchen Vorbereitungen zerſtreuten ihn einigermaßen, und wohl mehr als je ſehnte er ſich jetzt nach Kampf und Schlacht.

Rohan zog indeß, nur von einigen Dienern begleitet, St. Jean d'Angely zu. Auch er hatte an Marianens Grabe die Ruhe der Seele wiedergefunden, eine ſtille Sehnſucht war, ſeitdem er an ihrem Hügel gekniet, ſein ſteter Begleiter; als er daher in einem Wäldchen dicht am Thore von Matha raſtete, die Pferde weideten und er unter dem Schatten eines hohen Kaſtanienbaumes gelagert war, entfernte er ſeine wenigen Begleiter, und der trüben Erinnerung nachhängend, überließ er ſich, die Augen feſt geſchloſſen, dem Gedanken an Mariane. Da weckte ihn ein leiſes Geräuſch aus ſeinen Träumen, ſein treuer norwegiſcher Hund fuhr knurrend auf, und als ſich Rohan erhob, ſtand ein junger Zigeuner vor ihm, deſſen Geſicht ihm aus dem Walde von Belon her noch erinnerlich war.

Gott grüß' Euch, Herr! ſagte der Zigeuner. Ich komme von Nikola, bei Euch anzufragen, ob Ihr vielleicht in dieſer kriegeriſchen Zeit ihn und die Seinen gebrauchen könnt? Auch ſoll ich Euch von Leonoren grüßen; das arme Kind weint, alle Luſt und Freude iſt von ihr gewichen, ſeitdem ſie, Euch verlaſſen mußte. Sie war ſonſt ein ſo munteres, fröhliches Ding, die Welt ſchien ihr zu gehören, und wenn es blitzte

und ſtürmte, wir Alle in unſere Mäntel gehüllt uns vor dem Unwetter ſchützten, da ſang ſie ein munteres Lied, dem wir gern zuhörten, und über das liebliche Kind vergaßen wir Sturm und Donner. Aber jetzt — ſtill, ſchwermüthig wandelt ſie umher, das Auge voll Thränen, ihr Geſang ein tiefer Seufzer — und als ſie hörte, ich zöge zu Euch, hat ſie mir ein Andenken mit gegeben, das ich heimlich Euch reichen ſollte. Aber lieber Herr, nehmt die Beſtie, die mich ſo zähnefletſchend und grimmig anſtiert, hinter Euch, wenn ich Euch Leonorens Geſchenk übergeben ſoll.

Rohan belächelte des Zigeuners Furcht und wies den treuen Hund zurück. Nun gieb, ſagte er freundlich, Leonorens Andenken hat Werth für mich. Der Zigeuner nahte ſich, faßte unter den Mantel, zog einen Dolch hervor und führte mit kräftiger Fauſt den Stoß; er glitt an Rohan's Panzer ab und traf nur den Arm, Rohan taumelte zurück, der Zigeuner entſprang, jedoch nur wenige Schritte. Der treue Hund packte ihn von hinten, riß ihn zu Boden, und ſein Gebiß hielt, das Auge fragend auf ſeinen Herrn gerichtet, den Mörder an der Gurgel feſt.

Glorieux! rief Rohan, laß! Der Hund ließ

seine Beute los, doch unverwandt den Zigeuner und seine Bewegung beobachtend, der auf Rohan's Befehl mit keckem trotzigem Blicke näher trat.

Wirf den Dolch von Dir, rief ihm der Ritter zu. Der Zigeuner gehorchte.

Wer hat Dich zu diesem Morde gedungen? fuhr der Ritter fort, ohne auf seine Wunde zu achten.

Niemand! erwiderte der Zigeuner.

Nur die Wahrheit sagend, kannst Du Gnade finden. Wer hat Dich gedungen?

Keiner als ich mich selbst!

Und was bewog Dich zu dieser That?

Der Blick des jungen Zigeuners, der bis jetzt fest und kalt auf Rohan geruht hatte, wurde nun unstät, eine wilde Flamme schien in seinem Auge zu glühen, und sein ganzes Antlitz überflog Purpurröthe.

Sprich! rief Rohan zornig, ruft mein Hifthorn die Meinen zurück, oder winke ich nur diesem Thiere, so bist Du des Todes!

Der Zigeuner lächelte. Der Tod würde mir das Geständniß nicht erpressen, ihn fürchte ich nicht mehr, sagte er gleichgültig, aber Freude macht es mir, in Worten meinem Herzen und

meiner Wuth Luft machen zu können. So hört! Leonore liebt Euch, und seit sie Euch sah, hat sie mich vergessen. Ihr konnte ich den Dolch nicht in's Herz stoßen, er wäre meiner Hand entfallen; so mußtet Ihr bluten.

Eifersucht also, Unglücklicher? sagte Rohan. Nun so verzeihe ich Dir; die Wunde ist leicht.

Der Zigeuner lachte höhnisch.

Fliehe so schnell Du kannst, ehe die Meinigen sich um mich sammeln! Er lockte Glorieux zu sich, und hielt ihn am Halsbande zurück. Fliehe, elender Mörder! wiederholte er. Gaspar entfloh; Glorieux knurrte, als er ihm nicht folgen durfte. Und erst als der Zigeuner im Dickigt verschwunden war, rief das Horn die Diener, welche nicht wenig erstaunten, ihren Herrn blutend zu finden.

Ein leichter Verband in der Eile auf die Wunde gelegt, konnte das Blut nicht völlig stillen, und als Rohan nach Kurzem in die Herberge zu Matha einritt, war er durch Blutverluft sehr ermattet, so, daß ihn der Wundarzt, welcher zu kommen nicht gesäumt hatte, schon eingeschlafen und in sonderbarer Gesellschaft fand.

Zwei Zigeunerinnen saßen weinend an seinem

Lager. Es war Jeannette und Leonore, deren Auge unverwandt auf den Verwundeten gerichtet, seit der Wundarzt eingetreten, ängstlich auf jedes seiner Worte lauschte, während die Alte kopfschüttelnd daneben stand und den Arm des Schläfers betrachtete.

Die Wunde ist leicht und ohne die mindeste Gefahr, sagte der Arzt, müßte ich nicht befürchten —

Die Alte winkte ihm, zu schweigen, — er bemerkte es nicht.

Müßte ich nicht befürchten, der Dolch sei vergiftet gewesen.

Das Mädchen sprang bei diesen Worten auf, trat zu dem Arzte und sah starr auf den nur wenig blutenden Arm.

Alle Symptome des Giftes sind da, fuhr der Arzt unbekümmert um seine Umgebung, fort, und somit jede Hoffnung verloren; nur eins könnte ihn retten, denn noch ist das Gift nur in den äußern Theilen. Er legte den Verband leise um die Wunde und eilte nach Hause, um noch für diesen unvorhergesehenen Fall das Nöthige herbeizuholen.

Aengstlich hatte die Alte Leonoren bei den Worten des Arztes beobachtet; eine augenblick-

liche Röthe war bei dem Worte Gift über das Geſicht des Mädchens geflogen, ſchnell aber die vorherige Bläſſe zurückgekehrt und nicht Schmerz, nicht Verzweiflung, nur Ruhe drückte ſich in den lieblichen Zügen des Mädchens aus. Als der Arzt ſich entfernt hatte, ſetzte ſich Leonore zu dem Kranken und ſchien einige Zeit nachzudenken, während die Alte die Flechten ihres Haares, die loſe um Schulter und Nacken rollten, wieder ordnete.

Hab' ich doch immer den tollen, wilden Jungen gefürchtet! hob die Alte jetzt leiſe an, da Leonore ſie ſchweigend gewähren ließ. Habe immer gefürchtet, daß ihn die Eiferſucht zu Thorheiten verleiten würde; daß er aber ſo heimtückiſch den guten Herrn mit vergiftetem Dolche ermorden wollte, das hätte ich nicht geglaubt.

Ach wohl! ſagte das Mädchen.

Und weshalb? fragte die Alte.

Verſchmähte Liebe vermag das verwundete Herz zum Schrecklichſten zu führen; Eiferſucht muß furchtbar ſeyn!

Leonore! warnte die Alte und legte den Finger auf den Mund, daß ſie mit ihrer heftigen

Rede den Schlafenden nicht wecken sollte. Leonore verstand und schwieg.

Mutter! — bat sie nach einer Weile — mich dürstet. Ich kann Rohan nicht verlassen, wäret Ihr wohl so gut, mir einen Trunk Wein zu holen, die Zunge klebt mir an dem Gaumen, ich bedarf einer Stärkung. Werdet nicht böse, liebe Mutter, setzte sie schmeichelnd hinzu, und geht.

Die Alte erfüllte ihre Bitte und ging, kehrte jedoch bald mit dem Weine zurück, welchen das Mädchen fast gierig hinunter stürzte. Von dem Weine erhitzt, glühte ihr Gesicht, mit triumphirendem Lächeln blickte sie auf Rohan, dessen verbundenen Arm sie sorgfältig bedeckt hatte, und als die Mutter besorglich über diese Veränderung fragte: Ob ihr etwas begegnet sei? — erwiderte sie mit sonderbarer Bedeutung: Nichts, gute Mutter, mir ist recht wohl.

Jetzt regte sich der Verwundete, der Schlaf schien zu fliehen, und Leonore winkte der Mutter, die schnell hinaus eilte, den Wundarzt zu rufen. — Als Rohan die Augen aufschlug und Leonore an seinem Bette sitzen sah, war er nicht wenig verwundert

Woher kommst Du, Mädchen, und in die-

hatte ſich in ihre Mauern eingeſchlichen. Der Graf, der ſich in dem ihm treuergebenen Brügge mit einem Theil ſeines Heeres aufhielt, hatte dieſen Plan angelangt, die rebelliſche Stadt zu unterjochen. Was das Schwert ſeit Jahren nicht vermocht hatte, ſollte der Hunger thun; die Mißerndte des vorigen Jahres bot ihm die Hand. Schon lange war vom Meere her Gent alle Zufuhr abgeſchnitten, das neidiſche Brügge bot zu allem willig die Hand und Brabant ſperrte die Schelde. Der Graf von Hennegau, des Grafen von Flandern naher Verwandter, ſo wie der Herzog von Brabant, verboten ihren Unterthanen, jede Art von Zufuhr, und wenn auch manche Städte gern Gent mit Lebensmittel verſorgt hätten, konnten ſie es nur unter der Hand und nicht in dem Maaße, um dem Uebel abzuhelfen. Das Heer des Grafen von Flandern hielt kleinere Städte, die Gent umgaben, beſetzt und ſo ward es faſt unmöglich, die Stadt gehörig zu verproviantiren, die ſchon ſelbſt die Speicher der Klöſter in Beſchlag genommen hatte. Das noch vorräthige Getraide ward nun in gleichem Maße an Arme und Reiche ausgetheilt und den Reichen blieb es nur überlaſſen, mit Hülfe ihres Geldes ſich hier und da aus der Ferne zu verſorgen.

Die Genter ertrugen mit Beharrlichkeit und ohne Murren den Mangel; Artevelden konnten ſie das Uebel nicht zur Laſt legen, denn, als er die Ruder der Stadt übernahm, fand er die Speicher ſchon leer. Er hatte gegeben was er vermochte, Alles angewendet und oft mit gewaffneter Hand der Stadt Lebensmittel zugeführt. Ihre einzige Hoffnung ſetzten ſie noch auf England, wohin ſie Abgeordnete zur Schließung eines Bündniſſes geſandt hat-

sem Augenblicke, wo ich Deiner Pflege vielleicht bedarf? Es ist lange her, seit Du mich verlassen.

Ich verließ Euch nie, Rohan! sagte das Mädchen, ich umschwebte Euch stets und überall, nur in dem unseligen Augenblicke war ich fern, ich Unglückliche!

Darum trieb auch wohl die Eifersucht einen der Deinen, mir den Dolchstoß zu geben? unterbrach sie Rohan. Nun, Gott sei gedankt, er traf nur den linken Arm, und heute setze ich meinen Weg nach St. Jean d'Angely fort.

Ich glaube kaum! sagte das Mädchen zitternd.

Der Arzt trat jetzt mit Jeannetten herein. Rohan grüßte ihn lächelnd.

Eine leichte Wunde, sagte er, die mich nicht hindern wird, heute noch weiter zu ziehen.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

Nicht? fragte Rohan. Ich fühle mich nur matt, sonst sehr wohl.

Herr! unterbrach ihn der Wundarzt, ich halte es für Pflicht, Euch die Wahrheit nicht zu verhehlen. Bereitet Euch zum Tode; der Dolch war in das stärkste Gift getaucht. Sorgt für das Heil Eurer Seele.

Da sah Rohan mit dem Blicke der Ergebung auf gen Himmel, ein heiteres Lächeln umzog seinen Mund, dann sprach er schmerzlich: Ich scheide gern vom Leben, gern folg' ich Dir, Mariane, aber in der Schlacht, im Glaubenskampfe, da hätte ich zu sterben gewünscht, nicht auf dem Siechbette durch Mörderhand.

Der Arzt hob die Decke, um die Wunde noch einmal zu sehen. Der Verband war gelöst, er besah staunend die Wunde, dann ruhte sein Auge forschend auf Leonoren, die mit verklärtem Blick fast triumphirend ihn ansah.

Herr! hob jetzt der Arzt mit gepreßter Stimme an. Ein Engel des Himmels ist Eurem Lager genahet und hat das Gift aus der Wunde gesogen, und dieser Engel war dies Zigeunermädchen.

Leonore sank vor Rohan nieder, erfaßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. Sie hatte außer dem Gifte, welches sie aus Rohan's Wunde gesogen, das Fläschchen geleert, welches sie stets bei sich führte, damit, wenn sie den Ritter nicht retten konnte, sie doch mit ihm stürbe.

Für Euch, Rohan! rief sie jetzt, und schon trieb das Gift das Blut wild durch ihre Adern,

für Euch schlug dies Herz — hoffnunglos. — Glücklich konnte es nicht werden durch Euch im Leben, so will es wenigstens beglückt seyn durch Euch im Tode. Für Euch zu sterben war mein einziger Wunsch, und Gott und die heilige Jungfrau haben ihn erhört. Ich sog das Gift aus der Wunde, gelobt sei Gott der Erbarmer; aus ihr sog ich den Tod und gab Euch das Leben. — Ein Wort der Liebe, Rohan, ein einziges Wort, das mich auf meiner schmerzvollen Wallfahrt begleiten mag, rief sie erschüttert.

Mädchen! sprach der Verwundete tief erschüttert. Treue Seele voll Liebe und Edelmuth, liebliche Blume, die für mich in ihrer Jugendschöne verwelkt, nichts, nichts kann ich zu Deiner Rettung thun, nur freundlich dankend könnte das Wort seyn, das ich Dir auf die ewige Reise mitzugeben vermöchte; ich verehre Dich, Märtyrin! aber nur einmal quoll das Wort der Liebe über meine Lippen.

Da hob Leonore sich schweigend empor, warf einen Blick gen Himmel und stand im stummen Schmerz versunken da, Jeannette drückte sie weinend an das Mutterherz, sie achtete ihrer nicht, Rohan streckte ihr die Hand entgegen, sie lächelte schmerzlich ohne sie zu ergreifen.

Ihre Seele war zerrissen wie der Körper, Gift durchwühlte Beide. Der Tod nahete, nicht schnell löschte er die Fackel, er legte die brennende auf das gebrochene Herz, daß jeder Funke als Flamme noch einmal aufflackere, und langsam nur des Lebens Mark verdorre. — So stand sie gegen den Tod kämpfend und gegen ihr Herz, zitternd und mit starker Hand den Sessel haltend, damit sie dem Zittern noch gebieten könne.

Denke an Gott! rief Jeannette ihr zu, als sie das Auge glühend auf Rohan geheftet, die letzte Flamme ausströmen zu wollen schien. Denke an Deine Seligkeit und laß das Irdische schwinden.

Leonore! bat Rohan, denke an Gott, denke freundlich versöhnend an die, welche Du verläßt. — Die kurzen Tage meines Lebens werde ich mit Liebe Dein gedenken; neben Marianens zerschmetterter Gestalt stehe Die Deine, Du armes unglückliches Mädchen!

Ach! seufzte Leonore, an seinem Lager niedersinkend tief auf. — Freudig, als habe der Engel der ewigen Liebe sie gerufen, blickte ihr Auge starr auf Rohan und brach.

10.

Kaum schwollen die Knospen, kaum breitete der Frühling seinen grünen Teppich über die Auen, als auch beide Heere, zum Kampfe gerüstet, aus den Winterquartieren aufbrachen. Der Prinz marschirte den Truppen entgegen, welche der Chevalier Piles ihm aus den südlichen Provinzen zuführte. Der Herzog von Anjou, welcher schon die Verstärkung unter dem Grafen von Tende an sich gezogen hatte, war von Confians in Limousin aufgebrochen, über die Vienne gegangen, und zog nach Verteuil. Er war unterrichtet, daß der Prinz mit seinem Heere nach Cognac ziehen, und wenn die Vereinigung mit Piles vor sich gegangen, sich gegen die Loire zurückwenden würde, um dort die Verstärkung abzuwarten, welche der Herzog von Zweibrücken ihm aus Deutschland zuführte.

Die Hugenotten hatten die Brücken von Jarnac und Chateauneuf besetzt und cantonnirten noch in großer Ausdehnung längs dem Flusse. Der Herzog von Anjou stürmte Jarnac und wurde zurückgeschlagen; besser glückte es ihm vor Chateauneuf, welches er nahm. Biron stellte hier die Brücke mit solcher Schnelligkeit wieder her, daß mit Anbruch des Tages das königliche Heer schon zur Hälfte über den Fluß gegangen war.

Jetzt erst erhielt der Admiral hiervon die Nachricht. Sie war ihm unangenehm, denn es war im Kriegsrathe beschlossen, nicht ehe

eine entscheidende Schlacht zu wagen, bis man wenigstens die Verstärkung an sich gezogen habe, welche Piles ihnen zuführte. Er beorderte jedoch das Fußvolk gegen Bassac sich aufzustellen, um der Reiterei, die in entfernten Quartieren lag, Zeit zu geben, sich zu sammeln und sich dann zurückzuziehen. La Roue, welcher die Nachhut befehligte, stellte sich indessen mit 400 Reitern dem Feinde entgegen, wurde jedoch gleich beim ersten Angriffe geworfen, sammelte sich hinter dem Fußvolke wieder, griff von neuem an, stürzte mit dem Pferde und wurde gefangen.

Indessen hatte das königliche Heer Bassac genommen, die Reiterei hielt den Admiral so fest, daß er nun wohl sah, die Schlacht sei nicht mehr zu vermeiden. Er schickte schnell zum Prinzen und ließ ihn ersuchen, zu seiner Unterstützung zu ihm zu stoßen. Diese Nachricht traf Condé in einem traurigen Zustande; noch den Arm in der Binde wegen einer Wunde, die er früher empfangen, hatte ein Schlag von Rochefoucaults Pferd ihm das Bein zerschmettert, und man war eben damit beschäftigt, ihn zu verbinden, da sprang er, von seinem Heldengeiste ergriffen, auf, waffnete sich, ließ sich auf das Roß heben, und von seinen Schwadronen umgeben, rief er begeistert: Ihr, meine Waffenbrüder! tapfere Edle Frankreichs! seht, wie Ludwig von Bourbon, den Arm in der Binde, das Bein zerschmettert, noch den Muth hat, die Schlacht zu liefern. Auf, mir nach!

— An der Spitze der Reiterei sprengte er dem Schlachtgetümmel zu.

Heinrich Rohan, von seiner Wunde genesen, war ihm zur Seite. Siehst Du einen feindlichen Reiter auf einem Tigerrosse, so wisse, es ist Montesquiou! rief er diesem zu und drückte dem Jünglinge die Hand. Und nun vorwärts für Gott und unsern Glauben! Blast, Trompeter! rief er, schwenke hoch die weiße Fahne der Bourbons, Rochefort, und nun mit Gott! — Wie ein Waldstrom über Felsstücke und entwurzelte Eichen sich unaufhaltsam in seinem wilden Laufe herabstürzt, so warf sich Condé auf die feindliche Reiterei und jagte Alles vor sich her. Den Blick nach dem Reiter auf dem Tigerrosse gewendet, welcher an der Spitze der Compagnie des Herzogs von Anjou hielt, jagte er unaufhaltsam vorwärts. Das Zeichen von Anjou sank, der Mann auf dem Tigerrosse floh, nach Bassac zu verfolgte ihn Condé. Da sah er Heinrich Rohan auf einem schnaubenden Normann dem Tigerrosse nachsprengen. Jetzt, schon hatte er ihn ereilt, da wandte sich der Reiter, drückte sein Pistol ab, der Jüngling sank; Marianens Geist trauerte ungerächt.

Aber zu weit von seinem Fußvolk ab, hatte der Mann auf dem Tigerrosse den Prinzen gelockt. Das königliche Heer hatte jetzt ganz die Loire überschritten, von allen Seiten umzingelte der Feind den Haufen, der Condé gefolgt war. Sammelt Euch dicht um mich, noch flattert die weiße Fahne, mir nach! — Er warf sich auf

die von Villiquier befehligte Abtheilung, seine Truppen folgten ihm. Da sank Rochefort, mit ihm die Fahne. Gehst Du unter, Stern der Bourbons! rief er, das eben von einer Kugel getroffene Roß spornend. Es bäumte, überschlug sich, Condé lag verwundet unter dem sterbenden Thiere, die Seinen sanken neben ihm.

D'Argence! rief der Prinz einem Edeln des königlichen Heeres zu, der vom Pferde gesprungen war und auf ihn zueilte, ich bin Euer Gefangner, sorgt für mich!

D'Argence beugte seine Knie vor dem heldenmüthigen Fürsten, leitete ihn dann aus dem Getümmel unter einen naheſtehenden Baum und breitete einen Mantel aus. Setzt Euch, gnädiger Herr, und sorget nicht; ich sehe dort einen Wundarzt nahen; Gott und mein Arm wird das königliche Blut Frankreichs schützen!

Das werdet Ihr nicht! sagte Condé mit Ruhe. Dort naht die Compagnie Anjou's, dort nahet ein Mann auf seinem Tigerrosse. Meine Stunde schlägt!

Und wie ein Falke auf seine Beute, sprengte Montesquiou heran. Ha! rief er, willkommen stolzer Sieger von Fontainebleau! Da warf, wie einst Cäsar, Condé den Mantel über sich, und ehe es d'Argence hindern konnte, zerschmetterte eine Kugel seine Stirn. Der Held des Glaubens sank. — So traf ihn der Herzog von Anjou. D'Argence berichtete ihm Montesquiou's Mord. Der Herzog lobte die That nicht, er tadelte sie nicht, schweigend betrachtete er den

Leichnam und fragte den Herzog von Montpensier: Erkennt Ihr Euren Vetter?

Er ist es! sprach dieser bewegt. Es ist Louis von Bourbon, Prinz von Condé.

So bringe man ihn fort! befahl der achtzehnjährige Feldherr, und o des sonderbaren Geschickes — auf eine Eselin lud man den Helden Frankreichs, ihn nach Jarnac zu bringen. Heinrich von Anjou duldete den Hohn.

Der Prinz von Bearn erhielt, nach öfteren, vergeblichen Bitten, den Leichnam seines Oheims. In der Gruft seiner Ahnen zu Vendôme ruht der Held, der zwar von manchem Fehler seines Zeitalters nicht frei, doch dem edlen Heinrich ein würdiges Vorbild ritterlich-fürstlicher Tugenden war.

11.

Der Mörder eines Condé blieb in der Gunst seines Herrn, Montesquiou erschien nach wie vor am Hofe, und so verderbt war damals Frankreich, daß diesen entehrenden Meuchelmord nicht einmal die Verachtung strafte. Doch die Nemesis war der öffentlichen Meinung nicht gleich, sie folgte seinen Schritten, wenn auch nur langsam, doch gewiß.

Bei einem Ausfalle der Besatzung von St. Jean d'Angely lag Montesquiou, am Fuße verwundet, im Laufgraben. Da nahete ihm ein Geharnischter, schlug das Visir auf, und vor ihm stand Basil. Vergebens versuchte der Mal-

theſer zu entfliehen, ſein zerſchmetterter Fuß hinderte ihn. Das Piſtol auf ihn gerichtet, langſam, bedächtig zielend, blieb Baſil vor ihm ſtehen, damit die Qual des Todes ſich verlängere.

Schieß, alter Graukopf! rief Montesquiou. Aber Baſil lächelte tückiſch. Noch nicht, erſt mögen alle Geiſter der Gemordeten vor Dich treten und Dich abrufen vom Leben! rief er höhnend.

Teufel! ſchrie der Maltheſer in ſeiner Todesangſt auf.

Baſil blieb ruhig zielend vor ihm ſtehen, Montesquiou ſchauete ſchweigend zitternd in die Mündung des Piſtols.

Mariane! rief jetzt Baſil, drückte ab, der Maltheſer ſank todt nieder.

Von Baſil vernahm man ſeitdem nichts mehr.

ten, da ihnen von Frankreich aus Gefahr drohte; allein die schwache Regierung Richard II. ließ Gent nur wenig Hülfe hoffen, das Volk murrte endlich und der Vorschlag der reichen und wohlgesinnten Bürger, den Frieden mit dem Grafen zu unterhandeln, drang endlich durch.

Niemand war hierüber aufgebrachter als Peter Dubois. Beglückte der Friede die Stadt, trat sie unter die Herrschaft des Grafen zurück, so war er, wenn auch nicht geopfert, doch am Ende seiner Laufbahn. Er suchte anfänglich die Chaperons aufzuwiegeln, allein die Noth traf die ärmere Klasse am meisten, daher bewirkte sie auch, was eine verlorne Schlacht nicht vermocht hätte, die Gemüther dieser wilden, an Unordnung gewöhnten Menschen friedlich zu stimmen, und seine Bemühungen scheiterten. Auch Artevelde vermochte er nicht durch Vorstellungen und Spott zu bestimmen, das Aeußerste zu wagen; Alicens Bitten, ihre Vorstellungen fanden willigern Eingang, er neigte sich auf die Seite der Entgesinnten und da der Herzog von Brabant, der Graf von Hennegau und der Bischoff von Lüttich sich zu Vermittlern anboten, so war er nicht dagegen, daß einige Bürger nach Harlebecque, den Frieden zu unterhandeln, abgesandt wurden.

Während dieser Unterhandlung glaubten die Fürsten das Verbot der Zufuhr nicht so streng nehmen zu müssen und so kamen auf der Schelde mehrere Schiffe mit Getraide von Antwerpen nach Gent, auch die Bewohner der Grafschaft Alost brachten wieder Lebensmittel und selbst eine Heerde Vieh, welche die Lütticher hatten hertreiben lassen, kam glücklich in der Stadt an und somit war dem drückenden Mangel für mehrere Monate abgeholfen.

Die Amazone von Miremont.

Gemälde aus dem Leben Heinrich's des Vierten, Königs von Frankreich.

1.

An den romantiſchen Ufern der Dordogne, da, wo ſie die Provinzen Auvergne und Limouſin trennt, erhebt ſich auf einem ſteilen Felſen das alte Schloß Miremont. Veit von Exupery lebte hier im Kreiſe ſeiner Freunde, deren er nicht wenige in Limouſin, Perigord und Auvergne hatte; denn er bekannte ſich zu der reformirten Religion, und jeder Hugenott war ſchon deßhalb ſein Freund. Am innigſten aber war er mit dem Herrn von Senneterre verbunden, der der Religion wegen den Poſten eines königlichen Gouverneurs von Auvergne aufgab und ſich als einen eifrigen Hugenotten, der freudig Gut und Blut für ſeinen Glauben opferte, bei allen Gelegenheiten zeigte. Gleichheit der Gefühle in dieſer Hinſicht befeſtigte das Freundſchaftband der beiden Männer; doch der jüngere von ihnen, Veit von Exupery, wurde noch von einer mäch-

tigen Gewalt an seinen älteren Freund gezogen: die Reize der achtzehnjährigen Magdalena Senneterre hielten ihn in ihrem Zauberkreise fest.

Beide Freunde, in der verhängnißvollen Bartholomäusnacht durch die Gewandtheit des jungen Lagrange gerettet, der, auf Senneterre's Schloß erzogen, sich in seinem Gefolge befand, kehrten mit dem Schwur, die Mordnacht zu rächen, in ihre Heimath zurück, wo sie den Chevalier Montal indessen als Lieutenant des Königs fanden. Dieser war ihnen als ein harter und grausamer Mann, als ein eifriger Katholik, und mehr noch als dieß, als eine Kreatur der Catharina von Medicis bekannt; sie fürchteten deßhalb für ihre Ruhe, setzten ihre Schlösser in Vertheidigungstand, warben Kriegvölker, und in einer Versammlung, welche die Hugenotten in aller Stille in Aurillac hielen, wurde beschlossen, zwar jede Feindseligkeit vor der Hand zu vermeiden, sich aber, um nicht bei neuen Kriegsunruhen unvorbereitet zu seyn, mit allen Kräften zu rüsten.

Aber gegen ihr Erwarten schien Montal jedes zu vermeiden, was nur den Anschein von Feindseligkeiten haben konnte; nur mit der Administration der Provinz beschäftigt, bekümmerte er sich wenig um die Hugenotten und die Aus-

übung ihrer Religion. Wo er mit ihnen zusammentraf, war er freundlich und selbst gefällig gegen sie, und besonders schien er sich auf dem Schlosse des Herrn von Senneterre zu gefallen, obgleich dieser bei seiner Anwesenheit eben nicht den freundlichsten Wirth machte.

Auch bei diesem Hofmanne war Magdalenens Liebreiz der Magnet, der ihn anzog; auch er fühlte sich in ihrem Zauberkreise, der fast unwiderstehlich zu seyn schien, festgebannt; denn wer diese schöne liebliche Jungfrau sah, ward von ihrer himmlischen Güte angezogen, aber auch von ihrem strengen Ernste zurückgeschreckt. Sie behandelte jeden gleich, keinem reichte sie auch nur im Scherz den Hoffnungbecher; freundlich gegen Alle, blieb sie kalt gegen die Bewerbung Aller.

Eifersucht sieht gemeiniglich scharf. Montal wollte bemerken, daß der Herr von Exupery der Glückliche sey, den sie unter der Menge ihrer Anbeter allein begünstigte. Er hatte Recht und irrte sich dennoch. Veit, ein schöner, liebenswürdiger, edler Mann, der innige Freund ihres Vaters, mit dem er Gefahr, Glück und Unglück willig theilte, — diesen erprobten Freund mußte sie achten, hoch achten; aber lieben? —

Ohne Achtung erglüht kein edles Gemüth in Liebe, aber Achtung allein zündet ihre Fackel nicht.

Noch war der Krieg in dieser Gegend nicht ausgebrochen, denn Montal that alles nur Mögliche, es noch zu verhindern; da erschien eines Tages auf dem Schlosse des Herrn von Senneterre la Chatre, Hauptmann der königlichen Leibwacht, mit einem Schreiben der Königin Mutter, worin sie bei dem Vater um die Hand Magdalenens für ihren Günstling Montal warb. Eine solche Bewerbung war zu damaliger Zeit Befehl, kein Familienvater konnte es ohne die triftigsten Gründe wagen, dem Wunsche des Königs nicht nachzukommen; doch Senneterre, Montal so wie jede Verbindung mit den Katholiken hassend, lehnte unter dem Vorwand, seine Tochter sei schon verlobt, die königliche Gnade in den unterwürfigsten Ausdrücken ab, und ließ noch in der nämlichen Stunde seine Tochter rufen, sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Magdalena erbebte bei des Vaters Worten, ihre Kniee wankten. Beruhige Dich, mein Kind! — sagte er, sie liebkosend — Nie wirst Du Montal's Gattin, aber schnell muß es ent-

ſchieden ſeyn, wem Du Deine Hand ſo ſchnell als möglich reichſt. Unter allen, die ſich um Dich bewerben, fände ich keinen, den ich ſo gern als meinen Eidam ſähe, als meinen erprobten Freund von Exupery — Du ſcheinſt ihn vor Allen auszuzeichnen — Doch Du erbleichſt. — Wäre es wohl ein Anderer, zu dem Dein Herz geheime Neigung fühlte? — Iſt es ein edler Mann, ſein Stand, ſein Reichthum Deiner werth, gehört er zu unſern Glaubensbrüdern, ſo entdecke Dich mir, Du wirſt wie immer einen gütigen Vater finden, aber ſchnell muß es entſchieden ſeyn.

Nur um eine Stunde Ueberlegung bat Magdalena, und als der Vater ihr ſie gewährte und ſie ihr Zimmer betrat, warf ſie ſich auf die Kniee und betete; dann ſprang ſie raſch auf, warf einen thränenſchweren Blick gen Himmel und ergriff mit zitternder Hand die Feder. Es ſei! — Leb' wohl, Traum meiner Jugend! rief ſie und ſchrieb:

Kindespflicht befiehlt! Wir müſſen uns trennen für immer! — Unabänderlich iſt dieß Wort; deßhalb fliehe mich, daß Dein Anblick meinen Entſchluß nicht wankend mache.

So war's geſchehen! ſprach ſie, das Papier

zusammenlegend — In Erfüllung der Pflicht wird das Herz nicht brechen, ein Schleier ziehe sich vor meine Vergangenheit!

Sie gab der treuen Alice den Brief; wohl wußte diese, wem sie ihn geben sollte, und ging dann zu ihrem Vater zurück.

Euer Wille geschehe! — sprach sie — Ich bringe ein Opfer, aber ich bring' es Euch mit Freuden.

Dieß ohne Thränen, ohne Seufzer sagend, schwieg sie, und keine Bitten des Vaters vermochten ihr Herz zu öffnen und ihr das Geständniß ihrer Neigung zu entlocken.

Sendet zu Eurem Freunde und bescheidet ihn hierher! — bat sie noch am Abend — Ihr wünscht die Sache rasch beendet, auch ich! mein Entschluß steht fest, ich reiche dem edeln Manne meine Hand, und genügt ihm ein Herz voll Gram, oder kann ich meines Grames Herrin werden, will ich ihn beglücken, denn er verdient es; sein treues Weib will ich seyn in Sinn und Handeln; nur beschwör' ich Euch, entdeckt ihm nicht, was Ihr ahnet.

Der Vater, seine Tochter mit ungetheilter Zärtlichkeit liebend, ward in seinem Entschlusse wankend; aber sie sprach: Ich habe über mein

Schicksal entschieden, was Ihr daran ändern wolltet, käme sicher zu spät!

Am andern Morgen ritt Veit von Erupery mit einem kleinen Gefolge ein, und war nicht wenig überrascht, als ihm der Herr von Senneterre sein nahes Glück verkündete. Dem Vater hatte er sein Herz schon früher geöffnet, doch konnte er nicht ahnen, daß das Glück ihm so nahe sei. Senneterre sowohl als auch Magdalena verschlossen den Kummer in ihrer Brust. Sie empfing ihren Verlobten mit heiterm Blicke, duldete den ersten Kuß, den er auf ihre schönen Lippen drückte, und kredenzte ihm mit jungfräulichem Erröthen den Becher mit Wein von Languedoc, den er auf ihr Wohl leerte. Sie dankte und entfernte sich.

Nun berichtete Senneterre dem Freunde, daß er, durch Montal's Bewerbung gezwungen, die Sache so schnell habe in Ordnung bringen müssen, und warnte ihn, nicht wieder mit so weniger Begleitung Miremont zu verlassen, da er die feste Ueberzeugung habe, Montal würde aus Rache die Feindseligkeit schnell beginnen, er habe auch deßhalb schon zehn Pferde gegen Clermont auf Kundschaft gesandt. Da uns der Hof leicht durch irgend eine List oder Intrigue einen Streich

ſpielen könnte, ſo rathe ich Euch, morgen ſchon meiner Tochter Eure Hand zu geben. Die Kriegsunruhen werden uns überdieß beſchäftigen und uns in's Feld rufen.

Wenn Magdalena mir folgen will, noch heute! erwiderte der Glückliche, und Senneterre meinte, er hoffe es; doch hätte das ſchmerzliche Lächeln, das unwillkührlich ſeinen ſonſt ſo freundlichen Mund umzog, dem aufmerkſamern Beobachter leicht zeigen können, daß der Vater am Vorabend der Vermählung ſeiner Tochter ſich nicht ganz glücklich fühle.

2.

Nicht ohne Unruhe ging der Tag vorüber. Magdalena ſuchte die Einſamkeit, trat zuweilen in's Zimmer, verließ es aber dann plötzlich wieder, und Senneterre öffnete oft das Fenſter, um nach der Straße von Clermont zu ſehen, ob ſeine Reiter noch nicht wieder zurückkämen. Der Abend ſenkte ſich ſchon, als er in der Ferne ſie heranſprengen ſah. Ihre Eile verkündet böſe Botſchaft! rief er — vielleicht iſt ihnen der Feind ſchon auf den Ferſen. — Er

Zu ſpät ſah der Graf ſeinen Fehler ein und traf Gegenanſtalten; aber das Uebel war geſchehen und die Sehnſucht der Genter nach Frieden bedeutend vermindert. Auch hatten die reichen Handelsherrn die Rückkehr des Grafen zu ſicher erwartet, um ihre Freude darüber nicht laut werden zu laſſen und hatten ſelbſt Artevelde's Ehrgeiz nicht ſattſam geſchont, ſo daß, als die Abgeſandten von Harlebeque zurückkehrten, ſie die Stadt in einer ganz andern Stimmung fanden, als da ſie ſie verlaſſen hatten.

Dubois war indeſſen thätig geweſen, die Gemüther in Bewegung zu ſetzen und noch an dem nämlichen Morgen, an welchem die Abgeordneten zurückkehren und dem Volke Bericht ihrer Unterhandlung abſtatten ſollten, begab er ſich zu Artevelde.

„Nun, Philipp" ſagte er ſpottend „legt Eure Streitaxt auf den Heerd, daß die Weiber fortan Holz damit ſpalten können, zieht den bunten Wappenrock aus, und nehmt an ſeiner Statt das Schurzfell vor, wenn Ihr Eure Tonnen ſchrotet; mit dem Regimente hat es ein Ende!"

„Wie Gott will!" erwiederte Philipp „Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut, muß ſie aber mit dem Elende der Menſchheit erkauft werden, dann iſt ſie nur eine ſchöne Frucht von Außen, deren Saft gallebitter iſt. Ich ziehe mich in meine Verborgenheit zurück; an der Seite meines Weibes will ich ſchon meine Macht entbehren lernen."

„Thörichter Menſch!" unterbrach ihn Dubois „Denkt Ihr, man laſſe Euch in Ruhe?"

„Der Graf ſoll ein redlicher Mann ſein" entgegnete Artevelde „dem ſein Wort heilig iſt."

gab für diesen Fall die nöthigen Befehle und erwartete mit Ungeduld den Bericht der eben in den Schloßhof Einreitenden. Auch Magdalena, gespannt, welche Nachricht die auf Kundschaft Geschickten bringen würden, trat ein, Jean Lavardin, ein junger Edler folgte.

Nun, wie steht es? — rief ihm Senneterre entgegen — Saht Ihr den Feind?

Wir sahen ihn, Herr!

Und er trieb Euch so eilig? — Kam es nicht zum Gefecht? — Verlort Ihr Mannschaft?

Ich bringe Alle, die Ihr mir anvertraut habt, zurück, und doch verloren wir viel! — sagte der junge Krieger, und tiefer Schmerz sprach sich in seinem Gesichte aus.

Erzähle! — sagte Senneterre gespannt, während Magdalena näher trat.

Wir setzten ungehindert über die Couse und kamen, keinen Königlichen sehend, bis Notre-Dame de Vassiviere, — begann Lavardin. — Hier raunte mir ein Bauer zu, der auf seinem Esel den Mont'or herunter trabte, jenseit des Berges lagere im Thale von Pressade eine Compagnie königlicher Arquebusiere. Meinem raschen Pferde und meinem Glücke vertrauend, über-

gab ich dem alten Rostargue den Befehl über die Reiter und ritt den Berg hinauf. Ehe ich aber noch auf die Höhe gelangte, sah ich vor mir einen Gewappneten, der mit gebeugtem Haupte seinem Pferde, das nur langsam den Berg hinauf stieg, den Zügel ließ. Mir schien das Roß, mir schien der Mann bekannt, die weiß und blaue Feder, die auf seinem Helm schwankte, meinte ich zu kennen, ich ritt näher, es war —

Charles Lagrange! — fiel ihm Magdalena schnell in's Wort, doch hocherröthet trat sie zurück — Verzeiht meiner Unbescheidenheit, daß ich Euch störte, — sprach sie — ich bitte, fahret fort.

Ja, es war mein Freund und Waffenbruder Lagrange, der blaß wie eine Leiche auf seinem Pferde hing.

Wie kam er dahin und ohne meine Erlaubniß? fuhr Senneterre auf.

Ich weiß nicht, Herr! — erwiderte Lavardin — Ich hatte nicht Zeit zu fragen, was ihn hierher führte, denn ich konnte ihn nur von der nahen Gefahr unterrichten und ihn auffordern, wenn wir des Feindes Stärke auskundschaftet hätten, mit mir umzukehren. Nach Süden geht

mein Weg nicht, nach Norden muß ich! — entgegnete er mir finster — hin, wo vom Eishauch das Herzblut erstarrt. Ich kehre nicht mit Dir zurück!

Eben waren wir auf die Höhe gelangt, als wir die königlichen Arquebusiere, wohl zweihundert-an der Zahl, den Berg heraufreiten sahen. Bei ihrem Anblicke erhob der Gebeugte sein Haupt und zog sein Schwert. Leb wohl, mein Bruder! — rief er — Nicht erstarren soll mein Blut, für Senneterre soll es fließen! Er gab seinem Rosse die Sporen —

Und Ihr folgtet! fiel ihm Magdalena in's Wort.

Daß ich ein Thor gewesen wäre wie er und gegen Vernunft und Pflicht gehandelt hätte. Ich rief ihm nach, er hörte mich nicht, jagte den Berg hinunter, stürzte sich in den dichsten Haufen der Feinde und —

Und — unterbrach ihn das Mädchen von neuem, krampfhaft die Lehne des Stuhls erfassend, an der es sich stützte.

Und sank, von hundert Schwertern getroffen! — fuhr Lavardin, seine Thränen zu verbergen, sich abwendend fort.

Eine dumpfe Stille folgte. Jedes Herz war

von dieſer Nachricht betroffen, Jeder hatte dieſen Jüngling geliebt, der arm und verwaiſ't, an Senneterre einen Vater gefunden hatte. Lange dauerte die Stille, der Vater blickte ſtarr zu Boden und Veit betrachtete ſeine Braut, die endlich das Schweigen brach. Ihm iſt wohl, er hat ausgelitten! ſprach ſie, küßte ihres Vaters Hand, warf einen wehmüthig-freundlichen Blick auf ihren Verlobten und verließ das Zimmer.

Morgen iſt mein Ehrentag noch nicht, — ſagte Exupery, Senneterre's Hand ſchüttelnd — ihr Herz würde brechen! — Der Vater nickte ihm bejahend zu, ſchloß ihn in ſeine Arme; die Freunde verſtanden ſich, verſtanden Magdalenens Schmerz.

Als ſie in ihr Gemach trat, ſetzte ſie ſich auf den Seſſel am Fenſter und blickte hinüber, wo, von der Abendſonne beſtrahlt, der Montd'or wahrhaft golden erglühte. Unverwandt blickte ſie hinüber, keine Thräne entquoll ihrem Auge, kein Seufzer ihrer Bruſt. — Dort ſchläft er, wo die Sonne zur Ruhe geht, — ſagte ſie zu Alicen — und ich lebe noch! — Ihre Wangen brannten, ihre Pulſe ſchlugen heftig, Fieber ergriff ſie, und ſtatt ſich am andern Morgen als

Braut mit Myrte zu ſchmücken, verlangte ſie nach einem welken Blumenſtrauße, den er ihr geſchenkt, und zerpflückte ihn im Fieberwahne.

Doch die kräftige Jugend widerſtand; am vierten Tage verließen ſie die Fieber-Phantaſieen und ſie erkannte ihren Verlobten, der ſorgſam an ihrem Lager ſaß. Sie reichte ihm freundlich die Hand, freute ſich, daß er der Erſte ſei, den ihr Auge bei ihrem Erwachen traf, ſie ſtammelte ungeheuchelt ihren Dank, als ſie erfuhr, wie beſorgt er um ſie geweſen, wie theilnehmend er ſie gepflegt hatte: Nach einigen Tagen, als das Fieber ſie gänzlich verlaſſen und eine leichte Röthe wieder über ihre gebleichten Wangen ſich gezogen hatte, wagte er, über ihre Verhältniſſe mit ihr zu ſprechen. Er hatte an jenem Abende einen tiefen Blick in ihr Herz gethan und ſein Entſchluß ſtand feſt. —

Magdalena, — begann er — ich habe, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, Euer Glück zerſtört, Euer Herz zerriſſen; ich fühle, daß mir Kraft und Werth mangelt, Euch das Verlorene zu erſetzen, ich würde Euch unglücklich machen, mich nicht glücklich fühlen, nähm' ich das Anerbieten Eueres Vaters an. Liebe ohne Ge-

genliebe ist eine Flamme ohne Nahrung, sie verzehrt sich selbst, wenn Gegenliebe sie nicht nährt. Ich geb' Euch Euer Wort zurück, Euere Achtung würde mir als Gatten nicht genügen, wohl aber wird sie es als Freund!

Ihr beurtheilt mich falsch, Herr von Exupery! — sagte Magdalena und ihr noch mattes Auge strahlte freundlich — Gegen meine Ueberzeugung zu handeln zwänge mich keine Macht der Erde, aber eben so wenig gegen meine Pflicht. Seitdem Einer dahin ist, seid Ihr mir außer meinem Vater das Theuerste, das Achtungswürdigste, was ich auf Erden kenne; Euere Sorgfalt für die Kranke, der Ihr entsaget, Euer Edelmuth, mich freizugeben, da Ihr mich gebunden glaubt, haben mich gerührt; Ihr habt mein Wort und ich die Ueberzeugung, daß Ihr ein edler Mann seid. Genügt Euch daher stilles häusliches Glück, ohne die Morgenglut der ersten Liebe, genügt Euch Treue und Ergebung, und zürnt Ihr der Thräne nicht, die ich der Vergangenheit zuweilen weinen könnte, so führt mich mit Zuversicht zum Altare. Ich bin mit mir einig; was mir als Pflicht erscheint, befolg' ich unwandelbar, deßhalb schied ich auch ohne Lebewohl, zerschnitt das freundlich gewun-

dene

dene Band mit schonungloser Hand und jagte ihn in den Tod! — Bei diesen Worten suchte sie vergebens ihre Thränen zu verbergen, sie stürzten hervor.

Exupery achtete ihren Schmerz und berührte diese Saite nicht mehr.

3.

Der Krieg begann nun auch in diesen Gegenden, doch zog Montal, hier der Stärkere, seine Streitkräfte mehr gegen Poitou, wo La Noue, der Anführer der Hugenotten, seine Glaubensbrüder versammelte, und schien den Herrn von Senneterre und seine schöne Tochter ganz vergessen zu haben. Dieser aber gedachte seiner und traute dem Heimtückischen nicht, der für seine Person immer noch in Clermont war, und jetzt sein kleines Heer mit einigem Geschütz gegen das von den Hugenotten besetzte Städtchen Gueret sandte. Dieß bewog den Hugenottischen Adel von Limousin, sein Panner aufzupflanzen und Gueret zu Hülfe zu ziehen; auch Senneterre und Exupery schickten Mannschaft nach Tarnac, wo der Sammelplatz der Hugenotten war; beide

aber zogen nicht mit, denn Magdalena hatte das Krankenlager verlassen und die Vermählung sollte nicht länger aufgeschoben werden. Hatte Magdalena eingesehen, daß ihre Liebe zu dem armen, aus niederm Adel stammenden Lagrange eine Thorheit gewesen sei, denn nie würde nach den Grundsätzen damaliger Zeit ihr Vater zu solcher Verbindung seine Einwilligung gegeben haben, oder hatte das schonende, edle Benehmen ihres Verlobten, oder seine Liebenswürdigkeit ihr Herz gestimmt, sie schien, wenn auch nicht mit Wonne, doch mit freudiger Ergebung dem Tag entgegen zu sehen, der über ihr künftiges Leben entscheiden sollte. Sie trat mit der festen Zuversicht, daß sie einem edlen Manne ihre Hand reiche, an den Altar und ward Exupery's Weib.

Miremont lag nur drei Stunden von Sauval, dem Schlosse Seneterres, entfernt, und der junge Ehegatte wünschte noch an demselben Tage sein geliebtes Weib heimzuführen. Vielleicht wollte er sie hierdurch von dem Orte entfernen, wo so manche Erinnerung ihr, auch ihm, die Wonne des Tages trüben konnte. Seneterre war es zufrieden, und so bestieg Magdalena gleich nach der Tafel ihren flüchtigen Li-

mouſin und verließ an der Seite des Gatten ihren Vater und das Schloß, wo die erſte Roſe ihr erblüht war. Zu den 30 Reitern, die ihnen von Miremont entgegen gekommen waren, gab Senneterre noch 20 Hakenſchützen, und mit dieſer Begleitung glaubten ſie um ſo ſicherer den kurzen Weg nach ihrem Schloſſe zurückzulegen, da ihre Abreiſe erſt am vergangenen Abend beſchloſſen war und niemand glauben konnte, daß ſie an dieſem Tage ſchon Sauval verlaſſen würden.

Exupery hatte alle Vorſichtmaßregeln genommen, die in dieſer unſichern Zeit, ſelbſt bei hinlänglicher Bedeckung, nöthig waren. Er ſelbſt war wie zum Kampfe gerüſtet; Vor- und Nachhut ſollte ihn ſicher vor Ueberfall ſtellen, und als er den Wald vorbei zog, von welchem Miremont nur noch eine halbe Stunde entfernt war, ſendete er Reiter und Hakenſchützen ab, um zu ſpähen, ob kein Feind ſich darin verſteckt habe. Aber kaum waren dieſe an den Saum des Waldes gerückt, als Bewaffnete mit eingelegten Lanzen herausjagten und, ſich nicht weiter um die Fliehenden kümmernd, auf Exupery zuſprengten. Dieſer erkannte ſogleich, daß es königliche Truppen und ihm weit an der Zahl überlegen

waren; er übergab deßhalb sein junges Weib einem vertrauten Diener mit dem Befehl, mit ihr nach Miremont zu jagen; er selbst ordnete seine Schaar und rückte dem Feind entgegen, der jedoch so stark und in zwei Geschwader geordnet ihm entgegen kam, daß nur Verzweiflung sich hier auf ein Gefecht einlassen konnte. An sein Weib denkend, sprengte er, ihre Flucht zu decken, und von den Seinen muthig gefolgt, in die dichtesten Reihen der Feinde, hieb Alles vor sich nieder, und mancher Stoß, mancher Hieb prallte von seinem Helm und Panzer ab; aber dem tückischen Schuß einer Hakenbüchse widerstand der Panzer nicht, er sank, tödtlich verwundet, von seinem Rosse.

Fröhliche Brautnacht! rief dem Gesunkenen eine wohlbekannte Stimme zu; es war Montal, der die von dem Tod ihres Führers entmuthigten Hugenotten zu verfolgen befahl und den Seinen nachrief, ja die Dame einzufangen und sie sogleich hierher zu bringen. Er war gewiß, daß Magdalena ihm nicht entgangen sei, denn auch der Hohlweg, der von hier nach Miremont führte, war von ihm besetzt. Er irrte jedoch, denn die Königlichen kamen in wilder Flucht zurück und berichteten, daß die Hugenotten in

„Philipp Artevelde!“ unterbrach ihn Dubois „Nicht Brief und Siegel giebt wahre Sicherheit, der Mund verſpricht leicht, das Pergament iſt geduldig, aber der Haß hat tiefe Wurzel in die Herzen geſchlagen. Läßt Euch auch der Graf von Flandern ruhig in ſtiller Abgezogenheit leben, ſo habt Ihr doch ſo vielen Geſchlechtern wehe gethan, die Euch nie das Blut der Ihrigen vergeben werden. Und glaubt Ihr, das Volk werde Euch ſchützen? Ihr kennt es noch nicht! Sind Eure Fäſſer, iſt Euer Seckel leer, ſo hat es Eure Wohlthaten vergeſſen heute trägt es Euch, gleich einem Könige im Triumph umher, morgen zertrümmert es ſeinen Götzen. In einem Jahre wiſſen ſie nichts mehr von Euch, Ihr ſeid vergeſſen! Deshalb rath' ich Euch, nehmt Eure Leibwacht mit auf den Marktplatz, ich will die verwegenſten Chaperons um Euch ſammeln, hört, ſo auf alles gerüſtet, die Abgeordneten an und ſind die Bedingungen hart, ſo verwerft ſie, damit Niemand ſage. Unter Philipp Arteveldes Regierung beugte ſich Gent unter das Joch! Dann thut wie ich thun werde.“

Die Worte Dubois hatten nicht ganz ihre Wirkung auf Artevelde verfehlt, ſein Ehrgeiz war rege, aber gedachte er der Bitten Alicens, ward er ungewiß. Da verwundete ihn Dubois auf unheilbare Weiſe „Artevelde!“ ſagte er, Ihr ſcheint meinem Rathe kein Gehör geben zu wollen, Ihr ſchwankt? Iſt Eure gerühmte Feſtigkeit in der Umarmung Eures ſchönen Weibes wankend geworden? — O, Ihr thörichter Menſch! Erſt rennt Ihr dem Ehrgeiz nach, nun der Liebe und eben weil Ihr ſo rennt, verfehlt Ihr um deſto gewiſſer das Ziel. Wißt —“

verschiedenen Trupps mit Uebermacht durch den Hohlweg heransprengten. Montal sah auch zu gleicher Zeit wohl an 300 zu Pferde in scharfem Trapp heranrücken, und nun blieb ihm selbst nichts übrig als die Flucht.

4.

Durch den glücklichen Zufall, daß mehrere Haufen Hugenotten, die aus den Cevennen nach dem allgemeinen Sammelplatze Tarnac sich begeben wollten und zu denen sich noch mehre Adelige von Auvergne gesellt hatten, der kleinen Schar zu Hilfe kamen, war Magdalena gerettet und Montals tückischer Anschlag zum Theil vernichtet worden. Bald sah sie sich auf Miremont in Sicherheit und erwartete mit klopfendem Herzen die Ankunft ihres Gemahls. Aber statt daß er siegreich einzog, brachten sie der Neuvermählten den Todten. Bei seinem Anblicke ergriff sie unnennbarer Schmerz: sie sah ihr beklagenswerthes Schicksal als die gerechte Strafe des Himmels an, denn sie fühlte sich strafbar, daß sie mit einem getheilten Herzen an den Altar getreten sei, wo selbst in dem Augenblicke der höchsten Feier das Bild des

jungen Lagrange ihr vorgeschwebt und in ihr die stille Sehnsucht erweckt hatte, er möchte statt des Gatten ihr zur Seite stehen. Sie knieete neben dem Todten, bedeckte seine Hand mit ihren Küssen und Thränen, und ohne ein Wort der Klage auszustoßen, ohne sich in ihrem Schmerze laut anzuklagen, schien sie mit dem Gatten Alles verloren zu haben. Sonst so entschlossen bei jeder ihrer Handlungen, war doch jetzt ihr Muth, ihr Vertrauen gebrochen, sie fühlte sich schuldbewußt, dieß beugte sie nieder.

Erst spät am Abend verließ sie den Todten und verschloß sich in ihr Gemach, das Niemand, selbst ihrem Vater nicht, geöffnet wurde. Hier in der Einsamkeit suchte ihr zerrissenes Herz Trost und Ruhe, und hier faßte sie einen Entschluß, wodurch sie glaubte ihre Schuld büßen zu können. Kaum achtzehn Jahre alt, hatte sie schon manche traurige Erfahrung gemacht; sie hatte ihrer ersten Liebe entsagen müssen, den Geliebten in den Tod gejagt, an ihrem Vermählungtage lag der Gatte, den sie hochschätzte, vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, liebte, dem Tode vermählt mit zerschmetterter Brust bleich vor ihr. Was das Herz eines Weibes erschüttern, was es zermalmen kann, hatte die jung-

fräuliche Witwe betroffen, und zu diesem unglücklichen Verhängniß gesellte sich noch das Bewußtsein der Schuld. Das Leben gestaltete sich ihr von diesem Augenblicke an anders, sie hatte von ihm nichts mehr zu erwarten, Alles zu fürchten. Nur ihr Vater war das einzige Wesen, was sie noch an der Welt festhielt, aber auch die Glorie, die sie sonst um sein ehrwürdiges Haupt gesehen, hatte den Strahlenglanz seit jenem Tage verloren, wo er das furchtbare Opfer von ihr angenommen hatte. Sie hatte ihr Herz der glühenden Liebe, sie hatte es der auf Achtung gegründeten Neigung geöffnet — Lagrange wie Exupery waren nicht mehr, nur die schmerzvolle, wehmüthige Erinnerung blieb ihr, kein Wunsch, den Jugendtraum von neuem zu träumen, kein Wunsch, an der Hand eines edeln Mannes durch dieß Leben zu gehen, die Begierde nach Rache war die Leidenschaft, die sie allein noch ergriff. In dieser verhängnißvollen Nacht, die sie einsam durchwachte, bildete sie den Plan einer freudelosen Zukunft; was ihr das Schicksal entzogen, dem wollte sie nun für immer entsagen, der Seligkeit, die nur in der Brust des Weibes ihr Eden

findet, wollte sie für immer die Brust mit einem eisernen Harnisch verschließen.

Erst als am andern Abend das Glöckchen vom Thurme die Vasallen und Freunde zusammenrief, ihren Herrn zur Ruhestätte zu begleiten, durfte Alice in ihr Zimmer treten. Erst jetzt nahm sie die Myrte aus ihrem Haar, heftete den schwarzen Schleier an ihre Stelle in die dunkeln Locken und das Trauergewand deckte ihre schlanken Glieder. So verließ sie das Gemach, schritt durch die Reihen der Diener und Edlen, die sich zu dem Begräbniß des Freundes hier eingefunden hatten, und trat in den schwarz ausgeschlagenen Saal, der noch gestern zu ihrem Empfange mit Blumen geschmückt war. Hier kam ihr der Vater entgegen; sie nahte sich ihm, beugte ihr Haupt und duldete es schweigend und fast theilnahmlos, als er sie in seine Arme schloß, und nur hoher Ernst und reine Trauer, die ihren Muth nicht zu beugen vermocht hatten, sprachen sich in ihren Zügen aus. Der Geistliche, der neben der Leiche des Gatten gebetet, trat ihr entgegen. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt! redete er sie feierlich an. Der Name des Herrn sei gelobt, und fortan nur zur Ehre

seines heiligen Namens will ich leben! murmelte sie leise.

Jetzt nahte sie dem schon im Sarge Ruhenden. Trotz der Todeswunde, die ihn getroffen, war sein Antlitz heiter und freundlich, wie es immer im Leben gewesen war. Der Tod hatte so schnell mit einem Drucke das Herz zermalmt, der Augenblick des Scheidens vom Leben mußte so kurz gewesen seyn, daß der erlöschende Funke nicht einmal schmerzlich hatte aufflackern können — er mußte sanft entschlafen seyn. Wehmüthig hing Magdalenens Blick an dem Todten, und je länger sie ihn anschaute, desto milder wurde bei dem Anblicke des ruhig Schlummernden ihr Ernst. Sie knieete neben ihn, erfaßte und küßte seine Hand. Segne den Tod, der Dich einem getheilten Herzen entriß, — sprach sie leise — Du verdientest ein Herz, das ganz Dein eigen war — ich war Deiner nicht werth, vergieb! — Hohe Röthe überflammte bei diesen Worten ihr bleiches Antlitz, und als sie sich erhob, eine weiße Rose von ihrer Brust nahm und sie auf die Stelle legte, wo die feindliche Kugel ihn getroffen, da rollte eine Thräne auf die Blume herab, als ob sie ihr den erfrischenden Thau mit in das Grab geben wollte.

Dame! — trat, wahrscheinlich die Schmerzenscene abzukürzen, jetzt der Geistliche zu ihr — sollen wir nicht der Erde geben was der Erde gehört? Der Himmel nahm seinen Theil, die Seele ist bei Gott. Sollen wir nicht den Sarg schließen!

Verweilt nur noch einen Augenblick! — bat sie und athmete tief auf — Gönnt mir nur noch ein Wort, das ich über den Verschiedenen hin seinen Dienern, seinen Freunden, meinem Vater sagen muß. —

In einsamer Nacht — so begann sie, und ihr ganzes Wesen schien verändert, ihre Gestalt höher, ihr Auge leuchtender zu seyn — in einsamer Nacht habe ich ein Gelübde gethan, das ich über dem Sarge Veit's von Exupery in dieser Versammlung in Gegenwart meines edlen Vaters feierlich wiederhole. Ich schwöre bei dem heiligen Gott und bei der reinen Lehre, zu der wir uns bekennen, fortan nur der Religion zu leben und für sie zu sterben. Statt des seidenen Gewandes decke der Panzer meine Brust, statt der Rose im Haar decke der Helm mein Haupt, statt der Spindel in der Hand führe sie das eiserne Schwert; und daß nichts mich in meinem Vorsatz störe, daß mich nicht

die Pflicht der Gattin, nicht Mutterliebe abziehe, schwöre ich hier über Deinem Leichnam, mein Gatte, nie eines Mannes Weib zu werden — nie —

Ein tiefer Seufzer, ein schmerzvoll ausgestoßenes: Gerechter Gott! das sie dicht hinter sich vernahm, unterbrach ihre Rede; sie wandte sich zürnend, und eine lange, hagere Gestalt mit bleichem, todtenfahlen Antlitz, nur die Stirn von den Narben zweier Wunden geröthet, mit halb erstorbenen Augen sie anstarrend, stand vor ihr. Bei diesem Anblicke schrie sie laut auf, ihre Kniee wankten, sie sank leblos über die Leiche ihres Gatten.

Als sie aus ihrer todähnlichen Betäubung erwachte, fand sie sich in einem ihr ganz fremden, von zwei matten Kerzen erleuchteten Gemache, die auf einem Tische ihr gegenüber stehend, das lebensgroße Bild eines Geharnischten beleuchteten. Sie glaubte, Veit von Exupery stände vor ihr, so täuschend ähnlich war dieß Gemälde dem Verstorbenen. Schauder überlief sie, und nur der Anblick Alicens, die sie jetzt unfern ihres Bettes auf einem Lehnsessel eingeschlummert erblickte, ordnete die wirren Gedanken, die sich in ihrem Kopfe durchkreuzten.

Sie rief das Mädchen, und als dieſe mit einem freudigen: Gott Lob, Ihr lebt! aufſprang und zu ihr eilte, fragte Magdalena, wie aus einem Traume erwacht: Hab' ich es geträumt, Alice, oder war es ſein Geiſt, den ich an dem Sarge meines Gatten ſah?

Er war es ſelbſt, Herrin! — erwiderte das Mädchen, vergnügt, ihrer Herrin gute Nachricht bringen zu können — Von ſeinen Wunden geheilt, aus der Haft wunderbar errettet, eilte er, den Tod zu finden, der ihm am Fuße des Mont-d'or nur geſtreift hatte, nach dem Sammelplatze ſeiner Waffengefährten. Bei Miremont gab ihm ſein Glück Gelegenheit, Euch zu retten und — ſetzte ſie traurig hinzu — um mit einer neuen, tieferen Wunde heute von hinnen zu ziehen.

Er zog von hier? — unterbrach ſie Magdalena und verſank in Nachdenken — Nun, es geh Dir wohl auf Deiner Siegesbahn, edler Jüngling! rief ſie dann freudig aus — finde Ruhm oder Tod!

Oder beſſer ein liebendes Herz! fiel ihr Alice vorſchnell in die Rede.

O gute Alice! ſagte Magdalena mit Feuer — es liebt nur einmal, nur einmal öffnet ſich die

Knospe zum Entfalten; zernagt sie tückisch ein Wurm, so verwelkt sie und ihre Blüthe ist für immer dahin, das fühl ich, fühl ich tief und schmerzlich. — Sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz und versank in Nachdenken. Sie mochte sich wohl mehr der süßen Rückerinnerung als dem Schmerze überlassen haben, denn ein wehmüthiges, fast heiteres Lächeln umzog ihren lieblichen Mund. — Gab er Dir keinen Auftrag, oder glaubte er mein Auge für ewig geschlossen? fragte sie dann Alicen.

Sag' Deiner Gebieterin, — erwiderte diese — zweimal habe sie nun das Band zerrissen, das Liebe um uns gewunden hatte, zweimal habe sie das Wort gebrochen, das sie in der Jasminlaube mir gegeben. Sag' ihr, ich hielt mein Wort und lebte nur ihr, fern oder nah', ich lebte nur ihr! — Wo sie meinen Arm zu ihrem Schutze bedarf, wird er sie beschirmen, wo ich für sie bluten kann, werd' ich mit Freuden mein Herzblut verspritzen, aber hoffnunglose Liebe darf nur in der Ferne trauern, wer der Liebe abschwor, dem darf kein liebendes Herz nahen. Für die Liebe ist sie zu kalt, zu besonnen, für die Freundschaft zu glühend, zu schön. Deßhalb fort von ihr! Dieß sagend schwang er sich, trotz meiner Bit-

ten, auf sein Roß, ich aber rief ihm nach: Und wenn sie stürbe? — Da wandte er sein Roß: So werd ich treu seyn im Tode wie im Leben! und dieß sagend, jagte er über die Zugbrücke hin, als ob er Euerm Anblicke entfliehen wollte. — Ob er wohl je wiederkehren wird?

Er wird! — sprach Magdalena bestimmt — Auch that er wohl, daß er Miremont verließ, ich ehre sein schonendes Benehmen. Doch er wird wiederkommen, denn, Alice, meine Gedanken vermochte ich nicht von dem Todten abzulenken, wie könnte er sich von der Lebenden trennen? —

5.

Aber Monden vergingen, Charles Lagrange kehrte nicht zurück. Aus der ganzen Umgegend, aus dem ferneren Poitou und Guienne strömten die Edlen herbei, die Hand der schönen reichen Witwe zu gewinnen; Jeden wies sie mit so viel Freundlichkeit, mit so viel Liebreiz zurück, verwies Alle auf das Gelübde, das sie gethan, und bannte absichtlos jeden ihrer Bewerwerber in ihrem Zauberkreise fest. Aber nicht

„Was wollt Ihr mich wissen lassen? — Sprecht!“ fuhr Artevelde heftig auf.

„Ihr kennt, wie Ihr mir einmal sagtet, den Namen des Mannes nicht, an dem Alicens Herz einst hing — vielleicht noch jetzt —“

„Schweig Unglücklicher!“ rief Philipp zornig „Lästre die Tugend nicht!“

„Was ich rede, ist Wahrheit und Eure Drohungen schrecken mich nicht ab, sie auszusprechen“ erwiederte Dubois mit kalter Ruhe „Der Mann, den Eures Weibes Herz wählte, ist einer der Barone am Hofe des Grafen, einer der heftigsten Feinde dieser Stadt. — Er zöge mit dem Frieden ein und deshalb entsagt auch Alice gern ihrer Eitelkeit, legt willig Macht und Hoheit ab und stimmt Euch zur Unterwerfung. Sie findet ja Ersatz in ihrem häuslichen Glück!“ setzte er höhnend hinzu.

Der Schlag traf, die Flamme flackerte auf. Artevelde erwiederte nichts, aber die Heftigkeit, mit der er Dubois Hand schüttelte, sprach deutlich seine Gesinnung aus; Dubois verließ ihn triumphirend.

11.

Ohne Alice noch gesehn zu haben, verließ er das Haus und begab sich, an der Spitze seiner Leibwacht, auf den Markt. Schweigend, in banger Erwartung empfing ihn das Volk, kein Jubelruf begrüßte ihn; finster durch die Menge schreitend, betrat er den erhöhten Platz, von welchem herab er das Volk anzureden pflegte, und wo sei-

ihre Schönheit allein, auch ihr Heldenmuth erwarb ihr die Bewunderung ihrer Glaubensgenossen, wie die der Katholiken. Sie hatte Miremont in guten Vertheidigungstand gesetzt, es mit Lebensmitteln auf ein Jahr versehen und eine Besatzung von 200 Hakenschützen geworben, die sie aus ihrem Seckel zahlte. Außerdem konnte man immer eine bedeutende Anzahl Adelige dort finden, die mit ihrem Gefolge zu ihrem Gebote standen, so daß sie schon mehre Male mit dreißig Lanzen zu einem Streifzuge ausgegangen war, wobei das Glück sie immer begünstigt hatte. Montal, dem die Unterdrückung der Hugenotten in dieser Gegend aufgetragen war, mußte vom Hofe manche Spötterei und den Vorwurf hören, daß seine alte Neigung für die Amazone von Miremont, wie man sie überall nannte, noch nicht erloschen sei, da er so viel Galanterie für diese Dame habe und sich überall von ihr überfallen lasse. Dieß bewog ihn endlich, 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter in aller Stille zusammen zu ziehen und mit zwei Geschützen gegen Miremont zu rücken. Aber kaum eine Stunde von da gelagert, sah er sich von mehren Haufen Hugenotten umschwärmt. Sein Anschlag mußte verrathen

seyn, und da er die Zahl der ihn umschwärmenden Feinde nicht übersehen konnte und fürchten mußte, La Roue sei aus Perigord herangezogen, so hielt er es für das Beste, schon am andern Tage wieder zurück nach Clermont zu gehen, wozu ihm der Tod König Karls den schicklichsten Vorwand gab.

Hier traf beim Verfolgen der Feinde die Frau von Miremont Charles Lagrange. Er war bei der ersten Nachricht, daß sich Montal zu irgend einem Streiche rüste, mit seinen Freunden herbeigeeilt, und sie waren es, die Montal umschwärmt und ihn zum Rückzug bewogen hatten. Bei der Brücke von Ambrot fanden sie sich. Magdalena war von ihrem Rosse gestiegen und stand unter einem Ulmbaume, Befehle ertheilend, als Lagrange mit seinen Freunden heran sprengte. Er erkannte sie im ersten Augenblicke nicht, denn noch nie hatte er sie gewappnet gesehen, und der Helm auf ihrem Haupte verdeckte ihr Gesicht. Sie erkannte ihn jedoch sogleich, und trotz dem Klopfen ihres Herzens, das sie laut gegen den Panzer schlagen fühlte, rief sie ihm zu, hier zu verweilen, da Montal in der Nacht einen so starken Marsch gemacht, daß er morgen schon wieder in Clermont

mont seyn konnte und jedes Verfolgen nutzlos wäre. Sie dankte für die ihr geleistete Hilfe und bat, sie nach Miremont zu begleiten, wohin sie jetzt zurückzukehren gesonnen sei. Sie nahmen mit Freuden den Vorschlag an, nur Lagrange suchte eine Gelegenheit, die Einladung zu umgehen; seine Freunde aber bestimmten ihn endlich und er folgte.

Magdalena war über ihre Begleitung verwundert; es waren 40 junge hugenottische Edle, die, so wie sie später erfuhr, zu ihrem Dienst in eine Art Verbrüderung getreten waren, obgleich die meisten unter ihnen sie noch nie gesehen hatten. Doch der Ruf ihrer Schönheit und ihres Muthes, die Kunde von dem traurigen Schicksal der jungfräulichen Witwe, vielleicht auch das sonderbare Gelübde, das sie gethan, und das die Eitelkeit manches jungen Thoren leicht zu vernichten glaubte, hatten sie zu der romanesken Verbrüderung vereinigt, sich dem Dienste der Dame von Miremont ausschließend zu weihen, wenn nicht ihr Arm zum allgemeinen Wohl ihres Glaubens anderswo nothwendiger sei. Lagrange war die Seele dieser Verbrüderung. Noch immer hing sein Herz mit verstärkter Sehnsucht an dem Weibe seiner ersten, ein-

zigen Liebe, nur für sie hatte das Leben noch Werth für ihn, und selbst als Herr von Senneterre, sein Wohlthäter, nach Rochelle zum Prinzen von Condé ziehen mußte und ihn zur Begleitung aufforderte, schlug er es ihm unter nichtigen Vorwänden ab und blieb in Limousin in ihrer Nähe. Hier führte er unter Langoiron manchen kühnen Streich, besonders in Auvergne, aus und sein Name war rühmlichst bekannt; gegen Montal legte er am liebsten seine Lanze ein, ihm weihte er seinen ganzen Haß und seine Rache.

Mit beklommenem Herzen ritt Magdalena an der Spitze des Zuges, in dem sie Lagrange wußte, der gewiß mit noch beklommnerem Herzen ihr folgte. Er fand sie in ihrem Brustharnisch schöner als je, die kastanienbraunen Locken, die, von der Natur geringelt, über ihre Schultern rollten, noch schöner, als sie ihren Helm abnahm, ihn einem Edelknappen gab und nun das schwarze Baret aufsetzte. Die Amazonentracht hatte einen besondern Reiz für ihn; vergebens kämpfte er gegen den Eindruck, den ihr Anblick auf ihn machte. Jeder Augenblick vergangener Wonne trat vor ihn, jedes süße Liebewort, das er in den Tagen des Glücks von

ihr vernommen hatte, hörte er auch jetzt, und bald ergriff ihn Seligkeit der Liebe, bald ihr höchster Schmerz.

Ich hätte hierher nie wiederkehren sollen, — war der finstere Gedanke, der ihn ergriff, als er durch das hohe Thor in Miremont einritt — nie hätte ich diese unheilvollen Mauern wieder betreten sollen, in die mich die Hoffnung begleitete, aus denen mich die Verzweiflung trieb. Ich habe ihr Leben und Tod geweiht, nicht aber die ewigen Qualen, die mich bei ihrem Anblicke martern.

Mit diesem Gedanken stieg er vom Rosse und folgte seinen Waffengefährten nach dem verhängnißvollen Saale, der, obgleich jetzt mit Fahnen und Waffen aller Art geschmückt, bei ihm doch nicht die Erinnerung an jenen Abend verdrängen konnte. Die laute Freude seiner Waffengenossen, die hier manchen früheren Bekannten fanden und begrüßten, die schnell verbreitete Nachricht von dem Tode Königs Karl, die bei dem Einen Hoffnung, bei dem Andern Furcht erweckte, Alles dieses ging theilnahmlos an Lagrange vorüber; ernst, in sich gekehrt stand er in einer Fensterbrüstung und sah hinunter in die rauschenden Fluthen der Dordogne. Da öff-

nete sich die Thüre und die Dame von Miremont trat ein. Nicht mehr die Amazone, die trauernde, in Schwarz gekleidete Witwe stand sie jetzt im Kreise ihrer Bewerber. Freundlich gegen Jeden, der sich ihr bescheiden nahte, ernst gegen den, dem nur ein zudringliches Wort entschlüpfte, ging sie wie eine Königin unter ihren Vasallen. Auch zu Lagrange trat sie, sprach mit ihm unbefangen wie mit einem Jugendbekannten und bat ihn, da er Sauval, das Schloß ihres Vaters, genau kenne, dorthin zu ziehen und dessen Vertheidigung zu übernehmen.

Ihr bleibt dann in der Nähe von Miremont, — sprach sie — und sollten die Katholischen etwas gegen dieses Schloß unternehmen, so seid Ihr ja auch mit den Freunden, die Euch dorthin begleiten werden, in meiner Nähe und zu meiner Hilfe bereit.

Lagrange verneigte sich und schwieg, und als die Tafel bereitet war, verließ sie die Versammelten und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Hier überließ sie sich ungestört ihren Empfindungen. Was sie thun sollte, darüber war sie keinen Augenblick zweifelhaft; da, wo es der Pflicht galt, stand ihr Entschluß immer fest und unerschütterlich; aber wie sie handeln

müſſe, ihn nicht zu kränken, ſich ſelbſt nicht zu martern, darüber konnte ſie mit ſich nicht einig werden. Alice, die im Zimmer war, hatte ſie ſcharf beobachtet und errieth ihre Gedanken leicht. Sie ſtand in dem Wahne, nur Lagrange's Herz könne ihre Gebieterin beglücken; überdieß nahm ſie ſo viel Theil an dem jungen Mann, daß ſie es wagte, Magdalena aus ihren Träumen zu wecken. Soll ich ihn hierher beſcheiden? — fragte ſie wohl etwas ängſtlich — darf er zu Euch kommen?

Die Frau von Exupery, über dieſe Frage verwundert, ſann einen Augenblick, dann ſagte ſie freundlich: Sende einen Diener zu ihm, aber während ſie noch an der Tafel ſitzen, und er ſoll den Herrn von Lagrange erſuchen, nach Tiſche zu mir zu kommen, wo ich wegen Sauval das Nöthige mit ihm verabreden wollte.

Ein Diener ſoll ihn hierher beſcheiden, und das öffentlich? fragte Alice kopfſchüttelnd.

Thue, was ich Dir ſagte! befahl die Dame von Miremont und Alice ging.

Nicht lange darauf trat Lagrange ein. Magdalena begrüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand zum Kuß, die er ſtürmiſch an ſein Herz drückte.

Nicht also, Lagrange! — sprach sie verweisend und entzog ihm ihre Hand — Mich und Euch hat das Schicksal so ernst, so streng geprüft, daß wir auch nur ernst einander gegenüber stehen müssen. Als wir uns das letzte Mal sprachen, es liegt eine lange schwere Zeit zwischen jenem Tage und dem heutigen, nährten wir eine Hoffnung, die uns von unserm Ziele eben so fern ließ, wie wir heute fern, noch ferner davon stehen. Im jugendlichen Leichtsinne glaubten wir alle Klippen und Abgründe leicht überspringen zu können, jedes Hinderniß bot uns neuen Reiz, wir nährten den thörigen Wahn, die eigenen Schöpfer unserer Zukunft seyn zu können, und es bedürfe nur Muth und Beharrlichkeit, uns über Gebräuche und Vorurtheile hinweg zu setzen. O, nicht dieses bittere Lächeln, Freund meiner Jugend! — unterbrach sie ihre Rede, da Lagrange, von ihren Worten unangenehm berührt, seinen Unmuth nicht verbergen konnte — sucht keinen Stachel in meinen Worten, nur Balsamtropfen für Euch und mich.

Wir leben jetzt nicht mehr für uns, — fuhr sie nach einer Pause fort, in der sein Unmuth geschwunden zu seyn schien — wir leben nur noch für unsern Glauben und unsere Rache!

Dort über jenen Bergen, wo Clermonts Thürme sich erheben, hauſ't Montal. So lange er lebt, wird mein Herz nicht beruhigt, meine Seele nicht heiter seyn, ihm gilt der Kampf.

Und welcher Lohn wird dem Sieger? fragte er freudig.

Ein schmerzliches Lächeln umzog Magdalenens Mund.

Wollt Ihr, — fuhr er fort — daß ich, an allem Erdenglück verzweifelnd, mich bei jedem Trompetenschall in die Schwerter der Feinde, den Tod suchend, stürzen soll?

Der Muth der Verzweiflung ist nicht der Muth des Christen! — sagte sie ernst — Schwerer ist es, den Schmerz zu ertragen, als ihn mit einem Stoße zu enden. Glaubt Ihr, daß mir das Opfer, das ich meiner Kindespflicht bringen mußte, leichter geworden ist, als mir es der Tod gewesen wäre? Wir müssen vergessen lernen, nicht rückwärts, nur in die Zukunft blicken. Laßt uns Freunde seyn für diese Welt, kurz ist das Leben, und in der jetzigen Zeit setzen wir es ja alle Tage für eine große Sache ein; in jener Welt —

Die Anweisung ist auf eine nebelumflorte Zukunft gestellt, Magdalena — unterbrach er

sie schnell — Niemand weiß, ob er sich dort mit den Geliebten wiederfindet, keiner fügte noch zu dem Glauben die Gewißheit. Ach, deßhalb gäb' ich mit Freuden für einen Wonnetag, wie ich deren so viele in Sauval verlebte, jede Anweisung auf das Jenseit hin.

Ihr betrübt mich, Lagrange! — sagte sie, ihn schmerzlich anblickend — Ich hatte Euren Glauben fester, Eure Liebe zu mir stärker geglaubt. Die magische Kraft, die unwiderstehlich Herz an Herzen zieht, dauert bis über das Grab. Ich wähnte Euch todt, und doch lebtet Ihr noch in mir, um mich; ich sah Euch, sprach mit Euch, hing an Eurer Brust — Ihr standet selbst am Altar neben mir. Heilige Liebe ist unvergänglich — Irdische? — Ja, die mag wohl mit dem Herzen vermodern, ich kenne sie nicht mehr. Doch, Ihr wißt meinen Entschluß, deßhalb trete die Vergangenheit nie wieder lockend zwischen uns, wir können, wir dürfen uns nichts mehr seyn als Freunde.

Sie schwieg und er mußte sie hoffnunglos verlassen.

ne Wacht einen Kreis um ihn bildete, in welchem Peter Dubois, die Verſammlung beobachtend, ſtand.

„Ihr Bürger der freien Stadt Gent, die Ihr von Euern Mitbürgern zur Unterhandlung des Friedens nach Hariebecque geſandt wurdet“ rief nun Arteveldе mit lauter Stimme „tretet her zu uns und berichtet dem verſammelten Volke, welche Uebereinkunft Ihr mit dem Grafen von Flandern getroffen habt, oder ob er keinen Frieden will!“

„Werther Herr! Theure Mitbürger!“ begann nun einer der Abgeordneten, ein Kaufherr, der andere war ein reicher Weber „Wir haben lange und mühſam in Harlebecque unterhandelt, haben anfangs, wie uns aufgetragen war, mit ſtolzer Zuverſicht die Bedingungen des Friedens vorgeſchrieben, aber die Fürſten kannten nur zu gut unſre Noth und ſpotteten unſers Stolzes; da traten wir offen vor den Grafen, unſern ehemaligen Herrn und ſtellten ihm vor, wie er nicht ſeine herrlichſte Stadt ganz verderben und untergehen laſſen ſollte und erweichten ſein Herz, ſo daß er uns endlich den Frieden bot. — Aber es wird uns ſchwer, die harten Bedingungen zu ſagen —“ Er hielt inne, eine furchtbare Stille herrſchte in der Verſammlung, jeder lauſchte geſpannt; Dubois war vielleicht der Einzige, der mit lächelndem Antlitz der Entſcheidung entgegen ſah.

„Der Graf von Flandern verlangt — hört es, meine Mitbürger!“ fuhr nun der Abgeordnete fort „Er verlangt unbedingte Unterwerfung und 200 Geiſſeln, die er ſelber ſich unter uns wählen darf, doch gab er uns die Hoffnung, nicht alle ſterben zu laſſen.“

6.

Am andern Morgen fand Magdalena sämmtliche anwesende Edelleute in dem großen Waffensaale versammelt. Der Vicomte von Rohan, der Vornehmste unter ihnen, der mit acht Lanzen ihr zugezogen war, nahm im Namen Aller das Wort. Edle Frau! — redete er sie an — Ihr sehet hier sechzig Edelleute aus allen Gegenden durch den Ruf Eueres Muthes und Euerer Schönheit versammelt, Alle sind der Lehre Calvin's zugethan und deßhalb mit doppelten Banden an Euch gebunden. Sie verlangen unter dem Panier der Amazone von Miremont für ihr Recht und ihren Glauben zu fechten und sich Euerem Dienste zu weihen, und verpflichten sich, in Allem Eueren Befehlen zu gehorchen: wohin Ihr verlangt, werden sie ziehen, wohin Ihr zieht, werden sie Euch folgen und für Euch kämpfen und sterben. Nehmt Ihr unsere Dienste an, so finden wir uns beglückt, denn wie in den schönen Zeiten des Ritterthums kämpft ein Jeder für seine Dame, und die Dame unsers Herzens seid Ihr!

Ich fühle mich geehrt, daß so viele tapfere Männer Frankreichs sich meinem Dienste wei-

hen, — nahm Magdalena das Wort, als der Vicomte schwieg — ich verdiene diese Auszeichnung nicht, allein ich nehme freudig und mit dankbarem Herzen Euer edles Anerbieten an und erlaube Euch hiermit, meine Farbe zu tragen.

Und die ist? fragte Rohan schnell.

Schwarz, wie Ihr seht, und weiß. Schwarz bedeute die Trauer meines Herzens, weiß die Reinheit meiner Absicht. Und kennt Ihr den Schwur, den ich auf eben dieser Stelle that?

Wir kennen ihn! riefen Mehre.

Und wollt dennoch für mich in den Tod?

Für die Schönste zu sterben, ist der schönste Tod! rief eine laute Stimme — es war Lagrange — während die Anderen feierlich sprachen: Wir wollen!

So hoffe ich mit Gott noch Großes zu vollbringen, denn wer, wie Ihr, für den Glauben und seine Dame streitet, muß unüberwindlich seyn, und morgen schon wollen wir versuchen, ob das Glück dem Muthe folgt. So eben habe ich die Nachricht erhalten, daß Montal zwei Schwadronen Reiter aus Clermont gegen die Dordogne hat rücken lassen. Will er uns überfallen, oder glaubt er dadurch unsere Unterneh-

mung gegen Gueret aufzuhalten, ich weiß es nicht; aber ihm entgegen wollen wir ziehen. Sobald der Tag zu grauen beginnt, haltet Euch bereit; zehn von Euch bleiben mit dem Fußvolke in Miremont zurück, wer dieß sei, entscheide das Loos.

Als sie am andern Morgen den Haufen musterte, brachte ihr ein Edelknabe eine zusammengerollte Fahne. Sie rollte sie auf, die Fahne war schwarz, von zwei silbernen Sternen durchwirkt. Sie reichte sie Lagrange. Tragt meine Fahne! — sprach sie — So lange sie im Gefechte weht, bin ich nicht ganz unglücklich, sinkt sie, sinkt auch mein ganzes Glück. Deßhalb vertheidigt sie mit treuem Muthe! — Dann zog sie an der Spitze von zwei und sechzig Lanzen aus, die zu damaliger Zeit, wo jede Lanze noch drei leichtbewaffnete Reiter bei sich führte, zweihundert und funfzig zu Roß betrugen.

Das Glück war ihrem Muthe gefolgt, die zwei königlichen Schwadronen wurden überfallen und fast ganz aufgerieben. Hierauf setzte die Amazone über die Dordogne, vereinigte sich mit den bei Tarnac versammelten Hugenotten und trug nicht wenig zum Entsatze von Gueret bei. Montal, durch diesen Vorfall noch mehr

gereizt, schäumte Rache. Während die Streitkräfte der Hugenotten sich nun gegen Perigord wandten und Magdalena den größten Theil ihrer Ritter mit zu diesem Unternehmen gesandt und die übrigen in ihre Schlösser vertheilt hatte, zog Montal in aller Stille ein kleines Heer zusammen und hoffte, Miremont unvorbereitet überfallen zu können. Allein bei bürgerlichen Unruhen beseelt selten ein Geist die ganze Stadt. Anhänger der Hugenotten brachten nach Sauval die Kunde von Montal's Rüstung, und Magdalena, durch Lagrange benachrichtigt, konnte leicht ahnen, daß Montal's Unternehmung ihr gelten sollte. Sie ließ deßhalb schleunig die nach Perigord gesandten Ritter zurückkehren, und da Sauval, Miremont und St. Exupery, diese drei von ihr besetzten Schlösser, mit allem Nöthigen versehen waren, um eine lange Belagerung auszuhalten, erwartete sie getrost jeden Angriff.

Montal säumte auch nicht und rückte bald mit zweihundert Pferden, zweitausend Mann Fußvolk und vier Bombarden vor Miremont, und die Stärke des Schlosses genau kennend, und von der Rückkehr der entsandten Ritter unterrichtet, beschloß er, mehr die List als die

Gewalt anzuwenden. Er sandte deßhalb funfzig Reiter gegen das Schloß, die Alles umher verheeren mußten, und so hoffte er den größten Theil der Besatzung zu dem Angriff herauszulocken. Es gelang ihm jedoch nur zum Theil, denn die Dame von Miremont verließ, von vierzig Lanzen gefolgt, selbst das Schloß, stürzte sich auf die Königlichen, jagte die Mordbrenner in die Flucht und trieb sie bis jenseit des Waldes. Als sie jedoch nach Miremont zurückkehren wollte, fand sie den Weg versperrt, Montal in Schlachtordnung aufgestellt, und sie sah keine Möglichkeit, durchzubrechen, da auch das Geschütz sie zu begrüßen begann. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie eilte nach dem zehn Stunden entfernten Turenne, wo sie wußte, daß Langoirau zu Montal's Beobachtung vier Fahnen hugenottischer Reiterei aufgestellt hatte, und ersuchte deren Führer, den Chevalier Vaubrot, zum Entsatz ihres Schlosses mit ihr zu ziehen. Welcher junge Krieger hätte dieß der Amazone von Miremont abschlagen können, unter deren Paniere der Adel der Umgegend mit so viel Vertrauen zog, als sei sie den Hugenotten eine Jeanne d'Arc; willig folgte er der schönen Führerin und rückte mit ihr nach der

Dordogne. Bei Monteaux stieß auch Lagrange zu ihr, der mit der Reiterei Fauval verlassen und sich mit denen von St. Exupery vereinigt hatte. So ging sie, sechshundert Reiter stark, Montal entgegen.

Diesem war seine List nur halb gelungen. Er vermuthete nicht, daß die Amazone selbst bei dem Ausfalle seyn würde, und hoffte durch seine Anordnungen die Besatzung so zu schwächen, daß ihm die Eroberung des Platzes leicht seyn und er Magdalena in seine Gewalt bekommen würde. Jetzt war sie ihm entschlüpft. Demungeachtet ließ er noch am nämlichen Tage seine Bombarden auffahren und begann in der Nacht das Feuer, das er den ganzen folgenden Tag ununterbrochen fortsetzte, und das von dem Schlosse aus lebhaft beantwortet wurde. Jedoch auf die Nachricht von dem Heranrücken der Hugenotten, stellte er schon in der zweiten Nacht das Feuer ein, ließ fünfhundert Mann Fußvolk wohl verschanzt vor dem Schlosse und zog am Abend mit den Uebrigen dem Feinde entgegen.

Zwischen Mouriac und Miremont zieht sich ein enges, von steilen Felsen begrenztes Thal, durch das sich ein oftmals reißender Waldbach

in die Dordogne stürzt. Zu dem Thale führen auf beiden Seiten zwei mit Waldung umwachsene Hohlwege. Hier, als dem einzigen Passe, der nach Miremont führt, bei dem nämlichen Hohlwege, den er an jenem Tage des Ueberfalles besetzt, und in dem er Magdalenen den Rückzug abzuschneiden geglaubt hatte, verschanzte er sich, ließ sein Geschütz auffahren, so daß er den Hohlweg gegenüber bestreichen konnte, und erwartete so die Hugenotten.

Magdalena hatte gehofft, Montal zu überfallen, und sie war deßhalb selbst unangenehm überrascht, als sie von ihren Kundschaftern die Nachricht erhielt, daß er am Hohlwege sich verschanzt habe und sie da erwarte. Der Gegend ganz kundig, sah sie die Unmöglichkeit ein, ihn in dieser Stellung anzugreifen; sie beschloß daher, ihn zu umgehen. Sie ließ den Vicomte von Rohan, Montal zu beschäftigen, mit hundert Pferden der feindlichen Stellung gegenüber; sie selbst ging mit den Uebrigen auf einem kaum für Fußgänger gebahnten Wege durch das Thal, wobei die Reiter absitzen und ihre Rosse über die Klippen führen mußten, watete durch den angeschwollenen Bergstrom und erreichte glücklich, nur eine Stunde von der Stellung Mon-

tal's entfernt, die jenseitige Höhe. Hätte dieser dieß ahnen können und nur hundert seiner Reiter dahin gesandt, so würden die Hugenotten, die nur Mann vor Mann den Felsen erklimmen konnten, vernichtet worden seyn.

Sich nicht um Montal kümmernd rückte die Amazone schnell gegen Miremont, überfiel die vor dem Schlosse zurückgelassenen königlichen Fahnen um desto leichter, da diese, sich in ihrem Rücken ganz sicher glaubend, nur ihr Augenmerk auf Miremont gerichtet hatten. Fast ohne Widerstand wurden sie niedergehauen und so die Verbindung mit dem Schlosse gewonnen. Aber hiermit nicht zufrieden, wollte Magdalena die Gelegenheit nicht vorbeilassen, Montals Macht ganz zu zertrümmern. Miremont bot ihr im Fall des Mißlingens einen sichern Zufluchtort, und überzeugt, daß Rohan, sobald er den Lärmen des Gefechtes vernähme, die Königlichen angreifen würde, beschloß sie, Montal im Rücken anzufallen, stellte deßhalb das Fußvolk der Besatzung so auf, das es für den schlimmsten Fall ihr den Rückzug decken konnte, ordnete ihre Fahnen und zog nun eiligst auf den Feind zu.

Dieser durch das Schießen in seinem Rücken

cken, auch durch einige versprengte Reiter von dem Vorgefallenen unterrichtet, ließ nur hundert Mann zur Deckung des Hohlwegs zurück, setzte sich an die Spitze der Uebrigen und rückte den Hugenotten mit dem Fußvolke und dem Geschütze entgegen, das er am Saum des Waldes aufstellte; die Reiterei, die sich der Zahl nach mit den Hugenotten nicht messen konnte, ließ er im zweiten Treffen sich bereit halten.

Aber kaum war das Geschütz aufgefahren, kaum stand sein Fußvolk in Schlachtlinie, als die Hugenotten hinter dem Hügel hervorbrachen. Die Ritter der Amazone hatten es übernommen, das Geschütz anzugreifen; der Chevalier Vaubrot mit den vier Reiter-Schwadronen von Langoiran, die Amazone an ihrer Spitze, warf sich auf das Fußvolk, das festen Fußes mit lebhaftem Feuer die Hugenotten empfing, die sich in Unordnung zurückzogen. Da brach Montal an der Spitze seiner geschlossenen Reiterei hervor, drang leicht in die Fliehenden ein und, nicht auf die Wegnahme seines Geschützes achtend, verfolgte er sie im steten Niedermetzeln mit desto emsigerer Begier, da er in ihrer Mitte die schwarzen Federn von dem Helmbusche der Amazone wehen sah. Doch das hin-

ter Hecken aufgestellte Fußvolk der Besatzung hielt ihn auf, und da er in seinem Rücken das Gefecht immer noch fortwährend hörte, gedachte er zu spät an die das Geschütz angreifenden feindlichen Abtheilungen und eilte schnell zurück.

Während hier die Hugenotten fast schimpflich geflohen waren, hatten die Ritter der Amazone das erste Feuer der Bombarden ausgehalten, waren, ehe sie zum zweiten Male feuern konnten, eingedrungen und hatten sie genommen. Leicht berechnend, daß ihre fliehenden Waffengenossen einen sichern Ort, sich wieder zu sammeln, finden würden, hatten sie das Fußvolk in der Flanque angegriffen, es aufgerollt, und da bei dem ersten Feuer, das der Vicomte von Rohan hörte, dieser den Hohlweg stürmte und ihn nahm, und das Feuer in ihrem Rücken, der Angriff in ihrer Seite die Königlichen außer Fassung brachte, hatten die Ritter leichtes Spiel, die feindlichen Haufen auseinander zu sprengen, die, die Gewehre wegwerfend, sich in dem Walde zerstreuten.

Montal sah schon von fern die Flucht der Seinen, sah die Ritter sich an der Waldspitze sammeln, sah Rohan mit den Uebrigen zu ih-

„Eine lächelnde Hoffnung!“ rief Dubois zornig „Aber ie habt Ihr es gewagt, solch' entehrende Bedingung zu nterzeichnen? Tausendmal eher soll Gent untergehen, als ch solcher Schmach unterwerfen. Man sieht, weder Ihr och Eure Freunde würden unter den 200 sein, wohl aber ir, die das Zeichen der Freiheit schmückt. Ihr habt uern Vortheil trefflich bedacht, wir wollen auch den un= rn nicht vergessen!“ Dies sagend, stieß er dem Abgeord= eten den Dolch in die Brust, zu gleicher Zeit zerschmet= rte Artevelde das Haupt des Andern mit seiner Streit= xt und rief „Verrätherei! Zu den Waffen!“

Bei diesem Rufe drängte seine Leibwacht sich um ihn, ie Chaperons schwangen zu seiner Vertheidigung ihre Streitäxte und Niemand wagte die Mordthat zu rächen. Triumphirend ging er vom Marktplatz; der Friede war ebrochen und ferner als je.

Finster und wild betrat Artevelde seine Wohnung, das Gerücht seiner That war ihm vorausgegangen. Ohne bei llice einzukehren, wie er doch sonst immer zu thun pfleg= e, ging er nach seinem Zimmer; das Gefühl seiner That rieb ihn. Aber sie, die schon lange auf seine Tritte ge= auscht hatte, eilte zu ihm und fand ihn, wie er eben das Blut von seiner Streitaxt wischte.

„So ist es denn wahr!“ sagte sie weinend „So ist ieder Blut und von Deiner Hand geflossen? Artevelde! Wie konntest Du so frevln, so mich betrüben?“

„Friede taugt für Gent, taugt für mich nicht!“ er= iederte er rauh „Soll die freie Stadt sich wieder unter's Sclavenjoch beugen? Soll ich in die Verborgenheit zu= ücktreten, dem Glanze, der mich umgiebt, entsagen, die

nen stoßen, und es blieb ihm nur die Wahl, sich vorwärts einen Weg zu bahnen oder umzukehren, noch einmal in die sich wieder gesammelten und von neuem anrückenden Hugenotten zu stürzen, und wenn es ihm glückte, sich durchzuschlagen und sich dann durch die Fluthen der Dordogne zu retten. Er wählte das Letztere, denn hier sah er Magdalena an der Spitze und hoffte so vielleicht selbst im Fliehen noch seiner Rache ein Opfer zu bringen. Er wandte sich, stürmte auf die Heranrückenden ein, seine Reiter folgten ihm muthig und bald durchbrach er die feindlichen Reihen. Aber auch die Hugenotten hielten dießmal bessern Stand; mehre von ihnen, den Chevalier Vaubrot an ihrer Spitze, sammelten sich um die Amazone, die gleich dem gemeinsten Reiter mit Heldenmuth im dichten Gewühle focht. Montal, wie der beutedürstige Tiger seine Beute, nur sie im Auge, hieb Alles vor sich nieder, sich Bahn zu ihr zu brechen. Auch Magdalena erkannte ihn.

Laßt mich! — rief sie den Schützenden zu — Dort ist mein Feind, mein ist der Kampf mit ihm!

Dieß sagend gab sie ihrem arabischen Rosse

die Sporen, brach sich Bahn durch die Umgebenden, sprengte auf Montal ein, der mit einem freudigen: Ha, bist Du es, schöne Amazone! einen mächtigen Streich nach ihrem Helme führte, aber in demselben Augenblicke, von einem Pistolenschusse getroffen niedersank.

Sein Fall entschied das Gefecht. Die Königlichen flohen, von den Hugenotten verfolgt, die ohne Schonung keinen Pardon gaben und Jeden, der in ihre Hände fiel, niedermetzelten. Nur Zwei nahmen nicht Theil an der Verfolgung. Die Amazone hielt vor dem Gesunkenen und ihr Auge ruhte finster, doch nicht rachgierig, auf dem Unglücklichen, und ihr gegenüber hielt Lagrange, der, zu ihrer Hilfe geeilt, Montal niedergeschossen hatte.

Elender! — rief er ihm zu und sprang vom Rosse — Ist Dir Deine Beute entwischt, blutgieriger Tiger? Triumphire jetzt über sie!

Schweigt — Habt Mitleid mit dem Unglücklichen! unterbrach ihn Magdalena zürnend.

Mitleid mit dem? fuhr Lagrange immer heftiger werdend fort — Wer hatte Mitleid mit mir, als ich mit zerhauenem Schädel, aus sechs Wunden blutend, unter meinem Rosse lag

und sie, über mich wegsetzend, ihre Pistolen, wie beim Ringelrennen nach dem aufgesteckten Türkenkopfe, auf mich losbrannten? Wer hatte Mitleid mit mir? — Dieser, der mein ganzes Lebensglück zerstörte, meinen Himmel mir schloß? Dem ich fluche —

Soll ich Euch ferner achten, Lagrange! — unterbrach ihn die Dame von Miremont — so laßt diese schmähenden Worte; holt lieber einen Wundarzt, ihm das Blut zu stillen, das aus seiner Wunde strömt. Nehmt ihm den Helm ab, Lagrange, er scheint diese Erleichterung zu wünschen; dem gefallenen Krieger Hilfe, dem sterbenden Feinde Vergebung!

Unwillig, doch den Befehlen seiner Dame gehorchend, beugte sich Lagrange über ihn, lös'te ihm den Helm und fühlte sich in diesem Augenblicke am Halse von einem Dolchstiche verwundet. Dem Tückischen den Dolch entreißen und ihm die Gurgel durchbohren, war das Werk eines Augenblicks.

Magdalena, die Lagrange's Verwundung nicht bemerkt hatte, empörte diese Handlung und sie wollte mit ihm zürnen, als er neben Montal niedersank.

Ich habe auch jetzt gethan, was Ihr befahlt,

und blute zum zweiten Male dafür. Laßt mich in's Schloß bringen, Magdalena, ich fühle mich matt! sagte Lagrange mit schwacher Stimme. Glücklich, daß Mannschaft der Besatzung, wahrscheinlich die Todten zu plündern, herbeikam. Sie luden Lagrange auf eine Bahre und trugen ihn nach Miremont. — Montal hatte geendet.

7.

Da für diesen Augenblick nichts mehr für Miremont zu fürchten war, begleiteten die meisten Ritter der Amazone den Chevalier Vaubrot zum Heere, das in Guienne bedeutende Fortschritte machte. Die Nachricht, daß der König Heinrich von Navarra aus seiner Haft, in der ihn die Königin Mutter hielt, entflohen sey und sich nach der Normandie zum Herzoge von Alençon, des Königs Bruder, geflüchtet und dann in Tours die ihm mit Gewalt aufgedrungene katholische Religion wieder abgeschworen habe, gab den Hugenotten neuen Muth, gegen welche der neue König Heinrich der Dritte unverstellt seinen Haß ausgesprochen hatte. Allgemeinen Jubel ver-

breitete diese Nachricht, nur auf Miremont fand sie in diesem Augenblicke nicht den freudigen Wiederklang wie unter den Hugenotten der dortigen Gegend, denn Charles Lagrange lag schwer an seiner Halswunde danieder und Magdalena war durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters, der in Rochelle gestorben war, tief betrübt. Es war ihr lieb, daß es jetzt auf Miremont so einsam war, hatte sie doch dadurch Gelegenheit, sich dem Schmerze über den Tod ihres geliebten Vaters ganz zu überlassen und den Mann ihrer Liebe zu pflegen, wobei Alice ihr treulich beistand.

Am Krankenbette, wo der Tod in jeder Fieberstunde seine Arme nach dem Daniederliegenden heutegierig streckt, wo man jeden Tag ihn zu verlieren fürchten muß, da vergißt man leicht die trennenden, drückenden Verhältnisse des Lebens, vergißt nur zu leicht, was man überdies so gern vergessen möchte, sich selbst. Das verschlossene Herz öffnet sich, denn es ist ja nur noch für die wenigen Stunden des scheidenden Lebens, man glaubt der kaum noch glimmenden Lampe jeden Balsamtropfen zuschütten zu müssen, und so wird oft das, was man dem Geliebten in der Blüthe seines Lebens Jahre

lang noch entzogen hätte, dem Sterbenden willig gereicht.

Auch Magdalena, ohne zu wissen, daß sie es that, ohne es zu wollen, zeigte Lagrange mit jedem Tage mehr und mehr, daß die Liebe in ihrer Brust nicht geschlummert, nur geschwiegen habe; für jede sinkende Hoffnung des Lebens reichte sie ihm die Hoffnung der Liebe, die ihm tausendfach strahlender erschien als das welkende Leben, und erst als der Wundarzt ihr erklärte, er zweifle nicht mehr an der Genesung, als sie ihn mit jedem Tage wohler, aber auch verlangender sah, da erst erschrack sie über das, was sie gethan, erschrack und konnte doch darüber nicht mit sich zürnen.

Das Gelübde, keinem Manne ihre Hand zu geben, hatte sie öffentlich gethan, selbst die Vorurtheile der damaligen Zeit waren auch ihrer edlen Brust von Kindheit an zu tief eingeprägt worden, als daß die Liebe sie hätte verwischen können. Sie hätte sich entwürdigt geglaubt, wenn sie, dem alten, mächtigen Geschlechte der Senneterre entsprossen, wenn die Erbin und Witwe des reichen Exupery, einen armen Edelmann geehelicht hätte, wie ihr Vater deren so viele in seinem Dienste erhielt. Sechszig Ritter,

meistens aus den edelsten Geschlechtern von Poitou und Auvergne, warben um sie, unter allen war Lagrange der ärmste und geringste; wie hätte sich die Amazone von Miremont, deren Waffenthaten, deren Schicksale durch ganz Frankreich bekannt waren, entschließen können, von der Höhe herabzusteigen, auf die sich ihr Heldenmuth geschwungen, wie ihr frommes Gemüth den Schwur brechen können, den sie über dem Sarge ihres Gatten öffentlich, wenn auch freventlich, gethan hatte. So war dem armen Lagrange zum zweiten Mal die Hoffnung erschienen, zum zweiten Mal konnte sie ihn betrügen.

Ich wünschte, ich läge noch an meiner Wunde danieder; es ist hier nicht mehr so, wie es damals war! — sagte er eines Tages zu Alicen, seiner Vertrauten, nachdem er wieder ganz hergestellt, im vollen Glanze der Jugendschönheit einherging. — Deine Gebieterin ist nicht mehr Magdalena Senneterre, sie ist wieder die Amazone, oder vielmehr die Dame von Miremont, um deren Gunst sich sechszig Thoren bewerben.

— O, wie irrt Ihr! — nahm Alice des Wort — Für Euch ist sie immer noch Magdalena, nur hat ihr das Schicksal Besonnenheit und

Kraft gegeben, die der Jungfrau auf Sauval wohl zuweilen fehlten! — Soll ich Euch einen Rath geben, Herr? — Redet weniger mit ihr von Eurer Liebe und handelt mehr.

Wie soll ich das verstehen? fragte er verwundert.

Verlaßt Miremont, sucht Dienste bei Heinrich von Navarra, kämpft und kehrt mit Ruhm bekränzt zurück; dieß wird Euch einen Namen geben, der Euch fehlt.

Ich soll Miremont, soll sie verlassen?

Ja, Herr! denn hier reift Euch keine Ernte, Ihr mögt so viel Worte säen, so viel Klagen ausstreuen, als Ihr wollt. Das Herz Magdalenens braucht Ihr nicht zu gewinnen, es ist das Eure und wird es unwandelbar bleiben. Aber gebt ihr Gelegenheit zu sagen: Er ist der Würdigste unter Euch, er verdient den schönsten Lohn, und welchen schönern könnt' ich ihm geben als mich selbst? Nur so könnt Ihr sie gewinnen; hier verliert Ihr sie, und macht sie ganz elend.

Alice mochte Recht haben; sie sah den Kampf, den Magdalena mit sich kämpfte, und wußte, daß, unterlag sie, sie ewig unglücklich seyn würde. Entfernung schien ihr die einzige Rettung. Das edle, feurige Gemüth des Jünglings

folgte ihrem Rathe, und schon am andern Tage bat er Magdalenen, ihm zu erlauben, auch entfernt von Miremont Kampf und Schlacht zu suchen. Es ward die Trennung ihrem Herzen schwer, aber sie fühlte ihre Nothwendigkeit, und so zog Lagrange schon am andern Tage nach Poitou, wo Heinrich von Navarra seine Anhänger um sich versammelte.

Die Hugenotten zogen in Schaaren zu dem jungen Helden, welcher der Partei des mit dem Hofe unzufriedenen Herzogs von Alençon sich anschloß und sich mit dem Prinzen von Condé, Sohn des nach dem Treffen von Jarnac Ermordeten, vereinigte, wo dann die drei Prinzen ein furchtbares, dem Königlichen weit überlegenes Heer vereinten. Aber die Intriguen der Catharina von Medicis trennten bald die drei Anführer, jeden gewann sie durch die heiligsten, lockendsten Versprechungen, und so bethörte sie ihren Sohn, den Herzog von Alençon, zuerst, bald folgte Condé und Navarra, und so ging diese furchtbare Kriegsmacht, furchtbar, wie sie die Hugenotten und Mißvergnügten nie vorher, nie nachher wieder in's Feld stellten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander. Der Herzog von Alençon kehrte an den Hof zurück, Condé

gung nach der Picardie, der Prinz Casimir mit den Reitern und Lanzknechten nach Deutschland und der König von Navarra nach Poitou zurück, wo der Krieg sogleich wieder begann, da Heinrich der Dritte die beschworene Friedensbedingung nicht hielt und die den Hugenotten versprochenen Sicherheitsplätze ihnen die Thore nicht öffneten.

Die Ritter der Amazone hatten sich auch nach der Einnahme von Perigeux wieder in Miremont versammelt und Magdalena, durch ein ehrenvolles Schreiben des Königs von Navarra aufgefordert, begann von neuem den kleinen Krieg in Auvergne, nahm den Katholischen manches feste Schloß, besetzte das Städtchen Ambert, und streifte bis unter die Mauern von Clermont. Ueberall begleitete sie das Glück, und da, wo die schwarzen Ritter, wie man sie nannte, mit ihrer schwarzen, mit silbernen Sternen durchwirkten Fahne sich blicken ließen, floh das königliche Kriegsvolk, denn diese Schaar, die für Glauben und Liebe focht, schien unüberwindlich zu seyn und war hinreichend, in Limousin und Auvergne die Partei der Hugenotten aufrecht zu erhalten. Es mußte ein mächtiger Zauber in Magdalena von Senneterre liegen, daß diese

Macht niederlegen, die ich übe und ſo den Pfeilen meiner Feinde ausgeſetzt ſein? Nein, der Friede taugt nicht für Gent, nicht für mich! — Iſt doch kein Friede in meiner Bruſt!"

„Artevelde!" unterbrach ihn Alice „Wehe dem, dem dieſe Himmelsgabe fehlt, wehe mir, ruht nicht der Friede in Deiner Bruſt!"

„Nein!" ſagte er rauh und ſein feuriges Auge heftete ſich ſo feſt an Alicens Blick, als ob er ſie durchbohren wollte. „Soll ich etwa meinen Hals geduldig dem Henkerbeile bieten? Ich glaube wohl, mein Tod käme Manchem hier und am Hofe des Grafen gelegen. — Meinſt Du nicht auch?"

„Ich verſtehe Dich nicht!" erwiederte ſie mit Ruhe „Du haſt ſicher hier und dort Feinde, die Dich beneiden —"

„Um mancherlei!" fiel er ihr mit Heftigkeit in die Rede „Um Ehre, Ruhm, um Macht, meines Geldes, auch meines ſchönen Weibes wegen, nicht wahr Alice? — Aber unter dem Wittwenſchleier lugt das dunkele Auge noch ſchmachtender, wallen die Locken noch üppiger hervor. Du biſt auch noch als Wittwe ein ſchönes Weib —"

„Verſteh' ich Dich recht, Artevelde," ſagte Alice und ihr Selbſtgefühl ſprach ſich mit Stolz aus „ſo hat ein giftiger Argwohn in Deinem Herzen Wurzel gefaßt. Dubois ſäete ihn aus. — Artevelde, höre nicht auf ihn, weiſ' ihn von Dir, den gefährlichen Mann, der Dich mit mancherlei Netzen liſtig umſchlungen hat. Du wähnſt, er ſei Dein Diener, nein, wahrlich! das iſt er nicht, er iſt

Schaar junger Edler, ohne daß irgend Einem unter ihnen ein Hoffnungstern aufging, so beharrlich um ihr Panner, so treu ihrer Verbrüderung blieb.

8.

In dieser Zeit, als Magdalena eben aus der Gegend von Issoire nach Miremont zurückgekehrt war, trat Lagrange unvermuthet in ihr Gemach. Sie war überrascht, und ehe sie diese Freude in sich verschließen konnte, war sie ihr schon laut entschlüpft.

Ich bin heute Bote einer frohen Nachricht, — begann er nach dem herzlichen Willkommen — denn mir auf dem Fuße folgt ein werther Gast, der, wenn Ihr es ihm vergönnt, einige Tage in Miremont zu bleiben gedenkt. Der König von Navarra muß schon morgen in aller Frühe hier eintreffen.

Was will er hier? fragte Frau von Exupery mehr erstaunt als freudig.

Die Amazone von Miremont kennen lernen, deren Ruf durch ganz Frankreich erscholl! erwiderte er, bei dem Gedanken begeistert, daß

Katholik wie Hugenott von Magdalenen v
Senneterre, von seiner geliebten Magdalene n
Bewunderung spreche. Sie aber schien sei
Freude nicht zu theilen.

Führt den König sein Weg hier vorüber
fragte sie dann.

Nein! — Er will nach Perigord, und vo
la Rochelle, wo er sich jetzt befindet, liegt M
remont wohl nicht an der Straße.

Magdalena schüttelte sinnend ihr Haupt, doc
nur wenige Augenblicke blieb ihr holdes Antli
ernst; bald umzog das Lächeln, dem kein
Herz widerstehen konnte, ihren Rosenmund
wieder.

Der König von Navarra sei mir willkom
men, — sprach sie — Ihr aber, Lagrange, seid
es mir doppelt!

Sie reichte ihm hierbei die Hand und dul
dete es, daß er sie feurig an Lippe und
Herz drückte; als er jedoch das, was er in sei
nem Herzen empfand, in Worten aussprechen
wollte, sagte sie schnell, jedoch freundlich:
Geht, Lagrange, und sendet Boten nach Sau
val und Erupery, daß die Ritter noch in der
Nacht aufbrechen, um dem Könige entgegen zu
gehen und ihn hierher begleiten. Ich will in-

deß Miremont zu seinem Empfange bereiten lassen.

Lagrange ging, von diesem Benehmen gekränkt, richtete jedoch ihre Befehle pünktlich aus. Hätte er ihr Auge gesehen, hätte er den Seufzer gehört, der ihrer Brust entquoll, als sie ihn traurig über den Schloßhof gehen sah, er hätte sich nicht unglücklich fühlen können.

Am andern Morgen — es war ein schöner heiterer Frühlingtag, die Sonne spiegelte sich funkelnd in den Wellen der Dordogne — gab der Thurmwart das Zeichen, daß der König von Navarra sich nahe. Magdalena war bei den Tönen des Horns nicht ohne Aufregung. Der 22jährige Heinrich, das Haupt der Hugenotten, der schon, kaum dem Knabenalter entwachsen, unter Coligny Proben seines Muthes und seiner Unerschrockenheit gegeben hatte, dieser gegen die Damen so galante liebenswürdige Fürst, die Hoffnung ihrer Glaubensbrüder, sollte ihr Schloß betreten. Die weibliche Eitelkeit, selbst dem festen Sinne, dem muthigen beharrlichen Herzen, wie das Herz Magdalenens, nicht ganz fremd, fühlte sich geschmeichelt, daß der König, sie zu sehen, in solch gefährlicher Zeit einen so großen Umweg gemacht hatte. Mochte sie dieß

nun ihrem Rufe oder ihrer Schönheit zuschreiben, sie fühlte sich sonderbar bewegt, als des Thurmwarts Horn erschallte. Doch ein Blick auf ihr schwarzes Gewand, ein Gedanke an Lagrange, und das ruhige Lächeln, das den Ausdruck ihres Gesichtes so unwiderstehlich machte, zeigte, daß sie schnell mit sich einig geworden und das, was Recht sei, allein ihre Handlungsweise bestimmen könne. Ruhig ging sie dem Könige entgegen, ihn am Portal zu empfangen, und als er über die Zugbrücke in den Schloßhof sprengte, suchte ihr Blick nur Lagrange, nicht ihn.

Heinrich sprang schnell von seinem schäumenden Rosse und eilte mit raschen Schritten auf die Dame von Miremont zu, die, ihren Schleier zurückwerfend, ihn mit einer Kniebeugung empfing.

Seid mir in meinem Schlosse willkommen, gnädigster Herr! — redete sie ihn an, da er mit flammendem Blicke, dem sie mit Ruhe, selbst mit Stolz begegnete, sie keck beschaute — Ich fühle mich glücklich, den jungen Helden zu begrüßen, auf den das Auge meiner Glaubensbrüder hoffnungvoll und vertrauend blickt. Sei mir gegrüßt, junger Aar, nur dem reinen Sonnenlichte

nenlichte ſchwebe Dein Flügel entgegen, wie Dein edles Herz dem reichen Glauben entgegen ſchlagen mag.

Ihr beſchämt mich, Dame von Miremont! — nahm der König das Wort — Ich kam hierher, Euch zu huldigen, nicht Huldigung zu empfangen. Ich komme, zu ſehen, ob der Ruf Eure Vollkommenheit übertrieben oder ſie zu ſchwach ausgeſprochen habe, und, bei Gott, was ich vernahm, iſt nur Schatten des Glanzes, den ich vor mir ſehe!

Iſt Euch gefällig, mir zu folgen? ſagte Magdalena ſchnell, ohne zu antworten.

Ihr ſcheint zu beſcheiden zu ſeyn, edle Frau! — fuhr jedoch Heinrich fort, ohne ihrer Einladung zu folgen — ſelbſt die Wahrheit macht Euch erröthen.

Gnädigſter Herr! erwiderte Magdalena — ob das Lächeln, das ihren Mund umzog, ein bitteres oder ein ſpöttiſches ſei, war ſchwer zu errathen — Freuen würde es mich, wenn der Ruf bis zu Euch gedrungen wäre, daß ich mich nicht ſcheute, mit dem Schwerte in der Hand für meine Religion zu kämpfen, daß es mir mit Hilfe der edlen Männer, die mir ſo treulich beiſtehen, gelungen iſt, an dem Manne das Ver-

geltungrecht zu üben, der mein ganzes irdiſches Glück untergrub. — Von meinem Aeußern glaubte und erwartete ich nicht, daß der Ruf Euch Kunde hätte bringen können, denn der Schleier oder das Viſir meines Helms deckt gemeinhin mein Geſicht, der ſtählerne Panzer oder dieſes wollene Kleid meine Geſtalt. — Seit ich am Sarge meines Gatten ſtand, lege ich auf Beides keinen Werth. — Darf ich Euch bitten, mir zu folgen, mein gnädigſter Herr? wiederholte ſie nach kurzer Pauſe und betrat, ohne ſeine Antwort abzuwarten, die erſte Stufe, wo ihr der König von Navarra ſchnell die Hand reichte und ſie hinaufführte.

Hier hielt ſie vor einer Flügelthür, die zwei reichgekleidete Diener dem Könige öffneten. Beliebt Euch, hier einzutreten, gnädigſter Herr, es ſind die für Euch beſtimmten Zimmer — ſprach ſie — ich hoffe, es ſoll Euch dort an Bequemlichkeit nicht fehlen.

Ventre-saint-gris! — rief er, als ſie allein waren — Das iſt ein ſchönes, aber ein ſtolzes Weib. Schön wie eine Jungfrau und ehrbar wie eine Witwe.

Und ſetzt noch hinzu, gnädigſter Herr, ſtolz wie eine Amazone! ſagte Fervaques.

Ein solches Weib sah ich am Hofe der Königin Mutter nicht! — fuhr der König fort — Doch bei den Weibern ist meist Alles Maske. — Fervaques lächelte. — Ich habe manche kennen gelernt, die kalt wie Eis mir entgegentrat und endlich doch die Gluth nicht verbergen konnte, die sie verzehrte.

Gnädigster Herr! — entgegnete Fervaques — Ihr seid in der schlechtesten Schule der Weiber, die es nur giebt, zum Manne gereift; am Hofe der Medicis sind sie alle nur Köder, die sie auswirft, um die ihr gefährlichen Männer zu fangen. Deßhalb hat Euch vielleicht dort keine widerstanden und manche Euch ihre Gunst geschenkt, bloß weil es ihr so befohlen war. In der Provinz ist es anders, da herrscht noch Zucht und Sitte, besonders unter Euern Glaubensgenossen, und was ich von dieser Frau gehört habe, giebt mir die Meinung, ihr Herz ist so hart, wie ihr Panzer, und ihr Sinn so fest, wie der Stahl ihres Helms. Sie scheint eine zweite Penelope zu seyn; 60 Freier umgeben sie und keiner kann sich eines liebenden Blickes von ihr rühmen.

Das ist unmöglich! fuhr der König auf.

Und doch ist es so!

Fervaques! — nahm Heinrich ſchnell das Wort — Ich will es Dir geſtehen, nicht allein Neugierde, die Amazone von Miremont zu ſehen, nicht der Wunſch, ihr, die es ſicher verdient, durch dieſen tollen Ritt mitten durch die Feinde meine Achtung vor ganz Frankreich zu beweiſen; auch meine Eitelkeit führte mich hierher, die dem Rufe nach Unüberwindliche zu beſiegen.

Ihr habt Euch vergebene Mühe gemacht, gnädigſter Herr! meinte Fervaques.

Der König, über dieſe eben nicht erfreuliche Prophezeihung in dem erſten Augenblicke unmuthig geworden, lächelte jedoch gleich wieder und ſagte ſcherzend: Ich hätte wohl Luſt, mit Dir zu wetten, daß das Herz dieſer Dame nicht ſo fühllos iſt, wie Du meinſt. Wenn ich ſtürmend abgeſchlagen werde, ſo muß ein anderer Glücklicher die für unüberwindlich gehaltene Feſtung ſchon früher gewonnen haben.

Verſucht es, gnädiger Herr, ich bin zur Wette bereit! erwiderte Fervaques.

Mein Tigerroß gegen Deine beiden ſchwarzen ſpaniſchen Windhunde — Ich ſiege oder ich ward ſchon beſiegt! rief der König.

Es gilt! ſagte Fervaques, mit dem Hein-

rich von Navarra auf ſolch vertrautem Fuße ſtand, wie nur wenige ſeiner Umgebungen, obgleich er Katholik und den Hugenotten, wegen ſeiner Theilnahme an der Bartholomäusnacht, ein Dorn im Auge und er überhaupt von zweideutigem Charakter war. — Die Wette war alſo richtig und der junge König ſchickte ſich mit genügendem Selbſtvertrauen an, ſie zu gewinnen; doch ſchien es faſt, Heinrich von Navarra habe nicht ganz ſo viel Zutrauen zu ſeinem Glücke, wie Fervaques es zeigte.

9.

Während der König von Navarra prachtvolle Kleider anlegte, um im vollen Glanze vor der ſchönen Burgfrau zu erſcheinen, hatte Magdalena Lagrange zu ſich entbieten laſſen, um ihm, dem Anſcheine nach, einige Aufträge wegen Bewirthung des königlichen Gefolges zu geben, in der That aber ihm, dem ſie am vorigen Abend wehe gethan zu haben glaubte, durch Freundlichkeit das Geſchehene zu vergütigen. Vielleicht wollte ſie auch ſich durch ſeinen Anblick in ihrem Vorſatze ſtärken, gegen den König das ſtrenge,

zurückhaltende Benehmen durchzusetzen, das sie sich während seiner Anwesenheit vorgenommen hatte.

Der Ruf Heinrichs von Navarra hatte ihn zu sehr als eifrigen Verehrer des schönen Geschlechts bezeichnet, sein Aufenthalt, sein Treiben am Hofe der Königin Mutter hatte diesem Rufe nicht widersprochen und den jungen Fürsten nicht in dem vortheilhaftesten Lichte gezeigt, so daß Magdalena sich leicht sagen konnte, daß nicht allein ihr Ruf, sondern wohl hauptsächlich ihre Schönheit ihn nach Miremont geführt habe. Sie hatte es nicht verhindern gekonnt, ihn in ihrem Schlosse, das so vielen Edlen offen stand, aufzunehmen, und doch fürchtete sie, daß ihr Ruf dadurch litt, da man diesen Fürsten von Einer zur Andern, von einer Eroberung zur andern fliegen sah. Deshalb ihr berechnetes kaltes Benehmen gegen den Fürsten, den sie aus mancherlei Gründen lieben und achten mußte, deshalb die ausgezeichnete Freundschaft gegen Lagrange, damit er, der eben so leicht als sie Heinrichs Plan durchschauen konnte, nicht in dem Glauben an sie wankend wurde. Der Zwiespalt in ihrem Innern ließ sie eben so besorgt seyn, er könne wähnen, sie liebe ihn noch so

Dein Herr, der Dich an dem Bande Deiner Leidenschaften leitet, wie sein Vortheil, nicht wie es der Deine will."

„Du wagst viel, mir das zu sagen! Ich warne Dich Alice, zwinge mich nicht —"

„Philipp!" unterbrach sie ihn und ihr frommes Auge hing bittend an ihm „Höre mich nur jetzt, die ich es redlich mit Dir meine. Ich bin kein böser Geist, der Dich verderben will."

„Du bist mein guter Engel, das weiß, das fühl' ich!" sagte er, von dem Ton ihrer Stimme bewegt „Es wäre wohl oftmals gut, folgte ich Deiner Warnung und nicht meiner Leidenschaft — Rede!

„Dubois hat Dir den Namen des Mannes genannt, dem sich mein jugendlich Gemüth hingab," begann sie.

„Nein, Du irrst!" unterbrach er sie schnell.

„Und doch konnte der Argwohn so leicht Wurzel fassen, Du konntest von mir glauben — doch ich wag' es nicht einmal den Gedanken auszusprechen, vor dem ich schaudere. Dubois hat nicht ehrlich an mir, nicht als Freund an Dir gehandelt, er, dem ich mich anvertraute, der es weiß, daß ich mich von allem losgerissen habe, was mir meine Pflicht erschweren konnte. — Meide den falschen Freund, Artevelde! zerreiße die Bande, womit er Dich fesselt! — Laß uns fliehen, fern von hier, nach Frankreich oder nach einer der blühenden Handelsstädte Deutschlands, fern von hier wird der Argwohn Dir nicht folgen, Deine Feinde werden uns ein ruhiges Asyl gönnen müssen. Komm! Alice begleitet Dich gern! Sie will von ihrer Heimath ziehen, den Ort meiden, wo ihre Jugend sich freundlich entfaltete, Vater, Mutter verlassen und nur Dir leben."

heiß wie in jenen glücklichen Tagen auf Sauval, als fürchten, er möchte glauben, des Königs Anwesenheit könnte ihre Neigung zu ihm vermindern.

Mit diesen Vorsätzen, bei dieser Furcht, mußte jedes verbindliche Wort, jede Schmeicheler des Königs an ihrem streng verschlossenen Herzen nutzlos verschwendet seyn. Das Mittagmahl ging vorüber, der Abend nahete, Heinrich von Navarra war noch um kein Haar breit seinem Ziele näher gerückt, und Fervaques betrachtete schon im Marstalle das Tigerroß als sein Eigenthum. Der König verlor jedoch nicht seine vergnügte Laune, scherzte mit Magdalenen, sprach in dem andern Augenblicke mit ihr über die ernstesten Dinge und zeigte sich so ganz in der ihm so eigenen Liebenswürdigkeit, daß sie, sobald er jedes Schmeichelwort aus seinem Gespräch verbannte, ihm mit Unbefangenheit und gleicher Liebenswürdigkeit entgegen kam.

Auch der Abend verstrich, heiter gemischt, wie der Tag, doch gestand König Heinrich, als er am Abend mit Fervaques sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, diesem offen, daß er sich noch keines zärtlichen Blickes noch Wortes der Dame von Miremont zu erfreuen habe.

Er ſchien darüber nachdenkend geworden zu ſeyn, denn er brach plötzlich das Geſpräch ab, und blickte gedankenvoll hinab in die rauſchenden Fluthen der Dordogne. Fervaques, der ſich wahrſcheinlich langweilte, wollte die abgebrochene Unterhaltung wieder anſpinnen und begann von der ſchönen Burgfrau zu reden, die in ihrem Trauergewande reizender ſei als alle Hoffräulein der italieniſchen Königin, aber Heinrich unterbrach ihn ſchnell: Laß die edle Frau ruhen, ſie ſchläft vielleicht ſchon längſt und träumt gewiß nicht von uns. Sie beſchäftiget in dieſem Augenblicke nicht meine Phantaſie, ein anderes Bild hält mich hier feſt.

Wohl das Bild ihrer ſchönen Zofe oder Freundin Alice? — nahm Fervaques das Wort — Iſt die Dame eine Venus, ſo iſt dieſe Zofe wenigſtens eine ihrer Grazien —

Laß das und ſtöre mich nicht! — unterbrach ihn der König unmuthig, doch als Fervaques ſich entfernen wollte, hielt er ihn zurück — Ich habe, wie Alle, die ihre Jugend in wilden, felſigen Gegenden verlebten, eine Sehnſucht nach meiner Heimath; drei Jahre bin ich nun ſchon von ihr getrennt, drei Jahre habe ich die ſchneebedeckten Gipfel der Pyrenäen nicht geſehen, und

der Anblick dieſes Felſenthales, der über Klippen ſtrömenden Dordogne ruft mir heute das enge Thal zurück, wo auf herüberhangenden Felſen das alte Schloß Coaraſſe mit ſeinen ſpitzen Thürmen über den Abgrund ragt. Hier verlebte ich, abgeſchloſſen von der großen Welt, meine Kindheit, durchſchwärmte in den erſten Jahren mit meiner baskiſchen Wärterin, ſpäterhin mit meinem alten Gaucherie, meinem würdigen Lehrer, die Thäler und Wälder, die das alte Coaraſſe umgaben, und kletterte mit dem Steinbock um die Wette von Fels zu Fels, watete durch den Waldſtrom, der unter dem Schloſſe vorüber rauſchte, und der, bald angeſchwollen, ſich meinen Wanderungen widerſetzte, bald trocken, mir einen gebahnten Weg über die glatten Steine bot, an ſein andres Ufer zu gelangen. — Lächle nicht über die Erzählung aus den Tagen meiner Kindheit, Fervaques: ich ſpreche lieber davon als von dem Aufenthalte in Fontainebleau und im Louvre — darum höre mir nur weiter zu und ſchlafe nicht ein, denn mich hält die Erinnerung noch lange wach.

Als ich größer wurde, das heißt, als ich das achte Jahr erreicht hatte, lief ich oft allein, mein Stück Schwarzbrod, meinen Käſe und

eine große Zwiebel in der Tasche, in den Bergen umher, am liebsten aber wallfahrte ich dann nach einem mir sehr lieben Punkte, nach einer kleinen Hütte, die einem alten baskischen Mütterchen gehörte, die mit ihren beiden Ziegen allein in dieser öden Wildniß lebte.

Der Hütte gegenüber und von dem nämlichen Bergstrome, der den Fels von Caorasse bespült, umrauscht, lagen die Ruinen eines alten, bemoosten Gemäuers, das mich besonders mit den zwei hohen Kastanienbäumen, die aus seinen Trümmern hervorragten, wunderbar anzog. Ich hatte die Alte schon deßhalb recht lieb gewonnen, weil sie mir immer Wunderdinge aus den Zeiten Rolands erzählte, wofür ich dann mein Brod und meinen Käse mit ihr theilte und ihr die Zwiebel ganz überließ, die ich gar nicht mochte. Unter Mancherlei, was mir die Alte erzählte und sagte, sind zwei Sachen noch jetzt tief in mein Gedächtniß geprägt. Einmal verglich sie mich mit dem Waldstrome. — So wird auch Dein Leben seyn, Prinz von Viane! — sagte sie im prophetischen Tone — Oft wird es ärmlich seyn, dann wirst Du keinen Tropfen Wein haben, Deinen Durst zu stillen, ausgetrocknet wird die Quelle deines Reichthums seyn

wie dieser Strom; aber bald wird Dir das Glück wieder lächeln, wie dieser Waldbach wirst Du von Fluß zu Fluß Dich ausbreiten, bis Du in's große Meer jenseit Dich verlieren wirst. Darum sei beherzt im Unglück, nicht übermüthig im Glück, gedenke der Armen, gieb immer von Deiner Armuth wie von Deinem Ueberflusse, und Du wirst noch ein großer König werden. — Da flog mein kühner Geist über das Gebirge, denn dort in Spanien suchte ich das große Königreich Navarra, was der katholische Ferdinand meinem Ahnherrn entriß. Noch nenn' ich es nicht das meine. Aermlich ist mein Leben gewesen, Fervaques, oft habe ich wahrlich nicht gewußt, wer mir am andern Tage einen Becher Wein reichen werde, aber das Glück hat mir nur erst bei den Frauen gelächelt, sonst blieb es mir abhold, und selbst mit meiner eignen Frau kehrte es nicht in meinem Hause ein.

Und das Zweite, das sich in Euer Gedächtniß prägte? fragte Fervaques, der immer schläfriger wurde und das Ende der Erzählung herbeiwünschte.

Das ist anderer Art! — erwiderte der König. — Es ist eine Sage aus alter Zeit, wie solche das Gebirgvolk zu Hunderten zu erzählen

weiß. Zu Rolands Zeiten, — so berichtete die Alte — lebte auf jenem, damals prachtvollen und weitläufigen Schlosse ein junger Ritter, nach welchem die edlen Fräulein der Umgegend und jede Dirne, die mit ihrer Ziegenherde hierher trieb, gern blickte, denn er war brav und gut und schön, daß die Sage von ihm ging, er sei eines Königs Sohn. Aber alle Blicke, alle Seufzer der Jungfrauen fanden keinen Eingang in sein Herz, das eine sonderbare Erscheinung gefesselt hatte. Er lustwandelte nämlich an einem Frühlingsabende am Ufer dieses Stromes, der Mond schien hell, die Millionen Thautropfen funkelten wie Millionen Sterne auf dem grünen Wiesenteppiche und die munteren Fische plätscherten in den rauschenden Fluthen des angeschwollenen Stromes. An einen alten Weidenstamm gelehnt, sah er in das Wasser, freute sich, wie die Wellen sich vergeblich mühten, die Sternlein mit sich fortzunehmen, die ihnen immer wieder entwischten, um ihr Spiel mit einer neuen Welle zu treiben. Da verhallte plötzlich das Rauschen des Bergstromes, seine Wellen wälzten sich nicht mehr über das Gestein, die Fluth ward zum glatten Spiegel, in dem der Mond sein Silberhaar badete. Jetzt

theilte sich der Spiegel, ein wunderbarlicher Ton, als wenn Tropfen von der Höhe herab in ein goldenes Becken fielen, ließ sich vernehmen und ein feuchtes Weib hob sich aus der Fluth, schüttelte ihr langes, blondes Haar, daß es im Mondlichte trockne, hob Nacken, Brust und Arme aus dem Wasser empor, plätscherte in der Fluth und sah dabei lächelnd umher. Da erblickte sie den jungen Ritter hinter dem Weidenstamme, mit funkelndem Blicke ihre Reize verschlingend; sie erschrack, tauchte unter, und wild rauschten nun die Wellen wieder über sie hin, der Fluß schwoll an, die Fluthen wälzten sich über das Ufer, wälzten sich bis zu des Ritters Füßen, so daß er, als er von seinem Entzücken erwachte, vor den tobenden Wellen den Berg hinauf fliehen mußte.

Seit dieser Zeit stand der Ritter, so oft die Mondscheibe sich in dem Strome badete, am Fenster des Schlosses und sah sehnsuchtvoll hinab in die Fluth. Aber das holde Weib, die liebliche Nebelgestalt, erschien nicht wieder. Der Mond ging auf, ging unter, die Fluthen rauschten dahin und bildeten sich nicht mehr zum funkelnden Wasserspiegel. Aber dessen ungeachtet, von kühler Frühlingsluft umweht oder beim

Rauschen des herbstlichen Sturmes, selbst wenn der Strom im Nachtfrost erstarrt war, stand er, der keinem irdischen Weibe mehr ins Auge blickte, in dem Fenster oder hinter dem Weidenstamme, und lauschte und harrte mit unaussprechlicher Sehnsucht.

An dem Abend vor dem heiligen Christfest blickte er auch aus dem Fenster und schauete hinab. Noch hatte der Winter dem Strome seinen kalten Mantel nicht übergeworfen, und er floß dahin, murmelnd, als freue er sich des grünen Schmuckes seines Blumenufers. Da rauschte es hinter ihm, er wandte sich und sah wie die Tapete borst, die Wand sich theilte und eine dichtverschleierte Frauengestalt langsam auf ihn zuschritt, unter deren Schleier es wie Regentropfen herabträufelte. Ahnung ergriff, durchschauerte ihn. Du hast mich noch einmal zu sehen gewünscht, — sprach sie leise wie das Murmeln einer dahinrieselnden Quelle — von Deiner Sehnsucht gerührt, komme ich, Du sieh'st mich hier vor Dir.

Dem Ritter, sonst ein tapferer Degen, ward bei diesen Worten wonnig, aber auch grausig zu Muthe. Die vor ihm stehende Gestalt hatte ein so wunderbarliches Ansehen; Gewand und

Schleier schienen aus funkelnden Thautropfen gewoben, die, doch nicht farbig, nur silbern strahlten; vom Gesicht und Körper sah er nichts, sie blieben hinter dem feuchten Nebel verborgen.

Du bist so stumm! — sagte jetzt das feuchte Weib — Was wünschest Du von mir, Erstaunter? Sprich schnell, denn hier kann mein Bleiben nicht lange seyn.

Wirf Deinen Schleier zurück, daß ich erkenne, ob Du es auch bist, deren Himmelzüge sich so tief in mein Gedächtniß geprägt haben, daß nichts sie dort verwischen könnte! bat der Ritter, und sie warf den Schleier zurück. Sie war es, das goldene Haar hing triefend über die blendende Schulter, das Veilchenauge blickte lieberglüht ihn an, sie streckte die Marmorarme ihm entgegen, und er ruhte an der Brust, die an jenem Abende seine Sinne umnebelt hatte.

Als sein Diener am Morgen ihm den Frühtrunk bringen wollte, fand er seinen Herrn nicht, sein Bett war leer, aber in dem Erkerzimmer rollten Perlen zu seinen Füßen, mit denen statt der Thautropfen der Boden jetzt bedeckt war.

Nach drei Jahren, am nämlichen Christabende, ritt der Ritter auf wieherndem Streitroß wieder

in seine Burg ein, betete die Nacht in der Kapelle und zog am andern Morgen, von seinen Mannen begleitet, in den Krieg. Er kehrte nicht zurück und Weiteres hat man von ihm nicht vernommen, das Schloß aber traf der Blitz und zerstörte es.

Gnädigster Herr! — fragte jetzt Fervaques, da der König geendet zu haben schien — Waren das, was Ihr mir erzähltet, Eure oder des alten Weibes Worte?

Du glaubst wohl, — erwiderte Heinrich verdrüßlich — Poesie sei nur in Paris und am Hofe zu Hause? Was Ronsard mit Mühe seiner Phantasie erpreßt, das gab die Natur dem Gebirgbewohner als freiwillige Gabe. Du scheinst die Sage zu belächeln, ich verdenke Dir es nicht, besonders bei so müden Augen; deßhalb geh' nur zur Ruh und laß mich ungestört das Glück genießen, aus dem Borne der Erinnerung an meine Kinderjahre mir die Freuden zu schöpfen, die ich jetzt mitten im Rausche der Welt so oft vermisse.

Fervaques gehorchte gern und ließ den König allein.

Dieser blieb am offenen Fenster stehen, überließ sich seiner Phantasie und überschaute die

„Du bist ein braves Weib!“ unterbrach er sie und sein Herz mochte es fühlen, was sie ihm opfern wollte. „Du kannst, in dem beengten Kreise, den Du überschaust, recht haben, mir das zu rathen; aber des Mannes Auge schaut weiter, sein Wille beschränkt sich nicht auf sein Haus, er strebt höher; die Welt ist sein Eigenthum. Nicht Alles die, welche seinem Herzen nahe stehen, die Menschheit umfaßt er mit seinen Armen. In dem Munde des Volkes will er leben, für die Nachwelt will er bauen! Glaube mir, Alice, wen der Ehrgeiz einmal erfaßte, den läßt er nicht los, er reißt ihn mit sich fort, er muß ihm folgen, über Dornenpfade, durch Sturm und Wetter.“

Alice hatte ihn mit keinem Worte, mit keinem Seuf=

Alice hatte ihn mit keinem Worte, mit keinem Seuf=

zer unterbrochen, aber der Kummer rief die Thräne in ihrem Auge hervor. Artevelde bemerkte es — „Alice!“ sagte er weniger stürmisch, als er das Vorige gesprochen „Es war eine Zeit, wo ich diesen Dämon beschworen hatte; still trauernd saß ich hier auf dieser Stelle, unbekümmert, ob ich freie Männer durch die Straßen Gents stolz einher schreiten, oder die Sclaven des Grafen von Flandern knechtisch schleichen sah, blickte in das Gärtchen hinunter und mir war Alles gleich, meine Gedanken waren ruhig, wie die Träume eines schlafenden Kindes, denn in jeder Blume da unten, sah ich nur Dich! Auch wurde damals mein Auge naß, als die Hoffnung mir schwand, aber dennoch meine Liebe nicht! Glücklich hätte ich mich in der ärmsten Hütte, an Deiner Seite gefühlt und ich wäre gewiß ein guter Mensch geworden, hätte ich schon damals an Deiner Brust geruht. — Aber es sollte nicht sein! Du stießest mich zurück, da erfaßte mich der Sturm,

vom Mond beſtrahlte Gegend. Sie war romantiſch, doch nicht ſo ernſt und erhaben, wie die Gegend ſeiner Heimath. Wild rauſchte hier die Dordogne über die Felsklippen, in ihren Wellen tauchten die Sterne unter, wie in den Wellen jenes Waldſtroms, und der Mond breitete ſeine Silberſtrahlen wie dort über das Felsthal. Heinrich trieb mit ſeiner Einbildungkraft ein launiges Spiel; ſie ſollte ihm die Sage vergegenwärtigen, und deßhalb heftete er unverwandt ſeinen Blick hinunter auf die vorüberrollende Fluth. Er gedachte des feuchten Weibes, das aus den Fluthen hervortauchen ſollte, und die holden Züge Magdalenens verwoben ſich wunderbar mit dem Bilde der feuchten Nebelgeſtalt. Wenn er der Sage des alten Mütterchens gedachte, die von Kindheit an vor ſeiner Seele geſchwebt hatte, ſah er auch einen alten Weidenſtamm am Ufer ſtehen, badete der Mond auch ſein Strahlenhaupt in den Fluthen, rauſchten die Wellen auch vorüber, kein Waſſerſpiegel bildete ſich, die Fluth theilte ſich nicht, kein Flußweib tauchte hervor. Aber hinter ſich hörte er Rauſchen, von ſeiner Phantaſie getäuſcht, ſah er aufgeſchreckt ſich um, ſah die Tapete ſich bewegen, die Wand ſich öffnen

und eine lange weiße verschleierte Gestalt eintreten.

Der König war überrascht, er trat einen Schritt zurück, als die Gestalt anfangs zögernd, dann mit Hast auf ihn zutrat. Wer bist Du? rief er. — Aber statt der Antwort stürzte die Verschleierte vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und sagte mit zitternder Stimme: Verzeiht, gnädigster Herr, daß ich es wage, ohne daß Ihr es erlaubtet — um diese Zeit zu Euch zu kommen.

Ventre-saint-gris! — rief König Heinrich aus und hob die Verschleierte auf — Das ist eine andere Art Abenteuer, das ich in diesem Schlosse nicht erwarten konnte; wirf aber den Schleier zurück, daß ich sehe, ob das Abenteuer auch die Mühe lohnt.

Gnädigster Herr! — erwiderte die Zitternde — Ihr irrt in mir, ich suche kein Abenteuer für mich, ich komme nur eine Bittende zu Euch.

Auch dann wirf Deinen Schleier zurück!

Nicht eher, bis mir der König von Navarra sein Wort giebt, und das brach er nie —

Oh ho! bei Frauen zuweilen! — unterbrach sie Heinrich — doch fahre nur fort.

Daß Ihr mir Euer königliches Wort gebt,

mich, wann ich will, wieder ungehindert von hier ziehen zu lassen.

Du mußt Dich für wunderbar schön halten, — nahm der König lachend das Wort — da Du Deinen Reizen Zaubergewalt zutraust; doch ich bin neugierig, sie zu sehen, nimm hiermit mein Wort und wirf den Schleier zurück!

Sie gehorchte und Alice stand vor ihm.

So ganz Unrecht hast Du nicht, Kind! sagte der König, zeigte nach einem Sessel und befahl ihr, sich zu setzen. Seines Wortes eingedenk, setzte er sich jedoch in weiter Entfernung von ihr, dann befahl er, ihre Bitte vorzutragen.

Sie stockte lange, ehe sie gehorchte, und machte den König fast ungeduldig, dann aber begann sie: Ich bin von meiner Kindheit an die Gespielin und Vertraute der Frau von Exupery gewesen; sie hat mich mehr als Freundin, wie als Dienerin behandelt, und zuweilen meinen wohlgemeinten Rath befolgt, nur selten mir meine Bitten abgeschlagen; aber in einer Sache — Mein gnädigster Herr kennt den Charles Lagrange —

Ich kenne ihn wohl, es ist ein schöner bra-

ver Edelmann, so arm als Adliger wie ich als König. — Du liebst ihn?

Gnädigster Herr! —

Schon gut, schon gut! Er liebt Dich —

Wahrhaftig nein!

Nun, beim heiligen Andreas! — fuhr der König ungeduldig auf — Ich soll ihn doch nicht zwingen, Dich zu lieben?

Davor bewahre ihn und mich der barmherzige Gott! — sagte Alice rasch — Aber hört mich nur geduldig an, gnädigster Herr!

Der König setzte sich wieder.

Meine Gebieterin liebte von Kindheit an den jungen Lagrange, und liebt ihn noch —

Adio, mein treues Tigerroß! sagte der König halb lachend, halb verdrüßlich; doch da Alice schwieg, bat er sie, nur fortzufahren.

Sie liebte ihn, als der Hof für Montal, den Gouverneur von Auvergne, um sie warb. Gefährlich sich dem Willen des Hofes zu widersetzen, war der Herr von Senneterre gezwungen, zu erwidern, sie sei schon versagt, und so mußte die Arme den Herrn von Exupery, dem sie übrigens wohlwollte und ihn hochachtete, noch am nämlichen Tage zu ihrem Gatten wählen. Dem armen Lagrange, dessen Geburt, Rang und Ver-

mögen so tief unter dem ihrigen stand, sagte sie in einem kurzen Schreiben Lebewohl; er verließ das Schloß, stürzte sich in einen Haufen Feinde und die Nachricht erscholl, er sei geblieben und von dem Hufschlage der Rosse zertreten. Diese Nachricht warf sie auf's Krankenbett. Als sie genas, gab sie Herrn von Exupery ihre Hand und ward, wie Ihr wohl wissen werdet, an ihrem Hochzeittage Witwe. Von dem Eide werdet Ihr auch gehört haben, den sie an dem Sarge ihres Gatten schwur, aber nicht, daß sie im selbigen Augenblicke Charles Lagrange lebend erblickte. Seit dieser Zeit glaubte sie, ihrem Schwure treu bleiben zu müssen, und kämpft gegen ihr eigenes Herz einen schweren, nutzlosen Kampf; denn sie liebt Lagrange noch eben so feurig wie einst, möchte gern und kann es ihm doch nicht verbergen. Lagrange ist arm, sein Kriegsruhm hat ihm weder Rang noch Gut, nur Wunden eingebracht; dieß ist, wie ich glaube, auch ein Grund, warum meine Herrin so fest an ihrem Gelübde hängt. Erbarmt Euch des jungen Mannes, er ist Eurer Gnade werth.

Und was kann ich hierbei thun? fragte Heinrich.

Ihr könnt mancherlei zu seinem, zu ihrem

Glücke beitragen. Gebt dem jungen Kriegsmann Gelegenheit, sich auszuzeichnen, belohnt seine Thaten mit Geld und Ehre —

Gute Alice! — unterbrach sie der König mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit — So weit reichen die Kräfte eines Königs von Navarra nicht. Der Bürgerkrieg leert, aber füllt nicht die Seckel. Gelegenheit, sich auszuzeichnen, will ich ihm geben, Wunden soll er sich bei mir erkämpfen können, aber keine Pairie; da mag er zu dem König nach Paris gehen und um dessen Gunst buhlen.

Nun, so sucht wenigstens das Herz der Dame zu erweichen, redet ihr das thörige Gelübde aus, oder schickt einen braven Geistlichen, der es ihr als Sünde malt.

Das will ich gern thun, gutes Kind, will es mit Freuden thun, wenn Du mir zum Lohne Deinen hübschen Mund zum Kusse reichst! sprach der König scherzend.

Alice ward bei diesen Worten purpurroth und bedachte sich. — Für meine Herrin mag es doch wohl keine Sünde seyn! sagte sie endlich, sich dem Könige schüchtern nahend. Ihm gegenüberstehend, verbeugte sie sich verlegen und reichte ihm dann die Wange willig zum Kuß;

als sie jedoch seine glühenden Lippen auf den ihrigen, als sie sich fest in seine Arme geschlossen fühlte, riß sie sich aufschreiend los und entschlüpfte durch die Tapetenthür.

10.

Schon am andern Morgen schritt der König von Navarra an's Werk, sein Versprechen zu halten, ließ die Dame von Miremont ersuchen, ihm zu erlauben, sie eine Stunde allein zu unterhalten, und da Magdalena glaubte, er wolle mit ihr über Kriegsangelegenheiten sprechen, erwartete sie ihn sorglos in ihrem Zimmer, wo er auch bald eintraf.

Heinrich von Navarra, offen und rasch in allem was zur That führte, freimüthig und ohne alle Verstellung, begann sogleich, kaum daß er sich Zeit zur Begrüßung nahm: Frau von Exuperi! zufällig hab' ich einen Blick in Euer Herz gethan, mich hab' ich nicht darin gefunden, so gern ich mir auch ein Plätzchen in demselben gewünscht hätte, aber einen andern jungen Mann sah' ich dort, und so sehr ich ihn

auch beneiden muß, bin ich doch hier, ihm das Wort zu reden. Ihr liebt Charles Lagrange.

Gnädigster Herr! — fuhr Magdalena, hoch erröthend und tief beleidigt, auf — über mein Herz bin ich Keinem Rechenschaft schuldig, auch Euch nicht, den ich nie zu meinem Vertrauten gemacht, nie dazu machen würde!

Deutet meine Worte nicht falsch; nicht um Euch wehe zu thun, — sagte der König — als Freund, dem ein Zufall verrieth, was Ihr aller Welt verbargt, komme ich zu Euch. Euer Geheimniß bleibt in mir verschlossen, und ich würde nicht den Namen eines ritterlichen Fürsten verdienen, wenn ich es nicht ehrte.

Das erwartete ich von Euch und fühle mich in dem Gedanken beruhigt, daß der König von Navarra der Einzige ist, der die Schwäche meines Herzens kennt, — sagte Magdalena sich fassend. — Aber beantwortet mir eine Frage, deren Beantwortung zu verlangen ich wohl ein Recht habe: Wer verrieth mich? war er es, oder —

Wahrlich, er war es nicht, ich geb Euch mein Wort, Lagrange war es nicht! fiel ihr der König rasch ins Wort.

So sei Gott gedankt! seufzte sie tief auf, denn nun war ihr die schwerste Last genommen.

Frau von Exupery! — fuhr nun der König, mit dem einnehmenden Tone, der ihm schon so manches Herz erobert hatte, fort: — ich weiß, weßhalb, wenn auch vergebens, Ihr Eure Neigung zu bekämpfen sucht. Lagrange ist von niederem Adel und arm. Ihr glaubt dem Andenken Eures Gatten, dem Andenken Eures Vaters schuldig zu seyn, keine Verbindung einzugehen, die gegen die bestehende Sitte des Landes ist. Ich kann Euch deßhalb nicht tadeln, Ihr folgt dem allgemeinen Gebrauche, stellt aber Eure Neigung nicht so hoch, daß Ihr das Urtheil der Welt darüber verlachen könntet. Bedenkt aber, in jetziger Zeit, wo Parteien sich feindlich in Frankreich bekämpfen, wo Keiner wissen kann, ob Hugenott oder Katholik, der König oder die Guisen dereinst herrschen werden, da hat der Muth, von Liebe entflammt, einen großen Spielraum vor sich, da steigt mancher vom niedern Adel zur höchsten Würde des Staats, wird der Reiche arm, der Arme reich. Der edle, kühne Jüngling, dem nichts als die Convenienz im Wege steht, braucht nicht hoffnunglos von Euch zu scheiden, wenn er, vom Glück begünstiget, Eurer werth ist.

Würdet Ihr, gnädigster Herr, Euere edle Schweſter, Catharina von Bourbon, dem erſten Marquis geben, der ihr Herz gewonnen hätte? fragte ſie ſtatt der Antwort.

Heinrich lächelte. Liebe Dame von Miremont! — ſagte er dann — Euere Frage paßt nicht hierher; und ich glaube, ſie bedarf keiner Antwort; doch laßt uns hiervon ſchweigen. Wäre der Abſtand des Ranges der einzige Grund, ſo wäre Euere Liebe nur ein baldverträumter Sinnenrauſch geweſen, den die Vernunft leicht zerſtören konnte. So aber glaube ich ſie edlerer Natur. Aber Euer Gelübde hält Euch feſt. Ihr habt über dem Sarge Eures Gatten, in Gegenwart ſeiner Freunde und Waffengefährten, ewiges Witthum gelobt, Euer Stolz fordert, daß Ihr Euer Wort haltet.

Würde der König je ſein feierlich gegebenes Wort brechen können? — Ich glaube kaum! — ſprach ſie ſtolz — Nun ſeht, gnädigſter Herr! fuhr ſie fort, da der König ſchwieg, auch ich kann es nicht brechen, auch in die Bruſt eines Weibes legte die Natur ſo viel Stolz, daß ſie eher ihr Herz verbluten ließ, als ſie ihr Wort brach. Unabänderlich ſteht mein Entſchluß; mein Herz hat dem ſtärkſten Fürſprecher, hat Lagrange

gab mich ihm willig hin, denn nur auf ſeinen Flügeln
nnte ich zu Deinem Beſitze gelangen, nur mit Blut Dich
ringen. Jetzt iſt's vorbei, die Zeiten kehren nicht wie-
r! — Du biſt mein! — Ich fühle mein Glück, fühle,
ß mir der Himmel mehr gab als ich verdiene, aber die
ölle legte ihr Theil daneben und macht mir eſt mein
lück zur Pein. Der Argwohn iſt die Natter, die ſie an
ein Herz legte, ewig ziſcht ſie mir zu: „Sie liebt Dich
icht, ſie liebt einen Andern, ſie erfüllt nur ihre Pflicht,
eil das Geſetz es will, nicht weil es ihres Herzens Wunſch
t! — Sprich, beruhige mich hierüber!“ rief er heftig
re Hand erfaſſend. „Liebſt Du mich wahrhaft, wie das
Weib den Mann lieben ſoll, mit glühender Liebe?“

Bei dieſen Worten bebte Alice erbleichend.

„Du bebſt, erbleichſt?“ rief er zornig.

„Philipp!“ bat ſie „Laß mich los! — An Deiner
nd klebt Blut — auch an der Meinen ſeh' ich blutige
cke!“

Er blickte hin, ſah das Blut auf ihrer, auf ſeiner
nd. „Warum erſchreckſt Du ſo?“ ſagte er, doch ſelbſt
dem Anblick der blutbefleckten Hand erſchüttert „Wo
röme fließen, was ſind da wenige Tropfen? Wo Tau-
ze ſinken, was iſt da ein Menſchenleben? Es verliert
Werth! Geh, trockne es ab und es bleibt keine
ur —“

Alice ging und er gedachte ſeiner Frage nicht mehr,
r wollte vielmehr ihrer nicht gedenken, aber dennoch hatte
rens Himmelsblick den Pfeil nicht ganz aus ſeiner Wun-
gezogen, ſie blutete, ſie ſchmerzte ihn noch immer.

ſelbſt widerſtanden, deßhalb bemüht Euch nicht, ihn wandelbar zu machen. Mir, ihm iſt nicht mehr zu helfen!

Aber wohin ſoll Euch das führen, Dame von Miremont?

Dahin, wo uns Alles führt, was wir empfinden und thun, dahin, wo uns jede entſchwundene Stunde ein mahnender Wegweiſer iſt, zum Tode!

Könnte denn das Leben keinen Reiz mehr für Euch haben? fragte der König mit inniger Theilnahme. So jung, ſo ſchön und eine freiwillige Märtyrin ihrer Liebe? — Nein, Frau von Exupery, Ihr handelt gegen die Geſetze der Natur, denn Ihr grabt Euch ſelbſt das Grab Eurer Neigung. Nun weiß ich, was Euch das Schwert in die Hand gab, nicht Eitelkeit, wie ich wähnte, Ihr ſuchet den Tod.

Und werd' ihn auch finden, Herr! Wolle der Himmel, an ſeiner Seite und mit ihm zugleich in demſelben Augenblicke! —

Es entſtand nach dieſen ſchmerzlich ausgeſprochenen Worten eine tiefe Stille, die der König endlich unterbrach. Es muß ein ſchöner Tod ſeyn, ſprach er vor ſich hin, auf dem Bette der Ehre und an der Seite des Geliebten zu

sterben, jedem blutenden Herzen ein erwünschter Tod. Darum möge der Himmel Euren Wunsch erfüllen, — wandte er sich zu Magdalenen — und Euch die verlorene Ruhe wieder geben!

Eine Thräne mochte in des Königs Auge glänzen, denn Magdalena, die ihn, während er sprach, unverwandt angeblickt hatte, war es nicht entgangen. Sie bog sich nieder, ergriff seine Hand und küßte sie, er drückte den Kuß der Todesweihe auf ihre Stirn und entfernte sich. —

11.

Am andern Morgen verließ der König Miremont; er hatte mit inniger Theilnahme der Dame des Schlosses Lebewohl gesagt. Als er mit Fervaques in den Schloßhof trat, wo die wiehernden Rosse ihn erwarteten, ließ er den Tiger ihm vorführen. Du hast Deine Wette gewonnen, — rief er ihm zu — besteig' das Roß, es ist Dein! — Dieß sagend, sprengte er, noch einmal Magdalena grüßend, eben so trübe gestimmt über die Zugbrücke, als er freudigen Muthes in das Schloß eingeritten war.

Magdalena ahnete wohl, wer das Geheim-

niß ihres Herzens verrathen hatte; aber zu genau Alicens Herz kennend, war sie von der guten Absicht, die das Mädchen zu dieser Uebereilung bewogen hatte, überzeugt, schwieg und machte ihr keine Vorwürfe. Sie ließ Lagrange zu sich entbieten, gab ihm einen Auftrag, der ihn auf einige Zeit von Miremont entfernte, bat ihn aber, wenn das Kriegsfeuer in ihrer Gegend wieder auflodern würde, schnell zu ihr zurückzukehren. Er gehorchte auch jetzt, denn er fühlte selbst, daß ihr Anblick nur seine Sehnsucht und mit ihr seine Qual vermehre. Traurig sagte er ihr Lebewohl und folgte dem Könige von Navarra nach Bearn.

Aber Magdalena sollte nicht Jahre, nur Monate sollte sie einsam bleiben. König Heinrich der Dritte rüstete zwei Heere gegen die Hugenotten; das eine, von dem Herzoge von Mayenne befehligt, rückte gegen Rochelle; das andere unter dem Herzoge von Alençon, der seiner Partei abtrünnig geworden, gegen die Loire, während der König von Navarra in Guienne und Gascogne reißende Fortschritte machte. Die Hugenotten, zu schwach, sich dem königlichen Heere in offenem Felde entgegen zu stellen, beschränkten sich auf die Vertheidigung der noch

innehabenden festen Plätze, so die Macht der Königlichen zu brechen. Aber trotz ihres tapfern Widerstandes fiel la Brouage und der Herzog von Alençon rückte über die Loire vor la Charité, das er nach heftigem Widerstande einnahm und hier aus Auvergne bedrohte. Issoire, von den Hugenotten besetzt, hatte am meisten zu befürchten; deßhalb sandte der König von Navarra Lagrange nach Miremont, die Amazone aufzufordern, mit ihren Rittern zur Vertheidigung dieser damals sehr wichtigen Stadt beizutragen, und versprach zugleich, in den Cevennen ein Heer zu ihrem Entsatz sammeln zu lassen. Magdalena folgte willig dieser Aufforderung, und mit Lagrange und vierzig ihrer Ritter, von denen noch keiner, der nicht im Kampfe den Tod gefunden, sie verlassen hatte, warf sie sich in die bedrängte Stadt. Die Uebrigen blieben zur Vertheidigung in den Schlössern zurück.

Chavagnac, der im Namen des Königs in Issoire befehligte, war so galant, ihr das Commando abzutreten und unter ihren Befehlen fechten zu wollen; Magdalena schlug es aber ab, und machte nur die einzige Forderung, daß ihre Ritter nie von ihr getrennt werden könnten und ihr ein bestimmter Punkt zur Vertheidigung

angewiesen würde. Er übergab ihr den Theil der Stadt, der zwischen der Couse und dem Allier liegt.

Das königliche Heer säumte nicht, heran zu rücken. Die Herzöge von Guise, Mercoeur und Nevers befehligten die verschiedenen Abtheilungen. Der Letztere lagerte gegen das Thor von Berbizial, der Herzog von Guise stand dem Posten gegenüber, dessen Vertheidigung Magdalenen übergeben war; der Herzog von Mercoeur lagerte zwischen Beiden.

Ehe noch die Königlichen ihr Lager aufgeschlagen hatten, fielen mancherlei Scharmützel vor, wobei sich die Ritter der Amazone besonders auszeichneten, und Chavagnac, der sich selbst an die Spitze eines Ausfalls stellte, zerstörte die Werke, welche der Herzog von Mercoeur aufgeworfen hatte. Doch Alles dieß konnte die engere Einschließung der Stadt nicht verhindern, die nach manchem blutigen Kampfe ganz mit Schanzen umgeben und von aller Hilfe abgeschnitten war. Nur fehlte noch das schwere Geschütz, das über die Berge zu schaffen viel Zeit und Anstrengung kostete.

Magdalena schien seit der Unterredung mit dem Könige von Navarra nicht mehr die Näm-

liche zu seyn. Sie war still, stets in Gedanken versunken, und nicht selten bemerkte Alice, die ihr auch hierher gefolgt war, eine Thräne in ihrem Auge. Wer sie nicht im Gefechte sah, wo sie mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfte, der hätte glauben können, mit ihrem Herzen sei auch ihr Muth gebrochen. Aber kühner als je stürzte sie sich jetzt in die dichtesten Reihen der Feinde und ihre Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand, sah man sie stets an der Spitze der Streitenden als Panner des Sieges voranziehen.

Ruhte sie vom Kampfe, befand sie sich in ihrem Gemache und Lagrange bei ihr, so war sie gegen ihn jetzt liebevoller als sonst, sie fürchtete weniger ihr Herz ihm zu zeigen, und mit jedem Tage sprach sie sich inniger gegen ihn aus. Eines Tages, die Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Alençon hatte sich eben in der Stadt verbreitet, saß Lagrange bei ihr und sprach mit ihr über den Gang, den nun die Belagerung nehmen würde, da auch das Geschütz im Lager angekommen sei, und setzte hierbei seine größte Hoffnung auf das Heer, das sich in den Cevennen zum Entsatz zusammen ziehen sollte; da erwiderte Magdalena, schmerzlich

lich lächelnd: Zwar ward es keinem Sterblichen vergönnt, den Schleier, der die Zukunft deckt, zu lüften, und doch glaub' ich an Ahnung, an ein gewisses Vorgefühl, das uns die ferne Zukunft zeigt. Sei es, weil wir uns mit ihr so emsig beschäftigen und all unsere Gedanken sich in dem Gedanken an sie vereinigen, daß wir das, was wir fürchten oder hoffen, als Ahnung uns träumen, oder ist es die leise Stimme eines warnenden Engels, es bleibt doch immer sonderbar, daß diese Geisterstimme so selten trügt. Sie sagt mir jetzt, wir werden Miremont nicht wieder sehen. Zweimal habe ich sie schon vernommen, und sie hat sich mir stets als wahr bewährt, deßhalb glaub' ich, sie wird es auch jetzt.

Wann vernahmt Ihr sie, Magdalena? fragte Lagrange gespannt.

Sie zauderte mit der Antwort, endlich sagte sie: Nie konnte ich den Gedanken fassen, die Gattin Veit's von Exupery zu werden; selbst an dem Tage, wo ich mit ihm zum Altare trat, selbst als ich mit ihm vor dem Altare stand, waret Ihr mir zur Seite —

So hat sich Eure Ahnung nur halb verwirklicht! sagte er seufzend.

Als ich die Nachricht von Eurem Tode erhielt — fuhr sie schnell fort — und ich in Fieberträumen auf meinem Krankenlager lag, sah ich Euch immer lebend um mich, und selbst als ich genesen, war es mir immer, als könntet Ihr nicht gestorben seyn.

Und doch thatet Ihr das furchtbare Gelübde? unterbrach sie Lagrange.

Und doch that ich es und würde es gethan haben, hätte ich auch gewußt, Ihr lebtet. Mein Schreck, als ich Euch plötzlich hinter mir stehen sah, war nur Ueberraschung; den Todten vor mir im Sarge, glaubte ich den aus dem Grabe Erstandenen hinter mir zu sehen. — Lagrange schwieg und sah finster vor sich hin. — Heiter, mein Freund, nicht diesen finstern Blick, Lagrange! Unsere Herzen waren für einander geschaffen, und sie fanden sich und blieben sich treu, selbst hoffnunglos, unsere Verhältnisse nur trennten uns.

Armselige Liebe! murmelte der Jüngling unmuthig vor sich hin.

Diese Worte waren Magdalenen nicht entgangen. Ich muß Euch heute mein Herz ganz öffnen, Freund meiner Jugend! — sprach sie, von seinen Worten schmerzlich berührt — Nie hätte ich nach meinen Grundsätzen die Eure

werden können, denn höher als Alles, selbst höher als die Liebe, stelle ich die Pflicht. Deßhalb fand ich, als das Schicksal mich prüfte, daß meine Liebe zu Euch, die Ihr eben armselig nanntet, eine thörige Liebe sei, die, im Jugendtraum begonnen, im Erwachen ihr Ende finden mußte. So lehrte mich Vernunft und Pflicht, und doch blieb das Herz in Liebe gebunden, in Liebe fest: meinem Handeln konnte ich gebieten, konnte schmerzliche Opfer bringen, aber nicht die Stimme des Herzens beschwichtigen. Daher der ununterbrochene Kampf, daher der schöne Traum, der mich auch noch jetzt nicht verläßt, Ihr könntet mir Freund seyn durch's ganze Leben; daher, da ich ahne, dieser Kampf wird bald zu Ende seyn, zeige ich Euch dieß immer noch liebende, immer noch blutende Herz unverstellt und wie es ist —

Mir, Magdalena, — unterbrach sie Lagrange — steht die Liebe höher als Alles, ihr opfere ich willig Leben, Pflicht —

Auch die Ehre? fiel sie ihm schnell in's Wort.

Die Ehre? — Nein, ehrlos würde ich Eurer Liebe nicht werth seyn!

Was dem Manne die Ehre ist, ist dem Weibe die Pflicht! erwiderte Magdalena und legte

ihre Hand auf seine Schulter — Vor den Freun-
den meines Gatten schwur ich, ehelos zu blei-
ben; gebot auch mir nicht der Stolz, mein
Wort nicht zu brechen?

Und ich habe darben müssen, wie ein Ver-
schmachtender am schönsten Felsquell! unterbrach
er sie schmerzvoll und leidenschaftlich — ich sah
ihn vor mir dem Felsen entsprudeln, frisch und
hell und rein wie der Thautropfen des Himmels;
es zog mich hin, den Labetrunk zu schlürfen,
und ich mußte gebannt von ferne stehen und ver-
schmachten. — Ein Tropfen hätte die bren-
nende Zunge gekühlt, ein Kuß, ein einziger Lie-
beskuß das langsam hinsterbende Herz mit Hoff-
nung zum Leben zurückgerufen; aber kein Thau-
tropfen erquickte das welkende, es muß an den
eisigen Strahlen der Pflicht vergehen. Ja
Magdalena, als ich den verhängnißvollen Brief
erhielt, da fühlte ich, daß Ihr, daß ich ein Opfer
bringen müsse. Mit dem Ausrufe: Leb' wohl
meine Magdalena! stürzte ich mich in die Lan-
zen der Feinde, suchte den Tod und er nahm
tückisch mein Opfer nicht an. Mit dem ersten
Blicke des Lebens fühlte ich, daß meine Lieb
nicht erkaltet sei; ich wollte Euch nicht wieder
sehen, das war mein fester Vorsatz, aber ewig

12.

In Brügge, wo der Graf von Flandern sein Hoflager hielt, hatte der Verfall in Gent und das Zerreißen jedweder Friedensunterhandlung die Gemüther empört. Der Graf war entrüstet, der Stolz des Adels fühlte sich durch dieses rücksichtslose Betragen der Genter gekränkt und selbst die Einwohner von Brügge, die seit lange schon mit neidischen Blicken auf den Wohlstand Gents sahen, äußerten laut ihr Mißfallen. Alle Mittel, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, die während der Friedensunterhandlung nur nachläßig und mild ausgeführt worden waren, wurden nun in neue Thätigkeit gesetzt und der Graf schwur,

der Stadt nur unter den härtesten Bedingungen den Frie

der Stadt nur unter den härtesten Bedingungen den Frieden zu geben.

Mehr als alle Ritter seines Hofes, theilte der Graf Walter von Enghien seinen Haß gegen Gent. Er, einer der edelsten, tapfersten Ritter Flanderns, hatte schon von früher Jugend an die Gunst seines Herrn in vorzüglichem Grade genossen, so daß die allgemeine Sage sich verbreitet hatte, er sei Graf Ludwigs von Flandern Sohn. Jung, schön, reich, von Stufe zu Stufe durch die Gnade seines Herrn immer höher gelangt, hätte er Ansprüche auf die Hand der reichsten Erbin Flanderns und Brabants machen können; aber die Liebe trieb ihr Spiel mit ihm. Er sah Alice Everwein in Brügge bei ihrer Muhme, und die Tochter des reichen Handelsherrn, aus einem der ersten Geschlechter, hieß ihn willig alle seine Ansprüche aufgeben. Ihr Stand schien ihm kein Hinderniß; der Adel der damaligen Zeit achtete in Flandern den Handel,

Euer Bild, Euer geliebtes Bild mir im Herzen bewahren. — Der Zufall führte mich zu Eurer Rettung herbei, der Tod Eures Gatten hielt mich bei Euch zurück, ich hoffte — und täuschte mich. Bis dahin war meine Neigung zu Euch ein Zaubertrank gewesen, den ich, bitter oder süß, mit Wonne freiwillig hinunterstürzte; von da an war sie der Zauberkreis, in dem ich, widerstrebend, mich gebannt fühlte. — Euch befahl die Pflicht, mir zu entsagen, mir die Pflicht, Euch treu zu dienen. Ja ernster, heiliger hat sich vielleicht seitdem meine Liebe gestaltet, aber glühender, wonniger wahrlich nicht. Hoffnungslose Liebe, Magdalena, ist dem Manne eine goldene Schaale ohne Wein.

Und Freundschaft? unterbrach sie ihn, mit liebendem Blicke seine Hand erfassend.

Freundschaft unter Liebenden ist Wahnsinn! — fuhr er mit Heftigkeit auf und ließ ihre Hand schnell fahren — Löscht erst die Flamme, die mich verzehrt, und dann reicht mir kalt die Hand und sprecht, unsere Freundschaft sei für ewig. — O! wo der Liebe so schnell, so fest die Flügel gebunden wurden, daß auch nicht ein Blick, nicht ein Liebewort, kein glühender Kuß, kein freundliches Hingeben sie verrieth, sie besiegelte,

da möchte die Freundſchaft wohl kalt ſeyn wie das Eis des Nordens und ſchlechten Erſatz für das bieten, was man ihr opfern mußte. — Ich mag ſie nicht!

Lagrange, ich erkenne Euch nicht wieder! ſagte Magdalena erſchüttert und ſchmerzlich berührt.

Ich glaube es wohl, Frau von Erupery! — fuhr er mit Heftigkeit fort — Ihr ſelbſt habt die Bande gelöſ't, die meine Zunge feſſelten, Ihr ſelbſt habt meinen Gefühlen die Pforte geöffnet, daß ſie endlich hervorbrechen und, von dem hölliſchen Zuſtande gepeinigt, laut Euch zurufen — Gebt mir Leben oder Tod!

Tod! — wiederholte Magdalena leiſe, und in dieſem Augenblicke begann das Geſchütz der Belagerer zu donnern — Seht, auch die Menſchen, wie der Himmel, rufen Tod, denn ſchweres Gewölk umzieht ihn, ſeine Blitze leuchten — Aber der Tod, mein Geliebter, er umfange uns vereint, das Leben hat uns nichts mehr zu bieten und er giebt uns doch eine Anweiſung auf Jenſeits. — Laß uns zuſammen ſterben, mein Karl!

Magdalena! rief er freudig entzückt und zog den Dolch.

Nicht so, mein Geliebter! — rief sie, sich an ihn schmiegend — Gott möge uns im Gefechte den Tod senden, einen Heldentod — wie wir ihn verdienen; er möge ihn bald uns senden, und damit er uns nicht überrascht, ehe dem Lechzenden der kühlende Tropfen ward, so nimm ihn, nimm ihn, den Todeskuß, gegeben mit der Gluth der ersten heiligen Liebe!

Nun mögte er kommen! — rief Lagrange, als sie sich seinen Armen entwand — Nun weiß ich, Du liebst mich noch! — Ich habe aus dem Kelche getrunken, ob Tod, ob Leben, mir gleichviel!

Aber nun, auf den Wall! — sagte Magdalena und drückte den Helm auf ihr lockiges Haupt — Hin, wo die Pflicht uns ruft! — Aber weiche nicht von meiner Seite, mein Geliebter! — Sollte er uns suchen, muß er uns beisammen finden.

12.

Zwei und zwanzig Geschütze donnerten auf die Stadt, und als ob der Himmel der menschlichen Kraft spotten wolle, zog sich ein furchtbares Gewitter über Issoire; Hagel und Regen schoß in

Strömen herab, Blitze durchzuckten die schwarzen Wolken und der Donner, im tausendfachen Echo der Berge wiederhallend, hieß bald das Geschütz verstummen. Wild rauschten von allen Seiten die Bergströme und wälzten sich schäumend über Klippen auf das Lager der Feinde herab, die aus ihren Laufgräben vor dem Unwetter flüchteten und das Geschütz verließen. Auch die Belagerten eilten vom Walle nach Hause, Hab und Gut und die Ihrigen zu retten, denn es schien, der letzte Tag der Welt sei angebrochen. Magdalena und Lagrange blieben allein zurück. Den Blick zum Himmel gehoben standen sie, hoffend, einer der leuchtenden Blitze werde sie treffen, aber sie zuckten neben ihnen nieder, zerschmetterten das Kreuz der Kathedrale trafen die friedliche Wohnung des Bürgers, daß die zerstörende Flamme emporloderte, sie blieben unversehrt. —

Erst als das Wetter vorübergezogen war, sammelten sich Bürger und Krieger wieder auf dem Walle. Der Tod will sein Opfer noch nicht, — sagte Magdalena — laß uns versuchen, ob wir ihn auf andere Weise finden. — Sie sammelte ihre Ritter um sich, Kriegsvolk, auch Bürger folgten ihr, und so stürmten sie hinaus durch

das kleine Ausfallpförtchen, den Geschützen zu. Sie überraschten die noch saumselig auf ihren Posten zurückgekehrten Feinde; schon waren zwei Geschütze vernagelt, schon ein Theil der Batterieen zerstört, als der Herzog von Guise zur Hilfe herbeieilte. Es entstand ein mörderisches Gefecht. Chavagnac schickte neue Völker der Amazone zu Hilfe, während um den Herzog von Guise sich immer mehr und mehr seiner Edelleute und seiner Krieger sammelten. Der durch den Regen aufgeweichte, glitschrige Boden war für die angreifenden Königlichen ein bedeutendes Hinderniß, so daß die Hugenotten, trotz der Ueberlegenheit der Feinde, den Kampf um das Geschütz noch eine Weile fortsetzen konnten, ehe sie zum Rückzuge gezwungen wurden. Das Geschütz vom Walle und die Hakenschützen, die Chavagnac aus Vorsorge auf den Bastionen aufgestellt hatte, deckten ihren Rückzug.

Der Herzog von Guise, aufgebracht, daß ihm zwei Geschütze vernagelt worden waren, begann am andern Morgen das Feuer mit verdoppelter Stärke; die anderen Anführer folgten seinem Beispiele, so daß nach zehn Tagen zwei Thürme niedersanken und an drei verschiedenen Orten Bresche geschossen war. Aber dadurch

ward die Besatzung nicht entmuthiget, nur murrten hier und da die Bürger, unter denen sich noch viele Katholiken befanden, und meinten, man müßte es nicht aufs Aeußerste ankommen lassen. Sie arbeiteten aber dennoch, trotz des steten Feuers der Belagerer, thätig an den Abschnitten hinter der Bresche, die Weiber, durch das Beispiel der Amazone begeistert, halfen treulich bei diesen Arbeiten und riefen, um nicht in die Hände der zügellosen Soldaten des Herzogs von Alençon zu fallen, die Männer zu standhafter Vertheidigung auf.

Aber auch im feindlichen Lager ward Alles zum Untergange der Stadt vorbereitet. Das Feuer wurde unaufhaltsam fortgesetzt, Faschinen und Leitern in Menge zum Sturme bereit gehalten, und da Alles im Stande war, versammelten sich die Heerführer bei dem Herzoge von Alençon zum Kriegsrath, und hier wurde einmüthig beschlossen, die Stadt zwar noch einmal zur Uebergabe aufzufordern, wenn man aber die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen verweigerte, sie am folgenden Tage zu stürmen.

Chavagnac übergab die Stadt nicht, da er immer noch Hilfe aus den Cevennen erwartete,

und so beschloß der Herzog, am andern Tage an drei Orten zugleich die Stadt zu stürmen. Jede der drei Heeresabtheilungen sollte die von ihr gemachte Bresche stürmen.

Um acht Uhr des Morgens sollte das Signal zum Sturme gegeben werden, aber der Herzog von Guise, von seinem Eifer, wohl mehr noch von seiner Ehrsucht getrieben, allein den Ruhm des Sieges davon zu tragen, gab schon mit dem Anbruche des Tages seinen Soldaten den Befehl zum Sturme und, war es Uebermuth oder Tollkühnheit, setzte sich unbewaffnet, nur eine eiserne Haube auf dem Kopfe und von dem Adel des Heeres umringt, der gleich ihm unbewaffnet war, an die Spitze der Stürmenden.

Ihm gegenüber vertheidigte die Amazone mit ihren Rittern die Bresche. Sie hatte den Angriff vorausgesehen und stand zum Empfange bereit. Aber trotz der muthigen Gegenwehr gelang es ihr zwar, mit ihren Rittern die Bresche zu vertheidigen, aber sie konnte es nicht verhindern, daß die Königlichen währenddem den noch nicht hinlänglich besetzten Wall erstiegen. Da auch die freiwilligen Edelleute der andern Abtheilungen herbeiströmten, Theil an dem Siege

zu nehmen, so gingen noch zwei Thürme verloren, in denen die Katholischen sich festsetzten.

Chavagnac eilte jedoch mit frischer Mannschaft herbei, und ein mörderisches Gefecht, Mann gegen Mann, begann jetzt auf der Bresche, so daß Dolch und Schwert zugleich gebraucht wurden. Da der Herzog von Alençon den Adel seines Heeres in diesen blutigen Streit verwickelt sah', ließ er seine Gensd'armen absitzen, und zur Unterstützung des Herzogs anrücken, dem der Herzog von Mercoeur gleichfalls Unterstützung zuführte. Die Katholischen waren hierdurch den Hugenotten an Zahl weit überlegen, jedoch hatten diese den Vortheil besserer Bewaffnung, denn im königlichen Heere hätte man es für Feigheit gehalten, nicht dem Beispiele Guise's zu folgen und wie zum Tanz zum Sturme anzurücken. Manch braver Krieger fand hier seinen Tod, denn dem tollen Muthe der Königlichen setzten die vom Kopfe bis zu Fuße gewappneten Ritter der Amazone das Panner des Glaubens und der Liebe entgegen.

Die Hugenotten hätten jedoch endlich der Uebermacht weichen müssen, hätte nicht der strenge Ernst, wohl auch die Eifersucht des Herzogs von Nevers den Theil des Heeres, den er befeh-

ligte, in Unthätigkeit erhalten. Er stellte zwar seine Fahnen in Schlachtordnung, befahl aber bei Todesstrafe, ohne seinen Befehl nicht einen Schritt vorwärts zu gehen, und diesen Befehl glaubte er so lange verschieben zu müssen, bis das verabredete Zeichen gegeben würde. Seine Unthätigkeit entging Chavagnac nicht, er entblößte diesen Theil des Walles und konnte so die Vertheidiger der Bresche hinreichend verstärken.

Dort folgte ein Angriff dem andern. Die schwarze Fahne in der Hand, stand Lagrange unerschütterlich, neben ihm die Dame von Miremont, mit starkem, kräftigem Arm jeden Angriff zurückweisend. Chavagnac war es gelungen, die auf den Wall Gedrungenen zurückzuwerfen, so daß nur noch die beiden Thürme von den Feinden besetzt waren und das Gefecht sich nur noch auf die Erstürmung der Bresche beschränkte. Mehre Mal drangen die Freiwilligen des katholischen Adels und die Gensd'armen in die Reihen der Hugenotten ein, einmal schon kamen sie bis zu der aufgepflanzten Fahne, doch die Ritter brachen sich Bahn nach ihrer Oriflamme, warfen Alles vor sich nieder und retteten sie. Selbst die Amazone sank von dem

Schlage einer Hellebarde auf den Helm getroffen, doch schnell erhob sie sich wieder und ihre Betäubung währte nur Augenblicke.

Durch den tapfern Widerstand ermüdet, durch den Fall so vieler unbewaffneter Edlen geschreckt, kühlte sich der Uebermuth der Stürmenden; sie flohen, als ein Haufen Hugenotten sie in geschlossenen Reihen angriff, in Unordnung nach ihrem Lager zurück, und wäre nicht in diesem Augenblicke das Regiment der Picardie, diese alte, furchtbare Schaar der Guisen, zu ihrer Unterstützung angerückt und hätte sie aufgenommen, die Hugenotten würden die Fliehenden bis in ihr Lager verfolgt haben; so aber konnten sie nicht dem Walde von Lanzen widerstehen, den ihnen dieses kriegserfahrene Regiment entgegenstreckte; sie mußten sich bis auf die Bresche zurückziehen, wo ein geregeltes Feuer der Hakenschützen und das Feuer aus zwei herbeigeschafften Feldschlangen die Feinde empfing und ihre Glieder trennte.

Während die Picarden, immer noch kämpfend, eine Menge der Ihrigen auf dem Platze ließen, hatte Chavagnac die beiden Thürme angreifen lassen. Den einen erstiegen die Hugenotten bald, der andere aber, in welchen der Tumult des Ge-

welcher den Wohlstand über das Land verbreitete, zu sehr, um es für entehrend zu halten, die Tochter eines reichen Kaufherrn zu sich zu erheben und selbst der Graf von Flandern, dem er seine geheime Liebe entdeckte, setzte nur wenig den Wünschen seines Lieblings entgegen, da er die Familie der Everweine, die stets mit treuer Anhänglichkeit ihm ergeben gewesen war, hoch achtete.

Alice hatte mit schwärmerischer Liebe an dem jungen Manne gehangen, hatte nur in ihm das Glück des Lebens gesucht, nur für ihn leben zu müssen geglaubt; er füllte ihre ganze Seele und nichts schien ihr den heitern Himmel zu trüben. Ihre Eltern, durch diese Verbindung geehrt, verlangten hierüber nur das tiefste Schweigen, bis die Unruhen in Gent gestillt und sie die Verbindung mit dem Liebling des Grafen, ihres Herrn, offen kund thun könnten, ohne sich der Wuth des Volkes auszusetzen. Der Tod ihrer ältern Schwester rief in dieser Zeit Alice von Brügge nach Gent zurück und sie mußte sich von ihrem Geliebten trennen. Die Trennung war schmerzvoll, aber die Hoffnung stand ihr tröstend zur Seite. — Ach die Hoffnung trügt so oft! — Zwei Jahre blieb sie ihr eine treue Gefährtin, um sie plötzlich und für immer zu verlassen.

Der Graf von Enghien trug sein finsteres Geschick als ein Mann. „Treulos ward Alice nicht, wohl aber unglücklich!“ rief er „Ich will ihr Rächer sein!“ — Ohne Ruh und Rast arbeitete er nun an dem Verderben Gents, da er früher oft bei dem Grafen der Fürsprecher dieser Stadt gewesen war; unaufhörlich durchschwärmte er die Gegend, hemmte die Zufuhr und überall, wo die

fechtes den Herzog von Guiſe ſelbſt geführt hatte, wehrte ſich tapfer. Doch als der Herzog ſah', daß der Kampf zum Nachtheil der Katholiſchen ſich endſcheide, faßte er den Entſchluß, um nicht in die Hände der Hugenotten zu fallen, mit den funfzig Mann, die noch um ihn waren, ſich durchzuſchlagen, und beſchloß, mit Buſſy d'Amboiſe und Montmorin, zwei tapfern Edelleuten ſeines Gefolges, den Rückzug zu decken.

Kaum brachen die Katholiſchen aus dem Thurme hervor, als die Hugenotten, von Rache entflammt, von allen Seiten mit wildem Geſchrei: Guiſe, Guiſe! Rache für die Saint Barthelemy! über ſie herfielen. Von dieſem Geſchrei außer Faſſung gebracht, von dem wüthenden Angriffe entmuthiget, warfen ſie die Waffen weg und baten um Gnade. Keine Gnade für die Mörder! rief es von allen Seiten, und ſie wurden ohne Schonung niedergemetzelt. Auch die Begleiter des Herzogs, Buſſy d'Amboiſe und Montmorin, ſanken von Kugeln getroffen, und Guiſe konnte nur mit Mühe den Thurm wieder ereilen, in den er ſich warf, ſchnell den ſtarken Riegel hinter ſich zuſchob und die eiſerne Pforte, ſo gut es in der Eile ging, verrammelte.

Die Hugenotten rückten nun gegen den Thurm

an, ſchafften Balken herbei, die Pforte zu ſprengen, legten Sturmleitern an, durch die offene Luke des Thurmes einzudringen; aber der Löwe war nicht ſo leicht zu fangen, er ſtürzte die Heraufſtürmenden ſammt ihren Leitern in den Wallgraben und gab zu gleicher Zeit den Seinen von oben herab ein Zeichen ſeiner Noth. Das Regiment Picardie, dieß Zeichen gewahrend und jetzt erſt ihren treuen Führer vermiſſend, ſchloß von neuem ſeine Reihen und rückte noch einmal zum Sturme an. Nicht das Kanonenfeuer, nicht die Kugeln der Hakenbüchſen achtend, drang die alte Schaar mit geſenktem Haupte immer vorwärts und brach mit ihren vorgeſtreckten Hellebarden in die Reihen der Hugenotten ein. Furchtbar ward nun das Gefecht, beſonders um die Fahne, die Lagrange vor ſich hingepflanzt hatte. Mann gegen Mann kämpften hier Franzos gegen Franzoſen, als triebe ſie angeſtammter Haß feindlich gegen einander. Guiſe, Guiſe! war jetzt das Loſungswort der Picarden, St. Barthelemy immer noch das der Hugenotten. Endlich ohne Unterſtützung fechtend, der Adel war in ſeine Zelte ſich zu rüſten geeilt, unterlag das treue Regiment, Wenige kehrten in's Lager zurück, keiner unverwundet.

Während

Während dieſes Gefechtes, wohin die meiſten der auf dem Walle befindlichen Hugenotten ſich gewendet hatten, war der Thurm, den Guiſe noch vertheidigte, mehr beobachtet als geſtürmt worden. Chavagnac begab ſich, nachdem der Sturm abgeſchlagen war, ſelbſt dahin und forderte, nach der Sitte damaliger Zeit, den gefürchteten Herzog in den unterwürfigſten Ausdrücken auf, ſich ihm zu ergeben, und verſprach ihm, mit Ehre und Leben dafür zu ſtehen, daß ſeiner Perſon kein Leid zugefügt werden ſollte. Auch die Dame von Miremont kam jetzt auf Chavagnac's Einladung nach dem Thurme, beſchwor den Herzog, ſich ihr und ihren Rittern anzuvertrauen und ſein Leben nicht den Händen der wüthenden Soldaten Preis zu geben; aber Guiſe, zu ſtolz, der Gefangene irgend Jemandes zu ſeyn, verweigerte es, und die Hugenotten rückten nun von neuem mit verdoppelter Wuth heran.

Der Thurm ſtand dicht an dem Wallgraben und zu den Luken konnte man nur gelangen, wenn man an den Wallhang die Leiter anſetzte, die Pforte des Einganges befand ſich unter der öſtlichen Luke. Hier griffen die Hugenotten an, da die Katholiſchen die weſtliche in Eile mit Quaderſteinen verrammelt hatten. Doch ihr Angriff

scheiterte auch jetzt an Guisen's persönlicher Stärke und Muthe; er schleuderte mehrere Male die Angreifenden und ihre Sturmleitern zurück. Jetzt aber, vielleicht in der Absicht, Guise das Leben zu retten, rückte die Amazone mit ihren Rittern herbei, griff nicht die offene sondern die verrammelte Luke an und ließ durch Brechstangen die Quadern wegräumen. Als der Herzog dieß gewahrte, sah er keine Rettung mehr, denn auch gegen die verrammelte Pforte wurden die Balken angesetzt, sie zu sprengen. Da rief er von oben Chavagnac zu: Chevalier, hier oben von Euch bestürmt, unterhandle ich nicht, ich werde herunter kommen, dort mit Euch, wie es dem Herzog von Guise geziemt, ein Wort nach seiner Weise zu sprechen. — Gleich darauf hörte man ihn, während aller Augen nach der Pforte gerichtet waren, den Riegel zurückschieben; die Pforte that sich auf und mit gezücktem Schwerte stürzte sich Guise gleich einem umstellten Tiger in den dichtesten Haufen der überraschten Hugenotten, stieß, wer ihm in den Weg trat, nieder, und mit dem Ausrufe: Gott und mein Glück! sprang er in den Wallgraben hinab, der gerade auf dieser Stelle nicht tief seyn mochte; denn er kam trotz dem Kugelregen, den ihm die Huge-

notten nachsandten, glücklich an die andere Seite des Grabens und zu den Seinen. Noch an dem heutigen Tage heißt dieser Thurm zur Verewigung dieser muthigen That: der Thurm des Herzogs von Guise.

13.

Die Stadt war gerettet, aber dreihundert ihrer tapfern Vertheidiger lagen zwischen achtzehnhundert Feinden todt auf der Bresche, die Hälfte der Besatzung war verwundet. Zehn Ritter Magdalenens waren geblieben, vierzehn verwundet.

Keine laute Freude vernahm man deßhalb in der Stadt, es herrschte deßhalb in ihr eine dumpfe todtenähnliche Stille. Ein Jeder hatte einen Verlust zu beweinen, Alle sahen in eine traurige Zukunft. Die Prediger, sonst durch kräftige Ermahnungen die Glaubensstreiter in Wuth und Vertrauen stärkend, gingen, das Schreckbarste fürchtend, von einem Sterbenden zum andern, ihn zum Tode zu bereiten; der Sieg hatte mehr das Vertrauen genommen als es gestärkt.

Auch Magdalena und Lagrange saßen am Abend dieses blutigen Tages still und in sich gekehrt bei einander. Wie durch ein Wunder dem Tode entgangen und unverwundet geblieben, dankten sie dem Himmel nicht für dieses Glück.

Wie manche Thräne fließt heute um die Gefallenen, und ich möchte weinen daß wir nicht unter den Todten ruhen! — unterbrach endlich Magdalena das Schweigen — Die Stadt kann sich gegen das königliche Heer nicht lange mehr halten, kein Entsatz ist zu hoffen und muß Chavagnac sie übergeben, was wird mein Loos seyn? Von Stadt zu Stadt bis nach dem schändlichen Paris werden sie die Amazone von Miremont schleppen, um das Wunderthier, das, ein Weib, für seinen Glauben focht, dem katholischen Pöbel zu zeigen, vielleicht gar wird Alençon — Doch nein! — Aber wenn sie stürmend einzögen, was wäre dann mein, was der Frauen Loos? — Lagrange! — rief sie dann — Nicht wahr, mein Freund, dann ergreifen wir Beide die Dolche und durchstoßen muthig unsere Brust, um der Schande, dem Spotte und dem elenden Leben zu entgehen?

Nein, Magdalena! unterbrach er sie feurig. Du sollst nicht in Sünde sterben, nicht durch

Selbstmord; Du sollst eine reine Heilige aufsteigen zu Gott. Ich stoße Dir den Dolch in's Herz und gebe dann auch mir den Tod. Wir sind dann des Lebens, Du der Sünde quitt.

Sie drückte ihm schweigend die Hand, dieser Druck sollte ihm danken.

Leider hatte ihre Ahnung sie nicht betrogen. Am andern Tage wollte der Herzog von Nevers, den die jungen Krieger wegen seines Zauderns tadelten, die alten lobten, daß er so streng auf Kriegsordnung gehalten, den Beweis führen, daß man eine Stadt, auch ohne aus Eitelkeit unnützes Menschenblut zu vergießen, erobern könne. Er hatte deßhalb die Batterien verstärken lassen, und die Konstabler schossen so rasch und trafen so richtig, daß bald die Bresche so weit geöffnet war, daß wohl an hundert Mann durch sie rücken konnten. Dieß entmuthigte die Bürger, sie fürchteten die Greuel einer mit Sturm gewonnenen Stadt, murrten und verlangten von Chavagnac, daß er wegen Uebergabe mit dem Herzog von Alençon unterhandeln möchte. Lange verweigerte es dieser brave Soldat, doch da er nach geschehener Musterung die Besatzung fast bis auf die Hälfte geschmolzen fand, und ohne Unterstützung der Bürger die Vertheidigung der

Stadt unmöglich war, sandte er zwei Bürger und zwei Offiziere ins feindliche Lager, um mit dem Herzoge zu unterhandeln.

Schon nach einer Stunde kehrten diese mit der traurigen Botschaft zurück: der Herzog wolle zwar das Eigenthum der Bürger und ihr Leben, so wie das der Soldaten, die die Gewehre strecken müßten, schonen, jedoch nehme er hiervon zwei Bürger, einen Geistlichen und die Amazone von Miremont aus, die ihm ausgeliefert werden müßten. Die Thore sollten ihm am andern Morgen um die neunte Stunde geöffnet werden.

Chavagnac begab sich sogleich zu der Dame von Miremont und theilte ihr die von dem Herzog bewilligten Capitulationpunkte und die ihre Person besonders betreffende Forderung mit, und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die für sie so harte Bedingung eingehen zu müssen. Er hatte von ihrer Seite großen Widerspruch erwartet und war darüber nicht wenig erstaunt, als sie, statt ihm Vorwürfe zu machen, ihn bat keine Rücksicht auf sie zu nehmen, sie wäre auf alles gefaßt und würde sich morgen selbst dem Herzoge stellen. Da auch dieß Hinderniß beseitiget war, wurde die Capitulation von Seiten

der Stadt angenommen und noch ausgemacht, daß alle Frauen und Jungfrauen sich am andern Morgen in der Hauptkirche versammeln sollten, wo der Herzog zu ihrem Schutze seine Gensd'armen hinschicken würde. Dieser Artikel war wohl ein sehr trauriger Beweis von der Manns-zucht, die der Heerführer seinen Soldaten zu-traute.

Magdalena schien während des übrigen Tages heiter und ließ wie zu einer nah bevorstehenden Reise Vorkehrungen in ihrem Hause treffen. Lagrange hingegen war finster und in sich gekehrt, sein Blick ruhete trauervoll auf Magdalenen, und wer in sein Innerstes hätte blicken können, hätte dort den Schmerz erblickt, daß solch herrliches Wesen vernichtet werden sollte. Als aber die zehnte Stunde schlug, ließ Magdalena ihre Ritter in aller Stille zu sich entbieten. Siebzehn erschienen, die andern lagen todt oder verwundet darnieder.

Meine werthen Freunde und Waffenbrüder! — redete sie die Tapfern an — Seit langer Zeit seid Ihr im Glück und Unglück, in Kampf und Ruhe meine treuen Begleiter gewesen, keiner von den sechzig edlen Männern hat sein Gelübde gebrochen, manche haben mit dem Tode

ihr Wort gelöſ't, alle mit ihrem Blute den Bund befeſtiget, und doch habe ich keinem den Dank gereichet, den er erwarten konnte. Morgen löſ't ſich unſer Bund, denn Morgen ſoll ich dem Herzoge von Alençon, dieſem treubrüchigen Fürſten, ausgeliefert werden. —

Lautes Murren unterbrach ihre Rede — Nimmer, nimmer ſoll dieß geſchehen! riefen dann Alle.

Nun, wenn Ihr meint, — fuhr Magdalena fort — ſo fordert Euch Eure Dame zum letzten Dienſte auf. Wollt Ihr mir durch das feindliche Lager folgen, wollen wir uns mit Liſt und Gewalt eine Bahn durch die Reihen der Katholiſchen brechen? Wollen wir den Tod einer ſchmachvollen Gefangenſchaft vorziehen?

Wir wollen es! riefen ſie einſtimmig.

So bitt' ich Euch, benachrichtiget hiervon, jedoch in aller Stille, diejenigen von Euren Waffengefährten, deren Wunden ihnen erlauben ein Roß zu beſteigen, ein Schwert zu führen. Morgen, eine Stunde vor dem Anbruche des Tages verſammelt Euch unfern der Breſche, bei der Heiligenblende am Wall. Keiner verrathe unſer Vorhaben, denn erführe es Chavagnac, ſo beföhl' ihm die Pflicht, mich wenigſtens auf-

Genter ein nachtheiliges Gefecht beſtanden, hatte man auch den ſchwarzen Ritter mit ſeinem flatternden Banner geſehn. Oft warnte ihn Graf Ludwig von Flandern, da er immer kühner wurde und ſelbſt bis unter die Mauern Gents mit den Seinen ſtreifte, aber nichts hielt ihn zurück. Dort wohnte Alice, dort war die Unglückliche in verhaßte Bande geſchmiedet, ihm ſchlug ſchon das Herz höher, wenn er nur die Thürme der Stadt ſah und freudig rief er dann ſeinen Waffenbrüdern zu: „Dort wohnt ſie, die gewiß auch als die Gattin eines Andern in ihrem Herzen die Treue nicht brach, die ſie mir gelobte, für die ich leben, für die ich ſterben will!“

Wohl ihm, daß Artevelde es nicht ahnete, daß der ſchwarze Ritter Alicens früherer Geliebter war, er würde

ſchwarze Ritter Alicens früherer Geliebter war, er würde ihn noch wilder, noch rachgieriger verfolgt haben, als er es jetzt ſchon that, und den Preis von 50 Mark Silbers, den er ſchon jetzt dem verſprach, der ihn todt oder lebendig einbrächte, gewiß noch erhöht haben. Auch würden Graf Walter ſeine Waffenbrüder und ſeine 100 Lanzen wenig genützt haben, denn die Macht der Genter war trotz der Hungersnoth noch furchtbar, ſo daß ſelbſt der Graf von Flandern es nicht wagte, mit ſeinem Heere ſich der Stadt zu nähern, wo jedoch von Tage zu Tage die Noth drükkender wurde.

Mit beiſpielloſer Standhaftigkeit ertrugen die Genter alle Entbehrungen und murrten nicht. Nur die Hälfte des nöthigen Brods wurde noch ausgetheilt; Fleiſch genoſſen ſie faſt gar nicht mehr und doch zogen ſie noch muthig gegen die Schaaren des Grafen, wenn ſie in der Nähe der Stadt ſich zeigten; kein Pferd, kein Hausthier ward

zuhalten; oder, wenn er mich ziehen ließe, bräche er die abgeschlossene Capitulation, und gäbe so die unglückliche Stadt der Rache des Herzogs und der Wuth der Soldaten Preis.

Die Ritter versprachen, zu thun, wie sie befohlen, und entfernten sich. —

Die Stunde naht, mein Karl, — sagte nun Magdalena, als sie allein waren — die Stunde endlicher Entscheidung! Gott müßte ein Wunder thun, wenn es uns gelingen sollte, mitten durch das feindliche Heer uns Bahn zu brechen; darum wollen wir uns vorbereiten, mit der Welt abschließen und mit dem Himmel uns versöhnen. Vorerst aber müssen wir uns ein ernstes feierliches Lebewohl sagen, denn horch, die zwölfte Stunde schlägt; da trennt sich der hingeschwundene Tag von dem kommenden, da sprengen die Geister ihre Gräber und kehren sehnsuchtvoll in die Welt zurück, aus der der Tod sie gerissen hatte. Wir werden uns nicht zurücksehnen, die Welt gab uns des Glücks zu wenig, wir werden unsere Gräber nicht sprengen; denn das Grab ist uns der Ort, wo das gequälte Herz Ruhe findet, und wo wir uns endlich vereinigen können. Deßhalb leb wohl für diese Welt, mein Geliebter, und vergieb mir,

daß ich Dein Herz gebrochen, Dich nicht glücklich gemacht habe. — Ich glaubte, recht zu handeln, und irrte ich, so richte mich Gott milde!

Sie ſtanden eine Weile ſprachlos Hand in Hand, dann rief auch er Magdalenen ein Lebewohl zu, ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme und eilte dann fort.

14.

Drei und zwanzig Ritter ſtanden, ſich dem Tode weihend, an der Heiligenblende und erwarteten die Ankunft ihrer Dame, die auch bald mit Lagrange und Alice erſchien.

Rollt die Fahne auf, Lagrange! — befahl Magdalena — Dieſe ſilbernen Sterne mögen aufgehen, wenn die goldenen Himmelsſterne dort oben untergehen. Auf Wiederſehen in Miremont oder jenſeit! raunte ſie dann den Rittern zu, gab ihrem Roſſe die Sporen und ritt, ſich Gott empfehlend, zum Erſtaunen der hier Wachthaltenden, von den Rittern gefolgt, über die Breſche dem feindlichen Lager zu.

Tiefe Stille herſchte hier, nur von der Plünderung der eroberten Stadt träumend, keinen

Angriff besorgend, schliefen die Wachten, und ungehindert zogen sie an den ersten vorüber, bis ein lautes Qui vive! hinter ihnen erscholl, der Knall einer Büchse ihnen sagte, daß die Schlafenden erwacht seien und ihnen den Morgengruß sendeten. Mehre Schüsse folgten, eine Bombarde donnerte und sendete eine Kugel ihnen nach und das ganze Lager kam nun in Aufruhr. Da befahl die Amazone, rasch vorwärts zu traben und ohne Aufenthalt Alles, was sich ihnen entgegensetzen würde, niederzustoßen. Aber zu ihrem Unglücke hatte der Herzog von Guise, der nach einem gehaltenen Banket noch mit dem Herzoge von Alençon bei'm Würfelspiel saß und keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, wo er sich durch ausgezeichnete Handlung die Herzen gewinnen konnte, seine Gensd'armen ausrücken lassen, um, wenn etwa die Zügellosigkeit der Soldaten vor der bestimmten Zeit in die Stadt dringen wollte, sie mit gewaffneter Hand davon abzuhalten.

Die Amazone stieß bald auf die gegen sie anrückende Schwadron des Herzogs. Nur drauf, meine Freunde! rief sie. Die Hugenotten legten die Lanzen ein, und nicht die Menge achtend, bahnten sie sich mitten durch die Geharnischten ei-

nen Weg. Zwar immer von den Feinden, jedoch nur in kleinen, einzelnen Haufen verfolgt, erreichten sie, als der Tag zu grauen begann, den Wald, der die Höhen von Issoire begränzt. Hier ließen sie ihre Rosse etwas verschnaufen und trabten dann den Berg herab, die Brücke über die Couse zu erreichen. Magdalena, stets die Letzte, hatte mit Lagrange und vier Edlen, die nicht von ihrer Seite wichen, indessen manchen einzelnen Kampf zu bestehen gehabt, den Uebrigen den Rückzug zu decken; aber jetzt, da sie eben die auf sie Eindringenden zurückgeworfen und von der Höhe herab die vielleicht sie rettende Brücke schon vor sich sah, erblickte sie auch hinter sich einen starken Haufen Reiter, deren in der Morgensonne erglänzende Helme ihr sagten, daß es Guise und sein Gefolge sei. Von den sie von neuem verfolgenden Gensd'armen im Gefecht festgehalten, war an keine Flucht mehr zu denken. Sucht die Brücke zu gewinnen! rief sie den Rittern zu, die auch ihre müden Rosse antrieben, während sie, Lagrange und die vier Anderen langsam und immer fechtend ihren Waffenbrüdern folgten. Schon hatten auch sie die Brücke erreicht, deren Uebergang sie zu vertheidigen suchten, als Guise mit sei-

ner Begleitung heransprengte und, die Pistolen in der Hand, die Brücke angriff. Da stürzte Lagrange's Roß, da sank Magdalena, von einer Kugel getroffen, zusammen, und ihr verwundetes Roß, nicht mehr die feste Hand seiner Führerin fühlend, jagte längs dem Ufer mit ihr fort; Lagrange, dieß sehend, stach mit der Bundesfahne einen feindlichen Reiter vom Pferde, schwang sich darauf und jagte Magdalenen nach.

Unfern des Kampfplatzes fand er sie unter einem Eichbaume neben ihrem Rosse liegend. Er sprang ab, erfaßte sie, aber nur noch einmal vermochte sie, das brechende Auge nach ihm zu erheben. Komm' bald mir nach! lallte sie und schloß dann ihr Auge für immer. —

Lagrange, von diesem Anblicke erschüttert, betäubt, drückte die Todte an seine Brust, aber sie fühlte nicht das Schlagen seines Herzens, sie hörte seine klagende Stimme nicht, der Tod hielt sie fest umfangen und ließ seine Beute nicht los. Da legte Lagrange die verbleichte Rose unter den Eichbaum, deckte die Fahne mit den silbernen Sternen über sie, ergriff sein Pistol, setzte sich neben sie, schob dann die Fahne von ihrem bleichen Himmelsantlitze hinweg, um

es noch einmal zu sehen. Todt, todt! — rief er dann — und ich? — Für sie hab' ich nicht einen Bluttropfen vergießen können und ich bin verdammt, mir selbst die Kugel durch das Hirn zu jagen! — Aber vorher will ich noch einmal in Deinem Anblicke mich glücklich träumen, Magdalena, noch einmal mir die Vergangenheit zurückrufen und dann Dir folgen!

Aber das Bild jener Tage war noch nicht vor seine trübe Phantasie getreten, als ein Reiterhaufe von der Brücke her auf ihn zugesprengt kam. Es war der Herzog von Alençon, von Guise und seinem Gefolge begleitet, die von fern Magdalenen längs dem Flusse hatten dahin jagen sehen und sie verfolgten.

Ha, finden wir Dich hier, stolze Amazone? — rief Alençon hohnlachend — und todt? — Lieber hätte ich Dich lebend in meiner Gewalt gehabt! — Aber auch so ist's gut. — Nehmt sie — befahl er den ihm folgenden Soldaten — und knüpft sie an dem Eichbaume bei den Füßen auf, daß ihr Tod eben so verkehrt sei wie ihr Leben.

Herzog! — rief Lagrange, den man über die Amazone wenig beachtet hatte, rasch von

seinem Sitze aufspringend und die Fahne wieder über Magdalenens Antlitz werfend — Herzog, wagst Du es, so jag' ich Dir die Kugel durch den Kopf!

Haut ihn nieder! — schrie Alençon wild, da pfiff die Kugel dicht an des Herzogs Haupte vorbei, aber Schwert und Lanze durchbohrten den Glücklichen, der mit ihr starb, der für sie starb und nicht die Sünde des Selbstmordes mit sich hinüber zu nehmen brauchte.

Als der Herzog seinen unmenschlichen Befehl wiederholte und Lagrange neben ihr aufzuhängen befahl, widersetzte sich Guise. Je höher Ihr steht, Herzog von Alençon, — sagte er mit dem ernsten Tone und dem flammenden Auge, vor dem selbst sein König oft erbebte — desto höher müßt Ihr Euch selbst durch Edelmuth stellen. Die Todten, von der Hand meines Gefolges gefallen, stehen unter meinem Schutze, überdieß bin ich der Frau von Exupery noch Dank schuldig. Man geleite Beide nach Miremont und übergebe sie dort der Besatzung.

Alençon knirschte vor Wuth, der Herzog von Guise kümmerte sich aber wenig um den ohnmächtigen Zorn dieses schwachen Fürsten, konnte

es jedoch nicht verhüten, daß noch am nämlichen Tage das unglückliche Iſſoire geplündert und ein Raub der Flammen wurde.

Alice, die ſich nach Miremont gerettet hatte, ließ Lagrange und Magdalena in eine Gruft beſtatten. Der Himmel hatte ihren Wunſch erfüllt, ſie ſtarben vereint und ruhten zuſammen in einem Grabe.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Vierzehntes Bändchen.

Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

mehr in der verödeten Stadt gelebten und demohngeachtet sammelten sie sich willig um ihre Fahnen und sahen dem sichern Tode mit freudigem Blick entgegen, wenn er sie nur als freie Männer treffen sollte. Aber der Hunger ist das sicherste Schwert, es mäht die allmählig welkende Saat nieder und ist seiner Erndte gewiß. Schauder erregend war der Anblick der Stadt, die Verzweiflung bemächtigte sich mancher Gemüther, schon sprachen einige Wahnsinnige, ihre Vaterstadt in Brand zu stecken und sich eher mit Weib und Kind dem Flammentode zu weihen, als sich dem Grafen zu übergeben.

Artevelde sah dem finstern Ende dieses Trauerspiels mit kalter Ruhe entgegen. „Der Tod endet Alles!" war [illegible] sein Wahlspruch und der Saame des Argwohns von Dubois ausgestreut, von Dubois, den er seiner Kriegserfahrung wegen nicht von sich thun konnte, gepflegt, hatte seine Seele so umdüstert, daß die Engelssanftmuth Alicens nur noch für Augenblicke auf ihn zu wirken vermochte. Zwar sah er die Gefahr, die ihn umschwebte, er kannte den Abgrund, an dem er mit dem Untergange der Stadt stand, denn er stand allein in der Mitte seiner Mitbürger, die nur noch im Dulden Muth zu zeigen vermochten; schon triumphirten seine Feinde, schon fürchteten seine Freunde, aber dennoch verlor er den Muth nicht, und sein schaffender Geist war nicht niedergedrückt.

Unter der Anführung Atemanns, eines der Hauptleute, ließ er vorerst 12000 bewaffnete Männer mit Weiber und Kinder ausziehen, Lebensmittel mit Güte oder Gewalt, durch Geld, Drohung oder Bitten aufzutreiben und mit gewaffneter Hand nach Gent zu führen. Ein gewagtes Un-

Hans Waldmann,

Bürgermeiſter von Zürich.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Hans Waldmann,

Bürgermeister von Zürich.

Romantische Erzählung aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Erster Theil.

1.

Ein ſtattlicher Jäger, einen geſchoſſenen Gemsbock zu ſeinen Füßen, ſaß an dem ſteilen Ufer des Rohrbachs, da wo er ſich wild über Felsblöcke ohnfern Göſchenen, nicht weit von der Straße nach dem Gotthard, in die Tiefe ſtürzt. Er wartete auf einen Vorüberziehenden, oder hoffte einen Hirten auf der Alp zu erblicken, der ihm ſeine Jagdbeute nach Hospital, wo er ſeine Genoſſen zu finden hoffte, tragen hälfe, denn er war ſehr ermüdet und wollte heute noch bis dahin. Indeſſen verzehrte er ſein Brod und Käſe mit gutem Appetit und nahm oft ſeine mit Wein gefüllte Kürbisflaſche zur Hand. Der Mann mochte nahe den Dreißigen ſeyn, und Kleidung und Ausſehen verriethen, daß er ein reicher Bürger aus irgend einer benachbarten Stadt ſeyn müſſe.

Nachdem er lange gewartet, und die Sonne ſchon hoch ſtand, kam endlich ein rüſtiger Bur-

sche, einen Korb auf seinem Rücken, des Weges hergegangen. Heda! Bursche, rief ihm der Jägersmann zu, trägst Du schwer?

Je nun, erwiderte dieser, schwer ist es nicht! Ich bringe einen Krug Wein, zwei Brodte und einen Schinken, aus dem Kloster Engelbergen, den ich einer guten Frau im Urserner Thal in ihre Hütte trage. Das Böcklein, das ich doch wohl aufpacken soll, nehme ich, wenn ich es ausweiden darf, noch eine Strecke für einen guten Lohn mit, wenn es nur nicht zu weit ist.

Bis nach Hospital, meinte der Jägersmann.

Das wird schon gehen, sagte der Urner. An der Teufelsbrücke verweilt Ihr, da leg' ich die Gems ab, biege in die Schlucht hinauf nach der kleinen Hütte, übergebe dort meinen Korb und bin bald wieder bei Euch.

Alsbald wurde der Gemsbock ausgeweidet, über den Korb geworfen, der Jäger schritt voran, der Urner aber folgte ihm, trotz seiner Last, singend und pfeifend nach.

Mittag war vorüber, als sie bei der Teufelsbrücke, begrüßt von einem Staubregen, den der Wind vom nahen Wasserfalle hertrieb, ankamen. Herr! Die Sonne brennt heiß, sagte der Bursche, da unten aber an der Reuß, dort

findet Ihr manch schönes Plätzchen, da ist es gar kühl; dort will ich den Bock ablegen, und in einer halben Stunde bin ich wieder bei Euch.

Wo gehst Du denn eigentlich hin? fragte, vielleicht nur um Etwas zu reden, der Jäger, und reichte ihm seine schon fast geleerte Kürbisflasche, die er in Andermatt wieder zu füllen gedachte.

Der Urner trank, lächelte und sagte endlich, da er die Flasche geleert: Das darf ich Euch nicht sagen!

Diese Antwort mochte des Jägers Neugierde noch mehr erregen, er drang in ihn, es zu sagen, und meinte, da dieser immer noch nicht antwortete: Warum es mir verschweigen? Ich brauche Dir ja nur zu folgen, und dann weiß ich es ja doch.

Mit der Gems? unterbrach ihn der Bursche hell lachend, da sollt Ihr mir wohl nicht über die Klippen und den Waldbach folgen, bald wär' ich Euch aus dem Gesicht und Ihr ständet dann in der Wildniß allein.

Den Bock laff' ich hier; aber wissen muß ich, welchem frommen Bruder die Mönche von Engelbergen so milde Gaben schicken, sagte der Jäger.

Es ist eine fromme Schwester! raunte ihm der Urner so leise zu, als ob die todten Felsen ihn verrathen könnten. Ja hier auf unsrer Alp sind gar wackre Mädels, rothwangig wie die Urserner Spitz, wenn die Morgensonne sie bescheint, und voll und rund, daß es eine Freude ist sie anzusehen; aber wie die Frau schön ist, lieber Herr, das könnt Ihr nicht begreifen, denn so was habt Ihr noch nie gesehen. Wie Milch und Blut ihr Gesicht, ihre Augen wie die zwei Sterne, die immer bei Nacht so blitzend auf unser Gotteshaus zu Andermatt herabsehen — und ihre Gestalt, und die Trauer in ihrem Gesicht — Oft, wenn sie vor ihrer Hütte sitzt, gen Himmel schaut und weint, da falt' ich, ohn' es zu wollen, meine Hände und denke mir, es sei die Gottesmutter, die da unten in der kleinen Kapelle mit dem Dolch in der Brust so kummervoll gen Himmel sieht. Auch hat sie einen muntern schmucken Knaben; wäre er noch klein und säß er auf ihrem Schoos, bei St. Peter und den frommen Herren von Engelbergen, dann wär' es die Mutter Gottes leibhaftig, so aber ist der Knabe sechs Jahr alt, und so alt ist das Christuskind wohl nie geworden, denn ich habe es nur immer ganz klein gesehen.

Der Jäger lächelte über die Einfalt seines Begleiters, war aber doch neugierig geworden, und als sie sich an der Reuß niedersetzten, der Andermatter dem Geisbock unter einen Dornstrauch und aus dem Korb ein großes Schwarzbrodt und einen Käse daneben legte, sagte der Jäger: Guter Freund, ich gehe mit Dir, denn ich muß Dein Madonnenbild sehen!

Das geht nicht an, Herr, das brächte mich wöchentlich um zwei Brodte und meinen Käse, die ich für meinen Weg von dem Kloster bekomme, antwortete er rasch.

Auch dann nicht? sagte der Jäger, ihm ein Stück Geld in die Hand drückend; der Bursche besann sich eine Weile, dann meinte er, wenn er nicht verlangte, daß er ihn in die Hütte führen und ihm nur die Hütte zeigen solle, dann möge er ihm nur folgen. Der Jäger war es zufrieden, und sie begannen nun die Wanderung, gingen noch eine Strecke auf der Straße zwischen nackten unzugänglichen Felsen, plötzlich aber lag das liebliche Ursernerthal mit seinen grünen Matten vor ihnen, und in der Entfernung sah man den Kirchthurm von Andermatt, auf den die beiden Sterne, wie der Urner meinte, so blitzend herabsehen. Aber kaum waren sie

einige Schritte über die grüne Wiese gegangen, als der Führer wieder links nach den Bergen einbog und den Jäger durch eine enge Schlucht aufwärts führte. Kein Baum, nur wildes Dorngestrüppe belebte hier die nackten Felsen, kein Vogel, von Zweig zu Zweig hüpfend, begleitete die rüstigen Wanderer durch diese schauerliche Einöde, wo sie von Klippe zu Klippe wie die Gemse, die in der Ferne auf steilen Höhen ihr spärliches Futter suchte, nicht ohne Gefahr springen mußten. Der Jäger nahm bei dem Anblick des Wildes die Armbrust zur Hand, und hätte ihn des Burschen Gegenwart nicht erinnert, wäre er seiner Jagdlust gefolgt, und hätte statt der Madonna die Gemse aufgesucht.

Sie mochten nun wohl schon eine halbe Stunde immer aufwärts gegangen seyn, als sie die Höhe erreichten und der Weg sie nun bergab führte; hier ward die Gegend weniger rauh. Eine schmale mit saftigen Kräutern bewachsene Matte zog sich an einem jähen Felsabhang hin, von dem Felsen, der dem Abhang gegenüber sich schroff den Wolken zu thürmte, brauste ein wilder Gießbach herab, der reißend die grüne Matte durchströmte, um sich schäumend die steile Felswand hinunter zu stürzen. Eine vom Blitz zer-

ternehmen! 24000 Seelen konnten geopfert und höchſtens für den Augenblick den Bedürfniſſen der Stadt abgeholfen werden. „Wir müſſen das Letzte verſuchen“ ſagte er in der Verſammlung des Volkes „jeder der Freiheit gerettete Tag iſt ein heiliger Gewinn.“

Als ſeien ſie dem Tode geweiht, als ſahen ſie ihre geliebte Vaterſtadt nie wieder, ſo traurig zogen die 12000 mit Weib und Kind aus den Thoren Gents und ſtürzten wie ein Schwarm Heuſchrecken über das nahe Brabant. Alle Thore waren ihnen verſchloſſen, überall der Befehl gegeben, ihnen keine Lebensmittel, als nur ſo viel ſie zu ihrer eignen Nothdurft bedürften, zu reichen. So kamen ſie wie irrende Pilger bis vor die Thore von Brüſſel; nirgends hatten ſie Gewaltthätigkeit geübt, entweder was man ihnen zuführte, bezahlt, oder was ihnen das Mitleid gab, dankbar angenommen.

Auch die Stadt Brüſſel mußte ihnen ihr Geſuch abſchlagen, ſo gern ſie auch ihrer Nachbarſtadt geholfen hätte. Aber der Herzog von Brabant hatte es ſtreng verboten und ſeine Gegenwart in Brüſſel hielt ſelbſt das Mitleiden der Einwohner zurück; da begab ſich Artemann, bis zur Verzweiflung getrieben, zur Alles vermögenden Herzogin und erhielt endlich Lebensmittel für 2 Tage und die Verſicherung, bei ihrem Vetter von Flandern ſich thätig des Friedens wegen zu verwenden. Von hier zog er weiter ins Lüttticher Land; hier, wo der Biſchoff weniger Gewalt hatte, wurden die Genter gaſtfreundlicher aufgenommen und Artemann trat mit 500, mit Getraide beladenen, mit Ochſen beſpannten Wagen ſeinen Rückweg an, die jedoch der Vorſicht wegen von den Lüttichern als ihr Ei-

schmetterte halb verbrannte Fichte stand an seinem Ufer, da, wo er sich Bahn hinab gebrochen hatte, wie ein vom Schicksal Zerschmetterter, der hier festgebannt, sich gern mit dem Strom in die Tiefe gestürzt hätte. Ein Felsblock, der neben ihr lag, lud den Müden ein zu rasten, und dies herrliche, von der Abendsonne magisch beleuchtete Schauspiel zu bewundern.

Verweilt hier auf ihrem Lieblingsplätzchen! sagte der Urner, dort ganz nahe, wo die zwei Tannenspitzen über dem kahlen Felsen hervorblicken, liegt ihre Hütte; bald bin ich wieder bei Euch.

Der Jäger setzte sich, und während der Andre rüstig der Hütte zuging, betrachtete er die grausig schöne Gegend. Sein Inneres wurde bei ihrem Anschaun ernst gestimmt, und diese Stimmung mochte den Gedanken in ihm hervorrufen: was willst Du denn hier? — Es ist für Dich nicht an der Zeit auf Abenteuer auszugehen — Daheim wartet der Vater auf Dich, dessen Geist über ernste Pläne sinnt, wartet Deine Verlobte! — Er seufzte bei diesen Gedanken tief auf — Sie ist schön, sagte er dann leise vor sich hin, reich, lebhaft und verständig, und doch — o, das Herz ist ein eigensinniges Ding, wählt es

nicht selbst, so bleibt es kalt, wo es erglüht wäre, wenn der Gedanke in ihm sich entfaltet hätte. Doch, mein Vater wünscht es so sehnlich, mein Verstand sagt mir, sein Wunsch sei gerecht, ich solle ihm folgen — Nun, so fahre hin, schöner Traum jugendlicher Schwärmerei, stürze dich hinab in die Vergessenheit, wie dieser Gießbach, und zerstäube wie er in Schaum! — Aber unten reiht sich wieder Tropfen an Tropfen, die alte Kraft kehrt zurück, die Sehnsucht wacht wieder auf, und wild wie vorher rauscht er durch die Felsschlucht brausend fort, wohin ihn das Schicksal treibt, während der Traum sich nicht wieder gestaltet.

Unmuthig sprang er von seinem Felssitz auf; da rauschte es über seinem Haupte, ein Geier umkreiste ihn im langsamen Fluge; er legte schnell den Bolzen auf die Armbrust, der Bolzen sauste, der Geier stürzte in den Abgrund.

Getroffen, und doch nicht erlangt! sagte er bitter lächelnd, dies ist so oft das Loos des niemals Rastenden, des ewig nach Höherem Strebenden.

Jetzt sah er den Urner um den Felsen biegen und eilig auf ihn zu kommen. Hier! sagte er jauchzend, schleicht Euch, wenn Ihr an den

Felsen kommt, den steilen Fußpfad hinauf; Ihr braucht nicht weit zu klettern, so seht Ihr die Hütte, und vor ihr Mutter und Kind; ich erwarte Euch hier.

Der Jäger ergriff rasch seine Armbrust, sprang von Felsstück auf Felsstück, kam schnell über den Gießbach, und als trieb ihn sein Geschick, eilte er nach der bestimmten Stelle, klimmte den Fußpfad hinauf, und bald sah er das Steindach der Hütte vor sich. Er schlich heran, da saß sie, ihm den Rücken zugewendet, und liebkoste einen goldgelockten Knaben, der sich anfangs sanft an sie schmiegte, plötzlich aber mit einem Schrei auffuhr und nach dem Jägersmann, den er gewahr wurde, das Aermchen streckte. Die Mutter blickte auf, faßte schnell das Kind und zog es mit sich in die ärmliche Hütte hinein.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks; aber auch dieser Augenblick war hinreichend, den Jäger zu überzeugen, daß der Urner nicht gelogen habe, da er sie mit der Mater Dolorosa in der Kapelle verglich. Es zog ihn hinab, und bald stand er vor der verschlossenen Hütte, an die er leise pochte. Niemand öffnete, Niemand ließ sich darinnen vernehmen. Macht auf! da

er, reicht einem halb verschmachteten Gemsjäger einen Trunk Wasser und ein Stückchen Brod. — Da hörte er drinnen die Stimme des Knaben, der leise die Mutter bat, dem armen Jäger zu öffnen; dieser, der um alle Schätze der Welt nicht umgekehrt wäre, ohne das Weib zu sehen, bat immer mehr, zuletzt, als kein Bitten die Thür ihm öffnete, sagte er drohend: Bringt einen Verschmachteten nicht zur Verzweiflung, öffnet und reicht ihm Speise und Trank!

Da öffnete sich die Thüre, und Brodt und Wein bringend trat das Madonnenbild des Urners heraus, reichte Beides dem Jägersmanne, den sie mit forschendem mißtrauischem Blick ansah, und sich schnell wieder entfernen wollte; doch er erfaßte ihre Hand und hielt sie zurück.

Was wollt Ihr von mir? sprach sie, ihm die Hand entziehend, wer giebt Euch ein Recht meine Einsamkeit zu stören?

Theilnahme! erwiderte er.

Theilnahme? Kennt Ihr mich und wißt Ihr, daß ich Theilnahme bedarf?

Ich vermuthe es, ich bin es gewiß! Denn wer, wie Ihr, sich schon in der Blüthe der Jugend in diese Einöde verbirgt, den muß ein fins-

finstres Geschick hierher getrieben haben, freiwillig sucht keiner diese Wildniß auf. Das Weib seufzte tief, der Knabe, der indessen zu ihnen getreten war, schmiegte sich schmeichelnd an sie. Der Zufall führte mich hierher, fuhr der Jäger mit Zutrauen erweckendem Tone fort, schenkt mir Euer Vertrauen! Sie schüttelte bitter lächelnd den Kopf — Meine Absicht ist wahrlich gut, vielleicht daß ich helfen kann.

Das kann selbst Gott nicht! rief sie, sich vergessend — in dem Grabe der Zeit ruht die That, sie liegt da fest gebunden; ungeschehen kann sie keine Macht des Himmels, keine Macht der Erde machen — doch, Jägersmann, wer seid Ihr?

Ich bin ein Edler aus Zürich —

Aus Zürich? wiederholte sie hocherröthend, faßte des Knaben Arm und wollte ihn mit in die Hütte ziehen, doch schnell sich besinnend fragte sie — Euer Name, Herr?

Werner Göldlin von Tiefenau!

Tretet näher! bat sie ihn jetzt, die Thüre der Hütte öffnend. Werner folgte verwundert über diese schnelle Aenderung ihres Benehmens; auch in die Stube lud sie ihn ein. Nehmt hier Platz, gleich bin ich wieder bei Euch! sprach

sie, entfernte sich, und auf ihren Wink folgte ihr der Knabe.

Forschend sah sich Göldlin in dem kleinen mit Brettern ausgelegten Gemache um. Er fand hier ein wunderbares Gemisch von Wohlhabenheit und Armuth, aber die höchste Reinlichkeit. Man konnte deutlich sehen, daß der Bewohnerin dieser Einöde einst ein besseres Loos bereitet war. Am verblichenen rosenfarbenen Bande hing an der Bretwand eine Laute, neben ihr ein künstlicher von Ebenholz mit Gold ausgelegter Rosenkranz, und unter diesem ein einfaches Schlachtschwert mit seiner breiten Klinge, wie es damals die Eidgenossen in ihren Kriegen zu führen pflegten. Ein hölzerner Sessel stand am Fenster, vor ihm nahm ein breiter Stickrahmen seinen Platz ein, wo auf grauem Zeuge eine Madonna mit ihrem Kinde gestickt und fast beendet war. Das Christuskind wie die Madonna schienen Mutter und Sohn zu gleichen. Noch hing ein verwelkter Blumenkranz hier, wahrscheinlich als Symbol dahin gestorbener Liebe.

Jetzt trat die Frau wieder ein, breitete ein weißleinenes Laken über den Tisch, setzte Milch, Butter, Käse und einen Krug Wein auf, und bat mit wohlklingender Stimme Göldlin zuzulangen.

Dieser hatte, während sie emsig beschäftigt war, Muße, die schöne üppige Gestalt, das schwärmerisch sanfte Antlitz der Hausfrau zu betrachten. Ja, der Urner hatte nicht gelogen, sie glich der Himmlischen, in ihrem Auge lag Schmerz und Himmelskrone vereint, edel waren ihre Züge. — Er war noch in ihrem Anschaun versunken, als sie ihn zum zweiten Male bat zuzulangen und ihm einen kleinen silbernen Becher mit Wein füllte. Sie setzte sich ihm gegenüber, wollte gleichmüthig scheinen, und konnte doch eine Unruhe, die sie ergriffen haben mochte, nicht verbergen. Sie wich jeder Frage Werners über ihre Vergangenheit aus, und begann nun selbst mancherlei Fragen an ihn zu thun, wahrscheinlich ihn vom weiteren Forschen abzulenken.

Zürich ist wohl eine schöne Stadt, die Krone Helvetiens? fragte sie jetzt.

Der Handel blüht, die Gewerbe gedeihen dort, und wo dies ist, erwiderte Göldlin, da folgt die Wohlhabenheit dem Fleiße auf dem Fuße nach.

Auch im Kriege hat sich Zürich hervorgethan? fuhr sie fort.

Sobald es gegen das Ausland zog, ja; in

bürgerlichen Kriegen war es nicht glücklich, erwiederte Göldlin.

Es soll ein mächtiger Kriegsheld an der Spitze Eurer Stadt stehen — Ist es nicht der Nämliche, der in der Schlacht bei Murten —

Ha! Ihr meint Hans Waldmann, den Bürgermeister, fiel ihr Göldlin in die Rede — Doch die Frau unterbrach ihn, indem sie zu dem Knaben mit Hast sagte: Nun, Du hast auch nirgends Ruhe! So komm und lauf zu Deiner Ziege. Dies sagend führte sie den Knaben, der ihr zu folgen eben nicht viel Lust zu haben schien, aus der Hütte.

Ihr spielt die Laute? fragte jetzt Werner die wieder Hereintretende.

Ich spiele sie, Herr!

O laßt mich ein Lied zu ihrer Begleitung hören! Eure Stimme ist so melodisch. Er wollte die Laute herunternehmen.

Laßt sie ruhen! sagte sie ernst, ihre Töne sind mir Grabgeläute, auf ihren Schwingungen schwebt mein Geist hinüber in das verlorene Paradies meiner Jugend — Es war so schön! — Sie schwieg, und eine Thräne rollte über ihre Wange — Lieber Herr, bat sie dann, die Dämmerung bricht herein, verlaßt mich, Ihr

habt schon zu lange hier verweilt — Ich bitte Euch, geht!

Wie von Zaubermacht angezogen, mit Zaubermacht weggetrieben, ergriff Werner Armbrust und Hut und sagte Lebewohl — Darf ich wieder hier einkehren, wenn die wilde Gemse mich hierher verlockt? fragte er dann.

Das Weib sann eine Weile — Ihr dürft wiederkehren! erwiderte sie, und trat in die Hütte zurück.

2.

Als Werner Göldlin, von seinem Führer begleitet, am späten Abend endlich in Hospital eintraf, fand er seine Jagdgenossen schon lange auf ihrem Strohlager schlafend. Aber ihn floh der Schlaf; das Bild der räthselhaften schönen Frau hatte ihn auch hierher begleitet, und um desto unangenehmer war ihm ein Bote aus Zürich, der ihn schon einige Tage im Urner Land aufgesucht hatte und ihn endlich hier fand. Er brachte ihm einen Brief seines Vaters, worin

ihn dieſer aufforderte, eilig nach Zürich zurückzukehren, indem er über Dinge von Wichtigkeit mit ihm zu ſprechen habe. Lazarus Göldlin, obgleich er ihn, ſeinen einzigen Sohn zärtlich liebte, war ein harter und ſtrenger Mann, wenn es darauf ankam ſeinen Willen durchzuſetzen; daher war Werner bei aller Liebe ſeines Vaters gewohnt, in ſolchen Fällen ihm unbedingt zu gehorchen, und ſo mußte er gegen ſeinen Willen am andern Tage die Jagdgenoſſen und die ihm ſo lieb gewordene Gegend verlaſſen, und, ſo ſehr es ihn nach der Bergſchlucht im Urſerner Thale hinzog, den Rückweg nach ſeiner Heimath antreten.

In Zürich war damals ein gar ſtattlicher Mann, Hans Waldmann, Bürgermeiſter. Der Sohn eines Landmanns von Blökeſtorf im Lande Zug, hatte er ſich, da ſein Geburtsort während des Bürgerkrieges in Flammen aufging, das Bürgerrecht in Zürich gekauft, und das Gerberhandwerk gelernt. Aber bald trieb es ihn nach Höherem. Von ſchöner, faſt rieſenhafter Geſtalt, freundlichen einnehmenden Anſehns, machte er ſich bald am Zechtiſche wie unter den Waffen bemerkbar. Wo die Unſchuld zu vertheidigen, der Unglückliche zu vertreten war, wo das

genthum geführt wurden. War der Graf von Flandern nicht davon unterrichtet, oder wollte er mit den Lüttichern dieſes für die volkreiche Staet ſo geringen Vorraths wegen nicht in Streit gerathen, Riemann zog mit ſeinen 500 Wagen unter Glockengeläute und lautem Jubel des Volkes ein und hatte noch unterwegens eine bedeutende Menge der Frauen und Kinder bei Freunden und Bekannten zurückgelaſſen. Für kurze Zeit war Gent gerettet.

13.

Arteveldt theilte den lauten Jubel nicht, der in der Stadt herrſchte; er berechnete leicht, daß die Zufuhr nur für Wochen helfen konnte und ſah immer noch in eine trübe Zukunft. Die Macht Gents erlahmte an dem vorſichtigen Benehmen des Grafen von Flandern, der jedes entſcheidende Gefecht vermied, ſeine Streitkräfte in die ihm ergebenen Städte vertheilte und mit dem Kern ſeines Heeres in Brügge das Ende des Streites ruhig abwartete. Mehr aber noch als dies verfinſterte der Kummer, der an Arteveldes Herzen nagte, ſein Gemüth. Alice war ſeit einiger Zeit ſtiller, nachdenkender geworden und oft wollte er Thränen in ihrem Auge bemerkt haben. Sein Argwohn ward immer reger und doch verbot ihm ſein Stolz, offen mit ſeinem Weibe zu ſprechen und ſie nach dem Namen des Mannes zu fragen, der ihn ſo ſehr beunruhigte; er würde vielleicht ruhiger geworden ſein, hätte er ihn gekannt, denn jetzt glaubte er in jedem der Großen, die den Hof des Grafen in Brügge bildeten, einen Nebenbuh-

Banner von Zürich wehte, da fand man sicher Hans Waldmann als den Ersten zu Rath und That, aber auch bei den Weibern, wo ihn die kräftige Gestalt, sein hoher Muth, sein einnehmendes Betragen, hauptsächlich aber seine einschmeichelnden Worte fast unwiderstehlich machten. Das Gefühl seiner Kraft trieb ihn zu den kühnsten Unternehmen, das Höchste schien dem Jüngling nicht unerreichbar, und so sammelte er die kühne Jugend Zürichs um sich, die sein tolles aber stets geniales Leben an ihn fesselte, und von den Frauen beschützt, ward ihm anfangs manche Thorheit verziehen, die sonst nicht ungeahndet geblieben wäre.

Die Heirath mit der Witwe des Amtmanns von Kloster Einsiedeln, der die im Züricher Gebiet zu hebenden Einkünfte des Klosters zu verwalten hatte, gab ihm sein Weib, Amt, Gut und Ansehn. Sie, in Sitten wohl eben nicht strenger als er, ließ ihn ruhig mit seinen Gesellen zechen, mit andern Weibern tändeln, und der Ehestand veränderte nichts in seinem vorigen Leben. Stets das Vorbild kecker Jugend und der Abgott der Weiber, war er nur den Herren vom Rathe und den adeligen Geschlechtern zuwider, und diese thaten alles, ihm seine

Bedeutsamkeit zu nehmen und ihn von dem Rathe entfernt zu halten. Die kleinste Ausschweifung wurde jetzt gerügt, und zweimal mußte er in dem Thurm des Wellenbergs geringe Vergehungen büßen. Als er ihn das zweite Mal verließ, wandte er sich, betrachtete das Gefängniß mit ernstem Blicke: Zum dritten Mal sollt Ihr mich nicht hierher schicken, Ihr stolzen Herren! rief er, und von diesem Augenblick an schlug der Funke Ehrgeiz in seinem Herzen zur alles verzehrenden Flamme auf, ohne jedoch seinen Hang zu lustiger Gesellschaft und den Weibern zu unterdrücken.

Schon in seinem zwanzigsten Jahre von den Freiwilligen, die dem Pfalzgrafen Friedrich zuzogen, zu ihrem Hauptmann erwäh[illegible] hatte er in der Schlacht von Ladenburg s[illegible]en Kriegsruhm begründet, so daß er einige Jahre darauf als Hauptmann der Spießer von Zürich der Stadt Mühlhausen zur Hülfe gesandt wurde; auch hier zeigte er Muth, Entschlossenheit und jenen, einem Feldherrn so nöthigen raschen Ueberblick. Die verhängnißvolle Zeit des burgundischen Krieges erschien. Freudig sammelten sich, Bern zur Hülfe, die Züricher unter ihre Fahnen. In der Schlacht von Murten war er die

alles lebende Seele, sein Eifer trieb die Eidgenossen zur Rettung der bedrängten Stadt herbei, sein Muth als Führer des großen Schlachthaufens den Feind zur schmählichen Flucht; schon vor der Schlacht ertheilte ihm der Graf von Thierstein den Ritterschlag. An der Spitze sämmtlicher Eidgenossen gewann er die Schlacht von Nancy, und von Frankreichs arglistigem Ludwig zum Abgesandten verlangt, kehrte er mit Ehre und Schätzen überhäuft in seine Vaterstadt zurück; aber trotz dem hing Waldmanns Herz nie an Frankreich, stets blieb er Oestreich und Mailand zugethan.

Schon vor dem burgundischen Kriege hatten Waldmanns Feinde dem Wunsche des Volkes nicht mehr widerstehen und ihn von der Verwaltung der Stadt ausschließen können; bald ward er Zunftmeister, dann Bauherr, und endlich verdrängte er Heinrich Göldlin von dem Amte eines Bürgermeisters und nahm die oberste Stelle in Zürich ein, wie sie auch seinem Talent und seinem in Krieg und Gesandschaften erworbenen Ruhme gebührte.

Hier regierte er streng, führte manches löbliche Gesetz, aber mit unbeugsamer Härte und vielleicht zu rasch und stürmisch ein. Er zog

die Zünfte bei jeder Gelegenheit dem Adel vor, weshalb ihn dieser auch haßte, doch wagte er nicht gegen den mächtigen kraftvollen Mann, den damals die Eidgenossen und die Bürger von Zürich vergötterten, offen aufzutreten.

Heinrich Göldlin hatte er aus dem Rathe gedrängt, ein Gleiches that er mit dessen Bruder Lazarus, obgleich man ihm Schuld gab, er habe in früherer Zeit Göldlins Ehefrau schön, sie ihn liebenswürdig gefunden. Hieraus war der unversöhnliche Haß der beiden Brüder entstanden, die, an der Spitze der edeln Geschlechter, welche sonst fast allein die Stadt regiert hatten, jetzt Alles hervorsuchten, in der Gunst des Volkes den Mann zu stürzen, der Zürich nicht allein auswärts groß, sondern auch im Innern zu einem Muster städtischer Vollkommenheit machen wollte. Seine Feinde fanden aber auch manche Gelegenheit ihm zu schaden, denn Jeder, auch der größte Mann, hat seine verwundbare Stelle, und selbst Waldmann, groß als Feldherr, größer noch als Staatsmann, ward doch oft von seiner Sinnlichkeit zu Fehltritten verlockt, und sein kühner unbeugsamer Sinn ließ ihn zuweilen die ihm drohende Gefahr zu gering schätzen, seine Leidenschaft nicht immer nach Billigkeit

handeln, und so ergriff er oft in dem Lande aufblühender Freiheit despotische Mittel, das Gute zu fördern, was dann seine Gegner im schwärzesten, oft zu grellen Lichte darzustellen eifrig bemüht waren.

Selbst noch im reiferen Mannesalter ein schöner kräftiger Mann, dessen glühendes Auge flammend umherschaute und den Weg zu manchem Weiberherzen fand, ragte die Riesengestalt majestätisch über seine Mitbürger hervor. Aus jedem Kampfspiele trat er als Sieger; der stärkste Ringer, der beste Armbrustschütze, hatte ihn noch Keiner überwunden; Sieger in der Schlacht, Sieger im Kampfspiel, Sieger bei den Frauen, war er von Allen bewundert, von Vielen beneidet, von Manchen gehaßt.

Bei seiner Heimkehr fand Werner die Vaterstadt in nicht geringer Bewegung. Frischhans Theilig von Luzern, der Mann, der mit 600 von Uri den Paß im Liviner Thal bei Giornico gegen 15000 Mailänder vertheidigt, und sie zur schimpflichen Flucht gezwungen hatte, der Mann, den vor zehn Jahren die ganze Schweiz dieses Sieges wegen vergötterte, war mit Waaren zum Verkauf nach Zürich gekommen, hatte hier und auch schon früher manche

beleidigende Worte über Hans Waldmann ausgestoßen, und ihm seine Anhänglichkeit an Mailand und das Haus Oestreich und selbst die Unterschlagung öffentlicher Gelder vorgeworfen. Dies war dem leicht Gereizten hinterbracht worden, und das war genug, seine Leidenschaft zu entflammen, seinen Zorn zu wecken. Nicht des Sieges von Giornico gedenkend, ließ er Frischhans Theilig gefänglich einziehen. Ganz Zürich kam hierüber in Bewegung und nahm deshalb Parthei für und wider, und Lazarus Göldlin glaubte, jetzt sei der rechte Zeitpunkt gekommen den Bürgermeister zu stürzen, da die ganze Eidgenossenschaft ein solches Verfahren mißbilligen mußte; er hatte deshalb seinen Sohn zu sich beschieden.

Dieser theilte nicht ganz des Vaters Ansicht. Liebte er auch Hans Waldmann nicht, der seinen Vater, selbst ihn so oft gekränkt hatte, mußte er doch dem Sieger von Murten und Nancy seine Verehrung zollen, mußte er den Mann hochachten, der mit so kräftiger Faust das Regiment dieser wohlhabenden unruhigen Stadt führte, und dem alten Mißbrauche, trotz dem heftigsten Widerstande, so beharrlich entgegen trat. Wäre er nicht der Sohn des rei-

chen Göldlin von Tieffenau gewesen, er würde dem an Körper und Geist so sehr bedeutsamen Manne mit treuer Ergebenheit angehangen haben, so aber mied er ihn, denn Werner liebte außer der Jagd keine rauschenden Vergnügungen.

Du kamst zu einer glücklichen Stunde! trat ihm der Vater mit Hast entgegen, sicher hast Du schon vernommen, daß der stolze hochfahrende Bürgermeister den Sieger von Giornico einiger unbedachten Reden wegen in den Wellenberg hat werfen lassen?

Ich erfuhr es zu Altdorf — Seid mir gegrüßt, mein Vater!

Danke Dir! — Aber Du scheinst über diese Nachricht nicht erfreut, mein Sohn?

Nein, Vater, sie erfreut mich nicht! erwiderte Werner. Mich jammert Hans Theilig, der unüberlegte Worte mit dem Tode büßen wird, mich dauert Waldmann, daß er so seinen Glanz durch unedle That muthwillig verdunkelt.

Der alte Lazarus warf einen bemitleidenden Blick auf den Sohn, dann fragte er ihn höhnend, wie viel Gemsböcke er geschossen habe.

Nur einen! erwiderte Werner gelassen, und legte jetzt erst seine Armbrust ab.

Habt Ihr mir sonst noch Etwas zu sagen? fuhr Werner fort, da des Vaters Stirn sich immer mehr umwölkte.

Setze Dich! befahl dieser. Werner gehorchte.

Ich weiß, begann jetzt der Alte, daß Du in Rücksicht Waldmanns meine Absicht nicht theilst, daß der von ihm an unserm Geschlecht tausendfach verdiente Haß ihn bei Dir nicht trifft; weiß, daß Du längst vergessen hast, daß ihm Dein Ohm in der obersten Stelle des Rathes weichen mußte, ich durch ihn aus dem Rathe verdrängt wurde, und er die Ursache war, daß Dir die Gnade des Bischofs von Constanz entging —

Ich habe das nicht vergessen, Vater; aber hassen kann ich deshalb den Mann nicht, der meine Vaterstadt groß gemacht und Zürich in den Landen der Eidgenossen, in französischen, in deutschen Landen in hohes Ansehen gebracht hat, das es vordem nicht hatte. So lange ich ihn achten muß, kann ich ihn nicht hassen; nennt mir aber eine unedle That des Mannes, und meine Verachtung, mein Haß wird ihn treffen.

Er' iſt jetzt viel in dem Hauſe Deines künftigen Schwiegervaters. Der Thor, jetzt Witwer, ſcheint er Deine Verlobte mit Wohlgefallen zu betrachten, wohl gar ſie ſeinem geliebten Gérold Edlibach. zu gewinnen, der ſchon lange im Stillen um ihre Gunſt warb, und ſie mit ſeinen Falken-Augen faſt durchbohrt —

Nun, ſie verdient es auch, daß man ſie mit Wohlgefallen anblickt; ſie iſt ſchön, lebhaft —

Aber ſtolz und hoffärtig! fiel ihm der Vater in die Rede.

Weshalb wähltet Ihr ſie dann zu meiner Braut? Ihr, Vater, nicht mein Herz, habt die Sache betrieben.

Werner! fuhr jetzt Herr Lazarus zornig auf, bisher hielt ich Deine Ruhe und Dein Schweigen für beſonnene Klugheit, die in ſolch trüber Zeit, wie die jetzige, die Leidenſchaft zu mäßigen, den Zorn zu zügeln weiß, glaubte, Dein Benehmen gegen den Feind unſers Geſchlechts ſei weiſe Verſtellung, Du brüteteſt im Stillen das Baſiliskenei der Rache; aber jetzt ſehe ich, Du biſt für jede Beleidigung mit einem Gleichmuthe gepanzert, den ich nicht in meinem Sohne, nicht in einem edlen ſtolzen Jüngling erwartete, und der Verdacht, der ſo lange in meiner Bruſt

verſchloſſen blieb, wird am Ende meiner Tage zur qualvollen Wahrſcheinlichkeit. Wiſſe! Meines Lebens Glück hat jener Mann auf tauſendfache Weiſe untergraben, mein häusliches Glück ſchon in den erſten Tagen meiner Ehe zerſtört — Deine Mutter ſtarb von reuigem Gewiſſen gefoltert, den Mann verwünſchend, den Du vergötterſt — Was biſt Du ihm, was mir!

Dies ſagend ſprang der alte Mann wie ein Verzweifelter auf, der Unmuth hatte ihm dies lang verborgene Geſtändniß entlockt, warf noch einen zermalmenden Blick auf ſeinen Sohn und verließ ſchnell das Gemach.

Werner ſeufzte tief auf; ſeine Auge traf das ſchöne Bild ſeiner ſo früh heimgegangenen Mutter, das ihm gegenüber an der getäfelten Wand hing. Der Pfeil traf auch mein Herz, ich bin in dieſer verhängnißvollen Stunde zur Waiſe geworden! murmelte er vor ſich hin. Ja, Vater, nun erſt verſtehe ich Dich und Deinen Haß! dann ſchlich er auf ſein Zimmer und überließ ſich ernſtem Nachdenken.

ler zu ſehen und ſo wurde ſein häusliches Verhältniß immer trüber und es wurde Alice jetzt immer ſchwerer, ihn aufzuheitern. Dies verſtimmte allmählig auch ſie und ſelbſt die Sorge um ihre Vaterſtadt, die Sorge um ihren Gatten, wenn ſich Gent unterwerfen mußte, ängſtigte ſie; vielleicht beunruhigte ſie der Gedanke am meiſten, „er kehrt mit dem Grafen von Flandern zurück — ich werde — Walter wiederſehen!“

Wochen waren vergangen und keine fernere Zufuhr füllte die Speicher der Stadt; der Herzog von Brabant verweigerte den Lüttichern jeden weitern Durchzug und ließ die Genter wiſſen, daß er jedes Einrücken in Brabant mit den Waffen in der Hand zurückweiſen würde. Einige Schiffe mit Getraide waren in Antwerpen angehalten worden und die Stadt hatte kaum noch auf 14 Tage Lebensmittel. Da entſchloß ſich Artevelde den gefaßten Entſchluß auszuführen und ſich für die Vaterſtadt zu opfern. Er verſammelte am Abend das Volk auf dem Marktplatze, ſtellte ihm vor, daß keine Rettung mehr möglich ſei und er ſelbſt nach Brügge zum Grafen wollte, den Frieden zu unterhandeln. „Vielleicht verſöhnt ihn mein Blut,“ ſprach er „gern will ich meinen Kopf auf den Block legen und ſterben, iſt es nur zum Heil meiner Vaterſtadt. Schon iſt mir frei Geleit verſichert. — Morgen, wenn es Euer Wille iſt, reiſe ich; Peter Dubois übernehme indeſſen den Befehl ſtatt meiner.“

Dieſe Rede machte einen herzergreifenden Eindruck auf alle Gemüther, ängſtlich war ihnen der Gedanke, daß Philipp Artevelde ſie verlaſſen ſollte, er, der ſo uneigennützig für ſie geſorgt, der nur gegeben, nie von ihnen

3.

In dem Gesellschaftshause zum Schnecken saß am gedeckten Tische der Leutpriester Helfenberg und Gerold Edlibach, der Stiefsohn Hans Waldmanns; sie warteten auf die andern Gäste, die sich mit ihnen hier mit Speise und Trank gütlich zu thun pflegten. Zwölf ausgezeichnete Männer vereinigten sich täglich in dieser Herberge zum fröhlichen Mittagsmahl, hier wo vor einem halben Jahrhundert, in dem furchtbaren Kriege Zürichs gegen die Eidgenossen, die 50 edlen Männer unter dem Namen der Böcke sich mit Gut und Blut, mit Leib und Leben dem Wohl der Vaterstadt weihten, und den schönen Bund mit ihrem Tode besiegelten.

Gerold! begann jetzt der bedächtige Leutpriester, sie bleiben heute lange aus, es muß stürmisch hier nebenan auf dem Rathhause hergehen; das Volk wogt auf dem Markte hin und her! ich wollte Frischhans Theilig wäre in Luzern geblieben und sein Fuß hätte Zürich nie betreten.

Besser wär' es freilich, erwiderte Gerold, aber Ihr seht zu schwarz, ehrwürdiger Herr. Um eines einzelnen Mannes Willen, der Zürichs

Bürgermeister zum Böswicht und Verräth
stempelt, werden die Eidgenossen nicht aufsteh
wider Zürich.

Ihr seid ein junger Mann, zu kühn, zu kec
dem die Erfahrung mangelt, unterbrach ihn d
Leutpriester, fürchtet den Funken nicht, der u
ter der Asche glimmt, weil es nur ein Fün
chen ist, und vergeßt, daß er leicht zur Flamm
angeblasen werden kann. Euer Vater ste
hoch, steht, Gott sei gepriesen, fest, aber so fe
steht Keiner, besonders nicht im Lande der Ei
genossen, daß er ungescheut handele, wie es ih
gedünkt, und ungestraft an den alten Sitten u
Gewohnheiten des Volkes mit eigenwillige
Sinne rütteln mag. Volksgunst, mein gut
Herold, dreht der kleinste Sturm so leicht, w
der Wind eine Wetterfahne. Den Gipfel e
laubter Macht hat Hans Waldmann erreich
höher steigen zu wollen, davor bewahre ihn d
gütige Gott!

Seht nur, unterbrach ihn der rüstige Edl
bach, seht nur wie Peter Schneevogel, d
Stadtknecht, die Gaffenden mit Wort und Z
chen so ganz allein vom Markte treibt; e
Wort von ihm, und sie gehen willig. Wo ei

kräftige Faust die Zügel hält, da fürchte man nicht, daß das unbändige Roß durchgehe! —

Gebe es Gott! sagte der Leutpriester vor sich hin, als sich die Thüre öffnete und Hans Meiß und Dominic Frauenfeld, beide Rathsherren, von der Constaffel, so hieß die adelige Gesellschaft in Zürich, und mehrere Zunftmeister, alle Waldmanns Tischgenossen, eintraten.

Nun, wie ist es? fragte der Leutpriester, ihnen besorgt entgegen tretend.

Wie soll es seyn, ehrwürdiger Herr? erwiderte der Zunftmeister Heinrich Göz, wer in unserm Bürgermeister unsre Stadt beschimpft, muß hart bestraft werden.

Also keine Gnade? fragte der Priester weiter.

Nein! erwiderte Dominic Frauenfeld, unbeugsam stand er, ein eherner Fels, die Vorstellungen eidgenössischer Gesandtschaften prallten an ihm ab, wie die Wellen am Felsriff, ihre Worte zerstiebten wie Schaum.

Ist das Todesurtheil gesprochen? fragte der ehrwürdige Helfenberg.

Noch nicht! wurde ihm erwidert.

Nun, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren! —

In diesem Augenblick trat Hans Waldmann mit dem Stadtschreiber Ludwig Ammann herein. Habt wohl lange gewartet, lieben Freunde, besonders Ihr, ehrwürdiger Herr? wandte sich Waldmann zu dem Leutpriester, aber verzeiht, ich konnte nicht früher kommen, und unsere freundliche Wirthin wird schon die Suppe warm gesetzt und den Braten nicht haben verbrennen lassen —

Was habt Ihr über Hans Theilig beschlossen? unterbrach ihn der Leutpriester.

Artikel 6 unserer Zechordnung, erwiderte Waldmann, besagt: Wer von den Gästen, ehe der Braten genossen und der letzte Becher Wein geleert ist, von ernsten Geschäften spricht, ist in Strafe eines Maaßes Wein verfallen. Er schellte und befahl dem eintretenden Buben ein Maaß des besten Rheinfalls auf Rechnung des ehrwürdigen Herrn noch besonders auf die Tafel zu setzen. Erst Speise und Trank mit Ruhe genossen und dem Frohsinn gelebt, fuhr er fort, und dann erst zu dem ernsten Geschäfte. Der Freuden des Lebens sind so wenige, meist alle erst mit Mühe errungen, und das Leben, dem der Schlaf täglich die schönsten Stunden raubt, ist so kurz, daß ich meinen sollte, es wäre ein

Diebstahl an sich selbst, wenn man irgend eine Lebensfreude ungenossen an sich vorübergehen ließe. Deshalb, Ihr werthen Freunde, nehmt Eure Plätze, sprecht Euer Gebet, ehrwürdiger Herr, und laßt uns beim Becher Wein unsere Sorgen vergessen!

Jeder trat an seinen Platz, Helfenberg sprach ein kurzes Gebet und das Mittagsmahl begann.

Schon seit mehreren Jahren waren diese zwölf hier versammelten Männer Waldmanns Tischgenossen, wo jeder um 18 Kreutzer sein Mittagsmahl einnahm, und sie das Geld zu dem Weine brüderlich zusammen schossen. Es waren die beiden adeligen Rathsherren, der Leutpriester, der Stadtschreiber, der Bürgermeister und sein Sohn, drei aus dem großen Rath, drei von den Zünften, die sich hier versammelten, lauter aufgeklärte wackre Männer, welchen die Ehre und das Wohl der Stadt am Herzen lag, und die mit treuer, vielleicht zu blinder Ergebenheit an Waldmann hingen. Nach beendetem Mahle pflegten sie bei verschlossenen Thüren sich über die Angelegenheiten der Stadt zu besprechen, wobei jedoch der Becher, ihren Statuten nach, gänzlich verboten war. Man-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18760/040

ches Wichtige wurde hier verhandelt, und Waldmanns Feinde nannten deshalb die Versammlung zum Schnecken spottweise des Bürgermeisters kleinen Rath.

Waldmann war auch heute, wie immer, während der Mahlzeit fröhlich und guter Dinge; er schien die Gewalt zu haben, alle Sorge, wenn er nur wolle, von sich abzuschütteln, und Keiner, der ihn heute gesehen, hätte ahnen können, daß ihn Manches drücke, das jeden Andern wohl tief würde niedergebeugt haben. Seine Tischgenossen aber waren nicht mit ihm gleich gestimmt, außer Gerold Edlibach, der nie fürchtend, stets mit heiterm Sinne und festem Vertrauen auf seines Vaters glücklichen Stern und auf dessen Thatkraft in eine sorgenfreie Zukunft schaute. Als daher wieder abgetragen, die Becher geleert waren, und Gerold, als der Jüngste in der Gesellschaft, sein Amt als Schließer gehörig verwaltet, und der Leutpriester das Gratias gesprochen hatte, nahm dieser vor Waldmann tretend das Wort.

Lieber Herr! Ihr wißt, wie selten ich mich noch in Eure Geschäfte gemischt, und wie entfernt ich von allen Weithändeln geblieben bin, wenn es nicht das Wohl meiner mir anvertrau-

ten Heerde betraf. Aber heute muß ich reden, heute ist es mir, als beföhl' es mir Gott, heute, wo es Euch allein gilt. Hört mich nur gelassen an, denkt bei meinen Worten stets an den guten Zweck, den ich habe, und laßt sie in Euer Herz dringen. Ihr habt bisher, menschliche Schwächen abgerechnet, untadelig vor uns und unter uns gestanden, Zürich hat mit Stolz und Wohlgefallen auf Euch geschaut, die Eidgenossen haben Euch Bewunderung, das Ausland Ehre, Würden und hohe Achtung gezollt, und all dies Herrliche, was so selten dem Manne in solch vollem Maaße wird, als es Euch geworden, alles dies wollt Ihr mit eigner Hand an einem Tage zerstören, wollt Eure Größe persönlicher Unbill opfern. Bedenkt dies, lieber Herr! Eine ungerechte Handlung, die nicht einmal einen großen Beweggrund hat, die nur aus gekränkter Eitelkeit entsprang, soll den Glanz der Tage von Granson, Murten und Nancy und all das Treffliche verlöschen, das Ihr für Zürich und die Eidgenossen gethan. Es bedarf nur eines unvertilgbaren Fleckes in dem Gemälde des größten Meisters, und aller Farbenglanz, aller Schmelz ist dahin — Handelt großmüthig an dem Sieger von Giornico!

Ehrwürdiger Prieſter, erwiderte Waldmann, und ſein Auge ruhte, trotz manches verwundenden Wortes, freundlich auf dem Manne, ſeine Hand ſchüttelte treuherzig die Hand, die ſo oft den Segen ſpendete, Ihr verkennt mich! Nicht ich will Rache; Zürich verlangt ſie. Wer Zürichs Bürgermeiſter, dem die Stadt, dem die Eidgenoſſen ihr ganzes Zutrauen ſchenken, ohne Beweis einen recht wiſſentlichen Böſewicht, einen Mörder und Verräther ſeines Vaterlandes nennt, der beleidigt Zürich mehr als ihn; Gnade wäre hier Schwäche, ſie zeigte nur, daß die gewaltige Stadt nicht Kraft, nicht Macht genug habe ſolche Unbill zu ſtrafen —

Hätte Hans Theilig meine Schwächen und Fehler mit bittern, beleidigenden Worten erwähnt, hätte er geſagt, daß ich die Weiber, daß ich luſtige Geſellſchaft, daß ich den Becher liebe, ſo hätte ihm Hans Waldmann willig verziehen, er beſchuldigte mich nur, deſſen ich mich, Gott mag es mir vergeben, wohl ſelbſt oft ſchuldig fühle. Was er aber dem Bürgermeiſter zeiht, das kann ihm der oberſte Richter Zürichs nicht vergeben, darüber ſpreche ein ſtrenges Gericht.

Er hielt an, ſchaute im Kreiſe umher, Alle

senkten nachdenkend den Blick, nur Gerold sah freudig muthig an dem Mann seiner Verehrung auf.

Als ich, ein Knabe, in Zürich einzog, fuhr er dann fort, mein Vaterhaus, von den Männern dieser Stadt angezündet, noch hinter mir brannte, hatte ich 8 Gülden in meinem Seckel, den Rest meiner ganzen Habe — Mit ihnen, und mit einem Herzen voll Muth und Vertrauen trat ich vor den Bürgermeister Stussi, der die Mordfackel über mein Vaterhaus geschwungen hatte. Ihr habt mich heimathslos gemacht, Herr, so sprach ich, gebt mir in Zürich eine neue Heimath! Da lächelte der große gewaltige Mann, der als Märtyrer seines eisernen Willens fiel, über des Knaben keckes Begehren, und ich zog mein ledernes Beutelchen hervor, zählte 4 Gülden auf, sah mit bittendem Blick an die Riesengestalt mit dem grauen langen Barte empor, und er nickte mir freundlich zu, streichelte meine Wange und sagte: Geh' mein Sohn, das Bürgerrecht soll Dir werden; such' Dir einen guten Meister, lerne ein Handwerk und sei dereinst ein wackerer Streiter für Zürich. Von diesem Augenblicke an weihte ich mein Leben und die 4 Gülden, die mir noch

genommen hatte und an der Spitze des Regiments faſt ein Bettler geworden war. Ein allgemeines Jammergeſchrei ertönte „Bleibt, bleibt bei uns, Artevelde!“ vernahm man von allen Seiten „Verlaßt uns nicht!“ Aber er blieb ſtandhaft. — „Die Zeit iſt kurz“ rief er „die Hülfe muß bald erſcheinen oder ſie kommt zu ſpät. — Morgen zieh' ich von hier und bring' Euch hoffentlich den Frieden — wenn auch nicht die Freiheit“ ſetzte er ernſt hinzu.

Traurig ſchlich ein jeder nach Hauſe, Artevelde allein ſchritt unentmuthigt durch die Menge hindurch ſeiner Wohnung zu. Der Gedanke, ſich für ſeine Vaterſtadt zu opfern, war ihm zu erhebend, und nicht mehr Alicen vertrauend, hatte ja dies Leben überdies all' ſeinen Glanz für ihn verloren.

„Ich werde Dich auf einige Zeit verlaſſen, Alice“ ſagte er ihr ernſt „Ich gehe morgen nach Brügge, den Frieden zu erbetteln.“

„Nach Brügge, an das Hoflager des Grafen?“ rief Alice erbleichend.

„Fürchteſt Du, daß ich den Mann dort ſehen werde, der meines Lebens Ruhe mir raubt?“ ſagte er mit Bitterkeit. — „Nenne mir ſeinen Namen nicht“ fiel er ihr in die Rede, da ſie zu ſprechen beginnen wollte — „Ich glaube, kennt' ich ihn, ich würde ihm, und ſtände er dem Grafen zur Seite, den Dolch ins Herz ſtoßen. Ordne mein Gepäck, die köſtlichſten Kleider nehme ich mit, ich will dort im Glanz erſcheinen, daß wenigſtens er nicht glauben ſoll, Philipp Artevelde ſei ein gemeiner Brauer, der mit dem Schurzfell angethan, ſein Weib herze — Ob ich wiederkehren werde?“ fuhr er nach einer Pauſe

blieben, meiner neuen Vaterstadt; für Zürich wollte ich leben wie Stussi —

Und auch sterben wie er? unterbrach ihn der Leutpriester.

Ehrwürdiger Herr! fuhr Waldmann begeistert auf, sein Tod war schöner noch als sein Leben. Mit der Streitaxt in der Hand stand er wie der Kriegsgott die Sihlbrücke vertheidigend und die Fliehenden zum Gefecht zurücktreibend; von der Lanze eines Verräthers durchbohrt sank der Held, mit ihm Zürichs Größe! — Gebe Gott mir einen solchen schönen Tod!

Als ich ein muntrer Gerbergeselle, fuhr er nach einer langen ernsten Pause fort, und Jugendgluth und Jugendmuth strahlte aus seinem flammenden Auge, in den Trinkstuben und bei den Weibern wohl beliebt, zum ersten Mal das Schwert zum ernsten Kampf umgürtete, und gen Winterthur zog, da erstand in mir der feste Wille, Geld, Gut und Ehre mir zu erkämpfen, oder in Gottes Namen auf dem Schlachtfeld mein Grab zu finden. Ich war der erste im Handgemenge, der erste beim Sturm; wo des Feindes Haufen am dichtesten standen, dahin trieb mich mein Ehrgeiz, wo der Tod am furchtbarsten mähte, war ich sein muthiger Schnit-

ter, und so errang ich mir Ruhm unter meinen Gefährten, und 2000 Eidgenossen, die dem Pfalzgrafen zu Hülfe zogen, wählten mich zu ihrem Hauptmann. Diese Wahl erhob meinen Muth noch mehr und bestimmte mein Geschick; das Höchste vor Augen, strebte ich nur nach dem Höchsten, groß sollte mein Zürich, groß Hans Waldmann werden, oder Beide untergehn. Ich habe mein Ziel erreicht! — Käm' ich auch keinen Schritt mehr vorwärts, soll mich doch nichts rückwärts treiben; an meinem Ziele stehe ich fest, wie der fromme Pilger am heiligen Grabe, hebe meinen Blick wie er, nur aufwärts — abwärts nie! — Was sollte ich auch fürchten? — Den Tod? — Hab' ich ihn nicht oft schon gesucht und ihn nimmer gefunden, habe ich mein Leben nicht genossen, und den Ehrentrunk wie den Freudenbecher als ein wackrer Zecher bis auf den letzten Tropfen geleert? Muß der Tod nicht, wenn er nur nicht den schwachen Greis auf dem Siechbette ereilt, mir in der Geschichte meines Vaterlandes ein unvergängliches Leben erhalten? — Ja, meine lieben Freunde, der Baum, der in kräftiger Blüthe abgehauen wird, treibt noch lange Jahre aus seinen Wurzeln Sprößlinge, wenn der abgestorbene wie ein

finstres memento mori, unbeachtet, unbetrauert, am Wege dasteht. In der Kraft seines Lebens unterzugehen heißt glücklich enden; und deshalb fürchte ich meine Feinde nicht, was soll mich der Zorn der Eidgenossen kümmern, was ist das Leben Hans Theiligs, der in tollem Muthe unberufen die Mailänder schlug, und in seinem Kramladen den Lorbeer seines Sieges thatenlos verwelken ließ? Zürichs Ehre verlangt seinen Tod, deshalb —

Sprecht das Todesurtheil hier nicht aus, Bürgermeister Waldmann! unterbrach ihn der Leutpriester, ich diene dem Gott der Barmherzigkeit, nicht dem Rachegott der Israeliten; laßt uns auseinandergehen in unsere friedlichen Wohnungen, für das Haus der Freude wird unser Gespräch zu blutig ernst. Gerold öffne die Thüre!

Edlibach gehorchte, die zwölf Freunde trennten sich mit verschiedenen Empfindungen. Manche waren mit dem frommen Priester zur Milde gestimmt, die meisten aber, ganz Waldmanns Ansicht theilend, beschlossen den Tod des Luzerners. Der Stadtschreiber Amman und Gerold begleiteten den Bürgermeister nach seiner Wohnung. Die Krieger, denen sie begegneten, grüß-

ten heute ihren gebietenden Herrn mit mehr Ehrerbietung als je, doch wollte der Stadtschreiber den traulichen Gruß vermissen, mit dem sonst Alt und Jung dem freundlichen Manne entgegen trat.

4.

Während Waldmann mit seinen Tischgenossen in den Schnecken saß, hatte der Anstand, nicht das Herz, Werner zu seiner Verlobten geführt. Anna Grebel, die reiche Erbin bedeutender Güter in Graubünden und St. Gallen, die ihr eine Muhme hinterlassen, war lange des Ziel der Wünsche so manches jungen Zürichers gewesen, die sich jedoch alle vergebens um sie bemüht hatten, bis endlich sie den Bitten ihrer Eltern nachgab, und sich, jedoch nur vor der Hand im Geheim, dem Sohne des reichen Lazarus Göldlin verlobte. Groß, schlank, mit dunkelblauen ernsten jedoch flammenden Augen, hatte sie eher das Ansehen einer Königin, als das der Tochter eines Züricher Bürgers. Stolz auf Schönheit und Reichthum, auf Geist und Herz, hielt sie schon das Mittelmäßige für sich

zu gering, sich für das Höchste geboren; unbeugsam in ihrem Willen, festen, fast störrischen Sinnes, bekämpfte sie oft mit Feuer die Ansichten der Ihrigen, die Hans Waldmann tadelnd, den von ihr Hochgeachteten mit feindlichen Worten schmähten. Dieser Mann war ihr das Ideal männlicher Schönheit und Größe; in ihm erblickte sie den hohen unerschütterlichen Muth, den kühnen Sinn, die Thatkraft, die allein den Helden stempelt; ihr sprach das freundliche einnehmende Wesen des Mannes von reifen Jahren mehr zum Herzen, als Werners kalte berechnete Höflichkeit, und als Waldmanns Gattin starb, stieg selbst ein Gedanke in ihr auf, der, oft vor ihre Seele tretend, sich endlich unwillkührlich zum Wunsche gestaltete.

Auffallen mußte es, daß, seit Waldmann Witwer war, er das Haus Georg Grebels häufig besuchte, obgleich dieser unter die Feinde des Bürgermeisters gerechnet werden konnte, denn fest schloß er sich den reichen Geschlechtern der Constaffler an, die meist alle den aus niederm Stande Emporgestiegenen haßten. Jedermann, der nicht wußte, daß Anna Werners Verlobte war, mußte glauben, der lebenslustige kräftige Waldmann wäre keck genug, sich um die Hand

des jungen Mädchens zu bewerben. Sie selbst mochte es glauben, denn sie kam ihm freundlich entgegen, und ihr Stolz schien vor ihm verschwunden zu seyn.

Werner fand sie daher nicht in der besten Stimmung, sie ihn noch kälter, noch abgemessener als je, denn auch seine Seele war nicht bei ihr und schwebte in dem Urserner Thal um die Hütte des räthselhaften schönen Weibes, das den sonst so Besonnenen mit Zaubergewalt, vielleicht selbst ohne daß sie es wollte, gefesselt hielt. Kalt war daher seine Begrüßung, kalt ihr Empfang, von Liebe kein Wort zwischen Beiden. Ihr Gespräch betraf nicht sie, nicht ihre Zukunft, es betraf nur allgemeine Gegenstände, und so kam es auch bald auf den gefangenen Luzerner und Hans Waldmann. Anna vertheidigte dessen Benehmen in dieser Sache mit Feuer, Werner, vielleicht durch den Geist des Widerspruchs getrieben, vielleicht auch sich der Worte seines Vaters erinnernd, tadelte des Bürgermeisters Handlungsweise, und so entspann sich ein Zwist zwischen Beiden, wobei das stolze, keinen Widerspruch gewohnte Mädchen mit Heftigkeit und unverstellt ihre Vorliebe für Waldmann aussprach. That dies auch nicht Wer-

ners Herzen wehe, fühlte sich doch seine Eitelkeit gekränkt. Soll denn Schönheit und Geld allein mein Lebensglück bestimmen, soll es allein von diesem Mädchen abhängen? dachte er, wenn Anna mit Gluth von der Höhe sprach, auf die Waldmann das gesunkene Zürich erhoben, wenn sie ihn als den Helden der Eidgenossenschaft pries. Ja! sagte sie von ihrer Phantasie fortgerissen, des Mannes höchster schönster Schmuck ist der kühne Muth, der, keine Gefahr scheuend, Alles mit unwiderstehlicher Kraft mit sich fortreißt, dem jedes fühlende Weib huldigt, selbst die Fortuna, die ihn überall begleitet.

Hat sie ihn auch bei Euch begleitet? unterbrach Werner ihre Rede.

Er bedürfte bei mir ihrer nicht! erwiderte sie rasch, ich bin selbst Fortuna die Spenderin! — Doch unser Gespräch führt uns auf Abwege — Wollt Ihr nicht zu meinem Vater gehen, ihn zu begrüßen?

In der Stimmung worin ich mich versetzt fühle, ist es besser, ich gehe heim! sagte Werner, warf einen finstern Blick auf seine Verlobte, nahm sein Baret und ging.

Du sollst mein Lebensgefährte werden, rief Anna nun mit Heftigkeit, als die Thüre sich hin-

hinter Werner geschlossen hatte; neben Deinem trägen Fluge sollten meine ewig emporstrebenden Schwingen erlahmen? Nimmermehr! — Sie trat vor ihren breiten venezianischen Spiegel, heftete einen ernsten Blick auf ihre junonische Gestalt, wand dann die langen goldnen Flechten zu einer Krone oder einem Kranz — als Beides konnte man es sich denken — und betrachtete sich so eine Zeitlang wohlgefällig — Nicht Kranz, nicht Krone darf es seyn! rief sie unmuthig, zog die goldenen Nadeln wieder aus, und nun rollten die Flechten wieder über Nacken und Schulter herab.

In diesem Augenblick trat Hans Waldmann ein. Ich suchte Euren Vater und finde Euch, schöne Jungfrau! redete er sie an.

Und seid darüber unwillig! fiel sie ihm schnell in die Rede, die langen Flechten wieder ordnend und ihn mit ihrem sprechenden Auge so schalkhaft anblickend, daß er deutlich darin lesen konnte, Du bist wahrlich nicht unwillig, mich statt des Vaters hier zu finden.

Unwillig? erwiderte jetzt Waldmann, nein, wahrhaftig nicht! Wer könnte sich nicht freuen, Euch gegenüber zu stehen? — Doch der Wahr-

heit ihr Recht! ich kam diesmal, um bei Eurem Vater mir einen freundlichen Rath zu holen.

Ihr bei meinem Vater? unterbrach sie ihn, zweideutig lächelnd.

Und weshalb nicht? fuhr Waldmann ruhig fort, Georg Grebel ist ein gar verständiger Mann, und ich wünschte nur ihn immer zum Freunde zu haben, sollte es auch nur seiner schönen Tochter wegen seyn.

Anna schien das Letztere überhört zu haben, oder es nicht hören zu wollen. Sie schüttelte ungläubig ihr lockiges Haupt. Gestrenger Herr! sprach sie dann lächelnd, verzeiht, daß ich diesmal Zweifel in die Wahrheit Eurer Worte setze. Ein Mann wie Ihr, bedarf nicht fremden Raths, ihm genügt der, den ihm sein Genius eingiebt; überdies soll Ihr ja, selbst bei versammeltem Rathe, lieber Rath geben als annehmen.

Und doch irrt Ihr! nahm Waldmann das Wort, ich wünschte Euren Vater wegen Frischhaus Theilig zu sprechen.

Wahrlich, Bürgermeister, fiel ihm Anna rasch und besorgt in die Rede, mit dieser Sache spielt Ihr gewagtes Spiel!

Zum Spiel ist die Sache zu ernst, Jungfrau! — Doch wann that ich wohl einen Schritt,

ohne zu wagen? Von meiner Kindheit bis zum ernsten Alter, in dem ich jetzt vor Euch stehe, mußt' ich meinem Glücke vertrauen, und ehe die Würfel lagen, hätte ich wohl oft mir zurufen sollen: Zurück Hans Waldmann! Aber da Fortuna ein Weib ist, hab ich mich ihr übergeben, und sie hat mich nie ganz verlassen, wenn die Spröde mir auch zuweilen in ihrem launigen Uebermuthe den Rücken wandte. Ich wich nicht von ihr, blieb ihr treu und sie mir.

Das war wohl die Erste, der ihr Treue gelobtet und sie hieltet? unterbrach ihn das schöne Mädchen scherzend.

Wohl möglich! erwiderte Waldmann ernst, und vor seinem umdüsterten Blicke mochte in diesem Augenblick wohl manche Verlassene schweben. Treue ist selten in der Welt, bei unserm wie bei Eurem Geschlechte; nur dem Vaterlande, dem ich Treue gelobte, nur dem Freunde halt' ich sie fest.

Und unserm Geschlechte nicht? fragte Anna immer noch schalkhaft.

Selten, holdes Kind! — Was können wir dafür, wenn der Zauberer, der uns in den Kreis von Hieroglyphen bannte, den Zauberkreis selbst zerstört, und nun der Duft, der Euch umgab,

fort „Das weiß nur Gott! Oft halten die Fürſten nicht ihr gegebenes Wort und der Graf hat oft vor mir, mehr noch vor meinem Vater gezittert und für ſo etwas haben ſie ein zu gutes Gedächtniß, als daß er mich nicht tödtlich haſſen ſollte; deshalb habe ich über mein Hab und Gut beſtimmt. — Was noch mein iſt, gehört Dir! Viel iſt mir nicht geblieben, aber auch das Wenige nimm; ich gebe es Dir mit gutem Herzen.“

Alice ſank weinend an ſeine Bruſt, er ſchob ſie ſanft von ſich, hob ihr geſenktes Haupt und ſchaute ihr finſter ins thränenbethaute Auge — „Nein!“ ſagte er endlich und drückte ſie heftig an ſich, „das ſind nicht Freudenthränen, das ſind Thränen des Schmerzes. Verzeih mir, Alice! Aber ein düſtrer Geiſt umrauſcht mich, ſein Odem weht mich giftig an und verpeſtet die Gefühle meines Herzens!“ Dies ſagend, ſtürmte er hinaus und ließ die Weinende in ihrem Schmerz zurück.

Kaum daß der Morgen graute, als ihr Artevelde ein ernſtes, aber herzliches Lebewohl ſagte. — „Sollten wir uns nicht wieder ſehen, Alice!“ ſprach er bewegt „ſo vergieb mir, daß ich Dich zwang, mein Weib zu werden.“ Dies ſagend riß er ſich von ihr los und drückte ihr heftig die Hand: „Auf Wiederſehen, hier oder dort!“ rief er und ſchwang ſich auf ſein Roß.

Als er mit einem ſtattlichen Gefolge von Dienern, die aus Mangel an Roſſen nur zu Fuße ihm folgen konnten und von einer Menge Volks begleitet, über den Markt vor der Wohnung Peter Dubois vorbei ritt, trat dieſer aus ſeinem Hauſe und hielt Arteveldes Roß an. „Auf ein Wort, werther Freund!“ ſprach er „Ehe Ihr weiter zieht,

zerrinnt, das magische Halbdunkel sich plötzlich erleuchtet, und wir, nicht mehr von dem Morgenroth unserer trügerischen Phantasie verlockt, mit klarem Auge sehen, daß alles nur Täuschung, der Engel mit seinen goldnen Schwingen, ein flatternder Schmetterling mit bunten Flügeln war?

Anna's Auge senkte sich bei diesen Worten, sie ward nachdenkend.

Was des Menschen Phantasie vergöttert, entgöttert des Menschen Verstand! fuhr Waldmann fort; glühend, Alles opfernd, Alles unbeachtet hinter sich lassend, stürmt er vorwärts nach dem glänzenden Ziele, das auf steiler Höhe, eine Strahlenglorie um das Haupt, ihm entgegenleuchtet. Er klimmt und klimmt, strebt und müht sich ab, erreichet es endlich, stürzt anbetend nieder, wagt kaum das Auge nach dem Herrlichen zu erheben, und faßt er den Muth, hebt er das Auge empor, so sind Strahl und Nimbus mit der sinkenden Abendgluth verschwunden, und ein kaltes todtes Marmorbild, nur in der Abendröthe erglüht, steht vor ihm.

Und er erkennt in ihm das Symbol des Ehrgeizes! fiel ihm Anna nicht ohne Bitterkeit in die Rede, Euer Gleichniß, Hans Waldmann,

paßt eher auf ihn, als auf das betrogene Weib, das Eure Eitelkeit in ihrer Trunkenheit für einen Engel hielt, und mit dem Ihr, habt Ihr Euer Ziel erreicht, ist der Rausch verraucht, zürnt, daß nicht sie, daß Ihr Euch selbst getäuscht habt.

Auch hier irrt Ihr! sagte Waldmann, und seine Züge wurden immer ernster; Weiberliebe ist ein holder süßer Morgentraum, der Durst nach Ehre aber das ganze wache Leben des Mannes; ihr weiht er seine Stunden, seine Tage, die wenigen Jahre seines mühvollen Lebens; aus ihrem Becher schlürfend, wird der Durst nie gestillt, nur immer heftiger; glaubt er dies herrliche Ziel erreicht, entschwebt es ihm immer höher, je sichrer er es zu fassen wähnte; Ehrgeiz ist der Geier des Prometheus, er wird nimmer satt.

So wäre das dumpfe Gerücht, das von Mund zu Munde, wie ein kalter Nachtwind durch das rauschende Laub sich bewegt, doch nicht ohne Grund?

Welches Gerücht? fragte der Bürgermeister gespannt.

Daß Euch die höchste Würde, die ein freier Eidgenosse gewinnen kann, nicht gnüge, daß Ihr,

die Schlachten von Sempach und Näfels vergessend, Euch durch Oestreichs und Mailands Hülfe hier einen Fürstenhut erringen und die Freiheit der Eidgenossen in Ketten schlagen wollt.

Vaterland! mein Vaterland! rief Hans Waldmann tief bewegt, hab' ich das um Dich verdient? Habe ich das um Zürich verdient, für das ich gelebt, gefochten, geblutet habe? — Dich groß zu sehen, war das Ziel, Dich von dem Hirtenvolk Unterdrückte als die größte der Städte in der Freiheit heiligem Bunde zu sehen, das war der hohe Gedanke meines bewegten Lebens — An Deiner Spitze den Willen der Eidgenossen zu lenken, der einzige Wunsch meines ehrgeizigen Gemüths. Und bedurfte ich hierzu des Fürstenhutes, braucht der Geist diesen zweideutigen Schmuck, um zu herrschen? — Doch, wohin habt Ihr mich verlockt, schöne Fee? lenkte er rasch abbrechend ein, Ihr treibt Scherz mit mir, wollt mit diesem Scherz Rache an mir üben, und ich Thor, der schon zu lange Euch gegenüber in dies holde sprechende Auge zu sehen wagte, bin erblindet und sehe die Falle nicht, die Ihr mir legt, nehme spöttelnden Scherz für finstern Ernst —

Nein, Herr! unterbrach ihn Anna, ich meinte es damit ernst und meine es redlich mit Euch — Zur Warnung theilte ich Euch das dumpfe Gerücht mit — Doch still davon, dort im Garten sehe ich meinen Vater, er kömmt mit Lazarus Göldlin dem Hause zu —

Eure beiden Väter also nahen? unterbrach sie Waldmann.

Meine beiden Väter? Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeister?

Nun, so will auch ich ein dumpfes Gerücht mittheilen, das geschwätzig von Mund zu Munde geht, und gewichtiger noch ist, als das, was Ihr mir eben vertrautet, denn eine Krone hat doch mehr werth, als ein Fürstenhut, und bei Euch auch dann noch, wenn sie nur eine Myrthenkrone wäre. Man sagt, raunte er ihr leise zu, Ihr wäret Werner Göldlins Verlobte.

Hohe Röthe überflog des Mädchens Antlitz. Man wünscht es, erwiderte sie mit der Antwort zögernd, aber zwischen dem Wunsche und dem Vollbringen ist eine weite Kluft, die mein Herz nicht ebnen mag.

Gelobt sei Gott! rief Waldmann freudig aus, und auch Anna's Auge erglänzte in Wonne.

5.

In diesem Augenblicke traten die beiden Alten herein. Georg Grebel war ein wohlbeleibter Mann, meist freundlichen Ansehns, der sich an der Tafel gern gütlich that, Almosen in Menge spendete, den Kindern, wo er sie traf, Naschwerk austheilte, und der Ruhe und Sorglosigkeit mehr nachging als dem Ehrgeize; der seiner Freigebigkeit wegen von dem Volke geehrt und geliebt wurde und deßhalb nicht ohne Einfluß war. So lange Anna, sein Weib, lebte, führte sie das Regiment, nach ihrem Tode trat die Tochter in ihre Stelle, und auch sein Sohn Ullrich, der in Greifensee wohnte, wo Georg Grebel Landvoigt war, blieb nicht ohne Einfluß auf den schwachen Alten, und hielt, troh seiner Schwester Bemühungen, ihn von der Parthei der Constaffler abzuziehen, ihn bei ihr fest. Schwester und Bruder standen deshalb und auch ihrer verschiedenen Lebensansichten wegen gegenseitig nicht in dem besten Vernehmen.

Lazarus Göldlin hingegen war an Geist ihm weit überlegen. Lang, hager, mit manchen Narben von Granson und Murten bedeckt, sah er eher einem Kriegs- als einem Geschäftsmann ähn-

lich. Auf seinem Gesichte ruhte finstrer Ernst; sein Auge, stets spähend unter den buschigen Brauen hervorblickend, war feurig und lebhaft. In Geschäften ergraut, von denen ihn Waldmann jetzt sorgfältig entfernt hielt, in Schlachten zum Manne gereift, trieb ihn sein Ehrgeiz, der jedoch nur sich allein zum Zwecke hatte, ohne Ruhe und Rast vorwärts, und eben so rastlos stellte sich ihm sein glücklicher Gegner hemmend in den Weg. Ihn zu verdrängen, war das Ziel seines Strebens; ihn zu stürzen, sein irdisches Glück. Meister in der Verstellungskunst trat er nie dem Gefürchteten offen entgegen, mied selbst jeden Verkehr, jede Berührung mit ihm; aber auf des Bürgermeisters Freunde, auf seine Zechgenossen suchte er mittel- oder unmittelbar zu wirken. Er sprach, ohne daß man es ahnen konnte, daß er von ihm käme, manchen löblichen Gedanken aus; von ihm kam mancher weise Rath zur Verbesserung alterthümlicher Gebrechen, wenn er nur hoffen konnte, es sei den Städtern, wie den Landbewohnern die Neuerung verhaßt, und so führte der oft zu rasch das Gute ergreifende Waldmann die hinterlistigen Pläne Göldlins aus, ohne ahnen zu können, daß der Rath von seinem

erbittertſten Feinde komme. Er ſtand an der Spitze der, Hans Waldmann, den Gerber, haſſenden altadeligen Geſchlechter, und war daher kein zu verachtender Gegner, dem nur die Volksgunſt fehlte, um furchtbar zu ſeyn.

Beide begrüßten den Bürgermeiſter, der Hausherr freundlich, Göldlin kalt. Erſterer entſchuldigte ſich, daß er nicht gewußt habe, daß ſolch ehrenwerther Gaſt ihn erwarte, Göldlin aber meinte, in der Geſellſchaft der ſchönen Jungfrau würde es ihm nicht ſchwer geworden ſeyn, den Hausherrn zu entbehren. Mancherlei wurde hin und her geſprochen, bis endlich Georg Grebel nach der Urſache fragte, die den Bürgermeiſter in ſo bewegter Zeit in ſein Haus führe, und Waldmann ſagte ohne Umſchweife, daß er ſich mit ihm, als einem ruhigen verſtändigen Manne, über Friſchhans Theilig habe beſprechen wollen, wodurch er den Hausherrn in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, der eben mit Lazarus die nämliche Sache verhandelt hatte. Ein beſorglicher Blick zeigte Waldmann Grebels Verlegenheit leicht, und da es ihm überdies unangenehm war, über irgend eine Angelegenheit im Beiſeyn Göldlins zu ſprechen, ſo wußte

er geschickt dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und entfernte sich bald.

6.

Zu Hause erwartete ihn schon einer seiner Vertrauten, der Stadtknecht Peter Schneevogel, der, obgleich tief unter dem Bürgermeister stehend, ihm mehr Freund als Diener war. Seine Treue hatte Waldmann bei Murten und Nancy vielfach erprobt gefunden, wo der Unerschrockene sich mehrmals zur Hülfe seines lieben Herrn in die dichtesten Reihen der Feinde geworfen hatte. Klug, listig und gewandt, vertraute ihm Waldmann seine geheimsten Gedanken, und gebrauchte ihn zu den gefährlichsten Unternehmungen. Er war ein gefürchteter Mann in der Stadt Zürich, da man seine Anhänglichkeit an die Person des Bürgermeisters kannte und wußte, wie sehr ihn dieser beschützte. Auch trug sein Aussehn und der riesenhafte Körperbau nicht wenig dazu bei, Furcht einzuflößen. Sein schwarzer krausgelockter Bart, die buschigen Augenbrauen, die sein großes lebendiges Auge beschatteten, die zwei tiefen Narben über Stirn und Backe, die zugleich seine Nase verunstalte-

ten, und welche er auf der Wiese bei Granſen im Kampf mit den burgundiſchen Reitern erhalten, gaben ſeinem Geſichte hauptſächlich den Ausdruck von Wildheit. Sonſt war er, wenn es nur nicht des Bürgermeiſters Befehle betraf, ein freundlicher luſtiger Mann, der Weiber und Wein, beſonders Kinder liebte, und ſelten bei einem Trinkgelage fehlte.

Herr! redete er den Bürgermeiſter an, vor einer Stunde iſt der Landamman Reding eingeritten, auch von Bern Urs Werder; die Geſandten der Eidgenoſſen ſcheinen ſich alle des Friſchhanſens wegen hier verſammeln zu wollen.

Der Reding alſo hier? brummte Waldmann vor ſich hin.

Ja, ja, geſtrenger Herr! nahm Schneevogel das Wort, da der Bürgermeiſter immer noch ſchwieg, wo die Redings Stadt und Land von Zürich betreten, da wächſt kein Grashalm unter ihrem Fuß.

Die Zeiten ſind vorbei, Peter, ſagte Waldmann ernſt, wo die Waldſtädte ſich wie ein reißender Strom über Zürich ergießen konnten; groß ſteht die Stadt jetzt ihren Feinden zum Trotze da, und ſpottet Ital Redings und ſeiner Schweizer.

Gestrenger Herr! Oft trifft ein böses Wort so sicher wie ein gutes Schwert, warnte der Stadtknecht. Reding will Euch nicht wohl, seid auf Eurer Huth!

Wie steht es in der Stadt? fragte der Bürgermeister jetzt ablenkend.

Je nun, meinte Schneevogel, noch gut! Sie stecken die Köpfe zusammen, theilen sich ihre Meinung leise mit, und wenn ich komme, gehen sie friedlich auseinander.

Und was meinen sie?

Wie Ihr wohl wißt, gestrenger Herr; viel Köpfe, viel Sinne! Der Eine meint, Zürich sei in Euch beleidigt, und es heische Rache, der Andre glaubt, es wäre edler von Euch, dem Sieger von Giornico zu verzeihen. Viele, und dies sind die Anhänger der Constaffler, fürchten, da die Abgesandten der verschiedenen Bünde einer nach dem andern in unserer Stadt eintreffen, die sämmtlichen Eidgenossen würden sich für den Luzerner verwenden, und leicht könnte ein eben so unglücklicher blutiger Krieg gegen Zürich daraus entstehen, wie der, den der Bubenberger Spruch endete.

Und was meinst Du?

Gestrenger Herr! Ich habe keine Meinung,

kehrt noch einen Augenblick bei mir ein.“ Artevelde war erſtaunt, ſtieg ab und trat ein.

„Ihr glaubt gewiß, Philipp, ich hätte Euch wichtige Sachen zu vertrauen?“ begann Dubois lächelnd. „Ich habe nur eine ſonderbare Bitte an Euch: Nehmt dieſes Bild mit nach Brügge, dort werdet Ihr das Original am Hofe des Grafen finden, wahrſcheinlich unter ſeinen Pagen, denn es ſcheint ein junger Fant zu ſein; gebt es ihm mit dem Beſcheid: Man ſchicke ihm dies aus gutem Herzen und mit freiem Willen.“

„Ein ſonderbarer Auftrag!“ ſagte Artevelde verdrießlich „In dieſer verhängnißvollen Zeit um ſo ſonderbarer. — Wer gab Euch das Bild, wem ſoll ich es geben?“

„Mir gab es eine holde Jungfrau, verbot mir aber, Euch den Namen zu ſagen“ erwiederte Dubois „Ihr wißt, ich bin kein Frauenknecht, aber doch zuweilen den ſchönen Frauen gern gefällig. Thut es mir zu Liebe, es wird Euch ſicher nicht gereuen.“

Artevelde nahm das Bild, betrachtete es genau und ſeine Stirn umwölkte ſich — „Nehmt es nur“ fuhr Dubois dringender fort „vielleicht bringt es Euch mit dem, dem es gehört, in freundſchaftliche Verbindung und da er vielleicht von Einfluß iſt, könnt' es uns nützen. Erkennen werdet Ihr ihn im Gefolge des Grafen leicht.“

Artevelde rief einen ſeiner Diener, gab ihm das Bild in Verwahrung und immer noch über die ſonderbare Zumuthung Dubois nachdenkend, beſtieg er ſein Roß und verließ ſeine Vaterſtadt.

ich habe nur eine tüchtige Faust, den zu packen, auf den Ihr mich hetzt. Wollt Ihr sie aber dennoch von mir wissen, setzte er, genau des Bürgermeisters Gesicht beobachtend, der ihm bejahend zunickte, hinzu, nun so will ich sie Euch so offen sagen, als Ihr es von Eurem treuen Diener Peter Schneevogel erwarten könnt. — Viel Hunde sind des Hasen Tod; dies Sprichwort paßt hier nicht so recht, wohl aber: viel Hunde reißen am Ende den stärksten Bär nieder, und was hilft es ihm, wenn Zehn in ihrem Blute schwimmend todt neben ihm liegen, die Rüden halten ihn so lange fest, bis der Jäger kommt, der ihm den Todesstoß giebt. Ich glaube, der ganze Luzerner ist nicht das Aufsehen werth, das er macht. — Soll ich ihm etwa seine Kerkerthür nicht allzu fest verriegeln lassen? fragte er dann sich seiner List freuend, laßt Ihr mich auch meiner scheinbaren Fahrlässigkeit wegen vier Wochen bei Brodt und Wasser in den Thurm werfen, will ich es gern dulden.

Rufe mir meinen Sohn! befahl, statt auf seine Rede Etwas zu erwidern, der Bürgermeister.

Ich habe doch nichts gesagt, was Ihr mir

übel auslegen könntet? fragte Schneevogel zaudernd. Waldmann reichte ihm freundlich die Hand und wiederholte: Geh' und rufe mir Gerold.

Gleich darauf trat dieser ein. Waldmann hatte ihm seine ganze Liebe geschenkt, da seine Ehe mit Gerolds Mutter kinderlos geblieben war, und er verdiente sie auch; er war ein schöner rüstiger Mann in seinen besten Jahren, klug und verständig, wie seine hinterlassene Geschichte der Schweiz sattsam kund thut, und nicht allein mit Banden der Verwandtschaft, auch mit den noch festeren Banden gleich edler hoher Gesinnung an seinen Vater gekettet. Selten that Waldmann einen bedeutenden Schritt ohne des Sohnes Rath zu vernehmen, wenn er ihn auch nicht immer befolgte, und auch heute ließ er ihn deshalb zu sich kommen.

Gerold war der Meinung, daß man diesen unangenehmen Handel wo möglich in Güte abmachen sollte; er stellte dem Vater mit den lebhaftesten Farben vor, welchen üblen Eindruck das blutige Ende dieses Mannes auf die Eidgenossen machen müsse, und gab vielleicht von Schneevogel bewogen, den Rath, ihm Gelegenheit zur Flucht zu geben.

Waldmann ward nachdenkend, stützte lange sein Haupt und schien unschlüssig zu seyn. Plötzlich sprang er auf. Ihn entfliehen zu lassen, wäre thörigt, meine Feinde würden über mich triumphiren, und meine Großmuth blieb' ohne Lohn. Nein! — Morgen ist der entscheidende Tag, verlangt Zürich kein Opfer, will ich ihm die Unbill an mir vergeben, das war schon lange mein Vorsatz. Von allen Orten kommen Abgeordnete der Eidgenossen nach Zürich, sie begrüßten mich, bis auf Reding Alle, und keiner sprach bis jetzt über seine Sendung als Seiler von Luzern, der sich für den Verhafteten verwendete. Morgen wollen sie Alle auf der Rathsstube erscheinen und mir bei versammeltem Rathe ihr Anliegen vorbringen. Dies will ich hintertreiben. Aus eignem freien Willen, nicht durch den Einfluß der Eidgenossen, soll Hans Theilig begnadigt oder verurtheilt werden; sonst leidet dadurch mein und Zürichs Ansehn; ehe ich dieses opfere, lieber wag' ich Alles. Geh deshalb, mein geliebter Gerold, und bereite im Stillen die Zunftmeister vor, und sag ihnen, mir wäre es lieb, wenn sie morgen, wo ich sie eine Stunde früher versammeln würde, für Begnadigung stimmten. Treten dann die Abgeord-

ordneten auf, verwenden sie sich für den Luzerner, so ist die Sache abgemacht. Geh, und richte es nach Deiner Klugheit ein.

Eben wollte Gerold sich entfernen, als die Abgeordneten von Schwyz, der Landamman Reding und Dietrich an der Halden, von Seiler von Luzern und Urs Werder von Bern begleitet, dem Bürgermeister zur Begrüßung angemeldet wurden. Ich ahne Schlimmes, sagte Hans Waldmann, deshalb bleibe vor der Hand zu Haus, bis ich das Weitere mit Dir besprochen habe! Dann ging er, die Eidgenossen in seinem Prunkzimmer zu empfangen.

Sie erschienen, Reding an ihrer Spitze. Nach freundlicher Begrüßung des Bürgermeisters begann der von Schwyz, nie Waldmanns Freund und Frankreich ganz ergeben: Wir sind hier in einer Sache, edler Herr, die nicht allein Luzern und Zürich, die alle Eidgenossen betrifft. Ihr habt als erster Bürgermeister dieser Stadt einen freien Mann unsres Bundes ob einiger, vielleicht in Heftigkeit, vielleicht sogar im Rausch ausgesprochener Schmähworte in Ketten legen und Gericht über ihn halten lassen. Dies ist gegen die Ordnung des Bundes, und wir verlangen von Euch, daß Ihr Euer Unrecht ein-

sehet, und zum Nutzen Eurer Stadt, zum Wohl eidgenössischen Landes Frischhans Theilig, wegen des Sieges von Giornico in allen Landen hochgeachtet, frei gebt.

Ihr irrt Landamman, wenn Ihr meint, der Stadt Verfahren gegen den Mann von Luzern sei gegen die Ordnung des Bundes, erwiderte Waldmann. Jede Stadt bleibt Herrin in ihren Landen, Jeder wird gerichtet, wie er verschuldet, und so ist es Frischhans Theilig geschehen, und das mit Recht.

Wir sind hier, nahm der Abgeordnete von Luzern das Wort, uns bei Euch, Bürgermeister Waldmann, noch einmal für den Mann unserer Stadt zu verwenden; Euch traf die Beleidigung, Ihr könnt vergeben.

Dem Rath von Zürich steht es ob Recht zu sprechen, war des Bürgermeisters ernste Antwort, nicht mir; Zürich ist in mir beleidigt. Wär' Hans Waldmann nur Bürger dieser Stadt, würde er die Beleidigung Hans Theiligs verlachen, so aber darf der oberste Bürgermeister dies nicht.

Auch der Abgeordnete von Bern verwendete sich für den Gefangenen; Waldmann aber blieb fest in seiner Behauptung, daß die Be-

endigung der Sache nicht ihm, nur der Stadt allein zukomme.

Nun wohl! nahm Reding mit Heftigkeit das Wort, will Zürich sich der Sache seines Bürgermeisters so treulich annehmen, so ist es Pflicht aller Eidgenossen dem beleidigten Luzern mit Wort und That beizustehn.

Thut, wie Ihr verantworten könnt! erwiderte Waldmann gelassen, Zürich wird es furchtlos abwarten.

Ihr seid ein stolzer Mann, Zürich eine stolze Stadt, die auf ihren Reichthum pocht, fuhr Reding, immer heftiger werdend, fort. Vergeßt nicht die Schanze am Hirzel und den Tag von St. Jakob an der Sihl und gedenkt zuweilen Rudolph Stussis! —

Das thu' ich oft, recht oft! fiel ihm Waldmann in die Rede, gern gedenk ich der großen Vorfahren, und das erhebt meinen Muth, und giebt mir Kraft ihnen gleich zu werden. Oft gedenk' ich des Unfalls, so Zürich betroffen, als die Eidgenossen es so tief beugten, gedenke dessen, damit ich es vor fernerer Schmach bewahre und die Gesunkene hoch erhebe. Auch Eures Großvaters Ital Redings gedenke ich oft mit Bewunderung, obgleich er Zürichs bittrer Feind

war; er drohte nie, er schlug, seine Größe bestand in That nicht in Wort.

Reding wollte hierauf erwidern, aber Dietrich an der Halden, der zweite Abgeordnete von Schwyz, hielt ihn davon zurück.

In diesem Augenblick brachte ein Diener die gefüllten Becher. Auf Fried' und Eintracht im Lande der Eidgenossen! sprach Hans Waldmann, und trank ihnen den Willkommen zu, morgen auf dem Rathhause ein Mehreres, jetzt seid meine lieben werthen Gäste! Er sprach dies mit so viel herzlicher Freundlichkeit, ließ fleißig einschenken, fragte einen Jeden nach ihm angenehmen Dingen, so daß sie, Reding ausgenommen, weit entfernt, Groll und Feindschaft zu zeigen, ihn in Fried' und Freundschaft verließen.

Bleib daheim! sagte, als sie nun allein waren, Hans Waldmann zu seinem Sohn, Dein Mühen wäre vergebens. Sie selbst haben den Stab über ihren Schützling gebrochen.

Ist kein Ausweg? fragte Gerold, den Zorn Waldmanns beschwichtigen wollend.

Keiner! erwiderte dieser kalt, sie haben meinen Entschluß mit eisernen Ketten gebunden.

7.

Gewohnt in allen Angelegenheiten der Stadt nach eigner Einsicht, selbst oft despotisch handeln zu können, versammelte der Bürgermeister am andern Tage, eine Stunde früher als gewöhnlich, die Zunftmeister und den übrigen Rath, trug ihnen die Sache nochmals vor und verschwieg ihnen nicht seine gestrige Unterredung mit den Abgeordneten. Er verstand es mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit die Herzen zu gewinnen, und heute besonders wurde es ihm nicht schwer, da er die Kränkung heraushob, die ihre Stadt durch Redings Drohung betroffen hatte. So ward es ihm leicht, sie nach seiner Ansicht zu stimmen, und ehe noch die Abgeordneten der Eidgenossen eintraten, war schon der Beschluß einstimmig gefaßt.

Jetzt wurden die Männer von Bern, Luzern, Zug, Unterwalden, Glarus und Schwyz durch den Stadtschreiber Amman in den Saal der Versammlung eingeführt, sie nach herkömmlichem Gebrauch begrüßt und ihnen ihre Plätze angewiesen. Seiler von Luzern führte das Wort, verlangte für seinen Mitbürger die Freiheit gegen geringe Bürgschaft, und drohte im entge-

gengesetzten Fall, an jedem ihre Stadt betretenden Züricher, das Vergeltungsrecht zu üben. Waldmann hatte ihn seine wohlstudirte Rede ohne Unterbrechung beenden lassen, und als er sich eben erhob und sich zur Antwort anschickte, trat ein Zunftmeister ein, und nachdem er mit kurzer Verbeugung die Anwesenden gegrüßt, sprach er, sich gegen den Bürgermeister wendend, die wenigen Worte: Es ist geschehen, wie der edle Rath es beschlossen!

Dieser Mann bringt Euch die Antwort, werthe Herren! nahm jetzt Hans Waldmann das Wort, Zürich läßt sich weder drohen, noch befehlen. Es hat gerichtet, und aus Achtung für Luzern Frischhans Theilig mit dem Schwert vom Leben zum Tode bringen lassen.

Ueberrascht, erschrocken sprangen die Abgeordneten von ihren Sitzen auf, doch Waldmann fuhr gelassen fort: Rath ertheilen, wie ein Freund dem Andern, Fried' und Freundschaft nach Kräften zwischen Obrigkeit und Volk und den Bundesgliedern erhalten und dies mit Glimpf und versöhnenden Worten, steht gegenseitig den Eidgenossen wohl, und ist erlaubt, ja sogar Pflicht. Auf Drohungen aber, wie Ihr Landamman Reding und Ihr von Luzern gegen un-

sere Stadt ausgestoßen, hat Zürich nur kurze bündige Antwort, wie Euch eben geworden; und somit wäre denn die Sache abgethan.

Mit nichten! fuhr Reding auf.

Waldmann lächelte, nun wir wollen mit Ruhe das Weitere erwarten! sprach er, und als nach kurzer Berathung die Abgeordneten schweigend, jedoch höflich grüßend, sich entfernten, wandte er sich mit stolzem triumphirendem Blick zu den um ihn versammelten Herren vom Rathe: Heute, meine Freunde, rief er, ist die Schande von St. Jakob an der Sihl verwischt!

Gebe Gott für immer! sprach der zweite Bürgermeister, der alte besonnene Roüst.

Gewiß für immer, so lange wir in Eintracht neben einander stehen, und das wollen wir mit Gott!

Die Versammlung ward nun aufgehoben, ein Jeder ging heim, Waldmann aber nach dem Gasthaus zum Schnecken. Hier fand er seine Tischgenossen versammelt, doch wollte weder der Wein ihnen heute munden, noch die fröhliche Laune, sonst ihr täglicher Gast, bei ihnen einkehren. Waldmann allein war frohen Muthes, gesprächig wie immer, aber vermochte doch nicht die Andern zu stimmen; selbst sein geliebt-

14.

Die Nachricht, Philipp Artevelde, der Beherrſcher des ſtolzen Gents, der Sohn jenes mächtigen Mannes, der ganz Flandern zu ſeinen Füßen ſah, ziehe in ihre Mauern ein, ſetzte ganz Brügge in Bewegung, das auch hier ſeinen Haß gegen Gent nicht unterdrücken konnte. Manches beleidigende Wort traf Artevelde, während er durch die Straßen zog, manchen bittern Hohn mußte er dulden, doch war er zu ſtolz, um darauf zu achten und dankte, wer ihn freundlich grüßte, denn unter den kleineren Gewerken ſchlug auch in Brügge manches Herz für die Freiheit. Als er jedoch auf den Markt kam und bei den Fleiſchhauern und Fiſchhändlern vorbei mußte, die hier in langen Reihen aufgeſtellt waren, hielten ſie ihm ſpottend Fiſche und Fleiſch entgegen. — „Nehmt dies mit, Graf von Gent!“ riefen ſie ihm ſpottend zu „Ihr armen Leute dort könnt es gebrauchen!“

„Ich werde Eures freundlichen Anerbietens zu ſeiner Zeit gedenken,“ erwiederte Artevelde und ritt, Wuth im Herzen, weiter.

In ſeiner Wohnung angekommen, ließ er dem Grafen ſogleich ſeine Ankunft melden und auf ſein Anfragen, wann er die Bitten der Stadt ihm vortragen dürfe, erhielt er die Weiſung, ſich nur 8 Tage von ſeiner Reiſe zu erholen, dann wolle man ihm den Tag ſchon beſtimmen. Ueber dieſe Antwort entrüſtet, ließ er den Kanzler wiſſen, daß er nur 3 Tage in Brügge bleiben könne und der Friede in dieſer Zeit geſchloſſen ſein müßte. Wäre dies unmöglich, ſo bäte er um freies Geleite zur Rückreiſe. Die

ter Gerold schien heute seine Zuversicht nicht zu theilen. Das blutige Urtheil des Luzerners, die schnelle Ausführung desselben hatte ganz Zürich überrascht, und auch die treuesten Anhänger des Bürgermeisters konnten sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, das dieser Gewaltschritt in ihnen erweckte. Sie fürchteten die Folgen und mußten sich gestehen, daß das Urtheil hart und nicht ohne Leidenschaft ausgesprochen sei. Die ihm weniger Ergebenen fanden es ungerecht, daß er, der Beleidigte, an der Spitze der Richter gestanden, und in eigener Sache das blutige Urtheil gesprochen habe. Seine Feinde schilderten die That als allen göttlichen und menschlichen Satzungen zuwider, und ängstigten die verzagten Gemüther durch die trübe Aussicht, daß die vereinigten Eidgenossen schreckliche Rache an der Stadt nehmen würden. So hatte diese rasche That für den Augenblick Zürich in eine gewisse Unbehaglichkeit versetzt, die Waldmanns Feinde zu seinem Schaden zu benutzen bemüht waren.

Er aber, der kühne emporstrebende Mann, fest seinem Genius, wohl auch seinem Glücke vertrauend, trat, nachdem die Tafel aufgehoben und die Becher geleert waren, in den Kreis sei-

ner Genossen. Lieben Freunde! redete er sie an, und sein Auge erglänzte so hell und feurig, als habe die Hoffnung ihren herrlichsten Strahl in seine Brust gesenkt, Ihr seid heute nicht wie sonst, Ihr seid betäubt, überrascht; selbst die unter Euch, die mit mir das Todeswort sprachen, scheinen jetzt vor dem blutigen Worte zurückzubeben. Sorge und trübe Ahnung hat Euch ergriffen, und Euren sonst so klaren Geist scheint die Furcht umnebelt zu haben. Ist denn mit dem Leben des Luzerners das Glück von mir, von Euch, von Zürich gewichen? —

Hans Waldmann! nahm der Leutpriester Helfenberg, ernst und wehmüthig gestimmt das Wort: Der Mann starb nicht durch das Gesetz, er starb durch Euren eisernen unbeugsamen Willen. Möge der Engel des Gerichts Euren Namen nicht mit seinem Blute in das Schuldbuch schreiben, möge er die Verantwortung dereinst von Euch wälzen, und barmherziger gegen Euch seyn, als Ihr es gegen den Mann von Luzern waret.

Amen! sprach Waldmann von den Worten des Priesters erschüttert. Aber bald kehrte Vertrauen und Zuversicht wieder in ihn zurück. Was ist ein Menschenleben in der Schaale der

Weltbegebenheiten? rief er begeistert, die Feder eines Zaunkönigs auf ein Centnergewicht gelegt. Wie viel Blut ist geflossen, ehe Zürich ward, was es ist, wie viel Blut rann in Strömen, ehe die Freiheit ihre Flammenfittige über diese Berge, diese Thäler breitete? — Für Zürichs Ehre starb der Mann, so laßt ihn ruhen in Frieden, wer weiß, wo und wie ein Jeder von uns enden wird.

Diese Worte verbreiteten eine feierliche Stille in der Versammlung; es war als ob der Todesengel mit fahlem Gefieder durch die Hallen der Freude ziehe, als ob sie das leise verhallende Räuschen des Sandes in seiner Stundenuhr vernähmen.

Ja, meine Freunde, wir alle, außer meinem Gerold, sind Männer zur Sense des Todes reif, fuhr er endlich fort, unsere Saat hat gewuchert, unsere Halme haben fruchtbare Aehren getrieben; für das Wohl unserer Stadt haben wir uns an dieser Stelle oft versammelt, uns berathen und gehandelt, und unser Mühen ward gelohnt; Zürich steht groß und blühend, die herrlichste eidgenossenscher Städte da, wäre nicht Alles noch größerer Vollkommenheit unterworfen, könnten wir mit Zuversicht sagen:

Unser Tagwerk ist vollbracht! Deshalb Ihr freien Männer können wir noch mit stolzer Hoffnung in die Zukunft blicken; noch wohnt ein guter Geist in unsern Thälern, noch glüht der edle Sinn, der hohe Muth der Altvordern in unsrer Mannesbrust, noch sind wir Männer, werth, freie Männer zu seyn.

Aber das Herrlichste vergeht wie das Gemeinste, nichts Irdisches erreicht das höchste Ziel. Auch was wir bauten, stützten, mühsam erhielten, wird zusammen stürzen, wie die stolzen Burgen unsers Adels; die Gluth, die uns gegen Burgund entflammte, wird erlöschen, und unsere Kraft werden wir vergeuden für Andere, unsre Schlachten werden wir schlagen für Andere. Darum wohl dem, den sein Schicksal abrief, ehe die Sonne seines Vaterlandes unterging, wohl dem, den in Mitten seiner herrlichen Laufbahn das Geschoß des Todes traf; er endet zur glücklichen Stunde, er stirbt einen schönen Tod. Sende mir ihn, Gott! und sei es morgen, so ist er mir ein freudiger Siegesbote.

Deshalb bis der Sensenmann naht, haltet fest in Liebe und Eintracht zusammen, lebt nur für Euer Vaterland, damit Ihr für das ge-

liebte freudig sterben könnt, und verbittert Euch nicht mit trüben Gedanken den frohen Muth; genießt des Lebens Freuden, wo sie sich Euch bieten, denkt, jeder Becher sei der letzte, den man leeren müsse bis zum letzten Tropfen. Und somit wohlgemuth! — Frisch mit Kraft fortgesetzt, was wir so schön begonnen; beenden kann Keiner das Große, irdische Kraft ist dazu zu gering — und nun lebt wohl!

Er ging. Tief hatte seine Rede die Versammelten ergriffen, doch gingen sie mit sorgenschweren Herzen in ihre Wohnung zurück.

8.

Die Eidgenossen schwiegen, keiner zog aus gegen Zürich den Tod des Siegers von Giornico zu rächen, und Luzern allein war zu schwach Blutrache zu vollziehen. Aber dennoch schwebte der Geist Hans Theiligs rachedürstend über Zürich, aus jedem Tropfen Bluts, den er herabträufeln ließ, entsprang Zwietracht; die Herzen der Züricher begannen sich wegen dieses einen Fehls von ihrem Helden abzuwenden, sie hatten nur Uebermenschliches in ihm gesehen,

deshalb vergaben sie ihm menschlichen Fehl nicht.

Aber nicht in Aller Herzen war die Liebe zu Hans Waldmann erstorben, nur da, wo des Adels giftige Reden Eingang fanden, vergaß man, was er der Stadt gewesen, was er ihr noch war. In mancher Brust, die sich nicht so leicht von dem, was sie einmal heilig bewahrte, trennen konnte, war nur der Nimbus verschwunden, und noch blieb die Mehrzahl der Bürger und fast das ganze weibliche Geschlecht auf seiner Seite. Göldlin und sein Anhang hatten das stolze Gebäude untergraben, aber noch stand es fest, noch wagte es keiner der Constaffler öffentlich Waldmanns Handlung zu tadeln.

Werner Göldlins Besuch bei Anna hatte noch am nämlichen Tage eine Unterredung mit seinem Vater herbeigeführt, in welcher der Sohn sich unumwunden gegen die Heirath mit der reichen Erbin aussprach; er hatte dies so bestimmt gethan, daß der listige Alte, obgleich Werner manchen triftigen Grund anführte, dennoch ihn schnell durchschaute und errieth, daß irgend eine andere Neigung ihn beherrsche. Als nun Werner unter dem Vorwande, daß seine Gegen-

wart hier wohl nicht mehr, der städtischen Angelegenheiten sowohl, als seiner Verlobten wegen, nöthig sei, den Vater bat, ihn nach den Bergen zurückgehen zu lassen, erlaubte dieser es um so williger, da er muthmaßen konnte, daß dort der Gegenstand der Neigung Werners seyn müsse, und ihm Alles daran lag, dies zu erforschen. Er traf seine Maßregeln, ließ einen Vertrauten seinem Sohne folgen, der ihn von Allem was er thne und treibe benachrichtigen solle.

Dies nicht ahnend verließ Werner am andern Tage Zürich und ritt dem Urserner Thale zu. In Altdorf ließ er Diener und Rosse zurück, und wanderte zu Fuß nach dem Gotthard.

Genau hatte er sich den Weg von der Teufelsbrücke nach der Hütte des schönen Weibes gemerkt, und hier schon, wo Werner auf ungebahntem Fußpfad die Straße verließ, verlor ihn der Kundschafter aus den Augen. Dieselmal begann noch die Sonne in goldener Pracht ihren Lauf, denn wohlbedächtig hatte Werner in aller Frühe die Herberge verlassen, und noch hatten ihre Strahlen die flimmernden Thautropfen nicht eingesogen, welche die grünen Mat-

ten wie ein Kranz funkelnder Brillanten bedeckten, als er mit klopfendem Herzen in der Ferne die Hütte und den Knaben sah, der Blumen pflückend kindlich froh vor der Hütte umher sprang. Sie konnte ihre Ueberraschung nicht bergen, und Werner deutete ihr Erröthen als ein günstiges Zeichen für sich.

Es ist mancher Tag vergangen, seit ich Euch verlassen mußte, redete er sie an, mancher lange, für mich traurige Tag. In Hospital fand ich einen Brief meines Vaters, der mich eiligst nach Zürich zurück rief, und so mußte ich, ohne Euch Lebewohl gesagt zu haben, diese Gegend meiden; zürnt mir deshalb nicht.

Warum Euch zürnen? erwiderte sie mit anscheinendem Gleichmuthe, denn ihre Befangenheit war schnell verschwunden, wer so wie ich an Einsamkeit gewöhnt ist, darf sich nicht unglücklich fühlen, vergessen zu seyn. Seid mir auch heute in meiner kleinen Hütte willkommen!

Werner wußte diese Worte nicht recht zu deuten; er hatte einen herzlichern Empfang erwartet, doch zu wenig eitel, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, sagte er, seine innere Bewegung so viel als möglich zurückhaltend: Ihr

werdet mich vielleicht fragen, was ich eigentlich hier in dieser abgelegenen Hütte suche; ich will Euch dies auch ungefragt und offen beantworten. Nicht unempfindlich für menschliches Leiden, mußte Euer mir verborgenes Schicksal meine Theilnahme erwecken, sie zog mich hierher — Des Weibes rosigen Mund umzog ein bitteres Lächeln — Ihr scheint mir nicht zu glauben? fuhr Werner fort, nun wohl! Ihr habt nicht ganz Unrecht. Mich zog mehr als dies, mich zog eine unwiderstehliche Gewalt hierher, eine Gewalt, welche das Herz nur zu leicht über den Verstand gewinnt; ich sehnte mich, in Eure Nähe zurückzukehren —

Der Verstand soll doch des Mannes Handeln immer leiten! unterbrach sie ihn schnell — doch, da Ihr wohl heute mein Gast seyn werdet, wenn Ihr nämlich die spärliche Kost mit mir theilen wollt, welche die Milde der geistlichen Herren von Engelbergen mir zukommen läßt, so muß ich mich entfernen, das ärmliche Mahl zu bereiten. Bei diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Du suchst ein Herz, das war der erste Gedanke, der in ihm aufstieg, als er sich allein glaub-

glaubte, ein Herz, das mit Deinem gleich fühlt, dessen Empfindungen in das Deinige überströmen? — Ein Herz kannst du hier wohl finden, aber ein zerrissenes, das gewiß in Liebe gebrochen, für Liebe erstorben ist. Und wäre das auch nicht. Hast du nicht Pflichten gegen deinen alten Vater? — Diese Gedanken durchkreuzten sich in ihm, aber vermochten doch die Sehnsucht nicht zu unterdrücken, die ihn nach der Unbekannten hinzog. Wie ein Blinder, die Gefahr kennend, die ihn umgiebt, unwiderstehlich vorwärts getrieben dennoch dem Abgrund entgegen geht, so schloß er die Augen vor der Zukunft, unbekümmert, was sie ihm bereiten könne. Er setzte sich der Laute gegenüber, die, eine Verlassene, immer noch an ihrem verblichenen Bande an der Bretwand hing, zauberte sich die himmlischen Töne herbei, die sie wohl oft begleitet hatten, träumte und träumte in der Vergangenheit, aber auch sie zeigte ihm kein seinem Herzen wohlthuendes Bild, keine Ahnung, keinen Traum, in den er sich verflochten sah. Da traf sein Auge das breite Schlachtschwert, das unter dem Rosenkranze hing. Sicher war es das Schwert des einst Geliebten! dachte er, und sprang auf, es zu erfassen, als die Stimme

Noth zwang ihn zu dieſer trotzigen Forderung, denn als er Gent verließ, waren nur noch wenige Lebensmittel und faſt gar kein Brod mehr da.

Die Geſandten von Brabant und Hennegau, beſonders die von Lüttich, verwendeten ſich für ihn bei dem Grafen, den ſie unbeugſam fanden, da er Gent ſchon für verloren hielt, bewirkten jedoch endlich, daß Artevelde am andern Tage vor ihm erſcheinen konnte.

Ehe er den ſchweren Gang begann, betrachtete er noch einmal das ihm von Peter Dubois mitgegebene Bild lange und genau. Oft hatte er es ſchon auf ſeiner kurzen Reiſe und auch ſchon hier beſehn und immer machte der Anblick deſſelben einen unangenehmen Eindruck für ihn, obgleich die jugendlichen Züge ihn eigentlich anſprachen. Der Gedanke, ſollte dies Bild das jenes Mannes ſein, an dem Alicens Herz noch hängt? war zwar ſchon in ihm aufgeſtiegen; aber eine Jungfrau hatte es Dubois gegeben, er würde ihn nicht belogen haben und ſo ließ er den Gedanken nicht Wurzel faſſen. „Nun, ich werde ja wohl heute das Original ſehen" ſagte er, als er den reichgeſtickten, blauen Waffenrock umwarf und das Wehrgehenk und Schwert ſeines Vaters umhing „und die Beklemmung, die das Bild mir macht, wird dann wohl gehoben ſein."

Von zwei Kämmerern und den Bogenſchützen des Grafen begleitet, verließ er Brügge, um ſich nach dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Schloſſe Male zu begeben. Hier, wo der Graf von Flandern geboren war, hielt er ſich gemeinhin auf; es war ſein liebſtes Schloß, das er prächtig eingerichtet und faſt neu aufgebaut hatte. Auch heute wollte er hier, unter einem Thronhimmel ſitzend,

des Knaben, der ungesehen in einer Ecke gekauert hatte, ihn erschreckte.

Laß das Schwert hängen, fremder Mann! rief er, ihn zurückhalten wollend — Es ist das Schwert meines Vaters!

Und wer ist Dein Vater? fragte Werner, in der Hoffnung, der Knabe könne ihm vielleicht Kunde geben.

Mein Vater war ein stattlicher Kriegsheld! erwiderte der Kleine sich brüstend. Mutter sagt, das Schwert soll ich haben, wenn ich es erst führen kann. Aber rührt es nicht an, Herr! bat der Knabe, als Werner es zu betrachten näher hinzu getreten war, es ist uns ein Heiligthum!

Werner achtete des Knaben Bitte, setzte sich wieder auf den Sessel, und liebkosete mit sonderbar sich widersprechender Empfindung den Kleinen. Er wollte ihm wohl, war er doch das Kind jener Unbekannten, und doch war es ihm, als ob der Knabe auf mancherlei Weise zwischen ihn und seine Mutter träte. Aber dennoch drückte er ihn innig an sein Herz und küßte seine Stirn. So überraschte ihn das Weib. Es mochte dieser Anblick dem Mutterherzen wohlthun, denn sie sagte freundlicher als je: Ihr verzieht den

Knaben, Herr! Nur an stürmische Liebe oder traurigen Ernst gewöhnt, sind ihm die zarten Liebkosungen fremd, die der Schmerz feindlich bannt, so oft das Mutterherz sich ihnen hingeben will.

Kommt Ihr von Zürich? fragte sie dann, ein anderes Gespräch einleitend — Werner bejahete es — Wie steht es in Eurer gesegneten Stadt! Ich freue mich zuweilen, aus dem Weltgetümmel Etwas in meiner Einsamkeit zu hören, oft aber verschließ' ich mein Ohr, wenn der Geist aus seinem stillen Kreise, in den ich ihn so gern bannen möchte, herauszutreten und in die Welt zurückzukehren strebt.

Werner erzählte ihr nun, was vorgefallen war, und sie schien aufmerksam zuzuhören. Oft veränderte sich ihr Gesicht, indem er ihr den Tod des Luzerners berichtete, doch verließ sie äußerlich ihr Gleichmuth nicht, wenn man auch in ihrem flammenden Auge leicht die Bewegung ihres innern Gemüths erblicken konnte.

Eine gewagte That! sprach sie nach einigem Nachdenken, Euer Bürgermeister, von dem Ihr mir eben erzähltet, daß er es gewesen, der den blutigen Urtheilsspruch herbeigeführt habe,

muß ein kräftiger, beherzter, wohl gar ein groſſer Mann seyn.

Das ist er, ich muß es bekennen, erwiderte Werner, obgleich er der grimmigste Feind meines Hauses ist; doch durch den leidenschaftlichen ungerechten Urtheilsspruch in dieser Sache, hat sich meine hohe Achtung für ihn vermindert. Es war das erste Unrecht, das er that.

Das Erste? rief das Weib leidenschaftlich aufspringend, eilte jedoch schnell hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück, breitete ein weiſses Laken über den kleinen Tisch und setzte das Wenige auf, was sie ihm zu bieten hatte.

Immer mehr und mehr entfaltete sich während dieses Tages vor Werners Aug' und Sinn die innere Vollkommenheit der Unbekannten. Daß sie nicht aus hiesigen Landen und das schöne Italien ihre Heimath sei, war er schon, als er sie das erste Mal sah, gewiß gewesen; aber wer sie sei, welch trauriges Geschick sie hierher in diese Einöde geführt, wo sie eine freudenlose Jugend durchlebte, blieb ihm unbekannt, denn auf seine an sie gerichtete Frage erwiderte sie ausweichend: Nur der Freundschaft könne sie vielleicht ihr Herz öffnen, und er sei ihr noch fremd. Auch die Bitte, ihn durch ein

Lied zu erfreuen, schlug sie ihm ab, und so mußte er, auf ihr Ersuchen, sie heute schon frühe am Tage verlassen, da sie meinte, er könne, wenn die Dämmerung einbräche, leicht den Weg verfehlen und sich verirren. Sie erlaubte ihm jedoch am andern Tag wieder bei ihr einzusprechen.

So vergingen mehrere Tage. Er betrat die Hütte, sah das schöne Weib, das trotz des sechsjährigen Knaben eine eben entfaltete Rose zu seyn schien, an der ein Wurm sie zu zerstören, vergebens genagt hatte; sein Herz erglühte mit jedem Blick, den er auf sie warf, mehr und mehr, und der wehmüthige Ton ihrer Stimme, die sich oft unwillkührlich hervorpressende Thräne schlangen immer fester das Zauberband um ihn. Er fühlte sich gebannt, fühlte sein Unrecht gegen Vater und Verlobte, überzeugte sich, daß, obschon sie ihm wohlzuwollen schien, kein Funke seiner Flamme in ihr Herz gedrungen sei, und doch hatte er nicht Kraft genug, wenn auch den Willen, sich aus ihrem Zauberkreise zu entfernen.

Endlich gewann er doch so viel über sich, daß er mehrere Tage tiefer ins Gebirge hinein auf die Gemsjagd zu gehen beschloß. Er sagte

ihr eines Tages Lebewohl, und begann, von zwei erfahrenen Jägern begleitet, seine Wanderung.

Aber nicht nach den hohen Berner Alpen führte ihn sein Weg. Ueber den Spitzliberg klimmte er hinab in das Meienthal, und betrat auf dem Grafenberg das Ländchen Unterwalden; von hier führten ihn seine Begleiter über die Aa nach den Bergen von Stanz; doch war für ihn die Jagd nicht glücklich, er fehlte, so oft ihm ein Gemsbock in den Weg trat, und wären seine Begleiter nicht bessere Schützen gewesen als er, so wären sie ohne Beute nach Stanz gekommen.

Hier begann ein Kampf in seinem Innern. Sollte er nach Altorf zu seinen Rossen, und von da nach Zürich zurück reiten, oder sollte er umkehren nach dem geliebten Urserner Thale? — Dahin führte ihn der Weg über Engelbergen. Konnte er da nicht Kunde von ihr einziehen? Die frommen Brüder mußten ja ihr Schicksal kennen, da sie die Unglückliche so mildthätig unterstützten. Nach Altorf trieb ihn die Vernunft, nach dem wilden Thale, nach der stillen Abtei zog ihn das Herz; er folgte diesem, und die Jagd ferner nicht achtend, machte er

sich mit seinen Begleitern auf den Weg durch die dunklen Waldungen, die nach dem freundlichen Thale führen, in welchem die Abtei liegt. Zum ersten Male in dieser Gegend, war er von dem Anblick überrascht, als er aus dem finstern Walde tretend, die prachtvoll gebaute Abtei, von den friedlichen Hütten der Landbewohner umgeben, auf blumenreichem Grasteppich vor sich liegen sah. Hohe, mit Schnee bedeckte Berge, von denen sich mehrere Bäche herabstürzen, schließen dieses üppig grüne Blumenthal, wo das Auge nicht Garten, nicht Fruchtfeld sieht, schauerlich ein. Aber Werner, nur den Blick auf die Spitzen der Thürme gerichtet, hatte schon längst das Auge nicht mehr nach dem Thale gewandt, war kalt an dem herrlichen Wasserfall des Tätschbaches vorüber gegangen, ohne den von der Morgengluth wundersam beleuchteten Wasserstrom zu betrachten, der von bedeutender Höhe hinab in das von Felstrümmern und dunkeln majestätischen Tannen umgebene Becken sich stürzt. Seine Seele war nur bei ihr.

Endlich gelangte er an die Pforte des Klosters. Sie wurde ihm geöffnet, er trat ein, und die gastfreien Mönche empfingen ihn um

so herzlicher, als er sich ihnen als Werner Göldlin von Zürich kund that. Sobald er sich mit Speis' und Trank gelabt, erbot sich einer der Mönche, ihn in der Abtei und ihrer schönen Kirche umherzuführen. Werner mußte folgen, unterließ aber nicht, den alten Mann bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nach der schönen Einsiedlerin im Urserneruthal zu fragen, die mit so vieler Milde von der Abtei unterstützt würde. Der Mönch hatte ihn bei dieser Frage zwar staunend angeblickt, jedoch erwidert, da er weder Keller- noch Küchenmeister sei, so wäre ihm die Sache unbekannt, und er rieth ihm, sich deshalb an den Abt zu wenden; aber auch dieser, den er nach aufgehobener Tafel deshalb befragte, gab ihm die wenig tröstliche Antwort, daß ein fremdes Geheimniß fest in der Brust verschlossen bleiben müsse. Er versuchte noch bei dem freundlichen Küchenmeister sein Glück, durch dessen Hand die milden Spenden des Klosters gehen mußten, aber auch dieser blieb für ihn stumm, und so mußte er Engelbergen verlassen, ohne die mindesten Erkundigungen eingezogen zu haben.

Wohl acht Tage war er nun schon umhergezogen, als er wieder in Geschenen eintraf,

und am andern Morgen sich auf den Weg nach der Hütte machte. Hier wurde er freundlich empfangen, und da die Unbekannte die Freude des Wiedersehens nicht verbarg, schöpfte er neue Hoffnung, und drückte jeden Tag den Pfeil immer tiefer ins Herz. Noch einmal versuchte er sie zu bewegen, ihn mit ihrem Schicksal bekannt zu machen, aber sie schwieg, und eben so wenig erfüllte sie seinen so oft wiederholten Wunsch, die Laute herab zu nehmen, und ihre Töne mit Gesang zu begleiten.

So vergingen Wochen. Er dachte nicht daran nach Zürich zurückzukehren, und da der Mann, den der Vater seine Schritte zu beobachten, ihm nachgeschickt, die Spur verloren und erst in Stanz von ihm Kunde erhalten hatte, rief ihn auch keine Botschaft nach der Heimath zurück. Mit jedem Tage wurde sein Verhältniß zu der Unbekannten inniger, und allmälig schien auch von ihrem Herzen die Rinde sich zu lösen, die bisher es ihm so ganz verborgen hatte.

Eines Morgens, als er in die Hütte trat, fand er Mutter und Kind in Thränen. Es war der Tag der Geburt des Knaben, und manche traurige Rückerinnerung mochte in ihr aufgeregt, manches schlummernde Gefühl lebhaft in

ihr erwacht seyn. Sie suchte sich bei Werners Eintreten zu fassen, bat ihn zu bleiben, da er sich aus Zartheit wieder entfernen wollte, blieb jedoch während des Morgens in aufgeregter Stimmung. Auch Werner ergriff die Wehmuth der Unglücklichen, er sah wie sie den vaterlosen Knaben mit Innigkeit, aber auch mit tiefem Schmerz in ihre Arme schloß, und der längst gehegte, immer durch die Vernunft verscheuchte Gedanke, sein Herz ihr ganz zu öffnen, sie aber auch mit allen seinen Verhältnissen bekannt zu machen, trat lebhaft vor ihn. Als der Knabe sich eben entfernt und er neben ihr Platz genommen hatte, konnte er nicht länger schweigen, gestand ihr offen, daß er sie unaussprechlich liebe, machte sie jedoch mit seinen Verhältnissen zu Anna Grebel und seinem Vater bekannt, ohne ihr das Mindeste zu verschweigen.

Während er sprach hatte sie, das Auge unverwandt auf ihn geheftet, ihn mit keinem Wort unterbrochen und ihn ruhig angehört. Jetzt da er schwieg, erhob sie sich von ihrem Sitze, nahm mit Thränen im Auge die bestaubte Laute von der Wand, reinigte sie sorgfältig, stimmte die schlaffen Saiten, und es schien, als ob sie durch alles dies Zeit gewinnen wolle, denn deutlich

ſah man, daß es ihr ſchwer wurde der einſtigen Vertrauten ihrer Empfindung noch einmal das, was in ihr vorging, mitzutheilen.

Endlich, nachdem ſie tief aufgeſeufzt, ſang ſie:

Hat der wilde Sturm die Roſ' entblättert,
So iſt hin ihr Glühen und ihr Duft.
Was das Schickſal ein Mal hat zerſchmettert,
Bleibt zerſchmettert ruh'n in finſtrer Bruſt.
Einmal nur kann Liebe uns entflammen,
Einmal nur ſcheint uns ihr milder Stern —
Und erlöſchen ihre Himmelsflammen,
Bleibt ſie hoffnungslos uns doch nicht fern.

Nur in Träumen der Erinn'rung lebend,
Nährt ſie freudig ihren tiefſten Schmerz;
Nimmer zu vergeſſen ewig ſtrebend,
Blutet ſtets, verblutet nie das Herz.
Alle Qualen, all ihr ſchmerzlich Sehnen
Tauſchet ſie für Seligkeit nicht ein,
Nur beglückt in ihren Wehmuthsthränen,
Wird ſie treu und unvergänglich ſeyn.

Bebend hörte Werner auf jedes Wort, und tiefer Schmerz ergriff ihn, als ſie geendet hatte. Das Lied ſollte ihm Antwort auf ſeine Bewerbung ſeyn, und er fühlte ſich nun namenlos elend. Sein Schmerz hatte nicht Worte, ſein Auge nicht Thränen, ſtarr ſah er vor ſich hin.

als ſei er ein unumſchränkter König, von ſeinen Vaſallen und dem Adel Flanderns umgeben, den Abgeſandten der rebelliſchen Stadt empfangen. Zuſchauer, ſo viel der weite Saal faſſen konnte, drängten ſich herbei, Zeuge der Demüthigung der ſtolzen Stadt zu ſein, die ſo viele Jahre ganz Flandern beherrſcht hatte, Zeuge zu ſein, wie der Sohn des nie gebeugten Jakob Arteveldе, als Haupt der Rebellen, ſich vor ſeinem rechtmäßigen Herrn demüthigen müſſe.

Als Arteveldе in den Saal trat, waren aller Augen auf ihn gerichtet, aber keines ſchaute ihn ſo durchdringend, ſo feindſelig an, als das Auge Graf Walters von Enghien, der ſeitwärts des Grafen von Flandern ſtand. Kühn, muthig und würdevoll ſchritt nun der Genter bis an die Stufen des Thrones, durch die gaffende Menge, die dem ſchönen, ſtolzen Manne laut Bewunderung zollte, dort beugte er dreimal ſein Knie, dann trat er einige Schritte zurück, die Worte des Grafen zu vernehmen.

„Was bittet Gent von mir?“ ſagte jetzt mit finſterm Ernſte der Graf, der nur mit kaum bemerkbarem Kopfnikken Arteveldes ehrerbietige Begrüßung erwiederte.

„Es bietet Euch den Frieden!“ erwiederte der kühne Bürger.

„Es bietet mir den Frieden?“ rief der Graf zornig „Und das wagt Ihr mir zu ſagen?“

„Mein Vater ließ ihn Euch auf der nämlichen Stelle bieten und Ihr nahmt ihn willig an.“ erwiederte Arteveldе unerſchrocken.

„Erkennt Ihr mich für Euern Oberherrn?“ fragte der Graf weiter.

Lieber Herr! begann endlich das Weib, die drückende Stille zu brechen, fühlt Ihr wirklich wahre Liebe für mich, so seid der Freund einer Unglücklichen, die nie den Mann ihrer ersten Liebe vergessen, die Eurem Herzen nie wird gnügen können, die Eurer nicht werth ist. — Kommt! rief sie aufspringend, und erfaßte mit Heftigkeit seine Hand, kommt nach dem Felsensitz am Wasserfall, wo die Fluth tobt und braus't und meine Worte übertäubt; folgt mir dorthin, denn nun seh' ich wohl, ich muß es Euch kund thun, wie unglücklich, wie schuldbelastet ich bin. Kommt, kommt!

Sie zog ihn mit sich fort, eilte mit raschen Schritten dem rauschenden Sturz des Waldbaches zu, und setzte sich, den Blick von dem Staunenden in die furchtbare Tiefe gewendet, auf den Felsblock und begann:

Ich bin Magdalene, des berühmten Improvisators Nicolo Feltrino aus Mailand, einziges Kind. Mein Vater entzückte mit seinem Talent ganz Italien, und glaubte wohlzuthun, da er Anlage zur Musik und Liebe zur Dichtkunst in mir bemerkte, beides auszubilden. Er gedachte hierbei nur der Kunst, nicht der reizbaren Phantasie des Mädchens. Schon in mei-

nem zwölften Jahre reiste ich mit ihm nach Bologna, und das Kind erntete Beifall. Dies spornte meinen Vater noch mehr, meine glühende Einbildungskraft immer mehr zu spannen und aufzuregen, und in meinem funfzehnten Jahre stand ich schon in einem Kreise von Bewunderern, woron Manche meiner Eitelkeit wohlthaten, Keiner mein Herz fesselte, denn ich hatte mir das Ideal eines Mannes zu herrlich ausgebildet, zu hoch gestellt, als daß es leicht hätte erreicht werden können. Nicht Schönheit allein war der Zauber, mit dem ich es umgab, ein hoher aufstrebender Geist, Thatkraft und Muth das Kühnste zu unternehmen, mußten ihn vor Allen auszeichnen. Unter den entarteten Männern Mailands fand ich mein Ideal nicht, ich suchte vergebens und verschloß jeder andern Lockung mein Herz.

Da sprach eines Tages ein Fremder bei uns ein, und mit dem ersten Blick fühlte ich, er könne es seyn, den meine Phantasie mir geschaffen, und als er seinen Namen nannte, da wußte ich, daß er es war, und der sanfte und doch so kräftig männliche Ton seiner Stimme drang wie ein Blitzstrahl in mein Herz. Er mußte meine Empfindungen errathen, oder sie

in meinen Augen geleſen haben, denn auch ihn traf der elektriſche Schlag, und bald wurden ſeine ſüßen Schmeichelworte zu Flammenworten, die mein Innerſtes verzehrten.

Mein Vater war in dieſer verhängnißvollen Zeit in Rom; meine Mutter, mich innig liebend aber ſchwach, fühlte ſich von dem Beſuch des Mannes geehrt, und ſah nicht den Abgrund, an dem ihre Tochter ſtand. So verlebte ich die glücklichen Tage der Erwartung, meine Seele ſchwelgte in Träumen, meine aufgeregte Phantaſie ſchuf ſich mit jedem Traum, mit jedem Erwachen ein neues Eden, ich glaubte des Paradieſes Pforte mir geöffnet; und als wir an einem ſchönen Frühlingsabend in mondbeleuchteter Laube ſaßen, Flieder- und Jasminduft, Sehnen und Verlangen unſere Sinne berauſchten, und er mir mit glühenden Worten hier ſeine Liebe geſtand, ich trunken von Wonne in ſeine Arme ſank,

Da hatte eine neue Welt vor mir ſich aufgethan,
Ein neues Leben mir ſich aufgeſchloſſen;
Jetzt fühlt ich tief, mein Traum ſei nicht ein Wahn,
Für den die Sehnſuchtsthränen einſt gefloſſen.
Ich ſah die Knospen meines Edens mir erſchloſſen,
Die Pforten zu dem goldnen Zauberland
Geöffnet, wo, von Roſen, ſeine Hand

Durch meine Locken duft'ge Kränze wand.
Was ich gefühlt, geahnet und gehofft,
Das strahlte mir aus seinen Flammenaugen,
Von seinen Lippen durft' ich Wonne saugen,
Und ach — ich schlürfte sie zu oft! —
Im Anschaun meines Ideals versunken,
An seine Brust geschmiegt, in seinem Anschaun trunken,
Vergaß ich Alles, Vater, Mutter — Pflicht,
Nur ihn vergaß ich und vergeß' ich nicht! —
Es war der Liebe erstes Morgenroth,
Das mir den Becher der Vernichtung bot.

Sie schwieg und wischte die hervorbrechende Thräne aus ihrem Auge. Dann sprang sie heftig auf: Muß mich meine Phantasie auch hier verlocken? Muß mein unglückliches Talent auch hier, wo der Schmerz mich zermalmt, meinen Worten die Glut geben, die ich so gern unterdrücken möchte? — Doch es sei! Das verschlossene Herz hat seine Pforten geöffnet, die Gedanken, die Empfindungen strömen aus — Nun dann immer vorwärts, der Entscheidung näher! Sie setzte sich, dem Anscheine nach ruhig, auf den Felsblock, vermied aber immer noch Werners Blick zu begegnen.

Kurz war die Blüthenzeit der Rosen, der Sturmwind schüttelte sie bald, die Trennung von ihm entblätterte sie ganz, fuhr sie schmerz-

lich lachend fort. Es war ein kurzer, aber ein zauberischer Traum, aus dem mich sein Lebewohl erweckte. Treue bis zum Tode hatte er mir geschworen, für Ewigkeit seine Liebe gelobt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen; seine Ewigkeit war ein kurzer Wonnemond, seine Treue ein leises Lüftchen, das flüchtig durch duftende Orangenblüthen rauschend, verschwindet.

Und Ihr liebt ihn noch? unterbrach sie Werner.

Ja, Herr! Denk' ich an ihn, so erwacht die Glut, die ich längst erstorben glaubte, von Neuem, mein Herzblut könnte ich noch heute für ihn geben.

Mir räthselhaft, sagte Werner, ich verstehe es kaum.

Auch mir ist es räthselhaft! fuhr die Tochter des Improvisators leidenschaftlich fort — Aber, wer löfete noch das Räthsel der Liebe, wer ergründete, aus welchen Fäden sie ihre Netze webt? Wer kennt die magnetische Kraft, die mit einem Blick, mit einem Wort Herz an Herzen unauflösbar zieht? Wer nennt uns den Himmel, aus dem sie ihre Wonnen, wer die Hölle, wo sie ihre Qualen schöpft? — Doch wo-

wozu die Worte? Schnell über den Abgrund, daß die Vergangenheit hinter uns ruhen kann.

Mein Vater kehrte zurück, der Knabe lag an meiner Bruſt, und des Vaters Fluch war das erſte Geſchenk, das die Natur dem Säugling zollte. Mein Vater ſah durch ihn ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtört, die Freude ſeines Alters ihm geraubt, und je größer ſeine Liebe zu mir geweſen war, deſto ſtärker ward ſein Haß. Nur die Bitten der leicht verſöhnten Mutter vermochten ihn endlich, aus Menſchlichkeit mir noch eine kurze Friſt den Aufenthalt in dem Vaterhauſe — Gott im Himmel! rief ſie jetzt die Hände faltend, vergieb der Sünderin, die das Haar ihres Vaters bleichte, der Mutter ſtilles häusliches Glück zerſtörte, vergieb ihr, die den Fluch auf das Haupt ihres Kindes herabrief!

Sie war erſchöpft, ſtarrte lange hinunter in die grauſige Tiefe, und Werner erſchrak vor dem furchtbaren Blick, mit dem ſie dem Sturz des Waſſerfalls folgte. Endlich ſchien Kraft und Bewußtſeyn in ihr zurückzukehren, ſie fuhr fort.

Ich konnte den Jammer, die Thränen meiner Mutter nicht mehr ſehen, ſteckte das wenige

Geld, das ich hatte, und einige Kleinodien zu mir, und während mein Vater abwesend war und die Mutter schlief, trat ich an ihr Bett, kniete nieder, sprach ein leises Gebet, küßte die bleichen Lippen der Schlummernden, und schlich mich, mein Kind in einen Mantel gehüllt, ein kleines Bündel unter dem Arm, aus dem Vaterhause, aus der Vaterstadt.

In Domo d'Ossola lebte die Schwester meiner Mutter. Oft hatte ich von ihrer Sanftmuth und Güte gehört, zu ihr wollt' ich flüchten; ich fand sie todt, nur wenige Tage vor meiner Ankunft war sie verschieden. Wohin sollte ich mich nun wenden? — Da zog es mich nach der Schweiz, und ich kleidete mich in Eure Landestracht, verließ Domo d'Ossola, und stieg durch das Thal Formazza immer aufwärts den schneebedeckten Alpen zu. So gelangte ich bis Riale. Von hier führten nur schwer zu erklimmende Fußpfade bis zu dem vier Stunden entfernten Nonco. Ich nahm einen Führer mit, bezahlte ihn reichlich, und er verließ mich tückisch am Fuß eines hohen Berges, und ließ mich Verlassene allein. Da setzte ich mich verzweiflungsvoll neben ein aufgerichtetes Kreuz, warf mich auf meine Kniee, betete, und über-

gab mich und mein Kind der Barmherzigkeit Gottes. Den Knaben im Arm, das kleine Bündel neben mir, schlief ich bei dem Kreuze ein. Drei Zigeunerweiber, die mein finstres Geschick in diese Wildniß geführt hatte, sahen die Unbeschützte, nahmen Bündel und Mantel und wollten wahrscheinlich auch das Kind mir rauben, als ich erwachte, aufsprang, den Kleinen an mich drückte und zu seinem Schutze meinen Dolch zog, den ich mit mir genommen hatte. Der Knabe hatte ein himmelblau Kleidchen an, das ihm seine Großmutter ins Geheim hatte fertigen lassen; es war von feinem wollenen Zeuge, auch dies mußte ich, um ruhig ziehen zu können, den gierigen Weibern opfern, die dann hohnlachend mit ihrer Beute fortzogen — Glücklich, daß ich die wenigen Kleinodien und das Geld behalten hatte.

Mein nacktes Kind im Arm stand ich jetzt in dieser öden Wildniß. Einen Krug mit Wein und ein Brod hatte mein treuloser Führer mir doch noch zurückgelassen, und dadurch gestärkt, und den kleinen Rest mit mir nehmend, setzte ich meine einsame Wanderung fort.

Nur das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit oder die Verzweiflung konnte ein mensch-

liches Weſen hier vorwärts treiben; mich trieb Verzweiflung, trieb eine drückende Angſt, als ob die böſe That dicht hinter mir mich verfolgte. Kaum meiner Sinne mächtig, klimmte ich hinauf nach der vom Blitz zerſchmetterten Eiche, die der Eidgenoſſen Grenze bezeichnete.

Vor mir das eiſige fremde Land,
Wo der Felspfad durch Klippen ſich wand,
Wo der Lawine dumpfes Brauſen
Und des Sturmwinds heulendes Sauſen,
Wo des Waldſtroms rauſchende Fluth
Mir erſtarrte das wallende Blut.

Und doch mußt ich im eilenden Lauf
Immer höher den Felſen hinauf,
Immer ferner vom Vaterlande,
Nach dem fremden eiſigen Lande.
Denn mich verfolgte der Vaterfluch,
Den der Sturmwind hinter mir trug,
Mich verfolgte der Mutter Schmerz —
Ach — mich trieb ja das eigne Herz! —

Nur meines Jammers mir noch bewußt,
Drückt' ich mein Kind an die klopfende Bruſt,
Streckt' es empor mit bebendem Arme,
Daß ſich Gott des Verlaſſ'nen erbarme —
Aber Gott hörte nur den Vaterfluch,
Den der Sturm gen Himmel trug.
Ach, er ſah nur der Mutter Schmerz,
Nicht der Sünderin reuiges Herz! —

Als ich nun endlich die Höhe erreicht,
Hinter Bergen die Sonne sich neigt',
Dämm'rung im Nebelkleid nieder sich senkte
Und mit Thau die Matten tränkte,
Wandt' ich noch einmal den thränenden Blick
Nach dem verlornen Paradiese zurück,
Sandte der Mutter den Scheidekuß
Und der Heimath den Abschiedsgruß. —

Vor mir nur Nacht, und in mir nur Nacht! —
Nicht ein Engel, der über mich wacht;
Nicht ein Strahl aus Himmelshöhen,
Nicht aus der Heimath ein kühlendes Wehen,
Stand ich verlassen, einsam, allein
In des Mondes gespenstigem Schein;
Setzte mich auf einen Felsblock nieder,
Drückte mein weinendes Kind an das Herz,
Nährt' es mit Thränen, nährt' es mit Schmerz,
Und der Kleine entschlummerte wieder —
Und mit des Kindes sanftem Schlummer
Schwand aus meinem Herzen der Kummer;
Wehmuth beschlich mich, gedenkend der Zeit
Glücklicher lieber Vergangenheit,
Und es traten in freundlichem Bilde
Vor mich der Heimath traute Gefilde.

Sie verstummte; mit gesenktem Haupte stand sie vor Werner, tiefer Schmerz sprach sich auf ihrem Antlitz aus, der allmählich in Wehmuth übergehen mochte, denn ein schmerzliches Lächeln umzog ihren Mund. Das Haupt langsam erhebend, das Auge dach Italiens Fluren ge-

„Sobald Ihr den Frieden unterzeichnet habt, Ja!“

„Ihr unterwerft Euch alſo unbedingt meiner Gnade?“

„Die Noth iſt groß in unſrer Stadt,“ erwiederte Artevelde mit Ruhe „Ihr kennt ſie, gnädiger Herr, ſonſt würdet Ihr nicht ſo Hartes von uns verlangen. Deshalb will ich nichts fordern, ſondern das Schickſal Gents Eurer Gnade anheim ſtellen, uns bleibt nichts übrig, als Unterwerfung oder Verzweiflung. Zwingt uns nicht zu dieſer und macht uns jene leicht.“

„Warum nahmt Ihr den Frieden nicht an, den ich Euch vor Meuden bot?“ unterbrach ihn der Graf.

„Ich wollte keinen Frieden, mein iſt die Schuld! Laßt es der Stadt nicht entgelten, was ich that“ erwiederte er muthig.

„Nun dann, ſo wißt meinen unabänderlichen Entſchluß, den, bei Gott und der heiligen Jungfrau ſchwöre ich, nichts wankend machen kann! Nur unter der Bedingung könnte Euch Gnade werden, wenn alle Einwohner Eurer rebelliſchen Stadt, vom funfzehnten bis zum ſechzigſten Jahre, baarfuß, baarhaupt, in leinenem Hemde, einen Strick um den Hals auf den halben Weg von Gent nach Brügge mir entgegen kommen und ſich dort meiner Gnade unterwerfen.“

Mit jedem Worte, das der Graf ſprach, ward die hohe Geſtalt Arteveldes noch majeſtätiſcher, ein ſtolzes Lächeln umzog ſeinen Mund, jedermann war auf ſeine Antwort geſpannt.

„Das wird nicht geſchehen, Graf von Flandern!“ war alles, was er erwiederte.

wendet, sprach sie mit wehmüthigem Gefühle:

Heimath, o Heimath, wie bist Du so schön!
Werd' ich noch einmal Dich wiedersehn?
Werd' ich schlummern unter dem alten Baum,
Wo ich träumte meinen Frühlingstraum?
Werd' ich ruhen an der Mutter Brust,
Wo ich oft ruhte in Lieb' und Lust?
Wird der Vater unter freundlichem Kosen
Mich noch einmal bekränzen mit Rosen,
Wenn der Ton meiner Laute erscholl
Und das Lied meiner Brust entquoll?

Nimmer, nimmer! — Der Vaterfluch,
Den der Sturmwind gen Himmel trug,
Hält mich fern in Zauber gebannt,
Ferne und fest vom Vaterland! —
Sünde hat meine Kränze zerpflückt,
Sünde hat mich dem Eden entrückt! —

Aber murre nicht, armes Herz!
Einen Balsam hat jeder Schmerz,
Eine Hoffnung nimmt Jeder hinab
Mit sich in's finstre Erdengrab;
Selbst der qualvollste bitterste Tod
Hat ja sein rosiges Morgenroth! —

Sie schwieg, blickte hinab in die Tiefe und schien da unten das Morgenroth zu suchen, das aus Grabesnacht hervorbricht. Werner störte sie nicht, auch er fühlte sich tief betrübt, auch

seine Gedanken waren traurig, auch ihm war durch die Erzählung ein lieblicher Traum verschwunden, denn die heilige Madonna stand jetzt als büßende Magdalena vor ihm. Endlich brach er das Schweigen, wer war der Mann, der Euch so schmachvoll verlassen konnte? fragte er mit Heftigkeit.

Höret weiter! rief mit Hast die Unglückliche, als sei sie eben aus einem Traum erwacht, denn sie blickte mit starrem Auge Werner an, als er die Frage noch einmal wiederholte, höret nur weiter, sagte sie von Neuem, wie wunderbar Gott mich hierher führte, und ehe Werner sie wieder unterbrechen konnte, fuhr sie fort:

Als die Nacht sich hernieder senkte, hatte ich auf ungebahntem Fußsteig die Höhe erreicht; Müdigkeit überfiel mich, und trotz der mich umgebenden Gefahr schlief ich, mein Kind fest an meine Brust gedrückt, ein. Aber ehe es noch Tag wurde war ich schon wach, sprang auf, und setzte meine Wanderung fort. Noch einmal mußte ich von der Höhe hinab, noch einmal klimmte ich, über Klippen und durch Gesträuch mich windend, den hohen Castello hinauf, und schon stand die Sonne hoch, als ich ihn endlich erreichte. Hier warf ich mich auf

meine Knie und betete, Gott dankend, der mich aus dieser Einöde gerettet hatte, denn zu meinen Füßen rauschte der Tessin, und Bedretto und Villa Fontana mit ihren freundlichen Hütten lagen vor mir. So weh mir auch meine Füße thaten, so sehr sie auch bluteten, eilte ich doch, nachdem ich die letzten Tropfen Wein aus meinem Kruge geleert, hinunter ins Thal, als sei es mein verlorenes Paradies, als fänd' ich dort Ruhe, Trost und Hülfe wieder. Aber Stunden vergingen, und ich hatte noch lange nicht den Fuß des Berges ereilt; ewig mich durch Krümmungen winden müssend, kam ich meinem Ziele nur langsam näher, und schon senkte sich die Sonne, schon fühlte ich meine Kräfte schwinden, als ich glücklich, vor Freude aufjauchzend, das Ufer des Tessins erreichte. Aber meine Freude war kurz, keine Brücke war da, die mich hinüber trug; die rauschenden Wogen brauf'ten an meinen blutenden Füßen vorüber, und mein Auge starrte verzweiflungsvoll in die Fluth. Ich raffte die letzten Kräfte zusammen, lief längs dem Ufer hin, suchte eine Stelle wo ich hinüber konnte; vergebens, überall die schäumenden, sich über Felsblöcke stürzenden Wellen. Schon wollte ich mich verzweiflungsvoll in die

Fluth stürzen, als ich von fern den Schall eines Glöckchens vernahm; ich horchte auf, und sah am jenseitigen Ufer einen Mönch auf seinem Maulthier reiten, dem zwei Männer folgten. Als er mir gegenüber kam, hielt er an und blickte forschend nach mir, verwundert am jenseitigen wilden unbewohnten Ufer des Flusses ein Weib mit ihrem Kinde zu sehen. Dies gewahrend, warf ich mich schnell auf meine Knie, hielt mein Kind hoch in die Höhe und bat durch Worte und Zeichen, sich meiner und des Kindes zu erbarmen. Der Mönch nickte mir beruhigend zu, sprach mit seinen Begleitern und winkte mir sodann den Fluß abwärts zu gehen; er selbst kehrte um und nahm die gleiche Richtung des Weges. Jetzt blieb er halten; die Männer sprangen in die Fluth, sprangen von Felsstück zu Felsstück, durchwateten oftmals den Fluß und gelangten endlich zu mir. Ich überließ mich ihnen gern, und sie brachten mich nicht ohne Gefahr hinüber. Als ich dankend vor dem alten mildthätigen Mönche von Engelbergen stand, segnete er mich, es war seit langer Zeit der erste Segen, der mich traf, und ohne zu fragen, wer ich sei und was mich hierher geführt, ließ er mich sein Maulthier besteigen, wanderte

neben mir und brachte mich nach Villa Fontana. Hier miethete er ein Maulthier für mich, und so kam ich unter seinem Schutz bis nach Geschenen, wo er mich einer armen, aber würdigen Frau übergab, die mich freundlich bei sich aufnahm.

Drei Wochen blieb ich dort und mit wahrer Sorgfalt pflegte mich das Weib. Eines Tages trat der Abt von Engelbergen, von dem alten Mönch begleitet, in unsre Hütte ein. Er war auf einer Reise nach Mailand begriffen, und da ihn sein Weg hier vorbei führte, so hatte er den Bitten des alten Paters nachgegeben und war hier eingekehrt. Er fragte mich nach meinem Schicksal und was mich mit meinem Kinde hierher in das fremde Land geführt habe; ich schwieg und wollte mein Geheimniß in meiner Brust verschließen, aber der ernste gottesfürchtige Mann sprach so ergreifende Worte zu mir, daß ich ihm mein Herz öffnete und ihm meiner Sünden Schuld beichtete; er sprach mir Trost zu und verließ uns. Als er von Mailand zurück kam, wo er sich nur kurze Zeit aufgehalten, brachte er mir keinen Trost mit. Er hatte vergebens meine Eltern zur Versöhnung zu bewegen gesucht, den Vater aber unversöhnlich ge-

funden. Die Mutter habe ihm etwas Geld, ein Schwert, einen verwelkten Blumenstrauß und eine Laute als Sachen mitgegeben, an denen mein Herz stets gehangen habe, die freilich für eine Büßende keinen Werth mehr haben sollten; doch überlieferte sie ein Laienbruder mir am andern Tage. Was mich aber mehr als Schwert, Strauß und Laute beglückte, war der Segen der Mutter, den er mir brachte.

Nun fragte er mich, was ich ferner beginnen wolle; und da ich ihm sagte, ich wünschte diese kleine Hütte zu beziehen und ganz meiner Buße zu leben, so schien ihn dies zu erfreuen, und mit dem Gelde der Mutter war bald diese einsame Hütte gekauft; ich zog ein, und was eine Unglückliche zur Fristung ihres traurigen Lebens bedarf, reicht mir die Milde des Klosters.

Arme Unglückliche! sagte von tiefem Schmerz durchdrungen Werner, denn auch er sah seines Lebens Glück zerstört.

Arm? Nein, bei der heiligen Jungfrau, das bin ich nicht! rief sie, mit flammenden Augen auf den Knaben blickend, und riß ihn mit solchem Ungestüm an sich, daß das Kind laut aufschrie, hab' ich nicht diesen Knaben, und könnt

Ihr mich dann noch arm nennen? — Aber unglücklich? — Ja, das bin ich, sehr unglücklich. Einsam steh' ich auf der Welt voll Lust und Leben, Alles fliehe ich, denn wo ich ein freudiges Antlitz erblicke, weckt es den leise nur schlummernden Schmerz. Seht nur, selbst der Knabe geht jetzt weinend von mir und schleicht nach der Hütte, meine Liebe hat ihn unsanft berührt — Ja! fuhr sie nach einer Pause, von ihrem Sitze aufspringend, fort, und trat an den steilen Abgrund der zackigen Felswand, hätte ich hier allein gestanden, hätte mich das Wimmern meines Kindes nicht so fest gebannt,

Hier die steile Felswand hinab,
In des Waldbachs schäumenden Fluthen
Hätt' ich gekühlt die brennenden Gluthen,
Hätte gefunden da unten mein Grab.
Aber der Knabe! — Sein kindlicher Blick
Hielt mich mit mächtigem Zauber zurück.
Ach, Herr! — Des Lebens qualvollsten Schmerz
Trägt mit Geduld nur ein Mutterherz! —
Und so bin ich hier eben geblieben,
Wenn auch die Sehnsucht hinab mich getrieben.

Jahre, lang und freudenleer,
Rauschten mit bleiernem Fittig vorüber,
Keine Hoffnung strahlte mir mehr,
Jeder Tag ward mir ernster und trüber;
Keine Linderung, kein Trost in der Noth,

Nur einen Wunsch noch — den Tod! —
Leben ist Qual mir, nur Sterben ist Glück,
Dies ist mein furchtbar hartes Geschick! —

Oft, wenn Erinn'rung mich gaukelnd umstrahlt,
Mir so lieblich Vergangenheit malt,
Meiner Jugend rosige Zeit
Freundlich mit Myrthen und Rosen bestreut;
Dringt in die Brust mir ein wonniges Sehnen,
Reichet mir Wehmuth die lindernden Thränen,
Träum' ich so lieblich, wenn's Herz mir auch bricht,
Wähne mich glücklich und bin es doch nicht.

Denn, wenn durch Schluchten die Windsbraut heult,
Zuckend der Blitzstrahl die Wolken zertheilt,
Ueber mir rollend der Donner erkracht
Und, wie in mir, der Tag wird zur Nacht;
Dann ergriff Verzweiflung schon oft,
Die auf den Tod vergebens gehofft.
Und bei dem Leuchten der flammenden Blitze
Spring' ich, das weinende Kind an der Hand,
Auf von meinem einsamen Sitze,
Eile mit ihm nach der Felsenwand
Und — o des Wahnsinns verzweifelter Liebe!
Daß er mein auch im Tode noch bliebe,
Wollt' ich ihn reißen mit mir da hinab
In das Alles zerschmetternde Grab.

Aber dann hat Gott Erbarmen
Mit mir Armen!
Ehe noch die That vollbracht,
Ist die Mutterlieb' erwacht.
Eine innre Stimme spricht
Dann zu mir: Verzweifle nicht,

Hoff' und dulde! Jeden Kummer
Wiegt die Zeit in tiefen Schlummer;
Schmerz und Luſt und herbe Pein
Werden nicht für ewig ſeyn!
Hoff' und dulde und ertrage
Deiner Liebe ſchwere Schuld
Mit Geduld! —

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr ſie mit Heftigkeit auf

Ich hab' ſie getragen und trage ſie noch,
Ich preſſe das Herz ins qualvolle Joch,
Und weiſe ſelbſt Hoffnung, die Thrän' in dem Blick,
Die Sehnſucht im Herzen, mit Demuth zurück.
So, todt für das Leben, leb' ich nur dem Tod,
Und hoffe nur jenſeits aufs Morgenroth!

Sie verſtummte, ihr Auge ſah nicht mehr hinab in die ſchreckbare Tiefe, es blickte aufwärts nach dem Himmelsdom.

Und wer war der Mann, der Euch ſo ſchändlich verlaſſen, Euch dem Elende Preis geben konnte? Lebt er noch? — O nennt mir ihn! rief Walter, nennt mir ihn, ich bitte noch einmal!

Wollt Ihr mein Rächer ſeyn?

Das will ich!

Nein, lieber Herr! ſprach ſie, und ihr Auge flammte, ſoll Rache ihn hier ſchon ereilen, ſo

müßte ich es seyn, die sie vollbrächte; aber ich habe sie Gott übergeben!

Aber warum verschweigt Ihr mir seinen Namen? fragte er weiter.

Was nützt es Euch denn zu wissen? erwiderte sie; oft ist es im Leben gut, wenn der Nebel vor des Menschen Auge nicht zerrinnt — Fragt nicht weiter darnach und kommt in die Hütte zurück. Mit dem, was ich Euch sagte, hab' ich, ich fühl' es, eine Last auf Euch gewälzt, ohne sie mir abgenommen zu haben, ich glaube es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen.

9.

Die Abwesenheit des Sohnes bekümmerte den alten Lazarus Göldlin sehr, da überdies der ihm nachgesandte Kundschafter keine weitere Nachricht von ihm geben konnte. Auch auf Anna's Stolz, nicht auf ihr Herz, hatte es verwundend gewirkt. Sechs Wochen waren nun schon verflossen, seit Werner, ohne von ihr Abschied zu nehmen, Zürich verlassen hatte, und der letzte Funke von Theilnahme, die sie noch

Die ganze Verſammlung war über die Keckheit erſtaunt und murrte; nur der Bailli von Hennegau trat hervor „Ich rathe Euch, dieſen Antrag anzunehmen, Herr Philipp Artevelde" ſprach er „Der Graf wird nicht alle tödten, die ihm entgegen kommend ſich ihm unterwerfen, er wird mitleidig ſein und Ihr habt ſchon Proben ſeiner Milde!"

„Euch will ich ausnehmen, Philipp Artevelde" nahm Graf Ludwig das Wort „Ihr ſollt mir nicht entgegen kommen. Ich begnadige Euch hiermit, wenn Gent die Bedingung erfüllt, ſchon hier, und Ihr könnt alsdann mit Hab' und Gut ziehen, wohin Ihr wollt."

Bei dieſen Worten drang eine Thräne in Arteveldes Auge, es war nicht die Thräne der Rührung, der verhaltene Schmerz, der gekränkte Stolz erpreßte ſie. „Steh' ich denn ſo tief in Euern Augen, gnädiger Herr?" ſprach er ſtolz „Iſt denn mein Ruf nicht höher durch Flandern erſchollen, als daß Ihr mich ſolcher Handlung fähig glaubt? Haltet Ihr mich von den Bürgern Gents für einen der Schlechteſten? Denn wahrlich, nur Wenige würden ſo ehrlos ſein, nicht mit ihren Mitbürgern Noth und Tod theilen zu wollen. Dürſtet Euch nach Blut, ſo nehmt das meine, ich gebe Euch Euer Wort, das mir frei Geleite verhieß, zurück. Laßt mich auf den Schloßhof führen, ein Block wird ja parat ſtehen, ein Henker zur Hand ſein; mein Haupt rolle hin, giebt mein Tod der Vaterſtadt nur ehrenvolle Bedingung."

Als Artevelde ſchwieg, entſtand ein Gemurmel in der Verſammlung, das nicht Mißfallen ausdrückte, jedoch ein finſtrer Blick des Grafen gebot Ruhe. „Ich ehre Euern

für ihn gefühlt haben mochte, verschwand um so mehr, da Hans Waldmann in dieser Zeit fast ihr täglicher Gesellschafter war. Lazarus Göldlin, zwar gewohnt, seinen Sohn auch auf längere Zeit mit seinen Jagdgenossen in den Bergen herumschwärmend zu wissen, hatte doch Ursache, jetzt einen andern Beweggrund als die Jagdlust zu argwöhnen, die den Sohn, ohne Nachricht zu geben, so lange vom Vaterhaus entfernt halte. Er machte sich deshalb selbst nach Stanz auf, ihm von hier aus weiter zu folgen.

Anna hatte indessen, während der Anwesenheit ihres Bruders, offen dem Vater erklärt, daß sie das Wernern gegebene und ihr abgedrungene Wort zurücknehme. Sie schilderte dessen kaltes Betragen, beklagte sich, daß er, ohne ihr Lebewohl zu sagen, Zürich auf so lange Zeit verlassen habe, und erklärte dies so fest und bestimmt, daß der schwache Vater Einwendungen zu machen sich nicht getraute, und der leichtsinnige Bruder, eben nicht Werners Freund, keine Einwendungen machen wollte, denn er bedurfte den Seckel der ungleich reicheren Schwester nur zu oft zu seinen Thorheiten. Auch würden seine Worte zu wenig gefruchtet haben, denn

was Anna einmal beschlossen hatte, stand unabänderlich fest.

Ueberzeugt, daß Hans Waldmann um ihre Gunst werbe, hing sie mit Leidenschaft dem Gedanken nach, den größten der Eidgenossen bald den Ihrigen nennen zu können, und wies deshalb jede andre Huldigung stolz zurück; selbst Gerold Edlibach, der ihr manches Verbindliche sagte, duldete sie nur des Vaters wegen. Wer konnte auch in Zürich größere Ansprüche machen, als sie? Reich, wie keine; schön, so daß sie mit der blühendsten Jungfrau des Schweizerlandes um den Preis der Schönheit in die Schranken treten konnte, von tadellosem Ruf und strengen Sitten, selbst von edlem, wenn auch vielleicht zu stolzem Gemüthe, war sie gewiß eine Perle, werth einen Fürstenhut zu schmücken, und die Welt, die so gern nur nach dem Aeußern urtheilt, würde, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche erlangte, sicher mehr ihn als sie beneiden. Sie verschloß zwar diesen Gedanken, diesen Wunsch sorgsam in ihrer Brust, sie theilte ihn nicht dem Vater, noch weniger dem Bruder mit, am wenigsten glaubte sie, ihn Waldmann ahnen lassen zu dürfen; und doch wäre er dem welterfahrnen Mann sicher nicht

verborgen geblieben, wenn er nicht selbst die Jungfrau so hoch gestellt hätte, daß er den Gedanken nicht fassen wollte, sie könne für ihn, den schon Bejahrten, in Liebe erglühen. Aber dennoch gefiel er sich täglich, wie es schien, mehr bei ihr und suchte sich ihr angenehm zu machen.

Jedoch trotz des schönen Zieles, dessen Erreichung ihn so sehr beschäftigen mochte, behielt er seine Pflicht streng vor Augen. Mit seinen innigsten Freunden, dem Stadtschreiber Amman, dem Obristmeister Oehen und seinem geliebten Gerold, saß er manchen Abend in seiner Schreiberei, und, sich nicht ganz die Gefahr verbergend, sie dennoch nicht für so groß und nahe haltend, berathschlagten die Männer, was zum Besten der Stadt zu thun sei. Durch den Altbürgermeister Göldlin, welcher, der Verfassung nach, seinen Platz im Rathe behalten hatte, waren schon oft Vorschläge zur Sprache gebracht, die an sich löblich und zum allgemeinen Besten, aber gefährlich als Neuerungen einzuführen waren, die aber Bürgermeister Waldmann, das Gute und das Wohl der Stadt nur vor Augen, zu rasch ergriff, mit zu arger Strenge ausführte. So war in dieser Zeit, wegen mehrerer verübten Jagdfrevel der an dem

Züricher See wohnenden Bauern durch eben den Altbürgermeister Göldlin die Abschaffung der großen Hunde, welche die Bauern zu halten pflegten, zur Sprache gebracht. Waldmann, die Anhänglichkeit kennend, mit der der Landmann auf seinen treuen Haus und Hof beschützenden Hund hält, verschob die Sache von einer Wache zur andern, seine Feinde aber ließen nicht nach deshalb in ihn zu dringen, bis er endlich unwillig ausrief: Was hilft ein Befehl, der nicht befolgt wird? Wer von Euch will im Lande herumziehen und die Hunde todt schlagen lassen? Da erboten sich Dominic Frauenfeld und Hans Meiß, aus zu weit getriebener Anhänglichkeit, den Befehl zu vollführen, und Waldmann mußte nachgeben. Kurz vorher war die Verordnung ergangen, keinen Benachbarten zu einem Fest oder Schießen zu laden, und diese beiden Verordnungen, und die über die Einschränkung der mancherlei Gelage, brachten die Gemüther gegen ihn auf. Ueber das verbotene Zechen vergaßen sie seine gewonnenen Schlachten; die Herzen der Landbewohner wurden ihm abgeneigt.

Er aber, nur das Gute wollend, kümmerte sich wenig um ihr Murren und schritt kräftig

immer vorwärts; nur wenige seiner Freunde warnten, die meisten theilten mit ihm sein Vertrauen. Selbst sein alter Spürhund, der Stadtknecht Schneevogel, kam zuweilen knurrend zu ihm und meinte, auf dem Lande wie in der Stadt sei es nicht recht geheuer; dort schleiche Ullrich Grebel, von Greifensee aus, umher, und suche die Gemüther gegen den Bürgermeister zu stimmen; hier wären die Constaffler, die Göldlins an der Spitze, thätiger als je; doch könnte wohl ein kräftiges Wort, oder ein überraschendes Handeln des gestrengen Herren jetzt noch wirken, denn überall säh' er noch Unterwürfigkeit, und wo sich Peter Schneevogel zeige, da wäre schnell die Mütze vom Kopf, und das sei immer ein gutes Zeichen. Waldmann empfahl ihm besondere Thätigkeit, achtete aber wenig auf seine Worte, ging nach wie vor fast täglich zu Anna Grebel, lebte wie zuvor, seiner Kraft und der Liebe der Bürger zu sehr vertrauend, mit seinen Freunden ein lustiges sorgenfreies Leben, und führte mit eiserner Faust das Regiment der Stadt.

Indessen war Lazarus Göldlin nach Stanz geritten, hatte dort Nachricht erhalten, daß sein Sohn nach Engelbergen gegangen sei, und folgte

nun seiner Spur. Im Kloster erfuhr er Werners Anwesenheit, aber nichts weiter, als daß er wahrscheinlich den Weg nach dem Gotthard eingeschlagen habe, traf jedoch zufällig den Mann, welcher den Sohn bis Geschenen begleitet hatte. Mit diesem machte er sich auf den Weg, und erfuhr nun, welche Wanderung Werner von hier aus begonnen.

Den darauf folgenden Tag, als Magdalene Werner mit ihrem traurigen Schicksal bekannt gemacht, hatte er sich dennoch wieder nach dem Urserner Thal und der Bergschlucht begeben, und die Hütte aufgesucht. Es war aber zwischen Beiden seit gestern ein anderes Verhältniß eingetreten, denn das Bewußtseyn, er kenne nun ihre Schuld, hatte die unbefangene Hinneigung, die von ihrer Seite nur Vertrauen war, gestört; in ihm war durch die Erzählung ein Kampf zwischen Neigung und Pflicht entstanden, in dem früher gewiß die Neigung ohne langes Mühen den Sieg davon getragen hätte. Jetzt aber, wo sie als ein gefallener Engel vor ihm stand, war es ihm nicht mehr möglich anbetend vor ihr nieder zu sinken. Es war thöricht von ihm, leicht hätte er schon früher die Verhältnisse, wie sie wirklich waren, errathen

und die Erzählung ihn nicht überraschen, nicht niederschlagen sollen; aber Göldlin, ein biederer, rechtlicher Mann, war doch keiner jener starken Geister, die sich mit Kraft über Vorurtheile hinwegsetzen können.

Magdalenen entging diese Veränderung in seinem Innern nicht, und es that ihr wehe. Auch sie wurde zurückhaltender, kälter, und jedes Wort abgemessener als es früher wohl gewesen, und so war der heutige Besuch nicht gemacht, Beider Herzen sich näher zu bringen. Er saß ihr schweigend gegenüber, übersah, während sie auf ihrer Laute einzelne Akkorde griff, ihr schönes Antlitz, ihre volle Graziengestalt, beklagte aufrichtig das traurige Schicksal, das diesem frommen Madonnenbilde, mit den leuchtenden Augen eines Cherubs, den Nimbus genommen habe, und liebkoseté den Knaben, der zwischen seinen Knieen stand und ängstlich nach der in finsteren Träumen versunkenen Mutter sah. Da öffnete sich die Thüre mit Geräusch, er, wie sie, fuhren aus ihrem Sinnen auf, und Werner lag in den Armen seines Vaters.

Dies Alles war die Sache eines Augenblicks. Ohne den Sohn eigentlich zurückzustoßen, schob ihn Herr Lazarus, dessen Auge nur auf das

Weib gerichtet war, unsanft von sich. Wer seid Ihr? fragte er Magdalene in barschem gebietendem Tone.

Diese Frage, dieser Ton gaben der Erschrockenen die Besinnung wieder. Ich bin in meiner Wohnung, im freien Lande Uri! erwiderte sie stolz, und wer seid Ihr, der so zudringlich und auf so rohe Weise bei mir eintritt?

Dieses Mannes Vater! erwiderte Herr Lazarus, von dem Benehmen Magdalenens überrascht.

Dann seid mir in meiner Hütte gegrüßt, ob willkommen, weiß ich noch nicht!

Werners bittender Blick, der sich schnell vom Vater nach Magdalenen wandte, entging Beiden nicht, Beide verstanden ihn. Nehmt Platz, sagte sie, dem Alten einen Sessel zurecht rückend, ich gehe, Euch einen kühlen Trunk zu holen, denn Ihr scheint mir seiner bedürftig. Sie verließ, den Knaben an der Hand, das Zimmer.

Vater, was führt Euch hierher? fragte jetzt Werner den finster auf ihn Blickenden.

Dich Weisen, Bedächtigen, der immer mit kaltem besonnenem Blick, leidenschaftslos auf

die Weltbegebenheiten herabsieht, von einer Thorheit abzuhalten.

Dann kommt Ihr zu spät, mein Vater! erwiderte Werner, und ein bitteres Lächeln umzog scharf den sonst so freundlichen Mund.

Zu spät? fiel ihm, glühend von Zorn, der Vater in die Rede — Ich käme zu spät? —

Ja, Vater! Vor jeder Thorheit hat mich, mein Ehrgefühl und mein Verstand schon allein bewahrt, sorgt nicht!

Da ich diese lockende Sirene sah, soll ich nicht sorgen? — Jetzt mehr als je!

Sorgt nicht für mich! wiederholte Werner mit einer Ruhe, die den alten Lazarus in Erstaunen setzte. Er blickte dem Sohn forschend ins Auge; zwar gewohnt, nur die Wahrheit von ihm zu vernehmen, schien er doch jetzt an seinen Worten zweifeln zu müssen. Nun, sagte er endlich, wenn denn Dein Verstand so viel Gewalt über Deine Sinne gehabt hat, so wird es Dir nicht schwer werden, mir noch heute nach Zürich zu folgen, und wenn das Weib wieder eintritt, mich mit ihr allein zu lassen.

Ich werde Euch nach Zürich folgen und Euch mit Magdalenen allein lassen, nur bitte ich Euch, Vater, ihr nichts Hartes zu sagen,

sie verdient Euer Mitleiden, nicht Eure Vorwürfe —

Wie stehst Du mit ihr? fragte Herr Lazarus, die fernere Rede des Sohnes scharf abschneidend.

Weiß ich es doch selbst nicht! erwiderte Werner, ich glaube, wie ein Mann, der vor einem Unglücklichen steht, gern helfen möchte, und es doch nicht kann, wie ein Träumender, der das Paradies offen sah, und beim Erwachen es fest verschlossen findet — Bei diesen Worten trat Magdalene ein und setzte dem reichen Züricher an Speis' und Trank vor, was sie in der Hütte hatte. Dieser gab seinem Sohne einen Wink sich zu entfernen, der jedoch nur ungern gehorchte.

Magdalenen mochte die stumme Sprache der Beiden und die Absicht nicht entgangen seyn, weshalb Werner Stube und Hütte verlassen hatte; doch sie schien sich nicht darum zu kümmern, schenkte Herrn Lazarus den kleinen silbernen Becher voll Wein, und bat ihn, sich daran zu erquicken, denn der Alte, der sein Maulthier an der Teufelsbrücke hatte zurücklassen müssen, war durch das Klimmen über ungebahnte Pfade nicht wenig ermüdet. Er

Muth," sprach er „wollt Ihr aber meine Gnade nicht erkennen, so behaltet Euern Kopf auf dem Rumpfe und hängt den Strick darum, mir gleichviel. Mein Wort steht unabänderlich, ich habe es bei Gott und der heiligen Mutter geschworen und so kann es keine menschliche Macht ändern; nur wenn Ihr, wie ich gesagt, mir entgegen kommt, begnadige ich die Stadt."

„Ich muß diese Gnade im Namen Gents zurückweisen;" erwiederte Artevelde „Doch will ich, was Ihr mir gesagt, meinen Mitbürgern berichten, mögen sie handeln nach ihrem Willen."

„Thut das!" sagte der Graf, erhob sich plötzlich und verließ, von seinen Hofleuten gefolgt, den Saal. Da trat ein junger Mann von seinem Ansehen und prachtvoll gekleidet aus der Menge hervor auf Artevelde zu, blieb aber plötzlich stehen und sah ihn lange an. Artevelde gewahrte ihn und ging ihm entgegen „Herr!" sprach er „Ich habe einen Auftrag an Euch."

„An mich?" fragte der flandrische Ritter verwundert.

„Ja, an Euch! Sagt mir Eure Wohnung in Brügge und nennt mir Euern Namen, daß ich noch heute mich seiner entledigen kann, denn morgen in aller Frühe reise ich von hier."

„Ich bin Graf Walter von Enghien" erwiederte dieser und hohe Röthe überflog sein Antlitz „Meine Diener werden Euch nach meiner Wohnung führen. Ich bin wohl neugierig, welchen Auftrag Ihr an mich haben könnt." Dann grüßte er ihn kalt und entfernte sich.

leerte den Becher und setzte sich dann Magdalenen gegenüber.

Frau! fragte er endlich, und die Frage ward ihm, dem holden sanften Antlitz gegenüber, schwer, was wollt Ihr eigentlich von meinem Sohne?

Nicht so viel, erwiderte sie, sich stolz erhebend, als die Schwalb' im pfeilschnellen Fluge erhascht, ihr Kleines zu füttern — Euer Sohn zeigte mir Theilnahme, und diese scheint mir auf eine schmerzhafte Weise geworden zu seyn.

Seid Ihr unglücklich, und kann Gold Euren Zustand verbessern? begann Göldlin von Neuem, als sie schwieg, und ihr Stolz ihn mehr ergriffen hatte als ihr Schmerz.

Ich bedarf Eures Goldes nicht, entgegnete sie, ich bedarf nur der Ruhe, und die werdet Ihr mir wohl gönnen und sie mir geben, indem Ihr mich, sobald Ihr ausgeruht, verlaßt.

Seid aufrichtig, fuhr Herr Göldlin fort, stand auf und ergriff traulich ihre Hand, sagt mir, in welchem Verhältnisse steht mein Sohn zu Euch, weshalb hieltet Ihr ihn wochenlang hier fest? Wißt, er ist der Verlobte einer edlen Jungfrau!

Möge ihn des Himmels Segen an ihrer

Seite durchs Leben begleiten, er verdient es, mir scheint Euer Sohn ein edler Mann zu seyn, denn als solcher hat er sich gegen mich bewiesen, erwiderte sie mit einer Wärme, die Herrn Göldlin nicht so ganz zu ihrem stolzen Gleichmuthe passen wollte. Ihn hielt, so wie ich glaube, nur Theilnahme an meinem Geschicke hier fest, und so wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen könnte. Nun aber bitte ich nichts Weiteres zu fragen; über mein Thun und Lassen bin ich nur Gott und meinem Gewissen Rechenschaft schuldig.

So lebt wohl! sagte der Alte empfindlich, stand auf und verließ die Hütte. Folge mir, Werner! rief er draußen seinem Sohne zu, der mit verschränkten Armen starr vor sich hin sah — Komm!

Erst muß ich ihr Lebewohl sagen! sprach Werner schnell, und ohne sich von dem zornigen Blick des Vaters daran hindern zu lassen, ging er nach der Hütte, wo er Magdalene, ihr Haupt auf den Arm gestützt, sinnend fand. Ich komme von Euch Abschied zu nehmen, sagte er herzlich, und der Freund hofft bald wieder bei Euch zu seyn. Vertraut mir und wendet Euch in jeder

Lage Eures Lebens an mich, Ihr werdet ein treues, wohlmeinendes Herz finden.

Magdalene reichte ihm die Hand und sagte mit bewegter Stimme: Lebt wohl, Gott begleite Euch! Ihr Auge blickte gerührt auf ihn, das Paradies sah er wieder seinem Auge geöffnet, und dennoch hatte er Kraft genug sich schnell zu entfernen.

Schweigend erreichten Beide die Teufelsbrücke. Lazarus, den Sohn kennend, war zufrieden, seinen Zweck erreicht zu haben, und hielt es nicht mehr der Mühe werth, die Sache jetzt zu berühren. Erst in Altorf, wo sie spät am Abend eintrafen, wendete sich Lazarus zum ersten Mal an den Sohn und fragte ihn: Wer ist das Weib im Urserner Thale?

Ein gefallener Engel, bei dessen Fall die Himmlischen weinten!

Und ich lache, fiel ihm der Vater in die Rede, denn nun fürchte ich nicht mehr für Dich. Du bist zu stolzen Sinnes, als daß eine Gefallene Dich länger, als für Augenblicke fesseln könnte — Den Sohn berührte diese Bemerkung unangenehm, der Vater aber schien dies nicht bemerken zu wollen, fuhr fort den Anspruch an Mitleid in Zweifel zu ziehen, den ihr Schick-

sal verlangen könnte, reizte immer mehr des Sohnes Empfindlichkeit, und erfuhr so nach und nach die Begebenheit, welche Magdalene nach dem Ländchen Uri geführt hatte. Eine Ahnung stieg in ihm auf, ihm lag Alles daran den Namen des Mannes zu erfahren, der der Urheber von ihrem Unglück gewesen war, und rascher und besonnener in der Ausführung seiner Pläne als der Sohn, wandte er sich am andern Morgen an Heinrich Imhof, seinen Freund, der ihm auch einen vertrauten Mann zuschickte, welchen er alsbald, Erkundigungen einzuziehen, nach Mailand sandte.

10.

In Zürich, wo man längst den Tod Frischhans Theilings vergessen hatte, war Alles in freudiger Bewegung. Zwei Abgesandte, einer von Maximilian von Oestreich, der andere von dem Herzoge von Mailand, waren mit vollem Seckel in dieser Stadt angekommen, die alten freundschaftlichen Verbindungen zu erneuern. Der Bürgermeister hatte sie mit aller Würde empfangen, und heute war ihnen zu Ehren ein

feierliches Armbrustschießen auf der Hagennover Matt veranstaltet worden, wohin zu gehen Alt und Jung sich anschickte, und von allen Orten des Züricher Landes Theilnehmer herbeiströmten. Schon am Morgen schritten die jungen Bursche, jedes Gewerk mit einem besondern Abzeichen, schön geschmückt durch die Straßen, sich ihren Mädchen zu zeigen, die mit Sehnsucht den Nachmittag erwarteten, wo auch sie in ihrem Sonntagsstaate und mit Blumen bekränzt unter die Thüre traten, und auf das Lauten der Rathsglocke, die das Zeichen zum Beginnen des Festes gab, emsig lauschten.

Unter allen Jungfrauen des mit Schönheiten so reich begabten Zürichs strahlte auch heute Anna Grebel herrlich hervor. Konnte sie auch nicht erwarten, daß Waldmann sie zum Feste abholen würde, da seine Pflicht ihn an der Seite der Abgesandten zurückhielt, so hoffte sie doch, er würde einen Augenblick vorher zu ihr kommen, sie in ihrem Glanze zu sehen. Sie hatte heute nicht lange bei der Mahlzeit verweilt, oft, nachdem sie angekleidet war, in den Spiegel geschaut, öfterer noch durch das Erkerfenster die Straße hinunter geblickt, von woher er kommen mußte. Sie war heute ausnehmend

schön; nicht einfach gekleidet, wie die strengen Gesetze den Bürgertöchtern vorschrieben, hatte sie sich zu schmücken von allen Vorrechten der Edlen, zu denen sie sich zählte, Gebrauch gemacht. Aber nicht das rauschende seidene Gewand, nicht die Juwelen um ihren blendenden Hals, nicht die Perlenschnur, die sich durch die kastanienbraunen Locken wand, konnten ihre Schönheit erhöhen. Diese üppige Rose bedurfte nicht des schaukelnden Westes, nicht des Frühsonnenstrahls, in ihrer ganzen Pracht sich dem Auge zu zeigen; sie selbst war das Herrlichste, was das Auge erblicken konnte, ohnfremden Schmuck war sie die Glorie des Schweizerlandes.

Endlich sah sie mit eilendem Schritte Waldmann kommen, und es dünkte ihr bei seinem Anblick fast, sie solle mit ihm zürnen, denn einfach gekleidet ging er in gemsledernem Koller einher, auf dem kleinen schwarzsammtnen Hut prangte keine kostbare Hakenspange, nur eine Auerhahnsfeder schwankte nachlässig darauf. So trat er schmucklos, aber durch seinen knappanliegenden Anzug den kräftigen Muskelbau seines Körpers unverhüllt zeigend, vor das schöne Mädchen.

Bei allen Heiligen, rief er, nachdem sein feuriges Auge sie eine Weile angeblickt, wie seid Ihr so schön! Und doch, trüget Ihr das knappe Mieder, den faltenreichen kurzen Rock unsrer Dirnen, fielen die Flechten Eures schönen Haares, statt sich um Euer Haupt zu rollen, ungekünstelt über Euren blendenden Nacken, glaube ich fast, in solch schmucklosem Anzug, würdet Ihr mir, wär' es möglich, noch reizender erscheinen.

Ihr scheint heute gegen Eure Gewohnheit das Gewöhnliche zu lieben, sagte Anna statt Dankes für die Schmeichelei, und konnte dabei ihre Empfindlichkeit nicht ganz verbergen; Eurer Kleidung nach sollte man meinen, Ihr würdet nicht bei dem Feste erscheinen.

Weshalb nicht? erwiderte er lächelnd, Hans Waldmann bedarf keines äußern Glanzes, um geachtet, hochgeachtet zu erscheinen; das alte stählerne Schwert von Murten ist an seiner Seite glänzender, als ein mit Diamanten ausgelegtes. So wenig, wie Ihr Perlen und Juwelen bedürfet, um reizend, so wenig bedarf ich Sammet, Seide und Gold, um geachtet, gefürchtet zu seyn. Ueberdies, schöne Anna, was sollte mir heute mein seidenes mit Pelzwerk ver-

verbrämtes Wams? Ich werde ja, so Gott will, mit meiner Armbrust manchen guten Schuß thun, und wenn der stolze Adler herabgeschossen ist, und die Ringer mit Pfeifen und Schalmeien zum Kampfe über die Matt ziehen, dann ist Hans Waldmann unter ihnen, und nicht der Letzte beim Kampfe.

Ihr wollt? —

Ueberall der Erste seyn! In der Schlacht, auf dem Rathhaus, beim freudigen Mahl, wo der Becher auf das Wohl der holden Frauen geleert wird, auch beim Kampfspiel, bleibe ich nicht zurück. Da seht Ihr nun wohl, daß dies gemslederne Wams sich heute besser schickt, als hätte ich mein seidenes angethan. Doch heute Abend, wenn die Geiger aufspielen, und Max Stadion, des Oestreichers Gesandter, mich auffordert, ihn der Schönsten von Zürich zuzuführen, mit der er den Reihen eröffnen muß, dann werdet Ihr mich, in Sammet und Seide gekleidet, mit Ehrenketten behangen, vor Euch treten, und Euch als die Schönste dem stattlichen Ritter König Maximilians zuführen sehen.

Ihr wißt doch immer jeder Sache eine feine Wendung zu geben! sagte sie jetzt, so wie es schien, besänftigt, ich werde mich freuen, Euch

im Kampfſpiel bewundern zu können, denn ſicher gewinnt Ihr einen ſchönen Preis —

Er liegt in Eurer Hand! unterbrach ſie Waldmann ſchnell, doch brach er eben ſo ſchnell wieder ab.

Welcher Dame habt Ihr Euch heute zu ihrem Ritter gelobt? fragte ſie dann wie im Scherz.

Der Schönſten! erwiderte Waldmann, verbeugte ſich, da er das Rathhausglöckchen ſo eben vernahm, und überließ Anna ihrem Nachdenken.

Indeſſen war Alles zu dem Armbruſtſchießen bereitet, und die Zünfte zogen mit aufgerollten Fahnen, die Pickelhaube auf dem Kopf, die Armbruſt in der Hand, um den See herum nach der Matte, wo prachtvolle Zelte, Siegeszeichen aus dem burgundiſchen Kriege, zum Empfange der Abgeſandten aufgeſchlagen waren. Auf hohen Stangen ſah man hier die Sinnbilder aufgeſteckt, nach denen um die verſchiedenen von der Obrigkeit ausgeſetzten Preiſe geſchoſſen werden ſollte. Hier breitete ein Adler ſeine ſchwarzen Flügel, dort ſtolzirte ein gekrönter Hahn, ein Drache öffnete ſeinen Rachen, und Scheiben von allerlei Geſtalten waren hier und

da zur Belustigung des jungen Volkes aufgestellt. Vor dem Hauptzelte jedoch überragte auf hoher Stange ein goldner Adler alle übrigen. Nur wer früher in irgend einem öffentlichen Schießen den besten Schuß gethan, durfte sich hier als Bewerber stellen, wo als höchster Preis ein künstlich gearbeiteter vergoldeter Becher ausgesetzt war.

Neben dem großen Zelte hatten zur Rechten die Constaffler ihr Gezelt; zur Linken war das der Zunftmeister. Die Matte wimmelte von Menschen, und als das schön bewimpelte, mit Blumen und Bändern geschmückte Schiff der Stadt anfuhr, die Gesandten ans Land stiegen, und, von Hans Waldmann geführt, durch die in Reihen geordneten Zünfte schritten, vernahm man von mancher Seite die freundlichen Worte: Grüß' Euch Gott, Herr Bürgermeister! Grüß' Euch Gott, Ihr fremden Herren! die Waldmann, wie der Ritter Stadion, eben so freundlich erwiderten.

Jetzt gab eine bei Granson erbeutete Feldschlange das Zeichen zum Beginnen; das Fest und Alles ordnete sich schnell. Die Frauen verließen die Schranken und lagerten sich auf der grünen Matte, oder traten in die mit Speis'

„Ein ſtolzer Mann!“ ſprach Artevelde vor ſich hin „So ſtolz und düſter erſcheint er auf ſeinem Bilde nicht.“ Dann blickte er noch einmal im Saale umher, lächelte und ſchritt von denen, die ihn hierher begleitet hatten, wieder hinunter geführt, auf den Schloßhof. Hier beſah er das prachtvolle Schloß, wie es ſchien, mit Wohlgefallen „Nicht wahr, Herr!“ ſagte einer ſeiner Begleiter „Es iſt ein herrliches Gebäude, das der Herr hier aufgeführt hat, feſt und ſtark, der Ewigkeit trotzend.“

„Und die Flamme erfaßt es, der Sturmwind heult, jagt ſie über die Zinnen empor und es ſtürzt in Trümmer!“ ſagte Artevelde finſter. „Gent ſtand hoch, dies Schloß ſteht neben der herrlichen Stadt, wie des Klausners Hütte neben Antwerpens heiligem Dome und doch wird es untergehen und die Flamme wird es vernichten. Aber kommt, Herr! Es faßt mich ein finſtrer Geiſt, ich muß ihm entfliehen!“ Dies ſagend, ſchwang er ſich auf ſein Roß und jagte Brügge zu.

Kaum war er dort angelangt, als die Thür ſich öffnete und der Graf von Enghien hereintrat.

„Ich komme, Euch die Mühe zu erſparen, mich in meiner Wohnung aufzuſuchen,“ ſprach er „was iſt Euer Auftrag an mich?“

„Euch Euer Bild mit den Worten zuzuſtellen: Man ſchicke es Euch mit gutem Herzen und aus freiem Willen“ erwiederte Artevelde und holte das Bild.

Der Graf von Enghien nahm es und ſein Blick ruhte wehmuthsvoll auf dieſem theuern Pfande hingeſchwundener Liebe „Auch von dem Bilde konnteſt Du Dich trennen?“ rief er „Das konnteſt Du, Alice?“

und Trank gefüllten Zelte, von wo aus sie das Schießen mit ansahen, die aber, so an dem Hauptschießen vor dem großen Zelte Theil nehmen durften, versammelten sich um den Bürgermeister, hinter dem ein Knabe ein silbernes Becken mit den Loosen hielt.

Waldmann ging in dem Kreise der Schützen umher, die meist Landleute der Umgegend waren, nur wenige von den Vornehmen der Stadt befanden sich unter ihnen, reichte diesem die Hand, sprach mit dem andern ein paar freundliche Worte, während die von der Constaffel stolz auf die ärmlich aber reinlich gekleideten Landleute herabsahen.

Jetzt schüttelte der Bürgermeister die Loose und trat zu den Gesandten, denen er die ersten Nummern reichte, und sie einlud, an diesem volksthümlichen Feste im Namen ihrer Fürsten Theil zu nehmen. Doch nicht bewandert die Armbrust zu führen, lehnten sie Beide das Anerbieten ab, und baten, einen andern Schützen für sich wählen zu dürfen, worauf der Graf de la Brettonniere Lazarus Göldlin, einen der trefflichsten Armbrustschützen, der Ritter von Stadion aber Hans Waldmann wählte. Hierauf gab der Bürgermeister dem zierlich geklei-

deten Knaben einen Wink, und er ging nun im Kreise umher, und ließ Vornehme und Geringe durcheinander die Loose ziehen.

Nachdem das Zeichen gegeben war, trat Lazarus Göldlin an die Schranke; er zielte unter Trompetenschall, da der Schuß für den König von Frankreich galt, und fehlte zu Aller Erstaunen. Was soll ich Euch des Fürsten wegen Eure Freude stören und Euch um einen Gewinnst bringen; Euch zu Liebe verzichte ich gern auf die Ehre, ich bin kein Fürstenknecht! raunte er, einen Blick auf Waldmann werfend, den um ihn stehenden Landleuten zu, doch nicht so leise, daß es der Bürgermeister nicht gehört hätte. Dieser trat lächelnd an die Schranke, die Krone gilt es, für König Maximilian! rief er, legte an, drückte ab, der Bolzen schwirrte, die Trompeten schmetterten und die Krone fiel. Für dieses Kleinod und seinen Gewinnst, rief er mit lauter Stimme, lege ich aus meinem Seckel einen Goldgülden noch auf jeden der folgenden Gewinnste, und aus meinem Keller für jeden meiner werthen Schießgenossen ein Maas alten Wein zum Vespertrunk! Lauter Jubel war die Antwort; der Pfeil, den Göldlin auf ihn abgeschossen hatte, zersplitterte ohne zu verwunden.

Nach diesem Schuß fehlte Waldmann absichtlich jedes Mal, so oft er schoß. Auch war er bald bei dieser, bald bei jener Part, war wie gewöhnlich vertraulich und herablassend mit den Leuten, mußte jedoch selbst bemerken, daß besonders das Landvolk weniger zutraulich war, und ihn mit geringerem Jubel empfing als sonst.

Zuweilen betrat er auch, von Gerold begleitet, das Zelt der Constaffler, wohin ihn nur Anna Grebel zu ziehen schien, aber er hatte dabei wohl noch andern Zweck; theils wollte er nicht öffentlich feindlich gegen den Adel erscheinen, theils hielt er es für nöthig bei solchen Gelegenheiten, wo der Wein oft das Herz öffnet, die Stimmung aller Partheien zu belauschen; auch hatte er ja manchen Freund unter dem Adel, mit dem er sich gern unterhielt.

Jetzt waren, den tüchtigen Schützen gegenüber, die Stangen fast schon leer, nur noch die Rümpfe der Vögel und einige zerschossene Scheiben hingen da, bei manchen war schon die Entscheidung vorüber, und die Spannung, wer den Hauptschuß thun würde, war allgemein, als die Ringer, Schalmeien und Pfeifen voran, nach einem grünen mit Schranken eingefaßten Platz

sich in schönster Ordnung begaben. Auch Hans Waldmann sich bei den Gesandten entschuldigend, daß er, der Landessitte folgend, auch an diesem Spiele Theil nehmen und sie auf einige Zeit verlassen müsse, trat hinzu und schickte sich zu dem neuen Kampfspiel an.

Nehmt Euch in Acht, Herr Bürgermeister, sagte Lazarus Göldlin zu ihm, als er eben in die Schranken treten wollte, die Matt ist vom Abendthau glitschig geworden, es ist dort ein gefährlicher Platz für Euch!

Wo ich stehe, stehe ich fest! erwiderte Waldmann, ohne weiter auf Göldlin zu achten, trat in den Kreis, wo er, ihn überschauend, manchen alten Bekannten, aber auch manches fremde Gesicht fand. Unter andern sah er in ihrer Mitte einen Mann von riesenhaftem Körperbau, dessen schöner krausgelockter Bart ihm besonders auffiel. Willkommen! redete ihn der Bürgermeister freundlich an, ich sah Dich hier noch nie, wo bist Du her, schmucker Geselle?

Von Meila am See, gestrenger Herr! erwiderte der Landmann und zog seinen Hut, mein Vater ist Rudi Nelstab, ein Weber, ich heiße Heinrich.

Du scheinst ein tüchtiger kräftiger Bursch zu

seyn, ragst fast eines Kopfes Länge über Deine Kameraden empor. Suche sie alle niederzuwerfen und dann machen wir einen Gang zusammen.

Wie Gott will! meinte der Mann von Meila, seht dort an der Schranke die rothwangige Dirne mit dem knappen grünen Mieder, die mir jetzt so freundlich zunickt, das ist mein Mädel, und wir wollen bald Hochzeit mit einander machen; wenn ich die anblicke, habe ich neue Kraft und Muth, und so wird es mir wohl gelingen, Euch, gestrenger Herr, zum Kampf auffordern zu dürfen.

Ich will es Dir wünschen! erwiderte Waldmann, aber Stärke thut es hier nicht allein, auch Gewandtheit muß man haben, um den Gegner nieder zu werfen. Der Landmann lächelte zuversichtlich, grüßte den Bürgermeister nochmals freundlich und trat dann unter die Menge zurück.

Jetzt, als das Zeichen gegeben wurde, drängte sich Alles, was nicht noch mit dem Schießen beschäftigt war, um die Schranken; auch Anna Grebel fehlte nicht, das Auge unverwandt auf Waldmann gerichtet. Jetzt gaben die Trommeln das Zeichen und das Ringen begann. Jeder

wählte sich wie es ihm beliebte seinen Gegenpart, und so stellte sich der junge Webersſohn Gerolden gegenüber, der auch schnell sein Koller abwarf und dem Landmanne entgegen trat, der ihm dem Gebrauche nach die Hand, zum Zeichen, daß ihr Kampf in Fried' und Freundschaft geschehe, treuherzig schüttelte. Gerold, mehr gewandt, widerstand lange der Kraft des riesenhaften Mannes, endlich unterlag er und fiel. Lächelnd sprang er auf; bei Gott, sagte er, ihm die Hand bietend, Du bist ein wackrer Bursche, Dir mag wahrlich Keiner stehen, als mein Vater!

Wollen schauen! erwiderte Relstab, trat zurück und rang nur noch mit denen, die noch nicht die Erde berührt hatten; aber in jedem Kampfe blieb er Sieger.

Hans Waldmann hatte bis jetzt, gleich einem Kampfrichter aus alter Zeit, ohne selbst Theil zu nehmen, auf Recht und Ordnung gehalten, und nur zugesehen. Jetzt, da Heinrich Relstab nur noch allein unbesiegt im Kreise stand, und schon lüstern nach dem schönen blanken Schwerte blickte, das als Preis aufgehangen war, und er aus Ehrfurcht, oder aus Scheu vor Waldmanns wohlbekannter Geschicklichkeit

und Kraft, von ferne blieb, ohne ihn keck aufzufordern, rief ihm sein Mädel mit lauter Stimme zu: Nun, Heini, mach Dich dort an den großen Herrn und glaub' mir, Du schmeißt ihn nieder; pack' nur frisch an, ich bete für Dich! Da schritten die Beiden zu gleicher Zeit auf einander zu und schüttelten sich die Hände. Hast Du auch sattsam ausgeruht? fragte nun Waldmann, und ließ zwei Becher mit Wein bringen, und als Heinrich Relstab versicherte er wäre frisch und munter, leerte Waldmann den Becher auf das Wohl des Mädels im grünen Wams, der er freundlich zunickte, Heinrich that ein Gleiches und nun warf Waldmann das lederne Koller rasch ab, stand mit entblößtem nervigem Arme da; ein schöner Anblick diesen kräftigen Mann solchem Jüngling gegenüber zu erblicken. Alles verließ das Schießen und lief herbei, dem Ringen mit zuzusehen.

Jetzt faßten sie sich — eine tiefe Stille rings umher, nur zuweilen hörte man des Mädchens Stimme, die ihrem Verlobten Muth einsprach — Lange schwankte der Sieg, der Mann von Meila nahm alle Kräfte zusammen, sein Auge rollte wild, jede Gesichtsmuskel drückte die Anstrengung aus, während Waldmann lä-

chelnd ſich nur des Feindes Mühen entgegen ſtemmte und ſich nur zu vertheidigen ſchien, jetzt aber plötzlich ihn feſt zwiſchen ſeine nervigen Arme drückte, und ehe der Ueberraſchte ſich ermannen konnte, ihn hoch empor hob und zu Boden warf. Trompetenſtoß verkündete den Sieg, lauter Jubel erſcholl, nur das Mädchen weinte, nur der Beſiegte ſprang trotzig auf, und hätte faſt Waldmanns Hand zurückgewieſen, als dieſer ſie ihm bot. Du haſt Dich wacker gehalten! ſprach er dann, und als ein neunzigjähriger Greis ihm das blanke Schwert als Siegeslohn brachte, bot er es mit den Worten Melſtab: Führe es im erſten Kampfe gegen die Feinde des Vaterlandes, als ein wackrer Züricher!

Heinrich blieb eine Weile zweifelhaft, ob er das Schwert nehmen, ob er es zurück weiſen ſollte, endlich ergriff er es mit Haſt, ja, Herr, rief er, und manche wilde Leidenſchaft drückte ſich auf ſeinem Geſichte aus, ich nehm's, und will es muthig gegen die Feinde des Vaterlandes ſchwingen, das verſprech' ich Euch! Dies ſagend entfernte er ſich ſtolz, ſprang über die Schranke und verſchwand.

Lazarus Göldlin hatte indeß für ſich den

besten Schuß gethan, und ihm war unter den Schützen die Ehre des Tages geworden. Dies benutzte er weislich, denn während Waldmann mit den Gesandten das Schiff bestieg, und sich zum Banquett bereitete, blieb er auf der Matt, ließ Wein in Menge herbeischaffen, und verbrachte die Nacht mit dem Landvolke, wobei es an mancher bösen Aufregung nicht fehlte.

Beim Banquet erschien Waldmann in vollem Glanz, und Anna, ihn noch vor Augen, wie er, ein Athlet, in aller Kraft seiner männlich schönen Gestalt vor ihr gestanden, wußte kaum, ob sie dem mit allen Spenden fürstlicher Huld Geschmückten, oder dem Manne in seinem schlichten gemsledernen Koller den Preis geben solle. Doch entschied sie sich bald für ihn, wie er jetzt vor ihr stand, denn Seelengröße, Ansehn und Macht galten ihr, und mit Recht mehr, als körperliche Stärke, in damaliger Zeit dem Manne zwar eine werthvolle Mitgift der Natur. Er führte ihr jetzt den Gesandten König Maximilians zu, der nun mit ihr im deutschen Nationaltanz das Banquet eröffnete.

Während des ganzen Abends verließen Waldmann und Gerold Anna nur wenig, und Aller Blicke waren nur auf sie gerichtet. Auch Wer-

ner schaute zuweilen forschend auf das schöne Mädchen, und vielleicht betrachtete er sie seit seiner Rückkehr aus dem Urserner Thale mit andern Augen, als das letzte Mal; doch sie hatte nur Augen für Waldmann, der sie eben angelegentlich unterhielt, und von wichtigen Dingen mit ihr zu reden schien, denn, indem sie ihm aufmerksam zuhörte, ward ihr Blick immer feuriger, und sie schien Alles um sich her zu vergessen.

Die Zeit verrinnt so schnell, sprach er eben zu ihr, und thörigt ist es, sie unbenutzt an uns vorüberziehen zu lassen. Deshalb weiß ich auch nicht, warum ich so lange Etwas in meiner Brust verschließe, dessen Gewährung mich so glücklich machen würde — Zu welcher Stunde darf ich morgen zu Euch kommen, schöne Jungfrau? fragte er dann rasch abbrechend, ich wünschte Euch allein zu sehen.

Kommt zu jeder Stunde! erwiderte sie schelmisch lächelnd, Ihr seid mir zu jeglicher angenehm und sollt mich allein treffen —

Trompetenstoß, der zur Abendmahlzeit rief, endete zu Anna's Verdruß das Gespräch; der Ritter von Stadion führte seine Tänzerin an die reich besetzte Tafel, wo sich der Bürgermei-

„Alice?“ fuhr Artevelde auf.

„Nun ja, iſt es nicht Alice Everwein, die es mir ſendet?“ fragte der Graf.

„Ihr ſeid, Graf Walter von Enghien und wahrſcheinlich der Mann, an den mein Weib einſt ihr Herz gehangen hatte?“ ſagte Artevelde und ſeine Kniee bebten, ſeine Hand zitterte.

„Der bin ich! — Alice Everwein war meine verlobte Braut!“ erwiederte der Graf in gleicher Stimmung.

Schweigend ſtanden die beiden Männer ſich gegenüber, beider Hand hatte unwillkührlich nach dem Griff ihrer Schwerter gefaßt.

„Graf Enghien“ begann Artevelde das Schweigen brechend „Wir ſind alſo Feinde und werden es bleiben, ſo lange noch ein Athemzug in uns iſt. Wär' ich nicht Gents Abgeordneter, müßt' ich nicht Rechenſchaft ablegen und hing an meinem Leben nicht das Leben von Tauſenden, ſo würde ich Euch den Kampf anbieten auf Tod und Leben, denn ich haſſe Euch, haſſe Euch von ganzer Seele.“

„So theilen wir gleiche Geſinnung;“ nahm der Graf von Enghien mit kalter Ruhe das Wort „obgleich ich nicht weiß, warum Ihr mich haßt. Ihr raubtet mir auf tückiſche Weiſe mein höchſtes Glück, ich bin Euch durch nichts verſchuldet.“

„Durch nichts?“ rief Artevelde heftig „Ich entriß Euch ein Glück, Ihr trübtet es mir in jeglicher Stunde. Rechnet Ihr das Gefühl für nichts, das Gefühl der quälenden Eiferſucht, den Zweifel, ob Gegenliebe die glühende Liebe lohne? Rechnet es für nichts, daß Ihr geſpenſtig durch mein Haus ſchleicht und wie ein finſtrer Dämon

ſter zwiſchen die beiden Geſandten ſetzte, und im Namen der Stadt trefflich den Wirth machte. Nach aufgehobener Tafel, als die Geſandten ſich entfernten, verließ auch er bald das Gewühl und ging nach Hauſe.

11.

Jeder Glanz des Feſtes war mit Waldmann für Anna verſchwunden; deshalb beredete ſie auch den Vater, das rauſchende Gewühl zu verlaſſen, und bald ſah ſie ſich in ihrer Schlafkammer allein. Alſo morgen, wenn die Sonne immer höher und höher ſteigt, iſt der entſcheidende Augenblick? rief ſie begeiſtert, dann ſtehe ich auf der Höhe, wohin meine Wünſche ſich ſo oft geſchwungen haben, wo ich, von ſeiner Größe beſtrahlt, die Erſte dieſer Stadt, die Erſte in dem Lande der Eidgenoſſen an ſeiner Seite prangen werde. Da, wo Kraft und Hoheit des Mannes mit Frauen-Anmuth ſich eint, da hat der Himmel den Menſchen die Zauberkraft verliehen, Alles um ſich her in ein Paradies zu verwandeln. Nun, ich will, ich kann es auch um mich zaubern, denn was eine Erdengeborene

nur hoffen, nur in ihren Sehnsuchtsträumen sich lieblich ausschmücken kann, Reichthum, Ehre, Liebe mit allen ihren zauberischen Reizen, das ward mir, und ich kann es mit dem Geliebten theilen. Ich will mir daraus einen Kranz von Myrthe und Lorbeer winden, ihn mit Immergrün umflechten und mich und ihn mit diesem Unverwelklichen schmücken.

Sende mir zum letzten Male mit Deinem bleichen Lichte, Du silberner Mond, die bunten Träume, die mich so oft freundlich umgaukelten! rief sie, mit erglänztem Auge in die Mondscheibe blickend, dessen Zauberlicht sie in ihrem weißen Nachtgewande umstrahlte. Laß die Hoffnung, die in schlafloser Nacht sich so leicht auf Deinen Strahlen in die Brust der Jungfrau senkt, laß sie zurück in der sternenlosen Nacht; morgen, ja morgen bedarf es nicht mehr der Hoffnung, nicht der Sehnsucht, nicht der Träume und Deines Zauberlichtes, um mich zu beglücken, morgen hab' ich mein Ziel erreicht; seine Hand giebt mir Alles, was ich geträumt, ersehnt und gehofft habe, morgen bin ich ganz glücklich! —

Wer blickt in das verschleierte Antlitz der Zukunft? sprach sie jedoch gleich darauf, sich

auf ihren Sorgenstuhl setzend, und ihr flammendes Auge umdüsterte sich — Wer kann im Leben nur einen Schritt vorwärts thun mit der Gewißheit, daß er nicht strauchle? — Wer kennt das eigne Herz, wer die Dauer der Heiligkeit der Flamme, die es ergriffen? — Trüg' ich mich nicht selbst? — Sind es die goldnen Ketten, die ihn schmücken, ist es der Lorbeer, der seine Stirne kränzt, sind es die Schlachten, die er gewann, ist es die männliche Kraft seiner herrlichen Gestalt, oder ist es der Zauber der Liebe, der auch in dem Unbekränzten, Thatenlosen mich ergriffen, mich an ihn für ewig gebunden hätte? — Ich glaube kaum! seufzte sie auf und schloß ihr Auge, den vor sie tretenden Gedanken nicht zu verfolgen, aber er stand auch vor dem Geschlossenen fest, sie mußte ihm folgen.

So traf sie der Morgen, mit ihm die Sehnsucht der Erwartung; der Hoffnung glaubte sie nicht zu bedürfen. Sie kleidete sich einfach, aber reizend, erwartete ihn mit Ungeduld und gewohnt, jeden ihrer Wünsche schnell befriedigt zu sehen, ward sie unmuthig, so lange vergebens harren zu müssen. Endlich — dort bog er um eine Ecke, jetzt nahte er dem Hause — ein

flüch-

flüchtiger Blick in den Spiegel, ein unwillkührlicher Druck der Hand auf das klopfende Herz, ein Seufzer, welchen der nahende Augenblick der bangen Erwartung erpreßte — und er trat ein.

Schmucklos war sein Aeußeres, ernst sein Blick. Ich komme, sprach er nicht ohne Beklemmung, um Eure Hand, Euer Herz zu werben — Doch vorerst wißt, Alles was mein ist, verdanke ich meiner verstorbenen Gattin, deren Reichthum mir den Weg aufwärts zu steigen bahnte; deshalb gehört nach meinem Tode auch Alles, was ich besitze, und wahrlich es ist nicht wenig, meinem geliebten Sohne Gerold — Für ihn —

Gebt ihm Eure Habe! unterbrach ihn Anna, was bedarf ich ihrer? Ich habe Geld und Gut in Fülle —

Versteht Ihr mich recht, holde Jungfrau? erwiderte Waldmann überrascht, oder verstandet Ihr, oder wollet Ihr meines Gerolds stete Bewerbung um Eure Gunst nicht verstehen?

Was soll das hier? fiel ihm Anna nochmals in die Rede.

Was es soll? Hans Waldmann, Zürichs Bürgermeister, steht vor Euch und wirbt für seinen Sohn um Eure Hand.

Ha! fuhr Anna. wie aus einem Traume erwachend auf, warf einen vernichtenden Blick auf Waldmann und wollte sich eiligst entfernen, doch er hielt sie zurück.

Nicht also müßt Ihr von mir scheiden! sprach er in sanftem Ton, ich bitte Euch, erklärt Euch deutlicher und beantwortet meine Werbung, wie sie es wohl verdient. Gerold Edlibach ist ein braver, redlicher, verständiger, er ist ein schöner Mann, hochgeachtet und überall geliebt. Durch seiner Mutter Nachlaß wohlhabend, dereinst durch mein Vermögen reich, was habt Ihr gegen ihn, dessen Bewerbungen ihr bisher freundlich aufnahmet, den Ihr gern um Euch zu sehen schienet? Wie könnt Ihr mir zürnen, daß ich für ihn um Eure Hand werbe? —

Anna sah finster vor sich hin und antwortete nicht.

Ruht eine frühere Neigung in Eurem Herzen, die Ihr verbergen zu müssen glaubt, so sagt es mir, Euer Geheimniß sei treu in meiner Brust verwahrt, fuhr er fort, sie genau beobachtend. Ueber sein Herz kann Niemand gebieten, so schwach es auch ist, bleibt es dennoch unser gebietender Herr!

Ein sonderbarer Blick, halb Schmerz, halb

Unmuth, traf Waldmann, der immer noch auf ihre Antwort wartete; meines Herzens Gebieterin bin ich, es wird nie mein Gebieter werden! sagte sie endlich, das gebeugte Haupt stolz emporhebend, mag Gerold Edlibach mit allen seinen Vorzügen werben um welche Jungfrau Zürichs er will, Anna Grebel steht zu hoch für das Alltägliche — nur das Höchste — Doch — Lebt wohl! Sie entfernte sich schnell, Waldmann hielt sie nicht mehr zurück. Was er in dieser kurzen Unterredung geahnet, was ihn so sonderbar überraschen mußte, sah er nun verwirklicht vor sich. Wär' er so eitel als ehrgeizig gewesen, so hätte er glauben können, daß er noch Liebe in der Brust dieses schönen Mädchens zu erwecken fähig sei, er würde dann entweder die Neigung in Gerolds Brust nicht entflammt, und sie mit Hoffnung genährt, oder es ihm überlassen haben sein Glück selbst zu suchen. Mit schwerem Herzen brachte er ihm die Botschaft, der freudig Alles, selbst seine Neigung, dem geliebten Vater zu opfern fähig war, und ihn bereden wollte, Anna für sich zu gewinnen.

Es freut mich, daß Du eines solchen Opfers fähig bist, es tröstet mich aber auch, daß Du

es zu bringen vermagst, sagte Waldmann, den Sohn in seine Arme schließend, denn der Verstand muß Dich mehr als das Herz bei Deiner Wahl geleitet haben, sonst wär' es ohnmöglich, so schnell vergessen zu wollen —

Und doch, für Euch, rief Gerold mit Feuer, für Euch gern, und brächt' auch mein Herz!

Ich bedarf keines andern Weibes mehr, als der Fortuna! erwiderte Hans Waldmann. Laß Dich nicht vor dem ersten Unfall abschrecken, versuche ferner Dein Heil!

Nein, Vater! erwiderte Gerold rasch, drückte Waldmanns Hand und entfernte sich.

Waldmann sah ihm sinnend nach. Er hat Recht! sprach er vor sich hin, diese stolze Dirne würde nie das Herz meines Gerolds erkennen, ihn nie beglücken — Und mich? — Er lächelte, und mancher Gedanke mochte in ihm aufsteigen, denn ohne Gerolds Neigung würde er wahrscheinlich nicht einen Augenblick angestanden haben, die Hand dieses Mädchens als das schönste Pfand seiner Fortuna anzusehen.

12.

Der Bote, den Lazarus Göldlin nach Mailand geschickt hatte, war endlich zurückgekehrt und brachte die erwarteten Nachrichten. Mache Dich zu einer Reise fertig, sagte Göldlin wenige Stunden darauf zu seinem Sohne, mein Weg führt in's Urserner Thal! Freudig horchte Werner auf, doch verbarg er dem Vater sorgfältig die Bewegung seines Innern; er hatte nämlich gegen seine Neigung gekämpft, aber noch war ihm der Sieg nicht geworden, noch stand Magdalene, wenn auch den Knaben an der Hand, zu reizend vor ihm, um dem Stolze freudigen Herzens das Opfer bringen zu können. Was er noch wünschen, was er von ihr noch hoffen konnte, wußte er freilich nicht, denn es war ein Zwiespalt in seinem Innern, der ihm an ihrer Seite und fern von ihr keine frohe Aussicht zeigte. Eins nur stand fest in ihm — ihr Beschützer, wo möglich ihr Rächer zu seyn.

Ohne den ernsten Vater zu fragen, was er im Lande Uri wolle, ritt er schweigend neben ihm. Erst als sie in Rothenthurm anhielten, ihre Rosse rasten zu lassen, brach Herr Lazarus

das Schweigen. Du wunderst Dich wohl, mein Sohn, hob er an, daß ich Dich wieder an einen Ort führe, von dem ich Dich erst vor Kurzem entfernt habe? Wisse, daß ich aus Mailand über die räthselhafte Klausnerin Nachricht erhalten habe. Ist sie auch Deiner Liebe nicht werth, so verdient sie doch unser Mitleid; ich habe ihr unsanft begegnet, ich will es gern wieder gut machen, und sie muß diese öde Gegend, diese melancholische Einsamkeit verlassen, sonst geht ihr weiches Gemüth ganz zu Grunde. Hilf mir, sie zu bereden, daß sie uns folge!

Werner staunte über die Rede des Vaters. Was kümmerte sich dieser sonst, ob ein weiches Gemüth in Gram und Schmerz, oder in der Einsamkeit untergehe; dergleichen Theilnahme für fremdes Leiden war ihm bei seinem Vater fremd. Er mußte mit Magdalenen Etwas beabsichtigen, dessen war er gewiß, was aber, blieb ihm noch ein Räthsel. Er fragte den Vater, welche Nachrichten er aus Mailand über die Tochter des Improvisators bekommen habe, Lazarus aber wich der Antwort aus, wobei tückische Schadenfreude auf seinem Gesicht unverkennbar war. Er fragte ihn ferner, ob er den Namen des Mannes wisse, der die Unglückliche

so treulos verlassen. Ich weiß ihn, werde Dir ihn jedoch verschweigen, erwiederte Lazarus, da ich mir leicht sagen kann, daß, wenn Du ihn erfährst, Du nur neue Thorheiten begehen würdest.

In dieser Spannung blieb Werner bis zu Magdalenens Hütte, und nur unter der heiligsten Versicherung, daß des Vaters Vorhaben lediglich zum Besten der Unglücklichen sei, versprach er ihm seine Theilnahme.

Sie war nicht wenig erstaunt Beide wieder zu sehen. Auf des Vaters Wink mußte sich Werner entfernen, und jener blieb wohl eine Stunde mit ihr allein. Sie schwankt noch in ihrem Entschluß, sagte Lazarus, als er zu dem Sohne trat, der sinnend vor der Hütte auf und ab ging, doch hoffe ich, sie wird uns begleiten. Komm und unterstütze meine Bitte!

Als sie eintraten saß Magdalene, den Kopf gestützt, am Fenster; der Knabe hatte sie mit seinen Aermchen umschlungen und weinte mit ihr, die jetzt das thränende Auge nach Werner erhob.

Wißt Ihr, warum ich Eurem Vater nach Zürich folgen soll? fragte sie ihn dann nach kurzem Schweigen.

Ich weiß es nicht! erwiderte Werner, doch

mir den Frieden des Herzens raubtet und mich an der Liebe meines Weibes zweifeln ließet?“

„That ich das?“ fragte Graf Walter hohnlachend.

„Das thatet Ihr! — Ich schäme mich nicht, es zu gestehen! — Triumphirt! Ich gönne Euch den Triumph. Will es das Schicksal, daß ich zum Wohle meiner Vaterstadt leben soll, so werden wir uns wohl auf dem Schlachtfelde treffen und dann triumphirt der Sieger! Und gehe ich mit Gent unter, so feiert Ihr doch keinen Triumph über mich. Hoch wird in dem Munde der Nachwelt Philipp Artevelde leben, wenn man des Grafen von Enghien kaum mehr gedenkt. — Auch hofft nicht auf meinem Grabe Rosen zu pflücken; ich nehme sie mit mir hinunter, wo die Schönheit modert und das Herz gar bald zu Staub wird —“

„Philipp Artevelde!“ sagte Graf Walter betroffen „Als Ihr so kühn und männlich vor dem Grafen von Flandern standet, mußte ich Euch bewundern, obgleich ich Euch haßte; jetzt — Ihr liebt Alice nicht, wißt den Werth dieses Engels nicht zu schätzen, sonst hättet Ihr Vertrauen zu ihrem Herzen. Sinnenrausch und Selbstsucht ist Eure Liebe und somit bedaure ich Euch — mehr aber noch sie! Laßt den Dolch an Eurer Seite ruhn, Ihr seid mir als Abgesandter Gents eine heilige Person, sonst hätte längst schon das Schwert des schwarzen Ritters geblitzt, so aber versparen wir dies auf gelegenere Zeit. Auch schwöre ich Euch, daß ich, was ich über unsern Herrn vermag, thun werde, Gent mildere Bedingungen zu verschaffen, Euch aber das Leben zu erhalten, damit ich noch die Wonne genießen kann, Euch mit dem Schwerte in der Hand ge-

da mein Vater gewiß nur Euer Beſtes will, ſo könnt Ihr ihm ſicher vertrauen, und ich bitte Euch, verlaßt dieſe öde Wildniß und gebt Euch dem Leben wieder.

Dem Leben? — wiederholte ſie bitter lächelnd — Was könnte es mir noch bieten? — Aber Dieſem, rief ſie mit Heftigkeit und riß ihr Kind ſtürmiſch an ſich, Dieſem könnte es nützen, und ſo will ich — Doch nein; — noch gab ich mein Wort nicht, ein unüberlegter Ausruf ſoll mich nicht binden. Ehe ich mich entſchließe mit Euch zu ziehen, muß ich mich erſt mit mir, mit meinem Wohlthäter, dem Abt von Engelbergen, und mit Gott beſprechen. —

Thut das! fiel ihr Werner in die Rede, Ihr tretet in eine neue Welt, und deshalb iſt es weislich gehandelt, wenn Ihr erſt Euer Herz und Gott befragt.

Thorheit! meinte Lazarus, wo der Vortheil offen vor Augen liegt, da muß der Menſch nicht lange zaudern. Meine Diener halten in Geſchenen ein Maulthier für Euch bereit, beſteigt es und folgt uns getroſt nach Zürich.

Nein, Herr! ſagte Magdalene beſtimmt, wollt Ihr mich morgen in Geſchenen erwarten und mich dann nach Engelbergen bringen laſſen, ſo

werde ich Euch dankbar dafür seyn. Bin ich morgen früh nicht dort, dann hab' ich mich bestimmt hier zu bleiben, und keine Macht der Erde führt mich lebend aus dieser Hütte.

Nun wohl! sagte Herr Lazarus, dem die Festigkeit, mit der sie dies sprach, die Hoffnung nahm, daß sie seinem Willen gemäß ihm sogleich folgen werde, ich verlasse Euch in der Erwartung uns morgen wieder zu sehen — lebt wohl! — Auch Werner sagte ihr Lebewohl; als er jedoch eben mit dem Vater die Hütte verlassen hatte, rief sie ihn zurück.

Herr Werner! sprach sie, wißt Ihr wirklich nicht, weshalb ich Euch nach Zürich begleiten soll?

Bei allen Heiligen, ich weiß es nicht, erwiderte er, Ihr könnt meinem Schwure vertrauen!

Das thu' ich! sagte sie ernst — dann nickte sie ihm freundlich zu, und „zieht mit Gott" sprechend, trat sie in ihr Stübchen zurück.

Sie hatte, während die Männer bei ihr waren, ruhig geschienen; jetzt aber, da sie mit dem Kinde allein war, duldete ihr aufgeregtes Gemüth die Fesseln nicht länger, es brach hervor. Stürmisch riß sie den Knaben in ihre Arme,

drückte ihn heftig ans Herz, und fing dabei bitterlich an zu weinen. Ja, für Dich, für Dich werd' ich müssen, für Dich mein stilles Asyl verlassen, und mich hinausstürzen in ein Leben voll Qual und Erinnerungen. Für Dich allein leb' ich ja nur noch, darum fort, fort, und sähe ich noch tausendfach schmerzlicheres Elend vor mir; ich muß es wagen, und für Dich mich noch einmal in den Strudel der Welt stürzen! — Sie ließ bei diesen Worten den Knaben aus ihren Armen, schaute mit dem verklärten Blick heiliger Mutterliebe auf ihn und sprach, ihm die braunen Locken von der Stirn streichend: Ja, schön bist Du, Kind! Dein Auge flammt, wie das Auge Deines Vaters, Dein Mund lächelt, wie der seinige mir lächelte, Dein bittender Blick sieht so unwiderstehlich zu mir hinauf, wie der seine lockend zu mir herabsah. O werde ihm in Allem gleich, nur bleibe treuer als er! — Sie trat dann zu der Stelle, wo die ihr so werthen Reliquien hingen. Du bist noch scharf, wie am Tage der Schlacht, sprach sie, den Griff des Schwertes küssend, und Du, stiller Zeuge meiner Andacht, Du duftest noch lieblich von den Tropfen Rosenöl, die er an jenem verhängnißvollen Tage darauf träufelte, als er mich

vor dem Bilde der heiligen Cecilia im Kampf der Leidenschaft betend, und doch unterliegend fand, und ich bei der Heiligen Trost suchte für mein bedrängtes Herz — Ach, Trost mußte ich seitdem suchen für mein gebrochenes! — Du Freundin meiner Jugend, liebe Laute, hängst verwaist, doch wenn ich Dich stimmen will, tönen Deine Saiten wieder, freilich nur traurig; aber jener verwelkte Blumenkranz, den er mir im trunknen Augenblick trügerischen Glücks, in meine Locken wand, grünt und duftet nicht mehr; er ist verwelkt,— entblättert — unwiederbringlich dahin — er ist das Bild meines Herzens, einst frisch und blühend, jetzt welk und zerrissen! — Sie seufzte tief auf, setzte sich vor den Entblätterten hin und überließ sich wehmüthigen Erinnerungen. Dann sprang sie plötzlich auf und wallfahrtete nach dem Plätzchen am Wasserfall. Hier kniete sie an der Stelle, wo Sehnsucht und Schmerz sie so oft hinunter in das tiefe Grab gezogen hatten, und bat Gott in stillem Gebet, sie zu erleuchten, daß sie das Rechte wähle, setzte sich dann auf den Felsblock und prüfte, so viel sie vermochte, mit Ruhe ihr Herz, und der Entschluß, die Hütte zu verlassen, ward in ihr fest. So erwartete sie ge-

troſt den Urner, der ihr heute die Lebensmittel von Engelbergen bringen mußte; er kam zur beſtimmten Stunde, rief noch am Abend die gute Frau aus Geſchenen herbei, in deren Hütte ſie anfangs gelebt hatte, und verſprach ihr, morgen früh wieder da zu ſeyn, ſie nach Engelbergen zu begleiten. Der Frau übergab Magdalene die Vorſorge für ihre Hütte, und ſo Alles mit Bedachtſamkeit ordnend, trat ſie am Morgen, die Laute über ihre Schulter, den Roſenkranz um ihren weißen Schwanenhals, ihre Wanderung an; der Urner folgte, das Schwert und den ſorgfältig verwahrten welken Blumenkranz tragend. Bald waren ſie in Geſchenen, wo Göldlin Maulthiere bereit hielt, ſie mit dem Knaben nach Engelbergen zu führen, wohin der Urner ihr folgte; Nachricht von ihr in Brunnen am Vierwaldſtädter See zu erwarten, verabredete Göldlin mit ihr.

Am vierten Tage führte ſie ihr Schickſal nach Brunnen, wo ſie von Vater und Sohn freudig empfangen wurde. Sie ſelbſt war nicht heiter, trübe Ahnungen hatten ſie auf dem ganzen Wege begleitet; deſto froher aber war der Knabe, der von dem Anblick des See's und der bewimpelten Schiffe entzückt war. Noch nie

hatte er das einsame Thal, seine Welt, verlassen, worin der schäumende Waldbach sein Meer gewesen war; alle neue Gegenstände entzückten ihn daher doppelt. Die Rosse, die er zum ersten Mal sah, die schönen Häuser, die hohen grünen Bäume, der Gesang der Vögel, dieses rege Leben der Natur belebte auch seinen Geist mit neuen Bildern, und er schalt mit seiner kindischen Einfalt die Mutter, daß sie noch an die Hütte denken könne, da er selbst seine Ziegen über all das Schöne, das er hier sähe, vergessen habe, und gar nicht wieder dahin zurückkehren wolle.

Aber selbst des Kindes Frohsinn verscheuchte die trüben Bilder von der Mutter zagender Seele nicht; nur Werners heiteres, Zutrauen erweckendes Gesicht gab ihr Muth und Hoffnung, denn sie glaubte ihn zu edel, sie hintergehen zu können. Doch am andern Tage, als sie die Sihl überschritten hatten, der Vater die gewöhnliche Straße nach Zürich verließ und sich mehr rechts nach Rapperswyl wandte, er ernst wurde und leise einige Fragen an den Vater that, der sie jedoch nicht befriedigend zu beantworten schien, ward Magdalene von Neuem beunruhigt.

Von Rapperswyl nahmen sie nicht den Weg längs dem Züricher See, sondern ritten nach Gruningen. Jetzt wurde Wernern die Absicht des Vaters klar, und dies führte eine lange Unterredung zwischen Beiden herbei, die sich endlich zu Werners Zufriedenheit zu endigen schien.

Ihr liebt die Einsamkeit, wandte sich, nachdem sie mehrere Stunden Gruningen verlassen hatten, Herr Lazarus zu Magdalenen, Ihr fürchtet das Geräusch der Stadt und das Aufsehen, welches Eure Anwesenheit vielleicht dort verursachen könnte. Dem zu entgehen und Eure Wünsche ganz zu befriedigen, habe ich Euch indessen ein einsames Asyl bereiten lassen. Seht jenes alte, fast in Trümmern liegende Schloß! Der Hügel, auf dem es steht, wird von der einen Seite von hohen aber grün bewachsenen Bergen begrenzt, auf der andern rauschen die Wellen des Pfäffikoner See's, wenn auch in einiger Entfernung. Die reizende Lage dieses Ortes, der mein Eigenthum ist, hat mich schon vor vielen Jahren bewogen, einen Theil des von den Eidgenossen zerstörten Gebäudes wieder auszubauen, und Ihr werdet dort wenigstens mehr Bequemlichkeit, als in Eurer Hütte im Urser-

ner Thale finden. Sobald es die Verhältnisse gestatten, hole ich Euch von da wieder ab und führe Euch in mein Haus nach Zürich.

Magdalene war durch diese Anrede nicht unangenehm überrascht, denn sie fürchtete das rauschende Leben in Zürich; doch wollte es ihr grausig dünken, als sie die Höhe hinauf ritt und nun durch das verfallene Thor ihr Maulthier trieb — Ueberall Trümmer, überall Zerstörung — nur ein kleiner Theil des Gemäuers, da wo ein schmaler Thurm noch unversehrt mit seiner Spitze dem Sturmwinde Trotz bot, schien bewohnbar zu seyn. Hier empfing sie ein alter Mann mit seinem Weibe, die Göldlin als ihren Herrn begrüßend, die Wendeltreppe voran schritten.

Als Magdalene das für sie bestimmte Zimmer betrat, welches für die damalige Zeit fast ein Prunkzimmer zu nennen gewesen wäre, sagte Lazarus Göldlin zu der Erstaunten: Denkt, Ihr wäret die Besitzerin dieses Schlosses, Erni und sein Weib Eure Diener, verlangt, was Euch noch an Bequemlichkeit mangeln sollte, ohne Scheu, und gehabt Euch bis auf Wiedersehen wohl! Er entfernte sich mit den Uebrigen, nur Werner blieb zurück.

Magdalene! sprach er, obgleich ich fest auf die redliche Gesinnung meines Vaters vertraue, so will ich doch keine Vorsichtsmaasregel unterlassen. Ich habe meinem Vater aus Gründen, die ich nicht tadeln kann, das Versprechen geben müssen, Euch nur in seinem Beiseyn zu sehen; deshalb nehmt hier mein Hüfthorn und verwahrt es wohl; so oft ich kann, werde ich nach jenem verfallenen ohnfern des Schlosses liegenden Gemäuer eine Stunde nach Sonnenuntergang kommen und drei Mal in mein Horn stoßen; geht es Euch wohl, so erwidert mein Zeichen, droht Euch Gefahr, so schweigt, und dann eile ich zu Eurer Hülfe, trotz des gethanen Versprechens herbei. Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er sich schnell.

13.

Magdalene war, als sie ihre neue Wohnung noch am nämlichen Tage genauer untersuchte, über so manches erstaunt, was sie hier fand. Alles, was sie und der Knabe an Kleidung und Leinenzeug gebrauchten, lag in den gefüllten Truhen, und wenn auch die Sachen selbst keinen

Werth

Werth für sie hatten, so gaben sie ihr doch den Trost, daß der Geber, wer anders als Göldlin konnte es seyn, es freundlich mit ihr meine. Ueberdies war die Lage des alten Schlosses reizend; eins ihrer Zimmer hatte die Aussicht nach dem See, das andre nach den Bergen, an deren Fuße das alte verfallene Gemäuer lag, von dem Werner mit ihr gesprochen. Auch waren Erni und sein Weib gutmüthig und gefällig gegen sie, und Beide schienen besonders Wohlgefallen an dem Kinde zu haben.

So vergingen mehrere Tage; Laute, Schwert und der duftende wie der verwelkte Rosenkranz hingen schon längst ihrem Lieblingssitze gegenüber, und Niemand hatte ihre Einsamkeit gestört, Werners Hifthorn sich noch keinen Abend hören lassen, und dennoch floh sie die Ruhe hier mehr als in der einsamen Hütte, und die Bilder der Erinnerung traten hier häufiger, lebhafter vor sie.

Es mochte der Abend des siebenten Tages seyn, den sie hier verlebte, als sie aus dem Gemäuer die Töne des Hornes zum ersten Male vernahm. Dieser Ruf, so wenig er sie auch überraschen konnte, durchrieselte sie schauerlich; er schien ihr ein Bote trauriger Nachricht zu

genüber zu ſtehen. Bis dahin gehabt Euch wohl, ich hoffe, der Himmel erfüllt meine Wünſche bald.“ Er wandt' ihm den Rücken und verließ ihn.

„Komm her zu mir, treue Gefährtin!“ rief Artevelde, als ſich ſeine ſtarre Wuth gemäßigt hatte und griff haſtig nach ſeiner Streitart „Das Blut, das auf Dich tropfte, habe ich bisher ſorgfältig abgewiſcht, ſein Blut ſoll auf Dir roſten, die Flecke will ich ihr täglich, ſtündlich vorzeigen, denn fortan habe ich mir ſelbſt eine Kluft zwiſchen Dir und mir geöffnet, Alice! — Er weiß und weiß es durch mich, daß Du ihn noch liebſt, er triumphirt — und der Gedanke kühlt die Gluth meiner Leidenſchaft und mein Glück iſt dahin!“

Schon am andern Morgen hatte er ſein Roß beſtiegen und mit Sorg' und Kummer belaſtet, das Leben nur noch um der Rache willen liebend, ritt er ſeiner Vaterſtadt zu.

15.

Schon war es dunkel, als er dort einritt. Er fand Alice nicht zu Hauſe, ſie war bei ihren Eltern. Wie ein Lauffeuer durchrann die Nachricht von ſeiner Rückkehr die Stadt, jedermann drängte ſich nach ſeiner Wohnung, ſein Schickſal von ihm zu vernehmen; aber er vertröſtete Alle auf morgen, wo er dem Volke ſich in der Frühe auf dem Marktplatze zu verſammeln befahl. Alice, die auch mit ihrem Vater herbeigeeilt war, empfing er kalt, doch nicht liebles, ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, das Schickſal

seyn; ihr Herz klopfte gewaltig, und ehe sie nach dem Horne griff, zu antworten, drang der Ruf schon von Neuem zu ihr herüber. Jetzt stieß sie ins Horn, es zu blasen unkundig, antwortete sie mit unmelodischen Tönen; aber doch mußte die Antwort verstanden seyn, denn in dem öden Gemäuer blieb nun alles still.

Am andern Tage, als sie sinnend ihren Reliquien gegenüber saß, weckte sie der Freuderuf des Knaben aus ihren Träumereien. Sieh, Mutter, rief dieser, da kommen Gäste! Sieh nur das prächtige weiße Roß und die schöne Reiterin; eben biegen sie um das alte Gemäuer und reiten wahrscheinlich zum Thore herein; soll ich hinunter ihnen entgegen?

Bleib! befahl die Mutter, und noch durchkreuzten sich mancherlei Gedanken in ihr, wer die Fremde wohl seyn könne, als schon die Thüre sich öffnete und Anna Grebel eintrat. Beide Frauen waren gegenseitig bei ihrem Anblick überrascht, Beider Augen ruhten lange auf einander, ehe Anna ihr „grüß' Euch Gott, Magdalene Feltrino!" aussprach, und diese den Gruß mit einem langgezogenen „seid mir willkommen auf diesem einsamen Schlosse, wenn

Euch Gott in Frieden mir zuführt!" endlich erwiderte.

Anna schwieg eine Weile, denn noch musterte ihr lebhaftes Auge Zug für Zug, Glied für Glied, Magdalenens Antlitz und Gestalt; dann erwiderte sie, und leicht konnte man bemerken, daß es ihr schwer wurde, eine gewisse Beklemmung, ein Unbehagen zu verbergen: Ich komme mit Gott in Frieden, rege Theilnahme allein führt mich zu Euch.

Und wer seid Ihr, wer sagte Euch, daß ich der Theilnahme bedürfe?

Ich bin Anna Grebel, die Tochter eines Edlen aus Zürich!

Magdalene erröthete bei diesen Worten, sie gedachte Werners offenen Geständnisses, sah nun in der Jungfrau seine Verlobte, und fürchtete für sich. Nun wahrlich, sagte sie endlich, nachdem sie Fassung gefunden hatte, eine schönere Braut konnte Werner Göldlin sich nicht wählen, Ihr Euch einem edleren, biedern Mann nicht verloben —

Anna lächelte bitter. Ihr irrt, Magdalene! sprach sie, er war mein Verlobter, das lockre Band ist jedoch zerrissen — Doch laßt uns davon schweigen! brach sie das Gespräch schnell

ab und wandte sich nach dem Knaben: Ist das Euer Kind?

Ja! erwiderte Magdalene und zog das Kind schnell an sich — doch Anna trat dem Knaben näher, betrachtete ihn genau, spielte mit seinen Locken, küßte seine Stirn, und wandte sich schnell, die hervorbrechende Thräne zu verbergen. Magdalenen entging es nicht, es benahm ihr die Furcht, die sie vor Anna gehabt, und der Knabe war der beste Vermittler zwischen ihnen, denn deutlich sprach sich das Wohlgefallen aus, mit dem ihn Anna betrachtete, und das Kind erwiderte eben so unbefangen ihre Liebkosungen.

Ich kenne Euer Schicksal, nahm jetzt die Jungfrau von Zürich das Wort, es ist furchtbar! Ich fühle tiefes Mitleid mit Euch, ich ehre in Euch die Dulderin, kann es aber nicht fassen, wie in des verlassenen Weibes Brust die Erinnerung nicht die Flamme der Rache anfachen sollte. Jeder Gedanke an den Treulosen, jede Erinnerung glücklicher Stunden, jedes Liebeswort, das er sprach, und das sie mir zurück führte, würde die Hölle in meiner Brust wecken. Wen ich einmal geliebt, den lieb' ich bis zum Grabe, oder hasse ihn für mein ganzes Leben!

Magdalenens Auge hatte das schöne Mäd-

chen, als es, vielleicht auch von Erinnerungen ergriffen, hoch erglüht zu ihr sprach, theilnehmend betrachtet; doch jetzt ward ihr freundlicher Blick ernst; sie nahm, vielleicht unwillkührlich, die Laute von der Wand, legte sie aber mit Hast wieder fort, der Genius der Begeisterung umrauschte sie. Euch, sprach sie, den glühenden Blick auf Anna geheftet:

Euch hat der Liebe Gluth noch nie entflammt,
Noch nie ihr unauflösbar Band
Mit Zauberkraft, mit Schmerz und Lust umfangen;
Ihr kennt noch nicht ihr ewig Gluthverlangen,
Nicht ihrer Sehnsucht qualenreiche Lust,
Noch traf ihr Pfeil nicht Eure kalte Brust!

Ihr irrt, Magdalene! unterbrach sie Anna, und aus ihrem Auge sprach mehr der Stolz als der Gram, der Liebe Wonne kenn' ich nicht, doch ihren Schmerz; aber, der Herr sei gelobt! der Stolz erhob mich über mein Geschick, er wandelte meine Liebe in Haß. Wie könnte Liebe noch für einen Treulosen, in welcher Brust könnte sie ohne Gegenliebe glühen?

In des Weibes treuer Brust! nahm Magdalene schnell das Wort, und das Auge der Dulderin sah mit dem zürnenden und dennoch mitleidigen Blick eines Engels auf Anna. O

glaubt es mir, Jungfrau! rief sie begeistert,

Die Liebe lebt durch Treue nicht allein,
Das eigne Feuer nähret ihre Gluthen,
Und wenn auch Thränenströme fluthen,
Sie löschen nicht der heil'gen Flamme Schein;
Sie leuchtet von der Sehnsucht angefacht,
Wie Mondstrahl sanft durch ihre finstre Nacht!
Denn die Erinnrung führt die süßen Stunden,
Mit Immergrün uns trügerisch umwunden,
Vor unsern thränenvollen Blick
Am Arm der Zaub'rin Phantasie zurück;
Und was wir einstens Wonniges empfunden,
Des süßen Traumes namenloses Glück,
Des ersten Kusses sel'ger Augenblick,
Es wird noch einmal und verschönt empfunden.

Und wenn der Traum, wenn die Täuschung verschwindet? unterbrach sie Anna rasch.

Dann senket sich mit thauendem Gefieder
Die Trösterin, die Wehmuth zu uns nieder,
Sie träufelt Balsam auf das wunde Herz
Und lindert oft, doch heilt sie nie den Schmerz;
Und selbst der Schmerz wird dann zum treuen Freund,
Der mit uns trauert, mit uns weint.

Um alle Schätze der Welt gäb' ich nicht die Erinnerung, gäb' ich nicht meinen Schmerz! Ich nähre ihn sorgsam, er ist mir lieb geworden, denn daß ich mich so elend fühle, sagt

mir ja wie unaussprechlich glücklich ich gewesen bin.

Staunend hatte Anna sie angehört, Ihr seid die Märtyrin Eurer Liebe, sprach sie endlich, und wißt Ihr denn, ob der Treulose Eurer Erinnerung, Eures bittersüßen Schmerzes werth ist?

Er war es, das genügt mir! Der Quell meiner Freuden liegt weit, weit hinter mir, dort muß ich sie suchen, aus ihm muß ich sie schöpfen. Um mich, vor mir wogt das Sandmeer arabischer Wüste, kein erquickender Tropfen quillt da aus der Erde dürftigem Schooße für mich, und so muß ich immer rückwärts, immer rückwärts, um mir in den leeren Becher Tropfen aus der Vergangenheit zu träufeln, und doch werde ich immer wieder von meinem Schicksal vorwärts in die todte Steppe meines blüthenlosen Lebens getrieben.

Ich verdurstete lieber in der Wüste, als mir meine Erquickung aus der Vergangenheit zu betteln! sprach Anna stolz. Stolzer aber noch als sie, blickte Magdalene auf den Knaben, drückte ihn an ihr Herz, und die Züricherin verstand die Wahrheit dieser stummen Sprache.

Trotz der Verschiedenheit ihres Gemüths gewann Anna's ungeheuchelte Theilnahme und

ihre Liebe zu dem Kinde, die sich durch Blick und Wort überall aussprach, Magdalenens Herz, und schon nach dem zweiten Besuch fühlte sie sich glücklich, hier eine Freundin gefunden zu haben, und dankte dem Himmel, daß er sie den Entschluß habe fassen lassen, Herrn Göldlin hierher zu folgen. Alle Abende schallte der Ruf des Hornes aus dem Gemäuer herüber, jeden Tag konnte sie ihn beantworten, und fast jeden Morgen brachte ihr der Knabe die frohe Nachricht, die schöne Dame komme angeritten. Lazarus Göldlin hatte Werdegg noch nicht wieder betreten.

Als eines Tages die beiden Frauen in ernsten Gesprächen versunken bei ihrer Arbeit saßen, öffnete sich plötzlich die Thüre und ein junger Mann trat ein — Was suchst Du hier, Ulrich? rief ihm Anna entgegen, und in Ton und Blick lag kein freudiger Willkommen für den Bruder; doch dieser, ohne sich daran zu kehren, sagte lächelnd: Ich komme, liebe Schwester, zu untersuchen, wer von Euch Beiden die Schönste sei! und nahm unaufgefordert Platz. Magdalene empfing ihn der Schwester wegen so freundlich, als sie nur einen fremden, ihr völlig unbekannten Mann empfangen konnte.

Ulrich Grebel, ganz das Gegenbild seines in

jeder Art einfachen Vaters, auch der Schwester in keinem ihrer Fehler, viel weniger in so manchen ihrer Vorzüge ähnlich, war einer jener rohen Gesellen damaliger Zeit, die, ohne je im ernsten Kampfe das Schwert gezogen zu haben, wähnten, der Ruhm ihrer Vorfahren müsse auch sie, die Thatenlosen, umstrahlen, die Würde der Väter auch sie zu achtungswerthen Männern machen. Wild und leidenschaftlich stürmte Ulrich ins Leben hinein, dem Spiel, dem Wein und den sittenlosen Frauen allein schenkte er seine Neigung, vergeudete des Vaters mühsam erworbenes Geld und plünderte oft den Seckel seiner reichen Schwester. Bei seinem Widerwillen gegen jedes ernste Geschäft, verlebte er unthätig die schöne Jugend, und nur des Vaters, hauptsächlich aber wohl der Schwester wegen geduldet, würde ihn unter andern Verhältnissen die allgemeine Verachtung aus jedem sittlichen Kreise ausgestoßen haben. Eine gewisse Gutmüthigkeit, die fast stete Begleiterin des Leichtsinns, war das einzige Lobenswerthe an diesem sonst von der Natur reich ausgestatteten Manne. Diese Gutmüthigkeit erhielt ihm noch so ziemlich der Schwester Gunst; sein Kommen war ihr jedoch unangenehm. Daß er nie einem

zartfühlenden Weibe eine freudige Erscheinung seyn konnte, davon hatte sie schon zu oft Beweise gehabt, und auch heute mußte ihr das öftere Erröthen Magdalenens sagen, daß er ihr lästig sei. Sie wußte kein anderes Mittel ihn zu entfernen, als ihr Roß vorführen zu lassen, und mit ihm nach Greifensee zurückzukehren, wo er, um ihn aus Zürich entfernt zu halten, auf dem Schlosse wohnte. Magdalene fühlte die Zartheit Anna's und gab Erni die Weisung, Herrn Grebel nie mehr einzulassen; seine Gegenwart hatte ihren heitern Himmel getrübt.

14.

Aber ihre Einsamkeit sollte noch auf andere Weise gestört werden. Kaum daß sich Anna mit ihrem Bruder entfernt hatte, so begab sich Magdalene mit dem Knaben nach ihrem Lieblingsplätzchen, wo sich ihr unter schattigen Bäumen eine reizende Aussicht nach dem blauen See bot. Hier pflegte sie, wenn Anna sie verlassen, mit ihrem Knaben zu sitzen um die Sonne untergehen zu sehen. Auch für sie hatte das Abendroth die magische Kraft, die dem Mor-

genrothe mangelt. Der rosenfarbne Glanz, mit welchem dieses die schlummernde Natur belebt, thut unserm Auge wohl, der Gedanke, daß Alles zu neuem Leben mit dem jungen Tage erwacht, erfreut und stärkt unsren Geist, und wie die Nebelwolken vor den ersten Morgenstrahlen schwinden, schwindet auch der Nebel, der unsern Geist umdüsterte, wir athmen freier und treten hoffnungsvoll in das neue Leben ein — Senkt sich aber die scheidende Sonne am fernen Horizonte, badet sie ihr Strahlenhaupt in einem Gluthmeer, oder vergoldet sie das Gewölk, das seinen nächtlichen Schleier um sie werfen will, so sendet sie uns mit goldner Schrift den Scheidegruß und geht, mehr und mehr in der Dämmerung sich verlierend, endlich in Nacht unter. Dann hebt eine unaussprechliche Sehnsucht des Menschen Herz; aufwärts möchte sein Geist, und doch zieht es ihn hinab in die unendliche Gruft, die der Sonne Gluth und all' ihre leuchtenden Strahlen deckte. Zu diesseits weckt die Morgenröthe den Menschen, nach jenseits winkt ihm das Abendroth.

Diesen Gedanken sich hingebend hörte sie nicht, daß Menschen sich näherten; doch der muntre Knabe, der auf der Erde sitzend mit

der Stadt bekümmere und laſte ſchwer auf ihm, und ließ ihn bald mit Peter Dubois allein.

„Was habt Ihr mit Euerm, mir gegebenen Auftrage gewollt?“ fragte ihn Artevelde herriſch „Was ſollte das Faſtnachtsſpiel?“

„Laßt das ruhen,“ unterbrach ihn der Hauptmann „ſprecht von ernſteren Sachen. Was habt Ihr bei dem Grafen ausgerichtet?“

„Erſt ſteht mir Rede, denn, bei Gott! ich nehme den Scherz ernſt“ ſagte Artevelde ſich dennoch mäßigend „Wann gab Euch mein Weib das Bild?“

„Am Vorabend des Tages, wo ſie Euer Weib wurde,“ erwiederte Dubois gelaſſen „da gab ſie es mir, mit der Bitte, es dem Grafen von Enghien zuzuſtellen. Ich fand keine Gelegenheit dazu und da ich weiß, daß Walter von Enghien viel bei dem Grafen von Flandern vermag, ſo hoffte ich, Ihr würdet ihn dadurch kennen lernen und er vielleicht, ſchon um Alice's willen, ſich unſerer Stadt annehmen. Meine Abſicht war gut, was kann ich dafür, wenn ſie vielleicht verfehlt iſt?“

„Eure Abſicht gut?“ ſagte Artevelde verächtlich — „Doch laſſen wir das bis auf andre Zeit. — Ich bringe der Stadt keine tröſtliche Nachricht“ fuhr er fort und ſeine Stirn umwölkte ſich „Nur Gott kann uns retten! — Zieht Ihr einen ehrenvollen Tod der Schande vor, Dubois?“

„Wie könnt Ihr noch fragen?“ erwiederte dieſer und als er die entehrenden Bedingungen erfuhr, unter welchen der Graf Gent begnadigen wollte, ſagte er bitter lachend: „Bei St. Georg! der Graf hat ſo unrecht nicht und ſo wäre

Steinchen spielte, hatte für dergleichen ein leiseres Ohr; er sprang auf und sah durch das zurückgebogene Gebüsch zwei Männer den Fußpfad gerade auf sie zukommen. Schnell sprang er zu der Mutter und zeigte nach der Gegend, von wo die Männer kamen. Magdalene erbebte bei ihrem Anblick. Verbirg Dich hinter jenem Strauch, befahl sie dem Knaben leise, und halte Dich still!' Kaum war dies geschehen, als einer der Männer auf sie zutrat, der andere aber in einiger Entfernung zurückblieb. Grüß' Euch Gott, junge Frau! redete er Magdalene an, die vor dem riesenhaften Mann mit seinem benarbten Gesicht erbebte und kaum zu danken vermochte, was führt Euch aus fremdem Lande in das Gebiet unserer Stadt?

Was kümmert Euch das? entgegnete Magdalene, Fassung sammelnd.

Viel, liebe Frau, sehr viel! erwiderte der Benarbte.

Wer seid Ihr, der ein Recht hat, mich in meiner Einsamkeit zu belästigen?

Ich bin ein sonderbarer Vogel, sagte er lachend, bin vieler Herren Diener, und habe doch eigentlich nur einen Herrn, bin ein Knecht, und doch ein gewaltiger Mann! Meinem Namen

nach sollte man meinen, ich wäre von den Eisbergen des Walliser Landes herabgezogen, und mein Vaterland ist ein warmes fruchtbares Thal, wo Trauben in Menge wachsen.

Magdalene wußte nicht recht die scherzende Laune des Alten mit seinem widerlichen Gesicht zu vereinen, doch war die Scheu vor ihm durch sein freundliches Wesen meist verschwunden. Ich bin aus Welschland, sagte sie endlich, und wohne unter dem Schutze des Herrn Lazarus Göldlin auf Werdegg.

So? brummte der Alte, da habt Ihr einen reichen Mann aber keinen Heiligen zu Eurem Schutzpatron gewählt, und doch dünkt es mir fast, Ihr wäret eine Heilige, denn dort zwischen jenem wilden Rosenstrauch seh' ich ein Engelsköpfchen, das wahrlich schön zu nennen ist. Ist das Euer Knabe?

Zitternd bejahte es die Mutter.

So laßt ihn hervor kommen; ich mag die Kleinen gern leiden, besonders wenn sie so lebhafte Augen haben, wie der Eure! und während die Mutter den Knaben rief, suchte er in seiner Tasche — Wahrlich, kein Zuckerkügelchen aus dem Schnecken mehr darin, Alles haben mir die Kinder von Kämpten abgebettelt, sagte er

verdrießlich, aber komm her, kleiner Burſche, fürchte Dich nicht vor mir! Der Knabe trat auch dreiſt zu ihm und blickte neugierig an ihm auf. Des Mannes Geſicht ward immer ernſter, je länger er den Knaben betrachtete, endlich legte er die Hand auf des Kindes Haupt, ich kenne Deinen Vater nicht, ſprach er mit einer Art Feierlichkeit, aber Deines lieben Antlitzes wegen ſegne ich Dich, mein Sohn! — Werde ein braver Mann, wie der iſt, dem Du gleichſt, und ſtirb, wenn Dein Stündlein ſchlagen ſollte, mit mehr Gewiſſensruhe, als ich es werde können.

Herr, wer ſeid Ihr? fragte Magdalene durch die theilnehmenden Worte, wohl noch mehr durch die Mahnung an des Knaben letztes Stündlein erſchüttert.

Ich bin Peter Schneevogel, liebe Frau, der Stadt Zürich Knecht, doch eigentlich nur der treue Diener Hans Waldmanns, unſeres erſten Bürgermeiſters. Schaudert nicht vor dem Stadtknecht! fuhr er fort, als Magdalene erſchrocken zuſammenfuhr, wenn auch ſeine Fauſt manchen packte, ſchlug und knebelte, wußte ſie doch auch das Schwert für das bedrängte Vaterland tüchtig zu führen, und aus meines lieben Herrn Seckel manche milde Spende den Armen aus-

zutheilen, und so mag mein Segen wohl so viel werth seyn, als der manches Pfaffen. Sollte Euch hier im Lande etwas zustoßen, so sendet schnell einen Boten zu mir; so ein geringer Mann ich auch bin, könnte ich doch vielleicht helfen, und das würde ich gern, schon um des Knaben willen thun. Es gehe Euch wohl! Dies sagend hob er den Knaben zu sich auf, küßte ihn, grüßte Magdalene nochmals freundlich, und ging mit dem Andern dem See zu, wo die Rosse sie erwarteten.

Als Anna am andern Tage, jedoch ohne den Bruder wieder nach Werdegg kam, erzählte ihr Magdalene, was sich mit Schneevogel zugetragen, und war nicht wenig verwundert, als diese sichtbar erschrak. Was mag der Mann hier suchen? sagte endlich Anna, bei Gott es ist nicht gut, daß er, und eben er Euch hier gefunden hat. Den ganzen Tag über war sie verstimmt, und kehrte auch früher als gewöhnlich nach Greifensee zurück.

Zwei Tage darauf ritt, als es zu dämmern begann, Werner Göldlin, längs den Bergen nach der Ruine, die ohnfern Werdegg lag, ließ den Diener mit den Rossen zurück, und schlich allein zwischen den verödeten Mauern nach den

Ueberreſten eines Thurmes, wo ein noch gut erhaltenes Fenſter ihm die Ausſicht nach Werdegg bot. Hier ſtand er ſinnend und erwartete die einbrechende Nacht. Die Mondesſcheibe ſtand ſchon hoch, bleich glänzte ſie, noch von dem Lichte der ſcheidenden Sonne überſtrahlt. Jetzt zeigte der Abendſtern ſein mattes Licht, und bald wetteiferte er und der Mond, wer am ſchnellſten, wer am ſtrahlendſten ſein Licht verbreiten könne. Heller glänzte bald der Abendſtern, aber feierlicher breitete der Mond ſeinen Silberſchleier über die bethaute Flur, und Heſperus erbleichte bei ſeinem magiſchen Lichte.

Da nahm Werner das Hifthorn zur Hand, ſtieß dreimal hinein und lauſchte der Antwort. Der Rabe krächzte, die Eule flatterte aus dem alten Gemäuer auf, aber kein Ton erſcholl von Werdegg her. Noch einmal ſtieß er ins Horn, Alles blieb ſtill, auch zum dritten Male blieb es ohne Antwort; da ſtürzte er über die Trümmer hinweg nach den Roſſen hin, ſchwäng ſich auf und hielt bald vor dem Pförtner des Thurmes — Führe mich zu der fremden Frau! rief er ihm entgegen, doch dieſer berichtete, daß Herr Lazarus am Morgen mit gutem Gefolge hierher gekommen, und die Frau nebſt dem

Kin-

Kinde, so wie er erfahren, nach Greifensee gebracht habe.

Nach Greifensee? rief Werner, gab seinem Rosse die Sporen und jagte fort.

15.

Noch war es finstere Nacht, als er in Greifensee anlangte. Nur nach langem Mühen wurde ihm endlich das Thor des Schlosses geöffnet und er zu Ulrich Grebel geführt, der überrascht war, ihn noch so spät bei sich zu sehen. Von diesem erfuhr er, daß ihre beiden Väter, daß Anna und Magdalene auf dem Schlosse wären, was sie zusammen hierher geführt, sei ihm unbekannt. Doch am Morgen benachrichtigte ihn sein Vater, daß die Anwesenheit Schneevogels, der in den Dorfschaften am See spionirend herumgezogen, die Ursache gewesen sei, weshalb er Magdalenen hierher, als an einen sichern Ort, gebracht habe. Du kennst ja Waldmann und sein wildes Leben, sprach er, weiß er irgendwo ein schönes Weib, so stellt er seine Netze aus, und die Arme ist gefangen.

Werner schüttelte ungläubig den Kopf. Wald-

mann ſtand in ſeinen Augen zu hoch, um ſolch Arges und Unedles von ihm denken zu können, und der Argwohn, ſein Vater wolle Magdalene zu irgend einem Zwecke gebrauchen, ward nun faſt zur Gewißheit, beſonders da er ihm auch jetzt verbot, außer in ſeiner Gegenwart, Magdalene zu ſprechen. Wie konnte er nun ſie warnen, durch wen mit ihr verkehren? Ulrich war der Mann nicht, dem er ſich anvertrauen konnte, und Anna, dieſes ſtolze Mädchen, mit der er, die mit ihm gebrochen hatte? — Doch ſiegte endlich ſeine Theilnahme, und er trat den ſchweren Gang zu ſeiner ehemaligen Verlobten an.

Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu ſehen, redete er Anna an, Ihr habt Recht dazu, denn nachdem wir ſtillſchweigend die von unſern Vätern geſchloſſene Verbindung löſ'ten, konntet Ihr kaum mich hier zu ſehen erwarten. Aber das, was mich hierher führt, kann Euch wenigſtens zeigen, daß wenn ich Euch auch nicht mit der ſchwärmeriſchen Neigung lieben konnte, wie Ihr vielleicht erwartetet, ich Euch doch hochſchätze, hochachte und Eurem Edelmuth vertraue. Ueber dem Haupte der Unglücklichen, an welcher Ihr ſo regen Theil zu nehmen ſcheint, zieht ſich ein Unwetter zuſammen, das ich nicht zu beſchwö-

ren vermag, da meines Vaters Befehl mich von ihr bannt; deshalb bitte ich Euch, nehmt Euch der Verlassenen an, habt ein wachsames Auge auf Alles, was sie umgiebt —

Und weshalb fürchtet Ihr für sie? unterbrach ihn Anna.

Ich fürchte, mein Vater hat die Arme in einen seiner Pläne verflochten, und will sie zu irgend einem Zwecke benutzen; ob sie dabei zu Grunde geht oder nicht, ist ihm gleichviel —

Sorgt dafür nicht! nahm Anna das Wort, Eures Vaters Absicht mit Magdalenen kenne ich, sie ist gut und kann ihr nur nützen. Daß Ihr aber das Zutrauen in mich gesetzt habt, freut mich, Herr Werner, und ich will mit gleicher Offenheit Euch entgegen kommen. Liebt Ihr Magdalene noch?

Werner ward verlegen und schwieg.

Antwortet mir frei! Um uns hat die Liebe nie ein Band geschlungen, deshalb kann Eure Antwort auch meinem Herzen nicht wehe thun — Liebt Ihr Magdalene noch?

Ja, erwiderte er nach langem Zögern, ich liebe sie noch, aber hoffnungslos — Uns trennt eine furchtbare Kluft —

Sucht nicht sie zu überspringen, fuhr sie

fort, denn nicht die Kluft allein ist es, was Euch trennt, auch Magdalenens Herz bleibt Euch verschlossen. Hofft nichts von ihr, so wenig wie von mir! — Aber sprechen sollt Ihr sie, das Verbot Eures Vaters ist unnütz, in Liebe werdet Ihr Euch gegenseitig nie nahen.

Peter Schneevogel hatte indeß, von seiner Wanderung nach Zürich zurückgekehrt, Waldmann von der Stimmung, in der er das Landvolk gefunden, eben keine erfreuliche Nachricht mitgetheilt. Ueberall, besonders in den Dörfern am Züricher See, waren die Landleute gegen ihn aufgebracht, und die im Lande herumziehenden Edlen hatten diese Stimmung noch mehr aufgeregt. Besonders war es die Jugend, die sich nur sträubend die Zügel anlegen ließ; sie hatten die Schlachten von Granson, Murten und Nancy nicht mit Hans Waldmann gefochten, ihnen war er nicht der Held ihrer Schlachten, ihnen war er nur der strenge Bürgermeister des sie beherrschenden Zürichs. Das väterliche Wohlwollen erkannten die Landleute nicht in ihm, sie hatten in den burgundischen Kriegen ihre einfachen Sitten, ihren kindlichen Sinn verloren, und auf die Kraft ihres Armes pochend,

glaubten sie auch gegen die Obrigkeit ihn gebrauchen zu können.

Die edlen Geschlechter von Zürich und der Adel, der noch hier und da auf seinen Schlössern im Lande wohnte, thaten ihr Mögliches, die Gemüther gegen den Bürgermeister immer mehr und mehr aufzuregen. Kreaturen von ihnen zogen im Lande umher, wo sie bei öffentlichen Lustbarkeiten und in den Schenken durch Spott oder Mitleid die Gemüther reizten. Kein Kind wurde getauft, keine Hochzeit gefeiert, kein Haus gerichtet, wo nicht bei diesen Zusammenkünften über die Gesetze geklagt und auf den Bürgermeister allein alle Schuld gewälzt wurde. Am meisten empörte es die Landleute, daß ihre Nachbarn aus den andern Landen nicht Theil an ihren Freuden nehmen sollten. Haben wir mit ihnen unsere Schlachten geschlagen, warum sollen wir nicht auch mit unsern Waffenbrüdern uns erfreuen? so klagten sie, und wohl nicht ganz mit Unrecht. Dies Gesetz zu umgehen, wälzten einige unruhige Köpfe ein großes Faß mit Wein auf die Grenze, so daß es halb auf Züricher, halb auf Schwyzer Boden lag, zapften es auf beiden Seiten an und zechten so gemeinschaftlich, ein Jeder in seinem Lande.

es mit mir und uns Allen zu Ende. Aber erſt das Gebiß zwiſchen die Zähne genommen und das Aeußerſte verſucht, ehe man ſich auf die Schlachtbank liefert. Wir müſſen einen verzweifelten Entſchluß faſſen, in wenig Tagen muß Gent die berühmteſte Stadt der Chriſtenheit oder die beklagenswertheſte der Welt ſein. Sprecht morgen zu dem Volke, Artevelde! Es liebt Euch, folgt ſicher Euerm Rathe und geht mit Euch freudig in den Tod."

„Ich hoffe es" ſagte Artevelde, „und deshalb gebe ich noch nicht Alles verloren; den Muthigen verläßt die Hoffnung nie!" So ſchieden ſie.

Der Morgen traf Artevelde noch wach, auch Alice war nicht zur Ruhe gegangen und hatte ihren Ehegemahl vergebens erwartet. Als es Tag war und er nicht erſchien, trieb ſie eine unbeſchreibliche Angſt zu ihm hinunter. Sie fand ihn allein in ſeinem Zimmer ſitzen, das ſorgenſchwere Haupt auf ſeinen Arm geſtützt. Er ſchien ſie nicht zu bemerken, erſt als ſie vor ihm ſtand, fuhr er auf. „Ha, Du hier, Alice!" ſagte er gleichgültig „Meine Stunden gehören heute der Vaterſtadt, jeder meiner Gedanken muß ihr geweiht ſein, darum überlaß mich meinem Sinnen, ich könnte Dir doch nichts Erfreuliches ſagen." Er reichte ihr die Hand, ſie drückte, küßte ſie und verließ ihn betrübt. Sie hatte immer das Zuſammentreffen Walters und Arteveldes gefürchtet und ahnete nichts Gutes.

Die Genter verſammelten ſich allmählig auf dem Marktplatze. Bleiche, abgehärmte Geſtalten ſchlichen einher, keiner grüßte den andern, ſtill und in ſich gekehrt traten ſie hin, als ſtänden ſie auf dem Richtplatze, nicht auf dem Platze, von wo ſie ſo oft ganz Flandern Geſetze vorge-

Aber dies war nicht genug. Mehrere junge Burſche, an deren Spitze ſich Rellſtab von Meila ſtellte, der ſeine Niederlage im Ringekampf nicht verſchmerzen konnte und ſeit jenem Tage jede Gelegenheit ergriff, ſich an dem Bürgermeiſter zu rächen, vereinigten ſich, dem Geſetze in Betreff des Nichtbeſuches der Schenken keine Folge zu leiſten. Sie luden Mehrere aus dem Lande Schwyz nach der Schenke von Erlenbach zum Zechen ein, wo ſich gegen 400 Burſche verſammelten und den Entſchluß faßten, dem Geſetz nicht zu gehorchen und feſt beiſammen zu halten; ſie verbanden ſich mit einem Handſchlag, und ſendeten Abgeordnete nach Zürich, die Abſtellung dieſer Neuerung zu verlangen.

Waldmanns Vorſtellung, daß dieſe Geſetze keine Neuerung, ſondern nur Erneuerung alter vorhandener Geſetze wären, machte keinen Eindruck; eben ſo wenig ſchienen ſie ſeinen Ermahnungen, die wohl ziemlich ernſt ſeyn mochten, Gehör zu geben; ſie verließen unter Drohungen die Stadt. Waldmann dachte wohl jetzt zum erſten Male daran, daß ihm Gefahr drohen könne; er nahm alle nur möglichen Vorſichtsmaasregeln, und beſonders war Peter Schneevogel auch hierbei thätig, der die Stadt verließ

und die Gegend zwiſchen dem Züricher und dem Greifenſee, wo ihm die Stimmung am aufgeregteſten zu ſeyn ſchien, furchtlos durchzog, obgleich er wußte, wie viel Gefahr, beſonders ihm, dort drohe.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Funfzehntes Bändchen.

Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich.

Zweiter Theil.

König Maximilian in Brügge.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Hans Waldmann,

Bürgermeiſter von Zürich.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Hans Waldmann,

Bürgermeister von Zürich.

Romantische Erzählung aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Zweiter Theil.

16.

Indessen hatte sich Manches auf dem Schlosse zu Greifensee zugetragen, was in Magdalenen wohl oft die Sehnsucht nach ihrer Hütte erwecken mochte. Seit Lazarus Göldlin mit Werner sie verlassen, belästigte sie Ulrich Grebel mit seinen Besuchen nur zu oft. Sein Vater, den als Landvoigt sein Amt immer noch auf Greifensee zurückhielt, bekümmerte sich wenig um das Thun seines Sohnes, noch weniger um sie und Anna verließ oft das Schloß auf mehrere Tage. Da geschah es, daß eines Tages, als Anna eben abwesend war und der Knabe mit andern Kindern in dem Garten spielte, Herr Ulrich zu ihr eintrat und sie in ihrem Sinnen auf unangenehme Weise störte, denn sie hatte eben das ihr so theure Schwert in der Hand, besah es unter Thränen, und manche wehmüthige Rückerinnerung mochte jetzt vor ihrer Seele schweben.

ſchrieben hatten. Wo war der Stolz der übermüthigen **Chaperons**, wohin die Kraft der Zünfte, deren Fahnen heute ſelbſt von keinem Lüftchen bewegt, nicht einmal luſtig flatterten? — Die Leibwacht Artevelde's, bis zur Hälfte geſchmolzen, vermochte kaum noch die ſchweren Waffen zu tragen und ſtellte ſich, mit finſtern Blicken, vor dem Rathhauſe auf. Alle Kraft war von dem mächtigen Gent gewichen; nur die Reichen, die hier und da Gelegenheit gehabt hatten, ſich durch ihr Geld Lebensmittel zu verſchaffen, ſahen noch rüſtig aus und die allgemeine Noth rührte ſie wenig, da ſie meiſt dem Grafen zugethan und der Herrſchaft der **Chaperons** längſt ſchon überdrüſſig waren. Auch Weiber und Kinder ſchlichen herbei, die Entſcheidung ihres Schickſals zu vernehmen; kein Fenſter war leer, niemand war daheim geblieben, jeder wollte den Sterbetag ſeiner Vaterſtadt feiern.

Jetzt erſchien Artevelde betrat aber heute nicht ſeinen gewöhnlichen Platz, ſondern trat auf den Altan des Rathhauſes. Von hier aus machte er das verſammelte Volk mit dem traurigen Ausgange ſeiner Unterhandlung bekannt und ſchloß mit den Worten: „Jetzt iſt es an Euch, Ihr guten Leute, zu beſtimmen, ob Ihr die entehrende Forderung des Grafen eingehen wollt, oder nicht.“

Ein allgemeines Jammergeſchrei begann, Männer, Weiber und Kinder weinten und rangen verzweiflungsvoll die Hände. Wäre der Graf von Flandern Zeuge dieſes Schauſpiels geweſen, er hätte ſich gewiß der unglücklichen Stadt erbarmt. Artevelde ſah von oben herab den Jammer, er war nicht fühllos, doch blieb er beſonnen, ließ den erſten Schmerz vorüber gehen, dann gab er das Zei-

Ei! rief Ulrich, als er sie so überraschte, eine Heilige und ein Schwert paßt nicht gut zusammen, jener schön gearbeitete Rosenkranz schickte sich besser für Eure zarte Hand. Laßt doch sehen, was es für ein Schwert ist, das Euch so werth zu seyn scheint! Er ergriff es, trotz Magdalenens Sträuben und besah aufmerksam den Griff. Bei Sanct Georg, ein mächtiges Kampfschwert!

Das Euer Arm wohl schwerlich würde führen können! fiel ihm Magdalene unmuthig, wohl auch unbedachtsam in die Rede, gebt es mir zurück, ich sehe es nur ungern in Euren Händen — Doch Ulrich behielt es, zog es aus der Scheide, vielleicht aus Eitelkeit, ihr zu zeigen, daß sein Arm es führen könnte, und nicht ahnend, daß dies Unscheinbare, so scharf geschliffen sei, verwundete er sich dabei, jedoch nur leicht, in die Hand. Verdammtes Schwert! rief er und warf es auf den Tisch, kann ich denken, daß eine Waffe, mit der ein Weib spielt, so schneidend ist? — Aber umsonst will ich nicht bluten — für jeden Tropfen verlang' ich einen Kuß von Euren Rosenlippen! Dies sagend wollte er Magdalene umfangen, die ihm jedoch auswich und zurief: Rühre mich nicht

an, Verwegener, oder, bei dem allmächtigen Gott, es fließt noch mehr Blut!

Närrchen! erwiderte Ulrich, ohne auf ihre Drohung zu achten, erfaßte ihren Arm und versuchte auf unfeine Art sie festzuhalten; sie aber ergriff, ihrer nicht mehr mächtig, mit bebender Hand das Schwert zur Vertheidigung, und Ulrich sank blutend zu ihren Füßen.

Sein Fall gab ihr die Besinnung wieder, sie eilte, nach Hülfe rufend hinaus. Der Vater stürzte mit mehreren Dienern herbei und fand den Verwundeten in seinem Blute schwimmend. Wer ist der Mörder, rief der unglückliche Vater, wer führte den tödtlichen Streich?

Ich! sagte Magdalene stolz, ich vertheidigte mich gegen den Elenden!

So führt sie hinab in den tiefsten Kerker, dort erwarte sie ihr Urtheil! rief der sonst so milde Landvoigt, sich verzweiflungsvoll über seinen Sohn werfend, der wohl dieser väterlichen Liebe unwerth war. Nur zu schnell wurde sein Befehl vollbracht, und die Unglückliche in ein furchtbares Gefängniß abgeführt.

Ohne zu murren, ohne zu klagen, setzte sie sich hier auf den feuchten Steinblock, das einzige Ruheplätzchen dieser unterirdischen Behau-

sang, und gab sich dem Nachdenken über ihr trauriges Schicksal hin. Endlich aber übermannte sie doch der Schmerz und sie brach in Klagen aus. So bin ich denn nun ganz allein! rief sie, von Allen, Allen getrennt, von ihm, von meinem Knaben, selbst von meinem Dolche, den ich Unglückliche heute nicht zu mir steckte — Kein Freund hört meinen Hilferuf, selbst dem Tode kann ich nicht gebieten mir zu erscheinen — O, mein Kind, mein armes Kind!

Herr, mein Gott! wandte sie sich jetzt mit ausgestreckten Armen gen Himmel, da Gott allein sie hören, sie retten konnte, doch sank sie nicht auf ihre Kniee, sie blieb auf dem feuchten Blocke sitzen, Herr, mein Gott! Du hast mich schon furchtbar bestraft für mein Vergehen, mir Vater, Mutter, die Heimath, die Ruhe, jede Erdenfreude genommen und mich unter fremde Menschen ins Elend gestoßen; war das der Strafe noch nicht genug, mußte ich auch von meinem Kinde gerissen werden, und meiner Sünden Schuld durch einen Mord vermehren? — Warum strafest Du mich so hart? — Habe ich nicht bereut und harte Buße gethan, in Demuth mein Elend ertragen, in Verzweiflung mein Le-

ben erhalten, das mir in jeder Stunde neue Schmerzen bot? — Gott der Barmherzigkeit, wie konntest Du um eines menschlichen Fehls willen so streng mit mir verfahren? — Doch Dein Wille geschehe! Auf dem Blutgerüste will ich ohne Murren dulden, vergieb mir nur meine Schuld, vergieb mir den Ausbruch meines unnennbaren Schmerzes — Verzeih meinem unglücklichen Knaben, und laß die Schuld seiner Mutter und Deine Strafe ihn nicht treffen — Sie sank jetzt auf ihre Kniee und betete im Stillen.

Da störte sie Geräusch, des Kerkers Thüre öffnete sich, und Anna Grebel trat ein. Folget mir, Magdalene! sagte sie ernst, der Vater hat mir erlaubt, Euch in einen weniger düstern Gewahrsam zu führen. Gott gedankt, noch lebt mein Bruder, seine Wunde scheint nach dem Ausspruche des Arztes nicht tödtlich zu seyn.

Also bin ich keine Mörderin? sprach Magdalene freudig vor sich hin; ihr Auge blickte dankend aufwärts nach dem feuchten Kreuzgewölbe, als sei es der blaue Himmelsdom, dann folgte sie Annen, welche sie in ein freundliches Stübchen führte, wo zwar das einzige es erhellende Fenster fest vergittert war, das Uebrige

aber keinem Kerker glich, denn man sah hier mancherlei kleine Bequemlichkeiten, die sonst einem Gefängniffe wohl fremd sind.

Was Euch zu der That bewogen hat, ahn' ich! sagte nun Anna — Sie ist geschehen, und ich fürchte ihre Folgen — Was auch daraus entstehen mag, so werde ich doch als eine treue Freundin an Euch handeln, werde Euch schützen, so lange ich es vermag, selbst wenn ich gegen meine Ueberzeugung handeln müßte. Geduldet Euch nur einige Tage in diesem Gewahrsam; heute noch gehe ich nach Zürich, morgen kehre ich vielleicht schon wieder zurück, und hoffe, Euch Mittel zur Flucht verschaffen zu können.

Und wohin könnt' ich mich wenden? fragte Magdalene.

Nach Italien, Deutschland, in ein Kloster, wohin Ihr wollt! Vor Mangel kann ich Euch schützen.

Magdalene lächelte bitter.

Auch soll Euch heute noch der Knabe zugeführt werden, fuhr Anna fort.

Lohn' es Euch Gott! rief die unglückliche Mutter freudig aus, habe ich ihn, so habe ich noch nichts verloren!

Anna verließ sie und kehrte bald mit dem

Knaben zurück. Magdalene! sagte sie endlich, nachdem sie lange dem Ausbruch der Freude des Wiedersehens von Mutter und Kind schweigend zugesehen hatte, ich muß jetzt eine Frage an Euch thun, die Euch vielleicht auf unangenehme Weise überraschen wird. Hängt Ihr wirklich noch mit unerschütterlicher Liebe an dem Manne, der Euch treulos verließ?

Mit unerschütterlicher Liebe, erwiderte Magdalene.

Weiß er dies? fragte Anna weiter.

Er weiß ja nicht, daß ich noch lebe —

Anna wurde nachdenkend, dann schloß sie mit Heftigkeit Magdalene in ihre Arme und verließ sie schnell.

17.

Bald war die Nachricht von dem blutigen Vorfall auf Greifensee nach Zürich gekommen, und schnell versammelte Lazarus Göldlin die Angesehensten seiner Parthei, wo dann beschlossen wurde, der Altbürgermeister Göldlin solle beim Rath darauf dringen, daß das fremde Weib, wie Lazarus die Unglückliche nannte, nach

Zürich gebracht, des Mordes angeklagt und gerichtet werde. Daß Ulrich Grebel den Unfall sich selbst zugezogen und bei näherer Untersuchung leicht in große Verlegenheit und Schande kommen könnte, übersah zwar Göldlin nicht, jedoch war es ihm gleich, wenn er nur seine andere Absicht dabei erreichte.

Der Altbürgermeister führte seinen Antrag aus, und der Rath genehmigte es, daß Schneevogel beordert würde, die Schuldige abzuholen und nach Zürich zu führen. Hans Waldmann aber drang darauf, daß auch Ulrich Grebel vernommen, und der zweite Bürgermeister Roüst deshalb nach Greifensee gesandt würde.

Schneevogel war eben in der Gegend von Pfäfficon, als er den Auftrag erhielt; er ahnete gleich, daß es die Fremde sei, die er bei Werdegg gesehen, und nur mit Unlüst nahm er seinen Weg nach Greifensee, und übertrieb sein Roß eben nicht zu sehr, dahin zu kommen.

Anna, von Allem, was in Zürich beschlossen war, unterrichtet, hatte sich mehr als er beeilt, Greifensee zu erreichen. Leider aber fand sie hier Lazarus Göldlin, der ihren Vater, den Landvoigt, vermochte, Magdalene ohne Weiteres nach Zürich abführen zu lassen. So geheim auch

dieſer die Vorkehrungen treffen ließ, entging es doch der Wachſamkeit Anna's nicht, und ſie faßte einen raſchen Entſchluß zu Magdalenens Rettung, wobei ihr Werner, der ſich ſogleich auf die Nachricht des Vorgefallenen dahin begeben hatte, dem aber der Eingang ins Schloß auf ſeines Vaters Veranſtaltung verſagt wurde, treulich zur Hand zu gehen verſprach.

Anna, durch ihr Geld und ihren Einfluß Alles im väterlichen Hauſe beherrſchend, wußte auch in Greifenſee den alten Schließer, dem ſie im Fall der Noth ein freies Aſyl auf einer ihrer Beſitzungen in Graubünden zuſicherte, zu bereden, in der Nacht ihr Magdalenens Gefängniß zu öffnen. Werner ſollte ein Schiff in einer ohnfern der Stadt gelegenen Bucht bereit halten, und da der Sohn des Pförtners auch gewonnen war, fanden ſie kein Hinderniß, als Anna, Magdalene und der Knabe, noch ehe es zu dämmern begann, das Schloß, von dem alten Schließer und dem Sohne des Pförtners begleitet, verließen. Am Tannenbuſch, durch den man zur Bucht gelangte, ſollte Herr Werner ſie erwarten; aber ſie fanden ihn nicht; ſie warteten noch eine Weile, er kam nicht, der Arme ſaß indeſſen von ſeinem Vater im ſtren-

gen Gewahrsam gehalten. Da entschloß sich Anna, ohne ihn der Bucht zuzueilen. Schon nahten sie ihr, schon blitzte der See, vom Morgenlicht beleuchtet, ihnen entgegen, als sie in der Ferne den Hufschlag von Rossen vernahmen. Sie verdoppelten ihre Schritte; doch Magdalene, durch die Begebenheiten der vergangenen Tage, durch Besorgniß, Furcht und Angst abgespannt, konnte nicht mehr so rasch folgen, sie blieb, ohne daß die Andern es in ihrer Eile bemerkten, zurück, während Anna, den Knaben an der Hand, im schnellsten Lauf der Bucht zueilte. Magdalene wollte ihnen nachrufen, aber der Athem fehlte ihr, es war ihr unmöglich.

Bei der Bucht angelangt, fand Anna kein Schiff bereit, und jetzt erst vermißte sie Magdalene. In der festen Ueberzeugung Schneevogel verfolge sie, wäre sie um Alles in der Welt nicht umgekehrt und in dessen Hände gefallen, auch hielt sie es für Pflicht, die Männer, das Kind und sich zu retten; überdies war es zu spät umzukehren, Magdalenens Schicksal mußte schon entschieden seyn. Sie befahl daher schnell einen Fischerkahn, den sie am Ufer fanden und in dem zum Glück Stangen und Ruder lagen, loszubinden, sprang mit dem Knaben hinein,

und

und befahl ihren Begleitern abzustoßen, da sie die ihnen Nacheilenden schon dicht hinter sich hörte. Kaum schaukelte der Kahn auf der blauen Fläche, kaum hatten sie die erste Felswand der Bucht umschifft, als auch ihre Verfolger schon am Ufer erschienen, den Kahn erblickten und, wahrscheinlich des See's wohl kundig, der hier in der Bucht ganz flach ist, in ihrem Eifer mit den Rossen hineinsprengten, und sie noch in dem Wasser zu erreichen suchten, aber schneller als sie glitt der Kahn pfeilschnell dahin. Stolz wie eine Königin stand Anna in dem schaukelnden Fahrzeug, während der Knabe, die Gefahr nicht kennend, die seine Mutter bedrohte, nur nach den Männern blickte, wovon der eine, Anna erkannte Lazarus Göldlin in ihm, in seiner Wuth sogar das Schwert gezogen hatte. Sie lächelte über die ohnmächtige Waffe und ließ nun, da sie Göldlin erkannte, nicht ohne Hoffnung, daß auch Magdalene gerettet sei, weiter in den See hinein stechen. Lazarus Göldlin mußte seine Beute entfliehen sehen und schnell wieder umkehren, damit der Landvoigt die nöthigen Maasregeln zu ihrer weitern Verfolgung treffen könne.

Auf seinem schnellen Ritt nach Greifensee

chen, daß das Becken ertönen ſollte und auf dieſen hellklingenden Schall hörten die Klagen auf und es ward ſtill wie im Grabe.

„Es bedarf eines raſchen Entſchluſſes, meine Mitbürger!“ begann er nun „Wir haben keine Lebensmittel mehr und wohl an 30,000 unter Euch haben ſeit 14 Tagen keinen Biſſen Brod genoſſen und auf die Gnade des Grafen von Flandern dürft Ihr nicht rechnen. Deshalb ſchlage ich Euch dreierlei vor: Wir ſchließen unſere Thore, verſammeln uns in den Kirchen, beichten, empfehlen unſere Seele Gott und erwarten ſo den Tod als Märtyrer der Freiheit, da man uns alle Barmherzigkeit verſagt hat. — Oder, wir ziehen Alle, Männer, Frauen, Kinder, baarfuß, einen Strick um den Hals gen Brügge und flehen den Graf von Flandern um Gnade; er iſt nicht ſo hartherzig, um mit ſeinen Unterthanen, wenn er ſie in ſolch' elendem Zuſtande ſieht, nicht Mitleid zu haben; ich ſelbſt will ihm meinen Kopf zur Sühne bieten. Das Letzte was uns bleibt, iſt — 5 bis 6000 derjenigen Männer, welche noch kraftvoll genug ſind, die Waffen zu tragen, unter uns auszuwählen und ſie wohl bewaffnet gegen den Grafen nach Brügge zu führen. Finden wir den Tod, ſo ſterben wir doch ehrenvoll und Gott wird ſich auch ſchon des Muthes wegen unſrer Seelen erbarmen. Siegen wir aber, ſo ſind wir das ruhmwürdigſte Volk der Welt. — Welchen dieſer drei Vorſchläge haltet Ihr für den beſten?“

„Rathet uns, Herr!“ ſchrie die Menge „Wir ſetzen unſer ganzes Vertrauen in Euch.“

„Nun wohl!“ rief Artevelde „So wahr uns Gott

traf er Schneevogel und seine Begleiter, den die Nachricht von Magdalenens Flucht zu ihrer Verfolgung den nämlichen Weg hatte nehmen lassen. Quer über den See, in der Richtung nach Ebmatingen ist der Kahn gesteuert, der sie fortführt, dort müßt Ihr sie suchen! rief er im Vorbeireiten dem Stadtknechte zu, der ein kurzes: „ich danke schön, edler Herr!" vor sich hinbrummte, zum Schein mit seinen Begleitern schnell forttrabte, aber sobald Göldlin ihn nicht mehr sehen konnte, langsam der Bucht zuritt.

Daß ich doch kein Thor wäre, die Unglückliche mit ihrem Knaben zu verfolgen, dachte er schadenfroh lächelnd — Ich wünsche ihnen nur Glück auf ihrer Flucht — In diesen mitleidigen Gedanken vertieft ritt er langsam, ohne auf sein Roß zu achten, vorwärts, da prallte das sonst so ruhige Thier plötzlich von der Seite. Eine bleiche Frauengestalt trat aus dem Dickigt und wankte auf Schneevogel zu, der zu seinem Schreck sogleich die Entflohene erkannte.

Herr! redete sie ihn an, Ihr erlaubtet mir, in Zeit der Gefahr Eure Hülfe anzusprechen, ich thu' es jetzt! Ich flüchtete aus meinem Kerker, nur bis hierher reichten meine Kräfte, das Gebüsch verbarg mich und meine Verfolger jag-

ten an mir vorbei — Seid mir behülflich zur weiteren Flucht!

Toni! rief Schneevogel einem seiner Knechte zu: Jage längs dem Ufer, wo Du ein Fahrzeug findest, nur nicht in Greifensee, bring' es in die Bucht, dort werde ich Dich erwarten!

Langsam zogen sie dem nur einige hundert Schritte entfernten See zu, wo sich die zitternde Magdalene auf einen Stein setzte; Schneevogel nahm neben ihr Platz. Frau! raunte er ihr zu, helfen kann ich Euch diesmal nicht, denn ich bin vom edlen Rath beauftragt, Euch nach Zürich in Gewahrsam zu bringen, das muß ich denn auch pflichtgemäß thun; dort aber will ich gern ein gutes Wort bei unserm Bürgermeister für Euch einlegen, und das könnte leicht helfen, denn Herr Hans Waldmann hat ein gar mitleidiges Herz, besonders für schöne Frauen.

Er wird mein Richter seyn? fragte die Unglückliche.

Der oberste Kurzer Richter gewiß!

Magdalene schien durch diese Nachricht betroffen und wurde nachdenkend, dann wandte sie sich plötzlich zu Schneevogel — Mein Knabe ist auf der Flucht von mir gekommen, sprach sie, das ängstigt mich sehr, obgleich ich ihn in guten

Händen weiß. Ist es Euch möglich, so nehmt Euch seiner an, und verschafft mir das Kind wieder. Ohne ihn würden mir die kurzen Stunden meines Lebens zur Hölle.

In wessen Händen ist er? fragte der Stadtknecht.

Magdalene zögerte mit der Antwort, sie fürchtete Anna in Verlegenheit zu setzen. Endlich überwand doch die Mutterliebe alle Zweifel — Bei der Tochter des Landvoigts von Greifensee werdet Ihr ihn hoffentlich finden.

Das ist schlimm, meinte Schneevogel, doch wir wollen sehen!

Indeß war Toni mit einem Fahrzeug gekommen, das Schneevogel mit Magdalenen und zweien seiner Leute sogleich bestieg; den Uebrigen befahl er, um den See herum zu reiten und ihn in Ebmatingen zu erwarten, von dem Vorfall aber mit Niemand zu reden.

Nach beschwerlicher Fahrt kamen sie endlich am jenseitigen Ufer an, stiegen bei Ebmatingen aus, wo sie die Rosse schon vorfanden, aber erst als es zu dämmern begann, machte sich der Stadtknecht mit der Gefangenen auf den Weg, so daß es Mitternacht war, als sie in der Stadt ankamen. Hier brachte er Magdalene in einen

nicht unfreundlichen Gewahrsam auf dem Rathhause.

18.

Es mochte des andern Tages um die zehnte Stunde seyn, als Schneevogel in Magdalenens Gefängniß trat. Nehmt diesen Schleier, Jungfer Anna Grebel schickt ihn Euch, damit Ihr Euer Antlitz der gaffenden Menge verbergen könnt. Euer Knabe ist wohl und so munter, wie er es, von Euch getrennt, nur seyn kann. Jetzt aber schickt Euch an mir zu folgen! Ihr tretet vor Eure Richter, seid unverzagt und sprecht die Wahrheit. Was ich habe thun können, den Bürgermeister zu Euren Gunsten zu stimmen, hab' ich redlich gethan.

Magdalene dankte, warf den Schleier über und folgte dem Stadtknecht durch die finstern Gänge des Rathhauses, wo sie unter mancherlei Verwünschungen, auch wohl unter Mitleidsbezeugung der gaffenden Menge nach der Gerichtsstube zuschritten, wo Schneevogel eintrat.

Furchtlos stand sie vor der ihr noch geschlossenen

Thür, nur die Menge sie Umgebender war ihr peinlich. Aber trotz dem, daß sie ihrem Schicksal ruhig entgegen ging, — was konnte sie auch Schlimmes treffen, als höchstens der Tod, den sie sich ja schon oft gewünscht hatte, — klopfte ihr Herz gewaltig. Ihres Frühlings Rosenzeit trat in diesem verhängnißvollen Augenblick lebhaft vor ihre Seele, ihr Auge glühte, und die Thräne, die der Schleier verbarg, gehörte der Wehmuth, nicht der Furcht an. Da öffnete sich die Thüre, Schneevogel trat heraus, winkte ihr und führte sie ein.

Haltet mich fest, meine Kniee wanken! bat sie den Stadtknecht leise, als sie dem Tische zuschritt, an dem Hans Waldmann und die andern Richter saßen; ihr Muth war hin.

Werft den Schleier zurück! befahl jetzt der Stadtschreiber Amman, und mit bebender Hand gehorchte Magdalene; der Schleier sank, und sie stand im Glanz ihrer Schönheit — vor dem Manne ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe, vor Hans Waldmann.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte diesen ihr Anblick; glücklich für ihn, daß die Richter, von ihrer Schönheit überrascht, nur Augen für sie hatten, und Waldmann Zeit gewann,

sich zu fassen. Hätte sie ihr Auge nicht gesenkt, so hätte der Blick, mit dem er jetzt nach ihr sah, ihrem Herzen wohl thun müssen; doch als sie es wagte, nach ihm aufzuschauen, konnte sie nur den ernsten Mann in ihm erblicken, der über ihr Leben, oder ihren Tod sprechen sollte.

Beginnt das Verhör, befahl in diesem Augenblick mit erzwungener Ruhe Waldmann dem Stadtschreiber, und verfahrt nach dem Gesetze! dann winkte er, daß man der Angeklagten, die sich kaum aufrecht erhalten konnte, einen Sessel bringe, und bat seinen Freund Amman durch einen bedeutsamen Blick, daß er nachsichtig verfahren möge.

Das Verhör begann. Magdalene berichtete Alles der Wahrheit gemäß, nur unterbrachen oft Thränen ihre Rede, Waldmann wagte nicht sie anzublicken.

Als das Schwert, mit dem die That vollbracht war, auf den Tisch gelegt wurde, erkannte dieser es alsbald für das Seine — Traun, Ihr Herren, sagte er, solch schweres Schlachtschwert ergreift keine Frauenhand zu einem absichtlichen Mord (als solcher war nämlich die That von Greifensee aus dargestellt worden), nur zur Nothwehr kann diese Waffe einem Weibe dienen.

Dies waren die einzigen Worte, die er während des ganzen Verhörs sprach. Da Magdalene nichts läugnete, nur die Anklage von sich abwälzte, als habe sie aus irgend einer rachsüchtigen Absicht Ulrich Grebel meuchlings ermorden wollen, so war das Verhör schon um Mittag beendigt; sie wurde nach dem Gefängniß zurückgebracht, und das Weitere bis auf den andern Tag verschoben.

Sie war noch nicht lange in ihrem Kerker, als Schneevogel mit dem Knaben bei ihr eintrat. Da habt Ihr Euren kleinen Engel, sagte der menschenfreundliche Mann, und ich kann Euch außerdem noch manchen Trost bringen. Eure Sache steht nicht schlecht, wie es mir scheint, und heute in der Dämmerung will unser gestrenger Herr selbst zu Euch kommen, um Euch über Manches zu befragen, und wo d e r helfen will, hilft er gewiß! damit entfernte er sich.

E r will kommen! Dein Vater will kommen! rief sie, und bei diesem Gedanken schwebte sie zwischen Himmel und Hölle. Alle Seligkeit, alle Qual ihrer Liebe trat mit Blitzesschnelle vor sie, ihre Sehnsucht war unaussprechlich, ihre Angst, ihre Beklemmung grenzenlos. Sie hatte ihn gesehen, sein Bild, ob-

gleich stets mit unauslöschlichen Farben tief in ihr Herz geprägt, stand dennoch jetzt lebendiger vor ihr, als je — Jahre waren über das Grab ihrer Liebe hinweg gerauscht, vergebens hatte die Zeit versucht, mit ihren Alles zerstörenden Schwingen die Bilder der Erinnerung zu verwischen; aber es waren doch nur Bilder, die ihr blieben. Lebend, in voller Kraft, noch geschmückt mit männlicher Schönheit hatte er vor ihr gestanden, der kurze Augenblick, wo sie das Auge nach ihm aufschlug, hatte ihr das verlorne Paradies wieder gezeigt, und doch fühlte sie sich nicht in dieser verhängnißvollen Stunde glücklich; sie hatte ihr Eden gesehen und konnte es nicht betreten. Sein Bild war es, das sie aus dem Vaterhause nach der Schweiz gezogen, und sieben Jahre hatte sie, ihm nahe, vor dem Gedanken gebebt, ihn wieder zu sehen; die Sehnsucht nach ihm hatte sie Göldlin nach Zürich folgen lassen, und da sie ihn gesehen, da er in wenigen Stunden ihr gegenüber stehen, er sein Kind erblicken sollte, da bebte sie vor der Stunde, als sei sie ihr die Stunde des Weltgerichts.

Sie nahte, die Riegel rasselten und Waldmann trat ein.

Daß wir uns so wiedersehen würden, Mag-

dalene, habe ich nicht erwartet, redete er sie an, und sein Blick schweifte bald auf sie, bald auf den Knaben, seid mir gegrüßt! Er reichte ihr die Hand, sie zögerte sie zu ergreifen.

Ist der Knabe mein Kind? fragte er mit bewegter Stimme und zog den Knaben an sich.

Es ist Euer Kind! stammelte Magdalene.

Da hob er ihn in die Höhe, betrachtete ihn aufmerksam, küßte ihn dann zärtlich, und als der Knabe mit kindischer Einfalt fragte: Bist Du denn wirklich mein Vater? nickte er ihm freundlich zu und sagte, ihre Hand erfassend: Hasse mich nicht, Magdalene, schon um des Kindes wegen mußt Du es nicht! Sie entzog ihm ihre Hand nicht, die fieberhaft in der seinen zuckte, doch blickte sie nicht auf und erwiderte nichts.

Laß uns jetzt von der Vergangenheit schweigen, nur die Gegenwart beschäftige uns, fuhr er dann fort, setzte sich auf einen Schemmel, nahm den Kleinen auf den Schoos und liebkosete ihn. Wie heißt er, Magdalene? fragte er dann, aber ehe noch die Mutter antworten konnte, sagte der Kleine: Ich heiße Johannes, wie mein Vater! Da sah er freundlich dankend

auf die Mutter, ihre Blicke begegneten sich — Doch Magdalene wandte sich schnell, seht mich nicht so an, Herr, bat sie, stört meine Ruhe nicht, laßt mich dem Tode oder dem Leben mit Fassung entgegen gehen. — Doch was wolltet Ihr mir vorhin von der Gegenwart sagen? Sie breitet sich vor mir, wie ein wogender See, seine Wellen toben, sie wälzen sich über mich, mich in ihre Tiefe zu ziehen, und doch spiegeln die goldnen Sterne ihr Antlitz in der tobenden Fluth — Jeder Blick nach der hingeschwundenen seligen Zeit ist mir ein solcher Stern, er flammt an meinem Frühlingshimmel auf, sein Strahl taucht sich in mein bewegtes Herz; aber Ruhe breitet er nicht über die wogende Fluth, die der Sturm von Neuem erfaßt.

Ich wollte über Dein Schicksal, über die Zukunft mit Dir reden.

Herr! Mein Schicksal, sei es Leben oder Tod, bleibt immer ein furchtbares — Meine Zukunft? — Mir ahnet, ich darf sie nicht lange mehr hier, ich muß sie dort suchen — Ja, wenn dort Vergessenheit wäre, fuhr sie, als sei sie in einen Traum verloren fort, wenn alle Qual mit dem Gebein im Grabe verweste, der Geist, seiner Last enthoben, sich frei zu Gott empor

helfe! meine ich, wir ziehen dem Grafen mit gewaffneter Hand entgegen."

„Wir ziehen mit Euch!" rief es von allen Seiten und Muth belebte die Genter von Neuem. Artevelde ließ gleich die Thore der Stadt schließen und machte die nöthigen Anordnungen, die Konstabler jedes Kirchspiels mußten die tüchtigsten Leute auswählen; 5000 Mann traten unter die Waffen, 200 Wagen wurden mit den erst kürzlich in Lüttich gekauften Pferden bespannt und da, wo sie nicht reichten, von Menschen gezogen, das große und kleine Geschütz darauf geladen und Alles so angeordnet, daß der Kriegszug am frühsten Morgen ausrücken konnte.

16.

Die Sonne ging glühend über Gent auf, kein Nebel, kein Wölkchen trübte den Himmel, als die 5000 sich auf dem Freitagsmarkte versammelten. Von allen Seiten ertönte ein schmerzvolles Lebewohl! Ein neunzigjähriger Greis hatte sich in die Mitte des versammelten Kriegsvolkes tragen lassen, um noch einmal den aufsteigenden Löwen in den Fahnen Gents flattern zu sehen. „Ihr seht, in welchem Zustande Ihr uns zurücklaßt" sprach er zu den Kriegern „Nur als Sieger kehrt zurück, sonst seht Ihr uns nicht wieder; denn sobald uns die Nachricht wird, Ihr seid überwunden, stecken wir die Stadt in Brand und begraben uns unter ihren Trümmern!"

„Betet für uns zu Gott! Hoffnung und Muth haben uns nicht verlassen" erwiederten freudigen Muthes die Krieger.

schwänge, und er von des Menschen Herz nichts mit hinüber nähme, keinen Gram, keine Leidenschaft, keine Erinnerung, dann, ja dann vielleicht könnte ich einer schmerzlosen Zukunft bald entgegen gehen — Aber, wenn dort der irdischen Saat Ernte ist, wenn die Sünde, trotz ihrer Schwere sich hinüber schwingt, und das Herz mit seinen Qualen nicht vermodert, o dann! —

Laß die Schwärmerei, Magdalene! unterbrach sie Waldmann, im Rausche der Liebe beseligt sie uns, beim finster waltenden Schicksal ist sie Thorheit; da muß der Geist frei bleiben Höre mich ruhig an!

So redet! sagte sie ernst.

Ich glaube und hoffe, fuhr er fort, Deine Richter werden Dich morgen frei sprechen, selbst Dein Beschützer, Lazarus Göldlin, der gegen Dich durch seinen Bruder die Klage unterstützte, hatte, nur mich zu kränken, mich zu demüthigen zum Zweck, und nicht Dein Verderben. Aber auch im schlimmsten Falle sollen Dir Mittel zur Flucht zu Gebote stehen — Wohin willst Du fliehen? — Wohin, wenn Du freigesprochen bist, Dich wenden? Sage es mir, jeder Deiner Wünsche soll erfüllt werden, und für den Knaben will ich als treuer Vater sorgen,

ließ mich doch Gott kinderlos — Wohin willst Du?

Ihr wünscht mich weg, weit weg von hier, wollt der Lästigen den Seckel füllen, mit so viel sie nur verlangt, erwiderte sie leidenschaftlich — Wollt mich fortstoßen und den Knaben behalten —

Ich behielte ihn gern! sagte Waldmann.

Gern? — Als sein erster Schrei mich Sünde und Strafe, Mutterthränen und Vaterfluch vergessen ließ, ich das Kind an mein Herz drückte, er mir der Engel der Versöhnung schien, mit dem ich vor Gottes Thron treten könnte; als ich verstoßen, nichts mehr hatte, als ihn, kaum noch Nahrung seine trockenen Lippen zu netzen, ich mit ihm die steilen Felsen hinauf klimmte, und meine blutenden Füße mit meinen Thränen wusch, wo war des Kindes Vater, wo waret Ihr? — Habt Ihr seiner gedacht mit einem Gedanken, habt Ihr nur einmal seinen Durst gestillt, ihn in Schlaf gewiegt, wenn er, das Leiden der Mutter eingesogen, wimmerte? — Verlassen habt Ihr Mutter und Kind, Euch um Keines gekümmert, und jetzt, da er lieblich, wie ein frommer Engel vor Euch steht, da möchte der Treulose noch einmal die

Mutter verstoßen, der Kinderlose das Kind ihr nehmen. Nein, Hans Waldmann, noch waltet ein Gott über uns! — An jenem Tage des Weltgerichts, da legt er nicht Schlachten und Siege, Macht und Ansehn in die Schaale des Gewichts, da wägt er des Menschen Herz allein —

Mutter, Mutter! bat der Kleine, sich an sie schmiegend, zürne dem Vater nicht mehr — Sieh, er wischt sich die Thräne aus dem Auge —

Waldmann! rief Magdalene, als auch sie diese Thräne gewahrte, und ihr liebendes Herz seine Macht übte, ich zürne Dir nicht — ich habe Dich — auch mit gebrochenem Herzen — immer geliebt! Sie sank bei diesem Geständniß vernichtet zusammen, er hob sie auf, schloß sie in seine Arme —

Ich danke Dir für diese grenzenlose Liebe, Magdalene, ich will gut machen, so viel ich kann! sagte er, von diesem Augenblick tief erschüttert.

Sie drückte, küßte seine Hand, preßte das Kind an ihre Brust, hielt es dem Vater hin, daß auch er es liebkose, riß es wieder aus seinen Armen. Ihr Gemüth war so bewegt, ihr Blut so in Aufruhr, daß ihr die Worte fehl-

ten, ihre Empfindungen auszudrücken; sie konnte nur durch Geberden sprechen, und Waldmann bemühte sich lange vergebens sie zu besänftigen. Endlich trat Ermattung ein, sie ward still, hörte ruhig an, was er ihr sagte, und ihr mattes Auge flammte nur zuweilen noch auf, wenn es seinem freundlichen Blicke begegnete.

Ich wollte heute die Vergangenheit nicht berühren, begann er endlich, da er sie gefaßt glaubte, das, was er ihr sagen wollte, anzuhören, ich werde es aber wohl müssen, um nicht ganz schuldbeladen vor Dir zu stehen. Als ich Dich verließ, sprach er, da sie ihn durch freundliches Zunicken fortzufahren bat, geschah es, wie Du weißt, nur weil mich die Pflicht, weil mich mein Amt wieder nach Zürich zurückrief. Nicht heimlich schlich ich fort, offen sagte ich es Dir, so wie ich glaube Dir früher gesagt zu haben, daß daheim mein Weib mich erwarte.

Das thatet Ihr nicht, doch könnte ich mich irren, unterbrach sie ihn mit Hast.

Noch am letzten Abend, fuhr er fort, beantwortete mir blos Dein Errröthen eine schon mehrmals gethane Frage, und ich ahnete, welches Schicksal Dich erwarte. Da wiederholte ich den Schwur der Treue. Konnte er aus dem

Munde eines Gatten andre Deutung haben, als daß ich Dich stets lieben, treu für Dich und Dein Kind sorgen wolle? — Und dies hab' ich thun wollen, und habe es gethan, so viel ich vermochte. Ich sandte Dir dreimal einen Boten; Du seist nach Rom gereist war die Antwort, die er mir von Deinem Vater brachte. Ich ahnete Betrug, sandte einen Vertrauten nach Mailand; er kam zu spät, Du warst entflohen, Niemand konnte Kunde geben wohin. Bis Domo d'Ossola war er Deiner Spur gefolgt, hier verlor er sie, und um Dich und Dein Kind tief bekümmert, hab' ich nach Italien geschrieben, in dem Lande der Eidgenossen überall Erkundigung eingezogen, aber keine Nachricht von Dir erhalten. Wenn im Rausche des Lebens, wenn im Sturme der ewig bewegten Zeit die Erinnerung zuweilen Dein Bild mir vorführte, hab' ich stets liebend mit inniger Sehnsucht an Dich gedacht. Verdamme mich nun, Magdalene! —

So hab' ich noch eine Mutter? fragte der Knabe, des Vaters Rede unterbrechend.

Gott hat sie indessen zu sich genommen, sprach Waldmann finster; ihm schien das Kind ein ernster Mahner an seine Pflicht.

Mag-

Magdalene trat jetzt auf ihn zu. Was Ihr mir eben gesagt, sprach sie, hat meinem Herzen wohlgethan. Ihr habt mir den Trost gegeben, daß Ihr mich nicht ganz vergessen, zuweilen an mich gedacht habt. An mir ist freilich keine Stunde vorüber gezogen, wo Euer Bild nicht vor mir geschwebt hätte; dann hab' ich es mir freundlich gebildet, in meinen wachen Träumen mir die glückliche Vergangenheit zurückgerufen, und diese Täuschung war die einzige Wonne meines Lebens.

Ihr wollt wissen, wohin ich von hier gehen will? fuhr sie fort, als sie die Wehmuth, die sie ergriffen, bekämpft hatte. Im Urserner Thale hab' ich in öder Gegend eine Hütte, in ihr verlebte ich die Tage meines Kummers, dort will ich auch, wenn Gott es mir erlaubt, meine Tage in Ruhe beschließen. Die frommen Brüder von Engelbergen senden mir Nahrung und was ich sonst noch bedarf, und deshalb brauch' ich weiter nichts. So bald ich das Gefängniß verlassen kann, laßt mich dahin gehen, dann wird der Austritt aus diesen Mauern, mein Schicksal gestalte sich wie es wolle, der Gang nach meiner Ruhestätte seyn.

Warum willst Du in die Einsamkeit? Woll-

teſt Du auch nicht der argen Welt wegen auf mein Schloß Dübelſtein ziehen, ſo werden meine Freunde Dich willig bei ſich aufnehmen. Und iſt es nicht meine Pflicht, daß ich fortan für die Mutter meines Kindes mit Rath und That, mit Geld und Gut ſorge? —

Nein, Herr, erwiderte ſie ſtolz, von Euch nehm' ich nichts! — Eins habt Ihr mir geboten und ich Unglückliche nahm es — Liebe! — Jedes Andre wäre ein Zehrpfennig, den Mitleid dem Unglücklichen giebt, und Mitleid verlangt kein gebrochenes Herz.

Was könnt' ich Dir ſonſt bieten? fragte er — Magdalene lächelte bitter und ſchwieg! Meinſt Du meine Hand ſei frei? — O Magdalene, mich feſſeln Rückſichten —

Laßt das, fiel ſie ihm in die Rede, nichts mehr davon! — Hätte ich einen Wunſch, ſo wäre er nicht für mich, nur für das Kind — Was ſoll aus ihm werden? — Jede Zunft ſtößt den Vaterloſen aus.

Finſter blickte Waldmann vor ſich hin. Getäuſcht hab' ich Dich nie, auch jetzt will ich es nicht, ſagte er, nachdem er ihr lange ſchweigend gegenüber geſeſſen, offen will ich Dir mein Herz zeigen, wie es iſt. Unter Allen Deines Ge-

schlechts, die ich in meinem bewegten Leben kennen lernte, bist Du die Lieblichste, Herrlichste mir in dem schönen Kranze; die Gluth Deiner Liebe, Deine Schwärmerei hatte auch mich ergriffen, und in Deinen Armen habe ich zum erstenmal wahrhaft geliebt, denn noch bist Du mir werth und theuer — noch lieb' ich Dich, das fühlt mein Herz, das sagt mir ein Gedanke, der zum erstenmal in mir aufsteigt. Seit meinen Jünglingsjahren, Magdalene, hab' ich mir nur ein Ziel gesteckt, habe unermüdet darnach gestrebt, und, so hoch es auch war, es erreicht. Der Ehrgeiz war die Kraft, die mich emportrug, er war die Sonne, deren Strahlen meine Saat gereift haben, Liebe mir nur der tändelnde Schein des Mondenlichts. Soll ich nun meinem Ziel den Rücken wenden, soll ich in meinen reiferen Jahren zurückschreiten von der Höhe, die ich so mühsam erklimmte? Das kann ich nicht, jetzt noch nicht, dazu strebt der schaffende Geist noch zu gewaltig in mir empor, ich muß erhalten, was ich schuf, muß den Grund befestigen, auf den ich baute, muß enden wie ich begann. Bis zu meiner Höhe kann ich Dich nicht hinaufziehen, liebe Magdalene, bis zu Dir nicht hinabsteigen — Weine nicht — Es genüge Dir,

daß Du mir das theuerste Wesen auf Erden bist. Liebst Du mich wahrhaft, wirst Du mir willig, wenn auch nicht mit Freuden, das Opfer bringen.

Statt Antwort zog Magdalene den Knaben, der ohne den Vater zu verstehen, doch aufmerksam zugehört hatte, unter Thränen an sich.

Für den Knaben will ich sorgen, daß seine Geburt fortan keinen Flecken auf ihn wirft. Die Welt soll ihn als Waldmanns Sohn erkennen und achten. Und nun, sprach er bewegt, nun reich' mir über des Knaben lockigem Haupt Deine Hand zur Versöhnung, laß allen Groll schwinden, und wo ich gefehlt, vergieb mir!

Sie reichte ihm die zitternde Hand, er zog sie an sich — Da öffnete sich die Thüre des Gefängnisses und Schneevogel trat mit Hast ein, raunte dem Bürgermeister einige Worte zu, der Magdalenens Hand drückte, den Knaben küßte und mit einem eiligen „Lebewohl!" die Erstaunte verließ.

19.

Von Mund zu Munde hatte sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, daß eine ehemalige Geliebte Hans Waldmanns Ulrich Grebel ermordet habe, obgleich dieser schon seit mehreren Tagen außer aller Gefahr war. Was nur die Verläumdung Giftiges ausstreuen konnte, wurde verbreitet, selbst daß Magdalene aus Mailand von dem Herzog gesandt sei, Waldmann noch mehr für sich zu gewinnen, daß er sie, sobald sie durch seine Verwendung und seinen Einfluß frei gesprochen sei, ehelichen, und so eine liederliche Dirne die erste Frau Zürichs werden würde, der alle übrigen Frauen bei jeder öffentlichen Gelegenheit nachstehen müßten. Alles dies war das Gespräch des Tages; heimlich, aber desto gewisser, stahlen seine Feinde durch diese ausgesprengten Gerüchte Waldmann die Herzen der Bürger und untergruben auf diese Weise sein Ansehn.

Mehr noch gelang es ihnen auf dem Lande. Lazarus Göldlin reiste von Ort zu Ort, und spendete Geld und tückische Worte in Menge; der Landvoigt von Greifensee, mit der Tochter gefülltem Seckel in der Hand, leistete ihm treu-

Artevelde war während des ganzen Tages mit den Anordnungen beſchäftigt und wenig zu Hauſe geweſen; traf er Alice, ſo war er gleichgültig gegen ſie, aber auf eine Art, die ihr wehe thun mußte. Nur als er Lebewohl ſagte und ſie weinend an ſeine Bruſt ſank, übermannte ihn das Gefühl. „Lebe wohl, Alice!“ ſagte er bewegt und verließ ſie dann ſchnell.

Die Trompete rief zum Aufbruch, Artevelde führte das kleine Heer, unter ihm Ateмann und Peter Dubois. Als wären ſie des Sieges gewiß, ſo muthig zogen ſie aus den Thoren und nahmen, um ſich zu ſtärken, alle Lebensmittel mit, die noch in Gent zu finden waren; 5 Wagen mit Brod und 2 Faß Wein war alles, was ihnen wurde, denn auf weniges geſalzenes Fleiſch, Wurzeln und Waſſer waren die Einwohner ſchon lange beſchränkt geweſen. So zogen die Ermatteten, zwar nur in kleinen Tagemärſchen, nach Brügge.

Am Mittag des dritten Tages langten ſie eine Stunde vor Brügge an und verſchanzten ſich ſogleich hinter ihre Wagen, dann knieeten ſie nieder, beteten und empfahlen ihre Seele Gott. Sieben Prieſter des Mineriten Ordens predigten an verſchiedenen Punkten und belebten, den Beiſtand Gottes verſprechend, den Muth der Streiter, die alsdann das Nachtmahl des Herrn nahmen und ſich zum Tode vorbereiteten.

Es war eben ein Feiertag, eine Menge Volks war nach Brügge geſtrömt und Fremde aus allen Gegenden Flanderns waren in der Stadt verſammelt, als die Nachricht erſcholl, ein kleines Häuflein Genter ſei im Anmarſch und ſtehe in Schlachtordnung ohnfern der Stadt. „Sind

lich Hülfe; der zurückgesetzte Adel ergriff mit Freuden die Gelegenheit, den Mann zu stürzen, der ihnen jeden Einfluß genommen, und er war nicht der Letzte, sich unter das Landvolk zu mischen und das Feuer zur Alles verzehrenden Flamme anzublasen. Selbst Anna, Rache im Busen, verlockte durch ihre Sirenenstimme, durch ihre Zauberblicke die wenigen Edlen, die bisher noch treu an ihm gehangen hatten, und so wurde es außerhalb Zürich nicht schwer, die Gemüther zu einem entscheidenden Schritt aufzureizen, besonders als die Landleute, welche Rellstab und seine Rotte nach Zürich wegen Abstellung der Neuerungen geschickt, unverrichteter Sache heimkehrten.

Bald waren 1500 Mann in Meila versammelt, an deren Spitze sich Rellstab stellte. Dies war die Nachricht, die Schneevogel dem Bürgermeister in das Gefängniß brachte, und die diesen bewog Magdalene so schnell zu verlassen. Er versammelte in der Nacht noch seine Freunde, am andern Morgen den Rath, wo dann beschlossen wurde, die von dem Landvolk erbetenen Männer, an deren Spitze der zweite Bürgermeister stand, zu ihnen hinaus zu schicken, ihre Vorstellung anzuhören.

Der Bürgermeister redete mit harten Worten zu Rellstab, warf ihm vor, daß wenn er die Gemüther hätte beruhigen wollen, statt sie aufzuhetzen, es nicht so weit gekommen sei, und er allein die Schuld trage; er aber erwiderte keck, daß er nichts für sich gethan, sondern Alle für Einen ständen. Ja! riefen die Versammelten, Einer für Alle, Alle mit Leib und Blut für Einen, wollen wir unsere Freiheiten wieder.

Es gingen nun Abgeordnete hin und her, die Eidgenossen, meist Waldmanns Feinde, traten als Vermittler auf, und so ward der stolze Mann endlich gezwungen, doch in Etwas nachzugeben, und vor der Hand die Verordnung wegen der Zusammenkünfte nicht in Ausführung bringen zu lassen. Für den Augenblick ging nun das Gewitter vorüber, die Landleute vom See zogen nach Hause, eine Urkunde über die Verhandlung wurde ausgestellt, und die schnell angeworbene Besatzung der Stadt reichlich belohnt, entlassen.

Waldmann hatte während dieses Tumults Magdalene nicht vergessen, und den ersten ruhigen Augenblick benutzt, das Gericht über sie zu halten. Einstimmig ward sie freigesprochen und ihrer Haft entlassen.

Sie bestand auf Waldmanns wiederholte Frage, wohin sie sich wenden wollte, auf dem Vorsatz, mit dem Knaben in ihre Hütte zurückzukehren, und da man dies damals wegen des Landvolks, das noch vor der Stadt lag, nicht wagen konnte, so bat sie, sich des Anstandes wegen einstweilen zu Anna Grebel begeben zu dürfen, was nach mancherlei Vorstellungen Waldmann endlich genehmigte. Beide mochten wohl bei ernster Prüfung ihr Herz zu schwach gefunden haben, und so wurde das Haus Grebels gewählt, welches Waldmann füglich nicht betreten konnte. Schmerzlich war die Trennung, besonders von dem Kinde, das sie, ehe nicht Waldmann einen entscheidenden Schritt für den Knaben gethan, nicht von sich lassen wollte.

Anna empfing sie kalt. Waldmann so wenig als Magdalene hatten bedacht, daß die Schwester Ulrich Grebels, wenn sie auch die Handlung ihres Bruders tadele, doch nicht öffentlich durch solch auffallenden Schritt ihn verdammen dürfe. Ueberdies war in Annas Gesinnung gegen die Unglückliche eine Veränderung vorgegangen, von der sie sich selbst nicht Rechenschaft geben wollte. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß Waldmann Magdalene

gesprochen, lange und öfters gesprochen habe, und sie vermuthete mit Recht, die alte Liebe sei auch in seiner Brust wieder erwacht, und so war ihr Magdalene nicht mehr die Unglückliche, sie war in ihren Augen die Glückliche geworden.

Magdalene fühlte bei dem ersten Eintreten, bei dem ersten Wort, das ihr Anna sagte, die Veränderung, und durchschaute im Augenblick das Peinliche ihrer Lage. Ich komme nicht Euch zu belästigen, sagte sie schnell, nur Euch zu bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen nach meiner Hütte zurückkehren zu können. Hier in dem Gewühl der Welt tauge ich nicht. Anna war überrascht, diese Entsagung hatte sie nicht erwartet, nicht geglaubt, daß ein weibliches Herz so stark seyn könne, sich freiwillig von dem Manne ihrer Liebe loszureißen; sie mußte sie deshalb bewundern, und versprach so schnell wie möglich ihren Wunsch zu erfüllen. Auch nicht lange, so trat Werner Göldlin bei Magdalene ein.

Ihr wünscht einen Begleiter nach Eurer Hütte? fragte er sie nach mehr finstrer als freundlicher Begrüßung, ich bin erbötig Euch dahin zu führen, wenn ich Euch nicht lästig bin.

Seid Ihr noch mein Freund, wie Ihr es früher zu seyn mir oft sagtet, erwiderte sie, so wüßte ich Niemand, dem ich mich lieber anvertrauen würde, als Euch. Nur bitte ich, wenn es möglich ist, laßt uns noch heute Zürich verlassen, ich möchte nicht gern länger hier in diesem Hause bleiben. Werner bedachte sich einen Augenblick, dann versprach er, ehe die Sonne sich senke, sollte ein Maulthier für sie bereit seyn.

Als sie es am Nachmittag bestiegen hatte und an Werners Seite dem Thore zuritt, der Knabe, der die schöne Stadt und den freundlichen Vater nicht gern verlassen wollte, bitterlich weinte, ward es ihr doch beklommen um's Herz. Sie hatte von der Gefahr gehört, die Waldmann drohe, gehört, wie das Landvolk und die Edlen ihn haßten, sie fürchtete für ihn, und der Gedanke: „Werde ich ihn jemals wiedersehen?" stieg düster in ihr auf. Vor dem Thore, wo die Landleute, zwar noch in bedeutender Entfernung von der Stadt, lagerten, vermehrte sich ihre Furcht; sie ließen sie jedoch ruhig ziehen, denn der Sohn des Herrn Lazarus Göldlin hatte wohl bei dem Landvolk einen Freipaß, und Alle grüßten ihn ehrerbietig. Aber auch

Werner war einsilbig, auch er schien nicht mehr zu seyn wie sonst. Schweigend blickte er vor sich nieder, und nur zuweilen belauschte Magdalene einen Blick, der sie traf; der Knabe allein war redselig und sprach seine Unlust, nach der traurigen Hütte zurück zu kehren, unverholen aus.

Als sie schon Horgen vorüber waren, unterbrach Magdalene endlich das Schweigen. Herr Werner, sagte sie zu ihm, werdet nicht unwillig, wenn ich Euch frage: Gehört Ihr auch zu Waldmanns Feinden, die, wie ich in Zürich vernahm, ihn verderben wollen?

Nein! erwiderte Werner.

Das freut mich! fuhr Magdalene fort und ihr ernstes Gesicht erheiterte sich, wie könnte auch ein Mann von Eurem Gemüth einen solchen Mann hassen, den jeder edle Mann lieben muß.

Lieben — ich — Waldmann? Nein, bei Gott, Magdalene, ich lieb' ihn nicht, denn ich kann ihn nicht achten, seit ich weiß, daß er der Mann ist, der Euch treulos verließ —

Das that er nicht! fiel ihm Anna rasch in die Rede, und machte ihn nun mit dem bekannt, was ihr Waldmann berichtet hatte. Und so

seht Ihr nun wohl, fuhr sie fort, daß er mich nicht hinterging, mich nicht treulos verließ. Seid des edlen Mannes Freund! Im Unglück ist ein Freund von großem Werth, und ich gestehe Euch, daß ich für ihn fürchte.

Werner antwortete auf ihre Bitte nicht, und sie ritten nun wieder schweigend weiter.

Erst am dritten Tage erreichten sie die Hütte, die Magdalene mit sonderbarer Beklommenheit betrat; Keiner aber fühlte sich unglücklicher als Johannes.

20.

Als Waldmann den Tag nach dem Vergleich auf das Rathhaus ging, hörte er mehrere Landleute, wahrscheinlich durch seine Feinde angestiftet, höhnisch sagen: So haben wir doch den Stolzen gedemüthigt und er hat nachgeben müssen! Nur fest zusammen gehalten, und wir schütteln das unerträgliche Joch ab. Waldmann blieb stehen und wandte sich nach den Frechen, die unbekümmert ihn kaum grüßten. Einen Augenblick faßte er den raschen Entschluß sie verhaften zu lassen, doch mäßigte er sich, warf ei-

nen vernichtenden Blick auf sie, aber diese höhnisch gesprochenen Worte sanken schwer in der Wage seines Geschicks. Aufgeregt betrat er die Rathsversammlung, wo die Boten der Eidgenossen sich gegenwärtig befanden, den übereingekommenen Bericht vorlesen zu hören. Als er vorgelesen war trat Waldmann auf, vertheidigte mit heftiger Rede die Rechte der Stadt, und nur ihre Würde vor Augen gab er dem Stadtschreiber den unüberlegten Befehl, manche glimpfliche Ausdrücke darinnen in harte Worte umzuändern, wodurch das Verlangen der Landleute auf eine sie demüthigende Weise dargestellt und gesagt wurde, daß ihnen nur um Gottes und ihrer Väter willen aus Gnade Vergebung ihres Unrechts von Seiten der Stadt gewährt worden sei.

Waldmanns heller durchdringender Geist mußte in diesem entscheidenden Augenblick umdüstert seyn, daß das Gefühl seiner Kraft ihn so weit über die Schranken seiner Macht hinwegführen konnte, denn er hatte nicht Recht, nicht Gewalt, einen von den Boten der Eidgenossen und den Landleuten abgeschlossenen, von ihm genehmigten Vertrag aus eignem Willen zu ändern; auch nahmen viele von den Boten

den abgeänderten Abschied von dem Stadtschreiber nicht an.

Auf dem Rathhause hatten die ihm feindlich Gesinnten nicht widersprochen, sie freuten sich seiner Uebereilung, desto lauter aber tadelten sie öffentlich diese eigenmächtige Handlung, und schon am Abend hatten Boten die Nachricht längs dem See verbreitet, wo das Landvolk von Neuem in Bewegung gerieth. In dieser unruhigen Zeit verließ Waldmann, zum Erstaunen seiner Freunde, wie seiner Feinde, die Stadt und reiste nach Baden, dort seinen Unmuth zu zerstreuen, denn vom Rathhaus gekommen, erhielt er auch die Nachricht, daß Magdalene in Begleitung Werner Göldlins nach dem Urner Lande gezogen sei. So sehr er auch Werner achtete, war es ihm doch unangenehm, daß Magdalene den Sohn seines Todfeindes zu ihrem Schutze gewählt, und selbst durch ihren kurzen Aufenthalt bei Anna Grebel den Schein gegeben hatte, als hielte sie es mit seinen Feinden.

Diese benutzten seine Abwesenheit trefflich, auch die Gemüther in der Stadt gegen ihn aufzubringen; besonders thätig bewies sich Anna, welche die gekränkte Eitelkeit zu der blutigsten

Rache antrieb. Als sie Magdalene kennen lernte, der Gedanke, auch sie war durch diesen Mann unglücklich, der mit mir so grausames Spiel trieb, ihre Theilnahme erregt hatte, da theilte sich Magdalenens edler Sinn auch ihr mit, und konnte sie auch nicht vergeben und vergessen, haßte sie auch Waldmann, den sie wohl nie geliebt hatte, so trieb die Rache sie doch nicht zu unedlem Handeln. Seit sie aber in Magdalene die Glückliche, die von seiner Liebe Begünstigte zu sehen glaubte, da flammte Eifersucht in ihr auf, und der Rache Geist ergriff sie. Sie war in Zürich Lazarus Göldlins treueste Gehülfin und opferte Geld und oft auch ihre Weiblichkeit auf, wenn sie nur ihr furchtbares Ziel zu erreichen hoffte.

Aber auch Alles vereinigte sich jetzt zu Waldmanns Verderben. Lazarus war bisher umsonst bemüht gewesen, seine Anhänger in der Stadt zu vermögen, öffentlich und wenn es seyn müßte mit Gewalt gegen den Gefürchteten aufzutreten. Was sein Zureden nicht vermochte, bewirkte Schneevogels unzeitiger Eifer. Gewohnt, daß Waldmann alle seine Gegner mit kräftiger Faust niederschlug, und die Strenge seine Gewalt mehr befestigt hatte, als die Milde,

die Leute toll?" rief der Graf von Flandern bei dieſer Nachricht aus „Treibt ſie die Verzweiflung in ihr ſicheres Verderben? — Nun, ſie ſind mir auf dieſe Weiſe eben ſo willkommen, als mit dem Strick um den Hals. Auf und haut ſie nieder!"

Der Bailli von Hennegau, der eben gegenwärtig war, ein beſonnener, friedliebender Mann, wagte es, den Grafen zu warnen. „Gnädiger Herr," ſagte er „die thörichten Menſchen haben keine Lebensmittel und ſind ermattet, bald ſinkt die Sonne, laßt ſie ruhig vor den Thoren ſtehen. Mögen ſie kommen und an den Mauern und Thürmen Brügges ihren tollen Muth kühlen, ſie ſind Euer ohne Schwertſchlag. Ruft die Verzweiflung nicht auf, ſie giebt oft dem Schwachen neue Kraft!"

Aber der Graf hörte nicht auf dieſe Warnung, die Einwohner von Brügge verſpotteten ſie. „Sollen wir uns von einer Handvoll trotziger Genter vor unſern Mauern Hohn bieten laſſen?" riefen ſie „Sollen wir uns wie Feige hinter unſre Mauern verſtecken, während ſie, die überdies ſtets in dem Wahne ſtanden, ſie müßten Flandern regieren, vor unſrer Stadt ſtehen und uns höhnen? — Oeffnet die Thore!" ſchrie die Menge und ſtürzte hinaus, der Graf folgte mit ſeinem Adel.

Während dem hatte Artevelde die Genter um ſich verſammelt. Er hielt ihnen alle ihre Vergehungen gegen den Grafen vor, die dieſer ihnen nie verzeihen könne, führte ihnen in Erinnerung, wie oft ſie ſich ſchon hätten unterwerfen wollen und wie oft man durch entehrende, grauſame Bedingungen ihre Unterwerfung zurückgewieſen und ſie gezwungen habe, die Waffen wieder zu ergreifen. „Jetzt

glaubte er auch jetzt die herannahende Gefahr, die ihm nicht verborgen blieb, dadurch zu beschwören, daß er ausſprengte, der Bürgermeiſter kenne die geheimen Triebfedern genau, kenne Alle von der Conſtaffel, die an ſeinem Verderben arbeiteten und die Gemüther gegen ihn aufzubringen ſuchten; er verachte ſie zwar, werde ſich aber bei ſeiner Heimkehr blutig an ihnen rächen. Dies erfuhren die Feinde Waldmanns, ſie glaubten den Worten Schneevogels, ſahen ein, daß keine Zeit mehr zu verlieren ſei. Dies ſtimmte ſie ganz für Göldlins Anſicht, die Entwickelung raſch herbei zu führen.

Als der Bürgermeiſter durch ſeine Freunde von dem drohenden Gewitter, das ſich über ihm zuſammen ziehe, unterrichtet wurde, eilte er nach Zürich zurück, obgleich er ſeinen geliebten Gerold zurücklaſſen mußte, der ſchwer krank darnieder lag, und überzeugte ſich bald von der Gefahr, denn ſelbſt mehrere ſeiner Freunde zogen ſich unter mancherlei Vorwand zurück, beſonders die Jüngeren, ihm ſonſt ganz Ergebenen, die Anna Grebel mit Lockungen und Hoffnungen geſchickt zu umgarnen gewußt, und ſich ihnen, wenn auch nur in der Ferne, als den Preis gezeigt hatte, welcher der treuen Anhänglich-

lichkeit an sie werden könnte. Die dumpfe Stille, die jetzt in Zürich herrschte, die Besorgniß, die auf jedem Gesichte zu lesen war, die Unlust gegebene Befehle zu erfüllen, Alles überzeugte den Bürgermeister, daß ein ernster Kampf ihm bevorstände.

Er versammelte noch am nämlichen Tage seine vertrautesten Freunde, sich mit ihnen zu berathen. Ich verkenne wahrlich die Gefahr nicht, die uns droht, sprach er am Schlusse seiner Unterredung, ich fühle, daß es Muth und Besonnenheit bedarf, ihr kräftig entgegen zu treten, aber mit Gott wird Beides uns nicht mangeln. In der Gefahr stählt sich des Mannes Kraft, bewährt sich sein Muth. Deshalb laßt uns fest zusammen halten in Noth und Tod, wie wir es in Glück und Freude thaten, laßt uns Alles aufbieten, List und Gewalt, Worte und That, das Unwetter zu beschwören, und hätte Gott es nach seiner Weisheit anders beschlossen, sollte unser Stern untergehen, müßte es Valet gesagt seyn, dann denkt, Ihr Freunde, was ich jüngst dem frommen Leutpriester sagte, als er mich vor Stüssis Ende warnte: Sein Tod war schöner noch, als sein Leben! — Gebe Gott mir, gebe er Euch einen solchen Tod!

Am andern Tage traf er in aller Frühe die nöthigen Vorkehrungen, besetzte Thürme und Wehren, stellte die Wachten aus, ließ die Stadtknechte mit Schlachtschwertern bewaffnen, und sandte aus, Volk zur Vertheidigung der Stadt zu werben.

An demselben Morgen kamen 30 Boten von den Seegemeinden nach Zürich, trugen dem grossen Rath ihre Beschwerden vor, und verlangten besonders die Vernichtung der entstellten Urkunde. Sie sprachen mit Entschlossenheit, Waldmann antwortete streng und mit Würde; da verließen sie Zürich und sandten Boten mit ihren Beschwerden an die Eidgenossen. Bern wollte vermitteln, ein Tag wurde nach Schwyz angesagt, aber schon war der Aufruhr zu weit gediehen. Die Glocken standen längs dem See still, nicht eher sollten sie tönen, bis die Glocke zu Küßnach das Zeichen gäbe. Sie tönte, die Sturmglocken heulten durch die ganze Landschaft, 6000 Bewaffnete sammelten sich in Küßnach. Schnell zogen sie vor Kiburg, Wädeschwyl und Gemmingen; zwei Ritter, tapfere Männer in den Schlachten von Murten und Granson, führten sie an, aber der wilde Muth des Landvolks zerschellte an der eisernen Treue und der

Beharrlichkeit der Besatzung. Sie gaben Zürich ein herrliches Vorbild wie es handeln müsse, da bald darauf die Meuterer vor die Stadt rückten.

21.

Werner Göldlin saß ernst und in sich gekehrt in seinem Zimmer. Eben hatte ihn sein Vater verlassen, der ihn aufgefordert, thätigen Theil an der Verschwörung gegen Waldmann zu nehmen; er hatte ihm vorgestellt, wie leichtsinnig er sich um die Früchte des Sieges brächte, ihm sogar Feigheit vorgeworfen und ihm mit seinem Zorne gedroht. Ruhig hatte ihm Werner erwidert, daß, so wenig er auch Waldmann liebe, er doch seinen Sturz als ein Unglück für Zürich betrachten müsse, und er verlange keinen Fetzen von der Größe dieses Mannes, und seinen Muth zu beweisen, wolle er sich selbst gegen den Zorn seines Vaters stemmen; in einer bewegten Zeit, wie diese, müsse der Mann dem eigenen Willen, nicht dem fremden folgen. Der Vater hatte ihn entrüstet verlassen, und Werner saß noch in trübem Nachsinnen vertieft, als ein Diener ihm

ein Brieflein brachte. Es war von Anna, die ihn einlud, wichtiger Verhandlungen wegen eiligst zu ihr zu kommen.

Er zögerte, endlich ging er doch. Herr Werner! redete sie ihn an, ich weiß, daß Ihr gestern Magdalene nach Zürich zurückgebracht habt, kaum ahn' ich zu welchem Zweck. Noch weiß es Niemand als ich. Was soll sie hier, wo bald Schwerter klirren und Karthaunen donnern werden? Soll sie Waldmanns Schwanengesang mit ihrer Laute, oder Euch gar zum Altare begleiten? — Sprecht wie zu einer Freundin zu mir, unsere frühere Verbindung ließ noch manches Wohlwollen in meinem Herzen zurück, und auch an Magdalene nehme ich noch warmen Antheil.

Was Magdalene hier soll, darum befragt sie selbst, sie allein kann Euch Antwort geben, erwiderte Werner kalt. Ob sie Waldmanns Schwanenlied mit ihrer Laute begleiten wird, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß sein Schwanenlied auch der Sterbegesang von Zürichs Größe ist.

Seid Ihr denn immer noch des Mannes Freund? Ich dachte er hätte Eurem Herzen so weh gethan?

Wie denn Eurigen, meint Ihr? fiel ihr Werner in die Rede, Ihr irrt — Doch was soll ich hier, was habt Ihr mir zu sagen? Daß Magdalene hier sei, mußte ich ja früher wissen, als Ihr. Oder wollt Ihr mich, wie so viele Andere, für Euch gegen Waldmann werben? Dem Preis, den Ihr den Thoren geboten habt, hab' ich ja entsagt, da er mir ohne Freundes Verrath hätte werden können.

Purpurröthe überflog ihre Wangen, sie warf einen vernichtenden Blick auf ihn, doch schnell faßte sie sich. Ihr seid heute in übler Laune, Herr Werner, um mit Euch noch über Wichtiges zu sprechen. Lebt wohl, auf Wiedersehen! Sie entfernte sich, auch er ging unmuthig von dannen.

Als die Kunde von der Verennung der Stadt nach Schwyz gelangte, begaben sich die Boten der Eidgenossen nach Zürich. Sie fanden Hans Waldmann in seiner Rüstkammer mit einem Waffenschmiede, den lange vernachlässigten Panzer und das breite Schwert, schönerer Tage Zeuge, hervor zu holen und zu säubern. Thüring Frickhard von Bern, sein inniger Freund, sagte verweisend: Nicht also, Hans Waldmann, nicht blutig, in Frieden muß die Sache enden.

So wird es nicht! erwiderte er, wendete ſich dann ſchnell zu den Eidgenoſſen, begrüßte ſie herzlich und lud ſie zum Gaſtmahl im Wirthshauſe zum Schwert ein, wo er ſie mit der heiterſten Laune bewirthete. Jedes Geſpräch über die Angelegenheiten, die ſie hierher geführt, ſorgfältig vermeidend, ſcherzte er mit ihnen, als ob ſie ſich zur Feier einer frohen Begebenheit verſammelt hätten, als plötzlich Geſchrei und Getümmel auf der Straße entſtand, von allen Seiten Menſchen nach der Brücke ſtürzten, die zwiſchen dem Rathhauſe und dem Gaſthofe, worin ſie ſich befanden, über den Fluß führte. Die Boten ſprangen erſchrocken auf, Waldmann eilte an das Fenſter, und hier erfuhr er, daß auf der Brücke ſein treuer Diener, daß Schneevogel von vier Mann, als er ſie wegen ungebührlicher Aeußerung über des Bürgermeiſters Regiment zur Rede geſetzt, erſtochen worden ſei. Das heiſcht blutige Rache, rief Waldmann mit ſeiner Donnerſtimme und ergriff ſein gutes Schwert, doch die Boten der Eidgenoſſen warfen ſich ihm in den Weg, hielten ihn mit Gewalt von dieſer raſchen That ab, die ihn unausbleiblich ins Verderben geſtürzt hätte, und ſuchten ihn zu bereden, ſich auf einige Zeit aus

der Stadt zu entfernen. In Zürich stieg ich empor, erwiderte er stolz, in Zürich muß ich oben stehen oder fallen! — Es gab mir mein Ehrenkleid, so geb' es mir auch mein Leichentuch! — Morgen zeig' ich mich öffentlich dem Volke, und mit Gott werde ich den alten Geist in ihm wecken! — Diese Worte erfuhren schnell seine Gegner; sie fürchteten den gewaltigen Mann und seine einnehmende Rede, und ihr Plan, dem entgegen zu kommen, war bald entworfen.

Als er spät am Abend allein saß und sein Schicksal überdachte, trat sein Diener ein und meldete ihm, daß an der Pforte ein im Mantel Gehüllter stehe, der ihn zu sprechen wünsche, und sich, da er ihm Wichtiges zu sagen habe, nicht abweisen lassen wolle. Waldmann bedachte sich, denn er erkannte die Gefahr, der er sich aussetzte, in dieser Zeit mit einem Unbekannten allein zu seyn, doch befahl er ihn einzulassen, ließ aber Bewaffnete vor der Thür seines Zimmers sich bereit halten.

Der Mann trat ein. Es war eine lange, in einen schwarzen Mantel verhüllte Gestalt, deren tief eingedrückter Hut selbst das Auge verbarg.

Bürgermeister Waldmann! begann er, und man hörte deutlich, daß er seine Stimme zu verstellen suchte, ich komme Euch zu warnen, laßt Euch durch keine Veranlassung bewegen morgen auf das Rathhaus zu gehen, dort droht Eurem Leben Gefahr!

Ich dank' Euch, wenn nämlich Eure Warnung wohlgemeint ist! erwiderte Waldmann, doch um sie beachten zu können, muß ich wissen, ob sie aus Freundes oder Feindes Munde kömmt.

Ich bin Euer Freund nicht! sprach der Vermummte.

Und was führt Euch dann zu mir?

Beachtet meine Warnung, auch ohne dies zu wissen.

Bei St. Georg! Ihr kommt nicht von hier, bis mir das Räthsel gelöst ist, rief Waldmann zornig. Hofft Ihr, mich zu schrecken? Wähnt das nicht! — Enthüllt Euch, befahl er noch einmal, sonst hab' ich Mittel Euch dazu zu zwingen.

Bürgermeister Waldmann, liegt Euch so viel daran mein Antlitz zu sehen? Das kann ich Euch leicht zeigen, erwiderte der Verhüllte, warf,

indem er dies sprach, den Mantel zurück, und Werner Göldlin stand vor ihm.

Seid Ihr es, Herr Werner? sagte Waldmann freundlich und reichte ihm die Hand, hätte ich doch nie geglaubt, Euch, den Sohn meines bittersten Feindes, unter solchen Umständen bei mir zu sehen. Aber sagt mir offen, welcher Beweggrund führt Euch hierher? Zwar zweifl' ich keinen Augenblick, daß Ihr es redlich meint —

Zweierlei zog mich her. Magdalenens Bitte—

Ist sie in Zürich?

Ja, Herr!

Ich wünschte, sie noch heute zu sehen!

Das ist ohnmöglich!

Und der zweite Beweggrund?

Ahnet Ihr ihn nicht, Hans Waldmann?

Nein! —

Gedenkt meiner Mutter! — Und nun lebt wohl, meine Pflicht habe ich erfüllt! Ehe noch Waldmann ihn zurückhalten konnte, hatte er sich schon entfernt.

Die Mahnung überraschte ihn eben so sehr wie die Warnung; aber die Vergangenheit verlor sich bald in dem Strudel der wogenden Gegenwart, so daß er nur über das nachdachte,

bleibt Euch keine Wahl als zwiſchen ehrenvollem Kampfe und dem Hungertode. Siegen wir" ſchloß er ſeine Rede, „ſo finden wir Lebensmittel in Fülle, werden wir beſiegt, einen ehrenvollen Tod! — Seht, die Thore öffnen ſich, Eure Feinde, die von Brügge rücken heraus, Gott Lob, daß ſie kommen!"

Jeder trat nun auf ſeinen Poſten, jedem ward zur Erquickung ein Stück Brod und ein Schluck Wein gereicht und ſich dem heiligen Bavonius, dem Schutzpatron Gents empfehlend, erwarteten ſie feſten Fußes den Feind.

Die Brügger bildeten in der Ebene ihre Schlachtordnung. Wohl an 20,000 rückten ſie, ohne das Heer des Grafen abzuwarten, das in Eile ihnen nachzog, heran. Die Genter ſtanden unbeweglich vor ihrem Geſchütze. Plötzlich, als die Brügger kaum noch tauſend Schritte entfernt waren, demaskirten die Genter ihr Geſchütz und unterhielten ein ſo furchtbares Feuer, daß die Glieder der Brügger ſich trennten. Dies gewahrend rückte Artevelde in dichtgeſchloſſenen Maſſen unter dem ſteten Schlachtruf „Gent, Gent!" vor, ſtürzte auf den Feind und trennte ſeine Reihen. Ein paniſcher Schreck ergriff in dieſem entſcheidenden Augenblicke die Männer von Brügge, ſie wichen, drängten nach der Stadt zurück, warfen ſich auf die Reiterei des Grafen, trennten die noch nicht geordneten Fahnen und ließen ſich faſt ohne Gegenwehr niedermetzeln. Selbſt der Graf von Flandern ward in dem Getümmel vom Pferde geworfen und entkam nur mit Noth. Alles drängte ſich dem Thore zu, Freund und Feind drang zugleich in die Stadt ein, wo der Graf mit den Seinen den Markt zu behaupten ſuchte. Aber als er einige Haufen geſammelt

was ihm auf dem Rathhause in dem Kreise der Eidgenossen begegnen könne. Zu sehr erkannte er Werners Rechtlichkeit, um Mißtrauen in seine Worte zu setzen, und so hielt er es für nöthig, noch in der Nacht Kundschafter auszuschicken. Da gedachte er des Gemordeten. Du hast also das Trauerspiel eröffnet, wer wird es beschließen? murmelte er vor sich hin, und er bedurfte Zeit seine Gedanken wieder ruhig zu ordnen. Dann gab er die nöthigen Befehle, und legte sich heute mit Sorgen belastet auf sein Lager; auch Göldlins Mutter trat vor ihn, seinen Schlaf zu stören.

22.

Die Zünfte hatten sich auf Befehl des Bürgermeisters jede bei ihrer Herberge versammelt. Er trat zuerst zu der Zunft der Gerber, zu welcher er selbst gehört hatte, ermahnte sie zur Ruhe und Ordnung und zur treuen Anhänglichkeit an ihre Obrigkeit und die Stadt, und sie versprachen treu bei ihm zu halten. Von da ging er zu der Zunft der Weber, gleiche Bewillkommnung, gleiches Versprechen. Als er

von hier nach der der Metzger gehen wollte, traten ihm mehrere Bürger in den Weg und baten ihn, bei der gefährlichen Lage der Stadt den großen Rath zu versammeln. Ihm schien dieses Gesuch, besonders im jetzigen Augenblick, unpassend, doch als er mit ihnen deshalb sprach, ertönte schon die Glocke, welche den Rath zusammen zu rufen pflegte. Zornig, da nur er das Recht dazu hatte, eilte er, Werners Warnung vergessend, nach dem Rathhause; dort wollte Niemand wissen, wer die Glocke habe ziehen lassen.

Hier fand er die Boten der Eidgenossen, aber auch Bestürzung auf den Gesichtern der ihm ergebenen Rathsherren, die durch das Toben und Lärmen auf den Straßen noch vermehrt wurde; nirgends bemerkte er die an solchen Tagen so nöthige Fassung, dieß betrübte ihn.

Die Zünfte, die indessen vergebens auf ihn warteten, gingen endlich auseinander. Das Volk, worunter man eine Menge fremder Söldlinge erblicken konnte, wogte auf den Straßen hin und her, und drängte der untern Brücke am Rathhause zu, wo Lazarus Göldlin mit seinen Anhängern stand. Dieser redete zu dem Volke,

stellte es ihnen als gar leicht vor, die Stadt mit dem Lande in Frieden zu vereinen, wenn es nur die Obrigkeit wolle, so daß bald, wahrscheinlich besoldete Stimmen ihm zuriefen, sich der Sache zu unterziehen und für sie zu sprechen. Göldlin säumte nicht sich aufs Rathhaus zu begeben.

Als er angemeldet wurde, durchschaute Waldmann den Plan seiner Feinde, doch hinderte er nicht, daß Göldlin vorgelassen wurde. Dieser trat ein und begehrte, daß ein Ausschuß des großen Raths, vereint mit einigen der Gemeinde, den Frieden mit dem Landvolk unterhandele, und ohne den Entschluß des Rathes abzuwarten, entfernte er sich schnell, ließ sich von einem, mit seiner Rüstung bereit stehenden Knechte wappnen, stürzte, die Mordaxt in der Hand, auf die Straße und schrie unaufhörlich: Daß Gott sich der armen Stadt erbarme! So durchlief er mehrere Straßen, das Volk und seine geworbenen Söldlinge folgten ihm, überall verbreitete er Schrecken und Wuth, und bald stand er mit dem tobenden Haufen wieder vor dem Rathhause. Mit fürchterlichem Geschrei verlangten sie hier, daß Waldmann und seine Anhänger ihnen ausgeliefert würden.

Das Erscheinen der eidgenossischen Boten auf dem Altan, das Anreden des Schultheiß von Luzern half nichts; sie verwarfen alle Vorschläge, und statt den Mann, welcher am Tage der Schlachten so oft an ihrer Spitze gefochten, so oft mit Rath und That zur Seite gestanden, durch wahre Theilnahme und kräftiges Handeln zu unterstützen, gedachte der Schultheiß nur Frischhans Theiligs, nicht der ersten obrigkeitlichen Person, nicht des größten Mannes der Schweiz, und fragte den tobenden Haufen, wen sie denn eigentlich wollten? Da riefen sie: Den Bürgermeister Waldmann, den Obristmeister, den Stadtschreiber! Und wen noch? fragte der Schultheiß, als ob an diesen Opfern noch nicht genug sei — Alle seine Freunde! rief das zügellose Volk.

Als der Schultheiß mit den andern Boten in die Rathsstube zurückkam, traten sie zu Waldmann und sagten: Herr, Euch verlangen sie zuerst!

Da stand der Held von Murten von seinem Sitze auf, trat unter sie und sprach mit flammendem Blick: Ihr Herren! Meine Arbeit und mein Gemüth für diese Stadt könnt Ihr be-

zeugen. Eidgenossen! Der ewige Bund ist auf den Bürgermeister von Zürich mit Namen gestellt. Mich habt Ihr bei Murten und Nancy, wie oft als Freund auf Euren Tagen gesehen — Dessen gedenket! Er übergab sich dann als Gefangener, man nahm ihm das Schwert ab, und er ging zwischen dem Landamman Reding und dem Schultheiß Seiler, von seinen gefangenen Freunden gefolgt, noch den hohen Muth auf der Stirn, noch die Flamme im Auge, hinaus auf die Gasse durch eine Reihe von Spießen und den schmähenden triumphirenden Pöbel. Ein Schiff brachte die Gefangenen nach dem Wellenberg, wo Waldmann ein eigenes Gefängniß, das nämliche worin der Luzerner gesessen, und von den Eidgenossen bei Ehre, Pflicht und Freundschaft die Versicherung erhielt, daß sie nichts Gewaltthätiges gegen ihn zugeben würden. Gleich darauf verließen sie ihn, Wachtschiffe und Wachten umgaben den Thurm.

Ohne von irgend Jemand belästigt und getröstet zu werden, denn Niemand hatte Zutritt zu dem Gefangenen, verstrich ihm der Tag in trüber Einsamkeit. Der Gefangenwärter, ein fremder, ihm unbekannter Mann, der die ärmliche Kost brachte, war das einzige menschliche

Weſen das er ſah, und während der Pöbel in ſeinem Hauſe plünderte und von ſeinem Weine zechte, reichte man dem angeſehenſten Manne der Schweiz einen Krug mit Waſſer. Elendes Volk für das ich gefochten, für das ich gelebt habe! rief er in ſeinem Unmuth aus, Dich groß zu machen, Dich über Andere zu erheben, habe ich mich gemüht nnd gequält, und hob ein Arm ſich für mich in der Zeit der Gefahr? Wehe dem, der auf Dankbarkeit rechnet, dreimal wehe dem, der auf Volksgunſt baut!

Indem er dies im Unmuth ausſtieß, öffnete ſich die Kerkerthür, und er hörte eine ihm wohlbekannte Stimme ſagen: Tretet nur hier herein! und eine Verſchleierte, hinter der ſich die eiſerne Thüre wieder ſchloß, ſtand vor ihm. Waldmann erhob ſich von ſeinem Sitze, betrachtete bei dem matten Schein ſeiner Lampe die Geſtalt genau, die jetzt, den Schleier zurück werfend, mit bebender Stimme ſagte: Ich bin es, Hans Waldmann!

Ihr hier, Anna Grebel? fuhr dieſer auf, was wollt Ihr hier? Glaubt Ihr, ich ſei ein Anderer im Kerker, als in meinem Hauſe, die Macht in der Hand? — Glaubt das nicht! — Bei dieſen Worten ſtand der Mann ſo ſtolz, ſo

ehrfurchtgebietend vor ihr, daß sie verlegen die Augen niederschlug.

Führt Euch eine andere Absicht hierher, fuhr er fort, so sagt es kurz — Meinen Feinden gegenüber stehe ich nicht gern lange müßig — und daß Ihr meine Feindin seid, weiß ich —

Ich fühle Mitleid mit Euch — hob sie an.

Verspart das für die, so es bedürfen, ich bedarf, ich mag es nicht, am wenigsten von Euch.

Ich könnte Euch Rettung bringen, stolzer Mann!

Rettung? — Aus Feindes Mund ist dieses Wort zweideutig, doch laßt hören!

Vorher daß Geständniß, daß beleidigte Eitelkeit mich trieb zu Eurem Verderben zu wirken. Ich warb die fremden Söldlinge die das Rathhaus umlagerten, behielt sie aber für jeden Fall in meiner Hand, in meiner Gewalt. Ich verlockte Jung und Alt mit Versprechungen, und so ist auch Felix Schwend, der Hauptmann des Thurmes, durch mich bewogen worden, zu Euren Feinden überzutreten. Ich glaubte, nur in Eurem Blut könnte meine Rache enden, als ich Euch aber gleich einem gefangenen Löwen Alle, die Euch umgaben, hoch überstrahlend,

durch

durch die Straße führen sah, da erwachte — O laßt mich von dem schweigen, was ich fühlte — Noch wäret Ihr zu retten!

Durch Euch, glaub' ich kaum! sagte Waldmann ernst, könntet Ihr es, wolltet Ihr es uneigennützig, warum thut Ihr es nicht? Ich würde, ich könnte Euch nie daran hindern — Wäret Ihr aber thörigt genug, einen Preis darauf zu setzen, so will ich Euch das drückende Geständniß ersparen und Euch sagen: Erkaufen werde ich meine Freiheit nicht! Will Zürich nicht gerecht gegen mich seyn, nun was ist es weiter, als daß es früher als ich glaubte ein Ende mit mir hat.

Herr, morgen werden sie Euch peinlich vernehmen!

Das werden sie nicht! —

Und doch, doch! — Wollt Ihr auch dann nicht Rettung aus meiner Hand?

Wie Ihr es meint — Nein!

Waldmann! sagte das Mädchen in höchster Bewegung, an Euer Schicksal hab' ich das meine gebunden —

Daran habt Ihr thörigt gehandelt!

Ich habe Euch ins Verderben gestürzt! —

Träumt nicht so stolzen Traum, Anna Gre-

bel — Gott rief sein strenges: Stolzer Mensch, bis hierher und nicht weiter! und ich stand, sank und gehe unter, wenn mein Sand verronnen ist. Ihr habt keinen Theil daran, Ihr waret höchstens ein betrogenes schwaches Werkzeug in der Hand meiner Feinde, höchstens ein Sandkorn, das der Sturm meinem kühnen Lauf in den Weg trieb. Tröstet Euch! — Doch, sagte er plötzlich, als er die Anstrengung sah, mit der sie die hervorbrechenden Thränen verbergen wollte, habt Ihr wirklich Theilnahme für mich, so sei Euch vergeben und wir scheiden, ob ich zum Schaffot oder zum Stuhl des Bürgermeisters aus diesem Kerker gehe, in Frieden. Aber nun verlaßt mich! Ihr werdet weich, Eure Thränen rinnen, sie rinnen vergebens auf diesen feuchten Boden, wie auf mein Herz.

Da hob die Gebeugte ihr Haupt: Ich will Euch zwingen mich — achten zu müssen! rief sie, gab das Zeichen und die Thüre öffnete sich schnell. Lebt wohl! raunte sie ihm zu, Ihr werdet von mir hören. Die Schlösser rasselten hinter ihr.

Sie eilte nach Hause und durchwachte die Nacht unter mancherlei Plänen zu Waldmanns Rettung. Es that ihrem Herzen wehe, daß so

Herrliches untergehen ſollte, ſie wollte wieder gut machen, was ſie verbrochen, ſie wollte mit der eigenen Gefahr des Lebens ihn retten. Ihr Wille war gut. Schon am frühen Morgen wollte ſie hinaus, die ihr Ergebenen, ihre Söldner, Waldmanns Freunde verſammeln, Lazarus Göldlin überfallen und ihn als Geißel für Waldmann bewahren; aber als ſie ſchellte, trat ihr Vater ein und kündigte ihr an, daß ſie auf Befehl des Stadthauptmanns das Zimmer nicht verlaſſen dürfe und Wache davor geſtellt ſei. Der liſtige, jetzt Alles vermögende Lazarus hatte ihr willig den Wunſch gewährt, durch ihre Gegenwart, wie ſie vorgab, den ſtolzen Mann zu demüthigen. Die äußere Thüre des Gefängniſſes blieb offen, die innere ward nur angelehnt, und ſo belauſchte man manches laut geſprochene Wort, und die Thränen, die ſie beim Herausgehen nicht verbergen konnte, verriethen ſie ganz. Der vorſichtige Göldlin wußte ſie unſchädlich zu machen.

---

und mit ihnen verrückte, ward es Nacht. Die Genter hatten indessen den Markt schon besetzt und waren Herren der Stadt, auch hatten sich viele, fast alle kleineren Gewerke Brügges, zu ihnen gesellt; die Leute des Grafen zerstreuten sich und er selbst entkam nur verkleidet und unter großer Gefahr.

Arteveldе hatte während des ganzen Kampfes gehofft, auf den schwarzen Ritter zu stoßen, aber sein Falkenauge sah ihn nicht; wo nur ein schwarzer Helmbusch wogte, nur ein dunkel Geharnischter hervorbrach, drängte er sich hin, aber nirgends traf er den, welchen er suchte und nur für Gent, nicht für sein verwundetes Herz konnte er heute die Streitart schwingen.

Die Genter waren nun Sieger, waren Herren von Brügge; mit stolzem Gefühl begrüßten sie die Morgensonne und der kleine Hause, nur wenig durch das Schwert des Feindes verringert, übte nun auf grausame Weise das furchtbare Recht des Siegers. Schiffe mit den Vorräthen der Brügger, Wagen, so viel man auftreiben konnte, mit Getraide beladen und mit den vorgefundenen Pferden des Grafen und der Ritter bespannt, gingen nach Gent ab; aber auch das Racheschwert wüthete. Auf dem Markte wurden zwei Stangen aufgerichtet, an der einen ein junger geschlachteter Stier, an der andern ein Stör aufgehangen, mehrere Fleischerblöcke darunter gesetzt und die Unglücklichen, die zu der Innung der Fleischhauer und Fischhändler gehörten, aus ihren Häusern geschleppt und unter dem Zuruf „Nehmt dies mit, ihr Herrn von Brügge, Ihr armen Leute könnt es auf Eurer Reise gebrauchen!“ durch den Büttel enthauptet. Auch in der Innung

23.

Noch am nämlichen Tage hatte sich die Gemeinde, durch allerlei falsche Gerüchte getäuscht, in der Wasserkirche versammelt, hier den ganzen Rath abgesetzt, und Lazarus Göldlin mit außerordentlicher Gewalt zum Stadthauptmann gewählt. Ihm wurde ein Rath von 60 Personen beigesellt, die, aus der Hefe des Volkes genommen, sich durch Unwissenheit auszeichneten. Zugleich wurde die Nachricht ausgesprengt, daß ein kaiserliches Heer im Anmarsch sei, welches anfangs in der Absicht heran gezogen wäre, Waldmann in seinem Plane zu unterstützen, Graf von Kyburg zu werden, jetzt aber eiligst zu seiner Rettung anrücke. Ein Verzeichniß von einer Menge der angesehensten Bürger, die Waldmann als zum Tode bestimmt aufgezeichnet habe, war in Umlauf, und mehrere andere unglaubliche Verbrechen wurden dem Mann angedichtet, der so treu für Zürich gewirkt hatte.

Daß diese Erdichtungen das Volk nicht lange täuschen könnten, sah Göldlin wohl ein, deshalb wurde der Beschluß gefaßt, ihn schon am andern Tage durch peinliches Verhör zur Bejahung einiger Anklagen zu vermögen.

In der Mitternachtsstunde der zweiten Nacht seiner Gefangenschaft begab sich Göldlin mit seinen Anhängern nach dem Wellenberge und das Verhör begann. Waldmann verwarf mit Stolz alle die Anklagepunkte, und so führte man ihn zur Folter. Lohnst Du mir so, Zürich? rief er entrüstet, als ein Centnerschwerer Stein ihm angehängt wurde, lohnst Du mir so? Er behielt jedoch seinen Muth und seine Besonnenheit. Nach kurzer Unterbrechung versuchten sie die Marter bis zur gänzlichen Erschöpfung, er blieb standhaft, wie das erstemal. Da, nach vierzigstündigem Verhör, nach vierzigstündiger Qual, belegten sie ihn mit den schwersten Fesseln und warfen ihn in das gräßlichste Mörderloch des Thurmes. Er streckte die ausgerenkten Glieder auf das faule Stroh, was schon manchem Verbrecher zum Lager gedient haben mochte, blickte im Kerker umher und sagte ruhig lächelnd: Hier verfolgt mich doch die Nemesis nicht, wie in dem Kerker des Luzerners. Auch hier blieb er standhaft.

Als er aber sah, daß Zürich alle seine Thaten, all' seines Lebens Mühen, seine treue Liebe für die Stadt vergessen hatte, als man ihn ganz Göldlins Macht übergab und dieser ihm das

Ritterzeichen abnehmen ließ, da konnte er eine Thräne nicht zurückhalten, die einzige, die ihm entsank. — Nehmt mir das Zeichen der Würde, vergeßt, was ich Euch war, laßt mich durch Henkers Hand sterben, rief er, sich ermannend, doch werd' ich leben im Munde der Nachwelt! Aus dieser Thräne, die mir entsank, werden Millionen entsprießen, die das undankbare Zürich noch um mich weinen wird. Ungebeugt trotzte er seinen Feinden, kein Geständniß konnten sie erpressen, kein Zeichen von Schwäche ihm entlocken.

Das hatte Lazarus nicht erwartet, diesen Triumph gönnte er ihm nicht. Er sollte bittend vor ihm erscheinen; nicht ihm die Bitte zu gewähren, nur ihn zu demüthigen, wünschte er es. Er glaubte endlich das Mittel gefunden zu haben, entweder seinen Zweck zu erreichen, oder ihm seine letzten Stunden noch qualvoller verbittert zu haben.

Am fünften Abend seiner Gefangenschaft, als er schon zwei Tage in dem furchtbaren Kerkerloche gelegen hatte, rasselte die eiserne Thüre auf, und Magdalene stürzte mit dem Knaben herein. Stürmisch, wie in den Tägen der Wonne, warf sie sich in Waldmanns Arme,

der, so schwer es ihm auch wurde, sich mit seinen zerrenkten Gliedern vom Lager erhoben hatte, schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte seine welken Lippen, denn seitdem ihm die Ritterwürde abgenommen war, hatte er keine Nahrung zu sich genommen.

Waldmann! rief sie, ich komme, um für diese Welt von Dir zu scheiden und Dir für Deine Liebe Dank zu sagen; ihre glücklichen Augenblicke wiegen tausendfach die Tage des Schmerzes auf. Reiche mir Deine Hand, gieb mir in dieser ernsten Scheidestunde noch einmal die Versicherung, daß Du mich liebst, und segne Dein Kind!

Nicht die Marterwerkzeuge, nicht der Tod hatten des Mannes Brust erschüttern können, der Anblick der Unglücklichen, der Anblick seines Kindes brachte ihn außer Fassung; er drückte bald Magdalene, bald den Knaben an sich, aber keine Thräne floß, mit der einen war der Quell vertrocknet. Den Blick gen Himmel gehoben, legte er die Hand auf das Haupt des vor ihm nieder gekneten Knaben, Gott möge sich Deiner erbarmen, sprach er gerührt, und Dich bald heimführen von dieser Welt voll Undank, dies sei der Segen Deines Vaters!

Amen! sagte Magdalene, preßte das Kind mit Heftigkeit an sich, und von dem Augenblick an schien sie ruhig.

Auch soll ich Dir noch sagen, begann sie dann die dumpfe Stille zu brechen, daß, wenn Du es wünschtest und bittend bei dem Rathe einkämest, Deine liegende Habe diesem Kinde zugeschrieben werden sollte.

Bittend soll ich einkommen, bittend bei den Elenden, daß sie meiner spotten und doch den Knaben verstoßen? Nein, mein Sohn! rief er heftig, gehe ein Bettler durch die Welt, und verhungere eher am Scheidewege, als daß Du solch Almosen von diesen Elenden annähmst.

Er bedarf auch nichts für diese Welt! sprach Magdalene feierlich.

Starr sah Waldmann sie an. Sie sank von Neuem mit Leidenschaft an seine Brust.

Magdalene, sprach er, laß uns scheiden, die Stunden der Trennung sind schwer —

Und der Augenblick des Wiedersehens so süß! fiel sie ihm in die Rede.

Sorge für das Kind, bat er dann, den Knaben herzend — Ich übergeb' es Dir.

Sorgen will ich für ihn so treu, wie für mich, entgegnete sie — Rein und schuldlos soll

er neben Dir vor Gottes Thron treten. Bekümmre Dich nicht um seine Zukunft!

Und ehe wir scheiden, Magdalene, sprach er jetzt, als die Mutter den Knaben schluchzend an ihr Herz preßte, sage mir, daß Du mir vergeben hast.

Von Herzen! rief sie, ich habe Dich in Freud' und Leid immer geliebt mit gleicher Liebe.

Gelobt sei Gott! rief er nun aus, zweierlei hat zuweilen mein Gewissen beunruhigt, das Eine ist mir vergeben, und des Luzerners Blut versöhnt mein Tod. So trete ich vor Gott, mit manchem Fehl, doch mit keiner unedlen That belastet. Nun aber lebe wohl! Ich glaube meine Sanduhr wird bald abgelaufen seyn, und ich muß noch ruhen, damit ich gestärkt zum Tode gehen kann — Dort oben sehen wir uns wieder!

Bald, bald! schluchzte sie, hob den weinenden Knaben an dem Vater empor und umschlang Beide — Heilige Mutter Gottes, rief sie, erbarme Dich unser!

Sie schieden für diese Welt.

24.

Am andern Tage versammelte sich der Blutrath auf dem Rathhause, um über Hans Waldmann zu sprechen. Das Volk, davon unterrichtet, wogte zum Theil blutdürstig, zum Theil mit banger Erwartung auf den Straßen, und manche Stimme ließ sich zu Gunsten des Gefangenen vernehmen, denn noch war nicht alle Liebe zu ihm in den Herzen der rechtlichen Bürger erloschen. Göldlin fürchtend, daß sich seine Freunde, daß die Bürger sich zu seiner Rettung erheben möchten, bediente sich einer gemeinen List. Es kamen während der Sitzung drei schweißtriefende Boten athemlos in den Sitzungssal gestürzt, und berichteten — auch unter dem Volke, ehe sie bis zum Rathhaus gelangten, hatten sie die Nachricht verbreitet — daß ein bedeutendes kaiserliches Heer bei Eglisau den Rhein überschritten habe. Sie hätten, behaupteten sie, die Flammen der eingeäscherten Stadt gesehen, das Geheul und Wehklagen der gemordeten Unterthanen gehört, schon bis ganz nahe an der Stadt dringe der Feind — Da sprachen, unter dem Vorwand größerem Uebel vorzubeugen, die Richter in Eil das Todesur-

theil — und der Mann, um dessen Gunst Könige und Fürsten geworben, der bei Murten und Nancy den Eidgenossen den Siegeslorbeer errungen, der das gesunkene Zürich zur ersten Stadt der Schweiz erhoben hatte, er wurde im Beiseyn eidgenössischer Gesandten zur Enthauptung verurtheilt.

Als die große Glocke, dies Todeszeichen, erklang, erbebte Hans Waldmann nicht, er war dem Tode vertraut. Ein Geistlicher trat jetzt ein, nicht sein Freund der Leutpriester, den hielt man entfernt. Er beichtete ihm mit fester Zuversicht, daß Gott ihn gnädig vor seinem Throne aufnehmen würde, und der Geistliche, wahrscheinlich von Göldlin bestochen, drang ihm in dem Moment, wo der Mensch so leicht alles Irdische unberücksichtigend von sich wirft, das Versprechen ab, um Frischhans Theiligs Tod zu versöhnen und seine Sünden zu büßen, das Volk nicht anzureden, damit dadurch nicht noch mehr Blut, und für ihn nutzlos vergossen werde.

Jetzt hielt das Schiff, das ihn abholen sollte, an dem Wellenberg. Mit freudigem Muthe bestieg er es, 200 Söldner bewachten ihn. Ihn schmerzte nicht, daß er sich vom Leben trennen

sollte, ihm war nur die Erinnerung an seine zurückgelassenen Freunde schrecklich, deren blutiges Ende er voraussehen konnte.

Vor dem Rathhause wurde ihm sein Todesurtheil vorgelesen, wo ihm ein Gemisch von Lügen, Vermuthungen, und einzelner unbefangen ausgesprochener Worte zum Verbrechen angerechnet, aber kein wirklich todeswürdiges und von ihm eingestandenes Vergehen als Verdammungsgrund angeführt wurde. Dies empörte ihn, er war im Begriff zu reden, doch der Geistliche rief ihm zu: Stillschweigen allein kann jetzt vor Gott Eure Sünden sühnen! und Waldmann schwieg.

Damit den Seebauern das blutige Schauspiel nicht entginge, auch dem kühnen Meuterer Rellstab die Freude der Rache würde, hatte Göldlin auf der Hagenover Matt, auf der nämlichen Stelle, wo Waldmann im Ringen gesiegt, das Blutgerüste aufführen lassen. Dorthin wurde er vor den Augen der auf dem Walle versammelten Städter und im Angesicht der Seebauern zum Tode geführt.

Stolz, doch Jedermann freundlich grüßend, ein kühner herrlicher Mann, schritt er getrost

dem Blutgerüste zu, an dessen Fuße die Worte ihm entschlüpften: Gott, um dieses unverdienten Todes willen vergieb mir! Dann bestieg er das Gerüst, bat hier Alle, denen er wehe gethan, um Vergebung und um ihre Fürbitte bei Gott, kniete, das Gesicht nach Zürich gewendet, mit ruhigem Anstand nieder, und, Gott erbarme Dich der Stadt! ausrufend, rollte sein blutendes Haupt zu seinen Füßen.

Ein lauter Schrei erschallte, als es sank, Thränen flossen, und eine grausige Todtenstille trat ein — Doch sie wurde schnell und auf furchtbare Weise unterbrochen. Ein Weib, das auf dem äußersten Rande des Walles, einen Knaben an der Hand, gestanden, und während der Hinrichtung stets gebetet hatte, erfaßte jetzt das Kind, hob es in die Höhe, und es fest in ihre Arme schließend, stürzte sie sich unter dem Ausruf: Gott sei mir gnädig! mit ihm in die Fluth — Noch einmal, den Knaben immer noch im Arm, der die Händchen zitternd emporstreckte, tauchte sie auf, dann verschlang sie die Welle. Man eilte ihr zur Hülfe, aber die Fluth hatte Mitleid mit ihr, sie bettete Magdalene Feltrino und ihr Kind auf feuchtem Lager zum ewigen Schlaf.

Gerber und Glashändler floß Blut, denn sie hatten
mit dem Grafen gehalten, ihre Häuser wurden geplün-
, so wie die der Reichen. Dies Alles duldete das
htige, volkreiche Brügge, duldete es von einer Handvoll,
n dem Hungertode entronnenen Volkes; aber ein pa-
hes Schrecken hatte sich ihrer bemeistert, keiner wagte
Haus zu verlassen, keiner das Schwert zur Verthei-
ung zu ergreifen. Zwölfhundert wurden auf diese Wei-
ein Opfer des gegenseitigen Hasses der Städte und so
te Artevelde blutig den Hohn, den er vor wenig Ta-
, auf der nämlichen Stelle, erfahren hatte.

Aber noch erhob sich in herrlicher Pracht ein Ort,
sein Stolz gedemüthigt worden war; das Schloß Ma-
dieser Lieblingsaufenthalt des Grafen stand noch. Es
zerstören, gab er nun den Befehl; die Brügger selbst
sten ihn vollführen und bald stand dieses prachtvolle
äude, mit allem Luxus damaliger Zeit ausgestattet, in
mmen und seinen prophetischen Worten verlieh er selbst
Erfüllung.

Wie sehr hatte sich die Lage Gents in diesem einen
ge geändert, wie sehr aber auch das Gemüth Artevel-
Jede von Alicens Hand sanft gestimmte Saite seines
zens war gesprungen, nur rauhe und wilde Akkorde
ten noch und wie Blut den Tiger immer noch blutgie-
r macht, so weckten auch die unaufhörlichen Hinrich-
gen die Begierde nach stärkeren Grausamkeiten in ihm
. Selbst die Genter murrten und so hielt der Blutdür-
e ein, gab Atemann den Befehl über Brügge, ließ eine
ke Besatzung daselbst und schickte hinlängliche Geisseln
h Gent, sich der Treue der nun durch Blut Ver-

Anna's Ruhe war hin; sie vermachte ihre sämmtliche Habe dem Frauenmünster und hoffte vergebens den verlornen Frieden unter dem Schleier wieder zu finden.

König Maximilian in Brügge.

Historische Erzählung.

1.

Dem alten gothisch verzierten Rathhäuse in Mecheln gegenüber stand zur Zeit König Maximilians ein stattliches Haus mit seinem von geschnitztem Holzwerke und verschiedenen grotesken Figuren getragenen Erker. Ueber dem Thorwege prangte stolz ein goldner Pelikan, die Reisenden in die durch ganz Flandern und Brabant berühmte Herberge einzuladen. Jeder Fremde, der mit vollem Seckel nach Mecheln kam, hielt sicher sein müdes Roß vor dem offenen Thore des Pelikans an, sich hier mit guter Speise, echtem Weine und einem weichen Lager von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen.

Auch Peter Langhals, der Schultheiß von Brügge, war dort eingekehrt, mehrere Bürger von Brügge erwartend, die von ihrer Stadt hergesendet waren, König Maximilian zum Lichtmeßfeste einzuladen. Peter Langhals, einer

der Räthe des Königs und von ihm in das unruhige Brügge als Schultheiß gesetzt, war seinem Herrn eben so treu ergeben und zugethan, als er, ein Ausländer, von den stolzen Flamändern gehaßt wurde. Den städtischen Abgeordneten vorausgeeilt, kam er, den König von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, und schritt mit seinem Freunde, dem jungen Grafen Niklas von Salm, vom Schlosse, in tiefem Gespräche begriffen, über den Markt der Herberge zu, wo ihn Kunz von Rosen, sein alter Bekannter, ihn zu begrüßen erwartete.

Die drei Männer traten nun in das schön getäfelte Zimmer, Peter Langhals ließ eine Kanne alten rheinischen Wein bringen, und trank seinen lieben Gästen zu freudigem Willkommen herzlich zu; der Graf, auch Kunz von Rosen, des Königs lustiger Rath, erwiderten die Begrüßung, und alsbald setzten die beiden Männer ihr ernstes Gespräch beim Becher fort, während Kunz sich in das Erkerfenster begab, und, ohne auf ihr Gespräch zu achten, nach der Straße, die vom Markte nach dem Schlosse führte, aufmerksam schaute. Kunz von Rosen war kein gewöhnlicher Narr, wie jeder kleine Fürst zu damaliger Zeit deren in seinem Hofstaate haben

mußte; er war nicht allein ein stattlicher Mann von Ansehen, sondern auch ein treuer gewandter Diener seines Herrn, dessen Vertrauen er besaß, und mit dessen Räthen und Hauptleuten er auf vertrautem Fuße lebte, denn Kunz war ein biederer und gar verständiger Mann, sang schöne Weisen und dichtete trotz dem besten Nürnberger Meistersänger; auch hatten seine kurzweiligen Schwänke immer einen tiefern Sinn und einen guten heilsamen Zweck.

Wie ich Euch schon vorhin sagte, mein werther Graf, begann jetzt der Schultheiß, und nahm auf dem gepolsterten Lehnsessel Platz, die Niederlande gleichen einem schön geschliffenen marmornen Fußboden: alle Farben, die das Auge ergötzen können, findet Ihr auf ihm, aber es ist ein schlüpfriges Gehen auf der glatten Spiegelfläche, ein gefährliches Gehen. Besonders sind die Flamänder ein stolzes, unbändiges Volk, auf seine ertrotzten Freiheiten pochend, die ihm doch nicht genügen, die es ewig vermehrt wissen will, und, noch der früheren Zeiten seiner Artevelde gedenkend, stets widerspenstig gegen seinen Herrn. Herzog Philipps Macht und Klugheit, Herzog Carls eiserne Strenge hielten es lange im Zügel, nach dessen

Tode aber, wie Ihr wißt, flackerte die so lang gedämpfte Flamme wieder hell auf; den Vortheil seiner Herrscherin, die eigene Ehre vergessend, warf es sich Frankreich in die Arme, gab dem Feinde Niederlands die schönsten Provinzen hin, und nur der Liebreiz und die Güte unserer zu früh verstorbenen, in Gott ruhenden Fürstin, vielleicht auch noch eine alte Scheu vor dem kräftigen Arme der Burgunder, hielten es in leidlichen Schranken zurück. Vier Jahre sind nun seit dem Tode dieser Fürstin in steten Reibungen und Unruhen verflossen, und ich fürchte, eine offene Widersetzlichkeit bricht los, und habe dem Könige gerathen, der Einladung der unruhigen Brügger nicht zu folgen.

Daran habt Ihr recht gethan, Schultheiß, meinte der Graf, obgleich ich glaube, daß das Bürgervolk mit einer tüchtigen Schaar Bewaffneter leicht im Zaum zu halten ist.

Junger Herr, unterbrach ihn der Schultheiß, Ihr seid noch zu kurze Zeit hier, um das Land zu kennen. Brügge, das an Reichthum kühn mit Venedig in die Schranken treten kann, ist eine mächtige Stadt; die Innungen sind stark, gut bewaffnet und eingeübt, und haben mehr Gewalt, als es dem allgemeinen Besten frommt.

Eben so ist es in Gent und Ypern. Das Volk dort ist ein anmaßender toller Haufe, leicht zu den größten Ausschweifungen zu reizen, wenn nur ein kühner Mann mit guter Suada es anzufeuern versteht. Da hat der böse Feind den Herrn von Rossinger aus seiner Haft in Vilvoorden entspringen lassen und nun zieht er von Gent nach Brügge, von Brügge nach Gent, und predigt dem Volke, daß sie keines Statthalters bedürften, und sich selbst bis zur Großjährigkeit des Herzogs Philipp regieren könnten.

Wäre ich der König, ich schlüge mit dem Schwerte drein! fuhr Graf Niklas auf, doch der Schultheiß lächelte: An der Spitze von zehntausend Lanzenknechten und dreitausend Rittern könnte man es wohl versuchen; mit unsern Kräften aber? — Nein, Graf Salm, da müssen wir Zeit zu gewinnen suchen, bis der König dereinst mit mächtiger Armade ins Land rücken kann. — Aber seht nur, wie Kunz sich gleich dem Marder vom Taubenschlage aus seinem Erkerfenster schleicht und uns verläßt. —

Laßt ihn, das ist ein wackerer Bursche! Und trüge er auch noch die Schellenkappe, die ihm König Max wegzuwerfen erlaubt hat, sagte der Graf mit Feuer, nennte ich ihn dennoch meinen

Freund; denn er hat ein treues, redliches, deutsches Gemüth und ist ein tapferer Mann. Ich freue mich immer, wenn er von unserm Herrn spricht, da glühen seine Augen und das Herz geht ihm über, auch höre ich gern seine Lieder und seine lieblichen Weisen, von denen er zwar sagt, sie wären kalt wie Eis, und die Melodien hätten keine Schwungkraft, sie drängen nicht von dem Ohre zum Herzen, denn Liebesglut durchflamme sie noch nicht, aber mir gefallen sie doch, und ich meine, sein Stündlein wird auch schon schlagen.

Während der Schultheiß in das Lob Kunz von Rosens einstimmte, unterbrach Pferdegetrappel ihr Gespräch, und der Schultheiß trat rasch ans Fenster. Nun, die Brügger haben sich beeilt! sprach er verdrießlich, doch so viel ich sehe, sind die Abgeordneten meist Anhänger des Königs und meine guten Freunde. — Er entfernte sich; statt seiner trat Rosen wieder ein.

O weh! rief er dem Grafen entgegen, da unten wimmelts von stolzen Bürgern des stolzen Brügge; ich wollte, die Schmidte hätten ihre Pferde vernagelt und die Buschklepper ihren Saumrossen die Last erleichtert. Es sind

doch gar komiſche Herren, die Flamänder, kurz und breit, wie ihre Roſſe, plumpen Anſehens, und doch liſtig und fein, wie ihre Camelote, weich und ſchmiegſam, wo es ihren Vortheil gilt, und doch feſt und unverwüſtbar wie das Linnen, das ſie uns weben. Ich befinde mich nicht recht heimiſch unter ihnen, — dies Land, das bei der Schöpfung ſo glatt gerollt wurde, wie ein Oſterfladen, gefällt mir nicht. Da lobe ich mir meine Tiroler Berge, da klimmt man immer aufwärts, und kommt, obgleich mit Sünden tüchtig beladen, doch dem Himmel näher; und wenn man nun die Spitze des Berges erreicht hat, und von oben herab die Wolken unter ſich dahin ziehen ſieht, den Donner zu ſeinen Füßen rollen hört, oder beim freundlichen Morgengruß der Sonne die grüne Landſchaft mit roſigem Glanze gar wunderbarlich beleuchtet ſieht, oder gar am Abend, wenn die Heerden heimwärts ziehen, das Glockengeläute tönt, und die roſig Erſtandene ſich nun goldig hinter die dunkeln Berge ſenkt, und ihr letzter Feuerſtrahl das „gute Nacht!“ uns zuruft, da dünkt man ſich was Rechtes zu ſeyn, glaubt, der liebe Gott habe das Alles unſertwegen geſchaffen, und hält ſich für reich und groß, wenn man

bündeten zu versichern. Er selbst beschloß nach Gent zurückzugehen.

Den Abend vor seiner Abreise ritt er, von seinen Trabanten begleitet, nach den Trümmern von Male, sich an dem Schauspiel der Zerstörung zu weiden. Er stieg von seinem Rosse, setzte sich auf einen Schutthaufen und starrte auf die Trümmer, während sein Gefolge sich [illegible] hatte. Sein Auge schweifte in dem eingefallenen Gemäuer umher, um die Stelle zu finden, wo er sein Knie vor dem Grafen hatte beugen und um Gnade für Gent flehen müssen und die hohen eingefallenen Bogenfenster, der weite Raum zeigten ihm bald den Ort, wo der prachtvolle Rittersaal mit seinem sammtenen Thron gestanden hatte. Er sah unverwandt auf diese Stelle „Schicksal, Schicksal!“ rief er „Wie treibst Du doch Dein launiges Spiel mit dem Menschen? Noch hat der Mond seine Bahn nicht vollendet, seit ich dort stand, ein kraftloser Bettler, dem man den Strick um den Hals legen wollte und jetzt“ — Da sauste ein Bolzen an ihm vorüber, er sprang auf, noch einmal schwirrte die Sehne, der Bolzen streifte ihm den linken Arm „Herbei! Erfaßt den Mörder!“ rief er. Seine Trabanten eilten herbei, durchsuchten die Trümmer und zogen einen jungen Mann hervor, der noch die Armbrust in der Hand, sich unverholen als den schlechten Schützen angab, der ein so edles Wild, einen Tiger gefehlt habe.

Die Trabanten wollten ihn bei diesen Worten niederhauen, aber Artevelde hielt sie ab. „Was bewog Dich, Unglücklicher, mich meuchlings morden zu wollen?“ fragte er den Jüngling, der ruhig vor ihm stand.

„Was mich bewog Wüthrich?“ rief der Gefangene

BIBL. VNIVERS. LIPS.

auch das müde vom Thau durchnäßte Haupt auf einen Felsblock legt, um sich alle die Herrlichkeit noch einmal und wohl gar noch schöner zu träumen. —

Hier, fuhr er nach einer Pause fort, in welcher er seinen noch gefüllten Becher leerte, hier ist von dem Allen nichts, stiefmütterlich hat die Natur das arme Land bedacht. Aus dem feuchten Meere steigt die Sonne auf, hinter einer langweiligen Haide legt sie sich zur Ruhe, und man sieht es an dem dichten Nebel, hinter den sie sich weinend birgt, daß sie nur ungern in dies nebelfeuchte Bett schlafen geht; kein Glockengeläute wiegt sie in Schlummer, nur die silbernen Glöckchen vom Sanct Donat-Thurme spielen jede Viertelstunde ihr eintöniges, langweiliges Lied; — ach, lieber Herr! und die Berge — wenn der Maulwurf nicht noch zuweilen wühlte, wüßte der Flamänder nicht, daß es außer seinen Deichen noch etwas Erhabenes in der Natur gebe.

Du entwirfst ein treffliches Bild von diesem gesegneten Lande, unterbrach ihn Graf Salm.

Von diesem gesegneten Lande? fuhr Kunz in seinem Lobpreisen fort; nennt Ihr das Segen, daß die Felder mit gelben Kornähren übersäet

sind, daß die Wässer von Fischen wimmeln, und statt des königlichen Adlers die Seemöven wie hungrige Wölfe Euch schreiend umkreisen? Zeigt mir ein Weizenfeld, dessen grüner Teppich, von der Sonne beleuchtet, smaragden erglüht, wie die Matten unserer Berge; zeigt mir einen Blumenteppich, der prangend und duftend den stürzenden Waldbach bekränzt! Gewirkte Teppiche, o die haben sie in Menge, Teppiche, gewirkt von Menschen-Hand, keine von der großen schaffenden Hand der Natur. — Und nun die Menschen! Ach, lieber Herr, wo man in der Heimath, sich traulich die Hand schüttelnd, den Becher reicht, wiegt man hier die dargereichte, ob sie auch schwer an geprägtem Gewichte ist, dem einzigen Maßstabe von Menschenwerth; wo sich bei uns Nachbar und Nachbar treulich helfen, überlistet hier Freund den Freund; in Summa: wo in unsern Bergen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg der Freude Ruf erschallt: Hoch lebe Oesterreich und seine Regenten! da rufen sie hier: Hoch lebe Frankreich! wenn es sie auch oft schon blutig zerriß.

Aber die Weiber? fragte Graf Niklas, der den Eifer des lustigen Rathes nicht gern erkalten lassen wollte.

Die Weiber? wiederholte Rosen, noch einen Becher — vielleicht im Stillen auf ihre Gesundheit — leerend, die Weiber sind so übel nicht. Weiß und roth, wie Lilie und Rose, üppig und voll, wie ein saftiger Pfirsich, aber auch im Innern bitter und hart, wie der Pfirsichkern; ihrem Auge fehlt der Zündstoff, der das Herz so leicht in Flammen setzt und der die innere Flamme verräth; sie sind kalt wie der Schnee unserer Gletscher!

Ei, ei, Meister Kunz, Ihr habt gewiß schon bei ihnen eine traurige Erfahrung gemacht! sagte Graf Salm scherzend. Rosen erwiderte nichts, ging trällernd im Zimmer auf und ab und sang ein munteres Liedchen, das doch aber nicht so recht aus der Kehle wollte. Als er geendet, ergriff er seinen kleinen Hut, sagte dem Grafen Lebewohl, und meinte, er müsse hinunter, um von den Brüggern Kundschaft einzuziehen.

2.

Sein plötzliches Entfernen mochte wohl einen andern Grund und Graf Salm eine Saite be-

rührt haben, die Rosen wenigstens nicht in diesem Augenblicke melodisch tönte. Seit mehreren Monaten, lange vorher, ehe der Schultheiß nach Mecheln gekommen war, hatte er schon in der Gaststube zum Pelikan manchen Becher geleert, und er war dem Wirthe ein gar willkommener Gast, da er eine Menge vornehmer Herren vom Gefolge König Maximilians, auch viele angesehene Bürger nach dem Pelikan zog, für die Kunz von Rosens lustige Schwänke und sein munterer Gesang wohl eben so viel Werth hatten, wie der Wein Hans Wipprechts, des wohlbeleibten Wirthes. Aber der Ehre, welche die Herren ihm dadurch erzeigten, wäre er oft gern überhoben gewesen, und gern hätte er sich allein in der Trinkstube gesehen, wenn nur die muntere Gertraud, Hans Wipprechts Schwägerin, ihm den Becher gebracht und kredenzt hätte; aber umgeben von der Menge Zechender konnte nur sein Blick ihr sagen, wie niedlich er sie finde, und sein Lied an seinem Herzen zum Verräther werde.

Doch oft ist der Zufall der Schutzpatron der Liebe. So traf es sich auch eines Abends, daß Kunz Gertraud in dem kleinen Blumengarten hinter dem Hause, wo sie ihre Blumen begoß,

allein fand. Er bat die Jungfrau, ihm eine Rose zu brechen, sie that es unbefangen, suchte ihm die schönste aus und gab sie ihm mit den freundlichen Worten: Nehmt sie, lieber Herr, und wenn sie verwelkt, wünscht der Geberin, daß ihr nicht sobald ein Gleiches widerfahre, und nicht alle ihre Hoffnungen und Wünsche so schnell verwelken mögen! Dann setzte sie sich zutraulich neben ihm auf die Rasenbank, und als Kunz mit ihrem Lobe und mit Schmeichelworten das Gespräch einleiten wollte, wußte sie gar geschickt demselben eine andere Wendung zu geben und den lustigen Rath bald auf König Maximilian und dessen Thaten zu bringen, wo er dann unerschöpflich war, und selbst die reizende Gertraud darüber vergessen zu können schien. So hatte ihn das Glück seit der schönen Rosenzeit bis zu den schneeigen Weihnachten oft mit Gertraud zusammen geführt, aber ihr abgemessenes, ja kaltes Benehmen, sobald er mit Liebesglut sprach, stieß ihn ab, und wenn in der nämlichen Stunde ihr freundlicher liebreicher Blick ihn wieder anzog, sprach er von gleichgiltigen Dingen. Ewig abgestoßen, ewig angezogen wurde der sonst so besonnene Rosen oft über sich unwillig, wollte die Ketten zerreißen

und konnte es doch nicht. Ein ihm bis jetzt unbekannter Zauber fesselte ihn an das Mädchen, das ihm wohlzuwollen aber ihn nicht zu lieben schien. Ihretwegen hatte er heute im Erker gesessen und gelauscht, und als er sie die Straße herabkommen sah, war er, sie zu begrüßen, heimlich weggeschlichen. Aber auch diese Begrüßung hatten die Abgeordneten von Brügge gestört, denn Gertraud, aus jener Stadt gebürtig, und nur zur Unterstützung ihrer kränklichen Schwester nach Mecheln gekommen, fand unter ihnen manchen Bekannten und selbst einen Verwandten, der ihr ein Brieflein ihres Vaters brachte.

Doch dieser Brief enthielt nichts Erfreuliches für sie, nichts Tröstliches für Kunz von Rosen, denn er gab ihr die Nachricht, daß ihr Vater in wenigen Tagen folgen und sie mit sich nach Brügge nehmen würde, da sie jetzt ihrer Schwester wieder entbehrlich sei. Dies erschütterte das Mädchen, und mit einer Art Schauder dachte sie an ihre Vaterstadt, an ihr Vaterhaus zurück.

Kunz von Rosen ahnete hiervon nichts, als er in die Trinkstube ging und sich unter die neuangekommenen Gäste mischte, um vielleicht

hier und da ein bedeutsames Wort zu hören, dessen Kunde seinem geliebten Herrn frommen könne. Aber er hörte nichts, die bedächtigen Herren gingen bald zur Ruhe, und nur so viel hatte er vernommen, daß sie mit Achtung und Liebe von seinem Könige sprachen.

Als die Trinkstube schon lange leer war, saß Rosen noch immer bei dem ersten Becher, den er noch nicht angerührt; hatte ihn doch Gertraud nicht gebracht, nicht mit jungfräulichem Anstande davon genippt. In Gedanken versunken, die ihn oft zu seinem Herrn, öfters noch zu dem holden Mädchen entführten, bemerkte er nicht, daß er allein und die Kerze schon tief herabgebrannt war. Da weckte ihn auf einmal ein leises: „Guten Abend!" aus seinen Träumen, er sah auf und Gertraud stand vor ihm, aber nicht die freundliche, ewig neckende Gertraud, nein, traurig, mit verweinten Augen schaute sie ihn an.

Was ist Euch? rief er, rasch aufspringend.

Still, um Gotteswillen still! Mein Schwager schläft in seinem Lehnstuhle und könnte leicht erwachen. Doch Ihr fragt mich, was mir ist? Ach, lieber Herr Kunz, ich bin tief betrübt! Mein Vater kommt in einigen Tagen

und ich soll mit ihm nach dem verhaßten Brügge zurück.

Ihr sollt fort von hier? rief Rosen außer sich.

Mäßigt Euch! bat Gertraud von Neuem, und ergriff traulich seine Hand. Ich scheide so ungern von hier, sprach sie dann, und ihr feuchtes Auge sah wehmüthig auf den Glücklichen, der in einem Meere von Wonne zu schwimmen glaubte; Alles, woran mein thörichtes Herz hängt, lasse ich hier zurück, auch einen treuen Freund, der es gewiß gut mit mir meint, setzte sie scharf betonend hinzu, und dort finde ich nichts wie Hader und Zwietracht; hier hätte ich vielleicht dem Freunde mein Herz öffnen können, dort muß ich Alles, was ich empfinde, in mich verschließen.

Arme Gertraud! sagte Rosen gerührt und drückte feurig ihre Hand.

Ich höre meinen Schwager sich regen! sagte sie leise, entzog ihm ihre Hand und schlüpfte zur Thüre hinaus. Als auch Rosen sich nun entfernen wollte, fand er Hans Wipprecht ruhig schnarchend, und er mußte ihn lange rütteln, ehe er erwachte und der lustige Rath seine Zeche bezahlen konnte. Er ging, auch jetzt an

Gertraud irre, sinnend seiner Wohnung im Schlosse zu.

3.

Kaum daß der Morgen graute, sprang er von seinem Lager auf und eilte zu seinem Herrn.

Hast Du geschwärmt, Kunz? rief ihm König Maximilian lachend entgegen; Du siehst so bleich, so hohläugig aus, was ist Dir?

Mich drücken Sorgen, Majestät!

Die müssen sonderbarer Art seyn, da sie Deinen Frohsinn zu stören vermögen; theile sie mir mit!

Mein gnädiger Herr! erwiderte Rosen, das offenste Herz hat ein kleines fest verschlossenes Kämmerlein, das nur ein Zauberspruch zu öffnen vermag; erlaubt, daß es heute noch für Euch verschlossen bleibt, ich weiß bei Gott selbst nicht, was darin verborgen liegt. Was aber mich und alle Eure treuen Diener quält, das ist die zweideutige Einladung der Abgeordneten von Brügge.

Auch ich würde ihnen nicht trauen, mein guter

ter Kunz, wenn sie nicht Alle mir treu ergebene achtbare Bürger wären.

Eben das macht mich besorgt, Majestät! sagte der lustige Rath, es gemahnt mich, wie auf einem Vogelherde, wo die gutmüthigen Lockvögel pfeifen und locken, und es nicht böse mit den Herbeiflatternden meinen und sich wohl gar freuen, wenn sie sich zu ihnen in das Netz stürzen. Es dünkt mich, die Abgeordneten von Brügge sind unwissende Vögel, die, wie es ihnen gelehrt wurde, pfeifen müssen, den Adler in das aufgespannte Netz zu locken. Geht nicht nach Brügge, lieber Herr!

Ein Narr hat doch selten Muth! meinte der König. Vor jeder Wolke bebst Du und glaubst sie werde sich furchtbar unter Donner und Blitz entladen.

Muth, Majestät, den habe ich freilich nicht, seit ich nicht mehr Euer Narr, sondern nur Euer lustiger Rath bin. Aber Muth steckt unter dem bunten Wamse so gut, wie unter des Ritters Panzer; denn um Jedem die Wahrheit zu sagen, Hohen und Niedern, Groß und Klein, bedarf man ihn oft mehr, als um mit dem Schwerte drein zu schlagen, und das habe ich doch auch schon zuweilen gethan. Wo es gilt,

„Die Rache! Meinen Vater, zwei meiner Brüder haſt Du enthaupten laſſen, meine Braut haben die Deinen entehrt und ſo wollte ich das Vergeltungsrecht üben. Aber ich weiß beſſer das Netz auszuwerfen als die Armbruſt zu führen, ich ſchauderte bei dem Gedanken an Dich, da bebte meine Hand und ich fehlte —"

„[illegible]r!" unterbrach ihn ein alter Krieger, auf deſſen benarbtem Geſichte das Menſchliche längſt ſchon verwiſcht war „Laßt uns den Verwitzigen dort in jenen Kerker werfen, da raucht es noch, dort glimmt noch die Aſche, da mag er braten."

„Und ſterben?" ſagte Artevelde „Nein, er lebe! — Es giebt eine Qual, die furchtbarer iſt, als die Flammen der Hölle — ich kenne ſie!" murmelte er vor ſich hin — „Sie verfolge ihn durchs Leben. — Wenn er die Entehrte ſieht und der Dämon der Eiferſucht die Verzweiflung in ihm weckt, da fühle er die Schmerzen des Fegefeuers und der Hölle zugleich. — Dies ſei meine Rache! — Geh!"

Der Jüngling ſtarrte ihn eine Weile an, dann nahm er ſeine Armbruſt, warf ſie Artevelde vor die Füße, daß der ſtählerne Bogen ſprang — „Ungeheuer!" ſagte er „Gieb mir den Tod, mein Bolzen fehlt nicht immer, ich könnte mich üben — gieb mir den Tod!"

Artevelde lachte „Daß ich ein Thor wäre, Deinen Wunſch erfüllte, Dich niederhauen ließ und Dir ein ehrenvoller Tod würde."

„So mög' er auch Dir nicht werden!" rief der Brilger ingrimmig „Nicht auf dem Siegbette, nicht auf dem Bette der Ehre mögeſt Du ſterben, nicht einmal von eines Mannes Hand möge Dich der tödtende Stoß treffen. Das

mein gnädigster Herr, da hält auch Kunz von Rosen die Feuerprobe aus.

Nun, wir wollen sehen! sagte der König lächelnd, Du folgst mir also nach Brügge?

Ich müßte kein Narr seyn, wenn ich den Narrenstreich nicht mitmachte! erwiderte Kunz. Sie werden Euch zur Lichtmeß ein Lämpchen anstecken, daß Ihr kaum die finstern Wände werdet schauen können, die Eurer dort warten. Geht nicht nach Brügge, lieber Herr!

Ein Kämmerer trat jetzt ein und meldete, daß die Abgeordneten von Brügge im Vorzimmer auf die Erlaubniß warteten, vorgelassen zu werden. Sie kommen sehr früh! sagte der König, ernster geworden. Laß sie in den Speisesaal führen, ihnen einen tüchtigen Imbiß vorsetzen und sie ein Stündlein dort verweilen. Laß dann meinen Räthen, auch dem Schultheiße von Brügge sagen, daß sie sich schnell bei mir einfinden. Der Kämmerer ging; die Räthe waren schon bereit, und säumten nicht, zu kommen, und als die Männer eintraten, meinte Rosen, bei den ernsten Räthen sei der lustige Rath überflüssig, und entfernte sich.

Man besprach sich nun, ob der König der Einladung der Brügger folgen, oder unter ir-

gend einem Vorwande sie abschlagen sollte. Fast alle waren der letzten Meinung, am meisten der Schultheiß, der auch wohl die Gesinnung der Stadt am besten kennen konnte. Aber nachdem der König die verschiedenen Meinungen ruhig angehört, erhob er sich, und sprach mit Feuer:

Ihr habt gesprochen, wie weise Männer, die es mit ihrem Herrn treu meinen, — wie verständige Räthe, die mit Ruhe und Besonnenheit Alles wohl überlegen; an Eurer Stelle hätte ich eben so gesprochen, wie Ihr, und meinem Herrn gleichen Rath gegeben, und dennoch kann ich ihn nicht befolgen. Soll der König der Deutschen einer flandrischen Stadt zeigen, daß er sie fürchte, daß er es nicht wage, ihre Mauern zu betreten? — Soll er die Furcht äußern, ein wüthender Pöbel könne sich an der geheiligten Person der Majestät vergreifen? — Wahrlich, das darf er nicht! — Ihr, lieben Herren, fuhr er dann gelassen fort, saht Ihr je Maximilian von Oestreich vor irgend einer Gefahr zurückbeben? — Das soll die Mit- und Nachwelt nicht von ihm sagen, in der Geschichte soll es nicht aufgezeichnet stehen: der Mann, der sonst keine Furcht kannte, fürchtete die Bür-

ger von Brügge! — Deshalb bleibt es mein unabänderlicher Wille: ich ziehe zur Lichtmesse in Brügge ein! Die näheren Verhandlungen darüber überlasse ich besonders Euch, Schultheiß; und Euch, Carandolet, mein würdiger Kanzler, gebe ich den Auftrag, das, was meine persönliche Sicherheit betrifft, mit den Abgeordneten zu unterhandeln, doch diesen Punkt nur so leise und zart zu berühren, daß meine Ehre dabei nicht gefährdet und kein Mißtrauen von meiner Seite gezeigt wird. Die Unterhandlung muß mehr das Ansehen haben, als ob das, was man verlangt, bloß der Förmlichkeit wegen geschehe.

Majestät! nahm Carandolet das Wort, so ehrenvoll der Auftrag auch ist, den Ihr mir gabt, so schmerzlich ist er für mich. Die Folgen Eures Zuges nach Brügge sind nicht zu berechnen, sie werden aber allem Ansehen nach traurig seyn. Fünfzig Jahre diene ich den Herzögen von Burgund; unter Philipp dem Guten, unter Carl dem Kühnen hatte ich Gelegenheit, das unbändige Volk der Flanderer kennen zu lernen, das in seinen Fürsten nicht Väter, nur Feinde erblickt. Traut ihnen nicht, mein gnädigster Herr, ihre Worte sind betrügerisch,

ihre Handlungen heimtückisch; geht nicht nach Brügge!

Und doch, guter Alter! erwiderte der König, eben, weil Ihr Gefahr dort seht, zieht es mich hin.

Ritterlich gesprochen, Majestät! nahm der Kanzler das Wort. Aber der Fürst steht auf höherer Stufe, als der Rittersmann; stürzt der sich in Gefahr, so wird ihm Lorbeer oder Cypresse, er zahlt mit seinem Blute, er steht, er fällt allein. Mit dem Fürsten aber sind Millionen verbunden, was ihm begegnet, wirkt auf Viele, sein Fall zieht den Fall von Städten und Ländern nach sich; so bedenkt dies!

Meine Ehre verlangt es, und so ziehe ich nach Brügge! war des Königs kurze Antwort; dann befahl er, die Abgeordneten einzulassen.

Sie erschienen. Alle waren dem Könige wohlbekannte, ihm ergebene Männer, Kaufherren und aus den Zünften, reiche angesessene Bürger dieser wichtigen Handelsstadt. Nur Einer, der gestern nicht mit ihnen gekommen, und bei dessen Anblicke der Schultheiß unangenehm überrascht war, — Melchior Koning, der Gewürzkrämer, war einer von denen, die in der Versammlung der Zünfte ein böses, aufrühreri-

ſches Wort führten, und als ein Feind aller beſtehenden Ordnung bekannt.

König Maximilian empfing ſie huldreich und fragte nach ihrem Begehren. Da trug ihm Peter Vollnaer, der Zunftmeiſter der Weber, den Wunſch der Stadt Brügge vor, daß er die Feier der Lichtmeſſe in ihrer Stadt halten, und durch ſeine und ſeines Sohnes Gegenwart das Feſt verherrlichen möchte. Die Flanderer, fuhr er fort, gewohnt, ihre Grafen auch zuweilen unter ſich zu ſehen, da ſie wahrlich, von Gott geſegnet, Mittel genug haben, ihren Herrn fürſtlich, wohl königlich zu bewirthen, ſehen mit Neid auf Brabant, das Ihr, mein gnädigſter Herr, zur Schule erkoren habt, in der Euer Sohn mit den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt werden ſoll. Aber Brüſſel und Brügge, Gent und Mecheln ſind ſo verſchieden in Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, daß die Majeſtät wohl Ihrem jungen Herrlein auch die flandriſchen Orte zeigen könnte, wo der Reichthum von allen Weltgegenden auf ſchön bewimpelten Schiffen herbei geſchwommen kommt und ein Leben und Treiben iſt, wie man es wohl in keiner Grafſchaft der Welt finden kann. Wir laden Euch deshalb ein, mit unſerem Gra-

sen zu uns zu kommen, daß sein Auge sich an unserem Reichthume vergnüge, so wie unsere Herzen an seinem Anblicke sich laben mögen; denn was unsere gute Stadt vermag, wollen wir vor ihm ausbreiten, und er schenke uns dafür einen freundlichen huldreichen Blick.

Ich danke Euch, Ihr Herren von Brügge, für Eure Einladung, obgleich es mich dünkt, sie sei mehr an meinen Sohn, als an mich gerichtet. Ich werde kommen. Die rauhe und unfreundliche Witterung der Jahreszeit aber erlaubt mir nicht, den Erzherzog, meinen Sohn, mit mir zu führen, dies muß ich mir bis zur Rosenblüte versparen. Mein Kanzler und der Schultheiß werden deshalb das Nöthige mit Euch bereden.

Und was wäre da zu bereden, gnädiger Herr? fragte keck hervortretend Melchior Koning: Ueberdies ist der Wunsch unserer guten Stadt, ihren Grafen, Euren Sohn zu sehen, und der scheint uns nicht gewährt zu werden. — Oder, fürchtet Ihr vielleicht?

Wer seid Ihr? fragte der König, ihn schnell unterbrechend.

Der Gewürzkrämer Melchior Koning aus Brügge, erwiderte dieser.

König Maximilian warf einen zornigen Blick auf ihn, dann wandte er sich, ohne ihn weiter zu beachten, nach den andern Abgeordneten. Gehabt Euch wohl, Ihr werthe Herren, auf Wiedersehen! sprach er freundlich und entließ sie.

Es herrschte jetzt eine tiefe Stille in dem Kreise der königlichen Räthe; auch Maximilian stand, mit verschränkten Armen vor sich hinblickend, sinnend da. Carandolet! rief er plötzlich, und die majestätische Gestalt stand königlich vor ihnen, sein großes dunkelblaues Auge flammte feurig. Unterhandelt in Gottes Namen mit denen von Brügge; aber sollten sie auch meinem ganzen Gefolge die Thore schließen, ich ziehe nach Brügge, ich ziehe allein, von meinem Gott und meinem Muthe begleitet, in die Stadt ein, wo ein elender Gewürzkrämer glauben kann — doch nichts weiter hiervon. Geht und thut, wie ich Euch befahl!

4.

Während dieses im Schlosse vorgegangen war, hatte sich Kunz von Rosen nach dem Pelikan geschlichen, wo er schon einen Becher ge-

leert und immer noch nicht Gertraud gesehen hatte. Da ihm hier im Hause als einem alten Bekannten und lustigen Gesellen Thüre und Thor aufstanden, und er hingehen konnte, wohin es ihm beliebte, trat er seine Wanderung an, sie aufzusuchen, und fand sie auch bald, trotz der kalten Winterluft, in ihren Kaninchenpelz gehüllt, in dem Garten auf- und abgehend. Seine Gegenwart schien ihr willkommen zu seyn, denn ihr trauriges Antlitz ward bei seinem Anblicke heiterer, auch kam sie ihm freundlich entgegen. Wißt Ihr schon, lieber Herr, rief sie ihm zu, daß mein lieber Vater in dieser Nacht hier angekommen ist und mit zu den Abgeordneten gehört, die den König nach Brügge zu kommen einladen sollen? O redet doch ja Eurem Herrn zu, daß er der Einladung folgt. Ihr begleitet ihn doch?

Ob man ihm das mit gutem Gewissen rathen könnte? meinte Kunz.

Gewiß, gewiß! nahm Gertraud schnell das Wort. — Gestern, ich gestehe es Euch, fürchtete ich selbst, da ich weiß, wie wenig die Brügger den edlen Maximilian von Oesterreich lieben; aber da ich heute durch eine Ritze in der getäfelten Wand die Herren von Brügge be-

lauschte, und jedes ihrer Worte vernehmen konnte, hab' ich mich überzeugt, daß sie es redlich meinen, und keine böse Absicht, nur der Wunsch, den König recht stattlich zu empfangen, vielleicht auch die Eitelkeit, ihre Reichthümer vor ihm auszubreiten, sie vermocht hat, die Abgeordneten nach Mecheln zu senden.

Der lustige Rath schüttelte ungläubig den Kopf.

So traurig es mir auch ist, lieber Herr, Mecheln zu verlassen, fuhr das Mädchen, auf sein Kopfschütteln nicht achtend, fort, so tröstet es mich doch, das mir Theure in meiner Vaterstadt, wenn auch nur auf wenige Tage, wieder zu sehen. Ja, sprach sie lebhaft und ihr Auge erglühte, denke ich mir den feierlichen Einzug des Königs, so klopft mein Herz, und ich möchte den schönen Tag herbeizaubern, wenn ich es nur könnte. Die Häuser sind dann mit den schönsten Teppichen behangen, grüne Tannenreiser statt Blumen auf die Straßen, durch die der Zug geht, verstreut; Jung und Alt ist in seinem besten Staate, und auf den Gassen, auf den Plätzen wogt die Menge in freudiger Erwartung. Da giebt der Thürmer von Sanct Donat das Zeichen und die Glocken läuten, der Freuderuf: Er kommt, er kommt! schallt aus

Aller Mund, erwartungsvoll blickt jedes Auge nach der Gegend, woher er kommen muß, alle Herzen klopfen laut, ein stattlicher Herold reitet voran, — die Zünfte in schönster Ordnung mit flatternden Fahnen folgen. Alles in blankem Harnisch, und unter Trommeten- und Pfeifenklang, dann die Kaufherren und die vom Rathe, und endlich Er! — Sie hielt ein, und seufzte, vielleicht Luft zu schöpfen, tief auf.

Und wer? fragte Kunz von Rosen, sie scharf in's Auge fassend.

Wunderlicher Mann, wie könnt Ihr so sonderbar fragen! — König Maximilian auf seinem kastanienbraunen Rosse, den mein' ich, wen sonst? Und hinter ihm in seinem stattlichen Gefolge, setzte sie, schnell sich besinnend hinzu, sehe ich Euch, und mein Auge sagt Euch durch freundlichen Blick: Willkommen, lieber Kunz von Rosen!

Aber warum seid Ihr so traurig, wenn Euch so viel Freudiges in der Heimath erwartet?

Freudiges? Nein, mein werther Freund, dort erwartet mich nichts Freudiges! Meine Mutter ist todt, meine Muhme, die des Vaters Wirthschaft führt, ist eine alte, zänkische Frau, und mein Vater — ach, seit der Mutter Tode

iſt mein Gebet zu Gott!“ Er wandt' ihm den Rücken und ging.

„Hätten die Brügger nur tauſend ſolcher kecken Burſche gehabt,“ ſagte Artevelde ihm nachſehend „wir wären ſo guten Kaufs nicht Herren der Stadt geworden.“

17.

Die Nachricht des Sieges hatte ſich ſchnell in Gent verbreitet. Die Prieſter an ihrer Spitze, zogen ſie den Wagen mit Lebensmitteln entgegen, die ihnen Artevelde von Brügge ſandte; Glocken läuteten, Dankgebete ſtiegen gen Himmel, als die mit Blumen umwundenen Wimpel der Schiffe flatterten, und wie die hungrigen Wölfe auf ihre Beute, ſtürzten die Erſchöpften auf die Lebensmittel, die ſie ſo lange entbehrt hatten. Der Jubel war allgemein, der Name Philipp Artevelde, der Retter der Stadt, wurde laut geprieſen und Alt und Jung drängte ſich nach ſeiner Wohnung, ſeiner Gattin Freude und Dank zu zollen.

So wenig auch Alicens ſanftes Herz die wilden Ausbrüche der Volkswuth billigte, ſo gern ſie auch geſehen hätte, daß Gent in den Zuſtand der geſetzlichen Ordnung zurückgekehrt wäre, ſo wenig wie ihr Herz mit Liebe an ihrem Gatten hing und nur das Pflichtgefühl ſie an ihn band, hatte ſich doch in dieſer Zeit des Ruhmes ein ſtolzes Selbſtgefühl ihrer bemächtigt, wenn ſie dachte, daß ſie die Gattin des gefeierten Helden des Tages ſei. Der muthige Mann iſt ja ſtets den Frauen werth, auf den muthigen Gatten iſt das Weib ſtolz, wenn ſie ihn auch nicht

ist er ganz umgeändert; sonst fleißig und thätig in seinem Geschäfte, denkt er jetzt nur an das Regiment der Stadt, möchte gern Zunftmeister werden, und da dies nicht gehen will, ist er mürrisch und oft hart. Ich blieb' lieber in Mecheln, da habe ich doch Herzen, die mich verstehen und wohlwollen, treue Freunde, wie Ihr seid, mein theurer Rosen! Sie reichte ihm hierbei die Hand, die er heute nicht wie ein Himmelsgeschenk, nur wie milde Gabe ergriff, und sie nicht heftig preßte wie gestern; er schien heute weniger von dem Drucke ihrer Hand entzückt zu seyn, und sein Auge sah mehr forschend als wonnig auf das Mädchen, das dies zu bemerken schien, und die Freundlichkeit verdoppelte.

Bis jetzt hatten Beide nicht auf den kalten Nordwind geachtet, der schneidend pfiff; jetzt aber mochte der Frost den armen Kunz doch zu arg schütteln, er bat Gertraud, mit ihm den Garten zu verlassen und lieber in einem warmen Stübchen ihr Gespräch fortzusetzen. Das Mädchen, vielleicht froh, das Gespräch beendet zu sehen, war es gern zufrieden, und so gingen sie der Thüre zu, als diese sich öffnete und Herr Melchior Koning, Gertrauds Vater, ihnen entgegen trat.

Du hier, und in Gesellschaft? — Wer ist der Mann? fragte er die Tochter.

Herr Kunz von Rosen! erwiderte diese, ein Ungewitter befürchtend.

Der Hofnarr des Königs? Nun dann will ich es mir gefallen lassen! sagte der Brügger in spöttischem Tone. Ich liebe sonst nicht, wenn ehrbare Jungfrauen mit Männern auf einsamen Plätzchen lustwandeln; mit einem Narren aber hat's nichts zu sagen.

Meint Ihr, verständiger Gewürzkrämer von Brügge? nahm Kunz, nicht auf Gertrauds bittenden Blick achtend, das Wort; und doch irrt Ihr, weiser Mann. Ein Narr, wie ich, ist wahrlich den Dirnen gefährlicher, als ein weiser Mann wie Ihr. Weisheit mag die Jugend nicht, Narrheit ist ihr Element. Seht, fuhr er ernster fort, jeder Mensch trägt seine Schellenkappe, die, wenn er sie auch noch so sehr verbergen will, doch ewig mit ihren Glöckchen klingelt und den Narren verräth; und deshalb liegt der ganze Unterschied zwischen mir und Euch nur darin, daß der Narr von Profession seine Glöckchen stets und unbekümmert nach Lust und Belieben tönen lassen darf, während die andern Narren, sie mögen ihr Haupt noch so

gravitätisch halten, wider Willen sie klingeln lassen müssen.

Der Brügger sah Kunz verwundert an; er wußte nicht, sollte er sich beleidigt fühlen, sollte er über ihn lachen. Er wählte das Letztere, denn es schien dem aufgeblasenen Manne unter seiner Würde, sich von einem Narren beleidigt zu zeigen. Und was sagt Euch das Klingeln meiner Glöckchen? fragte er lachend. Ihr, so bekannt mit ihnen, müßt jede Weise kennen, die sie Euch vorspielen.

Kunz säumte mit seiner Antwort lange. Er betrachtete den Brügger Handelsmann vom Kopfe bis auf die Füße genau, dann blieb sein Auge auf Melchiors kleines Barret geheftet; endlich, da der Frager ungeduldig ward, sagte er mit wichtiger Miene: Herr Melchior Koning! Ich vernehme sonderbare Töne, die immer lauter und heller, jetzt wild und verworren, jetzt aber hohl und dumpf wie Grabgeläute tönen. Sie sagen mir deutlich, Ihr wäret so thöricht, nach Höherem zu streben, als Ihr solltet, der Knecht wolle Herr seyn, und Ihr möchtet gar gern in Brügge das seyn, was einst Artevelde in Gent war. Hütet Euch, lieber Herr und beherziget das kleine Sprüchlein

von König Maximilians lustigem Rathe: Oft ist das Höchste, was der eitle ehrgeizige Mensch erlangt — der Galgen! — Nichts für ungut, lieber Herr, wir Narren haben für die Wahrheit überall einen Freipaß! und ehe noch Melchior Koning seines Erstaunens Herr wurde, hatte sich Kunz schon entfernt.

Hüte Dich, daß ich Dich nicht wieder mit dem groben Narren, oder mit irgend einem Tagedieb aus des Königs Gefolge allein treffe, sagte jetzt der Vater zu seinem Kinde zornig; diese hoffärtige Brut, die nur das Geld, das wir edle Bürger mühsam erwerben müssen, zu verprassen weiß, taugt nicht bei ehrbaren Jungfrauen, die so, wie Du, vor der Thüre ihres Brautgemaches stehen; denn wisse, Gertraud, Alles ist mit Thomas Verhöft, dem reichen Zunftmeister der Seidenwirker, in Ordnung, das von Dir verlangte Probejahr ist vorüber, und wenn die ersten Knospen schwellen, wirst Du ohne Widerrede sein Weib. Deshalb ordne Alles zu Deiner Abreise, Dein Verlobter erwartet Dich mit Sehnsucht.

Diese Worte schmetterten die Arme ganz darnieder. Thomas Verhöft hatte sie aus Brügge getrieben, und seinetwegen hauptsäch-

lich war ihr die Rückkehr in's Vaterhaus so sehr zuwider. Ihres Vaters Heftigkeit kennend, schwieg sie jedoch, und übergab der Hoffnung ihr wundes Herz.

5.

Mit vieler Vorsicht hatte der alte Kanzler die Unterhandlung wegen König Maximilians Einzug in Brügge mit den Abgeordneten begonnen, die aber schnell abgebrochen wurde, da der Kanzler standhaft verweigerte, dieses Mal den jungen Erbherzog in ihre Mauern zu führen. Schon vor mehreren Jahren hatten die Flandrer die königlichen Kinder in ihrer Gewalt gehabt, und dadurch Maximilian von Oesterreich zu dem nachtheiligen Frieden von Arras gezwungen; dies war dem Könige noch zu gut im Gedächtnisse, um seinen Sohn noch einmal in ihre Hände zu geben. So muthig er selbst auch der Gefahr entgegen ging, wollte er doch nicht seinen Erben in gleiche Gefahr stürzen.

Die Abgeordneten, unter dem Vorwande, für diesen Fall erst die Befehle der Stadt einholen zu müssen, schickten Melchior Koning nach

Brügge

Brügge, der, so wie es den redlich gesinnten Männern schien, von den Innungen geheime Verhaltungsbefehle bekommen hatte. Bis zu seiner Wiederkehr wurden nun die Unterhandlungen nicht weiter fortgesetzt.

Niemanden mochte diese Störung lieber seyn als Gertraud, die nun noch einige Tage Zeit gewann, ehe sie ihren Bräutigam in Brügge begrüßen sollte; der gute Kunz aber war an dem Mädchen ganz irre geworden. Ein Argwohn stieg in ihm auf, den er jedoch nicht laut werden lassen wollte, und ihn mit Gewalt unterdrückte, und so kämpfte er männlich gegen eine Leidenschaft, die selbst dem Narren thöricht erscheinen mußte. Die wenigen Tage, die ihm noch blieben, beschloß er weidlich zu benutzen, und so fand man ihn jeden Augenblick, wo er das Schloß verlassen konnte, im Pelikan.

Ohne wegen seines Betragens gegen ihren Vater zu zürnen, war Gertraud jetzt, da er im Stübchen mit ihr allein saß, traulicher, anschmiegender als je; doch blickte eine gewisse Unruhe hervor, man sah es ihr an, daß sie Kunzen gern Etwas vertrauen möchte, und doch den Muth nicht dazu habe. Rosen that, als bemerke er dies nicht, und brach oft das von ihr

begonnene Gespräch ab, so daß sie endlich wortkarg, ja verdrießlich wurde, da er jede Mittheilung absichtlich zu vermeiden schien. Doch auch der klügste Mann, wie vielmehr ein Narr hat seine schwachen Seiten, und so glaubte Rosen, an diesem anfänglichen Anschmiegen, selbst an ihrem Unwillen, an der Traurigkeit, die sie jetzt überfiel, sei die nahe Trennung Schuld, und die nur mit Widerstreben unterdrückte, so lang genährte Hoffnung, er könnte Gegenliebe erwarten, flammte von Neuem in ihm auf. Er fragte sie nach der Ursache ihrer Verstimmung, zeigte so viele Theilnahme, ließ auch wohl in der Zerstreuung ein Wörtchen von Neigung fallen, das Gertraud jetzt nicht ungern zu hören schien, so daß er, die trügerische Hoffnung nährend, am Abende ihr treuherzig sagte: Liebe Gertraud! Ich glaubte, Ihr hieltet mich für einen redlichen Mann, für Euren treuen Freund, und doch verbergt Ihr mir, was Euch quält; Mittheilung lindert jeden Schmerz, wenn sie ihn auch nicht zu heilen vermag. Habt Zutrauen zu mir, sagt mir, was ist Euch? Bei diesen Worten blickte sein feuriges Auge ausdrucksvoll, fast zärtlich sie an, der Ton seiner Stimme war so sanft, so melodisch, daß er bis zu Ger-

trauds Herzen gedrungen seyn mußte, denn nachdem sie tief aufgeathmet, bat sie ihn, sich dicht neben sie zu setzen, sie dürfe nur leise mit ihm reden, damit Niemand ein Wörtchen von dem höre, was sie ihm sagen wolle.

Rosen rückte in der größten Spannung so dicht als möglich zu ihr, sein Herz schlug heftig, denn er glaubte, für ihn müsse die Stunde der Entscheidung nahen. Gertraud begann nun:

Lieber, mir wahrlich sehr werther Freund, was werdet Ihr von der Jungfrau denken, die Euch mit ihren thörichten Wünschen unterhält, welche sie eher verschließen als laut werden lassen sollte, die großen Werth auf Etwas legt, das vielleicht für Euch gar keinen Werth hat. Seid nicht streng in Eurem Urtheile und verdammt mich nicht zu rasch.

War es Zufall, war es Absicht, auch des Mädchens Auge ruhte, indem sie dies sprach, schmachtend auf ihm, seine Hand hatte die ihrige gefunden, und ein leiser Druck, den er zu empfinden glaubte, sagte ihm, daß sie sich nicht ungern in die seinige verirrt habe. So that sich dem biedern Rosen ein Himmel voll Seligkeit auf, und die jetzt eingetretene Stille blieb von ihm, der mit seinen Gedanken dem geträumten

Glücke nachflog, unbemerkt. Endlich unterbrach sie Gertraud: Ich habe einen Wunsch, fuhr sie fort, den nur Ihr mir gewähren könnt.

Gern, gern! rief der Glückliche.

Gebt mir Euer Wort, daß Ihr ihn mir nicht versagen wollt, gebt mir Eure Rechte! sprach sie, und vergaß ganz, daß seine Rechte schon die ihre erfaßt hatte.

Nehmt mein Wort; meine Hand erfaßte ja schon ihr ganzes Glück! Was Ihr wünscht, ist Euch gewährt, wenn die Gewährung in meiner Macht liegt.

Das Mädchen erröthete, wollte beginnen, stockte und sah verlegen und bittend auf Rosen, als ob er es errathen sollte; endlich entwand sich ihrer Brust: Führt mich morgen zum Könige!

Starr, regungslos blickte der Ueberraschte sie an, seine Lippen blieben geschlossen, kein Wort konnte er erwidern.

Glaubt' ich es doch gleich, sprach Gertraud traurig, Ihr würdet mich streng beurtheilen; thut es nicht, guter Rosen, in meinem Wunsche liegt keine sträfliche Absicht. Was mich zu dieser Thorheit, wofür Ihr es halten müßt, bewegt, darf ich Euch, darf ich Niemanden sagen.

Ich soll Euch zu König Maximilian führen? fragte jetzt Kunz, noch ganz erstaunt.

Ja, lieber Freund, darum bitt' ich Euch!

Er sann einen Augenblick nach, sprang auf, trat an's Fenster, rieb sich die Stirn, nickte einige Male gedankenvoll mit dem Haupte, als ob er seinen Gedanken beipflichte, dann trat er rasch vor Gertraud und sagte mit ruhigem, wenn auch nicht mit heiterem Gesichte: Ich werde Wort halten, wie dies aber geschehen kann, weiß ich wahrlich jetzt noch nicht. Deßhalb erlaubt mir einige Fragen: Ist es Euch gleich, wann Ihr den König sprecht?

Es muß in den Abendstunden seyn, damit ich unbemerkt dies Haus verlassen kann! erwiderte sie.

Wollt Ihr ihn allein sprechen?

Nein, nein! rief das Mädchen rasch; doch, setzte sie schnell hinzu, möchte ich wohl, daß Niemand zugegen wäre, als Ihr.

Kennt Euch der König?

Wie sollt' er mich kennen! Auch sagt ihm ja nicht, daß ich aus Brügge bin, er liebt die Stadt nicht, und das könnte mir in seinen Augen schaden.

Rosen sah bald das Mädchen verwundert

ebt. Dies Gefühl heb auch Alicens Bruſt und vielleicht ärnte ſie zum erſtenmale nicht mit dem Schickſale, daß ſie dieſem Manne zum Weibe gegeben hatte.

Mit einer Art Schwärmerei hing ſie jetzt dieſem Gedanken nach, denn ſie kannte die Blutſcenen von Brügge noch nicht; es that ihr wohl, einen Anker gefunden zu haben, an dem ihr Lebensſchiff ſich halten konnte. Mit ängſtlicher Sorgfalt hielt ſie dieſen Gedanken feſt und ihre Phantaſie mußte geſchäftig ihr Arteveldes Bild hervorzaubern, wie er den kleinen Haufen der Genter zum Siege anführte. Mit dieſem Bilde beſchäftigt, ſaß ſie eines Abends einſam auf ihrem Zimmer, als ſich die Thüre öffnete und ein Mönch hereintrat, deſſen bleiches Geſicht ſie bei dem matten Scheine der Kerze nicht ſogleich erkennen konnte. Er ſchritt auf ſie zu und ſprach mit dumpfem Tone: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit!“ erwiederte Alice, vor der unerwarteten Erſcheinung erbebend.

Der Mönch trat ihr näher — „Was iſt ſo ſpät noch einer Begehr, ehrwürdiger Herr?“ fragte ſie ihn ſtarr anſehend.

„Kennt mich Alice Everwein nicht mehr?“ rief eine ihr wohlbekannte Stimme; der Mönch warf ſeine Kapuze zurück und Walter von Enghien ſtand vor ihr.

„Was wollt Ihr hier, Herr Graf?“ fragte die Ueberraſchte und ihr Herz, von tauſend Empfindungen bewegt, klopfte laut.

„Was ich will, Alice?“ rief er leidenſchaftlich „Dich noch einmal ſehen!“

an, bald ſenkte ſich ſein Auge, und kaum konnte er den Seufzer unterdrücken, der ſich hervorpreſſen wollte. Seid nur nicht böſe, lieber Freund! bat ſie ihn ſchmeichelnd; auch ſinnt nicht weiter nach, wie das geſchehen ſoll. Ich habe mir ſchon Alles ausgedacht und will es Euch ſagen; hört mir nur aufmerkſam zu und ſeht mich dabei recht recht freundlich an.

Der König liebt Geſang und beſonders Minnelieder. Dichtet mir ein hübſches Lied und ich ſuche eine paſſende Weiſe dazu; ſo ausgeſtattet führt Ihr mich, als Knabe gekleidet, bei ihm ein — deshalb wählt' ich auch die Abendſtunde zu meinem Vorhaben, damit mich Niemand in meiner Mummerei erkenne. — Ich ſinge dann dem Könige mein Lied, Ihr wißt, Gott gab mir eine wohlklingende Stimme, — er dankt mir, belohnt mich vielleicht und ich bin überglücklich.

Darf der König wiſſen, wer Ihr ſeid.

Nicht um alle Schätze der Welt, er darf nicht ahnen, daß ich ein Weib bin! erwiderte ſie mit Heftigkeit. Hierin verlaſſe ich mich ganz auf die Rechtlichkeit meines Freundes; auch hoff' ich, daß Ihr, ſo lange ich bei dem Könige bin, das Zimmer keinen Augenblick verlaſſet.

Und wenn es mir der König befiehlt, muß ich da nicht gehorchen? sagte Kunz.

Gehorcht nicht! bat Gertraud. Ich stürbe vor Angst, säh' ich mich mit dem Könige allein.

Sonderbares Mädchen, echte Evenstochter! murmelte Rosen vor sich hin. Nun wohl, sagte er dann, Euer Wunsch soll erfüllt werden. Ob mir aber ein Minnelied zu dichten gelingen wird, weiß ich nicht. Die Saiten meiner Harfe sind nicht rein gestimmt, sie mißtönen, und da drechselt man wohl einen Reim, aber kein Lied schwingt sich aus dem Herzen, und die goldnen Saiten können es nicht mit Wehmuth und Lust wiedergeben, wenn es nicht dem Herzen entquoll.

Gute Nacht! rief er plötzlich, drückte bei sonderbar sich widersprechendem Gefühle Gertraudens Hand, und ging mit trüben Gedanken belastet auf das Schloß zurück. Kaum hatte er sein einsames Zimmer betreten, als er die Laute erfaßte, einige Akkorde griff, sie aber schnell wieder weglegte. —

Es geht nicht, Kunz! sprach er traurig vor sich hin, die Saiten tönen, es ist aber nicht der rechte Ton, den ich eben will; pfeif' Dir lieber ein muntres Stückchen, denk', Du habest einen

ſchönen Traum gehabt, am Morgen habe Dich widriges Hahnengeſchrei geweckt, und Dein lieblicher Traum mit all' ſeinen bunten Bildern ſei nun vorüber. — Was ſchadet es? Durchlebe einen fröhlichen Tag, lege Dich wieder zur Ruhe, der Traum, wenn auch nicht der nämliche, wenn auch ein anderer, wohl ein noch ſchönerer, wird wiederkehren, und vielleicht das Hahnengeſchrei nicht mit ihm. Doch, habe ich ihr nicht ein Minnelied verſprochen? rief er plötzlich. Er ergriff die Feder und ſchrieb:

Minne iſt des Lebens Maienblüte,
Iſt des Lebens warmer Frühlingswehl,
Wenn die Bruſt von Wonnerauſch' erglühte,
Und nicht Herz vom Herzen treulos läßt;

Wenn ſie feſt, mit Immergrün umwunden,
Nie verwelkend, ewig jugendlich,
Selbſt im Strom der hingeſchwundnen Stunden
Einem heitern Frühlingshimmel glich.

Aber, wenn die Hoffnung ſie betrogen,
Wenn ſtatt Roſen ſie nur Dornen fand,
Wenn des Mädchens frommer Blick gelogen,
Es ſich tückiſch ſeinem Arm' entwand;

O, dann ſind erloſchen ihre Gluten,
Und dahin iſt ihrer Sterne Glanz,
Und das arme Herz muß ſtill verbluten,
Schnell entblättert iſt ſein Blütenkranz.

Darum, — Hölle und Himmel iſt die Minne,
Schmerz und Wonne liegt in ihrer Hand!
Wohl dem, dem mit zartem, treuem Sinne
Sie nur ein Mal ihre Myrthe wand.

Als er am Morgen ſein Lied durchlas, lachte er hell auf. Das hat der Unmuth Dir eingegeben, Kunz! ſprach er; der grämliche Geſelle ſoll Dich fortan nicht mehr übermannen.

6.

Wenn ich heute Abends von der Jagd zurückgekehrt bin, Kunz, dann kannſt Du mir Deinen Sänger zuführen, mit dem es eine beſondere Bewandtniß haben muß! ſagte König Max, als ſein luſtiger Rath ihn um Erlaubniß gebeten hatte, bei ihm heute einen Knaben einzuführen, der gar lieblich zu dem Lautenſpiele zu ſingen verſtände. Auf Deinem Geſichte drückt ſich mancherlei aus, Du ſcheinſt ernſt geſtimmt und doch blickt immer ein zweideutiges Lächeln unwillkührlich hervor, ſo daß ich faſt wetten möchte, mit Deinem Sänger haſt Du einen Schalksſtreich im Sinne.

Ich? fiel ihm Kunz in die Rede, ich wahr-

lich nicht! Ich bin zu lustigen Streichen heute nicht aufgelegt, Majestät! und möchte gern meine Schellenkappe hervorsuchen, durch sie die gute Laune in mein Hirn zu pfropfen!

Nun, was ist Dir, Kunz?

Weiß es selbst nicht, gnädigster Herr! das Ding, was man nicht recht beschreiben, nur fühlen kann, der bittersüße Liebes- und Lebenstrank, die Wehmuth, hat mich ergriffen, und da möchte ich weinen und lachen, und Beides geht nicht. Ja, Majestät, kein erbärmlicheres Wesen als ein wehmüthiger Narr!

Armer Kunz! Dir hat die Liebe sicher einen Streich gespielt, meinte der König.

Und wär' es so, blieb' mir nichts Anderes übrig, als ihr wieder einen zu spielen. Gnädigster Herr! brach er das Gespräch ab, was meint Ihr dazu, daß die Brügger Euch ohne den Erzherzog nicht haben mögen. Es scheint mir, sie hätten die ganze Sippschaft gern beisammen, und wäre Euer Töchterlein nicht in Paris, ich glaube, sie verlangten auch die.

Wohl möglich! erwiderte der König Maximilian, halb in Gedanken.

Noch ist es Zeit, der Schlinge zu entgehen! fuhr Kunz fort, dem seit gestern Abend die

Reise nach Brügge noch verhaßter geworden war, als früher.

Ich ziehe nicht ohne fünfhundert Reisige ein, darum tröste Dich! sagte der König.

Fünfhundert Reisige? O, was vermögen die in solch einer Stadt gegen den wüthenden Pöbel, wo die Bolzen aus allen Fenstern, die Steine von allen Dächern fliegen, wo ein altes zahnloses Weib den stattlichen Rittersmann niederwerfen, die Straßen verrammelt sind, und kein Roß sich frei bewegen und seinen Reiter in die dichten Haufen führen kann. Fünftausend müßt Ihr haben, dem wilden, unbändigen Volke den Zügel anzulegen. Wollt Ihr aber nun ein Mal in die Falle gehen, so ging' ich lieber, nur von meinem Hofstaate begleitet, das könnte vielleicht Vertrauen erwecken, und das Kriegsvolk reizte die Bürger nicht.

Ich erwarte Dich heute Abends mit Deinem Sänger, unterbrach ihn der König, dem das Capitel von Brügge nicht zu behagen schien.

Das heißt: Kurz gehe! Ich verstehe schon Majestät, und selbst ein Narr muß so klug seyn, den wichtigen Augenblick aufzufassen, wenn er lästig wird. Er verneigte sich und ging, doch

der König rief ihn zurück und fragte: Weß Landes ist Dein Sänger, Kunz?

Das weiß ich selbst nicht, Herr! Fragt Ihr je die Nachtigall, woher sie komme? Ihr ergötzt Euch an ihren lieblichen Tönen, und das genügt Euch. — Des Sängers Heimath ist die Welt, wo er sein Lied ertönen läßt, da ist sein Himmel, mithin auch sein Vaterland, denn der Glückliche ist ja Kind und Vater der Phantasie zugleich; was die schafft, ist sein Eigenthum, die Blütenflur, der Wasserfall, das Hüttchen, das sie zaubert, seine Heimath. Ewig aufwärts fliegend, denkt er nicht mehr an das, was hinter ihm blieb, ewig nur sein Grab mit Immergrün schmückend, vergißt er leicht den Ort, wo seine schmucklose Wiege stand. Ein Sänger hat keine Heimath, als den Himmel. —

Und doch schmeckt Dir das Erdenmanna so gut, meinte der König, Rosens Phantasieflug hemmend, doch leerst Du so gern den Becher mit Wein von den irdischen Bergen Burgunds?

Majestät! das macht, weil ich nur ein halber Sänger bin, denn ein Narr ist nie Etwas ganz, auch ich nicht. Ich erschien Euch oft so heiter, als ich meine Schellenkappe noch tra-

gen mußte, und wenn ich sie auf dem einsamen Kämmerlein ablegte, sie so vor mir lag, und ich sie unmuthig schüttelte und die Glöckchen klangen, begann ich bitterlich zu weinen; denn ich fühlte mehr Werth in mir, als für Tisch und bunte Jacke und ein paar lumpige Zehrpfennige vor aller Welt den Possenreißer machen zu müssen, wenn auch das Herz darob verbluten wollte.

Der König reichte ihm gerührt die Hand, die er mit Heftigkeit küßte. Du bist mir mehr, als die Welt glaubt, guter Kunz! sagte der edle Maximilian. Ich lernte Dein Herz, das unter jener bunten Jacke schlug, kennen und achten. Gieb Dich zufrieden, es wird vielleicht noch besser werden. Aber geh', Du wirst weich, und das taugt für Dich nicht — Ade bis heute Abends!

Kunz kehrte auf sein Zimmer zurück und trat sinnend vor ein kleines Bild des Königs, das ihm einst ein Maler, der ihn lieb gewann, verehrt hatte. Keine Thräne mehr, alter Narr! sprach er, für diesen Edlen mußt Du leben, und sollt' es seyn, auch sterben. — Du bist ja ein glücklicher Mensch, König Max liebt Dich, was verlangst Du mehr? Er drängte die letzte Thräne

zurück, dann ergriff er sein Minnelied und wanderte nach dem Pelikan.

Freudig kam ihm Gertraud entgegen, noch freudiger ward sie, als er das Lied aus seinem Koller hervor zog und es ihr mit den Worten übergab: Ich hätte es gern besser gemacht, Gertraud, und mir so vielleicht einen kleinen Minnelohn verdient, aber es wollte nicht gehen; nehmt es daher, wie es ist! Das Mädchen las es bedächtig, las es noch ein Mal und sah dabei oft auf Rosen, der sinnend vor ihr stand; dann sprach sie: Mir gefällt das Lied gar wohl, lieber Freund! Ach, die Minne ist Höll' und Himmel zugleich! setzte sie seufzend hinzu; und da muß ich nun wohl eine recht traurige Weise dazu aufsuchen, die zum Herzen dringt.

Das thut! sagte Kunz, noch halb in Gedanken.

Doch, fuhr Gertraud jetzt mit heiterem Lächeln auf, der Arbeiter ist seines Lohnes werth, wie vielmehr der Sänger! und ehe der immer noch Träumende aufblickte, drückte sie einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, und: um die fünfte Stunde erwart' ich Euch! Rosen zurufend, entschlüpfte sie.

Ja, Höll' und Himmel ist die Minne! mur-

melte er vor sich hin, und durch diesen Kuß ganz aus seinem Gleichmuthe gebracht, kehrte er, ein Träumender, nach dem Schlosse zurück.

7.

Als er zur bestimmten Zeit im Pelikan sich einstellte, fand er Gertraud in einem abgelegenen Stübchen schon seiner harrend. Das Mädchen war lieblich anzuschauen, die herabrollenden langen Locken, das knappe Wams, die niedliche Laute, die von grünem Bande gehalten über ihre Schulter hing, gaben ihr ein phantastisches Ansehen, das ihren Liebreiz nur noch erhöhte. Kommt nur schnell, kommt, damit uns Niemand überrasche! rief sie dem mit flammendem Blicke Beschauenden zu; sie warf, dies sagend, den braunen Mantel um, setzte das schwarze Barett auf ihr Lockenhaupt, ergriff Kunzens Hand, und zog den in ihren Anblick Versunkenen mit sich fort.

Sprecht kein Wort mit mir, daß nichts uns verrathe, bat sie leise, als sie sich auf der Straße befanden. Führt mich durch die abgelegensten

„Und dazu wählt Ihr dieſe Zeit, dieſen Ort?"

„Ich hoffte, das Schickſal Gents und auch das Deine würde ein anderes ſein" ſprach er bitter „Meine Hoffnung betrog mich wie immer; aber noch einmal mußte ich Dich ſehen und ſo ergriff ich den Zeitpunkt, wo er abweſend und Gent in Freude trunken iſt."

„Euer Wunſch iſt erfüllt, Graf Walter" ſagte die Erbleichte „und nun entfernt Euch."

„Und ſo ſollt' ich von Dir gehen, Alice?" rief er, die Arme nach ihr ſtreckend.

„So müßt Ihr von mir ziehen!" erwiederte ſie bittend.

„Nie, nimmermehr!" rief er, ſeiner kaum mächtig.

„Hat Walter von Enghien mich wahrhaft geliebt, liebt er mich noch —" ſetzte ſie mit gebrochener Stimme hinzu „ſo wird er Alice ſo hoch achten, daß er ſie verläßt und den Frieden ihres Herzens nicht ſtört. — Entfernt Euch, Walter, ich bitte Euch!"

Noch ſtand er ungewiß, was er thun ſollte — „Walter, bei den vergangenen glücklichen Tagen beſchwör' ich Euch, verlaßt mich!"

„Leb wohl, Alice!" rief er „Habe ich doch Dein Engelsantlitz noch einmal geſchaut, nehm' ich doch den Troſt mit mir, Du liebſt mich noch!" Dies ſagend, warf er die Kapuze über, entfernte ſich und ließ das unglückliche Weib in einer peinlichen Stimmung zurück. Als wenn die Poſaune des Weltgerichts erſchallt, die Gräber ſich öffnen und die Todten nach langem Schlummer erſtehen, ſo waren auch durch ihn alle Gefühle der früheren Neigung wie durch einen Zauberſchlag in ihr von Neuem er-

Straßen nach dem Schlosse, und dort verlaßt mich ja keinen Augenblick.

Und doch muß ich es, wenn ich dem Könige melde, daß Ihr da seid! erwiderte Rosen eben so leise; sie seufzte tief auf, und so schritten sie ohne Abenteuer durch die finstere Nacht dem Schlosse zu. Je näher sie kamen, deste heftiger pochte Gertrauds Herz, und als sie nun die hell erleuchtete Halle betraten, sie die Menge der geschäftigen Diener erblickte, war fast ihr Muth dahin, und sie fühlte sich glücklich, als Rosen seitwärts nach einer kleinen Thür beg. wo sie eine nur sparsam erleuchtete Wendeltreppe fanden.

Als sie in des Königs Vorzimmer, wo eine Menge Diener Kunz mit Achtung begrüßten, eintraten und er ihr zuraunte, geduldet Euch einen Augenblick! war ihr Muth dahin, sie bebte, als sie sich allein unter den gaffenden Dienern befand. Doch bald kehrte Kunz zurück und führte sie in des Königs Gemach.

Hocherröthend und mit klopfendem Herzen trat sie hier ein. Tritt näher, Knabe! befahl der König; sie gehorchte bebend; Dich hat Gott mit einer seltenen schönen Gabe beschenkt, fuhr Ma-

Maximilian fort; Du sollst, wie ich höre, gar lieblich singen.

Gertraud verneigte sich verschämt.

Warum bebst Du, was schlägst Du so schüchtern die Augen nieder? Das ziemt sich nicht für einen Jüngling! Ueberdies darf der Sänger keck selbst in des Königs Gemach treten, sprach Maximilian in zutraulichem Tone.

Das Mädchen hob langsam die dunkeln Wimpern empor, und ihr blaues Auge sah auf nach dem Könige, den des Knaben Verlegenheit dauern mochte; denn er befahl ihm jetzt, seine Laute zu stimmen und ohne Scheu ihm ein Minnelied zu singen.

Gertraud griff einen Akkord, die Saiten tönten rein, wie die Saiten ihres Herzens, dann begann sie Rosens Minnelied nach einer schönen, ergreifenden Weise zu singen. Ihre Stimme zitterte bei dem ersten Verse, dann ward sie aber dreister, ihr Gesang war sanft getragen, wie die zarten Töne einer vom West durchrauschten Aeolsharfe, und der König schien davon ergriffen zu seyn, denn sein Auge blickte immer freundlicher auf den Sänger, sein Haupt nickte ihm oft beifällig zu.

Kunz hatte währenddem kein Auge von Ger-

traud gewendet, Freude und Schmerz wechſelten in ſeiner Bruſt. Er ſah wohl an dem flammenden Blicke, der zuweilen den König traf, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, ſah an ihrem Erröthen, fürchtete ſie, Maximilian habe es bemerkt, daß die Hoffnung ihm entſchwunden und das Mädchen für ihn verloren ſei; aber dennoch freute er ſich bei ihrem Anblicke, freute ſich, daß ihr Geſang den König entzücke, und als ſie mit verſtärkter Stimme feurig den Vers begann: Höll' und Himmel iſt die Minne, — da fühlte er die Höll' und den Himmel in der eigenen wunden Bruſt.

Du biſt ein wackerer Sänger! ſagte, als ſie jetzt geendet hatte, der König; Dein Geſang geht zum Herzen. Haſt Du ſelbſt das Lied gedichtet?

Nein, Majeſtät, Kunz von Roſen! erwiderte ſie, auf dieſen zeigend.

So! ſagte König Maximilian lächelnd. Alſo Du, mein luſtiger Rath, haſt ſo Schwermüthiges niedergeſchrieben? Nun verſteh' ich Dich, und Du biſt reichlich dafür belohnt, denn der Geſang dieſes Knaben hat gewiß mehr Werth für Dich, als wenn ich Dir ein golden Kettlein dafür reichen ließe; Du haſt Deinen Lohn, darum

kannst Du auch jetzt gehen und mich mit dem Sänger allein lassen.

Kunz blieb verlegen stehen, sein Auge traf Gertrauds bittenden Blick.

Nun? sprach der König, hast Du meine Worte nicht vernommen?

Ich habe Euren Befehl wohl vernommen, mein gnädigster Herr — aber der Knabe ist so schüchtern, — er bat mich, und ich gab ihm das Versprechen, ihn nicht zu verlassen. — Erlaubt —

Gehorche! befahl jetzt der König ernst.

Rosen warf einen traurigen Blick auf Gertraud und ging.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, erhob sich Maximilian von seinem Sitze und trat zu der Zitternden: Du bist kein Knabe, Sänger, sprach er, ihre Hand erfassend: Du bist ein Weib. —

Heftig erschrak Gertraud, und sank zu des Königs Füßen, und umfaßte weinend seine Knie; doch ehe er noch ein beruhigendes Wort ihr sagen konnte, sprang sie schnell wieder auf, schüttelte die herabgefallenen Locken, die Stirn und Auge bedeckt hatten, zurück: Gott schützet die Tugend! sprach sie mit Zuversicht; — ja, Ma-

jeſtät, Ihr irrtet nicht, ich bin eine Jungfrau aus Brügge!

Nun, ſo iſt doch ein Weſen in Brügge, das mir wohl will? unterbrach ſie der König. Aber ſage mir, Mädchen, in welcher Abſicht ſtehſt Du vor mir?

Gertraud erröthete.

Iſt es einer von Kunzens Schalksſtreichen?

Nein, Herr!

Nun, ſo ſprich! ſagte der König, vielleicht ſchon etwas ungeduldig geworden.

Gertraud ſchwieg noch.

Abſichtslos kamſt Du nicht, fuhr König Maximilian fort; deshalb rede, ſei wahr, ſäume nicht!

Majeſtät! ſagte nun das Mädchen, und ihr ganzes Weſen war in ſichtbarer Aufregung. Der Mund einer Jungfrau darf nur ſelten das Geheimniß ihres Herzens verrathen. Aber gewiß, keine böſe Abſicht führte mich hierher!

Ha, ich merke! ſprach König Max lächelnd, und ließ ihre Hand los, die noch immer zuckend in der ſeinigen lag: Mein luſtiger Rath liebt Dich, Du biſt ihm nicht abgeneigt, da wolltet Ihr durch Geſang mir meine Einwilligung entlocken.

Gertraud schüttelte verneinend ihr lockiges Haupt.

Nicht? fuhr der König fort; so weiß ich nicht mehr, was ich von diesem Abenteuer denken soll! Dein Mund schweigt, Dein Auge spricht, Dein Herz klopft sichtbar. — He, Kunz! rief er, die Thüre öffnend, und Rosen, der vielleicht gelauscht haben mochte, trat schnell herein. Sage mir, was will das Mädchen hier? ich begreife es nicht!

So geht es auch mir, Majestät, auch ich verstehe sie nicht, und weiß nicht, was sie hier sucht! erwiderte Kunz.

Warum führtest Du sie zu mir?

Weil sie mich darum bat, mein gnädigster Herr!

Mädchen! wendete sich der König jetzt zu Gertraud, Du hast viel gewagt, Du hättest Deine Thorheit, sie bestehe nun, worin sie wolle, theuer bezahlen können. Abenteuer zu bestehen, ziemt nur dem Manne, nicht den Frauen. Nimm diese Lehre mit auf den Weg und geh' mit Gott! Er bog sich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn.

Wie von elektrischer Flamme durchzuckt, schrack sie bei diesem Kuß' zusammen, ergriff

rasch des Königs Hand, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und wollte schnell von dannen. Doch Maximilian hielt sie zurück. Noch nie, sprach er, ist der Sänger ohne Gabe von mir gegangen, auch Du sollst es nicht! Er zog einen goldnen Ring von dem kleinen Finger seiner linken Hand. Da nimm, sprach er, den Werthlosen, für mich hatte er Werth, möge er ihn auch für Dich haben. Gertraud verneigte sich, warf noch einen Blick auf König Max und ging der Thüre zu; Kunz folgte ihr.

8.

Schweigend durchschritten sie die Straßen, und nur einmal murmelte Kunz: Das wär' überstanden! vor sich hin. Aber noch war der gute Narr nicht im Hafen, denn eben, als er mit Gertraud in den Pelikan eintrat, stieg Herr Melchior Koning von seinem Rosse und sein Blick traf den Sänger, den er scharf in's Auge faßte. He da Bursche! rief er ihm nach, doch der war schnell verschwunden. Jetzt gewahrte er auch Rosen, seine Stirne umwölkte sich. Ruf' mir Deine Schwester! befahl er der an-

dern Tochter, die ihn bewillkommte; schnell eilte sie die Treppe hinauf, die Schwester aufzusuchen, kam jedoch nach einiger Zeit mit dem Bescheide zurück: Gertraud sei unwohl und habe sich schon zur Ruhe gelegt.

So muß ich wohl zu meinem kranken Kinde gehen! sagte er höhnisch lachend, und wollte eben die Treppe hinauf, als die andern Abgeordneten, die seine Ankunft vernommen hatten, zu seinem Empfange herabkamen. Er konnte ihnen nicht mehr ausweichen, und Gertraud war gerettet.

Als Kunz nach dem Schlosse zurückgekehrt war, ließ ihn der König rufen und verlangte von ihm Aufklärung; doch dieser, seinen Herrn zu genau kennend, entging der Beantwortung dieser Frage leicht, indem er sagte: Majestät! ich gab mein Wort, nicht Stand, nicht Namen der Jungfrau zu verrathen, und ein Diener Maximilians von Oestreich muß in Allem dem Beispiele seines Herrn folgen, und der brach sein Wort noch nie. Die eigentliche Absicht des Mädchens kenn' ich wahrlich selbst nicht!

Der König forschte nicht weiter, doch noch lange nach diesem Abende stand das Bild des lieblichen Sängers vor ihm.

Am andern Tage begaben ſich die Abgeordneten zum Kanzler, welchen Melchior Koning im Namen der Stadt ſein Bedauern kund that, daß die üble rauhe Witterung den Grafen, ihren jungen Herrn abhalte, die Lichtmeß in Brügge zu feiern. Sie würden aber erfreut ſeyn und ſich glücklich ſchätzen, wenn der König ſie mit einem Beſuche beehren wolle; was in ihren Kräften ſtehe, ſolle zu ſeinem feierlichen Empfange bereit ſeyn.

Da erwiderte der ehrwürdige Greis, daß es des Königs beſtimmter Wille ſei, ſelbſt gegen den Rath ſeiner Diener, nur mit kleiner geringer Bedeckung nach Brügge zu kommen, obgleich ihre Stadt bisher ſtets feindlich gegen ihren Herrn geſinnt geweſen ſei. Er, der Kanzler, hoffe, die Bürger von Brügge würden dies Zutrauen dankbar erkennen und zu verdienen wiſſen. Die Abgeordneten verſicherten feierlich, daß nur friedliche Geſinnung ihre Mitbürger beſeelte. — Melchior Koning aber hatte bei dieſer ganzen Verhandlung geſchwiegen.

Noch einige Male kamen Kanzler und Schultheiß mit den Abgeordneten zuſammen, die ſich bereit finden ließen, das alte Schloß der Grafen von Flandern zum Empfange des Königs

ſtattlich einzurichten, wogegen der Kanzler ihnen die Verſicherung gab, daß der König nur mit 200 Landsknechten und 50 Rittern und ſeinem Hofſtaate einziehe, und nach zwei Tagen die Hälfte der Mannſchaft wieder zurückſchicken wolle. Die Andern ſollten ſich auf die Bewachung des Schloſſes beſchränken. Die Abgeordneten beurlaubten ſich, um des andern Tages nach Brügge zurückzukehren.

Kunz beſuchte in dieſer Zeit nur ſelten den Pelikan. Den erſten Tag war Gertraud für ihn gar nicht ſichtbar geweſen, da ſie zum Scheine das Bett hüten mußte. Am andern Tage hatten ihn einige flüchtig zugeraunte Worte des Mädchens mit dem Argwohne ihres Vaters, ſie ſei es geweſen, die an jenem Abende in Männertracht mit ihm eingetreten, überhaupt mit ihm in ein Liebesabenteuer verwickelt ſei, bekannt gemacht. Das, und wohl auch ſeine Vernunft, bewog ihn noch mehr, als ſein gekränktes Herz, das Mädchen zu meiden, obgleich er immer noch Neigung zu ihr fühlte. Jedoch am Abende vor ihrer Abreiſe zog es ihn unwiderſtehlich hin; er mußte ſie noch ein Mal ſehen, ſprechen, ihr Lebewohl ſagen, und mit dieſem Lebewohl von allen ſeinen Hoffnungen ſcheiden.

cht. Ihr ganzes Jugendleben, mit all' seinen Blüthen
d Kränzen geschmückt, stand wieder vor ihr, die Sehn-
cht hob von Neuem ihre Brust, der Seufzer stieh ihm
ch und ein leises „Dahin!" rang sich aus ihrem In-
n empor und sprach das ganze bange Gefühl ihres zer-
senen Herzens aus.

„Ist es denn so arge Sünde, seiner zu gedenken?"
ach sie leise, als ob sie selbst es nicht hören dürfe
arf ich denn nicht eine Stunde, nicht eine kurze Stun-
meines Lebens ihm weihn? — Vergebe es mir Gott!"
f sie dann und löschte die Kerze aus, die schon halb
glimmt, nur trübe noch brannte, setzte sich auf den
ssel am Fenster und vor sich hinstarrend übergab sie sich
en Gefühlen. Da stand er vor ihr, schön wie ein jun-
Gott, sein großes blaues Auge leuchtete ihr freundlich
gegen und alle holden Träume ihrer Jugend umgaukel-
sie und bekränzten ihn mit den duftendsten Blüthen. —
ihre Hoffnungen standen ihm zur Seite, alle ihre ge-
nen Wünsche lagen erfüllt in seiner Hand, sie war für
genblicke Schöpferin ihres eignen Glücks. Da wollte
Gott für diese Seligkeit danken, hob den Blick him-
wärts und er traf die bleiche Scheibe des Mondes, der
gespenstiges Licht durch die bemalten Fenster warf;
tenschauer überlief sie, Arteveldes düstre, bleiche Ge-
schwebte im Schimmer des Mondlichts an der dunkel
felten Wand ihr vorüber, blickte zürnend und drohend
sie — das freundliche Bild war verschwunden, nur
zürnende Gatte stand noch drohend vor ihr.

„Habe ich denn wirklich gesündigt?" rief sie bewegt
arf ich denn keinen Augenblick glücklich sein? Kann

Er ſchlich ſich ſpät am Abende in die Trinkſtube, fand Gertraud nicht dort, wohl aber ihre Schweſter, die ihn immer gern geſehen und ſich ſtets freundlich gegen ihn benommen hatte. Dennoch wagte er es nicht, ſie nach Gertraud zu fragen, aber ſeine Blicke mochten ihn verrathen, und ſo kam die gutmüthige Frau ſeinen Wünſchen entgegen, winkte ihm zu folgen und führte ihn in ein abgelegenes Stübchen, wo er ihre Rückkehr erwarten ſollte. Sie kam auch bald mit Gertraud wieder, die bleich und mit verweinten Augen vor ihn trat. Mir ſind nur wenige Augenblicke gegönnt, Euch Lebewohl zu ſagen! ſprach ſie, ihm traulich die Hand zum Abſchiede reichend. Kommt mit Eurem Herrn nach Brügge, dort ſehen wir uns wieder; aber zürnt mir nicht!

Nimmer könnt' ich das! erwiderte Kunz, ihre Hand innig drückend. — Auch hättet Ihr Unrecht, denn ich meine es von Herzen gut mit Euch! ſagte ſie jetzt bewegt.

Aber ich muß fort, deshalb lebt wohl! dies ſagend ſank ſie in ſeine Arme, ihr geſenktes Haupt lehnte ſich auf ſeine Schulter, hier raunte ſie ihm zu: Haltet den König von ſeiner Reiſe nach Brügge ab, dort iſt er verloren! —. Erſt

nach dieſen Worten, die ſie in der Schweſter Gegenwart nicht laut zu ſagen gewagt hatte, reichte ſie dem Freunde die Wange zum Kuß' und verließ ihn dann ſchnell.

Auch Kunz eilte aus dem Pelikan, der fortan für ihn nicht mehr der Himmel ſeiner Hoffnungen war, und ging ſtracks zu ſeinem Herrn, ihn von Gertrauds Warnung zu unterrichten. Ich gab mein Wort und das brach ich noch nie! ſagteſt Du ſelbſt. Sollte ich es jetzt! antwortete ihm der König. Nein, guter Roſen, mich hält nichts von Brügge zurück, und wie Dein Sänger mir ſagte: Gott ſchützet die Tugend! ſo ſage auch ich: Gott ſchützet die Muthigen, wenn ſie ihm nur vertrauen! Deshalb kein Wort mehr davon!

Auch dem Kanzler theilte Kunz ſeine Beſorgniſſe mit; dieſer zuckte die Achſeln und meinte, des Königs Wille ſtehe ſo feſt, daß jeder wohlgemeinte Rath zu ſpät käme, man könnte jetzt nichts thun, als für die Sicherheit des Erzherzogs wachen, und dem Könige in Noth und Gefahr treu zur Seite bleiben.

So wurden die Anſtalten in aller Eile getroffen, denn ſchon der neunte Februar war zum Tage des Einzuges beſtimmt.

9.

Glockengeläute verkündete denen von Brügge die Ankunft des Königs. Die Syndici und Stadtverordneten ſtanden ſchon zu ſeinem Empfange am Thore bereit; die Zünfte mit fliegenden Fahnen, und wie zur Schlacht gewaffnet, bildeten bis zum Schloſſe Reihen, hinter denen die Frauen, Greiſe und Kinder dicht gedrängt ſtanden, den feierlichen Einzug des Königs mit anzuſehen. Die Häuſer der Reichen waren mit Teppichen behangen, aber noch herrlicher ſchmückten ſie bei Reichen und Armen die tauſend Engelsköpfe, die zum Schauen und zur Schau an den Fenſtern ſtanden, als ob ſich Roſe und Lilie, trotz dem rauhen Hornung, ſchon heute zur Begrüßung des Königs entfaltet hätten.

Jetzt hielt der König vor dem geöffneten Thore, durch das die Syndici zu ſeiner Begrüßung entgegen traten.

Ihre Anrede war feierlich und in dem ſchicklichen Tone abgefaßt, in dem der Unterthan ſeinen Herrn begrüßen muß; aber doch fehlte ihr der Ausdruck von Wahrheit und Herzlichkeit, und man konnte leicht fühlen, daß jedes Wort berechnet und auf die Wagſchale gelegt war.

Der König beantwortete die lange Anrede nur kurz. Ich danke Euch, Ihr werthen Herrn von Brügge! sprach er mit Freundlichkeit und Huld. Wir wollen, will's Gott, ein fröhliches Fest mit einander feiern und luſtig und guter Dinge ſeyn, deshalb reite ich mit vergnügtem Herzen bei Euch ein, und ſage dem reichen Brügge ein freundliches Willkommen! Die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln der Landsknechte wirbelten, und der Zug ging nun vorwärts.

Als ſie durch das finſtere Thor ritten, ſprach Kunz von Roſen zu ſeinem Nachbar, dem Herrn von Nienemen: Traun, werther Herr, mich dünkt, das lange, gekrümmte, finſtere Thor gleicht einer Mausfalle, wo man leicht hinein, ſchwer aber wieder heraus kann; ich wollte, wir lenkten unſere Roſſe um und ritten zurück nach Mecheln, hier dünkt es mich nicht geheuer!

Der Holländer zuckte die Achſeln, aber er wie Kunz mußten folgen.

Laut war der Jubel der Menge, die Gewerke aber ſtanden ernſt und ſchweigend unter dem Gewehr, und nur Fahne, Trommel und Pfeife begrüßten den König. Deſto regſamer

waren die Frauen und Jungfrauen, die aus allen Fenstern mit ihren weißen Tüchern den dreißigjährigen schönen Mann begrüßten, der ihnen um so schöner dünkte, da eine Krone sein Haupt schmückte. Maximilian dankte gar freundlich, sein Auge ruhte auch wohl zuweilen auf irgend einem besonders schönen Gesichte, deren er manches hier sah, und so schien er die finstern Blicke der gewaffneten Zunftmänner nicht zu bemerken, ließ sein wildes Roß sich bäumen und springen, und zog, als ziehe er der Freude entgegen, dem Schlosse zu.

Hier fand er Alles zu seinem Empfange königlich eingerichtet, denn die reichen Handelsherren hatten sich beeifert, ihr bestes Hausgeräth, die schönsten Teppiche, das kostbarste Trinkgeschirr nach dem Schlosse zu schicken. Die Tafel für den König und seinen Hofstaat stand bereit, in der Halle waren die Tische für die Landsknechte gedeckt, und als ob der Freund den lang abwesenden Freund erwartet hätte, so war hier Alles vorsorglich eingerichtet und geschmackvoll angeordnet.

Um dem Könige die Ruhe zu gönnen, hatten sich die Syndici und alle aus der Stadt vom

Schloſſe entfernt, nur die zur Küche und Keller Nöthigen waren geblieben, ſo daß ſich der König mit ſeinem Hofſtaate und den Landsknechten allein befand, und nichts den leiſeſten Verdacht erwecken konnte. Doch der vorſichtige Kanzler ſchickte vertraute Männer in die verſchiedenen Gegenden der Stadt auf Kundſchaft; auch ſie kamen mit der Nachricht zurück, nichts deute auf unruhige Bewegungen, jeder ſei zu ſeiner Arbeit zurückgekehrt, oder zeche luſtig und fröhlich in der Herberge.

Am Abende jedoch, als Roſen vor dem Schloßhofe ſtand und ſich mit den bärtigen Landsknechten unterhielt, kam ein Knabe herangeſchlichen nnd bat, dies verſiegelte Brieflein dem luſtigen Rathe des Königs einzuhändigen, ſein Inhalt wäre für ihn von Wichtigkeit. Roſen ergriff den Brief mit Haſt und wollte den Knaben befragen, wer ihn hierher geſandt habe, doch dieſer war davon geeilt; er erbrach nun den Brief und fand darin die wenigen Worte: Heute, ehe die Thore geſchloſſen werden, iſt es noch Zeit zur Flucht, morgen wär' es zu ſpät! Dies meldet Euch der Minneſänger.

Eiligſt begab ſich Kunz zum Könige, dem er,

ihn in seiner Mittagsruhe störend, den Brief übergab, welchen Niemand anders als Gertraud geschrieben haben konnte. Maximilian ward einen Augenblick nachdenkend, doch bald sagte er fast unwillig: Solchen Nachrichten darf man nicht trauen, Weiber sind furchtsam und sehen Gefahr, wo keine ist. Ueberdies, Kunz, hat erst die Trompete geblasen, ist die Lanze eingelegt, hat der Sporn das Roß vorwärts getrieben, dann ist es nicht mehr Zeit, umzukehren, der Rittersmann setzt in den dicksten Haufen der Feinde, ihm ist gewisser Tod lieber als schändliche Flucht.

Des Kanzlers Kundschafter durchschlichen auch am Abende die Stadt. Brügge war ruhig; es hämmerte wie gewöhnlich in den Werkstätten, und die Weberstühle rasselten und knarrten wie immer; auch während der Nacht regte sich nichts, und die Bürger schliefen im tiefsten Frieden. Nur Graf Niklas Salm, der die Landsknechte befehligte, schlief nicht, und während der ganzen Nacht ging er fleißig umher, zu sehen, ob die Schildwachen auf ihren Posten und munter und bei der Hand waren. Er theilte Kunzens Besorgniß der mit ihm die Nacht verbracht hatte, und erst, als die Sonne unter

Schnee-

Schneegestöber aufging, sich eben zur Ruhe legen wollte, als der König ihn rufen ließ.

Er fand Maximilian heiter und vergnügt und schon in vollem Staate, denn in aller Frühe wollten die Brügger in feierlicher Audienz den König bewillkommen. Der Kanzler, der Schultheiß und mehrere Räthe, auch Graf Salm standen um ihn, und Maximilian sagte eben scherzend, als Kunz eintrat: Nun seht Ihr doch, Ihr werthen Freunde, daß keine Gefahr vorhanden, und mein lustiger Rath durch irgend einen Seinesgleichen mit dem Warnungsschreiben gefoppt ist, als ein Kämmerer, ganz von Koth und Schnee bedeckt, hereinstürzte. Majestät! rief er, die Genter sind in Aufruhr, sie haben gestern Cortrick überfallen und die deutsche Besatzung niedergemacht!

Das fordert Rache! rief Maximilian aufspringend. Rasch die Rosse gesattelt, was beritten ist, folge mir! Schnell war der reichdurchwirkte Mantel, das seidene Wams abgeworfen, der Page brachte Helm und Panzer, und bald stand der König gewaffnet, ein Kriegsgott, da, bald wieherte sein Streitroß ihm freudig entgegen, und die Ritter und Edlen saßen schon auf den Rossen, ihren Fürsten zu begleiten.

Eben als der König sich auf sein Roß schwang, traten die Abgeordneten von Brügge in den Schloßhof. — Auf ein anderes Mal, rief ihnen der König zu, auf Wiedersehn! — Auf ein baldiges Wiedersehen! rief Melchior Koning den Dahinsprengenden mit höhnischem Lächeln nach, und statt umzukehren traten die Abgeordneten in's Schloß.

Anfangs ritt der König mit seinem Gefolge langsam durch die Straßen, als sich ihm aber die immer zunehmende Gefahr zeigte, denn aus allen Häusern traten ihnen gewaffnete Bürger entgegen, die nach dem Marktplatze oder dem Thore zueilten, da gab er seinem Streitrosse die Sporen und sprengte dem Thore zu. Er fand es verschlossen, und der Befehl, es zu öffnen, ward mit Hohn beantwortet; zugleich zeigten sich von allen Seiten bewaffnete Bürger, die Wall, Häuser und Thore besetzten. Mit Gewalt sich hier Bahn zu brechen, war unmöglich; der König sah sich gezwungen, umzukehren, und nach dem Schlosse zurück zu reiten.

Hier fand er die Abgeordneten noch versammelt, worunter er, außer Koning, keinen von denen fand, die ihn einzuladen nach Mecheln gekommen waren. Sie empfingen ihn zwar mit

Höflichkeit, selbst mit einem äußern Anstriche von Unterthänigkeit; aber das, was sie ihm vortrugen, mußte ihn in die größte Verwunderung setzen und ihn ganz von der Frechheit dieses Volkes überzeugen. Alles auf den Willen des Volkes schiebend, das jetzt mit den Waffen in der Hand ihrem Regenten Gesetze vorschreiben wollte, verlangten sie, daß Maximilian ihnen den Schultheiß und diejenigen seiner Räthe, welche öffentliche Gelder zu verwalten gehabt, sogleich ausliefere. Statt sie einer Antwort zu würdigen, wendete ihnen der König den Rücken zu, verließ den Saal, bestieg sein Roß und begab sich mit nur geringer Begleitung nach dem Marktplatze mitten unter das aufrührerische Volk. Aber es gelang ihm nicht, den Tumult zu stillen und die wilden Gemüther zu besänftigen; der laute Ruf, ihnen den Schultheiß und die Räthe auszuliefern, war stärker als die Worte, die er zu den Meuterern sprach, und wenn sich auch das Volk noch aller weiteren Drohungen enthielt, und ihm überall Platz machte, sogar ihn hier und da begrüßte, so sah er bald, daß all' seine Bemühung, den Aufstand durch friedliche Mittel zu stillen, vergeblich wäre. Mißmuthig kehrte er nach dem Schlosse

ich denn die Erinnerung so ganz verbannen, selbst wenn mein Schicksal ihn mir entgegen führt? — Nein! Ich bin der Himmlischen Keine, ich bin nur ein schwaches Erdengeschöpf, dem der Wille nicht mangelt, wohl aber die Kraft, keines Haarbreits vom rechten Pfade zu wandeln. Vergebe mir Gott meine Schuld!"

Zweifel quälten sie von diesem Augenblicke an, ob sie des Grafen Besuch ihrem Gatten verheimlichen, oder es ihm frei gestehen sollte. Sie entdeckte sich ihren Eltern, aber auch sie lösten ihre Zweifel nicht, die Mutter meinte, sie müsse es dem argwöhnischen, rauhen Manne verbergen, der Vater rieth ihr, es ihm offen zu gestehen, wenigstens würde sie sich dann bei sich selbst beruhigt fühlen. Ueberhaupt waren Herr Roger Everwein und seine Gattin in Hinsicht ihres Eidams nicht übereinstimmend; der Vater haßte ihn und hielt ihn für eine, von Grund aus böse Natur, dessen Liebe nur Sinnentaumel, dessen seltne Funken von Gefühl nur der Regbarkeit seiner Nerven entsprängen, er glaubte Alicens sanftes, duldendes, liebevolles Betragen sei an ihm verschwendet. Die Mutter hingegen hoffte immer noch, Alicens Sanftmuth würde wohlthätig auf ihn wirken, sie hielt seine Leidenschaft für wahre Liebe und ließ sich durch manche Aufmerksamkeit bestechen, die er ihr zuweilen, dem Vater nie bewies.

So fand Alice auch hier keinen Trost, keinen Rath— „Nun, wenn er zurückkehrt, will ich handeln, wie es mir Gott eingiebt," sagte sie „er wird mein Herz wohl zum Besten lenken!"

zurück, wo Graf Salm die Landsknechte kaum von dem thörichten Vorhaben zurückhalten konnte, in die Stadt zu rücken und sich auf das bewaffnete Volk zu stürzen.

Ihr hattet Recht, mir abzurathen, diese meuterische Stadt zu betreten! sagte der König zu den Räthen, die ängstlich auf seine Rückkehr geharrt hatten. Ich sehe jetzt die Klugheit Eures Rathes ein, allein nun ist es zu spät und nichts mehr zu thun, als die Sache mit Ehren zu enden. Graf Salm! Trefft alle Vorkehrungen zur Gegenwehr, laßt die Thore verrammeln, besetzt alle Zugänge, die Frechen sollen wenigstens sehen, daß ein deutscher König, von deutschem Kriegsvolke umgeben, rühmlich zu leben, rühmlich zu sterben weiß.

Da sei Gott für! nahm Graf Salm das Wort; befehlt, und ich stürze mich mit den Landsknechten auf die zahllosen Haufen der Wüthenden, aber denkt nicht an die Vertheidigung des Schlosses. Bald wäre die Munition, früher noch der Mundvorrath zu Ende, denn wir leben hier von dem, was wir unten kaufen; hier ist kein Tropfen Wein im Keller, kein mit Getreide gefüllter Speicher.

Das ist verdrießlich! murmelte der König

vor sich hin, als der Schultheiß sich ihm zu Füßen warf, den Maximilian jedoch schnell wieder aufhob. Mein König und Herr! sprach er dann in der heftigsten Bewegung, hofft nicht von diesem Volke Eure Freiheit ohne schmerzliche Aufopferung. Der Gewalt könnt Ihr nicht Gewalt entgegensetzen, denn was vermöchte dies kleine Häuflein gegen 20,000 Bewaffnete, es könnte sich nur nutzlos für seinen König opfern, da es doch an andern Orten vortheilhafter zu gebrauchen wäre. Sendet alles Kriegsvolk aus der Stadt; ein unvorsichtig abgeschossener Bolzen, ein Hellebardenstoß, und die Flamme schlägt über uns zusammen, und in seiner tollen Wuth ist dem rasenden Pöbel nichts heilig. Entfernt Alles, was die Zwietracht vermehren, was das Volk zur Thätlichkeit auffordern könnte. Unterhandelt, gewinnt so Zeit, und muß es seyn, bringt Eurer Freiheit das schmerzlichste Opfer; ein Mal frei, habt Ihr ja die Macht wieder in Händen, die Rebellen zu strafen. Deshalb erlaubt mir in die Stadt zu gehen und mich ihnen selbst darzubieten! Haben sie meinen Tod beschlossen, finden sie mich auch hier und nichts kann mich retten.

Maximilian war gerührt. Er nahm das

edle Anerbieten des Schultheiß nicht an, sondern befahl ihm bei seiner Ungnade, nicht von ihm zu weichen, und da der Kanzler und alle Räthe für das Zurücksenden des Kriegsvolks stimmten, selbst Graf Salm ihre Nutzlosigkeit einsah, so wurde beschlossen, mit den Brüggern in Unterhandlung zu treten, daß den Landsknechten freier Abzug zugesichert würde.

10.

Als es zu dämmern begann, schlich Kunz von Rosen mit einem Diener des Schultheiß nach der Stadt, wo sie alle nach dem Schlosse führenden Zugänge von Bewaffneten stark besetzt fanden. Es war nicht Kunzens Absicht, Nachrichten einzuziehen; was in der Stadt vorging, konnte man wissen; der Lärm und das Leben, die flackernden Feuer auf den Plätzen ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß der Aufruhr sich nicht gelegt, sondern sich noch mehr verbreitet habe. Sein Weg führte ihn nach dem mit den Zünften der Metzger und Seidenwirker angefüllten Marktplatze, wo er, so wenig ihn auch seine Kleidung verrieth, doch nur mit Mühe durch

die wogende Menge sich drängen konnte. Endlich raunte ihm des Schultheißens Diener zu: Hier in diesem kleinen Hause, wo der Laden erleuchtet ist, und die zwei da oben beim Kerzenlicht im Erkerfenster stehen! Kunz blickte auf, und sah Gertraud mit einem Manne, der ihm höchstens ein Dreißiger zu seyn schien, im ernsten Gespräche vertieft. Das Mädchen sah bleich aus, der Mann aber war von rüstigem, gesundem Ansehn, und hätte wohl für einen schönen Mann gelten können, wenn nicht ein finsterer Zug um die zusammengewachsenen buschigen Braunen ihm ein wildes abstoßendes Ansehen gegeben hätte. Eine Kerze schien, als solle sie die Gruppe beleuchten, absichtlich in das Erkerfenster gesetzt zu seyn. Durch die Glasscheiben des Ladens sah Kunz den stolzen Melchior Koning in eben nicht festlichem Gewande, doch eine Pickelhaube auf dem Kopfe und ein Schwert an der Seite, stehen, die Eintretenden höflich grüßend, und auf Alles genau Acht habend, was dort vorging.

Rosen betrachtete sich das Haus genau, warf noch einen forschenden Blick hinauf nach dem im Erker Stehenden, und entfernte sich dann mit seinem Begleiter.

Kanntest Du den Mann, der mit dem Mädchen sprach? fragte er diesen, als sie wieder nach dem Schlosse zu wanderten.

O ja! Es ist der Zunftmeister der Seidenwirker, die hier unten ihre Fahne aufgerollt haben; wären Alle wie er gesinnt, hätte es für uns hier keine Gefahr. Sie sagen zwar, er sei ein wilder, böser Mensch, aber was kümmert uns das, ist er nur königlich gesinnt; auch geht das Gerücht, er sei der Jungfrau Verlobter.

Diese letzte Nachricht überraschte Rosen auf unangenehme Weise. So sehr er auch glaubte, Herr seiner Neigung geworden zu seyn, so konnte er sich doch nicht eines unangenehmen Gefühls bei dem Gedanken erwehren, daß Gertraud die Verlobte eines Andern sei, wenn er auch die Ueberzeugung hatte, sie stehe nicht liebend an seiner Seite.

Unter solchen Gedanken kamen sie durch manchen hier tobenden, dort jauchzenden Haufen sich drängend, ohnfern des Schlosses an, doch hier setzten ein Paar Weber, die vor einem kleinen Gäßchen Schildwache standen, ihrer Wanderung ein Ziel. Nicht weiter! rief der Eine, Kunzen die Hellebarde vorhaltend, wohin wollt Ihr?

Nach dem Schlosse! erwiderte Kunz furchtlos.

Was wollt Ihr dort? Geht zurück! befahl der Barsche.

Wir sind Diener des Königs!

Solchen Diener wie ich, hat der König außer mir keinen! sagte Rosen lachend.

Das wäre! meinte der Weber und besah Kunz genau bei dem Scheine seiner Kienfackel, ich sehe so was Absonderliches nicht an Dir, Geselle! sagte er dann. — Was hast Du denn für ein wichtiges Amt?

Ich bin des Königs lustiger Rath, der ihm mit allerhand Kurzweil die Zeit vertreiben muß; erwiderte dieser, und da Ihr Herren von Brügge ihn eben nicht in gute Laune versetzt habt, so werdet Ihr wohl selbst einsehen, daß ich ihm jetzt nothwendiger bin, als selbst sein Kellermeister.

Laß den Narren gehen, sagte der Andere, ich habe schon manchen lustigen Schwank von ihm gehört.

Nun, so geht! Bleibt aber künftighin hübsch oben, denn Eure Schwänke geben Euch hier keinen Freipaß, brummte der Weber und zog die Hellebarde zurück.

Rosen säumte nicht, sich schnell zu entfernen, und eilte dem Schlosse zu.

Zu dieser gefährlichen Wanderung hatte ihn wohl am meisten die Erinnerung an Gertraud und der Wunsch bewogen, das Haus, wo sie wohnte, zu kennen, obgleich er sich überreden wollte, eine Ahnung, die ihn ergriffen hätte, sie würde den König aus seiner peinlichen Lage ziehen, habe ihn allein zu dem Entschlusse gebracht, sich unter die Haufen der Meuterer zu wagen. Er ging zum Könige, theilte ihm Alles mit, was er bemerkt hatte, was ihm begegnet war, verschwieg ihm auch nicht, daß er Gertraud gesehen, doch ihres Verlobten erwähnte er nicht. Der König hörte ihm aufmerksam zu, fragte nach Manchem, die Stimmung der Bürger betreffend, und sagte endlich: Du hattest wohl Recht, Kunz, mir abzurathen. Ich wollte, wir säßen wieder in Brüssel oder Mecheln!

Fromme Wünsche, Majestät, die sobald nicht in Erfüllung gehen werden! meinte Kunz, aber ich wüßte, was ich thät', ich fing' die Spinne in ihrem eigenen Netze, versprach' Alles, was sie nur verlangten, und hätte ich die verhaßte Stadt im Rücken, hielt ich ihnen nichts.

Und sollte ich mein Wort, sollte ich den Eid

brechen? Was würde Mit- und Nachwelt von mir ſagen?

Daß Ihr dem Drange der Umſtände nachgegeben, und nicht einen Fehler durch einen zweiten verſchlimmert, ſondern klug gehandelt habt!

Aber nicht redlich! fiel ihm der König in's Wort.

Man müßte meine Kappe geerbt haben, gnädigſter Herr, wenn man Wortbrüchigen Wort halten wollte. Ueberdies werdet Ihr doch am Ende nachgeben müſſen.

Nie, nie! fuhr Maximilian auf.

Majeſtät, verzeihen, wenn ein Narr ſich zum Propheten aufwirft! fuhr Kunz fort. Was oder wer ſoll Euch aus Eurer Haft befreien? Liſt allein vermöchte es, und der ſetzen ſie Vorſicht und Klugheit entgegen. — Gewalt? — Wer ſoll ein Heer für Euch werben? — Die andern Provinzen der Niederlande? — Da kennt Ihr ſie ſchlecht! Höchſtens werden ſie ehrenhalber den Flanderern Vorſtellungen machen, vielleicht zum Scheine drohen, aber wahrlich ſich nicht eher rüſten, als bis ein deutſches Heer ſie dazu zwingt. Und hofft Ihr denn, die deutſchen Schnecken würden für Euch Adlersfittiche be-

kommen, der Reichstag sich zur schleunigen Hülfe entschließen? Unsere Fürsten sind dermalen sehr weise; nicht eher bis die Flamme auch ihr Haus erfaßt, kommen sie mit thätiger Hülfe zum Nachbar; bis dahin sitzen sie fein ruhig daheim und lassen brennen, wo es will, wenn der Sturm nur die Flamme abwärts treibt. Und trät' auch der Fall ein, Niederland und Deutschland rüstete sich, was würde Euch das frommen? Der französische König schickte den Flamändern Hülfe, oder sie schickten Euch nach Paris.

Nun weiter! befahl der König.

Deshalb spielt ein für Euch neues Spiel mit ihnen: Trug für Trug!

Maximilian schüttelte bitter lächelnd sein sorgenschweres Haupt. Das geht nicht, Kunz! sagte er verdrießlich. Wollte ich auch meine Ehre an das Lumpengesindel setzen, darf ich doch nicht das Leben so vieler braven Männer, deren Auslieferung sie verlangen, ihnen opfern.

Daran hab' ich freilich nicht gedacht, das geht nicht! erwiderte Kunz. Aber, mein gnädigster Herr, ich fürchte, der Besorgniß werden sie Euch bald überheben; geduldet Euch nur noch wenige Tage, dann schleppen sie die Un-

glücklichen auf den Richtplatz, und Ihr könnt nichts für sie thun, als sie betrauern. Befolgt dann wenigstens meinen Rath! Der König beharrte jedoch auf seinem edlen Sinne, ward immer nachdenkender, trauriger, und entließ bald darauf Kunz, denn er sehnte sich, allein zu seyn.

11.

Am andern Tage war Brügge noch in gleicher Bewegung, die Bürger noch unter den Waffen; da bestieg der ritterliche Maximilian noch einmal sein Roß, und wagte sich, nur von Niklas Salm und zehn Reisigen umgeben, unter die Menge. Doch die Zunft der Metzger, die auch heute den Markt besetzt hielt, schien alle Achtung, die sie ihrem Regenten schuldig war, vergessen zu haben; sie begrüßten ihn nicht, hörten nicht auf seine beschwichtigenden Worte, stießen Drohungen aus, und verlangten außer den schon gestern Benannten noch die Auslieferung des Kanzlers. Dies empörte den König, und er sagte ihnen einige harte Worte; da wagte es ein Metzgerknecht, des Königs Roß in

18.

Artevelde hielt einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in Gent. Alles was nur Volksgunst Schmeichelhaftes erdenken konnte, wurde zu seinem Empfange bereitet und als zöge der Messias ein, so laut war der Jubel, mit welchem man ihn empfing. Die ganze Klerisei ging ihm in feierlicher Prozession entgegen, die Zünfte in ihren Festgewändern, Weib und Kind zur Seite, standen mit fliegenden Fahnen auf der Straße nach Brügge zu seinem Empfange bereit und Gent war in dieser Stunde wie ausgestorben.

Auch in seinem eignen, mit Blumengewinden geschmücktem Hause war Leben, aber ein düsteres, trauriges Leben. War auch Alice einen Augenblick stolz gewesen, den Helden des Tages ihren Gatten nennen zu können, so freute sie sich heute dennoch nicht, ihn an ihr Herz zu drücken. Die Nachricht von dem Blutgerichte, das er in Brügge gehalten, war ihm vorangegangen und hatte Alice mit finstrer Ahnung, mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie kannte sein wildes Gemüth, wenn Leidenschaft es erfaßte und fürchtete seine von Neuem erwachte Blutgier; auch drückte sie das ängstliche Gefühl, als müsse sie ihm schuldig entgegen treten, obgleich sie sich sagen konnte, daß sie das kühne Wagstück des Grafen nicht habe hindern können und sie gewiß streng gegen ihn, wie gegen sich selbst gewesen sei. Aber doch klopfte ihr Herz ängstlich bei dem Gedanken „er wird kommen!“ doch zitterte sie, als sie in der Ferne Trompetenschall und das wilde Jauchzen des Volkes hörte, das immer näher und näher kam; doch es

die Zügel zu fallen, doch der rieſige Salm ſprengte hinzu. Elender, rief er, laß den Zügel los, oder ich ſpalte Dein tückiſches Haupt!

Die Rieſengeſtalt des Grafen mochte den Frechen erſchrecken, er ließ los; doch hatte dieſer Auftritt die Gemüther erhitzt, die Metzger drängten ſich immer dichter um den König, ſo daß Graf Salm und die Reiſigen ihm nur mit Mühe den Rückweg nach dem Schloſſe bahnen konnten.

Eben hatte ſich hier der König zur Tafel geſetzt, als ein furchtbarer Tumult ſich auf den Straßen erhob; die Sturmglocke tönte von allen Thürmen, und überall hörte man Waffengeklirr und wildes Geſchrei. Niemand konnte die Urſache dieſer neuen Bewegung errathen, endlich erfuhr man, daß ſich ſchnell ein Gerücht in der Stadt verbreitet habe, daß Kriegsvolk im Anzuge ſei. Die Metzger waren hierauf in's Rathhaus gedrungen, hatten von dort die Fahne von Flandern gewaltſam geholt, und ſie, das Zeichen förmlichen Aufruhrs, neben der ihrigen auf dem Markte aufgepflanzt. Alt und Jung eilte zur Vertheidigung der Stadt nach dem Walle.

Dieſe Nachricht war nicht tröſtlich, beſonders

da die Besorgniß des Schultheißes bald in Erfüllung ging. Nachdem man nämlich von der Unwahrheit der verbreiteten Nachricht sich überzeugt hatte, strömte ein wilder Haufe vor das Schloß und verlangte die Auslieferung des Kanzlers, des Schultheißen und der königlichen Räthe. Der Haufe wuchs immer mehr und mehr, schon hatten die Metzger die Ketten der Zugbrücke zerhauen und Balken herbeigeschafft, schon standen die Landsknechte schlagfertig auf ihren Posten und konnten kaum von dem besonnenen Niklas Salm, ihr Geschoß abzuschießen, zurückgehalten werden, als die Syndici und Zunftmeister herbei eilten, um die Wüthenden zu besänftigen, und Thomas Verhöft, die Streitaxt in seiner Rechten, auf die Mitte der Brücke trat, Jedem den Kopf zu spalten drohend, der es wagen würde, die Brücke zu überschreiten.

Aber schwer war es, die tobende Menge zu beruhigen, die immer mehr und mehr anwuchs; selbst Verhöft, trotz seinem finstern wilden Ansehen wurde bedroht, in den Graben geworfen zu werden, und die Zunft der Seidenwirker mußte herbei, ihren Zunftmeister vor Mißhandlungen zu schützen. Da öffnete sich plötzlich die

Pforte des Schloßthores, die sich schnell hinter dem Stadtschultheißen wieder schloß.

Was wollt Ihr hier, meine Freunde? redete er die Bürger an, die bei seinem Anblicke, Anfangs überrascht, staunten und schwiegen. Sucht Ihr mich? Hier bin ich! — Wollt Ihr mich zur Rechenschaft ziehen? Ich werde Euch Rede stehen; aber beleidigt nicht durch thörichtes Beginnen die Majestät des deutschen Königs. Kaum hatte er jedoch dies Wort gesprochen, als das Volk von allen Seiten schrie: Nieder mit ihm, nieder mit dem ausländischen Knechte! und nur die thätige Hülfe der Syndici rettete ihm, der sich ohne des Königs Wissen freiwillig dem sichern Tode weihte, für diesen Augenblick das Leben. Unter wildem Jauchzen des Pöbels wurde er nach dem Gefängnisse geführt, der wüthende Haufe folgte, und bald war der Platz vor dem Schlosse leer.

Der König konnte dies Alles aus seinem Fenster mit ansehen. In voller Rüstung, von seinen Rittern umgeben, hatte er befohlen, bei dem ersten Krachen des Thores es zu öffnen, wo er dann mit seinen Getreuen hervorbrechen und einen ehrenvollen Rittertod sich erkämpfen wollte. Die unerwartete edle That des Stadtschultheißen

ßen hatte zwar für den Augenblick die Gefahr abgewendet, aber sie konnte zu jeder Zeit wiederkehren. Wie nutzlos ihm bei solcher Gelegenheit seine Bedeckung war, welche Folge ein einziger übereilter Schuß, ein abgedrückter Bolzen hätte haben können, sah er nun ein, und so befahl er, daß am andern Morgen in aller Frühe Reisige und Landsknechte abziehen und Brügge verlassen sollten, wozu die Stadtobrigkeit allen Vorschub leistete, da sie nur ungern es bis auf's Aeußerste kommen lassen wollte.

In der Stadt selbst, im Rathe wie unter den Bürgern, waren wie immer bei solchen Gelegenheiten, zwei Parteien. Die Handelsherren und die mit ihnen in näherer Verbindung stehenden Gewerke neigten sich mehr zur Sache der Ordnung, und hatten nur gewünscht, auf dem Wege der Güte einige eingerissene Mängel in der Verwaltung verbessert zu sehen. Die meisten Zünfte aber, und der sich ihnen so willig anschließende Pöbel, leicht durch einige Schwindelköpfe aufgeregt, wollten Bestätigung und Vermehrung ihrer Privilegien, bestanden darauf, daß keinem Ausländer ein Amt gegeben werden sollte, und daß König Maximilian der Regentschaft, die er bis zur Großjährigkeit des Erz-

herzogs führte, entsage. Diese Partei war an Zahl, Muth und Ausdauer die stärkste, und riß bald die andere mit sich fort, die, der Zügel beraubt, nun selbst Sklaven des Pöbels wurde.

Thomas Verhöft neigte sich, so wie der größte Theil seiner Zunft, zu der ordnungsliebenden gemäßigten Partei. Nicht aus Liebe zur Ordnung, nicht aus Anhänglichkeit an den Regenten, aus Ehrgeiz trat er der kleinern Partei bei, wo er eine wichtige Rolle zu spielen hoffte und weil er sich die Volksgunst durch mancherlei, vorzüglich durch seinen Stolz verscherzt, und hier nichts mehr zu hoffen hatte. Noch einmal versuchte er, die Zünfte für sich zu gewinnen, als er um die liebliche Gertraud warb, die ihm der Vater als einem angesehenen, reichen Manne nicht versagte, aber selbst Melchior Konings bedeutender Einfluß konnte ihm nichts nützen, vergebens war sein Erscheinen im Erkerfenster an der Seite der Tochter des großen Volksredners gewesen, er erfuhr noch am selbigen Abende mehrere Kränkungen der Metzgerzunft, die ihn ganz der Partei des Königs zu eigen machten.

Gertrauden war diese Stimmung ihres Verlobten nicht entgangen, sie knüpfte die Hoffnung daran, durch ihn dem Könige vielleicht

nützlich werden zu können, und behandelte ihn mit mehr Duldung, als es unter andern Umständen geschehen wäre. Sein heldenmüthiges Betragen auf der Brücke lohnte sie durch einen herzlichen Händedruck.

12.

Mit brennender Lunte und die Partisane auf der Schulter zogen, finstern Blicks, die ernsten Landsknechte durch die von Bewaffneten überall besetzten Straßen; ihnen folgten die Reisigen, die Lanze in der eisernen Faust; Keinen begrüßten sie, Keinem sagten sie Lebewohl. An zweitausend bewaffnete Bürger standen an dem Brüsseler Thore, durch das sie ziehen mußten, während eben so viel die Ausgänge des Schlosses bewachten und Niemand dort ein- und ausließen. Der König hatte das Kriegsvolk vor dem Abmarsche noch auf dem Schloßhofe gemustert, ihnen freundlich zugesprochen, sie zur Ruhe und Ordnung auf dem Heimmarsche ermahnt, und mit schwerem Herzen ihnen Lebewohl gesagt.

Ist es mir doch, seit das Kriegsvolk fortge-

zogen, Niklas Salm, sprach er zu diesem Waffengefährten, als legte ich im Angesicht des Feindes Helm und Panzer ab. Ich komme mir jetzt so verlassen und einsam vor, als wäre ich nun ganz in die Hände dieser Meuterer gegeben. Nun, wie Gott es will! Fällen können sie den Baum, biegen sollen sie ihn nicht!

Ich sehe keinen Ausweg! sagte der junge Kriegsheld. Nachgeben ist schimpflich, die Stirne bieten unmöglich.

Da trat der Kanzler ein und meldete Abgeordnete der Bürgerschaft, die den König zu sprechen wünschten.

Was werden sie wollen? — Neue Bewilligungen, nichts als Bewilligungen! fuhr der König verdrießlich auf — doch laßt sie kommen!

Sie traten ein; Koning, der Gewürzkrämer, war unter ihnen.

Die Bürger von Brügge haben sich überzeugt, so begann ihr Sprecher, daß es in dem alten Schlosse dem Könige der Deutschen zu eng, zu unbequem seyn muß, und wünschen doch, daß es ihm während seines Aufenthalts in dieser Stadt an keiner Bequemlichkeit fehle. Deshalb ersuchen sie Euch durch uns, gnädigster Herr, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen,

die unter obwaltenden Umſtänden auf jeden Fall paſſender für Euch iſt, und wünſchen, daß dies noch heute Abends geſchehe.

Dies Schloß iſt mein Haus, und nirgends iſt man beſſer aufgehoben als zu Hauſe! erwiderte der König lächelnd; deshalb bleib' ich hier.

Das kann füglich nicht geſchehen! meinte der Abgeordnete, die Zünfte wünſchen es, und es würde ſchwer werden, bei wiederholtem Andrange das Schloß zu ſchützen.

Bin ich denn ſicherer in der Stadt, als hier? Ich glaube kaum! ſagte der König immer noch freundlich.

Wozu die vielen Worte? trat jetzt Melchior Koning hervor. Beſſer ungeſchmückte Wahrheit, das Schmiegen und Kriechen iſt jetzt nicht mehr an der Zeit. Die Bürger von Brügge wollen, daß Ihr das Schloß verlaßt; entſcheidet, ob in Güte oder Gewalt.

Der König warf einen verächtlichen Blick auf Koning und wendete ſich zu den Andern. Seid Ihr mit den Worten dieſes groben Mannes einverſtanden?

Sie zuckten die Achſeln und ſagten: Ja!

Wer wagt es, Hand an die geheiligte Per-

son des Königs zu legen? Seine Faust fuhr hierbei nach des Schwertes Griff. Meine Ehre, wie mein Leben weiß ich theuer zu verkaufen!

So thöricht wird Niemand seyn, nahm Koning wieder das Wort, und sich dem Urtheil und dem Tadel der Welt so Preis geben, indem man sich an die geheiligte Person eines Königs vergriffe; aber der Stadt stehen noch mildere Zwangsmittel zu Gebot. Der Hunger kümmert sich wenig um die Majestät —

Also so ist es gemeint? sagte Maximilian. Nun, dann muß ich wohl folgen, wenn ich in dem reichen Brügge nicht verschmachten will. In wessen Wohnung werdet Ihr mich führen?

Meinem Hause ist die Ehre zugedacht, den König der Deutschen aufzunehmen, erwiderte Koning.

So wünsch' ich, daß Ihr freundlicher, höflicher als Wirth, wie als Gast seyn möget, sagte der König finster.

Der Gewürzkrämer lächelte höhnisch und erwiderte nichts.

Noch an demselben Abende wurde der König nach seinem Hause am Markte geführt.

Staunend, mit verbissenem Ingrimme blickte Maximilian auf das kleine, schmale Haus, in

dessen oberem Stocke noch Arbeiter beschäftigt waren, eiserne Stäbe in die Fensterbrüstungen einzulassen. Hier soll ich wohnen? fragte er entrüstet. Dies ist die Wohnung, geräumiger als mein Schloß? Ihr Bürger von Brügge, Unrecht vergiebt der Mann, Hohn nimmer!

In diesem Augenblicke wurden vor den Augen des Königs der alte Kanzler, der Herr von Nienemen und der Graf Leipold, Hauptmann der königlichen Leibwache, von den Bürgern gewaltsam abgeführt. Wohin bringt Ihr diese braven Männer? fragte Maximilian.

Dem Schultheiße sollen sie Gesellschaft leisten! erwiderte Koning. Da trat der König, vom Zorne, den er vergebens zu unterdrücken versuchte, übermannt, rasch in das Haus, Koning folgte. Geh voran und weise mir den Weg! befahl Maximilian dem durch solche Anrede Ueberraschten, und ehe er sich noch besinnen konnte, drängte ihn Graf Salms derbe Faust nach der Treppe; er nahm der Magd die brennende Kerze aus der Hand, ging vor dem Könige her, und führte ihn in das für ihn bestimmte Zimmer, welches mit einem Erker in der Mitte, und seinen beiden niedern Fenstern die ganze Breite dieses kleinen Hauses einnahm.

zog vorüber nach dem Marktplatze, wo Artevelde dem Volke von seinem Unternehmen Bericht erstattete und lauten Dank erndtete.

Von hier ging er nach dem Dome und erst als er Gott für die wunderbare Rettung der Stadt gedankt, begab er sich nach seinem Hause, wo ihn Alice empfing, sich vor ihm neigte und mit bebender Stimme ihn mit den Worten begrüßte „Sei mir als Retter meiner Vaterstadt doppelt willkommen!"

Ohne etwas zu erwiedern, sah er seiner Gattin scharf und durchdringend ins Auge. „Du bist in der Zeit, daß ich Dich nicht sah, bleich geworden, Alice!" sagte er ernst „oder ist meine Ankunft etwa die Ursache? — Du zitterst? — Was ist in meiner Abwesenheit vorgefallen?"

Er ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und zog sie in sein Wohnzimmer. „Nun steh mir Rede!"

„Er weiß es schon" war der erste Gedanke Alicens, doch das Gefühl ihrer Unschuld gab ihr Muth. „Artevelde!" sagte sie „der Graf von Enghien war hier. —"

„Hier bei Dir?" rief er und griff nach dem Dolche.

„Ja, Artevelde! — Als ich vor einigen Tagen des Abends allein auf meinem Zimmer saß, trat ein Mönch zu mir ein; ich erschrak, aber noch mehr, als ich in ihm den Grafen Walter erkannte."

„Weiter, weiter!" unterbrach er sie heftig.

„Ich fragte, was er hier wolle: „Euch noch einmal sehen!" war seine Antwort —"

„Und? —"

„Ich bat, beschwor, befahl ihm, sich zu entfernen; — er gehorchte!"

Die Arbeiter hatten beendet, der König entließ seine Diener, denen in den Nachbarhäusern Wohnungen angewiesen waren, auch Niklas Salm ging nach dem für ihn bestimmten Quartiere, und er blieb mit Kunz allein.

Wißt Ihr wohl, Majestät, wen Ihr aus jenem Alkoven, wo man Euer Lager mit schönen Teppichen bereitet hat, verdrängt habt? sagte dieser.

Was kümmert mich das?

Vielleicht doch, mein gnädigster Herr! Auf jener Stelle schlummerte vielleicht noch gestern der blonde Sänger, dem Ihr den goldnen Ring in Mecheln verehrtet.

Das Mädchen? fragte Maximilian verwundert.

Ja, Majestät! Sie ist die feine Tochter jenes groben Mannes, dem dies Haus gehört.

Sonderbarer Zufall! murmelte der König vor sich hin.

Er kann nur von Nutzen seyn! fuhr Kunz fort. Durch Weiberlist und Narrenstreiche ist schon manches Wichtige in der Welt geschehen. Deshalb seid nur guten Muths, oder vielmehr, seid frohen Muths! Der gute Muth fehlt Euch nie, wohl aber scheint es mir, als ob Euch der

fröhliche Valet sage. Macht den Brüggern diese Freude nicht, seid heiter und vergnügt, nehmt Euer Saitenspiel zur Hand, dichtet ein herziges Lied, und statt der ernsten Räthe unterhalte Euch Euer lustiger Rath.

Aber des Königs sonst so frohe Laune war nicht so leicht wieder herbeigezaubert, und die vor seinem Zimmer aufgestellte Bürgerwache war auch wohl nicht geeignet, sie zurück zu rufen. Acht trotzige Männer hielten die Wache, ließen nur zwei Diener auf einmal zu ihrem Herrn, und wiesen außer dem Grafen Salm, Kunz und dem Geistlichen, der Messe las, auch zuweilen im Laufe des Tages bei dem Könige, ihn zu trösten einsprach, alle Andern zurück, die zu ihm sich begeben wollten.

Kunz hatte nun schon mehrere Nächte auf einem Sessel neben dem Bette seines Herrn geschlummert, war wie ein Marder umhergeschlichen, Gertraud aufzusuchen, hatte sie jedoch nie gefunden, keinen Ton ihrer Stimme gehört; desto leichter war es ihm gelungen, sich mit den Bürgern vertraut zu machen, die abwechselnd Wache hielten. Aber was konnte das helfen, die am Morgen kamen, wurden am Abende wieder abgelöst, die Nämlichen kamen nicht wieder,

und so war jeder Versuch nutzlos, irgend eine Verbindung mit ihnen anzuknüpfen. Nichts wollte ihm mehr gelingen; sein ihm so theurer Herr überließ sich fast der Schwermuth, als er erfuhr, der Kanzler und die Räthe seien nach Gent abgeführt, der Schultheiß aber, der Herr von Rienemen und Graf Leipold mit dem Schwerte in Brügge hingerichtet worden. Der edle Fürst machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er daran Schuld sei, und daß seine Beharrlichkeit, der Einladung der treulosen Brügger zu folgen, den Tod dieser Männer herbei geführt habe. Graf Salms treuherzige, zutrauliche Worte, Kunzens Scherze, oft von bitterem Ernste gewürzt, vermochten nur wenig die Stimmung des Königs zu ändern, der noch mancher Prüfung unterworfen seyn sollte.

Nach den Hinrichtungen war es in der Stadt ruhiger geworden. Nur die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, nicht durch fremdes Kriegsvolk überrascht zu werden, waren genommen, und eine zahlreiche Wache der königlichen Wohnung gegenüber aufgestellt worden. Den König hatten keine weitern Anforderungen belästigt, seine Tafel war fürstlich gehalten, und dem Aeußern nach geschah ihm keine Kränkung; die Bürger

grüßten ihn, wenn er ſich, was nur ſelten geſchah, am Fenſter zeigte, und die tolle Wuth ſchien ſich gelegt zu haben. Da traf ſein Herz ein empfindlicher Schlag. Als Kunz eines Tages das Haus verlaſſen hatte, um ein Saitenſpiel für ihn zu kaufen, verweigerte ihm bei ſeiner Rückkehr die Wache den Eintritt in das Zimmer des Königs. Keine Bitte, keine Vorſtellung half, er wurde abgewieſen und mußte noch am nämlichen Tage die Stadt verlaſſen.

Wer ihm dieſen tückiſchen Streich geſpielt, konnte Kunz leicht errathen; Melchior Koning haßte ihn noch von Mecheln her, und er war es auch, der durch das Geſchrei des Pöbels die Syndici bewogen hatte, dieſen den König ſo kränkenden Befehl zu geben, den treuen Diener von ſeinem Herrn zu entfernen.

Maximilian war entrüſtet. Von allen ſeinen Umgebungen war ihm noch Graf Salm geblieben, ein wackerer aber ernſter Mann, der nicht wie Kunz von Roſen ihn aufzuheitern verſtand. Man hatte ihn durch dieſe Anordnung ſchmerzlich verwundet, aber was ihn hätte niederſchlagen können, erhöhte nur ſein Selbſtgefühl. Ich will mich ihnen zum Trotze in mein Schickſal mit frohem Muthe fügen! rief er,

und hielt Wort. Von diesem Tage an sah man ihn nur mit heiterer Stirne, und wenn es seyn mußte, mit königlichem Ernste; wenn irgend Jemand aus der Stadt in Geschäften zu ihm kam, empfing er ihn freundlich, willfahrte aber nie, was die Stadt verlangte. So waren nun schon mehrere Wochen hingegangen, und keine Veränderung seiner Lage, keine Aussicht, sie zu verbessern, war ihm geworden.

Da erhielt er endlich durch den Grafen Salm die etwas beruhigende Nachricht, daß der Erzherzog, sein Sohn, oder vielmehr dessen Räthe, die Stände der übrigen Provinzen zusammen berufen, und diese einmüthig das Verfahren der Flanderer, denn Brügge war es nicht allein, alle Städte Flanderns hatten sich zum Widerstande in Gent vereinigt, streng tadelten, und Abgeordnete dorthin geschickt hätten, hauptsächlich die Befreiung des Königs zu verlangen; von thätiger, schneller Hülfe war freilich noch keine Rede. Am nämlichen Tage verlangte aber auch eine Deputation der Brügger Bürgerschaft, bei dem Könige vorgelassen zu werden.

Maximilian ließ sie eintreten. Ein Handelsherr, der an ihrer Spitze stand, berichtete dem Könige, daß die Stände von Flandern zwar den

Erzherzog Philipp als ihren rechtmäßigen Herrn erkannten, jedoch ihn, den König der Deutschen, der Regentschaft und der Vormundschaft für verlustig erklärt hatten, und bis von dem Erzherzoge, der seine jetzigen Räthe von sich entfernen müsse, einer der nächsten Verwandten des burgundischen Hauses, oder der König von Frankreich an seiner Statt ernannt worden sei, wollten die Stände für ihre Provinz im Namen ihres Grafen das Regiment selbst führen. Jedoch die Stadt Brügge, so fuhr er fort, da der König ihn nicht unterbrach, will aus Anhänglichkeit an die Person Eurer Majestät — der König lächelte — sich gern in einen besondern Vergleich einlassen. Sie bietet für die Entsagung der Regent- und Vormundschaft, dem Könige die Freiheit und jährlich 8000 Pfund flämisch für Haltung seines Hofstaats und seiner Leibwache.

Habt Ihr geendet? fragte der König.

Der Sprecher bejahte es.

Nun, so vernehmt auch meinen Willen, begann Maximilian. Nach göttlichen und menschlichen Gesetzen ist der Vater Vormund seines Sohnes nach lang bestehendem Gebrauche, und nach Eurer eigenen Wahl gehört mir die Regent-

ſchaft der Niederlande, die mir keine der Provinzen, nur Flandern ſtreitig machen will. Hat Jemand aus dem Hauſe Burgund ein näheres Recht als ich, der Gatte Eurer Fürſtin, der Vater Eures Herrn? Oder gebührt ſie dem Könige von Frankreich, der ewig, wie ein hungriger Geier, ſeine Klauen nach dem ſchönen Niederland ſtrecken wird. So lange Gott mir das Leben läßt, geſchieht von all' dem nichts! Ich habe mein Leben in ſo mancher Schlacht gewagt, ſelbſt für Euch, Undankbare; glaubt Ihr, ich ſtelle mein Leben höher als meine Ehre? Da irrt Ihr! — Und was kann Euch Euer ſträfliches Beginnen nützen, daß Ihr mich, den Sohn des römiſchen Kaiſers, den König der Deutſchen, in widerrechtlicher Gefangenſchaft haltet? Hütet Euch, denn man wird Euch den Gefangenen mit Karthaunen abfordern und Eure Stadt wird zu Grunde gehen. — Oder hofft Ihr, durch die Drohung, mich zu tödten, durch meinen Tod ſelbſt das Unglück von Euch abzuwenden? Hofft das nicht! Mein Tod wird ſeinen Rächer finden, die Deutſchen werden ſicher die Unbilde ahnden, die ihrem Könige widerfuhr, und dann wehe Eurer Stadt, wehe Eurem Lande!

Die Abgeordneten versuchten noch einmal, die Beharrlichkeit des Königs zu brechen. Ich unterzeichne nichts von dem, was Ihr verlangt, sprach er mit Würde, nur das verspreche ich Euch, daß ich, was geschehen ist, vergessen will! Dann entließ er sie.

13.

Während dem hatte sich Kunz von Rosen nach Middelburg, zu dem Herzoge Christoph von Baiern, begeben, der in der Provinz Seeland befehligte. Von hier aus warb er Kriegsvolk für seinen Herrn, und rückte mit ihnen unter dem Befehle des Herzogs gegen die Flanderer, denn Kunz war ein gar wackerer Kriegsmann und in jedem Kampfe seinem Herrn stets zur Seite gewesen. Hier zeigte er sich in dem Gefechte bei Hulst gegen die Genter und Franzosen sehr tapfer, schwärmte dann um Brügge, verwüstete die Umgegend, und hoffte immer eine Gelegenheit zu finden, seinen Herrn aus der nun schon mehrere Monate dauernden Gefangenschaft zu befreien. Das Glück schien ihm günstig zu seyn. Auf einem dieser Streifzüge traf er ei-

nen Kapuziner aus Brügge, der für sein Kloster milde Gaben einsammelte. Da Kunz den Guardian dieses Klosters, als einen gegen seinen Herrn Wohlgesinnten kannte, ließ er sich mit dem Mönche in ein Gespräch ein, den er auch leicht vermochte, ihm behülflich zu seyn, um unerkannt nach Brügge in das Kapuzinerkloster zu kommen. Der Pater kehrte sogleich nach Brügge zurück, brachte ein Mönchskleid für Kunz mit, und schor ihm das Haar.

Als Kunz sein dicht gelocktes schwarzes Haar vor sich liegen, und sein kahlgeschornes Haupt sah, ergriff ihn ein schmerzhaftes Gefühl, denn auf sein schönes Haar war er stets eitel gewesen. Aber, da er dies Opfer seinem geliebten Herrn brachte, so wurde es ihm nicht schwer; er streute die Locken in den Wind, warf die Mönchskutte über, und lachte hell auf, als er sich in diesem Aufzuge sah. Ist wohl schon mancher Kapuziner ein Narr, aber noch kein Narr ein Kapuziner geworden, sagte er lustigen Muthes, schickte darauf seine Leute zurück, und machte sich mit dem Mönche auf den Weg.

Sie kamen ungehindert durch das Thor, eben so glücklich in das Kloster, wo der Guardian ihm zur Ausführung behülflich zu seyn versprach.

Als es zu dämmern begann, begab er sich, nachdem alle nöthigen Anstalten getroffen waren, mit dem gefälligen Pater nach der Wohnung des Königs, die er nur allein betrat; der Pater blieb auf dem Markte zurück. Da der Kapuziner Guardian Beichtvater des Königs war, und öfters zu ihm kam, so wurde es Kunzen um so leichter die Wache zu täuschen, welche ihn zwar aufhielt und befragte, was er bei dem Könige wolle, aber auf Kunzens Antwort, ihn sende der Guardian, daß er des Königs Beichte höre, wobei er die Kapuze zurück schlug, damit man die Tonsur sehen konnte, und die Umstehenden mit salbungsreichen Worten segnete, ließ ihn die Wache ungehindert zu dem Könige gehen.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, stürzte er mit dem Ausrufe: Mein König! dem erstaunten Maximilian zu Füßen, doch sprang er schnell wieder auf. Ich bin Euer Kunz! sprach er leise. Setzt Euch schnell, erlaubt, daß ich Euch Euer Haupthaar abscheere und die Tonsur gebe. — Die Locken wachsen in der Freiheit schnell wieder, wenn sie hier in der Gefangenschaft noch schneller ergrauen. Werft Euer Kleid ab, nehmt meine Kutte, geht getrost

„Weib!“ rief Artevelde und zog ſie mit Ungeſtüm zu ſich — „Was iſt weiter unter Euch vorgegangen? Beichte, verſchweige mir nichts! — Ich weiß ſchon Alles —“

„Was könnte zwiſchen mir und einem fremden Manne vorgegangen ſein, was Ihr nicht wiſſen dürftet?“ erwiederte ſie würdevoll.

„Beichte!“ rief er wüthend und hob den gezückten Dolch — „Berührten Dich ſeine Lippen?“

„Nein! So wahr Gott meiner Seele gnädig ſei!“ erwiederte ſie.

„Berührten ſie Dich nie?“ fragte er weiter.

„Laß den Schleier über mein früheres Leben, heb' ihn nicht auf, Artevelde!“ ſagte ſie ernſt „Mahne mich nicht an das, was hinter ihm liegt.“

„Antworte mir, ſtehe mir Rede!“ rief er, ſeiner Sinne faſt nicht mehr mächtig „Berührten ſeine Lippen Dich nie?“

„Wie kannſt Du glauben,“ erwiederte ſie „daß Liebe nicht duldet und giebt!“ — Bei dieſen Worten ſchleuderte er den Dolch weit von ſich — „Fort, fort, Werkzeug des Todes!“ murmelte er vor ſich hin „Deine Rache trifft zu ſchnell, ſie genügt mir nicht! — Geh' auf Dein Zimmer!“ befahl er dann mit feindlicher Kälte „Und erwarte dort das Weitere.“ Als er nun allein war, ſchritt er heftig im Zimmer auf und ab „Mein Glück hat mich ja noch nie verlaſſen!“ rief er „Nun ſo wird es mir auch wohl den frechen Burſchen lebend in die Hand geben, ihn, den Räuber meines Glückes, und ſo wahr St. Georg mir beiſtand —“ Raſch öffnete ſich in dieſem Augenblicke die Thüre und Peter Dubois trat ein.

durch die Wache, sprecht einige Segensworte, und Ihr seid gerettet!

Kunz! sagte der König, der sich noch nicht von seinem Erstaunen erholt hatte: Ich verstehe Dich nicht! Wo kommst Du her, und in diesem Aufzuge?

Das kümmere Euch nicht, ich bin da, das ist genug! erwiderte Rosen mit immer steigender Ungeduld. — Hier ist keine Zeit zu verlieren; unten wartet ein echter Kapuziner auf Euch, folgt ihm nach seinem Kloster. Vor der Sanct Katharinenpforte harrt der Guardian mit einem Schiffe auf Euch, auch für den Nothfall stehen Rosse. Ihr setzt Euch ein, fahrt nach Middelburg, und seid gerettet!

Und Du?

Ich? — Kümmert Euch nicht um mich!

Was würde aus Dir werden, armer Kunz!

Ein König! rief er scherzend. Ein gefangener König, den man bald auf seinen lustigen Thron erheben würde, den die Brügger in gar stattlichem Wamse, das Baret mit Straußenfedern auf dem Kopfe statt Eurer träfen, entweder über den Schalksstreich lachten, oder den König Narr an den Galgen hingen, und wahr-

lich, Majestät, ein ehrenvolleres Grab hätte noch kein Narr gehabt, als Kunz von Rosen!

Nein, mein treuer Kunz, nicht also! erwiderte der edle Maximilian. Mit Deinem Leben erkaufe ich meine Freiheit nicht. Kehre schnell in das Kloster zurück, ehe Du verrathen wirst.

Gnädiger Herr! fuhr Kunz heftig auf, beim allmächtigen Gott, in diesem Augenblicke tauschen wir dennoch die Rollen, denn Ihr seid ein Narr, und ich bin mit meinem kühnen Wagnisse ein König! Was ist an meinem Leben gelegen, was hat das in der Welt für Werth? Nehmt das elende Opfer an, mein Leben gehörte ja schon so lange Euch, nur für Euch klopfte dies Herz, nur für Euch lebt' ich. so laßt mich auch für Euch sterben. — Seid nicht so grausam, und gönnt mir die Freude, Euch gerettet zu haben.

Ich müßte mich verachten, wenn ich Dein Opfer annähme! erwiderte Maximilian ernst. Nicht ein Flüchtling will ich diese Stadt verlassen, ein König zog ich hier ein, so will ich auch wieder aus diesen Mauern ziehen. Schweig, ich bitte Dich, schweig! unterbrach er Kunz, der ihn noch einmal mit Bitten bestürmen wollte. Kein König darf die Tonsur tragen, Maximilian nie

eine Gefahr, am wenigsten vor seinen Feinden fliehen! Benutze lieber die wenigen Augenblicke, die Du noch hier seyn kannst, und berichte mir, wie es draußen steht, d nn keine Nachricht dringt bis zu mir.

Verdrießlich, im höchsten Unmuthe, erzählte nun Kunz, was zur Befreiung des Königs geschehen sei, daß der Herzog von Baiern, die Grafen von Nassau und Eberstein bei Hulst die Genter und Franzosen geschlagen, der Graf von Zollern mit 4000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde von Brabant heran zöge, und die Deutschen bei Cöln endlich ein Heer sammelten, zu dessen Feldobersten Herzog Albrecht von Sachsen ernannt sei. Der Kaiser habe Brügge, Ypern und Gent in die Acht gethan, der Papst den Bannfluch über sie ausgesprochen, ganz Flandern würde verheert, und die Brügger bezahlten ihre Thorheit schon jetzt theuer.

Der König war über diese Nachrichten hoch erfreut. Sieh, mein guter Kunz, sagte er, ihm die Hand traulich schüttelnd, die Hülfe naht, ich muß sie mit Geduld abwarten. Aber jetzt geh', und sorge für Deine Rettung!

Soll ich wirklich so von Euch scheiden? sagte Rosen tief bewegt. Weinen muß ich, da ich von

hier gehe, und freudig hätte ich aufgejauchzt, säh' ich Euch dieses Gefängniß verlassen. Nun, so lebt wohl, mein theurer Herr, rief er fast außer sich, Gott möge Euch beschirmen!

Kunz, diesen Augenblick vergeff' ich nie! sprach Maximilian. Verlange von mir, was Du willst, es sei Dir gewährt; nur nicht, statt Deiner von hier zu gehen! setzte er rasch hinzu.

Wird mir dieser Wunsch nicht gewährt, Herr, dann habe ich keinen andern! Lebt wohl! Er eilte schnell fort, damit die Wehmuth ihn nicht übermanne; aber doch mochte er die Thränen nicht haben zurückhalten können, denn als er in das Vorhaus trat, umringte ihn die Wache und fragte ihn, wie er den König gefunden habe. Nur zu fromm! erwiderte er traurig. Das sieht man Euch an, ehrwürdiger Herr, meinte der Anführer der Wache. Ihr scheint bis zu Thränen gerührt!

Kunz, weiterem Verhöre zu entgehen, theilte seinen Segen aus, und eilte mit betrübtem Herzen hinunter, wo ihn der Mönch glücklich wieder zur Sanct Katharinenpforte hinaus brachte. Hier fand er im Kanale das Schiff des Guardians, bestieg es mit seinem Begleiter, und gelangte ohne Hinderniß nach Middelburg. Der

vorsichtige Guardian wagte es nicht nach Brügge zurück zu kehren, und fuhr mit ihnen.

14.

Der Bericht, den die Wache über den Kapuziner, der dem König die Beichte gehört hatte, machen mußte, mehr noch das plötzliche Verschwinden des Guardians, mochte den mißtrauischen Brüggern aufgefallen seyn; sie stellten mancherlei Nachforschungen an, konnten jedoch nicht auf die Wahrheit kommen. Da beschlossen sie, vielleicht auch in der Hoffnung, den König nachgebender zu machen, ihn in einen abgelegneren, sichereren Gewahrsam zu bringen. Als sie Maximilian davon benachrichtigten, war er höchst entrüstet, stellte ihnen vor, was er früher für sie gethan, wie er als Freund zu seinen treuen, lieben Unterthanen gekommen, er mithin nicht ihr Gefangener sondern ihr Gastfreund sei, den man königlich behandeln müsse. Bedenkt, schloß er seine Rede, daß ich der Vater Eures Fürsten, des Kaisers Sohn, und selbst König der Deutschen bin, bedenkt dies und handelt klug!

Das wirkte; die Abgeordneten der Stadt verließen ihn, doch kamen noch am nämlichen Morgen Andere, die darauf drangen, daß er seinen Aufenthalt verändern müsse. Das Volk halte ihn in diesem offenen Hause nicht sicher, und verlange es.

Maximilian bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er ruhig, aber bestimmt: Ich gehe keinen Schritt von hier, — und überlasse es Euch, ob Ihr es wagen wollt, Hand an mich zu legen, — wenn Ihr mir nicht dreierlei eidlich versprecht: Euch nicht an meiner Person zu vergreifen, mich nicht, weder an Frankreich noch an Gent auszuliefern, und zehn meiner Hofbedienten mir zu meinem Dienste zu lassen, worunter Kunz von Rosen mein lustiger Rath seyn muß, den aufzusuchen Ihr Euch verpflichtet. Versprecht Ihr mir das, so folge ich Euch, wohin Ihr mich führt. Die Abgeordneten versprachen, und bekräftigten ihr Versprechen mit einem Eide, worauf der König ein bereit stehendes Roß bestieg, und, mit heiterem Antlitze die gaffende Menge begrüßend, nach seiner neuen Wohnung ritt.

Es war dies ein altes finsteres Gebäude, das in früherer Zeit als Gefängniß, späterhin

so war der Treue bald bei seinem lieben Herrn.

Vierzehn Wochen waren nun schon seit dem Tage des Einzugs vergangen, vierzehn Wochen war der König der Deutschen von den treulosen Bürgern von Brügge in Gewahrsam gehalten, und immer höher stimmten sie ihre Forderungen, die sie ihm einige Tage nach Kunzens Ankunft vortrugen. Er wies sie mit gleicher Standhaftigkeit und Würde zurück, wie früher, und ersuchte sie, ihn nicht eher mit weiteren Vorschlägen zu behelligen, bis er im völligen Besitze seiner Freiheit sei, erst dann würde er mit ihnen unterhandeln. Diese Beharrlichkeit setzte den größten Theil der Bürger in nicht geringe Verlegenheit, sie stimmten für Nachgiebigkeit; die Uebelgesinntesten aber, an deren Spitze Melchior Koning stand, beschlossen, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und müßte es seyn, mit den Waffen in der Hand ihre Mitbürger zu zwingen, mit ihnen gleichmäßig zu handeln.

Kaiser Friedrich, obgleich ein zweiundsiebenzigjähriger Greis, hatte sich selbst an die Spitze der 15,000 bei Cöln versammelten Deutschen gestellt, und zog zur Befreiung seines Sohnes

heran; der Herzog von Baiern und der Graf von Zollern ſtanden bereit, ſich mit ihm zu vereinigen. Die Gefahr wuchs mit jedem Tage für die Flanderer, denn die deutſchen Landsknechte waren in damaliger Zeit als das wildeſte, grauſamſte Kriegsvolk bekannt, ſie nahmen und gaben keinen Pardon, und ſengten, mordeten und plünderten überall. Brügge hatte von ſeinen Thürmen ſchon manches Feuer auflodern ſehen, das die Deutſchen ihrem Könige als Rachopfer gezündet hatten. Aber nichts entmuthigte Melchior Koning und ſeine Partei, die nur, der ſonſtigen Macht der Städte gedenkend, ganz vergaßen, daß Brügge, wie Gent, ſich ſchon oft durch ihre thörichte Widerſetzlichkeit und ihre aufrühreriſchen Geſinnungen an den Rand des Verderbens gebracht hatten.

15.

Gleich den Tag darauf, als der König in den neuen Verwahrſam gebracht worden, war auch Gertraud von einer Anverwandten zurückgekehrt, wo ſie ſich bisher, da kein Plätzchen für ſie im väterlichen Hauſe war, aufgehalten hatte. Mit ſchmerzlichem Gefühle bezog ſie ihre Stube

wieder, in welcher König Maximilian so lange gefangen gesessen, mit thränenden Augen betrachtete sie die eisernen Stäbe vor den Fenstern, die den Käfig des Löwen gesperrt hatten, mit klopfendem Herzen legte sie sich am Abende auf die nämliche Stelle zur Ruhe, wo ihn in so mancher Nacht mochte der Schlaf geflohen seyn; ihre Gedanken, ihre Seele war nur bei ihm.

Am andern Tage schon kam ihr Verlobter, ihr und sich zu ihrer Rückkehr Glück zu wünschen, und das herrliche Geschöpf, das er nun bald sein nennen sollte, obgleich sie bis jetzt noch kein bestimmtes Ja ausgesprochen hatte, wieder zu sehen. Gertraud empfing ihn kalt, sie würde ihn abstoßend behandelt haben, hätte sie nicht immer noch die schwache Hoffnung genährt, durch seinen Einfluß zur Befreiung des Königs zu wirken. Thomas, dem mehr an dem schönen Weibe, als an ihrem Herzen gelegen war, durch des strengen Vaters Wort seines Glückes gewiß, schien mit dieser Aufnahme zufrieden, und als Gertraud bald auf den edlen Gefangenen zu sprechen kam, der hier so lange geschmachtet hatte, stimmte er in dessen Lob ein, und tadelte unverholen das Betragen seiner Mitbürger gegen den König.

„Was giebts?“ fragte ihn Artevelde unmuthig.

„Je nun,“ erwiederte dieſer höhniſch lachend „daß wir nicht zu übermüthig werden, legt uns das Schickſal einen Kappzaum an. Haben wir an Brügge eine neue Eroberung gemacht, ſo iſt uns dafür die einzige Stadt, die uns von unſerm alten Glanze noch blieb, entriſſen worden. Die Feinde haben Gramment überfallen.“

„Wer hat es überfallen?“ fuhr Artevelde auf.

„Der ſchwarze Ritter, ſo viel ich vernahm, der Teufel weiß, wer es iſt!“ erwiederte Dubois.

„Ich kenne ihn recht gut, ſehr gut,“ ſagte Artevelde vor Wuth zähneknirſchend „Auch Ihr kennt ihn, werther Dubois, gabt Ihr mir doch ſein Bild —“

„Der Graf Walter von Enghien iſt es?“ rief Dubois verwundert „Hätte ich doch dem Milchgeſichte ſolch' furchtbare That nicht zugetraut. Die Stadt hat er anzünden laſſen, 500 Männer, Weiber und Kinder ſind in den Flammen umgekommen „Vergeltung für Schloß Male!“ hat er ausgerufen, als er die Stadt in Aſche gelegt und iſt dann mit ſeinen Rittern nach Oudenarde zurückgekehrt.“

Artevelde verſank in Nachdenken, plötzlich fuhr er auf „Wie viel Pferde ſind mit von Brügge herüber gekommen?“

„Sechshundert“ erwiederte Dubois.

„Iſt ſchon Roß und Mann gerüſtet?“ fragte er weiter.

„Ja wohl! In den funkelnden Harniſchen des flandriſchen Adels, welche wir in Brügge eroberten“ erwiederte Dubois.

„Haltet ſie morgen früh in der Stille bereit, beordert zugleich 1000 tüchtige, wohlgerüſtete Männer zu Fuß, 4

Nicht so schonend war ihr Vater gegen sie, der die Thränen, die er oft in ihrem Auge sah, nur auf Rechnung ihrer Abneigung gegen Thomas Verhöft schrieb; er behandelte sie hart und rauh, und beschloß, den Tag ihrer Hochzeit rasch herbei zu führen, wovon sie glücklicherweise nichts ahnete, und er ihr nichts sagte.

Eines Tages saß sie traurig in dem Erkerfenster auf der nämlichen Stelle, wo Maximilian oft gesessen hatte. Sie überdachte ihre thörichte Neigung zu einem Manne, der so hoch über ihr stände, daß der reinen heiligen Liebe Gegenliebe zu erwarten unmöglich sei; sie gedachte, wie sie in Mecheln vor ihm gestanden, wie der unwiderstehliche Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, ihn Auge in Auge zu sehen, zu sprechen, sie zu dem unüberlegten Schritte bewogen hatte, sich in Männertracht zu hüllen, und sich ganz in die Hände Kunzens von Rosen zu geben. Sie bebte bei den Gedanken, welche unglücklichen Folgen dies für sie hätte haben können, als trotz der anziehenden Bilder aus der Vergangenheit, die ihre Phantasie beschäftigten, mehrere Männer, welche nach und nach in ihr Haus eintraten, ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie kannte sie wohl, es waren die

unruhigsten Bürger dieser Stadt, meist Zunftmeister und Sprecher auf dem Marktplatze und in den Gaststuben, und einflußreiche, gefährliche Menschen, innig vertraut mit ihrem Vater, und wie er, von gleich feindlichen Gesinnungen gegen den König beseelt. Schon war eine bedeutende Anzahl eingetreten, es folgten immer noch Mehrere; da schöpfte sie den Verdacht, daß irgend Etwas gegen den König im Werke seyn müsse. Als sie nun hörte, daß sie in dem Zimmer unter dem ihrigen sich versammelten, lauschte sie an der Treppe, hörte die alte Muhme mit Kanne und Becher mehrere Male heraufkommen, und da sie durch das Rücken der Sessel schließen konnte, sie hätten Platz genommen, schlich sie leise hinab, öffnete die kleine Thüre, die zum Alkoven führte, und lauschte von hier auf das, was die Männer verhandelten.

Bleich wie eine Leiche schlich sie nach einer Stunde wieder aus ihrem Verstecke, und sandte die Hausmagd zu Thomas Verhöft, mit der dringenden Bitte, ja gleich zu ihr zu kommen; dann schritt sie in furchtbarer Angst in ihrem Zimmer auf und ab, ihr Herz klopfte gewaltig, aber so sehr es auch blutete, kühlte doch keine Thräne ihre brennendes Auge. Da trat sie mit

dem Rücken nach der Thüre gewendet vor den Spiegel, ſah ihr bleiches, todtenähnliches Geſicht, wollte darüber lächeln und konnte es doch nur ſchmerzlich, denn ſie erſchrack ſelbſt vor ihrem Anblicke. Plötzlich nahm ſie mit Haſt den kleinen Ring vom Finger, den ihr der König für ihren Geſang in Mecheln verehrt hatte, preßte ihn an ihre Lippen, und der Talisman hatte den Thränenquell geöffnet, ſie begann bitterlich zu weinen.

Als ſie ihr thränenſchweres Auge aufſchlug, zeigte ihr der Spiegel ihren Verlobten, der, ſie beobachtend, an der Thüre ſtand; ſchnell warf ſie in äußerſter Verlegenheit den Ring auf den Tiſch, legte ihr Gebetbuch darüber, und wandte ſich, erſt jetzt ihn zu bemerken ſcheinend, nach ihm hin.

Ihr habt mich zu Euch beſchieden, begann er, und ich bin ſo geeilt, Euren Willen zu vernehmen, daß Ihr mich ganz erhitzt vor Euch ſtehen ſeht; habt die Güte, reicht mir einen Trunk Waſſers zur Erquickung. Doch wie, fragte er, als Gertraud ſich zu gehen anſchickte, Ihr habt geweint, Euer Auge iſt noch feucht, Ihr ſeht ſo bleich aus; gerechter Gott, was iſt geſchehen?

Laßt mich nur einen Becher mit Wein holen, bat sie, Verlegenheit und Thränen zu verbergen, gleich bin ich wieder bei Euch!

Thomas hielt sie nicht auf, denn er bedurfte keines erquickenden Trunkes, er wollte sie nur entfernen, und kaum sah er sich allein, als er nach dem Tische eilte, den Ring ergriff und ihn genau besah. Es war ein werthloser, einfacher, goldner Reif, auf dessen innere Seite Max von Oesterreich gestochen war. So! murmelte er vor sich hin, und legte ihn und das Gebetbüchlein wieder an ihre Stelle. Also Maximilian von Oesterreich! — Sie war lange in Mecheln, sie ist schön — deshalb ihre Verehrung! — Diese abgebrochenen Sätze stieß er mit flammendem, wüthendem Blicke aus, und vermochte kaum, freundlich zu scheinen, als Gertraud ihm den Becher brachte, den er rasch an seine brennenden Lippen setzte und das Wasser auf Einen Zug hinunter stürzte.

Lieber Thomas, begann jetzt das Mädchen. Ich muß Euch Etwas fragen! Ihr habt um meine Hand geworben, mein Vater hat sie Euch zugesagt; hätte sie dann auch noch Werth für Euch, wenn Ihr sie nicht freiwillig erhieltet?

Nein! sagte er trotzig.

Ist sie für Euch von Werth, liebt Ihr mich wahrhaft, so verspreche ich feierlich, die Eure zu werden, wenn Ihr mir eine einzige Bitte erfüllt.

Und die wäre? fragte Verhöft, nach und nach wieder Besonnenheit gewinnend.

Verschafft mir, ohne daß es mein Vater erfährt, heute, morgen, spätestens übermorgen eine Zusammenkunft mit dem Könige Maximilian; Euch kann die Erfüllung nicht schwer werden, und gedenkt des Preises! Bei diesen Worten mochte die Zukunft vor sie treten, sie erglühte, ihr Auge flammte, und schön wie eine Himmlische stand sie vor Thomas, der, zwar von ihrem Anblicke ergriffen, dennoch sie mit kalter Ruhe fragte: Was wollt Ihr beim Könige?

Ihm Sachen von Wichtigkeit entdecken, die ihn ewig uns verpflichten werden. Euch wird er dann sicher königlich belohnen, denn ich sage ihm, daß ich das, was ich ihm vertrauen werde, durch Euch wisse.

Und was habt Ihr ihm zu vertrauen?

Thomas Verhöft! erwiderte Gertraud, Euch scheint meine Hand und des Königs Dankbarkeit nicht zu genügen. — Hätt' ich mich in Euch geirrt, hätt' ich keinen Werth für Euch, o, so sagt es meinem Vater, und ich — doch nein, lieber

ber Thomas, Ihr denkt gewiß schon nach, wie Ihr es anstellen wollt, meinen Wunsch zu erfüllen. — Nicht wahr?

Ihr habt richtig gerathen! sagte Verhöft mit Feuer, ich dachte nach und habe das Mittel gefunden. Ihr sollt den König sprechen, ihn morgen sprechen, ich glaube, so viel Einfluß werde ich wohl noch haben, dies bewirken zu können, und sollte ich Alles wagen um solchen Preis! rief er, schlang den Arm um das Mädchen, drückte einen Kuß auf die Lippen der Ueberraschten, und entfernte sich schnell.

Starr zur Erde blickend stand das Mädchen da. Was war das? murmelte sie leise vor sich hin. Sollte der Mann doch nie meine Lippen berühren, sollte doch eher der Dolch — Ich habe gefrevelt und bin bestraft, sprach sie dann erschüttert, ich will ja Alles dulden, wenn ich ihn nur rette! Hierauf suchte sie den Ring wieder hervor, küßte ihn, steckte ihn an den Finger, und versank in tiefes Nachdenken. Sie durchwachte eine unruhige Nacht.

16.

Kaum, daß der Mittag vorüber war, und sie eben in des Vaters Stube das Tischtuch wieder

zusammen legte, trat Verhöft in die Stube, grüßte freundlich, wandte sich dann zum Vater und bat ihn, zu erlauben, daß er heute Abend seine Verlobte zu seiner Mutter, die sie wieder zu sehen wünsche, führen dürfe.

Ich kann, wie Ihr wißt, Euch nicht begleiten, erwiderte Herr Melchior Koning, und wird die Dirne allein mit Euch gehen? Fragt sie nur, ich zweifle!

Thomas wandte sich nun an Gertraud, trug ihr seine Bitte vor, und zu des Vaters Erstaunen willigte sie ein, und ihr Verlobter benachrichtete sie, daß er um die siebente Stunde kommen und sie abholen werde.

Seit langer Zeit zum ersten Male lobte am Abende die grämliche Muhme das Mädchen, daß sie sich so sorgfältig gekleidet und ihren schönsten Staat angethan habe; auch Thomas schien es nicht zu entgehen, doch machte er keine freundliche Bemerkung hierüber, im Gegentheile war sein finsteres Auge heute noch mehr umwölkt, als gewöhnlich. Als die Uhr des Rathhauses auf sieben zeigte, stand er auf, bot Gertraud den Arm und verließ mit ihr die väterliche Wohnung.

So sehnsuchtsvoll auch die Jungfrau diese Stunde erwartet hatte, so überfiel sie dennoch eine grenzenlose Angst, als sie, von den Vorbeigehenden neugierig begafft, an dem Arme ihres Verlobten über den Markt schritt. Ihr zittert ja an meiner Seite? begann Thomas, das Schweigen brechend. Wem ich zur Seite bin, der kann aller Furcht überhoben seyn. Faßt Muth, seid vergnügt, es geht ja zum Könige!

Aber, wohin führt Ihr mich? fragte jetzt Gertraud ängstlich. Links vom Rathhause geht der Weg nach dem Orte, wo der König gefangen sitzt, und Ihr führt mich rechts?

Hätte Gertraud aufgeblickt, würde ihr das höhnische Lachen Verhofts nicht entgangen seyn, mit dem er ihr erwiderte: Kann ich Euch denn, da es noch Tag ist, zu dem Könige führen? Dergleichen Wege geht man höchstens im Dämmerlichte. Konnte ich Euch später aus dem Vaterhause abholen? Was hätte denn Herr Koning denken sollen, wenn wir so spät zum Besuche ausgingen? Ich mußte daher suchen, Zeit zu gewinnen, denn ehe die Sonne nicht untergegangen ist, dürfen wir das Ziel Eurer Wünsche nicht erreichen.

Und wo führt Ihr mich hin, gewiß zu Eurer Mutter? fragte Gertraud von Neuem.

Nein! antwortete er kalt. Doch sorgt nicht, wir sind bald am Ziele.

So war es auch, denn nur noch wenige Schritte durch eine abgelegene einsame Seitengasse, und Thomas blieb vor einem Pförtchen stehen, das er alsbald aufschloß. Tretet nur herein! sagte er höflich, Ihr werdet es ganz hübsch hier finden, könnt Euch da in meinem Blumengärtchen umsehen, und was Ihr geändert wünscht, mir sagen, es soll dann Alles nach Eurem Willen geordnet werden. Tretet nur ein!

Aber Gertraud zögerte. Ihr scheint die Männer von einer schlimmen Seite kennen gelernt zu haben, da Ihr selbst Eurem Verlobten nicht

traut! Doch der Kuß, den ich gestern Abends mir stahl, entschuldigt Euch; fürchtet heute nicht für Eure schönen Lippen, tretet nur getrost ein! Gertraud faßte Muth und folgte. Sie stand in einem niedlichen, mit Sorgfalt unterhaltenen Gärtchen, wo ihr Pfirsichblüte und Maienglöckchen entgegen dufteten. Doch sie bemerkte die schwellenden Knospen nicht, nicht den dunklen Flieder, nicht den dem Aufbrechen nahen Jasmin, sie fühlte nur eine schreckliche Beklommenheit, und Angst ergriff sie, als Thomas sie in eine Fliederlaube führte und sie bat, Platz zu nehmen.

Sie gehorchte und setzte sich.

Um Euch aller Sorgen, die, wie ich sehe, schwer Euch drücken, und mich der Versuchung zu entheben, sprach er zweideutig lächelnd, so erlaubt mir, daß ich Euch auf einen Augenblick verlasse. Das Haus dort ist das meinige, ich bin genöthigt, noch einige Anordnungen zu machen, laßt Euch die Zeit ohne mich nicht lang werden. Bei diesen Worten verließ er sie, und so wenig auch Gertraud sein Benehmen begreifen konnte, so dankte sie dem Himmel, als sie sich allein befand. Sie überließ sich nun ihrer Phantasie, aber wohin sie auch diese ewig flüchtige auf ihren goldenen Schwingen trug, nimmer erreichte sie ein Ziel, sie schwebte zwischen Hoffnung und Verzweiflung, wie die vom Geier verfolgte Taube zwischen Himmel und Erde.

Oft sprang sie auf, sah nach der scheidenden Abendröthe, hoffte auf das Nahen der traulichen Dämmerung, und als jetzt der Abendstern durch

die Fliederzweige blinkte, trat sie hinaus, ungeduldig, daß Thomas noch nicht zurückkehre. Da sah sie ihn aus dem Hause, einen Mantel über seinen Arm, ein schwarzes Baret in der Hand, die Treppe herab kommen. Werft diesen Mantel um, setzt das Baret auf, bat er, und nun kommt! Sie folgte ihm und er führte sie nun stracks nach dem alten Gebäude, wo der König gefangen saß.

Es mochte dort schon Alles zu ihrem Eintritte angeordnet seyn, denn die Wache ließ sie ungehindert gehen, selbst die vor des Königs Gemächern öffnete die Thüre und sagte lächelnd: Tretet nur ein, ich weiß schon! und bald standen sie vor der Thüre zu des Königs Wohnzimmer, von dem man heute jeden Bedienten listigerweise entfernt hatte. Nur Kunz war bei seinem Herrn, als Verhöft die Thüre öffnete und Gertraud, im Mantel gehüllt, zitternd eintrat.

Wer wagt es, so frech in mein Gemach zu kommen? rief bei ihrem Eintritte aufspringend der König.

Die Jungfrau ließ den Mantel fallen und nahm das Baret ab.

Gertraud! rief Kunz hervorspringend, doch schnell trat er zurück, und während der König das schöne Mädchen freundlich begrüßte, schlich er in das Schlafzimmer.

Was führt Dich zum zweiten Male zu mir, Mädchen? redete er die Bebende an, gewiß keine böse Absicht, denn Du willst mir wohl!

Vom Herzen! rief sie, sich vergessend.

kleine Stück Geſchütz ſollen ſie mitnehmen. Ich werde ſie führen —"

„Und wohin?" fragte Dubois.

„Nach Oudenarde."

„Philipp! Die Stadt iſt feſt —" warnte Dubois „An 300 vom Adel ſind noch mit ihren reiſigen Knechten hineingezogen. Es ſind nicht alle ſo thöricht wie die von Brügge und nicht alle Tage ſo glücklich wie jener Schlachttag. Ihr zerſchellt Euch an Oudenarde den Kopf —"

„Thor! Wer will Oudenarde mit einer Hand voll Leute nehmen?" unte brach ihn Artevelde „Es gilt ein anderes Ziel; doch gebt und beſorgt das Nöthige und ſorgt daß Niemand erfahre, wohin der Zug gehe." Dubois gehorchte, denn als Hauptmann lag es ihm ob, die Anſtalten zu jedem Kriegszuge zu treffen.

Artevelde war während des übrigen Tages ſtill und in ſich gekehrt, jedoch nicht heftig, noch rauh gegen Alice, erwähnte des Verfalls von Grammont mit keinem Worte, vermied die Eltern Alice's zu ſehen und als der Morgen graute, beſtieg er, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben, ſein Roß, empfohl Dubois die Bewachung der Stadt, ſetzte ſich an die Spitze des Kriegsvolkes und zog die Straße gen Oudenarde.

19.

Ohnfern Schwalem, einem, einige Stunden von Oudenarde gelegenen Orte, ergießt ſich ein kleiner Fluß in die Schelde, an deſſen Ufer ein dichtes Gebüſch dieſen

Tritt näher, befahl der König über ihre Unbefangenheit lächelnd, und gestehe mir, was Dich bewegt, mich in meiner Einsamkeit aufzusuchen, und wie Dir dies gelang.

Gnädigster Herr! erwiderte sie, näher zu dem Könige tretend, und dämpfte dabei, so viel sie vermochte, ihre Stimme, ich hatte Gelegenheit, eine Versammlung Eurer Feinde zu belauschen, da erfuhr ich denn, daß, wenn das deutsche Heer vor Brügge rücken und die Stadt angreifen würde, und Ihr mit gleicher Beharrlichkeit die Forderung der Flanderer zu unterzeichnen verweigertet — Ihr — o erschreckt nicht, gnädigster Herr! — Ihr nicht lebendig Brügge verlassen solltet. Ueber die Art und Weise, wie sie Euch tödten wollen, waren sie noch nicht einig; mancherlei Grausen erregende Vorschläge vernahm ich da.

Und wer waren die Männer dieser Versammlung? fragte der König.

Ich kannte sie nicht!

Mädchen, Du lügst! —

Und kannte ich sie, würde ich doch Keinen nennen; Euch genüge die Warnung! Deshalb bitte ich, beschwör' ich Euch, mein König! gewährt ihnen, was sie verlangen, sonst seid Ihr des Todes!

Du bist ein sonderbares Wesen, fiel ihr der König in die Rede, meines Dankes würdig! Sag', wie kann ich Dir für diese Nachricht, für diese Treue lohnen?

Was ich fordern möchte, könnt Ihr mir nicht

gewähren, gnädigster Herr! erwiderte sie hocherröthend, was ich Anderes fordern könnte, mag ich nicht! — Deshalb bitt' ich, schenkt mir Euer Wohlwollen, und wo Euer Auge das meinige trifft, einen freundlichen Blick — und, setzte sie wehmüthig hinzu, — weiht meinem Grabhügel eine Thräne.

Thörichtes Kind, Du Bild des Lebens, was denkst Du an Deinen Grabhügel! sprach der König scherzend. Während über meinem Haupte das gezückte Schwert hängt, schwebt über dem Deinigen nur der Myrthenkranz.

Der Todtenkranz! murmelte sie leise vor sich hin. Plötzlich aber erheiterte sich ihr Antlitz. Meine Tagewerk ist vollbracht, wenn Ihr nur meinem Rathe folgt; d'rum gehabt Euch wohl, mein König! Sie küßte die ihr dargereichte Hand, drückte sie heftig an ihr Herz und wollte sich entfernen, als der König sie zurück hielt. Aber sage mir, Mädchen, wie kamst Du hierher? fragte er, sie scharf in's Auge fassend, wer führte Dich frei durch die Menge, die mich mit Luchsaugen bewacht! Oder schickten sie Dich etwa ab, mich zu kirren?

Den Verdacht verdien' ich nicht! erwiderte sie, tief gekränkt.

Ein Gefangener ist mißtrauisch, und damit ich mich mit Zuversicht Deiner Nachricht bedienen kann, so laß mich wissen, wie es Dir möglich war, bis hierher zu dringen.

Mein Verlobter — nein, nein, ein Jugendfreund führte mich hierher! antwortete Gertraud.

Wo blieb er?

Vor der Thüre harrt er meiner Rückkehr.

Bei diesen Worten ging der König nach der Thüre, öffnete sie, und Thomas Verhöft stand dicht vor ihm. Tretet näher! befahl ihm der König.

Thomas trat in das Gemach. Der König betrachtete ihn, betrachtete das Mädchen, sein Gesicht ward ernst. Ihr seid der Verlobte dieser Jungfrau?

Wie sie es Eurer Majestät eben gesagt.

So lauschtet Ihr wohl?

Verhöft schwieg.

Nun, ich danke Euch! sprach Maximilian, wieder freundlich, das Lauschen hatte er dem Bräutigam vergeben. Bin ich in Freiheit, so werde ich Euren Gang hierher, so viel ich vermag, fürstlich belohnen.

Der Brügger neigte sich schweigend, erfaßte Gertrauds Hand und führte sie aus dem Gemache.

Kunz! sagte der König zu dem Eintretenden, hast Du den Verlobten des Mädchens gesehen?

Ja, Majestät!

Mir war es, als säh' ich Satan neben einem Engel stehen — doch genug hiervon. — Hörtest Du die Nachricht, die mir das Mädchen brachte?

Ja, mein gnädigster Herr, und ich bitte, beherzigt sie! Bei diesem meuterischen Volke wächst die Gefahr, so wie Euch Hülfe naht; zögert nicht, setzt Euer theures Leben nicht un-

nutz auf's Spiel, unterzeichnet, was sie wollen, und thut dann, was Ihr wollt.

Der König konnte sich in diesem Augenblicke noch nicht dazu entschließen; aber die Nachricht, die ihm Gertraud gebracht, hatte doch seine Festigkeit erschüttert, und Kunz suchte alles Mögliche hervor, ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

17.

Die in Gent versammelten Stände von Flandern, obgleich sie ihre Felder verwüstet, ihre Dörfer angezündet, ihren Handel darnieder liegen sahen, trotzten immer noch darauf, daß sie die Person des Königs in ihrem Gewahrsam hatten, und spannten ihre Forderungen immer höher. Sie verlangten jetzt, daß außer der Verzichtleistung des Königs auf die Regent- und Vormundschaft, er seine Völker vier Tage nach erhaltener Freiheit aus Flandern, und binnen acht Tagen aus allen übrigen Provinzen Niederlands ziehe, zu deren Bezahlung 25,000 Livres flamischen Geldes von sämmtlichen Provinzen hergegeben werden sollten; alle festen Plätze sollte der König räumen, und das, was vor und während seiner Gefangenschaft vorgefallen sei, verzeihen und vergessen, wogegen ihm die Provinz Flandern jährlich 1000 Pfund während der Minderjährigkeit seines Sohnes zahlen wolle; auch solle er den Frieden von Arras bestätigen und halten.

Mit diesen unerhörten Forderungen trafen die Abgeordneten von Flandern in Brügge ein, und übergaben sie dem Könige, der ihnen dieses Mal die Antwort gab, daß er über diesen Vorschlag nachdenken, und, wenn er einen Beschluß gefaßt, sie davon in Kenntniß setzen wolle.

Nach reiflicher Ueberlegung, hauptsächlich aber durch die Gefahr, von der ihn Gertraud benachrichtigt hatte, bewogen, erklärte sich der König nach einigen Tagen zur Unterzeichnung der Bedingungen bereit. Die Bereitwilligkeit, ohne irgend eine Klausel, ohne irgend eine Milderung der harten übertriebenen Forderungen zu verlangen, hätte den Flamändern auffallen sollen; aber in ihrem vermeinten Siegestaumel beachteten sie es nicht, und der 16. Mai wurde als der Tag bestimmt, wo der König in Freiheit gesetzt werden sollte.

Das Volk wogte am Morgen dieses wichtigen Tages in Massen vor dem Gefängnisse des Königs, und war begierig, den gefangenen Löwen aus seinem Käfige heraustreten zu sehen. Er erschien von seinem Hofstaate und den Abgeordneten der übrigen niederländischen Provinzen umgeben, die am vergangenen Tage in Brügge eingetroffen waren. Kein Unmuth umwölkte seine Stirn, heiter war sein Antlitz, lächelnd sah er im Kreise des Volkes umher. Nun haben wir doch endlich einmal Frieden! rief er mit lauter Stimme, und folgte dann dem Zuge nach der Kathedrale, wo er dem feierlichen Gottesdienste beiwohnte. Nach der Messe sollte der Zug nach

dem Marktplatze gehen, wo auf breternem Gerüste ein Altar aufgerichtet war, dort den Vergleich zu beschwören; aber der König sagte zu den Abgeordneten: Ehe ich von Brügge scheide, muß ich erst noch meine Gefängnisse besuchen; die stillen Mauern haben mir nicht wehe gethan, darum will ich ihnen noch ein Mal Lebewohl sagen, und mich der Vergänglichkeit irdischer Größe bei ihrem Anblicke erinnern. Nur von Kunz gefolgt bestieg er sein Roß, die Brügger ließen ihn jedoch nicht aus den Augen, und begleiteten ihn von fern. Er stieg vor dem alten Gebäude ab, und durchschritt alle Zimmer. Gott gedankt! rief er, als er sich auf seinem Lehnstuhle niederließ, nun bin ich frei, und das durch Deinen und Gertrauds Rath. Fortan sollst Du, mein treuer Kunz, nicht mehr mein lustiger, — mein ernster Rath sollst Du seyn! Kunz dankte kaum. Warum bist Du so traurig? fragte Maximilian, freust Du Dich nicht, daß Dein König, dem die Hände gebunden waren, wieder Schwert und Scepter führen kann?

Ach, lieber Herr! erwiderte Rosen, ich weiß nicht, was mir ist; ich möchte mich so gern freuen, und kann es doch nicht; ich wollte, der Tag wäre nur ohne Thränen schon vorüber!

Narr! unterbrach ihn der König, komme nun nach des Würzkrämers stattlichem Hause, dort mag Dich Gertrauds Anblick erheitern. Kunz seufzte. Der König lachte hell auf, verließ das finstere Gebäude, bestieg sein Roß und ritt nach dem Markte, wo er Alles schon zur Feierlichkeit

bereit fand. Geduld, Ihr Herren! rief er den Abgeordneten, die ihm entgegen traten, zu, erst muß ich jenen Palast besuchen! er wies auf Melchior Konings Haus, dort haben mich die Herren von Brügge mit meiner Hofhaltung gar stattlich bewirthet; auch dorthin muß ich noch.

Er ritt hin, stieg ab, und trat mit Kunzen ein. Niemand kam zu seinem Empfange ihm entgegen, Melchior Koning, so wie die alte Muhme hatten sich, wahrscheinlich absichtlich, dem Anblicke des Königs entzogen, aber auch nicht die gute Hausmagd, nicht Gertraud traf er; da schritt er, ein Liedchen summend, die Treppe hinauf, betrat den Vorplas, wo die Bürgerwache gehauft, öffnete das Zimmer, und ging rasch nach dem vergitterten Erker, sich von hier aus dem Fenster zu zeigen. Doch der Schmerzensruf: Gertraud, arme Gertraud! den er hinter sich vernahm, rief ihn schnell zurück. Er wandte sich, und sah das schöne Mädchen, das Bild des rosigen Lebens, mit dem Tode ringend auf der nämlichen Stelle liegen, wo er so oft geruht. Kunz kniete neben ihr und jammerte.

Noch stand der König staunend von fern, da winkte ihm Gertraud und er nahte sich ihrem Lager. — Der Tod trennt alle Bande, sprach sie mit matter Stimme, löset die Riegel, die das verschlossene Geheimniß verwahrten; die sterbende Jungfrau darf Euch sagen, Maximilian, was die lebende verschweigen mußte, darf Euch sagen, daß sie Euch liebte! — Was sie hoffen konnte, ist ihr geworden, ihr höchster

Wunsch erfüllt, sie stirbt für Euch! — Dringt nicht weiter in mich, forscht nicht, wie dies geschah; dem, der mir den Becher mit Gift reichte, habe ich vergeben, vergebt auch Ihr, und ehrt so mein Andenken. — Kunz von Rosen› wandte sie sich jetzt zu diesem, der Ihr mich so treu liebtet, Ihr seht, Liebe beglückt nur selten — auch mir wand sie nur einen welken Kranz. — Ich danke Euch für Lieb' und Treue, die Ihr mir bewiesen, und bitte Euch, sorgt dafür, daß dieser Ring an meiner Hand bleibe, wenn sie mich in's Grab legen. Nun verlaßt mich, König Maximilian! Ich fühle, die Todesschmerzen kehren wieder, und Euch muß Gertraud nur im Lebensglanze, nur in Jugendglut, nicht im Todeskampfe vor Eurer Erinnerung schweben, seid barmherzig und verlaßt mich!

Bete für mich dort oben, Engel! sprach der König tief gerührt, streckte die Hand nach ihr, die sie nicht ergriff, und verließ das Gemach. Kunz blieb bei der Sterbenden.

Als der König den untern Vorplatz des Hauses ernst und mißgestimmt betrat, fand er die obrigkeitlichen Personen daselbst seiner harrend. Sie baten den König, im Namen ihrer Stadt, alle Unbill zu vergessen, und Alles zu vergeben, was ihm hier geschehen sei. — Das will ich gern und verspreche es Euch mit aufrichtigem Herzen, erwiderte er, nur Einem möcht' ich nicht verzeihen, doch ich muß! Er verließ nun das Haus der Trauer, betrat das Gerüst, und beschwor den ihm nochmals vorgelegten Vergleich,

die Abgeordneten thaten ein Gleiches, und hierauf begab sich der König unter lautem Jubel des thörichten Volkes nach dem Schlosse. Aber seine Heiterkeit war von ihm gewichen, das Bild der sterbenden Gertraud stand immer vor seinen Augen, und gut, daß die Wichtigkeit des Tages ihn sehr in Anspruch nahm, um sich nicht ganz seinem schmerzlichen Gefühle hingeben zu können.

Als er das Mittagsmahl eingenommen hatte, schon Alles zu seiner Abreise bereit war, und die Rosse gesattelt im Schloßhofe standen, ließ er die obrigkeitlichen Personen der Stadt und die Syndici zu sich bescheiden, und sagte zu ihnen die ernsten Worte:

Ich habe, ehe ich aus Eurer Stadt ziehe, Euch vor mich kommen lassen, um Euch nochmals die Versicherung zu geben, daß ich den Frieden, obgleich er mir abgedrungen ist, treulich und fest halten werde; jedoch wegen des Kaisers, meines Vaters, kann ich Euch keine Gewähr leisten, da ich fast glaube, er wird Eure Handlungsweise ungnädig aufnehmen, und sich nicht so bereit zur Milde finden, wie ich. Ich rathe Euch daher, auf jede Weise zu versuchen, seine Verzeihung zu erhalten, denn ein römischer Kaiser an der Spitze eines mächtigen Heeres möchte strenger richten, als ich. Uebrigens ermahn' ich Euch, künftig bescheidener und vernünftiger zu handeln.

Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er sie, schwang sich auf sein Roß und bald lag Brügge hinter ihm.

18.

Im Lager bei Dendermolde traf Maximilian den Kaiser; die Freude des Wiedersehens war groß. Der König bat seinen Vater sogleich, die Feindseligkeiten einzustellen, doch der alte Fürst, zu tief durch das treulose Betragen der Flanderer gekränkt, wollte nichts davon hören, und setzte ein Gericht aus den bei dem Heere befindlichen Fürsten und Grafen nieder, das entscheiden solle, ob der König den ihm abgedrungenen Frieden zu halten verbunden sei, oder nicht. Das Gericht entschied, daß ein gezwungener Eid keine Kraft habe, daß einer Stadt, die so gehandelt, kein Wort zu halten sei; und so rückte der alte Kaiser, das Racheschwert in der Hand, in Flandern ein, und nachdem er sich mit dem Herzoge von Baiern vereinigt hatte, zog er vor Gent.

König Maximilian aber blieb in Dendermolde zurück, und wollte nicht feindlich gegen Flandern auftreten; er bereitete sich zu einer Reise nach Tirol. Einige Tage vorher, ehe er sich dahin begab, traf Kunz von Rosen bei ihm ein. Er hatte Gertraud die Augen geschlossen und sie zu Grabe begleitet, und ihr den verhängnißvollen Ring mit in die Gruft gegeben. Thomas Verhöft war aus Brügge verschwunden, hatte in der Stille Habe und Gut verkaufen lassen, und wohin ihn, gewiß nicht Reue, nur der Fluch der bösen That getrieben, hat Niemand erfahren.

Der bald darauf erfolgte Friede mit Frank-

Strom von der Landſtraße trennt; auf der andern Seite der Straße zieht ſich ein bedeutender Moraſt, wie man ihn in Flandern gar häufig findet. Hier traf Artevelde mit ſeinem Haufen bei Tagesanbruch ein und verbarg das Fußvolk und einen Theil der Reiterei in das Gebüſch, mit 200 zog er aber nach Schwalem und ließ ſie hier raſten. Er hoffte, daß man von hier aus dem gräflichen Volke in Oudenarde ſogleich Nachricht von ſeiner Ankunft geben werde, denn das platte Land war ganz dem Grafen ergeben und fürchtete die Macht der Städte. Auch hatte er ſich in ſeiner Hoffnung nicht betrogen, denn kaum war er nach guter Raſt wieder aufgeſeſſen und eine halbe Stunde weiter gezogen, als er auch ſchon auf einen Trupp feindlicher Reiter ſtieß. Das Scharmützel begann, die von Oudenarde wurden zurückgedrängt, doch nicht raſch verfolgt. Sie ſetzten ſich bald wieder und ſchienen Verſtärkung zu erwarten, die auch bald erſchien und hoch klopfte Arteveldens Herz, als er den ſchwarzen Ritter mit dem wallenden Federbuſch an der Spitze ſeiner Lanzen anrücken ſah. Ihm entgegen zu gehen wäre Tollkühnheit geweſen, er zog ſich daher langſam, vom Feind verfolgt, zurück und erſt hinter Schwalem machte er auf der Höhe Halt. Da ſtürmte der Graf von Enghien mit geſenkter Lanze heran, Artevelde wartete den Angriff nicht ab, floh mit verhängtem Zügel, der Feind verfolgte ihn bis über das Gebüſch hinaus, worin das Fußvolk verborgen ſtand; dies brach jetzt vor, das Geſchütz feuerte, die Reiterei hieb ein und Artevelde bot den Ueberraſchten die Stirn, die nun rings eingeſchloſſen, an keine Flucht, an keine Rettung denken konnten. „Ergebt Euch!“ rief man nun von allen

reich nahm den Flanderern ihre letzte Stütze, sie schlossen unter Carl des Achten Vermittlung einen ganz andern Frieden, als den zu Brügge.

In demselben wurde Maximilian als Vormund und Regent von ihnen anerkannt. Diejenigen Personen der drei Städte Gent, Ypern und Brügge, die bei den Unruhen am thätigsten gewesen waren, mußten in schwarzer Kleidung, mit bloßem Haupte und knieend den König um Verzeihung bitten; die Flanderer mußten überdies noch in drei Terminen die für damalige Zeit bedeutende Summe von 800,000 Thalern dem Könige zahlen, wozu jedoch die treugebliebenen Städte nichts beitragen sollten. Dagegen wurden ihnen ihre Privilegien, wie sie sie unter den beiden letzten Herzogen gehabt hatten, bestätigt.

So endeten die Unruhen, die das schöne Land gräulich verwüstet, und eine holde, kaum entfaltete Rose geknickt hatten.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Sechzehntes Bändchen.

Maria Offida.
St. Vallier.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Maria Offida.

Von

A. von Tromlitz.

KGL. BIBLIOTHEK LEIPZIG

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Die paradiesischen Fluren der Lombardei waren nun schon fast ein halbes Jahrhundert durch Krieg und Soldatendespotismus verwüstet worden, die einst so blühenden lombardischen Städte hatten Glanz und Freiheit verloren, und theils von den Viskonti's, als Herzögen von Mailand, mit militairischer Gewalt beherrscht, theils von der Republik Venedig den Mailändern entrissen, seufzten sie unter der Last ihrer Regierungen und einer Soldateska, deren Anführer oft mächtiger waren, als die Fürsten, in deren Dienst sie standen. Die Republiken Florenz und Venedig kämpften fast ununterbrochen gegen den König von Neapel und den mächtigen Herzog von Mailand, und beide Theile suchten dann durch ungeheure Summen die Anführer dieser rein militairisch geordneten Banden für sich zu gewinnen. Diese Abenteurer, aus lauter schwergeharnischten Reitern bestehend, theilten sich in

zwei Schulen, wie sie sich selbst nannten: die Schule des Sforza und die des Braccio Montone. An der Spitze der ersteren stand Franz Sforza, der Sohn jenes Muzio Attendulo, der vom gemeinen Reiter sich zu einem der reichsten Vasallen Neapels, zum Anführer mächtiger Heere emporschwang; an der Spitze der andern stand, nachdem Braccio in einer Schlacht gegen Franz Sforza geblieben war, Nicolo Piccinino, sein würdiger Nachfolger. Zwischen beiden waren unauslöschbarer Neid und Eifersucht.

Früher hatte Sforza im Dienste des Herzogs Philipp Maria Viskonti gestanden, und durch das Versprechen, ihm seine kaum dem Kindesalter entwachsene natürliche Tochter Bianca zur Gattin zu geben, war er ihm, trotz allen Unannehmlichkeiten, treu geblieben. Doch da er bald gewahrte, daß der Herzog es mit seinem Versprechen nicht ehrlich meinte und sogar Alphons von Neapel dahin vermocht hatte, ihm sein väterliches Erbe in diesem Königreiche zu entreißen, so entschloß er sich, seine Dienste zu verlassen und die Vorschläge Venedigs anzunehmen, das ihm den Oberbefehl über sein Heer und 90,000 Dukaten jährlichen Sold bot; doch verließ ihn auch unter diesen Verhältnissen die

Hoffnung nicht, die ſchöne Bianca, die einzige Tochter des Herzogs, zu gewinnen, weshalb er den Krieg mit ſo viel Schonung führte, als der mißtrauiſche Blick der das Heer begleitenden venetianiſchen Proveditoren ihm geſtattete.

In mehreren Treffen gegen Nicolo Piccinino ſtets ſiegreich, hatte er die Mailänder aus dem Gebiete von Brescia und Bergamo vertrieben und zog jetzt vor Martinengo, einem feſten Schloß zwiſchen Bergamo und Crema. Hier fand er unerwarteten Widerſtand. Auch rüſtete Biskonti mit unerwarteter Schnelle ein neues Heer, daß Piccinino, während Sforza ihn in Mailand glaubte, zum Entſatz für Martinengo heranrücken konnte, und da er die Belagerung demohngeachtet fortſetzte, ſchnitt er ihm alle Zufuhr ab und verſchanzte ſich auf den, nahgelegenen Höhen ſo feſt, daß nun der Belagerer ſelbſt belagert wurde.

1.

Im Juli des 1141ſten Jahres ſtand Franz Sforza noch ſpät um Mitternacht in tiefe Gedanken verſunken in ſeinem Zelte. Ihm gegen-

über saß sein Geheimschreiber und vertrautester Freund, Johann Simonetta, einen sorgenvollen Blick auf den Helden gerichtet und, wie es schien, dessen Befehle erwartend, was er niederschreiben sollte. Laß es gut seyn, Meister Johannes! sagte endlich Sforza; jeder Schritt wäre doch nur vergeblich; ich beuge mich nicht vor dem Manne, der so oft vor mir floh, den ich schon einmal gefangen hielt, und der jetzt in seiner unangreifbaren Stellung meiner spotten zu können glaubt.

So sendet mich an den Herzog; ich weiß, er ist in diesem Augenblicke mit seinem Heerführer unzufrieden, leicht könnte eine Versöhnung stattfinden, nahm der Geheimschreiber das Wort.

Johannes, glaubst Du, ich könnte die Republik verrathen? unterbrach ihn Sforza rasch. So lange ich ihr verpflichtet bin, dien' ich ihr treu. Den großen Carmagnola führte der Senat aus bloßem Verdacht auf's Blutgerüst, und ich möchte gern mein Ziel auf dem Bette der Ehre und nicht auf solche Weise finden.

Herr, so bleiben Euch nur zwei Wege! sagte der bedächtige Freund: Ihr stürmt Martinengo oder das Lager der Mailänder.

Du hast Recht, Meister, erwiderte Sforza; nur diese beiden Auswege bleiben mir, und beide sind sehr gewagt. Stürm' ich Martinengo, so bricht Piccinino in meinem Rücken hervor, und ich muß vom Sturm ablassen, und seine Verschanzungen zu erstürmen ist ein Riesenwerk; doch aber immer noch eine mögliche Unternehmung, setzte er freudig lächelnd hinzu. Noch vier Tage haben wir Proviant; kommt bis dahin keine Rettung, mögen meine Reiter die überflüssige Rüstung ablegen, absitzen und die Lanze in der Hand anstürmen; oft überrascht das Außerordentliche, und dann glückt es gemeinhin.

Simonetta schüttelte bedenklich den Kopf.

Du bist zu bedachtsam, Meister! fuhr Sforza fort; Du weißt ja, daß ich meinem Glück immer zuversichtlich vertraue, denn es hat mich noch nie ganz verlassen. Ueberdies hat mir gestern Ludovico prophezeit —

Der Narr! unterbrach ihn Simonetta unmuthig aufspringend.

Ereifre Dich nicht! sagte Francesko lächelnd. Ich vertraue des Narren Weisheit mehr, als der mystischen Weisheit des Bologner Astrologen. Dieser holt sich aus den Sternen die

Seiten den Rittern zu, während das Geſchütz unter ihnen wüthete, die Armbruſtſchützen ihnen ihre Bolzen ſandten und die überlegene Reiterei auf ſie eindrang. Aber Walter von Enghien ließ hoch ſein Banner ſchwingen „An Rettung iſt nicht mehr zu denken, meine Freunde!“ rief er mit donnernder Stimme „So laßt uns unſer Leben wenigſtens theuer verkaufen!“ Da machten die Ritter das Zeichen des Kreuzes, empfahlen ſich St. Georg und kämpften männlich. Das Geſchütz riß ganze Reihen nieder, die eiſernen Bolzen drangen durch die feſteſten Harniſche, ſie kämpften unerſchrocken, immer kleiner wurde der Haufe, immer wüthender der Angriff der Genter. Endlich ſiegte die Uebermacht, das Schlachtfeld blieb denen von Gent und keiner der Ritter überlebte den Tag.

Nur halb war für Artevelde der Sieg, denn unter den Todten war auch Graf Walter von Enghien und er hätte ihn ſo gern lebend gehabt. Lange ſtand er vor dem aus mehreren Wunden blutenden Leichnam ſeines Feindes — „Er iſt einen zu ſchönen Tod geſtorben,“ ſprach er „denn meine Streitart gab ihm im wilden Eifer den Todesſchlag. Nun! An ihr klebt noch Blut, das ſoll auch daran roſten.“ Dann gab er die nöthigen Befehle. Die Ritter wurden auf Wagen geladen und mit nach Gent genommen, die Knechte aber blieben auf dem Wahlplatze liegen. Hierauf zog er in Eile nach Gent zurück, zufrieden mit ſeiner Rache, zufrieden, denen von Grammont ein blutiges Opfer gebracht zu haben.

Die Genter erſtaunten, als ſie den Zug von fern ankommen ſahen und die Neugier trieb eine Menge Volks nach dem Thore, denn Niemand wußte, wohin Artevelde

Kunde, und die trügen ihn oft; jener ſucht auf Erden die Körner, die ihm zuweilen eine reichliche Erndte bringen. Sage ſelbſt, traf er nicht immer das Rechte, wenn es Mailand galt?

Simonetta konnte oder wollte ihm nicht widerſprechen, und da auch Sforza ſchwieg, ſo trat eine augenblickliche Stille ein.

Das Schloß muß furchtbare Mauern haben! unterbrach endlich Simonetta, der das Zelt geöffnet hatte und hinaus nach der belagerten Stadt ſah, das Schweigen. Seht nur, Herr, wie die Karthaunen hinter den Schanzkörben hervorblitzen; ſie ſchleudern Verderben nach jenem Thurm und dennoch ſteht er unerſchüttert.

Ein herrliches Schauſpiel! nahm Sforza das Wort. Wie ein dunkler Rieſe, auf welchen Drachen ihr Feuer ſpeien, ſteht er unverwundbar da, — das Bild eines großen Mannes, an deſſen Bruſt die Pfeile des Schickſals abprallen.

Unverwundbar ſteht wohl kein Erdengeborner; jeder hat, wie Achill, ſeine verwundbare Stelle, meinte der Geheimſchreiber.

Du magſt Recht haben, Meiſter, ſagte Sforza, auch ich habe die meine. Blick' um Dich! — Unter jenen weißen Gezelten ruht meine Hoffnung; verlier' ich die, iſt jede Ausſicht nach

Größe und Herrschaft dahin: verlier' ich das Heer, das größte, das ich noch um mich sammelte, so ist Mailand und Bianca Viskonti für mich verloren, und das Schicksal hat meinen verwundbaren Fleck tödtlich getroffen.

Sagt mir nur, Herr, unterbrach ihn Simonetta, ihn wahrscheinlich von diesen traurigen Gedanken abzuleiten, warum verwebt Ihr immer in das Bild glänzender Zukunft diese Bianca? Glaubt Ihr, ohne sie kann Euch Mailand nicht werden?

Ich weiß es wohl, mein treuer Freund, erwiderte Sforza, daß ihre Hand mir kein Recht auf den Thron von Mailand giebt; es ist Reichslehn. Die natürliche Tochter kann den kinderlosen Vater nicht beerben, aber in den Augen des Volkes giebt sie ihrem Gatten ein Recht auf die reiche Erbschaft des Vaters. — Ueberdies, Simonetta, hörte ich so viel von ihrer Schönheit, ihrem Geiste, hörte, wie sie so wenig das Ebenbild ihres Vaters sei, und dies erregte meine Einbildungskraft, ich schuf mir ein Bild von ihr, und ich gestehe es dem Freunde, seit den 8 Jahren, daß mir Viskonti ihre Hand versprach, habe ich mich daran gewöhnt, daran erfreut, sie als mein Weib mir zu denken, ob-

gleich der mißtrauiſche Vater ſogar das Kind meinen Augen entzog, und ich auch die Jungfrau nie ſah.

Hör' ich nicht Tritte ſich dem Zelte nahen? unterbrach ihn jetzt der Geheimſchreiber. Siehſt Du Jemand hier herumſchleichen? fragte er die bärtige Schildwacht.

Zwei Männer nahen ſich dem Zelte frei und keck, erwiderte der alte Kriegsmann; ſie ſchleichen nicht, ihre Tritte ſind zuverſichtlich.

Soll mich doch wundern, wer um dieſe Zeit mich noch heimſucht! ſagte Sforza, unverwandt nach den beiden ſich immer mehr Nahenden blickend.

Herr! fuhr jetzt Simonetta lachend auf, ſpannt Eure Neugier nicht zu hoch; denn trügt mich mein ſcharfes Auge nicht, ſo iſt es der Narr.

Er war es auch wirklich, der jedoch ohne ſeinen Begleiter hereintrat.

Schon wieder habe ich recht prophezeit! redete er Sforza an, und ſeine Auge glänzte vor Freude. Ich bringe Euch gute Botſchaft. Draußen ſteht Antonio Guidobini, er kommt von Mailand.

Guidobini! rief Simonetta freudig, während Sforza ſchnell befahl, ihn einzuführen.

Der Mailänder trat ein. Ich komme von meinem Herrn gesendet, redete er Sforza an, mit dem er in früherer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, Euch Frieden und Versöhnung zu bieten.

Seid mir willkommen, Antonio! erwiderte Sforza, ihm treuherzig die Hand schüttelnd; jedoch vermied er hierbei weislich, seine Freude durch Wort oder Blick zu verrathen.

Der Herzog kennt Eure Klugheit und Kriegserfahrung hinlänglich, fuhr Guidobini fort, um versichert zu seyn, daß Euch das Gefährliche Eurer Lage nicht unbekannt ist. Der Mangel an Lebensmitteln gestattet Euch nicht, Martinengo länger zu belagern, und die Stellung und Nähe seines Heeres läßt Euch keinen Ausweg offen, Euch ohne bedeutenden Verlust zurückzuziehen. Er hat also einen nahen und sichern Sieg in seinen Händen, aber er entsagt ihm; denn er, der immer Herr in seinen Landen war, kennt nichts Entehrenderes, als, einem Gefangenen gleich, den unsinnigen Forderungen und Bedingungen seiner Diener sich zu unterwerfen. Nun verlangt aber, mitten im Kriege, derselbe Piccinino, den er so hoch erhoben hat, von ihm die Herrschaft Piacenza; Ludwig von

San Severino, Navarra, Ludwig del Verme, Tortona, Furlano will Vosio, und die andern Anführer verlangen Lehen und Schlösser in Menge. Sie wagen, da sie ihn ohne erklärten Erben sehen, sein Erbe bei seinen Lebzeiten theilen zu wollen. Dies hat ihn empört, und ehe Viskonti sich diesem unterwirft, ist er entschlossen, Eure Erhöhung, Eure Ehre zu befördern, wenn Ihr nur den Anlaß zu benutzen versteht. Er will dem Kriege eine Ende machen und ernennt Euch, den Befehlshaber des feindlichen Heeres, zum Schiedsrichter über die Bedingung des Friedens. Als Unterpfand will er Alles in Eure Hände legen, was er noch in dem Gebiete von Bergamo besetzt hat, und selbst Martinengo, das Ihr vergeblich belagert habt. Ueberdies wird er Euch seine Tochter Bianca zur Gemahlin geben und zur Aussteuer Cremona mit seinem Gebiet. Es bedarf nur von Euch eines sichern Geleites für seinen Geheimschreiber Eusebio Caymo, der alsdann sogleich in Euer Lager kommen und die letzte Hand an diesen Vertrag legen wird.

Sforza zögerte keinen Augenblick, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, und ließ Simonetta sogleich den verlangten Geleitsbrief schrei-

n, und in der folgenden Nacht kam Caymo
aller Stille an, und die vorläufigen Bedin-
ungen wurden aufgesetzt. Wie erstaunte am
ndern Morgen Malpiero, der Prokurator von
t. Markus, als ihm Sforza im versammelten
riegsrathe lächelnd verkündete, daß der Friede
eschlossen sei, und den Befehl gab, von diesem
ugenblicke an die Feindseligkeiten einzustellen.
Malpiero kannte die Verlegenheit des Heeres
u gut, um Einwendungen zu machen, und un-
erzeichnete den von Sforza abgeschlossenen Ver-
rag, ohne erst die Befehle dazu von Venedig
ingeholt zu haben.

Nicht so willkommen war Caymo im Lager
er Mailänder. Piccinino gerieth über den Be-
fehl, die Feindseligkeiten einzustellen und das
Heer über die Adda zurückzuführen, in den hef-
tigsten Zorn und weigerte sich, dem Befehle zu
gehorchen. Er hatte gehofft, endlich die Wun-
den, die ihm Sforza bei so manchen Gelegen-
heiten geschlagen hatte, mit einem Male zu hei-
len, und sein eigner Herr entriß ihm den Triumph.
Der Gedanke, daß die Städte, die Länder, die
er so oft mit seinem Blute vertheidigt hatte,
nun das Erbtheil seines bittersten Feindes wer-
den sollten, brachte ihn bis zur Verzweiflung.

und schon wollte er den Befehl geben, das Lager der Venetianer zu stürmen, als ihm gemeldet wurde, daß mehrere Mailänder, von dem Herzog gesandt, sich in dem Lager befänden, um den Theil des Heeres, der in unmittelbarem Solde des Herzogs stand, zum Abmarsch aufzufordern. Piccinino sah nun wohl ein, daß er mit seinen Banden und denen der andern Hauptleute Sforza's Macht nicht allein widerstehen könne, fügte sich in sein Geschick, und der Waffenstillstand wurde unter Trompetenschall bekannt gemacht.

Beide Heere waren zu dieser feierlichen Handlung ausgerückt und nur eine Viertelstunde von einander entfernt. Die zwei größten Heerführer Italiens standen sich hier friedlich gegenüber, suchten sich auf, umarmten sich im Angesicht des ganzen Heeres und bezeugten sich nach so manchem blutigen Kampfe, vielleicht in diesem Augenblicke aufrichtig, ihre gegenseitige Achtung. Das Heer folgte dem Beispiele ihrer Führer, und bald sah man die Krieger, die sich noch vor kurzem bekämpft hatten, fröhlich und lustig mit einander zechen.

Gleich nach diesem Waffenstillstand, und nachdem auch Venedig und Florenz Sforza als Vermitt-

mittler des Friedens anerkannt hatten, verließen beide Heere Martinengo. Die Mailänder gingen über die Adda, die Venetianer über den Oglio zurück. Piccinino begab sich einstweilen nach Bologna, das er in Besitz hatte. Sforza schlug sein Hauptquartier in Brescia auf und beeilte sich, von seinen Söldnern Cremona besetzen zu lassen.

2.

Kaum war Sforza einige Tage in Brescia, als eine Meuterei, die unter den im Gebiet Bergamo zurückgelassenen venezianischen Truppen ausgebrochen war, ihn nöthigte, mit einem Theile seiner Söldner den Oglio wieder zu überschreiten. Er hatte, um jeden Verdacht zu verscheuchen, den Herzog von Mailand davon unterrichten lassen, und der sonst so mißtrauische Fürst ließ ihn bei dieser Gelegenheit einladen, nach Mailand zu kommen, um sich mit ihm zu besprechen. So wenig Sforza unter diesen Umständen Venedig zu fürchten hatte, so glaubte er doch nicht, sich dem Visconti jetzt schon anvertrauen zu können, und schlug die Einladung aus, konnte es aber nicht verhindern, daß ihn

der Herzog von Neuem nochmals zu einer Zusammenkunft einlud und ihm hierzu Monza vorschlug, wohin er 500 Lanzen zu seiner Bedeckung mitbringen könne; der Herzog wollte mit gleicher Anzahl erscheinen.

Der vorsichtige Sforza berichtete dies nach Venedig, erhielt die Erlaubniß, benachrichtigte den Herzog, daß er in Monza eintreffen werde, und machte sich zur Reise bereit, nachdem er Simonetta, auf Alles genau Acht zu haben, dorthin vorausgesandt hatte. Da er eben in den Gebirgen von Bergamo war, ging er bei Lecco über die Adda und betrat hier das mailändische Gebiet, wo er überall mit Auszeichnung empfangen wurde.

Als er am andern Morgen an der Spitze seiner Küraſſiere an dem See von Pussiano vorbeiritt, begegnete ihm ein sonderbares Abenteuer.

Obgleich vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, da er Piccinino nicht traute, dessen Kriegsvolk in dieser Gegend um Trezzo und Vimercato im Quartiere lag, hatte er doch am Abend einen Falken steigen lassen, war ihm wohl an 1000 Schritte von der Landstraße gefolgt, und erst am See hielt er sein schäumen-

des Roß an. Plötzlich trat hier ein junges Mädchen aus dem Gebüſch und erfaßte den Zügel ſeines Pferdes. Herr! redete ſie ihn, wahrſcheinlich vom eiligen Laufe ganz außer Athem, an, Herr, ich bitte, ich flehe, mir zu folgen!

Kind! ſagte Sforza, mißtrauiſch die liebliche Dirne betrachtend, kennſt Du mich?

Nein, Herr! erwiderte ſie. Aber von jenem Schloſſe — ſie wies nach den grauen Mauern einer halb verfallenen Burg — ſahen wir Euch mit Euern Reitern längs dem See ziehen; da ſandte mich meine Gebieterin hinunter, einen Rittersmann aufzuſuchen, der Muth genug habe, ein Abenteuer für ſie zu beſtehen; ich ſah Euch hier heran traben, bog in das Gebüſch, und der heiligen Mutter ſei gedankt, daß ich Euch ereilt habe.

Was verlangſt Du von mir, Dirne? fragte Sforza, ſich an dem Anblick des ſchönen Mädchens weidend, die mit ihrem dunkeln ſprechenden Auge an ihm aufſah, noch immer ſein Roß am Zügel hielt und nach der alten Burg hinwies.

Ihr ſollt mir dort hinauf zu meiner Gebieterin folgen, die Euch das Weitere dann ſchon ſagen wird.

mit dem ſo unbedeutenden Haufen gezogen war. Aber freudig ſchlug ihr Herz, als ſie die Nachricht des neuen Sieges erfuhren, und lauter Jubel empfing den ſonderbar feierlichen Zug. Voran zog Artevelde mit der Reiterei, ihm folgte ein mit Blumen geſchmückter Wagen, auf welchem das ſchwarze Banner mit dem goldnen Greif flatterte, der Graf von Enghien lag entwaffnet, bleich und todt mit blutender Wunde da, ſeine ſchwarze Rüſtung wurde zur Schau hinter dem Wagen hergetragen. Bei dem Anblick ihres wüthenden Feindes ſchwieg jedoch das laute Siegesjauchzen; ſein Anblick und der der geharniſchten Todten erfüllte Aller Herzen mit ernſtem Grauen, denn auf 23 mit grünem Reiſig geſchmückten Wagen, lagen jedesmal zwei und zwei vom Adel, unter dem Haupte einen Bündel grünes Reiſig, die Hände kreuzweis über die Bruſt gefaltet, in völliger Rüſtung ausgeſtreckt. Der Zug ging nun nach St. Petri-Abtei, dort wurden ſie entwaffnet, ihre Waffen über dem Altar aufgehangen, die Körper aber in dem Kreuzgange zur Schau niedergelegt, damit ihre Angehörigen ſie erkennen und auslöſen konnten.

Nur der mit Blumen geſchmückte Wagen, auf welchem das ſchwarze Banner flatterte, hatte eine andere Beſtimmung. Während Artevelde ſich nach ſeinem Hauſe begab, mit liebevoller Umarmung ſein Weib begrüßte, ſie unter freundlichem Geſpräch nach ſeinem Zimmer führte und ihr dort von ſeinem Kriegszuge erzählte, wobei er jedoch des Grafen von Enghien nicht gedachte, war der Wagen zu ſeiner Beſtimmung gelangt.

Ein Diener trat nun ein und ſagte „Herr, es iſt geſchehen, wie Ihr befohlen habt!“ Bei dieſem Worte

Eine närrische Zumuthung! meinte Sforza. Glaubst Du denn, schönes Kind, daß ein bedächtiger Kriegsmann so leichtsinnig ist, wie Du, die den ersten besten Rittersmann im Gebüsch anhält, ihn zu ihrer Gebieterin zu führen? — Ist die Dame noch jung?

Ja, Herr!

So schön, als Du?

Das Mädchen erröthete und ließ bei dieser Frage des Rosses Zügel los, beugte sich und pflückte eine schlechte Feldblume, dann eine eben sich entfaltende Rose vom duftenden Strauch. Seht Herr! sprach sie, und ihr seelenvolles Auge blickte wieder an dem Kriegsmann auf, seht, wie diese unscheinbare Blume neben dieser holdprangenden Rose, so steh' ich beschämt neben meiner Gebieterin!

Sforza lächelte etwas ungläubig, denn er fand die Dirne gar zu schön. — Und wie heißt die Holde? fragte er weiter.

Maria d' Offida! erwiderte das Mädchen.

d'Offida? die Tochter des —

Des unglücklichen Statthalters von Bologna, der im Thurm zu Fermo in Ketten starb.

Sforza wurde bei diesen Worten nachdenk-

kend. Soll ich allein zu Deiner Gebieterin kommen? fragte er dann plötzlich.

Kommt, wenn Ihr Mißtrauen hegt, mit so viel Begleitung, als Ihr wollt.

So erwarte mich hier, bald werde ich wieder bei Dir seyn! Er wandte sein Roß und kehrte zurück zu den Seinen, die, um ihn besorgt, schon überall Reiter nach ihm ausgesandt hatten.

Balthasar von Offida, dessen Tochter Sforza, ohne ihn zu kennen, aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, war vor 5 Jahren als Statthalter von Bologna mit den Truppen des Papstes zum Heere Sforza's in der Romagna gestoßen. Papst Eugen VI. hatte in seiner Bedrängniß Sforza zum Marchese von Ancona und Gonfalioniere der Kirche ernannt. Nachdem sein Feldherr ihn wieder in den Besitz seiner Staaten gesetzt hatte, erfreute ihn seine Freigebigkeit, und er gab Offida den Auftrag, Sforza ermorden zu lassen. Freunde, die dieser in Rom hatte, warnten ihn, er fing Briefe an Offida auf, die ihm von dem Inhalte die feste Ueberzeugung gaben, und Sforza ließ den Statthalter von Bologna mitten unter seinen Kriegern aufheben und auf sein festes Schloß Fermo bringen, wo er bald darauf in Ketten starb. Die Tochter suchte wahrschein-

lich einen Rächer ihres Vaters und glaubte ihn in ihm zu finden. Das Mädchen dauerte ihn, und so wenig er begreifen konnte, wie sie aus dem Kirchenstaat in das Gebiet von Mailand auf dieses elende Schloß gekommen seyn konnte, glaubte er doch vielleicht ihr nützlich seyn, ihr irgend etwas Gutes erzeigen zu können und unter fremdem Namen sie mit sich auszusöhnen. Dieser Gedanke bestimmte ihn, der sonderbaren Einladung zu folgen, vielleicht auch Neugierde, die schöne Abenteurerin zu sehen.

Die meisten seiner Hauptleute widerriethen es ihm, stellten ihm vor, wie leicht, vielleicht der Herzog von Mailand selbst oder sonst einer seiner Feinde ihm hier eine Falle stellen könnte, er hatte aber sein Wort gegeben und das brach er nie. Er befahl, daß ihm 200 Lanzen folgen sollten, während er die Andern ihren Weg fortsetzen ließ. Bald war er am Ufer des See's, wo die liebliche Undine ihn sehnsuchtsvoll erwartete. Behend schwang sie sich auf ein ihr vorgeführtes Maulthier und führte nun den Zug Geharnischter den steilen Berg nach der Burg hinauf.

Bei St. Christoph! raunte Sforza Ludovico zu, der auf seinem magern Klepper neben ihm

ritt, das Nest da oben faßt nicht einmal die Troßbuben von 200 Lanzen und scheint mir wahrlich nicht der Mühe werth zu seyn, daß man solch steilen Berg hinauf reitet.

Reitet nur immer, lieber Herr, wer weiß, was für ein Vogel da oben sitzt! erwiderte Ludovico, und ein kaum bemerkbares Lächeln umzog seinen Mund.

Sie kamen endlich bis an die Burg, wo zwei alte zerlumpte, schlecht bewaffnete Kriegsleute mit möglichster Anstrengung die Zugbrücke herunterließen und die Fremden ungehindert einzogen. Den einen Thorflügel hatte eine Kugel zerschmettert, und Niemand sich die Mühe gegeben, ihn auszubessern; im Hofe lag der Schutt eines verfallenen Thurmes und beengte den kleinen Raum noch mehr, so daß die Hälfte von Sforza's Begleitung nicht Platz fand und vor dem Schlosse bleiben mußte. Hier empfing ihn ein alter eben nicht stattlich gekleideter Diener, der Sforza zu folgen bat, und ihn eine steile, halb verfallene Wendeltreppe hinauf führte, wo ihm die den Feldherrn stets begleitende Wacht brummend folgte; das Zimmer, wohin er geführt, und das als das seinige bezeichnet wurde, war dem übrigen Theile des Schlosses ganz

ähnlich, überall Ueberreste ehemaliger Pracht — überall das Bild der Zerstörung.

Meine Gebieterin, edler Ritter! begann jetzt der alte Diener und setzte zwei brennende Kerzen auf den Tisch, läßt sich entschuldigen, daß sie Euch nicht besser empfangen, nicht köstlicher bewirthen kann. Im Palaste zu Bologna, wo ihr Vater wohnte, hättet Ihr fürstlich bewirthet werden sollen, hier aber — Entwaffnet Euch, dann zieht diese Schelle, mein edler Herr, und ich werde sogleich wieder zu Eurem Dienste bereit seyn und Euch zu meiner Gebieterin führen.

Als der Diener ihn verlassen hatte, gab Sforza, dem Manches im Schlosse auffallen mochte, den Befehl, den Eingang zu besetzen, das Erdgeschoß und alle Winkel der alten Burg zu durchsuchen, und wenn man nirgends etwas Verdächtiges fände, dann sollten nur 50 Bewaffnete zu seinem Schutze zurück bleiben, die übrigen aber vor der Burg sich lagern. Er selbst legte seine schwere Rüstung ab, zog, wahrscheinlich der schönen Dame wegen, prachtvolle Kleider an, behielt jedoch das Panzerhemd darunter.

Sforza war in dieser Zeit 40 Jahr alt. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht war

männlich schön, sein Auge lebhaft, der Ausdruck seines Mundes freundlich. Seine Gestalt war die kräftige Gestalt eines Helden, so daß er ein schöner Mann zu nennen war, der immer noch Anspruch machen konnte, dem Auge eines Weibes zu gefallen.

Neben ihm stand Ludovico in sonderbarem Kontrast. Lang und hager, so daß er Sforza weit überragte, war er eine fast lächerliche, oft auch grauenhafte Gestalt, wozu eine furchtbar lange Nase wohl viel beitragen mochte. Ein Paar große tiefliegende dunkle Augen blitzten stechend unter buschigen Brauen hervor, doch nur wenn er in Zorn gerieth, sonst war der Ausdruck mehr schwermüthig und melancholisch. Der Mann im Zorn gleicht einem Wahnsinnigen, der Mann in ruhiger Stimmung einem Unglücklichen. Mutius Sforza hatte ihn als Knabe von seinen Eltern verlassen in einem Walde gefunden, ihn aus Mitleid mit sich genommen und erziehen lassen, und so blieb er bis an seinen Tod sein steter treuer Begleiter, dem er nun ganz ergeben war, obgleich ihn dieser nicht ganz mit dem Zutrauen behandelte, wie es der Vater einst gethan hatte. Die Umgebungen Sforza's, der mehr einem Fürsten,

als einem Kriegsmanne, gleichen wollte und auch Dichter und Gelehrte um ſich hatte, hielten den Sonderling für einen Narren und behandelten ihn auch ſo lange als ſolchen, bis er einſtmals einen Vorlauten mit ſeiner knöchernen Fauſt zu Boden ſchlug. Uebrigens mochte ihm wohl eine gewiſſe Sucht, Jedermann die Zukunft vorherzuſagen, den Beinamen eines Narren nicht ganz mit Unrecht verdient haben.

Herr! begann er, als er Franceſko ſo ſchön angethan vor ſich ſtehen ſah, ich wünſchte, Ihr könntet heute ſchon in Mailand einreiten und ſtieget die Marmortreppe der Porta Zobbia hinauf, Euern Schwiegervater zu begrüßen; dort fändet Ihr Eure Verlobte —

Immer führſt Du mich doch nach Mailand, ſonderbarer Menſch, unterbrach ihn Sforza. — Weißt Du nicht, daß jeder Tritt auf dieſer Marmortreppe gefährlich iſt? Leicht glitſcht man dort aus, denn jede Stufe iſt mit Blut getränkt.

Der Hagere lächelte. — Für Euch ſind ſie nur mit Roſen beſtreut, Herr! ſagte er, und ſein Auge blickte wohlgefällig auf Sforza.

Und immer ſprichſt Du von dieſer Bianca Viskonti, malſt ſie mir, der Du ſie doch nie

ſahſt, ſo reizend, als ob Du fürchteteſt meine Einbildungskraft ſchlummere. —

Ja, Herr, dieſe Bianca wird Euch viel des Schönen, des Herrlichen reichen! fuhr Ludovico fort. Eine Myrten- und eine Fürſtenkrone! — Nach Mailand wendet Euern Blick, dort ſteht der Stern Eures Glücks, dort leuchtet er in herrlicher Pracht, ſchöner, als irgend ein Stern zu leuchten vermag!

Prophet! unterbrach ihn Sforza, und führte ihn an's offene Fenſter. Schöner, meinſt Du, leuchte mir dort ein Stern, ſchöner, glänzender, als dieſer Abendſtern? Wahrhaftig nein!

Ludovico lächelte. — Der Stern, der hier über Eurem Haupte ſteht, kann es auch in Mailand. Von dort bis hierher iſt ja dem himmliſchen kaum eine Spanne Weges. — Vielleicht iſt es der nämliche. —

Das möcht' ich wohl! unterbrach ihn Sforza raſch. Denn wiſſe, Ludovico, ſo wenig ich die Sterndeuter liebe, ſo wenig ich dem mir geſtellten Horoſcop vertraue, ſo wirkt doch dieſer Abendſtern ſonderbarlich auf mein Gemüth. — Drängt mich das Leben, hat das Schickſal mich verwundet, find' ich nicht mehr einen Ausweg aus dem Labyrinthe meines irren Treibens, fühl'

ich meine Bruſt beklommen, dann tret' ich, wenn es dämmert, vor mein Zelt, blicke aufwärts und ſehe erwartungsvoll, wie der blaue Dom ſich allmählich vergraut, immer düſtrer und düſtrer wird, bis ein bleicher Nebelpunkt ſich mir zeigt, der mit dem Dunkel der Nacht immer lichter, heller wird und dann meinem ſehnenden Blicke glänzend ſtrahlt. Ich blicke vertrauungsvoll nach ihm auf, ſeine Strahlen durchdringen mich, ein jeder bringt mir einen kühnen Gedanken, ein jeder führt mir die Hoffnung, den Muth, das Vertrauen zurück in die beklommene Bruſt, und als hätt' ich mich in ſeinen Strahlen gebadet, tret' ich neu geſtärkt unter mein Zelt, und der Gedanke, den er mir gab, wird ſchnell zur That. Aus mancher Noth, aus mancher Gefahr hat mich der Blick nach oben, der Blick nach dem leuchtenden Abendgeſtirn geriſſen; ihm vertraue ich, ſonſt keinem!

Herr, ſoll ich die Klingel ziehen, den Diener zu rufen? Mich dünkt, Ihr laßt die Signora lange warten, fragte jetzt Ludovico.

Sforza nickte bejahend und bald ſtand der Diener vor ihnen, dem ſie, von einigen Offizieren begleitet, folgten.

Der Weg bis zu dem Gemache der Dame

war nicht lang. Bald befanden ſie ſich vor der Thüre, die ſich ihnen öffnend die holde blühende Roſenknoſpe zeigen ſollte. Sie that ſich auf, und das junge Mädchen, das am See die Zügel ſeines Roſſes ergriffen hatte, ſtand vor Sforza, begrüßte ihn freundlich und bat, einen Augenblick zu verweilen.

Der Augenblick ward zur Minute, die Minuten verdoppelten ſich, eine nach der andern verfloß, und keine führte den Neugierigen die Dame zu. Sie hatten indeſſen Zeit, das von zwei Kerzen erleuchtete Zimmer zu betrachten. Zerſtörte Pracht war auch hier überall ſichtbar, und nirgends jene Geräthſchaften, jene kleinen Bedürfniſſe und die zierliche Ordnung, die es beurkundeten, daß hier ein zartes weibliches Weſen wohne. Einige abgenutzte Armſeſſel, ein halb erblindeter Spiegel, ein Tiſch, der eher die gefüllten Humpen luſtiger Zechbrüder, als den Stickrahmen einer zarten Jungfrau zu tragen gewohnt zu ſeyn ſchien, waren der ganze Hausrath dieſes düſtern Gemaches.

Endlich öffnete ſich die Thüre des Nebenzimmers, und eine ſchlanke ſchwarz gekleidete Geſtalt trat ein und grüßte mit ſtolzem Anſtande die Verſammelten. Ob ihr Antlitz ſo bewun-

umdüſterte ſich Arteveldes Stirn. Wie ein freundlicher Sonnenblick raſch verſchwindet, wenn der Sturm die trübe Gewitterwolke vor die glühende Scheibe jagt, ſo war der milde Ausdruck ſeines Antlitzes verſchwunden; feurig, feindlich glühte ſein Auge und der Ton ſeiner Stimme, mit dem er das heftig: „Komm!“ ausſprach, die rohe Weiſe, mit welcher er die Hand Alice's ergriff, und ſie mit ſich fortzog, mußten ihr Unglück verkündend ſein.

„Ich habe Dir von meinem Kriegszuge ein koſtbares Geſchenk mitgebracht;“ ſagte er höhniſch lachend, während er durch die Prunkzimmer nach dem Übrigen ging „Gewiß für Dich das Köſtlichſte, Theuerſte der Erde! — Ich hoffe, Du wirſt mir dankbar dafür ſein!“ Dies ſagend, öffnete er die Thüre ihres Gemachs und ihr gegenüber lag, den Myrthenkranz, welchen ſie einſt in die Fluthen der Lys geſchleudert hatte, in der Hand, Graf Walter von Enghien vor ihr.

Kein Schmerzenslaut, kein Ausruf des Staunens entfuhr ihr. Starr und unverwandt ſah ihr Auge auf den Todten und allmählig, wie der Sarg immer tiefer und tiefer in das Grab ſinkt, bis er den Schoos der mütterlichen Erde erreicht, ſo ſank Alice zu den Füßen des Todten bewußtlos nieder.

Als ſie erwachte, war es Nacht. Der Schein einer matten Lampe erhellte ihr Gemach, ihre treue Anna ſaß weinend vor ihrem Lager und der Mann ihres Herzens, Walter Enghien, lag, ein Kiſſen unter dem Haupte, noch auf ſeinem Todtenbette, ihr gegenüber. Sie fuhr auf, ihr Haar ſträubte ſich, alle ihre Pulſe ſchlugen fieberhaft, heftig ſtieß ſie die Dienerin von ſich, welche ſie zurückhalten wollte,

derungswürdig sei, als ihre Gestalt, dies verbarg ein dichter Schleier dem Auge der Spähenden.

Seid mir gegrüßt, Ritter! redete sie Sforza mit lieblich tönender, jedoch zitternder Stimme an. Weshalb naht Ihr mir von Kriegern umgeben? Fürchtet Ihr Verrath, oder habt Ihr nicht Muth genug, mit Eurem Schwert Euch vor Verrath allein zu schützen?

Verlaßt mich, meine Freunde! wandte sich Sforza zu seinen Begleitern, die nur zögernd das Zimmer verließen; Ludovico blieb.

Wer ist der Zudringliche, der sich von Euch selbst nicht zurückweisen läßt? fragte jetzt die Dame.

Entferne Dich, Ludovico! sagte Sforza freundlich, und auch er ging.

Kaum schloß sich die Thüre hinter ihm, als die Dame den Schleier zurückwarf.

Bei St. Christoph und der heiligen Mutter! rief Sforza, von dem Anblick des Engelantlitzes überrascht, unwillkührlich aus, das ist mehr als Rose und Rosenknospe, das ist das Bild eines Engels, das ist —

Maria d'Offida, fiel ihm das Mädchen hocherröthend in's Wort das ist die unglückliche

Tochter jenes Mannes, den der Tiger Sforza in Ketten verschmachten ließ. Sie steht vor Euch, Euch zur Rache aufrufend, sie kniet bittend vor Euch!

Nicht also, Signora: rief Sforza herzueilend und hielt das Mädchen zurück. Es bedarf keiner Bitte. Könnt' ich Euer Rächer seyn, ich würd' es mit Freuden. —

Und warum könntet Ihr nicht? fragte das Mädchen und ihre Stirn umwölkte sich.

Es ist mir unmöglich! —

Unmöglich? wiederholte sie und ließ den Schleier wieder fallen. — So lebt wohl, Herr Ritter, der schon bei dem Namen Sforza erbebt, als sollte er ein Ungeheuer der Hölle bekämpfen. Mir scheint, Ihr taugt nicht einem Manne gegenüber, vor dem Mailand und Venedig oft zitterten, und der, wie man sagt, seine starke Hand sogar nach der Krone der Viskonti's auszustrecken wagt. Ja freilich, einem solchen Manne gegenüber zu treten, dazu gehört ein anderer Preis, als den ich Arme bieten konnte.

Werft den Schleier noch einmal zurück, bat Sforza, und ich will, wie ein Lechzender nach der Quelle, nach Eurem holden Auge schauen

und ſehen, ob ich dann Muth genug beſitze, Francesco Sforza zu bekämpfen und Euch zu rächen. — Die Dame warf den Schleier zurück. — Ja! rief er, nachdem er lange in ihrem Anblicke geſchwelgt hatte, ja, Dame, ich ſchwöre es Euch, wo mir der Euch Verhaßte entgegen tritt, ſtoß' ich ihm den Dolch in's Herz, und wär' es am Altar —

Und wär' es am Altar, und ſtänd' er neben Bianca Viskonti, den prieſterlichen Segen zu empfangen? fiel ſie ihm leidenſchaftlich in die Rede. Auch da?

Auch da, ich ſchwöre es Euch! ſprach er, wenn auch nicht mit feierlichem, doch feſtem Tone. Aber welcher Lohn wird mir?

Sie reichte ihm eine Schwanenhand, die er, deſſen Sinne für Weiberſchönheit nicht unempfindlich waren, mit Inbrunſt an ſeine Lippen preßte, ſich jedoch ſchnell beſinnend, die ſchöne Hand des Mädchens feſt in der ſeinen haltend, ſagte: Signora, ich bin ein ungenügſamer Menſch; — die Hand iſt ſchön, kein Meiſel vermöchte ſie ſchöner aus cararischem Marmor zu formen, aber ſchöner noch, als ſie, ſind die Roſenlippen, die ſicher weit ſüßeren Preis auszutheilen verſtehen.

Das

Das Mädchen ſchüttelte unmuthig ihr dunkles Lockenhaupt, und ſchon faßte die beleidigte Hand nach dem Schleier, doch hielt ſie an. — Ihr ſeid in Irrthum, Herr! ſprach ſie; was ich zu geben vermag, bringt Euch nur dieſe Hand, und ſo, glaub' ich, bedarf es nur ſie zu erringen.

Sforza, erſt jetzt den Sinn ihrer Rede verſtehend, dachte an Bianca Visconti, und die Sache ſchien ihm eine zu ernſte Wendung zu nehmen. — Ihr bietet mir einen Preis, begann er, den ſchönſten, der einem Erdgebornen werden kann; wie aber, wenn es mir unmöglich wäre, ihn zu verdienen?

Seid Ihr vermählt? fragte ſie raſch.

Nein, Dame! ſagte er nach einigem Zögern.

Vielleicht verlobt?

Ein gedehntes „Ja!" rang ſich aus ſeiner Bruſt und mit dieſem Ja ſank des Mädchens Schleier, und ſchnell, wie ein ſüßer Traum dem plötzlich Erwachenden entſchwebt, entſchlüpfte die holde Geſtalt durch eine Seitenthür und ließ den Ueberraſchten mit ihrer Dienerin allein.

Herr Ritter! begann dieſe, ihm näher tretend, werdet Ihr auch als Verlobter das Schwert für meine unglückliche Gebieterin ziehen?

Ich glaube kaum! erwiderte er, nach der

Thüre hinstarrend, durch die sie entschlüpft war; ich fürchte, ich bin nicht mehr stark genug, Sforza zu bekämpfen. —

So lebt wohl! sagte die Zofe sich neigend.

Vielleicht wird mir morgen der Muth —

Das Mädchen lächelte höhnisch. — Euer Pferd gepanzert, Ihr in Stahl gehüllt, die Lanze in der Hand, als wolltet Ihr eben in feindliche Schaaren einbrechen, so fand ich Euch, glaubte einen Mann gefunden zu haben, und ich irrte mich schrecklich. Mit dem Morgen aber, tapfrer Ritter, mag Euch St. Christoph nur immer den Muth geben, aber das Glück ist verschwunden! — Gehabt Euch wohl! — Auch sie entschlüpfte.

Ohne es zu wissen, hatte der Blick Mariens, trotz dem Panzerhemde, Sforza tiefer verwundet, als es der schärfste Dolch hätte thun können; ohne es zu ahnen hatte das Schicksal selbst die Rache übernommen.

Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihm, als er jetzt auf seinem ärmlichen Lager lag; Ludovico's Schnarchen unterbrach sie nicht, so fest hatten sie ihn umfangen. Endlich faßte ein Gedanke Raum, den nur der Geist und das wilde Treiben damaliger Zeit entschuldigen

nnte. — Ich muß das Mädchen beſitzen, ich
uß! war der Gedanke, der am Morgen zur
hat werden ſollte; feſt ſtand er in ſeiner ſonſt
edeln Seele.

Aber ehe er ſich vom Lager erhob, hatte der
lde Engel, der die verlaſſenen Waiſen be-
irmt, die Jungfrau ſchon weg von der alten
urg geführt; Sforza ſuchte ſie am Morgen
gebens.

3.

In einem Gemache der alten Königsburg der
nbarden zu Monza ſaß auf hohem thronähn-
em Armſeſſel Philipp Maria Viskonti, Her-
von Mailand. Die Natur mußte ſich in der
rm ſonderbar vergriffen haben, als ſie dieſen
ann werden ließ. Groß, dick und aufge-
wemmt, ſteckte auf fettem fleiſchigem Hals ein
ner Kopf mit großen unſteten Augen und
en aufgedunſenen Lippen, die die Reſte von
nnen bedeckten, die mehr einem Eber, als ei-
n Menſchen anzugehören ſchienen; auch war
ganze Geſicht des Mannes von Narben zer-
t, ſo daß man wohl nicht leicht etwas Häß-

licheres ſehen konnte. Ueberdies vernachläſſigte er ſeine Perſon ganz; nie ſah man ihn geſchmackvoll, nur ſelten reinlich gekleidet, und eben ſo litt er nicht, daß die, welche ſeiner Perſon nahten, prachtvoll gekleidet waren. Bei jedem Donnerſchlag zitterte er, bebte bei jedem Worte, das an den Tod erinnern konnte, war finſtern, mißtrauiſchen Gemüths, und nur Jagd und Pferde verſchafften ihm Vergnügen. Er zog ſich von allen öffentlichen Feſten zurück, zeigte ſich ſelten dem Volke und es war ſchwer, bei ihm Zutritt zu erhalten; gewährte er ihn aber, dann war er leutſelig und freundlich. In dem Palaſte Porta Zobbia zu Mailand eingeſchloſſen, mißtraute er Allen und ſich ſelbſt. So war der Mann, der damals Mailand beherrſchte, und deſſen Tochter, trotz der Häßlichkeit des Vaters, vielleicht das ſchönſte Mädchen Italiens war.

Vor ihm ſaß ſein Geheimſchreiber und der Vertraute ſeiner geheimſten Gedanken, Caymo; er legte mehrere Briefe zuſammen, die der Herzog ſo eben unterſchrieben hatte.

Biſt Du gewiß, daß er kommen wird? fragte dieſer jetzt, ſich von ſeinem Seſſel erhebend.

Ich bin es gewiß, mein gnädiger Herr!

Und daß nicht mehr, als 500 Lanzen, ihm folgen?

Nicht eine mehr.

Du bist sein Freund, ich weiß es, und darum rtrittst Du ihn stets bei mir.

Ja, gnädigster Herr, ich bin der Freund dies s wahrhaft ausgezeichneten Mannes; ob er r meine ist, weiß ich nicht; ich glaub' es kaum, ch schätz' ich ihn, weil er es verdient. Ihr rspracht ihm Eure Tochter zur Gattin, Ihr rspracht ihm, daß er nach Euerm Tode Euer rbe seyn sollte. — Habt Ihr ihm Wort gealten?

Eine dunkle Röthe umzog das Gesicht Visnti's; Caymo kannte dies Zeichen zu gut, um cht Herz und Zunge im Zaume zu halten. oll ich die Briefe den Boten geben? fragte er nlenkend.

Thu' das! sagte der Herzog.

Was befehlt Ihr, das geschehen soll, wenn sforza eintrifft? fragte der Geheimschreiber, die riefe ergreifend und schickte sich zum Weggeen an. Soll es bei dem bleiben, was ich auf uern Befehl mit Simonetta verhandelt habe?

Wenn er hier einreitet, ist es Zeit genug, ese Frage zu beantworten, erwiderte der Herog schon ungeduldig werdend. Caymo schwieg,

auch Viskonti, doch die eingetretene Stille wurde plötzlich durch Trompetenschall unterbrochen, und ehe Viskonti noch gewisse Nachricht erhielt, was der Trompetenruf bedeute, gab ihm schon das Jauchzen des Pöbels und der laute Ruf: Viva Sforza! die Gewißheit, daß der gefeierte Kriegsmann in Monza einreite.

Laß die Zugbrücke schnell aufziehen, die Thore schließen und die Besatzung auf ihre Posten rücken! befahl der Herzog mit Hast.

Jetzt, gnädiger Herr? Wollt Ihr den Mann, der an der Spitze des feindlichen Heeres steht, so empfangen?

Ein finsterer Blick aus wild rollenden Augen, ein gebieterisches Zeichen der Hand nach der Thüre, war des Herzogs kategorische Antwort.

Caymo ging. Unruhig schritt indessen Viskonti im Zimmer auf und ab, trat, wenn er dem Fenster nahte, an das geöffnete, um zu sehen, ob seine Befehle noch nicht ausgeführt würden, und blieb, bis er die Zugbrücke aufgezogen und die Thore geschlossen sah, in einer peinlichen Unruhe.

Immer deutlicher hörte man nun den Jubel des Volkes, immer schmetternder schallten

die Trompeten, als der Geheimschreiber wieder eintrat.

Empfange Sforza! befahl ihm der Herzog in raschen abgebrochenen Sätzen. Simonetta kann Dich begleiten. Lade ihn ein, zu mir auf das Schloß zu kommen — jedoch allein, ohne Begleitung von Kriegsvolk und überflüssigen Dienern.

Habt Ihr ihn nicht schon schriftlich hierher geladen, gnädiger Herr, und muß dies Mißtrauen nicht Mißtrauen in ihm erwecken? stellte Caymo mit bescheidenem Tone dem Herzog vor.

Erweckt es sein Mißtrauen, ist das meinige gerechtfertigt. — Geh und thue, was ich Dir befahl!

Eben ritt Sforza, von einem Haufen Volkes umgeben und von seinen Bewaffneten gefolgt, auf den Platz vor dem Schlosse und bald hielt er staunend vor der aufgezogenen Brücke. Caymo eilte hinunter zu ihm.

Elendes Gesindel! murmelte Viskonti, vom Fenster zurücktretend, — glaubst Du, ich sei die untergehende, er die aufgehende Sonne? — So lange Viskonti lebt, steht er allein und duldet nur Trabanten um sich, die statt seiner die vorgeschriebene Bahn durchschreiten. — Jetzt könnt'

ſtürzte auf den Todten zu und warf ſich neben ihm auf ihre Kniee. — „Gott, mein Gott, erhöre mein Gebet!“ ſchrie ſie auf „Erhöre es, und ſteigt es auch nicht aus reinem, frommen Herzen empor. Gieb mir Kraft und Muth, daß ich nicht unterliege, gieb meinem Herzen Stärke, daß es nicht bricht. Schenke mir noch Tage, viele Tage des Lebens, wende den Tod ab, daß er mich nicht erfaßt. — Laß mich leben, um dieſen Todten zu rächen!“

Sie ſenkte ihr Haupt und ſchwieg — „Herr, mein Gott vergieb“ begann ſie nach einer Weile von Neuem „Vergieb mir meine Schuld! Mein guter Engel iſt von mir gewichen, mein Herz hat ſich gewendet, ich bin nicht mehr Dein frommes, duldſames Kind. — Ich habe Deiner Prüfung unterlegen — Du haſt es ſo gewollt! —“ Dies ſagend, ſprang ſie auf, warf ſich über den Todten und bedeckte ihn mit Küſſen — „Ja!“ rief ſie auffjauchzend „Nun haben Deine Lippen mich berührt, nun hat der Wüthrich ein Recht, mir den Dolch ins Herz zu ſtoßen, nun habe ich meiner Liebe geopfert und ſeinem bleichen Todtenbilde die Pforten des Herzens geöffnet. Fortan lebe ich nur ihm!“ —

„Schlaf ſanft, ſchlaf wohl, Mann meiner Seele!“ ſagte ſie, ſeine kalte Hand an ihre Lippen preſſend und drückte ihm die halbgebrochenen Augen zu „Träume von Deiner Alice, wenn der Tod, als er Dir das Schwert aus Deiner verwundeten Fauſt riß, Dir nicht auch die Träume nahm. — Du haſt wacker gekämpft, braver Ritter, dieſer Bolzen und dieſer traf die Bruſt, dieſer Schwertſchlag ſpaltete Deine Armſchienen und dieſer, der ſo furchtbar Deine Stirne traf — Gott — ihn ſchlug Arteveldes

ich ihn prüfen! sprach er dann vor sich hin. Als Freund und Feind blieb er mir treu — fest hing er an dem Köder, den ich ihm vorhielt — und jetzt? — Soll ich ihm die Lockspeise geben? — Soll ich ihn an seiner Hoffnung Ziel führen? — Es ist gewagt — und doch — besteht er darauf, so muß ich! —

Beim Himmel, er entläßt seine Begleitung! rief er freudig, da er hinter dem Vorhange sah, wie die Reiter Sforza's murrend zurücktritten. — Doch sie stellen sich in Schlachtlinie auf, sagte er dann mürrisch — sie kennen mich! —

Herr! trat Caymo ein, unten im Saal erwartet Sforza Eure Befehle. — Wollt Ihr ihn hier empfangen?

Hier!

Gnädigster Herr! begann nach ängstlichem Zagen der Geheimschreiber, ich gab ihm Wort und Schwur, daß er ungekränkt das Schloß verlassen könne, wenn es ihm beliebe.

Narr! erwiderte der Herzog rasch, glaubst Du, ich wäre ein solcher Thor, in diesem elenden Schlosse die Rasenden, die dort aufmarschirt stehen, auf mich zu hetzen? Um einen Sforza zu fangen, gehört eine festere Falle dazu,

als das morsche Thor der lombardischen Königsburg. — Geh, führ' ihn herauf.

Bald stand der Feldherr vor dem Vater Bianca Maria's. Ich erscheine vor Euch, Herr Herzog, gegen unsere Uebereinkunft, ohne Gefolge, redete ihn Sforza an. Ich vertraue Euch, obschon so Manches aus der Vergangenheit mich hätte vorsichtiger machen können — bitte Euch aber, mit mir an das offene Fenster zu treten.

Weshalb das, Graf Sforza? fragte der Herzog, über dies Verlangen verwundert.

Damit meine Reiter mich im Auge behalten. Sollten sie mich nicht sehen, und bliebe ich lange hier, könnte die Ungeduld sie zu einer raschen That verleiten.

Es freut mich, Graf Sforza, daß Ihr in meine Plane eingegangen seid, nahm der Herzog das Wort, und man hätte glauben können, er habe die Rede Sforza's nicht verstanden, wenn er während des folgenden Gesprächs nicht unvermerkt dem Fenster immer näher gekommen wäre. Eben so freue ich mich, fuhr er fort, daß die Republiken Euch gleichfalls als Vermittler des Friedens anerkannt haben. Der Papst und der König von Neapel werden sicher ein Gleiches thun.

Ich hoffe es! erwiderte Sforza, und in seiner ganzen Haltung zeigte sich Würde und Stolz.

Hat Euch Euer Geheimschreiber die Bedingungen zugesandt, unter denen ich den Frieden abschließen will?

Ja, Herr Herzog — nur fürcht' ich —

Die Republiken werden sie für sich nicht vortheilhaft genug finden, fiel ihm der Herzog in's Wort. — Hat man mit Kaufleuten zu thun, muß man stets viel fordern, um das Billige zu erlangen.

Vor allen Dingen, fuhr Sforza fort, wünscht' ich das, was mich betrifft, geordnet zu wissen, Herr Herzog!

Die Räumung Cremona's habe ich befohlen, unterbrach ihn der Herzog von neuem.

Cremona ist es nicht allein, nicht die Mitgift befriedigt meine Wünsche, auch die Braut verlange ich! sagte Sforza ernst, und seine Stirn umwölkte sich.

Meine Tochter ist noch so jung.

Und Euer Versprechen so alt, fiel ihm Sforza mit Lebhaftigkeit in die Rede. — Herr Herzog! fuhr er dann gelassener fort, ich habe mein Wort noch nie gebrochen, und somit werdet Ihr

auch dem Worte glauben können, das ich Euch jetzt sage — ehe Eure edle Tochter nicht mein Weib ist, ehe bin ich nicht der Eure!

Ein finsterer Blick traf den Kühnen, der es wagte, dem nur an elende Unterwürfigkeit Gewöhnten dies zu sagen. Ja, Herr Herzog! fuhr Sforza immer ruhiger fort, ich habe Euch treu mit meinen Kriegern gedient, so lange Ihr meiner bedurftet. Von Euch entlassen, stand ich oft Euch feindlich gegenüber, und habe auch dann, so viel es meine Pflicht gegen meinen neuen Herrn erlaubte, mich dankbar Eurer Güte erinnert und Eure Länder geschont. Stets war ich bereitwillig in Eure Dienste zurückzukehren, wenn Ihr es wünschtet, doch stets wurde ich durch Eure Versprechungen getäuscht. Verzeiht daher, daß ich dieses Mal vorsichtig und weniger zutrauungsvoll handle. Nicht dem Herzog von Mailand weihe ich fortan meine Dienste, nur dem Vater meiner Gattin weih' ich Blut und Leben.

Ihr verlangt viel, Graf Sforza!

Nicht mehr, als Ihr mir selbst habt bieten lassen.

Gnügt Euch Cremona nicht, Francesco, sagte nach kurzem Sinnen der Herzog freundlicher,

ſo biete ich Euch noch das Gebiet von Pontremoli.

Mir gnügt nur Bianca Viskonti! erwiderte Sforza.

Ihr ſaht ſie nie?

Das Glück ward mir noch nicht!

So ſagt mir nur, was Euch ihren Beſitz ſo werth macht, da Ihr ſie nicht ſaht? fragte Viskonti. Iſt es das reiche Erbe, das ſie Euch bringen kann, oder iſt es die Schönheit der Fürſtentochter?

Beides! — Ich will Euch offen mein Inneres aufdecken. Der Ruf nennt Eure edle Tochter die ſchönſte Jungfrau der Lombardei; dies hat einen ſonderbaren Reiz für mich, denn nach dem Höchſten ſtrebte ich ſtets, ſo auch nach dem Schönſten. Mein Vater mühte ſich ab, Kriegsruhm und Gold zu erringen, beides hinterließ er mir, doch mit dieſem Erbtheil bin ich nicht zufrieden; Kriegsruhm und Gold ward ſchon dem Jüngling, der Mann baut für die Zukunft, Höheres, Bleibenderes will er ſich erringen.

Den Thron von Mailand, nicht wahr, Graf Sforza? unterbrach ihn der Herzog.

Ja, Herr Herzog, den Thron von Mailand, ſo wie Ihr ihn im vollen Glanze ſeiner Herr-

ichkeit beſitzt, ohne daß habgierige Söldner ihn
rſt gierig zerfetzen und er, ſeiner Pracht be-
aubt, ein ärmliches Gerippe, daſteht. Müde,
m Solde der Fürſten und Republiken zu ſtehen,
will ich für mich ſelbſt, für mein Weib und
Kind arbeiten, wagen und gewinnen, und Ihr
elbſt, Herr Herzog, könnt Euer Haupt ruhiger
n dem Palaſte Porta Zobbia niederlegen, wenn
Ihr wißt, der Gemahl Eures Kindes, nicht ein
Söldner, der ſich dem Meiſtbietenden verkauft,
ertheidigt Euer Recht und Euern Thron.

So ſei es denn! ſagte der Herzog freundlich
nd reichte Sforza die Hand. Bianca ſei die
Eure. Ich hoffe, mir an meinem Eidam eine
eſte Stütze für mein Alter zu erwerben, hoffe,
aß er ruhig ſeinem hochgeſteckten Ziele entge-
enſehen und nie vergeſſen wird, daß nur Einer
ber Mailand herrſchen kann, und daß ich die-
er Eine bin.

Sforza, endlich am Ziele ſeiner Wünſche,
ollte, von dieſen herzlich geſprochenen Worten
erührt, das Knie vor dem Herzog beugen; doch
ieſer duldete es nicht, hob ihn auf und drückte
hn an ſeine Bruſt. Bei dieſem Anblick, denn
Beide ſtanden am offenen Fenſter, erſchallte ein
auter Freudenruf der gaffenden Menge, und die

Trompeter bliesen ein freudiges Lied. — Doch das Geschrei, das Schmettern der Trompeten riß den ewig Verrath fürchtenden Viskonti schnell aus Sforza's Arme; bleich, wie der Tod, blickte sein Auge unstet umher, bis er endlich, da er seinen Irrthum bemerkte, sich zu lächeln zwang und von gleichgültigen Dingen zu sprechen begann. Sforza hütete sich wohl, nur im geringsten zu zeigen, daß ihm das sonderbare Benehmen des Herzogs nicht entgangen sei.

Es wurde nun das Nähere über die bevorstehende Vermählung festgesetzt, jedoch erst der 24ste October von dem Herzog als der Tag hierzu unter dem Vorwande bestimmt, daß die prachtvollen Vorbereitungen zu diesem Feste diesen, für Sforza so langen Aufschub erforderten. Auch über die Friedenspunkte wurden sie vorläufig einig, und Sforza begann nur den Wunsch zu äußern, die Prinzessin zu sehen, Viskonti entgegnete ihm aber, daß seine Tochter in Ferrara bei seinem Freunde, dem Markgrafen Nicola, sei; ob er sie dort aufsuchen und sich ihr vorstellen wolle, stände bei ihm; in kurzem würde sie jedoch nach Mailand zurückkehren.

Sforza mußte sich auch diesmal mit der Hoffnung begnügen, so sehr es ihn auch trieb,

ſeine Verlobte zu ſehen und zu wiſſen, ob das Gerücht von ihrer Schönheit gelogen habe, oder nicht. Er empfahl ſich dem Herzoge, lehnte es auf eine feine Weiſe ab, im Schloſſe zu übernachten und war bald bei ſeinen Küraſſieren, die ihn mit Jubel empfingen.

4.

Mit ſeiner Aufnahme auf dem Schloſſe ganz zufrieden, bezog er eine Wohnung in der Stadt, die er ſchon den andern Tag wieder verlaſſen wollte, da auch der Herzog an demſelben Tage nach Mailand zurückkehrte. Hier theilte er Simonetta ſeine ganze Unterredung im Schloſſe mit, und dieſes Mal glaubte der ſtets mißtrauiſche Geheimſchreiber ſelbſt, daß es der Herzog redlich meine und die Hand ſeiner Tochter ihm gewiß ſei. Sforza überließ ſich nun ganz freudiger Hoffnung, er ſah ſich ſchon an der Seite der ſchönſten Frau Italiens auf dem Throne von Mailand, und ſeine Phantaſie, vielleicht durch den Ort, wo er war, noch mehr aufgeregt, malte ihm die eiſerne Krone der Lombarden, die hier im Dome aufbewahrt wurde, ſo

lockend, daß er beſchloß, obgleich die Nacht ſchon einbrach, dieſe alte, von ſo manchem Kaiſer getragene Krone in Augenſchein zu nehmen.

Von Simonetta, Ludovico und einigen Dienern begleitet, begab er ſich in aller Stille nach dem Dome, an deſſen Eingang er den Sakriſtan ſitzend fand, als ob er Jemanden hier erwarte. Der alte Mann war nicht wenig überraſcht, als er Sforza vor ſich ſah und deſſen Wunſch vernahm, die Kirche mit ihren Schätzen zu ſehen. Der Sakriſtan ſchien verlegen, ſelbſt unſchlüſſig zu ſeyn, ob er Sforza's Wunſch erfüllen ſolle; endlich bat er doch, ihm zu folgen, ergriff eine der bereit liegenden Fackeln, zündete ſie an und wollte den Grafen durch einen der Seitengänge nach dem Hauptthore führen, doch die Diener hatten auch ſchon Fackeln angezündet und gingen ihrem Herrn durch die Mitte der Kirche voraus, gerade auf das Chor zu; der Sakriſtan mußte folgen.

Als ſie ſchweigend durch den alten Dom ſchritten, wo ſie bei mattem Kerzenſcheine noch hier und da Betende vor den Altären erblickten, ſah Sforza an einem Altare zu ihrer Rechten zwei weibliche Figuren knieen. Die eine, wohl durch den Schall der Tritte in ihrer An-

dacht

dacht gestört, wandte sich nach ihnen. Ludovico! raunte Sforza diesem zu, siehst Du nicht dort die Zofe Maria's d'Offida?

Ihr irrt Euch, Herr! sagte dieser, genau die Betenden betrachtend, Eure Phantasie spielt Euch einen Streich; es ist ein fremdes, mir unbekanntes Gesicht. Seht nur, Ihr habt die Armen in ihrer Andacht gestört, sie erheben sich und verlassen die Kirche.

Tretet ein, gnädiger Herr! sagte in diesem Augenblicke der Sakristan, die eiserne Thüre zu dem Chore öffnend, und Sforza, der den beiden Frauengestalten mit forschendem Auge gefolgt war, mußte wider Willen sein Auge wenden und in das Chor treten.

Hier betrachtete er das Grab Theodolindens mit der prachtvollen Statue der Erbauerin dieser alten Kirche; dann folgte er seinem Führer in die achteckige Sakristei, wo der Schatz, meist aus Alterthümern aus der Zeit der Longobarden bestehend, und die eiserne Krone verwahrt wurde, die der Sakristan ihm reichte. Ein einfacher goldner Reif, mit wenigen Steinen besetzt, sagte Sforza vor sich hin, die Krone genau betrachtend, und dieser schlichte eiserne Ring! — Nirgends Werth und Pracht, und doch so viel Be-

furchtbare Streitaxt, mir ſagt es die weit aufklaffende Wunde, daß er den Streich führte. — Nun, die Wunden werden vernarben, wenn meine Thränen darauf tropfen, die Wunde aber, die in meinem Herzen brennt, Walter! ſie vernarbt nicht hier, nicht dort, ſie ſchlug das Schickſal für ewig!"

„Wie kömmt der Brautkranz in Deine Rechte?" fragte ſie jetzt „Trugen ihn die Fluthen zu Dir? O dann waren ſie die geheimen Boten meines Herzens. Nun, ſo ſoll er Dein Todtenkranz werden!" Sie nahm ihn aus ſeiner krampfhaft geballten Fauſt und wand ihn um ſeine blutige Stirn „Jetzt ſchmücke er Deine Locken im Tode, da er die meinen im Leben nicht ſchmücken ſollte." Dann drückte ſie noch einen Kuß auf ſeine kalten Lippen, ihr Auge blickte freundlich auf den Todten, ohne daß eine Thräne rann; ſo ſtand ſie in ſeinem Anſchaun verſunken. Da gewahrte ſie, daß er um ſeinen Hals ein Amulet trug. „Wozu dies Zeichen Dir auch nützen mochte" ſprach ſie „es war Dir werth, deshalb ſei es auch mir theuer und ich will es verwahren bis an meinen Tod;" ſie nahm es, ſo wie ſeinen Dolch und verbarg Beides ſorgfältig, dann ſetzte ſie ſich auf ihr Ruhebett und verfiel in tiefes Sinnen.

Der Morgen fand ſie noch hier, der erſte Strahl der Sonne, der ſie begrüßte, mahnte ſie zum Gebet, aber er brachte ihr auf ſeinen ſtrahlenden Schwingen die Andacht nicht; ihr Herz war bei dem Todten, nicht bei Gott.

Bald darauf ging ſie hinunter zu ihrem Gatten, ihre Tritte ſchwankten nicht, ihr war ein furchtbarer Muth geworden; das gebrochene Herz fürchtete nichts mehr. „Ihr habt ein grauſames Spiel mit mir getrieben;" ſagte ſie

deutung für den, der sie nur einmal auf sein Haupt als König setzen dürfte! Er weg sie sinnend hin und her, und war es Absicht, oder folgte er nur willenlos dem Gange seiner Gedanken, er setzte sie auf sein Haupt.

Sie kleidet Euch gut, Graf Sforza! sagte eine rauhe Stimme hinter ihm; er wandte sich und erblickte eine in einen Mantel gehüllte große Gestalt, die, ohne Weiteres zu sagen, mit langsamem Schritte das Chor verließ. Sforza wollte ihr folgen, doch der Sakristan warf sich ihm zu Füßen und hielt ihn zurück. Um aller Heiligen willen, Herr, raunte er ihm zu, folgt nicht, es ist der Herzog!

Sforza war durch diese Nachricht unangenehm überrascht; er kannte Viskonti's Mißtrauen und wußte, wie leicht er sich durch diese unschuldige Handlung dessen Gunst verscherzen konnte. Er gab die Krone dem Sakristan zurück, und sich wohl hütend, dem Herzoge zu folgen, verließ er den Dom.

Da er sich schon am vergangenen Tage von ihm beurlaubt hatte, reis'te er zwar am andern Tage von Monza ab, ohne den Herzog zu sehen, ließ aber Simonetta zurück, der diesem nach

Mailand folgen und ihn wegen des Vorgefalle-
nen entschuldigen sollte.

5.

Sforza hatte, nachdem er Monza verlassen,
sich nach Brescia begeben, und hier erwartete
er nun die Gesandten der bei dem Frieden be-
theiligten Mächte. Die verschiedenen Interessen
der Staaten waren nicht leicht mit einander zu
vereinigen, und wenn auch auf die Stimmen
der kleinen Fürsten wenig geachtet wurde, hatte
doch der Papst, Neapel, Mailand, Venedig und
Florenz zu viel Gewicht in der Politik Italiens, als
daß ihre verschiedenen, sich oft gradezu widerspre-
chenden Forderungen leicht ausgeglichen und be-
seitigt werden konnten. Sforza sah bald, daß
es oft leichter sei, Krieg zu führen, als Frieden
zu schließen.

Bei alle dem war doch gewiß Niemand zu
diesem verwickelten Geschäfte geschickter, als eben
Sforza, der bei aller Geradheit des Soldaten
Gewandtheit genug besaß, die Schwächen und
Leidenschaften der verschiedenen Parteien zu sei-
nem Zwecke zu benutzen. Der General der Ve-

nezianer, deſſen Kriegsthaten die Republik aus ihrer unangenehmen Lage geriſſen, und der ſie ſtets mit treuer Offenheit behandelt, ihr auch jetzt ſeine Verhältniſſe zu dem Herzoge von Mailand unumwunden mitgetheilt hatte, beſaß ihr ganzes Zutrauen, ſo weit, als es dieſe Republik irgend Jemanden ſchenken konnte. Der Herzog von Mailand war der Vater ſeiner Verlobten, er, deſſen wahrſcheinlicher Erbe. An der Spitze von Florenz ſtand Cosmus von Medicis, Sforza's treueſter Freund, der ihn mit Rath und That und oft auch ſchon mit Geld unterſtützt hatte. Dem P.. ſte ſowohl, wie dem Könige von Neapel, war er auch durch ſeine Lehen verpflichtet, und ſo war keine Partei, die nicht Anſprüche an ſeine Ergebenheit machen konnte.

Die Monate Auguſt und September vergingen in ſteten Unterhandlungen, die Sforza vielleicht abſichtlich in die Länge zog, da der Herzog von Mailand ſeinem Wunſche, Bianca Viskonti zu ſehen, immer noch ein Hinderniß in den Weg legte und ihm endlich gradezu ſagen ließ, er möchte ſich doch die angenehme Ueberraſchung bis zum Tage ſeiner Vermählung verſparen, und ſo war es Sforza's feſter Plan, vor dem

24. Oktober, dem zu seiner Vermählung bestimmten Tage, den Frieden nicht abzuschließen.

In dieser Zeit hatte er, trotz den vielen Beschäftigungen, nicht ganz sein Abenteuer in der alten Burg am See von Pussiano vergessen, hatte in Rom und Bologna über die Tochter des Offida Nachricht einziehen lassen und erfahren, daß sie sich nach Mailand begeben habe. Auch dorthin sandte er Ludovico, ihren Aufenthalt auszuforschen, der aber, ohne sie aufgefunden zu haben, zurückkam; Niemand wollte sie dort gesehen haben; nur berichtete er seinem Herrn, daß ein dumpfes Gerücht sich verbreite, sie befände sich auf einem der Schlösser des Herzogs.

Das Bild dieses schönen Mädchens, vielleicht auch das Abenteuerliche ihres Zusammentreffens, beschäftigte Sforza noch immer, und der sogenannte Narr war hierbei sein Vertrauter, der sich jedoch oft die Freiheit nahm ihn an seine Verlobte zu erinnern. Nicht für alle Schönheiten der Welt hätte Sforza Bianca Viskonti geopfert, aber Maria Offida war zu schön, um nicht einen Kriegsmann zur Untreue verlocken zu können, und Ludovico erhielt daher den Befehl, es koste, was es wolle, den Aufenthalt des

Mädchens auszuspähen. Oft zürnte Sforza mit sich selbst, daß er so schwach sei und das Bild dieser Abenteurerin nicht verscheuchen konnte, ja einmal schickte er Ludovico den Befehl, zurückzukehren, und seine bisher stets fruchtlosen Nachforschungen einzustellen. Aber nach wenigen Tagen saß der hagre Reiter schon wieder auf seinem magern Klepper, und durchstrich die Gegend zwischen den See'n so nutzlos, als vorher.

6.

Die Unterhandlungen wurden indessen immer thätig fortgesetzt, so daß in der Mitte Oktobers die Parteien ziemlich vereinigt, und kein bedeutendes Hinderniß mehr dem von allen Seiten sehnlichst gewünschten Frieden im Wege stand. Da beurlaubte sich Sforza von den Gesandten und lud sie, wenn er von seinem Beilager von Mailand zurückkäme, auf sein Schloß zu Cavriana ein, wo die letzte Hand an's Werk gelegt werden sollte. Er selbst, mit einer glänzenden zahlreichen Dienerschaft und von den erprobtesten seiner Krieger begleitet, machte sich

auf den Weg nach Mailand, dort das Ziel seiner jahrelangen Wünsche, Bianca Viskonti zu erlangen. Er hatte Simonetta und einen Theil seines Gepäckes schon dahin vorausgeschickt, um alles Nöthige, die Feierlichkeit betreffend, zu ordnen, und am 12. Oktober verließ er selbst Brescia und setzte seine Reise über Bergamo fort. Als er aber am andern Mittag bei Trezzo über die Brücke der Adda ritt, kam ihm sein treuer Ludovico entgegengesprengt. Herr! raunte er ihm zu, als sie beide seitwärts geritten waren, ich habe sie gesehen, habe die Verschwundene gefunden, und zu meiner Freude hat sie mich nicht erkannt. Sie lebt, wie ich erfuhr, in den Bergen von Brienza, wo sie jetzt ein altes dem Herzoge gehöriges Schloß bewohnt; hier soll sie durch ihre Reize mehrere edle Männer an sich gelockt und einen Haufen Kriegsvolk gesammelt haben, und ich fürchte, sie hat gegen Euch Arges im Sinn. Kommt ihr zuvor, nehmt sie in der Stille gefangen, verwahrt sie auf einem Eurer Schlösser und thut dann mit ihr, was Euch beliebt.

Und Bianca? unterbrach ihn Sforza.

Ich habe diese ganze Nacht über diese Sache nachgedacht, mein Auge unverwandt auf Eure

Zukunft gerichtet und Euch dabei ſtets glücklich und zufrieden, aber auch ſtets die Abenteurerin Euch zur Seite geſehen. Ihr wiſst, ich vertraue meiner Wiſſenſchaft, vertraue dem freundlichen Geiſte, der meiner Seele Bilder der Zukunft vorführt, die mich ſelten täuſchen. Laßt Euch von Eurer Klugheit rathen, dieſes gefährliche Mädchen vor der Hand wenigſtens unſchädlich zu machen; ſeid Ihr erſt der Gemahl der Prinzeſſin, ſo ſendet ſie nach Rom oder Bologna, oder wohin es Euch beliebt.

Wie weit iſt es von hier bis in den Theil des Gebirges, wo Du ſie ſahſt? fragte Sforza.

Eine kleine Tagereiſe! Morgen ehe die Sonne über unſerm Scheitel ſteht, können wir dort ſeyn, erwiderte Ludovico; Euer Weg führt Euch nur wenig um, kaum einige Miglien.

So führe uns hin!

Das Gepäck und die Diener wurden nun nach Monza vorausgeſchickt, und Sforza ritt am andern Morgen dem Gebirge zu.

Es war an einem Sonntage. Von allen Bergen herab zogen ſchön geputzte Landleute zur Kirche, es ſchien, als ob ſie, des Friedens gewiß, das Beſte aus dem Verſteck hervorgeſucht hätten, um ſich einmal wieder in vollem Staate

in der Kirche ſehen zu laſſen. Zwar mochte Manchen bei dem Anblick der Geharniſchten, die ſie auf dem Wege nach Brienza trafen, das Herz ſchwer werden, aber ruhig und ohne ſich um ſie zu kümmern zog das Kriegsvolk an ihnen vorüber, und ſo ſetzten ſie getroſt ihren Weg fort.

Seht Ihr dort den ſtumpfen Thurm? Das iſt Brienza, ſagte jetzt Ludovico, nach einem grauen Thurme zeigend. Und dort hinter dem Kaſtanienwalde ragt ein altes Gemäuer hervor, dort ſoll die Schöne hauſen. Laßt uns, die Stadt vermeidend, nach jener einſam ſtehenden Kirche unſern Weg nehmen, vielleicht, daß das Fräulein ſo fromm als ſchön iſt, und wir ſie in dem Gotteshauſe treffen; die Reiter mögen ſich indeſſen in dem Kaſtanienwäldchen verbergen, und ſo könnten wir leicht einen guten Fang thun. Sforza ſchien dieſer Rath nicht übel, er gab die nöthigen Befehle, und nur von Ludovico und einigen Dienern gefolgt, trabte er der Kirche zu.

Bald hatte er den Friedhof erreicht, über deſſen halbverfallene Mauer er von ſeinem Streitroß herab bequem die Kirche überſchauen konnte. Ein glücklicher Stern mußte ihn zu dieſer Stunde hierher geführt haben, denn bald

erblickte er Maria d'Offida, wie sie in der Tracht einer vornehmen Bürgerin über den Friedhof ging, jetzt in das offene Portal der Kirche trat und in den Gotteskasten, der unter der Bildsäule St. Simons stand, ein Geldstück legte. Sie erschien ihm heute wo möglich noch schöner, als auf der alten Burg, ganz als das Bild einer sittsamen Jungfrau, die, ihr frommes Herz zu Gott erhebend, Almosen spendet.

Verhaltet Euch ruhig, Herr! raunte ihm der listige Ludovico zu. Seht, es folgen ihr in der Ferne mehrere Diener, Ihr könntet Verdacht erwecken, reitet zurück zu Euern Kriegern und laßt mich allein zur Beobachtung hier.

Sforza folgte dem Rathe seines Dieners, ritt, nachdem das Fräulein in die Kirche getreten war, zurück und erwartete in dem Kastanienwalde die Rückkehr Ludovico's.

Hier hatte er Zeit zu überlegen, was er eigentlich thun wolle. Er mußte es sich gestehen, daß es nicht Vorsicht allein war, die ihn bestimmte, das Mädchen in seine Gewalt zu bekommen; ihre Schönheit hatte ihn bezaubert, sie hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz, und er fühlte sich in ihren Banden gefangen. Er hätte über den Zufall, der sie wahrscheinlich in

ſeine Hände gab, jauchzen mögen, hätte nicht der Gedanke an den eigentlichen Zweck der Reiſe ſeine Freude getrübt. Noch kannte er zwar Bianca nicht, noch hatte ihn ihr Liebreiz nicht bezaubert, ihr Bild war nur das Bild ſeiner Phantaſie. Auch wußte er wohl, wie gern die Schmeichelei einer Fürſtentochter mangelnde Reize beilegt und die kleinſten Vorzüge zum unwiderſtehlichen Zauber ausmalt; und er war ſtets in der Furcht, ſeine Phantaſie werde ihn täuſchen, und das, was mit treuen Banden Liebe an Liebe ſo feſt kettet, war ihm noch fremd. Daher öffnete ihm ſeine Verlobte mehr die Ausſicht auf den Thron ihres Vaters, als die Pforten zu dem Tempel häuslichen Glücks; Liebe gab ihm kein Palladium gegen ſein Herz, nur Klugheit befahl ihm, vorſichtig zu handeln. Er machte daher allerhand Plane, als Ludovico heranſprengend ſie plötzlich zerſtörte.

Sie zieht langſam jenen Weg dem Ulmengebüſche entlang, verſäumt keinen Augenblick, Herr, ſonſt entwiſcht ſie uns! rief dieſer Sforza zu. Sie reitet auf einem ſtattlichen Maulthiere, 2 Edelleute und 6 Diener begleiten ſie.

Nimm 10 der beſten Renner und jage hinterdrein, befahl Sforza, ich folge Dir! und der

kalt „Laßt den Todten aus meinem Zimmer ſchaffen, ſeine Schlummerſtätte muß in geweihter Erde, nicht in dem Gemache Eures Weibes ſein.“

Staunend hörte Artevelde auf dieſe Rede; er hatte Alice in Thränen zerfließend zu finden geglaubt und ſie ſtand kalt und gleichmüthig vor ihm. „Hat der Schmerz ihr Gefühl gelähmt, iſt ſie ihrer Sinne beraubt?“ dachte er; aber als ſie noch einmal ſagte: „Laßt den Todten aus meinem Gemache ſchaffen, oder ich verlaſſe Euer Haus!“ da ſah' er wohl, daß ſie ihrer Sinne mächtig und Herrin ihres Gefühles ſei.

„Ich dachte Dir eine Freude zu machen, Alice.“ ſagte er ſpottend „Du haſt Dich ja ſeit einem Jahre nur nach ihm geſehnt, wie kann ich liebevoller gegen Dich ſein, als wenn ich ihn Dir bringe?“

„Laßt den bittern Scherz, Artevelde“ erwiederte ſie ernſt „Mein Schickſal hatte ſchon früher alle Bande getrennt, nun hat es auch der Tod und wohl auch in Euern Augen; Euer Herz hat nun Ruhe und Eure Zweifel ſind gehoben.“

Ihm war Alicens Benehmen räthſelhaft, ihr Gleichmuth war ihm unangenehm und er verſuchte, ſie zum Zorn zu reizen. „Weißt Du, weſſen Blut das iſt?“ ſagte er, ihr ſeine Streitaxt vorhaltend.

„Es klebt das Blut ſo manches Edeln an dieſer Waffe, wie ſoll ich wiſſen, weſſen Blut hier roſtete?“ erwiederte ſie.

„Es iſt Walters Blut!“ rief er hohnlachend „Erkennſt Du es nicht?“ Alice wandte ſich ab und wollte gehen.

magre Klepper fühlte ſchon die Sporen ſeines Reiters, dem 10 Geharniſchte folgten.

Bald ſahen ſie die Dame, die mit ihren Begleitern langſam ihres Weges ritt; doch kaum hörten ſie den raſchen Hufſchlag der ihnen folgenden Roſſe, als ſie einen Augenblick anhielten, die bewaffneten Diener ſich um die Ritter ſammelten und ſo, auf dem Wege haltend, den Reitern Sforza's die Spitze bieten zu wollen ſchienen, während die Dame ihr Maulthier antrieb und die Höhe hinauf ritt. Als jedoch die Reiter mit eingelegten Lanzen auf die den Weg Verſperrenden losritten, war ihr Muth dahin; erſt wandten die Diener, dann die Ritter ihre Roſſe, jagten der eine hier-, der andere dorthin und überließen die Dame ihrem Schickſal.

Bald ward ſie eingeholt; der magere Klepper Ludovico's, ein braver Renner, hatte das träge Maulthier überholt, und mit ſteifer Galanterie ergriff er den Zügel und bat die Dame, ihm ohne Furcht zu folgen.

Wer giebt Euch ein Recht, mich und meine Begleiter auf offener Straße anzufallen? ſagte die von Geharniſchten Umringte, ohne in dem Tone ihrer Stimme die mindeſte Furcht zu zeigen; denn nur hieraus konnte man auf ihren

Muth ſchließen, da ſie nach der Gewohnheit damaliger Zeit, zur Erhaltung zarter Haut, eine Samtmaske vor ihrem Geſichte trug.

Wer uns ein Recht giebt, Signora? erwiderte Ludovico — ſeht auf unſere Feldbinden, ſie ſind grün und weiß; erkennt Ihr nicht in ihnen, daß wir dem Manne angehören, zu deſſen Untergang Ihr auf abenteuerliche Weiſe Euch Ritter werbt?

Alſo in Sforza's Gewalt bin ich? — Nun kenn' ich mein Schickſal! ſagte ſie mit Ergebung und folgte ohne Widerrede Ludovico.

Als ſie ſich Sforza nahten, der auf ſeinem kaſtanienbraunen Hengſte ihnen entgegenkam, grüßte ſie ihn mit einem ſtolzen Kopfnicken, und auf ſeine Bitte, die Maske abzunehmen, erwiderte ſie: Ihr wollt Euch wohl überzeugen, ob Ihr auch die Tochter d'Offida's in Eurer Gewalt habt; nur durch Gewalt könnt Ihr Euch Gewißheit verſchaffen! Doch habt wenigſtens die Artigkeit gegen eine Dame meines Standes, meine Zofe holen zu laſſen; ſie iſt auf jenem Schloſſe, das Ihr dort über dem Walde hervorblinken ſeht, und das der Herzog von Mailand, der eine ſolche Gewaltthat gewiß nicht

ungeahndet laſſen wird, mir zur Wohnung angewieſen hat.

Sforza fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkung, aber nun war es zu ſpät, und das Fräulein hatte ihre Bande nur noch enger gebunden, denn nun mußte ſie Sforza gefangen halten und die ganze Begebenheit mit einem dichten Schleier zu decken ſuchen. Er gewährte ihr deshalb auch die Bitte nicht, ihre Zofe kommen zu laſſen, that zum Schein, als ob er den Befehl dazu gäbe, und verfolgte, ohne ſich weiter um ihre Begleiterin zu kümmern, den Weg nach Vimarcato, wo einer ſeiner ihm ganz ergebenen Offiziere ein kleines Landhaus beſaß, wohin er ſich in der Stille, alles Aufſehen zu vermeiden, mit der Dame begeben wollte.

Da er ſchon für dieſen Fall einen ſeiner Diener vorausgeſendet hatte, fand er Alles zu ſeinem Empfange bereit. Der Dame, die die Maske noch immer nicht abgelegt, wurde in einem abgelegenen Theile des Hauſes ein Zimmer angewieſen, deſſen Fenſter mit eiſernen Gittern wohl verwahrt waren, und das überdies noch ſorgfältig bewacht wurde. Nachdem man ihr Erfriſchungen gereicht und ihr Zeit gelaſſen hatte, ſich zu erholen, trat Sforza, immer noch

in Furcht, daß es nicht Maria d'Offida sei, bei ihr ein.

Also Ihr seid der gefürchtete Sforza? redete sie ihn an, nahm von selbst die Maske von dem Gesicht, und das Fräulein von jenem alten Schlosse stand so schön, als damals, vor ihm. — Es war ein sonderbarer Zufall, der mich Euch an jenem Abende zu meinem Rächer erkiesen ließ, fuhr sie fort. Ihr konntet freilich nicht mehr versprechen, als Ihr thatet, und so entbinde ich Euch Eures Wortes. — Aber sagt mir, Graf Sforza, was bewog Euch, mich auf solche gewaltsame Weise in den Staaten des Herzogs von Mailand gefangen nehmen zu lassen? — Fürchtet Ihr so sehr die Rache eines Weibes?

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte er lächelnd.

Oder wollt Ihr auch an der Tochter rächen, was Ihr in Irrthum wähnt, daß der Vater an Euch verbrochen habe?

Noch weniger!

So sagt mir, was Euch zu dieser unedlen That bestimmte?

Signora! rief Sforza, von ihrem Anblick er-

glüht, ſeht in dieſen Spiegel, und er wird es Euch ſagen können.

Das Fräulein konnte ein beifälliges Lächeln nicht unterdrücken. — Alſo dies Geſicht war der Magnet, der Euch von der Straße von Mailand ab und hierher zog? — Arme Bianca Viskonti!

Warum nennt Ihr mir jetzt dieſen Namen, jetzt, da ich, in Eurem Anblick trunken, vor Euch ſtehe? unterbrach ſie Sforza.

Habe ich eine andere Waffe gegen Euch, als den Talisman, den der Name der Verlobten bietet, und dieſen Dolch, der mir nothwendig dünkt, da Ihr, wie ich ahne, nicht einmal ſo viel Zartgefühl gegen eine Dame habt, ihr weibliche Bedienung zukommen zu laſſen?

Fürchtet Nichts! ſagte Sforza treuherzig. Je mehr mein Herz für Euch glüht, deſto ſicherer könnt Ihr ſeyn; unedel wird Sforza nicht handeln!

So laßt mich frei!

Jetzt wäre es thöricht. — Bin ich vermählt —

Wollt Ihr denn wirklich Bianca Viskonti Eure Hand am Altare geben? fiel ihm das Fräulein raſch in die Rede, oder treibt Ihr

Scherz

Scherz mit mir, als Ihr eben sagtet, daß Ihr, in meinem Anblicke trunken, vor mir ständet?

Ich werde die Hand der Prinzessin am Altare empfangen und werde ewig, in Euern Anblick versunken, vor Euch stehen!

Bei diesen Worten that das Fräulein schnell die Maske wieder vor. Mein Antlitz soll nicht das Herz einer edeln Fürstentochter brechen, sprach sie mit Rührung. — Arme Bianca, ich will das Glück Deines Lebens nicht untergraben! — Verlaßt mich, Graf Sforza! sprach sie jetzt, und ihr ganzes Wesen schien verändert, der ernste Ton milder, der strenge Blick sanfter geworden zu seyn. Seit ich den Mann sah, der meinen Vater im Kerker sterben ließ, ist der Wunsch nach Rache weniger laut in mir. — Ein Auge, wie das Eurige, kann nur der Spiegel einer edeln Seele seyn; Euer ganzes Wesen, Eure Gestalt, der Ton Eurer Stimme läßt mich glauben, Ihr seid ein edler Mann; deshalb — zieht in Frieden nach Mailand, macht Bianca Viskonti glücklich, mein Segen soll Euch begleiten, meine Vergebung ist Euch geworden! — Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre Hand, die er mit Inbrunst küßte. — Nicht diese Gluth, Graf Sforza, sie kann Euch nur verzehren, nicht

beglücken — sie könnte auch mich erfassen, und auch ich wäre dann unglücklich.

Legt, ich bitte Euch, Signora, sagte nach langem Schweigen Sforza bewegt — legt Eure Maske ab!

Weshalb, Graf?

Gewährt mir diese Bitte! — Das Fräulein legte die Maske ab, und seine Auge ruhte glühend auf den schönen Zügen des herrlichen Mädchens. —

Nun, Graf Sforza, was soll dies?

Es soll mein Herz prüfen, und ich glaube, es hat die Probe bestanden! sagte er ernst. Ein unaussprechlicher Zauber zieht mich nach Euch hin, ein Zauber, dem ich nicht zu widerstehen vermag, so lange ich in Eurer Nähe bin. Ein Gefühl ergreift mich, sehe ich Euch, ein Gefühl, das mir neu und das gewiß die Liebe ist, die ich in meinem wilden Kriegsleben noch nie empfand. Bänd' mich nicht Ehr' und Pflicht, würde ich sagen: Maria d'Offida, laßt mich durch Herz und Hand Euch versöhnen und werdet mein Weib. — Jetzt kann ich das nicht; ich würde das Ziel meines ganzen Lebens Euch opfern müssen, und erwachte der Ehrgeiz, dieser nie schlafende Dämon, in mir, wäret Ihr viel-

leicht Franz Sforza's unglückliches Weib. — Darum seht Ihr mich heute zum letzten Mal! Folgt ohne Bangen meinem Diener auf mein Schloß Rocca franca am Oglio; nach dem Tage meiner Vermählung zieht, wohin Ihr wollt; in eder Lage meines Lebens könnt Ihr einen Freund an mir finden. Früher darf ich Euch nicht ent- assen; das gebietet mir die Vorsicht gegen die Tochter des Balthasar d'Offida, — und nun ebt wohl! — Nicht diesen Blick voll Güte, icht dieses freundliche Lächeln; jeder Strahl Eures Auges ist ein Magnet, der mich an sich ieht. — Lebt wohl!

Sie reichte ihm die Hand, unwillkührlich zog r sie an sich — sie widerstrebte nicht — doch, chon halb an seiner Brust, riß sie sich los. ebt wohl, Sforza! sprach sie bewegt, und ohne ies Lebewohl zu erwidern, eilte er von ihr.

7.

Ludovico erhielt hierauf den Befehl, das räulein am andern Tage nach Rocca franca u begleiten, sie mit ausgezeichneter Achtung zu ehandeln und mehr zu ihrer Begleitung, als

Bewachung, zu dienen. Er ſelbſt, der über dieſes Abenteuer die Zeit verſäumt, die er zu ſeiner Ankunft in Mailand beſtimmt hatte, begab ſich am andern Tage nach Monza, nachdem er von Vimerkato einen ſeiner Hauptleute nach Mailand geſandt hatte, ihn unter dem Vorwande einer ihm zugeſtoßenen Unpäßlichkeit bei dem Herzoge wegen ſeines längern Außenbleibens zu entſchuldigen. Maria d'Oſſida hatte er nicht wieder geſehen.

Als er am Abend in Monza eintritt, traf er Simonetta, der zu ſeinem Empfang ihm von Mailand entgegengekommen war und unterwegs dem an den Herzog geſchickten Offizier begegnet war. Der bedächtige Simonetta ſchüttelte bedenklich den Kopf und meinte, in den Umgebungen Sforza's müſſe ein Verräther ſeyn, der jede ſeiner Handlungen nach Mailand berichte. Heute früh, als er ſich vom Herzoge beurlaubt, habe dieſer ihm mit zweideutigem Lächeln geſagt: Ihr wollt Eurem Herrn entgegen? Uebereilt Euch nicht, Johannes! Sforza zieht in den Gebirgen von Brienza auf Abenteuer umher und läßt mich indeſſen warten; gut, daß meine Tochter noch nicht hier iſt, ſie würde den Mangel an Aufmerkſamkeit noch tiefer empfinden, als ich.

Also Bianka ist noch nicht in Mailand? fragte Sforza gespannt.

Wie der Herzog sagt, nein; wie ich aber gewiß weiß, so ist sie schon seit Wochen in dem Palaste Porta Zobbia, erwiderte Simonetta. — Doch, Herr, verzeiht einem treuen Diener, wenn er Euch warnt; ich fürchte, Ludovico steht im Solde des Herzogs, denn der weiß Alles, und besonders die Dinge, worin Ihr dem Narren Euer Zutrauen schenkt. Zum Beispiel das Abenteuer am See Pussiano kennt er genau; wohl möglich, daß er dies durch die Dame selbst hätte erfahren können, aber der kleinste, unbedeutendste Umstand blieb ihm nicht verborgen —

Ludovico meinst Du? Nein, Meister Johannes, da irrt Deine Weisheit! Den Du einen Narren nennst, der ist eine treue, redliche Seele, mir ganz ergeben. Kümmre Dich nicht um ihn, so wenig, wie ich mich darum kümmre, ob der Herzog es weiß, oder nicht, daß ich auf einer alten Burg die Tochter d'Offida's sprach — Simonetta wollte noch Mehreres anführen, was seinen Verdacht von Ludovico's Untreue bekräftigen sollte, aber Sforza, dieser Sache müde, befahl ihm zu schweigen.

Von Simonetta war schon früher das Nö-

„Weißt Du, wie der Myrthenkranz, den ich Dir schickte, in seine Hände kam?“ fragte er sie zurückhaltend.

„Wie kann ich das wissen? Ich warf ihn in die Lys, weil ich keine Myrthe von Euch in mein Haar flechten wollte“ antwortete sie gleichgültig.

„Und ein geschäftiger Fischer fing ihn zu Antwerpen auf, als eben der Graf am Ufer lustwandelte“ fuhr Arteveldе immer heftiger werdend fort — „er besah ihn genau, fand meinen Namen in dem goldenen Bande gewirkt, kaufte ihn und der Narr hat ihn getragen; wir fanden ihn auf seiner Brust, dicht bei der Wunde, die ihm der Bolzen schlug.“

„Und jetzt umschlingt er seine Stirn und die Wunde, die Ihr ihm schlugt!“ sagte sie finster, entzog ihm ihre Hand, die er noch fest hielt und entfernte sich — ging jedoch nicht wieder hinauf, sondern in die Wohnung ihrer Eltern, von wo sie Arteveldе sagen ließ, daß sie nicht eher sein Haus wieder betreten würde, als bis des Grafen von Enghien Leichnam hinweg geschafft sei.

Herr Everwein und seine Gattin waren über das schonungslose Betragen Arteveldes empört, der Vater wollte ihn vor dem versammelten Volke zur Rede stellen, wollte ihn bei den Syndici's verklagen und verlangte von Alice, daß sie das Haus des Unmenschen nicht wieder betreten solle. Alice aber suchte den Vater zu beruhigen. „Seit gestern“ sprach sie „bin ich eine Andere geworden und fürchte Arteveldes Zorn und Wuth nicht mehr. Mein Ziel ist gesteckt, laßt mich ruhig meinen Weg verfolgen.“ Sie bat so lange, bis der Vater sich beruhigte.

thige zum feierlichen Einzuge in Mailand angeordnet worden. Sforza wollte als Fürst und nicht als Diener des Herzogs dort erscheinen, deshalb zog er mit einem glänzenden Gefolge dahin. Seine Diener waren prachtvoll gekleidet, 50 Saumrosse wurden ihm nachgeführt, 500 Lanzen und alle Generale seines Heeres begleiteten ihn. So zog er am andern Tage unter lautem Jubel des Volks in Mailand ein, sendete 300 Lanzen wieder zurück, obgleich er sie der Uebereinkunft gemäß in die Citadelle, wo das Schloß zu seiner Aufnahme bereit war, hätte legen können, und begab sich dann sogleich zu dem Herzog.

In den Vorzimmern des Palastes sah er nicht überall freundliche Gesichter, ihn zu empfangen. Im Rathe des Herzogs und in seinem Hofstaate waren, wie in dem Heere, zwei Parteien, auch hier in die Schule des Braccio und Sforza's getheilt. Jene sahen mit mißgünstigen Augen Sforza als Erbe des kränklichen Herzogs; seine Versöhnung mit diesem konnte ihnen nicht willkommen seyn, und ihr Benehmen sprach dies ganz deutlich aus. Sforza kümmerte dies wenig; fast immer gegen Piccinino im Felde das Uebergewicht habend, fühlte er

zu gut, daß ſeine neue Stellung dies auch
Frieden noch vermehren mußte; er war, wie
ner, freundlich gegen ſie und unterhielt ſich,
rend er lange im Vorzimmer warten mußte,
das unbefangenſte mit Piccinino ſelbſt, mit
er über ſeine kritiſche Lage bei Martinengo
rzte.

Endlich wurde er vorgelaſſen, doch nicht, wie
s erwartet hatte, zur feierlichen Audienz, im
gentheil wurde er in das kleine Kabinet des
zogs geführt, wozu nur deſſen Vertrauteſte
laß hatten. Hier fand er ſich dem Herzog
n gegenüber, der ihn mit beſonderer Freund-
eit empfing und gleich nach der erſten Begrü-
g nach dem Friedensgeſchäfte fragte. Sforza
errichtete ihn, daß er dem Abſchluſſe nahe
da jede Partei auf Eroberungen verzichte,
Viskonti bezeigte ihm deshalb ſeine Zufrie-
heit. Mit mir werdet Ihr wohl weniger
ieden ſeyn, Graf Sforza, als ich mit Euch,
e nun der Herzog ſcherzend, denn meine
hter iſt noch nicht hier. Sie iſt von ihrer
ſe von Ferrara in Abbiate grasſo, wo ſie,
Ihr wißt, ihre Kinderjahre verbracht hat, ein-
hrt und wird erſt den Tag vor ihrer Vermäh-
ihren feierlichen Einzug in Mailand halten.

Und es ist mir nicht erlaubt, sie dort zu sehen? fragte Sforza rasch.

Habt Ihr doch viel Eile, Graf Sforza! unterbrach ihn der Herzog. Bianca, meine Tochter, ist zu frommer Andacht in dem Kloster der heiligen Frauen, und die Signora, ihre Mutter, bei ihr, wahrscheinlich der Tochter gute Lehren für den Ehestand zu geben. Ueberdies würde es nicht schicklich seyn, die Prinzessin irgend wo anders, als in dem Palaste ihres Vaters aufzusuchen. Sieht man Euern Eifer, so sollte man meinen, Ihr wolltet Nicolo Piccinino überfallen, so leidenschaftlich und rasch seid Ihr in dieser Sache.

Und sollte ich es nicht, mein gnädiger Herr und Vater? nahm Sforza das Wort. Sollte in mir der Wunsch nicht lebhaft seyn, meine Verlobte zu sehen?

Das finde ich natürlich, besonders wer, wie Ihr, Schönheit zu schätzen weiß, erwiderte Visconti und betonte seine Worte gar sonderbar. Ihr waret auf Eurer Reise hierher unwohl? fragte er dann nach kurzem Schweigen. Dies hielt Euch einen Tag länger von hier zurück?

Ja, eine leichte Erkältung, schnell vorüber-

gehend, erwiderte Sforza, wohl ein wenig verlegen.

Die Luft in den Bergen von Brienza soll sehr veränderlich seyn und auf das Gemüth des Menschen wirken! fuhr Visconti fort. Doch, Ihr scheint noch ermattet. Begebt Euch in Eure Wohnung, ruht aus, damit Ihr am Tage des heiligen Burkhardt bei dem Einzuge der Prinzessin gestärkt und munter ihr entgegenreiten könnt. Auch muß ich Euch gestehen, daß es mich gefreut hat, daß Ihr 300 Lanzen aus der Stadt gelegt habt, es zeigt mir Euer Zutrauen; Ihr thut wohl daran, mir, dem Vater Eurer Gemahlin es zu schenken; aber ich rath' Euch doch, Sforza, seid künftig vorsichtiger; Mißtrauen ist oft räthlicher, als Vertrauen; ich hätte in Eurer Lage meine Lanzen nicht aus Mailand geschickt.

Sforza wollte eben hierauf antworten, aber der Herzog hatte, noch während er sprach, die Schelle gezogen und ein Kämmerer trat ein.

Ist die Begleitung bereit? fragte der Herzog.

Ja, gnädiger Herr! erwiderte der Höfling.

So lebt wohl bis Morgen, Graf Sforza!

ſagte Viskonti, ſo freundlich, wie er während der ganzen Unterhandlung geweſen war, und entließ ihn.

8.

Faſt der ganze Hofſtaat des Herzogs ſtand, Sforza erwartend, auf dem innern Hofe des Palaſtes. Die Trompeter des Herzogs, in feſtlicher Kleidung, die Hellebardierer, die ſonſt nie den Palaſt verließen, eine unzählige Menge Diener und die Hofbeamten erwarteten ſeine Ankunft. Ein braunes türkiſches Roß mit prachtvollem Sattelzeuge wieherte und ſtampfte, ungeduldig, den Helden zu tragen, der jetzt durch das Portal ſchritt und unter Trompetenſchall und dem Jubel der Verſammelten ſich auf das bäumende Roß ſchwang und durch die belebten Straßen Mailands, überall vom Volke unter Jubelruf gefolgt, nach der Citadelle ritt. Hier entließ er ſeine Begleitung, fürſtlich beſchenkt, und betrat die für ihn bereiteten Zimmer.

Alles, was der Luxus damaliger Zeit bot, fand er hier in dem Palaſte der Citadelle weit prachtvoller als in den finſtern Gemächern Vis-

koati's; man hätte glauben sollen, eine weibliche Hand habe hier geschaffen und geordnet, so schön, so geschmackvoll war Alles eingerichtet, und Sforza, obgleich an Pracht gewöhnt, da er in seinen Schlössern, wie in seinem Zelte, Jedermann fürstlich empfing und bewirthete, war dennoch von dem Glanze, der ihn hier umgab, überrascht. Ein gutes Zeichen! meinte del Vermo, einer seiner Kriegsobersten, dem es gleichfalls auffiel. Wo der Herzog verschwendet, da will er gewinnen, und nur wo er gewinnen kann, da meint er es redlich. Sforza lächelte über diese richtige Bemerkung, und lustig und heiter setzten sich nun die Krieger an die wohlbesetzte Tafel, wo sie die Bewirthung eben so verschwenderisch fanden, als die Einrichtung der Gemächer.

Noch war die Tafel nicht aufgehoben, als ein vertrauter Diener Sforza Etwas leise in's Ohr flüsterte, dieser, sich entschuldigend, aufstand, den Saal verließ und nach seinem Gemache eilte. Hier fand er die traurige Gestalt Ludovico's, der mit niedergeschlagenen Augen, gleich einem büßenden Sünder, vor seinem Herrn stand.

Wo kommst Du her? redete ihn Sforza

barsch an. Wer gab Dir die Erlaubniß, hier zu erscheinen?

Mich treibt mein unglückliches Schicksal hierher, gnädiger Herr! erwiderte der Hagre.

Welch unglückliches Schicksal? fuhr Sforza auf. Rede.

Euren Befehlen zufolge, der Signora d'Offida mehr zum Begleiter, als zur Bewachung zu dienen, wendete ich vielleicht nicht Vorsicht genug an. — Sie ist mir entflohn —

Entflohn, aus eignem Willen entflohn? — fragte Sforza ruhiger, als es vielleicht Ludovico erwartet hatte.

Ja, Herr, ich glaube es, sie floh aus eignem Willen. Hört mich an, wie sich Alles begab und dann richtet nicht streng. Sforza, der sich jetzt an Simonetta's Worte erinnerte, war gespannt. Die Erzählung sollte entscheiden, ob der Scharfblick des Geheimschreibers auch hier, wie fast immer, recht gesehen habe. Ludovico begann mit mehr Fassung, als er Anfangs gezeigt hatte.

Gleich darauf, als Ihr, wie bekannt, das Fräulein in Vemercato verließet, stellte sich die Zofe, die Euch am See anhielt, wieder ein. Ich bekümmerte mich nicht weiter um sie, besorgte

noch ein Maulthier, ließ Speise und Trank einpacken, daß wir nicht in den Herbergen einzukehren brauchten, und als Ihr am Morgen uns verließet, zog auch ich, von den 6 Reitern begleitet, den Weg nach Rocca franca. Glücklich, ohne Abenteuer, gelangten wir gegen Mittag an den Kanal von Martesana; dort fanden wir ein schattiges Plätzchen und Wasser für unsere Thiere, und da ich nicht nach Cassano wollte, machten wir hier Halt. Ich ließ die Thiere abzäumen und füttern, befahl die Decken zu breiten und Wein und kalte Speisen aufzutragen, und nichts Böses ahnend, ließ ich bei den alten Küraſſieren die Flasche fleißig herumgehen, und ich selbst, ich gestehe es, leerte einige Becher, die Frauen aber nippten kaum von dem Weine, was mir auch nicht auffiel, denn so thun sie gemeiniglich. Was nun weiter vorgefallen ist, kann ich Euch nicht berichten, denn ich war fest eingeschlafen, und als ich erwachte, sah ich die Sonne schon tief im Abend stehen, sah meine Leute alle noch schlafen, die Frauen und ihre Maulthiere aber sah ich nicht mehr. Ich rüttelte die Schläfer auf, trieb sie auf ihre Rosse, sandte sie, Kundschaft von den Entflohenen einzuziehen, nach allen Weltgegenden aus, be-

ſtimmte Melzo als den Ort, wo wir uns wiederfinden wollten, und ich ritt die Straße nach Mailand. Wir fanden uns geſtern Abend in Melzo wieder, doch Niemand hatte nur die leiſeſte Spur von den Entflohenen gefunden.

So kehre ich denn zu Euch zurück, mein gnädiger Herr, tief gebeugt, und hoffe, Ihr werdet einem treuen Diener verzeihen; ſicher war ein Schlaftrunk in dem Weine; fragt nur die Krieger, ob von ſo wenig Wein je ein Küraſſier des Grafen Sforza trunken wurde.

Sforza hatte die Erzählung ganz ruhig angehört, doch jetzt warf er einen ſcharfen zornigen Blick auf den Hagern, rief einen Diener und befahl, Simonetta zu ihm zu beordern.

Was ſoll Simonetta, von dem ich weiß, daß er mein Feind iſt, fragte, wohl etwas aus der Faſſung, Ludovico; was wollt Ihr mit mir beginnen?

Was Du verdienſt! ſagte Sforza kalt. Simonetta! befahl er dann dieſem, der ſich zu kommen beeilt und dem er das Vorgefallene mitgetheilt hatte, laß Ludovico in feſten Gewahrſam bringen, auf dem Schloſſe Viskonti's findeſt Du gewiß dergleichen, unterſuche die Sache genau, laß die Soldaten verhören und dann

ſtatte mir Bericht ab! Der Geheimſchreiber, ſchon im Voraus überzeugt, der Narr ſei ſchuldig, konnte ſeine Freude nicht unterdrücken, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, dem Hagern zu ſchaden, und ließ ihn in ein finſteres, wohlverwahrtes Gefängniß bringen. Hier, ſagte er höhniſch, haſt Du Zeit bis morgen, in der Finſterniß, die Dich umgiebt, Deine Zukunft zu belauſchen, oder ſteht ſie vielleicht ſchon jetzt vor Dir?

Ich ſehe ſie ſchon vor mir, rief der Alte begeiſtert, auch die Deinige, Meiſter Simonetta, erblick' ich!

Nun, ſo theile ſie mir mit! ſagte dieſer halb ſpottend, halb neugierig.

Ich ſehe mich mit Ketten beladen aus dieſem Kerker treten und höher ſteigen, als ich je ſtand.

Damit ſeine Prophezeiung wahr werde, legt ihm Feſſeln an! befahl Simonetta. Auch will ich dafür ſorgen, daß das Gerüſte fein hoch wird, das Du beſteigen ſollſt —

Dich aber ſeh' ich — fuhr Ludovico unbekümmert fort —

Was ſiehſt Du von mir, Narr? fiel ihm Simonetta verdrießlich in die Rede.

Alice harrte ſchon ſeit mehreren Stunden vergebens auf die Nachricht, daß der theure Todte hinweg geſchafft ſei. Endlich, es war ſchon ſpät am Tage, rief ein Lärmen auf den Straßen die Mutter ans Fenſter, Glockengeläute ertönte von St. Bavons Kirchthurme und ein feierlicher Leichenzug kam über den Marktplatz der Straße zu, wo ihre Eltern wohnten. Geiſtliche, das Kruzifix tragend, gingen voraus, die Leibwacht Arteveldes folgte, einen Wagen mit einem offenen Sarg begleitend, in welchem der Graf von Enghien zur Schau lag. Hierauf trug ein Herold die ſchwarze Rüſtung, welche die Genter gar wohl kannten; Reiſige und Bürger folgten dem Zuge.

Als Alice den Grabgeſang vernahm, ſprang ſie auf „Er kommt!“ rief ſie und riß das Fenſter auf, blickte hinab, als eben der Todte dem Hauſe vorbei gefahren wurde „Fahr wohl, fahr wohl, Du treues Herz!“ murmelte ſie vor ſich hin, warf noch einen Blick auf den Geliebten und wandte ſich dann ab „Nun ſenken ſie alle meine Hoffnungen in die Gruft“ ſprach ſie traurig — „Ach könnte ich ihm nur eine Thräne nachſenden! Aber der Quell iſt verſiegt, ich kann nicht weinen.“ Sie kehrte, trotz der Bitten ihrer Mutter, kaum daß der Zug vorüber war, nach ihrer Wohnung zurück und ging, ohne ſich um Arteveldе zu kümmern, in ihr Gemach.

Indeſſen war der Leichenzug, dem ſich Herr Everwin angeſchloſſen hatte, weiter nach der Kirche St. Bavons gezogen. Hier wurde er beigeſetzt und konnte auch Alice ihm keine Thränen nachſenden, ſo floſſen doch Thränen an ſeinem Grabe, denn viele Jungfraun, die den Jüngling beklagten, folgten dem Zuge und auch mancher Se-

Ich ſehe Dich als Günſtling des Herzogs von Mailand, dem Du mit blinder Treue ergeben biſt.

Unglücklicher! ich dem Herzoge von Mailand treu ergeben? — rief Simonetta außer ſich. Willſt Du auch mir Dein Verbrechen aufbürden, hagrer Narr?

Das will ich, und das mit Recht! ſagte der Alte lachend. — Und nun laß die Zukunft und beginne mein Verhör.

Aber der Geheimſchreiber fand dies noch nicht an der Zeit. Er wollte erſt die Reiter zur Unterſuchung ziehen, um vielleicht mehr Stoff zu verfänglichen Fragen an Ludovico zu finden. Eigentlich haßte er den alten Mann nicht, nur hatte es ihm ſchon ſeit langer Zeit verdroſſen, daß er ihm als Geheimſchreiber und Vertrauten Sforza's nicht mit mehr Achtung und Unterwürfigkeit entgegenkam. Ueberdies glaubte er Gewißheit zu haben, daß er mit dem Hofe zu Mailand in Verbindung ſtehe und insgeheim Boten hin- und hergingen. Ja, einmal glaubte er ſchon einen ſolchen in ſeinen Händen zu haben, aber er entwiſchte ihm wieder, und ohne Beweis durfte er bei Sforza nicht hoffen, Ludovico der Verräthe-

rei

rei förmlich anklagen zu können. Simonetta's treue Ergebenheit gegen ſeinen Herrn und der geſchöpfte Verdacht von Ludovico's Verrätherei machten ihn jetzt zu deſſen erklärtem Feinde.

Aber trotz dieſer Feindſchaft konnte er am andern Morgen ſeinem Herrn nichts weiter berichten, als daß die Reiter einſtimmig ausſagten, daß Ludovico während der kurzen Reiſe alle nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen habe, in den Wein aber müßte ein Schlaftrunk gemiſcht worden ſeyn, denn eine unwiderſtehliche Müdigkeit habe ſie überfallen und ihr feſter Schlaf ſechs Stunden gedauert. Ob nun die Frauen den Schlaftrunk in den Wein gemiſcht, ob Ludovico darum gewußt, das blieb die Frage.

Ein großes Banquet, das der Herzog an dieſem Tage in dem Innern ſeines Palaſtes gab, wo er mit beiſpielloſer Freundlichkeit ſich gegen ſeinen künftigen Eidam bezeigte, und von dem Sforza erſt ſpät am Abend zurückkehrte, hielt dieſen ab, weiter an die Sache zu denken. Ueberdies beſchäftigte ihn die Vorbereitung zu dem Einzuge und dem Empfange der Prinzeſſin zu ſehr, und ſo blieb der arme Ludovico im Ker-

ker, und auch Simonetta hatte so viel zu thun, daß er selbst nicht an ihn dachte.

9.

Den Tag vor dem Einzuge der Prinzessin ließ der Herzog unerwartet Sforza einladen, zu ihm zu kommen. Dieser säumte keinen Augenblick, so unangenehm es ihm auch war, da er etwas Wichtiges und eben nichts Gutes erwartete. Am Ziel eines längst ersehnten Glücks ist jede Störung, jedes Ueberraschende unangenehm, keine Veränderung wünschenswerth; deshalb ging er mit Unmuth zu Viskonti, besonders, als ihm in dem nämlichen Augenblicke Simonetta meldete, daß, trotz der Fesseln, Ludovico aus seinem Kerker entflohen sei. Die Gesichter der Hofleute, die ihn in Porta Zobbia empfingen, verriethen ihm Nichts; sie waren heute verbindlich und lächelnd, nur glaubte er mehr Kriegsvolk in dem Innern des Palastes zu bemerken, als gewöhnlich. Dies fiel ihm auf, mehr aber noch das ernste finstere Gesicht des Herzogs, der ihn heute nicht allein empfing; Caymo und zwei die Thüre bewachende Diener waren zugegen und

entfernten ſich auch während der folgenden Unterredung nicht.

Graf Sforza! redete ihn der Herzog in einem eben nicht verbindlichen Tone an, ich habe Euch zu mir rufen laſſen, um Euch über eine Angelegenheit zu befragen, die mir um deſto ſonderbarer erſcheint, da ſie ſo kurz vor Eurer Vermählung mit meiner Tochter ſich ſoll zugetragen haben. Ihr ſeid bei mir der gewaltſamen Entführung einer vornehmen Dame angeklagt.

Ihr ſagt mir dies in Gegenwart dieſer Diener? unterbrach ihn Sforza beleidigt.

Unter vier Augen erſchien es mir noch unſtatthafter! erwiderte der Herzog. Doch habt die Güte mir Rede zu ſtehen und mir zu ſagen, ob Ihr Euch eines ſolchen Vergehens ſchuldig fühlt.

Steh' ich denn hier vor meinem Richter? entgegnete Sforza ſtolz. Ich bin nicht in Eurem Dienſte, Herr Herzog, und nicht Euer Unterthan!

Ihr ſteht vor dem Herzoge von Mailand, auf deſſen Gebiet Ihr die gewaltſame That verübtet; Ihr ſteht vor dem Vater Eurer Verlobten; beiden ſteht wohl das Richteramt über der-

gleichen zu. — Ueberdies, Graf Sforza, seid Ihr in meiner Gewalt. Ihr kennt diesen Palast und wißt, daß der Weg hinaus nur dem offen steht, dem ich ein freundliches: Gehabt Euch wohl! sage. Ihr steht hier nicht an der Spitze Eures Heeres, fügt Euch daher in die Umstände —

Herzog von Mailand! fuhr bei diesen Worten Sforza auf. Auf alle Fälle habe ich gedacht —!

Ich glaube kaum! unterbrach ihn der Herzog lächelnd.

Bin ich um die Mittagsstunde nicht zurück, so lassen meine Generale mich fordern; erscheine ich nicht, so beginnen sie das Feuer von der Citadelle, und Euer wohl befestigter Palast könnte leicht ein Schutthaufen werden. Ueberdies ist Simonetta mit 300 Lanzen nach Abiate grasso der Prinzessin entgegen, die ihm als Geißel für seinen Herrn dienen wird.

Nun, so müssen wir wohl gelindere Saiten aufziehen, Caymo? sagte der Herzog hohnlächelnd zu seinem Geheimschreiber. Die Prinzessin müssen wir Euch wohl für den Augenblick lassen, aber wollte ich Euern Tod, wovor mich und Euch der Himmel bewahre, so

ennt Ihr die Verhältniſſe zu gut, um nicht zu
iſſen, daß, wenn Franzesko Sforza nicht mehr
ſt, der Meiſtbietende ſeine Lanzen mit ſammt
er Prinzeſſin und dem treuen Simonetta er=
aufen kann, wenn er will. Was die Beſchie=
ung betrifft, ſo werdet Ihr ſchwerlich paſſende
ugeln finden. Der Herzog von Mailand über=
iebt die Citadelle Niemandem, ſelbſt ſeinem Ei=
am nicht, ohne ihn der Mittel zu berauben, ſie
egen ihn zu gebrauchen.

Jetzt lächelte Sforza. Gnädiger Herr! ſagte
r, ich kannte dies von früherer Zeit, und war
orſichtig genug, das Geſchütz unterſuchen zu
aſſen, und die Todten ſind auferſtanden, die
ergrabenen Kugeln aufgefunden worden.

Viskonti erbleichte, ſprach heimlich mit Cay=
no, der durch dieſe Mittheilung weniger beſtürzt
chien, als ſein Herr, und wandte ſich dann wie=
er an Sforza. Die Tochter des d'Offida iſt
ier im Palaſte. Begebt Euch zu ihr und ſucht
ie Sache auszugleichen, ehe die Prinzeſſin ih=
en Einzug hält. Auch Maria d'Offida bringt
Euch Cremona und Pontremoli zum Brautſchatz
nit. Dies ſagend, öffnete er ſchnell eine Tape=
enthür und verſchwand.

Was ſollten dieſe Worte ſagen, Caymo? fragte er erſtaunt.

Herr! erwiderte der Geheimſchreiber, ihn in das Fenſter führend, damit die Diener ihr Geſpräch nicht hören konnten; ich ſollte meinen, Euch wären die Worte des Herzogs nicht unverſtändlich, denn Ihr müßt ihn doch zu gut kennen. Wie oft verſprach er Euch die Hand der Prinzeſſin, wie oft täuſcht' er Euch! Jetzt, da ihm verrathen wurde, daß Euch Signora d'Offida nicht mißfallen, wohl ſehr gefallen habe, hofft er durch ſie ſeines Verſprechens quitt zu werden und opfert Cremona und Pontremoli. Iſt es Euch nun klar?

Dieſe Aeußerung überraſchte Sforza. Cremona und Pontremoli bleibt mein — und welches Recht hat die uneheliche Tochter an dieſem Reichslehen? Nur an der Spitze meines Heeres kann ich mir Mailand erwerben, ob an der Hand Maria's oder Bianca's? — Dies waren die Gedanken, die in ihm aufſtiegen, als die ſchöne Maria d'Offida, mit den glühendſten Phantaſiefarben geſchmückt, an ihm lockend vorüberſchwebte. Führt mich zu der Dame! ſagte er dann plötzlich und folgte dem lächelnden Caymo.

10.

Zwei Flügelthüren thaten ſich auf, und
ſforza blieb erſtaunt am Eingange des Zim-
ers ſtehen, wo er am geöffneten Fenſter Maria
Offida prachtvoll gekleidet ſitzen ſah. Ihre
nke Hand ſtützte das gebogene Köpfchen, deſſen
nkle Augen freundlich nach dem Eintretenden
hen; die rechte, ein Buch haltend, ruhte auf
rem Schooße.

Seid mir in Mailand gegrüßt, Graf Sforza!
ef ſie dem Staunenden entgegen, hinter dem
h die Thüre ſchloß. Warum ſeht Ihr mich
verwundert an? Mißfall' ich Euch in dieſem
chmucke, den mir die Freigebigkeit des Her-
gs verehrte?

Dieſe Worte ſtörten Sforza in ſeinem Be-
auen, riefen ihm das zurück, was ihm vor
nigen Augenblicken Caymo geſagt hatte, und
r beſonnene Mann ſtand wieder vor dem
undlichen Mädchen.

Eine ſo liebliche Erſcheinung Ihr mir auch
mer ſeid, Signora, ſprach er endlich, Ihr
gt Euch mir in dem Gewande einer Trauern-
, oder in dem eines ſchlanken Mädchens aus
ienza, oder in dieſem fürſtlichen Staate zei-

gen, ſo bin ich doch verwundert, Euch hier zu ſehen, wo Ihr mich in mancherlei Verlegenheiten geſetzt habt.

Ich? Das ſollte mir leid thun! erwiderte ſie unbefangen.

Warum folgtet Ihr nicht meinen Dienern nach Rocca franca? fragte Sforza, immer noch gegen den Eindruck kämpfend, den das reizende Mädchen auf ihn machte.

Warum gabt Ihr mir ſo ſorgloſe Begleiter, die mein Geſchrei nicht erwecken konnte, als das Volk des Herzogs mich zwang, ihnen zu folgen? erwiderte ſie.

Alſo nicht freiwillig?

Da bewahre mich Gott vor! — Freiwillig trennte ich mich nicht von Euch oder vielmehr von Euern Dienern, ſetzte ſie ſchnell, aber verlegen hinzu.

Der Herzog ſendet mich her, Euch zu verſöhnen — nahm nun Sforza das Wort.

Seid Ihr denn mein Feind? fiel ſie ihm ſchnell in die Rede.

Euch zu vermögen, die Unbill zu vergeſſen, daß ich Euch gewaltſam fortführen ließ —

Vergeſſen? — wiederholte ſie, wahrſcheinlich ſich ſelbſt vergeſſend. Um Alles in der Welt

möcht' ich den Tag in Vimercato nicht vergeſſen. — Nehmt dieſe Hand, ſie reichte ihm ihre Schwanenhand, und mit ihr die Ueberzeugung, daß ich nichts Feindliches gegen Euch unternahm, nicht hier, nicht dort.

Und der Gedanke an Euern Vater?

Wird mich nicht mehr zum Haß aufrufen—

Sforza's Auge, ruhte bei dieſen Worten, die ſie ſo traulich ſprach, feſt auf dem Mädchen, das freundlich und wohlwollend, faſt liebend auf ihn blickte. Ernſt waren ſeine Gedanken. Sein Herz hing an dem Mädchen, er war von ihrer Schönheit ſonderbar ergriffen; aber zu ſehr Mann, um ſich einem ihm neuen Gefühle leichtſinnig zu überlaſſen, wog er in dieſem Augenblicke, wo er die Schwäche des Herzens fühlte, bedächtig ſein Schickſal und ſuchte dabei in die verſchleierte Zukunft zu blicken. —

Was ſtarrt Ihr mich ſo finſter an, Graf Sforza? Sinnt Ihr auf Mittel, mich aus dem prunkenden Gefängniſſe von Porta Zobbia nach dem freundlichen Rocca franca zu bringen? fragte ſie. O thut es, dieſe Perlen drücken mich, ich möchte ſo gern —

Mir folgen? unterbrach ſie Sforza raſch.

Ehe ich Euch ſah, ehe ich Euch kannte, er-

widerte ſie, erröthend die Augen niederſchlagend, da wollte ich —

Und jetzt?

Jetzt? — Nur Euer Glück! fuhr ſie erbebend fort.

Wollt mir folgen?

Sie ſchwieg und zitterte.

Ja, die Liebe bietet auch ohne prieſterlichen Segen Wonne! ſagte er, ſie mit flammendem Auge betrachtend.

Graf Sforza! rief das Mädchen, Purpurgluth überflog ihre Wangen und ihr freundliches Auge ſah ernſt auf ihn, der traulich ihre Hand faßte.

Nein, edle Tochter d'Offida's, ich wollte Dich nur prüfen! ſagte er treuherzig. Hätteſt Du mir ohne prieſterlichen Segen folgen wollen, warſt Du nicht edel genug, die Gattin Sforza's zu werden. — Willſt Du aber Hand und Herz, ſo ſprich, und ich gehe, es dem Herzog zu verkünden.

Und Bianca Viskonti? — Sie ſoll ſchön ſeyn! ſetzte ſie leiſe hinzu.

Ich kenne ſie nicht, ſie kennt mich nicht! ſagte er raſch. Unſere Herzen ſind ſich ſo fremd, wie unſere Blicke, Politik knüpfte ein

Band, das der Herzog ſelbſt wieder zu löſen wünſcht.

Und das Herzogthum Mailand?

Maria d'Offida! — Wahr, wie es einem Kriegsmanne geziemt, will ich Dir antworten. Ja, das Herzogthum Mailand habe ich gegen Deinen Liebreiz in die Wagſchaale gelegt, und es ſank; da legte ich ſchnell mein Schwert und mein Glück zu Deinen Reizen, und ſie ſiegten. An Bianca Viskonti's Hand kann ich mir Maria d'Offida nie gewinnen, in den Armen Maria d'Offida's aber bahnt mir Muth, Glück und dies treue Schwert den Weg zum Throne von Mailand, wenn einſt Philipp Maria nicht mehr ſeyn wird.

Und träte jetzt Bianca Viskonti vor Euch, in all' ihrer Schönheit, nahm das Mädchen, ſtets zagend, das Wort, und ſpräche: Sforza, ich habe Dich ſchon geliebt, als ich noch ein Kind war, die Jungfrau hat Dich oft aus ihrer Verborgenheit mit klopfendem, ſehnſuchtsvollem Herzen betrachtet, ſie liebt Dich mit der Gluth der erſten, einzigen Liebe, ſie tritt vor Dich, bietet Dir mit ihrem Herzen das ſchöne Mailand, was würdet Ihr erwidern? — Doch nein, nein — antwortet nicht. — Erſt müßt Ihr

ſie ſehen, müßt fühlen, ob Euer Herz gegen ihre Reize gewaffnet, ob Euch dann noch Maria d'Offida wünſchenswerth iſt.

Nein! ſagte Sforza ernſt. — Was bedarf es dieſer Prüfung? — Du ſtehſt feſt in meinem Herzen, und was ich mir einmal zum Ziel meines höchſten Wunſches ſteckte, danach ſtreb' ich unaufhaltſam, unverrückt. Wie könnte Bianca Viskonti um den Preis des Holden mit Dir ſtreiten, und was iſt der Beſitz von Mailand gegen Deinen Beſitz? — Er umſchlang die Bebende, zog ſie ſtürmiſch an ſich, und ſie duldete ſeine Küſſe.

Da rauſchte es plötzlich, der ſeidene Vorhang rollte auf, und der Herzog ſtand mit ſeinen Vertrauten hinter ihm — die Geliebte wand ſich erröthend aus Sforza's Armen und ſtürzte in die Arme Viskonti's — Vater! ſtammelte ſie, ich bin zu glücklich; er liebt mich, liebt mich mehr, als Thron und Macht, mein Herz, nicht Mailand will er! — Kommt, Sforza! wandte ſie ſich dann zu dem Erſtaunten, kommt, an der Hand Bianca Viskonti's den Segen ihres Vaters zu empfangen.

11.

Die Prinzessin hatte, auf ihre Reize vertrauend, den sonst so ernsten Vater bewogen, ihr die Prüfung Sforza's zu erlauben. Dem Mißtrauischen lag selbst daran, zu wissen, ob die Aussicht des reichen Erbe allein diesem den Besitz seiner Tochter so wünschenswerth mache; er willigte in die Plane Bianca's. Sie gewann Ludovico, der, nur das Glück seines Herrn dabei zu befördern glaubend, sich willig dazu finden ließ, und so wurde Sforza getäuscht.

Den Tag nach der Entwickelung ward Bianca Sforza's Gattin. Von den Dichtern damaliger Zeit, wegen ihrer Schönheit, ihres edlen Gemüths und ihres glänzenden Verstandes besungen, war sie die Zierde Italiens, blieb, als Visconti's Haß von Neuem Sforza verfolgte, ihrem Gatten im Glück und Unglück stets treu zur Seite, und als nach des Herzogs Tode Sforza erst nach jahrelangem Kampfe sich den Thron von Mailand erringen konnte, zeigte sie zu verschiedenen Malen, daß zu ihren vielen Tugenden auch der Heldenmuth sich gesellen könne.

Ludovico's Prophezeihung traf ein. Mit einer goldnen Kette belohnte ihn der Herzog, als

er das Gefängniß verließ und Sforza ſchenkte ihm bis zu ſeinem Tode ſein Vertrauen. Simonetta war des Herzogs Franz Sforza Günſtling und nach deſſen Tode ſein Biograph.

St. Vallier.

Erzählung aus den Zeiten Franz des Ersten von Frankreich.

1.

Die Cabalen der Herzogin von Angouleme, Mutter Franz des Ersten, hatten den Connetabel von Bourbon bewogen mit Spanien eine verrätherische Verbindung anzuknüpfen. Es war nicht Eigennutz, welcher die Herzogin vermochte, ihm die Besitzungen des Hauses Bourbon, fünf schöne Provinzen, streitig zu machen, eine mächtigere Leidenschaft, die verschmähte Liebe, war der Grund dieses für Frankreich so verderblichen Prozesses, der bei dem Parlament angebracht, von dem Könige und dem Kanzler Duprat unterstützt, eine Wendung für den Connetabel nahm, die ihm keine Hoffnung ließ, sich in den Besitz dieser, ihm nach allen bestehenden Rechten gebührenden reichen Erbschaft zu setzen.

Schon früher hatte er die Ungnade des von der Herzogin aufgereizten Königs empfinden müssen. Ihm war das Gouvernement von Mailand genommen worden; späterhin, bei dem

Uebergange über die Schelde, hatte man gegen die Rechte eines Connetabels, dem die jedesmalige Führung der Vorhut zukam, dieses ehrenvolle Amt dem Schwager des Königs, dem Herzoge von Alençon übertragen, so daß Bourbon, dieser glückliche, von dem ganzen französischen Heere angebetete Feldherr, nun zurückgesetzt, einen heimlichen Groll gegen den König in seinem Herzen nährte, der, durch den unglücklichen Prozeß noch gesteigert, ihn zu der durch nichts zu entschuldigenden Handlung gebracht hatte, Verräther an seinem Vaterlande zu werden.

Die ihm vom Kaiser Karl dem Fünften gethanen Versprechungen waren glänzend. Bourbon sollte, sobald der König über die Alpen nach Mailand vorgedrungen, und ein kaiserliches Heer von Burgund, eins von den Niederlanden aus in Frankreich eingerückt sei, mit seinen Anhängern öffentlich die Fahne des Aufruhrs aufstecken, und wenn der König auf diese Nachricht Italien verlassen müsse, die Päße besetzen und ihm so die Rückkehr nach Frankreich abschneiden, wodurch sein Verderben unvermeidlich gewesen wäre. Dafür versprach ihm der Kaiser seine Schwester zur Gemahlin und das mittägige Frankreich zum Eigenthume, auch im

Falle des Mißlingens für das, was er in Frankreich verlor, eine hinlängliche Entschädigung an Geld und Land.

Dies Unternehmen bedurfte der größten Verschwiegenheit, aber auch das Sammeln aller derer, die Bourbon sich treu ergeben glaubte. Hierdurch mußte das Geheimniß mehreren ganz oder theilweise mitgetheilt werden, und unter diesen auch Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier, dem Freunde und Vertrauten des Connetabels, der ein sehr bedeutender Mann in Poitou war. Dieser stimmte jedoch nicht in die Pläne des Connetabels, suchte alles hervor, was Vernunft, Ehrgefühl und Liebe zum Vaterlande ihm eingaben, Bourbon zu bewegen, von seinem sträflichen Vorhaben abzustehen, aber vergebens. Der Connetabel hatte sich schon zu weit mit Spanien eingelassen, um, wie er glaubte, auf halbem Wege mit Ehren umkehren zu können, und überdieß war sein Haß gegen den König und dessen Mutter zu groß, als daß es noch eines andern Spornes zur Ausführung seines Vorhabens bedurft hätte. St. Vallier lehnte nun alle Theilnahme ab, versprach jedoch an seinem Freunde nicht zum Verräther zu werden und das Geheimniß in seiner Brust zu bewahren.

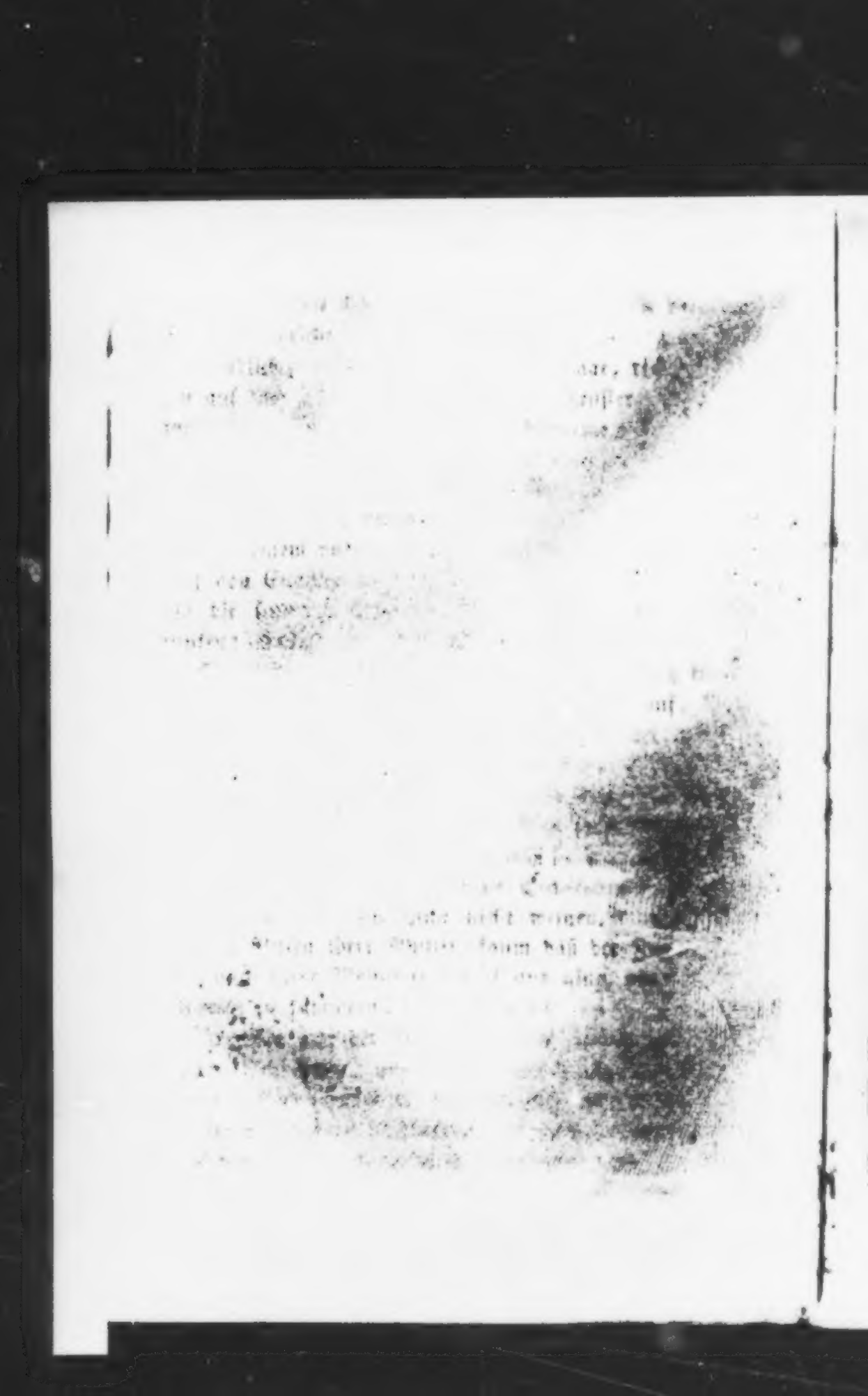

Nicht so gewissenhaft oder vielmehr so aufopfernd waren zwei Edelleute in der Normandie, welche ein Emissair des Connetabels ihm zuführen sollte. Ihnen war zwar nicht das ganze Geheimniß mitgetheilt, doch wußten sie genug um für die Folgen zu zittern; zu edel, um Angeber des Connetabels zu werden, vertrauten sie das Geheimniß einem Priester, der, als sei es ihm durch die Beichte bekannt worden, es dem Großseneschall der Normandie, Herrn von Brezé anzeigte. Auf Befehl des Königs, dem es der Großseneschall gemeldet, wurde der Priester gezwungen, die Namen der Edelleute zu nennen, und das Geheimniß, so weit diese es selbst kannten, war somit verrathen. Dem König waren diese Aussagen, als Beweis der Untreue seines nahen Blutsverwandten, noch nicht genügend, er glaubte den Connetabel einer solchen Handlung unfähig und befolgte den Rath seiner Mutter, ihn gefangen nehmen zu lassen, diesmal nicht, sondern begab sich selbst nach Moulins, dem damaligen Aufenthaltsorte Bourbon's, sprach offen mit ihm über diese Angelegenheit, und ließ sich durch dessen Versicherungen, von Treue und Anhänglichkeit täuschen. Kaum aber befand sich der

König in Lyon, wohin der Connetabel zu folgen verſprochen hatte, um ihn auf ſeinem Kriegszuge nach Mailand zu begleiten, als Carl von Bourbon, allen dennoch getroffenen Vorſichtsmaßregeln entgehend, und nur von einem einzigen Edelmanne begleitet, dem er als Diener folgte, nach der Franche Comté entfloh. Alle ſeine Anhänger, unter ihnen auch St. Vallier, wurden verhaftet, und ſpäterhin die Sache vor dem Parlamente von Paris verhandelt.

2.

Franz der Erſte war durch dieſe Begebenheit abgehalten worden, für ſeine Perſon dem Heere nach Italien zu folgen, er kehrte nach Paris zurück. Hier ward nun der Proceß der mit dem Connetabel Verſchworenen eifrig, doch gegen alle Erwartung ſchonend betrieben, trotz manches bittern Verweiſes, den das Parlament deshalb erhielt. Viele der Gefangenen wurden frei geſprochen, die meiſten zu kurzer Haft verurtheilt, nur über Dreien ſchien das Schwert der Gerechtigkeit blutig zu ſchweben, doch traf es nicht

alle; der Bischof von Autun und Popillon, Kanzler des Connetabels wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt, St.-Vallier aber als Verwandter, Freund und Vertrauter Bourbons, schien für Alle büßen zu sollen, jedoch wurde, da die Untersuchung sich in die Länge zog, sein Urtheil noch aufgeschoben. Diese Zeit des Aufschubes suchten seine Freunde für ihn zu benutzen. Der Großseneschall der Normandie, derselbe, der dem Hofe die Aussage des Priesters mitgetheilt hatte, war der Schwiegersohn St. Valliers; er wendete sich an den König und bat um Gnade, aber vergebens, er wandte sich an des Königs geliebte Schwester, die Herzogin Margarethe von Alençon, aber auch deren Fürbitte blieb fruchtlos. Die Herzogin von Angouleme verlangte wenigstens ein blutiges Opfer ihrer Rache, und der Wille seiner Mutter war dem Könige gemeiniglich Gesetz. Da entschloß sich die Tochter, die seit den acht Jahren ihrer Verheirathung, trotz des großen Rufes ihrer Schönheit den Hof gemieden hatte, selbst nach Paris zu gehen, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und des Vaters Begnadigung zu erflehen. Nur wenige am Hofe kennend, nur geringe Unterstützung von den Freunden ihres

Mannes erwartend, die Alle die Furcht vor der allmächtigen Herzogin von Angouleme zurückhielt, setzte sie ihre einzige Hoffnung auf das edle theilnehmende Herz Margarethens, und beschloß sich zuerst an diese zu wenden. Ohne ihren Namen zu nennen, ließ sie sich als eine Unglückliche bei ihr anmelden, und ward auch angenommen.

Sie trat ein und fand die Prinzessin mit ihrem fünfjährigen Neffen, dem jungen Herzog von Orleans, nachherigem König Heinrich den Zweiten, spielend. Diana von Brezé warf sich der Herzogin zu Füßen, doch ihr Schmerz fand keine Worte. Steht auf! sprach Margarethe freundlich, und werft Euern Schleier zurück, denn das Auge des Menschen muß ich sehen, wenn ich mich für ihn interessiren soll. Frau von Brezé warf den Schleier zurück, blieb aber vor der Herzogin knieend, die von der blendenden Schönheit der Bittenden überrascht, nur für sie Augen hatte und auf den kleinen Herzog von Orleans nicht achtete, der, durch Dianens Eintritt gestört, sein Spiel verlassend, jetzt aufsprang, zu der Knieenden lief und mit den Worten: Steht doch auf, liebe schöne Frau! —

mit seinen kleinen Händchen sie aufzuheben ver-
suchte.

Ihr seht, auch mein Neffe bittet, daß Ihr
aufsteht, sagte die Herzogin mit dem ihr eigne
Zauber, seht nur, wie er bemüht ist Euch auf
zuhelfen. Frau von Brezé warf erst jetzt einen
Blick auf den Knaben, der freundlich an sie
aufsah und mit ihr beschäftigt war. In der
Aufregung, worin sie sich befand, vielleicht auch
von einer Ahnung ergriffen, schloß sie den Prin-
zen in ihre Arme, küßte seine Stirn und dann
erst erhob sie sich.

Die Herzogin befahl nun, ihren Neffen wie-
der nach dem Palaste der Tournellen zurückzu-
bringen, aber dieser schien nur ungern die fremde
Dame zu verlassen, reichte ihr zum Abschied
die Hand, sah sie bittend an, als ob er sich noch
einmal nach ihrer Umarmung sehne, so daß die
Herzogin lachend sie bat, den Wunsch des Klei-
nen zu erfüllen. Frau von Brezé bückte sich
und schloß ihn in ihre Arme, wohl nicht ahnend
wie oft im Leben sie diesen Knaben noch an ihr
Herz drücken werde.

Nun ist es wohl endlich Zeit mir zu sagen
wer Ihr seid? begann jetzt die Herzogin, als sie
allein waren, ich muß gestehen, Euer Anblick

hat mich so überrascht, ich bin über das Benehmen meines jungen Neffen so betroffen, daß ich diese Frage wohl ein wenig spät thue.

Ich bin Diana, die glückliche Gattin des Großseneschalls der Normandie, die unglückliche Tochter des Grafen St. Vallier! erwiderte sie, und konnte ihre Thränen, nicht länger zurückhalten.

Seid mir willkommen! sagte die Herzogin, ihr huldvoll die Hand zum Kusse reichend, also nur das Unglück Eures Vaters war vermögend, Euch an den Hof von Paris zu führen? Diana bejahte dies durch eine stumme Verbeugung, die Herzogin fuhr fort: Ich weiß, der Großseneschall kennt den Hof zu gut, um nicht alle Vorsicht gebraucht zu haben, und darin handelte er klug, auch Ihr bei Eurer Schönheit hattet Recht in der Normandie zu bleiben. Ihr seid sicher nach Paris gekommen, um Euch für Euern Vater zu verwenden? fragte sie jetzt, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

Ja, gnädige Frau; ich wage das Aeußerste ihn zu retten.

Was wollt Ihr thun?

Die Kniee der Herzogin von Angouleme um-

faſſen, nicht eher aufſtehen, bis ſie mir ihre Fürſprache gewährt.

Margarethe von Alençon lächelte bitter. Und wenn Ihr unſere Mutter dazu nicht bewegen könntet? fragte ſie weiter.

Mich, und wenn es ſeyn müßte vor dem verſammelten Hofe, dem König zu Füßen werfen und um Gnade flehen.

Und wenn der König Euch nicht vor den Hofleuten, wenn er Euch nur in ſeinem Kabinet empfangen wollte — denn er haßt jeden öffentlichen Auftritt — auch dann? Die Herzogin beobachtete bei dieſen Worten die Unglückliche genau, die hocherröthend „Nein, nein!" raſch erwiderte.

Dann nicht? fiel ihr die Herzogin ſchnell in die Rede.

Gnädige Frau! erwiderte Diana von Brezé nach kurzem Sinnen, es giebt Verhältniſſe, welche mir, die ich ſo fern vom Hofe lebte, nicht klar vor die Seele traten, deshalb —

Könnt Ihr meine Frage nicht beantworten, fiel ihr die Herzogin, ſie dadurch aus drückender Verlegenheit reißend, in die Rede. Ich glaub' es wohl — Geduldet Euch einen Augenblick! ſprach ſie, einige Male im Zimmer auf-

ıd abgehend. Frau von Brezé, ſagte ſie dann, hr habt ſowohl durch Euer angenehmes Aeu- ere, als durch Euer offenes, unbefangenes Be- ehmen, mein Herz gewonnen. Ich will Euch ohl, vertraut in dieſer Sache Euch mir an ıd folgt meinem Rathe. — Diana ergriff ihre and und küßte ſie vom innigſten Danke durch- rungen. Laßt Euch in Eurer Sänfte nach auſe tragen, fuhr die Herzogin fort, Jeder- ann darf wiſſen, daß Ihr in Paris ſeid, Nie- and Euch hier ſehen; verlaßt deshalb die Woh- ung nicht, bis ich Euch rufen laſſe, mehr kann h vor der Hand nicht ſagen. Geht und ver- ert nicht alle Hoffnung, nährt ſie aber nicht ı ſehr, denn es iſt ein gewagtes Spiel, das ich ir Euch miſche. Auf Wiederſehen! Sie ent- eß Diane, um zur Ausführung des ſchnell ent- orfenen Planes eben ſo ſchnell zu ſchreiten.

3.

König Franz ſaß eben mit der Herzogin von ngouleme in ſeinem Kabinet. Es waren un- ngenehme Nachrichten von dem Admiral Bon- ivet eingegangen, deſſen Heer durch die überle-

gene Macht der Verbündeten, zwiſchen den Teſſin und die Seſſa gedrängt, gegen den Feind, den Hunger und die Peſt zu kämpfen hatte. Der König war ſehr verſtimmt und mochte wohl ſelbſt ſeine Mutter, welche Bonnivet ſtets begünſtigte, die üble Laune haben fühlen laſſen, als die Herzogin von Alençon eintrat.

Du kommſt nicht zur guten Stunde, Margarethe! rief er ihr verdrießlich entgegen, lies, was mir Bonnivet ſchreibt. Er gab ihr mit Haſt den Brief. An allen dieſen Widerwärtigkeiten iſt bloß der Verrath Bourbon's Schuld, oder vielmehr ſind es die, welche durch ihre Cabalen ihn aus dem Vaterlande vertrieben, ſetzte er mit Bitterkeit hinzu, und ſein Blick traf dabei die Mutter. Ich weiß, fuhr er fort, daß Du Bonnivet nie wohl wollteſt, darum ſollſt Du auch heute meine üble Laune nicht empfinden; ſetze Dich zu mir, heitre mich durch Deinen Frohſinn auf; verſcheuche den Unmuth und nähre in mir die Hoffnung, daß binnen Kurzem meine Gegenwart bei'm Heere das Geſchehene wieder gut machen wird. Komm, ſetze Dich neben mir!

So bin ich wohl hier überflüſſig! ſagte die Herzogin von Angouleme empfindlich, Margare-

thens Frohsinn würde heute an mir seinen Zauber verschwenden, und ich möchte auch in so trüber Zeit mich nicht heiter stimmen lassen! Sie stand auf, der König suchte vergebens sie zurückzuhalten, sie ging.

Dem König, der stets nicht allein eine besondere Hochachtung und Verehrung für seine Mutter fühlte, sondern auch sehr schwach gegen sie war, war es schon jetzt leid, daß er sie seinen Unmuth hatte fühlen lassen, und der geliebten Schwester wurde es nicht leicht ihn heiter zu stimmen. Sie war heute der Frau von Brezé wegen zum Könige gekommen, mußte aber fürchten, daß sie bei seiner üblen Laune keinen günstigen Moment auffinden würde, doch versuchte sie durch allerlei Tändeleien und lustige Erzählungen des Königs traurige Gedanken auf heitere Gegenstände zu lenken. Es wollte ihr aber nicht recht gelingen, sie konnte ihn nicht von Mailand, von Bonnivet und dem Connetabel abbringen, und es entschlüpfte ihm sogar die Aeußerung, daß ohne seine Mutter und Bonnivet es nie zwischen ihm und Bourbon so weit gekommen wäre. Bald schien er den Connetabel zu entschuldigen, bald schwur er die bitterste Rache an ihm zu nehmen, je nachdem ihm seine

lebhafte Einbildungskraft die Sache in verschiedenen Farben zeigte. Er steht jetzt Bonnivet gegenüber! sagte er dann unmuthig, jener ist ein tapferer Soldat, dieser ein ausgezeichneter Feldherr: wenn Gott nicht hilft, so drängt er mit seinem überwiegenden Talente und dem stärkeren Heere Bonnivet aus Italien, noch ehe ich mit den Hilfsvölkern über die Alpen bin.

Mit Bourbon wird doch das Glück nicht ganz von Euch gewichen seyn? meinte die Herzogin.

Es ist ein Weib und deshalb niemals treu, stets flatterhaft.

Schon wieder das alte Lied, mein Bruder? Heute singt Ihr es und morgen laßt Ihr Euch dennoch wieder von einer Flatterhaften fangen.

Still, daß es die Chateaubriant nicht hört, unterbrach sie der König, zum ersten Male wieder lächelnd, ich würde von ihrer eifersüchtigen Laune einen langen Sermon vernehmen müssen.

Margarethe erfreut, ihn auf diesen, für ihn so anziehenden Stoff gebracht zu haben, reizte ihn durch Widerspruch immer noch mehr, führte ihm so manche Frau des Hofes als Beispiel der Treue auf, worüber sie der König verspottete und von jeder ihrer Heldinnen irgend eine zwei-

deutige Anekdote zu erzählen wußte. Wie viele dieser treuen Frauen hast Du nicht selbst in Deinem Heptameron geschildert, so trefflich geschildert, sagte er, laut auflachend, daß Jeder sie errathen kann, ohne daß Du sie nennst.

Und rechnet Ihr die Gräfin Chateaubriant auch unter die Flatterhaften? fragte Margarethe jetzt, um Recht zu behalten.

Hm! meinte der König, jedem Andern, außer Dir, würde ich diese Frage nicht verzeihen, Dir erwidere ich nur: Bonnivet! Mit diesem Namen, den er bei Frau von Chateaubriant wohl schon oft mit Bitterkeit mochte ausgesprochen haben, schien seine üble Laune wieder zurückkehren zu wollen, weßhalb Margarethe schnell einlenkte. Wißt Ihr schon, daß ein lange verborgener Stern an Eurem Himmel sich endlich im vollen Glanze zeigt? unterbrach sie das Gespräch.

An meinem Himmel, meinst Du, sei ein Stern aufgegangen? Gebe Gott, ein Glück verkündender! sagte der König ernst.

Das Kriegsglück kann er Euch nicht bringen, erwiderte Margarethe, aber es ist dennoch ein lieblicher Stern, wohl werth ihn in dem Kranze Eures Hofes zu sehen.

Sprich deutlicher! befahl der König unmuthig.

Die Gattin des Großſeneſchalls der Normandie iſt in Paris.

Diana von Poitiers? fragte er raſch.

So iſt es!

Hm! was ſie hierher geführt, ahne ich. Iſt ſie wirklich ſo ſchön, wie der Ruf von ihr ſagt? fragte Franz haſtig.

Sie iſt in der That ſehr ſchön! erwiderte die Herzogin, dieſe Friſche, dieſe Farben, dieſe regelmäßigen Züge ſah ich noch nie; mich dünkt, ſie ſei eine vollendete Schönheit, jedem Maler das ächte Vorbild einer Juno.

Wird ſie am Hofe erſcheinen?

Ich glaube wohl! So viel ich vernahm, iſt ſie hier für ihren Vater Gnade zu erbitten; ſie wird es wagen, vor dem verſammelten Hofe Eure Kniee zu umfaſſen und Eure königliche Milde in Anſpruch zu nehmen.

Thorheit! erwiderte der König, Du weißt, dergleichen öffentliche Auftritte haſſe ich. Wozu ſoll das führen? Soll ich mich ſchwach zeigen, ſoll ich den Hofleuten ein Schauſpiel zum Bekritteln geben? Laß ihr die Thorheit ausreden, oder thue es ſelbſt. Ueberdies habe ich unſerer

Mut-

Mutter mein königliches Wort gegeben, daß in dieſer Sache wenigſtens ein Opfer fallen ſoll; ſie hat St. Vallier dazu beſtimmt, wahrſcheinlich weil er unter allen ſeinen Anhängern Bourbon der Theuerſte war. Nie würde die Mutter mir mein Wort zurückgeben, nie würde ich es brechen.

Alſo muß ich der Armen, deren Gatte des Vaters Unglück herbeiführte, jede Hoffnung nehmen? Sollte die Mutter nicht zu bewegen ſeyn? Unſere vereinten Bitten fanden doch ſchon oft bei ihr Gehör.

Nur in nichts, was Bourbon betrifft! behauptete der König, überdies, ſetzte er, gleichgültig ſcheinend, hinzu, müßte ein triftiger Grund mich zur Begnadigung ſtimmen und jeder öffentliche Auftritt wegfallen. Glaubt ſie, mich ſprechen zu müſſen, ſo ſei es in meinem Kabinet. Die Herzogin verließ ihn nun, faſt des Gelingens ihres Planes gewiß.

4.

Die Nachrichten, welche vom Heere einliefen, waren nicht geeignet, den König zur Gnade ge-

gen die Anhänger Bourbons zu ſtimmen, der mit dem unter ſeinem Befehle ſtehenden Heerhaufen Bonnivet am meiſten drängte, ſo daß dieſer nur noch auf ſeinen Rückzug nach Frankreich denken konnte. Auch war zu dieſer Zeit der Herr von Imbaut wieder bei Hof eingetroffen, den der König zu Bourbon geſchickt hatte, ihm den Degen des Connetabels und den St. Michaels-Orden abzufordern. Er brachte Beides nicht; Bourbon hatte ſtatt deſſen ihm die bittere Antwort gegeben: Sagt Eurem Herrn, dem Könige, er habe mir den Degen des Connetabels ſchon an der Schelde abgenommen, als er den Befehl über die Vorhut dem Herzoge von Alençon gab; den Orden habe ich unter meinem Kopfkiſſen im Schloſſe Chantelle zurückgelaſſen. Der König war über dieſe Antwort aufgebracht, und auch bei der Herzogin von Angouleme fand Margarethe von Alençon kein geneigtes Gehör. Aber dennoch ließ ſich dieſe edle Fürſtin dadurch nicht abſchrecken, ſie beharrte in der Ausführung ihres Vorhabens, und ohne den König zu ſehr zu drängen — vielleicht kamen ihr ſelbſt einige Tage Aufſchub gelegen — brachte ſie es in einem glücklichen Augenblicke doch dahin, daß er Tag und Stunde beſtimmte,

wann er Frau von Brezé in seinem Kabinet empfangen wollte. König Franz mochte dies seiner Mutter vertraut haben, und diese suchte aus mancherlei Gründen die Zusammenkunft zu hintertreiben; ihr Haß gegen Bourbon war jetzt glühender als je, aber eben so sehr ihr Haß gegen die Gräfin Chateaubriant, die Geliebte des Königs. Diese zu kränken und St. Valliers Befreiung zu hintertreiben, ließ sie, ohne sich dabei zu compromittiren, die Chateaubriant von der Zusammenkunft und der Stunde unterrichten, in welcher Frau von Brezé im Kabinet des Königs erscheinen sollte.

Kurz vor der bestimmten Zeit trat statt St. Valliers Tochter die Gräfin durch die nur ihr zugängliche verborgene Thür bei dem Könige ein, schützte eine ganz andere Ursache vor, die sie so unverhofft zu ihm führe, und keine Bemühung, keine List des Königs konnte sie aus dem Kabinet bringen; Franz befand sich in augenscheinlicher Verlegenheit. Jeden Augenblick glaubte er, Frau von Brezé würde ihm gemeldet werden, und so wenig dies seiner Geliebten hinreichenden Grund zur Eifersucht hätte geben können, so konnte er doch leicht die Absicht errathen, welche sie so fest bei ihm zurück hielt.

Schon war eine Stunde verflossen und die Erwartete kam nicht, schon glaubte die Gräfin sie sei getäuscht worden, als dem Könige ein Billet seiner Schwester folgenden Inhaltes gebracht wurde:

Man kann zur bestimmten Stunde nicht kommen, daran ist mein verschwiegener Bruder selbst Schuld, später, wenn Liebe und Eifersucht Euch verlassen haben, wird man erscheinen.

Margarethe.

Von wem war das Billet? fragte die Gräfin schnell, nachdem der König es kaum gelesen hatte.

Von der Herzogin von Alençon! erwiderte er nun beruhigt.

O zeigt es mir! bat sie, aber der König legte das Billet zusammen und warf es auf den Tisch; da ihm jedoch die Unruhe seiner Geliebten nicht entging, sagte er in übler Laune: Die Unterschrift sollt Ihr sehen! den Inhalt aber wahrlich nicht, dazu steht des Königs Schwester zu hoch.

Die Gräfin fühlte sich durch diese Worte gekränkt, und da sie nun schon zwei Stunden vergebens gewartet hatte, entfernte sie sich dies-

mal zur großen Freude des Königs, dem die Ungeduld und die Gegenwart der Gräfin mehr als vorher das tête à tête wünschenswerth gemacht hatte. Kaum war er allein, so ließ er seine Schwester davon benachrichtigen; aber es verging wieder eine Stunde, und Frau von Brezé erschien immer nicht; endlich öffnete sich die Thüre des Kabinets und — die Herzogin von Alençon trat ein.

Du? — rief Franz erstaunt.

Jetzt ich, aber draußen steht eine Harrende. Darf sie eintreten?

Natürlich! — erwiderte der König, dem sonderbarer Weise zwei Frauen, deren Gegenwart ihm sonst angenehm war, die Geliebte und die Schwester, heute lästig wurden. Die Herzogin entfernte sich, um sofort, eine Verschleierte an der Hand, zurückzukehren, die aber sogleich beim Eintreten in das Kabinet den Schleier fallen ließ; sie stellte sie dem Könige als Frau von Brezé vor. Dieser schien anfangs von ihrem Anblicke weniger überrascht, als die Herzogin es vielleicht erwartet hatte, wozu aber wohl eine gewisse Aengstlichkeit und ein scheues furchtsames Betragen, mit dem die Fremde sich dem Könige nahte, viel beitrug. Sire! sprach sie

endlich, Muth faſſend und ſich dem Könige zu Füßen werfend, ich Unglückliche bin hier, Ew. Majeſtät um Gnade für meinen Vater anzuflehen; ſeid barmherzig gegen einen Mann, der Euch ſtets treu gedient, dem man keinen Theil an dem Vergehen des Herzogs von Bourbon zur Laſt legen kann, als daß er ſeinen Freund und Verwandten nicht verrathen wollte.

Der König hatte, während ſie geſprochen, das reizende Geſicht, die ſchöne Geſtalt der Unglücklichen mit Wohlgefallen betrachtet; er hob ſie auf und erwiderte freundlich, wie er es immer gegen ſchöne Frauen war: Es thut mir leid, Frau von Brezé, Eure Wünſche in dieſem Augenblicke nicht befriedigen zu können. Das Vergehen Eures Vaters iſt zu groß, als daß ich mein Herz allein ſprechen laſſen dürfte, das Wohl des Staates verlangt ſtrenge Gerechtigkeit.

Laßt Euer Herz allein reden, Sire! Verzeihen zu können iſt das ſchönſte Recht der Könige.

Ich will mit meinem Kanzler die Sache überlegen, erwiderte er, immer freundlicher und milder werdend. Glaubt mir, es wird mir ſchwer, Euch eine Bitte abſchlagen zu müſſen.

Ich würde Ew. Majestät dankbarste Dienerin seyn, sagte sie rasch, durch des Königs Güte, durch seinen freundlichen Blick ermuthigt, mein Leben, Alles würde ich Euch willig opfern, Sire!

Alles? wiederholte der König lächelnd. Ich werde mit meinem Kanzler sprechen, sagte er noch einmal. Kommt morgen um dieselbe Stunde wieder, doch ist es nicht nöthig, daß Ihr meine Schwester, die Herzogin von Alençon, dabei belästigt; mein Kabinet soll für Euch um diese Stunde sicher geöffnet seyn. Die Dame verbeugte sich, küßte des Königs Hand und entfernte sich.

Nun, habe ich zu viel von ihrer Schönheit gesagt? — fragte die Herzogin.

Du hast wohl etwas geschmeichelt — erwiderte der König. Es ist eine schöne Frau, frisch und blühend, als hätte sie sich eben erst entfaltet; schöne Farben, feurige Augen; kurz ihr ward Alles, um ihren Besitz wünschenswerth zu machen, aber die regelmäßigen Züge und die junonische Gestalt vermisse ich, sie ist nur eine reizende Hebe, ganz geschaffen dem Götterkönig den mit Nektar gefüllten Becher zu kredenzen.

Die Herzogin lächelte, bat nochmals für ih-

ren Schützling, und ohne eine beißende Bemerkung über seine Aeußerung zu machen, daß Frau von Brezé bei ihrer morgenden Audienz sie nicht belästigen möge, verließ sie den König mit der Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, St. Vallier zu befreien.

5.

Frau von Brezé, nur mit dem Gedanken an die Rettung ihres Vaters beschäftigt, glaubte sich nicht allein auf die Protection der Herzogin von Alençon verlassen zu können, sie hielt auch für zweckmäßig noch einen andern, ihr sehr schweren Weg einzuschlagen um die Gnade des Königs zu bewirken; sie ging am andern Tage zu der Gräfin Chateaubriant. Diese, als Schwester des Marschalls Lautrec, zur Partei des Connetabels gehörend, und in stetem Kampfe mit der Herzogin von Angouleme um den Einfluß auf den König, versprach ihr Unterstützung, und hatte auch den festen Vorsatz sie ihr thätig zu leisten, nur warnte sie Frau von Brezé, sich nicht im Geheimen an den König zu wenden, sondern ihr die ganze Leitung dieser Angelegen-

heit zu überlassen. Da gestand ihr Frau von Brezé in höchster Verlegenheit, daß sie sich schon an die Herzogin von Alençon gewendet und diese ihr ihre Protection versprochen habe. Der Gräfin schien dies unangenehm zu seyn, doch sagte sie nach kurzem Nachdenken: Die Herzogin ist zu edel, um Euch täuschen zu wollen, schenkt ihr auch ferner Euer Vertrauen, nur hütet Euch vor einer geheimen Zusammenkunft mit dem Könige, setzte sie halb warnend, halb drohend hinzu. Frau von Brezé versprach, den Rath oder vielmehr die Warnung zu befolgen, und entfernte sich mit neuen Hoffnungen bereichert.

Mit aufrichtigem Herzen hatte die Gräfin der Unglücklichen Schutz und Hilfe zugesagt, und war deshalb um so empfindlicher berührt, als sie durch den nämlichen Kanal, durch welchen ihr am vorigen Tage die Nachricht des tête à tête geworden, erfuhr, daß Frau von Brezé heute wieder in das Kabinet des Königs beschieden sei, und auch zu kommen versprochen habe. Daß sie heute nicht getäuscht werde, machte ihr der Umstand um so wahrscheinlicher, daß sie in der Dämmerung ein Billet von dem Könige erhielt, worin er ihr anzeigte, sie heute nicht besuchen zu können, da er den Abend bei seiner Schwe-

ſter zubringen müſſe. Dies beſtimmte ſie, ſich, es koſte was es wolle, Licht in der Sache zu verſchaffen. Noch ehe die beſtimmte Stunde ſchlug, begab ſie ſich in aller Stille nach dem Palaſte der Tournellen, ſchlich aus den dort für ſie beſtimmten Gemächern unbemerkt nach dem Kabinet des Königs und lauſchte. Hier war anfangs Alles ruhig, nur hörte ſie zuweilen den König auf- und abgehen, gleich darauf aber eine Thür ſich öffnen, und ſie vernahm dann folgendes Geſpräch:

Ich freue mich, Euch hier zu ſehen, ſchöne Frau, ſeid mir willkommen! ſagte der König.

Sire! erwiderte eine Dame, die ſich wahrſcheinlich dem Könige zu Füßen werfen wollte, denn dieſer ſagte huldvoll: Nicht zu meinen Füßen, ſteht auf! Was ich für Euch thun kann, ſoll ſicher geſchehen.

O ſprecht nur das Wort Gnade aus, Sire! rief ſie leidenſchaftlich, ſprecht es aus und beglückt mich!

Ihr verlangt viel, ſchöne Frau, und vertraut Eurem Liebreiz vielleicht zu ſehr. — Doch würdet Ihr auch, wie Ihr es geſtern mir verſpracht, dankbar ſeyn, wenn ich ſelbſt wider Willen, Euren Wünſchen Gehör gäbe?

Bei'm allmächtigen Gott! rief ſie, ich werde es mit Freuden! Nur gebt mir Euer königliches Wort, daß Ihr den Grafen St. Vallier begnadigen wollt, und, ſo wahr mir Gott einſt meine Sünden vergeben mag, was Ihr auch von mir verlangt, es ſei Euch gewährt!

Ich gebe Euch mein Wort, Euren Vater zu begnadigen.

Nennt ſeinen Namen, Sire! bat die Dame, gebt mir die Verſicherung, daß Ihr Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier, begnadigen wollt!

Es iſt mir auffallend, ſchöne Frau, daß Ihr ſo bedächtig und vorſichtig, wie ein Parlamentsrath, Euch gegen mich benehmt! ſagte jetzt der König, nun ich will auch dieſen Wunſch erfüllen. Ich gebe Euch mein königliches Wort Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier zu begnadigen.

Gebt mir Eure ritterliche Rechte, Sire! bat die Dame. Der König mochte ſie ihr reichen, denn es erfolgte eine Stille, aber nun hielt die Gräfin Chateaubriant nichts mehr zurück, ſie öffnete ſchnell die Tapetenthür und trat in das Kabinet. Hier ſah ſie eine Dame, deren Geſicht auf der Schulter des Königs ruhte, in deſ-

ſen Armen. Franz fuhr, als er ſie erblickte, laut auf: Was ſoll das? Was wollt Ihr hier? ſagte er zornig und ließ die Erſchrockene aus ſeinen Armen, die hocherröthend und zitternd ſich vor der Gräfin verbeugte und unzuſammenhängende Worte ſtammelte, bis der König ſich ihr nahte und ſagte: Dame ich erſuche Euch, mich jetzt zu verlaſſen, mein Wort halte ich gewiß — Haltet das Eurige! raunte er ihr leiſe zu.

Madame! wandte er ſich nun, als ſie allein waren, zu der Gräfin, Eure Eiferſucht langweilt mich, ich werde den Schlüſſel zu dieſer verborgenen Thüre Euch abfordern laſſen, da Ihr meine Güte auf dieſe Weiſe mißbraucht.

Die Gräfin öffnete die Thür, nahm den noch ſteckenden Schlüſſel und reichte ihn dem Könige. Nehmt ihn, Sire! ſprach ſie mit unterdrückter Empfindlichkeit — Was ich hier ſah —

Was ſaht Ihr? fuhr der König heftig auf, eine Unglückliche, die von Dankbarkeit ergriffen, zu meinen Füßen ſtürzen will, welche ich aufhebe und die ſo erſchüttert iſt, daß mein Arm ſie unterſtützen muß, damit ſie nicht zuſammenſinkt.

Sie muß ſehr reizbare Nerven haben, bemerkte die Gräfin ſpöttiſch.

Ich glaube wohl, fiel ihr der König mit gleichem Spott in die Rede, Ihr thätet für Euren Gatten nicht die Hälfte von dem, was Frau von Brezé für ihren Vater thut.

Frau von Brezé? — fragte die Gräfin Chateaubriant verwundert, war das Frau von Brezé?

Nun, wer anders? erwiderte König Franz, es war die Gattin des Großſeneſchalls, die um Gnade für ihren Vater bat.

Die Dame, die eben jetzt das Kabinet verließ, war Frau von Brezé, die Tochter St. Valliers?

Nun ja! — Was zweifelt Ihr daran?

Sire! fiel ihm hellauflachend die Gräfin in die Rede, das war Frau von Brezé nicht!

Thöriger Scherz, der heute eben nicht am rechten Orte angebracht iſt! ſagte der König empfindlich.

Sire! wiederholte die Gräfin, das war Frau von Brezé nicht!

Bei'm Teufel, wer war es denn? fuhr der König heftig auf.

Kann ich wiſſen, Sire, wem Ihr in Eurem

Kabinete eine Audienz gebt? erwiderte die Grä-fin, und auch ſie konnte die üble Laune nicht länger unterdrücken, in welche dieſe Begeben-heit ſie verſetzt hatte.

Ihr werdet bitter, Madame, Ihr langweilt mich, ſagte der König, heftig auf- und abge-hend.

Ich glaube es unter dieſen Umſtänden wohl, deshalb, Sire —! Sie verbeugte ſich und ging nach der offenen Thüre des Gemachs.

Wohin? — rief der König.

Wo ich Niemand läſtig, Niemand langwei-lig bin; nach Hauſe.

Ihr bleibt!

Ich ſoll bleiben? ſoll hier bleiben, nach dem, was ich hörte und ſah?

Ich befehle es!

Ich bin keine Odaliske, Sire! — ſprach ſie ſtolz und ging.

Madame! rief der König zornig.

Sire! erwiderte ſie, ſich nach ihm wendend.

Wißt Ihr, wie weit es von Paris nach dem Schloſſe Eures Gatten iſt?

Mehrere Tagereiſen, Sire, antwortete ſie, doch bedarf es nur eines Augenblicks, um den Entſchluß zur Reiſe zu faſſen. Befehlt! —

Der König schwieg. — Sagt mir, begann er nach einer Pause, in der er mit sich gekämpft, und wo seine Neigung über den augenblicklichen Unmuth gesiegt haben mochte, wie kamt Ihr auf den sonderbaren Einfall, zu behaupten, die Dame, die mein Kabinet verließ, sei nicht Frau von Brezé?

Weil ich Frau von Brezé kenne, weil ich sie noch heute früh sah, sie bei mir sah, erwiderte die Gräfin.

So seid Ihr getäuscht worden.

Oder Ew. Majestät!

Ich? Gewiß nicht! behauptete der König, die Herzogin von Alençon stellte sie mir gestern vor. — Die Gräfin lächelte höhnisch — Was soll dieses Lächeln? Wollt Ihr von Neuem meinen Zorn reizen?

Nein, Sire! Aber daß Ihr der Getäuschte seid, bin ich gewiß, sagte Frau von Chateaubriant zuversichtlich. Allein, da die Herzogin von Alençon dabei im Spiele ist, fürchte ich nichts und glaube, daß sie einen Scherz, oder eine edle Absicht dabei im Sinne hatte, die mir jedoch unerklärbar ist.

Der König wurde nachdenkend; ihm fiel ein, daß jene Dame, als er ihr versprach ihren Va-

ter zu begnadigen, darauf drang, er solle den Namen des Grafen St. Vallier aussprechen, dies machte ihn doch ein wenig mißtrauisch. Er schellte und befahl dem Kammerdiener zu der Herzogin von Alençon zu gehen und ihr, wo sie auch sei, wäre es selbst bei der Mutter, zu sagen, daß sie sich sogleich zu ihm verfüge.

So erlaubt wenigstens, Sire, daß ich mich jetzt entfernen darf! bat Frau von Chateaubriant.

Nein, ich bitte Euch, bleibt! erwiderte der König, und der Ton seiner Stimme sagte der Gräfin, daß sie nichts mehr zu fürchten habe, bleibt! befahl er, ich muß klarer in der Sache sehen.

Was könnte meine Gegenwart hierzu nützen? antwortete die Gräfin, Ihr wißt, wie ungern ich, und am meisten in diesem Kabinete den beiden Herzoginnen gegenüber stehe; erlaßt mir diese Verlegenheit. So viel es mir der Anstand befiehlt, beuge ich mich völlig vor ihrem Stolz, hier könnte ich mich leicht vergessen. Ich werde in meinem Gemach Eure Befehle erwarten.

Der König sah ein, daß es ihn nur in Verlegenheit setzen könne, die beiden sich Widersprechenden einander gegenüber zu stellen, und

er

er entließ ſeine Geliebte. Kurz darauf trat die Herzogin von Alençon bei ihm ein.

Was iſt vorgefallen? fragte ſie ängſtlich auf den König zugehend, der im Armſtuhl ſaß und ihr winkte, ſich neben ihn zu ſetzen.

Margarethe, erwiderte er, und zwang ſich zu lächeln, ich bin hintergangen worden!

Von wem? fragte ſie, faſt ahnend, was dieſe Frage ſolle.

Von einem Weibe.

Das wird nicht das letztemal ſeyn, meinte die Herzogin.

Ich glaube es ſelbſt, denn wer Eurem Geſchlechte traut — doch hiervon ein ander Mal. War die Dame, welche Du mir geſtern vorſtelltest, Frau von Brezé, die Gattin des Großſeneſchalls der Normandie?

Keine Andere!

Und doch wollte man heute behaupten, ſie ſei es nicht geweſen.

Thorheit! rief lachend die Herzogin.

Schweſter, meinte der König ernſt, ſage mir die Wahrheit! Du weißt, ich dulde gern Deine Scherze, Deine neckende Laune, denn ſelten liegt etwas Böſes dabei im Hintergrunde, aber ſollteſt Du den Scherz zu weit treiben wollen —

nswunsch sank mit ihm in die Gruft, denn die Krie-
r, wovon viele ihn hatten fallen sehn, mußten auch im
inde die Tapferkeit ehren. Späterhin ließ der Herzog
n Burgund dem jungen Helden ein prachtvolles Denk-
l setzen, das zur Zeit Karls V. noch stand; es wurde
och mit der Kirche St. Bavons zerstört, als der Kai-
auf der nämlichen Stelle eine Citadelle bauen ließ.

20.

Artevelde saß indessen einsam in seinem Gemache;
cens muthiges Benehmen hatte ihn nachdenkend gemacht
d ihn, er wußte selbst nicht weshalb, verstimmt. Ein
ickendes Gefühl, das ihm die Brust beklemmte, hatte
vermocht, das feierliche Leichenbegängniß seines Tod-
ndes zu veranstalten, den er noch gestern den Raubthie-
vorzuwerfen gesonnen war. Er hatte sich gleich dar-
, als ihn Alice verließ, den Triumph nicht versagen
nen, seinen gefallenen Feind noch einmal zu sehen;
r sein Triumph wurde ihm verbittert; die klaffende
irnwunde, der Myrthenkranz, der sie umschlang, das
che, ernste Todtengesicht hatte ihn, der sonst mit Blut
Tod zu spielen gewohnt war, furchtbar erschüttert.
Wird mir dereinst" sprach er, als er mit verschränkten
nen neben dem Todten stand „wird mir dereinst eine
ende Hand die Myrthe um meine kalten Schläfen win-
, eine treue Hand mir die Augen zudrücken? — Ich
nde kaum!" — Er verließ den Todten und als ihm
Botschaft von seiner Gattin kam, gab er sogleich den

Die Herzogin küßte ihn und ſchloß ihm mit dem Schweſterkuſſe den Mund. Wahrlich, ſprach ſie dann, an den Scherz habe ich bei Frau von Brezé weniger gedacht, als an den Ernſt, denn mich dauert die arme Frau, und ich würde zur Rettung ihres Vaters das Aeußerſte wagen. Habt Ihr die Sache ernſter genommen, als ich ahnen konnte, deſto beſſer.

Alſo die Dame, welche Du mir geſtern vorſtelltest —

Iſt Frau von Brezé — fiel ihm die Herzogin in die Rede.

Warte einen Augenblick! — ſagte er, nahm eine Wachskerze und eilte damit ſchnell nach den Gemächern der Chateaubriant, die er zu ſeinem Erſtaunen leer fand; verdrießlich kehrte er zurück.

So verſtimmt? fragte ihn jetzt die Herzogin, ich dächte nach einer edlen Handlung, denn gewiß habt Ihr der Unglücklichen die Begnadigung St. Valliers zugeſagt, müßte ein König in der heiterſten Stimmung ſeyn.

Ich habe der Räthſelhaften mein Wort gegeben, den Grafen St. Vallier zu begnadigen.

Da ſei Gott gelobt! — rief ſie freudig aus

und ſank in die Arme ihres Bruders, der Unglückliche iſt gerettet.

Du nimmſt warmen Theil an den Anhängern des Connetabels, unterbrach ſie der König, ich weiß, Margarethe, Du biſt ihm gewogen Eure Herzen fanden ſich, als es zu ſpät war ſie zu vereinen.

Ja, mein Bruder, ich läugne es nicht; hätte ich mein Herz ſprechen laſſen dürfen, es ſtünde beſſer um Dich und Dein Heer. Doch laß uns davon ſchweigen, verwunde dies Herz nicht mehr, aus dem ich ihn in dem Augenblicke verbannte, in welchem er dem Vaterlande den Rücken kehrte. — Gute Nacht!

Sie entſchlüpfte ihm und ließ ihn allein. Der folgende Tag muß das Räthſel löſen, murmelte er vor ſich hin. Wehe dem, der ſein Spiel mit mir trieb!

Als der König am andern Morgen aus dem Conſeil wieder in ſein Kabinet trat, fand er die Gräfin Chateaubriant dort ſeiner harrend. Wo waret Ihr geſtern Abend? rief ihr Franz entgegen.

Ich ließ mich nach meinem Hotel tragen, fürchtend, Ew. Majeſtät möchte mich doch der Herzogin von Alençon gegenüber ſtellen wollen,

erwiderte die Gräfin. Nicht wahr, Sire, daran that ich Recht?

Vielleicht! murmelte der König, der im Conſeil ſich eben nicht die beſte Laune geholt zu haben ſchien.

Zu Hauſe, fuhr die Gräfin fort, fand ich Frau von Brezé.

Nun?

Und überzeugte mich nochmals, daß Ihr getäuſcht ſeid, Sire, fuhr ſie fort. Diana von Poitiers iſt eine ſtolze Frau und fühlte ſich tief gekränkt, als ich ihr ſagte, daß eine Andere es gewagt, ſtatt ihrer unter die Augen ihres Königs zu treten. Wollt Ihr die Ueberzeugung, daß Ihr getäuſcht ſeid, ſo verfügt Euch nur heute zu Eurer Mutter, dort ſind die Damen des Hofes verſammelt und auch Frau von Brezé wird gegenwärtig ſeyn.

Die Ankunft der Herzogin von Angouleme wurde in dieſem Augenblicke gemeldet, das Geſpräch war abgebrochen, die Gräfin entſchlüpfte durch die Tapetenthür und die Herzogin trat ein.

Ich höre, daß man Euch beſtürmt, mein Sohn, den Grafen St. Vallier zu begnadigen, hob des Königs Mutter an, ich vernahm ſogar, daß die Gattin des Großſeneſchalls der Nor-

mandie bei Euch deshalb eine geheime Audienz gehabt habe.

Da seid Ihr vielleicht gut, vielleicht schlecht unterrichtet worden, Mutter, fiel ihr der König in die Rede.

Die Dame wird heute durch ihre Tante, die Frau von Laval, mir vorgestellt werden. Sie soll schön seyn, betonte die Herzogin und ihr stechender Blick traf dabei den König.

Wohl möglich! — sagte dieser ziemlich gleichgültig.

Ihr sprecht Eure Meinung so unbestimmt aus; hat sie vielleicht nicht Gnade vor Euren Augen gefunden? Der König schwieg. Ich komme, fuhr sie kopfschüttelnd fort, denn das Benehmen des Königs war ihr auffallend, ich komme, Sire, Euch an Euer Versprechen zu erinnern und Euch zu bitten, jetzt besonders, wo der Verräther die Haupttriebfeder der feindlichen Unternehmungen in Italien ist, keinen seiner Mitschuldigen zu begnadigen; diese am unrechten Orte geübte Milde müßte Eure treuen Diener kränken, die endlich, und mit Recht, ein Beispiel der Strenge in dieser Sache erwarten.

Mutter! nahm der König das Wort, berührt heute wenigstens diese Saite nicht, von Eurer

Hand gegriffen tönt sie mir manchmal widrig, denn wer trägt von allen dem die Schuld? — Darum laßt uns von Bourbon und seinem Verrathe schweigen, und sagt den treuen Dienern, die sich so sehr nach einem Beispiel meiner Strenge sehnen, sie möchten sich hüten in mir nicht selbst einen strengen König zu finden. Zu welcher Stunde versammeln sich die Damen des Hofes bei Euch? fragte er dann ablenkend die Herzogin, welche, den Grund seiner übeln Laune nicht ahnend, darüber zwar verwundert, jedoch nicht besorgt war, denn diese Laune dauerte selten, am wenigsten gegen sie lange. Sie beantwortete die Frage, bat, sie mit seiner Gegenwart zu beglücken und entfernte sich dann bald. Der König bestieg in seinem Unmuthe ein Roß und ritt auf die Jagd.

6.

Die Damen waren schon in dem Saale versammelt, wo des Königs Mutter den Hof zu empfangen pflegte. Es war auf der einen Seite ein schöner Kranz frischer, duftender Blüthen, auf der andern ein welker, halb verblühter, wohl

gar entblätterter Kranz, sich nur an Erinnerungen labend, wenn jener an Hoffnungen sich ergötzte. Da trat die alte Frau von Laval, von Frau von Brezé gefolgt, ein, und bald waren Aller Augen auf die Junogestalt, auf das ernste und doch so anziehende Antlitz der zwei und zwanzigjährigen Frau gerichtet, die mit stolzem Anstand in den Kreis trat, als ob sie hier schon lange als die Schönste geglänzt hätte. Freundlich begrüßt, neidisch betrachtet, folgte sie der Frau von Laval, die sie bald hier, bald da, doch stets der Etikette nach, den Damen vorstellte, als die beiden Herzoginnen eintraten. Kaum hatten sie ihren Platz eingenommen, als Frau von Laval mit ihrer Nichte auf sie zutrat. Hoheit! redete sie die Herzogin von Angouleme an, ich habe die Ehre, Euch meine Nichte, die Gattin Ludwigs von Brezé, Grafen von Maulevrier, Großseneschalls der Normandie, die Tochter des Grafen St. Vallier vorzustellen, und sie, so wie ihren unglücklichen Vater Eurer Gnade zu empfehlen.

Seid mir willkommen! sagte die Herzogin, der Frau von Brezé die Hand zum Kusse reichend, welche, sich tief neigend, die Hand küßte, aber schwieg; Ihr seid zum ersten Male in Paris? fragte nun die Herzogin.

Ja, Hoheit! erwiderte Diane. Die Herzogin von Angouleme, vermuthend sie werde um Gnade für ihren Vater bitten, wartete noch einen Augenblick, Frau von Brezé aber schwieg, und nun gab sie ihr das Zeichen, daß sie sich entfernen könne. Frau von Laval stellte sie jetzt der Herzogin von Alençon vor, die, sie freundlich bei der Hand fassend, sagte: Wir kennen uns schon, Frau von Laval, es bedarf hier keiner weiteren Vorstellung! und nachdem sie Dianen einiges Verbindliche gesagt hatte, raunte sie ihr leise zu: Ihr werdet sicher mit mir zufrieden seyn.

Ich glaube es kaum! war die kurze Antwort der Frau von Brezé.

Wohl eine Stunde war unter mancherlei Gesprächen vergangen, als der König in die Versammlung trat. So manches jugendliche Herz mochte bei dem Anblicke des in der frischesten Blüthe seiner Jahre stehenden schönen Mannes unruhig klopfen; auch das Herz Dianen's von Poitiers schlug heftig, aber nicht Sehnsucht nach dem ritterlichen Fürsten war es, was es bewegte, der beleidigte Stolz regte es auf. Der König, von ihrer Anwesenheit unterrichtet, durchschweifte rasch den Kreis der Frauen, und bald blieb seine Auge auf die herrliche, Alles über-

ſtrahlende Geſtalt geheftet. Das muß ſie ſeyn! dachte er, und nachdem er ſeine Mutter begrüßt hatte, fragte er ſie: Iſt jene junoniſche Geſtalt neben Frau von Laval die Gattin des Großſeſchalls? Die Herzogin nickte bejahend und der König, ſeiner Schweſter einen unfreundlichen Blick zuwerfend, ſchien nur Augen für Diane von Poitiers zu haben.

Dieſe, durch des Königs Blick unangenehm berührt, doch nicht verlegen, trat jetzt plötzlich an der Hand ihrer Tante aus dem Kreiſe vor und ging mit ſtolzen Schritten auf den König zu. Sire! ſprach ſie, das Knie vor ihm beugend, ich wage es, Ew. Majeſtät um Gerechtigkeit und Gnade anzuflehen; um Gerechtigkeit wegen der Beleidigung, die man mir angethan, ſich unter meinem Namen in das Kabinet Ew. Majeſtät zu begeben, um Gnade für meinen unglücklichen Vater zu erbitten, der den Connetabel, ſeinen Freund, ſtets ermahnte dem Könige treu zu bleiben, der Alles that, ihn von ſeinem Vorhaben abzuwenden, und der nur darin fehlte, daß er ſeines Freundes Verräther nicht wurde. Begnadigt ihn, Sire, bat ſie, das ſchöne Auge nach ihm aufſchlagend, ſeid gerechter gegen ihn, als ſeine Richter, und ſtraft die kühne Perſon, die

es wagte unter dem Namen Diane von Poitiers vor Ew. Majestät Augen zu treten.

Der König befahl ihr aufzustehen, und so tiefen Eindruck auch das nach ihm aufgeschlagene dunkle Auge, die vor ihm knieende schöne Gestalt auf sein Herz gemacht haben mochte, war es ihm doch ärgerlich, daß die Bittende einen Vorfall berührt hatte, der diesem Frauenkreise Stoff zu allerlei Vermuthungen geben mußte. Was Eure Bitte um Gerechtigkeit betrifft, so seid Ihr im Irrthum, Niemand durfte es wagen unter erdichtetem Namen mir zu nahen, deshalb, sprach er und sein Blick traf dabei die Schwester, war Euer Gesuch überflüssig. Was Euren Vater betrifft, so mag er seine Unschuld vor den Richtern beweisen; bei so schweren Verbrechen wäre Gnade nur Schwäche.

Gott ist allmächtig und seine Gnade waltet über Allen, sagte Frau von Brezé mit tiefem, schmerzlichem Gefühle, nie kann die Gnade eines Königs, wenn sie einen Unglücklichen trifft, Schwäche seyn. Richter sind Menschen, können irren und sprechen selten rücksichtslos; schon oft widerrief das Parlament selbst seinen früheren Urtheilsspruch. Deshalb wage ich es, mich noch ein Mal bittend an Ew. Majestät zu wen-

den, seid großmüthig, nnd wäre wirklich sein Vergehen zu bestrafen, so vergebt!

Nichts weiter davon! unterbrach sie der König verlegen, da er wohl den Eindruck fühlte, den die schöne Frau auf ihn machte, und er sich doch, besonders in Gegenwart seiner Mutter nicht schwach zeigen wollte. Hauptsächlich aber hatte ihn das Benehmen der Herzogin von Alençon in dieser Angelegenheit aufgebracht.

Frau von Brezé, die bei des Königs mit Unmuth gesprochenen Worten einen Schritt zurückgetreten war, und sich eben verbeugen und entfernen wollte, trat noch ein Mal vor. Sire! sprach sie, und ihr ganzes Benehmen war Stolz und Achtung gebietend, ist es der Tochter erlaubt, den Vater im Gefängnisse zu besuchen?

Sein Kerker soll Euch geöffnet werden, so oft Ihr es begehrt, erwiderte der König, wandte sich dann zu seiner Schwester, ihr sagend: Ich erwarte Dich in meinem Kabinet! — empfahl sich seiner Mutter und verließ die Versammlung.

7.

Die Herzogin von Alençon fand den König höchst aufgebracht in seinem Zimmer auf- und

Befehl, in aller Eile den Grafen mit möglichſtem Gepränge zur Erde zu beſtatten.

Als er am Abend erfuhr, Alice ſei wieder zurückgekehrt, ſei, ohne ihn zu begrüßen, auf ihr Zimmer gegangen, ward er unruhig, es war ihm unangenehm und doch hielt ihn eine gewiſſe Scheu zurück, ſie aufzuſuchen. Es war das erſtemal, daß er ſich ſcheute, ihr unter die Augen zu treten und er zürnte mit ſich ſelbſt, daß er die mahnende Stimme nicht unterdrücken konnte, die ihm zurief: „er habe Unrecht an ihr gehandelt"

In dieſer Stimmung traf ihn Peter Dubois „Artevelde!" ſprach er im Hereintreten „Ich habe noch gar nicht Gelegenheit gehabt, Euch Glück zu wünſchen; nun ſo geſchehe es jetzt. Das Unternehmen iſt Euch auf eine glänzende Weiſe gelungen und der Sieg, den Ihr über das Häuflein Edle davon getragen habt, iſt freilich dem glänzendſten Siege gleich zu achten, denn er hat Euch von einem glücklichen Nebenbuhler befreit."

„Schweigt!" rief Artevelde unmuthig „Berührt dieſe Saite nicht mehr, wenn Ihr mich nicht zum Zorne reizen wollt."

„Er ſoll wacker gefochten haben, erzählen die Kriegsleute, die zugegen waren" fuhr Dubois, unbekümmert ſeines Zornes, fort „Wie ein Eber, dem der Bolzen in den Weichen ſitzt, ſoll er ſich geſtellt und manchen von Eurer Leibwacht niedergeworfen haben —"

„Er wehrte ſich brav!" fiel ihm Artevelde in die Rede, durch die Rückerinnerung an den Kampf von ſeinen düſtern Gedanken abgelenkt „Ihr hättet ihn ſehen ſollen, wie er auf ſeinem hohen Streitroſſe ſaß — ich hatte ihn

abgehend, doch kannte sie ihn zu gut und ließ sich durch den zornigen Blick, der sie traf, nicht im mindesten außer Fassung bringen.'

Ich bin sicher hierher beschieden, um Euch über mein Verfahren, denn Scherz kann ich es nicht nennen, Rechenschaft zu geben. Ich will Euch, meinem Könige und Herrn, aber auch herzgeliebten Bruder, freiwillig Beichte ablegen, als wäret Ihr Pater Stephanus, mein Seelsorger.

Der König schien kaum auf ihre Worte zu hören.

Frau von Brezé, fuhr sie fort und stellte sich an das Bogenfenster, in welches Franz der Erste die, das weibliche Geschlecht so verhöhnenden Worte geschrieben hatte, Frau von Brezé kam vor einiger Zeit zu mir, die bei mir gewiß vergebliche Bitte zu thun, mich für ihren Vater zu verwenden.

Vergebliche Bitte? wiederholte der König.

Ja wohl vergeblich, denn welche Bitte wäre mir wohl schon vom Könige gewährt worden? —

Aber desto mehr von dem Bruder! fiel ihr Franz in die Rede.

O ja, der Bruder überhäuft mich oft mit Güte, denn seine Liebe waltet dann ohne Zwang,

und sie vergißt auch Schwester Margarethe nicht, aber des Königs Willen binden so viele — sie stockte.

Rede weiter, nur immer zu! Mich dünkt, Du wendest die Spitze des Wurfspießes geschickt nach mir, statt daß sie Dich treffen sollte.

Des Königs Wille, spann die Herzogin den Faden wieder an, ist oft zu sehr in der Hand der Liebe, auch wohl der Freundschaft, meist aber in der Hand kindlicher Verehrung, für Schwesterliebe hat er kein Ohr. — Doch ich fühle mich in meiner Stellung zu glücklich, um mich beklagen zu wollen; darum schnell wieder zu Frau von Brezé, damit ich meine Beichte bald ende. Frau von Brezé also kam zu mir, bat mich um meine Verwendung, und ich gestehe meine Schwäche, es machte mir Freude, sie ihr zu gewähren.

O ja! fuhr der König auf, Alles, was das Glück hat, Bourbon anzugehören, ist Deines Schutzes gewiß; Dein Herz hängt so treu an diesem Manne, wie er mich treulos verließ.

Die Herzogin erwiderte auf diese Bemerkung kein Wort und verbarg ihre Empfindlichkeit.

Nun, habe ich etwa Unrecht, Dame Margarethe? fuhr er heftiger werdend fort, liegt Dir

nicht schon lange das Schicksal des Connetabels mehr am Herzen, als das Schicksal Frankreichs?

Beim allmächtigen Gott, nein! rief sie aus und trat mit sichtbarer Aufregung dem Könige näher, doch schnell sich fassend ergriff sie seine Hand, und wie sie es nur selten, nur in dem Augenblick der höchsten Rührung that, redete sie ihn mit dem traulichen Worte: Bruder! an. Warum diese bittern Erinnerungen wecken? Gedenkst Du noch jenes Augenblickes, als Du auf dem Schlosse zu Blois mit thränenden Augen in mein Gemach tratest und mir die Nachricht mittheiltest, König Ludwig wolle Dich mit seiner Tochter Claudia vermählen? Du warst außer Dir, obgleich keine andere Neigung Dein Herz fesselte. Da habe ich Dich getröstet, wie es der Schwester geziemte, habe Dich durch mein eigenes Beispiel getröstet. Sie ward Deine Gemahlin und hast Du Dich glücklich gefühlt, auch ohne Sehnsucht im Herzen? Als ich dem Herzoge von Alençon meine Hand geben mußte, liebte ich Carl von Bourbon mit der Gluth der ersten Liebe; Alençon hat mich nicht gelehrt, ihn zu vergessen, und verdammst Du mich, daß ich dem unglücklichen Manne, den nicht sein Wille, den eine grausame Nothwendigkeit —

Doch laß mich davon ſchweigen! — Es tönt furchtbar geiſterhaft in meinem Innern, wenn ich dieſe Saite berühren muß.

Der König, die Schweſter innig liebend, vergaß in dieſem Augenblicke ſeinen Unmuth, ſeinen Groll und die Frau von Brezé, ſchloß die Weinende in ſeine Arme, die bei aller Aufregung den günſtigen Augenblick nicht unbenutzt entſchlüpfen laſſen wollte, ſich ſeinen Armen ſanft entwand und ſchnell in ihrer Beichte fortfuhr. Ich bin durch Euch, ſagte ſie, die trauliche Sprache in die ernſte der Convenienz umſtimmend, ganz von meinem Thema abgekommen, deshalb raſch zu Frau von Brezé zurück. Ihr habt die ſtolze ſchöne Frau geſehen. Glaubt Ihr, daß ſie Euch ihre Bitte würde in Eurem Kabinete vorgetragen haben? Glaubt Ihr, ſie würde auf das, was Ihr der falſchen Frau von Brezé zugeflüſtert, je Euch wieder vor Augen getreten ſeyn? — Ich durchſchaute ſie im erſten Augenblicke, ſie flößte mir Achtung ein und mein innigſter Wunſch war, ihr zu helfen. Ich kannte die Verhältniſſe, wußte zu gut, daß das Wort Gnade nur durch Ueberraſchung Euch entlockt werden könnte, und das zu thun war Frau von Brezé zu ſtolz, zu edel, und Alles kam doch

darauf an, Euch das Wort zu entlocken. Auf meinem Schlosse Bellevue fand ich in der Tochter des Kastellans, was ich zur Ausführung meines Planes brauchte. Die Hebe fühlte sich glücklich, vor ihrem Könige die Rolle der Großseneschallin zu spielen, und sie spielte sie gut und, so viel ich vernahm, wahrlich mit Anstand. — Habe ich nun Unrecht gethan? Könnt Ihr mir wegen des kleinen Betruges zürnen? Konnte ich ahnen, daß der argwöhnische Geist der Chateaubriant mich verrathen würde? Trat diese mir nicht in den Weg, so reis'te Frau von Brezé, sobald ihr Vater das Gefängniß verlassen hatte, in dem Wahne, ihn gerettet zu haben, mit frohem Herzen nach der Normandie zurück. Ihr fühltet Euch zufrieden und ich war es in der Wirklichkeit, denn ich hatte einen Schuldlosen befreit und von Eurem Haupte eine Ungerechtigkeit gewälzt.

Glaubst Du wirklich, ich wäre so thörigt, das mir durch Betrug Entlockte zu halten? -

Ja, denn ich halte Euch für zu edel, Sire! antwortete die Herzogin.

Nichts weiter davon! sprach der König in bestimmtem Tone, der keinen Widerspruch ertrug und nur Gehorsam verlangte. Gute Nacht, Mar-

Margarethe! sprach er dann, ihr die Hand zum Abschiede herzlich drückend, und entließ sie. Zürnen konnte er der geliebten Schwester nicht, aber ein durch Betrug ihm entlocktes Wort zu halten, glaubte er sich nicht verpflichtet, glaubte, dies sei nur Thorheit. Der arme St. Vallier hatte nichts bei alle dem gewonnen.

Die Herzogin von Alençon verzweifelte dennoch nicht gänzlich; sie hoffte noch immer und entwarf den Plan, selbst feindliche Elemente zu ihrem Zwecke zu vereinen.

8.

Die Zugbrücke der Bastille wurde niedergelassen, und die Sänftenträger der Frau von Brezé gingen keuchend und beklommenen Herzens durch das Thor, durch welches Niemand gern ein, Jeder freudig heraustrat. Ein Offizier der Besatzung empfing die Dame mit vieler Höflichkeit und führte sie ehrfurchtsvoll in ein hochgewölbtes Zimmer, welches die Aussicht nach dem innern Hofe hatte; er bat sie, hier zu verweilen und blieb zu ihrer Gesellschaft da. Frau von Brezé hatte nun Gelegenheit und

Muße genug, das Innere dieſes ſchauervollen Kerkers, dieſes Lieblingsaufenthalts Ludwig des Eilften zu betrachten. Der Anblick des hohen finſteren Gebäudes, deſſen kleine Fenſter bis unter das Dach mit eiſernen Gittern feſt verwahrt waren, zwiſchen denen nur hier und da ein bleiches Menſchenantlitz hervorlugte; die auf dem Hofe herrſchende Grabesſtille, nur zuweilen durch den Tritt eines Kriegsknechtes oder durch das Raſſeln der Schlüſſel des ernſten Kerkermeiſters unterbrochen, konnten unmöglich in der geängſteten Bruſt der Tochter die Hoffnung zurück rufen, die ihr ſeit jenem Tage bei der Herzogin von Angouleme entſchwunden war.

Schon hatte ſie ſich hier während einer Stunde, nur mit den furchtbaren Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft beſchäftigt, befunden, als ſie das Schweigen brach, und, von ihrem Sitze aufſtehend, ihren Begleiter fragte, ob ſie den Vater noch nicht ſehen könne. Dieſer, in augenſcheinlicher Verlegenheit, und erſt nachdem ſie dieſe Frage wiederholt hatte, erwiderte, daß dieſes nicht eher geſchehen könne, bis ſich die Richter entfernt hätten, die eben im Gefängniſſe des Grafen wären, ihm das von dem Könige nun beſtätigte Urtheil zu verkünden. Es gehörte der

hohe Muth der Frau von Brezé dazu, diese Nachricht standhaft zu ertragen. So hat sich der König sehr beeilt, erwiderte sie, ging zurück an das Fenster, stützte das sorgenschwere Haupt auf den Arm und überließ sich von Neuem ganz dem düstern Nachdenken. In dieser Stellung saß sie lange, bis sie endlich durch Geräusch auf dem Hofe aufmerksam wurde, und dort mehrere Sänften kommen sah, in welche die ernsten Glieder des Parlaments, die furchtbaren Richter ihres Vaters, sich setzten. Bald nachher erschien ein Diener des Gouverneurs mit der Kunde, daß das Gefängniß des Grafen für Frau von Brezé geöffnet sei.

Bei dieser Nachricht erbebte sie. Der Gedanke, ihren Vater zu sehen, hatte sie noch vor wenig Augenblicken mit Sehnsucht erfüllt, jetzt war es ihr ein angstvolles schmerzliches Gefühl. Endlich erhob sie sich, aber zu sehr erschüttert, wankten ihre Kniee, und der Offizier mußte ihr den Arm bieten, sie zurück zu geleiten. Der Weg ging durch einen düstern engen Gang, wo sie eine finstere Treppe zu ihrem Vater hinabsteigen mußte, welche des Kerkermeisters matt schimmernde Laterne nur spärlich erleuchtete. Sie waren nun wohl schon an zwanzig Stufen

hinabgestiegen, als sie in einen gewölbten Gang traten, wo das bleiche Licht von den nassen Wänden widerstrahlte und Modergeruch ihnen entgegen drang; hier mußten sie noch lange gehen, ehe der Kerkermeister still stand, sein rasselndes Schlüsselbund vorholte und eine eiserne Thüre aufschloß.

Hier, also hier! murmelte Frau von Brezé, als sie vor der letzten Thüre standen, o schließt auf! bat sie; aber der Kerkermeister, ohne ihre Ungeduld zu beachten, fragte den Offizier: wie lange die Dame Erlaubniß habe, sich im Gefängniß aufzuhalten.

So lange es ihr beliebt! erwiderte dieser.

Nun, da werden wir wohl eine gute Weile hier draußen warten können! brummte er, den letzten Riegel fassend.

Nichts um sie beachtend, folgte ihr Auge nur der Hand des Kerkermeisters, der jetzt die Thüre öffnete, und Diane lag in den Armen ihres Vaters.

Wenn die Kerkerthür sich hinter Dir Unglücklichen schließt, das Knarren, das Rasseln der Riegel, das Geräusch der einspringenden Schlösser Dir zuruft: die Freiheit ist dahin, der Wille ist gebunden, ein eisernes Geschick, schwe-

rer als Thür und Riegel, dir die Rückkehr in die Welt sperrt, dich von Freunden und Lieben, dich vielleicht auf ewig von ihnen trennt; wenn der furchtbare Gedanke: Hoffnungslos! schmerzvoll deine Seele erfaßt, keine Rückkehr aus diesem Kerker, kein Sonnenlicht, kein Mondesstrahl dir mehr leuchtet, dann wird das Gefängniß dir zu dem engen Raume des Grabes, die rasselnde Thür ist der klappernde Deckel des finsteren Sarges, der sich auf ewig verschließt; die Hoffnung entflattert mit der ersten Scholle Erde, die auf deinem Sarge dröhnt, und Kind und Gatte, Freund und Geliebte sagen dir ein ewiges Lebewohl. Kerker und Grab ist eins, aus beiden flieht die Hoffnung, in beiden ward noch Keinem die Gewißheit, ob ihm das Licht des Lebens je wieder scheinen wird. Durch die Kerkernacht schimmert nur ein matter Strahl der fliehenden Hoffnung, durch Grabesnacht dringt, wie bleiches Mondlicht, ein matter Silberschein der Ahnung. In beiden tönt jede Saite deines Innern ein dumpfes Lebewohl!

So sehen wir uns wieder, mein Vater! rief nach langer Umarmung, nach langem stummen Schmerzgefühl Diane; gerechter Gott, wie seid Ihr verändert, bleich, eingefallen Euer männlich

immer im Auge — hättet ſehen ſollen, wie er und die Seinen die Lanzen einlegten und durchzubrechen ſuchten. Aber die Konſtabler ſchoſſen gut, die Armbruſtſchützen zielten, wie ich es ihnen befohlen, nach den Pferden und kein Schuß fehlte; die eigenen in dem engen Wege gefallenen Roſſe hinderten ſie, mit Macht auf uns einzudringen, aber auch mich, meinen Feind aufzuſuchen. Immer lichter wurden nun ihre Reihen, hier ſtürzte ein Roß und erdrückte im Gewühl ſeinen eigenen Reiter, dort drang der eiſerne Bolzen durch den Harniſch und immer dichter rückten die Unſern an. Da ſprang ich ungeduldig von meinem Roſſe, nur ihn im Auge behaltend, drängte ich mich über Leichen hinweg und bemerkte, wie ſein Roß wankte, ſtürzte und er mit ihm; aber raſch ſprang er wieder auf, mähte Alles vor ſich nieder und während ſich mir die Seinen entgegen warfen und uns trennten, machte er ſich Bahn durch meine Leibwacht, ſetzte ſich an die Spitze der Seinen und „Hierher, Artevelde!“ rufend, drang er auf mich ein. Ich erwartete ihn ſtehenden Fußes, warf, wie auch er gethan, mein Viſir zurück, ſchwang meine Art, er ſein Schwert, aber ehe ſein Streich mich treffen konnte, trafen ihn zwei Bolzen zugleich, er taumelte und meine Streitaxt ſchmetterte ihn vollends zu Boden.“

„Das hätte ich nicht gethan!“ fuhr Dubois raſch auf.

„Und warum nicht?“

„Den ſinkenden Feind hätte ich verſchont“ ſagte Dubois, wohl mehr Artevelde zu kränken als aus edeln Gefühlen.

„Großmüthiger Mann!“ unterbrach ihn Artevelde mit Verachtung „Ihr wäret zufrieden geweſen, hättet Ihr

ſchönes Antlitz, zuſammengeſunken die kräftige Geſtalt und weiß das volle braune Haar eines zitternden Greiſes.

Mein Haar wäre weiß? fragte ſtaunend der Gefangene.

Es breitet ſich ſilbern über Euer Haupt, wie der Schnee über die Gipfel der Pyrenäen.

Heiliger Gott! Noch heute am Morgen rollte es dunkel über meine Schultern. Ja, Diane! Als der Tod an meiner Pforte klopfte, da erbebte ich, als das Urtheil mir verkündete, ich ſolle vor dem Blutgerüſte erſt die Tortur ausſtehen, da ſtockte das Blut in meinen Adern, da ward in einem Augenblicke der rüſtige Mann zum welkenden Greiſe. Ja, der Hauch des Todes hat mein Haar gebleicht, mit mir iſt es aus! — Doch jetzt bin ich gefaßt, rief er endlich, da Gott mir meinen letzten Wunſch gewährt hat, Dich noch ein Mal zu ſehen.

Diane ſchmiegte ſich liebkoſend an ihn an. Komm! ſprach er, ihre bebende Hand erfaſſend, ſetze Dich auf dieſe morſche Bank, ſage mir, wie es in der Welt, die ich nun ſeit Monaten nicht ſah, jetzt ſteht; erzähle mir von Bourbon, dem Gott ſein Herz zu meinem Verderben, nicht zum Guten gelenkt hatte, und berichte mir,

was Deinen Mann bewegen konnte, Dich an das Hoflager nach Paris zu schicken. Laß mich noch ein Mal in die Vergangenheit wandern, nach vorwärts bedarf es keines Blickes, da könnte ein Blinder den kurzen Weg bis zum Ziele auch ohne Führer finden.

Die Tochter machte ihn nun mit Allem, was in Frankreich und Italien geschehen war, bekannt, sagte ihm, daß ihr Gatte, das Letzte zu versuchen, sie nach Paris gesendet habe, um dadurch seine Schuld an des Vaters Schicksal zu büßen; auch verschwieg sie ihm nichts, was ihr in Paris begegnet war.

Der Vater hatte ihr aufmerksam zugehört; mit Trauer vernahm er das Glück der feindlichen Waffen, seine treue Freundschaft für Bourbon konnte die Liebe zu seinem Könige, selbst wenn er auch ungerecht gegen ihn war, konnte die Liebe zum Vaterlande nicht mindern, die immer steigende Macht der Herzogin von Angouleme ihm nicht die Hoffnung geben, daß der König aus eigenem Antriebe und vom edleren Willen beseelt, das Urtheil mildern werde. Dem Großseneschall vergab er. Dein Gatte that seine Pflicht, und somit that er recht! dies waren die tröstenden Worte, die er seiner Tochter

deshalb sagte. Als er aber von ihr erfuhr, was ihr am Hofe begegnet sei, da überflog eine dunkle Röthe sein bleiches Antlitz, bebend vor Zorn fragte er sie, ob Alles, was sie ihm gesagt, Wahrheit sei? und als sie, durch des Vaters Zweifel gekränkt, ihm ein stolzes Ja! erwiderte, schloß er sie freudig in seine Arme, und der Lebensmuth schien, wenigstens für den Augenblick, in ihn zurückgekehrt zu seyn. Diana! sprach er bewegt, die Nachricht, daß ich auf dem Schaffote den Tod leiden werde, mehr noch, daß mich furchtbare Schmerzen zermalmen sollen, ehe ich von der Spanne Leben scheide, hat mich tief erschüttert, hat den Mann in einer kurzen Stunde zum Greise und ihn muthlos gemacht. Ich fühle, daß der Tod durch Henkers Hand, der von heute an, bis ich mein Haupt auf den Block lege, mich wie ein marternder Begleiter keinen Augenblick verläßt, und mir in jeder Sekunde das rinnende Stundenglas vorhält, furchtbarer, schrecklicher ist, als der Tod auf dem Bette der Ehre, fühle, daß mein Herz gebrochen ist und ich nicht mehr, wie bei Marignano, dem Tode freudig entgegen gehe, aber dennoch beschwöre ich Dich, meine Tochter, und sähʼst Du, daß ich mit freudiger Lust an dem Leben hinge, sähst Du mich zit-

ternd, muthlos das Schaffot besteigen, thue nichts zu meiner Rettung, was mein Gedächtniß entehren könnte. Lieber martervollen Tod als ein Leben voll Schande!

Sorgt nicht, Vater! unterbrach ihn Diana, sorgt nicht für Euer Kind, Euer Blut fließt in seinen Adern!

Der Vater umarmte sie tief erschüttert. So sehen wir uns also heute zum letzten Male, zum letzten Male sehe ich den Stolz meines Lebens! sagte er dann, da sie sich zum Weggehen anschickte.

Ich sehe Euch noch! rief sie, aus düsterm Nachdenken erwachend, ich sehe Euch in Eurer Todesstunde! — Lebt wohl! Sie wand sich aus seinen Armen und rief dem Kerkermeister zu, schnell die Thür zu öffnen. Der Vater wollte sie zurückhalten, wollte sie bewegen, ihren Vorsatz aufzugeben. Muß es vom Leben geschieden seyn, Vater, sprach sie ernst, so geht dem Tode als ein muthiger Mann entgegen. Bis dahin lebt wohl mit Gott!

9.

Während Diana von Poitier's qualvolle Stunden in der Baſtille verbrachte, und vielleicht mit zu viel ſtolzem Muthe von ihrem Vater geſchieden war, hatte die Herzogin von Alençon Alles in Bewegung geſetzt ihren Plan durchzuführen. Die in ihrem Herzen noch nicht erloſchene Neigung zum Connetabel trieb ſie zu St. Valliers Hülfe an, aber wohl eben ſo ſehr folgte ſie hierbei der Weichheit ihres Gemüthes, das gern half, gern dem Mitleid ſich hingab. Auch ſpornte ſie die weibliche Beharrlichkeit, das einmal Begonnene durchzuſetzen; ſie hatte zu viel für die Sache gethan, um ſie ſchon beim erſten mißlungenen Verſuche aufzugeben. Zuerſt ſuchte ſie nun durch Frau von Laval die Gräfin Chateaubriant für ſich zu gewinnen; dies war nicht ſchwer, weil dieſe ſchon aus Haß gegen die Herzogin von Angouleme und aus Vorliebe für Bourbon, ſich aus eigenem Antriebe für St. Vallier verwendete. Dann verſuchte ſie ſelbſt das Schwerſte, die Mutter für den Gefangenen zu ſtimmen, und hier kam ihr, gewiß ohne es zu wollen, der König zu Hülfe, der, ſeit er Frau von Brezé geſehen, oft ſchon von der hohen

Schönheit dieſer Frau geſprochen, und den Glauben bei der Herzogin erweckt hatte, daß jene ihm nicht gleichgültig ſei.

Margarethe von Alençon kannte den unüberwindlichen Haß der Mutter gegen die Gräfin Chateaubriant; nicht der Ehrgeiz allein, wer den König beherrſche, auch der Haß gegen Alles, was der Familie Foix angehörte, machte ihn unverſöhnlich. Es war daher leicht, die Mutter darauf hinzuführen, daß Diana von Poitiers wohl Françaiſe von Chateaubriant aus dem Herzen des Königs verdrängen könne; dazu ſei aber nothwendig, daß erſt Dankbarkeit die ſtolze Diana an den König feſſele, ehe ſie ſich dem Zauber der Liebe hingäbe. Die Herzogin von Angouleme ging in die Falle und ließ Frau von Brezé zu ſich kommen, verſicherte ihr, daß ſie ſich mit Freuden für ihren Vater verwenden würde, obgleich die Dame noch nicht den Wunſch geäußert habe, daß ſie ſich ſeiner annehmen möchte. Zugleich gab ſie ihr den Rath, noch einmal den Verſuch zu machen, den König zur Gnade zu bewegen.

Wie ſollte ich das können? erwiderte Frau von Brezé, öffentlich hat mir der König mein Geſuch verweigert.

Nun, ſo verſucht es in einer Privat-Audienz! fiel ihr die Herzogin in die Rede.

Frau von Brezé verbeugte ſich erröthend. Dazu bin ich zu ſtolz! ſagte ſie endlich und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen.

Die Herzogin, zu klug, um vor der Hand weiter in ſie zu dringen, entließ ſie und ihr ſelbſt blieb nun nichts mehr übrig als die Gewalt, die ſie über den König hatte, anzuwenden, um ihn zur Milde über St. Vallier zu ſtimmen.

Aber zu ihrer Verwunderung fand ſie den König ſtandhafter, hartnäckiger als ſie geglaubt; alle ihre Verſuche prallten an ſeiner Beharrlichkeit ab. Auch die Chateaubriant bat vergebens, wagte ſogar, einen ganzen Tag mit ihm zu ſchmollen; doch auch dies ſonſt ſo wirkſame Mittel half nichts. Die Herzogin von Alençon wendete gleichfalls Spott, Liebkoſungen und den Zauber ihrer Worte vergebens an, der ſonſt ſo nachgiebige, leicht zu lenkende König beharrte diesmal feſt auf ſeinem Willen. Beſtimmten ihn Bonnivet's Berichte, der Alles, was Bourbon in Piemont that, im gehäſſigſten Lichte ſchilderte, oder gab die ſo ſeltene Uebereinſtimmung der Mutter, Schweſter und der Geliebten dem Könige den Argwohn, daß hier irgend ein

Plan, eine Absicht zu Grunde liege, er hörte nicht auf ihre Bitten und untersagte endlich jede fernere Berührung dieser Sache. Die Täuschung mit Frau von Brezé, hauptsächlich aber die öffentliche Scene bei der Herzogin von Angouleme, mochten auch wohl viel zu seiner Beharrlichkeit beitragen.

So waren einige Tage vergangen; der Morgen des zur Execution bestimmten Tages brach an, und wo Mutter und Geliebte an St. Valliers Begnadigung verzweifelten, verlor Margarethe von Alençon den Muth und die Hoffnung noch nicht. Den Nachmittag sollte St. Vallier das Schaffot besteigen; um die eilfte Stunde des Mittags trat sie unangemeldet, den Dauphin und den Herzog von Orleans an der Hand, bei dem Könige ein.

Sire! redete sie ihn mit einer Art Feierlichkeit an, die ihr sonst ganz fremd war, ich komme, um noch einmal Gnade für St. Vallier zu erflehen. Seid nicht ungerecht gegen Euch selbst, seid milde.

Erfüllt die Bitte der schönen Frau, schenkt ihrem Vater das Leben! bat der kleine Herzog von Orleans, während der Dauphin, ohne etwas zu sagen, dem Könige die Hand küßte.

Was soll dieser Auftritt? fragte der König finster, warum diese Knaben mit in das Complot ziehen?

Euch zur Gnade stimmen, den Prinzen bei Zeite zu lehren, gerecht und milde seyn.

Schwester von Alençon! unterbrach sie der König mit Heftigkeit, seid Ihr auch einige Jahre älter als ich, geziemt es Euch doch nicht, Euch zu meiner Lehrmeisterin aufzuwerfen. Deshalb befehle ich Euch zu schweigen und mit keinem Worte mehr diese mir so widrige Sache zu berühren.

Ist das Euer unabänderlicher Entschluß, Sire? fragte die Herzogin, während die Kinder, besonders der Herzog von Orleans, bittend an ihm aufsahen.

Mein unabänderlicher! erwiderte der König und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen.

Die Herzogin von Alençon, der dies zum ersten Male geschah, gehorchte, entfernte sich mit den Prinzen, kehrte aber sogleich wieder zurück, und ohne sich durch des Königs finstern Blick entmuthigen zu lassen, trat sie furchtlos zu ihm.

Bruder! sprach sie in der höchsten Aufregung, meine unbegrenzte Liebe zu Dir führt mich

noch einmal hierher, wo mir, ich kenne die Gefahr, das Schrecklichste begegnen kann, Deine Liebe zu verlieren.

Was sollen diese Worte? unterbrach sie schnell der König, ist Dir meine Liebe so theuer, so setze sie hierbei nicht auf's Spiel!

Da, wo des Königs Ehre auf dem Spiele steht, muß ich es! sprach die Herzogin unerschrocken.

Meine Ehre auf dem Spiele? Foi de gentilhomme! rief er wüthend, wer wagt es meine Ehre anzugreifen?

Ich, Sire! Ihr gabt Euer Wort, St. Vallier zu begnadigen; wem Ihr es gabt, ist gleichviel; Ihr gabt es und habt es nicht gehalten. Der Mann hat es gebrochen, der die edlen Worte Foi de gentilhomme des Tages wohl tausendmal ausruft und damit prahlt, aber die Ehre eines Königs nicht kennt.

Margarethe! rief König Franz, fast nicht mehr Herr seines Zornes und zeigte nach der Thür.

Ich entferne mich, ich gehe, sagte sie ruhig, gehe mit blutendem Herzen, mich grämend, daß das Herz Franz von Valois der Milde verschlossen ist. Ich weiß, welches Loos mich erwartet,

ſeine Rüſtung und die goldene Kette bekommen, die an ſeinem Halſe hing. Ihr ſollt Beides haben, Rüſtung und Kette ſind Euer."

„Ich danke, Artevelde!" erwiederte Dubois „Die Rüſtung ſoll künſtlich ausgelegt und von trefflichem Stahle, die goldene Kette ſchwer an Gewicht ſein; habt Ihr mir jedoch dies Geſchenk in Unmuth gegeben, ſo behaltet es."

„Was ich gebe, hoff' ich, nimmt man an, ob ich mit Luſt oder mit Unluſt es gab."

„Ereifert Euch nicht, Artevelde!" fuhr Dubois gleichmüthig fort „Ich nehm' es an, ſorgt nicht. — Aber warum treffe ich Euch in ſolch' aufgeregter Stimmung? — Ihr ſolltet froh ſein, daß er todt iſt; nun habt Ihr Ruhe und Friede und braucht ihn Eures Weibes wegen nicht mehr zu fürchten; aber daß Ihr ihn nach Euerm Hauſe, und, wie man im Volke murmelt, in das Gemach Frau Alice's habt bringen laſſen, daran thatet Ihr Unrecht, deshalb zürnt Euch das Volk, das übrigens Eure Thaten ſo hoch ehrt."

„Mögen ſie murren und mir zürnen." ſagte Artevelde ſtolz „Ich trete unter ſie und das Zucken meiner Brauen iſt hinreichend, ihr Murren zu ſtillen. Was kümmert mich der Pöbel? — Ich bin ſein Herr und er kümmere ſich nicht um mein Richteramt! — Aber Dubois, ich wünſchte doch, ich hätte es nicht gethan, ich hätte ihn mit den Andern nach St. Petri geſchickt. Es hat mein Weib furchtbar erſchüttert und was ſollte auch der Todte bei ihr? — Was das Grab deckt, was da unten ruht, damit iſt es aus und man ſollte ſich nicht weiter darum

ich werde es in Demuth ertragen, denn ich that, was eine liebende Schweſter, die Schweſter eines Königs thun mußte.

Worte, ſchöne Worte! ſagte der König mit Hohn, wandte ihr den Rücken und entfernte ſich durch die verborgene Thür.

Armer St. Vallier! ſeufzte Margarethe tief, armes verwundetes Herz! ſagte ſie, die Rechte auf das klopfende preſſend, das habe ich nicht erwartet!

Die Thränen drangen in ihr ſanftes mildſtrahlendes Auge, und ſie ließ den Schleier fallen, damit ſie Niemand ſähe, und begab ſich zu ihrer Mutter.

10.

Eben als Margarethe mit ſchwerem Herzen der ängſtlich harrenden Tochter die traurige Kunde brachte, daß alle Hoffnung verſchwunden ſei, wurde der Gefangene, der, ſeit ihn ſein Kind verlaſſen, in den heftigſten Fieberzuſtand gefallen war, zur Tortur geführt. Kaum konnte ſich der Unglückliche bei dem Anblick der Marterwerkzeuge aufrecht erhalten.

Ihr

Ihr wollt mir Geständnisse erpressen, und ich habe nichts zu gestehen! rief er in Verzweiflung. Ihr wollt mir hier schon den Tod geben, damit ich zwei Mal sein Grausen empfinden soll! Bemüht Euch nicht, Worte erpreßt Ihr mir nicht, nur das Seufzen des Sterbenden könnt Ihr vernehmen.

Der Arzt versicherte nun den Richtern, der Gefangene sei so schwach, daß er bei dem ersten Grade der Marter den Geist aufgeben müsse, und so ließen sie ihn nach langer Berathung zurück in das Gefängniß führen, weil dem König daran gelegen schien, daß das Urtheil öffentlich vollzogen würde, und der Tod unter der Marter dies verhindert hätte. Hier erwartete ihn noch ein peinlicher Akt; der Graf von Ligny trat im Auftrage des Königs ein, ihm den Orden des heiligen Michael, als dessen nicht mehr würdig, abzunehmen.

Der König hat ohne Zustimmung des Ordenskapitels kein Recht, mir den Orden zu nehmen! rief er, seine letzten Kräfte sammelnd, und ich habe es nicht verschuldet, daß er mir genommen wird.

Wo habt Ihr den Orden? fragte Graf Ligny, da er ihn nicht damit bekleidet sah.

Der König weiß wohl, daß ich ihn und wo ich ihn in seinem Dienste verlor! erwiderte er; als ich in der Schlacht bei der Bicogne unter den Todten lag, riß ihn mir ein Landsknecht ab, von dem mag ihn der König zurückfordern.

Da wollte ihm der Graf von Ligny einen andern Orden umhängen, um dann die entehrende Ceremonie der Abnahme vollführen zu können, aber St. Vallier weigerte sich lange, bis ihm endlich der Präsident des Parlaments vorstellte, daß er auch bei dem Gange zum Tode dem Könige Gehorsam schuldig sei. Da duldete der Gefangene die entehrende Handlung, und verlangte dann einen Priester, ihm zu beichten; dieses Gesuch wurde ihm nicht versagt, der Priester erschien.

Indessen hatte die Herzogin von Alençon bei ihrer Mutter qualvolle Stunden verlebt; Mitleid, gekränkte Eitelkeit, die Furcht die Liebe ihres Bruders und mit ihr jeden Einfluß verloren zu haben, selbst der schmerzliche Gedanke, nichts für Bourbon thun zu können, beugten die sonst so heitere Fürstin gänzlich nieder. Der Herzogin von Angouleme ging die Sache weniger zu Herzen, ihr war an der Begnadigung St. Valliers nichts gelegen, und nur den Zweck vor Augen, die Gräfin Chateaubriant

zu stürzen, hielt sie es noch immer für möglich, ihn durch Frau von Brezé dennoch zu erreichen.

Unvermuthet trat der König in das Zimmer und störte ihre traurige Unterhaltung. Sein Unmuth schien verschwunden, zwar war der Ausdruck des Gesichts noch immer ernst, man konnte jedoch deutlich sehen, daß er wenigstens freundlich scheinen wollte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, erwähnte Frau von Brezé und ihren Vater, Bourbon und das Heer in Italien mit keinem Worte, sprach jetzt von Fontainebleau, wohin er vor seiner Abreise nach Lyon sich noch begeben wollte, dann von den Jagden, die er dort zu halten gedenke, und so verplauderte er wohl eine Stunde. Plötzlich umdüsterte sich sein Antlitz, er sah nach der an einem der Thürme angebrachten Sonnenuhr, und sagte dann mit eisiger Kälte: Jetzt führen sie St. Vallier zum Richtplatze!

Die Herzogin von Alençon schrak bei diesen Worten zusammen, selbst die Herzogin von Angouleme schauderte, der König aber begann wieder von andern Dingen zu reden.

Nicht die Herzoginnen allein waren in diesem Augenblicke erschüttert; auch Frau von Brezé, die an der Seite ihrer Tante, und ganz gegen

deren Willen, ſich an einem Fenſter auf dem Greveplatz, dem Schaffot gegenüber, befand, ſtarrte mit faſt erſtorbenen Blicken nach der Straße hin, die von der Baſtille nach dem Stadthauſe führte.

Verlaß dies Zimmer, verlaß dies Haus! bat Frau von Laval, die für ſie zitterte, aber ſie beharrte auf ihrem Entſchluß zu bleiben.

Ich verſprach meinem Vater ihm noch ein Mal Lebewohl zuzurufen, ſagte ſie, und mein Herz verlangt ja ſo ſehnlich noch ein Mal ſein gebleichtes Haar, ſein abgehärmtes Antlitz zu ſehen; ich bleibe!

Ihr Wunſch ward bald erfüllt. Schon ſtrömte das neugierige Volk herzu, das nicht Theilnahme, nur Freude an dem blutigen Schauſpiele herbei zog, bald ſahen ſie die voranziehenden Kriegsleute, jetzt hörten ſie das Raſſeln des Wagens, er nahte. Es war keine Karoſſe, auf elendem Karren, worauf man die gemeinen Miſſethäter zum Tode führte, ſaß Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, ſchon halb dem Tode eine Beute.

Ich habe ihn geſehen! — raunte mit bebender Stimme Diana der Frau von Laval zu — Ich habe ſein weißes Haar, ſeine eingefallenen

Wangen, habe den Tod auf ſeinem Antlitze geſehen, das iſt genug! — Führt mich fort von hier, ich bin nicht ſo ſtark, als ich glaubte. Geſchwind, fort, fort! Doch ehe noch die herbei eilenden Diener ſie unterſtützen konnten, ſank ſie leblos zuſammen.

Indeſſen war der Zug bis zum Blutgerüſte gelangt. St. Vallier, der Worte ſeines Kindes gedenkend, ſammelte hier die letzte Kraft ſeines Lebens, um muthig dem Tode entgegen zu gehen; er wankte die Stufen hinauf, knieete nieder, betete ein kurzes Gebet, dann wendete er ſich zu dem ihn begleitenden Prieſter: Sagt dem Könige, ſprach er mit gebrochener Stimme, daß ich ihm meinen Tod verzeihe, und betet für meine Seele.

Er legte nun mit Ergebung ſein greiſes Haupt auf den Block, der Scharfrichter hob das blinkende Beil und —

Gnade, Gnade! — erſcholl es; St. Vallier ſank leblos neben den Block.

Erſt nach langem Mühen ward er zum Leben zurück gebracht, zu einem Leben, qualvoller als der Tod. Sein Wort zu löſen, hatte ihn König Franz begnadigt; aber entehrt, ſeiner Güter, ſeiner Freiheit beraubt, ſollte er das elende

Geschenk des Lebens im finstern Kerker, ohne Tageslicht bei der gemeinsten Kost vertrauern, und nur der Tod sollte ihm den Kerker öffnen. Dies war des Königs Begnadigung, dies war St. Valliers furchtbares Loos.

Das ist grausam! rief er, als er nach der Bastille zurück gebracht und ihm hier der königliche Wille bekannt gemacht wurde, der Todeskampf war überstanden, und nun soll ich noch Jahre lang ihn für ein elendes Leben kämpfen? — Ich kann dem Könige für seine Gnade nicht danken!

Als jedoch noch am nämlichen Abende seine Tochter bei ihm eintrat, an seinem Halse hing, an seinem Herzen ruhte, er sie mit Vaterliebe in seine Arme schloß, da brach doch ein Hoffnungsstrahl durch seine Nacht, und ein falber Schein, gleich als wenn die Dämmerung die nahende Morgenröthe verkündet, breitete sich über sein Leben, das ihm wieder lieb ward, und begleitete ihn nach Mont St. Michel, wohin man ihn am andern Tage abführte.

Auch Diana blieb während des Weges dahin an seiner Seite, und wäre ihm gern auch in den Kerker gefolgt, hätte der strenge Befehl des Großseneschalls sie nicht nach der Normandie zurückgerufen.

In der Schlacht von Pavia rächte Carl von Bourbon das ihm und seinen Freunden geschehene Unrecht; Franz der Erste ward gefangen und nach Madrid geführt, wo er, wenn auch nicht im finstern Kerker, doch in drückender Lage zwei Jahre lang blieb. Erst nach fünfjähriger Gefangenschaft erhielt St. Vallier durch den Frieden zu Cambray seine Freiheit und seine Besitzungen zurück, und erlebte noch Manches, das seinem stolzen Herzen wehe that. Diana von Poitiers aber ward nach dem Tode des Großseneschalls, obgleich siebenzehn Jahre älter, die Geliebte des damaligen Dauphins, früheren Herzogs von Orleans. Den Platz in seinem Herzen und die Herrschaft über ihn, behauptete sie trotz ihres Alters bis zu seinem Tode; in ihrem acht und funfzigsten Jahre weinte sie an dem Sterbebette des Geliebten.

Das Ende der Gräfin Chateaubriant war bemitleidenswerth.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

kümmern und es den Würmern überlaſſen. Ja, mit dem Todten ſollte man Alles begraben, Erinnerung und Rache.“

„Wer das könnte!“ brummte Dubois vor ſich hin.

„Unverſöhnliches Herz!“ unterbrach ihn Artevelde.

Dubois lachte bei dieſen Worten grimmig auf „War es mir doch, Philipp Artevelde, als Ihr eben dies fromme Wort ſpracht, als hörte ich eine geſättigte Hyäne der andern zurufen: „Vielfraß!“ — Laßt die frommen Reden, ſie paſſen nicht in Euerm Munde.“

„Herr Peter Dubois!“ fuhr Artevelde auf „Und ich ermahne Euch, die frechen Reden zu laſſen, wollt Ihr mich nicht endlich auch zum Zorn reizen. Ich ſagte Euch in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft, daß Ihr mich ſtets dankbar finden ſolltet und ich glaube, ich habe es durch die That bewieſen! Peter Dubois hat, während Philipp Artevelde ſo arm wurde, daß er faſt nichts mehr zu geben hatte, Gold in Fülle nach England geſandt und ich habe geſchwiegen. Ihr habt oft meinen Zorn gereizt, ich habe ihn unterdrückt — Ihr habt heute abſichtlich eine mißtönende Saite berührt, ich habe es überhört. — So glaube ich, daß ich meine Schuld bezahlt habe und ſomit wären wir quitt und unſre Rechnung iſt zu Ende! Von dieſer Stunde an werd' ich Euch nicht anders halten als jeden Andern, treue Dienſte werd' ich lohnen, freche Worte ſtrafen. Ich durchſchaute Euch ſchon längſt, Dubois“ fuhr Artevelde, während dieſer finſter ihn ins Auge gefaßt hatte, fort „Hütet Euch! Beim heiligen Bovin! Noch ein beleidigendes Wort und die Chaperons ſchützen Euer Haupt nicht vor dem Blocke. Lebt wohl und beherzigt was ich Euch ſagte!“

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Siebzehntes Bändchen.

Der alte Guerillo von Granada.

Erſter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Der

alte Guerillo von Granada.

Von

A. von Tromlitz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Der
alte Guerillo von Granada.

Erster Theil.

1.

In der Sierra Morena, unfern des alten Schloſſes Montiel, ſchleicht die Quadarmena geräuſchlos durch ein ödes Thal, welches auf der weſtlichen Seite hohe Felſen begrenzen. Hier zog eine Familie prunk- und geräuſchlos, aber mit ſehnenden Blicken, den Grenzen Granada's zu, um aus dieſer traurigen Gegend in ihr heimathliches Paradies zurückzukehren. Es war ein alter Mann mit ſchneeweißem Haar, den man wohl einen Greis hätte nennen können, wenn nicht ſein blitzendes Auge, ſeine Haltung und jede ſeiner Bewegungen noch Manneskraft gezeigt hätten. Die hagere lange Geſtalt ſaß auf einem andaluſiſchen Pferde, das, beſonders in dieſer Gegend, leicht an Don Quixote und ſeine Rozinante erinnern konnte, denn Roß und Reiter waren eben ſo mager, wie der Ritter von der traurigen Geſtalt und ſein edles Thier, ſonſt aber waren ſie wohl nicht mit einander zu ver-

gleichen. Der Mann war bürgerlich gekleidet, an seinem Sattelknopf hing ein kurzer Karabiner, zwei lange Pistolen ragten aus ihren Holftern hervor, sein braunes Kleid hielt ein breiter lederner Gürtel zusammen, an welchem ein langer Stoßdegen hing und worin ein Paar kurze Handpistolen staken. Neben ihm saß auf schön mit Federbusch und Glöckchen geschmücktem Maulthiere eine reizende jugendliche Gestalt in der, die Schönheiten des Körpers so herrlich hervorhebenden Nationaltracht, doch deckte der kleine Schleier ihr Gesicht, und ließ nur hoffen, daß es der Gestalt an Schönheit gleiche. Dicht hinter ihnen führte ein bejahrter Diener ein wohlbepacktes Maulthier, dem auch der Kopfputz und die tönenden Schellen nicht fehlten. Der Sennor dieser Kavalkade schien in Gedanken, das Mädchen in Erinnerung versunken zu seyn, denn sie saßen schweigend und fast regungslos auf ihren Thieren, während der Diener durch Kopfschütteln Leben und Mißfallen zu erkennen gab.

Sennor! unterbrach dieser endlich die Stille, welche hier in der baumlosen Einöde nicht einmal das Rauschen des Ostwindes gestört hätte, dort vor uns am Flusse seh' ich, wenn mich mein

Auge nicht täuscht, eine grüne Stelle, vielleicht wächst da ein wenig Gras; wollen wir nicht rasten, den armen Thieren die Halme zum Futter zu gönnen und unsere Sieste unter dem Felsen zu halten? —

Der Reiter blickte auf, sah nach der Gegend hin und ohne dem Diener zu antworten setzte er seinen Weg fort, mochte aber doch sein Roß bei dem Anblick eines des nämlichen Weges gehenden Mönches angetrieben haben, denn der Diener konnte jetzt nur noch keuchend folgen.

Der Mönch, wahrscheinlich von dem Geläute der Maulthierglocken aufmerksam gemacht, wandte sich, setzte sich auf einen Felsblock und schien sie hier erwarten zu wollen. Bald hatten sie ihn auch erreicht und mit dem freudigen Ausruf: Willkommen, Pater Jacinto, hielt der Reiter sein müdes Pferd an, sprang für sein Alter behende genug herab, ging dem Mönche, der ihn zu begrüßen aufgestanden war, rasch entgegen und reichte ihm zum Willkommen die Hand.

Während dem war Antonio, der Diener, auch herbei gekommen, half der Sennora von dem Maulthier, ergriff seines Herrn Roß, und ohne weiter anzufragen nahm er Maulthier und

Dubois ging — „Stolzer!“ murmelte er auf der Gaſſe „Tritt nicht mit mir in die Schranken! Alles Gold, was Gent mir bieten könnte, wäre nicht genug, Dich zu retten! — Hm!“ brummte er nach einer Weile höhniſch lächelnd, wie es ſo ſeine Art war, wenn ihm ein guter Gedanke aufgeſtiegen war „Hm! Wer ſolch' verwundbaren Fleck hat, wie Du, gegen den bedarf es keiner offenen Fehde, um ihn zu verwunden.“

21.

Wenn auch ſo mancherlei Geſchäfte Arteveldе nicht viel Zeit ließen, an ſich ſelbſt zu denken, ſo fühlte er doch, daß der Friede in ſeinem Hauſe geſtört ſei. Alice war ſeit jenem Auftritte ſtill und ernſt, keine Klage, kein Vorwurf beläſtigte ihn, aber die Sanftmuth, das freundliche Dulden, die zarte Weiblichkeit, mit der ſie ſonſt ſeine Furchen zu glätten, ſeine üble Laune zu verſcheuchen geſucht, war hin. Sie ſprach wenig, ſchien ſich wenig um ſeinen Zorn, gar nicht um ſeine Liebkoſungen zu kümmern, ſaß einſam in ihrem Gemache, blickte hier oft ſtundenlang nach der Stelle, wo Walter gelegen und war ſelbſt gegen ihre Eltern verſchloſſener geworden. Auch ſchien ihr Aeußeres ſich zu verändern, der himmliſche Zauber war hin, der Liebreiz, der um ihre Lippen geſpielt hatte, der Madonnenblick ihres großen dunkeln Auges war nicht mehr; finſter und ernſt ſtarrte oft ihr Auge, und der Mund, wenn er auch ſchwieg, ſprach doch deutlich den bittern Schmerz der Verzweiflung aus, die an ihrem Herzen nagte.

Pferd die Zügel ab, überließ es ihrem Instinct und ihrem Hunger, den grünen Grasplatz an der Quadarmena aufzusuchen, und packte dann das Lastthier ab.

Sei mir willkommen, meine fromme Tochter Fernanda! begrüßte jetzt der Mönch das junge Mädchen, das, den Schleier zurückwerfend, in hoher Schönheit vor ihm stand und ihm mit Verehrung die Hand küßte. — Aber sagen Sie mir, wo kommen Sie des Weges her? fragte er den Alten. Ich vernahm in Estella, Sie lägen noch in Tolosa an Ihren Wunden nieder, und ich finde Sie hier in der Sierra, und wie es scheint auf dem Rückwege nach der Heimath begriffen?

So ist's, ehrwürdiger Herr! erwiderte der Gennor, das Schicksal treibt den Menschen wunderlich, bald nord- bald südwärts, und er muß hin, wohin es gebietet. Nur auf der langen irdischen Wallfahrt kennt Jeder seinen Weg, er führt vom Aufgang bis zum Niedergang, von der Wiege bis zum Grabe; den Weg muß ein Jeder gehen.

Den muß ein Jeder gehen, Don Diego! wiederholte der Mönch, das Grab ist das Ziel

alles irdiſchen Wallens. — Aber ſagen Sie mir nur, lieber Herr, fuhr er dann fort, wie können Sie es wagen, nach Granada zurückzukehren! In unſrer Provinz hat ſich, ſeit Sie uns verließen, ein böſer Geiſt eingeniſtelt, und beſonders in den Städten, da waltet der Dämon des Aufruhrs, und auf dem Lande fehlt es an Einigkeit, Vertrauen und an einem Führer, für König und Religion zu handeln.

Braucht Ihr einen Führer? nahm Diego ſchnell das Wort, doch der Mönch fiel ihm raſch in die Rede, die Saat iſt noch nicht reif, die Schnitter ſind noch nicht verſammelt — Sie würden nur Ihrem Verderben entgegen gehn — Doch davon ſpäter. Laſſen Sie uns hier unſer kleines Mahl verzehren, Sieſte halten, wenn wir nicht geſtört werden, und dann zuſammen weiter ziehen.

Antonio wurde herbei gerufen, der auch ſchnell Feuerzeug hervor und aus dem Fluſſe Waſſer holte; bald war ein kleines Feuer von am Ufer zuſammengeleſenem Ginſterreißig angemacht, wobei er die trefflichſte Chokolade kochte; ein Stück kaltes Schaaffleiſch und gelbes Maisbrod beſchloß das Mittagmahl, wozu

der Mönch seinen kleinen, mit gutem Wein von Val de pennas gefüllten Bocksbeutel Preis gab.

Als es beendet war, legte Antonio die wollenen Decken neben die Felswand, damit die Schlummernde Schutz vor den Sonnenstrahlen fände, schob der Sennor ein weiches, mit Schafwolle gestopftes Kissen unter den Kopf, und raunte ihr leise zu, schlafen Sie nur, Sennoritta, ich werde schon bei Ihnen Wacht halten. Don Diego aber und der Mönch setzten sich auf den Felsblock und verzichteten auf Ruhe, denn sie hatten viel mit einander zu sprechen.

Sie sind gewiß neugierig, werther Freund, so darf ein armer Klosterbruder Sie doch wohl auch noch nennen? begann der Mönch, was sich während dem Jahre Ihrer Abwesenheit in Granada zugetragen hat und wie es bei Ihnen zu Hause steht? — Diego nickte bejahend. — Nun da hab ich Ihnen nicht viel zu berichten. Als Sie die Alhambra verließen, blieb ich in Ihrer kleinen Wohnung zurück, die mir immer ein Schwalbennest an einem stattlichen Gebäude zu seyn dünkt, ging in das obere Stübchen, blickte hinab in das Darro-Thal, wo ich Sie bald mit den Ihrigen nordwärts ziehen sah. Mein Herz schlug heftig, mein Auge wurde naß.

Werden wir uns wiederſehen? dachte ich; doch der Gedanke, daß ein edler Zweck den Greis in Schlacht und Kampf führe, der feſte Glaube, daß jedem Gefallenen dort die Märtyrkrone und das Paradies werde, erhob mich über meinen Schmerz. Ein inniges Gebet begleitete Sie und ſo oft ich ſeitdem in der Frühmette Auge und Herz zu Gott erhob, gedachte ich Ihrer und ſchloß Sie ein in mein Gebet; Gott hat es erhört, Sie kehren geſund wieder zurück. Aber wie kommt es, daß ich mich nicht ſo recht darüber freuen kann? Iſt es eine trübe Ahnung, oder iſt es die drückende, über Spanien dahinziehende Gewitterluft, die mir die Bruſt beengt? — Doch wohin verirr' ich mich? — Hören Sie nur weiter!

Als ich Ihre Wohnung verließ, ſie ſchloß, das Bild des heiligen Franziſko, als Schutzpatron, an die Hausthüre heftete, Ihrem Nachbar, dem Schuſter, den Schlüſſel gab, die andern Nachbarn aber ermahnte, Acht zu haben daß Niemand Sie Ihrer kleinen Habe beraube, da ging ich mit ſchwerem Herzen heim in mein Kloſter, kehrte oft nach der mir ſo theuer gewordenen Bank unter den Jasminranken zurück, ſetzte mich da hin, dachte an Sie und Fernando,

und habe dort ſchöne aber dennoch wehmüthige Augenblicke verlebt!

Guter Vater, treue Seele! unterbrach ihn Diego, und drückte ihm tief gerührt die knöcherne Hand.

Aber auch ich ſollte von dem Strudel der Weltbegebenheiten fortgeriſſen werden. Der König litt Mangel, die Klöſter ſchoſſen zuſammen, und mir wurden die Opfer anvertraut, welch die Kirche ihrem Beſchützer brachte. Wechſel auf Bayonne, und Juwelen, die ſonſt die heiligen Gewänder geziert, und die wir vor der Habgier der Franzoſen noch gerettet hatten, trug ich unter meiner Kutte, und der arme Kapuziner zog mit Schätzen beladen zu ſeinem Könige nach Navarra.

Ich habe meinen Auftrag glücklich ausgerichtet. Ohne aufgehalten zu werden, führte mich mein Prieſtergewand gefahrlos über den Ebro. Von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte bin ich, die Städte vermeidend, gezogen, habe dort und überall einen guten Geiſt gefunden, der, wenn man dem Landvolke Waffen, Anführer und nur ein Paar Bataillone zum Stützpunkte gäbe, ſich kräftig ausſprechen würde und Schaarenweiſe käme das Volk herbeigeſtrömt, um für

König und Religion zu fechten. So aber erſtirbt der gute Wille und die fromme Begeiſterung, Niemand weckt ſie, Niemand giebt ihr die Kraft zum Handeln. — Was können unſere fromme Ermahnungen allein wirken? — Sie ſchütteln ungläubig den Kopf, Sie lächeln bitter? — Hat Sie die Erfahrung eines Andern belehrt?

Wohl möglich! ſagte Diego, doch fahren Sie nur fort, ehrwürdiger Vater!

Ich bin zu Ende, und bitte, Sennor, erzählen Sie mir nun, wie es Ihnen erging.

Ich muß Wunden aufreißen, Pater, ſchmerzlich blutende Wunden, begann dieſer. Nun es ſei! — Sie kennen mein früheres Schickſal, wiſſen, daß ich unmuthig das Heer verließ, als es, des ſpaniſchen Namens unwerth, vor den herandringenden Franzoſen floh, mich in mein freundliches Haus am Darro einſchloß, mich unter Thränen über mein unglückliches Vaterland meiner Neigung zur Dichtkunſt überließ, und, abgezogen von der Welt, nur ihr und meiner Tochter lebte. Sie waren Zeuge, wie ich mein armes, durch einen franzöſiſchen Buben gewaltſam entehrtes Kind in ihrer Todesſtunde an meine zerriſſene Bruſt drückte und ihr Rache gelobte, wie ſie, mir ihr Kind übergebend, in mei-

nen Armen verschied und Alles, was mich noch an das Leben kettete, mit sich in das Grab nahm. —Von ihnen selbst ermuntert opferte ich nun meine Lieder dem Feuer, meine Ruhe der Rache, zog das Schwert aus seinem Versteck hervor, umgürtete es, stellte mich an die Spitze einiger Unzufriedenen und durchstreifte, ein finsterer Rachegeist, bald die Alpujarren, bald die öde Sierra mit meinem wilden Haufen, der wie ein Schneeball von Tage zu Tage wuchs. Ich habe mein Kind ehrlich und blutig gerächt, und mein Blutdurst ward doch nicht gestillt, ich habe die Unterdrücker meines Vaterlandes fliehen sehen, und doch hat mein armes Spanien nicht Ruhe gefunden. In meiner Fernanda ging mir an meinem Lebenshimmel ein neuer Stern auf, aber dennoch konnte ich den Untergegangenen nicht vergessen; immer blickt' ich durch die Nacht nach ihm auf, und meine Sehnsucht ward nicht gestillt, denn ewige Grabesnacht deckte ihn; meine Seufzer weckten ihn nicht, er spiegelte sich nicht in meinen Thränen. Zuweilen hab' ich mich zwar in den Bildern der immer noch warmen Phantasie glücklich geträumt, aber nur um mich beim Erwachen doppelt unglücklich zu fühlen; dieß war mein unglückliches Erdenloos.

So

So festgehalten am düstern Leben, hat mich mein Geist, meine Sehnsucht ewig zu ihr, der Unglücklichen, hingezogen, den Tod hab' ich gerufen, und meiner Fernanda kindliches Lächeln hat ihn von meiner Pforte zurückgewiesen; er kam nicht. Mein stattliches Haus habe ich von den Franzosen eingeäschert gefunden und mich mit der Hütte begnügt, die mir König Fernando statt Lohn für das, was ich für ihn that, an der Alhambra aus Barmherzigkeit zur Wohnung anwies. Dort habe ich die Tage der Cortes in Kummer durchlebt, habe Frankreichs Krieger mit Ingrimm durchziehen sehen, und doch sie segnen müssen, da sie den alten Königsthron wieder befestigten. So war ich in Zwiespalt, gleich meinem Vaterlande, habe mit Schwärmerei an einem König gehangen, der die Dienste des alten Kriegers mit Hohn zurückwies, habe gedarbt, gesungen, gebetet, bis — Doch wozu Ihnen Alles wiederholen! — Sie wissen es ja längst und haben wohl schon tausendmal den Weheruf aus meiner zerrissenen Brust vernommen. — Lassen Sie mich schweigen!

Reden Sie, Senor, Mittheilung erleichtert den Schmerz, tröstete Pater Jacinto, fahren Sie fort, ich bitte!

Der König starb. — Die alten Gesetze waren durch ihn umgestoßen, die Krone des alten Spaniens ward auf das Haupt eines Kindes gesetzt, einer Tochter, die unschuldig an dem Blute, das für sie floß und noch fließen wird, die schwere Verantwortung übernehmen mußte. Das königliche Statut sollte die alte heilige Verfassung ersetzen, England und Frankreich kämpften um das Vorrecht, Spanien, wie sie es nannten, zu civilisiren, nenne man es nur zu beherrschen, und Spanien duldete es!

Da trat — gelobt sei Gott, der seine Diener auch auf Erden sendet — da trat ein Mann auf, der einst mein Freund war, jetzt mein Heiliger ist — Er ist nicht mehr, Friede seiner Asche, Vergeltung ihm dort oben! — Er schwieg, faltete die Hände zum Gebet, der Pater that ein Gleiches, murmelte fromme Worte vor sich hin, und Antonio, der neben der Schlafenden saß und dieß aus der Ferne sah', kniete nieder und betete gleichfalls, ohne zu wissen weshalb.

Plötzlich aber sprang er auf, lief um die Felsspitze herum. Seunor! rief er keuchend, von der Venta de los Santos her kommt ein Reiterhaufen angetrabt, ich fürchte, es sind Räuber. — Schnell weckte er die Schlafende, ergriff die

Zügel der Thiere, lief an den Fluß, zäumte sie auf und war eben mit Packen beschäftiget, als die Reiter schon um die Felsen gesprengt kamen und die Reisenden umzingelten.

Wer sind Sie? fragte der Anführer in eben nicht freundlichem Tone.

Reisende, die nach Granada wollen.

Wo kommen Sie her?

Aus der Gegend von Madrid.

Auf diesem Wege von Madrid?

Wir haben die Landstraße absichtlich verlassen, erwiderte Don Diego.

Ihr Name?

Wer gibt Ihnen ein Recht, darnach zu fragen? sagte der Sennor in Ehrfurcht gebietendem Tone.

Das Recht des Stärkeren gilt nur noch in Spanien, erwiderte der Kriegsmann, deshalb sagen Sie mir Ihren Namen!

Don Diego del Pennas; nun wissen Sie genug!

Ich glaube, erwiderte der Anführer, seinen Hut ziehend, denn ich sah Sie zuweilen in Granada.

Das freut mich! sagte Diego, die Begrüßung auf gleiche Weise erwiderud, aber nun setzen

Lange ertrug Artevelde dieſe Stimmung mit Ruhe, das Gefühl ſeiner Schuld mochte ihn duldſam machen, auch war mit des Grafen von Enghiens Tode der Dämon der Eiferſucht von ihm gewichen und er hätte ſich jetzt ſo gern mit aufrichtiger Liebe Alice angeſchloſſen, aber ſie kam ihm nicht mehr entgegen wie ſonſt, vermied jede Herzensergießung und brach das Geſpräch kurz ab, wenn er dieſe Saite berühren wollte. Die Gewitterwolke zog lange am Himmel, ehe ſie ſich entlud, aber endlich brach Arteveldes Jähzorn los, ſie ſetzte ihm jedoch Gleichmuth entgegen; er drohte und ſie reichte ihm ſelbſt den Dolch und ſagte kalt: „Füllet das Maas mit dem Blute Eures Weibes, vielleicht ſeid Ihr dann geſättigt!“ Artevelde, dem in ſeinen unruhigen Träumen die 1200 von Brügge oft blutig erſchienen, gegen den die Freunde ſelbſt die grauſige That rügten, den todten Enghien in das Gemach ſeines edlen, frommen Weibes gelegt zu haben, hatte zuweilen den Willen, das Geſchehene wieder gut zu machen, ſprach deshalb ſelbſt mit Roger Everwein und ſuchte die Eltern zu ſtimmen, Verſöhnung herbeizuführen; aber es ſchien auch dieſen nicht zu gelingen „Laßt mich!“ bat Alice „Ich bin mit mir ſelbſt noch nicht einig und das Schwanken von einem Ziele zum andern läßt mich noch keinen klaren Blick auf mein Leben werfen. Laßt mich ruhig meinen Weg gehen, Gott wird mein Herz ſchon lenken.“

Artevelde ward ungeduldig, ſeine Leidenſchaft für Alice war zwar noch nicht verſchwunden, noch glühte die wilde Flamme, aber ſeine Gattin ſuchte auch nicht mit dem kleinſten Hauche ſie zu erhalten. War ſie auch im

Sie Ihren Weg fort, Cavallero, und laſſen uns den unſrigen ziehen.

Ziehen Sie, wohin Sie wollen, aber Ihr Gepäck muß hier bleiben, ſagte der Anführer von Neuem barſch, vielleicht auch die junge Sennora.

Antonio! rief Diego. Der Diener riß die Piſtolen aus der Holſter, überließ die Thiere ihrem Schickſal, eilte zu ſeinem Herrn, der ſchon zur Gegenwehr bereit ſtand, während der Pater, ohne Theil an dem Geſpräche genommen zu haben, auch jetzt noch ruhig da ſtand und die muthige Fernanda einen blanken Dolch aus ihrem Gürtel zog.

Seid Ihr Räuber? fragte jetzt Diego, einen zornigen Blick auf den Anführer werfend und den Hahn ſeiner Piſtole ſpannend, oder ſeid Ihr Krieger, und wem, dem Don Carlos oder der Chriſtina ergeben?

Es lebe der König! rief bei dieſer Frage der ganze Haufe.

Er lebe hoch, er lebe lange! wiederholte Don Diego, den Hahn in Ruhe ſetzend und aus ſeiner Taſche ein Schreiben holend, das er dem Anführer reichte der es ihm aber mit

den Worten: Sennor, ich kann nicht leſen! zurückgab.

Während dem hatten ſich die Bewaffneten an das Gepäck gemacht, um es zu plündern; da eilte Pater Jacinto hin, trat unter ſie, ſtrich ſeinen langen grauen Bart, hob drohend ſeine Rechte und rief: Wer es wagt, dies dem frommen Anhänger des Königs und der heiligen Kirche gehörige Gut anzutaſten, der ſei verflucht vor Gott und Menſchen! — Zurück ihr Sündigen!

Schweigend gehorchten die Räuber, Keiner wagte das von der Kirche beſchirmte Gut ferner anzutaſten, ſie küßten dem Kapuziner die Hand und zogen ſich zurück.

Sie ſagten mir, begann jetzt Diego, daß Sie für die Sache des Königs auszögen; ſo ſind Sie im ehrlichen Kampfe mit den Chriſtinos begriffen, aber nicht mit ſtillen Wanderern, die unbekümmert ihre Straße ziehen. Wie können Sie ſolch entehrendes Handwerk treiben?

Die Noth, Sennor, die Noth! erwiderte der Spanier, wir ziehen umher, den Chriſti-

nos Schaden zuzufügen, wo wir nur können, und versäumen daheim unsere Arbeit. Der Acker liegt brach, Weib und Kind wollen essen, so müssen wir mitunter, wenn sich keine andere Hülfe bietet, zur Wegelagerung unsere Zuflucht nehmen; denn Niemand giebt uns Sold und Kleidung, Niemand nimmt sich der Zurückgebliebenen an, und die Klöster können nicht alle die Hungrigen speisen, die sich an ihre Pforten drängen. Ohne Geld erlahmt der gute Wille, und wenn der König nicht bald in hiesige Gegend Hilfe sendet, so predigen unsere Priester vergebens den Kreuzzug gegen den Irrglauben und die falschen Lehren, womit uns das Ausland beschenkt hat. Da verstehen es unsere überseeischen Nachbarn besser; in den Städten rollen ihre Guineen, und dieser Klang treibt die Menge leichter zusammen, als wenn für Don Carlos, den rechtmäßigen König, die Trommeln tönten.

Don Diego, die unglücklichen Verhältnisse wohl noch genauer kennend, als der Guerillas-Anführer, zuckte die Achseln und schwieg, und da er ihm weder Trost noch Hoffnung zu geben vermochte, befahl er Antonio auf-

zupacken. Der Haufe zog nun weiter, und die Reisenden nahmen nach diesem bestandenen Abenteuer ihren Weg nach dem Gebirge von Jaen.

2.

Am Abend des folgenden Tages gelangten sie in die Gegend von Ubeda, bis wohin sie noch denselben Tag wollten. Hier hatte ihnen der Kapuziner eine freundliche Aufnahme in dem Kloster seines Ordens, und Fernanda eine Wohnung bei einer frommen Witwe verheißen. Ihr Schicksal wollte jedoch nicht, daß sie ohne ein neues Abenteuer dorthin gelangen sollten. Kaum noch eine halbe Stunde von dem Ort entfernt, sahen sie einen noch stärkeren Haufen Reiter in gestrecktem Trabe auf sich zusprengen; ihnen auszuweichen, die sie sogleich für Christinos erkannten, war zu spät; sie mußten ihren Weg fortsetzen und das Weitere ruhig erwarten.

Jetzt sprengte der Anführer ihnen entgegen, that fast die nämlichen Fragen an sie, wie vorhin der Carliste, doch hier beantwortete Don

Diego Alles ganz kurz durch Vorzeigung eines von dem Miniſter Zoreno unterſchriebenen Paſſes. Der Anführer, der zum Glück leſen konnte, drang nicht weiter in ihn, fragte nur eilig, ob ihnen kein Haufe Rebellen begegnet ſei, und als ſie dies verneinten, ſagte er, wahrſcheinlich verbindlich ſeyn wollend, daß ſie in Ubeda viele Landsleute finden würden, da ein Bataillon Urbanos von Granada, der hier herumſtreifenden Carliſten wegen, unter Sennor Ariego's Befehl dort eingerückt ſei.

Franziſko Ariego? fuhr Fernanda unwillkürlich auf.

Der Nämliche — Kennen Sie ihn, Sennora? fragte der Chriſtino, doch da ſeine Reiter eben vorbei trabten, brach er jetzt das Geſpräch ab, grüßte freundlich und ſprengte davon.

Wir gehen nicht nach Ubeda! ſagte jetzt der Alte, mürriſch vor ſich hinblickend, irgend eine Hütte am Guadalquivir wird uns wohl aufnehmen, deshalb bis auf Wiederſehen in Granada, guter Pater!

Ich begleite Sie, Sennor! erwiderte dieſer, mir ſcheint, ſeit ich dieſe Gegend verließ, die Luft noch ſchwüler geworden zu ſeyn, und da mein Gewand Sie doch vor mancher Unbill ſchützen könnte, bleib' ich bei Ihnen.

Wie lange, und auch dies Ehrwürdige treten die Wüthenden mit Füßen! murmelte Diego, den die Nachricht, daß Franzisko Ariego in Ubeda die Christinos befehlige, ganz verstimmt hatte, leitete sein Pferd von der Straße ab und lenkte es auf gut Glück nach einem Fußsteige, der sie an einer kleinen Olivenpflanzung vorbeiführte; der Pater folgte ihm.

Nimm mein Roß, Antonio! befahl er jetzt und stieg ab, wahrscheinlich um, von der treuen Anhänglichkeit des alten Priesters gerührt, ihn die Wanderung zu Fuß nicht allein weiter fortsetzen zu lassen.

Sie waren wohl schon über eine Stunde gegangen, als sie die Wasser des Guadalquivir rauschen hörten und dicht vor sich ein einzeln stehendes Haus erblickten, auf dessen Dach von glatten Steinen die letzten Strahlen der Abendsonne wunderbar spiegelten. Die kleine Quelle, die neben ihnen aus einer Felsritze zwischen blühendem Kaktus und Aloe hervor sprudelte, der gehauene Stein unter einer Dattelpalme sagten ihnen, daß sie der Heimath nahe seien, und luden die müden Wanderer ein, hier zu rasten. Die beiden Alten, von dem traulichen

Plätzchen angezogen, folgten auch der stummen Einladung gern, setzten sich, und Fernanda that ein Gleiches; nur Antonio wurde nach dem Hause vorausgeschickt, zu sehen, ob sie und ihre Thiere dort Unterkommen finden könnten.

Alles in der Welt ist doch nur ein Kreislauf! sagte jetzt Diego, als sein Auge nach den letzten Strahlen der Sonne blickte, dort im Westen geht sie unter, und morgen steht sie wieder im Osten in vollem Glanze auf. Mit hohen Erwartungen überschritt ich den Guadalquivir, zog nach Norden, und morgen kehr' ich aller Hoffnungen quitt über ihn nach meiner südlichen Heimath zurück. Welten gehen unter und erstehen wieder, Throne stürzen zusammen und werden wieder aufgebaut, der Zeiten furchtbarer Geist mit seiner scharfen Sense mäht schonunglos die überreife Saat, und streute auch des Menschen zerstörende Hand Salz und Asche über das abgemähte Feld, das Korn schwillt dennoch, der Sonnenstrahl lockt die Keime hervor und der Frühling bereitet sich aus ihnen seinen schönen grünen Teppich. So erging es dem Volk jenseits der Pyrenäen — Wie wilde, reißende Thiere fielen sie über das Alte, Morsche her, zerstörten Schlösser und Kirchen, führten

den Reichen ſeiner Habe wegen, auf's Blutgerüſt, raubten und mordeten zur Ehre der Vernunft; Freiheit war ihr Gott, eine Freiheit, welche Ketten mit ſich führte, in Strömen von Blut ſich badete, und, gleich wie der Komet ſeinen Schweif, die Zerſtörung hinter ſich her ſchleppte.

Bald war das Geraubte verpraßt, nichts mehr zu plündern und zu morden übrig, und die Söhne der Freiheit begannen nun unter ſich den blutigen Kampf um das Schwert der Gewalt, den Herrſcherſtuhl der Macht. Hunderte ihrer Propheten bluteten auf dem Schaffot. Das Geſchlecht der Tiger zerfleiſchte ſich ſelbſt, und alles dies für die Freiheit und zum Heile des Volks. — Da trat, des Gräuels müde, ein glücklicher ſtolzer Krieger unter ſie, gebot, das Schwert in der Hand, die Kampfgenoſſen hinter ſich, Ruhe und die Söhne der Freiheit beugten wie Sklaven ihr Haupt, boten willig ihre Hände den Feſſeln; ein neuer Thron erhob ſich auf den Trümmern des Alten, mit eiſernem Scepter regierte ein Tyrann, und die freien Seelen krochen als feile Knechte zu den Füßen des Korſen, bis Europa die aus ihrem Joche

befreite, die es selbst mit triumphirendem Uebermuth in Fesseln legen wollten.

Ja Alles kehrt auf dieser Erde zu dem Punkte zurück, von wo es ausging, Pater Jacinto, fuhr nach einer Pause der Alte fort, aber nicht Alles in der nämlichen Gestalt. Mildthätig fügte es Gott, daß die Vernunft der Zerstörung von ferne folge, aufmerksam beachte, was Gutes, was Böses zertrümmert sei, jenes wieder aufzubauen sich bemühe, dieses in Schutt begraben lasse und sorgsam das Saatkorn untersuche, damit nur kräftige gesunde Halme zur Ernte reifen mögen. Hierin, Freund, habe ich seit den 50 Jahren, daß die Welt erschüttert, seit den 25, in denen mein Vaterland zerrüttet wurde, den Trost gefunden, der mich aufrecht erhalten hat, und der mich auch bis zum Tage der Auferstehung begleiten soll. Geläuterter ersteht die Welt aus dem Chaos, und glücklich die Völker, die unsere furchtbaren Erfahrungen mit Weisheit und Ruhe benutzen und die brandigen Halme aus der Waizensaat ziehen können, ohne, ehe es reif ist, die zerstörende Sense zu schwingen.

Ein aus dem vor ihnen liegenden Hause rasch auf sie zukommender Landmann unterbrach

das Gespräch; Sennor, rief er schon von weitem, theurer, lieber Sennor, wie führt Sie der Zufall in mein Haus? Sein Sie mir von Herzen willkommen! Diego blickte auf und erkannte bald in ihm einen alten Waffengefährten seiner Guerilla, den er seines Muthes wegen besonders ausgezeichnet hatte. Er reichte ihm freundlich die Hand, die der Landmann drückte und küßte. O kommen Sie in meine Hütte, bat er, damit mein Weib den Mann sehe, von dem ich ihr so oft erzählt habe; aber so bald dürfen Sie uns nicht verlassen. Ein gutes Nachtlager, frisch gefangene Fische, einen Becher mit gutem Wein und ein dankbares Herz sollen Sie dort finden.

Das freut mich, daß Sie bei einem alten Bekannten einsprechen können, nahm der Kapuziner das Wort, das paßt zu meinem Plane. Kommen Sie! Sehen Sie nur, mit welcher Freude der biedere Mann sein Auge auf Sie heftet, befriedigen Sie seine Ungeduld.

Ich gehe nicht mehr gern in das Haus eines Freundes, erwiderte Diego, wohin ich meinen Fuß setze, dahin folgt mir das Unglück.

Sündlicher Aberglaube! zürnte der Kapuziner, kommen Sie! Diego verließ seinen Sitz,

Anfang ihrer Ehe nur duldend gegen ihn geweſen, ſo hatte ſie doch, beſonders ſpäterhin, Alles gethan, ihm das Leben zu erheitern und ihm Wohlwollen zu zeigen, wenn ſie ihm auch nicht Liebe für Liebe geben konnte. Jetzt aber war ein faſt feindliches Verhältniß eingetreten und dies konnte Arteveldens wildes, leidenſchaftliches Gemüth nicht länger ertragen. Alice ſeiner Rache zu opfern, dazu liebte er ſie noch zu ſehr, hielt ſie noch zu ſehr für die Schönſte, Herrlichſte der Frauen, aber er ſuchte ſich Gleichmuth zu erringen, ſuchte ſelbſt ihre Eiferſucht rege zu machen und da ihm nichts gelang, warf er ſich ganz in den Strudel der Geſchäfte, führte den kleinſten Kriegszug ſelbſt aus und ergriff begierig jede Gelegenheit, die ihn aus Gent, wenigſtens aus ſeinem Hauſe führte.

Nach der Einnahme von Brügge hatte ſich die Lage ſeiner Vaterſtadt ganz anders geſtaltet; alle Städte, die, während das mächtige Gent immer mehr und mehr an Anſehn und Macht verlor, es mit ihrem Herrn, dem Grafen gehalten hatten, verließen dieſen nach der Schlacht bei Brügge. Ypern, Menin, Dendermonde, Aloſt, Huiſt und andre mehr verjagten die Beſatzung des Grafen und ſchloſſen ſich Gent an, das nun wieder als der Mittelpunkt der Kraft Flanderns zu betrachten war; nur Liſle, wo der Graf ſich befand und Oudenarde, das der flandriſche Adel beſetzt hatte, waren die einzigen Städte, die es treu mit ihrem Oberherrn hielten und noch in ſeiner Gewalt waren. So ſtand Philipp Artevelde mit gleicher Macht, wie ſein Vater, an der Spitze von ganz Flandern und ſein Ehrgeiz fand ſattſame Nahrung in der Huldigung dieſer reichen, mächtigen Städte.

der Spanier eilte ihnen voraus, den Seinen die frohe Nachricht zu bringen, und nun wanderten sie der Hütte zu.

Ehrwürdiger Bruder! begann jetzt Diego, wüßten Sie, wie schmerzlich es mir ist, den Glücklichen in mein Schicksal zu verflechten, Sie hätten nicht in mich gedrungen, jene stille Hütte des Friedens zu betreten. Der Mann ward bei Carcola von den Franzosen gefangen; er war ein braver Soldat und mir so werth, daß ich für ihn das Aeußerste zu wagen beschloß. Noch in der nämlichen Stunde überfiel ich während der Zeit der Siesta das Städtchen; schon führten sie ihn unter einen Baum, ihn daran zu knüpfen, als ich mit meinem Haufen heransprengte und ihn rettete. Er hat es mir ehrlich vergolten; zweimal hieb er mich aus dem mich umzingelnden Feinde, und blieb, so lange der Krieg währte, mein treuer Kampfgenosse, treu mir, wie mein Schatten.

Und seiner Hütte wolltest Du vorbeigehen, ihn so kränken, Vater? unterbrach ihn Fernanda, welche aufmerksam dem Alten zugehört hatte, der schmerzlich lächelnd das Mädchen ansah und ihr dann freundlich die Hand reichte.

Sie waren jetzt vor der Hütte angekommen, Sebastian empfing sie mit Weib und Kind, pries des Sennors Edelmuth, erzählte der Frau, was er ihr gewiß schon hundertmal erzählt hatte, wie Diego ihn gerettet und ihm während des ganzen Krieges wohlgethan habe, ermahnte sie, ihn ja sorgsam zu pflegen, und der Sennora, so gut es sich thun ließe, ein weiches Lager zu bereiten, und machte ganz den geschäftigen freundlichen Wirth.

Aber dies Alles vermochte nicht Diego aufzuheitern, der, seit die Guerillas und die Christinos ihm begegnet, finster und mürrisch geworden war. Hatten sie ihn an die Vergangenheit erinnert, oder war mit ihrem Erscheinen sein heißer, tief verschlossener Wunsch, für seinen König zu sterben, in aller seiner Kraft wieder in ihm erwacht, er achtete wenig auf seines Wirthes Bemühen ihn aufzuheitern, saß ernsthaft an dem kleinen, mit Obst und Wein besetzten Tische, und der Kapuziner versuchte es, ihn aus seinem Trübsinn zu reißen, indem er ihn beredete den schönen Abend im Freien unter einem hohen unfern des Hauses stehenden Feigenbaum zu genießen.

Lieber Herr! begann er hier, Sie wurden

vorhin in Ihrer Erzählung unterbrochen; haben Sie die Güte, mir den ferneren Verlauf Ihrer Begebenheiten zu erzählen, Sie wissen ja, welchen Theil ich daran nehme.

Diego sträubte sich lange, endlich gab er nach und begann:

Als ich den Ebro überschritten hatte, stieß ich in der Gegend von Ladosa auf einen Haufen Navarreser, die, nachdem ich mich ihnen kund gegeben, mich freundlich behandelten und tiefer in die Gebirge nach Virastillo führten, wo Zumalacaregui in dieser Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Mein Herz klopfte, als ich dem kleinen Häuschen nahte, wo ich den Freund, den Mann, der mit so wenigen Mitteln so viel geleistet, wieder sehen sollte. Wir hatten uns in jener Zeit, als die Konstitutionellen den König nach Cadix schleppten, in den verödeten Sälen der Alhambra zufällig getroffen, und obgleich mir seine Uniform zeigte, daß er zu einer Parthei gehöre, gegen die ich feindlich gesinnt war, nahm mich doch der ernste Blick, die stolze Haltung so ein, daß ich in der alten Königsburg willig sein Führer wurde, ihn mit allem bekannt machte und ihn durch meine Erzählungen in die Zeiten der maurischen

Herrscher

Herrscher zurückführte. Sein Auge erglühte hierbei, er hörte mir aufmerksam zu, nahm jetzt sichtbar weniger Theil an den äußeren Gegenständen, aber die Thaten des maurischen Volks, der Glanz seines Königsthrons, der Verfall seiner Größe, von denen ich mit Feuer sprach, schienen seine ganze Seele zu begeistern, und die in Trümmern liegenden Quader der Alhambra ihm wichtiger zu seyn, als das, was die Zeit und die Rohheit der Menschen von diesem stolzen Gebäude noch in seiner alten Pracht gelassen hatte. Schweigend war er mir durch die Gemächer gefolgt, keine Frage hatte meine mit Wärme und Begeisterung ihm mitgetheilte Erzählung unterbrochen. Jetzt aber, als ich ihn auf den Punkt führte, von wo aus man die ganze Größe dieses herrlichen unerreichbaren Denkmals der Vorzeit übersehen konnte, mußte sein Gefühl sich in Worten Bahn brechen. Sennor! rief er, und seine kräftige Faust schüttelte unsanft die meine, Sennor! Furchtbar schauerlich, dem jüngsten Gerichte ähnlich, wo die Herrlichkeiten der Erde auf den hellen Trompetenstoß der Auferstehung zusammenstürzen, ist es, wenn das Große endet, wenn der Stern eines Volkes untergeht und der freche Sieger die ver-

fallenen Gemächer der alten Königsburg hohnlächelnd durchschreitet. Wird Spanien auch so untergehen, wie jenes edle Volk der Mauren? Werden seine Ueberwinder, wie wir in der Alhambra, in Madrid über die Trümmer unsrer Paläste wandeln? — Schon einmal betraten sie die Königsburg, fuhr er fort, immer düstrer werdend, die Völker trieben den Tyrannen in seine Grenzen zurück, auch Spanien ward gerettet — aber wie lange? — Des alten Ruhmes unseres Volkes gedenkend, möchte mir die Brust zerspringen, seh' ich, daß Spaniens alter Feind schon wieder die herrlichen heimathlichen Fluren betreten hat —

Trösten Sie sich! unterbrach ich ihn, Sie befestigen ja den umgestürzten Thron, und kehren dann friedlich wieder heim.

Sennor! fuhr er mit Heftigkeit auf, der Thron unsrer Könige ist Spaniens größte Zierde, ist das Heiligthum, um das wir uns schaaren müssen; aber es darf keine fremde Hand daran weder rütteln noch bauen, das sei unser Werk allein. Unsre Fluren darf kein Tritt eines fremden Kriegers entweihen, Spanien muß groß, muß geachtet stehen durch sich allein, und daß dies geschehe, muß jeder Spanier Hab' und

Leben daran setzen. Erst das Vaterland, dann der Thron! — Ach! seufzte der alte Kriegsmann, dieser einzige, so tief in seine edle Seele geprägte Gedanke gab ihm den Tod — nicht die feindliche Kugel.

Sie erschrecken mich! fuhr der Mönch auf. Wie meinen Sie das?

Fragen Sie nicht darnach, diese Frage zu beantworten verbietet mir ein Eid! fiel ihm Diego ins Wort, hören Sie nur weiter. In Granada wurde der Freundschaftbund fest geschlossen, setzte nun der Alte seine Erzählung fort, und selbst sein Tod hat ihn nicht getrennt. Daß ich Sie hier sehe, Don Diego, so redete er mich bei unsrer ersten Zusammenkunft in Virastillo an, freut mich; ein wackrer Streiter in der Zeit der Noth, ein treuer Freund in den Tagen, wo nur Leidenschaften die Gemüther bewegen, ist ein köstlich erworbenes Kleinod; deshalb sein Sie mir willkommen! — Hoffentlich, wenn es nicht anders in dem Rathe des Ewigen beschlossen ist, sollen Sie mich auf meiner Siegsbahn begleiten. Wir reichten uns die Hände und blieben fortan unzertrennlich.

Aber ich fand dort nicht Alles, wie ich es erwartet hatte. Ach, die Phantasie eines Dich-

ters taugt nicht für das Treiben der Welt, sie täuscht ihn so oft. Nicht Alle, die für Don Carlos das Schwert gezogen, kämpften uneigennützig den heiligen Kampf, anders war es im Felde, anders im Hoflager, nicht überall der ehrwürdige Wahlspruch der alten Holländer: Durch Einigkeit wird das Kleine groß! — Zwietracht herrschte und nur der Landmann, der Hab' und Gut, Weib und Kind verlassen hatte, um für seine Religion, seine Privilegien und seinen König zu fechten, meinte es ehrlich, folgte, so lange er sich auf heimathlichen Bergen befand, willig dem Rufe seines Führers; aber ihn zu bewegen, den Ebro, diesen Grenzfluß seines Eldorado's zu überschreiten, vermochte nur Zumalacaregui's hinreißende Beredtsamkeit, und dennoch war jenseits des Flusses der Navarese nicht mehr der kühne Krieger, wie in den Thälern Amescoa's.

Schmerzlich war es zu sehen, wie so mancher kühne Plan des Feldherrn hintertrieben wurde, wie er manchen Sieg ungenutzt vorüberlassen mußte, weil man ihm, den man schon jetzt den Volksfreund zu nennen begann, die Hände binden zu müssen glaubte; niederschlagend war es für den kühnen Anführer, der, das

Auge stets nach Madrid gerichtet, nur dort das Ziel alles Strebens erblickte, hier ewig nur einen nutzlosen Guerillaskrieg führen zu müssen, weil er nie sein Volk gegen Wall und Mauern, wo der Städter aus Eigennutz seine Habe noch ziemlich tapfer vertheidigt, mit Zuversicht verwenden konnte.

Endlich, nach manchem Siege, nach manchem Kampfe mit der Camarilla, führte Zumalacaregui das Heer vor Bilbao; hier traf ihn die Kugel eines Chapelgorris, er blieb noch im Gefecht und erst am andern Tage ließ er sich nach Miravales zurückbringen, wohin ich ihm, selbst verwundet, folgte. Hier fand der edle Mann unter der Hand seiner Aerzte den Tod und verschied in meinen Armen.

Das Auge des alten Kriegers wurde naß, er hob es himmelwärts, blickte lange schweigend in die umwölkte Nacht, dann entrangen sich die Worte seiner verwundeten Brust: Gott, Du hast es so gewollt, Dein Wille geschehe, lohne ihm da oben! und der Gedanke an den hinübergegangenen Freund mehrte nur noch den Trübsinn, so daß der Kapuziner ihn in die Hütte zu treten bat. Aber Diego weigerte sich zu folgen. Ist meine Brust beengt, sprach er, so

athm' ich nur noch in Gottes Natur frei! Laſſen Sie mich hier, Pater Jacinto, und hören Sie das Ende meiner Erzählung; die Wunde iſt einmal aufgeriſſen, ſo mag ſie auch noch eine Weile bluten.

Nach dem Tode des Freundes ging ich, obgleich nicht geheilt, nach Eſtella, ward vom Könige huldreich, von Vielen ſeiner Umgebung kalt aufgenommen, erhielt nach einigen Tagen die Aufforderung, nach Granada zurückzugehen, um dort für die Sache des Königs zu werben, und wurde entlaſſen. Dieſer Empfang, dieſes Entlaſſen des Freundes Zumalacaregui's ſchmerzte mich; meine Wunde ward ſchlimmer, ich mußte in einer Hütte ohnfern Eſtella noch Wochen lang liegen, eh' ich meine Rückreiſe antreten konnte. In dieſer Hütte erhielt ich den ſchriftlichen Rath eines Freundes, ja in der Heimath vorſichtig zu ſeyn, denn meine Schritte würden dort gewiß von den Anhängern des Königs eben ſo beobachtet werden, als von den Chriſtinos. Nach dieſer eben nicht tröſtlichen Nachricht wandte ich mich an Toreno, den ich früher gekannt, erhielt von ihm einen Paß, und trat dann, nachdem ich meine Fernanda wieder aus dem

Kloſter geholt, in das ich ſie während des Kriegszuges gebracht hatte, meine Wanderung an. Ich bin nun hier am Ufer des Guadalquivirs, ſehne mich nach meinem Schwalbenneſte an der Alhambra, um dort den Lohn für meine Aufopferungen und für das verſpritzte Blut zu ernten. Ja Pater Jacinto! rief er hohnlachend, ich habe in meinem unſtäten Leben nur ein Ziel vor Augen gehabt, alle meine Wege führten nur nach dieſem einen, das ich unwandelbar verfolgt habe. Glaubte ich es erreicht, ſo ſetzte das Schickſal es mir immer ferner, und was war mein Lohn für all' dies Streben? — Doch des Lohnes wegen that ich nichts, meine Ueberzeugung, meine Pflicht trieb mich, der Gedanke an König und Vaterland beſchwingte meine Flügel; aber nun ſind ſie erlahmt, ich krieche in mein Neſt zurück, verſchließe mich vor der Welt und weine dem geſunkenen Throne, dem tief ſich erniedrigenden Vaterlande meine letzten Thränen. — Kommen Sie, Pater, rief er, heftig aufſpringend, kommen Sie in die Hütte zurück. Kein Wort mehr aus der Vergangenheit, ich will einen undurchdringlichen Schleier über ſie werfen, und all' mein Beſtreben ſei nur noch,

Aber in der Ferne zog sich ein Ungewitter zusammen; Karl V. von Frankreich hatte des Beistandes wegen, den der Graf von Flandern in den verschiedenen Kriegen den Engländern öffentlich und ins Geheim geleistet hatte, einen Groll auf ihn und hatte ihm deshalb jede Hülfe gegen seine rebellischen Unterthanen verweigert. Nach dem, kurz vor der Schlacht bei Brügge, erfolgten Tode dieses Königs hatten sich aber die Sachen in Frankreich ganz anders gestaltet, die Oheime des jungen Königs und hauptsächlich der Herzog von Burgund, Schwiegersohn des Grafen Ludwig und künftiger Erbe Flanderns, beherrschten das Reich, die französischen Städte Paris, Rouen, Orleans waren aufgestanden, London selbst hatte sich unter Wat Tyler gegen die königliche Gewalt aufgelehnt, im Hennegau und dem Lüttichter Lande, selbst in Brabant wollten die Städte nicht mehr gehorchen, so daß die Fürsten aufmerksam wurden und endlich die Sache des Grafen von Flandern als die Ihrige betrachteten. Hauptsächlich trieb der Herzog von Burgund den jungen, noch unmündigen König, mit einem Heere nach Flandern zu rücken, er selbst bot den Adel von Burgund auf und warb ein Heer dem Grafen von Flandern zur Hülfe.

Aber Artevelde war gleich thätig. Zuerst brachte er die noch schwankenden Städte unter Gents Gewalt, benachrichtigte die Befreundeten von der drohenden Gefahr, ermahnte sie zu schleuniger Rüstung und sandte noch einmal eine Gesandtschaft nach England, die versprochene Hülfe zu fordern; dann rüstete er sich, Oudenarde anzugreifen und hier mit einem Schlage den dort vereinten Adel Flanderns zu vertilgen. Es schien ihm ein Leichtes

zu vergessen! — Der Pater blickte dem Forteilenden wehmüthig nach. Armer, unglücklicher, edler Mann, murmelte er vor sich hin, ich fürchte, Du bist noch nicht am Ziele der Ruhe, walte Gott gnädig über Dich!

3.

Am andern Morgen stand Pater Jacinto schon reisefertig vor Don Diego. Señor, Sie sind gewiß erstaunt, mich schon zur Abreise bereit zu sehen, redete er ihn an. Sie wundern sich, daß ich Sie verlassen und meine Reise allein fortsetzen will, ich glaube aber, nach reiflicher Ueberlegung, daß es so am besten ist. Bleiben Sie hier in dieser verborgenen Hütte, wo Sie Niemand aufsuchen wird, indessen ich nach Granada gehe, um dort zu erforschen, wie es mit unserer Sache steht; Toreno's Paß könnte Sie vielleicht nicht hinlänglich schützen, denn Sie sind für einen Anhänger des Königs bekannt, und man ahnet, wo Sie in dieser Zeit gewesen. Lassen Sie mich erst die Verhältnisse dort kennen lernen, ich kehre bald zurück, oder

wäre mir dies unmöglich, schicke ich einen treuen Klosterbruder, der Ihnen sichere Nachrichten bringen soll. Sie sind bei Ihrem ehemaligen Kriegsgefährten in guten Händen, und er hat mir fest versprochen, treu für Sie zu sorgen.

Unmuthig schüttelte Diego den Kopf. Wozu diese Fürsorge, Pater Jacinto! Der Mensch kann seinem Geschicke nicht entgehen, er muß ihm entgegen. Glauben Sie, ehrwürdiger Vater, daß ich an den Mauern der Alhambra das Glück wieder zu finden hoffe? Ich finde dort nur das Grab meiner Isabelle; von den Trümmern der Königsburg umgeben, den Blick nach der Sierra Nevada, nach der herrlichen Vega gerichtet, ertönt vielleicht die Saite der Dichtkunst wieder in meinem zerrissenen Innern, und der versiechte Quell, aus dem ich einst meine Lieder schöpfte, sprudelt von Neuem aus den Felsen meiner Heimath hervor, stürzt sich über die alten Trümmer, und in jedem vom Sternenlichte bestrahlten Tropfen tanzt ein meiner Seele entsprungenes Lied mit den Fluthen des Darro heimwärts in sein großes Meeresgrab. Dahin zieht es mich, erst dort finde ich mich in der Begeisterung wieder, dort — ich fühle

es — beginnt der Zauber von Neuem, durch den allein ich mein Schicksal vergessen kann, der mir in der Oede des Lebens ein Paradies zu schaffen vermag. Dort, ehrwürdiger Vater, raunte er ihm leise zu, dort allein kann ich mich zu den Sternen aufschwingen und meine Sehnsucht stillen, dort allein steht an Isabella's Grabe die Himmelsleiter, die mich zu ihr, der Verklärten, führt.

Wenden Sie sich zu Gott, unterbrach ihn der Kapuziner; hoffen Sie nur von gläubiger Ergebung, nichts von dem irren Fluge zügelloser Phantasie, er betäubt nur, und erwacht man aus dieser Betäubung, so fühlt man das irdische Leid doppelt, da man sich das himmlische Glück geträumt hatte. Der Glaube aber, Señor, zeigt uns Gram und Leid nur als Prüfung eines liebenden Vaters, zeigt uns die Welt als den Vorhof des himmlischen Tempels, und Schmerz und Kummer als Wermuthtropfen, die dort oben dem gläubig Duldenden zu Balsamtropfen werden. Sie, Señor, mit Ihrer Phantasie gleichen einem Trunkenen, er dünkt sich ein Fürst in seinem Rausche, um, wenn er ihn ausgeschlafen hat, sich als Bettler auf ärmlichem Lager wieder zu finden.

Pater Jacinto! fiel Diego dem Kapuziner in die Rede; Gott legte den Glauben in Ihre Bruſt, der Sie lehrt, willig zu dulden, und der im Unglücke Ihren Muth ſtählt, danken Sie ihm für dieſe Gnade, und wohl Ihnen! Oft ſchon mußt' ich Sie deshalb beneiden. Wer legte aber die Sehnſucht, die Kraft in mich, mich aufwärts zu ſchwingen mit goldenen Flügeln, zu träumen, zu ſingen und, ein unglücklicher Erdenſohn, mich zu den Sternenräumen zu erheben? — Wer ſchickte mir dieſe beglückenden Träume, wer gab mir die Zaubergewalt, Hain und Flur, Pallaſt und Hütte um mich zu ſchaffen? — Die nämliche milde Hand, welche den Glauben in Ihre Bruſt legte, Ihrem Geiſte die Demuth verlieh, gab meiner Bruſt die Sehnſucht, meinem Geiſte die Flügel. Sie erhielten die Anweiſung auf den Himmel, ich den Zauberſtab, mir hier ſchon ſeine Pforten zu öffnen.

Und wer iſt der Glücklichere von uns Beiden? ſagte jetzt der fromme Pater, mit Rührung Diego's Hand ergreifend: Werther Se or, wir Beide gehen nach einem Ziele, ich gehe meinen Weg in Demuth, Sie glauben im kühnen Fluge es ereilen zu können; ich trage meine Erden-

last duldsam als ein gläubiger Pilger, Sie wollen sie abwerfen, rütteln und sträuben sich, und es gelingt Ihnen dennoch nicht, Sie müssen sie tragen bis zum Grabe. — Sie sehnen sich hinüber, Ihre Isabella wieder zu finden, und zürnen mit dem Tode, weil er nicht an die Pforte Ihrer morschen Hütte klopft; auch ich möchte deshalb mit ihm zürnen, thue es aber nicht, sondern erwarte meine Todesstunde mit stiller Ergebung. Wissen Sie, wen auch ich dort wiederzusehen erwarte? O Señor, Vaterschmerz ist nicht immer der größte auf dieser Wallfahrt, es giebt noch andern Schmerz, den das Priestergewand wohl zu decken, aber nicht zu heilen vermag. Da breitet aber der Glaube seine Palmen über die wunde Brust: Dulde! ruft er ihr zu, was Du verlorst, wirst Du dort oben wieder finden! und gestärkt und ermuthigt, vertrauend nahm ich meinen Wanderstab zur Hand und pilgerte weiter. — So lassen Sie mich auch jetzt weiter ziehen, brach er das ernste Gespräch ab, folgen Sie nicht Ihrer Sehnsucht, folgen Sie der Vernunft und bleiben Sie hier, bis Sie Nachricht von mir erhalten. — Diego, ohne ihn zurückhalten zu wollen, reichte

ihm schweigend die Hand, der Pater sagte ihm Lebewohl, bat die eben eingetretene Fernanda, ihn bis zur Ueberfahrt am Flusse zu begleiten, und sprach während des Weges viel und ernst mit ihr.

4.

Am Abende führte Diego seine Enkelin, die, bald traurig, bald freudig gestimmt, in steter Unruhe den Tag verbracht hatte, unter den großen Feigenbaum, wo sie sich neben ihn setzen mußte. Er überließ sie hier lange der Erwartung, denn ohne ein Wort zu reden, sah er düster und sorgenschwer vor sich hin, endlich brach er das Schweigen. Fernanda, begann er, ich glaube, ich hätte besser gethan, Dich in dem Kloster zu lassen, als Dich nach Granada zurückzuführen. Mich band aber das Versprechen, welches ich Deiner sterbenden Mutter gab: Dich nie zu verlassen, und so führe ich Dich wieder heim, ich fürchte, Deinem Unglücke entgegen.

Meinem Unglücke? fragte Fernanda betroffen.

Ja Kind! erwiderte Diego, ſicher Deinem Unglücke, wenn Du Deiner Leidenſchaft nicht entſagſt. Haſt Du nicht gehört, daß er an der Spitze der Urbanos ſteht?

Was kümmert das mich? ſprach das Mädchen mit Heftigkeit, was kümmert meine Liebe die Parteiſucht, ob Karliſt, ob Chriſtino, mir gleichviel! Der Alte ſchwieg, ſtand von ſeinem Sitze auf, doch Fernanda hielt ihn zurück. Nicht alſo, lieber Großvater, bat ſie, ſchelte mich lieber, nur nicht dies dumpfe, ſchmerzvolle Schweigen, es durchbohrt mein Herz. Haſt Du mich nicht ſelbſt gelehrt, daß die heilige Flamme der Liebe unauslöſchbar ſei? Ihr Strahl hat mich getroffen, ihre Gluth mich erfaßt, kann ich ſie dämpfen, die Allmächtige!

Fernanda, ſagte der Alte, von der Rede der Enkelin ſchmerzlich ergriffen, Liebe zum Vaterlande ſteht höher als Sinnenliebe, dieſe iſt ein Rauſch, jene, himmliſche Begeiſterung, wo die Himmliſche ruft, muß die Irdiſche ſchweigen.

Das verſtehe ich nicht, Vater, entgegnete das Mädchen; ich liebe Spanien, weil es mein Vaterland, weil es ſo ſchön iſt, ich liebe ihn, weil er mein Jugendgeſpiele, weil er auch ſo

schön und kräftig ist, wie das Land meiner Heimath, aber ich stelle ihn höher, als das Vaterland, ihn könnte ich nicht verlassen, mit ihm, das Vaterland mit Freuden.

Und auch mich?

Frage nicht so sonderbar, unterbrach ihn Fernanda, küßte seine Stirn, und ihre Thränen fielen auf das bleiche Antlitz des kummervollen Greises: schließe mir die Pforten des Paradieses nicht zu, wenn die Hoffnung sie mir geöffnet hat. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust, sein Auge sah mild auf die Weinende, die noch einmal bat: schließe mir meines Paradieses Pforten nicht zu!

Gleich an Gestalt, ähnlich in Zügen und Ausdruck, dies dunkle Auge, dieser gutmüthige Zug um den Mund, diese edle stolze Haltung, murmelte Diego, das Mädchen wehmüthig betrachtend, vor sich hin: in Allem meiner Isabella gleich, nur das Innere nicht, das ist dämonischer Abkunft, das gleicht der Mutter hohem, edlem Sinne nicht, das gehört dem Buben an, der sie der Verzweiflung übergab. Sie hätte in ihrem Stolze die Kraft gefunden, eine Liebe zu unterdrücken, welcher des Vaters Segen nie folgen wird.

Nie? seufzte Fernanda.

Nie! widerholte Diego, dem Manne, der gegen seinen rechtmäßigen König das Schwert zieht, gebe ich meinen Segen nie mit auf den Weg.

Das ist furchtbar! rief das Mädchen.

Noch furchtbarer aber ist des Vaters Fluch, sprach der Greis, erhob sich gleich einem zürnenden Geiste und ging in die Hütte zurück; statt seiner trat Antonio zu ihr.

Sie weinen, Señora? fragte er sie theilnehmend, denn er liebte das Mädchen, als wäre sie sein eignes Kind. Was ist Ihnen begegnet? — Ach ich ahne es; gewiß hat die Nachricht von der Nähe Señor Ariego's den guten Herrn verdrießlich gemacht. Hm, brummte er kopfschüttelnd: es ist auch ein verdrüßlich Ding — nachgeben wird er nicht — Sie werden den jungen Herrn nicht vergessen wollen — und so wird des alten Mannes Haar noch weißer und sein bischen Leben ihm noch verkümmert werden.

Schweig Antonio, bat das Mädchen.

Aber der treue Diener fuhr fort: Fünfundvierzig Jahre sind es nun, als Don Diego den verwaisten vor seiner Thüre bettelnden Knaben

in

in das Haus nahm, fünfundvierzig Jahre habe ich sein Brod gegessen, Freude und Leid, Glück und Unglück mit ihm getheilt, mit ihm gefochten und für ihn geblutet, deßhalb konnte mich nichts in der Welt von ihm trennen, und außer Gott und den Heiligen könnte ich Alles verläugnen und für ihn opfern, ehe ich den Mann, der so brav und rechtschaffen ist, der mir so viel Gutes gethan hat, kränken und vor der Zeit in die Grube senken sollte. Und Sie, Señora, seiner Isabella Kind — Ich kenne die Liebe nicht, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, ich kenne nur die Treue, aber stärker als die Pflicht kann sie nicht seyn.

Warum zerreißest Du so mein Herz, Antonio, warum diese furchtbare Mahnung? sagte Fernanda tief erschüttert.

Weil ich in Zeit der Gefahr warnen wollte, damit nicht späte Reue Sie erfaßt. — Señor Franzisko ist hier, harret hinter jenen Olivenbäumen auf den günstigen Augenblick, Sie allein zu sprechen, er hat mich hierher geschickt. —

Nein, nein! rief plötzlich das Mädchen,

zu ſein, dieſe nicht bedeutende, aber wohlbefeſtigte Stadt zu erobern. Niemand zweifelte an dem Gelingen und ſelbſt der Graf von Flandern ermahnte den Adel, die Stadt ihrem Schickſale zu überlaſſen. Aber dieſer verweigerte zu gehorchen und rüſtete ſich zu tapferer Gegenwehr, ſo wie Artevelde, eine ritterliche Vertheidigung erwartend, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zur Eroberung dieſer Stadt aufbot.

Ehe er zur Belagerung abging, wollte er noch ganz Flandern durchreiſen, um die Gemüther zu gewinnen und zu entflammen. Alice ſollte ihn begleiten; er hoffte durch den Glanz, mit dem er ſich umgab, durch die Ehre, die ihm, mithin auch ihr überall werden würde, ihr Herz zu blenden; ſie aber verweigerte ſtandhaft ihm zu folgen, denn der äußere Glanz hatte keinen Reiz für ſie und fern von ihm in ſtiller Einſamkeit war es ihr wohl; der fürſtliche Prunk, mit dem er ſich umgab, war ihr läſtig.

Er hatte ſeit einiger Zeit den Titel eines Regenten von Flandern angenommen, ſein einfaches Hausweſen umgeſtaltet, das nun ganz dem eines Prinzen glich, hatte das väterliche Haus verlaſſen und das Schloß des Grafen bezogen; ſeine Diener waren in das feinſte Tuch gekleidet, ſeine Tafel verſchwenderiſch beſetzt, er ſpeiſte täglich auf dem Silbergeſchirre des Grafen, das er in Brügge und Male gefunden und Trompetenſchall rief, wie bei fürſtlichen Gelagen, die Gäſte zum Mahle. Der Mann, der noch vor Monaten die letzte Brodrinde mit ſeinem Mitbürger theilte, der Alles hingebend zum Bettler geworden war, vergeudete jetzt als unumſchränkter Gebieter die

heute nicht, hier nicht, fort, fort! Sie sprang auf und eilte in die Hütte.

Gottlob, der Himmel segne Dich! rief der Alte ihr nach und schlich nach der Olivenpflanzung zu dem schon lange Harrenden.

5.

Die Morgensonne verkündete kaum den Tag, als Sebastian Diego weckte. Señor, raunte er ihm zu, stehen Sie auf, kleiden Sie sich schnell an, es ist draußen nicht geheuer. Ich schlich, wie ich täglich, ehe ich meine Hütte öffne, zu thun pflege, nach der kleinen Luke und spähte in der Gegend umher, da sah ich hinter der Olivenpflanzung Rauch aufsteigen, bemerkte trotz der Dämmerung, daß Männer um ein verlöschendes Feuer lagerten und als die Sonne höher stieg, erkannte ich, daß es Bewaffnete, und wenn mich mein Falkenauge nicht trügt, Urbanos waren. Es gilt sicher Ihnen, haben Sie daher Geld oder Kleinodien bei sich, so vertrauen Sie sie mir oder stecken sie zu sich, denn Ihre übrige Habe kann ich nicht retten. Dicht bei der Hütte ist ein kleiner Kahn festge-

bunden, ſetzen Sie ſich ein und rudern Sie nach dem andern Ufer hinüber, ehe die Schändlichen kommen und Sie feſtnehmen. Geſchwind, beeilen Sie ſich!

Diego aber, der ſich während dem angekleidet hatte, lächelte unbeſorgt. Du haſt Recht, Sebaſtian, es gilt mir, ſagte er, ich glaube aber den zu kennen, der mich hier aufſucht, deshalb fliehe ich nicht, ich trete ihm keck entgegen. Sorge nicht für mich.

Und doch muß ich es, Señor, ſagte der treue Kriegsgeſell, denn zum Unglück ſind faſt alle meine Freunde über den Fluß geſetzt, und ich kann Niemand zu Ihrer Hülfe erwarten.

Alſo auch hier ſteht Ihr in Verbindung? Sebaſtian zuckte die Achſeln. Für welche Sache habt Ihr Euch verbündet? fragte Diego, doch ehe noch Sebaſtian antworten konnte, ſtürzte die Frau mit der Nachricht herein: Zwei Reiter ſprengten auf die Hütte zu und bei der Olivenpflanzung zeigte ſich Fußvolk.

Geht zu meiner Tochter, bat jetzt der Alte ſeine vorſorgliche Wirthin, ſie ſchläft noch; ſagt ihr —

Sie iſt ſchon lange wach, ich habe ſie ſchon

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18761/041

oben an der Luke stehen sehen, fiel ihm die Frau in die Rede.

So sagt ihr, sie solle oben bleiben und sich verborgen halten. Kaum hatte er dies gesagt, als Franzisco Iriego in der Uniform der Urbanos eintrat, worauf sich Sebastian und sein Weib schnell entfernten. Sein Sie mir willkommen! rief er Diego herzlich entgegen, der ein kaltes: ich danke Ihnen Señor, erwiderte.

Mit Staunen erfuhr ich durch eine ausgeschickte Patrouille, daß Sie in hiesiger Gegend wären, fuhr er fort, für Ihr Schicksal besorgt, ließ ich Ihre Spur verfolgen, und bin aus vielen Gründen erfreut, den Freund meines Vaters aufgefunden zu haben.

Ich aus keinem Grunde, den Sohn meines Freundes so vor mir zu sehen, erwiderte Diego, einen finstern Blick auf die von Gold strotzende Uniform werfend.

Sie wollen nach Granada? fragte Franzisco, durch den unfreundlichen Empfang des Alten doch in etwas aus der Fassung gebracht.

Ja! antwortete dieser mürrisch.

Kennen Sie die Gefahr, die Ihnen dort droht?

Nein!

Ihre Freiheit ist gefährdet.

Wohl selbst in diesem Augenblicke, junger Mann?

Wie können Sie dies denken! fiel ihm Franzisko schnell in die Rede, ich komme Sie zu warnen, werther Vater.

Wer giebt Ihnen das Recht, mich so zu nennen! fuhr Diego auf.

Nannte ich Sie nicht schon tausendmal bei diesem mir so theuern Namen? fragte der junge Urbano mit Herzlichkeit.

Wer dies Kleid trägt, kann mein Sohn nicht seyn, nie werden, sagte der alte Kriegsmann sich abwendend.

Señor Diego, begann endlich, nach langem Schweigen, Franzisko, während jener unverwandt in die vorüberbrausenden Wellen des Guadalquivir sah, sollen denn Meinungen Herzen trennen? Soll die Freundschaft zweier seit vielen Jahren vereinter Familien, soll die Liebe durch sie zerrissen werden?

Sie muß! sprach der Alte vor sich hin, doch deutlich genug, daß Franzisco es vernehm-

men konnte, der mit Lebhaftigkeit auffuhr, können Sie das beim heiligen Gott verantworten?

Beim heiligen Gott? wiederholte Diego, sich rasch wendend und einen furchtbaren Blick auf den jungen Mann werfend. Könnt Ihr noch den heiligen allmächtigen Gott anrufen, den Eure sündigen Meinungen täglich lästern, dessen Altäre Ihr umstürzt, dessen Diener Ihr erwürgt? Werft Euch an den Stufen seines Thrones nieder und verantwortet dort Euer sündiges Treiben; ich kann mit reinem Herzen vor meinen Richter treten. — Und was hat die Freundschaft zweier Familien, was die Liebe zweier thörigten Herzen für Gewicht in einem Augenblicke, wo die Zwietracht das Vaterland zerreißt, wo Christ gegen Christ, Spanier gegen Spanier, Vater gegen Sohn, Freund gegen Freund gewappnet steht? — jener seinen Gott, seinen König, seinen Heerd, dieser das Geschenk aus der Pandorabüchse, die uns von jenseits der Pyrenäen durch Spaniens bitterste Feinde zu Theil wurde, blutig vertheidigt? Was gilt in solchen Zeiten bei dem Wehgeschrei der ganzen Nation ein Seufzer thörigter Liebe? — Sie gehören zu der Partei der Christinos,

ich, Gott sei gelobt, gehöre nicht zu ihnen, fuhr er jetzt gemäßigter fort, gehen Sie Ihren Weg, lassen Sie mich den meinigen ruhig gehen. Opfern Sie Gut und Blut, all' Ihr Denken, all' Ihr Mühen der Sache, die Sie als die rechte zu kennen glauben, denn ein Mann darf nie auf halbem Wege stehen bleiben, und selbst im Irrwahne muß er seinem Ziele unverwandt zuschreiten, dann haben Sie nicht Zeit, an meine Enkelin zu denken, die blutige Hochzeit, zu der Sie das Vaterland führen wollen, muß Sie ja Ihre eigene vergessen lassen.

Sie sind ungerecht, Señor! sagte Franzisco mit beklommenem Herzen.

Waret Ihr gerecht gegen Euren angestammten König? fuhr der Alte auf, doch schnell unterdrückte er seinen Zorn, trat wieder an das Fenster und schwieg.

Ariego hatte einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Sein Herz hing seit Jahren mit Leidenschaft an Fernanda, aber auch mit Leidenschaft an der neuen Gestaltung der Dinge; er hatte von Kindheit an den alten Mann wie seinen Vater geliebt, und konnte auch jetzt nicht den Anhänger des Don Carlos hassen, hätte gern dessen Meinung bekämpft, Bitterkeit für

Bitterkeit zurückgegeben, aber noch war die Ehrfurcht vor dem Großvater seiner Fernanda zu fest in ihm, als daß er seinen Empfindungen hätte freien Lauf lassen können. Er schwieg und bemitleidete den Mann, der, seiner Meinung nach, wohl in Dichterphantasien sich aufschwingen, aber sich nicht über alte verjährte Vorurtheile erheben konnte. — Señor! fragte er jetzt mit inniger Theilnahme, nachdem er lange bescheiden geschwiegen hatte. Wollen Sie wirklich nach Granada?

Das ist mein Wille! erwiderte Diego, das Fenster verlassend: wo möglich will ich mich noch in dieser Stunde auf den Weg machen.

Und wissen Sie, was Sie dort erwartet?

Was könnte das anders seyn, als was ich mit jedem Schritte, den ich vorwärts thue, erwarten muß — den Tod! Meine Haare sind gebleicht, meine Jahre rütteln an dem morschen Körper, ein starker Druck und er fällt zusammen. Sehen Sie, Franzisco! sagte er jetzt, sich wahrscheinlich vergessend: in meiner Kindheit las ich so gern das Leben der heiligen Märtyrer, als Jüngling dachte ich mir es so schön, mit der Märtyrerkrone in den Himmel einzugehen, als Mann war ich so thörigt, statt nach

ihr, nach dem Lorbeerkranze zu greifen, der mir als Dichter nicht ward, als Soldat in Spanien wohl nicht mehr werden konnte, und nun, als Greis, tritt der Traum meiner Jugend wieder so lebhaft vor mich, und die Sehnsucht nach der Märtyrerkrone wird wieder so lebendig in dieser zerrissenen Brust, daß ich den Urbano segnen könnte, der mir, dem Karlisten, weil ich meinem Könige und meinem Glauben treu anhing, den Dolch meuchlings in die Brust stieße. — Franzisco Ariego! rief er plötzlich und riß das Wams von der benarbten Brust, stoßt zu, und mit diesem Stoße seid Ihr unter den Euren ein Held geworden, habt mir das Paradies verschafft und Euch ein Weib gewonnen, das, so lange ich athme, beim allmächtigen Gott! nicht das Eurige werden wird.

Mit dem Ausrufe: mein Franzisco! stürzte jetzt Fernanda herein, und lag in des Geliebten Armen, der, auf den Alten zeigend, sich sanft von ihr loszuwinden suchte, doch sie hielt ihn fest umschlossen, während Diego bitter lächelnd sich auf einen Sessel setzte als ob er das Ende dieser Szene ruhig abwarten wollte. Noch hing das Mädchen an des Geliebten Brust, noch blickte, in der Wonne des Wiedersehns schwelgend

ihr Auge in das seine, als er besonnener ihr zuraunte: Fernanda, dein Vater ist hier! Dies Wort weckte sie aus einem Traume seliger Erinnerungen, sie riß sich gewaltsam aus des Geliebten Armen und stürzte zu des Vaters Füßen. — Hier lag sie lange sprachlos, endlich rangen sich die abgebrochnen Worte aus ihrer leidenschaftlich bewegten Brust: Verzeih', Vater, verzeih'!

Aber der Alte schwieg, seine Seele schien abwesend zu seyn.

Du verdammst jetzt meine Liebe, die Du früher segnetest, fuhr sie fort. Was kann ich dafür, daß Du nun der Flamme zürnst, die Du selbst nährtest; lösche sie, aber verlange nicht, daß ich es soll. — Vater! rief sie, immer leidenschaftlicher werdend, Du hörst nicht auf Dein Kind, läßt mich jammernd vor Dir knien.

So steh' auf, sagte er kalt, steh' auf und geh' in Deine Kammer.

Sie sprang auf. Ich gehorche, sprach sie, Franzisco die Hand reichend. Nimm mit diesem Händedruck die Versicherung, daß die Flammen meiner Liebe nur der Tod zu löschen vermag. Leb' wohl! Sie eilte hinaus.

Sein Sie in Granada vorsichtig, Señor

Reichthümer Flanderns; nur von seiner Vaterstadt nahm er keinen Heller zu alle diesem.

Auf Alicens Herz machte dieser Prunk wenig Eindruck. Wie ein geschmücktes Opferlamm erschien sie bei den Festen und wenn ihres Gatten Herz sich bei dem Anblick ihrer Schönheit freute, trauerte das Ihre beim Genusse der so blutig erkauften Pracht. Mit Widerwillen und stiller Trauer vertauschte sie ihre Wohnung mit dem Schlosse und verließ nur unter Thränen ihr Gemach, das ihr durch Walters Schlummerstätte so theuer geworden war und das unverändert bleiben mußte. Oft schlich sie dahin, setzte sich auf das Ruhebette und sah nach der Stelle, wo er gelegen hatte. Nur die wenigen Stunden, die sie bei ihren Eltern zubrachte, oder diese bei ihr, waren zuweilen ungetrübt, doch zog sich ihr Herz allmählig auch von der Mutter ab, die sich in der königlichen Pracht, die ihre Tochter umgab, glücklich zu fühlen begann und über den Juwelen und Perlen, die Alice schmückten, Alicens Thränen zu vergessen schien. Ihr Herz wandte sich ganz zu dem Vater, dem dieser Glanz ein Greuel und der zu stolz und treu war, um das Scepter seines Oberherrn mit dem Henkerbeile seines Eidams vertauschen zu wollen.

Der Tag der Abreise nahte, den Abend vorher ging Arevelde in aufgeregter Stimmung zu Alice. Sie empfing ihn kalt, fast abstoßend. „Alice!“ rief er endlich, und man sah deutlich den Kampf, den die immer noch glühende Liebe gegen seine Heftigkeit bestand „Ich habe Dich geliebt, wie wohl wenig Menschen lieben werden“ — Alice seufzte bei diesen Worten tief auf — „habe, um zu Deinem Besitze zu gelangen, mich aus meinem stillen, friedlichen

ſagte jetzt der Urbano und ergriff ſeinen Hut. Trotz Ihrer Härte ſollen Sie ſtets einen liebenden Sohn an mir finden. Sein Sie nicht hart gegen Fernanda, das iſt das Einzige, warum ich Sie bitte. Der Alte nickte mit dem Kopfe und Franzisco verließ das Zimmer.

Nicht hart ſoll ich ſeyn? ſeufzte Diego, als er allein war. Gütiger Gott, ſähe ſie, wie mein Herz blutet, wüßte ſie, wie lieb ich ſie habe, wie ich ſie mit aller Vaterzärtlichkeit umfangen möchte. Aber wollte nicht Abraham den einzigen Sohn dem Herrn zum Opfer bringen! fuhr er plötzlich auf. Muß ich nicht ein Gleiches thun und meinem Könige und der Religion opfern was ich habe? — Antonio! rief er heraustretend, mach' Alles zur Abreiſe bereit, noch heute ziehen wir weiter.

Der Diener wollte Einwendungen machen, erinnerte an die Mahnung des Pater Jacinto, erſt Nachricht von ihm zu erwarten, ehe er dieſen Ort verließ, aber dies half ſo wenig, als Sebaſtians Bitte; er beharrte auf ſeinem Willen, noch heute die Hütte zu verlaſſen.

6.

Nun Señor, ich begleite Sie, sagte Sebastian, als der Andalusier vorgeführt wurde und Antonio brummend Fernanda auf das Maulthier hob. Und Du, wandte er sich zu seinem Weibe: habe Acht auf die Kinder und die Hütte, verrammele diese und öffne sie nicht eher, bis die Nachbarn wieder eingerückt sind.

Bleib daheim, was willst Du bei mir, Bastian! sagte Don Diego, als jener Weib und Kind herzte, und den kleinen Weinschlauch am schwarzledernen Riemen umhängte. Bleib bei den Deinen, folgst Du mir, so folgst Du nur dem Unglücke.

Ich folge meinem alten Obersten, erwiderte Sebastian schmunzelnd; wer weiß, ob ich nicht noch einmal seiner Fahne folgen werde.

Narr, in diesem Leben wohl nicht, erwiderte Diego, doch thue, was Du nicht lassen kannst. Dies sagend ließ er dem Andalusier den Zügel und ritt, des Weges wohl kundig, westlich der Fähre zu, die sie eine Stunde von Ubeda über den Guadalquivir brachte.

Sage mir nur, fragte Antonio den dienstfertigen Begleiter, warum Du so darauf be-

harrst mit uns zu gehen? Wege, Fußpfade und Schlupfwinkel kennen wir in hiesiger Gegend noch aus alter Zeit gar wohl, und der Señor hat Recht, wenn er sagt, daß das Glück uns selten begleitet.

Laß mich nur mit Euch ziehen, sagte Sebastian lächelnd, streichelte das Saumthier, welches munter neben ihnen her schritt, und sah zuweilen mit ernstem Blicke auf Fernanda; dann stieß er Antonio an, gab ihm ein Zeichen, daß er sein Thier ein wenig anhalten möchte, und raunte ihm leise in das Ohr. Der Señoretta scheint auch das Glück nicht zu folgen, sie sieht traurig vor sich hin. Beim heiligen Sebastian von Alcobendas, meinem Schutzpatron, wenn der Offizier, der am Morgen mit seinem Eintritte mein Haus verunehrte, ihr Cortejo ist, dann freilich hat sie wenig Glück zu erwarten, denn lieber sterben, als einen Christino lieben. Antonio sah' ihn verwundert an. — Was starrst Du mich so an, mit Deinen kleinen aufgeschlitzten Mohrenaugen, fuhr jener unwillig fort, bist Du vielleicht auch ein Abtrünniger geworden?

Dafür bewahre mich Gott und die allerheiligste Jungfrau! erwiderte Antonio. Aber

ich wundere mich, daß Du von Liebe sprichst, der Du doch sicher nichts davon verstehst.

Ich verstünde davon nichts? fiel ihm Sebastian mit Zuversicht in die Rede: mehr als Du. Hast Du Weib und Kind, die Du herzen kannst? Siehst Du armer alter Bursche die liebe ich, und meine Hütte am Flusse, worin ich geboren ward, meinen König, meinen Beichtvater und alle frommen Brüder in der Kapuze, meinen Weinschlauch, wenn er gefüllt ist, und am Ende am meisten mich selbst.

Narr, so verstand ich es nicht, ich meine eine ganz andere Liebe. Hättest Du so wie ich, fuhr Antonio mit wichtiger Miene fort und hielt das Maulthier an, hättest Du die Lieder des Señors, die er immer zur Laute sang, von Jugend auf gehört, so würdest Du wissen, daß Christinos, Liberales und Decamisados so gut wie wir rechtlichen Karlisten, der Liebe gleich sind; die wählt, was ihr gefällt, hängt daran mit Leib und Seele, kümmert sich um weiter nichts, und ist treu bis in den Tod.

Dann hole sie der — Doch ich will nicht fluchen, unterbrach ihn Sebastian sich bekreuzend, wenn ihr Mohr und Christ, ein recht-

gläubiger Spanier und ketzerischer Christino, den Gott verdammen möge, gleich ist. Siehe Antonio, wäre meine kleine Peppita erwachsen und hinge sie an so einem Kerl in gestickter Uniform mit goldenen Tressen, der kaum Strümpfe und Schuhe, nicht einmal Alpargatas *) an den Füßen hat, der heute Viva Christina ruft und morgen die Tragalla singt, ich würfe sie in den Fluß, der sie nach Andurar, oder Cordova oder Sevilla zu ihrem hungrigen Cortejo bringen könnte, lebend oder todt, mir gleichviel. Ja in den Städten, da haben die jenseit der Pyrenäen ein Ei zurückgelassen, das brüten die Städter in ihrem Irrwahne unter blutigem Schweiße aus, und nur auf dem Lande giebt es noch alt spanische Herzen, treu ihrem Glauben und folgsam den Dienern Gottes.

He, Sebastian! rief jetzt Diego, ihn zu sich winkend, und unterbrach damit ihr Gespräch. Schnell wie der Pfeil durch die Luft sprang der Behende zu seinem alten Führer, während Antonio das Maulthier antrieb: Hast Du für Lebensmittel gesorgt?

---

*) Sandalen.

Brod und Wein, Feigen und Orangen sind zu Ihrem Befehle.

Ich möchte gern an der Venta von Jandutilla vorüberziehen, überhaupt nicht gern irgendwo einkehren, fuhr Diego fort, führt nicht der schmale Fußsteig, der sich dort in den Cactus zu verlieren scheint, nach den Trümmern einer alten mauriſchen Feſte?

Ja, Señor.

Und kommt man da auf ſteilem Pfade in das grüne, mit Aloe bewachſene kleine Thal, wo der ſchöne Quell aus dem Felſen ſprudelt.

Und dann nach der Höhle, die uns ſo oft zur Herberge diente; ja, Señor, ſo iſt's, fiel ihm Sebaſtian in die Rede.

Wohl, dahin will ich! ſagte Diego.

Dahin wollen Sie? Bei der allerheiligſten Jungfrau vom Pilar zu Saragoſſa! rief der Erſtaunte, dahin ziehen Sie heute nicht! Laſſen Sie uns lieber auf der Höhe unter den Trümmern der alten Maurenburg unſere wollenen Decken ausbreiten, unſer Nachtmahl verzehren und uns zur Ruhe legen. Die Sonne geht überdies ſchon hinter den Bergen von Andaluſien unter, die Raubvögel ziehen zu Neſte, es

wird

wird Nacht, ehe wir da hinunter kommen; auch ist der Pfad abwärts so steil und gefahrvoll — Ihr Hengst —

Doch ohne das Ende der Rede abzuwarten, warf bei dem aufgeworfenen Zweifel an des Hengstes Sicherheit Diego einen wüthenden Blick auf seinen Begleiter und lenkte sein Roß den Fußsteig hinauf, Sebastian folgte kopfschüttelnd.

Wohin soll das gehen? fragte diesen Antonio.

In die Hölle! erwiderte er und eilte voraus, schnitt mit seinem langen Messer sorgsam die Cactuszweige ab, die den Fußpfad beengten, und that dies mit so viel Behendigkeit, daß der Reiter und die Señoritta ihm kaum folgen konnten.

Ohne Unfall hatten sie jetzt die alten Trümmer erreicht, wo Diego sein Roß anhielt. Schon glaubte Sebastian, er wolle seinem Rathe folgen und hier das Nachtlager nehmen, weshalb er auch eilig zusprang, Pferd und Steigbügel zu halten, aber ein brummiges: Laß! wies den Dienstfertigen zurück. — Nicht um abzusteigen weilte Diego hier, den Blick nach den Bergen von Granada gerichtet, strahlte sein Auge freudevoll, seine Brust hob sich, denn die Heimath mit ihren paradiesischen Gefilden lag im Abendgolde erglühend vor ihm, er sog die Wonne des

Wiedersehns mit freudigem Entzücken gierig ein, bis die Erinnerung ihm einen tiefen Seufzer erpreßte, er schnell seinen Andalusier wandte, der Heimath den Rücken kehrte, und schweigend den Felspfad hinabritt.

Jetzt eilte der behende Sebastian ihnen rasch voraus, es ward ihm leicht, bergab einen Vorsprung zu gewinnen, da Roß und Maulthier nur Schritt vor Schritt bedachtsam über die hingerollten Felsstücke, die Schlangenwindung des Pfades hinabschreiten konnten, und als sie endlich durch das Gebüsch hoher blühender Aloe in dem kleinen Thale ankamen, stand er schon vor dem Eingange der Höhle zu ihrem Empfange bereit, übernahm das Pferd Diego's und führte es hinein, wo dem Señor ein prasselndes Feuer aus der Tiefe entgegen flackerte.

Staunend blickte er sich in diesem ihm so wohl bekannten Zufluchtsorte um; Alles fand er hier verändert, Bänke standen um alte morsche Tische, leere und gefüllte Weinschläuche hingen an den Zacken des spitzen Gesteins, Decken waren über reinliches Stroh gebreitet und Hausrath mancherlei Art, selbst schlechte zerbrochene Waffen, lagen überall umher. Die Hand am Pistol, folgte er Sebastian, denn je tiefer er in

die Höhle kam, desto mehr überzeugte er sich, daß sie jetzt nicht mehr so verödet sei, wie sonst; selbst sein Roß stand bald an eine hölzerne Krippe gebunden und Sebastian war schon beschäftigt, aus einer Vertiefung Gerste und Mais zum Futter zu holen.

Was ist hier vorgegangen? fragte er diesen jetzt, der durch ununterbrochene Geschäftigkeit seine Verlegenheit zu verbergen suchte, bald das Maulthier der Señorita anband, bald Antonio beim Abpacken behülflich war, und somit der Frage Diego's auswich. Was ist hier vorgegangen? wiederholte jedoch dieser: Wer bewohnt diese Höhle?

Alte Bekannte von uns und manch' neuer Freund von mir, erwiderte Sebastian endlich, da er der Antwort nicht mehr ausweichen konnte.

Aber wer sind denn diese? fragte Diego weiter.

Fromme Bursche aus der Sierra, bei denen kaum das Barthaar keimt, alte Grauköpfe aus der Cabeza montuosa, Fischer von den Ufern des Guadalquivir, die auch einmal versuchen wollen, ihr Netz auf dem Lande auszuwerfen, hübsche kräftige Leute aus der Sierra Nevada, die von

ihren Schneebergen herunter kommen, sich hier zu wärmen, wenn es sie daheim friert, und sich neu kleiden wollen, wenn ihr Wamms zerrissen ist, Lizentiaten und Baccalauren, denen die Federn stumpf wurden und die dafür das spitze Messer ergriffen. Aber alles lauter fromme Leute, wie Sie hier an den Felswänden, die mit heiligen Bildern beklebt sind, und an dem großen Kreuze, das mit Axt und Messer in den harten Stein gegraben ist, schon sehen können.

Diego wollte eben den Schwatzhaften zornig unterbrechen, als das Wiehern seines Hengstes und das Wiehern von Rossen außerhalb der Höhle das Gespräch unterbrach und Sebastian nach dem Eingange trieb. Macht Euch zum Angriffe fertig! erscholl es draußen: es sind ungebetene Gäste darinnen! Waffen klirrten und ein wildes Getöse erhob sich unter den Angekommenen, während Diego und sein Diener sich zur Gegenwehr anschickten. Aber bald vernahmen sie durch das wilde Geschrei Sebastians durchdringende Stimme. Beim heiligen Sebastian von Alcobendas! rief er: Kameraden, seid ihr toll, seht Ihr denn nicht, daß ich hier stehe, und wo ich bin, wird gewiß kein böser Gast beherbergt; setzt die Hähne in Ruhe, steckt Messer und Säbel in

Leben herausgerissen und — Gott mag es mir verzeihen! — Dich mit Blut und einem furchtbaren Leben erworben. Zu Deinem Besitze gelangt, habe ich mir keinen Augenblick sagen können: Ich werde wieder geliebt! Zwar benahmst Du Dich mit Engelsmilde gegen mich, Dein frommer, heiliger Sinn wirkte wohlthätig auf mein wildes Gemüth, aber da rissen mich die Leidenschaft und die Ereignisse mit sich fort — Blut floß von Neuem und Du bist nicht mehr der gute Engel, der mir zur Seite stand meinen wilden Geist zu bezähmen, Alice ist nicht mehr das fromme, duldende Weib! —"

Eine Thräne entquoll bei diesen Worten ihrem Auge, ein schmerzvoller Blick traf ihn und drang in sein Herz — „Ich habe Unrecht an Dir gehandelt" fuhr er in sichtbarer Bewegung fort „habe Deine erste Liebe zerstört, Dein zartes Gemüth oft rauh behandelt und mit Deinem Herzen ein grausames Spiel getrieben. Ich gestehe mein Unrecht! — Aber, so wahr mir Gott die Unzahl meiner Sünden vergeben mag, ich habe Dich immer geliebt und liebe Dich noch! — Du hast meine Liebe nicht verstanden, Du wolltest eine heilige, ich konnte nur die irdische bieten. — Aber fühle mit mir die Qual, zu lieben und zu wissen, man ist gehaßt! — Den Mann zu kennen, an dem Dein Herz mit Sehnsucht und Treue hing und an dem es noch hängt, an den Du in meinen Armen sowohl, als wenn ich fern von Dir war, dachtest, so sehr Du Dich auch bestrebtest zu vergessen. Denke Dir diese Höllenpein und dann verdamme mich! — Deshalb vergiß Alice — vergieb!"

die Scheiden und wißt, der drinnen ist ein Ehrenmann, ein edler Mann, ein Freund und Anhänger des Königs, der früher mit vielen von Euch manchen gefährlichen Ritt machte, Don Diego del Peñas ist in Eurer Höhle.

Don Diego! schallte es plötzlich. Wer ist das? fragten Einige, Andere jauchzten freudig auf, manche riefen selbst ein lautes viva dem Señor, doch Alle, nachdem sie die Waffen eingesteckt, die Rosse wieder gekoppelt hatten, eilten in die Höhle, den edlen Herrn, den Freund des Königs zu begrüßen.

Sein Sie uns willkommen, Señor Coronel*), redete ihn ein bejahrter Mann an, der sorgfältiger als die Andern gekleidet, einer der Vornehmsten unter der saubern Gesellschaft zu seyn schien. Sein Sie uns willkommen, und besonders mir, dem Christoval Pantes, der bei Jaen den französischen General fing, wie Sie sich wohl noch erinnern werden. Sie kommen gewiß, sich noch einmal im Guerillokriege zu versuchen, und an die Spitze unseres Haufens zu setzen? Nun mit Gott und dem heiligen Jakob von Compostella, das können Sie, willig trete

*) Oberst.

ich meinem ehemaligen Coronel den Ehrenplatz ab, und mein Häuflein ist wahrlich nicht zu verachten. Sind wir alle beisammen, zählen wir 34 zu Fuß, wohl bewaffnet mit Feuerrohr, Messer und Säbel, und 40 Reiter, freilich nur mit neun Rossen, die übrigen jedoch reiten schmucke Maulthiere, deren sich kein Benediktiner zu schämen hätte.

Du irrst Christoval! unterbrach ihn Diego unmuthig; der Zufall führte mich hierher, nicht irgend eine Absicht. Hätte ich gewußt, wen ich hier finden würde, mein Fuß hätte diesen Ort nicht betreten, denn die Weinschläuche, die Ihr abladet, und das Gut, welches ich auf die Saumthiere gepackt sehe, sagen mir sattsam, daß Ihr kein ehrliches Handwerk treibt.

Zürnen Sie deshalb nicht, edler Se˜or! erwiderte Christoval: wenigstens thun Sie es nicht so laut, raunte er ihm zu: es giebt unter uns unwissende Bursche, die Sie nicht so lange kennen, wie ich und so manche Alte, die Sie hier sehen. Sie möchten Ihre Worte mißverstehen und unfreundlich aufnehmen, und überdies, Coronel, ist es nur eine einstweilige Uebung, um nicht ganz unvorbereitet und untüchtig den saubern Urbanos dereinst entgegen ziehen zu können,

so ein kleines Uebungslager in Friedenszeiten, wenn der Krieg vor der Thür ist.

Sein Sie vorsichtig, Señor, schon um Ihres Kindes willen, bat Antonio, der den Augenblick mit Zittern kommen sah, wo dessen Zorn losbrechen würde; doch Diego, das Gefährliche seiner Lage mit einem Blicke überschauend, verbarg seinen Unmuth. Er lächelte statt Antwort, drückte dem alten Christoval die Hand, unterhielt sich freundlich mit seinen ehemaligen Kriegsgenossen, von denen er manchen hier fand, und hütete sich wohl, den Jüngeren die Verachtung zu zeigen, die das Schändliche ihres Handwerkes in ihm erregen mußte. Er dankte ihnen für die Sorgfalt, die sie für Fernanda trugen, der sie willfährig ein weiches Lager von ihren Decken bereiteten, Matten von Esparto zu ihren Füßen legten, und die schönsten Früchte, die sich in ihren Vorräthen befanden, mit Artigkeit ihr brachten. Auch entfernten sie sich ehrerbietig, als die Señoritta Lust zur Ruhe bezeigte, und versuchten durch Lautenspiel und Gesang die Müde bald in Schlummer zu wiegen.

Aber auf Diego's Auge übte der Schlaf heute nicht sein Recht aus. Das Schwert an der Seite, Pistolen und Dolch im Gürtel, be-

wachte er die Schlummernde: Antonio that ein Gleiches. Ist doch der Señor immer noch so vorsichtig, wie sonst! murmelten die alten Gesellen untereinander, da sie ihn so unverwandt am Lager der Tochter sitzen sahen: uns selbst mißtraut er. — Aber nun fort, hinaus ihr junges Volk! rief Christoval: es ist eine schöne Nacht, kein Nebel fällt, verlaßt die Höhle, lagert Euch draußen unter Gottes blauen andalusischen Himmel, wie es jungen Kriegsleuten geziemt. Sie gehorchten, verließen die Höhle, und die alten Gefährten Diego's lagerten sich an deren Eingange, nur Christoval kam zuweilen zu seinem ehemaligen Befehlshaber, zu sehen, ob er seiner etwa bedürfe.

Doch dieser bedurfte nichts als die Einsamkeit, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Der Anblick dieses Volkes hatte seine Kampflust wieder erweckt, er träumte sich in die Vergangenheit, wo er mit weit weniger Mitteln, als er hier beisammen fand, begonnen hatte, und so sehr er auch einsah, daß es thörigt seyn würde, jetzt sich an der Spitze eines solchen Gesindels für die gute Sache nutzlos zu opfern, so konnte er doch den Gedanken nicht ganz von sich weisen, vielleicht unter günstigeren

Verhältniſſen ſich dieſer Verirrten zu edlem Zwecke zu bedienen.

So verſtrich die Nacht, und während die Räuber noch ſorglos ſchliefen, hatte Antonio ſchon gepackt und aufgezäumt, wobei der dienſtfertige Sebaſtian treulich half. Auch die Räuber weckte der junge Tag, und mit einemmale wurde in der öden Höhle, wo vorher nur ein fernes Schnarchen die Stille unterbrochen hatte, Alles lebendig. Hier ſchürte der Eine das Feuer wieder an, dort trug ein Anderer aus dem nahen Quell das Waſſer herbei, am Eingange ward eine Kiſte geöffnet und köſtliche Chokolade von Cadix daraus hervorgeholt, die ſchnell gerieben, unter der geſchäftigen Hand eines ehemaligen Licenciado bald zu einem Frühſtück bereitet ward, wie ſie es wohl nicht immer hatten. Dort wurden Roß und Maulthier geſtriegelt und mit Mais gefüttert, während die älteren Männer die geſtern gemachte Beute zuſammen brachten, die Packen aber, aus Scheu vor dem Señor, nicht öffneten, und die Theilung bis nach ſeiner Abreiſe verſchoben. Auf einem alten Lehnſeſſel, über welchen ein ſchöner Teppich gebreitet war, ſaß Fernanda und empfing den Becher mit Chokolade, den

ihr der Verfertiger mit zierlichem Anstande darbot; sie saß in der Mitte der Höhle, vom flackernden Feuer schauerlich beleuchtet, wie eine trauernde Fürstin, und ihr finsterer Blick schweifte zuweilen unmuthig über die mancherlei Gruppen hinweg, die mit so Verschiedenem beschäftigt waren. Diego beobachtete sie genau; er errieth ihre Gedanken und sie thaten ihm weh. Da beschloß er schnell aufzubrechen und winkte Christoval zu sich, mit dem er vor die Höhle trat. Es hat mich gefreut, Dich wiederzusehen, Christoval, redete er ihn an; Du warst immer einer der Muthigsten, Unverdrossensten unter meinen Leuten, aber dich so wieder zufinden, hat mich betrübt. Schämst Du Dich nicht, Du alter Kriegsmann, solch' ehrlos Handwerk zu treiben? Verlaß die Bande, zieh' nach Navarra zum Könige, und stirb dort auf dem Schlachtfelde einen ehrlichen Tod.

Ich danke Ihnen, Señor, für Ihren gewiß wohlgemeinten Rath, erwiderte Christoval, über diese Strafrede wohl etwas empfindlich, aber bei St. Jakob, waren wir denn vor Zeiten, wo wir als Guerilla's das Land durchstreiften, viel besser? Ich glaube kaum. Hatten wir nichts, so nahmen wir es von Freund und Feind, da

wir jetzt nur unsern Feinden, den Städtern, nehmen; der ganze Unterschied liegt darin, daß wir damals nur nahmen, was wir brauchten, jetzt so viel wir bekommen können, und das kommt ziemlich auf eines heraus. Nicht stark genug, offenen Krieg für unseren König zu führen, thun wir dennoch seinen Feinden viel Schaden, plündern die Lastthiere, welche die Herren von Cadix durch ganz Spanien senden, geben den sechsten Theil unsers Raubes ehrlich den Klöstern ab, daß sie ihn Don Carlos, den Gott beschützen möge, zusenden, und nützen ihm dadurch eben so viel, als wir König Fernando nützten. Es ist Alles, wie es war, nur hießen wir damals eine Guerilla, jetzt nennen sie uns eine Räuberbande, die jedoch bereit ist, Gut und Blut für ihren König hinzugeben. Deßhalb, fuhr er mit einer Art von Stolz fort, rechnen Sie auf uns in der Zeit der Noth, wir sind nicht so ganz zu verachten, denn unsere Verzweigung geht durch ganz Andalusien, durch das Rondagebirge, wie durch die Alpuxarren, und leicht könnten Sie ein Paar tausend Mann zusammenbringen, lauter rüstige Männer, die dem Tode schon oft fröhlich entgegengingen, und von den frommen Patres zu diesem Zwecke einge-

weiht wurden. Ziehen Sie daher in Frieden von uns und sagen Sie denen da drinnen ein freundliches Wort zum Abschiede, damit ihnen eine freundliche Erinnerung an Sie bleibe, denn der Anhänger unseres gnädigen Königs kann nicht wissen, wozu er Unserer noch einmal bedarf. Folgen Sie meinem Rathe, er ist treu und gut gemeint.

Diego ging in die Höhle zurück, und da er Antonio zur Abreise bereit fand, ließ er sein Roß vorführen, dankte den Räubern für das gute Nachtlager und die freundliche Aufnahme, sprach noch mit diesen und jenen, und befahl Fernanda, ein Kistchen mit Chokolade, welches sie stolz verweigert hatte, von dem Licenciaten anzunehmen. Dann bestieg er sein Roß und schlug den Weg längs dem Ufer der Joran-dilla ein.

7.

Kaum hatte er den Fluß erreicht, als er Sebastian wieder an seiner Seite erblickte. Zürnen Sie nicht, Señor, daß ich Ihnen wie Ihr Schatten folge, bat dieser, ich bin wie ein

Hund, stößt man ihn auch zurück, folgt er doch seinem Herrn mit unwandelbarer Treue. Ueberdies ist unsere Bande nicht die einzige, die Ihnen auf Ihrem Wege aufstoßen könnte, und da kann ich Ihnen nützlich seyn, denn mein Wort gilt durch ganz Andalusien, und wir erkennen uns an einem Zeichen —

An welchem? fragte Diego hastig.

Verzeihen Sie, Señor, das darf ich Ihnen nicht mittheilen, das verbietet mir der Eid, den ich dem würdigen Pater Karmeliter in der Kirche unserer lieben Frau zu Sabiota leistete.

Diego schwieg, belästigte ihn mit keiner Frage weiter und die Reisenden zogen nun still immer längs dem buschigen Ufer des Flusses nach Solera zu; nur die beiden Fußgänger blieben zuweilen zurück, um mit einander plaudern zu können.

Du scheinst, seit Du die Hütte am Guadalquivir verließest, verstummt zu seyn, Fernanda, unterbrach jetzt Diego das Schweigen; schau ich rückwärts, schau ich vorwärts, erblicke ich Trauriges genug, warum verbitterst Du mir noch die Gegenwart mit Deinem finstern Ernste?

Kann ich lächeln, wenn das Herz mir blutet? erwiderte das Mädchen.

Ich habe Dich oft lächelnd auf meinem Schoße gewiegt, Dich geherzt und geküßt, wenn auch mir das Herz blutete; ich habe Dich oft an Deiner Mutter Grab geführt und mein thränenschweres Auge dort zu Gott erhoben, wenn Du dann Deine Händchen nach mir strecktest, mich mit Deinen frommen Augen bittend anschauteſt, da habe ich Dich die Thräne im Auge, den Schmerz in der Bruſt, an die wunde gedrückt, habe lächelnd gen Himmel geblickt und dem Herrn da droben gedankt, daß er mir Dich zum Erſatz für meine Iſabella gab. Biſt Du mir Erſatz für ſie? — Fernanda ſchwieg, ihr Blick war zur Erde geſenkt. — Wähnſt Du Deine Liebe für ewig, haſt Du nicht Muth, nicht Kraft genug, ihre Flammen zu dämpfen, iſt Dir Deines Vaters dämoniſches Erbtheil in ſolchem Grade zu Theil geworden, daß der reine Sinn Deiner unglücklichen Mutter ganz von Dir gewichen iſt, dann liebe, glühe und begehre, aber verbirg die Gluth, laß ſie nicht vor meinem verlöſchenden Auge aufflamme, warte die wenigen Tage, die mir der Gram noch läßt, geduldig ab.

Vater! rief Fernanda auffahrend und ihr

Sie schwieg, ihr Blick war in ihren Schoos gesenkt, ihre Wange ward bald bleich, bald glühend, auch in ihr schienen die Gefühle zu kämpfen.

„Noch vor Niemanden stand ich bittend" fuhr er ernster fort und die Ruhe, mit der er sprach, war der Vorbote eines nahen Unwetters „noch Niemand habe ich um Vergebung gefleht, außer Dir. Erkenne in diesem Opfer meine Liebe und verstumme nicht, wenn Deines Mannes Herz so laut spricht."

„Ich bin wahr, Artevelde" brach jetzt Alice ihr Schweigen „Verstellung ist mir fremd — Was soll ich, was kann ich demnach Euch sagen? — Vergeben kann des Menschen Herz, aber vergessen kann des Menschen Geist nie, und wenn die Erinnerung, diese geschäftige Notin aus vergangener Zeit, uns mit jedem Pendelschlag die blutigen Bilder vorhält, wie kann da das betrübte Herz vergeben? Wenn ich in schlafloser Nacht erwache, die matte Lampe einen düstern Schein durch das Gemach wirft und ich den Schlaf vergebens bitte, das Klopfen meines Herzens zu stillen, da steigen finstre Schatten vor mir auf, sie gestalten sich mehr und mehr und sein todter Leichnam liegt wieder vor mir; ich sehe den Myrthenkranz in seiner Hand, sehe die klaffende Stirnwunde, bebe, fahre auf, suche Hülfe, wende mich, wende mich zitternd nach Euch und sein Mörder liegt neben mir und schlummert so sorglos, als ob ein Engel seinen Schlaf bewache, nicht ein finsteres Gespenst —"

„Auch ich sehe ihn zuweilen," sagte er, mit Hast Alice unterbrechend „auch mir zeigt er die klaffende Wunde

Auge heftete sich starr auf den Alten. Das ist grausam, so hätte meine Mutter nicht zu mir gesprochen.

Nein, so hätte sie nicht gesprochen! wiederholte er bitter lächelnd. Sie war ein duldender Engel, hätte gewarnt, geschwiegen und ihr Herz wäre gebrochen. — Er gab bei diesen Worten dem Andalusier die Sporen und sprengte voraus, Fernanda folgte langsam und tiefbetrübt.

Die Straße nach Granada vermeidend, stiegen sie nun immer das Gebirge aufwärts, bis nach überstandener Beschwerlichkeit Sebastian vor dem Hause eines seiner Bekannten anhielt, und da es schon zu dämmern begann, das Nachtlager zu nehmen vorschlug. Diego war es zufrieden und so kehrten sie hier ein, leerten den Schlauch, der in der Höhle wieder frisch gefüllt worden war, begnügten sich mit einem einfachen Nachtmahle, so wie mit einem elenden Lager, und setzten am Morgen ihre Reise weiter fort. Sie hatten noch einen weiten Weg, wenn sie heute Granada erreichen wollten, deshalb rieth Sebastian, von Pinar aus die gerade Landstraße, welche das Gebirge umgehend, von Almeida nach Granada führt, zu verfolgen, und da sie hier weniger zu befürchten hätten, wollte er voraus-

eilen und den Pater Jacinto von ihrer Ankunft benachrichtigen. Sie setzten nun, wohl alle durch den Gedanken aufgeregt, heute die heimathliche Wohnung zu betreten, den Weg fort.

Sie waren schon früh, als kaum der Tag sich durch sein bleiches Dämmerlicht verkündet hatte, aufgebrochen, und erreichten die Kuppe des Berges, als eben die Sonne über die Gebirge von Murcia hervortrat und mit ihrem rosigen Lichte die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada beleuchtete, während die Vega (Hochebene) von Granada wie ein mit Rosengluth verbrämter Silberstreifen vor ihnen ausgebreitet lag. Es war ein herrlicher Anblick, der sie so ernst und doch so freundlich einlud, in das Heimathland zu treten. Diego's Auge schwelgte lange in diesem Paradiese umher, endlich hielt er unter einem aus grob behauenen Steinen aufgeführten Kreuze, wo vor langer Zeit ein Unglücklicher durch Mörderhand gefallen war, sein Roß an, stieg ab, lehnte sich an das Kreuz und schaute nach der Rosengluth des Schneegebirges, nach der paradiesischen Ebene, nach dem Heimathlande hinüber. Da ergriff ihn die Zukunft, er schauderte vor ihr, und sein Auge, sich von dem Irdischen abwendend, hob sich Trost suchend himmelwärts.

melwärts. Herrſcher dort oben! betete er mit lauter Stimme und entblößte in Ehrfurcht vor dem mächtigen Geiſte, der über ihn waltete, ſeinen kahlen Scheitel, auch Fernanda faltete die Hände in Andacht, während Antonio und Sebaſtian niederknieten und ſich bekreuzten. Herrſcher im Himmel, der Du des Menſchen Geſchick mit väterlich liebender Hand leiteſt, der Du Schmerz und Freude, Wonne und Elend uns Sterblichen in Deiner Allwiſſenheit zutheilſt, ſo wie es uns frommt, ſei mild gegen mich, den tief Gebeugten, fülle das Maas meiner Leiden nicht voll, laß mich ruhig einziehen in meine Hütte, ruhig dort mein ſorgenſchweres Haupt niederlegen zum ewigen Schlaf. Oder ſoll ich nicht ruhig ſcheiden, Gott der Gnade, ſoll ich unter Stürmen untergehen, ſo ſchenke mir einen ehrenvollen Tod, laß mich für meinen König, für mein Vaterland ſterben! — Er hielt ein, denn der Tod mochte, ſeine Andacht ſtörend, ihn umrauſchen. Lenke ihr Herz zum Guten, fuhr er dann nach einer langen Pauſe fort, in welcher ſein Auge Fernanda traf: lenke es, daß es in dem wahren Glauben demuthsvoll beharre und ſende ihre Mutter herab, ihr Schutzgeiſt zu ſeyn; doch Dein Wille geſchehe! Er murmelte

noch einiges vor sich hin, dann streckte er die Arme der Gegend zu, wo die Vaterstadt, seinem Auge jetzt nur ein dunkler Punkt, ihr stolzes königliches Haupt erhob. Granada, Granada! rief er: Wiege meiner Jugend, Wiege meiner Wonnen und Schmerzen, sei auch das Grab meines Alters, laß mich in Deinem Schooße schlummern bis zum Tage der Auferstehung! Er schwang sich auf sein Roß und: Wie Gott will! ausrufend, ritt er bergab seinem Schicksale entgegen.

8.

Bei Pinar trennte sich Sebastian von ihnen. Theils war er ein zu guter Fußgänger, um nicht gewiß zu seyn, dem bepackten Maulthiere, nach dessen Schritt sich selbst Diego's Rosinante richten mußte, vorauszukommen, theils kannte er in der Vega manchen den Weg abkürzenden Fußpfad, und so war er sicher, einige Stunden früher in Granada einzutreffen, als die Andern, um im Kapuzinerkloster Erkundigung einzuziehen, und im Nothfalle Don Diego noch vor Granada das Nöthige zu berichten, auf jeden Fall aber dem freundlichen Nachbar, dem Schuster, von

des Herrn Ankunft Kunde zu geben, damit dieser in dem Häuschen Alles zu seinem Empfange bereit fände.

Diego setzte indessen seinen Weg fort, und kam ungehindert bis nach Albolote, wo die Straße von Jaën mit der von Almeida zusammentrifft. Hier beschloß er Sieste zu halten, aber in der Posada, in welcher er einkehrete, fand er mehrere Soldaten, die von einem Kreuzzuge gegen die Karlisten, wie sie es nannten, zurückkehrten, mit ihren Heldenthaten prahlten, erzählten, daß in dem vor einigen Stunden gehabten Gefechte zwanzig Rebellen auf dem Platze geblieben und die von ihnen gemachten Gefangenen niedergeschossen wären. Diego, mit dem festen Vorsatze, sich nicht in ihre Gespräche zu mischen, hörte sie ruhig an; nicht so ein Franziskanermönch, der am Heerde saß und einen Becher mit Wein vor sich auf dem Sims stehen hatte. Ei Ihr Herren Soldaten! sprach er höhnend: da hat Gott ein Wunder an Euch gethan. Ihr seid kaum dreißig Mann und habt so viele Feinde erlegt und doch keinen Schuß gethan, denn Eure Gewehre sehen alle noch so blank und geputzt aus, als hätte der Generalkapitain von Granada eben Musterung über Euch gehalten. Sie

lachten, ohne weiter etwas darauf zu erwidern, tranken, kehrten sich nicht an den Mönch und seine beißenden Worte, und sangen, ihn fortzutreiben, die Tragalla. Es gelang ihnen auch, denn kaum hatte er seinen Becher geleert, so schlich er davon und ließ seinen Segen für die Sänger gewiß nicht zurück. Auch Diego entfernte sich kopfschüttelnd, begab sich in das kleine Kämmerchen, das die freundliche Wirthin Fernanda schon früher eingeräumt hatte, und legte sich hier zur Ruhe nieder. Glücklicherweise entfernten sich die Soldaten bald, so konnte er ungestört schlafen, und dann seinen Weg, jedoch mit sorgenschwerem Herzen, fortsetzen.

Je näher er nun seiner Heimath kam, desto unheimlicher ward es ihm zu Muthe, desto lebhafter stieg der Gedanke in ihm auf: Hättest Du nicht besser gethan, in den rauhen Gebirgen von Navarra zu bleiben und Deine Enkelin in dem Kloster zu Calatajud zu lassen, als hier thatenlos, vielleicht auf elende Weise, zu enden? Was suchst Du hier? — Ruhe? — Alles was ich sehe und höre, zeigt mir, daß ich sie hier nicht finden werde; dort war ein offener Kampf, der Muth, die gerechte Sache siegten, hier brütet ein neues Verderben über dem Va-

terlande, Riego ſcheint aus ſeinem Grabe erſtanden zu ſeyn, um die Poſaune des Aufruhrs ertönen zu laſſen. — Und Fernanda! — Fort, fort ihr quälenden Gedanken! rief er unwillkührlich aus: Aber ihr thut Recht, mich zu verfolgen, warum trieb mich beleidigter Stolz, warum trieb mich — Edler geopferter Mann! murmelte er vor ſich hin: Dein Schatten jagte mich heimwärts, nicht mein Stolz. Er ließ, während er in tiefes Nachdenken verfiel, dem Pferde die Zügel, das langſam eine ſteile Höhe hinaufſchritt und oben angekommen, ſtill ſtand, um zu verſchnaufen. Diego bemerkte es nicht, ſeine Seele war bei Zumalacarreguy, ſein Blick auf des Roſſes Hals geſenkt, da weckte ihn aus ſeinem Sinnen Antonio's Freudenruf: Granada, Señor! Granada! Sehen Sie nur, dort liegt es mit ſeinen Thürmen, dort liegt die Alhambra! er blickte auf und vor ihm breitete ſich das Paradies ſeiner Jugend, von Abendgluth geröthet, aus.

Heimwärts, heimwärts, mein Roß! rief er bei dieſem Anblick und trieb das müde Thier an, die Wallfahrt zu beenden, heimwärts geht es, und bald ſind wir am Ziele! Den Blick nach Granada gerichtet, erfaßte ihn Furcht und Hoffnung, Freude und Schmerz, Sehnſucht und

Zagen, er sah Wiege und Grab, Hölle und Himmel vor sich und kaum konnte er die sich hervordrängende Thräne zurückpressen. Antonio theilte die Empfindungen seines Herrn nicht, des ewigen Wanderns müde, sehnte er sich nach Ruhe, die er in Granada zu finden hoffte, wo nur die Wartung des magern Rosses ihm oblag und er auf die kleine Wohnung beschränkt blieb. Fernanda's Auge erglänzte vor Wonne bei dem Anblicke der Stadt. Dort war er, dort hatte die erste Frühlingblume ihrer Liebe gekeimt, geknospet, dort sollte sie sich auch entfalten. Des Mädchens ganze Seele war Liebe, ihr einziger Gedanke war ein Gluthgedanke, der alle ihre Sinne entflammte. Stets beharrlich in Allem, was sie einmal ergriff, stets Alles mit glühendem Eifer erfassend, von früher Jugend durch ihres Großvaters Stimmung zur Ueberspannung aufgeregt, lebte sie in einem steten Verweben von Traum und Wirklichkeit, gab sie sich ihren reizbaren Sinnen, wie ihrem edlen Gemüthe leidenschaftlich hin. Sie liebte den Großvater unaussprechlich, hatte sie doch, eine mutterlose Waise, allein neben ihm gestanden, war er doch das einzige Wesen, dem sie angehörte, an welches sie Bande der Natur knüpf-

ten, liebte er sie doch mit solcher überschwenglicher Liebe, daß auf Erden, nächst König und Vaterland, sie ihm das Liebste, in der Erinnerung freilich Isabella ihm das Heiligste war. Aber im Kampfe mit Sinnenliebe unterlag die Kindesliebe, sie glaubte, und wohl mit Recht, der Vater handle hart gegen sie, da ihn früher ihre keimende Neigung beglückt hatte; so schwankte sie nicht lange und glaubte, allen Stürmen trotzend, sich ganz ihrer Liebe zu Franzisco hingeben zu müssen.

Oft wenn Antonio, der erst ihre Mutter, dann sie von Kindheit an gepflegt hatte, der in ihr, selbst in ihren Fehlern, nur Vollkommenes sah, sie gegen seine Ueberzeugung ermahnte, dem Willen des Vaters nachzugeben, sich eine Liebe aus dem Sinne zu schlagen, welche die Ruhe des alten Mannes störte, erwiderte sie mit Lebhaftigkeit: Kann ich dafür, daß es so ist? Und wenn er ihr, von trauriger Ahnung ergriffen, es als möglich vorstellte, daß ihre Leidenschaft des Vaters graues Haupt vor der Zeit in die Grube senken könne, dann schwieg sie, ging in ihre Kammer, warf sich vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, weinte, betete, und dies grausenhafte Bild verfolgte sie

dann tagelang. So war sie trotz ihres festen Sinnes zuweilen im Kampfe mit sich, dünkte sich in ihrer Liebe hochbeglückt und war dennoch unglücklich; in selige Träume gewiegt, fühlte sie beim Erwachen, daß das Leben doch auch eine ernste Schattenseite habe, welche die schönsten Zauberträume nicht zu erhellen vermöchten, und daß die Liebe die bangen Sorgen verschleierter Zukunft, die Mahnung an die Pflicht, das ewigerwachende Gewissen nicht immer in Schlaf singen könne. Glücklich in ihrer Liebe, fühlte sie sich außer ihr höchst unglücklich. Und doch strahlte nur Wonne aus ihrem Flammenauge, als sie die rothen Thürme der Alhambra erblickte, die, von der Abendsonne bestrahlt, gar wunderbar über die belebte Stadt ragten, doch fühlte sie ein freudiges Entzücken, als sie glaubte, das Haus Franzisko's auf dem Platze Bivarrambla, an seinem hohen Dache und den spitzen Schornsteinen erkennen zu können. Sie war die Einzige, welche in diesem Augenblicke ungetrübte Freude fühlte, denn selbst Antonio, den der Anblick der Heimathsstadt anfangs so freudig bewegt hatte, ging in sich gekehrt neben dem Pferde seines Herrn, der ihn zu sich gerufen, und doch noch kein

ſeiner Stirn — aber ich ſpotte des Trugbildes meiner Einbildungskraft.“

„Ich ſpotte der Erſcheinung nicht!“ nahm Alice wieder das Wort „Unausſprechliche Sehnſucht vermag wohl die Gräber zu ſprengen; für ſie ſind des Todes Bande nicht feſt genug und wie Engel zu uns niederſteigen, können auch Geiſter der Abgeſchiedenen uns umwehen.“

Artevelde war nachdenkend geworden, auch Alice ſchien zu ſinnen, doch bald hob ſie das geſenkte Haupt „Mein Gemahl“ ſprach ſie „ich verſpreche, Euch fortan mit meiner Trauer nicht mehr zu beläſtigen; gebt mir nur die Freiheit, mich, wenn der Schmerz mich übermannt, in mein Gemach zurück ziehen zu dürfen. Zeig' ich mich öffentlich, will ich heiter ſein ſo viel ich vermag — Ihr werdet fortan mit mir zufrieden ſein!“

22.

Artevelde, von ſeinem Triumphzug durch Flandern nach Gent zurückgekehrt, ſäumte nun nicht länger, zur Belagerung Oudenardes auszuziehen; 6000 von Gent ſollten ihn begleiten, die übrige Mannſchaft ſtellten die verſchiedenen flandriſchen Städte, ſelbſt aus dem Lütticher Lande und dem Hennegau trafen wohl an 1000 Freiwillige ein, denn die andern Handelsſtädte ſahen dieſe Belagerung als einen allgemeinen Kampf gegen den Adel an. Auch Brügge, das noch immer dem Grafen ergeben war, mußte Mannſchaft und Geſchütz ſtellen.

Wort mit ihm gesprochen hatte. Er verstand die stumme Sprache des Alten und es bedurfte nicht der leise gemurmelten Worte: Antonio, mir ist als wallfahrte ich zu meinem Grabe! um auch sich von trüber Ahnung ergriffen zu sehen.

Jetzt sank die Sonne, Dämmerung verkündete die Nacht, hier und da trat schon ein Stern am wolkenlosen Himmel hervor, tauchte ein Licht aus dem Gemäuer der Alhambra auf, und bald leuchteten Millionen Sterne am Himmel, bezeichneten tausend Lichter die Häuser der belebten Stadt. Ruhe umgab die Wanderer, kein Lüftchen rauschte durch die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die sie eben durchzogen, keines Pilgers Tritt hallte außer dem ihrigen durch die feierliche Stille. Als sie vom Sternenlichte geleuchtet, die Höhe hinabzogen, wo der Weg sich durch duftende Orangenbäume schlängelte, und Blüthen und Blumen balsamisch ihre würzigen Düfte ihnen entgegen hauchten, sog Diego mit wahrer Gier diesen Abendgruß seiner Heimath ein. Da sprang plötzlich ein Mann von verfallenen Mauern herab, eilte auf sie zu und trat mit den herzlichen Worten: Guten Abend, theurer Señor, sein Sie mir willkommen, ih-

nen entgegen. Es war Estevan, der Schuster, der freundliche Nachbar, der sorgfältige Bewahrer ihres Hauses, der auf Pater Jacinto's Geheiß ihnen entgegen gegangen war, um Pferd und Maulthiere nach dem auf einem Hügel vor dem Thore liegenden Kapuzinerkloster zu führen. Ihren Boten werden Sie auf der Brücke des Darro finden, sprach er, dort wollen wir das Maulthier abpacken, er und Antonio mögen dann des Thieres Stelle vertreten und Ihre Habe in aller Stille in die Wohnung bringen.

In aller Stille? fragte Diego, den freundlichen Gruß des Zapateros *) kaum erwidernd.

Ja, Seilor, antwortete dieser, so ist's. Sie werden den frommen Pater dort finden, ziehen Sie nur in aller Stille in Ihre Wohnung ein.

Ein böses Zeichen, murmelte Antonio leise und hielt seinen Freund, den Nachbar, zurück, ihm nähere Kunde zu geben; doch dieser wußte ihm nur zu sagen, daß dies die Worte des Paters gewesen wären, die er ihm zu wiederholen aufgetragen habe.

Also in aller Stille soll ich einziehen?

*) Schuster.

brummte von Neuem Diego, seinen Andalusier eben nicht antreibend; sonderbar! Doch ich kenne des guten Paters Vorsicht — Nun wie Gott will!

Jetzt kamen sie an die Brücke, unter deren Bogen der Darro dahinrauscht, hier erwartete ihn Sebastian, der, ohne Antonio Rede und Antwort zu geben, das Maulthier abladen half, sich selbst mit so viel Gepäck, als er nur tragen konnte, belastete, und dann den Señor, ihm zu folgen, bat.

Als sie die schattigen Gänge betraten, die zwischen Oleander und Orangenbäumen längs dem Ufer des Darro aufwärts führen, hielt Fernanda plötzlich an. Vater, bat sie, wollen wir jener Kapelle, über welche der hier so seltene Palmbaum seine Fächer breitet, vorübergehen, ohne der Mutter Gottes unsere Anbetung darzubringen? Sie zog ihn zu der kleinen, bisher von der Milde des auf der Höhe liegenden Klosters auch während der Nacht erleuchteten Kapelle, deren Ampel sie zwar heute erloschen fanden, doch fiel das Sternenlicht durch die Fensteröffnung auf die heilige Jungfrau, vor der sich das Mädchen leidenschaftlich niederwarf, betete, und von begeisterter Andacht

durchglüht die jungfräuliche Brust, wie die Spanierinnen zu thun pflegen, heftig preßte und schlug. Diego hatte anfangs mehr Auge für sie, als für die Heilige, endlich aber, an das dunkle Schicksal denkend, dem er hier entgegen ging, faltete auch er die Hände und sprach leise sein Ave Maria. — Es war bald geendet, sie setzten ihren Weg fort und traten nun durch das Thor der Gerechtigkeit in die weiten Höfe der Alhambra ein, zogen, ohne ihr Auge darauf zu heften, vor dem Pallaste Karl des Fünften vorüber, gingen zwischen verfallenem Gemäuer die Höhe wieder hinab und standen jetzt vor Diego's Wohnung.

9.

Hier herrschte eine drückende Stille, kein Mensch war auf dem Platze, kein Nachbar kam zur Begrüßung ihnen entgegen, kein Licht erhellte die kleinen Fenster der romantisch gelegenen Wohnung. Still, nur still! raunte ihnen Sebastian zu, da der Senor im Begriff war, seinen Unmuth laut werden zu lassen, legte vorsichtig die Packen auf die Erde und klopfte drei-

mal leise an die Hausthür. Da ward in dem kleinen Bogen über derselben ein schwaches Licht sichtbar, Tritte ließen sich vernehmen, die Thüre öffnete sich, und die Tochter des Nachbars, die freundliche Josefa, trat ihnen entgegen, begrüßte sie durch öfteres Kopfnicken und riegelte, sobald Alles hineingebracht war, hinter ihnen zu, leuchtete dann die schmale Treppe hinauf, öffnete die Thür zu dem kleinen Zimmer, gab Fernanda das Licht und blieb bescheiden vor dem Gemache stehen.

Gottes Segen begleite Sie, Se`or, bei Ihrem Eintritte in dies Haus! rief ihm hier Pater Jacinto entgegen, reichte dem Verstummten die Hand, schüttelte sie treuherzig, und hätte Diego zu beobachten Lust gehabt, hätte ihm leicht der wehmüthige Blick des Kapuziners, der Ausdruck von Freude und Schmerz, der in ihm lag, auch ohne Worte das Schlimme seiner Lage sagen können. Aber nur mit dem schmerzlichen Gefühle, das ihn bei dem Eintritte in seine Wohnung ergriffen hatte, beschäftigt, erwiderte er kaum den herzlichen Händedruck des Mönchs; forschend, und dennoch starr, sah er im Zimmer umher, und schüttelte das graue Haupt. `Alles noch so, wie ich es verließ, und doch Alles so

anders in mir und um mich, sprach er vor sich hin: Mit kühnen Hoffnungen zog ich aus, hoffnungslos schleiche ich wie ein Dieb in die eigne Wohnung wieder ein, und kann nicht aufjauchzen vor Freude, und mag doch nicht jammern vor Schmerz. Was soll dies Geheimnißvolle, ehrwürdiger Vater? Stehen Sie mir Rede! wandte er sich nun zu diesem, der Fernanda einen Wink gab, sich zu entfernen und dem Ungestümen freundlich erwiderte: Hernach, hernach, Señor, sollen Sie die Ursache erfahren.

Schlaf wohl, Vater! sprach jetzt Fernanda, dem Alten die Hand küssend: Achte auf Deinen Traum; der erste Traum, der nach langer Trennung uns in der Heimath wieder umgaukelt, soll bedeutungsvoll seyn. Gute Nacht! Sie entfernte sich nun und fand Josefa noch draußen, die sie die kleine Wendeltreppe hinauf in ihr Dachstübchen begleitete.

Mit den duftendsten Blumen, als wäre es die Hochzeitskammer seliger Liebe, fand Fernanda ihre kleine Wohnung ausgeschmückt. Um das Bild der unglücklichen Mutter schlang sich ein Kranz von dunklen Nelken, die Laute mit dem grünen Bande, die noch an der nämlichen Stelle über ihrem Lager hing, war mit Rosen und

Myrthe umwunden, ein Strauß glühender Granatblühen lag auf der Stelle, wo ihr Haupt oft, in Liebesträumen versunken, glühend wie diese Blüthen, zu ruhen pflegte, und Ros' und Myrthe, Oleander, Jasmin und Zweige duftender Orangen deckten das zierliche Lager der Jungfrau; selbst unter dem Muttergottesbilde stand eine Vase voll der schönsten Blumen, welche nur die Hand der Liebe so sinnreich geordnet haben konnte.

Ist dies Alles dein Werk, Josefa? fragte Fernanda freudig ergriffen: Hast Du aus Liebe zu mir die Blumen so schön geordnet?

Die Blumen habe ich meist alle gepflückt, die Orangenzweige gebrochen und alle Kränze Ihnen zu Liebe gewunden, aber die seltenen Blumen, die Sie finden werden und jene Vase hat er mir in der Dämmerung gebracht, hat sich mit mir herauf geschlichen. — Fernanda erröthete — und Alles so gar schön geordnet, wie Sie sehen. Lesen Sie nur, was auf dem Zettel steht, den er dort zwischen den Blumen versteckt hat.

Fernanda griff eilig darnach und las: Liebe für Liebe, Treue für Treue, eher das Leben, als Deine Liebe verlieren. Sie küßte den Zettel,

las ihn, küßte ihn wieder und barg ihn dann an ihr klopfendes Herz.

Während die Glückliche, von den Gerüchen der duftenden Blumen fast betäubt, wonnetrunken an dem offenen Fenster stand, und sich in Träumen verlor, saßen die beiden Alten unten und sprachen von ernsteren Dingen. Ja, edler Señor, sagte der Kapuziner, Vorsicht ist nothwendig; der Geist des Aufruhrs hat sich in den Städten des Südens furchtbar verbreitet, fremde Emissaire durchziehen sie, predigen den Unwissenden Freiheit, die ihnen selbst mangelt, die sie selbst mit Ketten beladen tragen und sie in Ketten uns bieten möchten, eifern gegen Gott und seine Diener, die freilich nicht immer treue Diener waren, so ist Alles in furchtbarer Bewegung. Schwül und ängstlich ist die Luft, wie vor einem nahen Gewitter. Wer im Besitz ist, der fürchtet ein Bettler zu werden, während der Bettler von Reichthümern träumt, die er im Aufruhr leicht, wenn auch mit Blut befleckt, zu gewinnen denkt. Jeder zagt oder hofft, kein Freund traut mehr dem Freunde, kein Vater dem Sohne, es ist eine böse Zeit.

Und der Adel und die Diener Gottes, stehen sie

sie müßig und schweigen sie zu alle dem? fragte Diego mit Heftigkeit.

Señor, unser Adel ist nicht mehr das, was er war, als der Glaube ihn stählte und er freudemuthig gegen die Mauren zog, erwiderte der Kapuziner: körperlich und geistig entnervt, hat er seinen Nimbus durch die französische Invasion ganz verloren. Die Häupter der Familien, auf ihre Reichthümer trotzend, vernachlässigten die höhere Bildung, die Jüngern, abhängig von dem Haupte des Geschlechtes, mußten als Soldaten oder Staatsmänner sich Ehre und Gold zu erwerben suchen, und sind jetzt die Hebel des Aufruhrs. Hohe Namen, durch Jahrhunderte in Spanien geehrt, hatten sie geerbt, aber nichts weiter, deshalb ergreifen sie begierig die Gelegenheit, auf den Trümmern der Majorate sich eine Existenz zu bauen; diese werden Sie stets an der Spitze der Bewegung finden, welche Eigennutz oder Eitelkeit, nie aber das Wohl des Staates hervorrief und leitete.

Und die Diener der Kirche? unterbrach ihn Diego, den, aus alt andalusischem Geschlechte entsprossen, die Rede des Paters zu verdrießen schien.

Lassen Sie mich davon schweigen. — Keine Pflanze gedeiht in Finsterniß und ohne Licht,

der vorsichtige Gärtner muß ihr immer so viel vergönnen, als sie zu ihrem Wachsthume bedarf; wollte er sie in Finsterniß lassen, so welkt sie, oder bricht durch die Dunkelheit sich Bahn zum Lichte; aus dieser nicht befolgten Lehre entspringt das traurige Schicksal, das uns erwartet. Schon jetzt erstreckt sich unsere Herrschaft nur noch auf die Landbewohner, die Städter haben sich unserem Regimente entzogen, und ich fürchte, sie üben blutige Rache. Lassen Sie uns hiervon schweigen. — Sie sind in Granada als ein Anhänger des Königthums bekannt, fuhr er dann fort, man vermuthet, hat vielleicht schon Gewißheit, daß Sie bei dem Heere des Königs dienten, Sie werden bestimmt unter strenger Aufsicht gehalten werden, man wird Sie vielleicht vor Gericht führen, oder der Xefe politico findet es für gut, Sie selbst zu vernehmen. Sein Sie auf Ihrer Hut und auf jeden Fall gefaßt, antworten Sie mehr klug, als freimüthig, denn Sie stehen allein inmitten eines Haufens Feinde. Vertrauen Sie keinem, Sie haben außer mir nur noch zwei Freunde in Granada, das ist Senor Carlos Ariego und sein Sohn; Beide vermögen viel bei dem Volke, selbst bei dem Generalkapitain. Ariego war stets Ihr Freund, und

Aber auch der Adel hatte alle Mittel zur Vertheidigung angewandt, Wall und Mauer u Stand gesetzt, neue Thürme gebaut und schweres Geschütz, das der Graf, von Lille her, gesandt hatte, auf die Wälle gebracht und als ob mit ihrem Falle der ganze Ritterorden zu Grunde gehen müßte, zogen, wie die Städter nach Gent, von Brabant und Hennegau die Ritter nach Oudenarde, diese Stadt vertheidigen zu helfen. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Als die, von den verschiedenen Städten entsendeten Haufen in Menin und Courtray sich versammelt hatten, bereitete sich auch Artevelde, Gent mit seinem Volke und bedeutendem Geschütze zu verlassen. Er mahnte am Abend das vor dem Rathhause versammelte Volk noch einmal zur Ruhe und Ordnung und begab sich dann in St. Bavonskirche, dort am Grabe seines Vaters seine Andacht zu verrichten. Nach kurzem Gebete erhob er sich, um, dem Gebrauche damaliger Zeit gemäß, dem Heiligen ein Opfer zu bringen, trat vor den Hochaltar, überreichte dem Priester knieend einen güldenen Kelch und erhielt dafür Vergebung seiner Sünden und das Versprechen, daß man an heiliger Stätte für den Sieg seiner Waffen Gott anrufen würde. Aber diese Vergebung hatte sein Herz nicht so sehr beruhigt, daß ihn nicht eine eherne Platte, welche ihm an dem, der heiligen Mutter geweihten Seitenaltar ihrer Schönheit und zierlichen Arbeit wegen auffiel, erschüttert hätte. Er blieb vor ihr stehen und las die Inschrift: „Hier ruhet in Gott, Walter, Graf von Enghien. Ein Feind habe ihn hier bestatten, ein Freund ihm diesen Grabstein gesetzt. Gott sei seiner Seele gnädig!“

iſt es trotz ſeiner geänderten Grundſätze noch, deshalb gebe ich Ihnen den Rath, ſeinen Sohn nicht unfreundlich zurückzuweiſen. Er iſt, ſeine politiſche Raſerei abgerechnet, ein braver junger Mann, reich, von guter Familie, was können Sie mehr für Ihr Kind, das den jungen Mann leidenſchaftlich liebt, wünſchen und hoffen?

Diego hatte, ohne den Pater zu unterbrechen, aufmerkſam zugehört; mit jedem Worte, das dieſer geſprochen, war er ernſter, unmuthiger geworden, jetzt aber brach ſein Zorn hervor. Und das können Sie mir rathen, ehrwürdiger Vater! fuhr er auf: Ich ſoll mein Kind einem Feinde meines Königs zum Weibe geben? Nimmermehr! Treue habe ich Don Carlos gelobt, ihm Alles zu opfern geſchworen, und ich ſollte am Ende meiner Tage meinen Schwur brechen, ſollte ein Meineidiger mich in's Grab legen? Nein! — Was mir angehört, muß rein neben mir ſtehen, oder mit mir fallen.

Der Weiſe fügt ſich in die Umſtände! unterbrach ihn der Mönch. Indem Sie ſich dem Könige erhalten, nützen Sie ihm mehr, als wenn Sie ſich thörigter Weiſe für ihn opfern, und was kann das Opfer Spanien nützen? Glauben

Sie mir, selbst Verstellung ist unter manchen Verhältnissen edler, als thörigter nutzloser Freimuth.

Wie, Pater? unterbrach ihn Diego heftig: Ist denn die Lehre Loyola's auch bis zu den frommen Kapuzinern gedrungen? Nicht nach dem Worte, nach dem Willen werden wir dort oben gerichtet. Deshalb, was in meiner Brust sich als Wahrheit und Recht eingeprägt hat, das will ich auch offen als Wahrheit und Recht vertheidigen, und dort oben bei meinem Richter vertreten. Wie oft, Pater, haben Sie mir gesagt, daß Sie willig für Ihren Glauben sterben würden. Sie halten ihn für den rechten, Millionen aber halten ihn für Irrglauben, wer hat nun Recht? Und doch, weil er tief in Ihrer Brust Wurzel geschlagen, weil er sich dort einen heiligen Altar gebaut, Sie ihm Ihr Leben geweiht, er Ihnen in den Tagen der Noth Trost gereicht hat, würden Sie ihn um nichts in der Welt verläugnen, freudig ihm Ihr Leben opfern. So auch ich! Was Ihnen die Kirche, ist mir der Thron, was Ihnen der Glaube, ist mir mein Vaterland; jeder setzt für sein Heiligthum freudevoll das Leben ein, und daran thut er recht. Gehen wir Beide unter, nun so wird uns Beiden auch die Märty-

rerkrone, Sie wird sie vielleicht als Heiligenschein umstrahlen, wenn sich um meinen Scheitel nur ein Kranz von welkem Eichenlaub schlingt.

Aber Fernanda? Vergessen Sie nicht Ihr Kind, sagte der Mönch und sein Gesicht umdüsterte sich.

Fernanda und ewig Fernanda! unterbrach ihn Diego auffahrend: Was mahnen Sie mich immer an sie, was nennen Sie stets den Namen und verflechten ihn in jede Ihrer Reden? Ich liebe das Mädchen, aber meinen König, mein Vaterland noch mehr, ich werde sie lieben, bis das Gift, das sie mit ihrer thörigten Neigung tropfenweise einsaugt, sie meinem Herzen ganz entfremdet.

Dann soll die Verlassene in mir ein Herz finden, das sie nicht zurückstößt! sagte der Mönch.

Pater Jacinto! unterbrach ihn der Alte beleidigt: Wer giebt Ihnen ein Recht, sich zum Beschützer meines ungehorsamen Kindes aufzuwerfen?

Der Kapuziner lächelte schmerzlich, drückte, wahrscheinlich ihn zu beruhigen, Diego die Hand, schlug bald die Augen nieder, bald sah er himmelwärts, und schritt von Unruhe getrieben mehrmals das kleine Zimmer auf und ab. Diego

staunte über das sonderbare, ihm so ungewohnte Benehmen des Mönchs, aus dessen Brust sich jetzt ein tiefer Seufzer rang. Es sei! rief er endlich, setzte sich nieder, suchte Fassung, und auf Diego's Frage, was ihm sei, bat er, nur gelassen ihn anzuhören.

Erinnern Sie sich jenes Abends, begann er nun: als wir vor Sebastians Hütte saßen und Sie mir Ihr Herz ganz öffneten. Da überraschte mich mein Gefühl bei der Klage um Ihr entschlafenes Kind; erinnern Sie sich, wie ich schmerzlich ergriffen ausrief: Wissen Sie, wen auch ich dort wiederzusehen hoffe? Vaterschmerz ist nicht immer der größte auf dieser Welt! — Sie schüttelten ungläubig Ihr Haupt, waren aber so mild, die Saite nicht mehr zu berühren; nun so will ich jetzt mit rauher Hand sie greifen, daß ihr Schmerzenston uns beide treffen soll.

Ich war ein lebenslustiger Jüngling, hatte in Salamanca die Rechte studirt, und kehrte mit frohem Muthe, wohl fast mit Uebermuth, nach Lora, meiner Vaterstadt, zurück. Die Hand, die späterhin so oft den Segen gespendet, hatte damals schon oft den Degen geführt, und obgleich ich meine Zeit gut angewendet und etwas Tüchtiges gelernt hatte, war ich doch ein wilder Bur-

ſche, ein kühner Jäger, und bei meinem heftigen Gemüthe ein Raufbold. Aber bald ſollte das wilde Roß gezähmt werden, die Liebe bändigte es. Ich lernte ein liebes, reizendes Mädchen kennen, fromm und gut, mit dunkelblauem Madonnenauge, wie man es ſo ſelten in unſerm Vaterlande findet; ihre Sanftmuth zog den wilden Jüngling an, ihr weiches Gemüth war der Zauber, der mich feſſelte; heftig flammte die Liebe in mir auf, ſanft wie heiliges Feuer erglühte ſie in des Mädchens Bruſt, ich ward wieder geliebt und war glücklich. Täglich zog ich nach ihrer einſamen Wohnung am Xenil, entſagte ganz meinem wilden Leben, nichts ſtand meinem Glücke im Wege und der nahe Frühling ſollte uns vereinigen.

Da gehe ich eines Tages auf die Jagd, das Glück begleitet mich nicht, ich will es ertrotzen, irre in den Gebirgen umher, wo ein böſer neckender Geiſt mir ſattſames Wild entgegen treibt, damit ich es immer fehlen ſolle, und ich mußte endlich ſpät am Abend ohne Beute nach Hauſe wandern. Der Mond ſchien hell, die Luft war mild, der Abend ſchön, und doch konnte ich meines Unmuthes nicht Herr werden; in dieſer Stimmung eilte ich nach der Wohnung der Ge-

liebten. Schon von weitem vernahm ich die Töne ihrer Laute, höre die süße Melodie ihrer Stimme, bleibe stehen und lausche, bis die Töne schweigen. Du bist doch ein glücklicher Mensch, murmle ich vor mich hin, eile nach der Cactushecke, die den Garten umgab, blicke liebetrunken hinüber nach der kleinen Laube, wo sie zu sitzen pflegte, ich sehe sie in den Armen eines jungen Kriegsmannes. Mein Blut erstarrt, doch nur auf Augenblicke. Ich reiße das Gewehr von der Schulter, spanne den Hahn, drücke los, und hier war ich kein schlechter Schütze — Beide sanken zu Boden!

Dolores! schrie Diego auf.

Ja, Dolores! sagte der Pater mit schauerlichem Ernste; und wundern Sie sich noch, weshalb die verstoßene Fernanda in mir ein theilnehmendes Herz finden soll?

Diego war indessen aufgesprungen, sein Auge schoß flammende Blicke auf den Pater, der, von der Vergangenheit tief ergriffen, es nicht bemerkte. Also Sie waren der Bube? rief der zürnende Greis: Sie waren der Mann, den ich, das Schwert in der Hand, so viele Jahre suchte?

Wiederholen Sie die Worte nicht, Señor,

sagte der Mönch und sein Auge flammte wild: Bei St. Franzisco, ich könnte vergessen, daß eine Kutte mein verwundetes Herz deckt!

Die Zeit hat ihre Schwingen darüber gebreitet, der Tod hat versöhnt, sagte Diego, nach kurzem Nachdenken milder gestimmt, und reichte dem Pater die Hand, welche dieser freudig ergriff. Hat auch sie mir vergeben? fragte er dann, und wagte, die Antwort fürchtend, nicht aufzublicken. — Sie hat vergeben! erwiderte Diego, und nun umfingen die Beider, die vor Augenblicken noch zornig einander gegenüber standen, sich in Liebe und Versöhnung.

Fahren Sie fort, bat späterhin Diego. Aber der Mönch war zu ergriffen, er mußte das Fenster öffnen, um freier zu athmen, und sein Auge hing so sehnend an dem Siebengestirn, als ob er in dessen glänzendstem Sterne eine Dolores wieder zu erblicken glaubte. Erst nach langer Pause schloß er das Fenster wieder und fuhr fort.

Die That war geschehen, ich entfloh, eilte nach Rom, dort mir Vergebung meiner Sünden zu erflehen, sie zu büßen wurde ich Mönch. Reue und Gewissen trieben mich, ohne mein Vaterland wiedergesehen zu haben, nach Ame

rika, und erst nach fünf Jahren kehrte ich unter dem Schutze meines Gewandes zurück. Hier erfuhr ich die tröstende und doch so tief erschütternde Nachricht, daß ich Dolores nicht in dem Arme eines Geliebten, sondern in dem Arme ihres an demselben Tage von Neapel zurückgekehrten Bruders gesehen, daß ihm meine Kugel, Dolores Arm nur streifend, das Herz durchbohrt hätte. Ich vernahm, daß sie dem Mörder des Bruders ihr Herz verschlossen, es einem andern zugewandt habe, nach Granada gezogen und bald darauf mit den Blumen des Frühlings verwelkt sei. Es zog mich nun nach Granada, wo es mir leicht ward in das Kloster der Kapuziner aufgenommen zu werden. Hier wallfahrtete ich sogleich zu ihrem Grabe, weinte auf dem moosbedeckten Hügel Thränen des Mitleids und der Reue, suchte ihreren Gatten und ihr Kind auf, und da der Tod sie Ihnen entrissen, war Neid und Eifersucht verschwunden, ich sah in Ihnen nur den Mann, der ihre schmerzensvollen Tage beglückt hatte, der mit schwärmerischer Liebe sich der Entschlafenen erinnerte, und so habe ich Sie mit zweifacher Liebe umfaßt und nichts hat unsern Freundschaftbund getrennt.

Und nichts soll ihn trennen! rief Diego.

Als der Tod, setzte der Kapuziner hinzu, er umschwebt uns in mancherlei Gestalt. Möge Gott ihn uns als einen sanften Wegweiser senden, der uns zu Dolores und Isabella's Heimath führt. —

Die beiden Alten blieben die Nacht, in ernste Gespräche vertieft, beisammen, mancher Blick in die Vergangenheit umwölkte, mancher erheiterte ihre Stirn; ihre Herzen hatten schon längst den Freundschaftbund geschlossen, aber über Dolores Grabe schlossen sie ihn für die Ewigkeit. Pater Jacinto, nie sich ganz seinen Empfindungen hingebend und stets besonnen bleibend, glaubte in der Stimmung, in welche Diego versetzt wrr, noch ein Wort zu Gunsten Fernanda's mit ihm reden zu können, aber der Alte blieb auch heute unbeugsam, und als es jetzt zu dämmern begann, mußte der Kapuziner mit trauerndem Herzen davon schleichen, denn die Erinnerung hatte alle wehmüthig tönenden Saiten seines Herzens berührt und Fernanda's Schicksal ihn tief bekümmert.

10.

Der folgende Tag verging einsam; Sebastian hatte seinem alten Anführer Lebewohl gesagt, und ihm bei seinem Abschiede die Warnung zurückgelassen, nicht das Aeußerste in Granada abzuwarten, sondern, wenn das Mindeste für ihn zu fürchten sei, die Stadt zu verlassen und nach den Ufern des Guadalquivir zu flüchten. Besser, sagte der Treue, man stirbt, die Waffen in der Hand, als durch die Wuth des Pöbels. Esteran schlich am Abende zu seinem lieben Nachbar hinüber und erzählte mit gewöhnlicher Geschwätzigkeit, wie treu er für das kleine Eigenthum des Señors gesorgt und Alles im gehörigen Stande erhalten habe, auch gab er ihm von dem Nachricht, was sich seit seiner Abreise in Granada zugetragen, wie sich die Bataillone der Urbanos gebildet, und was man noch jetzt für die frommen Klöster fürchte. Wen Sie sonst in Lumpen gehüllt, den leeren Krug in der Hand, Speise und Trank erwartend, vor den Klosterpforten stehen sahen, der geht jetzt im bunten Rocke, den Säbel an der Seite, drohend der Pforte vorüber. Es hat sich viel in unsrer guten Stadt geändert, Herr!

„Wer ließ dieſe Platte hierher legen?“ fragte er die Geiſtlichen, die ihn begleiteten.

„So viel wir wiſſen Ihr ſelbſt, Herr!“ erwiederten ſie „Es geſchah auf Euer Geheiß.“

„Auf mein Geheiß geſchah es nicht! Nehmt ſie weg!“ befahl er „Laßt die Quader wieder darauf legen wie früher und jede Erinnerung an den, der da unten liegt, werde vernichtet.“

„Gnädiger Herr!“ erwiederte, jedoch mit Zittern, ein alter Prieſter „Das, was in geweihter Erde liegt, iſt dem Herrn geweiht, man gönne ihm die Ruhe. — Laßt dem Todten, was ihm gegeben ward, ſtört ſeinen Schlummer nicht.“

Artevelde warf noch einen finſtern Blick auf das Grab und ſagte dann „Laßt Alles wie es iſt“ und verließ die Kirche ſchnell.

Am andern Morgen zog er mit denen von Gent nach Oudenarde, 500 Wagen, auf welche das Geſchütz geladen war, folgten. Die Zubereitungen waren, als wenn es der Belagerung der größten Stadt gegolten hätte, denn Artevelde ſah ſehr gut voraus, daß ſich der Adel aufs Aeußerſte vertheidigen würde. Auch hatte ſich dieſer mit einem Eide verbunden, bis auf den letzten Mann die Stadt zu vertheidigen, denn auch ſie wußten recht gut, daß, fielen ſie in die Hände der Städter, kein anderes Loos ſie erwarte, als der Tod. In Wertegbem vereinigte ſich nun das Heer unter Arteveldes Befehl und rückte am andern Tage vor Oudenarde.

Raſch begann der Angriff und war wüthend. Auf der Nordſeite, wo die Genter ſtanden, wurde die Stadt

Diego schien aufmerksam ihn anzuhören, aber seine Gedanken waren fern, sie schweiften in den Thälern von Navarra umher und Unmuth ergriff ihn, daß er das Heer und seinen König verlassen habe. Nur der Gedanke tröstete ihn, auch hier für die gerechte Sache fechten, auch hier dem Könige nützen zu können. Er dankte Estevan für seinen Bericht, beschied ihn auf den andern Tag wieder und erwartete nun mit Sehnsucht den Mönch, der seit gestern seinem Herzen noch näher stand, noch theurer war. Aber Jacinto kam nicht, Fernanda saß traurig in ihrem Stübchen, der Alte blieb allein, und als die Thurmuhr der Kathedrale zehn schlug, ward es ihm in seiner kleinen Wohnung zu eng, die Sehnsucht nach seinem Lieblingplätzchen am Darro ergriff ihn, und er konnte nicht widerstehen. Seinen guten Degen an der Seite, schlich er hinab, öffnete leise die Hausthür und begann die Wallfahrt nach dem stillen Orte.

Das Plätzchen war reizend und schauerlich. Unter zwei hohen Platanen, die ihre Aeste weit über die Fluthen des Darro breiteten, dicht an dem hohen Ufer des Flusses, erhob sich ein einfacher steinerner Sitz; gegen Westen glänzte das Generalife gar wunderbar im Sternenlichte,

nach Norden verdeckte ein Gebüsch jede Aussicht, während nach Süden und Osten, längs dem Ufer des Flusses, die dunkeln Orangen- und Granatbäume ihre balsamischen Düfte dem Westwinde zuhauchten. Die hohen Mauern der Alhambra schlossen den Hintergrund dieser schauerlichen Gegend.

Hier setzte sich Diego und überließ sich der Erinnerung und einem unwiderstehlichen Sehnen. Das Brausen der Wellen, das Rauschen des Abendwindes durch die schwankenden Zweige der hohen Platanen, die süßen balsamischen Düfte wiegten ihn immer mehr in seine Träume ein. So saß er wohl eine Stunde, als er plötzlich wie aus tiefem Schlummer erwacht aufsprang, nach den blinkenden Sternen sah, sich aber bald wieder niedersetzte, und jetzt der ihn gewaltsam ergreifenden Phantasie ganz hingegeben, der dunklen Nacht den Ausbruch seiner Gefühle mittheilen mußte. Sehnsucht schweig! sprach er schmerzlich bewegt und in sich verloren, als sei die ganze Natur um ihn erstorben.

Sehnsucht schweig! — Ihr linden Abendlüfte
Führt mir die Erinnerung nicht zu,
Weckt sie nicht, ihr süßen Balsamdüfte,
Das gebrech'ne Herz sehnt sich nach Ruh'.

Gönnt mir sie! — Nur Eines mir bewußt
Ist mein Streben, Eins nur zu erwerben,
Nur ein Wunsch durchglüht die wunde Brust:
Für den König und mein Vaterland zu sterben.

Hoffnung flieh nach jenem Sternenzelt,
Dort werd' ich gewiß Dich wiederfinden;
Nicht für diese trügerische Welt
Kannst Du mir noch Deine Kränze winden.
Ach in mir erstarb des Lebens Lust,
Nicht um Deine Gunst mag ich noch werben,
Nur ein Wunsch durchglüht noch meine Brust:
Für den König und mein Vaterland zu sterben.

Heil'ger Friede senke Dich hernieder,
Breite Deine Palmen auf mein Herz,
Und beim Nachhall seiner Schmerzenlieder
Führ' den müden Pilger heimathwärts.
Was er einst geträumt, jetzt unbewußt
Ist sein Streben Eins nur zu erwerben,
Nur ein Wunsch durchglüht des Alten Brust:
Für den König und sein Vaterland zu sterben.

Laßt ihn sterben, laßt ihn still vergehn! —
Hoffnung, Sehnsucht, Traum des irren Lebens,
Er kann Euren Ruf nicht mehr verstehn,
Und ihr lockt den Pilger nur vergebens.
Ach in ihm erstarb des Daseins Lust,
Nicht um Eure Gunst mag er noch werben,
Glüht doch nur ein Wunsch in seiner Brust:
Für den König und sein Vaterland zu sterben.

Señor! raunte ihm Antonio zu, der, um

ihn nicht allein zu lassen, hinter ihm her geschlichen war, Sie sprechen ja so laut, wie der Pater Dominikaner, wenn er in den Ameseoa-Thälern die Krieger zum muthigen Kampfe aufrief; wollen Sie denn eine Menge Zuhörer um sich versammeln?

Der Alte, in seinen Phantasien gestört, sprang verdrießlich auf. Einfältiger Mensch! zürnte er; was hemmst Du den Flug meiner Gedanken, was störst Du mich in der feierlichen Stunde, wo ich träumend die einzige Sehnsucht, die ich noch in dieser verödeten Brust fühle, gestillt, meine innige Bitte zu Gott erhört sehe.

Ja, Señor, ich weiß das wohl und würde es auch nicht gewagt haben, erwiderte Antonio, wenn ich nicht Tritte nahen hörte. Horchen Sie nur, sie kommen immer näher! — Beim Sternenlichte sahen sie jetzt drei Blauröcke, die sie bald für Urbanos erkannten.

Guten Abend, Señor! begann der Eine, als er in die Nähe Diego's kam.

Guten Abend, entgegnete dieser, und auch Antonio sagte ein mürrisches: Guten Abend.

Uns dünkte, trat ein Zweiter hervor: Ihr hättet hier ein eifriges Gespräch mit Jemanden gehabt, wobei wir die mit Pathos gesprochenen Worte:

BIBL. VNIVERS LIPS.

Worte: für König und für's Vaterland zu ſterben, vernommen zu haben glauben.

So! erwiderte Antonio beſonnen: wir hörten nichts.

Nichts? wiederholte lachend der, welcher zuerſt geſprochen: Nun, alter Burſche, ſo ſollſt Du wenigſtens jetzt etwas hören. Kannſt Du die Tragalla ſingen?

Davor bewahre mich Gott! platzte Antonio heraus.

So ſollſt Du ſie lernen. Komm Geronimo, komm Juan, wir wollen dem Alten da zu unſerem und ſeinem Vergnügen eine kleine Lektion geben.

Diego hatte, außer daß er den Gruß erwiderte, bisher ganz theilnahmlos dageſtanden, jetzt aber trat er vor, warf den Mantel zurück und ſeine Hand faßte unwillkührlich nach dem Griffe des Degens. Wer giebt Ihnen ein Recht, mit meinem Diener ungebührlichen Scherz zu treiben? fragte er die Urbanos, doch dieſe, ohne ihm zu antworten, lachten hell auf, begannen die Tragalla und forderten Antonio auf, mitzuſingen.

Schweigt, oder, beim allmächtigen Gott! rief Diego: ich treibe Euch unnützes Gesindel zu Paaren! Bei diesen drohenden Worten, hörte zwar die Tragalla auf, aber die Urbanos, junges übermüthiges Volk, zogen ihre Säbel und drangen unter wildem Geschrei auf Diego ein, der, den Degen in der Hand, sich an eine Platane lehnte und Antonio zuraunte: Deck mir den Rücken. Doch dieser hatte schon längst seinen Mantel um den linken Arm geschlagen, das lange Messer ergriffen, und statt seinem Herrn den Rücken zu decken, war er auf einen der Drei eingedrungen, der auch bald zu seinen Füßen lag. Währenddem hatte sich Diego männlich gegen seine beiden Gegner gewehrt, die, als sie ihren Kameraden fallen und auch Antonio auf sie eindringen sahen, rasch die Flucht ergriffen und sich wenig um den Verwundeten bekümmerten, zu dem sich jetzt Antonio, ihm Hülfe zu leisten, niederbog. Viva el Rey! rief er, aber nur mit halber Stimme, der Christino ist todt, Señor, was soll ich mit ihm thun? Wir dürfen hier nicht länger verweilen. Ohne Diego's Befehle abzuwarten, lud er ihn auf die Schulter, eilte nach dem Darro und warf ihn in die dahinbrausenden Fluthen.

Kommen Sie nur, Herr, zögern Sie keinen Augenblick, bat er: ſtecken Sie den Degen in die Scheide, daß man uns ſo nicht überraſcht. Sie eilten nun nach ihrer Wohnung zurück.

Doch ſchon von fern vernahmen ſie von dorther Lautenklänge, hörten ſie deutlich den Geſang einer männlichen Stimme; Diego hielt an und lauſchte, Antonio aber ging mit raſchem Schritte voraus, und bald vernahm man den Geſang nicht mehr. Das war Franzisco! brummte Diego, als ſie in das Haus traten und Antonio die Thür ſorgſam hinter ſich verriegelte: Sahſt Du ihn nicht?

Ich ſah nichts! erwiderte der Diener: aber laſſen Sie uns nur auf unſerer Hut ſeyn, Señor, daß wir nicht noch in dieſer Nacht überfallen werden. Diego fragte nicht weiter, und warf ſich, als er auf ſein Zimmer kam, in den Lehnſtuhl. — Alſo auch dies ſtille Plätzchen iſt nun mit Blut getränkt; alles blutet, wohin ich mich wende, murmelte er vor ſich hin, als Antonio mit einem Becher Wein vor ihn trat. Trinken Sie! bat er: es iſt ein ächter Alicante; irgend eine ſorgſame Hand hat unſern Keller ſo gut mit köſtlichem Weine verſehen, wie er es noch nie war. Trinken Sie nur, Señor.

Du bluteſt ja, Antonio! bemerkte Diego, als ihm der Diener den Becher reichte: Biſt Du verwundet?

Eine Schramme, Herr, hat nichts zu bedeuten. Sie wiſſen wohl, daß die Chriſtinos nicht gut zuzuſchlagen verſtehen, nur eine leichte Schramme, faſt zu wenig — denn lieber hätte ich mir den Arm abhauen laſſen, als daß ich das gottloſe Lied geſungen hätte. — Aber, Señor, ſetzen Sie ſich weg vom Fenſter, auch beim Sternenlichte kann man Sie hier vom Platze aus ſehen.

Diego folgte des Dieners Rath, leerte den Becher, und unter mancherlei Phantaſiegebilden ſchlummerte er, nachdem Mitternacht längſt vorüber war, auf ſeinem Seſſel ein. Antonio, der die ganze Nacht wach blieb, mochte ſeinen Schlaf nicht ſtören, und ſo fand ihn der Morgen noch auf dem Lehnſtuhle entſchlummert.

11.

Diego's Schlaf war nicht erquickend geweſen und er fühlte ſich beim Erwachen ſehr matt. Sein erſter Blick traf Fernanda, die neben ihm ſaß und jetzt das kleine Tiſchchen mit dem

Chokoladenbecher, dem Waſſerglaſe und dem geröſteten Maisbrote vor ihn ſtellte; kaum hatte ſie ihn begrüßt, als er auch ſchon die Frage an ſie that: Haſt Du geſtern Abend den Geſang gehört?

Ja, Vater!

Haſt Du die Stimme erkannt?

Ich glaube ſie erkannt zu haben, es war Franzisco's Stimme.

Haſt Du ihn geſprochen?

Nein!

Er nahm nun, ohne weiter zu fragen, ſein Frühſtück zu ſich, ſtand dann auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Fernanda! ſprach er endlich und das ernſte Geſicht ward freundlich, die Furchen auf der Stirn glätteten ſich und ſein Mund lächelte ihr entgegen, wie in früherer glücklicher Zeit. Fernanda, ich bin ein alter Mann, die Jahre haben die Kräfte meines Körpers abgeſtumpft, das ewige Aufſchwingen der Phantaſie die Kräfte meines Innern aufgerieben, ſelbſt der wilde Zeitgeiſt droht an dem alten morſchen Gebäude zu rütteln, deshalb kann es nicht lange mehr mit mir dauern. Gedulde Dich bis zu dieſer Zeit, preſſe Dein Herz zurück, wenn es laut klopft,

lösche Deine Flammen mit den Thränen, die ich um Dich weine, aber mache das Maaß meines Kummers nicht voll, meide ihn, bis Du über meinem Grabhügel an seine Brust sinken, ihn den Deinen nennen kannst. Fernanda fiel ihm bei diesen Worten um den Hals und weinte bitterlich. — Du glaubst, fuhr er mit Rührung fort: ich wäre ungerecht gegen Dich; es kann seyn, aber wie Du nicht Deine Liebe, so kann auch ich meinen Haß nicht unterdrücken. So viele Jahre habe ich mit Schwärmerei an König und Vaterland gehangen, und so soll es auch bleiben, bis es mit mir zu Ende geht. — Ein leises Klopfen störte ihn in der Rede, und auf sein verdrüßliches: Herein! öffnete Señor Carlos die Thür.

Zwar schon ehe Diego nach Navarra gezogen war, hatten sich die beiden alten Freunde oft über ihre politische Meinung gestritten; da sich aber damals die Parteien hier noch nicht feindlich einander gegenüber gestellt hatten, war ihr Streit eben so oft im Klange der gefüllten Gläser verhallt. Jetzt aber, da der Sohn an der Spitze eines Bataillons Urbanos stand, der Vater bedeutende Summen zur Equipirung dieser Stadtmiliz hergegeben hatte, traf das erste

aus 30 Stück groben Geſchützes beſchoſſen, eine ungeheure Zahl in damaliger Zeit; Maſchinen, Thürme wurden erbaut und alles, was die Belagerungskunſt, damals noch ganz in ihrer Kindheit, anzuwenden verſtand, wurde gegen die Stadt gebraucht. Aber der von Hallwyn, welcher in der Stadt befehligte, ein alter, in den engliſchen Kriegen ergrauter Kriegsmann, hatte ſo zweckdienliche Maasregeln getroffen, daß jedes Unternehmen ſcheiterte. Das, was am Tage von der Mauer niedergeſchoſſen war, wurde während der Nacht wieder ausgebeſſert.

Artevelde hatte ſolchen Widerſtand nicht erwartet; er verſuchte nun ein anderes Mittel, die Beſatzung zu ſchwächen. Er ließ aus allen befreundeten Städten ſtarke Haufen ausziehn, um die Schlöſſer der Adeligen anzugreifen und zu zerſtören. Die muthigen Vertheidiger ſahen von den Thürmen von Oudenarde die hellen Flammen durch das ganze Land leuchten, dennoch verließ keiner die Stadt, ſeiner Veſte zu Hülfe zu eilen. Da vereinigte Artevelde alles Geſchütz auf einen Punkt, gegen den Thurm am Genter Thore; der Thurm ſtürzte, aber fiel nicht in den Graben, ſondern in die Stadt. Er beſchoß die Mauer, ſie ſtürzte ein, aber die Belagerten hatten hinter der Breſche eine neue aufgeführt und ſchlugen den Sturm ab; das Glück ſchien Artevelde nicht nach Oudenarde begleitet zu haben. Er bot nun dem von Hallwyn die vortheilhafteſten Bedingungen an und erhielt die ſpöttiſche Antwort: „Sie kümmerten ſich wenig um die Vorſchläge eines Bierbrauers und würden bis zum Tode das Erbe ihres Herrn, des Grafen von Flandern, vertheidigen.“

Dieſe Antwort brachte Artevelde in Wuth. Das Heer

Wiederſehen das Herz des alten Mannes feindlich und er erwiderte kaum den Gruß des Eintretenden. Deſto freundlicher war Fernanda's Willkommen, die ein bittender Blick des alten Ariego ſchnell entfernte.

Nun iſt es faſt ein Jahr, ſeit wir uns nicht ſahen, begann dieſer, während Diego ihn durch ein Zeichen mit der Hand einlud, Platz zu nehmen: Sei mir von Herzen willkommen, Freund, und im Drucke meiner Hand, in Wort und That ſollſt Du ſehen, daß in meiner Bruſt die alte Freundſchaft nicht erloſchen iſt. Er reichte, indem er dies ſagte, Diego die Hand, die dieſer nach einigem Zögern ergriff. Du zürnſt mir! fuhr Carlos fort: Du ſcheinſt zu zweifeln, daß hier — er zeigte auf ſein Herz — es noch ſo ſei, wie es war.

Könnte der Anhänger der Regentin, erwiderte Diego, in ſeinem Herzen einen Platz für den Carliſten bewahrt haben?

Das hat er! fiel ihm Ariego mit Wärme in die Rede.

Nun ſo ſei auch mir willkommen! ſagte der Kriegsmann, in dem die ſo lange geprüfte Freundſchaft nicht vergebens gegen den Haß gekämpft hatte. Sei auch mir willkommen!

Mich führt so manches zu Dir, nahm jetzt Carlos das Wort. Sonst trat ich mit freudigem Gefühle in diese Wohnung, setzte mich in diesen Lehnstuhl, auf der nämlichen Stelle, wo ich jetzt sitze, wir beschworen dann beim gefüllten Becher die Erinnerung herauf, uns die vergangenen Tage mit ihren Sonnenblicken vorüber zu führen, und traten sie auch zuweilen umwölkt vor uns, lockten sie auch Thränen in unser Auge, so sank die Thräne in den Becher mit Xeres gefüllt, wir schlürften sie mit dem glühenden Weine hinunter, und trockneten das feucht gewordene Auge mit dem Schleier, den wir der verhüllten Zukunft entrissen.

Das war eine schöne Zeit! seufzte Diego.

Dort an jenem Fenster, fuhr Ariego fort: saßen unsere Kinder, sie schöpften ihre Freuden nicht aus der Erinnerung, sie bedurften des Traumes glücklicher Zukunft nicht, ihre Thränen zu trocknen, nicht des gefüllten Bechers, sie aufzufangen, die Gegenwart gab ihnen Alles, was sie bedurften, was sie wünschten, nur eine unbekannte Sehnsucht preßte die Thräne in ihr Auge, die sie um Alles in der Welt nicht hingegeben hätten — Diego, und jetzt? —

Ja jetzt ist es anders! fiel ihm dieser, von

Wehmuth ergriffen, in die Rede. Sie ſitzen nicht mehr dort, und koſen und tändeln, ihre Sehnſucht iſt nicht mehr das ſüße Schmachten, nicht mehr der wonnige Seufzer, der ſich der liebenden Bruſt entrang, es iſt der qualvolle Schmerz der Trennung. Jetzt — ja jetzt! fuhr er heftig auf, trennt die Raſerei, die Thron und Altar umſtürzen will, die Herzen für immer.

Und was haben die Herzen verſchuldet? fragte Carlos.

Was ſie verſchuldet haben, fragſt Du mich? antwortete Diego, immer heftiger werdend: Frage den Gott, den ſie verläugnen, blicke umher auf Spaniens ſegenreiche Fluren, die ſie zertreten, er das Schwert in der Hand, ſie indem ſie Vater, Vaterland, Gott und König vergeſſend, nur an ihm, an dem Empörer hängt.

Deines Weibes Herz zerdrückte der Gram, Deiner Tochter Herz brach in Verzweiflung, ſoll der Enkelin gleiches Schickſal werden?

Wie Gott will!

Mann, ſo nahe dem ewigen Gerichte, wo Du der Barmherzigkeit bedarfſt, um von Deinen irdiſchen Schlacken gereinigt zu werden, fühlſt Du kein Mitleid mit Deinem Kinde, ſoll ſie

enden in Gram und Verzweiflung, wie Dolores und Isabella?

Endet sie — schuldlos mein' ich — dann ist ihr wohl, denn sie wandelt neben ihnen dort oben, wo auch ich bald seyn werde.

Diego, sei menschlich! rief Carlos, denke, daß es ein Paradies, aber auch eine Hölle giebt —

Ja, Carlos, schon hier auf Erden, fiel ihm der Alte in die Rede und sein Auge flammte; hier hat sich der Himmel geschlossen, das Paradies der Erde, mein Spanien, ist verödet, kein Engel mit flammendem Schwerte bewacht es und nur noch wenige edle Männer suchen es zu vertheidigen. — Aber die Hölle, die findest Du überall, in Saragossa, in Barcellona, wo die eingeäscherten Gotteshäuser, wo das Blut der verbrannten Diener des Herrn Rache schreien, auch hier, wo trunkene Verfechter herrlicher Freiheit den Stillen, friedlich Gesinnten im Dunkel der Nacht wie Räuber anfallen.

Also doch! unterbrach Ariego die zornigen Worte, so trog mich meine Ahnung nicht, so warst Du es, Unglücklicher.

Was war ich, warum nennst Du mich unglücklich? fragte Diego heftig; Carlos, wer den

Tod ſucht, den erreicht das Unglück nicht, denn er gehört zu jenen glücklichen Sterblichen, deren Schickſal in ihrer eigenen Hand ruht —

Es entſtand jetzt eine Pauſe, während welcher Carlos trauervoll auf den Freund ſah, der mit leuchtendem Auge freudig nach dem blauen Dome aufblickte, als ſei er ſchon jetzt aller Erdenleiden enthoben, als ſchwebe er, die Märtyrerkrone um den Scheitel, aufwärts zu ſeiner Iſabella. — Diego, unterbrach Carlos die Stille, die Ausſage zweier Verwundeten, und ein von einem Meſſerſtiche durchbohrter Leichnam, den die Wellen an das Ufer warfen, haben die Stadt in Bewegung geſetzt. Der Ermordete iſt der Sohn eines armen Mannes, die zwar nur leicht Verwundeten ſind Söhne wohlhabender Handwerker, die Familien ſchreien nach Rache — und ein dumpfes Gerücht bezeichnet den vom Heere zurückgekehrten Carliſten, bezeichnet Dich als den Thäter.

Der bin ich! unterbrach ihn Diego mit Ruhe.

So flieh, um Gotteswillen flieh! bat Carlos.

Diego ſchüttelte lächelnd ſein greiſes Haupt.

Ich suche den Tod und möchte ihn am liebsten hier finden! erwiderte er.

Heute wird gewiß schon die Untersuchung eingeleitet, zögere keinen Augenblick, bat Ariego von neuem. In Almunecar habe ich einen Freund, dort könntest Du Dich einige Zeit auf seinem Landhause im Gebirge versteckt halten und im Nothfalle über das Meer entfliehen. — Zögere keinen Augenblick, die Gefahr ist nahe.

Mich schützt das Recht, nur zur Vertheidigung zog ich das Schwert, und somit bleibe ich.

Dein Schwert verwundete nur leicht, wer aber versetzte dem Getödteten den Messerstich? fragte nun Carlos.

Antonio führte zur Vertheidigung seines Herrn den Stoß.

So opfere ihn allein, Unglücklicher, er ist doch auch ohnedies rettunglos verloren!

Folgte ich Deinem Rathe, ja freilich dann wäre ich ein Unglücklicher — mehr noch, ich wäre ein Ehrloser, sagte Diego stolz: Gott und St. Georg sei gelobt, so tief bin ich nicht gesunken, Señor Ariego!

Dieser bedachte sich einen Augenblick, dann

drückte er Diego's Hand. Leb wohl! sprach er. Grüß Fernanda von mir und meinem Sohne, ich eile fort, um für Dich zu handeln.

Für mich willst Du handeln? murmelte der Alte vor sich hin, als jener ihn verlassen hatte, guter Carlos, ich bin ein geborstener Thurm, ein Erdbeben hat ihn gerüttelt, versuche nicht ihn zu stützen, er stürzt zusammen und begräbt Dich unter seinen Trümmern.

12.

Ariego's Furcht war nicht ungegründet; noch am nämlichen Morgen wurde Diego vor den Xefe politico*) gefordert. Der Xefe war ein kleines dürres Männchen mit eingekniffenen Lippen, einer langen hervorstehenden Nase und einem Paare blitzender Augen. Als Haupt der Christinos in Granada, hatte er gleich nach empfangener Nachricht von dem Vorfalle der Nacht die Diener der Gerechtigkeit ausgesendet, den Thäter zu erforschen, die beiden verwundeten Urbanos vernommen, und nach

*) Civilgouverneur.

ihren Aussagen sogleich Verdacht auf Diego del Peñas geworfen, von dessen Ankunft in Granada er unterrichtet war. Sein Argwohn wurde zur Gewißheit, als bald darauf Ariego, dem er auf mancherlei Weise verpflichtet war, zu ihm kam, und ihn ohne Rückhalt mit allen Umständen dieser traurigen Begebenheit bekannt machte, aber auch ein goldenes Mittel ergriff, von dem er gewiß war, daß es bei dem Xefe seine Wirkung nicht verfehlen würde. Zur Milde gestimmt, ließ er Diego vor sich kommen.

Ihr Name, Señor, ist Diego Lopez del Peñas! begann er das Verhör, bei welchem Niemand zugegen war.

Ja Excellenza!

Nehmen Sie Platz. — Diego setzte sich. Sie wohnen schon lange in Granada? fuhr der Xefe dann fort.

Granada ist meine Vaterstadt!

Sie führten in dem Kriege gegen Frankreich eine bedeutende Guerilla in der Sierra und in Andalusien?

Ich bin stets mit den Waffen in der Hand da, wo es gilt, Thron und Vaterland zu vertheidigen.

Was thaten Sie, als der Herzog von An-

goulême mit dem feindlichen Heere nach Cadix zog?

Ich verhielt mich ruhig. In den Reihen fremder Krieger werde ich nie fechten.

Wohin zogen Sie, als Sie im vorigen Jahre Granada verließen?

Sollten Sie das nicht schon wissen, Excellenza?

Ich wünschte es aus Ihrem Munde zu vernehmen.

Diego schwieg und schien einen Augenblick unschlüssig zu seyn, während der Xese mit lauerndem Blicke ihn beobachtete; doch bald war sein Entschluß gefaßt, er beantwortete die Frage stolz und ohne Zagen. Ich zog nach Navarra zu meinem angestammten Herrn, zu meinem Könige Don Carlos.

Führten Sie nie die Waffen gegen die Truppen der Monarchin? fragte jetzt der Xese weiter.

Ich habe für meinen König redlich gefochten.

Waren Sie in dem Gefechte an der Brücke von Arquijos, wo das Bataillon von Granada niedergemetzelt wurde?

Ich war Zeuge der blutigen That, und glaube, daß noch mancher in Granada mit Weib und

Kind sich gütlich thut, dem ich dort das Leben rettete.

Wissen Sie wohl, Señor, daß Sie durch Ihr eigenes Geständniß das Leben verwirkt haben? sagte jetzt der Gouverneur, und die kleine unbedeutende Gestalt des Männleins versuchte, stolz auf Diego herabzusehen.

Excellenza! erwiderte Jener; verdienten die 500 bei Arquijos Gemetzelten den Tod?

Welch' thörigte Frage! fuhr der Xefe auf.

In wie fern ist meine Frage thörigt? Verdiene ich, weil ich für meinen König focht, den Tod, warum nicht auch sie, die für eine fremde Fürstin gegen den angestammten Herrn das Schwert zogen? Der Zufall hat mich hier in die Hand meiner Feinde gegeben, dort gab der Muth der Navarresen Jene in die Hand ihrer zürnenden Brüder. Welches Gesetz in Spanien belegt den mit der Todesstrafe, der für seinen König focht?

Die Excellenz schoß einen wüthenden Blick auf den alten Mann, der würdevoll und unverzagt vor ihm stand, doch die Wuth dieses Blickes kühlte sich, als er jetzt ein kleines von dem Banquier Ariego auf dem Tische zurückgelassenes Papier traf. Mäßigen Sie Ihre Worte!

sagte

war durch Krankheiten und durch die häufigen Ausfälle der Beſatzung und die wiederholten Angriffe bedeutend geſchmolzen, es begann an Munition zu fehlen; deshalb ſchickte er Dubois nach Gent, friſches Volk und die nöthigen Kriegsgeräthſchaften herbei zu ſchaffen.

Dubois reiſte ab, beſorgte Alles pünktlich, nicht um Artevelde's willen, denn er haßte ihn ſchon längſt, der ihn ſo ſtolz, ſo anmaßend behandelte und ihn durch Macht und That in den Augen der Genter, ſelbſt in den Augen der Chaperons verdunkelte, ſondern ſeines eignen Nutzens wegen. Er that noch mehr, ging auch zu Alice, forſchte nach ihrem Thun und Treiben und da entging ihm nicht, daß in Alice's Seele etwas vorgehe, das die Ruhe ihres Gemüths untergrabe und es ward ihm leicht, die richtige Saite bei ihr zu berühren. Er begann von dem Kampfe bei Schwalem zu ſprechen, die grauſame Weiſe zu tadeln, mit welcher Artevelde ſich hernach gegen ſie benommen habe, und obgleich Alice auf alle dies nichts erwiederte und ſich nicht in ſein Geſpräch einließ, ſo hielt ihn dies doch nicht ab, noch manches hinzu zu ſetzen, was Alice's ohnedies reizbares Gemüth noch mehr aufregen konnte. Endlich ſagte er ihr im treuherzigſten Tone „Wenn Ihr auch ſchweigt, edle Frau, und keinen Theil an dem zu nehmen ſcheint, was ich zu Euch ſprach, ſo weiß ich doch von Euch ſelbſt, welchen Antheil Ihr früher an dem Grafen von Enghien genommen habt und wahrlich! trotz Eures frommen Beſtrebens, war es Euch nicht gelungen, ſein Andenken aus Eurer Erinnerung, ſein Bild aus Euerm Herzen zu verbannen und dem Todten, ſo blickt mir, hängt Ihr mit neuem Leben an, weil hier Eure Pflicht

ſagte er ziemlich freundlich: Sie würden mich ſonſt zwingen, ſtreng gegen Sie zu verfahren! Diego! in dieſem Augenblicke an des Kapuziners Rath denkend, ſchwieg.

Sie haben ſich in einen übeln Handel verwickelt, fuhr der Xeſe fort: ich meine durch den Vorfall dieſer Nacht. Ich will glauben, daß Sie nur zur Vertheidigung den Degen zogen, aber bei alle dem iſt es ein ſchlimmer Handel, den ich ſtreng beſtrafen würde, wenn nicht Ihr Freund, Señor Ariego, ſich ſo ſehr für Sie verwendet hätte. Ich will daher die Sache wo möglich unterdrücken und Sie nicht vor Gericht ziehen, jedoch nur unter dem Verſprechen, daß Sie in dieſer Zeit Granada und Ihre Wohnung nicht eher verlaſſen, bis Sie von mir die Erlaubniß dazu erhalten haben.

Excellenz! erwiderte Diego: Meine Wohnung nicht zu verlaſſen, nicht in Gottes freier Natur die Luft einzuathmen, wird mir ſchwer werden. Mein kleines Haus iſt für mich das, was der Käfig Ihrem Papagei dort am Fenſter iſt; es würde mich dünken, ich ſei in einen finſtern Kerker eingeſperrt, dürfte ich meine Hütte nicht verlaſſen. Am Tage will ich, wie die Schnecke in ihrem Hauſe, mich darin verborgen halten, wenn

aber der Abendstern mir winkt, die Abendlüfte mich rufen, dann muß ich hinaus in Gottes freie Natur, muß mich mit den Geistern besprechen, die über den Wipfeln der dunkel belaubten Bäume schweben, dann bekommt meine Sehnsucht Schwingen und ich kann ihrem Fluge folgen, in meinem engen Stübchen aber vermag nichts die Bande zu lösen, die meine Flügel binden.

Der Xese, solcher Sprache ungewohnt, hatte den Alten mit einer Art Scheu, wie man sie wohl in der Nähe eines Wahnsinnigen fühlt angehört, und lenkte das Gespräch schnell wieder auf den früheren Gegenstand. Señor, sagte er, ich fordere das Versprechen blos Ihrer Sicherheit wegen. Sie kennen den Durst nach Rache in dem Herzen des Spaniers. — Doch will ich Ihnen die frische Nachtluft gönnen, nur verlassen Sie am Tage Ihre Wohnung und überhaupt Granada nicht.

Diego gab ihm Versprechen und Handschlag, und als der Xese ihn entließ, befolgte er dessen Rath, sich in Ariego's nahegelegenes Haus zu begeben, nicht, ging sorglos den nächsten Weg der Alhambra zurück, und traf auch ohne von irgend Jemand belästigt zu werden, in seiner

Wohnung ein. — Hier hatte der vorsichtige Antonio schon Sicherheitsmaßregeln getroffen. Balken lagen bereit, die Thür zu verrammeln, Laden vor die obern Fenster waren in aller Eile gezimmert, damit man von der Straße aus kein Licht sehen könne, und Lebensmittel auf mehrere Tage durch den bereitwilligen Estevan eingekauft worden. Diego lächelte, als ihm Antonio mit Selbstzufriedenheit alles dies zeigte, keine Gefahr fürchtend, setzte er sich wie gewöhnlich auf seinen Lehnstuhl und überließ sich sorglos den wachen Träumen, die sich jedoch nach und nach immer ernster und düsterer gestalteten.

Als es Nacht wurde, Antonio die Fenster schloß und die Laden vorsetzte, war er verstimmt, daß ihm der Abendstern nicht winken, die lauen Abendlüfte ihn nicht rufen konnten, er blieb in seinem Sorgenstuhle trauernd sitzen. Doch ein, guten Abend, Señor, mit dem der eben eintretende Mönch ihn begrüßte, scheuchte Unmuth und Sorge von ihm und regte die erschlafften Lebensgeister von Neuem in ihm auf.

Wo weilten Sie so lange, guter Pater? war Diego's erste Frage, für den mit dem Ka-

puziner Vergangenheit, Dolores und Isabella zugleich eintraten.

Ich war in Geschäften meines Klosters abwesend, erwiderte dieser.

Ihre Abwesenheit ist mir drückend gewesen, fuhr Diego fort, ich empfand schmerzlich die Sehnsucht, mich Ihnen mittheilen zu können.

Gewöhnen Sie sich daran, mich entfernt zu wissen, lieber Freund, nahm der Pater das Wort; doch erst einen Becher Wein, bat er, ich bedarf der Stärkung. Fernanda, die mit ihm eingetreten war, entfernte sich und kam bald mit einem gefüllten Kruge wieder zurück. Ich danke Dir, sagte Pater Jacinto, des Mädchens rosige Wange streichelnd, als sie mit freundlichem Blicke ihm den Becher reichte, aber laß uns jetzt allein, wenn Männer traulich plaudernd beim Becher sitzen, stört sie der Jungfrau Gegenwart. Fernanda gehorchte und ging.

Señor, begann nun der Mönch und seine Stirn faltete sich, der sonst so Ruhige sprach mit Hast; die Gräuelthaten von Saragossa haben sich in Malaga erneuert, die Descamisados haben dort die Klöster gestürmt, geplündert, mehr als funfzig fromme Brüder sind der Wuth

der Rasenden geopfert worden. Wie die Pest zieht diese Wuth von Stadt zu Stadt, auch hier werden die Gotteshäuser entheiligt, die Diener des Herrn gemordet werden. Deshalb sind alle Vorsichtsmaßregeln, diesen Gräueln zu entgehen, getroffen worden; was noch an Geld und Kostbarkeiten in den Klöstern vorhanden war, ist für Don Carlos gerettet und soll nicht in Räuberhände fallen, und wer unter uns nicht an Wunder glaubt, der entzieht sich bei Zeiten der Gefahr. Ich gehe noch in dieser Nacht nach dem Rondagebirge, dort finde ich Männer, die der guten Sache anhängen, an ihrer Spitze will ich dem Tode, den ich hier fliehe, muthig entgegengehen. Hier wäre ich das Schlachtopfer, dort will ich der Priester seyn, der zur Ehre Gottes das Opfermesser in starker Hand schwingt. Sie staunen, Sie wundern sich, mich so blutdürstige Worte aussprechen zu hören? es gilt hier und dort den Tod, und so will ich lieber, das Schwert in der Hand, für meinen Glauben und meinen König sterben, als das Haupt kleinmüthig auf den Henkerblock legen. — Und Sie, Diego, fuhr er fort, auch Sie müssen von hier; über Ihrem grauen Schädel hängt das scharfe Schwert so gut, als über meinem

geschorenen Haupte. Kehren Sie nach Sebastians Hütte zurück, an der Darrobrücke erwartet er Sie mit Ihrem Rosse und den Thieren, und verspricht, daß Sie dort vierhundert wackere Streiter finden sollen. Säumen Sie keinen Augenblick, das Blut des gemordeten Urbano schreit um Rache, dorthin ruft Sie der Wille des Königs, säumen Sie keinen Augenblick!

Ich gab Wort und Handschlag, Granada nicht zu verlassen, erwiderte Diego.

Die heilige Kirche entbindet Sie Ihres Schwures durch mich! sprach der Pater feierlich.

Nein, ehrwürdiger Herr, fiel ihm Diego in die Rede, meines gegebenen Wortes und dessen, was ich mit meinem Handschlage bekräftigte, kann mich nur der entbinden, dem ich Wort und Handschlag gab.

Nun so ist Ihnen nicht zu helfen, sagte der Pater unmuthig, beschütze Sie Gott! Erhört der Himmel meine Bitte, so sehe ich Sie bald an der Spitze von Sebastians Gefährten.

An der Spitze der Räuber? fuhr Diego auf.

An der Spitze der Männer, die für den Thron und die Kirche fechten wollen, fuhr der

Mönch fort, dieſes fromme Werk reinigt ſie von früherer Schuld. Wir werden dann, obgleich Gebirge und Thäler und mancher breite Fluß zwiſchen uns liegt, in vielerlei Berührung mit einander ſtehen; unterſtützen Sie mich mit Ihrem Rathe, denn was verſteht der Kloſterbruder vom Kriege; er kann nur, das Cruzifix in der Hand, den Streitern voran ziehen, ſie zum Muthe entflammen, und ihnen ein Vorbild ſeyn, wie man für die gerechte Sache ſterben muß. Und nun leben Sie wohl, Gott möge Sie ſchützen; ob wir uns je wiederſehen werden, weiß nur Er

Verweilen Sie noch einen Augenblick, bat Diego; ich weiß nicht, warum mir heute die Trennung ſo ſchwer, ſo bitter wird, da ich mich doch ſo oft ſchon von dem Theuerſten trennen mußte; aber ſeit ich weiß, was Sie meiner Dolores waren, wie ſonderbar ſich unſer Geſchick in einander verflochten hat, ſeitdem iſt es mir, als ob wir unzertrennlich ſeyn müßten.

Und doch iſt es nicht ſo, unterbrach ihn der Mönch; wir müſſen uns trennen, die Stunde ſchlägt. Befolgen Sie meinen Rath, dieſe Bitte lege ich an Ihr Herz, befolgen Sie ihn,

da es noch Zeit ist! — Diego schüttelte verneinend das Haupt und Jacinto schied mit einem herzlichen Händedruck und einem tiefen Seufzer.

13.

Als Antonio, der dem Mönche hinunter geleuchtet und noch manche Warnung, manchen guten Rath von ihm erhalten hatte, zu seinem Herrn zurückkehrte, fand er ihn noch auf der nämlichen Stelle, seinen Becher füllend. Er war so sehr in Gedanken vertieft, daß er Antonio kaum bemerkte, den Becher leerte, ihn zu des Dieners Erstaunen wieder füllte und ihn jetzt vor sich hin setzte.

Señor, sagte Antonio, da er die Kanne fast leer fand und sein Herr, der sonst so enthaltsam war, einen Becher nach dem andern unbewußt austrank, wollen Sie sich nicht zu Ruhe legen? es wird gleich Mitternacht seyn. Diego nikte ihm bejahend zu. Kommen Sie, entkleiden Sie sich, sprechen Sie das Abendgebet und dann gehen Sie zu Bett.

Diego ließ sich wie ein geduldiges Kind aus-

ziehen, sprach das Abendgebet, wobei er noch immer in Gedanken zu seyn schien, legte sich dann zu Ruhe, und der Wein, den er gegen seine Gewohnheit in reichlichem Maße getrunken hatte, schloß bald sein Auge. Antonio löschte das Lämpchen aus, und besorgt, sein Herr könnte während der Nacht seiner bedürfen, setzte er sich neben das Bett. Aber ruhig sollte er hier nicht lange sitzen, denn auf dem Platze vor dem Hause ließen sich Lautenklänge hören, und eine Antonio wohlbekannte Stimme sang:

Sonne mir am Maientage!
Wenn sich die Natur entfaltet,
Sich zum Paradies gestaltet;
Höre des Geliebten Klage.

Stern mir, wenn mich Nacht umfangen,
Und die Hoffnung mir entschwunden;
Wieder hab' ich sie gefunden,
Kann an Deinem Aug' ich hangen.

Denn aus Deinen Liebesblicken —
Darf ich sie nur rastlos schauen —
Glüht mir Hoffnung, kehrt Vertrauen
Und der Schmerz wird zum Entzücken.

Antonio! rief Diego halb schlaftrunken, da eben der Gesang schwieg und sich Fernanda's

Fensterchen knarrend öffnete. Hörst Du nicht den Gesang?

Schlafen Sie nur, Herr, es war der Nachtwind, der durch die Platanen rauschte.

So? gähnte der Müde, kehrte sich der Wand zu, schlummerte wieder ein, und hörte nicht die leis' flüsternde Stimme des Mädchens.

Antonio, den Alten noch in festeren Schlaf zu wiegen, murmelte jetzt ein Gebet, aber kaum hatte er es begonnen, als auch schon, während er immer noch lauter fortsprach, die Lautenklänge und die Stimme sich wieder hören ließen. Man sang:

Stern mir, Sonne meines Lebens,
Ros' aus Edens Zaubergarten,
Laß mich nicht vergebens warten,
Holdes Leben meines Lebens!

Komm und stille meine Thränen,
Komm herab mit leisem Tritte,
Hör' auf des Geliebten Bitte,
Still' sein unaussprechlich Sehnen. —

Schweig mit Deinem ewigen Beten, und horch lieber auf den Gesang da unten! fuhr der Alte jetzt aus dem Schlafe auf.

Glauben Sie mir, Señor, Sie träumten,

Euch nicht in den Weg tritt. Deshalb, um Euch zu zeigen, wie sehr ich Euch gewogen bin, bringe ich Euch hier sein Schwert. Es muß Euch eine theure Reliquie sein. — Gedenkt seiner, wenn Ihr es anblickt und lebt wohl!" Bei diesen Worten verließ er das Gemach, das Schwert aber ließ er zurück.

Alice nahm es, küßte seinen Griff „Du hast ihn im Tode begleitet, treuer Gefährte meines Walters, Du hast ihn oft geschützt in der Gefahr, bis die Sense des Todes ihn mähte; so begleite auch mich, wenn ich, Deines Herrn gedenkend, den Tod suche oder bringe. Sei mir, wie jenes Amulet ein blutiger Mahner!" Sie verschloß hierauf das Schwert und schien durch diese Reliquie beruhigter geworden zu sein.

Bald darauf kam Dubois mit frischer Mannschaft, Lebensmittel und Munition ins Lager vor Oudenarde zurück und als ihn Artevelde nach Alice fragte, erwiederte er, daß sie wie immer sehr eingezogen lebe, Niemanden bei sich habe und sein Pallast jetzt wie verödet sei; aber alle Abende, so wie es zu dämmern beginne, besuche die Andächtige die Kirche St. Bavons und verrichte dort, wohl während einer Stunde ihre Andacht.

Artevelde wußte recht gut, für wen sie dort bete „Selbst an dem Todten hängt sie mit Liebe, den Lebenden stößt sie kalt zurück!" rief er sich vergessend aus und Dubois freute sich, von Neuem diesen Stachel in sein Herz gedrückt zu haben.

Aber bald zerstreuten ihn ernstere Dinge, denn er erhielt in dieser Zeit die Nachricht, daß es dem Grafen von Flandern durch den Herzog von Burgund gelungen sei,

es war wieder der Nachtwind, hören Sie nur, wie er durch die Zweige räuſcht —

Wo iſt Fernanda? fragte der Alte, da unten Alles ſtill war und er wirklich nur das Rauſchen des Windes wieder hörte.

Als ich vorhin vor ihrer Kammer vorbei ſchlich, hörte ich an ihrem Athemholen, daß ſie noch ſchlief. — Ach! die Jugend hat immer ſo feſten Schlaf.

Sie ſchläft, wenn Gram und Sorgen das Alter wach erhalten, meinte Diego und richtete ſich im Bette auf. — Aber horch, hörſt Du nicht Tritte über uns, horch! — eine Thüre knarrt.

Was Sie doch immer hören wollen, Señor, fiel ihm Antonio mit lauter Stimme in die Rede und machte abſichtlich Geräuſch, indem er von ſeinem Stuhle aufſprang, und ihn auf die Seite ſchob. — Es knabbert eine hungrige Maus, weiter iſt es nichts.

Weiter nichts, Thor? fuhr Diego ihn an, hörſt Du den Riegel der Hausthür nicht knarren?

Ich höre nichts, erwiderte der Diener, böſe Träume müſſen Sie gequält und Ihre Einbildungskraft aufgeregt haben, Señor! Höre ich doch ſo leiſe, wie der blinde Maulwurf

und habe doch sonst so unruhigen Schlaf, besonders wenn ich auf hartem Stuhle sitze, wie dieser da.

Schweig, Schwätzer, zürnte der Alte: Geh' lieber hinauf nach Fernanda's Kammer, klopfe an und höre, ob sie oben ist, dann geh' hinunter und sieh nach der Hausthüre.

Antonio ging; er brauchte an der Thüre der Jungfrau nicht zu klopfen, sie stand offen, das Lager war leer; er ging hinunter, der Rigel war weggeschoben, die Hausthüre nur angelehnt, er öffnete sie ein wenig, lugte hinaus, alles war still auf dem öden Platze, kein menschliches Wesen dort, da kehrte er mit schwerem Herzen zurück. Herr! berichtete er dem Alten, die Señoritta schläft, die Hausthüre ist fest verriegelt, Sie haben geträumt, Nachtwind und Maus haben Sie getäuscht.

Hm, sonderbar! murmelte der Alte, legte sich wieder hin, schloß die Augen und schlief ein. Antonio, der in furchtbarer Unruhe auf diesen Augenblick gewartet, schlich, da er sich überzeugt hatte, daß Diego fest schlafe, hinaus, nahm sein langes Messer und verließ, die Hausthüre anlehnend, die Wohnung, Fernanda aufzusuchen. Der Platz vor dem Hause war noch leer, er eilte den Fuß-

ſteig hinab nach der Bank unter den Platanen, Niemand fand er hier; nun trieb ihn die Angſt längs dem Ufer des Darro nach der Kapelle der Gebenedeiten hin — die heilige Jungfrau ſtand einſam auf dem kleinen Altare. Da warf er ſich verzweiflungsvoll an deſſen Stufen nieder und flehte die Heilige inbrünſtig an, ihm den Weg zu zeigen, wo er die Entflohene wieder finden könne — ſie ſchwieg.

Armer Antonio, treue Seele, kehre zurück, Du findeſt ſie nicht! Bei dem erſten Akkorde, der in Fernanda's Ohr drang, war die noch Wache von ihrem Lager aufgeſprungen, hatte, auf Klang und Geſang lauſchend, ein Morgenkleid übergeworfen, und war an das Fenſter geeilt. Ja, er war es, der ſeine Sonne, ſeinen Stern, ſeine Roſe aus Edens Zaubergarten beſchwor, herunter zu kommen, und ihr ward ſein Geſang ſo lockend, wie das Flöten der Nachtigall dem im Lonicerengebüſch lauſchenden Weibchen. — Ich komme, lispelte ſie leiſe ihm zu, zündete ihr Licht an und ſchlich hinab. — Wie konnte Antonio ſie finden? Nicht an gewaltſame Entführung denkend, irrte er im Gebüſch wie ein Wahnſinniger umher, er fürchtete, die Liebe habe ſie verlockt, ſie ruhe, Pflicht

und Tugend vergessend, im Arme des Geliebten, und trauernd, daß das Heilige untergegangen sei, kehrte er nach langem vergeblichen Suchen, unter tausend Vorwürfen, seinen Herrn getäuscht zu haben, nach der Wohnung zurück.

Er fand die Hausthür weit geöffnet. Gottlob! seufzte er auf, sie ist heimgekehrt, und hat, jedes Geräusch zu vermeiden, die Thür nicht geschlossen. Wer sollte auch hierher kommen, der Dieb schleicht nicht in die Hütte der Armen. Er riegelte dann vorsichtig zu, ging leise die Treppe hinauf, horchte an der Thür von Diego's Schlafkammer, alles war still. Er schläft so sanft, dachte er, kein Verdacht, keine Angst stört seinen Schlummer. — Doch ich will hin, mich zu überzeugen. — Er schlich hinauf. — Heilige Jungfrau! — Die Thür war noch offen, Fernanda's Lager noch leer.

Señor, Señor! schrie Antonio und eilte hinunter, Señor, erwachen Sie, stehen Sie auf, Ihr Kind ist entflohen! Mit diesen Worten stürzte er in das Zimmer, in die Schlafkammer, aber der Alte wachte nicht auf, er blieb still; da ging Antonio zum Lager, ihn aufzuwecken und fand es auch leer. Señor, wo sind Sie? rief er; keine Antwort, nur eine Maus knab-

berte, ihm Hohn zu sprechen, an der morschen Diele, und der Nachtwind rauschte heulend durch die Wipfel der Platanen. Jetzt zündete er Licht an, fand in dem Stübchen Alles wie es am Abende gelegen hatte; die Waffen des Herrn hingen an der gewöhnlichen Stelle, nur der Stuhl mit dem Morgenkleide lag umgestürzt vor dem Bette. Da ergriff ihn unbeschreibliche Angst; der Gedanke: sie haben den Herrn überfallen, fortgeschleppt, getödtet, bemächtigte sich seiner. Heiliger Gott! rief er, die Rache ist in Spanien so furchtbar! Wenn die Verwandten des gestern Erstochenen — wenn ich Schuld wäre an dem Tode meines Herrn! — Doch nur eine Weile jammerte er, dann eilte er nach der Wohnung Estevans, pochte heftig und pochte lange, ehe der Schuster eine kleine Luke öffnete und fragte: Wer klopft noch so spät?

Antonio ist es, mach auf, geschwind mach auf! bat der Unglückliche.

Estevan säumte nicht lange, öffnete die Thür, schloß sie aber hinter Antonio schnell wieder. Halte Dich fest an mich, raunte er ihm zu, folg mir vorsichtig hinauf, Licht zünde ich in dieser Unglücksnacht nicht an.

War sie auch Dir eine solche? fragte Anto-

nio. Mir ist sie eine Schreckensnacht. Fernanda ist entflohen, der Señor fort. — Gott weiß, wohin sie ihn geschleppt haben!

Rede leiser, warnte Estevan; heute Nacht möchte man vor jedem Worte zittern, das man spricht. — Du weißt also nicht, was aus dem Señor und seiner Tochter geworden? Ich weiß es auch nicht, aber was ich hörte und sah, will ich Dir mittheilen.

Geschwind, geschwind! bat Antonio.

Als ich unten auf dem Platze Gesang vernahm, war ich noch wach und bei meiner Arbeit; ich brummte eben ein munteres Liedchen, als die Laute erklang. Meine Liebe zur Musik trieb mich an's Fenster, ich öffnete es leise und sah bald, daß es der Señorita galt, und glaubte anfänglich, der Sänger sei Señor Franzisco, aber bald gewahrte ich etwas, das mich eines Andern belehrte. Als nämlich die Señorita, den Lockungen folgend, die Thür leise öffnete, heraustrat und dem Sänger in die Arme stürzte, ergriff sie dieser, hob sie gewaltsam in die Höhe und schleppte sie, trotz Bitten und Sträuben, in das Gebüsch. Das konnte Señor Ariego nicht seyn!

Heilige Jungfrau vom Pilar zu Saragossa! rief

rief Antonio, die Hände faltend, beschütze meine Señora!

Im Gebüsch hörte ich noch ihre klagende Stimme, die sich immer mehr und mehr verlor, fuhr Estevan fort, und bald war Alles wieder still, nur mochten einige Bewaffnete zurückgeblieben seyn, die Flucht zu decken. Sie schritten bald über den Platz, bald verbargen sie sich in ein Gebüsch, und hinderten mich, wie ich so gern gewollt, hinüber zu gehen und Lärm zu machen. Eine halbe Stunde war wohl vergangen, als eine Sänfte über den Platz getragen wurde, die vor eurer Wohnung still hielt, und aus welcher ein mir unbekannter Herr stieg, der von Alguazils umgeben in euer Haus ging. Gleich darauf kamen sie wieder, schleppten den Señor heraus, dem sie wahrscheinlich den Mund gestopft und die Hände gebunden hatten, denn er gab keinen Laut von sich, wehrte sich auch nicht, und ließ sich geduldig in die Senfte setzen; darauf zogen sie mit ihm ab. Auch war es mir, als ob ich während des Tumultes Deinen Namen hätte nennen hören, darum rathe ich Dir, Freund, sei auf Deiner Huth.

Also gemordet haben sie ihn nicht? sagte Antonio, doch etwas getröstet, nur in s Gefäng-

niß haben sie den guten Herrn geschleppt, St. Antonius beschütze ihn! — Nun das ist doch noch ein Trost für mich. — Aber Fernanda? — Ja so will ich! — Ehe es noch tagt, gehe ich nach dem Platze Bivarambla zum Señor Franzisco, denn obgleich ich schwören wollte, daß er es war, der unter ihrem Fenster das Lied sang, so könnte er doch nicht eine solche Unthat begangen haben. Ich will jetzt hinüber, fuhr er nach einer Weile fort, will das Haus verschließen, und dann bis gegen Morgen mich bei Dir verborgen halten.

Thue das, erwiderte der Zapatero, auch kannst Du wohl einige Tage in meinem Häuschen bleiben. Antonio schüttelte dem braven Estevan für sein freundliches Anerbieten die Hand, und, sich mit mancherlei Plänen beschäftigend, mancherlei Vermuthungen nachhängend, erwartete er den Morgen. — Ehe es noch tagte, verließ er die Alhambra, und schlich durch die einsamen Straßen nach Ariego's palastähnlichem Hause, pochte heftig an die verschlossene Thür und wurde trotz der frühen Stunde sogleich bei Franzisco eingeführt. Diesem theilte er nun mit Hast die Begebenheit der Nacht mit und forderte ihn zur Hülfe auf.

Franzisco hörte ihm zwar aufmerksam zu, doch schien die Erzählung nicht so viel Theilnahme in ihm zu erwecken, wie Antonio es gehofft, kein Ausruf der Verwunderung und des Schreckens unterbrach den Erzähler, und erst als dieser geendet hatte, sagte Franzisco gleichgültig: Ich werde Erkundigungen über Deinen Herrn und die Señora einziehen und als Freund für sie handeln, Dir aber gebe ich den Rath, Dich verborgen zu halten, denn Dir scheint es wegen des Messerstiches besonders zu gelten; in dem Hause meines Vaters wirst Du eine Freistatt finden.

Bei Ihnen, Señor? unterbrach ihn Antonio, und sein Blick sah fast mehr verächtlich als verwundert auf Ariego, der ihm lächelnd ein kurzes: Nun ja, bei mir! erwiderte.

Ich bleibe nicht in Ihrem Hause! sagte jetzt der Diener und schickte sich an wegzugehen.

Wohin so eilig, Alter? fragte Franzisco, ihn zurückhaltend. Warum zürnst Du mit mir?

Lassen Sie mich fort, Señor, bat dieser, ich bin so aufgeregt, mein Blut tobt, ich könnte leicht unziemliche Worte ausstoßen.

Rede offen, laß Deinem Herzen, Deiner Aufregung freien Lauf, sprich!

Nun wenn Sie es erlauben, so will ich es, sagte der alte Diener, und schien sich zu freuen, daß er seinen Ingrimm loslassen konnte; ich komme, von Angst getrieben, hierher, hoffe bei dem Amigo *) der Señorita Hülfe, wenigstens Theilnahme zu finden, ich finde nichts von alle dem. Kalt, als wäre Don Diego del Peñas und sein Haus Fremde für Sie aus den baskischen Provinzen, hören Sie mich ruhig an, versprechen Erkundigungen einzuziehen, und bieten mir eine Zuflucht in Ihrem Hause. Was soll mir die Zuflucht? — ich will mich nicht, den Rachedolch fürchtend, in die dunkle Kammer verschließen, ich will von Straße zu Straße laufen und meinen Herrn und sein Kind aufsuchen, will ihn aufsuchen und hätte selbst die heilige Hermandad ihn in ihre finsteren Kerker geworfen. Was kümmere ich mich um Antonio; seines Herrn Schicksal ist auch das seinige, seines Herrn Tod auch der seine. Und Sie, dessen Worte dem alten Mann versprachen, ihm Sohn, ihm Stütze im Alter zu seyn, Sie hören ruhig zu, wenn man Ihnen erzählt, wie er fortgeschleppt, seine Tochter gewaltsam

*) Freund, Geliebter.

den noch unmündigen König zum Kriegszug gegen Flandern zu bewegen. So wenig Artevelde auch das französische Heer fürchtete, so sehr er auch, seinem Glücke vertrauend, bei dieser Nachricht nicht verzagte, so glaubte er doch Alles anwenden zu müssen, das Unwetter zu beschwören. Er sandte deshalb noch aus dem Lager vor Oudenarde Abgesandte mit ehrerbietigen Schreiben an den König und an die Herzöge von Berry und Burgund, worin er diese bat, die Vermittler zwischen den Städten und dem Grafen zu sein; auch gab er jenen den geheimen Auftrag, den immer Geld bedürftigen Herzog von Berry durch eine bedeutende Summe für sich zu gewinnen. Nachdem er dies besorgt hatte und er sah, daß sich die Belagerung in die Länge ziehen würde, übergab er, unter dem Vorwand, daß seine Gegenwart in Gent nothwendig sei, Dubois den Befehl des Heeres und ging nach Gent zurück.

23.

Hier traf er, als es schon zu dämmern begann, in aller Stille ein; Niemand erwartete ihn, es war das erstemal, daß er von einem Kriegszuge heimkehrte und der Jubel des Volkes ihn nicht empfing, aber er fühlte selbst, daß er keinen Triumph verdiente, denn vor Oudenarde war sein Glück gescheitert und sein Selbstvertrauen durch die muthige Vertheidigung erschüttert. Ohne in seinem Pallaste zu verweilen, warf er einen Mantel um und ging, nur von seinem getreuesten Diener begleitet, nach St. Bavons-Gotteshause, das er offen und den Kirchner an

entführt worden ist? — Sie kümmert das wenig; ich glaube, der Gesang eines Verses der heillosen Tragalla ließ Sie alles vergessen —

Schweig und prüfe meine Geduld nicht zu lange! unterbrach ihn Ariego, nicht über Antonio's Vorwürfe, nur über die Berührung der Tragalla unmuthig.

Nun so lassen Sie mich gehen, überlassen Sie mich meinem Schicksale, sagte der Diener und verbeugte sich.

Nicht also, treue Seele! entgegnete Ariego, dessen Unmuth schon wieder vorüber war, und klopfte dem Alten treuherzig auf die Schulter. So wollen wir uns nicht trennen, Antonio. — Sorge nicht für Deinen Herrn; nur die Furcht, daß der Pöbel in der blutigen Begebenheit einen Grund zur Zusammenrottung finden könne, die dem Leben Deines Herrn gefährlich geworden wäre, nur diese Furcht trieb meinen Vater mit der Bitte zum Nese, den Freund in ein anständiges Gefängniß vor der Wuth des Pöbels sicher zu stellen.

Das ist doch noch ein Wort des Trostes! fiel ihm Antonio in die Rede, und Fernanda?

Kümmre Dich nicht um sie. Glubst Du, ich stände so ruhig vor Dir, wenn ich Deine

Furcht theilte? Folge meinem Rathe, verbirg Dich, einige Tage nur, dann wird vielleicht Alles geordnet, Dir Alles klar seyn, Dein Forschen hälfe Dir nichts, als Dich und vielleicht auch den Herrn zu verderben.

Antonio mußte sich mit diesem Troste begnügen, und versprach, in Ariego's Wohnung sich verborgen zu halten. Nur erlauben Sie mir, Señor, setzte er hinzu, daß ich alle Abende, wenn die Nacht begonnen hat, ein Stündchen nach der Alhambra schleichen, bei meinem Nachbar, dem Schuster, einkehren, und nachsehen darf, ob in unserer Wohnung noch Alles in Ordnung ist. Franzisco hatte dagegen nichts einzuwenden, nur nahm er ihm das Versprechen ab, Niemand ein Wort von dem zu sagen, was er ihm zum Troste mitgetheilt habe. Antonio bezog zwar seine neue Wohnung, jedoch immer noch mit schwerem Herzen.

14.

Als es dunkel wurde, schlich der treue Diener nach der Wohnung seines Herrn, schloß vorsichtig die Laden und ordnete Alles, als ob

er Don Diego heute noch erwartete, dann ging er hinüber zu dem Nachbar und erkundigte sich, ob etwas vorgefallen. Dieser konnte ihm nichts weiter berichten, als daß während des Tages, auch noch in der Dämmerung mehrere verdächtige Männer umher geschlichen seien, er möge daher ja Vorsicht gebrauchen. Aber den alten Diener zog es alle Abende wieder hin zu der Alhambra, ihm war es, als ob er seinen guten Herrn hier finden müsse, doch jede Nacht kehrte er mit getäuschter Hoffnung zurück. Er lebte in qualvoller Sorge. Franzisco war verreist, Niemand gab ihm Nachricht und konnte sie ihm von seinem Herrn geben, und so durchlebte er vierzehn peinliche Tage, an deren Abenden er unverdrossen und immer vergebens seine Wanderung begann.

Am Tage von Petri Kettenfeier wanderte er auch durch die belebten Straßen der Stadt der Alhambra zu. Ueberall waren Feuer zur Ehre des Heiligen angezündet, Kinder und Erwachsene tanzten um die flackernde Gluth, und das laute Jauchzen und das Klappern der Castagnetten zeigten, daß die Freude mehr dem Tanze, als dem Heiligen galt, denn die frommen Patres, welche hier und da in Prozession

die Straße durchzogen, wurden, als Störer der Freude, nur lau begrüßt. Ohne vieles Verweilen drängte ſich Antonio durch die wogende Menge und achtete wenig auf die Gruppen der Tanzenden, ihn kümmerte nicht St. Peter und ſein Feſt, ſeine Gedanken waren nur auf die Alhambra gerichtet. Doch an der Calle de las Carettas hatte ſich eine ſolche Menſchenmaſſe zuſammengedrängt, daß er ſtill ſtehen und ſich in einen Thorweg drückend die ihm entgegen Kommenden vorüberziehen laſſen mußte. Da fühlte er ſich plötzlich am Mantel feſtgehalten, er ſchaute um und ſah eine lange verhüllte Geſtalt neben ſich. Verweile hier, bis das Gedränge vorüber iſt, ich habe mit Dir zu ſprechen! redete der Vermummte ihn an.

Antonio, fürchtend, es ſei ein Fallſtrick, den man ihm legen wolle, verſuchte mit dem wogenden Haufen fortzukommen, aber der Mann hinter ihm hielt ihn feſt. So bleib doch und ſteh mir Rede! raunte er ihm zu und lüftete diesmal ſeinen Mantel mehr, als vorhin. Kennſt Du denn Pater Jacinto's Stimme nicht mehr?

Ehrwürdiger Herr, wandte ſich Antonio, jetzt ihn erkennend, allein der Mönch gebot ihm

zu schweigen und still an seiner Seite zu bleiben, und erst als die Menge vorüber war, führte er ihn durch ein enges Gäßchen nach einem kleinen öden Platze, wo sie, besonders heute, ungestört plaudern konnten. Hier mußte nun Antonio dem Mönche Alles erzählen, was sich bisher zugetragen, und als er geendet hatte, that jener noch mancherlei Fragen, wodurch er sich mehr Licht verschaffen zu wollen schien, besonders erkundigte er sich genau, welchen Tag Franzisco verreist und wenn er wieder zurückkehren würde. Grüß Deinen Herrn, solltest Du ihn früher sehen, als ich, sprach er dann. Sag' ihm, auch entfernt handelte ich als thätiger Freund für ihn! Dann ertheilte er ihm den Segen und verließ ihn.

Antonio, hoch erfreut, den würdigen Pater gesehen zu haben, setzte nun seine Wanderung wieder fort, und fast war es schon Mitternacht, als er vor das Häuschen trat, wo er nicht wenig erstaunte, durch die Ritzen der alten Laden Licht schimmern zu sehen. Er trat an die Thür, versuchte, ob sie geschlossen sei und fand sie geöffnet. Immer nur an Verrath denkend, zog er sein langes Messer, schlich leise die Treppe hinauf, öffnete noch leiser die Stuben-

thür und: Gelobt sei der barmherzige Gott! ausrufend, das gezückte Messer weit von sich schleudernd, warf er sich an dem Bette seines Herrn nieder und bedeckte mit Kuß und Thränen Diego's glühende Hand.

Wer ist der Mann? fragte Diego Estevan, der zu des Bettes Füßen stand; mich dünkt, ich kenne ihn. — Ist es nicht ein Todtengräber? — Ja — ja! Setz Dich nur zu mir, alter Mann, noch ist es nicht Zeit, das Grab zu graben, noch bin ich auf die Erde festgebannt. Komm, setze Dich! — Aber Antonio vermochte nicht aufzustehen — anfangs sah er seinen Herrn verwundert an, dann als er ahnete, was vorgegangen war, und Josefa's verweinte Augen ihn nicht mehr zweifeln ließen, daß dieser im heftigsten Fieber irre spreche, oder daß das Schrecklichste geschehen und sein Geist gefesselt, er wahnsinnig sei, da preßte er dessen Hand fest an seine Lippen.

Es hilft Dir nichts, Mann, Du hältst mich nicht fest! fuhr jetzt Diego fort; grabe das Grab nur für einen Andern — ich habe Dir ja schon gesagt, daß es für mich noch zu früh ist. — Aber horch! Hörst Du nicht Lautenklänge da unten? — Lockt nur, lockt, den Alten fangt ihr

nicht, der ist nicht so thörigt und geht hinunter, wie das liebekranke Mädchen.

Señor, unterbrach ihn Antonio, dem das Herz vor Wehmuth brechen wollte: kennen Sie mich denn nicht, kennen Sie Antonio nicht mehr?

Diego blickte ihn bei diesen Worten starr an und schien sich besinnen zu wollen. Antonio! sprach er und strich mit brennender Hand die glühende Stirn. Du wärst Antonio? — Ja, es scheint mir fast so. Hörst Du wieder wie die Maus knabbert und der Nachtwind saust? Dann schlaf wohl; gute Nacht! Er wandte ihm den Rücken und schloß die Augen.

Estevan, lauf schnell zum Señor Medico, bat Antonio, von Diego's Rede doppelt verwundet; bitte ihn, daß er noch in der Nacht komme, er war ja sonst ein Freund meines guten Herrn; lauf geschwind, vielleicht ist noch Hülfe möglich! Estevan zögerte keinen Augenblick und ging, den Arzt zu rufen. — Da der Kranke wirklich zu schlummern schien, so bat Antonio dringend Josefen ihm zu berichten, was indessen vorgefallen sei.

Als es schon dämmerte, begann das Mädchen, hielt eine Sänfte vor Eurer Thür, mein Vater eilte sogleich mit dem Schlüssel hinunter und fand den Señor, eben den Trägern den Lohn für ihre

Mühe zahlend. Ich war dem Vater gefolgt und führte nun den Herrn, der sehr bleich aussah und sehr entkräftet schien, die Treppe nach dem Zimmer hinauf. Hier setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz und fragte mit Hast, warum das Haus verschlossen gewesen, und wo die Señorita und Antonio seien. Mein Vater, auf diese Frage nicht vorbereitet, war überrascht, und glaubte am Besten zu thun, wenn er die Wahrheit sage; er erzählte dem Señor den ganzen Vorfall an jenem unglücklichen Abende, und wir wunderten uns, daß der Herr Alles so ruhig anhörte und meinen Vater mit keinem Worte unterbrach. Mit gebeugtem Haupte sah er vor sich nieder, schüttelte einigemale mit dem Kopfe und als er ihn nun plötzlich erhob und uns anblickte, schrie ich hell auf, denn bleich, das Auge stier auf uns geheftet, saß er da wie eine Todtengestalt, die sich aus dem Sarge emporgehoben hat, dann sagte er freundlich: Ihr guten Leute, bringt mich zu Bett! — Mein Vater führte ihn zur Lagerstätte, kleidete ihn aus, was er auch ruhig geschehen ließ, dann murmelte er ein Gebet vor sich hin, doch statt dabei die Hände zu falten, legte er sie bald auf das Herz, bald preßte er seine Stirn; so hat mir

mein Vater erzählt, denn ich war während dem hinaus gegangen. Als ich wieder eintrat und er mich erblickte, erhob er sich mit Heftigkeit. — Fernanda! rief er freudig und streckte die Arme nach mir — doch bald ließ er sie wieder sinken. Sie ist es nicht! sprach er traurig. — Ach hätte ich nur Thränen, die Tropfen, die herunter fallen, sind Todesschweiß, den mir die Angst um mein Kind erpreßt! — Gleich darauf rief er Antonio, und als mein Vater hinzutrat, bat er mit herzzerreißendem Tone: Schicke mir die Nachtluft her, die Du rauschen hörtest, daß sie die Gluth meiner Stirne kühle, denn dort brennt es, und hier — dabei zeigte er auf das Herz — hier flammt es! — So sprach er bald abgebrochene Worte, deren Sinn wir nicht verstanden, bald schloß er die Augen und schien zu schlummern. Der arme Herr! setzte das Mädchen hinzu, bei allen irren Reden lächelt er immer noch freundlich und bleibt sanft und geduldig. Möge ihn die heilige Jungfrau von Antequera beschützen!

Antonio's Schmerz war grenzenlos, bald stand er weinend an Diego's Bett, der immer noch schlummerte, bald eilte er an das Fenster und sah hinaus, ob Estevan nicht mit dem

Arzte käme. Als dieser eintrat und seinen Freund sah, schüttelte er bedenklich den Kopf, fühlte den Puls, wobei Diego nicht erwachte und blieb, ihn ruhig betrachtend, an dem Bette sitzen.

Wohl eine Stunde mochte vergangen seyn, als der Kranke die Augen aufschlug, jedoch den Doktor nicht erkannte; er war sehr matt, ließ Alles geschehen, nahm keinen Theil an irgend etwas, beantwortete keine an ihn gerichtete Frage, und schien sich ganz mit seinen Gedanken zu beschäftigen. Bis zum Morgen beobachtete ihn der Arzt, dann verschrieb er Arznei, gab für Antonio und Estevan die nöthigen Vorschriften, und erwiderte auf ihre ängstlichen Fragen: Wie es mit dem Señor stehe? es fände eine körperliche und geistige Zerrüttung statt, erstere hoffe er zu heben, letztere könne nur ein glücklicher Zufall, der Geist und Körper in dem Grade erschüttere, daß er Tod oder Genesung bringe, wieder in das Gleichgewicht stellen.

Kaum tagte es, so schickte Antonio den stets bereitwilligen Estevan zu dem Señor Carlos Ariego, und ließ ihn von der Krankheit seines Herrn benachrichtigen. Der Freund eilte sogleich herbei, doch konnte er nur Theilnahme,

der Thüre fand. — „Schweig, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!“ raunte er dieſem zu, ließ den Diener zurück und ſchritt nun durch das hohe Schiff dem Altare zu, wo die ewige Lampe vor dem Bilde des Heiligen brannte. Da ſah er ſeitwärts auf dem Altare der Mutter Gottes die Kerzen angezündet und nicht weit davon zwei weibliche Geſtalten knieen. Er ſchlich leiſe, wie der Marder, der ſeine Beute ſchon im Auge hat, durch die gewölbte Seitenhalle und ſtand unbemerkt hinter dem Pfeiler, neben welchem die Frauen knieten.

Die Eine hatte ihr Haupt andachtsvoll gebeugt, die Hände kreuzweis über die Bruſt geſchlagen und betete leiſe. Es war Alice; der matte Kerzenſchein zeigte ihm ihre hohe Geſtalt, zeigte ihm das Grab Walters von Engbien, an dem ſie kniete. Er lehnte ſich vor Wuth zitternd an die Säule, ſeine Hand zuckte krampfhaft und er ſuchte ſeines Zornes Herr zu werden; aber vergebens. „Steh' auf, Treuloſe!“ rief er nun mit donnernder Stimme, trat auf die Betende zu und zückte den Dolch. Alice fuhr erſchrecken auf und ſah Artevelde vor ſich, bleich, bebend vor Zorn, den gezückten Dolch gehoben, ſtehen.

So überraſcht ſie auch war, verlor ſie die Faſſung nicht, warf den Schleier zurück, riß das Regentuch auseinander und ſagte mit feſter Ruhe „Stoßt den Dolch in meine Bruſt! Auf dieſer Stelle iſt mir der Tod doppelt willkommen!“ — Er, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, war im Begriff ihren Wunſch zu erfüllen und drang auf ſie ein, aber die treue Anna warf ſich zwiſchen ihn und ihre Herrin, fing den Stoß auf und ſank, von Artevelde Dolch getroffen, auf dem Grabe nieder.

aber keine Hülfe bringen. Von ihm erfuhr Antonio, daß die beiden verwundeten Urbanos, da sie selbst den unglücklichen Vorfall herbeigeführt, auf jede Genugthuung verzichtet hätten, und da auf Ariego's Verwenden sich auch die Familie des Ermordeten beruhigt, habe der Xefe politico es nicht mehr für nöthig gehalten, Diego in Verwahrung zu lassen. Die Frage nach Fernanda's Schicksal beantwortete er nicht.

Mit jedem Tage besserte sich der Körperzustand des Kranken, aber sein Geist blieb immer noch befangen. Es war nicht Wahnsinn, der ihn befallen, denn oft hatte er Momente, in denen seine Rede zusammenhängend und ruhig war, und dann hätte man glauben sollen, nur eine aufgeregte Phantasie führte ihm die bunten Bilder vor; in solchen Augenblicken beschäftigte er sich gemeiniglich mit Gedanken an Jenseits; Dolores, vorzüglich Isabella, erschienen ihm als Engel, und dann sprach sich der Glaube aus: Fernanda habe ihn verlassen und ihre Pflicht der Wehmuth und Bekümmerniß, er blieb sanft und duldsam, wie ers vom Anfange gewesen, und äußerte immer nur den Wunsch zu sterben. Man hätte von ihm

glauben können, Phantasie habe mehr noch, als das Unglück seinen Geist auf die irre Bahn geführt, denn was er sprach, war oft Poesie und hatte stets einen kühnen Flug.

Der Arzt zweifelte nicht an der Herstellung, aber die Gegenwart Fernanda's glaubte er dazu nothwendig. Antonio bestürmte daher den alten Ariego; doch vergebens, er versicherte, Fernanda's Aufenthalt nicht zu kennen, und Franzisco war noch nicht wieder zurück, weshalb der Vater nicht ohne Bekümmerniß war.

15.

Da wo der Rio verde sich von der Sierra della Nieve durch steile, enge Bergschluchten herabstürzt, öffnet sich westlich, mitten zwischen den öden Felsen, ein freundliches Thal, wo die üppigste Vegetation Granat- und Orangenbäume in solcher Vollkommenheit hervorbringt, daß man sie selbst in Valenzia nicht schöner finden könnte. Die das Thal umgebenden Berge sind mit Oleander-, Aloe- und Cactusgesträuch bewachsen, und hie und da ragt eine dunkle Cypresse oder eine Dattelpalme über den blühenden Sträuchern

Sträuchern empor, und unterbricht freundlich das ernste Bild. Ein Quell stürzt sich am äußersten Ende des Thales über Felsstücke in ein von der Natur gehöhltes Becken herab und bietet, von Platanen beschirmt und mit wilden Rosen und Oleander bekränzt, ein schattiges Plätzchen, wo das Auge Tausende der glänzenden Goldfische erblickt, die in dem Becken ihren Lieblingaufenthalt gewählt haben, und es nur selten verlassen, um mit dem klaren Wasser des Felsquells sich in den dunkeln Rio verde zu stürzen.

In diesem Thale haben sich Fischer und Jäger angesiedelt, und, was man in Spanien so selten findet, von Gärten umgebene Landhäuser verschönern diese reizende Schlucht, wo reiche Familien von Ronda, Marbella und Malaga sich angebaut haben, um die gesunde Luft, die in der warmen Jahreszeit kühl durch das Thal weht, hier zu genießen. Auch Señora Cecilia, die Schwester des reichen Carlos Ariego, hatte Ronda verlassen, und wohnte, längst schon Witwe, hier in stiller Einsamkeit, denn außer den Bewohnern betrat selten ein Wanderer dies Thal, zu dem nur steile Wege und schroffe Fußpfade führten.

An jenem für Don Diego so verhängnißvollen Abende, wo des Freundes Vorsorge den Xese vermocht hatte, ihn in einem freundlichen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Gewahrsam der Rache der Urbanos zu entziehen, hatte Franzisco auch Fernanda entfernen zu müssen geglaubt. Hierzu dünkte ihm das Geeignetste, sie aus Granada zu führen, wodurch er auch hoffte, den Vater zu zwingen, ihm seine Tochter nicht länger zu verweigern, vielleicht konnte er auch hierdurch das Mädchen vermögen, selbst gegen den Willen des Vaters ihm ihre Hand zu reichen. — Deshalb lockte er sie an jenem Abende durch seinen Gesang zu sich herunter. Wie oft hatte sie nicht in jener glücklichen Zeit, als noch der Vater ihre Liebe billigte, mit ihm am Darro gesessen, wie oft hatte sie da in seinen Armen geruht. Deshalb fürchtete sie auch nichts, und folgte freudigen Herzens seinem Liebesruf. Aber nicht zu traulichem Gekose hatte er sie heute aus ihrem Stübchen gelockt, heute galt es Trennung, gewaltsame Trennung von ihrem Vater. Ihr Bitten, ihr Flehen war vergeblich, sein Ohr blieb taub, seine Lippen blieben geschlossen, und erst als sie ihre Vaterstadt weit im Rücken hatten, öffnete sich die Thür

der Sänfte und der Geliebte lag zu ihren Füßen, machte sie mit der Gefahr bekannt, aus der er sie gerettet hatte, und bat, ein bereit gehaltenes Maulthier zu besteigen, um sie zu seiner Tante in das Rondagebirge zu bringen. Er schwor bei allen Heiligen, daß seine Absicht rein und unsträflich sei, und flehte so innig, blickte so bittend an ihr auf, daß sie nicht länger zürnen konnte, ihm vergab, willig, aber doch tief betrübt, das Maulthier bestieg und ihm folgte.

Er brachte sie nun in das kleine Thal am Rio verde zu der frommen Matrone, welche das Mädchen freundlicher aufnahm, als ihren Neffen, den sie bei dieser Sache nicht ganz tadellos fand, und den sie auch schon am andern Tage vermochte, nach Granada zurückzukehren. Hier verschwieg er seinem Vater und Antonio, was geschehen, blieb aber nicht lange zu Hause, Leidenschaft trieb ihn in das Rondagebirge zurück, wo er Fernanda mit Bitten bestürmte, ihm ihre Hand am Altare zu reichen und ihn mit dieser zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Aber das Mädchen widerstand seinem Flehen. Ohne Vaterssegen werde ich nie Dein Weib! erwiderte sie, und die Mahnung der Señora Cecilia, ihrer Kin-

despflicht treu zu bleiben, befestigte noch mehr ihren Vorsatz.

So hatte sie schon wochenlang in stetem Kampfe mit ihrer Leidenschaft in dem kleinen, von aller Welt abgeschlossenen Thale verlebt, hatte manche Stunde sinnend an dem Grantabecken gesessen, und in ernste Gedanken vertieft, dem Spiele der muntern Goldfische zugesehn; manche Thräne hatte sie schon hier geweint, manchen Seufzer an der Brust Franzisco's ausgehaucht, aber auch in seinem Blicke, seinem Händedrucke manche Wonne gefühlt, die sie reichlich für Thränen und Seufzer entschädigen konnte.

Ein schweres Gewitter, das wie ein finsterer Nachtgeist Unglück verkündend, immer tiefer und tiefer sich über das Thal senkte, jetzt seine Feuerstrahlen herabschoß und in Wasserfluthen sich entladete, hatte die Bewohner der kleinen Villa munter erhalten, sie waren um Mitternacht noch bei einander. Die gottesfürchtige Doña Cecilia, ihr Brevier in der Hand, saß, den Rücken nach dem Fenster und betete, während Franzisco und Fernanda am Fenster standen und die herabschlängelnden Blitze furchtlos beobachteten. Das tobende Wetter mochte sie wohl zu ernsten Betrachtungen auffordern, denn sie standen Hand in

Hand in tiefes Sinnen versunken als plötzlich Geräusch, das zwischen dem Rollen des Donners zu ihnen heraufschallte, sie störte. Franzisco wollte hinunter, Erkundigung einzuziehen, ward aber, als er eben die Thüre öffnete, von zwei starken Männern, denen noch mehrere folgten, ergriffen und fortgeschleppt. Auch Fernanda und Donna Cecilia wurden umringt, und Erstere, unter Betheuerungen, daß ihr kein Leid wiederfahren sollte, gebeten zu folgen, der Dame vom Hause aber die Weisung gegeben, sich ruhig zu verhalten und unbesorgt zu seyn, da man weder ihre Person noch ihr Eigenthum antasten würde. Die Räuber, für die man sie hielt, verließen auch gleich darauf mit Fernanda das Haus.

Jetzt ließ Donna Cecilia sogleich die Nothglocke läuten, auf deren Schall sich die Bewohner schnell zur Hülfe zu sammeln pflegten, ein Gebrauch, den die oft im Gebirge umherstreifenden Räuber nothwendig machten. Aber zu ihrem Erstaunen verließ heute keiner sein Haus, keiner eilte der sonst so geachteten Witwe zu Hülfe; sie konnte nur mit Thränen im Auge für die Unglückliche beten. Sie schickte daher schnell einen ihrer Diener nach Granada, den Bruder

von dem Vorfalle zu unterrichten und ihn zu schleuniger Hülfe aufzufordern.

Dieser Bote traf viele Tage nach Diego's Entlassung aus dem Gefängnisse ein, und Señor Ariego bot Alles zur Rettung seines Sohnes auf, auch der Generalkapitain der Provinz schickte Befehle nach Malaga, Ronda, Alhama und Antequerra, die Urbanos ausrücken und das Gebiet durchstreifen zu lassen, weil er, da nicht in dem Hause der Señora geplündert worden war, die feste Ueberzeugung hatte, daß es nicht Räuber, sondern der Haufe Carlisten gewesen sei, der sich seit kurzem in dieser Gegend blicken ließ.

16.

Don Diego schien in jenen Tagen immer ruhiger zu werden, der Arzt betrachtete seinen Zustand mehr als den Ausbruch einer überspannten Einbildungskraft, die sich jedoch nur in einem engen Kreise um Gattin, Tochter und Enkelin bewegte, und tröstete Diego's Freunde mit der Hoffnung baldiger Herstellung. Der Gedanke, welcher den Kranken im ruhigen Zustande beschäftigte, das Glück Spaniens und seines Kö-

nigs, der Wunsch, für beide zu sterben, sprach sich jetzt seltner aus und ihn schien das Jenseits mehr zu beschäftigen, der Himmel ihm näher zu stehen, als der Boden seines Vaterlandes. Er erkannte noch Niemand, nur Antonio's Stimme mochte er zuweilen erkennen, dann nannte er oft dessen Namen, wenn er sich jedoch bemühte, ein klares Bild aus der Erinnerung zu schöpfen, standen nur Dolores und Isabella vor ihm und Fernanda band ihm die Flügel, mit denen er sich zu den Himmelshöhen hinaufschwingen wollte.

Sein fester Körper erlag nicht der Krankheit des Geistes, denn er hatte das Bett verlassen, die balsamische Luft im Freien schon eingeathmet, und als er eines Tages, von Antonio geführt, die öden Säle der Alhambra durchwandelte, freute er sich wie ein Kind über die Herrlichkeit dieser alten Königsburg, die ganz aus seinem Gedächtnisse gewichen schien. Diese Freude hatte ihn aber so sehr bewegt, daß der Arzt verbot, ihn ferner dahin zu führen, da beim Anblicke der Denkmäler der Vorzeit sein Geist zu lebhaft angegriffen, seine Einbildungskraft zu sehr geregt würde. — Als er späterhin von Antonio zu seinem Lieblingsplätzchen am Darro begleitet wurde, mochte die Erinne-

rung doch wieder wach werden, denn er verließ eilig den Platz und sagte zürnend zu diesem: Todtengräber! Was führst Du mich auf Dein Erntefeld? Siehst Du nicht dort die dunkeln blutbefleckten Früchte statt goldener Orangen an den Bäumen hängen? Siehst Du nicht die Blutstropfen statt des Thaues auf den Granatäpfeln glänzen? Die Erinnerung an Gegenstände war ihm mehr geblieben, als die Erinnerung an Menschen, doch auch sie tauchte jetzt zuweilen wie ein fernes Irrlicht in nebelvoller Nacht hervor, besonders gab ihm der Abend diese hellen Augenblicke.

An einem solchen trat er vor seine Wohnung; er war den ganzen Tag über sehr unruhig gewesen und Antonio, der ihn genau beobachtet hatte, theilte dem Arzte die Vermuthung mit, daß etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Lange blieb er an der Thür stehen und athmete mit Gier die schöne Abendluft ein; eine Welt voll irrer Erinnerungen und bunter Träume mochte an ihm vorüberschweben, denn sein stieres Auge war wieder belebt und blickte theilnehmend umher. Jetzt faltete er die Hände, murmelte zum erstenmale wieder den Anfang seines Abendgebetes, hielt jedoch

Auf dieſen Lärm eilte der Kirchner herbei — „Schaff' die Verwundete in aller Stille hinweg und reinige die blutige Stelle, daß keine Spur zurück bleibt" befahl ihm Artevelde „und wehe Dir, erfährt eine lebende Seele, was hier geſchah! — Nun komm!" wandt' er ſich zu Alice.

Dieſe war jedoch zu ſehr, um auf ſeine Worte zu achten, mit der Unglücklichen beſchäftigt, die ihr leiſe zuraunte „Sorgt nicht für mich, ſorgt nur für Euch; der Stoß traf nur meinen Arm!"

„Hörſt Du nicht?" fragte mit rauhem Tone Artevelde und zog Alice von der Verwundeten weg „Ueberlaß die Sorge für ſie dem Kirchner und meinem Diener und folge mir."

„Philipp!" antwortete Alice und ihr ſchützender Engel mußte ihr den Gedanken zugeflüſtert und dem Tone ihrer Stimme den weichen, unwiderſtehlichen Schmelz wieder gegeben haben, dem ſelbſt Artevelde nicht widerſtehen konnte — „Philipp!" bat ſie „Wollt Ihr Euch nicht auf Eure Kniee werfen und Gott um Vergebung bitten, daß Ihr in ſeinem Hauſe Blut vergoſſet? Wollt Ihr nicht reuig das Gotteshaus verlaſſen, daß der Herr der Heerſchaaren nicht dereinſt den verſtockten Sünder auch verlaſſe?"

„Hier an dieſem Grabe mag ich nicht beten" erwiederte Artevelde mit rauher Stimme, rief ſeinen Diener und befahl ihm, mit dem Kirchner die Verwundete hinweg zu ſchaffen, dann eilte er, ohne ſich zu kümmern, ob Alice ihm folge oder nicht, raſchen Schrittes, als ob ihn jemand verfolge, nach dem Hochaltar, warf ſich dort auf den Stu-

plötzlich inne und sein Auge schaute sehnsuchtvoll nach dem hellbesternten Himmel. Kann ich denn immer noch nicht hinauf, ihr goldenen Himmelslichter! rief er traurig: Darf ich nicht unter euch suchen und lauschen, wo meine Isabella, meine Dolores ist? — Flügel hätte ich wohl — kann sie auch regen, kann wie der Adler sie schwingen — aber nur meine Seele ist befiedert, sie fliegt kühn, — doch Diego, den alten betrogenen Kriegsmann, hält die Erde fest — Sieh — da vor mir — da öffnet sie einmal wieder das Grab, mich zu necken, steckt ihre Polypenarme aus der kalten Gruft — zieht mich aber nicht hinab, sie bannt mich nur fest. Hört ihr's nicht, ihr Entschlafenen, ihr Abgeschiedenen, wie sie mir hohl und dumpf zuruft: Staub, du gehörst noch mir an, steh, bis der Engel kommt, dich abzuholen! — und ich muß stehen! — Nun so will ich mich wenigstens setzen! rief er unmuthig und ließ sich auf die steinerne Bank nieder, will harren und hoffen, jammern und beten, und endlich wird doch der Todesengel — der Todesengel? fragte er verwundert und preßte die glühende Stirn. — Lebe ich denn noch? — Muß es nicht der Engel der Auferstehung, muß es meine Isabella

nicht seyn, die mich abruft, mich und ihr Kind? — ja ich will schlafen — Da kommen wie freundliche Schatten die Träume, sie gaukeln in Dämmerunggestalten vor mir, bis sie allmählich sich wie Morgenroth färben und wie ein buntes Schattenspiel mich umtanzen. — Da suche ich mir die schönste Tänzerin aus, fuhr er immer lebhafter werdend fort, halte sie fest — umspinne sie mit tausend zarten goldenen Fäden — führe sie durch Blumengefilde, scherze mit ihr, doch — bist du nicht mein unglückliches Kind, mit seiner Schmerzensthräne, den Gram im Herzen, den Tod auf der Wange, die Verzweiflung im Blicke, — Fort, fort! rief er, schüttelte sich, als überliefe ihn ein eiskalter Schauer, sprang auf, setzte sich bald wieder ruhig hin, blickte noch einmal sehnsuchtvoll nach dem Sternendome und brach eine frisch aufgeblühte Rose vom Strauche. Sie ist verwelkt! seufzte er — Der Sturmwind hat sie vor der Zeit geknickt, entblättert. Die Rose entfiel ihm, das Haupt des Lebensmüden senkte sich auf die tief verwundete Brust, die Arme sanken schlaff in den Schooß — er entschlief.

Mögen die Heiligen Dich bewahren und für Dich bitten, unglücklicher Greis, murmelte An-

tonio freudig ergriffen, da er seinen Herrn zum erstenmale so lange zusammenhängend sprechen hörte, dann setzte er sich auf die morsche Schwelle der Hütte hin und bewachte den Schlafenden.

Lind wehte der West, trug auf seinem sanften Gefieder dem Schlummernden die balsamischen Düfte der Rosen- und Orangenblüthen zu, und rauschte leise durch die Ranken des duftenden Jasmin, als ob er ihn in sanfteren Schlaf singen wollte. Ueber dem Gebirge erhellte sich jetzt der schwarzblaue Himmel, der Glanz der Millionen Sterne wurde bleich und bleicher, und wie ein trauernder Königssohn, das Strahlendiadem um sein Haupt, trat der Mond in voller Pracht hinter den dunkeln Bergen hervor, die Nacht mit seinem melancholischen Lichte zu überstrahlen. Grausig erhellte dies Zauberlicht die schlummernde Natur; als stiegen Millionen Geister von der Erde hinauf, vom Himmel hernieder, belebte sich das Dunkel der Nacht. Wie Riesen der Urwelt traten die rothen Thürme der Alhambra mit ihrem moosbedeckten Häuptern hervor, ernst auf die glänzenden Wellen des Darro schauend, die zwischen Rosen und Ginstergesträuch und über die herabgestürzten Quadern der alten Königsburg dahin rauschten, während das Mondlicht gaukelnd

zwischen den dunkeln Blättern der Orangenbäume hindurchblitzte, die sich mit ihren goldenen Früchten über die rauschenden Wellen bogen. Schauerlich, immer mehr seinen Silberschleier ausbreitend, trat nun der Mond über die Alhambra hervor, und senkte seine Strahlen auf das bleiche Antlitz des sanft Entschlummerten. Da drangen tiefe Seufzer durch das Rauschen des Westes, ein leises Ach! quoll aus bewegter Brust. Antonio sprang auf; eine verschleierte Gestalt, von dem Kapuziner geführt, dessen grauer Bart hell im Monde erglänzte, schritt hinter dem Gemäuer hervor, winkte Antonio, sich ruhig zu verhalten, ließ den Schleier fallen und trat vor den Schlummernden hin, den Blick unverwandt auf ihn geheftet.

Sieh Dein Werk, raunte der Kapuziner ihr zu; geh in Dich!

Ich stehe zwischen Himmel und Hölle, die Würfel liegen noch nicht, mein Schicksal ist noch nicht entschieden! sprach die Trauernde.

So stehe Dir Gott bei, sagte der fromme Bruder, während sie, neben dem Unglücklichen niederkniend, ihr Antlitz in seinem Schooße barg. Er erwachte nicht, das Säuseln der Blätter, der süße Balsamduft, den der West ihm zutrug, wiegte ihn immer fester in Schlaf; die Kniende störte ihn nicht, Antonio wagte nicht, ihn zu wecken und der Mönch stand regunglos, den Blick auf die Gruppe geheftet. Doch endlich zuckte des Schläfers Hand, sein Arm hob sich,

mit ihm die Knieende, die nun schnell seitwärts zu dem Pater trat; Diego erwachte.

Vorüber, seufzte er, mein schöner Traum schon wieder vorüber und alle Sterne sind noch da, aber bleicher, als sie mir erschienen, nicht mehr so funkelnd, so flammend! — Ach! meine Sehnsucht nach ihnen ist unaussprechlich! — Wer sich nur Alles erinnern könnte, was er sah, fuhr er nach kurzer Pause fort, in welcher es schien als ordne er die Bilder seines Traumes — Die Himmelspforte that sich vor mir auf, ein hochgewölbter Dom, wo Stern an Stern sich reihte, glänzte mir entgegen. — O hätte ich nur Jemand hier, ihm die Pracht zu schildern, unterbrach er sich unmuthig; so bin ich allein, doch du rauschendes Lüftchen ziehe nicht vorüber, höre mir zu. — Der Pförtner winkte mir, einzutreten, aber ich konnte nicht von meiner Erdenscholle weg — Fernanda hielt mich fest. — Bei diesen Worten wollte die seitwärts Stehende hervorstürzen, doch der Mönch hielt sie zurück. — So stand ich, fuhr er fort, das von Minute zu Minute klarer werdende Auge nach dem Sternenhimmel gerichtet — blickte ängstlich hinein, und was sah ich jetzt! — Alle Sterne bekamen Leben! Ihre Strahlen schossen bald flammend, bald sanft umher und jetzt — ward jeder Stern zu einem Auge, dann — glaubt es mir, Pater Jacinto! rief er, als wisse er dessen Gegenwart, alle seine Glieder zitterten, er erhob sich von dem Sitze und streckte die Rechte gen Himmel. — Dann flammten zwei Augen

starr auf mich, Nebel bildete sich um sie und aus ihm trat eine Gestalt hervor, ein Engelsangesicht leuchtete mir entgegen, ja es war meine Isabella, die mir winkte. — und ich folgte ihrer Mahnung nicht! sprach er, traurig sein greises Haupt schüttelnd, mich hielt die Sünderin zurück, verschwunden war mein Himmel, Fernanda schloß mir die Pforte, die Isabella mir geöffnet hatte.

Vater! schrie Fernanda, die der Mönch bisher nur mit Gewalt zurückgehalten hatte, mein unglücklicher Vater! und sank an des Wahnsinnigen Brust: Wer bist Du, höllischer Dämon, der mich aus meinem Entzücken reißt? rief er, sie von sich stoßend, aber der Mondstrahl, der sie beleuchtete, mochte ihn, trotz des Schleiers dennoch bekannte Züge sehen lassen, er heftete starr seinen irren Blick auf sie, rieb sich die brennenden Augen und preßte die glühende Stirn. Träume ich oder bin ich erwacht? sprach er mit einem Tone, welcher Verwunderung ausdrückte und die Hoffnung gab, daß die Besinnung in ihn zurückgekehrt sei. Bist Du die entblätterte Rose, der gefallene Engel? Oder bist Du der Stern, der aus dem Nebel sich mir so schön gestaltete? — Bist Du es, die mich an dem Erdenstaube festhält, oder jener Engel, der mir das Paradies geöffnet? — Sprich, rede! Doch die Jammernde warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und der Schmerz erstickte ihre Worte. Da riß er mit Hast den deckenden Schleier von ihrem brennenden Antlitze. Sieh'

auf! befahl er der Gebeugten; steh auf, daß ich Dich schauen kann!

Sie erhob sich. Starr sah der Alte sie an. Fernanda! rief er plötzlich, Fernanda! Bei diesem Ausrufe mochte ihn der Geist Isabella's umschweben und einen leisen Kuß auf seine Stirn gedrückt haben; sein Wahnsinn war gebannt.

Die Tochter geleitete ihn auf sein Zimmer, wo ihn Antonio sogleich zu Bett bringen mußte, denn er fühlte sich sehr matt, befahl nach dem Arzte zu schicken und ihn allein zu lassen, doch der Mönch, den Diego sogleich erkannte und ihm freundlich die Hand entgegen streckte, störte bald seine Einsamkeit. Gelobt sei Gott, der mich Sie so finden ließ! sprach der Pater mit tiefer Rührung: Meine Zeit, die ich hier verweilen darf, ist mir spärlich zugemessen. Deshalb hören Sie die wenigen Worte, die ich Ihnen sagen muß. — Rein und schuldlos ist Fernanda zu Ihnen zurückgekehrt, denn sie ward wider ihren Willen von Ihnen gerissen, darum zürnen Sie ihr nicht länger, sie verdient Ihre Liebe und können Sie sich überwinden, den in Uebereilung gethanen Schwur zu brechen, so übergeben Sie dem Señor Ariego Ihr Kind, sobald Sie Granada verlassen. Verlassen müssen Sie es! fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er Diego beobachtete, denn mit jeder Stunde wächst die Gefahr. — Enden Sie, was Sie begonnen, Gott, König und Vaterland rufen Sie, zögern Sie nicht länger und denken Sie, daß die Märtyrerkrone nicht hier, nur auf

dem Siegesfelde errungen werden kann. — Nun leb' wohl, Mann meiner Dolores! rief er von Rührung ergriffen aus: Lebe wohl, dort sehen wir uns wieder, sollte es hier nicht mehr seyn. Der Herr des Himmels gebe Dir seinen Segen und mir und Dir einen sanften Tod! — Amen! sprach der alte Kriegsmann, schüttelte dem es so treu meinenden Pater die Hand, der die Augen gen Himmel gehoben: Dort finden wir das Verlorne wieder! ausrufend, die Hand innig drückte, die seinen beiden Lieben das Auge zum ewigen Schlafe geschlossen hatte, dann eilte er rasch von ihm fort.

Vor der Thür fand er die weinende Fernanda. Bringen Sie, ehrwürdiger Vater, Franzisco meinen Gruß, und schenken Sie dem Armen seine Freiheit wieder, bat sie schluchzend.

So bald ich Deinen Vater in Sicherheit weiß, sende ich ihn nach Granada zurück, erwiderte der Mönch. Das Mädchen beugte sich, ihm die Hand zu küssen, er aber drückte ihr den Friedenskuß auf die Stirn und verließ die Wohnung des ihm so theuern Freundes.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

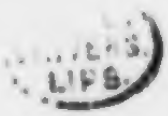

Achtzehntes Bändchen.

Der alte Guerillo von Granada.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

ſen nieder und wollte beten, aber plötzlich ſprang er auf, riß die hinter ihm knieende Alice mit ſich fort und eilte, ſcheu um ſich blickend, zur Kirche hinaus dem Pallaſte zu.

Sein Weib an der Hand, die ihre Seele Gott befahl, denn ſie ſah ihre Todesſtunde nahen, rannte er, keinen ſeiner Diener, die ihm entgegen kamen, beachtend, durch die dunkeln Hallen, durch die finſtern Gemächer bis in das Gemach Aliceus, wo noch einige Kerzen brannten. Da ließ er ſie los, die ſich auf die Kniee warf und in der Todesangſt ausrief: „Herr, vergieb ihm ſeine Schuld, wir meine ſträfliche Begier!“ Dies ſagend, bedeckte ſie ihr Geſicht und erwartete den Todesſtoß.

Aber er traf ſie nicht. Sie richtete nach einer Weile das geſenkte Haupt empor und ſah Artevelde ſtarr vor ſich blickend, in einem Seſſel ſitzen. Sie erhob ſich nun und ging langſam und ungewiß auf ihn zu — „Komm, Alice!“ ſagte er, jedoch ohne ſie anzublicken, denn immer noch war ſein ſtieres Auge auf den nämlichen Fleck gerichtet „Komm zu mir und bete für mich, daß er mich verläßt.“

„Was iſt Euch, mein Gemahl?“ fragte ſie bei dem furchtbaren Anblick Arteveldes zuſammenſchaudernd „Wer ſoll Euch verlaſſen?“

„Bring' mir einen Becher Wein!“ befahl er ſtatt Antwort. Sie ſchellte, gab die nöthigen Befehle und als der Diener den Becher mit Wein brachte, reichte ſie ihn Arteveldeu, der ſich Stirn und Augen rieb, haſtig nach dem Becher griff und den Wein hinunterſtürzte „Gott Lob!“ ſagte er dann, tief Athem holend „Gott Lob, nun iſt's vorüber! — Setze Dich zu mir her, Alice.“

Der
alte Guerillo von Granada.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Der
alte Guerillo von Granada.

Zweiter Theil.

17.

Señor Ariego war, seit er Kunde von dem Unglücke seines Sohnes erhalten hatte, ohne alle Nachricht von ihm geblieben, Alles was er erfuhr stimmte damit überein, daß es ein Haufe Carlisten gewesen sei, der das Haus überfallen habe. Des Sohnes ferneres Schicksal aber blieb für den unglücklichen Vater in Dunkel, der fürchten mußte, daß der Anführer der Urbanos von Granada ermordet sei. Die zur Vernichtung der Carlisten an das Gebirge gesandten Bataillone der Stadtmiliz hatten sie zwar mehrere Male aufgefunden, waren aber meist von ihnen mit Verlust zurückgeschlagen worden. Mußten die Carlisten der Uebermacht weichen, so entschlüpften sie und erschienen am andern Tage in verstärkter Zahl wieder. Als sie nach einem unglücklichen Gefechte in der Gegend von Alora sich zerstreut zu haben schienen, jauchzten die Ur-

banos, doch das auf dem Marsche von Monda überfallene Bataillon von Ronda zeigte den Städtern, daß sie zu früh triumphirt hatten; stärker als je ließen sich die Carlisten in der Umgegend sehen, und streiften selbst in die Nähe von Alhama. Diese steten Kämpfe, wobei die Urbanos hauptsächlich die Straße nach Granada besetzt hielten, hatten bisher Pater Jacinto, der an der Spitze der Carlisten stand, verhindert, Fernanda ihrem Vater zuzuführen.

In dieser Zeit bildeten sich in den südlichen Provinzen Spaniens die Junten von Barcelona, Aragonien und Valencia, die, völlig unabhängig von der Regierung handelnd, die gänzliche Anarchie herbeiriefen. Sie traten zwar noch im Namen der jungen Königin Isabella auf, aber ihr Zweck, ihr Ziel war nicht, das estatuto real zu erhalten, es war die Constitution von 1812, wohl gar eine föderalistisch-republikanische Verfassung einzuführen. Die Anhänger des Don Carlos fürchteten in diesen Provinzen Alles, in den nördlichen Provinzen hingegen, die noch keinen Theil an dieser Bewegung genommen hatten, hofften sie, daß diese ultraliberale Bewegung, die sich bald unumwunden den Ministern entgegen setzte, für Don Carlos heilsam werden

könne. Auch Andalusien und Estremadura ergriff bald der Freiheitsschwindel, die Juntен versammelten sich auch hier, die Urbanos schlossen sich an und leisteten ihnen Gehorsam, die Anhänger des Don Carlos verließen in aller Stille allmälig die Stadt, und Ariego, der bewährte treue Freund, bat Diego inständig, jedoch vergebens, ein Gleiches zu thun. Diesmal entsprang seine Vorsorge nicht der Freundschaft allein, auch seinem Vaterherzen lag unendlich viel daran, daß er Diego von Granada entfernt und in Sicherheit wußte. Er hatte nämlich einen Brief folgenden Inhaltes erhalten.

Señor! Ihr Sohn ist in meiner Gewalt, jedoch wohl. Er durchzieht mit uns als Gefangener die Berge, und wird nicht eher seiner Haft entlassen, bis ich Don Diego del Peñas in Sicherheit und außer aller Gefahr weiß. Das Geringste, was meinem alten Freunde Unglückliches widerfährt, bringt Ihrem Sohne den Tod. Sorgen Sie daher, wenn es Don Diego's Gesundheit erlaubt, daß er Granada schnell verläßt und sich nordwärts dahin wendet, wohin ich ihm zu gehen rieth. Die Zeit ist dringend, die Gefahr für Ihren Sohn wächst

mit jedem Tage, leicht könnte auch ein Unfall, der mir oder den Meinen begegnete, ihm den Tod bringen. — Gott ändere Ihre Gesinnungen für das Vaterland und lasse Sie noch lange leben.

Jacinto.

Dieser Brief bestimmte den Vater, Alles zu thun, was Diego bewegen könnte, Granada zu verlassen. Aber ein sonderbarer Widerwille, vielleicht auch das Gefühl, er sei nicht mehr der kräftige Mann, der er einst gewesen, hielt ihn ab, zu seinen ehemaligen Kriegsgefährten, deren Gemeinschaft ihm ohnedies nicht ehrenvoll erschien, zurückzukehren, eben so wenig fühlte er sich jetzt nach Navarra hingezogen; auch blieb es bei ihm eine feste, durch nichts abzulenkende Idee, in Granada zu sterben und bei Dolores und Isabelle zu ruhen, weshalb er mit Störrigkeit auf dem einmal gefaßten Beschlusse beharrte, hier sein Schicksal zu erwarten.

Da glaubte Ariego, er müsse, den Sohn zu retten, das Aeußerste wagen. Der Xefe politico war eben abwesend, er mußte sich daher zum Generalkapitain begeben, der, obgleich ein stolzer Mann, seinem Sohne, dem jungen Bataillonschef der Urbanos, stets Wohlwollen gezeigt

hatte. Er händigte ihm das Schreiben des Vaters ein, welches den deutlichsten Beweis gegen Diego führen konnte, daß er noch jetzt mit den Carliſten in Verbindung ſtehe, auch theilte er ihm Worte des Freundes mit, die dieſer während ſeiner Krankheit im Wahnſinn geſprochen, und die zu wiſſen den Anhängern der Königin von bedeutendem Werthe waren. Verdankte er es ſeinem geſchickten Vortrage, oder ſprach er auch hier goldene Worte, wie bei dem Xeſe, er gewann den Generalkapitain, der ihm die Zuſicherung gab, Alles zu thun, was Diego, ohne ihn zu verderben, von Granada entfernen könne. — Er hielt Wort; noch am nämlichen Tage bekam dieſer den Befehl, vor dem Generalkapitain zu erſcheinen.

Mit ſchwerem Herzen verließ der Alte ſeine Wohnung. Durch ſeine Krankheit noch an Körper und Geiſt abgeſpannt, ging er, heute niedergeſchlagen, nach dem Pallaſt, und erſt als die höhnenden Blicke der Diener und die faſt verächtliche Weiſe, womit die im Vorzimmer verſammelten Offiziere ihn empfingen, den Stolz des alten Soldaten tief gekränkt hatten, erwachte ſein Selbſtgefühl wieder, und er trat un-

entmuthigt, doch nicht wie sonst, wohl keck, vor den Generalkapitain.

Nach stolzem, kaum bemerkbarem Erwidern seiner Begrüßung fragte ihn dieser mit barschem Tone. Sie haben die Waffen für Don Carlos geführt?

Ja Excellenza!

Wissen Sie, daß Sie deshalb den Tod verdienten?

Ich weiß nur, daß ich glaubte Recht zu thun, so wie Ew. Excellenz wahrscheinlich das Nämliche glaubten, als Sie die Junten von Andalusien zusammenberiefen. Jeder handelte nach seiner Ueberzeugung und Jeder verdient den Tod —

Mäßigen Sie Ihre Rede und vergessen Sie nicht, daß Sie vor einem Granden von Spanien stehen! fuhr der Generalkapitain auf.

Excellenza, erwiderte der Alte, wer die Zügel der Regierung in des Pöbels Hand legte, der stieg freiwillig von dem mit seinem Wappen geschmückten Stuhle seiner Ahnen, und setzte sich auf die hölzerne Bank neben den Decamisado —

Don Diego! fuhr der Generalkapitain auf und griff nach der Klingel.

Sie gehorchte, und als ſie neben ihm ſaß, ergriff er ihre Hand, ſie erſchrak und entzog ſie ihm ſchnell.

„Warum entziehſt Du mir Deine Hand?“ fragte er, ſie ſtarr anblickend.

„Eure Hand, Herr! iſt kalt, wie eine Todtenhand!“ erwiederte ſie ſchaudernd.

„Und Dein Antlitz bleich, als wäreſt Du eben dem Grabe entſtiegen.“ fiel er ihr in die Rede.

„Auch bin ich dem Tode entronnen,“ ſagte ſie nicht ohne Vorwurf „nur die Treue meiner Magd —“

„Laß das ruhen!“ rief er finſter „Wirf einen Schleier darüber, Alice! — Laß es ruhn! Ich habe gefehlt, an Dir und an meinem Gott;“ fuhr er beruhigt fort „da ſchickte er mir die Furcht als Strafe, ſie begleitete mich in der Geſtalt des ſchwarzen Ritters zum Altare, ſtand drohend vor mir und ſtörte mein Gebet, trieb mich aus dem Gotteshauſe, ſchlich auf der Straße hinter mir drein — O! Ich höre noch das Klirren ſeiner Sporen! — Schritt dann durch die Gemächer mir voran und ſtand dort, dort. — Siehſt Du nichts Alice?“

„Den Schatten Eurer ausgeſtreckten Hand ſehe ich mein Gemahl“ ſagte ſie bebend, und auch ihre Einbildungskraft ließ ſie das Bild des Todten ſehen.

„Du haſt Recht“ ſprach er lächelnd „es war der Schatten meiner Hand und das Ganze nichts, als das böſe Gewiſſen, das meinem wilden Sinne die Flügel losband, daß er irr' umher flattern konnte — Trügeriſch Gaukelſpiel, weiter nichts! — Was der Tod einmal erfaßt hat, das hält er feſt; den Deckel des Sarges ſprengt nur das Schmettern der Poſaune, wenn der Engel das Zei-

Was steht zu Ihrem Befehle, Excellenza? fragte der Alte ruhig.

Ihre Wunden, sagte dieser sich mäßigend, Ihre Jahre nehmen mein Mitleid in Anspruch, sonst —

Excellenza, an meinem grauen Scheitel ist das Mitleid verschwendet, und mein stolzes Herz verweigert überdies, es anzunehmen.

Der Grande schien dies nicht zu hören oder nicht hören zu wollen, er holte, indem Diego sprach, einige Papiere aus einer bereit liegenden Mappe. Kennen Sie diese Handschrift, ihm einen Brief vorhaltend.

Ich erkenne sie als die Handschrift des würdigen Pater Jacinto.

Dieses Schreiben ist ein Beweis, daß Sie auch jetzt noch in Verbindung mit den Anhängern des Don Carlos stehen.

Ich bin jetzt außer allem Verhältniß mit der Welt, nur nach jenseits habe ich den Blick gewendet; erwiderte Diego und gab das Schreiben zurück.

Es soll Alles vergessen seyn, fuhr der Generalkapitain fort und ergriff einen kleinen Zettel, wenn Sie mir offen eine Frage beantworten.

Vergessen kann Niemand, die Erinnerung ist eine geschäftige Botin, die das längst Geschehene oft tückisch, aber auch zuweilen freundlich, wieder zurückbringt. — Und Ihre Frage?

Sie haben, als Sie krank darnieder lagen, Manches gesprochen, was Sie wahrscheinlich, wären Sie in dem Zustande gewesen, Ihre Worte reiflich zu überlegen, fest in Ihre Brust verschlossen hätten. Unter so manchem haben Sie auch, in dem Wahne, Sie ständen vor Ihrem Beichtvater, das entdeckt, was Ihnen Ihr angeblicher Freund Zumalacarregui auf seinem Sterbebett vertraut. Lesen Sie — Ihre Worte sind sogleich und genau aufgezeichnet worden.

Gerechter Gott! rief Diego erbleichend und ergriff mit Hast das Papier. Doch während sein flammender Blick es durchflog, kehrte auch Geistesgegenwart wieder in ihn zurück, er legte lächelnd das Blatt auf den Tisch und sagte gleichgültig scheinend: Das kann ich nur in Geistesabwesenheit gesprochen haben, von Alle dem weiß ich nichts.

Und doch zeugt Ihr Erschrecken gegen Sie.

Da haben Sie Recht, Excellenza, denn ich war nicht wenig betroffen, ich glaubte wirklich das mir anvertraute Geheimniß des Freundes

verrathen zu haben. Aber dem Himmel sei gedankt, ich irrte!

Er entdeckte Ihnen nicht, daß er die Gewißheit habe, an Gift zu sterben, er nannte Ihnen nicht die Namen der angesehenen Männer, welche die That an dem Helden der Basken verüben ließen?

Davon weiß ich nichts, kenne die Namen kaum, die das Blatt bezeichnet; es war ein Familiengeheimniß, welches ihn drückte, und das ich wahrscheinlich, Gott sei gelobt, in meinem Krankheitszustande mit andern Träumen verflochten haben mag, wenn anders die ganze Sache keine Erdichtung ist, um Ew. Excellenz zu täuschen.

Sie sagen nicht die Wahrheit, Ihr Auge straft den Mund Lügen, begann nach kurzer Pause, in welcher er Diego fest in's Auge faßte, der Generalkapitain.

Und glauben Sie denn, Excellenza, erwiderte Diego, ich würde, wenn dem so wäre, nicht des gemordeten Freundes Rächer geworden seyn?

Vielleicht machte der Sterbende es Ihnen zur Pflicht, ihn nicht zu rächen. — Vielleicht auch trieb Sie dies nach Zumalacarregui's Tode

ſo ſchnell in die Heimath zurück, und entfremdete Sie den Carliſten.

Diego ſchüttelte verneinend ſein greiſes Haupt, wollte lächeln, und die Thränen rollten über ſein bleiches Antlitz herab.

Ihre Thränen verrathen Sie, Señor, fuhr der Generalkapitain fort, warum ferneres Läugnen?

Excellenza! fiel ihm Diego mit Heftigkeit in die Rede, und ſein flammendes Auge war ſchnell getrocknet, wer mir den Namen dieſes Mannes nennt, der lockt mir die letzte Thräne aus dem brechenden Auge hervor, und ſtände ſchon der Tod neben mir, es mir zuzudrücken. Er war mein Freund, war der edelſte Spanier, war ein Held, und fiel für eine gerechte Sache. — Sie lächeln? — Sein Grablied war freilich nicht das Gebrülle der Tragalla, es war der Chorgeſang himmliſcher Engel, die ihn zu ſich riefen. — Für Glaube, König und Vaterland! das war der heilige Wahlſpruch, mit dem er ſeine Krieger zum Siege führte; Gott betete er an, ſeinen König verehrte und liebte er treu und redlich, und ſein Vaterland war ihm ja Alles, jeder Tropfen Blutes rann für das Herrliche, jeder Athemzug war dem Paradieſe der Erde,

war

Spanien geweiht, und wer von dem Heere der Königin sammelt unter solchem heiligen Banner die Flüchtigen? Wer zieht für das Phantom Freiheit so vertrauensvoll in den Kampf, geht hinüber und tritt vor seinen Richter, Excellenza! — Wer in dem Bewußtsein, für Glauben, König und Vaterland zu kämpfen, sein Schwert zieht, bei Sankt Georg, der zieht es zu siegen oder zu sterben!

Der Generalkapitain, wohl eigentlich im Herzen kein Decamisado, war überrascht und von den mit Gluth gesprochenen Worten des Greises ergriffen, doch gebot ihm seine Stellung, mehr noch sein Stolz, es nicht zu zeigen. Sie sind ein gefährlicher Schwärmer, sagte er anscheinend kalt. — Ich will es nicht ahnden, was Sie im unvorsichtigen Eifer gesprochen haben, aber hier in Granada taugen Sie nicht; man könnte Ihnen Geständnisse erpressen wollen, die Sie mir verschwiegen, und ich möchte nicht gern einen solchen Befehl geben, deshalb müssen Sie binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen. Gehen Sie, wohin Sie wollen, nur sei es nicht nach Castilien, wo noch die Fahne des Don Carlos nicht weht. Gehen Sie! wiederholte er, da Diego reden wollte: Mein Befehl ist unabänder-

lich! Er begrüßte ihn beim Abschiede freundlicher, als beim Empfange; des stolzen Castilianers Herz mußte gezwungen Hochachtung für den alten Andalusier fühlen.

18.

Als Diego nach Hause kam, fand er den Señor Ariego, der schon lange mit ängstlicher Beklemmung ihn erwartet hatte. So freundlich ihm dieser entgegen kam, so verächtlich erwiderte Diego die Begrüßung, und auf die Frage, was ihm sei? entgegnete er: Ich habe heute einen Freund verloren, und wer in der Welt so wenig zu verlieren hat, wie ich, dem ist es doppelt schmerzlich! Auf Ariego's weiteres Nachfragen sagte der Alte kurz: Ich las einen Zettel, auf dem die Worte geschrieben standen, die ich während meiner Krankheit gesprochen haben soll, und die Handschrift war die Deine.

Ehe Ariego noch Worte zu seiner Vertheidigung finden konnte, trat Antonio herein und übergab seinem Herrn einen Brief. Ein Bettler, der sich schnell entfernte, gab ihn mir, sprach er. Diego öffnete ihn und las still für sich:

Werther Señor, theurer Freund! Sie müssen, so wie ich erfuhr, morgen Granada verlassen. Gelobt sei Gott! — Um die sechste Morgenstunde finden Sie Roß und Maulthier an der Darrobrücke. Erfüllen Sie meinen Wunsch und ziehen Sie den Weg zurück, den Sie gekommen sind. Lassen Sie sich einen Paß nach Calatrava ausstellen und beschleunigen Sie die Reise, damit man nicht von hier aus Ihnen nachsendet. Vermeiden Sie die Landstraße. Was wird aus Fernanda? Soll sie Ihr Schicksal theilen, wollen Sie auch Ihr Kind in das unstete Leben stürzen, das Sie nun beginnen müssen? Das wäre sündlich. Klöster geben jetzt keine heilige Freistätte mehr, im Gegentheil. Daher beherzigen Sie meinen Rath, übergeben Sie die Unschuldige Ihrem Freunde Kriego. Diego lachte hierbei bitter. Bei glücklichen, wie bei unglücklichen Ereignissen ist sie dort außer Gefahr. Denken Sie an Isabella und handeln Sie gerecht gegen Ihr Kind, damit Sie dereinst der Vorangegangenen zurufen können: Ich habe meine Pflicht erfüllt! Wenn Sie diesen Brief erhalten,

habe ich Granada schon verlassen. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen hier oder dort.

Zünde eine Kerze an! befahl Diego dem Diener, schritt, als dieser schon lange mit der Brennenden zurück war, immer noch, in sich gekehrt, im Zimmer auf und nieder, dann hob er das gebeugte Haupt, sein Entschluß stand fest, er verbrannte den Brief, und als der letzte Funke verglommen und Antonio wieder hinausgegangen war, trat er mit Ruhe, aber immer noch die schneidende Kälte im Blicke, vor Ariego. — Ich gehe morgen von hier, begann er, doch Carlos unterbrach ihn schnell mit der Frage: Wohin?

Diego lächelte. Frage den Raben, den gottlose Buben aus seinem zerstörten Neste trieben, wohin er seinen Flug wenden wird, er weiß es Dir nicht zu sagen; er fliegt, wohin der Sturmwind ihn treibt, der Mensch, wohin sein Schicksal ihn jagt.

Zwei Rosse stehen für Dich bereit, fiel ihm Ariego in die Rede, und Geld so viel Du wünschest.

Ich danke!

Willst Du wie ein Bettler, vielleicht kaum einen Maravedi in der Tasche, von hier gehen?

Meine Wallfahrt ist kurz, Carlos, ich bedarf wenig um an's Ziel zu kommen, ein Loth Blei führt mich schneller dahin, als tausend Unzen Goldes.

Du bist ungerecht gegen mich, Diego!

Du warst es gegen Deinen alten Freund, erwiderte dieser — Doch still davon, kein Vorwurf mehr. — Und nun noch die Bitte: Komm nach der Siesta zu mir — hörst Du! — Jetzt nichts mehr, als ein kurzes Lebewohl! sagte er, als Ariego das Wort nehmen wollte, reichte ihm die Hand und dieser, den Alten genau kennend, hielt es für das Beste, die Sache nicht weiter zu berühren und zu gehen.

Diego rief nun den Diener. Wir ziehen morgen von hier, befahl er ihm; richte mein weniges Gepäck so ein, daß wir es auf Roß und Maulthier hinter uns fortbringen können; nimm nur das Nothwendigste.

Wohin geht unser Weg, Herr?

Wir gehen dahin, von woher wir kamen.

Hm! brummte der Diener; also, wie ich vermuthe, ziehen wir wieder hin, wo es keine Ruhe giebt, der kühlende Schatten uns mangelt,

die Hitze uns ausdorrt, und der Tod als läſtiger Begleiter keine Stunde von unſerer Seite weicht. — Nun wie der Herr will! — Aber die Señorita! Was wird aus der?

Ruf ſie herunter! — Antonio ging kopfſchüttelnd. Mit weißen Roſen im Haar, einen Strauß von Granatblüthen an der Bruſt, trat Fernanda ein. Du haſt geweint, Kind! redete Diego ſie an, da er noch eine Thräne in ihrem Auge ſah.

Geweint habe ich nicht, Vater, mein Auge wurde nur wider meinen Willen naß, als ich vorhin einen Myrthenzweig in mein Haar flocht und eine glühende Roſe an meine Bruſt ſteckte, doch bald warf ich Myrthe und Roſe weit weg, denn was ſollen ſie mir. Aber geweint habe ich nicht, Großvater. Was ſollen auch die Thränen, wenn ſie den Schmerz nicht lindern können, ſie ſind dann nur Kinder trauriger Erinnerungen.

Ich gehe morgen von hier, Fernanda —

Diesmal laſſe ich meine Laute nicht zurück, Vater, ich hänge ſie über meine Schulter, und wenn die Wehmuth mich ergreift, dann beſchwöre ich ſie mit ihren Tönen.

Fernanda, die Wonne der Wehmuth ſchwebt auf ihren Tönen davon, nur ihr Schmerz bleibt

chen zum furchtbaren Weltgerichte giebt. — Geh, Alice!“ fuhr er dann fort und ſchien ruhiger geworden zu ſein „aber laß mich nicht lange allein, geh und ſieh, ob mein Diener noch nicht wieder zurück iſt, ich wünſchte gern Kunde von Anna zu haben, ſie dauert mich. Sende meinen Wundarzt zu ihr, er ſoll ſie verbinden, ich will ſie in der Nacht hierher bringen laſſen, daß Du ſie pflegen kannſt. Geh, aber kehre bald wieder.“

Alice ging, fand den Diener und erfuhr von ihm, daß Anna's Wunde nicht gefährlich ſei; ſie eilte mit dieſer Nachricht zurück und fand Artevelde mit ſtarken Schritten in dem Gemache auf und abgehen. Alice theilte ihm dieſe Nachricht mit.

„Gut!“ erwiederte er ziemlich gleichgültig „Gieb ihr 10 Goldgulden Schmerzensgeld und ſo iſt die Sache abgemacht.“ Alice, über die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen war, erſtaunt, ſah ihn verwundert an. „Der Menſch iſt doch ein erbärmliches Ding!“ fuhr er fort „Sclave ſeiner Leidenſchaften, Sclave ſeiner Sinne. Des Menſchen Körper aber iſt das gebrechlichſte Ding unter der Sonne; habe ich doch Nerven und Kraft, das ſtärkſte Schlachtſchwert zu ſchwingen und einen wilden Stier zu bändigen und ein Geſpenſt, von mir ſelbſt erſchaffen, läßt mich erbeben, der ich vor keinem menſchlichen Weſen, ſelbſt nicht vor dem heiligen Vater in Rom zittern würde. Du wirſt über mich lächeln,“ fuhr er dann fort „Thue es nicht, danke lieber Gott, daß er Dich gnädig bewahrt hat. — Aber bete nicht wieder an jenem Grabe, Du rufſt die Dämonen dort hervor, die mich umſtricken, meine Sinne beuteln und nicht immer möchte

zurück, unterbrach sie der Alte: Doch Kind, Du ziehst nicht mit mir.

Nicht? fuhr sie von ihrem Sitze auf.

Nein Fernanda, wohin ich ziehe, taugst Du nicht, dort würden tausendmal die Saiten Deiner Laute, wie die Deines Herzens zerspringen.

So ziehst Du zu den Räubern in jene Höhle, sprach sie und ein ernster Blick traf den Alten. Thue das nicht, Vater; erwarte lieber den Tod in den Armen Deines Kindes, nur nicht von Jenen, von —

Drei Herzen habe ich an das meine gedrückt, unterbrach sie Diego mit schmerzlicher Rührung, drei Herzen, an denen ich so gern hätte sterben mögen. — Dolores ging von mir, und ich blieb unter den Lebenden zurück. Isabella ging unter in Gram und Schmerz, sie starben Beide in meinen Armen, ich nicht an ihren Herzen; auch Du sollst mir nicht die Augen zudrücken. — Ich verlasse Dich morgen.

Mich?

Du bleibst hier zurück, Ariego —

Ich ziehe mit Dir, Vater! rief das Mäd-

chen und ihr Auge flammte: Ich verlasse Dich nicht und ginge Dein Weg auch wirklich nach jener Höhle.

Mein Weg geht nordwärts, Schaaren um mich zu sammeln, die mit mir kämpfen, siegen oder sterben wollen, und da taugst Du nicht. In Ariego's Hause findest Du eine sichere Freistatt, Dein fester, Dein frommer Sinn wird Dich vor Sträflichem bewahren, und hörst Du, daß Diego del Peñas gefallen ist, so reiche dem Urbano die Hand; aus Himmelshöhen will ich meinen Segen Dir schicken, den ich Dir hier verweigern muß.

Laß mich mit Dir ziehen, Vater! bat Fernanda von Neuem.

Diego sah forschend in ihr glühendes Auge und sein Blick wurde ernster, denn er glaubte, sie wolle ihn täuschen. Hat Dir der Aufenthalt am Rio verde die Gluth Deiner Liebe schon gekühlt? Ist ihre Ewigkeit so schnell dahin? — Was ist dort vorgefallen, daß Du ihn fliehen willst? fragte er mit Heftigkeit.

Nichts, Vater, antwortete Fernanda ruhig und unbefangen, nichts, was meine Liebe schwächen, meine Achtung für Franzisco mindern könnte. Aber dennoch bitte ich Dich, laß mich

mit Dir ziehen, schicke mich nicht in Ariego's Haus, dort erfüllt sich mein Schicksal nicht!

Du sprichst in Räthseln, rede deutlicher; Dein Benehmen vermehrt meine Besorgniß.

Fernanda erröthete, und man sah, daß es ihr schwer wurde, sich dem Vater zu vertrauen, endlich hob sie an. Du kennst mich, Vater, weißt, daß ich nicht die Schwächste meines Geschlechtes, daß ich, auch von Liebe ergriffen, kein liebesieches Mädchen bin, Du hast Dich oft gefreut, daß ich mich über manche Vorurtheile hinwegsetzen konnte, nicht an Ahnungen und Träume glaubte, in denen Du doch selbst so oft Deine Zukunft zu finden wähntest, und doch hat eine traumähnliche Erscheinung mich so erschüttert, hat sich mir so tief eingeprägt, daß sie noch jetzt lebhaft und grausig vor mir steht. Vernimm.

In der Zeit, wo mich Pater Jacinto mit seinen Guerillas von Ariego's Schwester weggeführt hatte, saß ich an dem Ufer der Guadaliore unter einem hochgewölbten Feigenbaume, neben mir der ehrwürdige Pater, sein Kriegsvolk lagerte fern von uns. Es war ein kühler schöner Abend, kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt im herrlichsten Glanze war die Sonne unterge-

gangen und Ruhe breitete sich über die ganze Gegend. Jacinto sprach von Dir und ich hörte ihm aufmerksam zu, denn Dich wiederzusehn, war in dieser Stunde meine einzige Sehnsucht. Aber bald schweifte der alte Mann von Dir zu meiner Großmutter Dolores, zu meiner Mutter, er beschrieb mir Beide mit so hellen Farben, mit so glühenden Worten, daß ihr Bild lebhaft vor mich trat, und der Gedanke an sie mich allein noch beschäftigte. Da erhob sich der gute Pater, wohl selbst von seiner Erzählung gerührt, von seinem Steinsitze. Schlummre nur sorglos ein, Fernanda, sprach er, ich werde dich schon aus der Ferne bewachen, die Erinnerung durchschauert mich zu sehr, um bei Dir bleiben zu können; schlaf wahl! Er verließ mich und ich sah ihn noch lange längs dem Ufer des Flusses langsam auf- und abgehen, bis die Dämmerung ihn meinem Blick entzog.

Ich legte mich nun auf das für mich bereitete Lager und versuchte zu schlummern, aber des Paters Erzählung scheuchte den Schlaf von meinen müden Augen, Mutter und Großmutter schwebten vor mir, meine Phantasie malte sie mir nach den Zügen, mit denen der Pater sie gezeichnet, so lebhaft, daß ich sie bald aus den

Wellen vor mir auftauchen, bald mit der Dämmerung in Geistergestalt zu mir hernieder steigen sah. Endlich mochte ich doch eingeschlummert seyn, denn ich wachte auf und vor mir — Vater erschrick nicht — vor mir stand Mutter Isabella, den weißen Rosenkranz, mit dem sie begraben wurde, im Haar, und, als sei es eine helle Nebelwolke, glänzte im Mondlicht ihr weißes Sterbegewand mir entgegen. Ihr Antlitz war bleich, das geöffnete Auge sah schmerzvoll auf mich nieder. Ich wollte aufspringen, ihr entgegen eilen, doch sie winkte mir liegen zu bleiben und ich konnte mich nur mit dem Oberkörper vom Lager aufrichten, denn meine Füße waren auf den kalten Boden festgebannt. — Ich komme, Dir Dein Schicksal zu enthüllen — sprach sie mit klangloser Stimme — Sieh!' Und als sie dies sprach, umgab mich ein dichter Nebel, ich sah nicht sie, sah nichts mehr um mich, bis ein Mondstrahl den Nebel zertheilte, da erblickte ich Dich. — Vater, hast Du Muth es anzuhören?

Rede, Fernanda, rede! sagte der Alte.

Ich sah Dich sterbend, sah mich selbst, wie ich, Dir die Augen zudrückend, vor Schmerz verging. Sie schwieg, auch Diego unterbrach die Stille nicht, sein leuchtendes zum Himmel gerich-

tetes Auge bezeugte laut, daß ihm nicht vor seinem Tode graue.

Dann zog sich ein Schleier vor das Bild, fuhr Fernanda fort, tausend Nebelgestalten, form- und farblos, gaukelten vor meinem Blicke, bis sie verschwanden und sich allmälig der Sternendom über mir zum Gewölbe, die Felsen um mich zu hohen Säulen gestalteten, und ich mich in der Kathedrale von Granada befand. Da ergriff Jemand hastig meine Hand, es war Franzisco, so schön geschmückt, wie ich ihn noch nie sah, steckte er eine duftende Rose an meine klopfende Brust und flocht einen Myrthenkranz in mein Haar — ich duldete es gern — dann führte er mich vor den Hochaltar, wo Pater Jacinto im Priesterornate unsrer harrte. Ganz in mein Glück versunken, nur von meiner Liebe durchglüht, achtete ich nicht auf seine Worte, ich war nur Liebe, ich fühlte nur Liebe. Da streckte sich plötzlich eine blutige Hand zwischen mich und Franzisco, riß mich von ihm, ich schrie auf, und Dom und Priester, Rose und Myrthe, auch er war verschwunden. — Sie hielt inne und trocknete den kalten Schweiß von der Stirn, denn auch jetzt noch hatte die Erinnerung an dieses Gesicht sie tief erschüttert.

Als Du aufwachteſt, war Alles verſchwunden? fragte Diego jetzt nachdenkend.

Ich war ja gar nicht eingeſchlafen, Vater, wie konnte ich denn aufwachen, erwiderte Fernanda.

Du täuſcheſt Dich, Kind. Was Du ſahſt, führte ein Traum Dir zu, der Schreck ließ Dich erwachen.

Wie Du nur redeſt, Vater! Ich weiß gewiß, daß ich wachte, ich ſah Alles ſo deutlich, fühlte recht gut, daß ich auf mein Lager gebannt war, erinnere mich noch genau, daß ich mir die Augen rieb, um recht klar die Bilder betrachten zu können. Erſt ſpäter ſchlief ich ein, das weiß ich wohl, da habe ich auch geträumt, und mein Traum führte mich wieder, als Braut geſchmückt vor den Altar. — Aber es war hier ganz anders, mein Herz ſchlug nicht vor Wonne, ich war nicht Liebe, ich fühlte nicht Liebe, ich war —

Was warſt Du? fragte der Vater mit Haſt.

Nicht glücklich, Vater, wie ich es auch jetzt nicht bin.

Sonderbar, murmelte der Alte vor ſich hin, doch Thorheit! rief er jetzt — Wie oft haben mich die herrlichſten Träume getäuſcht, wie oft die ſüßeſten Ahnungen betrogen! Hätte das

Schickſal mir gegönnt, was die Phantaſie mir bot, ich wäre ein glücklicher Menſch geworden. Denke nicht mehr an die Bilder jener Nacht, wandte er ſich zu Fernanda: Des Paters Erzählung, Dein liebendes Herz, Sehnſucht und Schwärmerei haben Dich verlockt, haben Dir im Schlafe die bunten Bilder vorgeführt; lege keinen Werth darauf, mit dem Erwachen iſt die Wonne, iſt der Schmerz des Traumes vorüber, und die Phantaſie badet nicht mehr ihre Flügel im Nachtthau. — Wohin ich gehe, fuhr er nach einer Pauſe fort, dahin darf die Tochter ſelbſt dem Vater nicht folgen. Klöſter geben keine ſichere Freiſtatt mehr, wohin alſo Dich ſenden! Glaube mir, es wird mir ſchwer, Dich den Händen Ariego's zu übergeben, der Vater iſt mein Freund nicht mehr, dem Sohne ſtehe ich vielleicht bald feindlich gegenüber, und doch denke ich an Deiner Mutter trauriges Schickſal, ſo muß ich Dich Ihnen anvertrauen. Vergiß nicht meine Warnung, bezähme Dein Herz bis zu meinem baldigen Ende, bezähme Deine Leidenſchaft und bleibe der Tugend treu.

Fernanda ſank weinend in des Vaters Arm, riß ſich jedoch plötzlich wieder los, verließ ihn und ging auf ihr einſames Stübchen.

Es mochte seit diesem Gespräch wohl eine halbe Stunde vergangen seyn, als Antonio eintrat. Señor, bat er, wollen Sie nicht hinaufgehen — die Señorita sitzt nun schon lange regunglos auf dem Sessel und scheint ganz in düsteres Sinnen versunken, gehen Sie hinauf. Aber ehe noch Diego sein Zimmer verließ, trat schon Fernanda ein. Vater! sagte sie, dem Anscheine nach ruhig, aber doch tief betrübt: Mein Entschluß ist gefaßt, ich folge Deinem Befehle und bleibe in dem prachtvollen Hause auf dem Platze Bivarambla, wenn ich Dich in einer kalten feuchten Höhle weiß. Ich bleibe hier; dort darf eine fromme Jungfrau nicht seyn, überdies wäre sie Dir nur lästig und hinderlich bei Deinen kühnen Unternehmungen, und war jene Erscheinung kein Traumbild, war es die besorgte Mutter, die mir zur Warnung mein Schicksal verkündete, so wird es sich auch hier erfüllen.

Du nimmst mir eine schwere Sorge vom Herzen, Kind, sagte der Alte sie umarmend.

Anfangs meinte ich, fuhr sie fort, als Knabe verkleidet könnte ich Dir folgen, Noth und Elend, selbst den Tod mit Dir theilen, aber da ich mein Herz genauer prüfte, fand ich es zu schwach, bedachte ich, daß, wenn Franzisco

uns feindlich gegenüber stehen könne, mir die Kraft fehlen würde, im Kampfe gegen ihn, Deiner würdig, auszuharren, ich erinnerte mich meines wirklichen Traumes, wo ich zum zweitenmale als Braut geschmückt vor dem Altare stand, und fühlte nun, daß die Hand einer Jungfrau sich wohl den Todtenkranz winden, aber nicht das Schwert zum Kampfe ziehen darf.

Ariego's Eintreten unterbrach das Gespräch. Diego theilte ihm den Entschluß mit, daß Fernanda morgen in sein Haus einziehen würde, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß sie Josefa, die Tochter des Nachbars, als Dienerin mitbringen dürfe; Ariego willigte mit Freuden darein und bald trennten sich die Beiden, trennten sich nach jahrelang erprobter Freundschaft ziemlich kalt, denn Diego's Zurückhaltung weckte Ariego's Stolz und ließ sein Gefühl bei dieser schmerzlichen, wahrscheinlich so folgreichen Trennung nicht laut werden.

Tief hatte den alten Kriegsmann Ariego's Verrath erschüttert. Hatte er denn in seinem Fieberwahne wirklich des Freundes Geheimniß verrathen? und mußte es nicht seyn, da er es Wort für Wort durch Ariego aufgezeichnet gesehen? Mußte er nicht glauben, dieser habe absichtlich

eine treue Dienerin bereit ſein, ſich für Dich zu opfern, nicht immer meine Einbildungskraft geſchäftig genug, Dir ein Trugbild zum Schutz hervor zu zaubern. Gute Nacht, gute Nacht, Alice!“ ſagte er dann, ohne ſie anzublicken und verließ das Gemach; Alice ſtand noch lange, ſtaunend über das, was ſie gehört, was ſie geſehen hatte.

Auf Arteveldes Gemüth hatte der Verfall in St. Bavons-Dome einen ſtärkeren Eindruck gemacht, als er es ſich geſtehen wollte. Er fühlte ſein Unrecht, das Bewußtſein, an heiliger Stätte Blut vergoſſen zu haben, ließ ihn vor dem Strafgerichte Gottes erzittern, denn, trotz ſeines wilden Sinnes, fürchtete er die Strafen der Hölle, hing ſclaviſch an den Worten der Prieſter und war zum Aberglauben geneigt, ſo gern er auch jeden Glauben, jede Furcht aus ſeinem Herzen verbannt hätte, ſo ſehr er oft das Schrecken der Prieſter war. Auch mußte er alle ſeine Kraft zuſammen faſſen, um ſich von dem Gedanken loszumachen, es ſei kein Phantom ſeiner Einbildungskraft, es ſei der Geiſt Walters von Enghien geweſen, der ihn verfolgt habe und nur ſein ſtolzer Sinn ward endlich Herr dieſes Glaubens. So ſchwankte er zwiſchen dem Aberglauben ſeiner Zeit und dem Unglauben, den ſtarke, wilde Seelen ſich ſo gern zu eigen machen möchten.

Im Ganzen hatte die Begebenheit wohlthuend auf ihn gewirkt; das an heiliger Stätte vergoſſene Blut hatte ihn demüthiger geſtimmt, die Bilder ſeiner aufgeregten Einbildungskraft aber ihm ſein Unrecht auf erſchütternde Weiſe vorgehalten. Er war von dieſem Tage an weniger rauh gegen Alice, nur verbot er ihr ſtreng, je wieder die Kirche des heiligen Bavons zu betreten.

sichtlich ihn belauscht, um ihn zu verderben und dem Feinde eine Waffe in die Hand zu geben, die freilich der Sache des Don Carlos einen Todesstoß geben konnte, da die Basken und das ganze Heer auch jetzt noch mit Begeisterung an ihrem ehemaligen Feldherrn hingen. War nicht das tiefste Geheimniß nöthig, da er, der Rechtliche, selbst glaubte, Zumalacarregui habe in seiner Vermuthung geirrt? Dies peinigte den alten Mann auf furchtbare Weise, er konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, seinen Eid wenn auch im irren Zustande, gebrochen zu haben, und dieser Gedanke trieb ihn mehr als jede andere Besorgniß aus Granada. Sein Entschluß war daher, als Ariego ihn verlassen, schnell gefaßt. Sich in den Strom der Begebenheiten zu stürzen und im Kampfe für seinen König zu siegen oder unterzugehen, hielt er für das einzige Mittel, sich der qualvollen Unruhe, die ihn seit der Unterredung mit dem Generalkapitain ergriffen hatte, zu entledigen.

19.

Die Sonne ging unter und mit ihr jedes lächelnde Bild, das seit seiner Genesung, wenn auch nur matt, in Diego's Seele wieder aufgetaucht war. Gleich nach Ariego's Entfernung hatte es ihn nach den weiten Gemächern der Alhambra gezogen, wo er sie alle, von tausend Erinnerungen geleitet, seiner Meinung nach zum letztenmale durchwanderte. Hier hatte er mit Dolores gesessen und den Balsamduft der Blüthen eingeathmet, dort mit Isabella an dem hohen Bogenfenster gestanden und den Untergang der Sonne bewundert, an jenem Plätzchen hatte er so oft neben Fernanda sich gelagert, und der glühenden Phantasie des Mädchens, durch Erzählung der Mährchen aus maurischer Zeit, neue Nahrung gegeben; jedes Fenster, jeder Sitz führte ihm liebe Erinnerungen zurück, jedem rief seine düstere Ahnung ein schmerzliches Lebewohl zu.

Als er wieder vor seine Wohnung trat, zog es ihn zu dem Lieblingsplätzchen am Darro hinunter. Schauder ergriff ihn, als er unter den Platanen stand, er glaubte Blut unter seinen, Füßen zu sehen und es trieb ihn fort. Leb

wohl, entheiligter, einſt mir ſo ſtiller Ruheplatz! rief er und ging raſchen Schrittes längs dem Darro bis zur Kapelle der heiligen Jungfrau. Hier warf er ſich auf die Kniee, bat die Heilige, ſein Kind zu beſchützen, kehrte dann auf einem andern Wege zu ſeiner Wohnung zurück, und ließ den freundlichen Nachbar rufen.

Eſtevan! redete er ihn an, Du haſt bisher während meiner Abweſenheit ſo treu mein geringes Eigenthum bewahrt, daß ich bei meiner Zurückkehr Alles beſſer geordnet fand, als ich es verlaſſen hatte. Ich gehe morgen von hier und kehre wohl nicht wieder in dieſe Hütte zurück, deshalb ſei das, was Du dann hier findeſt, Dein Eigenthum. Nimm es, ſo wenig es auch iſt, nimm es bald zu Dir, ehe der Corregidor es abholen läßt.

Eſtevan war bei dieſen Worten außer ſich vor Betrübniß. Señor, Sie wollen fortziehen, nicht wieder kommen, und Alles ſoll dem armen Eſtevan gehören, was Sie zurücklaſſen? — Ach, kommen Sie nur wieder, behalten Sie Ihr Eigenthum, ich will gern nichts haben, weiß ich Sie nur hier.

Nimm nur, treue Seele! unterbrach ihn Diego gerührt, mein Geſchenk iſt ſo klein und

überdies nicht uneigennützig; auch Du sollst Dich für mich von etwas Liebem trennen, sollst Deine Josefa mit meiner Enkelin zu Señor Ariego ziehen lassen. Willst Du das?

Es wird mir schwer, Señor, es ist mein liebstes Kind, das meine kleine Wirthschaft so wacker in Ordnung hält, erwiderte er — Aber was thue ich nicht für Sie. — Mag sie in Gottes Namen ziehen und die heilige Jungfrau wird sie beschützen.

Auch das wäre in Ordnung, murmelte Diego vor sich hin, als Estevan, seine Tochter davon zu benachrichtigen, ihn verlassen hatte: Antonio hat gepackt, mit Tagesanbruch stehen Roß und Maulthier an der Brücke. — Alles wäre in Ordnung, nur nicht mein Inneres, nicht mein wirrer Kopf, da hämmert und pocht es, und kann mit sich nicht einig werden. Und mein Herz? — Ach, es hält mich hier fest, zieht mich nach St. Lukas Kirchhof, und doch treibt es mich von hier, hinaus in Kampf und Schlacht. — Nun wie Gott es beschlossen! — Antonio, sagte er, als er sich zur Ruhe legen wollte; glaube mir, dies ist das Leztemal, daß ich das Lager besteige, ich will, wenn ich morgen früh erwache, ihr — und vielleicht allem, was

mir in Granada theuer war, ein schmerzliches Lebewohl sagen. Du schüttelst Deinen alten Kopf, guter Antonio, Du glaubst, es sei wieder einer meiner phantastischen Träume, meiner trüben Ahnungen. Ach nein! Wohin ich ziehe, zieht ja der Tod mit mir, und er ist ein launischer Geselle, wem er heute grinsend vorübergeht, den trifft morgen seine mähende Sense.

Kurz darauf schlief der alte Mann ruhig ein, als müsse der morgende Tag ihm auf jedem Sonnenstrahle eine Freude bringen. Antonio blieb wach, eben so Fernanda, die, so sehr sie auch ihren Franzisco liebte, doch nur mit Bangigkeit dem Gedanken nachhängen konnte, ihren Vater zu verlassen und in das Haus des Geliebten einzuziehen. Sie betete und fand im Gebete keine Beruhigung, sie blickte hinaus in die dunkle Nacht und kein Stern blinkte ihr Trost zu. Dann schaute sie wehmuthsvoll in ihrem Stübchen umher, und jetzt, wo sie sich von ihm trennen sollte, erschien es ihr erst recht freundlich; jeder Stuhl, der kleine Tisch, das schmucklose Lager, die Jasminranken, die ihre Düfte dem lieblichen Mädchen heraufsandten, der volle Rosenstrauch vor ihrem Fenster, alles gewann doppelten Werth, da sie es morgen ver-

lassen mußte. Sie weinte, und wußte nicht, ob ihre Thränen der Trennung vom Vater oder dem baldigen Wiedersehen des Geliebten galten, denn sie fürchtete das eine, und eine unerklärbare Angst, wahrscheinlich in Erinnerung ihres Traumes ergriff sie, dachte sie an Franzisko.

Ehe noch der Morgen graute, weckte Antonio seinen Herrn und schickte Estevan mit beiden Mantelsäcken nach der Darrobrücke voraus. Diego kleidete sich schnell an, sprach kein Wort und beantwortete selbst Antonio's Fragen nicht; nur Fernanda's Morgengruß erwiderte er durch ein leises: Guten Morgen, liebes Kind! wobei er ihre Stirn küßte. Schweigend genoß er sein Frühstück, schärfte dann der Enkelin noch ein, sie möge Sorge tragen, daß der brave Estevan Alles, was er zurücklasse, bekäme, und jemehr nun der Tag zu dämmern begann, desto schweigsamer, desto bewegter wurde er. Als jetzt Antonio eintrat und mit von Thränen fast erstickter Stimme sagte: Señor, es ist Zeit zum Aufbruch! griff der Alte mit Hast nach seinen Pistolen, steckte sie in den Gürtel, schnallte den Degen um, und warf den Mantel über. Fernanda, ihn zur Abreise bereit sehend, warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee

und beugte ihr Haupt, des Vaters Segen zu empfangen; dieser legte die zitternde Hand auf das Gelockte, hob den Blick zum Himmel, senkte ihn zu dem weinenden Mädchen, und die Worte des Segens vermochten nicht der vom Schmerz zerrissenen Brust sich zu entwinden. Er hob die Enkelin auf, küßte sie mit Heftigkeit, dann langsam, schweigend, das Haupt kühn emporgehoben, als ließe er nichts Theueres zurück, als schritte er stolz dem Siege und seinem Schicksal entgegen, verließ er Fernanda und seine Hütte und wanderte, vom tiefen Schmerz durchschauert, der Darrobrücke zu.

20.

Hier fand er alte Bekannte; Sebastian hielt den Zügel des Andalusiers, der bei den Mönchen wohlgenährt, wahrscheinlich seinen Herrn erkennend, ihm laut entgegen wieherte und dem in sich Gekehrten ein kaum bemerkbares Lächeln entlockte. Auch Antonio freute sich der Wohlbeleibtheit seiner Thiere, schwang sich, sobald der Señor sein Roß bestiegen hatte, auf das Maulthier der Señorita, während Sebastian,

den schweren Mantelsack hinter sich, auf dem Lastthiere nachtrabte, bald aber als Wegweiser voran ritt, denn sie verließen schon hier die Landstraße.

Sobald Diego seinen Hengst wieder unter sich fühlte, schien auch der Lebensmuth von Neuem in ihm aufzuglimmen; nicht daß er mit freudigem Gemüthe die Vaterstadt verlassen, nicht daß ihn die Sehnsucht nach jenem wilden Leben, dem er jetzt entgegen ging, vorwärts getrieben hätte, aber die frische Luft des schönen Morgens, das muthig wiehernde Roß weckten die schlummernden Lebensgeister des alten Soldaten wieder auf und er blickte vertrauensvoll nach der Zukunft hin. Nur als er auf einem mit Reben bewachsenen Hügel anhielt und zurück nach der Vaterstadt schauete, da ergriff ihn ein namenloser Schmerz. Sein Blick überflog noch einmal die Stadt mit ihren Thürmen, ruhete auf der herrlichen Alhambra, wo er seiner kleinen Hütte gedachte, durchschweifte die üppige Vega und ein tiefer Seufzer rang sich mit einem schmerzlichen a Dios! aus seiner Brust. Werde ich Dich wiedersehen? Werde ich in Deiner Erde ruhen? rief er aus, wandte dann plötzlich sein Roß und sprengte den Hügel hinab.

Sie ritten nun mehrere Stunden ohne irgend wo anzuhalten, bis sie endlich vor einer Venta abstiegen, in welcher mehrere Bewaffnete um den Heerd saßen, ihre Zwiebeln und Maisbrot verzehrten und den Becher im Kreise herumgehen ließen. Als Sebastian, dem der Señor folgte, durch den Thorweg in den langen Gang der Venta trat und die lustigen Gesellen ihn gewahrten, entstand ein Gemurmel und aller Blicke waren auf die Eintretenden gerichtet. Sebastian aber ging schnell auf sie zu, riß dem Ersten den Becher aus der Hand, Viva el Rey, viva Don'Diego! rief er und Alle sprangen bei diesem Ausrufe auf, wiederholten mit wildem Gebrülle das Viva und verneigten sich tief vor Diego, der aus dieser Begrüßung leicht schließen konnte, daß sie zu der Bande gehörten, die indessen Christoval für ihn gebildet hatte. Er erwiderte freundlich ihren Gruß, reichte Jedem die Hand zum Willkommen, ließ Wein geben, vergaß bei dem Anblick der Kriegsleute Granada, seine verlassene Wohnung, selbst den Friedhof von St. Lucas, sprach mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern, forderte sie auf, treu an ihm und der gerechten Sache des Königs zu hängen, und ermahnte sie, nur Krieg mit den Städ-

tern zu führen, den ruhigen Landmann aber zu schonen. Dann ließ er sie zur Musterung antreten untersuchte genau ihre Waffen, die in Pistolen, Carabinern und Säbeln bestanden, und welche er in ganz gutem Stande traf, und als er erfuhr, daß zwei von ihnen beritten seien, befahl er diesen ihm zu folgen, den acht übrigen aber bezeichnete er die Höhle am Fuße des Felsens, auf dessen Gipfel die Trümmer der alten Maurenburg liegen, als Sammelplatz; sie kannten den Ort sehr gut und versprachen, bald dort einzutreffen. Diego setzte nun seine Reise fort.

Unterwegs rief er Antonio zu sich. Höre, sprach er zu ihm, ich glaube doch, daß ich thörigt war, das Geld, welches mir Señor Carlos anbot, nicht angenommen zu haben, aber es dünkte mir in dem Augenblicke unmöglich, mir einen Freundschaftsdienst von dem Manne erzeigen zu lassen, der mich so schändlich verrathen konnte. Nun hat der Wein, den ich in der Venta bezahlte, fast schon meinen Seckel geleert, wie soll es weiter werden?

Gut, meinte Antonio schmunzelnd, recht gut! In meinem Mantelsacke stecken dreihundert Duros, die mir der Señor mit auf den Weg gab, die reichen schon eine Weile, und vor uns reitet

24.

Artevelde blieb mehrere Wochen in Gent, wo sich Abgeordnete aller verbündeten Städte vereinigt hatten, um auf den Fall, daß ein französisches Heer in Flandern einrücke, zur Gegenwehr gefaßt zu sein. Die Nachrichten, welche er hier von den nach Frankreich geschickten Abgeordneten erhielt, waren nicht tröstlich und für seinen Stolz höchst kränkend. Man hatte in dem Rathe des Königs über sein Schreiben gespottet und der Herzog von Berry, des unziemlichen Anerbietens wegen, die Abgesandten ins Gefängniß werfen lassen, so daß keine Aussicht mehr war, in Frieden mit Frankreich zu bleiben. „Nun dann, so müssen wir uns an England anschließen," sagte Artevelde „mithin noch einmal Gesandte nach London schicken, die unsre Lage dem Könige vorstellen; sollten wir auch keine Hülfe von dort erhalten, so beunruhigen wir doch Frankreich durch diese Unterhandlung und es kann, England fürchtend, nicht seine ganze Macht gegen uns senden."

Die vereinigten Städte Flanderns schickten nun noch einmal Abgeordnete nach England, welche diesmal doch so viel bewirkten, daß die Besatzung von Calais verdoppelt und dadurch das Land zwischen Calais und der Lys gedeckt wurde. Die Städte beschlossen dann, sich auf die Vertheidigung der Schelde und Lys einzuschränken. Vor allen Dingen aber galt es Oudenarde noch vor Ankunft des feindlichen Heeres, dessen Sammelplatz Arras war, zur Uebergabe zu zwingen; Artevelde beschloß auch deshalb, sich wieder dorthin zu begeben, Alice sollte ihn dahin begleiten, aber auch diesmal verweigerte sie es.

der Zahlmeister der Klöster, Don Sebastian, auf unserm wohlgenährten Thiere. Glauben Sie denn, die guten Patres schickten Sie ohne klingende Münze in die weite Welt? — Sie müssen werben, müssen Sold zahlen, wenn die Beute nicht ausreicht, und dafür haben die Herren gesorgt und werden fortan sorgen. Sie geben es Ihnen lieber, als daß sie es vielleicht von den Tragallasängern, die Gott als Ketzer verdammen möge, sich nehmen lassen.

Antonio's Rede schien Diego nicht zu mißfallen, es war ihm eine schwere Last vom Herzen genommen, denn bei reiflicher Ueberlegung, wozu ihm der einsame Weg Zeit gab, mußte er sich sagen, daß er ohne Geld in große Bedrängniß gekommen wäre, und deshalb dankte er im Stillen dem guten Pater Jacinto, dem er wahrscheinlich die Beisteuer der Klöster zu verdanken hatte.

Am folgenden Morgen setzte er in aller Frühe die Reise weiter fort. Immer die Landstraße rechts lassend, drangen sie heute tiefer in die Gebirge ein und nahmen ihre Richtung nach Huelma zu; hier rasteten sie nur kurze Zeit, da der Wirth ihnen vertraute, daß sich Truppen der Königin in der Nähe hätten blicken lassen. Sie bestiegen ihre Thiere wieder und Sebastian

als Wegweiser ritt einige hundert Schritte voraus, kam aber bald von einer nicht ganz erreichten Höhe zurück. Haben Sie keinen Paß bei sich? fragte der Vorsichtige. Diego verneinte es. Das ist schlimm, denn ich hörte da oben Pferdegetrappel und es könnten leicht Christinos sein. Doch Antonio zog ein Papier aus der Tasche und raunte seinem Herrn zu: Das lag bei dem Gelde, welches Señor Ariego mir gab. Diego entfaltete es, es war ein von dem Generalkapitain für ihn und zwei Diener nach Galatrava ausgestellter Paß.

Während dem hatten sie angehalten und sahen jetzt auf der Höhe einen Trupp Reiter. Nur langsam vorwärts, sagte Sebastian, doch wenn ich nicht irre, sind es keine Christinos! Das ist bei St. Sebastian von Allobendas! Freund Christoval, der uns entgegensprengt. Er irrte nicht, es war Christoval, der nach kurzer Begrüßung Diego fragte, haben Sie einen Paß? und als dieß bejaht wurde, sagte er: Das ist gut, Señor, und zu meinem Zwecke dienlich, dann stellte er ihm seine Leute vor: Sehen Sie hier sechs brave Bursche aus Estremadura, die zu Ihrer Fahne gehören; es sind alte Bekannte von mir, wenn auch nicht von Ihnen, Señor. Diego begrüßte und be-

trachtete sie aufmerksam, es waren rüstige Männer, nur der eine war fast noch ein Knabe. Was soll das junge Blut unter uns? fragte er Christoval, doch dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nicht weiter fragen möchte. Die Caravane, die nun auf zwölf Mann herangewachsen war, setzte ihren Weg fort. Wer reitet voraus? fragte Christoval, da Sebastian für gut fand, zurück zu bleiben: Komm Francitto! rief einer von Christovals Begleitern und sprengte mit dem jungen Burschen voran. Kaum waren sie aber etwa tausend Schritte geritten, als Beide wieder zurückkamen und meldeten, daß dreißig berittene Christinos eben aus der Schlucht herauskämen und sich bei ihrem Anblicke in Trab gesetzt hätten.

Hm, brummte Christoval verdrießlich, also schon durch die Schlucht! — Diego aber, sich darum wenig kümmernd, fragte, den Hahn seines Carabiners spannend: Sind Eure Pistolen auch im Stande, Eure Carabiner geladen? Doch Christoval bat, sich nicht zur Gegenwehr vorzubereiten und nur für den Nothfall eine Pistole zu spannen, aber sie ruhig in ihrer Holster zu lassen. Wir wollen den Feinden entgegen reiten; folgen Sie nur heute meiner Anordnung, Senor, morgen gehorchen wir Ihnen für immer.

Jetzt kamen die Christinos ihnen zu Gesicht; es war ein wohlberittener und ausgerüsteter Haufe, aus dessen Mitte ein Sargento hervor auf sie zusprengte, und ihnen zurief: Señores! Halten Sie und stehen Sie mir Rede. Wer sind Sie?

Ich bin Don Diego del Peñas, wie mein Paß zeigt, erwiderte dieser.

Haben Sie die Güte, ihn mir zu geben, sagte der Christino, seinem Offizier zuwinkend, der mit dem Trupp bis zu ihm heransprengte. Die Reiter hatten die Degen gezogen und hielten in militairischer Ordnung, während die Leute Diego's absichtlich durch einander hielten. Der Sargento gab jetzt dem Offizier den Paß, der ihn durchlas, Diego und seine Begleitung genau betrachtete und dann fragte: Wie kommen Sie in diese Gegend, so weit ab von der Landstraße, Señor?

Wahrscheinlich, wie ich sehe, gerade in der entgegengesetzten Absicht, die Sie, Señor Capitano, hierher führt; Sie suchen hier, was ich auf der Landstraße vermeiden wollte, die herumstreifenden Banden. —

Der Paß benennt nur Sie und zwei Diener; wer sind die Andern?

Reiſende, die aus derſelben Furcht wie wir die Landſtraße verließen und ſich uns nach und nach anſchloſſen.

Capitano! rief jetzt ein Chriſtino, von denen da kenne ich einen; das — auf Chriſtoval zeigend — war mein Hauptmann, als ich noch — Gott vergebe es mir! — das ſchlechte Handwerk trieb.

Der Offizier erſchrak, Chriſtoval aber verlor die Faſſung nicht. Willkommen Pedro! rief er dem, der ihn verrieth, freundlich zu, niſtelte ſich aber dicht an den Hauptmann und rauute ihm in's Ohr: Capitain, um aller Heiligen Willen ſtill, Ihnen entgeht ſonſt der ganze Fang, nur ein Augenblick. Er bog mit dem Ueberraſchten zur Seite: Haben Sie denn nie von dem Diego von Granada gehört, dem eingefleiſchten Carliſten? Er iſt jetzt auf dem Wege nach Navarra und erwartet in Moraleda aus den Klöſtern von Murcia eine bedeutende Summe, und ich glaube auch Juwelen. Ich erfuhr es von einem betrunkenen Mönche und hatte mich deshalb mit meinen Leuten einzeln ihm zugeſellt, das Geſchenk für mich heute Abend in Empfang zu nehmen. Laſſen Sie uns die Beute theilen!

Der Hauptmann traute dem Räuber nicht,

beſprach ſich deshalb mit ſeinem Lieutnant und dem Sargento, doch durch die Ausſicht auf Beute gelockt, und mit dem guten Willen, ſie nicht zu theilen, beſchloſſen ſie den Räuber und den Carliſten in die Mitte zu nehmen und ſie ſo bis nach dem nur zwei Stunden entfernten Moraleda zu convoyiren; dort ſollte auch Chriſtoval mit den Seinen gefangen genommen werden; um den Paß des Generalkapitains kümmerten ſie ſich wenig.

Señor, wandte ſich der Hauptmann nun zu Diego, Ihre Begleitung flößt mir Verdacht ein. Sie ſchützt zwar Ihr Paß, doch muß ich Sie bitten, mir bis Moraleda zu folgen, wo die Ihnen Unbekannten Ihrer Begleitung ſich vor dem Alkalde legitimiren ſollen. Sie können meine Vorſicht nicht mißdeuten, da jener dort mir eben als Räuber bezeichnet wurde. Auch werden Sie ſich nicht weigern, mir bis dahin Ihre und Ihrer Begleitung Waffen auszuliefern.

Meine Waffen! rief Diego zornig, die gebe ich nie, Señor Capitano, ehe ich nicht Gebrauch von ihnen gemacht habe! Er ſpannte den Carabiner und ſeine Leute thaten desgleichen, doch ein Wink Chriſtovals ſagte dem Offizier, daß er durch Uebereilung die gehoffte Beute leicht

verlieren

verlieren oder wenigstens ſie theuer erkaufen könnte. Er verſtand den Wink und wandte ſich verbindlich an Diego: Laſſen Sie Ihre Waffen ruhen, Señor, der Kampf wäre unnütz und eben nicht rühmlich für mich, da ich in ſo bedeutender Mehrzahl bin. Kommen Sie und laſſen Sie uns unſern Weg friedlich fortſetzen. Er befahl nun ſeinem Lieutnant mit zehn Mann vorauszureiten, und erſuchte Diego, dieſer Abtheilung zu folgen, welches der Kriegsmann zu thun ſo lange verweigerte, bis ihm Sebaſtian zuraunte: Thun Sie es ja, Señor! Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung und der Hauptmann folgte mit dem Reſte ſeiner Truppe.

Diego war über den Ausgang dieſer Begebenheit nicht ohne Unruhe. Sollte Chriſtoval ein Verräther ſeyn? Und war er es nicht, wohin ſollte die ganze Sache führen? In einer Stunde konnten ſie Moraleda erreicht haben und dort waren ſie oder wenigſtens ihr Geld verloren, er trabte unmuthig hinter den Chriſtinos drein, die ziemlich beſcheiden heute ihr Lieblingslied nicht ſangen.

Bald bogen ſie nach der Felsſchlucht ein, und Diego, noch aus alter Gewohnheit vorſichtig, beobachtete Chriſtoval, deſſen ruhiger Blick

immer bewegter und unſtäter wurde, je tiefer ſie in die Felsſchlucht drangen. Jetzt ſahen ſie eine hohe Platane vor ſich, die einen kleinen Felsquell beſchattete, und nun hörte er deutlich, wie Chriſtoval leiſe für ſich ein Gebet murmelte; jetzt naheten ſie ſich ihr, die Spitze des Zuges trabte an dem Baume vorbei und plötzlich knallte es hinter dem Felſen, von der Höhe, von allen Seiten herab, die Roſſe, die Reiter der Chriſtinos ſtürzten über einander, was die Kugeln nicht erreicht hatten, floh, und mit dem Ausrufe: Viva Don Carlos, viva el Rey! zog Chriſtoval ſein Schwert, ſprengte mit den Seinen hinter dem fliehenden Feinde her, auch Diego ergriff die Kriegswuth, er folgte mit Antonio und bald war der Feind vernichtet.

Als ſie ſich wieder bei der Platane geſammelt hatten, und die zu Fuß von den Höhen herabgeklettert waren, ſprengte Chriſtoval, den verwundeten Sargento als Gefangenen mit ſich führend, heran. Señor Coronel! redete er Diego feierlich an, das war der letzte Streich des Räubers Chriſtoval. Von dieſem Augenblicke an ſind Sie unſer Gebieter, und wir führen mit den Chriſtinos einen ehrlichen Krieg auf Leben und Tod. Die Beute aber iſt heute noch unſer,

nur die Pferde und Waffen mögen Sie uns mit so Wenigem, als es Ihnen beliebt, bezahlen. Acht Mann zu Pferde, 108 zu Fuß habe ich Ihnen heute zugeführt, in der Höhle erwarten Sie zwölf Pferde und 200 treffliche Schützen, und Pater José vom Karmeliterorden wird Ihnen auch mit Geld und Volk von Murcia zuziehen; dann mit Gott auf die Urbanos. Die Sie hier vor sich sehen, sind meist alte versuchte Kriegsleute, auch die in der Höhle sind brave Bursche; was der fromme Herr uns zuführen wird, mag St. Georg wissen, die ehrwürdigen Väter verstehen sich manchmal schlecht auf dergleichen Auswahl.

Diego schüttelte Christoval treuherzig die Hand und dankte ihm und seinen Begleitern, welche die eilf gemachten Gefangenen und die Todten ausplünderten, zwar wenig fanden, sich aber deshalb mit den neuen schönen Waffen und den wohlgenährten, ihnen zu Theil gewordenen Rossen tröfteten. Sechzehn Todte lagen bei der Platane, unter ihnen der Hauptmann und der Lieutnant, nur fünf hatten ihren schnellen Rossen die Freiheit und das Leben zu danken.

Christoval, von dem Marsche der Christinos, die zu seiner Verfolgung ausgezogen waren, genau

unterrichtet, war seinem Fußvolke unfern der Schlucht vorausgeeilt, und hatte diesem den Befehl gegeben, sich auf beiden Seiten in dem Gebüsch und hinter den Felsen zu verstecken, und bei der Platane den Feind mit ihrem Feuer zu empfangen. Von Diego's Ankunft durch einen Boten unterrichtet, den ihm Sebastian in der Nacht geschickt, hatte er diese Veranstaltungen getroffen, und hoffte, die Feinde würden nach ihrer gewohnten Weise erst spät aufbrechen und nicht vor Abends in der Schlucht eintreffen; hier wollte er Diego auf würdige Weise empfangen. Begegnete er ihm zu spät, und trafen die Christinos früher ein, als er vermuthet hatte, so sollten seine Leute, auch ohne ihn, sie zu vernichten suchen. Wie ward er aber unangenehm überrascht, als die Vorangeschickten ihm die Nachricht brachten, der Feind zeige sich diesseit der Schlucht. Mehr noch hätte ihn das Erkennen des Christino außer Fassung bringen müssen, aber den Gewandten überraschte nichts, schnell verfiel er auf eine List, die ihm auch glückte, und so führte er den Feind in die Schlucht zurück, da er jetzt die Seinen dort gewiß erwarten konnte.

Es wurden nun Posten ausgestellt, und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, denn er wußte,

Noch an dem nämlichen Tage seiner Ankunft vor Oudenarde erhielt Arteveldе die Nachricht, daß Abgesandte von Frankreich und Burgund in Tournay angekommen wären, um wegen des Friedens zu unterhandeln, zugleich aber berichtete man ihm auch, daß die französischen Krieger schaarenweis nach Arras strömten, besonders viele Banner der bretagnischen Großen ihrem Landsmanne, dem Konnetable Clissen, folgten; auch die Burgunder zögen mächtig heran und schon sei ein bedeutendes Heer beisammen. Diese Nachricht schwellte den Stolz Arteveldes noch mehr, denn er sah die von Neuem eingeleiteten Friedensunterhandlungen als einen Beweis von Schwäche an und glaubte, das französische Heer ziehe sich nur aus Furcht vor den in Calais gelandeten Engländern, auf deren thätige Mitwirkung er rechnete, in Arras zusammen. Er sendete demnach Gesandte nach Tournay, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, zu erklären, daß, ehe nicht Oudenarde übergeben sei, wobei jedoch dem Adel freier Abzug bewilligt werden sollte, sie sich in keine weitern Friedensunterhandlungen einlassen dürften.

Die französischen Abgesandten waren über diese stolze, anmaßende Erklärung empört, aber dennoch sandte der Bischof von Beauvais, das Haupt der Gesandtschaft, Arteveldе ein Schreiben, worin er ihm auf höfliche Weise wegen seiner sonderbaren Forderung Vorstellungen machte, aber nicht als Regent von Flandern, sondern nur als Hauptmann der Stadt Gent an ihn schrieb, wie er es auch den Hauptleuten von Menin und Ypern gethan. Dies beleidigte den Stolz Arteveldes so, daß er gegen Kriegsgebrauch den Herold, der ihm den Brief gebracht

daß die Urbanos von Baeza und Ubeda den Reitern der Königin folgten. Lebensmittel waren bald herbeigeschafft, die Pferde gefüttert und am Felsquell wurde gerastet. Señor, sagte hier Christoval, nachdem er die Gesundheit des alten Coronel ausgebracht: Sie sehen aus diesem kleinen Vorspiele, daß es noch leichter ist, den Guerillaskrieg gegen die Christinos, als gegen die Franzosen zu führen. Schicken die Thoren einen Reiterhaufen in dem Gebirge voraus und lassen das Fußvolk langsam folgen; der Capitain, ein junger Don aus der Residenz, war so unerfahren, wie ein Novize und ging wie ein Narr in die Schlinge. Niederhauen mußte er uns lassen, wir hätten uns zwar tapfer gewehrt, hätten aber dennoch unterliegen müssen, denn viel Hunde sind des Bären Tod, und dann war es immer noch Zeit, das Geld in Empfang zu nehmen. Wir hätten bei diesem Kriege leichtes Spiel, wenn nur nicht so viel Verräther unter uns wären, raunte er ihm leise zu, und das Landvolk nur einige Bataillone geregelter Infanterie mit der Fahne der heiligen Jungfrau sähe; dann würde es von allen Seiten herzu strömen, so hat es aber noch kein rechtes Vertrauen, und was im Lager des Königs vorgeht, davon hört es nichts. Nun

wir wollen sehen, ob es uns gelingen wird, die verzagten Seelen, die trägen Gemüther zu stärken und aufzurichten.

Ein helles Pfeifen, das von der höchsten Bergspitze sich gellend hören ließ, störte das Gespräch und brachte alles in Aufruhr. Folgen sie doch, brummte Christoval: ich dachte, die Nachricht von unserm Hierseyn, die sie sicher von den flüchtigen Reitern empfangen haben, würde sie abschrecken.

Wie stark sind die Feinde? fragte jetzt Diego.

Sechshundert Mann, erwiderte Christoval. So thun wir am Besten, wir vermeiden heute das Gefecht, ziehen uns rechts auf dem kleinen Fußsteige hinab nach dem Thale der Jarandilla, setzen über den Fluß, er wird in dieser Jahreszeit wohl trocken genug seyn, ihn zu durchwaten, und nehmen unser Nachtquartier am jenseitigen Ufer.

Bei St. Christoval und allen Heiligen, Señor, Sie sprechen aus meiner Seele und kennen die Gegend noch so gut, wie sonst. — Doch — wie konnte ich es vergessen. Hier auf derselben Stelle überfielen wir ja vor 22 Jahren das polnische Regiment, bei der Platane war ja das furchtbare Gemetzel, und wir zogen uns auf dem näm-

lichen Wege zurück. Macht rasch, Ihr Gesellen! rief er den Andern zu, wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Reiter sollen voraus, so befiehlt der Coronel, und die zu Fuß in der Stille folgen, kein Schuß soll fallen, hättet Ihr auch Euern Mann so sicher auf dem Korne, wie der Jäger die pfeifende Amsel.

Schnell stand das kleine Corps geordnet und zog nun über die Berge dem Flusse zu; der Feind fand auf dem Wahlplatze nur noch die Todten, die Carlisten waren verschwunden.

21.

Ohne verfolgt zu werden, überschritten die Carlisten ungehindert den Fluß, und lagerten sich auf einer grünen Fläche, die ihnen gute Weide für ihre Pferde bot, setzten am andern Morgen ihren Marsch ungehindert fort, und langten um Mitternacht bei der Höhle an, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Am nächsten Morgen hielt Diego Musterung über seine Leute. Es war ein tüchtiger Haufe, alte benarbte Gesichter von wildem Ansehen, die wohl manche kühne, wenn auch nicht ehrenvolle That mochten

ausgeführt haben, junge Bursche, die wohl verwegen genug aussahen, um es mit bärtigen Christinos aufzunehmen, und nur Wenige, denen man es ansehen konnte, daß sie noch ihr erstes Probestück zu machen hatten. Achtzehn, die mit Rossen umzugehen wußten, wurden nun unter den Fußgängern gewählt, ihnen die Beutepferde zugetheilt, und so bestand die ganze Truppe, da in Christovals Abwesenheit noch mehrere hinzugekommen waren, aus 38 Reitern und 307 Mann zu Fuß, die jeden Augenblick in's Feld rücken konnten, diejenigen nicht mitgerechnet, welche, die Gefangenen und die Beute zu bewachen, gemeiniglich in der Höhle zurückblieben; doch wurde dieser Zufluchtsort oft gewechselt, und nur die Anführer wußten, wo er jedesmal war.

Der Pater Karmeliter traf immer noch nicht ein. Sie warteten schon mehrere Tage auf ihn, und keiner der ihm entgegen Gesendeten brachte Nachricht von seinem Anmarsch, hingegen kamen die ausgeschickten Kundschafter mit der Meldung zurück, daß sich bei Badelpeñas eine bedeutende Macht der Christinos zusammenzöge, selbst ein Bataillon von der Garde der Königin dort eingerückt sei, ja man erfuhr bald, daß sie die poblaciones der Sierra Morena überschritten und

gegen Baeza im Anmarsche wären. Jedoch waren sie nicht so stark als man anfangs ausgesprengt hatte, denn alle Nachrichten stimmten überein, daß es nur ein schwaches Bataillon Garde, zwei Compagnien Urbanos von Ciudad Real, 50 Lanciers und eine Kanone, zusammen ungefähr 800 Mann wären, die sich mit den Urbanos von Ubeda und Baeza vereinigen sollten. Diesen 1,400 Mann die Spitze zu bieten, schien Diego nicht räthlich, und doch durfte er diese Gegend nicht eher verlassen, als bis er Nachricht von der Verstärkung aus Murcia erhalten hatte. Er beschloß daher, die Gefangenen und das Werthvollste in eine nahe gelegene kleine, aber ganz verborgene Felsgrotte bringen zu lassen und sobald die Meldung eintreffe, der Feind habe sich in Baeza versammelt und rücke längs der Jarandilla vor, die Höhle zu verlassen und sich in die Trümmern des maurischen Schlosses zu ziehen, in der Gegend der Höhle aber einen als Hirten Gekleideten mit mehreren Ziegen zurückzulassen, um dem Karmeliter, im Fall er noch einträfe, Nachricht von seinem Aufenthalte zu geben.

An einem Abende, als Diego, verdrießlich über die Unthätigkeit, zu der des Paters Außen-

bleiben ihn verdammte, auf einem Fußwege seinen Plänen nachhängend spazieren ging, sah er in der Ferne zwei Männer im traulichen Gespräche sitzen. Sie mußten Freunde seyn, denn sie hatten sich Beide innig umschlungen, und der Kopf des Einen ruhte auf der Schulter des Andern. Diego trat näher, sie sprangen auf, und er sah einen jungen Mann mit einem Knaben vor sich, den nämlichen, der ihm schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit Christoval seiner Jugend wegen aufgefallen war. Er mochte ihren Gruß unfreundlich erwidern und mürrisch aussehen, und der junge Mann dies anders deuten, denn er raunte dem Knaben einige leise Worte zu, der auch sogleich mit mädchenhafter Schüchternheit sich Diego näherte, rasch seine Hand ergriff und sie küßte.

Was soll das? sagte dieser betroffen, das ist nicht die rechte Weise, seinen Befehlshaber zu begrüßen.

Señor, zürnen Sie nicht, bat der Andere, deuten Sie es nicht falsch. Ich will Ihnen gestehen, was meine Kameraden schon alle wissen; dies ist meine Juana, ein Mädchen, kein Knabe.

Und wie kommt sie hierher, was will sie hier unter Männern? fuhr Diego entrüstet auf.

Hören Sie mir freundlich zu, Señor, bat der junge Mann, und Juana blickte unter ihren langen schwarzen Wimpern traurig bittend zu dem alten Kriegsmanne auf. Sie ist die einzige Tochter eines wohlhabenden Landmannes von La Guardia: wir liebten uns und der Vater hatte nichts dagegen, wir liebten uns so herzlich, und zum Frühjahre, wenn mein neugebautes Häuschen, mit Wein umrankt, würde fertig seyn, sollte ich sie als mein Weib dort einführen. Da kommt der Befehl, daß sich die Bürger bewaffnen, die Urbanos sich in Bataillone formiren sollen, den alten Vater ergreift der Freiheitsschwindel, er verläßt den Weberstuhl, nimmt die Muskete, und verlangt von mir, ich sollte ein Gleiches thun. Wie konnte ich das? Señor, ich gestand ihm, daß mein Herz an Don Carlos hing und ich nie gegen meinen rechtmäßigen König fechten würde. Da verfluchte er mich, ich durfte sein Haus nicht mehr betreten und sah meine Juana wochenlang nicht mehr. War das nicht schlecht von ihm? Warum soll die Parteisucht Herzen trennen, was hat die Liebe mit der Constitution zu thun? War das nicht unrecht von ihm, Señor?

Diego schwieg, seine Gedanken waren bei Fernanda, bei Franzisko. Der junge Krieger

wartete eine Weile auf Antwort, da sie aber nicht erfolgte, fuhr er fort.

Nicht genug, daß er uns getrennt hatte, auch sein Haß verfolgte mich. Er gab mich den Behörden als eifrigen Carlisten an, und als ich eines Abends, in der Hoffnung, Juana zu sehen, um ihr Haus schlich, wurde ich gepackt und ins Gefängniß geworfen. Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß, ich nahm Dienste unter den Urbanos. Der alte Weber war entzückt, als er mich in der Uniform sah, ich durfte wieder sein Haus betreten, meine Juana sehen, sprechen, und das liebe Kind, treu an mir, treu an ihrem König hängend, folgte mir zu Christoval. Der Tag, an dem Sie zu uns stießen, Señor, war auch der erste, wo wir den Feind sahen.

Ist Juana Dein Weib? fragte jetzt Diego, aus seinen Träumen erwacht.

Nein, Señor, erwiderte der junge Kriegsmann, noch nicht.

Und willst Du Gefahr und Tod mit ihm theilen, Juana? wandte er sich zu dem Mädchen.

Mit Freuden! rief sie begeistert und schmiegte sich innig an den Geliebten.

So bleibe bei mir, wenn Du Muth genug hast, für Deinen König redlich zu kämpfen, und der erste Priester, dem wir begegnen, vereinige Euch, denn ohne Priestersegen dürfte ich Dich hier nicht dulden, Juana.

Das Mädchen küßte hocherröthend die Hand des alten Mannes, der, an Fernanda denkend, es jetzt willig duldete, und gerührt zu ihr sprach: Geh mit Gott, meine Tochter, geh in Frieden Deiner ernsten Bestimmung entgegen! Als die Liebenden ihn verlassen, setzte er sich auf die nämliche Stelle, wo er sie überrascht hatte und überließ sich seinen Gedanken; Zweifel stiegen in ihm auf, ob er auch Recht gehandelt habe, das Herz seines Kindes dem König und dem Vaterlande geopfert zu haben.

22.

Am andern Tage kam die Nachricht an, daß die Christinos in Baeza zum Abmarsche bereit wären, er glaubte nun keinen Augenblick mehr hier verweilen zu dürfen, ließ die Gefangenen tiefer in das Gebirge führen, und Alles, was

zur Bequemlichkeit in der Höhle gedient hatte, verbrennen und zerstören, damit die Christinos glauben sollten, er sei weit weggezogen und gedenke sobald nicht wieder zurückzukommen. Dann wartete er, bis die zum Einkaufe von Lebensmitteln ausgeschickten Leute wieder eingetroffen wären, und nur das Nothwendigste mit sich führend, setzte er sich nach den Trümmern der alten Burg in Bewegung. Hierbei hatte er die Vorsicht, erst hinunter nach dem Flusse zu marschiren, um die Feinde, die sicher seinen Fußstapfen folgen würden, irre zu leiten und sie glauben zu machen, er sei über die Jarandilla gesetzt. Erst von da erklimmte er einen steilen Fußpfad, wo sie nur mit Mühe und Gefahr die Rosse am Zügel hinaufführen konnten.

Wäre Diego seiner eigenen Meinung gefolgt, so würde er nach Murcia dem Karmeliter entgegen gezogen seyn, aber Christoval, den er jetzt bei Allem zu Rathe zog, machte ihm die Gegenvorstellung, daß die meisten seiner Leute aus Estremadura und der Sierra wären, und er wisse aus alter Zeit selbst zu gut, wie schwer es halte, das Volk fern von seiner Heimath zu führen. Diego glaubte seinem Rathe folgen zu müssen, bestimmte aber nur drei Tage zum läng-

hatte, in Ketten werfen ließ und die ferneren Unterhandlungen abbrach.

Der Angriff Dudenardes begann nun mit verdoppeltem Eifer, man wußte, daß allmählig die Lebensmittel in der Stadt zu mangeln begannen und Artevelde hoffte von diesem furchtbaren Feinde, den er nur zu gut kannte, Alles. Er gedachte der Hungersnoth in Gent; denn hätte damals ein Feind vor den Thoren gestanden und die vor Hunger ermatteten Bürger rastlos angegriffen, sie hätten, trotz ihrer Beharrlichkeit, endlich unterliegen müssen. Aber die vom Adel, von der Annäherung des französischen Heeres unterrichtet, theilten bei guter Zeit ihre Lebensmittel ein und entbehrten weislich lieber früher etwas, um nicht am Ende ganz hülflos zu sein. Sie ließen sich von dem erneuerten Angriffe und Stürmen der Städtischen nicht entmuthigen.

Noch einmal hatte sich bei einem allgemeinen Sturm Artevelde an die Spitze der Genter gesetzt, aber er war auch wieder zurückgeschlagen worden und der Muth der Vertheidiger blieb unerschütterlich; da ließ er Ademann von Brügge kommen, übergab ihm den Befehl des Belagerungsheeres, das freilich sehr geschmolzen war und ging mit Peter Dubois nach Gent zurück, um von hier aus die Anordnung zu dem bevorstehenden Kriege zu machen.

25.

Ganz Flandern war in Bewegung, in allen Städten sah man die Bürger unter Waffen; statt in ihren Werk-

sten Aufenthalte auf diesem gefährlichen Posten, wo sie umzingelt, abgeschnitten und, um sich durchzuschlagen, zu den verzweifeltsten Mitteln gezwungen werden konnten.

Am folgenden Morgen untersuchte er genau den Posten, den er bezogen hatte, ließ Munition und Lebensmittel in die halb verfallenen Keller schaffen und schickte alle Schläuche und Gefäße, die nicht voll Wein waren, nach dem kleinen mit Aloe bewachsenen Thale hinunter, sie dort zu füllen; er schärfte die nöthige Vorsicht ein und befahl ihnen, die Waffen mitzunehmen.

Die Trümmer der alten Burg lagen auf einem bedeutenden, mit schroffen Felsen hier und da umgebenen Plateau und nur zwei Fußpfade führten hinauf. Das alte Gebäude selbst bot noch manches zur Vertheidigung dar, Mauern, schwer zu erklimmende Schutthaufen, und zwei halb verfallene Thürme, die den heraufführenden Wegen gegenüberlagen, eigneten sich auch jetzt noch, die Fußpfade zu beschießen, eine Bestimmung, zu der sie wahrscheinlich schon früher gedient hatten. Da Diego befürchten mußte, hier vom Feinde angegriffen zu werden, so traf

er die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung und bestimmte für Jeden seinen Posten; 150 der besten Schützen waren außerhalb hinter den Klippen und Felswänden, selbst auf weit entfernten Punkten, vertheilt, den Feind desto länger aufzuhalten, 130 Mann, nebst der abgesessenen Reiterei, blieben zur Vertheidigung des Schlosses, 30 Mann besetzten die Thürme. Da wo das Schloß offen stand und keinen Schutz gewährte, wurden Gräben und Brustwehren aufgeworfen, wo aber der Schutt keine Mittel bot und der Felsen keinen Einschnitt erlaubte, Steine zu Brustwehren herbeigetragen und die Luken geschlossen, daß man nirgends ohne Hinderniß eindringen konnte. Christoval übernahm die Vertheidigung nach der Höhle zu, Eusebio, ein alter Kriegsmann aus Estremadura, die nach dem Quellenthale, und zu Jedem gesellten sich ihre Landsleute. Diego behielt sich die Vertheidigung des Schlosses vor; er ließ dicht bei den Thürmen aus weit hergeschleppten Baumstämmen zwei Stege zimmern, die über einen tiefen Graben führten und für den Fall, daß die Außenposten sich in das Schloß zurückziehen mußten, schnell abgebrochen werden konnten. Lebensmittel und Gerste waren für acht Tage aufgehäuft,

und

und Munition war so viel vorhanden, daß jeder Mann mehr als hundert Schuß für Carabiner und Pistolen hatte.

Die nach Wasser Gesendeten kehrten ohne Unfall mit gefüllten Schläuchen zurück, und am nächsten Morgen schickte Diego, trotz dem, daß seine Kundschafter ihm die Nachricht gebracht hatten, der Feind rücke morgen sicher aus Baeza, noch einmal Mannschaft hinunter, die geleerten Schläuche zu füllen, um auch vor Wassermangel sicher zu seyn. Aber der folgende Tag verstrich, ohne daß sich der Feind blicken ließ, der mit aller Vorsicht nach der Höhle marschirte. Unglücklicherweise war der Ueberläufer, der Christoval bei dem ersten Zusammentreffen mit den Christinos erkannte, bei dem Gefechte in der Schlucht davongekommen, und führte jetzt die Feinde nach dem ihm wohlbekannten Schlupfwinkel seiner ehemaligen Genossen. Sie fanden das Nest leer und in einem Zustande, der nicht leicht an die Rückkehr seiner Bewohner glauben ließ. Sie verfolgten nun, nachdem sie hier gerastet, die Fußstapfen und den Hufschlag der Rosse, welche sie an das Ufer des Flusses führten. Da aber jenseit die Fährte verschwand, ließen sie sich nicht weiter täuschen, kehrten um,

lagerten in und bei der Höhle, stellten vorsichtig Posten aus, und beschlossen auf Anrathen des Ueberläufers am andern Tage den Felsen zu erklimmen, um gegen die Trümmer des maurischen Schlosses zu rücken, wo sie die Rebellen zu finden hofften.

Ihr Erscheinen und Lagern bei der Höhle, ihren vergeblichen Marsch nach dem Flusse, so wie die Aufstellung ihrer Posten, erfuhr Diego noch in der nämlichen Nacht durch den zurückgelassenen Ziegenhirten, der hinter den Felsen die Christinos, ohne von ihnen gesehen zu werden, genau beobachten konnte. Er erwartete nun den Angriff gewiß auf morgen und war schon während der Nacht auf seiner Hut, versammelte beim Scheine des Mondes seine Schaar um sich, redete sie zutrauensvoll an und verlangte von ihnen zu wissen, ob sie sich sogleich zurückziehen, oder, sich in dem alten Schlosse vertheidigend, die Verstärkung aus Murcia erwarten wollten. Die Meinungen schienen getheilt, dies zeigte ein leises Flüstern, ein Besprechen unter einander, als plötzlich Eusebio der Ungewißheit ein Ende machte. Se or! redete er hervortretend Diego an: Sie haben hier allein zu befehlen, ob wir die Fahne mit dem Bilde der aller-

heiligsten Jungfrau auf dem Thurme flattern lassen, oder sie herabnehmen und den Rückzug antreten sollen; wir gehorchen Alle willig Ihrem Befehle und, wie es wackern Soldaten geziemt, brechen den Eid nicht, den wir schwuren. Da Sie aber unsere Meinung anhören wollen, so erlauben Sie einem alten Soldaten vorerst eine Frage: Wie lauten Ihre letzten Nachrichten über die Stärke des Feindes?

Höchstens 400 Mann Garde, 900 Urbanos, 50 Reiter und ein Geschütz, antwortete Diego.

Señor! fuhr jetzt der Alte fort: Ein Mann von uns gilt zwei von ihnen, und damit wären wir schon mit der Hälfte im Reinen; hinter diesen Mauern und Gräben kann Einer leicht Zwei von sich abhalten, und so sind wir ihnen an Kräften gleich. Das Geschütz hätten sie können zu Haus lassen, wenn sie den Krieg verständen, das kostet ihnen nur Mannschaften zur Bedeckung und hilft ihnen nichts. Meine Meinung, Kameraden, wäre daher, wir hielten Stand und zeigten den Blauröcken, daß wir sie nicht fürchten, vielmehr sie verachten. Wer einer Meinung mit mir ist, der schwenke seinen Hut! Und unter lautem Ruf: Viva Don Carlos! schwenkten

Alle ihre Hüte, und Freude glühte aus Diego's Auge.

Alter Kriegsgesell! redete er den Mann von Estremadura an und schüttelte ihm herzlich die Hand, Du hast aus meiner Seele gesprochen. Als wir noch unten lagerten, da war es mein Wille, Euch dem frommen Pater aus Murcia entgegen zu führen, ich bedachte jedoch, daß Ihr nicht gern Eure Heimath weit im Rücken lasset, und zog deshalb hierher. Jetzt aber, da der Feind so nahe ist, da unser Posten, die gerechte Sache, für die wir fechten, und unser fester Glaube an den Allmächtigen uns den Sieg versprechen, weshalb sollen wir dem Feinde den Rücken wenden? Seht dort, wendete er sich nach dem Thurme, auf welchem die Fahne der sanctissima virgen wehte, seht unser Banner, wie feierlich es der Mond bestrahlt, wie herrlich es der Nachtwind umrauscht und entfaltet; wo die Heilige schützt, da ist der Sieg gewiß! — Geht jetzt zur Ruhe, fuhr er nach einer Pause fort, während welcher die Krieger sich bekreuzend und andachtsvoll nach der Heiligen aufblickten, die Weichlinge da unten sind von dem weiten Marsche ermüdet, ehe die Mittagssonne sie nicht auf den Scheitel brennt, stehen sie uns nicht gegen-

über. Gute Nacht, Kameraden! Das Kriegsvolk legte sich nun auf Gottes kühler Erde froh und wohlgemuth zur Ruhe, nur Diego blieb wach und schritt sorgenbeladen unter den Trümmern umher, welche die Bilder der Vergangenheit in ihm hervorriefen. Ich habe doch immer wenig Glück gehabt, war der traurige Gedanke, der ihn ergriff, wenn er an sein Leben zurück dachte. Seit meinem Knabenalter mußte ich mit Noth kämpfen, und die wenige Habe, die mir blieb, die kleine Stelle, die mich kaum nährte, bot ich mit meiner Hand einem Mädchen an, das mir nur ein gebrochenes Herz als Mitgift zubrachte und bald von mir schied. In ihres Kindes Lächeln glaubte ich Ersatz zu finden und fand ihn, da riß Satan auch dieses Glück mir aus dem Herzen und es verblutete nicht, es schloß sich für ein neues Wesen auf, das mich wieder an die Erde band; dieses Wesen — hat es mich oder habe ich es unglücklich gemacht? — Er schüttelte, mit sich unzufrieden, sein graues Haupt. — Murre nicht, alter Thor! murmelte er vor sich hin, sei nicht undankbar, gab dir Gott nicht der Dichtung Schwingen, die Nacht dir zu erhellen, den Dornenpfad dir mit Rosen zu bestreuen und wo eine Hölle dir ward, dir ein Paradies zu

zaubern? Und war es auch nur eine Täuschung, die dich beglückte, ist nicht das ganze Leben ein Traum, aus dem wir nur jenseits enttäuscht erwachen? Darum murre nicht, alter Graukopf, denke, daß du so nahe deinem Ziele, das Schwert in der Rechten, das Kreuz in der Linken, für den Glauben und deinen König fechten, für dein Vaterland sterben kannst. Was verlangst du mehr, Ungenügsamer, als solch Ende? Da unterbrach ein Geräusch seine ernsten Gedanken, er sah zwei Männer auf einer umgestürzten Säule sitzen, die leise zusammen sprachen. Er nahte sich und erkannte bald Juana und ihren Geliebten.

Klopft Dein Herz nicht, Juana? fragte eben jetzt Hilario, ihr Bräutigam.

Es klopft, wie immer laut, und hämmert und pocht, wenn Du mich umfangen hältst, mein Geliebter.

So meine ich es nicht, Juana, ich meine jetzt den kommenden Tag; fürchtest Du ihn nicht?

Ja, Hilario, ich fürchte ihn, denn der Gedanke, Dich könnte ein Unfall treffen, ängstigt mich trotz meiner Zuversicht; Deinen Tod könnte ich nicht überleben. Aber sorge nicht, daß ich Dir deshalb Schande machen würde, ich will

ruhig zielen, meinen Carabiner losbrennen, so gut wie Einer, und das Pfeifen der feindlichen Kugeln verhöhnen, denn so wie Du mir gesagt, entgeht der Feige so wenig seinem Geschicke, als der Muthige; und sollte ja mein Herz mir pochen, will ich nach der Fahne der heiligen Jungfrau blicken, sie wird gewiß meinen Muth stärken.

Dies Gespräch machte auf Diego, der, um sie nicht zu stören, sich leise entfernte, einen sonderbaren Eindruck. Hätte Fernanda nicht mit gleichem Muthe, mit gleicher Hingebung an seiner Seite fechten können? Warum mußte er sie in dem Hause eines treulosen Freundes, eines Christino, lassen? Er bereute den gefaßten Entschluß, den er nicht mehr ändern konnte, und ging tief betrübt nach seiner Lagerstelle zurück, wo der Himmel ihm einige Stunden erquickenden Schlaf schenkte.

23.

Der verhängnißvolle Tag nahte; kaum verkündete ihn die Dämmerung, so kam auch schon in dem alten Schlosse Alles in Bewegung. Hier wischte der Eine den Nachtthau von seinem Ge-

wehre, dort schraubte der Andere einen frischen Stein auf den Carabiner, dieser ladete seine Jagdbüchse, während ein junger Bursche auf den Fall, daß er mit dem Feinde handgemein werden könnte, sein langes Messer an einem Granitblocke schliff, und als es scharf genug war, in die an seinem Gürtel befestigte Scheide steckte, oder es an der Mündung seines Gewehres, wo eine Vorrichtung dazu angebracht war, statt Bajonnets befestigte; keiner stand müssig, ein Jeder war mit sich und seinen Waffen beschäftigt. Als nun die Sonne hervorbrach, versammelte Diego seine Schaar. Ehe wir zu dem blutigen Werke schreiten, sprach er, laßt uns zu unserm Gott beten, ihn um Verzeihung unserer Sünden anflehen, und so gestärkt im Glauben und Vertrauen unser Schicksal als muthige Streiter des Herrn erwarten. Er knieete nieder, Alle folgten, die Waffen in der Hand, seinem Beispiele und murmelten leise in tiefer Andacht ihr Gebet. Als es beendet war, erhob sich Diego. Gott stärke Euern Arm, sprach er feierlich, stärke Euern Muth, Euer Vertrauen, und gebe seinen Streitern den Sieg! Eine tiefe Stille folgte, noch auf den Knieen, die Häupter gesenkt, als erwarteten sie den Segen ihres

ſtätten zu ſitzen, übten ſie ſich auf den öffentlichen Plätzen in Führung der Pike und des Schwertes und ſchoſſen in den Gräben mit der Armbruſt nach dem Ziele; Konſtabler ſetzten die in damaliger Zeit noch ſehr unvollkommenen Geſchütze in Stand und die Zünfte, ihre Rottmeiſter und Hauptleute an der Spitze, verſammelten ſich des Sonntags, wo ſie ſonſt ihren Vergnügungen nachzugehen pflegten, auf den grünen Angern vor den Thoren, um ſich in allerlei Kriegsbewegungen und Stellungen zu üben.

Zwiſchen Menin und Courtray verſammelten ſich nun die Flandrer. Alle Städte, mit Ausnahme Tournays, Lilles und Oudenardes, ließen ihre Mannſchaft an die Lys rücken. Brügge ſchickte ſein Kriegsvolk nur gezwungen und ſelbſt mehrere kleine Städte hätten gern den Krieg beendet geſehen, wenn ſie auch, dem Frieden zum Opfer, ſich ihrem rechtmäßigen Herrn hätten unterwerfen müſſen, denn ob Artevelde, oder der Graf von Flandern ſie regiere, war ihnen nach gerade ziemlich gleich geworden, da ſein Regiment, wenn es auch weniger drückend an Abgaben, doch blutiger und tyranniſcher war als das andere.

Der Graf von Flandern hatte gleich bei ſeiner Ankunft in Arras alle die aus den Städten Flanderns genommenen Geiſſeln frei gegeben und dieſe dadurch zu gewinnen geſucht, auch verfehlte er ſeinen Zweck nicht ganz. Belebte auch noch der alte Muth das flandriſche Volk, ſo hatte doch die Erbitterung gegen ihren Herrn nachgelaſſen und es war nicht mehr der frohe Muth, mit dem ſie einſt zur Schlacht von Courtray gezogen waren. Doch machten die Genter hierin eine Ausnahme, ſie ergriffen die Waffen mit Freuden, zogen mit Begeiſterung aus, denn

alten Führers, wagte keiner aufzublicken, aufzustehen. Nun auf Eure Posten! befahl jetzt Diego und todesmuthig erhoben sie sich, jeder reichte seinem Freunde die Hand, wie zum ewigen Abschiede, die bisher in Feindschaft mit einander gelebt hatten, umarmten und versöhnten sich, dann, dem alten Thurme vorübergehend, auf welchem hoch oben die Fahne der heiligen Jungfrau im Morgenwinde flatterte, beugten sie ihr Kniee vor der Gebenedeiten, bekreuzten sich und gingen, ihr Ave Maria sprechend, ein Jeder mit gefülltem Schlauche und das Maisbrot in der Tasche, auf seinen Posten.

Diego war indessen auf den Thurm gestiegen, und stand, das Gesicht nach Granada gewendet, an die Fahne gelehnt. Noch einmal, ehe er vielleicht in die himmlische einging, wollte er seinen Blick nach der irdischen Heimath wenden. Er schaute hin, Wehmuth beschlich ihn, und ein leises Lebewohl quoll aus seiner Brust, dann von Allem, was ihn sonst so tief ergriffen, sich losreißend, stieg er vom Thurme, schwang sich auf sein Roß und ritt auf der Seite hinunter, wo Christoval befehligte. Hier erhielt er durch seine Kundschafter die Nachricht, daß die Christinos im Anmarsch wären, sich aber in zwei

Haufen getheilt hätten, wovon der eine, früher aufgebrochen, sich nach dem Quellenthale gewendet, der andere aber auf dem kürzesten Wege heranrücke. Der Ziegenhirt traf auch ein und gab die genaueste Nachricht: Die Garde und das Bataillon von Ciudad real folge ihm, und die von Baeza und Ubeda wären nach dem Quellenthale gezogen, die Reiterei, das Geschütz und 50 Mann Bedeckung seien bei der Höhle geblieben; höchstens wären es 1200 Mann, die gegen sie heranrückten.

Diego begab sich nun schnell zu den Männern von Estremadura, Eusebio zu benachrichtigen, daß der Feind auch auf dieser Seite heranziehe, und da er hier Alles in Ordnung fand, auch seine Leute noch einmal ermahnt hatte, nicht zu früh zu schießen, das Pulver zu schonen und besonders die Offiziere aufs Korn zu nehmen, kehrte er nach dem Schlosse zurück und nahm seinen Posten auf dem Thurme, von wo aus er Alles übersehen konnte. — Hier mußte er mehrere Stunden vergebens den Feind erwarten; sein Auge hatte indessen oft nach der Heimath hinüber geblickt, dabei aber ihrer nicht gedacht; kampflustig, siegträumend war die Seele des alten Kriegers auf dem Wahlplatze, sein Geist bei

dem bevorstehenden Gefechte; da gab ein Schuß auf der Seite der Estremadurer, der in dem Echo der Felsen tausendfach widertönte, das Signal zum Kampfe. Gelobt sei Gott! rief der Alte und zog sein Schwert, als stehe der Feind ihm gegenüber. Schuß folgte nun auf Schuß und das Feuer, von dem Feinde anfangs nicht erwidert, hielt ohne Unterbrechung an. Jetzt besonders auf der Seite des Quellenthales ward es heftiger. Die Christinos drangen nicht mehr vor; von dem Feuer der Carlisten abgehalten, faßten sie, gleich diesen, Posto hinter den hervorragenden Klippen und dem sie sattsam deckenden Gesträuch; nun aber, da die Carlisten den Feind gegen ihre Kugeln gedeckt sahen, ließ ihr Feuer nach, denn sie wollten die Munition nicht unnütz verschießen, und warteten es ruhig ab, bis der Feind aus seinem Verstecke sich wieder zum Angriffe hervorwage, wozu aber die Miliz von Baeza und Ubeda eben keine Lust zu haben schien.

Einen schweren Stand hatte Christoval. Den ersten Angriff der Urbanos warf er glücklich zurück und tödtete ihnen viele Menschen, da sie nicht einzeln, sondern in dichten Haufen den Felsen heraufklimmten, so daß jeder Schuß treffen

mußte. Den zweiten Angriff aber machten sie mit mehr Umsicht, sie drangen einzeln vor, während das Bataillon Garde geschlossen, so viel es das Terrain erlaubte, in mehrern Abtheilungen außer Schußweite folgte; jetzt aber, da die Urbanos die Carlisten heftig beschossen, suchte die Garde rasch vorwärts zu dringen. Wo eine Abtheilung sich durch Felsen oder dichtes Gebüsch gedeckt fand, machte sie Halt, sammelte sich und rückte so Christoval immer näher, der schon seine äußere Vertheidigungslinie verlassen und Diego von seiner Bedrängniß benachrichtigt hatte. Dieser sammelte sogleich 50 Freiwillige und rückte mit ihnen zur Unterstützung vor, sah aber bald, daß er bei dem bedächtigen planmäßigen Angriffe des Feindes doch endlich würde der Uebermacht weichen müssen; er gab deshalb hier und bei Eusebio den Befehl, sich in die Trümmer des alten Schlosses zurückzuziehen, er selbst stellte sich mit seinen 50 Mann geschlossen auf, den Rückzug der Seinen zu decken und ließ Bajonnet und Messer aufpflanzen. Zweimal mußte er die Abtheilung der mit Ungestüm heranandrängenden Garde mit gefälltem Gewehre vom Plateau des Schlosses zurückwerfen, wobei die auf den Thürmen und hinter die Mauern postir-

ten Schützen dem Feinde groſsen Abbruch thaten. Endlich da es Christoval gelungen war, mit geringem Verluste die Brücke und das Schloſs zu erreichen, trat auch Diego, dem feindlichen Feuer ganz blos gestellt, den Rückzug an. Aber nun konnte er seine Leute nicht mehr zusammenhalten, sie liefen zerstreut, was auch vielleicht das Beste war, dem Schlosse zu. Nur Sebastian, Antonio, Juana mit ihrem Geliebten und noch zwei Andere blieben bei ihm und zogen sich Schritt vor Schritt über die Brücke, die hinter ihnen schnell abgeworfen wurde; wenige von diesen Braven kamen ohne Wunde zurück.

Auf der Seite Eusebio's war der Kampf nicht so ernsthaft gewesen. Als er den Befehl zum Rückzuge erhielt, zog er sich von Klippe zu Klippe langsam dem Schlosse zu; die Stadtmiliz, ihn weichen sehend, ermuthigte sich und drang mit wildem Geschrei auf ihn ein, wurde aber bald durch ein lebhaftes Feuer zurückgewiesen. Als jedoch Eusebio, eine Stockung bei der Brücke befürchtend, eine Abtheilung nach der andern im schnellsten Laufe zurückgehen lieſs und nun mit der letzten folgte, rückte wider Vermuthen ein Theil des Bataillons von Ubeda so tollkühn auf ihn an, daſs, ehe noch die Brücke

abgeworfen werden konnte, mehrere von ihnen mit in das Schloß drangen. Hätte das Feuer der hinter den Trümmern Aufgestellten nicht die Wuth der Angreifenden gekühlt, wäre das Bataillon seiner Spitze gefolgt, es wäre um die Carlisten geschehen gewesen, so aber wurden acht Mann von Ubeda gefangen; und nur mit Mühe konnte ihnen Diego noch das Leben retten.

Die Christinos zogen sich nun zurück, stellten sich, so selbst außer Schußweite, so versteckt als möglich auf, und man konnte von dem Thurme deutlich sehen, daß sie sich zu einem allgemeinen Angriffe vorbereiteten. Diego, obgleich am Arme leicht verwundet, traf alle zur Vertheidigung nöthigen Anstalten, sprach seinen Leuten Muth ein, zeigte auf die Fahne, die sie zu beschützen geschworen hatten und erwartete, von dem guten Geiste seiner Schaar sich überzeugend, vertrauensvoll den Angriff. Er erfolgte, doch so schwach und mit so wenig Nachdruck, daß er leicht abgeschlagen wurde, und die Feinde mit Hinterlassung einiger dreißig Todter sich schleunigst zurückziehen mußten. Auch die Carlisten hatten bei dem früheren Gefechte einige Todte gehabt, zählten viele Verwudete in ihren Reihen

und vermißten zwei Mann, deren Schicksal ihnen unbekannt geblieben war.

Sie sollten es bald erfahren. An der östlichen Seite des Berges tritt, ungefähr 600 Schritte von dem alten Schlosse, ein stumpfer Kegel zwischen den Felsmassen hervor, der von den Trümmern genau zu sehen ist. Hier schleppten die Christinos zwei Gefangene hin, in denen Christoval die zwei Vermißten, zwei Brüder aus der Sierra, wieder erkannte. Sie wurden im Angesichte der Carlisten niedergeschossen und ihre Leichname mit Hohn und unter Jauchzen vom Felsen hinabgeworfen. Dieser Anblick war das Signal eines allgemeinen Geschreies, mit dem Diego's Krieger den Tod der Gefangenen verlangten, und der sonst so mild fühlende Mann gab, von dem grausamen Benehmen des Feindes empört, ohne Weigern den Befehl, die achte, Bürger von Ubeda, an dem Thurme, worauf die Fahne wehte, aufzuknüpfen. Kein Priester war da, ihre letzte Beichte zu hören, kein Freund, sie in ihrer letzten Stunde zu trösten, nicht Weib und Kind, ihnen die brechenden Augen zuzudrücken, nicht einmal ein Grab in kühler Erde sollte ihnen werden. Die Unglücklichen, den nahen Tod vor Augen, flehten, suchten das Herz

der nach ihrem Blute Dürstenden zu rühren, aber selbst Diego, den die wilde Kriegswuth mit dem Knallen der Büchsen, mit dem Wimmern der Verwundeten, mit dem Herunterstürzen der Erschossenen, von neuem ergriffen hatte, blieb kalt und unerbittlich; statt Antwort, nach der mit dem Blute der Seinen bespritzten Stelle zeigend, gab er den Befehl, die Hinrichtung zu vollziehen.

Schon hingen sechs, nur zwei waren noch übrig, ein Mann von kräftigem Ansehen, jedoch schon bei Jahren und ein wohlgebildeter schöner Jüngling, welcher der Letzte seyn sollte, den schmählichen Tod zu empfangen. Señor und Ihr meine Landsleute! begann er, als man den Alten zur Leiter schleppen wollte: erlaubt mir ein Wort, ehe Ihr jenem Manne den Tod gebt, der, ohne gejammert, ohne Euer Mitleid angesprochen zu haben, muthig ihm entgegen geht. Für mich bitte ich nicht, ich habe weder Weib noch Kind, nicht Vater und Mutter, selbst keine Geliebte, die um mich trauert, keine Scholle Erde, mich darein zu begraben, ich bin frei, wie der Vogel in der Luft, den das Blei des Jägers trifft, was kümmert mich der Tod, ich lasse hier nichts zurück; aber auf dieses Mannes Heimkehr warten

ten ein Weib und zehn arme Kinder, ihnen gebt Ihr mit ihm zugleich den Tod. Seid milde gegen ihn, und wenn Ihr mich noch dazu zählt, so haben ja die Zwei von Euch an Sieben wohl Todesopfer genug. Erbarmt Euch, seid menschlich.

Wer bist Du, junger Mann? fragte Diego, von dieser kecken Rede betroffen.

Ein armer heimathloser Student, der nicht so viel gelernt hat, um sein Brod zu verdienen, und doch zu viel weiß, um mit der Hacke in der Hand es erwerben zu wollen. Ein Mensch, Señor, der nichts Böses that, der Hölle zu verfallen, nichts Gutes ausübte, den Himmel zu gewinnen und der gern vor seiner Heimfahrt noch ein gutes Werk stiften möchte, das ihn in das Himmelreich beförderte. Deshalb unterschreiben Sie ihm seinen Paß dorthin, indem Sie dem Manne da Leben und Freiheit schenken.

Glauben Sie ihm nicht, Señor, unterbrach ihn der andere Gefangene, der bis jetzt finster und in sich gekehrt noch kein Wort gesprochen und kein Auge von dem Jünglinge verwendet hatt, glauben Sie ihm nicht, er lügt! Er ist der Sohn wohlhabender Eltern, die um ihn jammern werden, ist meiner Tochter Verlobter, die

sich um ihn zu Tode grämen wird. Er denkt nicht an sich und die Seinen, nur an den Vater seiner Braut. Schenken Sie ihm das Leben, er wird meinem Weibe ein guter Sohn, meiner Tochter ein braver Gatte, meinen andern Kindern ein treuer Bruder seyn. — Nehmt mich allein zum Opfer!

Das Gemurmel der Umstehenden, ihr leises Flüstern, selbst einige Worte des Mitleids, die hier und da sich hören ließen, entgingen Diego nicht. Señor, seyn Sie barmherzig, raunte ihm Antonio zu, gedenken Sie Ihres Kindes! Da gedachte er Fernanda's, und das Mitleid in der Brust des alten Kriegsmannes ward wieder rege, er blickte theilnehmend auf die beiden Opfer, blickte im Kreise umher, und in diesem Augenblicke traten Christoval und Eusebio vor. Señor Coronel! sagte der Erstere, die Beiden jammern Sie, das liest man in Ihren Augen, auch uns geht es zu Herzen. Ich sollte meinen, die Erschossenen hätten an den Sechsen genug.

Handeln Sie ganz nach Ihrer Willkühr mit ihnen, ich glaube daß Keiner unter uns etwas dagegen haben wird.

Alle schwiegen, und eben wollte Diego das Wort Gnade aussprechen, als ein neuer Auftritt

sie, die andern Städte fast unumschränkt beherrschend, sahen sich als die Fürsten Flanderns an und der ärmste Handwerker dieser mächtigen Stadt dünkte sich mehr, als der reichste Kaufherr des unterjochten Brügge, und der Schlacht bei dieser Stadt gedenkend, zweifelten sie keinen Augenblick, das französische Heer zu vernichten.

Artevelde theilte zwar ihren Muth, aber ihr stolzes Vertrauen nicht. Durch die hartnäckige Vertheidigung Oudenardes, dessen Belagerung den verbündeten Städten so viel Blut gekostet hatte und noch kostete, war das Vertrauen zu seinem unwandelbaren Glück erschüttert worden. Eine innere Stimme rief ihm zu, daß mit der Ermordung der 1200 in Brügge und dem Tode des Grafen von Enghien sein Stern untergegangen sei und obgleich seine Macht seit jenem Tage wie ein reißender Bergstrom immer mehr angewachsen war, so konnte er sich seines Glückes nicht recht freuen und es umschwebte ihn ein finstrer Geist, der ihm das Vertrauen raubte und seinem festen Sinne etwas schwankendes gab. Seine rege Einbildungskraft, durch sein wildes, leidenschaftliches Gemüth noch mehr gereizt, neckte ihn noch oft mit dem Todtenbilde Graf Walters und wenn er im Zwielicht sinnend auf dem Sessel saß und seine kühnen Pläne durchdachte, war es ihm oft, als trete der schwarze Ritter, von den gemordeten Brüggern gefolgt, aus der getäfelten Wand hervor, schreite auf ihn zu, zeige die breite Wunde seiner Stirn und drohe ihm oder lache höhnisch. Dann, obgleich er sich wohl sagen konnte, daß es nur Spiel seiner Einbildungskraft sei, fühlte er immer eine Abspannung an Geist und Körper und am folgenden Tage ging er ernst umher, nicht fähig, et-

die Umstehenden von den Gefangenen ablenkte. Durch den dicht geschlossenen Kreis der Krieger drängte sich Juana, deren langes aufgelöstes Haar, vom Winde durchrauscht, wild über ihr bleiches Antlitz flatterte; unter herzzerreißendem Weheruf und mit stieren Blicken winkte sie den ihr folgenden Männern, den sterbenden Hilario in den Kreis zu tragen. Hier setzt ihn nieder, gebot sie, hier sollst du sterben, mein Geliebter, redete sie zu ihm, hier wo die Rache dir ein blutiges Opfer bringt. Kämpfe nur noch wenige Augenblicke muthig gegen den Tod, wie Du gegen den Feind kämpftest, damit Dir noch im Sterben die Freude wird, Deine Todtenopfer Dir vorangehen zu sehen. Eilt, eilt! rief sie, wild ihr langes Haar schüttelnd, seht Ihr denn nicht, daß schon sein Auge bricht, schon der Mund im letzten Todeskampfe zuckt. Geschwind, bei allen Heiligen beschwör' ich Euch, meine Freunde, geschwind, tödtet sie, ehe er stirbt! Dann warf sie sich über den Geliebten, der an ihrer Brust im Todeszucken verschied.

Der Anblick des Sterbenden, das Aufschreien der Unglücklichen, ihr Händeringen, ihr Ruf nach Rache wirkte gewaltsam auf die Menge. Fort mit ihnen zum Tode, fort zur Blutrache!

riefen Viele, aber Diego ſtellte ſich als rettender Engel vor ſie: Nicht alſo, meine Gefährten! ſagte der Alte von Granada mit lauter ernſter Stimme, Ihr habt die Gefangenen mir überlaſſen und ſomit habe ich nur allein über ſie zu verfügen, wie ich auch, vermöge meiner Würde, als Euer Feldoberſter, über Alle, ohne Eure Zuſtimmung, zu verfügen gehabt hätte. Der Todte verlangt kein neues Opfer, und wenn der Schmerz jener Unglücklichen ihr Herz nicht mehr ſo furchtbar zerreißt, dann wird ſie mir ſicher danken, daß ich das Andenken an den Geliebten nicht durch eine neue blutige Scene entheiligen ließ. Keiner wage zu widerſprechen! rief er zornig, als einige junge Männer hervortraten. Abtrotzen laſſe ich mir nichts! Ich ſchenke den Beiden das Leben, ſie ſind frei, mögen zu den Ihrigen zurückkehren und ihnen ſagen, daß die Anhänger des Don Carlos menſchlicher ſind, als die ausgearteten Söhne der Freiheit, daß ſie Gleiches mit Gleichem vergelten, aber auch barmherzig ſeyn können. Er winkte, der Kreis öffnete ſich, doch ehe die Männer von Ubeda gingen, nahte ſich der Jüngere und küßte Diego dankerglüht die Hand. Möge Gott Ihnen einen ſanften Tod ſchenken, ſagte der Alte. Beide ſprangen dann

über die Bruſtwehr, und als ſie ſich frei ſahen, dankten ſie Gott für ihre Rettung, fielen ſich dann um den Hals und eilten nun zu den Ihrigen.

Während dem hatte Juana neben dem Todten gekniet, jedoch den Blick unverwandt auf Diego gerichtet; anfangs drückte er verhaltene Wuth, ſpäter nur noch bittern Schmerz aus, jetzt aber als die beiden Chriſtino's ihrem Auge entrückt waren, ruhte ihr Blick traurig auf Hilario, deſſen Todeskampf nicht ſchwer geweſen ſeyn mochte, denn er ſchien auch im Tode noch zu lächeln.

Du ſchläfſt ſo ruhig, mein Geliebter, ſprach, die Wehmuth auf ihren Lippen, das Mädchen: Schlaf ſanft, quäle Dich nicht mehr um das Irdiſche, ich will Dich ſchon rächen. — Du warſt ein zu edler Mann, als daß ein Opfer Dir genügen könnte. Wenn der Morgen graut und das Knallen der Büchſen Deinen Grabgeſang beginnt, die Kugeln über Dir pfeifen und Du trotzig den Tod verſpotten kannſt, da Du ſelbſt jetzt der Tod biſt, da naht auch meine Stunde, am Abende liege ich bei Dir und ſie ſcharren uns zuſammen in eine Grube! — Verſprechen Sie mir das, Señor, weiſen Sie meine zweite Bitte nicht zurück, wie die erſte, ſprach ſie auf-

ſpringend und mit Haſt vor Diego tretend: Laſſen Sie uns in einem Grabe neben einander ruhen!

Wenn Gott über Dich beſchloſſen haben ſollte, dann ja, Unglückliche! erwiderte Diego.

Auch der Himmel wird meine Bitte erhören, ſagte Juana, rollte einen Stein neben den Todten, ſetzte ſich darauf, legte ſein Haupt in ihren Schooß, als ob ſie ihn dort weicher betten, er ſanfter ſchlummern könne, und blieb, den Blick auf ihn gerichtet, regunglos ſitzen.

24.

Der Feind hatte den ganzen Tag über nichts weiter gegen die Carliſten unternommen und ſich in zwei Abtheilungen auf den beiden nach den Schloßtrümmern führenden Wegen in einige Entfernung zurückgezogen. Dies ließ Diego glauben, er erwartete Verſtärkung und wollte vorher keinen weitern Angriff wagen, allein er irrte. Der feindliche Befehlshaber hoffte, wenn er das Geſchütz heraufbringen könne, leicht die lockere Bruſtwehr einzuſchießen und das Schloß mit Sturm zu nehmen; er hatte deshalb ſchon

am Tage Vorkehrungen getroffen, den Weg so viel als möglich in Stand zu setzen, damit das auseinander genommene Geschütz, welches ein Sechspfünder war, nebst seiner Lafette durch Menschen heraufgeschafft werden könne. Von der Stärke der Carlisten ziemlich genau unterrichtet, fürchtete er ihre Ausfälle nicht.

Von allen Nachrichten abgeschnitten, war Diego nicht ohne Bekümmerniß; seine letzte Zuflucht, sich mit der Besatzung durchzuschlagen, blieb immer ein gewagtes Unternehmen, wenn auch der dazu gewählte Weg vom Feinde nur schwach besetzt war, der fast unzugängliche nämlich, auf welchem er diesmal heraufgekommen war. Er saß eben, als es zu dunkeln begann, mit Christoval und Eusebio auf dem Thurme und überlegte, ob es nicht besser sei, schon in dieser Nacht zum letzten verzweifelten Mittel zu schreiten, als Eusebio plötzlich laut jubelnd aufsprang. Die Hilfe von Murcia ist in der Nähe! rief er. Seht dort auf jenem Berge die Feuer! Diego und Christoval blickten auf und sahen auch fünf kleine Feuer, wie sie in dortiger Gegend in kalten Nächten die Ziegenhirten von zusammengetragenem Gestrüpp anzumachen pflegen, jedoch heute in Gestalt eines Kreuzes flam-

mend; dies war das heilige Zeichen, womit die Carliſten einander ihre Ankunft kund thaten. Sogleich änderte ſich Diego's Meinung und die Andern ſtimmten mit ein, daß die von Murcia, und wenn auch nur 200 Mann ſtark, ſich während der Nacht heraufſchleichen ſollten. Bei dem erſten Schuſſe wollte Diego mit aller Macht hervorbrechen und die ihm zunächſtſtehenden Urbano's von Ciudad real angreifen. Man glaubte den Feind nicht beſonnen und muthig genug, einem raſchen unerwarteten Angriffe zu widerſtehen.

Wie aber den Pater Karmeliter von dieſem Plane unterrichten? Doch hierzu fand Chriſtoval das Mittel. Er hatte unter ſeinen Leuten einen jungen Mann aus daſiger Gegend, der des Weges ganz kundig und entſchloſſen genug war, ſein Leben daran zu wagen, wenn ihm nur für den Fall des Gelingens ein tüchtiger Lohn verſprochen würde. Der Mann ward herbeigerufen und fand ſich willig zu der Unternehmung. Er wurde genau von dem Zwecke ſeiner Sendung unterrichtet und erhielt den Auftrag, ſobald er angekommen ſei, ein Feuer löſchen zu laſſen, wenn der Pater in den Plan einging, ein zweites auszuthun und alle, ſobald man ſich in Marſch ſetze. Mit dieſer Inſtruction verließ der Bote

das Schloß. Dem Anſcheine nach brauchte er wohl drei Stunden, ehe er die Verſtärkung erreichen konnte, als aber dieſe Zeit verſtrichen war und die Feuer immer noch flackerten, ſank ihre Hoffnung. — Doch jetzt — welche Freude! verſchwand das eine, ſie jauchzten auf — aber ihr Jubel war zu voreilig, bald brannte es wieder, und je ſtärker die Flamme leuchtete, deſto ſchwächer ward ihre Hoffnung. So ſaßen ſie wohl noch eine halbe Stunde, den Blick immer nach den fernen Flämmchen gerichtet, bis einmal eines erloſch, bald darauf folgte ein zweites, und kurze Zeit darauf erloſchen ſie alle. Gott und St. Georg ſei gedankt! rief Diego, nun wollen wir die Unſern noch einige Stunden ruhig ſchlafen laſſen, dann wecken und uns in aller Stille zum Kampfe vorbereiten. Nach Verlauf dieſer Zeit ſtand die Schaar, 260 Mann, in zwei Abtheilungen zum Hervorbrechen bereit, auch ward die Brücke ohne das mindeſte Geräuſch wieder hergeſtellt.

Aber die Nacht ging vorüber und noch fiel kein Schuß. Schon konnte man durch die Dämmerung die feindlichen Poſten hinter den Felſen auf- und abgehen ſehen, als endlich das ſo langerſehnte Signal ſich hören ließ, Diego mit

den Seinen aufsprang und über die Brücke auf den Feind zustürzte. Christoval zog sich links und fiel dann ihm in die Seite, während Eusebio bei stetem Feuern der Murcier im Rücken der Christinos mit Geschrei gerade auf sie eindrang, und schon konnte man den Ruf: Viva el Rey, viva Don Carlos, viva la santa Religion! vernehmen, mit dem ihre Cameraden heraufdrangen. Jetzt begann auch das Feuern von Eusebio's Schaar, die Urbanos wichen und von allen Seiten floh der Feind, auch die in dem Schlosse Zurückgebliebenen brachen nun zur Verfolgung hervor, als sie die von Ubeda und Baeza den Rückzug antreten sahen.

Der Feind war überfallen und, viele Todte zurücklassend, gänzlich in die Flucht geschlagen; jetzt stießen die im Verfolgen begriffenen Carlisten von beiden Seiten auf einander und begrüßten sich mit freudigem Siegesrufe. Diego ging dem Karmeliter entgegen, beugte sein Knie und küßte die nervigte Hand, die ihm der Mönch mit dem stolzen Bewußtseyn darreichte, als gebühre ihm dieses Zeichen von Unterwürfigkeit. Auch Diego's ihn umgebende Krieger, nun schon wochenlang ohne Priester, beugten ihre Kniee vor dem riesenhaften Mann, der in derber Faust

ein großes Kruzifix hielt, mit dem er so gut wie mit einer Keule seinen Gegner hätte niederschlagen können. Saul hat 1000 erschlagen, David aber 10,000! rief er mit donnernder Stimme, lobt deshalb den Herrn! Dann nahm er das Kreuz in seinen linken Arm, streckte die Rechte gegen die Knieenden aus und sprach: Der Herr segne Euch und vergebe Euch Eure Sünden, die Ihr in diesem heiligen Kampfe für die allerheiligste Kirche begangen habt und noch begehen könntet. Scheut kein Blut, wenn es nur das Blut der Ketzer ist, und Ketzer sind alle, die das Schwert gegen die Kirche führen. Bannt das Mitleid aus Eurer Brust, Mitleid gegen die Sünder ist Sünde, von der ich Euch nicht lossprechen kann, und fechtet unter dem heiligen Banner, das ich Euch vortragen werde, wie einst die Makkabäer, die im Blute der Heiden sich badeten. — Nun erhebt Euch und stärkt Euch mit Speise und Trank!

Diego war schon früher aufgestanden, er konnte bei den Worten des Karmeliters nicht sein Herz zu Gott erheben; das war der fromme Pater Jacinto nicht.

Was steht Ihr hier und gafft! rief der Pater dem mit ihm gekommenen Volke zu. Fort

hinter den Feind drein, schlagt ihn auf der Flu
nieder, daß die Erde von diesen Sündern ger
nigt werde und keine Spur von ihnen bleib
fort Ihr trägen Arbeiter des Herrn, Ihr ha
schon meinen Segen genug erhalten und bedür
ihn nicht mehr; fort!

Sie gehorchten und machten sich schnell a
die fliehenden Feinde zu verfolgen. Bring d
Schlauch her, Bruder Gregorio, und lassen S
uns hier durch Wein, Brod und ein gebraten
Kaninchen die ermatteten Lebensgeister stärke
sprach er zu Diego, dann will ich Ihnen All
berichten, was Ihnen zu wissen nöthig ist.

Diego dankte unter dem Vorwande, sein
Kriegern folgen zu müssen; der Karmelit
brummte, nahm jedoch den Becher zur Han
der Laienbruder, den Schlauch unter dem Arm
band ihn auf, preßte ihn, und der Wein v
Alicante floß in den hörnernen Becher, den d
Mönch mehreremale leerte.

Diego hatte seinen Andalusier bestiegen, u
war, so geschwind es sich auf dem felsigen Weg
thun ließ, den Racheilenden gefolgt. Imm
noch hörte er in der Entfernung einzelne Schüs
und bald überzeugte er sich, daß hier nicht vi
mehr zu thun sei; die Seinen hatten die Berg

was mit Ruhe zu überlegen oder zu ordnen, denn immer schwebte noch, wenn auch nur wie der Schatten des Schattens, das düstre Bild vor seinem Auge.

Aber auch in der Wirklichkeit zog ein finstrer Geist heran. Die Nähe des französischen Heeres hatte den Muth derjenigen Bürger von Gent belebt, die, ihrem Herrn getreu, nur mit Unmuth das blutige, tyrannische Joch ertrugen, in das Artevelde die freien Bürger gespannt hatte. Die Reichen, selbst die Schiffer, welche den Tod ihres Syndikus nicht vergessen konnten, auch die Geistlichkeit, verbanden sich im Geheim und selbst Peter Dubois, ohne wirklichen Theil daran zu nehmen, begünstigte in der Stille die Verschwörung, an deren Spitze Herr Roger Everwein stand.

Sobald als Artevelde Gent mit dem Kriegsvolke verlassen haben würde, wollten sich die gutgesinnten Bürger in den Besitz der Stadt setzen, Hülfe sollte ihnen von Antwerpen werden, so daß sie den Ausgezogenen, wobei sich alle Chaperons befanden, die Rückkehr in die Stadt verwehren zu können hofften. Roger Everwein, nicht ahnend, daß Alice diesmal ihrem Gatten ins Feldlager folgen würde, glaubte sich auch von dieser Seite gesichert und zweifelte nicht mehr an dem glücklichen Ausgange des Unternehmens.

Aber nur selten schläft der Verräther. Einer der Schiffer benachrichtigte Dubois von dem, was vorgehen sollte und da dieser, der von der ganzen Sache genau unterrichtet war, sah, daß sie nicht geheim bleiben würde, entschloß er sich, Artevelde selbst davon in Kenntniß

besetzt und feuerten auf die im Thale wieder gesammelten Garden und Urbanos, die nun in Eile den Rückzug nach Baeza antraten und jetzt eine Schlucht erreicht hatten, wo zur Deckung des Rückzuges nur wenige aufgestellt zu werden brauchten. Diego überließ hier Christoval, zu dem sich viel Leute des Karmeliters gesellt hatten, die weitere Verfolgung; er selbst wollte sich zurück zu dem Pater begeben, durch welchen sein so lange bewährter Freund Jacinto ihm nicht ersetzt zu seyn schien. So unangenehme Empfindungen das rauhe wilde Benehmen dieses Mannes auch in ihm erweckt hatte, mußte er doch der guten Sache wegen Rücksichten nehmen und ihn schonen. Auch glaubte er ihn nicht lange allein lassen zu dürfen, da er heute leicht Gelegenheit finden konnte, seine blutdürstigen Gesinnungen zu befriedigen; er wollte daher im schnellsten Trabe der Höhle vorbei nach dem Schlosse reiten, als ihn dort ein Grausen erregendes Schauspiel zurückhielt. Vor der Höhle lagen die 50 Lanzenreiter und mehrere Urbanos, die bei dem Geschütz zurückgeblieben waren, meist mit Messerstichen durchbohrt und rein ausgeplündert, wie zu einem Scheiterhaufen aufgeschichtet; vor ihnen war aus den 50 Lanzen der Getödte-

ten ein hohes Kreuz künstlich geformt, dem das auseinander genommene Geschütz als Fußgestell diente. Am Eingange der Höhle lagerte ein Haufe Carlisten aus Murcia, die, als Gegensatz zu jenem Bilde, das Leichenmahl hielten und mit wildem Gejauchze zechten.

Als Diego mit seinem Gefolge heranritt und sich ihnen als ihr Anführer kund gab, sprangen sie auf und empfingen ihn mit lautem Jubelgeschrei. Er dankte zwar, doch geschah es nicht in der herzlichen Weise, wie er den Gruß der andern zu ihm Gestoßenen erwiedert hatte; er stieg nicht ab, rief nur den Anführer herbei und ließ sich berichten, was sich hier zugetragen. Da erfuhr er, daß der, dem Karmeliter entgegen geschickte Mann diesem unter andern erzählt habe, daß das Geschütz, die Reiterei und eine kleine Bedeckung der Urbanos bei der Höhle zurückgeblieben sei, worauf Pater José sogleich beschlossen, erst diese zu überfallen, ehe er den Feind im Rücken angriffe. Das Unternehmen sei über alle Erwartung gelungen, sie hätten die Christines schlafend gefunden und meist alle ohne die mindeste Gegenwehr niedergemacht, keinem aber Pardon gegeben. Es hätte freilich für Sie, edler Señor, übel ablaufen können, meinte er,

denn war der Feind nur etwas auf seiner Hut, gab er nur eine Salve, so waren wir verrathen, überraschten die da oben nicht und leicht hätte das ganze Unternehmen scheitern können. Doch jetzt müssen wir uns freuen, daß es so gekommen ist, denn 55 Pferde, 30 Maulthiere und herrliche Waffen sind der Lohn unseres Sieges.

Wahrscheinlich erwartete nun der Erzähler ein großes Lob über seine Heldenthaten, Diego aber befahl ihm statt dessen, eine Grube graben, die Todten hineinwerfen und auf dem Hügel ein einfaches Kreuz aufrichten zu lassen; dann verließ er sie und ritt den Berg hinauf, den Karmeliter aufzusuchen. Er fand ihn nicht, wohl aber begegneten ihm viele der Seinen mit Waffen und Kleidungstücken beladen, die einzeln vom Verfolgen zurückkamen; die von Pater José's Partei brachten keinen, Christovals Abtheilung nur wenige Gefangene, die sie nach den Trümmern des alten Schlosses führten. Hier erhielt auch Diego Nachricht von Eusebio, der die fliehenden Urbanos, die nirgends Stich gehalten, bis gegen die Venta von Jandutilla verfolgt hatte, aber schon mit den Seinen auf dem Rückwege begriffen war.

Als Diego sich nach dem Pater José erkundigte, behaupteten Alle, er müsse hier im Schlosse

seyn, Jeder wollte den heiligen Mann gesehen haben und doch waren er und der dienende Bruder nicht aufzufinden. Diego, dem Alles daran lag, den Karmeliter vor der Rückkehr seiner Leute zu sprechen, ging selbst den Mönch aufzusuchen, von dem er glaubte, daß er in irgend einem verborgenen Winkel seinen Siegesrausch ausschlafe. Er fand ihn auch bald in einem noch nicht ganz verfallenen Gemache des Thurmes, der gegen das Quellenthal zu liegt, doch nicht in dem Zustande, wie er es geglaubt, auf einem Steine sitzen, ihm gegenüber Juana, das blutbefleckte Messer Hilario's in der Hand; Beide bemerkten ihn anfangs nicht. Das Mädchen saß regunglos, nur ihre Lippen bewegten sich, sie mochte beten; der Karmeliter hatte den Kopf auf seinen rechten Arm gestützt, der auf den übereinander geschlagenen Beinen ruhte, und sah finster und tückisch auf sie. Als er Diego gewahrte, sprang er auf, Juana aber hob nur den trauernden Blick nach dem Eintretenden und blieb ruhig sitzen.

Gut daß Sie kommen, Señor! rief der Pater dem alten Kriegsmanne entgegen und zog ihn mit sich aus dem Thurme: Hätte ich doch von einem guten Christen, für den man Don

Diego

Diego del Peñas hält, nicht erwartet, daß er bei dem Heere lüderliche Dirnen duldet, die mit den Streitern der Kirche umherziehen. Die Dirne muß sogleich fortgejagt werden.

Ereifern Sie sich nicht, guter Pater, nahm Diego das Wort, setzte sich auf eine Trümmer und gab Antonio, der ihm gefolgt war, den Befehl, Sorge zu tragen, daß Niemand sie störe. Sie sind über das Mädchen im Irrthum! wandte er sich dann zum Pater, welchen er nun mit ihrem traurigen Schicksal bekannt machte, der aber dennoch auf ihre schnelle Entfernung beharrte. Diego lächelte mitleidig. Ueberlassen Sie das mir, ehrwürdiger Herr, entgegnete er ihm, und theilen Sie mir lieber mit, was Sie mir aus Murcia von den Anhängern unseres edlen Königs zu sagen haben und welche Hülfsmittel an Menschen, Geld, Waffen und Munition Sie mir zuführen.

Ich habe von dem Prior meines Klosters nur den Auftrag, mit meinen Leuten zu dem Señor Diego zu stoßen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Wie viel führen Sie mir zu?

Zehn Berittene und 480 zu Fuß, Alle wohl bewaffnet, erwiderte Pater José, 14 mit Geld

und Pulver beladene Maulthiere, und überdies liegen 400 Gewehre in St. Jago el Hornillo verborgen, die wir erhalten können, wenn wir sie bedürfen, schöne blanke Gewehre, die ein Engländer für schweres Gold uns zugeführt hat. Das Geld, welches ich mitbringe, reicht zu sechsmonatlichem Sold meiner Leute, auch zu Kleidung und was sonst noch Noth thun könnte; übrigens liegt in der Sagra Sierra Wein genug vorräthig, um uns lange damit versorgen zu können.

Welcher Offizier befehligt Ihren Trupp? fragte nun Diego.

Offizier? fuhr der Pater heftig auf: Glauben Sie, die fromme Schaar, die ich anführe, folge nicht lieber dem Kreuz, als dem Degen? — Ich selbst bin ihr Anführer!

Und wollen es auch bleiben? fragte Diego.

Par Dios! ja Señor! antwortete der Karmeliter trotzig.

Werden Sie unter meine Befehle treten?

Der Pater besann sich einige Augenblicke, nahm dann ein Blatt aus seiner Tasche, durchlas es, besann sich wieder, dann sagte er: Wir

ſtreiten ja für eine gemeinſchaftliche Sache, ſo können wir auch gemeinſchaftlich den Befehl führen —

Das geht nicht, Pater! unterbrach ihn Diego verdrießlich: Ein Haupt muß allein das Ganze leiten, und das wird auch wohl Ihre Inſtruction beſagen.

Der Pater brummte unverſtändliche Worte vor ſich hin und erhob ſich von ſeinem Sitze: In Kriegsſachen, nun ja! ſagte er dann unmuthig und verließ Diego ſchnell, der, mit ſeinem neuen Unterfeldherrn unzufrieden, nach dem Thurme zu Juana ſich begab.

25.

Ein Schuß, der nach einer Weile dicht beiden Trümmern fiel, rief ihn bald wieder zurück und nach dem Orte hin, wo er gefallen war. Hier fand er den Pater, von einer Menge Soldaten umgeben, in deren Mitte ein erſchoſſener Chriſtino lag. So möge es allen Feinden der Kirche ergehen! rief eben der Karmeliter, als Diego in den Kreis trat und mit dem Befehl, durch Trommelſchlag das Kriegsvolk zuſam-

men zu rufen, die Rede des Paters unterbrach. Den sich schnell versammelten Soldaten untersagte er dann mit ernsten Worten und bei Todesstrafe jede ohne seinen besondern Befehl verübte Gewaltthat. Pater José bebte vor Wuth, wagte es aber doch nicht, sich dem Befehle zu widersetzen und in offenen Kampf mit dem Manne zu treten, der so furchtbar ernst, so würdevoll vor ihm stand; er schwieg. Jetzt, als die Soldaten entlassen waren, bat Diego den Mönch, ihm zu folgen. Ehrwürdiger Vater! begann er, da sie weit genug entfernt waren, daß Niemand sie hören konnte: Wagen Sie es nie wieder, dergleichen aus eigenem Willen zu thun. Die Hand, die Segen spendet, darf kein Blut vergießen, der Mund, der Gott für den Sünder um Barmherzigkeit anfleht, darf nicht solch' unbarmherzigen Befehl geben. Achten Sie nicht auf meine Worte, so sende ich Sie in Ihr Kloster zurück und führe Klage gegen Sie bei Ihrem Obern.

Mir das? Dem Diener der Kirche, dem die Macht verliehen wurde, Sie von Ihrer Gemeinschaft auszustoßen, mir wagen Sie zu drohen? rief der Pater von Zorn erglüht.

Ja, ehrwürdiger Herr, erwiderte Diego mit

Ruhe und Festigkeit, das wag' ich! Wir dienen nicht dem Gott der Juden, dem strengen rachsüchtigen Gott, wir beten den Vater der Barmzigkeit an.

Und doch ließen Sie die sechs Ketzer an dem Thurme aufhängen, fiel ihm der Mönch hohnlachend in die Rede.

Das that ich, weil ich dem Feinde zeigen mußte, daß ich stets Gleiches mit Gleichem vergelten werde, ich that es, weil ich es für Pflicht, für Klugheit hielt und um fernere Greuelthaten der Feinde zu verhindern; auch steigen jetzt noch Zweifel in mir auf, ob ich recht daran that, nur als Repressalien werde ich zu solch' blutiger That schreiten. Ueberhaupt, Pater José, fuhr er in seinem Unmuthe fort, es ist, so wie ich sehe, nöthig, daß wir uns über Mancherlei verständigen, daes mir scheint, wir haben zwar Ein Ziel vor Augen, betreten aber ganz verschiedene Wege, dahin zu gelangen. Sie halten die Christinos für Ketzer, die man mit Feuer und Schwert vernichten, ich für Irregeleitete, die man, wenn es nicht anders seyn kann, mit Gewalt ihrem rechtmäßigen König unterwerfen muß; Ihr Vaterland ist das Kloster, mein Vaterland ist ganz Spanien, in dem ich keinen Halm, keine Blume

knicken, dessen Reben, dessen Saaten ich erhalten, beschützen möchte. Euch ist es gleichgültig, das Land zu verwüsten, wenn Eure Klöster, Eure Kirchen nur fest und unerschütterlich stehen —

Ira de Dios! fiel ihm der Mönch mit Heftigkeit in die Rede: Was sprechen Sie, Señor? —

Die Wahrheit, Pater José, die Wahrheit, die keine Inquisition, keine menschliche Gewalt unterdrücken kann.

Sie sind kein ächter Streiter der Kirche —

In dem Sinne, wie Sie es meinen — Nein! Der allmächtige Gott bedarf auch unsers schwachen Armes nicht, ihn zu beschützen, wohl aber der König, der nicht allmächtig ist, wohl die frommen Diener der Kirche, die jetzt hülflos sind, weil sie früher allmächtig seyn wollten, und es durch die Thorheit der Menschen auch wurden —

Und es noch sind, fiel ihm der Pater mit Stolz in die Rede.

Sie irren, Pater José! erwiderte Diego, Ihr Reich ist vorüber — Es hat auch Spanien wahrlich nicht beglückt — Es zieht ein strahlender Geist durch die Welt, allmälig Licht über den Erdball verbreitend, fuhr er dann nach einer Pause fort, in welcher sein Auge flammend gen

zu ſetzen, um doch wenigſtens auch hierbei, wo es über den Seckel der Reichen hergehen mußte, zu gewinnen.

Er ging zu Artevelde, überraſchte ihn zwar mit der Nachricht der Verſchwörung, doch brachte ſie ihn nicht außer Faſſung und faſt ſchien es, als durchſchaue Artevelde Dubois und ahne ſeine Mitwirkung. Ruhig hatte er deſſen Bericht angehört, ihn mit keinem Worte unterbrochen und als dieſer beendet, rief er einen Diener und befahl ihm, Herrn Roger Everwein hierher zu entbieten; dann traf er die nothwendigen Anordnungen, deren Ausführung er Dubois, wohl gegen deſſen Wunſch, übertrug. Er glaubte in dieſem entſcheidenden Augenblicke, wo er der allgemeinen Anſtrengung der Genter bedurfte, kein Blut vergießen zu müſſen und dies bis nach der erſten gewonnenen Schlacht zu verſparen, deshalb ließ er nur die Angeſehenſten verhaften, der ganzen Zunft der Schiffer aber befahl er, gewaffnet auszurücken und ihn ins Lager von Courtray zu begleiten.

„Herr Roger!“ redete er den Eintretenden an — „Ihr ſteht an der Spitze einer Verſchwörung gegen mich, Eure Mitgenoſſen werden in dieſem Augenblicke verhaftet — Euch aber ſei, um Eurer Tochter willen, verziehen. Gebt nach Hauſe, verlaßt mit keinem Tritt Euer Haus, ſehet, ſprechet Niemand als Alice, der ich es erlauben will, zu Euch zu gehen. So wie Ihr dieſen Befehl übertretet, ſeid Ihr des Todes — richtet Euch darnach!“

Unentmuthigt hatte Roger Everwein ihn angehört. — „Artevelde!“ ſagte er ſtolz „Durch Euch hat mich Gott tief gebeugt und Ihr wähnt, durch Großmuth mich noch tiefer zu beugen; Ihr irrt, Eure Schonung iſt Verſtel-

Himmel ſah, das Dunkel wird durch ihn zur Dämmerung, die Dämmerung endlich zum Tage. Langſam iſt ſein Flug, langſam und bedächtig; er blendet nicht durch plötzlichen Glanz das ſchwache Auge der Sterblichen, er gewöhnt es allmälig, ſein Licht zu ertragen, zu erkennen, den Glanz ſeiner himmliſchen Strahlen mit irdiſchem Auge zu faſſen. Wenn er ſeine Flügel ſchüttelt, ſo fallen Funken, wie Sternſchnuppen herab und erleuchten die dunkle Nacht, in der die Welt umfangen lag. Solche Funken ſahen die, ſo jenſeits der Pyrenäen wohnen, den Tag verbreitend, herabſtrömen; ſie wollten plötzliches, überirdiſches Licht, fingen die Strahlen deſſelben in einem Brennſpiegel auf, und flammende Gluth verbreitete ſich, das, was ſie vorfand, zerſtörend, aber nichts wieder aufbauend. Sie theilten uns die Flammen mit, und trauernd zieht der Genius auch über unſere verwüſteten Fluren, denn der himmliſche Geiſt will erleuchten, ſchaffen, beſſern, verſchönern, nicht zerſtören, ohne wieder aufzubauen. Aber gegen ihn, gegen ſein heiliges Licht, wenn es ſanft und wohlthätig die Welt beſtrahlt, könnt Ihr nicht ringen und kämpfen, Ihr müßt ſeinem Lichte folgen oder in Eurer Finſterniß untergehen.

Ich verstehe von Alle dem, was Sie eben sagten, kein Wort, meinte der Karmeliter.

Ich glaube es wohl, Pater, deshalb will ich für Sie verständlicher reden. Die Millionen Opfer der Inquisition schreien schon lange nach Rache, hütet Euch, daß sie jetzt nicht über Euch losbricht. Es ist eine böse Zeit, reizt sie nicht; geht, das heilige Kreuz in der Hand, den Kriegern voran, führt sie zum Siege, aber genießt die Früchte Eures Sieges als Menschen, nicht als blutgierige Tieger. Jeder Gefallene ist ein irregeleitetes Kind des Vaterlands, kein Fremdling, der es zu zerstören hereinbrach, jede Kugel, die trifft, trifft einen Spanier, bedenkt dies und seid menschlich. — Und können Sie nicht menschlich seyn, Pater, üben Sie noch einmal blutige Rache, fuhr er, heftiger werdend, fort, hör' ich noch einmal Klage und Weheruf über Sie, wie ich es so eben aus dem Munde der Unglücklichen vernahm, die ich gleich einer leichtsinnigen Dirne ausstoßen sollte, — dann Wehe Ihnen! — Beim großen Gott, vor dessen Richterstuhl wir Beide stehen werden, ich ahn' es auf furchtbare Weise. Den kurzen Weg, den ich noch zu gehen habe, will ich nicht durch Ihre Gräuel beflecken lassen.

Pater José sah den erzürnten Alten verwundert an; sein Stolz wollte losbrechen, doch die edle Haltung des zornigen Mannes gebot ihm Vorsicht, und schnell wußte er seinen Groll zu unterdrücken. Sie haben es zu verantworten, Señor, sprach er, gleichgültig scheinend, wenn der Muth der Unsern bei Ihrer Milde erlahmt. Handlen Sie, wie Sie es vor Gott, Ihrem König und der heiligen Kirche verantworten zu können glauben, die Schuld falle auf Sie.

Sie falle auf mich! sagte Diego feierlich, zutrauungsvoll tret' ich vor meinen Richter.

Am andern Morgen hielt er Musterung über das ganze Kriegsvolk. Der Verlust, den es in den beiden Gefechten gehabt, war nicht bedeutend, und doppelt durch die zu ihrer Fahne übergetretenen Gefangenen und durch Landvolk ersetzt, so daß Diego, nachdem die in der Höhle erbeuteten Pferde den hierzu Tauglichsten übergeben waren, sich an der Spitze von 786 Mann zu Fuß und 70 Reitern befand. Es wurde nun beschlossen, das für sie jetzt noch nutzlose Geschütz an einem sichern Orte zu vergraben, dann diese Gegend zu verlassen und sich nach Andalusien zu wenden, wo man von den Klöstern Unterstützung, von dem Landvolke aber erwar-

tete, daß es schaarenweise zu den Fahnen des Don Carlos strömen würde. Auch beabsichtigte Diego hierbei, besonders wenn er auf dem linken Ufer des Guadalquivir bliebe, sich mit den im Rondagebirge befindlichen Guerillas in Verbindung zu setzen. Wider Vermuthen ging der Karmeliter in diesen Plan ein, obgleich er sich dadurch von seinem Magazin von Weinschläuchen in der Sagra Sierra entfernte; auch die von Murcia, meist heimathloses Gesindel, ließen es sich gefallen. Noch am nämlichen Tage wurde eine Abtheilung mit Maulthieren nach St. Jago el Horuilla geschickt, die dort befindlichen Gewehre abzuholen.

Ehe Diego das alte Schloß verließ, hatte er noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Alle von ihnen auf dem Wahlplatze Gebliebenen waren nach dem Schlosse geschafft worden, um dort in einer Grube verscharrt zu werden. Nur für Hilário wurde ein eignes Grab gegraben, worin er und Juana, die man am Morgen neben der Leiche des Geliebten todt gefunden, gelegt wurden.

Als der Karmeliter das geweihte Wasser über die Entschlafenen sprengte und mit donnernder Stimm den Abgeschiedenen das Him-

melreich verhieß, als Schutt und Steine über die Todten geschüttet, der Hügel aufgethürmt und das einfache Kreuz aufgerichtet war, da ergriff Diego die Wehmuth, da zog ihn die Sehnsucht hin nach dem Friedhof von St. Lucas; seine Seele war bei den Lieben, die schon so lange dort ohne ihn schlummerten. Erst als, den Segen zu empfangen, sich Alle auf die Kniee warfen, erwachte er aus seinem Traume; andachtvoll kniete auch er hin und betete zu Gott, sich der Seelen der Gefallenen, sich seiner trauernden Seele zu erbarmen.

26.

Señor Ariego hatte Fernanda in seine Wohnung eingeführt. Dotthin ließ sie ihr Bett, ihren Sessel, den kleinen Arbeitstisch und die Laute bringen, und richtete sich ein Cabinet, das an ihre prachtvoll meublirten Zimmer stieß, ganz wie ihr kleines Stübchen auf der Alhambra ein. Señor Carlos war von ausnehmender Güte gegen sie, und hatte seine Schwester vermocht, Fernanda's wegen zu ihm nach Granada zu kommen, wo sie auch in einigen Tagen erwartet

wurde. Jeden Morgen glaubte er seinen Sohn umarmen zu können; jeden Abend mußte er sich getäuscht zur Ruhe legen. Der vorsichtige Kapuziner, obgleich von Diego's Abreise unterrichtet, wollte doch seinen Bürgen nicht eher der Haft entlassen, bis er sichre Kunde habe, daß dieser bei seinen Leuten angekommen sei. Erst als er diese Nachricht erhielt, entließ er ihn und so kam Franzisco erst spät in Granada an.

Fernanda hatte vor diesem Augenblick gebangt, und doch ihn so sehnlich erwartet. Als sie ihn wieder sah, als er mit der Gluth seiner unvergänglichen Liebe ihre Hand ergriff, sein Auge beredter war, als der Mund, da mußte sie alle Kraft sammeln, ihren Gefühlen nicht zu erliegen. Sie empfing ihn herzlich, begrüßte ihn mit Liebe, duldete, daß er sie in seine Arme schloß, entzog ihm nicht den Mund zum Kuß des Wiedersehens, aber sie zeigte nicht die Wonne ihres Herzens, die sie nur nach schwerem Kampfe zu unterdrücken vermochte, sie dämpfte nur mit Gewalt die Flamme, die so glühend in ihr, wie in Franzisco's Herzen loderte.

Ihm entging diese Veränderung nicht. Du empfängst mich, wie eine liebende Schwester den Bruder, nicht wie eine Braut ihren Verlobten,

ſagte er traurig, als der Vater ſie allein gelaſſen hatte: Du biſt ſo kalt, Fernanda!

Glaube das nicht, Franzisco! erwiderte ſie mit dem ihr ſo eigenthümlichen wehmüthigen Tone: Mein Herz iſt unverändert, meine Treue unwandelbar, aber ſo lange des Vaters ſtrenges Wort mich von Dir trennt, ſo lange iſt die Liebe meinem Herzen die Thräne, die aus der Wunde des Weinſtocks quillt, nicht der Thautropfen, der am Frühmorgen die Roſe tränkt und erfriſcht; ich kann mich unſrer Liebe nicht erfreuen, und doch möchte ich ſie um Alles in der Welt nicht laſſen. Ich traure, daß wir noch nicht glücklich ſind, und doch kann ich mich nicht nach dem Augenblick ſehnen, wo das Glück mir werden ſoll. — Habe Geduld mit mir! Ich gebe mich Dir unverſtellt, aber dringe nicht weiter in mich; Du kennſt meinen Entſchluß, der, einmal gefaßt, unerſchütterlich feſt ſteht. Bis zur Entſcheidung unſres Schickſals ſei mir nur ein liebender Bruder.

Franzisco's glühender Leidenſchaft genügte das nicht, er verließ mißmuthig die Geliebte, die an der Bruſt der Doña Cecilia die Theilnahme einer mütterlichen Freundin fand. Ihr Zuſtand war beklagenswerth; mit unauflösba-

ren Banden an Franzisco gekettet, ihn innig liebend, vermochte nur der Tod ihres Vaters sie an das so lang ersehnte Ziel zu führen; deshalb konnte sie sich nie ganz ihren Gefühlen hingeben. In jedem Traume seliger Liebe trat das Bild des Sterbenden zwischen sie und Franzisco und sie liebte den alten Mann so sehr, er war ihr ja von ihrer Kindheit an Alles gewesen, Vater, Lehrer und Freund, und jetzt — der Störer ihres Glücks! Der Kampf der Kindesliebe gegen ihre Leidenschaft war schmerzlich, aber fest entschlossen, ihrer Pflicht getreu zu bleiben, hätte sie eher Franzisco's Herz gebrochen, als ihren Vater bis zum Tod gekränkt.

Eines Tages vertraute ihr Josefa, Vater Estevan sei bei ihr gewesen und habe ihr zu sagen befohlen, daß sie diesen Abend in der Dämmerstunde zu ihm kommen möchte, Pater Jacinto erwarte sie dort und wünsche sehnlich sie zu sprechen. Fernanda's Freude war groß, denn ihr Herz hing an dem frommen Pater, der sie so oft ermahnt, so oft getröstet hatte. Sie verließ daher, von Josefa begleitet, das Haus, was nicht auffiel, da sie dies, die Kühle des Abends zu genießen, häufig that und kaum, daß es dämmerte, stand sie schon vor Estevans

Wohnung, wo sie aber den Kapuziner noch nicht fand. Ungeduld und das Verlangen, einmal wieder ihren Lieblingaufenthalt zu besuchen, trieben sie hinaus, und sie ging mit Josefa nach dem alten maurischen Pallaste, wo sie sich so gern ihren Träumen und Phantasien überlassen hatte. Auch heute durchwanderte sie die weiten Gemächer der Königsburg und trat jetzt in den Saal der Abenceragen; hier gedachte sie der Edeln, die Verrath und Hinterlist auf dieser blutbefleckten Stelle mordeten, von ihnen führte ihre rege Einbildungkraft sie zu ihrem Vater, der treu seinem Könige, wie jene edlen Ritter dem ihren, eben so leicht durch Verrath und Tücke fallen konnte. Ihr grauste bei dem Gedanken, von dem sie der Ruf ihres Namens aufschreckte; sie wandte sich bebend und hinter ihr stand Franzisco.

Was wandelst Du noch so spät in diesen öden Hallen, was weilst Du hier einsam und ferne von mir, Fernanda? redete er sie fast unfreundlich an. Ich komme Dir ein Wort zu sagen, welches Dich sicher nach Haus zurück bannen wird.

Fernanda, die sich noch nicht von ihrem Schreck erholt hatte, starrte ihn ängstlich und

verwundert an, ohne nach dem verborgenen Sinne seiner Rede zu fragen.

Hörst Du nicht mehr auf die Worte Deines Franzisco? fragte er, und eine fliegende Röthe überzog sein bleiches Antlitz. So vernimm: Schon übermorgen müssen wir uns trennen —

Trennen, schon wieder trennen? rief Fernanda, der dieser Gedanke Leben und Sprache wieder gab — O! es trennt uns so Manches, manche blutbespritzte Hand!

Was sprichst Du, Mädchen? unterbrach sie Franzisco und zog die Zitternde an sein klopfendes Herz — Welche blutbespritzte Hand könnte uns trennen? -

Frage nicht weiter, rief sie, und komm! Hier wird es mir unheimlich — und im Dom der Cathedrale — setzte sie, starr vor sich blickend, hinzu. —

Was ist Dir, Geliebte? Du zitterst, sprich, was ist Dir begegnet? fragte er, sie innig an sich pressend.

Mir? Nichts! — Ein Traum — der Ort — Komm, bat sie, laß uns nach Hause gehen! Sie ergriff seinen Arm: Komm, mein Geliebter.

Franzisco

lung, der Tiger läßt seine Beute nie fahren; und verstellt Ihr Euch nicht, hätte wirklich der Himmel ein Wunder bewirkt und einen Funken Mitleid in Euer Herz gesenkt, er würde doch verlöschen, ehe er zur reinen Flamme aufschlüge. Deshalb zeigt Euch, auch gegen mich, unverstellt, denn Eure Großmuth verachte ich und Eure Schonung wäre mir nur bitter. Laßt mich das Loos der edlen Männer theilen, denen die Herrschaft des Pöbels unerträglich ist und denen Ihr ein Greuel seid!"

Artevelde lächelte ingrimmig „Geht und thut, wie ich befohlen!" sagte er kalt, ließ den Alten, ihn seinem Schmerz überlassend, allein stehen und ging zu seiner Gattin.

„Alice!" sagte er und sein Gesicht, das freundlich scheinen wollte, war dennoch umdüstert „Diesmal begleitest Du mich ohne Widerrede ins Feldlager von Courtray."

„Wie Ihr befehlt, Herr!" erwiederte sie.

Von dieser Nachgiebigkeit überrascht, wurde sein Mißtrauen wach — „Wie kommt es, daß Du jetzt so bereitwillig bist und sonst so hartnäckig mir ins Feldlager zu folgen verweigertest?" fragte er forschend.

„Weil ich glaube, Artevelde, daß ich diesmal muß!" erwiederte sie mit Ruhe „Die nächste Schlacht entscheidet über Euer Schicksal, es zu theilen dünkt mir Pflicht."

„Weißt Du, was indessen hier vorgegangen ist?" fragte er, sie scharf beobachtend.

„Ich weiß es nicht, mein Gemahl." sprach sie gleichgültig „Die Neuigkeiten dringen nicht bis in meine Einsamkeit."

Franzisco führte sie aus dem Palast, und wollte eben rechts hinab nach dem Thore der Gerechtigkeit mit ihr gehen, als Josefa ihr zuraunte: Vergessen Sie denn Pater Jacinto ganz?

Sie erwachte aus ihren Träumen. Mein Geliebter! sprach sie, stehen bleibend: Ich muß Dich hier verlassen, erwarte mich zu Hause, bald bin ich wieder bei Dir.

Und wohin willst Du? fragte der Erstaunte.

Das kann ich Dir nicht sagen.

Kannst es mir nicht sagen, wohin Du um diese Stunde gehen willst.

Nein Francisco, ich darf nicht!

So geh! sprach er ruhig: Geh mit Gott.

Zürnst Du mir? fragte sie, sich an ihn schmiegend.

Wie könnt' ich? erwiderte er sanft: Ein frommer Engel begleitet Dich ja stets.

Dank Dir für dies Vertrauen! rief sie und sank an seine Brust: Dank Dir, mein Franzisco! meine Liebe, meine treue Liebe wird es Dir vergelten.

Sie trennten sich; er schlich traurig nach dem Platze Vivarrambla zurück, und auf dem langen Wege stiegen, trotz seines Vertrauens,

dennoch manche Zweifel in dem glühenden Herzen des Spaniers auf, aber dachte er an die treue Liebe Fernanda's, so trat nur das himmlisch reine Wesen vor ihn, und das Vertrauen kehrte gestärkt in seine klopfende Brust zurück.

Fernanda fand diesmal den Pater, schon unruhig ihrer harrend. Meine Tochter! redete er sie an, und drückte die Gebeugte mit Vaterliebe an sich: Nur wenig Augenblicke sind mir vergönnt, Dich zu sehen, deshalb schnell zur Sache. Vermagst Du etwas über Franzisco, so halte ihn ab, daß er übermorgen nicht mit den Urbanos ausziehe. Sie ziehen Deinem Vater entgegen; träfen sie Beide auf einander, es möchten die Christinos oder die Carlisten siegen, so wärest Du für Franzisco für immer verloren. Deshalb wende allen Liebreiz, alle Schmeichelworte an, ihn zurückzuhalten. Er stelle sich krank, oder schütze eine nothwendige Reise vor, gleichviel, nur ziehe er nicht gegen Deinen Vater in's Feld.

Dir dies zu sagen, habe ich Granada wieder zu betreten gewagt, fuhr er nun fort, und ein wehmüthiges Gefühl ergriff ihn: Mir ist es, als wäre dies das letztemal, daß ich Dich sähe — Deshalb empfange meinen Segen, ihn

theilt des Prieſters Hand nicht allein aus, auch der väterliche Freund ſpricht ihn mit tiefbewegtem Herzen über Dich. Bleib tugendhaft und fromm, ehre Deinen Vater durch Gehorſam, und riefe ihn Gott ab von der Welt, ſo möge Dich die Erinnerung an ihn erheben und im Guten ſtärken. Möge es Dir wohlgehn, wie Dein frommes, wenn auch leidenſchaftliches Gemüth es verdient, möge Dir Gott Kraft geben, Glück und Unglück in Demuth zu ertragen.

Ich ſtehe allein auf dieſer Welt, fuhr er nach einer Pauſe fort, bin ein armer Wanderer, denn mir iſt nur ein Freund geblieben, und von dem ſchönen Baum aus meinem Frühlingsgarten biſt Du der einzige Sprößling, an dem ich mich ergötze, an dem mein Herz hängen kann; deshalb wird mir die Trennung von Dir ſo ſchwer, und doch muß ich ſcheiden. So lebe denn wohl, Tochter Iſabella's, Enkelin meiner Dolores, Gott ſei barmherzig gegen Dich, wie er es gegen mich ſündhaften Menſchen war! Er hob nach dieſen Worten die vor ihm Knieende auf, ſchloß ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme, ein ſchmerzvolles: Lebewohl! rang ſich aus ſeiner Bruſt, und ſo, von banger Ahnung begleitet, verließ er Fernanda und die Hütte, warf dran-

ßen noch einen Blick auf die verödete Wohnung des Freundes und verlor sich dann in dem Gebüsch.

Auch Fernanda verließ Estevan und eilte mit schwerem Herzen nach Hause; die Nachricht, welche Pater Jacinto mitgetheilt, die Worte des Abschiedes, die er gesprochen, hatten ihr ohnehin schon bewegtes Gemüth noch mehr erschüttert.

Franzisco erwartete sie schon an der Thüre, ehe sie aber noch mit ihm in das Zimmer trat, fragte sie ihn, ob es wahr sei, daß er schon übermorgen mit den Urbanos dem Vater entgegen ziehen wolle. Er läugnete, zu wissen, wohin der Zug gehe, und wußte es vielleicht auch nicht, bejahte aber, daß er schon am zweiten Tage Granada verlassen müsse. Da bestürmte ihn Fernanda, zurück zu bleiben, den Befehlen der widerrechtlich eingesetzten Junta nicht zu gehorchen, sich krank zu stellen, kurz jedes Mittel zu ergreifen, das ihn hindern könne, den unglücklichen Zug mitzumachen. Aber all' ihre Bitten waren vergebens. Meine Ehre befiehlt mir, in dem Augenblick der Gefahr die Partei, der ich Treue geschworen habe, nicht zu verlassen, erwiderte er auf Fernanda's Vorstellungen,

und beföhle es mir die Ehre auch nicht, geböte es doch die Klugheit und die Pflicht gegen meinen Vater; denn wollte ich unter irgend einem Vorwande zurückbleiben, würde ich der Junta verdächtig werden, und nicht die Gunst des Generalkapitains, nicht die Freundschaft des Xefe könnten mich und mein Haus gegen die Wuth des Pöbels schützen; meine Kriegsgenossen würden mich verachten und verlassen, und ich büßte für eine übereilte Handlung vielleicht mit Hab' und Gut und meinem Leben. Deshalb laß mich ziehen, Fernanda; in dieser aufgeregten Zeit darf man nicht die Dinge scharf abwägen, hat man keck an dem alten Gebäude gerüttelt, so muß man, was man einmal angefangen, auch vollenden, muß es niederreißen und sollte man auch unter seinen Trümmern begraben werden.

Fernanda hatte anfangs aufmerksam zugehört, zuletzt aber sich in Gedanken verloren. Ja, es ist eine verhängnißvolle Zeit! sprach sie vor sich hin, als spielten Kinder, so leichtsinnig würfeln sie um das Glück, um das Unglück Tausender. — O, ihr kühnen Söhne der Freiheit! rief sie, plötzlich auffahrend: Ihr habt das Rad aus seinem Gleise getrieben, nun rollt es unaufhaltsam dahin und Ihr mühet Euch

vergebens, es aufzuhalten, es reißt Euch selbst mit sich fort. — Ein zweiter Saturn verschlingt Eure Freiheit, diese so furchtbare Mutter, ihre eigenen Kinder, und ihr folgt Ihr mehr, als der Stimme des Herzens, als dem Rufe der Pflicht. — Aber, Du hast Recht, lenkte sie ein, befiehlt Ehre und Pflicht, so muß der Mann folgen; doch mir ist der Augenblick der Trennung doppelt schmerzlich, da ich weiß, wohin Du ziehst, gehe mit Gott!

Am zweiten Tage rollten die Trommeln, zwei Bataillone marschirten aus Granada, sich mit denen von Guadix und Alcala la Real bei Pinar zu vereinigen. Fernanda's Thränen waren nicht die einzigen, die flossen, als die Urbano's ihre Vaterstadt verließen, denn die Nachricht von dem letzten Treffen hatte nicht wenig Furcht in Granada verbreitet.

27.

Sobald als Diego die 400 Gewehre von St. Jago el Hornillo erhalten hatte, und die ausgeschickten Streifcorps ihm berichteten, daß aus Estremadura mehrere Bataillone regulairer

Truppen im Anzuge seien, beschloß er, zwischen Guadix und Granada in die Gegend der Sierra Nevada zu rücken, um in den Alpujarren die Anhänger des Königs, die schon in mehrern kleinen Haufen, jedoch ohne Anführer und gemeinschaftlichen Plan, durch die Gebirge zogen und die Christinos beunruhigten, an sich zu ziehen. Auch Pater Jacinto hatte sich vom Rondagebirge aus mit ihnen vereinigen wollen, aber es war ihm nie gelungen, da die Christinos die Hauptpässe besetzt hielten. Um den Feind über seinen Zug zu täuschen, schickte Diego Eusebio mit einem Streifcorps gegen Jaen, der sich jedoch dort nur sehen lassen und dann ihm nach der Gegend der Nevada folgen sollte.

Der Marsch ging ohne beunruhigt zu werden, längs der Jarandilla bis in die Gegend von Solera fort, als sie sich jedoch Cabra näherten, wurde Diego durch Landleute unterrichtet, daß 200 Urbanos den Ort besetzt hielten, um die Straße nach Guadix zu sperren. Er beschloß, sie am andern Tage zu überfallen und durch einen gewagten Streich seinen Ruf in dieser Gegend zu befestigen, denn es lag ihm Alles daran, dem Landvolke Vertrauen einzuflößen, und es zu solch' inniger Vereinigung für Don Carlos zu vermögen, als es den Exaltirten bisher ge-

lungen war, die Städte für ihr Prinzip zu gewinnen.

In aller Stille gelangte er vor Tages Anbruch bei Cabra an, wo er den Eingang zwar verrammelt, aber keine Posten außerhalb, keine auf den halbverfallenen Mauern aufgestellt fand. Er ließ sogleich die von Murcia vorrücken, und gab ihnen den Befehl, die Wagen und Balken, mit denen der Eingang gesperrt war, wegzuschaffen. Dies geschah nicht ohne Geräusch, und die in einem nahe liegenden Hause schlafende Wache ward dadurch geweckt, eilte hinaus, erblickte in der Dämmerung die Carlisten, noch mit der Wegräumung beschäftigt, gab Feuer, nahm die Flucht und machte Lärm. Schnell kam Alles in der Stadt in Bewegung, die Urbanos besetzten den Marktplatz, die Einwohner schlossen ihre Häuser und schickten sich schnell zur Gegenwehr an.

Indessen waren auch die Carlisten nicht müssig gewesen, hatten die Barrieren weggeräumt und drangen, den Pater José an der Spitze, muthig vor. Aber mit einem lebhaften Feuer aus allen Häusern begrüßt, stutzten sie, doch auf des Paters Befehl sprengten sie rechts und links die Thüren der Häuser, drangen ein und mordeten,

was sie darin fanden, warfen die Leichname auf die Straßen, und bald wirbelte Rauch und Flamme über die Dächer der angezündeten Häuser. Aber Haus für Haus mußte genommen, jeder Schritt mit Blut erkauft werden; muthig vertheidigten die Einwohner Hab' und Gut, Weib und Kind, und die fremden Urbanos, die hier nur ihre Ehre zu verlieren hatten, verließen bald den Marktplatz, da sie die Carlisten, den riesenhaften Karmeliter an ihrer Spitze, immer näher kommen sahen, und zogen sich in aller Stille durch das, nach Guadix führende Thor.

Dies hatte Diego erwartet und deshalb seine Reiterei mit einigem Fußvolk um die Stadt herum nach der Landstraße geschickt, die Feinde in Empfang zu nehmen. Es gelang völlig; in Unordnung verließen die Urbanos Cabra, die Reiter hieben ein, zerstreuten, verfolgten sie und nur wenige entkamen.

Im Orte selbst blieb sich der Widerstand gleich. Schon waren mehrere Carlisten getödtet und verwundet, die von Murcia beschäftigten sich mehr mit Plünderung der Häuser, als mit Erstürmung derselben und schon brannte es an mehrern Orten, und glücklich, daß der Wind die Flamme abwärts trieb. Diego's Absicht konnte

es nicht seyn, Cabra zu behaupten, warum sollte er an dem muthigen Widerstande der Einwohner seine Kräfte versplittern. Da gab er, zu Pater José's größtem Verdruß, den Befehl zum Rückzug, wobei er alle Mühe hatte, die Seinen aus den Häusern herauszutreiben, so fest hielt sie dort die Sucht zu plündern. Endlich gelang es ihm, er verließ den Ort und zog sich seitwärts die Höhen hinauf, wo er seine Leute, auch die Reiterei, wieder um sich sammelte. Hier warf er einen finstern Blick auf die noch rauchende Stadt. Armer König! seufzte er, als er nur von Antonio gefolgt, unter eine halb verdorrte Ulme getreten war. Wie theuer mußt Du Deinen angestammten Thron erkaufen, wie viel Blut ist geflossen, wie viel wird noch fließen, bis Du in Madrid einziehen, Dich im Eskurial zur Ruhe legen kannst? — Antonio! wandt' er sich dann zu diesem, die Rauchwolken, die von Cabra emporsteigen, sind keine Dankopfer, dem barmherzigen Gott gebracht, kein Sühnopfer, auf dem Altare des von Zwietracht zerrissenen Vaterlandes angezündet. Die armen Menschen da unten schliefen so ruhig und unbekümmert, und ihr Schlaf ward so furchtbar gestört —

„So geh zu Deinem Vater, er kann Dir das Weitere berichten. — Uebermorgen verlaſſen wir Gent!“ fuhr er fort „Sorge dafür, daß Du Dich mit aller Pracht an meiner Seite zeigen kannſt.“ Hierauf verließ er ſie und ging, um zu ſehen, ob Dubois ſeine Befehle pünktlich befolgt habe, ſie aber begab ſich zu ihrem Vater.

„Ich komme, Vater, auf Befehl Arteveldes hierher, Kunde von dem, was vorgefallen iſt, bei Euch einzuziehen; Freudiges mag es nicht ſein, ſonſt hätte er mich nicht zu Euch geſendet.“

„Ja wohl iſt es nichts Freudiges!“ erwiederte er „Gent iſt verloren und auch ich und meine Freunde ſind dem Verderben geweiht. Seiner Schonung traue ich nicht und mag ſie auch nicht; ihm will ich nichts verdanken.“

Alice's Geſicht erheiterte ſich, indem der Vater ſprach — „Beruhigt Euch, Vater!“ ſagte ſie freudig „Reizt ſeinen Zorn nicht und erwartet Alles von der Zukunft. Ihr ſollt nicht fallen unter ſeinem Henkerbeil, Gent nicht unter ſeinem blutigen Joche ſeufzen!“

„Alice!“ unterbrach ſie der Vater „Was geht in Dir vor? — Was willſt Du beginnen?“

„Nichts, Vater, was Euch betrüben könnte!“ erwiederte ſie mit Ruhe.

„Du warſt ſonſt mein frommes, duldſames Kind“ fuhr er mit bewegter Stimme fort „haſt bisher in Frömmigkeit gewandelt, keiner Sünde Schuld hat auf Dir gelaſtet — Und jetzt willſt Du Dich ſelbſt verderben? Du brüteſt über eine furchtbare That, der Zwieſpalt Deiner Seele raubt Dir bei Nacht den Schlummer, verſenkt Dich bei Tage in wache Träume.“

Da nahte sich ihm Pater José mit einem fremden Manne von wildem Ansehen, der nur halb gekleidet und mit verstörtem Blick auf sie zu trat. Señor! begann er, Sie sind doch Don Diego del Peñas?

Der bin ich! erwiderte dieser, durch das plötzliche Erscheinen des Mannes unangenehm überrascht.

Ich habe Ihnen wichtige Dinge, doch nur Ihnen allein, zu vertrauen.

Diego befahl Antonio, sie zu verlassen; dieser ging, blieb aber in der Nähe, um für jeden Fall zur Hülfe seines Herrn bereit zu seyn. Der Pater entfernte sich nicht.

Señor! begann dieser jetzt, mich sendet der ehrwürdige Pater Jacinto zu Ihnen.

Gieb her sein Schreiben! fiel ihm Diego in die Rede.

Das haben mir die Ketzer, die Christinos, entrissen, denen ich nur auf wunderbare Weise entkommen bin.

Das ist schlimm! sagte Diego, den Mann, der ihm verdächtig schien, scharf beobachtend, doch erzähle mir, wie es mit dem ehrwürdigen Pater steht und was sich mit Dir zugetragen hat!

Wir waren ein wackrer Haufe, begann jetzt der Bote, wohl an 700 Mann stark, durchzogen wir das Rondagebirge, machten die Straße von Cadix nach Granada und Sevilla unsicher, und dabei fiel uns manche gute Beute in die Hände, die wir den Kaufleuten von Cadix, den ärgsten Decamisado's in ganz Spanien, abnahmen; es glückte uns lange, denn der ehrwürdige Pater ist klug, verständig und besonders listig, aber endlich ward unser Treiben doch den Städtern zu arg. Die von Cadix, Sevilla, Arcos und allen kleinerern Städten zogen gegen uns aus; es waren wohl an 5000 Mann. Denen konnten wir nicht widerstehen, obgleich wir sie einzeln schon oft geschlagen hatten, und wir mußten immer tiefer in die Gebirge, wohin sie uns folgten. Pater Jacinto mochte plötzlich einen andern Entschluß gefaßt haben, denn er ließ uns, statt näher gegen Malaga zu rücken, seitwärts auf Loja zu marschieren, wo wir bei Solar über den Xenil setzten und uns in das Gebirge von Granada warfen. Von hier aus schickte er mich mit einem Schreiben zu Ihnen, welches er mir mit dem strengen Befehl übergab, es zu zerreißen, wenn ich dem Feinde in die Hände fallen sollte, und keine Rettung für

mich, mehr zu hoffen sei. Für den unglücklichsten Fall machte er mich mit dem Inhalte des Briefes bekannt.

Die Wege genau kennend, verließ ich in der Gegend von Illora den Pater, kam glücklich über die Landstraße, die von Granada nach Jaen führt, als ich jedoch die Cabeza montuosa betrat, stieß ich mitten im unbewohnten Gebirge auf einen Haufen Urbanos, die der Teufel dahin geführt haben mochte. Ich wollte umkehren, aber auch der Rückweg war mir abgeschnitten, und so blieb mir nichts weiter übrig, als den Berg hinaufzuklettern und auf diese Weise mich zu retten. Ich klimmte einen steilen Felsen hinan, sie konnten mir nicht folgen, schickten mir aber manch pfeifende Kugel zur Begleitung nach, und besetzten nun ringsherum den Berg. Ich kletterte immer weiter hinauf, und da ich mich umstellt sah, hielt ich es für's Beste, das Schreiben zu zerreißen und es nach und nach dem Winde zu übergeben. Hätte ich voraussehen können, daß ich mich in dickes Dorngestrüppe verbergen könnte und sie, als es dunkel wurde, wieder abziehen würden, hätte ich freilich das Schreiben nicht zerrissen.

Und sein Inhalt? fragte Diego, über die

lange Erzählung des Mannes schon längst ungeduldig geworden.

Das Schreiben enthielt für Sie, edler Señor, die Nachricht, daß Pater Jacinto in Anmarsch sei, sich mit Ihnen zu vereinigen. Er ersucht Sie, in der Gegend von Montejicar sich aufzuhalten und ihn dort zu erwarten; 700 wohl Bewaffnete führt er Ihnen zu.

In der Gegend von Montejicar? wiederholte Diego kopfschüttelnd — ist Dir Dein Gedächtniß auch ganz treu?

Treuer, als das Gold, welches ich von meinem Vater erbte, und das, da es rund war, mir schnell durch die Finger rollte.

Diego mißtraute dem Berichte des Mannes. Er versammelte eine Art Kriegsrath, wozu er Christoval, den Karmeliter und diejenigen zog, welche die Soldaten unter sich zu ihren Hauptleuten gewählt hatten. Fast Alle fanden die Stellung bei Montejicar, die von den Straßen von Guadix nach Granada und Ubeda eingeschlossen war, nicht geeignet, sich den Umständen nach frei bewegen zu können. Nur Pater José meinte, man müsse, es koste, was es wolle, den Kapuziner erwarten und ihm bis zu dem bestimmten Orte entgegen gehen. Da auch

der Bote versicherte, Pater Jacinto müsse höchstens in drei Tagen dort eintreffen, so wurde endlich beschlossen, bei Montejicar Halt zu machen und einige Tage daselbst zu warten. Der Karmeliter aber, immer zu harten Maaßregeln geneigt, ließ dem Boten die Arme auf den Rücken binden, und hielt ihn mit der Drohung, wenn sich nicht Alles, was er gesagt, wahr befände, ihn sogleich erschießen zu lassen, in strenger Obhut; Diego selbst fand diese Vorsicht nothwendig.

Bei Montejicar angelangt, wurden nach allen Seiten Streifcorps geschickt, den Feind auszukundschaften; Diego aber ließ täglich die Lagerplätze wechseln, näherte sich heute Guadix, und ließ sich morgen auf der Straße nach Granada sehen. Durch die ausgeschickten Streifcorps erhielt er nun die Nachricht, daß die Urbanos der umliegenden Städte sich in Granada und Guadix versammelten und zwei Schwadronen Carabiniers zu ihnen gestoßen wären, und er beschloß nun, nur noch den morgenden Tag auf Jacinto zu warten, und träfe er dann nicht ein, noch am Abend abzumarschiren, in der Nacht die Landstraße zu überschreiten und dann gegen die Sierra Nevada zu rücken. In den Alpujarren

hoffte er sich lange halten und sein schon über 1000 Mann herangewachsenes Corps verstärken zu können. Aber am Nachmittag erhielt er die frohe Kunde, Pater Jacinto sei nur noch wenige Stunden von ihm entfernt und werde noch vor Abends zu ihm stoßen. Schnell rückte ihm Diego mit einer starken Abtheilung entgegen und ohnfern Guadahortuna stießen sie auf einander.

Herzlich war das Wiedersehen der beiden Freunde. Sie umarmten sich im Angesicht ihrer Begleiter wie zwei lang getrennte Brüder, und so manche Erinnerung, manches Gefühl mochte in ihnen wach werden, denn lange ruhten sie schweigend Arm in Arm. So treffen wir uns doch in diesem Leben wieder, der Herr sei gelobt! sagte endlich Pater Jacinto, und führte ihm dann seine Schaar vor; es waren 774 Mann, die den alten Krieger mit einem lauten, Viva el Rey, viva Don Diego! empfingen, und dann Diego's Mannschaften begrüßten. Es war ein freudiger Anblick, wie diese sich gegenseitig die Hand so traulich schüttelten, als wären sie alte Bekannte und Freunde, emsig die Schläuche herbei holten, sich gegenseitig zutranken, und wie sie jetzt plötzlich von Neuem ein einstimmiges Viva ihrem Könige brachten, der im Norden

des

des Landes ihre Liebe nur ahnen, ihre feurige Begrüßung nicht vernehmen konnte.

Doch die Sonne senkte sich schon tief, und so befahl Diego den Aufbruch. Er selbst ritt mit Pater Jacinto voraus, damit sie ungestört mit einander sprechen konnten. Nicht gern bin ich bei Montejicar stehen geblieben, begann jetzt der alte Kriegsmann das Gespräch. Es ist ein gefährlicher eingeschränkter Posten, wo man sich nicht frei nach allen Seiten zu bewegen kann; aber ich mußte Sie dort erwarten, und so blieb ich —

Warum wählten Sie keinen andern? unterbrach ihn der Pater.

Stand mir die Wahl der Gegend frei, hatten Sie nicht Montejicar zum Sammelplatz bestimmt? entgegnete Diego.

Ich? fiel ihm der Pater verwundert in die Rede.

Nun ja! fuhr Jener fort, Sie, der mir den Boten sandte. Den Brief mußte er zerreißen, da ihn der Feind drängte, und so richtete er seinen Auftrag mündlich aus.

Pater Jacinto wurde nachdenkend. Señor! fuhr er plötzlich auf, sein Maulthier antreibend, damit sie dem Kriegvolk weiter voraus kämen. Hier ist Verrätherei im Spiel. Ich sandte Ih-

nen keinen Boten, erhielt aber einen von Ihnen, der auch das Schreiben, damit es nicht in die Hände der Christinos fiel, zerrissen zu haben vorgab. Er beschied mich zu Ihnen, und ich folgte der Einladung. — Der Mann war von wildem Ansehn, durch eine Narbe über der Stirn bezeichnet. —

Es ist der nämliche! rief Diego. Gut, daß ich ihn in sicherm Gewahrsam habe.

Señor! sagte nach einigem Nachdenken der Kapuziner, daß wir Beide betrogen sind, muß für Jedermann Geheimniß bleiben, denn würden es unsere Leute erfahren, verlören sie Muth und Vertrauen; den Boten übergeben Sie mir zum Verhör. — Haben Sie keinen Verdacht auf irgend Jemand der Ihrigen? fragte er dann, Keinen, dem Sie wohl solch Bubenstück zutrauen könnten?

Keinen! erwiederte Diego. Doch — ich wage es kaum auszusprechen — der Karmelitermönch, der mir aus Murcia Verstärkung brachte, scheint feindselig gegen mich gesinnt; er allein —

Pater Jacinto schüttelte bedenklich sein Haupt. — Fast unglaublich, sagte er nach einer Weile, und doch —

Sei es auch, wie es sei, so freue ich mich, Sie

hier zu sehen! unterbrach Diego die eingetretene Stille. Sind wir doch wieder beisammen, und können nun vereint und um so getroster unserm Schicksal entgegen gehen. Doch lassen Sie uns zurück in's Lager eilen, wer weiß, welcher Teufel dort in meiner Abwesenheit sein Spiel treiben könnte; ich will voraus und Vorsichtmaaßregeln treffen, denn obgleich mich die Sache überrascht hat und mich Mancherlei befürchten läßt, bin ich doch nicht entmuthigt. Können wir dem Kampfe gegen die Uebermacht nicht ausweichen, so wollen wir ihn doch als brave Männer bestehen. — Er winkte den wenigen Reitern seiner Begleitung, ihm zu folgen, drückte Pater Jacinto nochmals herzlich die Hand und sprengte davon.

28.

Bei dem Dorfe angelangt, wo sie heute ihren Lagerplatz genommen hatten, ritt er gleich zu dem Karmeliter, fragte nach dem seiner Obhut übergebenen Boten, und erhielt die beunruhigende Nachricht, daß er, während der Pater zu einem Sterbenden gerufen sei, Gelegenheit zur

Flucht gefunden habe. Diego hörte die Nachricht mit anscheinender Ruhe an, ließ gleich darauf das Volk von Murcia zusammentreten und befahl ihnen, sich aus ihrer Mitte einen Hauptmann zu wählen. Zugleich ersuchte er den Karmeliter, wenn der Kampf beginnen sollte, sich an die Spitze der Bataillone von Murcia und Granada zu setzen, Pater Jacinto würde ein Gleiches mit denen von Estremadura und aus dem Rondagebirge thun. Der Karmeliter, durch diesen Auftrag geehrt, konnte nichts dagegen einwenden, Gomez Batanero, früher Soldat, dann zum geistlichen Stande übergetreten, ein kühner unverzagter Mann, wurde von den Murciern zum Hauptmann gewählt, und Christoval mit seinen 400 Mann lagerte sich dicht bei ihnen, Eusebio aber erwartete den Kapuziner, um sich diesem anzuschließen. Patrouillen wurden nach allen Gegenden mit dem strengen Befehl ausgeschickt, vor Tages Anbruch wieder im Lager einzutreffen.

Als Jacinto die Nachricht von der Flucht des Boten erfuhr, glaubte er selbst dem Karmeliter nicht trauen zu dürfen, und stimmte ganz in Diego's Plan, in aller Frühe aufzubrechen, um wo möglich am andern Tage Veas del Rio

„Vater!“ erwiederte Alice „Meine sternenhelle Bahn hat sich verdüstert, das reine Blau des Himmelsdoms ist mit Nacht bedeckt und doch muß ich vorwärts, meinem Ziele entgegen. Ihr seht, ich gehe meinen Weg ruhig; bete als fromme Christin zu Gott, theile Almosen aus und beschenke die Kirchen, mehr kann ich nicht; meinen Weg muß ich gehen, stört mich nicht.“

„Ist es auch ein Gott gefälliger, den Du wandelst?“ fragte der Besorgte.

„Mein Herz liegt in der Hand Gottes — zwar ist es nicht mehr wie es war, sanft und duldend; es klopft stärker, lauter, stürmischer, aber es liegt noch immer in Gottes Hand. Quält mich nicht, Vater!“ bat sie „Ich bin mit mir und, wie ich glaube, auch mit Gott einig.“

„Mit Gott einig?“ fiel er ihr in die Rede und schüttelte sorgenvoll sein greises Haupt — „Und warum nimmst Du denn zu unnatürlichen Dingen Deine Zuflucht? Du trägst abgöttische, zauberische Dinge an Deinem Körper; auf Deiner Brust, ich weiß es, ruht ein Amulet, worauf cabbalistische Zeichen geschrieben sind. — Wer solcher Dinge bedarf, um sich gegen das Schicksal zu waffnen, der ist für den Himmel verloren!“

„Quält Euch nicht unnütz, Vater!“ erwiederte sie mit himmlischer Ruhe „Was in und auf meinem Herzen ruht, das gehörte Walter. Welche Zeichen auf dem Amulet geschrieben stehen, weiß ich nicht; es hing um seinen Hals und das ist genug, es mir werth zu machen; um deshalb trag' ich es. Fürchtet nicht, daß ich mich damit gegen mein Schicksal waffnen will, das hat mein Herz ja längst schon zum Tode getroffen und jeder Widerstand wäre

zu erreichen, von wo es ihnen leicht würde, sich in die Gebirge der Sierra Nevada zu werfen. Alles kam darauf an, für den Augenblick jedes allgemeine Gefecht zu vermeiden. Die Urbanos hatten sich, wohl 6000 Mann stark, versammelt; ihnen in offener Schlacht zu widerstehen, war zu viel gewagt, und Diego wußte nur zu gut, daß sie nicht 14 Tage im Felde beisammen blieben, ohne daß die Meisten das Heer verlassen, und in ihre Heimath zurückkehren würden, besonders wenn sie in den unzugänglichen öden Gebirgen der Nevada und der Alpuxarren den Krieg führen sollten. Er versammelte daher noch in der Nacht die Führer der verschiedenen Abtheilungen, gab ihnen die nöthigen Befehle zum Aufbruch, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr der ausgeschickten Patrouillen. Sie kamen mit Tages Anbruch, aber keine brachte Nachricht von dem Feinde, der sich nirgends hatte blicken lassen.

Diego's Absicht war, bei Paradena die Straße von Guadix nach Granada zu überschreiten, den Befehlshabern hatte er aber aus Furcht vor Verrath, Graena als den Punkt angegeben, wo dies geschehen sollte, nur Christoval, der Gegend ganz kundig und heute die Vorhut füh-

rend, war von seiner wahren Absicht unterrichtet. Schon stand die Sonne hoch im Mittag, schon waren sie von dem Plateau des Gebirges von Guadix herabgestiegen und rasteten bei einem Quell, und noch hatten sie keinen Feind gesehen. Unbekümmert brachen sie wieder auf, doch sandte Diego kleine Abtheilungen rechts und links, sich vor jedem Ueberfall zu sichern, und so stiegen sie das Gebirge hinauf, an dessen Fuß der Pardes fließt und das freundliche Paradena sich ausbreitet. Pater José war den ganzen Tag über besonders mürrisch, er ritt immer mit dem Laienbruder allein dicht bei Batanero's Abtheilung, nur jetzt, als sie die Höhe hinaufzogen, trabte er voraus, und war der Erste auf der Kuppe des Berges, von wo aus man eine weite Aussicht hatte. Schnell kehrte er zurück und brachte Diego die Nachricht, daß die Höhen jenseits der Landstraße vom Feinde besetzt wären, zugleich traf auch die Meldung ein, der Feind sei in bedeutenden Massen bei Graena aufmarschirt.

Diego ließ halten, untersuchte von der Höhe aus die Stellung des Feindes und fand, daß sie zwar sehr vortheilhaft gewählt, aber nur von höchstens 1000 Mann besetzt sei, die bei einem raschen Angriff, von Graena aus keine

Unterstützung erhalten konnten. Er beschloß, obgleich es fast Abend war, ihn anzugreifen, zu werfen und den Engpaß ohnfern Veas del Rio noch in der Nacht zu gewinnen, sammelte die verschiedenen Abtheilungen, theilte seine Befehle aus, und nun stürzten die Carlisten, 1800 streitbare Männer, unter dem Siegsgeschrei Viva Don Carlos! Viva la Santa Religion! plötzlich die Höhe hinunter, verjagten leicht den Posten der Christinos in Paradena und rückten, die von Estremadura und dem Rondagebirge in der Mitte, aufgelöst die Höhe hinauf dem Feinde entgegen, während Eusebio und Christoval ihn von beiden Seiten zu umgehen suchten. Wider Vermuthen vertheidigten die Christinos ihre Stellung lange, Diego, neben ihm der Karmeliter, das Kreuz hochgehoben, mußte die Zurückgeworfenen mehrmals sammeln und sie von Neuem in den Kampf führen, bis der Feind, fürchtend, abgeschnitten zu werden, sich, da es schon zu dämmern begann, in leidlicher Ordnung und in der Richtung von Veas del Rio zurückzog.

Ohne den Seinen die kleinste Rast zu gönnen, verfolgte ihn Diego; ihm lag Alles daran, vor ihnen den Paß zu gewinnen, wobei ihn die sternenhelle Nacht begünstigte. Aber noch waren

sie 5 Stunden von dem ersehnten Punkte entfernt, der Tag war heiß, ihr Marsch bis hierher beschwerlich gewesen, selbst die Nacht schwül, so daß Mancher zurückblieb und der Feind nur noch langsam verfolgt werden konnte. Diego war mißmuthig, da es ihm jetzt immer klarer wurde, daß sein Marsch, wie seine Absicht, in die Sierra Nevada zu dringen, dem Feinde verrathen sei; doch schwand seit dem Gefechte der Verdacht auf den Karmeliter immer mehr und mehr, denn der Mönch hatte mit wahrem Heldenmuthe dreimal die Seinen zum Angriff geführt. — Er theilte dies Pater Jacinto mit, dieser aber meinte, das Getös des Kampfes, das Knallen der Büchsen rufe den wilden Geist des Karmeliters auf und wecke seinen kampflustigen Sinn; er hielt ihn immer noch für den Verräther. Während des ganzen Nachtmarsches ritten Beide schweigend neben einander; sie schienen sich zu scheuen, Vergangenes zu berühren, da die Gegenwart so drückend auf ihnen lag. Als nun der Morgen graute, Kundschafter Diego die Nachricht brachten, der Feind sei von Granena her im Anmarsch, als sie jetzt beim ersten Schimmer des Tages den Engpaß von den Christinos besetzt vor sich liegen sahen, da hob Pa-

ter Jacinto den Blick gen Himmel. Freund, ſagte er zu Diego, mir iſt, als müſſe ſich heute unſer Schickſal entſcheiden!

Wie Gott es will! erwiederte der Kriegsmann freudig lächelnd, und aus ſeinem Auge glühte Vertrauen und Muth. Heute geht es zum Sieg oder zum Tod, durch Beides gewinnen wir —

Und Fernanda? unterbrach ihn der Mönch, mit Wehmuth ihrer gedenkend.

Gott wird ſie ſchützen, Pater Jacinto! — Doch laſſen Sie uns davon ſchweigen, wir bedürfen heute des freudigen Muthes. Keinen Augenblick verlierend, gab er nun dem Bataillon von Murcia den Befehl, den Feind in dem Engpaß anzugreifen, Euſebio aber, die Höhe zu erklimmen und die Chriſtinos in der Seite und im Rücken zu nehmen, und dem Pater Joſé trug er auf, ſich an die Spitze der Streiter der Kirche zu ſtellen. So rückte er den Berg hinab in das enge Thal, das ſich nur gegen Abend zu etwas erweitert, befahl Chriſtoval, längs den Höhen eine gute Stellung zu nehmen, um den von Graena kommenden Feind ſo lange als möglich aufzuhalten, ſtellte das aus 800 Mann beſtehende Bataillon des Rondagebirges, bei welchem Pa-

ter Jacinto blieb, in dem Thale auf, ließ die Maulthiere und das wenige Gepäck in einiger Entfernung hinter einer Schlucht zurück, und stellte sich selbst an die Spitze der jetzt fast 100 Mann starken Reiterei.

Der Feind in dem Engpaß begann nun ein nutzloses Feuer, welches die Carlisten nicht erwiderten. Sie blieben auf Diego's Befehl außer der Schußweite ihm gegenüber halten, und sollten den Angriff so lange aufschieben, bis die von Estremadura die Höhe erklimmt hätten. Mit Ungeduld erwartete Pater José, der seine Kampflust kaum noch zu zügeln vermochte, diesen Augenblick; er ließ, vielleicht mehr um seinen Geist zu beschäftigen, als aus Andacht, das Bataillon niederknieen, und ertheilte ihnen im Angesicht des sie höhnenden Feindes den Segen, verhieß den muthig Gefallenen das Himmelreich, den feig Fliehenden die Hölle, und kaum, daß tiefer in dem Gebirge die ersten Schüsse fielen, als er unter dem Geschrei: Viva la Santa Religion! vorzurücken befahl. Er selbst hob das Kreuz hoch in die Höhe. Mir nach! rief er mit donnernder Stimme, und wie ein Bienenschwarm stiebte das Bataillon aus einander, Batanero

konnte nur einige Hundert beisammen halten, und nun ging es mit raschem Schritte vorwärts.

Eusebio fand den Feind zu seinem Empfange bereit. Ein Bataillon Urbanos von Malaga war schon am vorigen Tage in den Engpaß gerückt, hatten die bei Paradena Zerstreuten aufgenommen und sie auf beiden Seiten des Passes auf die Höhen postirt, wo sie den ersten Andrang der Estremadurer aushalten mußten. Sie behaupteten auch anfangs ihren Posten, aber noch von dem Gefecht des vergangenen Tages entmuthigt, begannen sie allmählig zu weichen. Nicht so glücklich, wie Eusebio, war Batanero gewesen. Die von Malaga behaupteten den Paß, das hier aufgestellte Geschütz that zwar den Angreifenden wenig Schaden, da es schlecht bedient war und immer zu hoch schoß, es wirkte doch aber nachtheilig auf den Muth der Carlisten, die zurückwichen und sich unter dem Feuer des Geschützes wieder sammeln mußten. Da redete sie der Karmeliter noch einmal zornig an, zeigte auf das von mehrern Kugeln durchlöcherte Kreuz, und forderte sie auf, das Heilige zu rächen. Sie rückten von Neuem vorwärts; das sich immer mehr nahende Feuer im Rücken der Urbanos machte diese stutzig und belebte den Muth der Angreifenden, die, unaufhaltsam vordrin-

gend, endlich den Paß erstürmten. Da erschallte ein lautes: Victoria! von allen Seiten, der Zweck des Kampfes war erreicht — Diego sandte den Befehl an den Führer des Gepäcks, sich schnell durch den Paß zu ziehen, Christoval erhielt den nämlichen, dann sollte die Reiterei folgen und die aus dem Rondagebirge den Rückzug decken. Da knallte es auf der Höhe, die im Thale ausgestellten Reiter kamen mit der Meldung zurück gesprengt, der Feind brächʼ aus der Schlucht, wo die großen Feigenbäume stehen, hervor, formire sich im Thale und klimme die Höhen hinauf, Christoval anzugreifen. Dies änderte den Plan. Diego sandte Boten an den Karmeliter, sich zu seiner Unterstützung bereit zu halten, er selbst brach mit der Reiterei hervor, trabte um die steile Felswand, hin, wo das Thal sich öffnet, und ohne sie zu ordnen, gab er den Reitern den Befehl, ihm zu folgen, und durchbrach ein Bataillon Urbanos, die eben in Begriff waren, sich zu formiren. Ein fürchterliches Gemetzel entstand, die Christinos warfen zum Theil ihre Gewehre weg, zum Theil wehrten sie sich mit Löwenmuth, mußten jedoch nach den Höhen sich flüchten, wo sie vor dem Verfolgen der Reiterei in Sicherheit waren.

Indessen rückten neue Bataillone aus der Schlucht heraus. Diego, obgleich durch einen Bajonnetstich schwer am Schenkel verwundet, achtete nicht des hervorquellenden Blutes, und seine Reiter zum neuen Angriff sammelnd, rief er ihnen zu: Vorwärts, meine Freunde! Seht das Gewühl, seht die Unordnung, auch sie sind unser! Er sprengte voran, muthig folgte ihm die Schaar. Schon bei ihrem Anblick wichen die Urbanos zurück und öffneten ihre Reihen, statt ihrer aber donnerten zwei sechspfündige Kanonen, deren Kartetschen Roß und Mann niederrissen. Die Reiterei kehrte um, und ließ ihren Führer, unter seinem getödteten Rosse liegend, zurück.

Aber Pater Jacinto, der mit den Seinen Diego gefolgt war, drang, als er den Freund fallen sah, rasch vorwärts. Schon rückten die Urbanos heran, die Verwundeten zu morden, die Getödteten zu plündern, als die aus dem Rondagebirge auf das Bataillon Granada eindrongen, es zurücktrieben, und, den Donner des Geschützes nicht achtend, immer vorwärts stürmten, während Zurückgebliebene Diego auf ein Maulthier zu setzen versuchten. Schon hatten die Artilleristen das Geschütz verlassen, schon glaubten die

Carlisten es gewonnen zu haben, als die Carabiniers aus der Schlucht hervorsprengten, in das Bataillon von Ronda einhieben und es zerstreuten. —

Pater Jacinto sammelte nur mit Mühe seine Leute in einiger Entfernung vom Wahlplatze wieder, und obgleich der Karmeliter ihm zur Hülfe anrückte, mußte er doch den Freund in der Gewalt der Feinde lassen, die sich nun wüthend auf den gefallenen Krieger stürzten, den Verwundeten unter dem Pferde hervorrissen, und da es die Urbanos von Granada waren, ihn sogleich als den Anführer der Carlisten erkannten. Schon waren die Bajonnette auf ihn gerichtet, als Franzisco Ariego, ihr Anführer, mit einem furchtbaren: Zurück, Cameraden! sich durch den Haufen drängte, während der Tambour Jeden in Reih und Glied rief. Zurück, tödtet den Mann nicht, es ist der Vater meiner Verlobten, und wer es wagt, rief er und sein Auge flammte, beim allmächtigen Gott, ich stoße ihn nieder! Zurück in Eure Reihen, fort zu neuem Kampf! — Die Urbanos zögerten — Ich bitte Euch, meine Freunde, fuhr er gemäßigter fort, überlaßt mir den Gefangenen, ich werde dankbar seyn und Euch ein gutes Lösegeld für ihn

vergebens. Noch steh' ich makellos vor Euch, alle Hülfe hoffe ich von oben, Gott werd' ich befragen in meiner Noth, der heiligen Mutter will ich meinen Kummer an das Herz legen und wie sie mir befehlen, so werd' ich thun."

„Alice!" sagte der Vater betroffen „glaubst Du denn, der himmlische Vater, die heilige Jungfrau würden Wunder thun um Dich zu erleuchten, würden ihren heiligen Willen Dir kund thun?"

„Habt Ihr nicht mehr Vertrauen zu dem Himmel, Vater?" erwiederte sie und ihr Auge erglänzte von heiligem Lichte „Wen er so geprüft hat wie mich, gegen den ist er auch barmherzig" und das Gebet aus gebrochenem Herzen dringt sicherer zum Throne, als das aus freudigem.

„Unglücklich Verblendete!" rief der Vater „Doch in den letzten Augenblicken meines Lebens kann ich nur warnen, darf nicht mit Dir zürnen. Ueberlaß mich meinem Schicksal, vergiß den blutigen Leichnam Walters von Enghien und übergieb Gott allein die Rache!"

Alice schwieg, sank an seine Brust und verließ ihn schnell.

26.

Artevelde theilte nun am andern Tage den Hauptleuten seine Befehle aus, sandte Dubois mit dem Haufen von Brügge und den westlichen Städten nach Comines, dort den Uebergang über die Lys zu vertheidigen, bestellte die Hauptleute, die in Menin und Courtray ein Gleiches thun

zahlen. Dies wirkte, sie traten in ihre Reihen und Franzisco übergab einem alten gedienten Sargento und acht der ihm ergebensten Leute seines Bataillons die beiden Gefangenen, denn Antonio war, als der Andalusier stürzte, vom Pferde gesprungen, hatte vergebens seinen Herrn aufzurichten versucht und war so mit in die Hände der Urbanos gefallen.

Der Sargento ließ, während sich die Bataillone zum Kampf rüsteten, den alten Kriegsmann durch seine Leute seitwärts in eine mit Gestrüpp bewachsene Schlucht tragen und schickte nach einem Wundarzt, welcher ihn verbinden mußte. Bis hierher hatte Diego kein Wort gesprochen, jetzt winkte er den Sargento zu sich. Aus Ihrem Anstande, aus Ihrer ganzen Haltung, sprach er leise zu ihm, sehe ich, daß Sie ein alter Soldat sind, deshalb werden Sie fühlen können, wie schwer nicht allein mein Bein, sondern auch mein ganzes Innere verwundet ist, wie sehr mir der Ausgang des Gefechtes am Herzen liegt. Lassen Sie mich an einen Ort bringen, von wo ich den Kampf sehen und den Meinen wenigstens aus der Ferne zurufen kann, muthig für ihren König zu fechten.

Señor! bat der alte Soldat: Um Gottes

willen, schweigen Sie! Hört Jemand solche Aeußerung, bin ich zu schwach, Sie zu beschützen.

Was kümmert mich das! erwiderte Diego. Als ich heute die Sonne aufsteigen sah, war mein Gebet zu Gott: Victoria! sino, muerte! Der Sieg ist mir nicht geworden, nun so sei mir der Tod willkommen! Der alte Soldat, nicht ohne Mitgefühl, ließ ihn hinter ein Felsstück tragen, wo er das Schlachtfeld übersehen konnte. Ich danke Ihnen! sagte hier Diego, ihm die Hand reichend. Möge Gott Ihnen Ihre Theilnahme lohnen, indem er Ihr Herz enttäuscht und es wieder seinem rechtmäßigen Herrn zuführt. Der Sargento winkte seinen Leuten, sie traten mit ihm in einige Entfernung zurück und ließen die Gefangenen allein.

Antonio! wandte sich nun Diego zu diesem, gieb auf Christoval Acht, ich kann ihn nicht sehen, und sage mir, wie es dort steht. Dann setzte er sich so, daß er das Thal und die Schlucht übersehen konnte.

Die beiden Paters hatten sich dort so aufgestellt, daß sie den Engpaß deckten. Batanero besetzte mit den besten Schützen ein kleines Gebüsch, und Eusebio stellte sich auf der südlichen Seite des Gebirges auf, während Christoval die

die nördliche besetzt hielt und die Reiterei durch ein wohlangebrachtes Feuer vom fernen Vordringen abhielt. So erwarteten sie den Feind. Als Diego diese Anstalten sah, ward er unmuthig.

Das taugt nicht! brummte er: Vorwärts, mein Volk, dem Feinde entgegen, sonst mußt Du der Uebermacht weichen! Immer nur drauf los, Kameraden, nicht länger gesäumt! Aber sie hörten ihn nicht, standen ruhig und erwarteten festen Fußes den Feind, der sich immer mehr die Höhe herab zog, gegen Christoval und Eusebio Abtheilungen sammelte und hinter dem aufgefahrenen Geschütze sich formirte. Da kam Batanero eiligst zurück. Ehrwürdige Väter! sagte er, die Paters bei Seite ziehend. Der Feind entwickelt so bedeutende Kräfte, daß ich kaum glaube, daß wir ihm widerstehen können; noch ist es Zeit, das Gepäck ist durch den Engpaß, laßt die Reiterei folgen, zieht Euch zurück; Christoval mag das Defilée decken, ich werde der Letzte seyn, säumt keinen Augenblick! Aber die dunkeln Brauen zusammenziehend, das durchlöcherte Kreuz mit der Riesenfaust hoch schwingend, rief Pater José: Ich weiche nicht, Gott ist mit uns.

Wenn Sie das wollen, so greifen Sie rasch

an! — Das Geschütz genommen, die Feinde in die Schlucht zurückgeworfen. —

Ira de Dios, so sei's, rief der Karmeliter. Vorwärts, Ihr Streiter der Kirche! Dort, wo der Feind steht, da ist die Pforte des Paradieses, hier nicht! Vorwärts! Von diesen Worten entflammt, drangen sie jetzt vor, und Vataneros schlich durch das Gesträuch dem Feinde in die Flanke, der auch von der Höhe tüchtig beschossen wurde.

Den Gedanken gab ihnen Gott ein! rief Diego, als er diese Bewegung der Seinen sah. Nur immer drauf! — Laßt nur die Kanonen donnern, ihr Feuern schadet Euch nichts, Gott sendet seine Engel, ihre Kugeln abzuwenden! — Noch sehe ich des Karmeliters Kreuz, noch Pater Jacinto vor seinem Volke, nur noch einen Schuß haltet aus, dann ist das Geschütz Euer — Es donnert — Jetzt — Ja jetzt sank er — wehe uns, wohl ihm! seufzte Diego, da er Pater Jacinto niederstürzen sah.

Der Tod ihres Priesters entflammte die Carlisten zur Rache, sie drangen unaufhaltsam vor, das Geschütz ward genommen, die Urbanos in die Schlucht geworfen, und wer sich zur Wehre setzte, niedergestochen. Die Carabiniers

versuchten noch einmal, ihnen den Sieg zu entreißen, aber auch auf sie drang der Karmeliter ein, schlug wie mit einer Keule mit dem Kreuz um sich, die Krieger, unter seinem Schutze sich für unüberwindlich haltend, rückten in geschlossenen Reihen mit gefälltem Bajonnette vor, auch die Reiterei mußte weichen und in der Schlucht erfolgte nun ein mörderisches Blutbad.

Da kam die Meldung von Christoval, daß auch vom Norden her die Christinos heranzögen, auch sah man die Geschlagenen sich auf der Höhe von Neuem sammeln. Christoval und Eusebio wurden nun zu gleicher Zeit angegriffen, und während man die Verwundeten durch den Engpaß zurückbrachte, und die Carlisten mit der Fortschaffung ihrer Todten beschäftigt waren, brachen die Christinos wieder hervor, die Reiterei hieb in das Bataillon des Rondagebirges ein, das trotz seiner durchbrochenen Reihen, sich Mann gegen Mann muthig schlug; die Reiter der Carlisten flohen, Eusebio und Christoval mußten sich gegen die Schlucht zurückziehen und, fast von allen Seiten umringt, blieb dem heldenmüthigen Karmeliter nichts übrig, als der Rückzug, den Gomez Batanero mit seinen Schützen deckte.

Der Leichnam des Paters Jacinto blieb in den Händen der Feinde.

Diego hatte seit dem Falle seines Freundes das Gesicht vom Kampfplatz abgewendet und sein Auge geschlossen. Als ob mit dem Tode dieses edlen Mönches jede Hoffnung in ihm erstorben sei, sprach er kein Wort weiter; nur als ein mit Ochsen bespannter Karren ankam, der Sargento ihm und Antonio alle Wahrzeichen eines Carlisten abgenommen, ihn auf den Karren gelegt und ein Wundarzt sich neben ihn gesetzt hatte, rang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, er warf noch einen Blick nach dem Wahlplatz, und ohne ein Wort zu sprechen, ohne zu fragen, wohin man ihn führe, ergab er sich in sein Schicksal; der Sargento begleitete ihn. Franzisco hatte die Veranstaltung getroffen, daß er auf Abwegen, jedes Zusammentreffen mit den Christinos vermeidend, in der Stille nach Granada gebracht würde.

Das Gefecht war bald geendet. Das Bataillon aus dem Rondagebirge hielt den Engpaß besetzt, Pater José rückte Eusebio zur Hülfe und warf auf dieser Seite die Christinos wieder von den Bergen herab. Nur Christoval, der Uebermacht weichend, mußte, von den Uebrigen

abgeschnitten, sich eiligst zurückziehen. Die Christinos, obgleich sie dreimal mehr, als die Carlisten verloren hatten, schrieben sich den Sieg zu, aber den Engpaß anzugreifen, wagten sie dennoch nicht; sie beobachteten nur den Feind, der indessen alle Vorkehrungen traf, sich in der Nacht nach der Sierra Nevada zurück zu ziehen. Die Wüthendsten unter den Christinos, die nicht immer die Tapfersten sind, zerstreuten sich nun auf dem Wahlplatz, die schwer Verwundeten zu morden, die Todten zu verstümmeln. Unter diesen fanden sie auch den Pater Jacinto, dem eine Kartätschenkugel die Brust zerschmettert hatte; sie schleppten ihn beim Gesang der Tragalla den Felsen hinauf, wo die Carlisten sie deutlich sehen konnten, setzten hier den Leichnam des ehrwürdigen Paters auf einen Stein, lehnten ihn an den Felsen an und gaben ihm ein zerbrochenes Schwert in die Hand. Wie ein Marmorbild auf öder Gruft sitzend, so saß das ehrwürdige bleiche Todtenbild des Mönches ernst und regunglos, nur der Sturmwind rauschte durch den langen Bart, der allein noch Leben zu haben schien. Dann kletterten sie wieder hinunter und schossen jubelnd und höhnend nach dem Todten, den die Wunden nicht mehr schmerzten, und der diesem grausamen Spiele der

übermüthigen Buben, ihnen dennoch vergebend und für sie bittend, von Himmelshöhen herab mitleidig zusah.

In der Nacht zogen die Carlisten ab und zerstreuten sich bald, denn mit dem Tode ihrer Anführer war ihre Macht gebrochen. Auch die Urbanos eilten nach ihrer Heimath zurück, dort ihre Triumphe zu feiern.

29.

Fernanda saß, die Laute auf dem Schooß, in Señor Ariego's Garten. Seit Franzisco's Ausmarsch war ihre Seele stets bei ihrem Vater gewesen; immer hatte der Gedanke sie beunruhigt, Beide könnten im Augenblick des Gefechtes auf einander treffen. Auch heute wurde sie von einer unaussprechlichen Unruhe aus ihrem Zimmer getrieben, sie hatte das Freie gesucht, hoffte, die Trösterin in so manchen traurigen Stunden, ihre Laute, sollte Angst und Sorge von ihr verscheuchen, aber sie blieb unberührt in ihrem Schooß, das Herz klopfte immer noch laut, und ihre unruhigen Gedanken waren auch hier noch bei ihrem Vater Da

schreckten sie eilende Tritte aus ihrem Traume auf, und Franzisco stand vor ihr. Sie sprang auf, und ohne den Geliebten zu begrüßen, fragte sie mit bebender ängstlicher Stimme: Wie geht es meinem Vater?

Er ist hier! erwiederte Franzisco verlegen.

Hier? rief sie freudig aus. — Doch Nein, sagte sie schnell und ihr Entzücken war plötzlich verschwunden — Nein — klopfe nicht in Freud' und Lust, getäuschtes Herz! Don Diego kann nur todt oder gefangen in Granada seyn — Rede, Franzisco, was ist mit ihm geschehen, wo ist er? —

Im Gefängniß! erwiederte er mit beklommenem Herzen.

Also gefangen der alte Mann? — Nicht auf dem Schlachtfelde konnte er die Märtyrerkrone sich erringen? — Gefangen? — Ha! gewiß verwundet! Unverwundet fiel er nicht in Eure Hände — Drum schnell, schnell Franzisco, führe mich zu ihm!

Du wolltest? —

Sein Gefängniß, sein Schicksal mit ihm theilen — Du staunst? — Kennst Du so wenig die Pflichten des Kindes, glaubst Du, ich könnte den Verwundeten fremder Pflege überlassen, hätte

nicht Muth, das Schicksal meines Vaters zu theilen?

Und vergißt Du mich hierbei ganz, Fernanda?

Wo der sterbende Vater der Tochter bedarf, da muß sie Alles — auch ihre Liebe, vergessen — Führe mich hin zu ihm!

Du wolltest sein Gefängniß mit ihm theilen?

Habt Ihr ihn denn in ein solch tiefes Loch gesteckt, wo kein Sonnenstrahl ihn erwärmen, kein kühles Lüftchen ihn erquicken kann?

Nein, Fernanda! beruhigte sie Franzisco: Er ist in leidlicher Haft — Was ich thun konnte, hab' ich für ihn gethan.

Vergelt' es Dir Gott, aber bringe mich zu ihm! — Jetzt gleich! rief sie heftig, da Franzisco noch zögerte. Er mußte gehorchen, mußte den schweren Gang wider Willen geben, ihm war es, als führe er die Geliebte dem sichern Tode entgegen.

Das ehemalige Gefängniß der Inquisition war weit von Ariego's Wohnung entfernt, aber die Angst beflügelte Fernanda's Schritte, und sie ward ungeduldig, als er bei der Wohnung des Xese anhielt, von dem er die schriftliche Erlaubniß haben mußte, die Tochter zu dem Vater führen zu dürfen. Der Xese, der es gut mit

ſollten und ſendete Eilboten an alle Städte mit der Aufforderung, in großer Eile alle waffenfähige Mannſchaft und ihr Geſchütz in das Lager zu ſenden, das er bei Roſebecque beziehen wollte; auch gab er den grauſamen Befehl, keinen vom Adel gefangen zu nehmen, Alle nieder zu hauen, überhaupt keinen Franzoſen noch Burgundier zu ſchonen. Dann hielt er Muſterung über die Genter und ſandte die der Verſchwörung wegen in Verhaft genommenen Bürger nach Courtray voraus.

Seiner Gattin überreichte er einen künſtlich gearbeiteten Helm und Panzer, der leicht genug war, daß ſie ihn über ein knappanliegendes Wamms tragen konnte, überließ ſie dann den ganzen Tag ſich ſelbſt und war nur mit den kriegeriſchen Anordnungen beſchäftigt.

Nach dem Mittagsmahle ging Alice noch einmal zu ihren Eltern, ihnen Lebewohl zu ſagen. Hier ſetzte ſie ſich in das Kämmerchen, das ſie als Jungfrau bewohnt hatte und ließ noch einmal die Tage ihrer Jugend an ſich vorüberziehn. Jede Kleinigkeit, die ſie noch hier fand, hatte Werth für ſie und wie ein fröhliches Kind ergötzte ſie ſich an dieſer Täuſchung und erſt als ſie das Kämmerchen verließ, auf dem Altan an der Lys ſtand, da ſchwebte der Traum ihrer Liebe an ihr vorüber, nicht mit Schmetterlingsflügeln, mit düſterm, melancholiſchem Flug zog er über ſie hin. Dann kehrte ſie zu ihren Eltern zurück, ſchien auf den nahen Abſchied gefaßt, doch als es zu dämmern begann und ſie ſich zum Weggehen anſchickte, war ihr Muth hin; als wäre der Abſchied für ewig, ſo ſchmerzvoll warf ſie ſich an die Bruſt des Vaters, ruhte ſie in den Armen der Mutter und es ward ihr ſchwer, ſich von

durchlas, schüttelte er den Kopf. Señora! sprach er: Sie thun nicht wohl daran, hier bleiben zu wollen. Hinter Tausenden habe ich jene Pforte verschlossen, kaum Hunderten sie wieder geöffnet. Doch, wenn Sie es befehlen, so bitte ich, mir zu folgen! Er führte sie nun eine Wendeltreppe hinauf und sagte dabei: Señora, daß ich Sie hinauf- und nicht hinunter führen darf, verdanken Sie der thätigen Fürsorge des Señor Ariego, der es bei meiner Obrigkeit dahin brachte, daß ich dem alten Kriegsmann ein freundliches, lustiges Gefängniß einräumen durfte; nur noch zwei Treppen und wir stehen davor.

Der alte Kerkermeister mochte für Fernanda's Ungeduld viel zu sehr schleichen, denn sie bat ihn, sich zu beeilen. Sie kommen frühzeitig genug! brummte er vor sich hin, klapperte mit seinen Schlüsseln, suchte den rechten heraus, und nachdem sie drei Treppen in die Höhe gestiegen waren, hielt er vor einer eisernen Thüre und schloß auf; doch ehe er den Riegel wegzog, wandte er sich noch einmal zu Fernanda. Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Señora! bat er, Ihr plötzliches Erscheinen könnte den alten Mann tödten, ich will ihn auf Ihren Anblick vorbereiten. Er drückte an eine Feder, eine

kleine vergitterte Luke, durch welche den Gefangenen Speise und Trank gereicht wurde, öffnete sich, dann rief er hinein: Señor Diego, bereiten Sie sich zum Empfange eines angenehmen Besuchs vor! riegelte auf, öffnete die Thüre und Fernanda lag zu den Füßen ihres Vaters.

Gelobt sei Gott! daß ich Dich noch einmal sehe, sprach nach dem ersten stummen Entzücken Diego. Auch seyn Sie mir willkommen! wandte er sich zu Franzisco, der von fern stehen geblieben war, und streckte die Hand nach ihm. Sie haben an mir wie ein Biedermann gehandelt, ich muß Ihnen danken, da Sie es gut mit mir meinten. Zwar wär' es besser gewesen, Sie hätten mich unter den Bajonnetstichen enden lassen, so wär mein höchster Wunsch erfüllt und ich nicht hierher geschleppt worden, aber ich muß Ihnen dennoch Dank sagen, denn eine edle Absicht leitete Sie. Da jetzt in jedem Augenblick der Tod über mir schwebt, der mich meines in thörigtem Eifer gesprochenen Eides entbindet, fuhr er fort, so will ich den Bund Eurer Herzen segnen, wie ich es schon früher gethan. Schenkt meinem Andenken zuweilen eine Thräne und vergeßt mich nicht ganz! — Sie aber, Franzisco, ermahne ich zur Treue gegen Ihren König,

zur Beharrlichkeit an Ihrem Glauben! — Blicken Sie auf mich! — So nahe dem Grabe, kann ich mit freudigem Herzen mein Auge nach der geöffneten Gruft wenden; denn ich erfüllte meine Pflicht gegen Gott und meinen König, und so schau ich vertrauungvoll auf zum Himmel, wo die Seele frei und fesſellos nach dem Throne des strengen, aber doch so barmherzigen Richters schwebt. Könnten Sie das jetzt, wenn der Tod Ihnen so nahe stände, wie mir? — Er hielt inne, drückte Franzisco's Hand und küßte die Stirn seines weinenden Kindes, dann sprach er mit weicher Stimme: Ehren Sie mein Andenken, ehren Sie die treue Liebe Fernanda's und sorgen Sie für Antonio, dessen Schluchzen ich hinter mir vernehme, und dessen Treue unerschütterlich war. Sein Sie ihm ein guter Herr, wenn Sie ihm auch nicht Freund seyn können, wie ich es ihm gewesen.

Franzisco versprach seinen Wunsch zu erfüllen, auch Fernanda's Schmerz löste sich in Worte und Thränen auf und wurde milder. Demohngeachtet, als auch der Vater sie bat, ihn zu verlassen, blieb sie beharrlich, und Diego drang endlich nicht mehr in sie. — Franzisco! brach er plötzlich das Gespräch ab, ich habe noch eine

Last auf meinem Herzen, die Sie mir vielleicht abwälzen können. Sagen Sie mir, auf welche Weise erfuhren Sie Alles, was bei meinem kleinen Heere vorging? Wer war der Verräther? Nennen Sie mir ihn! Ich hatte einen Argwohn, und fürchte, ich that dem Manne Unrecht, denn er kämpfte späterhin so muthvoll für die gerechte Sache — Nennen Sie mir den Verräther!

Mit dem Karmelitermönch war ein Laienbruder zu Ihnen gekommen, berichtete Franzisco, durch diesen erfuhren wir jede Bewegung, jeden Beschluß, den Sie gefaßt hatten. Der Mönch theilte ihm Alles mit, und so wurde es ihm leicht, uns davon zu benachrichtigen. Er war es, der den Boten zu dem Pater Jacinto schickte, und so die, von dem Generalkapitain längst gewünschte Vereinigung bewirkte. Nur dadurch konnten wir mit einem Schlage die Freunde des Königs zerschmettern.

Verzeihe mir, muthiger Streiter der Kirche, sprach Diego mit tiefer Rührung, und mochte die letzten Worte Ariego's überhört haben, verzeih', daß ich Dir Unrecht that! Kämpfe nur weiter mit Deiner Riesenfaust und Deinem eisernen Muthe für den edlen Zweck; nur möge Gott

Dein Herz lenken, daß es fortan menschlicher schlage.

Nun habe ich Alles hinter mir, was der Welt angehört, sprach er dann mit heiterm Lächeln. Für seinen König kann der Gefangene nicht mehr streiten, den Glauben wird er heilig halten, bis an sein nahes Ende, und das Vaterland wird ihm wohl ein kühles Bett, eine sanfte Ruhestätte in seinem geheiligten Boden gönnen. Frei kann ich mich jetzt meinem Geiste überlassen, und während ich matt und hinfällig auf diesem morschen Stuhle sitze und meine Wunde mich brennt, schwebe meine Phantasie, alles Irdische vergessend, hinüber in die Gefilde, wo mich Dolores und Isabella erwarten!

Von diesem Augenblick an war er heiter; seine Phantasie entführte ihn oft dem engen Kerker, und wenn er Fernanda weinen sah, trocknete er ihre Thränen und sprach ihr Muth ein. Wer den Tod sehnlich wünscht, wie ich, dem kann man ihn gönnen! sagte er dann, tröstend wollend. Deckt der Hügel meine morschen Gebeine, so ist die Sehnsucht meiner Brust gestillt, ich bin bei ihnen und aus meinem Grabe entsprießt Dir die Myrthe zu Deinem Brautkranze. Weine nicht, nimm mir nicht

den Muth, Fernanda! ich bin ja meinem Ziele, meinem Glücke so nahe.

So durchlebte er ruhig und ewig träumend zwei Tage. Antonio, der nicht als Gefangener, nur als Diener betrachtet wurde, hatte die Erlaubniß, zuweilen den Kerker verlassen und Franzisko Nachricht von Diego und Fernanda bringen zu können, denn selbst sich Nachricht zu holen, durfte Jener bei der aufgeregten Stimmung, die sich immer mehr und mehr in der Stadt kund gab, nicht wagen.

Am dritten Morgen begab sich Antonio wie gewöhnlich nach dem Platze Vivarrambla, konnte aber nur mit Mühe durch die wogende Menge und nur durch abgelegene Straßen dahin kommen, wo er Franzisco schon völlig in der Uniform der Urbanos gekleidet fand. Dieser fragte ihn heute mehr nach dem, was er auf den Straßen gesehen und gehört, als nach dem Gefangenen und Fernanda, und nachdem ihn Antonio von dem Toben der Menge, von dem wilden Gejauchze des Pöbels unterrichtet hatte, befahl er ihm, das Haus zu verlassen, und übergab ihn seinen Dienern zur Aufsicht; er selbst verließ eiligst die Wohnung.

30.

Ohne das Gebrüll des wüthenden Pöbels zu hören, der die Straßen Granada's unter Jauchzen und Drohen durchzog, saß Diego mit seiner Enkelin ruhig in dem Gefängnisse. Der Alte war heute besonders aufgeregt und liebkos'te sie mehr als je, die mit Ungeduld Antonio's Rückkehr erwartete.

Gedulde Dich nur, Fernanda, sagte er, da dieser immer noch nicht kam und sie ihre Angst nicht länger verbergen konnte, wer weiß, was ihn zurückhält! Lerne Geduld von mir! — Zwanzig Jahre habe ich den Tod gerufen, und er ist nicht gekommen, habe ihn in Kampf und Schlacht aufgesucht und ihn nicht gefunden, und doch habe ich nicht gemurrt, geduldig gehofft und geharrt, und auf jeden matten Athemzug meiner wunden Brust gelauscht, ob ich sein Nahen nicht hörte. — Auch jetzt ist es mir, als ob ich ein Rauschen seiner Flügel vernähme — Es ist wieder Täuschung! sagte er traurig — Ich habe doch wenig Freude auf Erden gehabt, fuhr er nach einer Pause, während welcher Fernanda neben ihm niedergekniet war und seine Hand ergriffen hatte, fort, so manchen

Schmerz

Schmerz habe ich dulden, so manchen nähren müssen; das Grab hat meine Liebe bedeckt, und nun ist mir auch der einzige Freund, der mir noch geblieben war, voran gegangen — und mein König, mein armes Vaterland! — O, mein Gott! wie laß ich Euch zurück? — Ihn auf schwankendem Throne, mein Spanien durch innere Kriege zerrüttet, und ich gefangen, dem Tode so nahe, kann nichts mehr, als für Euch sterben.

Vater, laß das Irdische, unterbrach ihn Fernanda, denke an Gott!

Glaubst Du, ich dächte in dieser Stunde nicht an meinen Gott? rief der Alte in höchster Aufregung. Mein Gedanke ist bei ihm, denn meine Seele wird bald anbetend vor ihm stehen. Ich sehe ihn in diesem seligen Augenblicke, sitzend auf seinem von Cherubim getragenen goldnen Thron; die Sonne, ein Diamant seiner Krone, breitet mit Millionen Sternen ihr Flammenlicht durch den weiten Azurdom des unendlichen Himmels, und doch strahlt der milde Vaterblick seiner ewigen Barmherzigkeit durch die leuchtende Flammengluth und ruft den Sündern zu: Naht Euch, ich will Euch vergeben, will Euch ein barmherziger Vater seyn! — Ja, Vater im

Himmel! rief er und streckte die gefalteten Hände empor: Rufe mich zu Dir, vergieb mir, was ich, ein schwacher Mensch, verschuldet — entziehe meinem Könige, meinem Vaterlande Deinen Segen nicht, laß Beide nicht durch den wilden Freiheitwahn untergehen, und darf ich nicht für sie sterben, so sende mir bald den Todesengel; sende ihn mir nicht wenn ich schlummere, nein, wenn mein Geist mit Jugendkraft sich aufschwingt zu Dir, zu Dolores und Isabella, wie in diesem seligen Augenblick!

Da fiel ein Schuß, Fernanda sprang erschrocken auf und vor ihr lag der Vater blutend todt. Noch war das Auge nicht erstorben, es blickte immer noch freundlich hinauf nach dem Ziele seiner Sehnsucht — Schlaf wohl, alter Mann! sprach das Mädchen und sank bewußtlos an die Brust des Verscheidenden. Da krachte unter Axtschlägen die feste Thür; die Hiebe der Axt störten ihren Todtenschlaf nicht, nicht das Aufsprengen der Zerschmetterten, nicht das stürmische Hereinstürzen zweier Männer, wovon der Eine mit verstörtem Blick einem langen banditenähnlichen Bösewicht zurief: Ich nehme das Weib, nimm Du den Alten! Zwanzig Duro's sind Dein, wenn Du mir ihn von Nie-

ihnen loszureißen. Aber es mußte geschieden sein. Der Vater segnete sie, die Mutter versprach, für sie zu beten. So verließ sie das elterliche Haus, wo der Friede ihrer Jugend sie freundlich begleitet hatte.

„So will ich heut den Kelch ganz leeren!“ sagte sie, als sie noch einen traurigen Blick auf das Vaterhaus geworfen hatte; und blos von Anna begleitet, deren Wunde schon lange geheilt war, betrat sie Arteveldes Haus, das jetzt unbewohnt stand. Hier traten nur schmerzliche Erinnerungen ihr entgegen und sie eilte nach ihrem Gemache, wo sie sich sogleich auf das Ruhebette setzte und nach der Stelle hinsah, wo Walter von Enghien gelegen hatte. Lange saß sie hier und sein bleiches Todtenbild schwebte vor ihr, freundlich und mild, wie er so oft im Leben vor ihr gestanden hatte. „Laß uns zu seiner Ruhestätte wallfahrten, Anna!“ sagte sie jetzt zu der Dienerin — „Hab' ich auch bisher meines Eheherrn Verbot streng nachgelebt und die mir so heilige Stätte nicht wieder betreten, so kann ich doch nicht von Gent scheiden, ohne noch einmal und wohl zum letztenmale an seinem Grabe zu beten —“

„Fürchtet Ihr nicht —“ fiel ihr Anna bittend in die Rede.

„Was hab' ich noch zu fürchten? — Komm!“ erwiederte sie, warf ihr Regentuch um und schritt durch die Dämmerung nach St. Bavons-Kirche, ließ dort die Kerzen am Altar der heiligen Jungfrau anzünden und kniete an dem Grabe Walters nieder; Anna jedoch blieb entfernt, denn ihr grauste vor dem Orte, wo schon einmal ihr Blut geflossen war. Lange betete Alice, schon hatte sich

mand angetaſtet in meine Wohnung trägſt; Keiner als ich darf ſeine Rache an ihm kühlen; das Weib iſt meine Beute! — Geſchwind, ich höre ſie ſchon kommen, ſchwinge die Axt, ich ziehe den Dolch, denk' an den Lohn, den ich Dir gern verdoppeln will, und nun hinunter.

Kaum hatten die Beiden mit ihrer Bürde den Kerker verlaſſen, als ſie ſchon den wüthenden Pöbel unter dem Ruf: Muerte! muerte! die Treppe heraufſtürmen hörten. Platz da! brüllte der rieſenhafte Kerl, der den todten Kriegsmann über ſeine Schulter geworfen hatte; Platz und Achtung für die Racheopfer des Señors Franzisco! — Platz, und wehe dem, der die Todten anzurühren wagt! rief Franzisco ſeinen Dolch ſchwingend. Die Kannibalen hielten die von ihres Vaters Blut triefende Fernanda für wirklich todt, machten ſtaunend und überraſcht den Beiden Platz, und fuhren, ſich wenig um ſie kümmernd, fort, mit gräuelvollen Niedermetzelungen der Freiheit blutige Opfer zu bringen. — Hier — Doch wer mag die Entmenſchten ſchildern, die Opfer bezeichnen, die der geſetzloſen ungezügelten Freiheit fielen? — Senke Deinen Schleier über dieſe Gräuel, Engel des Erbarmens, weine Deine Thränen den Unſchuldigen, die für ihren König

und ihren Glauben an diesem Schreckenstage gemordet wurden.

Das wilde Ansehn der Beiden, die geschwungene Axt, der gezückte Dolch machten ihnen auch ferner Bahn durch die tobende Menge, die hier Viva Riego el heroe de las Cabezas! riefen, dort, um zerstückelte Leichname tanzend, die Tragalla sangen, und mehr Kannibalen, als Menschen ähnlich sich geberdeten, und sie eilten durch die abgelegensten engsten Gassen nach dem Platze Bivarrambla. Oft hatte Franzisco auf einer Thürschwelle rasten müssen, denn er erlag fast unter seiner Last; endlich gelangten sie vor eine verschlossene Pforte, die Franzisco öffnete, wieder hinter sich schloß und nun durch den Garten, wo Fernanda so oft gesessen, so manches Lied der Wehmuth gesungen hatte, dem Hause zueilte. Leg' den Alten hier ab! befahl er, als sie in das Vorhaus traten, dem riesigen Mann; dort auf jene Matte leg' ihn hin, ich gehe, Dir Dein Geld zu holen! Er selbst trug nun seine theure Bürde in das Zimmer der Tante und beschwor diese, alle Mittel anzuwenden, die Ohnmächtige wieder zum Leben zurückzurufen. Nach manchem vergeblichen Ver-

ſuche gelang es, ſie ſchlug die Augen auf, und ihr erſter Gedanke war ihr Vater.

Er ſchläft! ſagte Franzisco; ſtör' ihn durch Deine Klagen nicht.

Er ſchläft den ewigen Schlaf, wiederholte ſie leiſe, der Barmherzige hat ſein Gebet gehört! und von dieſem Gedanken doch in etwas getröſtet, war ihr Schmerz, wenn auch tief empfunden, doch ruhig. Sie hatte Muth, dem Vater die Augen zuzudrücken und Antonio zu tröſten, der, wie ein Kind weinend, neben der Leiche ſeines Herrn ſtand.

In der folgenden Nacht, nachdem die Ordnung in der Stadt wieder hergeſtellt war, wurde der alte Kriegsmann, wie er es gewünſcht, zwiſchen Dolores und Iſabella zur Ruhe beſtattet; Antonio folgte ihm allein, denn Fernanda war zu ſchwach, Franzisco zu bedächtig, jetzt ſchon, wo die Gemüther noch zu aufgeregt gegen die Anhänger des Königs waren, wo die Mörder des General-Kapitains, der bei dem Aufruhr des Pöbels erdolcht wurde, noch frei herumgingen, ſeine Anhänglichkeit an den Anführer der Karliſten öffentlich zu zeigen. Der Schlaf des Lebensmüden war gewiß ſanft; Friede ſeiner Aſche!

31.

Auf einer Geschäftreise von Madrid nach Malaga führte mich mein Weg durch Granada. Ich hatte so viel von der herrlichen Lage dieser Stadt, von den Schönheiten der Alhambra gehört, meine Phantasie hatte sich schon so lange mit der alten maurischen Königsburg beschäftigt, ich war bei dem Anblick dieses herrlichen Denkmals des Mittelalters so entzückt, daß ich, kaum dort angelangt, meinen Krückstock ergriff und längs dem Darro, durch Orangengärten wandelnd, endlich eine Höhe hinauf stieg, wo ich aus dem Gebüsch auf einen Platz tretend, den Thurm des Comares in seiner ganzen Erhabenheit übersehen konnte. Aber fast noch mehr als diesen aus rothem Stein gebauten majestätischen Thurm, mußte ich die kleinen, oft elenden Hütten bewundern, die wie Schwalbennester an den hohen Mauern des Schlosses angeklebt waren, und welche nur der schlechte Geschmack der Spanier hier dulden konnte. Vorzüglich fiel mir ein Häuschen auf, reinlich und nett, mit Jasmin und Wein umrankt, und von duftenden Rosensträuchern umgeben. Vor diesem Hause saß ein alter Mann, der finster

und schwermüthig vor sich hin sah, und ganz wie ein ernster Wächter der Königsburg hier Wacht zu halten schien; er erwiderte kalt meinen Gruß und sah kaum nach mir auf. Ich ging, ohne ihn anzureden, an ihm vorüber auf einen freundlichen Mann zu, der mit einem jungen Mädchen vor seiner Thüre saß und Schuhe flickte. Der Mann grüßte mich freundlich, daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einließ, und da ich ihn zum Führer redselig genug fand, ihn einlud, mich nach dem Palast zu begleiten und mir dort die Trümmer zerstörter Herrlichkeit zu zeigen. Er war sogleich erbötig hierzu, trug das Tischchen in's Haus und bat mich dann, ihm zu folgen.

Wir durchwanderten die hohen Säle und Prunkzimmer, wo einst Künste und Wissenschaften blühten, der Geist edler Ritterschaft waltete und die Könige von Granada ihre Macht und ihren Reichthum entfalteten. Mein Begleiter war der trefflichste Cicerone, der mir noch auf meinen vielfältigen Reisen aufgestoßen war, denn er wußte nicht allein mir alle die Gemächer und ihre frühere Bestimmung zu nennen, sondern mich auch durch tausend Mährchen zu ergötzen welche die Tradition bis auf meinen redseligen Zapatero gebracht hatte. Aber trotz dem, daß

seine Erzählungen meine Phantasie sattsam beschäftigten, blieb doch immer noch das Bild des ernsten Mannes auf der Thürschwelle jenes freundlichen Hauses vor meinem Blick, und als ich ermüdet in dem Zimmer der beiden Schwestern auf einem Sitze Platz genommen hatte, fragte ich meinen Begleiter, wer der Alte sei, den ich vor dem Nachbarhause gesehen hätte. Da erfuhr ich, daß es Antonio, der treue Diener des Don Diego del Peñas gewesen sei, und mein freundlicher Begleiter erzählte mir nun die traurige Begebenheit des alten Guerillas-Anführers.

Als er sie beendet, befragte ich ihn um Fernanda's ferneres Schicksal, welches mich doppelt interessirte, da ich von Madrid einen Empfehlungbrief an das Haus des Señor Ariego und Geld dort zu empfangen hatte. Er schüttelte verdrießlich den Kopf. — Ja! sagte er endlich, so sind die Frauen! — Sie schien den Schmerz über des Vaters Tod nicht ertragen zu können, wallfahrte alle Tage nach seinem Grabe, und schon in dieser Woche giebt sie dem Chef der hiesigen Urbanos ihre Hand. Seit diesem Entschluß hat Antonio die Alhambra nicht mehr verlassen, und sitzt vom Morgen bis Abend

vor der Hausthür, ernst und schweigend, wie Sie ihn gesehen haben.

Aber was betrübt den Alten so sehr? Erzählten Sie mir nicht, daß es des Vaters Wille gewesen sei, nach seinem Tode Don Franzisco ihre Hand zu geben?

Ja, lieber Herr, das ist wohl wahr; aber es sind erst sieben Monate seit dem unglücklichen Tage verflossen, das Trauerjahr ist noch nicht beendet, und das ist schon nicht recht und gegen den Gebrauch. Ueberdies ist in dieser Zeit so Manches vorgefallen, das mir und dem alten Diener mißfallen muß. Der Señor hat sich ganz zu den Decamisados gewendet und ist einer der größten Feinde des Königs geworden; auch war er mit seinem Bataillon bei dem Heere, welches sich aus Estremadura und Andalusien zusammenzog und nach Madrid marschiren wollte, aber nur bis in die Gegend von Val de Peñas kam, und dann — doch das sind Vermuthungen, die muß man in seiner Brust verschließen. — Er schwieg und ich konnte ihm das, was er vermuthete, nicht entlocken, doch führte er mich auf mein Bitten willig nach dem Friedhof, zu Diego's Ruhestätte. — Die drei Steine, welche die irdischen Reste deckten, waren ganz einfach,

blos die Namen: Dolores, Isabella, Don Diego del Peñas darauf gegraben, kein prunkvolles Epitaphium, kein trauernder Engel bezeichnete die Ruhestätte des Glaubenshelden, aber die um das Grab Knieenden, die wir dort betend fanden, bildeten dem für sein Vaterland und seinen König Gemordeten das schönste Mausoleum.

Ich trennte mich hier von Estevan, dem Schuster, ging nach Hause, steckte Empfehlungbrief und Wechsel in die Tasche und begab mich, da die Siesta vorüber war, nach der Wohnung Ariego's. Hier fand ich den Vater in seinem Comptoir, der mich höflich empfing, den Wechsel überflog und den Empfehlungbrief las, dann mir freundlich die Hand reichte, mich in seinem Hause willkommen hieß und mich fragte, ob ich, bis das Geschäft abgemacht sei, seine Familie nicht begrüßen wolle, denn, setzte er hinzu, nach diesem Schreiben steht Ihnen, während Ihrer Anwesenheit in Granada, mein Haus stets offen, und Sie werden mir zu jeder Stunde willkommen seyn. Ich nahm sein Anerbieten dankbar an, und er führte mich nun in den Garten, wo ich in einer Art offenen Kiosk die andern Glieder der Familie sitzen sah. Ich ge-

stehe, daß mir bei diesem Anblick das Herz pochte, mir war durch Estevans Erzählung das Mädchen zu interessant geworden, um nicht auf ihre Bekanntschaft gespannt zu seyn.

Wir traten in den Kiosk, wo mich der Hausherr als einen ihm empfohlenen Fremden, seiner Schwester, einer ehrwürdigen Matrone, vorstellte; Franzisco kam mir freundlich entgegen, grüßte mich fast herzlich, desto ernster aber Fernanda. Sie war eine schöne, herrliche Gestalt, auch ihr Gesicht reizend und ausdruckvoll; zwei feurige Augen, ein Mund, zum Küssen geschaffen, zwei Reihen Zähne, wie man sie selten in Spanien findet, würden ihr überall den Preis der Schönheit errungen haben; aber trotz den Flammenaugen, trotz den lockenden Purpurlippen trübte Schwermuth ihren Blick, umzog Wehmuth den reizenden Mund. Ungetrübte Wonne glühte nicht in der Brust der Verlobten, die mit liebendem Blick, der mir aber wie ein Sonnenstrahl aus trüben Wolken erschien, an dem Geliebten, einem wahrhaft schönen Manne, hing.

Ich entfernte mich bald; es war mir in dem weinumrankten Kiosk unheimlich geworden, immer sah meine rege Phantasie den alten Kriegs-

mann mit der offenen blutenden Wunde zürnend hinter dem Brautpaare stehen, immer gedachte ich an Fernanda's schauderhaften Traum, von dem mir Estevan erzählt hatte.

Am andern Tage zum Mittagsessen eingeladen, verließ mich die nämliche Empfindung nicht, und ich schloß mich ganz der Matrone an, die freundlich, gesprächig, und trotz ihres Alters höchst liebenswürdig war. Franzisco, glücklich in dem nahen Besitze dieses wahrhaft reizenden Mädchens, war zuvorkommend und höflich gegen mich, und lud mich ein, den Vorabend seiner Vermählung in dem kleinen Kreise der Seinen zu verbringen, und dann morgen in aller Frühe ihn zur Kirche zu begleiten.

So gern ich sonst dergleichen Feierlichkeiten beiwohne, wo man das Glück des ganzen Lebens im Taumel der Liebe so sicher zu erfassen wähnt und so oft getäuscht wird, so sagte ich es doch mit einer Art Widerwillen zu; ich konnte mich von dem unheimlichen Gefühle, das mich bei dem Anblick Fernanda's und Franzisco's ergriff, nicht losreißen. Er war ganz der glückliche, Liebe begehrende Mann, sie das von Liebe durchglühte Mädchen, und doch — wenn er seinen Arm um ihren Nacken schlang, ihr Blick in dem

die Nacht gesenkt und sie lag noch auf ihren Knieen und Anna mußte oft mahnen, ehe sie ihr folgte.

Endlich erhob sie sich, weihte der heiligen Mutter eine kleine Perlenschnur und warf sich dann anbetend vor ihr nieder „Himmelskönigin!“ sprach sie „Ich habe oft stundenlang vor Deinem heiligen Bilde gekniet, habe zu Dir gefleht, meinen irren, schwankenden Geist auf rechte Bahn zu leiten, meinem aufgeregten Gemüthe die Ruhe wieder zu geben, meinem Herzen den Frieden zu schenken, aber mein Flehen war umsonst; mein Geist schwankt immer noch ungewiß hin und her und weiß nicht, was er beginnen soll, mein Gemüth ist nicht beruhigt, mein Herz hat seinen Frieden nicht wieder gefunden. Nun, so fleh' ich noch einmal zu Dir und weihe Dir das Liebste, was ich außer meinem Epheukranze noch habe, diese Perlenschnur, die seine Lippen berührt haben; gieb mir ein Zeichen, Gebenedeite, sieh finster auf mich, ist es Dir nicht wohlgefällig, was ich vollbringen will, lächle mich freundlich an, gehe ich den rechten Weg.“ Sie beugte bei diesen Worten ihr Haupt und betete leise, dann erhob sie es und blickte auf zur Mutter Gottes — „Du lächelst freundlich mir entgegen, Gnadenreiche!“ rief sie freudig „Blickst huldreich auf mich herab! — So thue ich recht! — Gott Lob!“

Sie eilte nun, durch diesen Wahn gestärkt, aus dem Gotteshause, drückte dem Kirchner noch eine Gabe in die Hand und verbrachte den Abend heiter und allein. Am andern Morgen zog sie mit Artevelde nach Courtray.

seinen ruhte, er den Himmel offen sah, und ihr Auge ihm sagte, wie gern sie ihm des Paradieses Pforten öffne, da sah ich es plötzlich sich umfloren, sah die Thränen darin schwimmen; er hielt sie für Tränen der Sehnsucht, ich für Thränen der Wehmuth.

Als sie gegen Abend in traulichem Kosen auf dem Sopha saßen, brach sie plötzlich das Gespräch ab, sah einige Zeit nachdenkend vor sich hin, dann bat sie Franzisco, sogleich nach Antonio zu schicken und ihm sagen zu lassen, er müsse heute zu ihr kommen, wenn er sie nicht tief kränken wolle. Franzisco erfüllte ihren Wunsch, aber wie mir es schien, nur ungern.

Bis zu der Zeit, daß der Bote zurück kam, war Fernanda in augenscheinlicher Unruhe, erwiderte auf Franzisco's Frage, was Antonio hier solle, nichts, schmeichelte, liebkos'te ihn, sah oft auf die Straße, ob sich Antonio noch nicht sehen ließ, und als sie ihn kommen sah, klingelte sie, befahl ihrem Mädchen, ihr die Mantilla zu bringen, und sagte dann, sich zu Franzisco wendend: Du zürnst mir doch nicht, daß ich heute das Grab meines Vaters besuchen will? Antonio soll mich dahin begleiten. — Dem jungen Mann schien diese Wallfahrt un-

angenehm zu seyn, doch äußerte er sein Mißfallen nicht, die Tante aber raunte mir in's Ohr: Folgen Sie mir, lieber Herr! Mein Neffe geht nie nach diesem Kirchhofe. — Ich nickte ihr bejahend zu; Antonio trat ein.

Was stehet zu Ihrem Dienste, Señora? fragte der finstere Mann, dessen Auge doch bei ihrem Anblick nach und nach freundlicher wurde.

Du sollst mich zu dem Grabe meines Vaters begleiten, Antonio! erwiderte Fernanda, und ihre Kniee bebten.

Ich komme eben von daher, begann er von Neuem. — Der alte Herr schläft sanft, stören Sie seine Ruhe nicht, lassen Sie ihn schlafen, bis morgen früh das Geläute der Glocken in die Kirche ruft, dann erwacht er gewiß, steht von seinem Lager auf, wirft die Decke ab, schreitet hinter Ihnen drein nach der Kathedrale, und wenn der Priester den Segen gesprochen, legt er die Hände kreuzweis über seine Wunde und kehrt dann langsam und traurig in sein Grab zurück. — Bleiben Sie hier! — Was wollen Sie heute dort?

Komm! rief Fernanda mit Heftigkeit, warf die Mantilla über und eilte hinaus; ich folgte ihr in der Ferne. Sie schritt hastig, für Antonio fast zu schnell, voran. Auf dem Kirchhofe angelangt, sank sie neben dem Grabstein des Vaters auf ihre Kniee, beugte ihre glühende Stirn nach dem kalten Steine, betete und weinte. Antonio blieb hinter ihr stehen, auch er faltete die Hände; ein steinernes Denkmal, hinter welchem ich dem Allen aufmerksam zusehen konnte,

verbarg mich. Jetzt erhob sie sich, wischte die Thränen von den glühenden Wangen und reichte Antonio die Hand, die er ergriff und küßte. Warum zürnst Du mir? fragte sie dann: Warum trübst Du mir mein Glück? — Du weißt, wie sehr ich Dich achte, wie wehe es mir thut, wenn ich Dich traurig sehe — Sprich, weshalb zürnst Du auf mich? —

Lassen Sie mich schweigen, Señora! erwiderte er nach langem innern Kampfe: Was mich quält, muß ich in meiner Brust verschließen; aber das darf ich sagen: Es betrübt mich, daß ich Sie heute im Trauergewand und morgen schon im Hochzeitkleide prunkend sehen muß. Fragen Sie mich nicht weiter! — Da unter diesem Steine ruht mein ganzes Glück, er nahm Antonio's Leben mit sich in die Gruft, was Sie vor sich sehen, ist nur ein welkes wanderndes Todtengerippe, um das Sie sich nicht kümmern dürfen; es schleicht umher, bis es endlich zusammen bricht. — Doch eine Bitte habe ich noch an Sie, gewähren Sie mir nur diese eine! —

Nenne sie! sprach Fernanda.

Lassen Sie mich nicht wieder rufen, gönnen Sie mir meinen stillen Aufenthalt in Estevans Hütte! — Mir ist es nicht wohl auf dem Plan Bivarrambla, mir ist nur wohl auf dem Sitze vor dem Häuschen unter dem Jasmin — da kann ich ungestört an meinen Herrn denken, und von dort wird mich gewiß auch der Tod abrufen.

Und mich willst Du nicht mehr sehen? fragte Fernanda mit bebender Stimme.

O ja, Señora, das will ich wohl! — Muß ich doch dem Herrn sagen können, wenn ich einst zu ihm komme, wie Sie aussehen, ob Sie noch so schön geblieben, seit Sie die Frau eines Urbanos geworden sind. Wenn sie zur Messe gehen, da folg' ich Ihnen in der Ferne, drücke mich hinter einen Pfeiler und statt zu beten, ruht mein Auge nur auf Ihnen.

Antonio, Du bist grausam! — Verdiente ich das? sagte sie nun schluchzend. Er schwieg; ich aber, den Augenblick kommen sehend, wo ihre Kräfte sie verlassen, sie zusammen sinken würde, trat hervor, das Gespräch zu unterbrechen. Als Antonio mich nahen sah, küßte er ihre Hand. Gute Nacht, Señora! sagte er tief betrübt und entfernte sich schnell.

Das Mädchen war so erschöpft, daß sie sich auf den Grabstein ihres Vaters setzen und ausruhen mußte. Sie sprach kein Wort, nur ein einziger Blick, der mich zu bitten schien, bei ihr zu verweilen, traf mich, dann senkte sie ihr Auge, sah unverwandt vor sich hin und schien sich immer mehr in Nachdenken zu verlieren. Der Lebende steht mir näher, als der Todte! rief sie plötzlich aufspringend: Kommen sie, mein Herr, ich bitte, mich nach Hause zu begleiten! Ich bot ihr meinen Arm und führte sie aus dem Friedhofe, an dessen Pforte sie noch einmal sich wandte, nach den Gräbern ihrer Eltern blickte, tief aufseufzte, und dann

ohne

ohne ein Wort zu sagen, an meiner Seite ihrer Wohnung zuging. Sie wankte nicht, ihr Schritt war fest, nur fühlte ich zuweilen ein leises Zittern ihres Arms, doch schien Muth und Kraft wieder in sie zurückgekehrt zu seyn und sie einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Auch als wir nach Hause kamen, zeigte sich das mir deutlich, denn sie war gegen ihren Verlobten inniger, herzlicher, als je, und keine Wolke schien mehr den Himmel ihrer Liebe zu trüben, denn sie glaubte dem Vater das letzte Opfer, das er erlangen könne, gebracht zu haben. Ich verließ zwei glückliche Menschen, und mußte, trotz der Leidenschaftlichen den hohen Muth und die Festigkeit ihres Charakters bewundern; ihr Geist war kräftiger, als ihr Körper, der leicht dem Schmerz unterlag.

Eingeladen, das Brautpaar zum Altare zu begleiten, stellte ich mich schon früh in Ariegos Wohnung ein, die ich zu dem Feste mit verschwenderischer Pracht geschmückt sah. Ich war von den Eingeladenen der Erste und fand Vater und Sohn in dem Prunkzimmer auf- und abgehend. Beide schienen in einem ernsten Gespräch begriffen und der Vater verstimmt zu seyn: Fernanda war nicht zugegen. Da ich eine gewisse Unruhe an ihnen bemerkte, hielt ich es bald nach der ersten Begrüßung für das Geeignetste, sie allein zu lassen; ich gab vor, den schönen Morgen im Garten so lange genießen zu wollen, bis das Geläute der Glocken mich rufe, und Vater und Sohn mochte mein Vor-

schlag willkommen seyn, denn keiner nöthigte mich, bei ihnen zu bleiben und mich an den Erfrischungen zu laben, die ich vor mir aufgestellt sah. Ich ging hinunter, und setzte mich in eine kleine, seitwärts liegende Rosenlaube.

War es der Vorfall des gestrigen Abends, war es der Gedanke an den alten Antonio, oder hatte der Friedhof meine Einbildungkraft so sehr gespannt, ich dachte hier nur an den alten Kriegmann und sein trauriges Schicksal; es wurde mir in meiner duftenden Laube ganz unheimlich, und ich konnte mich über das Glück des liebenden Paares nicht freuen. Da weckte mich das Geläute vom Thurm der Kathedrale aus meinem Sinnen, ich sprang auf, um in das Haus zurückzugehen, da ich aber durch eine kleine, von dem Rosengebüsch nicht bedeckte Oeffnung Braut und Bräutigam die Allee heraufkommen sah, glaubte ich noch Zeit zu haben, und ein sonderbares Schicksal, wahrlich nicht Neugierde, hielt mich in der Laube zurück.

Die Glücklichen kamen mir näher; Franzisco schien ernst zu seyn, Fernanda in Wonne zu erglühen. Hörst Du, Geliebter, vernahm ich nun, hörst Du das Lauten der Glocken! Man wartet auf uns, komm! Sie wollte als sie eben dicht neben der Laube waren, umkehren, doch er hielt sie zurück.

Fernanda! sagte er ernst, und mir entging kein Wort, das Geläute mahnt mich an eine Pflicht, die ich schon längst hätte erfüllen sollen. Mich drückt ein Geheimniß, und ich

muß es Dir mittheilen, ehe noch der Priester den Segen über uns spricht. Waffne Dich mit Muth! —

Du erschreckst mich! fiel ihm das Mädchen in die Rede: Nur jetzt trübe meine Freude nicht, der so lang ersehnte Augenblick ist ja so schön! — Ich habe heute Alles gethan, nur an Dich zu denken, habe die drei Gräber mit ihren weißen Leichensteinen zu vergessen mich bemüht; führe mir nichts Anderes vor meine Seele, als die Wonnestunde, die uns erwartet. — Schweig lieber, verschließ das Geheimniß in Deine Brust, bis wir aus der Kathedrale zurückkehren!

Nein! sagte er fest: Jetzt mußt Du es hören!

Muß es seyn, so rede! sprach sie gefaßt.

Du erinnerst Dich jenes unglücklichen Tages, wo der Aufruhr in Granada tobte, begann er unter dem dumpfen Glockengeläute, und seine Wange erbleichte, seine Stimme zitterte: wo der Pöbel, von blutigem Wahnsinn ergriffen, den Pallast des Gouverneurs, die Klöster und Gefängnisse stürmte. Ich that an jenem Tage, was mir Menschlichkeit und Religion befahlen, ich versuchte mit meinem Bataillon die Aufrührer auseinander zu treiben. Aber selbst der bessere Theil der Bürger war vom Wahnsinn ergriffen, ich sah mich bald von den Meinen verlassen, die ich nach dem Gefängnisse der Inquisition, Dich und den Vater zu retten, führen wollte; ich blieb allein. Aber vor meiner

Seele stand blutig Euer furchtbares Schicksal, Dein Unglück war gewiß, der Tod, der Dich treffen mußte, wäre das kleinste gewesen, und Dein Vater hätte unter der fürchterlichsten Marter geendet, Rettung war nicht mehr denkbar. Da riß ich einem meiner Leute das geladene Gewehr aus der Hand, stürzte, selbst nun ein Wahnsinniger, durch die tobende Menge, und eilte mit Blitzesschnelle die Treppen hinauf, während die Rasenden dicht hinter mir mit gezückten Messern in das Gefängniß eindrangen. Bald stand ich vor der kleinen Oeffnung Eurer Kerkerthür, sah Dich zu des Vaters Füßen, hörte sein brünstiges Gebet zu Gott — hörte hinter mir die Tritte eines Wüthenden, der mit geschwungener Art, die Thüre aufzuhauen, herbeieilte, — kein Augenblick war zu verlieren, ich legte an, und —

Jesus, Maria! schrie Fernanda auf und sank zusammen. — Sonderbar grausig! — Mit ihrem Schrei verhallte der letzte Ton des Glockengeläutes. Ich stürzte aus der Laube hervor — Wir hoben sie auf, trugen die Ohnmächtige in ihr Zimmer, fürchtend, der Tod sei ihr Brautwerber geworden und habe sie heimgeführt.

Die feierliche Handlung war unterbrochen, die dazu Geladenen, nur von dem plötzlichen Unwohlseyn der Braut, nicht von der Ursache desselben unterrichtet, harrten in banger Erwartung; aber noch kehrte sie nicht zum Leben zurück, noch lag sie vom Todesschlaf umfangen.

Ich war, während alle ärztliche Mittel versucht wurden, mit Franzisco in einem Nebenzimmer, wo ich ihn zurückzuhalten suchte, damit bei ihrem Erwachen ihr erster Blick ihn nicht treffen, sie nicht von Neuem erschüttern sollte; nur der Arzt, der Vater und dessen Schwester waren bei ihr geblieben. Endlich hörten wir der Tante freudigen Ruf: Gelobt sei die heilige Jungfrau! ihre Lippen zucken, sie lebt, — und nun vermochte ich nicht mehr Franzisco zurückzuhalten, der sich zu ihren Füßen zu stürzen, ihre Vergebung sich zu erflehen, in das Zimmer drängen wollte; doch der eintretende Vater hielt ihn zurück. Häufe nicht Thorheit auf Thorheit! sprach er finster, und bat mich, ihn mit dem Sohne allein zu lassen. Ich gehorchte, doch als ich mich durch das Zimmer der Kranken schleichen wollte, sagte mir ein bittender Blick der alten Dame, daß ich bleiben und ihr beistehen möchte.

Fernanda hatte jetzt die Augen geöffnet und heftete sie starr, fast leblos auf die Umstehenden. — Wo bin ich? fragte sie endlich mit leiser Stimme: Stand ich schon am Hochaltare, oder waren mir die Pforten der Kathedrale verschlossen? — Doch nein, die heilige Jungfrau sei gelobt, so war es nicht! — Ja jetzt entsinn' ich mich Alles, jetzt tritt das Geschehene vor mich mit all' seinen Schrecken. — Sie erhob sich bei diesen Worten von dem Sopha, auf dem sie gelegen hatte, wollte sich ganz aufrichten, sank aber in die Arme der

Donna Cecilia zurück. Als wir sie auf einen Lehnsessel geführt hatten, saß sie eine Weile mit gebeugtem Haupte regunglos; da fiel der Myrthenkranz aus den Locken in ihren Schooß, sie schauderte, doch ihr kräftiger Geist erhob sich auch jetzt über ihr Geschick. — Ruft Franzisco! bat sie: ruft ihn! wiederholte sie mit Heftigkeit, da Niemand ihre Bitte zu erfüllen wagte, ich muß ihn sprechen, in diesem Augenblick sprechen, muß meinen Wermuthbecher bis auf den letzten Tropfen leeren. — Franzisco! schrie sie jetzt von Neuem: Komm! Er hörte ihren Ruf, stürzte herein und warf sich vor ihr nieder.

Ich zürne Dir nicht! sprach sie sanft, riß aber, zusammenschreckend, die Hand los, die er ergriffen hatte: Du wolltest mich retten, den Vater im Augenblick seines frommen Gebets einen sanften Reitertod sterben lassen — Deine Absicht war gut — aber die That war blutig — die Kugel traf sein Herz, traf das meine, und zerriß auf ewig das Band, welches wir so fest um uns geschlungen glaubten. — Lebe wohl! — Die Hand, welche das tödtende Geschoß auf meines Vaters Herz losdrückte, kann mich nicht zum Altar führen — Wir sind getrennt! —

Vergieb! rief der Unglückliche.

Ich habe Dir vergeben, so wie der milde Gott Dir auch gewiß vergeben wird — Du glaubtest Barmherzigkeit zu üben, und wurdest Mörder! — Verlaß mich! sprach sie dann —

27.

Die ſchleunige Zuſammenziehung des flandriſchen Kriegsvolkes war auch nothwendig, denn das Heer König Karl VI. war ſchon bei Arras verſammelt und bereit nach Flandern aufzubrechen. Gegen Ende October war der König nach St. Denis gezogen, die Oriflamme zu holen, die dem Seneſchall Villiers anvertraut wurde und hatte ſich dann ſogleich zum Heere begeben, das er in einem herrlichen Zuſtande fand. Alle Großen des Reichs waren mit ihren Vaſallen zugegen, der ganze Adel Frankreichs war herbei geeilt. Der Herzog von Burgund hatte ſeinen ganzen Schatz geleert, um ein furchtbares Heer zu werben und die von Artois waren mit gutem Willen ihrem neuen Landesherrn, dem Grafen von Flandern, zugezogen, auch hatte ſich eine bedeutende Menge flandriſchen Adels und Landvolks um ihn geſammelt. Das Heer zählte an 60,000 Streiter.

Das Heer der vereinigten Städte war noch ſtärker, aber auf mehreren Punkten vertheilt. Ein guter Geiſt beſeelte die meiſten, denn ſie wußten, daß ſie zu ſehr gegen ihren Fürſten gefehlt hatten, um nicht das Aeußerſte wagen zu müſſen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; aber der Geiſt der Zwietracht herrſchte auch unter einigen von ihnen und viele wären lieber in ihren Mauern geblieben und hätten ſich unterworfen, als ihr Schickſal einer Schlacht anvertraut. Artevelde war voll kecken Muthes, ſah zwar nicht mit Geringſchätzung auf das franzöſiſche Heer, rechnete jedoch hauptſächlich auf die ſpäte Jahreszeit, die dem Feinde nicht erlauben würde, lange beiſammen zu bleiben

auf sein Bitten nicht achtend: — Zwischen uns hat das Schicksal eine weite Kluft geöffnet, des Vaters Grab, seine blutende Wunde trennt uns, und so ist die Kluft nicht mehr zu überschreiten. — Thränen brachen nun hervor; wir hofften, sie würden ihren Schmerz lindern, aber wir hofften vergebens. Weinend beugte sie sich über den Knieenden, küßte leise wie Geisterhauch die Stirn des Geliebten — Dies sei mein Abschiedkuß! sprach sie feierlich; und hast Du noch Mitleid mit mir, wie in jenem unglücklichen Augenblick, so entferne Dich, laß mich allein, für jetzt und für immer!

Leb' wohl! rief Franzisco aufspringend. Der Leidenschaftliche wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn zurück — Berühre mich nicht, rief sie, an Deiner Hand klebt das Blut meines Vaters!

Er war außer sich, wollte bleiben, wollte sprechen; doch wir führten ihn, ihr Ruhe und Erholung zu gönnen, fast gewaltsam fort, und suchten ihn mit der Hoffnung zu trösten, die Liebe würde ihren Schmerz besiegen. Aber schon am Tage hatte sie Muth und Kraft, Granada zu verlassen, und mit der Señora Cecilia und von dem treuen Antonio gefolgt nach dem Rio verde zu ziehen.

Bis dorthin habe ich das unglückliche Mädchen begleitet, und ihr, gewiß für immer, ein schmerzliches Lebewohl gesagt.

Ich habe den Muth, mein Schicksal zu ertragen, sprach sie in der Trennungstunde zu mir,

ich will standhaft gegen mein Herz kämpfen, gebe nur Gott, daß es bald in Liebe vergehen, in Schmerz brechen mag und daß ich bald ausgerungen habe!

Amen! sagte Antonio, der hinter sie getreten war, mit dumpfer Stimme. Sie schrack bei diesen Worten zusammen, als sei es ein Geisterruf, dann umzog ein schmerzliches Lächeln ihren Mund. Leben Sie wohl, sprach sie mit Hast und entfernte sich.

Granada ist schön! manch' herrliche Erinnerung sollte mir von dieser Stadt und von der Alhambra zurück geblieben seyn; aber jeder Rückblick nach diesem Zauberschloß, nach diesen paradiesischen Gefilden, ist mir, statt mit Morgenroth und Abendgluth umwoben, mit blutigem Schleier umflort. Der alte Kriegmann, aus seiner engen Klause gestiegen, die holde zerknickte Rose am Ufer des Rio verde stehen dann immer vor mir; er das zerbrochene Schwert in der Hand, die Pforten der alten Königburg bewachend, sie den Myrthenkranz, der auf ihren Schooß sank, zerpflückend, unter dem Portal der Kathedrale. So sehe ich den Todten und die Lebende, Beide als trübe Nachtgestalten, vor mir, und Granada wird mir ewig nur eine schmerzliche Erinnerung bleiben.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Ms. 1724
UNIVERS.
LIPS.

Neunzehntes Bändchen.

Das Mädchen von Beauvais.
Die Soirée.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Das

Mädchen von Beauvais.

Von

A. von Tromlitz.

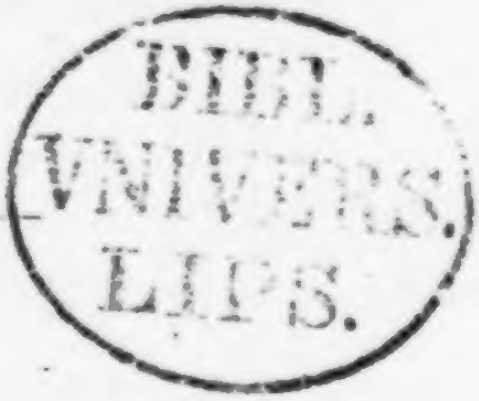

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Das
Mädchen von Beauvais.

Historische Erzählung.

und daß sie keinen Ort finden würden, wo sie in Flandern eindringen könnten; er ließ deshalb auch alle Brücken über die Lys abwerfen.

Der Konnetable Clisson, ein alter, in der Schule des Krieges ergrauter Held, sah alle diese Hindernisse wohl ein und so sehr er auch dem Muthe seines Heeres vertrauen konnte, so ließen sie ihn fast an dem Gelingen des großen Unternehmens zweifeln. Die häufigen Regen hatten die Straßen sehr unbrauchbar gemacht, nur mit der äußersten Mühe war das Geschütz fort zu bringen, keinen Uebergang über die Lys fand er unbesetzt, alle Brücken abgebrochen, so daß sich ihm mit jedem Tage neue Hindernisse in den Weg legten. Er berief deshalb einen Kriegsrath zusammen, wo mancherlei Vorschläge gemacht wurden. Der eine wollte die Lys umgehen, der andere längs der Schelde auf Oudenarde rücken, dessen Belagerung die Genter aufgehoben hatten; aber beide Pläne bedurften zur Ausführung zu viel Zeit und der Herbst nahte seinem Ende. Endlich wurde beschlossen, gegen Comines vorzurücken und hier den Uebergang zu erzwingen.

Während die Führer berathschlagten, waren eine Menge vom Adel ohne Befehl, unter Anführung eines unehelichen Sohnes des Grafen von Flandern zusammengetreten, hatten durch die Lys gesetzt und die Flandrer überfallen. Allein diese, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, eilten mit Macht herbei, umzingelten die Ritter und hieben sie, Arteveldes Befehle gemäß, Alle nieder. Dieses erste glückliche Gefecht belebte den Muth der Flandrer ungemein, und sie zogen nun mit freudiger Zuversicht zu dem Heere, das sich allmählig bei Rosebecque versammelte.

Messire! Mir ist es gleich, für wen ich das Schwert ziehe, für Carl von Burgund, oder den König von England, oder wenn es sein muß, auch für unsern Herrn, der lieber die Feder, als das Schwert in die Hand nimmt, giebt es nur Ehre und Nutzen, ob diesseits oder jenseits des Kanals, diesseits oder jenseits der Somme, mir gleichviel!

Bei diesen mit jugendlichem Leichtsinn gesprochenen Worten, schob Herr Paul Fourquet den eben gefüllten Becher weit von sich, und stand von seinem Lehnstuhle auf.

Ihr zürnt mir wohl, daß ich nicht wie die Schwalben an ihrem Nest hange? nahm der junge Mann das Wort. Was soll mich denn an mein Vaterland ketten, wo seit dem verstorbenen König glorwürdigen Andenkens, die Schwerter in den Scheiden rosten, oder höchstens, wie in dem Kriege zum allgemeinen Wohle,

Franzos gegen Franzosen ſtreitet. Da lob' ich mir den Herzog von Burgund, der weiß einen tapfern Kriegsmann zu ſchätzen, dort giebt es Wunden, aber auch goldene Ketten, — hier — ich glaube faſt nur — eiſerne.

Gute Nacht, Charles! erwiderte der Alte, drehte dem jungen Manne den Rücken zu, und wollte gehen; doch Charles Rocheville hielt ihn zurück. Nehmt doch meine Worte nicht immer ſo genau, Meſſire! bat er, des Alten Hand feſt in der ſeinen haltend. Ihr kennt mich ja, wißt, wie leicht der Gedanke den ich fein klug in meinem Innerſten müßte verſchloſſen halten, ſich bei mir in Worten ausſpricht, kennt ja meine Begierde, in der Welt mich umzuſehen, mir Ehre und Gold zu erwerben, um dann um euer Kind, die liebliche Jeanne, mit Anſtand werben zu können. Jetzt —

Seid ihr ein Narr — und doch meines alten Waffenbruders Sohn, ſetzte der Alte beſchwichtigend hinzu. Darum ſetzt Euch nur wieder hin, und nehmt den Becher und trinkt; mir bleibt er fern, denn mir würde heute der Wein wie Galle ſchmecken. Nun ſetzt Euch doch, Charles! — Was zaudert Ihr? — Fühlt Ihr, daß Ihr den alten wurmſtichigen Lehnſtuhl, auf

dem Euer edler Vater so oft mir gegenüber gesessen hat, entehrt? — Ihr habt so Unrecht nicht!

Messire! fuhr der Jüngling auf.

Setze dich! befahl der Alte mit zornigem Blick, auf den Stuhl hinzeigend, doch Rocheville setzte sich nicht und blieb trotzig stehen. Da, ohne weiter ein Wort zu sagen, aber noch einen ernsten, doch nicht zornigen Blick auf den jungen Mann werfend, verließ der Alte das Zimmer.

Rocheville wollte mitleidig lächeln, als er dem Alten nachblickte, doch schnell wurden seine Züge ernst, er nahm jetzt den nämlichen Lehnstuhl ein, auf den er vorhin sich nicht setzen wollte, stützte sein lockiges Haupt auf den kräftigen Arm, und verfiel in Nachdenken.

So fand ihn die siebenzehnjährige Jeanne. Ohne ihn zu stören, blickte sie mehr verdrießlich, als traurig auf den jungen Träumenden, der ihr leises Eintreten nicht bemerkt hatte. Charles! sagte sie endlich, und er fuhr rasch in die Höhe, sprang auf sie zu, und wollte ihre Hand ergreifen, die sie jedoch zurückzog. Charles, warum habt Ihr schon wieder meinen Vater gekränkt?

Hab' ich es Euch nicht tausendmal gesagt, daß Ihr damit auch immer mich kränkt?

Liebe Jeanne?

Wäre ich Eure liebe Jeanne, fiel sie ihm schnell in die Rede, würde Euch das nicht so oft begegnen, Ihr würdet Eure Zunge zügeln, Eure Worte mehr auf die Wagschale legen, und nicht von so thörigten Dingen mit meinem Vater sprechen, die selbst mich, ein stilles Mädchen, empören. Denkt an die Wunden, die Euer Vater mit in's Grab nahm, zählt die Narben, die meinen Vater bedecken! — Wer schlug sie? — Engländer und Burgunder! Wer schlug unserm Vaterlande die tiefen, noch nicht geheilten Wunden? England und Burgund! — Und dorthin wolltet Ihr ziehen, — gegen Frankreich ziehen? — Und um mich, um Jeanne Fourquet glaubt Ihr dann noch werben zu können?

Was hat mein Herz, was unsere Liebe mit dem Allen gemein? sagte der junge Mann mit Leidenschaft, schloß die Sträubende in seine Arme und stahl einen Kuß von ihren frischen Rosenlippen.

Charles! zürnte die Hocherröthete, sich seinen Armen entwindend — Wiederholt dies nicht noch

einmal, oder ich ſchwöre Euch, Ihr ſeh't mich nicht wieder allein, denn ſo müßt Ihr Euch nicht gegen ein züchtiges Mädchen betragen. Setzt Euch lieber, hört mir aufmerkſam zu, und beachtet, was ich Euch ſage. Charles gehorchte den Worten der Tochter mehr, als denen des Vaters, und ſetzte ſich; Jeanne nahm Platz an der andern Seite des Tiſches, ſchob die Kanne mit Wein von der Seite, welche ihr das Antlitz des Mannes deckte, und begann:

Unſere Väter waren Freunde und Waffenbrüder, in allen Schlachten ſtanden ſie neben einander, wurden zuſammen gefangen und verließen an einem Tage ihre Haft. Unerſchütterlich war ihre Freundſchaft. Da wünſchten ſie, als ſie nach beendetem Kriege in ihre Vaterſtadt zurückkehrten, daß ihre Kinder dies innige Band auch nach ihrem Tode noch feſter knüpfen möchten, und unſere Herzen — wenigſtens das meine, ſagten nicht Nein!

Auch das meine nicht, Jeanne! rief Rocheville aufſpringend.

Bleibt ruhig ſitzen, mahnte die Jungfrau, bleibt dort mir gegenüber und hört nur fein ruhig zu. Wir liebten uns ſchon als Kinder, auch jetzt, da Ihr ein Mann geworden ſeid,

scheint Ihr noch das Nämliche für mich zu fühlen. — Bleibt ruhig, bleibt doch ruhig auf Eurem Sessel sitzen, wozu noch Schwüre und Betheurungen? — Und auch ich, lenkte sie wieder ein, auch ich seh' einer schönen Zukunft entgegen. So wären wir Alle glücklich, mein alter Vater, Ihr und ich. — Ihr habt ein kleines Erbtheil, das meinige ist fast noch geringer, aber doch ist Beides zusammen hinreichend, uns vor Mangel zu schützen; und die zwei Jahre, bis wohin wir noch unser Glück verschieben sollen, so lang' sie uns auch dauern würden, wären doch bald vorübergegangen. — Nicht wahr, Charles? Er nickte bejahend.

Was hat Euch denn nun seit Kurzem für ein böser Dämon ergriffen, der Euch weg von mir in die Welt hinaus treiben will? Ist es Ruhmsucht, ist es Eitelkeit?

Jeanne, nun hört auch mich! unterbrach sie Rocherille. Ich will Euch mein Herz aufschließen, als wäret Ihr mein Beichtiger, und einen schönern, nachsichtigern fände ich doch wohl nirgends.

Wer weiß! meinte Jeanne.

Zwei Jahre soll ich noch warten, bis ich mein Glück erfassen, Euch die Meine nennen

darf, das ſind zwei lange, traurige Jahre für mich, denn nicht einmal mit dem traulichen Du darf ich Euch anreden, und wüßte Meſſire Fourquet, daß ich Euch heute zum zweitenmale geküßt hätte —

Schweigt von dergleichen! unterbrach ihn Jeanne.

Nun, da ſeht Ihr, wie ſtreng Ihr ſeid; und nun zwei Jahre um und neben Euch zu ſeyn, fuhr er fort, keinen Kuß, kein trauliches Du, nicht einmal einen herzlichen Händedruck, das iſt mehr, als ich ertragen könnte. Ueberdies, was bin ich? — Eines armen Edelmanns Sohn, der hier in Beauvais wie ein Tagedieb herum zieht, und doch den Muth und die Kraft in ſich fühlt, mehr leiſten zu können, als auf dem Pflaſter dieſer alten Stadt von ſeinem nach Eurem Hauſe zu wandern. Ehre und Geld will ich mir erwerben, und dann vor Euren Vater treten und ſagen: Meſſire Fourquet! Nun gebt mir Euer liebliches Kind zum Weibe, nun bin ich ihrer werth!

Das Mädchen mochte wohl dieſem Bilde träumend nachhängen, denn ſie ſah freundlich auf ihren Verlobten, und mochte ihn in dieſem Augenblicke den Lorbeerkranz um den Scheitel

vor sich stehen sehen; doch endlich erwachte sie aus ihrem Sinnen. — Ja, es wäre schön, Charles! sagte sie, und etwas Feierliches lag in dem Tone ihrer Stimme. Ja, es wäre schön und wohlthuend für mich, könntet Ihr so vor meinen Vater treten, und um mich werben, denn Muth ist des Mannes herrlichste Zierde, deshalb will ich auch nicht weinen und jammern, und Euch nicht zurückhalten, wolltet Ihr an den Hof König Ludwig's ziehen —

Nach Plessis les Tours? — Nein, Jeanne, dahin nimmermehr! fiel ihr Charles in die Rede; dort braucht man mich nicht, dort vertraut man nur fremden Söldlingen; neben die schottischen Bogenschützen stell' ich mich nicht.

Und doch wollt Ihr in die Reihen der Burgunder oder der Engländer treten?

Das sind keine gemeinen Söldner, die ihre Berge um lumpigen Sold verließen, das ist ritterliches Kriegsvolk.

Charles! sagte jetzt das junge Mädchen ernst, ich habe kein Recht, Euer Thun zu meistern, Eure Schritte zu leiten, gehet hin, wohin Ihr wollt, ob Euch meine Liebe folgen wird, weiß ich noch nicht, es bedarf dazu einer ernsten Prüfung; das weiß ich aber, daß, wenn Ihr je

mit fremden Völkern den Boden Eures Vaterlandes beträtet, unsere Herzen für immer getrennt wären.

Also so schwach ist Eure Liebe, nahm Charles entrüstet das Wort, um —

Nennt es Schwäche, nennt es Stärke, wie Ihr wollt. — Wer sein Vaterland verläßt, für fremde Sache zu bluten, es feindlich betritt, und in Zeit der Noth sich nicht um seinen König schaart, den wird das Herz wohl nimmer lieben können. Thut nun, was Euch recht dünkt. — Mit dem fremden Herrn wird ja wohl auch ein fremdes Mädchen Eurem Herzen werden, das die Treue nicht kennt. — Nichts weiter davon, Charles! Ich habe Euch mein Herz gezeigt, wie es ist, handelt nun, wie Ihr wollt. Brechen wird es vor Gram noch nicht, es wird bluten aber nicht vergehen.

Stolze! rief Charles, seinen Hut ergreifend, und eilte rasch fort.

Stolz nennt er mich? Er thut mir Unrecht. — Aber, dem Himmel sei Dank, Liebe soll mein Herz nicht bethören, daß ich das, was recht und edel ist, darüber vergessen sollte.

Es waren mehre Tage vergangen, ohne daß Charles Rocheville sich bei seiner Geliebten hatte blicken lassen. Der Vater, von der Unterredung der Beiden nichts ahnend, glaubte, seine harten Worte hätten den jungen Mann so tief gekränkt, daß er sein Haus vermied, und da er ihn wahrhaft lieb und schon so lange als seinen Eidam betrachtet hatte, that es ihm leid, und er hätte gern zu ihm geschickt und ihn zu sich rufen lassen; aber Jeanne, die Alles über ihn vermochte, verhinderte es. Sie kannte den hochfahrenden Sinn des jungen Mannes, und glaubte seine Liebe zu stark, als daß diese allein ihn nicht zurück führen sollte. Doch sie wartete, wohl mit klopfendem Herzen, mehrere Tage vergebens.

Während dieser Zeit schien auch von einer andern Seite ihre Liebe bedroht zu werden. Eine weitläufige Verwandte ihres Vaters, die Wohlgefallen an Jeanne zu haben schien, und, wie sie schon oft gesprochen, diese zu ihrer Erbin eingesetzt hatte, kam eines Tages zu Herrn Paul Fourquet, und nach manchem Hin- und Herreden gab sie ihm zu verstehen, daß, bei den jetzigen trüben Aussichten, da sich die Burgunder wieder zum Kriege rüsteten, es wohl gut sei, wenn das Schicksal eines jungen Mädchens

Das franzöſiſche Heer ſtand nun Comines gegenüber, welches Peter Dubois mit 12,000 Mann vertheidigte. Die Brücke, wovon die Pfeiler noch ſtanden, war abgebrochen, alle Furten waren wohl verſchanzt und alle Fahrzeuge auf das linke Ufer gebracht. Der Konnetable befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, der Winter war nahe, im Innern Frankreichs wurden die Städte unruhig, in Rheims, Orleans, Blois, ſelbſt in Paris fanden Unruhen ſtatt und was geſchehen ſollte, mußte bald geſchehen. Aber die Bannerherrn ſeiner Vorhut riſſen ihn aus dieſer Verlegenheit. Mehrere von ihnen hatten mit großer Mühe drei kleine Fahrzeuge von Lille kommen laſſen und ſchickten ſich an, über die Lys zu ſetzen. Der Marſchall von Sancerre wurde auf dieſe Nachricht von dem Konnetable hingeſchickt, um zu ſehen, was ſie gegen ſeinen Befehl begönnen und fand ſie ſchon im Ueberſetzen begriffen; ſo gefährlich dies Unternehmen auch war, denn nur 9 Mann nahm ein Fahrzeug auf, konnte er es doch nicht mehr hindern. Da nun auf dieſe Weiſe 100 Geharniſchte auf das linke Ufer geſetzt waren, hielt er es gegen ſeine Ehre, zum Konnetable zurückzugehen und ließ ſich ſelbſt überſetzen, um an ihrem Wagſtück Theil zu nehmen.

Der Konnetable, der indeß mit den Armbruſtſchützen einen Scheinangriff auf die Brücke von Comines gemacht hatte, ſah zu ſeinem Schrecken auf der andern Seite die wehenden Banner der Dugueſelin, Lavals, Rohans, und des Vicomte von Meaux. Er glaubte die Blüthe des bretagniſchen Adels verloren und begann nun an der Wiederherſtellung der Brücke mit doppeltem Eifer arbeiten zu laſſen, wobei ſelbſt die Schilde der Ritter, da wo es an Bohlen

begründet sei. Ihr werdet mit jedem Tage älter, Jeanne mannbarer, und so möchte es wohl Zeit seyn, an ihre Verheirathung zu denken, sagte sie theilnehmend. Bei dieser Gelegenheit schlug sie ihm einen jungen Edelmann vor, der bei der Compagnie Gensd'armen des Herrn de Beuils stand, den einzigen noch übrig gebliebenen Verwandten ihres verstorbenen Mannes. Durch diese Heirath würde dann ihr, sie wohl zuweilen quälendes Gewissen beruhigt, das sie immer mahnte, wenn sie dächte, daß sie ihr ganzes Vermögen Jeannen zuwenden und Jenem entziehen wolle.

Paul Fouquet, der wohl einen kleinen Groll gegen Charles gefaßt hatte, und dem das Anerbieten der Dame Claude als ganz annehmbar erscheinen mußte, war doch ein zu rechtlicher Mann, als daß er um alle Schätze der Welt sein Wort gebrochen hätte; auch dachte er an das Herz seines eigenen Kindes, und dies bestimmte ihn, dem gewiß wohlgemeinten Antrag der guten Frau auszuweichen, obgleich er den jungen Mann, den sie ihm zum Eidam vorgeschlagen hatte, als sehr brav kannte. Die alte Dame aber verlangte bestimmte Antwort, und so war Messire Paul gezwungen, ihr die Wahr-

heit, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit zu vertrauen; doch setzte er, sie trösten wollend, hinzu, daß er seiner in Gott ruhenden Frau auf dem Todtenbette das Versprechen gegeben habe, Jeanne nicht vor ihrem 19. Jahre zu verheirathen, und da er dies zu halten fest entschlossen sei, so hätte man ja noch fast zwei Jahre Zeit zum Ueberlegen.

Aber so alt die gute Frau war, so sehr ungeduldig war sie auch, und zwei Jahre Ueberlegung dünkte ihr ein wenig zu lang. Sie verlangte mit Jeannen deshalb zu sprechen, was Messire Paul ihr auch nicht gut verwehren konnte, und lud sie zum andern Tage zum Mittagsessen bei sich ein. Da der Vater Jeanne von der Absicht der Dame Claude nicht im Mindesten unterrichtet hatte, war sie nicht wenig erstaunt, als sie einen feinen jungen Mann als Tischgenossen dort fand, der auf sehr artige, zugleich aber sehr bescheidene Weise sich während der Mahlzeit viel mit ihr unterhalten, nach Tische aber sich gleich wieder entfernt hatte.

Wie gefällt Dir Herr Robert de Viellebourg, ein Verwandter von mir? war die erste Frage, welche die alte Dame an sie that, als sie sich allein mit ihr befand.

Ohne den Zweck dieser Frage zu ahnen, antwortete Jeanne ganz unbefangen. Recht gut, Muhme, es ist ein feiner, bescheidener Mann.

Und sein Aeußeres?

Nicht übel! meinte das Mädchen.

Die Alte lächelte. — Schon oft, sagte sie dann, habe ich Dir versprochen, Dich zu meiner Erbin einzusetzen — Jeanne küßte ihr schon jetzt dafür dankbar die Hand — aber auf dergleichen Versprechungen ist nicht immer viel zu bauen; des Menschen Wille ist veränderlich. — Doch, liebes Kind, in dem Augenblicke, wo Du Robert Deine Hand reichst, mache ich die Schenkung schon bei meinem Leben.

Muhme! rief das Mädchen erbleichend, doch schnell sich wieder fassend, Muhme! Ihr seid so gütig gegen mich, wofür ich Euch ewig dankbar seyn werde, aber wär' ich so unedel, blos des Eigennutzes wegen meine Hand einem Manne zu geben, den ich heute zum erstenmale sah', so wär' ich ja Eurer Liebe und Eurer Güte nicht werth. Ueberdies —

Liebst Du schon einen Andern, fiel ihr lebhaft die Alte in's Wort.

Ja, Muhme! Ihr habt errathen, was ich Euch schon lange und eben jetzt sagen wollte. —

Ja, so ist's! Charles Rocheville war von meiner früh'sten Jugend an für mich bestimmt; schon als ich Kind war, spielte er, als ich älter ward, tändelte er mit mir, und so seht Ihr wohl, daß bei der Jungfrau mit Spiel und Tändeln die Liebe sich endlich einschleichen mußte.

Das ist freilich nicht gut! sagte die alte Dame kopfschüttelnd. — Doch, nach kurzem Ueberlegen, lächelte sie freundlich, strich Jeanne's Wangen und meinte: Liebe, die mit der Kinderklapper begönne, verlöre auf dem langen Wege, bis sie mit dem Myrthenkranze vor die Jungfrau hinträte, zu viel von ihrem Reiz, um da noch mit frischer heißer Gluth zu entflammen. — Jetzt lächelte Jeanne. — Ich kenne Dich, Mädchen! fuhr hierauf die Dame fort, Du bist zwar besonnen, dennoch erfassest Du Alles mit Leidenschaft; und Dein Geist fliegt hoch, taugt zur Spindel nicht, und so wird es auch mit Deinem Herzen seyn; Dir taugt ein armer Mann, der nicht Rang, noch Titel hat, wenig, — Du willst glänzen —

Glänzen? wiederholte das Mädchen. Durch meinen Gatten glänzen? — Nein, Muhme — ich glaube, Ihr irrt! — Und doch — könnte ich, setzte sie stark betonend hinzu, eine herr-

liche That vollführen, könnt ich mein Vaterland retten, wie einst meine Namensschwester von Orleans, ich glaube, das wäre das Höchste, und ich könnte —

Auch dieser That die Liebe opfern! Nicht wahr, Jeanne, das wolltest du sagen? fiel ihr die Schlaue in die Rede. — Nun ja! Ehrgeiz ist ein Sturm im menschlichen Herzen, dem selbst die Liebe nicht trotzen darf, denn auch ihre Gluth verlöscht er schnell.

So meint' ich es nicht, nahm Jeanne schnell das Wort, und Ihr beurtheilt mich falsch, wenn Ihr glaubt, Ehrgeiz trieb mich zu dem kühnen, abgöttischen Wunsche, jenem heiligen Mädchen, deren Gedächtniß ganz Franzreich so hoch ehrt, gleich zu werden. Nur Vaterlandsliebe, diese starke fromme Liebe entflammt vor allen meinen Geist zu Thaten, sie könnte mich spornen zur männlich kühnen That, für mein Vaterland zu sterben. — Seht, Muhme — doch Ihr versteht mich nicht, dies sagt mir der mitleidige Blick, den Ihr auf mich werft, darum will ich lieber schweigen, und meine Empfindung in mir verschließen.

Sonderbares Mädchen! sagte die Alte, ihr die Wangen streichelnd — Du dauerst mich.

Weshalb, gute Muhme? Beugen kann mich das Schicksal, tief beugen, wie jeden Erdengebornen.

Sei demüthig, Jeanne, fiel ihr die Alte schnell in die Rede, verschließ auch diesen Gedanken in Dir. Das Schicksal bestraft oft bitter! — Doch von etwas Anderm. Herr Robert de Wiellebourg wird doch, wenn er in Beauvais ist, freien Zutritt in Euer Haus haben, wenn auch nicht um seinetwillen, doch schon wegen mir.

Hat Charles nichts dagegen, so erlaub' ich es ihm gern, erwiderte Jeanne.

Ist denn dieser Charles so sehr Herr in Eurem Hause, ist er jetzt schon so ganz Dein Herr, daß wer bei Euch aus- und eingehen will, einen Freibrief von ihm haben muß? fragte Dame Claude etwas spitz. Doch ich kenne ja die Welt zu gut, um nicht zu wissen, wie sehr die Liebe zum Sklaven macht. Aber Charles Weigerung fürcht' ich nicht, der ist schon vor vielen Tagen nach Arras geritten, wer weiß, wenn er und ob er zurückkommt.

Jeanne traf diese Nachricht schmerzlich, doch unterdrückte sie ihre Bewegung. Die Muhme

brach das Gespräch ab und das Mädchen ging tief betrübt zurück in ihr Vaterhaus.

Sie fand zu ihrer Verwunderung Charles dort, heiterer und zufriedener, als sie ihn je gesehen. Er entschuldigte sein längeres Ausbleiben mit der kurzen Reise zu einem seiner Jugendfreunde, der in der Umgegend wohne; Arras erwähnte er mit keinem Worte.

Kanntet Ihr schon früher den Herzog von Burgund? fragte ihn Jeanne, als sie im kleinen Gärtchen allein zusammen saßen.

Wie kommt Ihr zu der Frage? antwortete er betroffen. Wie soll ich den Herzog kennen?

War er denn nicht der Jugendfreund, den Ihr während Eurer langen Abwesenheit besucht habt? — Ihr erröthet! — Pfui, Charles; warum diese Lüge? Ihr waret am Hofe zu Arras, und sammeltet dort die Brodkrumen, die von des Herzogs Tische fielen. — Ist dem nicht so?

Ja! antwortete er ruhig.

Habt Ihr Dienste bei dem Burgunder genommen?

Nein!

Wußtet Ihr, daß er sich wieder gegen uns rüstet?

Hierüber wollt' ich Gewißheit —

Und konntet —

Ich konnte thun, was mir Klugheit rieth, erwiderte er gleichgültig. Hier lebe ich ein elendes Leben, das Mädchen seufzte tief auf — ein thatenloses, elendes Leben, keine Hoffnung leuchtet mir, keine Aussicht bietet sich mir dar, den erloschenen Glanz meines Hauses wieder herzustellen. Als gehört' ich zu König René's Hof, sitze ich hier in Mondscheinnacht, ein Liedchen zur Laute dichtend, und meiner Geliebten singend, die mich mit dem kalten: Guten Abend, Charles! wo waret Ihr? nicht mit einem Händedrucke empfängt, keines meiner Liebeslieder mit einem Kusse lohnt, Ihr, der ich mich nicht einmal in meiner Armuth und Verborgenheit würdig fühle. Ja Jeanne! rief er aus, ja, ich wollte mit Ruhm bekränzt, mit Ehrenketten geschmückt, als ein tüchtiger Kriegsmann zurückkehren, und, Euer dann würdig, Euch zum Altare führen; denn wie oft habt Ihr mir gesagt, Muth sei das Herrlichste, das Ehrenwertheste am Manne, und Ihr selbst, wenn es erfordert würde, hättet den Muth das Schwert zu führen.

Sagt mir offen, Charles, ginget Ihr in der Absicht nach Arras, Dienste zu nehmen?

Holder Beichtiger, erwiderte er, ja! denn was

hab' ich auch hier zu erwarten? Mein Vater blutete aus sechzehn Wunden, seine Knechte zum Kampf für seinen König zu rüsten, Rocheville, das schöne Schloß am Meere, mußte er verkaufen, um das Lösegeld für sich und Euren Vater aufzutreiben, blos damit er ja bald wieder bei dem Heere eintreffen könnte. — Und wie theuer hat man ihm die Ströme Bluts bezahlt, wie hat man die Aufopferung ihm und Eurem Vater vergolten? — Als sie Beide, von Narben bedeckt, zum Hoflager zogen, ließ man sie Tage lang unbeachtet im Vorzimmer stehen, Niemand kümmerte sich um sie, die reich gekleidete schottische Leibwacht verhöhnte sogar mit Blicken, wenn auch nicht mit Worten, die so manchen Tag unverrichteter Sache Wiederkehrenden; und als es ihnen endlich gelang, bei dem Bischofe von Verdun vorgelassen zu werden, gab der ihnen den tröstenden Bescheid, der König sei so arm wie sie, sie möchten nur heimziehen, und könnten sie dort nicht mehr wie Edelleute leben, sollten sie es fortan wie ehrliche Bürger. Mit diesem Troste kamen sie nach Beauvais zurück, und verlebten ihre alten Tage unter Entbehrung und Kummer über den Undank. — Soll dies auch dereinst mein Loos seyn, Jeanne?

Diese mochte in dem Augenblicke der häufigen Klagen der beiden alten Freunde gedenken, mochte der Klagen gedenken, die ihr Vater auch jetzt noch öfters ausstieß, wenn der Zufall einen alten Bekannten zu ihm führte; sie schwieg.

Und deshalb will ich der Undankbarkeit mein Blut und meine Jugend nicht opfern, fuhr Rocheville mit Heftigkeit fort, ich will da kämpfen, wo Ehre und Gold den Tapfern für seine Aufopferung lohnt, will dem Kriegsfürsten, nicht den Friedensfürsten anhangen, und mit der Victoria, nur nicht hin nach meinen Vaterlande ziehen!

Und ich? fragte Jeanne, die Hand auf ihr Herz legend.

Ihr, Jeanne Fourquet, pflegt derweilen Euren Vater, besorgt sein Haus und denkt stets mit Liebe an mich, bis ich, mein Glück mit Euch zu theilen, zurückkehre.

Das Mädchen schüttelte verneinend ihren Kopf voll kastanienbrauner Locken, deckte mit ihrer langen dunklen Augenwimper das flammende Auge und senkte es sinnend zu Boden. Hätt' ich doch nie geglaubt, murmelte sie vor sich hin, daß es mir so schwer werden würde, das was recht ist, zu thun, daß es mir so schmerz-

fehlte, aushelfen mußten. Er selbst war überall zugegen, feuerte den Muth der Seinen an und zeigte ihnen hierbei die flatternden Banner ihrer Kameraden auf dem jenseitigen Ufer; doch die Nacht machte seinen Sorgen ein Ende. Die französischen Ritter, welche übergesetzt waren, hielten sich während der Nacht geschlossen, ließen, um den Feind glauben zu machen, sie wären in weit größerer Anzahl übergesetzt, das Feldgeschrei fast aller französischen Bannerherrn erschallen und hielten sich so vor jedem Uefall geschützt.

Gegen Morgen ließ Dubois die Flanderer in aller Stille ihnen entgegen rücken, traf sie jedoch, die in der Nacht noch mehrere Verstärkung erhalten hatten, auf ihrer Huth. Er hatte Alles gethan, den Muth der Seinen zu beleben, sogar den Aberglauben der damaligen Zeit benutzt. Ein Weib, das im Rufe der Heiligkeit stand, war dem Heere gefolgt und da ihr prophetischer Geist dem Kriegsvolke versicherte, daß, wenn das erste französische Blut durch sie vergossen würde, der Sieg ihnen gewiß sei, so hatte ihr Dubois das Hauptbanner übergeben und sie an die Spitze der Angreifenden gestellt. Zum Unglück aber ward sie in dem ersten Anlaufe getödtet, das Banner sank, die Flanderer, durch diesen Umstand entmuthigt, geriethen in Unordnung. Dubois eilte herbei, stürzte sich mitten in die Feinde, das verlorne Banner wieder zu gewinnen, wurde aber hierbei verwundet und mußte sich aus dem Gefechte bringen lassen. Ein panisches Schrecken ergriff nun die Flanderer, die von Brügge kehrten zuerst um und die Bretagner metzelten Alles nieder und gaben gleichfalls kein Quartier. Der Konnetable hatte auch während dem die

lich seyn würde, mein Herz von Ihm losreißen zu müssen. — Von meiner Kindheit an hing es an Ihm, die festen Bande der Gewohnheit, die noch festeren der Liebe ketteten mich so lange schon an Ihn, und in einem Augenblicke mit einem Worte soll ich sie nun zerreißen? — Hört mich, Charles! wendete sie sich jetzt zu ihm, ihr gesenktes Auge mit inniger Liebe nach ihm aufschlagend: Euer Entschluß trennt unsere Herzen, nie wird das Mädchen von Beauvais des Mannes mit Liebe gedenken können, der aus Hochmuth und Eigennutz sein Vaterland verließ. — Meine frommen Wünsche sollen Euch überall in Schlacht und Kampf begleiten, nur nicht auf heimathlichem Boden, denn der würde durch Euren Fußtritt entheiligt. Ich — ach das liebende Herz ist ja so schwach — ich will an Euch mit Liebe denken, so lange Ihr nach fernen Landen zieht, betretet Ihr aber, das Burgunder Kreuz auf Eurer Fahne, den Boden Frankreichs, so sind wir für ewig getrennt.

Jeanne, rief Rocheville entrüstet, das wäre hart!

Auch mir ist es so, Charles, auch mich schmerzt es, mich von allen meinen Träumen und Hoffnugen losreißen zu müssen, doch kann

ich es nicht ändern. Die Hand, welche das Schwert gegen mein Vaterland zog, darf mich nicht zum Altare führen. Fragt meinen Vater, ob er nicht gleicher Meinung mit mir ist, wenn sie ihn auch schnöde vom Hoflager wegschickten und die schottischen Bogenschützen ihn im Stillen verhöhnten. Aber Ihr könnt Alles ändern, bleibt hier, folgt dem Beispiele so manches jungen Edelmanns, und bewerbt Euch um einen Platz in einer der Ordonnanz-Compagnien des Königs. Zieht Burgund zu Felde, so habt Ihr hier so gut Gelegenheit Euren Muth zu proben, als dort.

Zieht es gegen Frankreich, nahm er jetzt das Wort, so würde es mir schwer werden, das Kreuz von Burgund an meine Brust zu heften.

Das ist recht, das ist brav! rief das Mädchen und reichte ihm mit freudigem Lächeln die Hand, und ihm ward ein sanfter Druck.

Jeanne glaubte nun über Charles nochmalige Abreise nach Arras beruhigt seyn zu können, und, war es Eitelkeit oder Drang ihr Herz zu ergießen, sie theilte diese frohe Kunde ihrer Muhme mit. — Glaude war zwar eine gutmüthige, aber auch listige und verschlagene Frau, und hatte den Eigensinn des Alters, einen ein-

mal gefaßten Plan mit eiserner Beharrlichkeit durchzusetzen. Sie schien sich darüber zu freuen, zweifelte aber doch, daß Rocheville seinem Vorsatze treu bleiben würde, und behauptete, genau zu wissen daß er seinen Eintritt in die Dienste des Herzogs von Burgund nur so lange aufschiebe, bis er sich gehörig gerüstet, und Alles in der Stille vorbereitet habe, am Hofe zu Arras anständig zu erscheinen, wo er sich dann dem Gefolge des Bastards Anton von Burgund anschließen wolle. Jeanne glaubte dies Anfangs nicht, und schien mehr Vertrauen in ihren Geliebten zu setzen, als sie aber zu Hause in ihrem Kämmerchen saß und ernsthaft darüber nachdachte, stieg doch auch die Sorge in ihr auf, die Muhme könnte Recht haben. Sie schickte noch am nämlichen Tage einen alten Diener zu dem Waffenschmidt, bei dem sie wußte, daß Rocheville arbeiten ließ, und erfuhr da freilich, daß alle Waffen Charles in dessen Werkstatt zur Instandsetzung sich befänden. Da stiegen bange Zweifel in ihr auf, sie sann nach, wie sie dem entgegen kommen, und den Geliebten vom Verderben retten könne. Da trat Villebourg eben in ihr Haus, und ein Gedanke stieg bei seinem Anblick plötzlich in ihr auf, ein Gedanke,

dessen Ausführung schon so manches feste Band gelöst, manche Thräne erpreßt hat. Zweifel an ihrer Liebe, Sorge um ihren Besitz sollten Charles in Beauvais festhalten, sollten ihm die Waffen für sein Vaterland in die Hand geben, Eifersucht ihn auf den Weg wahrer Ehre zurückführen.

Jeanne bedachte hierbei nicht, daß sie zu einfach, zu offen, zu stolz und zu wenig Verstellungskunst besitze, bedachte nicht, wie oft Eifersucht des Mannes eiteln Stolz zum Entsagen, selbst zur Verzweiflung bringe, wie leicht das Herz, täuschen wollend, selbst getäuscht werde. Sie glaubte nun einmal, ihr Plan sei gut, und wollte ihn auch beharrlich ausführen.

Viellebourg wurde von Messire Fourquet kalt, aber höflich, von Jeanne, wenn Charles nicht zugegen war, gleichgültig, in dessen Gegenwart aber sehr freundlich aufgenommen, so daß Dame Claude, unter deren Aegide ihr Schützling fast täglich in Fourquet's Haus kam, Gelegenheit hatte, Jeannen in Charles Gegenwart, wie in seiner Abwesenheit zu beobachten, und das unerfahrene, sonst so offene Mädchen bald zu durchschauen. Robert, von Allem diesen, selbst von dem Plane seiner Verwandtin nichts ahnend,

war bei der ganzen Sache unbefangen; das schöne Mädchen zog ihn an, den alten Fourquet, der mit jedem Tage freundlicher gegen ihn wurde, gewann er lieb, Stunden lang saß er neben ihm, erzählte von der jetzigen Einrichtung des Kriegswesens, und zu bescheiden, um einige Ansprüche an Jeannens Gunst zu machen, schien er sogar ihr oft abstoßendes Benehmen nicht bemerken zu wollen. Aber nach und nach übte doch auch die Schönheit des Mädchens ihr Recht an ihm, er konnte nicht mehr so ganz unbefangen in ihr dunkelbraunes Auge sehen, und Dame Claude bemerkte mit Vergnügen, daß der sonst so Gleichmüthige unruhig, Jeanne hingegen, wenn auch Charles nicht gegenwärtig war, sich recht freundlich und artiger, als sonst gegen ihn benahm.

Charles bemerkte Anfangs von Allem diesen nichts. Stolz war seine herrschende Leidenschaft, er glaubte sich so fest in Jeannens Gunst, daß er das zuvorkommende Betragen des Mädchens gegen den neuen Freund des Hauses nicht der Beachtung werth hielt, und er mit einer gewissen Art von Geringschätzung auf den königlichen Gensdarmen herabsah, obgleich er ihn oft in Stillem beneidete, daß dessen Lanze noch

sechs Mann folgten, zu deren Ausrüstung die reiche Witwe das Geld gegeben hatte. Aber nach und nach, besonders da Jeanne gegen ihn selbst kälter zu werden schien, fiel ihm doch so manches auf, das er früher nicht bemerkt hatte, selbst des alten Fourquets freundliches Benehmen, und besonders das augenscheinliche Interesse, welches die, ihrer Verhältnisse wegen, so allgemein berücksichtigte Dame Claude Herrn Robert angedeihen ließ, erschien ihm gefährlich, und glimmt einmal ein Funke Eifersucht in einem stolzen Herzen, so facht ihn die kleinste Gelegenheit zur Flamme an.

An der Feldbinde Roberts war etwas in Unordnung gerathen, Claude hatte es bemerkt, und, vielleicht absichtlich, auch wohl absichtlos, Jeannen gebeten, es mit einigen Stichen wieder zu ordnen, als in dem Augenblick, wo sie mit dieser Arbeit beschäftigt war, Charles eintrat. Sein erster Blick traf die weiße Feldbinde, ein zweiter grimmiger das arbeitende Mädchen, das sich durch ihn nicht aus der Fassung bringen ließ, ruhig ihre Arbeit beendete und mit freundlichen Worten Herrn Villebourg sie reichte. Dieser dankte verbindlich, sagte der Gefälligen einiges Schmeichelhafte, ihr versichernd, daß von nun an

die

die Feldbinde doppelten Werth für ihn habe, da er sie aus ihren Händen zurück empfangen hätte. Diese Worte reizten Charles Zorn. Herr Robert Viellebourg! sprach er auf ihn zutretend, spart doch Eure Schmeicheleien für Andere auf, hier finde ich sie ganz am unrechten Ort.

Wie so? fragte Robert überrascht. Steht in Euren Augen das Fräulein nicht so hoch, Herr Charles Rocheville, daß jede Gabe, auch die kleinste, Werth für den Empfänger haben muß? Oder tadelt Ihr die Courtoisie, die jeder Franzose den Frauen zu erweisen für Pflicht hält?

Charles erwiderte hierauf nichts, doch sah man, wie viel es ihm kostete, zu schweigen, aber ein ernster verweisender Blick des alten Fourquet hatte ihn in die Schranken zurückgeführt, er nahm sein Baret, grüßte im allgemeinen höflich, und entfernte sich. Die verschlagene Claude gab Jeannen einen Wink, ihm zu folgen, sie that es nach einer Weile, und was jene vorausgesehen hatte, erfolgte.

Jeanne traf Charles im Garten, den Kopf auf den Arm gestützt, in jener Laube, in der sie so oft schon in traulichem Gespräch gesessen hatten.

Warum habt Ihr Euch so schnell und auf

so sonderbare Weise entfernt, Charles? fragte sie ihn. Weshalb die beleidigenden Worte gegen Herrn Robert? — Euer Benehmen war auffallend und nicht fein.

Meine Worte haben Euch wohl noch mehr verwundet, als ihn, wenigstens blieb er ruhiger dabei, als Ihr es zu seyn scheint? erwiderte er, endlich aufblickend. Freilich, er steht im Dienste König Ludwigs, und hat deßhalb bedeutenden Werth in Eurem Auge — und ich? — Habt nur Geduld, schöne Dame von Beauvais, auch ich könnte Euch bald Gelegenheit geben, meine Feldbinde auszubessern, und ich werd' es! rief er aufspringend. Dies Leben mißfällt mir, soll ich keinen andern Kampf bestehen, als mit einem bescheidenen Nebenbuhler, der schmachtend an Euch hinaufblickt, als wäret Ihr die Mutter Gottes von Puy? — Der Narr! — Euch muß man mit flammenden Augen betrachten, denn Ihr seid wahrlich kein Madonnenbild; Ihr seid stolz, kalt und schön, wie die heidnische Juno. Darum will ich auch fort von hier. —

Charles! unterbrach ihn das Mädchen in sonderbarer Aufregung, denn sie war es sich selbst unbewußt, ob Schmerz oder Stolz in ihr rege ward.

Ja, fort von hier! — Was habe ich hier zu hoffen? — Sieg und Wunden? — Sieg über einen feigen Nebenbuhler genügt meinem stolzen Herzen nicht, und Wunden? — O die, welche eines Weibes Hand uns schlägt, sind meist unheilbar! — Oder soll ich girren und klagen? Das überlaß ich der weichen Stimme Roberts, der versteht es besser, als ich, ich glaube fast, er könnte unter Eurem Kammerfenster flöten, wie eine liebetrunkene Nachtigall, und Euch in süße Träume lullen.

Charles! rief unmuthig von Neuem das Mädchen, er aber fuhr, immer heftiger werdend, fort: Nein! ich werfe die Last, die mich hier drückt, ab, ich zerstöre den Bann, der mich bei Euch fest hält! — Ich ziehe nach Arras, und ginge auch der erste Kriegszug vor Beauvais. Was wäre es weiter? — Da könnt' ich ihn aufsuchen, o die weiße Feldbinde wollt' ich unter tausenden herausfinden, sie wäre mein Ziel, meine Lanze nur auf sie gerichtet, und Eurer gedenkend, würf' ich ihn zu Boden, der vielleicht schon oft zu Euren Füßen lag. — O, Weibergunst ist ein flichtiger Sonnenblick am schneeumwölkten Himmel, er bricht tückisch trügend hervor, und schnell birgt er sich wieder hinter den schneeigen Wolken; —

Weibertreue? O, sie soll veränderlich seyn, wie das Farbenspiel des Chamäleons, bald rosig, bald todtenfahl!—

Habt Ihr beendet? fragte hocherglüht Jeanne.

O, noch lange nicht! rief der Erzürnte. Wollte ich Euch Alles sagen, was in meinem Herzen wogt, und drängt und glüht, die Sonne würde sinken, ehe ich geendet; nur das will ich Euch noch erzählen: ich ziehe Euch zu Liebe nach Arras!

Mir zu Liebe? — Wie meint Ihr das, Herr Rocheville?

Wie ich es meine? Nun beim allmächtigen Gott, Ihr müßt meine Worte nicht so leicht verstehen, wie die Blicke des königlichen Lanzenträgers! — Ich will Euch das Feld freilassen, Euch nicht mehr lästig fallen, deshalb geh' ich — Ihr seht, blos Euretwegen!

Geht wohin Ihr wollt, ich werde Euch nicht zurückhalten, erwiderte Jeanne tief gekränkt. Um Eurer Ehre, Eures guten Namens willen, nicht meinetwegen, bat ich Euch, nicht nach Arras zu dem Herzog von Burgund zu ziehen. — Kein Wort deshalb weiter zwischen uns! — Nur das Eine noch: Ihr hattet Unrecht, ich schwöre es Euch, Ihr hattet Unrecht, an meiner Lie-

Brücke beendet, kam aber erſt an, als der Sieg ſchon errungen war. Comines wurde nun erſtürmt und geplündert.

Das franzöſiſche Heer zog nun gegen Ypern, wo die Bürger die Beſatzung der Genter vertrieben und den Franzoſen die Thore öffneten; alle die am Meere gelegenen Städte folgten ihrem Beiſpiele und unterwarfen ſich dem Sieger.

Artevelde traf nun Anſtalt, alle Streitkräfte eiligſt im Lager von Roſebecque zuſammen zu ziehen, die ſaumſeligen Städte wurden unter Drohung aufgefordert, Mannſchaft und Geſchütz zu ſchicken; ſie gehorchten und ſo befand er ſich bald an der Spitze von 50,000 Mann und einer Menge Geſchütz, während die Franzoſen mit jedem Tage durch Krankheit und die Beſatzungen der Städte geſchwächt wurden und in den ſchlechten Wegen ihr Geſchütz nicht fortbringen konnten. Auch war der Muth der Flanderer durch das Gefecht bei Comines nicht geſunken, denn wo die Genter verſammelt waren, da wehte immer das Siegespannier.

Dubois hatte ſich ins Lager von Roſebecque bringen laſſen und gleich nach ſeiner Ankunft ſchloß ſich Artevelde zur Berathung mit ihm ein; Dubois, der die Macht der Franzoſen geſehen, zweifelte, daß die ſtädtiſchen Völker ihnen im offenen Felde würden gewachſen ſein und gab deshalb Artevelde dieſesmal den klugen Rath, das franzöſiſche Heer in der feſten Stellung von Roſebecque nicht zu erwarten und das Schickſal Flanderns nicht auf den ungewiſſen Ausgang einer Schlacht zu ſetzen — „Der Winter iſt vor der Thüre, zieht das Heer in die Städte

be zu zweifeln, mein Herz war Euch allein geöffnet, jetzt ist es ganz verschlossen! Dieß sagend entfernte sie sich, er sprang auf, wollte ihr nach. Nein! rief er aus — Fort nach Arras, diese Stunde hat entschieden.

Am andern Morgen ließ er seine Waffen aus der Werkstatt des Waffenschmiedes holen, untersuchte sie genau, befahl seinem Diener, Alles zur nahen Abreise in Stand zu setzen, ordnete noch Manches in seinem alten Hause und überließ sich dann dem Nachdenken. Da traf sein Blick die Laute, die am rosenfarbigen Bande an der Wand hing, und die ihn oft zu den Empfindungen seines Herzens, bei der Sehnsucht nach Ehre und Liebesglück begleitet hatte. Er nahm sie herab, betrachtete nicht ohne Rührung das Band, das er aus ihrer lieben Hand empfangen hatte, und seine rege Phantasie malte ihm so traulich und schön die hohe junonische Gestalt, die dunkel flammenden Augen, die Fülle der braunen Locken, und die Erinnerung führte ihm so manche süße Stunde zurück, die er an ihrer Seite verlebt, daß der

Gedanke an Trennung ihn ſchmerzlich ergriff, denn er liebte das Mädchen mehr, als er es ſich geſtehen wollte. Stürmiſch griff er in die Saiten der Laute, und ſeine Gefühle, wie ſein Unmuth, ſprachen ſich in Wort und Melodie aus; er ſang:

Aber was iſt's, das ſo feſt mich hält?
Bin ich nicht frei in der unendlichen Welt?
Hab' ich nicht Kraft, meine Feſſeln zu brechen,
Hab' ich nicht Muth, mich an der Falſchen zu rächen,
Soll ich denn ewig ihr Sclave nur ſeyn?
Nein! — Ich will nicht! — Nein!

Ich will kühn meinem Muthe vertrau'n,
Feſt ihr in's leckende Auge ſchau'n,
Will ohne zu beben ihre Stimme hören,
Will nicht mehr betteln, ſie nicht mehr beſchwören —
Wirſt Du es können, ſtehſt Du ihr nah? —
Ja! — Ich kann es! — Ja!! —

Thörigter Wahn! — Ihr ſehnender Blick
Ruft Dich, Bethörten, leckend zurück;
Kannſt nicht Du Armer, darfſt nicht von dannen,
Feſt wird ihr Zauberſpruch Dich wieder bannen.
Nein! er wird nicht — Ich ziehe von hier!
Fort! — Weit weg von ihr! —

Noch ruhte die Laute in ſeinem Schooß, als Robert Bielleboug eintrat und Charles, unmuthig, daß ihn dieſer beim Saitenſpiel überraſcht

habe, es ſchnell weglegte. Herr von Rocheville! redete ihn dieſer an: Verzeiht, daß ich Euch beim Geſang ſtörte. Ihr ſagtet mir geſtern ſo unfreundliche Worte, die ich nicht zu deuten verſtand; ich fragte deshalb, als Ihr Euch entfernt hattet, den Herrn des Hauſes, ob er es mir vielleicht erklären könnte, und da erfuhr ich denn, daß das Fräulein Eure Verlobte ſei und Ihr meine höflichen Worte wahrſcheinlich falſch gedeutet hättet.

Ich glaube kaum! unterbrach ihn Charles auf eben nicht verbindliche Weiſe.

Da ich nun nicht gern in dem Hauſe, wo ich freundlich aufgenommen worden, den Frieden ſtören und Niemanden läſtig ſeyn mag, ſo komme ich dieſerhalb zu Euch, Euch die Verſicherung zu geben, daß ich gern das Haus des Herrn Fourquet meiden werde, wenn ich auf irgend eine Weiſe den Frieden der Familie ſtören ſollte.

Daran würdet Ihr ſehr weiſe handeln, Herr Robert Viellebourg!

Recht würde ich handeln, das weiß ich, wie ich aber dabei weiſe handeln ſollte, begreife ich nicht.

Charles lächelte höhniſch. Wo man läſtig

fällt, da ist das Wegbleiben immer weise, sagte er dann, und der Ton, mit dem er dies sprach, war eben so schneidend, als seine Worte.

Roberts Auge ruhte nun lange und ernst auf ihm, und der heftige Charles, durch diese stolze Ruhe noch mehr aufgebracht, wiederholte diese Worte; da sagte Villebourg mit jenem ruhigen Ernst, welcher den wahren Muth bezeichnet: Was Ihr mir nun schon zweimal gesagt, Herr von Rocheville, ist Beleidigung, die leicht zu blutigen Händeln führen könnte — Wiederholt sie nicht noch einmal!

Wär' es möglich, daß sie bei Euch zu blutigen Händeln führen könnten, so würde ich sie mit Freuden wiederholen, erwiderte Charles.

Bemüht Euch nicht! nahm Robert das Wort. Laßt mich nur den Tag wissen, an welchem ich Euch mit drei Gefährten, wohlgewappnet, auf der Straße nach Arras, dicht an der Grenze von Artois finden kann; der Punkt ist Euch doch der Nähe von Arras wegen der gelegenste? Dies sagend entfernte er sich, ohne Charles Antwort abzuwarten, der, darüber hoch erfreut, ihm noch in der nämlichen Stunde durch einen seiner Freunde sagen ließ, daß er ihn dort in

drei Tagen um die vierte Stunde Nachmittags erwarten werde.

Diesen ganzen Tag beschäftigte ihn der bevorstehende Zweikampf. Es war das erstemal, daß er zu einem blutigen Kampfe ziehen sollte. In Waffen geübt, mit Kraft und Gewandtheit begabt, und glühenden Muth im Herzen, fürchtete er ihn nicht, ihm war es ein Freudentag. Aber der Gedanke, daß es nun entschieden sei, sich von Jeannen trennen n müssen, beunruhigte ihn, denn immer war bisher der Entschluß nach Arras zu ziehen, noch nicht ganz fest, nicht unabänderlich gewesen. Es zog ihn dorthin, er sah das Hoflager von Burgund, als den einzigen Ort an, wo der Lorbeer ihm blühen könne, und doch war die Neigung zu dem Mädchen zu stark, um ihn nicht hier festzuhalten. Jetzt, wo er, bei Ludwigs XI. strengen Gesetzen gegen den Zweikampf, gewiß war, daß er selbst als Sieger, doch ohne Protektion verloren sei, blieb ihm nichts weiter übrig, als die Flucht zu dem Feinde des Vaterlands. Während der ganzen durchwachten Nacht hing er so sehr an diesem Gedanken, daß er endlich fest überzeugt zu seyn glaubte, er handle recht, er handle klug.

Als es ihm aber am Abend nach dem Garten des Messire Fourquet zog, und er hier, wie er so lange gewohnt war, in der Laube, mit der Laute in der Hand, Jeanne erwartete, ward es ihm doch, so stark er sich auch dünkte, weich ums Herz; Wehmuth und Erinnerung beschlichen ihn, und er griff wie sonst in die Saiten seiner Laute.

Ihre Töne entgingen Jeannen nicht, die am offenen Fenster ihrer Kammer einsam saß. Auch sie vergaß ihren Groll, und fast unbewußt ihres Thuns zog sie Gewohnheit mehr noch, als Sehnsucht hinunter nach der Laube, wo sie das Lied, welches er sang, deutlich vernehmen konnte.

Leb' wohl, leb' wohl, mein Vaterland,
Du Land der Lust und Leiden,
Leb' wohl, mein liebes Heimathland,
Von Dir soll ich nun scheiden.

Es hält mich fest, es treibt mich fort,
Ich muß von hinnen wandern;
Sie brach den Schwur, sie brach ihr Wort,
Und gab es einem Andern.

Ich liebte sie so inniglich,
Hing nur an ihrem Blicke,

Und doch betreg die Falſche mich
Mit heuchleriſcher Tücke.

D'rum muß ich fort, weit weg von hier,
Muß in die Ferne ziehen,
Und bliebe gar zu gern bei ihr,
Und muß doch von ihr fliehen.

Was hilft es mir! — Leb' ich auch fern
In wildem Kampfgetümmel,
Sie bleibt auch dort der ſchönſte Stern
An meinem trüben Himmel.

Sie bleibt auch dort mein Morgenlicht,
Bleibt meine Abendröthe;
Denn ohn' ihr liebes Angeſicht
Iſt Alles um mich öde.

D'rum fort von hier — denn zart und mild
In meinem wunden Herzen
Steht überall ihr lieblich' Bild,
Umkränzt mit Luſt und Schmerzen.

Charles! rief das Mädchen, ihrer nicht mehr mächtig, und ſtürzte in die Laube: Charles! Bei Allem, was mir heilig iſt, ſchwöre ich Dir, ich brach nicht Wort und Schur! Mein Herz würde noch eben ſo glühend, eben ſo unzertrennlich an Dir hangen, wenn Du nicht ein Feind des Vaterlandes werden, wenn Du

zu seiner Vertheidigung die Waffen ergreifen wolltest.

Er war überrascht, betroffen, reichte ihr die Hand, und der starke Druck, den sie fühlte, konnte ihr sagen: Ich fühle den Werth dessen, dem ich entsage.

Die Burgunder rüsten sich, fuhr sie mit immer steigender Heftigkeit fort —, bei Arras ziehen sie ein Heer zusammen — dorthin wenden sich unsere Schaaren — schließ Dich ihnen an! — Auch auf dem niedrigsten Platze im vaterländischen Heere stehst Du höher, ehrenvoller, als neben dem stolzen Carl, dem kühnen Burgunder. — Entsage ihm — bleib Deinem Vaterlande, bleib Deiner Jeanne treu, die es so redlich, so gut mit Dir meint — Höre auf meine Worte, Charles!

Ich muß von hier, Jeanne, mich zwingt ein unabänderliches Schicksal, erwiderte er, ihre Hand an sein Herz drückend, ich muß! — Mein Herz bleibt bei Euch!

Und was zwingt Euch? Ist es Eifersucht? fragte sie bebend, denn längst hatte sie gefühlt, daß es Unrecht von ihr gewesen sei, dieses schmerzliche Gefühl in ihm aufzuregen.

Nein! erwiderte er nach einigem Nachden-

ken, und doch war es Eifersucht, welche den Zweikampf herbeigeführt hatte. Was mich zwingt, werdet Ihr erst in einigen Tagen erfahren.

Und jagt Euch das Schicksal nach Arras? fragte sie von Neuem.

Auf den Weg nach Arras gewiß; ob ich dahin gelangen werde, weiß nur der Allwissende!

Das ist hart! murmelte das Mädchen vor sich hin — Arras trennt uns für ewig. —

Charles hatte diese leise gesprochenen Worte gehört. Ja wohl müssen wir uns trennen, Jeanne, sagte er bewegt, und da es einmal seyn muß, so sei es schon jetzt. Lebt wohl! Gedenket mein mit Liebe und richtet mich nicht zu streng; auch den alten Vater grüßt, sagt ihm, daß mein Herz, wo es auch sei, kindlich und dankbar für ihn schlagen wird. Lebt wohl — der Himmel mit Euch! — Dies sagend preßte er noch einmal ihre Hand an seine Lippen, zog die Ueberraschte an sein Herz und eilte davon. Die Laute aber ließ er zurück.

In aufgeregter Stimmung kam er nach Hause, denn in seiner Brust kämpfte Stolz und Ehrgeiz mit der Liebe. Was er in seinem Liede ausgesprochen, war das wahre Bild sei-

nes Innern; aber auch ohne den Zweikampf, wär' er wahrscheinlich in die Dienste des Herzogs getreten. Seit einer Reise nach Laon, wo er bei dem Connetable, dem Grafen von St. Pôl, um eine seinem Stolze genügende Anstellung im Heere gebeten, und dieser ihm erwidert hatte: Junger Mann! Den Platz, den Ihr wünscht, erlangt man nur durch hohe Geburt, oder durch ausgezeichnete Thaten; das Erstere fehlt Euch, so zeigt uns das Letztere. — Seit dieser Reise, deren Zweck und Erfolg Jeannen verborgen blieb, war der Entschluß in ihm aufgestiegen und nach und nach zur Reife gekommen, nie unter dem Banner der Lilien zu fechten und bei dem Herzoge von Burgund sein Glück zu versuchen; ein Entschluß, in damaliger Zeit nicht so ungewöhnlich und nicht so sträflich, als er Jeannen erschien, denn oft zogen selbst die Großen gegen ihren König, und vergaßen Eid und Vaterland. Warum sollte ihm das Verbrechen seyn, was so vielen verziehen wurde? Warum konnte Jeanne ihn deßhalb verdammen? Er gab seinem Diener den Befehl, das Nöthige zur Abreise zu ordnen, und mit gefülltem Seckel, vom Fuß bis zum Kopf bewaffnet und ein tüchtiges Streit-

zurück, so muß es in dieser Jahreszeit auseinander gehen und Ihr seid die Franzosen ohne Schwertschlag los." Aber Artevelde's Stolz machte ihn taub gegen diesen weisen Rath.

„Glaubt Ihr, ich würde dem Feinde den Rücken weisen, wie Ihr? Glaubt Ihr, eine elende Wunde würde mich bestimmen, das Schlachtfeld zu verlassen?" sprach er „Geht zurück nach Gent, dort seid Ihr vor den Franzosen sicher, die Ihr so fürchtet; dort macht Euch auf die Verantwortung gefaßt, die Ihr mir über Euer Betragen in dem Gefechte von Comines zu geben habt."

Dubois schwieg und verbiß seinen Grimm; doch konnte er seine Wuth nicht ganz unterdrücken, rächen mußte er sich und war die Rache auch noch so klein. Bei ihrer letzten Zusammenkunft, als das französische Heer ihnen schon gegenüber stand, sagte er mit verstellter Theilnahme: „Artevelde, habt Ihr auch meinen Rath in Hinsicht der Schlacht nicht beachtet, so hört doch jetzt auf die Warnung, die ich Euch zurücklasse: Hütet Euch vor dem Schwerte, das Euer Weib trägt, es könnte Euch gefährlich sein, denn es ist Walters von Enghien Schlachtschwert, mithin eine schlimme Vorbedeutung für Euch. Nun lebt wohl! — Auf Wiedersehen, entweder in dieser oder in jener Welt!" — So schieden sie, die so lange vereint zu einem Zwecke arbeiteten und doch gegenseitig feindlich gesinnt waren.

Artevelde hatte die letzten tückischen Worte Dubois wenig beachtet; zu sehr mit ernsteren Dingen beschäftigt, zu sehr das Wohl seiner Vaterstadt am Herzen, wohl mehr noch sein eigenes, hatten ihn seine steten kriegerischen Be-

roß unter ſich, ritt er am andern Morgen, von dreien ſeiner Freunde begleitet, und mit der ſchmerzlichen Ueberzeugung, die Thürme von Beauvais und ſeine geliebte Jeanne ſo bald nicht wieder zu ſehen, den Weg nach Arras.

An demſelben Tage hatte auch Robert Viellebourg unter dem Vorwande, daß er zu ſeiner Compagnie nach Noyon müſſe, der Dame Claude und dem alten Fourquet, wie Jeannen Lebewohl geſagt und Beauvais verlaſſen.

Es war ein ſchöner heiterer Wintertag, tiefer Schnee bedeckte die Flur, als beide Gegner, ſich höflich begrüßend, auf einer weiten, von der Landſtraße abgelegenen Ebene zuſammentrafen. Während Beide von ihren Roſſen geſtiegen und in bedeutender Entfernung von einander geblieben waren, ritten die gegenſeitigen Freunde zu einander, ſich über die Art des Kampfes und ob ſie Zuſchauer bleiben und das Gefecht ruhig mit anſehen, oder ſich auch die Hälſe brechen wollten, zu berathen. Für Letzteres ſtimmte keiner; kannten ſie doch nicht einmal den Zwiſt Rochevilles und Viellebourgs, und waren ſie doch ſonſt gute Freunde und Bekannte

gewesen, warum sollten sie jetzt auf Leben und Tod einander gegenüber treten? Was den Kampf der Beiden betraf, ward festgesetzt, daß er mit Lanze, Schwert, Dolch und Pistolen auf offener Bahn statt finden und so lange dauern solle, bis Einer außer Stand gesetzt sei, das Gefecht fortzusetzen. Nach entschiedenem Siege könnten beide Theile frei und ungehindert vom Kampfplatze abziehen. Die Parteien trennten sich, um den Beschluß den Kämpfenden mitzutheilen, die sich sogleich rüsteten, und auf das gegebene Zeichen sich auf ihre Streitrosse schwangen und einander entgegen ritten. Beide hatten ihre Lanzen eingelegt, Beide sprengten auf einander ein und bald trafen sie sich. Charles Lanze glitt an Roberts Panzer ab, der unerschüttert im Sattel blieb, aber der Stoß von Roberts Lanze, die ihren Gegner unter dem Halskragen faßte, schleuderte Charles weit weg auf den Schnee.

Charles Freunde eilten hinzu, aber, obgleich blutend, hatte er sich schon, ehe sie noch zu ihm kamen, aufgerafft, das Schwert gezogen, und drang auf Viellebourg ein, der gleichfalls vom Roß gesprungen war. Nun begann ein furchtbarer Schwertkampf. Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß, die Rüstungen widerstanden nicht mehr

dem

dem Stahl der Klingen, Blut floß aus mancher Wunde; schon neigte sich der Sieg auf Roberts Seite, als Rocheville plötzlich einen so kräftigen Hieb auf Roberts Helm führte, daß er ihn spaltete und Viellebourg, schwer am Kopf verwundet, und unfähig den Kampf fortzusetzen, niedersank. Ich bin Sieger! Stillt nur mit der weißen Feldbinde Euer Blut, rief Rocheville triumphirend, wandte dann sein Roß, und, ohne sich um die eigenen Wunden und seinen Gegner zu kümmern, sprengte er davon.

Der Verwundete wurde nun nach dem nahe gelegenen Schlosse eines seiner Freunde gebracht; die Wunde war nicht tödtlich, bald war er geheilt, und da ihm Herr du Beuil die Versicherung gab, da er einen Feind des Vaterlandes bekämpft, habe der Graf von St. Pol ihn von jeder Schuld und Strafe freigesprochen, so konnte er ungehindert nach Noyon zurück kehren.

Auch nach Beauvais war die Nachricht von dem Kampfe, nebst den höhnischen Worten, die Rocheville seinem gefallenen Gegner zugerufen hatte, durch das Gerücht noch hämischer klingend, zu den Ohren Jeannens gekommen, und hatten sie schwer und schmerzlich getroffen. Sie klagte sich an, daß sie alles dies Unglück durch

ihr thörichtes Benehmen herbeigeführt habe, und schämte sich Rocheviles unedlen Betragens. Robert, den sie in ihrer Nähe nur geduldet hatte, erschien ihr jetzt als das Opfer ihrer Thorheit, und als er, ehe er nach Noyon zog, nach Beauvais kam, seiner gutmüthigen Verwandtin für ihre Theilnahme und Unterstützung Dank zu sagen, und das Haus Paul Fourquets betrat, um den alten theuren Mann zu begrüßen, auch wohl Jeannen zu sehen, empfing sie ihn mit mehr Freundlichkeit nnd herzlicher, als je.

Dame Claude war, wie natürlich, über Charles Benehmen aufgebracht. Sie äußerte dies Herrn Fourquet ganz unumwunden, und nahm jetzt geradezu ihr Wort, Jeanne zur Erbin einzusetzen, zurück, wenn sie nicht alle Verbindung mit Charles Rocheville abbräche. Bei Herrn Fourquet, welcher ohnedies gegen den jungen unbesonnenen Mann aufgebracht war, hatte diese Drohung der Alten ihre Wirkung nicht verfehlt, an Jeannens Brust wäre sie aber sicher abgeprallt, wenn nur Charles nicht in Arras gewesen wäre, und wenn sie nicht von dort her die gewisse Nachricht erhalten hätte, man habe auf des Bastards Verwenden, dem jungen unerfahrenen Kriegsmann eine Fahne Wallonen

anvertraut, mit welcher er in Binche, im Hennegau, kampfgerüstet stände. Diese Kunde verdrängte sein Bild immer mehr und mehr aus ihrem Herzen, und sie war nun fest entschlossen, daß, mit seinem feindlichen Eintritt in die Pikardie, er ganz aus ihrem Herzen, wenn auch nicht aus ihrem Gedächtnisse, verbannt seyn solle. Roberts Bild trat nicht an seine Stelle, sie achtete ihn, aber trotz der Bemühungen ihrer Muhme, die immer ein, vielleicht zu schönes Bild von ihm in ihrer Gegenwart entwarf, fand er kein Plätzchen in ihrem Herzen, denn zu diesem hatte der Eigennutz keinen Schlüssel, nur die Liebe hatte Gewalt, die Herzenspforte zu öffnen.

König Ludwig XI., schlau und listig, hatte längst Nachricht von den Rüstungen des Herzogs von Burgund erhalten, und seine Maßregeln darnach genommen. Immer noch Unterhandlungen anknüpfend, Alles dem Frieden opfern zu wollen scheinend, täuschte er sowohl Carl von Burgund, als den Herzog von Bretagne, dessen Verbündeten. Indessen ließ er in den Plätzen der

Pikardie, welche er nicht, vermöge des Per
ronner Vertrags, dem Herzog von Burgund hatt
übergeben müssen, in der Champagne und Isl
de France in aller Stille Truppen zusamme
ziehen, und plötzlich überfiel der Connetable S
Quentin und Roye, und des Königs Generallieut
nant Dammartin, mit Hülfe der Einwohne
Amiens, und nahmen es unter nichtigem Vo
wande in Besitz. Herzog Carl, noch nicht ga
gerüstet, führte zwar deshalb Beschwerde, sah
jedoch nicht als eine Kriegserklärung an, und set
zum Schein die Unterhandlungen fort.

Diese Begebenheit fiel kurze Zeit nach Charl
Ankunft in Arras vor, und wenn man ihn au
in dem Pallast des Bastarden freundlich a
genommen hätte, so war er jetzt, wo der Kri
entschieden, und durch die Einnahme von Amie
die Stimmung gegen Frankreich ganz feindl
war, selbst am Hoflager des Herzogs dopp
willkommen. Man irrte sich zwar in ihm, we
man glaubte, sein Anhang in der Pikardie wer
sobald man die Grenze überschritten habe, das H
der Burgunder verstärken, denn welchen Anh
hatte Rocheville dort? — aber es gab noch einen

heimen Grund, weshalb sein Erscheinen in Arras angenehm war.

Charles war ein schöner, kraftvoll gebauter Mann; sein feuriges Auge, der edle, fast stolze Anstand, mit dem er auftrat, das Streben nach Thaten, das in jedem seiner Worte sich kund that, zeigten bald, daß er zum Kriegsmanne geboren sei, und ohne zu fragen, was er schon gethan, dachte man nur an das, was er thun könne, gab ihm den Befehl über eine Fahne in Krieg ergrauter Wallonen, und öffnete dadurch dem jungen Manne ein weites Feld des Ruhms. Oft dachte er zwar an seine Heimath zurück, aber immer schwächer ward die Sehnsucht und die stille Mahnung, immer mehr war in ihm der Zweifel gelöst, ob er recht gethan oder nicht. Nur das Andenken an Jeanne trübte noch sein Glück, sein Herz hing noch mit unwandelbarer Liebe an ihr, und sonderbar, in Beiden glühte sie zwar feurig, aber Beiden war sie jedoch nicht das Höchste; Jeanne stellte das Vaterland höher, als sie, Charles ordnete sie seinem Ehrgeize unter. Ach, wo sie dem Menschen nicht das Höchste, Heiligste ist, da wird sie nur zu leicht in den Stürmen des Schicksals untergehen.

Robert Viellebourg war nach seiner Gene-

sung öfters von Noyon nach Beauvais gekom-
men, hatte, so häufig es sich thun ließ, Messire
Fourquet besucht, und mit diesen Besuchen den
Pfeil immer tiefer in sein Herz gedrückt. Jeanne,
seit sie erfahren hatte, daß Charles Dienste bei
den Burgundern genommen, wohl auch schon
durch den herbeigeführten Zweikampf gegen ihn
aufgebracht, strebte, wiewohl noch vergebens,
ihn zu vergessen. Daß er, das burguadische
Kreuz auf seinem Mantel, für sie verloren sei,
sagte sie sich täglich, und so gebot ihr die Pflicht
nicht mehr, Robert mit gleichgültigen Augen
anzusehen. Auch ihr Vater ermahnte sie, sei
Charles Uebertritt und seit der Unterredung mit
Dame Claude, öfters, nicht mehr an ihn zu denken;
auch er wolle, so meinte er, das Andenken an
den unwürdigen Sohn seines Freundes aus
seinem Herzen zu reißen suchen. Von ihrem Va-
ter, von dem eigenen Herzen bestürmt, gewöhnte
sich Jeanne nach und nach an den Besuch Ro-
berts, und es war ihr sogar angenehm, wenn
der bescheidene, und doch so muthvolle Mann
zu ihnen kam, und sie zürnte nicht, als er all-
mählich wagte, durch Blick und Wort zu ver-
rathen, daß sie seinem Herzen nicht gleichgülti
sei. Ihr Vater, welcher ihn schon lange lie

gewonnen hatte, und in dem jetzt wohl öfters der Wunsch im Stillen mochte aufgestiegen seyn, daß ihre Herzen, da die früheren Bande nun einmal zerrissen wären, sich finden möchten, klagte jetzt so häufig seinem Kinde, daß, wenn er, dem Grabe so nahe, in dieser sturmbewegten Zeit abgerufen würde, sie allein und verlassen mitten in den Gräueln eines furchtbaren Krieges stände. Hätte ich nur die Freude, so schloß er dann, Dich an der Hand eines braven Mannes zu sehen. O, des thörichten Wunsches Deiner Mutter, der mich abhielt, nicht schon früher den Bund zu segnen, ach! vielleicht wäre dann Charles noch hier, und Alles ganz Anders, aber ich war ein Thor, so sehr die Worte der Sterbenden zu ehren. Dieses täglich wiederholte Gespräch des Vaters machte immer einen sonderbaren Eindruck auf Jeanne, und bezweckte nicht, was der Vater wünschte, denn es hielt ihr ein Bild vor, wo sie sich als Charles Hausfrau glücklich, in Liebe beglückt erblickte. Dachte sie aber, daß er auch dann sich hätte von ihr losreißen, und die Parthei des Feindes ergreifen können, dann fühlte sie sich glücklich, daß sie noch nicht für immer an den Verräther seines Vaterlandes gekettet war.

Robert trat eines Abends unerwartet in ihr Haus, um sich, wie er sagte, von ihnen auf lange Zeit zu beurlauben. Man habe sichere Nachricht erhalten, erzählte er Herrn Fourquet, daß der Herzog von Burgund sein Heer bei Bapaume zusammen gezogen habe, und es mithin Amiens oder St. Quentin gelte, wohin Herr de Beuil mit seiner Compagnie aufzubrechen sich bereit halte. Er müsse ihm dorthin folgen, und wer wisse, wohin der Lauf der Kriegsbegebenheiten ihn führen könnte. Ich komme daher, fuhr er fort, sich besonders nach Jeannen wendend, Euch Lebewohl zu sagen, behaltet mich in freundlichem Andenken, so wie ich Euch nie vergessen werde. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß es Euch wohlgehen mag. Lebwohl! Sein Gefühl übermannte ihn, er wurde weich, und eilte deshalb schnell fort, kaum daß er noch Herrn Fourquet's Hand ergriff und sie an sein Herz drückte.

Ein braver Mann! meinte der Alte, als Jeanne, die Robert begleitet hatte, wieder herein eintrat. Ein bescheidener Mann, der sich nur in Zucht und Ehren dem Mädchen naht, das er auszeichnet, das er liebt. — Jetzt, da er fort ist und wer weiß wie lange fern von hier bleibt

ſchäftigungen in dieſer verhängnißvollen Zeit von Alice abgezogen, die nur mit Schauder den Grauſamkeiten zu ſah, mit denen er jetzt wieder ſeine Macht übte. Alle Gefangenen wurden hingerichtet, bei dem geringſten Verdachte, bei dem geringſten Vergehen floß das Blut ſeiner Landsleute; 12 der in Courtray im Gefängniß ſitzenden Bürger von Gent wurden hingerichtet und es ſchien faſt, als ob mit dem Aufrollen der Fahnen die alte Blutgier noch furchtbarer aufgewacht ſei. Ueberdies verſtimmte ihn manche Widerwärtigkeit, denn eine unangenehme Nachricht folgte der andern, ſo daß er wieder ganz in die alte Rohheit, in das unfreundliche Betragen verfiel, wodurch er ſonſt Alice ſo wehe gethan hatte und ſie jetzt dadurch ganz von ſich entfernte.

Er verſammelte am andern Nachmittage ſämmtliche Hauptleute. „Meine Freunde und Waffengefährten!“ redete er ſie an „Hoffentlich haben wir morgen einen heißen, aber ſchönen Tag; der König von Frankreich ſteht mit ſeinem Heere uns gegenüber und irr' ich nicht, ſo iſt morgen der Tag der Schlacht. Kämpft tapfer, denn Ihr ſtreitet für die gerechte Sache, entſetzt Euch nicht vor den vom Haupt bis zum Fuß Bewaffneten, unſere Streitärte dringen durch ihr Eiſen und unſere Schwerter ſpalten ihre glänzenden Helme. Zagt nicht, weil die Engländer uns verlaſſen haben, wir ſtehen nun allein und uns allein bleibt der Ruhm des Sieges. All' ſeine Kräfte hat der König uns entgegen geſtellt, nichts, wodurch er ſich verſtärken könnte, hinter ſich gelaſſen, als mit uns gleichgeſinnte Städte, die uns für das vergoſſene franzöſiſche Blut danken werden, denn es iſt nur das Blut tyranniſcher Herren

jetzt kann ich es Dir wohl sagen, was mir die Muhme vertraute: Er liebt Dich von ganzem Herzen!

Jeanne erröthete, denn sie überraschte bei diesen Worten ihr Herz, das, wenn auch nicht in Liebe, denn Charles behauptete seinen Platz noch immer darin, doch gar freundlich Robert Viellebourg entgegen schlug. Sie seufzte, statt dem Vater zu antworten, tief auf, und hätte wahrlich nicht Rechenschaft geben können, wem von Beiden dieser Seufzer gegolten habe. Liebe ohne Achtung fühlte sie für Charles, Achtung ohne Liebe für Robert.

Der Dame Claude entging diese Stimmung nicht; aber die Listige schwieg. Sie kannte das weibliche Herz, kannte Jeanne zu gut, um nicht überzeugt zu seyn, daß, sobald der Kampf der Fürsten beginne, der Kampf in des Mädchens Herzen beendet sei. Jeannens fester Sinn, ihr stolzes Ehrgefühl, ihre Liebe zum Vaterlande mußten sie von dem Manne losreißen, der trotz ihrer heißesten Bitten, zu dem Feinde übergegangen war. Sie übergab daher die Erfüllung ihrer Wünsche der Zeit und dem Herzen des Mädchens, und daran that sie wohl.

Wochen waren vergangen, und noch war die Kriegsfurie nicht losgebrochen. König Ludwig hatte sich zu dem Theil seines Heeres begeben, den er an der Grenze der Bretagne hatte zusammen ziehen lassen, dem Connetable, dem er jedoch nicht recht vertraute, und dem Grafen Dammartin war der Befehl des Heeres übergeben, das sich dem Herzoge von Burgund, doch nur vertheidigungsweise entgegenstellen sollte. Der Graf hatte Amiens, der Connetable St. Quentin besetzt; Jeder von ihnen glaubte, daß ihn der erste Schlag treffen würde.

In dieser Zeit saß Jeanne in ihrem Garten, Charles Laute in dem Schooße. Es war um die Zeit der Rosenblüthe, welche die Luft mit balsamischem Dufte erfüllte. Der Therain, welcher an seinen Hecken leise murmelnd dahin floß, mühte sich vergebens, die Strahlen der in den Fluthen sich tauchenden Abendsonne mit sich fortzuführen, die Nachtigall schlug wehmüthig in dem hohen Erlengebüsch an seinen Ufern, und sanft rauschte der laue Westwind durch die Zweige der Jasminlaube, in welcher das sinnende Mädchen saß. Es war ein schöner, feierlicher Abend, die Sonne senkte sich, einen schönen Tag verkündend, wolkenlos nieder, und heilige Ruhe breitete sich über die Natur.

Jeanne war in tiefe Gedanken verſunken; ihr Auge flammte, dachte ſie, daß vielleicht ſchon jetzt die Feinde den Boden des Vaterlands betreten hätten, daß vielleicht er, deſſen Bild ſie nicht verlaſſen, den ſie nicht vergeſſen konnte, ſchon jetzt, die Fackel der Verwüſtung in der blutigen Hand, feindlich in Frankreich ſtehe, und ſomit für immer für ſie verloren ſei. Sie fühlte ſich empört bei dieſem Gedanken, und glaubte in dieſem Augenblicke, daß ſie ihn haſſe. Doch je mehr ſie an ihn dachte, deſto lebendiger, deſto glühender trat ſein Bild vor ſie, dennoch war die Liebe nicht erſtorben. Auf ſich zürnend, daß, wie ein dünnes vom Winde bewegtes Rohr, ſie von dieſer Neigung hin und her getrieben werde, ſchloß ſie die Augen, und wollte nicht mehr an ihn denken. — Aber vermochte ſie es? — Ihre Gefühle wogten zu ſtürmiſch in ihrer Bruſt, ihr Schmerz war zu heftig, und ging nach und nach in Wehmuth über. Sie ergriff die Laute Charles, küßte ſie, drückte ſie an ihr Herz, und das Lied entquoll ihr:

Es ruht in mir ein ſtiller Gram
Aus lang entſchwund'nen Tagen,
Den mir nicht Zeit, nicht Schickſal nahm,
Ich trag' ihn ſender Klagen.

Ich trag ihn lang, ich trag' ihn tief,
In meinem wunden Herzen;
Wenn er zuweilen leise schlief,
So schliefen meine Schmerzen.

Doch wenn er wiederum erwacht,
Erwachet auch der Kummer;
Da wird es wieder um mich Nacht,
Nach kurz durchträumtem Schlummer.
Der Traum war kurz, doch was mich quält,
Muß ich wohl ewig tragen;
Ich hab's noch aller Welt verhehlt,
Und will's auch Niemand klagen.

Es zieht mich an, es stößt mich ab —
Darf ich das Liebe nennen? —
Bald seh' ich ihr geschloßnes Grab,
Bald fühl' ich sie noch brennen.
Voll Lieb' und Lust, voll Gram und Schmerz,
Die meinen Himmel trüben,
Vergeht mein armes, wundes Herz,
In Leiden und in Lieben.

Wirf die Laute weg, und laß jetzt den Gesang, Jeanne, jetzt ist nicht die Zeit des Spiels! unterbrach des Vaters Stimme ihre wehmüthigen Töne, und zerriß auf einmal das Schmerzensbild, das vor ihrer Seele stand. — Der Feind rückt an, nicht Amiens, nicht St. Quentin gilt es, Beauvais ist sein Ziel! Bei Corbie

ging er plötzlich und unerwartet über die Somme, und nahm Nesle mit Sturm; noch steigen die Flammen der brennenden Stadt, Rache fordernd, zum Himmel auf; Roye, das Balagny schändlicher Weise, ohne Gegenwehr, verließ, und sich mit Einigen vom Heerbanne hierher flüchtete, fiel in seine Hände. Von ihm erfuhren wir das Vordringen des Feindes, und ich möchte verzweifeln, daß wir, von aller Hülfe abgeschnitten, ohne Besatzung sind. Deshalb hab' ich beschlossen, daß Du noch in dieser Nacht aufbrechen und zu meiner Schwester nach Mantes reisen sollst, dort trennt Dich die Seine vom Feind.

Vater! nahm jetzt Jeanne das Wort: Fliehen soll ich, wenn der Feind vor unsre Stadt rückt? Glaubt Ihr denn, Muth sei allein das Erbtheil des Mannes? — Auch in des Weibes Brust glüht er, auch mich entflammt er zur Rettung der Vaterstadt, wie er jenes Heldenmädchen von Dom Remy zur Rettung des Vaterlandes entflammte. Ich will mich statt Eurer auf den Wall stellen — unsere Wohnung liegt ja am äußersten Ende der Stadt, liegt am Flusse, dort hat es nicht so bald Gefahr. Bleibt daheim! Ihr habt keinen Sohn, der

an Eurer Statt in die Reihen tritt, so sei es die Tochter. —

Der Alte schüttelte unmuthig sein greises Haupt. Die Spindel, so sprach er, ziemt der Hand einer ehrbaren Jungfrau, nicht das Schwert!

In der Zeit der Noth müßte der Säugling helfen, wenn er könnte, erwiderte sie, und ihr Auge flammte. Wozu gab mir die Natur diese hohe Gestalt, diese männliche Kraft, wozu legte sie den Muth in meine Brust, wenn ich jene nicht üben, diesen nicht versuchen sollte? —

Geh lieber in die Kirche! unterbrach sie der Vater, Hörst Du nicht die Glocken rufen zum Gebet? Geh' dorthin und bitte in Demuth knieend Gott um Rettung deiner Vaterstadt.

Ja, Vater, das will ich auch! — Aber ist das Gebet beendet, so muß ich durch die Strassen ziehen, die Entmuthigten anfeuern, die Erfahrenen antreiben, das Nöthige zur Vertheidigung anzuordnen, und Weib und Jungfrau, Greis und Kind auffordern, nach Kräften mit zu schaffen, mitzuwirken und zu helfen. Wenn unsre Herzen nur muthig schlagen, wenn unser Vertrauen, wenn Gott uns nicht verläßt, dann spott' ich der Macht Burgunds, und wir

vertheidigen unſern Heerd, bis die Rettung naht. — Vater, rief ſie plötzlich aus. Denkt, wenn Charles vor dieſen Mauern ſtände, und Jeanne Fourquet, die ihm ſo oft ſagte, daß ſie mit Freuden für ihr Vaterland in den Tod gehe, ſäße daheim und betete, und ſtände nicht auf der Mauer ihm gegenüber? Wie würde der Stolze triumphiren, daß das Wort mir ſo leicht, die That ſo ſchwer geworden ſei. — Doch die Glocken rufen, fort, in Demuth mich vor Gott zu beugen, dann mit Muth, Beharrlichkeit und Vertrauen an's Werk!

Sie eilte nach der Kirche, wo ſie Alt und Jung verſammelt fand, und ein ehrwürdiger Prieſter mit Worten der Weihe die andächtigen Zuhörer aufforderte, Vertrauen auf Gott, Vertrauen auf ihren Muth zu ſetzen, und mit kräftiger Fauſt und kluger Beſonnenheit die Stadt gegen den Feind zu ſchützen. Die Rede des jungen Mannes ergriff die Verſammlung, die niederkniete, ihr inbrünſtiges Gebet zu Gott erhob, und geſtärkt in Muth und Vertrauen, heimwärts ging, ihr Haus zu ordnen, und ſich zu berathen, was zu thun ſei. Jeanne aber kniete vor dem frommen Prieſter nieder, beugte ihr Haupt, und

bat um seinen Segen. Als er seine Rechte auf die Stirn legte, und den Seegen sprach, durchzuckte sie ein heiliger Schauer, sie küßte in Demuth die segnende Hand. Nun, auf den Beistand des Himmels fest vertrauend, verließ sie die Kirche, und ging kecken Schrittes durch die Straßen, forderte, wo sie Weib oder Mädchen traf, diese auf, Lebensmittel, Stärkung und heilende Salben auf Morgen bereit zu halten, auch Oel und ungelöschten Kalk, um, wenn der Feind stürme, den Männern Erquickung reichen, die Verwundeten verbinden, die Stürmenden mit siedendem Oele und rauchendem Kalk empfangen zu können. Sie selbst ging dann nach Hause und suchte sich in der Waffenkammer des Vaters eine leichte Pickelhaube un ein kurzes Schwert aus, das sie auf ihrem Kämmerchen in der Truhe verbarg. Da fand sie die Laute Charles, die er in der Laube gelassen hatte, auf ihrem Tischchen liegen. Sie ergriff sie, betrachtete sie noch einmal mit wehmüthigem Blick, — Du bist nun für mich für immer verstimmt, rief sie mehr wehmüthig als zornig, Du Zeuge meiner Liebe — vergehe, wie sie! Dies sagend, riß sie so heftig in die Saiten, daß sie sprangen und in einen wehmüthigen

Kla-

Klageton verhallten, dann zertrümmerte sie die sonst ihr so Werthe, und übergab das Pfand der Liebe, das rosige Band, dem Winde, der es in die Fluthen der Therains trug.

Tief seufzte sie auf, als sie es von den Wellen getragen, dahin schwimmen sah. — Vorüber! rief sie dann plötzlich freudevoll auf, vorüber ihr Tage der Liebe! Ihr seid hin, sie ist hin und nun ist mir wohl, die Brust athmet wieder frei, das Herz schlägt wieder laut, aber, beim allmächtigen Gott, nicht mehr für ihn! — Mit diesem Augenblick war der Zwiespalt ihres Herzens gelöst, ihre Liebe erstorben.

Die Morgensonne weckte ganz Beauvais, die Bevölkerung wogte auf den Straßen; ängstliche Ahnung, Furcht und Hoffen sprach sich auf jedem Gesichte aus, Jeder blickte erwartungsvoll nach der Straße von Breteuil. Schon um die fünfte Stunde sah man die ausgeschickten Kundschafter heransprengen; sie meldeten, daß bei dem Holze von Gurt, wo, diesseits Breteuil, das Lager der Feinde während der Nacht gestanden, schon in der Dämmerung die Trompete

zum Aufbruch geblasen hätten, und die Vorhut des Feindes ihnen auf den Fersen folge. Schnell versammelten sich nun zur Berathung die Aeltesten der Stadt, und wählten den Herrn von Balagny, als den einzigen anwesenden Kriegsmann, zum Befehlshaber, obgleich die Bürgerschaft, seines in Noye gezeigten Benehmens wegen wenig Vertrauen auf ihn setzte.

Jeder Bürger ergriff nun die Waffen; auch Messire Fourquet trat, mit Helm und Panzer gerüstet, aus seinem Hause und überraschte Jeanne nicht wenig, die eben mit ihren Mägden beschäftigt war, Steine auf den Wall zu tragen. Der alte Thibaud, gleichfalls bewaffnet, folgte seinem Herrn.

Jeanne erschrack Anfangs, als sie den Vater, fast unter der Last seiner Rüstung erliegend, dem Walle zuschreiten sah, doch bald erglänzte Freude in ihrem Auge, sie eilte zu ihm, umschlang ihn, schloß ihn von tiefer Rührung ergriffen, in ihre Arme. Vater! rief sie aus, ich bange für Euch, aber ich bin stolz Euch noch einmal, und eben jetzt, so vor mir zu sehen; Gott möge Euch beschützen, Gott und St. Georg! — Werdet Ihr aber auch das Schwert

oder feiler Knechte, nicht das Blut freier Männer. Deshalb schont Niemand außer den König, er ist noch ein Kind, das wir nach Gent führen müssen, ihn flammändisch sprechen zu lehren; aber alle Herzöge, Grafen und Herren haut nieder, Frankreich wird es Euch Dank wissen. Auch vergeßt nicht, wofür Ihr streitet und daß der morgende Tag entscheiden wird, ob Ihr freie Männer oder Sclaven seid. Und nun zeig' ich Euch noch die Thürme von Courtray, dort brachen unsere Altvordern schon einmal den Stolz der französischen Großen, folgt ihrem Beispiel!"

„Ich werde morgen mit den Gentern die Mitte nehmen, die Flüchtlinge von Comines, die von Brügge mein' ich, werde ich in die Reihen der Genter stellen, daß sie an der Seite dieser Tapfern kämpfen und siegen lernen und so dem französischen Heere gegenüber stehen; Ihr von Ypern und den westlichen Städten, deren Städte schon in die Hände der Feinde gefallen sind, werdet unter Ateмann denen von Burgund gegenüber stehen; Ihr von Menin, Dornik, Alost und den nördlichen Städten unter Jan van Hogstraten den Grafen und den flandrischen Adel bekämpfen. Bleibt geschlossen, füllt schnell die Lücken aus, welche das Geschütz in Eure Reihen machen könnte, dringt unaufhaltsam vor, blickt nach dem Löwen von Gent und folgt seiner Siegesbahn. Nun geht zu Euerm Kriegsvolke, ermuthigt sie, sorget, daß sie sich mit Speis und Trank zum Kampfe stärken und lebt wohl! — Nach der Schlacht hoffe ich, Euch sieggekrönt wieder begrüßen zu können." Er verließ sie und kehrte in sein Zelt zurück, das an dem Abhange eines kahlen Hügels lag, von

noch führen können? fragte sie bewegt. Ist Euer Arm nicht zu schwach geworden?

Wenn auch mein Arm nichts mehr vermag, erwiderte der alte Kriegsheld mit Jugendfeuer, so mag mein Beispiel die Kräftigen stärken, die Schwachen ermuthigen! — Meinen Helm will ich abnehmen in dem Augenblicke der Noth, und wenn die Entmuthigten wanken, so soll mein weißes, im Winde flatterndes Haar ihnen dann das Zeichen seyn, um das sie sich sammeln werden. Hier muß Alles helfen, rathen und handeln, Jung und Alt! —

Weib und Jungfrau! fiel ihm Jeanne feurig in die Rede.

I nun! wie du es meinst, sagte der Alte zufrieden lächelnd, da er die Körbe mit schweren Steinen gefüllt sah, welche die rüstigen Mägde nach dem Thore von Bresle trugen, so mag es gehen. Schafft Lebensmittel, Pfeile, Bolzen und Steine herbei, verbindet die Verwundeten, und so erfüllt Ihr Eure Pflicht, nur nicht mit dem Schwert in der Hand. —

Er drückte der Tochter noch einmal kräftig die Hand, und ging dem bischöflichen Pallaste zu, während Jeanne sich nach dem Thore von Bresle wendete, doch nachdem sie ihre Stein-

körbe dort ausgeschüttet, begab sie sich nach dem Thore von Limaçon, wo sie ihren Vater zu finden hoffte.

Beauvais liegt tief, mehr auf sumpfigem als trocknem Boden, weshalb Thürme und Mauern der Stadt, wohl das feindliche Geschütz, nicht aber das Miniren zu fürchten hatten. Auf ihrer Südseite umfließt sie der Therain, ein kleiner, nicht sehr bedeutender Fluß, über welchen eine Brücke dicht am Thore zur Straße nach Paris führt. Auf der nördlichen Seite hatte die Stadt in damaliger Zeit zwei Vorstädte, deren Eingang durch Thürme vertheidigt wurde. Die Stadt selbst war mit hohem Wall, tiefen Gräben und mehreren Thürmen umgeben, und zwei Hauptthore, das Thor von Limaçon und das von Bresle, führten zu ihr. Einige Feldschlangen waren zur Vertheidigung aufgefahren, sonst fehlte es aber gänzlich an Geschütz, denn Niemand hatte geglaubt, daß der Herzog, Amiens und St. Quintin im Rücken lassend, auf der geraden Straße nach Paris gegen Beauvais vorrücken würde.

Auf ihren Mauern standen nun, in banger Erwartung, die Einwohner der Stadt, jedoch wären sie nicht müssig; Maurer besserten in

Eile die schadhaften Stellen der Brustwehr aus, Jeder ordnete und probte seine Armbrust und legte die Bolzen zurecht, die ärmern Bürger zogen die schlaff gewordenen Sehnen ihrer Bogen an, und steckten eine bedeutende Menge Pfeile in die Köcher; nur zwei Constabler, die einzigen, welche sich in der Stadt befanden, übten indessen junge rüstige Leute bei den vier Feldschlangen, welche über den beiden Thoren aufgepflanzt waren, in möglicher Eile ein, damit sie ihnen, bei der Bedienung der Stücke, helfen könnten. Weiber trugen Holz herbei, um, im Fall der Noth, es anzuzünden, und das in Krügen bereit stehende Oel zu sieden, und Mann und Weib große Steine und Balken herzu, sie auf die Stürmenden herab zu schleudern. So erwarteten sie, mehr unter stillem Gebet, als unter Jauchzen, die Ankunft des Feindes.

In der siebenten Morgenstunde sahen sie ihn heran rücken. Herrlich, ihnen aber schmerzlich, glänzten im Sonnenlichte die stählernen Rüstungen der vorangehenden Schwerbewaffneten, hell flimmerten die eisernen Spitzen der Lanzen der deutschen Lanzknechte, blitzte das Eisen der Hellebarden der Wallonen. Langsam zogen sie

heran, ein furchtbares Heer, wie es Burgund noch nie unter seinen Fahnen versammelt hatte. Jetzt breitete es sich über die ganze Ebene, und für die Stadt ein Unglück verkündender Trauerzug, rollte das schwere Geschütz heran. Die ganze Stadt wie mit eisernem Band umziehend, schloß es das Heer von Morgen, Abend und Mitternacht ein, und jetzt — aus der Mitte des Kriegsvolks kam, in prachtvoller Kleidung, das dunkelrothe Kreuz von Burgund auf dem weißsammetnen Wappenrocke, ein Herold auf schnaubendem Rosse langsam, unter schmettterndem Trompetenschall gegen die Stadt heran geritten, Beauvais zur schleunigen Uebergabe aufzufordern. Da erhob sich das wilde Geschrei auf der Mauer: Zurück, zurück! Beauvais will nichts von Uebergabe hören, es bleibt seinem Könige treu! — Und als hierauf der Herold den weißen Stab zerbrach, und ihn gegen die Stadt, zum Zeichen ihres Verderbens, schleuderte, donnerte eine Bombarde das Zeichen zum Angriff, mit wildem Geschrei warfen sich nun die Burgunder auf die Thürme, welche die Vorstädte deckten, und trotz der tapfern Gegenwehr, trotz eines Ausfalls, den Balagny selbst führte, wurden sie erobert, und der Feind

drang unter dem wildem Siegesruf: All' gewonnen, All' gewonnen! in die Vorstädte.

Aber nicht lange dauerte ihr thörigter Wahn, die Stadt erobert zu haben, denn bald stießen sie auf den tiefen, die Stadt umgebenden Graben, der ihren geträumten Siegeslauf plötzlich aufhielt. Pfeile und Bolzen, auch hier und da ein Schuß aus einer Hakenbüchse, streckten viele Burgunder zu Boden, die sich endlich in die Häuser zurückzogen, bis Faschinen herbei gebracht wurden, den Graben zu füllen

An dem Thore Limaçon steht in der Vorstadt dicht am Graben die Kirche St. Hypolite. Zu ihr bahnte sich der Feind einen Weg, indem er von Haus zu Hause durchbrach, und, von den Gebäuden gedeckt, bald bis zur Kirche gelangte. Sie wurde besetzt, und von hier aus Thor und Mauer beschossen; doch fügte sie denen in der Stadt nur wenig Schaden zu, die von ihren Brustwehren gedeckt, Bolzen und Pfeile auf die weniger geschützten Burgunder durch die Schießscharten abschossen und Manchen tödteten und verwundeten. Jetzt aber brach plötzlich der Feind aus den Häusern hervor, während das Geschütz ein furchtbares Feuer auf die Stadt eröffnete, und mit Wurfgeschütz

mächtige Steinkugeln, selbst gegossene eiserne Kugeln, in die geängstigte Stadt warf. Aber all' dies entmuthigte die Bürger nicht, die Burgunder verloren viele Menschen, ehe sie die Logen der Thorhüter an der aufgezogenen Zugbrücke gewannen, den Schlagbaum niederhieben und sich hier fest setzten.

Jetzt begannen sie auch den Graben zu füllen, doch hatten sie zu wenig Faschinen, und somit konnte der Uebergang nur schmal seyn. Dahin nun ließ der alte Paul Fourquet, der auf diesem Posten den Befehl übernommen hatte, da Balagny, beim Ausfall am Schenkel verwundet, eben verbunden wurde, alle Vertheidigungsmittel schaffen, und als die Burgunder zwei Leitern ansetzten und die Mauer zu ersteigen versuchten, war, die nicht von ihrem Vater gewichene, Jeanne die erste, die einen großen Stein herabrollte, der auch so glücklich traf, daß die Leitern wie die Stürmenden zerschmettert im Graben lagen. Nun versuchten die Belagerten die trockenen Faschinen in Brand zu stecken, und es gelang.

Herr! sagte während der kurzen Ruhe, die jetzt eintrat, Paul Fourquet zu Balagny, welchem eben das Eisen des Pfeiles aus seiner

Wunde gezogen war, ich sehe nicht, daß der Feind Anstalt trifft, über den Fluß zu setzen; thut er dies nicht und läßt uns das Thor von Paris offen, so ist die Stadt gerettet, denn selbst ein paar ernstliche Stürme schlagen wir mit Gott ab, und unterdessen kommt Succurs. Geht er aber über den Fluß, setzte er leise, daß es keiner der Umstehenden hören konnte, hinzu, und schneidet uns so alle Hülfe ab, so können wir nicht drei Tage widerstehen, und dann wäre es am Besten, die Stadt unter vortheilhaften Bedingungen zu übergeben.

Ich überlasse dem Herzog nicht zum zweiten Male eine Stadt, erwiderte Balagny, Noye im Gedächtniß: ich will Beauvais vertheidigen, so lange ich athme, Messire Fourquet! — Ich habe nach einem Tragsessel geschickt, kann ich nicht gehen, so laß ich mich dahin tragen, wo der Feind stürmt.

Bei dem Thore von Bresle dringt der Feind mit Gewalt an, ich soll es Euch mit der Bitte melden, was Ihr entbehren könnt, dorthin zu senden; rief ein Mädchen athemlos dem Herrn von Balagny zu. Bei dieser Nachricht ergriff Jeanne eine Lanze, eilte die Mauer hinab, und, das

Thor zu erreichen, quer durch die Stadt; und wie sie mit fliegendem Haar, die Lanze in der Hand, über den Marktplatz eilt, sprengt ein Gewappneter, von sechs Bogenschützen gefolgt, heran, springt mit den Seinen vom Pferd. Wo ist Gefahr? ruft er den Umstehenden zu, Jeanne zeigt nach dem Thore von Breele, und die Gewappneten überlassen Pferde und Gepäck den dastehenden Frauen, und eilen nach der ihnen bezeichneten Gegend. Kommt, Ihr Herren, ich führe Euch! ruft ihnen Jeanne zu, und wie sie sich nach ihnen wendet, erkennt sie in dem Gewappneten Robert Viellebourg, der mit dem freudigen Ausruf: Willkommen, edles Fräulein, willkommen in der Stunde der Gefahr! sie begrüßt.

Ihr hier, Herr Robert? Das erfreut mich! rief ihm Jeanne, aber immer forteilend, zu. Nun, kommt nur, folgt mir! — Hört Ihr den Donner des Geschützes, hört Ihr das wilde Geschrei der Stürmenden? Heute gilt es Ruhm und Ehre, heute gilt es den schönsten Preis.

O könnte ich den erringen! murmelte er leise vor sich hin, und eilte dem Kampfplatze zu.

Jetzt nahten sie dem Thore von Breele, wo das Gefecht am schrecklichsten tobte. Auch hier

waren die Burgunder bis an die Zugbrücke gedrungen, da sie hier aber nicht, wie an dem Thore von Limaçon, durch die Häuser der Vorstadt geschützt, und den Bolzen und Pfeilen mehr ausgesetzt waren, verloren sie viel Volk und mußten sich zurückziehen. Da ließ der Herzog, dem Thore gegenüber zwei Bombarden auffahren, und diese trafen so gut, daß sie an zwei Stellen das Thor und Fallgatter zerschmetterten, und die Zugbrücke niederschossen. Nun drangen die Burgunder vor, setzten sich in die Loge der Thorwärter fest, und rückten gegen das halbzerschossene Thor an. Hier stellte sich Robert mit den Seinen entgegen, und ein ungleicher Kampf begann. Schon wichen die Bürger, die seinen Rücken decken sollten, da ertönte plötzlich ein frommer Gesang, und die Entmuthigten sahen in feierlicher Prozession die Reliquien der heiligen Angadresme, der Schutzpatronin ihrer Vaterstadt, sich nahen, und der Muth ward ihnen gestählt. Die heiligen Reste zu schützen, kämpften sie von Neuem, Robert an ihrer Spitze, mit Löwenmuth, wo sie jedoch zuletzt gewiß der Menge unterlegen wären, wenn nicht ein glücklicher Einfall Jeannes die Stadt für diesen Augenblick noch ret-

tete. Sie hatte Holz, Stroh und brennbare Stoffe herbeitragen lassen, es hinter Robert und den Kämpfenden in der Mitte des Thores aufgehäuft, und als diese vom langen Kampfe ermattet, sich endlich zurückziehen mußten, flammte ein furchtbares Feuer in dem hohen Gewölbe empor, verzehrte die nah' stehenden Flügel, und durch das Loch des Fallgatters und von Innen immer durch herabgeworfenes und herbeigetragenes Holz und Pech unterhalten, bildete es für die hinter denselben Stehenden eine sichere und undurchdringliche Brustwehr.

Aber die Burgunder ließen hier nicht nach vorzudringen; sie versuchten den Graben zu füllen, das Feuer zu löschen, doch bald drängte das immer wachsende, stärker unterhalten sie aus dem Gewölbe des Thores zurück. Von oben herab rollten Steine, Balken und gelöschter Kalk auf sie nieder, so daß sie, für den Augenblick wenigstens, sich außer Schußweite von dem Graben zurückzogen, jedoch konnte man von den Thürmen deutlich bemerken, daß sie sich zu einem neuen Angriff rüsteten.

Bei dem Thore von Limaçon hatte indessen der Angriff von Neuem und wüthender, als vorher begonnen, man hörte das Geschütz donnern

dem die Sage ging, es sei das Grab irgend eines batavischen Anführers aus alter Zeit.

28.

Hier fand er Alice in frommer Andacht. Sie kniete vor einem auf ihrem Bettisch aufgestellten Mutter Gottesbilde und schien sein Kommen nicht zu hören. Endlich ward er ungeduldig und störte sie auf rauhe Weise, aber sie blieb in sich gekehrt, suchte die Einsamkeit und vermied selbst seinem Blicke zu begegnen. Bald verließ sie das Zelt und trat ins Freie; da nahte ihr ein Kriegsmann „Edle Frau!" raunte er ihr zu „Euch sendet Peter Dubois dies Briefchen. Seid Ihr meiner bedürftig, so könnt Ihr mich stets finden, ich bleibe in Eurer Nähe."

„Wer seid Ihr?" fragte Alice mißtrauisch.

„Ich bin ein Fischer von Brügge. — Mein Vater, meine Brüder waren unter den 1200, die Euer Gemahl enthaupten ließ, meine Braut ward an jenem Tage entführt und irrt jetzt wahnsinnig umher. — Auf mich könnt Ihr rechnen!" Dies sagend, entfernte er sich schnell.

„Ich bedarf Deiner nicht, Unglücklicher!" sagte Alice wehmüthig lächelnd, öffnete den Brief Dubois und las:

So eben erhalte ich den Befehl, Euern Vater Roger Everwein, hinrichten zu lassen. Drei Tage will ich das Bluturtheil nicht vollziehen. — Leicht könnt Ihr in drei Tagen Euern Vater, Eure Vaterstadt retten und Walter von Enghien rächen; deshalb gab ich Euch sein Schwert.

und die Nachricht kam, daß der Feind dort hart dränge. Da bat Jeanne Robert, die Vertheidigung des brennenden Thores auch jetzt noch zu übernehmen, und ja das schützende Feuer zu unterhalten, und eilte, ihres Vaters gedenkend, nach der andern Seite der Stadt. Hier fand sie alles in Furcht und Schrecken; die Weiber flohen, sie ermuthigte sie, hob mit Manneskroft einen großen Stein von der Erde auf: Mir nach, Ihr Frauen, rief sie, vertheidigt muthig die Stadt und Eure Ehre! — Tragt Steine und Waffen hinauf, Gott ist mit uns! Als sie aber die Mauer hinaufstieg und sah, daß auch die Männer sich flüchteten, und hier Alles in großer Verwirrung war, erfaßte sie Verzweiflung. Memmen! rief sie den Fliehenden entgegen, und riß dem einen die Streitaxt aus der Hand. Memmen, nehmt ein Beispiel an dem schwachen Weibe! und ohne zu beachten, ob man ihr folge, eilte sie nach der Stelle hin, welche die Flüchtigen verlassen hatten. Da sah sie einen Gewappneten, die Fahne von Burgund in der Hand, sich über die Brustwehr schwingen; schnell, wie der Adler auf seine Beute, stürzte sie mit geschwungener Axt hinzu, und indem er, unter Siegesruf die Fahne fest in die Erde stieß, drang

sie auf ihn, spaltete ihm den Helm, entriß dem Sinkenden die Fahne, stürzte einen Andern, der eben sich auf die Mauer schwingen wollte, hinab, ergriff einen großen Stein und rollte ihn auf die Stürmenden. Während dem hatten Männer und Weiber sich um sie versammelt, stellten sich muthig wieder an die Mauer, rollten Balken und Steine und gossen siedendes Oel hinab, und schlugen so die Stürmenden zurück. Da erst, nachdem die größte Gefahr vorüber war, gedachte Jeanne ihres Vaters, sie fragte nach ihm und erfuhr, daß er am Thore von Limaçon, welches der Feind gleichfalls angreife, kämpfend stehe. Doch, als sie eben zu ihm hineilen wollte, fiel ihr Auge auf den Verwundeten, der noch Zeichen des Lebens gab. Sie bog sich theilnehmend zu ihm nieder, schnallte den Helm von seinem blutigen Haupte und — Charles Rocheville lag, das brechende Auge auf sie gerichtet, vor ihr.

Vergeltung, furchtbare Vergeltung! stammelte er und schloß das Auge wieder.

Zitternd, kaum ihrer mächtig, kniete Jeanne, die Fahne in der Hand, neben ihm, sah starr auf den Verwundeten, der jetzt die Augen wieder aufschlug, tief seufzte und sie dann wieder schloß. Da trat Meister Martin, der Wund-

arzt, herzu, der sich zufällig hier befand. Das ist ja ein Burgunder, sprach er, lasset ihn liegen, ich wollte, ich sähe sie alle so vor mir!

Herr! bat leise das Mädchen, Helft ihm um meinetwillen!

Ja, Jeanne Fourquet, um Euretwillen wollte ich dem Teufel seinen Pferdefuß verbinden, sagte er freundlich, Euch danken wir ja unsere Rettung! — Er setzte sich nun auf einen Stein, Jeanne, unverwandt den Blick auf das bleiche Antlitz des Ohnmächtigen gerichtet, half dessen Haupt auf des Wundarztes Schoos legen, der nun die Wunde zu untersuchen begann, während Jeanne Charles das Blut von dem Gesichte wischte.

Das muß ein tüchtiger Hieb gewesen seyn, das ist ja eine furchtbare Wunde, wie weit klafft sie auf, und durch Helm und Schädel! brummte der alte Meister vor sich hin. — Aber wart Ihr es nicht, Jeanne Fourquet, welche den Hieb führte? Ist das nicht der Fahnenträger, der so keck die burgundische Fahne auf unsre Mauer pflanzen wollte? fragte er das erbleichte Mädchen — Mein Gott! — Ist das nicht Charles Rocheville — Euer —

Er ist's! fiel sie dem Redseligen in's Wort — Verbindet ihn nur, lieber Herr!

Der Wundarzt suchte das Nöthige herbei, und bald war der Verband aufgelegt. — Fürchtet nicht für ihn, der starke Blutverlust hat ihn nur geschwächt, sagte er, Jeanne trösten wollend, und hielt ihm stärkenden Balsam vor. — Da zuckte der Verwundete, schlug die Augen auf, sah starr über die noch neben ihm Knieende hinweg, und murmelte, das Haupt wegwendend, Messire Fourquet!

Bringt den Tragsessel her, bat der Alte einen der Umstehenden: Habt Erbarmen mit dem Unglücklichen und schafft ihn nach meiner Wohnung; auch den verlornen Sohn nahm der Vater wieder in sein Haus auf. — Du aber, Jeanne, raunte er dieser zu, die an seine Brust sich lehnte, erbarme Dich! — Gott hat Dich, wie ich vernahm, zu seinem rächenden Engel erkoren, übe Barmherzigkeit, aber gedenke der bedrängten Stadt, nicht seiner mehr! — Und als sie ihn auf die Sänfte legten, und Jeanne einen mitleidigen Blick auf ihn warf, wendete er das matte Auge trotzig von ihr ab.

Es scheint, der Feind gönnt uns einen Augenblick Ruhe — Benutze ihn, Jeanne, benutzet

benützet ihn, ihr Frauen — Ziehet hin in die Kirche der frommen Brüder der Dominikaner, bringet dort am Altar die eroberte Fahne dem Herrn zum Opfer, und während wir uns von Neuem rüsten, betet um Erbarmen für die bedrängte Stadt.

Und die Weiber und Jungfrauen schaarten sich um das Heldenmädchen, das mit der flatternden Fahne in der Hand, unter Glockengeläute, von Karthaunendonner begleitet, nicht stolz, nein demüthig und tief betrübt, dem Zuge voranschritt. Innig war an den Stufen des Altars ihr Gebet, aber nicht freudig. Der Schmerz, daß sie das Werkzeug in der Hand des Schicksals gewesen sei, erschütterte sie tief; es war nicht erwachte Liebe, die sie durchschauerte, es war ein grausiger Gedanke, der ihr sagte: Diese Hand streckte den nieder, dem sie zum innigen Bunde so lange schon verheißen war. — Sie war tief betrübt, und fühlte sich sehr unglücklich.

Als sie, ohne ihr Haus betreten zu haben, nach dem Thore von Bresle zurückkehrte, fand sie auch ihren Vater hier, der sich Robert beigesellt hatte, da Balagny durch seine Wunde nicht gehindert wurde, am andern Ende der

Stadt den Befehl selbst zu führen. Robert hatte von dem Vater die That Jeannen's erfahren, welche, von Munde zu Munde weiter getragen, bald Jedermann bekannt war. Die Jungfrau wurde auch deshalb mit lautem Freuderuf empfangen, und man trug sie fast im Triumph nach dem immer noch brennenden Thore, doch dieser Triumph verletzte sie mehr, als daß er sie freute, denn er riß immer noch mehr die Wunde ihres Herzens auf, sie war still, dankte bescheiden, und schien die Freude der Menge nicht zu theilen. Jedem war dieß ernste stille Betragen ein Räthsel, denn noch wußte man nicht allgemein, daß der von ihrer Hand Verwundete Charles Rocheville sei; Manche hielten es für Stolz, Manche für zu weit getriebene Bescheidenheit, nur Robert verstand sie. Der Jungfrau von Beauvais wünsch' ich Glück zu der herrlichen That, sagte er, als er sich nahte, halb leise zu ihr, Jeannen Fourquet aber kann ich es nicht, die hat der Schlag der tödtenden Axt selbst getroffen. Ich fühle dies mit Euch, und der unglückliche ehrgeizige Jüngling dauert mich, sein Zustand muß furchtbar seyn.

Er muß furchtbar seyn! wiederholte sie,

und in diesem Augenblicke fühlte sie das tiefste Mitleid für Charles, die höchste Achtung für Robert, der in sie drang, zur Pflege des Verwundeten nach dem Vaterhause zu gehen. Aber Jeanne sprach ein bestimmtes Nein! — So lange der Feind noch sturmgerüstet uns gegenüber steht, so lange weich' ich nicht von hier. Dame Claude, die der Nähe des Kampfplatzes wegen, ihr Haus verlassen, und indessen zu uns gezogen ist, wird schon einstweilen für ihn sorgen. Aber sie wußte wohl, indem sie dieses sprach, daß die Muhme Charles, dem sie nicht wohl wollte, eine schlechte Pflegerin seyn würde.

Der Feind hatte indessen noch mehr Geschütz herbeigeführt und beschoß jetzt aus Mörsern, Kanonen und Feldschlangen die Stadt, besonders gegen das Thor von Bresle war sein stärkstes Feuer gerichtet. Aber die Bürger waren unermüdet; sie rissen, um sich Holz zu verschaffen, die nahe stehenden Häuser ein, und unaufhörlich loderten die Flammen hell in dem dunkeln Thorgewölbe auf. Als der Abend nahte, hatten die Burgunder nichts gewonnen, nur die Vorstädte vor dem Thore von Limaçon waren in ihrer Gewalt, wo sie sich hauptsächlich in der Kirche St. Hypolite festgesetzt hatten,

und von hier aus das Thor und den bischöflichen Pallast heftig beschossen.

Plötzlich vernahm man in der Stadt, zwischen dem Donner der Kanonen, Trompetenschall. Freudig jauchzten die Bürger, denn er kam von der Straße von Paris; es waren 200 Lanzen, die von Noyon der bedrängten Stadt zur Hülfe herbeigeeilt waren. La Roche Tesson und Fontenailles, der Lieutenant des Herrn du Beuil, zwei erfahrne Kriegsleute, führten sie an, und schon lange waren sie mit Sehnsucht in Beauvais erwartet worden, denn Robert, der ihnen vorausgeeilt war, hatte die Bürger von ihrer Ankunft benachrichtigt. Jetzt zweifelte Niemand mehr an der Rettung der Stadt, denn in damaliger Zeit führte jede Lanze, das heißt, jeder von Fuß bis zum Kopf Bewaffnete, noch sechs leichter Bewaffnete mit sich, so daß an 1400 wohlgerüstete Männer in die Stadt einrückten. Ohne sich auszuruhen, eilten sie sogleich an die Thore und auf die Mauer, und ihr Anblick nahm nun den Burgundern ganz die Hoffnung, die Stadt durch Sturm zu nehmen. Sie zogen sich außer Schußweite von dem Graben zurück, warfen eine Brustwehr auf und lagerten sich hinter dieser und in den Vor-

städten. Bis es dunkel wurde, donnerte jedoch noch immer das Geschütz.

Auch die Bürger benützten die Zeit der Ruhe, um während der Nacht große eiserne Ketten vor das verbrannte Thor zu ziehen und es, so gut es sich in der Eile thun ließ, zu verrammeln. Steine wurden auf die Mauer getragen, um den Sturm der Burgunder, den sie morgen erwarten mußten, abschlagen zu können. Alles blieb unter den Waffen, nur die Greise und Frauen, auch ein Theil des am Abend eingerückten Kriegsvolks, gingen um Mitternacht heim.

Robert Viellebourg hatte auf Fourquet's Einladung sein Quartier bei ihm genommen und ging mit ihm um Mitternacht nach Hause, wo sie Dame Claude, ein treffliches Mahl zu ihrer Stärkung auftragend, beschäftigt fanden. Doch Jeanne trieb es nach dem Krankenlager des Verwundeten, sie schlich zu ihm und fand ihn entschlummert. Der Gespiele ihrer Jugend, der Mann ihrer Liebe, lag bleich und entstellt, mit verbundenem Haupte, entschlafen vor ihr. Sein Schlummer konnte jedoch nicht erquickend seyn, denn seine bleichen Lippen zuckten bisweilen, und der Schmerz verzog oft seinen Mund. Ob er wohl träumt, von mir träumt, dachte

sie, ob ihn wohl auch im Traume die Wunde schmerzt, die ich ihm schlug? — O es war hart, sehr hart, daß ich das Werkzeug seyn mußte! So dachte sie, goß Oel auf das matt brennende Lämpchen, ordnete noch Mancherlei, und schlich dann wieder fort zu den Andern. Aber so aufgeregt, war es ihr unmöglich, sich zu stärken, sein Bild, sein blutendes Bild, stand immer vor ihrer Seele, und kaum nippte sie von dem Weine, den ihr der Vater bot.

Als sie bald aufstanden, um sich zur Ruhe zu legen, winkte ihr der Vater, ihm zu folgen. Ich erkenne Dich nicht mehr, Jeanne! sagte er fast zürnend, ich glaubte, Du wärest fester, beharrlicher in Deinen Entschlüssen, Du wärest kein schwankendes, von der Liebe hin und her getriebenes Rohr; aber ich sehe, Du vergißt Vater, Vaterland, die Noth der Stadt, selbst Deinen Ruhm, über Charles Wunde.

Wenn ich sie nur nicht geschlagen hätte! seufzte Jeanne.

Sieh' darin den Fingerzeig Gottes! Der Treulose riß sich von Dir los, nicht Dein Bitten, nicht mein Ermahnen, der ich doch sein zweiter Vater war, konnten ihn festhalten. Der Ehrgeiz trieb ihn ins feindliche Lager, und seine

Alice zerriß den Brief — „Du bist barmherzig, Gott!“ sagte sie still vor sich hin „Du milderst meine Schuld — durch sein Vergeben! — Ich bin Deiner Verzeihung gewiß!“ Sie kehrte nach dem Zelte zurück und da Artevelde eben so abgespannt war, wie sie, legten sie sich bald zur Ruhe.

Artevelde, von der Anstrengung des Tages erschöpft, schlief, trotz dem, daß die kommende Schlacht seinen Geist beschäftigen mußte; Alice aber floh der Schlaf, ihr Gemüth war zu bewegt, ihre Einbildungskraft zu rege, um ruhen zu können. Sie stand leise von ihrem Lager auf, kleidete sich an, schlang den Epheukranz um ihr Haar, gürtete das Schwert um, ergriff ihren Dolch und trat ans Bette — „Alice!“ rief eben Artevelde im Traum. — Sie schrak zusammen, stürzte hinaus und schritt den Hügel hinauf.

Es war eine stürmische Novembernacht, der Wind trieb die dunkeln Wolken an der Mondscheibe vorüber, die nur bleich wie ein Nebelgeist durch die ziehenden Wolken schimmerte. In der Ferne flackerten, den Horizont erhellend, die Wachtfeuer des französischen Heeres, tiefe Stille herrschte im Lager der Flanderer, die nur das Rufen der Schildwacht unterbrach. Alice, das Schwert an ihrer Seite, doch ohne Helm und Panzer, stand mit wildflatternden Haaren auf dem sandigen Hügel wie eine Druide, die ihr Wehe über das Heer ausspräche und es der Vernichtung weihte. Sie hatte gehofft, die Nachtluft würde die Gluth in ihrem Innern kühlen, aber ihr Blut jagte immer noch die Pulse und ihre Seele war noch stets von traurig ängstlichen Bildern gequält; da wollte sie Trost

Liebe hielt ihn nicht bei seiner Pflicht zurück. — Ist das Liebe? — Ist der Mann wohl mehr Mitleid werth, als jeder andere Verwundete? — Weniger! — rief der Alte zornig. Jeder Burgunder blutet für seinen angestammten Herrn. — Dieser — Doch laß uns schweigen! — Pfleg' ihn, das befiehlt die Menschlichkeit, aber reiß' Dein Herz von ihm los — Die Retterin von Beauvais kann nie das Weib eines Mannes werden, der, die Fahne von Burgund in der Hand, seine Vaterstadt erstürmte! — Jeanne erwiderte hierauf nichts. Sie war gleicher Meinung mit ihrem Vater, doch hatte sein Anblick von Neuem einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und der Gedanke, daß ihre Streitaxt ihn tödtlich verwundet habe, rief das Mitleid in ihre Brust zurück, und wie leicht schleicht sich mit diesem die Liebe wieder ein. Aber Jeanne war fest entschlossen, alle Bande zu trennen — Sie waren ja schon, wenn auch schmerzvoll zerrissen, und Charles blieb für ihr Herz gestorben.

Am frühen Morgen rief der Donner des Geschützes Bürger und Kriegsvolk auf die Mauern und an die Thore, auch Jeanne, ohne Charles gesehen zu haben, eilte nach dem Kampf-

platze. Während der Nacht hatten die Burgunder noch mehr Geschütz gegen die Thore aufgefahren, so daß an 30 Feuerschlünde die Stadt beschossen, die diesem gewaltigen Feuer nur ihre 4 Feldschlangen entgegen setzen konnte. Heute beschoß der Feind auch das kleine Thor des Hôtel Dieu, das zwischen den beiden andern lag, und bald fiel dort die Zugbrücke nieder, das Thor ward zertrümmert; aber, dies voraussehend, hatten es die Bürger von Innen verschüttet, so daß hier einzudringen, dem Feinde unmöglich war. Sie erneuerten daher den Angriff auf das immer noch brennende Thor von Bresle, dessen Vertheidigung die königlichen Ordonnanz-Compagnien übernommen hatten; aber auch hier, wie bei dem Thore von Limaçon scheiterte die Anstrengung der Feinde, die Bürger und ihre Frauen wetteiferten mit dem Kriegsvolke und jeder Angriff ward glücklich abgeschlagen.

Der Herzog von Burgund, wüthend über die tapferr Gegenwehr der Bürger, ließ nun sein schweres Geschütz zur Zerstörung der Stadt herbeischaffen und sie förmlich belagern; aber auch von der andern Seite sandten die Pariser Hülfe. Acht schwere Geschütze, mit der nöthigen

Bedienung, hundert Haken- und 300 Armbruſtſchützen, und eine Menge Munitions- und Proviantwägen zog in die belagerte Stadt. Von Magny, Chaumont und Creil kamen Bewaffnete, und hauptſächlich Maurer nach Beauvais, und die ganze Umgegend ſchickte Lebensmittel. Der Fehler, den der Herzog begangen, nicht mit einem Theil ſeines Heeres über den Fluß zu ſetzen und ſo die Straße von Paris zu verſperren, rettete die Stadt, die er wohl nun zerſtören, aber nicht mehr erobern konnte.

Am Mittag rückte auch noch der Marechal Rouault, ein alter kriegserfahrner Heerführer, mit hundert Lanzen ein, und übernahm nun den Befehl. Jetzt war die Beſatzung mit der aus den kleinern Städten herbeigeeilten Mannſchaft, doch ohne die Bürger, an 3000 Streiter ſtark, 6 Karthaunen und 2 Bombarden waren ſchon aufgefahren. Paris hatte noch mehreres Geſchütz verſprochen, auch von Rouen und Amiens erwartete man ſtündlich noch Verſtärkung, und ſo athmeten die braven Bürger von Beauvais wieder freier und Hoffnung belebte ſie von Neuem. Aber das furchtbare Feuer der Burgunder richtete eine ſchreckliche Zerſtörung in der Stadt an, auch in der Mauer zwiſchen dem

Thore von Bresle und an dem Hôtel Dieu wa
Bresche geschossen, ein Thurm stürzte in de
Mittagsstunde ein, und verschüttete den Graben
und die Burgunder machten Miene zu stürmen
aber unterließen es doch an diesem Tage.

Der Marechal hatte die Bürger am Nachmit
tag nach Hause geschickt, und den Frauen, Kin
dern und Greisen gerathen, sich in diejenige
Häuser der Stadt zurück zu ziehen, die an den
Flusse lagen, doch forderte er sie auf, sich nich
ganz theilnahmlos in dem Augenblicke der Ge
fahr zu bezeigen, herbei zu eilen, und wie bis
her thätig zu seyn.

So blieb nun Jeanne stundenlang an Char
les Krankenlager sitzen und ihn warten. Si
that es mit vieler Vorsorge, blieb' aber ruhi
und leidenschaftslos. Welcher Fremde den Ver
wundeten und seine Pflegerin gesehen, der hätt
ohnmöglich ahnen können, daß die Liebe von de
früh'sten Kindheit an Beide so fest verbunde
hätte, denn auch Charles war stumm, selte
sprach er einen leisen, kurzen Dank aus, un
dies Kalte, Herzlose seines Benehmens befestig
Jeanne noch mehr in ihrem Vorsatze, jedes Ge
fühl von Liebe in ihrem Herzen zu unterdrücke
viel weniger es ihm zu zeigen. Charles Sto

war noch mehr verwundet, als sein Schädel. Er hatte es sich von dem Herzoge als eine Gnade erbeten, mit seinen Wallonen der Erste beim Sturme zu seyn. Sein Ehrgeiz trieb ihn dazu, aber auch noch ein edlerer Beweggrund. Er fürchtete im Greuel einer mit Sturm eroberten Stadt für Jeanne, er kannte die Gefahr, die sie alsdann treffen konnte, und Ehrgeiz und Liebe zugleich jagten ihn seiner finstern Bestimmung entgegen. Daß er von eines Weibes Hand, von ihrer Hand niedergeworfen war, demüthigte zu sehr seinen Stolz, daß er in den Händen der Bürger von Beauvais sich befand, war ihm fürchterlich, konnte er doch nun sein unvermeidliches finsteres Geschick voraussehen. So am Ende seiner kurzen Laufbahn, erwacht aus allen schönen Träumen der Jugend, nichts dem Leben abgewonnen, als einen schmachvollen Tod, mußte sich seine stolze Seele tief niedergeschmettert, sich höchst unglücklich fühlen. Und nun noch sie, mit diesem kalten, kaum mitleidigen Blick, als Pflegerin, ihm den kühlenden Trank reichend, das Kissen rücken zu sehen, und hierbei kein Wort der Theilnahme von ihr zu hören, kein Zeichen des Schmerzes, keine Thräne zu sehen, denn die sie weinte, weinte sie im

Stillen, o das mußte furchtbar für ihn seyn, zumal wenn der Gedanke ihn quälte, sein Nebenbubler kämpfte an ihrer Seite, würde von ihr bewundert, — geliebt. Es gehörte wahrlich ein fester, unbeugsamer Sinn dazu, dies ohne Murren zu ertragen; aber, da er Alles verloren zu haben glaubte, da er wähnte, nichts mehr sei für ihn auf dieser Welt zu gewinnen; da wollte er wenigstens dem Schicksal trotzen, und sich nicht unter der über ihm geschwungenen Geißel beugen. Deshalb blieb er stumm, deshalb sein finstrer Blick.

Seine Wunde war nicht tödtlich, aber schmerzhaft, darum glaubte auch Fouquet der ihm wahrhaft zürnte, mit seinem Besuch zögern zu können. Endlich aber hatte ihn doch das Mitleid, wenn auch nur auf einen Augenblick, zu ihm geführt, wo der alte Mann ihn schonungslos mit Vorwürfen überhäufte, Charles aber kein Wort zu seiner Vertheidigung gesprochen hatte. Robert hingegen war noch nicht zu ihm gegangen, denn er fürchtete, Rochevill möchte seine Theilnahme übel deuten, was dieser auch gewiß gethan haben würde.

Jeanne war, sobald sie das Krankenlager verlassen, ihre Pickelhaube auf dem Kopf, ih

Schwert zur Seite, nach dem Thore von Bresle geeilt und hatte sich dort unter die Kämpfenden gemischt; ein Gefühl, ein Wunsch, der wohl nicht klar vor ihr stand, den Tod im Kampfe zu finden, durchbebte sie. Zwiespalt zerriß ihr Herz. — Sie wollte vergessen, und fühlte doch, daß sie es nicht könne, sie wollte Robert Viellebourg mit gleichgültigen Augen, wollte ihn höchstens als einen achtungswerthen Mann betrachten, und die Bescheidenheit des Mannes, sein Heldenmuth, der sich so edel, so anspruchlos zeigte, mehr aber noch seine stille Bewerbung um sie, die sich mit keinem Worte, und doch so innig aussprach, erweckten neben hoher Achtung noch ein Gefühl in ihr, dem sich hinzugeben, sie in diesem Augenblicke für Sünde gehalten hätte. Sie suchte, diesen Zwiespalt zu lösen, den Tod. — Aber Kugeln, Pfeile und Bolzen der Burgunder flogen an ihr vorüber, und sie konnte nur eine ruhige Zuschauerin von Roberts Muthe seyn, den sie bewundern mußte, wenn er unter ihren Augen das Herrlichste vollbrachte.

Der Herzog von Burgund hatte Nachricht von der Hülfe erhalten, welche man noch heute in der Stadt von Amiens und Rouen her, er-

wartete, denn plötzlich brachen die Burgunder aus den Vorstädten und hinter den Brustwehren hervor, drangen unter wildem Geschrei mit ihren Sturmleitern gegen Graben und Mauer, und besonders gegen die zwischen dem Thore von Bresle und dem Hôtel Dieu geöffnete Bresche vor. Hier stand La Roche Tesson mit seiner Compagnie, ihm gegenüber die deutschen Lanzknechte, die, gleich Stieren, ihre Eisenhäupter vorwärts beugend, mit ihren langen Spießen über den ausgefüllten Graben vorwärts drangen; aber die Geharnischten, welche die Bresche deckten, hielten festen Stand, mit vorgehaltenen Schilden, das Schwert in der Hand — die kurzen Lanzen hatten sie zurück gelassen — fingen sie den ersten Stoß der Andringenden auf, brachen in ihre Glieder ein, hieben nieder, was ihr Schlachtschwert erreichen konnte, und warfen sie zurück. Doch die Deutschen drangen, von Neuem verstärkt, heran, diesmal von Haken- und Armbrustschützen gedeckt, deren Kugel und Bolzen manchen Geharnischten zu Boden streckten, Manchen, der vom Wall herab in die dichten Haufen der Deutschen seinen Pfeil und Bolzen sandte, niederwarf. Unaufhaltsam rückten die Lanzknechte mit

ihren langen Spießen vor, die Gensd'armen mußten nach tapfrer Gegenwehr weichen, bis von dem brennenden Thore her Fontenailles mit du Veuils Compagnie heranrückte, die Deutschen in die Flanke nahm, und jetzt ein furchtbarer Kampf begann. Die Lanzknechte wichen, weit hinaus über den Graben verfolgt, bis des Herzogs Leibwacht zu ihrer Unterstützung herbei eilte und 4 Feldschlangen ganze Reihen der Franzosen niederrissen, und da die, hinter den Hecken versteckten Hakenschützen ihnen auch viel Schaden zufügten, mußten die Tapfern endlich den Rückzug antreten, doch gelang es ihnen, ihre Todten und Verwundeten mit sich zu nehmen.

Als sie wieder durch die Bresche in die Stadt gerückt waren, und hier von dem alten Marschall Rouault, der zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt war, empfangen wurden, sah dieser eine Jungfrau unter ihnen, die eine Pickelhaube auf dem Kopf, ein kurzes Schwert in der Hand, mitten unter dem Kriegsvolke zog, und einen Verwundeten leitete. Wer ist das Mädchen? fragte der Marschall. Was mischt sie sich in die Reihen der Krieger? — Hier ist nicht Dein Platz! rief er ihr barsch zu, geh'

zu den anderen Deines Geschlechts, die Speise und Trank, Bolzen und Pfeilbündel herzutragen.

Herr Marschall! nahm Fontenailles das Wort, die Dame ist Jeanne Fourquet, das Mädchen von Beauvais, die, als noch kein Kriegsmann der bedrängten Stadt zu Hülfe gekommen war, und die sonst so muthigen Bürger, bei dem Anrücken so vieler Tausende zum Sturm, einen Augenblick den Muth verloren hatten, und von der Mauer flohen, allein auf den Burgunder eindrang, ihm die Fahne, die er dort bei jenem Thurme schon aufgepflanzt hatte, entriß, ihn niederhieb, und durch diese That den Muth der Bürger wieder anfeuerte und so die Stadt rettete. Sie darf wohl Helm und Schwert tragen, und wir fühlen uns geehrt, sie in unsern Reihen zu sehen.

Bist Du die zweite Jeanne, auf die Frankreich stolz ist? begann jetzt der alte Kriegsmann. Dann sei mir gegrüßt, wackeres Mädchen! und könnte ich meine Kniee vor etwas Anderem beugen als meinem Gott und König, so würde ich es vor Dir, Jeanne Fourquet! — So darf ich es nicht. — Aber Ihr Kriegsgefährten, wandte er sich zu diesen, laßt den Freuderuf Frankreichs erschallen, ruft Noel! Noel! und

Ihr

im Gebet ſuchen, aber ſie konnte nicht beten, ſie konnte nicht auf ihren Knieen ihr Herz zu Gott erheben; ihre Seele war tief betrübt, aber von wilden Gefühlen ohne Ruhe und Raſt getrieben. Sie ſprang wieder auf — „Herr!“ ſagte ſie und ſtreckte ihre Rechte nach den Wolken empor „Du hatteſt mich fromm und duldſam geſchaffen, mein Herz hob ſich in heiliger Andacht zu Dir und die Welt war mir nur der Vorhof Deines Paradieſes, meine Tage die Sproſſen der Himmelsleiter, um zu dem ewigen Heile zu gelangen, meine Liebe nur das Vorgefühl Deiner ewigen Liebe. Da ſandteſt Du Deine Stürme über mich, mein Himmel umdüſterte ſich, meine Sonne verloſch, der Stern all' meiner Hoffnung ging unter und dennoch blieb mein Auge nach Dir auch durch Wolken gerichtet, mein Herz rein, mein Wandel fromm, meine Demuth groß. — Da ließeſt Du das Ungeheure geſchehen! — Sein blutiger Leichnam, ſeine klaffende Wunde riefen mich auf zur Rache, ich ſchwur! — Und mit dieſem Schwure ward es Nacht in mir, mein Glaube zerriſſen, das Vertrauen mir genommen und nun iſt meine Ruhe hin, unwiederbringlich hin! Bin ich denn nicht mehr Alice, Dein frommes Kind? Gott, mein Gott, warum ließeſt Du es geſchehen!“

Ihr Haupt ſank, ihr Auge, von dem dunklen Himmel abgewendet, ſtarrte auf die finſtre Erde; der Gedanke, aus dem Himmel der Seligen geſtoßen zu werden, wie ſie aus dem Himmel der Glücklichen geriſſen worden war, beugte ſie nieder — „Haſt Du denn keine Thräne mehr für mich, Barmherziger?“ ſagte ſie dann wehmüthig „Sind auch dieſe lindernden Tropfen mir genommen und

ihr, Trompeter, schmettert zur Ehre der Heldin von Beauvais!

Unter tobendem Jauchzen der Menge, die Noel! Noel! riefen, und unter Trompetenschall nahte sich der alte Marschall Jeannen, sie väterlich zu umarmen, sie aber neigte sich vor dem ehrwürdigen Greis. Erlaubt, Herr, daß sie, diesen Verwundeten nach Hause geleiten zu dürfen, der Arm ist ihm zerschmettert. — So geh' mit Gott, Barmherzige! erwiderte der Alte, ihre Stirn küssend, die Reihen öffneten sich, und Jeanne schritt mit Robert Viellebourg, dem eine Kugel den Arm zerschmettert hatte, durch das jubelnde Kriegsvolk.

Bald waren sie in ihrer Wohnung angekommen, wo Jeanne sogleich nach dem Meister Martin schickte, und ihn inständigst bitten ließ, recht bald einen Verwundeten zu verbinden, hierher zu kommen; aber Meister Martin ließ sagen, er habe im Hôtel Dieu so zu thun, daß er nicht so bald kommen könne, und so mußte denn Jeanne mit ihrer Muhme, die ihr vor Weinen kaum eine kleine Handreichung leisten konnte, die Wunde untersuchen. Ich kann hier wenig thun, nur das Blut will ich zu stillen versuchen, sagte jetzt Jeanne, nur mit

Mühe ihre Thränen zurückhaltend, die Kugel hat den Knochen zerschmettert, da muß der Wundarzt helfen! — Sie that nun Alles, was sie nur wußte das Blut zu stillen, denn in damaliger Zeit waren die Frauen in der Heilkunde nicht ganz unerfahren; da aber Meister Martin immer noch nicht kam, so eilte sie selbst nach dem Hôtel Dieu, ihn zum Kommen zu bewegen.

Warum nehmt Ihr denn so viel Theil an dem Verwundeten? fragte, sie zweideutig anblickend, der Meister, nachdem sie ihn dringend um Eile gebeten und von der Wunde unterrichtet hatte. Steht er Euch vielleicht noch näher, als Charles Rocheville?

Nein, Herr! erwiderte sie treuherzig: Nein! aber ich bin ihm sehr verpflichtet. Als ich mit der Schaar, die Fontenailles anführt, mich in die Reihen der Feinde stürzte —

Daran thatet Ihr Unrecht, Jeanne! unterbrach sie Meister Martin.

Da stürmt' ich mit hinaus, verfolgte mit den Geharnischten den Feind, und als ich in dem dicken Pulverdampfe der auf uns losdonnernden Karthaunen staunend sah, wie doch der schwache Mensch den Donner Gottes nachbilden könne, riß mich Jemand bei Seite. Jeanne! rief

eine mir wohlbekannte Stimme, seht Ihr nicht dort im Busch den Hakenschützen? — Tretet hinter mir! — Er schob mich bei Seite, und kaum hatte er dies gethan, so ward Herrn Robert Viellebourg der Arm zerschmettert.

Ist das nicht der Nämliche, der zuerst der Stadt zu Hülfe kam?

Dieser ist es, Meister!

Nun dann muß ich wohl eilen! rief er, packte zusammen und folgte Jeannen, die so rasch voranschritt, daß der Alte kaum folgen konnte.

Ehe er die Wunde untersuchte, mußten sich die Frauen entfernen. Er schüttelte, als er das Tuch abgenommen, bedenklich den Kopf — Seid auf alles gefaßt, Herr Robert, sagte er dann, der Knochen ist zerschmettert, es könnte Euch wohl den Arm kosten!

Wenn auch das Leben — ich füge mich in den Willen Gottes! erwiderte Robert gefaßt. Habe ich doch für sie geblutet, und so will ich auch gern für sie sterben! murmelte er leise vor sich hin.

Meister Martin verband die Wunde. Morgen wird es sich entscheiden! sagte er dann und ging hinüber zu Rocheville.

Diesen fand er im fieberhaften Zustande. Der

Kanonendonner, der Ruf: Sie stürmen wieder! Kommt nach den Thoren! den er von der Straße aus hörte, hatte ihn aufgeregt und die Hoffnung in ihm erweckt, die Burgunder könnten die Stadt erobern, und somit ihn vom schmählichen Tode retten, denn den sah er vor sich, kannte er doch des Königs eiserne Strenge. Aber der Siegesruf, der gleich darauf durch die Straßen erscholl, zeigte ihm bald, daß ihn die Hoffnung getäuscht habe, und dies Alles versetzte ihn in den aufgeregten Zustand, in welchem der Wundarzt ihn fand.

Euer Puls geht stark, Euer Auge brennt, Rocheville! sagte der alte, bedächtige Mann kopfschüttelnd. Soll Eure Wunde bald heilen, so muß Geist und Gemüth ruhiger werden, sonst hilft meine Kunst nichts.

Und wozu könnte sie auch helfen? sagte Charles unmuthig.

Nun, Euch wieder herzustellen, junger Mann! erwiderte Meister Martin fast ärgerlich. Ist das nicht genug, wenn ich Euch wieder in den Zustand versetze, daß Ihr als ein tüchtiger Kriegsmann die Welt durchziehen könnt?

Ja wohl! — als ein Verbannter die Welt

durchziehen! — Das ist das glücklichste Loos, das mir noch werden kann. Meister! rief er mit Heftigkeit, richtete sich dabei von seinem Lager auf, und starrte den Alten mit funkelnden Augen an. Sagt mir nur, Meister Martin, was flickt Ihr eigentlich an meinem Schädel? Glaubt Ihr denn, Meister Tristan l' Hermite, des Königs Gewaltiger, könne den gespaltenen nicht eben so gut vom Rumpfe trennen, wie den geflickten? Oder meint Ihr, die Krähen würden auf Montfaucon ihr Nest in den offenen Schädel bauen? Ihr thätet besser, Ihr gäbt Euch keine Mühe um den doch Verlorenen. —

Wäre dem so, wie Ihr sagt, junger Herr, erwiderte der Wundarzt empfindlich, so hättet Ihr Niemanden deshalb anzuklagen, als Euch selbst. Euer nicht übler Kopf stand, so viel ich mich erinnere, sonst ziemlich fest und gerade auf seinem herkulischen Rumpf, und manche Dirne sah ihn gern an, und hätte ihn gern an ihre Brust gedrückt; daß es nicht mehr so gut um ihn steht, — wer kann dafür? — Aber flicken muß ich daran, so lange es geht, und wär' es auch nur um Euch Zeit zur Buße zu lassen, denn mir scheint, Ihr

seid noch nirgends auf dem Wege der Besserung. Da hab' ich da drüben einen Verwundeten, dem die Kugel eines Hakenschützen von des Herzogs Leibwacht den Arm zerschmettert, der hat ein ruhiges Gemüth, vertraut auf seinen Gott, denn er weiß, der Schuß traf ihn, als er für die Sache seines angestammten Herrn, und für sein Vaterland focht; dies Bewußtseyn gibt ihm Muth, wenn er auch den Arm verlieren müßte, sein Unglück standhaft zu ertragen.

Wer ist der fromme Mann? fragte Charles.

Ihr kennt ihn sehr gut! Seine Lanze warf Euch vom Roß, im Schwertkampf bliebt Ihr Sieger. —

Um von einem Weibe überwunden zu werden, sprach Charles ärgerlich vor sich hin und verfiel in Nachdenken. Aber plötzlich rief er freudig aus: Also auch verwundet, auch er, statt auf dem Kampfplatze, an das Krankenlager gekettet. —

Er liegt ganz in Eurer Nähe, von der Hand der edlen Jeanne gepflegt, fiel ihm der Wundarzt, wohl etwas tückisch, in die Rede. Aber er verdient es auch, daß sie ihn pflegt, denn wißt, er warf sich zwischen den Feind

und das Mädchen, und so traf die Kugel ihn, indem er Jeanne rettete. — O, sie wird es ihm gewiß tausendfältig lohnen. —

Ihm lohnen? — rief Rocheville heftig — Ja, ja! Das wird sie — Ihr werdet seinen verlornen Arm für sie einbalsamiren müssen, damit sie ihn als Reliquie verehren kann. —

Schweigt, sagte der Wundarzt zürnend, und haltet Euch ruhig, wenn ich Eure Wunde verbinden soll.

Was bedarf es auch noch eines Verbandes, erwiderte Charles, könnt Ihr die Wunde meines Herzens heilen? — Dort sitzt der Pfeil tiefer, als die Streitaxt in meinem Schädel!

Zu dieser Wunde habe ich keinen Balsam für Euch, sagte der Alte trocken. Ueberdies wartet noch manche Wunde auf mich, die ich noch heute verbinden muß — deshalb — Er ging an's Werk. Charles duldete ruhig, daß der Meister ihm den Verband abnahm, der mit bedenklichem Blicke die Wunde untersuchte. Haltet Ihr Euch nicht ruhiger, junger Mann, sagte er, als er sie wieder verbunden hatte, so steh' ich für nichts! und gleich darauf verließ er ihn. Das ist ein harter Kopf, ein verstockter Sünder, sagte er zu dem, ihm begegnenden

Fourquet, an dem würde Beauvais wenig verlieren, wenn ich ihn seinem Schicksal überließe.

Die von Amiens und Rouen erwarteten Kriegsvölker rückten auch an diesem Tage mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ein, und wurden von den Bürgern, an offenen Tafeln, festlich bewirthet; es waren über 400 Lanzen. Der Adel der Normandie, der von Isle de France und Soudis, und 1000 Gewaffnete, welche aus der Besatzung von Amiens gezogen waren, rückten der belagerten Stadt zu Hülfe; auch kamen aus der Normandie eine Menge Lebensmittel, und die Stadt Paris sandte wieder 4 Karthaunen, die in der Gegend des bischöflichen Palastes aufgefahren wurden. Am nützlichsten aber waren die von Paris und Rouen gesendeten Maurer, die zur Ausbesserung der niedergeschossenen Mauer, und zur Aufführung einer neuen, hinter der Bresche, gebraucht wurden.

Da jetzt die Besatzung, außer der Bürgerschaft, fast aus 8000 Mann bestand, so wies der Marschall Rouault, dem der König das

Commando übertragen hatte, Jedem seinen Posten an. Als er aber hierbei den zwei Ordonnanz-Compagnieen, die nun schon seit mehrern Tagen das immer noch flammende Thor vertheidigt hatten, den Befehl gab, in die Stadt zu rücken, und sich von ihrer langen Anstrengung auszuruhen, baten sie den Marschall, ihnen diesen Posten zu lassen, den sie in der Zeit der Gefahr so glücklich vertheidigt hätten, was ihnen auch der alte Kriegsmann gern gewährte. Der Feind versuchte den übrigen Theil des Tages keinen Sturm wieder, sondern begnügte sich, Mauern und Thürme zu beschießen.

Jeanne beschäftigte sich an diesem Tage nur allein mit der Pflege der Verwundeten, und war nicht wieder an das Thor von Bresle gekommen, wo sie sich sonst immer während eines Angriffs befand. Die Ordonnanz-Compagnie de Beuils war stolz darauf, daß das Heldenmädchen immer bei ihnen sich aufhielt, und ahnete nicht, daß es blos Einem von ihnen gegolten habe. Dieser Vorzug, für den sie es hielten, war auch wohl mit der Grund, warum sie die Vertheidigung dieses wichtigen Postens keinem Andern überlassen wollten.

Jeanne war sich heute, in ihrer Einsamkeit, ein Räthsel. Roberts Unglück schmerzte sie tief, besonders da er für sie blutete, und doch, begleitete sie die Hoffnung, so erregte es ein angenehmes Gefühl in ihrer Brust, daß er sich für sie habe opfern können. Die für diesen Mann schon so lang gefühlte Achtung war, ihr unbewußt, doch endlich zur stillen Neigung geworden, die sie für innige Freundschaft hielt und Charles liebloses Benehmen, denn noch war kein herzliches Wort gegen sie über seine Lippen gekommen, hatte wohl auch dazu beigetragen, daß sie, ohne schweren Kampf, einer Neigung entsagen konnte, die er selbst unterdrückt hatte.

Heute, als sie bei Robert war, und ihm für seine großmüthige Aufopferung dankte, und der edle Mann es allein dem Zufalle zuschrieb, jeden Dank ablehnte, und unter den unsäglichsten Schmerzen ihr offen gestand, daß er diese nicht zu theuer erkauft habe, da ein herzlicher Blick von ihr ihn reichlich dafür entschädige; da zog sich zum erstenmale der Schleier von ihrem Herzen, und der Blick, den sie hinein that, zeigte ihr nur zu deutlich, daß ihm dort ein Plätzchen geworden sei. Auf ihr Käm-

darf mein Auge nur brennen wie mein Herz und ſich nicht mit ſanftem Thau erquicken? — Doch verzage nicht, Alice!“ rief ſie ermuthigt „Ich habe Gott befragt, habe das Lächeln der heiligen Mutter geſehn! — Warum zag' ich noch, warum zag' ich, ſo nahe dem Ziele? Ja, Walter!“ fuhr ſie auf und ihr Auge leuchtete wie der eben entwölkte Stern durch die Rabennacht — „Ja, Dein Blut floß, auch das Seine fließe! Dein Haupt war geſpalten, auch das Seine werde es; und iſt es Sünde, wenn ich die Erde von einem Ungeheuer befreie, der ſie mit Blut tränkt? Iſt es Sünde, daß ich den Vater, ſo viele Edle, meine unglückliche Vaterſtadt rette? — Und ſchrieb der ſtrenge Richter die That in mein Schuldbuch, was ſchadet es mir? Du biſt ſicher der Himmliſchen einer, Du ſchwebſt in die Wohnungen der Seligen und meine Sehnſucht, meine unausſprechliche, allgewaltige Sehnſucht nach Dir dräng' doch durch die Thore der Hölle und öffnete mir die Pforte des Paradieſes; der Tod muß uns vereinen! — Und ſemit ſei es unabänderlich beſchloſſen, er falle!“

Sie wandte ſich, den Hügel hinab zu gehen, die grauſame That zu vollbringen, da rief eine ängſtliche und dennoch furchtbare Stimme von unten herauf „Alice!“

„Wer ruft mich?“ fragte ſie erſchrocken zuſammenfahrend.

„Wo biſt Du?“ rief es noch einmal.

„Auf dem Hügel, Arteveldе!“ erwiederte ſie, da ſie vernahm, daß es die Stimme ihres Gatten war „Komm nicht herauf, hier iſt es ſchauerlich und kühl, die Wachtfeuer der Feinde flackern hell in die Nacht, die Wolken jagen ſich, als trieben ſie Kurzweil mit einander und die

merchen zurückgekehrt, dachte sie nun ernst über sich nach, prüfte sich streng, wog ihre Empfindungen für Beide genau ab, und dabei sank Roberts Schaale bedeutend, und Charles blieb ihr nur noch der Freund ihrer Jugend, der jede innigere Neigung muthwillig verscherzt habe. Sie beschloß, ihn von jetzt an nur noch als einen Fremden zu betrachten, der ihr Mitleid erregte, den zu pflegen es Pflicht sei; mit diesem festen Entschluß fühlte sie sich nun beruhigt.

Doch mußte sie noch heute eine harte Prüfung bestehen. Seit der Wundarzt Charles verlassen, hatte diesen der Gedanke: Jeanne muß nun Robert ihr Herz schenken! rastlos gepeinigt, aber ihm auch gezeigt, daß er nur die eigene Schuld büße. Der Gedanke, das Mädchen für immer verlieren zu sollen, führte ihm ihr Bild so lieblich zurück, er rief sich die vergangenen Tage so lebhaft wieder ins Gedächtniß; jedes Wort, das sie gesprochen, selbst der sanfte, melodische Ton ihrer Stimme, ihre hohe schöne Gestalt, ihr sprechendes Auge, Alles trat in diesem Augenblicke so lebhaft vor ihn, daß er ihren Verlust tief und schmerzlich fühlte. Da trat sie selbst, freundlicher als je, zu ihm, denn sie bangte nicht mehr für ihr Herz, sie hatte ja mit

sich, mit ihm abgeschlossen, und der burgundische Kriegsmann war nicht mehr ihr Verlobter, sie nur noch seine Wärterin. Aber eben diese unbefangene Freundlichkeit wurde von dem Unglücklichen ganz anders gedeutet, und weckte die schlummernde Hoffnung in ihm. Jeanne! rief er ihr entgegen, und streckte den Arm nach ihr. Was ich so eben wachend geträumt, was ich mir so treu und mit so lieben Farben ausmalte, tritt, in der Wirklichkeit verschönt, vor mich. Ja, ich will es gestehen; ich glaubte, mit dem Blute, das aus meiner Wunde floß, sei auch meine Liebe zu Euch dahin, ich hielt meinen gespaltenen Schädel für eine unübersteigliche Kluft zwischen uns, und jetzt fühl' ich mein Herz lauter, heißer als je, Euch entgegen schlagen!

Charles! nahm Jeanne das Wort, und leicht wurde es ihr nicht die Worte zu sagen — Charles! Arras und selbst Eure Wunde trennen uns für immer. — Ihr wißt, was ich gelobte, als Ihr Euch von dem Vaterlande und mir losreißen konntet, und da ahnete ich wahrlich nicht, daß Ihr, der Erste, die burgundische Fahne auf den Mauern Eurer Vaterstadt aufpflanzen würdet. Sie ist die Kluft, die uns für immer trennt, trennen muß, wenn auch das gekränkte,

verlaſſene Herz des liebenden Mädchens noch für Euch ſchlüge.

Alſo, Ihr liebt mich noch, Jeanne, Euer Herz ſchlägt noch für mich? rief er, ſich emporrichtend.

Nein, Charles! Ich würde Euch täuſchen, ſpräch' ich anders. Mein Herz ſtrebt nur noch, Euch vergeſſen zu können, erwiderte ſie beſtimmt. Da blickte er ſo traurig, ſo wehmuthsvoll auf ſie, eine Thräne drang aus ſeinem brennenden Auge, ſo daß Jeanne ſich geſtehen mußte, er habe ſein Recht auf ihr Herz doch noch nicht ſo ganz verloren. Sie bedurfte Zeit, um ſich zu faſſen.

Charles! begann ſie endlich. Nennt mich nicht hart, daß ich ſo offen und unumwunden Euch Lebewohl ſage, beſſer Ihr erfahrt Wahrheit aus meinem Munde, als daß ich Euch täuſchte. —

Ihr liebt einen Andern, liebt Robert Villebourg! — unterbrach er ſie mit Heftigkeit.

Freund meiner Jugend! erwiderte ſie, und ihr ſeelenvolles Auge blickte wahrhaft theilnehmend auf den Armen, der die heftige Bewegung, die ihn ergriff, vergebens zu bekämpfen ſuchte. Wenn ich auch mein Herz einem Andern geweiht

hätte, was könnte Euch das jetzt noch quälen? Mißtrauen im Herzen, zoget Ihr zum Zweikampf und verließet mich. Kann Liebe stark seyn, welche, dem Ehrgeiz folgend, Liebe verläßt? Kann sie stark seyn, wenn Pflicht, Vaterland, selbst die wahre Ehre des Mannes bittend der Verlobten zur Seite stehen, und sie sie dennoch mit ihrem in Qual und Kummer verblutenden Herzen verlassen kann? — Täuschen wir uns nicht, Charles! Ich müßte Mitleid für Liebe halten, und wenn Ihr Euch von der Erinnerung verlockt, noch zu mir hingezogen fühltet, so würdet Ihr mich täuschen, denn wenn die Trompeten Burgunds riefen, sagtet Ihr der doppelt Gekränkten ein mitleidiges Ade! und jagtet der falschen Ehre nach. —

Jeanne! unterbrach sie der Verwundete, durch diese Worte empfindlich getroffen.

Ja, Charles, so würde es seyn! fuhr sie ohne Bitterkeit fort: Wer einmal stolz den geöffneten Pforten seines Himmels vorüber ging, dem öffnen sie sich nicht wieder. Euch führt Euer Weg nicht zu mir, er führt Euch weit weg.

Nicht weit weg, Jeanne! unterbrach er sie.

Der Weg zum Blutgerüſt iſt kurz, die Wallfahrt ſchnell beendet.

Gerechter Gott! fuhr das Mädchen auf, dieſen Gedanken hatte ſie noch nicht erfaßt.

Ja! fuhr er fort, Ludwig XI. und ſeine Diener üben ſtrenge Gerechtigkeit, und ich bin dem Schwerte, durch Eure Streitaxt, verfallen.

Jeanne ſtand ſinnend und bebend da; der Gedanke, ſie ſei die Urſache, daß er auf dem Blutgerüſte ſterben müſſe, durchſchauerte ſie fieberhaft. Charles! fuhr ſie endlich auf, Ihr müßt fliehen — Ihr kennt die Wege, kennt die Stellen, wo der Therain zu durchwaten iſt. Sobald es Eure Wunde erlaubt, ſäumt keinen Augenblick, fort von hier! — Kehrt ins feindliche Lager zurück, dort will ich Euch jetzt lieber wiſſen, als hier.

Eine leichte Röthe überflog bei dieſen Worten ſeine Wangen, und ein ſchmerzliches Lächeln umzog ſeinen Mund. Bin ich Euch hier ſo läſtig, daß Ihr mich von Euch treiben wollt? Ich verlange nicht Pflege mehr, nicht Wartung von Euch, Ihr habt dort drüben zu viel zu thun und zu pflegen, dorthin zieht Euch die Dankbarkeit, hierher führt Euch nur Mitleid, und wenn der Kanonendonner Euch ruft, ſo eilet Ihr ohne

Streitaxt, die nur für mich geschliffen war, auf die Mauer. Wo könnte Euch, für mich, noch Zeit bleiben?

Charles! erwiderte eben Jeanne, als ein furchtbarer Lärm auf der Straße, das Geschrei: Feuer! Feuer! sie an das Fenster rief, wo sie in der Gegend des bischöflichen Palastes hohe Rauchwolken aufsteigen, die hellen Flammen lodern sah. Sie eilte hinunter, eilte nach dem bischöflichen Palast, der nur von den Flammen erleuchtet, noch nicht von ihnen ergriffen, vor ihr lag. Es war die Kirche St. Hypolite, die hell brannte, dort krachte das Geschütz, dort stiegen die Flammen, den Palast bedrohend, wirbelnd gen Himmel auf.

Es war dem Marschall Rouault gelungen, diese von den Burgundern ganz verschanzte Kirche, von wo aus sie ein mörderisches Feuer auf das Thor von Limaçon richteten, in Brand zu stecken. Das Feuer nahm so schnell überhand, daß sich die bedeutende Besatzung, welche vergebens zu löschen versuchte, kaum retten konnte und das einstürzende Dach eine Menge zerschmetterte. Auch die, so sich flüchteten, wurden von dem Geschoß der Belagerten ereilt, und viele von ihnen fanden auf der Flucht ihren Tod. Der

Marschall

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Marschall, die Bestürzung des Feindes benutzend, ordnete schnell einen Ausfall an, warf den Feind aus den Vorstädten, drang bis zu dem Geschütz vor, und ließ hier mehrere Stücke vernageln.

Auch Jeanne war, eine Lanze in der Hand, mit den Ausfallenden vorgedrungen, und kehrte auch heute unverwundet wieder zurück. Daß dies das letztemal seyn solle, daß sie die Waffen in der Hand mit dem Kriegsvolke zöge, gelobte sie, als ihr frommes Gemüth sie an die Stufen des Altars führte, Gott für ihre Rettung zu danken. Wozu sollte sie auch jetzt noch den Tod suchen, da Beauvais keines Opfers mehr bedurfte? Mit diesem Vorsatz trat sie in ihre Wohnung ein, und hing Pickelhaube und Schwert wieder in die Rüstkammer auf, denn fortan wollte sie nur für die Pflege der Verwundeten, nur für den Mann leben, der für sie geblutet hatte.

Als am andern Tage Meister Martin den Verband von Roberts Arm nahm, lächelte er zufrieden, nahm einige Splitter heraus und gab die tröstende Hoffnung, daß es keiner Amputation bedürfe. In damaliger Zeit stand die Wundarzneikunst noch auf so geringer Stufe,

daß ſich dennoch der Meiſter Martin leicht hätte irren können, aber ſeinem Worte vertraute Jeder. Aller Herzen wurden beruhigt, und Freude ſtrahlte in Jeannens Auge, welche die Hand des alten Mannes küßte, der ihr ſcherzend ſagte: Eure Wunde vermag ich nicht zu heilen, das übernehme ein Anderer!

Auch mit Charles ging es von Tage zu Tage beſſer, obgleich ſein von Leidenſchaft aufgeregtes Gemüth oft ſeiner Heilung im Wege ſtand. Jeanne glaubte nun, es noch einmal verſuchen zu müſſen, ihn zur Flucht zu bewegen, aber ein kaltes Nein! war ſeine kurze Antwort, und er verlangte am nämlichen Abende noch, nach ſeinem Hauſe gebracht zu werden.

Da ging Paul Fourquet zu ihm, und ſtellte ihm vor, daß er keinen Augenblick ſicher ſei, und er noch des Schutzes bedürfe, ſelbſt die gegen ihn ſo aufgebrachten Bürger würden ihn dort vielleicht zur Rechenſchaft ziehen, und nur unter dem Schutze ſeiner Tochter, deren Gefangener er ſei, und die jetzt von Bürger- und und Kriegsvolk ſo hoch geehrt werde, könne er ohne Sorge ſeyn. Auch er gab ihm den Rath zu fliehen, da es noch Zeit ſei, auf dem im

nahen Fluſſe bereitſtehenden Kahne könne er leicht außer dem Bereiche der Stadt und in das Lager der Burgunder kommen; aber Charles beharrte auch jetzt noch auf ſeinem Entſchluß. Ich mag nicht fliehen! ſagte er trotzig. Hier will ich mein Schickſal erwarten! Hier, wo es mir bereitet wurde. Es mochte ihn vielleicht auch der Gedanke zu dieſer Beharrlichkeit beſtimmen, daß Jeanne, um ihn vom Tode zu retten, vielleicht noch einen andern Entſchluß faſſen könne.

Die Belagerung der Stadt hatte während dem ihren Fortgang; die Mauern waren faſt alle niedergeſchmettert, aber in der Nacht wurde von der Menge Arbeiter eine neue Mauer, hinter der eingeſtürzten, wieder aufgebaut. Die Beſatzung, die von Tage zu Tage endlich bis zu einem Heere angewachſen war, ließ es den Herzog von Burgund nicht wagen, noch einmal zu ſtürmen, beſonders da mit jedem Tage neues Geſchütz und Munition in der Stadt ankam, und das Feuer der Belagerten ſeine Mannen ſchon aus ihrer Bruſtwehr am Graben, bis ins ferne Lager zurückgewieſen hatte. Nur die Vorſtädte waren noch von dem Feinde beſetzt, aber auch dieſe verließ er bald darauf und zündete

sie an, doch wurde die Stadt immer noch heftig beschossen. Auch versuchte der Herzog noch andere Mittel, sich Beauvais zu bemächtigen. Mehrere von ihm bestochene, und als Landleute gekleidete Männer gingen mit Lebensmitteln in die Stadt, welche sie nach dem bischöflichen Palast zum Verkauf trugen, dort hielten sie sich verborgen, und legten an mehreren Orten Feuer an, welches jedoch bald wieder gelöscht wurde, und den Belagerern keinen Nutzen brachte.

Da beschloß er, ehe er die Belagerung aufgebe, doch noch einen Versuch zu wagen, und gab den Tag darauf den Befehl, zwischen dem Thore von Breslé und dem des Hôtel Dieu noch einmal die Stadt zu stürmen. Sein ganzes Heer rückte aus, alles Geschütz donnerte zugleich auf die Stadt, und nun rückten die Burgunder, jeder eine Faschine vor sich hertragend, nach den durch die eingeäscherten Mauern schon halbausgefüllten Stadtgraben, warfen die Faschinen hinein, stürmten gegen die Bresche, und gelangten auch bis an den Fuß der zerstörten Mauer, wo sie unter Siegesgeschrei ihre Fahnen aufpflanzten. Aber hier war das Ziel ihrer Anstrengung! Bürger und Kriegsvolk ließen sich nicht durch die Zahl der Stürmenden entmuthi-

gen, rückten in der Bresche ihnen muthig entgegen, erbeuteten die Fahnen und warfen die Eindringenden, nach langem Kampfe, endlich über den Graben zurück. Von allen Seiten ward der Sturm abgeschlagen.

Jeanne, ihrem Vorsatze treu, hatte, wie die übrigen Frauen, Steine herzugetragen, Wein den Durstigen zur Erquickung gereicht, sich aber nicht in die Reihen der Kämpfenden gestellt. Auch am andern Tage, blieb sie daheim, und der stolze Gedanke, den sie wohl anfangs genährt hatte, als eine zweite Jungfrau von Orleans in der Geschichte Frankreichs zu glänzen, schien sie ganz verlassen zu haben. Sie war eine thätige Krankenpflegerin, widmete ihre Mußestunden, wie früher, dem Vater, der sich jetzt auch von dem Kampfplatze entfernt hielt, stand ihrem Hauswesen wieder, wie früher, vor, und hätte der Kanonendonner nicht gebrüllt, so hätte man in Herrn Fourquets Hause glauben können, der tiefste Friede herrsche in der Stadt.

Bald sollte er auch in die fast eingeäscherte Stadt wieder einkehren. Carl der Kühne, der dem im Lager anwesenden englischen Gesandten, als er mit ihm den Park des Geschützes besah, in seinem Uebermuthe gesagt hatte: Seht, das

sind die Schlüssel zu allen Städten Frankreichs! war durch seinen Narren gedemüthigt worden, der unter dem Geschütz herumlief, und was zu suchen schien. Was suchst du so emsig, Hans? fragte der Herzog. Den Schlüssel zu Beauvais, Herr, erwiderte dieser, und dieses Witzwort mochte Eindruck auf den Herzog gemacht haben, denn er befahl gleich darauf den Sturm, und da dieser abgeschlagen wurde, die Aufhebung der Belagerung, welche 26 Tage gedauert hatte. In einer stürmischen Nacht sahen die von Beauvais die Dörfer der ganzen nördlichen Umgegend in Flammen, am Morgen aber das Lager der Burgunder verlassen, und ihre Nachhuth langsam sich nach Poix zurückziehen.

Glockengeläute verkündete den Einwohnern dies frohe Ereigniß, das für Charles ein dumpfes Grabgeläute war. Der Jubel in der Stadt war allgemein; wer sich begegnete, und waren es sonst die bittersten Feinde gewesen, umarmte sich jetzt, nur an die Rettung ihrer Vaterstadt denkend. Die Bewaffneten strömten nach dem Thore von Limaçon, das einzige, durch das man, von dieser Seite, aus der Stadt kommen konnte, aber der vorsichtige Rouault ließ es nicht eher öffnen, bis er das Nöthige angeordnet hatte,

denn er fürchtete immer noch eine List des Burgunders, der ihn durch seinen Rückzug etwa locken wollte. Als aber seine Lanzen beritten, die Bürger gewappnet da standen, da öffnete sich das so lang verschlossene Thor, die Brücke wurde in der Eile wieder hergestellt, die Bürger zogen durch die Bresche in das feindliche Lager, und die Reiter über die Brücke hinaus, die Burgunder zu verfolgen. Doch da der Marschall die Nachhuth der Feinde bei Marseille vortheilhaft aufgestellt fand, und er, der feindlichen Uebermacht wegen, jeden ernsten Kampf vermeiden mußte, ließ er den Herrn von Salezard mit 100 Lanzen zur Verfolgung des Feindes, und zog mit den Uebrigen wieder nach Beauvais.

Es war beschlossen, am andern Tage in feierlicher Procession zur Kirche zu wallen, um dort Gott für die Befreiung der Stadt zu danken. Ein Theil der Besatzung übernahm indessen allein die Bewachung der Stadt, und Alt und Jung, Weib und Jungfrau nahmen schön geschmückt, ihren Platz in dem feierlichen Zuge. Der schönste Platz ward Jean-

nen zu Theil, denn sie ging, die eroberte Fahne in der Hand, vor dem ehrwürdigen Bischof, dem seine zahlreiche Geistlichkeit folgte. Den Zug führten die Jungfrauen an, das Kriegsvolk schloß ihn.

Jeanne hätte keine Tochter Eva's seyn müssen, wenn dieser unter Glockengeläute beginnende feierliche Triumphzug ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit nicht wohlgethan hätte, aber der Gedanke an Rocheville unterdrückte bald dies Gefühl, und ihr Herz wandte sich demüthig zu Gott, der sie so Herrliches hatte vollbringen lassen, und ihr dabei eine so schwere Prüfung aufgelegt hatte. Sie schloß den Unglücklichen in ihr Gebet ein, ach und ahnete nicht, wie sehr er den Schutz des Himmels bedürfe, denn als sie, die Gefeierte, die Heldin des Tages, in Demuth wieder ihr Haus betrat, fand sie Charles nicht mehr. Bewaffnete hatten ihn, auf Befehl des Marschalls, gefangen gehommen und nach dem bischöflichen Palast geführt.

Jeanne war außer sich, die traurige Zukunft des Unglücklichen stand vor ihrer Seele, und ohne die Rückkehr ihres Vaters abzuwarten,

ohne Robert begrüßt zu haben, eilte sie zu dem Marschall.

Ich vermuthe, weshalb Ihr zu mir kommt, Jeanne Fourquet! sprach der freundliche alte Kriegsmann, als sie mit Hast auf ihn zutrat. Ihr wollt Euren Gefangenen von mir zurückfordern, aber ich kann Eure Bitte nicht gewähren. Was ich that, geschah auf Befehl des Königs, und der verlangt von mir, wie von dem niedrigsten seiner Diener, unbedingten Gehorsam. Wendet Euch daher an ihn! — Glücklicherweise hat er mir nicht Eile anbefohlen. Säumt daher keinen Augenblick, geht nach Chartres, wo sich der König jetzt aufhält, und ich verspreche Euch, daß bis zu Eurer Rückkehr ihm nichts Leides widerfahren soll. Mehr aber kann ich nicht!

Jeanne sah wohl ein, daß es außer des Marschalls Macht liege, dem Befehl des Königs zuwider zu handeln, sie bat nur noch, daß es ihr möge erlaubt seyn, den Gefangenen vor ihrer beschlossenen Abreise noch zu sprechen, was auch der Marschall sogleich bewilligte, und einem seiner Offiziere den Auftrag gab, sie nach Rochevilles Gefängniß zu begleiten.

Sie fand ihn nicht, wie sie gefürchtet hatte, in tiefem unterirdischen Kerker, sie fand ihn in einem freundlichen, nur mit Thüren und eisernen Gittern wohl verwahrten Stübchen, in finsteres Sinnen versunken, auf einem Schemel sitzend. Als er sie erblickte, die, ohne Begleiter, bei ihm eingetreten war, traf sie sein wild flammendes Auge. Ihr habt mir ja seit kurzem schon so oft Lebewohl gesagt, Jeanne Fourquet, redete er sie unfreundlich an, daß es keiner Wiederholung bedurft hätte. Was zieht Euch noch nach dem Unglücklichen hin?

Mein angsterfülltes Herz, Charles! erwiderte sie tief bewegt. Ich klage mich an, Euch, wenn auch unschuldig, ins Verderben gestürzt zu haben, wenn ich auch nur ein blindes Werkzeug in der Hand der Vorsehung war.

Die Nemesis waret Ihr, rief er aufspringend, die, was sie mir mit ihrem Unkenton vorgeheult hatte, in Erfüllung bringen muß, die mich mit doppelter Geißel peitscht, deren Streitaxt den Schädel mir spaltete und bitterer als dieses, mir auch den Dolch ins thörigt liebende Herz stößt! — In Euch er-

licke ich mein Schickſal! — Meine Jugend
olltet Ihr mir beglücken, mein Leben mit
Hoffnungen ausſchmücken, ſo ſchön, daß ſie
ſchon allein meinen Frühling mir zum Para-
dieſe ſchufen, da thut der ehrgeizige Jüngling
einen einzigen Fehltritt, und Ihr ſtoßt ihn von
Euch, verſchließt ihm für ewig das Paradies,
öffnet es einem Andern, ſchmettert mich nie-
der, und bahnt mir den Weg zum Schaffot.

Haltet ein, Charles! bat die Zermalmte.

Was wollt Ihr noch von mir? fuhr er
nach einem kurzen Schweigen fort. Wollt
Ihr etwa den Ort kennen lernen, wo mir
das Richtſchwert den geſpaltenen Kopf vom
Rumpfe trennen wird, um über meinem ver-
ſpritzten Blute dem neuen Verlobten die Hand
zu reichen? — ſprecht, was wollt Ihr in
meinem Kerker?

Euch einen Strahl der Hoffnung zeigen,
Charles! Ich gehe morgen nach Chartres zum
Könige, erbitte mir zum Lohn für das, was
Gott mich thun ließ, Eure Befreiung, und
dann erſt wird die namenloſe Seelenangſt mich
verlaſſen, die mich jetzt ſo furchtbar erfaßt hat.

Das wolltet Ihr für mich thun, Jeanne,
jetzt noch für mich thun?

Zweifelt Ihr daran, Charles? sagte sie wehmüthig. Ist es nicht meine Pflicht, soll ich sie nicht gern üben? — Ich kam her, um Euch Hoffnung zu bringen, und Euch von einem leidenschaftlichen Schritte abzuhalten. Wartet, ehe Ihr Euch selbst richten könntet, meine Rückkehr ab, erzürnt, durch eine voreilige That, den König des Himmels nicht, wie Ihr Euren König erzürnt habt. Gebt mir das feierliche Versprechen, daß Ihr meine Rückkehr mit Ruhe erwarten wollt!

Nach einigem Bedenken reichte er ihr seine Hand und sagte mit bewegter Stimme: Ich gelobe es Euch! — Aber auch von Euch verlange ich ein Gelübde! sagte er dann plötzlich und erschien Jeannen in diesem Augenblick ganz verändert. — Wißt, der Tod ist das Geringste, was mir, so nahe dem Ziele, furchtbar erscheint. — Furchtbarer als er ist mir der Gedanke, daß Ihr Robert Viellebourg Herz und Hand schenkt. Schwört mir, daß das nie geschehen soll, und ich gehe getrost meinem Schicksal entgegen, und vergebe Euch. —

Charles! erwiderte Jeanne, von dieser Forderung sonderbar, aber nicht wohlthuend ergriffen. So wenig wie das Loos meiner Zu-

kunft noch geworfen ist, so wenig gebe ich Euch dies Versprechen, das nur Eure Selbstsucht, nicht Eure Liebe von mir fordern konnte.— Ihr bietet mir dafür Vergebung? Habe ich Etwas an Euch verschuldet? War es nicht Zufall, der mich Euch entgegen führte? — Und glaubt Ihr, auch ich fühle mich glücklich? O, Ihr irrt! — Doch warum diese Worte? Fort nach Chartres, dort muß sich Euer Schicksal gestalten, nicht hier!

Und so ernst und kalt wollt Ihr mich verlassen? rief er, ihre Hand von Neuem ergreifend.

Ruftet Ihr selbst nicht den Ernst in mir zurück? — Darum, lebt wohl! — Dies sei das letztemal, daß ich dieses herzlich gemeinte Wort zu Euch spreche. Sie gab nun das Zeichen, daß man das Gefängniß öffne, und trauriger gestimmt, als sie kam, ging sie nach ihrer Wohnung, theilte dem Vater ihren Entschluß mit, der ihn billigte und sie zu begleiten versprach. Auch Robert, den sie gleichfalls von ihrer Reise benachrichtigte, bewunderte ihren Edelmuth, und der andere Morgen fand sie schon auf dem Wege nach Chartres.

Am dritten Tage ihrer Reise sahen sie die Thürme der Stadt vor sich liegen, und Jeannens Herz klopfte laut, je deutlicher sie die hohe Kathedrale erkennen konnten. Je näher sie den Thoren von Chartres kamen, desto beklommener wurde ihre Brust. Sie hatte so viel von der strengen Gerechtigkeit des Königs gehört, daß ihr, je mehr sie sich der Entscheidung näherte, der Muth immer mehr schwand. Der Vater sprach ihr vergebens Trost zu, sie verzweifelte an Charles Rettung. Da sahen sie plötzlich, als sie um die Spitze eines Waldes bogen, welcher ihnen schon eine Weile den Anblick des nahen Chartres benommen hatte, mehrere Reiter und Bewaffnete zu Fuß auf sich zukommen. Wer sind die, so uns nahen? fragte Jeanne den Vater, dessen schwaches Auge jedoch die Gegenstände, in solcher Entfernung, nicht unterscheiden konnte.

Sage mir, was Du siehst, vielleicht kann ich Dir dann nähere Kunde geben, erwiderte er.

Voran ziehen Armbrustschützen, dann folgt auf kleinem braunen Roß ein hagerer Mann, in schlichter Kleidung, neben welchem, jedoch etwas zurück, ein geistlicher Herr auf stattlichem

Maulthiere reitet, und dem einige Schwerbewaffnete folgen.

Das ist der König, raunte Fourquet der Tochter zu, gewiß ist es der König! Fasse Dich erst, und laß ihn ruhig vorüberziehen; so zugänglich er auch Jedem ist, dem er trauen zu können glaubt, so wenig liebt er, daß man ihn, auf offener Straße, durch Bitten belästige. Jeanne nickte dem Vater bejahend, statt aller Antwort zu, denn sie war Willens, seinen Rath zu befolgen, so sehr es sie auch, die Entscheidung herbei zu führen, zu des Königs Füßen trieb. Aber, als sie aus Ehrfurcht abgestiegen waren, die Diener ihre Rosse seitwärts geführt hatten, und der Zug jetzt nahte, hielt des Vaters zitternde Hand sie nicht mehr zurück, sie riß sich los, und stürzte auf den König zu, doch ein barsches Zurück! welches einer der Armbrustschützen ihr in fremder Mundart zurief, hielt sie einen Augenblick in ihrem Vorschreiten auf, aber nur einen Augenblick, denn sie versuchte sich mit kräftiger Faust Bahn zu brechen, wurde aber von den Schotten umringt und festgenommen.

Seht, was da vorgeht, La Roche! befahl der König einem seiner Begleiter, dem Nämlichen,

der die königliche Ordonnanz-Compagnie in Beauvais befehligt hatte, und jetzt zum König geschickt war, ihm von dem Abzuge der Burgunder Bericht zu erstatten. Dieser erkannte sogleich Jeanne, und benachrichtigte den König, daß es das Mädchen von Beauvais sei, das wahrscheinlich bis zu ihm habe dringen wollen.

Nun, die eilt sehr, ihren Lohn zu holen! sagte Ludwig IX. Sagt, daß man sie ungehindert ziehen lasse, und bestellt sie vor dem Nachtessen, um die sechste Stunde nach dem bischöflichen Palaste, dort will ich sie sprechen, nicht hier.

La Roche sprengte hinzu, begrüßte Jeanne, richtete den Befehl des Königs aus, und als die Schotten, bis zu denen auch schon der Ruf des Heldenmädchens gedrungen war, erfuhren, wen sie auf so barsche Weise zurückgewiesen und festgehalten hatten, bezeugten sie ihr alle Hochachtung, und suchten sich zu entschuldigen. Auch der König, als er an ihr vorüber ritt, nickte ihr ziemlich freundlich zu, und seine ganze Begleitung grüßte höflich.

Jeanne stand noch wie aus einem Traume erwacht, sinnend neben ihrem Vater. Das ernste Gesicht des Königs flößt mir kein Vertrauen ein, sagte sie endlich, meine Hoffnung

ſchwindet! — Doch die Sonne beginnt ſchon zu ſinken, fort nach der Stadt! — Obgleich von der Hoffnung verlaſſen, ſchlug doch ihr Herz ruhiger als vorhin, und kaum daß die ſechſte Stunde nahete, als ſie auch ſchon mit ihrem Vater in dem Vorzimmer des Königs ſtand, und all' ihren Muth gewonnen hatte.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn gleich nach ihrer Ankunft that ſich die, von zwei Schotten bewachte Thüre auf, und Meiſter Olivier trat heraus, und winkte ihnen einzutreten.

König Ludwig ſtand, den Rücken an einen Pfeilertiſch gelehnt, in ſeinem ſchlichten braunen Kleide, der Thüre gegenüber, hinter ihm ſeine Tochter, die Frau von Beaujeu, in der Fenſterbrüſtung aber der Biſchof von Alby, der nämliche Prälat, der heute ihm zur Seite geritten war; auch im Innern des hochgewölbten, finſtern Zimmers ſtanden zwei Armbruſtſchützen, ſonſt wär Niemand gegenwärtig.

Jeanne hatte mit ihrem Vater ſchon eine Weile an der Thüre geſtanden, und den Befehl des Königs, ſich zu nähern, erwartet, aber der König hatte bis jetzt geſchwiegen, ſie aber

scharf in's Auge gefaßt; endlich fragte er: Wer ist der Mann, der Dich begleitet?

Mein Vater, Sire! erwiderte Jeanne, und sie war in diesem Augenblicke so frei von Furcht, wie sie jetzt frei von Hoffnung war.

Das ist Recht, der Vater muß seinem Kinde stets zur Seite bleiben, das verlangt die Sitte, sagte der König, ohne daß sein Gesicht Wohlwollen oder Unzufriedenheit ausgedrückt hätte. Tritt näher, Jeanne!

Das Mädchen trat auf den König zu, ein Blick des Bischofs von Alby jedoch sagte dem Vater, daß er in einiger Entfernung zurückbleiben solle.

Sieh, meine Tochter! wendete sich jetzt der König zu der Frau von Beaujeu, dies ist das Mädchen, welches Beauvais rettete, ehe noch irgend einer unserer Kriegsleute der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Ihr und den wackern Bürgern verdanken wir die Erhaltung der Stadt.

Seid gegrüßt, Jeanne! sagte die Frau von Beaujeu zu der vor dem Könige noch Knieenden. Steh auf! befahl dieser.

Du bist schnell gekommen, deinen Lohn zu

holen, begann jetzt der König. Vertrauteſt Du ſo wenig meiner Einſicht und Huld?

Ich kam nicht, für mich Lohn zu holen, Sire, erwiderte Jeanne, die, obgleich ihr Selbſtgefühl ſich durch die Worte des Königs gekränkt fühlte, dennoch mit Demuth ſprach: Was ich gethan, that Gott für mich.

Wohl geſprochen! — Aber warum ſtehſt Du dann vor mir? Was trieb Dich, mich aufzuſuchen? fragte der König.

Sire! Ich komme, die Huld, die Gnade meines Königs, doch nicht für mich, anzuſprechen.

Und für wen?

Für einen Unglücklichen, Sire!

O der Unglücklichen ſind Millionen in meinem Reiche! Fern von mir leben ſie in Luſt und Freuden und Ueberfluß, doch in meiner Nähe nennt ſich ein Jeder einen Unglücklichen, damit er meine Huld in Anſpruch nehmen kann.

Hört mich gnädig an, mein König! bat jetzt Jeanne, da ſie die Stirne des Monarchen ſich umdüſtern ſah. Der König nickte ihr zu, fortzufahren. Als der barmherzige Gott mir den Muth in mein Herz legte, die Streitart zu ergreifen, und den Mann niederzuſchlagen,

der die Fahne von Burgund auf die Mauern von Beauvais gepflanzt hatte, da ahnete ich nicht, daß meinen Gefangenen ein noch schmählicherer Tod erwarte, als den ihm eine Streitaxt hätte geben können. Ich pflegte ihn, und sorgte, daß die klaffende Wunde seines Kopfes sich bald schließen möchte, glaubte aber nicht, daß er sein Haupt auf den Block legen müsse. Der Marschall Rouault ließ ihn gefangen setzen.

Daran that der Marschall recht! unterbrach sie der König, ich befahl es.

Und ich bin hier, die Gnade Eurer Majestät für den Unglücklichen anzuflehen.

Wer gegen seinen König das Schwert führt, verdient nach den Gesetzen den Tod! sagte der König Ludwig mit strengem Ernst, während die Frau von Beaujeu ihm einige Worte zuflüsterte.

Hat meine That irgend einen Lohn verdient, so zahlt ihn mir, Sire, indem Ihr meine Bitte erfüllt — Seid gnädig! —

Charles Rocheville ist Euer Verlobter? fragte der König, ohne auf ihre Bitte Etwas zu erwidern.

Er war es, Sire!

Und sein Unglück, meint Ihr jetzt, löse alle Bande?

Jeanne mochte den Sinn dieser Worte nicht ganz verstehen, sie sah den König fragend an, der ungeduldig ein rasches Nun? ausstieß. — Versteh' ich Euch recht, Sire, so meint Ihr, das unglückliche Schicksal des Mannes habe mein Herz von ihm gewendet? — Nein! — Wär' er zehnfach unglücklicher, als er wirklich ist, und wär' er es unverschuldet, würde mich sein Unglück nur noch fester an ihn gekettet haben. Aber mit seinem Eintritt in Arras ward mir sein Herz entfremdet, und der Augenblick, wo er als Feind Frankreichs Boden betrat, trennte mein Herz für immer von ihm, denn nie würde ich mein Glück der Hand haben anvertrauen können, die das Schwert gegen seinen rechtmäßigen Herrn, gegen sein Vaterland führte.

Und was nützt Dir nun noch sein Leben? fragte der König, dem Anscheine nach, milder gestimmt.

Ich schlug ihm die tödtende Wunde, und ohne Eure Gnade, Sire, würd' ich die Ursache seyn, daß der Gespiele meiner Jugend, der Mann meiner ersten Liebe, 'der so lang' mir Verlobte, das Blutgerüst besteigen muß.

Der König stand mit verschränkten Armen,

sie scharf in's Auge fassend, vor ihr. Und was verlangst Du für Dich?

O viel, sehr viel, Sire! rief sie, zu des Königs Füßen stürzend. Mein ganzes Erdenglück, meine Seelenruhe, vielleicht auch mein ewiges Heil, das erwart' ich aus Euren Händen. — Gebt ihn frei, und hätt' ich so viel für Frankreich gethan, als Jeanne d'Arc, Ihr hättet mir tausendfach gelohnt.

Steh' auf! befahl der König und beugte sich selbst etwas vorwärts, sie aufzurichten, doch Jeanne gehorchte schnell seinem Befehl, erhob sich, und die Hände gefaltet, den Blick gen Himmel gerichtet, stand sie, ihr Geschick erwartend, demüthig und dennoch stolz vor ihrem Könige.

Vertraue meiner Huld, sprach er nach einer Pause, während er mit Wohlgefallen die schöne, heroische Gestalt des Mädchens betrachtet hatte. Zieh, meiner Gnade gewiß, nach Beauvais zurück.

Sire! nahm sie jetzt muthig das Wort: Wenn der Landmann auf seiner versengten Flur knieet, und den Allbarmherzigen um einen erquickenden Regen fleht, und Wolken thürmen sich auf, und ziehen über sein gebeug-

tes Haupt zusammen, da hofft er, sein Gebet sei erhört, sein Vertrauen steigt; aber der Sturm jagt das Gewölk auseinander, und mit den fliehenden Wolken flieht auch die Hoffnung und das Vertrauen. Wenn aber der Himmel den erquickenden Regen sendet, wenn sich die gesenkten Halme, wieder erfrischt, erheben, die Blüthen von Neuem duften, dann erst ist er gewiß, der Himmel habe seine Bitte erhört, und sein Dankgebet steigt inbrünstig hinauf. — Sprecht das Wort der Gnade, mein König, sprecht es, und gebt mir die verlorne Ruhe wieder!

Bischof von Alby! wandte sich der König zu diesem: Fertigt dem Mädchen ein Schreiben an den Marschall aus, und macht ihn mit meinem Willen bekannt, daß der Gefangene Rocheville frei gehen kann, wohin er will, nur verlasse er Frankreich für immer. — Du aber, wandte sich der König zu Jeannen, danke meiner Tochter, sie war Deine Fürsprecherin!

Und als Jeanne zu der Frau von Beaujeu trat, und ihre Knie vor der Tochter ihres Königs beugen wollte, hielt diese sie rasch davon ab, und raunte ihr zu: Hütet Euch das Knie vor

mir zu beugen, der König würde zürnen! — Dann erwiderte sie auf Jeannens Dank: Nur meinem Herrn und König seid Ihr verbunden, nicht mir.

Was kann ich noch für Dich thun, Jeanne Fourquet? nahm jetzt der König das Wort. Ich möchte Dir und Deiner Vaterstadt gern vor ganz Frankreich einen Beweis geben, wie sehr ich Eure Treue und Euren Muth ehre, — sprich, bist Du reich?

Sire, nahm Paul Fourquet, nun vortretend, das Wort: Wir sind arm —

Glaubt dem alten Manne nicht, mein König! fiel Jeanne dem Vater in die Rede. Er meint es zu gut mit mir, und glaubt immer, ich würde nach seinem Tode darben müssen. Wir haben noch keinen Tag gehungert, obgleich er in den Kriegen sein Erbtheil zugesetzt hat, und ihm nichts übrig geblieben ist, als seine sechszehn Wunden.

Von denen die letzte bei Montthéry für Euch, mein König, blutete! unterbrach, mit Selbstgefühl, der Alte sein Kind.

Schon gut, schon gut, ich werde Euch bedenken! sagte Ludwig XI. rasch, ehe noch Jeanne wieder beginnen konnte. — Zieht nur nach

Flora

Beauvais zurück, und der Sturm soll Deine Wolken nicht verjagen, Retterin meiner mir treu ergebenen Stadt. — Ziehe mit Gott! Eine Bewegung der Hand, sagte ihnen, daß sie sich entfernen könnten.

Aber ehe noch, als sie sich verbeugt hatten, trat die Frau von Beaujeu zu Jeannen, nahm ein kleines mit Demanten besetztes Kreuz von ihrem Hals und hing es Jeannen um. Trage dies Annen von Frankreich zum Andenken! sprach sie, und küßte des Mädchens Stirn.

Der König winkte seiner Tochter, ihm in das Kabinet zu folgen, und der Bischof von Alby verließ mit Paul Fourquet und seiner Tochter gleich darauf das königliche Gemach.

Mit freudigem Herzen, den Brief des Bischofs in der Tasche, ritten Vater und Tochter in Beauvais ein. Niemand war hierüber erfreuter, als Robert. Jetzt wird Eurem frommen Gemüthe die Ruhe wieder werden, sprach er zu Jeannen, sie war für ewig dahin, wenn Rocheville auf dem Blutgerüste sterben mußte.

Sie wäre ewig dahin gewesen, sagte Jeanne halb leise, als ob sie zage, dies Robert zu vertrauen, und nur in des Klosters heiligen Mauern hätte ich sie wieder zu finden gehofft.

Und jetzt? fragte Robert.

Jetzt folge ich meinem Geschick und meiner Pflicht, erwiderte sie sanft erröthend. Doch schnell, keinen Augenblick länger gezögert, mein Vater! wendete sie sich zu diesem: Bringt das Schreiben der Gnade dem Marschall, jede Stunde, welche der Arme länger im Kerker schmachten muß, ist ihm von seinem Leben gestohlen.

Auch sagt ihm, hob Robert an, daß ich für den Fall der Begnadigung, meine werthe Anverwandte, die Dame Claude, bewogen habe, ihm sein Haus und die wenigen liegenden Gründe, die er hier besitzt, abzukaufen, da er doch gewiß seine Heimath verlassen muß.— Jeannes dankbarer Blick lohnte ihn für seinen Edelmuth.

Messire Fourquet, so müde er auch von der Reise war, eilte doch gleich mit dem Schreiben des Bischofs von Alby zu dem Marschall. Während dessen mußte Jeanne ihrer Muhme und Robert von ihrer Reise nach

Chartres, und besonders von ihrer Audienz bei dem Könige erzählen, wobei denn die gute Frau sie oft unterbrach, und da Jene ihr erzählte, wie der Monarch geforscht habe, ob sie arm oder reich sei, lobte sie das Mädchen, daß sie die Gnade des Königs, wenn auch nicht zurückgewiesen, doch auch nicht angenommen habe. Denn was braucht Ihr Beide auch mehr, als was ich Euch hinterlasse? sagte sie wohlgefällig lächelnd. Jeanne erröthete und nahm eine Gelegenheit wahr, wo sie sich mit Schicklichkeit entfernen konnte; Robert aber zürnte der Alten, daß sie eine so zarte Saite so rauh berührt habe, denn er habe ja noch nicht gewagt, ein Wort von Liebe mit Jeannen zu reden, und sein lahmer Arm, der ihm die Bahn der Ehre verschließe, würde ihn stets zurückhalten, um die Hand und das Herz eines Mädchens zu werben, das des trefflichsten Mannes würdig sei. Die Alte lachte jedoch bei seinen Zweifeln, und forderte ihn auf, nur frohen Muthes zu seyn, sie sei ihm gut für Jeannens Herz.

Es verstrich eine lange Zeit, ehe der Vater zurückkam. Als er nun endlich eintrat, schien er tief bewegt, setzte sich auf seinen Lehn-

stuhl und sah starr vor sich hin. Jeanne stand lange, ohne ihn zu stören, ihm zur Seite, da sie aber die hellen Thränen über die Wangen des alten Mannes rollen sah, vermochte sie sich nicht länger zu halten, denn eine bange Sorge ergriff sie. Der Brief des Bischofs konnte ja ein Uriasbrief gewesen, oder zu spät gekommen seyn. Aber keines von Beiden war es, was den Vater so sehr bewegte. Der Brief hatte den Befehl des Königs enthalten, Rocheville frei zu lassen, Fourquet, dem der Marschall den Auftrag gegeben, dem Gefangenen seine Freiheit zu verkünden, hatte ihn, ganz hergestellt, und den Tod stündlich vor Augen, in sein Schicksal ergeben gefunden. — Aber eben diese Resignation, diese Ergebung hatte ihn so ergriffen. Die Ruhe, mit welcher Charles seine Begnadigung vernahm, die Worte, die er sprach: Was nützt mir das Leben, habe ich doch meinen zweiten Vater, meine theure Jeanne für immer verloren! und die Rührung, mit welcher er Fourquet um den Hals gefallen, ihm für alles Gute gedankt, ihn wegen alles Kummers um Verzeihung gebeten, hatte den alten Mann so tief erschüttert, daß er, in dem Augenblick, Alles

vergeſſend, nur in Charles, den Sohn ſeines treuen Waffengefährten, nur den Verlobten ſeines Kindes geſehen hatte. Von ihm ſollte er ſich nun trennen, für immer trennen, ſollte ihn im Lager des Herzogs von Burgund wiſſen? — Das war mehr, als das alte Herz ertragen konnte.

Und wo iſt Charles? fragte Jeanne.

Ich lud ihn ein, mit mir zu kommen, er aber ſchlug es ab. Sie ſagte mir hier zum Letztenmale Lebewohl, ſo ſoll ſie auch ihrem Vorſatze nicht ungetreu werden. Ueberdies iſt es beſſer, ich ſehe ſie nicht mehr, ihr Bild ſteht ja in meinem Herzen, und ſo muß es auch mit mir hinüber nach Arras. — Als ich ihm von Roberts Verwenden, und von dem Entſchluß Deiner Muhme ſagte, ward er finſter. Ich brauche ihr Geld nicht, mag von der Alten nichts, durch ihn gewiß nichts. — Er iſt mir verhaßt, für immer verhaßt! — Sagt Eurer Tochter, ſprach er dann mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, ich liebe ſie noch ſo glühend wie erſt, nehm' ihr Bild mit mir in die Verbannung, dort würde es mir ewig, von Hoffnung und Liebe umkränzt, in Glück und Unglück vorſchweben. Aber an dem Tage, wo mir die Kunde würde, ſie wäre

Roberts Weib, da würde ich es mit kalter Hand verwischen, dann erst höre der Traum meines Lebens auf, und ich wäre ganz unglücklich, denn nie soll eine zweite Liebe die Wunde heilen, welche die erste mir schlug.

Jeanne stand tief erschüttert vor ihrem Vater. Ich hätte besser gethan, Dir unser Gespräch zu verschweigen, fuhr er fort, aber ich habe ihm theuer gelobt, Dir es zu sagen, und so mußt' ich Wort halten. Schon heute verläßt er die Vaterstadt.

Immer bewegungslos, das Auge unverwandt auf den Boden geheftet, stand lange noch die tief Gebeugte da. Plötzlich aber fuhr sie auf, — so sei's, mein Vater! rief sie, und ein heiteres Lächeln umzog ihren Mund, und ihr Auge blickte glühend gen Himmel — so sei's!

Was ist Dir, mein Kind? fragte der Vater.

Ein Engel senkte sich zu mir nieder, nahm eine Rose von meiner Brust, und reichte sie ihm, und sagte mit wehmüthigtönender Stimme: Nimm die Rose, Unglücklicher, drücke sie an Dein wundes Herz, daß es nicht ganz in seinem Kummer breche; und erst wenn der Tod Dich abruft, gib sie ihr wieder. — Und so sei's!

Wenige Tage nachher, kamen mehrere Schreiben des Königs, worinnen der Stadt viele Privilegien ertheilt und anbefohlen wurde, daß jährlich an dem Tage, wo die Bürger den ersten Sturm allein abgeschlagen hatten, eine Prozession, zum Gedächtniß dieser glorreichen That, durch die Straßen ziehen solle, wobei den Frauen und Jungfrauen der Ehrenplatz vor den Männern angewiesen, auch verordnet war, daß, so lange eine Jungfrau aus Jeannens Geschlecht vorhanden sei, diese die Fahne dem Bischof vortragen solle. Messire Fourquet und dessen Tochter übergab der König, durch eine vollzogne Urkunde, einen bedeutenden Meierhof in der Nähe von Beauvais, und verordnete, daß zum Andenken des rettenden Schlags ihrer Streitaxt, sie fortan Hachette heißen solle.

Diese Gnadenertheilungen des Königs erregten in ganz Beauvais lauten Jubel, nur in Fourquets Hause führten sie die Freude nicht ein. Jeannens Ausspruch, mit dem sie die Bewerbung der Dame Claude zurück wies, daß, so lange Charles Rocheville lebe, die Liebe sie nicht beglücken dürfe, nur nach seinem Tode wäre sie Herrin ihres Willens, den ein Eidschwur bände, setzte Alle in tiefe Trauer. Ihr

Vater war vielleicht der Einzige, der sie nicht deshalb tadelte.

Robert trug den Schmerz ohne Murren, auch er verschloß sein Herz jeder andern Liebe, sie hatte nur für Jeanne sich einen Thron gebaut; die alte Dame war weniger geduldig, und oft mußte Jeanne bittre Vorwürfe von ihr hören. Aber dennoch blieb sie dem Mädchen wohl gewogen, und war fleißig bei ihr auf dem schönen Meierhofe am Therain, den Herr Fourquet jetzt bewohnte. Roberts Arm besserte sich von Tag zu Tage, und da es der Linke war, so konnte er auch bald wieder das Roß besteigen, und ein Jahr nach der Befreiung Beauvais, sah man ihn schon wieder in den Reihen seiner Ordonnanz-Compagnie. Doch, wenn die Verhältnisse es erlaubten, war er in Beauvais, und auf dem Meierhofe bei Jeannen, deren Herz sich immer mehr dem edlen Manne öffnete, und die wohl oft trauerte, in der Aufregung ihres Gemüths, ein solch' bindendes Gelübde gethan zu haben.

Von Charles trafen zuweilen Nachrichten ein. Er war bei seiner Rückkehr von dem Herzog sehr gut aufgenommen worden, der ihn lieb gewonnen, und um seine Person behielt. Er blieb Carl dem Kühnen stets ein treuer, dankbarer Diener, und stieg von Stufe zu Stufe. Dem Ehrgeize sein Ohr leihend, blieb er taub für die Lockungen der Liebe, blieb er dem Andenken Jeannens treu.

Es war am 3. März des 1475sten Jahres, als Dame Claude und Robert sich nach dem Meierhof begaben, wo sie Vater Fourquet, sehr hinfällig, doch nicht bettlägerig fanden, er saß noch, wie gewöhnlich, auf seinem Lehnstuhle, und war unter Fröhlichen noch immer ein fröhlicher alter Kumpan. Ihm schmeckten heute die Fische aus dem Therain trefflich, und der Burgunder, den die alte Dame mitgebracht hatte, mundete ihm. Alle waren heiter und fröhlich, nur Jeanne nicht, die sehr traurig und beklommen war, wenig sprach und die Einsamkeit suchte. Auch über Tisch war sie sinnend, und auf Roberts besorgliche Frage, was ihr sei, erwiderte sie, daß sie sich so beklommen, so ängstlich fühle, und sich gar nicht Rechenschaft von ihrem Trübsinn geben könne. Da kam ein kleiner Knabe, eine arme Waise, den Fourquet zu sich genommen, eine wilde Rose in der Hand, hereingesprungen. Ich fand sie am Fluß, an einem großen Strauch ganz allein aufgeblüht, sagte er, und bringe sie Dir, Jeanne! Zitternd nahm sie das Mädchen aus des Knaben Hand, und während die andern dies seltsame, frühe Aufblühen der Rose bewunderten, heftete sie erbleichend die Rose an ihre Brust.

So vergingen Tage, Wochen; Jeanne ward heiterer, aber eine gewisse Unruhe verließ sie nie, sie befand sich in einer steten Aufregung; da kam die Nachricht, Charles Rocheville sei in der Schlacht von Granson, als Held, gefallen, und Jeanne nahm die verwelkte, treu verwahrte

Rose, und netzte sie mit ihren Thränen. Er blieb mir treu bis in den Tod, — auch ich habe mein Gelübde erfüllt! sprach sie wehmüthig und reichte Robert die Hand. Darf ich auch fernerhin sein Andenken, wenn auch mit Thränen ehren, so bin ich die Eure! sprach sie, und verließ schnell das Zimmer.

Nach wenigen Monden ward Jeanne Roberts Weib. Der Vater hatte noch die Freude, sein Kind an ihrem Ehrentage segnen zu können, aber wenige Tage darauf legte er sich zur Ruhe. Jeanne und Robert lebten noch lange glücklich, und weihten manche Stunde Charles Andenken.

Noch heutigen Tages tönen am 27. Juni die Glocken von Beauvais, und die schönen Jungfrauen und Frauen, von den Männern gefolgt, ziehen in feierlicher Prozession durch die Stadt, dem Andenken Hachettens und ihren Altvordern Bewunderung und Ehrfurcht zollend.

Die Soirée.

Bist du denn mit Deinem Besatz noch nicht fertig? fragte die verwitwete Präsidentin Walldorf ihre einzige Tochter Herminie, die an ihrem Ballstaat arbeitete und darüber Alles zu vergessen schien. Du arbeitest ja heute auch mit besonderer Sorgfalt und mit Fleiß, fuhr sie fort. Du hast aber auch Recht; ich glaube es ist heute ein entscheidender Tag für Dich.

Wie meinen Sie das, liebe Mutter? fragte Herminie, gleichgültig scheinend, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Eine sonderbare Frage, liebes Kind! Du hast mir ja selbst gesagt, daß der junge Horn sich in der letzten Gesellschaft gegen Dich erklärt haben würde, wäre die neugierige Julie nicht dazu gekommen, und sagen Dir diese sinnigen Blumen nichts, die er Dir diesen Morgen schickte? Suche deshalb nur heute den Vogel nicht aus dem Garne zu lassen.

Ach, Mutter! meinte Herminie, wäre er nur nicht immer so sentimental! Wenn ihn mein Witz und meine Laune neckt, wenn ich glaube, ihn mit meinem Verstand hingerissen zu haben, so tritt er vor mich, nimmt meine Hand, sieht mir dummzärtlich ins Auge, und sagt mit einem Tone, der erbärmlich anzuhören ist: Fräulein Herminie! warum den ewigen Witz, der nicht wohlthuend auf Ihre Umgebungen wirken kann? Ich meine es sogar gut mit Ihnen! Wenn ich dann seinen Händedruck erwidere, wenn ich ihn auch zärtlich und schmachtend ansehe, dann blickt er mitleidig auf mich herab, seufzt und läßt mich stehen.

Liebe Herminie! unterbrach die Mutter ihre Rede: schon oft habe ich es Dir gesagt, daß Du Dir immer selbst Dein Spiel mit Deinem ewig beißenden Witze verdirbst, der besonders bei Horn nie angebracht ist. Wir leben nun einmal in einem unglücklichen Zeitalter, wo unsere jungen Herren bei Frauen ganz den alten Geist der Chevalerie verloren haben. Mit der Menuet ist auch der Anstand verschwunden. Sonst verlangten wir viel von ihnen, jetzt verlangen sie viel von uns. Entweder sie suchen jetzt nur noch eine Frau für

ihre Eitelkeit; dann möchte man alle Künstlertalente in sich vereinigen, um die Ungenügsamen zu befriedigen, oder sie suchen eine für ihr tiefes Gemüth — von dieser Classe ist Horn — dann sollen unsere Empfindungen so gemüthlich, so tief in uns liegen, daß wir sie selbst nicht mehr zu finden im Stande sind. — Mit einem Worte, die jungen Männer sind entweder brutal oder sentimental, und die schönste Mittelstraße, die man sonst wandelt, wo der zärtliche, bescheidene Coridon zur rechten Zeit seine Rolle ganz gut zu vertauschen wußte, diese schöne Zeit, sie ist verschwunden. Wir müssen jetzt Talente haben, oder müssen mit ihnen zu empfinden scheinen, sonst bleiben mir neben der Hoffnung sitzen. Dein Witz, meine Tochter, mit dem Du gern glänzen möchtest, darf nur eine Lockpfeife seyn, die Vögel zu kirren. Sind sie erst in unsern Zauberkreis gebannt, dann muß sie schweigen, sonst fliegen sie wieder davon. Witz ist eine Art Verstand, der immer mit überwiegender Kraft nach Andern ausströmt, und welcher Mann kann uns einen witzigen Einfall vergeben, der seinen Verstand neben dem unsrigen tiefer stellt, oder der ihn gar selbst trifft? Deshalb warn'

ich Dich! Willst Du nicht in den Orden der alten Jungfern aufgenommen werden, so spare Deinen Witz für den Ehestand; dann bonmotisire über Dich und Deine Verhältnisse, meinethalben auch über Deinen Mann, so viel Du willst; nur jetzt nicht, wo Du geschmeidig seyn und Dich so unbemerkt, als möglich, vordrängen mußt.

Aber, liebe Mutter, ewig wie ein empfindsames Gänschen da zu sitzen und zu empfindeln — ?

Oder ewig da zu sitzen, zu hoffen und zu harren! Was gefällt Dir besser?

Aber, gute Mutter, der Witz ist eine Himmelsgabe; er springt, gleich der Minerva, aus unserm Haupt, und die Zunge vermag nicht, ihn zu verschlucken: der Einfall muß heraus. Man müßte auch nicht die mindeste Eitelkeit haben, wenn man die göttlichen Bonmots unterdrücken, und die prächtige Gelegenheit, bewundert zu werden, ungenutzt vorbeischleichen lassen könnte.

Wenn sich nur nicht darüber auch der Bräutigam fortschliche, meinte die Mutter. Sieh, Herminie, ich habe Dir es in dem halben Jahre, in welchem der junge Horn bei uns

aus- und eingeht, wohl mehr wie hundertmal gesagt: Aendere Dein Betragen! — Du versammelst einen Kreis von Bewunderern um Dich, aber ich sehe keinen Anbeter darunter. Alle finden Dich schön, interessant, Alle tanzen gern mit Dir; Dein Stuhl ist umlagert, man findet Deinen Witz treffend, Deine Laune köstlich, mit einem Wort, Dich höchst liebenswürdig; aber Keiner liebt Dich! — Deshalb noch einmal, Herminie, bitte ich Dich: Höre die Lehren Deiner Mutter, die sich auf Erfahrung gründen, und die der unbefangene Blick, den ich in die Welt und das Leben thun kann, mir als die klügsten vorschreibt. Willst Du Horn's Hand Dir erringen, und willst Du die Annehmlichkeit des Reichthums durch ihn genießen, so höre auf zu witzeln, halte Deine Laune im Zügel, scheine ihm gegenüber traurig, einsylbig, ziehe Dich aus den größern Cirkeln zurück, denn desto öfter wirst Du ihn in kleinern finden. Sei befangen in seiner Gegenwart, und tritt verlegen zurück, wenn er sich Dir naht; spricht er herzlich mit Dir, antworte ihm in gleichem Tone, lieber etwas Dummes, nie etwas Witziges. Schwinge Dich auf mit ihm in die höhern Sphären, wohin Dich

sein Adlerflug schnell führen wird. Es muß Dir leicht werden, diese Rolle zu spielen, weil sie so monoton ist, und man so leicht bei dem Spiele sich selbst vergessen lernt und sich täuscht. — Bist Du nun bis zu einem rührenden Moment gelangt, dann beobachte fein — ach könnte ich Dir doch da meinen Blick leihen — ob er schüchtern oder kühn sich Dir naht. — Ist er kühn, dann tritt mit Würde zurück, zeige beleidigte Weiblichkeit, gekränkten Stolz, doch Alles ohne Bitterkeit, und lenke dann zur gehörigen Zeit wieder um. Ist er aber schüchtern und bescheiden, dann laß einen entscheidenden Coup Dich zum Ziele führen. — Sinke Deiner unbewußt scheinend, in seine Arme, schließ' Deine Augen, vergeh' vor Wonne und Scham an seiner Brust, und bestürme dadurch seinen Sinn und sein schwaches Herz zugleich.

Ich will sehen, ob meine Tochter mir heute Abend bei der alten Geheimeräthin Krug folgen und meiner Lehren eingedenk seyn wird. Du kennst schon im einundzwanzigsten Jahre das Bittere der ewig täuschenden Hoffnung, die wir nun alljährlich mit dem Carneval zu Grabe trugen, und wenn sie auch mit der Blüthenwelt

sich noch keimend erhalten hätte, so wäre sie doch gewiß wieder mit ihr verwelkt. Noch einige Jahre, und Du kannst nur noch vom Glück hoffen, was Du Dir jetzt noch selbst schaffen kannst, und ich fürchte dann, liebe Herminie, dann wird Dein treffender Witz beißend, und Deine tändelnden Neckereien werden unfeine Späße, die Alles um Dich her verscheuchen werden. Die Zeit hat Flügel, ergreife sie schnell und nutze sie weislich. Die Rosenblüthe ist von so kurzer Dauer, ach! und sind erst einzelne Blätter abgefallen, gibt sich Keiner die Mühe mehr, sie zu pflücken.

Du malst mir da ein trübes Bild, liebe Mutter, doch hoffe ich, mein Geist wird mich auch in dieser Epoche, die Du als so nahe schilderst, lange noch jugendlich und anziehend erhalten. Ich will mir alle mögliche Mühe geben, meine Rolle, Deiner Instruction gemäß, heute Abend gut zu spielen, da ich gestehen muß, daß der junge Mann mich wirklich interessirt, und er wohl der einzige Mann ist, dem ich bis jetzt nicht allein um meinetwegen, dem ich auch um seinetwegen gut war; allein ich fürchte, ich führe meine Rolle nicht durch.

Warum nicht? — sagte die Mutter. — Je

lieber Du ihn hast, desto leichter wird es Dir werden, mit ihm zu empfindeln. Er wird uns zur Geheimeräthin abholen, ich habe ihn darum bitten lassen. Schmiede die Bolzen deshalb schon hier, damit Du sie dort verschießen kannst.

Fräulein Corinna Irsing trat ins Zimmer — Herminiens Freundin, wenn man diesen heiligen Namen einer solchen Verbindung beilegen kann. Mehrere Jahre älter, wußte sie die schon verblühten Rosen durch Kunst wieder aufzufrischen. Im höchsten Grade eitel, war sie beißend und bitter, und glücklicherweise nur eine von den widrigen Figuren, die im gesellschaftlichen Cirkel nie eine Hauptrolle spielen, aber doch durch ihr böses Spiel die schönste Scene verderben können.

Herminie! sagte sie lächelnd im Hereintreten, heute haben wir einen köstlichen Spaß zu erwarten. Vorgestern ist eine Landschöne, eine weitläufige Verwandte der Geheimeräthin Krug, bei dieser angekommen; sie wird heute Abend der Gesellschaft vorgestellt werden. Ihr Vater, ein reicher Landedelmann in Sachsen, soll zwar viel Geld an ihre Erziehung gewendet, sie aber immer auf dem Lande behalten haben, und

Schildwachten wandeln geſpenſtig umher, wie Geiſter der Nacht.“

„Dem Weibe ziemt es nicht, in Sturm und Nacht umher zu irren!“ erwiederte er heftig „Komm herab und ruhe mir ins Zelt.“ Er rief ſeine Diener, ließ Fackeln anzünden und trat hinein, Alice folgte ihm.

„Was trieb Dich von meiner Seite!“ fragte er, ſie bei der Hand nehmend und ſie bis ins Innerſte des Zeltes führend „Was trieb Dich hinaus in die ſtürmiſche Nacht?“

„Die Unruhe“ erwiederte ſie gleichmüthig „Ich konnte nicht ſchlafen — die Bruſt war mir beengt —“

„Treiben Dich auch böſe Träume, grauſige Geſtalten von Lager auf?“

„Nein!“ antwortete ſie „Meine böſen Träume verfolgen mich im Wachen und die blutige Geſtalt, vor der mir grauſt, ſteht beim Sonnenlichte vor mir.“

Er ſchien ihre Worte nicht zu beachten, denn er ſah, ohne ihr etwas zu erwiedern, ernſt vor ſich hin — „Ich hatte einen ſchweren Traum.“ ſagte er nach einer Weile „Ich träumte die Schlacht beginne, die Franzoſen weichen und, völlig gewarniſcht, wie am Tage von Schwalem, ſtelle ich mir Walter von Enghien entgegen und wolle mich in ſeinem Siegeslauf aufhalten; doch ich ſpotte der Erſcheinung, meine Streitart ſpaltet ihm den Helm, die Rüſtung faſſelt nieder und ein Todtengerippe ſteht grinſend vor mir. Ich erſchrecke, erwache, will Dich wecken und ſtatt ſeiner liegt das Gerippe neben mir. Ich ſpringe auf, werfe meinen Mantel um, faſſe nach meinem Schwerte und langſam, aber immer die hohlen Augenhöhlen auf mich gerichtet, mit der klappernden Hand auf den geſpal-

da wird ſein Geld wohl unnütz ausgegeben worden ſeyn. Das Gänschen ſoll übrigens ganz leidlich ausſehen, doch ſo ſchüchtern ſeyn, daß ſie mit ihren großen, dummen, blauen Augen nicht aufzublicken wagt, wenn man ſie dreiſt anredet.

Das muß ein köſtlicher Abend werden, meinte Herminie. Wir wollen unſer Möglichſtes thun, liebe Corinna, dieſen blauäugigen Kornengel recht lächerlich zu machen. Alle unſere Bekannten wollen wir dazu auffordern; wir Damen der Reſidenz wollen treu zuſammenhalten, ein inniges Complott gegen dieſe Landnymphe bilden und alle jungen Leute von Ton dazu anwerben.

Hütet Euch! ſagte die Präſidentin. Unſere jungen Herren ſind Leckermäuler, die zwar den haut-gout, aber auch die Veränderung lieben, und bei dem Anblick eines blühenden Landmädchens das unglückliche toujours perdrix ausrufend, Euch wohl verlaſſen könnten. Jede neue Blume wird von dieſen Schmetterlingen umflattert und Jeder, der von der Kälte ſeiner grauſamen Schönen dulden mußte, glaubt ſich nun durch dieſen neuen Phönix rächen zu können.

Ich, ſagte Herminie, ich werbe gewiß meinen

schmachtenden blondgelockten Horn an; er muß heute zu meiner Fahne schwören.

Meine Warnung scheinst Du schon vergessen zu haben.

Ach liebe Mutter, wärest Du noch in meinen Jahren, würde Dir das Vergnügen auch lieber als die Moral, der Genuß lieber als die Hoffnung seyn, und die Gegenwart hätte mehr Reiz für Dich, als die Zukunft. Es giebt Freuden, welche man nie ungenossen vorüber fliegen lassen muß; auf ihren Fittigen ruhet die Zeit, sie kehrt mit ihnen nicht wieder.

Das weiß Gott! sagte die Mutter leise seufzend für sich.

Die Toilette wurde gemacht, und von den beiden Mädchen tausend Plane entworfen, wobei doch immer die Beistimmung des maitre de plaisirs, Herrn Horn's, nothwendig war. Endlich hielt der schöne neue Wagen mit den stolzen Braunen vor der Thür. Heer Horn, in höchster Eleganz, trat herein, und kaum hatte er die Verbeugung gemacht, als Herminie, die heute wirklich sehr schön war, mit sanfter Freundlichkeit auf ihn zutrat, während Corinna der Präsidentin den Shawl holen

mußte, und diese selbst in einem andern Zimmer nach ihren Handschuhen suchte.

Bester Horn! sagte Herminie, ihn freundlich anblickend, ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Sie müssen für heute Abend, für eine Sache wenigstens, mein Champion seyn. Nicht wahr — setzte sie freundlich hinzu — Sie schlagen mir heute, eben heute meine Bitte nicht ab?

Sehr gern, wenn es die Verhältnisse mir erlauben, antwortete er, doch sage ich Ihnen im Voraus, daß mich meine Tante für den heutigen Abend beauftragt hat, die Honneurs zu machen, die Spiele anzugeben und das Leben in der Gesellschaft zu unterhalten. Sie fühlen selbst, daß, so viel Ehre es mir auch zu jeder andern Zeit seyn würde, ich mich doch heute nicht ausschließend mit Ihnen beschäftigen könnte.

Herminie schlug, der mütterlichen Lehren eingedenk, die Augen nieder, und sah traurig vor sich hin.

Sein Sie nicht böse auf mich, mein Fräulein! sagte Horn und ergriff ihre Hand. Sie thäten mir unrecht. Und haben Sie doch die Güte, setzte er nach einer Pause hinzu, mich wissen zu lassen, wobei ich Ihr Ritter seyn soll.

Ist es zu Ihrem Schutz, dann soll mich nichts abhalten — und ist es auch zu jeder andern Sache, stehe ich gewiß zu Befehl.

Herminie sah ihn, die langen Augenwimpern aufschlagend, freundlich an. O lieber Horn! sagte sie schmeichelnd, Sie können meine Bitte recht gut erfüllen, und für die ganze Gesellschaft leben. — Ich hörte eben, daß bei Ihrer Tante ein kleines unbedeutendes Landmädchen angekommen sei; da habe ich mich nun mit einigen Freundinnen verbunden, das Dirnchen ein wenig zu necken; stehen Sie uns bei, arrangiren Sie die Spiele so, daß es uns nicht an Gelegenheit fehlt, unsern Witz zu üben. Blos zu dieser Kleinigkeit sein Sie für heute der Meinige. Im Uebrigen gebe ich Sie heute frei, für die anderen Tage aber nicht. Ein leiser Händedruck erklärte diese Worte deutlicher.

Höre ich recht? sagte Herr Horn, halb erstaunt, halb lächelnd. Sie meinen Agathe Körner, die aus Sachsen zu meiner Tante zum Besuch gekommen ist.

Ja! rief Corinna, die wieder eingetreten war. Richtig, Agathe Körner heißt die Wunderfee, die heute Abend uns Alle belustigen soll.

Kennen

Kennen Sie denn das Mädchen? fragte Horn verwundert.

Wir haben sie noch mit keinem Blick gesehen, antwortete Herminie.

Da muß ich nun wohl um Verzeihung bitten, wenn ich nicht von der Partie seyn kann, sagte Horn. Die Gesellschaft ist heute in dem Hause meiner Tante, die Fremde ist Mitglied der Familie, und selbst eine weitläufige Verwandte von mir, und ich bin von der Wirthin des Hauses aufgefordert, die Honneurs zu machen; für mich würde es also völlig unschicklich seyn, in Ihrer Posse eine Rolle zu übernehmen. Ueberdies rathe ich Ihnen, doch ein wenig vorsichtig zu seyn; ich habe schon früher von der Tante gehört, daß das Mädchen Verstand und Bildung haben soll; ich glaube fast, sie ist zu gut, zu schön für Ihre Neckereien. Und — wendete er sich zu Herminien — von Ihrem Herzen erwartete ich eine solche Bitte nicht.

Er bot der hereintretenden Mutter den Arm und führte sie in den Wagen.

Die Gesellschaft war schon versammelt, als sie eintraten. Die Geheimeräthin führte Agathe auf sie zu, und stellte sie den Damen als eine Verwandte vor; Agathe schlug die Augen nie-

der. Ein hohes Roth überdeckte ihre Wangen, als sie Herminien vorgestellt wurde; sie verbeugte sich, sagte kein Wort und ging nach ihrem Sitze zurück.

Niemand war nun geschäftiger, als Herminie und Corinna, um ihren Plan auszuführen. Einer von Corinnens seltenen Anbetern wurde sogleich mit in das Complott gezogen und mußte die Werbung mit veranstalten helfen. Bei den Damen fanden sie ein leichtes Gehör, nur die Herren waren schwer zu bewegen. Der blonde Madonnenkopf, die sanften, dunkelblauen Augen, die liebliche Freundlichkeit, die ihnen aus Agathens Blick entgegen strahlte, die reizende Nymphenfigur zog sie unwiderstehlich hin zu ihr, mit der sich Horn absichtlich sehr zu beschäftigen schien. Herminie, von der Mutter hierauf aufmerksam gemacht, wollte vor Aerger vergehen; doch da bald darauf Horn sich zu ihr setzte und ihr versicherte, er habe sie noch nie schöner gesehen, als heute, ihre Laune sei allerliebst, und sie habe nur über ihn zu befehlen, er wolle alle gesellschaftlichen Spiele ihren Wünschen gemäß anordnen, da wurde sie wieder heiter, und bat ihn, Musik vorzuschlagen.

Der Flügel wurde in Ordnung gebracht.

Herminie ließ sich von Herrn Horn zwar ein wenig quälen, ehe sie sich, die Bescheidene spielend, an das Instrument setzte; doch nach einigen Accorden sprang sie schnell auf, und ging zu Agathen, die erwartungsvoll am Flügel stand.

Meine Liebe, Ihnen, als der Fremden, gebührt dieser Platz. Haben Sie die Güte, singen Sie. Hier ist die Schweizerfamilie, Griselda, der Freischütz, was Sie nur wünschen. Sie nahm die Erröthende bei der Hand und zog sie fast nach dem Stuhle.

Ich muß recht sehr bedauern, sagte Agathe sich bescheiden sträubend, daß ich gar nichts Bedeutendes singe. Wir Mädchen vom Lande singen blos ein fröhliches Liedchen der lieben Natur und wagen uns nicht bis zur Kunst. Sie trat wieder an ihre Stelle, und sagte endlich zu Herminien, die sie noch immer mehr quälte, und mit der sich mehre aus der Gesellschaft vereinigt hatten, ein bestimmtes: Ich muß danken!

Herminie sang nun mit schöner sonorer Stimme, und Agathe hörte mit inniger Theilnahme zu, und sagte ihr, da sie geendet hatte, viel Verbindliches über ihr Talent.

Da nach ihr Niemand den Platz am Flügel einnehmen wollte, war schon mit diesem einen

Gesang die musikalische Unterhaltung beendiget, und die geistreichen — ach, wie oft geistlosen! — Spiele nahmen ihren Anfang. Man bildete den Kreis und Horn setzte sich zwischen Herminie und Agathe, und war gegen Beide gleich artig.

Es wurde jetzt das Spiel vorgeschlagen, wo ein Jeder seinem Nachbar zur Rechten den Vor- und Zunamen eines berühmten Mannes der Vorzeit oder eines lebenden Künstlers oder den Namen von einem Mitgliede der Gesellschaft sagt. Dieser muß alsdann diese Person durch eben so viele Worte, als der Name enthält, und die mit den nämlichen Buchstaben anfangen, charakterisirend bezeichnen. Während dieses Spiel schon mehre Male herumgegangen war, hörte Horn, daß Corinna, die auf der andern Seite neben Herminie saß, dieser die Namen Agathe Körner gab; schnell wandte er sich zu Agathen und gab ihr Herminie Walldorf. Er stand unter dem Vorwand, einige Einrichtungen zu den folgenden Spielen zu machen, von seinem Sitz auf, sagte einem Bekannten unbemerkt etwas ins Ohr und verließ nun das Zimmer.

Als die Reihe an Herminien kam, sagte diese mit spöttischem Lächeln nach Agathen blickend: Allerliebster Kornengel!

Agathe Körner! rief eine Eingeweihte gegenüber schnell aus.

Getroffen! sagte Corinna: doch kaum hatte sie ihr Getroffen beendet, so sagte Agathe mit der größten Unbefangenheit: Herzloser Witz!

Man sah sich an, man wußte nicht, war es die Bedeutung des Namens oder ein Ausbruch des Unmuthes, doch der Assessor Palm, der nämliche, mit welchem Horn gesprochen, unterbrach die Stille und rief in vollem Lachen: Herminie Walldorf!

Getroffen, fiel Agathe ein: doch ohne daß ihre bescheidene Ruhe sie verließ.

Alles lachte, Herminie lachte mit: Allerliebst naiv! sagte sie, sich zu Agathen wendend, und das Spiel wurde nun nicht mehr lange fortgesetzt und bald beendet.

Feder, Tinte, Bleistift und Papier wurden nun herbeigeschafft, die Tische von Horn geordnet, damit ein Jeder Platz habe, seinen mühsam erpreßten Witz zu Papiere zu bringen. Auf jedes Blatt wurde nun der Name eines der Mitspielenden geschrieben, und die Blätter vertheilt, man that nun eine Frage an den, dessen Name auf dem Blatte stand. Die Blätter wurden alsdann wieder vertheilt, und die Frage im

Namen desjenigen, den es bezeichnete, beantwortet. Namen und Frage wurde hierbei gelesen, damit der Witz freiern Spielraum fände.

Corinna, welche die Vertheilung besorgte, wußte es so einzurichten, daß Herminie das mit Agathens Namen Bezeichnete bekam. Agathen entging es nicht, sie freuete sich deshalb nicht wenig, als ihr Horn, welcher die Vertheilung der Fragen, wie es schien, absichtlich besorgte, das mit ihrem Namen reichte. Horn trug nun dieses Gemisch von Albernheit, Witz und fröhlicher Laune der Gesellschaft vor. Endlich las er: Agathe Körner!

Die Verbündeten sahen sich erwartungsvoll an, und Herminie blickte mit stolzem Bewußtsein ihres Witzes zufrieden umher. Horn las:

Trät' ich einst als Seladen zu Dir,
Holde Daphnis! — welches Zeichen
Deiner Liebe würdest Du mir reichen?
Gelt! — Du gäbst ein Gänseblümchen mir?

Die Antwort lautete:

Kämst Du einst als Seladen zu mir,
Macht' ich andachtsvoll des Kreuzes Zeichen,
Und der Böse würde von Dir weichen,
Und Du ständst entzaubert dann vor mir

tenen Schädel zeigend, hebt es ſich vom Lager empor. — Mich ſchaudert — ich fühle mein Blut erſtarren, mein Haar ſträubt ſich, ich eile hinaus, der Todte folgt mir mit ſeinen Gebeinen raſſelnd und als ich am Eingange des Zeltes Muth faſſend mich umſchaue, ſtehſt Du hinter mir und zerrinnſt in Nebel, da ich nach Dir greife."

„Grauſig!" ſagte Alice vor ſich hin.

„Ja wohl grauſig, wenn es auch nur ein tückiſcher Traum war. Aber oft ſchicken die finſtern Mächte dem Menſchen böſe Träume, um ſeinen Muth zu tödten und ihn mit Furcht zu umſtricken; oft ſollen auch die Engel, welche dem Menſchen zur Seite ſtehen, im Traume ihn warnen. — Begegnete Dir das nie?"

„Nein!" erwiederte Alice zerſtreut „Mein Herz war bisher immer mein warnender Engel, aber ſeit Kurzem ſchweigt es."

„Einen Becher Wein!" rief er nun mit lauter Stimme „Ich will meine Thorheit mit dem Wein hinunterſchlürfen und das Geſpenſt ſoll meinen Muth nicht mehr zügeln, ich will es auffordern, mir heute, beſſer noch morgen in der Schlacht zu erſcheinen."

„Thut das nicht, Artevelde!" warnte Alice — Er aber leerte den Becher und befahl noch einen zu bringen.

„Warum ſollt' ich nicht?" ſagte er wildlachend „Ein Traum überraſcht mich nicht mehr, denn ich lege mich nicht wieder zur Ruhe und wenn erſt die Kriegsmuſik beginnt, das Schlachtgewühl mich umtönt, die Schwerter klingen und die Streitaxt, dieſer Hammer der Todes, auf die ehernen Harniſche fällt, dann ſteht der Tod in ſo mancherlei Geſtalt vor mir, daß er mir auch als Gerippe

Ja, ich würde lächelnd Dir
Nicht einmal ein Gänseblümchen reichen.
Ohne Unmuth, Freundlichkeit im Blick,
Gäb' ich leichten Witz für bittern Dir zurück.

Bravo! rief ein alter Herr, der von weitem ſtand und mit zuhörte. Bravo! und wer die Kleine ſo gut vertheidigt hat, verdient meinen Dank.

Herminie war höchſt unwillig, kaum hatte ſie noch Gewalt genug, um ſich ihren Unmuth nicht merken zu laſſen.

Dich verläßt heute das Glück, ſagte Corinna zu ihr: die Nymphe iſt feiner, als wir glaubten; überlaß mir nur den Angriff, bei Dir ſcheint ſie auf ihrer Hut zu ſeyn, ich greife ſie aber unvermuthet an. Laß uns nur Pfänder ſpielen, ich habe einen köſtlichen Einfall.

Der gefällige Horn ſchlug auch gleich auf Herminiens Aufforderung ein Pfänderſpiel vor.

Der Kreis wurde wieder geſchloſſen. Eine von Herminiens und Corinnens Freundinnen nahm die Pfänder ein, die in großer Menge zuſtrömten, und bald fand man, daß es Zeit ſei, ſie einzulöſen. Corinna hatte es mit ihrer Freundin ſo abgeredet, daß ſie nur dann zu beſtimmen aufgefordert würde, was das Pfand

thun sollte, wenn es ein Pfand von Agathen sei. Als diese daher rief: Corinna, was soll das Pfand thun, was ich in meiner Hand habe? antwortete diese lachend: uns ein Liedchen vorsingen, gut oder schlecht, gleichviel.

Fräulein Agathe! sagte die Pfandsammlerin und gab ihr das Pfand zurück.

Agathe stand auf, holte aus dem andern Zimmer eine Guitarre, und sang die liebliche Arie aus Preciosa mit solcher vollkommenen melodischen Stimme und mit so tiefem Gefühl, daß die ganze Gesellschaft ihren lauten Beifall nicht unterdrücken konnte. Horn nahm ihr verbindlich die Guitarre ab, und legte sie bei Seite.

Unverwundbar! flüsterte Herminie Corinnen zu.

Gedulde Dich! sagte diese: ich fasse sie gewiß noch.

Zwei Pfänder auf einmal hat meine ungeschickte Hand gefaßt! rief nun Herminiens Freundin, in jeder Hand Eins in die Höhe haltend. — Was sollen diese Pfänder thun, Corinna?

Das in der rechten Hand, antwortete diese schnell: soll dem, welchem das in der Linken

gehört, ein Impromptu im Verſen ſagen, und dieſes in eben der Art Jenem antworten!

Das Pfand in der Rechten gehörte Corinnen, das in der Linken Agathen.

Eine ſchwierige Aufgabe, die ich mir ſelbſt gegeben habe, meinte Corinna, ging nach dem Trümeau, vor dem ein Körbchen Pariſer Blumen ſtand, nahm eine Kornblume heraus, trat vor Agathen, welcher eine blühende Roſe den Buſen ſchmückte, reichte ihr die Kornblume und ſagte:

Holder Engel, gib die Roſe mir,
Die beſcheiden Deinen Buſen ſchmücket,
Die Cyane geb' ich Dir dafür;
Zwar im Weizenfelde nicht gepflücket,
Paßt ſie doch zu Deiner Locken Gold,
Gleich und gleich iſt ſich ja immer hold.

Agathe nahm die Roſe von ihrer Bruſt, trat vor Corinnen, die ſich wieder auf ihren Platz geſetzt hatte, und reichte ſie ihr, folgende Worte zur Roſe ſprechend:

Holde Roſe, die Du jetzt noch prangeſt,
Wenn Du erſt an ihrem Buſen hangeſt,
Biſt Du bleich und nicht mehr ſchön;
Denn das hohe Roth von ihren Wangen
Läßt Dich ſchamroth an dem Buſen hangen,
Läßt dich bleichen und vergehn.

Sie hatte die Stelle: das hohe Roth von ihren Wangen, stark betont und trat nun bescheiden zu ihrem Sitze zurück. Eine allgemeine Stille erfolgte, nur ein heimliches Lächeln sah man auf allen Gesichtern; ein Jeder schien dem hohen Roth von Fräulein Corinnens Wangen diese Rose zu gönnen.

Soll denn gar nicht getanzt werden? unterbrach die Präsidentin Walldorf, die an der Seite der Frau vom Hause dem Pfänderspiele mit zugesehen hatte, und die eben bemerkte, daß Herr Horn heimlich mit Agathen sprach, die eingetretene Stille. Ich dächte, Sie gäben die Pfänder unausgelöst zurück.

Das dächte ich auch! sagte der Assessor Palm, ein alter Courmacher von Herminien, zu dieser; denn wie es scheint, sind Sie, mein Fräulein, heute zu glücklich. Sie erhalten die Pfänder, die Sie ausgetheilt, doppelt wieder, und ich kenne Ihre bescheidene Uneigennützigkeit, die nur gern austheilt und nie gern wieder einnimmt.

Es freut mich, Herr Assessor! sagte Herminie im höchsten Unmuth, daß Sie sich dessen noch erinnern. Sie haben recht, es ist mir nichts widerlicher, als wenn man mir etwas aufdringen will, was ich nicht mag.

Besonders Witz, meinte Palm.

Oder eine lästige Liebe! entgegnete Herminie.

Ja mein Fräulein! antwortete Palm nun in vollem Lachen. Die bekommen Sie freilich heute nicht doppelt zurück. Liebe ist aber auch ein Pfand, über das Fräulein Corinna keinen Ausspruch thun kann; denn sie trägt es ja offen auf ihren Wangen, und man weiß, wie gern sie es ausbietet; Niemand will es aber einlösen.

Kann ich die Ehre haben, den Walzer mit Ihnen zu tanzen? fragte Horn, zu Herminien tretend.

Ich danke Ihnen! antwortete sie spöttisch und noch im höchsten Unmuth. Ich überlasse Sie gern Ihrem naiven Bauermädchen, das Sie für heute wenigstens zu fesseln scheint.

Herminie! sagte Horn sehr ernst — Sie sind ungerecht!

Ungerecht bin ich nicht; aber grausam wäre ich, wenn ich Sie nur einen Augenblick in Ihren Idyllenträumen störte.

Sie wandte sich um und ließ ihn stehen. Lächelnd nahte sich Palm ihr wieder. Die ersehnte Zukunft stoßen Sie von sich; darf die Vergangenheit sich Ihnen nahen?

Sie ist mir als Gegenwart so unausstehlich, wie die Zukunft und wie alles Zudringliche, sagte die Erzürnte.

Da zeigen Sie heute wenig Eigenliebe, mein Fräulein, wenn Ihnen das Zudringliche unausstehlich ist.

Herr Assessor! unterbrach die Präsidentin das Gespräch, wollen Sie denn heute gar nicht tanzen?

Ich habe mir schon hier bei Fräulein Herminien einen Korb geholt; es scheint, das Fräulein behält diesen Artikel nicht gern lange für sich, deßhalb theilt sie sie so freigebig aus.

Du befolgst meine Lehren sehr schlecht! sagte nun die Präsidentin zu ihrer Tochter, als sie allein standen. Du wirst noch Alles verderben. Mache Deine Thorheiten schnell wieder gut, mache einen Scherz aus der Sache; komm, fordere ihn selbst zum Walzer auf. Doch, es war zu spät; Horn flog schon, die blonde Agathe im Arm, schwebend dahin.

Auch gut tanzen muß die Gans, um mich zu ärgern! sagte Herminie nun zu Corinnen, die der Mutter beipflichten mußte, daß sie heute ihren Zweck ganz verfehlt hätten und Herminie überdies völlig aus ihrer Rolle gefallen

sei. Sie rieth auch, wieder einzulenken, und, es koste, was es wolle, zu verhindern, daß Horn den Cotillon mit Agathen tanze. Kaum war der Walzer beendet, so trat Herminie dem auf sie zukommenden Horn freundlich entgegen.

Glauben Sie nicht, lieber Horn! sagte sie zu ihm mit der größten studirten Unbefangenheit, daß ich Ihnen so ganz uneigennützig das Vergnügen verschafft habe, mit diesem allerliebsten blauäugigen Mädchen zu walzen. Nur um jetzt den Cotillon mit Ihnen tanzen zu können, entsagte ich dem Walzer, und nicht wahr, lieber Freund, Sie arrangiren einen Cotillon, wobei Sie freilich Ihre vorige gute Tänzerin vermissen werden.

Mit vielem Vergnügen! sagte der immer bereitwillige Horn im gutmüthigen Tone, und wenn man das Vergnügen hat, mit Ihnen, meine liebe Herminie, zu tanzen, so vermißt man gewiß nichts.

Der Cotillon hob an. Horn war ausgezeichnet artig gegen Herminien, die sich vorgenommen hatte, wieder gut zu machen, was ihr Witz und ihre Heftigkeit verdorben haben konnten. Sie war sehr herzlich gegen ihren Tänzer, sprach selbst mit Theilnahme über

Agathe, lobte die Fülle ihrer Locken, ihren Nymphenwuchs, ihre blühenden Farben, und besonders das schöne, sprechende, dunkelblaue Auge, und machte dadurch nach und nach den guten Horn, der heute überdies sehr reizbar zu seyn schien, ganz zutraulich. Endlich, nachdem er in einer langen Pause, die der Cotillon so häufig herbeiführt, recht innig mit ihr sprach, und Herminie, halb neckend, halb fragend, zu ihm sagte: Aber warum sind Sie mit Ihrem tiefen Gefühl ein solcher Schmetterling, warum bestimmen Sie sich nicht, lieber Horn, und schwärmen immer nur von Blume zu Blume? ergriff er ihre Hand und sich, die Gesellschaft und Alles vergessend, drückte er leise diese niedliche, schön geformte und sagte im innigsten Tone: Liebe Herminie, ich bin bestimmt, fest bestimmt, der heutige Tag.

Ein naseweiser Herr beugte sich in diesem Augenblick vor Herminien, holte sie zur Tour ab, und gab Horn Zeit zur Besinnung und Herminien Ursache, den Tänzer zu verwünschen; denn es wollte ihr während des noch übrigen Theils des Cotillons nicht gelingen, das vorige Gespräch wieder anzuknüpfen. Der Cotillon wurde nun schnell beendet, die glückliche Mut-

ter von allen neu aufgeblühten Hoffnungen durch Herminie unterrichtet die nun die Hauptmine ſpringen zu laſſen beſchloß.

Die drückende Hitze in dem engen Local hatte die Tanzluſt bald gedämpft; Charaden, die ewigen Charaden mit und ohne Tableaux, wurden hervorgeſucht. Die Frau Präſidentin, eine treffliche Meiſterin, Alles nach ihren Wünſchen unbemerkt zu ordnen, hatte es ſo geſchickt einzurichten gewußt, daß die Frau vom Hauſe Horn heimlich bat, das Wort „Brautkranz" als Charade vorzuſtellen.

Man änderte, den Anordnungen der Damen zu gefallen, die gewöhnliche Ordnung. Man ſtellte die zweite Sylbe zuerſt vor. Eine Menge junger Mädchen ſaßen in einem Kreiſe und flochten eine Blumenguirlande, die zum Kranz ſich einten. Hierauf ſtellte die Scene aus dem Freiſchütz das Ganze, jedoch mit Weglaſſung des Todtenkranzes, vor. Herminie machte Agathens Rolle und Agathe ſang das Volkslied, wobei die übrigen Mädchen das Chor ſangen. Zuletzt wurde die erſte Sylbe als Tableau dargeſtellt, wo Herminie als Braut geſchmückt, mit Horn am Altare ſtand, und Beide nach katholiſchem Ritus, um das Ganze imponirender zu machen,

eingesegnet wurden. Herminie war zum Malen schön, sie verdunkelte selbst Agathe, die mit den Andern neben dem Altar gruppirt stand.

Der Myrtenkranz kleidet Sie wunderschön! sagte Horn, als sie allein im Zimmer sich befanden, und Herminie den Kranz wieder aus ihren Haaren flocht. Es würde einer der glücklichsten Tage meines Lebens seyn, Sie so geschmückt am Altar sehen zu können.

Herminie, überrascht, sah ihn staunend an.

Zweifeln Sie an meiner Theilnahme, an meinem Gefühl, gute Herminie? Ach, ich weiß zu gut, fuhr er fort und ergriff zutraulich ihre Hand, der Witz, der so bitter von Ihren schönen Lippen strömt, findet seine Quelle nicht in Ihrem guten Herzen, der Ton der Zeit, Ihre Eitelkeit — werden Sie nicht böse, liebe Herminie! — Ihre Eitelkeit führt Sie auf diese Abwege, wo so manchem braven jungen Mann Ihr Charakter zweideutig bleibt. — Ich meine es so gut mit Ihnen, ich wünsche Sie so glücklich; deßhalb verkennen Sie mich nicht, seien Sie überzeugt, meine Worte kommen aus einem theilnehmenden, Sie liebenden Herzen.

Herminie, tief ergriffen, sah ihm sanft, mit inniger Rührung ins Auge, ihre Hand zit-

nicht mehr grauſig erſcheint — Wein!“ rief er von Neuem „Ich muß ſeinen rothen Saft hinunter jagen, als wär' es die Neige des Lebens, als wär' er das Blut meiner Feinde!“ Er leerte noch einen Becher, dann verſank er in Nachdenken, auch Alice, die ihm gegenüber ſaß, war ernſt und in ſich gekehrt und ſtörte ihn nicht. So ſaß er eine Weile faſt bewegungslos, dann ſtützte er das Haupt auf das Gefäß ſeines Schwertes, ſtarrte und ſprach vor ſich hin „Was iſt denn das Leben anders, als ein mühvoll durchlebter Tag und der Tod anders als der Schlaf, der uns dann überraſcht und die Augen ſchließt? — Am Morgen erwachen wir wieder und ein neuer Tag beginnt und ein Leben, das wir noch nicht kennen; höchſtens bleibt uns die Erinnerung von dem, was da war und weiter nichts! — Und fänd' ich den Tod in der Schlacht, was verlör' ich mit dem Leben? Wenig, bei Gott wenig! Meine Macht kann nur ſinken, nicht mehr ſteigen, mein Ruhm iſt groß und ihn bekränzte der Siegesteb. — Mein Weib? — Der Rauſch der Leidenſchaft iſt ausgeſchlafen und will ich Ihor zuweilen auch von Neuem zu ſchlummern beginnen, ſo raſſelt er mit ſeiner ſchwarzen Rüſtung eder ſeinem weißen Todtengebein hinter mir und ich ſehe mein Weib in ſeinen Armen! —“

Bei dieſen Worten ſprang Alice erſchüttert auf und das Schwert an ihrer Seite raſſelte nieder; da erſchrak auch er, fuhr aus ſeinen Träumen auf und faßte haſtig nach dem Schwerte. — „Ha!“ rief er, es hoch in die Höhe haltend „Biſt Du es? Komm Walter von Engbien, komm geſpenſtiger Unhold, der im Leben wie im Tode meine Ruhe ſtört, komm und entreiß mir das Schwert, wenn

terte in der seinen, ihre rosigen Lippen lächelten freundlich, ihn einladend entgegen.

Ich kenne ein Herz — fuhr Horn fort und legte die andere Hand sanft auf ihre Schulter — das in Ihrem Besitz, liebliche Herminie, sich glücklich, sich selig fühlen würde, ein Herz, das nicht länger die Gefühle, die es durchbeben, verbergen kann, und das, könnte es nur ahnen, daß das Ihrige der Gegenliebe fähig wäre, sich frei und offen Ihnen, alles vergessend, darbieten würde.

Es darf, kann Gegenliebe erwarten! lispelte Herminie und lehnte ihren blonden Kopf sanft an seine Brust.

Verzeihung! sagte Agathe, die vor ihnen stand und wie eine Purpurrose glühte, Verzeihung, wenn ich störe. Die Tante sucht Sie, lieber Vetter!

Horn küßte der glühenden Agathe lächelnd die Hand und eilte in den Saal.

Mit triumphirenden Blicken sah Herminie auf die Bescheidene herab, und mit einem: Kommen Sie, mein Kind! ging sie mit ihr in den Saal zurück.

Dem Unbefangensten in der Gesellschaft

mußte es nun klar werden, daß etwas Wichtiges vorgefallen sei; denn die vielen Gruppen, die sich jetzt im Saale bildeten und heimlich mit einander zu verhandeln hatten, zeigten es deutlich. Hier stand der junge, reiche Horn neben dem wohlhabenden Assessor Palm, und in höhere Sphären entschwebt; da saß die Präsidentin Walldorf mit Herminien, lauschte mit inniger Freude auf jedes Wort ihrer lebhaft erzählenden Tochter; hier stand die Geheimräthin Krug neben Agathe Körner am äußersten Ende des Zimmers und horchte, sanft lächelnd, auf Agathens ernste bedeutungsvolle Worte; Fräulein Corinna hüpfte gleich einer Elster von einer Neugierigen zur andern und lüftete den Schleier des Geheimnisses hier mehr, dort minder — und der Kreis der Jüngeren, Unbefangenen verwünschte die Gruppen, die das allgemeine Vergnügen störten. Endlich winkte die Frau vom Hause Herrn Horn, sagte ihm einige Worte ins Ohr, trat zu Herminien und bat diese mit bedeutendem Lächeln um den Myrtenkranz, den sie bei der Charade in ihre Haare geflochten hatte.

Ich bedarf seiner heute noch zu einer ernsten Deutung, die Ihnen, mein liebes Kind,

setzte sie in einem eignen Tone hinzu, nicht gleichgültig seyn wird.

Ahnungsvoll brachte Herminie das Hoffnungkränzchen. Die Geheimräthin bat nun die Gesellschaft, sich im Kreise niederzusetzen, und Herrn Horn, das Zimmer zu verlassen.

Ein Jeder in der Gesellschaft wähle sich ein Hauptwort, sagte sie: Herr Horn muß alsdann aus diesen Wörtern, die ihm der Reihe nach gegeben werden, eine Erzählung machen. Ich hoffe von seinem Talente, daß es uns etwas Interessantes geben oder doch wenigstens die pointe piquante darstellen wird.

Der Cirkel bildete sich. Assessor Palm, Herminie zur Linken, Agathe zur Rechten, saß in der Mitte des Kreises. Die Worte waren gewählt und Horn trat herein, verbeugte sich und fragte die Geheimräthin, welches Sujet er zu seiner Erzählung nehmen solle.

Die Geschichte Ihres Herzens; nein — nur die Geschichte des heutigen Tages — setzte sie lächelnd hinzu; denn wenn Sie Alles entdecken wollten, was Sie vielleicht seit langer Zeit darin verschlossen hätten, so müßten wir wahrscheinlich die Morgensonne hier aufgehen sehen.

Eine schwierige Aufgabe! riefen Viele.

Nur eine recht offenherzige Erzählung! meinte eine niedliche sechzehnjährige Brünette mit einem Stumpfnäschen.

Die Erwartung färbte Herminiens Wangen mit einem hohen Roth, ihr Herz klopfte. Palm, der zwischen ihr und Agathen saß, schien diese gespannte Empfindung seiner Nachbarin zu theilen.

Die gegebenen Worte, die Horn der Reihe nach bekam, waren:

Nachtwächter, Venus, Besenstiel, Liebreiz, Zauberstab, Freischütz, Zetergeschrei, Krauskopf, Sylphide, Schaafskopf, Minister, Täuschung.

Er trat in den Kreis und hob an:

Ich lag am heutigen Morgen in süßen Träumen versunken auf meinem Lager. Die lieblichen Schwestern, Hoffnung, Liebe und Glaube, umschwebten mich und führten mich leise aus dem Reiche der Träume in das der Wirklichkeit zurück; da hörte ich die kreischende Pfeife des Nachtwächters. Unmuthig, mich aus jener schönen Welt in diese sublunarische versetzt zu sehen, wand ich mich rasch aus Morpheus Armen und trat, in die dunkle Nacht schauend, aus

Fenster. Die letzten Sterne schwanden, die glühende Venus verblich vor Helios Strahlen, und mit ihnen kehrten die liebliche Wahrheit, die frohen Erwartungen des heutigen Tages schöner, als alle Träume und Ideale, vor meinen Geist zurück.

So bist du mir denn heute endlich erschienen, liebliche Aurora, welche die Sehnsucht meines glühenden Herzens so gern schon früher aus Thetis Schooß hervorgelockt hätte! — So bist du endlich da, du längst ersehnter Tag, der mir alle entschwundenen Wünsche, in dem einzigen vereinigt, zurückführen soll! rief ich aus, trat von dem Fenster hinweg und streckte meine Arme sehnsuchtsvoll nach ihrem Bilde. —

J! schon eine lange Zeit, lieber Herr! — schnarrte mir meine alte Barbara, die hinter mir die Stube fegte, kreischend entgegen, und schien mit ihrem Besenstiel meine zärtliche Umarmung abwehren zu wollen. — Du lieber Gott! wo denken Sie denn hin! — fuhr sie mit allem Liebreiz fort, den ihr zahnloser Mund in seine spitzigen Falten zu legen vermochte.

Ich lachte laut auf über die Täuschung der guten Alten, und mit so tiefem Gefühle ich

auch die Morgensonne begrüßt hatte, so war mir doch durch den Zauberstab dieser Hexe alles Poetische verschwunden und entzaubert.

Ich kleidete mich an. Zu früh, um dahin zu wallen, wohin mein Herz mich zog und von wo ein eisernes Verbot mich bannte, wandle ich planlos auf den noch einsamen Straßen und folge den sanften Tönen der Hörner, die vor mir vorüber schweben und mich neben ein Corps Hautboisten leiten, die den herrlichen Jägerchor aus dem Freischütz blasen. In süßen Träumen versunken, im Genuß der herrlichen Musik, die, auch schon verhallt, mich immer noch unter dem Gerassel der Trommeln umschwebt, begleite ich mechanisch die Truppen; ich höre immer noch die liebliche Stimme unserer gefeierten Sängerin, ich sehe Agathe, am Hausaltare knieend, sich erheben, mit Madonnen-Grazie mir entgegen schweben — und stolpere über einen Rosenstock, den eine alte Blumenhändlerin — als ob die blühenden Rosen immer den Vorrang haben müßten — aus der Reihe ihrer lächelnden Frühlingskinder vorgeschoben hatte.

Das Zetergeschrei der Alten weckte mich aus meinen Träumen, weg war Freischütz und Agathe — ein häßliches, altes Weib mit trie-

senden Augen, die linke Hand in ihre Seite gesetzt, während die rechte meinen Rockschooß festhielt, steht vor mir.

Alte! sagte ich gelassen und zog schnell meinen Beutel, was willst Du für den Rosenstock haben?

Zwei Thaler ist der schöne Stock unter Brüdern werth, sagte die Alte. Hat mir doch gestern ein junger krausköpfiger Bräutigam drei Thaler für einen gegeben, an dem dreihundert Knospen waren, und dieser hat doch fast eben so viel. Das war ein lieber junger Herr! Als ich ihm beim Abholen sagte: Lieber kleiner Krauskopf, der Himmel bescheere Ihnen so viel Segen? wie Knospen, gab er mir vier Groschen Courant obendrein.

Die sollst Du von mir auch noch haben — tröstete ich sie, wenn Du mir eine Frage beantworten willst, ohne mich auszuschimpfen.

Recht gern, mein liebes Herrchen! sagte die Alte, fragen Sie, so viel Sie wollen.

Sag mir — hob ich an — wie kommt es, daß Du Alte, Zahnlose Häßliche und Schmutzige neben diesen lachenden, frischen, duftenden Blumen stehst und sie feil bietest? Blumenverkäuferinnen müßten nur lieb-

liche, frische Mädchen seyn, welche die Centifolie auf den Wangen, die Lilie auf der Stirn trügen, deren Hauch dem Duft Deiner Hyacinthen und Deiner Reseda glich und aus deren Augen ein Vergißmeinnicht uns entgegen strahlte. Ich wette darauf, sie würden noch zehnmal mehr verkaufen, als Du!

Sie wären mir einmal klug, antwortete die Alte. Nichts würden sie verkaufen. Mein schönes Töchterchen brächte alle Blumen des Abends wieder nach Hause — nur die Lilie wäre verkauft und die Rosen würden bald verwelken, und das Vergißmeinnicht — Gott erbarm! — das blühte freilich noch lange — und das arme Kind würde den Handel sobald nicht vergessen. Nein, lieber Herr, das wäre eine schlechte Speculation. Sie suchte die Scherben des zerbrochenen Topfes zusammen, packte den Rosenstock mit seinen hundert Knospen, so gut es sich thun ließ, in frische Erde, und ich ging, hoffend, daß die Träume, aus welchen mich die alte Sibylle so kreischend geweckt hatte, mich wieder umschweben möchten, meinen Weg. Doch schnell kehrte ich um, kaufte eine üppige Centifolie, einen Topf mit duftenden Veilchen und azurne Hyacinthen

bei meiner Blumen-Sylphide; mein treuer Diener bekam die Weisung, sie als sinniges Geschenk Ihr zu Füßen zu legen.

Wohin soll ich denn aber nun die Blumen eigentlich bringen? fragte der dumme Mensch.

Wohin! wohin! fuhr ich ihn an. — Schaafskopf, zu Ihr hin! Wohin anders?

Es gibt viele Ihrs! sagt' er brummend und wanderte mit den Blumen fort.

Mein Johann, der schneller, als ich hoffen konnte — die Liebe gibt ihren Boten immer Flügel — zurückkehrte, brachte den schönsten, süßesten Dank zurück, aus dem schönsten Munde, von den süßesten Lippen; er konnte mir nicht genug die Freude schildern, die meine Blumen der Holden verursacht hätten. Seine Erzählung, so einfach und so matt sie auch war, versetzte mich doch in süßes Entzücken; ich warf mich auf mein Sopha, schloß meine Augen, träumte mit wachendem Geiste, und verträumte fast die Zeit, wo ich bei dem Minister zur Tafel erscheinen mußte. Ich ziehe mich eilig an, werfe mich in den Wagen und komme noch eben recht — um mich vier qualvolle Stunden zu langweilen.

Als ich wieder im Wagen sitze und sehe, daß es schon sechs Uhr ist, fasse ich Muth, eile, trotz des Bannes, den erst die Soirée lösen sollte, hin zu der Geliebten, hoffe, durch meine Centifolie und meine Veilchen Verzeihung zu erlangen, und finde diese holden Kinder des Frühlings nicht. Kein Perrin, kein Truffaldin hatten sie der Hand der Liebe gereicht. Ich eile verzweifelnd hinweg, und finde an einem andern Ort die Duftenden, von der Hand der Freundschaft geschützt, am Fenster im traulichen Vereine. Ich trete nun, durch ewige Täuschung und Träume mich windend, in diese reizende Versammlung, wo ich die Begebenheiten des heutigen Tages und die mir gegebenen Hauptwörter, die sie leiteten, treulich wiederfinde. —

Der Nachtwächter erquickt unser Ohr so eben mit seiner lieblichen Pickelflöte; hier — sich zu Herminien wendend — die Venus, schöner als sie Praxiteles bildete. Die Charade „Hexentanz" gab uns vorhin den Besenstiel als Reitklepper; den Liebreiz zu finden, bedarf es nur eines Blicks in den Kreis, den die Grazien und Musen hier bilden, und wer von uns Männern fand heute nicht schon

Du Muth haſt! Ringen will der Lebende mit dem Todten, komm herauf aus Deiner Grabesnacht, wenn die Pforten des Todes Dir nicht verſchloſſen ſind; ich ſpotte Dein! Du kommſt nicht?" rief er höhniſch lachend, während Alice vor Schauder bebend vor ihm ſtand „Hat Dich der Hieb meiner Streitaxt für ewig ſchlafen gelegt, hat Dich der Tod gebrochen, wie meine Fauſt dies Schwert bricht? — Blick' her, Alice!" rief er, das Schwert zerbrechend „So ſpotte ich Deiner Reliquien!" Er warf das Schwert ihr zu Füßen „Da nimm das Zertrümmerte, heb' es auf, drücke es an Deine Lippen, treibe Abgötterei mit dem Todten, ich gönne es Dir! Meine Liebe iſt verraucht, die wilde Flamme hat ſie zu Aſche verbrannt und die übergebe ich den Winden."

Alice hob ruhig das zerbrochene Schwert auf — „Ich werde thun, wie Ihr befahlt, mein Gemahl" ſprach ſie kalt „Gott hat jetzt durch Euch zu mir geſprochen, ſein Wille geſchehe!" ſagte ſie freudig.

„Was ſehe ich hier für ein Amulet an Deinem Halſe?" fragte er jetzt „Kabaliſtiſche Zeichen ſtehen darauf. — Iſt das vielleicht der Zauber, mit dem Du mich bethörteſt?"

„O! wär' es dies geweſen, längſt hätte ich es ſtets von mir geworfen und den unglücklichen Zauber gelöſt." ſagte ſie bitter „Nein, dies Amulet hat nur Zauber für mich, denn er trug es auf ſeiner edlen Bruſt! Da, nehmt und vernichtet es, heut' opfre ich der kurzen Lebensſtunde noch Alles!"

Arteveldе beſah das Amulet — „Tand, womit der Aberglaube ſpielt!" ſagte er und warf es verächtlich weg

in dem Blick eines himmlischen Auges den Zauberstab, der ihn mächtig berührte? Fräulein Agathe führte mir den lieblichen Freischütz bei dem Gesang des Jungfernkranzes noch lieblicher zurück, und selbst das Zetergeschrei der kleinen Sophie entging meinem Ohr nicht, als ihr die Tasse mit Thee aus der Hand gewalzt wurde. Hier, mein Freund Palm, der braungelockte Krauskopf, dessen Blick zwar nur an einer Rosenknospe zu hängen scheint, nimmt willig die Stelle von Mütterchens kleinem krausköpfigen Bräutigam ein. — Im Cotillon, haben wir da nicht Sylphiden vor unserm Blick dahin schweben und den Schaafskopf in hocheigner Person den Thee präsentiren sehen? — und wird es mir auch schwer, den Minister hier aufzufinden, so soll doch dieser eine fehlende Punkt das Ganze meines Gemäldes nicht stören, dem die Täuschung nur noch fehlt, und die ich hier für mich heute um Vieles nicht finden möchte! — Nun bleiben mir zum Schlusse meines Herzensbekenntnisses nur noch drei Worte übrig. Fräulein Herminie, krausköpfiger Palm, und Sie, Agathe, sagen Sie mir die Ihrigen auf ein-

mal, damit ich schnell endigen und ans ersehnte Ziel gelangen kann.

Glaube! — sagte Agathe ernst.

Liebe! — stammelte Palm.

Hoffnung! — lispelte Herminie.

Also ihr holden Drei, die ihr mich schon, noch ehe Aurorens Purpurfinger die goldnen Thore öffneten, freundlich umschwebtet und mich diesem seligen Tag entgegen führtet, ihr begleitet mich auch am Abend zum Ziele? Seid mir willkommen, seid mir gegrüßt!

Die Hoffnung — fuhr er fort, sich zu Herminien und Palm wendend — möge an der Hand der Liebe Sie freundlich umschweben; die Freundschaft haucht diese Empfindungen, diesen Wunsch aus meinem treuen Herzen, das der Glaube mit der festen Gewißheit erfüllte — hier empfing er aus den Händen der Geheimräthin den Myrtenkranz und flocht ihn in Agathens Haar — daß dieser Kranz, in seine Locken gewunden, sich zum Kranz der Liebe und Hoffnung für mich einen, und daß Agathe Körner, meine verlobte Braut, mit mir die Hoffnung theilt, daß Sie Alle recht herzlichen Antheil an unserm Glück nehmen werden.

Er drückte die Holderröthete an seine Brust
nd Alles eilte zum Glückwunsch.

Palm stand neben Herminien im Fenster,
ie trocknete eine Thräne. Er ergriff ihre Hand
nd sagte ernst: Ich kenne die Empfindun-
en, die Sie jetzt bewegen, ich verdamme
ie nicht — ich freue mich dieser Thräne;
ie Zeit wird Ihren Schmerz lindern und Ihnen
nein Herz zeigen, das, bei allen kleinen Verir-
ungen des Ihrigen, treu liebend für Sie
chlug.

Der Blondgelockte und der Krauskopf fei-
rten an Einem Tage ihr Hochzeitsfest — der
Eine an der Hand des Glaubens, der An-
ere an der Hand der Hoffnung traten sie
um Altar.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung

Zwanzigstes Bändchen.

Scenen aus dem Leben König Christians II. von Dänemark.

I. Das Mädchen von Amsterdam.

II. Der Schloßhauptmann von Copenhagen.

Erster Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Scenen

aus dem Leben König Christians II. von Dänemark.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

„Ich ſollte Dich für Deine Frechheit ſtrafen“ fuhr er fort und warf einen zornigen Blick auf ſie — „Du ſcheinſt mir trotzen zu wollen; doch ich verſpare es bis morgen, aber — horch!“ fuhr er auf „Hörſt Du nicht den Schlachtruf der Franken? — **Mon Joye, St. Denis!** — tönt es von ihrem Lager herauf!“ Dies ſagend, eilte er hinaus. Aber ſtill war die Nacht; nur der Sturm heulte den Schlachtruf, nur die Wolken jagten heran. Da ſchritt er den Hügel hinauf und ſchaute um ſich. Hell flammten die Wachtfeuer der Feinde, in tiefer Ruhe lagen die Flanderer und nur hie und da ſchritt zwiſchen den Feuern eine dunkle Geſtalt umher. Da ſetzte ſich Arteveldе auf einen Stein und verſuchte den morgenden Schlachtplan zu ordnen; aber ſein finſtrer Geiſt ſtörte ſtets ſeine Gedanken und er hatte lange mit ihm zu kämpfen, bis er die Schlachtlinie vor ſich ſah und ſein Geiſt mit raſchem Fluge die Linie ordnete.

Alice war indeſſen im Zelte zurückgeblieben, hatte das Amulet von der Erde genommen und es neben das zerbrochene Schwert gelegt „Was bedarf ich noch Eurer?“ ſagte ſie heiter lächelnd „Morgen bin ich ja bei ihm, morgen bin ich am Ende meiner rauhen Bahn!“ da traf ihr Auge die Streitaxt Artevelde's, die neben ſeiner Rüſtung hing, ſie nahm ſie herab, beſah die roſtigen Flecke, küßte ſie und hing ſchnell eine andere, ihr aehnliche, die ſie unter ſeinem Waffengeräthe fand, an deren Stelle „Ja, Du ſollſt es ſein!“ ſprach ſie „Nun ſo will ich auch ſeinen Dolch zu den übrigen Reliquien legen und mich von Allem trennen, was mir von ihm blieb, nur nicht von Dir, Unvergängliche, von Dir, heilige Erinnerung, die ich

Das

Mädchen von Amsterdam.

Historische Erzählung.

Die Niederlage in Ditmarsen, welche König Johann, Herr der drei skandinavischen Reiche, erlitt, gab den kaum besiegten Schweden den Muth, das dänische Joch abzuschütteln; ihrem Beispiele folgten bald die Norweger, welche unter Herluf Hydefad, einem kühnen unternehmenden Mann, ein bedeutendes Heer zusammen brachten und die Dänen aus ihrem Lande jagten. Da schickte der König seinen ältesten Prinzen mit hinreichenden Streitkräften nach Norwegen, die Rebellen zu unterjochen.

Prinz Christian war trotz seines lebhaften, fast wilden Gemüths von der Natur an Körper und Geist reichlich ausgestattet. Ein durchdringender Verstand, ein schneller Ueberblick, ein fester, oft störrischer Sinn war ihm zu Theil geworden, doch hatten bis jetzt weder Ermahnungen, noch Drohungen oder Strafen seine wilde, an Grausamkeit gränzende Lebensweise ändern können. Deshalb

sandte ihn der König nach Norwegen, in der Hoffnung, Thätigkeit werde den ausgelassenen tollen Sinn seines Nachfolgers zähmen und seine Thaten der Dänen Liebe und Bewundrung erwecken; doch diesen Hoffnungen nicht ganz vertrauend, gab er ihm ein Schreiben an den Bischof Hammer mit, der ihm zum Führer und Leiter bei allen wichtigen Angelegenheiten dienen sollte.

Bei seiner Landung in der Gegend von Obslo, dem jetzigen Christiania, empfing ihn der Bischof. Der Prinz war gütig und freundlich gegen ihn, befragte ihn genau nach allen Verhältnissen des Landes, übergab aber des Vaters Schreiben nicht. Er vertraute sich selbst, und glaubte nicht fremden Rathes, noch weniger fremder Führung zu bedürfen, und kaum daß das Heer einige Tage gerastet hatte, ging er den auf Obslo anrückenden Rebellen entgegen, schlug und zerstreute sie und nahm Hydefad gefangen, den er späterhin in Bahus hinrichten ließ.

Ohne Verweilen drang er nach Schweden vor, schlug das ihm durch Steen Sture entgegengesandte Heer bei Bahus und Elfsborg, rückte tiefer in Ostgothland ein und kehrte, des nahenden Winters wegen, siegreich nach Norwegen zurück, zu dessen Statthalter er ernannt wurde, und wel-

ches er mit vieler Klugheit und Gewandtheit regierte.

Mehrere Jahre waren in ungestörter Ruhe vergangen. Norwegen war mit seinem Statthalter zufrieden, Dänemark stolz auf den jugendlichen Helden, der dereinst seine Krone tragen sollte, und der Prinz selbst würde nur ungern seinen Aufenthalt in Obslo mit dem von Copenhagen vertauscht haben, denn hier konnte er ganz seiner Neigung leben, war alleiniger Herr, und darnach strebte sein hochfahrender Sinn, dem die Macht des dänischen Adels und die Schranken, welche der Reichsrath oft seinem Könige setzte, unerträglich schienen. Hier konnte er unbekrittelt seinen wilden Vergnügnngen leben, da ihm, dem sonst thätigen Manne, Eric Walkendorf, Probst zu Roschild, dem er sein Vertrauen geschenkt und ihn zu seinem Kanzler ernannt hatte, einen Theil der Regierungsgeschäfte abnahm.

Walkendorf war ein kluger, verständiger Mann, der dem Prinzen nicht allein aus Eigennutz, sondern auch aus Zuneigung treu ergeben war, und ihn gern von der Bären- und Wolfsjagd und von mancher rauhen hartherzigen That zurückgehalten hätte. Oft hatte er es versucht, den 23jährigen Prinzen zu vermögen, sich unter den Fürstinnen

Europa's eine Gemahlin zu wählen, aber immer war dieser Plan an dessen unstäter Lebensweise und an seiner Geringschätzung des weiblichen Geschlechts gescheitert, und Walkendorfs Einfluß auf seinen Herrn war hier nicht stark genug.

Die in Bergen ausgebrochenen Unruhen, zu deren Dämpfung der Kanzler hingeschickt wurde, und die, unbedeutend, ohne weitere Folgen blieben, sollten ihn jedoch auch hierin den so gewünschten Einfluß auf den Prinzen gewinnen lassen.

1.

An dem Strande des Carsundes, durch welchen die Schiffe in den Hafen von Bergen einlaufen, lustwandelte, von seinem Schreiber und einem Diener begleitet, Kanzler Walkendorf. Ein furchtbarer Sturm hatte gewüthet, hier und da warfen die immer noch nicht beruhigten Wogen Trümmer zerschellter Fahrzeuge an's Ufer und von Asland herüber kamen einzelne Fischerböte, die der Sturm, sich dort zu bergen, gezwungen hatte. Viele Menschen waren am Ufer, welche theils Angst um die Ihrigen, die sie in See wußten, theils der Einkauf von Fischen, theils Neugierde hergetrieben

hatte, die Zerstörung, welche der Sturm angerichtet, theilnahmlos oder theilnehmend anzusehen. Die Gegenwart des gefürchteten Kanzlers trieb Manchen nach Haus oder auf die andere Seite des Hafens, und so sah er sich bald allein; nur seitwärts erblickte er eine jugendliche Gestalt, den Rücken nach ihm gewandt, auf einem Steinblocke sitzen. Sie schien nicht ganz in der Tracht des Landes gekleidet zu seyn, denn ein blaues mit langen Franzen besetztes Tuch war auf ihrem Kopfe befestigt, ein gesticktes Mieder umschloß ihren schlanken Körper, und das feine weißlinnene Tuch, welches Nacken und Schultern verbarg, verriethen sattsam, daß sie kein skandinavisches Mädchen sei.

Obgleich ein geflochtener Korb an ihrem linken Arme hing, woraus man schließen mußte, sie sei hier, um Fische einzukaufen, so hatte sie doch theilnahmlos die Fischer ihren Fang ausbieten sehen, sich nicht von ihrem Sitze gerührt, nichts eingekauft, sondern unverwandt nach der Bucht geblickt, wo sie bei jedem nahenden Fahrzeuge aufsprang und sich dann wieder setzte, da keines der Gelandeten ihr das Rechte zu seyn schien.

Der Kanzler, neugierig, das Mädchen näher zu sehen, ließ seine Begleiter zurück und trat zu ihr. Sie wurde von seinem Gruß angenehm

überraſcht, ſchrak anfangs bei ſeinem Anblick zuſammen, faßte ſich jedoch ſchnell und erwiderte die Begrüßung freundlich und züchtig. Walkendorf war, gleich ihr, nicht wenig überraſcht, denn hatte er in ſeiner Einbildungkraft der ſchönen Geſtalt des Mädchens auch ein ganz leidliches Geſicht zugetheilt, ſo war er doch erſtaunt, in dieſer jungen Dirne eine vollkommene Schönheit zu erblicken; er mußte ſich wider Willen in ein Geſpräch mit ihr einlaſſen und ſie fragen, was ſie ſo lange hier auf dieſem feuchten Steine feſt halte.

Ich freue mich über jedes ankommende Schiff, über jeden Fiſcherkahn, die dem Sturme und den tobenden Wellen entkamen, erwiderte ſie erröthend.

Fürchteſt Du für etwas Liebes? fuhr der Kanzler ſcherzend fort.

Jedes Menſchenleben iſt mir theuer! ſagte ſie tief aufſeufzend: Ich fürchte, die wilden Fluthen haben manchen Unglücklichen begraben. Ihr ſchöner Kopf beugte ſich, als ſie dies ſprach, immer mehr, ſie wollte die Thräne verbergen, die ſich wider Willen hervordrängte.

Der Kanzler hatte Mitleid mit ihrem Zuſtande, trat zurück und ſchien ihre Thränen nicht

zu bemerken; jedoch trieb ihn die Neugierde bald wieder zu ihr.

Wie heißt Du, Mädchen? fragte er.

Maria! erwiderte sie.

Und weß Landes? Deine Kleidung, mehr noch Deine Sprache, zeigen mir, daß Du nicht von hier bist.

Ich bin eine Holländerin, aus Amsterdam.

Und was treibst Du hier?

Ich treibe nichts, Herr, erwiderte sie aufstehend und über diese Frage empfindlich, ich thue was mir meine Mutter Sigbritt befiehlt und weiter nichts.

Und wer ist Deine Mutter, wo wohnt sie? fragte der Kanzler weiter.

Edler Herr! erwiderte das Mädchen, Ihr nehmt ja großen Antheil an uns geringen Leuten, daß Ihr Euch so angelegentlich nach uns erkundiget? — Meine Mutter ernährt sich durch das Schenken von Bier und gebrannten Wassern, auch weiß sie trefflich die Fische zuzubereiten, deshalb kehrt Alt und Jung, Vornehm und Gering in unsre kleine Herberge am Hafen ein.

Und was machst Du dabei? — Dein Anzug zeigt eben nicht, daß Du trunkenen Menschen die Kanne mit Bier reichst.

Das thu' ich auch nicht, Herr; ich sitze auf meinem Kämmerchen, mit der Nadel in der Hand, und kaufe auch das Nöthige ein, das Uebrige besorgt die Mutter — Doch verzeiht, Herr, daß ich Euch verlassen muß — Dort kommt ein Boot heran geschwommen, es gehört dem Fischer, von dem wir immer unsern Bedarf kaufen. — Sie machte eine rasche Verbeugung und eilte seitwärts nach dem Schiffe hin, welches absichtlich die kleine Bucht zu vermeiden schien, wo das Mädchen eben mit dem Kanzler gestanden hatte.

Dieser ließ sich jedoch nicht täuschen. Er erblickte in dem Boote, außer dem Fischer und seinem Gehülfen, noch einen jungen Mann, der, zwar in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, ihm von höherem Stande zu seyn schien. Da bei dem Anblick des Mädchens, mehr noch bei seiner Unterredung mit ihr, ein Gedanke in ihm aufgestiegen war, der ihn für sie nicht gleichgültig ließ, so folgte er ihr von ferne. Hier sah er nun deutlich, daß ihr Hineilen nicht dem Fischer, sondern jenem jungen Manne galt, dem sie freundlich mit dem Ausruf: Gott lob, daß Ihr nicht verunglückt seid! die Hand reichte, ihm aus dem Nachen zu helfen. Er bewillkommte sie, wie eine liebe Bekannte, drückte ihr die Hand, und sagte ihr einige, für den

im thörichten Wahne von mir reißen wollte, die aber zu treu war, um mich Unglückliche zu verlassen." Als sie jedoch den Dolch zu den andern hinlegen wollte, steckte sie ihn rasch wieder zu sich „Nein, nein!" rief sie „Von Dir kann ich mich nicht trennen, Du mußt mein bleiben bis zum Tode!" Sie küßte noch einmal die blutigen Flecke der Streitaxt und verbarg sie dann sorgfältig.

29.

Indessen brach der Tag heran. Es war ein feuchter, neblicher Tag, die Strahlen der Sonne vermochten nicht, durchzudringen, wohl aber das Schmettern der Trompeten, welches die Völker unter ihre Fahnen rief. Artevelde trat jetzt aus seinem Zelte, der prächtige Waffenrock, den er in der Schlacht von Brügge getragen, deckte ihn heute nicht; einfach, wie ein gemeiner Krieger gerüstet, bestieg er, die Streitaxt in der Hand, jedoch nicht seine alte Glücksgefährtin, ein friesisches Roß, das er bei der Zerstörung von Male erbeutet hatte. Auch Alice, den Helm auf dem Haupte, ein kurzes Schwert und Walters Dolch an der Seite, bestieg ihren Zelter und begleitete ihren Eheherrn; ein Diener, die Streitaxt an seinem Sattel hängend, folgte ihr. So durchritt sie die Reihen der Krieger mit Artevelde, der jedem Haufen seinen Platz anwies, das Volk zum muthigen Kampfe anfeuerte und sie an das Blut ihrer Väter, das schon in Strömen für ihre Freiheit geflossen sei, erinnerte. „Wenn heute die Sonne untergeht," rief er ihnen zu „so seid Ihr Sieger und freie Männer,

Känzler unverständliche Worte, die aber dem Mädchen angenehm seyn mußten, denn Freude glänzte auf ihrem Gesicht.

In diesem Augenblick gewahrte der junge Mann den Kanzler, fuhr erschrocken zurück, raunte leise dem Mädchen Etwas in's Ohr, worauf diese sich schnell einige Fische geben ließ und davon eilte.

Ei, Herr Torben Oxel begann nun Walkendorf, ich glaubte Euch in Copenhagen und finde Euch hier in bürgerlicher Kleidung bei Sturm und Unwetter auf den Fischfang ausziehn! Ich denke, Ihr seid am Hofe in Seeland, und ich finde Euch in dem rauhen Norwegen. Sicher hält Euch das Mädchen fest, nicht wahr, junger Herr?

Euch, ehrwürdiger Probst, erwiderte Torben etwas spöttisch, zog sie wenigstens nach sich, wenn Ihr sie auch nicht fest hieltet.

Ihr redet doch immer noch wie sonst, junger Mann, fiel ihm Walkendorf ernst in die Rede, Eure Gedanken fliehen auf Euren Lippen unbedachtsam davon, deshalb werdet Ihr auch bei all Eurem Wissen wenig Erfreuliches in dieser Welt erfahren. Torben, sagte er dann treuherzig, was soll diese Mummerei? Haltet Ihr das Mädchen zu brav, um einem Edelmanne nachzulaufen, der nicht ihre Hand, nur ihr bethörtes Herz v.r-

langt, und wollt Ihr sie in dieser Verkleidung täuschen?

Kennt Ihr sie? fiel ihm Torben in die Rede.

Das kann Euch gleichviel seyn, ob ich sie kenne oder nicht. Ihr habt die Ueberzeugung, daß ich es redlich mit Euch meine, fuhr der Kanzler immer ernster werdend fort, Euer Vater war mein alter Freund, und machte mir es auf seinem Sterbebette zur Pflicht, mich des verwaisten Knaben anzunehmen. Ich hab' es redlich gethan, will es auch ferner noch, und deshalb hab' ich wohl ein Recht, Euch zu fragen: warum seid Ihr von Obslo nicht nach Copenhagen, sondern hierher gegangen?

Laune — Zufall — erwiderte der junge Mann verdrießlich.

Ihr seid nicht so offen, wie sonst, Torben, sagte Walkendorf, Ihr seid auf dem Wege, einen unklugen Streich zu begehen — Ihr liebt die Holländerin —

Kenntet Ihr sie nur, Herr Kanzler, so würde es Euch nicht wundern, unterbrach ihn Torben von Neuem.

Je mehr ich mich zu wundern Ursache hätte, desto mehr würde ich Alles thun, Euch hier in den Weg zu treten, sagte Walkendorf sehr ernst.

Denkt

Denkt an Eure Verhältnisse, denkt an den Stand des Mädchens, und dieser Gedanke ist wohl hinreichend, Euch nach Copenhagen zurückzuführen.

Torben schwieg, auch der Kanzler, und Beide begannen nun den Rückweg nach der Stadt. Endlich brach dieser das Schweigen. Wißt Ihr, daß der Prinz Christian in Kurzem hier seyn wird? fragte er den in Gedanken neben ihm Gehenden.

Das ist mir lieb, erwiderte dieser schnell, denn ich bin entschlossen, mich ganz dem Dienste des Prinzen zu weihen!

Kennt Ihr den Prinzen genau?

Wozu bedarf es das? meinte Torben, die Fürsten sind sich alle gleich, fügt man sich nur in ihre Launen. —

Und erträgt man ihre Härten, ja dann, — fiel ihm der Kanzler in die Rede. Junger Mann! Ihr paßt mit Eurer Offenheit wenig an den Hof, am wenigsten an den des Prinzen. Er ist bei vielen seltenen Eigenschaften jähzornig, duldet keinen Widerspruch, und von eiserner Beharrlichkeit auf seinem einmal gefaßten Entschluß; arbeitsam im Cabinet, kennt er keine andere Erholung, als Jagd, Fischfang, Tanz und Becher. Eure Laute müßte dort ruhen, die in der Provence erlernten Minnelieder müßten in Eurer Brust verschlossen

bleiben, so wie mancher Gedanke, manches Wort. Deshalb rathe ich Euch, geht nach Copenhagen zum Könige, an seinen Hof taugt Ihr eher.

Dort ist die untergehende, hier die aufgehende Sonne, sagte Torben, und ein sonderbares Lächeln schwebte auf seinen Lippen, während sein Auge lauernd nach dem Kanzler blickte.

Ihr seid in diesem Augenblick meiner Ermahnungen zu gut eingedenk — nahm der Kanzler das Wort, der Torbens Benehmen leicht enträthselte — Ihr verstellt Euch — Nun gut, thut, was Ihr wollt, bleibt hier, wartet die Ankunft des Prinzen ab — Doch wozu quäl' ich mich, Euch zu belehren? — Deshalb von etwas Anderem! — Könnt Ihr mir nicht Gelegenheit verschaffen, die junge Holländerin näher kennen zu lernen?

Nein! erwiderte Torben kurz, fast trotzig.

Ihr geht doch sicher dort aus und ein?

Das kann ich wohl in diesem Kleide, nicht aber der gefürchtete Kanzler des Prinzen.

Diesmal habt Ihr Recht, daß Ihr mich daran erinnert — Nun, lebt wohl! durch die Stadt können wir in traulichem Gespräch nicht mit einander gehen, so lange Ihr diese Kleidung tragt! — Er winkte seinem Schreiber, der ihm in der Entfernung gefolgt war, zu sich, grüßte Torben freund-

lich, der nach der Herberge am Hafen eilte, und kehrte in seine Wohnung zurück.

2.

In dem Kanzler war beim Anblick des schönen Mädchens ein Gedanke aufgestiegen, den er fest hielt, fest halten zu müssen glaubte, dessen Ausführung aber tausend Hindernisse in den Weg treten konnten. Schon lange hatte er gewünscht, der Prinz möchte ein weibliches Wesen finden, an welches ihn ein innigeres Band schließen, das auf sein wildes Gemüth besänftigend einwirken könne. Er glaubte es in dem Mädchen von Amsterdam gefunden zu haben; Schönheit, Liebreiz, zarte Weiblichkeit schienen ihm Bürgen für das Gelingen seines Planes zu seyn, und selbst ihre Neigung zu Torben hielt er für seine Absicht vortheilhaft, denn je längeren Widerstand sie dem Prinzen zeigte, desto stärker hoffte er, würden die Fesseln seyn, mit denen sie den wilden Löwen bändigen könne. Ob er Recht thue, ob es für den Probst von Roschild anständig sei, zu einem solch gefährlichen und eben nicht moralischen Mittel zu schreiten, daran dachte der Kanzler nicht; war es nur

zum Wohl seines Fürsten, zum Heil des Landes, was kümmerte es ihn, ob ein Herz brach, ob eine Tugend unterging, für solch hohen Zweck schien dem Staatsmanne kein Opfer zu groß.

Kaum in seine Wohnung getreten, befahl er seinem Schreiber, sich nach dem Thun und Treiben und dem Rufe der Holländerin zu erkundigen, und erfuhr schon am andern Tage, daß die Alte ein listiges, verschlagenes Weib, aber eine tüchtige Hausfrau, die Tochter hingegen so tugendhaft als schön sei. Jedermann stimme in ihr Lob ein, Alt und Jung hätte gleich günstige Meinung von ihr, und sie wäre auch in Bergen nur unter dem, ihr in Amsterdam ihres schmucken Aeußeren und der besonders auffallenden Weiße ihrer Haut wegen, gegebenen Beinamen: Düvecke, (das Täubchen) bekannt. Walkendorf, durch diese Nachricht noch neugieriger gemacht, ließ unter einem schicklichen Vorwande schon an demselben Tage die Mutter zu sich kommen.

Eine für ihre Jahre recht hübsche, wohlbeleibte Frau trat bei ihm ein und fragte, was der Herr Kanzler zu befehlen habe. Walkendorf that über ihre Herkunft und ihre Handthierung einige Fragen an sie, und erfuhr, daß sie schon vor der Geburt ihres Kindes Witwe geworden und sich

in Amsterdam vom Obsthandel genährt habe, der Theurung wegen aber hierher gezogen sei, wo Gott ihren Fleiß belohnt und sie jetzt eine hübsche Wirthschaft am Hafen besitze. Fischer und Schiffsvolk, setzte sie etwas redselig hinzu, kehren häufig bei mir ein, und in meinem neuen Oberstübchen kann man auch ganz stattliche Herren finden, die sich an meinen, auf holländische Weise bereiteten Fischen gar gütlich thun.

Lebt Euer Kind noch? fragte der Kanzler.

Ihr fragt mich, gestrenger Herr, ob mein Kind noch lebe? wiederholte Sigbritt, lächelte und sah mit ihren blitzenden Augen den Kanzler so scharf an, als ob sie ihn durchschauen wollte. Mein Gott! Ihr habt ja meine Tochter gestern am Strande gesehen und gesprochen, und doch wohl nur ihretwegen nach mir geschickt, setzte sie scharf betonend hinzu. — Gestrenger Herr! fuhr sie fort, da Walkendorf mit der Antwort zögerte. Ich bin nicht reich, nicht vornehm, aber dennoch irrt Ihr Euch in uns! — Nehmt dies vielleicht etwas zu früh gesprochene Wort nicht für ungut.

Gute Frau! erwiderte Walkendorf, Ihr seid im Irrthum, nicht ich! — Wohl hab' ich Euch Eurer Tochter wegen rufen lassen, aber meinetwegen wahrlich nicht — Sigbritt lächelte,

wahrscheinlich ungläubig — Eure Tochter steht mit einem jungen Manne in Verbindung. —

Ja Herr! unterbrach die Frau mit sichtbarer Selbstzufriedenheit seine Rede, ein hübscher junger Mann, Sohn eines wohlhabenden Schiffseigenthümers aus Obslo, freit um sie, und dies in Zucht und Ehren.

Ist es nicht der Nämliche, den Euer Kind so angstvoll am Strande erwartete?

Ja, Herr! Er hatte zu seinem Vergnügen ein Fischerboot bestiegen, das Unwetter überfiel ihn, und meine Tochter war besorgt. —

Habt Ihr Euch schon näher nach dem jungen Mann aus Obslo erkundigt? fragte der Kanzler von Neuem.

Ihr nehmt ja vielen Antheil an der Sache, gestrenger Herr, so viel, daß ich unruhig werden könnte, denn wo große Herren sich hineinmischen, da erntet gemeiniglich der Niedere Spreu statt Waizen. — Erkundigt habe ich mich noch nicht, sagte sie dann weiter, der junge Mann ist so gut, so aufrichtig. —

Und täuscht Euch doch! fiel ihr der Kanzler in die Rede.

Frau Sigbritts Gesicht war bei diesen Worten wie durch einen Zauberschlag verändert; statt des

Gleichmuths, mit dem sie bisher dem Kanzler gegenüber gestanden, dessen Absicht sie zu errathen geglaubt hatte, drückte sich lebhafte Unruhe auf ihrem Gesichte aus. Wie meint Ihr das, gnädiger Herr? fragte sie ängstlich auf die Antwort lauschend.

Der junge Mann, der Eurer Tochter Herz bethört hat, ist nicht der Sohn eines Schiffseigenthümers von Obslo, es ist Herr Torben Oxe, ein reicher dänischer Adeliger, der wohl nicht um die Hand Eurer Tochter werben kann; bei ihm könntet Ihr leicht Spreu statt Waizen ernten.

Ich danke Euch für diese Nachricht, gnädiger Herr! Wüßte ich nur, wenn dem so ist, woran ich doch nicht zweifeln darf, da der Kanzler des Kronprinzen es mir sagt, wüßt' ich nur, womit ich Euch meine Dankbarkeit beweisen könnte.

Führt Euer Kind zu mir, damit ich es kennen lerne, mehr verlange ich nicht, sagte der Kanzler.

Frau Sigbritt warf einen stolzen, fast zornigen Blick auf den allgewaltigen Mann. Herr Kanzler! sagte sie dann, steht auch meine Tochter so tief unter einem dänischen Edelmann, daß er um ihre Hand nicht werben darf, so dünkt sie sich doch zu gut, um Euch einen Besuch abzustatten. Wollt Ihr sie sehen, so kommt in mein Haus,

es ist groß genug Euch aufzunehmen und steht allen Gästen offen; eßt ein Gericht Seebars bei mir, und Ihr sollt dann Gelegenheit haben sie zu sehen.

Weib! unterbrach sie der Kanzler entrüstet, meine Herablassung läßt Euch vergessen, vor wem Ihr steht; Ihr seid ein stolzes, freches Weib — Ich will von Eurer Tochter nichts, ich wollte ihr Glück, stoßt Ihr es von Euch, in Gottes Namen! — Aber nun geht! — Hiermit entließ er sie.

Frau Sigbritt war keine von den Frauen, die ein drohendes Wort leicht erschrecken konnte. Sie wiederholte sich beim Nachhausegehen jedes Wort des Kanzlers, und es dünkte ihr fast, sie habe sich in dem geistlichen Herrn geirrt und nicht weise gehandelt; aber weshalb hatte er sie rufen lassen, welches Glück wollte er ihr bieten? diese Fragen beschäftigten sie. Sie wog nun bedächtig alle möglichen Fälle ab, trat aber, ohne zu irgend einem Resultate gekommen zu seyn, in ihr Haus.

oder überwunden und Leibeigene des Adels; wählt, Euer Muth entscheidet!" Die von Brügge ermahnte er, die Scharte von Comines auszuwetzen „Wendet Ihr auch heute dem Feinde den Rücken," sagte er mit furchtbarem Ernste „so wendet auch dem Vaterlande den Rücken, denn Ihr würdet dann verbannt aus Flandern und geächtet aus Eurer Stadt. Ihr aber Bürger von Gent!" sprach er zu diesen, als er an ihren dichtgeschlossenen Reihen herunter ritt „Euch erinnere ich nur an Euern alten Ruhm, zeigt Euch auch heute Eurer werth. Gedenkt meines Vaters, Jakob Arteveldes und versprecht mir, mit mir zu siegen oder zu sterben!" Ein lauter, freudiger Zuruf gab ihm die Versicherung ihrer Treue. Nun stieg er vom Pferde, denn zu Fuß wollte er an ihrer Spitze fechten, stellte 800 Freiwillige, die aus den Chaperons genommen waren, vor sich auf, er selbst aber nahm seinen Platz vor seiner Leibwacht, Alice, die Streitart in der Hand, stand ihm zur Seite und so rückte er auf die Anhöhe, welche man in der dortigen Gegend den Goldberg nennt.

Hier gab er das Zeichen zum Gebet und während die Trompeten des Feindes schmetterten und zum Angriff bliesen und der Schlachtruf „Mon Joye, St. Denis!" mit furchtbarem Gebrüll erscholl, sanken die Flanderer auf ihre Kniee, beichteten Gott ihre Sünden und weihten sich dem Tode

Die Franzosen rückten nun durch den Nebel verdeckt heran. Sie hatten ihre Schlachtordnung verändert, in der Mitte stand jetzt das französische Fußvolk und die vom Adel, welche zu Fuße fochten, vor ihnen zog die Vorhut aus burgundischem und bretagnischem Adel, auf der linken

3.

Dort saß Marie schon lange, in schmerzlicher Unruhe auf ihrem kleinen Zimmer. Sie hatte zwar gestern Abend den Mann ihrer Liebe gesehen, gesprochen; aber er war so zerstreut, so kalt gegen sie gewesen, hatte so unbestimmt auf ihre wiederholten Fragen, was ihm begegnet sei, geantwortet, sie so bald wieder verlassen, daß sie die Nacht durchwacht und auch noch jetzt in steter Besorgniß war. Den ganzen Morgen hatte sie vergebens auf ihn gewartet, der Mittag, wo er doch sonst täglich zu kommen pflegte, war ohne ihn vorüber gegangen, und immer war er noch nicht da. Doch länger sollte sie nicht vergebens harren, sie hörte seine Tritte, und er stand vor ihr. Aber nicht wie sonst, freudig und feurig, nahte er sich ihr, kein inniger Druck seiner Hand begrüßte sie; sein Gruß war zwar nicht kalt, doch fühlte sie wohl, er komme nicht frei aus dem offenen Herzen. Ungewiß, was sie von ihm denken sollte, ruhte ihr Auge forschend auf ihm. Was siehst Du so starr auf mich, Marie? sagte er unmuthig, willst Du mit Deinen durchbohrenden Blicken bis in mein Innerstes schauen? In meinem Herzen ist es noch wie es war — aber hier,

hier! — Er preßte mit dieſen Worten ſeine glühende Stirn, das Mädchen aber ergriff ſeine Hand und ſchaute ihm jetzt freundlich ins Auge. Komm Oluf! ſprach ſie zutraulich, komm, ſetze Dich auf Deinen Seſſel mir gegenüber, theile mir Deinen Kummer mit, Du weißt ja, daß ich Deine beſte Freundin bin, und Du Niemand auf der Welt haſt, der es ſo treu und gut mit Dir meint als ich, komm, ſetze Dich doch! — Er gehorchte. Beunruhige Dich nicht um mich, fuhr ſie dann fort, ich bin auf Alles gefaßt.

Auf Alles? fragte der junge Mann.

Nein! rief ſie von ihrem Stuhle aufſpringend, aus, nein! verzeihe mir's Gott, wenn ich log! Sagteſt Du mir jetzt, Du hätteſt mich hintergangen, betrogen, das würde mich überraſchen, tief ſchmerzen, bis zum Tode kränken. Aber, das kann es nicht ſeyn, dazu biſt Du zu brav; darum rede nur, wir ſind jetzt allein, die Mutter ſtört uns nicht, ſie iſt nicht zu Haus.

Wo iſt ſie? fragte er halb zerſtreut.

Des Prinzen Kanzler hat ſie zu ſich beſchieden, Gott mag wiſſen, was er von ihr will, wenn es nur etwas Gutes iſt.

Der Kanzler? murmelte er leiſe vor ſich hin.

und sein Gesicht erbleichte. Nun, so ist Alles vorüber! —

Was sprichst Du da für unverständliche Worte? sagte das Mädchen besorglich, und die Angst preßte Thränen in ihr himmelblaues Auge, daß es dem Abendsterne glich, wenn eine Thauwolke an ihm vorüberzieht. Höre, mein Oluf! begann sie dann, als er schweigend und sinnend vor sich niedersah, meine Angst ist unaussprechlich, sage mir nur, was vorgefallen ist — Dein Schweigen bricht mir sonst noch das Herz — Höre! — Wohl hundertmal hast Du mich im Liebesrausch um einen Kuß gebeten, ich hab' ihn Dir noch immer verweigert; was Dir die Liebe nicht gab, bietet Dir Beklemmung und Angst freiwillig — aber rede nur.

Diese unentweihten Lippen sollte ich berühren, sie, die nur die Worte der Wahrheit, die Worte der Tugend sprachen? — Nein, das bin ich nicht werth! — rief der Jüngling. Freiwillig, ohne den schönen Lohn, den ich nicht verdiene, will ich reden, und ohne Kuß aus meinem Himmel scheiden. Wisse, ich bin nicht Oluf Nielson, — ich bin —

Wer bist Du? — Beim barmherzigen Gott beschwöre ich Dich, sage wer bist Du?

Ich bin Torben Oxe, ein mächtiger reicher Adeliger aus Dänemark. —

Und was wolltet Ihr von mir, gestrenger Herr? sagte kaum hörbar das Mädchen, und ihre Kniee wankten.

Ich wollte das Ohnmögliche möglich machen, und kann es doch nicht! — sprach er heftig — Aber wer kann gegen sein Schicksal, gegen die feindlichen Mächte, gegen Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile kämpfen, ohne zu unterliegen?

Da habt Ihr Recht Herr! sagte das Mädchen, ihres Stuhles Lehne erfassend. Und damit Euch der Kampf nicht zu schwer wird, bitt' ich Euch: verlaßt mich!

Marie! rief er außer sich, so sollt' ich von Dir scheiden? —

Ja, Herr, schnell und kurz, wie die Trennung von einem schönen Morgentraum, wenn man plötzlich aus süßem Schlummer aufgeschreckt wird und der Traum mit all seinen lieblichen Bildern dahin ist, so schnell, so rasch! — Eilt, fort! Aber er warf sich vor ihr nieder, bedeckte ihre Hand mit seinen Thränen, der Kampf in seinem Innern raubte ihm die Sprache; Beider Schmerz war stumm.

Ei, Herr Torben! rief die eben eintretende

Mutter: Wie muß ich den edlen Herrn aus Dänemark vor meiner Tochter finden? Stolzen Edlen, wenn sie auch mit einem armen Mädchen ihr Spiel treiben, ziemt solche Stellung nicht. Ueberdies, was Herrn Oluf verziehen worden wäre, das ist Euch nicht erlaubt; darum verlaßt uns, zieht ein seidenes Wamms an, schmückt Euch mit goldenen Ketten und reitet morgen zum Festmahle, welches der Kanzler Walkendorf den Herren der Stadt giebt, aber vermeidet ferner unsre Herberge; für Eure Hausfrau ist mein Kind zu schlecht, für etwas Anders zu gut — Gehabt Euch wohl und geht! — Er wollte reden, aber Frau Sigbritt wiederholte das unfreundliche Wort: Geht! so ernst, daß er das kleine Stübchen, noch gestern sein Paradies, verlassen mußte; nur ein einziger bittender Blick traf noch das weinende Mädchen.

Jetzt, nachdem Sigbritt Herrn Torben bis an die Treppe begleitet hatte, kehrte sie zu ihrem Kinde, das sie über Alles liebte, zurück. Du bist betrogen! rief sie heftig, die Weinende an sich drückend — Er ist —

Ich weiß Alles, Mutter, fiel ihr das Mädchen in die Rede, weiß Alles durch ihn selbst — Ja! ich bin betrogen, bin tief gekränkt; aber laßt

das, Mutter, und grämt Euch nicht darüber, es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß es so seyn sollte. Ihr habt mir ja immer gesagt, mein thörigtes Herz würde mich nie glücklich machen, da es nur zum Dulden, zum Gehorchen geschaffen sei, meine Gestalt, mein Antlitz aber zum Herrschen. — Nun, so will ich auch nichts mehr für mein Herz erwarten, da es gleich das erste Mal, daß es liebend schlug, so bitter getäuscht wurde. —

Darum thust Du recht, mein Kind! unterbrach sie Frau Sigbritt. Das Herz ist ein trunkener Führer, der, von Irrlichtern verlockt, in Sümpfe geräth, der Verstand allein geleitet sicher durch's ganze Leben — Doch von etwas Anderem! Der Kanzler verlangt Dich zu sprechen.

Was soll mir der Kanzler? erwiderte die Tochter. Ueberlaßt mich jetzt meinem Schmerz, Mutter, seid gütig gegen mich, laßt mich nur ruhig über mein Schicksal nachdenken!

Die Mutter, die Billigkeit dieses Wunsches fühlend, berührte dies nicht weiter, fragte sie noch über Einiges, Herr Torben betreffend, und verließ sie dann.

Torben war die erste Liebe Mariens gewesen, die noch keinen unter den vielen Männern, die

ihrer Schönheit gehuldigt, ihrer werth gefunden hatte. Von der Mutter sorgfältig erzogen, hatte diese kluge listige Frau Alles gethan, ihr so viel Stolz einzuflößen, als ihr nöthig schien, sie vor den Thorheiten eines leidenschaftlichen Herzens zu bewahren. Ganz auf der Tochter Schönheit vertrauend, baute sie hierauf allein die Zukunft ihres Kindes, erzog sie streng, wußte selbst in ihren Verhältnissen jeden zweideutigen Schein von ihr zu entfernen, und rein und sittlich, aber auch stolzen Herzens, erschien die Jungfrau Jedermann als Vorbild der Schönheit und Tugend. Da gelang es Torben ihr Herz zu fesseln. Der reiche Bürgersohn gnügte damals noch den hochfliegenden Plänen der Frau Sigbritt, gnügte Maria's Herzen, keine von Beiden legte ihm Hindernisse in den Weg. Das offene zutrauliche und zarte Benehmen des jungen Mannes, der Aufwand, den er machte, ließen selbst die vorsichtige Mutter nicht an seinen redlichen Absichten, an seinem Reichthume zweifeln, doch hatte sie über den Schiffsherrn Nielson und seinen Sohn, der auf Reisen seyn sollte, Erkundigungen einziehen lassen, die ganz zu ihrer Zufriedenheit ausfielen.

Herr Torben hingegen war sich bei Allem

dem selbst ein Räthsel geblieben. Anfangs, als er in Obslo von der schönen Holländerin am Hafen gehört, hatte ihn die Neugierde und Langeweile nach Bergen geführt, und da er ohnmöglich unter seinem wahren Namen in die Herberge zum weißen Schwan gehen konnte, war er absichtlos auf die Vermummung gefallen. Als er das Täubchen, oder wie sie in der dortigen Landessprache allgemein hieß, die Düveke, gesehen, gesprochen hatte, da gestalteten sich freilich seine Verhältnisse anders; Leidenschaft entflammte in ihm, doch das sittliche Mädchen hielt sie stets in ihren Schranken zurück, befeuerte sie dadurch nur noch mehr, und in einer schwachen Stunde, wo er Verhältnisse und Zukunft vergaß, warb er um ihre Hand, die ihm auch nach manchem absichtlichen Zögern von der Mutter bewilligt wurde. Aber auch diese Bewilligung brachte ihn um nichts näher, auch dem Bräutigam gewährte die Jungfrau nicht die kleinste Gunst, er blieb auf derselben Stelle ihr gegenüber stehen, und wußte sich auch eigentlich selbst nicht Rechenschaft von dem zu geben, was er jetzt wollte. Als er ihren Liebreiz, ihre Tugend erkannte, mußte er sie zu hoch achten, um sie verderben zu wollen; von Liebe entflammt, hätte er Alles um ihren redlichen

lichen Besitz gegeben, nur war er nicht stark genug, den Vorurtheilen seiner Zeit Trotz zu bieten. Er schwankte hin und her, genoß leichtsinnig das Glück des Augenblicks, meinte es brav mit dem Mädchen und handelte doch unredlich gegen sie. So traf ihn der Kanzler, der ihn aus seinem Sinnestaumel weckte; aber trotz seines Erwachens konnte er keinen festen Entschluß fassen; — er glaubte, nicht ohne das Mädchen leben, aber auch sie nicht zum Altar führen zu können.

Maria's Entschluß war schneller gefaßt. Er hatte sie hintergangen, und was konnte er durch seine Verkleidung bezwecken wollen? Er hatte ihr geradezu gesagt, daß er in dem Kampfe gegen die bestehenden Vorurtheile unterliegen müsse, das war genug, um nichts mehr von ihm erwarten zu können. Ihn zu vergessen, war ihr fester Vorsatz, ihn zu hassen vermochte sie nicht.

Die sonst so schnell Alles auffassende Sigbritt war noch nicht mit sich einig, wie sie bei diesen Umständen handeln sollte. Es gereu'te sie, den Kanzler, so wie Herrn Torben so kurz abgewiesen zu haben, von Beiden hoffte sie, nach reiflicher Ueberlegung, noch Nutzen ziehen zu können. War der Kanzler nicht allvermögend, stand er

nicht fest in der Gunst seines Herrn, konnte er nicht für diesen —? Doch das waren wohl eitle Gedanken. Aber Torben! — Zwar war es in damaliger Zeit ein seltener Fall, daß ein Adliger eine Bürgerliche, besonders eine ihres Standes, frei'te, aber ohnmöglich war es doch nicht. Konnte die Liebe ihn nicht bewegen seine Güter zu veräußern, in ihr Vaterland mit seinem Weibe zu ziehen, wo jeder Reiche so geehrt war? Alle diese Gedanken durchkreuzten sich in dem Kopfe der ewig thätigen Frau, und um das, was ihr stolzes Gemüth in der ersten Aufwallung verdorben hatte, wieder gut zu machen, beschloß sie, mit ihrer Tochter, die freilich dazu nicht aufgelegt war, zu dem Kanzler zu gehen, und ein Auge zuzudrücken, wenn der dänische Adlige ihr Haus wieder betreten sollte.

4.

Der Mutter Zorn fürchtend, entschlöß sich Maria nach langem Weigern endlich doch, diese eines Nachmittags zu dem Kanzler zu begleiten, der schon am Morgen von der Mutter davon unterrichtet worden war. Walkendorf schien das

Seite ſtanden die von Burgund, auf der rechten die von Flandern und Artois, auf den beiden Flügeln aber die Gend'armen, der Kern des Heeres. Die Schlachtordnung der Franzoſen war nicht ſo tief als die der Flammänder, doch überflügelten ſie ſie auf beiden Seiten.

Als das Gebet beendet war, die dunkeln Maſſen der Feinde am Fuße des Goldberges durch den Nebel ſichtbar wurden, gab Artevelde dem Geſchütz das Zeichen zum Feuern — die Franzoſen rückten aber unaufhaltſam vor. Nun befahl er den Gentern in die Feinde einzubrechen; keilförmig war der Angriff. Die 800 Chaperons an der Spitze, ſetzte ſich die ganze Schlachtordnung in Bewegung, das Geſchütz ſchwieg. Die Chaperons ſtießen zuerſt auf den bretagniſchen Adel, ein mörderiſches Gefecht begann, die Flanderer mußten weichen; da drang Artevelde in dichtgeſchloſſener Maſſe langſamen Schrittes vor, drückte die Ritter zurück und drang in die Glieder des königlichen Fußvolks ein — „Seht Ihr den ſchwarzen Ritter dort?“ raunte ihm in dieſem entſcheidenden Augenblicke Alice zu, auf einen Ritter in ſchwarzer Rüſtung zeigend. „Ich ſehe ihn wohl!“ erwiederte Artevelde „Und wär' es der Teufel ſelbſt, ſpotte ich hier ſeiner!“ Dies ſagend, drang er auf ihn ein, ſpaltete ihm mit ſeiner Streitart Helm und Haupt, der Ritter ſank in ſeinem Blute ſchwimmend zu ſeinen Füßen; die Franzoſen wichen. „Gent, Gent!“ ertönte es jetzt von allen Seiten — „Mir nach!“ rief Artevelde „Der Sieg iſt unſer!“ Da faßte Alice, die Flucht der Feinde gewahrend, mit beiden Händen die Streitart „Vergieb mir meine Schuld, Herr des Himmels und gieb mir Kraft!“ rief ſie, als ihr der Brügger, der ihr

freche Benehmen der Frau Sigbritt ganz vergessen, und nur Augen für die Tochter zu haben, deren vollkommene Schönheit ihn heute noch mehr überraschte, als da er sie am Strande zum erstenmale gesehen hatte. Er sprach mit ihr so herzlich, wie ein Vater zu seinem Kinde, und nicht ein Wort, das man hätte mißdeuten können, entschlüpfte ihm. Aber das Mädchen war traurig und still, ihre Gedanken waren noch zu sehr bei Torben, als daß sie das, was der Kanzler ihr sagte, beachtet hätte, der sie trotz ihrer Schweigsamkeit liebenswürdig und reizend fand.

Frau Sigbritt! wandte er sich jetzt zu der Mutter: Der Prinz von Dänemark wird in einigen Tagen seinen Einzug in Bergen halten, und so wie ich vernommen habe, wird ihm die Stadt einen feierlichen, seiner Hoheit würdigen Empfang bereiten; die Gewerke wollen ihm entgegen ziehn, und die Jungfrauen in ihrem höchsten Schmuck ihn am Thore begrüßen. Ich werde Eure Tochter doch unter ihnen finden?

Gnädiger Herr, erwiderte Sigbritt, wohl schwerlich! Wir sind erst seit einigen Jahren hier, noch nicht recht einheimisch, noch nicht ganz mit der Sprache und den Sitten des Landes vertraut, und manches Auge sieht, unsrer guten Nahrung

wegen, neidisch auf uns. Es giebt so viel schöne reiche Jungfrauen in Bergen, so viele, denen es wohl eher zukommt den Prinzen festlich zu empfangen, als meine Tochter.

Die Schönste muß den Fürsten begrüßen, und die ist Euer Kind — Laßt mich nur sorgen! meinte der Kanzler.

Sigbritt schüttelte bedenklich den Kopf: Seht das Mädchen an! Sie ist in ihrem besten Staat vor Euch erschienen, soll sie schaamroth unter den stolzen geputzten Töchtern reicher Handelsherren stehen?

Für Alles werd' ich sorgen, Frau Sigbritt! sagte Walkendorf, der an dem Mädchen, in dessen Auge er eine Thräne schwimmen sah, auch ihrer selbst wegen, Theil zu nehmen begann. Du fürchtest Dich wohl, Marie, vor dem Prinzen zu erscheinen und ihn zu begrüßen? wandt' er sich dann zu dieser: Fürchte Dich nicht! Wer Dir in Dein frommes Auge sieht, und wär' er ein Tiger, muß sich gebändigt, muß sich ergriffen fühlen. Aber weinen darfst Du nicht, Du mußt lächeln, sanft und freundlich seyn wie die himmlischen Engel, denn ihnen gleicht Dein liebes Antlitz.

Auch Engel weinen, wenn ihr Auge auf den gefallenen Menschen blickt, sagte halbleise Marie.

Diese Antwort überraschte Walkendorf — Ist vielleicht jener junge Mann, den Du am Strande erwartetest, der Gefallene, dem Deine Thräne gilt?

Ein Wink Sigbritt's hieß die Tochter schweigen. Der Kanzler redete noch Manches, doch setzte er dabei das Gespräch nicht weiter fort, und entließ sie bald darauf mit dem Versprechen, für passende Kleidung und alles Uebrige zu sorgen.

Das ist grausam, Mutter! sagte Marie, als sie in den weißen Schwan zurückgekehrt waren. Es ist grausam, daß Ihr zugebt, daß ich zum Hohn und Spott der stolzen norwegischen Dirnen mich dem Zuge anschließen soll; mein Herz blutet und ich soll lächeln. Mit Thränen im Auge werd' ich unter ihnen stehen, und er ist wohl gar in des Prinzen Gefolge. Habt Mitleid mit mir, laßt mich daheim! — Wenn ganz Bergen zum Empfange des königlichen Jünglings strömt, dann ist Alles still in der Stadt, und ich kann recht ruhig meinem Schmerz nachhängen — Mir grauset vor dem Augenblick, wo ich öffentlich auftreten soll!

Mir nicht! erwiderte Sigbritt. Mir ist's,

als sähe ich eine glänzende Zukunft vor mir, wenn ich mir Dich in Deiner Schönheit prangend an der Spitze des Zuges denke, den Prinzen von Dänemark zu begrüßen.

So möge Gott mein Gebet erhören und mich auf das Krankenlager werfen! sagte das Mädchen leidenschaftlich.

Thörin! zürnte die Mutter, soll ich denn ewig für Dich handeln müssen? — Du bist das einzige Wesen, an dem ich auf dieser verdorbenen Welt noch hange, für Dich habe ich gelebt, gearbeitet über meine Kräfte; wie der Gärtner die schönste Rose seines Gartens, so sorgsam hab' ich Dich gepflegt, und da ich Dich, meinen Stolz, meine Freude, nun so schön aufgeblüht, schöner noch entfaltet vor mir sehe, da ich Dich mit Angst und Sorge vor jedem rauhen Lüftchen, vor jeder frechen Hand gewahrt habe, da beugst Du widerspenstig Dein Haupt, wenn es sich dem jungen Fürsten in seinem Jugendglanze zeigen soll? — Was sollen diese Thränen? — Thränen entstellen jedes weibliche Antlitz, der Frohsinn muß es beleben, er gehört der Jugend, und jede Thräne gräbt eine Furche auf Dein glattes Gesicht.

Ich bin zum Dulden geschaffen, Mutter, nahm Marie das Wort, Ihr zum Handeln. —

Ach! seufzte diese, auf welchen kleinen Wirkungkreis ist mein Handeln beschränkt! — Mit Elend und Noth zu kämpfen, war mein stetes Schicksal; nur wenn ich Dich ansah, stieg neuer Muth in mir auf, stolz hob ich meinen sorgenschweren Kopf empor, denn durch Dich wollte mir das Schicksal vergüten, was es mir sonst entzogen hatte. Und jetzt, da ich glaube durch Dich meinen engen Kreis erweitert, meine niedere Stellung vielleicht erhöht zu sehen, da weinst Du und entstellst Dein liebliches Gesicht durch ätzende Thränen, und theilst meine Hoffnung nicht.

Hoffnung wär' Euch geworden, Mutter, sagte jetzt Marie aus tiefen Sinnen erwacht, und welche? — Hat er mit Euch gesprochen?

Laß ihn! was kümmert er uns noch? — Mein Hoffen ist anderer Art. Glaubst Du denn, daß der Kanzler Dich absichtlos an die Spitze der Jungfrauen, die den Prinzen empfangen sollen, stellen will? Wär' ihm an Deinem Besitze gelegen, würde er Dich sicher an diesem Tage im Verborgenen lassen; so aber wünscht er, der Prinz möge Dich sehen. —

Mutter! fiel ihr Marie heftig bebend in die Rede.

Was zitterst Du, Kind, was bekümmert Dich das? — Setze Dich ruhig hin, nimm die Spindel zur Hand, singe ein holländisch Liedchen und denke nicht weiter darüber nach.

Marie befolgte den gar weislichen Rath der Mutter, sang das Lied von der treuen Minne, und bald war Prinz- und Einzug vergessen, nur Oluf, nicht Torben stand noch vor ihrem wehmüthigen Blick.

5.

Wie die Blume, die ihren Kelch verschließt, wenn die frevelnde Hand sie berührt, so ist der Jungfrau Herz in der lieblichen Rosenzeit ihres Lebens; streng bewacht, vor jedem Eindruck geschützt, glaubt sie, das betrogene Herz der treulosen Liebe fest verschlossen zu haben, und ehe sie es wähnt, schleicht die Vertriebene durch ein offen gebliebenes Pförtchen hinein, steht vor ihr und sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Selige Erinnerung, süße Gewohnheit lassen sie nicht zürnen, es ist, als sei die Zeit des Schmerzes nicht gewesen, als sei Alles geblieben wie es war. So erging es auch Marien. Sie dachte an Oluf, er

ſtand in all ſeinem Liebreiz vor ihr, und ſie durchlebte die ſchönen Tage jener Blüthenzeit noch einmal.

Da pochte es leiſe an die Thür, ſie ſchrak auf, der Traum entſchwand, nur das Klopfen ihres Herzens war von all der Seligkeit geblieben; da pochte es noch einmal, ängſtlich ſah ſie nach der Thür und Torben trat prachtvoll gekleidet herein.

Sein Anblick überraſchte ſie. Er war es, und er war es doch nicht — die goldne Kette, der Sammetmantel, das ſeidene Wamms — Nein, das war ihr Oluf nicht! — Mit ungewiſſen Tritten nahte er ihr; bebend, zitternd ſtand ſie ihm gegenüber. Was führt Euch zu mir? ſtammelte ſie endlich.

Du haſt mich verſtoßen, Marie, ſprach er mit tiefer Rührung, und dennoch führt mich Theilnahme zu Dir — Aber davon hernach! — Erſt ſag' mir, was ich verbrochen habe! Bin ich Deinem Herzen untreu geworden, Marie? — Hab' ich Dich verlaſſen? — Wahrlich, nein! — Ich habe Dich nur getäuſcht, der Adelige iſt in bürgerlicher Kleidung vor Dich getreten — anfangs in der Abſicht Dich zu ſehen, zu ſprechen, dann Dein Herz zu prüfen, ob es ihn um ſeiner

selbst willen liebe — das ist mein Verbrechen! — und verdient es solch furchtbare Strafe, war die Flamme Deiner Liebe so matt, daß der leiseste Windhauch sie auslöschte?

Es wäre gut, wenn sie erloschen wäre, sprach Marie leise vor sich hin.

Also du liebst mich noch? rief Torben freudig aus und streckte die Arme nach ihr, doch sie trat ernst zurück und suchte sich zu fassen. Da ruhte sein Auge so flehend, so liebend auf ihr, ein Blick voll Schmerz und Hoffnung traf, als sie nach ihm sah, die Erröthende, das aus der Tiefe des Herzens gesprochene: Marie! drang auch zu ihrem Herzen, in ihrem Engelsblick lag das süße Wort: Vergebung! doch sprachen es die Lippen nicht aus, sie stand schweigend vor ihm; die Pforte war dem Vertriebenen nicht mehr verschlossen, aber kein versöhnendes Wort wollte dem ängstlich Harrenden Trost bringen.

Endlich faßte sie Muth — Herr Torben, sprach sie, ich habe Euch geliebt! Die Erinnerung an diese so schnell verschwundene Zeit wird mir immer theuer seyn; aber, Gott gelobt, ich habe meine Liebe aus mehreren Gründen zu unterdrücken die Kraft gehabt, da ich mir sagen

mußte, daß Eure Verkleidung nur in unedler Absicht geschehen sei.

Bei Gott und allen Heiligen, nein! rief Torben, Du thust mir Unrecht.

Und thät' ich das, ständet Ihr rein vor mir, wozu könnte mir es nützen? Die Eure kann ich nie werden, deshalb —

Liebe ist stärker als Vorurtheil — unterbrach er sie.

Heute vielleicht, gestern war sie es nicht, Herr Torben, fuhr Marie fort; doch auch das will ich noch glauben, und doch hilft mir auch dies zu nichts. — Wähnt Ihr denn, daß ein armes Mädchen nicht auch Stolz genug habe, zu fühlen, daß sie in dem Kreise, wohin des Mannes Geburt sie erhebt, die Verspottete, Verhöhnte seyn würde? Glaubt Ihr, ich sähe die Kluft nicht, die uns trennt, und könnte noch hoffen? Nein, nein! Ihr würdet, wenn auch jetzt von Leidenschaft befangen, nur zu bald für meine Ruhe, für mein Glück sie erblicken. — Da wo der Liebe Flamme ruhig brennt, und sich Beide in treuer Freundschaft bis zum Tode vereinigen sollen, da würde die Kluft die Flammen trennen, die Eure verlöschen, und die meine sich in ihrer eigenen schmerzvollen Gluth verzehren. Nein, Herr Torben!

ich habe Euch zu sehr geliebt, um Euer Glück stören zu wollen. — Vergeßt mich, und wo wir uns auf unserem Lebenswege treffen werden, wollen wir uns als Freunde begrüßen. — Kein Wort weiter! — Das Schicksal, nicht mein Herz hat entschieden, und sollte es auch darüber brechen, ich scheide von Euch, muß von Euch scheiden.' — Doch, was führte Euch hieher? Ihr sagtet vorhin, es sei Theilnahme. Was steht mir Unglückliches bevor? denn an Glück darf mein blutend Herz nicht denken. — Setzt Euch zu mir, sagt es — verheimlicht mir nichts! —

Torben war in der qualvollsten Stimmung. Der ruhige feste Ton, mit dem das Mädchen sprach, zeigte ihm deutlich, daß ihr Beschluß unabänderlich sei. Mit schmerzvollem Blick sah er auf den Engel, von dem er sich trennen sollte, und lange konnte er nicht Worte finden. Endlich sagte er, mehr in Verzweiflung, als mit Ruhe: Ich komme so eben von dem Gastmahle, welches der Kanzler den Angesehenen hiesiger Stadt gegeben. Dort sprach man über des Prinzen Empfang, und ich erfuhr aus Walkendorfs eigenem Munde, daß Ihr erlesen wäret, an der Spitze der Jungfrauen ihn zu bewillkommnen; der Kanzler meinte, Euch, als der Schönsten, gebühre diese Ehre,

en Brief gebracht, ſie ihr entriß — „Ich treffe beſſer!“ ief er und traf mit ſolch mächtigem Schlage Artevelde ber den Helmkragen, daß er taumelnd zu Boden ſtürzte. Die Seinen ſtutzten, ihr Muth war beim Anblick ihres fal- nden Führers gebrochen, die Feinde benutzten den Augen- lick, ſammelten ſich, auch überflügelte zu gleicher Zeit die Reiterei die Flanderer, drangen in ihre Reihen ein und gleich dieſe ſich wie Verzweifelte wehrten, trieb der flan- riſche Adel die von Menin und Courtray in die Flucht. en allen Seiten umzingelt, flehen auch die Brügger, die en Gent mußten weichen, die Flucht war allgemein.

Aber die Sieger verherrlichten ihren Sieg nicht durch ilde, tauſend der Flüchtigen ſanken unter ihrem Schwer- , ſie verſchonten keinen und würgten mit beiſpielloſer rauſamkeit.

30.

Als der junge König am Abend, von ſeinen Ohmen d dem Grafen von Flandern begleitet, über das Schlacht- ritt, ſagte der Graf, als er die dichten Reihen der aperons liegen ſah, welche die Schlacht wie eine dich- Saat gemäht hatte „Hier ſtanden die Genter, hier muß h Artevelde liegen, wenn Gottes Gerechtigkeit ihn ſtraf- “ Man ſuchte nun überall, konnte ihn aber nicht fin- . Endlich ſah man einen noch lebenden, ſchwer Ver- ndeten, ihn fragte der Graf, ob er von dem Schickſale evelde nichts wiſſe, da zeigte der Verwundete auf den en Feldherrn, der neben ihm lag. „Dort liegt er“

und die Stadt könne seinen Fürsten nicht besser empfangen, als indem sie ihm das Herrlichste, was sie besitze, ihn zu begrüßen entgegen sende. Dann wurde unter Trompetenschall — Hört Ihr denn nicht auf mich, Marie? — unter Trompetenschall wurde die Gesundheit des schönen Mädchens von Norwegen, wurde die Eure getrunken.

Hoch erglühten die Wangen Mariens, ob aus Schaam, ob aus erwachter Eitelkeit, war schwer zu errathen.

Und wollt Ihr Euch wirklich an der Spitze vornehmerer Jungfrauen den lüsternen Blicken des Prinzen aussetzen? fuhr Torben fort.

Marie schwieg, sie wußte ihm keine Antwort zu geben. Zu sehr gewohnt, in jeder Sache der Meinung und dem Willen der Mutter zu folgen, konnte sie den Gedanken nicht fassen, ihr zu widerstreben, so sehr es ihr Herz auch gewünscht hätte. Doch auch hier riß sie die Mutter aus der Verlegenheit. Sie hatte den Dänen in ihr Haus gehen sehen, war ihm gefolgt, hatte die Liebenden belauscht, und fürchtend, er könnte der Tochter ein Versprechen ablocken, dem entgegen zu arbeiten ihr bei Mariens Sinnesart schwer werden mußte, trat sie jetzt ein und störte die Unterhaltung.

Ei, gnädiger Herr! redete sie Torben an: Wie wird meinem Hause die Ehre, einen so stattlich gekleideten Junkherrn bei mir zu sehen? Ich hätte kaum geglaubt, daß mir nach unserer letzten Unterredung dies Glück noch hätte werden können.

Gute Mutter Sigbritt — erwiderte Torben, doch sie ließ ihn nicht ausreden. Dieser Ehrenname, sprach sie mit Heftigkeit, war mir einst zu hören angenehm, da ich glauben konnte, er käme aus dem Munde meines Schwiegersohns, jetzt klingt es mir, als ob ein altes Mütterchen angeredet würde, und so alt bin ich doch noch nicht.

Frau Sigbritt! nahm nun Torben das Wort, Ihr seid plötzlich so verändert gegen mich. —

Natürlich, gnädiger Herr, da auch Ihr so verändert vor uns steht. — Früher im schlichten wollenen Wamms, einen Hut von grobem Filz auf dem Kopfe, und jetzt im seidenen Wamms, ein stattliches Barett mit zwei großen Federn. —

Blau und weiß sind sie, die Leibfarbe Mariens, fiel er ihr in die Rede.

Gleichviel, gnädiger Herr! Erlaubt nur, daß ich Euch offen sage: weder die schwankenden Federn von der Leibfarbe meiner Tochter, noch die

güldenen Ketten um Euren Hals, noch der verbrämte Mantel, werden sie verlocken, ferner einem Manne mit Liebe anzuhangen, der sie nicht ehlichen kann.

Wer sagt Euch das? fuhr Torben schnell auf.

Mein Verstand, Herr, und meine Erfahrung! Ihr wäret aus dem Kreise der Edeln ausgestossen. —

Was gehet das meinem Herzen an?

Aber Eurer Ehre viel — Ihr lebtet verachtet, mit Kind verspottet. — Und wie lange würde es dauern, so hättet Ihr den Rausch ausgeschlafen, und die Reue folgte der That. —

Glaubt das nicht! —

Ueberdies, setzte sie ihren Sermon fort, würde der König, würde der Prinz es zugeben?

Was kümmert mich das! — Gottes schöne Erde ist groß, Dänemark wahrlich nicht ihr Paradies. Mutter! sagte er dann, traulich ihre Hand fassend, Torben Ore hält, was Oluf Nielsen versprach — doch unter einer Bedingung — setzte er rasch hinzu — Marie ist nicht bei dem Zuge, der den Prinzen empfängt!

Ihr seid trunken, Herr! von Liebe oder Wein, gleichviel — erwiderte Sigbritt ernst. Mein Kind ist von dem Kanzler und den Herren des

Rathes bestimmt, den Zug anzuführen, dabei muß es bleiben! — Morgen von dem Uebrigen; jetzt aber bitte ich Euch, geht nach Hause, schleicht leise die Treppe hinab, daß Euch Niemand sehe; es ist finster, und so könnt Ihr unbemerkt aus meinem Hause kommen.

Ich soll gehen, ohne ein freundliches, tröstendes Wort von Euch und Marien gehört zu haben? Nein, Frau Sigbritt, ich bleibe! sagte er trotzig.

Die Frau lächelte, ein Wink ihres Auges und die Tochter hatte das Stübchen verlassen, Torben war mit ihr allein. Nun setzt Euch, Herr, und plaudert so lange mit mir, als es Euch gefällig ist! — Aber was sollte er noch hier, da Marie sich entfernt hatte? Er nahm sein Barett, grüßte flüchtig die hämisch lächelnde Sigbritt und verließ schnell das Haus.

Der zappelt an der Angel! sagte die Alte, als sie Torben die Hausthür hinter sich zuwerfen hörte, die Zeit wird es lehren, ob wir ihn heraufziehen, oder daran verbluten lassen.

Es fand an dem nämlichen Abend noch eine lange Unterredung zwischen Mutter und Tochter statt, die der verständigen Frau das Herz ihres Kindes ganz zeigte. Marie verhehlte ihr nicht,

daß

daß sie Torben noch liebe, daß sie ihn aber für sich verloren halte; selbst als Frau Sigbritt ihr die Unmöglichkeit schilderte, die Gattin des angesehenen reichen Edelmanns zu werden, sprach sie sich bestimmt aus, daß lieber ihr Herz brechen sollte, als ihn unglücklich zu machen, denn was er ihr opfern müsse, könne sie ihm nie ersetzen; auch bat sie die Mutter, sie nicht Theil an dem Empfange des Prinzen nehmen zu lassen, da Herr Torben es nicht wünsche, und es ihr selbst unangenehm sei.

Mariens Beständigkeit sollte heute noch einmal einer schweren Prüfung unterliegen. Noch während ihres Gesprächs gaben fremde Diener, ohne sich weiter aufzuhalten, zwei große, in niederländische Teppiche eingeschlagene Pakete für Frau Sigbritt in dem weißen Schwan ab, und als diese, den Inhalt wohl ahnend, sie in der Kammer der Tochter öffnete, fanden sie zwei schöne Anzüge, der Eine, wie ein beiliegender Zettel besagte, zum Empfang des Prinzen, der Andere mehr zu einem Bankett geeignet; Beide waren geschmackvoll gewählt, nicht von Schmuck überladen, doch so, daß Marie, welche durch ihre Erziehung, wohl auch aus Neigung, nicht frei von Eitelkeit war, Gefallen daran zu haben

schien, da sie in solch reichem Anzuge sich zu sehen wohl nie geträumt haben mochte. Sie mußte ihn sogleich anziehen, er paßte vortrefflich, und die Mutter weinte Freudenthränen, als sie ihr geliebtes Kind gleich der Tochter des reichsten Kaufherrn prachtvoll geschmückt vor sich stehen sah. Auch schien die Kleidung Mariens Abscheu, bei dem glänzenden Zug eine Hauptrolle zu spielen, bedeutend gemindert zu haben, und es würde ihr vielleicht jetzt schwer geworden seyn, all diesen Staat unbenutzt bei Seite legen und von der Feierlichkeit zurück bleiben zu müssen.

6.

Am zweiten Tage darauf versammelten sich die Gewerke auf dem Marktplatz, und die Jungfrauen, von ihren Müttern begleitet, in dem großen Bankettsaale des Rathhauses, wo auch Marie mit Frau Sigbritt eintrat. Aller Augen waren auf sie gerichtet, denn wahrlich in dem schönen Blumengarten, den man hier vor sich sah, war das holländische Mädchen die Königin, die frische, Alles überstrahlende Rose. Einer der Rathsherren ging auf sie zu, überreichte

ihr ein sammetnes Kissen mit einem Strauß auserlesener Blumen, wobei er ihr sagte, daß sie diesen im Namen der Jungfrauen der Stadt dem Prinzen nebst ehrfurchtvoller Begrüßung übergeben solle. Des Mädchens Kniee wankten, sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen, denn sie fühlte wohl, daß sie diese Auszeichnung nur dem Kanzler zu danken habe und hier mehr Augen neidisch, als wohlwollend auf sie blickten. Es war ihr deshalb willkommen, daß gleich darauf der Zug sich in Bewegung setzen sollte, denn sie hoffte, während man sich nach dem Thore begäbe, den lästigen Blicken der Andern zu entgehen; aber sie irrte sich, denn da sie ihn eröffnen mußte, waren aller Augen noch mehr nach ihr gewandt, und ein trauriger Blick auf ihre triumphirende Mutter, ein tiefer Seufzer ihrer Brust sprach sattsam die Angst aus, die sie durchbebte.

Zu ihrem Troste blieb der Rathsherr, ein alter freundlicher Mann, ihr zur Seite, und da er ihre Verlegenheit bemerkte, sagte er ihr einige beruhigende Worte. Dies ermuthigte sie. Herr! begann sie endlich nach langem Zagen, da sie sich dem Thore näherten: Glaubt nicht, daß ich mich für würdig halte, den Platz, wohin Ihr mich gestellt, einzunehmen. Ich säß lieber da-

heim auf meinem Stübchen und hielte die Spindel statt des Sammetkissens in meiner Hand. —

Ich weiß dies wohl, Jungfrau! unterbrach sie der freundliche Alte, Ihr habt Euch nicht vor die wackern Töchter dieser Stadt drängen wollen. Wenn Euch auch Schönheit und Anmuth die erste Stelle anweisen, so gehörte sie dennoch nicht Eurem Stand und Euren Verhältnissen; doch fügt Euch in die Schickung, fasset Muth, redet ohne Scheu mit dem Prinzen und sagt ihm im Namen der Jungfrauen dieser Stadt ein herzliches Willkommen!

Ich bin Euch für Euren wohlgemeinten Rath verpflichtet, würdiger Herr! erwiderte Marie und sah dabei so innig dankend nach dem alten Manne auf, daß es dem Greise selbst warm um's Herz wurde. Ihr seid ein frommes liebes Mädchen, sprach er nun mit wahrer Theilnahme, Euer Wandel war bisher untadelich und ein guter Ruf begleitete Euch; darum möchte ich Euch gern vor Mancherlei warnen, darf es wohl eigentlich nicht und doch muß ich. — Schlagt, dem Prinzen gegenüber, Euer sprechendes Auge nieder, werft keinen Blick auf ihn, der beredter seyn könnte, als Eure züchtigen

Worte. — Ich fürchte, Ihr seid absichtlich hierher gestellt dem Königsohne zu gefallen! —

In diesem Augenblicke kamen sie bei dem Thore an, wo der Zug hielt, der Rathsherr die weitern Anordnungen machte und so den ängstlichen Blick Mariens nicht bemerkte, mit dem sie ihn um die deutlichere Auslegung seiner Worte befragen wollte. — Was sie geahnet, was sie gefürchtet, war durch des Rathsherrn Warnung zur Gewißheit geworden. Schnell wie Sturmgewölk jagten trübe Gedanken an ihr vorüber, rasch überschaute sie ihre Lage und bebte um desto mehr für sich, da sie fühlte, ihre hoffnungslose Liebe schütze sie nicht ganz vor der erwachten Eitelkeit, dem Sohne des Königs zu gefallen. Sie hatte sich auf einen der für die Jungfrauen bereit stehenden Sessel niedergelassen, legte Kissen und Blumenstrauß in den Schoos und ihr Auge sah starr vor sich hin. Ihr war es als klopfe in diesem Augenblick das Schicksal an ihre Pforte, als stände sie am Kreuzweg ihrer Wallfahrt. Da trat ein junges blühendes Mädchen zu ihr hin und betrachtete sie mit sichtbarer Theilnahme: Marie, raunte sie ihr jetzt leise zu, warum so traurig? Du thust mir leid, da Du vielleicht die Einzige unter uns bist, die

am heutigen Tage nicht mit fröhlichem Sinne der Festlichkeit entgegen geht.

Marie hatte nach dem ihr unbekannten Mädchen aufgeblickt. Ich danke Euch für Eure Theilnahme! erwiderte sie. Traurigkeit wie Freude kommen und gehen, ohne daß man sie festhalten oder wegweisen kann. Ich habe an dem heutigen Tage kein Wohlgefallen!

Und weshalb nicht? fragte Margarethe, die fünfzehnjährige Tochter des reichen Handelsherrn Krabbe.

Daß ich den Prinzen begrüßen soll, drückt mich nieder! erwiderte Marie. Bergen hat der vornehmen Jungfrauen so viele, warum wählte man mich, die arme Fremde?

Weil Du so schön bist, Marie! Glaube mir, Keine unter uns beneidet Dich mehr, seit wir Dich so bescheiden sahen! Marie wollte danken, doch ein eben herbeisprengender Reiter, der des Prinzen Ankunft meldete, störte ihre Unterhaltung.

Während sich die Jungfrauen paarweise ordneten, die Blumen, welche sie dem Fürsten auf seinen Weg streuen wollten, zur Hand nahmen, und Alles, was den Einzug hindern konnte, schnell weggeschafft wurde, klopfte Marien das

ſagte er „vor dem Ihr ſo viele Jahre gezittert habt, doch Ihr habt ihn nicht geſchlagen, Gott ſchlug ihn durch Meuchelmord!“

Und neben ihm ſah der Graf einen Leichnam liegen, der aus einer Herz-Wunde blutete und einen Dolch noch in der krampfhaft geſchloſſenen Hand hielt. „Gerechter Gott!“ rief er und nicht auf die Gegenwart des Königs und der Fürſten achtend, ſprang er vom Roſſe, erfaßte den Dolch und beſah ihn aufmerkſam — „Ja, es iſt Walters von Enghien Dolch, den ich ihm gab und dies — iſt ſie: Alice Everwein!“ Er nahm den Helm von ihrem Haupte und die bleiche Lilie lag gebrochen da, der Tod, den ſie vielleicht ſelbſt herbeigerufen, hatte ihre Leiden geendet, den Zwieſpalt ihres Innern gelöſt.

Der junge König, der lange die Rieſengeſtalt des furchtbaren Mannes, vor dem die Fürſten gezittert, mit ernſtem Auge betrachtet hatte, wandte bei dieſem Ausruf den Blick nach Alice — „Bei Gott und St. Denis!“ ſprach er „Es iſt ſchade, daß ſolch' holdes Frauenantlitz hier unter dem wilden Kriegsvolke liegt. Hüllt ſie in einen Teppich und tragt ſie zur nächſten Kirche, daß ſie dort in geweihter Erde ruhen möge!“ Und als er die Geſchichte ihres unglücklichen Lebens erfuhr, befahl er den Troubadours ſeines Hofes, den Tod Alice Everweins zu beſingen. Noch lange ſangen die Troubadours der Provence, wenn ſie die Herzen der Frauen rühren wollten, das Lied von Alice.

Der Graf, Roger Everwein hochachtend, ſandte ihm am andern Tage die Leiche ſeines Kindes. Der Vater

Herz gewaltig. Es war nicht allein Furcht dem Prinzen gegenüber zu stehen, ihn anreden zu müssen, es war Ahnung, daß ihr Schicksal seiner Entscheidung nahe sei, es war Furcht und Hoffnung, Torben im Gefolge des Fürsten zu sehen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, die Musik der schon weiter voraus ihm entgegen gezogenen Gewerke ließ sich immer deutlicher hören, und bald darauf trat der Zug hinter der Bergwand hervor. — Die Augen Aller wandten sich dahin, Keiner aber sah nach den flatternden Fahnen, hörte nach der tönenden Musik, auf den Prinzen und sein muthiges dänisches Roß waren sie gerichtet, und nur Marie wagte nicht aufzublicken. Mit ungewissem Tritt ging sie jetzt auf des alten Rathsherrn Mahnung dem Ankommenden entgegen, die Gewerke, auf welche der Zug der Jungfrauen jetzt stieß, machten Platz, sie zogen durch die geöffneten Reihen und Marie stand vor dem brausenden Dänenroß, bog Knie und Haupt und reichte, kaum aufblickend, dem Prinzen das Kissen mit dem Blumenstrauß. Seid uns willkommen, gnädigster Herr, in Eurer treuen Stadt Bergen! sprach sie zitternd: Gott sei mit Euch beim Einzug in diese Stadt.

so wie unsere frommen Wünsche Euch überall begleiten!

Steh' auf! sagte der Prinz rasch, warf, als sie sich erhoben hatte, einen durchdringenden Blick auf die herrliche Gestalt des Mädchens und sprang von seinem Roß: Ich danke Dir und den lieben Jungfrauen für den freundlichen Willkommen, mit dem Du mich empfangen hast; aber Kind, setzte er hinzu, wem man eine Gabe reicht, dem sieht man auch in's Angesicht, damit er in dem Auge lesen kann, daß sie vom Herzen kam! Marie schlug ihr Auge auf und es traf die edle Gestalt, das ausdrucksvolle Gesicht Christians, aber zugleich auch Torbens traurigen Blick.

Auch der Prinz schien von ihrem Anblick ergriffen zu seyn, denn während einiger Minuten sah er nur auf sie, die erröthend jetzt den Blick senkte und kaum die Worte stammeln konnte: Nehmt mit Huld, gnädigster Herr, die Blumen, so gut sie in unserer Stadt zu finden waren! Der Prinz nahm den Strauß und betrachtete ihn. Sie sind schön, sprach er dann mit Heftigkeit, aber, beim heiligen Gott, Du bist die schönste Blume Norwegens! Mit Ungestüm, vielleicht auch in Unmuth, daß er seine

Worte nicht mehr gezügelt habe, rief er nach seinem Roß, schwang sich auf den hochbäumenden Rappen und befahl, daß die Trompeten schmettern, der Zug voran gehen sollte.

Es ward Marien leichter um's Herz, als sie, den Rücken nach dem Prinzen gewandt, dem düsteren Thore zuging. Ein sonderbares Gefühl hatte sie bei seinem, bei Torbens Anblick ergriffen, ein Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Wie eine Träumende folgte sie dem Zuge, hörte nicht den Donner des Geschützes, nicht das Geläute der Glocken, nicht den freudigen Zuruf der jauchzenden Menge; erst als sie vor dem, für den Prinzen eingerichteten palastähnlichen Hause ankam, er von seinem Roß abstieg, den Bürgern, den Jungfrauen nochmals dankte, sein glühender Blick sie noch einmal durchbohrend traf, und jetzt Torben an ihr vorbei gehend leise: Ade, Ade mein Glück! vor sich hin sprach und schnell ihrem Auge entschwand, da seufzte sie tief auf und hörte kaum, als der alte Rathsherr sie fragte: Ihr werdet doch heute Abend bei dem Bankett erscheinen? — Erst als er die Frage wiederholte, nickte sie ihm freundlich bejahend zu. Ich werde Dich dort einführen, armes zitterndes Mädchen! sagte der

gute Alte theilnehmend: Geh' mit Gott nach Hause, sein Frie[illegible] möge Dich begleiten! Er reichte ihr die Hand, sie drückte, küßte sie in der Zerstreuung und folgte dann der Mutter, die schon zu ihrer Begleitung bereit stand.

7.

Mutter und Tochter gingen schweigend nach ihrer Wohnung. Hier aber, als Beide allein sich gegenüber saßen, begann endlich Frau Sigbritt das Schweigen zu brechen. Duvecke! sagte sie, Marie in ihrem Sinnen störend, ich habe Dich heute genau beobachtet, stand ohnfern von Dir unter der jubelnden Menge und hatte nur Augen für Dich; da habe ich denn viel an Dir zu tadeln gefunden. Dein Benehmen, als Du den Prinzen begrüßtest, war linkisch; wärest Du höheren Standes, hätte man es vielleicht zart genannt, so aber standest Du befangen und ängstlich vor ihm. Weshalb sahst Du ihm nicht dreist in's Antlitz, warum bedurfte es erst seiner Mahnung, Deine dunkelblauen sprechenden Augen ihm zuzuwenden? Marie! wenn Du nicht aufhörst immer Dein Herz zu befragen, statt

den Verstand, so wirst Du ewig in der Niedrigkeit bleiben, denn des Herzens-Worte dringen nur zum Herzen so lange die Rosen blühen, und diese Zeit ist kurz, der Verstand aber trotzt der Zeit und bleibt ewig wirkend. Der Prinz hat Dir gefallen, das verrieth mir Dein Gesicht, als Dein Auge seine Züge, seine Gestalt überflog. —

Hat es mich verrathen? fiel ihr Marie unbedachtsam in's Wort.

Sigbritt lächelte, that, als ob sie dies überhört habe, und fuhr fort: Dann traf Dein Blick Herrn Torben. Vergiß ihn, denn sah ich recht, war der junge Fürst von Deinem Anblick überrascht, und zwischen einem Edelmann und einem Könige ist wohl die Wahl nicht schwer.

Marie sah vor sich nieder und zerpflückte eine Rose, die ihr vielleicht von dem Blumenstrauß zurück geblieben war. Aber während sie Blatt vor Blatt gedankenlos in ihren Schoos fallen ließ, befeuchtete manche Thräne die schon halb Verwelkte, doch war es nicht der Morgenthau, sie aufzufrischen. So saß sie lange, das blonde Lockenhaupt gebeugt, schweigend da; auch die Mutter hatte sie nicht gestört. Jetzt aber sprang das Mädchen plötzlich auf — Mutter!

rief sie leidenschaftlich, ich bitte Euch, laßt mich allein! Es wogt und drängt und stürmt in meiner Brust, ich muß mich sammeln, muß den Zwiespalt in meinem Innern lösen, und das kann ich nur in der Einsamkeit!

Zwiespalt in Deinem Innern? wiederholte Frau Sigbritt: Nun, so will ich gehen und Dich Deinen Gedanken überlassen. Ich rathe Dir, singe Torben ein Abschiedlied, reich' ihm die Hand, nicht den Mund zum Abschiedkuß und denke nicht weiter an ihn!

Ich soll Oluf das Abschiedlied singen, murmelte sie vor sich hin: Ach! seit Torben vor mir stand, sprach ich ja schon das Wehe! über mein Herz aus — Was kann er mir noch seyn? — sie überließ sich jetzt dem Nachdenken, aber es führte nicht die Ruhe in ihre Brust zurück. Den ersten Eindruck auf ihr Herz hatte Theilnahme, Wohlwollen, hatte jener Zauber allmählig gemacht, der durch Auge und Mund so innig zum Herzen spricht, so fest seine Gewalt behauptet. Das Gefühl, welches sie bei dem Anblicke des Prinzen durchschauerte, war anderer Art; aus Eitelkeit entsprungen, durch die schöne Gestalt, das edle Ansehn des Königsohns genährt, wirkte es rasch, doch nicht wohlthuend,

mehr auf ihre Sinne als auf ihr Herz, und im Kampfe oft der Erinnerung an die Wonne der ersten Liebe unterliegend.

In diesem Seelenzustande fand sie die Mutter, welche mit der Kleidung zu dem bevorstehenden Bankett eintrat und ihr sagte, der alte Rathsherr habe wissen lassen, daß sie mit der Tochter um die vierte Stunde nach seinem Hause kommen sollte, um ihn nach dem Rathhause zu begleiten.

Marien schien diese Nachricht unangenehm zu seyn. Es kränkte ihre Eitelkeit, daß der Rathsherr sich für zu vornehm hielt, sie aus der Herberge zum weißen Schwan abzuholen und sie zu ihm gehen sollte, wodurch er gewissermaßen zeige, daß er ihr nur aus Mitleid erlaube ihn zu begleiten. Sie theilte der Mutter ihren Unmuth mit, doch diese belachte ihre Thorheit, wie sie das gekränkte Gefühl des Mädchens nannte, und meinte, wer heute aus Mitleid sie neben sich dulde, könne wohl morgen tief gebückt hinter ihr stehen. Marie verstand der Mutter Rede nicht, fragte auch nicht weiter um Erklärung, begann sich anzukleiden, ordnete ihr langes blondes Haar und stand bald in der

Pracht ihrer Schönheit vor der freudetrunkenen Mutter.

Sie selbst mochte Gefallen an sich finden, denn nicht allein, daß sie sich lange wohlgefällig im Spiegel betrachtete, sie erwartete auch mit Sehnsucht die vierte Stunde. Aber wie erstaunte sie, als Frau Sigbritt eintrat und sie diese wie noch nie geschmückt fand. Wär' ihr Anzug neu gewesen, so hätte sie glauben können, er sei gleich dem Ihrigen ein Geschenk des vorsorglichen Kanzlers; so aber war das Kleid schon getragen und selbst noch ganz in der Art, wie die niederländischen Frauen sich zu kleiden pflegten. Ein Halsband von Perlen, zwar nicht von hohem, doch auch nicht ohne Werth, setzte die Tochter noch mehr in Erstaunen, und sie konnte nicht umhin die Mutter zu fragen, wie sie zu der Kleidung und zu der Perlenschnur käme.

Frau Sigbritt wollte lächeln, wie sie wohl oft bei dergleichen zu thun pflegte, aber sie vermochte es nicht; der Ausdruck ihres Gesichtes ward immer ernster, und so blieb sie lange unschlüssig, ob sie der Tochter ihre Frage beantworten solle oder nicht. Endlich setzte sie sich und winkte Marien ein Gleiches zu thun.

Noch haben wir eine halbe Stunde Zeit, die

will ich benutzen Dir ein Geheimniß zu entdecken, welches ich Dir bis jetzt sorgsam verborgen habe; ich glaube, länger darfst Du nicht über das frühere Schicksal Deiner Mutter in Ungewißheit bleiben, da der heutige Tag es leicht anders gestalten könnte. Wisse, meine Eltern waren wohlhabende Handelsleute in Seeland, denen mit sechs Kindern Glück und Segen in's Haus gekommen war. Ich war die einzige Tochter und verlor meine Mutter bald, das war ein großer, ein unersetzlicher Verlust für mich; meine Brüder schwärmten auf der See umher, und ich war allein bei meinem grämlichen Vater. Da lernte ich, kaum 15 Jahre alt, einen Schiffer von Rotterdam kennen, der mit seinem Fahrzeuge auf eigene Rechnung Geschäfte machte; ich gewann ihn lieb, denn mich verlockte sein schönes kräftiges Aeußere, auch ich gefiel ihm, er bewarb sich um mein Herz, das gab ich Thörin ihm willig, er warb bei dem Vater um meine Hand, und der stolze Kaufherr wies ihn verächtlich zurück. Da beredete er mich zu dem leichtsinnigen Schritt mit ihm zu entfliehen. Ich hing nicht an meinem Vaterhause, glaubte im Liebeswahn alles irdische Gut mit ihm entbehren zu können, folgte nur meinem Herzen, nicht der

Pflicht, nicht dem Verstande, und als Claus Jansen eben mit einer reichen Ladung in seine Heimath absegeln wollte, schnürte ich, wie eine Landstreicherin, mein Bündel und verließ das väterliche Haus. Die Strafe folgte der That nur zu schnell. Ein fürchterlicher Sturm überfiel uns, das Schiff strandete, das elende Leben und mein Bündel war Alles was wir retteten, und als Bettler zogen wir in Rotterddam ein, wo des Priesters Segen unser sorgenvolles Schicksal unzertrennlich verband.

Dein Vater hatte seine ganze Habe mit dem Schiffe verloren, nur ein kleines Haus war ihm geblieben; dies verkaufte er, und um den Nachstellungen der Meinigen zu entgehen, siedelten wir uns in Amsterdam an, das damals kaum eine Stadt zu nennen war und wo eine elende Hütte unser Eigenthum ward und die Noth ihn bald zwang, sich als Bootmann auf einem Westindienfahrer zu verdingen.

Vier Monate hatten wir, trotz unsres Unglücks, friedlich und in Liebe zusammen gelebt, Doch war ihm der Muth, mir der Frohsinn entschwunden, und als er das Schiff besteigend mir Lebewohl sagte, mußte er sich mit Gewalt aus meinen Armen losreißen, denn ich hielt ihn

ließ sie in St. Bavons-Kirche, am Fuße des Altars der heiligen Mutter, neben Walter von Enghien begraben, damit sie doch im Tode vereinigt ruhen möchten.

Den Körper Arteveldes befahl der Graf den Thieren zu übergeben, aber sein Eidam und Erbe, der Herzog von Burgund, ließ ihn heimlich wegbringen, sandte ihn in der Stille den Seinen und erwarb sich damit ihre Liebe und Dankbarkeit.

So endete Alice, so beschloß ein Engel an Güte und Milde blutig seine dornenvolle Erdenbahn. Vergebe ihr Gott! —

31.

Die Franzosen nahmen, statt die erste Bestürzung zu benutzen und auf Gent vorzurücken, Courtray ein, wo in der Kirche noch die goldnen Sporen der in jener Schlacht erschlagenen französischen Ritter als Siegeszeichen aufgehangen waren und verbrannten die Stadt, bald dem Grafen Brügge und mehrere andere Städte erstürmten und zogen dann nach Frankreich zurück. Die Empörung war mit Strömen Bluts gestillt und ganz Flandern, mit Ausnahme Gents, seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen. Aber diese Stadt verlor durch alle dies den Muth noch nicht, widersetzte sich standhaft und zog die Flamländer zu ihrem Schutze herbei. Der Graf Ludwig von Flandern konnte seinen Schwur erfüllen, ihnen nie verzeihen, denn er starb ein Jahr nach der Schlacht

fest umfaßt, und es war mir, als müßte ich mich auf ewig von ihm trennen. Meine Ahnung trog nicht, ich habe ihn nicht wieder gesehen!

Seit der Nachricht seines Todes stand ich ganz verlassen auf der Welt. Es schauderte mich bei dem Gedanken, dennoch verlor ich nicht den Muth, und für nichts in der Welt wäre ich zu meinem Vater zurückgekehrt, dazu war ich zu stolz. Ich fing einen kleinen Handel an, fristete mein Leben damit, doch von der Stunde an, wo ich Dich in meinen Armen hielt, schien neue Kraft in mir aufzugehen, und ich sah getrost der Zukunft entgegen, die mir nur durch Dich noch werthvoll war. Doch meine Prüfungzeit war noch nicht vorüber, noch folgte die rächende Vergeltung meinen Schritten. Wenige Monate nach Deiner Geburt ward unser Haus ein Raub der Flammen, und von all meiner Habe rettete ich nichts als dies Kleid und diese Perlenschnur, das letzte Geschenk meiner hingeschiedenen geliebten Mutter.

Ich habe seitdem mein Leben mühevoll unter Seufzern und Thränen verbracht, aber Dein Lächeln, Deine Liebe, auch Deine Schönheit, Marie, haben mich getröstet und mir das vergütet, was das Schicksal mir nahm. Sauer ist mir mein Leben geworden, aber seit dem Brande

meiner Wohnung hat das Glück mich begleitet, wenn es mir die Gaben auch nur sparsam aus seinem Füllhorn zutheilte. Für Dich habe ich gearbeitet Tag und Nacht und manch' schönes Goldstück zurückgelegt, für Dich will ich arbeiten heute und morgen und bis an mein Ende.

Aber nun komm! sprach sie aufstehend, da Marie ihr gerührt um den Hals fiel: Laß dies überspannte Wesen und bring' Deinen Anzug nicht in Unordnung — Du weißt nun, daß Deine Mutter sowohl wie Du sich nicht zu schämen braucht in den Kreis der Kaufherren zu treten; fasse daher Muth, vergiß Torben und denke nur an Christian, den künftigen König Dänemarks.

Von dieser Erzählung tief erschüttert, vergaß Marie Torben dennoch nicht, glaubte sie doch ihm nun näher zu stehen.

8.

Mutter und Tochter traten mit dem alten Rathsherrn in den Tanzsaal. Die Augen Aller, besonders der Frauen, die Männer sahen nur auf das holdlächelnde Antlitz des Mädchens, waren auf Marie und ihren geschmackvollen An-

zug gerichtet. Regte sich auch der Neid in mancher Brust, so mußten sie doch gestehen, daß das lichtblaue Sammethäubchen, unter welchem die langen goldgelben Flechten üppig herabhingen, daß das knapp anliegende Leibchen mit seinen aufgeschlitzten weiten Ermeln und seinen goldnen Schnüren, die es von vorn zusammen hielten, daß der faltige weißwollene Rock mit seinen seidenen Bändern dem Mädchen gar gut stehe und das Ganze eine reizende Erscheinung sei. Unbefangener als am Morgen grüßte sie freundlich, nahte sich, zwar etwas schüchtern, Margarethen Krabbe, die sie heute früh so liebreich angeredet hatte, und nahm dann neben ihrer Mutter Platz, welche mit ihrem Benehmen zufrieden zu seyn schien.

So saß sie wohl eine Stunde in banger Erwartung, ehe die Nachricht kam, daß der Prinz nahe. Trompeten verkündeten endlich seine Ankunft, die alten Flügelthüren rauschten auf, und Christian trat, königlich geschmückt, mit einem zahlreichen Gefolge ein. Mariens Auge ruhte auf der schönen Gestalt, dem edlen Antlitze des 25jährigen Prinzen, nur war ihr der ernste finstere Blick, mit der er in der Versammlung umher sah, nicht wohlgefällig; doch als sein Auge

sie traf, die sich hinter der Mutter verborgen hielt, ward schnell der finstere Ernst freundlich, und mit dieser Freundlichkeit schien eine unwiderstehliche Anmuth sich über ihn zu verbreiten. Aengstlich erwartete sie nun den Augenblick, wo er sich ihr nahen, mit ihr sprechen würde; aber er blieb entfernt, unterhielt sich mit den Herren des Rathes und einigen reichen Kaufleuten, und so hatte sie Zeit, mit ihrem Blick Torben aufzusuchen, den sie endlich, hinter einer Säule gelehnt, sein Auge düster auf sie geheftet, stehen sah. Auch er blieb von ihr fern.

Da erscholl das Zeichen zum Tanze. — Mariens Herz klopfte, da sie des Prinzen Auge nach ihr gerichtet und ihn sich ihr nähern sah; doch einige Worte, die der Kanzler ihm zuflüsterte, leiteten seine Schritte nach der andern Seite, während Walkendorf ihm die Tochter des Bürgermeisters zuführte; der Prinz dieser einige verbindliche Worte sagend, ergriff ihre Hand und der Tanz begann.

Mariens Auge folgte bald dem Prinzen, bald suchte es Torben, der noch immer auf der nämlichen Stelle stand. — Niemand kam sie zum Tanz zu fordern; sie beachtete es nicht, aber Frau Sigbritt knirschte vor Wuth. Da trat jetzt

Torben hinter der Säule hervor, nahte sich ihr, bot ihr, ohne ein Wort zu sagen, die Hand und schwebte mit ihr dahin. Das vergelte Dir Gott! ich vergesse es Dir nie! murmelte Frau Sigbritt.

Marie flog nun mit ihm dahin, und trotz der wirbelnden Bewegung des Tanzes, traf ihr Blick doch zuweilen den Prinzen, dessen Auge ihr stets folgte. Aber in dem Arme des Geliebten ruhend, oft von ihm, vielleicht absichtslos, an seine Brust gedrückt, verwebte sich nach und nach Vergangenheit und Gegenwart so innig, so fest mit einander, daß ihr Herz in Liebe für Torben schlug, wenn auch ihr Blick den Blick des Prinzen traf.

Eben ruhten sie, als Walkendorf zu ihnen trat und Torben zuraunte: Seid Ihr toll, habt Ihr meine Warnung jetzt schon vergessen?

Was sagte der Kanzler? war die erste Frage, welche Marie an ihren Tänzer that.

Er warnte mich vor einem allgewaltigen Nebenbuhler! erwiderte der junge Mann bitter lachend.

Nebenbuhler? wiederholte Marie.

Fürsten glauben, jede Schönheit habe Gott nur für sie allein geschaffen — und jedes Weib ist auch eitel genug, stolz auf ihre frechen Bewer-

bungen zu seyn, sagte er mit Bitterkeit, und drückte heftig Mariens Hand, die noch in der Seinen ruhte.

Was sollen diese Worte, was dieser Druck, Herr Torben? fuhr Marie, ihre Hand ihm entziehend, empfindlich auf.

Die Gefühle meines verwundeten Herzens ausdrücken, das sollen sie! erwiderte er leidenschaftlich, und vielleicht gut für ihn, daß in diesem Augenblick die Musik schwieg, Marie zu ihrer Mutter zurückging, und so das Gespräch abgebrochen wurde.

Als die Musik von Neuem begann, trat der Prinz auf sie zu und führte sie zum Tanze. Wer hierbei das Gesicht der Frau Sigbritt sah, der konnte in einen Spiegel schauen, aus dem nur Wonne und Seligkeit strahlte. Nicht so freudetrunken folgte ihm Marie, sie zitterte, als sie ihre Hand in der Seinen fühlte, Angst und Freude, Lust und Schmerz durchschauerte sie. Sie gedachte Torbens verwundender Worte, und noch saß der Stachel, der sie verletzt hatte, in ihrer Brust, denn der Druck, den ihre Hand jetzt fühlte, mochte ihr sagen: Er hatte doch recht! —

Der Prinz sprach während des Tanzes viel

mit ihr, sie erwiderte bescheiden und zurückhaltend. Fürsten glauben jede Schönheit sei nur für sie allein geschaffen! Diese Worte aus dem Munde eines ihr noch immer werthen Mannes, hatten ihr Selbstgefühl geweckt, und er, der dies gesagt, war ja in ihrer Nähe und beobachtete sie, dies machte sie noch vorsichtiger, noch aufmerksamer auf sich. Sie wies deshalb des Prinzen Schmeicheleien kalt, seine Bewerbungen um ihre Gunst stolz zurück. Er schien darüber empfindlich, und wahrscheinlich ihren Stolz, den ein Weib wohl selten seinen verführerischen Worten entgegengesetzt hatte, zu demüthigen, begann er folgendes Gespräch.

Ihr wohnt am Hafen, schönes Kind?

Ja, gnädigster Herr! erwiderte sie unbefangen.

Eure Mutter hält dort eine Herberge?

So ist es! Wir nähren uns redlich und ehrlich, sind arm, aber fromm!

Und wie kamet Ihr zu der Ehre, an der Spitze des Zuges mich zu bewillkommnen?

Gnädigster Herr, da fragt ihr mich zu viel! antwortete sie rasch. Man muß mich dazu für würdig gehalten haben, und habt Ihr die Meinung der Stadt nicht getheilt, so müßte es mir

doppelt kränkend seyn, mich jetzt an Eurer Seite zu sehen.

Statt Antwort umfaßte sie der Prinz und stürmte mit ihr im schnellen Tanze dahin.

Weil Du die Schönste bist, darum wählten sie Dich, und ihre Wahl war gut! raunte er ihr zu, als der Tanz beendet war, und sein Blick heftete sich dabei flammend auf ihr erröthendes Antlitz.

Von diesem Augenblicke an konnte des Prinzen Bewerbung um die Gunst des schönen holländischen Mädchens Niemanden mehr ein Geheimniß seyn. Sie war fast den ganzen Abend seine Tänzerin, er sprach viel und mit Wärme zu ihr, und obgleich dies Mariens längst schon rege gewordener Eitelkeit schmeichelte, und auch die Person des Fürsten mit Torben verglichen, nur gewinnen konnte, so blieb sie dennoch ihrem Vorsatze getreu, hielt den, an keinen Widerstand Gewöhnten in den gehörigen Schranken, und ihre Weiblichkeit, ihr Stolz vergaben sich nichts.

Noch schwebt ein schützender Engel über Dir, möge er Dich nie verlassen! sagte Torben, als er nach der Tafel an ihr vorüber ging. — Das gebe Gott! sprach das Mädchen leise vor sich hin,

und legte dabei die Hand auf ihr Herz, das wohl mehr dem Versucher als dem schützenden Engel entgegen schlagen mochte.

9.

Am andern Morgen fand zwischen Mutter und Tochter wieder eine lange Unterredung statt. Marie erzählte ihr offen Alles, was der Prinz ihr gesagt, und bei jedem Schmeichelworte, das sie wiederholte, schwamm das Auge der Frau Sigbritt in Freudenthränen, wobei sie die Tochter ermahnte, nicht thörigt, sondern vorsichtig zu handeln, und ihr Glück nicht von sich zu stoßen.

Ihr meint es gewiß gut mit mir, liebe Mutter, sagte Marie endlich, aber Ihr findet mein Glück, wo ich es nicht suche. Mir genügt ein stilles, das ich, ohne mir selbst Vorwürfe machen zu müssen, genießen darf; ein solches kann mir der Prinz nicht geben. —

Marie! unterbrach sie Frau Sigbritt. In Deinen Jahren hatte ich leider schon die traurige Erfahrung gemacht, daß die Wünsche des Herzens, wenn auch befriedigt, nicht für's

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18762/042

von Rosebecque und erst mehrere Monate nach seinem Tode schloß Roger Everwein mit seinem neuen Oberherrn, Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, für seine Vaterstadt einen ehrenvollen Frieden, der unter manchen milden Bedingungen, eine allgemeine Amnestie enthielt. Peter Dubois benutzte sie und zog mit seinen aufgehäuften Schätzen nach England.

Leben ausreichen. Als ich das elterliche Haus verließ, dünkte ich mich in Deines Vaters Armen reich, reicher als daheim in meinen Prunkzimmern. Da wir als Bettler in Rotterdam einzogen, dauerte der Wahn noch fort, aber wie bald verschwand er bei Noth und Sorgen. — Um das Leben zu fristen, mußte er Brod in einem fernen Welttheile suchen, statt dessen fand er den Tod. Nimm ein Beispiel an mir! Ich hatte der Liebe Alles geopfert, was reichte sie mir zum Ersatz? Die Tochter des reichen Handelsherrn von Vliessingen mußte auf dem Markte von Amsterdam Nüsse feil bieten, muß hier Fische kochen und dem Schiffsvolke Bier schenken. — Wisse, daß im Elende die Erinnerung an glückliche Vergangenheit doppelt schmerzhaft ist. — Tritt jetzt vor Deinen Spiegel, sieh Deine ärmliche Kleidung und denke, wie schön geschmückt Du gestern warst! — Marie seufzte tief auf — So schön könntest Du Dich alle Tage sehen, Ueberfluß würde Dich umgeben, die gestern stolz auf Dich blickten, würben in Demuth um Deine Gunst, Du beherrschtest des Prinzen Herz und somit ganz Norwegen.

Und welches Loos würdest Du Deiner Mutter bereiten, fuhr sie nach einer Pause fort: Wie

herrlich würdest Du ihr die an Deinem Krankenbett durchwachten Nächte, die Stunden voll Sorge und Angst, die sie um Dich verlebte, belohnen! — Ja, Duvecke, herrschen würde sie durch Dich, und herrschen — Kind! wer so lange trotz seines aufstrebenden Geistes sich krümmen und bücken mußte, wen das Elend immer nieder hielt, dem ist das Wort allein schon ein Himmelswort, und das Vollbringen seine Seligkeit! — Doch davon verstehst Du nichts, das fühlst Du nicht, aber glaube mir: die gefallenen Engel träumen sicher Tag und Nacht, wie sie wieder in aller Kraft, und herrlicher, schöner, mächtiger als sie ihn verließen, in den Himmel zurückkehren können. Und so geht es auch mir; Tag und Nacht strebt meine Seele aufwärts, denn wer einmal an der Tafel des Wohllebens schwelgte, den treibt es immer wieder dahin. —

Marie hatte der Mutter ruhig zugehört und schüttelte ungläubig den Kopf. Ihr Herz war ihr Alles, Rathgeber und Führer, war ihr Paradies, ihre Hölle, was außer ihm lag, hatte keinen Werth für sie; nur die Schwäche aller Evenstöchter, die Eitelkeit behauptete allein noch ihr Recht neben dem Klopfenden. Der Mutter Worte fruchteten wenig; wenn nicht die Eitelkeit

sie verlockte, wenn ihr Herz nicht Torben vergessen lernte, wenn es nicht liebend dem Prinzen entgegen schlug, so konnte Frau Sigbritt an die Erreichung ihrer sehnlichsten Wünsche nicht denken.

Aber die kluge Frau beurtheilte auch ihre Tochter richtig. Sie sah bald ein, daß nicht Ehrsucht, nicht der Reiz des Goldes auf Marien wirken könne, und berührte deshalb diese Saite nicht wieder. Hingegen beschloß sie, obgleich sie Torben wohlwollte, ihn auf irgend eine Weise zu entfernen, denn ihn sah sie für das größte Hinderniß bei der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches an. Nicht allein um ihrer selbst willen, auch aus grenzenloser Liebe zu ihrem Kinde suchte sie nun alle Mittel hervor, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und in dem Wahn, der Tochter Glück zu befördern und sie in einen Himmel voll Freuden einführen, vergaß sie, daß ein frommer Sinn, ein unbescholtener Wandel, das innere Bewußtseyn allein das Paradies eines reinen Gemüthes seyn kann.

Noch an dem nämlichen Abend wurde sie zu dem Kanzler beschieden, der von dem Prinzen den Auftrag hatte, wegen Marie mit Frau Sigbritt zu unterhandeln. Dem Kanzler schien dies, wie

er die Mutter zu kennen glaubte, ein leichtes Geschäft, und er erstaunte nicht wenig, als ihm diese auf den nach seiner Weise sehr zart eingerichteten Vortrag erwiderte: Ehrwürdiger Herr! gebt Euch keine Mühe der lockern Sache ein Mäntelchen umzuhängen, ich verstehe schon was Ihr wollt, muß aber versichern, daß Ihr in uns irrt. Geld und Gut reizen mich und mein Kind nicht, ein ähnlicher Antrag ihr selbst gemacht, würde mit verwundendem Stolze zurück gewiesen werden; nur die Liebe vermag sich ihr Herz zu öffnen, der Eigennutz wird es nie. —

Frau! unterbrach sie Herr Walkendorf: Seid Ihr bei Sinnen? Glaubt Ihr, der Kronprinz von Dänemark werde wie ein girrender Täuber Eure Tochter umkreisen, wie ein ehrlicher Bürgersohn um seines Nachbarn Kind um sie werben?

Wie seine Hoheit, unser gnädigster Herr, es für gut findet! erwiderte Frau Sigbritt. Ist ihm der Preis der Bewerbung nicht werth, mag er sich eine leichtfertige Dirne suchen, deren Tugend er mit Goldgülden aufwägen kann. Mein Täubchen fängt er nicht im goldenen Netze!

Der Kanzler hatte, während sie sprach, Frau Sigbritt fest ins Auge gefaßt. Auch er war zu klug und fein, um sich lange täuschen zu lassen.

Hört Frau! sagte er endlich. Ich glaube Euch zu durchschauen! —

Wohl möglich! unterbrach sie ihn mit dem ihr eigenen Lächeln, das zwischen Hohn und Gutmüthigkeit schwankte. Ihr seid durch ganz Norwegen als ein sehr weiser Mann bekannt.

Ihr wollt den Prinzen fest umgarnen, oder lieber gar nicht, fuhr der Kanzler fort.

Ihr errathet gut, gnädiger Herr!

Wir verstehen uns also, sagte nun der Kanzler und ich muß Euch Eurer Vorsicht wegen loben, spannt jedoch die Saiten nicht zu hoch, verlangt nicht das Unmögliche!

Sigbritt nickte bejahend.

Kömmt Herr Torben noch in Euer Haus? fragte der Kanzler weiter.

Seit der Prinz hier ist, kam er nicht.

Ist er Euch lästig!

Er könnte es werden, erwiderte sie.

Gut, so muß man ihn entfernen! Frau Sigbritt schien dies gleichgültig zu seyn. Der Kanzler sprach hierauf noch lange mit ihr, und als er sie entließ, mußte er sich gestehen, daß die Alte eine verschlagene kluge Frau sei.

10.

Es war ein warmer schöner Abend als Mutter und Tochter, die frische Luft zu genießen, nach dem unfern des Strandes gelegenen Birkenwäldchen lustwandelten. Marie hatte ihr Sonntagkleid anziehen, und, obgleich es Werkeltag war, sich besonders schmücken müssen. Dies fiel ihr auf, und während des ganzen Weges war sie in sonderbarer Stimmung, besonders da ihr die Mutter auf ihre desfalsigen Fragen keine genügende Antwort gab. Sie gingen Beide schweigend neben einander und setzten sich endlich auf eine Rasenbank unter einem hohen schattigten Baume. Mutter! sagte Marie plötzlich und sank ihr um den Hals. Ich fühle mich so beängstigt, und weiß doch nicht weshalb, mein Herz klopft, und ich weiß nicht wem es entgegen schlägt. Ihr glaubt nicht, welchen schweren Kampf ich mit mir kämfen muß, nach Zweien zieht mich Herz und Sinn, und ich weiß doch, Keiner kann der Meine werden; reich' ich dem Einen die Hand, so untergrab' ich sein ganzes Lebensglück, folg' ich den Lockungen des Anderen, so ist meine Ruhe, meine Seligkeit dahin. Ach, Mutter! könnt Ihr denn nicht einen Schleier vor meine Vergangen-

heit breiten, daß ich gleich einem Erblindeten, der zum ersten Male wieder die Glut der Abendsonne erblickt, nach meiner Zukunft schauen, hoffen und nur das Erreichbare träumen kann? — Ach, es ist hart, wenn man Gott bitten muß, das, was uns theuer ist, vergessen zu lernen.

Du schwärmst schon wieder, Marie! Warum immer Marter statt Freude, immer Leidenschaft statt Ruhe? nahm Frau Sigbritt das Wort: Wär' ich an Deiner Stelle, würden mir die Verhältnisse, wie sie sich Dir gestalten, nur erfreulich seyn. Du hast die Wahl zwischen einem reichen Edelmann und einem Königsohn! — Wähle wie Du willst, es lächelt Dir ein Glück, das Du nicht träumen konntest, als Deine zarten Händchen in Amsterdam mit den Nüssen spielten, die ich feil bot.

Mutter! unterbrach sie das Mädchen: Meine Neigung gegen Torben glimmt trotz seines Betrugs immer noch in meinem Herzen, wär' er noch Oluf, ich folgte Eurem Beispiel, flöh' mit ihm, wohin er wollte, den Lockungen meiner Eitelkeit zu entgehen, aber so —

Horch! welch Geräusch! Er kommt! fuhr plötzlich Frau Sigbritt auf.

Wer kommt? fragte ängstlich Marie, sich an die Mutter klammernd. Um Gotteswillen, wer kommt?

Jemand, dem Du mit Zartheit widerstreben, aber nicht zurückstoßen sollst, dem, wenn Du auch noch kluger Weise zögerst, Du Dich ganz zu eigen hingeben mußt — Aber halte mich nicht zurück, laß mich! — Bleibe hier auf diesem Rasensitze, ich muß Dich verlassen! Dies sagend eilte sie ins Gebüsch — hinter Marien rauschte es von Neuem und Torben lag zu ihren Füßen.

Noch einmal muß ich Dich sehen, Mädchen meiner innigen Liebe, rief er, noch einmal Dich sehen in der Glorie Deiner Unschuld! Ich muß fort, weit weg von hier! Fremde Länder muß ich betreten, daß Dein Auge mich nicht mehr schauen, Dein Ohr mich nicht mehr hören, daß ich Dich nicht warnen, Dir nicht rathen kann.

Steht doch auf, Herr Torben! bat Marie, durch seine Erscheinung furchtbar überrascht. Den Prinzen hier zu sehen hatte sie gefürchtet, und nun stand er vor ihr, dessen Stimme schon allein die vergangene schöne Blüthenzeit zurück rief. Steht auf, und sagt mir mit Ruhe, was Euch hierher führt!

Ich habe den Befehl, schon morgen Bergen

zu verlassen, sprach er, immer noch leidenschaftlich, und muß in Geschäften des Prinzen nach Lübeck. Absichtlich reißen sie mich von Dir, uns für immer zu trennen; deshalb, Marie, höre mich an! — Ich habe mein Inneres sorgsam geprüft, und nach dieser Prüfung gefunden, daß mir Dein Besitz höher steht, als alles andere Irdische. Willst Du in dieser Nacht mit mir fliehen, willst Du Dich mir anvertrauen, so schwör' ich bei allen Heiligen, der erste Priester, der mir begegnet, soll uns vereinen! — Höre die Stimme der Liebe, höre die Stimme der Tugend, jene ruft, diese warnt Dich! — Folge mir!

Torben, erwiderte das Mädchen schon schwankend, wie kann ich das? Vertraute ich auch Euren redlichen Gesinnungen, könnt' ich auch fest auf Eure treue Liebe bauen, dürft' ich wohl meine Mutter verlassen, die so viel für mich gethan, deren einziges Glück ich bin? — Wenn auch die Liebe mich rief, müßte doch auch hier die Tugend mich warnen. —

Marie! unterbrach sie der Jüngling mit Heftigkeit. Bleibst Du hier, so bist Du verloren! Von Deiner Mutter umgarnt, von Deiner Eitelkeit verlockt, sinkst Du rettungslos! — Er schwieg. Marie sah vor sich nieder und wagte nicht an ihm

aufzublicken. Da ergriff er traulich ihre Hand. Schön bist Du und herrlich, rief er entzückt, Liebreiz umstrahlt Dein Engelsantlitz, Tugend breitet ihre reinen Strahlen um Dein Haupt; sollten es nur die Strahlen der Abendgluth seyn, die untergehen und verschwinden? — Nein, nein! der Schöpfer kann sein Meisterstück nicht zertrümmern lassen, nein, nein! — Und doch — kehrt' ich zurück, und sähe die Verlassene, Schuldbeladene ihr Unglück bereuen, so bliebe mir dann von Allem, was ich für sie empfand, nur das erbärmliche Gefühl des Mitleids, müßt' ich selbst sie fortan meiden, sie fliehen — O, Marie! es muß furchtbar seyn, das, was man liebte, vergötterte, nicht mehr achten zu können!

Ich folge Dir! sagte sie rasch.

Du folgst mir? — Nun, so sei Gott gelobt, der Dich dies Wort sprechen ließ, der Deine Seele vom Verderben rettete! — Um die Stunde der Mitternacht erwarte mich am Hafen — Ach, ich bin nun so glücklich, Marie, so überschwänglich glücklich! — Er schlang seinen Arm um sie, und sie sträubte sich nicht, er preßte sie an sein Herz, ganz Liebe duldete sie es, und legte die glühende Wange an seine wogende Brust, als er plötzlich:

Das Bild.

Anekdote aus dem Leben des Herzogs von Nemours, im Jahre 1540.

1.

In Villa nova, im Piemonteſiſchen, ſaß der Herzog von Nemours mit ſeinen Officieren, meiſt jungen Edlen ſeines Heeres an der Tafel. Sie zechten und erzählten ſich beim Becher ihre in Paris, an dem Hofe Heinrich II., beſtandenen Abentheuer; eine luſtige Begebenheit folgte der andern, jeder wollte ſich auf dem Felde der Liebe hervorgethan haben und als der Herr von Paſſé eben in dem etwas prahlenden Tone von ſeinem Glücke ſprach, das ihm bei einer Dame geworden ſei und dieſe ſo deutlich bezeichnete, daß man ihren Namen leicht errathen konnte, ſetzte der Herzog, der bisher nur Zuhörer geweſen war, unmuthig ſeinen Becher vor ſich nieder und ſagte: „Paſſé! Im Reiche der Liebe iſt zwar Alles gute Beute, den Kühnſten wird die Schönſte zum Lohne; aber die Ehre ſeiner Minne genießt und ſchweigt. Der Name der Dame bleibt in des Ritters Herzen verſchloſſen, ihre Ehre heilig.“

Gerechter Gott! ausrufend, sich losriß und ins Gebüsch stürzte.

Träumt' ich, oder träum' ich noch? murmelte sie, Torben nachblickend: Ruht' ich nicht an seiner Brust, fühlt' ich nicht das laute Klopfen seines Herzens? — Und doch — Heilige Mutter! wer naht dort? — Es ist — der Prinz! sie sprang auf, wollte entfliehen, aber Christian war ihr schon zu nahe, um ihm ausweichen zu können; glücklicher Weise schien er Torben nicht bemerkt zu haben.

Du fliehst vor mir, schönes Mädchen? rief er ihr zu, verweile! wo Du bist, da möcht' ich ewig seyn! dann setzte er sich auf den Rasensitz und bat sie, neben ihm Platz zu nehmen; sie aber folgte seiner Einladung nicht, und blieb vor ihm stehen.

Du zitterst ja, Mädchen? — Deine Wange glüht, fürchtest Du mich? fragte er in sanftem Tone. Hat man auch Dir erzählt, daß der Prinz von Dänemark wild und rasch sei, daß er nur Krieg und Jagd liebe, kein Vergnügen an den stillen Freuden des Lebens fände und sein Herz so kalt und hart sei, wie die Felsen Norwegens? Ja! ich bin wild, bin heftig, Krieg ist mein Element, die Jagd meine Lust, aber in Deiner Nähe bin ich umgewandelt, da dringt Dein frommer Blick tief in mein Herz, es schlägt ruhig und mild, und ich

denke nicht an Jagd und Krieg, nur an Freude und Liebe. Sage mir, wie übst Du solche Gewalt über mich, welcher Zauber fesselt mich so unwiderstehlich an Dich? Ich habe in manches Mädchens Auge geschaut, aber ihn nicht darin gefunden, habe manch' schönes Weib gesehen, und sie hätte nicht Gewalt über mich, konnte mich nicht unwiderstehlich an sich ziehen. Aber mein Herz schmilzt an Deinem sanften Blick wie das Eis beim Strahle der Frühlingssonne, ich möchte ewig um Dich seyn, ewig Dir ins Auge schauen, denn was mir Ungenügsamen fehlte, finde ich in Dir vereinet, was mir ein Geheimniß war, ist mir durch Dich offenbart worden. —

Marie hörte die mit Innigkeit gesprochenen Worte des Prinzen gern, es hatte Werth für sie, solch wohlthätigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, aber sie schwieg dennoch und blieb mit gesenktem Auge vor ihm stehen.

Du schweigst, Marie, schließest mir die Pforten meines Himmels? Thu' das nicht! fuhr er fort, ergriff ihre Hand und sah liebend an ihr auf. Mein Wille, sagt man, sei eisern, und so ist es auch wohl, und doch möchte ich gern von Dir nur Liebe durch Liebe gewinnen. Rede, sei offen gegen mich, setze die Geduld des leidenschaftlichen

Ungeduldigen nicht auf zu harte Probe, sag' mir ein freundliches Wort!

Gnädigster Herr! stammelte das Mädchen.

Ist Dein Herz nicht mehr frei, liebst Du einen Andern? rief er mit Heftigkeit aufspringend, und sein großes blaues Auge rollte wild.

Marie erschrack vor diesem furchtbaren Blick, und da er ferner in sie drang, ihm Rede zu stehen, rang sich ein durch Angst erpreßtes: Nein! aus ihrer Brust.

Schnell, als wenn ein Windstoß die Wolke zertheilt, welche die strahlende Sonne verbarg, so war durch dieses eine Wort der Blick des Prinzen entwölkt, freudig strahlte er wieder auf das reizende Mädchen, dann umfaßte er die Zitternde, preßte sie heftig an seine Brust. Nun, dann! rief er, ist Dein Herz frei, so will ich es erringen, es muß mein werden, bei Gott und all' seinen Engeln, und sollte ich die drei Königreiche, die mein schönes Erbe sind, auf's Spiel setzen. Er hielt sie fest umschlungen, drückte stürmisch einen Kuß auf ihre unentweihten Lippen — da riß sich Marie empört aus seinen Armen, floh, und erst als sie das Birkenwäldchen hinter sich hatte, schöpfte sie Athem und erwartete die Mutter.

Sie mußte hier lange harren, denn Frau Sig-

britt, nicht ahnend, daß es Torben, und nicht der Prinz gewesen, den sie in der Ferne erblickt hatte, meinte doch, die Unterredung dauere etwas zu lange, schlich heran, lauschte, hörte nichts, trat näher und fand den Prinzen in gar sonderbarer Stimmung, halb in Wuth, halb in Entzücken. Er erwiderte kaum ihre Begrüßung, und als sie nach ihrer Tochter fragte, zeigte er mit der Hand auf den zu der Stadt führenden Weg und: Dorthin! war das einzige Wort, welches er ihr sagte.

Aber die Schlaue errieth leicht, was vorgefallen war, ließ sich nicht durch Ton und Blick abschrecken, wußte ihn geschickt in eine Unterhaltung zu verflechten, sprach von Marien, sagte auch unter andern absichtlich, daß jedes unzarte Wort das sittliche tugendhafte Mädchen empfindlich berühren müsse, und nur durch bescheidenes Annähern ihr Herz gewonnen werden könne.

Dem Prinzen mochte das Wort Bescheiden mißfallen, denn, obgleich er Sigbritt bisher ruhig angehört und sie nicht unterbrochen hatte, fuhr er doch jetzt heftig auf: Frau, Euch thut es mehr Noth Bescheidenheit zu lernen als zu lehren! Fürsten sprechen ihren Willen frei und rücksichtslos aus, bieten in der einen Hand ihre Liebe, in der anderen ihr Gold, und es würde sie schlecht klei-

den, wenn sie wie gemeine Buhlen seufzen und girren wollten. —

So ist es, Hoheit, aber so sollte es nicht seyn! erwiderte, nicht ohne Stolz, Frau Sigbritt. Die Liebe ist der einzige Tyrann in seinem Reiche, sie duldet keinen Anderen neben sich, läßt sich nicht ertrotzen, nicht befehlen, kehrt nur ein, wo es ihr gefällt, und hört nur auf Schmeichelworte, nicht auf Drohungen. Und so, mein gnädigster Herr, werdet auch Ihr nur mit einem leisen Tritte, nicht mit Galopp, auf Eurem wilden Streitroß ans Ziel gelangen.

Christian lächelte zwar bei diesen Lehren der besorglichen Mutter, sagte jedoch: Und wenn ich nun mein Streitroß besteigen, und das Ziel erringen *will*, könnt Ihr, kann ganz Norwegen mich daran hindern?

Oft büßten Fürsten solch' tyrannische That schwer! erwiderte sie furchtlos. Doch, wozu würde Euch dies nützen? lenkte sie klüglich ein, Eures Rosses Huf zerträte die Blume und sie stürbe dahin. Liebe will erworben, nicht ertrotzt seyn, in ihrem Reiche giebt es nicht Herren, nicht Knechte, wiederholte sie. Bedenkt dies, Hoheit!

Der Prinz schien diese Worte nicht ungütig aufzunehmen, und unterhielt sich noch über Ver-

schiedenes mit ihr, wobei er staunte, solchen Geist und diese Bildung bei einer gemeinen Frau, für die er sie halten mußte, zu finden; er entließ sie mit Bewunderung.

Sie eilte nun ihr Kind aufzusuchen, das sie weinend am Wege sitzend fand. Was ihr im Wäldchen begegnet, war wohl geeignet, ein ruhigeres Gemüth, als das bewegte Mariens in die qualvollste Unruhe zu versetzen. Sie fühlte, und war es sich jetzt zu ihrem Schrecken klar bewußt, daß selbst ihr Herz zwischen Torben und dem Prinzen schwanke. Zu jenem zog sie, sobald sie mit ihm sprach, der immer wiederkehrende Zauber der ersten Liebe, die Ueberzeugung, daß er nur in ihrem Besitze sein Glück finde, daß es Pflicht sei, ihrer ersten Neigung treu zu bleiben, mit zarten Banden hin. Diesen scheuete sie, fürchtete seine Bewerbung, aber der schöne königliche Jüngling bat so innig, sein wildflammendes Auge ward bei ihrem Anblick so sanft, der Löwe lag gebändigt zu ihren Füßen, sie konnte ihn zum Wohl so Vieler zähmen, den Harten mild umschaffen, alles dies sagte ihr, sie zu verlocken, die Eitelkeit, vielleicht auch ihre aufgeregten Sinne; nur die Tugend stand ihr, Torbens Bild in ihrem Herzen schützend, noch zur Seite. Aber auch diese bangte bei dem

Schritt, den sie heute Nacht zu thun versprochen hatte. Wie ein Schiff, das sein Steuer verloren, von jedem Windstoß getrieben, von jeder Welle bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert, auf dem ungestümen Meere dahin wogt, so schwankte sie zwischen Pflicht und Liebe, Eitelkeit und Sinneslust, und wußte nicht, wo sie den rettenden Anker auswerfen sollte. Auch war es ihr zweifelhaft geblieben, ob der Mutter Lehren Torben oder dem Prinzen gegolten hatten.

In dieser Stimmung traf sie Frau Sigbritt, der sie Alles, was ihr seitdem begegnet war, mittheilen mußte, wobei ihr nicht entging, daß die Mutter nicht ahnete, daß Torben früher als der Prinz da gewesen sei, sie hütete sich aber wohl, ihr dies zu sagen. Diese ließ sich noch Manches wiederholen, wägte sorgsam Wort und Handlung des Prinzen, und faßte nun die feste Ueberzeugung, daß er, trotz seines Ungestüms, das Netz, welches sie um ihn geworfen hatte, nicht werde zerreißen können. Sie lobte Mariens Betragen, warnte sie, sich nicht durch einen unbewachten Augenblick aus ihrem Gleichmuthe bringen, und rieth den seltenen Fisch noch lange an der Angel zappeln zu lassen, damit er sich erst tüchtig verblute, ehe sie ihn zu sich herauf ziehe. Marie versprach der

Mutter Lehren zu befolgen, hörte aber wenig auf die wohlberechneten Worte der klugen Frau, denn ihre Gedanken waren nur der Mitternachtsstunde geweiht; nur manchmal mußte sie, wider Willen, bei dem Augenblick verweilen, wo der erste Kuß ihre Lippen berührt hatte.

Kaum in ihre Wohnung angekommen, ging sie auf ihr Stübchen und, Kopfweh vorschützend, legte sie sich bald zur Ruhe. Aber nicht um zu schlafen hatte sie ihr Lager bestiegen, nur zu träumen schloß sie die Augen, und als die Mutter, die, um zu sehen, ob sie noch wach und leidend sei, sich heraus geschlichen hatte, sie wieder verließ, und bald darauf die Thüre ihrer Schlafkammer knarrte, da stand sie leise, aber eben noch so unschlüssig, wie am vergangenen Tage, wieder auf und setzte sich an das offene Fenster.

Es war eine stürmische Mondscheinnacht. Der Wind trieb die Wolken vor sich her, und nur zuweilen blickte des Mondes Silberlicht zwischen den Dunkeln hervor, tauchte ein Stern seine Strahlen in die brausende Fluth. Die Wellen brachen sich mit furchtbarem Getös an den Klippen, und Sturmgeheul und Wogengebraus machten einen schauerlichen Chor in der Grausen erregenden Nacht. Marie saß, ihr sorgenschweres

Haupt auf den Schwanenarm gestützt, sinnend da, hörte nicht das Rauschen des Sturmes, nicht das Toben der Wellen, ihr Auge sah nur nach einem am Ufer liegenden Kauffahrer, auf welchem noch Alles wach seyn mußte, denn bald wurden die weißen Segel auf- und wieder eingezogen, bald hörte man ein lautes Rufen oder sah Licht in der Finsterniß auftauchen und schnell wieder verschwinden.

Das ist also das Fahrzeug, dem ich Glück, Leben, Ruhe und Seligkeit anvertrauen soll? sprach sie, von diesem Gedanken tief erschüttert — Wohin wird es mich führen? — Plötzlich sprang sie auf, Es sei! rief sie. Hier bin ich verloren, ob dort? — das weiß nur der barmherzige Gott! — Ach, mein Schicksal ist in furchtbares Dunkel gehüllt, wohin ich mich wende, gähnt ein Abgrund mir entgegen! — Sie legte nun die Kleider zurecht, welche sie anziehen, auch die, welche sie mitnehmen wollte, doch das Geschenk des Kanzlers blieb in der Truhe. Als sie nun ihr kleines Bündelchen zusammenband, da sank ihr der Muth, helle Thränen stürzten aus ihrem Auge. Die Mutter sollst Du verlassen, ohne ihr Lebewohl gesagt, ohne sie noch einmal gesehen zu haben? Nein, das

vermag ich nicht! Und weiß ich auch, daß ſie mir, bin ich erſt Torbens Weib, bald folgen, mir nicht mehr zürnen wird, kann ich doch ſo nicht von ihr ſcheiden; noch einmal muß ich ſie ſehen und der ruhig und feſt Schlafenden ein leiſes Lebewohl zuraunen. Sie ſchlich in ihrem Nachtkleid über den kleinen Gang, öfnete die Thür und trat vor das Bett, wo ſie Frau Sigbritt ſanft ſchlafend fand. Da faltete ſie die Hände und betete leiſe vor ſich hin: Vergieb mir, heiliger Gott, wenn ich fehle, ich glaube Recht zu thun! Vergib auch Du mir, gute Mutter, deren überſchwengliche Liebe mich ins Verderben ſtürzt. Lebe wohl! zürne nicht Deinem unglücklichen Kinde! ſie wollte ſich fortſchleichen, doch als ſie ſich noch einmal nach der Mutter wandte, überwältigte ſie ihr Gefühl, ſie bog ſich über ſie, drückte einen leiſen Kuß auf ihren Mund — die Schlafende erwachte.

Mein Gott! was iſt Dir begegnet, was führt Dich hierher? fragte, kaum ihren Augen trauend, Sigbritt — Du ſiehſt ſo bleich, ſo zerſtört aus — Sage mir!

Nichts, liebe Mutter! erwiderte mit Faſſung Marie. Ich glaubte Dich ſtöhnen zu hören — es mochte wohl im Traum geweſen ſeyn — da

„Nun iſt die Reihe an Euch, gnädiger Herr!“ riefen die Anweſenden, dem Herrn von Paſſé die Entſchuldigung zu erſparen, und der Herzog, dem es wohl nicht an Stoff fehlen mochte, wollte eben beginnen, als ihm der Kammerdiener einen Brief überreichte, den ein Bote von Aſti gebracht hatte.

„Von Aſti?“ rief der Herzog ſtaunend. „Ihr Herren“ ſagte er, ehe er den Brief noch geöffnet „da erhalten wir ſicher Nachricht vom Feinde. In 14 Tagen iſt der Waffenſtillſtand zu Ende und dann wird uns der Marcheſe Pescara ſchon zu thun geben, daß es uns hier ſo wenig an Abentheuern fehlen wird als in Paris.“ Er beſah die Aufſchrift. „Handſchrift und Wappen ſind mir fremd“ ſagte er verwundert und erbrach den Brief.

Während er las, waren die Officiere ſtill und erwartungsvoll; ernſtere Gedanken hatten bei ihnen die leichtſinnigen verjagt und ſie waren auf die Nachricht geſpannt, welche der Herzog aus dieſer, vom Feinde beſetzten Stadt, erhalten konnte. Aber ſie hatten ſich getäuſcht. Anfangs las der Herzog aufmerkſam, dann ſah man ſein Auge feurig glühn, zuletzt lachte er hell auf. „Schaff mir den Boten, ſchnell, ſchnell!“ rief er jetzt dem Kammerdiener zu; aber der Bote war verſchwunden und nirgends mehr zu finden.

„Ihr Herren!“ begann nun der Herzog verdrießlich, daß der Bote ihm entwiſcht war „Während Ihr von Euern Abentheuern erzählt, bietet ſich mir eins, gar ſonderbarer Art dar; der Brief iſt von einer Dame, die ſich mir aber nicht genannt hat. — Hört den ſonderbaren Inhalt“ er las:

ſprang ich auf, um zu ſehen, ob Dir etwas zugeſtoßen ſei, Gott lob, daß es ſo iſt! — Sei ohne Sorgen und verzeih' mir die Störung — Gute Nacht!

Marie! rief die Mutter ſie zurück, das Mädchen wandte ſich, ſank in ihre Arme und weinte bitterlich — Marie was iſt Dir?

Ach, Mutter! rief ſie ſchluchzend: Ich bin ſo unglücklich, bei Tag und Nacht habe ich nicht Ruhe, ſeid mir nicht böſe, überlaßt mich meinem Schickſale!

Ein Zugwind wehte eben das Nachtlämpchen an, daß es aufflackerte und Mariens Geſicht hell beſchien; die Mutter betrachtete ſie forſchend, befahl ihr, ſich wieder zu Bett zu legen und ſie nicht noch einmal zu ſtören — Marie drückte ſie leidenſchaftlich an ihre Bruſt, dann gehorchte ſie und ging.

Als das Mädchen in ihr Stübchen trat, rief der Hafenwächter die eilfte Stunde ab. Nur noch eine Stunde und der entſcheidende Augenblick ihres Lebens war da. Mit jeder Minute ſtieg ihre Unruhe; ſie that alles Mögliche ſich Muth einzuſprechen, ſuchte ſich zu überzeugen, daß der Schritt, den ſie thue, der Einzige zu ihrer Rettung ſei, aber ſie konnte ihre Zweifel

nicht lösen, ihre Angst nicht beschwichtigen; ihr Zustand war bedauernswerth. Selbst von dem Prinzen sich trennen zu müssen, war ihr schmerzhaft, manches Bild glänzender Zukunft schwebte ihr vor, um es jetzt für immer entschwinden zu sehen.

Immer noch brauste der Sturm, tobten die Wellen, als die Stunde der Mitternacht nahte. Marie stand reisefertig, den Blick gen Himmel gehoben, am Fenster und flehte zu Gott, ihr einen Strahl seines Lichtes zu senden, der sie erleuchte. Da glaubte sie ihren Namen zu hören, sah hinab, und Torben stand unten, winkte und bat, daß sie herunter kommen möge — Sie wankte noch, zögerte zu antworten, doch endlich rief sie leise: Ich komme! ergriff das kleine Bündel, öffnete vorsichtig die Thür, schlich hinunter, schob den Riegel zurück, und lag in Torbens Armen.

Endlich hab' ich Dich errungen! rief er freudetrunken — Komm, Geliebte, das Schiff liegt bereit, schnell sind die Anker gelichtet, und dann bist Du mein!

Wenn es Gott will! sprach Marie zitternd, denn der Muth war ihr gesunken, da sie dem Hause, wo ihre Mutter sorglos schlief, den Rücken kehren und es auf immer verlassen sollte.

Komm, komm! bat Torben, der Verräther wacht!

Er wacht! schallte es hinter ihm, und Frau Sigbritt, von drei handfesten Knechten gefolgt, ergriff der Tochter Arm. Folge mir, ungerathenes Kind! rief sie der Bebenden zu, und riß sie mit sich fort. Torben warf sich ihr entgegen: Ich lasse sie nicht, rief er wüthend, und sollte ich Euch mit mir auf mein Schiff führen und davon fahren! Er pfiff, man hörte Lärm auf dem Schiffe.

Packt ihn fest und schleppt ihn ins Haus! befahl jetzt Sigbritt — doch Torben zog sein Schwert: Wer von Euch Elenden wagt es einen dänischen Edelmann anzugreifen? — ihm renn' ich das Schwert durch den Leib!

Versucht es! sprach Sigbritt höhnend; ließ ihr Kind los, stürzte sich in seine Arme und umklammerte ihn fest. Auf meine Verantwortung, packt ihn! rief sie ihren Knechten zu, die auch thaten wie sie befahl. Bindet ihn und führt ihn an den Brunnen! fuhr sie immer heftiger fort — Dringen die Seinen in mein Haus, so werft ihn hinein, daß ein dänischer Edelmann norwegisch Wasser trinken lerne. Nach einer

Stunde

Stunde laßt ihn frei, und wehe Euch, sprecht Ihr von der Sache ein Wort! Die Knechte schleppten ihn ins Haus, während Frau Sigbritt mit ihrer Tochter eine Bekannte aus dem Schlafe weckte, in deren Haus sie sich dann bis zum kommenden Morgen aufhielt.

11.

Als es tagte, machte sich Frau Sigbritt auf und ging erwartungsvoll nach ihrer Wohnung. Dort fand sie alles in Ordnung, und erfuhr, daß, kaum daß die Knechte die Thüre verschlossen, Diener und Schiffsvolk herbei geeilt seien, und ihren Herrn zu sprechen verlangt hätten. Auf ihr Weigern hätten die Diener mit Gewalt in das Haus dringen wollen, wären aber von dem Schiffsvolk daran gehindert worden, welches nicht zugegeben hätte, daß Mutter Sigbritt irgend ein Leid zugefügt werde. Nach vielem Hin- und Herreden sei die Stunde verflossen, und der junge Herr, der sich während der ganzen Zeit still verhalten habe, durch ein Hinterpförtchen entlassen worden. Ein Glas gebrannten Wassers und ein tüchtiger Krug Bier

war der Knechte Lohn, denen noch einmal die strengste Verschwiegenheit anempfohlen wurde.

Späterhin ließ Sigbritt auch Marie zurück kommen. Sieh das Vorgefallene als einen Fingerzeig Gottes an! war Alles, was sie über diese Sache sagte.

Das Schiff, worauf sich Torben befand, hatte noch in der Nacht die Anker gelichtet, und seine Fahrt nach Lübeck begonnen, wohin ihn Marie mehrere Tage im Wachen und Träumen begleitete. Während dieser Zeit belästigte sie Niemand. Der Prinz war in Geschäften nach dem Hülsho Kloster gereist, und so hatte sie in der Einsamkeit Muße über ihr Schicksal nachzudenken und mit ihrem Herzen ins Reine zu kommen. Ihr Verstand sagte ihr jetzt, daß sie es der Mutter danken müsse, ihre Flucht verhindert zu haben, denn nie würde es Torben unter solchen Umständen gelungen seyn, seine Schlösser und Meierhöfe zu verkaufen und das Geld ins Ausland zu ziehen, da der König nach dem Rechte damaliger Zeit seine Güter als verlassene Lehne zum Besten der Krone einziehen konnte; sie hätte ihn also zum Bettler gemacht. Bedachte sie hierbei nun noch, was er dann von der Rache des Prinzen zu erwarten gehabt, so mußte sie sich gestehen, daß Beide durch

der Mutter Vorsicht, die, durch Mariens nächtliches Erscheinen mißtrauisch geworden, die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, gerettet worden seien. Sie faßte daher den festen Entschluß, Torben zu vergessen, aber auch des Prinzen Bewerbungen zu widerstehen.

Ach wäre doch der Mensch so sehr Herr seines Handelns, als seines Willens, Leidenschaft würde ihn nicht so oft verlocken. Des Prinzen Bild hatte neben dem Bilde Torbens auch sein Plätzchen in Mariens Herzen gefunden, der Mutter Schilderungen einer glänzenden Zukunft beschäftigten oft und lange ihre Einbildungskraft. Torbens inniger Blick, seine zutraulichen herzlichen Worte waren, da er fern von ihr war, nicht mehr die Warnungsstimme eines schützenden Engels, und nach und nach schwebte sein Bild immer schwächer, immer matter an ihr vorüber. Marie war bei allen trefflichen Eigenschaften ein Kind der Eitelkeit.

Frau Sigbritt's Wohnung wurde jetzt immer mehr und mehr von vornehmeren Bürgern, besonders von dem in Bergen zurückgebliebenen Gefolge des Prinzen besucht. Marie konnte nicht umhin, sich, auf der Mutter Verlangen, zuweilen unter ihnen zu zeigen, wo sie jedoch mit allem Anstande behandelt wurde, denn Keinem war die Be-

werbung des Prinzen entgangen, und dies zog wohl eben so sehr, als Mutter Sigbritt's gut gekochte Fische und Mariens Liebreiz die vornehmen Gäste nach dem Schwan. Hier hörte sie nun zuweilen, wenn die Herren in der oberen Weinstube beim Becher saßen, Manches, was sie in Erstaunen setzte, und das wohl geeignet war, den Eindruck, den der Prinz auf sie gemacht, zu verwischen. Man sprach oft von ihm, lobte zwar dann seinen Geist, seinen Muth, seine Thätigkeit in Geschäften, beklagte aber, wenn auch nur in doppelsinniger Rede, seinen Jähzorn und seine Härte, die oft, wie man sagte, an Grausamkeit grenzen sollten. Einstimmig war dann der Wunsch, daß er sich unter den Fürstentöchtern eine Gattin wählen möchte, denn nur von der Liebe zu einem zarten Wesen hofften sie, daß sich sein rauhes, hartes Gemüth sanfter und milder stimmen werde. Marie theilte, was sie gehört hatte, der Mutter mit, und verschwieg ihr nicht, daß sich dadurch ihre Furcht vor dem Prinzen vermehrt habe; doch Frau Sigbritt wußte dies geschickt zu ihrer Absicht zu benutzen, indem sie der Tochter vorstellte, welches Verdienst sie sich um die drei Königreiche erwürbe, wenn sie es wäre, die des Prinzen Charakter zur Milde stimme. Die Geliebte, setzte sie hinzu, hat

tausend Mittel, die der Gemahlin eines Fürsten entgehen, denn selten schließt Neigung ihren Bund, und nur der Neigung kann es gelingen, entschiedene Gewalt über das unbeugsame Herz eines Mannes zu gewinnen.

Diese Worte waren ein zündender Funke in Mariens Herzen. Von Natur weich und mildthätig, theilnehmend an fremdem Unglück, immer, selbst mit Aufopferung helfend, wo sie nur konnte, dies war ein Hauptzug in des Mädchens Charakter. Deshalb glaubte sie auch von dieser Stunde an, es sei gewissermaßen Bestimmung, daß sie zum Heil der Menschheit sich opfern müsse; sie erinnerte sich der Worte des Prinzen im Birkenwäldchen, und nun träumte sie im Schlafe wie im Wachen von dem Segen, den sie verbreiten würde, wenn sie den tyrannischen harten Fürsten zum milden Vater seines Volks umwandelte; Menschenliebe und Eitelkeit trieben sie an, das Wagstück zu versuchen.

Vielleicht war diese Schwärmerei nur ein über ihr Herz und ihre aufgeregten Sinne hingeworfener Schleier; sie wollte sich selbst täuschen, wollte es nicht einmal ahnen, daß sie Christian mehr als wohlwolle, sein Bild ihr in dem regellosen Fluge ihrer Phantasie immer

folge, wenn Torbens Bild nur noch in ihrem Stillleben sie umschlich. Sie mochte sich nicht gestehen, daß sie ihrer ersten Liebe jetzt schon ungetreu geworden, wollte es mit einer edlen Handlung beschönigen, und diese sollte sie dahin führen, wo ihr Herz schon lange gern, wenn auch mit Zagen, verweilt hatte.

In dieser Zeit kehrte Prinz Christian vom Kloster Hülcho zurück. Sein erster Gang war nach dem Hafen, wo er mehr nach dem weißen Schwan, als nach den ein- und auslaufenden Schiffen sah. Auch wurde er dafür belohnt, denn Marie saß, die Spindel in der Hand, am offenen Fenster; aber sie schien mit ihrer Arbeit so beschäftigt, daß sie nicht ein einziges Mal aufsah, und selbst das Jauchzen des Schiffsvolks bei der Ankunft des Prinzen sie nicht bewegen konnte aufzublicken. Aber demungeachtet lugte sie verstohlen seitwärts hinunter, und ihr Blick suchte und fand den Ersehnten.

An dem nämlichen Tage hatte Frau Sigbritt eine Unterredung mit dem Kanzler, wo sie diesen benachrichtete, daß die zwischen ihnen verabredete List, daß einige Gäste in Mariens Gegenwart über des Prinzen Rauheit und Härte sprechen sollten, völlig gelungen sei, wobei sie dem

Kanzler versicherte, daß sie jetzt die feste Ueberzeugung habe, der Prinz sei dem Herzen ihrer Tochter nicht mehr fremd. Doch bat sie ihn, der Sache ihren Lauf zu lassen, denn das Band würde nur um desto fester geknüpft, je unbefangener sich die Herzen ohne fremde Einmischung finden würden. Auch sprach heute die kluge Frau zum ersten Male von der Zukunft, erwog jeden möglichen Fall, und vergaß dabei sich und ihr Kind nicht im Geringsten.

Je öfterer Walkendorf Mutter Sigbritt, wie man sie allgemein nannte, gesprochen hatte, desto mehr erstaunte er über die Gewandtheit, den Alles rasch auffassenden Verstand und die Verschlagenheit des Weibes, und obgleich in ihm selbst, gewiß nicht aus eigennütziger Absicht, der Gedanke, Marie dem Prinzen näher zu bringen zuerst aufgestiegen war, so schien ihm doch jetzt schon die Mutter eine gefährliche Mitgabe zu seyn, die man, es koste was es wolle, sobald als möglich entfernen müsse. Er fürchtete den Einfluß, den die verschlagene Frau zu seinem Nachtheil über den Prinz erhalten könne, und hätte es noch in seiner Macht gelegen, würde er Alles gethan haben, seinen Herrn von Bergen zu entfernen. Aber dieser war zu leiden-

„Gnädiger Herr!

Die Herzöge von Nemours waren von jeher eben so tapfer als galant; von Gaston de Foix bis zu Euch wüßte ich Keinen, der nicht mit Freuden für die Dame seines Herzens gefochten hätte. Zu Euch habe ich noch stärkeres Vertrauen; Ihr sollt für eine Unbekannte einen Kampf bestehen, die wahrlich aus mancherlei Rücksichten es verdient, daß der Herzog von Nemours eine Lanze für sie bricht —

Hört das Weitere. —

In Asti lebt eine junge Wittwe, Julia Gonfalieri, der Marchese Pescara wirbt um ihre Gunst und die Stolze, wähnend, sie sei die Schönste des ganzen Piemonts, verlangte von ihm, was er auch gethan, sie öffentlich für die Schönste der Frauen zu erklären und Jeden, der daran zweifeln könnte, zum Kampf auf Tod und Leben mit noch drei Gesellen aufzufordern. Schon der Name Pescara, schon der Gedanke, daß ein Spanier eine solche Herausforderung in Eurer Nähe wagen kann, müßte Euch bewegen, den Fehdehandschuh aufzuheben, wie vielmehr werden es die Bitten einer Dame, die, wenn sie Euch jetzt auch noch unbekannt bleibt, doch nach dem Kampfe Euch ihren Namen wissen lassen und Euch zeigen wird, daß die, für die Ihr gekämpft, wahrlich den Preis der Schönheit vor Julia Gonfalieri verdient.

Hab' ich mich nicht in Euch geirrt, seid Ihr Eures Vaters würdig, so sendet Ihr einen Trompeter an den Marchese und laßt ihn wissen, daß Ihr den Kampf annehmt. — Gott schütze Euch!"

schaftlich, zu eigenwillig, als daß Walkendorf den Versuch nur hätte wagen dürfen; er mußte deshalb die Sache ruhig ihren Gang gehen lassen, da er wohl einsah, daß es besser sei, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, als das schon so weit Gediehene hintertreiben zu wollen.

12.

So hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als den feurigen Prinzen endlich die Ungeduld ergriff und er nicht länger, das schöne Ziel vor Augen, ohne Entscheidung harren wollte. Der Kanzler glaubte es seiner Würde nicht angemessen, hierbei öffentlich den Unterhändler zu machen, der Prinz konnte es nicht selbst, und so wählte dieser, vielleicht jenem zum Aerger, vielleicht auch, weil er keinem der Hofleute das Geheimniß vertrauen wollte, seinen Narren zu diesem Geschäfte.

Niels, ein kleines fast zwergartiges, aber sonst wohlgebautes Männchen, auf der Insel Langeland von wohlhabenden Eltern geboren, war schon vor mehreren Jahren an den Hof Königs Johann, Prinz Christians Vater, ge-

kommen: hier hatte man ihn zu manchen niederen Verrichtungen gebraucht, bis ihn endlich der Prinz näher kennen lernte, in seinem Gefolge mit nach Norwegen nahm, und ihm seiner guten Laune und seines Witzes wegen, die damals nicht entehrende Stelle eines Hofnarren gab. Niels hatte sich hierbei ausbedungen, nie für irgend ein übereiltes Wort bestraft zu werden; dies war bei des Prinzen heftigem Gemüth eine nothwendige Vorsicht, und Christian bekräftigte mit einem Handschlag, daß er nie wegen freimüthiger Aeußerungen bestraft oder seinem Jähzorne ausgesetzt seyn sollte, er gab ihm sogar die Erlaubniß, wenn ihn dieser ergriffe, ihm als Erinnerung an sein Versprechen, seine Schellenkappe verhalten zu dürfen. Uebrigens war das kleine Männchen, wenn er nicht zu arg gereizt wurde, ein gutmüthiger Narr, von theilnehmendem, fast zu weichem Gemüth, sprach selten von Jemanden Böses, und wurde von Jedermann geliebt, nur nicht von manchem anmaßenden Edelmanne, deren es zu damaliger Zeit in Dänemark gar zu viele gab. Sein Lautenspiel und daß er oft gar zierlich in Reimen sprach, machte dem Prinzen viel Vergnügen, und Lüttke Niels mußte überall zugegen seyn,

wo dieser sich aufhielt, der sonst argwöhnisch, ein großes Vertrauen in des Narren Anhänglichkeit und Treue setzte. Auch jetzt wurde er an Frau Sigbritt abgesandt, und ihm im Nothfall die Erlaubniß gegeben, selbst Marien des Prinzen heißeste Wünsche vorzutragen.

Er begab sich also nach dem Schwan, ließ ein Gericht Seefische auftragen, und bewillkommte Mutter Sigbritt nicht als Abgesandter, nur als Gast, doch ahnete diese bald, daß der Mann mit der Schellenkappe, der sich sonst selten in einer Herberge blicken ließ, nicht allein ihrer Fische wegen da sei. Neugierig was er wolle, unterhielt sie sich mit ihm und suchte ihn auszuforschen; aber das kleine Männchen beantwortete ihre Fragen nur kurz, aß seine Fische, und erst nachdem er seinen Krug Bier geleert hatte, meinte er: ein Gang in den kleinen Würzgarten könnte wohl nach solcher treflichen Mahlzeit nicht schaden. Frau Sigbritt glaubte ihn zu verstehen und begleitet: ihn hinunter.

Ein feines Gärtchen! sagte Meister Niels, als sie ein paar Mal auf- und abgegangen waren, und doch sollt Ihr noch eine Blume besitzen, schöner als alle, die ich hier sehe. Sig-

britt lächelte. Meinem Herrn, dem Prinzen, scheint sie gefallen zu haben, fuhr er fort — auch jetzt noch blieb sie stumm. Ich meine Euer Töchterlein, Frau!

Was kümmert Euch die, Meister Niels? unterbrach ihn Sigbritt.

Viel, sehr viel! — Ein schönes Weib gibt dem Narren mehr Stoff zum Lachen, als hundert Weise, denn in Jedem, der ihr naht und sich fangen läßt, sieht er bald seinen Bruder, wenn auch ohne Schellenkappe, der sich dann gar närrisch und possirlich gebehrdet. Die Liebe ist des Narren Paradies, des Verständigen Hölle.

Euch ist doch immer das Ernste nur Scherz! meinte Sigbritt.

Mit Nichten, Frau! fiel ihr der Narr schnell in die Rede. Oft ist mir der leichte Scherz ein bitterer Ernst. — Doch von etwas Anderem. — Wißt Ihr, in welcher Gestalt Ihr jetzt vor mir steht?

Eine sonderbare Frage! — Nun in welcher?

Ihr steht vor mir wie ein Vogelfänger, der ein zartes Täubchen unter seidenem Netze gebunden hat, die lüsternen Vögel damit zu locken. Da kommen sie nun schaarenweise herbeigeflogen, Finken und Goldammern, Staare und Kukuke,

selbst eine alte Eule mit ihrem krummen Schnabel, krumm, wie die Nase unseres gestrengen Kanzlers, von allen Gattungen kommen sie, Alt und Jung, setzen sich um das Netz auf die Bäume, singen, schreien, lärmen und umschwirren das Täubchen, das sich so wenig wie der Vogelfänger um sie kümmert. Das Netz schlägt nicht zusammen, die armen Wichte sind ihm zu gering, er will bessere Beute. Da schwingt sich endlich der Königsgeier in langsamen Kreisen hoch in die Lüfte, schießt herab, das Netz schlägt über ihm zu, und er ist gefangen.

Nur weiter! sagte Sigbritt zu dem plötzlich Schweigenden.

Nun das Weitere möcht' ich gern von Euch wissen! meinte der Narr, und lauschte, was die Frau, die ihn sicher verstanden hatte, erwidern würde.

Habt Ihr meine Tochter schon gesehen? fragte sie, statt ihm zu antworten.

Nein! erwiderte der Narr. Ich war in Oblo krank zurückgeblieben, und auf dem so glänzenden Bankett war von mir nichts, als meine Kappe, die ich dem Prinzen geliehen hatte.

So kommt, ich werde Euch zu ihr führen! Sie lud ihn nun ein ihr zu folgen.

Und wollt Ihr mir nicht erst Rede stehen? fragte Niels.

Meister! sagte Frau Sigbritt: ehe man um die Waare handelt, muß man sie sehen, und als Unterhändler steht Ihr doch wohl vor mir?

O ho! Frau Weisheit! rief Niels hell auflachend, Ihr glaubt wohl mich durch das Lärvchen Eurer Tochter bestechen zu wollen?

Wahrlich nein! fiel ihm Sigbritt empfindlich und wohl etwas zu rasch in die Rede. Auf Euch würde freilich selbst ein Engelsgesicht keinen Eindruck machen können, die Natur hat Euch gegen jeden Eindruck gepanzert, denn Lieb' und Schönheit blieben Euch doch wahrlich im Leben fremd!

Meister Niels warf bei diesen höhnenden Worten einen sonderbaren Blick auf Sigbritt, die bei all' ihrer Klugheit vergessen hatte, daß er im Auftrage seines Herrn gekommen und überdies kein unwichtiger Mann sei. In diesem Blick, mit dem er sie lange und unverwandt ansah, drückte sich manches schmerzliche Gefühl, aber auch Ingrimm aus. Glaubt Ihr, fuhr er jetzt auf, und beleidigte Eitelkeit sprach aus ihm: Glaubt Ihr, weil diese bunte Kappe Schellen trägt, die Jungfrauen meist lachend, nicht lä-

chelnd an mir vorüber gehn, des Narren Herz fühlte sich nicht von dem Anblick eines holden Mädchens ergriffen, es kenne die Liebe nicht? Ach Frau! sobald sie den Pfeil abdrückt, treff' er eines Königs oder eines Narren Herz, sind Bettler und Fürst sich gleich — Die Liebe setzt ja Allen mein Schellenkäppchen auf! — Doch nun führt mich zu dem Wunderwerk der Welt; will es sehen, dann aber bitt' ich, gebt mir bald Bescheid, damit ich meinem Herrn Antwort bringen kann.

Worüber? fragte Sigbritt, sich verwundert stellend.

Ueber den Preis des Täubchens! — Nun wißt Ihr es, und hättet mir und Euch dies Wort wohl ersparen können. Frau Sigbritt schwieg und führte ihn zu Marien.

Diese war nicht wenig erstaunt, die Mutter, die sich sogleich wieder entfernte, mit dem Narren eintreten zu sehen. Starr, unbeweglich ruhte dessen Auge auf dem Mädchen, das, anfangs verlegen, endlich doch fragte: Was führt Euch zu mir?

Geduldet Euch nur einen Augenblick, erwiderte der Narr, erlaubt, daß ich Euch noch eine Weile beschauen darf! Nicht Eure Schönheit

nicht Eure edle Gestalt will ich bewundern, mit einem wehmüthigen Gefühl will ich in Eure Augen schauen. Ich habe mir sonst immer die Pforten des Himmels golden gedacht, jetzt aber seh' ich, daß ich irrte; azurblau sind sie und doch strahlend. —

Ich bitte, schweigt! unterbrach ihn das Mädchen.

Gönnt mir doch mein Entzücken, es wird mir so selten zu Theil! bat der Narr. Marie, zwar betroffen über sein sonderbares Benehmen, ließ es geschehen, daß er sie noch länger aufmerksam betrachtete. Endlich schüttelte er wie Einer, der mit sich unzufrieden ist, den Kopf, daß die Schellen hell tönten, nahte ihr und setzte sich auf den ihm dargebotenen Sessel. Jungfrau! sprach er dann, ich bin von meinem Herrn, dem Prinzen, mit einem schweren Auftrag hierher geschickt worden; ich gehorchte nur ungern, denn ich bin Herrn Torben durch Mancherlei verpflichtet. —

Kennt Ihr ihn? fragte Marie rasch.

Ich kenne und bedauere ihn! erwiderte er und schwieg, das Mädchen scharf beobachtend, die im Gefühl ihrer Schuld still vor sich niedersah, und dann mit unterdrückter Stimme und tiefer Rührung sagte: Es war ein schöner Morgentraum.

Zum ernsten Leben, sprach der Narr, sie aus ihrem Sinnen weckend, taugt kein Morgentraum; die wahre Liebe ruht nur im treuen Herzen, nicht auf den bunten Flügeln unserer Phantasie — Doch still! — Die Glöckchen tönen und mahnen mich an meine Kappe. Ich komme Euch ein Elixir zu reichen, fuhr er dann mit seinem gewöhnlichen Humor fort, welches allen Gram scheuchen, alle Reue unterdrücken und das Vergangene ganz der Vergessenheit übergeben kann. Es ist aus Fürstenliebe von etwas despotischer Art, Männertreue, einer sehr flüchtigen Substanz, aus Goldtinktur und Hoffnung, dieser ewig Täuschenden zusammengesetzt; wollt Ihr es wagen das Tränkchen zu nehmen, so soll es zu Eurem Gebote stehen.

Ihr seid stets fröhlich, Meister, nahm Marie das Wort, und ihr trübes Auge ruhte wehmuthsvoll auf Niels; Ihr scherzt und kennet nicht den Schmerz, den Eure Rede in mir aufgeregt hat; Mitgefühl scheint Euch fremd.

Ich kennte nicht den Schmerz, meint Ihr? fuhr der Narr auf, und sein weitgeschlitztes braunes Auge erglänzte: O, wie Ihr irrt! — In jedem Tone meiner Schellen hör' ich nur den Seufzer einer wunden Brust, nur das Hohngelächter tückischer

tückischer Seelen. — Ihr zweifelt an meinem Mitgefühl, Jungfrau? lenkte er ein, da er die Bewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, fühlen mochte. Wär' ich wohl ein ächter Narr, wenn mich fremdes Leid nicht mehr ergriff, als mein Eigenes? — Des Narren Brust bewahrt den Schmerz für sich, nur für Andere hat er den frohen Sinn.

Armer Niels! sagte Marie theilnehmend.

Vergelt' Euch Gott für Eure Theilnahme! — Doch nun endlich zur Sache, so schwer es mir auch wird! sprach der Kleine, legte seine Kappe bei Seite, und nachdem er Alles versucht hatte, seine Beklemmung zu unterdrücken, begann er: Mich sendet der Prinz an Dich ab, schönes Mädchen, ihm ein freundliches Wort, ein Liebeswort von Dir zu bringen. — Verweigere es ihm nicht, dies bittet sein Abgesandter, der Narr.

Und was rathet mir Niels, nicht der Diener des Prinzen, das ich thun soll? fiel ihm Marie in die Rede.

Eine schwer zu lösende Frage, antwortete der Narr.

Und was rathet Ihr mir? wiederholte Marie.

Zweierlei! sagte er endlich: — Könnt Ihr Torben nicht vergessen, wie ich kaum glaube, so

„Iſt das nicht eine drollige Zumuthung?“ rief der Herzog aus „Für die Schönheit einer Unbekannten, die ſo häßlich ſein kann wie ein Zigeunerweib und ſo alt und zahnlos, wie die Großmutter meiner Amme, auf Leben und Tod zu kämpfen? — Stände der Name Pescara nicht in dem Briefe, ich würf' ihn ins Kamin und ließ die Schriftzüge meiner Unbekannten ruhig verbrennen, ſo aber iſt es zu lockend, gegen den kühnen, edlen Pescara die Lanze einzulegen; auch verlohnt es ſich wohl der Mühe, das ſeltſame Abentheuer zu beſtehen und drei Gefährten finde ich auch wohl im franzöſiſchen Heere, die mich zum Kampfe begleiten werden.“

Auf dieſe Worte erhoben ſich alle Anweſende und erboten ſich dem Herzoge zu Waffengefährten. Er dankte und befahl einen Becher zu bringen. „Jedem von Euch gebührt der Preis der Tapferkeit, wen ſollte ich unter Euch wählen können?“ ſagte er — „Deshalb beſtimme das Loos, treffe es wen es will, es trifft einen Würdigen! — Aber nur über zwei unter Euch darf es entſcheiden, den dritten beſtimme ich ſelbſt, denn ich gab ſchon einem wackern Freunde das Wort, daß, ſollte ich einmal einen Zweikampf beſtehen, ich ihm erlauben würde, an meiner Seite zu fechten.“

Die Looſe wurden zuſammengerollt, in den Becher gelegt; die Ritter zogen. Der Herr von Vaſſé zog den erſten Treffer — „Nun, ſo werde ich wohl Gelegenheit finden, Euch mit mir auszuſöhnen, gnädiger Herr!“ ſagte er, ſich ſeines Glückes erfreuend. Das zweite Loos traf den Capitain Manets, der die Gend'armen des Prinzen

trotzet dem Geschick, tretet in meinen Orden, weist alles Glück, das Euch entgegen lacht, stolz von Euch, bleibt treu und kümmert Euch nicht darum, ob er Treue mit Treue oder mit Undank lohnen wird. Könnt Ihr ihn aber vergessen, und ich meine, vergessen habt Ihr ihn schon, so überlaßt den Handel Frau Sigbritt, die wird ihn schon so vortheilhaft abschließen, als möglich. — Werft Euch in des Prinzen Arme, und spielt dann das große Spiel: Alles gewonnen, oder Alles verloren.

Das kann, das werde ich nicht! sprach Marie, von ihrem Sitze aufstehend. Erhandeln kann mich kein Fürst der Welt, erwerben nur durch Liebe. — Sagt dem Prinzen, Meister Niels, in meinem Herzen wohn' ein stolzer Sinn, nur an des treu Liebenden Brust könnte ich Liebe mit Liebe vergelten.

Und Torben? fragte der Narr, mehr neckend als hämisch.

Ich habe gegen ihn gefehlt, erwiderte Marie, aber was kann ich dafür, daß der Zauber allmählig schwand, und die Glut verlosch, wie das Flämmchen der Nahrung bedürftigen Lampe, sie flackert wohl noch zuweilen auf, muß doch aber

bald verlöschen, und es bleibt nur noch eine wohlthuende Wärme zurück, die man, glaub' ich, Freundschaft nennt. Ach, nur einmal sollte das Herz lieben, und mit der ersten Liebe still vergehen!

Ja, sollte! — nahm der Narr das Wort: Doch tröstet Euch!

Nur selten deckt das kühle Grab
Der ersten Liebe treu bewahrte Blüthen;
Das wilde Leben bricht die Zarten ob,
Die, kaum entfaltet, welkten und verblühten.
Die Sehnsucht schwellt zu neuer Wonn' und Lust
Die off'ne, leicht bewegte Brust,
Und neue Liebe hat das Herz umwunden;
Der Traum der Ersten ist gar bald entschwunden!

Ihr seht, Euer Anblick hat meine Reimlust erweckt, und geschieht dies, dann ist es Zeit, daß ich gehe. Nur will ich Euch noch den wohlgemeinten Rath zurücklassen: Bleibt nicht so lang am Kreuzwege stehen, entschließt Euch schnell, wohin Ihr gehen wollt, denn ich sehe, Ihr schwankt, wie ein Rohr, das heute der Sturmwind, morgen der West hin und her treibt. Nun lebt wohl! Ich kehre bald zu Euch zurück und will dann sehen, wohin Ihr Euch gewendet habt.

Er verließ Marie und begab sich wieder zur Mutter Sigbritt, um dort Bescheid zu holen. Sagt Eurem Herrn, sprach diese, ich könne und würde über die Neigung meines Kindes nicht gebieten. Kann er ihr Herz gewinnen, und ich glaube fast er gewann es schon, so wollt' ich ihm kein Hinderniß in den Weg legen. Das Uebrige mag der Kanzler mit mir abmachen. Hiermit entließ sie, nun ziemlich ihrer Sache gewiß, den Mann mit der Schellenkappe.

13.

Monate waren vergangen, und Marie war, trotz ihres bewegten Herzens, ihrem Vorsatze treu geblieben, sie widerstand noch den Bewerbungen des Prinzen, wenn auch ihr Herz ihm entgegen schlug. Aber wo Liebe, Eitelkeit und ein Geliebter, das königliche Diadem um seine Stirn, verführerisch locken, da unterliegt endlich doch der beharrlichste Sinn. Auch der Prinz blieb in seinen Bewerbungen standhaft, bezähmte seine Ungeduld, und wenn ihn Geschäfte nach Odslo abriefen, kehrte er bald nach Bergen zurück, wo Feste auf Feste folgten, bei welchen

Marie stets die Königin war. Schon huldigte ihr Alles, schon übte Frau Sigbritts Verstand seine Gewalt über den Prinzen, schon hatte sie das Wichtigste, ihrer und ihrer Tochter Zukunft wegen, mit dem Kanzler verabredet, der immer noch hoffte die Alte zu überlisten, und Marie widerstand noch. Sie saß in qualvoller Unruhe, im steten Kampfe mit sich selbst, auf ihrem Stübchen, und Frau Sigbritt, nie der lächelndsten Hoffnung ganz vertrauend, kochte, trotz der Einladung zu jedem Feste, immer noch Fische wie zuvor. Aber endlich ließ sich des Prinzen Ungeduld nicht mehr zähmen, er sprach dies so laut aus, daß sie es erfahren mußte; aber dem ungeachtet blieb sie standhaft in ihrem Vorsatze, dem Herzen der Tochter es allein zu überlassen, und sie weder durch Drohungen noch Zureden zu irgend einem Schritte zu bewegen.

Lüttke Niels besuchte während dieser Zeit fleißig die Herberge zum Schwan, wo er höchst listig, obgleich er im steten Kampfe mit ihr zu seyn schien, der Mutter trefflich zu schmeicheln wußte. Aber an Marien hing sein Herz. Er liebte das Mädchen, als wäre es sein eigenes Kind, wollte ihr Glück, und wußte doch nicht auf welche Weise er es ihr wünschen sollte. Torben,

das sah er nun ein, war für sie verloren; selbst das Drückende der Armuth kennend, sah er des Mädchens glänzend verheißene Zukunft nur als eine Rettung von Elend und Noth an, und so kam es, daß er bald für seinen Herrn warb, bald die Wankende vom leidenschaftlichen Handeln zurück hielt.

In der Umgegend von Bergen war in damaliger Zeit ein Forst, ganz geeignet, das Vergnügen der Jagd zu genießen. Nahe der Stadt waren längst die reißenden Thiere aus diesem, an sich nicht bedeutenden Walde verbannt, und selten ließ sich Bär oder Wolf zwischen seinen hohen Fichten blicken. Dahin hatte der Prinz alles Wild der Umgegend zusammentreiben lassen, um Marien das ihr noch neue Schauspiel einer Jagd zu bereiten. Was nur herbei geschafft werden konnte, den Tag glänzend zu machen, wurde geholt; alle Jäger und Hunde zogen von Oblo nach Bergen, der Adel der umliegenden Gegend wurde eingeladen, und selbst die Klöster mußten ihr Jagdzeug, ihre Jäger und Jagdhunde, auch wohl manches Fuder Wein senden.

Nicht ohne Bangen bestieg Marie mit ihrer Mutter den kleinen zweiräderigen Wagen, wie man sie in jenen bergigen Gegenden damals zu

gebrauchen pflegte. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, und Frau Sigbritt hatte sich allen Prunk und alle Auszeichnung verbeten, um die Aufmerksamkeit nicht noch mehr auf sich zu ziehen; doch ließ sie der Prinz nie aus den Augen, und war ihr steter Begleiter. Alles, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, war angeordnet, Wege durch den Wald gehauen, damit sie gemächlich auf die Stelle kommen konnten, wo des Prinzen Stand während der Jagd war, und in einem kleinen, nur für sie dort aufgeschlagenen Zelte stand Speis' und Trank zu ihrer Erquickung bereit. Hier stiegen sie aus, und nach kurzem Gespräch ließ der Prinz das Zeichen geben, daß die Jagd beginnen solle. Marie, obgleich bebend, mußte auf einem abgehauenen Baumstamme zwischen ihm und dem Zelte Platz nehmen, und nur zwei Jäger durften um ihn bleiben, ihm die Gewehre zu laden, die andern, die ihn belästigen mochten, entfernte er.

Auf das gegebene Zeichen erscholl nun ein lauter Hurrahruf durch den ganzen Wald, überall ertönten die Hifthörner, hörte man Rüdengebell, und, als sei die wilde Jagd los, erscholl ein furchtbarer Lärm, den das Echo noch vermehrte. Bald darauf trat das Wild aus dem Dickicht auf

die Wiese, an welcher der Prinz seinen Stand hatte. Sein erster Schuß streckte einen Edelhirsch nieder, der Zweite, Dritte traf, die armen Thiere lagen in ihrem Blute, und Marie, solch' Schauspiels ungewohnt, wendete traurig ihr Auge von dem Morden ab. Da sprengte ein wüthender Eber heran, wetzte an einer alten Birke seine langen Hauer und fuhr nun auf den Prinzen los. — Habt Acht! rief er Marien zu, gab dem Jäger die Büchse, nahm den Jagdspieß zur Hand, ging, von den Jägern gefolgt, dem Thiere entgegen, und während diese in der Angst ihres Herzens zur Mutter Gottes betete, wälzte sich schon das Thier zu des Prinzen Füßen.

Der war gut getroffen! rief er ihr zu: In Eurer Gegenwart verdoppelt sich meine Kraft.

Ach! bat Marie: Erlaubt, daß ich mich von diesem blutigen Schauspiel entfernen darf, wo ich nur Tod und Gefahr für Euch sehe! und trotz dem Schelten ihrer Mutter, trotz dem Lachen des Prinzen, beharrte sie auf ihrer Bitte, und Christian mußte endlich nachgeben und den einen seiner Begleiter zurückschicken, den nicht fern stehenden Wagen zu holen.

Die gute Laune des Prinzen schien dadurch be-

deutend vermindert zu seyn. Ich weiß doch kaum mehr, was ich thun kann, Euch Freude zu machen, sagte er unmuthig.

Laßt jenes noch zappelnde Thier tödten, bat sie, ich kann es nicht länger im Todeskampfe sehen, und ich will Euch mit freundlichen herzlichen Worten dafür danken. Der Prinz gab dem andern Jäger den Befehl dies zu thun, und während er Mariens Hand, die sie ihm dankend entgegen streckte, an sein Herz drückte, rauschte es neben ihnen im Gebüsch; der Prinz, den Jagdspieß ergreifend, wandte den Blick dahin, ein zottiger Bär brach durch das Dickicht, und den Prinzen gewahrend, ging er fürchterlich brummend auf ihn los. Rettet Euch! war das einzige Wort, was er Marien noch zurufen konnte, dann hob er den Jagdspieß zu seiner Vertheidigung, und erwartete, an den abgehauenen Baumstamm sich stemmend, die Bestie, die mit geöffnetem Rachen und weit vorgestreckten Tatzen auf ihn losging. Der Prinz, das Thier wohl in's Auge fassend, rannte ihm die Wehr in die Brust, doch die Bestie ergriff den Spieß mit ihren Klauen, zerbrach ihn, achtete nicht der noch in der Wunde steckenden Spitze und griff von Neuem den Prinzen an, der sein Schwert zur Vertheidigung zog,

und, jedoch mit Hülfe des herbei geeilten Jägers, bald das Thier zu Boden streckte.

Sein erster Gedanke war jetzt Marie. Er glaubte sie entflohen, aber das Mädchen stand, bleich wie der Tod, sich auf einen Jagdspieß stützend, bebend hinter ihm.

Mein Gott! rief bei ihrem Anblick der Prinz: Ihr noch hier, Marie? — Wie ist Euch? — Ihr zittert. — Warum entfloht Ihr nicht!

Konnt' ich fliehen, da ich Euch in Gefahr wußte? erwiderte sie mit schwacher Stimme, während ihr Auge dem Prinzen freundlich entgegen lächelte. Ich wollte Euch beistehen, ergriff diese Waffe, aber der Anblick des wilden Thieres bannte mich fest. — Muth und Kraft versagten mir.

Marie! rief er in freudetrunkenem Entzücken: Mir beistehen wolltest Du, wolltest die Gefahr mit mir theilen? — Ja, rief er und schloß sie in seine Arme. Du sollst auch ferner Freud' und Leid, Triumph und Mißgeschick mit mir theilen, sollst fortan von mir unzertrennlich seyn! — Nie, ich schwöre es Dir, nie, so lange ich lebe, will ich Dich verlassen, nie diese Stunde vergessen, die mir Dein Herz voll Liebe so ganz aufschloß.

In diesem Augenblick kam Frau Sigbritt zurück, die wohlweislich der Gefahr entflohen war, und schalt ihre Tochter, daß sie ihr nicht gefolgt sei. Zürnt nicht, Mutter Sigbritt, beschwichtigte sie Christian, diese Stunde hat mich zu glücklich gemacht, um sie mir mit unfreundlichen Worten trüben zu wollen — der Wagen kommt, fuhr er fort, da er die dänischen Rosse schnauben hörte, besteigt ihn, kehrt zurück, ich folge Euch bald!

Die noch immer Bebende stieg ein. Der Prinz drückte hierbei verstohlen seine Lippen auf ihren Schwanenarm. Nach meiner Wohnung! rief er dem Führer zu, und die stolzen Rappen trabten brausend zwischen den hundertjährigen Fichten der Stadt zu. Die Jagd war beendet, es hielt den Prinzen nicht mehr im Forste, er jagte bald mit seinem Rosse, nur von wenigen seiner Begleiter gefolgt, mit verhängten Zügeln davon.

von La Roche befehligte; der Herzog reichte ihm freundlich die Hand.

„Der Dritte sei mein alter Freund, Moucha!“ rief er nun „Der, wenn er heute hier zugegen gewesen wäre, sicher kein Liebes-Abentheuer würde zu berichten gehabt haben, denn er hat wahrlich noch keins bestanden! Ihr nennt den Weiberfeind; sein Harnisch ist ihm lieber als die schönste Frau und ich glaube, er gäbe sein Schwert mit der Damascenerklinge, das ihm König Franz kurz vor seinem Tode gab, nicht für alle Frauen der Welt. — So lieb ihm Kampf und Schlacht ist, so fürcht' ich doch, er wird mit mir schmollen, wenn er erfährt, welchem Preis es gilt.“

Dies sagend, verließ er die Gesellschaft, das Schreiben an den Marchese Pescara aufzusetzen. Ein Trompeter wurde damit nach Asti gesandt.

Hier saß der Marchese eben an der Seite seiner Dame, als man ihm den Trompeter verführte. Neugierig, was wohl der Herzog von Nemours ihm Wichtiges zu sagen habe, brach er schnell das Schreiben auf, durchlas es, lächelte, befahl, den Trompeter reichlich zu beschenken und sagte ihm dann: „Berichte Deinem Herrn, daß ich mich durch seinen Antrag geehrt fühle, ich würde ihn morgen das Nähere wissen lassen.“

Damit wandt' er sich nun zu Julia Gonsalieri „Ihr habt mit stolzer Zuversicht geglaubt, Signora! daß Niemand es wagen würde, Euch den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ein wackrer Gegner ist aufgetreten —“

„Wer, wer?“ fuhr die Dame auf.

14.

Es mochte Mitternacht seyn, als eine tief vermummte Gestalt aus der Wohnung des Prinzen schlich, und in einiger Entfernung von mehreren Bewaffneten gefolgt, wie ein aufgescheuchtes Reh durch die menschenleeren Straßen der sonst so belebten Stadt mit raschem Schritte eilte. Der Mond schien hell, kein Wölkchen verdüsterte den Himmel voll Sterne, die vom Mondlicht überstrahlt nur bleich hernieder schauten, als sei ihr Strahlenglanz für immer erloschen. Schauerlich war die Gestalt anzuschauen, die, den weiten Mantel um sich geworfen, vor ihrem eigenen Schatten, als wie vom bösen Gewissen gefolgt, nach dem Hafen floh, und sich dort vor dem in einer Nische stehenden Muttergottesbilde niederwarf und betete. Ihre Begleiter in einiger Entfernung zurück geblieben, störten ihre Andacht nicht, wohl aber Lautenklänge, die jetzt aus der Herberge zum Schwan herüber zu tönen schienen. Die Gestalt erhob sich, horchte auf, ging ungewissen Schrittes den Tönen entgegen, hielt wieder an, lauschte auf den jetzt beginnenden Gesang, und, als ob eine unwiderstehliche Macht sie dahin ziehe, schritt sie eilig vorwärts, blieb jedoch von

Reuem stehen, während ihre Begleiter sich nicht weiter um sie kümmernd, wieder heimwärts zogen.

Der Gesang war beendet, die Töne der Laute verhallten, da wankte mit zögerndem Schritte die Gestalt der Herberge zu, klopfte leise an der Thür, und wie aus Grabesnacht erstiegen, stand ein Pilgersmann vor ihr. Seid Ihr es, Marie? fragte er, und der Ton seiner Stimme drang tief in ihr Herz, denn sie war die Vermummte. — Oluf! — Torben! — stammelte sie. — Ja, ich bin es! rief er. Marie! Torben ist es, der noch einmal vor Dich tritt, Dich an Dein Versprechen zu mahnen. Dort im Hafen liegt ein Lübecker Schiff zur Abfahrt bereit. — Komm, folge mir! — Sie entzog ihm ihre Hand, welche er hastig ergriff. — Ich weiß Alles, fuhr er fort, weiß daß Dein Entschluß wankt, daß noch Rettung möglich ist. — Noch strahlt die Glorie der Tugend um Dein Haupt — aber die Hölle öffnet hier ihre Pforte, dort — wenn Dir auch keine Seligkeit in meinem Arme werden kann — umgibt Dich doch ein reiner, ungetrübter, unbefleckter Himmel. — Komm, fasse Muth und folge mir! — Als sie zögerte, warf er sich verzweiflungvoll vor ihr nieder, streckte flehend seine Arme nach

ihr empor und beschwor sie bei allen Heiligen, ihm zu folgen.

Ein dumpfes: Zu spät! rang sich aus ihrer wogenden Brust. — Heftig riß sie an die Klingel, er sprang vernichtet auf, und als die Thür sich öffnete, sie hinein stürzte, blieb er sprachlos in seinem Schmerz versunken stehen, und sah wehmuthvoll nach ihrem Fenster hinauf, das sie jetzt mit Heftigkeit schloß.

Muß denn alles Schöne auf dieser elenden Welt untergehen? rief er, und ging unglücklich und jeder Hoffnung beraubt dem Hafen zu.

Der
Schloßhauptmann von Copenhagen.

Historische Erzählung.

Erster Theil.

Neun Jahre waren verflossen, seit Marie den Pilger an der Pforte ihres Hauses getroffen, und Vieles hatte sich seitdem in ihrem Schicksale verändert. Torben war noch an jenem Abend auf dem Lübecker Schiff abgesegelt und kehrte erst nach sechs Jahren wieder nach Copenhagen zurück, wo er Christian II. auf dem Throne der skandinavischen Reiche fand, und von ihm huldreich empfangen wurde. Obgleich zum Manne gereift, hatte er doch das Mädchen von Amsterdam nicht vergessen, aber auch der König hing noch mit Leidenschaft an ihr, die, wenn auch neun Jahre älter, noch in voller Blüthe ihrer Schönheit stand und mit ihrer Mutter still und eingezogen in der Gegend von Copenhagen lebte. Frau Sigbritt füllte ihre Truhen mit Gold, war des Königs Rathgeberin in allen wichtigen Angelegenheiten, vermied aber klüglich dem mit seinen Reichsräthen und den Ständen in manchen Kampf

verwickelten Monarchen durch ihr und ihrer Tochter öffentliches Auftreten irgend eine Blöße zu geben. Marie war, durch des Königs Liebe beglückt, mit ihrem Schicksale zufrieden, der Kanzler war ihr Beschützer, was bedurfte sie mehr, um ihr Schicksal beneidenswerth zu finden?

Zwar hatte Torbens Ankunft in Copenhagen einigermaßen ihren Frieden gestört; denn war auch ihre Liebe zu ihm nur noch Wohlwollen, so glaubte sie dennoch einen strengen Richter, einen rücksichtlosen Tadler ihrer Handlungen in ihm zu sehen, dem frühere Verhältnisse wohl eine Art Recht dazu gaben. Doch bald verlor sich auch dieses peinliche Gefühl, sie erkannte in ihm nur den Freund ihrer Jugend, den zu beschützen, zu erheben ihre süße Pflicht sei. Oft war er um sie, und achtete auch die Geliebte des Königs zu sehr, um nicht die noch immer flammende Liebe in seiner Brust zu verbergen. So lebte sie mit Allen, in deren Nähe ihr Geschick sie früher gebracht, in ungestörter Eintracht und Frieden.

Der Erste, welcher aus diesem Kreise schied, war der Kanzler Walkendorf, dem, trotz seiner Anhänglichkeit an Marien, des Königs und seines Vaterlandes Wohl höher stand, als die Geliebte seines Herrn. Er hatte von jeher und auch

jetzt noch den König zu bewegen gesucht, daß er zu einer Heirath schreiten möchte, und endlich war es ihm gelungen, Christians Wahl auf Elisabeth von Spanien, König Philipp I. Tochter zu lenken. Dies vergaben ihm Frau Sigbritt und Marie gern, denn sie sahen die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, es freute sie, daß die Wahl eine Fürstin ihres Vaterlandes getroffen hatte, und zürnten deshalb nicht auf ihn. Als aber Walkendorf gleich nach der Ankunft der Prinzessin in den König drang, sich von Marien los zu sagen und sie mit einer Summe Geldes nach Holland zurück zu schicken, verlor er dessen Gunst, und Sigbritt that Alles, ihn zu stürzen. Es gelang ihr nur zu bald, und Walkendorf, früher schon zum Erzbischof von Drontheim ernannt, wurde in sein Bisthum verwiesen.

Die junge 15jährige Königin zog mit aller Pracht in Copenhagen ein, und diese Verbindung störte Christians Verhältniß zu Marie nicht. Elisabeth mochte von diesem Verhältnisse schon früher, aber auch von dem, für das Land wohlthätigen Einfluß Mariens auf den König und von ihrem edlen Charakter unterrichtet gewesen seyn, denn sie drang nicht auf ihre Entfer-

nung, sondern gab ihr mehrere Zeichen ihres Wohlwollens und zeigte sich nicht beleidigt, als der König, dem Elisabeth mit treuer Liebe anhing, der Sigbritt ein schönes auf dem Amacker Markt gelegenes Haus kaufte, und es prachtvoll einrichten ließ. Vielleicht trug zu der Königin Gunst, die sich in Staatsgeschäfte gar nicht mischte, das Vaterland der Sigbritt viel mit bei. In den Niederlanden geboren und aufgewachsen, behielt Elisabeth bis zu ihrem Tode eine unerschütterliche Liebe für dieses Land, und so mochte sie sich vielleicht freuen, Jemand aus ihrer Heimath hier zu finden.

Auffallend mußte es Jedermann seyn, daß König Christian seit seiner Verheirathung, und so lange nach dem angeknüpften Verhältnisse mit Marien, diese jetzt erst öffentlich als seine Geliebte den Dänen zeigte, und ihr außer der Wohnung am Amacker Markte, das unfern Copenhagen gelegene Schloß Hvidör, dessen Gärten er, im Geschmack damaliger Zeit, wunderlich einrichtete, zum Sommeraufenthalte anwies.

In dieser Zeit erschien in Dänemark der päpstliche Legat Angelus Arcembold mit seinem Ablaßkasten. Er hatte vom Könige für 1200 Gulden die Erlaubniß erhalten, Ablaß zu predigen,

und zog von Stadt zu Stadt, den Dänen das Geld aus ihrem Seckel zu locken. Der König, obgleich kein großer Freund der Geistlichkeit, suchte ihn zu gewinnen, um sich seines Ansehens beim Volk gegen den Reichsrath und den mächtigen Adel zu bedienen, deren angemaßte Macht zu unterdrücken der Hauptzweck seines ganzen Lebens war. Doch traf nicht Alle sein Haß; Torben Oxe genoß durch Frau Sigbritts thätige Verwendung seine Gunst, und dessen früheres Verhältniß zu Marie nicht ahnend, beförderte er ihn von Stufe zu Stufe, bis zum bedeutenden Posten eines Schloßhauptmanns von Copenhagen.

So waren die Verhältnisse an des Königs Hofe, als der Frühling des 1517ten Jahres Frau Sigbritt mit ihrer Tochter nach dem Schlosse Hvidör lockte, wohin ihnen Meister Niels, der stete und theilnehmende Begleiter Mariens folgte.

1.

Zwei an der Küste von Schottland gescheiterte Schiffe hatten den reichen Handelsherrn Malte Krabbe in Bergen zum Bettler gemacht,

„Der Herzog von Nemours, sonst ein Kenner weiblicher Schönheit und ein edler Gegner" erwiederte der Marchese.

Julia war bei dem Namen des Herzogs von Nemours erbleicht „Herr!" sagte sie ängstlich „Er soll nicht allein der schönste Mann im französischen Heere, er soll auch der tapferste, gewandteste Ritter sein. — Ich zittere —"

„Zittert nicht, Signora!" unterbrach sie der Marchese empfindlich — „Zittert nie für Pescara! — doch Ihr habt ihn Euch gegenüber muthlos gesehen" lenkte er mit Galanterie ein „und so konntet Ihr glauben — Aber nein, Ihr kennt zu gut die Macht Eurer Reize, Ihr wißt zu gut, daß mich nur das Feuer Eurer strahlenden Augen entmuthigen konnte und daß es wohl einer Aufmunterung von Euch bedarf, mir den alten Muth wieder zu geben."

„Kehrt als Sieger zurück, Marchese, und ich werde Euch lohnen, herrlich lohnen!" erwiederte sie und ihr flammendes Auge lohnte ihm schon jetzt — „Aber theilt mir den Brief mit, ich möchte doch die Schönheit kennen, die er höher stellt als mich."

„Gern!" erwiederte der Marchese „Ihr werdet Euch über den Inhalt wundern." Er las:

„Edler Marchese!

Der Ruf ist bis zu mir gedrungen, daß Ihr Jeden, wer es auch sei, in Begleitung dreier Gefährten zum Kampf auf Leben und Tod auffordert, wenn er es wagt die Signora Julia Gonsalieri nicht als die Schönste der Frauen anzuerkennen. Obgleich ich diese edle Dame, die Euch die schönste der Erde dünkt, nie sah, so hebe ich doch den Fehdehandschuh für eine

und der Gram ihn früh in's Grab gelegt. Marie, immer noch an Allem Theil nehmend, was in Bergen, ihrer zweiten Vaterstadt, vorging, hatte sich Anna Krabbe's, die an jenem verhängnißvollen Tage des prinzlichen Einzugs sich so theilnehmend gegen sie bewiesen, dankbar erinnert; sie glaubte ihr dies nicht besser zeigen zu können, als wenn sie der von aller Welt verlassenen Waise einen Zufluchtsort bei sich anböte. Anna, ohne Verwandte und ohne irgend eine andere Aussicht, nahm dies Anerbieten an, und lebte schon seit einem Jahre bei Marien, die eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihr gefaßt hatte. Ihre Liebe zu dem anspruchlosen Mädchen war so uneigennützig, daß sie selbst nicht erschüttert wurde, als sie Anna's stille Neigung zu Torben bemerkte, dem sie selbst immer noch wohl gewogen war, und der ihr nur zu deutlich zeigte, daß bei ihm die erste Flamme noch nicht erloschen sei. Dies Verhältniß konnte Anna nicht ganz verborgen bleiben, obgleich sie es nie gegen ihre Freundin berührte.

Frau Sigbritt schien dies Alles nicht zu bemerken, doch war ihr nichts entgangen. Noch ihrem Vorsatz treu, Torben es nie zu vergessen, daß er die Verlassene damals zum Tanze geführt,

hatte sie sich für ihn bei dem Könige mehr noch verwendet, als Marie selbst, die nie, ohne einen stillen Vorwurf in sich zu fühlen, mit dem Könige von Torben sprechen konnte. Ueberdies hatte Sigbritt noch einen Plan für die Zukunft, in welchen sie den immer noch ihre Tochter Liebenden verflocht, und Anna's Neigung durchkreuzte ihre Absicht; auch fürchtete sie sich vor der Laune des Königs, denn Anna war ein schönes liebenswürdiges Wesen, wenn auch nicht mit ihrem Täubchen zu vergleichen. Sie haßte sie deshalb, und wenn Marie nicht so fest darauf bestanden hätte, die Freundin nicht von sich zu lassen, wäre die Unglückliche sicher schon längst nach Bergen zurückgeschickt worden. Sigbritt that aber alles Mögliche Torbens Blick von ihr abzuwenden, und seine Neigung zu ihrer Tochter glühend zu erhalten.

In dem Garten zu Hvidör, unfern eines großen Teiches, hatten des Königs Laune und seines Gärtners schlechter Geschmack eine südliche Gegend auf den rauhen Seeland verpflanzen wollen. Einzeln stehende Säulen eines verfallenen griechischen Tempels mit Epheu und Immergrün bewachsen, selbst einen Palmbaum, dessen Stamm aus einer alten Fichte gezimmert, mit

seinen breiten bemalten Blättern das Auge täuschen sollte, sah man hier in grellem Kontrast mit dem spiegelnden Teiche, in welchen sich die Wasser über Granitblöcke stürzten. Die hohen, seine Ufer umkränzenden Birken schienen mitleidig auf die Palme zu blicken, deren steife unbewegliche Blätter der heftigste Sturm selbst, wohl zu brechen, doch nicht zu schaukeln vermochte.

Hier saß Anna, die Laute im Arm, den Blick bald nach dem klaren Wasserspiegel des See's, bald gen Himmel gerichtet, in Schwermuth versunken, während Lüttke Niels, der gutmüthige Narr, in einiger Entfernung am Ufer stand und angelte. Aber während das Mädchen in Gedanken verloren, nur noch zuweilen einzelne Akkorde auf ihrer Laute griff, langweilte sich der Narr, denn kein Fisch wollte heute anbeißen. Da kam eben Frau Sigbritt mit Marie durch den Taxusgang und blieb unbemerkt, wie sie glaubte, hinter Niels stehen; doch der Schlaue hatte ihre Tritte gehört und sie daran erkannt. Er that, als ob er ihre Gegenwart nicht ahnete, zog die Angel heraus, steckte einen dicken Wurm daran, warf sie wieder ein und sagte dabei lachend: Ein fettes Canonicat! da werden die Großen schon anbeißen — und als ob mit Sig-

britt das Glück für ihn wieder zurückgekehrt wäre, tauchte die Angel bald unter. Vorsichtig, Lüttke Niels! sprach er zu sich selbst: Laß ihn erst ein wenig zappeln, dann zieh' ihn bedachtsam heraus, und es hängt gewiß einer der Reichsräthe daran. Er zog die Angel endlich herauf, und ein alter Karpfen mit moosbewachsenem Kopfe zappelte daran. Gut, daß ich Dich habe, Bursche, sprach er dann weiter, wandere zu den Uebrigen in meine Küche! — Hierauf hing er einen andern Wurm, der sich krümmte und wand, an den Haken. Hilft Dir Alles nichts! brummte er, Du bist zwar nur eine faule Hofstelle, wo man sich krümmen und bücken muß, aber mit Dir fange ich doch einen guten Fisch, wenn ich es so gut anzustellen weiß, wie Frau Sigbritt. — Doch mußte er lange harren, ehe es einem Fisch beliebte, sich um den Krümmenden zu bekümmern; endlich tauchte die Angel unter, war aber schnell wieder in die Höhe; so trieb der Fisch sein Spiel mehrere Male. Das ist gewiß der listige Kanzler Walkendorf, der immer nur gern Andere fangen, sich aber nie gern fangen lassen wollte; spiele nur, ehrliche Haut, die es mit König und Vaterland gut meinte, spiele nur, Du fängst Dich doch! Kaum hatte er dies gesagt,

als er auch schon die Angel heraus zog, und eine lange Barbe daran hängen sah. Er machte sie los und warf sie auf den Rasen. Fort, ins Exil nach Drontheim, rief er lachend, und hüte dich vor Frau Sigbritts Küche! — Indem er den Fisch ans Ufer schleuderte, hatte er sich gewendet und schien bei dem Anblick der hinter ihm Stehenden zu erschrecken.

Du treibst ja einen sonderbaren Fischfang, sagte Sigbritt lächelnd, welche des Narren Späße oft belustigten, obgleich ihr sein Witz öfter noch lästig war. Ich glaube, wärest Du nicht gestört worden, so hätten ich und meine Tochter am Ende auch an Deiner Angel zappeln müssen!

Das ist ja keine Angel, mit der man Aale fängt, erwiderte Niels, sie ihr unbefangen hinhaltend, und Ihr, Mutter Sigbritt, geht immer so vorsichtig und tief im Grunde, wohin keine Angel reicht. — Doch seht! — Dort kommt ein Mann, der sich gewaltig spreizt, einherschreitet wie ein spanischer Hahn, und den Kopf in die Höhe wirft, als wolle er nur mit den Sternen liebäugeln. Seht! Hans Faaburg, der Schloßschreiber, früher ein armer Wicht, seit Kurzem aber ein gar gewaltiger Mann; er hat auf so fet-

tem Boden Wurzel gefaßt, daß er Euch bald über den Kopf wachsen wird.

Sigbritt lächelte höhnisch und that, als sähe sie ihn nicht. Dieser räusperte sich schon in der Ferne, Niemand achtete darauf, er stolperte über eine Baumwurzel, Niemand bemerkte es; endlich sah er sich genöthigt sich selbst anzumelden, und nach kaum bemerkbarer Verbeugung gegen Marie und ihre Mutter, sagte er dieser, daß er im Auftrage des Königs käme, sie von dessen baldiger Ankunft zu unterrichten; Sigbritt aber bat er um ein geneigtes Gehör, da er mit ihr von wichtigen Dingen zu sprechen habe. Sie winkte ihm ihr in das Schloß zu folgen.

Hier unterhielt sie nun Faaburg von Mancherlei, besonders was die schwedischen Angelegenheiten betraf, die immer verwickelter zu werden begannen. Frau Sigbritt unterbrach ihn nicht, hörte aufmerksam zu, fragte aber endlich, da seine Berichte kein Ende nehmen wollten: Seid Ihr vom Könige beauftragt, mir Alles dies zu sagen?

Faaburg wurde anfangs über diese Frage verlegen, faßte sich jedoch bald und sagte mit der, zu seinen untergeordneten Verhältnissen so schlecht passenden Anmaßung: Der König hat über alle diese Angelegenheiten mit mir gesprochen, und ich

glaubte durch ihre Mittheilung mich Euch gefällig zu zeigen.

Behaltet, was Ihr erfahrt, für Euch, Herr Schloßschreiber! sagte Frau Sigbritt empfindlich, daß ein solcher Mann, den nur ein glücklicher Zufall für den Augenblick in des Königs Gunst gesetzt hatte, ihr Staatsangelegenheiten mitzutheilen wagte, die der König und seine Vertrauten stets mit ihr beriethen. Nehmt die gute Lehre von mir an, Euch nie mit Dingen zu befassen, die außer Euren Verhältnissen liegen.

Diese gute Lehre behaltet für Euch, wo Ihr sie noch besser anwenden könnt! erwiderte Faaburg in keckem Uebermuthe und entfernte sich, Rache im Herzen.

2.

Bald darauf kam König Christian auf den Schloßhof gesprengt, mit ihm Torben, der jedoch zurück blieb. Marie eilte dem Könige entgegen, empfing ihn herzlich, und bald waren die Furchen von seiner Stirne verwischt, mit denen er in das Schloß getreten war. Weiß Gott, wie es kommt, sprach er, als er auf Sigbritts Zimmer

sich befand, daß ich in Deiner Gegenwart ein ganz anderer Mensch bin! — Quälen mich Sorgen, brüte ich über Rache und Verderben meiner Feinde, bin ich gegen die ganze Menschheit ergrimmt, und Du trittst vor mich, Dein freundliches Auge lächelt mich an und dein lieblicher Mund ruft mir ein herzliches Willkommen entgegen, so schwinden Gram und Sorge aus meiner Brust, und hab' ich dich in meine Arme geschlossen, möcht' ich Allen vergeben, Alles vergessen, und ich bin dann mit der ganzen Menschheit ausgesöhnt.

Marie wollte ihm dankend die Hand küssen, er aber drückte sie an seine Brust, und als sie dort ruhte, ihr blaues seelenvolles Auge an ihm aufsah, rief er im Vollgenuß seines Glücks: Möge Gott Dich mir noch lange erhalten, dies ist mein Morgen-, mein Abendgebet; denn ich fühle es, Marie, mit Dir würden Glück und Friede, würde mein guter Engel von mir gehen, und in meinem Geiste stiegen die blutgierigen Gedanken wieder auf, wie ehemals, da ich ohne Dich war, denn Deine Stimme ist mir, was die Harfentöne Davids dem Könige der Israeliten waren.

Gott grüß' Dich, Mutter Sigbritt! wandte er sich dann zu dieser: Sei nicht böse, daß ich Dich bis jetzt übersah, denn blick' ich Deinem holden

Kinde in die Augen, seh' ich nur einen Himmel vor mir, und kümmere mich wenig um das, was um mich und neben mir steht. Er reichte ihr die Hand, schüttelte sie treuherzig, warf dann sein Baret auf den Tisch und setzte sich in einen Lehnstuhl.

Es ist ein schweres und doch so lockendes Ding, das Regieren! sagte er nach einer kurzen Pause, Qual und Sorge, schwere Träume und schlaflose Nächte, Gutes säen und Fluch erndten, Wohlthaten austheilen und durch Undank gelohnt werden, das ist der Könige trauriges Loos! — Und was hat man zum Ersatz für all sein Mühen? — Nichts, als was dem zufriedenen Landmanne so leicht wird zu entbehren, Güter der Erde, die mit dem Besitz und durch Gewohnheit ihren Reiz, ihren Werth verlieren. —

Sagt das nicht, Majestät! fiel ihm Sigbritt in die Rede: Herrschen, befehlen, Keinem gehorchen als Gott, einen freien Willen und die Macht haben, ihn durchzusetzen, rechnet Ihr das für nichts — Gnädigster Herr, Ihr habt noch Niemand gehorcht. —

Wahrhaftig, Mutter, da hast Du recht! — Nicht einmal dem Könige, meinem Vater!

Und deshalb kennt Ihr auch das Drückende

nicht, sich vor Andern beugen zu müssen, fuhr Sigbritt fort. Anderer Willen und nie dem Eigenen zu folgen, um fremde Gunst buhlen, heucheln und schmeicheln zu müssen, daß nur die kleinste Bitte uns gewährt werde, ach, das ist ein trauriges Loos! — Aber einen großen Gedanken fassen und ihn schnell ausführen können, Jeden, der sich widersetzen will, zu Boden treten, allein groß dastehen vor Gott und der Welt, das ist das himmlische Erbtheil der Fürsten der Erde.

Der König lächelte bei diesen Worten. Mutter! sagte er, Gott hat es gut eingerichtet, daß Du ein Weib geworden bist; Du hättest ein Mann werden sollen, dann würdest Du Großes gethan haben, oder früh untergegangen seyn — Aber Worte sind leichter gesprochen, als Thaten ausgeführt — Versuch' es nur an den Pfeilern der alten Hierarchie zu rütteln, versuch' es die Reichsräthe, diese ewigen Schreier, diese Vampyre der königlichen Macht, von denen ein Jeder sich ein kleiner König zu seyn dünkt, und die als ächte Blutsauger das Mark des Landes verzehren, versuch' es, sie zu unterdrücken!

Den Versuch kann ich nicht, den müßt Ihr machen, Majestät! erwiderte Sigbritt. Habt nur den festen Willen, geht langsam aber unver-

mir unbekannte Dame aus Asti auf, die mir versichert, sie sei schöner als die Dame Eures Herzens. —

Aufgefordert von einer Frau, mußte ich mich zu ihrem Kämpfer aufwerfen und gebe nur Gott, daß die gerechte Sache auf meiner Seite ist; wäre ich aber auch nicht aufgefordert worden, würde ich doch mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, mit der Krone spanischer Ritterschaft, mit dem Marchese Pescara eine Lanze für die Sache meines Königs zu brechen. Also für Beide! — Bestimmt Tag, Stunde, Ort und Waffen, mir gilt Alles gleich. Auch bitte ich Euch, mich bei Julia Gonsalieri zu entschuldigen, daß ich, statt ihr zu huldigen, gegen den Werth ihrer Schönheit kämpfen muß.

Jakob, Herzog von Nemours."

„Ich bin über die Thorheit erstaunt!" rief die Dame „Für eine Unbekannte auf Leben und Tod kämpfen zu wollen, die vielleicht nur ihren Scherz mit dem Herzog trieb. — Doch, welche unter den Frauen von Asti könnte es sein? — Welche sich neben mir in die Schranken stellen?" Sie sann und sann, ließ alle Schönheiten der Stadt an sich vorüber ziehn und Keine schien ihr würdig, Keine ihr kühn genug zu solchem Wagstück. Aber mochte es auch sein welche es wolle, so war es ihr aus doppelter Hinsicht unlieb, daß der Herzog von Nemours den Kampf angenommen hatte. Er galt für den schönsten Mann Frankreichs — sie glaubte sich die schönste Frau der Welt, und so schmerzte es ihre Eitelkeit, daß eben er für die Behauptung stritt, sie sei es nicht. Auch fühlte sie, wo nicht wahre Neigung für den Marchese, doch sich durch seine

wandt nach diesem Ziele, übereilt Euch nicht in Eurem Zorn, und Ihr erreicht es gewiß!

In diesem Augenblicke trat der Schloßschreiber unangemeldet ein. Kennt Ihr die Sitte nicht, die Zimmer der Frauen nicht ohne ihre Erlaubniß zu betreten? rief ihm Sigbritt entgegen.

Seine Majestät haben mir gnädigst freien Zutritt überall erlaubt, wo Sie Sich befinden, erwiderte Faaburg.

Wenn dem so ist, so muß ich wohl weichen, sagte Frau Sigbritt und gab ihrer Tochter ein Zeichen, ihr zu folgen. Der König jedoch befahl mit rauhen unfreundlichen Worten seinem Diener sich zu entfernen.

So geht es! sagte der König unmuthig. Umgiebt man sich mit den Großen des Landes, so ist man bald mit Herren statt Dienern umgeben; zieht man Geringe zu sich hinauf, so nährt man freche undankbare Bursche an seiner Brust. Dieser Faaburg ist klug, thätig, verschlagen, mithin mir brauchbar, er wird mir aber mit jedem Tage unleidlicher. Die Anmaßung des Adels ist schwer zu ertragen, die Frechheit der Emporkömmlinge unerträglich.

Frau Sigbritt schwieg; sie durchschaute den

König

König in diesem Augenblicke nicht ganz, seine Worte konnten ihr so gut als Faaburg gelten.

Du bist ja heute so stumm, Mutter Sigbritt? fuhr der König nach einer Weile fort. Theilst Du meine Meinung nicht, oder ist wohl gar Faaburg einer Deiner Schützlinge?

Wen der König nicht liebt, den werd' ich nie zu schützen wagen, erwiderte sie.

Nun, Mutter, sagte dieser, sie vertraulich auf die Schuldern klopfend, da wollte ich Dir doch Beispiele anführen — Doch von etwas Anderem! — Ich habe in diesen Tagen viel Verdruß gehabt; die schwedischen Angelegenheiten machen mir viel Kummer. Steen Sture hebt sein verrätherisches Haupt wieder kühn empor, und glücklich, daß ich Deinen Rath befolgte und den Erzbischof von Upsala gewann; hoffentlich wird dieser ihm so lange die Stirn bieten, bis ich mit gehöriger Macht in Stockholm ein furchtbares Gericht halten kann. Es ist ein unbändiges wildes Volk die Schweden; Dänemarks Adel ist stolz und hochfahrend, aber nicht so unternehmend wie jener. Ich werde ihnen den Legaten schicken! —

Thut das nicht, gnädigster Herr! fiel ihm Sigbritt rasch in die Rede. Traut dem nicht! —

Wer von Rom kommt, ist kein Bote des Friedens!

Wohl wahr! murmelte Christian.

Mir ist der Mann mit seinem Ablaßkram zuwider! fuhr Frau Sigbritt fort. So freundlich er sich auch gegen mich und mein Kind zeigt, scheue ich ihn doch. —

Siehst Du wohl, Mutter, nahm der König lachend das Wort, da ist schon Einer, den ich liebe und den Du hassest.

Ei! erwiderte Sigbritt mit ironischem Lächeln: Was die Majestät doch spricht! — Für solche Liebe würde ich Euch wenig Dank wissen — Ihr den Legaten lieben? — Mit nichten! — Ihr duldet ihn, lacht über seine Possen, mit denen er das Volk bethört, wollt seine Geldgier benutzen, damit er Euch zu Euren Unternehmungen hülfreiche Hand leiste, und dafür läßt er ein Tröpflein Euch zufließen, eine elende Summe, damit er seinen Becher mit der Thorheit und dem Golde Eures Landes reichlich füllen kann; verspricht Euch goldene Berge, Ihr glaubt ihm, dagegen versprecht Ihr ein treuer Sohn des päpstlichen Stuhles zu seyn, und er glaubt Euch nicht — So steht Ihr gegen einander, wie zwei falsche Spieler, die sich gegen-

seitig betrügen wollen; wer der Listigste ist, gewinnt. Hütet Euch, ihn ganz in Euer Spiel sehen zu lassen, und schickt ihn um Alles in der Welt nicht nach Stockholm!

Sigbritts Worte mochten den König unangenehm berührt haben, doch da er fühlte, daß sie wohl Recht habe, schwieg er und brach das Gespräch für den Augenblick ab.

Habt Ihr Nachrichten von Drontheim? fragte er jetzt, nachdem er Marie vermißte, die stets, wenn der König mit ihrer Mutter von Staatsangelegenheiten sprach, sich in aller Stille entfernte.

Erst gestern erhielt ich ein Schreiben von dem Erzbischof. Seinen Aeußerungen nach befindet er sich in seinem Exil zufrieden, lies't fleißig die Messe und sucht die verirrten Schaafe seiner Heerde wieder unter seinen Stab zurückzuführen, erwiderte Sigbritt.

Der König lachte bei diesen Worten hell auf. Der mag sich gut in seinem Bisthum langweilen! sprach er. Hätte sich der Narr nur nicht in meine häuslichen Angelegenheiten gemischt, er hätte noch den Vorsitz in meinem Rathe. Walkendorf ist ein kluger gewandter Mann, der es redlich mit Dänemark meint und

den ich in der That vermisse — Wie wär' es, Mutter, fuhr er plötzlich auf, wenn ich ihn zurück riefe?

Sigbritt schwieg, ihr Mund zuckte ein paarmal, als ob er lächeln wollte, doch gelang es ihm nicht.

Nun? fragte der König, schon ungeduldig werdend, aber die Alte gab noch keine Antwort; da befahl er ihr mit heftigen Worten zu reden.

Gnädigster Herr! begann sie, auch jetzt erst nach einigem Zögern, ein einmal verstoßener Diener kehrt nie mit gutem Herzen in das Haus seines Herrn zurück; nie vergißt er das Geschehene, und thut ihm so viel Gutes, als Ihr nur könnt, es tilgt die Schuld nicht, womit er Euch in sein Buch eingetragen hat.

Dem Könige schien auch diese Antwort nicht recht zu seyn, er pfiff und spielte mit den Fingern auf dem Tische, Alles Anzeichen böser Laune. — Also, Du widerräthst mir den Erzbischof zurück zu rufen?

Ja! erwiderte jetzt Sigbritt fest und bestimmt.

Weißt Du auch, was mir der Eilbote für Nachricht aus Brüssel gebracht hat?

Wie kann ich das wissen! —

Da lies diesen Brief von meinem Schwager, und dann ertheile mir Deinen Rath! Er riß mit Unmuth einen Brief aus seinem Koller und gab ihn Sigbritt, die ihn ruhig nahm, entfaltete, las und zuweilen einen schnellen forschenden Blick nach dem Könige warf, der indessen rasch im Zimmer auf und ab schritt und einzelne Worte ausstieß. Frau Sigbritt hatte den Brief mit Bedacht gelesen, durchlas ihn noch ein-, zweimal, und steigerte somit absichtlich des Königs Ungeduld, die endlich auch in Worten ausbrach. — Der junge Faut, so rief er heftig glaubt, weil er deutscher Kaiser ist, und mehr Kronen trägt, als er vielleicht Flaum an seinem Kinne hat, ein Recht zu haben uns wie einen Schulknaben hofmeistern zu können, über unser Herz zu gebieten, wie über seine niederländischen Krämer. — Hast Du gelesen, Mutter? wandte er sich nun zu dieser, die jede seiner Mienen beobachtete, jedes seiner Worte wog. Hast Du gelesen, daß ich mein Täubchen fortschicken und seiner Schwester ein treuer Eheherr werden soll? — Bei allen Heiligen, so wenig ich mich auch um sie kümmere, das geschieht nicht! — Ich liebe Dein Kind und will sie in Ehren hal-

ten bis an ihren oder meinen Tod. — Und was mein Gewissen betrifft, von dem er spricht wie ein Pfaff — Bah! — Weiß denn Kaiser Karl nicht, daß der Legat mit seinem Ablaßkasten hier ist, wo ich für vergangene und zukünftige Sünden Ablaß umsonst habe?

Was aber soll bei allem Diesen Walkendorf? sagte nach einer Weile Frau Sigbritt — Habt Ihr etwa keinen Schreiber, den Brief zu beantworten, daß Ihr ihn dazu von Drontheim kommen lassen müßt?

Hol' der Schwarze meinen Schwager und den Erzbischof! rief der König verdrießlich — Laß sie jetzt ruhen und komm, Dein Kind aufzusuchen, das schon wieder davon geschlichen ist. — Er nahm den Brief mit Hast zurück, steckte ihn wieder ein, ergriff sein Baret und zog die zögernde Alte ungeduldig und heftig mit sich fort.

Sie mußte ihm folgen, und es schien ihr unangenehm zu seyn, denn sie machte dem Könige die Bemerkung, daß es Zeit zur Tafel, und die Mittagssonne sehr stechend sei; nichts half, sie mußte ihm folgen, besonders da einige Diener

ihm auf seine Fragen berichtet hatten, daß Marie in den Garten gegangen sei.

3.

Der König suchte Marie bei ihrem Lieblingsplätzchen am Teiche auf, fand sie aber dort nicht; statt ihrer sah er Anna Krabbe noch unter der Säule und der gemalten Palme sitzen, welche mit Meister Niels in eifrigem Gespräch begriffen war. Der König, den sie nicht bemerkten, blieb in der Ferne stehen, sah mit Wohlgefallen nach ihr hin, und es entfloh ihm unwillkührlich der Ausruf: Wahrhaftig, ein schönes, wenn auch bleiches Mädchen, wohl werth, daß ein Anderer zu ihren Füßen läge, als mein Narr!

Nun, Majestät! meinte Frau Sigbritt, Lüttke Niels ist eben kein übler Gesellschafter, er weiß gar angenehm zu unterhalten. —

Was sprecht Ihr doch da? fiel ihr der König in die Rede. Ich meine, mit einem Herzen voll Liebe sollte ein wackrer Bursche zu ihren Füßen liegen, statt des Narren mit seinem Hirnkasten voll Witz; um den kümmert sich eine rothwangige Dirne wenig.

Nun, ich dächte ihre Wangen wären doch ziemlich bleich — meinte die Alte.

Vor Gram und Schmerz über ihres Vaters trauriges Schicksal, fuhr der König fort und trat ihnen näher. He, Niels! rief er, der Narr sprang hastig auf, Anna erschrack. Was liegst Du wie ein fauler Tagedieb zu den Füßen des Mädchens, statt Deinem Herrn entgegen zu kommen und ihm durch allerlei Scherze die üble Laune zu verscheuchen?

Hat mein gestrenger Herr mich hier dazu nöthig, wo ihm eine Sonne strahlt, so schön und herrlich, daß sie auch die trübsten Wolken zu verscheuchen vermag? erwiderte Niels. Was kann ich dafür, wenn er sich statt dessen hinter der Gewitterwolke birgt, die ewig brummt und donnert?

Nimm Dich vor ihrem Blitze in Acht! sagte der König lachend, auf Sigbritt sehend.

Habe nichts zu fürchten, Majestät! erwiderte der Narr. Den kleinen Weidenschoß, der zwischen hohen Föhren und Eichen machtlos steht, zerschmettert der Blitz nie.

Guten Tag, Jungfer Anna! wendete sich der König jetzt zu dieser. Was seh' ich! Ihr habt geweint? — Versteht der Narr nicht allein Lachen, versteht er auch Thränen hervorzulocken? —

Anna stammelte errörhend einige Worte.

Majestät! nahm Niels, das Mädchen aus der Verlegenheit zu reißen, schnell das Wort. Verständ' ich nur Eines, was Euch so leicht würde. —

Und das ist? fiel ihm König Christian neugierig in die Rede.

Thränen zu trocknen, erwiderte Niels ernster wie gewöhnlich, sie zu erpressen mag ich nicht verstehen.

Einfältiger Narr! brummte der König, und ging, einen zornigen Blick auf ihn werfend, in der Buchenallee weiter fort, die nach einem abgelegenen Theile des Schloßgartens führte, den der König nur selten betrat, denn hier schlängelten sich labyrinthische Wege durch dickes Gebüsch, die endlich nach einem Bogengang von schön geschnittenem Taxus führten; diesen sowohl, wie die krummen Wege, liebte er, wenn auch in der Politik, doch in seinen Gärten nicht. Heute aber führte ihn der Zufall hierher, und erst, als er die Kreuz und Quer bald rechts bald links gegangen war und verdrüßlich den Ausgang suchte, bemerkte er es. Wo hat uns der Böse hingeführt, Mutter Sigbritt? sagte er brummend. Bin ich doch seit einem Jahre nicht hierher gekommen. Mag die krummen Wege nicht, denn es ist mir immer, als

Bewerbung sehr geschmeichelt. Ihr Stolz hatte ihr bisher verboten, ihm die kleinste Gunst, die kleinste Hoffnung zu gewähren und ihre Eitelkeit hatte den edlen Krieger zu dem Abentheuer im Sinne der fahrenden Ritter aufgefordert. Nun bangte sie für ihn, da Nemours ihm gegenüber trat, der im Turnier überall Sieger und der Erste der französischen Ritter war. Nie war sie dem Marchese so aufmunternd entgegen gekommen als heute, nie hatte sie so traulich zu ihm gesprochen, wie in diesem Augenblicke und der feurige Neapolitaner fühlte sich des Sieges gewiß, sah er in ihr Auge und gedachte er dabei des Preises, der ihm werden sollte.

Am andern Morgen sandte er dem Herzog die Antwort.

Herr Herzog! schrieb er ihm,

Mit wahrem Vergnügen und mit der Ehrfurcht, die ich Euerm Stand und Eurer Person schuldig bin, habe ich Euer Schreiben erhalten und es könnte kein würdigerer Gegner gegen mich auftreten als der Herzog von Nemours. Ich fühle mich geehrt, daß Ihr, Herr Herzog, den Fehdehandschuh aufgenommen habt und so wollen wir mit Gott für unsere Damen und unsern König eine Lanze brechen; nur will ich wünschen, daß, wenn Eure Unbekannte den Schleier fallen läßt, Ihr eben so sehr die Ueberzeugung haben möget, daß Ihr für das schönste Weib der Erde gekämpft habt, als ich, wenn ich Julia Gonfalieri in das dunkle, flammende Auge sehe.

Zwischen dem Meierhofe von Vaglierano und Asti ist ein trefflicher Platz, eben und groß, ganz zum Kampfe geeignet, dorthin bitte ich, Euch mit Euern

müßten überall Hofschranzen hier umherschleichen. — Wißt Ihr denn keinen Ausweg? Ihr trefft ja sonst meist den Richtigen.

Wir sind gleich am Ende, geht nur diesen Weg! tröstete ihn Sigbritt, und zeigte auf einen kleinen schmalen Pfad, wo man jedoch nur einzeln gehen konnte; der König schlug ihn ein, das Gebüsch lichtete sich, jetzt bog er links und stand vor dem langen Taxusgange unbeweglich.

Frau Sigbritt, die, von dem Gebüsch gehindert, die Ursach' nicht ahnen konnte, welche des Königs Ungeduld so plötzlich zügelte, stand einige Augenblicke harrend; da aber Christian noch unbeweglich blieb, fragte sie nach der Ursache; doch er antwortete nicht, winkte ihr zu schweigen, rief aber selbst plötzlich: Täubchen, mein Täubchen! und ging dabei vorwärts in den finstern Taxusgang.

Sigbritt folgte ihm, und zu ihrem Schreck sah sie jetzt Marie, welche eiligst auf den König zukommend, Torben in der Ferne zurückließ.

Was suchst Du die Einsamkeit, wenn Du mich hier weißt, Marie? fragte er sie in ungewöhnlich hartem Ton und seine Stirn faltete sich. — Was hast Du mit dem Schloßhauptmann in diesem abgelegenen Theile des Gartens zu lustwandeln?

Ich legte ihm das Schicksal einer Unglücklichen an das Herz, erwiderte Marie unbefangen.

Fühlst Du Dich etwa so unglücklich, daß Du fremden Trostes bedarfst?

Bei Gott, nein! rief die Aufgeregte, warf sich leidenschaftlich in seine Arme und preßte ihn heftig an ihre Brust.

Nun, beruhige Dich nur, Täubchen, sagte der König, dessen Zorn, dessen Eifersucht durch den so sprechenden, ungeheuchelten Beweis ihrer Liebe schnell vorüber gegangen war. Neun Jahre hast Du meinem leicht erregten Argwohn keine Nahrung gegeben, hast mit treuer uneigennütziger Liebe an mir gehangen, wie könnt' ich jetzt an Deiner Treue zweifeln. — Beruhige Dich nur! — Komm, führe mich nach dem Schloß und zürne nicht mit mir! — Der Jähzorn ist ein böses Ding, einer der Apostel des Satans, den er in die Welt sendet Unheil zu säen. — Schmolle nicht länger, sieh' mir lächelnd ins Auge, dann seh' ich auf blauem Throne den Engel, der jenen Dämon verscheucht und das wilde Herz sanft stimmt und menschlich. — Komm, Du mir von dem Himmel Gesandte, ich bedarf jetzt mehr als je Deiner, denn die Menschen wecken meinen Zorn und ich fühle wieder, wie es in mir brauset und tobt;

meine Diener vermeiden mir zu begegnen, selbst die Königin naht sich mir nur noch mit Bangigkeit.

Das ist nicht gut, mein König! fiel ihm beschwichtigend Marie in die Rede. Laßt Niemanden, am wenigsten die edle Fürstin Eure böse Laune empfinden; Ihr, auch ich, wir stehen sehr in Unrecht ihr gegenüber. — Laßt mich Euern Zorn fühlen, nur nicht sie.

Christian preßte ihre in der seinigen ruhende Hand, sie verstand den Druck und ging beruhigt mit ihm in das Schloß zurück.

Während dem hatte ein sehr ernstes folgereiches Gespräch zwischen den beiden Zurückgebliebenen, zwischen Sigbritt und Torben stattgefunden.

Will denn Eure Thorheit sich auch jetzt noch nicht die Zügel anlegen lassen? mit diesen Worten war der Schloßhauptmann von Frau Sigbritt empfangen worden. Ihr kennt den König und wagt mit meiner Tochter nach diesem verborgenen Winkel allein zu gehen? — Ahnete der König Euer früheres Verhältniß, würde Euer Kopf bald das Hochgericht schmücken.

Torben glaubte, diese Anrede bedürfe keiner Antwort. Der stolze dänische Edelmann glaubte

sich dem Gesetz, gegen welches er doch selbst so oft handelte, und nicht dem Könige unterthan; er schwieg.

Ein Wort dem Könige von dem tückischen Faaburg hinterbracht, und Ihr seid verloren!

Was weiß der eitle Narr von meinem vergangenen Leben! entgegnete jetzt Torben.

Ein Mann wie dieser Elende schleicht gleich dem Iltis bei Nacht, lauscht und forscht, sucht überall ein Körnchen Gift, das ihm wuchern muß, und wenn die Schlange nichts findet, so bespritzt sie es mit ihrem eigenen Gifte. — Seid auf Eurer Huth! — Doch, wovon unterhieltet Ihr Euch mit meiner Tochter?

Torben zögerte auch jetzt mit der Antwort.

Seid offen gegen mich, Schloßhauptmann, Ihr wißt, ich meine es gut mit Euch.

Das weiß ich, sprach er treuherzig, und ich würde Euch das, was mir Eure Tochter gesagt, gern mittheilen, hätte ihre Rede mich nicht so tief gekränkt.

Nun, da bin ich neugierig! meinte Frau Sigbritt. Doch — ich glaube es errathen zu haben! setzte sie sogleich hinzu. Berichtet nur!

Die unglückliche Anna — begann Torben.

Nun weiß ich Alles! fiel ihm Sigbritt schnell

in die Rede, die auf ihren Verstand viel zu eitel war, als daß sie hätte eine Gelegenheit vorbei gehen lassen, wo sie ihren Scharfblick zeigen konnte. Ihr sollt die Närrin trösten, ihrer thörigten Leidenschaft fröhnen, mit einem Wort, das liebesieche Mädchen durch Euer Herz und Eure Hand von ihrem Wahnsinne heilen; nicht wahr, so war es?

Torben nickte bejahend.

Nun ja, wenn Ihr ein Thor wärzt; doch hoffe ich, ein höheres Ziel steht Euch vor Augen, als die Tochter eines verunglückten Kaufmanns. — Kommt, setzt Euch auf diese Rasenbank neben mich und hört mir aufmerksam zu! — Ist Eure frühere Neigung noch nicht erloschen? fragte sie dann. — Seid wahr und offen gegen mich!

Ich hänge noch mit treuer Liebe an ihr. —

Hat das neue Verhältniß die Gluth nicht vermindert?

Erinnert mich nicht daran, Mutter Sigbritt! bat er. Ich wünschte, ich könnte dies Eine ganz aus meinem Gedächtniß verwischen, — es ist die Wolke meines Himmels.

Torben, sagte nach einigem Nachdenken die Alte, könnte Euch auch jetzt noch ihr Besitz wün-

schenswerth seyn? — Antwortet mir aufrichtig, die Antwort sei wie sie wolle, ich werde deshalb nicht auf Euch zürnen.

Wie könnt' Ihr doch fragen, Mutter? — Wie könnt Ihr mich fragen, ob ich in meines Paradieses Pforten einzugehen wünsche? Ihr Besitz war das Ziel meines höchsten Strebens und ist es auch noch — Aber, seid nicht so grausam mir die unerreichbare Hoffnung zu zeigen, denn jedes Wort, was noch mein Herz zu ihr sprach, wies sie kalt zurück.

Sigbritt verzog den Muud zum Lächeln. Ihr deutet meine Worte falsch, sagte sie. Ich glaube wohl, daß sie Euch streng zurück weist, daß sie das Verhältniß, in das sie das Schicksal geführt, nicht vergißt, daran thut sie Recht; aber, wenn dies sich lös'te, wenn ihre Hand frei wäre, würdet Ihr dann —

Sie hielt ein, denn ein leises Rauschen im Gebüsch störte sie. — Wer ist hier? fragte sie aufspringend — Aber Niemand antwortete, Alles blieb still — Hm! ein Kaninchen, das aus seinem Lager aufgescheucht wurde — Doch — Ihr sitzt so nachdenkend da, Schloßhauptmann? wandte sie sich zu diesem, verständet Ihr meine Frage nicht? —

Ich verstand sie! erwiderte er, immer noch sinnend.

Und antwortet nicht?

Meine Brust ist so beklommen, bei der Nähe des Glücks bangt mir vor seiner Größe, erwiderte er.

Thorheit! Ergreift es, es wird sich Euch nicht zum zweiten Male bieten. —

Es raschelte von Neuem, doch stärker als zuvor in dem Gebüsch. Kupplerin! schallte es ihnen aus der Ferne zu, und Beide sprangen erschrocken auf. Das war Faaburgs Stimme! sagte Sigbritt, die sich zuerst von ihrem Schrecken erholt hatte. Verderben über ihn!

Trompetenschall, der zur Tafel rief, zwang sie nach dem Schlosse zurück zu eilen, und als sie eben in das Portal traten, fanden sie dort den Schloßschreiber, sich tief vor ihnen bückend, aber auf seinem Gesichte sprach sich der Hohn so deutlich aus, daß Sigbritt keinen Augenblick mehr zweifelte, er sei es gewesen, der sie belauscht und verhöhnt habe.

4.

Während der Tafel beobachtete der König Torben genau, der, in sich versunken, sein schwermuthsvolles Auge, aus dem doch ein Himmel voll Wonne strahlte, zuweilen unwillkührlich auf Marie heftete. Niels, der nie bei des Königs Tafel fehlen durfte, mochte dies bemerken; er ging zu ihm und raunte ihm leise zu: Träumt nicht, des Königs Auge ist wach! auch suchte er durch allerhand Späße und witzige Einfälle seines Herrn Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber es wollte ihm heute nicht gelingen. Doch da der König die Tafel früher als gewöhnlich aufhob und gleich darauf den Saal verließ, ward der Gutmüthige seiner Angst für den Augenblick quitt.

Nicht lange darauf trat Christian in Sigbritts Gemach, wo sie gleich nach Essen Mittagsruhe zu halten pflegte. Von diesem zu dieser Stunde unerwarteten Besuch überrascht, sprang sie schnell aus ihrem Sorgenstuhl auf. Verzeih, Mutter Sigbritt, daß ich Deine Ruhe störe! redete sie der König mit erzwungener Freundlichkeit an, welche Sigbritt, die ihn so genau kannte, nicht einen Augenblick entging. Ich komme Dir meinen Verdruß mitzutheilen. Ist doch in der Welt nichts

widriger als ein Zudringlicher, dem einige trauliche Worte, etwas Vertrauen, das man ihm hie und da schenkte, in den Irrwahn setzen, er stehe fest in unsrer Gunst. Bestürmt mich der Narr, der Faaburg mit ewigen Bitten, seine Wünsche sind ein bodenloser, nie zu füllender Bettelsack, und so verlangt der Narr so eben von mir, nachdem ich ihn mit meiner Gnade überhäuft habe, das ledig gewordene Kanonikat von Roschild. Der Mensch wird mir lästig, ich habe ihn deshalb zu Dir beschieden, sag' ihm, daß er nichts mehr zu erwarten habe und gieb ihm noch einige derbe Lehren mit auf den Weg; Du wirst dies gewiß gern thun, da er ja Keiner Deiner Schützlinge ist.

Sigbritt hatte den König, während er sprach, genau beobachtet, und sich sogleich gesagt, ihm nicht trauen zu dürfen, denn so sehr er auch Meister in der Verstellungskunst war, so betrog er die Schlaue nur selten. Wie mein König befiehlt! war deshalb ihre nur kurze Antwort.

Dergleichen Aufträge übernimmst Du doch sonst so gern, Frau Sigbritt, fuhr der König fort, wenn sie nämlich Keinen der Vielen Deiner Günstlinge betreffen, die Du immer gern aus der Hefe des Volks hervor zu ziehen pflegst.

Ihr seid heute mißlaunig, gnädigster Herr,

unterbrach ihn die Alte, und da Ihr mir die Erlaubniß gegeben habt, Euch, wenn dies der Fall ist, darauf aufmerksam zu machen, so verzeiht, daß ich es thue.

Bin ich übler Laune, so bist Du von desto besserer! sagte Christian.

Ich glaube kaum, Majestät!

Heirathen stiften ist ja sonst alter Frauen liebstes Geschäft; Waidmänner und alte Weiber kuppeln gern, sagt ein altes Sprichwort.

Sigbritt schwieg, ihr Auge war beredter als ihre Lippen, und zeigte sattsam, daß des Königs Reden ihr mißfielen, auch er schwieg einige Zeit; dann hob er wieder, immer in aufgeregter Stimmung an: Bist Du das Leben an meinem Hofe schon überdrüßig?

Fast möchte ich jetzt sagen: Ja Majestät! obgleich ich Eure Frage nicht verstehe.

Ich will deutlicher sprechen. — Weshalb trägst Du einem meiner Unterthanen ein Kleinod an, das ich mir theuer, wahrhaftig theuer erworben habe? fuhr jetzt König Christian in seinem Zorne auf. — Wer giebt Dir das Recht, Dein Kind dem Schloßhauptmann anzutragen, als sei es eine verlassene hülflose Dirne?

Ich staune! — sagte Sigbritt, von diesen

Streitgenossen in vollem Harnisch heut' über acht Tage, als am Tage des heiligen Cyrillus, einzufinden. Ist es Euch genehm, so werden drei Lanzen gebrochen und mehr nicht. Habt Ihr, Herr Herzog, sonst noch Bedingungen zu machen, so laßt sie mich wissen und Ihr werdet mich in Allem, Eure Wünsche zu erfüllen, bereit finden.

Ferdinand Franz d'Avalos,
Marchese von Pescara.

Der Herzog, des Kampfes der 13 Spanier mit Bayard gedenkend, wo diese 11 französischen Rittern die Pferde niederrannten und sie auf diese tückische Weise zum Kampfe unfähig machten und sich des spanischen Sprüchworts erinnernd: *) **Muerto el cavallo, perdido l'hombre d'armas**, machte, nach Empfang des Briefes, die einzige Bedingung, welche auch Pescara annahm, daß, wer des Gegners Pferd nieder stieß, ihm 700 Schildthaler bezahlen müsse und so war Alles in Ordnung, jeder Theil rüstete sich aufs Beste und Moucha kam von Turin herbeigeeilt, seinem jungen Freunde im Kampfe zur Seite zu sein.

Dieser Franz von Moucha war ein gar sonderbarer Mann, der gewiß allen Hofleuten zur Scheibe ihres Wizes gedient haben würde, hätte er nicht ein so furchtbares Schwert geführt und wäre er noch in irgend einem Turniere aus dem Sattel gehoben worden; so aber scheuten sie den braven Sonderling, der ihnen auch nur darinnen sonderbar erschien, daß ihm die Galanterie des französischen Hofes ein Greul war. Es war ein schöner, wohl-

*) Das Pferd getödtet, ist der geharnischte Reiter verloren.

Worten nicht aus der Fassung gebracht. Ich verstehe Euch nicht!

Du verstehst mich nicht? — staunst? — Ja wohl, daß ich Deine Unterredung mit Torben kenne, darüber kannst Du staunen. — Aber Antwort will ich, Rede sollst Du mir stehen!

Nun, wenn Ihr befehlt, erwiderte Sigbritt, so will ich Euch Rede stehen, so ungern ich es auch thue. Nicht mein Kind trug ich Torben an, wahrlich dazu war ich zu stolz, Anna Krabbe war es, für die ich sprach. Das Mädchen liebt den Schloßhauptmann schwärmerisch, sie vergeht in ihrer Liebe und jammert mich; deshalb sprach ich mit ihm, er aber wies meinen Antrag stolz zurück, da sie eine Bürgerliche ist.

Deshalb weigerte er sich? fuhr der König heftig auf. Vergaß der eitle stolze Däne, daß sein König sich die Geliebte vom Hafen zu Bergen holte? — Ihr also galt Deine Bewerbung, Mutter Sigbritt? sagte er jetzt schon besänftigter. — Nun, der Stolze soll sie als Gattin heimführen, oder, so wahr ich König Christian bin; auf dem Schaffot bluten! — Ich will dem hochfahrenden dänischen Adel den Todesstoß damit geben, er soll sehen, daß seines Königs Wille fester steht, als ihre widerrechtlich ange-

maßte Gewalt. — Er griff haſtig nach der Schelle und klingelte. Entbiete den Schloßhauptmann ſchnell zu mir, er ſoll keinen Augenblick ſäumen! befahl er dem eintretenden Diener. Hierbei ſoll wahrlich Dein Wille geſchehen, Mutter Sigbritt, wie wohl immer! Dies ſagend ging er mit raſchem Schritt und zornigem Blicke nach ſeinem Gemach.

Sigbritt hatte dies überraſcht. Ihr ſonſt ſo verſchlagener Kopf wußte in dieſer Verlegenheit keinen Rath zu finden, keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth, in das ſie ſich ſelbſt verwickelt hatte; denn ſprach der König Torben, ehe ſie dieſen von dem Vorgefallenen benachrichtigen konnte, ſo mußte ſie ſich für verloren halten. Zum Unglück hatte ſie eben Niemand um ſich, dem ſie vertrauen zu können glaubte, und während ſie noch nachſann, an wen ſie ſich wende ſollte, ſah ſie ſchon den Schloßhauptmann über die Gallerie des andern Flügels nach den Gemächern des Königs gehen.

Torben wurde hier ſogleich vorgelaſſen. Schloßhauptmann! redete ihn der König an, und ſein Mund zuckte, ſeine Stirne faltete ſich. Ihr habt den Vorſchlag, den Euch Mutter Sigbritt gemacht, mit Stolz zurückgewieſen!

Mit Stolz? Nein, Majestät!

Wäre es nicht der Hochmuth, dieses Erbtheil des dänischen Adels, der Euch die Hand des schönen Mädchens verweigern ließ, was sonst könnte Euch bewegen, dem Wunsche Frau Sigbritts, der stets nur das Organ des Meinigen ist, zu widerstreben?

Es wäre der Wille Ew. Majestät? erwiderte Torben erstaunt.

Nun ja, was bedarf es weiterer Versicherung, es ist mein Wille, mein unabänderlicher Wille!

Dann gehorche ich mit Freuden! rief Torben, durch diese Ueberraschung entzückt.

Der mißtrauische Christian warf einen forschenden Blick auf ihn, die anscheinende Freude seines Schloßhauptmanns war ihm räthselhaft. Er sann einige Zeit nach, öffnete dann die Thür, einen Diener zu rufen, Faaburg im Vorzimmer und winkte ihm herein zu kommen. Waret Ihr schon bei Frau Sigbritt? fragte er.

Noch nicht! erwiderte dieser.

Eure Ohren scheinen Euch heute ihre Dienste zu versagen, fuhr er fort: Ich befahl Euch schon vorhin zu ihr zu gehen. Thut es jetzt, und sogleich! — Auch entbietet ihr meinen Gruß und

sagt ihr, sie möge doch bald mit ihrer Tochter und Anna Krabbe zu mir kommen. Nun geht! — Ihr aber, Schloßhauptmann, tretet so lange in jenes Kabinet, ich will das trostlose Mädchen mit Eurem Worte überraschen.

Sein Schicksal nicht ahnend, doch ohne das leiseste Vermuthen, wie es möglich sei, daß er seinem so lang' ersehnten Glücke plötzlich so nahe stehe, gehorchte Torben dem Befehle.

Indessen stand Faaburg, diesmal sich anmelden lassend, vor Frau Sigbritt, und trug ihr seine Bitte, ihm zur Erlangung des Kanonikats behülflich zu seyn, noch eher vor, als er den eigentlichen Auftrag des Königs ausrichtete. Sigbritten kam er in diesem Augenblick sehr ungelegen; ihr Haß gegen diesen Mann hatte sich noch seit ihrer Unterredung mit dem Könige so sehr gesteigert, daß sie mit sich kämpfen mußte, nicht gegen ihn los zu brechen. Aber ihre Leidenschaften zu sehr in ihrer Gewalt habend, unterdrückte sie jede Heftigkeit, hörte sein Gesuch gelassen an, versprach, ihn bei dem Könige zu unterstützen und gab ihm den Rath, den Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen, und sich nicht durch finstre Blicke und einige harte Worte abschrecken zu lassen, im Gegentheil müsse er un-

aufhörlich in den König dringen, seine Wünsche zu erfüllen; sie wußte, wie sehr dies seinen Sturz befördern mußte.

Jetzt, nachdem er ihr gedankt, machte Faaburg Frau Sigbritt mit dem Willen des Königs bekannt. Sie errieth sogleich die Ursache dieser Einladung, entließ den Schloßschreiber, und nach einigem Nachdenken, wodurch sie doch kein Hülfsmittel ersinnen konnte, ließ sie Anna und ihre Tochter rufen, und begab sich mit ihnen zu dem Könige.

5.

Anna! redete der König diese im Hereintreten an. Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, Dir Dein trübes Schicksal in etwas zu erhellen, Du hast mich noch nie um die kleinste Gabe gebeten, und den Bescheidenen geb' ich gern. Darum will ich Dir heute das köstlichste Geschenk bieten, was Dir nur werden kann, und womit ich gewiß bin auch Mutter Sigbritt und meiner lieben Marie eine Freude zu machen.

Thut das, mein gnädigster Herr! Anna's Glück ist auch das Meinige, sagte Marie, trau-

lich seine Hand ergreifend, während Frau Sigbritt, des Königs Worte leicht deutend, immer noch auf einen Ausweg sann, und Anna, die Hand unwillkührlich auf's Herz gelegt, die Augen niederschlug, wobei ihr nur der traurige Gedanke vorschwebte: Mir kann doch Niemand helfen, selbst der König nicht!

Dieser, der bei alle dem noch mißtrauisch, die Frauen scharf beobachtet hatte, öffnete jetzt die Thüre des Kabinets, winkte Torben heraus zu treten und ging auf Anna zu. Du liebst diesen Mann, sagte er, ihn ihr entgegen führend, so empfang' ihn aus meinen Händen! Bei diesen Worten trat hohe Gluth auf des Mädchens Wange, während Torben erbleichte, Sigbritt ihren Ingrimm zu verbergen sich bemühte, und Marie bald den König staunend, bald Torben ängstlich ansah.

Majestät! stammelte Anna. Was die Jungfrau in ihrer Brust verschloß, was sie dem Tode und nicht dem Leben weihte, ist längst für sie erstorben; wer es zum Leben ruft, giebt ihr den Tod

Possen! unterbrach sie der König. Mädchenhafte Ziererei! Du liebst ihn, grämst Dich und meinst, er beachte Deine Blicke, Deine Seuf-

zer, Deine Thränen nicht, und übersiehst dadurch, daß auch er Dich liebt, und ihn vielleicht nur Vorurtheil, vielleicht Besorgniß, daß ich seiner Wahl wegen ihm zürnen könnte, bis jetzt noch abhielt sich gegen Dich auszusprechen. Ich habe nun die Bahn gebrochen, er hat mir gestanden, daß er Dich liebt. — Darum naht ihr! wandte er sich zu Torben. Reicht der Zitternden Eure Hand, schließt sie in Eure Arme, und Gottes Segen über Euch!

Torben hatte, während der König sprach, wie vom Blitze getroffen da gestanden. Jetzt traf sein Auge Marien, die sich kaum zu fassen vermochte. Es sei! murmelte er leise und nahte Annen. Ich habe lange, so wie Ihr, redete er diese an, die Liebe in meiner Brust verschlossen; auch ich glaubte, wie Ihr, daß wenn ich sie zum Leben rief, ich sie dem Tode weihte. So reicht mir denn zum Todes-, zum Liebesbunde die Hand! — Gott möge diesen Augenblick zu unser Aller Besten wenden!

Wahrhaftig, Schloßhauptmann, Ihr sprecht so salbungsreiche Worte, wie der päpstliche Legat, und seid für einen glücklich Liebenden so kalt, wie Norwegens Schneeberge. — Doch was kümmert das mich! sprach er und wandte sich

zu Anna: Ich statte Dich aus, und sobald ich von Laland, wohin ich morgen gehe, zurückkehre, richtet Mutter Sigbritt auf Hvidör eine lustige Hochzeit aus. — Kommt, laßt die Verlobten allein!

Ich wünsche Euch von Herzen Glück! sagte Marie zu den Beiden tretend, schloß Anna in ihre Arme, wodurch sie ihre Aufregung zu verbergen suchte, raunte im Vorbeigehen dem in düstern Gedanken versunkenen Torben ein leises: Dank Euch! zu und entfernte sich mit dem Könige, welcher der zurückgebliebenen Sigbritt zurief, ihm zu folgen.

Anna! fragte nun Torben die Zitternde, die einen Himmel voll Seligkeit vor sich geöffnet sah und doch mit angsterfülltem Beben die Pforte nicht zu betreten wagte. Anna! habt Ihr diese Scene herbei geführt?

Das Mädchen sah ihn staunend an.

Antwortet mir! Vielleicht ruht Euer, ruht mein Glück in dem Worte, das Ihr ausprecht.

Immer noch sah ihn Anna verwundert an, verstand den Sinn seiner Frage nicht. — Aber plötzlich, da sich Torbens Sinn immer mehr umdüsterte, mochte es Licht vor ihr werden. Heilige Mutter Gottes! schrie sie auf, sah starr

ihrem Verlobten in's finster blickende Auge und ein Thränenstrom brach hervor.

Nun? sagte der Schloßhauptmann kalt. Was sollen die Thränen? — Antwort verlang' ich!

Da trat Anna ihm näher. Nicht mehr eine gebeugte Lilie, eine glühende Rose stand sie vor ihm.

Herr Schloßhauptmann! sprach sie mit bebender Stimme. Hat mein Lebenswandel verdient, daß Ihr solch' entehrende Frage an mich thut? Hat ein Wort, ein Blick Euch mein Innerstes verrathen können? Ja, ich habe Euch im Stillen geliebt, und wohl mein Sehnen, aber nie mein Hoffen nach Euch gerichtet Wer Euch mein Geheimniß verrathen, hat nicht wohl daran gethan. — Da es nun aber geschehen ist, so wißt: Ich bin zu stolz, mich einem Manne aufdringen zu lassen, der mich nicht liebt, und selbst, wie es scheint, mich nicht einmal achtet, und habe Muth genug meinen thörigten Gefühlen, wie dem Willen des Königs zu widerstreben. — Ihr seid frei, ich habe, ich mache keine Ansprüche an Euch! — Sagt dies dem Könige und — lebt wohl!

Sie ging, Torben hielt sie zurück. Was wollt Ihr noch von mir, Schloßhauptmann? wandte

sie sich bebend nach ihm. Wozu dieser theilnehmende Blick? — Euer Mitleid verlange ich nicht, es regt nur alle Schmerzen meines Innern von Neuem auf — Laßt mich, ich bin schon unglücklich genug! -- Bei diesen, mit Heftigkeit und doch mit Wehmuth gesprochenen Worten zog sie ihre Hand aus der seinen, warf noch einen schmerzvollen Blick auf den Mann ihrer Liebe und eilte davon.

Vor ihrem Zimmer begegnete sie Meister Niels, der auf sie zu warten schien, und, obgleich sie ihn nicht bemerkte, ihr dennoch folgte. So hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen! sprach er theilnehmend. Euer Auge brennt, keine Thräne kühlt die Gluh, kein Seufzer lindert den tief verhaltenen Schmerz. Nicht wahr, das Schicksal hat Euch geneckt, hat Euch eine Rose hingeworfen, daß ihr Euch an ihrem Dorn verwunden sollt? — Arme Anna! sagte er dann und blickte wehmüthig an ihr auf. Mühsam hast Du Deinen Schmerz unterdrückt, nur eines Narren Brust ihn mitgetheilt; vor Jedermann glaubtest Du Dein Herz verborgen, und nun reißt eine rauhe Hand den Schleier hinweg, und das Blut quillt unaufhaltsam aus der Wunde hervor.

Seht mich doch an, Jungfrau! fuhr er nach

gebauter Mann, von edlem Anſtande, freundlich und beſcheiden, der an dem galanten Hofe Franz I. ſein Herz und die Reinheit ſeiner Sitten bewahrt hatte und der, obgleich mit Diana von Poitiers, der allgewaltigen Geliebten Heinrich II. verwandt, an deſſen Hofe eben ſo zurückhaltend, eben ſo Weiberfeind blieb, als an dem Franz des Erſten, obgleich manche Frauen, den ſchönen Mann zu gewinnen, wohl der Mühe werth hielten. So geſprächig, ſo lebhaft, ſo muthig er in der Geſellſchaft der Männer war, ſo verlegen, ſo ſtill war er bei Frauen, die er zu verachten ſchien, obgleich er nie von irgend einer Dame oder von dem ganzen Geſchlechte etwas Nachtheiliges ſprach. Das ein ſolches Benehmen ihm an ſolch frivolem Hofe den Spottnamen des Sonderlings verdienen mußte, war nicht zu verwundern; er wußte es, änderte deshalb nichts in ſeinem Betragen und ſchloß ſich zur Verwunderung aller Höflinge mit wahrer Innigkeit dem jungen Herzoge von Nemours an, der ihm wohl auf dem Schlachtfelde an Tapferkeit, aber nicht im mindeſten bei den Frauen glich.

Freudigen Herzens kam er in Villa nova an und war auch nicht unmuthig, als ihm der Herzog ſagte, wem der Kampf gelte „Legt die Lanze für Eure Unbekannte ein, gnädiger Herr!“ ſagte er, nur froh, daß es einen Zweikampf gab „Ich kämpfe für Frankreich und uns Beiden iſt der Sieg gewiß!“

einer Pause fort. — Nicht dieser stumme, herzzerreißende Schmerz! — Ich ahne ja nur Euer Schicksal, weiß nur, daß der König Euch Torben verlobt hat, fürchte aber, Euer Glück sei Täuschung, das, so lang ersehnte, endlich erreichte Ziel weiter, ach weiter als je von Euch gerückt. — O, sprecht nur! — Sagt was Euch begegnet ist! — Weinet nur! — Thränen sind ja der milde Quell, den die Barmherzigkeit dem Unglücklichen entspringen ließ. — Sprecht nur! Ihr wißt ja, wie gut ich es mit Euch meine, wie ich bei Euch meine Kappe wegwerfe, und selbst ein theilnehmender Unglücklicher, dem der Himmel vergebens den Witz gab, sein weiches Herz zu verhärten, Euer Leiden tief mit Euch fühle.

Das Geheimniß ist meiner Brust entlockt, das Maaß meines Unglücks ist voll, Niels, und ich stehe nun zermalmt vor ihm! sagte mit leiser Stimme das Mädchen.

So lange der Mensch noch athmet, wähn' er nie, daß das Maaß seines Unglücks voll sei! nahm Niels das Wort. Erst der Tod schüttet den Becher aus und legt den Geleerten neben das erstorbene Herz in die Gruft; aber auch so lange der Mensch noch athmet, steht ihm die Hoffnung zur Seite, deshalb fürchtet noch, aber hofft auch!

Anna schüttelte traurig den Kopf, da trat mit heftigen Schritten Frau Sigbritt ein und gab dem Narren ein Zeichen, sich zu entfernen.

Der Arzt bringt dem Kranken statt Heilung nur Gift! brummte er vor sich hin, wies mit bittendem Blicke, der um Schonung flehte, auf die Duldende und lehnte im Abgehen die Thüre nur an, um lauschen zu können.

Der König ist Deinen Wünschen entgegen gekommen, Anna, sprach Sigbritt, und hat den Schloßhauptmann gezwungen, Dir seine Hand zu reichen. Ich liebe Dich zu sehr, um Dich nicht von dem Verhältnisse offen in Kenntniß zu setzen. Ich selbst, da Du mich jammertest, hatte den König dazu bestimmt!

Ihr hattet den König dazu bestimmt? unterbrach sie Anna erstaunt.

Wundert Dich das, Kind? fuhr Sigbritt fort. Ich habe es ja immer so gut mit Dir gemeint, sah Dich aus Liebesschmerz hinwelken und vergehen, und entdeckte es dem Könige. Hätte ich freilich Torben früher gesprochen, würde ich es nicht gethan haben, denn ich ahnete seine Abneigung nicht. — Weine doch nicht, thörigtes Mädchen! Es giebt ja der Männer so viele am Hofe, laß mich nur sorgen, und ich werbe bei dem Schmucksten für Dich!

Thut das nicht, Frau Sigbritt, fiel ihr Anna, durch diese Worte beleidigt, in die Rede, kümmert Euch nicht um mein Schicksal, Ihr habt gesehen, daß ich es allein tragen kann! Ich habe meinen Schmerz hoffnunglos getragen, da ich wußte für wen Torben eben so hoffnunglos glühte, wie ich, und so werden wir ihn Beide tragen müssen, bis wir am Ziele unsres Grames sind.

Sigbritt hatte, während Anna sich unbedachtsam als Mitwisserin des Geheimnisses kund gab, mit zornigem Blick auf sie geschaut. Wie Du es wünschest! sagte sie jetzt höhnisch lachend, und verließ schnell das Gemach.

Glaubt der alten Schlange nicht! störte sie der hereinschleichende Narr in ihrem düstern Sinnen. Sie hat mit Torben nicht gesprochen, da er den König nicht verlassen konnte und ihn zurück nach Copenhagen begleiten mußte. Ich fürchte, ich fürchte, sie hat mit dem Schloßhauptmann andere Pläne im Sinn, und Ihr steht ihr im Weg, und das wäre freilich schlimm. — Doch verzage nicht! — Ich will für Euch lauschen und handeln und Euch beschirmen, so viel ein armer Narr vermag, das Uebrige müssen wir Gott überlassen.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung

Einundzwanzigstes Bändchen.

Scenen aus dem Leben König Christians II. von Dänemark.

II. Der Schloßhauptmann von Copenhagen.

Zweiter Theil.

Der Mäcen.

BIBL. UNIV. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Scenen

aus dem Leben König Christians II. von Dänemark.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Der

Schloßhauptmann von Copenhagen.

Historische Erzählung.

Zweiter Theil.

6.

Drei Tage waren vergangen und Torben war nicht nach Hvidör gekommen, wo er sich auch freilich nur selten in Abwesenheit des Königs zeigen durfte, da er Alles vermeiden mußte, den mißtrauischen Monarchen gegen sich aufzubringen. Auch kannte Sigbritt diesmal den Grund seines Nichterscheinens. Es war nämlich den Tag nach des Königs Abreise ein Edelmann mit Briefen Carl's an seinen Schwager von Brüssel gekommen; dies hatte Törben zurückgehalten, und da dem Könige ein Bote nachgeschickt war, mußte der Schloßhauptmann ihn stündlich in Copenhagen erwarten. Aber er wartete vergebens; statt des Königs kam der Befehl, der Abgesandte des Kaisers sollte sich zu ihm nach Fühnen begeben. Nun glaubte Torben der Einladung Sigbrittens folgen und nach Hvidör ge-

2.

Den Abend vor St. Cyrillus traf der Herzog mit seinen Begleitern und einem großen Gefolge in Vaglierano ein, wo er schon Alles zu seinem Empfange bereit fand. Kostbares Hausgeräthe war von Asti durch Pescaras Vorsorge dorthin geschafft worden, die Gemächer in der Wohnung des Herzogs mit Tapeten behangen und Köche standen in dazu erbauten, geräumigen Küchen mit allem Nöthigen versehen, ein köstliches Mahl für die französischen Ritter zu bereiten. Der spanische Stolz glaubte sich verpflichtet, den Wirth zu machen, da der Herzog gewissermaßen auf des Marchese Aufforderung hieher gekommen war und sich auf dem, vom spanischen Heere besetzten Gebiete befand und so sollte dies auf eine verschwenderische Weise geschehen.

Der Herzog war zu galant, um nicht diese Artigkeit anzunehmen. Er ließ sich von den spanischen Köchen und Dienern bedienen und ihnen am andern Tage das Doppelte des Werthes als Geschenk reichen. So überboten sich die Großen damaliger Zeit an Verschwendung, besonders wetteiferte der spanische und französische Adel, wer es dem andern an Pracht und Freigebigkeit zuvor thun konnte.

An dem nämlichen Abende kehrte auch ein in Asti wohlbekannter Italiener zu dem Herzog zurück, den er auf Kundschaft dahin gesandt hatte, um vielleicht zu erforschen, wer die schöne Unbekannte sei und wer von dem spanischen Adel den Marchese zum Kampfe begleiten würde. Er erhielt über das Letztere befriedigende Nachricht; es waren nämlich Don Joseph Alba, der Marchese von

hen zu können, obgleich ihm Anna den Aufenthalt daselbst peinlich machte.

Es begann schon zu dämmern, als er mit seinem getreuen Diener bei dem Schlosse ankam, und da er die kleine Zugbrücke, die nach dem Garten führte, noch niedergelassen fand, stieg er hier ab, ging durch die Buchenhecken dem Schlosse zu und fand Marie am Schloßteich sitzen. Sie war von seinem plötzlichen Erscheinen überrascht, begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein auf der Steinbank Platz zu nehmen. Ihre Mutter hatte sie in diesen Tagen von ihren Plänen in Hinsicht Torbens unterrichtet und sie mit der Möglichkeit vertraut zu machen gesucht, daß Politik, vielleicht auch Laune, den König endlich zu dem Entschluß bringen könnte, sie zu verstoßen. In Marien war dieser Gedanke früher noch nie aufgestiegen; die treue Anhänglichkeit des Königs, seine immer wachsende Liebe zu ihr, hatte sie so in Sicherheit gewiegt, daß ihr dieser Gedanke bis jetzt fremd geblieben war. Aber, da ihr Sigbritt auseinander setzte, wie sehr der König, von allen Seiten bedrängt, den Schutz des Kaisers bedürfe, und wie sehr dieser, der Königin wegen, mehr als selbst diese, auf ihre Entfernung dringe, so begann sie dem Gedanken nach-

zuhängen und sich, so wehe es ihr auch that, mit ihm vertraut zu machen. Nicht als ob es ihr schmerzlich gewesen wäre, sich von dem Glanz und Ueberfluß zu trennen, der sie in ihren jetzigen Verhältnissen umgab, dies hätte sie leicht hingegeben, aber sie hing mit wahrer Liebe an dem Könige und das Band zerrissen zu sehen, was seit neun Jahren sie an ihn knüpfte, war ihr schmerzlich. Zwar war dann der Gedanke an Torben, an diesen Mann ihrer ersten Liebe, ein lindernder Balsam auf ihre Wunden, denn sie mußte sich wohl gestehen, daß seine treue, seine bescheidene Liebe ihm ihre ganze Achtung erworben, daß die Zeit die ersten Eindrücke ihres jugendlichen Herzens nicht ganz verwischt habe; sie gab sich dann sogar diesem Gedanken und einer freudigen Rückerinnerung ganz hin, aber die Wonne war kurz, der Schmerz dauernd, war er doch nun der Verlobte Anna's, ihrer Freundin.

In diesen Gedanken überraschte sie Torben. Er war gekommen, sein Benehmen in Hinsicht Anna's zu entschuldigen. — Ach! es bedurfte keiner Entschuldigung, Marie hat seinen Edelmuth erkannt und tief empfunden. Zürnt Ihr mir, Marie! begann er nach einigem Zaudern

das Gespräch. Glaubt Ihr, ich hätte wirklich so schnell Schwur und Treue vergessen können?

Schwur und Treue gehören mir nicht! unterbrach ihn Marie schnell. Ich habe das Opfer erkannt, das Ihr mir brachtet, und mein Dank, meine Hochachtung werde Euch dafür. Ich freue mich, setzte sie, jedoch mit bewegter Stimme hinzu, daß das Geschick so mild über Euch verfügt, daß es Euch ein liebendes, gutes, schönes Mädchen, Euch meine Freundin zugeführt hat!

Das könnt Ihr mir sagen, Marie? Ihr, die —

Die Euch früher liebte, Euch stets wohlwollte, stets Euch glücklich zu sehen wünschte, fiel sie ihm schnell in die Rede, die aber, ich muß es auch Euch gestehen, mit wahrer inniger Liebe an dem Mann hängt, und ihr so ganz ergeben ist, und ihr so oft zeigt, daß ihr Herz so viel Werth für ihn hat als eine Krone.

Und wenn er nun Eure Liebe vergessen könnte, vergessen hätte?

Dann? — Herr Schloßhauptmann, dies wird, dies kann nicht geschehen. — Doch wär' es möglich, dann ständ' ich allein mit verwundetem Herzen in der Welt. —

Und glaubt Ihr nicht, daß es eine Hand gäbe, die bereit wäre die Wunde zu heilen?

Und es doch nicht vermöchte, sagte Marie bewegt. Laßt mich offen zu Euch reden, Torben, so offen wie ich oft in jenen Tagen der Jugend, die auch noch zuweilen wie ein schöner Frühlingstraum an mir vorüber schweben, zu Euch sprach. Liebe ohne Achtung beglückt nie, und den Mann, welcher der Geliebten eines Fürsten die Hand reichen würde, könnte ich nicht achten.

Marie! rief Torben, in seiner Leidenschaftlichkeit Alles um sich her vergessend, und sank zu ihren Füßer; doch ehe sie ihn erheben, ihm aufzustehen befehlen konnte, trat schon Faaburg aus dem Gebüsch, und brachte ihn mit den voll Hohn gesprochenen Worten zur Besinnung. Herr Schloßhauptmann! Verzeiht daß ich störe, ich komme aber von dem Könige mit diesem Schreiben an Euch hergesandt, und so muß ich wohl! Dies sagend überreichte er dem schnell Aufgesprungenen den Brief. Torben, einen zermalmenden Blick auf ihn werfend, riß ihm das Schreiben aus der Hand, erbrach und las es, da die Sonne noch nicht ganz untergegangen war

Marie war indessen eilig nach dem Schlosse zurück gegangen.

Während dem stand Faaburg ihm gegenüber, glücklich daß ihm der Zufall einen Beweis von Torbens Verhältnisse zu Marien gegeben hatte. Schon auf manchen Plan der Rache an Sigbritt sinnend, schaute er triumphirend auf den Schloßhauptmann, der den Brief mit finsterm Ernste durchlas, ihn jetzt wieder zusammen faltete, zu sich steckte und sinnend sein Auge auf dem Schloßschreiber ruhen ließ, wobei jedoch nicht Unmuth, nicht Zorn, fast Mitleid in dem Ausdruck seines Blickes lag.

Wo seid Ihr abgestiegen? fragte er ihn endlich.

Bei der Zugbrücke, wo der Diener mit Euren Rossen hält.

So kommt und folgt mir nach Copenhagen!

Faaburg, über seines Vorgesetzten Gleichmuth staunend, begleitete ihn schweigend über die noch niedergelassene Zugbrücke.

Kaum hatte Marie ihre Mutter von dem Vorgefallenen unterrichtet, als diese den Befehl gab, sogleich ihre Karosse anspannen zu lassen. An alle dem Unglücke ist Dein Schützling schuld! sagte sie verdrießlich. Die Närrin tritt überall

meinen Plänen störend in den Weg, es ist Zeit, daß sie dahin kommt, wohin sie gehört.

Mutter! versuchte Marie die Zürnende zu beschwichtigen. Was kann das unglückliche Mädchen für alles dies? Sie unterdrückt ihre Leidenschaft und Ihr zürnt ihr, Torben läßt der Seinigen freien Lauf, führt dadurch eine Menge Verdrießlichkeiten herbei, und Ihr tadelt ihn nicht.

Tadelst Du ihn, daß er mit solch' treuer Liebe an Dir hängt? fragte Frau Sigbritt höhnisch.

Ja, Mutter, ich tadle ihn, denn ich bin solch' treuer Liebe nicht werth! erwiderte Marie. Ich bin eine Gefallene, und ob auch ein König mir zur Seite stehe, vermag er doch mit all' seiner Macht mich nicht wieder zu erheben.

Thörin! zürnte die Mutter. Vergißt Du, was wir waren und jetzt sind? — Blick' nur in diesem prunkvollen Gemach umher, sieh da unten die wiehernden Rosse, sieh die Menge der Diener, die auf meine Befehle warten, denk' wie Du sonst in ärmlicher Kleidung, die Spindel in der Hand, am Fenster saßest und aus langer Weile ein holländisches Liedchen trällertest; jetzt sitzest Du im reichen seidenen Gewande, die Laute im Arm, und ein König dreier Reiche lauscht

zu Deinen Füßen auf die Töne Deines Liedes — Vergleiche nur die damalige Zeit mit der Jetzigen!

Das thu' ich oft, Mutter! sagte Marie, vor welcher in diesem Augenblick die Tage ihrer Jugend wie die Strahlen des Abendsterns sanft vorüberzogen. Ich thu' es oft, aber dann beschleicht mich die Wehmuth. — Ja, Mutter, es waren stille harmlose Tage, die ohne verführerischen Reiz, ohne trügerische Lockungen an mir vorüber gingen, in denen ich mit freiem reinem Gemüthe hoffnungsvoll und meinem Glücke vertrauend bescheiden nach der Zukunft hinblickte; jetzt seh' ich schuldbelastet, besorgt, daß der Traum, der mich in süße Betäubung, in glückliches Vergessen gewiegt, schnell verschwinde, nach jenen Tagen sehnsuchtvoll zurück, und selbst die Liebe vermag nicht einen rosigen heitern Himmel mir so schön zu malen, als ihn mein Auge damals sah, wenn ich mit der Spindel in der Hand, ein armes aber frommes Mädchen an meinem Fensterchen saß und mein Leben überdachte. — Mutter, Mutter! Ich fürchte, die Täuschung ist bald zu Ende, der Traum eines prunkenden Glücks bald vorüber!

Und eben deshalb, nahm die Mutter das

Wort, solltest Du so wie an die Vergangenheit auch an die Zukunft denken. Würde der König sich von Dir trennen wollen oder müssen, so bliebe Dir doch noch die Aussicht eines glänzenden Glücks durch Torbens Hand. —

Nein, Mutter! fiel Marie dieser schnell in die Rede. Ich liebe den König zu innig, als, von ihm verstoßen, mich glücklich fühlen zu können. Wär' es sein Wille sich von mir zu trennen, so bräche mein Herz, zwängen ihn höhere Pflichten, so brächt' ich ihm willig das Opfer, zög' in die Einsamkeit zurück und überließe mich meinem Schmerz.

Frau Sigbritt lachte hell auf. Das wähnst Du jetzt in Deinen Träumereien, sprach sie, ihr Mäntelchen umwerfend, doch ich kenne das weibliche Herz besser! — Träte der Fall ein, so würde Torben leicht den Schmerz stillen, denn Du liebst ihn noch! — Ich gehe für Dich zu handeln. Leb' wohl! Morgen komm' ich von Copenhagen zurück. Sie verließ das Zimmer, und Marie blieb ihren Gedanken überlassen allein.

Ich liebte ihn noch? wiederholte sie, als die wiehernden Rosse über den Schloßhof trabten. — O, Du irrst, Mutter! — Achtung, Dankbarkeit, selbst Wohlwollen fühl' ich für ihn, der

für mich allem Erdenglück entsagte. Liebe? — Die kann ich nur für den Mann fühlen, dem ich Alles opferte!

7.

Kaum in ihrer prachtvollen Wohnung auf dem Amaker Markt in Copenhagen abgestiegen, schickte Frau Sigbritt trotz dem, daß die Nacht schon hereinbrach, einen Diener an den Schloßhauptmann, mit der Einladung, schnell zu ihr zu kommen. Torben säumte auch nicht und trat bald darauf bei ihr ein.

Schloßhauptmann! redete sie ihn mit Hast an. Wo ist Faaburg?

Im Schlosse unter strenger Aufsicht! erwiderte Torben.

Also im Gefängnisse? Das ist gut!

Nein, Mutter Sigbritt, im Gefängnisse noch nicht, aber wahrscheinlich werd' ich bald gezwungen seyn ihn dahin zu schicken, sagte er finster vor sich hinblickend. Ich habe einen unangenehmen Auftrag von dem Könige erhalten. Weiß Gott, durch welche Unvorsichtigkeit der Schloßschreiber seines Herrn Gunst verscherzt haben mag.

mag, oder wer dem Emporkömmling geschadet hat, der König schickt mir durch einen Eilboten den Befehl, Faaburg sogleich über alle die königlichen Gelder, die er, der bestehenden Einrichtung nach, unter sich hat, Rechnung ablegen zu lassen, und ihn bei der kleinsten vorfindenden Untreue ins Gefängniß zu werfen.

Und was habt Ihr darauf gethan? fragte Sigbritt gespannt.

Vielleicht mehr, als ich meiner Pflicht nach sollte, erwiderte Torben. Ihr wißt sicher schon, wie mich Faaburg überrascht hat? — Frau Sigbritt nickte bejahend. — Würde der König davon benachrichtigt, so wäre ich, so wäre Marie und Ihr verloren.

Nein, wahrlich nein! sagte die Alte mit Stolz. Doch fahrt nur fort!

Ich habe ihn daher zweien meiner vertrautesten Diener übergeben, die ihn Tag und Nacht nicht verlassen, bis er seine Rechnung abgelegt hat. Was dann geschieht, muß die Zeit lehren.

Sigbritt sann einen Augenblick nach. Bewahret ihn genau, sagte sie dann, der Fuchs entschlüpft Euch sonst; erlaubt nicht, daß er an irgend Jemand, sei es auch wer es wolle, einen Brief sende, und drängt ihn, seine Rechnung

Malespina und der Graf Caraffa, Neffe des Pabſtes, welche ſich ſeinen Waffengefährten gegenüber ſtellen ſollten; über das Erſtere aber lauteten die Nachrichten weniger befriedigend. In ganz Aſti war nur eine Stimme, daß von allen Damen dieſer Stadt ſich keine auch nicht im mindeſten mit Julia Gonfalieri, der man unbedingt den Preis zugeſtehen müſſe, an Schönheit meſſen könne. Der Herzog glaubte nun ſelbſt, daß die Unbekannte Scherz mit ihm getrieben habe und meinte, er wolle es dennoch nicht wie Moucha machen und für Frankreich allein ſeine Lanze brechen, er wolle für alle Damen ſeiner Bekanntſchaft, und deren gab es gar viele, den Kampf beſtehen.

Als der Morgen graute, waffneten ſich die Kämpfer, ein Prieſter las Meſſe, ſie beichteten und empfahlen ſich Gott; dann beſtiegen ſie ihre Streitroſſe und ritten unter kriegeriſcher Muſik dem Kampfplatze zu. Es war ein ſchöner Anblick. Der Herzog, diesmal ganz von ſeiner Gewohnheit abgehend, trug eine einfache, ſtählerne Rüſtung und einen kurzen, weißtuchenen Waffenrock ohne allen Schmuck darüber, eine weiße Feder ſchwankte auf ſeinem glänzenden Helme und auf ſeinem Schilde ſah man das Wappen von Savoien, ohne irgend einen Wahlſpruch. Er ritt einen braunen, normänniſchen Hengſt und ſein ganzes Anſehn war mehr als zög' er zur Schlacht, als zum Zweikampfe. Der Herr von Baſſé und der Chevalier Manets waren mit mehr Pracht gerüſtet, hohe Federbüſche ſchmückten ihre Roſſe, ſie trugen Beide zur Ehre ihrer Damen blauſammtene Waffenröcke über ihre Harniſche und in den Decken ihrer Pferde waren ihre Wappen gar künſtlich geſtickt. Der Ritter Moucha hatte wie immer ſeine ſchwarze

bald abzulegen. — Wann geht der Eilbote an den König zurück?

Morgen mit Tages Anbruch!

So geduldet Euch einen Augenblick. Ich will einen Brief an den König schreiben, den Ihr dem Eilboten mitgeben könnt.

Sie ging in ihr Kabinet und schrieb:

Majestät!

So eben erhalte ich von dem Schloßhauptmann die Kunde von dem, was Ihr ihm in Hinsicht Faaburgs befohlen habt. Ich glaube, nicht allein der Veruntreuung der Gelder wegen ist der Mann strafbar, er steht auch, so viel ich erst heute erfahren habe, in genauer Verbindung mit dem päpstlichen Legaten. Habt Ihr ihm vielleicht schriftlich oder mündlich über die schwedischen Angelegenheiten Geheimnisse anvertraut, so nehmt Eure Maßregeln darnach; besonders jetzt könnte der Mann aus Rache Euch großen Schaden zufügen. Doch mein gnädigster König weiß dies Alles besser als ich zu beurtheilen.

Das Täubchen ist wohl und in Hvidör zurückgeblieben, wohin ich mich morgen in aller Frühe wieder begeben werde. Möge Gott mei-

nen gnädigsten König in seinen Schutz nehmen, bis uns seine Gegenwart wieder erfreut.

Sigbritt.

Sie gab dem Schloßhauptmann, ohne ihn mit dessen Inhalt bekannt zu machen, das Schreiben, schärfte ihm nochmals ein, ein wachsames Auge auf Faaburg zu haben, brach dann das Gespräch ab und lenkte es auf Anna.

Ich war verwundert, Schloßhauptmann, sprach sie, daß Ihr Euch so leicht in den Willen des Königs fügtet. — Keine Entschuldigung! unterbrach sie ihn, da er zu reden beginnen wollte. Ich weiß recht gut weshalb Ihr es thatet; Marie aus der Verlegenheit zu reißen reichtet Ihr dem Mädchen die Hand, und, gesteht es nur, Ihr thatet es in der Hoffnung, der König wolle Euch nur prüfen und so hinter die Wahrheit von Faaburgs Aussage kommen.

Ja, Mutter Sigbritt, ich glaubte und hoffe es auch noch.

Hofft nichts! — Es war und ist des Königs furchtbarer Ernst. Der mächtige dänische Edelmann soll die Kaufmannstochter ehelichen, damit der Nimbus, der den Adel umgiebt, seinen Glanz verliere.

Glaubt Ihr denn, Mutter Sigbritt, ich könnte

je mich so erniedrigen und Anna wirklich meine Hand reichen?

Und strebt doch nach Mariens Besitz? unterbrach ihn die Alte, ihn scharf mit ihren blitzenden Augen durchbohrend. Doch, lenkte sie ein, um ihm die Verlegenheit einer Antwort zu ersparen: doch habt Ihr ganz Recht daran gethan! Zeit gewonnen, Alles gewonnen! sagt das alte Sprichwort und es spricht wahr. Nun, befolgt nur meinen Rath wegen Faaburg, laßt ihn nicht aus den Augen, untersucht seine Verwaltung streng und setzt bei diesem Manne das Mitleid bei Seite, denn er darf dem Könige nie wieder vor Augen kommen. Auch bitt' ich, gebt mir täglich Nachricht, wie die Sachen stehen. — Nun gute Nacht! — Am andern Morgen, nachdem sie mit den ihr ergebenen Räthen des Königs mancherlei Rücksprache genommen, kehrte sie nach Hvidör zurück.

Alle Vorsichtmaßregeln, die der Schloßhauptmann in Hinsicht Faaburgs genommen, waren fruchtlos gewesen. Dieser hatte Mittel gefunden dem König einen Brief zu senden, worin er ihn von seiner Unschuld überzeugen wollte, und zur Bekräftigung dessen, was er ihm in Hvidör über Torbens Verhältnisse zu Marien gesagt, ihm be-

richtete, wie er den Schloßhauptmann knieend vor des Königs Geliebten gefunden habe. Zugleich gab der Unüberlegte selbst noch in seinen jetzigen Verhältnissen dem Könige den Rath, auf die schleunige Verbindung Anna's und Torben's zu dringen, wo dessen Benehmen, der Sache auszuweichen, ihn leicht von der Wahrheit seiner Beschuldigung überführen könne. Glücklich, daß Faaburg die früheren Verhältnisse des Schloßhauptmanns zu Marien nicht kannte, er würde dadurch sicher seinen Zweck erreicht und Sigbritt und Torben gestürzt haben.

So aber, obgleich der König den Rath des Schloßschreibers zu befolgen sich vornahm, prallte der giftige Pfeil an seiner von Liebe zu seinem Täubchen noch heißerglühten Brust ab und traf nur den Verräther. Er suchte sich zu überreden, daß Torben entweder nur um für Anna's Besitz zu danken, seiner Geliebten zu Füßen gelegen habe, oder das Ganze, Torben zu verderben, von Faaburg ersonnen sei. Dieser letzte Gedanke faßte Wurzel, und da er selbst in dem Schreiben seines vormaligen Günstlings die ihm so widrige Frechheit, wodurch Faaburg ihm lästig geworden und sein Glück verscherzt hatte, wieder zu finden glaubte, so beschloß er, durch Sigbrittens Brief

hauptsächlich dazu bestimmt, sich dessen, dem er so Manches vertraut, ganz zu entledigen. Er schickte deshalb dem Schloßhauptmann den Befehl, bei dem mindesten Vergehen, das man während der Untersuchung finden würde, ohne fernere Weisung abzuwarten, peinlich gegen ihn zu verfahren.

Das hatte Sigbritt gewollt. Kaum davon benachrichtiget, eilte sie nach Copenhagen, theilte Torben einen Brief des Königs an Marie mit, woraus der Schloßhauptmann deutlich sehen konnte, daß Faaburg Alles bei seinem Herrn versucht hatte, ihn zu verderben, und da sie erfuhr, daß Faaburg sich wirklich Veruntreuung habe zu Schulden kommen lassen, forderte sie Torben auf, ihn auf die Folter spannen und dann ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen.

Aber hierzu konnte sie den Schloßhauptmann nicht vermögen; zu edel, um den Unglücklichen seiner persönlichen Rache zu opfern, wollte er der Gerechtigkeit nicht vorgreifen, und fand auch das Vergehen nicht groß genug, es mit dem Tode zu bestrafen. Er weigerte sich standhaft, Sigbrittens Vorstellungen, daß er sich selbst dadurch verderben würde, stimmten ihn nicht um, und es

kam bei dieser Gelegenheit zu einem offenen Zwist zwischen Beiden.

Plötzlich aber, nachdem Frau Sigbritt sich eine Weile in ihren Gedanken verloren hatte, fuhr sie lachend auf: Wahrlich, Herr Torben, diesmal waret Ihr klüger als ich, kann denn nicht jeder Andre den Unglücklichen aufknüpfen lassen, müßt Ihr denn sein Richter seyn? Ich werde Sorge tragen, daß des Königs Räthe einen Andern dazu bestimmen. Diedrich Slaghoek, mein Vetter, zum Beispiel taugt gut dazu. Ich werde dem Könige wissen lassen, daß ich Euch von Faaburgs Anklage in Kenntniß gesetzt habe, und Ihr eben deshalb den Wunsch geäußert hättet, des Richteramts entledigt zu seyn. Dies muß den sonst so Mißtrauischen täuschen und ihn in dem Glauben an Eure Unschuld bestärken. Was Anna betrifft, so widersetzt Euch vor der Hand der Verbindung nicht, äußert Euch gegen Niemand darüber, und, wenn der König zurückkehrt, sucht nur Zeit zu gewinnen und habt das feste Vertrauen zu mir, daß sie nie die Eurige werden soll! — Sie hatte dies mit so vieler Bedeutung gesagt, und dabei ihre blitzenden Augen so hämisch auf Torben gerichtet, daß dieser nicht ganz beruhigt von ihr schied.

8.

Aus der gegen den Schloßschreiber beendeten Untersuchung ergab es sich, daß er bedeutende Summen unterschlagen hatte. Dieser behauptete zwar, es wären aus seinen Rechnungsbüchern ganze Seiten herausgerissen, und somit es ihm unmöglich geworden, die gehörigen Beweise zu seiner Rechtfertigung vorzulegen; aber bei Faaburgs Charakter und Lebenswandel war doch die allgemeine Stimmung gegen ihn und seine Behauptung wurde als ungegründet befunden. Noch am nämlichen Tage, an welchem die Untersuchung geschlossen war, sprach das in der Eil zusammen berufene Gericht das Todesurtheil aus, und auf Anstiften Sigbritts wurde dem Unglücklichen sogar der Priester, aus Furcht, daß er ihm Aufträge an den König geben, oder dem Legaten wichtige Entdeckungen machen könne, verweigert, und hinterher ausgesprengt, er habe jeden geistlichen Beistand zurückgewiesen. Am Abend wurde er, von Niemand bedauert, in aller Stille zum Galgen geführt.

Obgleich Sigbritt das, was sich zwischen Torben und Anna Krabbe zugetragen, aus mancherlei Gründen geheim zu halten sich bemüht hatte, war ihre Vorsicht doch vergebens gewesen, denn der König selbst, dem es Freude

machte seinen stolzen Adel zu kränken, hatte die bevorstehende Vermählung absichtlich bekannt gemacht. Dies regte den Adel, besonders die Familie Torben Oxe's auf, und sein Bruder eilte auf diese Nachricht sogleich nach Copenhagen, sich Licht über diese Sache zu schaffen; aber Torben, der Warnung und dem Rathe Sigbrittens eingedenk, widersprach zwar dem Gerüchte nicht, suchte jedoch seinen Bruder und seine Freunde durch manches hingeworfene Wort zu beruhigen. Aber dies gelang ihm nicht, und einmüthig beschlossen Torben's Freunde und Verwandte List und Gewalt anzuwenden, diese Verbindung zu hintertreiben. Oluf Oxe, in seiner Meinung schwankend, hielt es endlich für rathsam, sich an die von Allem unterrichtete Sigbritt zu wenden, die ihm bisher, seines Bruders wegen, Wohlwollen gezeigt hatte. Er begab sich zu ihr nach Hvidör, fragte sie unumwunden, ob diese Verbindung des Königs Wille sei, und erhielt unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit die Antwort, daß es wohl des Königs Wille, auch wohl der Wille des Bruders, doch nicht der Ihrige sei, und sie zu jeder Mitwirkung bereit wäre, diese Heirath zu hintertreiben. Die Listige glaubte, aus Furcht, der

König möge diese Unterredung doch erfahren, ihm über seinen Bruder die Wahrheit verhehlen zu müssen. Dies bewog ihn noch einmal in seinen Bruder zu dringen und zu versuchen, ihn von diesem, die Familie entehrenden Schritte abzuhalten. Er zeigte hierbei so tiefen Schmerz, sprach so kräftig, daß Torben endlich glaubte, ihm seine Besorgniß doch in Etwas nehmen zu müssen. Er ließ ihn die Sache ahnen, wie sie wirklich war, ohne sich jedoch deutlich über sein Verhältniß zu Marien und Sigbritt auszusprechen. Aber der Bruder durchschaute ihn und sah bald, daß Marie ihnen gefährlicher werden könne, als die unglückliche Anna, aus deren Munde er selbst erfahren hatte, daß sie auf Torben gänzlich verzichte.

So standen die Sachen, als König Christian mißgestimmt nach Copenhagen zurückkehrte. Das Benehmen seines Vetters in Holstein, die Unruhen in Schweden, selbst Faaburgs schneller Tod, der ihn jetzt schon fast zu gereuen schien, am meisten aber das Schreiben Kaiser Carls, der mit der Drohung in ihn drang, wenn er seine Maitresse nicht verstieße, ihn nicht allein gegen die Menge seiner Feinde nicht zu schützen, sondern selbst feindlich gegen ihn aufzutreten,

beunruhigten ihn. Dies wurde Siegbritten nur zu bald hinterbracht; des Königs Antwort auf das Schreiben konnte sie aber nicht erfahren, den König darum zu fragen, schien ihr nicht räthlich. Sie gerieth deshalb in nicht geringe Unruhe, und selbst Christians verdoppelte Zärtlichkeit gegen ihre Tochter, als er in Hvidör eintraf, konnte sie nicht beruhigen, denn sie glaubte darin nur den Schmerz der Trennung, nicht die stärkere Leidenschaft zu sehen.

Kaum war der König einige Stunden in Hvidör gewesen, als er dem Schloßhauptmanne den Befehl schickte von Copenhagen sogleich zu ihm zu kommen; Torben, von seinem Bruder begleitet, erschien auch schon am andern Tage. Der König ließ sich nun durch ihn über die Sache berichten, schien den Unglücklichen, der ihm in so mancher Art brauchbar gewesen war, zu bedauern und bezeugte Torben seine Zufriedenheit, daß er durch Entsagung des Richteramtes sich allen Vorwurfs, als habe er aus persönlicher Rache das Urtheil über ihn gesprochen, von sich abgewälzt. Doch bald brach er das Gespräch ab, und Anna ward der Gegenstand seiner Unterhaltung. Torben widersprach ihm nicht, als er verlangte die Vermählung

Kriegsrüstung angelegt, sein Helm war ohne Federschmuck, sein Schild ohne Abzeichen. Prachtvoll gekleidete Diener, ein Zug von 100 Gensd'armen folgten dem Herzoge und den Rittern.

Sie fanden auf dem, zum Kampfe bestimmten Platze mehrere Zelte für sich aufgeschlagen. Ein spanischer Edler empfing den Herzog, ihn im Namen des Marchese Pescara zu bewillkommnen und ihn zu ersuchen, das Zeichen zu geben, wenn es ihm gelegen wäre, daß der Kampf beginnen solle, da die Spanier gerüstet und nur das Zeichen erwartend, auf der andern Seite der Schranken bereit ständen. Der Herzog ließ sogleich die Trompeter blasen und ritt, ohne abzusitzen, mit seinen drei Gefährten in die Schranken ein. In dem nämlichen Augenblick erschienen die Spanier, kostbar gekleidet, besonders war die Rüstung des Marchese mit Schmuck überladen; am meisten aber mußte der mailändische Federstrauß auffallen, der mit einer Menge glänzendem Flitterwerk besetzt, auf der Stirn eines Streitrosses hin und her wogte und blendend funkelte.

Die Kämpfer begrüßten sich jetzt aus der Ferne, ritten dann, auf ein gegebenes Zeichen, mit aufgehobenen Lanzen im Schritt auf einander zu, senkten die Lanzen, berührten sich nochmals und begaben sich dann zurück auf ihre Plätze. Dem Herzog hielt der Marchese gegenüber, den Ritter Moncha der Graf Carassa, Don Joseph Alba den Chevalier Manets und der Marchese Malespina dem Herrn von Bassé.

Jetzt ertönten von Neuem die Trompeten und gaben das Zeichen zum Kampfe und bei dem dritten Trompeten-

solle spätestens in 3 Tagen seyn, erschrak jedoch als der König zu Anna schickte und sie zu sich entbieten ließ. Der Diener kam mit der für Torben so tröstlichen Nachricht zurück, das Fräulein sei krank und liege zu Bett. —

Und davon benachrichtigtet Ihr mich nicht? sagte der König unmuthig.

Auch mir war es unbekannt, erwiderte Torben, denn bei meinem Eintritt ins Schloß eilte ich sogleich zu Ew. Majestät und habe noch Niemand gesprochen.

So? brummte König Christian vor sich hin und ein mißtrauischer Blick traf Torben, zugleich befahl er ihm durch ein Zeichen der Hand sich zu entfernen.

Während der Schloßhauptmann beim Könige gewesen war, hatte sich Oluf, der wohl ahnen konnte, daß der, über die Ehre seiner Familie entscheidende Augenblick sich nahe, zu Frau Sigbritt begeben um das, was noch in der Sache zu thun sei, von ihr zu vernehmen; er selbst war zu den äußersten Mitteln entschlossen, diese Heirath zu hintertreiben. Sigbritt suchte den Ungestümen zu beruhigen. Wartet geduldig die Zeit ab und verlaßt Euch auf mich, sprach sie mit funkelndem Auge. Ehe

Ihr Anna an Eures Bruders Hand zum Altare gehen seht, ehe seht Ihr mich, den Bettelstab in der Hand, von hier wandern. In diesem Augenblick trat der König plötzlich ein und als er Oluf erblickte, fragte er ihn höhnend: Ihr seid wohl zur Hochzeitfeier Eures Bruders hier eingetroffen? — Nun da müßt Ihr noch drei Tage warten, da die Braut krank ist. Aber beim allmächtigen Gott schwöre ich! rief er immer heftiger werdend und schlug, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit der Faust auf seines Schwertes Griff: am vierten Tage ist die Hochzeit und sollte ich die sieche Braut in ihrem Krankenbette zum Altar tragen lassen. Entfernt Euch und laßt uns allein, befahl er dann, und seid heute mein Gast, Herr Oluf.

Mutter Sigbritt, begann er nun zu dieser und zog zugleich die Schelle, die in Mariens Zimmer das Zeichen gab, wenn die Mutter sie zu sehen wünschte, mir erscheint hier so Manches räthselhaft. Die von dem hingerichteten Faaburg oft zu mir gesprochenen bedeutsamen Worte, sein letztes Schreiben, des Schloßhauptmanns zweideutiges Benehmen, Anna's plötzliches Unwohlseyn, selbst der Gleichmuth, den Ihr auf Eurem Gesicht zur Schau tragen möch-

tet, sind mir räthselhaft. Ich durchschaue die Sache nicht klar, ist es aber wie ich ahne, dann wehe Euch!

Wehe mir? — fiel ihm Sigbritt stolz in die Rede, wie versteht Ihr das, Majestät? Was wollt Ihr von mir? Was ahnet Ihr — Wer wie ich, sich keiner Schuld bewußt ist, der fürchtet das Wehe nicht und spricht es eines Königs Mund aus. Seid Ihr meines Kindes überdrüßig, ist Eure Liebe erkaltet, so sagt es offen, oder fürchtet Ihr Eures kaiserlichen Schwagers Drohung, so zittert vor ihm und sendet uns nach Holland zurück. Wir sind an Noth gewöhnt und die Geliebte des Dänen-Königs — allen Thörinnen, die sich auf Fürsten Gunst verlassen, ein warnendes Beispiel, wird wie früher an der Seite ihrer Mutter sitzen wenn diese auf dem Markte zu Amsterdam den Vorübergehenden Nüsse feil bietet. Sprecht Euch offen aus! Seht, da kommt sie, nichts ahnend, freudig und harmlos. Sagt es ihr selbst, sie wird weinen, aber sich dennoch zu trösten wissen, denn nur selten bricht ein stolzes Herz, wenn es auch hintergangen, wenn es auch verschmäht wird.

Marie war indeß eingetreten, der König ging

ihr entgegen. Anfangs erheiterte sich bei ihrem Anblick sein Gesicht, plötzlich aber umdüsterte es sich. Was soll diese Mummerei? fuhr er sie an, was soll diese Kleidung? — warum Dein Haar so gescheitelt, was soll dieses holländische Tuch, das knapp anliegende Leibchen, was sollen die Fische in dem Körbchen? — Gefall' ich Euch so nicht, mein Gebieter? fragte sie unbefangen, da sie bisher mehr auf die zappelnden Fische als nach dem Könige gesehen hatte, der sie jetzt durch ein barsches Nein! aufschreckte.

Was soll diese Mummerei? fragte er noch einmal, was führt Dich in dieser Tracht hierher zu mir?

Ich saß vorhin auf meinem Lehnstuhl, erwiderte Marie und sah den König mehr verwundert als erschrocken an, und dachte über mein Leben nach, da erinnerte ich mich des für mich so entscheidenden Augenblicks, wo mich der Kanzler Walkendorf in diesem Aufzug am Meeresstrande in Bergen zum erstenmale sah. Dieser Augenblick bestimmte ja mein ganzes Leben, denn ohne ihn hätte mein König wohl schwerlich das arme Mädchen von Amsterdam gesehen. Da ich nun diese Kleidung immer als ein Heilig-

thum verwahrt, und ſie auch mit nach Hvidör genommen habe, ſo wollte ich Euch damit überraſchen und hoffte auch in dieſer ärmlichen Tracht Euch zu gefallen. Mich dünkt aber Ihr mögt mich nur im Prunkgewande ſehen, ſetzte ſie empfindlich hinzu, und ſo will ich wieder gehen und mich umkleiden.

Bleib! befahl der König durch ihren Anblick ſchon freundlicher geſtimmt. Stell den Korb mit den unruhigen Fiſchen weg und ſetze Dich zu mir.

Sigbritt ſchellte und gab dem eintretenden Diener den Korb.

Marie! begann nun der König, dem man anſah, daß er ſeine Heftigkeit zu unterdrücken ſuchte. Sei in dieſem ernſten Augenblicke wahr, ſei aufrichtig gegen mich. Liebſt Du noch Jemand außer mir? — Antworte mir offen.

Ja Majeſtät! erwiderte ſie beklommen, meine Mutter und meinen Gott, zu dem ich täglich flehe, mir und Euch unſre Sünden zu vergeben.

So mein' ich es nicht, ſagte der König unmuthig.

Meint Ihr es anders, meint Ihr vielleicht ob ich einen andern Mann liebe, außer Euch,

ſprach

ſprach Marie aufſtehend, ſo kränkt Ihr mich tief. Gab ich Euch je Anlaß dieſe Frage an mich zu thun?

Stehſt Du in keinem Verhältniſſe mit dem Schloßhauptmanne? fragte der König weiter.

Marie erröthete, doch faßte ſie ſich ſchnell. — Ich ſtehe mit dieſem Mann in keinem Verhältniſſe, deſſen ich mich zu ſchämen hätte, in keinem, das ich nicht vor meinem göttlichen Richter verantworten könnte. Sie wandte ſich dann und ging nach der Thüre, der König aber folgte ihr und hielt ſie zurück, blickte noch einmal feſt in ihr ſeelenvolles zürnendes Auge, ſchloß ſie leidenſchaftlich in ſeine Arme, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen und entfernte ſich ſchnell ohne weiter ein Wort zu ſagen.

Du haſt Dich vortrefflich aus der Verlegenheit gezogen, ſagte Frau Sigbritt, als ſie jetzt allein waren; klüger hätt' ich mich nicht benehmen können.

Wie verſteht Ihr das Mutter? ſprach Marie verwundert. Wie es mein Herz, wie es die Wahrheit mir gebot, ſo hab' ich geſprochen und meinen Verſtand nicht um Rath gefragt. — Aber was wollte der König von mir? — Kennt er Torbens unglückliche Leidenſchaft? Wird die-

sen deshalb des Königs Zorn treffen? O sprecht Mutter, beruhigt mich; für mich fürchte ich nicht, denn ich stehe schuldlos selbst vor meinem innern Richter, nur für ihn bangt mein Herz und ich möchte nicht gern die Schuld an dem Unglück dieses edlen Mannes tragen. Sprecht!

Aber Frau Sigbritt lächelte statt Antwort. Beruhige Dich, sagte sie endlich. Morgen wird sich Alles entwickeln. Kümmre Dich weniger um Torben als um Dich. Kaiser Karl hat von Neuem Deine Entfernung verlangt — ich fürchte der König giebt nach.

Gerechter Gott! schrie Marie auf, und sank bewußtlos auf das Ruhebett der Mutter.

Als der König nach seinem Gemache ging, traf er den Hofnarren in dem Vorzimmer und winkte, ihm zu folgen. Eingetreten ließ er Niels unbeachtet an der Thüre stehen, ging im Zimmer auf und ab, murmelte einige, unverständliche Worte und warf dann einen wüthenden Blick auf den Narrn, der nun wohl sah, daß sein Herr nicht in der besten Stimmung sei, jedoch es fürs Klügste hielt, das Unwetter ruhig zu erwarten.

Plötzlich warf sich der König in einen Lehnstuhl und winkte ihm näher zu treten. Was

giebt es Neues, Niels? fragte er ohne dabei weder mürrisch noch freundlich auszusehen.

Wo? Majestät, erwiderte dieser, in Eurem Lande oder hier im Schlosse?

Wo, ist mir gleich viel, nur rede! befahl der König, aber vernünftig! Niels nahm bei diesen Worten die Schellenkappe ab und legte sie so zierlich zu des Königs Füßen, daß auch nicht ein Glöckchen erklang. Was soll das! fuhr ihn König Christian an.

Soll ich vernünftig reden, Majestät, so muß ich meine Kappe abnehmen und sie zu den Füßen der Weisheit legen, erwiderte er. Der König lächelte, Niels fuhr fort. In Dänemark, mein gnädigster Herr, ist Alles noch wie es war. Es geht da zu, wie auf einem guten Hühnerhofe; die indischen Hähne, ihr wißt wohl, wen ich darunter meine, stolzieren noch im Lande umher, kollern und gebährden sich gar zornig, wagen es aber doch nicht ihren Schweif zu erheben und ein Rad zu schlagen. Die fetten Kapaunen mit ihren geschorenen Kämmen, welche Futter in Ueberfluß haben, mästen sich ganz gut und krähen mitunter trotz dem besten Hahn. — Ihr liebt freilich ihr Krähen nicht sehr — das übrige Hühnervolk gakert und schnattert durch

einander, erhält ſein dürftiges Leben von dem, was die ſtolzen vom Futter übrig laſſen, und nur das iſt ihr Troſt, daß der Fuchs jene lieber frißt als ſie. Ihr ſeht Majeſtät, es iſt das alte Lied! — In Schweden hat ſich manches verändert, die edlen Roſſe, die man zuſammenkoppelte, und ſtatt mit Rüſtung mit allerlei Bürde belaſtete, haben die Bürde abgeworfen, und die Muthigen ſprengen mit weiten brauſenden Nüſtern und hochgehobenen Schweifen, frei wie die Vögel in der Luft, ihren Bergen zu. Wehe! wer ihnen in den Weg tritt. — In Norwegen — Niels hielt ein, da der König gedankenvoll vor ſich niederſah, und nicht auf ſeine Worte zu achten ſchien, doch nach einer Weile hob er das geſenkte Haupt und befahl in eben nicht freundlichem Tone, fortzufahren. In Norwegen, ja, da denken ſie noch immer an Prinz Chriſtian, wie der die Schweden aus dem Lande ſchlug, mit ihren Dirnen tanzte und ſchäkerte, und Wölfe und Bären hetzte; darum laſſen ſie ſich auch jetzt noch von ihm ſo geduldig hetzen! — Nun bin ich zu Ende gnädiger Herr!

Und auf Lvidör, was giebt es da? fragte der König, ſich von ſeinem Sitze erhebend. — War der Schloßhauptmann in meiner Abweſenheit oft hier?

Ich sah ihn nicht, Majestät!

Hat er seine glückliche Braut nicht besucht?

Gnädigster Herr! das Glück, welches Anna Krabbe begegnet, geht lahm.

Wie so? fragte der König, einen durchdringenden Blick auf seinen Narren werfend.

Das Glück ist bei ihr ein Bettelmönch, es verlangt nur Opfer und reicht nichts als ein Gott lohn's. — Und da ihr einmal von der Jungfrau redet, so fällt mir ein, daß sie mir aufgetragen hat, Euch zu bitten, sie ja nicht zu der Verbindung mit Herrn Torben Oxe zu zwingen. Sie meint, sie würde die Krähe unter den Pfauen seyn, hat seitdem alle Lust zum Heirathen verloren, und wünscht, daß Ew. Majestät ihr ein Empfehlungsschreiben an die Aebtissin der Klarissinnen in Bergen geben möchten, damit sie ihr frommes liebes Gesicht mit dem Schleier decken könne. Ich aber meine, es ist schade um das Kind; doch aufnehmen müssen sie die Arme, denn hätten sie auch im Kloster kein Plätzchen für Anna, so mögen die Nonnen sie nur auf den Altar statt der Mater dolorosa stellen, und dann werden gewiß Alt und Jung nach dem lieblichen Wunderbilde wallfahrten.

Der König hatte aufmerksam zugehört, und

ſtoß legten der Herzog und der Marcheſe die Lanzen ein, Beide trafen, Beide zerſplitterten, daß die Stücken hoch in die Luft flogen, Keiner wich im Sattel. Das Pferd des Herzogs, durch den in der Morgenſonne hellflimmernden Federſtrauß des Streitroſſes ſeines Gegners ſcheu geworden, prallte von der Seite, ſo daß der Stoß des Herzogs ſeine volle Kraft verlor. Zum zweitenmale wiederholten ſie das Rennen mit gleichem Erfolge und des Herzogs ſcheues Roß konnte nur mit Mühe von ſeinem geſchickten Reiter in den Schranken gehalten werden. Als die Lanzen zum drittenmale zerſplitterten, Beide unerſchüttert im Sattel ſaßen, hoben ſie die Viſire und umarmten ſich, dann ritten ſie friedlich neben einander und ſahen dem Kampfe der Ritter zu, die ſich von der Eintracht ihrer Anführer nicht vom Scharfrennen abhalten ließen.

Auf das Zeichen der Trompeten legte der Herr von Baſſé ſeine Lanze gegen den Marcheſe Malespina ein, Beide trafen ſich und ihre Lanzen zerſplitterten; im zweiten Rennen drang des Spaniers Lanze durch den Halskragen des franzöſiſchen Ritters, der verwundet aus den Schranken weggetragen werden mußte, auch der Marcheſe ward leicht am Arme verwundet. Der Chevalier von Manets hatte gleiches Schickſal und der Herzog ſchäumte vor Wuth, da ſprengte der Ritter Moucha heran, traf den Neffen des Pabſtes ſo gewaltig, daß er, von ſeiner Lanze durchbohrt, weit weg flog und auf der Stelle todt blieb; die Wunden der beiden franzöſiſchen Ritter waren nicht von Bedeutung.

Nachdem der Herzog ſeine verwundeten Freunde beſucht und die nöthige Sorge für ſie getragen hatte, nahm

ſann einen Augenblick nach, dann fragte er Niels, was meinteſt Du vorhin mit dem Opfer, welches man von Anna verlange?

Niels fühlte in dem Augenblicke wohl, daß ihn ſeine Luſt zu vergleichen zu weit geführt habe. Ich meine das Opfer, welches jedes fromme Kind der heiligen Jungfrau bringt, wenn es den Schleier nimmt, erwiderte er beſonnen. Der König drohte mit dem Finger, Niels ließ ſich aber nicht aus der Faſſung bringen und begann des Königs Lieblingslied von dem wilden norwegiſchen Jägersmanne zu ſingen, heute aber unterbrach ihn dieſer: Geh zu Anna Krabbe, befahl er, und ſag ihr, ſie möge ſich zu meinem Empfange bereiten, da ſie ſo krank iſt, daß ſie nicht zu mir kommen kann.

Als Niels, Anna von des Königs Beſuch zu benachrichtigen, bei ihr eintrat, fand er Oluf Ore bei iht, der ſich jedoch ſchnell entfernte. Anna, ſagte er theilnehmend die Weinende anblickend, der König wird bald hier ſeyn, um mit Euch über Torben zu ſprechen, faſſet Muth, ſprecht offen mit ihm, ſetzt Euch furchtlos ſeinem Willen entgegen, aber jagt die Kloſtergedanken fort, ſolch eine liebliche Blume wie Ihr, iſt zu zart, um zwiſchen öden Kloſtermauern gedeihen zu können. Schont dabei Torben und Marie!

Ich sie verderben, sie die mir das Liebste auf Erden, sind? erwiderte Anna. Eher sterben.

Nun, nur gemach holdes Kind, nichts von sterben, fiel ihr der Narr in die Rede, der Tod in dem Kelch einer welkenden Rose ist für mich ein schmerzerregendes Bild, er ist der Mehlthau, der sich auf den Blumenstaub senkt, und wie ein gieriger Wurm Blatt für Blatt zernagt, bis die Rose dahin stirbt. Sprecht nie mehr von dem Tode, denn ich möchte weinen über Eure Sehnsucht, und sie beschleicht mich dann selbst, und ich kann es mir dann so recht denken, wie schön es ist in Liebe zu vergehen.

Guter Niels! unterbrach ihn Anna, die zitternde Hand ihm reichend.

Seht Jungfrau! das ist nun einmal mein trauriges Loos — Freude wird mir so selten zu Theil, Wonne kenne ich gar nicht, darum kenn' ich auch nicht den Schmerz, der die Brust so wunderbarlich bewegt, daß man vor Qual aufschreien, in Wonne aufjauchzen möchte. Ach ich verging' so gerne, wie Ihr, in Liebe; aber flammt sie auch einmal in dieser verödeten Brust, so stirbt sie eben so schnell, denn kein sanftes Liebeswort facht sie an, nur ein kalter eisiger Hauch löscht sie aus, und das Herz erzittert dann in Todesschauer —

doch was sprech' ich da für thörigte Worte, sagt mir lieber, was Herr Oluf bei Euch wollte? Ich sehe den Mann nicht gern — wo er eingeht, folgt ihm immer ein Pesthauch nach! — Was wollte er von Euch?

Er drohte mir, würde ich nicht seinem Bruder entsagen, antwortete sie noch in der Erinnerung zusammen schreckend.

Womit? fragte Niels rasch.

Mit dem Tode! — Ich erbebte und doch hätte er mir nichts Willkommneres bieten können.

Aina, sagte der Narr, ergriff ihre Hand, drückte und küßte sie leidenschaftlich, Ihr seid unglücklich; ich bin es auch, deshalb habe ich mein Herz von der Glücklichen loßgerissen, und es Euch — nicht in Liebe — nein, so thörigt bin ich nicht — nur in Mitleid zugewendet. Darum sorget nicht, was ich für Euch zu thun vermag, will ich thun, ich will für Euch wachen, vor Eure Thür mich lagern, daß das Verderben nicht hinein schleicht, und wär' all mein Mühen vergebens, wäret ihr dem finstern Geschick wirklich verfallen, so will ich Euch wenigstens die Augen zudrücken und an Eurem

Grabe weinen, denn mit Euch schied das Letzte von mir, an dem ich noch hange.

Niels, sprach Anna, über des Narren Schmerz den eigenen vergessend. Mit mir würde das Letzte, an dem Ihr Theil nähmet, von Euch scheiden? Ist nichts auf der Welt, was Euch theurer wäre als die unglückliche Anna? — Armer Mensch, täusche Dich nicht, — ich habe längst gefühlt, daß die Thräne, die Du meinem Unglück weinst, auch dem Deinen galt. — Ist denn Marie nicht mehr unter den Lebenden?

Ich höre des Königs Tritte, unterbrach sie der Hocherröthende, es ist Zeit, daß ich Euch verlasse. Lebt wohl! Er entschlüpfte, und gleich darauf trat der König ein. Kaum gewahrte ihn Anna, als sie aufsprang, und zu seinen Füßen stürzte.

Steh auf! befahl der König, den wohl der Anblick des bleichen, schönen, weinenden Mädchens ergriffen haben mochte. Steh' auf, setze Dich, und beantworte das, warum ich Dich befragen werde, mit Wahrheit. Er selbst hob sie auf, schob ihr theilnehmend einen Sessel zu, und setzte sich. Anna gehorchte nur zitternd.

Des Schloßhauptmanns Herz und Hand war noch vor Kurzem das höchste, aber unerreich-

bare Ziel Deiner Wünsche, begann er, Dein König ebnete Dir die Bahn es zu erlangen, warum giebst Du es freiwillig auf?

Ihm genaht, sah ich erst den Abgrund vor mir, erwiderte Anna. Eine arme Waise meines Standes könnte wohl auf Augenblicke, aber nicht für immer sich in den Armen eines Edlen glücklich fühlen, ihn glücklich machen. Deshalb sagt mir die Vernunft, daß mein Herz sich von thörigter Leidenschaft hintergehen ließ, und befahl mir, mich, da es noch Zeit sei, in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Du lügst Mädchen! Scherze nicht mit mir, ich verlange Wahrheit! rief der König, sein durchdringend finsteres Auge zornig auf Anna richtend.

Ich sagte die Wahrheit, gnädigster Herr! erwiderte sie mit anscheinender Ruhe.

Da nahm der König das kleine Kruzifix von ihrem Bettisch und hielt es ihr vor. Schwöre, rief er mit Heftigkeit, schwöre, daß Du die Wahrheit sprachst.

Ich schwöre bei dem Gekreuzigten, daß das, was ich sagte, meine feste Ueberzeugung ist, erwiderte sie mit bebender Stimme.

Und kein anderer Grund bewegt Dich, Tor-

ben zu entsagen? Anna schwieg. — Niemand zwang Dich durch Bitten und Drohen, Dich meinem Willen zu widersetzen?

Mein Wille beugt sich vor Niemand, erwiderte sie ausweichend.

Auch nicht vor dem Zorn Deines Königs?

Auch nicht vor dem, entgegnete sie muthig und glücklich den ihr so furchtbaren Schwur umgangen zu haben, denn ehe hätte sie den Tod gelitten als Torben und Marie verrathen.

Fühlt der Schloßhauptmann Neigung zu Dir? fragte er sie jetzt, und trat dicht vor sie hin.

Wer ergründet ein fremdes Herz, kennt man doch kaum das eigene, entgegnete sie, und Purpurröthe überflog ihr bleiches Gesicht.

Weißt Du ob eine andere Liebe sein Herz bethört? fuhr der König fort.

Sein Herz blieb mir verschlossen, seufzte sie tief.

Du willst meinen Fragen ausweichen, begann der König nach kurzer Pause. Du willst mir trotzen, mir das Geheimniß verbergen, das in der Sache liegt und welches Dich unglücklich, mich unmuthig macht. Treibe keinen Scherz mit mir, Anna! — Noch mein' ich es gut mit

Dir, aber, — setzte er hinzu und sein flammendes Auge rollte wild, beharrst Du in Deinem Starrsinn, so fürchte das Schrecklichste!

Ich fürchte nichts, erwiderte sie von dem den Märtyrer beseelenden Muth ergriffen. Mein Leben steht in Eurer Gewalt. — Nehmt es, es gab, es giebt mir ja doch keine Freuden mehr; der Tod ist mir ein Friedensbote. —

Der König war von diesen mit Ruhe ausgesprochenen Worten einen Augenblick überrascht, bald aber sagte er hohnlächelnd: Erscheint Dir der Tod wünschenswerth, so soll er Dir statt Frieden, furchtbare Qualen bringen — denk' an die Marterkammer, sie entlockt selbst dem Manne das tief verborgenste Geheimniß aus der starken Brust, wie viel mehr der schwachen Dirne.

Wendet Euer Auge auf sie, mein König, sagte das Mädchen, welches sich schon dem Tode geweiht glaubte, seht die schon halbgeknickte Todtenblume — der kleinste Schmerz, und die Seele dringt mit einem leisen Seufzer durch ihren gesprengten Kerker, schwebt himmelwärts und ist dann aller Qual befreit.

Zwischen feuchten Mauern laß ich Dich tropfenweis den Todeskelch lehren, fuhr Christian immer heftiger fort, und ist der Tod Dir nicht

schreckbar, so soll es Dir das Leben seyn. — O einem Könige stehen grausame Mittel zu Gebote, den Widerspenstigen zu strafen. — Kein Sonnenlicht, kein warmes Lüftchen soll Dich dort begrüßen, Grabeshauch Dir Mark und Bein ausdörren. Dann nage nur immer an dem verschimmelten Brod und laß Deine Thränen in den Krug fallen, der Deine verpestete Labung einschließt. Solch Leben soll Dir bitterer seyn als der Tod.

Ja das würde es, sagte Anna erschüttert — die Thränen würden mir vertrocknen, meine Seufzer sich mit dem Zirpen des Heimchens vereinen, das freundlich mein Brod und meine Einsamkeit mit mir theilte. — Aber nein! — so hart wird König Christian nicht an mir handeln, denn würde sich nicht Mariens liebendes Herz dann von ihm wenden, wüßte sie die Freundin im Kerker? — Würde ihn sein Engel nicht verlassen, der des wilden Mannes Schutzgeist ist? Gebt mir den Tod, Herr! rief sie noch einmal zu seinen Füßen stürzend, aber trübt der Sterbenden nicht so furchtbar die letzten Stunden ihres qualvollen Lebens.

Der König war gerührt, der Gedanke an Marie mußte seinen Zorn noch mehr entflammen, oder

ihn dämpfen. Doch sie trat in dem Augenblick, die Palme in der Hand, vor seinen Geist, und besänftigte auch jetzt sein aufgeregtes Gemüth. Er warf einen theilnehmenden Blick auf die Knieende. — Beruhige Dich, tröstete er und verließ das Gemach.

10.

Ihr kommt mir sehr willkommen! redete Sigbritt Herrn Oluf Ore an, als er gleich nachdem er Anna verlassen hatte, bei ihr eintrat. Ihr waret bei Euer künftigen Schwägerin?

Sprecht nicht also, Frau Sigbritt, unterbrach sie Oluf unmuthig. Ehe es so weit kommt, müßte noch manche Thräne, könnte noch mancher Tropfen Blut fließen. Doch sorget nicht, es bedurfte nur geringer Drohung um die Thörin einzuschüchtern; sie hat mir das feierliche Versprechen gegeben, selbst wenn es der König beföhle, die Hand meines Bruders auszuschlagen.

Wenn der König es will, wird es dennoch geschehen, meinte die Alte, was kümmert er sich um das Nein eines thörigten Mädchens, das überdies

Euch nur betrügen und ein vernehmliches Ja aussprechen wird; und thät' sie dies auch nicht, so ließ' er sie zum Altar schleppen, und ob sie dort Ja oder Nein sagt, gleich viel, der Priester verbindet sie doch.

Oluf wurde nachdenkend, Sigbritt aber fuhr fort: Ich fühle es mit Euch, wie schmerzlich diese Verbindung den Bruder treffen muß. Ein armes Mädchen, das keinen Deut in die Wagschaale zu legen hat, das, was ihrer Geburt abgeht, aufzuwiegen, ein kränkelnd liebesieches Geschöpf, das mit ihrer überspannten Liebe statt zu beglücken nur lästig wird. Ja, hätte sie Geld und Gut und Einfluß, um des Königs Gnade allen Gliedern der Familie im reichen Maaße zur Mitgift zu bringen, ertheilte ihr der König, Adel und Titel, ihre niedere Geburt zu verdecken, ja dann wär' es etwas anderes, besonders wenn sich überdies das Herz eines Mannes durch den Besitz eines solchen Weibes beglückt fühlte. —

Der Fall könnte wohl nur bei Eurer Tochter stattfinden, unterbrach sie Oluf ganz gleichgültig scheinend, und seine Worte, als ob sie zufällig kämen, nicht im Mindesten betonend.

Ich dachte hierbei nicht an mein Kind, er-

er die Einladung des Marcheſe an, ihn nach Aſti zu begleiten. „Wir ſind gegenſeitig gegen die Damen galant geweſen" ſagte Pescara „Keiner kann ſich den Sieg zuſchreiben und ſo bleibt es noch unentſchieden, ob Julia Gonſalieri oder Eure Unbekannte die Schönſte ſei. Deshalb erlaubt, daß ich Euch meiner Dame vorſtellen darf, vielleicht daß die Eurige, während Ihr bei mir etliche Tage verweilt, aus ihrer Verborgenheit hervor tritt. Zum wenigſten will ich Euch die Ueberzeugung geben, daß die Dame meines Herzens wohl die drei Lanzen werth war, die auf Euerm Schilde zerſplitterten."

„Daran zweifle ich nicht, Marcheſe!" erwiederte der Herzog galant „Ihr Herren von Neapel habt die ſchöne Natur ſtets vor Augen, ſo, daß Euch nur das Schönſte gnügen kann."

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie an die Thore von Aſti. Schon war der Ausgang des Kampfes bekannt und Jung und Alt ſtrömte herbei, die Ritter zu empfangen, die ſo männlich gefochten hatten. Auf allen Balkonen ſtanden die Damen der Stadt mit Blumen und Kränzen, die Ritter begrüßend Der Herzog, an dergleichen Feſtſpiele ſchon gewöhnt, dankte freundlich, warf mancher rothwangigen Dirne einen verſtohlenen Blick zu, ſchaute ausdrucksvoll nach mancher lieblichen Signora, die erröthend an der Seite ihres Gatten ſtand, aber was er ſah, ließ ihn kalt. „Die Frauen von Aſti gleichen nicht denen von Neapel" ſagte er zu dem Marcheſe.

„Nicht an Schönheit," erwiederte Pescara „aber an Tugend übertreffen ſie Neapels Schöne, ſie ſind ſo kalt wie die Eisluft ihrer Berge. — Seht, dieſer Pallaſt" fuhr

widerte Sigbritt mit beifälligem Lächeln, aber der Fall paßte wohl auf sie, besonders da Euer Bruder ihr von jeher freundlich zugethan war.

Dieß war für den Listigen genug, den Plan der Alten zu durchschauen, er lenkte das Gespräch wieder auf Anna, schien mit Sigbritt zu fürchten, daß des Königs tyrannischer Wille diese Heirath mit Gewalt durchsetzen würde, und bat sie, ihn mit ihrem sonst immer weisen Rathe hierbei zu unterstützen.

Sigbritt bedachte sich einige Augenblicke, sah bald unruhig vor sich hin, bald richtete sie ihren Blick auf Oluf, der sie scharf beobachtend, erwartungsvoll vor ihr stand. Ihr sagtet vorhin, begann sie endlich, ehe es so weit käme, müsse noch manche Thräne, könnte noch mancher Tropfen Blut fließen. — Thränen mögen in Gottes Namen rinnen, sie sind leicht getrocknet, Blut aber nicht, das verlangt wieder Blut. Ich kenn' ein anderes Mittel, eben so wirksam und Niemanden gefährlich. Nehmt diese Kirschen, sprach sie, aus einem verborgenen Wandschrank ein niedlich geflochtenes Körbchen hervorholend, in welchem einige Dutzend der schönsten zur damaligen Jahreszeit noch seltenen Kirschen lagen, sie sind in einen narkotischen Trank getaucht, der Liebe in Haß,

Rei-

Neigung in Abscheu zu verwandeln vermag. — Ihr werdet von dergleichen auf Eurer Reise nach Welschland gewiß gehört haben. — Bringt, oder schickt sie der Anna, ihr Liebesrausch wird schnell vergehn, und keine Macht der Erde sie vermögen können, mit Eurem Bruder vor den Altar zu treten. Sie reichte ihm bei diesen Worten den Korb, und der Blick ihres Auges, das zweideutige Lächeln ihres Mundes schienen Oluf zu fragen: Ihr versteht mich doch?

Aber dieser, listig und verschlagen und Frau Sigbritt gegenüber stets auf seiner Huth, schien so wenig ihr Lächeln als ihren Blick zu verstehen, nahm gleichgültig das Körbchen und sagte: Frau Sigbritt, ich will, weil Ihr es wünscht, diese wundersamen Kirschen dem Mädchen zuschicken, so wenig ich auch an dergleichen Liebestränke und ihre Wirkungen glaube.

Es wirkt, glaubt meinen Worten, erwiderte sie mit Zuversicht. Eilt nur, denn jeder versäumte Augenblick mehrt die Gefahr. Oluf entfernte sich.

Als er die Treppe hinauf nach der Wohnung Anna's gehen wollte, blieb er plötzlich sinnend stehen. Die Unglückliche ist nicht halb so gefährlich als die Glückliche! murmelte er vor sich hin.

Hier treffe ich zwei Fliegen mit Einem Schlage, Mutter und Tochter. Hier gilt es des Geschlechtes und auch des Vaterlandes Wohl. Das Verderben falle auf den Verderber zurück! Bringt das Körbchen mit Kirschen Eurer Gebieterin, wandte er sich zu einer eben vorübergehenden Zofe, und empfehlt mich ihrem Wohlwollen. Er übergab es der Dienerin Mariens, eilte hinunter, bestieg sein Roß, und jagte davon.

Das Mädchen stand noch, das Körbchen im Arm, und besah die lockenden Früchte; es gelüstete sie, eine davon zu kosten, als ein leiser Schlag auf die Schulter sie erschreckte. Sie wandte sich und sah Meister Niels hinter sich. Ei Näscherin, sagte dieser mit dem Finger drohend, die schönen Kirschen sind gewiß nicht für Deinen Schnabel gewachsen, zeig doch her! — sie reichte ihm das Körbchen, er besah die herrlichen Früchte, und bei dem Gedanken, sie könnten wohl der kranken Anna Erquickung gewähren, nahm er einige heraus. Werden sie vermißt, sagte er zur Zofe, so erzähle nur, daß der Narr sie für Jungfer Anna genommen habe. — Nun geh mit Gott und bringe sie, wohin sie gehören.

11.

König Christian saß in sonderbarer Stimmung neben Marie. Zum erstenmal hatte Mißtrauen gegen die Geliebte in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Die so übereilte Hinrichtung Faaburgs, obgleich auf seinen Befehl geschehen, vermehrte es noch, so daß er Marie im geheimen Verständniß mit dem Schloßhauptmanne verwickelt glaubte. Als er sie aber sah, die innige Liebe erkannte, mit der sie ihm entgegen kam, und die Unschuld in ihren Augen las — denn ihre frühere zarte Neigung zu Torben erschien ihr nicht strafbar — da mußte er sich sagen, daß solch ein Wesen ihn nicht hintergehen könne, und er schämte sich seines Verdachts.

Eben von Anna gekommen, hatte er hierüber mit Marie gesprochen, ihr geradezu seinen Verdacht in Rücksicht Torbens mitgetheilt, und von ihr, welche die feste Ueberzeugung hatte, daß, erführe der König ihr früheres, obgleich schuldloses Verhältniß, der Mann ihrer ersten Liebe verloren sei, die heiligste Versicherung erhalten, daß sie zwar den Schloßhauptmann, wie jeden andern treuen Diener des Königs achte, aber ihr Herz nur für ihn allein liebend schlage. Eine Thräne vom Unmuth erpreßt, hatte den König noch rei-

cher gestimmt, als eben in dem Augenblicke der zärtlichsten Versöhnung die Zofe mit den verhängnißvollen Kirschen hereintrat. Sie hatte den König nicht hier vermuthet, erschrack daher, als sie ihre Gebieterin in seinen Armen fand, und wollte schnell das Zimmer verlassen, doch der Befehl Christians, dem die Verlegenheit des Mädchens auffiel, hielt sie zurück. Er fragte sie, was sie bringe, nahm ihr das Körbchen ab, und auf ihre Antwort es seien frühe Kirschen, fragte er barsch, — wer sie schicke.

Der edle Herr Oxe, stammelte die Zofe verlegen und verließ auf einen zornigen Wink des Königs das Zimmer.

Dieser hatte noch das Körbchen in der Hand, schüttete, wahrscheinlich durch den Namen des Senders aufgeregt, die Kirschen auf die marmorne Tafel, an der beide gesessen, und kämpfte eine Weile vergebens gegen seinen Zorn. Endlich schien er sich gefaßt zu haben. Muß denn der tückische Zufall mir auch diesen Augenblick der Wonne trüben? rief er, mit der Faust so gewaltig auf den Tisch schlagend, daß ein Theil der Früchte herab rollten. — Soll denn immer der Name meine Ruhe stören? — Nein, wahrlich nein! bald soll er es nicht mehr; noch ehe die Mitternachts-

stunde schlägt, werde er Annas Gatte und mit dem Morgenroth ziehe er dann mit ihr ins Exil nach Norwegen fern von uns!

Uebereilt Euch nicht, gnädigster Herr! bat Marie mit einschmeichelndem Tone. Sendet ihn, wohin es Euch beliebt, nur zwingt ihn, zwingt die Unglückliche nicht zu dieser Vermählung. Sie liebt ihn, aber ihre Liebe ist in ihrem Gram untergegangen; zwingt sie nicht! —

Der König hatte, während sie sprach, unverwandt sie angeblickt. Marie ihn genau kennend, sah in seinem wilden Auge das drohende Unwetter heranziehen, wollte es beschwichtigen, und warf sich ihm liebkosend in die Arme, doch er schob sie, wenn auch nicht hart, doch unsanft zurück. Also er soll nicht der Gatte einer Andern werden? rief er höhnisch. Es würde Dich wohl schmerzen, ihn in den Armen eines Weibes zu wissen? Marie schwieg durch diese Worte verletzt.

Setz Dich nur, und iß von dem süßen Dir gewiß werthen Geschenk, sagte er mit Bitterkeit, aber anstatt zu gehorchen, sammelte sie unter Thränen des Unmuths die Kirschen in das Körbchen, und öffnete das Fenster, sie hinauszuwerfen, doch Christian hielt sie zurück. Ich befehle Dir, sie zu essen, rief er zornig, nahm Eine nach der

Andern, und reichte sie ihr hin. Iß, nicht ein, bleibe zurück!

Christian! sagte Marie, die schon die Hälfte der Früchte genossen hatte und durch die Behandlung des Königs in dem Innersten ihres verwundeten Herzens sich gekränkt fühlte. Christian, Du sündigst an mir! War ich Dir, seit ich Dich zum erstenmal sah, untreu in That und Wort, selbst in Gedanken, so möge der Tod in dieser Frucht verborgen seyn, und mich verderben. —

Der König, dessen Jähzorn Marie so leicht zu bändigen vermochte, war durch diese Worte erschüttert, er blickte sie starr an, die jetzt in Unmuth die wenigen noch übrigen Kirschen nahm, um sie zu essen, als ein lauter Schrei Beide aufschreckte. Sie wandten sich und sahen Mutter Sigbritt bleich und starr wie eine Leiche in der offnen Thüre stehen. Doch plötzlich bekam die Todtengestalt Leben und: Heiliger Gott! aufschreiend stürzte sie fort.

Was wollte die Mutter, was bedeutete ihr Angstruf, fragte der König außer Fassung, aber Marie konnte es so wenig deuten wie er. — Ich muß ihr nach, rief sie jetzt forteilend, stürzte ohne auf des Königs Bitte zu achten hinaus,

fragte Jeden, der ihr begegnete, nach ihrer Mutter, und fand diese endlich nach langem Suchen in dem untern Geschosse bei dem Arzte.

Gelobt sei Gott, der Dich mir folgen ließ! rief Sigbritt noch außer sich. Geschwind, geschwind beeilt Euch, wendete sie sich dann mit Heftigkeit an den Arzt, während sie die Tochter liebkosend und schmeichelnd zu einem Sessel führte. Armes unglückliches Kind, jammerte sie, daß ich das erleben mußte! — So macht doch, Meister! rief sie dem Arzte wieder zu, der, Angstschweiß auf der Stirn, ein dreifach verschlossenes Kästchen öffnete. — Rettet sie, oder auch Ihr seid, bei dem heiligen Gotte schwöre ich es Euch, dem Tode geweiht. —

Wer bedarf der Rettung, wer ist dem Tode geweiht? rief Marie aufschreiend und eiskalt rieselte es durch ihr Gebein.

Trink nur, trink, die Arzenei wird Dir wohlthun! bat, ohne ihr weiter zu antworten, die Mutter, deine Angst wird dann vorüber gehn und auch die Meine, stammelte sie; dann, als Marie die Arznei genommen und bleich wie eine Todte in den Sessel gesunken war, warf sich die Verzweifelte auf ihre Kniee. Strenger, furchtbarer Richter da oben, murmelte sie, den Umstehenden

unverständlich, Du, der Du furchtbares Gericht hältst über den Sünder, richte mich nicht nach dem, was ich begangen, sieh nur auf das Mutterherz und erbarme Dich meiner. Nimm die Schuld von meinem Herzen, laß mich nicht als Mörderin meines Kindes in Verzweiflung vergehn, rette sie, oder kannst Du es nicht, so —

Beruhigt Euch, werthe Frau, sprach der Arzt, noch ist Hoffnung! — Geleitet nur Eure Tochter auf ihr Zimmer und bringt sie dort zur Ruhe, ich werde sogleich folgen, und Euch dann keinen Augenblick verlassen. — Geht, geleitet sie hin.

Noch waren Mariens Kräfte nicht geschwunden, nur der Schreck, die Todesangst hatte ihre Füße gelähmt, sie wankte sichtbar an der Seite ihrer Mutter, da begegnete ihnen Meister Niels. Was ist Euch? fragte er. Mir ist nicht wohl, ruf mir Anna, entgegnete sie, ich stehe am Rande des Grabes — setzte sie leise hinzu.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhren diese Worte den Narren. Er stürzte hinauf nach Annas Gemach und fand die Trauernde die Kirschen in ihrem Schoos, am Fenster sitzend. — Eßt nicht, um Gotteswillen nicht! schrie er ihr entgegen, sie sind vergiftet! Dies sagend ergriff er die Früchte und warf sie durch das offne Fenster in den

Schloßgraben hinab. Ihr sollt sogleich zu Marien kommen, sagte er dann der Staunenden, die sein Benehmen sich nicht zu erklären wußte, ihm jedoch folgen wollte, es aber nicht vermochte. Der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt. Ich kann nicht, kann nicht von der Stelle, jammerte sie, meine Füße sind fest gebannt. — Sie sank, sich nicht mehr aufrecht halten könnend, auf einen Sessel zurück und fragte Niels, ob er nicht wisse, was sie bei Marien solle. Er theilte ihr nun seinen Verdacht mit, daß Marie durch die Kirschen vergiftet sei, und Herr Oluf sie der Zofe mit dem Befehl gegeben hätte, sie Marien zu bringen. Daß dieser sie aus den Händen der Frau Sigbritt erhalten hatte, war ihm noch ein Geheimniß.

Trotz dieser Mittheilung war es Anna unmöglich zu Marien zu gehen; aber für Torbens Schisal besorgt, bat sie Niels diesen aufzusuchen und ihn zu warnen. Er gehorchte, suchte den Schloßhauptmann, den er, ohne das Vorgegangene zu ahnen, an seinem Glücke verzweifelnd, in dem Garten umherirrend fand und unterrichtete ihn von dem was vorgefallen war. Torben erbleichte, wollte hin zu der Unglückli-

er fort, den Herzog auf ein großes Gebäude aufmerksam machend „dort, wo Ihr den Altan leer seht, dort wohnt meine Dame — und zeigt sich mir nicht, bewillkommt mich nicht —“

„Beim heiligen Apollonius!“ rief der Herzog lebhaft „Wäre es meine Dame und sie ließe sich heute nicht sehen, nie würf' ich mehr den Handschuh für sie hin, nie zög' ich für sie mein Schwert —“

„Und doch“ sagte der Marchese lächelnd „hobt Ihr den Handschuh für eine Unbekannte auf, die sich Euch nie gezeigt hat“ unterbrach er den Herzog.

„Das ist eine andere Sache, Marchese!“ nahm der Herzog das Wort „Nicht für die Unbekannte allein, auch für meine Ehre, für Frankreich hob ich ihn auf.“

Der ernste Moucha war während dem in seiner unscheinbaren Rüstung auf seinem schwarzen, friesischen Rosse, zwischen den beiden Spaniern, dem Herzoge gefolgt, ohne sich um die geschmückten Frauen zu kümmern, die von den Altanen ihnen Blumen zu warfen. Doch so ernst und theilnahmlos er auch auf seinem wilden Rosse saß, lugte doch manches schwarze Auge nach ihm und fand Gefallen an seiner hohen, stattlichen Gestalt und den edlen, schönen Zügen seines Gesichts. Manche Blume, die auf ihn gerichtet war, traf ihn, doch achtete er es nicht, ärgerte sich über die Possen und den langweiligen Ritt durch die Straßen und dankte Gott, als man vor der Wohnung des Marchese abstieg.

Hier war schon Alles zum Empfange der fremden Gäste bereitet. Ein schwelgendes Mittagsmahl erwartete sie, als ob der Marchese Pescara den Ausgang des Zweikam-

chen, aber Niels hielt ihn zurück. Wollt Ihr Euch, wollt Ihr Marie verderben? sprach er, denkt an das, was Euer Bruder gethan. Er ist entflohen, und Ihr würdet für ihn leiden müssen. Schnell von hier, rettet Euch, da es noch Zeit ist. —

Da sei Gott vor, rief der edle Mann, daß ich Marie in der Todesstunde verlassen und mich durch feige Flucht eines furchtbaren Verbrechens selbst anklagen sollte. Ich bleibe, und seh' ich auch das Richtschwert schon über meinem Haupte geschwungen. —

Ihr handelt nicht klug, aber Ihr handelt recht, Herr Torben, sagte der Narr. Auch mich könnte in diesem Augenblicke keine Macht der Erde von hier treiben. Kommt! wir Beide wollen nach unserm fern gesteckten unerreichbaren Ziele wandern, wo der Tod bald eine Zypresse statt der duftenden Rose pflanzen wird. Kommt, Herr Torben! —

Sie gingen nach Mariens Vorzimmer, wo sich Alles, was von Hofleuten auf Hvidör gegenwärtig war, versammelte.

Der Ruf, Marie sei vergiftet, hatte sich schnell verbreitet, die Eilboten, welche der König nach allen Gegenden hinter dem fliehenden

Oluf gesendet, bezeichneten diesen als den Thäter. Aller Augen waren daher auf Torben gerichtet. Mehrere von des Königs Gefolge, die mit ihm befreundet waren, gaben ihm den Rath, gleichfalls zu fliehen. Er aber blieb; nur an Mariens Schicksal denkend, war ihm das Eigene gleichgültig.

Sigbritt, die bei der Nachricht, daß Oluf entflohen sei, ihre ganze Besonnenheit wieder erlangt hatte, benachrichtigte den König von Allem, der sogleich zu Marien eilte; er fand sie in furchtbarem Zustande. Die Mittel des Arztes wollten nicht heilbringend wirken, die Schmerzen der Unglücklichen vermehrten sich und immer stiller, immer mehr in sich versunken blickte der König vor sich hin. Ist noch keine Nachricht über Oluf Ore eingelaufen? fragte er endlich.

Keine, erwiderte Sigbritt.

So werd' ich einstweilen den Schloßhauptmann festnehmen und in den Kerker werfen lassen, er war gewiß von Allem unterrichtet, sagte er aufspringend.

Ich glaube kaum, entschuldigte ihn Sigbritt. Der Adel, Eure und meine Feinde haben das Gift bereitet, Euch zu kränken, mich zu verderben.

Laßt ihn des Bruders Schuld nicht büßen, bat

Marie mit bebender Stimme, er ist gewiß an meinem Unglück nicht Schuld.

Auch im Todeskampfe nimmst Du ihn in Schutz? sagte der König, einen mißtrauischen Blick auf die Kranke werfend. Nun gut, ich will jetzt in dieser verhängnißvollen Stunde nicht Gerechtigkeit üben.

Christian, bat die Leidende, hast Du mich je geliebt, und wird dir mein Andenken theuer bleiben, so schwöre mir, meinen Tod, wenn ich sterben sollte, nicht zu rächen.

Ich darf durch einen neuen Schwur den schon gethanen nicht vernichten, erwiderte der König. Wer mir das Theuerste auf Erden mordete, der erwarte nie Vergebung von mir.

Willst Du die letzten Augenblicke meines Lebens so sehr trüben? fiel sie ihm in die Rede, und in dem Ton ihrer Stimme lag sogar ein bitterer Vorwurf. Hat mein Leiden schon sobald die Flamme Deiner Liebe gelöscht, daß Du mir die letzte Bitte versagen kannst?

Statt zu antworten, liebkosete sie der König, und die Thränen in seinem Auge zeigten ihr deutlich, daß die Flamme noch nicht erloschen sei.

Während er nun mit Marie leise sprach, und sie zu trösten und zu beruhigen suchte, winkte Sigbritt dem Arzte, zu ihr in eine Fensterbrüstung zu treten. Meister, fragte sie da: Habt Ihr noch Hoffnung? Der Arzt zuckte die Achseln. Ich verlange bestimmte Antwort, sprach sie unmuthig.

Ich habe jede Hoffnung verloren, sagte jetzt der Arzt; das Gegengift hat nicht gewirkt. Nach einer halben Stunde höchstens werden die furchtbarsten Schmerzen eintreten, und noch vor Mitternacht wird Eure unglückliche Tochter geendet haben.

Also keine Hoffnung?

Keine! erwiderte er. Hofft in dieser Welt für Euer Kind nichts mehr, betet nur für ihre Seele.

So früh in der Blüthe der Jugend und Schönheit, in der Fülle der Herrlichkeit und Macht untergehn! Furchtbar! murmelte Sigbritt. — Furchtbarer noch! — fort, fort du schleichendes höllisch grinsendes Gewissen. — Sie trat zum Bette der Kranken, gab dem Könige ein Zeichen, daß sie allein mit ihm sprechen wolle, und unterrichtete ihn dann von dem, was der Arzt ihr gesagt. Der König wollte

bei dieser Nachricht in heftige Worte und Verwünschungen ausbrechen, doch gelang es Sigbritt, ihn zu besänftigen. Marien mußte dies nicht ganz entgangen seyn, denn sie winkte der Mutter zu ihr zu kommen, und bat sie, den Arzt und alle Umstehenden zu entfernen, da sie mit ihr und dem Könige allein zu seyn wünsche.

Ich fühle das Nahen des Todes, begann sie nun, da Alle sich entfernt hatten, richtete sich auf, und erfaßte des Königs und der Mutter Hand, die sie krampfhaft festhielt. Das Gift wüthet schon in meinem Innern, daher will ich die wenigen Minuten, welche Gott mir noch läßt, benutzen, Euch meinen König und Herrn noch in meiner Todesstunde zu versichern, daß ich Euch treu geliebt habe bis an mein Ende. Auch erhöret meine Bitte. Verstoßet meine unglückliche Mutter nicht, und seid ihr, so lange sie lebt, ein gnädiger König, seid Eurem Volke ein milder Vater! — Meinen Feinden, selbst dem, der mir das Gift sandte, hab ich verziehn, möge es der barmherzige Gott auch thun, den ich und Ihr, mein König, für unsere Schuld und unsern Wandel auch um Vergebung bitten wollen. Er richte uns gnädig! — Und nun, Mutter, sende mir bald einen Priester,

dem ich beichten kann, und Ihr mein König, mein geliebter Freund, zu dem ich auch in der Todesstunde mein Auge mit der letzten verlöschenden Gluth in Liebe aufschlage, gewährt mir noch eine Bitte. — Der König reichte ihr tief bewegt die Hand. Verlaßt mich, laßt mich im Todeskampf allein, seht die Todte, vom Schmerz Entstellte nicht wieder! Laßt den Deckel ihres Sarges für Euch geschlossen seyn; mein grausenhafter Anblick soll das freundliche Bild Eurer Düveke nicht verwischen, es begleite Euch rosig und frisch durch Euer ganzes Leben und bleibe in Eurem Herzen und in Eurer Erinnerung — Erfüllt meine Bitte! — Verlaßt mich, laßt mich meinen Todeskampf allein auskämpfen, Eure Gegewart hielte ja das Leben, hielt meine Seele zurück, sie könnte sich nicht von ihrer Hülle, nicht von Euch trennen. — Sie streckte die Arme nach ihm. Noch einmal will ich an Deiner Brust ruhen, mein Geliebter, rief sie, und Todesschauer rieselte durch ihr Gebein, noch einmal der Liebe letzten Tropfen schlürfen und dann ruhig sterben. —

Christian sank in ihre Arme und preßte sie heftig an sich. Sigbritt mußte den fast Besinnungslosen endlich mit Gewalt von der Ster-

beyden losreißen. Denkt an Skandinavien! rief sie ihm zu. Ihr dürft nicht dem Schmerz erliegen. Dieser Zuruf weckte ihn aus seiner Betäubung, er sagte Marien noch einmal Lebewohl, und stürzte wie ein Verzweifelter aus dem Gemache.

Mutter! bat die Kranke: Ehe der Priester kömmt, möchte ich so gerne ihn noch einmal sehen! —

Ihn, Torben?

Ja Mutter! Dem Manne meiner Liebe habe ich Lebewohl gesagt, auch von dem Freunde möcht' ich mich nicht ohne Abschied trennen! —

Sigbritt schüttelte ihr sorgenschweres Haupt, sie freute sich nicht dieses Wunsches, trat jedoch in das Vorzimmer, wo sie Niels zu sich winkte und ihm einige Worte ins Ohr raunte. Nach einiger Zeit trat Torben durch eine verborgene Thür in das Zimmer, und nahete sich mit wankenden Schritten dem Bette der Sterbenden. Torben! redete sie ihn an, ihre letzten Kräfte sammelnd, Ihr habt mir die ersten Blumen in den Frühlingskranz meiner Jugend gewunden, seid mir treu und ergeben auf meinem Lebenspfade gefolgt, dafür sag' ich Euch in

dieser

dieſer Stunde meinem Dank; nehmt die Ueberzeugung, daß ich Euch geachtet und geliebt habe, wie das Weib den treuen Freund lieben darf. Wollt Ihr aber mein Andenken ehren, ſo reicht über meinem Grabe Anna Krabbe Eure Hand, ſie iſt Eurer werth. — Nun lebt wohl, Gott beſchütze Euch. — Sie winkte ihm mit der Hand, ſich zu entfernen, er aber ſtürzte an ihrem Bette nieder. Da gab ſie ihm noch einmal das Zeichen zu gehn, während die Mutter ihn unſanft rüttelte. Unſinniger, ſprach dieſe, bringt uns nicht muthwillig ins Verderben. Steht auf und geht, meine Nachſicht iſt zu Ende! Beſinnungslos, ſtumm vor Schmerz folgte er der Mahnung Frau Sigbritt's, und ſah Marie nicht wieder.

12.

Der Prieſter hatte der Sterbenden Abſolution ertheilt, ihr die letzte Oelung gereicht und ſich entfernt. Nur die Mutter und der Arzt blieben in ihrem furchtbaren Todeskampfe um ſie. Mit jeder Zuckung ſank der widernatürliche Muth Sigbritt's, die ſich als die Mörderin ih-

rer Tochter anklagte. Verzweiflung im Blick, das ſtiere Auge unverwandt auf die Sterbende gerichtet, ſtand ſie regungslos und dem Anſchein nach ohne Theilnahme da, aber in ihrem Innern ſchüttelte die Nemeſis ihre Schlangengeiſel; ihr Zuſtand war fürchterlich. Plötzlich bekam ihr ſtieres Auge Leben. Verlaßt uns, befahl ſie dem Arzt, und kaum ſchloß ſich die Thüre hinter ihm, als ſie an dem Bette niederſtürzte, und mit grauſig hohlem Tone die Worte ſprach: Lege Deine Hand auf das Haupt der Sünderin und ſprich: Dir ſei vergeben!

Dir ſei vergeben! ſchrie in ihrem Schmerze. Marie auf, die zuckende Hand auf der Mutter gebeugtes Haupt legend, und als die Heftigkeit der Qual nachließ, und Beſinnung zurückkehrte, fragte ſie mit matter Stimme: Was ſoll ich Dir vergeben, Mutter? — aber Sigbritt ſchwieg, ſie wollte der Tochter Todesſchmerz nicht noch vermehren, erhob ſich, ſchloß ihr Kind in die Arme. Stirb an Mutterbruſt, ſprach ſie weinend, ſie hat Dich genährt; ach ich habe ſo oft für Dich gewacht, gebetet, für Dich — geſündigt.

Der Todeskampf ward heftiger, auch ihn ertrug Marie mit Ergebung und Geduld. Die ſchuldbelaſteten Freuden meines Lebens büß' ich

schon hier durch einen unendlich schmerzhaften Tod, seufzte sie, und schwieg; doch bald ergriff sie noch einmal eine unaussprechliche Sehnsucht. Ach! warum bat ich ihn, mich zu verlassen, warum wollte ich nicht in seinen Armen sterben? — und als ob ihre Sehnsucht bis zu ihm gedrungen sei, stürzte in diesem Augenblick der König von Angst gefoltert in das Gemach. Ich muß Dich sehen, meine Arme müssen Dich noch einmal umfangen, an meinem Herzen mußt Du sterben, geliebtes theures Wesen, rief er fast wahnsinnig und umschloß sie stürmisch, und sie legte ihr müdes Haupt sanft an seine Brust. Geliebter, einzig Geliebter, lebe wohl! seufzte sie tiefaufathmend und verschied. —

Christian drückte noch einen leisen Kuß auf ihre kalten Lippen, nahm ihren Schleier, breitete ihn über ihr vom Todesschmerz entstelltes Antlitz, und preßte krampfhaft geballt die Hand auf's Herz. Der Engel ist mir genommen, rief er, in diesem Augenblick an allem Erdenglück verzweifelnd, und Gott hat kein Erbarmen mit mir! Auch mich soll fortan das Erbarmen fliehen, sprach er dann mit finsterem Blick vor sich hinstarrend — Sorge für ihr Begräbniß, Sigbritt, sagte er nun dem Anschein nach kalt; es soll

rfes hätte voraus ſehen können; Franzoſen und Spanier ſaßen hier in traulichem Vereine und man hätte glauben ſollen, es ſäßen die wärmſten Freunde der Welt bei einander, ſo laut, ſo unverſtellt war die Freude.

Während der Tafel, als Pescara eben den Becher auf das Wohl der ſchönen Unbekannten geleert hatte, brachte ein Diener ein niedliches Briefchen an den Herzog, welches ein Fremder, der ſich aber ſogleich wieder entfernt, überbracht hatte. „Sicher von Eurer Dame!“ ſagte der Marcheſe ſcherzend, während der Herzog das zierlich zuſammengefaltete Briefchen öffnete und in der Stille las:

Gnädiger Herr!

Ihr habt als ein wahrer Ritter meine Bitte erfüllt und für eine Unbekannte mannhaft drei Lanzen gebrochen. Nehmt meinen Dank! Aber der ſchriftliche Dank einer Unbekannten iſt ſo wenig, deshalb wird ſie ſich Euch zeigen und auch ihr Mund Euch Dank ſagen. Bemüht Euch um die zehnte Stunde dieſes Abends zu mir, es darf Euch begleiten, wen es Euch mitzunehmen gefällt. In der Straße, die von Eurer Wohnung nach dem Marktplatze führt, wird mein Diener Euch erwarten und zu mir führen, damit Ihr Euch überzeugen könnt, daß ich keine unbeſcheidene Bitte an Euch that, und die, für die Ihr kämpftet, es werth war. Zugleich erſuche ich Euch, gnädiger Herr, dies Billet Niemand zu zeigen und nicht nach meiner Wohnung zu forſchen, damit die Unbekannte Jedermann, nur Euch nicht verborgen bleibe. Der Herzog von Nemours wird mir dieſe Bitte nicht verſagen.

Die Gräfin von Gagliano.

feierlich, einer Königin würdig seyn. Hörst Du nicht, wenn Dein König Dir befiehlt? rief er zornig, als Sigbritt auf seine drohenden Worte nicht zu hören schien, und unverwandt die Todte anblickend, regungslos da saß — Hörst Du nicht? — wiederholte er sie rüttelnd — auch sie todt! rief er zurückschaudernd, da die Alte erstarrt und leblos im Sessel saß — stirbt denn Alles hin, was mir theuer und werth war? — Sorget für sie und bringt mir Bescheid, befahl er dem eintretenden Arzte und verließ langsamen Schrittes das Gemach. Der Schmerz hatte in diesem Augenblicke sein Gefühl abgestumpft, es erwachte furchtbar.

Sigbritt ward bald aus ihrer Ohnmacht zum Leben zurückgerufen. Auch von ihr war mit der Tochter der gute Engel gewichen, und jedes weibliche Gefühl aus ihrem Herzen gebannt, nur das Gefühl der Rache durchglühte sie noch. Sie sah in dem traurigen Ereigniß einen tief durchdachten Plan ihrer Feinde und vergaß dabei doch ganz, daß Oluf Oxe nur die Gelegenheit, welche sie ihm selbst geboten, benutzt habe. Rache an ihm, Rache an dem ganzen Adel Dänemarks, war von diesem Augenblick an der einzige Gedanke, der sie über ihr

Unglück erhob und es mit Standhaftigkeit ertragen ließ.

Auch der König, seinen Verlust so tief fühlend als Sigbritt, von der er ihren Antheil an dem Begebniß nicht ahnen konnte, hatte an dem geschlossenen Sarge der Hingeschiedenen Rache geschworen, auch er sah Mariens Tod als eine Gräulthat des gesammten Adels an, um Sigbritts Einfluß zu zerstören, und dem Adel zum Trotze hielt ihn dieser Gedanke auch nach Mariens Tode in seiner Anhänglichkeit an die Mutter seiner Geliebten bis an ihr Ende fest. Von allen Bitten der Sterbenden wurden nur die, sie im Tode nicht wieder zu sehen und ihre Mutter nicht zu verstoßen, treu von ihm erfüllt.

Als Anna am andern Abend wieder ihr Zimmer verlassen konnte, schlich sie zu dem Todtengemache Mariens und fand sie schon im geschlossenen Sarge liegend. Ihr Gram, ihr Schmerz um die hingeschiedene Freundin war stumm, ihre Sehnsucht neben ihr zu schlummern unaussprechlich. Sie setzte sich an den Sarg nieder, um ihn nicht zu verlassen, bis man ihn hinab in die kühle Gruft senken werde. Alles war still um sie her, denn die zur Wacht bestellten

Frauen hatten sich auf ihr Bitten wegbegeben, und das Kerzenlicht warf nur einen bleichen Schein über den geschlossenen Sarg. Da schallte die Stunde der Mitternacht vom Schloßthurm herab. Anna stand von ihrem Sitze auf, Sehnsucht, die Freundin noch einmal zu sehen, ergriff sie mächtig, sie hob dann leise den Deckel, bog einen Cypressenzweig um das bleiche vom Todesschmerz entstellte Haupt, und sprach mit leiser Stimme: Ruhe sanft, Dir ist wohl! — Ruhe sanft! wiederholte eine dumpfe Stimme den frommen Wunsch, und als sie erschrocken aufblickte, sah sie Torben vor sich stehen.

Von seinem Anblick überrascht, vom Schreck erstarrt stand sie, bleich wie die Entschlafne, sich fest an dem geöffneten Sarge haltend, wie im Leben so auch jetzt durch die Todte von dem Manne ihrer glühenden Liebe getrennt, ihm gegenüber. Ihr Auge fast leblos, sah geisterhaft auf ihn, der über die Schlummernde gebeugt, wehmüthig auf die bleiche geknickte Rose schaute, deren geschlossenes Auge seinen Blick nicht mehr in Liebe, nicht in Freundschaft erwidern konnte. Ruhe sanft, Engel meines Lebens! rief er endlich mit leiser bebender Stimme. Ruhe sanft, bald sehen wir uns da oben wieder. Und als

er sich erhob sein Auge Anna traf, streckte er ihr seine Rechte entgegen. Ein wehmüthiger Blick, ein Blick auf Marie konnte ihr sagen, warum er die Hand ihr biete; sie verstand ihn, aber ergriff sie nicht; hocherröthend preßte sie die Ihrige auf ihr klopfendes Herz und wagte nicht das Auge nach ihm aufzuschlagen.

Anna, begann er endlich nach schwerem Kampfe. Die hier ruht, sprach in ihrer Todesstunde den Wunsch aus, ihr Andenken zu ehren, indem ich Euch über ihrem Grabe meine Hand reichen würde. Hat sie noch Werth, so biete ich sie Euch noch einmal über dem Sarge der Entschlafenen. — In Freude soll es nicht seyn, nun, so sei es in Schmerz!

Anna hatte sich, so wie Torben begann, über die Todte gebeugt, küßte die bleichen Lippen so innig, als ob sie von ihnen das Gift einsaugen wollte, und heiße Thränen rollten auf Mariens kalte Wangen. Engel! im Tode wie im Leben, sprach sie leise, erhob sich, schloß den Sarg, und sagte dann zu Torben, der sie mit Erstaunen beobachtet hatte: Der Tod allein ist es nicht, Herr Torben, der die Herzen trennt, auch das feindselige Leben vermag es. Was nicht Liebe mit Liebe eint, bleibt,

sollte auch das Herz darüber brechen, für diese Welt geschieden. — Schlaft wohl! — Ich halte hier Wacht und darf daher mich nicht entfernen. Ich bitt' Euch. —

Laßt mich sie nur noch einmal sehen, bat Torben, dessen Gedanken nur bei der Todten zu seyn schienen, aber Anna schüttelte ernst ihr gebeugtes Haupt. —

Gönnt ihr die Ruh', erwiderte sie, und verlaßt diesen Ort; es würde nicht gut seyn, fänd' man Euch hier. —

Ich habe gethan was sie mir gebot, sagte nun Torben nach kurzem Sinnen, habe mithin meine Pflicht gegen sie und ihren Wunsch erfüllt.

Das habt Ihr! Beruhigt Euch darüber — erwiderte Anna aufgeregt. Torben warf noch einen wehmüthigen Blick auf den Sarg und: Es geh' Euch wohl, zu Anna sagend, schritt er der Thüre zu.

Auch Dir geh' es wohl, sagte mit bebender Stimme das Mädchen, als die Thüre sich hinter ihm schloß, dann kniete sie nieder, legte ihr lebensmüdes Haupt auf den Sarg und betete.

13.

Gleich nach dem feierlichen Begräbnisse Mariens verließ Frau Sigbritt Hvidór und bezog ihr Haus auf dem Amacker Markte, wo der König fast täglich bei ihr war. Noch nie hatte er ihr seine Gunst in solchem Grade öffentlich bewiesen als jetzt, und er schien ihren Feinden zeigen zu wollen, daß Mariens Tod ihr in dieser Hinsicht keinesweges Nachtheil gebracht habe. In dem in der Geschichte so merkwürdigen Hause, wo späterhin fast alle wichtigen Angelegenheiten des Landes berathen und beschlossen wurden, brütete auch jetzt des Königs finsterer Sinn, von Sigbritt's Rachegeist noch mehr entflammt, über blutige Pläne, die nur zu bald ausgeführt wurden. Oluf Oxe, durch Sturm an die norwegische Küste geschleudert, war dort gefangen genommen worden und diese Nachricht entlockte seit Mariens Tode dem Könige das erste Lächeln wieder. Nicht so erfreut war Sigbritt über diese Botschaft, ihre Furcht war stärker noch als ihre Rache und sie hätte dem eigentlich Schuldigen gern die Freiheit gegönnt. Doch beruhigte sie die Gewißheit, daß der König den Aussagen Olufs keinen Glauben beimessen würde, da es ihr

so leicht werden mußte ihn zu überreden, daß das, was Oluf in Hinsicht der Kirschen mittheilen konnte, aus Rache von ihm erdichtet sei.

Gegen Torben war der König freundlicher als je, und versicherte ihm mehrere Male, daß die That seines Bruders auf ihn keinen weiteren Einfluß haben sollte. Seine Freunde warnten ihn zwar und riethen ihm sich von Copenhagen zu entfernen, Torben aber, seiner Unschuld sich bewußt und des Königs Versicherung träuend, blieb, obgleich das plötzlich veränderte Benehmen Frau Sigbritts ihn hätte aufmerksam machen sollen. Sie zeigte sich öffentlich auch wenn sie mit ihm allein war, kalt gegen ihn, und hatte ihn auch wirklich der Rache des Königs Preis gegeben, da er ihr jetzt überflüssig, mithin gleichgültig, selbst lästig geworden war, denn sie fürchtete immer noch, der König könne dessen früheres Verhältniß zu ihrer Tochter erfahren und dies verderbend auf sie wirken.

So oft König Christian sich mit dem Schloßhauptmann allein befand, leitete er das Gespräch auf Marie, zeigte sich anfangs dabei untröstlich, mit jedem Tage aber gleichgültiger, so daß er zuweilen über seine Liebe zu ihr mit Torben scherzte, und er selbst einmal wie von ohngefähr

die Frage an ihn that, ob er nie in irgend einem genauern Verhältniſſe mit ihr geſtanden habe. Torben war beſonnen genug dies zu läugnen, und ſo dem Fallſtrick zu entgehn.

Sonderbar war es, daß mit dem Tode der Geliebten Argwohn und Eiferſucht ſtärker in dem König aufflammten, als da ſie noch in all ihrer Schönheit und Lieblichkeit die Herzen der Männer bezaubern konnte. Faaburgs Tücke hatte das Korn ausgeſäet, das jetzt um ſo mehr Wurzel faßte, da Mariens unſchuldsvoller Blick ihn nicht mehr traf, und ihr Kuß nicht mehr wie ſonſt ſeinen finſteren Argwohn verſcheuchte. Torben war daher das Ziel ſeiner Rache, denn er war der Einzige, den die Verläumdung als einen glücklichen Nebenbuhler ihm darzuſtellen gewagt hatte. Dieſe eiferſüchtige Laune war es auch, die den König jetzt vermochte, von Neuem auf Torbens Vermählung mit Anna zu dringen. Der Schloßhauptmann lehnte dieſe Verbindung aber beſtimmt und unter dem Vorwande ab, daß Anna's ſchwärmeriſche Neigung zu ihm, eben ſo ſchnell verſchwunden als entſtanden ſei, und der König zeigte ſich durch dieſe Weigerung weniger aufgebracht, als Torben gefürchtet hatte. Er glaubte ſich daher feſter in der Gunſt ſeines Herrn als je.

Nach einem groſſen, zu Ehren Lübeck'scher Geſandten veranſtalteten Banket, wobei abſichtlich wacker gezecht worden war, ging der König mit dem Schloßhauptmann in traulichem Geſpräch in einem der Prunkzimmer auf und ab, wo nur die Vertrauteſten der Hofleute zugegen waren. Torben! ſagte der König plötzlich, faßte ihn zutraulich unter dem Arm und ſetzte ſeine Wanderung mit ihm fort. Sage mir nun recht aufrichtig: Standeſt Du in keiner näheren Verbindung mit der Düveke? Ich weiß Manches, geſchäftige Leute, die Deine Freunde eben nicht zu ſeyn ſcheinen, hinterbringen mir noch jetzt Mancherlei. — Sie iſt todt, das Vergangene kann mir gleichgültig ſeyn, nur wünſchte ich Dich, wünſchte ſie ganz gerechtfertigt.

Majeſtät! erwiderte Torben, vielleicht vom Wein, wohl mehr noch von dem Gedanken erglüht, Mariens Ritter auch noch nach ihrem Tode zu ſeyn. Majeſtät! Ja, ich habe ſie geliebt, innig geliebt, ich muß es geſtehen, darf mich jedoch auch nicht der leiſeſten Erwiderung, nicht der kleinſten Gunſtbezeugung rühmen. Das offen zu geſtehen bin ich ihrem mir jetzt noch heiligen Andenken ſchuldig.

Der König veränderte bei dieſem unvorſich-

gen Geständniß die Farbe, doch sein Mund zwang sich zum Lächeln. Ich dank' Euch, Schloßhauptmann, für Eure Offenherzigkeit, sagte er endlich, nickte ihm, dem Anscheine nach freundlich zu, verließ aber schnell das Gemach.

Ihr habt selbst Euer Todesurtheil gesprochen, sagten die Umstehenden und riethen ihm sogleich Copenhagen zu verlassen, er aber, leichtsinnig des Königs Gunst vertrauend, begab sich unbesorgt nach seinem Gemache.

Doch noch ehe es zu dämmern begann, kam Meister Niels zu ihm geschlichen. Lieber Herr, sagte er leise: Verweilt Ihr noch eine Stunde hier, so werdet Ihr gefangen genommen, ich habe gelauscht! — Schon ist der Befehl gegeben. — Flieht und lebt wohl! — Schnell entfernte er sich wieder.

Torbèn zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gefahr drohe, da er des Narren Klugheit und Anhänglichkeit an ihn kannte. Er steckte Geld und Kostbarkeiten zu sich, machte in der Eile noch einige nöthige Anstalten, ließ einen flüchtigen Renner satteln und trabte, nur von einem Diener begleitet, Hvidör zu.

Ist der Mensch einmal den finstern Mächten verfallen, so zieht ihn sein Schicksal unaufhalt-

Der Herzog lächelte, ſteckte den Brief zu ſich und wich des Marcheſe Frage, ob ſeine Unbekannte ſich ihm endlich genannt habe, durch die Wendung aus, daß es jederzeit dem Ritter Pflicht ſei zu ſchweigen, wenn es eine Dame beträfe. Der Marcheſe drang auch nicht weiter in ihn, die Tafel wurde bald aufgehoben und nun bat Pescara den Herzog, ihm zu erlauben, ihn bei Julia Gonſalieri einzuführen.

3.

Der Herzog, faſt eben ſo begierig die Schönheit zu ſehen, gegen die er gefochten, als die kennen zu lernen, für die er ſeine Lanzen zerſplittert hatte, war ſehr bereitwillig dem Marcheſe zu folgen. Sie betraten, von Moucha begleitet, die Wohnung der Dame, wo man ſie erwartet zu haben ſchien, denn Diener ſtanden überall bereit, Treppe und Vorſaal waren mit Blumen und Orangenbäumen geſchmückt und ſo wurden ſie durch mehrere, mit koſtbarem Hausgeräthe verſehene Zimmer geführt, wo ſie in dem letzten die Ankunft der Dame erwarten ſollten.

Julia Gonſalieri ließ ſie lange harren. Der Herzog hatte ſchon aus Langeweile alle Gemälde, welche in den Zimmern aufgehängt waren, betrachtet und immer kam die Schöne noch nicht. „Wahrlich, Marcheſe!“ ſagte er endlich ungeduldig „Eure Dame ſcheint, ſo ſchön ſie auch ſein mag, etwas hoffärthig und gewohnt zu ſein, Eure Geduld auf die Probe zu ſetzen. Ich geſtehe, daß ich in

sam mit sich fort, er muß in den Zauberkreis, den sie um ihn gezogen, dort sein Geschick zu erfüllen. Auch Torben zogen die finsteren Mächte nach Hvidör, nach der Gruft, in der Marie schlummerte. Zwar war ein Getreuer von ihm nach dem Hafen geschickt worden, ein Schiff aufzutreiben, das an der nahen Küste in Bereitschaft halten sollte, und so hoffte er, noch ehe der Tag graue, Seeland im Rücken zu haben, und auf den stürmenden Wogen, der Rache Christians zu entfliehn.

Als er in Hvidör angelangt war, ließ er sich die Gruft öffnen, doch Marie noch einmal zu sehen war ihm nicht vergönnt; Sigbritt hatte den Sarg sorgfältig verschließen lassen und den Schlüssel selbst in das Meer geworfen. Hier kniete er nun nieder, und überließ sich seinen wehmüthigen Gefühlen. Manche freundliche, manche trübe Erinnerungen schwebten an ihm vorüber, er schlürfte Wonne und Schmerz zugleich aus ihrem Becher, und hörte nicht als die Mitternachtsstunde schlug; wohl aber vernahm er jetzt Tritte Bewaffneter die Treppe herabsteigen; man kam ihn gefangen zu nehmen, und er mußte an dem Sarge der Geliebten sein Schwert an Diedrich Slaghek übergeben. An dem nämlichen Tage,

an welchem sein Bruder mit Ketten nach Copenhagen gebracht wurde, betrat er dasselbe Gefängniß, in dem Faaburg gesessen hatte.

14.

Schon am andern Morgen begann das Verhör der beiden Brüder; Oluf Oxe ward der Vergiftung Mariens, der Schloßhauptmann eines sträflichen Umgangs mit ihr, angeklagt. Wegen Letzterem wurde ein altes Dänisches Gesetz hervorgesucht, das jedoch auf Torben nicht anwendbar war, da es nur von der Gemahlin, nicht von der Maitresse des Königs sprach.

Gleich nach der Verhaftung der beiden Brüder hatte sich der Reichsrath und aus allen Provinzen der Adel versammelt und dringend von dem Könige verlangt, daß beide Gefangene, den Landesgesetzen gemäß, vor den Reichsrath gestellt und gerichtet würden. Der König zögerte lange mit der Antwort, ließ anfangs durch von ihm bestellte Richter die Untersuchung einleiten, wo Oluf der Wahrheit gemäß aussagte, daß er die Kirschen von Frau Sigbritt unter dem Vorgeben erhalten, daß sie in einen narkotischen Trank,

durch welchen dem, der sie genieße, Liebe in Haß verwandelt werde, getaucht seien und daß sie ihm die Früchte für Anna Krabbe gegeben habe. Da er nun geglaubt für sein Vaterland nichts Heilbringenderes thun zu können als des Königs Verbindung mit der Düveke zu trennen und ihn hiedurch aus dem Netze zu befreien, womit die Sigbritt ihn umstrickt, habe er sie des Königs Geliebten geschickt. Torben läugnete standhaft je in einer sträflichen Verbindung mit Marie gestanden zu haben.

Da gab König Christian den grausamen Befehl, Beide auf die Folter zu spannen. Dies empörte den Reichsrath und den ganzen Adel auf das Höchste, und die Vorstellungen, die sie deshalb dem Könige machten, waren so drohender Art, daß er dabei das Aeußerste wagte. Aber demohngeachtet mußte Oluf die Qualen der Tortur ausstehen, die, nach langem standhaften Verharren auf seine erste Aussage, ihm endlich das falsche Geständniß erpreßte, er habe die Kirschen vergiftet und sie aus Rache Marien geschickt. Nur Sigbritts Furcht, Torben würde auf der Folter Mariens frühere Neigung zu ihm gestehen, und sie durch dieses Geständniß ihren Einfluß verlieren, vermochten sie sich thätig für

ihn

ihn zu verwenden und den König zu hindern den Schloßhauptmann nicht auch durch die Folter zum Geständniß zu zwingen. Indessen hatten viele vom Adel ihre bewaffneten Lehnsleute nach Seeland kommen lassen, die Reichsräthe verlangten noch einmal, daß die beiden Gefangenen ihnen zur Untersuchung übergeben würden und sagten dem Könige unumwunden, daß sie im Weigerungsfalle mit dem Adel und der Geistlichkeit vereint, die Waffen in der Hand, ihre angestammten Rechte behaupten würden; selbst die Bürger traten, aus Furcht vor Unruhen, die ihre Stadt zu Grunde richten könnten, auf die Seite des Reichsraths und machten dem Könige ernste Vorstellungen, so daß dieser, in dem Augenblick nicht vorbereitet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, endlich nachgeben mußte und den Reichsrath als Richter in dieser Angelegenheit anerkannte.

Oluf Ore, durch die erlittene Marter an Geist und Körper zerrüttet, hatte nicht den Muth, vielleicht nicht einmal die Kraft seine erzwungene Aussage zu widerrufen, und da der Schein, die Zeugen, selbst seine Flucht gegen ihn waren, so sprach der Reichsrath das Todesurtheil über ihn; Torben aber sprach er frei.

Der König, obgleich auf's Aeußerste darüber empört, war diesmal vorsichtiger, unterdrückte seinen Unmuth, hintertrieb listiger Weise und unter mancherlei Vorwand die Freilassung Torbens und schien selbst für die Bitten Derjenigen ein geneigtes Gehör zu haben, die sich bei ihm verwendeten, Olufs Todesurtheil in Verbannung zu verwandeln. Kaum hatte aber der Adel seine Lehnsleute nach Hause geschickt, kaum waren die ihm vom Erzbischof vom Upsala entsendeten 2000 Mann bei Copenhagen gelandet, als er das Urtel, das der Reichsrath über Torben gesprochen, umstieß, Oluf enthaupten ließ und ein Gericht von 12 Bauern niedersetzte, über Torben zu sprechen.

Dieses gesetzwidrige, dem Könige ganz ergebene Gericht ertheilte den sonderbaren Spruch, daß die That des Schloßhauptmanns sich selbst das Urtheil spreche.

15.

Es war schon Mitternacht, als Meister Niels in dem Augenblick in Torbens Gefängniß trat, als Diedrich Slagheck, der ihm sein Todesurtheil

verkündet hatte, es verließ. Edler Herr! redete er ihn an: Diesmal kommt der hinkende Bote nicht nach, denn ich bringe gute Botschaft. Hört und laßt die Todesgedanken fahren. — Torben sah ihn verwundert an. Ihr wisset daß ich, überall freien Zutritt habend, wohl Gelegenheit zum Lauschen finde; so habe ich auch heute früh vor Frau Sigbritts Gemach gehorcht, und da hört' ich zu meinem Schrecken, daß Euer Todesurtheil gesprochen sei, glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der Herr doch noch einige Neigung zu Euch habe und die Alte sich des jungen Kaufmannssohns in dem Schwan zu Bergen freundlich erinnere, denn, was selten ist, sie war von der Nachricht Eures nahen Todes einen Augenblick gerührt. Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich auch, sobald der König ins Schloß zurückgekehrt war, ausführte. Ich trat nämlich in sein Gemach und nach allerhand Kurzweil lenkt' ich das Gespräch auf Euch, und sagte ihm, daß mich bei dem ganzen Handel nichts weiter verdrieße, als daß Ihr, Herr Torben, seinem Befehl in Betreff Eurer Heirath mit Anna Krabbe nicht gehorcht und es nun bis an Eyer Ende durchgesetzt hättet ihm zu trotzen. Besser und heilbringender für das arme Mädchen

wär' es gewesen, fuhr ich fort, da er mich nicht unterbrach, wenn er Euch zu der Heirath gezwungen hätte, dadurch wäre der Adel noch tiefer gekränkt worden, als durch Euren Tod. Er hörte mir aufmerksam zu, bedachte sich einen Augenblick und sagte endlich: Heute Abend in der zehnten Stunde hole Dir Antwort! Flugs eilte ich nun zu der Alten, stellte ihr das Nämliche vor, suchte ihr zu beweisen, daß durch Eure Heirath mit Anna des Königs Verdacht am leichtesten gehoben und sie Anna dadurch zum ewigen Stillschweigen bestimmen würde. Die Alte lachte aber höhnisch, und ich mußte zu einem gefährlichen Mittel meine Zuflucht nehmen. Ich drohte ihr, daß, wenn sie nicht in meinen Plan einginge, ich selbst den König von Allem unterrichten würde. Da nannte sie mich einen elenden Wurm, den ihr Fuß in jedem Augenblick zertreten könne. Das könnt Ihr! erwiderte ich, aber hierauf bedacht hab' ich die Briefe an Herr Torben, die ich von Eurer Tochter in Händen habe, einem Freunde in Laaland übergeben, der sie, sobald ich die Augen schließe, dem Könige übersenden wird. Ich sagte dies so keck, daß ich die Listige täuschte, sie mit mir zu unterhandeln begann, und wir endlich darin überein-

kamen, daß wenn Ihr Anna noch in dieser Nacht ehelichen würdet, Ihr morgen frei und ohne daß Eure Güter eingezogen würden, nach dem Auslande ziehen könntet. Dafür mußte ich aber mit einem Eide ewiges Stillschweigen und die Zurückgabe aller Briefe ihrer Tochter versprechen. Ich konnte dies um so leichter, da ich nicht das kleinste Brieflein von ihr besitze.

Mir war das, was zwischen Euch und der Jungfrau am Sarge Mariens vorgefallen, nicht unbekannt geblieben, deshalb eilte ich zu Anna, und wo wäre das liebende Mädchen, das, den Geliebten vom Tode zu retten, der Liebe nicht den Stolz geopfert hätte?

Um zehn Uhr stellte ich mich nun bei dem Könige ein, Frau Sigbritt hatte ihn wahrscheinlich zu Euren Gunsten gestimmt, denn er schickt mich als Verkünder der Freiheit unter der Bedingung zu Euch, daß Ihr Euch noch in dieser Nacht mit Anna trauen laßt, und morgen, bis auf bessere Zeiten, mit Eurem jungen Weibe dem Vaterlande Valet sagt. Ein Priester ist in der Nähe, Anna verbereitet, und so bedarf es nur Eures Wortes.

Torben hatte ja schon einmal dem Andenken Mariens dies Opfer bringen wollen und dem

Tode so nahe, mußte es ihm noch leichter werden, er willigte ein, Anna seine Hand zu geben. Niels, glücklich, ihn gerettet, Anna an das Ziel ihrer Wünsche gebracht zu haben, eilte die Braut und den Priester zu holen.

Die Thür des Kerkers öffnete sich, der Kerkermeister nahm Torben die Fesseln ab und gleich darauf trat Niels mit Anna und dem Geistlichen ein. Das Mädchen nahte sich mit wankenden Schritten dem Manne ihrer Liebe. Euch zu retten, Herr Torben, sprach sie, wär' ich zu jedem Opfer bereit gewesen, wie vielmehr zu diesem, sagte sie kaum hörbar und hocherröthend, das so ganz das Glück meines Lebens werden kann — sie reichte ihm die Hand, er preßte sie, in diesem Augenblick wahrhaft gerührt, an sein Herz, der Priester sprach den Segen, und die Glückliche ruhte in seinen Armen.

Segne auch Du sie, Engel da oben! sprach Niels tief bewegt, begrüße mit leisem Geisterhauche die beiden nun für die Ewigkeit Verbundenen, welche Deinem Herzen so theuer waren, schirme, schütze sie!

Torben, sagte jetzt Anna und ihr blaues schwermuthsvolles Auge sah an ihm auf, der

den Blick gen Himmel gehoben, sein Weib noch immer in seinen Armen hielt — behandelt mich mild, behandelt mich mit Schonung — Die Rosen werden bald wieder auf meinen Wangen erbleichen, setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, und wahrlich, ich will Eure Liebe mit tausendfacher Liebe lohnen.

Da preßte Torben den ersten Kuß auf ihre Lippen. Ich werde Deine Liebe achten und ehren, sprach er, aber diese Worte genügten ihr nicht, sie thaten ihrem Herzen nur wehe, und als sie sich trennen mußten, sagte sie ihm mehr traurig als beglückt ein Lebewohl.

16.

Der Morgen verging in banger Erwartung, noch kam Torben nicht, auch Niels ließ sich nicht sehen. Da sandte sie nach Letzterem, er war nirgends zu finden, doch auf Torbens edlen Sinn und Niels Anhänglichkeit vertrauend, beschäftigte sie sich, Alles zur Abreise zu ordnen. Der Tag verstrich, Keiner von Beiden erschien. So harrte sie in der furchtbarsten Stimmung bis am Abend, aber auch er führte ihr nicht Trost zu und die Boten, welche sie

dieſer halben Stunde, wo ich hier die Gemälde betrachte, ſie ziemlich verloren habe.“

„Gnädiger Herr!“ ſagte Pescara, durch ihr Ausbleiben ſelbſt verdrießlich geworden „Ihr wißt ſelbſt, daß im Reiche der Liebe Tyrannei den Scepter und Laune das Regiment führt. Man fühlt die Ketten, ſie drücken und um Alles in der Welt möchte man ſie doch nicht abſchütteln.“

„Je nun!“ meinte der Herzog „Drücken ſie mich zu ſehr, ſo zerreiße ich ſie. Was ich aus der Hand der Frauen nehme, muß freudebringend, nicht ſchmerzerregend ſein, muß mich fröhlich, nicht verdrießlich ſtimmen.“

„In unſern Landen“ erwiederte Pescara „iſt Liebe ohne Schmerzen nicht ſüß. — Wir ſind ſtolz darauf, dulden und doch lieben zu können.“

Indem er dies ſagte, öffneten ſich die Flügelthüren und die Signora trat ein — „Verzeiht Marcheſe, daß ich Euch etwas warten ließ, nothwendige Geſchäfte hielten mich ab“ ſprach ſie — „Dies wahrſcheinlich der Herzog von Nemours?“ wandte ſie ſich mit ſtolzer Freundlichkeit zu dieſem

„Es iſt der Herzog!“ erwiederte Pescara.

Die Dame begrüßte ihn, Nemours erwiederte die Begrüßung, aber mehr ſtolz als verbindlich, jedoch ruhte ſein Auge ſo forſchend auf ihr, wie das Ihrige auf ihm. Beide waren gegenſeitig überraſcht.

„Ihr habt den Fehdehandſchuh des Marcheſe aufgehoben“ begann die Dame jetzt „und ſeid gegen mich für eine Unbekannte in die Schranken getreten?“

nach Beider Wohnung sandte, brachten stets die Nachricht mit, daß Herr Torben noch nicht zurückgekehrt und des Narren Zimmer fest verschlossen sei. Als es nun Zehn auf dem Schloßthurme schlug, begann ihre Hoffnung zu wanken, verzweiflungvoll warf sie sich vor dem Bilde der heiligen Clarissa, ihrer Schutzpatronin, nieder und betete. Da öffnete sich endlich die Thür, aber nur Niels von einem ihr unbekannten Manne begleitet trat ein. Anna! sprach er und sein todtenbleiches Gesicht konnte der schnell Aufspringenden nichts Heilbringendes verkünden, kommt und folgt mir!

Wohin? entrang sich Anna's beklommener Brust.

Ich habe Befehl Euch zu Eurem Gemahl zu führen, erwiderte Niels.

Zu ihm! rief sie freudig, doch ihr Auge traf den dicht neben Niels stehenden Mann und sie fragte ängstlich: Wer ist der Mann, der Euch begleitet?

Fragt ihn selbst, erwiderte der Narr traurig.

Ich bin zu Eurem Schutze hier, fiel der Mann Niels schnell in die Rede, darum setzt keinen Verdacht in mich, werft nur Euer Mäntelchen um und folgt uns.

Anna gehorchte, weihte sich im stillen Gebete dem Tode, dem sie sicher entgegen zu gehen glaubte und folgte Niels, der ihren fragenden Blick nur mit einem traurigen Kopfschütteln beantwortete.

Schon waren die Straßen menschenleer. Ein heftiger Sturm, der die Gewitterwolken dem Monde vorüber jagte, aus der Ferne rollende Donner hielten die Bewohner Copenhagens in ihren Häusern zurück. Anna bebte nicht vor dem am Horizonte zuckenden Blitze, nicht vor dem Rauschen des Sturmwindes, sie hörte auf seinen Flügeln nur ihr Geschick über sich wegrauschen, und der leuchtende Blitz erschien ihr als Todespfeil, der ihre Brust treffen müßte: so folgte sie Niels und seinem Begleiter, der sich stets zwischen ihr und Jenem hielt, so daß dieser ihr kein tröstendes Wort, kein Wort zuraunen konnte, das ihr Licht in dieser Schicksalsnacht hätte geben können.

Jetzt traten sie in das finstre Thor, welches nach Hvidör führte — ahnungsvoll, jedoch muthig durchschritt es Anna, denn sie hatte sich dem Schicksal ergeben, und mit dieser Ergebung war der Muth in ihr zurückgekehrt. Als sie durch die kleine ihnen geöffnete Pforte hinaus

ins Freie traten, sie der hohen hundertjährigen Linde vorüber ging, deren Duft sie oft auf ihrer Fahrt nach Lvidór erquickt hatte, erwachte die Hoffnung in ihr: Torben werde sie hier erwarten um mit ihr nach der Gruft Mariens zu wallfahrten; sie schritt deshalb kräftiger vorwärts. Aber jetzt bogen die Männer vom Wege ab, der Traum der Hoffnung verschwand, doch ein Ave Maria betend folgte sie willig, als plötzlich der fremde Mann stillstand. Frau, sagte er mit unfreundlich barschem Tone, jetzt könnt Ihr ohne Begleitung mit dem Narren nur weiter gehn; Euer Ziel ist nicht mehr fern. Er ging — wo bin ich! schrie Anna auf, als sie drei vom Blitz erhellte dunkle Säulen vor sich sah, heiliger Gott wo bin ich! —

Unter dem Rabensteine! sprach mit hohler Stimme der Narr — seht, dort die Gebeine Eures Gatten!

Den Tod, den Tod, gerechter Gott! schrie sie auf und sank leblos am Fuß des Rabensteins nieder.

Räche sie mächtiger Geist, der mit des Donners Stimme den Sünder erschüttert! rief der Narr zwischen dem Heulen des Sturmes,

Fluch dem Mörder! ihn mögen Deine Blitze treffen! — Gott hörte die Stimme des Unglücklichen und hielt späterhin ein strenges Gericht.

Gleich nach der Trauung, so hatte es Sigbritt mit dem Könige verabredet, wurde Torben im Gefängniß enthauptet und sein Körper erst am andern Abend in aller Stille auf das Rad geflochten. Während dieser Zeit ward Niels eingesperrt, damit Sigbritts Rache Anna unvorbereitet treffen sollte. Am Abend seiner Haft entlassen, war man so grausam Niels zu zwingen von einem Schergen des Königs begleitet, die unglückliche Gattin nach dem Richtplatz zu führen.

Der Himmel erhörte Anna's Gebet nicht, sie erwachte zum Leben. Zehn Jahre mußte sie im Kloster der Klarissinnen dem Schmerz und der Erinnerung leben, dann erst fand sie Ruhe im Grabe.

Niels Schicksal war noch bedaurungswürdiger. Von einem unabänderlichen Geschick wider Willen an die Person des Königs festgebannt, durchlebte er an dessen Hofe die Jahre der Tyrannei, mußte mit ihm und Sigbritt,

die bis zu des Königs Entthronung in seiner Gunst blieb, in ferne Lande fliehen und lange Jahre mit ihm seine Gefangenschaft auf Seeland theilen. Er war der Einzige, welcher Christian dem Zweiten von dem Glanze seines Hofstaats in seiner Gefangenschaft übriggeblieben war, und vom Alter und Schicksal gebeugt, mußte er endlich dem Herrn, den er haßte, den er unter dem Rabenstein verflucht hatte, die Augen zudrücken.

Der Mäcen.

In einer Stadt des mittleren Deutschlands, die, obgleich ehemals eine Residenz, nicht zu den großen Städten gerechnet werden konnte, lebte ein Mann, der in vieler Beziehung für seine Vaterstadt wichtig war. Er sah viel Menschen bei sich, war der Einzige, der in der Umgegend einen Koch hielt, und alle Abende versammelte sich ein Kreis von Zuhörern um ihn, denen es auch wohl zuweilen mehr um die Erfrischungen, die man dort in vollem Maße reichte, als um seine Vorlesungen zu thun war, womit er sein Publikum oft langweilte. Dieser Mann, Herr Benedict Kluge, war eines armen Leinewebers Sohn, der viele Kinder, aber nicht einmal so viel Geld hatte, sie gehörig in die Schule schicken zu können. Doch außer dem Kindersegen, der sich bald verminderte, da eines nach dem andern starb und nur Hans Benedict, das jüngste, übrig blieb, zog der Segen des Him-

mels auch noch auf andere Weise bei ihm ein. Ein längst verschollener Bruder war in Ostindien gestorben und hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das nach allem möglichen Abzwacken ihn noch zum Herrn von anderthalb Millionen holländischer Gulden machte. Dieser überraschende Glückswechsel, die plötzliche Aenderung seiner Lebensweise, besonders aber die Unthätigkeit, welche ihm Zeit zum Schwelgen ließ, kürzte seine Lebenszeit ab; ein Jahr nur genoß er sein Glück, dann starb er und hinterließ das große Vermögen dem zwölfjährigen Knaben, und die Verwaltung desselben seinem Nachbar, einem rechtlichen Bürgersmanne, der auch mit seltener Treue seine Verpflichtung erfüllte.

Obgleich Benedict in der letzten Zeit einen Hauslehrer bekommen hatte, konnte er damals doch kaum lesen und schreiben, und des Nachbars erste Sorge war, seinen Mündel etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Der Knabe hatte Fähigkeiten, besonders Anlage zur Erlernung neuerer Sprachen, überhaupt zu Allem, wo Gedächtniß und Phantasie zureichte, ergriff Alles lebhaft, doch ohne Beharrlichkeit, und trotz dem war er in seinem 18. Jahre so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Hier, ohne eben Verschwender

zu

zu seyn, lebte er ein lustiges Leben, besuchte nicht Ein juristisches Collegium, wie sein Vormund es gewünscht hatte, überließ sich ganz seinem Hange zur Belletristik, und einige glückliche Versuche erregten schon damals seine Eitelkeit, daß er sich unter den Dichtern Deutschlands für einen Stern erster Größe hielt. In diesem Wahne und mit mancherlei Kenntnissen bereichert, verließ er die Universität, versprach sich in möglichster Eile mit der ganz hübschen Tochter seines Vormundes und ging dann auf Reisen. Hier bildete er sich noch mehr aus, dichtete, schrieb, besuchte das Theater, dessen leidenschaftlicher Verehrer er ward, und kam nach drei Jahren als gebildeter, doch sehr eitler Mann in seine Vaterstadt zurück, hielt sein gegebenes Wort, ließ sich ein prachtvolles Haus bauen und führte seine Anna dort ein.

Seit dieser Zeit waren 35 Jahre verflossen und Herr Commerzienrath Kluge ein Sechziger geworden. Sein Name hatte indessen als Schriftsteller einen gewissen Ruf gewonnen, die Buchhändler drängten sich um den so seltenen Autor, der kein Honorar nahm und noch manche Vignette auf eigne Kosten stechen ließ, und der, gingen seine Gedichte nicht ab, ihnen auch noch die Ladenhüter abkaufte, wo dann zu Hause, freilich ohne sein

„Ja, Signora" erwiederte der Herzog „das that ich. Hätte ich freilich Euch früher geſehen, ſo würde ich an der Wahrheit deſſen gezweifelt haben, was mir eine Unbekannte verſichert hat, ich würde gezweifelt haben, daß irgend Etwas Euch an Schönheit übertreffen könne."

Die Signora nahm dieſe Artigkeit mit ſtolzer Zuverſicht, als ob ſie keiner Beachtung werth ſei, auf; der Herzog, desgleichen ungewohnt, hüthete ſich wohl, ſie zu wiederholen.

Julia ſpöttelte nun noch über die ſchöne Unbekannte. „Ich fürchte, ich fürchte" ſprach ſie „eine muntere Dirne, vielleicht kaum Eurer Beachtung werth, hat Euch geneckt —"

„Und Euch erniedrigt, da ſie gegen Euch in die Schranken trat" unterbrach ſie der Herzog empfindlich.

„Was könnte ich für die Thorheit Anderer?" fuhr die Signora fort „Es thäte mir nur leid um Euch, vielleicht für eine gemeine Dirne den Kampf beſtanden zu haben."

„Dame!" ſagte der Herzog ſtolz, ohne jedoch die Galanterie zu vergeſſen, die er einer ſchönen Frau gegenüber wohl nie vergeſſen konnte „Dame, Ihr waret mir ſo unbekannt, als die, für die ich kämpfte, es mir jetzt noch iſt. Nicht Eurer Schönheit galt es, es galt der Ehre und dem Vergnügen, mit dem Marcheſe in die Schranken zu treten, denn unter Tauſenden, die ſeit Amadis de Gaules für die Schönheit ihrer Damen eine Lanze brachen, waren gewiß nur Wenige, welche die Ueberzeugung hatten, ſie kämpften wirklich für die Schönſte der Welt; die Liebe macht zwar blind, aber die Blindheit iſt ſelten von langer Dauer und

Wissen, Torten und Pasteten darauf gebacken wurden. Uebrigens war er ein guter Wirth, der, so freigebig er auch zuweilen war, doch alle Jahre ein bedeutendes Sümmchen zurücklegte.

Ein Mann, der einen Koch hält, wöchentlich wenigstens zwei Diners und alle Abende Soirée gibt, den Kellnern der drei anständigsten Gasthöfe ein brillantes Neujahrgeschenk macht, damit sie ihm alle Fremden von Bedeutung zuführen, ein Mann, welcher den Recensenten, um die Bitterkeit zu versüßen, alten Malaga zuschickt, den armen hungrigen Schreiern aber manchen Louisd'or in die Hand drückt, einem solchen Manne kann es nicht fehlen, daß er bewundert, gelobt und verehrt wird, es kann ihm nicht fehlen, daß die Hungrigen und Gesättigten, die Klugen und Dummen Hosianna über ihn schreien, ihm eine dreifache Krone aus dem Eichenkranze vaterländischer Dichtung, aus dem Lorbeerkranze Boccazi'scher Novellen und aus dem von Myrthe und Epheu gewundenen Kranze Shakespeare'scher Dramen gewunden, in Demuth aufsetzen und vor dem Infalliblen mit offenem Munde, der würzigen Gerichte, wie der würzigen Worte wegen stehen, ihm zuhören und in seinem Eldorado sich gütlich thun.

Man glaubt es nicht, was in der Welt eine offene, wohlbesetzte Tafel wirkt, wie sehr sie den Hauswirth zum klugen Manne, jedes seiner Worte zu einem Götterworte stempelt, und selbst, wenn er den Bedienten, Champagner! zuruft, so glauben seine Verehrer in diesem Worte den tiefen Sinn zu hören, der den Geist aus seinen Banden löst und die mit Salomon's Siegel verpichte Flasche entstöpselt. — Man sollte kaum glauben, welch ein Schmeißfliegenvolk eine gewisse Classe von Winkelschriftstellern ist, die bei dem Geruch eines guten Bratens und dem Geklapper einiger Ducaten schwarmweise herangeflogen kommen, und dem geistreichen Wirth für jeden Bissen ein dankbares, lobhudelndes Wort zu sagen sich verpflichtet halten. — Aber es gibt auch noch eine zweite Classe von bewundernden Schülern, die in dem Meister die Alles überstrahlende Sonne erblicken, sich an ihrem Glanze erwärmen und durch ihre Strahlen auch ein wenig glänzen wollen, welche der Meister dafür durch seine Verwendung bei den Buchhändlern, oder durch Vorworte zu ihren hundert Novellen in die Welt einführt. Sie sind es, die, wie auf der Bühne unwissende, plumpe Statisten um den Oberpriester der Sonne, einen Kreis um ihren Dalai Lama bilden, um von

dem Widerschein seines Glanzes auch in etwas hervorgehoben, nicht ganz im Dunkeln verborgen zu bleiben. Dieß sind die treuesten Anhänger, die ewig wie Automaten sich bücken und laut schreien: Es giebt nur Einen Propheten, und das ist Er! Denn bei ihnen ist Eitelkeit zu fest mit ihrer Erbärmlichkeit verwachsen, um nicht auszuharren, bis ihre Sonne untergegangen ist. Bei jenen Schreiern aber, wo der Magen der Tyrann, die Noth der karge, trockene Führer auf dem nur geträumten Blumenpfade des Lebens ist, und denen der Hunger die Feder in die Hand gibt, da ist treue Anhänglichkeit nicht zu Hause. Sie loben den, der gibt; wer aber eben dazu keine Laune hat, den bewerfen sie mit Koth, wenn sie ihn auch früher himmelhoch erhoben hätten. Jene, die vom fremden Glanze Borgenden, sind die treue Leibwache des unübertrefflichen Meisters; diese, die Hungrigen, nur käufliche Söldlinge, Hunde, die bellen, so lange man sie füttert, aber dem eignen Herrn beißen, wenn sie hungern müssen.

Herrn Benedict waren zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Der älteste, ein schlichter, biederer Charakter, ohne glänzende Eigenschaften, aber doch mit so viel gesundem Verstande begabt, daß er recht gut einsehen konnte, daß bei dem

Thun und Treiben des Vaters diesen die Eitelkeit so scharf an die Klippe der Thorheit führe, daß es nur noch des kleinsten Schrittes bedürfe, um ihn in ihren Abgrund zu ziehen, war Offizier, kam selten und nur, wenn es der Vater ausdrücklich verlangte, in's Vaterhaus, da ihn die Lobhudeleien und der ewige Weihrauchsqualm, mit dem man dort den Vater betäubte, anekelten. Der zweite, mehr Lebemann als sein älterer Bruder, hatte sich der Forstwissenschaft gewidmet, schwärmte auf Reisen umher, und nur die beiden Töchter waren daheim bei dem Vater. Thekla, die jüngere, ein schönes, blühendes, liebes Mädchen ohne alle Eitelkeit, lebte, einen stillen Gram im Herzen, anspruchlos vor sich hin. Clotilde, die ältere, der Liebling des Vaters, war ganz das Entgegengesetzte ihrer Schwester. Von der Natur, ohne mißgestaltet zu seyn, doch eben nicht freundlich begabt, hatte sie Geist und Manches gelernt, sich stets mit Büchern, jedoch nicht mit Kochbüchern, beschäftigt und den Shakespeare und den Dante übersetzt. Wenn der Vater zu bequem zum Arbeiten war und dennoch auch in diesem Jahre in den Taschenbüchern glänzen wollte, schrieb sie Novellen, welche er dann durchsah und unter seinem Namen dem Buchhändler zuschickte. Ihre angeborne

Herzensgüte aber untergrub sie ganz, indem sie Recensentin ward, und wehe dem, der nicht zu den treugehorsamen Schülern und Verehrern ihres Vaters gehörte, über ihn schwang sie sicher eine scharfe Geißel.

Die Mutter, das zweite Haupt der Familie, war nur dem Koch eine Hauptperson, übrigens im ganzen Hause eine Null; nur Thekla hing an der Zurückgesetzten. — In dem Salon ihres Mannes, wo sie bei den Vorlesungen zugegen seyn mußte, schlief sie gewöhnlich ein, und Herr Benedict Kluge ehrte in ihr mehr die Tochter seines Vormundes, als die Gattin. — So war der Cirkel des ostindischen Nabobs, wie ihn seine Feinde nannten, in welchen jetzt eine Schauspieler-Gesellschaft, die in der Stadt einige Zeit Vorstellungen geben wollte, ein neues Leben zu bringen versprach.

Der Vater und Clotilde waren darüber entzückt, Thekla schien es ziemlich gleichgültig zu seyn, ob Thaliens oder Melpomenens Tempel in dem Saale des alten Rathhauses sich öffne oder nicht, die Mutter aber jammerte im Stillen, laut durfte sie es nicht, denn ihr war die Menge Besuch, das Kommen und Gehen, überhaupt das Taubenschlagähnliche ihres Hauses, da hier die

Tauben, um Futter zu suchen, nicht aus-, sondern einflogen, höchst lästig. Die gute Frau war von Natur etwas geizig und hatte sich, trotz der schon vor zehn Jahren gefeierten silbernen Hochzeit, also seit 35 Jahren, noch nicht so recht in ihren Reichthum finden können.

Der Director der erwarteten Gesellschaft, ein trockener, nur seinen Vortheil berechnender, langer, hagerer Mann, war kaum in dem Gasthof zum Adler eingezogen, als ihm der Kellner auch schon mit wichtiger Miene den Rath gab, ja dem Herrn Commerzienrath Kluge, selbst eher noch als dem Herrn Bürgermeister, den Besuch zu machen. Er sei ein großer Beschützer der Künstler, besonders der Comödianten, wäre höchst freigebig und thäte durch seine häufigen Diners den Wirthen so manchen Schaden; aber dennoch wolle er ihm diesen uneigennützigen Rath ertheilen.

Ich danke! erwiderte mit einer Gravität, mit welcher er den König Lear spielen mochte, der Director. Wovon Sie mich unterrichteten, mein Werther, war mir schon längst bekannt, denn ein kluger Schiffscapitän beschifft nie ein Meer, dessen Klippen und Untiefen er nicht vorher kennen lernte. — Aber ich muß doch dem Herrn Kellner hierbei auch einen wohlgemeinten Rath geben,

meine Leute künftig nicht mehr Komödianten, sondern dramatisch-lyrische Künstler, höchstens, und das dürfte nur in der Zerstreuung seyn, Schauspieler zu nennen.

Der Kellner verbeugte sich, in der Stille lachend, und fragte: Werden all' Ihre dramatisch-lyrischen Künstler bei uns einkehren?

Wo möglich, alle! erwiderte der Director, erfreut, daß der Dienstfertige seine Weisung so gut befolge. Wir sind, erstens: Ich, der Director, der die alten Helden, den Lear, Wallenstein u. s. w. spielt; dann der junge Held und erste Liebhaber in Einer Person; drei verschiedene Liebhaber, worunter einer besonders seines schönen Tenors wegen bei den Damen sich beliebt zu machen versteht; ein Intriguant — für den bitte ich ja ein Stübchen allein, da er sehr unverträglich ist; der polternde und gutmüthige Alte; ein dummer Teufel, der die Tölpel meisterhaft spielt, und zwei Bediente, — die mögen Sie nur immer qua Bediente und nicht als Künstler tractiren —

Und die Damen?

Die Frau Directrice logirt, wie es sich versteht, bei mir; die Alte und die Soubrette können sich mit einem Hinterstübchen begnügen, die erste Liebhaberin aber muß ein etwas abgelegenes schönes

Zimmer für sich allein haben, damit sie ungestört studieren kann. — Die zweite Liebhaberin und das Mittelding zwischen Alt und Jung, das so schwer zu besetzen ist, da es Keine übernehmen will, die können mit der Garderobiere, oder vielmehr Schneidermamsell, zusammen wohnen, denn die beiden Künstlerinnen haben noch die Verpflichtung übernommen, beim Instandsetzen der Garderobe der Schneiderin hülfreiche Hand zu leisten, die en revanche wieder, wenn es fehlt, hier und da eine Rolle übernimmt, in den Operetten aber eine wichtige Person ist. — Wenn Sie alle diese Subjecte zusammen gerechnet haben, so werden Sie sehen, was ich für ein starkes Personale mit mir führe. Ueberlegen Sie Alles genau und sagen Sie mir bei Zeit, ob Sie alle meine Leute unterbringen können, und für wieviel!

Wenn ich Dachstuben zu Hülfe nehmen darf? meinte der Kellner.

Je höher der Künstler steht, desto ehrenvoller! — In Gottes Namen mit ihnen dem Himmel näher, — nur wohlfeil, das ist in diesen schlechten Zeiten die Hauptsache. — Ach, Sie glauben gar nicht, wie die Leute jetzt um die Gage feilschen; Tausende von Thalern genügen ihnen jetzt nicht, wo die Eckhofe, die Brockmanne

mit hundert leichten Gulden vorlieb nahmen — und die Garderobe? Was nur allein die Watte kostet! — Und die Garderobe der Primadonna, der, wie dem ersten Liebhaber, man doch nichts abschlagen darf, sonst setzen sie Einem gleich den Stuhl vor die Thür.

Und das Opernpersonale? fragte der Kellner.

Ein tiefer Seufzer entstieg der eingedrückten, hohlen Brust König Lear's. — Die Oper, mein bester Kellner, hat diese Haare gebleicht und diese herkulische Gestalt so arg adonisiirt. — Sie war meine Cordelia, mein Lieblings-, aber auch mein Schmerzenskind. Sie war einst sehr brillant und bestand aus zwei Kapellmeistern, einem Concertmeister, vier Sopranen, einem Alt, vier Tenoren und vier Bässen. — Ach, das war eine schöne, aber auch böse Zeit! — Glauben Sie mir, höchstens alle vier Monate konnte ich eine neue Oper herauspressen; die Kapellmeister waren zu faul, dann hatte bald der Tenorist den Abend vorher zu viel Austern gegessen und seine Stimme war belegt, die erste Sopranistin sich auf einem Mondschein-Rendezvous verkältet, so daß man ewig nicht vom Flecke kam, und doch verlangte das Pu-

blikum immer etwas Neues. Und nun die Decorationen, die Garderobe? — Ach Gott, man hätte ein Crösus seyn müssen! So aber ward ich ein Anticrösus, mußte die Oper aus einander gehen lassen und gebe nur noch kleine Operettchen, wobei der erste Liebhaber im Lustspiel auch die ersten Partien übernimmt und die Garderobiere, ein wahres, seltenes musikalisches Talent, den ersten Sopran singt. Sie sollten sie nur einmal hören, ihre Stimme dringt durch's ganze Haus, wie ihre Nadel durch den Jaconet, und ihre Coloraturen sind so rund und egal, wie der Zwirn auf ihrem Röllchen. Sie hat ein Nachtigallkehlchen, und wenn sie zu trillern beginnt, so schmilzt das Herz so schnell, als leider das animalische Fett auf den Lampen am Proscenio, das niemals recht bis zum Ende des Stückes aushalten will. — Mit den Uebrigen helfe ich mir so gut ich kann, und glücklicher Weise hat mein Schneider einen furchtbaren Baß, und der Maschinist singt, wenn auch bisweilen falsch, einen ganz leidlichen Bariton. — Sie sehen, mein werther Herr Kellner, für die Oper brauchen Sie nicht zu sorgen, wohl aber dafür, daß Sie mich nicht übertheuern, denn das Logis muß ich aus meiner Tasche bezahlen.

dann ſieht man um ſo ſchärfer. Nicht wahr, Marcheſe, Ihr pflichtet mir bei?“

Dem Marcheſe ward in Gegenwart ſeiner Dame die Antwort ſchwer — „Macht die Liebe blind“ ſagte er endlich „ſo wünſchte ich ewig blind zu bleiben. Doch beſſe ich, meine Donna raubt mir nicht meiner Augen Licht, ich ſehe ſie im herrlichſten Glanze und ſo bin ich meines Glücks gewiß.“

Der Herzog lächelte, denn eben belauſchte er einen ſo ſerſchenden, durchdringenden Blick der Signora, den Pescara nicht bemerkte daß Niemeurs ſeinen Worten nicht ganz Glauben beimeſſen konnte.

Der Chevalier Moucha hatte an dieſem Geſpräche keinen Theil genommen. Anfangs beſchäftigten ihn die Schilderein, die er als Kenner betrachtete, aber ſeit die Signora eingetreten war, ſchien die Unterhaltung ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, wenn er auch nur Ohr war. Er bewunderte die Schönheit der Dame und obgleich kein Weiberkenner, fürchtete er doch faſt, der Herzog habe nicht für die Schönſte gekämpft.

Das Geſpräch nahm nun eine allgemeine Richtung und Julia entfaltete die Vorzüge ihres Geiſtes eben ſo ſchön, wie die ihres Körpers. Nach und nach kam das Geſpräch auf Aſti und ſeine Bewohner und der Herzog, der wenigſtens die Namen einiger hier wohnenden Familien kannte, erkundigte ſich nach ihnen und auch, wie zufällig, nach der Gräfin Gagliane.

„Kennt Ihr dieſe eitle, ſtolze Dame auch?“ fragte Julia Confalieri.

Der Kellner versprach das Möglichste zu thun, hielt Wort, und bald war die Primadonna, wie der Intriguant, die Schneidermamsell Nachtigall, wie der erste Liebhaber und der junge Heldenspieler, überhaupt Alle nach Stand und Würden untergebracht, und der Director fand Alles in schönster Ordnung. Nur tadelte er Manches an dem Meublement des kleinen Salons der Primadonna.

Schon seit der Stunde, wo man mit Schicklichkeit Besuche machen kann, hatte ein kleines Dejeuner von einem halben Hundert Austern und zwei Flaschen Sillery in Herrn Benedicts Cabinet in Erwartung des Schauspieldirectors gestanden, denn der gute Mann, dem sehr viel daran lag, die Gesellschaft der dramatisch-lyrischen Künstler nach seinen Ideen zu leiten und zu lenken und durch sie den plebejen Geist des Publikums höher zu bilden, wußte sehr gut, daß der Magen der beste Weg sei, auf welchem man zur Beherrschung der meisten Menschen am leichtesten gelange. Er mußte aber sehr lange warten, obgleich ihn der Kellner des Adlers schon prävenirt hatte, daß ihm der Director einen Besuch abstatten würde, und bald hätte sich seine Eitelkeit verletzt gefühlt, wenn man

nicht in dem nämlichen Augenblicke den Director, den ein Unglück mit seiner Garderobe so lange aufgehalten hatte, ihm angemeldet hätte. Er wurde eingelassen, und bald stand der Repräsentant der Kunst vor ihrem Genius.

Ich freue mich, Sie hier zu sehen! sagte Herr Benedict huldreich. Nehmen Sie Platz, Herr Director!

Dieser, seine beiden Rockschöße weit ausbreitend, verbeugte und setzte sich.

Was ist die Tendenz Ihres Unternehmens? fragte nun ohne Einleitung der Mäcen.

Geld zu gewinnen, diese Haupttendenz aller Unternehmungen, Herr Commerzienrath!

Dieser murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann sagte er kopfschüttelnd: Ei, mein werther Herr Director! Da, wo man an der Spitze so vieler Talente steht, sollte man schon einen edleren Zweck vor Augen haben.

Auch die Kunst geht nach Brot! erwidert achselzuckend der Director.

So wird ihr wohl ein kleines Frühstück nicht unwillkommen seyn? Das Ziehen der Klingel war das Zeichen zum Tischchen decke dich! der auch sogleich hereingetragen wurde.

Geben Sie auch Opern? fragte nach dieſem kleinen Intermezzo Herr Benedict.

Stammelnd erwiderte Jener: Nur ſelten, mein werther Herr Commerzienrath, nur ſelten! — Dann und wann, den Wunſch des Publikums zu erfüllen, kleine Operettchen, Vaudevilles, Melodramen und dergleichen Allotria.

Die wird man hier, wo mein Einwirken das Publikum ganz leitet, ziemlich entbehren können, und es iſt mir lieb, daß Sie hierin der unſinnigen Sucht des Publikums nicht nachgegeben haben. Die Opern ſind das Grab der dramatiſchen Kunſt, Muſik iſt ein wollüſtiger Ohrenkitzel und weiter nichts, die Augen werden geblendet, das Ohr verlockt. Ja, wenn noch hübſche Ballets immer damit verbunden wären, ſagte der gute Commerzienrath, und ſein ſprechendes Auge wurde ſo feurig, wie das Auge eines Hühnerhundes, wenn er vor einem Rephuhn ſteht, da kann man doch noch das Plaſtiſche bewundern, und Geiſt und Phantaſie bleibt doch nicht ſo unbeſchäftigt, wie bei dem tollen Lärm der Trompeten und Pauken, bei den ewigen Coloraturen.

Sie haben vollkommen Recht, Herr Commerzienrath! nahm der Director ſchnell das Wort,

das Auge aber auf die herrlichen, groſsen Holsteiner Austern gerichtet, die in diesem Augenblicke seinen Geist und seine Phantasie allein beschäftigen.

Welche Stücke geben Sie hauptsächlich? fragte Herr Benedict weiter, ohne sich an den Appetit des Directors zu kehren.

Meist von Iffland, Kotzebue, Müllner, und Uebersetzungen aus dem Französischen.

Der Commerzienrath sprang bei diesen Worten zwei Schritte zurück. Mein Gott! rief er aus, was nennen Sie mir da für erbärmliche Namen? Der Eine setzt uns derbe, bürgerliche Hausmannskost vor, die Niemand jetzt mehr verdauen kann, der Andere frivolen, faden Witz, Müllner endlich, der Karaibe! — Shakespeare, Calderon, das sind die festen Säulen der Kunst, allenfalls will ich auch Raupach, seit ich ihn kennen lernte, passiren lassen. — Ja, Herr Director! Richard II., König Lear, Hamlet, und vor Allem Heinrich der Vierte, und alle diese Himmelswerke, Wort für Wort, wie der göttliche Shakespeare sie dichtete.

Auch Dorchen Lackenreißer? fragte ängstlich-bescheiden der Director.

Auch sie! — Jedes ihrer Worte ist aus dem Born der Natur geschöpft, und aus diesem Quell ist jeder Tropfen heilig, selbst bei ihr. Wer in solchen Dingen Unsittliches findet, kennt die wahre Tugend nicht, die über all' dergleichen sich erhaben fühlt.

Hm, meinte der Director, ich glaube kaum, daß in meiner Gesellschaft irgend eine Dame diese Rolle so zu spielen sich hergeben würde! Die erste Liebhaberin gewiß nicht.

Hat diese Talent?

Eminentes, Herr Commerzienrath! Eminentes!

Ist sie jung und hübsch?

Eine Hebe! — Wohl etwas zu wenig schlank, zu wenig jung für die Göttin der Jugend, aber das schadet nichts — doch eine Hebe!

Führen Sie sie bei mir ein, ich werde sie gewiß willkommen heißen. Ueberhaupt, Herr Director, wünscht' ich die Mitglieder Ihrer Gesellschaft näher kennen zu lernen. Wie stark ist das Personale?

Der Director, den Blick nur auf die Schüssel mit Austern gerichtet, fing an vor sich hin

zu

zu zählen. Eins, zwei, drei u. s. w. Wahrhaftig, ein halbes Hundert, wenn ich mich nicht irre!

Ein halbes Hundert? wiederholte Herr Benedict verwundert. Ei, das ist ja ein sehr starkes Personale?

Ich zählte, erwiderte der Director etwas verlegen, mit der Hand nach dem gedeckten Tische zeigend, in Gedanken jene Austern. — Mein Personale ist so stark nicht.

Der Commerzienrath lachte, winkte ihm, am Tische Platz zu nehmen, und setzte sich ihm gegenüber. Das Gespräch stockte; Herr Benedict war ein Leckermaul, der Director war es noch mehr, besonders, da er so selten es befriedigen konnte. Beider Augen waren daher auf die Schüssel mit Austern gerichtet, und ein Jeder überflog rasch die Schüssel, um die schönste zu ergreifen, und kaum war sie verschluckt, so fuhr die Hand auch schon nach der andern. Dem Commerzienrath war dieß etwas Ungewöhnliches, denn gemeinhin waren seine Gäste, die seine Schwächen kannten, so galant, die besten ihm liegen zu lassen. Der Director aber war mit seinen dürren Fingern so rasch, daß Beide in diesem edlen Wettstreit sich kaum Zeit nehmen

konnten, ein Gläschen Sillery zu schlürfen, und bald lagen nur noch zwei erbärmlich kleine, mit langen, schwarzen Bärten in der Schüssel, die zwar Herr Benedict verschmähte, nach denen der Director aber auch seine Hand streckte. Sehen Sie, bester Herr Commerzienrath, so geht es auch auf der Bühne! Erst zeigen sich die Künstler, da kommen alle Hände in Bewegung, die Lippen murmeln ein Bravo nach dem andern; ist aber das Stück zu Ende, da verschwindet die ganze Herrlichkeit, die Bühne wird leer und ein paar schlechtbärtige Lampenputzer bleiben allein noch zurück. — Sehen Sie, da liegen sie, Ihre Hand berührt sie gewiß nicht! Da mir aber auch der Niedrigste meiner Leute werth seyn muß, so nehme ich auch diese zu mir.

Mit dem esse ich nie Austern wieder, dachte der Commerzienrath, während der Director seine Lampenputzer verschluckte; da kann man ja nicht mit Behaglichkeit essen, — legte die Serviette zusammen und stand auf.

Herr Director, begann er nun, wenn Sie sich während Ihres hiesigen Aufenthaltes in meine Ansichten zu finden wissen, Ihre Schauspieler und Schauspielerinnen gelehrig sind und meinem Rathe folgen, so steht Ihnen und dem

beſſeren Theil der Geſellſchaft mein Haus offen. Alle Abende, wenn nicht Theater iſt, kommen Sie zu mir, hören Sie da meinen Vorleſungen zu, und ich werde dann immer die Stücke wählen, die bald auf Ihr Repertoir kommen. Sagen Sie nur den Herren und Damen, daß ſie dann ja mit Aufmerkſamkeit zuhören, damit ſie den Charakter der Rolle gehörig auffaſſen und richtig declamiren lernen.

Nach einem Auſterfrühſtück hätte der dankbare Director die Unmöglichkeit verſprochen, und als eben ein durchreiſender Gelehrter gemeldet wurde, empfahl er ſich und ging frohen Herzens zum Bürgermeiſter.

Hier kam er aus dem Himmel, wenn auch nicht in die Hölle, doch ſchnell genug auf die Erde zurück. Der alte bedächtige Mann hatte in ſeinem vieljährigen practiſchen Leben wenig mit Kunſt und Poeſie zu thun gehabt, und hielt nur das Nützliche für das Gute. Für ihn hätte der Director, mitſammt ſeinen vier Liebhabern, ſeiner Primadonna und Garderobiere, wegbleiben können, und deßhalb war die Art des Empfanges eben nicht die verbindlichſte. Für's Erſte, Herr Director, begann er, muß ich Sie und die Mitglieder Ihrer Geſellſchaft ermahnen,

nicht, wie gewöhnlich, Schulden zu machen, dann, nur moraliſche Stücke aufzuführen, welche die Jugend nicht verderben, und, ſo viel es Ihnen möglich iſt, gute innere Polizei zu halten, daß keine Komödien außer der Bühne geſpielt werden. — Sie verſtehen mich wohl?

Vollkommen! — Ich werde Alles nach Ihren Wünſchen arrangiren und bitte nur zu beſtimmen, auf welcher Seite des Hauſes Sie Ihre Freiloge zu haben wünſchen.

Herr Director! erwiderte der alte Mann, will ich Ihr Theater beſuchen, ſo wred' ich auch für mich und die Meinen bezahlen. Leben Sie wohl. Mein aufrichtigſter Wunſch iſt, daß es Ihnen bei uns ſo gut gehen mag, daß Sie nicht Noth zu leiden haben.

Auch mit dem alten Herrn war der Director zufrieden, wollte er doch keine Freiloge haben, und um ſeine übrigen Ermahnungen kümmerte er ſich wenig.

Am andern Tag ſtellte der Director die erſte Liebhaberin und ſeinen göttlichen Tenoriſten, der auch in Luſt- und Trauerſpielen eine Rolle ſpielte, dem Mäcen vor. Es war Nachmittag, der Morgen war mit Errichtung der Bühne zugebracht worden, und ſo fanden ſie die Familie

um den Kaffeetisch. Der Commerzienrath, nachdem er die Eintretenden lorgnettirt hatte, führte die Donna Aurelia sogleich zum Kanapee und winkte mit Protectormiene Herrn Gerstmayer, dem Tenoristen, und dem Director zu, Platz zu nehmen, was dieser auch neben der Frau vom Hause, Jener zwischen den beiden jungen Damen that.

Der gute Commerzienrath, trotz daß die Gicht ihn öfters plagte und etwas zusammen gezogen hatte, liebte in der plastischen Kunst nur das Lebendige, so wie er in der Aesthetik nur den Todten, die nicht mehr mit ihm in die Schranken treten konnten, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sein sprechendes Auge, sein listiger Blick flammte noch einmal so sehr, begegnete er einem schönen Weiberauge, und Donna Aureliens Augen waren, wenn auch nicht schön, doch sprechend genug, um sich gern mit ihnen in Conversation einzulassen. Uebrigens hatte Mutter Natur die erste Liebhaberin schön gebaut, und da dürres Holz am schnellsten brennt, war es kein Wunder, daß die Primadonna Gnade vor Herrn Benedicts Augen fand. Er sprach angelegentlichst mit ihr, fand ihre Unterhaltung angenehm, ihre Tournüre elegant, und ihr gan-

„Dem Namen nach;“ erwiederte der Herzog „ſonſt iſt ſie mir völlig unbekannt.“

„Es iſt eine alte, ſtelze, häßliche Närrin, die in ihrem funfzigſten Jahre noch mit der geträumten, nie beſeſſenen Schönheit ihrer Jugend prunken will. Ueberall ſucht ſie hervorzutreten, überall verlangt ſie die Erſte zu ſein, und läge nicht die Zeit ihrer Blüthe gar zu weit hinter ihr,“ ſetzte ſie, den Herzog ſcharf beobachtend, hinzu „ſo möchte ich faſt glauben, ſie ſei es geweſen, die Euch zu dem Abentheuer vermocht hat.“

Bei dieſen Worten fühlte der Herzog, daß er erröthete, etwas, das ihm ſelten zu begegnen pflegte, er ward verlegen und ſelbſt Moucha, der es bemerkte, konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten; die Verlegenheit des Herzogs dauerte doch nur einen Augenblick und er ſagte lachend: „Es würde das Abentheuer noch erhöht haben, wenn ich für eine alte Dame meine Lanzen gebrochen hätte, obgleich es mir leid thäte, mich dann ſolches ſchlechten Preiſes wegen für überwunden halten zu müſſen.“

„Hat ſich denn die Unbekannte noch durch nichts kund gethan? Kein Briefchen, keine Einladung?“ fragte jetzt die Signora.

„Durch nichts!“ erwiederte der Herzog „Sie hat noch nicht ihren Schleier gelüftet und es meiner Phantaſie immer noch überlaſſen, ſie mir ſo ſchön als möglich zu malen.“

„Sonderbar!“ meinte die Dame und ward nachdenkend; doch plötzlich erhob ſie ſich „Hofft das Schönſte, Herr Herzog!“ ſagte ſie dann mit einem ſonderbaren Lächeln und ſchien ſich entfernen zu wollen, der Herzog, dem

zer Ton zeigte ihm, daß sie der feinen Welt angehöre.

Herr Gerstmayer hatte sich Anfangs an die schönste seiner Nachbarinnen, an Fräulein Thekla gewendet, hier aber wenig Anklang gefunden und es nicht bis zu einem ordentlichen Duett mit ihr bringen können, denn sie stand bald auf und entfernte sich, und ihm blieb nur noch Clotilde übrig, die mehr als zu geistreich war, um einen Tenoristen zu unterhalten, so daß er sich bald sagen mußte, er habe bei dem Tausch eher gewonnen als verloren. Sie unterhielt sich Anfangs nur über das Theater mit ihm, nach und nach ward jedoch ihr Gespräch lebhafter, der schöne Mann erschien ihr auch von andern Seiten interessant, und so gewann ihre Unterhaltung mit jeder Minute an Intresse. Vater und Tochter waren mit den neuen Ankömmlingen zufrieden; Clotilde wähnte das Ideal ihrer Phantasie in einer kurzen Stunde gefunden zu haben, setzte sich, kaum daß das Universaltalent sie verlassen hatte, an ihren Flügel, phantasierte, und suchte dann unter ihren Noten nach Duetts, die sie morgen mit Herrn Gerstmayer con amore singen wollte; der Commerzienrath aber schickte gleich nach der nur einige Meilen entfernten

Residenz, den schönsten türkischen Shawl, der dort zu finden war, kommen zu lassen, denn der gute Mann war so zärtlich wie gastfrei, so verliebt wie generös.

Von allen diesen freudigen Hoffnungen und schön gemalten Phantasieen der Zukunft war Thekla weit entfernt. Sie wollte nicht glänzen, wollte nicht von einem Schwarm Verehrer vergöttert seyn, die mehr ihres Vaters Tafel im Auge hatten, als ihre stille Bescheidenheit, wollte nicht liebeln, denn sie liebte. Der Sohn des Bürgermeisters, ein schlichter, braver junger Mann, der, fast noch ein Knabe, in den Freiheitskrieg gezogen und jetzt in der Stadt bei dem Justizamte angestellt war, hatte ihr Herz gewonnen, seine Bewerbung war aber von dem Vater kalt und eben nicht höflich zurückgewiesen worden. Der Commerzienrath vergaß ganz seines Vaters Weberstuhl und hatte den thörigten Stolz, daß seine Töchter nur Adelige heirathen sollten. Ueberdieß war ihm der Bürgermeister zuwider, der sich um den Commerzienrath wenig kümmerte und lieber zu Hause bei seinen Kindern, als an Herrn Benedicts reichbesetzter Tafel saß. Selbst der junge Mann hatte seine Gnade verwirkt, da er einst, als

Herr Kluge ihm rieth, statt seiner Akten lieber den Shakespeare zu studiren, dem Commerzienrath mit den Worten des Wachtmeisters in Wallenstein's Lager: Ha! wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben sie ihm abgeguckt! etwas derb antwortete. Seit dieser Zeit hatte er es ganz mit Thekla's Vater verdorben, der in dem Wahne stand, er könne nie seine Tochter einem Manne zum Weibe geben, der über dem englischen Dichter nicht seine Akten vergessen könnte.

Selten sah Thekla ihren Geliebten, noch seltener konnte sie ihn sprechen, und so sehr auch die Mutter ihre Liebe begünstigte und der Vater sich wenig, fast gar nicht um sie bekümmerte, so hatte ihr Zartgefühl doch bis jetzt noch jede geheime Zusammenkunft vermieden, und das reiche Mädchen fand sich in ihren Verhältnissen recht unglücklich.

Desto glücklicher war Clotilde. Noch lange wurde jetzt deliberirt, wobei Donna Aurelia die Hauptstimme hatte, und endlich beschloß man, das Theater mit dem Hamlet zu eröffnen, worin Aurelia und Herr Gerstmayer besonders Gelegenheit zu glänzen haben sollten, sie als Ophelia, er, zwar nicht wie Clotilde Anfangs ver-

langte, als Hamlet, doch als Laertes. Auch ohne des Commerzienrathes Zuthun, der ihr schon den kostbaren Shawl überreicht hatte, war die Primadonna eine Art dramatischen Haifisches; alle guten Rollen, von der Soubrette bis zur Maria Stuart, von dem naiven Bauermädchen bis zur Salondame, verschlang sie. Alle Kritiker waren in ihrem Sold und sie verschmähte es nicht, Juden und Christen durch freundliche Blicke und kleine Soupers an sich zu ziehen, und war Meisterin in der Kunst, den weitschweifigen, gelehrten Theaterkritiker wie den feilen Recensenten an sich zu ziehen. Auch standen ihr täglich Freibillets für ihre Klatscher zu Gebote, welche ihr der sie vergötternde Director zwar höchst bereitwillig, doch immer mit einem traurigen Blick nach seiner Casse überschickte.

An dem nämlichen Tage, an welchem dieser große Beschluß gefaßt war, versammelten sich auch alle Mitspielenden, und das waren alle Mitglieder der Gesellschaft, bei dem Commerzienrath zum Vorlesen, selbst die Schneidermamsell war zugegen; nur den Bassisten hatte sich der Commerzienrath verbeten. Auch fand sich das stereotype sonstige Auditorium ein, welches

heute die Neugierde, die neuangekommenen Schüler Thaliens und Melpomenens zu sehen, hauptsächlich hierher führte.

In der Mitte des Salons stand auch heute, wie gewöhnlich, das Tischchen mit den vier Wachslichtern und der Lehnstuhl, auf welchen sich der Meister zu setzen pflegte; um ihn setzten sich im Halbkreise die Zuhörer nach Stand und Würden, Donna Aurelia, wie es sich gebührte, auf das Canapee, dem Vorleser gegenüber. Es wurden allerhand Erfrischungen herumgereicht, und nachdem der Commerzienrath mit diesem und jenem Künstler huldvoll, mit der Primadonna aber verbindlichst gesprochen hatte, setzte er sich nieder, eine feierliche Stille begann, und kein Wort, kein Athemzug wurde vernommen. Im Tempel zu Delphi konnte vor dem heiligen Dreifuß keine größere Stille herrschen, als hier vor dem geweihten Lehnstuhl des großen Meisters, selbst Clotilde wagte nur, sich durch feurige Blicke mit Herrn Gerstmayer zu unterhalten.

Der Commerzienrath hatte sich durch vielfache Routine, und besonders, da er nur wenig Stücke für würdig hielt, durch ihn vorgelesen zu werden, und er diese beinahe alle auswen-

ursacht hätte. Zur großen Freude der Künstler entstand nun eine lange Pause, und Erfrischungen machten ein kleines Intermezzo, während welchem Herr Benedict sich zu dem Schauspieler wendete, der die Rolle des Hamlet spielen sollte, und ihn fragte, ob er auch aufmerksam zugehört und Alles richtig aufgefaßt habe? Der eben nicht durch diese Frage erbaute Hamlet machte eine stumme Verbeugung und erwiderte nichts, brach somit das Gespräch kurz ab, und als der Mäcen ihn verlassen und sich zu Opheliен begeben hatte, sagte er zu dem Intriguanten: Wahrlich! wollt' ich den Hamlet spielen, wie er ihn lies't, man müßte mich für einen wirklich Wahnsinnigen halten.

Um eilf Uhr, als die Vorlesung endlich beendet war, wurde soupirt, und ich glaube, kein Gedanke des genialen Shakespeare war sämmtlichen Zuhörern so schön, so einleuchtend, als das dampfende Sauerkraut mit Fasanen, Opheliens Schmerzensworte dem Ohre nicht so wohltönend, so eindringend gewesen, als die fliegenden Champagnerkorke, und bei der großen Straßburger Gänseleberpastete wiederholte Jeder, indem er mit dem Löffel sich Leber, Farce und Trüffeln herausholte, die herrlichen Worte:

Seyn oder nicht seyn! und verdammte die Pastete zum Letzteren.

Nach wenigen Tagen wurde der Hamlet noch einmal vorgelesen, doch ohne Souper, was ihn noch schwerer zu verdauen machte als das erste Mal, dann begann das Durchnehmen der einzelnen Rollen, das ganz unter vier Augen in dem Cabinete des Commerzienrathes geschah. Alle fügten sich gerne in diese Einrichtung, wo Manche selbst so thörigt waren zu glauben, etwas dabei lernen zu können; nur Hamlet, dieser verstockte Sünder, verweigerte standhaft, sich der Anleitung des Meisters zu unterwerfen, und meinte, er meistere ja im Stücke die Schauspieler, warum solle er sich von einem Manne meistern lassen, der, wie es ihm schien, von dem Practischen gar nichts verstände!

So vergingen mehre Tage mit dem Probiren und Einstudiren der Rollen, und dem alten Director, dem hauptsächlich daran gelegen war, seine Casse zu füllen und die Bühne zu eröffnen, und der überdieß auch mit dem von dem Commerzienrath entworfenen Repertoire wenig zufrieden zu seyn schien, wurde aus mancherlei Gründen die Zeit lang und er bat, zwar submiß, aber dringend und mit einer trockenen Be-

stimmtheit, daß am andern Tage die erste Probe und den dritten Tag die Aufführung Statt finden solle. Meine Leute haben das Stück schon so oft, freilich nach Schröder's Bearbeitung, gegeben, sagte er, und so wird es auch wohl hier gehen. Der Zeitverlust war seiner Casse nachtheilig, und die Geschenke und Tête à tête aber glaubte er dem Herzen Aureliens gefährlich, auf das er in seiner Thorheit auch einigen Anspruch machen zu können wähnte.

Der Commerzienrath stellte sich gleich in der ersten Probe ein, dirigirte mehr als der Director und ließ den Geist Hamlet's gar nicht zu Worte kommen, den Regisseur nämlich, der auch manchmal mitsprechen wollte. Als jedoch der würdige Mäcen sich auch an den Hamlet wagte und diesen in der Scene, wo ihm des Vaters Geist erscheint, tadelte, daß er zu regunglos ihm gegenüber stehe und nicht genug mit dem Schwerte die Luft durchhaue, reichte dieser der etwas verkümmerten Gestalt des Commerzienrathes die Waffe und bat ihn mit höhnischem Lächeln, es ihm doch einmal vorzumachen, was Jener mit Empfindlichkeit ablehnte, und von diesem Augenblicke an dem Hamlet jedes Talent

abſprach und ihn für den erbärmlichſten Schauſpieler auf Erden verſchrie.

Das Stück wurde gegeben, das Publikum ſchien zufrieden, die Klatſcher klatſchten, die Schauſpieler waren den nämlichen Abend noch ſehr vergnügt und fröhlich bei dem Commerzienrath, und bis ſpät um Mitternacht floß der Champagner durch die durſtigen Kehlen. Donna Aurelia hörte, wie es ſchien, recht gerne die Schmeichelworte ihres alten Liebhabers, vergnügte ſich an den tragi-komiſchen Zügen des ſchmachtenden Directors, faſt jede Dame hatte einen Verehrer, die Schneidermamſell deren zwei gefunden, die ſie vortrefflich unterhielten und ſich fleißig einſchenkten, nur die Matrone nicht, die ſich ſeufzend neben den Intriguanten ſetzte und ihm in's Ohr raunte: Les jours des fêtes sont passés! Auch Fräulein Clotilde fühlte ſich glücklich, ihre Phantaſie ſchwelgte mit ihrem Tenor in dem Reiche der Töne, wohl auch in dem Reiche der Liebe umher. Alle waren zufrieden, ſelbſt Thekla, die, um vom Tiſche zu bleiben, Kopfſchmerzen vorgeſchützt hatte, auf ihrer Stube ſaß und an ihren Wilhelm dachte.

So verging eine Woche. Der Commerzienrath hatte Aureliens Bitten, und wer konnte

dies nicht entging, empfahl sich und kehrte mit Meucha nach seiner Wohnung zurück.

„Eine schöne Frau!“ sagte er, als er sich mit seinem Waffengefährten allein befand.

„Schön ist sie,“ meinte der Chevalier „aber sie mißfällt mir —“

„Euch gefällt Keine!“ sagte der Herzog „Ich wäre begierig, das Weib zu sehen, das Euer kaltes Herz in Flammen setzen könnte.“

„Haltet Ihr mein Herz für so kalt, gnädiger Herr?“ unterbrach ihn Meucha, fast empfindlich.

„Für die Freundschaft, für die Ehre schlägt es warm, das weiß ich, Freund!“ erwiederte der Herzog lebhaft „Aber für die Frauen —“

„Am Hofe zu Paris lernt man sie nicht achten“ sagte der Chevalier „Nicht wie eine bescheidene Blume, die im Verborgenen duftet und blüht — nein, wie eine Rose, die eine freche Hand schon längst gebrochen und die sich nun Jedem zum Kauf bietet, so erschienen mir die Frauen an Franz I. üppigem Hofe, so erscheinen sie mir noch in den Gemächern meiner Muhme, Diana von Poitiers. — Könnt Ihr Euch rühmen,“ fuhr er mit Lebhaftigkeit fort „daß unter den Hunderten, die Ihr gewannet, Eine war, welche von Liebe betrogen, schuldlos in Euern Armen lag? — Alle betrogen die Liebe und Euch, sie wollten Euch gewinnen, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, den Mann in ihren Fesseln zu sehen und ihn so der Welt zu zeigen, den die Mode zum schönsten, galantesten Ritter gestempelt hatte. — Alle liebten sich — Keine Euch!“

denen widerstehen? endlich nachgegeben und die Aufführung mehrer Stücke von Kotzebue, selbst die aus dem Französischen übersetzten Erbärmlichkeiten, wie er sie nannte, von Theodor Hell sich gefallen lassen müssen, und Alles ging seinen guten Gang. Die Casse füllte sich, da der Commerzienrath für seine Loge dicht bei der Bühne fürstlich bezahlte und, seitdem während der zweiten Vorstellung des Hamlet schon bei der Todtengräberscene alle Lampen zum Schrecken des Publikums verlöschten, dieser Oel und Talg gratis lieferte. Auch die Cartons- und Bijouterieкästchen der Primadonna füllten sich von Tag zu Tag mehr und mehr. Herr Gerstmayer glaubte sich schon so tief in Clotildens Herz hinein gesungen zu haben, daß er nicht mehr zweifelte, dieses so leicht erregte Phantasiekind mit seinen goldenen Flügeln, fest an sich gebannt zu haben; das Phantasiekind aber selbst lustwandelte an der Seite des Tenors, trotz des kalten Winters und der kurzen Tage, des Nachmittags in trauter Einsamkeit längs dem Gegensatze ihres glühenden Herzens, dem mit Eis bedeckten Strome, wo sie dann über den feierlichen Anblick der untergehenden Sonne ganz vergaßen, daß sie untergegangen war. Herr Benedict aber

sah

ſah ſich dem gelobten Lande immer näher gerückt und lenkte nun ſein Schiff muthig nach dem Hafen, denn er war gewiß, daß kein Weiberherz ſeinem Geiſte und ſeinen Geſchenken widerſtehen könne. Selbſt Thekla ſchien, je weniger man ſie beachtete, deſto heiterer zu werden; Vater und Schweſter waren jetzt zu ſehr beſchäftigt, um an ſie zu denken, und die Schauſpieler hielten ſie für eine Feindin der göttlichen Kunſt, und ſo hatte ſie Muße genug, an ihren Geliebten zu denken, ſeine Briefe zu erhalten und zu beantworten.

Nur das Herz des Directors ward von Zwieſpalt zerriſſen. Am Morgen, wenn er den Commerzienrath in das abgelegene Zimmer Aureliens ſchleichen ſah, vor deren Thür er dann mit den Worten: meine Herrſchaft iſt jetzt nicht zu ſprechen! von der naſeweiſen Zofe abgewieſen wurde, grämte ſich der hagere Mann; am Abend aber, wenn er vor der Caſſe ſaß, das Geld ſortirte und zählte, da hüpfte ſein Herz wieder und ſchlug vor Freude im Dreiachteltact, und ſo ward ihm der Morgen das Grab, der Abend die Wiege ſeines Glückes.

Aber auch dieß ſollte nicht lange ungetrübt ſeyn. Der Commerzienrath hatte in ſeiner jetzi-

gen Zerstreuung einige von den hungrigen Belletristen zum Essen zu bitten vergessen, und selbst einige, die sich nach alter Gewohnheit, während er mit dem Einstudiren der Rollen beschäftigt war, kleine Vorschüsse wie sie es nannten, abholen wollten, mit den schnöden Worten: er habe keine Zeit, abweisen lassen. So etwas vergibt kein Scribler so leicht. Auf Einmal schien das hohe im Posaunenton öffentlich gelobte Talent Aureliens verschwunden, die Künstlerin nur eine gewöhnliche Schauspielerin zu seyn, die nur für Salondamen, nicht für tragische Rollen passe, und dieß sprachen sie in den öffentlichen Blättern der Umgegend wie in dem einheimischen Wochenblatte keck und unumwunden aus. Auch während der Vorstellung ward schon der Applaus öfters durch Pfeifen und Zischen unterbrochen, und man sah deutlich, wie sich nach und nach eine Opposition hauptsächlich gegen Donna Aurelia bildete, so daß der arme Schauspieldirector erbebte. Er eilte zu dem Commerzienrath, theilte ihm seine Sorge mit und erbat sich seinen Rath; dieser gab ihm aber nicht Trost, nicht Rath, sondern kurze Antwort: um solch' Geschmeiß muß man sich nicht kümmern; es sind hungrige Hunde, die den Mond anbellen.

Werfen Sie ihnen einen Knochen vor, so schweigen sie.

Ja, aber eben der Knochen war es, den der Director lieber aus des Commerzienrathes als aus seiner Küche genommen hätte, und so faßte er die stolzen, großartigen Ideen des Rathes nicht ganz und fürchtete, die Opposition und diese bitteren Recensionen könnten doch am Ende seiner Casse Schaden bringen, so daß er sich entschließen mußte, zu dem letzten Mittel, das ihm auch schon manchmal geglückt war, zu schreiten. Er wollte nämlich die wüthendsten Schreier, selbst mit Aufopferungen, zu gewinnen suchen und so die Hunde auf einander hetzen. Er klingelte deßhalb seinem Vertrauten, dem Kellner.

Werther Freund, redete er ihn an, es sind arge Zeiten! — Haben Sie die neuesten Blätter gelesen?

Leider! erwiderte der Kellner achselzuckend.

Ist es nicht himmelschreiend, eminente Talente so zu verlästern?

Himmelschreiend! wiederholte der Dienstbare.

Man muß, diesem Unfuge zu steuern, kräftige Mittel ergreifen.

Ja, ja, das wäre wohl gut, Herr Director, aber welche?

Kennen Sie einige dieser elenden Scribenten?

Ob ich sie kenne? erwiderte der Kellner mit wichtiger Miene, in meinem Buche stehen sie Alle, und Alle haben mich auf Sie, werther Herr Director, vertröstet.

Auf mich? fragte der Geängstigte staunend. — Ich bezahle für Keinen!

So war es auch nicht gemeint! — Aber sie hofften, mit dem Einzuge der Komödianten — verzeihen Sie, ich wollte sagen, mit dem Einzuge der dramatisch-lyrischen Künstler — käme neues Leben in die Stadt, und da gäb' es für sie mancherlei zu verdienen. Jeder, der gelobt seyn wolle, müsse sein Scherflein dazu beitragen, und so hofften sie manchen Ducaten zu gewinnen, womit sie dann ihre Rechnung nach und nach abzuzahlen gedächten.

Die Böswichter! fuhr der Director zornig auf.

Ja, ja, die Böswichter! wiederholte der Kellner, noch Keiner hat einen Deut bezahlt!

Arme Künstler! fuhr der Director fort, all' den Beifall müßt ihr erkaufen? — O tempora, o mores! — Säße Eckhof, Schröder, selbst

Iffland den Scandal, sie würden vor Betrübniß noch einmal sterben! — Doch — sagte er nach einigem Sinnen, wir müssen den Sachen entgegen arbeiten. — Nennen Sie mir einmal einige der größten Schreier!

Nun, da will ich gleich mit dem Kleinsten von Person, nämlich mit dem kleinen Löw anfangen, begann der Kellner, während der Director gravitätisch im Zimmer auf- und abschritt. — Ein kleinwinziges Männchen, aber bissig wie sein Name und wie ein Währwolf die Zähne fletschend. — Sollten Sie ihn nicht kennen? — Er meint so schön die Violine zu spielen, schleicht sich in alle Häuser und bei Ihrer Garderobiere ist er auch schon gewesen.

Mit dem Judenjungen hab' ich nichts zu thun! unterbrach der Hohepriester Thaliens des Kellners treffendes Porträt.

Mein Gott, sind Sie so wenig aufgeklärt, den Kleinen, weil er ein Israelit ist, zu verwerfen? sagte der Kellner erstaunt, auch wohl verdrießlich, ich glaubte, die Kunst —

Lassen wir das, und fahren Sie fort! unterbrach ihn der Director.

Nun, so schlage ich Ihnen Herrn Frauen-

ſtein vor, der ſoll eine tüchtige Feder führen. — Kennen Sie ihn vielleicht?

Ihn kennen? — Leider! ſagte der Director, eine abwehrende Bewegung mit der Hand machend. O, ich erinnere mich noch recht gut, wie er Choriſt bei meiner Oper, ſeligen Andenkens, war; da ſollte er einmal den Herold in der Jungfrau von Orleans ſpielen, und glauben Sie wohl? wir konnten ihm nicht die paar Worte einſtudiren: Wer iſt hier, der für Carl von Volois das Wort führt? — Und dieſer Menſch iſt jetzt Theaterrecenſent — Gott erbarme ſich!

Alſo auch der nicht?

Nimmermehr!

So weiß ich Ihnen keinen andern Rath zu geben, als ſich an den Doctor Frühling zu wenden, der hilft dem Uebel der Bühne ab, wie dem Uebel ſeiner Patienten, er läßt beide langſam hinſterben. Das iſt ein Ehrenmann, ein geſcheidter Mann, aber leider Allopath; er ſchreibt ſeitenlange Recepte, wo er alle möglichen Species durch einander wirft, langweilig breite Recepte. — Wäre er Homöopath und kurirte mit ein paar Tropfen, dann wär' es gut —

Zu ihm will ich gehen, da hat man doch

viel für's Geld! meinte der Director, nahm Hut und Stock und machte sich auch sogleich auf den Weg.

Die vielen Briefe, welche Thekla bisher bekommen und beantwortet, hatten das Verhältniß zwischen ihr und dem Geliebten, wo möglich, noch inniger gestaltet, und ein Ereigniß glücklicher, auch unglücklicher Art, wie man es nehmen wollte, änderte ihr ganzes Verhältniß. Dem fleißigen, talentvollen Mann war eine sehr ehrenvolle Anstellung in seinem Ministerium geworden, und er mußte deshalb seine Vaterstadt bald verlassen und sich in der Residenz ansiedeln. Diese nahe bevorstehende Trennung bewog endlich Thekla, weniger streng in ihren Grundsätzen zu seyn und ihm seine Bitte um eine Unterredung zu gewähren, doch sollte dieß nur in Gegenwart der Mutter geschehen, die, von Allem unterrichtet, ihre Einwilligung dazu gern gegeben hatte.

Zu dieser so sehr gefürchteten und doch so sehnlich erwarteten Stunde war ein Komödientag bestimmt, wo zwei Stücke, eine kleine Oper und nach dieser ein Lustspiel, gegeben wurden, und sonderbar! dieser Tag war von der ganzen Familie Kluge zu einem Tage der Intrigue ge

wählt worden. Der Commerzienrath glaubte endlich, wenn auch nicht mit klaren Worten, doch ziemlich gewiß von Aurelien das Versprechen erhalten zu haben, nach dem Theater mit ihm in seiner Villa vor dem Thore zu soupiren, und Clotilde hatte gleich nach dem Singspiele Herrn Gerstmayer ein Rendezvous in ihrem Garten gegeben; und so machte Jedes dem Andern zu seinem Abenteuer Platz, denn Clotilde glaubte ihre Mutter mit Thekla bei einer Verwandtin, wo sie gemeiniglich bis spät in die Nacht blieben.

Thekla war die erste Glückliche; denn kaum rollte der Wagen mit Vater und Schwester nach dem Schauspielhause, wohin heute, aus besonderer Güte, sämmtliche Dienerschaft zu gehen die Erlaubniß erhalten hatte, als die kleine Gartenpforte sich öffnete und der neue Rath des Justizministeriums herreinschlich und leise an der Thür klopfte, wo ein ängstliches Herein! ihm die Pforte seines Paradieses öffnete. Was lange verhaltene, zarte Liebe sich zu sagen hat, was Blick und Wort, von Menschen belauscht, so lange in sich verschlossen, das durften sie sich jetzt in Gegenwart der nachsichtigen Mutter, die an der Thür horchte, ob sich Jemand im Hause hören ließ, durch Wort, Blick und Händedruck

sagen. Die vorsorgliche Mutter hatte vorsichtig die Läden geschlossen, daß der Schein des Lichtes ihre Gegenwart nicht verrieth, doch konnte die gute Frau, trotz aller dieser Vorkehrungen, der Angst, die man immer fühlt, wenn man auf nicht ganz rechten Wegen geht, sich nicht entledigen.

An dieß Alles dachten die Liebenden nicht. Glücklich, sich sehen, sich sprechen zu können, hörten sie nicht den furchtbaren Sturm, der sich erhoben hatte, konnten sie bei den zugemachten Läden das schreckliche Schneegestöber nicht bemerken, das draußen die armen Wanderer so erbarmunglos traf; sie fühlten sich, Hand in Hand, zu glücklich, um an etwas Anderes, als ihre Liebe zu denken, bis der Ausruf der Mutter sie plötzlich aus ihrem Himmel riß. — Still, Kinder! rief sie, wahrhaftig ich höre kommen — geschwind die Lichter aus! — Sie, mein bester Herr, dort in die Garderobe, noch besser in den Schrank — wir in das Schlafzimmer! — Kaum gesagt, so stak der Ueberraschte auch schon in dem Kleiderschranke, und Mutter und Tochter zogen sich in das Schlafzimmer zurück, löschten das Licht aus und lauschten ängstlich und verwundert, wer wohl kommen könne.

„Ihr mögt meiſtentheils nicht ſo ganz Unrecht haben, Chevalier!“ ſagte der Herzog lächelnd „Aber auch mein Herz blieb kalt, warum ſollte das Herz der Frauen glühen? Galanterie iſt nicht Liebe, dieſe giebt Herz um Herz, jene Genuß für Genuß. Doch nicht immer habt Ihr Recht, oft führet auch wahre Liebe uns den Frauen zu —“

„Nein, gnädiger Herr!“ unterbrach ihn der Chevalier und ſein Auge, ſeine Wange glühte „Wahre Liebe lebnt mit zarter Liebe und die kennt man nicht an unſerm üppigen Hofe.“

„Ihr ſeid ein Schwärmer, wie ich ſehe“ ſagte der Herzog, als eine neue Botſchaft das Geſpräch unterbrach. Ein fremder Diener hatte ſo eben wieder ein zierliches Briefchen gebracht, das von Ambra und Moſchus duftete. Der Herzog öffnete es und las:

Gnädiger Herr!

Was Ihr ſo eben bei der Signora Genfalieri von mir gehört habt, kümmre Euch nicht. Heute Abend in der zehnten Stunde wird der Schleier fallen und die Unbekannte in all' ihrer Schönheit vor Euch ſtehen. Mein Diener wird Euch erwarten, um Euch zu mir zu führen.

Die Gräfin Cagliane.

„Die Dame ſcheint gute Spione zu haben, da ſie ſogar weiß, was von ihr vor einer Stunde geſprochen wurde“ ſagte der Herzog lachend und unterrichtete jetzt ſeinen Freund von der erſten erhaltenen Einladung der Gräfin— „Ihr müßt mich begleiten, Mencha!“ ſagte er dann „Hier auf italiſchem Boden iſt es gefährlich, ein Abentheuer allein zu beſtehen.“

Es schlich jetzt leise über den langen Gang, und als es näher kam, hörten sie deutlich Clotildens Stimme, die leise flüsternd zu Jemanden sagte: Kommen Sie nur, Armer, nur ohne Furcht herein, das Haus ist wie ausgestorben! Die Thür öffnete sich, schloß sich wieder, und Thekla's Ahnung hatte sie nicht getäuscht, es war Herr Gerstmayer, der die Schwester auf ihr Zimmer führte.

Gedulden Sie sich einen Augenblick, hörten sie jetzt diese bitten, ich will Licht anzünden, auf meinem Schreibtisch steht eine Zündmaschine!

Wozu Licht? sagte der Tenor mit flötender Stimme. Wo Ihre Augen mir scheinen, da leuchtet meine Sonne.

Aber Clotilde mochte doch den Strahlen ihrer Augen nicht recht trauen, sie zündete den Wachsstock an, und nun begann ein leises Gespräch, was die Mutter gern unterbrochen hätte, wenn nicht Thekla, vielleicht bei zu viel Vertrauen zu ihrer Schwester, vielleicht auch im Gefühl des selbst begangenen Fehlers, sie davon zurückgehalten hätte. So viel konnten sie nur verstehen, daß Clotilde ihrem Amoroso die traurige Kunde gab, daß der Vater nie in eine Heirath willigen würde, und Jener dann sie zu entführen vorschlug, vor

dem ihr doch viel zu bange zu seyn schien, um sogleich in das Project einzugehen. Das war mehr, als die Mutter ruhig hatte anhören können; sie wollte eben losbrechen, als sie Jemand trällernd dem Corridor sich nahen, zugleich aber auch Clotilde sagen hörten: Fort, fort, um Gotteswillen da hinein!

Während das Zimmer seiner Töchter der Schauplatz eines doppelten Rendezvous war, hielt des Commerzienrathes Equipage bei einem kleinen Pförtchen des Rathhauses; er selbst, in seinen Wolfspelz gehüllt, stand, dem Sturm und Schneegestöber trotzig den Rücken zugewandt, vor der Pforte erwartend da; sie öffnete sich bald, Aurelia, noch vorsichtiger gegen das Unwetter geschützt, als er, und von Kopf bis zu den Füßen verhüllt, trat endlich heraus. Da bot er ihr die Hand, hob sie, einen leisen Druck gebend und empfangend, in den Wagen, sein Leiblakei half ihr hinein, und auf dessen Ruf: Fort! flogen die Rappen im schnellsten Trabe dahin, und bald hielten sie vor der beschneiten Treppe der Villa.

Der Kutschenschlag flog auf, der Commerzienrath wand sich heraus, half der Dame, bot ihr den Arm und führte sie die Stufen hinauf in einen

hellerleuchteten Salon, durch ein wunderlieblich meublirtes Zimmer, in welchem bei dem praſſelnden Feuer eines Marmorkamins ein Tiſchchen mit zwei Couverts gedeckt ſtand, nach einem Cabinete, das grün und golden drappirt, von dem Kaminfeuer nur matt erhellt, den lieblichſten, wohlthuendſten Anblick gewährte.

Mein Gott, Sie ſind heute ſo ſchweigſam, meine Dame? begann hier der freundliche Wirth. Im Wagen vermieden Sie jedes Geſpräch, auch hier können dieſe Appartements Ihnen nicht einmal einen Ausruf des Staunens entlocken? — Legen Sie doch den Pelz und dieſen, Ihr ſo reizendes Geſicht verbergenden, tiefen Hut mit ſeinem undurchdringlichen Schleier ab!

Ich weiß gar nicht, erwiderte die Verſchleierte, indem ſie den Pelz abwarf und, den Hut abnehmend, ſich vor dem Commerzienrath verbeugte, ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme?

Jetzt machte der Schreck den Commerzienrath ſchweigſam, denn die Alte ſtand vor ihm, die er vor einer Viertelſtunde noch die Großmama hatte ſpielen ſehen.

Findet hier vielleicht ein Irrthum, eine Verwechſelung der Perſonen, wohl gar ein geſtörtes

Tête a tête Statt, so bitte ich um Verzeihung und will gern Platz machen. — Der Commerzienrath schwieg. — Sie überraschten mich, ergriffen meine Hand, hoben mich in Ihren Wagen, und so glaubt' ich, Sie wollten einer alten Frau die Höflichkeit erweisen, sie bei diesem furchtbaren Wetter nach Hause fahren zu lassen Erst beim Aussteigen merkte ich den Irrthum und überließ mich nun meinem Geschicke; ob ein seliges, ob ein schmerzliches, steht in Ihrer Hand!

O, Sie irren! nahm Herr Benedict, der sich von seinem Schreck erholt hatte das Wort. Ich wollte das Vergnügen haben, diesen Abend mit der geistreichen Frau zuzubringen, die ich schon so oft auf der Bühne zu bewundern Gelegenheit fand.

Sie Schmeichler! erwiderte die Alte, ihm mit ihrem grünen Fächer, den sie als Großmama gebraucht hatte, einen sanften Schlag gebend. Nun, wenn dem so ist, wenn ich denn wirklich die Königin dieses Abends seyn soll, so will ich auch ohne Umstände meinen Thron besteigen. — Kommen Sie, mein werther Herr, setzen Sie sich zu mir, machen Sie aber erst die

Thür zu, es zieht so fürchterlich und meine Nerven sind sehr schwach!

Ehe aber der Getäuschte den Befehlen seiner Königin gehorchte, zog er rasch die Schelle. Schnell angerichtet, aber drei Gerichte weniger! raunte er dem Diener zu, dessen Blick die alte Dame verwundert traf; dann erst machte der Commerzienrath Miene, Platz auf einem Stuhl neben der Ottomane zu nehmen.

O, bitte, die Thür zu! bat die Gichtgeplagte nochmals, und er mußte die Pforte des Paradieses schließen, um mit dieser sehr verständigen Eva allein in dem himmlischen Boudoir zu seyn.

Setzen Sie sich doch neben mich! fuhr sie freundlich bittend fort; Sie bleiben ja so schüchtern, so entfernt von mir, wie ein sechzehnjähriger Jüngling, der zum ersten Male in seinem jungen Leben eine Liebeserklärung machen will? Einem so erfahrenen Kämpfer auf dem Schlachtfelde der Liebe wird es nicht an Worten fehlen; wär' es auch nur, um Komödie zu spielen, lenkte sie lachend ein, könnte es mich doch freuen, wenn mir Jemand außer der Bühne noch seine Liebe gestände! Zeit, Ort, dieses Helldunkel, das Sonderbare der Situation, Alles eignet sich zum Romantischen; Sie ein Dichter, ich eine Schau-

spielerin — was fehlte noch, um Verwickelung und Situation pikant zu machen? — Ich glaube, nichts, als die Entwickelung.

Und diese erschien in der Person des Bedienten, der die Nachricht brachte, es sei servirt. Der Commerzienrath war nun aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen, denn die alte Schauspielerin spielte ihre Rolle so trefflich, daß er an ihr irre geworden war und nicht wußte, ob ihr Benehmen Ironie oder Wahrheit sei; er bot ihr schnell den Arm und führte sie in das andere Zimmer.

Sagen Sie mir nur, bester Herr Commerzienrath, hob sie nach langer Pause an, nachdem sie eben eine Cotelette en papillotte verzehrt hatten, was wollten Sie denn eigentlich mit diesem Abenteuer, das Sie, wie ich sehe, so verstimmt hat? — Haben Sie einen Fehlgriff gethan, indem Sie mir die Hand reichten und — böser Schalk! — sie drückten, so erlauben Sie mir nur, daß ich mich satt essen und einige Gläser Champagner zu mir nehmen darf, dann will ich gern Ihr muselmännisches Paradies verlassen, aber mit hungrigem Magen und durstiger Kehle wahrhaftig nicht. — Wollen Sie aber, daß ich bleibe, macht es Ihnen Vergnü-

gen, den bescheidenen stummen Liebhaber zu spielen, so spielen Sie Ihre langweilige Rolle fort, so lange es Ihnen Spaß macht, ich will mich gern Ihnen zu Gefallen auch dabei etwas langweilen.

Wollen Sie nicht noch eine Cotelette? unterbrach sie der Commerzienrath, ihr die Schüssel präsentirend.

Sie nahm, aß, und trank ein Glas Champagner, dann sagte sie zu dem Schweigsamen: Wir haben die Rollen gewechselt, im Wagen war ich stumm, jetzt sind Sie es; doch ich bin eine gute Alte, und so will ich nicht Böses mit Bösem vergelten. Bestellen Sie, daß vorgefahren wird, schicken oder bringen Sie mich nach Hause, ich will gern Platz machen, da ich sehe, daß ich Ihnen hier lästig bin.

Nein, nicht im Geringsten! erwiderte Herr Benedict.

Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, das Mißverständniß fortzusetzen, meinetwegen! fuhr die Dame fort. Ich bin lange noch nicht satt, und Ihr Champagner ist vortrefflich, ich kann es mir hier wohl bei dem warmen Kaminfeuer gefallen lassen! — Bei diesen Worten nahm sie ein ansehnliches Stück Fasan von ihrem Teller

und schickte sich an, recht gemächlich noch eine gute Zeit hier zu verweilen.

Der Commerzienrath wollte sich keine Blöße geben, schenkte ein Glas Champagner nach dem andern ein, nöthigte verbindlich die Dame zum Essen, als sei sie ihm der angenehmste Gast von der Welt, und zwang sich, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Appetit und Durst der Alten schien sich nicht zu stillen und alle Hoffnung, mit Ehren aus dieser Klemme zu kommen, schien verschwunden zu seyn, als plötzlich die dramatische Künstlerin den gordischen Knoten mit Einem Hiebe lös'te, aufstand, nach dem Cabinet eilte, hier den Pelz umwarf, wobei der Commerzienrath nur zu geschäftig war, den Hut aufsetzte und, sich dem Hauswirth empfehlend, die Rückreise antrat. Aber mitten in dem Eßzimmer blieb sie wieder stehen und hob mit pathetischem Tone an: Schauplatz des Triumphes meiner Tugend, von dir soll ich scheiden, ohne eine Siegestrophäe mit mir genommen zu haben? — Nein, so verlass' ich diesen Ort nicht! — Dieß sagend, ergriff sie eine noch zugepfropfte Champagnerflasche und nahm sie mit den Worten: Sie erlauben doch? unter den Mantel; der Commerzienrath, dem indessen auch der Diener

den Wolfspelz umgehangen hatte, führte sie und die Champagnerflasche mit Freuden nach dem Wagen, der bald vor dem Adler hielt, die Fee Mab absetzte und den Befreiten nach Hause brachte.

Dort hatte sich Manches ereignet. Aurelia, denn sie war die Trällernde, welche den bedauerungswürdigen Tenoristen in seinen Betheuerungen ewiger unüberschwenglicher Liebe gestört hatte, trat ein, begrüßte Clotilde, ihre Freundin, und versicherte, daß sie sich vorgenommen habe, heute Abend bei ihr den Thee trinken zu wollen. Clotilde nöthigte sie, mit ihr in das Gesellschaftszimmer zu kommen, Aurelia aber meinte, es wäre hier so traulich, so allerliebst, sie müsse hier bleiben. So unangenehm es dem Fräulein auch war, so mußte sie doch den Thee heraufbringen lassen, wo Aurelia dann fast allein die Conversation führte, da Clotilde sehr zerstreut war. Doch nicht lange blieben sie allein, denn bald kamen auch, dem Scheine nach, die Mutter und Thekla wieder nach Hause, und auch sie vermochten nicht Aurelia aus dem Zimmer zu bringen, die so beharrlich war, wie ein Jäger, der einmal einem Wilde auf der Fährte ist und sie gewiß nicht wieder verläßt. Herrn

Gerſtmayer's Eitelkeit hatte ihr das Rendezvous verrathen.

Während nun die Damen den Thee, wohl, außer Aurelien, eben nicht mit Behaglichkeit tranken, ſtaken der Prieſter der Themis und der Schüler Thaliens zwiſchen den Ballkleidern und Negligés der Fräuleins Kluge, dießmal nicht der klugen Fräuleins. Gleich bei Clotildens Eintritt in die Garderobe hatte ſich der Rath auf die andere Seite des Schrankes gedrückt, war auf dieſe Weiſe unbemerkt geblieben, und würde es auch ſelbſt ſeinem vor Furcht bebenden Nachbar vielleicht noch länger geweſen ſeyn, wenn dieſer, ſeine Angſt zu beſchwichtigen, nicht eine Priſe Spaniol, den ihm der Commerzienrath am Morgen geſchenkt, genommen hätte und dieſe feine Subſtanz, trotz der Flor- und Sammtkleider, nicht in die Naſe des Rathes gedrungen wäre, der nun zu nieſen gezwungen war. Herr Gerſtmayer, etwas furchtſamer Natur, fuhr erſchreckend zuſammen. Mein Gott, wer iſt hier? rief er ängſtlich und ſuchte aus dem Schranke zu kommen, aber eine derbe Fauſt packte und hielt ihn feſt. Wer Sie auch ſind, keinen Laut, raunte ihm ſein Unglücksgefährte zu, oder Sie ſind ein Kind des Todes! Er gehorchte zitternd,

„Gern, gnädiger Herr!“ erwiederte der Chevalier. „Nur dünkt mir dieſer Brief ſonderbar. Habt Ihr den Erſten noch, ſo laßt uns die Handſchrift vergleichen.“

„Ich habe ihn verbrannt, wie ich es ſtets mit dergleichen zu thun pflege“ erwiederte Nemours.

„Schade!“ meinte Moucha „Es iſt mir faſt unglaublich, daß die Gräfin erfahren konnte, was nur in des Marcheſe und der Signora Gegenwart geſprochen wurde — doch gleichviel, ich folge Euch mit Freuden.“

4.

Die lebhafte Einbildungskraft des Herzogs beſchäftigte ihn den ganzen Abend; bald führte ſie ihm die Unbekannte in vollem Glanze weiblicher Schönheit vor, bald ſah er die alte Gräfin Gagliane, welche mit aller grellen Liebenswürdigkeit, die eine alte Schöne auszubieten ſo eifrig bemüht iſt, vor ihm ſtand. Ihm ſchlichen die Stunden nur, der Chevalier hingegen erwartete die Zeit mit Ruhe, ging ſchweigend im Zimmer auf und ab und ließ ſich in ſeinem Nachdenken nicht durch das helle Auflachen des Herzogs ſtören, wenn dieſer ſich zuweilen die Dame Gagliane zu wunderbar lächerlich dachte. Der Chevalier hörte nicht darauf, denn auch ihm, dem Weiberfeinde, führte die Erinnerung den Kopf einer braungelockten Jungfrau vor, den er heute nur auf einen Augenblick hinter dem Vorhang hatte hervorblicken ſehen. Er war ſchon während des ganzen Tages mit ſich unzufrieden geweſen, daß ihn

drückte sich in den entgegengesetzten Winkel und verhielt sich fortan mäuschenstill.

So war wohl mehr als eine gute Stunde vergangen, als plötzlich noch eine Person den Theezirkel vermehrte. Es war der Commerzienrath, der seine Alte abgesetzt und nicht vermuthet hatte, daß er die Verfehlte doch noch finden würde, die jedoch seine abgemessene Begrüßung noch ernster und abgemessener erwiderte. Mein Gott! sagte er dann in sehr verdrießlicher Laune zu seiner Ehehälfte, warum sitzest Du hier in der Stube Deiner Tochter, warum nicht unten, die Fremden zu bewirthen?

Daran bin ich Schuld! fiel ihm Aurelie in's Wort. Da ich heute einmal nicht meinen Abend in einem mir verheißenen Paradiese zubringen sollte, so suchte ich andere Abenteuer auf, schlich hier herauf, und trotz alles Nöthigens bin ich so zudringlich gewesen, hier zu bleiben. Auch Sie, werther Herr Commerzienrath, müssen sich jetzt in meine Laune fügen — das Tête à tête soll Ihnen nicht geschenkt seyn! raunte sie ihm leise zu. Und ohne seine Antwort abzuwarten, schob sie ihm einen Stuhl hin und bat, neben ihr Platz zu nehmen, was er auch folgsam that.

Die Liebe übt eine sonderbare Gewalt über den Menschen, und in jedem Alter ist ihre Wirkung, wie die der Sonne in jeder Jahreszeit, verschieden. Dem Jüngling beschwingt sie die Phantasie, hebt ihn himmelwärts und versetzt ihn in den Zustand der Exaltation; der Jungfrau ist sie der Morgensonnenstrahl, der die Knospe entfaltet, der den Vorhang vor dem Allerheiligsten hinwegzieht und ihrem Auge eine Welt voll Herrlichkeit, ihrem Herzen eine Welt voll Seligkeit öffnet. Dem Manne ist sie der Abendstern, der ihm freundlich leuchtet, wenn er sich nach thätig vollbrachtem Tage der stillen Häuslichkeit hingiebt; dem Weibe ist sie die gute Fee, die ihr das Neugeborne an die Brust legt, aus dessen Auge sie ihr innig entgegen strahlt, der Morgenstern, der sie an des Mannes Seite bei ihrem Erwachen begrüßt. — Dem Alter — ach, dem drückt sie nur den Stempel der Thorheit auf! — Ein alter Mann, eine bejahrte Frau, von der Liebe beschlichen, ist ein jammervolles Bild, kindisch, schwach, thörigt und stockblind. — Die Liebe ist nur die Weihe des Frühlings, wo alles noch knospet und reift; dort führt sie in eine paradiesische Welt, im Alter nur in's Narrenhaus.

Auch der Commerzienrath, ein kleiner, von der Gicht zusammengezogener sechzigjähriger Faun, mochte alle seine Talente und sein Gold auskramen und sagen: Der Dichter bleibt ewig jung, so blieb er es doch nicht in den Augen der Frauen. Schon oft hätten ihn traurige Erfahrungen klüger machen sollen, aber seine Eitelkeit ließ ihn immer noch den in dem Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier spielen, und so taumelte er auch jetzt in Aureliens Garten, die nur ihren Beutel und ihre Coffres, aber um Gotteswillen nicht ihr Herz durch ihn füllen wollte; das blieb wohl für immer leer, nur hatte in früherer Zeit der Tenor eine kleine Stelle darin gehabt und sie ein kleines Weilchen behauptet. Diese vorübergehende Liebeslaune hatte heute den Knoten geschürzt, und sollte ihn auch wieder lösen.

Der Commerzienrath, der seit seiner Enttäuschung durch die Großmama Aurelien im Verdacht gehabt hatte, sie habe ihm den listigen Streich gespielt und die ihr an Gestalt ähnliche Alte untergeschoben, war durch manche Anspielungen, durch manche, jedem anderen unverständliche Vorwürfe, endlich eines Besseren überzeugt, und glaubte nun, daß der Zufall

allein sein tückisches Spiel mit ihm getrieben habe. Er fühlte sich glücklich, daß Aurelie mit ihm schmolle, wurde nach und nach immer heiterer, befahl zum Schrecken der Seinen, eine Bowle Ananascardinal herauf zu bringen, und auch Aureliens Blicke schienen ihm zu sagen, daß sie ihm das verfehlte Tête à tête vergeben habe.

Welch' schönes Zimmer bewohnen Sie! begann sie jetzt, sich zu Thekla wendend, und erhob sich vom Kanapee. Die Aussicht in den freundlichen Garten, die schönen, geschmackvollen Meubles! — O, der Reichthum ist doch ein herrliche Gottesgabe! — Wie elend muß ich mich manchmal behelfen und, in dem kleinsten Stübchen eingeengt, die Rolle der Eboli einstudiren, wo ich statt des weichgepolsterten Sofa's kaum einen krüppeligen Rohrstuhl habe! — Und wo ist Ihr Schlafgemach? fragte sie weiter. Clotilde führte sie in dieß Heiligthum. Wie reizend Alles, wie schön drapirt! Und jene Thür dort — sie führt —?

Nach unserer Garderobe! sagte die zitternde Thekla.

Da ist es sehr unordentlich, nahm Clotilde schnell das Wort, ich habe — aber der Vater

ließ sie nicht ausreden. Unordentlich? wiederholte er, das will ich nicht hoffen! — Treten Sie nur ein, Sie werden schon Alles in Ordnung finden! In diesem Augenblicke setzte der Bediente die Bowle auf den Tisch. Kommen Sie, sagte nun Clotilde schnell, dem Koch mißlingt er nie, er bereitet ihn immer köstlich! — Kommen Sie! Wir singen ein Liedchen, trinken dazu, und wollen so noch diesen Abend recht fröhlich beschließen. Aber Aureliens Neugierde, die Garderobe zu sehen, war größer, als den Ananascardinal zu kosten — es liegt einmal in der Natur der Frauen, daß der Putz sie mit magnetischer Kraft anzieht — sie faßte nach der Klinke, wollte die Thür öffnen, doch Clotilde schloß sie schnell ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Unangenehmer Scherz! brummte Herr Benedict, nahm den Hauptschlüssel aus der Tasche und schloß auf. Da sehen Sie, sagte er zu Aurelien, welcher Clotilde noch ziemlich besonnen folgte, Schränke und Chiffonieren sind vom schönsten Mahagoni, Alles in der Residenz gearbeitet!

Während Aureliens Falkenblick in dem Zimmer umherflog und Alles, wie von Neugierde

getrieben, genau besah, stand Thekla zitternd neben ihrer Mutter. Sorge nicht, liebes Kind! tröstete sie diese; sollte auch Alles verrathen werden, so stehe ich Dir treu zur Seite, und ich fühle heute den Muth, Deinem Vater keck entgegen zu treten.

Kaum hatte sie diese tröstenden Worte gesagt, als die vorwitzige Aurelia vor den Kleiderschrank trat. Das ist ja ein fürchterlich grosser Schrank, darin hätte wahrlich unsere ganze Theatergarderobe Platz! sprach sie lachend. Muß ich doch die schönen Kleider bewundern! Und schnell, ehe sich's Jemand versah, schloß sie auf, und des Tenors melodisches Ach! seufzte zwischen den Kleidern hervor.

Starr vor Schreck stand der niedergeschmetterte Commerzienrath da, während Aurelie hell auflachte und Clotilde den Moment poetisch auffaßte. Was machen Sie hier, Herr? — Wie kamen Sie hier herein? rief der Vater mit donnernder Stimme dem Tenoristen zu.

Das weiß ich eigentlich selbst nicht! erwiderte dieser verlegen. Aus dem Garten kam ich die Treppe herauf, dann in die Stube, und plötzlich, ohne daß ich wußte, wie mir geschah,

in den Schrank, gestehe aber, daß ich sehr froh bin, ihn wieder verlassen zu können.

Aber wer führte Sie aus dem Garten, Gott weiß Alles wohin, bis in den Schrank?

Ein Engel des Paradieses, ein weibliches Wesen voll Eigensinn und Laune, die mich aus Laune in den Garten, wahrscheinlich aber aus Eigensinn in den Schrank sperrte, Ihre Fräulein Tochter!

Thekla? rief der erzürnte Vater.

Nein, Fräulein Thekla nicht, fiel ihm der Tenorist in die Rede, vielleicht hoffend, durch eine glückliche Wendung das Ungewitter von sich abzuziehen; Fräulein Thekla ist viel grausamer, sie läßt ihren Gefangenen noch immer dort in Haft.

Also Du, Clotilde? sagte der Alte, der, von Schmerz ergriffen, glücklicher Weise das Letzte von Gerstmayer's Rede überhört hatte. Also Du?

Ja, mein Vater! entgegnete diese ganz keck. Seit Ihrer letzten Novelle bekam ich ganz andere Ansichten von dem Leben einer Jungfrau, und so wollte ich Ihnen auch einmal Stoff zu einer Boccaz'schen Novelle geben.

Unglückliche! jammerte der Alte.

Aurelien wurde der Scherz ein zu bitterer Ernst; ihr waren die hämischen Worte des Tenoristen nicht entgangen. Machen Sie, daß Sie fortkommen, raunte sie diesem zu, für's Uebrige lassen Sie mich sorgen! Er folgte ihrem Rathe, und als des Vaters Wuth von Neuem gegen ihn losbrechen wollte, war er davon und der ominöse Schrank durch Aurelia verschlossen, welche der immer noch zitternden Thekla den Schlüssel mit bedeutsamem Blick verstohlen in die Hand drückte. Sie verstand den Blick nnd erröthete.

Aurelie trat jetzt zu dem Tiefgebeugten. Ruhe und Verschwiegenheit allein hemmt jede nachtheilige Folge, sagte sie dem Commerzienrath leise. Denken Sie übrigens an Ihr Rendezvous, und richten Sie dann nicht zu schnell! Verlassen Sie dieß Zimmer, gehen Sie zur Ruhe, und überlegen Sie mit Bedacht, was Sie thun wollen. Ist es Ihnen angenehm, so komme ich morgen früh zu Ihnen.

Er nickte ihr freundlich zu, drückte ihr die Hand und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, nach seinem Schlafzimmer.

So wenig Tact die Mutter auch sonst hatte, so verließ er sie doch jetzt nicht. Clotilde! sagte

So in befehlendem Tone, der ihr eben nicht geläufig war, komm mit mir in mein Zimmer, dort hoffe ich von der Sache näher in Kenntniß gesetzt zu werden. Sie, Fräulein Aurelie, Sie sehnen sich gewiß auch bald nach Hause zu kommen — deßhalb gute Nacht!

Kaum hatten die Mutter und Clotilde das Zimmer verlassen, als Aurelia, mit ihrer niedlichen Hand auf den Schrank zeigend: Steckt er darin? Thekla fragte, die hocherröthend mit dem Kopfe nickte. So lassen Sie ihn schnell heraus, ich trete einstweilen in Ihr Schlafzimmer, und dann kann mich der Herr Rath hinunter, und ist er galant, nach Hause begleiten. So fällt es weniger im Hause auf, daß er hier war. — Aber geschwind! — Sie schlüpfte in's Schlafzimmer.

Wilhelm! Thekla! waren die einzigen Worte, welche die Liebenden sich sagten, als sie Arm in Arm ruhend, durch Aurelie gestört wurden. Schnell Ihren Arm, Herr Rath, sagte diese, ehe Fräulein Clotilde zurückkommt; ihr muß es ein Geheimniß bleiben! Mit diesen Worten zog sie den Rath mit sich fort und ließ die weinende Thekla allein.

Der Hauptzug in dem Charakter des Gem-

[illegible] war Eitelkeit, aus ihr entspan
nen sich die meisten seiner Thorheiten; deßhalb
traf ihn auch der Vorfall von Gestern so hart,
daß der Gedanke, die Scene könne zur Kunde
des Publikums kommen, ihm furchtbar war,
und doch hatte er Grund, es zu fürchten. Au-
relie war zugegen, ihr Charakter mußte ihm
seit Gestern etwas zweideutig erscheinen, und
selbst Herr Gerstmayer konnte, von Eitelkeit
geplagt, plaudern. Er verwünschte, während er
seinen Kaffee schlürfte, die ganze Komödianten-
bande, wie er sie heute in seinem Unmuthe zu
nennen beliebte, und, um seine stille Wuth doch
an Jemanden auszulassen, ließ er seine Frau
rufen und machte ihr die bittersten Vorwürfe,
daß sie die Töchter nicht besser erziehe und solche
Sachen, wie die von gestern Abend, unter ihren
Augen geschehen könnten.

Aber heute fand er Frau Anna nicht so ge-
duldig, wie gewöhnlich. Ich habe nur noch
Eine Tochter erzogen, entgegnete sie, zwar im-
mer noch submiß, doch auf bestimmtere Weise,
als sonst, ich meine Thekla, — Clotilde ist
Dein Werk! — Daß Schauspieler und Schau-
spielerinnen den ganzen Tag hier aus- und ein-
gehen, ist Dein Wille, der meinige wahrlich

ein Blick, und hätte er ihn aus dem Auge einer Madonna getroffen, so beunruhigen könne, und doch war es so, doch sah er den Engelskopf immer noch, glaubte noch die dunkeln Augen zu sehen, die nach ihm geschaut und so schnell wieder verschwunden waren. Das war ihm noch nicht begegnet, mit solchem Zauber hatte ihn noch kein Weiberauge gefesselt. Auch jetzt, wo er hastig auf und ab schritt, begleitete ihn das liebliche Gesicht und an sie denkend, malte er sie sich eben so lebhaft, aber wohl schöner aus, als der Herzog seine Unbekannte.

Endlich schlug die Stunde der Entscheidung, der Herzog sprang auf, warf seinen Mantel um, Meucha begleitete ihn und eine bedeutende Anzahl Diener folgte Beiden in einiger Entfernung. Auf der Straße angelangt, sahen sie zwei Menschen umherschleichen, die sich ihnen näherten — „Gnädiger Herr!“ raunte der Eine ihm zu „Ich ersuche Euch, mir zu folgen.“ Der Herzog schritt hinter ihm drein; da schlich der Andere leise an ihn heran: — „Pack Dich!“ sagte Meucha und stieß ihn unsanft zurück „Geh Deiner Wege und belästige uns nicht!“ Der Mann brummte Einiges vor sich hin, gehorchte und ließ die Diener des Herzogs ruhig an sich vorbei gehen.

Dieser war seinem Führer durch eine Menge enger Gassen gefolgt, der jetzt an einem einsamen Gatterthore hielt. „Ich bitte Euch, gnädiger Herr —“ ersuchte er jetzt den Herzog, Eure Diener hier zurück zu lassen und mir allein zu folgen.“

„Mit nichten!“ erwiederte Nemours „Meine Diener werden mir folgen; im Garten mögen sie zurückbleiben, dieser aber, mein Freund, wird mich bis zu Eurer Dame

nicht; und wenn die Töchter nicht bald verheirathet werden, so stehe ich für nichts! Dem braven Rath Müller, den alle Welt, auch der Fürst ehrt, dem schlugst Du Deine älteste Tochter ab, blos weil er kein Adeliger war, und Gram und Verzweiflung bringen oft das tugendhafteste Mädchen zu unüberlegtem Handeln, wie die Ueberbildete, in Phantasien schon vor ihrem Falle Untergegangene, zu Thorheiten, die nicht mehr gut zu machen sind.

Du sprichst ja heute in einem Tone mit mir? — fuhr der Commerzienrath auf.

Lieber Benedict! erwiderte die Mutter mit ungeheuchelter Herzlichkeit, es gilt das Wohl unserer Töchter, und das sanfteste Thier duldet nichts, wenn es seine Jungen gilt. Gieb Thekla dem Rathe, und dem ersten braven Manne, der sich findet, Clotilde, wir erleben sonst noch Unglück! Sei nicht böse auf mich, Benedict, bat sie nach einer Pause, sieh' mich nicht so unmuthig an, ich meine es so gut mit Dir und den Kindern — Der Commerzienrath reichte ihr die Hand, drückte sie, seit langer Zeit zum ersten Male, herzlich, und winkte ihr dann, sich zu entfernen.

Der Mann war zerknirscht; es war ihm,

er von seiner Höhe seit gestern Abend herabgeschleudert, das Härteste aber war ihm Clotildens Vorwurf wegen der Novelle. — Also er selbst hatte durch seine Schriften der eigenen Tochter die Frivolität eingeimpft, daß sie sich bemühte, ihm Stoff zu Boccaz'schen Novellen zu geben: dieß hatte sein Gemüth erschüttert, die Furcht vor der Oeffentlichkeit seine Eitelkeit, seinen Stolz unangenehm berührt. Den Kopf gestützt, saß er, dem der Kummer ein so seltener Gast war, in tiefen, traurigen Gedanken da, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde und der Director mit dem Ausrufe: Herr Commerzienrath, welches Unglück muß ich Ihnen verkünden! eintrat.

Welches Unglück? fuhr der Commerzienrath auf.

Er ist fort, fort über alle Berge!

Wer, wer? fragte der Geängstigte.

Mein Gott! der Tenor ist über alle Berge, Herr Commerzienrath, und hat sie mitgenommen —

Sie, meine Tochter, meine Clotilde?

Bewahre! Mein Kind, meine schöngeschriebene Partitur des Geheimnisses —

Esel! entfuhr Herrn Benedict.

Er ist kein Esel, er ist ein kluger, pfiffiger Bursche! fuhr der Director fort. Läuft im Contracte fort, nimmt mir die Partitur mit, thut mir dadurch einen unermeßlichen Schaden, läßt mir aber unter Couvert dieß Billet, als eine Anweisung auf Ihre Casse, zurück. Er überreichte ihm das Billet, der Commerzienrath erbrach es und las vor sich:

Werther, verehrter Herr!

Heute in aller Frühe ließ mich Fräulein Aurelie zu sich kommen und überreichte mir 200 Gulden von Ew. Wohlgeboren, jedoch unter der Bedingung, daß ich sogleich die Stadt verlassen und den Vorfall von Gestern verschweigen solle. Da mein Engagement noch für diesen Monat gilt und mein armer Director durch meine Entfernung großen Schaden haben wird, so habe ich den Vorschlag Aureliens, jedoch nur unter der Bedingung, angenommen, daß Ew. Wohlgeboren meinen Prinzipal reichlich entschädigen werden, damit ich, sobald er mit der Gesellschaft die Stadt verläßt, mich ihm wieder anschließen kann. Ew. Wohlgeboren Großmuth vertrauend bin ich abgereis't, und werde gewiß schweigen, sobald ich meinen würdigen Director befriedigt weiß.

Der Commerzienrath murmelte ein unverständliches: elendes, betrügerisches Volk, und zerknitterte in der Heftigkeit den Brief.

Steht etwas Unangenehmes darin? hob, ihn zu trösten, der Director an: das bleibt im

menschlichen Leben nicht aus. — Auch mich verfolgt es, und ich muß Sie, werther Herr Commerzienrath, um Ihren Rath bitten —

Was kümmern mich die Unannehmlichkeiten, die Sie treffen? fuhr ihn Herr Benedict in seiner üblen Laune an.

Doch, doch! sagte der Director lächelnd, denn all' mein Unglück kömmt von Ihnen —

Von mir?

Ja, werther Herr Commerzienrath! Hören Sie nur — Heute sollte, nebst dem zerbrochenen Krug, das Geheimniß gegeben werden, worin die Garderobiere Furore gemacht haben würde. Da läuft mir der Tenor mit der Partitur davon. Ich eile in der Angst meines Herzens zur Dame, die das Mutterfach hat, und finde sie im Bette, Fliederthee vor demselben und beide vor Hitze dampfend. Ach, bester Herr Director, stöhnt sie mir auf meinen Antrag, heute zu spielen, entgegen, sehen Sie nur, in welchem Zustande ich mich befinde! — Gestern Abend bei einem Souper, das nur mir ganz allein der Herr Commerzienrath auf seiner Villa gab, habe ich mir einen tüchtigen Katarrh geholt; erst das Echauffement, und dann das stürmische Wetter —

Nun, das fehlte noch! brummte der Commerzienrath, der Director fuhr fort: was soll ich nun anfangen, was soll ich heute Abend für ein Stück geben? Helfen, rathen Sie! — Soll ich die Bude schließen? — was wäre das für ein Scandal! — Ich bin zu dem ersten Liebha

ber gelaufen, aber Hamlet zürnt, er ist neulich nicht genug applaudirt, deßhalb war ihm auch heute jedes Stück, was ich vorschlug, nicht recht, in allen war er nicht allein die glänzende Sonne; und der Intriguant lachte höhnisch bei meiner Verlegenheit!

Was geht mich das an? fuhr endlich der Commerzienrath auf. Geben Sie, was Sie wollen, was hab' ich mit Ihnen zu thun, was schiert mich Ihr Hamlet und Ihr Intriguant?

Sie hätten wohl Recht, werther Herr, unterbrach ihn der geängstigte Director, wenn nur nicht alles Unglück durch Sie über mich hereingestürzt wäre, Gerstmayer entfernte sich wegen einer kleinen Avanture auf Ihr Geheiß —

Auf mein Geheiß? fragte der Erzürnte.

Ja so! Sie wünschen wohl, daß wir das öffentliche Geheimniß spielen sollen? fuhr der Director fort. Nun wie Sie befehlen! Was mir anvertraut wurde, bleibt fest in mir verschlossen. Die alte Dame aber, die schon lange dergleichen nicht mehr gewohnt, erkältete sich bei der Abendpartie, und so sehen Sie, mein verehrter Mäcen, Sie tragen allein die Schuld meines Unglückes.

Herr Benedict stand auf, öffnete sein Schreibpult, holte zwei Rollen, jede von 100 Gulden, heraus, und gab sie dem Director mit den etwas ernst gesprochenen Worten: Nehmen Sie, geben Sie heute und fortan, was Sie wollen, nur belästigen Sie mich nicht ferner! Der Director nahm, empfahl sich, doch etwas über-

rascht, und als er eben die Thür zum Weggehen öffnete, trat Donna Aurelia ein.

Nehmen Sie Platz! sagte nach kurzer Begrüßung der Commerzienrath sehr kalt, dem in diesem Augenblicke die Dame ganz gelegen kam; denn in ihm war der Vorsatz reif geworden, sich von diesen Menschen durchaus zurückzuziehen.

Sind Sie mit meinem Arrangement wegen Herrn Gerstmayer zufrieden? fragte Aurelia.

Vollkommen! erwiderte er, und ich ersuche Sie, hier Ihre gütige Auslage zurück zu nehmen, obgleich durch die 400 Gulden, welche mir die Thorheit kostet, das Geheimniß schlecht bewahrt ist. Doch, ich bin um einige Gulden ärmer, und um viele tausend an Erfahrung reicher geworden; auch Sie haben mich bereichert, Fräulein, und ich bin Ihnen dafür dankbar.

Das können Sie auch seyn! nahm Aurelia mit Lebhaftigkeit das Wort. Ich habe es gewiß gut gemeint, und auch noch jetzt, trotz der unfreundlichen Aufnahme, die mir wird.

Verzeihen Sie, daß ich es gestern wagte, Sie zu einem Souper auf meiner Villa einzuladen! nahm der Commerzienrath das Wort. Ich glaubte nicht, daß Ihnen dieses etwas Neues, Befremdendes seyn könne; hätten Sie mir das Vergnügen versagt, würde ich es Ihnen nicht verdacht haben — allein —

Bei diesen, mit Hohn gesprochenen Worten kämpfte Aureliens Empfindlichkeit mit ihrem natürlichen guten Herzen, der verächtliche Blick

des Commerzienrathes aber brachte sie auf, und die Empfindlichkeit siegte.

Herr Commerzienrath! erwiderte sie freundlich und unbefangen, unser Geschlecht ist ein launisches, wetterwendisches Ding. Was heute hoher Genuß ist, das ekelt uns morgen an. Der Wein, der uns gestern aus hölzernem Becher mundete, schmeckt uns heute aus goldenem widerlich.

Besonders, wenn Ihnen nicht mit dem Wein auch der Becher verehrt wird?

Gewiß! — Gold hat bei uns eine magnetische, aber keine elektrische Kraft; es zieht uns an, durchzuckt uns aber nicht. Den rosenumkränzten, von der Jugend uns gebotenen Becher leeren wir mit Wonne, aus dem goldenen, vom Alter uns gereichten, nippen wir, vielleicht des Bechers wegen, nur mit Widerwillen. Deßhalb, werther Herr Commerzienrath, nehmen Sie von mir für Ihren Shawl, Ihren Sammtpelz, für die mir anonym überschickten 100 Ducaten und diesen niedlichen Ring, den ich so lange zu Ihrem Andenken tragen werde, als mich die Noth nicht treibt, ihn zu verkaufen, nehmen Sie die gute Lehre von mir an: ein alter, verliebter — erlauben Sie, die Sache beim rechten Namen zu nennen — ein alter, verliebter Geck kann sich wohl Täuschung, aber nie Neigung erkaufen! Liebe ist nur der Blüthenkranz der Jugend, sie ist ein Kind des Himmels und läßt sich nicht mit Gold aufwägen; und glauben Sie ja nicht, weil Sie

als Dichter und Schriftsteller manches leicht erregbare Gemüth bewegt, Sie hätten das Herz ergriffen! Ist die Täuschung vorüber, und das alte, kleine, zusammengeschrumpfte, verliebte Männlein steht dem Herzen gegenüber, so kriecht es, wie die Schnecke, in ihr Haus und wird zum Noli me tangere. — Leben Sie wohl!

Sie verbeugte sich und entschlüpfte.

Zerknirscht blickte ihr der Commerzienrath nach. Da ging sie nun hin in seinem blausammtnen, mit Zobel ausgeschlagenen Pelze, den schönen Demant am Finger, und ließ ihm für dieß Alles, statt Hoffnungen, eine weise Lehre zurück, die er, bei etwas weniger Eitelkeit, sich selbst hätte geben und alle die schönen Präsente und Schmeichelworte ersparen können. Da ging sie hin! — und statt ihrer ließ sich — als ob der Kelch der Leiden sich heute über den Armen ausschütten sollte — der Bürgermeister anmelden.

Er mußte ihn annehmen, und der alte, ehrwürdige Mann trat ein.

Ich habe einen für mich sehr schweren Gang unternommen, Herr Commerzienrath, hob er an.

Ich glaube es, auch einen seltenen! fiel ihm dieser in die Rede.

Ich komme in einer Angelegenheit, die Sie vielleicht ahnen können, und in der ich mich nur auf Bitten meines Sohnes noch einmal an Sie wende —

Ich verstehe, ich verstehe! unterbrach ihn der Commerzienrath, etwas unruhig auf dem Stuhle hin und her rückend.

Seit ich das letzte Mal bei Ihnen war, fuhr der Bürgermeister fort, haben sich manche Verhältnisse geändert. Mein Sohn hat indessen durch die Gnade seines Fürsten eine ehrenvolle Anstellung in der Residenz bekommen, hat einen bedeutenden Gehalt, kann seine Frau ernähren, und ist nun — gewiß ein wichtiges Object in Ihren Augen — ist jetzt hoffähig. Auch glaube ich, verzeihen Sie, daß ich die Wahrheit offen sage, daß seit dem Vorfall von gestern Abend —

Was wissen Sie von gestern Abend? fuhr Herr Benedict, sich vergessend, auf.

Viel, sehr viel! fuhr der alte Consul ruhig fort. Der Schauspieler Gerstmayer, der mich heute früh um einen Paß bat, gab mir auf meine Vorstellung, daß ich dieß, ohne mit seinem Director gesprochen zu haben, nicht thun könnte, die sonderbare Antwort, daß ich nur meinen Sohn darüber fragen möchte; ich that es, und erfuhr die Geschichte mit dem Kleiderschrank —

Wie konnte Ihr Herr Sohn sie wissen?

Auf sehr natürliche Weise, denn er stack selbst darin und konnte mithin Alles hören und sehen.

Ihr Herr Sohn stack —

In dem Kleiderschrank! Ihrer Fräulein Tochter in Gegenwart der Mutter Lebewohl zu sagen, kam er hierher. Fräulein Clotilde das

Haus leer glaubend, störte die Glücklichen, und mein Sohn mußte gezwungen in den Schrank flüchten, wo er bald Gesellschaft bekam. Sich in die Ecke drückend, wurde er bei der unglücklichen Katastrophe von Ihnen nicht bemerkt, und nun sehen Sie wohl selbst, daß nach solcher Begebenheit ein rechtlicher Mann das Mädchen seines Herzens, das er compromittirt hat, nicht mehr verlassen kann. Deßhalb entschloß ich mich —

Ich danke Ihnen! fiel ihm der Commerzienrath in's Wort.

Ei, hier ist nicht von Dank, hier ist von dem Glücke unserer Kinder die Rede! sagte der alte Bürgermeister, etwas unwirsch. Ueberlegen Sie es reiflich; meine Hand ist immer bereit, die Ihrige in Freundschaft zu empfangen.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, reichte der Commerzienrath dem glücklichen Vater die Hand. Gebe Gott seinen Segen, sprach er, sie schüttelnd, meinen Segen haben sie!

Noch am nämlichen Tage war Thekla's Verlobung. Keine Soirée, keine Vorlesung, keine Bilder, keine mimische Darstellung verherrlichten das stille Familienfest, und vielleicht zum ersten Male fühlte sich dennoch der Commerzienrath in dem Kreise der Seinen glücklich, in welchem, außer Clotilden, Alle freudig und selig gestimmt waren. Sie aber stand im einsamen Cabinet sehnsuchtsvoll am Fenster, schaute in die sternenhelle Winternacht hinein, und wußte nicht einmal, nach welcher Himmelsgegend sie ihre Seufzer

begleiten, sie selbst erlaubte mir Jeden, wen ich auch wollte, mit zu bringen."

„Wenn dem so ist, so gehorche ich!" sagte der Führer, öffnete das Gitter und ließ die Begleitung des Herzogs ein, er selbst aber führte diesen und Mencha nach einem Pavillon, der am andern Ende des Gartens lag, bat den Herzog, einen Augenblick zu verweilen, ging hinein und kehrte sogleich wieder zurück. — „Die Dame, die Euch erwartet, Herr" sagte er „verlangt, daß Ihr nur allein eintreten möget."

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann bat er Mencha ihn hier zu erwarten und trat ein.

Bald befand er sich in einem kleinen, nur schwach erleuchteten Gartensaale, wo auf der einen Seite eine Thüre, wahrscheinlich nach einem andern Zimmer führen mochte. Dieser gegenüber aber sah er durch einen rothseidenen Vorhang Licht schimmern, der sich in dem nämlichen Augenblick aufrollte und ihn eine dicht verschleierte Dame, von hohem, majestätischem Wuchse sehen ließ, die ihm näher zu treten winkte. Er gehorchte, die Dame zeigte auf einen Sessel, er aber folgte der Einladung nicht, sondern sagte: „Dame, ohne Euch zu kennen, habe ich für Euch den Fehdehandschuh aufgenommen, ohne Euer Antlitz gesehen zu haben, habe ich die Lanze für Euch eingelegt. Nun habt auch die Güte, den Schleier fallen zu lassen, der mir Euer Antlitz und Eure ganze Gestalt verbirgt, damit ich endlich erfahre, ob ich mit Recht behauptete, Ihr wäret schöner als Julia Gonsalieri, denn, bei Gott! sie ist ein schönes Weib!"

schicken sollte, denn ihr war es unbekannt, nach welcher der Geliebte sich hingewendet hatte. Da brachen endlich ihre Gefühle sich poetisch die Bahn, und wie Amynt um Lalagen, seufzte sie tief auf:

Er flieht fort! Es ist um mich geschehen!
Ein fernes Land trennt Theobald von mir:
Dort seh er hin! Komm', Luft, mich anzuwehen,
Du kommst vielleicht von ihm!

I, das reimt sich ja nicht! sagte sie ärgerlich vor sich hin und warf das geöffnete Fenster zu.

So wenig wie Dein Sopran zum Tenor! unterbrach sie noch ärgerlicher der Vater. Komme in den Saal und laß die Thorheit!

Sie gehorchte und kam nun in den Saal, ließ aber die Thorheiten nicht ganz, und noch gleicht sie einer der thörichten Jungfrauen, deren Hoffnungslämpchen noch nicht verloschen ist.

Der Schauspieldirector verließ mit seiner Gesellschaft bald darauf sehr zufrieden die Stadt, und als er mit Aurelien vor dem palastähnlichen Hause des Commerzienrathes vorbeifuhr, sagte er schmunzelnd zu ihr: Kind, solch fetten Hahn, wie da oben, finden wir nicht überall zu rupfen!

116

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweiundzwanzigstes Bändchen.

Die Nachbarn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

Die

Nachbarn.

Familien-Gemälde.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1839.

I.

Der Hauptmann von Schwanenfeld war ein Sechziger, der, schon seit vielen Jahren aus dem wilden Soldatenleben herausgetreten, in stiller Abgeschiedenheit von seinem beträchtlichen Vermögen lebte. Das schöne Lindenbruch mit dem reizenden, die Felder durchschlängelnden Flusse, war sein Paradies, und der im großen Geschmack angelegte englische Garten, das schöne Treibhaus mit seinen exotischen Pflanzen, die üppige Baumschule, und die kostbaren Obstanlagen, seine eigne Schöpfung, beschäftigten seinen thätigen Geist.

Schon früh hatte ihm der Tod seine geliebte Gattin genommen, und der einzige Sohn, außer dem väterlichen Hause erzogen, war vor wenigen Jahren in dem Freiheitkriege ehrenvoll gefallen. Es blieben ihm noch zwei Töchter, wovon Bertha, die Jüngste, in der Stadt bei einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter seit ihrem neunten

Jahre erzogen und dadurch dem Vater gewiſſermaßen fremd geworden war. Emilie, die Aelteſte, hatte ihn nie verlaſſen, war ſeine liebſte, ſeine ſchönſte Lebensblume in ſeinem Lebensgarten, und ihm über alles theuer.

So lieb ihm auch ſein Lindenbruch, der Garten und ſeine ſorgſam gepflegte Baumſchule war, ſo ſchien es ihm doch unmöglich, ſelbſt hier, ohne dieſes geliebte Kind, ſein Leben zu beſchließen, und der Gedanke, ſich einſt von ihr trennen zu müſſen, war das Einzige, was ſein heiteres, immer gleichgeſtimmtes Gemüth beunruhigen konnte.

Ohne vielen weiteren Umgang lebte er mit ſeinem Nachbar, dem Major von Wellbach, in brüderlicher Eintracht, der nun auch nach beendetem Kriege ſeinen Abſchied genommen hatte, um auf ſeinem Gute Engelsruh die langentbehrte Ruhe genießen zu können. Schwanenfeld hatte ſeinem Freunde alles hier eingerichtet, das durch die lange Abweſenheit verfallene Haus wieder in Stand geſetzt, den Garten geordnet und die freundlichen, aber verwilderten Parthien am lieblichen See wieder ſo viel, als die kurze Zeit es erlaubte, verſchönt und bepflanzt.

So verſchieden auch Beide an Jahren und

Character waren, so innig liebten und schätzten sie sich. Der ruhige, alles planmäßig ordnende Schwanenfeld, der nur immer erst nach reiflicher Ueberlegung handelte, konnte doch mit innigem Wohlgefallen stundenlang den lebendigen, oft schwärmerischen Wellbach anhören, wenn dieser das Buch seines unstäten Lebens aufschlug, einige Bruchstücke daraus mit den lebendigsten Farben vortrug und ihn dadurch unbemerkt in seine eigne Jugendzeit zurück führte.

Der Major, auch Witwer, hatte nur ein Kind. Sein Robert war aus Neigung Soldat, und stand bei einem Cüraſſier-Regimente in einer entfernten Provinz. Daß gegenseitige Neigung eine Verbindung zwischen ihren Kindern herbei führen möchte, war ein Lieblingswunsch der beiden Freunde, wenn sie so im traulichen Gespräch sich in die Zukunft hinein plauderten, nur über das Wie? waren sie nicht einig, denn Wellbach verlangte die blonde Emilie — für seinen Krauskopf; Vater Schwanenfeld wollte sie aber nur unter der Bedingung geben, daß der Wildfang seinen Abschied nehmen und auf Lindenbruch in stiller Einförmigkeit sein Leben an der Hand dieses sanften Wesens beschließen sollte. Wenn er das nicht will, so mag er Bertha neh-

Bei dieſen Worten ließ die Dame den Schleier ſinken und Julia ſelbſt ſtand vor ihm.

„Ihr erſtaunt, Herr Herzog“ ſprach ſie „mich hier und in mir die Unbekannte zu ſehen, die Euch zum Kampfe gegen ſich ſelbſt aufforderte und die Euch des Scherzes und der Ueberraſchung wegen im Namen der Gräfin Gagliano hierher beſchieden hat. Ihr kennt die Launen der Weiber gewiß zu gut, um nicht nachſichtig gegen ſie zu ſein und auch mir nicht die meinige zu verzeihen. Ich hatte ſo viel von Euch vernommen, der Ruf von Eurer Galanterie und Euerm ritterlichen Weſen, war ſo laut bis zu uns gedrungen, daß mir auf einmal die Luſt ankam, Beides auf die Probe zu ſtellen. Ihr habt ſie beſtanden und der Himmel war mir gnädig, daß er ſowohl Euch, als den Marcheſe vor jedem Unfall bewahrte. Lange war ich nun unentſchloſſen, ob ich Euch in der Ungewißheit laſſen ſollte, aber meine Eitelkeit erlaubte es nicht, ich mußte den gefeierten Herzog von Nemours als meinen Ritter vor mir ſehen und ihm dies von mir geſtickte Wehrgehenk als Dank ſelbſt überreichen.“ Dies ſagend, reichte ſie ihm ein ſchön geſticktes Wehrgehenk, das er lächelnd annahm.

„Signora!“ ſprach er „Was Ihr mir ſo eben geſagt, dünkt mir ein wenig wunderbar. Gegen ſich ſelbſt einen Kämpfer aufzufordern, der, bei Gott, nicht als der Schlechteſten Einer bekannt iſt, iſt mir neu und hörte ich es nicht aus Euerm Munde, ſo könnte ich es kaum glauben. So aber — verzeiht mir Dame — muß ich Euch fragen, wozu es führen ſoll? — Zum Scherz dächte ich

men, dieſe iſt das Herumziehen in der Stadt gewohnt, die ſchwärmt von einem Ball zum andern, aus dem Conzert in das Schauſpiel, und kömmt ſie einmal nach Lindenbruch, ſo ſcheint ſie blos Nahrung für ihre Phantaſie hier zu ſuchen. Der Biene gleich verläßt ſie die Blume, wenn ſie den Honig aus ihrem Kelch geſogen hat. Die paßt beſſer für ihn; meine Emilie iſt zu ſtill.

Aber lieber Herr Hauptmann, ſagte Paſtor Ehrberg, der mit den beiden Kriegsleuten ein herzliches freundſchaftliches Kleeblatt bildete, wenn aber die jungen Leutchen, wenn nun Fräulein Bertha dem Herrn von Wellbach nicht gefiele, oder umgekehrt?

Dann, beſter Freund! fiel ihm der Major in's Wort, dann bewahre Gott, daß wir das Glück unſrer Kinder unſern Lieblingideen opfern wollten. Gott behüte mich, Ehen zu ſtiften oder die jungen Herzen zu einander leiten zu wollen. Man überlaſſe dies dem Herzen ſelbſt und gönne der Jugend den Traum der Liebe, gönne ihr die eignen Flügel ſich den Gegenſtand der Wahl des Herzens zu ſuchen, und die eignen Augen ihn zu erkennen.

Laſſen Sie uns ſchnell das Kapitel enden, lieber Paſtor, ſagte der Hauptmann, denn kömmt

hier unser Freund erst auf dies Thema, dann ist er unerschöpflich; überdies sehe ich Emilie mit dem Kaffee kommen, und ich glaube, das liebe Kind verständ' Deine erhabene Sprache nicht einmal.

Verstehen? erwiderte der Major: Alter Freund! im neunzehnten Jahre ist die Sprache der Liebe jedem weiblichen Herzen verständlich. Nicht wahr, mein geistlicher Herr, wie die Apostel mit allen Zungen redeten und alle Sprachen verstanden, so wird auch diese dem Herzen verständlich und noch dazu oft ohne Eingebung des heiligen Geistes.

Emilie brachte den Kaffee, gab dem Vater die Pfeife, zündete den Wachsstock an, hielt den brennenden Fidibus hin und sah den Vater dabei mit ihrem großen Veilchen-Auge freundlich an.

Wahrlich, Emilie! sagte der Major, ich glaube Dein dunkelblaues Auge könnte eben so zünden, wie Dein chemisches Feuerzeug, wenn Du nur wolltest.

Herr Major! sagte sie scherzend, an Ihnen möchte ich wohl den Versuch wagen.

Spotte nicht liebes Kind; ich fürchte meine Jahre würden mich nicht vor Thorheit schützen,

wenn Du mich so recht innig und herzlich mit Deinen freundlichen Augen anblicktest. — Darum versuche es lieber nicht und verspare Deinen Zündstoff auf schönere Zeiten.

Der Rittmeister von Hallberg wünscht seine Aufwartung zu machen, meldete ein Bedienter.

Er sei uns willkommen? rief der alte Hauptmann freudig aus.

Vielleicht ein Schwefelhölzchen, liebe Emilie, an dem sich der Brennstoff Deiner Augen versuchen könnte, meinte der Major. — Emilie wurde roth.

Ein Freund meines verstorbenen Sohnes, sagte der Hauptmann gerührt, und das Schmerzliche seines Verlustes lebte bei diesen Worten von neuem in seinem Vaterherzen auf.

Der Rittmeister kam, der Alte eilte ihm entgegen und drückte ihn, von Schmerz ergriffen, an seine Brust.

Hallberg hatte den schwer verwundeten Freund mit brüderlicher Liebe bis an seinen Tod gepflegt. Die letzten Worte, die der Sterbende seiner geliebten Emilie geschrieben, waren die innige Bitte, seinem Freunde zu lohnen, was er so treu um ihn verdient habe. Jahre waren seitdem vergangen und Hallberg war nicht erschienen; nur

ſparſam war der mit Vater Schwanenfeld angeknüpfte Briefwechſel fortgeſetzt worden. Jetzt auch aus Militairdienſten getreten, hatten ihn häusliche Verhältniſſe in ihre Nähe gebracht, und er konnte der ſchon ſo oft an ihn ergangenen Einladung nicht widerſtehen, den Vater ſeines Freundes zu beſuchen.

Alle durch die Zeit ſchon längſt vernarbten Wunden riß ſein Anblick von neuem wieder auf. Als der Vater die Hand drückte, die ſeinem Eduard die Augen geſchloſſen hatte, fühlte er noch einmal ſchmerzlich tief den Verluſt ſeines Kindes, und Emilie ward ſonderbar ergriffen, als der Mann vor ihr ſtand, an den ſie die Schuld ihres Bruders abtragen ſollte.

Auch der Major fand in ihm einen Freund ſeines Roberts, und damit er Keinem fremd blieb, ſo überreichte er dem Paſtor einen Brief ſeiner Tochter Pauline, die ſeit einiger Zeit bei ihrer verheiratheten Schweſter in der Stadt lebte und nun bald zurück erwartet wurde.

Die erſten Tage, welche der Rittmeiſter Hallberg in Lindenbruch zubrachte, waren der Trauer geweiht. Die kleinſten Umſtände von dem Tode des geliebten Sohnes mußte er dem Vater, der Schweſter erzählen; was er gethan, geſagt hatte,

die geringfügigsten Umstände wurden mit hohem Interesse behandelt und so der Schmerzenskelch bis auf den letzten Tropfen geleert.

Doch flüchtig wie die Freude, so ist auch der Schmerz. Bald wurden die Tage fröhlicher durchlebt. Der Hauptmann zeigte dem Neuangekommenen seine Anlagen und wanderte mit innigem Behagen unter den herrlichen Obstpflanzungen, die sich jetzt dankbar mit ihren lieblichen Früchten ihm entgegen bogen. Er zeigte ihm seine ganze Wirthschaft, führte ihn auf seine Felder und freute sich nicht wenig, daß Hallberg an allen diesen Sachen Theil nahm, und wenn er auch bei der eigentlichen Landwirthschaft wohl den Mangel an praktischer Kenntniß nicht verbergen konnte, so zeigte er doch überall, daß er viel gelesen habe und entzückte den Hauptmann, da er ihm im Treibhaus fast alle Namen der ausländischen Gewächse nennen konnte.

Wenn der Mensch in stiller Abgeschiedenheit von der Welt nur einer Lieblingsidee nachhängt, so ergreift es ihn immer wohlthuend, wenn ihn für diese ein reges Mitgefühl anspricht. Er konnte gegen seine Freunde die Freude nicht verbergen, welche ihm Hallberg verursachte, und es war ihm daher höchst angenehm, als ihm

der Prediger versicherte, daß auch seine Tochter in ihrem Briefe den Rittmeister als einen sehr gebildeten, allgemein geschätzten Mann geschildert habe.

Aha! sagte der Major lächelnd, vielleicht zog ihn die fröhliche Pauline nach Lindenbruch?

Sie irren, bester Freund, entgegnete der Prediger. Das einzige, was Pauline an ihm tadelt, ist eine Neigung, die er in früherer Zeit für ein Mädchen gehabt haben soll, welche ihn durch ein brillantes Aeußere und durch Talente fesselte, in deren Herzen er sich aber getäuscht fand, und sie deshalb verließ. Pauline kennt sie, und kann nicht begreifen, wie dieser Mann sich an ein weibliches Wesen ketten konnte, das Alles an und in sich bildete, nur nicht das Herz.

Das kann ich mir sehr leicht denken, sagte der Major. Die Talente, die das Weib nur für uns zu entwickeln scheint, schmeicheln zu sehr unserer Eitelkeit und bestechen unsere Sinne. Ist nun noch überdies diese Gebildete schön, so nehmen wir, durch Geist und Auge verführt, so leicht die Worte für wahre Empfindungen und glauben, das Herz fühle so tief, als die reizenden Lippen es aussprechen. Nichts ist für

den gebildeten Mann gefährlicher, als ein schönes, talentvolles, aber herzloses Weib.

Der Herr Major scheinen ein großer Weiberkenner zu seyn? unterbrach ihn Pastor Ehrberg.

Leider, mein würdiger Freund! ich habe diese bischen Weisheit theuer erkaufen müssen, und doch schützt sie mich noch nicht vor dem trügerischen, feenartigen Geschlechte, das uns bezaubert, um uns in seinen Banden, als Narren in Circe's Stall sperren zu können. Wer nicht, wie hier unser ehrenwerther Hauptmann, schon frühe ihnen Valet sagen und resignirt die lieblichen Geschöpfe seiner Jugend-Phantasie mit seinen Rosen und seinen Kamelien vertauschen konnte, dem glückt es nicht, sich so bald aus ihrem Zauber-Kreise zu bannen. Mir hat es nicht gelingen wollen; ich sehe in jedem Blumenstrauß, den mir die leichtgeschürzte rothwangige Tochter meines alten Gärtners bringt, eine Musterkarte der Vergangenheit. Jede Blume hat für mich ihre sinnige Deutung, und in jeder erblick' ich einen Engel oder einen kleinen Satan aus früherer Zeit, der mich geneckt oder beglückt hat, an jeder hängt eine Erinnerung wie Thau-

tropfen eines Frühlingmorgens, den die Mittagsonne einsaugt.

Emilie und Hallberg kamen aus dem Bosket auf sie zu. Sieh', alter Freund, fuhr der Major fort, sehe ich so die Jugend mit der Jugend Arm in Arm daher wandeln, so möchte ich mit Ingrimm die Zeit beim Schopf fassen, und ein fürchterliches: Stehe, oder geleite mich zurück! — ausrufen. Aber die Alles Verschlingende lacht mich aus, entflieht und ich stürze ihr fruchtlos nach.

Jede Jahreszeit, lieber Major, hat ihr Schönes, sagte Ehrberg. Der Frühling ist zum Entfalten, der Sommer zum Genuß, der Herbst zur Reife.

Und der Winter? fiel ihm lebhaft der Major in die Rede.

Zur Ruhe.

Das ist es eben, das abscheuliche Wort, was ich so gern aus dem Wörterbuche des Lebens streichen möchte. — Ruhe ist das Fürchterlichste, was ich mir denken kann, das Schrecklichste im Leben, wenn unsere Phantasie mit Jugendkraft emporstrebt, und die alte Karkasse nicht mehr mit will, der welke Körper von dem Geistes-

hauch, wohl aufgefrischt, immer wieder in sich versinkt.

Der Hauptmann lachte. Laß Dich pfropfen, Freund, sagte er, oder besser noch, kopuliren, so treibst Du wieder neue Zweige, Blüth' und Früchte.

In der alten Rinde, sagt mein verständiger Gärtner, saugt sich kein junges Reis mehr an. Es ist aus mit uns; dort geht Dein Pfropfreis, das meinige haust am Rheine, erwiderte der Major. Sie mögen Blüth' und Blätter treiben, unser Auge mag sich an ihrer Frische weiden, aber aus dem innern Marke, aus dem Safte, der den alten Stamm durchzieht, hier aus dem innern, noch laut klopfenden Herzen, da springt keine Blüthe mehr hervor — und das ist doch traurig!

Emilie war näher gekommen; sie war mit Hallberg über den Fluß in der neuen Anlage gewesen, da wo die hohen Silber-Pappeln in seiner Krümmung ein liebliches Plätzchen bilden, welches Hallberg ausnehmend schön gefunden hatte. Dort, mein lieber Vater, sagte Emilie, müßte eine kleine Einsiedelei in dem Ulmengebüsch unter den drei großen Bäumen einen recht schönen Effect machen. — Es ist Alles auf die-

diesem Puncte wie dazu bestimmt. Die beiden Lerchenbäume, die in einiger Entfernung von diesem Plätzchen stehen, bilden den Eingang, der grüne Platz vor den Pappeln wird erweitert, unter ihren Schatten blickt dann die mossige Hütte mit ihrem Kreuz auf dem Thürmchen Andacht erweckend hervor.

Und vorn auf der Rasenbank, unterbrach sie der Major, sitzt der alte Eremit, ein heiliges Buch in seiner knöchernen Hand und meditirt, nicht wahr? Dazu könnt Ihr mich gebrauchen, denn wird es nicht bald anders mit mir, so mache ich es wie der heilige Augustin und wandte in die Wüste.

Das gebe Gott nicht, sagte Emilie und hing sich freundlich an seinen Arm. Bleiben Sie bei uns, wo Freude und Zufriedenheit uns umweht und den Kummer verscheucht, und wo Ihr fühlendes Herz gewiß geschätzt, geehrt, erkannt

Aber nicht geliebt wird, sagte lachend der Major, nahm Emiliens Hand und schlenderte mit den Uebrigen nach dem stillen Plätzchen, welches von Beiden zur Anlage der Einsiedelei ausersehen war.

Sie fanden es traulich und heimlich, aber Wellbach meinte: Es ist doch sonderbar, wie die

mich, zum Ernſt den Marcheſe Pescara zu gut; habt die Güte, Euch deutlicher auszuſprechen.“

Julia errötbete „Sollte ich mich in dem Herzog von Nemours geirrt haben?“ ſagte ſie empfindlich „Sollte er ſich einer Dame ſo unzart nahen, wie er ſtürmiſch in der Schlacht ſeinem Gegner entgegen tritt?“

„Verzeiht, Dame!“ unterbrach ſie der Herzog „Euer ſtolzes Benehmen, das ich heute zu bemerken Gelegenheit hatte, läßt mich an meinem Glücke zweifeln und ohne die Ausſicht nach ſolchem, dünkt mir das Abenteuer ein we=nig langweilig. Ihr ſeid ſchön, ſehr ſchön; morgen, zu jedem Tage werfe ich den Fehdehandſchuh hin und kämpfe mit Jedermann, für Eure Schönheit; aber für die Dame eines Andern das nämliche zu thun, das ſteht nicht im Renè's von Anjou Geſetze des cour d'amours. Die Lanze einzulegen, damit meinem Gegner der Minnelohn und mir ein Wehrgehenke wird — Nein, Julia Gonfalieri; ſo ſchön Ihr ſeid, das gnügt mir nicht!“

„Ihr ſeid ungeſtüm, ungenügſam, Herzog von Ne=mours“ nahm die Dame das Wort. „Ich dächte, daß Ihr mich um dieſe Zeit und an dieſem Orte ſehet, könnte euch ſchon genug ſein. — Setzt Euch, erzählt mir von er wunderbaren Frau, die in ihrem Alter Euern König noch ſo zu feſſeln verſteht, erzählt mir von Diana von Poitiers und von den Galanterien Eures Hofes, vielleicht — wird die Zeit uns ſchnell vorübergehen und ich werde es nicht zu bereuen haben, daß ich Euch zu mir beſchied. Setzt Euch neben mich, Herr Herzog, und zeigt, daß Ihr dienſtfertig, als tapfer ſeid.“

Geselligkeit durch Schwarzdorn und wilde Rosen sich zu dieser Einsamkeit hindurch gewunden hat. Nur die Schickung des Himmels muß Euch hierher geführt haben, um diese heilige Stätte aufzufinden, damit hier ein Bruder Eremit, in Abgeschiedenheit von der Welt, dem Anschauen des Heiligsten sich hingeben könne. Ich wette, Ihr habt schon im Voraus in den Himmel gesehn, der sich erst dem Heiligen eröffnen soll.

Verlegen pflückte Emilie ein am Wege blühendes Veilchen.

Gieb Deinem Begleiter nur die stille Blume, liebe Emilie, er findet sich durch sie gewiß in seinen Himmel zurück, sagte der Major.

Vater Schwanenfeld fand das Plätzchen allerliebst. Der freundliche Weg über die Brücke, die schöne blühende Wiese und dies Ulmengebüschchen, über welches die schattigen Bäume so stolz hervorragten, dies war dem ewig Schaffenden zu einladend, die dringenden Bitten Emiliens waren zu herzlich, und Hallbergs Phantasie zu lebhaft-schildernd um nicht sogleich die neue Anlage zu beschließen.

Bis diese neue Schöpfung beendet war, mußte nun freilich Hallberg schon in Lindenbruch blei-

ben und seine früher beschlossene baldige Abreise verschieben. Er hatte die Zeichnung zu dem Häuschen und dessen Umgebungen gemacht, und konnte es deshalb dem Hauptmann nicht füglich abschlagen, das einmal angefangene Werk auch zu vollenden. Aber bald machte der Major die Bemerkung, daß Hallberg seine Lieblingsidee nicht mit der Thätigkeit in Ausführung brachte, die er ihm wohl zugetraut habe, denn er hatte nur wenige Arbeiter angestellt und den alten invaliden Zimmermann aus Menschenliebe, wie er vorgab, allein zum Bau dieses heiligen Hauses bestimmt.

Mit dem Kreuze, das auf das Thürmchen gepflanzt wurde, trat auch die Abschiedsstunde ihm näher und Hallberg und Emilie fühlten, daß der Zauber der Liebe sie ergriffen habe. Die liebende, sorgsame Tochter, die thätige Hausfrau, die wohlthätige Versorgerin der Kranken und Hülflosen hatte in ihm ein neues Ideal von weiblicher Vollkommenheit gebildet und das aus früherer Zeit verdrängt. Sonst zog ihn das Glänzende nur an, und obgleich schon öfters durch diese schimmernde Außenseite getäuscht, konnte er sich doch nie aus diesem Zauberkreise heraus reißen, in welchen ihn Gefühl für Kunst

und Talente, Eitelkeit und Sinnlichkeit verſetzte. Er kannte noch nicht den Zauber der reinen, ſtillen Gemüthlichkeit; ihm war bis jetzt das Anziehende eines ſanften, ſeelenvollen, ruhigen Blickes unbekannt geblieben, und erſt in dem Kreiſe dieſer guten Menſchen mußte er fühlen lernen, was wahre Liebe, wahres häusliches Glück ſei.

Am meiſten trug der Major zu dieſer Sinnesänderung bei. Gleich Hallberg mit warmer, glühender Phantaſie, mit regem, thätigen Leben Alles ergreifend, Alles wo möglich verſchönt ſich malend, den Menſchen entweder zum Engel erhebend, oder zum Teufel erniedrigend, hatte dieſer Mann einen tiefen Sinn für häusliches Glück, und ſeine gemachten Erfahrungen hatten ihm den Werth einer ſtillen, anſpruchloſen, ſanften Hausfrau zu hoch ſchätzen gelehrt, als daß er nicht in Emilien ein vollkommenes, weibliches Weſen erblicken ſollte.

Der Major ſah Emiliens ſtille Neigung für Hallberg ſich entfalten, er ſchätzte den jungen Mann, der ſich ihm zutrauungvoll näherte und ſo entſagte er willig der Freude, Emilie als ſeine Tochter zu ſehen, und freute ſich einer Neigung, die ganz mit den Wünſchen ſeines

alten Freundes übereinstimmte. Da Hallberg schon mehre Male geäußert hatte, daß er sich mit seinem mäßigen Vermögen ankaufen und dem Landleben widmen wolle, so konnte er auf Lindenbruch bleiben und sein Vermögen auf irgend eine Art hier anlegen. Alle diese Umstände ließen den Major diese Verbindung wünschen. Sein Robert, zwar nicht der kompetenste Richter über den soliden Werth eines Mannes, hatte ihm über Hallberg recht viel Gutes geschrieben, die anderweitigen Erkundigungen, die er über ihn eingezogen, waren alle zu seinem Vortheile, und von keiner Seite traf eine beunruhigende Antwort ein. Er fand hierin einen hinreichenden Grund die aufkeimende Neigung zu pflegen, und als Hallberg sich einst über die Vorzüge der hohen geistigen Bildung aussprach, hatte er ihm unverholen Emilie zum Beweis des Gegentheils aufgestellt und behauptet, daß in dem stillen, geräuschlosen, ehelichen Leben, wo der Mensch in die wirkliche, handelnde Welt eintritt, nur ein Charakter, wie der dieses Mädchens, ein gewisses Glück darböte.

Die Einsiedelei war beendet; der kommende Tag sollte der Tag der Trennung seyn. Schon breitete der Abend seine grauen Flügel über die

stille Natur, nur Hallbergs und Emiliens Herz theilten nicht die Ruhe des friedlichen Abends. Sie mußten sich trennen, sie sollten in ihrer Brust die Empfindungen verschließen, die ihren Kerker zu zersprengen drohten. Ein innerer Drang führte sie nach dem Plätzchen, das ihre Liebe sich gebaut. Hier setzten sie sich schweigend auf die Rasenbank vor der Hütte und ohne es zu wollen, hatten ihre Hände sich gefunden, sich berührt, sich geeint; vom Mondlichte beleuchtet, traf sein Blick ihr Auge, und fand seinen Himmel offen. Der leise Druck seiner Hand durchzuckte das Mädchen, zitternd ließ sie sie in der seinen ruhen und ihr Veilchenauge flehte innig: Vergiß mein nicht! Was sie lange in ihrem Herzen verborgen, brach hervor; die Stunde der Trennung schloß den Bund der Liebe.

Emiliens blonder Lockenkopf ruhte an seiner Brust, sein Hauch kühlte ihre glühende Stirn, sein Herz klopfte dem ihrigen entgegen, da blickte sie auf nach dem Geliebten und fuhr erschrocken zurück, als der Major mit freundlichem Lächeln vor ihnen stand, und: Gott segne Euch, meine Kinder! im herzlichsten Tone ihnen zurief. Erst jetzt erkannten sie sich wieder, erst jetzt fand Hallberg Worte für ein Gefühl, das

ihm so neu, so überraschend gewesen war; nur erst jetzt vermochte er mit Leidenschaft: O, wie lieb' ich Dich, meine Emilie! auszurufen.

Der Major blickte mit gerührtem Herzen auf Beide und dachte wohl an manche dahin geschwundene Stunde seines Lebens, wo er, gleich ihnen, des Himmels Nektar zu schlürfen wähnte, und wo es doch nur der Leidenskelch der Prüfungen gewesen war, den er an seine lechzenden Lippen gesetzt hatte. Kinder! sagte er nach einer Pause und ergriff ihre Hände, kommt zu Eurem alten Vater, damit dieser Eure Liebe segne und Euern Bund heilige.

Sie gingen. Gerührt legte der alte Hauptmann die Hände der Liebenden in einander und sagte mit gepreßter Stimme: Das Beste was ich habe, mein innigstgeliebtes Kind, meine Pflege, meinen Trost im Alter, den Engel meines Lebens leg' ich in Ihre Hand, junger Mann! Erkennen Sie ihren Werth! beglücken Sie durch Lieb' und Treue ein Herz, das zu gut für diese Erdenwelt ist, machen Sie mein Kind glücklich — und Gott wird Sie dafür segnen.

Der andere Morgen sah die ersten Thränen dieser jugendlichen Liebe. Sie trennten sich, doch

nur auf kurze Zeit; in wenig Monden ſchon, ſo wünſchte es der Vater, ſollten ſie auf ewig verbunden werden.

2.

Ich lobe Dich deshalb, ſagte am andern Tage der Major zum Hauptmann, da das Kleeblatt beim Thee im traulichen Geſpräch verſammelt ſaß, daß Du die Hochzeit ſo früh beſtimmt haſt. Ich haſſe den langen Brautſtand, und für meine Ungeduld iſt es etwas Drückendes, dieſes ewige Harren und Hoffen, ſelbſt für den Ruhigen, Gelaſſenen nützt es im Leben nicht. Dieſe Zeit iſt die Zeit der unwillkührlichen Täuſchung; man betrügt ſich gegenſeitig, jeder ſucht ſich da in einem ſchönen Lichte zu zeigen und die Opfer, die man verlangt, werden ſo gern und ſo willig gebracht, man iſt ſo ſanft, ſo beſcheiden, ſo nachgebend! — Das Schlimmſte hiebei iſt, daß man Alles als Ideal vor ſich ſieht, und ſich ſpäter in der Wirklichkeit ſo unglücklich fühlt. Die holde Braut, die mit der höchſten Weiblichkeit unſre tyranniſche Laune erträgt, die mit engelgleicher Milde in

jeden Plan der Zukunft, in jede unserer Phantasieen einging, tritt als Hausfrau in einer ganz andern Gestalt vor uns, wenn sie berathend, warnend nicht unsre Meinung theilt; sie wird für uns zur Xantippe, weil wir sie uns überirdisch, gleich einem Engel dachten, und die kleinen Fehler, die wir leicht übersehen und ertragen hätten, wären wir mit klarem Blick in den Ehestand getreten, werden unverzeihliche Schwächen und Mängel. Auch die Jungfrau täuscht sich. Der sanfte, nachgebende, in ihre kleinsten Launen sich fügende Mann, tritt als Herr in seinem Hause auf, und befiehlt, wo er bat, und das geträumte Elysium ist schnell verschwunden. Deshalb rathe ich immer: schnell zum wirklichen Leben geeilt, schnell aus diesem Nebelkreise, der das klare Auge umgiebt, und mit allen Fehlern und Mängeln, die noch keine Phantasie verschönt, mit allem Guten und Menschlichen, was noch kein Liebesrausch idealisirt hat, in's Ehejoch hinein; sich Gott, dem Schicksal und seinem Herzen anvertraut, und dann, Gott befohlen.

Ich weiß doch nicht, sagte der Prediger, ob ich Ihnen hierin beipflichten soll. Es ist doch auch wohl nöthig, daß man sich früher kennen

lernt, um desto leichter die gegenseitigen Fehler zu tragen.

Mit nichten, würdiger Freund! Früher, ehe sich die Herzen gegenseitig aufgedeckt und sich liebend umfangen hatten, ja da ist die Zeit der Prüfung — mit dem Jawort ist sie vorüber, da tritt die Zeit der Täuschung an ihre Stelle.

Ich pflichte Dir bei, sagte der Hauptmann. Entweder die Liebenden vergehen vor Wonne in dieser Zeit, oder sie quälen sich zu Schatten. Die Zeit der Hoffnung bleicht die Rosen; die Sonnenhitze, so wie der Nachtsturm, schadet ihrer zarten Blüthe.

Während dieses philosophischen Gespräch's des Triumvirats saß Emilie allein auf der Rasenbank und genoß träumend noch einmal die Seligkeit von gestern. Aber auch mit diesen Wonneträumen trat die Wirklichkeit vor ihren Blick, und so innig, so warm sie auch fühlte, so sagte ihr doch ihr klarer Sinn, daß diese Wonne nicht ohne Schmerz, der azurne Himmel ihr nicht ewig ohne Wolken erscheinen könne, und der feste Wille zum Guten, gründete den Vorsatz in ihrem Herzen, treu zu lieben, treu aber auch zu dulden und zu tragen. Sie wallfahrte nun zum Grabe ihrer früh entschlafenen

Mutter und stärkte ihren Willen durch die Erinnerung an diese zu früh dahin geschwundene sanfte Heilige.

Ihr war jetzt die Nachricht doppelt erfreulich, daß die fröhliche Pauline, die Tochter des Prediger Ehrberg, ihre liebe einzige Freundin, in diesen Tagen wieder nach Lindenbruch zurückkommen würde. Vor dieser hatte sie kein Geheimniß; diesem treuen Herzen konnte sie ihr Glück offen, ganz so, wie sie es selbst fühlte, mittheilen; und welches liebende Herz sehnt sich nicht nach dem Busen, in dem es seine Empfindungen niederlegen kann?

Der Major, welcher fast keinen Tag von Lindenbruch wegblieb, hatte bemerkt, daß Emiliens Wallfahrten nach der Einsiedelei immer häufiger wurden; er neckte sie deshalb und meinte, der Einsiedler, der die stille Clause bewohne, müsse sie sehr anziehen, und er sehe sich genöthigt, ihren Hallberg davon zu benachrichtigen. Emilie antwortete ihm lächelnd: daß eben dieser der Einsiedler sei, der dies stille einsame Hüttchen für sie belebe, und daß sie wirklich dem Himmel für den glücklichen Einfall ihres Wilhelms danken müsse, ihr ein Plätzchen geordnet zu haben, wo bis jetzt noch keine menschliche

Der Herzog bedachte ſich einen Augenblick, ſetzte ſich, beantwortete anfangs einige Fragen nur einſilbig, bald wurde er aber redſeliger und der galante Hof ſeines Königs gab ihm hinreichenden Stoff, die Dame zu unterhalten.

Während er der Signora manches erzählen mochte, hatten ſich ſeine Diener ohnfern des Pavillons gelagert und der Chevalier, an ſeinen Engelskopf denkend, ſchritt, das Schwert unter dem Arme, rüſtig auf und ab. Aber endlich mochte doch ſeine rege Einbildungskraft nicht ſo viel Stoff an der Erſcheinung der ſo ſchnell verſchwundenen Schönen finden, als der Herzog Stoff zum Erzählen an dem Hofe Heinrich II., denn die Zeit begann ihm lang zu werden und eine Stunde verging nach der andern; ſchon war Mitternacht längſt vorüber und der Herzog erſchien immer noch nicht. Da ward er, als ſchon die Sterne zu bleichen begannen, unruhig, nahte ſich der Thüre, klopfte mehreremale und wollte ſie eben öffnen, als der Herzog heraus trat.

„Gott gedankt, daß ich Euch ſehe!“ ſagte der Chevalier „Ich wurde wirklich um Euch beſorgt.“ Der Herzog lächelte, erwiederte jedoch nichts; Moncho fragte nicht weiter nach dem Vorgefallenen und ſo gingen ſie, von dem nämlichen Diener geführt, nach ihrer Wohnung zurück.

5.

Am andern Morgen, kaum daß er aufgeſtanden war, erhielt der Herzog ſchon wieder einen Brief und ſchüttelte,

Seele ſie geſtört habe. Es iſt ſonderbar, fuhr ſie fort, jedesmal, wenn ich zwiſchen den beiden Lerchenbäumen durchgehe und den gebogenen Weg zwiſchen den Ulmen wandle, und mich nun wende, und plötzlich vor der Einſiedelei ſtehe, iſt es mir, als ob mir dort ein lebendes Weſen entgegen treten und mich in ſeine ſtille Clauſe einladen müſſe! — Der Major lächelte. Warum denn immer bei meinem Ernſte dieſen Spott, lieber Major? Mir iſt jetzt Alles ſo neu, ich bin mir ſelbſt oft fremd; ſage ich Ihnen nun ſo recht herzlich, wie ich denke, wie ich fühle, ſo lächeln Sie, oder vielmehr belachen mich.

Gutes Kind! erwiderte dieſer, ich belache Sie wahrlich nicht; dies Lächeln gilt nur mir. Scheuen Sie ſich nie, in keiner Epoche Ihres Lebens, im Glück oder im Unglück, mir Ihr Herz zu öffnen; immer werden Sie in dem meinigen Mitgefühl und in dem Schatzkäſtchen meiner Erfahrung einen guten Rath finden, worin ich leider für Andere mehr geſammelt habe, als für mich ſelbſt.

Emilie drückte ihm die Hand. Lieber Herr von Wellbach, ſagte ſie nun, ich will Ihnen gleich mein Zutrauen beweiſen und an Sie eine Frage thun, um deren Beantwortung ich Sie bitte.

Jedesmal, wenn ich des Morgens beim Sonnen-Aufgang mich auf diese Rasenbank setze und hinter dem niedern Gebüsch die Sonne aufgehen sehe, da tritt mein Leben und mein Glück so lebhaft vor mich. Ich fühle, daß alle meine Empfindungen und Wonnen in meinem Herzen schlummerten, wie diese Sonne im Schooße des Meeres; sie steigt auf; ihr milder Strahl röthet mein Antlitz, sie schlürft den Thau von Blüth' und Blumen, und beginnt nun freundlich und wohlthuend ihren Lauf; so auch ich! — Die Nacht ist erhellt, ein neues nie gekanntes Gefühl erhebt mich, und steigt an meinem Lebenhorizont herauf. Ich fühle, diese Sonne wird auch meine Thränen einsaugen, und die Knospe meines Lebens entfalten; aber wenn mir nun der Busen zerspringen möchte vor Freude und Wonne, wenn ich dankbar mein Auge zum Himmel erheben will und ihn preisen, daß ich jetzt schon, und doch nur an der Hand der Hoffnung so glücklich bin — dann tritt die sinkende vor mich und taucht sich blutroth im Horizontmeere unter; dann ergreift mich eine unnennbare Angst, und die gefürchtete Zukunft verschlingt das Glück des Augenblicks.

Liebe Emilie! sagte der Major theilnehmend,

ehe die Lebensorme ihren Halbkreis beendet hat, formen ſich gewöhnlich, zwar nicht immer unſre Gefühle nach dem Standpunkte, worauf die Zeit uns geſtellt hat. Steigen wir auf, ſo hebt uns die Hoffnung, gehen wir unter, dann iſt es die Sehnſucht, die uns hinüber zieht.

Nein, lieber Major, Sie verſtanden mich nicht. Als Bild des Lebens habe ich mir als Kind ſchon die Sonne gedacht. Wir kommen, wandeln und gehen wieder. Aber jetzt, hier legte ſie die Hand an's Herz, jetzt iſt ſie das Bild meiner Liebe, ach und die müßte doch nie untergehen.

Sie wird, wenn ſie auch am Abend nicht mehr glühend Sie beſcheint, Sie doch immer noch erwärmen, liebe Emilie, in Ihrem Herzen aber gewiß nicht eher untergehen, als mit dem Leben!

Sie drückte ihm innig die Hand und die ruhige Freundlichkeit kehrte bald mit der Thätigkeit in ihrem Madonnenblick zurück.

So ernſt dies Geſpräch auch geweſen war, ſo gab es doch einem launigen Einfall des Majors ſeine Entſtehung. Mit ſeiner lebhaften Phantaſie Alles ſchnell ergreifend, überlegte er oft die Folgen eines gut gemeinten Scherzes nicht.

Am andern Morgen, ehe es noch tagte, saß er in einer grauen Kapuze und Kutte mit einem langen weißen Barte und einem Folianten in der Hand in meditirender Stellung vor der Einsiedelei. Er freute sich schon im voraus auf Emiliens Ueberraschung; hauptsächlich aber wollte er durch diesen Scherz und durch den Eindruck, den dieser alte Kauz auf sie machen mußte, die zu sentimale Erinnerung, die sie zu diesem Plätzchen begleitete, verscheuchen und gewissermaßen die Heiligkeit dieses Ortes profaniren.

Eine ganze Stunde saß er schon vergebens von einer kalten Morgenluft angeweht im Thau und bald fing die Parthie an, ihn zu langweilen. Die Sonne war schon hinter dem Gebüsch hervorgetreten und schien ihm hohnlächelnd in's Auge zu blicken; da rauschte etwas und der Einsiedler nahm schnell seine Stellung an, doch zog die Neugierde den Blick nach dem Fußpfade hin.

Ein weißes Gewand schimmerte durch die grünen Blätter — er sah eine Gestalt, die ihm jedoch kleiner, als die Emiliens erschien, sich durch die Krümmungen des Weges winden; die Gestalt trat hervor und mit einem lauten Schrei stürzte sie zu Boden.

Er eilte hinzu, schleuderte den Folianten weit weg, ergriff die Gesunkene und trug sie in die Hütte auf das Ruhebett. Es war Emilie nicht. — Bleich wie der Tod, eiskalt lag ein junges Mädchen im Morgenanzuge, geschmackvoll und elegant gekleidet, vor ihm, — er wußte vor Angst nicht, was er thun sollte, und fühlte nur, daß sein unüberlegter Scherz die Ursache dieser unangenehmen Begebenheit sei. Kein Wasser war in der Nähe, des Flusses Bette zu steil, er auch ohne irgend ein Gefäß, um es schöpfen zu können. Seine Lebhaftigkeit, seine Gutmüthigkeit versetzte ihn in quälende Angst. Endlich ergriff er das einzige Mittel, das ihm noch übrig zu bleiben schien. Er ließ seine lieblich Entschlummerte allein und stürzte wie ein Verzweifelnder über die Wiese nach dem Garten. So wie er hinein trat, rief er aus allen Kräften die ihm wohlbekannten Namen. Suschen, des Gärtners Tochter, die Nächste am Wege, blickte auf, sah den alten eisgrauen Mönch wie einen Verzweifelnden auf sie zu eilen, und lief erschrocken davon; Alles floh vor dieser wilden Gestalt. Der Hauptmann und Emilie kamen bei diesem Lärm herbei, sie stutzten, doch lachten sie laut auf, als der Athemlose mit der besten Kraft

seiner

seiner Lunge ihnen entgegen rief: Ich bin Wellbach, der Major Wellbach! und sie ihn erkannten. Er berichtete nun den Unfall. Emilie eilte schnell in's Haus, holte ihr Fläschchen mit köllnischem Wasser, und zerbrach sich unterwegs den Kopf, wer die ohnmächtige Schöne wohl seyn könnte; Neugierde, Theilnahme beflügeln ihre Schritte; sie gelangten endlich zur Einsiedelei, stürzten hinein und fanden sie leer, nur ein paar summende Maikäfer schwirrten ihnen entgegen.

Emilie lachte laut auf; der Major stand wie versteinert und der Hauptmann sagte lächelnd: Der Böse wollte den heiligen Eremiten versuchen und erschien ihm in Gestalt einer lieblichen Sylphide; sie ist verschwunden.

Daß nicht wilde Thiere oder Räuber diese Sylphe entführt hatten, das war ihnen gewiß, eben so sicher vermutheten sie, daß die Ohnmächtige wieder zum Leben zurück gekommen sei und sich schnell entfernt habe; aber wer konnte dies nun gewesen seyn?

Niemanden quälte diese Frage mehr, als den guten Major, dem die liebliche Entschlummerte immer noch freundlich vor Augen schwebte. Seine Phantasie war aufgeregt, er selbst hatte, in

seinem mystischen Einsiedler-Gewand gehüllt, den ersten Act dieser Feerei gespielt und er war selbst so sonderbar überrascht worden. Er forschte überall nach dieser flüchtigen Erscheinung vergebens! Niemand wollte die Fee gesehen haben und der gute Major mußte, mit ihrem Bilde im Herzen, nach Engelsruh zurück reiten.

Doch den Nachmittag trieb es ihn wieder nach Schwanenfeld. Er fand Niemand zu Hause, der Hauptmann war auf's Feld, das Fräulein spazieren gegangen, da schlenderte er im Garten umher, aber unwillkührlich zog es ihn nach der Einsiedelei. Sinnend betrat er die Brücke, ging über die Wiese, doch am Eingang des Ulmengebüsches hielt er plötzlich inne. Alter Narr! sagte er zu sich selbst, bleibst Du denn ewig das Spielzeug Deiner Phantasie? wird denn nie der Zeitpunkt kommen, wo der Perpendikel Deines Herzens in gleich ruhiger Bewegung sich hin und her schaukeln wird? Doch einmal so nahe dem Plätzchen, fiel ihm Müllers Gartenlexikon, dieser Foliant ein, den er in Eile von sich geworfen und nicht wieder mitgenommen hatte; ihn zu holen, trat er in's Gebüsch, aber nur langsam ging er vorwärts. Er konnte es nicht über sich gewinnen, das Bild

des heutigen Morgens aus seiner Erinnerung zu verwischen; immer trat es lieblich und neckend vor ihn hin. Da sah er durch die Zweige ein weißes Kleid schimmern, leise schlich er sich heran und — die Kleine von heute früh saß auf der Rasenbank, in Müllers Gartenlexikon lesend; Emilie saß neben ihr.

Sein Herz klopfte, mit sich selbst unzufrieden, schüttelte er den Kopf und trat näher.

Ach, unser Eremit! rief ihm Emilie freundlich entgegen. Pauline Ehrberg, meine Freundin! fuhr sie fort, ihre Nachbarin vorstellend, die im Gegensatz von dem heutigen Morgen wie eine Burgunder Rose glühte.

Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, mein Fräulein, daß ich heute früh die Ursache einer Begebenheit war, sagte der Major sich fassend.

Die meine Neugierde bestrafte und durch meine kindliche Furcht herbeigeführt wurde, fiel ihm Pauline lebhaft in die Rede. Ich hatte schon gestern Abend durch meinen Vater so viel von dieser reizenden Anlage gehört, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, in aller Frühe, wo ich noch Jedermann im tiefsten Schlafe glaubte, hierher zu wandern, und kam mir auf

dieſer Wallfahrt wie Agathe im Freiſchütz vor, die den Eremiten beſuchen will. Ich dachte mir Alles dies ſo lieblich, ſah im Geiſte die kleine Einſiedelei, die hohen, mir wohlbekannten Silberpappeln, den heiligen Mann in ſtille Andacht verſunken, am Eingange knieen. So träumend näherte ich mich und ſah den Greis, mich mit blitzenden Augen anſchauend, lebendig da ſitzen. Wir Mädchen haben ſchwache Nerven und ich ſchäme mich meines Schrecks, wodurch ich Ihnen ſo viel Mühe machte.

Gern will ich noch einmal die Mühe übernehmen, ſagte der Major. Ich will dem Schickſal herzlich danken, wenn es mir nur immer eine ſo ſüße Bürde zu tragen auflegt.

Pauline wurde noch röther. Emilie, um das Geſpräch, das Beide verlegen machen mußte, abzubrechen, fragte Pauline nach der Stadt und ihren Bekannten, beſonders nach ihrer Schweſter Bertha, die ſie nun ſeit zwei Jahren nicht geſehen hatte.

Pauline beſchrieb ſie ihr ſchlank, mit wahrer Grazienfigur, talentvoll, anziehend, voller Geiſt, der ſich in jedem Worte ausſpreche. Du wirſt ſie, ſo fuhr ſie fort, körperlich und geiſtig ſo vervollkommt ſehn, daß Du erſtaunen wirſt, die

kleine lebhafte Bertha so brillant, so schön wieder zu finden.

Hätte ich doch nie geglaubt, sagte Wellbach, daß dieser kleine Trotzkopf ein solches Ideal aller Vollkommenheiten werden würde, wie Ihre schmeichelhafte Beschreibung sie uns darstellt. Sie wird sich dann gewiß in unserm kleinen Kreise nicht glücklich fühlen, wenn sie wieder unter uns tritt, denn das Vollkommne will gern zur Anbetung aufgestellt glänzen, nicht aber im stillen häuslichen Kreise unbemerkt umher wandeln.

Pauline schwieg.

Seit einem Jahre waren Sie in der Residenz bei Ihrer Schwester?

Ja, Herr Major!

Und kehrten gern nach Ihrem stillen Lindenbruch zurück?

Warum sollte ich nicht; hier wo mich die Liebe meiner Aeltern, wo mich die Freundschaft meiner Emilie so herzlich empfing.

Und — verzeihen Sie meine unbescheidene Frage — führten Sie alles in Ihr stilles älterliches Haus zurück, blieb nichts in der stolzen Residenz als Pfand der —

Liebe und Treue! wollen Sie wahrscheinlich

während er ihn las, bedenklich den Kopf „Die Weiber treiben hier ihr Spiel mit mir" sagte er zu dem Chevalier, der eben aus der Messe kam „Die Gräfin Gagliane verfolgt mich mit Einladungen und Vorwürfen. — Leset nur!"

Meucha las:

Gnädiger Herr!

Wie ziemt es dem Herzoge von Nemours, eine Dame vergebens auf sich warten zu lassen, und während sie Alles bereitet hat, ihren Ritter nach Würden zu empfangen, bis spät in die Nacht einer Dame zu huldigen, gegen die er den Fehdehandschuh aufgenommen hat? Ihr werdet zwar bei mir nicht ein gleiches Abentheuer zu bestehen haben, wie in der vergangenen Nacht, doch lade ich Euch nochmals ein, um die zehnte Stunde meinem Diener zu folgen, welcher, zum Zeichen, daß er der rechte ist, Euch einen Handschuh überreichen wird. Soll meine Achtung, die mir schon Euer Name einflößt, nicht schwinden, so kommt Ihr ohnsehlbar und hebt selbst den Schleier, der das Geheimniß deckt.

Die Gräfin Gagliane.

„Sagt mir um alle Welt, gnädiger Herr" fragte der Chevalier „was bedeutet das? Ich verstehe von alle dem nichts. Nach diesem Briefe zu urtheilen, hättet Ihr gestern Abend nicht Eure Unbekannte, sondern Signora Julia getroffen."

„Beide sind eine und die nämliche Person" erwiederte der Herzog.

sagen? Nein, mein bester Herr Major, sagte sie lächelnd, diese Tyrannin, die Liebe nämlich, kenn' ich nicht, zu ihrer Fahne schwör' ich nicht.

Emilie und der Major lächelten, Pauline schwieg.

Ich glaube aber doch, fuhr der Major fort und ergriff eine sehr schöne Stickerei, die neben Paulinen auf der Rasenbank lag, daß es wohl immer etwas schwer wird, sich schnell wieder in die Einförmigkeit des Landlebens zu finden, wenn man aus dem bunten Gewühl der großen Stadt heraustritt, wo das geistige Leben einen höheren Charakter annimmt und die Kunst, das Talent, die hohe Bildung des Geistes uns weit leichter und anschaulicher das Schöne außer uns darstellt, als auf dem Lande, wo wir es erst mühsam aus der Natur zusammen suchen und in uns ausbilden müssen.

Sprechen Sie vom Geist, von seiner Höhe, von seiner Ausbildung für die Künste und den Kunstsinn, dann geb' ich Ihnen Recht, sagte Pauline. Meinen Sie aber unter dem Schönen das Gemüthliche in unserm Innern, was doch wohl nur der Geist ist, der vom Himmel stammt, dann irren Sie. Hier in dieser kleinen Hütte, unter dem Schatten dieser Pappeln, beim Rau-

schen dieses Flusses, der über die Steinmassen tosend sich wälzt, hier beim Anblick der scheidenden Sonne, bei dem sanften Klagen der Nachtigall, fühlt das innere Gemüth mehr, als dort, wo alle Künste, alle Talente sich ohnmächtig vereinen, um mir Einen dieser Gegenstände sinnlich hervorzubringen — und nun, wo find' ich dort ein Herz, wie das meiner Emilie, wo find' ich in dem Zirkel von tausend Freundinnen nur Eine, wie diese Getreue! und, setzte sie von ihrer sentimentalen Höhe herabsteigend hinzu: wo fände man in der Stadt einen Uhlanenmajor als Einsiedler, und einen galanten Mann, der eine ohnmächtige Schöne ihrem Schicksal überläßt und furchtsam davon läuft? Mit inniger Sehnsucht, fuhr sie fort und drückte einen herzlichen Kuß auf Emiliens Lippen, bin ich hierher in das Haus meiner guten Aeltern, an die Brust meiner Freundin zurückgekehrt, doch wahrlich nicht — setzte sie schalkhaft hinzu — in den Arm des garstigen Eremiten.

Sie ist noch die Alte, lieber Major! unterbrach sie Emilie. Noch immer so, wie wir Ihnen die lebendige Pauline geschildert haben, entschlüpft sie, leicht wie ein Aal, ihren eignen Empfindungen, und so wie die eine sie schnell

zu ergreifen glaubt, wirft sie sich der Andern in die Arme. Nur treu in der Freundschaft —

Wird sie untreu in der Liebe seyn, fiel der Major Emilien schnell in's Wort.

Wer berechtigt Sie zu diesem ketzerischen Glauben? fragte Pauline.

Sie selbst, mein theures Fräulein, diese Regsamkeit, die sich mir in den kurzen Momenten, in denen ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, mit aller Lebendigkeit dargestellt hat, dieses Unstäte, dieses Abspringende von Ernst zu Scherz, dies alles sind die sicheren Symptome des Wankelmuthes. Nur einen Fall kann ich mir als Ausnahme denken.

Und der wäre? fragte Pauline gespannt.

Wenn die Leidenschaft Sie plötzlich, unvermuthet ergriffe, dann, wie heute früh, sänken Sie Ihrer selbst unbewußt der Liebe in die Arme.

Mein großer Menschenkenner, sagte Pauline spöttelnd, Ihr Gleichniß hinkt. Schreck und Leidenschaft passen nicht, vielweniger der Eremit und die Liebe — doch komm', Emilie, kommen Sie Herr Major, ich fürchte, dieses Plätzchen haben Sie zu Ueberraschungen ausersehen, wir wollen es lieber meiden!

Als Wellbach nach Hause ritt, trabte die

kleine Holde auf einem weißen Zelter immer neben ihm, verließ ihn keinen Schritt und neckte den reifen Vierziger mit ihren gaukelnden Bildern. Er konnte ihr Bild nicht los werden, er mochte ſich gegen den Eindruck ſträuben wie er wollte, vergebens. — Was iſt das nur? ſagte er, als er aus einem Zimmer in das andere mit großen Schritten auf und ab ging. Was iſt's, was mich für die kleine Blonde ſo einnimmt? Sie iſt lieblich, aber nicht ſchön, ihr Auge iſt freundlich, iſt klug, aber es liegt weder Schmachten, noch hoher Geiſt in dieſem Blau. — Ihre Naſe? — iſt fein — ihr Mund? zu groß und doch ſo lockend zum Kuß, doch nicht das Freundliche, Einnehmende auf ihren Lippen. — Ihre Farben? — ach ſie wären ſchön und blühend, wären nur die unglücklichen Sommerſproſſen nicht. Was iſt es denn nun eigentlich, was mich ſo nach der kleinen Zauberin hinzieht — ihre Figur? nein, wahrlich auch die iſt es nicht! Er ſchritt noch einmal auf und ab, plötzlich blieb er ſtehen. Es iſt — das holde Ganze, der Witz auf ihren Lippen, die Gutmüthigkeit auf ihrem Munde, das herzliche Offne in ihrem Auge, das Lebendige in jeder Bewegung, das iſt es, wofür Du Dich und Dein offnes Herz mit ſtoiſchem

Ernſte verwahren mußt. Hüte Dich vor der Sirene, die Dich ohne es zu wollen, mit dem Geſange ihrer fröhlichen Laune in ihr Netz zieht; hüte Dich vor der Scylla, der auch ſie gleicht, daß ſie Dich nicht in dem Strudel ihrer Empfindung mit fortreißt und Du, ein invalider Schwimmer, nicht auf dieſem Meere untergehſt.

3.

Hallberg ſchrieb fleißig, ſeine Geſchäfte waren bald beendet, ſeine Rückkunft nicht mehr fern. Paulinens Mutter, die alle nöthigen Einrichtungen im Hauſe des Hauptmanns mit Freuden beſorgte, hatte vollauf zu thun, da nur noch Wochen zwiſchen dem erſehnten Tage lagen, und Pauline half ihrer Freundin treulich.

Es muß ſich doch ein ſonderbares Gefühl in dem Buſen einer Jungfrau entwickeln, wenn ſie an der Ausſteuer ihrer Freundin mit thätigem Fleiße hilft; jeder Stich iſt eine Stufe zum geträumten Paradieſe und bei ſo manchen dieſer Arbeiten muß doch der einſamen Nähterin eine ſtille Sehnſucht den Buſen ſchwellen, und für

die Zukunft ihr sonderbare Bilder vorführen. Die Aussteuer ist der Ballstaat der Ehe; an ihn knüpfen sich nur die frohen Erwartungen. Wie der Cotillon an den Cyanenkranz, der sich durch die Locken flechten soll und der Walzer an die einfache Rose, die den Busen deckt, also ketten sich an das Schlafhäubchen mit dem eleganten Strich und an die leinene Hülle die freundliche Hoffnung, und das reizende Negligée des Lendemains, dieser Kehraus der Feenwelt, mag wohl von manchem Stich der zitternden Hand erwartungsvoll geheftet seyn.

Daß das derbe Tischzeug auf Nahrungssorgen, die feinen Laken und Ueberzüge auf Krankheit und Pflege hinweisen; daß die Menge anderer kleiner Arbeiten, die Menge der Bedürfnisse beurkunden, die alle nur durch eignen Fleiß und Thätigkeit herbeigeschafft werden müssen; daß die sorgsame Mutter nun nicht mehr aus ihrem Seckel und ihrer Truhe die ewigen Bedürfnisse herausgreift, das übersieht das jugendliche Herz, die Tanzparthie des Lebens tritt mit ihrer lieblichen Musik hervor; daß diese aber schnell verhallt und in das Lamentoso der Kinderstube übergeht, daran denkt die Sehnende nicht; und wie glücklich daß diese Lichtparthie

immer so freundlich hervortritt, wenn die Liebe nur den Pinsel zum Gemälde führte.

Der Major saß oft in ihrer Mitte und machte seine psychologischen, halb sentimentalen, halb witzigen Bemerkungen, wobei Emiliens erröthende Wangen ihm oft verriethen, daß sie sich getroffen fühlte. Ueberhaupt war der gute Major seit kurzem fast immer in der Nähstube, und der Hauptmann beklagte sich bitter, daß seine landwirthschaftlichen Vorlesungen immer weniger, und der praktische Unterricht immer seltner würde. Mein alter Freund! sagte er zum Pastor, aus unserm lieben Nachbar von Engelsruhe, der hier so unruhig auf seinem Stuhle sitzt und weder die Mögelinschen Annalen, noch des Herrn Confraters Haus- und Landschatz mehr verdauen kann, wird kein tüchtiger Landwirth. Kaum den Weg betreten, schweift er schon wieder aus, und ich fürchte sehr, daß wir ehestens, statt der versprochenen Abhandlung über die beste Art des Rapsbaues ein Heft Sonette vortragen hören.

Eine schöne Himmelsgabe, meinte Ehrberg, ist die Dichtkunst doch immer.

Wie Sie es nehmen wollen, lieber Pastor. Singt so viel Ihr wollt, schildert mit den glü-

hendſten Farben das ſanfte Roth der Roſen, die Engelsreinheit der Liebe, das himmliſche Blau des Veilchens, mein alter Gärtner zieht ſie doch an der Hand der herrlichen Natur durch ſeinen Fleiß tauſendmal ſchöner, als Eure Dichter, und meine brave Emilie, wie die Natur ſie geformt, und Sie, mein alter Freund, ihren Geiſt und ihr Herz gebildet haben, vertauſch' ich nicht mit den luftigen Idealen, die der Dichterphantaſie entſpringen. Die Natur, dieſe allmächtige Zauberin, wollen ſie verſchönern, wollen durch ihre Floskeln und Sentenzen dieſe Anſpruchloſe, Einfache mit einem ſchönern Gewande bekleiden, ſie, die des Schmuckes der Phantaſie gar nicht bedarf? O die ſchwachen Thoren, in ihrem tiefen Sinn ruht Unſinn und weiter nichts.

Halt, mein Freund! rief der Major ihn unterbrechend heftig aus. Seit zehn Jahren habe ich keine Feder angeſetzt; aber Dir zum Poſſen —

Oder Pauline Ehrberg zur Liebe, unterbrach der Hauptmann.

Gleichviel! ich ergreife die Feder, und Dir, dem fanatiſchen Feinde aller Poeſie, ſei mein erſtes Lied geweiht; Dein proſaiſches Leben gebe mir den Stoff zur Begeiſterung.

Wohl bekomm' es! rief der Hauptmann dem wegeilenden Poeten nach, der straks, um sich zu begeistern, zu den arbeitenden Penelopen wanderte. Nach einigem Nachdenken, währenddem sich die beiden Mädchen über sein Schweigen verwundert ansahen, nahm er die Schreibetafel aus der Tasche, wischte auf dem Pergamente einen Entwurf zur Herbstbestellung aus, der dem Hauptmann zum Gutachten hatte vorgelegt werden sollen, und fragte Emilie, welcher Tag dieses Monats der Geburttag des Vaters sei?

Uebermorgen! antwortete sie; wir sprachen eben hier über die Feier dieses mir so werthen Tages. Helfen Sie uns, unterstützen Sie unsre kleine Unternehmung, begünstigen Sie unsre Projekte!

Alles recht gern, liebe Emilie, Alles will ich thun, und noch mehr als dies; ich will die zersprungenen Saiten meiner Laute wieder anknüpfen, sie stimmen und Deinen Vater besingen; ich habe es ihm zugeschworen, ich will Wort halten. Sie, mein Fräulein, sagte er, sich zu Paulinen wendend, haben wohl die Güte, mir hier auf dieses Blatt Endreime zu schreiben. Wer so lange, wie ich, nicht aus der Hippokrene trank, wird am sichersten zu den Endrei-

men ſchreiten, wo man die Ideen tropfenweis wie aus einer welken Zitrone, erpreſſen muß, um einen ſchalen Saft zu gewinnen.

Pauline nahm lächelnd die Schreibetafel.

Nur nicht zu ſchwere Worte, hübſch leichte für den erhabenen Gegenſtand, für ein Gelegenheitgedicht paſſend.

Sie ſchrieb auf die Tafel.

Baum, Herzen, Traum, Schmerzen, Bild, enden, Schild, Händen, weih'n, Trieben, ſeyn, lieben.

Meine gute Pauline, dieſe Worte ſcheinen mir mehr für eine Liebeserklärung, als für ein Geburttaggedicht zu paſſen, ſagte Emilie, da ſie ſelbige geleſen hatte.

Auch gut! erwiderte Pauline, unſer Held, der mir zuerſt als Eremit, dann als penſionirter Uhlanenmajor, jetzt aber gar als Prieſter des Apoll erſcheint, mag nun auch als ſolcher das ſchwere Problem löſen, aus dieſen Endreimen ein Geburttaggedicht an den Vater und in einer ſentimentalen Erklärung ſeiner Liebe —

Ihnen ſeine Empfindungen auszudrücken, unterbrach ſie der Major? Ach ſuchen Sie ſich hierzu einen würdigeren Gegenſtand aus, fiel ihm Pauline in die Rede. Sie möchten mich als

Der Chevalier ſchüttelte bedenklich den Kopf „Das glaub' ich kaum, gnädiger Herr!" ſagte er „Wie könnte die Dame ein ſo gewagtes Spiel mit dem Marcheſe und Euch treiben, wie Euch auffordern, gegen ihren Ritter in die Schranken zu treten?"

„Nun, es ſei wie es wolle" erwiederte der Herzog „heute Abend muß ſich das Räthſel löſen. Ich folge dem Diener und iſt es auch nur ein wiederholter Scherz, zürn' ich deshalb nicht und bin mit ihm wohl zufrieden. Ihr begleitet mich doch?"

Der Chevalier ſtand in Gedanken und erwiederte nichts. „Nun beim heiligen Apollonius!" rief der Herzog „Wenn Ihr ein Träumer werdet, ſo werd' ich ein Klausner. Solltet Ihr vielleicht zu tief in die Flammenaugen einer piemonteſiſchen Schönen geblickt haben, ſo verſtehen die Frauen von Aſti Wunder zu thun und die Heiden zu bekehren."

„Was wollt Ihr, gnädiger Herr?" fuhr Moncha aus ſeinen Träumen auf.

„Wahrhaftig, er hat nicht einmal gehört, was ich ſagte. — Wo waret Ihr mit Euern Gedanken?"

„In der Kirche St. Giovanni," ſagte der Chevalier „ich ſtand an heiliger Stelle und ſah die Madonna vor mir."

Der Herzog lachte laut auf. — Der Chevalier ſchien empfindlich darüber zu ſein und ergriff ſchnell die Gelegenheit ſich zu entfernen.

Nicht Empfindlichkeit, Verlegenheit trieb ihn ſo ſchnell hinweg. Er fürchtete, daß er ſich verrathen möchte und um Alles hätte er dem Herzog ſein Geheimniß nicht an-

Dichter noch mehr in Verlegenheit ſetzen, als Sie es als Einſiedler gethan.

Emilie lachte laut auf, der Major lächelte.

Mein Gott, was hab' ich nun wieder geſagt, daß Du lachſt? fragte Pauline verlegen.

Gebe Gott! erwiderte der Major mit mühſam errungenem Ernſt, daß dem Dichter ein eben ſo hohes Glück werden mag, als dem Eremit. Ich will auch dann der Erinnerung nicht vergeſſen, daß man in der Reſidenz die ohnmächtigen Schönen nicht hülflos verlaſſen muß.

Pauline ſtand auf und entfernte ſich.

Sie iſt doch über meinen Scherz nicht böſe geworden? fragte der Major Emilie.

Für den Augenblick vielleicht. Ihre Lebhaftigkeit ergreift Alles ſchnell, alles Scharfe, Spitze, verwundet ſie tief; doch heilt der nächſte Augenblick dieſe Wunde eben ſo ſchnell, wie er ſie ſchlug. Sie ärgert ſich dann über ihre Empfindlichkeit, und ihr fröhlicher Geiſt bringt ſie ſchnell wieder in's Gleichgewicht.

In dieſem Augenblicke trat auch Pauline ſchon wieder herein.

Nur recht empfindſam, lieber Major, ſagte ſie, nur recht ſentimental muß Ihre Erklärung

seyn, recht grell, recht schauderhaft müssen Sie mir Ihre Leidenschaft schildern.

Wie ich fühle, liebe Pauline, anders ist es mir nicht möglich.

Nun dann, so mögen diese Endreime zum Thermometer Ihres Herzens werden.

Emilie machte nun alle Anordnungen zu dem kleinen Feste, Berta, die dazu eingeladen war, hatte es abgeschlagen, und wollte sich das Vergnügen, nach Lindenbruch zu kommen, bis auf Emiliens Hochzeit versparen. Die drei Familien blieben daher ganz unter sich.

Ein schöner Geldbeutel war das Angebinde Emiliens, ein Tabaksbeutel, worauf alle Embleme der Gärtnerei gestickt waren, Paulinens Geschenk. Der Pastor brachte Werners Beleuchtung der Mögelinschen Landwirthschaft und die gute Pastorin einen Gartenstock mit allen nöthigen Instrumenten versehen. Endlich trat auch der Major mit einer köstlich blühenden Datura fastuosa in seiner Linken, das Gedicht in der rechten Hand in's Zimmer. Das war dem alten Hauptmann überraschend; er hatte sich schon so lange diese Blume gewünscht, und über die Freude vergaß er ganz das Gedicht.

Endlich erinnerte Emilie daran und der Major las:

Du sechzigjähriger Eichenbaum,
Dir bringen wir mit frohen Herzen,
Den Wunsch, daß Deines Lebens Traum
Dir heiter lächle sonder Schmerzen.
Vergangenheit sei Dir ein lieblich Bild,
Die Zukunft möge freundlich für Dich enden,
Die Gegenwart, sie reich' der Weisheit Schild,
Geschmückt mit Frohsinn Deinen Händen.
Dies ist der Wunsch, den wir Dir weih'n,
Und von der Freundschaft nur für Dich getrieben,
Mag diese Blume Dir ein Bürge sein,
Wie innig, herzlich wir Dich lieben.

Der Blume und dem Gedichte, beiden gilt mein herzlicher Dank, sagte der Hauptmann und drückte dem Freunde die Hand.

Und geh ich leer aus? fragte Pauline.

Mit nichten, mein Fräulein! entgegnete der Major, nahm ein Papier aus der Tasche und las, sich gegen Pauline wendend:

Die Liebe gleichet nicht dem dichtbelaubten Baum,
Der Schatten gibt; in unserm Herzen
Entglüht sie kaum, ist im süßen Traum,
Erfüllet uns mit Wonne und mit Schmerzen.
In ihr erblicken wir das heiß ersehnte Bild,
Und nun kann unsre Sehnsucht nimmer enden;
Uns schützt nicht mehr der Weisheit ehern Schild,
Es hält uns fest mit seinen Rosen-Händen.

Drum, holdes Bild, soll ich Dir meine Herzen weih'n,
So liebe Du auch mich mit sehnsuchtsvollen Trieben,
Und soll und darf ich Dir nicht theuer sein;
So lehre mich die Kunst Dich nicht zu lieben.

Diese Kunst können Sie leicht erlernen, sagte Pauline, die doch den herzlichen Ton, mit welchem Wellbach das Ende gelesen hatte, gefühlt zu haben schien. Betrachten Sie mich nur recht genau, meine stolze junonische Gestalt, meinen reizenden Mund, meine Augen, meinen brillanten Teint, und vorzüglich die Laune und die ewig neckende Bosheit, die aus mir unaufhaltsam strömt, und die Kunst mich nicht zu lieben, werden Sie bald gelernt haben. Wenn Fräulein Berta erscheinen wird, sagte sie nun mit hohem Affect, dann stimmen Sie Ihre Leier im Tone der Liebe; denn diese Holde wird vor Sie treten, als das Ideal Ihrer Dichter-Phantasie, und hingerissen von ihrem Anblick erglühe die Begeisterung in der Brust des Dichters, verjünge ihn und mache ihn seiner Muse gleich. Dann, setzte sie demüthig hinzu, dann wird die kleine lebendige Pauline verschwinden, wie der Morgenstern vor der glühenden Aurora, und die Kunst mich nicht zu lieben, wird Ihnen leichter werden, als die Kunst jene Heroine der Schön-

heit und Trefflichkeit in Oden und Ottave-Rime würdig zu besingen.

Als der Mittag nahte, schlug Emilie einen Spaziergang nach der Einsiedelei vor.

In der Sonnenhitze? meinte der Vater — doch ein bittender Blick, ein herzlicher Kuß, und der Alte folgte seinem geliebten Kinde freundlich und willig.

Du mußt doch heute an dem Tage, wo Du in ein neues Jahr trittst, mein innigst geliebter Vater, alles das beschauen, was Du in dem verflossenen Schönes und Gutes vollführtest, sagte Emilie schmeichelnd, als sie über die Wiese gingen und in das Büschchen traten; deshalb mußten wir ja hierher wandern.

Aber schon von weitem hörten sie, daß die Einsiedelei heute kein stilles, heimliches, menschenleeres Plätzchen sei, und bald sahen sie wohlgekleidete Kinder auf dem grünen Platze im lustigen Vereine um gefüllte Schüsseln sitzen, die große dicke Kuchen, dies Manna der Jugend, das neben ihnen lag, freundlich und sehnsuchtsvoll anblickten. Auf der Rasenbank vor der Hütte saß Philemon und Baucis, ein neunzigjähriges Ehepaar und tranken aus geschliffenem Pokale die Gesundheit ihres guten Herrn.

In der Einsiedelei selbst thaten sich Männer und Frauen, lauter alte, unvermögende Leute, gütlich, und baten den Himmel, ihren Wohlthäter noch oft diesen frohen Tag erleben zu lassen, damit sie sich noch lange seiner Hülfe und Unterstützung erfreuen könnten. Er drückte seine Emilie an sein Herz. Sie hatte ihm ja dieses Fest bereitet, hatte ja alle diejenigen, denen er im vergangenen Jahre wohlgethan, hier zum erquickenden Mahle vereinigt, und glaubte so dies Fest nicht herrlicher und passender, nicht zarter feiern zu können, als wenn sie dem hilfreichen Vater die Frucht seiner Wohlthaten an diesem Tage anschaulich vorstellte. Auch sie war vom Gefühl ergriffen, und ruhte mit stillen Wünschen an seiner Brust. Da schob er die Gerührte leise von sich, ein paar kräftigere Arme umfaßten, ein paar heiße Lippen berührten sie, und an der Brust ihres Wilhelms lag die Glückliche.

Seine Ankunft war unerwartet. Da er sie an dem Geburtstage ihres Vaters überraschen wollte, so hatte er geschrieben, daß er erst später zurück kommen würde. Vater und Tochter waren von der zarten Aufmerksamkeit gerührt, und der alte Hauptmann entzückt, als er bei

seiner Zurückkehr ins Haus die so lang gewünschte Fellenbergische Säemaschine aufgestellt fand, die ihm Hallberg zum Geschenk mitgebracht hatte.

Alter Freund! sagte am Nachmittag der Hauptmann zum Pastor Ehrberg, als sie ihr Pfeifchen in der Gartenlaube rauchten, während der Major mit Paulinen im ernsten Gespräch in den Bogengang auf- und abging und Hallberg mit seiner Emilie in dem chinesischen Häuschen im traulichen Vereine saß, alter Freund! in den fünf und dreißig Jahren, die wir nun schon mit einander verlebt haben, sind manche frohe, manche trübe Tage vor uns vorübergegangen. Von dem Hochzeittage, wo Sie mich und meine Marie am Altar verbanden, bis heute, haben wir so Manches erlebt. Meine treue Frau ruht dort in der Gruft, mein guter Sohn in fremder Erde fern von seinem Vaterlande; die Feinde plünderten uns, Gott schickte seinen Strafengel aus und zertrat unsere Hoffnungen, die Saaten lagen zerknickt, unsere Scheunen blieben leer; alles haben wir ertragen, zutraungsvoll uns in den Willen des Allmächtigen gefügt und alles ist überstanden und so ein Tag wie der heutige, verwischt tausend, die wir kum-

mervoll verlebt hatten, so ein Tag ist ein Tag der Wonne für das Vaterherz. Dort sitzen sie Hand in Hand, Freud' und Liebe strahlt auf ihrem Gesicht, und ich sehe meine Emilie, mein innigst geliebtes Kind glücklich und mein sehnlichster Wunsch geht in Erfüllung.

Das gebe Gott, sagte Ehrberg gerührt. Er mochte wohl im Stillen an seine Pauline denken, und auch für sie einen frommen Wunsch zum Himmel schicken.

Da kam die Botenfrau und brachte zwei Briefe, die beide Väter verstimmten. Robert schrieb, daß er in diesem Augenblicke keinen Urlaub bekommen könne, erst in acht Wochen wäre es ihm des fatalen Manövres wegen möglich einzutreffen, und Berta machte ihre Schwester mit dem sonderbaren Einfall bekannt, daß sie ihre Reise so einrichten würde, daß sie erst den nämlichen Morgen der Trauung, jedoch gewiß zur rechten Zeit in Lindenbruch eintreffen würde. Sie brächte ihre gute Freundin, Fräulein Therese von Seebach, mit und würde, wenn es der Vater erlaube, dieses Mal den ganzen Herbst bei ihnen zubringen. Die Tante würde aber nur einen Tag dort bleiben.

Kennst Du diese Therese? fragte Emilie Pau-

line, die bei Lesung dieses Briefs verlegen vor sich nieder sah.

Leider kenn' ich sie, sagte Pauline, sie wird keine freundliche Erscheinung in Lindenbruch seyn.

Niemanden stimmte diese Nachricht verdrießlicher, als den Rittmeister Hallberg. Finster sah er bald den Brief, bald Pauline an, in deren Gesicht er deutlich lesen konnte, daß sie gewisse Verhältnisse kenne. Endlich nach langem inneren Kampfe sagte er zu Emilien, die ihn verwundert anblickte:

Ich muß Sie, liebe Emilie, von einem Verhältniß unterrichten, das zwischen mir und dieser Therese bestand, aber schon seit länger, als einem Jahr, zerrissen ist. Ich gestehe es offen, ich liebte sie; ich hielt für innern Gehalt, was nur äußere Form war; ich fühlte bald, daß die gemüthlichen Worte nur von den Lippen, nicht aus dem Herzen strömten, und zog mich von diesem kalten eitlen Geschöpfe schnell zurück. Was sie hierher treibt, mag Gott wissen. Weiblichkeit ist es wahrlich nicht, die sie in unsre Mitte führt.

Verzeihen Sie mir die Frage, lieber Hallberg, band kein Versprechen, kein Gelübde Sie an Fräulein Therese?

Keines, meine gute Emilie; wie könnt' ich dann rein und Ihrer werth vor Ihnen stehen?

Nun da mag sie sich selbst auf den Platz stellen, den sie in unserm Kreise einnehmen kann, sagte Emilie und drückte den Geliebten zärtlich an ihr Herz. Zwischen uns tritt sie nicht.

Der Major war über das Manövriren wüthend, und meinte, man übertreibe es doch, und es ginge jetzt den Soldaten, wie den Pferden, die beim Zureiten auf der Manege schon zu Schande geritten würden.

Er hatte sich früher schon alles so lebhaft geträumt, wie Robert, entzückt von der schönen Berta, sie im Sturme erobern würde, wobei er aber vergaß, daß Robert zwar kein übler Mann, aber nichts weniger als einer von den ausgezeichneten Männern sei, die, durch Gestalt und Liebenswürdigkeit begünstigt, nur des Willens bedürfen, um zu siegen. Er schien alles nur in voller Beschäftigung zu wünschen, damit er mit Paulinen im Hintergrunde allein stehen blieb, und — ist ein solcher Gedanke Eitelkeit oder Bescheidenheit — sie nur ihn zu ihrer Gesellschaft übrig behalte. Auch ihm war daher die Ankunft von Fräulein Therese höchst unangenehm, und ohne sie und die Verhältnisse, un-

ertraut, ihm nicht mitgetheilt, daß ihn heute ein Zufall
egünstigt habe, als er in der Kirche St. Giovanni, ohn-
fern des Altars der heiligen Mutter, neben einer Dame
niete, die andächtig zu beten schien, während des Gebe-
es jedoch, wie durch Zufall, den Schleier lüftete und ihm
as nämliche Engelsantlitz zeigte, das er bei dem Einzug
n die Stadt nur auf einen Augenblick gesehen hatte.
Zwar hatte sie, als sie sich bemerkt sah schnell den Schlei-
r wieder fallen lassen und sich entfernt; aber auch dieser
Augenblick war hinreichend, ihn zu bewegen, ihr in der
Ferne zu folgen. Statt in irgend einem Nachbarhause zu
fragen, wer in dem Hause wohne, in das sie getreten
war, merkte er sich nur das Haus genau und als er den
Herzog verließ, führte ihn sein Weg absichtlich mehrere-
male dort vorbei; aber das Glück, welches ihm in der
Kirche geworden, ward ihm auf der Straße nicht, das
Haus schien ausgestorben, kein Engelskopf lugte jetzt her-
aus und er mußte, ohne sie gesehn zu haben, heimwärts
gehn.

Bei dem festlichen Mahle, welches Julia heute, zu
Ehren ihres Ritters gab, waren der Herzog und der Cheva-
lier, so wie die schönsten Frauen von Asti geladen. Der Her-
zog erschien prachtvoll gekleidet, der Chevalier, obgleich er
seine Unbekannte dort zu finden hoffte, in einfacher Klei-
dung; aber weder die Gräfin Gagliane, wie Nemours
erwartet hatte, noch die unbekannte Schöne waren zuge-
gen, und Beide fanden sich in ihren Erwartungen ge-
täuscht. Der Herzog tröstete sich leicht, sein Auge hing
verstohlen an der holden Dame des Hauses, welche alle
Frauen an Schönheit überstrahlte und die mit stolzem An-

ter denen sie ins Haus trat, zu kennen, hielt er sie für eine Neugierige, welche das Hochzeitfest, das Land und die neuen zu beobachtenden Gesichter aus der Residenz gelockt hatten.

Eigentlich war wohl der gute Major mit sich selbst nicht recht einig, und wußte vielleicht selbst nicht, was er wollte. Daß es ihn nach Paulinen hinzog, das fühlte er; ob aber sein innerer Mensch, oder seine aufgereizte Phantasie von dem Magnet angezogen werde, das stand nicht klar vor ihm. Daß durch sie sein so lang geschlummerter poetischer Geist wieder in ihm aufleben könne, begriff er: ob er aber auch in den glücklichsten Verhältnissen diesen Empfindungen sich hingeben dürfe, wagte er nicht, sich zu beantworten.

Der fünfzigjährige Familien-Vater und die achtzehnjährige Pauline! Ja, wenn sie wenigstens so viele Zwanzig gehabt hätte, ich glaube wirklich, er hätte es noch einmal gewagt, sich ins Ehejoch zu spannen; so aber — Alter schützt vor Thorheit nicht! rief ihm sein Verstand; versuche es! seine Phantasie zu, und sein Herz, dieser schwache poetische Theil des menschlichen Ichs, neigt sich ja so gern auf die Seite des phantasti-

schen und bleibt ja ewig ein Antipode des Verstandes.

Der Polter-Abend nahte. — O, warum die alten Sitten der Väter immer verdammen, und eine nach der andern aus unserm Freuden-Register ausstreichen!

Warum jetzt in alle Familien-Feste, in alle geselligen Unterhaltungen das Geistige hinein zwängen, und die natürliche Fröhlichkeit verdammen! Warum beim Polterabend nur immer den Lärm der zerspringenden Töpfe, die Unannehmlichkeit des Wegschaffens der Scherben berücksichtigen, und nicht auch die sinnige Deutung, welche in diesem alten freundlichen Gebrauche liegt, beachten?

Ist nicht jeder hohle Ton des zertrümmerten Topfes ein Glockenschlag der Zeit? Dringt nicht mit diesem Kanonendonner an die hochzeitliche Thür die Gewißheit in die aufgeregte Brust: bald, bald bist Du am Ziele? Sieht der Jüngling nicht triumphirend, schaut das Mädchen nicht sehnend-traurig auf die zertrümmten Scherben, die in komischem Gemisch durch einander liegen? — Hier die alten Gebrauchten Schadhaften — dort die neuen Blanken; alles in buntem Durcheinander? — Alles, was war, liegt

zertrümmert, Freud' und Leid, Wonn' und Schmerz; Alles liegt über und neben einander, und im neuen blanken Hausrath tritt ein neues blankes Leben vor sie hin.

Kommen nun endlich gar die vielen geputzten Kinder mit den freundlichen Gesichtern und den kleinen neuen, mit Blumen und Bändern gezierten Töpfchen, und lassen sie bescheiden und zierlich vor die Füße der Braut niederfallen, daß sie auch in Scherben dahin rollen, wie die Blätter der Rose, die der Westhauch verweht, hüpfen sie zufrieden, daß es ihnen gelang, dann freundlich wieder davon; wo wäre die Jungfrau, deren Herz bei diesem Vorspiel des künftigen Tages nicht stärker und von Ahnung ergriffen klopfen sollte?

Auch in Lindenbruch hallte der Kanonendonner der Töpfe. Die fröhliche Jugend hatte aus allen Winkeln schon seit Monaten für diesen heiligen Abend der Ehe die Munition hervorgesucht und gespart. Die kleinen Töpfchen der Auserwählten lagen zertrümmert vor ihren Füßen in dem Gartensaal, und selbst Pauline hatte sich ihnen mit einem blanken Gefäß genaht, um es, wie von ohngefähr, vor ihnen fallen und zerbrechen zu lassen. Da rollte ein niedlicher klei-

ner Wagen durch den Garten; vier Kinder, idealisch gekleidet, zogen den Blumenbekränzten, auf welchem ein, zu diesem Behuf besonders fabricirter, kolossaler Topf, mit Blumen bedeckt und umwunden, in phlegmatischer Wohlbeleibtheit stand. Sie führten ihn bis vor das Brautpaar, wo sie hielten, und jeder, ein kleines Töpfchen in der Hand, es zertrümmernd der Braut zu Füßen legte. Eine wunderliebliche Rose prangte in der Mitte des Topfes, Emilie griff darnach, die Blumendecke öffnete sich — ein Amor mit Bogen und Pfeil sprang heraus, der Topf rollte berstend zu ihren Füßen. Der kleine Gott gab Emilien zwei Rosen und hüpfte mit seinem Wagen und seinen Begleitern freundlich von dannen.

4.

Die Glockentöne, die zur Traumg laden, sind Harmonica-Töne für das jungfräuliche Herz; auf ihnen schwingt sich die Sehnsucht empor, der Himmel öffnet sich durch sie und die Liebe schwebt freundlich auf ihren zitternden Schwingen hernieder.

Im gleichen Tone gestimmt, wie beim Grabgeläute, dichtet die Poesie des Herzens einen ganz andern Text zu dieser Melodie. Die Thräne, welche dort Kummer erpreßt, träufelt hier nur, wie Thautropfen aus den Rosenschwingen der Sehnsucht.

Die Glocken tönten vom alten Kirchthurme zu Lindenbruch; Pauline flocht den Myrthenkranz in Emiliens Locken und küßte bei jeder neuen Biegung, die sie dem Kränzchen gab, die liebliche Braut, welche sinnend und sehnend mit gepreßter Brust den entscheidendsten Augenblick ihres Lebens erwartete. Hallberg trat herein. — Ein schönes Paar; doch er, kräftiger, schöner, idealer, als sie, die nur sanft und lieblich neben ihm stand. Alles war bereit, nur fehlten noch die Gäste aus der Stadt. Da ließ der alte Hauptmann, ungeduldig geworden, zum letztenmal die Glocken ertönen und der Zug setzte sich in Bewegung. Doch auf dem Hof hielt schon der Wagen der Tante, die im vollem Staat mit Berta und Therese ausstieg. Berta flog der Schwester um den Hals, Therese verbeugte sich kalt gratulirend vor dem Bräutigam.

Hallbergs Augen flogen an ihr vorüber auf

Bertas hohe Gestalt, und hefteten sich an die glühenden Augen, an die Fülle der braunen Locken, die über der schönen, blendendweißen Stirn herabrollten. Vater Schwanenfeld sah mit innigem Wohlbehagen die schöne Tochter, und konnte den unwillkührlichen Gedanken nicht unterdrücken: Sie ist noch viel schöner, als meine Emilie! In den Kopf des Majors drang dies hohe Bild mit Zaubermacht und verwebte sich dort mit seinem romantischen Ideal; nur Pauline betrachtete mit stillem Wohlgefallen die schönen Formen und freute sich ihrer, wie einer lieblichen Blume.

Der Zug ging nun vorwärts nach der Kirche. Alles, was sein Herz empfand, Alles, was das tiefe Gefühl für seinen lieben Zögling, für seine theure Schülerin ihm warm nnd feurig eingab, strömte aus dem Munde des würdigen Pfarrherrn; sein Herz schwebte auf seinen Lippen und das feuchte Auge bezeugte die hohe Theilnahme seines Herzens.

Berta stand dem Bräutigam schräg gegenüber neben Theresen, die ihr zuweilen abgebrochene Worte ins Ohr flüsterte. Hallbergs Blicke trafen öfters die ihrigen; und als er in Anschaun versunken war und Emilie ihm

zufällig die Hand drückte, bebte er zusammen und erschrak.

Sie waren vereint, sie ruhten Arm in Arm; der Vater drückte sein geliebtes Kind an das Herz, seinen Sohn mit Innigkeit an seine Brust. Die Freunde nahten; sie wünschten, das Brautpaar umarmend, Glück und Segen. Auch Berta nahte; doch nicht ohne Bewegung sagte sie: Herr von Hallberg! mache Sie der Himmel so glücklich, wie ich es wünsche, und reichte ihm ihre Purpurlippen zum Kuß. Sein Mund berührte die rosigen, Gluth strömte aus ihnen, sie zündeten mit Blitzes Schnelle und trafen sein Herz.

Männer, Männer, die ihr aus Sinnlichkeit und Leidenschaft gewoben, mit glühender Phantasie alles Ideale ergreift, die Ihr übermüthig dem Schicksal und den Begebenheiten trotzend, Euch tollkühn in den Strudel hinabstürzt, wohin Euch der Augenblick reißt, fühlt Ihr denn nicht, daß das wunde Herz der Frauen nicht so leicht unter den Händen des Schaffens und Wirkens heilt, als das Eure, daß der Dorn, den Ihr hinein drückt, zum tödtenden Dolche für das stille duldende, für das blu-

ten

tende wird? Männer mit Eurem Stolze, mit Eurer Stärke, wie seid Ihr so schwach!

Thereſe hatte von fern geſtanden und beobachtet. Sie näherte ſich ihm zuletzt. Möge das, was Sie eben fühlten, ſagte ſie betonend, das Glück Ihres Lebens gründen; das Schöne zum Schönen, das Vollkommne zum Vollkommnen gewunden, muß einen duftenden Kranz genußreicher Tage Ihnen ſchenken.

Während des Mittagsmahls ſaß der Major neben Berta und Paulinen, dem Brautpaar gegenüber. Beide waren zerſtreut, und ſo viel Mühe er ſich auch gab, irgend ein angeknüpftes Geſpräch zu unterhalten, ſo wollte es ihm nie glücken. Berta warf ihm, ſtatt Antwort, einige gehaltvolle Worte entgegen und verfiel dann wieder in ſtille Träumereien. Paulinen ſchienen ſeine Fragen läſtig und ſtörend zu ſeyn, ſo, daß er endlich, dieſer ewigen Verſuche müde, ſtumm nur für ſeinen Magen ſorgte. Doch da er auch dieſen abgefunden hatte, und alle erneuten Verſuche zur Unterhaltung fehl ſchlugen, ſo mußte ihn endlich die Langeweile zu Bemerkungen führen, die ihm den heutigen Tag in ein ſonderbares Halbdunkel ſtellten. Nur Emilie ſchien ihm

ganz in der glücklichen Stimmung zu seyn, in welcher die selige Braut, wenn auch durch die Gegenwart hoch beglückt, doch sehnsuchtsvoll nach der Zukunft hinüber schaut.

Hallberg schien ihm zerstreut, nachdenkend, und mit sich selbst in innerem Kampfe. Pauline höchst zerstreut, und für ihn heute ganz verloren; Berta schien gereizt und von etwas ergriffen zu seyn, und das schöne Auge Theresens listig beobachtend von Einem zum Andern zu schweifen.

Die Menschen gefielen ihm heute nicht. Der heitere Frohsinn, der sonst alle drei Lebensperioden des Menschen an einem Hochzeittage so fröhlich stimmt, belebte sie nicht. Das Brautpaar trinkt dürstend den Nektar der Gegenwart; das Alter sammelt aus der Erinnerung die Tropfen, und schlürft, sich in die Vergangenheit zurück träumend, freudig die Neige der Rosenzeit. Die Jugend, ungetreu der geliebten Gegenwart, kränzt nur den Becher der Zukunft mit Ros' und Epheu und leeret ihn, den Busen von Ahnung geschwellt. Die Sehnsucht füllt den Pokal immer von neuem und die Phantasie schmückt ihn ewig mit neuen Blumen und Kränzen.

Hier von alle dem nichts. — Selbst Vater Schwanenfeld war traurig, selbst die fröhliche Pauline war nachdenkend, nur Emilie schien sich ihrer stillen Wonne zu überlassen.

Hier geht etwas vor, war des Majors Gedanke, ohne noch zu ahnen, was? beschloß er im Stillen zu beobachten. Er versuchte nach Tische, Pauline leise auszuforschen; sie entschlüpfte ihm und verließ Berta keinen Augenblick.

Die Sterne funkelten, die Abendmahlzeit war schnell vorüber, es nahte der Augenblick, der wohl in jeder Brust sein eignes Gefühl erzeugt, der, gefürchtet und ersehnt, den jungfräulichen Busen der zitternden Braut bewegt und den Neid oder die schwesterliche Theilnahme erregt.

Hallberg stand mit Emilien am Fenster und sah schweigend in das große blaue Auge, das sie sanft zu ihm aufschlug. Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, ihre Hand in der seinigen. Komm, meine Geliebte, sagte er leise, umfaßte sie innig und schlüpfte mit ihr zur Thür hinaus.

In diesem Augenbli reichten Berta und Thereſe, die kein Auge von den Liebenden

ſtande die Wirthin machte. Ihr ernſtes Benehmen gegen den Herzog ließ Mencha glauben, dieſer habe geſtern Abend ein etwas langweiliges Abenteuer beſtanden; doch kümmerte ihn dies wenig, das eigne Herz kümmerte ihn mehr, denn dieſe Unruhe, dieſe Sehnſucht, die ihn unabläſſig umher trieb, waren ihm neu, er hielt dieſe peinliche und doch ſo reizende Stimmung für Thorheit und hätte doch um Alles in der Welt dieſe Thorheit nicht mit der höchſten Weisheit vertauſcht. Er fühlte nun wohl, daß auch ſeine Stunde geſchlagen habe, aber doch hatte er noch Beſonnenheit genug, ſich zu ſagen, daß er ja nur das Antlitz des lieblichen Weſens, nur den Ausdruck ihrer Seele, ihres Gemüthes in dem ſchnell entſchwundenen Blicke ihres dunklen Auges geſehen habe, daß, um ſich dieſem Eindrucke hinzugeben, er das Mädchen erſt näher kennen und prüfen, ſie aber jetzt nur als ein ſchönes Bild betrachten müſſe, an dem ſein Auge mit Wohlgefallen gehangen habe. So kämpfte er während des ganzen Mahles mit ſich und je mehr er über ſich nachdachte, deſto unzufriedener wurde er.

Endlich ward zu ſeiner Freude die Tafel aufgehoben. Der Tanz begann und auch hier zeigte ſich der Herzog, wie in den Schranken, als Meiſter und einſtimmig erklärten ihn alle anweſenden Frauen für den vollendetſten Ritter, für den ſchönſten, liebenswürdigſten Mann. Alle ſprachen dies deutlich aus, nur Julia Genſalieri ſchien ihn zu überſehen, nur Augen für Pescara zu haben und ihn ſelbſt zu vermeiden, ſo daß der Herzog keine weitere Aufklärung über den Brief, den ſie ihm heute früh von Neuem unter dem Namen der Gräfin Gagliano geſchickt

verwendet hatten, sich rasch die Hände, ein sonderbarer Blick begegnete sich aus ihren Augen; auch sie verließen den Saal und gingen schnell in den Garten.

Pauline stand einsam am Fenster und sah hinaus in die helle Nacht. Dem Major war nichts entgangen; er trat neben sie, öffnete den andern Flügel und sah die Thrän' in ihrem Auge.

Sie weinen, liebe Pauline? sagte er zu ihr, Sie weinen an dem heutigen Tage? Wem weihen Sie diese Thränen, die ersten, die ich diesen freundlichen Augen entrollen sehe?

Sie drückte ihm die Hand.

Ich verstehe Ihre Bitte, ich soll schweigen; heute will ich es, aber morgen wahrlich nicht mehr. Er entfernte sich und suchte Therese und Berta auf. Sie saßen in einer Laube und waren in lebhaftem, jedoch leisem Gespräch begriffen; er hörte nur die abgebrochenen Worte von Berta: Nur er! Ja wohl, nur er, antwortete Therese; sie schwiegen wieder. Einige Augenblicke kämpfte er mit sich, ob er lauschen sollte, doch zu rechtlich

für diesen gemeinen Weg, trat er mit Geräusch vor sie. Sie fuhren erschrocken auf.

Ich würde nicht stören, sagte nun der Major im Hereintreten, fürchtete ich nicht, die Abendluft und der Thau könne Ihnen schaden. Sie sind in der Stadt so wenig an die Kühle des Abends gewöhnt, daß ich Sie ernstlich warne, nicht länger hier zu bleiben, kommen Sie in das Schloß zurück. Sie nahmen seinen Arm, den er ihnen bot, und gingen dem Schlosse zu. Im oberen Stock, im Eckzimmer, brannte Licht; es war das Schlafzimmer des jungen Ehepaares. Emiliens Gestalt schwebte vor dem Fenster vorüber; sie öffnete es und sah im leichten Nachtgewand heraus; Hallberg trat zu ihr. Komm, meine Geliebte! rief er laut genug, daß man es im Garten hören konnte; sie umarmend zog er sie küssend vom Fenster. Da fühlte der Major ein krampfhaftes Zittern seiner beiden Begleiterinnen; besonders schien Therese in einer heftigen Gemüthsbewegung zu seyn; sie drückte ihm heftig den Arm. Er that, als bemerke er es nicht und faßte Therese scharf ins Auge, die eine innere Unruhe nicht verbergen konnte, und schnell mit Berta sich entfernte.

Nun trabte auch er nach Engelsruh und überließ sich ernsten Betrachtungen. Theresens Benehmen schien ihm auffallend und höchst leidenschaftlich, doch konnte er sich keinen Zusammenhang in der ganzen Sache denken.

Zu Hause angekommen, fand er einen Brief seines Sohnes, der ihm die angenehme Nachricht gab, daß er unvermuthet seine Abreise beschleunigen und in einigen Tagen bei ihm seyn könne. Alles wurde vergessen, Therese mit ihrem glühenden Blicke, Pauline mit ihrer traurigen Stimmung; nur Berta, die Hohe, Schöne stand noch an der Hand seines Roberts vor ihm. Bei ihm hatte der Himmel seinen Wunsch erhört, er verträumte eine glückliche, aber kurze Nacht, und eilte den Morgen nach Lindenbruch, um die frohe Nachricht der baldigen Ankunft seines Roberts dort mitzutheilen.

Noch schlief Alles im Schloß; er ging zum Prediger, wo er die Familie schon im Garten beim Frühstück fand. Er dankte Gott, daß er doch wenigstens einen Freund angetroffen, dem er sein Herz öffnen und seine Freude mittheilen konnte. Mein Robert kommt! Kinder freut Euch mit mir, rief er den durch sein

stürmisches Hervortreten Erschrockenen entgegen, er kommt vielleicht schon morgen! Er schüttelte dem Prediger herzlich die Hand, drückte die Mutter Ehrberg im Rausch seiner Freude fest an sich und einen glühenden Kuß auf die Rosenlippen der erschrockenen Pauline, die ernst und fast beleidigt zurück trat. — Nicht böse, liebe Pauline! rief er aus. Verzeihen Sie dem fröhlichen Vaterherzen, wenn es sich vergaß, schmollen Sie nicht mit mir über einen Kuß, den ich Ihnen nur im Rausch der Vaterliebe aufdrückte.

Pauline blieb aber ernst und begleitete auch in dieser Stimmung den Major nach dem Schlosse.

Vater Schwanenfeld, die Tante, die schon zur Abreise sich bereitet hatte, Therese und Berta saßen im Gartensaal beim Frühstück. Auch hier stürmte er ihnen mit der Nachricht von Roberts Ankunft entgegen. Berta erröthete, denn sie kannte den Plan der beiden Väter, Therese aber sah sie in diesem Augenblick mit einem Lächeln an, welches sie erwiderte. Der alte Hauptmann schien sich am meisten zu freuen.

Das junge Ehepaar trat herein, Hallberg

mit fröhlichem, festem Blick, Emilie das Auge wie Maria senkend, als der Engel der Verkündigung vor ihr stand. Nie hatte Pauline sie so lieblich gesehen, nie hatte Emilie ihr aber auch mit dieser Empfindung, mit dieser Wärme die Hand gedrückt; es war als wolle sie mit diesem Einen Druck der Freundin alle Wonne, alle Seligkeit, die sie erfüllte, mittheilen. Meine Strohkranzrede, liebe Emilie, hob der Major an, auf die ich mich nun schon seit mehreren Tagen vorbereitet hatte, und die ich in dieser Nacht ausarbeiten wollte, hat die frohe Nachricht, daß mein Sohn vielleicht morgen schon hier eintrifft, verschlungen; ich kann nichts thun, als für Sie in Prosa den Wunsch zum Himmel schicken, daß Ihr Erwachen stets so schön und lieblich seyn möge, wie heute. — Schmücken Sie sich mit Ihrem eignen Bilde, fuhr er fort, indem er ihr eine Rose reichte, ich habe sie in Engelsruh für Sie gepflückt und mitgebracht; sie ist Ihr treues Bild!

Emilie steckte sanft erröthend die Blume an ihre Brust, und trat zu Berta. Geliebte Schwester! sagte sie, gebe Dir der Himmel auch bald ein Herz, das Dich innig und zärt-

lich liebt, und möge die Freude des guten Majors auch Dein Herz freundlich ergreifen.

Wohl schwerlich wird dies geschehen! antwortete Berta empfindlich. Ich hoffe, der Vater wird es mir erlauben, selbst zu wählen. Was sich finden soll verfehlt sich gemeiniglich. Die Thür öffnete sich. Robert stürzte herein und hing an dem Halse seines Vaters, flog dem alten Hauptmann an die Brust, drückte glückwünschend seinen Freund Hallberg an sein Herz, küßte die erschrockene Emilie und blieb, wie versteinert, vor der lächelnden Berta stehen.

Fräulein Berta? rief er verwundert.

Zu dienen, Herr von Wellbach, die kleine Berta, die seit fünf Jahren das Glück nicht gehabt hat Sie zu sehen.

Meine kleine Berta, der ich immer den Fliederstrauß binden mußte?

Die Nämliche, wenn auch nicht die Ihrige. —

Lachend küßte er ihre Hand — ich danke für die gütige Zurechtweisung — wendete sich zu dem Vater und bat, ihn den fremden Damen vorzustellen. Als sie an Pauline kamen, an die er sehr ernsthaft herantrat, fragte ihn der Vater, ob er sich dieser Dame gar nicht mehr erinnern könne?

Es ist, wenn ich nicht irre, antwortete er in pathetischem Tone, das Fräulein Pauline Ehrberg, Tochter des würdigen Predigers und Seelsorgers zu Lindenbruch, einst ein kleiner Wildfang und jetzt? —

Pauline Ehrberg, die sich freut, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen und welche Sie herzlich willkommen heißt.

Mit einem Blick durchflog Robert das ganze Zimmer. Wahrlich! rief er aus, Alles noch, wie ich es verließ. — Hier der grämliche Herr mit der Allongen-Perücke, dort die Großmama mit ihren mächtigen Spitzenärmeln, die mir immer so gefiel, weil sie meiner kleinen — weil sie dem Fräulein Berta so ähnlich sah. — Hier mein getreuer Eckschrank mit seinen Gläsern und Pokalen, und wahrhaftig da steht sie noch, die schelmische Fortuna auf dem Deckelglase, das ich bei meiner Abreise auf Einen Zug leeren mußte. — Auch Du noch auf Deinem alten Plätzchen, Du schöner krummbeiniger Bergmann! lebst Du auch noch, du alter Jagdgefährte? Alles, guter Vater, ist noch, wie es war, nur die Menschen nicht! — Die Bilder sind noch so jugendlich, wie ich sie verließ; selbst die Blumen, welche die Großmama mit so zier-

lichen Fingern sich vorhält, sind frisch und blühend; die Gläser stehn auf der alten Stelle, Fortuna hebt ihren Shawl immer noch so gratiös und leichtsinnig und selbst mein alter Bergmann schnarcht noch aus bmoll, wie sonst; nur die Menschen, die haben sich verändert. Sie, lieber Hauptmann, haben ein schwarzes Käppchen auf Ihr Silberhaar gepflanzt, und meinen Vater kenn' ich gar nicht mehr ohne Schnurrbart und in dem kaffeebraunen Ueberrock. Fräulein Emilie ist zum schmachtenden Weibchen, Fräulein Berta zur großen Dame, und die ewig neckende, wilde Pauline zum ernsthaften Fräulein geworden. Nur ich bin noch immer der alte Robert, fröhlich, lustig, und Gott und der ganzen Welt und selbst dem schönsten Weiber-Auge trotzend, bin ich, wie immer, ein glücklicher Sohn des Augenblicks!

Nun dann sein Sie uns herzlich willkommen! sagte der Hauptmann, wenn Sie noch immer so brav, so gut, und von so fröhlicher Laune sind, wie sonst.

Und uns drei Mädchen werden Sie erlauben, daß unsre Augen Sie für den Trotz bestrafen, den Sie uns geboten haben, sagte Thereſe.

Mit Vergnügen, mit Vergnügen, dann giebt

es doch wieder Krieg; der ewige Friede langweilt überdies.

5.

Die Tante war in die Residenz zurück gefahren und hatte die beiden Fräuleins in Lindenbruch gelassen. Diese packten nun ihre Sachen aus und richteten sich, so wie es schien, auf einen langen Aufenthalt ein; Emilie mußte ihr Fortepiano aus ihrem Zimmer in den Gartensaal bringen lassen; eine Kiste mit Büchern, alle in grünen Maroquin gebunden, wurde ausgepackt nnd geordnet, und die Materialien zum Zeichnen hervorgesucht.

Der Major sah dies Alles schweigend an; Robert aber blätterte in den Noten und trällerte jedes Liedchen, das ihm nicht fremd war, und das er, gleich einem alten Bekannten, hier freundlich begrüßte. In einem Duett der Camilla fand er ein beschriebenes Blatt Papier, was ihm gleich auf den ersten Anblick kein Noten-Text zu seyn schien. Er nahm es heraus und fand abgebrochene Sätze darauf geschrieben. Da er die Sucht mit so Manchen gemein

hatte, alles beschriebene oder gedruckte Papier emsig zu lesen, und gewiß kein Makulatur-Bogen, ohne seine Neugierde befriedigt zu haben, aus seinen Händen kam, so setzte er sich begierig in den Garten und las.

Ist das weibliche Herz von der Liebe leidenschaftlich ergriffen, so verläßt sie es nie, wenn auch Verhältnisse, wenn auch ein unglückliches Schicksal sie aus unserm Herzen verbannen; verbannt sie Untreue, so bleibt statt ihrer der Haß zurück.

Das Herz des Mannes erträgt viel leichter den Verlust der Geliebten, und versagt oft der Ungetreuen sein Mitleid, seine Achtung nicht. Woher entstehen diese verschiedenen Gefühle, warum bei dem Einen nur Haß, wo der Andere Mitleid fühlen kann?

Das Weib, entfloh ihr die Liebe, muß still trauernd die Hoffnung erwarten, da hingegen der Mann sie aufzusuchen vermag.

Jede Liebe, die rein-geistig ist, ist Thorheit und Unsinn. — Das Herz muß nur der Spürhund, der Verstand der Leithund, der Geliebte das Wild seyn, was wir umstellen; ent-

hatte, von ihr erhalten konnte. Er glaubte und hoffte, es sei eine versteckte Einladung auf diesen Abend, schien sich deshalb wenig um ihre scheinbare Kälte zu bekümmern, war galant gegen sie wie gegen die übrigen Frauen, schien sie so wenig besonders zu beachten wie sie ihn und schwärmte von einer Dame zur andern.

Jedoch, als die zehnte Stunde nahte, trat er zu Julia und sagte leise: „Ich glaube, daß es klug ist, wenn ich mich bald entferne, schöne Frau; auf Wiedersehen!“

„Ich erwarte Euch um Mitternacht“ lispelte sie ihm eben so leise zu und entfernte sich.

Der Herzog war über die Aenderung der Stunde überrascht, doch da er sich schon empfohlen hatte, schlich er sich leise mit Moucha davon und störte gewissermaßen das Fest, denn die Frauen vermißten ihn nur zu sehr; Pescara glaubte, Julia würde sich durch seine Entfernung beleidigt fühlen und suchte ihn zu entschuldigen und sie zu trösten, die Dame aber lächelte „Das kümmere Euch nicht“ erwiederte sie, flog mit ihrem Tänzer durch die wogenden Reihen und ließ sich wenig durch die Abwesenheit des Herzogs in ihrem Vergnügen stören.

6.

Noch ehe dieser in seine Wohnung zurückgekehrt war, trat ihm ein Mann in den Weg, der ihm ehrfurchtsvoll einen künstlich gestickten Frauenhandschuh überreichte. Der Herzog betrachtete ihn beim Fackelschein „Bei Gott, Moucha!“ sagte er „Die Hand, welche diesen Handschuh trug,

ſchlüpft es unſern Netzen, dann verfolgen wir es auf Leben und Tod; je näher wir dem Fang waren, deſto eifriger wird die Jagd. — (Doch etwas zu ſtark!) war mit Bleiſtift bei dieſem Abſatz an den Rand geſchrieben.

Liebe rächt ſich nur durch Liebe, jede andre Rache iſt ihr zu klein. Jedes Unglück, was den Ungetreuen trifft, das nicht aus dieſer Quelle entſprang, gilt nicht für ein würdiges Opfer. — Nur das, was ihn beglücken ſollte, muß ihn ſtürzen, die Hand, die ihn heilen ſollte, muß ihn tödten, das Paradies ſeiner Liebe ihm zur Hölle werden.

Nichts beherrſcht die Vernunft des Menſchen ſo despotiſch, als die Liebe. Gleich dem Waldſtrom, der reißend ſich ſeine eigne Bahn bricht, vermag keine Gewalt die Richtung zu ändern, die dieſe Mächtige einmal genommen. — Ihr zu entfliehen, iſt nicht möglich; drang ſie in unſer Herz, ſo liegt es in der Hand des Schickſals, ob ſie dies Weiche zum Himmel oder zur Hölle umſchafft.

Nie muß der Mensch auf halbem Wege ste-
hen bleiben; was er begonnen, muß er voll-
enden, und träten ihm auch die größten Hin-
dernisse in den Weg, öffnete sich ihm auch
ein fürchterlicher Abgrund, er muß den Sprung
wagen. Lieber selbst in die Tiefe stürzen, als
seinem Ziele den Rücken kehren.

Mit der Liebe entschwindet der Blüthen-
kranz der Jugend auf immer, das Beben ver-
liert seine Farben, die Freude ihren Reiz, der
Genuß seine Lieblichkeit. — Keine Blume duf-
tet uns mehr, und die geraubte Rose läßt
nur ihre Dornen zurück, sie drücken sich fest
und fester in unser verwundetes Herz.

Die Liebe macht das Weib zum Engel
oder zum Teufel. Im Arm der glücklichen
Liebe schweben wir zum Himmel, treulose ver-
kauft uns der Hölle. Zwischen der höchsten
Tugend und dem Verbrechen ist ein kleiner
Zwischenraum, den die Leidenschaft so leicht
überspringt. Himmel und Hölle grenzen so
nahe!

Das Schickſal ſchleudert uns aus Raphaels Armen in die Arme des Satans, wir ruhen an ſeiner glühenden Flammen-Bruſt, ehe wir noch die Möglichkeit ahneten. — Ach, der Weg zum Verderben iſt ſo ſchnell vollbracht! Die Leidenſchaft hat mächtige Flügel, die Rache entführt uns unſer Eden mit Sturmes Gewalt.

Iſt denn keine Wahl; muß das eigne Herz verbluten, oder das fremde?

Durch die Bruchſtücke ſehr ernſthaft geſtimmt, rollte Robert das Papier zuſammen und ſteckte es bei, neugierig, wer von den Frauen wohl dieſe ſonderbaren Grundſätze aufgezeichnet haben möchte. Er konnte kaum den Abend erwarten, wo er hoffte, ſeine Neugierde befriedigen zu können.

Berta wurde gebeten, zu ſingen; ſie that es und wie Alles an ihr vollkommen, ſo war es auch ihr Geſang. Rein, volltönend, melodiſch war ihre Stimme, und muſterhaft gebildet; ſie fühlte, was ſie ſang. Alles war bezaubert, auch Robert betrachtete mit Begeiſterung

rung das holde Geschöpf, welches ihm zur Gefährtin durch das Leben bestimmt war.

Er benutzte den Augenblick einer Pause, in welcher Berta aufgestanden war, und die Gesellschaft sich im Saal zerstreut hatte, um ein kleines gesellschaftliches Spiel vorzuschlagen, wobei Frag' und Antwort auf Zettel geschrieben werden mußten. So eigen man auch diesen Vorschlag fand, so ungern man auch bei der schönen Witterung sich an den Tisch fesseln und durch dieses Spiel den schönen Genuß der Harmonie des Gesanges unterbrechen wollte, konnte doch Niemand füglich seinem Vorschlage widersprechen. Man setzte sich, die Langeweile blickte aus allen Gesichtern; man schrieb, Gott weiß, was, auf die Zettel; Robert las es vor und gestand nun selbst, daß sein Vorschlag wohl nicht passend sei und ein Spaziergang oder Musik die Gesellschaft angenehmer unterhalten würde. Sein Zweck war erreicht, er steckte die Zettel in die Tasche, schlich sich davon, und fand gleich, daß Therese das Blatt geschrieben haben müsse. Dies machte ihn aufmerksamer auf sie; es mußte ja ein sonderbarer Charakter seyn, der solche Grundsätze aufgezeichnet haben konnte,

und er unterhielt sich fast den ganzen Abend nur ausschließend mit ihr und fand sie anziehend, wenn auch nicht liebenswürdig.

Als Vater und Sohn am andern Morgen in Engelsruh allein waren, sagte der Major: Es ist doch auch nun wohl Zeit, Dich zu fragen, wie Dir Berta gefällt?

Zu gut!

Zu gut? wie soll ich das verstehn?

Sie ist für mich zu schön, sie hat für meinen schlichten Verstand zu viel Bildung, für mein gerades offenes Herz zu viel Welt, für meine oft nicht richtig abgewogenen Worte eine zu spitze Zunge, und es scheint mir, als wär' ich ihr in dem Traum ihres Lebens nur eine überflüssige störende Erscheinung.

Fräulein Thereſe scheint Dir wohl besser zu gefallen?

Wahrlich nicht, lieber Vater, diese noch weniger.

Und Du sprachst doch gestern Abend so vertraut, so angelegentlich mit ihr!

Guter Vater, ich recognoscirte den Feind und die Stellung, in welcher ich ihm gegenüber stehe. Sie scheint Berta's vertrauteste Freundin zu seyn; und ich möchte fast glauben, daß die

jüngere von der älteren Freundin geleitet wird. Sie mußte mir hierdurch wichtig werden, besonders, da ich ein Blättchen voll erbaulicher Sentenzen von ihrer Hand geschrieben fand, welches ich durchzulesen bitte.

Der Major las kopfschüttelnd: sonderbare Grundsätze, die mich in meinen Vermuthungen noch mehr bestimmen, sagte er. Therese scheint mir gefährlich, und ich fürchte, sie ist ein böser Genius, der seine schwarzen Flügel über die guten Menschen da drüben ausbreitet.

Hierin theil' ich ganz Ihre Meinung und Ihre Furcht, lieber Vater; überhaupt verlieren, nach meinen Gefühlen, die Damen aus der Stadt sehr gegen die gemüthlichen Landschönen.

So?

Ja, stellen Sie die schöne Therese neben die anspruchlose Emilie, die schöne brillante Berta neben die einfache Pauline — ich wette, Sie treten auf meine Seite.

Wohl möglich!

Hier die reizende Natur, die still und bescheiden in dem regen, aber thätigen Wirkungskreise sich glücklich fühlt; dort dies ewig Gespannte, immer sich Gleichbleibende, was in jedem Blicke Thereſens sich ausspricht; der bittere, beißende

Witz, der bei der unschuldigsten Gelegenheit sein Gift ausspritzt. Sehen Sie hier die Schönheit in ihrer höchsten Glorie, dieses herrliche, ideale Wesen, das mit unwiderstehlichem Zauber an sich zieht und unsere Verehrung, wie der Dämon, den wir beschworen, nur mit kaltem Ernste duldet, und dem wir für ein gefälliges Lächeln unser Herz, unsre Seele verschreiben müssen; sehen Sie dies leidenschaftliche Feuer im Aug; und im Gegensatz Paulinens heitren, lächelnden, fröhlichen Blick, wo das Gemüth in seinem Strahle, wie auf jedem Tone des Mundes uns freundlich entgegenschwebt; wo die Lebhaftigkeit des Körpers in stummen Worten die Lebendigkeit ihres Geistes ausspricht, und wo das Ganze, nicht schön, in seinem Einzeln, heiter in lieblicher Uebereinstimmung freundlich vor uns tritt.

Ei, ei, Robert, Du scheinst mir Deine bestimmte Braut mit sehr trüben Augen und Paulinen durch ein Vergrößerungs-Glas anzusehen?

Guter Vater! wie es in mir steht, wie es sich durch meine Sinne in meinen Verstand, in mein Herz schlich, so geb' ich es offen und ungeschmückt wieder. Genüg' ich Berta, ist ihr Herz nur halb so schön, als ihr Körper, nur

halb so empfänglich für das Gute, wie ihr Verstand für das Schöne, so wird mich ihr Besitz beglücken. Ich will dann gern aus Liebe zu diesem vollkommenen Wesen meine scharfen Seiten abschleifen, meine Wildheit, meine Thorheiten ablegen, meine Eigenheiten verbannen und auf meine mir so lieb gewordene Freiheit Verzicht leisten; und ich glaube, wenn dies Meisterstück der Natur mich wirklich herzlich und innig liebte, ich könnte still-bescheiden, selbst empfindsam und schmachtend an ihrer Seite wandeln. Aber, guter Vater, trauen Sie dem innern Gefühl, das uns fast immer unser Schicksal richtig prophezeiht. Für Bertas Geist bin ich nicht talentvoll, für ihre Sinnlichkeit nicht schön, für ihre Eitelkeit nicht glänzend genug. Da hätte sich Hallberg besser für sie geschickt!

Dies Gespräch machte auf den Major einen tiefen Eindruck. Er sah Roberts Vorliebe für Paulinen und wurde auf Hallbergs und Bertas Benehmen aufmerksamer. Gegen die erstere waffnete er sich mit Vernunft, gegen das zweite mit Scharfblick.

6.

Der Major war mit Robert seit vierzehn Tagen nicht in Lindenbruch gewesen. So unangenehm auch Beiden die Entfernung war, so konnten sie es doch nicht vermeiden, da Robert einer Tante vorgestellt werden mußte, deren wahrscheinlicher Erbe er war, und die nicht leicht eine Vernachlässigung vergab. Desto stärker war die Sehnsucht, mit welcher sie, gleich nach Zurückkunft, den Nachmittag nach Lindenbruch eilten. Sie nahmen den kürzesten Weg über die Wiese, stiegen vor dem Park ab, schickten die Pferde zurück und gingen zu Fuß durch die neuen Anlagen dem Schlosse zu. Sie fanden in einem Pavillon die beiden Schwestern allein am Stickrahmen sitzen. Beide schienen in ein sehr interessantes Gespräch verwickelt gewesen zu seyn; denn Beide waren noch von dieser Unterhaltung erhitzt; selbst die ruhige Emilie war in Bewegung; doch konnte sie ihre Freude nicht unterdrücken, als sie die Beiden, so lang Abwesenden, wieder ankommen sah. Desto mehr stach die schneidende Kälte ab, mit der Robert von Berta empfangen wurde. Doch dieser, sich selten über die Launen der Weiber grämend

und hier überdies nichts Besseres erwartend, ließ sich nicht in seinem Frohsinn stören und schien dadurch Bertas Laune nur noch mehr zu verstimmen. Emilie war aufgestanden und bot dem Major den Arm, um mit ihm zu dem Vater zu gehen, der sich gewiß sehr freuen würde, ihn endlich wieder zu sehen. Berta stand gleichfalls auf, legte ihre Arbeit zusammen, packte die Röllchen mit Seide wieder in das elegante Mahagony-Kästchen, und versäumte dabei die Zeit, so daß Emilie und der Major schon aus dem Pavillon herausgetreten waren, als sie erst ihren Hut und Shawl ergriff.

Mein Fräulein! sagte nun Robert, und bat sie höflichst, sich nur einen Augenblick zu verweilen. Es ist Zeit, daß sich die Verhältnisse ordnen, in die man uns versetzt hat.

Es bedarf hiebei nur weniger Worte, Herr von Wellbach! entgegnete Berta verstimmt.

Wahrlich, nur weniger, aber herzlicher!

Nun so heben Sie an, sprach sie sich nachläßig auf das Sopha werfend.

Schon als Knabe, mehr noch als Jüngling, begann Robert, zog mich etwas nach Ihnen hin, liebe Berta, das ich auch jetzt noch nicht zu benennen wüßte. Ihre Schönheit war

muß niedlich und klein ſein und ich bin neugierig, ſie zu ſehen. Nun glaub' ich ſelbſt, Ihr habt Recht, Julia und die Unbekannte ſind nicht Eine und Dieſelbe. Kommt!" Ohne in ſeine Wohnung einzutreten, folgte er dem Diener, der ihn nicht wie geſtern Abend durch enge Quergaſſen geheimnißvoll, ſondern die große, breite Straße, nach einem hellerleuchteten Hauſe führte, in das er ihn einzutreten bat.

„Geht nicht hinein!" rannte ihm der Chevalier zu und hielt ihn zurück.

„Warum ſollte ich nicht?" fragte der Herzog „Habe ich mich auch geirrt, giebt es hier auch kein ſüßes, geheimes Abentheuer, wie mir das hellerleuchtete Haus zeigt, ſo muß ich doch das Räthſel gelöſt und die wahre Gräfin Gagliano ſehen. Wollt Ihr mir nicht folgen, ſo bleibt zurück, ich glaube, hier bedarf es keiner Vorſicht." Aber Meucha folgte ihm ohne weiter etwas zu ſagen und ſo betraten ſie das Haus, wo der Herzog endlich die Schönheit ſehen ſollte, für die er Blut und Leben gewagt hatte.

Eine zahlreiche, reichgekleidete Dienerſchaft empfing ſie, ging ihnen mit brennenden Wachsfackeln, die ohnedies ſchon hinlänglich erleuchtete Treppe voran und der Herzog an das denkend, was Julia mit ihm von der alternden, jedoch reichen Gräfin geſprochen, ſagte zu ſeinem Begleiter „Ich fürchte, das wird ein langweiliger Abend und meine Schönheit mag am Ende eine Frau Mab ſein."

„Ich fürchte, daß Ihr Euch irrt, gnädiger Herr" erwiederte der Chevalier ſeufzend und trat jetzt mit dem Herzog in einen hohen Saal, der hell erleuchtet und mit einer Menge Familienbilder behangen war. Von hier führte

es nicht, die hat sich ja erst seit jener Zeit so herrlich entwickelt.

Sehr verbunden! unterbrach ihn Berta fast höhnisch.

Es war wohl fuhr Robert fort, ohne auf ihre bittere Aeußerung zu achten, dieser kleine Eigensinn, dieser allerliebste Dämon Caprice, der Sie auch damals schon so neckend umflatterte; Ihr ewiges Widerstreben, Ihr Verweigern der kleinsten Bitte, die Sie doch am Ende jedesmal erfüllten, diese Bestimmtheit in Wort und Handlungen, die sich doch so schnell verlor, wußt' ich nur das Leidenschaftliche Ihres Gemüths zu erregen.

Vortrefflich, Herr Baron! unterbrach ihn Berta, fahren Sie nur fort. Sie schildern mich sehr fein, sehr naiv; fahren Sie nur fort.

Wie Sie befehlen! Das Bild der kleinen braungelockten Berta, mit ihrem Stumpfnäschen und ihren feurigen Augen begleitete mich aus meinem väterlichen Hause. Dort aber an der Wald-Ecke, sah ich noch einmal nach Lindenbruch zurück, und wahrlich, nicht den Kirchthurm, nicht das Schloß, nicht die hohen Ulmen des Parks erblickt' ich, nur die kleine neckende pikante Roralane schwebte vor mir;

und – ich gestehe es, – preßte einen tiefen Seufzer aus meiner Brust, ein trauriges Lebewohl von meinen Lippen und in meine Augen drängte sich eine Thräne.

Wie rührend!

Ich habe dies Bild mit mir genommen und treu bewahrt.

Trotz der Bildergallerie, Herr von Wellbach, die Sie nach und nach auf Ihren Kreuz- und Querzügen sammelten?

Trotz dieser, mein Fräulein, trotz allen lieblichen Gestalten, die mir auf meinem Lebenswege freundlich entgegen kamen, oder mürrisch auswichen. Dies reizende Bild meiner Jugendphantasie blieb mir Ideal, und dies vor Augen richtete ich meinen Sehnsuchtsblick aus dem wilden Treiben der Welt nach dem stillen Thal der Häuslichkeit.

Er hielt inne und betrachtete sie mit Rührung und Wohlgefallen; sie schlug die Augen nieder.

Da schrieb mir mein Vater, er wünsche, ich möchte nach Engelsruh kommen; ich würde meine Jugendgespielin, ich würde Sie, liebe Berta, in Lindenbruch finden, und wenn ich ihn glücklich machen, wenn ich seinen heißesten Wunsch

erfüllen wollte, so möcht' ich ein Band knüpfen, was Ihr Vater, was auch er sehnlichst wünsche, geknüpft zu sehen.

Verzeihen Sie meine Offenheit; dieser Brief war mir ein kalter Eistropfen, der plötzlich meine Stirn berührte, als die lieblichsten Phantasie-Träume sie umgaukelten. Es war ein Schatten, der sich über das ideale Gemälde breitete, doch schnell verschwand dieser Schatten und im hellsten Lichte stand Ihr liebes Bild zum erstenmal ganz ausgemalt vor mir. Das Kind war verschwunden, die Jungfrau trat vor mich; immer noch das Stumpfnäschen; immer noch die blitzenden Augen, wie sonst.

So trat ich ein in den alten Familien-Saal zu Lindenbruch, fand Alles wieder, wie ich es verlassen hatte, nur meine Berta nicht! — Fremd trat mir eine hohe, schöne weibliche Gestalt entgegen, ihr kalter Willkommen zerriß schnell das Gewebe meiner regen jugendlichen Einbildungskraft. Vor einer Anbetung verlangenden Göttin stand ich, nicht vor dem Ideal meiner ersten Liebe — und mein Herz schwieg.

Berta schlug nachdenkend die Augen nieder; sie schien ihn nicht ohne Theilnahme angehört zu haben.

Liebe Berta! fuhr er fort, ich sah noch mehr, sah, was das glühendste Herz hätte erkalten lassen; — aber — ich muß schweigen, darf nur leise warnen.

Berta erröthete.

Doch lassen wir dies! unterbrach er die eingetretene Stille. Ich mußte Ihnen, so wie die Verhältnisse liegen, eine lästige Erscheinung seyn; das wünsch' ich nicht! — Ist auch der Jugendtraum vorüber, und welcher Mensch erwacht nicht früh oder spät aus diesem lieblichen; so möcht ich doch gern freundlich neben der Gespielin meiner Jugend stehen, ihr traulich die Hand reichen und zu ihr sagen können: Ich bin Ihnen noch gut. — Deshalb lassen Sie unsere Väter hoffen, so viel sie wollen, und fürchten Sie nie, daß mein Herz mit seinen Wünschen Ihnen lästig werde.

Berta stand auf, reichte ihm schmerzlichlächelnd die Hand und verließ langsam den Pavillon.

Nun ist auch das vom Herzen! sagte Robert und folgte ihr. Durch die gebogenen Gänge über die kleinen Rasenplätze, über die chinesische Brücke eilte er fort, leicht wie ein Vogel und froh wie ein Fürst, daß er diese Last von seinem Herzen gewälzt hatte, und er,

nun frei von allen Verhältnissen, sich im selbst gewählten Kreise bewegen konnte, wendete sich dann in die Buchenallee und stieß hier auf Pauline, die, in einem Buche lesend, langsam ihm entgegen kam.

Gott gedankt! rief er aus, es ist vorüber! — Kommen Sie, Pauline!

Herr von Wellbach! sagte diese ganz erstaunt und entzog ihm die Hand, die er ergriffen hatte.

Verzeihung, liebe Pauline! fuhr er fort. Mich umschwebte in diesem Augenblick ein so lieblicher Traum, daß ich noch träumend zu Ihnen eilte und seine Erfüllung in Ihnen zu erblicken wähnte.

In mir?

Ja, in Ihnen! und, setzte er ernst hinzu, ich bin schon so oft aus süßen Träumen erwacht und fürchte zu sehr dieses Erwachen. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen um nicht Lebewohl sagen zu müssen. Er verschwand bei diesen Worten hinter dem Fliederbusch und ließ Pauline in stillem Nachdenken zurück. Noch immer träumend eilte er durch alle Gänge des weitläuftigen Parks hindurch, bis er an den Fluß kam, wo der Weg sich en-

dete, und auf einem mit blühendem Gebüsch umgebenen Plätzchen eine kleine Fischerhütte stand, worin das nöthige Geräthe zum Angeln verwahrt wurde. Vor dem Häuschen standen die Worte:

Tobt der Sturm, bleib' still zu Haus;
Schweigt der Wind, dann wirf die Angel aus;
Nur mit Ruh wirst Du zum Ziel gelangen,
Nie im Sturm die schlauen Fische fangen.

Das ist sehr wahr! sagte Robert sich vor die Hütte setzend, und die vergangene halbe Stunde überdenkend, in welcher er, vom Augenblicke ergriffen, ein loses Band lösete, und ein neues, noch loseres, knüpfen wollte. Was hilft das unstete Treiben, das Stürmen bei der geringsten Veranlassung? Besser, der Geist überlegt mit Ruhe, und das Herz folgt nicht immer den ersten Eindrücken. Hier an diesem Angelplätzchen, diesem Exercierplatz der Geduld, hier will ich den festen Vorsatz fassen, ruhig, bedächtig und vernünftig zu handeln, dem Leidenschaftlichen ein Lebewohl zu sagen, und meine Pönitenz mit einer Stunde Langeweile anfangen, die ich mir hier als Strafe beim Angeln diktiren will. Er zog seine Uhr, legte sie auf die Bank, holte sich das nöthige Geräthe zur

Fiſcher-Arbeit, ſetzte ſich in die kleine Bucht, wo unter dem Weidenſtrauch ein Strudel ſich bildete und warf die Angel aus. Leicht, wie der leichte Sinn über die Wellen des Schickſals, ſchwammen die Feder und der Kork über dem Waſſer, nur manchmal ergriff der Strudel die Angel und zog ſie hinab; doch ſchnell ſchwamm der Kork wieder oben. Die getäuſchten Hoffnungen! murmelte Robert. Da tauchte der Kork unter, vergebens, ſchnell war er wieder oben — noch einmal und öfters; immer das nämliche Spiel. Fräulein Thereſe! rief er aus. Sie möchte gern ſpielend mich täuſchen. Daß ich ein Thor wäre! Spiele nur immer, nur nicht mit mir! Da tauchte die Angel tief unter, ſchnell zog er an; ein großer Spiegel-Karpfe zappelte an dem Haken, er ſträubte ſich, mit Kraft ſchlug er in die Höhe, die Angelſchnur rieß, dort ſchwamm er hin. Werta! ſagte er brummend und holte ſich eine andere Schnur aus dem Häuschen. Für mich beſtimmt, und wird doch nicht mein! — Er knüpfte die Schnur wieder an die Ruthe, befeſtigte einen recht langen Wurm an den Haken und warf ſie von neuem in die Fluth.

Hatte der gefangene Karpfe ſeine Mitbür-

ger gewarnt, oder war es der Zufall; es verging eine halbe Stunde, kein Fisch wollte beissen, selbst keine Therese wollte zum Zeitvertreib mit dem Köder spielen und neckend die Hoffnung erhalten. Er ging nach der Hütte, sah nach seiner Uhr, erst in sieben Minuten war die Prüfungs-Stunde vorüber. Er nahm die Angel wieder in die Hand, und von seiner ersten Probe fast schon entmuthigt, hoffte er doch die sieben letzten Minuten noch ritterlich auszuhalten; da tauchte der Kork, doch rasch war er wieder oben. — Aha! sagte er leise, Fräulein Therese! aber schnell sank die Feder, weit dehnte sich die Schnur in dem Wasser; er schnellte hoch in die Höhe und ein lieblicher Fisch lag auf dem Rasen. Pauline! rief er aus, faßte begierig den Fisch, um ihn vom Haken zu lösen und warf ihn fluchend wieder auf den Rasen. Armer Robert, Pauline war ein Barsch, der dich mit seinen scharfen stachligen Flosfedern verwundet hatte!

Sonderbar! sagte er, seine Angelruthe wieder zusammen packend. Therese foppt mich, Berta, schon halb die meine, taucht wieder unter und die gefangene Pauline verwundet mich. Er stand noch am Ufer, besah seinen Ge-

fangenen, den er nun vorsichtiger in die Hand nahm, als er von weitem einen lieblichen Gesang und das Plätschern eines Ruders hörte; er horchte auf und sah nach der Seite hin, von wo die Töne herkamen. Um die blühenden Loniceren, die sich auf der Uferspitze in den Fluß hineinbogen, kam jetzt ein leichter bunter Kahn geschwommen; ein junger Mann ruderte, und die niedliche Sängerin, den italienischen Strohhut tief ins Gesicht gesetzt, stand in eleganter Kleidung am Steuerruder.

Robert sah neugierig dem Kahn entgegen, der Gefangene entglitt seiner Hand und pfeilschnell tauchte er unter den landenden Kahn. Auch du wieder entschlüpft! sagte er leise vor sich, ging den Fremden entgegen und reichte der Dame die Hand, die im Aufsehn ausglitt und fast ins Wasser gefallen wäre, hätte sie sein starker Arm nicht gehalten.

— Verzeihen Sie, mein Herr, daß wir so frei sind und hier landen sagte der junge Mann, nachdem er seinen Kahn fest gebunden hatte. Wäre es mir und meiner Schwester wohl erlaubt, den schönen Garten zu besehen, wo mir die Anlagen vortrefflich und mit vielem Geschmacke geordnet zu seyn scheinen?

Ohne

Ohne zu der Familie des Besitzers zu gehören, antwortete Robert, bin ich überzeugt, daß es dem Herrn von Schwanenfeld viel Vergnügen machen wird, wenn Sie sich hier umsehen; und wenn Sie erlauben, setzte er hinzu, daß ich Sie begleite, dann kann ich Sie auch gleich mit den interessantesten Parthien bekannt machen.

Mit Freuden nahm der Fremde das Anerbieten und das junge Mädchen seinen Arm an.

Robert besah nun seine neue Bekanntschaft genauer. Der Fremde schien ohngefähr fünf und zwanzig Jahre alt zu seyn. Blond mit blauen Augen, lag in seinem ganzen Wesen etwas Bescheidenes, Zurückhaltendes und doch Listiges. Sein Benehmen zeigte vom ersten Augenblick an eine gewisse Feinheit und den Ton der guten Gesellschaft. Schön von Körper, lag mehr Weichheit, als Kraft in seinem ganzen Wesen. Die Schwester war schlank, nymphenhaft, die Formen üppig, blühend der Teint, blendend der Hals und der Nacken; das Stumpfnäschen paßte zu dem kleinen Mund, zu der Reihe weißer Zähne und dem sprechenden Auge. Lockiges hellbraunes Haar rollte sich ringelnd über die weißen Schultern, und der ganze einfache Anzug, selbst die Art, wie das Haar geordnet war, hatte etwas Originelles,

ie der Hausbesmeister durch eine Reihe im alten Geschmack, aber prachtvoll eingerichteter Zimmer, wo ihnen eine schwarzverschleierte Dame mit abgemessenen Schritten entgegen trat.

„Ich sollte mit Euch zürnen, gnädiger Herr" sagte sie mit wohltönender Stimme „daß Ihr mir so lange die Gelegenheit entzogen habt, Euch meinen Dank abzustatten. Nehmt ihn hiermit und die Versicherung, daß ich und die Meinen nie vergessen werden, daß der edle Herzog von Nemours ihr Kämpfer war."

Der Herzog dankte verbindlich „Aber edle Dame," sagte er „laßt auch jetzt den Schleier fallen! Lange genug bin ich der Ritter einer Unbekannten gewesen, so daß meine Neugierde, Euer Angesicht zu sehen, wohl verzeihlich ist."

„Wenn Ihr es wünscht und dabei zu gewinnen glaubt, gern!" sagte sie, doch ehe sie den Schleier hob, fragte sie „Wer ist Euer Begleiter, gnädiger Herr?"

Mein Freund und Waffengenosse, der Chevalier Meucha" erwiederte Nemours.

„Ha, der tapfre Kämpfer, der den Grafen Caraffa niederrannte?" sagte die Dame lebhaft „Seid mir willkommen, Chevalier, doppelt willkommen Eurer mannhaften That wegen!"

Meucha erglühte bei diesen Worten, er stammelte einige Worte des Dankes und als die Dame auf die nochmaligen Bitten des Herzogs endlich den dichten Schleier erfaßte, klopfte sein Herz gewiß stärker als das des Herzogs.

etwas Fremdartiges. Die Geschwister schienen die eigenthümlichen Charaktere ihres Geschlechts verwechselt zu haben. Er war still, fast zu bescheiden; sie lebhaft, fast zu muthwillig.

Sie waren noch nicht lange zusammen gegangen, so erinnerte eine Inschrift, die am Eingang einer Grotte zu ernsten Betrachtungen aufforderte, Robert an die Inschrift am Fischer-Häuschen, und an seine guten Vorsätze, die er dort gefaßt, und wie sehr er neben dieser Lebendigen seiner beliebten Philosophie getreu bleiben müsse, um nicht schon in den ersten Stunden zu straucheln. Er vermied ihr ins Auge zu sehen, der Schmerz, den er eben noch zu rechter Zeit in der Hand empfand, erinnerte ihn an die entschlüpfte stachlichte Najade, an die liebliche Pauline und Ruhe! Ruhe! rief er sich leise zu, so oft er vom Gespräch der freundlichen Jungfrau, die in frischester Jugendblüthe an seinem Arm dahinschwebte, fortgerissen, sich vergessend in Feuer gerieth.

Endlich, nachdem er fast eine Stunde mit ihnen herumgewandert war, fiel es ihm erst ein, zu fragen, mit wem er das Vergnügen habe, zu reden.

Ich bin der Hofrath von Lilienfeld und dies meine Schwester! — sagte der junge Mann.

Wir kommen aus der Residenz. Die Aerzte haben mir die Landluft anempfohlen, und da meine Schwester die Tante, bei welcher wir uns aufhielten, eben verlassen konnte, habe ich sie beredet, mich hieher zu begleiten, wo ein guter Freund mir die Wohnung im Weinbergshause verschaffte. Die reizende Lage von Lindenbruch, der herrliche Park, besonders die romantische Wohnung, mit ihrer reizenden Aussicht; selbst die treuherzigen freundlichen Leutchen, die da wohnen, alles dies bewog mich, auf einige Zeit mich hier aufzuhalten. Seit zwei Tagen sind wir oben in unserm kleinen Belvedere, und heute trieb uns der schöne Tag zu einer Wasserparthie, die uns das Vergnügen verschafft hat, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Robert bat sehr um die Erlaubniß, sie der Familie Schwanenfeld vorzustellen, wo das Fräulein mehrere Damen ihres Alters finden und gewiß mit Herzlichkeit aufgenommen werden würde. Sie verbaten es aber, fürchteten, lästig zu fallen, dankten für die gütige Begleitung und der Kahn mit der schönen Jungfrau schwamm leise dahin.

Jetzt erst fiel es Roberten ein, daß er, seit vierzehn Tagen von Lindenbruch abwesend, nun schon fast drei Stunden im Park herumlaufe, ohne ins Schloß gekommen zu seyn. Noch einmal

ſah er dem Kahne nach, der ſich eben um die letzte Krümmung bog. Ein weißes Tuch flatterte in ihrer Hand, ob für ihn oder die Mücken, blieb zweifelhaft; ſie verſchwand.

Berta, Pauline und das Fräulein von Lilienfeld gaukelten vor ſeinem Blick und vertauſchten ewig den Platz, wohin ſie ſeine rege Einbildungskraft ſtellte. Bald ſtrahlte Berta, die Glorie um die braunen Locken, in höheren Regionen, bald trat die blonde Pauline freundlich ihm entgegen, bald ſchwamm die üppige Najade auf ihrer Seemuſchel über die Wellen dahin. In alle Elemente hatte er ſein Ideal getaucht, nur in ſeinem Herzen glühten ſie vereint im Feuer.

7.

Mit dieſen ſich durchkreuzenden Ideen trat er in den Gartenſaal, wo er alles verſammelt fand und man ihn ſchon längſt erwartet hatte. Zu ſeiner Entſchuldigung erzählte er der Geſellſchaft ſein Abendteuer und verſicherte hoch und theuer, der reizenden Najade gebühre wohl ein Plätzchen im Zirkel der ſchönen Frauen, die er hier verſammelt ſähe. Seine Lebendigkeit ſchmückte ſeine Er-

zählung mit den heiterſten Farben, und da er ſah, daß faſt Niemand rechten Antheil an ſeiner Undine nehmen wollte, ſo verſuchte er das letzte Mittel und beſchrieb ihren Anzug, die Art, wie ſie die Flechten ſo ſonderbar gewunden und die Locken ganz wunderbar ſchön geringelt habe; aber auch dies war vergebens, und er mußte nun wohl mit dem erſten ruhigen Blick ſehen, daß während ſeiner Abweſenheit eine Stimmung in den geſelligen Kreis eingetreten war, welche den Ton der Fröhlichkeit nicht angab.

Gewohnt, nicht lange über Urſach und Wirkung nachzudenken, und wenn es ihm nicht glückte, die Geſellſchaft fröhlich zu ſtimmen, der Langeweile aus dem Weg zu gehen, entfernte er ſich auch hier, nachdem er nur kurze Zeit im Saal geblieben war, und ging in der Linden-Allee, die durchs Dorf führte, auf und ab. Es dämmerte ſchon, Alles ruhte, kein Lüftchen regte ſich; er trat aus dem Dörfchen heraus auf einen Hügel, den eine freie Ausſicht gewährte. Da ſchwebten Töne eines Waldhorns vom nahen Weinberg zu ihm herüber; ſie verriethen den Meiſter. Er horchte auf, immer vernehmlicher wurden ſie, immer zuſammenhängender ward die Melodie. — Er ſprang auf, ins Dorf, nach dem Schloß, in

den Saal, holte ohne der flammenden Gesellschaft nur ein Wörtchen zu erwidern, unter dem Fortepiano seinen Kasten mit Waldhörnern hervor, den er hier einquartiert hatte, und stürzte, das Horn in der Hand, wieder hinaus.

Der Major, Pauline und ihr Vater folgten verwundert. Sie fanden ihn auf dem Hügel sitzen und gleich dem Echo, die Töne, die vom Weinberg kamen, begleiten. Allmählich bildete sich zwischen den beiden entfernten Virtuosen eine Art Wechselspiel, das in der Stille des Abends lieblich anzuhören war.

Kommen Sie, lieber Vater, hier durch die Kirsch-Allee dem Weinberge näher, sagte Pauline, er kann uns hier nicht sehen; wir wollen uns dann im Gebüsche niederlassen, und so hören wir in gleicher Entfernung von beiden Instrumenten, die Töne vernehmlicher. Sie folgten Paulinen und wanderten dem Weinberg zu. Die Hörner schallten noch immer; bald war es ein rasches Rondo, bald eine Fanfare, die der Virtuos vom Weinberg blies und Robert begleitete. Jetzt schwieg die Musik; doch Robert ließ ein schmelzendes Adagio ertönen; der Virtuos vom Weinberg machte nun trefflich sein Echo.

Pauline und die beiden Andern waren wäh-

rend deſſen ins Gebüſch getreten, das den Fuß des Weinbergs umgab. Sie ahneten gleich, daß der Hofrath es ſei, der Robert wie zum Wettkampf aufgefordert hatte, und ergötzten ſich an den ſchönen Melodieen, die in der Stille des Abends ſanft und leiſe auf den Flügeln des Weſtes dahin ſchwebten. Doch bald verſtummten die Hörner, Töne einer weiblichen Stimme ließen ſich in der Ferne hören, es war ihnen, als vernähmen ſie den Klang einer Guitarre.

Die Stimme deutlicher zu hören, gingen ſie den Berg hinan, und bald geſellte ſich auch Robert zu ihnen, den die Ungeduld von ſeinem Hügel dem Weinberg zugetrieben hatte. Sie nahten ſich dem Geſange, der immer heller und tönender wurde, und bald ſahen ſie beim Mondenſchein eine weibliche Geſtalt in einer Laube ſitzen, die ſogleich Robert für das Fräulein von Lilienfeld erkannte, der er ſich, ohne daß die Andern es hindern konnten, näherte, und die Uebrigen dadurch zu folgen zwang. Das Fräulein kam ihm entgegen. Robert leitete mit ſeiner eigenthümlichen Lebendigkeit das Geſpräch ſchnell ein und ſtellte ſeine Begleitung beſonders Pauline, deren Lob in größter Geſchwindigkeit von ſeinen Lippen unaufhaltſam ſtrömte, den Geſchwiſtern vor.

Das Fräulein lächelte, während Pauline ihren sonderbaren Anzug betrachtete. Fast in Schweizertracht hielt ein rothes Band den Strohhut, der im Nacken hing, die Flechten rollten lang und schwer, die Locken unordentlich über die Stirn herab; die schönste Hand strich die Herabgerollten mit Grazie zurück, befestigte sie mit einer Haarnadel und zeigte selbst in der Dämmerung des Abends den schönst-geformten, runden, alabasternen Arm.

Sie haben mich und meine Schwester recht angenehm mit Ihrer Begleitung überrascht, sagte der Hofrath. Doch gewiß nicht angenehmer, unterbrach ihn Robert, als uns das Fräulein mit ihrem Gesange. Wenn wir so unbescheiden seyn, und Sie nur noch um ein einziges Lied bitten dürften.

Liebe Antonie! bat der Bruder, das kleine Liedchen aus Deodata. Sie ergriff mit vieler Freundlichkeit die Guitarre, spielte und sang es.

Während, daß die Fremden Robert und seine Gesellschaft nach Hause begleiteten, hatte sich Pauline Antonien genähert, und fand dies liebenswürdige, sonderbare Wesen höchst anziehend. Sie bat sie recht sehr, sie in ihrem elterlichen Hause zu besuchen, und versprach, auch

recht bald wieder nach dem Weinberge zu kommen.

Die Freundschaft der weiblichen Jugend ist so leicht, so schnell, so locker geknüpft. Das Herz fühlt den Drang nach Mittheilung; die Freundin des Augenblicks kömmt so freundlich entgegen, das gleiche Bedürfniß bindet so schnell, das gepreßte Herz darf sich offen mit allen seinen Schwächen mittheilen, es findet ja die gleichen in dem andern wieder; die Freundschaft, das Vertrauen knüpfet oft der Augenblick der ersten Bekanntschaft.

Im Schloß fanden sie die Zurückgebliebenen, gleichfalls musicirend, und Berta und Hallberg am Klaviere sitzend. Der Vater war bei seinem Pfeifchen eingeschlafen und Therese unterhielt Emilie sehr angelegentlich am Fenster.

Die Erzählung, welche Pauline von der kleinen Begebenheit auf dem Weinberge machte, erweckte in allen den Wunsch, die Bekanntschaft des Hofraths Lilienfeld und seiner Schwester zu machen; nun bemerkte Therese mit der ihr eigenen Weise, daß diese Beiden ihr der Beschreibung nach wie Abenteurer, oder wie Menschen, die Originalität erkünsteln wollten, erscheinen müßten, und sie zweifle noch sehr, daß dies Bruder und Schwester sei. Der Major war ihrer

Meinung nicht ganz entgegen; nur Robert und Pauline nahmen mit Wärme die Parthie ihrer Schützlinge.

Der Ritt von Lindenbruch bis Engelsruhe, den der Major und sein Sohn nun alle Abende zu machen hatten, war der Moment, wo sie das Tableau des vergangenen Tages immer vor einander aufrollten. Heute war aber Roberts Kopf von dem, was ihm begegnet war, viel zu sehr angegriffen, als daß er irgend eine andere Bemerkung hätte machen können, als daß ihm alles in Lindenbruch verstimmt zu seyn schien. Der Major glaubte schärfer gesehen zu haben. So freundlich und heiter Emilie zu seyn schien, so glaubte er doch öfters einen stillen Kummer auf ihrem Gesicht bemerkt zu haben, und Theresens Anschließen an sie mißfiel ihm sehr. Doch das warum? war ihm nur eine dunkle Ahnung, und er fürchtete sich, näher und deutlicher die Verhältnisse zu beleuchten.

Robert hörte alle seine Bemerkungen mit an, ohne auf sie zu achten; ihm gaukelten seine Elementargeister vor. Doch schien die Wasserschöne, die neueste Erscheinung, den meisten Zauber für ihn zu haben, und sie war es wohl hauptsächlich, die ihn, seine Flöte in der Tasche, den

andern Nachmittag nach Lindenbruch zog. Dieses Mal führte ihn sein Genius in die Weinlaube der Pfarrwohnung, wo er auch wirklich Antonie mit ihrem Bruder und Pauline fand. Sie war heute noch reizender, als gestern und äußerst geschmackvoll angezogen, doch lag immer etwas Auffallendes darin, besonders in ihrem Haarputz, den die berühmtesten Pariser Haarkräusler hätten studieren können. Die strengste Matrone mußte ihren Anzug als höchst anständig gelten lassen, und doch lag eine Ueppigkeit in allem, wobei man das wo und wodurch nicht auffinden konnte. Auch in dem ganzen Wesen dieser Sonderbaren war ein gleiches Gemisch von Bescheidenheit und Ungebundenheit, von Natürlichem und Kokettem, das sich aber lieblich und fein in einander verwebt hatte; so daß das geübteste Auge den Abschnitt nicht finden konnte.

Für Robert war Antonie eine neue Erscheinung; sie mußte diesen lebendigen, alles lebhaft ergreifenden Mann durch ihre Eigenthümlichkeit reizen und anziehen; mit jeder Minute gab er sich ihr mehr und mehr hin, und Pauline, diese freundliche irdische Gestalt, die ihm auf seiner Rückfahrt vom Himmel gestern so wunder-

„Ihr befehlt!“ ſagte ſie jetzt „und ich gehorche!“ Sie warf den doppelten Schleier zurück und eine Frau, wohl an 60 Jahre alt, die nie ſchön, wohl immer ſehr häßlich geweſen ſein mußte, ſtand vor ihnen.

„Ihr ſcheint bei meinem Anblick überraſcht,“ ſagte ſie lächelnd „Ich glaube es wohl, wenn Ihr Euch die Gräfin Gagliano ſchön gedacht habt. — Das iſt ſie wahrlich nicht, das war ſie nie und die Zeit hat bei ihr wenig zu zerſtören gehabt.“

„Gräfin!“ ſagte der Herzog empfindlich „Ich bitte Euch, vor der Welt wenigſtens ſtets als meine Dame verborgen zu bleiben. Laßt mich auch ferner noch für eine Unbekannte eine Lanze eingelegt haben, hebt den Schleier nie wieder, der Herzog von Nemours würde zum Geſpötte, erführe die Welt, wen er an Schönheit höher geſtellt hat, als Julia Gonſalieri.“

„Gnädiger Herr!“ erwiederte die Dame mit Stolz „Und doch ſtellt ſie ſich höher als Jene, die Euch geſtern Abend zu ſich lockte. — Die äußere Schönheit vergeht, ſie gehört einer kurzen Frühlingszeit an; auch Ihr, Herzog von Nemours, werdet einſt hinfällig und welk einherſchreiten und Euch nichts mehr von alle dem bleiben, was Ihr jetzt ſo hoch ſtellt, als eine traurige Erinnerung; aber ewig bleibt, was in dem Herzen liegt; eine edle Seele iſt nicht der Zerſtörung unterworfen, an ihr geht die Senſe der Zeit ſchonend vorüber. Darum würde Euch Keiner verſpotten, der mich kennt, hättet Ihr einen Kampf für mich beſtanden. —“

„Aber freilich“ lenkte ſie freundlich ein „da es hier nur die Schönheit galt, ſo könntet Ihr wohl mit Recht

lieblich entgegen getreten war, hatte er durchaus rein vergessen. —

Sie gingen zusammen nach dem Schlosse. Robert zweifelte keinen Augenblick, Antonie werde dort so gefallen, wie sie ihm, wie sie Paulinen gefiel. Er war deshalb nicht wenig verdrießlich, als Berta mit stolzer Würde, und Therese mit fast bittern Spötteleien, über manche kleine Eigenheit sie behandelte, und Emilien selbst ihr Charakter nicht immer weiblich genug zu seyn schien Doch was kümmerte ihn das, hielt er sie doch für ein vollkommenes Wesen, und fühlte er sich doch glücklich und zufrieden, da sie ihn auszuzeichnen schien.

Er mußte sich zwar gestehen, Berta sei schöner, der Kopf regelmäßiger, die Gestalt noch graziöser, wenn auch nicht mit diesen üppigen Formen, Pauline habe in ihrer Lebendigkeit mehr Gemüthliches, und Emiliens Madonnen-Blick träfe wohlthuend das Herz und fehle Antonien ganz, selbst Therese hätte ein feiner geformtes Näschen, der Fuß sei niedlicher, der Mund kleiner. Aber das Ganze! das Ganze! — Dies Sinnenerweckende, dies Anziehende, dies Bewegliche in Körper und Geist — o dem guten

Robert war es nicht zu verargen, wenn diese Zauberin ihn in ihren Kreis bannte.

In den paar Wochen, seit Bertas und Thereſens Ankunft in Lindenbruch, hatte ſich manches ſonderbar geſtaltet Der Eindruck, den Hallberg und Berta in dem erſten Augenblick, da ſie ſich ſahen, gegenſeitig auf einander gemacht, war nicht verwiſcht worden, ſie hatten ſich hingegen mehr und mehr genähert. Stolz kämpfte in Bertas Herz gegen dies Gefühl, Lieb' und Pflicht kämpfte in Hallbergs Bruſt. Nicht kräftig genug, ſich mit Entſchloſſenheit aus dieſem Verhältniß heraus zu reißen, wähnten ſie, den Punkt genau zu kennen, wo ſie wieder einlenken mußten, und wandelten nun ſorglos den gefährlichen Pfad. Sie täuſchten ſich, indem ſie das für Anerkennung des gegenſeitigen Werthes hielten, was doch nur Leidenſchaft war; ohne daß noch ihr Mund der Verräther ihres Herzens geworden, hatten ſich ihre Blicke, ihre Herzen verſtanden, die Aufmerkſamkeit, mit der Hallberg jetzt ſeiner Emilie verdoppelt entgegen kam, konnte ſelbſt dieſe fromme Seele, die nicht leicht einen Argwohn aufkeimen ließ, nicht täuſchen, ſo laut ſprach ſich Bertas unglückliche Neigung aus, ſo wenig wußte Hallberg ſich zu verſtellen.

Dies hatte die drückende Stimmung in diesem Kreise hervorgebracht, die selbst der alte Hauptmann theilte, da der gewohnte Gleichmuth und die stille Freundlichkeit Emiliens mehr und mehr zu verschwinden schien.

Thereſe war, dem Anscheine nach, mit Berta's Betragen unzufrieden, und, nicht mehr mit ihr in dem innigen Verein, wie früher, schloß sie sich mehr an Emilie an. Pauline sah das Ungewitter sich zusammen ziehen und wußte es nicht zu beschwören. Gern hätte sie sich jetzt dem Major zutrauungsvoll genähert, hätte sie nicht selbst vor ihm sich in gewisser Art fürchten müssen. Fast schien ihr jetzt die Erscheinung Antoniens eine glückliche Begebenheit, die vielleicht in diesen gespannten Verhältnissen irgend eine Aenderung hervor bringen könnte.

Fast täglich war Antonie und ihr Bruder in Lindenbruch; die Gesellschaft auch wohl des Abends auf dem Weinberg. Der Hofrath schien sich fast ausschließend mit Paulinen zu beschäftigen, ob gleich es einem feinen Beobachter nicht entgehen konnte, daß er gegen Emilie nie die Aufmerksamkeit vergaß, die er der Wirthin vom Hause schuldig war, und alles that, was man

nur von dem artigen, verbindlichen Manne verlangen konnte.

Es bildeten sich daher in diesem Familien-Zirkel sonderbare Verhältnisse, die nothwendig zu manchen Reibungen Veranlassung geben mußten. Alles war beschäftigt, alles hatte sein Interesse, oft ein doppeltes; nur Therese ging allein; nur gegen Emilien herzlich, behandelte sie die Uebrigen kalt und spöttisch; am meisten aber traf ihr Witz die lebhafte Antonie, die sonderbar genug gegen sie allein ihre Waffen nicht gebrauchen, und Bitterkeit mit Bitterkeit bezahlen wollte. Auch der bescheidene schwärmerische Hofrath entging ihren spitzen Pfeilen nicht; doch war sie gegen diesen gnädiger, sie erlaubte ihm sogar öfters, daß er sie und Emilie unterhalten durfte, wenn sie mit dieser allein war. Despotisch herrschte sie mit ihrem überwiegenden Verstand und ihrer listigen Feinheit in diesem kleinen Zirkel, während Robert unter diesen anziehenden Geschöpfen selig umherschwärmte. Gerecht gegen alle, blieb Antonie für ihn die angebetete Göttin, Pauline die gefeierte Jungfrau.

Die Männer waren auf die Jagd gegangen; bei jedem Rebhuhn, welches Robert schoß und

in die Jagdtasche steckte, seufzte er Antonie! Wie gern hätte er seine Jagdtasche und sein Gewehr mit Bogen und Pfeil vertauscht, hätte er nur gewußt, damit auch sicher Antoniens Herz zu treffen. Hallberg fehlte immer; bald brannte sein Gewehr vor, bald war dies oder jenes, er war zerstreut. Endlich ließ er gar das Gewehr fallen, der Kolben brach ab, und er schien mit Freuden diese Gelegenheit zu ergreifen, für seine Person die Jagd zu enden; und mit leerer Schießtasche wanderte er nach Hause. Sein Weg führte ihn über die Wiese; müde von der Jagd, ging er nach der Einsiedelei. Er trat ein und fand Antonie, auf dem Ruhebett entschlummert, neben sich einen Theil der Delphine liegend. Er betrachtete aufmerksam das schöne Geschöpf, was in so malerischer Stellung, im leichten Morgengewand vor ihm lag. Die langen herabrollenden braunen Locken, die einen Theil des blühenden Gesichts bedeckten, schob er leise zurück, um das Ganze der holden Schläferin ungestört betrachten zu können, und versank so ganz in Träumen, und schweifte im Anschau'n der Herrlichen; da schallte ein lauter Schrei in sein Ohr. Antonie schien zu erwachen, eine weibliche Gestalt flog von der Thür

zurück;

BIBL. UNIVERS. LIPS.

zurück, er eilte ihr nach; es war Berta, der er folgte und die sich sogleich tiefer und tiefer in das Gebüsch verlor. Endlich fand er sie weinend auf einer Rasenbank unter einer schattigen Ulme sitzen. Er näherte sich — ach des Menschen Schicksal ruht so oft in der Hand der dunklen Mächte. — Was der Stolz in Berta's Busen fest verschlossen hatte, verbarg die Eifersucht nicht länger, sie sank weinend, nicht mehr Herrin ihrer Gefühle, an seine Brust, und Hallbergs schon früher aufgereizte Sinnlichkeit ließ ihn in diesem Augenblick die Treue vergessen, die der Gifthauch des ersten unheiligen Kusses oft für immer trübt.

Erst, als Hallberg vor Emilien stand, sie ihm freundlich die Hand reichte, und ihm mit einem Engelsblick ins Auge sah, erkannte er sich und seine Schuld, und vermochte nicht, diesen Blick zu ertragen. Der Rausch, in welchen ihn dieser einzige Kuß versetzt hatte, verflog; inniger, als je, drückte er Emilie an sein Herz, und stumpf glitt Berta's strafender Blick an ihm ab.

Die Leidenschaft ist ein glühender Lavastrom. Wir wollen ihm entfliehen, wir klimmen das Felsstück hinauf, das zu unsrer Rettung auf der

Flucht ſich zeigt; aber bald hat es der feurige Strom umgeben, verzweifelnd ſtehen wir in dem Feuermeer und ſtürzen uns mit geſchloſſenen Augen hinein.

Als Hallberg am Abend Berta's Geſang begleiten mußte, das himmliſche Duett aus Tancred: Fliehe mich! mit ihr ſang und ſie ihn bei den Worten: Höre mich! mit ihren großen ſeelenvollen Augen anſah, da war alles, alles verwiſcht, er gab ſich rettunglos ſelbſt auf, er verlor den Muth zu kämpfen und ſtürzte ſich mit geſchloſſenen Augen in dieſes Gluth-Meer.

8.

Robert ſaß eines Abends auf dem Weinberg und begleitete mit ſeiner Flöte Antoniens Guitarre. Nachdem ſie ſchon mehreres geſpielt und geſungen hatten, ſtimmte ſie ihre Guitarre von neuem und ſagte lächelnd: Jetzt will ich Ihnen ein Liedchen ſingen, das Sie gewiß noch nicht kennen. Robert legte die Flöte auf den Tiſch und horchte aufmerkſam zu. Sie ſang:

Was ich ſchweigend, ſtill in mir empfand,
Als ich Dich zum erſtenmal erblickte,

Und ich fühlte, wie mich Deine Hand,
In der meinen ruhend, leiſe drückte:
Weißt Du ſicher noch ſo gut als ich;
Denn auch meine Hand, ſie drückte Dich!

Wie mir war, als Deine treue Bruſt
Innig ſich an meinen Buſen ſchmiegte,
Und Dein Mund mit nie gefühlter Luſt
Glühend ſich auf meinen Lippen wiegte: —
Weißt Du ſicher noch ſo gut, als ich,
Denn auch meine Lippen küßten Dich.

Was ich fühlte, als im Monumente
Feſt umſchlungen Arm in Arm wir ſchwammen: —
Nacht und dunkel war es um mich her,
Doch in mir erglühten helle Flammen: —
Weißt Du ſicher noch ſo gut, als ich,
Dieſe Flamme — ſie ergriff auch Dich! —

Wo mein Bruder nur bleiben mag! — ſagte ſie, als ſie endete, und die Guitarre bei Seite legte, der ſchwärmt gewiß noch unten bei dem Monument oder auf dem kleinen Berge da drüben.

Schöne Sängerin! erwiderte Robert, Sie vergeſſen über den Bruder ganz das liebliche Liedchen, was Sie eben ſangen, von wem ſind die Worte?

Sie erröthete —

Und die Muſik?

Von mir liſpelte ſie.

Sie ist allerliebst, so ganz dem Sinne des Textes anpassend. Einen Theil meiner frohen Laune gäb' ich darum, wäre ich der Verfasser und hätte es für Sie dichten können.

Sie stand auf, er hielt sie zurück. Ihre Hände berührten sich; die erste Strophe war nun auch für ihn gedichtet.

Sie wollen mich verlassen, Antonie?

Ich will meinem Bruder aufsuchen, sagte sie verlegen und noch von dem Händedruck erröthend.

Da begleite ich Sie! sagte Robert rasch, nahm seinen Hut und seine Flöte, und bot ihr den Arm.

Auf jeder freien erhabenen Stelle blies er einige Töne; vergebens, der Hofrath erschien nicht, es wurde immer dunkler, immer tiefer waren sie in's Gebüsch gegangen, dem Monument, dem Andenken eines Unglücklichen geweiht, vorbei gekommen, alle Lieblingplätzchen durchsucht. Die Flöte hatte wohl hundertmal getönt; aber immer waren die schmelzenden, lockenden Töne unbeantwortet geblieben. Der Mond trat hervor, sie stiegen einen kleinen Hügel hinauf, der mit Kastanienbäumen umgeben, eine freiere Aussicht gewährte, das Auge konnte in der Däm-

merung nichts mehr deutlich erkennen. So ist denn alle unſ're Mühe fruchtlos geweſen, ſagte Robert und führte Antonie nach einer Raſenbank. — Ja wohl! ſeufzte ſie, iſt das traurige: Vergebens, ſo oft der Lohn unſers emſigen Mühens in dieſem unſtäten Leben.

Mein Gott! rief Robert aufſpringend und vor ſie tretend. Die fröhliche Antonie hört' ich ſeufzen, ſie ſchlägt die Augen nieder?

Doch ſie hob ſie in dieſem Augenblick wieder — ein himmliſcher Blick traf ihn. Antonie! rief er, ſich vergeſſend aus. Nur mit Ruh' wirſt Du zum Ziel gelangen! ſagte er leiſe vor ſich hin, und ſetzte ſich ſtill und ſchweigend neben ſie; doch ſprang er bald wieder auf, und die quälendſte Unruhe ſchien ihn zu verfolgen.

Singen Sie mir noch einmal das Liedchen von vorhin, ſagte er endlich.

Ohne Begleitung?

Meine Flöte ſoll Sie accompagniren.

Obgleich Antonie nicht recht zum Singen aufgelegt zu ſeyn ſchien, ſo erfüllte ſie doch ſeine Bitte; als aber der letzte Vers beendet war, ſtand ſie ſchnell auf. Wir müſſen nun wohl zurück, Herr von Wellbach?

Still und träumend folgte ihr Robert. Beide

auf mich zürnen und meinen, ich hätte ein unziemliches Spiel mit Euch getrieben, aber dem iſt nicht ſo.“ Sie ſchellte und gab dem eintretenden Bedienten einen geheimen Befehl. — „Nehmt Platz auf dieſem Seſſel, Herr Herzog, ſetzt Euch, tapferer Chevalier“ wendete ſie ſich jetzt zu dieſem „und verzieht Beide einen Augenblick, dann werde ich hoffentlich gerechtfertigt vor Euch ſtehen.“

„Ihr ſpannt meine Neugierde, Gräfin!“ ſagte der Herzog „So ſehr Ihr mich auch überraſcht habt, ſo geſtehe ich, daß Ihr mich zwingt, Euch die Achtung zu zollen, die Euer Stand, Euer Alter verlangen kann. Verzeiht, habe ich vielleicht in der erſten Ueberraſchung —“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und eine andere verſchleierte Dame trat mit ungewiſſen, ſchwankenden Schritten ein. — „Dies iſt ſie, für die Ihr kämpftet, nicht ich“ ſprach die Gräfin „Urtheilt, ob ſie es verdiente. — Wirf den Schleier zurück, Leonore!“ befahl ſie jetzt, Leonore gehorchte. — „Ha!“ rief bei ihrem Anblick der Herzog. „Sie iſt's!“ der Chevalier.

„Beim heiligen Apollonius!“ ſagte Nemours und warf mit Ungeſtüm ſeinen Handſchuh auf den getäfelten Boden „Im Angeſichte der ganzen Chriſtenheit erkläre ich ſie für die Schönſte der Frauen und ſo wahr mir Gott helfen mag, ſie iſt es auch! Mit Freuden kämpf' ich noch einmal für ſie.“

Das Mädchen ſchlug erröthend die Augen nieder, wagte nicht aufzublicken und ſchwieg; auch der Chevalier war ſtumm, doch war ſein Auge nicht geſenkt, es ruhte glühend auf der Verlegenen.

waren in diesem Augenblicke verändert, beide sonst so heiter, so munter, waren jetzt still und einsylbig. Er schlich schweigend hinter ihr, doch bald trieb es ihn unwillkührlich wieder an ihre Seite, aber immer noch stumm wanderte sie die Lindenallee in das Haselbüschchen hinein, wo der Weg sich schlängelnd zum Weingarten führt. Sie sprachen kein Wort; ein jeder sah vor sich nieder, wie es schien, seinen Träumen nachhängend. War es Zufall oder der Traum, der ihre Hände einander entgegen führte; ein leises Zittern durchzuckte sie, ein Druck gegeben und erwidert sprach beredter, als Worte es gekonnt, und der Mond, der das Auge beleuchtete, wurde zum Dollmetscher ihrer Empfindungen. Seine Hand hielt plötzlich die ihrige fest, sein Fuß verweilte, er trat vor sie; Hand in Hand, Blick in Blick standen sie sich gegenüber; sein Auge flehte, ihr Blick antwortete freundlich. —

Wie mir war, als meine treue Brust
Innig sich an Deinen Busen schmiegte,

rief er aus, zog sie sanft an sich. Ihr Lockenkopf bog sich schmeichelnd zurück. — Schmachtend sah sie an ihm herauf — ihre Lippen öffneten sich.

Und mein Mund mit nie gefühlter Lust
Glühend sich auf Deinen Lippen wiegte,

sagte er langsam, und wie im Traum beugte er sich nieder, näher, mit jedem Worte, näher kam Lippe an Lippe, sie fanden sich und der innigste Kuß vereinte ihre trunkenen Seelen.

Ihr Kopf ruhte noch auf seiner Schulter — er drückte die schönen elastischen Formen an sich und hielt seinen Himmel fest in seinen Armen geschlossen. Dein! rief sie aus, ewig Dein! die Antwort erstarb auf seinen Lippen, da er von fern ein weißes Gewand durch das Gebüsch hindurch schimmern sah und deutlich Therese erkannte. Auch Pauline folgte mit seinem Vater; Antonie fuhr auf. Ihn ergriff eine peinliche Angst; sein sonst so thätiger Geist versagte ihm seine Hülfe. Sie dürfen uns hier nicht beisammen finden, rief Antonie schnell aus. — Nehmen Sie geschwind Ihre Flöte, setzen Sie sich hier auf den Baumstamm, blasen Sie ein Liedchen, ich eile unterdessen links herum, durch das Gebüsch, nach dem Hause zurück, von dort komm' ich wieder. — Sie entschlüpfte.

Mechanisch setzte sich Robert, nahm seine Flöte und blies. Wunderbare Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe. Es war ihm, als

sei ihm etwas Unangenehmes begegnet und er wußte doch nicht, was; er scheute sich vor seinem Vater, mehr noch vor Paulinen; und wußte doch nicht, warum? wie er sich Antoniens schnelle Besonnenheit erklären sollte, hierüber war er ungewiß. Durfte er sie auf Rechnung ihres festen Charakters, den nichts zu überraschen vermochte, stellen, oder hatte das Gefühl, das ihn so erschütterte, sie nicht so tief ergriffen?

Bist Du hier? fragte der Major, mit den Damen auf ihn zutretend. Wir haben Dich überall gesucht; oben warst Du nicht und der Winzer meinte, Du wärest mit dem Fräulein den Berg hinunter gegangen. Der Hofrath, der sich nur aus dem Fenster in tiefem Negligee blicken lassen durfte, wußte von Euch auch nichts. Wo hast Du denn Deine Dame?

In der höchsten Verlegenheit nahm Robert die Flöte an den Mund, und blies die alte Melodie: Sie fliehet fort, es ist um mich geschehen!

Also entflohen? unterbrach Thereſe die schmelzenden Töne, und in diesem Lamentoso hauchen Sie wohl Ihre Seufzer aus?

Zu dienen! entgegnete Robert mürrisch, und stand auf. Pauline sah ihn beobachtend an. Wollen wir nicht weiter gehen? sagte er endlich

und ergriff gedankenlos Thereſens Hand, die ſie ihm lächelnd entzog.

Sie ſcheinen ſehr zerſtreut, Herr von Wellbach, ſagte nun die Liſtige, ſonſt würden Sie einen ſolchen Mißgriff nicht gemacht haben. Doch müſſen wir wohl um Entſchuldigung bitten, daß wir Ihre Einſamkeit ſtörten. Dies Plätzchen ſcheint ſeit unſrer Ankunft den Reiz für Sie verloren zu haben.

Antonie trat zu ihnen. Pauline bemerkte in dieſem Augenblick einen ſonderbar-fragenden Blick Thereſens, den Antonie erröthend und ihre Augen ſenkend zu bejahen ſchien.

Auch der Hofrath kam herbei, und entſchuldigte ſich bei Robert wegen ſeiner Abweſenheit. Alles nahm nun den Weg nach dem Schloſſe, wo man die Zurückgelaſſenen eben nicht in der heiterſten Stimmung fand.

Emilie hatte Kopfſchmerzen, und ſaß im Gartenſaal, den Kopf in die Hand geſtützt, der Hauptmann war ſchon zur Ruhe. Hallberg ging allein im Garten ſpatzieren, und Berta war auf ihrem Zimmer. Doch bald kam ſie wieder herunter und nahm Theil an der Geſellſchaft, die ſich nun nach und nach vertheilte und noch des ſchönen Abends genoß. Thereſe nahm Berta's

Arm und ging im Garten, und bald fanden sie dort Hallberg, zu dem sie sich gesellten.

Der Major und Pauline folgten ihnen, und diesmal schien es, als ob Pauline selbst eine einsame Unterredung mit dem Major wünsche; die Uebrigen blieben im Saale, wo sich denn auch bald zwei Gruppen bildeten und Emilie dem Hofrath übrig blieb, der sich nur bescheiden, fast schüchtern neben sie setzte, und sich mit ihr unterhielt. Sein bescheidenes Wesen, sein gebildeter Verstand, der sich doch nie über die Sphäre ihres eignen empor schwang, seine lebhafte Unterhaltung war ihr nie lästig gewesen; nur heute schien es, als ob ihr seine Gegenwart drückend sei, besonders da Robert und Antonie sich auch entfernten und sie sich mit ihm allein befand. Doch sein stilles ehrfurchtvolles Benehmen, das interessante Gespräch, welches er über häusliches Glück mit ihr anknüpfte, und wobei er mit treffenden Umrissen die glücklichen Verhältnisse und den schönen Wirkungskreis der thätigen Hausfrau zeichnete, hatte für sie zu viel Interesse, um sie nicht nach und nach in das Gespräch hinein zu ziehen, besonders da er zuletzt mit lebhaften Farben das häusliche Glück schilderte, wobei er jedoch fein

und nur leise das Ideal der vollkommnen Hausfrau nur von ihr entlehnt zu haben schien.

Im Garten entwickelte sich unterdessen manches.

Robert schwärmte mit Antonien im Park herum, und bald fanden sie sich vor der Fischerhütte. Alles, was mit den ersten Momenten der Liebe in Berührung steht, was uns die seligen Augenblicke des ersten Wonnerausches zurückführt, ist ihr heilig. Auch dieses Plätzchen hatte für sie immer hohen Werth, nach ihm zog es sie hin. Im Grase glaubte noch Robert ihre Tritte auf der Stelle sehen zu können, wo sie landete, sie noch den Fleck zu wissen, wo er, den Fisch in der Hand, spähend nach ihnen blickte, als ihr Kahn hinter dem Loniceren-Gebüsch hervorgeschwommen kam. Sie erzählte ihm, wie sie heimlich gelacht, als der arme Gefangene seinen Händen entwischt, und schnell in's Wasser getaucht; und er konnte ihr nicht verbergen, daß eine frohe Ahnung ihn durchbebt habe, als ihr Fuß glitt und sein Arm sie über dem Wasser erhielt. Ihr schöner, runder Arm schlang sich hiebei um seinen Nacken, sie schmiegte sich an ihn, als ob sie sich auch jetzt noch an ihm festhalten wollte.

Komm, mein Robert! lispelte sie, komm, mein Geliebter, der Mond verbirgt sich, auch ich müßte mich vor dir verbergen!

Und Du könntest jetzt mich verlassen?

Eben jetzt, weil ich Dich liebe, Dich unaussprechlich liebe, komm, komm von hier, von diesem unheimlichen Plätzchen, das meine trunkene Phantasie in deinen Armen so verführerisch schmückt. Nimm diesen glühenden Kuß zum Lebewohl für heute! Sie umschlang ihn und zog ihn mit sich fort.

In den Saal getreten, fanden sie Emilie mit dem Hofrath noch allein. Berta, Therese und Hallberg kamen auch bald, und nun fehlten nur noch der Major und Pauline.

Auch zwischen diesen hatte der vertrauliche Abend ein neues Band geknüpft. Pauline, die fröhliche, lebenslustige Pauline, die ewig nur für den Augenblick zu leben schien, hatte doch einen zu hellen, unbefangenen Geist, als daß die Verhältnisse, die sich in dem einst so stillen Lindenbruch jetzt zu bilden schienen, sie nicht hätten aufmerksam machen sollen. Zu bescheiden, ihrem Urtheile zu trauen, sehnte sie sich ängstlich nach einem Herzen, dem sie sich mittheilen konnte; und längst schon hätte sie den

guten Major zu ihrem Vertrauten gewählt, hätte ihr nicht ein inneres Gefühl gesagt, daß er dann wohl mehr als Freundschaft für sie äußern könnte. Aber die Verhältnisse wurden verwickelter, das Gewitter, was sie am Himmel sich bilden sah, kam immer näher, der Blick Theresens und Antoniens, den sie an diesem Abend auf dem Weinberge belauscht hatte, alles dies ließ ihre Lebendigkeit nicht länger in den Fesseln der Bedachtsamkeit ruhen, sie theilte sich dem Major mit.

Dieser, so sehr er auch sonst die Menschen kannte, war doch zu befangen und mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um streng beobachtet zu haben; vielleicht auch der stille Wunsch, selbst nicht beobachtet zu werden, und Alle unter einander mit sich beschäftigt zu wissen, hatte ihn manches nicht bemerken lassen wollen; die neuen Verhältnisse schwebten nur wie dunkle, gestaltlose Bilder vor ihm.

Er war daher wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, als Pauline sich mit ihm am äußersten Ende des Gartens auf eine Rasenbank setzte, und ihm dort offen, und mit den lebhaftesten Worten alle Bemerkungen enthüllte, die sie in dieser Zeit gemacht hatte.

Das eheliche Glück Emiliens ist zerstört, sagte sie gerührt. Berta und Hallberg fühlten sich im ersten Augenblicke, wo sie sich sahen, schon zu einander hingezogen — ach, daß sie sich nicht früher sahen und kennen lernten, daß erst ein Band geknüpft werden mußte, was nur gewaltsam und mit hingeopferten Herzen getrennt werden kann. Emilie fühlt ihre Lage, sie schweigt und duldet. Ich fühlte es gleich, daß sie für den aufstrebenden Geist ihres Mannes, für seine Leidenschaftlichkeit zu einfach, zu gut, zu fromm sei!

Die Pilger vom Weinberg mißfallen mir. — Der Major lächelte, Sie irren sich sehr, lieber Major, sagte Pauline, die sein Lächeln bemerkt hatte, wenn Sie glauben, wie ich fast aus Ihrem Lächeln schließen muß, daß der Hofrath meinem Herzen nicht gleichgültig ist.

Nun; er verdiente doch einige Aufmerksamkeit; er ist ja immer so zuvorkommend, so liebenswürdig, mit so vieler Aufmerksamkeit für Sie, daß Sie dies wohl dankbar erkennen sollten.

Mit Freuden wollte ich seine bescheidene Zudringlichkeit dulden, wäre ich nur das Ziel seiner Bewerbung. Unverwundet, wahrlich unverwun-

det käm' ich aus diesem Kampf, aber Emilie ist der Magnet, der ihn anzieht.

Emilie? rief verwundert der Major. —

Ja, Emilie! und diese Thereſe — schwebt über uns, wie der böse Geist, der alle die furchtbaren Verhältnisse ordnet und leitet — und dem ich mich nur näherte, um ihn besser auszuforschen.

Und Antonie?

Glücklich, daß der Mond eben hinter einer trüben Wolke sich verbarg, und diese ihr Gesicht mit einem dunklen Schatten bedeckte. — und Antonie?

Ist mir unerklärbar. Zu schön und zu herrlich für einen Teufel, zu sehr Weib für einen Engel, schwebt sie, wie die schwirrende Lerche, zwischen dem Himmel und der Erde. Bis zur Sonne hinauf reicht ihr Flug, doch sie sinkt verstummend zur Erde herab.

Mein Robert würde mit Ihrem Gleichniß nicht zufrieden seyn; er scheint nur den Engel in ihr zu erkennen.

Pauline schwieg.

Wäre dies Ihrem Blick entgangen, liebe Pauline.

Und woher nun diese Menschen eigentlich

„Und auch hier theilt Ihr nicht mein Entzücken, Chevalier?“ sagte der Herzog mit Feuer „Auch bei ihrem Anblicke schweigt Ihr?“

„Das wolle Gott nicht!“ erwiederte Moucha — „Meine Anbetung ist stumm. —“

Da hob das Mädchen langsam und schüchtern den Blick, er traf den Herzog nicht, er traf den Chevalier.

„Nun, gnädiger Herr, zürnt Ihr mir noch? Hab' ich Euch hintergangen?“ fragte die Gräfin mit einer gewissen Selbstzufriedenheit.

Der Herzog neigte sich verbindlich gegen sie. „Wahrlich, nein!“ sagte er „Morgen soll es ganz Asti erfahren und sollte ich noch einmal mit Pescara kämpfen müssen. Nicht wahr, Moucha, Ihr begleitet mich auch dann!“

„Signora!“ nahm dieser das Wort und trat vor das erröthende Mädchen, das jedoch das Auge nach ihm hob und ihn seelenvoll anblickte „Dame, für Euch mein Herzblut zu vergießen, wäre mir das schönste Loos der Erde. Erlaubt es mir, gebt mir ein Zeichen, das mir als Talisman diene und ich fühle mich dann unüberwindlich.“

Das Mädchen warf einen fragenden Blick nach der Dame, die ihr bejahend zuwinkte. Da nahm sie eine blaue Schleife von ihrer Brust, reichte sie dem Chevalier und sagte mit bebender Stimme „Tragt sie, meiner gedenkend“ —

„Und ich soll mich keiner Gabe erfreuen dürfen?“ fragte der Herzog „Habe ich keinen Dank verdient?“

„Reiche dem Herzog von Nemours Deine Wange zum Kuß“ sagte die Gräfin und als das Mädchen zögerte, befahl sie es in gebietendem Tone. Leonore, unwillkührlich

kommen? was ſie eben hier in unſern Kreis geführt hat! fuhr ſie fort. Thereſe war einſt Hallbergs Geliebte, ſie wurde von ihm verlaſſen, ſie kommt hierher zu ſeinem Hochzeitfeſt, zu einem Tage, der jedes andere weibliche verlaſſene Herz zertrümmert hätte; ſie kennt Hallbergs Schwärmerei, kennt Berta's Herz, und verhinderte vielleicht deshalb, daß ſie ſich früher ſehen ſollten. Wäre dies alles ein Plan, das Verderben in unſern ſtillen Kreis zu ſchleudern?

Ich hoffe, liebe Pauline, Sie ſehen zu trübe [illegible] kann ich freilich nicht den Argwohn aus mir verbannen; wir wollen vereint beobachten.

Und ſuchen Sie beſonders von Ihrem Sohne näheren Aufſchluß über Antonien zu erhalten; er dringt vielleicht tiefer in ihr Herz, wie wir alle, und haben wir nur erſt Licht über dieſe, ſo kommen wir dem Uebrigen gewiß auch näher.

Dieſer Abend hatte entſchieden. — Glück und Unglück hatte ſeinen Raub ergriffen und die Leidenſchaft hatte den Knoten geſchürzt und den Faden verwickelt.

9.

Du weißt, lieber Robert, daß ich Dich trotz Deiner ungebundenen Wildheit immer als Freund, wie als Vater behandelt habe, sagte der Major des andern Tages; ich habe Dich vor so manchen Thorheiten gewarnt, Dich liebend, irrtest Du, auf den rechten Pfad zurückgeführt. Deshalb hoffe ich auch, daß Du jetzt, wo es das Glück Deines Lebens betrifft, mir offen eine Frage beantworten wirst. Wie stehst Du mit Antonien?

Ganz vortrefflich, lieber Vater!

Leg' Deiner Laune, Deinem Witz den Zügel an, Robert, darum bitte ich Dich recht sehr.

Vater! sagte Robert ganz ernsthaft. Es wäre gegen alle Ritterpflicht, das Geheimniß des Herzens ohne Erlaubniß seiner Dame auszuplaudern. Das nur kann ich Dir versichern, daß ich mit mir, meinem Herzen und meinen Empfindungen nicht ganz einig bin, daß ich mir selbst und Niemanden traue, daß ich für mich selbst auf meiner Huth bin, und daß, wenn eine Sache einen ernsthaften Charakter annimmt, Dein Sohn bedächtig handeln kann. Wenn er sich auch thöricht und leichtsinnig in die Gefahr begiebt, besonnen geht er ihr entgegen; er stürzt sich sinnlos

in die Fluth, doch ſinkt er nicht unter, und erreicht bald wieder das Land.

Liebſt Du Antonien?

Ja! nein! — wie Du es nehmen willſt.

Sprich deutlicher.

Bin ich in ihrer Nähe, zieht ſie mich unwiderſtehlich an; ich müßte mich wie Amor mit der Binde waffnen, und ich glaube doch, ihr Zauberblick dränge auch dann noch durch die Hülle in mein verſchloſſenes Auge und von da in mein Herz. Bin ich entfernt von ihr, ſehe ich nicht die reizenden Formen, ſchwebt mir nicht die Grazien Geſtalt entgegen, winkt mir ihr beredtes Auge nicht freundlich, ſo erſcheint ſie mir wie eine Zaubrerin, aus deren Bereich man fliehen muß; ſie iſt dann meine Armide!

Die Sinne alſo und nicht das Herz?

Wohl möglich, doch wiederhole ich nochmals; ich bin mit mir ſelbſt in Widerſpruch!

Und er ſagte die Wahrheit. So wild er auch war, ſo leicht auch ſein Blut in ſeinen Adern hüpfte, ſo ruhig und ernſt konnte er beurtheilen und handeln, waren ſeine Sinne, war ſeine Einbildungkraft nicht befangen. Die ſchnelle Faſſung, mit welcher Antonie geſtern Abend im Weinberg aus dem Leidenſchaftlichen in

das Bedächtige übergegangen war, selbst das richtig überlegte Abbrechen am Fischerhäuschen; dies wohl berechnete: bis hieher und nicht weiter, ließ ihn wenigstens eine große Gewalt der Vernunft über ihre Leidenschaft ahnen, da diese doch im Uebrigen an ihr eine despotische Herrschaft auszuüben schien. Noch gestern Abend hatte er darüber nachgedacht. Selbst ihr Anzug, der nach den strengen Regeln der Sittsamkeit geordnet zu seyn schien und demungeachtet die Sinne so anziehend lockte, der so künstlich auch im Verbergen enthüllte, nahm seinem Verhältniß zu ihr das unbefangne gänzliche Dahingeben und verdunkelte ihm einigermaßen die Glorie, die jede heilige Empfindung umgiebt.

Des Vaters Worte machten ihn aufmerksamer, und er beschloß, bei erster Gelegenheit mit inniglichster Ruhe Antonien zu prüfen.

Kaum waren erst einige Monate verflossen, und Emilie sah schon ihr Glück dahin schwinden. Vom ersten Augenblick, vom Tag ihrer Hochzeit an hatte sie die Neigung ihres Mannes zu Berta entstehen sehen, hatte geschwiegen und geduldet. Nur einmal, als der Major sie bei

seiner Zurückkunft im Pavillon mit Berta allein getroffen, hatte sie dieser offen, aber sanft über ihr Betragen Vorwürfe gemacht; sie hatte ihr zeigen wollen, wie wehe sie sich selbst durch diese unglückliche Leidenschaft thue, und wie sehr sie sich und ihrem Charakter schade; Berta hatte bis jetzt über ihre Eifersucht nur gespöttelt; doch in der Tiefe ihres Herzens hatten diese Worte einen Eindruck zurück gelassen, den sie nur mit Mühe unterdrückte. Als sie aber nach einiger Zeit die verweinten Augen ihrer Schwester belauschte, als sie sah, daß die Ruhe und das häusliche Glück Emiliens zerstört und durch sie geopfert seien, trat zum erstenmal der Gedanke vor sie: Du trägst die Schuld dieses Kummers, Du bist der Quell dieser Thränen. Sie faßte den festen Entschluß, diese Leidenschaft zu bekämpfen, von der sie nun wohl sah, daß sie nur unheilbringend auf sie und Emilien wirken könnte. Aber sie ergriff die falschen Mittel. Streng entzog sie sich Hallbergen, begegnete ihm kalt, wies ihn ernst zurück, und ging so von einer Uebertreibung zur andern. Wie schnell mußte nicht die Liebe dieses Unrecht gegen den Geliebten wieder gut zu machen suchen? — Der Kampf war fruchtlos und sie glaubte endlich

genug gethan zu haben, wenn sie in dem Meer der Leidenschaft nicht unterginge.

Seit der Zeit hatte Emilie geschwiegen und ihrem Gatten deshalb nicht die mindesten Vorwürfe gemacht. Sie hatte ein zu hohes Vertrauen zu seinem Charakter, als daß sie nicht hätte gewiß seyn sollen, daß diese Neigung nur ein vorübergehender Rausch wäre, und daß ihn seine Pflicht sicher in ihre Arme zurückführen würde. Nur war es ihr drückend, was sie dem Frauen ihres Mutes entgegensetzen sollte, der nun wohl sah und fühlte, daß nicht alles war, wie es seyn sollte, dem aber seine Thätigkeit und sein weniger Sinn für die Reibungen der Welt die Verhältnisse unbeachtet ließ, die jeder Beobachtende auf den ersten Blick bemerken mußte. Niemand wagte es, ihm die Augen zu öffnen, jeder erschrak vor dem Gedanken, daß der alte Mann Verhältnisse erfahren sollte, die so unangenehm in alle Glieder der Familie eingreifen mußten.

Auch schien das Vertrauen zwischen Paulinen und Emilien verschwunden. Emilie, zu stolz und zu gutmüthig, die Anklägerin ihres Gatten zu werden, wollte ihren Schmerz allein tragen und ihn in ihren Busen verschließen;

Pauline nahte sich nur zaghaft und hütete sich wohl, auch nur die leiseste Saite zu berühren.

In dieser Zeit wurden die Besuche der Fremden vom Weinberge immer häufiger; Robert schien ganz in der Liebe zu Antonien versunken, näherte sich doch aber bei alle dem immer mehr und mehr Paulinen, und war in ihrem Umgang ernster, wie sonst. Der Hofrath war ein bescheidener, stiller Verehrer Emiliens, und sie schien wirklich Behagen an seinem Umgang zu finden. Er wußte ihr unvermerkt Trost einzuflößen, und verstand die Kunst, ihr heilende, beruhigende Mittel zu reichen, ohne ihre Krankheit zu erwähnen. Im allgemeinen Gespräch, ohne daß es schien, als habe es eine nähere Bedeutung, wußte er trefflich in ihre Verhältnisse einzugehn, und dies so zart, daß sie zweifelhaft bleiben mußte, ob diese Worte ihr galten oder ob sie nur im Allgemeinen gesprochen waren.

Sein Umgang wurde ihr lieb. Sie gewöhnte sich endlich daran, daß, wenn alles um sie her hier und dorthin wanderte, er allein bei ihr zurückblieb und sie unterhielt. Sie blieb ganz unbefangen, selbst noch, als sie wohl fühlen mußte, daß diese Theilnahme, diese Wärme, mit welcher er über häusliches Glück und ehelichen Frie-

den sprach, aus der Tiefe eines liebenden Herzens hervor quoll. Er blieb aber ganz bescheiden in den Kreis der Bewunderung gebannt, unterdrückte seine Empfindungen, wagte nicht das leiseste Wort auszusprechen, was seine Neigung verrathen konnte, und blieb Herr seiner Gefühle; warum sollte sie denn auch den letzten Trost, die einzigen ruhigen schmerzlosen Stunden rauben, da sie für sich nichts fürchtete und er sich so ganz von der Vernunft leiten ließ!

Ihm Hallhagen mehr eingewohnt in die Schwächen des weiblichen Herzens, war des Hofraths Benehmen nicht fremd geblieben; ihm war anfangs dessen Unterhaltung mit seiner Frau willkommen gewesen. Er sah dadurch Emilien beschäftigt; desto ungestörter konnte er seinen Thorheiten folgen und mit Berta in höhere Regionen schwärmen, von Verbindung der Seelen träumen und sorglos und trunken in dieser idealen Welt über einem verborgenen Krater wandeln, der sich früh oder spät unter ihnen öffnen mußte. Jetzt aber wurde ihm die Sache bedenklicher. Emilie schien diese einsamen Zusammenkünfte gern zu sehen; er glaubte selbst, daß sie sie begünstigte, und längst schon wäre der Funke der Eifersucht zur Flamme geworden, hätten nicht

Thereſens Spötteln über dieſe ganze Sache und ſelbſt Berta's bittere Bemerkungen über kleinliche Eiferſucht ihn davon abgehalten.

Pauline aber hatte in der Stille den Hofrath belauſcht. Seine glühenden Blicke, ſelbſt ein triumphirendes Lächeln, das ſie auf ſeinen Lippen zu erblicken glaubte, hatte ſie ängſtlich gemacht, und als ſie einſt von fern Emilien beobachtet hatte, als dieſe im Garten mit dem Hofrath allein ſaß, die Wärme ihres Geſprächs bemerkte, und das Intereſſe deutlich ſah, welches Emilie an der Unterhaltung zu nehmen ſchien, ſo konnte ſie es nicht länger über ſich gewinnen, zu ſchweigen, und warnend trat ſie ihr zur Seite.

Sie erſtaunte nicht wenig, als Emilie ruhig und ernſt ihr entgegnete: Könnteſt Du mich wohl verkennen? könnte meine Pauline wohl glauben, daß Emilie je ihre Pflicht vergeſſen würde? So lange mein Herz ruhig ſchlägt, habe ich nichts zu fürchten.

Aber, liebe Emilie, wer vermag in die Tiefe Deines Herzens zu ſchauen, wer würde Dich gerecht beurtheilen, wenn der Schein gegen Dich wäre?

Der Schein? Du irrſt, Pauline. Wer ſich

in sich selbst schuldlos fühlt, der darf die Verläumdung verachten.

Gute Seele! sagte Pauline gerührt. Wäre die Welt so rein, so engelrein wie Du, ja dann! — Ich fürchte, Hallberg sieht den Hofrath nicht gleichgültig an Deiner Seite!

Hallberg! rief Emilie fast unwillig.

Dieses Wort gab zu Erörterungen Anlaß, die Freundinnen öffneten sich gegenseitig ihre Herzen; was sie still in sich verschlossen hatten, wurde laut; und Emilie schüttete ihren tief verhaltenen Schmerz in die Brust der Freundin.

Schweigen, dulden ist schön, ist löblich; aber nicht klug! sagte endlich Pauline. Ohne Bitterkeit würde ich ihn warnen, würde ihn bitten, zurückzukehren auf die Pfade des häuslichen Glücks!

Und wenn er mich kalt zurückstößt? —

Dann!

Ja dann?

Würde ich ihm entsagen.

Entsagen? — nein, Pauline. — Was man so innig für das ganze Leben in sein Herz schloß; ach, dem entsagt man nicht so leicht! Du kennst den Schmerz nicht, sich von dem loszureißen,

einen ängstlichen Blick nach dem Chevalier werfend, duldete nun, daß der Herzog, der, er wußte selbst nicht warum, von ihrem Anblicke sonderbar ergriffen war, auf zarte Weise nur ihre Stirne küßte.

„Nun, gnädiger Herr!“ begann die alte Dame „Nachdem Ihr mir einen Wunsch erfüllt habt, habe ich noch einen zweiten. Morgen, wie ich vernahm, giebt der Marchese Pescara Euch zu Ehren ein großes Fest. Mich haßt Julia Gonfalieri, deshalb bin ich nicht geladen. Verlangt, daß Ihr die Dame, für die Ihr kämpftet, zu dem Feste führen dürfet und erklärt sie, für diesen Tag wenigstens, für die Dame Eures Herzens. Gönnt mir diesen Triumph!“

„Muhme!“ bat Leonore.

„Schweig!“ fiel ihr die Gräfin unfreundlich in die Rede — „Leonore ist hier fremd, noch Niemand sah sie hier“ wandte sie sich wieder zum Herzog „Gönnt mir den Triumph, sie neben Julia zu sehen.“

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick — „Ihr seid ungewiß, gnädiger Herr?“ brach Moncha das Schweigen — „O dürfte ich —“

„Nein, Moncha, ungewiß war ich keinen Augenblick“ sagte der Herzog schnell „ich sann nur nach, wie ich es auf schickliche Weise thun könnte, ohne den Marchese zu beleidigen. Mir gebührt die Ehre, dieses holde Mädchen aufzuführen.“ Der Chevalier trat empfindlich zurück.

Von diesem Augenblick an unterhielt sich der Herzog fast ausschließlich mit Leonoren, die, nachdem sie ihre Schüchternheit überwunden hatte, ihn gern anzuhören schien, während die Gräfin sich die vergebliche Mühe gab, die Aufmerksamkeit des Chevaliers durch ihre Unterhaltung

was man für die Ewigkeit liebte! — Pauline seufzte tief.

Du scheinst dies mit mir zu fühlen. Ach liebe Pauline! — lieber will ich dulden und tragen und vergehen.

Der Major unterbrach ihr Gespräch. Emilie entfernte sich bald, und Pauline unterrichtete ihn von dem, was zwischen ihr und Emilie vorgegangen war.

Wie die Sache in's rechte Gleis zurück zu führen sei, ohne den alten Mayer damit bekannt zu machen, das war jetzt das Ziel ihrer Berathungen. Daß sie beide nicht länger blos ruhige Zuschauer bleiben konnten, das fühlten sie; nur über das Wie konnten sie sich nicht einigen. Auch Roberten sollten wir mit zu den Verhandlungen ziehen, sagte der Major. Ihnen, liebe Pauline, übergebe ich Emilien und Berta, ich übernehme Hallberg, und Roberten überlassen wir Therese, den Hofrath und Antonie.

Antonie? wiederholte Pauline unwillkührlich, was sollte denn diese hierbei?

Mehr, wie Sie glauben, Pauline; ich fürchte, sie ist mit im Komplotte.

Roberten wollten Sie aufopfern?

Aufopfern? —

Ja, aufopfern, und ihn in die Arme dieser Sirene werfen, die ihn umstrickend für immer fesseln würde.

Der Major sah sie beobachtend an.

Auch Sie glauben nicht, bester Major! fuhr Pauline fort, wie lieblich diese Zauberin lockt; ich belauschte sie oft; mit allem was nur fesseln, was nur reizen kann, umstrickt sie ihn.

Pauline! rief der Major, und mit einem Male lag das Herz des Mädchens offen vor ihm. Sie nehmen großen Antheil an Robert.

Sie erröthete und schwieg.

Ihm also, fuhr der Major, sich fassend, fort, überlassen wir Antonie, in deren Netze er mir nicht so gefangen scheint, wie Sie wohl fürchten, und wir bearbeiten die Andern.

Bei Emilien wird es mir leicht werden, sagte Pauline, nur zu kräftigem Handeln muß ich sie anregen; aber auf Berta vermag ich nicht zu wirken; die Leidenschaft hat sie zu mächtig ergriffen, und wenn nicht ein neues stärkeres Gefühl sie vertreibt, so geb' ich sie verloren!

Der Major sprach noch heute offen mit Hallberg, und schilderte ihm das Schreckliche der Lage, in die er diese so achtungswerthe Familie stürzen würde, die ihn so zutrauungvoll in ihre

Mitte aufgenommen habe; er malte ihm das alles treu und wahr, vermied alles Bittere, alles ihn Erniedrigende. Anfangs schien Hallberg gerührt zu seyn; er mußte die Wahrheit dieser Worte fühlen; bald aber schien er beleidigt, und es entfuhr ihm sogar ein leiser Anklang von Trennung, den der Major absichtlich nicht zu bemerken schien. Sie gingen zwar, dem Aeußeren nach, freundlich auseinander, doch fruchtlos war diese Unterredung gewesen, und das Verhältniß wohl mehr noch gestört, als gebessert.

[illegible] auf Berta gehabt; nur äußerte sie auf diese eine ganz andere Wirkung; Hallbergen war es unangenehm, daß Andere sein Verhältniß zu seiner Schwägerin ahneten; Berta aber leugnete gegen Paulinen ihr Verhältniß nicht, und schien stolz zu seyn, von einem Manne, wie Hallberg, geliebt zu werden. Auf der Höhe, wo sie mit ihm stände, sagte sie, trotze sie dem Urtheil der Welt und Allen; ihrer Reinheit, ihres Seelenadels sich bewußt, würde nichts sie vermögen, ihrer Liebe zu entsagen.

Pauline verließ mit beklommenem Herzen diese Ueberspannte, die ihren Sinnenrausch mit dem Glanz des Idealen umgab, und die Stimme

ihrer Leidenschaft für Harmonie höherer Sphären hielt. Hier, das wußte sie nun gewiß, war aller Rath, alle Theilnahme verschwendet, hier mußte man das Schicksal walten lassen.

Robert hatte während dem, hundertmal von seinen Sinnen verführt, seine Vorsätze vergessen; aber immer wieder schnell den zerrissenen Faden der Vernunft aufgefaßt und war immer leicht wieder zu sich selbst gekommen. Antonie half ihm treulich. Das: bis hierher und nicht weiter, schien sie meisterhaft gelernt zu haben; sie stieß ihn sanft von sich und zog ihn dann desto heftiger wieder an; es war ein Wechsel von Locken und Abstoßen, daß endlich der Unbefangenste aufmerksam werden, oder, in ihren Schlingen gefesselt, verschmachten mußte.

10.

An einem Sonntage war die Gesellschaft in Engelsruh. Robert hatte alles gethan, um diesen Tag zu einem kleinen Feste umzuschaffen. Er machte den artigen Wirth, ordnete alles an, und jede Freude, jedes Vergnügen, was das Landleben bieten kann, breitete er vor seinen

Gästen aus. Es schien auch, als wären heute wenigstens die Wolken verschwunden, die den reinen Himmel von Lindenbruch getrübt hatten. Alle schienen sich vorgenommen zu haben, recht fröhlich zu seyn, und da es Mondschein war, gab jeder gern Roberts Bitten nach bis spät in die Nacht zu bleiben; nur der Hauptmann bedung sich aus, daß er für seine Person zur rechten Zeit nach Hause zur Ruhe eilen könnte.

Es war das erstemal, daß sie den Major in Engelbruch beisammen hatten. Manche Einrichtungen, die noch nicht beendet waren, hatten ihm bis jetzt diese Freude entzogen, und nun alles stand und war, wie er es gewünscht hatte, so führte er auch mit Selbstzufriedenheit seine Freunde in seiner neuen Schöpfung umher.

Als der Abend zu dämmern begann, schlenderten die jungen Leute dem See zu, die Alten rauchten ihr Pfeifchen und besprachen, was noch alles zu thun sei, ehe sie ihre Güter so recht in den Stand gesetzt haben würden, wie sie es wünschten. Emilie, die sich nicht wohl fühlte, war allein zurückgeblieben, und setzte sich in ein kleines Gartenhäuschen, wo ihr der Zufall Göthe's Wahlverwandtschaften in die Hand gab, die sie dort aufgeschlagen fand. Bald gesellte

sich der Hofrath zu ihr. An die Unterredung mit Paulinen denkend, war sie verlegen; er deutete dies wahrscheinlich anders. Er wurde kühner, er berührte die ehelichen Verhältnisse; sie ersuchte ihn, zu schweigen, doch er schien nicht darauf zu achten. Sie stand mit Würde auf, bat ihn, sie zu verlassen, und nie wieder einen Punkt zu berühren, über welchen es ihm zu sprechen nicht gezieme; er ergriff ihre Hand, hielt die Zitternde fest und sank vor ihr nieder. Das [illegible] der Liebe strömte von seinen Lippen — empört wollte sie entfliehen; da öffnete sich die Thür, Hallberg, Theresen am Arm, trat herein, doch schnell zog sie ihn zurück, der Hofrath verließ den Pavillon, und Berta und Pauline fanden gleich darauf Emilien ohnmächtig auf dem Sopha liegend.

Hallberg wüthete, Therese suchte ihn zu besänftigen, und von dem Orte hinwegzuziehen. Es gelang ihr endlich. Sie suchte ihn zu beruhigen, und wußte nach und nach das, was er gesehen, ihm als ein Glück vorzustellen, des er benutzen solle, um sich aus diesem Labyrinth herauszuwickeln, und sich in den sichern Besitz von Berta zu setzen. Ich habe Sie geliebt, sagte sie bewegt, ihren Kopf an seine Brust legend, innig

und treu. Sie verließen mich; sie reichten die Hand, die ich mein nennen durfte, einer gleißnerischen Heiligen. Sie opferten mich nun dieser und doch habe ich für Ihr Glück gebetet; doch habe ich ohne Neid Sie in Bertas Armen ruhen sehen, und doch konnte ich — ach, wenn auch mein Herz verbluten mußte — mit Freuden den Wonnekuß belauschen, den Sie auf ihre Lippen drückten. Sein Sie glücklich im Arm dieses Mädchens, das Ihrer werth ist, zerreißen Sie das Band, das Sie an diese Treulose knüpft, dies ist der Lebhlichste Wunsch Ihrer verlassenen Thereſe. Thränen quollen aus ihren Augen.

Erstaunend sah Hallberg das weinende Mädchen an, die noch immer wie ein Opfer in seinen Armen ruhte. Nur für einen Moment flog ein düsterer Gedanke an ihm vorüber, schnell verschwand er, und zeigte ihm die einst Geliebte von der uneigennützigsten Freundschaft umstrahlt.

Sie bat ihn nur den Hofrath zu schonen. Er solle diesen seinen Weg ruhig fortgehen lassen, damit man ihn desto eher als Mittel zur Trennung gebrauchen könne, und auch gegen Emilie der Sache nicht erwähnen. Er versprach es, und war in ihrer Schlinge gefangen.

Während nun in Engelsruh diese Scenen, die unglück-

unglücklichen Vorboten noch trüberer Tage, alles beschäftigten, während die Alten, noch plaudernd und von alle dem, was vorging, nichts ahnend ihr Pfeifchen rauchten, schwamm Robert mit Antonien auf einem Kahn mit schwellenden Segeln der Insel zu.

Sieh, liebe Antonie! sagte er nun, wie der Kahn dahin glitt, als ich Dich das erstemal sah, Du um den Koniceren-Busch gerudert kamst — ich wollte Dich noch mahlen können. — und Dein dunkles blaues Auge wie Pfeile mein Herz traf, da schon sah ich nur Dich! Als Du nun wieder schwandest, Dein Tuch diesem Segel gleich, im Abendwinde rauschte — ach, liebe Antonie, da trieb mich die Sehnsucht unaussprechlich nach Dir hin — und ich fand Dich. — Jetzt segeln wir vereint über die bläuliche Fluth, als schwebten wir auf unserm Lebenskahn dahin; keine wilde Welle bewegt das gleitende Schiff und nur ein leiser Abendwind schwellt das Segel. So sei auch unsre Zukunft, ruhig und vom linden West des Schicksals getrieben, wollen wir vereint die Bahn unsers Lebens durcheilen. Vor uns ist der Spiegel rein und klar, hinter uns, wenn das Schiff vorüber gleitet, schließen sich die getheil-

ten Wogen, und wir ſehen eine eben ſo ruhige, reine, ungetrübte Vergangenheit hinter uns.

Antonie erröthete.

Warum färben ſich die ſchönen lieblichen Roſen Deiner Wangen purpurn, geliebtes Mädchen? Sie ſind in ihrer natürlichen Blüthe zu ſchön, um ſie noch höher zu malen. Die Gegenwart, die Vergangenheit war es ja nicht, die ſie färbte, und die Zukunft? — er drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen — die Zukunft, ſie wird auch ruhig uns erſcheinen.

[illegible] ſo, bis ſie ans Ufer kamen. Er ſprang heraus, ſie folgte; er wollte das Schiff an einen Weidenſtamm binden; ſie beugte ſich neckend nach ihm, drückte einen Kuß auf ſeine Stirn, die Kette entglitt ihm – dorthin ſchwamm der Kahn.

Aengſtlich ſchrie Antonie auf, lächelnd ſah Robert dem Kahne nach. Die Kette entſchlüpfte mir durch Dich, ſagte er, wie an der Fiſcherhütte mein Gefangener, Alles entflieht mir durch Dich, nur Du ſelbſt nicht, wohl aber die Zeit, und der Kummer. Wie Robinſon, wollen wir nun hier hauſen, in das kleine Binſenhäuschen uns ſetzen, und ſo hinüber nach den Zurückgelaſſenen und nach dem dahinſchwebenden Kahne

ſchauen, und uns wenig kümmern, ob ein anderes Schiff landen und uns abholen wird!

Aber mein Gott! ſagte Antonie, ſich an ihn ſchmiegend, es wird ſchon Nacht!

Hier unter dem Obdach wollen wir ſie ſchon fröhlich zubringen, mein Mantel ſoll Dich vor Kälte ſchützen und meine Bruſt Dich erwärmen; und wenn mich friert, möge der Mond Deine lieblichen Augen beleuchten, und ihre Strahlen durchglühen mich dann wie Flammen.

Immer inniger wurde Robert's Umarmung, ging faſt vor Angſt und Liebe. Sie lag ihrer unbewußt in ſeinen Armen; er blickte ſie ſchmachtend und ſehnend mit freudetrunkenen Augen an, und drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt.

Doch ſchob er ſie jetzt leiſe zurück und trat vor ſie: Liebſt Du mich denn auch wirklich?

Mein Robert!

So innig und herzlich, wie wahre Liebe es verdient?

Sie ſank an ſeinen Hals.

Trübt nichts den Himmel Deiner reinen Liebe?

Bei dieſen Worten riß ſie ſich ſchluchzend von ihm los, ſetzte ſich ſchweigend auf die Bank, und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

zu fesseln. Wollte der Herzog die Unruhe nicht bemerken, die den armen Moncha das Gespräch der alten Dame so oft abbrechen ließ, oder war er wirklich zu sehr in das Gespräch mit Leonore vertieft, er war grausam genug, seinem Freunde nicht einen Augenblick zu gönnen, sich mit Leonore zu unterhalten und auch die Gräfin schien mit ihm sich gegen den Armen verschworen zu haben, denn sie hielt ihn absichtlich zurück, Theil an dem Gespräche des Herzogs zu nehmen. So lange dieser Leonore nach ihren Verhältnissen, nach ihren Eltern gefragt, mit ihr über das Kloster, worin sie erzogen war, gesprochen, hatte sie ihm aufmerksam zugehört, oder unbefangen seine Fragen beantwortet; als er aber allmählig begann ihr Schmeicheleien zu sagen und von dem Eindrucke sprach, den ihre Schönheit von dem ersten Augenblicke an auf sein Herz gemacht habe, ward sie ernst, einsilbig und brach endlich das Gespräch schnell ab.

Der Chevalier wäre während dem außer sich gewesen, wenn ihn nicht zuweilen ein flüchtiger Blick Leonorens getroffen hätte. Sie kannte die Welt zu wenig, war nie in Gesellschaft von Männern gewesen und so war ihr selbst der Eindruck nicht klar, den der Chevalier auf sie gemacht hatte; sie hielt es für Wohlwollen, dem sie sich ganz hingeben dürfe und zeigte es einem scharfen Beobachter wohl deutlich, daß die würdevolle Gestalt des ernsten Mannes sie mehr ansprach, als die selbst in jedem einzelnen Theile vollkommnere Gestalt, die edlen, schönen Züge des Herzogs. Der Gräfin entging es nicht; Leonore selbst hatte ihr erzählt, daß sie den Mann, der ihr bei dem Einzuge des Herzogs so sehr gefallen, in der Kirche wieder gesehen

Antonie! sagte nun Robert, nachdem er sie lange schweigend betrachtet hatte: ist Deine Liebe rein und heilig, liebst Du mich redlich und treu, so sprich und laß es mich von Deinen süßen Lippen hören.

Sie erhob sich langsam, und sah ihn schmerzvoll an. Robert! sagte sie nun feierlich. — Was ich für Dich fühle, ist, so wahr mir Gott gnädig seyn möge an jenem Tage, es ist reine, innige Liebe; nur Du, setzte sie langsam hinzu, nur Du bist noch der Engel, der mich mit meinem Schicksale, mit mir selbst versöhnen konnte.

Mit Deinem Schicksale, mit Dir selbst soll ich Dich versöhnen? Ja, Robert! — Doch laß uns schweigen. Es ruht über mir ein düsterer Schleier, heb' ihn nicht auf, lüfte Du ihn nicht — Ich darf es nicht! —

Antonie! sagte Robert gerührt. Ich hing mit Innigkeit, mit Liebe an Dir, ich träumte mich glücklich, selig in Deinem Besitz, da verhüllst Du Dich vor dem Geliebten, weckest statt der engelreinen Liebe düstre Ahnungen in ihm, und bleibst verschleiert vor ihm stehen.

Forsche nicht weiter, Robert! — Ein Schwur bindet meine Zunge, meine Schuld verschließt mein Herz, setzte sie nach innerm Kampfe leise

hinzu. Ich liebe Dich! fuhr sie mit Heftigkeit fort, ach, dies thörigte Herz wärmte sich noch einmal an dem Sonnenstrahl der Liebe, um von neuem zu erkalten.

Antonie! sagte er, indem er sie an sich drückte. Sei wahr und offen gegen mich, was lastet auf Deinem Herzen?

Sie blickte schmerzlich an ihm hinauf, drückte noch einen Kuß auf seine Lippen, wand sich sanft aus seinen Armen und entfernte sich.

Herr von Mellbach! sagte sie nach einer Pause, als sie von ihrem einsamen Spaziergang zurückgekehrt war. Lassen Sie mich, lassen Sie dies Herz verbluten und mich schweigen! Er wollte sie umarmen. Nicht das! — Ein guter Geist schwebt über mir, er führt mich mir selbst wieder zurück!

Von diesem Augenblicke an war sie still und ängstlich; es war ihm nicht möglich, das vorige Gespräch, auch nur auf Augenblicke, wieder anzuknüpfen, sie blieb still in sich gekehrt sitzen.

Roberten wurde jetzt dies Verhältniß drückend. Er fand glücklicherweise am andern Theil der Insel einen kleinen Kahn in einer Bucht, sie traten den Rückweg an.

Stumm saß sie ihm gegenüber; er nahm end-

lich die Flöte aus der Tasche und blies: jedoch nur einige Töne, der Kahn schwankte ohne Leitung, er mußte enden und das Ruder wieder ergreifen. — Es war ein herrlicher Abend, der Mond tauchte sich in die spielenden Wellen und spiegelte sich in ihren Thränen, die leise herab träufelten. Robert ehrte ihren Schmerz; alles war still um sie her.

Wäre es doch auch so ruhig in meinem Herzen, sagte sie endlich, das Schweigen unterbrechend, und wäre die Welle mein Grab. Sie erhob sich. Erschrocken sprang Robert auf sie zu. — Sein Sie ruhig, Herr von Wellbach, das Leben söhnt uns mehr mit uns aus, als der Tod. — Wir müssen büßen, eh' wir enden.

Sie landeten. Daß wir so zurückkehren würden, Antonie, das glaubt' ich nicht, sagte Robert, als sie ausgestiegen waren.

Besser so, als anders! erwiderte sie ernst und nahm den Arm, den er ihr bot.

Als sie auf den Hof kamen, fanden sie Alles in Bewegung. Ein gepackter Reisewagen hielt vor der Thür. Er ist's! rief Robert aus, und zog die zögernde Antonie schnell mit sich fort durch's

haus in den Saal. — Mein Herrmann! rief er aus und sank in des Freundes Arme!

— Jesus Maria! schrie Antonie hinter ihm und sank ohnmächtig nieder.

Alles eilte ihr zu Hülfe; doch kaum hatte sie der Fremde erblickt, so zog er Roberten in ein Nebenzimmer. Sag mir, Wellbach, wie kömmt diese Antonie hieher?

Kennst Du sie?

Ob ich sie kenne! warum schriebst Du mir dies nicht?

Konnt' ich's ahnen? aber wie, wodurch kennst Du sie?

Laß das, laß das bis morgen, sagte der Fremde, kehre zu der Unglücklichen zurück und steh' ihr bei.

Durch Paulinens Sorgfalt war sie wieder zu sich gekommen. Sie bat dringend, sie nach Hause bringen zu lassen. Es wurde angespannt und sie fuhr mit Berta und Paulinen nach Lindenbruch zurück, wohin Hallberg mit Emilien und Theresen schon früher voraus gefahren war. Der Hofrath hatte sich zuerst entfernt.

Roberten floh der Schlaf; Antonie stand zu lebhaft vor ihm; er nahm zu innigen Antheil an dem Schicksal dieses reizenden unglücklichen Mäd-

chens, als daß ſich ſeine müden Augen hätten ſchließen können; und noch fand ihn am andern Morgen ein Bote von Lindenbruch wach, der ihm einen Brief von Antonien brachte. Er las:

Leichtſinnig betrat ich dieſe Gegend; ernſt, in mich gekehrt hab' ich ſie verlaſſen; denn in dem Augenblick, wo Sie dieſen Brief erhalten, iſt Antonie ſchon fern von Ihnen.

Ach könnte, dürft' ich Ihnen alles das Räthſelhafte löſen, was für Sie in meinem Betragen liegen muß; könnte ſich doch die Schuldige mindeſtens entſchuldigen! — Gott! was ich darf, was ich der Feder anvertrauen darf, ſollen Sie wiſſen.

Ihre Sinne zu beſtricken, Sie von Berta abzulenken, Sie zu feſſeln, kam ich hieher. Vom Schickſal grauſam gezwungen, eilt' ich meinem Verderben entgegen. — Ich ſah Sie, ich wurde Ihnen theuer, ach! und ſtatt Sie zu umgarnen, lag ich in Ihren Armen mit der Sehnſucht der innigſten heißeſten Liebe. Mein Herz iſt ſo ſchwach, es öffnet ſich ſo leicht den Eindrücken, die ſich ihm ſanft und liebend nahen — ich fühlte, daß ich für wahre Liebe noch nicht abgeſtumpft — für reine Liebe aber verloren ſei. Ich habe treu gekämpft

mit meiner Leidenſchaft, den Händen des Satans konnt' ich mich ſelbſt in den Armen des Geliebten nicht entreißen; ich ſchwebte zwiſchen Himmel und Hölle.

Haben Sie mich wirklich geliebt, ſo bannen Sie dieſe unglückliche Leidenſchaft aus Ihrem Herzen; denn — ich bin Ihrer unwerth. O wie ſchwer wird es mir, dieſe fürchterliche Wahrheit auszuſprechen, wie laſtet ſie auf meinem ſchuldvollen Herzen.

Vergeſſen Sie mich und hüten Sie ſich und Ihre Freunde vor Thereſen. Mehr darf ich nicht ſagen. Wer ich bin, werden Sie vom Grafen Sternfeld erfahren; ich vermag es nicht, Ihnen zu ſagen.

Leben Sie wohl und bedauern Sie ein Mädchen, das Sie auch im Entfliehen noch innig liebt, deren letzte Knospe der Hoffnung der Sturmwind ſchon im Entfalten knickte.

Antonie.

Schweigend legte Robert den Brief zuſammen. Er war auf alles vorbereitet geweſen, er hatte den Zuſammenhang geahnet; aber überraſchend waren ihm Antoniens glühende Gefühle für ihn, die ſich in dieſem Briefe und ſchon am

gestrigen Abend auf der Insel so laut ausg
sprochen hatten. Er eilte zum Grafen Stern
feld; er war nemlich der Fremde, der gester
Abend gekommen war, und gab ihr Antonien
Brief. Dieser durchlas ihn, war erschüttert
und es dauerte einige Zeit, bis er sich fasse
konnte.

Armes unglückliches Geschöpf! rief er end
lich aus. Wie sehr bist Du zu beklagen, wi
unaussprechlich elend hat Dich Dein Schicksa
gemacht.

Als ich vor zwei Jahren auf meiner Reise
nach der Schweiz und Italien durch St. kam,
lernt' ich zufällig Antonie und ihre Mutter bei
einer Landparthie kennen, die wir nach einem
benachbarten Badeorte machten. Schön, in voller
Blüthe, umstrahlt von dem Liebreiz, den die
Unschuld so zauberisch um die Jungfrau ver-
breitet, fesselte sie mich. Leicht wurde es mir,
Zutritt in ihrem Hause zu bekommen; die Mut-
ter war eines jener leichtsinnigen Wesen, die
das vermeintliche Glück ihrer Töchter gründen
wollen, es koste, was es wolle, und denen hier-
zu alle Mittel erlaubt scheinen. Kaum erfuhr
sie, wer ich sei, kaum sah sie in mir eine vor-
theilhafte Parthie für Antonie, so war ich ihr

in jeder Art willkommen. Antoniens Bruder, ein gleisneriſcher, gewandter, einſchmeichelnder Menſch, der jede äuſſere Geſtalt, die ihm für den Augenblick vortheilhaft ſcheint, annehmen kann, wenn er nur will, hing ſich an mich, ſeufzte mit mir, oder machte den Roué, wie es die Umſtände erforderten. Er war der geheime Bote unſrer Liebe.

Ich glaubte damals, es ſei das erſtemal, daß ich wahrhaft liebe; ich glaub' es auch jetzt noch. Ich liebte Antonie mit der höchſten Gluth, mit den edelſten Abſichten. Ich verzögerte meine Abreiſe, ſchrieb an meine Mutter, deren Willen, wie Du weißt, ich auch jetzt noch ſtreng ehre, und bat ſie um ihren Segen. Früher, ehe die Antwort kam, mit Antoniens Mutter über unſre Verbindung beſtimmt zu ſprechen, ſchien mir, bei dem ſtrengen feſten Character meiner Mutter, zu gewagt, ich ſchwieg und erwartete ihre Antwort. Sie kam; aber ach, zu ſpät! — Mich feſter zu halten, mich unauflösbar zu ketten, legte die ſtrafbare Mutter Fallſtricke, die das junge, ſchuldloſe Mädchen nicht ahnete, und in die ich fiel. Antonie war mein, ehe das Schreiben meiner Mutter mir die Einwilligung gab, ehe des Prieſters Hand den Bund ſegnete.

Meine Mutter hatte mir in ihrem Briefe streng befohlen, ich sollte erst meine Reise beenden, und das halbe Jahr, während dem ich auf Italiens Fluren schwärmte, sollte der Probierstein unsrer Lieb' und Treue seyn, ehe ich mich verheirathete. Ich mußte mich nun zwar trennen; doch gab Antonien und mir dieser Brief das Leben wieder, wir schwuren uns ewige Treue; ich reis'te nach Italien ab.

Das halbe Jahr verstrich schnell. Ueberall umschwebte mich die holde liebliche Gestalt meiner Braut, umgaukelten mich lockende Bilder, die mir jenen seligen Augenblick zurück zauberten. Ich flog dem Vaterlande zu. — Uebermorgen, so schrieb ich von Basel durch eine Staffette an sie, wenn alles schläft, schleicht sich Dein Herrmann zu Dir, in dein freundliches Stübchen, Geliebte, dann! dann! — Ich reis'te von Basel ab, doch kaum hab' ich Carlsruh verlassen, bricht der Wagen, ich werde mehrere Stunden aufgehalten; doch durch Geld und Bitten bin ich endlich Abends 8 Uhr auf der letzten Station. Um 11 Uhr konnte ich in St. seyn. Da führt mir mein Unglücksstern ein paar Studenten in den Weg, die nun absichtlich, wie es schien, mit mir Händel anspinnen und denen ich,

bei allem guten Willen, nicht aus dem Wege gehen konnte. — Ich muß mich schlagen, verwunde meinen Gegner bedeutend, und erst um 10 Uhr rollt mein Wagen fort.

Es war Mitternacht längst vorüber. Ich steige im Gasthof ab, zünde meine Blendlaterne an, nehme den wohlverwahrten Gartenschlüssel, und eile dem Hinterpförtchen zu. Die Thür ist offen — o treue Vorsicht, die mich erwartend die Pfade mir ebnet, ich gehe leise durch die Hinterthür längs dem Corridor hin zu ihrer Thür. Ich öffne sie leise, schleiche hinein, und indem ich die Blendlaterne unter dem Mantel vorziehe, seh ich — Antonien in den Armen des Prinzen X. liegen und verlasse zähneknirschend das Zimmer.

Ich war zu meinem Glück ohne Waffen. Ich glaube, ich hätte ihn in diesem Augenblick gemordet. — Jetzt aber, in sternenheller Nacht, angeweht von der rauhen Nachtluft, kühlte sich mein Blut. Sie, die in den Armen eines Andern lag, schien selbst einer Rache unwerth. — Ich kehrte in den Gasthof zurück, schrieb ein paar Worte voll Verachtung an sie und verließ noch in der nemlichen Nacht die Stadt.

Erlaß mir die Beschreibung meiner Empfin-

habe, sie hatte ihr gestanden, daß sie, um ihn besser betrachten zu können, den Schleier gehoben, von ihm aber überrascht worden sei. Demohngeachtet zürnte sie ihr nicht, warnte sie nicht, hielt aber dennoch den Chevalier ab, sich ihr zu nahen, so daß es schien, sie wünsche, daß Leonore sich allein mit dem Herzoge unterhalte.

Mitternacht war nun schon längst vorüber, als der Herzog der Zeit gedachte, plötzlich das Gespräch abbrach, sich bei der Gräfin entschuldigte und dann schnell, für den Chevalier nur zu schnell, sich entfernte.

„Ihr müßt mich noch auf einem Gange begleiten, Freund!" sagte er zu diesem, als sie sich auf der Straße befanden, wo seine Diener schon lange seiner harrten. „Ich weiß heute auch ohne Führer den Weg zu finden, den wir gestern gingen; man erwartet mich dort." Ohne Mencha's Antwort abzuwarten, schritt er hastig voran, der Chevalier und die Diener folgten ihm in einiger Entfernung.

Eben schlug die Glocke Eins, als der Herzog bei dem Gitterthore anlangte; sein Führer von gestern stand dahinter und schien ihn erwartet zu haben „Oeffne!" befahl der Herzog.

„Gnädiger Herr!" erwiederte dieser ohne zu öffnen „Meine Herrin läßt Euch sagen, daß sie seit Mitternacht gewartet habe, jetzt möchtet Ihr Euch nach Hause begeben, ihre Thüre wäre für Euch für immer verschlossen."

„Oeffne!" befahl der Herzog zornig.

Der Diener verweigerte es, der Herzog griff schon nach seinem Schwerte, aber der Chevalier, der herbei ge-

dungen, Du haſt mich in dieſer Zeit geſehen, mich bedauert, ohne zu ahnen, was mich ſo tief ſchmerzen konnte.

Bei meiner Mutter angelangt, erhielt ich einen Brief Antoniens, der mich tief erſchütterte. Ihr Bruder hatte die Unglückliche dem Prinzen verkauft, leichtſinnig, wie Antonie war, hatte ſie dieſen Bruder die Verhältniſſe ahnen laſſen, in denen wir gegenſeitig ſtanden, auch meinen Brief, den ich ihr von Baſel aus geſchrieben, hatte ſie ihm gezeigt. Hierauf baute er ſeinen hölliſchen Plan. Er ſchickte mir einen Vertrauten entgegen, während der Nacht in Carlsruhe wurde an meinem Wagen die Axe beſchädigt; die Studenten waren ſeine Helfershelfer. Der Prinz erſchien — Antonie umfing ihn und glaubte in den Armen ihres Geliebten zu ruhen; man erwartete mich nicht in dieſer Nacht, am Morgen ſollte Antonie ihr unglückliches unabänderliches Schickſal erfahren, und von der Noth gezwungen, ſchweigen.

Mich ſchmerzte die Betrogene, aber nach meinem Gefühl, meinen Grundſätzen konnte ich ihr nur mein Mitleid, meine Theilnahme ſchenken: nur dieſes tröſtliche konnte ich ihr bieten. Sie

als Freund ewig zu umschweben, für sie brüderlich zu sorgen, selbst ihrem Bruder zu vergeben, auch diese Bitte ihr zu erfüllen, versprach ich ihr feierlich.

Doch bald verschwanden auch diese Gefühle für sie, sie blieb die Geliebte des Prinzen, ward seine öffentliche Mätresse, und wurde schnell von ihm verlassen. Sie lebte seit der Zeit bald hier, bald dort in zweideutigem Ruf und in den drückendsten Vermögens-Umständen, da ihr Bruder, des Prinzen wegen, seinen Posten verlor, und die Mutter ganz arm gestorben war. Ich unterstützte sie heimlich; doch seit einiger Zeit waren sie aus der dortigen Gegend verschwunden, und sonderbar genug, muß ich sie hier finden.

Robert erzählte nun dem Grafen Sternfeld die nächsten Umstände, unter denen Antonie hier aufgetreten war, und machte ihn mit den Verhältnissen bekannt, die ihn zu der Bitte an seinen Freund vermocht hatten, schleunig hieher zu kommen. Er sollte ihn durch Rath und That unterstützen, und ihm den in der Stille entworfenen Plan ausführen helfen. Hierzu konnte aber auch niemand passender seyn, als Graf

Herrmann, der, ein Ideal männlicher Schönheit, mit gebildetem Geist ganz im Besitz der Gewandtheit und des feinen Umgangs war, der nur dem gebildeten Mann aus höheren Ständen eigen ist. Er hatte seit der Bekanntschaft mit Antonien viel unter Weibern gelebt, hiedurch das schöne Geschlecht genau kennen gelernt, und fürchtete jede ernste Verbindung, jedes leidenschaftliche Annähern, und in dem Plane seines Lebens standen die Weiber nicht als Zweck, immer nur als Mittel. Dies waren die Grundsätze, die sein Verstand sich gebildet hatte, mit denen aber sein Herz nicht einverstanden war. Dies glühende ward ewig angezogen und gefesselt, und nur mit Mühe errang der Verstand den Sieg. Robert, der ihn in diesem Punkte genau kannte, glaubte in ihm zu seinem Plane den rechten Mann gefunden zu haben, und hatte sich auch nicht in ihm getäuscht. Mit Freuden versprach ihm der Graf, in Allem ihm behülflich zu seyn, und über das Verhältniß Antoniens gegen jedermann zu schweigen.

11.

Als Emilie mit Hallberg nach Lindenbruch zurückgekehrt war, fühlte sie nun wohl, daß die unangenehme Begebenheit mit dem Hofrath sie zwänge, gegen ihren Mann Verhältnisse zu berühren, über welche sie so gern geschwiegen hätte. Kaum mit ihm allein, sagte sie ihm ganz offen, daß es schien, ihm habe die Zudringlichkeit des Hofraths Mißtrauen eingeflößt; sie begreife das Benehmen dieses Mannes selbst nicht, der bis jetzt sich immer so bescheiden betragen, und nur gestern aus seiner Rolle getreten zu seyn scheine. Hallberg lächelte spöttisch. Sie hoffe doch, fuhr sie mit Würde fort, daß ihr Benehmen ihm wohl keine Ursache gegeben habe, ein so beleidigendes Mißtrauen zu nähren. Hallberg lächelte wieder und schwieg. Alles Bitten, selbst Emiliens Thränen, konnten ihn nicht dahin bringen, mit Worten das auszudrücken, was in seinem Innern vorging; er schwieg.

Die Nachricht, die vom Weinberg erscholl, daß der Hofrath und seine Schwester in der Nacht plötzlich abgereis't seien, setzte in Lindenbruch alles in Bewegung und machte hier sehr verschiedene Eindrücke. Emilie freute sich, daß

das Verhältniß, welches wie sie befürchtete, zwischen ihrem Manne und dem Hofrath eintreten konnte, nun nicht mehr statt finden, und Letzterer ihr nicht mehr mit seinen Zudringlichkeiten lästig fallen würde. Therese schien sich zu freuen, daß ihr Urtheil über die Geschwister, sie für Abenteurer zu halten, gegründet sei, und war bösartig genug, gegen Hallberg zu äußern, daß durch diese schnelle Flucht der Hofrath den Beweis seiner Schuld gegeben habe, und daß ein Verhältniß zwischen ihm und Emilien statt gefunden haben müsse. Der thörichte leidenschaftliche Mann fand dies auch, und freute sich nun, seine edle Gattin, neben sich, tief stellen zu können.

Berta'n war die Sache gleichgültig; indeß mehr unangenehm, als lieb; denn nun waren zwei Menschen, Emilie und Robert, ohne Beschäftigung, und ihr eignes Thun und Treiben war mehr der Beobachtung ausgesetzt.

Am meisten freute sich aber wohl Pauline, daß Antonie nicht mehr zugegen war, so ungern sie sich selbst auch das gestand und erklären wollte.

Schon am nämlichen Morgen kam der Major mit Robert und dem Grafen von Engelsruh.

Sie stiegen zuerst bei dem Pfarrhause ab, wo Pauline ihnen mit der Nachricht entgegen kam, daß der Hofrath und Antonie plötzlich abgereist wären. Sie fürchtete, daß dies auf Robert einen tiefen, schmerzlichen Eindruck machen würde — doch es erfolgte das Gegentheil. Ich wußte ihre Abreise schon heute in aller Frühe, als Sie, meine liebe Pauline, noch in festen Träumen versunken, schlummerten, sagte er, nichts weniger, als traurig. Es ist gut, daß sie fort sind.

Sie werden sie aber sehr vermissen, Herr von Wellbach. Der Magnet, der Sie nach Lindenbruch zog, hat seine Kraft verloren; wir werden Sie nun wohl nicht mehr so häufig hier sehen?

Gewiß eben so oft, als sonst, liebe Pauline, antwortete er lächelnd. Denn ich glaube, unsre Anwesenheit hier möchte wohl räthlich seyn.

Ja wohl! sagte Pauline, die durch Berta schon in etwas von der Scene mit Emilien und dem Hofrath unterrichtet worden war. Sie besprachen sich lang und ernst hierüber. Er sagte ihr ganz offen, wie er mit Antonien gestanden; daß er seit jenem Abend im Weinberg an ihrer Reinheit gezweifelt und sich nicht geirrt habe.

Er erzählte ihr die Begebenheit des gestrigen Abends und gab ihr Antoniens Brief. Pauline erröthete und seufzte; sie fühlte Mitleid mit der Unglücklichen. Doch die Warnung vor Theresen bestärkte sie in ihrer Vermuthung; sie glaubte nun ihres Urtheils über diese gewiß seyn zu können. Doch war immer noch der Faden zu lose, zu unbestimmt in ihrer Hand, um ihn sicher fortspinnen zu können. Sie mußten noch über Therese schweigen, und konnten sie nur beobachten.

Aber trotz allen diesen offenen, freundschaftlichen Mittheilungen, blieb Robert Paulinen ein Räthsel; sie wähnte immer noch, er liebe Antonien leidenschaftlich. Sie hatte geglaubt, ihn über ihre Abreise außer sich zu sehen, und er schien darüber vergnügt! War es nun Leichtsinn, der das Entflohene schnell vergessen ließ, oder war es Wahrheit, da er ihr sagte, nur seine Sinne, nicht sein Herz, wären von Antonien bezaubert gewesen?

Der Graf Sternfeld wurde auch auf dem Schlosse vorgestellt, wo er allgemein gefiel. Der schöne, liebenswürdige, gebildete Mann mußte schon bei seinem ersten Eintritt in jedem Zirkel Aufmerksamkeit erregen, und so entging es auch

Hallbergen nicht, daß Berta's Augen wohlgefällig auf ihm ruhten. Nur der Graf selbst schien dies nicht zu bemerken; er sprach viel mit dem alten Hauptmann, und wenn er in den Zirkel der Frauen zurücktrat, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit Theresen; Emilie und Pauline schienen nicht für ihn da zu seyn, und Berta schenkte er nur flüchtige, aber interessante Momente.

In einem geselligen Familienkreis bewirkt jedes neue Glied, das eintritt, eine Stockung, oder die Maschine bewegt sich schneller durch ihn; die Verhältnisse ordnen sich anders, und mit ihnen die Menschen.

Therese hatte bis jetzt isolirt gestanden, sich bald hier, bald dort angelehnt; von keinem, selbst von Berta nicht angezogen, nur in sich lebend, war sie die Beobachterin Aller gewesen, und fast konnte man sagen: der Hebel aller Begebenheiten. Jetzt schien sie sich anders zu stellen. Der Major, durch die Vernunft in's Gleichgewicht zurückgebracht, war der Begleiter der stilltrauernden Emilie. — Der Graf Sternfeld bewarb sich offen um Theresens Gunst. Robert umschwärmte Paulinen, die ihm bei jeder Annäherung ängstlich auswich. Nur wenn ihr Gespräch

Emilien betraf, waren sie innig und herzlich; betraf es ihr eigenes Ich, oder gleichgültige Gegenstände, so entschlüpften sie mit Witz und Laune, um sich schnell wieder zu finden. Hallberg und Berta waren sich nun ganz selbst überlassen, doch, ohne daß sie es bemerkten, von Robert und Paulinen beobachtet.

So lebte dieser einst so ruhige Familienzirkel in einer Art gegenseitiger Spannung und Fehde. Der Hauptmann und der Pastor Ehrberg schienen die einzigen ruhigen zu seyn, und doch drückte auch sie Sorge und Kummer.

An seinen alten bewährten Freund, der, wie er, abgezogen von dem gesellschaftlichen Gewühl lebte, hatte sich der Hauptmann gewendet, und ihn um Aufklärung über die Verhältnisse seiner Kinder gebeten. Hier war es wohl das erstemal, daß der Pastor Ehrberg nicht ganz offenherzig gegen seinen Freund war: daß er verbarg, was in seinem Innern vorging; denn wo hätte er das, was er ahnete, dem alten Mann sagen mögen. Er suchte ihn zu beruhigen, stellte ihm vor: wie wohl öfters im ehelichen Leben aus Kleinigkeiten ein Zwist, ein Mißverständniß entstände, das leicht angesponnen, aber eben so leicht wieder gehoben würde. Die Menge Umgebungen, meinte

er, taugten nichts für ein junges Ehepaar, das die Fliterwochen hübsch still für sich durchleben und genießen müßte, und er rathe dem Hauptmann, die Damen aus der Stadt wieder dahin zurück zu schicken.

Das war nun freilich dem Alten unmöglich, der eine herzliche Freude gehabt hatte, daß Berta endlich einmal Geschmack am Landleben zu finden schien. Er schüttelte sorgsam den Kopf, nahm wohl zehnmal sein Käppchen ab, und setzte es wieder auf, ein Zeichen seiner inneren Unruhe, und blieb bei seiner Behauptung: daß es anders werden müßte, was aber, und wie es anders werden sollte, das wußte er freilich sich selbst nicht zu sagen. Er sah nur so viel, daß seine Emilie traurig war.

In dem Pastor Ehrberg hatte diese Unterredung einen Entschluß begründet, den er schon früher gefaßt hatte. Von Natur sanften, furchtsamen Gemüthes, hatte er sich gescheut, in das Rad der Begebenheiten einzugreifen, und immer gefürchtet, daß er statt zu bessern, verschlimmern könne. Jetzt, da er das Gemüth seines Freundes so verstimmt fand, und dieser im Begriff war, die Binde von den Augen wegzuziehen, die ihm den klaren Blick verhüllte, so

eilt war, hielt ihn zurück. „Bedenkt, wo Ihr seid!“ raunte er ihm zu und zog ihn mit sich fort.

7.

Am andern Morgen saß die alte Gräfin Gagliano, das Haupt auf ihren Arm gestützt, am Fenster ihres Wohnzimmers, während Leonore vor dem Bilde eines Geharnischten stand und es aufmerksam betrachtete — „Weiß ich doch nicht,“ wandte sie sich zu der alten Dame „was für ein sonderbarer Zauber für mich in diesem Bilde liegt; ich betrachte es so gern und so oft ich in diesen wenigen Wochen, die ich in Asti bin, in Euer Zimmer trete, steh' ich vor dem Bilde und mir ist es wahrlich, liebe Muhme, als ob noch kein männliches Gesicht den Eindruck auf mich gemacht habe, als dieser Ritter —“

„Auch der Chevalier nicht?“ fragte die Dame ohne aufzublicken.

Leonore erröthete und schwieg, blieb jedoch immer noch vor dem Bilde, es betrachtend, stehen. Endlich sprach sie, sich zu der Gräfin wendend „Sagt mir nur, wen dies Bild vorstellt, nennt mir seinen Namen.“

Aber die alte Dame gab ihr keine Antwort, blieb in ihrer nachdenkenden Stellung, überließ sich immer noch ihren Gedanken und schien die Frage Leonorens nicht zu beachten.

„Das Bild ist so alt noch nicht, noch sind die Farben in voller Frische:“ fuhr Leonore fort „Der Mann muß in seiner Jugend schön, sehr schön gewesen sein.

hielt er es für Pflicht, nicht länger zu schweigen, und der Zufall war ihm zur Ausführung seines Vorhabens günstig.

Thereſe hatte Kopfweh. Der Graf, der mit Robert mehr in Lindenbruch, als in Engelsruh war, hatte alle mögliche kleine Aufmerkſamkeit für ſie; er war nicht von ihr gewichen, hatte ihr den ganzen Hausſchatz ſeiner mediziniſchen Kenntniſſe geöffnet, um ein Mittel darin für dieſe Pein aufzufinden — aber nichts wollte helfen, ſie mußte zur Ruhe, ſie mußte ſich zu Bette legen. Der Graf Sternfeld blieb allein, beſah die ſchönen Anlagen im Garten, und ging den Weg zur Einſiedelei. Hier fand er Berta, auf der Raſenbank ſitzend und ſtickend. Sie ſchien eben aus ernſten Gedanken erwacht, als er vor ſie trat. Er ſetzte ſich neben ſie. Berta lenkte bald das Geſpräch auf Thereſe und fragte ihn faſt ſpottend, warum er ſeine Kranke verlaſſen habe? Und es ſchien, als wolle ſie ſich das Vergnügen machen, ihn zu necken.

Doch der Gewandte wußte ſo leiſe und unbemerkt dem Geſpräch eine andre Richtung zu geben; was er ſagte, war ſo wahr, der Ausdruck, mit dem er ſprach, ſo innig, ſo anziehend, daß ſie ſich, ohne daß ſie es ahnete, mit

einemmale in ein sehr ernstes Gespräch verwickelt sah. Er sprach über häusliches Glück, über die Würde der Frauen, schilderte das höchste Erdenglück, das einer glücklichen Ehe, mit so lebhaften schönen Farben; hob Berta, ohne daß sie es ahnete, zu einer Höhe hinauf, auf der sie noch nie um sich geschaut hatte, und zeigte ihr das Leben und Wirken aus, einem schönen, ihr bis jetzt ganz fremden Gesichtspunkte.

Und wenn nun, so fuhr er fort, ein liebendes weibliches Herz, in das die Natur alles Sanfte, Gute, diese schönen Himmelsgaben Ihres Geschlechts legte, wenn nun ein solches Herz, ruhig, zufrieden und glücklich schon hier, sich den Himmel an der Hand des liebenden Gatten träumt, und es schwebt durch den reinen Aether ein schwarzer finstrer Geist, seine düstern Schwingen vor ihre Lebenssonne breitend, und verdunkelt ihr Erdenparadies! Dieser Finstre, auch einst ein Engel des Lichtes, gleich ihr, rauscht über sie hin, reißt den Gatten von ihrem Herzen, aus ihren zitternden Armen, und hebt ihn lüstern mit sich empor, und dieses arme, betrogne Herz erliegt dem Gram und bricht! — Dann o dann möchte der böse Genius triumphiren, aber er steht einsam vor der Himmels-

pforte; nur ein Phantom hatte er erkämpft, nur Luft drückt er in seine Arme, und wie Abadonna vor dem Paradies Gottes, so steht der gefallene Engel, zertrümmert hat er ein fremdes Paradies und sich nur eine Hölle geschaffen.

Berta's Auge senkte sich, es ward feucht — Sie ihren Gefühlen, ihrem Nachdenken überlassend, schlich er sich leise fort.

In Gedanken versunken, war auch sie aufgestanden und folgte ihm mechanisch. Sie ging, die Augen auf dem Boden geheftet, langsam zurück. Eine innere Welt hatte sich vor ihr aufgethan, neue Bilder standen vor ihren Sinnen und noch in diesem Chaos der Ideen und Empfindungen umher irrend, ergriff eine Hand die ihrige.

Du träumst, meine Berta! schallte es ihr entgegen, und Hallberg stand vor ihr.

Ein unwillkührlicher Schrei entfuhr ihr. —

Erschrickst Du vor mir, Berta? bin ich Dir vielleicht eine unwillkommene Erscheinung, nach jener, die dort über die Brücke verschwindet?

Berta sah ihn lange schweigend und fremd an.

Du bist sonderbar, Berta. Ist Dir nicht wohl, meine Geliebte? sagte er, als sie ins Ge-

büsch getreten waren, schlang seinen Arm um sie und drückte sie an seine Brust.

Nicht ernst, nicht zürnend, nur wehmüthig schob sie ihn zurück, schüttelte den Kopf und ging rasch dem Garten zu.

Hallberg folgte, wurde empfindlich, seine Neckereien über den Grafen wurden spitz, endlich gar bitter. Berta schwieg; nur einmal warf sie einen stolzen Blick auf ihn, und als er sie in's Haus führen wollte, dankte sie und ging in den Garten zurück.

Aber auch von hier trieb es sie fort. Der finstere Blick schwebte noch immer ihr vor, und als jetzt der Wind, der sich erhob, eine düstre Wolke vor die Sonne führte und sie verdunkelte, blickte sie erschrocken auf und bebte. Langsam ging sie nun durch das Hinterpförtchen der Ruhestätte zu, die sie seit ihrem Hierseyn noch nicht besucht hatte. Sie weilte am Grabe ihrer Mutter, sinnend blieb sie vor diesem blumenbekränzten Hügel stehen und sah stier vor sich hin. Plötzlich stürzten helle Thränen aus ihren Augen, freundlich wurde der düstre Blick; innig drückte sie dem Pastor Ehrberg, der ihr genaht war, die Hand, und folgte ihm in seine Wohnung.

Wie freute ich mich, mein gutes Fräulein, sagte dieser im herzlichsten Tone, als ich Sie an dem Hügel stehen sah, der die Asche Ihrer theuren Mutter deckt. Wohl ihr, die wieder heimgegangen ist, wo kein Kummer sie drückt, wo sie mit ihrem theuren Gatten nicht die Sorge um das Glück ihrer Kinder zu theilen, wo sie nicht die Thränen zu trocknen hat, die der alte Mann um das hingeschwundene Glück seiner Emilie weint.

Fräulein Berta! rief er plötzlich, von seinem Gefühl ergriffen: die dort drüben ruht, sie lebte rein und schuldlos unter uns, sie sank makellos in jene Gruft, und den reinen, heiligen Engeln gleich, schwebte sie empor zum Throne des barmherzigen Gottes, und umschwebt vielleicht noch jetzt, vielleicht hier in diesem Augenblick ihr Kind. — Ach mein Fräulein! rief der alte Mann und ergriff ihre Hand. — Daß ich es nicht sagen durfte, was ich fühle, was ich so lange mir selbst verbergen wollte. — Sie wandeln nicht auf den frommen Wegen, die die Entschlafene Ihnen voranging, Sie wandeln auf dem Wege des Bösen! Kehren Sie um, noch ist es Zeit; geben Sie Ihrem Vater, geben Sie Ihrer Schwester die Ruhe wieder, und reißen Sie sich von

Empfindungen los, die Sie erniedrigen, der Verzweiflung Preis geben müssen.

Berta schwieg, ihr Auge an den Boden geheftet, sah nicht auf. Auch Ehrberg schwieg. Da reichte sie ihm freundlich die Hand, eines Engels Lächeln schwebte auf ihrem Gesicht; von diesem Anblick ergriffen, drückte der Greis ihre Hand an seine Lippen, an sein Herz und ließ sie schweigend ziehn.

Auch in Engelsruh war eine Scene ernster Art vorgefallen. Der Major hatte wohl zu viel Menschenkenntniß, um nicht in Paulinens Herzen zu lesen, daß ihr der Sohn lieber sei, als der Vater; er liebte überdem seinen Robert zu zärtlich, um aus kleinlichem Egoismus, nur einen Augenblick seinem Glück hinderlich seyn zu können, und als er eines Morgens über sich und seine Empfindungen reiflich und ruhig nachdachte, mußte er sich selbst sagen, daß nur der wahrhaft glücklich sei, dessen Gefühl gleichen Schritt mit seinen Jahren hält. Die jugendlichen Momente des reiferen Alters, die eine zu lebendige Phantasie täuschend hervor zauberte, sind nur wie die hellen Wintertage: je wärmer die Sonne ihre einzelnen Strahlen sandte, je stärker deckt der Frost die erstorbene Natur.

Selbst der Herbst vermag nicht mehr die Frühlingblumen aus ihrem Kelche zu locken; nur die Blumen der Erinnerung sind seine Kinder, die Blumen der Hoffnung und der Liebe sind Kinder des Frühlings.

So möge auch Robert den Frühling genießen; ich will mich an seiner Sonne wärmen! rief er aus, und liebt er das Mädchen innig, treu und wahr, wie sie es verdient, liebt sie ihn wieder; dann will ich dies liebliche Geschöpf so innig, als meine Tochter, an mein Herz drücken, wie ich Thor wünschte, sie mit dem Arme der Liebe zu umfangen.

In diesen Selbstbetrachtungen störte ihn Robert. Mit der raschen Offenheit, die dem Major eigen war, kam er ihm entgegen und sagte: Die Fee ist verschwunden; sie hat Dir zwar eine Zauberformel zurückgelassen, die ich nicht kenne, ich hoffe aber doch, Du wirst nun mit Dir einig seyn, und nicht, wie bei unsrer letzten Unterredung über diesen Punkt, hin und her schwankend mir ausweichen. Beantworte mir deshalb heute die Frage bestimmt: Liebst Du Antonien?

Nein, mein Vater!

Hast Du sie je geliebt?

Geliebt? nein. — Gereizt hat sie meine

Sinne, lieb hab' ich ihren fröhlichen Sinn, ihren muntren, ausgebildeten Geist gehabt — geliebt hab' ich sie nie!

Ist Dein Herz frei, oder haben der hohe, edle Wuchs, die Schönheit, die Talente Deiner bestimmten Braut auch Deine Sinne, und was bei Dir wohl gleich ist, Dein Herz gefesselt?

Vater! sagte Robert empfindlich. — Diese Blume kann mir wohl nicht mehr duften.

Und Pauline?

Robert erröthete.

Und Pauline? fragte der Vater noch einmal.

Sie ist das Mädchen meines Herzens, mein Vater, ich liebe sie, und habe sie vom ersten Augenblick meines Hierseyns geliebt, trotz Berta und Antonien.

Sonderbarer Mensch! — und liebt sie Dich wieder?

Ich hoffe es, ich ahne es; doch bin ich dessen nicht gewiß. —

Und bist Du denn meiner Zustimmung so gewiß, daß Du deren, so wie es scheint, gar nicht mehr bedarfst?

Ja, Vater, das bin ich. Mein guter Vater wird seinem einzigen Sohn ein Mädchen nicht versagen, das er selbst schätzt und verehrt; er

wird die freundliche, unterhaltende, schmeichelnde Tochter nicht von sich weisen, weil sie kein bedeutendes Vermögen und keine Ahnen hat. Darauf kenn' ich meinen alten Vater zu gut.

Wellbach drückte seinen Sohn an sein Herz, und die stumme Sprache der Empfindung galt für ein lautes Ja!

12.

Früh hatte Berta ihre Mutter verloren. Ehe noch der Saame, den diese würdige Frau in ihr Herz gelegt, aufgehen und gedeihen konnte, hatte der Tod sie ihr entrissen. Ihre Tante, die das liebliche, schöne Kind unaussprechlich liebte, nahm sie zu sich in die Stadt, und gab, ohne es zu wollen, ihrem Charakter eine schiefe Richtung. Nur das Aeußere berücksichtigend, bildete sie Alles nur in dieser Hinsicht, und erweckte die unglückselige Eitelkeit und Gefallsucht in dem Mädchen. Aber unglücklicher, als dies, war die Wirkung, die diese Erziehung auf ihr Gemüth gemacht hatte. Eine glühende Phantasie, ein tief fühlendes, leicht bewegtes Herz, diese

diese beiden herrlichen Geschenke der Natur, welche, wohl geleitet, zum höhern Genuß des geistigen Lebens führen, wurden für Berta ein Quell des Kummers.

Durch das Theater, mehr noch durch Bücher, deren Auswahl ihr allein überlassen war, ward ihre Phantasie erhitzt, überspannt; glühende Leidenschaften wurden erweckt; und so umfing sie Alles, was sich ihr liebend nahte, und ihren Sinnen wohl that, mit heftigem Gefühl. Nur ihr Stolz und ihre Eitelkeit, diese Hauptzüge ihres Charakters, hatten sie bis jetzt vor manchen Thorheiten geschützt, und die Verirrte immer wieder auf die rechte Bahn zurück geführt.

Aber dies ewige Ergreifen von Allem, was ihr lächelnd auf ihrem Lebenswege begegnete, dies stete Arbeiten ihrer geschäftigen Einbildungkraft, die ganz eigne Lebensphilosophie, die sich dadurch gebildet hatte, mußte sie, bei allen den Vorzügen ihres schönen Körpers, bei allen Talenten, bei der Güte eines edlen Herzens, zu einem verschrobenen Wesen bilden, das in der Hand der Leidenschaft die Beute jedes listigen Geschöpfs wurde. So war sie gewissermaßen ein Spielball Theresens geworden, die ihrer Eitelkeit schmeichelte, ihrer Phantasie Nahrung

Welch feuriges Auge! Seht nur die schön gebogene Nase, das volle braune Haar, das über den blanken Harnisch herabrollt, seht nur den freundlichen Zug um den Mund —"

Die Gräfin erhob sich plötzlich bei diesen Worten und verließ das Zimmer.

Leonore war hierdurch in ihren Betrachtungen gestört worden, sie setzte sich, darüber verdrießlich, an ihre Arbeit; aber bald legte sie sie wieder hin, senkte ihr schönes, lockiges Haupt und schien an etwas trauriges zu denken; dann stand sie rasch auf und trat wieder vor das Bild. Nachdem sie es eine Weile mit stiller Wehmuth betrachtet hatte, seufzte sie tief und das Eintreten der Gräfin nicht bemerkend, sagte sie vor sich hin — „Ich habe meinen Vater nicht gekannt, er soll, wie man mir sagte, schon früh in einer Schlächt gefallen sein, auch meine Mutter hab' ich früh verloren und so bin ich eine arme, elternlose Waise, die kein Herz kennt, das für sie schlägt. Wenn ich das Bild meiner Mutter betrachte" fuhr sie nach einer kurzen Pause fort „ich mich an ihren schönen Zügen weide und sie mit kindlicher Rührung anblicke, scheint es mir, daß, jemehr ich auf sie sehe, ihr Bild desto freundlicher auf mich niederblickt, dann wird mir so wohl, meine Brust möchte vor Freude zerspringen, denn ich habe ja Niemanden, der mich anlacht und mir wohl will."

„Hörst Du bald auf mit Deinen unnützen Reden?" unterbrach die Gräfin das Selbstgespräch „Schweig und setze Dich zur Arbeit!"

Leonore fuhr erschrecken zusammen, gehorchte und setzte sich wieder an die Arbeit nieder.

gab, und mit lockenden Bildern ihre Leidenschaft nährte; so war es dieser möglich geworden, fast als gewiß zu berechnen, daß der schöne, schwärmerische, leidenschaftliche Hallberg Berta hinreißen müsse; besonders da sie schon vorher alles gethan hatte, was sie nach ihm hinziehen konnte.

Doch eben dies schwärmerische, reizbare Gemüth lag den edlen, schönen Eindrücken so offen da, wie den sinnlichen. Was auf sie wirken wollte, mußte sich ihr idealisirt nahen, die reine ungeschmückte Moral, die wahren, einfachen Lebensregeln fanden nur geringen Eingang in ihrem Herzen. Die schwärmerische Tugend, die alles aufopfernde Pflicht, das erhabene Entsagen, warm und sinnlich an ihr Herz gelegt, wurden lebendig ergriffen, und wenn auch nicht immer festgehalten, ihnen doch ein trauliches Plätzchen eingeräumt. Deshalb hatte auch die Allegorie des Grafen Sternfeld, hatten die kräftigen Worte des würdigen Pfarrers, am Grabe ihrer Mutter, ihr Herz getroffen; und sie gelobte sich feierlich, eine Leidenschaft zu bekämpfen, vor welcher sie selbst bei ruhigem Gefühl schaudern mußte.

Sie schloß sich jetzt an die kränkelnde Emilie innig an. In Allem zu heftig, bei Allem

die Farben zu stark auftragend, wollte sie auch hier auf einmal alles wieder gut machen, was sie gegen sie gefehlt haben konnte. Auch der Graf Sternfeld wurde ihr werther. War er es doch, der ihr zuerst die Pforte zum Tempel ihrer Pflicht geöffnet hatte!

Hallberg bemerkte diese Veränderung nur zu bald. Innig und sanft, denn sie liebte ihn ja immer noch, wies sie ihn zurück, und sagte ihm offen, daß ihr gegenseitiges Verhältniß sich reiner, edler gestalten müsse. Sie bat ihn sogar dringend, daß er in Emiliens Arme zurückkehren, daß er die Jungfrau ganz verlassen möchte; und doch zitterte sie noch anfänglich bei dem Gedanken, er könne ihre Wünsche erfüllen; doch überraschte sie jetzt noch manchmal eine bittre Empfindung, der sie nicht ganz Herr werden konnte, wenn Hallberg zuweilen die kranke Emilie theilnehmend in die Arme schloß.

Sie fürchtete Therese, und freute sich, daß sie sich jetzt so wenig um sie kümmerte. Ganz mit dem Grafen Sternfeld beschäftigt, hatte sich ihr Geist von Allem ab-, nur nach ihm hingezogen, und Berta's Schicksal wär' ihr ganz gleichgültig geblieben, hätte nicht des Grafen Benehmen Theilnahme an dieser gezeigt. Für den

ruhigen Beobachter mußten die Verhältniſſe und das Benehmen des Grafen und Thereſens von hohem Intereſſe ſeyn. Beide höchſt gebildet, ſelbſt mit dem Verſtand begabt, der ſo nothwendig iſt, um durch die Klippen des Lebensmeeres hindurch zu ſchiffen, und der mit Recht der praktiſche genannt wird, nahten ſie ſich in ruhigem Takt, keiner forderte mehr, als er zu erhalten gewiß war, keiner gab etwas, von dem er nicht ſicher war, daß er es wieder zurücknehmen konnte, wurde ſeine Gabe nicht ſeinen Wünſchen gemäß aufgenommen. Jeder Schritt war berechnet, und ſchien doch ſo zufällig; überall leitete der Verſtand ihre Schritte, und doch ſchien das Herz, dieſer leichtfertige Pilot, das Steuerruder zu führen. Doch immer näher und näher traten ſie, immer mehr zogen ſie ſich von der andern Welt ab; und Thereſe ſchwamm in einem Wonnemeer, als ſie glaubte das Geſtändniß der Liebe von Sternfelds Lippen, wenn auch nicht mit klaren Worten geſprochen, zu vernehmen.

In ihm fand ſie reichen Erſatz für den verlornen Ungetreuen. Von dieſen ſchönen, kräftigen Armen umwunden, konnte ſie ſelbſt in flüchtigen Augenblicken Verſöhnung athmen. Sie hörte dann auf, der Wurm zu ſeyn, der am fremden

Glück nagte; sie baute ja ihr eignes und kümmerte sich nicht mehr um fremdes Thun und Treiben.

Doch in den Stunden, wo die Liebe ihre Sinne nicht betäubte, trat die Rache in ihre alten Rechte, und sie freute sich, den Faden so weit gesponnen zu haben, daß Hallberg unglücklich werden mußte, er mochte ihn fortspinnen oder zerreißen.

Auch von ihr war Hallberg jetzt verlassen, auch sie wies ihn auf sich selbst zurück, wenn er über Berta's Kälte sich beklagte. Auch diese war nur dann herzlich und feurig, wenn sie ihn in den schönen Sphären, die sie zu durchschweben sich vorgesetzt hatte, mit sich hinauf ziehen wollte. Sie wollte die Empfindungen, die sie für einander gehabt hatten, in schwärmerische Freundschaft umstimmen. Sie kämpfte treulich mit ihrem Herzen, sie bot alle Mittel dazu auf, jene Leidenschaft ganz zu unterdrücken, sie bat Hallberg ihr beizustehen, sie forderte den würdigen Prediger auf, sie in ihren Versätzen zu unterstützen, und näherte sich selbst dem Grafen, der den ersten Funken dieser heiligen Flamme in sie gelegt hatte; und dies letzte Mittel war wohl das sicherste zum Zweck.

Ohne daß sie es ahnete, kämpfte sie mit einem Zwerge und glaubte, es stände immer noch ein mächtiger Riese ihr gegenüber; ihre Liebe zu Hallberg verschwand, und nur noch der Kampf, den sie gegen sie bestehen wollte, gab dieser in Nebel zerflossenen eine ernste Gestalt.

Emiliens Unwohlseyn nahm mit jedem Tage zu. Was sie unter andern Verhältnissen hoch beglückt haben würde, schlug jetzt gänzlich ihren Lebensmuth nieder. Der Hoffnung, der sanft beglückenden Hoffnung, die sie jetzt umschwebte, stand ja der geliebte Gatte nicht zur Seite, und die kleinen Leiden und Beschwerden, die sie sonst gern, freudig und mit sehnendem Dulden ertragen hatte, gaben ihr im Blick nach der Wonne verkündigenden Zukunft keinen Ersatz für den Kummer der Gegenwart.

Heilige Natur! fromme, sorgsame Mutter Deiner undankbaren Kinder, wie zart legtest Du in das Herz des Weibes die stille, schmerzerfüllte Sehnsucht, wie sorgsam nähreſt Du in dem zarten Mutterbusen den Balsam für die Schmerzen, die Du ihr zutheilst; wie liebend reichst Du ihr die Hand, und führst sie entzückt und selig über die geöffnete Gruft dem Tod entgegen, wenn Du das Leben ihr entquellen läßt!

Doch die arme Emilie ſah trauernd in die Ferne; einſam fühlte ſie ſich, und von dem getrennt, der ihr jetzt mit doppelter Liebe zur Seite ſtehen ſollte. Paulinens Freundſchaft, Berta's Pflege gaben ihr ja keinen Erſatz für den düſtern, mürriſchen Gatten, der, mit ſich ſelbſt in Unfrieden lebend, allen Frohſinn um ſich her verſcheuchte. Niemand war heiter und fröhlich, und Thereſens Glück, was dieſe triumphirend zur Schau ſtellte, konnte Emilien nicht wohlthuend erfreuen, Thereſe war ihr ja fremd, war ihrem Herzen nie werth geweſen.

Selbſt Pauline war ſtill, und auch Robert konnte ſeiner Laune nicht immer Herr werden. Ach, wie hatte ſich alles in der kurzen Zeit verändert, wie ſich alles ſeit jenem Tage, wo Robert unter ſie trat, verdüſtert. Die ſtille Ruhe war verſchwunden; als wären ſie feindlich geſinnt, vermieden ſich die Herzen, welche Lieb' und Freundſchaft einen ſollte.

Daß dieſer Himmel verſchwunden war, fühlte Berta, daß ſie deſſen Klarheit getrübt hatte, empfand ſie heftig, daß alle ihre Herzlichkeit, ihre Sorgfalt und Theilnahme Emilien die verlorne Ruhe nicht wieder geben konnte, ſchmerzte ſie tief.

Sie fühlte sich doppelt unglücklich. Sie hatte einer Liebe entsagt, sobald sie selbige als strafbar erkannte, und mußte im Stillen Gefühle unterdrücken, die leise, aber mächtig in ihr aufstiegen. Der Graf Sternfeld war ihr seit dem Tage bei der Einsiedelei werth geworden; zwar nur mit Theresen beschäftigt, hatte er sich in so manchen Augenblicken, wo er, ohne sie, sich und der Gesellschaft lebte, über so manches, was sie zu betreffen schien, so klar, bestimmt und doch so herzlich geäußert! In den letzten Tagen hatte sie ihn oft bei Paulinens Eltern gefunden, er hatte sich ihr dann freundlicher, inniger genähert, und immer wieder über den Zweck des Lebens, über häusliches Glück, über Frauenwürde und ihre Bestimmung mit so vielem Feuer und so hinreißend mit ihr gesprochen, daß, wenn nur die leiseste Ahnung in ihr hätte aufsteigen können, sie sich hätte sagen müssen, es gält ihr, was er sagte, nur um sie auf den wahren Himmelsweg zu leiten, sprach' er hierüber mit dieser Wärme, mit diesem Interesse. So aber hing er ja so innig an Theresen; nur Wohlwollen, nur Freundschaft konnte es seyn, was er für sie fühlte.

Doppelt unangenehm mußten ihr daher No-

berts Neckereien seyn, mit denen er sie täglich plagte. Er behauptete, daß, wenn er auch seine Rechte auf ihre Hand aufgegeben habe, so hätte er sich doch das Recht vorbehalten, sich in ihre Herzensangelegenheiten zu mischen, und er sähe mit großer Freude, daß dem Freunde das Glück würde, welches das Schicksal für ihn zu hoch gestellt habe. Berta nahm das für Spott; sie glaubte, daß Robert einen Blick in ihr Herz gethan, und dessen Schwäche belauscht habe. Sie zog sich deshalb noch mehr zurück, und verbarg und unterdrückte ihre Empfindungen noch sorgfältiger.

Obgleich Hallberg kalt und bitter gegen sie war, so behielt sie doch ein freundliches Wohlwollen gegen ihn. Wir liebten uns, lieber Hallberg! sagte sie eines Abends zu ihm. Das war nicht recht, und schwach von uns Beiden; warum uns nun vermeiden und hassen? — Lassen Sie unsre Liebe in reine Freundschaft übergehen, werden Sie Emilien wieder das, was Sie ihr waren, ehe Sie mich Unglückliche kennen lernten; ich werde Sie dann doppelt schätzen, und wahrlich in allen Verhältnissen meines Lebens Sie lieben.

Auch dann noch, fragte Hallberg finster, wenn

endlich Ihre Wünsche erreicht, wenn Graf Sternfeld zu Ihren Füßen liegt?

Auch dann, sagte Berta tief erschüttert. Also auch er kannte Ihr Geheimniß, auch er hatte in Ihr Herz geschaut?

Wähnen Sie nicht, fuhr Hallberg fort, daß ich Ihren Worten glaube, wenn Sie der Pflicht, wenn Sie der Religion und Ihrem Gewissen zuschreiben, was aus einer neuen Liebe entsprang? Ohne Sternfeld waren Sie noch mein, ohne ihn wäre ich nicht aus meinem Himmel, aus Deinen Armen gerissen! rief er heftig aus, und drückte sie fest an sich.

Hallberg! sagte die Gebeugte. Was ich verbrach, zeigen Sie mir in diesem Augenblick sehr streng; den Abgrund, an welchem ich stand, öffnen Sie vor meinem umnebelten Blick. Ich danke Ihnen, ich danke dem Himmel, der mich zurückführte. Doch lassen Sie mich, pressen Sie mich nicht so fest, so stürmisch an Ihre tobende Brust; suchen Sie die verlorne Ruhe bei der gekränkten Gattin wieder.

Er ließ sie aus seinen Armen fliehen, und düster stand er in sich gekehrt, und blickte ihr nach — Da trat Thereſe vor ihn.

So finster, so mürrisch, Hallberg?

Er schwieg.

Wer, wie Sie, aus den Armen der Gattin in die Arme der Geliebten flattern kann, für den paßt eine solche Stimmung nicht.

Ja wohl! aus den Armen der Pflicht in die Arme der Liebe; aus den Armen der Liebe in die Arme der Hölle!

Großer Gott, wie zornig! haben Sie sich mit Ihrem Liebchen entzweit, mundet Ihnen ihr Kuß heute nicht, hat sie Ihren Grillen, Ihren Eigenheiten nicht nachgegeben?

Spotten Sie nicht, Thereſe! — ich bin unglücklich!

Unglücklich? fragte sie gespannt.

Ja, unglücklich, grenzenlos unglücklich. Emilie stößt mich zurück, Berta verläßt mich — einsam stehe ich da, verlassen, allein!

Und ich, rief plötzlich Thereſe mit höhnendem Lächeln, schwimme am Arm meines Herrmanns in dem Wonnemeere der beglückten Liebe, mich umfaßt der edelste, schönste, herrlichste Mann, und drückt mich an sein liebendes Herz, und neben Dir, Du Unglücklicher! steht jetzt die einst verlassene, verstoßene, verhöhnte Thereſe, triumphirend und gerächt! — Während

„Heute Abend wirſt Du zum erſtenmale bei einem Feſte erſcheinen“ begann nun die Gräfin, die Stille unterbrechend „Für Deinen Anzug, für Deinen Schmuck werd' ich ſorgen, könnte ich es auch nur eben ſo für Dein Benehmen. Dir fehlt der Stolz, die Würde, mit der man in der Welt auftreten muß, das muthige Vertrauen auf Dich ſelbſt, das Dir ſagen muß: Mir gebührt die Achtung, die Bewunderung der Welt! — Ich kann in ſolchen Augenblicken nichts für Dich thun, als Dir hier gute Lehren geben und Dich dort durch Blicke warnen; achte auf Beide!“

„Der Herzog von Nemours wird Dich als ſeine Dame aufführen, für die er in die Schranken getreten iſt“ fuhr ſie dann fort. „Vergiß dies keinen Augenblick, dieſer Gedanke muß Dir Stolz und Würde geben, muß Dich mit Zuverſicht neben die hoffärtige Julia Gonſalieri ſtellen, die Du ſicher verdunkeln wirſt —“

„Muhme!“ wollte Leonore ſie unterbrechen, aber ein zürnender Blick der alten Dame hieß ſie ſchweigen; die Gräfin fuhr fort „Ihre Mutter trat mit der Deinigen in die Schranken, ward ihre ärgſte Feindin und trübte ihr Leben bis zum Tode, deshalb haſſe ich ſie auch bis in den Tod! — Auch Du würdeſt meinen Haß theilen, wenn ich Dir das Geheimniß Deiner zu früh heimgegangenen Mutter jetzt ſchon enthüllen dürfte. Glaub' aber meinen Worten, haſſe dieſe Julia, haſſe ſie glühend, Deiner und ihrer Mutter wegen.“

„Wie kann ich, Muhme!“ unterbrach ſie Leonore „Ich kenne ſie ja nicht.“

ich im Arm der Liebe ruhe, schleichst Du am Krankenbette der hingeopferten Gattin, deren bleiches Gesicht Dich an Deine Sünde mahnt, während ich den Kuß der Liebe auf die Lippen des Geliebten drücke, rauscht die büßende Magdalena an Dir vorüber, und ruft Wehe über Dich, dann fliehst Du in die Einsamkeit, möchtest Dich vor Dir selbst verbergen, und da tritt die verschmähte, glückliche Therese vor Dich und hohnlächelnd ruft sie Dir mit gellender Stimme Rache entgegen! —

Einen Blick voll Verachtung warf sie auf ihn, und verließ ihn schnell.

Gerechter Gott! rief Hallberg aus, und warf sich unter einem Baume nieder, und sah nach dem Abendstern, der eben durch die Dämmerung hindurch brach. So tief wär' ich gesunken, daß ich den Spott eines solchen Weibes verdiente? O nein! — Therese, Du triumphirst zu früh! ich bin nicht gefallen, ich strauchelte nur; da kam Deine mordende Hand, den Dolch wollte sie tief in mein Herz stoßen, doch Du erhobst mich, den Fallenden. Dank Dir! — ich werde stehen und nicht sinken! —

Bis tief in die Nacht schwärmte er umher, kein Schlaf schloß die wunden Augen; mit sich,

mit seinen Verhältnissen kämpfte er; das Bessere siegte, fest stand sein Wille, er wurde zur That.

13.

Robert und der Graf Sternfeld waren schon früh nach Lindenbruch ins Pfarrhaus gegangen. Seit einiger Zeit waren sie fast täglich um diese Stunde dahin gewandert, und sehr oft trafen sie Berta dort. Heute war sie noch nicht da, und Pauline und Robert neckten den armen Grafen, der sie aber ganz freundlich bat, mit ihrem eignen Thun und Treiben erst aufs Reine zu kommen, ehe sie in die Geheimnisse Andrer dringen wollten.

Noch saßen sie so im Familien-Kreis, auch Vater Ehrberg saß unter ihnen, als ein Bote von Engelsruh einen Brief brachte, der so eben von der Post gekommen war, und den der Vater herüber schickte, die Adresse des Briefs war von unbekannter Hand.

Robert öffnete ihn und erröthete. Dies spannte Paulinens Neugierde. Er durchflog ihn flüchtig und sein Gesicht wurde immer ernster,

trauriger — er konnte seine Rührung nicht mehr verbergen.

Von Antonien! sagte er betrübt und reichte dem Grafen Sternfeld das Paquet.

Ich glaube, fuhr er fort. — Wir Alle, die wir hier sind, nehmen zu innigen Theil an diesem unglücklichen Mädchen, als daß uns ihr Schicksal gleichgültig seyn sollte; überdem sollen die Beilagen Auskunft über so manches geben, weshalb sie für unsern kleinen Zirkel wichtig seyn müssen. Lieber Sternfeld, habe die Güte und lies uns den Inhalt vor!

Der Graf war hierzu bereitwillig und las.

Mein Brief, den ich für Sie auf dem Winzerhaus in Lindenbruch zurück ließ, hat Sie Antonie kennen gelehrt. Ihr Freund wird Ihnen das Weitere einer unglücklichen Begebenheit enthüllt haben, die mir mein Erdenglück raubte.

Ich bin schuldig, aber nur ein gefühlloses Herz kann den Stab über mich brechen. Leicht ist es, die Blüthe der Unschuld zu bewahren, schwer ach, sehr schwer, die vom Zufall geknickte wieder zu heben. Ich vermogt' es nicht! — Die Arme, welche die Getäuschte umfingen, waren zu lockend; sie umschlangen zu fest, die Thörin glaubte, es sei für die Ewig-

keit und nach kurzen genossenen Momenten stand sie verlassen und allein.

Dies entschuldige mich vor mir selbst, dies muß, dies wird mir der Himmel verzeihen, denn nur ich wurde das Opfer! Was der Graf Sternfeld durch mich litt, waren nur leichte, schnell vorübergehende Schmerzen; er wurde durch mich unglücklich.

Doch nun berühre ich einen Moment meines Lebens, über den ich Ihnen nähere Aufschlüsse zu geben schuldig bin, an den ich nur erröthend denke, und den ich mir nie vergeben kann, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit die Begebenheiten so lenkt, daß der Saame des Unglücks, den ich ausstreuen half, nicht gedeiht.

Die Noth stieg mit jedem Tage, das wenige, was mir aus den Stunden der trunknen Freude übrig geblieben, war bald vergeudet. Mein Bruder verlor seinen Posten, ich gab, so lang' ich noch hatte.

Da kam er einst freundlich zu mir. Eine neue Hoffnung erscheint uns, rief er aus. Geld für den Augenblick, Aussichten, Dich versorgt zu sehen für die Zukunft. Er entdeckte mir, daß ihm ein Vorschlag gemacht worden sei, des-

sen nähere Auseinandersetzung wir in D. erfahren würden. Geld zur Reise sei ihm angewiesen.

Worin der Vorschlag bestand, wollte er mir erst in D. sagen. Wir reis'ten dahin ab.

Wir fanden in der Vorstadt, in einem niedlichen Hause alles zu unserm Empfange bereit, und wurden den andern Tag zu einer adeligen Dame, zu der Frau von Kranz gefahren, wo wir Fräulein Theresen fanden, die sich aber sogleich entfernte. Hier erfuhren wir den Zweck unsers Hierseyns.

Fräulein Therese, von dem Herrn von Hallberg verlassen, wollte Rache; die Frau von Kranz, ihre Tante, die ihre Familie dadurch beschimpft glaubte, bot willig die Hand und ihr Geld dazu. Therese hatte sich deshalb absichtlich an Fräulein Berta angeschlossen und sie dahin vermocht, daß diese sie zum Hochzeitfest mitnehmen und erst am Tage der Hochzeit mit ihr dort erscheinen wollte. Sie schien den Herrn von Hallberg und Fräulein Berta genau zu kennen, und auf Beider Leidenschaftlichkeit so sicher rechnen zu dürfen, daß sie selbst fürchtete, vor der Trauung könne der gegenseitige Eindruck so stark werden, daß eine andere weniger unglückliche Catastrophe daraus entstehen könne.

Nach

Nach einiger Zeit sollten wir in Lindenbruch auf dem Weinberg ankommen. Mein Bruder sollte der Frau von Hallberg den Hof machen, Alles anwenden, sie für sich zu interessiren, was leicht zu erreichen schien, wenn der Herr von Hallberg seine Gattin um Berta vernachläßsigen würde, und wenn es nicht ganz gelang, wenigstens die Sache so weit treiben, daß der Schein auf sie fallen und die Eifersucht des Gatten erwachen müsse. Die Scene im Pavillon, wo Herr von Hallberg meinen Bruder zu den Füßen seiner Gattin fand, war durch Fräulein Theresen eingeleitet; sie hatte diesen zur bestimmten Zeit dahingeführt. Sie wollte die Trennung seiner Ehe, und war gewiß, daß alsdann der Herr von Schwanenfeld nie in eine Verbindung mit Fräulein Berta willigen werde. — So wollten sie das Glück dieser Familie stören. Alles, was nur die Sinne befangen konnte, hatte sie angewendet, Berta zu umstricken, ach, und es war ihr nur zu leicht gelungen!

Ich sollte Sie hierbei in mein Netz ziehen. Sie sollten statt Berta eine Gefallene in Ihre Arme schließen, und dies blos, damit Ihre Bewerbung um Berta dem Rache-Plan nicht hinderlich seyn könnte; daher des Fräuleins kaltes

abstoßendes Betragen gegen Sie, welche Sie als ihren bestimmten Gatten betrachtete, und gegen den sie durch Therese im Voraus schon auf mancherlei Art eingenommen war.

Ich lockte Sie, Sie schienen mir zu folgen. Bis zu dem Abend im Weinberg, wo wir überrascht wurden, spielte ich — ich muß es gestehen — meine Rolle. Doch mit dem ersten Kuß, den Sie auf meine Lippen drückten — Pauline und Robert erröthetten — trat das bessere Gefühl in meine Brust. Als ich an der Fischerhütte mich Ihren Armen entwand, da war es mein guter Engel, der mich umschwebte, und der mich seitdem nicht wieder verlassen hat.

Ich habe Sie wahrhaft geliebt, deßhalb zürnen Sie nicht auf die Unglückliche, die bei den Karmeliterinnen der Welt entsagen wird. Schenken Sie der Gefallenen eine Thräne, und sagen Sie Ihrem Freunde, dem Grafen Sternfeld, daß ich ihm vergäbe, und wünschte, daß eine reinere Liebe, als die meinige, ihn beglücken möge.

Mein Beichtvater hat mich des Schwures, des ewigen Stillschweigens hierüber, entbunden, den ich Thereſen leisten mußte; er glaubte, da das Glück einer frommen Familie in Gefahr sei, müsse ich sprechen, ich thue es, warne Sie; ach hören Sie auf meine Stimme!

Noch einmal sag' ich Ihnen Lebewohl! und mit diesem Lebewohl scheide ich von Ihnen und von der Welt, die mich einst so freundlich begrüßte, deren Freuden, deren Schmerzen ich so

reichlich genoß. Mit dem Schleier, der mich umhüllen wird, senk' ich die Vergangenheit ins Grab; auch Ihr Bild sinkt und ich darf nicht einmal in der Erinnerung Sie umschweben. Aber Sie, lieber Robert, vergessen Sie Antonie nicht; freundlich darf mein Bild, durch die Blüthen der Erinnerung schimmernd, Ihnen erscheinen, und wenn Sie am Arm der Liebe, durch die Blumenbeete Ihres vergangenen Lebens hindurch wandern, dann möge ein Thautropfen auf die geknickte Rose fallen, deren Dornen die Arme, welche verwunden sollte, in ihr eignes Herz drückte.

Pauline liebt Sie, Sie lieben dieses freundliche liebliche Wesen! — Gott möge Ihren Bund segnen! Antonie.

Pauline verbarg ihr Gesicht mit den Händen, und weinte; Robert stand auf, und näherte sich ihr. — Liebt mich Pauline wirklich? fragte er gerührt und reichte ihr die Hand. Noch mit der Linken ihre thränenden Augen verbergend, gab sie ihm schweigend die Rechte; er zog sie an sich. — Des Vaters Segen heiligte den Bund.

Doch laßt uns das Uebrige auch lesen, sagte endlich Ehrberg, vielleicht giebt es noch über Manches Aufschluß. Man sah die übrigen Papiere durch, es waren Billets von Theresen an Antonien, die sie in Lindenbruch geschrieben und ihr dort oder auf dem Weinberg heimlich zugesteckt hatte. Der Graf las.

Sie haben, meine liebe Antonie, Ihren Eintritt in diese neue Welt etwas zu theatralisch begonnen. Einfacher und anspruchloser, rathe ich, wir haben es mit gewandten Menschen zu thun. Besonders muß Ihr Bruder leise auftreten, um die ängstliche Taube nicht zu verschüchtern.

Sie spielen Ihre Rolle meisterhaft. — Ich hatte Unrecht, Sie zu tadeln, oder Ihnen einen Rath geben zu wollen. Sie verstanden es besser, als ich, und haben den Wildfang richtiger genommen, als ich es je würde gethan haben. Die Sinnlichkeit läßt sich am leichtesten durch theatralische Formen, durch romantische Anklänge, durch dieses Entfliehen und Entgegenkommen, was Sie so meisterhaft verstehen, reizen, und nur auf diesem Wege wurde er so schnell der Ihrige. Vergessen Sie ja nicht, Ihren Bruder zum entscheidenden Moment in Bereitschaft zu haben.

Ich muß Sie warnen. Sie scheinen sich in Ihre eignen Netze zu verwickeln. Ich habe Blicke belauscht, die Sie unbemerkt auf ihn richteten. Es waren Blicke der Liebe, der wahren Liebe, die aus der Tiefe des Herzens entspringt. — Hüten Sie sich, bleiben Sie Meisterin Ihrer Empfindungen, verderben Sie sich nicht selbst Ihr ganzes Spiel, auf off-

nen Wegen blüht Ihnen kein Glück mehr; fahren Sie so fort, ist er für Sie verloren. Sein Herz hängt an Paulinen; nur über seine Sinne haben Sie Gewalt.

Wir sind morgen, wie Sie wissen, in Engelsruh, dort muß der entscheidende Schlag treffen; besser an einem fremden Ort, als zu Hause. Die Schnecke kann dann nicht in ihr Häuschen zurückkriechen, sie muß unter uns bleiben und den Folgen der Begebenheiten entgegen gehen. Links im Garten ist ein Pavillon; ich werde einen Blumenkranz an seine Thüre hängen, damit Ihr Bruder ihn nicht verfehle; dahin werd' ich die Heilige locken. Mit dem Glockenschlag Sieben bin ich mit Hallberg an der Thür. Für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Fürchterlich! sagte der Prediger, nach einer allgemeinen Stille, fürchterlich übt doch die Leidenschaft ihre Herrschaft über das menschliche Herz; selbst die heilige Liebe wird durch sie Gift. — Ach, die Rache macht den Menschen zum Teufel.

Berta trat ein. Alle staunten über die herrliche Erscheinung. Ein Blumenkranz wand sich durch ihr braunes Haar, eine Guirlande frischer Blumen umgab ihr weißes Morgenkleid und ein lieblicher Strauß wogte an ihrem Bu-

„Du mußt! Habe Vertrauen zu meinen Worten, sei gehorsam meinen Befehlen! — Der Herzog wird Dir den Hof machen" fuhr sie gemäßigter fort „Nimm diese Auszeichnung an, nimm sie wenigstens für diesen Abend an. Ganz Asti muß glauben, daß Du des Herzogs Geliebte seist."

„Nimmermehr!" fuhr das Mädchen auf.

„Ich befehle es Dir!" sagte die Dame gebieterisch.

„In Allem will ich Euch gehorchen," entgegnete Leonore mit einer Heftigkeit, die ihr sonst nicht eigen war „nur hierin nicht. Wie könnte ich mich so verstellen, so vor dem versammelten Adel Asti's verstellen, nie den Herzog täuschen — wie den —"

„Wie den Chevalier betrüben!" fiel ihr die Gräfin schnell in die Rede, als Leonore hocherrötend stockte „Das ist es, thörichtes Kind, warum Du Dich meinem Willen widersetzest. Der Chevalier, nicht der Adel von Asti hält Dich ab, Deiner Eitelkeit den Triumph zu bereiten."

„Muhme, ich glaube Ihr thut mir doch Unrecht!" sagte Leonore „Ja, ich gestehe es, die Meinung des Chevalier, ob er mich für gut oder schlecht hält, ist mir nicht gleichgültig, aber dies bestimmt mich nicht allein. Eine gewisse Scheu hält mich von dem Herzoge zurück, ich will ihm wohl, doch wenn er mir Schmeicheleien sagt, mir versichert, daß ich schön sei, ist es mir zuwider."

„Würde es der Chevalier sagen, würde es Dir nicht zuwider sein, nicht wahr?" unterbrach sie die Gräfin.

„Ich glaube Ihr habt Recht!" sagte das Mädchen und wurde nachdenkend — „Ach, liebe Muhme!" sagte plötzlich und sank an ihre Brust „Ihr kennt das Herz

sen, eine himmlische Freundlichkeit strahlte über ihr Gesicht, wie eine Fee stand sie in dem Kreis der Freunde.

Holde Göttin, sagte Robert, sich mit Paulinen ihr nähernd, holde Flora, die mir der Himmel bestimmte, und die sich mir entzog! Dir naye ich hier mit meiner Geliebten, von Deiner Hand, Du Himmlische, Ueberirdische, erbitte ich den Segen der Zukunft, und den Weihekuß des Augenblicks. Lächelnd bot sie ihm den Mund, innig schloß sie Paulinen in ihre Arme, und nahm einen Myrthenzweig aus ihrem Blumenstrauß und steckte ihn an Paulinens klopfenden Busen.

Ich gönne ihn Dir, meine Pauline, sagte sie. Er ist gut; vermagst Du seine Schmetterlingsflügel zu binden, so wirst Du gewiß glücklich seyn.

Auch Dir, sagte Pauline, auch Dir, liebe Berta, wünschen wir gleiches Glück, gleiche Wonne!

Berta seufzte, ihr Auge senkte sich nieder. Sternfeld hatte bis jetzt geschwiegen, im Anschauen dieser herrlichen Gestalt versunken, war er in der Entfernung geblieben. Jetzt trat er vor. Sie sind heute, mein Fräulein, sagte er fast schüchtern, ungewöhnlich geschmückt; diese Blumen, die so demuthsvoll der Schöneren huldigen, sind nicht zufällig, nicht absichtlos an den Altar Ihrer Göttin gelegt?

Sie haben es errathen, Herr Graf! Ein frohes Ereigniß hat mich so freundlich geschmückt;

eine selig durchlebte Stunde hat mich in mein Jugend-Paradies zurückgeführt, und mir ganz die innere Ruhe wiedergegeben, die seit einiger Zeit mich floh. Mir ging es nun, wie dem Kinde, das in seiner Freude sich mit Blumen und Bändern schmückt, und den Augenblick nicht erwarten kann, Andern sein Glück mitzutheilen.

Und mein Fräulein, fragte Ehrberg gespannt, was ist der Quell Ihrer Freude?

Emiliens, Hallbergs Glück! sagte sie, und eine Freudenthräne glänzte in ihrem Auge. Sie warf sich ihrem alten Lehrer an die Brust.

Heute früh, fuhr sie fort, ist der Bund der Lieb' und Treue von neuem geschlossen. Er hat sich Emilien offen und liebend genaht; sie hat ihm Alles vergeben. Auch ich habe in der Schwester Arm reuevoll gelegen, auch ich habe ihre ganze Liebe mir wieder errungen. Alles steht nun wieder versöhnt neben einander. Der heilige Kreis hat sich dichter geschlossen, trotz dem Dämon, der in unsrer Mitte schwebt. Sie sah auf, ihr Blick traf den Grafen, sie hielt erröthend inne.

Lesen Sie, mein Fräulein, sagte dieser, ihre Verlegenheit fühlend, und gab ihr Antoniens Brief, dann wird Ihr Blick nicht mehr zweifelhaft auf mir ruhen.

Sie las, eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht. Abscheulich! rief sie aus. In diesen Armen konnte ich zutrauungsvoll ruhen, an diesen Lippen hängen, diesem Geiste folgen, und die

Hand, die den Dolch für mich schliff, konnte ich an mein Herz drücken?

Mein sei die Rache! rief der Graf aus.

Nein, Herr Graf! unterbrach ihn Berta. Rache war die Leidenschaft, die uns Alle an den Rand des Unglücks führte. — Lassen Sie uns verzeihen! —

Und doch, sagte Robert, bestraft muß sie werden. Unglücklich? nein, so weit gehe unsre Rache nicht.

Indem trat Hallberg, Emilien am Arm, ins Zimmer. In das Haus des Friedens, so rief er aus, tret' ich ein, den Frieden im Herzen, die Freude im Blick, die treue, sanfte Gattin im Arm. Sie segneten uns schon einmal, würdiger Freund! — Auch heute kommen wir, um Ihren Segen zu erbitten! Herzlich schüttelte der Alte Hallbergs Hand und umarmte seine liebe Emilie. Auch ich habe heute den Segen des Herrn in mein Haus eingehen sehen, sagte er gerührt. Dort steht ein glückliches Paar!

Im Augenblicke des eignen Glücks öffnet sich das Herz guter Menschen so willig auch der fremden Wonne. Alles möchte man um sich froh und glücklich wissen, Allen seine eignen Empfindungen mittheilen und einimpfen.

Innig freute sich Emilie, daß ihr heißer Wunsch für Paulinen in Erfüllung gegangen war, und nur ein Blick auf ihre Schwester trübte den seligen Moment. Und Du, meine Berta, sagte sie gerührt, Du stehst so einsam, so entfernt von uns; schweigt Dein Herz?

Ein Kuß verschloß Emiliens Mund. Robert lächelte. Wahrscheinlich, sagte er, wird Fräulein Berta die nämlichen Mittel nicht gebrauchen, mir den Mund zu verschließen, wie bei Emilien; deshalb muß ich Ihnen sagen, mein Fräulein, daß ich glaube, immer noch das Recht zu haben, in Ihre Herzens-Angelegenheiten mich zu mischen. Ich wage es, es entstehe daraus, was da wolle.

Hier, fuhr er fort, indem er auf Sternfeld zeigte, steht ein stiller, treuer Bewunderer Ihrer Vollkommenheiten, selbst Ihrer Fehler, die er alle kennt; er naht sich Ihnen ängstlich, wie Sie sehen, und möchte sich gern gegen mein Bemühen sträuben, wenn er nur könnte. Er fragt, ob er es wagen dürfe, die Blumengöttin um die Rose zu bitten, die dort, wie bejahend an Ihrem Busen ihm freundlich entgegen nickt; er zittert, wie Sie sehen, und erwartet die Blume oder — erschrecken Sie nicht — den Tod!

Berta schwieg hocherröthend. Beide, sie und der Graf, waren in der drückendsten Verlegenheit.

Sie sprachen für Ihren Freund, nun, so will ich für meine Schwester antworten, sagte Emilie. In ihrem Namen sage ich Ihnen die Rose zu! Meine Brust verschloß schon lange das Geheimniß, das in Berta's Herzen verborgen ruhte; und da mir gestern Robert den nöthigen Aufschluß über Ihre Verhältnisse zu Theresen gab. —

Therese! schrie unwillkürlich Berta laut auf.

Fürchte nichts, liebe Schwester, sagte Emilie, sie beruhigend — und da Robert, so fuhr sie, gegen den Grafen Sternfeld sich wendend, fort, mich von Ihren Verhältnissen zu Theresen unterrichtet hat, so glaube ich, im Namen meiner Schwester Ihnen die Versicherung zu geben.

Berta fiel ihr um den Hals und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Sternfeld hatte sich ihr genaht und ergriff ihre Hand. Darf ich die Worte der Frau von Hallberg günstig deuten, mein Fräulein? fragte er mit bebender Stimme.

Schweigend nahm Berta die Rose von ihrer Brust, und reichte sie dem Glücklichen.

Wo drei Fröhliche unter uns versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, rief der hereinstürzende Major, den Mutter Ehrberg beim Eintreten ins Haus schon von Paulinens Glück unterrichtet hatte, was vorgegangen war. Nun darf ich Dir doch, kleine blauäugige Sylphide, einen herzlichen Kuß auf Deine Purpurlippen drücken, ohne daß Du, wie einstens, ehrbar zurück trittst? Komm in meine Arme, geliebte Tochter. Gott segne Dich! sei meine Freude, mein Trost im Alter! — Und Du, liebe Emilie, scheinst ja heute so heiter, Dein Blick strahlt so freudig, wie eine liebliche Morgensonne, wenn sie über unsern See herauf tritt; auch Berta gleicht einer glücklichen Braut!

Ehrberg unterrichtete ihn nun umständlich von Allem, was hier vorgegangen war, und Robert auch von dem, was sie noch vorneh-

men wollten; weshalb er den Vater dringend bat, ja in ihren Plan einzugehen, und noch heute Nachmittag das Fest ihrer Verlobung in Engelsruh zu feiern.

Gern willigte der glückliche Vater ein, und eilte schnell zurück alle hierzu nöthigen Anstalten zu treffen.

14.

Auf Roberts inständiges Bitten war Vater Schwanenfeld schon Vormittags mit nach Engelsruh geritten, ohne daß er, so wenig als Therese, von dem Fest des heutigen Tages unterrichtet wurde. Dort hatte ihn der Major mit allem Vorgefallenen bekannt gemacht, jedoch ohne die früheren Verhältnisse Berta's und Hallbergs zu berühren. Der Graf Sternfeld erhielt mit Freuden die Einwilligung des Vaters zu seiner Verbindung mit Berta und Alles hatte sich nun wieder freundlich geordnet. Der Major bereitete Alles zum Feste vor, zu dessen schon am Morgen beschlossener Einrichtung, Berta nur mit Widerwillen ihre Einwilligung gegeben hatte.

Noch saßen sie in Lindenbruch am Tisch, als der Graf Sternfeld mit seiner brillanten Equipage angefahren kam, und sich die Erlaubniß ausbat, Fräulein Therese abholen zu dürfen. Sie nahm es mit Freuden an, und nachdem Sternfeld noch einige leise Worte mit

ihr gesprochen, entfernte sie sich, um ihre Toilette zu machen. Die Wagen standen unterdessen zur Abfahrt bereit.

Lächeln mußte selbst die sanfte Emilie, als sie Berta und Therese in den Saal treten sah.

Berta trug ein einfaches, weißes Kleid; keine Blume, kein Diadem schmückte ihr Haar, keine brillante Garnirung ihr Kleid, nur ein Myrthensträußchen wogte an ihrer Schwanenbrust.

Therese hingegen war in völligem Staat. Ein Kranz von Rosen wand sich durch die schwarzen Locken, ein Rosa-Kleid vermochte nicht die Frische ihrer Wangen zu bleichen; sie schien wie zu einem festlichen Tage geschmückt.

Graf Sternfeld fuhr allein mit Theresen, Hallberg folgte mit den Uebrigen. Hand in Hand saßen die Beiden, Freude glühte auf Theresens Gesicht, einen gewissen Ernst konnte Sternfeld nicht verbergen.

Sie scheinen heute nicht so ganz gestimmt, wie der Tag es wohl verlangen könnte, sagte Therese fast empfindlich.

Liebe Therese! antwortete er. Der heutige Tag, der mich ganz beglücken, unsere gegenseitigen Verhältnisse ganz und bestimmt ordnen soll, ist doch zu ernst, um nicht über ihn nachdenken zu müssen. Einen solchen Tag malt sich ein jeder Mensch — wie jede Religion ihr Paradies — verschieden. Je entfernter er uns liegt, je kühner, desto fester führt unsre Hand den Pinsel zu diesem Gemälde, je sicherer zeich-

nen wir die Konturen; je näher er heranrückt, desto schwankender werden die Wellenlinien des Schönen, je mehr Halbdunkel legen wir in das Kolorit. Ich kann nicht läugnen, mich überfällt oft ein quälender Zweifel, ob dieser Tag Ihnen, liebe Therese, auch die Wonne bereiten wird, die Sie von ihm erwarten!

Verstand ich Sie recht, lieber Graf, war die Deutung, die ich der Bitte gab, mich wie zu einem Verlobungsfest zu schmücken, nicht falsch.

Nein! wahrlich nein!

Nun dann, Geliebter, was könnte Deine Therese vom Schicksal Schöneres erwarten, als was der heutige ihr bieten wird?

Oft schleichen sich finstre, trübe Schatten in den Kreis der Freude, und mischen sich störend unter die Wesen, die liebend sich einigten. Nicht immer bannen zwar diese dämonischen Wesen den heiligen Frieden; aber doch oft. Zum Glück werden diese finsteren Gestalten meist ihre eignen Teufel.

Ich verstehe Sie nicht, lieber Sternfeld, sagte Therese, ihn ängstlich ansehend.

Ich mich selbst nicht, sagte der Graf, wieder einlenkend. Ist mir die Freude so nahe, so malt meine rege Phantasie auch den Schmerz mir zur Seite; ich hoffe für mich und fürchte für Sie.

Für mich?

Ja, holde Therese. Oft glauben wir einen Engel zu umarmen, und es war ein finstrer,

böser Geist, der, hohnlächelnd uns neckend, wieder verschwand: oft erwarten wir von einer Stunde den Himmel, und sie reicht uns die Hölle.

O Geliebter, lispelte Thereſe und ſchmiegte ſich innig an ihn an. In Deinen Armen iſt mein Himmel, und nur ohne Dich — die Hölle.

Ja! in meinen Armen, ſagte der Graf ſehr ernſt, wird heute der Himmel ruhn und die Hölle uns entfliehn!

Der Wagen hielt. Sie ſtiegen aus. Die Familie Ehrberg war ſchon zugegen, doch kein Fremder weiter da.

Sternfeld entfernte ſich, doch kam er ſchnell wieder. Ein ſchönes Schmuckkäſtchen von Maroquin, ſo wie es ſchien, in der Hand haltend, ſtand er zwiſchen Thereſen und Berta; die Bedienten entfernten ſich.

Aufgefordert von meinen Freunden und meinem eignen Vaterherzen, hub der Paſtor Ehrberg an, ſoll ich den jetzigen feierlichen Augenblick durch eine kleine Rede eröffnen, worin ich zur Feier des heutigen Verlobungsfeſtes den Segen des Himmels zu erflehen habe.

Sie, Herr Graf von Sternfeld! hob er an, indem ſich dieſer gegen Thereſe neigte und ihr das Käſtchen in die Hand legte, wollen am heutigen Tage durch Wort und Handſchlag Liebe und Treue der Geliebten geloben — Haben Sie auch Alles reiflich überlegt? Haben Sie die Pflichten überdacht, die dieſe neuen Verhältniſſe Ihnen auflegen?

Ja, werther Freund! sagte der Graf ernst. Und auch Sie, mein Fräulein, die Sie durch Liebe und Treue sich auf ewig mit diesem edlen, jungen Manne verbinden wollen, haben Sie sich geprüft, sind Sie entschlossen, Leid und Freude mit ihm zu theilen?

Von Herzen, lispelte, kaum hörbar, Berta, während ein bestimmtes Ja von Theresens Lippen scholl.

Die Frage galt meiner Schwägerin, der Fräulein Berta von Schwanenfeld, sagte Hallberg, sich zu Theresen wendend. Sie sind in Irrthum, mein Fräulein! Therese bleich wie der Tod, blickte ihn stier an. Oeffnen Sie das Kästchen, was Ihnen der Herr Graf gab, und das Räthsel wird sich Ihnen lösen.

Sie öffnete den Deckel. Ein Hochzeitgeschenk von Antonien an Sie, den Engel, der so wonnebringend in unsre Mitte trat. Das Käsichen entfiel ihr, Antoniens Briefe rollten heraus.

Die Rache, die Sie mir gestern hohnlächelnd entgegen riefen, trifft Sie selbst. Gott vergebe Ihnen — ich vermag es nicht! — rief Hallberg der ohnmächtig Niedergesunkenen entgegen, die von den Frauen unterstützt und theilnehmend beklagt wurde.

Ihr seid zu streng mit ihr verfahren, Ihr harten Männer, sagte Emilie und drückte den Versöhnungskuß auf ihre bleichen Lippen, die unter diesem Engelskuß krampfhaft zuckten. Doch Hallberg schwieg und sah finster auf sie

ſo gut, Ihr ſeht ſo klar, ſagt, o ſagt mir, was iſt ſeit den Paar Tagen mit mir vorgegangen, daß ich mich ſo ängſtige, mich ſo unruhig und doch ſo glücklich fühle wie noch nie, daß ich jeden Augenblick wünſche ihn zu ſehen und kommt er, daß es mir dann ſo beklommen wird, ich zittere, mein Herz ſtärker klopft?"

Die Gräfin lächelte und liebkoſte das Mädchen, blickte freundlich und mild auf ſie nieder, welche, die Löſung des Räthſels von ihr erwartend, an ihr auf ſah — „Liebe Leonore" ſagte endlich die alte Dame „ſo wie Du hier ängſtlich in meinen Armen liegſt, lag auch Deine Mutter und ſprach in ähnlichen Worten ihre Gefühle aus. Ich war zwölf Jahre älter als ſie und mehr mütterliche Freundin als Schweſter, deshalb mußte ich ihr das Geheimniß ihres Herzens enthüllen. Ich warnte, ermahnte — doch ich will von jener Zeit ſchweigen. — Aber auch Dich, Leonore, will ich warnen, will Dir rathen: Gieb Dich nicht zu früh einer Leidenſchaft hin, von der Du nur ahneſt, daß ſie erwiedert wird. Der Chevalier ſcheint ein ernſter, edler Mann zu ſein, meint er es redlich, ſo wüßte ich nicht, warum ich feindlich zwiſchen Eure Herzen treten ſollte. Aber heute, Kind, heute mußt Du meinem Willen nachgeben, heute mußt Du die Geliebte des Herzogs von Nemours ſcheinen."

„Und was wird er dazu ſagen?"

„Der Herzog, oder der Chevalier? Welchen von Beiden meinſt Du, Leonore?" fragte die Dame.

„Beide, Beide, mein' ich!" erwiederte ſie ſchnell.

„Der Herzog wird es nicht anders erwarten," ſagte die Gräfin „denn es iſt für jede Dame, wie vielmehr für

hin, die man, noch immer bewußtlos, in ein anderes Zimmer brachte.

Sie erholte ſich bald, verlangte einen Wagen, und ſtolz, als ſei ſie die Königin des Tages, entfernte ſie ſich, fuhr nach Lindenbruch und von da ſogleich zur Stadt zurück.

Hebe Dich weg, Satan, und plage uns nimmer! rief Robert, als der Wagen über den Schloßhof rollte und, ſeine Pauline an der Hand, trat er in den Kreis, der ſich um ihn bildete und ſprach mit inniger Rührung:

Der Böſe iſt von uns gewichen, die Engel Gottes aber ſind bei uns geblieben. Sie, lieber Schwiegervater, nehmen die alte Mama in den Arm, Hallberg Emilie, Herrmann ſeine Berta; ich, meine Pauline — die beiden alten Herren mögen ſich zuſammen arrangiren, ſo gut ſie können; und ſo, Arm in Arm, Hand in Hand wollen wir der Liebe, der Freundſchaft und der Treue uns weihn, den guten Muth nicht verlieren, und ſtraucheln wir, ſchnell uns wieder erheben.

Amen! — ſagte der alte Pfarrer. — Friede, Freude begleite uns durch dies Leben bis ans Grab.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Dreiundzwanzigstes Bändchen.

Hedwig, Königin von Polen.
Erster Theil

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1840.

Hedwig,
Königin von Polen.

Von

A. von Tromlitz.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1840.

Ludwig, König von Ungarn und Polen, war 1382 zu Tyrnow gestorben und hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste, Marie, dem Markgrafen von Brandenburg, Sigmund, die jüngere, Hedwig, dem Herzog Wilhelm von Oestreich verlobt war. Die Ungarn wählten Marie zu ihrer Königin, die Polen aber, eingedenk der stiefväterlichen Regierung König Ludwigs, verlangten die 13jährige Hedwig zu ihrer Regentin.

Elisabeth, ihre Mutter, zögerte lange, ehe sie sich entschließen konnte, ihr Kind in solchem zarten Alter in das rauhe Land der Sarmaten zu senden, sie hielt die Polen durch Versprechungen hin, bis sie nach zwei Jahren durch die Drohung, einen andern König zu wählen, endlich gezwungen wurde, die 15jährige Prinzessin, von dem Kardinal Erzbischof von Gran, dem Ritter Goray und einem zahlreichen Gefolge begleitet, nach Krakau zu senden, wo sie mit

lautem Jubel empfangen und zwei Tage nach ihrer Ankunft gekrönt wurde.

Hedwig war nach dem Ausspruch aller Zeitgenossen eine vollkommene Schönheit. Groß und majestätisch von Gestalt, thronte Würde und Lieblichkeit auf dem holden Antlitze der noch so jungen Fürstin. Aus ihren Augen strahlte nicht allein Sanftmuth und Innigkeit, auch ein hoher männlicher, weit ihren Jahren vorausgeeilter Geist leuchtete aus ihnen. Sie war zum Herrschen geboren. Magnaten und Volk, Priester und Laie beteten sie an, jeder hörte auf ihre Worte, und Alle erkannten in der reizenden, verständigen Königin willig ihren König.

Als aber der Ruf ihrer Schönheit nach allen Weltgegenden drang, kamen auch von allen Enden die Bewerber herbei gezogen, die mit der schönen Fürstentochter auch das Polenreich erwerben wollten. Die Herzöge Ziemowit von Massovien und Wladislaw von Oppeln warben um ihre Hand, aber keiner von Beiden fand Anklang in dem Herzen der jungen Königin, und nur wenig Gehör bei den Großen des Reichs, welche die Verbindung Hedwigs zu einer Staatsangelegenheit machten und einen König verlangten, der das Land gegen auswärtige Feinde

schützen und die vom Reiche abgerissenen Provinzen wieder erobern könne. Auch hierzu taugte der Herzog von Oestreich nicht, dessen Land, zu weit abgelegen, in keiner Berührung mit Polen stand, und so stark die Liebe zu ihrer Königin, so groß der Enthusiasmus auch war, mit dem sie sie fast vergötterten, so war doch der Eigennutz, bei Manchem auch wohl die Vaterlandsliebe, noch größer.

Mächtige Feinde umgaben Polen. Nördlich der deutsche Ritterorden, östlich Lithauen und Rußland, südlich die Tartaren und Ungarn, westlich die ewig unruhigen Herzöge von Schlesien; diese Verhältnisse verlangten eine starke kriegerische Faust, das in sich durch Partheiungen zerfallene Reich aufrecht zu halten und es gegen seine äußern Feinde zu schützen.

Da trat plötzlich ein Bewerber auf, der den Polen der Rechte zu seyn schien, vor dem aber Hedwig graute. Es war Jagiello, Großfürst von Lithauen, der Alles, was die Polen verlangten, in sich vereinigte, nur nicht das, was Hedwigs liebendes Herz für den Verlust ihres Geliebten hätte entschädigen können. Der Ruf schilderte ihn mißgestaltet, von rohen Sitten, träg und geistlos, und Hedwigs Herz bebte, als

die polnischen Großen in sie drangen, die Krakau sich nahende Gesandtschaft dieses heidnischen Fürsten vor sich zu lassen, der an ihrer Seite mit seinem Volke zum Christenthum übertreten wollte. So religiös und fromm auch Hedwig war, so wichtig es ihrem Gewissen seyn mußte, Millionen Seelen von der Verdammniß zu retten, so widerstrebte ihr Herz, so war die Liebe zu Wilhelm von Oestreich zu groß, um ihn dieser frommen Sache und dem Wohle Polens opfern zu können. Sie schickte den Unterkämmerer von Krakau, Gnievos von Dalewycz, dem sie ganz vertrauen zu können glaubte, an ihn ab, und mahnte ihn, schnell nach Krakau zu kommen, und durch seine Gegenwart, oder durch eine schnelle Verbindung den Knoten zu lösen.

1.

In einem Erker des königlichen Schlosses zu Krakau saß Hedwig, die Harfe im Arme; neben ihr stand ein Greis, dessen langes weißes Haar über seine breiten Schultern und über sein braun-

wollenes, von einem kostbaren golddurchwirkten Gürtel zusammen gehaltenes Gewand nieder rollte. Er blickte theilnehmend auf die junge Königin, die, in Gedanken versunken, ihr lockiges Haupt an die Harfe lehnte. Es war Meister Demetrius, König Ludwigs alter Harfner, welcher der jungen Fürstin hierher gefolgt war, und auch in seinem niedern Amte ihr Zutrauen in hohem Grade besaß, und es auch verdiente.

Nun Königin! brach er endlich das Schweigen, habt Ihr Alles reiflich erwogen?

Ich hab' es, Demeter! entgegnete sie, ihr Haupt erhebend. Ich habe die Verhältnisse reiflich erwogen, auch mein Herz geprüft, aber immer noch keinen Entschluß fassen können.

Wen Gott auf den Thron setzte, der darf sein Herz nie um Rath fragen, Gebieterin! es sei denn, daß es Milde verlange. — Das Herz einer Jungfrau, und wär' es das einer königlichen Jungfrau, ist ein thörigtes, selbstsüchtiges Ding, es denkt nur an sich und den Geliebten, und auf ihn beschränkt sich seine ganze Welt, alles Andre steht im Hintergrunde. Daher, Königin, rath' ich Euch, gebt ihm kein Gehör, wenn es das Wohl Eures Reiches gilt! —

Das ist ein grausamer, schwer zu befolgen-

ein junges Mädchen bei ihrem Eintritte in die Welt, ehrenvoll, wenn ein Mann, wie der Herzog von Nemours, als ihr Ritter sich zeigt, besonders wenn er schon für sie seine Lanze eingelegt hat. Zwischen Galanterie und Herzensneigung ist ein großer Unterschied, Kind, jene beschäftigt nur unsre Eitelkeit, diese, unser Gemüth!"

„Aber der Chevalier?" fragte Leonore unbefangen, da die Gräfin ihn nicht erwähnen zu wollen schien.

„Der Chevalier kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß es Dir Pflicht ist, artig und zuvorkommend gegen den Herzog zu sein und daß Du an einem solchen Tage ausschließend nur ihn zu berücksichtigen hast. Und sollte es ihn kränken, so macht am andern Tage ein freundlicher Blick Alles wieder gut."

Dies war nun freilich Leonoren nicht so ganz einleuchtend, sie mußte aber demohngeachtet der alten Dame versprechen, ihren Rath zu befolgen und sich heute Abend ihren Wünschen gemäß zu betragen. Sie erwartete nun aus so mancherlei Ursachen mit klopfendem Herzen den Abend, wo sie zum erstenmale den Glanz der Welt sehen, wo sie als die Königin des Festes auftreten, aber mehr als dies, in all' ihrer Herrlichkeit vor ihm, dem Manne ihres Herzens erscheinen sollte.

8.

In der hellerleuchteten, prachtvoll geschmückten Wohnung des Marchese wogte schon Alles von Dienern und Gästen; Trompeter, Pauker und Geiger warteten schon

der Rath, Demeter! fiel ihm die Königin mit Lebhaftigkeit in die Rede.

Aber ein guter, fuhr der Greis fort, ein Rath, wie ihn Jeder, der Euch wohl will, geben muß. Die Polen haben Euch zu ihrer Königin verlangt, Ihr seid ihrem Rufe gefolgt, seid mit Jubel von diesem Volke empfangen, sejd gekrönt worden und die rauhen Sarmaten ehren Euren Willen, gehorchen Euren Befehlen, als wäret Ihr ein ruhmbekränzter König, nicht eine funfzehnjährige Jungfrau. Sie verlangen aber nun von Euch, daß Ihr Euch einen Mann wählt, aber einen, der das zerrüttete Reich wieder ordnen, es stark im Innern, es fruchtbar gegen das Ausland machen kann; sie wollen, daß Ihr einen Fürsten wählt, mehr für das Land als für Euer Herz — könnt Ihr sie deshalb tadeln? — Hedwig schwieg, der Alte fuhr fort: Daher stehen Euch nur zwei Wege offen: Ihr entsagt der polnischen Krone und zieht mit Eurem Verlobten nach Oestreich, oder Ihr reicht Eure Hand einem Fürsten, wie ihn die Polen verlangen.

Und was verlangen sie von mir? rief, heftig aufspringend, die Königin aus, mich, mein

Herz, Alles soll ich einem Heiden opfern, der, meine Krone nur im Auge —

Auch wohl Eure holde, schöne Gestalt, fiel ihr Demeter in die Rede.

O, was kümmert die den rohen, widrigen Mann! fuhr Hedwig fort, meine Krone betet er an, statt seiner alten Götzen, die er nur ihretwegen verlassen will. — Einem solchen Manne soll ich mich, soll ich den Mann meines Herzens opfern?

So opfert Eurem Herzen die Krone, sagte der Alte, sie drückt überdies die Stirn einer Jungfrau schwer, werft sie weg!

Nur wer nie eine Krone trug, wer nie das süße betäubende Gift des Herrschens kostete, kann mit kindischem Leichtsinn oder stoischer Ruhe seiner Krone entsagen — Ich kann es nicht! sprach die Königin und ihr schönes Auge flammte.

So ist Eure Liebe auch nicht stark, entgegnete, seine Herrin scharf beobachtend, Demeter, so ist sie nur ein dahin flatterndes Phantasiebild, ein kindliches Gefühl, in lachender Jugend geboren, bei ernsterer Beschauung spurlos vergehend.

Die Königin schüttelte ihr Haupt.

Dann bedaur' ich Euch, fuhr der Alte fort, denn ein Zwiespalt beherrscht Euer Inneres, und das ist der qualvollste Zustand, der das Gemüth des Menschen ergreifen kann — Ihr wißt also nicht, Königin, wie Ihr handeln sollt?

Wohl weiß ich es, Demeter! fuhr sie auf, und erhob kühn ihr schönes Haupt, unentschlossen bleib' ich nie an einem Abgrund stehen, der mir auf meinem Lebenswege hemmend entgegen gähnt; ich kehre um, oder überspringe ihn. — Ich habe einen Boten an den Herzog nach Oestreich gesandt, und ihn entbieten lassen, schnell hierher zu kommen und sich dem Lithauer in die Schranken entgegen zu stellen.

Ich fürchte, es ist zu spät! meinte der Alte.

Soll ich, weil ich dies fürchten könnte, dem Zufall mein Schicksal übergeben? sagte die königliche Jungfrau; für ihn, für mein Herz kämpf ich mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen, so lange ich kann. Ist der Kampf vergebens, dann —

Dann? fragte der Harfner.

Wenn dieser Zeitpunkt eintritt, guter Alter, dann frage Hedwig wieder, was sie thun wird, erwiederte sie, die Königin wird Dir dann Antwort geben.

Ich glaube Euch zu verstehen, und schweige!

Schweig' nicht, alter Mann! bat Hedwig. — Deine Worte höre ich gern, berühren sie auch nicht immer die Saite, die in meinem Innern schmeichelnd tönt. Hab' ich sie nicht von meiner Kindheit an schon gehört, liebkosend, ermahnend, selbst strafend? — Dank' ich Dir nicht so viel, Du treuer Diener meines Vaters? Nicht die Gabe des Gesanges, nicht, daß ich mit den Tönen dieser Saiten meinen Geist zu stimmen vermag? Hast Du mich nicht, was noch tausendmal mehr Werth hat als Jenes, gelehrt, mein weiches, vielleicht zu inniges Gemüth mit festem Sinne zu paaren? Danke ich Dir nicht den Muth, der mich in Gefahren nicht verläßt, kurz Alles, was ich bin? — Schweig, laß meinem Gefühle die Zügel! fiel sie ihm in die Rede, als er zu sprechen beginnen wollte, so lang' ich denken werde, wirst Du vor meiner Seele stehn, wie Du mich auf Deinen Knieen gewiegt, mit mir gespielt, mir die Wunder der Natur erklärt, und mit jedem Worte den Keim des Guten in mein Herz gelegt hast. Mehr als Vater und Mutter hast Du für mich gethan, mir tausendmal gesagt, ich wär' der Engel Deines Lebens — und sollte der Mann, dem ich so viel verdanke, vor mir schwei-

gen müſſen? — Nein! und wenn auch Deine Worte mein Herz zerriſſen, ich würde es ruhig erdulden, und doch dabei denken: der alte Mann meint es gut mit Hedwig.

Königin! unterbrach ſie der Greis.

Ja, Deme er, ich bin Königin, und werde als ſolche handeln, bin aber auch Hedwig, und werde es bleiben bis an mein Grab — Doch horch! — Welch ein Auflauf auf den Straßen, welches wilde Gejauchze?

Die Geſandten des Lithauers werden in Krakau einziehen, man erwartet ſie.

Mein Himmel umwölkt ſich, das Gewitter naht — ſagte die Fürſtin ernſt vor ſich hin, und ſtellte die Harfe bei Seite — doch ich erwarte es muthig!

Ich werde gehen und ſehen, was vorgefallen iſt! ſagte der Harfner, und verließ die Königin, als eben Marie Botkarey, ihr Hoffräulein und die Vertraute ihres Herzens eintrat.

Sie ſind gekommen, die Lithauer ſind eingezogen und mit Jubel empfangen worden! rief dieſe ihrer Gebieterin entgegen. Ich habe ſie geſehen, zwar nur aus der Ferne, aber genug geſehen, um mein Herz mit Furcht und Sorge zu erfüllen. Auf wilden Roſſen, von Gold und Edel-

ſteinen ſtrahlend, ſprengten ſie mit großem Gefolge heran; es ſollen die Brüder des Großfürſten ſein.

Konnteſt Du ihre Geſichtszüge unterſcheiden? fragte die Königin.

Nein, gnädige Frau! Vom Söller des alten Thurmes, auf dem ich ſtand, bis zu ihnen war es zu weit, ich ſah nur, daß ſie von hoher Geſtalt und wohlgebaut waren, und ihre wilden Roſſe gut führten. — Und der Herzog? — Wann kommt er?

Hedwig ſeufzte.

Die Deutſchen brauchen doch immer lange Zeit, ehe ſie ſich wappnen, fuhr Marie fort. Ein Ungar hätte bei der Nachricht der Gefahr den Pelz umgeworfen, ſich aufs Pferd geſchwungen, und wäre längſt ſchon hier. Aber die müſſen erſt ihre Reiſigen verſammeln, daß ſie mit tüchtigem Gefolge einreiten können. — Ich habe den Herzog noch nie geſehn, ich war eben bei meinem Vater, als er nach Ofen kam, fuhr ſie dann fort, während die Königin gedankenvoll vor ſich niederblickte, und Wilhelms Bild ihr vor Augen ſchweben mochte. Es muß ein ſchöner Mann ſeyn, der Euch ſo gefallen hat.

Ja, ſchön iſt er, und gut und brav! ſagte Hedwig.

Königin! fuhr die lebhafte Marie auf, ich nähm' den Lithauer, den häßlichen Heiden nicht, und wollte es ganz Polen, ich nähm' ihn doch nicht! — Aber gewiß hat der alte Demeter wieder das Möglichſte gethan, Euch die Liebe aus dem Herzen zu ſchwatzen, der alte wunderliche Mann! — Hat mich in der kurzen Zeit, daß wir hier ſind, ſo ſchöne Lieder gelehrt, in welchen die Liebe ſo innig, die Treue als die erſte Pflicht des Herzens geſchildert iſt, da iſt ſie allein die beglückende Herrin der Welt, und ihre Macht iſt ewig. Die Lieder ſingen ſich alle ſo ſchön, das kommt ſo von Herzen und geht zum Herzen, und ſelbſt wenn der Alte mit zitternder Hand die Saiten greift, mit bebender Stimme die Liedlein zu ſingen beginnt, hört man ihn gern; es thut dem Herzen wohl, man fühlt, wie es ſich öffnet, und dem Geliebten gern ein Plätzchen darin gönnt, wer nur einen Geliebten hätte. Aber ſobald der alte Mann ſpricht, da lautet es ganz anders, da iſt die Liebe ein Tyrann, dem man keine Gewalt über ſich einräumen ſoll, da ſoll man ihrer Ewigkeit ſpotten und ihre Ketten zerbrechen, und eine Königin, ſo ſagt er Euch oft, dürfe nichts lieben, als ihr Reich. — Nun wahrlich, wenn es nicht ſchöner

ist als das Polenland, da muß die Liebe einer Königin sehr genügsam seyn!

So sehr auch ernste Gedanken Hedwig beschäftigten, konnte sie sich doch nicht eines Lächelns erwehren. Marie fuhr fort: Laßt Euch nicht irre, laßt Euch nicht abwendig machen, hohe Gebieterin, bleibt dem Herzog treu! — Mag der Großfürst Heide bleiben, oder Christ werden, was nützt, was schadet Euch das? Er soll das ächte Bild eines garstigen Mannes seyn, schwarz, und rauh an Händen und Füßen, die Haare ungekämmt, das Gesicht voll Schmutz, den wird die Taufe nicht abwaschen.

Marie würde gewiß noch länger von den Vorzügen des Großfürsten gesprochen haben, hätte die Meldung, daß der Erzbischof von Gnesen und der Starost von Casimir die Königin zu sprechen verlangten, sie nicht gestört und gezwungen, das Zimmer zu verlassen. Der Erzbischof und der Starost traten bald darauf ein.

Beide waren ein paar ehrenwerthe Männer, die es mit ihrem Vaterlande redlich meinten, Beide der Person Hedwigs treu ergeben. Sie empfing sie deshalb auch ausnehmend freundlich, erwiderte ihre Begrüßung mit der ihr eignen An-

muth, und befahl ihnen dann, vorzutragen, was sie ihr zu sagen hätten.

Königin! nahm der Erzbischof das Wort. Die Abgesandten des Großfürsten sind eingezogen. Es sind die Fürsten Skyrgiello und Boris, die Brüder Jagiello's, und Hanut, der Kastellan von Wilna; sie wünschen Euch vorgestellt zu werden, um sich des Auftrags des Großfürsten zu entledigen.

Seid Ihr von dem unterrichtet, was er ihnen aufgetragen hat, ehrwürdiger Herr? fragte Hedwig.

Ja, gnädigste Frau! erwiderte der Erzbischof, und Euch davon vorläufig zu benachrichtigen sind wir hier. Der Großfürst Jagiello wirbt um Eure Hand. —

Und um die Krone Polens. —

Nun ja, fuhr der Erzbischof fort, auch um sie. Aber Ihr selbst, Königin, seid dennoch die schönste Krone der Welt, um die ein Fürst werben könnte. Er wirbt um Euch, und verspricht dagegen, mit seinem Volke die christliche Religion anzunehmen, alle christlichen Gefangenen frei zu geben, sein Land mit der Krone Polen zu vereinigen, und seine Macht und Schätze anzuwenden, die dem Reiche entrissenen Provinzen wieder zu erobern. Auch ist er bereit die von

dem Könige, glorreichen Andenkens, Eurem in Gott ruhenden Vater, für den Fall, daß die Heirath mit Euch nicht vollzogen würde, dem Herzog Wilhelm von Oestreich zur Entschädigung festgesetzten 200,000 Gulden auszuzahlen.

Eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten die Wangen der königlichen Jungfrau. Der Großfürst setzt ja einen hohen Preis auf mich, und bald sollte es mich dünken, ich wäre dem Lande eine Waare, die es an den Meistbietenden loszuschlagen gesonnen sei, Herr Erzbischof.

Königin! unterbrach sie dieser, wie könnt Ihr glauben —

Des Großfürsten Anerbieten ist bedeutend, nahm sie, sich fassend, schnell das Wort: Die Schicklichkeit verlangt, seine Gesandten anzuhören; sie mögen morgen kommen!

Und welche Antwort dürfen sie erwarten? fragte der Starost Casimir.

Starost Christinus von Ostrow, erwiderte die Königin, dies zu erfahren, müßt Ihr Euch bis morgen gedulden. Von der Entscheidung dieser wichtigen Sache hängt mein, vielleicht auch Polens Schicksal ab, es bedarf deßhalb eines reiflichen Nachdenkens, solch wichtiger Entschluß

lange auf das Zeichen anzustimmen und ungeduldig sahen die Gäste, welche von Asti und aus allen benachbarten, von den Spaniern besetzten Städten herbeigeströmt waren, der Ankunft des Herzogs entgegen, am ungeduldigsten aber Julia Gonfalieri, die, wie eine Fürstin geschmückt, ihren Stolz durch das Zögern Nemours gekränkt fühlte. „Wahrhaftig!“ sagte sie zu Pescara „Es stimmt schlecht mit der so gepriesenen französischen Artigkeit überein, eine so ansehnliche Versammlung und Euch, Marchese, als Wirth, so lange warten zu lassen. — Wäre ich an Eurer Stelle, ich beföhl', daß der Tanz ohne ihn beginnen solle“ Pescara verweigerte es jedoch; obgleich Neapolitaner von Geburt, war er im Benehmen zu sehr Spanier und zu stolz um nur im Mindesten zeigen zu wollen, daß auch er sich gekränkt fühle. Er wartete ruhig, machte einstweilen den heitern Wirth und erst als man ihm meldete, der Herzog nahe mit stattlichem Gefolge dem Pallaste, gab er den Befehl, daß bei dessen Eintritt in den Saal, die Trompeten schmetternd ihn empfangen sollten.

„Ob er wohl in meiner Farbe und mit meinem Wehrgehenk erscheinen wird?“ dachte und hoffte Julia, als die Flügelthüren sich öffneten. — Aber ihre Hoffnung täuschte sie; weder der Herzog noch sein Gefolge waren feuerfarben gekleidet, und ein weit reicher gesticktes Wehrgehenke, als das Übrige, hing über seine Schulter, als er mit einer jungen, reichgeschmückten Dame an der Hand, deren Schleppe von zwei Pagen getragen wurde, eintrat. Aller Augen waren auf sie, die Niemand kannte, gerichtet, so daß man die ihr folgende, vom Chevalier geführte Gräfin Gagliano ganz übersah.

darf nicht dem Augenblick entspringen. Morgen um die zweite Stunde erwarte ich die Gesandten!

Königin! nahm jetzt der Erzbischof noch einmal das Wort, Polen hat Euch bisher gehorcht, als hieltet Ihr Schwert und Scepter zugleich in kräftiger Hand, aber es verlangt nach einem Könige, der sein Volk zu Schlachten führen kann, und da dünkt den Polen nichts geeigneter, als der Fürst, durch dessen Wahl dem Lande ein alter Feind zum Freund, und ein mächtiger Zufluß an Macht wird. Bedenkt dies, Königin, und Gott möge Euer Herz zum Besten des Landes lenken! — Wir wissen Alle, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, daß man ein großes Opfer von Euch verlangt, und kennten wir nicht den hohen königlichen Sinn unsrer funfzehnjährigen Gebieterin, würden wir stärker als wir thun in Euch dringen müssen, würden für die Krone unsers Landes Euch nicht bitten, das Opfer zu bringen, wir würden es unabänderlich von Euch verlangen. Aber da Euch Gott einen hohen Geist, eine, weit Euren Jahren voreilende Weisheit gab, so hoffen wir, Ihr werdet den Werth einer Krone zu schätzen, und ihr freiwillig das Opfer zu bringen wissen.

Freiwillig? — Vielleicht! erwiderte Hedwig mit Würde.

Nur vielleicht? fiel ihr der Kastellan von Casimir in die Rede.

Ja, Herr Kastellan, nur vielleicht! Ich weiß den Werth einer Krone zu schätzen, die dem, der sie trägt, Macht und Herrlichkeit giebt, weiß aber auch, daß ohne Macht die Herrlichkeit bald schwindet, und die Krone nur eine drückende Last ist, die der Kluge mit Freuden ablegt. — Morgen erwarte ich die Bischöfe, Woiwoden und Starosten, lenkte die Königin ein, um bei der Audienz gegenwärtig zu seyn und meinen Willen zu vernehmen. Bis dahin, Ihr werthen Herren, gehabt Euch wohl!

2.

Niemand, selbst der Kardinal Erzbischof von Gran nicht, welcher der Königin als Rathgeber nach Krakau gefolgt war, auch der Harfner nicht, zu dem sie wohl mehr Zutrauen, als zu dem geistlichen Herrn hatte, kannte ihren Entschluß. Mit Juwelen, mehr noch mit ihren Reizen geschmückt, und die Krone auf ihrem Haupt, trat sie in den Kreis der versammelten Polen, welche

ſtaunend und bewundernd auf ihre Fürſtin blickten, die mit allem Liebreiz der Jugend, mit aller Majeſtät einer gebornen Fürſtin, huldvoll und freundlich grüßend, jetzt unter ihnen ſtand.

Werthe, edle Herren und Freunde! redete ſie die Verſammelten an, als ſie auf ihrem Throne Platz genommen hatte. Ich habe Euch um mich verſammelt, Zeugen der Antwort zu ſeyn, die ich, auf ihr Geſuch, den Abgeſandten des Fürſten von Lithauen geben werde; ich werde dabei Gott, meine Pflicht, hauptſächlich aber Polens Wohl vor Augen haben. Da aber die Sache mich und meine Perſon ſo nahe angeht, ſo hab' ich auch mein Herz um Rath fragen müſſen, auch dieſes hat hierbei eine Stimme. Ich bin des Herzogs von Oeſtreich feierlich Verlobte, und da nach beſtehendem Rechte, ein feierlich Eheverlöbniß, dem Ehebündniſſe gleich gilt, ſo habe ich auch mein Gewiſſen zu befragen. Dies zu Eurer vorläufigen Beachtung. — Nun laßt die Geſandten eintreten!

Nach kurzer Zeit, während welcher mehre der verſammelten Großen, eben nicht mit der Rede ihrer Königin zufrieden, hier und da ihren Unwillen kund thaten, öffneten ſich die Flügel-

thüren, und die Gesandten, von dem Kastellan von Krakau geführt, traten ein.

Die Brüder des Großfürsten, Skyrgiello und Boris, die sich jetzt mit Anstand dem Throne nahten, waren Beide stattliche Männer in der Blüthe ihrer Jahre, prachtvoll in ihrer Landestracht gekleidet, und strotzten von Juwelen. Weniger reich gekleidet, weniger stattlich von Ansehn, war der Kastellan von Wilna, ein kleiner untersetzter, tückisch aussehender Mann, der ihnen zur Seite ging, hinter welchem Diener folgten, welche auf reichgestickten Kissen die für Hedwig bestimmten Geschenke trugen.

Als die Fürsten jetzt die Königin im Glanze ihrer Schönheit vor sich sahen, blieben sie vor Erstaunen einen Augenblick stehen, beugten schon in der Entfernung ihre Kniee, und hätte nicht Hanut, der Kastellan von Wilna, ihnen einige Worte zugeraunt, sie hätten schon in der Entfernung der Königin ihre Bewunderung gezollt, die nicht ohne Vergnügen den Eindruck zu bemerken schien, den sie auf die heidnischen Fürsten gemacht hatte, denn auch das edelste weibliche Herz ist nicht ganz frei von Eitelkeit.

Die Gesandten knieten jetzt ehrfurchtvoll am Fuße des Thrones nieder, und Skyrgiello nahm

das Wort, sprach sein Entzücken über die Schönheit und Anmuth der Königin aus, warb dann feierlich für seinen Bruder, den Großfürsten, um ihre Hand und zählte die Opfer auf, welche dieser zu bringen bereit sei, wenn Hedwigs Hand ihn beglücken würde. — Dies waren die nämlichen Anerbietungen, die schon der Erzbischof von Gnesen der Königin mitgetheilt hatte — dann, nachdem er seine Rede beendet und die köstlichen Geschenke hatte herbeibringen lassen, bat er, huldreich sie anzunehmen.

Ohne einen Blick auf die Geschenke zu werfen, gab sie einigen ihrer Frauen ein Zeichen, sie in Empfang zu nehmen und sich von dem Thronsessel erhebend, erwiderte sie den Gesandten in polnischer Sprache, die sie ganz geläufig sprach:

Ihr Prinzen von Lithauen und Ihr, Kastellan von Wilna, seid mir willkommen in Krakau, auch als Abgesandte des Großfürsten mir willkommen! Der Antrag Eures Herrn kann mich nur ehren, bewegt aber auf mancherlei Weise mein jugendliches Gemüth. Von meinem in Gott ruhenden Vater, dem Könige Ludwig, schon in meiner frühsten Jugend mit dem edlen Herzog Wilhelm von Oestreich feierlich verlobt,

habe ich in Ofen Monate als seine Braut mit ihm verlebt. Fragt die geistlichen Herren und die hier um mich versammelten Woiwoden und Staroſten, ob nach unſern beſtehenden Kirchengeſetzen ſolch feierlich Verlöbniß nicht ſo feſt bindend iſt, als das wirkliche Ehebündniß, und wenn Ihr Euch davon werdet überzeugt haben, ſo könnt Ihr leicht erachten, welcher Zweifel ſich in meinem jugendlichen Gemüth erheben muß, ob ich aus eigner Machtvollkommenheit ein mich ſo feſt und für immer feſſelndes Band löſen kann oder nicht: denn um nichts in der Welt möcht' ich etwas thun, was mein Gewiſſen während meines ganzen Lebens beunruhigen könnte. Im Gefühl meiner Jugend und meiner Pflicht leg' ich daher die Entſcheidung in die Hände meiner würdigen Mutter, der verwitweten Königin von Ungarn: ihrem mütterlichen und gewiß weiſen Ausſpruche werd' ich mich dann willig fügen. Ziehet hin nach Ungarn, werthe Herren, eine ſattſame Begleitung ſoll Euch zur Sicherheit werden, tragt meiner königlichen Mutter die Wünſche Eures Herrn vor, kehrt dann mit ihrer Antwort zu mir zurück und Ihr werdet mir willkommen ſeyn. Dies ſagend, nickte ſie ihnen freundlich zu, gab ihnen ein Zeichen

mit der Hand, sich zu entfernen, und als di Thüren sich hinter ihnen schlossen, wandten sie sich zu den umstehenden Polen. Euch, meine Freunde, sprach sie, will ich die wahren Gesinnungen meines Innern nicht verbergen, wie jenen heidnischen Fremden, Euch will ich gestehen, daß mein Herz schon längst die Wahl getroffen hat und daß ich, wenn es mit' dem Wohle meines Reiches verträglich seyn kann, meinem Herzen gern folgen möchte; — doch die Königin, meine Mutter, entscheide! — Sendet mit den Lithauern zugleich weise und würdige Männer aus Eurer Mitte nach Ofen, Männer, die das Wohl des Landes als das Heiligste betrachten, aber auch das Glück ihrer Königin beachten mögen. Und Ihr, edle Herren und werthe Freunde, bedenkt, daß Ihr mich freiwillig zu Eurer Königin gewählt habt, daß ich, die fünfzehnjährige Jungfrau, in der Mitte von Männern stehe, die wohl so viel Achtung für Jugend und Schönheit und für ihre Fürstin haben, und sie nie zu einem Entschluß zwingen werden, welcher der schönen Krone dieses Landes den herrlichsten Glanz, den schönsten Juwel rauben würde. Beherziget dies und gedenkt meiner dabei mit Liebe!

Als die junge Fürstin die Stufen des Thrones herabstieg, begleitete sie der laute Freudenruf der Anwesenden, und mit dem unwiderstehlichen Zauber der Anmuth die Umstehenden grüßend, verließ die Königin das weite Gemach.

3.

Die polnische Geistlichkeit und der Adel hatten sich schon oftmals versammelt, um sich über die Entscheidung der Königin zu berathen. Noch waren die Stimmen getheilt: der Adel von Großpolen hielt noch fest an dem Herzog von Massovien, während die Jüngeren und auch mehre der Aelteren für den Herzog von Oestreich, aus Vorliebe für die Königin, gestimmt waren. Die Geistlichkeit aber, in den Gedanken, daß ein ganzes Land dem Heidenthum entrissen werde, und diejenigen des Adels, für welche das Wohl des Vaterlandes allein Werth hatte, verlangten den Großfürsten von Lithauen zum Gemahl der Königin. Nach mancher stürmischen Sitzung wurde endlich beschlossen, sich in den Willen der Königin zu fügen und es dem Ausspruch ihrer Mutter zu überlassen. Der

Untermundschenke von Krakau, Wlodko von Ogrodzyniecz, der Kastellan Nicolaus Bogorin und der Staroſt von Casimir, Christinus von Ostrow wurden gewählt, die liefländische Gesandtschaft nach Ungarn zu begleiten.

Die Gesandten reisten ab; früher aber als sie, hatte sich ein Vertrauter der Königin nach Ofen mit einem Schreiben begeben, worin diese ihre Mutter beschwor, nur für Wilhelm von Oestreich zu stimmen.

Die Königin, fest entschlossen, Alles für ihren Geliebten zu wagen, hatte nur durch diesen Ausweg Zeit zu gewinnen gesucht. Die Polen durchschauten jedoch ihren Plan und da es nicht hatte verschwiegen bleiben können, daß sie den Unterkämmerer Gnievos zu dem Herzog von Oestreich geschickt habe und sie diesen mit Sehnsucht erwarte, so trafen sie alle möglichen Vorkehrungen, die Ankunft des Herzogs unschädlich zu machen. Im Ganzen liebten und ehrten Alle die Königin und wohl keiner war feindlich gegen sie gesinnt, als Dobeslaus von Kurozwocki, der Kastellan von Krakau; dieser mochte wohl unter ihnen eine Ausnahme machen. Ihn leitete aber nicht das Wohl des Vaterlandes. Er war von Natur ein unfreundlicher, tückischer Mann, der,

mit Jedem in Unfriede lebend, wohl seines Reichthums, nicht aber seiner Persönlichkeit wegen viel Einfluß besaß. Sich bei manchen Gelegenheiten vom König Ludwig zurückgesetzt glaubend, trug er seinen Haß auf die Tochter über, und da die Königin mehre Male schon Ursach gehabt hatte, den stolzen Anmaßenden mit ernsten Worten in die gehörigen Schranken zurück zu weisen, so war er der Königin feind, obgleich er, öffentlich Ergebung für sie heuchelnd, doch im Stillen erfreut war, wenn sich eine Gelegenheit fand, ihren Wünschen entgegen zu treten.

Um noch genauer von Allem, was bei der Königin vorging, unterrichtet zu seyn, wußte er es dahin zu bringen, daß Hedwig seinen Neffen unter die Zahl ihrer Hofleute aufnahm. Der junge Casimir Kurozwocki war nach dem Tode seines Vaters einer der Reichsten des polnischen Adels, erst 23 Jahr und von ausnehmender Schönheit, so daß wohl kein Edelfräulein in Krakau sich befand, die nicht den stillen Wunsch hegte, seine Wahl möchte auf sie fallen. Außerdem war er muthig, unternehmend, von lebhaftem Geiste, für das Größte, Edelste empfänglich, doch von wildem, heftigem Gemüth. Sein Ohm, der ihn erzogen, und dem er sich

„Marcheſe!“ redete der Herzog Pescara an, welcher, Julia an der Hand, ihm entgegen gekommen war „Ihr erlaubtet mir die Dame, für die ich Euern Fehdehandſchuh aufhob, hierher zu führen, ich ſtelle ſie Euch hiermit vor und Ihr werdet geſtehen müſſen, ſie verdiente es, daß wir drei Lanzen für ſie brachen. Auch Ihr, ſchöne Julia“ wandte er ſich zu dieſer „habt jetzt die Ueberzeugung, daß es eine Würdige war, die ſich Euch entgegenſtellte — nicht Ihr ſelbſt“ raunte er ihr zu.

Julia hatte kein Auge von dem ſchönen Mädchen gewandt und kaum auf das gehört, was der Herzog ihr ſagte. Sie theilte in dem erſten Augenblicke das Erſtaunen Pescara's und der ganzen Verſammlung und ohne dem Herzoge zu antworten, ruhte ihr Blick, der ſich immer mehr und mehr umdüſterte, auf der Hocherröthenden, deren Hand in der Hand des Herzogs zitterte und die kaum den Blick aufzuſchlagen wagte.

Endlich brach der Marcheſe das Schweigen — „Signora!“ ſagte er verbindlich „Ich begrüße Euch als die würdige Gegnerin meiner Dame und bin erfreut, daß Ihr durch Eure Gegenwart dies Feſt zu verherrlichen erſchienen ſeid. Auch Ihr, Gräfin Gagliano, ſeid mir gegrüßt.“

Leonore, die bei dieſer Anrede die Augen aufgeſchlagen und an ſeiner Seite Julia erblickt hatte, gedachte in dieſem Augenblicke der Worte der Gräfin „Sicher iſt das Julia Gonſalieri!“ war ihr erſter Gedanke und dieſer Gedanke erweckte ihren Stolz und gab ihr den Muth, mit Anſtand dem Marcheſe zu antworten, ihm zu danken und ihn zu erſuchen, ſie der Dame vorzuſtellen, mit der ſie es gewagt, um den Preis der Schönheit zu ſtreiten. Der Mar-

verpflichtet glaubte, gab ihm den weisen Rath, sich durch Marie Botkarey die Gunst der Königin zu erwerben und so immer mehr Einfluß erlangend endlich von Stufe zu Stufe immer höher zu steigen. Es bedurfte nicht viel, um die ohnehin lebendige Einbildungkraft eines nach dem Höchsten strebenden Jünglings zu entflammen und durch die Klugheitregeln seines Oheims wohl etwas mißgeleitet, ward es ihm auch nicht schwer, den Rath des Kastellans zu befolgen, sich zu verstellen und unter dem Scheine einer tief verschlossenen Neigung zu Marien seine wahren, ehrgeizigen Absichten zu verbergen.

Sehnsuchtvoll erwartete die Königin indessen die Ankunft ihres Geliebten; aber weder er, noch der an ihn abgeschickte Untermundschenk gab Kunde von sich. Da sandte sie einen vertrauten Diener, einen Ungar, nach Oestreich und er brachte ihr endlich die frohe Nachricht, der Herzog sei auf dem Wege nach Polen. Nun ritt sie täglich auf die Reiherbeize, doch immer nur nach der Seite, wohin der Weg nach Oestreich ging, und wenn ihr auch der Falkenmeister versicherte, in jener Gegend würde sie bald keinen Reiher mehr finden, führte sie doch Sehnsucht und Hoffnung wieder dahin zurück. Aber

Herzog Wilhelm zog mit seinen Mannen und seinem Troß langsam heran und der ihn begleitende Unterkämmerer von Krakau mochte seine Gründe haben, ihn nicht anzutreiben.

Indessen war Casimir Kurozwocky nicht unthätig geblieben. Marie war schön von Gestalt und Antlitz und wohl werth, daß sich des Mannes Herz zu ihr wandte: der stolze Jüngling fand sie schön genug, um die Mühe zu lohnen, sich um ihre Gunst zu bewerben, und er that es. Marie, die bisher die Liebe nur aus dem Rosentraume ihrer Phantasie, nur aus Demeters Minneliedern kannte, hörte die Schmeichelworte aus dem Munde des schönen Mannes mit Wohlgefallen und gab sich seinen Liebesworten unbefangen hin, denn sie fand in Casimir das Ideal ihres Jugendtraumes erreicht, ja übertroffen. Auch Casimir, dem die Lehren des alten Oheims nicht das Gefühl fürs Edle ganz unterdrückt hatten, lernte nach und nach den Werth des Mädchens schätzen und was anfangs Täuschung, Absicht, vielleicht auch nur Zeitvertreib war, schien allmählig Wohlwollen, Neigung zu werden. Marie fühlte sich zu glücklich, um ihr Glück nicht der Königin mittheilen zu müssen und Hedwig nahm um so mehr Theil daran,

da ihr eignes Herz in Liebe erglühte; doch warnte sie Marie, auf ihrer Hut zu seyn. Die junge Fürstin hatte einen scharfen, durchdringenden Blick: es lag ihr in dem Auge Casimirs ein gewisses Etwas, das sie sich zwar nicht enträthseln konnte, was jedoch dem wahren Zutrauen zu dem jungen Manne im Wege stand, sie fürchtete ihn, und wußte sich doch nicht Rechenschaft zu geben, warum. Oft belauschte sie seine Blicke und bemerkte dann, daß sie glühend, glühender auf ihr ruhten, als es dem Diener, als es dem Geliebten einer Andern geziemte, und ihr entging dann, wenn er sich beobachtet glaubte, die schnelle Veränderung seines Gesichts nicht, das er ganz in seiner Gewalt haben mußte. Sie hatte eine gewisse Scheu vor ihm und doch erfreute sie die Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und das einschmeichelnde, zuvorkommende Benehmen des jungen schönen Mannes verfehlte seine Wirkung nicht ganz.

4.

Die nach Ungarn Gesandten hatten sich mehr beeilt, als Herzog Wilhelm, denn sie kehrten zu Hed-

Hedwigs Schreck früher nach Krakau zurück, als sie es erwartet hatte. Die Königin Elisabeth, vielleicht durch Sigmund von Brandenburg, ihren Schwiegersohn, der als Luxemburger dem Oestreich'schen Hause nicht freundlich gesinnt war, bewogen, sich nicht geradezu für Hedwigs Wünsche auszusprechen, vielleicht auch durch die Drohung der polnischen Abgesandten: auf jeden Fall den Großherzog von Lithauen zu wählen, eingeschüchtert, hatte einen sehr unbestimmten Ausspruch gethan. Nachdem sie das Eheverlöbniß ihrer Tochter mit dem Herzoge von Oestreich als unauflösbar geschildert, legte sie die Verantwortlichkeit, so wie die Entscheidung in die Hände der polnischen Großen und der Geistlichkeit, und gab im Voraus ihre mütterliche Einwilligung zu dem Beschlusse, den ihre Tochter Hedwig und die Polen gemeinschaftlich fassen würden. In einem Schreiben an Hedwig ermahnte sie diese, es nicht bis zum Aeußersten kommen zu lassen und sich in den Willen der Magnaten zu fügen.

Die Königin, ein festeres Benehmen von ihrer Mutter erwartend, hatte durch diese Gesandtschaft mehr verloren als gewonnen. Sie sah nun wohl ein, daß ihr ein harter Kampf bevorstehe; doch war sie nicht dadurch entmuthigt, und unter-

warf sich dem Scheine nach willig dem mütterlichen Ausspruch, faßte aber den festen Vorsatz, Alles für ihr Herz zu wagen.

In dieser Zeit ritt sie, die Ankunft des Herzogs mit Ungeduld erwartend, mit geringer Begleitung auf die Reiherbeize. Heute war sie glücklich: ein Reiher flog auf, sie ließ ihren Falken steigen und folgte ihm auf flüchtigem Rosse nach. Nur Marie und ein Diener waren bei ihr und Casimir folgte in der Ferne. Da, eben als der Falke seine Beute zu der Königin Füßen niederdrückte, gewahrte das Fräulein in der Ferne einen Haufen Reiter. Er kommt! rief sie ihrer Gebieterin zu, seht, bei dem alten Schlosse ziehen sie vorüber. — Die Königin blickte auf. Ja, er ist's! rief sie, schwang sich wieder auf's Roß und jagte den Gewappneten entgegen. Marie, wohl wissend, daß jeder Dritte bei dem Augenblick des Wiedersehens ganz überflüssig sei, blieb zurück und wollte auch Casimir festhalten; aber dieser war längst aus ihren Augen, hatte beim Anblick der deutschen Reiter seinen Ukräner gewandt und war nach Krakau zurückgejagt.

Die dreizehnjährige Hedwig hatte Wilhelm von Oestreich Lebewohl gesagt: die fast sechszehnjährige, zur Schönsten der Frauen Aufgeblühte

ſollte ihm jetzt willkommen zurufen, der den Seinen vorausgeeilt, vom Roſſe geſtiegen war, und ſinnend hinüber nach der Hauptſtadt des Polenreichs blickte. Da ſtörte ihn raſcher Hufſchlag in ſeinem Sinnen: er blickte auf — Sie war es, die mit verhängtem Zügel herangeſprengt kam, doch jetzt in einiger Entfernung ihr Roß in ſeinem ſchnellſten Laufe anhielt. Sonſt war ſie mit kindlicher, unverhehlter Freude ihm entgegen geflogen — jetzt — die Jungfrau, die Königin mußte den Zügel anziehen und durfte ſich nicht ihren Gefühlen offen hingeben: Zucht, Würde, Beſonnenheit hielten ſie zurück.

Willkommen Herzog Wilhelm! rief ſie ihm zu, da er eilig ihr entgegen kam, und reichte ihm ihre Hand, nicht wie ſonſt ihre Lippen zum Kuſſe. Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, war ich Euch nicht der Eile werth? — Der Herzog hatte keines ihrer Worte vernommen, hatte ihre Hand ergriffen, ſie aber noch nicht an ſeine Lippen gedrückt: denn ſtaunend hing ſein Auge an dem Himmelsantlitz der königlichen Jungfrau. Ja, es waren die Züge Hedwigs, es war das ſeelenvolle Auge, das ihn ſchon an dem Kinde entzückt, es war der liebliche Mund mit ſeinen rothſchwellenden Lippen, der es oft in kindlicher Unbefangenheit geduldet, daß

er ihn geküßt hatte, und doch war es Hedwig nicht mehr. Bist Du es, Hedwig! Seid Ihr es, Königin? sagte er endlich, noch immer von ihrem Anblick überrascht. Ist dieses meine Hedwig? — Die Deine, ganz so wie sie es einst war, erwiderte sie, unwillkührlich den schlanken Leib nach ihm beugend. Wie schön bist Du geworden! rief er entzückt — zu schön für mich, zu schön für diese Welt!

Küsse doch nur, Bedächtiger, störte die Königin scherzend seine Träumereien, küsse doch nur schnell die Hand, die sich Dir so ganz bietet und welche sie Dir so gern entreißen möchten. Nimm sie und drücke sie an Lippe und Herz, es ist die Hand Deiner Hedwig.

Er küßte sie mit Innigkeit und drückte sie an sein Herz. Du bringst mir eine Königskrone, rief er, sie mit Entzücken betrachtend, das ist viel, aber wenig gegen das Herz, das sich mir mit Dir bietet — das macht mich zum Glücklichsten der Welt!

Der Unterkämmerer Gnievos kam in diesem Augenblick herangesprengt, sprang vom Rosse, begrüßte, wie es zu damaliger Zeit Sitte war, durch Kniebeugung die Königin und nach einem kurzen Bericht über seine Reise, während dem das

Gefolge des Herzogs sich nahte, machte er diese aufmerksam, daß sie nach Krakau zurückeilen müßte, wo vielleicht ihre Gegenwart nothwendig seyn könnte. Auch bemerkte er, daß die Vorsicht dem Herzog rathe, nicht bei Tage, sondern erst wenn es dunkel sei, in die Stadt einzuziehen.

Weshalb? fuhr die Königin auf, aber der Kämmerer schwieg.

Nun wohl! sagte sie nach einigem Nachdenken, sich zu dem Herzoge wendend, ich werde voraneilen, um zu sehen, ob im Schlosse Alles zu Eurem Empfange bereit sei. Gnievos lächelte — die Königin reichte dem Herzoge die Hand und von ihrem Kämmerer bis zu Marien und ihrem Gefolge geleitet, jagte sie zurück nach Krakau.

Während des kurzen Weges mochte sie doch über die Worte und das sonderbare Lächeln des Kämmerers nachgedacht haben, denn die Freude des Wiedersehens blieb nicht ungetrübt: Wie werden die Polen die Ankunft des Herzogs aufnehmen? Dieser Gedanke beschäftigte sie fast allein, auch stiegen Zweifel in ihr auf, ob es die Sitte erlaube, daß der Herzog mit ihr im Schlosse zusammen wohnen könne, und ihr bedächtiger Sinn, wenn ihn nicht der Augenblick überraschte, ließ sie ernst über ihre Verhältnisse nachdenken.

Sie hielt ihr Roß in seinem schnellen Laufe, ließ es ruhig der Stadt zugehen, befahl, daß man ihr den Leibfalken gebe und, wie sie immer zu thun pflegte, das schöne Thier auf ihrer Hand, ritt sie in Krakau ein.

Alles begrüßte sie zwar freundlich, aber ihr entging dennoch eine gewisse Aufregung nicht, die sich überall kund that, und als sie in das Schloß einritt und die Wachen vermehrt fand, befragte sie den Kastellan, weshalb heute die Wache verdoppelt wäre. Dieser erwiderte: Man habe vernommen, fremdes Kriegsvolk zeige sich in der Nähe der Stadt, deshalb habe er diese Vorsichtmaßregeln für nothwendig erachtet. Die Königin, schnell den Grund durchschauend, drang nicht weiter in ihn und entließ ihn.

Als sie allein war, trat Demeter ein. Sie stand am Fenster und blickte nach der Gegend hin, von woher der Herzog heranzog, und mochte das Kommen des Alten nicht bemerken, denn sie ließ ihm Muse genug, sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Königin, redete er sie endlich an, sie in ihren Träumen störend, ich höre, der Herzog kommt heute nach Krakau?

So ist es, guter Alter, erwiderte Hedwig;

weißt Du nicht, ob auf dem Schlosse Alles zu seinem Empfange bereit ist?

Auf dem Schlosse, Königin? — sagte der Alte kopfschüttelnd, Herzog Wilhelm von Oestreich auf dem Schlosse, das Ihr bewohnt, das erlaubt die Sitte nicht! — Ich glaube kaum, daß er je dieses Schloß wird betreten können.

Und weshalb nicht? fragte die Königin, ihre Heftigkeit bezähmend.

Die Polen werden ihm den Eingang verwehren, antwortete Demeter.

Den Eingang in dies Schloß? — fuhr die Königin zornerglüht auf. —

Ja, hohe Gebieterin, ich fürchte dies fast. Die Mehrzahl der Polen wollen den Herzog nicht zu ihrem Könige, der Kastellan scheint Euch nicht sehr ergeben und die kleine Zahl der Ungarn, die noch um Euch sind, vermöchten wenig, Euch gegen die Wuth des Sarmatenvolkes zu schützen, wenn Ihr Euch mit Gewalt den Beschlüssen ihrer Geistlichkeit und des Adels entgegensetzen wolltet. Ich rathe daher von jedem gewaltsamen Schritte ab.

Du kannst Recht haben, guter Alter, unterbrach ihn die Königin, und mit jedem Worte, das sie sprach, wurde sie aufgeregter, aber ich gestehe

chese erfüllte ihren Wunsch; stolz empfing sie Julia und zur großen Freude der alten Gräfin benahm sich Leonore auch in diesem Augenblicke mit Würde.

Der Tanz begann nun. Der Herzog von Nemours mußte mit Leonore den Reihen eröffnen und Aller Augen folgten dem schönen Paare. Es waren nur Wenige, welche die regelmäßigen Züge, das dunkle schwarze Haar, das stechende Auge, den üppigen Wuchs von Julia Gonfalieri, den braunen Ringellocken, den blendenden und doch zarten Farben, dem schmachtenden, dunkelblauen Auge der jungfräulichen Gestalt Leonorens vorgezogen hätten; die Meisten, besonders die Frauen, theilten der Jungfrau den Preis zu und der Beifall, den man ihr offen zollte, vermehrte sich immer mehr und mehr, je weniger befangen sie sich zeigte. Bald hatte die Gräfin nicht mehr nöthig, ängstlich sie zu beobachten, sie betrachtete sie nur noch, um sich an ihrer Schönheit zu ergötzen und das Mädchen fand sich über ihr Erwarten schnell in die ihr neuen Verhältnisse des geselligen Lebens der großen Welt.

Der Herzog beschäftigte sich ausschließend mit ihr, die sich zwar dadurch geehrt und geschmeichelt fühlte, aber doch sicher lieber an der Hand des Chevaliers, der still und in sich gekehrt in einer Fensterbrüstung stand, durch die Reihen geschwebt hätte, als an der Hand des gefeierten Herzogs, der Aller Augen auf sich zog. Oft, wenn er mit ihr sprach, war sie zerstreut und so in Gedanken versunken, daß sie seine Fragen nicht beantwortete, denn sie war seit heute früh schon ununterbrochen mit sich allein beschäftigt gewesen. Nicht, daß der Eindruck, den sie auf alle Anwesende machte, ihrer Eitelkeit nicht ge-

es Dir, seit ich ihn sah, ist mein Entschluß, dem Heiden meine Hand nicht zu geben, fester geworden, als je. Ach, Demeter, fuhr sie leidenschaftlich fort, unser Herz, und wenn die Vernunft auch noch so weise Worte spricht, ist nicht so leicht zu beschwichtigen, als Du wähnst. Es klopft und klopft, vernimmt zwar die Worte, aber sie dringen nicht ein, denn es hat nur Auge und Ohr für das Geliebte. — Du schüttelst schon wieder Dein greises Haupt? — Ja, alter Mann, in Deinen Jahren da herrscht die Vernunft, denn da ist die Gluth des Lebens erloschen, da rinnt das Blut träg' und kalt durch die Adern, da rauscht der Sturm nur noch durch welke Blätter des Jugendkranzes und die bedächtige Vernunft mit ihrer kalten, herzlosen Weisheit findet überall die Pforten offen. — Mit mir ist es nicht so. — Ich stehe noch mit klopfendem Herzen und warmem Blute, die Königskrone von frischen Myrthen und Rosenkränzen zwiefach umwunden, mitten in dem Wonnemai des Lebens hoffnung- und sehnsuchtvoll da, die Welt erscheint mir nur als ein Paradies, in dem ich leben, herrschen, lieben soll. Alles ist Frohsinn und Freude um mich, mein Wahn ist ein süßer Rausch, mein Schlaf ein lebhafter Traum, und da tritt eine Mißge-

stalt, die giftige, heidnische Schlange vor mir und will mir den Apfel vom Baume der Erkenntniß reichen, damit ich enttäuscht, kein Paradies mehr um mich erblicke, die Rosenkränze zu Dornenkronen werden, mein schönes Morgenroth zur sengenden Mittagsgluth. — Soll ich den Apfel nehmen, daß ich, aus dem Paradies vertrieben — ihn, den ich so innig liebe, als zürnenden Engel vor den goldenen Pforten sehe, mir mit flammendem Schwert und gebrochenem Herzen den Eingang verwehrend? — Nein, Demeter, nein! Ich nehme den Apfel nicht aus seiner Hand! —

Königin! sagte schmerzvoll der Greis, Königin, Euch stellte Gott nicht in den Rosengarten eines Edens, er stellte Euch auf einen Thron und die Herrscher der Erde wandeln nicht auf Blumengefilden. Das Schicksal spendet mit karger Hand seine Gaben. Wem ein irdisches Reich zugetheilt ward, der verlor seine Anweisung auf das Reich der Träume!

Das Reich der Träume habe ich mit meinem Eintritt in dies Land verlassen, nahm Hedwig das Wort, und nur in einsamen Stunden kehr' ich dahin zurück, um mich für Augenblicke zu täuschen; mit der Harfe Klang, mit des Liedes

Ton schweb' ich hinüber und fühle mich glücklich. Wenn Du aber wähnst, Demeter, mein Herz führe mich in jenes paradiesische Land, da irrst Du, das geht jetzt meist mit dem Verstande zu Rathe, wägt genau und vorsichtig die Verhältnisse ab, und giebt sich nur vielleicht der Hoffnung zu sorglos hin.

Und wenn sein Blick auf Euch ruht, sein Mund die süßen Worte der Liebe spricht, wird dann das Herz immer besonnen bleiben und dem Rathe der Vernunft folgen? fragte der Alte sorglich.

Der Augenblick kann und wird es vielleicht verlocken, aber schnell wird die Besonnenheit zurückkehren. Sorge nicht!

In diesem Augenblick ward der Kastellan gemeldet und vorgelassen.

Königin! hub er kniebeugend an, Ihr habt befohlen, schnell für den Herzog von Oestreich Gemächer im Schlosse bereit zu halten. — Da ich aber —

Hab' ich es Euch befohlen? unterbrach ihn die Königin sehr ernst.

Das nicht; aber Eure Diener haben mich mit Eurem Willen bekannt gemacht, erwiderte er.

Wartet künftig, Herr Kastellan, bis Ihr die Befehle aus meinem Munde vernehmt: Ihr steht

zu hoch, um Euch meinen Willen durch Diener kund thun zu lassen, fuhr die Königin fort — doch gut, daß Ihr kommt, ich hätte Euch sonst rufen lassen müssen. Da es gegen die Sitte wäre, wenn der Herzog, mein Verlobter, hier im Schlosse wohnen würde, so habt die Güte, sagte sie mit der ihr so eigenen unwiderstehlichen Anmuth, ihm eine, seinem Stande gemäße Wohnung in der Stadt bereiten zu lassen, und die Vorkehrungen zu treffen, daß er dort feierlich eingeführt wird.

Der überraschte Kastellan versicherte, das Nothwendige zu besorgen und ging.

Königin! fragte jetzt Demeter, war es der Gedanke des Augenblicks, der Euch so weise handeln ließ? —

Ja, alter Mann! — Noch als ich in's Schloß zurückkehrte, war es mein Wille, selbst mein Plan, daß Herzog Wilhelm hier wohnen solle; als ich aber die verstärkten Wachen sah, konnte ich mir leicht sagen, weshalb sie da wären. Als mich nun des Kastellans Anrede seinen Zweck errathen ließ, hielt ich es fürs Beste, das zu befehlen, was ich nicht mehr hindern konnte. Mein Plan ist zwar dadurch gescheitert, doch hat mich die Hoffnung noch nicht verlassen.

Noch am nämlichen Abend brachte ihr der Kastellan die Nachricht, daß der Herzog eingeritten sei und sich nach der schwarzen Stadt in den Lobzowischen Pallast verfügt habe, wo das Nöthige zu seiner Aufnahme angeordnet sei. Die Königin dankte ihm und so schien wenigstens die Ankunft des Herzogs keine Unruhe erregt und Alles in Friede gelassen zu haben.

5.

Nach einer unruhigen Nacht fand der frühe Morgen die Königin schon wach. Auf ihrem einsamen Lager hatte sie Muse gehabt, über ihre Lage nachzudenken. Sie hoffte noch immer, die Magnaten zu gewinnen und durch den Kardinal Erzbischof von Gran auf die Geistlichkeit zu wirken. Durch die Schätze, die sie dem Herzog mitzubringen gerathen hatte, glaubte sie manches feile, durch die Macht ihrer Anmuth manches schwache Herz zu gewinnen; auch rechnete sie sehr darauf, daß die geringe Anzahl, die für den Herzog von Masovien stimmte, sich, wenn sie jede Hoffnung verloren, eher ihrer Partei, als dem Lithauer anschließen würde. So bereitet sie

ſich auf alle Wechſelfälle und auf manchen harten Kampf vor, verbarg aber ihren für jeden Fall gefaßten, feſten Vorſatz jedermann, ſelbſt Demetern.

Die Sonne ſtand ſchon hoch und längſt war die Königin geſchmückt und bereit, den Geliebten zu empfangen; aber er erſchien nicht, wohl aber Caſimir von Kurozwocky, welcher der Königin berichtete, daß dem Herzoge der Eingang in dieſes Schloß verſagt und die Zugbrücke nicht vor ihm niedergelaſſen worden ſei. Die Königin, welche das geahnet haben mochte, hörte dieſe Nachricht mit Ruhe an und befahl ihm, den Kaſtellan, ſeinen Ohm zu rufen. Dieſer erſchien.

Kaſtellan von Krakau, redete ihn die Königin zwar ernſt, aber ruhig an: Ihr habt dem Herzoge von Oeſtreich den Eingang in das Schloß verweigerte?

Ja, Königin! erwiderte der Kaſtellan und konnte ein höhniſches Lächeln nicht ganz dabei unterdrücken.

Auf weſſen Befehl? fragte Hedwig.

Auf Befehl der verſammelten Woiwoden und Staroſten, die nicht geſtatten wollen, daß Eurem künftigen Gemahl ein Aergerniß gegeben werde.

Dieſe Worte empörten die Königin. Sie warf

einen zornigen Blick auf den Kastellan, überwältigte jedoch ihren Zorn und sagte, doch nur mit anscheinender Ruhe: Kastellan! sendet sogleich in's Kloster des heiligen Franciscus, entbietet dem Prior meinen Gruß und laßt ihm wissen, daß er sich bereit halte, mich mit meinem Gefolge in seinen Mauern zu empfangen.

Und was wollt Ihr dort? fragte der Pole keck.

Kastellan! antwortete die Königin, führt meine Befehle aus, ohne zu fragen, weshalb ich sie gab und vergeßt nie, daß ich die Herrin bin und Ihr der Diener seid. — Nun geht! —

Mit Ingrimm verließ sie der Kastellan, Rache in seinem Herzen schwörend.

Die Königin ließ jetzt Demeter rufen und machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt und befahl ihm, sogleich einen sichern Mann an den Herzog zu schicken und ihm wissen zu lassen, daß er sie in dem Franciskanerkloster finden könne, wohin sie sich eben jetzt begeben wolle. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf; da aber Hedwig in ihn drang, sich zu beeilen, entschloß er sich, selbst zu dem Herzog zu gehen.

Er fand diesen in großer Aufregung. Das Verweigern des Einlasses in das Schloß hatte

den Herzog, den die Geschichte den Stolzen nennt, empört: er hatte wohl Hindernisse erwartet, aber daß die Polen ihn so wenig seinem Range nach behandeln würden, nicht geahnet. Die Achtung kennend, in welcher Demeter bei der Königin stand, schüttete er ihm sein ganzes Herz aus.

Hätte ich gewußt, was mich hier erwartet, ich wäre mit einem Heere vor diese Stadt gerückt, oder in Oestreich geblieben, rief er in seiner Heftigkeit aus. Nie hat man einen Fürsten meines Stammes so schnöde, so rücksichtlos behandelt! —

Wenn Euch, mein gnädiger Herr, nicht Neigung hierher zu meiner Gebieterin trieb, sagte hierauf der Harfner, so beklage ich Euch. Liebe lehrt Vieles ertragen, was einem fürstlichen Sinne unerträglich dünkt. Ihr werdet noch Manches hier erfahren: die Sarmaten sind ein wildes, zügelloses Volk, schwer zu lenken, noch schwerer zu beherrschen. Ich rathe Euch, seid vorsichtig, mein gnädigster Herr, vorsichtig in Worten und im Handeln. — Die Königin läßt Euch durch mich ihren herzinniglichen Gruß entbieten, hub er nach einer kleinen Pause an, und Euch ersuchen, in das Franciskanerkloster zu kommen; dort werdet Ihr sie finden.

Wie ein Dieb in der Nacht soll ich zu meiner Verlobten schleichen! fuhr der Herzog heftig auf —

Nicht wie ein Dieb in der Nacht, mit stattlichem Gefolge müßt Ihr vor ihr erscheinen, beruhigte ihn der Alte: als der mächtige Herzog von Oestreich sollt Ihr Euch hier in vollem Glanze zeigen. Euer Stolz wird sich nicht vor dem stolzen Adel beugen, muß ihn aber auch nicht reizen. — Erlaubt Ihr, so werd' ich Euch zu den Franciskanern begleiten. Aber ich bitt' Euch, Herr! säumt nicht, die Königin hat Euch schon seit Monden vergebens erwartet, säumt wenigstens jetzt nicht, und wenn Ihr vor ihr erscheint, vergeßt nicht, gnädigster Herr, daß es in Gegenwart Vieler geschieht und daß alsdann jedes Wort streng abgewogen werden muß.

Der Herzog nickte bejahend, gab die nöthigen Befehle und schickte sich an, dem Harfner zu folgen.

Indessen war auch Hedwig nicht müßig gewesen: alle ihre Frauen und Hofleute standen zu ihrer Begleitung bereit und auch Casimir, glanzvoll geschmückt, war in ihrem Gefolge. Er erschien heute Marien schöner als je, doch auch unruhiger, unstäter, kaum, daß er sie grüßte;

doch

doch wenn sein Auge das ihrige traf, dann war sein Blick so glühend, so verlangend wie immer.

Jetzt gab die Königin das Zeichen zum Aufbruch, und bestieg nun im innern Hofe ihren stolzen Zelter, ritt durch den äußern, fand das Thor geöffnet und die Zugbrücke niedergelassen und durchzog unter dem Jubel des Volks die Straßen der Stadt bis zum Kloster, wo sie schon an der Pforte von den Mönchen und dem Prior empfangen und auf ihr Verlangen nach der Kirche geführt wurde. Hier verrichtete sie ein stilles Gebet und folgte dann dem Prior in das für sie eigends nach besten Kräften ausgeschmückte Refectorium. Kaum dort angelangt, kam die Nachricht, daß der Herzog vor dem Kloster halte, und schnell eilte der Prior hin, ihn nach Würden zu empfangen.

Aller Augen waren auf den Fürsten gerichtet, von dem jedermann wußte, daß er der Verlobte der Königin und ihr werth und theuer sei, Jeder hatte sich ein eignes Bild von ihm geschaffen, aber bei dem Anblick des schönen kräftigen Mannes, der mit stolzer Haltung unter sie trat, fand Jeder das selbst geschaffene Bild noch übertroffen, denn er war einer der schönsten Fürsten seiner Zeit, und wie Hedwig, Alles überstrah-

ſchmeichelt, daß die Pracht des Feſtes, die köſtlichen Gewänder, die ſie hier ſah, die tönende Muſik, die ſie hörte, ihr eigner Anblick, den ſie in den venetianiſchen Spiegeln ſo herrlich geſchmückt erblickte, ſie nicht mit einer Art Taumel erfaßt hätte; ſie brachte der Weiblichkeit dieſen Zoll, aber es bedurfte nur eines einzigen Blickes auf den ernſten Mann im Bogenfenſter und all' die Zauberei war dahin.

„Was iſt es denn eigentlich" — dachte ſie dann — „was ich bei dem Anblicke dieſes Mannes fühle? Warum pocht mein Herz ſtärker, naht er ſich mir? Warum würde es mir die Bruſt zu zerſprengen drohen, ſchwebt' ich Arm in Arm durch die Reihen der Tanzenden mit ihm dahin? — Der Herzog iſt ſchöner und liebenswürdiger und doch könnte ich ihn nicht lieben. — Und liebe ich denn ihn? Weiß ich denn, ob er meine Liebe verlangt?"

Eben als ſie ſo dachte, der Herzog ſie der Obhut der Gräfin übergeben und ſich auf einen Augenblick entfernt hatte, nahte ſich ihr der Chevalier — „Ihr feiert einen ſchönen Triumph, Signora!" ſagte er verbindlich aber ernſt „Ihr ſeid die Königin dieſes Feſtes und bei Gott! alle Männer würdet Ihr als Eure Kämpfer ſich waffnen ſehn, wäret Ihr ſo anmaßend, wie Julia Gonſalieri und fordertet Ihr ſie auf, für Euch in die Schranken zu treten. Es thut mir wohl, Euch ſo geehrt zu ſehen."

„Ihr zeigt es mir nicht, Chevalier," erwiederte ſie freundlich „Ihr ſeid, während Alles froh und fröhlich iſt, ſo ernſt und düſter, es ſcheint, daß nichts Euch aufzuheitern, nichts Euch einen freundlichen Blick abzugewinnen vermag. Der Chevalier lächelte bei dieſen Worten, aber es war ein ſchmerzliches Lächeln, ſo daß Leonore den Kopf

lend, im Kreiſe der Frauen ſtand, ſo ſtand er, ein Vorbild männlicher Schönheit, unter den Männern.

Jetzt nahte er ſich, beugte ſein Knie vor der Königin, die ihn ſchnell aufhob und ihm die Hand zum Kuſſe reichte. Seid mir willkommen, Herzog von Oeſtreich, von Herzen willkommen! ſagte ſie ihm, ihre Bewegung unterdrückend, Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich Euch nicht ſah.

Jahre, die mir eine Ewigkeit dünkten, erwiderte der Herzog, und hätte ich meiner Sehnſucht folgen dürfen, ſo hätte mich keine Macht der Erde zurückhalten können, hierher zu eilen.

Da hättet Ihr gut daran gethan, unterbrach ihn die Königin halb leiſe.

Nun ich aber hier bin, fuhr der Herzog mit lauter Stimme fort, ſoll nichts mich von Euch trennen, keine Macht der Erde; ich trotze Allem! — Bei dieſen Worten gab ihm Hedwig einen Wink, ihr in die tiefe Fenſterbrüſtung zu folgen. Um aller Heiligen Willen mäßigt Eure Worte! raunte ſie ihm zu — Keinen Trotz! — der regt die Gemüther des ſtolzen Adels nur auf und Alles wäre verloren. Leiſen Trittes und vorſichtig müſſen wir auftreten, mein Geliebter! die Stolzen zu gewinnen, nicht zu reizen ſuchen.

Also so weit ist es hier gediehen? sagte der Herzog. Also dahin ist es gekommen, Hedwig?

Ja, hättet Ihr mit Eurer Ankunft nicht gezaudert, wärt Ihr nur gekommen, ehe die Gesandten von Ofen zurückkehrten. —

Ist es meine Schuld? erwiderte der Herzog: Mußt' ich nicht ein stattliches Gefolge um mich versammeln, das jetzt vor Krakau lagert und nicht eingelassen wird? — Rieth mir nicht Gniewos von Dalewycz, nicht eher hier zu erscheinen, bis die Gesandten, die gewiß gute Botschaft bringen würden, aus Ungarn zurückgekehrt wären? — O, meine Sehnsucht trieb mich. —

Das rieth Euch der Unterkämmerer? unterbrach ihn Hedwig, von dieser Nachricht schmerzlich ergriffen. So bin ich denn hier ganz von Verräthern umgeben?

So scheint es fast, sagte der Herzog finster. Die Königin verfiel in Nachdenken; doch schnell umstrahlte sie Anmuth und Heiterkeit wieder und sie standen noch lange am Fenster und tauschten mit Worten ihre Empfindungen aus. Manches Liebeswort wurde gewechselt, mancher verstohlene Druck der Hand bekräftigte der Worte Wahrheit.

Während dessen nun die Königin und der

Herzog mit einander sprachen und ruhig und kalt scheinen mußten, obgleich es in ihren Herzen flammte, hatten die Umstehenden sie scharf beobachtet, am meisten aber Casimir, der Marien gegenüberstand. Dieser entging die Aufmerksamkeit nicht, mit der er ihre Herrin beobachtete, nicht die Bewegung, die in seinem Innern vorging, denn bald erglühte, bald erbleichte sein Antlitz, und als der Prior den Mönchen einen Wink gab, das Refectorium zu verlassen und die Hofleute einlud, einen Imbiß, so gut sie ihn bei den armen Brüdern des Franziskanerordens finden könnten, einzunehmen, die Umgebung der Königin sich nach und nach entfernte, und nur noch einige der Frauen anwesend blieben: sah Marie, daß auch Casimir den Andern nicht gefolgt und unbeweglich auf der nämlichen Stelle, immer die Königin und den Herzog beobachtend, stehen geblieben war. Sie nahte sich ihm.

Warum so in Gedanken, Casimir Kurozwocky? redete sie ihn an: Eure Blicke sind so fest auf die Königin geheftet, man sollte meinen, Ihr wolltet sie durchbohren; für mich aber hattet Ihr heute nicht einen freundlichen Blick.

Ihr irrt! erwiderte er: Oft hat mein Auge

nach Euch hinübergeschaut, Ihr habt es nur nicht bemerkt, denn auch Ihr waret zu sehr mit Eurer Gebieterin und dem Oestreicher beschäftigt. Seht, holde Marie, so erging es auch mir. Wehmüthig blickt' ich auf das schöne fürstliche Paar, denn ich konnte den schmerzlichen Gedanken nicht unterdrücken, daß es nie das ersehnte Ziel erlangen wird.

Nie? fragte Marie erschrocken.

Nie! erwiderte er kalt, aber bestimmt. — Der stolze Herzog wird nie ihr Gatte.

Casimir! unterbrach ihn Marie erschrocken, was sagt Ihr mir da? und Euer Auge blickt dabei so finster und doch so glühend auf die Königin: seid Ihr auch einer unsrer Feinde?

Beim heiligen Franciscus, nein! rief der junge Mann mit Leidenschaft, ergriff Mariens Hand und preßte sie heftig. Sie erwiderte seinen Druck. Da erst begegnete sie seinem flammenden Auge: das schöne Mädchen, durch diesen Druck sanft durchbebt, sah mit schmachtendem, hingebendem Blick an ihm auf und Casimir, von diesem Blick überrascht, getroffen, vielleicht wider Willen in diesem Augenblick entflammt, sagte mit Leidenschaft und Wärme: Ja, Marie, die Königin steht an einem Abgrunde, mit meinem

Herzblute möchte ich sie retten, aber was vermag eine schwache Hand gegen so viele! —

Was sie vermag? viel, gar viel, wenn sie will! Und wär' Eure Hand schwach, wenn die Liebe sie stärkte? fragte Marie.

Nein, nein! dann wär' sie es nicht, Riesenkraft gäb' ihr die Liebe, Zauberkraft, unwiderstehliche Zauberkraft! rief er, sich vergessend. — Ja, wenn Liebe mich lohnte. —

Sie wird es, Casimir! vertraut meinen Worten, sie wird es! sagte mit weicher Stimme das Mädchen. — Wenn Euch diese Liebe genügt, so wird sie Euch geben, was sie hat: all' ihre Hoffnungen, all' ihre Wünsche, all' ihre Träume! —

Casimir hatte während dessen mit inniger Rührung auf das schöne Mädchen geblickt, das, in ihrem Glücke trunken, ihm jetzt den Himmel ihrer Liebe geöffnet hatte: denn offen standen seine dunkeln Pforten und aus ihnen strahlte die Morgengluth der ersten jungfräulichen Neigung ihm entgegen.

Er war nicht fühllos bei ihrem Anblick, begrüßte sie, als sei auch sie der Morgenstrahl seines Lebens, und Marie fühlte sich so leicht, so glücklich bei dem Gedanken: das Geheimniß

ihres Herzens sei gelöst, er wisse nun, daß sie ihn unaussprechlich liebe und auch sie wähnte, durch Wort und Blick und Druck die feste Gewißheit zu haben, sie werde wieder geliebt.

Während Marie sich selig träumte, war es Hedwig weniger. Sie vermochte den Herzog nicht zu überzeugen, daß nur Schmiegsamkeit und ein bedächtiges, wohlüberlegtes Benehmen sie zum Ziele bringen könne. Der stolze Oestreicher wollte mit Gewalt und ohne Macht sein Recht erzwingen, und war der Meinung, daß, wenn nur Hedwig fest und beharrlich in ihren Entschlüssen bliebe, die Polen zuletzt doch nachgeben. Er zeigte dabei einen so unbeugsamen Stolz, verweigerte der Königin so ganz, ihren Rath zu befolgen und schlug es geradezu ab, jeden der Woiwoden allein zu sprechen und sie durch Milde und Freundlichkeit hier und da auch durch Geschenke zu gewinnen.

Wie? entgegnete er der Königin, Ihr verlangt, ein Herzog von Oestreich solle von Haus zu Haus wie ein Bettler gehen und die Stimmen des stolzen polnischen Adels für sich sammeln? Sie müssen kommen und den Fürsten begrüßen: dann wird er ihnen ohne Heucheln sagen, daß er ihnen ein gerechter, milder Herr-

scher seyn werde, der ihr Banner neben dem Banner von Oestreich zum Siege führen wird.

Und kann denn die Liebe zu mir den Herzog von Oestreich nicht vorsichtiger, zweckmäßiger zu handeln, bewegen? sagte die Königin, wohl in etwas gekränkt. Ist Eure Liebe nicht stark genug, um dies Opfer bringen zu können? —

Verlangt von mir, unterbrach sie der Herzog mit Leidenschaft und preßte sie, trotz der Gegenwart der Frauen, an sein Herz: verlangt von mir das Leben und ich opfr' es Euch willig, verlangt aber des Habsburgers Ehre nicht, ihren langerrungenen Lorbeerkranz zerriß ich zu den Füßen dieser polnischen Staroſten und das thue ich nimmermehr, denn des Mannes Höchstes ist die Ehre!

Des Weibes Höchstes ist die Liebe! sprach die Königin mit tiefer Bewegung und eine Thräne drängte sich in ihr Auge, die sie aber stolz zurückdrängte; brach jedoch bald darauf das Gespräch ab, ließ den Prior wissen, daß sie sich entfernen wolle und als sich ihr Gefolge wieder um sie versammelt hatte, sagte sie dem Herzog ein weniger herzliches Lebewohl, als es ihr Willkommen gewesen war und ritt in sonderbarer Stimmung auf das Schloß zurück. Der Herzog hatte

ihren Erwartungen nicht ganz entsprochen, ihre Liebe fühlte sie durch seinen Stolz gekränkt, und doch war es eben die Liebe, die ihn entschuldigte und ihr zuraunte, des Mannes Selbstgefühl seines Werthes, der Stolz, der die Ehre höher stellt, als alles Andre, muß ihn nur achtungwerth machen. Sie bedachte nicht, daß des Herzogs Stolz nur ohnmächtiger Trotz sei, der ihn nur ferner von seinem Ziele bringen mußte. Aber wenn auch das Herz noch so sehr entschuldigte, war dennoch ein gewisser Unmuth in der Fürstin zurückgeblieben, der jedoch, je länger sie an ihr Verhältniß, mithin an ihn dachte, immer mehr und mehr in Wehmuth verschmolz.

6.

Gleich beim Eintritt in ihr Gemach ließ die Königin Demeter rufen, theilte ihm das Vorgefallene mit und bat ihn, zum Herzoge zu gehen, ihn zu bewegen, sich ihren Wünschen zu fügen und ihm vorzustellen, wie sehr er sich durch sein übermüthiges Benehmen schade. Demeter lächelte. Was Ihr nicht vermochtet, Königin, wird mir schwerlich gelingen. Auf die

Worte eines Harfners hört der Fürst nur im Gesang, als ernste Mahnung sind sie ihm lästig. Haben Eure Nachtigalltöne den Stolzen nicht zu kirren vermocht, wie soll es mein Rabengekrächz? —

Demeter! bat Hedwig.

Ihr wünscht es! Nun so gehorch' ich, sagte der Alte und seine Stirn wurde kraus. Aber hört mich vorher noch einmal an! — Ihr seid Königin! — Fast noch ein Kind, sahet Ihr die stolzen Magnaten, Euren Befehlen gehorchend, an den Füßen Eures Thrones stehen. Die Jungfrau vergötterten sie und nur jetzt zum Erstenmale streben sie Eurem Willen entgegen. Ihr habt Euch auf dem Thron zu sitzen gewöhnt und das süße Gift des Herrschens hat Euch gemundet. Des Oestreichers Stolz aber folgt nicht dem weisen Rathe, hört nicht auf die Bitten der Verlobten. Glaubt Ihr denn, wenn er erst das Kleinod sein nennt, wenn er die Königskrone trägt, er werde sich mehr in Euren Willen fügen als jetzt, wo er Euer Diener, nicht Euer Herr ist? Er wird herrschen wollen und Ihr gehorchen müssen. Bedenkt das, Königin, bedenkt das wohl, denn auch in Eurer Brust ruht Stolz, in Eurem Geiste Herrschbegier und hat erst der

ſchwüle Tag die Morgengluth jugendlicher Liebe gebleicht, breitet erſt die Sonne, ſo ſchön, ſo jungfräulich in ihrem erſten Aufſteigen, ihre ſengenden Strahlen drückend über das Leben, ſo erwacht Geiſt und Herz aus dem Traume, den die Liebe ſo ſchön gezaubert hatte. Laßt Euch nicht von ihr verlocken, denkt an die ernſte Zukunft.

Geh, Demeter, ich bitte Dich! unterbrach ihn die Königin, und er ging den ganzen Weg bis zur ſchwarzen Stadt vor ſich hin brummend. Aus dem, was ihm die Königin von ihrer Unterredung mit dem Herzog mitgetheilt, glaubte er dieſen zu durchſchauen.

Wer ſeid Ihr? fragte der Herzog den bei ſich Eintretenden. Was wünſcht Ihr von mir?

Nichts, gnädiger Herr! erwiderte der Alte, die Frage belächelnd. Ich mache keine Anſprüche auf Eure Gnade und komme im Auftrag meiner Königin.

Hat ſie keinen Andern mir zu ſenden, als ihren Harfner? fragte der Herzog empfindlich, daß ſie hierzu einen ſolchen aus niederm Stande gewählt habe, obgleich er ſich ſeiner als eines geachteten Mannes an König Ludwigs Hofe erinnerte.

Nein, Herr! der alte Harfner kennt die Sai-

schüttelnd ihm sagte „Freuet Euch mit mir, der all' dies bunte Gewühl neu ist und die oft nach dem Takte dieser Musik tanzt und doch mit ihren Gedanken nicht beim Tanze ist."

„Und wo sind dann Eure Gedanken?" fragte der Chevalier rasch. — Leonore erröthete und beantwortete die Frage nicht.

Jetzt nahte sich ihr der Herzog wieder. Er kam von Julia, der er auf galante verbindliche Weise ins Geheim Vorwürfe gemacht hatte, daß sie ihm gestern die Pforten des Paradieses verschlossen und ihn durch die Unterschrift ihres Briefes mystificirt habe.

„Herr Herzog!" hatte ihm die Piemonteserin geantwortet „Wer dem Himmel entsagt, darf nicht erwarten, daß er ihn geöffnet finde. Es scheint, die Frauen Eures Landes lassen sich ungestraft vernachlässigen und begnügen sich mit einem getheilten Herzen."

„Und die Eures Landes" nahm der Herzog schnell das Wort „begnügen sich, wie es mir scheint, nicht mit einem Ritter, sie wollen ihrer zwei haben, die sich für ihre Schönheit gegenseitig die Hälse brechen sollen." Julia hatte bei diesen Worten einen flammenden Blick auf den Herzog geworfen, er lächelte ruhig und verließ sie um zu seiner Dame zu gehen.

Nemours, einer von denen Männern, die bei Frauen selten Widerstand gefunden hatten und welcher den Denkspruch, den er in seinem Wappen führte „Dem Kühnsten folgt das Glück" so bewährt gefunden hatte, daß er ihn überall anwenden zu müssen glaubte, hielt weibliche Tugend höchstens für einen köstlichen Kampfpreis, nach wel-

ten seiner Harfe nicht besser, als die Saiten ihres Herzens: oft schon hat er sie rein zu stimmen versucht und es gelang ihm auch immer, und deshalb tönen sie auch wie Silberglöckchen so anmuthig, daß sie jeden, der sie hört, entzücken. Und so öffnet sie ihrem alten Diener auch wohl jetzt noch zuweilen ihr Herz, das sie sorgfältig jedem Andern verschließt, und befahl mir auch deshalb zu Euch zu gehen. Aber, gnädigster Herr, ich ging nur mit Widerstreben.

Und weshalb? fragte der Herzog.

Weil ich weiß, wie wenig guter Rath Fürsten angenehm ist, sobald er mit ihren Ansichten nicht übereinstimmt.

Und welchen guten Rath sollt Ihr mir ertheilen?

Vorsichtiger in Kraŭau zu handeln! Polen, Herr Herzog, ist nicht Euer Oestreich: der polnische Adel ist stolz, geldgierig, einflußreich und in Parteien fest zusammenhaltend, die Geistlichkeit über das Volk allvermögend. Man muß sie zu gewinnen suchen, denn ich sag' es Euch offen, mein gnädigster Herr, wen nicht der Zauber fesselt, den die Königin um sich verbreitet, ist gegen Euch. Die aus Großpolen hangen ihrem Herzoge an, doch sie sind am leichtesten

zu gewinnen, weil sie nur geringe Hoffnung für ihren Herrn haben: versucht es mit ihnen zuerst; die Andern, hauptsächlich die Geistlichkeit, wird für Euren Gegner, den Großfürsten von Lithauen streiten, denn diese lockt er durch seine Bekehrung, den Adel durch sein Gold. Deshalb müßt Ihr Zeit zu gewinnen suchen, Herr, die gewonnene Zeit aber rasch und wohl benutzen.

Ich vertraue fest auf der Königin Lieb' und Beständigkeit, nahm der Herzog, doch etwas weniger anmaßend als gewöhnlich, das Wort. Bleibt sie fest bei ihrem Entschluß, was wollen die Polen? Sie müssen sich fügen.

Ich glaube kaum! — Mit Jagiello's Thronbesteigung hören die blutigen Kriege mit Lithauen auf und außerdem gewinnt Polen fast das Doppelte an innerer Kraft und Stärke nach außen: dies hat in den Augen der Edlen, es mit ihrem Vaterlande Wohlmeinenden, großen Werth, sie wollen einen Mann an ihrer Spitze.

Den finden sie an mir! unterbrach der Herzog den Alten mit stolzer Zuversicht.

Aber auch einen mächtigen Mann! fuhr Demeter fort.

Wer kann sich an Macht mit einem Herzoge

von Oestreich messen! fuhr Herzog Wilhelm heftig auf. —

Ihr seid fern, gnädigster Herr! Die Hülfe von Süden kann nur spät kommen: der Lithauer aber wird aus einem Feind ein Freund, seine Hülfe ist nahe. Mit einem Worte, gnädiger Herr: nur Gewandtheit und schmiegsames und freundliches Benehmen kann Euch zum Ziele führen, darum folgt dem Rath der Königin. Es ist eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit und des Adels ausgeschrieben; sucht, ehe sie sich noch versammelt, Stimmen zu werben, es ist das einzige Mittel, zum Besitz dieses Kleinodes zu gelangen, das ich Euch von Herzen gönne, wenn Ihr seinen Werth zu schätzen wißt.

Alter Mann, nahm jetzt der Herzog das Wort, doch in etwas durch die so treuherzig gesprochenen Worte des Harfners ergriffen: liebt' ich die Königin nicht unaussprechlich, fänd' ich nicht in ihrem Besitze mein höchstes irdisches Glück, glaubst Du, ich verweilte nach dem schnöden Empfang, der mir hier geworden ist, noch eine Stunde in Krakau? — Meine Leute lagern vor der Stadt, nur Zwanzigen wurde mir zu folgen erlaubt; mir selbst fast auf schimpfliche Weise

der Eingang in's Schloß verwehrt: und mit den Männern, die einem deutschen Fürsten so ungeziemend begegneten, soll ich schmiegsam und freundlich unterhandeln, ihre Gunst erschleichen, erbetteln, erkaufen? — Der Harfner zuckte die Achseln. — Nein Demeter, das thu' ich nicht und ständen alle Königreiche der Erde auf's Spiel.

Aber auch Hedwig steht auf dem Spiele! brummte der Harfner vor sich hin. — Der Herzog schwieg, da eben der Unterkämmerer von Krakau eintrat. Demeter warf einen forschenden Blick auf den Mann, dem die Königin, er aber nicht so ganz vertraute.

Gnieves von Dalewycz war ein riesiger Mann. In jedem Kampfspiele, wo er stets die Farbe der Königin trug, Sieger, war er der beste Reiter, der beste Schwertkämpfer Polens und stand überall in hoher Achtung, nur bei dem Harfner nicht, und doch wußte dieser sich nicht zu sagen weshalb. Ein finstres Zusammenziehen der Brauen, ein hämischer Zug, der den sonst immer freundlich lächelnden Mund entstellte, konnte ihm doch nicht Gewißheit geben, daß des Mannes Gemüth tückisch sei. Und doch traute er ihm nicht und auch heute heftete er

sein Auge fest auf den ihn freundlich Begrüßenden, aber ein Wink des Herzogs befahl ihm, sich zu entfernen.

Was wollte der alte schlaue Fuchs bei Euch, gnädiger Herr? fragte Gnievos.

Er brachte mir Botschaft von der Königin.

Traut keinem Ungar, Herr! Sie meinen es nicht redlich mit uns und wünschen, die Königin vermähle sich nie, damit ihr Einfluß nicht verloren gehe. Ich ahne, was er Euch gesagt hat: Ihr sollt Euch in die Launen des Adels und der Geistlichkeit fügen, bitten, wo ihr verlangen könnt. Nicht wahr, gnädiger Herr? O wie wenig kennen sie doch meine Landsleute! Wer sich ihnen knieend naht, den treten sie mit Füßen, wer sie um eine Gabe anspricht, dem werfen sie stolz ein Stück Brot in den Seckel und rechnen es ihm so theuer an, als sei es Gold gewesen. Stolz muß man gegen sie auftreten, dann beugen sie sich und gewähren in Demuth, was sie in ihrem Dünkel sonst nie bewilligt hätten, und dann, Herr Herzog, müßt Ihr bei Einigen, doch nur zur gehörigen Zeit, den Seckel aufthun, ja nicht bei Allen, sonst stört Ihr in ein Nest unersättlicher Harpyen.

Der Herzog hatte dem Unterkämmerer aufmerk-

merkſam zugehört: ſeine Rede fand in ſeinem Innern mehr Anklang als die Rede Demeters; aber ſein Empfang in Krakau hatte ihn gegen alle Polen ſo erbittert, daß er auch Gnievos von Dalewycz nicht unbedingt beipflichten wollte.

Wenn ich nun auch glaubte, Ihr wäret ſo, wie Ihr mir Eure Landsleute geſchildert habt, ſagte er, den Kämmerer ſcharf in's Auge faſſend.

Ich bin der Königin treuſter Diener, mithin auch der Eurige, erwiderte, wohl abſichtlich nicht ganz ſeine Empfindlichkeit verbergend, Gnievos. Handelt wie Ihr wollt, befolgt meinen Rath, oder befolgt ihn nicht, ich gewinne und verliere nichts dabei; was ich thue, thue ich aus Anhänglichkeit für die Königin.

Der Herzog ſuchte ihn zu beſänftigen und das gelang ihm bald. Sie ſprachen dann noch über mancherlei, und als der Herzog die Frage an ihn that: Glaubt Ihr wirklich, die Polen würden das Aeußerſte wagen, mich von Krakau zu entfernen? zuckte der Kämmerer bedenklich die Achſeln und ſagte dann: Treffe Eure Maßregeln auch für den ſchlimmſten Fall.

Dieſe Worte beunruhigten den Herzog. Zwar lagerten Vierhundert Wohlbewaffnete draußen vor der Stadt, aber nur Zwanzig Edle hatten

ihm folgen dürfen, und was konnten die gegen die Menge, was jene gegen die mächtige Stadt. Mußte er das Aeußerste von den Polen erwarten, so war seine Lage wirklich gefährlich und wenn auch nur Beutegier den Pöbel antrieb, ihn zu plündern. So ein tapferer, entschlossener Mann der Herzog auch war, hatte doch des Kämmerers hingeworfene Warnung in ihm Wurzel gefaßt, der ihn sogar vermochte, die mitgebrachten Kleinodien und Schätze ihm anzuvertrauen.

7.

Am Hofe der Königin war wohl Marie Botkarey die einzige sich glücklich Fühlende, denn Hedwigs ganzer Hofstaat war in banger Erwartung und fürchtete für seine geliebte Herrin. Marie hatte noch nie irgend eine Neigung gefühlt, die Liebe nur aus Liedern und Erzählungen gekannt und es war Casimir vorbehalten, sie in ihrer jungfräulichen Brust zu wecken. Anfangs war es Klugheit, die ihn zu dem schönen Mädchen führte; aber allmählig schien auch sein jugendliches Gemüth von einer stillen Neigung

zu ihr ergriffen, was dem Beobachter um so auffallender erscheinen mußte, da er, sonst so heftigen, feurigen Gemüths, bei jedem, was ihn ergriff, sich selten zu mäßigen verstand. Hier aber blieb er besonnen, zeichnete Marie unter allen Frauen des Hofes aus, war stets in ihrer Nähe, zeigte ihr in jedem Worte, wie sehr er sie höher stelle, als alle Andere, wie schön, wie sehr der Liebe werth er sie halte, wie sehr er ihr Glück wünsche; aber von Liebe sprach er nicht mit ihr. Und doch zweifelte sie nicht an seiner Neigung: es war ja der einzige Wunsch ihres Lebens, daß ihr Bild in seinem Herzen stehe, er zeigte ja zu deutlich, daß sie ihm theuer und werth sei, wie konnte da noch der leiseste Zweifel in ihr aufsteigen? — Sie hielt sein Schweigen für Bescheidenheit, sein Berechnetes: So weit, aber nicht weiter, für Achtung, für Schonung ihres Zartgefühls. — Sie fühlte sich in ihrer Hoffnung glücklich.

Auch in den Augen der Königin hatte Kasimir gewonnen. Seine Bereitwilligkeit, ihre Befehle zu vollziehen, der nicht zu verkennende Drang, für sie handeln, wirken zu können, hatten ihr den jungen Mann werth, sein schönes männliches Aeußere interessanter gemacht. Sie fühlte, daß

er für sie jeder Aufopferung fähig sei, und warnte auch ihr Verstand, zeigte er ihr auch den Quell, dem diese Aufopferung entspringen könnte, mußte sie sich auch sagen, daß vielleicht nur ihre Schönheit ihn an sie fesle, that es doch ihrer Eitelkeit, da ihr Herz kalt dabei blieb, zu wohl, um nicht den sie Anbetenden gern um sich zu dulden.

Wenn Casimir mit Marien von der Königin sprach, da hätte wohl das Feuer seiner Rede, sein glühender Blick, wie seine glühenden Worte in der Brust des liebenden Mädchens Verdacht wecken können: aber zu unbefangen, zu harmlos liebte sie ja selbst die Königin zu leidenschaftlich, um es nicht natürlich zu finden, daß sie Jeder, auch Casimir, vergöttere.

Es war am zweiten Tage, nachdem die Königin im Franciskanerkloster den Herzog gesprochen hatte, als sie Casimir nach dem Palast Lobzow sandte, den Herzog zu einer neuen Zusammenkunft in dem nämlichen Kloster einzuladen. Er gehorchte, fand den Herzog allein, richtete den Auftrag der Königin aus und wurde von ihm mit Stolz behandelt. Der Kämmerer hatte ihn auf den jungen schönen Mann, der im Dienst der Königin, stets um ihre Person sei, aufmerksam gemacht und ihn vor dem Neffen des

Kastellans gewarnt. Auch hier war das ausgestreute Saamenkorn aufgegangen und die Ursache von Casimirs so stolzem Empfang geworden. Nachdem der Herzog die Einladung angenommen hatte, fragte er:

Wie lange seid Ihr schon im Dienste Eurer Gebieterin?

Erst seit kurzem erlaubt mir die Königin, um ihre Person zu seyn, erwiderte der Pole.

Wie viel Sold gibt sie Euch? fragte der Herzog weiter. Casimir sah ihn staunend an, erwiderte aber nichts.

Nun? — Der Pole schwieg noch immer. — Ich frage Euch, fuhr der Herzog mit Heftigkeit auf, während Casimirs Rechte sich krampfhaft ballte, wie viel Sold Euch Eure Herrin giebt?

Herr Herzog! erwiderte er so stolz, wie ihn dieser gefragt: Ihr wollt unsre Krone und unsre Königin erlangen und kennt doch das Land, das Ihr zu beherrschen hofft, so wenig. Wißt, kein Pole von hoher Geburt und mit Reichthum so herrlich begabt, daß er ein ganzes Herzogthum bezahlen könnte, dient seinem Könige für Sold! Ehre oder Zuneigung allein vermögen ihn in das Vorzimmer seines Regenten zu bringen.

chem man nur muthig und gewandt ringen müsse, um ihn sicher zu gewinnen und diesem Grundsatze folgend, hatte ihm bis jetzt noch kein weibliches Herz widerstanden. Leonorens Schönheit, ihre Befangenheit, die Unschuld, die aus ihrem dunkelblauen Auge so deutlich sprach, reizten ihn, sie schien ihm ein köstlicher, wenn auch schwer zu erringender Preis und dies spornte seine Eitelkeit und entflammte seine Begierde noch mehr. Er hoffte, der heutige Tag würde ihm die Bahn ebnen, die Eitelkeit das Mädchen verlocken, die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten wurden, der Neid, den sie deutlich auf den Gesichtern aller Frauen lesen konnte, wenn sie an der Hand des Herzogs durch die Reihen schwebte, würde ihre Sinne bethören. Aber Leonore war zwar gegen Alles dieses nicht unempfindlich, die Huldigungen thaten ihr wohl, die venetianischen Spiegel sagten ihr wohl heute mehr als je, daß sie schön, sehr schön sei und die neidischen Blicke der Frauen entgingen ihr nicht; doch ein Blick auf den ernsten traurigen Mann, der einsam in dem Fenster stand, ließ sie Alles vergessen und ein freundliches Wort der alten Gräfin, die heute mit ihr sehr zufrieden war und es ihr auch wider Gewohnheit bei jeder Gelegenheit, bei jedem Worte unverholen zeigte, beglückte sie mehr als die Schmeicheleien, die sie bis zum Ueberdrusse vernahm, als alle verführerischen Worte, womit sie der Herzog zu umstricken hoffte. Sie nahm Theil an dem Vergnügen, wie es bei einem jungen fröhlichen Mädchen natürlich war, zeigte beim Tanze, daß er ihr Freude mache, gab sich diesem Vergnügen hin, ohne der Eitelkeit ein Opfer bringen zu wollen, war verbindlich gegen den Herzog und auch nicht

Und welches von beiden führte Euch in das Vorzimmer der Königin?

Der Gedanke, was ihn eigentlich dahin geführt, mochte in diesem Augenblicke Casimir vorschweben: er erröthete und schwieg.

Kenn' ich vielleicht auch die Sitte in Polen nicht, zu schweigen, statt zu antworten? fragte der Herzog, immer heftiger werdend, da ihm das Erröthen des jungen Mannes nicht entgangen war.

Gnädigster Herr! erwiderte dieser, sollte Euch der Palast unsrer Königin noch geöffnet werden, so seid überzeugt, Ihr findet mich nicht mehr darin und somit habt Ihr weder ein Recht, noch einen Grund, mich zu fragen, was mich dahin geführt hat. Sorgt nur dafür, daß Euch seine Pforten nicht verschlossen bleiben.

Frecher Bursche! sagte der Herzog zornig: Entferne Dich!

Herr! fuhr Casimir auf und die Hand fuhr unwillkührlich nach dem goldenen Griff seiner krummen Wehr — Herr! wollt Ihr in Polen bleiben, vergeßt nie, daß Ihr nicht in Oestreich seid!

Der Herzog, von diesen kecken Worten überrascht, schwieg einen Augenblick, als aber sein

Zorn losbrechen wollte, nahte sich ihm Casimir schnell. Gnädigster Herr! sagte er mit zutraulichem Ton: ich bin einer der Wenigen, die Euch, der Königin wegen wohl wollen, und Euer stolzes, geringschätzendes Benehmen könnte auch mich von Euch entfernen. — Handelt vorsichtiger, denn ginge ich morgen in die Versammlung des Adels und berichtete, wie Ihr mich empfangen und behandelt, beim allmächtigen Gott! kein Pole würde mehr für Euch stimmen wollen. Thut es um der Königin willen, die solch Opfer wohl tausendmal verdient. Er verließ den Herzog, der, so frech ihm auch der junge Pole dünkte, ihm doch in seinem Innern nicht zürnen konnte, und Casimirs Worte hatten einen tiefern Eindruck auf den Herzog gemacht, als Demeters Rath und selbst als Hedwigs Bitten. Dennoch war es seinem stolzen Sinn unmöglich, sich zu beugen.

Als Casimir nach dem Schlosse zurückgekehrt war, begegnete ihm der Kastellan. Nun, wie steht es da oben, ich habe Dich ja lange nicht bei mir gesehn? Hat Dich die Ungarin, die Du fangen solltest, in ihr Netz gelockt? Zapple so lange darin, als es Dir Vergnügen macht, nur wenn es Zeit ist, reiß es entzwei.

Ohm! erwiderte Kurozwocky: Ich glaube, ich tauge zu Eurem Auftrag wenig und möchte Euch fast rathen, einen Andern zu wählen, denn von mir werdet Ihr wenig erfahren. — Der Kastellan lächelte. — Wirst Du morgen in der Versammlung erscheinen?

Ich werde, Ohm!

Und wem wirst Du Deine Stimme geben?

Dem Herzog von Oestreich.

Dem Stolzen? —

Ohm! wer der Königin wohl will, muß für ihn stimmen. —

Aber wer sein Vaterland liebt, junger Thor! unterbrach ihn der alte finstre Mann, der muß Gut und Blut daran setzen, daß der Großfürst zu ihrem Gatten, zu unserm König gewählt wird. Was kümmert das Land sich um das Herz einer liebekranken Dirne? Mag es bluten, oder vor Wonne klopfen, das kann ihm gleich seyn: ich kümmre mich wenig darum, ob die Tochter Ludwigs glücklich wird oder nicht, wird es nur mein Vaterland! — Was blickst Du so finster auf mich? fuhr der Kastellan fort, da Casimir mit verschränkten Armen vor ihm stand und sein Feuerauge auf ihn heftete. — Was sollen diese durchbohrenden Blicke? —

Sie sollen ergründen, ob Vaterlandsliebe oder Haß und Eigennutz der Born sind, aus dem Ihr Eure Grundsätze schöpft.

Junger Bursche, bedenke! fuhr der Kastellan auf.

Ich bedenke, daß ich zwar Euer Neffe, aber Eurer Zucht entwachsen bin, sagte Casimir stolz. Ich stehe ein angesehener, mächtiger Edler in der Versammlung des Adels, bin ein freier Mann, und wer kann mich daher hindern, meine Meinung auszusprechen, wie jeder, so gut meine Grundsätze zu haben wie Ihr? Nur das kann ich verlangen, daß ich nicht wie ein Knabe behandelt werde, und bei Gott! Ohm, nennt Ihr mich noch einmal einen Burschen, so vergeß' ich, daß Ihr der Bruder meines in Gott ruhenden Vaters seid. Lebt wohl bis morgen.

Er ließ den erstaunten Kastellan stehen und eilte zur Königin, ihr die Antwort des Herzogs zu bringen.

8.

Heute begab sich die Königin nicht in so starker Begleitung, als das Erstemal nach dem

Kloſter. Sie ließ ſich, Aufſehen zu vermeiden, in einer Sänfte hintragen, und nur wenige ihrer Frauen, Caſimir und der Harfner begleiteten ſie. Auch der Herzog kam ganz in der Stille und der Prior ohne die Begleitung ſeiner Mönche. Nach kurzer, aber ceremoniöſer Begrüßung bat der Franciskaner die Königin, ob ſie ihm nicht die Freude machen wolle zu erlauben, ſie in ſeiner Zelle bewirthen zu können. Hedwig folgte mit dem Herzog und nur von Marien begleitet, der Einladung des gefälligen Priors, die Andern blieben zurück, oder zerſtreuten ſich im Kloſtergarten.

Auch der Prior verließ unter einem ſchicklichen Vorwande die Liebenden bald, nur Marie blieb auf einen Wink ihrer Gebieterin und ein Blick in das Gemach überzeugte dieſe ſchnell, daß ſie ſich nicht in der Wohnung des Priors, ſondern in einem zum Empfange der Gäſte beſtimmten Zimmer befänden und der Mönch ſich für lange Zeit entfernt habe. Sie trat an ein offenſtehendes Fenſter, wo die dicken Mauern des Kloſters ſie ſattſam verbargen und ſie auch nicht Hedwig, noch den Herzog ſehen konnte.

Morgen, ſo begann jetzt die Königin das Geſpräch, verſammelt ſich der Adel, über meine

Angelegenheiten zu berathen. Wenn auch ich gleich überzeugt bin, daß morgen noch nichts entschieden wird, da die Geistlichkeit noch nicht beisammen ist, so ist der Tag wichtig genug, mir Furcht zu erwecken. Ich habe daher gewünscht, mich über Manches vorher noch mit Euch zu besprechen, um für jeden Fall gemeinsam einen Vorsatz zu fassen, denn leicht könnte es seyn, daß man uns hinderte, noch einmal hier zusammen zu kommen. Habt Ihr dem Erzbischof von Gnesen, hauptsächlich aber den Woiwoden von Krakau einen Besuch abgestattet? Habt Ihr den Nicolaus Vogorin, den Kastellan von Zawichost, den ich Euch gestern zuschickte, freundlich empfangen? Der Herzog schwieg. Ihr thatet von alle dem Nichts? klagte die Königin: Ihr liebt mich nicht!

Hedwig, wie könnt Ihr solche Gedanken in Euch aufsteigen lassen! rief der Herzog und schloß sie in seine Arme, während Marie, die sich hier überflüssig dünkte, leise und unbemerkt, wie sie glaubte, aus dem Zimmer schlich. Aber es war dem Herzog nicht entgangen, und er dankte Gott, diese lästige Zeugin los zu seyn. Hedwig, fuhr er fort, wie wäre es möglich, Dich nicht zu lieben, ein Engel an Gestalt, an Lieb-

reiz und Gemüth! Wessen Herz müßte nicht in Liebe erglühen, hielt' er Dich in seinen Armen, preßt' er Dich an seine Brust! Zum Erstenmale berührten seine Lippen die ihrigen und die königliche Jungfrau duldete es.

Tausend Liebesworte wurden nnn gewechselt, Erzbischof und Woiwode vergessen, selbst Jagiello's nicht gedacht. Hedwig, zum Erstenmal sich ganz ihren Empfindungen hingebend, fühlte sich im Arme des Geliebten zu selig, um an etwas Anderes zu denken, als an ihn, etwas Anderes zu fühlen, als ihr Glück. Der Herzog durfte zum Erstenmal seine Empfindungen in Wort und Kuß aussprechen und seine Liebe flammte hell auf. Es war für die Glückliche die nie wiederkehrende Stunde, in welcher die Liebe mit den frischesten Kränzen die Schläfe der Träumenden umwindet, die Pforten eines nur geahneten Edens öffnet und die Glücklichen in eine neue Welt einführt, in welcher das Herz das Ersehnte gefunden zu haben wähnt, die Sehnsucht sich aber dennoch nicht gestillt fühlt. Solche Stunde ist die Morgenröthe eines jungfräulichen Lebens, sie giebt dem ahnenden Gefühl die Macht, sich die Nebelgestalten zu formen und dem Traume, sich zur Wahrheit zu

gestalten. Solcher Augenblick ist schön, aber vergänglich und kehrt in dieser Rosengluth, sich frische Blüthenkränze in die Locken windend, den Sterblichen nie wieder. Es ist der erste Strahl der Liebe, der die Träumenden zu einem Himmel, oder zur Hölle weckt.

Zwar wie die Rebe an den Ulmbaum schmiegte sich Hedwig an den Geliebten: mit seinen Armen hielt er sie umfangen, sein flammendes Auge begegnete ihrem schmachtenden Blick und der Herzog mochte sich jetzt reicher, mächtiger dünken, als alle Fürsten der Welt, denn er schloß die Krone der Frauen in seine Arme und den Juwel, der alles Irdische überstrahlte, drückte er an sein klopfendes Herz. Was bin ich für ein glücklicher Mann! rief er jetzt aus: Du ruhst an meinem Herzen, ich halte Dich mit meinen starken Armen fest und keine Macht der Welt, kein Woiwod, kein elender Staroſt soll Dich mir entreißen! —

Wie bist Du doch so grausam, mein Geliebter! sagte jetzt Hedwig: Warum stößest Du mich aus meinem Paradiese und weckst mich aus meinem schönen Traum? — Ich war so glücklich, hatte Alles um mich vergessen, fühlte nur meine Wonne, und da befiehlst Du dem Herzen

zu schweigen und rufst der kalten Vernunft zu, ihre Stimme hören zu lassen. Warum kürzest Du die Stunde süßer Erkenntniß Deiner überschwenglichen Liebe? — Warum rufst Du nur Menschen zurück, die sich meinem Glücke trotzig entgegenstemmen wollen? Aber vielleicht ist es gut, daß die Wonne so kurz war, denn, raunte sie ihm zu, was muß die arglose Marie bej unserm Gekose denken? —

Sie hat sich schon längst entfernt, sagte der Herzog lächelnd.

Und das sagtest Du mir nicht? zürnte die Königin: Ließest mich allein, meinen Empfindungen mich ganz hingeben? — Das war Unrecht von Dir! Und als der Herzog sie zu beschwichtigen, Hedwig umarmen wollte, entzog sie sich ihm. Nein Wilhelm! sagte sie ernst, jetzt keine Tändelei; allein uns gegenüber, laß uns von ernsten Dingen reden, laß uns einen festen Entschluß fassen. —

Der Herzog sah sie verwundert an. Ja, mein Geliebter! sprach sie und reichte ihm traulich ihre Hand. Ich habe mich in dieser Stunde zu glücklich gefühlt, um mir dieses Glück nicht rein erhalten zu wollen, um nicht auch für dessen Zukunft zu sorgen: darum laß das Herz jetzt schweigen,

es rede nur der Verstand! — Komm, setze Dich her zu mir. Der Herzog, wohl etwas verdrießlich, gehorchte.

Es wäre überflüssig, Dich noch einmal zu bitten, meinen Wünschen nachzugeben und Deinem Stolz weniger Gewalt über Dich einzuräumen, begann sie.

Nenn' es nicht Stolz, unterbrach sie der Herzog. Meine fürstliche Ehre —

Deine Ehre, und ich hoffe Dein Herz verlangt mich und nicht Polens Krone, nahm Hedwig das Wort. Jeder Weg, und sollt' er auch über Förmlichkeiten hinwegführen, die den Sitten dieses Landes fremd sind, ist erlaubt, wenn er auf rechter Bahn zum Ziele führt. Du sollst Dich um die Stimmen der Bischöfe und Woiwoden bewerben; was ist das anders, als wenn Du etwas von Venedig wünschest und Du Dir die Stimmen der Herren der Signoria durch Geld oder Schmeichelworte erwirbst?

Da thue ich es durch meinen Gesandten, ich brauche mich nicht selbst vor den Stolzen zu beugen! fiel ihr der Herzog, dem dieser Vergleich unangenehm war, rasch in die Rede.

Nun, so laß uns davon schweigen! sagte Hedwig, nach solch freundlichem Sonnenblick soll

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18736/018

keine Wolke unsern Himmel trüben; aber bedenke nur noch: Welch geringer Preis dort, welch herrlicher hier! — Wenn nun, was ich befürchte, lenkte sie ein, die Polen mich zwingen wollen, dem Großfürsten meine Hand zu reichen, sage, was soll ich thun?

Sie verweigern, standhaft verweigern! —

Und wenn sie, trotz meiner Weigerung, fest auf ihren Willen beharren?

So beharr' auch Du auf den Deinigen!

Und wenn sie Jagiello krönen? —

Das werden sie, das können sie nicht!

Und wenn sie doch? — Der Herzog blickte bei diesen Worten nachdenkend vor sich hin. Die Polen, fuhr die Königin fort, sind ein edles, aber leichtsinniges Volk: in Parteien zerrissen, setzen sie an das Wohl ihrer Partei Gut und Leben, und das Wohl des Vaterlandes, obgleich sie es mit Enthusiasmus lieben, kümmert sie dann wenig. Und selbst die, so es redlich mit dem Lande meinen, glauben jetzt, in dem Heiden den Messias Polens, die Geistlichkeit den Hirten zu finden, der Millionen verirrte Schaafe wieder um ihren Herrn versammelt. — Ich fürchte, sie geben nicht nach, und glaube mir, mein Geliebter, ich stehe zwischen Polens Krone

und wenn sie auch mein Haupt schon seit Jahren schmückt, und zwischen Oestreichs Fürstenhut, und beim Allmächtigen! —

Hedwig! unterbrach sie der Herzog, von diesem Gedanken, der noch nie in ihm aufgestiegen war, erschreckt, dahin darf es nicht kommen! Die Königin der Frauen muß auch Königin der Welt bleiben, ehe opfre ich —

Von Dir verlangt das Schicksal kein Opfer, nur von mir, fiel sie ihm in die Rede, denn das Opfer, das Du brächtest, zerriß mir das Herz!

Hedwig! sagte der Herzog tief gerührt: Bei meiner fürstlichen Ehre schwöre ich Dir —

Schwöre nicht! rief sie ängstlich.

Ich schwöre Dir, eher allen Ansprüchen an Dich zu entsagen, ehe Du die Krone zu den Füßen Jagiello's legen sollst!

Genügt Dir Hedwig, die Tochter Ludwigs nicht ohne Krone! nahm sie zürnend das Wort: Ja freilich, dann thust Du besser, Du ziehst heim nach Deinem Lande und läßt sie hier zurück! — Aber nein! fuhr sie plötzlich auf: — So meintest Du es nicht, mein Wilhelm, nicht wahr, so meintest Du es nicht? — Du denkst, ich würde mit blutendem Herzen die Krone von meinem Haupte nehmen; glaube das nicht, mein Geliebt-

ter! — Nach dem, was ich in Deinen Armen empfand, kenn' ich nur Eins, was hohen Werth für mich hat und das Eine bist Du! — Sie sank bei diesen Worten neben seinen Sessel auf die Knie; er wollte sie aufheben, sie aber bat: Laß mich hier an Deiner Seite und höre nur auf die Bitte der Knieenden: Nimm Deinen Schwur zurück! — Gottes Barmherzigkeit hört nicht was der schwache Mensch in seiner Leidenschaft sprach und keiner auf Erden hat ihn ja vernommen, als ich. Wenn Du nicht, die königliche Krone auf Deinem Haupte, in das Schloß von Krakau einziehen kannst, so laß uns getrost nach Oestreich wandern. Nimm Deinen Schwur zurück!

Meinen Schwur brech' ich nie! wär' er auch rasch dem Munde entschlüpft, muß er doch fest und unerschüttert stehen, sobald ihn der Mann einmal gesprochen hat, sagte der Herzog. Ueberdies, was ich schwur, befiehlt mir auch jetzt noch mein Stolz, mein Verstand, selbst mein Herz: denn ich würde Dir nehmen, was ich Dir nicht ersetzen könnte, ich würde Dein weiches, in dieser Stunde so bewegtes Gemüth als ein Selbstsüchtiger benutzen, um Dich zu einem Opfer zu vermögen, daß Dich dereinst gereuen könnte, — würde —

Nie, nie wird es! rief Hedwig, die Hand betheuernd auf ihre klopfende Brust legend.

Mein Schwur steht fest! wiederholte der Herzog.

Da sah sie, nicht mehr bittend, nur ernst an ihm und erhob sich langsam. So hast Du doch recht, alter Harfner! sprach sie. Sein Stolz strebt nach meiner Krone, nicht nach meiner Hand! —

Hedwig! fuhr der Herzog auf: Fluch dem Alten, der solch giftigen Saamen in Dein Herz streute!

Fluch ihm nicht, Dein Fluch trifft seinen kahlen Schädel nicht. Sie schritt Einigemal sinnend im Zimmer auf und ab, dann wandte sie sich plötzlich nach ihm. Wilhelm! sprach sie und ihr Auge wurde naß: Ich will nicht selbst meinen Himmel zerstören, ich will kein Mißtrauen in die Reinheit Deiner Neigung setzen, ich will glauben, Dein Schwur entsprudelte dem reinsten Quell, will mit männlicher Kraft handeln und das Aeußerste für mein blutendes und doch von Wonne erglühetes Herz wagen. Jetzt aber laß uns scheiden; dieser Kuß sage Dir, daß ich mich mit Wehmuth, aber nicht mit Groll von Dir trenne. Sie umarmte ihn und eilte,

ehe er sie noch zurückhalten konnte, aus dem Gemach, wo sie Marie ihrer harrend fand.

Als diese in dem Blick ihrer Gebieterin las, daß nicht Wonne sie heimwärts begleite, seufzte sie und sagte leise vor sich hin: Ach! daß doch die Liebe auch Thränen hat!

9.

In dem großen Saale des Rathhauses zu Krakau ging es gar stürmisch her. Dort war der Adel aus fast allen Provinzen versammelt, um sich über die Verheirathung der Königin zu berathen, und wo möglich einen Schluß zu fassen, ehe noch die Bischöfe an den Verhandlungen Theil nähmen.

Der Adel war in drei Parteien getheilt. Die Stärkere, an deren Spitze der Kastellan von Krakau stand, und welche auf die Stimmen der Bischöfe rechnen konnte, war fest entschlossen, dem Großfürsten von Lithauen die Hand der Königin und mit ihr die Krone zu reichen. Der Woiwod von Posen war das Haupt der schwachen Partei des Herzogs von Masovien: Gnievos von Dalewicz stand an der Spitze derer,

die für den Herzog von Oestreich, vielmehr für die Königin sprachen, denn für die Persönlichkeit des Herzogs war keiner gestimmt, er war ihnen fremd und ein so edler Fürst er auch war, sein Benehmen nicht geeignet, sich die Herzen zu gewinnen.

Der Kastellan von Krakau hatte die Versammlung mit einer Rede eröffnet, worin er alle Vortheile zeigte, die aus der Wahl Jagiello's für Polen entsprängen: die Vereinigung Lithauens mit Polen, der Reichthum des Großfürsten, den er zur Wiedereroberung der von Polen abgerissenen Provinzen zu verwenden versprochen habe, mehr aber noch, als alles dies müßte man das Heil der Millionen Seelen berücksichtigen, die durch seine Wahl in den Schooß der christlichen Kirche eingeführt würden. Ohne auf die Persönlichkeiten der Herzöge von Oestreich und Masovien einzugehen, zeigte er nur, wie entfernt jede Hülfe, die sie von Oestreich erwarten könnten und wie schwach jene, des durch innern Zwiespalt zerrütteten Masoviens sei, das ohnedies, mit Polen im Lehnsverband, seine Hülfe nicht verweigern dürfe. Er sprach mit Ruhe und Gelassenheit und schien nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen zu haben.

Ihm folgte der Woiwod von Posen. Er hatte wenig gewichtige Gründe für sich; nur den Einen hob er heraus: daß der Herzog aus dem Geschlecht der Piasten stamme, ihm schon durch König Casimirs Adoption seines Neffen, Ludwigs von Ungarn, das größte Unrecht geschehen sei, das Polen jetzt wieder gut machen müsse, indem es den Herzog zum Gemahl der Königin wähle. Auch sei der eingeborne Fürst dem fremden Herrscher vorzuziehen, wie die stiefmütterliche Regierung des vorigen Königs bewiesen habe.

Der Unterkämmerer von Krakau aber, nachdem er mit wahrer Beredtsamkeit die körperlichen, wie die geistigen Vorzüge der Königin gepriesen hatte, stellte den Anwesenden vor: daß sie die junge Fürstin freiwillig zu ihrer Königin gewählt und sie ihr dabei nicht die drückende Verpflichtung aufgelegt hätten, einen Gatten sich nach dem Willen des Volkes zu wählen, vielmehr sie gewußt, daß sie dem Herzoge von Oestreich feierlich verlobt sei. Da nun dieses nur von dem Papste zu trennende Band so ganz mit den Wünschen der Königin übereinstimme, so wisse er nicht, woher die Versammelten ein Recht zu haben glaubten, den freien Willen ihrer so hoch

„verehrten, so sehr geliebten Königin zu fesseln „und ihr einen Gatten aufbürden zu wollen, den „sie nicht kenne und von dem der Ruf eben nicht „vortheilhaft spräche. So tief erniedrigt steht „Polen noch nicht, fuhr er in seinem Eifer fort, „daß es, um sich vor feindlichem Ueberfalle zu „schützen, fremder Macht bedürfe. Noch haben „wir eigne Macht und Muth genug, mit Gott „die heidnischen Lithauer in ihre Grenzen zurück„zutreiben und es ist noch nicht nöthig, als letzte „Rettung das Herz und das Glück unserer Kö„nigin zu opfern.

Ihr setzt so viel Werth auf die Bekehrung „der Heiden, Kastellan von Krakau? fuhr er, zu „diesem sich wendend, fort: Ihr glaubt, wir „würden unseres Seelenheils dereinst gewiß seyn, „legten wir das Herz unserer Königin auf den „Opferaltar des Herrn! O, solcher Opfer bedarf „Gott nicht! — Ueberdies bedenkt: was haben „wir von einem Heiden zu hoffen, der nur unter „der Bedingung, daß ihm eine schöne Krone und „ein schönes Weib dafür werde, Christ werden „will, und der, wenn ihm Beides nicht wird, „den Grieven unter der abgöttischen Eiche seinen „Götzen opfert, wie vorher? — Ist es der Glaube „Christi, der ihn an den Altar des Herrn führt?

Ist ein solcher solch eines Opfers werth? Wahrlich nein! — Was habt Ihr von ihm zu erwarten, den der Eigennutz zu Allem zu treiben vermag? — Laßt ihn, die Ihr so sehr das Heil des Vaterlandes in ihm zu finden glaubt, laßt ihn, ohne Zusage der Krone, erst mit den Seinen Christen werden, dann erst urtheilt, ob er die Krone verdient, denn es ziemt sich nicht, daß eine Versammlung christlicher Ritter einen Heiden noch vor seiner Bekehrung zu dem Gemahl ihrer Königin, zu ihrem Könige wählt!

Da erhob sich, als Gnievos schwieg, Nicolaus Bogorin, der Kastellan von Zawichost, von seinem Sitze. Es war ein alter, ehrwürdiger Mann, mit eisgrauem Haar, und der aus zwanzig Wunden freudig für sein Vaterland geblutet hatte. In dem, was Ihr eben gesprochen, Gnievos von Dalewycz, liegt viel Wahres, begann er: Auch ich liebe nicht, die aus Eigennutz allein den Irrglauben ihrer Väter abschwören, ich fasse nie rechtes Vertrauen zu ihnen: auch ich liebe und verehre unsre Königin, sie ist eines bessern Looses werth, als das Opfer für ihr Land zu werden, sie jammert mich! — Aber nicht Hedwig, nicht Jagiello, nicht Heidenthum, nicht der heilige Glaube, zu dem ich mich mit

ganzer Seele in Demuth bekenne, ist es, was ich bedenke. Mein Vaterland, mein aus tausend Wunden blutendes Vaterland steht vor mir zerrissen, zerfleischt, für dieses ist kein Opfer zu groß. — Was war Polen, was ist es jetzt? Blickt stolz auf die Vergangenheit, seht traurig auf die Gegenwart! Täuscht Euch nicht, der Muth des Einzelnen gnügt hier nicht; mit Eurem starken Arm, Gnievos, werdet Ihr das sinkende Reich nicht erhalten, unsre Zwietracht wird es nicht erheben. Von Außen muß die Kraft kommen: ein mächtiger Fürst, sein Land mit dem unsern verbindend, kann ihm nur allein seinen alten Glanz wiedergeben. Taugt dazu der Herzog von Oestreich, oder Ziemovit von Masovien? — Es handelt sich nicht um einen Gemahl der Königin, es handelt sich um einen König Polens!

Das ist ungerecht und hart gesprochen, Kastellan von Zawichost! fuhr Casimir heftig auf. Das Alter spricht sonst weise, Ihr aber sprecht thörigt!

Junger Mann! fiel ihm der Alte zornig in die Rede, und manche Hand seiner Partei fuhr nach dem Schwerdte. —

Entblößt die Schwerdter, dringt auf mich ein! — Ich stehe meinen Mann! rief Casimir

verlegen, es öffentlich zu zeigen. Sobald er aber ins Geheim mit ihr sprach, war sie kalt, fast abstoßend gegen ihn.

„Signora!" sagte er endlich zu der Gräfin „Ihr habt ein Meisterstück von Sittsamkeit an Eurer Nichte geschaffen. Wahrlich! Wäre sie weniger schön, könnte diese Sprödigkeit leicht langweilig werden, so aber fordert es nur noch mehr zum Kampfe auf, wobei jedoch die junge Schöne unverwundbar dasteht und keine Blößen giebt. Ein seltenes Mädchen; bei Gott! wie ich noch Keine sah."

Die Gräfin lächelte. „Mir gebührt nicht der Ruhm" erwiederte sie „Leonore ward im Kloster erzogen und tritt heute zum erstenmale in die Welt ein; aber ich freue mich Eures Urtheils über sie, gnädiger Herr, denn nur Ihr, als ein solcher Kenner unsers Geschlechts, vermögt zu unterscheiden, ob das Betragen meiner Nichte Befangenheit oder wahre Sittsamkeit sei, denn oft glüht die verborgene Flamme, wenn auch der Blick gesenkt, sich nicht zu erheben wagt, oft schlägt das Herz laut, wenn auch der Mund schweigt."

„Und glaubt Ihr, das könne bei Eurer Nichte der Fall sein?" fragte der Herzog, durch die Reden der alten Dame aufmerksam geworden.

„So gut wie bei jedem Mädchen, gnädiger Herr!" erwiederte sie „Nur die Thörichte zeigt sich Euerm Geschlechte ganz wie sie ist; auch der Unschuldigsten gab die Natur den Instinkt und die Gabe sich zu verstellen. Leonorens Geist ist trotz ihrer Schüchternheit lebhaft, ihr Gemüth weich, ihr Herz offen und ich wette, liebt sie, so sind ihre Empfindungen stark und feurig."

und trat einige Schritte vor und sein flammendes Auge blickte in der Versammlung trotzbietend umher. Ja, ich nenn' es thörigt, wenn der Kleinmuth die eignen Wunden aufdeckt und die Hände nach dem fremden Arzte ausstreckt, der die Wunden selbst geschlagen hat. So tief wäre Polen gesunken, daß es nur durch fremden Arm erhalten werden könne? Armes Vaterland! — Und wäre dem so, dann handelte die Königin klug, wenn sie die werthlose Krone niederlegte und sich mit dem glänzenden Fürstenhute von Oestreich schmückte; Ihr aber jagtet dann nach Wilna, legtet die Verschmähte dem Heiden zu Füßen und würdet des Lithauers Vasallen.

Neffe, mäßige Deine Worte! unterbrach ihn jetzt der Kastellan, der Jugend gebührt eher Schweigen, als trotziges Reden.

Warum das? In der Jugend allein könnte ja das morsche Gebäude noch eine Stütze finden, da das kleinmüthige Alter es nicht zu retten wagt! erwiderte Casimir keck.

Und da Ihr das Vaterland so sehr zu Herzen nehmt, unterbrach der Woiwode von Posen den Streit, warum verwerft Ihr unsern Herzog? Gehört Masovien nicht zu Polen? Ist Herzog Ziemovit nicht aus dem königlichen Stamme der

Piasten? — Warum denkt Ihr hierbei nicht an das Vaterland und seinen Fürsten? —

Weil er für uns nicht taugt! nahm Gnievos das Wort: Kann er in seinem kleinen Lande nicht Ordnung halten, wie sollte er es in Polen, wo wir so sehr der Ordnung bedürfen! Ueberdies reichte ja sein ganzes Habe kaum hin, die Abstandsgelder dem Herzoge von Oestreich zu zahlen.

Euer Herzog taugt nicht für uns, nicht für die Königin, nahm hierauf, jedoch gelassener als vorher, Casimir das Wort, deshalb thätet Ihr besser, Ihr schlösset Euch uns, den Freunden der Königin, an und wäret für Oestreich gegen Lithauen.

Und geschäh' auch dies, rief plötzlich Spittko von Melstin, der Woiwode von Krakau, ein heftiger, aufgeblasener Mann, den höhnenden Blick auf Casimir werfend, so spotten wir doch dieser Vereinigung. Wir, die Mehrzahl, die Stärkeren, bleiben fest beisammen stehen! Und somit — Wer für Jagiello stimmt, der ziehe den Säbel! und hundert rasselten bei diesem Ausruf aus der Scheide.

Und wer, treu seinem Eide, es redlich mit

der Königin meint, thue wie ich! sprach der riesenhafte Gnievos mit donnernder Stimme und schwenkte den geschliffnen Damascener über den stolzen Reiherbusch seiner Mütze. Die seiner Partei thaten ein gleiches, auch einige der Staroſten aus Masovien folgten seinem Aufruf. Da standen nun beide Parteien kampffertig sich gegenüber; ein unüberlegtes Wort, ein kühner Schritt vorwärts und Blut floß in Strömen. Da trat der ehrwürdige Nicolaus Bogorin in die Mitte des Saales. —

Kein Blut, meine Freunde! sprach er mit Würde: Ich scheue nicht Schwertstreich, nicht Wunde, das hab' ich bewiesen; aber die Zwietracht scheu' ich, die Polen schon so oft an den Rand des Verderbens brachte, es noch oft dem Verderben entgegen bringen wird. Steckt die Wehr in die Scheide, blutige Worte sind nie mit Weisheit gesprochen und den Säbel in der Faust, beherrscht Leidenschaft den Mann, statt Vernunft. Wir sind noch in Parteien getheilt, deshalb kann heute kein einmüthiger Beschluß gefaßt werden und besser, wir verschieben ihn bis zu der allgemeinen Versammlung, an der auch die Bischöfe Theil nehmen werden. Euch aber, Gnievos von Dalewycz, Euch, der sich

uns als das Haupt der Partei des Herzogs von Oestreich zeigt —

Nicht der Partei des Oestreichers, sprecht, der Partei der Königin, unterbrach ihn Casimir mit jugendlichem Ungestüm.

Gönnt dem Alter das Wort, junger Mann —und zeigt dadurch, daß Ihr es ehrt! erwiderte Bogorin und fuhr dann fort: Gnievos, zählt die für den Großfürsten Stimmenden, rechnet meinetwegen auch noch die von Masovien zu Eurer Partei; und die Mehrzahl bleibt dennoch auf unserer Seite. Bedenkt überdies, daß die Bischöfe schon des Glaubens wegen für uns stimmen müssen, und Ihr werdet leicht fühlen, daß Euer Widerstand nutzlos ist. Ueberlegt das wohl mit den Euern, denkt mehr an das schöne Polenland, als an seine schöne Königin und vereinigt Eure Stimmen mit den Unsrigen, damit man endlich einmal sagen kann: Eintracht herrsche in Polen. Ihr aber, würdiger Woiwode von Krakau, Euch bitt' ich, steckt den Säbel in die Scheide, laßt ihn da ruhen, bis uns der König gegen den Feind des Landes führt, da zieht ihn mit Gott zum Verderben unsrer Feinde. Der Woiwode folgte der Mahnung Bogorins: bald blitzte kein gezückter Säbel mehr in der

Versammlung, die sich zwar ohne Beschluß, jedoch friedlich trennte.

10.

Unmuthig kehrte Casimir, der Königin von dem, was vorgefallen war, Nachricht zu bringen, auf das Schloß zurück. Sie hatte nichts Anderes erwartet und war deshalb nicht betroffen. Ich danke Euch, daß Ihr Euch so treu und thätig meiner angenommen habt, sagte sie ihm so freundlich, als habe er ihr die schönste Botschaft gebracht. Es ist so selten, daß man uneigennützige Freunde findet.

Uneigennützige? — Ja wohl Königin! nahm der Jüngling, als Hedwig schwieg, feurig das Wort und heftete einen jener Blicke auf sie, die sie stets in Verlegenheit setzten und wegen der sie auch stets an ihm irre wurde und nie ein festes Vertrauen zu ihm fassen konnte. — Uneigennützige Freunde sind selten: wo die Macht herrscht, da zieht der Eigennutz an, wo die Schönheit gebietet —

Casimir! unterbrach ihn die Königin, so ganz ohne Eigennutz scheint auch Ihr mir nicht zu

dienen; ich glaube erforscht zu haben, womit ich Eure Anhänglichkeit belohnen könnte.

Ich glaube kaum, Königin! sagte der junge Mann und sein Blick umdüsterte sich: Ich bin einer jener Unglücklichen, die immer mit dem, was das Schicksal ihnen giebt, unzufrieden sind. Ich bin stolzen hochfliegenden Geistes, der immer nach dem Höchsten, oft nach dem Unerreichbaren strebt und habe dann nicht immer die Gewalt, ihm seine kühnen Schwingen zu binden.

Da beklage ich Euch, sagte Hedwig theilnehmend, dieses Ringen nach dem Unerreichbaren soll nicht glücklich machen.

Nein, wahrlich nein! fuhr Casimir fort, der Verstand hält die Zügel des wilden Rosses an, die Leidenschaft spornt es, und so schwanket der Unglückliche, der es nicht zu beherrschen versteht, im steten Zwiespalt mit sich selbst, zwischen dem Edlen und Schlechten, zwischen Himmel und Hölle, bald sich als Engel, bald sich als Teufel erkennend. Solcher Zustand macht nicht glücklich! — Man träumt, dem Himmel entgegen zu schweben und verfällt der Hölle!

Die Königin hatte ihn, während er sprach, forschend angeblickt, dies war ihm nicht entgangen. Ihr wollt in meinem Innern lesen, hohe

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18763/043

Gebieterin! sagte er bewegt: Könntet Ihr es, so würdet Ihr Mancherlei im bunten Gemisch darinnen finden, Gutes und Böses, Engelsgestalten und dämonische Gebilde.

Fänd' ich Marie Botkareys Bild nicht darin? fragte die Königin rasch, da sie fürchtete, er möchte ihr noch mehr sein Inneres enthüllen.

Ihr fändet es! erwiderte er erröthend. Bescheiden, wie die Jungfrau ist, steht es auch da in stiller Zurückgezogenheit. Aber ein anderes Bild, von einer Himmelsglorie umstrahlt, schwebt an ihm vorüber, und wie der Mond vor der Sonne Glanz erbleicht, erbleicht auch ihr rosiger Schein vor der Alles überstrahlenden Gluth der Herrlichen! —

Die Königin mochte sich diese Worte richtig deuten. Marie ist meine einzige Freundin, sprach sie, nimmt so innigen Theil an Allem, was mir begegnet, sei es Freundliches, sei es Trauriges. Geht, ich bitt' Euch, hin in den Garten: seht, dort sitzt sie auf der steinernen Bank, sagt ihr, was in der Versammlung vorgefallen ist und sie wird Euch danken. Bei diesen Worten entfernte sich die Königin schnell.

Lange stand Casimir noch auf der nämlichen Stelle und blickte unverwandt nach der Thüre, die

die sich hinter ihr geschlossen hatte. Hat sie mich durchschaut und ging dennoch? murmelte er vor sich hin, Unglücklicher! der Du Deine Leidenschaft nicht zähmen kannst, wecke das Edle in Dir, daß es nicht ganz untergehe, folge Deiner bessern Natur, nicht der dämonischen, die Dich zum Wahnsinn treibt. Hinunter zu dem sanften Engel! Auch des Mondes Silberlicht thut dem Auge, ihr Blick meinem Herzen wohl!

Er ging in den Garten und fand Marie noch sinnend sitzen, die bei seinem Anblick erschrocken auffuhr.

Warum erschreckt Ihr vor mir? fragte er, und setzte sich neben sie auf den steinernen Sitz.

Warum ich bei Eurem Anblick erschrak, Casimir, erwiderte Marie, das weiß ich wahrlich nicht. Ich dachte eben an Euch, Ihr standet vor mir, und wie sich das Bild meiner Seele verwirklicht, fahr' ich zusammen, als ob ich durch Euch, der mir doch so nahe war, überrascht sei.

Ihr dachtet an mich? sagte Casimir freundlich. Theilt mir doch mit, wie Eure Gedanken mich Euch zeigten?

Das kann ich nicht! erwiderte sie, hocherröthend.

Und weshalb nicht, Marie?

Fragt nicht mehr, bat das Mädchen, die mannigfaltigen Bilder unsrer Träume müssen mit dem Traume verschwunden seyn. Auch im Wachen führt uns oft der Geist auf nie betretene Pfade, und unsere Phantasie ist dann eine trügerische, lockende Zauberin: sie malt uns so schön, so treu die Bilder, gibt ihnen Glut und Leben, und wenn wir aus dem wahren Traume aufgeschreckt werden, sind sie doch alle schnell in Nebel zerronnen.

Und doch sind diese Augenblicke der Täuschung süß! nahm Casimir das Wort.

Süß und bitter, wonnig und schmerzlich; je mehr der Traum beglückt, desto bitterer ist das Erwachen! sagte sie ernst.

Wohl wahr! sprach er und ergriff zerstreut ihre Hand. Seine Seele war abwesend. Marie betrachtete ihn lange und störte ihn nicht. Endlich weckte sie ihn doch aus seinem Sinnen.

Casimir Kurozwocky! sprach sie, wenn auch ich jetzt von Euch verlangte, Ihr solltet mir offenbaren, woran Ihr eben dachtet, könntet Ihr es? —

Ja! erwiderte er nach einigem Nachdenken.

Nun so theilt es mir mit! bat sie.

Der Herzog sah die alte Dame forschend an. Sollte ihre Rede ihn ermuntern, der schönen Nichte ferner den Hof zu machen und sich nicht abschrecken zu lassen? Sollte sie die Strenge, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, hier verläugnen? Sollte ihre Eitelkeit — Nein, nein! Es umzog, indem sie dieses sprach, ein so sarkastisches Lächeln ihre welken Lippen, er durfte ihren Worten nicht trauen und doch traute er ihnen so gern.

„Was kann es schaden?“ dachte er „Schon oft hast Du die sprödeste Schöne am fügsamsten gefunden.“ Er setzte sich nun wieder zu Leonoren und vorsichtiger geworden, suchte er nur leise ihre Eitelkeit rege zu machen und gab seinen schmeichelnden Worten den Anstrich der Treuherzigkeit, redete als Freund zu ihr und bemerkte zu seiner Freude, daß sie auf diese Weise weniger schüchtern und nach und nach zutraulicher gegen ihn wurde.

So beschäftigte er sich den ganzen Abend nur ausschließend mit ihr und hatte seit der letzten Unterredung mit Julia sich dieser nicht wieder genaht. Immer emsiger bewarb er sich um Leonore, welche eine strenge Weisung, selbst die Bitten ihrer Muhme, den Herzog nicht unfreundlich zurück zu stoßen, fest bei ihm gebannt hielten. Jetzt aber, als das Fest schon seinem Ende nahte, erhob sie sich plötzlich von ihrem Sitze und kam, von dem Herzog gefolgt, eiligst auf die Gräfin zu, die eben mit dem Chevalier im Gespräch vertieft war. Sie glühte und konnte eine innere Bewegung nicht verbergen. Auch dem Chevalier entging dies nicht und da es ihm schien, sie habe der Gräfin etwas zu vertrauen, so folgte er dem Herzoge, der im Gewühl den Marchese aufsuchte.

Mein Geist, hob Casimir an, führte mich auf das Schloß meiner Väter, ich wandelte dort im Sonnenschein, wo ich starr und lange in die Glutscheibe blickte, bis ich endlich mein Auge geblendet fühlte. Ich hatte ihren Aufgang bewundert, hatte ihre heißen Strahlen empfunden und sah sie mit wehmüthigem, traurigem Gefühle scheiden. Da ward es mir traurig ums Herz: sie war mir untergegangen, und ich glaubte, mit ihr sei es auch mein Glück. Da stieg der Mond hinter dem Eichenwald hervor, sein Silberlicht schimmerte, mich sonderbar ergreifend, durch die hohen Wipfel der Bäume. Bald stieg er über sie empor und breitete seinen magischen Schleier über die Flur und ich erfreute, erquickte mich an seinem bescheidenen Glanze, sah die freundliche Scheibe, ohne daß mein Auge geblendet wurde, ergötzte mich an der Stille der Nacht und sehnte mich nicht mehr nach den heißen, versengenden Gluthen der Sonne. — Als sie aber wiederkehrend die Nacht verjagte, den Mond bleichte und ihr Rosenglanz hinter den Bergen hervortrat und den jungen Tag hervorrief, sank ich anbetend vor ihr nieder und gedachte des anspruchlosen Mondlichtes nicht mehr.

Ihr scheint flatterhaft zu seyn, Herr Casimir! sagte Marie, die den Sinn der mystischen Worte unmöglich verstehen konnte, lächelnd: Am Tage betet Ihr, gleich einem Perser, die Sonne an, in der Nacht wird Luna Eure Göttin. Da bin ich beständiger, das fühl' ich, sprach sie mit sichtlicher Aufregung. Was mir einmal theuer wurde, bleibt es ewig! — Doch nein! — Müßte ich den Gegenstand meiner Anbetung dereinst verachten, so wäre diese Ewigkeit zerstört. Doch wohin führt uns dies sonderbare Gespräch? lenkte sie schnell ein und entzog ihm erst jetzt ihre Hand. Erzählt mir lieber, was sich in der Versammlung des Adels begab, denn wir sollten nur an das denken, was die geliebte Herrin betrifft, darum erzählt nur schnell.

Casimir, dem es vielleicht auch angenehm war, daß das Gespräch eine andere Wendung bekommen sollte, machte sie nun mit Allem bekannt, was dort vorgefallen war, und stimmte sie dadurch nicht heiterer. So ist wenig Hoffnung mehr für die Königin?

Keine! erwiderte er. Gewaltsame Mittel können allein helfen.

Gewaltsame! wiederholte Marie, sie fürcht' ich.

Ich nicht, sagte Casimir freudig, zu kämpfen ist meine Lust, selbst gegen das Schicksal.

O ihr wilden Männer! sprach Marie verweisend, niemals habt Ihr Ruhe noch Rast, nie gnügt Euch ein stilles Glück. Vom Ehrgeiz getrieben, rastet Ihr an keinem Quell, keiner ist Euch erquickend, kein Baum schattig genug, um unter seinem Laubdache zu schlummern. Immer vorwärts jagt Ihr auf ungebahnten Wegen dem Unerreichbaren nach, bis in der sandigen Wüste, wo nicht Baum, nicht Quell Euch labt, Euer müdes Roß unter Euch zusammenstürzt und Ihr verschmachtet.

Ein trübes, aber ein wahres Bild! murmelte Casimir vor sich hin.

Unsre Sehnsucht aber, fuhr Marie fort, ist bald gestillt. Wir sehnen uns nach Ruhe, rasten an dem ersten Quell, der uns aus dem Felsen entgegen sprudelt, und uns gnügt schon der wilde Rosenstrauch, um unter seinem Schatten und bei seinem Dufte zu schlummern. Wir sind Kinder des Augenblickes, genießen, was er uns gibt und treibt uns auch ungestillte Sehnsucht zuweilen weiter, glauben wir sie an jeder Quelle, die wir uns mit Phantasie-Gebilden lieblich ausschmücken, stillen zu können, wenn

der Mann hingegen, sein Ziel erreichend, ungenügsam noch weiter hinauszudringen versucht. Doch ich sehe, daß die Königin dort oben am Fenster mir winkt, ich muß zu ihr: auf Wiedersehen, Casimir!

Werd' auch in der Wüste, wo nicht Quell, nicht Baum, nicht einmal ein Rosenstrauch den kecken und doch so müden Wanderer erquicken wird, verschmachten? — Ich glaub' es fast, dachte Casimir, als Marie sich von ihm entfernt hatte. Wahnsinniger Mensch! fuhr er plötzlich auf, glaubst Du in die Himmelspforten noch eintreten zu können, wenn Deine freche Hand Dir selbst den Himmel zerstört hat? — Dies laut ausrufend, ging er mit finsterm Blick, ohne Gruß, an Demeter vorüber, der diese Worte vernommen haben mochte, denn er sah dem an ihm Hineilenden kopfschüttelnd nach.

11.

Als Casimir das Schloß verließ, um sich nach seiner Wohnung zu begeben, begegnete ihm der Kastellan. Warum senkst Du jetzt Dein Haupt so tief, das Du vorhin in der Versamm-

lung so stolz erhobst? fragte er ihn. Wohin, kühner Vertheidiger der Königin?

Nach meiner Wohnung, erwiderte Casimir kalt.

Wenn es Dir beliebt, so erwarte ich Dich heute Abend bei mir, fuhr der Kastellan fort.

Ich werde kommen. Gehabt Euch wohl! — erwiderte er, bog in ein Nebengäßchen ein und ließ, ohne sich weiter um seinen Ohm zu kümmern, diesen seinen Weg nach dem Hause des Unterkämmeres fortsetzen.

Sonst eben nicht in dem besten Vernehmen, war Gnievos doppelt überrascht, als ihm die Ankunft des Kastellans angemeldet wurde, da er eben mit der Besichtigung der Kleinodien beschäftigt war, die er von dem Herzog von Oestreich zur Verwahrung erhalten hatte. Er mußte sich nun beeilen, sie schnell dem Falkenauge des Kastellans zu verbergen.

Ihr wundert Euch, mich hier zu sehen? redete ihn dieser gar freundlich an: der Auftritt in der heutigen Versammlung führt mich hierher, obgleich es eine seltene Erscheinung ist, daß die beiden Häupter entgegengesetzter Parteien sich friedlich beisammen finden. Ich komme, um offen mit Euch zu reden.

Offen? unterbrach ihn der Unterkämmerer, höhnisch lachend.

Ihr meint, Offenheit sei nicht meine Tugend; da könnt Ihr wohl Recht haben: ich gehe vorsichtig meinen Weg und nahe mich nicht Jedem vertrauungsvoll. Doch da Ihr gewiß so versteckt und verschlagen seid, als ich, muß ich wohl offen mit Euch reden, wenn wir uns gegenseitig verständigen wollen. Darum hört: — Ihr hängt, trotz Euren Reden von heute Morgen, weder an dem Herzog von Oestreich, noch an der Königin mit treuem Herzen.

Wer sagte Euch das? unterbrach ihn Gnievos rasch.

Meine Erfahrung. — Was könnte Euch an den Herzog fesseln?

Sein Vertrauen! erwiderte der Unterkämmerer.

Scherzet nicht mit mir, so etwas glaub' ich nicht. Meint Ihr, weil er Euch seine gefüllte Truhe ins Haus schickte, und so thörigt war, statt seine Schätze auszutheilen und sich damit Freunde zu erwerben, sie Einem gab, der eben deshalb sein Feind werden wird?

Wie meint Ihr das, Kastellan? fuhr Gnievos auf.

Ich habe die gute Meinung von Euch, daß Ihr klug genug seid, das einmal Erhaltene nicht gern wieder herauszugeben, und glaube sicher, daß schon dieser Gedanke in Euch aufgestiegen ist und Ihr ihn festgehalten und überdacht habt.

Kastellan! unterbrach ihn Gnievos drohend.

Ereifert Euch nicht! fuhr der Kastellan ganz ruhig fort, hört mich lieber an. Ich habe den Auftrag, für den Großfürsten Freunde zu werben und bin deshalb hier. Ich verspreche Euch in seinem Namen die Gewährung aller Eurer billigen Wünsche und jetzt besonders Schutz, wenn irgend Jemand, und wär' es die Königin, Euch wegen des in Verwahr gegebenen Geldes und der Kleinodien wegen, in Anspruch nehmen sollte. Jede Hoffnung Eurer Partei ist dahin, das seht Ihr selbst, weshalb wollt Ihr noch einen nutzlosen Kampf kämpfen, wobei Ihr nur verlieren, nichts gewinnen könnt? Noch steht Euch die Gnadenthür des neuen Königs offen, überlegt das wohl, denkt über Eure Forderungen nach, sagt mir heute deshalb Bescheid, und wenn Ihr der Vernunft Gehör gegeben und mir vertraut habt, so schlagt in die Euch heute noch freundschaftlich dargereichte Rechte, morgen ist es zu spät! — Bei diesen Worten streckte

er seine Rechte dem Unterkämmerer entgegen, der sie, nach einigem Zögern, auch ergreifend, schüttelte. Der Bund zu Hedwigs Verderben war geschlossen. Die beiden Gegner standen vereint neben einander, und kaum, daß der Kastellan ihn verlassen hatte, öffnete Gnievos die Truhe wieder, betrachtete die Kleinodien jetzt schon als sein Eigenthum und zählte mit innigem Wohlbehagen die blanken Goldstücke.

Während dem war Demeter in das Gemach der Königin getreten und fand sie in tiefem Sinnen. Hohe Gebieterin! redete er sie an, die Wolken thürmen sich auf, das Gewitter kommt näher und immer habt Ihr noch keinen festen Entschluß gefaßt.

Du irrst, guter Alter! erwiderte Hedwig, mein Entschluß steht unwandelbar. Gleich der auf wildem Meere von Sturm Ergriffenen kämpfe ich gegen die tobenden Wellen, bis die letzte Kraft mir schwindet, dann ergeb' ich mich in Gott. Weißt Du nicht, wann die Bischöfe sich versammeln werden?

So wie ich vernahm, sind heute Alle eingezogen und schon morgen ist die allgemeine Versammlung, wo ein fester, bestimmter Entschluß gefaßt werden soll.

Morgen schon? sagte die Königin und ein leises Zittern überfiel sie. Sie beeilen sich sehr! — doch es führt uns am schnellsten zum Ziele!

Hofft Ihr, nachdem was Ihr heute vernahmt, noch immer, Königin?

So lang' ich noch einen Halm erblicke, an dem ich mich festhalten zu können glaube; bleibt mir die Hoffnung stets zur Seite. Du selbst hast mich gelehrt, daß diese Trösterin auch bis über das Grab hinaus den Menschen begleite. Sagst Du in Deinen Liedern nicht Tausendmal, Liebe trotze dem Schicksal?

Ja, wahre, innige Liebe, nicht Sinnenrausch! fiel ihr, seine Lieder zu vertheidigen, der Alte rasch in die Rede, sie stammt von oben und ist unvergänglich. Aber wo die Sinne das Herz fangen und den Geist bethören, da ist sie irdischer Abkunft und vergeht, wie alles Erdengeborne. Pflicht, Gewohnheit weckte des Kindes Neigung und durch das Auge allein schlich sich die Liebe in der Jungfrau Herz — Ihr sahet den Herzog und liebtet ihn, ohne ihn zu kennen.

Er ist edel, gut, liebt mich glühend! sagte Hedwig leidenschaftlich.

Ich glaub' es, weil Ihr es wünscht, daß es so sei, fuhr der Harfner fort, wer könnt'

Euch auch ſehen, ohne nicht Euren Beſitz zu begehren, und mit der Krone auf dem Haupte, ſeid Ihr auch in dem Auge des ſtolzeſten Fürſten ein koſtbarer, der Bewerbung würdiger Juwel.

Schweig' davon und erzürne mich nicht wieder durch dieſe Rede! unterbrach ihn die Königin unmuthig, was ich fühle, drängen Deine Worte nicht aus meinem Herzen, das Alter hat Dich für die Liebe abgeſtumpft, Du ſiehſt nur noch der Roſe Dornen, nicht mehr ihre duftenden Blüthen.

Nur Euer Glück ſteht mir vor Augen, nur dafür bang' ich! ſprach der Harfner tief bewegt.

So warte ruhig das Ende ab und tadle oder lobe mich erſt, wenn ich das Ziel verfehlt, oder es erreicht habe, ſagte die Königin ernſt.

Aber warum theilt Ihr mir Eure Hoffnungen nicht mit, hohe Gebieterin? bat Demeter, läßt mich nur einen Strahl erblicken, daß ich mich an ihm laben kann. Warum das, was in Euch vorgeht, mir jetzt verſchweigen?

Weil ich ſelbſtſtändig handeln will und muß! Offen geſprochen, Demeter, die Zeit iſt gekommen, wo ich ins ernſte Leben tretend, mir

„Was Dir auch begegnet sein mag," raunte ihr die Gräfin hastig zu „so fasse Dich, wir werden beobachtet. Setze Dich zu mir, Kind, und erzähle mir, wo möglich mit heitrer Ruhe, was Dich so empört, aber leise, daß es Niemand hört und sein ruhig, als sei es die gleichgültigste Sache von der Welt."

„Wie kann ich ruhig sein?" sagte das Mädchen, kaum seine Thränen zurückhaltend.

„Du mußt!" sagte die Dame gebieterisch, als sich Leonore neben sie gesetzt hatte — „Was wird es sein!" fuhr sie dann lächelnd fort „Der Herzog hat Dir Schmeichelhaftes gesagt, hat Dir seine Liebe erklärt" — Leonore nickte bejahend — „und Du hast geschwiegen?"

„So ist es!" unterbrach sie das Mädchen.

„Und was ist das für ein Unglück?" meinte die Dame „Ist Dein Herz verschlossen, so verhallen dergleichen Worte im Wind und verwehen bedeutungslos —"

„Ihr wißt noch nicht Alles!" fiel ihr Leonore von Neuem in die Rede.

„Hat er Dich vielleicht gar zu einer heimlichen Zusammenkunft bereden wollen?"

„Das wollte er, denkt!" sagte Leonore mit Unmuth „Er wagte es, mich um die Erlaubniß zu bitten, morgen Abend, wenn Ihr ausgegangen wäret, ihn heimlich zu sprechen."

„Und was erwiedertest Du?"

„Ich erhob mich unwillig von meinem Sitze, er folgte mir und begleitete mich hierher."

ſelbſt rathen muß. Steh' ich dem Gemahl gegenüber, ſo kann ich die Antwort nicht verſchieben, bis ich fremden Rath gehört habe, und in mir ſelbſt muß ich den Quell ſuchen, aus dem ich Gedanke und That ſchöpfe. Darum zürne mir nicht und laß mich meinen Weg allein gehen. — Der Alte ſchwieg gekränkt; der Königin entging es nicht.

Betrübe Dich deshalb nicht, Demeter! ſagte ſie, ihn beſchwichtigen wollend, der ſo viel für die Bildung meines Herzens gethan hat, darf an meinem Herzen nicht zweifeln. Sie reichte ihm die Hand zum Kuſſe, der Alte preßte ſie an ſeine Lippen. Möge Gott Euch beſchirmen! ſprach er innig bewegt und wollte ſich entfernen, aber die Königin hielt ihn zurück. Haſt Du in dieſer Zeit Marien beobachtet, wie ich Dich bat?

Ja, Königin!

Auch Caſimir?

Auch ihn!

Theile mir Deine Bemerkungen über Beide mit, Du weißt, welchen Theil ich an dem Mädchen nehme.

Marie, ſo begann der Alte, gleicht einer erſt am Frühmorgen ſich geöffneten Knospe — zum Erſtenmal die warme Sonnengluth fühlend, öff-

net sie in ihrem Entzücken der Strahlenden ihren Kelch und ahnet nicht, daß ihre Gluth sie versengen wird. Casimir — ich weiß nicht, weshalb ich den Mann hassen und doch lieben muß, ein Engel und ein Teufel sind in ihm vereinigt; sein Geschick hängt davon ab, wer die höhere Gewalt über ihn gewinnen wird.

Hoffst Du nicht, daß Liebe dem Engel die Macht geben wird?

Nein, Königin! Seine Liebe hat, wie sein ganzes Wesen, auch zweierlei Naturen. — Hütet Euch vor ihm! —

Ich fürchte, Du hast Recht, Demeter, erwiderte sie, mir ist es in seiner Nähe immer unheimlich: seine oft so stieren, oft so sanften Blicke, seine bald melodischen, bald stürmischen Reden, das Unstäte in seinem ganzen Wesen lassen mich kein Zutrauen zu dem Manne fassen, der doch so treu an mir zu hängen scheint. Wenn er noch so offen spricht, so blickt doch etwas Verstecktes, Lauerndes hindurch: er erscheint mir dann immer als ein Mann, der mit sich nicht einig und im steten Zwiespalt ist.

Ihr beurtheilt ihn richtig, Königin! nahm der Alte das Wort, seid nie freundlich, nur ernst, seid nie Hedwig die Liebenswürdige, seid stets in seiner Gegenwart die Königin.

Hedwig versprach, seinen Rath zu befolgen und verfügte sich bald darauf nach dem Franciskanerkloster, wohin sie den Herzog beschieden hatte. Sie ging traurig gestimmt dahin. Der kommende Tag sollte über ihr Schicksal entscheiden, und wie leicht konnte es seyn, daß diese Zusammenkunft die letzte war, die sie mit dem Herzog haben würde. Sie versuchte auch heute ihn zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern und seinen in der Uebereilung gethanen Schwur zurückzunehmen; aber er blieb beharrlich und schien selbst bei weiterem Dringen in ihn unmuthig zu werden. Vergebens wendete Hedwig Bitten und Thränen an, ihn zu vermögen: nichts half. In Hedwigs Brust stiegen zum Erstenmal Zweifel an seiner uneigennützigen Liebe auf und sie gedachte der Worte des Harfners. Doch sein edles Ansehn, seine freundlichen, herzlichen Worte, sein biederes, offnes Wesen verscheuchten bald jeden Zweifel an sein Herz. Traurig trennte sie sich von ihm, traurig, als sei es das Letztemal, daß sie ihn sähe.

Als die Königin aus dem Kloster in das Schloß zurückgekehrt war, begab sich Casimir zu dem Kastellan. Ihr habt mich zu sprechen verlangt, was ist Euer Begehr? fragte er.

Morgen ist, wie Du weißt, der Tag, der über Polens Thron entscheiden wird, sagte der Kastellan ernst, und ich hoffe, morgen wirst Du klüger handeln, als Du es heute gethan. Siehst Du nicht, kurzsichtiger Jüngling, daß jede Hoffnung für den Herzog von Oestreich verschwunden, daß jedes längere Widerstreben nutzlos und thörigt ist, daß Du ganz gegen Deinen Vortheil handelst, wenn Du länger der Verfechter der anmaßenden Rechte des Herzogs bist? — Außer einer bedeutenden Summe Geldes läßt Dir Jagiello noch die Kastellanei von Plozk anbieten; auch hat mir sein Gesandter versichert, daß ich ihn nicht abgeneigt finden würde, Dir Deiner Geburt und Gestalt, wie Deines Reichthums wegen eine der Töchter seines Ohms Keystud zum Weibe zu geben. Bedenke dies Alles und tritt heute an meine Seite. — Ich bedarf zwar keiner Stimmen und keines Armes mehr, um meinen Willen durchzusetzen, aber der Glanz meines Geschlechts liegt mir am Herzen —

Daß Ihr mich erst als Spion zu der Königin schicktet, fiel ihm Casimir rasch in die Rede, und nun mich zum Verräther an meiner Herrin machen wollt, Ohm! das ist ein Glanz der Hölle, den Ihr über unser Geschlecht verbrei-

ten

ten wollt, solcher verdunkelt den, welchen unsre Ahnen sich redlich erworben; ich mag ihn nicht. Ihr verbergt Eure Rache an Ludwigs Tochter unter dem Mantel der Vaterlandsliebe, Ihr scharrt die Schätze Jagiello's für Euch zusammen und verkauft Thron und Königin an einen Heiden für Unzen Goldes und schimmernde Juwelen. Ihr holt aus der Hölle den Brand, mit dem Ihr Euer Haus erleuchten wollt und zündet es an, daß es in Staub vergeht, und so steht Ihr vor mir Ohm, klein und erbärmlich!

Neffe! fuhr der Kastellan auf und griff nach seinem Schwert.

Zieht nur, zieht! das meinige bleibt nicht in seiner Scheide zurück. Morgen blitzt es gewiß dem Euren gegenüber und es trifft, und wär' es meines Vaters Bruder!

Der Kastellan schien es nicht aufs Aeußerste treiben zu wollen, er lächelte bei Casimirs unüberlegten Worten und versuchte gegen ihn eine andere Waffe als das Schwert. Hast Du die Ueberzeugung, Casimir, daß Du recht handelst, wenn Du der Königin thörigten Willen bis auf den letzten Augenblick vertheidigst, so muß ich das freilich achten, für so unweise ich es auch halte, hub er jetzt in gemäßigterem

Tone an — ist es reifliche Ueberlegung, welche Dich auf Abwege führt, so thust Du mir leid; ist es aber eine thörigte Leidenschaft, hast Du Dich, statt mit ihr zu tändeln, in das Netz dieser Ungarin fangen lassen, und treibt Dich diese unkluge Neigung zu Deinem thörigten Handeln, so bemitleide ich Dich. Die arme Marie Botkarey ist nicht werth, in das Haus der Kurozwockys eingeführt zu werden. —

Sie ist ein edles, ehrenwerthes Mädchen, sagte Casimir, durch diese Aeußerung beleidigt, und wohl meiner Liebe werth, wenn mein Herz Liebe für sie fühlte.

Da sah ihm bei diesen Worten der Kastellan scharf ins Auge. — Also sie ist es nicht, die Dich bethört, sprach er, den Blick nicht von ihm wendend — dann bist Du ja ein Heuchler, der das edle, ehrenwerthe Mädchen, wie Du sie nanntest, betrügt, dann grenzt Deine Thorheit an Wahnsinn, dann — liebst Du die Königin! —

Finster sah Casimir auf den Kastellan und schwieg. Also aus diesem Quell sprudelt Dein Eifer? — Und doch — auch hier bist Du ein Thor. Du wirbst für den schönen, edlen Herzog von Oestreich, bei dem Großfürsten hättest Du mehr Aussicht zu gewinnen.

Casimir, der nur einen Augenblick die Fassung verloren hatte, erwiderte jetzt lächelnd: Ihr seht Ohm, wie Eure Weisheit Euch irre führt; wär' ich ein Thor und liebte die Königin, würde ich wahrlich nicht so gegen meinen Vortheil handeln. Lernt mich besser verstehn und urtheilt nicht so rasch; auch der sicherste Schütze fehlt zuweilen. Gute Nacht! Er entfernte sich.

12.

Am andern Morgen versammelten sich die Bischöfe und der Adel in dem großen Thronsaale des Schlosses, der auf Befehl des Kastellans zu dieser Feierlichkeit bestmöglichst ausgeschmückt war. In der Mitte stand, wie immer, der alte Thron der Piasten, dem Aeußeren nach unscheinbar, denn er war einfach und ohne alle Verzierung, nur aus Eichenholz, das die Würmer schon durchnagt hatten, geschnitzt, aber die Zeit machte ihn ehrwürdig, und die Erinnerung gab ihm Glanz. Wie viel Könige hatten seit dem ersten Piasten bis zu Hedwig auf ihm gesessen, wie viel Wohl und Wehe

war von ihm aus über Polen gegangen! — Nur sein Himmel war prachtvoll, als ob auch hier das vergänglich Irdische elend gegen das Himmlische erscheinen sollte, denn er war aus Goldstoff, reich mit Perlen durchstickt und ein Adler breitete über ihn seine Flügel. Die Wände hatte der Kastellan mit gewürkten Tapeten behängen lassen, und die auf beiden Seiten in mehreren Reihen amphitheatralisch stehenden Bänke waren mit rothem Tuche belegt; nur die Bänke der Bischöfe, die dicht neben dem Throne standen, schmückten violett gewürkte Decken.

Allmälig füllte sich der Saal; die von der Partei der Königin setzten sich auf die Reihe dem heute ledig stehenden Throne zur Rechten, die Bänke dem Throne gegenüber besetzten die Anhänger des Herzogs von Masovien, was für den Großfürsten zu stimmen gesonnen war, setzte sich zur Linken des Thrones. Gnievos von Dalewycz nahm, trotz der Unterredung mit dem Kastellan, seinen Platz an der Spitze der königlichen Partei wieder, dicht neben ihm sah man Casimir von Kurozwocky.

Sobald jeder der Eintretenden bis in die Mitte des Saales kam, neigte er sich ehrerbietig vor

dem ledig stehenden Thron, begrüßte die zu beiden Seiten Versammelten und nahm dann seinen Platz ein, den er nicht wieder verließ. Dadurch gewann das Ganze etwas Feierliches, Niemand redete, stumm war jede Begrüßung, nur die Fußtritte auf den großen Steinplatten und das Klirren der Sporen unterbrach zuweilen die Stille.

Noch waren die Bänke der Bischöfe leer, da die Bänke des Adels, besonders die zur Linken des Thrones, schon fast alle besetzt waren. Endlich kamen auch sie alle zugleich, den Erzbischof von Gnesen an der Spitze, gingen, ohne zu grüßen, langsamen Schrittes durch die Reihen des Adels und erst bei ihren Sitzen angekommen, machten sie eine kaum bemerkbare Kniebeugung gegen den leer stehenden Thron. Als auch sie jetzt Platz genommen, überflog der Marschall die Reihen der Starosten, und als er fand, daß sie alle versammelt waren, befahl er, die Thüren zu schließen und Niemanden einzulassen. Hierauf trat er vor den Erzbischof von Gnesen, neigte seinen Stab vor ihm und nahm seinen Platz dem Throne gegenüber ein.

Jetzt erhob sich der Erzbischof von seinem Sitze, und Geistlichkeit und Adel thaten ein Gleiches, und als er ein kurzes Gebet zu sprechen

begann, entblößten die Staroſten ihre Häupter, falteten ihre Hände und beteten leiſe mit. Hierauf rief der Erzbiſchof mit lauter Stimme: Der Herr ſegne Euch zu Eurem Vorhaben und gebe Euch Weisheit, das Rechte zu erkennen! Seine fromme Hand theilte den Segen aus, und dann trat er, den Rücken nach dem Throne gewendet, einige Schritte vor.

Euch, Ihr hier verſammelten Biſchöfe, Staroſten, Woiwoden und Ihr vom Adel des Königreichs Polen, Euch ermahn' ich zu Fried' und Eintracht. Das, was wir beſchließen wollen, iſt wichtig für Euch, für unſer Land, höchſt wichtig für unſern heiligen Glauben.

Schwert und Scepter dieſes ſchönen Landes liegen jetzt in der Hand einer Jungfrau, welche bisher das Scepter mit hoher Weisheit und Gerechtigkeit führte, das Schwert aber klüglich in der Scheide ruhen ließ. Mit Treue und Liebe hängen wir an unſrer edlen Königin, deren Thun und Wandel allen Königinnen der Erde ein hohes Vorbild iſt, deren Schönheit und Liebreiz alles Irdiſche überſtrahlt; und Polen findet ſich glücklich unter ihrem Scepter; aber es bedarf auch eines kräftigen Arms, das Schwert zu führen und die Feinde von ſeinen Grenzen

„Da haſt Du Unrecht gethan.“ ſagte die Dame „Warum gingſt Du nicht in ſeine Wünſche ein?“ — Leonore ſah ſie bei dieſen Worten erſtaunt an — „Du durfteſt es mich nur wiſſen laſſen, ſo blieb ich zu Hauſe, überraſchte den Herzog —“

„Und wozu ſollte das führen?“ fragte das Mädchen empfindlich.

„Wozu es führen ſollte?“ murmelte die Gräfin vor ſich hin „Zu gar Vielem! — Doch, liebe Leonore“ fuhr ſie in ſo herzlichem, gutmüthigem Tone fort, dem das weiche Gemüth des Mädchens nicht widerſtehen konnte „Sei vernünftig, ſei freundlich gegen den Herzog, gönne Deiner und meiner Feindin nicht den Triumph. Sieh nur, wie ſie höhniſch lächelnd auf Dich blickt, Du mußt, wenn es Dir auch noch ſo viel Ueberwindung koſtet, zuvorkommend gegen dem Herzog ſein. — Was ſchaden Dir die thörichten Worte eines Mannes? — Verſchließe ihnen Dein Herz, dringen ſie nicht bis zu dem, ſo ſind ſie unſchädlich.“ Dies ſagend, winkte ſie dem von fernestehenden Chevalier, ſagte ihm einige leiſe Worte, dann bat ſie ihn, zu Leonorens Erſtaunen, die heute ihre Muhme gar nicht begreifen konnte, Leonore zu jener Dame im grauen Sammtkleide zu führen, die eine Freundin von ihr ſei.

Der Chevalier reichte der Jungfrau die Hand. Zum erſtenmale ruhte ſie in der Seinigen, zum erſtenmale fühlte ſie einen leiſen Druck, den ſie ſogar unwillkührlich erwiedert zu haben glaubte und der alle ihre Nerven erbeben ließ. Ach! Der Weg bis zu jener Dame war ſo kurz, der Augenblick ſo ſüß! — Sie dankte ihm, als er ſie der Dame übergeben hatte, mit keinem Worte, aber mit einem

abzuwehren, und auch die Jungfrau bedarf nach göttlicher und menschlicher Vorschrift eines Mannes.

Vier Fürsten haben sich um sie und um die Krone beworben. Einer von ihnen, der Herzog von Oppeln, ist zurückgetreten, da er keine Stimme fand, die für ihn sprach. Es sind also noch drei vorhanden: die Herzöge von Oestreich und Masovien und der Großfürst von Lithauen. Für Ersteren spricht die frühere Verlöbniß mit der Königin, für den zweiten, daß er ein Eingeborner und aus dem alten Geschlecht unsrer Könige stammt, für den Dritten das Wohl des Landes und Gott selbst. Bedenkt dies; bedenkt aber auch, daß es mehr unsere Pflicht ist, Polen einen König, wie es ihn bedarf, als der Königin einen Gemahl nach ihrem Wunsche zu wählen; bedenkt die Millionen heidnischer Seelen, welche sich nach der heiligen Taufe sehnen.

Was brauchen sie auf die Krönung ihres Großfürsten zu warten, um ihre Sehnsucht zu stillen, unterbrach Casimir den Erzbischof, es gibt zur Taufe Wasser genug in Lithauen, was brauchen sie es erst in Polen holen zu wollen. — Aber der allgemeine stürmische Ruf, daß er schweigen möge, ließ ihn nicht weiter reden.

Der Bischof hatte einen zornigen Blick auf den jungen Mann geworfen, der wie ein kühner Athlet stolz und kampflustig dastand; doch der furchtbare Blick entmuthigte ihn nicht. Er mußte zwar schweigen, aber seine Haltung zeigte nur zu gut, daß die Königin an ihm einen rüstigen Vertheidiger haben würde. Der Erzbischof fuhr, da es wieder ruhig geworden war, fort:

Ja, bedenkt die Millionen Seelen, die durch die Wahl Jagiello's in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt werden. Bedenkt die Macht Lithauens, dieser starken Vormauer gegen das unbändige Volk der Moskowiten, bedenkt, daß der Großfürst seine Schätze und Macht zur Eroberung der vom Lande abgerissenen Provinzen verwenden will, und hat Euch Eure Weisheit gezeigt, welcher Nutzen dem Vaterlande aus dieser Vereinigung wird, so fühlt auch als gute Christen, welchen Lohn Ihr Euch dereinst erwerben werdet, habt Ihr solch frommes Werk befördert; fühlt aber auch, welche Verantwortung Ihr übernehmt, hindert Ihr es. Dort wird Euch der Segen der Kirche, hier ihr Fluch! Ich und alle Bischöfe, sprach er dann, seine Rechte emporstreckend, wir stimmen für Jagiello von Lithauen.

Auch wir! riefen der Kastellan von Krakau und seine Parthei. Bei diesem Rufe erhob sich plötzlich der Adel von Màsovien und schloß sich der Parthei des Herzogs von Oestreich an, die jetzt mit lauter Stimme rief: Der Herzog von Oestreich sei unser König!

Da trat, ehe noch der Tumult gröſser, die Säbel gezückt wurden, Gnievos von Dalewycz vor und wendete sich an die Seinen: Ihr lieben Freunde, sprach er zu ihnen, Ihr wißt, wie treu ich dem Herzog anhänge, wie sehr ich die Wünsche der Königin zu erfüllen mich bestrebt habe; deshalb kann wohl keiner unter Euch zweifeln, daß ich mich der Wahl des Groſsfürsten bis zum letzten Augenblick mit festem Willen entgegensetzen würde, so lange ich irgend noch eine Hoffnung nähren könnte. Blickt aber hinüber nach unsern Gegnern, seht ihre Anzahl durch die frommen Bischöfe so sehr verstärkt, blickt auf unser Häuflein, immer noch klein, obgleich die Freunde von Masovien zu uns getreten sind, und jedes ruhige Gemüth wird leicht einsehen können, daß für uns nichts mehr zu hoffen ist. Wer daher sein Vaterland wahrhaft liebt, wer es vor Zwietracht und inneren Unruhen, die es schon so oft zerrissen haben,

schützen will, der folge meinem Beispiele. Dies sagend, trat er mit Mehreren hinüber zu der Partei Jagiello's.

Und blieb' ich allein, und müßte ich unter Eurer Aller Schwertern verbluten, rief jetzt, keck hervortretend, Casimir, so ruf' ich doch, trotz den Verräthern, mit lauter Stimme: Es lebe Herzog Wilhelm von Oestreich, der Verlobte der Königin! Bei diesen Worten zog er sein Schwert und schwang es drohend und herausfordernd über seinem Haupte; die der Königin treu Gebliebenen thaten ein Gleiches. Auch die andere Partei machte sich mit blanker Waffe zum Angriff bereit und beide Theile drangen so wüthend auf einander, daß der Erzbischof, ein Cruzifix erfassend, sich kaum noch zwischen die Wüthenden werfen konnte.

In diesem Augenblick wurden die Thüren des Saales geöffnet und Hedwig, von ihren Frauen begleitet, die Krone auf ihrem Haupte, trat unerwartet ein, stutzte einen Augenblick beim Anblick der gezogenen Schwerter — schritt aber dann mit königlicher Würde auf die Streitenden zu, die bei ihrem Erscheinen die Schwerter senkten, ehrfurchtsvoll Platz machten, und als die Köni-

gin den Thron bestieg, die Säbel in ihre Scheiden warfen.

Als sie Platz genommen, jeder das Knie ehrfurchtsvoll vor ihr gebeugt und eine feierliche Stille im Saale herrschte, erhob sie sich vom Throne.

Bischöfe und edle Herren des Polenlandes! redete sie die Versammlung an, den Zweck Eures Hierseins kennend, hab' ich mich unaufgefordert in Eure Mitte begeben, und Ihr habt mich mit dem Schwert in der Hand begrüßt, mit dem Schwert in der Hand habt Ihr über das Schicksal Eurer Königin beschließen wollen. Ihr wollt König Ludwig, meinem edlen Vater, ein Recht entziehn, das jeder unter Euch in seinem Hause übt, das Recht, über die Hand seiner Tochter zu bestimmen, Ihr wollt mir, Eurer Königin, verweigern, was kein weiser Vater seiner Tochter verweigert, der Wahl ihres Herzens zu folgen, wenn sie ehrenvoll und ebenbürtig ist. Hab' ich, als Ihr mir diese Krone anbotet, als Ihr sie mir auffetztet, Erzbischof von Gnesen, hab' ich gelobt, den Gatten aus Eurer Hand zu empfangen? Hab' ich gelobt, meinen Willen dem Euren unterzuordnen, die Neigung meines Herzens Euren Launen zu opfern?

Des Landes Beſtes zu fördern, habt Ihr gelobt, nahm der Kaſtellan von Krakau ſchnell das Wort, als eben die Königin, mit raſchem Blick die Verſammlung überſchauend, einen Augenblick ſchwieg. Und des Landes Wohl verlangt, daß ein Mann auf dieſem Throne ſitze, der des Thrones würdig iſt und zum Heil des Landes den Scepter führen kann.

Und erfüllt ein Herzog von Oeſtreich nicht das, was Ihr verlangt? nahm die Königin das Wort und ihr ſonſt ſo heiteres Antlitz umdüſterte ſich. —

Nein! erwiderte keck der Kaſtellan, die Kraft des Einzelnen vermag wenig, wenn die Macht ſie nicht unterſtützt. Der Herzog von Oeſtreich taugt nicht für dieſes Land, wir wollen ihn nicht zu unſerm König, er iſt unſern Sitten fremd und wir ſind keine deutſchen knechtiſchen Vaſallen.

Ueberdies, fiel der Erzbiſchof von Gneſen, die Heftigkeit des Kaſtellan fürchtend, dieſem in die Rede, bitt' ich die von uns Allen ſo hoch verehrte, geliebte Königin, zu bedenken, daß ihr frommes Gemüth Euch ſchon allein beſtimmen müßte, ihr Herz den Eindrücken irdiſcher, ſinnlicher Liebe zu verſchließen und es nur der ewi-

gen Liebe zu öffnen. Wer von allen Fürsten der Erde kann sich rühmen, der von Gott Erkorne zu seyn, durch dessen Hand Millionen Ungläubige in die Kirche Christi eingeführt werden sollen? Welches kleinen irdischen Opfers bedarf es, um die herrlichste Glorie des Himmels sich zu erwerben? —

Vor Gott hab' ich mich dem Herzog von Oestreich feierlich verlobt. Muß ich meinen Eid nicht halten, Erzbischof? fragte Hedwig den Hirten, dem es nicht um sie, dem es nur um die verlornen Schaafe zu thun war.

Den Eid müßt Ihr halten, Königin! so lange der heilige Vater Euch nicht dessen entbindet, erwiderte der Erzbischof — Und da er mir Vollmacht ertheilt hat, es zu thun, so entbinde ich Euch hiermit des feierlich gethanen Gelübdes, dem Herzog Wilhelm von Oestreich Eure Hand zu reichen.

Dies hatte die Königin nicht erwartet, es überraschte sie; doch faßte sie sich schnell. Entbindet mich auch Euer Wort, so mag ich ein Band nicht zerreißen, das ich feierlich knüpfte, sprach sie mit Festigkeit. Darum beantwortet mir, Prälaten und Edle, jedoch mit der Ruhe, welche meine Gegenwart erheischt, die Frage:

Wollt ihr mich zwingen, den Großfürsten von Lithauen zu ehelichen? Die Bischöfe und die von des Großfürsten Partei sprachen ein lautes, stürmisches Ja! Die auf der Seite der Königin waren, riefen: Eure Wahl sei frei!

So wie ich sehe, finde ich in dieser Versammlung nur wenige Freunde, viele dagegen, die ich meine Feinde zu nennen ein Recht hätte. Die Mehrzahl ist wider mich, die geringere sehe ich kampflustig vor mir, und so würde Blut fließen und das will ich nicht. Ich habe das Wohl des Landes zu fördern geschworen und ich will meinen Schwur redlich halten, will Zwist und Blutvergießen hindern und mich in den Willen der Mehrzahl fügen.

Ihr wolltet? rief der Erzbischof von Gnesen; Ihr wolltet? hallte es im verschiedenen Ton und Ausdruck durch den weiten Raum des Saales. Alles gerieth in Bewegung und Casimirs Hand fuhr nach der Wehr.

Ich will es! sagte Hedwig, und ernst und würdevoll stand die funfzehnjährige Königin im Kreise der tobenden Menge, und ihren Arm gegen die Versammlung streckend, gebot sie Ruhe. Und alsbald ward es still um sie, als stände

sie im heiligen Gotteshause vor der Gruft der Könige.

Ihr wollt mich zwingen einen Gatten zu wählen, den ich nicht kenne, begann sie jetzt, einem Verlobten zu entsagen, dem ich mein Herz geschenkt. — Wer das von mir fordert, liebt mich nicht, auch mir kann er nicht werth seyn. Ich habe mich nicht um Eure Krone beworben, habe mich nicht beeilt, sie zu empfangen und mag sie, die solches Opfer von mir verlangt, und mich jetzt schon so sehr drückt, nicht länger tragen. Nehmt sie aus meiner Hand zurück und laßt mich nach meinem Vaterlande ziehen. Bei diesen Worten nahm sie die Krone von ihrem Haupte und legte sie auf den Thron nieder.

Als sei aus wolkenlosem Himmel ein Blitzstrahl niedergefahren, so erschrocken, so überrascht, so betäubt standen die Versammelten vor ihrer Königin; aber kaum war der Augenblick der Ueberraschung vorüber, als der Donner dem Blitze folgte und die Versammelten unter lautem Toben nach dem Throne stürzten, Mehrere auf ihre Knie sinkend, Andere ihrem Gegner mit gezückten Schwertern drohend, laut riefen: Es lebe Hedwig, Polens Königin!

Andere, unter denen der Kastellan von Krakau, standen schweigend und finster in der Entfernung, das Ende der Begebenheit abwartend; Hedwig aber blieb ruhig und freundlich lächelnd bei dem Toben der Menge, kein schmerzlicher, kein wehmüthiger Blick zeigte, daß es ihr schwer werde, einer Krone zu entsagen. Ja! rief sie, als der Tumult immer stärker wurde und man einen dichten, undurchdringlichen Kreis um sie schloß, als ob man sie auf dem Thron zu bleiben zwingen wollte — Ja — dort liegt die Krone, nehmt sie, setzt sie dem Großfürsten von Lithauen auf das Haupt, laßt den Thron der Piasten von einem Heiden besteigen, der nicht Christi, nur des Thrones wegen, den Irrglauben seiner Väter abschwören will. Setzt den Feind Polens auf Polens Thron und zeigt damit der Welt, daß Ihr zu schwach waret den Heiden zu bekämpfen und Euch lieber demüthigend unter das Joch des Lithauers beugt. Laßt mich aus Eurer Mitte gehen, für Hedwig von Ungarn werdet Ihr wohl so viel Achtung haben, sie ungehindert ziehen zu lassen. Macht mir Platz! sagte sie dann, als der Kreis immer dichter um sie wurde.

Aber der Kreis schloß sich immer enger. Laut

Blicke, so ausdrucksvoll und doch so verschämt, daß der Chevalier sich von diesem Augenblicke an für hoch beglückt hielt und sich in das einsamste Winkelchen des Saales zurückzog, um dort ungestört sich der Ahnung und seinem Glücke überlassen zu können.

Auch Leonore hing gar freundlichen Gedanken nach, denn das Erwachen der ersten Liebe ist ein fortgesetzter Traum; ein Traumbild reiht sich an das andere und wenn auch Keines klar und deutlich dem Blicke erscheint, Alle, wie mit einem Zauberflor umwoben, vor dem thränenfeuchten Auge schweben, so giebt ihnen doch die Ahnung so liebliche Gestalten, daß man das Auge nicht von ihnen abwenden kann.

Als die Dame, zu der sie sich gesetzt hatte, sie endlich durch mancherlei Fragen aus ihren Träumen weckte, sie ihr antwortete und ihr Auge, vielleicht den Chevalier suchend, im Saale herumschweifte, erblickte sie zu ihrem Erstaunen den Herzog neben der Gräfin im emsigen Gespräche sitzen. Ihre Unterhaltung konnte nicht feindlich, nicht ernst sein, denn Beide lächelten, Beiden schien der Inhalt angenehm. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, denn ohne daß es ihr recht klar wurde, glaubte sie in dem Charakter der ihr sonst so ehrwürdig und streng erschienenen Frau irre sein zu müssen; sie glaubte jetzt die Absicht der Gräfin, sie dem Herzog näher zu bringen, nicht mehr verkennen zu können und ohne eigentlich zu wissen warum, hielt sie diese Absicht für sträflich.

„Der Herzog bezeigte sich nun während des übrigen Theils des Festes galant und zuvorkommend gegen sie und der Bitte ihrer Muhme gedenkend, wagte sie es nicht, ihn

Laut rief die Versammlung: Es lebe Hedwig, Polens Königin! — Wozu dieser Ruf? — Soll ich Eure Königin seyn, so ehrt meinen königlichen Willen! sagte sie fast zürnend; doch sie hörten nicht auf ihre Stimme und riefen immer lauter. Nur der Kastellan mit wenigen seiner Freunde blieb immer noch ruhig von ferne stehen und mischte sich nicht unter die, welche die Königin nöthigen wollten, die Krone wieder aufzusetzen. Da drängte sich der Erzbischof durch die Menge und trat, das Cruzifix in der Hand, vor Hedwig.

Erhabene Frau, edle Königin! redete er sie an. Ich und wir Alle müssen Euch Bewundrung zollen, daß Ihr, so jung noch an Jahren, doch schon so kräftig in Eurem Entschlusse seid und eine Krone ablegt, als sei sie ein verwelkter Kranz; aber erinnern muß ich Euch auch, daß Gott sie Euch gab und er Euch gebot, sie, so lang' es seine Weisheit erheischt, zu seiner Ehre zu tragen. Seht hier den Gekreuzigten! er hielt ihr das Cruzifix vor. Er trug mit Hingebung die Dornenkrone, die sein göttliches Haupt blutig stach: er, der König des Himmels, ist den Königen der Erde ein hohes Vorbild. Auch sie müssen die Krone tragen und

wenn sie noch so sehr drückt und schmerzt. Deshalb habt Ihr kein Recht, sie, die Gott Euch durch mich gab, niederzulegen: erlaubt, daß ich zum Zweitenmal Euer Haupt damit schmücke.

Nein, ehrwürdiger Herr! entgegete die Königin mit lauter Stimme, ich nehme sie nicht. Sie ist kein Schmuck mehr für mich. Beraubt sie ihrer schönsten Zier, der blitzenden Juwelen, und sie wird unscheinbar und werthlos; nehmt ihr die Macht, und sie hat für das ehrgeizigste Herz keinen Reiz mehr!

Aber bedenkt! nahm der Erzbischof das Wort —

Ja, bedenkt! fiel ihm Hedwig plötzlich in die Rede, ja bedenkt Ihr nur, die Ihr mir einen Gatten aufdringen wollet, was Ihr thut. Zwei Tage geb' ich Euch Zeit, sagte sie dann nach kurzem Sinnen. Beharrt Ihr dann noch auf Eurem Entschluß, so beharr' ich auch auf dem meinigen. Bis dahin will ich noch Eure Königin bleiben. Ohne sich an das Murren der Menge zu kehren, fuhr sie im gebieterischen Tone fort: Nun macht Platz und gönnt mir wenigstens die Freiheit, mich in mein Zimmer begeben zu können. Sie schritt, die Krone zurücklassend, die Stufen des Thrones hinab, der Kreis öffnete sich, und

nicht mehr lächelnd, ernst und feierlich schritt sie hindurch und verließ die Versammlung.

Aber ihre Mahnung, sich zu bedenken, fruchtete wenig. Der tückische Kastellan, der selbst die Geistlichkeit und den Erzbischof wanken sah, setzte Alles daran, daß Jagiello gewählt werde, und es gelang ihm endlich. Die Partei der Königin verließ unter Drohungen den Saal und Wlodko von Ogrodzyniecz, Christinus von Ostrow und Hinzo von Roskowiecz wurden beauftragt, nach Lithauen zu gehen und den Großfürsten einzuladen, sich schleunigst nach Krakau zu begeben.

13.

Durch Casimir von dem unterrichtet, was sich nach ihrer Entfernung zugetragen habe, begab sich die Königin sogleich nach dem Franciskanerkloster, und während sie nach dem Herzog sandte und ihn bitten ließ, daß er sich schleunigst einstellen möchte, ließ sie den alten ehrwürdigen Prior rufen, verschloß sich mit ihm in seiner Zelle und trat bald, jedoch traurig

gestimmt, wieder heraus: sie schien heute mit dem frommen Manne nicht zufrieden zu seyn.

Als der Herzog von Oestreich kam, blieb sie mit ihm allein und benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen. Doch! als sie auf den Moment kam, wo sie die Krone niedergelegt, unterbrach sie der Herzog mit den Worten: Das hättest Du nicht thun sollen, Hedwig!

Nicht? fuhr sie heftig auf und ihr Auge ruhte auf dem Mann ihrer Wahl.

Warum nicht? — Erst ohne Krone auf dem Haupte bin ich frei und darf mit Dir in Deine Heimath ziehen: da tritt kein Erzbischof mir in den Weg, da gibt es keine Woiwoden und Staroſten, die sich dem Wunsche meines Herzens entgegenstemmen, da bin ich als Erzherzogin von Oestreich so glücklich, wie ich es als Königin von Polen nicht seyn könnte.

Hedwig! nahm der Herzog das Wort, und schon in dem Ton seiner Stimme lag so viel Biederes, so viel Wahrheit, daß Hedwig der Redlichkeit seiner Worte wohl hatte vertrauen können. Du willst mir eine Krone opfern? — Ich bin solch ein Opfer nicht werth. Ich kann es nicht annehmen, dazu lieb' ich Dich zu sehr und kenne meine Pflicht, kenne auch mich zu gut.

Hedwig, würde auch meine Eitelkeit sich bei dem Gedanken geschmeichelt fühlen: sie hat deinetwegen einer Krone entsagt, so würde doch mein Ehrgefühl zürnen, daß ich solch Opfer annahm. Dir, Du Herrliche, Dir gebührt mehr als Polens Krone, Dir gebührt die schönste Krone der Welt, und ich, der Dich so unaussprechlich liebt, sollte sie Dir rauben? Nein, Hedwig, das thu' ich nimmermehr! —

Hat mein Besitz so wenig Werth für Dich? fragte sie, nun wohl in etwas gekränkt.

Er ist mir das Höchste der Welt, kann ich ihn ehrenvoll erlangen. Er ist mir, was dem Adler die Sonne: aufwärts nach ihr schwingt er sein Gefieder, nur nach Dir ist mein höchstes Streben!

Also mein Besitz ist Dir das Höchste? fragte sie noch einmal.

Ja, beim allmächtigen Gott! das Höchste ist er mir!

Willst Du für ihn ein Abenteuer wagen? —

Mit Freuden tausend!

So folge heute Abend Demeter, den ich zu Dir schicken werde, sprach sie, und als sein Haupt bejahend nickte, blickte sie, von Liebe erglüht, an ihm auf, sank an seine Brust und

überließ sich ganz dem Gefühl ihrer unaussprechlichen Liebe. Plötzlich aber wand sie sich aus seinen Armen. Die Zeit ist kurz, wir müssen uns trennen, auf baldiges Wiedersehen! rief sie, entfernte sich schnell und ließ den Herzog erstaunt und erwartungsvoll zurück.

Casimir war der Königin heute nicht nach dem Kloster gefolgt: er saß auf seinem Zimmer im Schlosse im tiefen Schmerz versunken, als ein alter Mönch zu ihm eintrat, bei dessen Anblick der Jüngling rasch von seinem Sitze auffuhr und den Greis in seine Arme schloß. Wie kommt Ihr nach Krakau, ehrwürdiger Vater? rief er, dem Mönche mehremal die Hand küssend. Was führt Euch zu mir in der Zeit der Noth? Ist es ein Engel Gottes, der Euch mir sandte?

Es ist Dein Ohm, der Kastellan! Vielleicht auch jetzt Dein warnender Engel, erwiderte der Mönch, während Casimir ungläubig den Kopf schüttelte. Du theilst mit ihm nicht gleiche Ansicht, fuhr der Mönch fort, er stimmt für den Großfürsten, Du für den Herzog von Oestreich; wer von Euch beiden das Rechte erwählt hat, weiß ich nicht, kümmre mich auch nicht darum und bleibe, wie immer, den Welthändeln fremd.

Aber was ich noch von ihm über Dich hörte, betrübt und bekümmert mich, denn es trifft Dein Herz, das von früher Jugend an meiner Leitung anvertraut war und das ich, wie ich sehe, so wenig, wie Dein heftiges Gemüth, vor Thorheiten bewahren konnte. Seit den drei Tagen, daß ich hier bin —

Schon drei Tage waret Ihr hier und ich sehe Euch erst heute? —

Ja mein Sohn, in den drei Tagen habe ich Dich aus der Ferne beobachtet und gefunden, daß des Kastellans Scharfblick nicht falsch sah. Du liebst! —

Ja Vater!

Du liebst ein schönes Mädchen, ganz Deiner würdig: sie ist edel und tugendsam und ihre Neigung zu Dir ist so stark, daß sie ihr den Himmel oder die Hölle öffnen wird.

Ihr meint?

Marie Volkarey!

Ihr irrt, Vater!

Gebe Gott, daß ich nicht irre; doch ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst. — Du meinst, fuhr er, einen mitleidigen Blick auf seinen Zögling werfend, fort, Du liebest die Königin? — Thor! wohin verlockte Deine Eitelkeit? Knie

anbetend vor dieser Himmlischen nieder, aber wage nicht, Deine unheiligen Wünsche zu ihr zu erheben. Folge lieber Deinem Herzen, als Deinen trunkenen Sinnen.

Ist der Mensch immer Herr seines Herzens? sagte Casimir zerknirscht, denn der Pater Johannes, sein alter treuer Lehrer, sein zweiter Vater, zürnte mit ihm. Casimir! nahm' der Mönch das Wort, der edle Mann weiß sein Herz zu verschließen, wenn es ihn zu einer schlechten That verlocken will.

Vater! unterbrach ihn der Jüngling heftig.

Du kennst mich, fuhr jener ruhig fort, ich nenne jedes Ding bei seinem Namen und versüße meine Arzeneien nicht, deßhalb höre mir ruhig zu. Du handelst schlecht an Marie, Du willst sie täuschen und täuschest Dich selbst, denn ihr gehört Dein Herz; was Dich nach der Königin zieht, ist Sinnlichkeit! —

Es kann seyn! sagte Casimir nach einer langen Pause, während welcher er über sich nachgedacht haben mochte, es kann seyn, daß Ihr recht habt, daß ich Neigung für Marie fühle: es kann wahr seyn, daß meine Sinne allein mich zu den Füßen der Königin locken; aber auch ein Höheres zieht mich zu der Krone der

Frauen, ein Etwas, das ich mir selbst nicht zu enträthseln vermag. Nennt es Bewundrung, Verehrung, Anbetung, ich weiß es selbst nicht, was es ist. Ein Kuß von ihren Lippen, mein kühnstes Begehren, würde mich zum Glücklichsten der Erde machen, und doch, sollte auch der Schmerz jede meiner Adern darüber zersprengen, mein Herz darüber brechen, könnte ich sie doch dem Herzoge von Oestreich zum Traualtar entgegen führen, denn nur ihr Glück will ich, ihm opfr' ich freudig das meine.

Ein sanftes Lächeln umzog die bleichen Lippen des Mönches. Gottlob! ein Bösewicht bist Du nicht, sprach er, die Hand traulich auf Casimirs Schultern legend — aber ein Wahnsinniger bist Du, den Schwärmerei dem Abgrund nahe bringt, in den er stürzen wird, wenn sich ihm nicht bald eine rettende Hand bietet. Höre mich an, Casimir! Höre auf meine Worte.

In diesem Augenblick störte sie ein Diener, der den Jüngling entbot, sogleich zur Königin zu kommen. Ohne auf des frommen Mönches weise Lehren zu achten, verließ er eilig das Gemach.

14.

Ehe noch Casimir zu seiner Herrin berufen worden war, hatte sie nach dem Harfner geschickt. Er trat mit flammenden, doch freundlichen Augen bei ihr ein und weckte sie aus sonderbaren, finsteren Träumen.

Demeter! redete sie ihn an, gut, daß Du kommst, ich bedarf Deines Rathes. Du findest mich in einer trüben Stimmung, in einer verhängnißvollen Stunde. Mein Geist ist mit düstern Bildern beschäftigt und die Hoffnung, so sehr ich sie auch herbei rufe, kann sie mir nicht freundlich erhellen. Mir ist's, sprach sie, und noch standen die Schattenbilder ihrer erhitzten Phantasie vor ihr, mir ist's, als schritt ein finsterer Geist durch dieses alte Schloß, als folgten seinem hohlen Tritt all' meine Freuden, als wickelte er in seinen Nebelmantel, dieses lustige Leichentuch, jene Träum' aus meiner Frühlingszeit und nähme sie mit sich in sein finstres Grab. Ich höre, wie er hinter mir geschlichen kommt, ich fühle seinen eisigen Hauch, und dann ist's mir, als wollte er seinen Mantel auch über mich breiten, und die Wonne, all' mein geträumtes Glück, die Hoffnung selbst

nimmt er mit sich; mir läßt er nichts als eine finstre, freudenlose Zukunft.

Faßt Euch, Herrin, fasset Muth!

Glaubst Du, der Muth gebräche mir? — Wahrlich nein! — Wär' ich entmuthigt, beugt' ich mich vor meines Schicksals Macht. — Das thu' ich nicht. Ich kämpfe, so lange ich kann, um meinen freien Willen, um des Herzens Traumglück, und ist's Unmöglichkeit, es zu erringen, dann fass' ich kühn die Zügel jener wilden Rosse, die mich auf rauher Bahn zum Ziele führen sollen und lenke sie mit Ruhe und Kraft. — Sie sollen mich nicht zwingen, den Weg gehen, den sie mir vorgeschrieben, und rieth mir die Klugheit, ihn zu gehen, setzte sie ernst hinzu, so sei's freiwillig!

Versteh' ich Euch recht?

Ich glaube. — Mißglückt auch das letzte Wagniß, dann verschließ' ich dieses Herz der Liebe, denn er will mein Entsagen nicht, opfere die Hoffnung, ihre Sehnsucht, ihre Kränze meinem Volk und weihe mich für dieses — dem Unglück! —

Ich sehe, die Krone hat sich zu fest in Eure Stirn gedrückt, um sie leichtsinnig wegzuwerfen.

Du irrst! rief sie mit Heftigkeit — ich wollte sie der Liebe opfern, sie nahm das Opfer nicht aus meiner Hand! — Ihre Kniee wankten, indem sie dieses sprach. Sie schmiegte sich erschöpft an die Brust des Greises, der, sie wehmuthsvoll an sich drückend, die zitternde Hand auf ihre Stirn legte. Engel! sprach er tief bewegt, Wesen! zu schön und zu gut für diese Welt, vollbringe Dein Werk und ziehe dann heim in Frieden!

Ich werd' es vollbringen! sagte die Königin und hoher Muth strahlte aus ihrem Auge. O Demeter! rief sie dann schmerzhaft, Du hast einen Stachel in dies Herz gedrückt, der den Zwiespalt in ihm erweckt und mir das feste Vertrauen zu seinem liebenden Herzen genommen hat. Ich darf ihm die Krone nicht opfern, und so muß ich sie wohl behalten. Doch ein Ausweg bleibt mir noch. Bringe den Herzog heimlich ins Schloß, und dann hab' ich noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich zwinge dann die stolzen Magnaten vielleicht doch noch, ihn als meinen Gemahl zu krönen, und öffne zwischen mir und dem Heiden eine unübersteigliche Kluft.

Königin! errath' ich Eure Absicht? fragte der Harfner besorgt.

Der Priester soll ein Band um uns knüpfen, das keine Versammlung von Wüthenden mit ihrem tollen Ausspruch zerreißen kann. —

Und wenn sie dennoch? —

So ziehe ich von den Ufern der Weichsel mit meinem Gatten an die Donau.

Auch ohne Krone? — Königin! sagte der Alte bewegt, ich fürchte, der Herzog bietet seine Hand nicht zu dem gewagten Spiel, denkt an seinen Schwur! —

Hedwig wurde nachdenkend; sie stand mit gesenktem Haupte vor dem Alten, doch rasch erhob sie es. — Versagt er mir jetzt, da ich noch Königin bin und mit jedem Augenblick, wenn ich will, die Krone wieder auf mein Haupt setzen kann, mir am Altare die Hand zu reichen, dann ist er meiner Liebe nicht werth, dann gehöre ich ganz meinem Volke.

Geh' zu ihm, fuhr sie ruhiger fort, mach' ihn mit Allem bekannt, bestimme ihn, sich unter einer Verkleidung, Dein erfindungsreicher Geist wird schon ein Mittel auffinden, sich in das Schloß zu schleichen, und dann

hoff' ich mit Gott, es wird sich Alles zu unserm Besten gestalten.

Mich verläßt die Hoffnung, sagte der Alte traurig.

Kleinmüthiger! zürnte die Königin, begleitet sie Dich nur auf den Schwingungen Deiner Saiten und verläßt sie Dich im wirklichen Leben, dann beklage ich Dich, denn dann ist der Harfner nur glücklich, nicht der Mensch.

Auch ohne daß mich die Hoffnung begleitet, gehe ich, zu thun wie Ihr befohlen, sagte Demeter und ging nach dem Pallast Lobzow zu dem Herzoge.

Er sagte hier diesem unumwunden, was die Königin von ihm verlange, und da er es Hedwig überließ, in Rücksicht der heimlichen Vermählung mit dem Herzog selbst zu sprechen, und diesen Punkt überging, zögerte der Herzog keinen Augenblick, in den Vorschlag Demeters einzugehen, sich als dessen Diener zu verkleiden, die Harfe ihm nachzutragen und sich mit ihm in der Dämmerung in das Schloß zu schleichen, so sehr sich auch der Stolz des Herzogs sträubte, in dieser elenden Verkleidung sich der Gefahr, erkannt zu werden, auszusetzen. Demeter hatte schon deshalb seine

Diener und die Harfe mitgebracht, ein falscher Bart, wie ihn der Diener trug, deckte bald das krause Barthaar des Herzogs, und als es dämmerte, durchschritt dieser, die Harfe am grünen Bande über seine Schulter geworfen, mit Demeter die Straßen nach dem Schlosse. Niemand erkannte ihn.

Sie fanden die Zugbrücke aufgezogen und das Thor geschlossen, und auf Demeters wohlbekannte Stimme, von welchem die Wacht es gewohnt war, daß er oft erst bei Nachtzeit in das Schloß zurückkehrte, wurde die Brücke niedergelassen und die kleine Pforte geöffnet. Der Anführer der Wacht trat heraus, und da er niemand als Demeter und seinen Diener zu erblicken glaubte, brummte er zwar, daß der Alte ihn in seiner Ruhe gestört habe, befahl jedoch, ihn einzulassen. Demeter ging voran, der Herzog folgte; doch die Harfe über die Schulter, ward es ihm schwer, durch die enge Pforte zu kommen: er beschädigte die Harfe und mußte sich deshalb von dem Alten wacker ausschelten lassen, kam jedoch, trotz dieses Aufenthaltes, unerkannt in den Schloßhof und in die große Halle, welche zu dem Rastsaal führte. Hier begegnete ihnen, in dem Augenblick, als Demeter dem Herzog

die Harfe abnahm, Casimir, der eben von der Königin zurückkam. Eine brennende Kienfackel, welche die Halle erleuchtete, warf ihr Licht auf des Herzogs Antlitz. Casimir erkannte ihn, ging jedoch schweigend an ihm vorüber, doch schien ihm nun der Königin Verlangen nach einem Priester klar zu werden. Der Gedanke, der ihn ergriff, durchschauerte ihn: unschlüssig stand er einen Augenblick; doch an das denkend, was er vor kurzem seinem alten Lehrer versichert, ging er mit festem Vorsatz, nur Hedwigs Glück zu befördern, zu dem auf ihn harrenden Mönche zurück.

Die Königin wünscht noch heute ihr beunruhigtes Gemüth Euch auszuschütten und verlangt Euch zu beichten, sagte er diesem beim Eintreten.

Nach mir verlangt sie und zu dieser Stunde? fragte der Mönch erstaunt.

Euch benannte sie nicht, mein Vater, erwiderte Casimir, sie befahl mir, einen Priester zu rufen, dem sie beichten könnte. Thut, was sie von Euch verlangt, ich bitte Euch, thut es meinetwegen.

Der Mönch, immer noch staunend, warf einen durchdringenden Blick auf Casimir und

ſagte dann: Ich werde zur Königin gehen, Du kannſt es ihr berichten. Caſimir entfernte ſich ſogleich.

15.

Der Harfner hatte unter ſeinem weiten Mantel die Kleidung des Herzogs mit in das Schloß gebracht, ſo daß dieſer auf des Harfners Kammer ſich umkleiden konnte, ehe er vor Hedwig erſchien.

Wilhelm! rief die Königin ihm entgegen, ſei mir heute doppelt gegrüßt. Verödet iſt dieſer Theil des Schloſſes, jedermann iſt entfernt, die Kapelle iſt geſchmückt, die Kerzen brennen, jeden Augenblick erwarte ich den Prieſter, der uns für ewig verbinden ſoll.

Hedwig! rief der Herzog erſtaunt.

Ja mein Geliebter, Alles iſt bereit, fuhr ſie fort, auch Deines Schwures hab' ich gedacht. Noch bin ich Königin, noch kann ich mich mit der Krone ſchmücken! Biſt Du erſt mein ehelicher Gemahl, was wollen ſie dann? Trennen können ſie uns nicht, mich vom Throne ſtoßen? — das thun ſie nicht.

Was bleibt ihnen übrig, als Dich zu krönen! — Oder zagst Du?

Ich zage nicht; doch überlege ich die Folgen dieses heimlichen Trugs.

Herzog von Oestreich! nahm jetzt Hedwig das Wort und stand eine Zürnende vor ihm, Herzog, glaubt Ihr, die Königin von Polen stehe eine Bettlerin vor dem Herzoge von Oestreich und bitt' ihn, ihre Hand anzunehmen? Hedwig streckt sie aus nach allen vier Weltgegenden, und die Fürsten eilen herbei, sie und ihr Land zu gewinnen. Wer um meinen Besitz nichts zu wagen vermag, ist meiner nicht werth!

Bei Gott und Sanct Georg! so wär' es! rief der Herzog, sie umschlingend. Wer für Dich, holdes Wesen, nicht sein Leben wagen könnte, wäre nicht werth, daß ihm die Sterne Deiner Augen leuchteten! Ja Geliebte, für Dich Alles zu wagen, ist das herrlichste irdische Loos! — Komm hin zum Altar, dort spreche der Priester das Segenswort, das uns ewig verbindet. O, wie irrst Du an mir! — Was ich sorge, warum ich zage, ist nur für Dich, an mich denkt meine erglühte Seele nicht, nur an Dich denkt sie, nur an Dein Glück! —

Der Unmuth war mit diesen Worten aus

Hedwigs Seele geschwunden, sie reichte ihm zur Versöhnung ihre Lippen zum Kuß und die Minuten schwanden auf Flügeln hoffnungsvoller Liebe; nur Ungeduld, daß der Priester noch nicht da sei, unterbrach zuweilen diese seligen Augenblicke. Da meldete Marie, daß Casimir draußen harre und die Königin zu spreche wünsche. —

Gottlob! rief diese, jede Minute wird uns nun unserm Ziele näher bringen. — Ist Casimir allein? fragte sie dann.

Allein, erwiderte das Fräulein.

Sonderbar! murmelte Hedwig vor sich hin. — Führ' ihn in mein Gemach, befahl sie dann, und entferne Alles von dort und sag' Demeter, daß er mit den Ungarn nach der Kapelle gehe; Du aber erwarte mich in der Halle. Hierauf noch einmal den Geliebten umarmend, entfernte sie sich, schritt durch eine Tapetenthür über einen langen Gang und trat in ihr Gemach, als Casimir eben die Thür öffnete.

Ist der Pater da? fragte ihn Hedwig mit Hast. Doch Casimir, der in ihrem Anblick ganz verloren zu seyn schien, antwortete erst,

als sie die Frage mit Ungeduld wiederholte, ein dumpfes Ja!

Führt ihn in die Kapelle, daß ich dort ihm beichten kann. Ich fühle in diesem entscheidenden Augenblick meines Lebens eine Sehnsucht, mein Herz auszuschütten. Führt ihn schnell dorthin.

Nein! erwiderte Casimir trotzig und sein Auge flammte, seine Lippen bebten, indem er dies kurze Wort sprach.

Nein? und das wagt Ihr Eurer Königin zu sagen? fuhr Hedwig überrascht und zornig auf — Ihr wagt —

Weniger als Ihr! — Ja! rief er plötzlich, und die Königin sah mit angstvollem Beben auf den Mann, auf dessen Gesicht sich alle wilden Leidenschaften aussprachen. Ja, der Sturm hat die Wogen meines Herzens lange gepeitscht, sie haben endlich den Damm durchbrochen: nun mögen sie hinströmen und Feld und Flur, Leben und Glück, irdische und himmlische Seligkeit zerstören! Die Königin wollte sich bei diesen Worten entfernen, denn sie glaubte, der Unglückliche sei wahnsinnig gewor-

den. Er aber rief ihr in gebietendem Tone zu: Verlaßt dies Zimmer nicht, draußen sinkt Ihr dem Heiden unwiderruflich in die Arme; bleibt und hört mich an. Hedwig faßte Muth und blieb.

Ihr wollt beichten? fuhr er nach kurzem Schweigen fort, dem ist nicht so: der Priester soll Euch dem Herzog von Oestreich antrauen.

Das soll er! sagte die Königin mit Fassung. und wer mich liebt, folge mir zum Altar und sei Zeuge meines Glücks.

Wer Euch liebt? — Keiner liebt Euch wie ich: dieses Herz verzehrte schon lange die glühendste Liebe; je tiefer ich sie barg, desto heller schlägt nun die Flamme empor! rief er, sich ihr nähernd. Ich liebe Euch so heiß, so glühend und doch so wahr, daß ich dem Priester den Dolch auf die Brust setzen und ihn zwingen will, den Segen über Euch in seiner Todesangst zu sprechen: ich liebe Euch so unaussprechlich, daß ich den Anblick ertragen will, Euch in des Habsburgers Armen zu sehen, ohne vor Wuth zu sterben.

So führt den Priester in die Kapelle! be-

fahl, die Geistesgegenwart nicht verlierend, die Königin.

In der Kapelle zum Traualtar? — Ja! — Aber Königin! welcher Lohn soll mir dafür werden?

So lange die Krone mein Haupt schmückt, so lange ich lebe, will ich Euch dankbar lohnen mit Gold, Gut und Würden.

Mit eitlem Tand wollt Ihr dem Manne lohnen, der sein tobendes Herz mit eigner Hand zerfleischte, um es Eurem Glücke zu opfern? — Bietet mehr, bietet Höheres, bietet ihm, was sein flammendes Auge, sein glühender Mund ungestüm fordert.

Unglücklicher, entferne Dich! befahl Hedwig, in den stier auf sie gerichteten Augen den Wahnsinn seiner Liebe lesend. —

Entferne ich mich, so entfernt sich der Priester mit mir, sagte er mit verbissenem Grimm, ich gehe dann in die Versammlung der Magnaten, die sich bei dem Kastellan vereinigt haben, zeige ihnen an, was vorgefallen, und der Herzog, den Ihr in Eurem Zimmer verborgen habt, wird das Opfer. — Ihr seht, er ist in meiner Gewalt, mit ihm auch Ihr! Ein Wort von Euch zerreißt für ewig die Bande, die Euch

an ihn knüpfen; gewährt mir, o ich bin ein genügsamer Bettler! und sie knüpfen sich noch in dieser Stunde unauflösbar!

Mit Stolz und Verachtung blickte die Königin auf den Wahnsinnigen, der jetzt starr, fast leblos vor ihr stand: dann ergriff er plötzlich ihre Hand und hielt sie, trotz ihres Sträubens, fest. Hedwig! sagte er mit bewegter Stimme, ruft das Wehe über Euch und mich nicht herbei, seid nicht grausam gegen Euch, gegen mich, ein Liebeshauch, ein Liebeswort genügt mir: sprecht es aus, reicht mir den Mund zum ersten, und ich schwöre bei Gott zum letzten Kusse.

Elender! rief die Königin empört, stieß ihn, da er sie an sich zog, mit starker Kraft zurück: Elender! wag' es, die Lippen Deiner Königin zu berühren! Bei Gott und allen Heiligen, ich rufe um Hülfe und lasse Dich von meinen Dienern aus diesem Fenster werfen!

Eure Diener sind durch mich entfernt, sagte er mit bitterm Hohngelächter, sie hat der Elende nicht zu fürchten, wohl aber sich selbst. Deßhalb auf Wiedersehen, stolze Fürstin!

Er ging langsamen Schrittes aus dem Gemache, durchraunte, kaum, daß er die Thüre

hinter sich hatte, die anstoßenden Zimmer und stieß in der Halle auf Marie.

Wohin? rief ihm diese entgegen und hielt ihn zurück, da ihr sein verstörter Blick verrieth, daß etwas Unglückliches vorgefallen seyn mußte. — Wohin? Um Gotteswillen steht mir Rede!

In die Kapelle zur Hochzeitfeier! —

Wißt Ihr? unterbrach ihn Marie erschrocken.

Ich weiß, daß ich unglücklich bin, aber auch niemand um mich glücklich werden soll! rief er, mit dem Fuß den Boden stampfend.

Casimir!

Was willst Du von mir? Mein Herz? das ist zerrissen; mein Glück? O! das ist verscherzt! Ich stehe vor Dir wie ein Kain, den der Vaterfluch traf, denn ihr Fluch traf den Elenden und trieb ihn aus seinem geträumten Eden in die weite, wüste Welt. Was willst Du noch von mir?

Dein glühendes Haupt an meine ängstlich klopfende Brust legen, daß es dort Ruhe und Besinnung wieder finden kann.

An Deiner Brust? rief er, hell auflachend. Träume nicht solchen schönen Traum!

Casimir! rief sie, da er sich von ihr los-

reißen wollte, haſt Du mich je geliebt, ſo bleibe hier.

Dich hab' ich nie geliebt, nur die ſtolze Königin liebt' ich, ſagte er kalt.

Heilige Mutter Gottes! lallte Marie und ſank leblos in ſeine Arme.

Als er unwillkührlich ſie umfaßte und feſthielt, heftete ſich ſein wildflammendes Auge auf die Erbleichte: da beſchlich ihn Mitleid, ſein beßres Gefühl erwachte, er ſetzte ſie auf eine Steinbank ins Fenſter und wollte verſuchen, ſie ins Leben zurückzubringen. Aber Nein! rief er plötzlich, erſt die Rache, dann das Erbarmen!

Er eilte, von ſeinem böſen Dämon getrieben, nach der andern Seite des Schloſſes zu ſeinem Oheim, dem Kaſtellan. Seine Wange glühte, ſein Auge flammte, als er eintrat. Er war überraſcht, nebſt Mehreren von des Großfürſten Partei, auch Gnievos und ſeinen Lehrer, den Mönch hier zu finden. Jene ſaßen um einen Tiſch und zechten, der Mönch ſtand in einer Fenſtervertiefung und ſein Auge heftete ſich ernſt auf den Eintretenden.

Was willſt Du bei uns, Frauenknecht? rief ihm der Kaſtellan, ehe er noch ſelbſt zu re-

den vermochte, entgegen. — Doch gut, daß Du freiwillig in unsre Mitte trittst, sonst hätte ich Dich wahrscheinlich wider Deinen Willen hierher führen lassen. — Diese Anrede kühlte das heiße Blut des Jünglings, sein Vorsatz wankte; aber er wankte noch mehr, als der Kastellan auf ihn zutrat und ihm mit gebietendem Tone befahl, ihm sein Schwert zu übergeben, und, bis dort drüben alles in Ordnung sei, das Zimmer zu verlassen.

Das befehlt Ihr dem Casimir von Kurozwocky? rief dieser, jetzt nur noch von Zorn erglüht — Seid Ihr mein Richter? — Seid Ihr mein Herr? Mein Schwert ist mein Heiligthum! So lange ich es noch führen kann, kömmt es nicht von meiner Seite! Bei diesen Worten zog er das Gekrümmte und rief, einen flammenden Blick umherwerfend: Wer wagt es, mir den Ausgang dieses Zimmers zu vertreten?

Wir! riefen die Anwesenden Alle und zogen gleichfalls ihre Wehr und stellten sich zwischen ihm und die Thür. Da trat der Mönch zu Casimir: Keine Uebereilung, kein Blut, mein Sohn! Spare es für Dein Vaterland und zu edleren

Zwecken auf — füge Dich in den Willen Deines Oheims.

Mein Ohr ist taub für Eure Lehre, wenn die Ehre mir Anderes befiehlt! rief er, deshalb macht Platz, Ihr Herren! Doch diese antworteten ihm durch Hohngelächter. So tretet Ihr wenigstens zur Seite, sagte er jetzt zu dem Kastellan, ich möchte nicht gern von dem Blute meines Stammes die Schneide meines Säbels röthen sehen.

Thörigter Jüngling! erwiderte der Kastellan; doch er hatte noch nicht das Wort ausgesprochen, als ihn auch schon Casimirs Linke packte, weit wegschleuderte und der Hieb seines Säbels Gnievos zuerst traf, und er nun, wie ein umstellter Löwe, rechts und links Wunden austheilend, sich durch die Ueberraschten Bahn brach.

Nun stürzte er, nicht mehr an Rache, nicht mehr an Erbarmen, nur an Hedwigs Rettung denkend, hinüber nach dem Flügel, wo die Königin wohnte. Doch schon an der Wendeltreppe fand er Wacht gestellt, die ihm den Aufgang verwehrte. Er sah nun deutlich, daß das Vorhaben der Königin verrathen sei. Aber noch glaubte er sie retten zu können, da er den Pater

Johannes mit raſchem Schritte hinter ſich kommen ſah. Er winkte ihm, ſich zu beeilen, befahl den Söldnern, ihm und dem Mönch Platz zu machen; doch dieſe hielten ihm, ſtatt der Antwort, die langen Spieße vor, und ihr Anführer donnerte ihm ein barſches: Nicht weiter, junger Herr! entgegen. Aber Caſimir, obgleich aus mancher Wunde blutend, achtete nicht auf ihre vorgehaltenen Spieße, er faßte die auf ihn gerichteten mit ſeiner letzten Kraft, hieb die vor ihm ſtehenden Söldner nieder, ſank aber, von einem Schlag auf ſein Haupt getroffen, leblos hin.

16.

Als ſich die zu Hedwigs Verderben Verbündeten von ihrer Ueberraſchung erholt hatten, folgten die nicht Verwundeten Caſimir eiligſt. Sie fanden ihn in den Armen des Mönchs, der vergebens bemüht war, ihn ins Leben zurückzurufen. Ohne viel Theil an ihm zu nehmen, befahl der Kaſtellan, ihn in ſein Gemach zu tragen, und ſchritt mit den Uebrigen die Treppe hinauf zu den Zimmern der Königin. Auf al-

len Gängen standen Bewaffnete, jeder Zugang war versperrt, die Kapelle besetzt und in diesem ganzen Theil des Schlosses sah man jetzt nur Kriegsvolk, keine Diener. So fand der Kastellan auch nicht einen, welcher der Königin seine Ankunft melden konnte; doch wenig deshalb bekümmert, trat er in das Vorgemach, wo er Marie, bleich wie eine Leiche, in einem Armsessel sitzend fand.

Wo ist die Königin? fragte er barsch, meldet mich an! — Doch das Fräulein schüttelte ihr bleiches Haupt und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie es nicht wisse. Da drang der Kastellan selbst in das Zimmer, das er gleichfalls leer fand. Doch während die Polen unter sich berathschlagten, ob sie weiter in den Gemächern der Königin den Herzog aufsuchen sollten, trat Hedwig durch eine Seitenthür ein. — Sie war ruhig und gefaßt.

Was wollt Ihr hier? Wer führte Euch in die Zimmer Eurer Königin? redete sie den Kastellan an, der, ohne verlegen zu seyn, erwiderte: Niemand, Hoheit! Wir fanden keinen Diener, keine Eurer Frauen, die Euch unsre Ankunft melden konnte, so traten wir ein. Auf

das, was wir wollen, gnüge Euch die Antwort: Wir suchen hier den Herzog von Oestreich.

Den werdet Ihr nicht finden, erwiderte Hedwig und setzte sich, dem Anscheine nach, gelassen auf ihren Armstuhl; die Röthe aber, die ihr Antlitz überflog, zeigte deutlich, daß ihr Inneres tief erschüttert sei.

Königin! begann nun der Kastellan, der Herzog hat sich in der Verkleidung eines Dieners mit dem Harfner in das Schloß geschlichen, die Kapelle, wo Euch Eure treu Ergebenen erwarteten, ist zu Eurem Empfange geschmückt. Ihr wolltet, so wie wir vermuthen müssen, Euch in der Stille mit dem Herzog trauen lassen, das Ehebündniß dann vollziehen und uns auf diese Weise zwingen, Euren Gemahl zu krönen; dies zu hintertreiben, haben wir alle Vorkehrungen getroffen. Ich bitte Euch daher, Hoheit, selbst den Herzog zu bestimmen, das Schloß noch in dieser Stunde freiwillig zu verlassen, sonst treibt ihn die Gewalt hinaus.

Kastellan! wer giebt Euch ein Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen?.

Die Nothwendigkeit zwingt mich dazu und die Macht, die ich in Händen habe, gibt mir das Recht, da die Söldner mir gehorchen, denn

Leonore

sie stehen in meinem Solde. Deshalb geht der Herzog freiwillig, oder wir tragen ihn, eine Leiche, aus diesem Schlosse.

Thut was Euch gut dünkt! sagte Hedwig, welcher eben ein Gedanke neuen Muth gab, mit Fassung. Sie glaubte den Herzog so verborgen, daß man ihn nicht finden würde und dann — sie erröthete bei ihrem Vorsatz, ihr jungfräuliches Gefühl empörte sich; aber es war ja der letzte Hoffnungsstrahl, und sie hatte ja den Vorsatz gefaßt, jeden Kampf mit dem Schicksal zu wagen, ehe sie sich ihm unterwürfe.

Noch einmal bat der Kastellan und erhielt die nämliche Antwort. Du kennst ja die Gemächer des Schlosses genau, sagte er zu einem seiner Untergebenen, führe meine Freunde! — Alle, außer dem Kastellan, verließen nun durch die nämliche Thüre, durch welche die Königin gekommen, das Zimmer.

Hoheit! begann er jetzt, Ihr habt gestern in der Versammlung des Adels und der Geistlichkeit der Krone entsagt: das hat Polen gezeigt, wie wenig Werth es für Euch hat, und dies hat viele Herzen von Euch gewendet, mir aber ein Recht gegeben, während dem Zwischenreich, denn dafür erkenn' ich die Tage, bis Ihr Euch entschieden habt,

auf dem Schloſſe der Könige als Herr zu handeln. Deshalb, ſolltet Ihr die Krone wieder auf Euer Haupt ſetzen, ſo bitt' ich Euch, verzeiht, was mein Eifer für das Wohl des Landes und was ich mit Recht gethan.

Kaſtellan! erwiderte die Königin, ſich von ihrem Sitze erhebend, Ihr ſteht in dieſem Augenblicke klein und erbärmlich vor mir! Noch begriffen, mich tief zu kränken, fleht Ihr ſchon um Vergebung und heuchelt Liebe zum Vaterlande, die Euch fremd iſt. Ich will offner gegen Euch ſeyn, ich will Euch jetzt ſchon ſagen, daß ich Euch haſſe, ewig haſſen werde; und müßt' ich dem Großfürſten meine Hand gezwungen geben, ſo thu' ich es, bei Gott! nicht eher als bis er mir feierlich gelobt, mich an Euch zu rächen. Ihr waret meines Vaters Feind, ſeid der meinige, nun, ſo kann es Euch nicht befremden, daß auch ich Eure Feindin bin! Bei dieſen Worten wendete ſie ihm den Rücken zu und würdigte ihn ferner keines Blickes mehr.

Während der Kaſtellan den Zorn der Königin noch mehr gereizt hatte, waren deſſen Verbündete über einen Gang durch mehrere Zimmer gedrungen, und endlich auch in das gekommen, wo Hedwig, ſobald ſie den Kaſtellan mit ſeinem

nem Gefolge die Treppe herauf kommen hörte, den Herzog in ein kleines daran ſtoßendes Gemach, zu dem eine heimliche Thüre führte, verborgen hatte. Aber der ſtolze Fürſt wollte hier ſeine Feinde erwarten, und ſie fanden ihn in dem Zimmer ruhig ſitzend.

Wir kommen Euch zu bitten, edler Herzog, nahm Nicolaus von Oſtrow das Wort, dies Schloß zu verlaſſen. Wie würdig Ihr auch jedes Thrones ſeid, ſo glauben doch die Polen, in Euch nicht denjenigen zu finden, den ſie zu ihrem Wohl bedürfen. Auch rath' ich Euch, alsbald die Stadt zu verlaſſen, die Gemüther ſind zu aufgeregt. Das Volk, ſeinem Adel in Allem vertrauend, murrt und Ihr wagt viel, wenn Ihr morgen noch in Krakau ſeid. Die Königin hat heute der Krone entſagt; bis ſie wieder freiwillig mit ihr das ſchöne jugendliche Haupt geſchmückt hat, darf ſie das Schloß nicht verlaſſen: Ihr werdet ſie nicht wiederſehen. Habt Ihr jedoch etwas Ihr zu vertrauen, ſo vertraut es mir, ich werde es ihr redlich mittheilen, wollt Ihr ein Brieflein ihr ſchicken, ſo werd' ich Euer treuer Bote ſeyn; nur bitt' ich, entfernt Euch. Ich möchte ſo gern kein drohendes Wort ausſtoßen, denn ich achte und

schätze Euren fürstlichen Sinn zu sehr, und möchte um Alles in der Welt einen Herzog von Oestreich nicht durch Wort und That beleidigen, deshalb bitt' ich —

Sendet nach meinen Dienern: es sollen zwölf an der Zahl mit meinem Leibroß gewappnet hieher kommen, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, sagte der Herzog im befehlenden Tone.

Wir sind Alle zu Eurer Begleitung bereit, gnädiger Herr! erwiderte Nicolaus von Ostrow.

Ich will, als Herzog von Oestreich, nicht als Gefangener dies Schloß verlassen, erwiderte Herzog Wilhelm, seine dunkeln Brauen drohend zusammenziehend. — Oder fürchtet Ihr zehn deutsche Männer, dann fürchtet den Herzog noch mehr, der 20,000 aufrufen kann, die Unbill zu rächen, die ihm hier ward. Sendet nach meinen Leuten, sprach er, ungeduldig werdend, da die Polen so lange berathschlagten, oder, bei meiner fürstlichen Ehre sei es geschworen, ich gehe nicht von hier und trotze der Gewalt!

Die Polnischen Edlen sendeten nun einen Boten nach dem Pallast Lobzow, die Diener des Herzogs mit dessen Willen bekannt zu machen. Kurz darauf trat der Kastellan herein, und

war mit dem, was Nicolaus von Ostrow und die Andern bewilligt hatten, nicht zufrieden. Auch er wollte den Herzog bereden, schon am andern Morgen die Stadt zu verlassen: der Herzog aber wandte ihm den Rücken und würdigte ihn keiner Antwort; doch äußerte er gegen Goray den Wunsch, die Königin noch einmal zu sprechen, er wurde ihm aber nicht gewährt.

Als jetzt die Diener mit dem Leibrosse in dem Schlosse einritten, begab sich der Herzog, nur von Nicolaus von Ostrow begleitet, hinunter, schwang sich auf den wiehernden Hengst und ritt bei Fackelschein langsam durch Krakau's Straßen seiner Wohnung zu.

17.

Kaum, daß der Kastellan die Königin verlassen hatte, als Marie zu ihr hereinschlich. Hedwig erschrak bei ihrem Anblick, denn wie eine Geistergestalt nahte sie sich ihrer Gebieterin, die aufsprang, ihr entgegen eilte und sie in ihre Arme schloß; aber das Mädchen sank in der Umarmung zusammen, umklammerte Hedwigs Kniee und der Schmerz lindernde Strom der

Thränen brach hervor. Beruhige Dich! sagte, sich auf einen nahstehenden Sessel setzend, die theilnehmende Königin, die, nur mit dem Herzog beschäftigt, von dem, was zwischen Marie und Casimir vorgefallen war, nichts ahnete. Ich werde mein Schicksal muthig ertragen, denn ich war auf das Aeußerste gefaßt; aber beruhige Du Dich nur, unglückliches Mädchen, spare Deine Thränen für Dein eignes Schicksal auf, verschwende sie nicht für das meine. Ist jede Hoffnung erst verschwunden, muß auch der Schmerz mit ihr entfliehen, und um das Unmögliche soll der schwache Mensch nicht mit dem Schicksal ringen. Morgen, wenn der Tag mich Trauernde begrüßt, will ich hin zu ihm, an seiner Brust meine letzte Wonne aushauchen, und mit der Stunde der Trennung, getrennt muß es seyn, soll ein neues, liebeleeres, freudenloses Leben beginnen.

Ach, Trennung ist bitter! seufzte Marie, aber sich verstoßen, verachtet zu sehen, ist noch tausendmal schmerzlicher. — Er liebt mich nicht! —

Arme Marie!

Er liebt Euch! schrie sie auf und barg ihr weinendes Haupt in Hedwigs Schooß.

Der Wahnsinnige! Diese Worte stieß die Königin mit Unmuth und Heftigkeit aus.

Nennt ihn nicht so! flehete Marie, wer könnte in Eurer Nähe weilen und Euch nicht anbeten? Aber daß er mich betrog, mich so tückisch betrog, das war nicht recht! —

Der Harfner hörte die Unterredung. Das Spiel hat ein Ende, redete er die Königin an, der Herzog ist fort.

Fort? — Aus Krakau? rief Hedwig aufspringend.

Nur aus dem Schlosse! erwiderte Demeter. Er schlich hinein wie der Marder, er zog ab wie der Löwe. Nun berichtete er, wie der Herzog nur in Begleitung der Seinen das Schloß habe verlassen wollen, und er mit ihnen bei Fackelglanz langsam, aber ungestört, über die Zugbrücke geritten sei.

Das erhebt meinen Geist, das freut mich, daß er auch in dem Bedrängniß noch wie ein Fürst handelte! rief Hedwig freudig aus. Aber Demeter, er darf nicht länger in Krakau verweilen, sein Leben steht in Gefahr.

Das fürcht' ich auch, meinte der Alte.

Und so will ich morgen hin, ihm Lebewohl

'ſagen und ihn beſchwören, nicht der Gefahr nutzlos zu trotzen.

Er wird ohne Lebewohl von dannen ziehen, meinte Demeter.

Wie ſo? fragte Hedwig geſpannt.

Ich fürchte, die Thore des Schloſſes werden ſelbſt der Königin verſchloſſen bleiben:, Niemand darf mehr ein noch aus.

Die Königin ging bei dieſer Nachricht heftig im Zimmer auf und ab, lächelte zuweilen bitter: dann ſtand ſie ſtill, nickte einigemal, als ob ſie ihren gefaßten Entſchluß billige, mit dem Kopf; dann wandte ſie ſich ſchnell nach Demeter: Morgen ſo wie der Tag graut, erwarteſt Du mich hier, mich zu begleiten.

Ich werde! ſagte der Alte verdrießlich. — Wißt Ihr, Hoheit, wie es Caſimir ergangen iſt? fuhr er dann fort.

Schweig von ihm! befahl die Königin, auf Marie weiſend, die bei des Harfners eben geſprochenen Worten ſich aufgerichtet hatte. Demeter warf einen mitleidigen Blick auf die Arme, dann fuhr er, ohne ſich an den Befehl der Königin zu kehren, fort: Der junge Mann iſt der einzige Euch treu Ergebene. —

Schweig! wiederholte die Königin, schweig von dem Verräther.

Nennt Ihr ihn so, dann muß ich zu seiner Vertheidigung reden. Casimir ist kein Verräther. Der Kastellan wollte ihn einsperren, damit er Euch nicht von seinem Vorhaben unterrichten könne, da brach er sich mit dem Schwert in der Hand Bahn durch die Verschwornen, drang aus dem Zimmer, eilte nach diesem Theile des Schlosses, der von Hellebardiren besetzt war, stürzte sich, obgleich aus vier Wunden blutend, in ihre Spieße, und ein Schlag auf sein ritterlich Haupt warf ihn zu Boden.

That er das, that er das für seine Königin? rief Marie, welche Kraft gewonnen hatte, hinzuzutreten, so lohn' es ihm Gott!

Hedwig schwieg. Und Ihr sagt kein Wort, Eure Freude über die Treue des Jünglings auszudrücken? sagte Demeter zürnend, verdient solche That kein Lob, keine Bewunderung?

Nein! erwiderte die Königin, denn ich kenne die unlautere Quelle, der sie entsprang. Geh zu Bette, Marie, ich werde Dich dahin begleiten, sprach sie dann. Du aber, Demeter, laß Dich von der Morgenröthe wecken, um hier zu seyn. Demeter ging, kehrte aber sogleich

wieder zurück und benachrichtigte die Königin, daß ein Mönch draußen stehe, der dringend Einlaß begehre. Hedwig war einige Augenblicke unschlüssig, dann befahl sie, daß er hereingelassen werde.

Gelobt sei der Heiland! redete Johannes, denn er war es, die Königin an, ihr den Segen ertheilend. Verzeiht, Königin, fuhr er dann fort, einen fragenden Blick auf die bleiche Marie werfend, den Hedwig mit einer stummen Bewegung bejahend beantwortete, verzeiht, daß ich noch so spät und in einem Augenblicke zu Euch komme, wo so mancherlei wichtige Gegenstände Euch beschäftigen müssen; aber meine Sendung leidet keinen Aufschub.

Redet! befahl die Königin.

Ich komme von meinem Zögling, von Casimir Kurozwocky, begann der Mönch, und Marie horchte aufmerksam und gespannt zu und trat näher. Er liegt an seinen Wunden schwer darnieder, hauptsächlich hat ihn der Schlag der Hellebarde schwer betäubt. In einem ruhigen Moment, wo ihm Gott den Gebrauch seiner Sinne wiedergab, bat er mich, zu Euch, meine Königin und zu dem Fräulein zu gehen, vielleicht die nämliche, die ich hier, bleich wie eine

geknickte Lilie vor mir sehe, und Euch in seinem Namen um Verzeihung zu bitten: er fühlt sein begangenes Unrecht, und der Gedanke drückt ihn nieder, ohne Eure Vergebung von hinnen scheiden zu müssen.

Er stirbt! rief Marie zusammenschreckend aus.

Der Tod geht oft an der Jugend vorüber, streckt wohl seine Arme nach ihr aus, wagt jedoch nicht, sie zu fassen — Hofft!

O, ich vergebe ihm mit versöhntem Herzen, rief das Mädchen heftig zitternd, sagt ihm das zu seinem Trost, ehrwürdiger Priester. Aber wo liegt er vom Tode umfangen? — O führt mich hin!

Euer Anblick, Jungfrau, würde ihn zu sehr erschüttern. Sein Leben steht in Gottes Hand, betet zu ihm, daß er barmherzig sei. — Und Ihr, Königin? wandte er sich zu dieser.

Sagt ihm, sprach Hedwig nach langem Kampfe mit sich, ich wolle ihm vergeben, so lange er meinen Anblick meidet. Das Vergeben liegt in unserer Macht, das Vergessen nicht.

Ihr seid ein strenger Richter, Königin! erwiderte der Mönch; doch ehe er fortfahren konnte, nahm Hedwig das Wort. Es giebt Augenblicke im Leben, die einem Klosterbruder

so fremd bleiben, daß er sie nicht zu beurtheilen vermag; es gibt Beleidigungen, welche die Jungfrau nur selten, die königliche Jungfrau nie vergeben sollte. Ich habe gethan, was ich konnte, und Ihr habt Unrecht, wenn Ihr mich einen strengen Richter nennt, besonders in einem Zeitpunkte, wo ich wahrhaftig strenges Gericht halten möchte. Kehrt, mit diesem Bescheid zufrieden, zu dem Kranken zurück, für dessen Genesung ich zu Gott beten werde. — Der Mönch wollte gehen.

Grüßt ihn von mir! rief, ihn zurückhaltend, Marie: Sagt ihm, ich hätte ihm von ganzer Seele vergeben und wolle Gott in jeder Stunde anflehen, barmherzig gegen ihn zu seyn!

Als der Mönch sich entfernt hatte, und Hedwig noch sinnend vor sich hin blickte, trat Marie zu ihr. — Herrin! fragte sie, was hat er denn Furchtbares gegen Euch begangen, das Ihr nicht vergessen könnt? Dieser Gedanke, der erst jetzt recht lebhaft vor mich tritt, beunruhigt mich! —

Frage nicht mehr, frage nicht wieder darnach, denn es ruht in meinem Herzen verschlossen, antwortete Hedwig.

Gebieterin! sagte die immer noch Bebende,

Ihr seid heute so streng, so ernst, auch gegen mich, hab' ich etwas verschuldet?

Nein, gute Marie! Wahrlich nein! erwiderte die Königin, sie liebkosend, Du fromme Seele hast nichts verschuldet, das Geschick allein mahnt mich zum Ernst. Ja, gute Marie, die fröhliche Hedwig hat der heutige verhängnißvolle Tag zur Ernsten, die Jungfrau zur Königin umgeschaffen; nur gegen Dich wird sie unverändert die liebende, theilnehmende Freundin bleiben. Komm, wir bedürfen der Ruhe.

18.

Der Herzog hatte, als er in seinen Pallast zurückgekehrt war, dem Anführer seiner Begleitung, die dicht vor dem Thore gelagert war, den Befehl zugesandt, morgen auf seiner Hut zu seyn und, sobald als er Lärm in der Stadt höre, oder die Fahne von Oestreich auf dem kleinen Thurme seiner Wohnung, wenn auch nur einen Augenblick, wehen sehe, es koste, was es wolle, mit Gewalt in die Stadt zu dringen und ihm zur

Hülfe zu eilen. Kaum, daß der Morgen graute, wurden deshalb auch schon alle Anstalten im Lager getroffen, die Rosse standen bereit und die Mannschaft war benannt, welche im Nothfall das stets geschlossene Thor, durch dessen Pforte nur der Eingang erlaubt war, aufhauen oder sprengen sollte.

Zu Aller Verwunderung sahen aber die Deutschen am Morgen das Thor geöffnet, und trotz ihrer Vorkehrungen im Lager, die den Augen der Polen nicht entgehen konnten, die Zugbrücke niedergelassen. Gnievos, der, obgleich verwundet, den Befehl in der Stadt übernommen, hatte das absichtlich so angeordnet.

Vorsichtiger, strenger war der Kastellan im Schlosse verfahren. Dort war das Thor und die Pforte verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen, und als die Königin am frühen Morgen mit einer geringen Begleitung das Schloß verlassen und sich in das Franciskaner-Kloster begeben wollte, ward ihr der Ausgang verweigert.

Ruft den Kastellan! befahl sie, der auch, von mehreren Starosten begleitet, sogleich erschien.

Dobeslaus von Kurozwocky! rief ihm die

Königin schon aus der Ferne entgegen: Gebt sogleich den Befehl, daß mir dies Thor geöffnet werde.

Den Befehl geb' ich nicht eher, bis der Herzog von Oestreich Krakau verlassen hat, erwiderte er.

Bei meinem Zorn befehl' ich Euch, laßt das Thor öffnen! wiederholte sie.

Euren Zorn, Königin, habt Ihr mir schon gestern zu meinem Erbtheil beschieden, er ist mir nicht mehr furchtbar, und in diesem Augenblick ohnmächtig.

Ohnmächtig? rief die Königin, riß einem neben ihr stehenden Trabanten die Streitaxt aus der Hand und führte einen gewaltigen Streich gegen die dröhnende Pforte: sie führte den zweiten; da wollte der Kastellan sie zurückhalten. — Rührt mich nicht an mit Euren unheiligen Händen, oder, bei dem allmächtigen Gott! Kastellan, rief sie, die Streitaxt schwingend, ich spalte Euer tückisches Haupt! Da wich der Kastellan zurück, aber mehrere der Staroſten, unter ihnen Demetrius von Goray, warfen sich vor ihr nieder und beschworen sie, von ihrem Vorhaben ab-

zulassen: selbst der Harfner wagte sie zu bitten, die Streiaxt wegzuwerfen. Euer edles Leben, das Leben des Herzogs von Oestreich ist in Gefahr, wenn Ihr Euch zu ihm begeben wollt. Die Stadt ist im Aufruhr, die Bürger verlangen des Herzogs Entfernung. Laßt ab, bat der edle Goray, handelt als Königin und werdet Herrin Eures Zornes, Eures Schmerzes!

Diese Worte fanden Eingang bei der Zürnenden, sie bedachte sich einen Augenblick, dann hob sie den Ritter von Goray auf: Ich will Euch folgen, edler Mann, ich glaube, Euer Rath ist gut und wohlgemeint. Die Staroſten drängten sich nun um sie, küßten ihre Hand und riefen, so werth war sie ihnen: Es lebe Hedwig, unsre geliebte Königin! Als aber Goray sich nahte, die Streitaxt aus ihrer Hand zu nehmen, weigerte sie, die Waffe zurückzugeben. Sie bleibt mein! sprach sie, mein zur steten Erinnerung, daß ein Kastellan seine Königin gefangen halten konnte. Nach diesen Worten ersuchte sie Goray, in einer Stunde zu ihr zu kommen, und begab sich, einen zornigen Blick auf Dobeslaus werfend, in ihr Gemach.

Hier setzte sie sich nieder und schrieb an den Herzog:

Innigst Geliebter!

Getrennt von Dir, eine Gefangene in meinem eigenen Pallaste, kann ich Dir nicht einmal Lebewohl sagen. Hedwig von Polen ist für Dich verloren, Hedwig von Ungarn trennt Dein Schwur für immer von Dir! Alles hab' ich versucht, Dich zu erringen, bei Allen ist mir ein feindliches Geschick entgegen getreten. Meine Hoffnung ist todt, meine Liebe zu Dir wird aber ewig leben! Ziehe von Krakau in Deine freundlicht Heimath zurück, dies ist noch die einzige Bitte. die Du mir gewähren kannst: hier droht Deinem Leben Gefahr und hier ist nichts mehr für uns zu hoffen. Lebe wohl! Ein anderes Weib beglücke Dich, die trauernde Hedwig sollt' es nicht seyn: sie begnüge sich mit der getäuschten Hoffnung und mit den Jugendträumen, welche Dein geliebtes Bild so freundlich, so mild strahlend ihr ausgeschmückt hatte. Sie hat bisher nur Dir und ihrer Sehnsucht gelebt; jetzt darf

sie nur noch der strengen Pflicht und ihrem Volke leben. Mit gebrochenem Herzen Dir Lebewohl sagend, fleht sie noch einmal: Verlasse Krakau! Gott möge Dich begleiten, mir aber Kraft geben, mein Schicksal zu ertragen. Reiße nicht ganz aus der Erinnerung Deine Hedwig.

Sie übergab den Brief Goray, der ihn auch dem Herzog brachte, aber ehe dieser noch sich niedersetzen und ihn beantworten konnte, trat Nicolaus von Ostrow eiligst zu ihm: Ich komme auch heute, Herr Herzog, Euch zu bitten, schnell Krakau zu verlassen. Es ist eine unsichtbare Hand im Spiel, welche die Gemüther der Bürger und des Kriegsvolks aufrührerisch bewegt. Ich wage nicht, meinen Verdacht auszusprechen; doch fürcht' ich, man wünscht, Ihr möchtet Euch weigern zu gehen und das Aeußerste abwarten.

Nachdem ich diesen Brief gelesen habe, Starost, wünsch' ich selbst Krakau zu verlassen, erwiderte der Herzog, doch ist noch Mancherlei zu ordnen. Ich muß noch das dem Unterkämmerer Anvertraute zurückhaben, hauptsächlich aber ehrenvoll, wie es einem deutschen Fürsten gebührt, diese

diese Stadt verlassen. Es gelüstet mich wahrlich nicht, länger um Eure Gunst zu buhlen; Drohungen aber halten mich fest, Gewalt? — Ehe wag' ich mein Leben, als ihr durch Flucht weichen.

Wartet das Aeußerste nicht ab, gnädiger Herr! bat auch Goray; aber der Herzog beharrte auf seinem Entschluß, und als man ihm den Kastellan meldete, befahl er ihn abzuweisen. Die Bitten und Vorstellungen Gorays und Ostrows, die es beide sicherlich wohl mit ihm meinten, blieben nutzlos. Ich werde gehen, sobald ich mein Eigenthum zurück erhalte, sagte er, als die beiden ihn verlassen wollten, gehe aber als Fürst, aus eignem Willen, nicht gezwungen. Habt die Güte, dem Gnievos von Dalewycz zu sagen, wem ich mein Geld und meine Kleinodien übergeben habe.

Kaum hatten die polnischen Edlen seine Wohnung verlassen, als sich auch das Volk um den Pallast rottete und mancherlei Drohungen ausstieß. Da befahl der Herzog, die Pforten und Thore zu schließen, seine Rü-

stung zu bringen, sein Streitroß bereit zu halten und sich zur Gegenwehr in Stand zu setzen. Dann forderte er die Seinen auf, Blut und Leben an seine Vertheidigung zu setzen, was sie auch unter lautem Jubel versprachen. Kaum waren die Vorbereitungen zur Vertheidigung beendet, als sich auch Kriegsvolk unter den Pöbel mischte, und einige der Ritter wollten sogar den Unterkämmerer Gnievos, den Tumult anordnend, in der Ferne an seiner Riesengestalt erkannt haben. Der Lärm wurde immer größer. Jetzt schafften die Wüthenden unter dem Rufe: Es lebe König Jagiello, nieder mit Oestreich! Balken herbei und rannten gegen die Thore. Da befahl der Herzog, seine Fahne vom Thurme herabwehen zu lassen, doch solle der Fahnenträger sie sogleich wieder abnehmen, daß sie nicht in die Hände der Polen falle. Das geschah, doch — jetzt krachte das Thor, das zum innern Hofe führte: da begab sich der Herzog hinunter, schwang sich auf sein Roß, ergriff seine Lanze, seine Getreuen thaten ein Gleiches, und als ein neuer Stoß das Thor niederrannte, die Polen mit wildem Geschrei eindrangen, stürzte er unter sie, rannte die Er-

alt zurückzuweisen. So verging dieser Tag, der erste, o Leonore die rauschenden Freuden des Lebens genossen, o ihre Eitelkeit erwacht und ihr Herz von schmerzlich üßen Empfindungen durchdrungen worden war. Der Her= g begleitete sie wieder mit seinem Gefolge zurück und n tausend lieblichen Bildern umgaukelt, schlief sie end= h ein.

9.

Als Leonore am Morgen im Zimmer der Gräfin wie= bei ihrer Arbeit saß und ihr Auge kaum davon wand= fand diese bald Gelegenheit, von dem gestrigen Feste ihr zu reden und suchte durch mancherlei Fragen Leo= e dahin zu bringen, ihre Gefühle offen darüber auszu= echen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, das Mädchen b verschlossen, beantwortete die an sie gerichteten Fra= nur kurz und einsilbig und der gestrige Tag schien e freudigen Erinnerungen in ihr zurückgelassen zu ha= und die, welche ihr geblieben waren, schienen zu schön ein, um sie mittheilen zu können. Sie arbeitete em= weiter und blickte nicht auf.

„Du erscheinst mir heute sonderbar" brach nach einer en Stille endlich die Gräfin das Schweigen „Du ver= eßt, mit mir über den festlichen Tag zu sprechen, hst jeder Frage aus und scheinst so emsig mit Deiner it beschäftigt, daß Du selbst Deinen Liebling, den Ge= ischten, nicht einmal eines Blickes würdigst. Seit rn scheint Dir selbst das Bild gleichgültig geworden

sten nieder, doch drangen mit Siegesruf immer mehr und mehr ein: es war, trotz der tapfern Gegenwehr, um den Herzog geschehen, wenn nicht vom Thore her das Schmettern der Trompeten und das laute Gerassel der Waffen und das Stampfen der Rosse die Ankunft der dreihundert Geharnischten verkündet hätte, bei deren Anblick der Pöbel floh, statt seiner aber Gnievos mit einer wohlbewaffneten Schaar von allen Seiten herangesprengt kam. Aber der Herzog, der wüthend auf ihn einrannte, warf ihn nieder; die Deutschen, die Lanzen einlegend, setzten auf die Polen an, trieben auch die Gewappneten zurück, und nun zog der Herzog, von einem Bolzen- und Pfeil-Regen aus den Fenstern begleitet, der manchen braven Deutschen tödtlich verwundete, langsam unter Trompetenschall, nur noch einmal angegriffen, bis an das Thor, wo er die Wacht geflohen, die Zugbrücke aufgezogen fand. Ungestört, doch mit Hinterlassung seiner Schätze, zog er weiter, erreichte ungefährdet Schlesien, und sah Polen nicht wieder.

19.

Als Demeter bei der Königin eintrat und ihr die Abreise des Herzogs meldete, versank Hedwig in tiefes Sinnen; als sie jedoch den Hergang der Sache erfuhr, hob sie das gesenkte Haupt und lächelte freudig. All' mein geträumtes Glück ist dahin, nicht ein Bild, nicht einmal ein Schatten meiner Träume ist mir geblieben, rief sie schmerzvoll, allein stehe ich an einem Abgrunde, das fühle ich; aber beruhigend ist es mir dennoch, daß er den Polen gezeigt hat, daß er ein Fürst, meiner werth und ihrer Krone würdig ist. Zieh' heim, du edles deutsches ritterliches Herz, fühle in den Armen einer andern Gattin, was ich nie fühlen kann, und vergiß sie, die Dich nie vergessen wird.

Nun, Demeter, sprach sie, einen Blumenkranz aus ihren Locken nehmend, nun, alter Harfner, ist Hedwig, die Jungfrau, gestorben, nur die Königin wirst Du fortan in mir erblicken, nur einen rauhen, blumenlosen Pfad betritt fortan mein Fuß; und könnt' ich noch träumen, werden es nur ernste, düstre Träume seyn, wo Schlacht und Kampf, wo Blut und Tod wie dunkle Schatten vor mir schweben, und selbst im Traume keine freudige Zukunft mehr Hedwig erscheinen wird.

Sie ergriff noch einmal den Kranz, drückte ihn an ihre Lippen und warf ihn durch das offene Fenster in die Tiefe hinab.

Demeter stand von dem Anblick der Hoffnungslosen, an jedem Glücke Verzweifelnden tief erschüttert da: sie hatte gehandelt, wie er es gewünscht, sie hatte einen Entschluß gefaßt, ihres hohen Geistes würdig, und doch jammerte sie ihn. Es ist thörigt, sprach er, Euch in dem Augenblicke Eures Schmerzes zu sagen, daß Ihr weise gehandelt, daß der stolze Herzog von Oestreich das stolze Herz meiner Königin nicht glücklich gemacht haben würde, aber ich muß es sagen, die Wahrheit befiehlt es mir. Königin, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, ich war Euch von ferne gefolgt, als Ihr in die Versammlung der Polen tratet, ich habe Euch scharf beobachtet, und da sah ich, wie trotz aller Stärke, welche Ihr zeigtet, Eure Hand zitterte, Eure Wange sich bleichte, als Ihr die Krone von Eurem Haupte nahmt. Die Liebe allein wäre nicht stark genug gewesen, Euch dazu zu vermögen, Schwärmerei und der Abscheu vor Jagiello war das, was Euch zu diesem Opfer bestimmte, von dem Ihr überdies hofftet, die Polen würden es nicht annehmen, und das,

nahmen sie es an, Euch unglücklich gemacht haben würde. Euch ist ein männlicher Geist geworden. Ihr seid zum Herrschen geboren und einmal die Krone auf Eurem Haupte, hätten die Phantasie-Kränze Eurer Jugendträume Euch nicht dafür entschädigen können. Darum folget fortan dem Geiste, der Euch zu Höherem treibt, setzt die Krone wieder auf Euer Haupt und bleibt auch als Jagiello's Weib stets Polens Königin. Was gedenkt Ihr nun zu thun? fragte er dann.

Das, was längst schon mein fester Entschluß war. Wisse, Demeter, daß ich, als Wilhelm von Oestreich in Krakau einzog, ein feierliches Gelübde that, jedes Mittel zu ergreifen, ihn als meinen Gemahl umarmen zu können. Ich war entschlossen für diesen Zweck selbst das Aeußerste zu wagen — Gott hinderte es und ich glaube, daß ich dem Vater im Himmel dafür danken, aber auch mich jetzt, wie ich es schon früher gelobte, demuthsvoll seinem heiligen Willen ergeben muß. Ich werde den Anforderungen der Polen nachgeben, und ist der Heide nicht ganz ein wildes Thier, wie man ihn mir geschildert hat, mich in den Willen meines Volks fügen und ihm meine Hand reichen. Ich habe er-

fahren, er sei schon an den Grenzen des Reiches angelangt, deshalb werde ich ihm einen verständigen Mann entgegen senden, der mir genaue Kunde von ihm bringt. Wähle einen unter den Wenigen, die mir treu geblieben, er mag sich zur schleunigen Abreise bereit halten.

Die Meldung, daß der Erzbischof die Königin zu sprechen wünsche, störte die Unterhaltung. Der ehrwürdige Priester war einer von denen, welcher, trotz dem, was er der Kirche und des allgemeinen Besten wegen, für Jagiello gethan, doch wahrhaft an Hedwig hing.

Königin! redete er sie an, der Herzog von Oestreich hat uns verlassen, die an den Großfürsten von Lithauen bestimmten Gesandten sind zur Reise bereit, und unabänderlich ist der Entschluß der Polen, daß er Euer Gatte und ihr König werde. Setzt Euch nicht länger dem Willen der Nation entgegen, werft mit jugendlichem Leichtsinn die schöne Krone dieses Landes nicht weg, es ist schwer zu gehorchen, wenn man zu herrschen gewohnt war. Ich meine es treu und redlich mit Euch, stehe auf der höchsten Stufe geistlicher Würden, lebe nur meiner Pflicht und mische mich nicht in die Angelegenheiten der Re-

gierung, deshalb ist mein Rath uneigennützig: ich könnte nichts bei Jagiello's Wahl gewinnen, nichts bei der des Herzogs von Oestreich verlieren, hört daher auf meinen Rath: faßt einen raschen Entschluß, bestimmt einen Tag, wenn sich die Geistlichkeit und der Adel versammeln sollen, erfüllet dann den Wunsch aller Polen, setzt die Krone wieder auf Euer edles Haupt und versprecht, dem Großfürsten von Lithauen, sobald er ein Christ geworden, Eure Hand zu reichen.

Ehrwürdiger Vater! Morgen um die zehe Stunde werde ich in Eurer Mitte erscheinen, erwiderte Hedwig, und die Ruhe, mit der sie sprach, der freundlich lächelnde Blick, der den Erzbischof traf, zeigten deutlich, daß ihr Entschluß gefaßt sei und fest stehe.

Mit welcher Hoffnung darf ich Euch erwarten, Hoheit? fragte der Bischof.

Betet zu Gott, daß er meinen Geist erleuchte und meinem schwachen Herzen die Kraft gebe, das zu thun, dem es widerstrebt.

Auch Kurozwocky, der Kastellan, wartet im Vorzimmer auf die Erlaubniß, Euch im Namen des Adels zu begrüßen —

Ich hoffe, der Gruß meines Adels soll ein freundlicher seyn, erwiderte sie rasch, ehe der Erzbischof seine Rede geendet hatte, irr' ich nicht, warum schicken sie einen Mann, der mich haßt, und den ich nur hassen kann: sie mögen einen Andern schicken, aus dem Munde des Kastellans empfange ich keine Botschaft.

Königin! fiel ihr der Erzbischof, beschwichtigen wollend, in die Rede, bedenkt!

Ja, ich will bedenken, was mir Pflicht ist als Königin zu thun: Ihr waret mir willkommen, Euren Rath höre ich gern, den seinen nicht, er gehe!

Soll ich ihm wirklich diese Botschaft bringen?

Thut es! sagte Hedwig nicht ohne Heftigkeit. Morgen ein Mehreres! —

Der Erzbischof sah nochmals bittend an ihr auf; der Ausdruck ihres Gesichtes blieb aber sich gleich. Da neigte er sich und sprach: Ich werde thun, wie Ihr befohlen; doch als er sich entfernen wollte, hielt ihn Hedwig zurück: Wollt Ihr Euch so von mir entfernen, ehrwürdiger Vater? sagte sie fast bittend.

Ich gehe, wie Ihr mich entließet. Doch,

sprach er, plötzlich auf die Königin zutretend und legte die bebende Hand auf ihr braungelocktes Haupt, der Segen Gottes umschwebe Dich! Den Frieden, den Du verbreiten wirst, schenke Gott auch Deinem Herzen, und wie Du Deinen Feinden vergeben wirst, so vergebe auch Gott Dir dereinst Deine Sünden!

So sei es! denn ich erwarte einen gnädigen Richter, sprach Hedwig, das Haupt vertrauungsvoll zum Himmel erhebend.

Noch zauderte der Erzbischof. Soll ich dem Kastellan Euren Bescheid bringen? fragte er nochmals.

Thut, warum Euch die Königin bat! erwiderte sie, und der Erzbischof entfernte sich.

Demeter hatte während dieser ganzen Unterredung kein Auge von ihr gewandt, er hatte geschwiegen, und auch jetzt noch ruhte sein Blick auf dem Wesen, das er höher stellte als alles Erdengeborne. Ihr habt als Königin gesprochen, brach er endlich das Schweigen, aber auch Milde tönet schön aus dem Munde einer fürstlichen Frau; verschließt Euer Herz nicht ganz diesem schönen Gefühle.

Hunderte sind es, rief Hedwig aufgeregt, die als Feinde gegen mich auftreten und mich zwingen, meines Herzens Neigung zu opfern und freudelos eine Krone zu tragen. Unter diesen Hunderten treffe nur Einen mein Haß, den Anderen vergebe ich. Unter den wenigen Freunden, die mir blieben, ward Keiner meinem Herzen werth, denn der Einzige, der für mich als Mann handelte, hat meine Achtung verscherzt. Du siehst, mein alter, treuer Demeter, Du sorgsamer Führer meiner Jugend, ich stehe recht verlassen in diesem fremden Lande. Keinen treuen Freund, aber manchen Feind find' ich hier, und will ich fest stehen auf diesem Boden, will ich fest stehen neben dem wilden Heidenfürsten, so muß ich mich stark zeigen nicht allein im Wort, auch in der That.

Ihr seid im Irrthum, Königin! sprach der alte Harfner, nur Wenige hassen, Tausende lieben Euch.

Was nennst Du lieben, alter Mann! Wenn man das Herz vom Herzen reißt, ist das Liebe? Wenn sie die Königin einsperren in ihrem eignen Schloß, kein Söldner ihrem Befehle gehorcht, ist

das die Achtung, die ein Volk seiner geliebten Königin zeigt? Nein, Demeter, mein jugendlicher Frohsinn, meine freundliche Herablassung, vielleicht auch die unglücklichen Züge, dieses so zweideutige Geschenk der Natur, bestachen ihr Auge, einige treffende Worte ihr Ohr: sie waren eitel auf ihre Königin, aber geliebt haben, die Menschen sie nicht. Sie sahen sie als ein Pfund an, mit dem sie um den höchsten Preis wuchern könnten. — Nun, sie haben ihn erreicht. Meine jugendliche Fröhlichkeit haben sie zerstört, so mögen sie nun sehen, ob die ernste Hedwig besser ihre Herzen gewinnen kann, ob ein Großfürst von Lithauen mit milderem Scepter regieren wird als ein Herzog von Oestreich. — Hol' Deine Harfe, sprach sie nach kurzem Schweigen mit freundlich mildem Tone, sing' mir ein Lied aus den Tagen der Freude, vielleicht wiegen mich diese Töne in sanfte Erinnerung, vielleicht nehmen sie meinen Schmerz für einen Augenblick auf ihren Schwingen mit sich fort.

Demeter ging, kehrte bald mit seiner Harfe zurück und sang ein Lied aus den Tagen ihrer Kindheit. Aber es nahm den Schmerz nicht auf seine Flügel, es weckte keine liebe Erinnerung in

zu sein; es hat freilich mit dem Chevalier Moucha keine Aehnlichkeit."

Leonore erröthete — „Ihr irrt, Muhme," sagte sie sich erhebend „wenn Ihr glaubt, daß die edlen Züge jenes Bildes mir nicht mehr so lieb wären wie sonst. Durch so manches zerstreut, gestehe ich, heute weniger nach dem Gemälde gesehen zu haben, als ich wohl sonst zu thun pflege, aber selbst in diesem Augenblicke, da ich es betrachte, fühl' ich recht lebhaft den Wunsch, der Mann möchte leben und mir zur Seite stehen."

„Und weshalb?"

„Daß ich ihm alle die wirren Empfindungen, die sich in mir durchkreuzen, mittheilen könnte."

„Und warum kannst Du das nicht mir?" fragte die Gräfin gespannt.

Leonore ward verlegen — „Nun! Bekomme ich bald Antwort?" sagte die Dame streng.

„Weil es mir dünkt, ich würde bei ihm Schutz gegen die Zudringlichkeiten des Herzogs finden und Ihr, liebe Muhme! verzeiht, scheint ihm so gewogen zu sein."

Die Gräfin lächelte, war nicht ungehalten über das, was sie gehört, und schwieg.

Während des ganzen Tages war sie freundlicher und weniger streng gegen ihre Nichte als je. Sie berührte das Fest nicht mehr und erwähnte weder den Herzog noch den Chevalier. Nur einmal schien der gestrige Tag wieder sein Recht zu fordern, sie drückte Leonore heftig an sich und küßte ihre Stirn „Du hast mich gestern glücklich gemacht" sagte sie „Du hast die stolze Julia verdunkelt;

ihr zerrissenes Gemüth. Schweig! sprach sie schmerzvoll, schweig! Von Deinem Liede erbeben die Saiten meines Inneren nur noch trauriger! Sie stützte ihr sorgenschweres Haupt auf ihren Arm; nur eine traurige, freudenleere Zukunft stand vor ihr.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Vierundzwanzigstes Bändchen.

Hedwig, Königin von Polen.
Zweiter Theil.

Vater und Sohn.

KIEL
LIB.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1840.

Hedwig,

Königin von Polen.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1840.

Hedwig,
Königin von Polen.

Zweiter Theil.

nun bin ich zufrieden, nun erſt bin ich glücklich!“ Aber ſchnell brach ſie das Geſpräch ab und ſtand unter dem Vorwande auf, ſich ankleiden zu müſſen, da ſie heute Abend noch zu einer Freundin eingeladen ſei.

Als ſie ſich von Leonoren trennte, war ſie bewegt, ſagte ihr mit Rührung Lebewohl, ſchloß ſie mit Heftigkeit in ihre Arme und die Jungfrau glaubte eine Thräne in ihrem Auge ſchwimmen zu ſehen. Sie wußte ſich das nicht zu erklären und noch mehr war ſie erſtaunt, als ſie in das Zimmer zurückkehrte und jenes ihr ſo liebe Bild mit einem Schleier verhüllt fand. „Gönnt ſie mir nicht den Genuß?“ ſagte ſie vor ſich hin, „Soll ich die mir ſo lieben Züge nicht mehr ſehen?“ Sie legte verdrießlich die kaum begonnene Arbeit wieder hin und wollte der Gräfin zum Trotze das Bild ſich vorzaubern; denn es zu enthüllen, wagte ſie nicht; aber es wollte ihr heute nicht gelingen, ſtatt der Züge des Bildes, traten die des Chevaliers vor ſie und da ſie ſich nicht beſtrebte, ſie zu verſcheuchen, blieben ſie ernſt und doch freundlich vor ihr und ſo an ihn denkend, ſchwanden die Minuten, die Stunden des einſamen Abends.

Die Gräfin blieb heute, wider ihre Gewohnheit, lange aus; die Stunde des Abendeſſens war ſchon längſt vorüber und ſie war noch nicht zurück. Es begann Leonoren bange zu werden; ſie ſchellte, Niemand kam; ſie wollte einen Diener rufen, nahm das Licht, ging auf den Vorſaal, aber das Haus ſchien heute wie ausgeſtorben, Niemand erſchien auf ihr wiederholtes Rufen, da kehrte ſie, ängſtlich geworden, in das Zimmer zu ihrer Arbeit zurück. Aber ſo wenig wie vorhin wollte dieſe ſie zer-

1.

Auffallend war die Ruhe, mit der heute die Versammlung des Adels und der Geistlichkeit die Ankunft der Königin erwartete. Jedermann war gespannt ihren Entschluß zu vernehmen: auch der Kastellan von Krakau hatte sich, trotz der Vorstellungen des Erzbischofs, in der Versammlung eingefunden. Der stolze Mann, von seiner Macht und seinem Ansehen verblendet, verlachte die Drohungen der jugendlichen Königin und glaubte kühn seiner Gebieterin trotzen zu können. Im Uebrigen saßen sich hier auch heute die Parteien feindlich gegenüber.

Endlich erschien Hedwig ohne Krone auf ihrem Haupte, und diese lag auch heute auf der nämlichen Stelle, wohin sie sie gelegt. Sie grüßte die mit lautem Jubel sie Empfangenden ernst, und ihr sonst so freundliches, einnehmen-

des Wesen schien sie nicht in die Versammlung begleitet zu haben.

Ehrwürdige Väter, und Ihr, edle Herren des Polenlandes! hob sie jetzt an, wobei sie sorgfältig vermied, das Auge nach dem Platze des Kastellans zu richten: Ihr habt Euch hier versammelt, meinen Entschluß zu vernehmen. —

Deshalb sind wir hier, hohe Fürstin! nahm der Woiwode von Krakau das Wort: Gebe Gott, daß er mit unsern heißesten Wünschen übereinstimmen mag.

Das gebe Gott! tönte es von allen Seiten der Versammlung wieder.

So vernehmt ihn! sprach Hedwig und eine feierliche Stille herrschte bei diesen Worten in dem Saal.

Ich setze die Krone wieder auf mein Haupt, sprach sie feierlich, will Eure Königin seyn und bleiben und dem Großfürsten, wenn sein Aeußeres nicht gar zurückstoßend und widrig ist, meine Hand geben und den Thron mit ihm theilen.

Ein lauter, tobender Jubel erscholl jetzt von allen Seiten: Alle drängten sich an die Stufen des Thrones und riefen: Es lebe Hedwig, Polens Königin! Lange lebe sie zu unserm Heile! — Jetzt nahte sich ihr der Erzbischof und —

Erlaubt, daß ich die heilige Krone auf Euer jugendliches Haupt zum Zweitenmale setze! sprechend, wollte er die Krone ergreifen; aber die Königin erfaßte sie schnell. Ehrwürdiger Vater! sagte sie, und trotz der Feierlichkeit, mit der sie diese Worte sprach, blickte ein gewisser Hohn hindurch: Sagtet Ihr mir nicht an dieser nämlichen Stelle, Gott habe sie mir gegeben und mir geboten, sie, so lange seine Weisheit es heische, zu tragen? Nun? — Was Gott einmal mir gab, bedarf nicht erst von Menschenhand mir wieder gegeben zu werden. Sie setzte bei diesen Worten sich die Krone auf das Haupt und erst jetzt traf ihr Blick den Kastellan von Krakau.

Dobeslaus von Kurozwocky! wendete sie sich jetzt zu diesem und ihr Auge flammte: Euch hier in dieser Versammlung zu finden, muß ich dulden, Eure Geburt und Eure Stelle, die höchste unter den Woiwoden, weist Euch diesen Platz an; aber ich hoffe, fortan Euch und Eure Söldner nicht mehr im Schlosse zu Krakau zu finden, mit Euch wohn' ich nicht unter einem Dache. Verlaßt noch heute mit Euren Söldnern das Schloß, oder ich verlasse es; die Bürger von Krakau werden es schon bewachen, ich bedarf

keiner Fremden zu meinem Schutz und keines Dieners zu meiner Aufsicht.

Der Kastellan war von diesem Befehle überrascht, schwieg anfangs; doch trat er endlich keck hervor und sagte: Ihr habt kein Recht, Hoheit, mich meines Amtes zu entsetzen.

Und hätt' ich kein Recht, wie ich mit Gott das Recht habe, mir meine Diener selbst zu wählen, so verlangt' ich es: noch heute verlaßt Ihr das Schloß!

Nein! rief Dobeslaus und schlug an den Griff seines Säbels, ich verlasse das Schloß nicht und vertreibe Gewalt mit Gewalt!

Ist kein Pole hier, der für die Ehre seiner Königin das Schwert zieht? — rief die Zürnende jetzt, ihre Rechte nach der Versammlung streckend, und die Schwerter der Männer zu ihrer Linken wurden bloß; auch zur rechten Seite blitzte mancher Damascenerstahl, und nur ein kleiner Haufe seiner Vertrautesten umgab schützend den Kastellan.

Verlaßt die Versammlung, verlaßt das Schloß, bat jetzt der Erzbischof den Kastellan, vermeidet nutzloses Blutvergießen, Ihr seid im Nachtheil. Entfernt Euch, bis das Unwetter vorüber ist. Da bedachte sich Dobeslaus einen

Augenblick, dann warf er einen verächtlichen Blick in die Versammlung umher. Unglückliches Vaterland! rief er, deine Söhne beugen sich vor einem schwachen Weibe! schritt stolz aus der Versammlung und verließ, von seinen Söldnern gefolgt, das Schloß und die Stadt und zog Lithauen zu.

In Masse strömte das Volk, welches jetzt das Schloß unbewacht sah, über die niedergelassene Zugbrücke und drang, da niemand es hinderte, bis in den Saal, wo es die Königin mit lautem Jubel, der jedoch mit dem Rufe: es lebe Jagiello, untermischt war, stürmisch begrüßte.

Schon waren die Versammelten bereit, den frechen Haufen zurück zu treiben, als der Erzbischof, das Crucifix in der Hand, ihnen entgegen trat. Bei dem Anblick des Kreuzes warf sich das Volk zur Erde, empfing in Demuth seinen Segen und es ward dem Bischof leicht, durch freundliche Worte es wieder aus der Versammlung und dem Schlosse zu führen. Nichts war von ihnen zerstört, nichts in dem Schlosse geraubt worden.

Gleich darauf verließ die Königin die Versammlung, welche sie im feierlichen Zuge bis zu ihren Zimmern begleitete.

Hier fand sie den Pater Johannes. Marie

den Segen ertheilend, begriffen, die sich heute noch zu unwohl gefühlt hatte, um der Königin in die Versammlung folgen zu können. Schon seit einer Stunde war der Mönch bei ihr. Er hatte ihr, da Casimir noch am nämlichen Tage Krakau verlassen wollte, seine letzten Grüße und mit ihnen die Hoffnung gebracht; aber so bereitwillig er auch das Mädchen zum Vergeben gefunden hatte, so schwer ward es ihm, sie zu überzeugen, daß der Jüngling wirklich Neigung für sie gefühlt habe. Der gute Vater mochte ihr noch so viel von den Verblendungen des Satans sagen, der oft Gewalt auf das edelste, frömmste Herz übe, er mochte ihr noch so heilig versichern, der Wahnsinn, der seines Zöglings Geist in Banden gehalten habe, sei jetzt nach ruhiger Besinnung verschwunden, er erkenne seine Thorheit und ihren Werth: Marie schüttelte ungläubig ihr sorgenschweres Haupt und meinte: wahre Liebe widerständ' den Lockungen des Satans, nur ein geliebtes Bild könne Platz im treuen Herzen finden; vergeben habe sie ihm Alles, aber hoffen von ihm könne sie Nichts! — Bringt ihm meinen Scheidegruß! sprach sie dann, und mit jedem Worte wurde ihr Gemüth bewegter, glühte heftiger ihre Wange. Sagt ihm, daß mir sein

Andenken werth bleiben solle; aber er selbst habe eine unübersteigliche Kluft zwischen mich und ihn gezogen; sei der Mann ein schwankendes Rohr, könne er nicht des schwachen Weibes Stütze seyn. Mit diesen Worten hatte sie den Mönch entlassen, der, als die Königin eintrat, sich eben wegbegeben wollte.

Hedwig hielt ihn nicht auf, begab sich in ihr Cabinet, wohin Marie und Demeter ihr folgten, setzte sich hier auf den Sessel am Fenster und sah sinnend vor sich hin. Lange währte das Schweigen, welches der Harfner endlich brach. Ich weiß nicht, begann er, nach dem, was ich heute sah und hörte, ob die Königin noch ferner meines Rathes bedarf?

Sie bedarf noch immer den Rath des treuen Freundes, erwiderte sie, ihr gesenktes Haupt erhebend, und sollte sie auch jetzt den Rath weniger befolgen, als sonst, so muß Dich das nicht abschrecken, ihn mir auch ferner zu ertheilen. Sie streckte bei diesen Worten dem alten Mann ihre Hand freundlich entgegen, und eine Freudenthräne quoll aus seinem leuchtenden Auge hervor.

Ihr handeltet heute als ein Mann, Königin! sprach er.

So werd' ich fortan immer handeln müssen, Demeter, fiel sie ihm schnell in die Rede. Das Zarte haben sie aus meinem Herzen getrieben, dem fortan die Empfindungen des Weibes fremd bleiben müssen, und wehe mir, würden sie an Jagiello's Seite je wieder in meinem Herzen wach.

Ihr wagtet viel gegen den Kastellan, fuhr der bedächtige Alte fort.

Weniger, wie Du glaubst, Demeter. Der mir Ergebenen war ich gewiß; die, so es redlich mit ihrem Vaterlande zu meinen wähnen, hatte mein Entschluß befriedigt, die von des Großfürsten Gold Bestochenen, was kümmerten die sich weiter um Dobeslaus von Kurozwocky? Wie wenig blieben nun noch um ihn geschaart? — O glaubt es mir: treue Anhänglichkeit ist selten! —

Warum weinst Du, Marie? wandte sie sich nach dieser, die ihre Thränen vergebens zu verbergen suchte: Habe ich auch Dir eine schmerzlich tönende Saite Deines Herzens berührt? — Das wollte ich nicht! — Ich dachte in diesem Augenblick nicht an treue Liebe; auch sie ist selten, wenn sie dem Herzen ein Opfer bringen soll. — Wir haben beide diese Erfahrung gemacht. —

Doch still hiervon; die Vergangenheit bleibe hinter uns, sie störe nicht mehr unser ernstes Fortschreiten.

2.

Die Nachricht, die Königin habe in die Wahl Jagiello's gewilligt, war durch mehrere Eilboten dem Großfürsten schnell überbracht worden, der sich eilig auf den Weg machte, die polnische Gränze überschritt, jedoch in Lublin verweilte, hier die ihm entgegen kommenden Gesandten abzuwarten. Sie trafen ein und mit ihnen Dobeslaus Kurozwocky und auch Zawisza von Obeschnisz, den die Königin ihm entgegen geschickt hatte, ihr über des Großfürsten Gestalt und Benehmen Kunde zu bringen. Jagiello empfing die Gesandten mit Auszeichnung. Was sie ihm verkündeten, entsprach zu sehr seinen Wünschen, als daß sie ihm nicht höchst willkommen gewesen wären; des Kastellans Ankunft überraschte ihn. Als das Haupt der Partei, die sich für ihn verwendet hatte, glaubte er dessen Gegenwart für ihn in Krakau nützlicher, und da er ihn als einen sehr eigennützigen Mann

kennen gelernt hatte, so meinte er, er sei vorausgekommen, den versprochenen Lohn jetzt schon zu empfangen. Deshalb war er nicht wenig erstaunt, als der Mann, den er unter allen Polen am meisten fürchten zu müssen glaubte, sich um seinen Schutz bewarb und ihn mit dem Vorgefallenen bekannt machte. Was ihm hierbei Dobeslaus von seiner künftigen Gattin sagte, war eben nicht geeignet, das schöne Bild, welches vor seiner Seele stand, zu erhöhen, denn er schilderte sie ihm als stolz, herrschsüchtig und eitel, und trug ihm, was mit dem Herzog von Oestreich vorgefallen war, in einem sehr zweideutigen Lichte vor. Doch Jagiello, nur das schöne Weib, nur die Krone vor Augen, hörte wenig darauf. Die giftigen Worte des Kastellans rauschten unbeachtet an ihm vorüber, doch suchte er ihn mit Versprechungen zu trösten und versicherte ihm seinen gewissen Schutz.

Obgleich der Großfürst kein großer Geist und eben nicht scharfsinnig war, fehlte ihm doch eine gewisse Schlauheit nicht: er ließ sich nicht leicht überlisten. Bei des Kastellans hämischen Worten ergründete er leicht den Quell, dem sie entsprungen; bei Zawiszas Aufmerksamkeit auf seine Person und auf sein ganzes Benehmen, von dem

er

ſtreuen, auch der zerriſſene Faden der Erinnerung an ihn ſich nicht mehr anknüpfen. Nur an die Gräfin denkend, nur ihre Zurückkunft mit ängſtlicher Unruhe erwartend, ſaß ſie, bald das Fenſter, bald die Thüre öffnend. Da vernahm ſie durch die Stille, die ſie umgab, plötzlich einen Lärm auf der Straße, ſie öffnete das Fenſter, Waffengeklirr tönte von unten herauf; auch vernahm ſie mehrere Stimmen, die wild durch einander ſchrieen. Sie ſchlug das Fenſter ſchnell wieder zu, ſetzte ſich in banger Erwartung, und tauſend ängſtliche Gedanken durchkreuzten ſich in ihr.

Der Lärmen und das wilde Getöſe entfernte ſich und es ward auf der Straße wieder ſo ſtill wie in dem Hauſe. Aber dies beruhigte Leonore wenig, die Einſamkeit war ihr heute grauſig und nie war noch die Sehnſucht nach der Rückkehr der alten Dame ſo laut, ſo ſtark in ihr geweſen wie heute. Da vernahm ſie auf dem Gange leiſe Tritte, ſie faßte ſich ein Herz, nahm das Licht und wollte hinaus ſehen, hoffte einen Diener dort zu finden — doch als ſie eben die Thüre öffnen wollte, trat ihr der Herzog entgegen. Sie that einen Schrei, das Licht entſank ihr, ſie ſtand im Dunkeln und fühlte ſich in dem nämlichen Augenblicke von ſeinen Armen umfaßt.

„Gnädiger Herr!“ rief ſie, an allen Gliedern zitternd „Iſt nicht alles Gefühl für Tugend aus Euerm Herzen gewichen, ſeid Ihr nicht ein gemeiner Böſewicht, den jedes edeldenkende Mädchen verachten muß, ſo entfernt Euch und gebt mir ſo die Gelegenheit Euch achten zu können.“

„Liebliches Mädchen!“ erwiederte der Herzog lachend und drückte ſie feſter an ſich — „Ich müßte wohl ein Thor

er wußte, er sei ein Anhänger der Königin und nicht zur Gesandtschaft gehörig, stieg schnell der Verdacht in ihm auf, er sei hier, seine Persönlichkeit auszukundschaften, und so überraschte ihn schon am andern Tage der Großfürst mit der sonderbaren Aufforderung, ihn in's Bad zu begleiten. Lange Zeit hielt sich Jagiello in dem Bade auf, wobei er kein Wort mit dem Polen gesprochen hatte, und erst, als er es verließ, nahm er Zawisza freundlich bei der Hand: Edler Herr! sprach er: Euch sandte die Königin nach Lublin, zu sehen, ob ich wirklich ein solches Ungeheuer sei, wie man mich ihr geschildert hatte; Ihr habt Euch überzeugen können, geht nun zurück und stattet Eurer Gebieterin treuen Bericht ab. Dabei reichte er ihm einen goldnen Becher, aus dem er eben einen Trunk gethan: Nehmt dieß zur Erinnerung an diese Stunde, und sagt in Krakau, die Freunde der Königin seien auch die Meinen.

Ich danke Euch, Herr, für Eure freundlichen Worte, erwiderte Zawisza, den Becher neben sich stellend, ich bin ohne Auftrag hier und habe deshalb keinen Lohn verdient.

Und wäret Ihr ohne Auftrag hier, so könntet Ihr noch weniger ein Geschenk von der Hand

Eures künftigen Herrn ausschlagen, sagte Jagiello, der Becher ist schön gearbeitet und mit Edelsteinen ausgelegt, nehmt ihn zur Erinnerung.

Aber Zawisza verweigerte ihn auch jetzt noch.

Und warum wollt Ihr kein Geschenk aus meiner Hand annehmen? fragte der Großfürst aufgebracht.

Um Euch zu zeigen, Herr, erwiderte Zawisza, daß nicht alle Polen bestechlich sind.

Statt des Bechers reichte ihm Jagiello die Hand, die der Pole treuherzig schüttelte und sich entfernte.

Er kehrte gleich darauf nach Krakau zurück, und mit ängstlich klopfendem Herzen empfing ihn die Königin. Sie hatte von dem Augenblick an, daß sie ihrem Verlobten hatte entsagen müssen, nie gehofft, nie gewünscht, in Jagiello den Mann zu finden, der ihr das Geopferte ersetzen könnte; nur fürchtete sie, der Mann, an dessen Seite sie fortan leben sollte, sei abstoßend und häßlich an Geist und Gemüth. Deshalb war es wohl natürlich, daß die Nachricht, Zawisza sei zurückgekehrt und harre im Vorzimmer, sie ängstlich ergriff.

Nun? rief sie mit Hast dem Eintretenden

entgegen — Nun, wie fandet Ihr den Großfürsten?

Beruhigt Euch seinetwegen, Königin! erwiderte der Gesandte, Jagiello ist nicht, wie man ihn Euch geschildert hat. Er ist wohlgebaut, sein Körper ist gewandt und von mittelmäßiger Größe, sein Blick ist freundlich, sein Gesicht länglich und, wenn auch nicht schön zu nennen, wahrlich durch nichts entstellt, und sein Benehmen eines Fürsten würdig. So fand ich ihn, Hoheit, glaubt meinen Worten und verscheucht das unfreundliche Bild, das Ihr Euch vielleicht bisher von ihm gemacht hattet.

Von diesem Augenblicke an schien die Königin beruhigter und in ihr Schicksal ergebener zu seyn. Sie erwartete nun mit nicht mehr so viel banger Sorge, als sonst, die Ankunft des Großfürsten, und der alte Demetrius konnte seine Freude deshalb nicht verbergen, denn ihm hatte schon lange der Stolz des Herzogs von Oestreich mißfallen, und er immer gefürchtet, der Wunsch, selbst zu herrschen, der sich nach seiner Meinung so deutlich in Hedwig aussprach, würde mit dem Stolze des Herzogs nicht friedlich zu vereinigen gewesen seyn. Marie hingegen betrübte die Fassung, welche ihre Gebieterin zeigte, sie wähnte: ein Mal das Herz

zum Opfer gebracht, könne nie Ruhe und Friede das Zerrissene beglücken. Ihr war die Welt außerhalb ihres geträumten Paradieses überall eine furchtbare Oede, und wären ihren Tritten Blumen von Neuem entsprossen, so glaubte sie sie zertreten zu müssen. Hedwig hatte eine höhere Ansicht des Lebens: sie fühlte die Last der Krone, aber auch die Pflicht, die sie ihr auferlegte. Sie fühlte die Größe ihres Opfers, doch auch die Nothwendigkeit es bringen zu müssen, fühlte die Schwere des Schicksals, aber auch den Muth in sich, sich von seinem Drucke nicht beugen zu lassen.

So vergingen Tage und Wochen, in denen Hedwig immer mehr Fassung gewann, doch als der entscheidende Augenblick immer näher kam, sie die Staroſten und Woiwoden unter Trompetenschall dem Großfürsten entgegenziehen sah, und auf den entfernten Höhen jetzt die Schaar der geharnischten Lithauer erblickte, da ergriff sie doch Wehmuth und Schmerz. Sie warf sich weinend in die Arme Mariens, und es war ihr, als wenn sie mit dem morgenden Tage jedem Lebensglücke Lebewohl sagen müßte. Ich habe geträumt und gehofft, rief sie schmerzvoll, die Phantasie ist so oft auf den Tönen meiner Harfe

in das Zauberland der Liebe gedrungen, meine Sehnsucht, dort zu weilen, wie dort die Kränze für mein ganzes Leben zu flechten, war so unaussprechlich groß, ich stand so getrost, so hoffnungsmuthig vor der mir geöffneten Pforte — und sie schloß sich mir. Wohin wird mich die Wirklichkeit führen? — Doch weg mit dieser Schwärmerei, einer Königin ward nur selten der Eintritt in dieß Paradies gestattet, die Krone ist ihr Blumenkranz, der goldne Thron ihr schimmerndes Eden. Warum nährte ich die kühne Hoffnung, ich würde eine der Auserwählten seyn, die mit der Krone auf dem Haupte in dieß Heiligthum treten dürfe. Sie trat mit anscheinender Ruhe ans Fenster, blickte hinaus in die sinkende Nacht, und sah nun, wie die Wachtfeuer der Fremden hell aufflackernd die Dämmerung erhellten. Als es Nacht ward, die Millionen Sterne leuchtend am dunkeln Himmelsdome hervortraten, wandte sie den Blick hinauf zu ihnen: In der unendlichen Zeit, während ihr da oben wandelt und leuchtet, rief sie und streckte die Arme nach ihnen empor, ist keiner von Euch untergegangen, noch steht ihr in Eurer Herrlichkeit und Pracht, warum sollte mein Stern untergegangen seyn? — Eine Wolke entzieht ihn mei-

nem Blick; — aber wenn ich mit der Abendsonne untergehen werde, wird er mir schon jenseits wieder leuchten! Mit tröstenden Gedanken legte sie sich zur Ruhe, in Ergebung den kommenden Tag und ihr Geschick erwartend.

3.

Am andern Tage hielt der Großfürst seinen feierlichen Einzug in Krakau. Er war prachtvoll. Von seinen Brüdern und seinem Vetter Witold umgeben, von dem Adel seines Volks und dem ihm entgegen gezogenen Adel Polens gefolgt, unter rauschender Musik und dem Wiehern von tausend Rossen, auf welchen seine mit strahlenden Panzerhemden bewaffnete Leibwache ritt, zog er, von den Glocken der alten Thürme begrüßt, unter dem Jubel des herbeiströmenden Volkes in Polens Hauptstadt ein.

Hörst Du das feierliche Geläute, hörst Du den lauten Jubelruf der thörichten Menge? sagte Hedwig zu Marien, mit der sie sich eben allein in ihrem Zimmer befand. Wie ein Herr zieht er ein, und als Wilhelm von Oestreich sich Krakau nahte, begrüßte ihn nicht Glockenton, nicht Ju-

bel des Volks, nicht einmal wie einen Gast empfingen sie ihn; sie verschlossen dem christlichen Fürsten die Pforten des Pallastes, die sie weit dem heidnischen öffnen.

Als der Zug jetzt näher kam, verließ die Königin das Fenster ihres Schlafgemachs, trat in ihr Prunkzimmer und winkte, daß man sie hier allein lassen solle. Sie blieb dort lange düster sinnend, dann befahl sie, daß ihr ganzer Hofstaat sich um sie versammele, setzte die Krone auf ihr Haupt, warf hierbei einen mehr schmerzlichen als wohlgefälligen Blick auf ihre reizende Gestalt, seufzte tief auf und glaubte mit diesem Seufzer jede Last von ihrem Herzen abgewälzt zu haben. Als aber das Geräusch und die Fußtritte der Männer immer lauter aus der langen Halle ihr entgegen tönten, als die Flügel der Thüren sich öffneten, Jagiello eintrat, da erbebte ihr starkes Herz dennoch, und bedurfte eines Augenblicks, sich zu ermannen.

Der Großfürst nahte sich ihr festen Schrittes, doch plötzlich war sein Fuß gebannt, sein Auge wie mit Zaubergewalt auf die holde Gestalt Hedwigs geheftet, er blieb in ihrem Anschaun versunken, in der Entfernung stehen, bis endlich seine Empfindungen in Worte ausströmten. Bei dem

Gotte der Christen, solche Schönheit sah ich noch nie! rief er mit flammendem Blick, und Hedwigs Mund umzog bei diesen Worten ein freundliches Lächeln, das den holden Zügen nur noch mehr Liebreiz gab und den immer noch in der Ferne Stehenden ganz bezauberte.

Tretet näher, Großfürst von Lithauen, redete sie ihn jetzt an, und seid mir in Krakau willkommen! Er näherte sich bei diesen Worten der Königin und beugte sein Knie. Noch vor keinem meiner Götter, noch vor keinem menschlichen Wesen hab' ich mein Knie gebeugt, sprach er, als nur vor Euch, Schönste der Sterblichen! — Nehmt den Tribut, der der Königin der Frauen, der Königin dieses edlen Volkes gebührt, huldreich an!

Steht auf, Fürst Jagiello! erwiderte die Königin: Beugt fortan nur Euer Knie vor dem Gotte, aus dessen Hand Ihr die Gaben des Glücks empfangen sollt, setzte sie erröthend hinzu. Jagiello stand auf, begrüßte sie, seinen Gebräuchen nach, feierlich, zeigte auf seine Brüder und Verwandte und bat, sie freundlich in ihrem Hause aufzunehmen.

Hedwig brach sogleich das Gespräch ab: sie fürchtete, der Großfürst möchte die Zukunft

berühren, und dem wollte sie ausweichen. Sie entließ ihn daher bald. Ihre erste Zusammenkunft war kurz gewesen.

Dieser schmerzliche Augenblick war nun vorüber! seufzte sie tief auf, als sie sich mit ihren Vertrauten allein befand.

Und wie gefiel Euch der Großfürst? fragte Demeter, erhielt aber keine Antwort, denn Hedwig starrte noch immer sinnend vor sich hin. Er gleichet nicht dem erschreckenden Bilde, das ihm vorangegangen war, fuhr nach einer Weile der Alte fort, das knappe, aufgeschlitzte seidne Wams, das Fell des jungen Bären, von zwei goldnen, von leuchtenden Edelsteinen blitzenden Klauen auf seiner rechten Schulter zusammengehalten, gab der Gestalt kein übles Ansehen, sein krauses Haar, das flammende, unverwandt auf Euch blickende Auge gefielen mir. Der Ausdruck seines Gesichts war mehr gutmüthig als wild.

Gebe Gott, daß Du ihn recht beurtheilst, brach Hedwig ihr Schweigen, gebe Gott, daß er Gefühl genug hat, mich zu verstehen. Aber es geschehe, was da will, fuhr sie halb unmuthig auf, ich habe mich ihm geweiht, unab-

änderlich geweyht, und ich muß mit Ergebung tragen, was mir das Schicksal auferlegt hat.

Noch am nämlichen Tage schickte ihr der Großfürst kostbare, werthvolle Geschenke; aber sie war kaum zu vermögen, sie eines Blickes zu würdigen. Was soll mir der eitle Tand? sprach sie, das Funkeln dieser Steine erleuchtet mir nicht meine Nacht, diese kostbaren Gewänder decken, aber heilen nicht mein wundes Herz.

Am andern Tage kam der Erzbischof im Auftrag des Großfürsten zu ihr und bat, diesem ein geheimes Gehör zu schenken. Der Fürst will, so sagte der ehrwürdige Mann, sich zu nichts eher fest verbinden, bis ihm aus Eurem Munde selbst die Gewißheit wird, daß Ihr ihm ohne Widerstreben Eure Hand reichen wollet. Auch bedingt er sich aus, daß an dem nämlichen Tage, an welchem er durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wird, auch seine Verbindung mit Euch gefeiert werde. Legt dem Allen kein Hinderniß in den Weg und beendet, was Ihr so herrlich zur Ehre Gottes und zum Wohle Eures Landes begonnen habt.

Seid unbesorgt, ehrwürdiger Herr! erwiderte die Königin, ich bin fest in meinen Entschlüssen. Was ich meinem Volke versprochen,

sein, die Gelegenheit ungenützt vorüber geben zu lassen!" Dies sagend, fühlte sie auch schon seine Lippen auf die ihrigen gepreßt. — Aber mit der Kraft, welche die Verzweiflung giebt, entwandt sie sich eben unter lautem Hülferuf seinen Armen, als eine Tapetenthüre sich öffnete und die Gräfin, zwei brennende Kerzen in der Hand, hereintrat.

„Rettet mich!" rief Leonore, sich an sie klammernd „Rettet mich vor diesem Menschen!"

„Schönes Mädchen!" sagte der Herzog lachend „Die Gräfin wird es mir gewiß verzeihen, daß ich es wagte, Eure rosigen Lippen zu küssen, sie kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß ein kühner Ritter wohl solchen Minnelohn von seiner Dame nehmen darf."

„Ihr seid nicht mein Ritter! — Ihr sollt es nicht sein, so wenig ich Eure Dame bin und es sein mag!" rief Leonore heftig — „Redet doch für mich, Muhme!" wandte sie sich zürnend nach dieser „Sprecht doch ein ernstes Wort, verweist dem frechen Manne sein Unrecht, seid doch auch jetzt so streng, wie Ihr es sonst zu sein pflegt!"

„Gnädiger Herr!" begann die Gräfin „Ich begrüße Euch und heiße Euch in meinem Hause willkommen, wie es Euerm Stande gebührt, doch kann ich es Euch nicht bergen, daß Ihr die Rechte der Gastfreundschaft verletzt habt. In dem Hause der Gräfin Gagliane sollte jedes weibliche Wesen für dergleichen Ungebühr sich gesichert glauben. — Ich kann, gnädiger Herr, Euer Betragen nicht billigen; verzeiht, daß ich dies in Gegenwart meiner Nichte aussprechen muß."

das halt' ich treu, was ich Gott gelobt, ist unverbrüchlich. Sobald der Großfürst Jagiello Christ geworden, sobald er erfüllt, was er für Polen zu thun versprach, sobald er die wenigen Bedingungen, die ich ihm machen werde, eingegangen ist, gebe ich ihm meine Hand — mein Herz aber bleibt mein Eigenthum.

Segne Euch Gott für den Entschluß! sagte der Erzbischof und entfernte sich, den Großfürsten zu benachrichtigen, daß ihn die Königin erwarte.

Jagiello erschien bald darauf und nahte sich, weniger befangen als am vergangnen Tage, Hedwig, die ihn auch heute freundlicher empfing.

Ich komme, Königin, redete er sie an, aus Eurem Munde selbst die mich so beglückende Versicherung zu empfangen, daß Ihr mich Unwürdigen Eurer Hand werth haltet. Sonst blickte Jagiello kühn um sich her, keine Fürstentochter schien ihm zu hold, keine Krone zu glänzend, die er nicht mit dem Opfer seines Glaubens sich erringen, deren Werth er nicht mit seinem Lande aufzuwiegen glaubte. Vor Euch aber, der Schönsten aller Frauen, stehe ich, ein zagender Bettler, und werbe bescheiden, als hätte ich nichts in die Wagschale zu legen.

Ihr bringt Euren Glauben zum Opfer und er wiegt schwer in der Schale, sagte Hedwig und trotz der Schmeichelei, die er ihr, und wie man sehen konnte, aus der innersten Tiefe seines Herzens gesagt hatte, blieb ihr Antlitz ernst.

Schwer und leicht, wie Ihr es nehmen wollt, Königin! erwiderte Jagiello rasch: Schwer ist's, sich von seinen alten Gewohnheiten trennen, im Kampf gegen die Priester auftreten zu müssen, deren Reich zu Ende geht, — leicht, wenn man ringsum von Christen umgeben ist, welche die Sonne so warm bescheint wie uns, und deren alleiniger Gott so viel vermag, als unsre Götter alle, die ich willig der Göttin zum Opfer bringe, vor der ich jetzt anbetend stehe.

Großfürst! hub jetzt Hedwig an, der Wille der Polen hat Euch hierher an meine Seite berufen, nicht ich — Laßt mich meine Rede ohne Unterbrechung enden, bat sie, als er zu reden beginnen wollte. Das Schicksal, nicht ich, bedenkt dieß wohl, hat uns zusammen geführt, wir sollen auf unsrer Lebensbahn vereint wandeln, deshalb glaub' ich, ist es mir Pflicht, offen und unumwunden mit Euch zu reden und Euch nicht zu täuschen.

Ich war dem Herzog von Oestreich von früher Kindheit an verlobt, mein kindlicher Sinn gewöhnte sich daran, ihn als meinen künftigen Gemahl zu betrachten, das Auge der Jungfrau erfreute sich bei dem Anblick des schönen Mannes, ihr Herz erglühte von Liebe, als es des Fürsten treffliches Gemüth, seine Neigung zu mir erkannte. Wir wurden gewaltsam getrennt, der größte Theil der Polen verlangte Euch zu meinem Gemahl, ich erkannte, daß ihre Wahl für sie weise, für des Landes Wohl heilsam sei, brachte meine Neigung zum Opfer und bin bereit, mein Opfer zu erfüllen. Hat mit blutendem Herzen, mit nur halb unterdrückter Neigung, ohne Liebe zu Euch, Hedwig von Ungarn noch Werth für Euch? — Sie schwieg — auch Jagiello schwieg, von diesen Worten überrascht. —

Noch Eines, ehe Ihr mir antwortet. Seit einem Jahre habe ich dieß Land allein beherrscht und ich glaube, die Polen waren mit der Führung meines Scepters zufrieden. Ihr selbst wißt, welchen Reiz die Macht hat, Andre zu beherrschen und nicht Sclave fremden Willens zu seyn. Auch mich hat dieser Reiz bezaubert, auch ich möchte nicht um Alles in der Welt fortan Sclavin fremden Willens seyn. Den Thron mit dem

Manne theilen, könnt' ich wohl, ihm den Thron überlassen, nimmermehr! — Hat nun noch Hedwig von Polen Werth für Euch?

Ich sehe noch in ihr die Königin der Frauen, die weiseste der Herrscherinnen dieser Welt, für die zu leben und zu sterben ich bereit bin! rief Jagiello, vor ihr niederkniend.

Nun so hört, sprach sie, ihn aufrichtend, und der Ernst war von ihrer Stirne gewichen, Anmuth und Freundlichkeit umschwebten ihre Rosenlippen. Ich werde Euer treues, Euer liebendes Weib seyn, sollte auch die Erinnerung mir zuweilen Thränen entlocken, wenn Ihr mit Liebe mir entgegen kommt, mit Nachsicht die Wunde meines schwachen Herzens ruhig sich vernarben laßt. Mit dem bindenden, am Altare des Herrn gesprochenen Ja! ist es mir Pflicht, Euer Leben zu verschönen, und ich werd' es thun, so viel ich es vermag. Ihr sollt an mir kein herrschsüchtiges Weib finden, aber eine Gattin, die mit Rath und That im Krieg, wie im Frieden Euch treu zur Seite steht, und welcher Euer Ruhm und Polens Wohlfahrt fortan das höchste Ziel ihres Strebens seyn wird. — Aber verdient auch Euer Glück, legt die rauhen Gewohnheiten ab, die mein Herz nicht ertragen könnte, seid Vater

Eures Volks, ein liebender Gatte — und Gott wird helfen! rief sie und reichte ihm, sich abwendend, die Hand, denn ein Strom von Thränen brach hervor.

Ich werde erfüllen, was Ihr von mir verlangt, Königin, heilig werd' ich es erfüllen! rief er, ihre Hand an seine Lippen drückend, und ihren Schmerz ehrend, entfernte er sich schnell.

Jagiello kehrte hochbeglückt nach seiner Wohnung zurück; er zweifelte nun nicht mehr an Hedwigs Einwilligung, nicht an der günstigen Stimmung der Polen und begann nun mit Zuversicht die ferneren Unterhandlungen. Der Erzbischof selbst übernahm es, ihn in den Lehren der christlichen Religion zu unterrichten, und Jagiello war ein sehr gelehriger Schüler, und da es hier nur auf die Taufe ankam, so bemühte sich der Erzbischof auch nicht sehr, ihm den tiefen Sinn der Religion verständlich zu machen. Die zur politischen Verhandlung Beauftragten hatten eben so leichtes Spiel mit ihm, denn Jagiello hielt Wort, und da ihm Alles daran gelegen war, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welches ihn länger Hedwig zu besitzen abhielt, so war die Verhandlung bald zur allgemeinen Zufriedenheit beendet. In einer zweiten Unterre-

dung, die er mit der Königin unter vier Augen hatte, gab er ihr auf ihr Verlangen mit Freuden die eidliche Versicherung, Dobeslaus Kurozwocky, trotz seiner hohen Stellung und dem er übrigens die versprochenen Summen schon ausgezahlt, so wie seinem Neffen Casimir den Hof zu verbieten. So nahte der Tag heran, an welchem die heilige Handlung der Taufe vor sich gehen und der Großfürst mit seinen Brüdern und Vettern und den Vornehmsten des Adels, so wie alle anwesenden Lithauer zum christlichen Glauben übertreten sollten.

Hedwig erwartete den für sie so entscheidenden Tag mit Fassung. Das Betragen ihres künftigen Gatten gegen sie war die ganze Zeit über von der Art gewesen, daß es ihr, wenn auch kein Eden, doch auch keine Hölle verhieß. Dem alten Demeter schien in mancher Hinsicht Jagiello der rechte Mann für Polen und Hedwig zu seyn. Er war gut und brav, und der Alte traute Hedwigs Verstande und ihrer Liebenswürdigkeit Gewalt genug zu, ihn zu beherrschen, und da er trotz der schönen Eigenschaften der Königin, trotz seiner Vorliebe für sie die Lust zu regieren stärker in ihr mähnte, als es wirklich war, auch aus langer Erfahrung wußte, wie leicht die Zeit die ersten

Ein-

Eindrücke der Schwärmerei auf ihren Schwingen entführe, so glaubte und hoffte er Hedwig glücklicher zu sehen, als sie es selbst je zu hoffen wagte. Aber der alte Mann irrte, seine Vorliebe für die Königin war zu groß, der Wunsch ihres steten Glückes zu heiß in ihm, als daß er an ihrem Glücke zweifeln konnte.

Auf Marie, diese stille in sich gekehrte Dulderin, machten die Verhältnisse und der Gemüthzustand, worin sie ihre Gebieterin sah, eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Sie hoffte Nichts, sie fürchtete Alles. Selbst freudenlos, sah sie auch nur für Hedwig eine freudenlose Zukunft, und die muthige Ergebung der Königin, ihre wahrhaft bewunderungwürdige Fassung, die sie wohl nicht verstand, erschienen ihr als bittres Unrecht an ihrer ersten Liebe. Dieses Gefühl zog sie jetzt sogar oft von ihrer Gebieterin ab, und mit der festen Gewißheit, daß sie nie einem andern Mann ihr Herz schenken könne als Casimir, obgleich er sie verlassen, hintergangen hatte, tadelte sie oft im Geheim die Königin bitter, daß sie nicht der Krone und Allem entsagt hatte, um die Freiheit ihrer Hand und ihres Herzens sich zu erhalten. Hedwig blieb diese Stimmung Mariens nicht verborgen, es

ſchmerzte ſie, ſich von ihr, der ſie mit ſo innig-
ger Liebe zugethan war, verkannt zu ſehen;
doch berührte ſie dieſen Punkt nie und zürnte
ihr auch nicht deshalb.

4.

Freudiger Jubel verkündete den ſo wichtigen
Tag für Polen, Kanonendonner und Glocken-
läute miſchten ſich in das Jauchzen der Menge,
und Alles bereitete ſich zum Zuge nach der Ka-
thedrale, die kaum die Menge der Menſchen
faßte, die Zeuge dieſer feierlichen Handlung ſeyn
wollten. Der Erzbiſchof verrichtete die Taufe.
Jagiello nahm den Namen Wladislaus, und
ſeine beiden Brüder Scrygiello und Boris, die
Namen Caſimir und Boleslaus, ſein Vetter
Witold aber den Namen Alexander an. Kano-
nendonner verkündigte Krakau den Moment, der
drei Millionen Ungläubige in den Schooß der
chriſtlichen Kirche geführt hatte. Freudig jauchz-
ten die Polen bei dieſem Donner, aber Hedwigs
Bruſt erfüllte er mit banger Beklommenheit,
denn er rief ſie an den Altar. In der Tracht
ſeines Volkes war der Großfürſt am Fuße des

Taufsteins niedergekniet, in der Tracht seines neuen Landes bestieg er bald darauf sein wildes ukrainer Roß und sprengte mit einem stattlichen Gefolge unter lautem Freudenruf des Volks: Es lebe Jagiello, Polens König! über die Zugbrücke des Schlosses.

Der Zug ging noch einmal nach der Kathedrale, doch jetzt prangte an Wladislaus Seite die königliche Jungfrau, die, so muthig sie auch ihrem Schicksal entgegen gehen wollte, doch ihre Empfindung nicht sattsam zu verbergen vermochte. Ihr Antlitz wollte lächeln, als sie das Volk begrüßte, aber immer mußte sie gegen ihre Thränen kämpfen, und es entging selbst der Menge nicht, daß der Myrthenkranz, der sich um die Krone schlang, der Jungfrau eine Dornenkrone sei. Nur auf sie waren aller Augen gerichtet, nur der Ruf: Es lebe Hedwig, unsere geliebte Königin! erschallte, und der Name Jagiello wurde jetzt nicht gehört.

Vor der Kathedrale, wo sie der Erzbischof und die Geistlichkeit empfing, stieg sie von ihrem Zelter, betrat nun festen Schrittes den hochgewölbten Dom und schritt dem Altare zu; hier wurde sie mit Wladislaus feierlich vermählt. Auch dies verkündigte Kanonendonner und Glockenge-

läute dem Volke, doch für Hedwig war es Grabgeläute. Jetzt nahten sich die Staroſten und Woiwoden dem Hochaltare, die dritte feierliche Handlung sollte beginnen, Wladislaus als König von Polen gekrönt werden. Noch befand sich die alte Krone der Piasten seit König Ludwig in den Händen der Ungarn; eine einfache in aller Eile Gefertigte lag auf dem Altar, diese ergriff zu Aller Erstaunen Hedwig, und sich zu ihrem Gemahl, der an der Stufe des Altars niedergekniet war, wendend, sprach sie mit lauter vernehmlicher Stimme: Mein hoher, mein edler Gemahl! Ich theile in diesem Augenblick die Krone Polens freiwillig mit Euch, möge sie der heilige Erzbischof von Gnesen im Namen des barmherzigen Gottes, der Euch heute als ein verstoßenes Kind in sein Vaterhaus aufgenommen hat, auf Euer königliches Haupt setzen. Sie reichte dem Erzbischof die Krone, der von dem männlichen Muthe der Königin überrascht, die Krönung verrichtete.

Turniere und Bankets folgten nun, aber auch bei diesen rauschenden Vergnügungen blieb Hedwig ernst. Sie behandelte ihren Gemahl, mit ausgezeichneter Achtung, man hätte, dem äußern Anschein nach, sagen können, mit Liebe; aber

„Edle Dame!“ ſagte der Herzog ſpöttiſch, durch die Worte der Gräfin beleidigt und zugleich in Verlegenheit geſetzt, „Ihr leſet mir einen Sermon, als ob es Euer Amt, Eure Pflicht ſei, ſpielt in Gegenwart dieſer jungen Dame die ſtrenge Duenna und ſeid es doch ſelbſt die mich einlud, während Eurer Abweſenheit das Fräulein zu beſuchen.“

„Ihr habt den Herzog eingeladen?“ rief Leonore außer ſich „Ihr, die Ihr die Stelle meiner Mutter vertreten ſolltet, habt mir die Schande bereitet?“

„Ja, ich habe den Herzog eingeladen, heute hierher zu kommen!“ ſagte die alte Dame ruhig lächelnd „weil ich hoffte, der Herzog von Nemours ſei zu edel, als daß er das Zutrauen ſo mißbrauchen, ſo unzart handeln würde.“

„Das entſchuldigt Euch nicht!“ unterbrach ſie Leonore noch immer mit Heftigkeit, da ſie die Schmach nicht vergeſſen konnte.

„So entſchuldige mich dieſer!“ ſagte die Gräfin ruhig und enthüllte das Bild des Geharniſchten.

„Ha!“ rief der Herzog „Wie kommt Ihr zu dem Bilde?“

„Es iſt das einzige Vermächtniß Eures ſterbenden Vaters, das er ſeiner Tochter hinterließ.“

„Seiner Tochter?“ fragte der Herzog erſtaunt, während Leonore unverwandt mit leuchtenden Augen das Bild betrachtete.

„Ja, ſeiner Tochter, Herzog von Nemours!“ erwiederte die Dame mit finſterm Ernſte „Ja, ſeiner Tochter, die hier neben Euch ſteht.“

„Leonore iſt —“

wer einen tieferen Blick in ihr Inneres thun konnte, fand dort den Frohsinn der Jugend nicht mehr, die goldenen Pforten der Traumwelt geschlossen, und wie sie am Abend vor ihrer Vermählung Demeter ihre Harfe mit den Worten übergeben: fortan soll keine Saite mehr tönen, das Lied meines Lebens ist verhallt! so hatte sie sich auch einer ernsten, strengen Pflicht geweiht und alle Frühling-Hoffnungen hinter sich gelassen. Selbst Demeter ward zuweilen an ihr irre, nur Marie verstand sie jetzt und blickte anbetend an ihr auf; doch tadelte sie die Kraft, mit welcher Hedwig ihr Schicksal ertrug, sie erschien dem weichen Gemüthe des Mädchens zu männlich stark.

Der König fühlte sich in ihrem Besitze hochbeglückt, sein Gemüth war nicht zart, sein Geist hatte nicht Tiefe genug, das, was in Hedwigs Innerm vorging, zu durchschauen, und so trübte nichts sein Glück, er überließ sich ihm ganz, und Hedwig mußte ihn oft erinnern, daß es Zeit sei, mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er ordnete nun auch bald das künftige Verhältniß Lithauens zu Polen, ernannte seinen Bruder Casimir dort zum Großfürsten und schickte sich an, seine Gemahlin nach

Wilna zu führen, die aber, ihn dorthin zu begleiten, ausschlug, da sie meinte, ihre Gegenwart sei in Krakau nothwendiger.

5.

So waren Monate verflossen. Von einer Woche zur andern hatte Wladislaus seine Reise nach Lithauen verschoben, da ihm die Trennung von Hedwig zu schwer wurde; aber die Aufforderung seines Bruders, die Nachricht, daß die heidnischen Priester an vielen Orten das Volk aufwiegelten, und es sich weigerte, die heiligen Bäume umzuhauen und sich taufen zu lassen, die Ermordung mehrerer christlichen Priester bestimmten ihn endlich, in Begleitung eines großen Theils des polnischen Adels aufzubrechen und nach Wilna zu ziehen. Nur mit schwerem Herzen verließ er Krakau, denn er liebte Hedwig, wenn auch nicht, wie ihr reines frommes Gemüth es verdiente, doch mit unbegränzter Leidenschaft.

Auch sie erkannte seine Liebe, welche ihrem Herzen aber nur das war, was der Nachtthau der lechzenden Flur ist, die sich nach sanftem er-

quickendem Regen ſehnt, und welche die ſpärlichen Cryſtall-Tropfen des Thau's wohl erquicken, aber nicht gnügen können. Sie freute ſich ihres Alleinſeyns und lebte nun blos den Geſchäften und der Einſamkeit; jedes rauſchende Vergnügen, jedes Feſt war von ihrem Hofe verbannt, Demeter und Marie die Einzigen, die ſie in den Stunden der Einſamkeit um ſich ſah. Die Harfe des Alten tönte jetzt oft wieder in ihrem ſtillen Gemache und ihre Töne verlockten ſie dann in die Tage des Frohſinns, aber nur auf Augenblicke, die Blüthenwelt war für ſie erſtorben, auch für Marie. Caſimir war gleich nach ſeiner Geneſung in fremde Lande gezogen und Weiteres wußte ſie nicht von ihm.

Der König verlebte in Wilna nicht die ſtillen ruhigen Tage der Einſamkeit wie Hedwig, die ſelbſt und wahrſcheinlich abſichtlich alle nicht unumgänglich nothwendigen Regierungangelegenheiten bis zur Rückkehr des Königs verſchob. Er hatte gegen den immer noch mächtigen Einfluß der Prieſter zu kämpfen, von denen Mehre mit den Waffen in der Hand das Heiligthum ihrer alten Götter vertheidigten. Zwar wurde das Volk haufenweiſe zur Taufe zuſammengetrieben, aber noch gab es manchen harten Kampf

zu bestehen, ehe die heiligen Haine sanken, die Götzenbilder umgestürzt wurden.

Ritterspiele und Festlichkeiten, jetzt schon mehr nach den Sitten Polens, als nach den rauhen Gebräuchen Lithauens angeordnet, zerstreuten den König nicht ganz, der Widerstand machte ihn unmuthig, die Sehnsucht nach seiner Gemahlin den Aufenthalt in Wilna verhaßt. Aber seine Pflicht gebot ihm, noch länger seine Sehnsucht ungestillt zu lassen, und zwei, ihm dem Anschein nach Ergebene, die ihm hierher gefolgt waren, verstanden es, sie nach und nach zu mildern. Es war Gnievos von Dalewycz und der von dem Hof von Krakau verbannte Dobeslaus von Kurozwocky. Beide, und besonders der Erstere, wußten sich in die Gunst des Königs einzuschmeicheln, denn das ritterliche Wesen des Unterkämmerers, der jeden Kampfplatz als Sieger verließ, gefiel Wladislaus, und dessen gleisnerische Zunge bestach ihn. Weniger wendete sich sein Herz zu dem hoffärtigen Kurozwocky, der bei aller Unterwürfigkeit, die er dem König bezeigte, doch überall seinen Stolz durchblicken ließ; vielleicht entfernte ihn auch die Furcht, Hedwig zu mißfallen, wenn er ihn seiner Person näher brächte. Beide Polen waren nicht Freunde der

Königin, Beide nicht gesinnt, sie in den Augen ihres Gemahls in ein noch schöneres Licht zu stellen, wie sie schon wirklich stand.

In dieser Zeit waren Abgeordnete von Oestreich nach Krakau gekommen, den Unterkämmerer aufzufordern, die ihm vom Herzog Wilhelm übergebenen Schätze auszuliefern und im Fall seiner Weigerung sich desfalls an die Königin zu wenden. Hedwig, welche wohl fühlte, daß sie sich bei dieser Sache vorsichtig benehmen müsse, sandte die Abgesandten sogleich nach Wilna, die Sache ihres Herrn dort zu betreiben, und suchte dadurch jeder Mitwirkung von ihrer Seite zu entgehen. Die deutschen Ritter erhielten aber eben keine freundliche Aufnahme am Hofe zu Wilna. Schon im Voraus von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte Gnievos dem König Mancherlei von dem Verhältniß des Herzogs zu seiner Verlobten auf tückische Weise hinterbracht, wobei der Kastellan nicht müßig war, und durch giftige, wenn auch nur hingeworfene Worte, dem König einen Stachel in das Herz drückte, der ihn nur zu schnell, zu tief verwundete. Die Ankunft der Abgesandten war nicht geeignet, die Wunde zu heilen, welche Verleumdung ihm auf so listige Weise geschlagen hatte. Den Umstand, daß

Hedwig ihm nach Wilna zu folgen sich geweigert hatte, daß die Abgesandten aber während seiner Abwesenheit nach Krakau gekommen waren, benutzten Gnievos und der Kastellan nur zu gut, und da sie bald sahen, daß der Argwohn in dem Herzen des Königs Wurzel gefaßt hatte, berichteten sie ihm auch Alles zwischen Hedwig und dem Herzoge Vorgefallene und malten es ihm im grellsten Lichte, schilderten ihre Zusammenkünfte im Franziskanerkloster mit den schwärzesten Farben und der Kastellan bezeichnete besonders den Aufenthalt des Herzogs in den Zimmern der Königin als ein Ereigniß, das keinen Zweifel mehr an einem strafbaren Verhältnisse zwischen Beiden übrig ließ.

Lange, obleich der Argwohn schon tiefe Wurzel gefaßt hatte, widerstand noch Wladislaus ihren teuflischen Einflüsterungen, endlich aber siegten die Verläumder und der Glaube an die Tugend seiner edlen Gemahlin war dahin.

Den Abgeordneten erwiderte Gnievos auf ihr Verlangen, Geld und Kostbarkeiten zurückzugeben, daß er, sobald er den Befehl des Herzogs erhalten, ihm die bewußte Kiste zugeschickt habe, dies wolle er mit einem Eide bekräftigen und durch Zeugen bestätigen lassen; ob die Kiste aber

in die Hände des Herzogs gekommen, ob sie diesem bei seiner Flucht durch die Polen abgenommen, oder schon früher im Tumult abhanden gekommen sei, wisse er nicht und wär' auch deshalb Niemanden Rechenschaft zu geben schuldig. Die Deutschen wendeten sich nun mit ihrer Klage an den König selbst, wurden aber ohne Weiteres abgewiesen, unter der Hand zur schnellen Rückkehr ermahnt und ihnen dabei der Rath gegeben, nicht über Krakau ihren Weg zu nehmen. Da sie auch sahen, daß hier durch Unterhandlungen für ihren Herrn nichts zu gewinnen sei, sie auch aus mancher früheren Aeußerung der Königin überzeugt waren, daß diese nur ungern in dieser Sache einschreiten würde, so verließen sie Wilna und traten den Rückweg nach Oestreich an, ohne Krakau zu berühren.

6.

Nach langem Aufenthalte kehrte endlich Wladislaus dorthin zurück. Mit der Zärtlichkeit einer treuen Gattin empfing ihn Hedwig und staunte nicht wenig, als der sonst so feurige,

ganz von leidenschaftlicher Liebe erglühte Gemahl sie zwar freundlich, ihrer Erwartung nach aber kalt begrüßte. Anfangs glaubte sie, so Manches, was ihm in Lithauen begegnet sei, könne ihn verstimmt haben: doch mußte aber der Gedanke bald in ihr aufsteigen: müßte nicht ihr Anblick, müßte nicht ihre Gegenwart den Unmuth verscheuchen? Sie schwieg, und nicht der leiseste Vorwurf traf ihn, sie blieb sich gleich, schien seine Kälte, die ihr von Tag zu Tage gleichgültiger zu werden begann, nicht zu bemerken, aber doch störte sie den Frieden ihrer Seele. Als aber Wochen vergangen waren und des Königs Benehmen immer kälter, immer herzloser wurde, sie auch erfahren hatte, daß der Kastellan während des Königs Aufenthalts in Wilna diesen nicht verlassen habe, als sie sah, daß der treulose Gnievos stets um ihn war und sein ganzes Vertrauen besaß, da ward es ihr klar, daß diese Männer das Herz ihres Gemahls von ihr abgewendet hatten, ein Geheimniß mußte verborgen seyn; es zu enthüllen war ihr fester Entschluß.

Sie begab sich deshalb schon des andern Tages zu dem Könige. Mein Gemahl! redete sie ihn mit Freundlichkeit und Ruhe an, Ihr seid

von Wilna nicht wieder zurückgekehrt, wie Ihr hinzoget.

Ihr habt recht, fiel er ihr in die Rede, ich bin einiger Erfahrungen reicher und doch ärmer zurückgekehrt.

Darf Eure Gattin wissen, was Euer Gemüth beunruhigt, was Euch tief quälen muß, da es so kalt und feindlich auf diejenige wirkt, die, wie Ihr sonst sagtet, die Welt Euch zum Paradiese schuf?

Laßt uns davon schweigen, sagte der König, seid Ihr lange nicht auf die Reiherbeize geritten? fragte er dann, das Gespräch abbrechend.

Hedwig sah ihn staunend an.

Oder in das Franziskanerkloster zur Beichte gegangen? fuhr er fort.

Wie soll ich das verstehen, Wladislaus? fragte die Königin rasch, steht mir deshalb Rede. — Aber der König lächelte hämisch und schwieg.

Steht mir Rede, was sollen diese Worte, was soll dies Lächeln? fuhr Hedwig immer aufgeregter fort — Ihr schweigt noch? — Fühlt Ihr nicht, daß dies Schweigen in solchem Augenblick mir tiefe Kränkung seyn muß?

Auch ich fühlte mich tief gekränkt, murmelte, jedoch nicht aufblickend, der König vor sich hin.

Durch wen? fragte Hedwig.

Durch Euch! fuhr Wladislauf heftig auf.

Durch mich? sagte die Königin, und hohe Röthe überflog ihre Wangen, ihr Auge sah ernst auf den Gemahl: Durch mich, Ihr gekränkt, tief gekränkt? —

Ja durch Euch! rief der König, und seine Wangen überzog Todtenblässe, Zeichen seines wilden losbrechenden Zornes, sein feuriges Auge aber schoß Flammen auf die Königin, die im Gefühl ihres Rechts ohne Zagen ihm gegenüber stand. Du liebtest den Herzog von Oestreich! —

Ich liebte ihn, schon ehe ich Euch sah, ich ehrte den edlen deutschen Fürsten und schätzte den zarten Sinn hoch, mit dem er sich mir nahte.

Dir nahte! rief der König, heftig mit dem Fuße stampfend: Bei allen Teufeln! Ja wohl, setzte er bitter lachend hinzu: er war der kühne Mäher des üppigen Waizenfeldes, ich nur der ärmliche Aehrenleser.

Wladislaus! versteh' ich Euch recht? sagte die Königin bebend und ihr Muth war dahin. Sie wankte, kaum, daß sie sich aufrecht erhalten konnte.

„Eure Schweſter, gnädiger Herr!“

Beſchämt und doch freudig überraſcht ſtand der Herzog vor den beiden Damen, dann eilte er auf Leonore zu, ſie zu umarmen. Sie aber wies ihn ernſt zurück „Nahet mir nicht, Herzog von Nemours“ ſprach ſie noch immer zürnend „Ihr habt bis jetzt ein zu grauſames Spiel mit mir getrieben, als daß ich der Nachricht glauben könnte, Ihr wäret mein Bruder.“

„Leonore!“ nahm jetzt die Gräfin das Wort und ein ernſter, ſtrafender Blick traf das Mädchen „Glaubſt Du, die Schweſter Deiner Mutter würde je den Herzog von Nemours zu Deinem Kämpfer aufgerufen, ihm erlaubt haben, als Dein Ritter Dich zu dem Feſte des Marcheſe Pescara zu führen, würde je einen Mann eingeladen haben, in der Dämmerung ihr Haus zu betreten, um ihre Nichte allein zu finden? O wie wenig kennſt Du mich und mein ſtolzes Gemüth, das, obgleich von dem Fehltritte Deiner Mutter tief gebeugt, ſich nie zu ſolch einer Handlung hätte erniedrigen können. Ich wollte über Julia Gonfalieri einen Triumph feiern; wollte Dich und den Ruf Deiner Schönheit durch Piemont verbreiten und dem Sohne Gelegenheit geben, den Fehler, den ſchweren Fehler ſeines Vaters wieder gut zu machen. Dies war meine Abſicht und, Gott Lob, ich habe ſie erreicht!“

„Verzeiht, Muhme!“ ſagte jetzt Leonore, ehrfurchtsvoll ihr die Hand küſſend „Verzeiht, daß ich nur einen Augenblick an Euerm edlen Sinne zweifeln konnte; Alles war mir neu, die Begebenheiten häuften ſich; was mir geſchah, war ſo empörend —“

Sünderin, sieh, wie Du erbebst! rief Wladislaus höhnisch lachend und reichte der Sinkenden nicht einmal den Arm, sie zu stützen. — Aber das eben gesprochene Wort gab ihr Kraft und führte ihr den Muth zurück. Vor meinem Gott stehe ich rein! sprach sie feierlich, ihre Rechte emporstreckend: Auch vor meinem Volke will ich rein dastehen, so wahr mein Vater im Himmel über mich wachen wird! Dies sagend, wandte sie dem Könige den Rücken und verließ ihn.

Kaum in ihr Gemach getreten, befahl sie, daß man den Erzbischof von Gnesen zu ihr rufen möge, dann setzte sie sich auf einen Sessel und weinte bitterlich. Auf Demetrius Fragen, auf Mariens Bitten, ihnen zu sagen, was ihr begegnet sei, erwiderte sie nichts; erst nach einer Weile hob sie das gesenkte Haupt. Glaube der Mensch nie, sprach sie, daß der Becher seiner Leiden voll sei, er muß ihn leeren, damit er sich von Neuem fülle.

Theilt mir Euren Kummer mit, bat Demeter, der den Grund ihres Kummers ahnete, theilt ihn uns mit! Ich vergehe vor Angst! bat Marie, sich weinend an ihre Herrin schmiegend.

Ich hätte besser gethan, Demeter, erwiderte die Trauernde, ich wär' nur meinem Herzen

gefolgt, nicht Deinem Rathe, und hätte, statt des Blumenkranzes, die Krone aus diesem Fenster geworfen. Ich büße meine Schuld! — Aber kein Bitten, kein Flehen konnte sie bewegen, Weiteres zu sagen, sie schwieg, bis der Erzbischof bei ihr eintrat.

Alsbald winkte sie Demeter und Marien sich zu entfernen. Ich habe Euch bitten lassen, ehrwürdiger Herr! redete sie ihn an, der bei dem Anblick ihrer bleichen Wangen und der verweinten Augen sie staunend betrachtete. Ich habe Euch rufen lassen, weil Ihr der Einzige seid, dem ich vertraue. Euch allein will ich mein blutendes Herz ausschütten.

Ich habe, fuhr sie nach einer Pause fort, Eurem Rathe, Euren Ermahnungen folgend, Polen meine Jugend, mein Herz zum Opfer gebracht, meine Ehre aber kann es nicht als Opfer von mir fordern.

Edle Fürstin, wer könnte das? fiel ihr der Erzbischof in die Rede.

Der König zweifelt an meinem tugendhaften Wandel, fuhr sie fort, und ihre Lippen bebten, hohe Röthe überzog ihr holdes Antlitz, als sie diese Worte sprach.

Ohnmöglich! rief der Erzbischof, wer könnte Euren heiligen Wandel tadeln, wer die sechszehnjährige Jungfrau, wer die fromme Königin nur eines sündigen Gedankens zeihen?

O, die Gedanken des Menschen entspringen nicht immer seinem reinen Gemüthe, ehrwürdiger Vater, sie sind oft Kinder des unbewachten Augenblickes, sagte die Königin, sich nach der Hand des Bischofs beugend, die sie im Gefühl ihrer Schuld an ihre Lippen drückte. Oft waren meine Gedanken nicht so rein, als Ihr wähnet.

Sie werden durch den barmherzigen Vater nicht in das große Schuldbuch eingetragen, wenn die That ihnen nicht folgt, sagte der Erzbischof, sie beruhigen wollend, und legte die Hand auf das gebeugte Haupt der Königin: Sie gingen schnell an Euch vorüber, der Herr vergibt sie Euch durch mich. Aber sagt mir, was ist vorgefallen, das Euch in diese Stimmung versetzen konnte? Wer hat an Eurer Tugend gezweifelt? —

Der König, mein Gemahl! sagte Hedwig zusammenschaudernd. Er zeiht mich eines strafbaren Umgangs mit dem Herzog von Oestreich — und nannte mich — eine Sünderin!

Ha, Gnievos! rief der Erzbischof, sich vergessend; — doch gleichviel, wer es auch war, fuhr er fort, ich eile zum König, werd' ihm mit donnernder Stimme sagen, daß er das Heilige nicht mit unheiligen Händen berühre; fußfällig soll er Euch um Vergebung flehen und seinen Irrthum erkennen.

Euer Eifer, ehrwürdiger Herr, führt Euch zu weit. — Habt Ihr die Gewißheit, daß ich eine Reine, Makellose vor Euch stehe? — Ihr glaubt meinen Worten, habt Vertrauen zu meiner Tugend, aber Gewißheit habt Ihr nicht. Sie Euch, sie meinem Gemahl, sie meinem Volke zu geben, verlange ich ein öffentliches Gericht, das mich streng, aber gerecht, richte. Noch sind, den König zu begrüßen, viele der ehrwürdigen Väter der Kirche, mancher von Adel in Krakau, noch sind die beisammen, welche den König nach Wilna begleiteten, sie mögen sich versammeln, vor ihnen will ich mich, als meinen Richtern, stellen. Der König, oder wer es auch seyn mag, trete als Kläger gegen mich auf, ich allein will mich vertheidigen. Geht deshalb zu dem Könige, tragt ihm mein Verlangen vor, sagt ihm, ich dränge auf öffentliches Gericht und bis ich rein, wie vor meinem

Gott, auch vor ihm und meinem Volke stände, wären wir getrennt, mein Gemach ihm und Jedermann verschlossen, denn die Sünderin muß ihre Tage in der Einsamkeit vertrauern.

Der Erzbischof wollte sie von jedem öffentlichen Schritt abhalten, aber Hedwig beharrte auf ihrem Vorsatz. Der leiseste Hauch darf nicht des Weibes Tugend trüben, und jeder Verdacht, der nicht bis zur Wurzel ausgerottet ist, keimt immer von Neuem wieder. Ich bitte Euch, geht zum Könige, tragt ihm mein gerechtes Verlangen vor, und haben ihn je diese unglücklichen Reize entzückt — geliebt hat er mich wahrlich nie — so wird er, eingedenk der Vergangenheit, mir Gerechtigkeit widerfahren lassen — wo nicht, so ruft Hedwig selbst Adel, Geistlichkeit und Volk zu ihren Richtern auf.

Der Erzbischof, den festen Sinn der Königin kennend, drang nicht weiter in sie und ging, mit dem König über diese unangenehme Sache zu sprechen.

7.

Der Erzbischof fand Wladislaus in sehr aufgeregter Stimmung. Die Unterredung mit seiner Gemahlin hatte ihn erschüttert, er war über ihren Trotz, wie er ihr Benehmen nannte, aufgebracht; aber so wenig zarten Sinn er auch für wahre Weiblichkeit und Tugend haben mochte: so hatte er sich doch sagen müssen, daß nur die Unschuld den Muth geben könne, so stolz, so bestimmt seiner Anklage entgegen zu treten. Der Erzbischof berichtete ihm nun, daß er im Auftrag der Königin käme, ermahnte ihn dann, ja Alles reiflich zu überlegen, und sein Ohr den Einflüsterungen übel gesinnter Menschen zu verschließen, schilderte ihm, wie hoch Hedwig in den Augen ganz Polens gestanden habe und noch stehe, wie rein und unbescholten ihr Wandel gewesen sei, sagte ihm unumwunden, daß, wenn die Königin mit dem ihr feierlich Verlobten wirklich in näheren Verhältnissen gestanden habe, sie nach den Gesetzen, wenn auch nicht recht gethan, doch gewiß zu entschuldigen gewesen wäre. Da aber alles dies Wladislaus den einmal gefaßten Argwohn nicht nehmen konnte, so ergriff endlich der Erzbischof das letzte Mittel, ihn eines Ges-

fern zu überzeugen. Ihr wißt, Hoheit, sprach er, daß die Königin nur gezwungen und nur dem Willen des Volkes nachgebend, mit Euch die Krone getheilt hat. Wäre dem so, wie Ihr wähnt, so wäre die Königin, so wie ich sie kenne, in die Versammlung getreten und hätte muthvoll verkündet, daß sie das Eheverlöbniß mit dem Herzoge vollzogen habe. Was konnte dann geschehen? Hättet Ihr dann noch um Ihre Hand werben können, oder glaubt Ihr, Polen hätte die geliebte Fürstin vom Throne gestoßen, um Euch darauf zu erheben?

Der Erzischof schwieg, der König stand nachdenkend vor ihm. Seht, Hoheit, fuhr nun der ehrwürdige Bischof fort, das war es, was wir fürchteten, deshalb verwehrten wir dem Herzoge den Eintritt in das Schloß, duldeten wir, daß die Königin den Herzog nur bei den frommen Franziskanern sehen konnte, deshalb ward ihr zuletzt der Ausgang aus dem Pallaste verwehrt, und deshalb verdient sie diesen Verdacht wahrlich nicht von Euch, der bedenken sollte, daß eine solche Behandlung ihrer Königin leicht die Herzen der Polen von Euch abwenden könnte. Setzt Euch nicht mit ihr in offenen Kampf, er wäre gewagt. Ueberdies, so weit der mensch-

liche Geist in die Tiefe eines Herzens schauen kann, erblicke ich das Herz der Königin rein, unbescholten und makellos.

Ich will Euren Worten glauben, hub endlich der König an, will den Verdacht, den man in meiner Brust erweckt hat, zu verscheuchen suchen, ich will das Vergangene vergessen, ihr vergeben.

Wo keine Schuld ist, habt Ihr nichts zu vergeben, mein König! sagte der alte Bischof zürnend, und das würde auch der Königin nicht gnügen. Sie verlangt vor öffentlichem Gerichte ihren Anklägern entgegen gestellt und so öffentlich freigesprochen oder verdammt zu werden.

Ich liebe nicht, wenn häuslicher Zwist in des Königs Hause Sache des Volkes wird, erwiderte Wladislaus, ich will glauben, will öffentlich sagen, die Königin sei unschuldig.

Und die falschen Ankläger, dem Gesetze nach, mit dem Tode bestrafen? fiel ihm fragend der Erzbischof in die Rede.

Verlangt nicht zu viel, ich könnte auch das schon Versprochene zurücknehmen, erwiderte Wladislaus unmuthig — Doch ich werde selbst zur Königin gehen und sie zu besänftigen suchen. Sie ist klug und verständig, und wird wohl ein-

sehen, daß Dergleichen sich besser unter vier Augen als öffentlich beseitigen läßt.

Ich glaube kaum, Hoheit, daß die Königin ihren Entschluß ändern wird, meinte der Erzbischof, überdies hält sie es für Pflicht, daß die Sünderin, wie Ihr sie benannt habt, sich für Jedermann, auch für ihren königlichen Gemahl in ihr verschlossenes Gemach zurückziehe.

Des Königs Heftigkeit brach bei dieser Nachricht los, und der Erzbischof versuchte lange vergeblich, ihn zu besänftigen, denn Wladislaus wollte sogleich hin nach den Gemächern der Königin und den Eingang ertrotzen. Endlich aber gab er doch den Bitten des Erzbischofs nach, und da ihm dieser vorstellte, daß bei dem beharrlichen festen Charakter der Königin nur zwei Wege offen blieben, entweder sie zu richten, oder ihre Ankläger zu verurtheilen, überlegte Wladislaus mit mehr Ruhe, was zu thun sei. Er hing im Grunde noch mit Leidenschaft an seiner Gattin, nur der Eifersucht war es möglich gewesen, seine Neigung für den Augenblick zu unterdrücken. Er wünschte sie unschuldig zu wissen, fühlte aber auch, daß einmal gefaßter Verdacht nur durch gänzliche Ueberzeugung aus-

gerottet werden könne und hierzu die Unschuldsbetheurung der Beschuldigten nicht allein hinreichend sei. Der Erzbischof überzeugte ihn endlich, daß, um ehrenvoll aus dieser Sache zu treten, ein öffentliches Gericht nothwendig sei, wo die Verläumder vor einer angesehenen Versammlung aufgefordert würden, ihre Aussage in Gegenwart der Königin zu wiederholen und Beweise zu führen, und wagten oder könnten sie dies nicht, das strenge Gesetz über sie walten zu lassen. Nach langem Widerstreben genehmigte endlich der König, daß der Erzbischof die anwesende Geistlichkeit, der Marschall aber den Adel auf einen zu bestimmenden Tag versammeln sollte. Er selbst wolle zu Gericht sitzen und die Ankläger stellen.

Als der Erzbischof der Königin diese Nachricht brachte, schien sie erfreut, dankte ihm, seufzte jedoch tief auf. Ehrwürdiger Herr! sagte sie dann, das Auge gen Himmel gehoben, daß ich gezwungen bin, gleich einer Sünderin vor mein Volk zu treten, ist eine harte Prüfung, die mir der Herr auflegt, ist ein strenges Gericht, das er wegen eines frevelhaften Wunsches über mich hält.

Königin! steht Ihr rein vor Gott, so traget

„Ich verzeihe Dir gern, Leonore!“ sagte die Gräfin sanft „Dein edler Unmuth hat mich gefreut, Du kanntest die Welt zu wenig, um mich durchschauen zu können.“

„So scheint es, Gräfin,“ nahm der Herzog das Wort „daß ich allein der Strafbare und auch der Betrogene bin. Aber ich will es gern sein, gab mir doch der Himmel Ersatz in meiner holden Schwester.“

„Verweilt einen Augenblick!“ sagte die Gräfin und ließ ihn mit Leonoren allein, die ihre ängstliche Scheu vor dem Herzog noch nicht überwinden konnte. Endlich aber überwältigte sie das kindliche Gefühl, sie sah mit thränendem Auge nach dem Bilde auf — „Also das sind die Züge meines Vaters!“ sprach sie freudig „Dieser freundliche Zug um den Mund, dieser sanfte Blick des Auges gehörte ihm! — Ach, nun weiß ich doch, warum ich so ehrfurchtsvoll an diesen theuern Zügen hing, was mir dies Bild so werth und lieb machte! Ach, nun kenn' ich arme Waise doch meinen Vater und dünke mich nicht mehr so verlassen auf dieser Welt!“ Sie faltete, die Gegenwart des Herzogs ganz vergessend, die Hände und dankte Gott mit leisem Gebete für die ihr erzeigte Gnade, während der Herzog nicht wagte, ihre Andacht zu stören.

So fand sie die Gräfin, welche, ein Kästchen in der Hand, eintrat und es dem Herzog überreichte. „Leset diese Schriften, gnädiger Herr!“ sagte sie „und überzeugt Euch durch die Handschrift Eures Vaters selbst, daß Leonore mit Recht die Ehre hat, Eure Schwester zu sein. Wenn auch der Priester ihre Mutter nicht mit Euerm Vater am Altare verband, werdet Ihr doch nicht eine Schwe-

die Prüfung, die er Euch sendet, mit Ergebung, sprach er.

Ja, rein steh' ich vor dem Allmächtigen, der das Innere meines Herzens kennt, rein und makellos, rief die Königin, die Rechte gen Himmel streckend, das schwöre ich vor ihm, dem Allwissenden! Aber — daß nun auch nichts mehr meine Brust beklemmen, mein Gewissen beschweren soll, will ich Euch beichten, was ich verschuldete. Im Kampf mit dem Schicksale, begann sie nach kurzem Zögern erröthend, da ich sah, ich mußte unterliegen, da ich die letzte Hoffnung, mich mit dem Herzog durch priesterliche Weihe zu verbinden, schwinden sah, den Hufschlag des Rosses hörte, der ihn von mir vielleicht für ewig entfernte, da faßte ich den sündigen Entschluß, dem Schicksal zum Trotz, das feierliche Eheverlöbniß auch ohne Priester zu vollziehen, und so eine unübersteigbare Kluft zwischen mir und dem Großfürsten zu öffnen. Gott war barmherzig, der Wille ward nicht zur That, die Pforten des Pallastes fand ich verschlossen, und auf meinen Knieen habe ich dem Vater im Himmel gedankt, daß er mich hinderte zu thun, wozu die Verzweiflung allein mich treiben konnte.

Jetzt büße ich meine Schuld, auch den sündigen Wunsch bestraft der strenge Richter.

Der Erzbischof suchte sie zu trösten. Nicht als Strafe, als Prüfung möge sie es betrachten, was ihr der Herr sende, sprach er, und es gelang ihm endlich, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Sie äußerte nun den Wunsch, daß sich das Gericht so bald als thunlich versammeln möge, ihren qualvollen Zustand zu enden. Der Erzbischof versprach, die Sache zu betreiben, auch gelobte er ihr, den König zu vermögen, sich bis nach gehaltenem Gericht von ihr entfernt zu halten.

Jetzt erst theilte sie Demeter und Marien ihren Kummer mit. Der alte Mann jammerte und klagte sich an, ihr zu dieser unglücklichen Vermählung gerathen zu haben, aus der ihr unverschuldet so viel Kummer entspränge. Er sah nun für immer ihr Lebensglück zerstört und blickte ohne Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft. Moriens Geiste hingegen hatte diese Begebenheit neue Schwungkraft gegeben, ihr zur Schwärmerei geneigtes Gemüth fand Nahrung in dem Gedanken, daß der Glanz ihrer Gebieterin, durch den giftigen Hauch der Verleumdung getrübt, öffentlich in neuer Glorie leuchten solle. Daß

auch die Tugend verkannt werden, die Verleumdung siegen könne, daran dachte das reine kindliche Gemüth der Jungfrau nicht.

8.

Bald hatte sich in ganz Krakau und in der Umgegend das Gerücht verbreitet, die Königin sei von ihrem Gemahle eines lasterhaften Wandels angeklagt. Kaum wollte man es glauben, es nicht für möglich halten, daß Jemand es wagen könne, die Tugend der allgemein geliebten Königin zu verlästern, und allgemein und öffentlich sprach sich der Unwille gegen den König aus. Wo er sich dem Volke zeigte, wurde er nicht mehr wie früher durch lauten Jubel begrüßt, oft aber umgab das Volk den königlichen Pallast, und zeigte sich dann Hedwig zufällig am Fenster, so erscholl der freudige Ruf: Lange lebe Hedwig, Polens edle Königin! Besonders nahmen die Frauen und Jungfrauen Partei für die Verleumdete, Jung und Alt, Vornehm und Gering nahmen die Königin in Schutz, und sie meinten wohl mit Recht: wenn dies Engelsantlitz, diese frommen, heiligen Züge

trügen könnten, müsse man allen Glauben an das Edle im Menschen verlieren. Diese allgemeine Stimmung blieb Hedwig nicht unbekannt, es war ein leuchtender Stern in ihrer Nacht.

Endlich erschien der entscheidende Tag. Der hochgewölbte Saal im Schlosse, wo so mancher Pfeil ihr Herz getroffen hatte, war gewählt worden, um vor dem versammelten Adel, bei offenen Thüren Recht zu sprechen, ob Hedwig schuldig sei oder nicht. Ihre Ankläger ahnete man, ohne sie doch bestimmt zu kennen. Schon in aller Frühe war das Schloß von Kriegsvolk besetzt worden, welches in den langen, nach dem Saale des Gerichtes führenden Hallen aufgestellt war, den zu starken Eindrang des Volkes zu hemmen, das sich nach den beiden hohen offen stehenden Flügelthüren des Saales drängte. Nur mit Mühe konnten die Krieger den Weg offen halten, durch den der in Krakau sich gegenwärtig befindende Adel sich in den Saal begab. Heute nahmen fast Alle den Platz zur Linken des Thrones ein, nur Wenige setzten sich auf die gegenüberstehende Seite, unter denen sich der Kastellan Kurozwocky und der Unterkämmerer Gnievos befanden. Erst als die Plätze zur Linken und dem Throne gegenüber besetzt waren,

mußten die später Kommenden die Plätze zur Rechten einnehmen. Die Geistlichkeit kam auch heute zugleich, den Erzbischof an ihrer Spitze.

Die Versammlung war ruhig, selten sprach ein Nachbar mit dem andern, nur das Volk murmelte wie dumpfer Donner in weiter Ferne, und zuweilen unterbrachen die an jeder Thür stehenden vier Hellebardirer die Stille, wenn sie, den Eintretenden Platz zu machen, ihre kreuzweise vor der Thür gepflanzten Hellebarden zurückzogen.

Jetzt verkündete das dumpfe Murmeln: der König! die Ankunft Wladislaus. Ehrerbietig begrüßte ihn die Menge, durch die er schritt, ehrerbietig standen bei seinem Eintritt die Versammelten auf, aber kein Jubelruf empfing ihn. Mit umwölkter Stirn bestieg er seinen Sitz unter dem Thronhimmel.

Ehrwürdige Väter, begann er nun, und Ihr, edle Herren des Polenlandes, die ich heute hier um mich versammelt habe, um über die Anklage gegen meine erlauchte Gemahlin Gericht zu halten, ich lege in dieser Sache das Richteramt in Eure Hand und fordere Euch auf, nach Eurer besten Ueberzeugung und wie Ihr es vor dem allmächtigen Gott dereinst verantworten könnt,

Euer Urtheil zu sprechen, und nicht aus Freundschaft oder feindlichen Gesinnungen für oder gegen die Ankläger meiner königlichen Gemahlin, Euch stimmen zu lassen. Ich, der Gemahl der Angeklagten, bekenne hiermit laut und feierlich, daß ich sie unschuldig glaube und sie nie des Angeschuldigten wegen zur Verantwortung gezogen hätte, wenn nicht ihr eigner unabänderlicher freier Wille ein offenes Gericht verlangt hätte.

Marschall, wandte er sich dann zu diesem, sendet zur Königin und laßt sie benachrichtigen, daß Alles bereit sei und wir sie erwarten. Mehrere vom Adel übernahmen sogleich den Auftrag und begaben sich nach den Gemächern der Königin.

Jetzt herrschte eine tiefe Stille, die kein Gespräch, kein Laut unterbrach. Selbst das Volk in der Vorhalle athmete kaum, jedes Herz schlug bang, jede Brust fühlte sich beklommen. Der König sah finster vor sich hin und seine Stirne war gefurcht, der Erzbischof hatte die Hände gefaltet und murmelte ein leises Gebet, die Versammelten des Adels saßen erwartungsvoll da und hefteten zuweilen düster flammende Blicke auf Gniewos von Dalewicz und den Kastellan, von denen letzterer stolz aber finster umherblickte,

Gnievos aber, heiter, als sei er keiner der Betheiligten, mit seinem Bruder sprach, der neben ihm zur Seite saß. Selbst die Hellebardirer, welche die Eingangpforte bewachten, hatten ihre Hellebarden zurückgezogen und standen, die Ankunft der Königin erwartend, ernst und unbeweglich.

Diese, von den Abgesandten unterrichtet, daß Alles bereit sei, schickte sich an, nur von zwei ihrer Frauen begleitet, unter denen Marie war, den schweren Gang zu gehen. Wie fand sie sich überrascht, als sie aus der letzten Thür ihrer Gemächer trat und eine Menge stattlich gekleideter Jungfrauen in dem Bogengang fand, die unter freundlicher Begrüßung ihr voran durch die Reihen der Männer schritten und ihre Pfade mit Blumen bestreuten. Freudenthränen drängten sich in Hedwigs Auge, und als jetzt der laute Jubelruf der Menge ertönte, der schnell wie ein geschäftiges Echo von Mund zu Mund bis an die Pforten des Versammlungsaals drang, als Männer und Weiber, trotz den Lanzen des Kriegsvolks, sich zu ihr herandrängten und ihre Hände küßten, da überwältigte sie die Rührung. Laßt mich, meine Freunde! bat sie, ich bedarf Kraft und Fassung, und ihr stimmt mein Herz so weich,

laßt mich! Aber ihr Bitten war vergebens, mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, mehrte sich der Zudrang und der Jubelruf der Menge, und Hedwig mußte mehremale rasten, ehe sie bis an die geöffneten Thüren des Gerichtsaals kommen konnte.

Dort hatten die vom Adel kaum ihre Bewegung unterdrücken können, es ward ihnen schwer, ihre Würde zu behaupten und nicht jetzt schon in den Jubel des Volkes mit einzustimmen. Den König schien der laute Beifall, den man seiner Gattin zollte, nicht zu erfreuen. Der Erzbischof aber streckte, als wolle er das Volk deshalb segnen, seine Rechte nach den Jubelnden. Der Kastellan erbleichte, doch nur auf einen Augenblick, Gnievos aber sah hohnlächelnd nach dem jauchzenden Volke.

Jetzt erschienen die Jungfrauen an der Pforte und streuten Blumen bis in die Mitte des Saals. — Jetzt stand die Königin vor der offenen Thür, wo sie, Fassung bedürfend, einen Augenblick verweilte. Alles erhob sich und ein lautes: es lebe Hedwig, unsre edle, unsre geliebte Königin! erschallte von allen Seiten. Auch Wladislaus war aufgestanden, und von ihrem Anblick überrascht, wollte er ihr entgegen gehen; doch ihn

traf

traf ihr ernster Blick und sie winkte mit der Hand, daß er sich entfernt halten möge.

Hedwig, die Krone auf ihrem Haupte, sonst ohne allen Schmuck, trat jetzt im weißen Gewande, im Arm ein Kruzifix, das sie mit Rührung an ihre Brust drückte, in den Saal. Eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, ihre noch von Thränen feuchten Augen sahen freundlich, aber getrübt im Saal umher, wo sie mit Sanftmuth und Huld die Versammelten grüßte. So schritt sie demüthig, aber stolz im Gefühl ihrer Unschuld, langsam nach des Thrones Stufen hin, wo sie kaum bemerkbar das Knie vor dem Könige beugte, und als dieser ihr winkte, ihren Platz neben ihm zu nehmen, schüttelte sie verneinend ihr Haupt und trat zur Seite des Thrones neben den Erzbischof, vor dem sie sich neigte und seinen Segen empfing.

Jetzt erhob sich der König von seinem Sitze. Dobeslaus von Kurozwocky und Ihr, Gnievos von Dalewycz, die Ihr Euch unterfangen habt, meine edle Gemahlin bei mir anzuklagen, als habe sie mit dem Herzoge Wilhelm von Oestreich in strafbarem Umgange gelebt, tretet jetzt auf im Angesicht der versammelten Bischöfe und

Edlen meines Reichs, Eure Anklage öffentlich und feierlich zu wiederholen.

Der Kastellan und Gnievos erhoben sich von ihren Sitzen und traten festen Schrittes in die Mitte der Versammlung; doch ehe sie zu sprechen beginnen konnten, nahte sich ihnen der Erzbischof, das Kreuz in der Hand. Ehe Ihr Eure Anklage beginnt, redete er sie an, schwört auf dieses heilige Symbol unsers Glaubens, schwört bei dem Gekreuzigten, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, und bedenkt wohl, daß den Meineidigen der Fluch des Herrn in diesem, wie in jenem Leben trifft.

Beide legten, als der Erzbischof schwieg, ihre Rechte, ohne zu beben, auf das Kruzifix und schwuren. Die Versammlung, selbst die, so von ferne dies mit angesehen hatten, schauderten, als sie den Schwur vernahmen, denn Alle waren von der Unschuld der Königin fest überzeugt.

Nun beginnt! befahl der König, als das Gemurmel sich gelegt und es wieder im Saale still geworden war.

Ich, Dobeslaus Kurozwocky, Kastellan von Krakau, begann nun dieser, bezeuge, daß die Königin bei nächtlicher Zeit den heimlich und ver-

ſter verfloßen wollen, die Eurer an Schönheit und wahrlich auch an edlem Sinne ſo würdig iſt.“

„Wahrlich, das werde ich nicht!“ ſagte der Herzog, mit Feuer ihr die Hand reichend und durchflog nun raſch die Papiere. „Es leidet keinen Zweifel“ ſagte er dann und mit freudigem Herzen begrüße ich Leonore als die holde Tochter meines Vaters.“

„So gönnt mir einen Augenblick Gehör“ nahm die Gräfin das Wort „vernehmt von mir den Verlauf der Sache und auch Du, Leonore, ſetze Dich neben mich, höre aufmerkſam zu und fälle kein zu ſtrenges Urtheil über Deine unglückliche Mutter.“

„In den mailändiſchen Kriegen Franz I. lernte Euer Vater, gnädiger Herr, meine Schweſter, in dieſem nämlichen Hauſe, wo Ihr Euch jetzt befindet, kennen. Das ſchöne Mädchen gefiel ihm und er wußte bald ihr Neigung einzuflößen. Mir blieb es nicht lange verborgen; ich warnte, aber die Liebe war ſtärker als meine Worte, meine Schweſter achtete nicht auf meinen Rath und ließ nur ihr Herz, nicht ihre Vernunft ſprechen. Da beſchloß ich, das einzige Mittel zu ergreifen, ſie zu retten: ich wollte ſie trennen, da ich leicht voraus ſehen konnte, daß dieſe Liebe meine Schweſter nur zum Verderben, nie zum Glücke, führen könnte. In aller Stille machte ich ihr bei den Karmeliterinnen zu Turin eine Freiſtatt aus, wo ſie ſo lange verborgen bleiben ſollte, bis die Begebenheiten des Kriegs den Herzog aus hieſiger Gegend geführt hätten. Alles war bereit, ein Tag gewählt, wo Euer Vater abweſend war; nur meine Kammerfrau und der alte Hausbofmeiſter, der noch in meinen Dienſten iſt, wußten da-

kleidet in das Schloß eingeschlichenen Herzog Wilhelm von Oestreich unsern ihres Schlafgemachs verborgen hatte, und als wir in ihr Zimmer traten und sie nicht fanden, sie von daher in selbiges zurückkehrte.

Dobeslaus! unterbrach ihn Nicolaus v. Ostrow, was Du hier sagst, wußten wir schon Alle, und Niemand warf deshalb Verdacht auf die Königin, welche die Kapelle hatte schmücken und durch Deinen Neffen einen Priester zu ihrer feierlichen Einsegnung in das Schloß bestellen lassen. Dies zeugt gegen Deine Anklage. Und mir selbst hat der Herzog von Oestreich versichert, nahm jetzt rasch Gnievos das Wort, daß er im Arme der Königin die höchste Wonne der Liebe empfunden habe.

Das lügt Ihr! rief die Königin, einen Schritt hervortretend, das hat Euch der Herzog von Oestreich nicht gesagt.

Das ist erlogen! riefen mehrere Stimmen.

Wer Gnievos von Dalewycz einer Lüge zeiht, der hebe diesen Handschuh auf und trete mir im Gottesgericht entgegen! rief der riesige Mann mit donnernder Stimme, seinen Handschuh im Saale hinschleudernd. — Nun, hebt ihn Keiner auf? fuhr er höhnisch fort: ist Keiner unter

Euch, der es wagt, den Gnievos Lügen zu strafen? Keiner, der der gekränkten Unschuld Ritter seyn will?

Nieder mit ihm! rief es von allen Seiten und die Säbel wurden bloß: Haut ihn nieder! rief das Volk in den Hallen. Gnievos aber stand ruhig wie ein Fels im Ungewitter in der Mitte der Tobenden, zog sein Schwert zur Vertheidigung nicht und blickte verächtlich lächelnd in der Versammlung umher. Aber dieses empörte die Freunde der Königin noch mehr und: Nieder mit dem Verräther! riefen hundert Stimmen von Neuem. Mehrere drängten sich mit geschwungener Wehr hervor, und auch Gnievos und sein Anhang zogen jetzt die Schwerter. Der König erhob sich in diesem Augenblick vom Throne und gebot Ruhe; aber das königliche Wort ward nicht gehört. — Die Schwerter klirrten, schon fielen Hiebe. Da stürzte sich Hedwig, das Kruzifix hoch erhoben, unter die Streitenden. Zurück, meine Freunde! rief sie, um aller Heiligen willen zurück. Wer seine Königin liebt, wer ihre Tugend ehrt, der lasse sein Schwert ruhen und nehme seinen Platz wieder ein!

Und die geschwungenen Säbel senkten sich bei dem Anblick der Königin, die schützend vor Gnie-

vos und den Kastellan getreten war. Nehmt Eure Sitze wieder ein, bat sie von Neuem, tretet um Eurer Königin willen zurück. Die Staroſten gehorchten, Hedwig blieb allein vor ihren Anklägern stehen.

Meine Freunde! redete sie jetzt die Versammlung an. Das Blut dieser Männer hätte mich nicht rein gewaschen, sie wären unter Euren Streichen gefallen, und die Wahrheit wäre mit ihnen verstummt, denn sie hätten nicht im Gotteskampf unterlegen, sie wären unter den Schwertern der Menge meuchlings gefallen. Dort liegt noch der Handschuh, fuhr sie nach einer Weile fort, in welcher sie mit flammendem Blick in der Versammlung umherschaute. Ist denn Keiner unter Euch, der, seinem Muthe, der Tugend seiner Königin und dem gerechten Gotte vertrauend, es wagt, den Handschuh dieses gefürchteten Mannes aufzunehmen? — Tritt Keiner hervor? — Wagt Ihr es nur, mit hundert Schwertern auf ihn einzudringen, und erbebt Ihr, Mann gegen Mann ihm gegenüber zu treten? Ja, Keiner wagt es! rief sie zürnend aus, als Niemand hervortrat. — O daß ich ein Mann wäre, ich würde, Gott und meiner gerechten Sache vertrauend, hinstürzen, den Fehdehandschuh jauch-

zend aufheben und mit Gott, der die Unschuld beschützt, muthig in die Schranken treten.

Noch einmal durchflog ihr flammendes Auge die Versammlung. — Keiner wagte es, die Aufforderung des gefürchteten Kämpfers anzunehmen.

Da wandte sie sich tief betrübt, doch nicht entmuthigt, nach dem Throne. Mein Herr und König! sprach sie, da ich unter dem Adel Polens keinen Ritter finde, der für mich in die Schranken zu treten wagt, so erbitte ich mir eine Frist von zwei Monden, mir im Ausland einen Kämpfer zu suchen, bis dahin erlaubt, mich in irgend ein Kloster frommer Schwestern zurückziehen zu dürfen.

Der König gewährte ihre Bitte mit unverstellter Rührung und wollte eben in seinem Unmuth die Versammlung aufheben, als Gnievos in seinem Uebermuth ausrief: Wie abgerichtete Hunde den Löwen umstellen, so dranget Ihr auf mich ein, doch Keiner wagt es, dem Löwen zu nahen, und er steht noch hier und erwartet vergebens seinen Gegner.

Du wirst ihn nicht vergebens erwarten! schallte es vom Eingange des Saales herüber, und ein Jüngling, schlank und schön, trat ein, begrüßte

die Verſammlung, ſchritt an Gnievos, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, vorüber, trat an des Thrones Stufen, beugte ſeine Knie und ſprach

Mein gnädiger König! Der von Eurem Angeſicht Verbannte wagt es, hier zu erſcheinen, wo die Geſetze des Landes ihm ſeinen Sitz anweiſen, zürnt ihm deshalb nicht! Der König winkte ihm aufzuſtehen; dann nahte ſich der Jüngling der Königin, beugte ſein Knie vor der Hocherröthenden: Möge meine Herrin mir erlauben, zur Sühne meiner Schuld, das letztere ſprach er leiſe, ihr Ritter zu ſeyn.

Ich erkenne Euch, Caſimir Kurozwocky, als ſolchen, erwiderte Hedwig, nahm eine Schleife von ihrer Bruſt und reichte ſie ihm mit den Worten: Nehmt dies Zeichen meiner Huld, tragt es mir zur Ehre, meinen Feinden zum Verderben. Hefte die Schleife an ſein Oberkleid, befahl dann die Königin der bebenden Marie, und als dieſe gehorchte, die Schleife dahin heftete, wo ſie die Schläge ſeines Herzens unter ihrer zitternden Hand fühlte, da raunte er ihr zu: Habt Ihr mir vergeben, Marie? — Nun tauſendmal! liſpelte ſie und trat ſchnell und erröthend zurück.

Jetzt neigte ſich Caſimir vor dem Könige und der Königin, ging mit heiterm Angeſicht hin, wo

der Handschuh Gnievos schon lange unberührt lag, und hob ihn auf. Gnievos! sagte er dann, vor diesem hintretend: Morgen, wenn die Messe beendet ist, erwarte ich Euch zum Kampf auf Leben und Tod! —

Frauenknecht! Elender Knabe! erwiderte der Stolze, den Jüngling höhnend, beichte Deine Sünden und nimm Abschied von der Welt.

Beichten werd' ich, Abschied nehmen von der Welt will ich, denn mein Leben steht in der Hand eines Höheren; aber dennoch will ich muthig dem Kampf mit Dir entgegen gehen. — Du vertraust auf Deine Stärke, Deine Erfahrung und Deine Geschicklichkeit — ich auf meinen Muth, auf die gerechte Sache und meinen Gott! Und so glaub' ich, ist der Knabe stärker, als Du, riesiger Mann! Morgen sehen wir uns wieder. Dies sagend, neigte er sich noch einmal gegen den Thron und verließ die Versammlung. Lauter Jubel des Volks begleitete den muthigen Jüngling.

9.

Die Versammlung war gleich darauf von dem Könige aufgehoben worden, dem die wenige Rücksicht, die man auf ihn genommen hatte, am meisten aber das unerwartete Benehmen Gnievos unangenehm gewesen war. Der König war nämlich mit diesem übereingekommen, daß er seine Aussage in Rücksicht der Königin zwar nicht zu widerrufen brauche, doch ihr eine ganz andere, mildere Deutung geben solle, wodurch der König, dem jetzt, nachdem er sich von Hedwigs Unschuld überzeugt glaubte, alles daran lag, sich mit ihr auszusöhnen, die Sache gütlich auszugleichen hoffte. Gnievos aber täuschte ihn. In der Gewißheit, daß Niemand es wagen würde, seine Ausforderung anzunehmen, und wäre Jemand verwegen genug, des Sieges gewiß, wandelte er das Gericht, von dem er überzeugt war, es werde ihn verdammen, listig in ein Gottesgericht um. Unerwartet war ihm Casimirs Erscheinung.

Niemand war jetzt glücklicher als Marie. Der Gedanke, Casimir kämpft für Hedwig, dieser **eine** Gedanke verschlang alle anderen. Daß er unterliegen könne, daran dachte sie nicht; ihr Vertrauen zu ihm war so groß, ihre Liebe bei

seinem Anblick so ganz wieder in voller Gluth erwacht, daß er ihr, Gnievos gegenüber, wie ein Gottgesandter erschienen war, die Unschuld der Königin mit seinem flammenden Schwerte der Welt zu bezeugen. Sie war voll Vertrauen, voll Muth.

So nicht Hedwig, noch weniger Demeter, besonders Letzterer nicht, der mit kälterem, aber ängstlicherem Blick die Begebenheiten betrachtete, als die Königin, welcher ihre Unschuld und ihr frommer Sinn mehr Vertrauen zu Gott gab, als dem alten zagenden Manne, den hier der Schwung der Dichtkunst verließ und dem nur die Schwächen des Alters zurückblieben. Ihn ärgerte fast der laute Jubel, der sich in jedem Worte, in jedem Blicke Mariens aussprach, und er erfüllte heute nur ungern ihre Bitte, sie unter die hohen Linden zu begleiten, die ohnfern der dahin strömenden Weichsel ihr schattiges Dach wölbten.

Zu damaliger Zeit dehnte sich der Garten der alten Königsburg bis hinunter an den rauschenden Strom, wo er mehr ein kühles Wäldchen als ein Lustgarten zu seyn schien. Hierhin zog Sehnsucht, Ahnung, Hoffnung und Unruhe die Ueberglückliche, die, das zahme Reh der

Königin am wollenen Bande leitend, von süßen, lieblichen Träumen begleitet, von dem alten Demeter gefolgt, unter dem Schatten der duftenden Linden ihre beklommene Brust frei aufathmen ließ. Sie hatte auf dem Wege dahin Blumen gepflückt, die sie, sich unter einen Baum setzend, zu einem Kranze wand; das Reh, dem sie die Freiheit gegeben, weidete unbesorgt auf grünem Rasen, und Demeter, das Auge auf das ihm so theure Mädchen heftend, lehnte sich in einiger Entfernung an einen Baumstamm und beobachtete sie.

Der Kranz war gewunden, Marie blickte wehmuthvoll auf seine bunten Blumen und Blätter, und mochte wohl denken, wär' er doch nur von dunkler, deutungvoller Myrthe gewoben. Doch bald ruhte er in ihrem Schooße, ihr Auge blickte nicht mehr auf den duftenden, starr sah sie vor sich hin, und das Bild, das jetzt vor ihre Seele trat, mochte sie fest bannen, denn in tiefe Gedanken versunken, bemerkte sie nicht, daß das Reh sich ihr genähert hatte und ihren Kranz zerpflückte.

Trauriges Loos des Menschen! murmelte Demeter vor sich hin, als sein Blick die noch vor wenigen Augenblicken so Selige ernst und in sich

verſunken ſitzen ſah. Mit Blitzesſchnelle entführt ihn die Phantaſie auf ihren bunten Schwingen in das Wonnereich der Träume: da tritt eine trübe Geſtalt ihm in den Weg, und er ſtürzt von ſeiner Höhe in die unermeßliche Tiefe des Schmerzes hinab, und aus ihr erhebt er ſich nur langſam und ſchwer, oft nie wieder, denn Schmerz und Kummer haben bleierne Füße und ſtehen feſtgewurzelt auf irdiſchem Boden. Der Kranz, den die Arme unter lautem Klopfen des Herzens flocht, in den ſie ſo manches freundliche Bild verwebte, liegt jetzt unbeachtet, werthlos in ihrem Schooße, dem ſchuldloſen Thiere eine Beute.

Als er ſo vor ſich hin murmelte, hob das Reh ſeinen ſchlanken Hals empor, ſpitzte die Ohren, ſprang im eilenden Fluge davon und weckte dadurch die Träumende, die aufblickte — Mein Caſimir! ausrufend, aufſprang und ſchmerzlich berührt auf ihren Sitz zurückſank.

Demeter eilte herbei. Es iſt nicht gut, daß wir träumen, das Erwachen iſt gar zu bitter! ſagte ſie vor ſich hin, als der Alte ſie fragte, was ihr begegnet ſei. Leite mich nach Hauſe, alter Mann, bat ſie dann. — Demeter drang in ſie, ihm zu ſagen, was ihr begegnet ſei; ſie

aber lächelte bitter und erwiderte nichts. Nur einmal, ehe sie in das Schloß traten, seufzte sie tief auf und sagte: Demeter! wenn des Schicksals eisige Hand mit einem Drucke das Herz zermalmt, so ist es seines Jammerns quitt, und es ist aus mit dem Menschen und seinem Herzen, und ihm ist's wohl; — wenn aber das Schicksal mit ihm Scherz treibt, die Hoffnung ihm zum Troste sendet und sie dann wieder hohnlachend entfliehen läßt, wenn die Seele zwischen Himmel und Hölle schwebt, heute aufjauchzt vor Wonne, morgen aufschreit vor Schmerz, das ist zehnfacher Tod! —

Auch gegen die Königin blieb sie verschlossen und öffnete ihr nicht ihr Herz; nur als diese sie trösten und Vertrauen in ihr erwecken wollte, sagte sie wehmüthig: Auch mein Wermuthkelch hat sich von Neuem gefüllt, laßt mich ihn in der Stille leeren! —

10.

Die ebene Fläche, auf welcher der Adel sich in Ritterspielen zu üben pflegte, wurde in aller Eile zum bevorstehenden Kampfe eingerichtet,

Tribünen erbaut und der Platz mit Schranken umzogen. Ein öffentlicher Kampf in geschlossener Bahn war zu damaliger Zeit im Polenlande ungewöhnlich, Jeder schlichtete hier seinen Streit auf der Stelle mit dem Säbel in der Faust, oder durch Wegelagerung, ohne vorher in einem Fehdebrief den Gegner zu warnen. Ein Gottesgericht war außer den Sitten der Nation, und nur Gnievos Vertrauen auf seine Gewandtheit und Stärke und die Gewißheit, daß ihm Niemand im Schwertkampfe gleich käme, konnten es herbeiführen. Dem Könige, der wenig Vertrauen zu Casimir hatte, war der Zweikampf höchst unangenehm, doch konnte er ihn, ohne auf die Ehre seiner Gattin ein zweideutiges Licht zu werfen, nicht mehr rückgängig machen. Konnte er sich doch nur selbst anklagen, daß er durch sein geringes Vertrauen auf Hedwigs Tugend die Sache herbeigeführt habe; aber in seinem Herzen schwor er Gnievos Rache und Verderben, der Kampf möge enden wie er wolle.

Die Messe war gelesen; beide Kämpfer hatten sie wohl mit verschiedenen Gefühlen angehört, Casimir dem Mönch Johannes, der ihn auch jetzt hierher begleitet hatte, gebeichtet, Gnievos aber dies nicht für nöthig geachtet, da er

des Sieges gewiß war, und der Gedanke an den Tod nicht in ihm aufstieg. Das Volk strömte nun in Haufen nach dem Platze, die für die Zuschauer aufgebauten Gerüste waren bald angefüllt, und in allen Straßen, die nach dem Platze führten, häufte sich die Menge, aus allen Fenstern schauten Frauen und Jungfrauen herab, den König, die Königin und die Kämpfenden vorüber ziehen zu sehen. Heute vernahm man kein wildes Toben, zu ernst war das, was geschehen sollte, zu allgemein die Theilnahme an der edlen Fürstin und ihrem Ritter, als daß irgend ein Zwiespalt der Meinung sich hätte aussprechen können. Aller Herzen wünschten dem Jünglinge Glück.

Zuerst erschien Gnievos ohne irgend eine Rüstung auf schwarzem, schnaubenden Hengste und sprengte, stolz umherblickend, durch die gaffende Menge, die sich wunderte, daß Niemand von seinem Gefolge ihm die Lanze, diese Lieblingswaffe der Polen, nachtrug. Kein freudiger Zuruf begrüßte ihn, wohl aber konnte er lautes Murren vernehmen, und selbst hörte er zuweilen den Ruf: Tod dem Verleumder! Sich aber darum wenig kümmernd, sprengte er dem Platze zu, sprang, als er bei dem, an dem Ende der

Schranken für ihn aufgerichteten Zelte angekommen war, vom Roſſe und begab ſich in das Zelt, ſich hier mit ſeinen wenigen Freunden und dem Kaſtellan beim Frühſtück gütlich zu thun.

Der Kaſtellan war mit der Handlungweiſe des Unterkämmerers nicht übereinſtimmend geweſen, er hätte lieber die Sache nicht bis zum Aeußerſten kommen laſſen, und obgleich die Königin mehr noch haſſend als Gnievos, der nur der ihm anvertrauten Schätze wegen feindlich gegen ſie geſinnt war, ſah er doch leicht ein, daß, die Sache möge ausfallen wie ſie wolle, der König ihnen für ihre Dienſtfertigkeit ſchlechten Dank wiſſen werde. Ueberdies, ſo wenig er ſeinen Neffen liebte, war ihm doch die Ehre ſeines Stammes zu werth, als daß ihm deſſen Niederlage hätte gleichgültig ſeyn können. Er war mißgeſtimmt und mit ſich und Gnievos unzufrieden.

Gleich nach dem Unterkämmerer ritt Caſimir auf ſeinem flüchtigen ukrainer Roſſe, jedoch langſam, durch die Straßen. Sein Haupt deckte, wie immer, die polniſche Mütze mit der Reiherfeder, ſein hellblaues Oberkleid umgab nur ein leichtes Panzerhemd, denn der polniſche Adel trug ſchon in damaliger Zeit die ſchwere Rüſtung

der

der deutschen Ritter nicht mehr; die Schleife der Königin prangte an seiner Brust. Um den linken Arm hing das leichte Schild, und die rechte Hand hielt die Lanze mit dem weiß und himmelblauen Fähnlein. So zog er mit geringer Begleitung, Muth und Vertrauen im Blick, bescheiden durch das ihn begrüßende Volk, und mancher Segensruf tönte aus dem Munde der Jungfrauen herab, denn es schlug wohl kein Herz in Krakau, das der Königin, das ihm nicht den Sieg gegönnt hätte.

Auch er begab sich in das, Gnievos gegenüber aufgeschlagene Zelt, nur von zwei Freunden und dem alten Mönche begleitet.

Kaum war er hier angelangt, als der Bruder des Unterkämmerers eintrat und ihm den Willen Gnievos kund that, daß der Zweikampf zu Fuß mit Schwert und Dolch geschehen solle. Der Listige, den gewandten Reiter in Casimir fürchtend, hatte den Fußkampf gewählt, wo seine Stärke ihm ein bestimmtes Uebergewicht gab. Casimirs Freunde widerriethen ihm, diesen Vorschlag anzunehmen, aber er gab dem Bruder des Gnievos den Bescheid: Ich werde im Vertrauen auf Gott kämpfen, und er wird, sei ich zu Fuß oder zu Roß, mein Beschützer seyn.

Jetzt verkündete Trompetenschall die Ankunft des Königs, den heute seine lithauische Leibwacht begleitete, da die polnischen Hellebardirer schon früher die Schranken umgeben hatten. Er nahm auf der Tribüne zur Rechten unter dem dort aufgerichteten Thronhimmel Platz; das gegen ihn über aufgerichtete Gerüst, das zur Aufnahme der Königin und ihres Gefolges eingerichtet war, stand noch leer. Doch jetzt nahte auch sie. — Aber heute nicht auf ihrem weißen Zelter, nicht die Krone auf ihrem Haupte, nicht mit ihrem hold lächelnden Antlitze zur Freude der Menge umherschauend. Einfach, ohne allen Schmuck gekleidet, mit einem langen herabfallenden Schleier ihr holdes Antlitz deckend, schritt sie nur mit geringer Begleitung, Marie folgte ihr heute nicht, durch die wogende Menge, bestieg den für sie stattlich ausgeschmückten Platz, neigte sich vor dem Könige, senkte dann ihr Haupt, und das Auge auf ein kleines in der Hand haltendes Kreuz gerichtet, schaute sie nicht um sich und betete.

Indessen hatten die dazu beorderten Marschälle das zum Zweikampf Erforderliche angeordnet, die Hellebardirer hielten den Zudrang des Volkes von den Schranken ab, und auf den

ersten Trompetenstoß traten die Kämpfenden aus ihren Gezelten. Casimir neigte sich vor König und Königin, Gnievos jedoch nur vor Ersterem. Auf den zweiten schritten sie, Gnievos von seinem Bruder, Casimir von Nicolaus Zawisza begleitet, mit festem Schritte langsam einander entgegen, beide das leichte Schild am Arme und nur mit dem Panzerhemd bekleidet. Auf den dritten Trompetenstoß begann der Kampf. Gnievos führte Streich auf Streich, denen Casimir nur durch gewandte Wendungen ausweichen konnte. Hieb folgte auf Hieb, die der riesenhafte Mann mit kräftiger, unermüdeter Faust auf den Jüngling mit Blitzesschnelle führte. Manchem wich Casimir aus, manchen hielt seine Damascener-Klinge ab, mancher schlug ihm eine tiefe Wunde. Schon war des Jünglings Schild gespalten, schon sein Schwert nur noch der einzige Schutz, der ihn decken konnte, schon blutete er aus mehreren Wunden und seine Kräfte begannen zu schwinden, da rief Gnievos ihm höhnend zu: Nun, kecker Ritter, hast Du gebeichtet? Dein Stündlein schlägt!

Ich habe gebeichtet, entgegnete ihm todesmuthig Casimir, eben einen tödtlichen Streich abwehrend.

So nimm den letzten Ruthenstreich, Knabe! rief Gnievos, einen furchtbaren Hieb nach ihm führend, der ihm den Schädel hätte spalten müssen, wär' er ihm nicht ausgewichen. Da raffte er, als Gnievos Schwert machtlos an ihm vorüberflog, die letzten Kräfte zusammen, und mit dem Ausruf: Mit Gott! führte er rasch einen kräftigen Hieb auf seinen Gegner, dem jetzt das Schwert der getroffenen Faust entsank und das Blut in Strömen dahinfloß. Doch noch glaubte sich Gnievos nicht überwunden, er griff nach dem Dolche; Casimir aber, sein Schwert wegschleudernd, packte des Feindes Linke, entriß ihm den Dolch und der Riese stand wehrlos vor ihm.

Bekenne Deine Schuld! rief jetzt Casimir, den Dolch schwingend, zwar nur mit matter Stimme, denn die Seele schien ihm entfliehen, der Tod ihn umfangen zu wollen. Bekenne! — Aber Gnievos, schäumend vor Wuth, schwieg; doch trotz dem, daß er mit der letzten Kraft sich empor hielt und noch einmal versuchte, Casimir mit der Linken zu packen, knickte die hohe Gestalt wie eine vom Blitz zerschmetterte Eiche zusammen. Gnievos sank auf sein Knie, stützte sich mit der Linken auf sein Schild, den blu-

tenden Stumpf streckte er, von Schmerz gepeinigt, aufwärts, und wie er so gleich einem sterbenden Kämpfer kniete und sein Auge himmelwärts blickte, rief er, von Todesschauer ergriffen, laut aufschreiend: Herr des Himmels! Du hast streng Gericht gehalten über den Verläumder; ich bekenne meine Schuld!

Bei diesen Worten ertönte das laute Jubelgeschrei des Volkes. Hedwig warf den Schleier zurück, doch beim Anblick des Blutenden, dem man jetzt zur Hülfe eilte, wandte sie sich ab, streckte ihre zitternden Hände gen Himmel und rief: Herr der Barmherzigkeit, vergib ihm, wie ich ihm vergebe!

Beide Kämpfenden wurden nun hinweggetragen, dem einen folgte Segensruf, dem andern Fluch, kaum, daß die Hellebardirer den Besiegten vor der Wuth des Pöbels schützen konnten. Vor Casimir aber, den das Volk wie im Triumphe nach seiner Wohnung trug, streuten die Jungfrauen Blumen; doch ihr Freudenruf weckte nicht den Schläfer, sein Auge blieb geschlossen, sein Geist lag im tiefen Schlafe gebannt.

II.

Gleich nach Beendigung des Kampfes war König Wladislaus zu Hedwig geeilt, und hatte sie im Angesicht des Volkes umarmt, was sie auch schweigend geduldet hatte. Schnell wurde nun nach ihrem Zelter geschickt, den sie auf Bitten des Königs bestieg, und so im Triumph durch die Straßen von Krakau nach dem Pallaste zog. Als aber der König, dort angekommen, sein Roß nach der Zugbrücke lenkte, hielt sie ihren Zelter an. Nicht hierher führt mich jetzt schon mein Weg, sprach sie, laßt mich erst dem barmherzigen Gotte danken, daß er dem Schwachen Kraft gab die Unschuld zu schützen. Sie ritt, von Tausenden begleitet, nach der Kirche der frommen Brüder des Franziskaner-Ordens und dankte dort im stillen Gebete Gott, der die Verleumdung von ihr gnädigst abgewälzt hatte. Erst als sie ihr Gebet beendet, bestieg sie wieder den Zelter und begab sich in das Schloß.

Hier begleitete sie der König auf ihr Zimmer, wo er sie mit den innigsten Worten des Vorgefallenen wegen um Verzeihung bat. Hedwigs Inneres war zu tief verwundet, um ihm mit gleicher Herzlichkeit entgegen kommen zu können.

vara gebracht; dort ward ſie ein Opfer ihrer Leidenſchaft. Aber der Mann, der ſo ſanft, ſo mild auf uns herabblickt, hat nicht edel an ihr gehandelt, denn während ſie ihm dies holde Kind gebar, lernte er die Mutter Julia's Conſaliera kennen, die, obſchon Mutter von 4 Kindern, ihn mit buhleriſchen Künſten umſtrickte; er verließ die Unglückliche und jener Brief, den ihr geleſen, war der einzige Troſt, den er ihr zurück ließ. Es war ein elender Troſt! — Sie floh von Novara und kam mit ihrem Kinde zu mir. —"

„Monden nur ertrug ſie im Verborgenen ihr Unglück, dann brach der Gram ihr Herz. — Friede ihrer Aſche!" —

„Arme Mutter!" klagte Leonore ſtill vor ſich hin, erhob ſich, trat vor das Bild ihres Vaters und blickte wehmuthsvoll nach ihm auf.

„Sie vergab ihm, ihr letztes Gebet war — Segen für ihn von Gott zu erflehen;" ſprach die Gräfin „auch ich habe ihm vergeben. Zürne auch Du nicht mit dem Vater, Leonore!"

„Ich zürne ihm nicht, Muhme!" ſagte das Mädchen gerührt.

„So vergieb auch mir!" rief der Herzog „Sieh in mir Deinen Bruder, der Dir durchs ganze Leben treu zur Seite ſtehen wird." Er ſtreckte die Arme nach ihr aus, ſie ſank, vom Gefühle überwältigt, an ſeine Bruſt.

„Tretet näher, der Herzog iſt hier" rief in dieſem Augenblicke der alte Hausbofmeiſter, dem Chevalier die Thüre öffnend, der, als er Leonore in des Herzogs Armen

Mein Gemahl! erwiderte sie auf sein wiederholtes Bitten, ich habe Euch längst in meinem Herzen verziehen. Ich kenne zwar den Dämon Eifersucht nicht, aber er soll gewaltig auf das schwache menschliche Herz wirken und deshalb habe ich Euch selbst bei mir vertreten. Aber der Friede meines Herzens ist gestört, setzte sie wehmüthig hinzu, das Vertrauen in Eure Liebe mir genommen und mein reiner Himmel umwölkt. Ich will hoffen, der Friede des Herzens werde mir wieder lächeln, wie vordem, und der Himmel sich unbewölkt über mich wölben, daß die Brust wieder frei und unbeklommen in seinem reinen Aether aufathmen kann. Aber zürnt mir ob meines Ernstes und meines Trübsinnes nicht, der Frohsinn läßt sich nicht in das Gemüth der Trauernden zurückrufen, er schleicht sich ein, ohne daß man es ahnet, er bleibt fern, wenn man ihm auch noch so sehr die Pforten öffnet. Habt Nachsicht mit mir, und hofft von der alles lindernden Zeit.

Ich fühle mein Unrecht, frommes Wesen, begann der König von Neuem; aber Hedwig bat ihn so dringend, nicht mehr das Vorgefallene zu erwähnen, daß er vielleicht selbst ungern die traurig tönende Saite nicht mehr berührte.

Kaum, daß der König sich entfernt hatte, als Marie herein und zu den Füßen der Königin stürzte. Gelobt sei die heilige Jungfrau, daß sie Euch beschützt hat, gesegnet der Arm, der für Euch so muthig kämpfte! rief sie in Thränen gebadet, nun bin ich glücklich!

Ich glaub' es wohl, sagte die Königin freundlich lächelnd, Du findest Dein Glück in dem meinigen wieder, nicht wahr? — Aber steh doch auf. — Warum jetzt noch diese Thränen. — Er lebt, die Jugend wird siegen, die Wunden werden heilen, auch die Deinigen.

Nie, nie! seufzte Marie.

Warum glaubst Du das, zagendes Mädchen? — Ich habe nur Liebe in seinen Augen gelesen, als Du ihm die Schleife an sein Gewand hefteteſt?

Ihr könnet wohl Liebe in seinem Auge lesen, nicht ich! erwiderte sie, und ein schmerzlicher Zug umzog ihren Mund. — Doch hört! — Ja! — Auch ich glaubte in den leisen Worten, die er mir in jenem Augenblicke zuraunte, Worte der Liebe zu hören, und mein Herz war von Neuem bethört; ich schwelgte in Hoffnung, ich träume, von Neuem den Traum des Glücks. So saß ich im Garten, wohin ich, das zahme Reh führend,

mit Demeter gegangen war. Ich pflückte Blumen, wand mir daraus einen Kranz, in den ich mir manches liebliche Bild, so manche stille Wünsche flocht, meine Seele war bei ihm, ich hoffte und bangte. Da weckt mich das flüchtige Reh aus meinem Sinnen, ich schrecke zusammen, blicke auf und sehe ihn sinnend die dunkle Lindenallee heraufkommen. Mich vergessend, spring ich auf, strecke die Arme nach ihm und rufe: Mein Casimir! Bei diesem Rufe sieht er auf, erblickt mich und verschwindet unter den Bäumen. Kann Liebe die Liebe fliehen? Ich thörigtes Mädchen gab mich ihm ganz offen durch diesen Ausruf hin, der das Innerste meines Herzens verrieth, und er weicht mir aus, läßt die Jungfrau, von ihrer Schaam niedergedrückt, verlassen stehen. Soll ich noch hoffen, Königin? Soll ich mich noch öfter der Täuschung hingeben? —

Die Königin, an dem Manne selbst irre geworden, schüttelte ihr Haupt und fand nicht Worte, die Arme zu trösten. Darum folgt' ich Euch heute nicht, fuhr Marie fort, was er heute that, geschah ja nur für Euch, Euch hätte sein Blick getroffen, nicht mich. Ach! für mich hat er nur Täuschung und Spott.

Ohne etwas darauf zu erwidern, rief die Königin einen Diener und befahl ihm, sogleich sich nach Casimirs Wohnung zu begeben und ihr Nachricht zu bringen, wie es ihm ergehe. Ist er schwer verwundet? fragte jetzt Marie ängstlich.

Ich fürchte fast! erwiderte Hedwig, in diesem Augenblicke wohl mehr noch mit ihren Gedanken bei Casimir verweilend, als bei Marie, denn obgleich sie während des Kampfes vor sich nieder gesehen und den muthigen Jüngling nur erst als Sieger erblickt hatte, stand doch sein Bild lebhaft vor ihrer Seele und der Gedanke seiner Alles für sie opfernden Liebe hatte sie tief gerührt, sie hatte ihm Alles vergeben. Erst nach einer Weile, als sie aus ihrem Sinnen aufsah, bemerkte sie, daß Marie heftig zitternd einen Sessel ergriffen hatte, an dem sie sich festhielt, sie sah ihr bleiches, todtenähnliches Gesicht und eilte erschrocken hinzu, die Sinkende zu halten und sie nach einem Lehnstuhl zu geleiten. Ist er tödtlich verwundet? fragte die Hinfällige jetzt mit kaum hörbarer Stimme.

Ich hoffe es nicht, erwiderte Hedwig, sie beruhigen wollend. Ach! seufzte die Arme, preßte die Hand der Königin an ihre Lippe und

benetzte sie mit ihren Thränen. Ach! wie schmerzvoll ist doch Liebe ohne Gegenliebe! Sie lehnte dann die glühende Stirn auf ihre zitternde Hand und saß nun schweigend und in ihrem Schmerz versunken da. Erst als der Diener zurückkehrte und die Nachricht brachte, der Verwundete sei durch den starken Blutverlust zwar sehr geschwächt, doch sei keine seiner Wunden gefährlich, hob sie das gesenkte Haupt, sah freudeerglüht an ihrer Gebieterin auf und sagte dann leise: O könnt' ich hin, ihn zu pflegen, ohne daß er mich erkennte!

Von diesem Augenblick an schien sie beruhigter. Die Hoffnung, daß der Tod ihn nicht von ihrer Seite reißen werde, schien ihr zu ihrem Glücke zu genügen: aber sie täuschte sich selbst, denn noch eine andere Hoffnung erwachte mit seinem Leben.

Jeden Tag harrte sie nun ängstlich, bis der Bote zurückkehrte, welcher Kunde von dem Kranken brachte, mit jedem Tage ward sie heiterer, denn sie erhielt nur tröstende Nachricht, und als der Mönch am fünften Tage bei ihr eintrat und ihr die Versicherung brachte, sein Zögling sei außer aller Gefahr, da glänzte eine Freudenthräne in ihrem Auge; sie küßte mit

Inbrunst die knöcherne Hand des alten Mannes, der ihr nun die Begebenheit des Kampfes erzählen nnd ihr Alles berichten mußte, was seitdem mit Casimir vorgegangen war; und als sie, von ihrem freudigen Gefühl übermannt, den würdigen Mönch fragte: Gedenkt er auf seinem Krankenlager auch wohl meiner? und der Mönch ihr erwiderte: Oft, oft gedenkt er Eurer! da rief sie, ihr Herz mit den wenigen Worten ganz zeigend, freudig aus: Das vergelte ihm Gott!

Casimir war nun fast von seinen Wunden wieder hergestellt; auch Gnievos hatte, die Hand verloren, doch das Leben erhalten, und der König glaubte nun, daß es Zeit sei, den Sieger zu belohnen, die Verleumder zu bestrafen, Gnievos und der Kastellan wurden verurtheilt, die auf Verleumdung gesetzte sonderbare Strafe damaliger barbarischer Zeit zu dulden, nämlich: gebunden unter eine Bank geworfen zu werden, wo der Verbrecher während einer Stunde wie ein Hund bellen mußte. Casimir wollte der König freistellen, seine Belohnung selbst zu wählen, wozu er einen Tag bestimmte, an welchem er ihm im Angesicht des ganzen Hofes feierlich Dank sagen wollte.

12.

Der hierzu bestimmte Tag erschien. Casimir Kurozwocky war so weit wieder hergestellt, daß er vor das königliche Paar in dem nämlichen Saale treten konnte, wo er den hingeworfenen Handschuh des Unterkämmerers so muthig aufgehoben hatte. Der Saal war festlich geschmückt, der Adel und die Hofleute versammelt, auch der Erzbischof von Gnesen war zugegen, König und Königin saßen auf ihrem Throne, und heute fehlte Marie in Hedwigs Gefolge nicht. Da führte der alte biedere Nicolaus von Ostrow den jungen Mann in den Saal ein, der zwar noch bleich, aber dennoch schön, bis an die Stufen des Thrones mehr wankte als schritt.

Casimir Kurozwocky! nahm jetzt der König das Wort: Obgleich Du Dich nicht unserer Gunst erfreutest, warest Du doch der Einzige unter allen Männern dieses Landes, der sich mit ritterlichem Muthe für die Ehre seiner Königin dem fast sichern Tode weihte. Gott und Dein Muth haben Dich beschützt, Du bist als Sieger aus dem Kampfe getreten und stehst jetzt auf unser Geheiß vor uns, den Dank zu empfangen, den wir Dir im Angesicht der versammelten Edeln

mit Freuden zollen. Der König stieg bei diesen Worten die Stufen hinab und schloß Casimir in seine Arme. Ich verdanke Dir viel, edler junger Mann, sprach er dann. Auch ich! sagte Hedwig, ihm die Hand zum Kusse reichend.

Reich' Deinem Ritter die Wange zum Kuß, bat der König, dies ist der schönste Lohn, den Du ihm geben könntest! Aber Casimir sah bei diesen Worten schmerzlich an der Hocherröthenden auf, preßte dann seine Lippe auf ihre Schwanenhand und murmelte leise: Das wäre des Glückes zu viel!

Nun, Casimir! begann der König von Neuem, dem die Bescheidenheit des jungen Mannes wohlgefallen hatte: Nun sag' uns, was Du wünschest, fordre, sei der Erfüllung Deines Wunsches gewiß und laß uns nicht länger Deine Schuldner bleiben. —

Erlaßt meinem Ohm seine Strafe, Hoheit, er ist der Bruder meines Vaters, seine Schmach trifft auch mich, bat Kurozwocky.

Es sei Dir gewährt, Genügsamer! erwiderte der König.

Und zu Euch, meine hohe Gebieterin, fleh' ich: Vergebt mir, was ich verbrochen und verbannt mich ferner nicht mehr aus Eurer Nähe.

Mit Freuden! sprach huldreich Hedwig und nickte ihm freundlich zu. — Ich achte und ehre Euch und will Euch von Herzen wohl.

Und nun, da Ihr meine Bitten gewährt habt, sprach er und sein Auge flammte, seine Wange überflog hohes Roth, trete ich noch einmal, ein Ungenügsamer, bittend vor Euch — Gebt mir diese edle, holde Jungfrau zum Weibe, und Ihr habt mich mehr als königlich belohnt! — Bei diesen Worten trat er auf Marien zu und erfaßte ihre Hand. Willst auch Du vergessen und vergeben und mein Weib werden, sprach er, so folge mir an die Stufen des Thrones. — Und die Zitternde folgte ihm, und von ihrem Glück überwältigt sank sie, unbekümmert der Menge, die sie umgab, in seine Arme. —

Als sie sich kurz darauf allein befanden, stand der Jüngling mit ernstem Blicke vor seiner Verlobten. Marie, sprach er, jetzt darf ich Dir sagen, daß ich Dich vom ersten Augenblick an, wo ich Dich sah, geliebt, wahrhaft geliebt habe. Der Anblick der Königin übte nur eine zauberische Gewalt über mich, meine Sinne wären trunken, sie zogen mich nach ihr, mein Herz aber blieb Dein. Der Wahnsinn, der mich ergriffen hatte, ging vorüber, und als ich nach jenem unglück-

lichen Abend zwischen Leben und Tod auf meinem Siechbette lag, über mein Leben nachdachte und mein Inneres ernst prüfte, da erkannt' ich mein Herz und meine Liebe zu Dir. Deshalb fürchte nicht mehr, vertraue mir ganz. Nicht der Augenblick, lange Prüfung und reifliches Nachdenken haben mich in Deine Arme geführt.

Und warum hörteſt Du nicht im Garten des Schloſſes auf meinen Ruf? Warum wicheſt Du mir am Vorabend des Kampfes aus? fragte Marie ängſtlich, da dieſe Frage mehr eine Beruhigung für ſie, als ein Vorwurf ſeyn ſollte.

Durfte ich Dein Gemüth in ſolchem Augenblick erſchüttern? erwiderte er, stand nicht mein Leben in Gefahr? Solltest Du ewig um den Mann trauern, der Dir ſeine Neigung nicht länger hätte verbergen können, von dem Du alsdann wußteſt, ſein Herz hing mit unausſprechlicher Liebe an Dir? Beſſer, Du zweifelteſt an meinem Herzen, als daß mein Andenken Dir Deines Lebens Glück ganz zerſtört hätte!

Ein warmer Druck der Hand ſagte ihm, daß ſie ſich beruhigt fühlte, und fortan ſtörte ihr Glück nichts mehr. Sie ward ſein Weib, ſein glückliches Weib.

---

erblickte, ſtarr, wie von einem Zauber feſt gebannt, an der Thüre ſtehen blieb.

„Tretet näher, Chevalier,“ rief ihm der Herzog zu „und theilet mein Glück! Ich habe mir das Schönſte der Erde erworben, dies holde Weſen iſt —“

„Gnädiger Herr!“ unterbrach ihn mit Haſt der Chevalier „Der Marcheſe Pescara wartet in Eurer Behauſung und verlangt Euch zu ſprechen.“

„Laßt ihn warten! Was kümmert es mich?“ ſagte der Herzog, das erröthete Mädchen immer feſter an ſich drückend „Der jetzige Augenblick iſt zu ſchön, als daß ich ihn mir ſtören laſſen ſollte. Seht, Moucha, wie glücklich ich bin. — Seht Leonore und begrüßt ſie als meine Schweſter.“

„Als Eure Schweſter?“ rief der Erſtaunte, der in ſeinem Schrecke die freundlichen Blicke Leonorens nicht für ſich gedeutet hatte — „Gott gelobt!“ — Dies ſagend, nahte er ſich ihr — „Wie ich Euch jetzt begrüßen ſoll, Dame, weiß ich nicht!“ redete er ſie an „Welcher Titel Euch auch gebühren, welcher Stand Euch auch geworden ſein mag, er kann Euch nicht höher ſtellen, als Ihr ſchon in meinen Augen, als die Schönſte, Herrlichſte der Jungfrauen ſtandet!“

„Ich danke Euch, Chevalier,“ ſagte Leonore ihm freundlich entgegen tretend „Es freut mich doppelt, dies aus Euerm Munde zu hören.“

„Aber was will der Marcheſe?“ fragte jetzt der Herzog, die ſtumme Sprache der Beiden unterbrechend.

„Er hat von dem meuchelmörderiſchen Ueberfall gehört, durch den Euer Leben bedroht war —“

Auch Hedwigs Himmel erheiterte sich allmälig. Wladislaus war fortan ganz der liebende Gatte wieder, der bei jeder Gelegenheit vertrauungsvoll ihren Rath benutzte und nichts Wichtiges ohne ihren Willen unternahm. Während er gegen Kiew zog, führte sie ein Heer nach Roth-Rußland und eroberte die Städte wieder, die ihr Vater Polen genommen und Ungarn einverleibt hatte. Die Streitaxt in der Hand, mit der sie einst das Thor des Pallastes hatte öffnen wollen, sah man sie seitdem an der Spitze des Heeres, das sie mit Klugheit führte und durch ihr Beispiel mit Muth entflammte. Aber so glücklich sie auch zu seyn schien, nährte sie doch einen stillen Gram in ihrem Herzen, sie konnte ihren Jugendtraum, konnte den Mann ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe nicht vergessen. Auch betrübte sie der Tod des alten Demeter, mit ihm war die Poesie des Lebens für sie ganz dahin, denn an ihm und seinen Liedern hing so manche süße Erinnerung ihrer Jugend, und diese war ja der einzige Lichtpunkt ihres bewegten Lebens. Auch an dem Erzbischof, der ihr voranging, sah sie einen treuen Freund von sich scheiden, und ihr blieb nur noch Marie, an deren Glück sie sich erfreute

und es noch inniger würde gethan haben, hätte sie nicht eine unüberwindliche Scheu ergriffen, wenn sie sich in Casimirs Nähe befand.

Nicht lange sollte diese Herrliche auf Erden wandeln. Von ihrem Gatten geliebt, von ihrem Volke vergöttert, drückte ihr Marie, kaum, daß sie das 29ste Jahr erreicht hatte, das sterbende Auge zu. Polen trauerte noch lange um seine geliebte Königin.

Vater und Sohn.

Der Mai hatte die Ufer des Thuner See's mit den schönsten Farben ausgeschmückt. Blumen und Blüthen prangten in mannichfacher Abwechselung auf den Bergen und in dem Thal, und von den grünen Matten der Alpen zogen die Heerden mit ihrem melancholischtönenden Geläute freudig heimwärts. Es war ein schöner Maiabend, nur ein lauter Westwind durchrauschte das junge frische Laub der Bäume und kräuselte zuweilen den spiegelglatten See, auf welchem mancher Kahn den muntern Fischer und seinen glücklichen Fang dem Ufer zuführte. Doch einer dieser Nachen flog allen Andern voraus. Drei Ruderer strengten hier all ihre Kräfte an, das Ufer zu erreichen und während Einer sein weißes Tuch hoch in der Luft schwenkte, durchschnitt der Nachen mit schwellendem Segel pfeilschnell die Fluth. Dies Wehen wurde aus einer auf schroffem Felsvorsprung liegenden Geiß-

blattlaube von einer weiblichen Gestalt erwidert, welche hier die Rückkehr des Nachens erwartet zu haben schien.

Jetzt landete er. Ein junger Mann, freudigen, glückverkündenden Antlitzes sprang an's Ufer, klimmte mit Gemsenschnelle einen steilen Fußpfad hinauf und stürzte in die Arme der ihm entgegenkommenden Dame.

Beruhige Dich, mein Sohn, rang sich jetzt aus gepreßter Mutterbrust, erhole Dich, Du bist außer Athem, das schnelle Erklimmen des Berges hat Dich angegriffen. Doch der junge Mann, noch immer an ihrer Brust ruhend, schüttelte verneinend sein braungelocktes Haupt und preßte die Hand auf sein Herz.

Du kehrst vergnügt und mit guter Botschaft zurück, Adolph, sagte jetzt, ihn liebkosend, die Mutter und ein freudiges Ja! war das erste Wort, das er zu sprechen vermochte. Bei diesem Ja lag ein Himmel voll Seligkeit in dem zur Mutter gehobenen Blick, welche, die Hände faltend, aufwärts nach dem bleich hervortretenden Abendstern sah, dann des Sohnes Hand ergriff und schweigend ihn zurück in die Laube führte.

Du theilst meine Wonne nicht? rief hier der

Junge Mann nicht ohne Heftigkeit, Du fühlst mein Glück nicht mit mir, Du bleibst kalt, wo ich flamme! —

Du irrst, Adolph! unterbrach ihn die Mutter, sich umsonst bemühend, die Bewegung ihres Innern zu verbergen; ich theile die Freude über Dein Glück, ich fühle mit Dir die Seligkeit, den ersten Traum der Liebe erfüllt zu sehen, ihr süßes Geständniß aus der Geliebten Munde zu hören, ich fühle mit Dir nur zu tief das Glück, wenn der Eltern Segen das Band inniger Neigung heiligt. —

Und warum spricht sich dies Gefühl nicht in Deinem Blicke aus, warum die Thräne im Auge, der schmerzhafte Zug um Deinen sonst so freundlichen Mund? —

Weil — weil die Erinnerung — weil der gefürchtete Augenblick da ist, wo ich Dir sagen muß, was ich Dir so lange verschwieg, erwiderte mit bebender Stimme Frau von Daribaud.

Nur jetzt nicht, nur jetzt nichts Trauriges, Mutter! — rief Adolph. Der Himmel mit seinen Millionen Sternen hat sich mir aufgethan, mein Glück ist entschieden, trüb' es mir nicht, — nur jetzt nicht! —

Eben jetzt muß ich, sprach die Mutter ernst, eben weil sich Dein Glück entschieden hat, muß ich, so schwer es mir wird, so grausam es auch seyn mag, ich muß Dir es trüben. Setze Dich, zügle Deine Leidenschaftlichkeit, höre mich ruhig an und verdamme Deine Mutter nicht.

Mutter, wie kannst Du glauben — rief Adolph, und fiel ihr um den Hals, sie schob ihn jedoch sanft von sich, und zeigte auf den Platz ihr gegenüber, den er auch sogleich einnahm.

Es dämmerte schon lange, der Mond trat eben über die Berge hervor, und seine Silberstrahlen drängten sich geisterhaft durch die Zweige des duftenden Geißblatts und verbreiteten in der kleinen Laube ein schauerliches Halbdunkel. Frau von Daribaud saß noch immer schweigend, es schien ihr schwer zu werden, was sie sagen zu müssen glaubte; auch Adolph schwieg erwartungvoll, ward aber immer unruhiger, immer ungeduldiger. So beginne doch, Mutter! bat er endlich. Ist mir das Unangenehme so nahe wie jetzt, so seh' ich es gern bald in seiner wahren Gestalt, sprich, Mutter!

So sei's denn, sagte jetzt die Tiefbewegte — Vernimm! — Du bist nicht der, für den Du Dich hältst. —

Ich wäre nicht Dein Kind? rief Adolph aufſpringend.

Das biſt Du, mein liebes, mein einziges — mein Schmerzenskind! ſetzte ſie ſtockend hinzu, biſt aber nicht Adolph Daribaud, dieſer Name gehört Dir nicht. —

Was kümmert mich der Name? — und ſelbſt, wenn ich durch ſeinen Verluſt arm würde, ſagte er nach einigem Nachdenken, Herr Preval ſieht nicht auf Namen und Reichthum, und Lucie, meine Lucie, ſieht nur auf mein Herz. — Was fürchteſt Du noch, Mutter?

Sieht Herr Preval nicht auch auf Geburt? — erwiderte ſie.

Graf oder ſchlichter Bürger, alles iſt ihm gleich.

Auch ein Baſtard? rief die Mutter, ihr Geſicht von dem Sohne wendend.

Mutter! ſchrie dieſer mit furchtbarer Stimme auf, ſprang von ſeinem Sitz und trat raſch vor ſie.

Fluche mir nicht, Adolph! bat ſie, ihre Arme nach ihm ſtreckend — Fluche mir nicht, mein Sohn!

Und des Sohnes Knie wankten, ein namenloſer Schmerz ergriff ihn und mit dem Ausruf:

Unglückliche Mutter! sank er vor ihr nieder und barg sein Haupt in ihrem Schooß. Plötzlich aber sprang er auf. Laß mich den Becher leeren, rief er, gewaltsam nach Ruhe ringend, laß ihn mich ganz leeren, ich fühle jetzt dazu den Muth in mir, nur das Ueberraschende ergriff mich vorhin. — Sprich nur, Mutter, liebe, beste, innigst geliebte Mutter, ich bitte Dich, sprich!

Lange kämpfte die Unglückliche mit sich, ehe sie begann. Adolph, sagte sie endlich, ich muß mein Schuldbuch vor Dir aufschlagen, es wird mir schwer und ist eine harte Strafe meines Vergehens; aber ich muß es, da Du ein anderes Wesen in Dein Schicksal zu verflechten im Begriff bist; besser vielleicht, ich hätte es schon früher gethan.

Du kennst die Verhältnisse meiner Eltern, begann sie jetzt ziemlich gefaßt. Mein Vater, von der Emigranten-Liste gestrichen, hatte sich im Ausland ein anständiges Vermögen erworben und fand noch mehre Güter in Poitou, die ein Freund vor der Confiscation gerettet hatte, so daß er in seinem Vaterlande wieder als ein reicher Mann auftreten konnte. Er ließ nach dem Tode meiner Mutter, die nicht lange mehr auf vaterländischem Boden lebte, nichts an meiner Erzie-

„Und wo Euer tapfrer Arm mir so trefflich beistand“ unterbrach der Herzog den Chevalier.

„Und da er vernommen“ fuhr Moucha fort „daß Ihr einen der Mörder in Eure Gewalt bekommen habt, bittet er um seine Auslieferung, um ihn nach dem Gesetze strenge strafen zu lassen. Ich habe ihm erwiedert, Ihr hättet dem Menschen schon die Freiheit gegeben, obgleich ich ihn noch in sichrer Verwahrung habe. Er beruhigte sich jedoch dabei nicht und verlangt Euch selbst zu sprechen.“

„Habt Ihr den Menschen vernommen?“ fragte der Herzog.

„Ja, gnädiger Herr! Seine Aussage bestätigt unsere Vermuthung.“

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann schien ihm ein glücklicher Einfall gekommen zu sein, denn er sagte lachend „Habt die Güte nach unsrer Wohnung zurückzukehren und dem Marchese zu sagen, ich sei in ein Abentheuer verwickelt, das es mir unmöglich mache zu kommen; morgen in aller Frühe würde ich bei ihm sein. Entschuldigt mich so gut Ihr könnt. Auch habt die Güte, meinem Haushofmeister den Befehl zu geben, das Nöthige zu unsrer Abreise bereit zu halten, sendet mir Dominique hierher und habt die Freundschaft mich mit einigen Bewaffneten um Mitternacht von hier abzuholen, wenn es nämlich die Gräfin erlaubt, daß ich so lange bei ihr verweilen darf.“

Nur ungern schied nun der Chevalier, den heute Leonorens Freundlichkeit zum glücklichsten Sterblichen gemacht hatte, die Befehle des Herzogs zu vollführen.

hung fehlen und war mir stets ein liebender, sorgsamer Vater. Schon in meinem 17. Jahre wurde ich von Männern umschwärmt, die um die reiche Erbin warben, aber Keiner machte Eindruck auf mein Herz, ich wies ihre Bewerbungen zurück. Da sah ich bei einem ländlichen Feste, wozu uns einer unsrer Nachbarn eingeladen hatte, einen jungen Mann, der, die Angelegenheiten seiner bedeutenden Güter zu ordnen, eben aus Paris zurückgekehrt war. Das Aeußere dieses Mannes fiel mir auf und ich nahm besondern Theil an ihm, da ich erfuhr, daß er seinen Milchbruder, der mit ihm erzogen war, so zärtlich liebte, als wär' er sein wirklicher Bruder, ihn nie von sich ließ, und Alles mit ihm theilte. Die Welt glaubte, Beide müßten einen Vater gehabt haben, denn von gleicher Größe, hatten sie eine gewisse Aehnlichkeit, nur daß Graf d'Epinois einen sanften gutmüthigen Zug um den Mund hatte, der dem andern, der Rossin genannt wurde, gänzlich fehlte.

Beide Männer machten wegen ihres schönen Aeußern in dem kleinen ländlichen Kreise Aufsehen; wohl am meisten Graf d'Epinois, der als eine gute Partie, in der Brust manches Mädchens wohl sehr zu verzeihende Wünsche aufrief.

Auch ich zog ihn allen Andern vor, ward aber wenig von ihm beachtet und erregte mehr Rossins Aufmerksamkeit, der sich augenscheinlich um meine Gunst bewarb, so daß ich glaubte, bloß des Fremdes wegen suchte Epinois Zutritt in unserm Hause, den ihm auch mein Vater gern gestattete.

Bald wurden mir aber Rossins Galanterieen lästig, um so mehr, da meine Eitelkeit bemerken wollte, daß die Blicke Epinois, wenn er sich unbemerkt glaubte, oft lange und ausdrucksvoll auf mir ruhten; ich wies den Zudringlichen ernst zurück, er belästigte mich ferner nicht mehr und blieb, besonders seit er bemerken konnte, daß sich sein Wohlthäter mir immer mehr näherte, in den Schranken der höchsten Bescheidenheit.

Bald war ich meines Glückes gewiß, mein Herz zeigte sich dem Manne meiner Wahl zu offen, als daß er einen Augenblick an meiner Liebe hätte zweifeln können. Er verbarg mir seine Empfindungen nicht länger, und sprach mit meinem Vater. Dieser gab mit Freuden seine Einwilligung, ich mit Wonne dem Geliebten Herz und Wort, und so fehlte nichts mehr unserm Glück. — Es war eine kurze, aber selige Zeit! —

Da Verhältnisse Epinois auf seine Güter riefen und er dann, das Nöthige zu unsrer Einrichtung zu ordnen, nach Paris gehen wollte, so trübte sich der Himmel meines Glückes, und die Hoffnung, daß er in drei Monaten zurückkehren und dann sogleich unsre Verbindung gefeiert werden sollte, konnte mich nicht trösten.

Am Abend vor seiner Abreise — schon hatte er mir Lebewohl gesagt, da er am frühesten Morgen das Schloß verlassen wollte — erhielt ich noch ein Billet von ihm, worin er mich bat, da er über manches in Paris zu Besorgende mit mir zu sprechen vergessen habe, in den Garten zu kommen und ihm den Ort zu bestimmen, wo er mich erwarten könne. Schon oft hatten wir Beide allein in der Kühle des Abends die hohen Buchenalleen durchwandelt, oft im chinesischen Häuschen Hand in Hand gesessen, und uns eine paradiesische Zukunft geträumt, nie hatte Eugen mir durch sein Betragen Ursache gegeben, mein Vertrauen zu bereuen, warum sollte ich ihm heute am Abend der Trennung die Bitte abschlagen? Ich antwortete ihm, daß ich ihn im chinesischen Häuschen erwartete, warf meinen Mantel um und eilte, neugierig, was er mir zu sagen haben werde, an den bestimmten Ort.

Er ließ mich nicht lange warten, drückte mich an sein Herz — doch es falle ein Schleier über diese unglückliche Stunde, o könnte es ein ewiger, undurchdringlicher seyn —

Als ich die Folgen meiner Schwachheit fühlte, schrieb ich an ihn, theilte ihm meine Besorgniß mit und bat ihn, seine Ankunft zu beschleunigen. Statt seiner kam ein Brief, worin er mir schrieb: nicht gewohnt die Sünden Anderer zu tragen, müsse er, so schmerzlich es ihm auch sei, das Wort der Trennung aussprechen, und unser Verhältniß als für immer zerrissen betrachten. Ich eilte mit dem Briefe zu meinem Vater, gestand ihm Alles — Er verzieh mir und segnete mich am andern Tage auf seinem Sterbebette, wohin ihn ein Schlagfluß geworfen hatte.

Sie schwieg; auch Adolph murmelte nur, Ungeheuer! vor sich hin und sah starr zur Erde, da in diesem Moment sein Auge den kummervollen Blick der Mutter nicht treffen wollte.

Und weiter — weiter! rief er dann heftig, als die Unglückliche immer noch schwieg.

Von meiner Erzieherin begleitet, verließ ich für immer die Heimath und zog nach der Schweiz, kaufte dies Landgut und, noch hatte Liebe und

Hoffnung mich nicht ganz verlaſſen, meldete ihm Deine Geburt — erhielt aber keine Antwort. — Nach Poitou iſt er nicht wieder gekommen.

Weißt Du ſeinen jetzigen Aufenthalt? fragte Adolph kalt.

Ich kenn' ihn nicht und wozu könnte dieß nützen! Von dem Vater kann der Sohn nicht Rechenſchaft fordern, erwiderte ſie.

Er hat nicht als Vater an mir gehandelt und ſomit bin ich jeder Kindespflicht gegen ihn entbunden.

Und Lucie? unterbrach ihn die Mutter ſchnell. Erſt hinüber zu ihr, mein Sohn, erſt dort geordnet, ehe Du an etwas Anderes denkſt; in der Liebe ſuche Dein Glück, nicht in der Rache.

Du haſt Recht, Mutter. — Aber wenn auch dort der Baſtard ſein Glück nicht finden ſollte? rief er nach kurzem Sinnen mit Heftigkeit.

Dann — mag Gott mir und Dir Muth geben zu tragen, ſagte, Thränen im Blick, die Mutter. Du biſt unglücklich, aber ſchuldlos, ich aber bin es doppelt, denn ich trage auch die Schuld, wenn Dein Herz bricht.

Sorge nicht, Mutter, ſagte der Jüngling, ihr die Hand reichend, es wird vor Schmerz nicht brechen. Der Vaterloſe iſt nicht ſchlechter ge-

worden, als er war, er hat nicht den Muth, nicht die Kraft mit dem Stammbaume verloren, er wird ohne Murren sein Schicksal tragen und all seine Liebe sei allein Dir zugewendet; ich habe sonst Niemand auf dieser Welt als Dich und meine Lucie, und wenn die mich verläßt, bleibst Du mir nur allein — doch — nun komm, Mutter, komm hinauf, hier ist es so düster, mich begleitet ja noch die Hoffnung und sollte auch sie verschwinden, bleibt mir doch Mutter- und Kindesliebe.

Am andern Morgen bestieg er den nämlichen Kahn, der den Glücklichen gestern herübergebracht hatte. Wie ganz anders waren heute seine Gefühle! Gestern glaubte er, das Glück fast unzertrennlich umfangen zu haben, heute führte es ihn nur noch einer schwachen Hoffnung entgegen. Je näher er dem jenseitigen Ufer kam, desto lauter klopfte das Herz, und wenn er den Blick auf das alte Schloß warf, das Lucie zum Paradiese geschaffen hatte, zeigte ihm seine Phantasie nur den alten Thurm, nur den ernsten Vater auf seinem Lehnstuhle, ihn mit dem Worte Bastard! begrüßend.

Jetzt stieß der Kahn ans Ufer und nicht freudig, wie sonst, sprang er heraus und klimmte

auf

auf den durch den Felsen sich windenden Pfad hinauf. Langsam und sorgenschwer schritt er voran und mit jedem Tritt blieb die Hoffnung immer weiter hinter ihm zurück. Endlich erreichte er den engen Vorhof, wo der alte Diener ihn gleich mit den Worten empfing: Das Fräulein ist hinüber zu ihrer Freundin, lieber junger Herr, sie wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben. Dies war ihm lieb, er fürchtete heute Luciens Gegenwart und ging nun hinauf zu dem Vater, den er vor seinem Arbeitstisch auf seinem Lehnstuhle sitzend und in Papieren wühlend fand.

Ei schon so früh mein lieber Sohn? redete der Alte ihn freundlich an. Treten Sie doch näher, was soll diese Scheu? Sie wissen ja, daß Sie mir zu jeder Stunde willkommen sind.

Herr Preval! sagte nun Adolph und der Muth war in ihm zurückgekehrt, Sie nannten mich eben Ihren lieben Sohn, ob ich den Namen verdiene, weiß ich kaum. — Ich komme, Ihnen ein Geständniß zu machen, das —

Wohl besser früher gemacht worden wäre, fiel ihm der Alte schnell in die Rede. Die Geld-Angelegenheiten Ihrer Frau Mutter sind wahrscheinlich in Unordnung, Sie sind nicht so ver-

mögend, wie Ihre Lebensweise glauben ließ, nicht wahr? — Nun, das schadet nichts, bin ich doch reich; aber früher hätten Sie mir es wohl sagen können.

Nein, Herr Preval, Sie irren, nahm jetzt Adolph das Wort, dies ist es nicht, was mir so schwer wird, Ihnen zu sagen. Ich bin nicht Adolph Daribaud! —

Wer sind Sie denn? fuhr der Alte auf und schob heftig die Papiere zurück — doch wohl ehrlicher Leute Kind? — Aber die Mystifikationen gefallen mir nicht, junger Mann!

Erst gestern Abend erfuhr ich —

Was erfuhren Sie? Wer war Ihr Vater, wie hieß er? fragte Herr Preval heftig. — Was sind Sie?

Ein Bastard! rang sich aus des Jünglings Brust und regunglos stand er vor dem alten Manne, der starr, wie er, vor sich hinblickte und nur leise: meine arme Lucie! murmelte.

Herr! wandte er sich dann zu dem in tiefen Schmerz Versunkenen, denn die ausgestoßenen Worte des Alten hatten Adolphs Schicksal entschieden. Herr! reich oder arm, Edelmann oder Bürger, wären Sie mir als Eidam gleich willkommen gewesen. Ich selbst war arm und

ſtamme aus bürgerlichem Geſchlecht, aber auch ohne Stammbaum hat ſich dies rein von jedem Makel erhalten und ſomit kann ein Baſtard nicht darin aufgenommen werden. Sie ſind ein braver junger Mann, ich habe Sie lieb und es thut mir nicht allein um meiner Lucie, auch meinet- und Ihretwegen leid, daß ich Sie bitten muß, die Verbindung mit meiner Tochter als aufgelöſt zu betrachten. Keine weitere Erklärung, ſagte er raſch, da Adolph ſprechen wollte. Ich bin überzeugt, daß Sie unſchuldig ſind, Ihre Mutter trägt doppelte Schuld. Daß Sie nach dieſer Erklärung jeden Umgang mit meiner Tochter, jede Mittheilung, ſei ſie mündlich oder ſchriftlich, meiden werden, bin ich von Ihrem rechtlichen Charakter, mehr noch von Ihrem Stolze überzeugt. Leben Sie wohl, kehren Sie an der Hand Ihres Vaters, des rechtmäßigen Gatten Ihrer Mutter zurück, und wär' er der ärmſte Landmann, ſo ſeien Sie mir als Sohn willkommen, ſagte er dann, ſeine Rührung nicht länger verbergend, wir ſcheiden in Schmerz, aber ohne Groll, nicht wahr? Er reichte Adolph die Hand, der ſie nach einigem Zögern ergriff, ſie mit Heftigkeit an ſeine Lippen preßte und ohne ein Wort zu ſagen das Zimmer verließ.

Als trieben ihn die Furien, so schnell eilte er hinab. Warten Sie, warten Sie! das Fräulein muß gleich kommen, ich sah sie vom Thurm längs dem See sich nahn, rief ihm der alte Diener nach. Aber dieser Zuruf beflügelte nur seine Schritte noch mehr, er eilte den Felspfad hinab, stürzte in den Kahn, hörte nicht auf Luciens Rufen, blickte nicht nach ihr und befahl abzustoßen.

Langsam glitt der Kahn dahin, kein schwellendes Segel beflügelte seinen Lauf, nur zwei Ruderer kämpften gegen die Fluth, ein starker Nordwind peischte den See und kaum vermochte das Steuer dem Andrang der Wellen zu widerstehen. Auf alle das achtete der Jüngling nicht. In sich gekehrt, von seinem Gram gefangen, saß er in düstrem Sinnen über sein Schicksal da. Auch heute stand die Mutter in ängstlicher Sorge in der Geißblattlaube und sah hinüber nach dem alten Schlosse, sah den Nachen sich nahn, sah ihn mit den Wogen kämpfen und doppelte Angst ergriff das Mutterherz. Jetzt legte sich der Sturm, das Fahrzeug nahte, sie erblickte den Sohn; aber kein weißes Tuch flatterte heute Freude verkündend, es trocknete die Thränen des Trauernden.

Jetzt bat dieser um Erlaubniß, nur einige Worte schreiben zu dürfen. Es wurde ihm das Nöthige hergebracht und die Gräfin und Leonore verließen ihn; er setzte sich und schrieb:

Signora!

Ihr verschlosset mir das irdische Paradies, sandtet aber ein halb Dutzend Banditen, mir das himmlische zu öffnen; einer von ihnen ist in meiner Gewalt. Finde ich nicht heute um Mitternacht das irdische mir geöffnet, so übergebe ich morgen Euern Abgesandten der Gerechtigkeit.

Der Herzog von Nemours.

Mit diesem Schreiben sandte er Dominique an d n vertrauten Diener Julia's und empfing dann die Gräfin, welche allein, ohne Leonore, zu ihm zurückkehrte.

„Gnädiger Herr!" begann diese „Ich halte es jetzt für Pflicht, mit Euch über eine Sache zu sprechen, die wahrscheinlich Euerm Scharfblicke nicht wird entgangen sein." — Der Herzog berchte verwundert auf „Ich meine die so schnell entstandene Neigung Leonorens —"

„Davon hab' ich' wahrlich nichts bemerkt!" unterbrach sie der Herzog „Zu sehr mit ihr und mir allein beschäftigt und eine Neigung in diesem unschuldsvollen, jugendlichen Herzen gar nicht ahnend, ist mir Alles entgangen."

„Sie liebt, ich glaub' es gewiß sagen zu können, den Chevalier Moucha."

„Da dauert sie mich, denn sie liebt den ärgsten Weiberfeind, den je die französische Erde trug" erwiederte der Herzog.

Meine Furcht war gegründet, seufzte sie, als Adolph ans Land getreten war und ihr sein düstrer Blick nicht entgehen konnte, stand auf und ging, aber mit langsamem wankendem Schritte dem Sohne entgegen, der sich in ihre Arme stürzte und sie mit Heftigkeit an sich preßte. Mutter! sagte er dann und wollte lächeln, aber vermochte es nicht. Alles ist vorüber, das Band gelöst, für immer gelöst!

Und keine Hoffnung?

Keine, Mutter!

Der Hartherzige! rief Frau von Daribaud.

Er war nicht hartherzig! sagte der Sohn, ich sah in seinen Augen eine Thräne und diese bleibt dem Alter fern, wenn die Theilnahme sie nicht aus der tiefsten Tiefe heraufLockt. — Wir haben uns in Schmerz und Liebe getrennt.

Und batest Du nicht? Stelltest Du ihm nicht vor, wie ungerecht —

Gebeten hab' ich nicht, auch keine Vorstellung gemacht, dazu bin ich auch als Bastard zu stolz. — Was weinst Du, Mutter? Habe ich Dir mit diesem Worte vielleicht wehe gethan? Vergieb, ich selbst habe mich noch nicht an diesen Namen gewöhnt. Vergieb mir, wenn ihn der Unmuth ausstößt. Er preßte die Hand der

Mutter an sein Herz und folgte ihr dann in die Laube.

Hast Du Lucie gesprochen? fragte sie hier.

Nein!

Und was wirst Du ihr sagen, wenn Du sie trifft?

Ich werde schweigen und sie nicht aufsuchen. Ich mag das Mädchen nicht verleiten, gegen das Verbot ihres Vaters zu handeln, und er wird ihr gewiß jeden Umgang mit mir untersagen, auch will ich nicht schlechter seyn, als er mich glaubt.

Und hast Du gar keine Hoffnung mehr, nicht den leisesten Schimmer? fragte die Mutter.

Einen Schimmer hab' ich noch, Mutter, er ist aber eine schwache Leuchte, schwach wie der Stern, der in finstrer einsamer Nacht dem Verirrten durch eine Nebelwolke entgegen schimmert: Kehren Sie an der Hand Ihres Vaters, des rechtmäßigen Gatten Ihrer Mutter zurück, und wär' er der ärmste Landmann, so seien Sie mir als Sohn willkommen. So sprach er. Dieses Wort muß der Stern in meiner einsamen Nacht seyn. — Ich muß meinen Vater aufsuchen, wo er auch sei.

Ich lasse Dich nicht von mir, Adolph, unterbrach ihn die Mutter ernst und fest. Soll ich

auch Dich verlieren? Soll ich ganz allein stehen, hier, wo mich nichts mehr als Du an das Leben fesselt? Nein! — Und was willst Du von ihm? — Willst Du als Verstoßener, als Bettler vor ihm stehen? Willst Du thörigter, leidenschaftlicher Mensch mit dem Degen in der Hand ihn zwingen, seine Pflicht zu erfüllen? Willst Du Vatermörder werden? — Adolph, jeder Schritt solcher Art würde mich tödten. Versprich, bat sie mit dem sanften Ton ihrer Stimme, der noch nie die Pforte zu dem Herzen des Sohnes verschlossen fand, versprich mir, Dich nicht von mir zu entfernen und hier die Auflösung Deines Schicksals abzuwarten.

Adolph wurde nachdenkend. Du verlangst viel, Mutter, sagte er endlich, doch Du bist ja noch unglücklicher als ich, darum darf ich nur thun, was Dich beruhigt. — Ich will gehorchen und bleiben.

Einige Tage vergingen ruhig, die Mutter schien durch Adolphs Versprechen getröstet, aber den Blick hinüber nach dem alten Schlosse gewendet, war Beider Ruhe nur scheinbar.

Lucie beobachtet streng des Vaters Gebot, sagte Adolph am vierten Tage traurig, als er von einer Wanderung nach Hause zurückgekehrt

und bei der Mutter eingetreten war; ich sollte mich deßhalb nicht grämen, und doch thut es mir weh, kein tröstendes, kein schmerzliches Wort über unsre Trennung von ihr zu hören; auch sie verachtet den — er hielt inne und sank der Mutter um den Hals. — Zürne mir nicht, gute Mutter, wenn das Unglückswort mir entschlüpft — es entreißt sich unwillkührlich meiner wunden Brust und soll kein Vorwurf seyn. —

Und wenn nun Lucie Dir schriebe, wenn sie trotz des Vaters Verbot herüber käme, Dich zu sehen, Dich zu trösten, unterbrach ihn Frau von Daribaud und schien seine letzten Worte nicht beachtet zu haben, was würdest Du thun?

Was ich thun würde, Mutter? — Weiß ich es doch selbst nicht, weiß ich doch nicht, ob in solchem Augenblicke die Liebe stärker seyn wird, als meine Pflicht und mein Ehrgefühl, ich glaube fast, das letztere wird siegen.

Armer Adolph! seufzte die Mutter, ging in ihr Kabinet, aus dem sie mit Lucie bald wieder heraustrat.

Lange ruhten Beide Arm in Arm, Schmerz und Wonne kettete sie fest an einander. Sie fühlten nur das Glück des Augenblicks, die Zukunft blieb ihnen fern. Die Hände gefaltet, sah die

Mutter mit thränenden Augen auf die, noch immer sich Umfangenden, dann schlich sie leise davon.

Meine Lucie! mein innig geliebtes Mädchen! unterbrach Adolph endlich das Schweigen, so verachtest Du mich nicht, so liebst Du mich noch eben so glühend und heiß, wie früher? so trennt uns nichts? —

Nichts als des Vaters Gebot! rief sie rasch sich aus seinen Armen windend. Mit seiner Erlaubniß bin ich hier, denn gegen seinen Willen hätte ich es nicht gekonnt, des alten Mannes letzte Tage darf ich nicht trüben. — Aber wenn sie vorüber sind —

Sprich nicht weiter, Lucie! unterbrach sie Adolph zürnend. Ich schied von ihm in Schmerz, aber auch in Liebe. Seine Tage hat Gott gezählt, wir wollen ihr Ende nicht durch strafbare Wünsche herbei rufen. —

Davor behüte mich Gott! sagte das Mädchen feierlich. Ihm dank' ich Alles, seine Liebe hat mich jeden Tag meines Lebens, sein Segen mich noch heute hierher begleitet, seine Thränen um Dich und mich sind geflossen, sein Leben zu verschönen, so viel ich vermag, ist mir Pflicht, die ich gewiß erfüllen werde. Aber wenn der Herr

ihn abruft, so meinte ich, Adolph, dann könntest Du sicher noch auf Luciens Herz und Hand rechnen, wenn Du so lange wie sie Treue bewahren könntest.

Zweifelst Du daran? fragte er sie und seine Hand zitterte in der ihrigen.

Ich zweifle an Deiner Lieb' und Treue nicht, Adolph, erwiderte sie ernst; aber des Mannes Herz ist nicht, wie das Herz der Jungfrau, nur der Liebe offen. Ehre, Ruhmsucht und noch andere mächtige Leidenschaften beherrschen es und verdrängen die zarte Neigung, doch Dir vertraue ich.

Dir Lebewohl zu sagen, fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher unter bangem Hoffen und Sehnen Aug' an Auge hing, Dir Lebewohl zu sagen, bin ich hier, so befahl es mein Vater, der unerschütterlich auf seinem Vorsatz beharrt. Ich sage Dir auch Lebewohl für jetzt, aber mit diesem Worte der Trennung nimm auch die Versicherung meiner ewigen Treue! — Ich soll Dir den Verlobungring wiedergeben, den Du mir an jenem Abend an den Finger steckteſt, als der Segen des Vaters unser Glück, wie wir wähnten, für die Ewigkeit fesselte, ich soll den Ring zurückfordern, den ich

Dir zum Pfande ewiger Treue gab. — Adolph zog ihn langsam vom Finger. — Gieb und nimm! Was sind die äußeren Zeichen, diese täuschenden Symbole, ohne das Herz! — Wir wollen des Vaters Willen, aber auch der Stimme unseres Herzens folgen, die ohne Ring und Schwur uns an Treue für dies ganze Leben mahnt. —

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie, drückte sie heftig. Doch plötzlich ließ er los. — Und vergißt Du denn ganz, daß ich —

Daß Du mein theurer Adolph bist! — wahrlich nein, das vergesse ich nie! unterbrach sie ihn lebhaft. Dein Herz gnügt mir, alles übrige ist der Liebe nur eitler Tand. Nun lebe wohl, blick' oft hinüber nach jenem Thurm. — Da sitzt Deine Lucie, schaut nach diesem freundlichen Hause herüber, das all ihr Glück in sich schließt. Fühlst Du, wenn Du im Dämmerlicht in jener Laube sitzest, ein schauerliches Lüftchen Dich umwehen, so denke, es sei meine Sehnsucht, die Dich umsäuselt, in Deinen Locken spielt und Deine seufzenden Lippen mit Geistergruß berührt. Hörst Du den Sturm vom jenseitigen Ufer herüber brausen, so denk', daß es in meinem Herzen tobt und glüht und es mit dem Schicksal zürnt.

Jedes Lüftchen, das von dort herüber weht
jedes Blatt, das die schaukelnde Welle Di
bringt, mahne Dich an mich und sei Dir ei
freundlicher Bote. Vergiß mich nicht, Adolph
— Dein gedenk' ich, so lange ich athme, mi
Liebe!

Aber, wo ist Deine Mutter? sagte sie jetz
sich aus seinen Armen windend, hin zu ihr, ihre
Segen zu empfangen. Mutter! bat das aufge
regte Mädchen, die eben Hereintretende, da
uns wenigstens eine fromme Hand auch i
Unglück segne, so lege sie auf unser kummer
volles gebeugtes Haupt. — Sie knieete bei di
sen Worten vor ihr nieder, Adolph ihr zu
Seite, die Mutter legte die bebende Hand au
ihre Stirn, Gott möge meine Schuld Eue
nicht büßen lassen, möge Eure Herzen nich
trennen! betete sie.

So möge es geschehen! sprach Lucie. Treu
bis zum Tode! rief Adolph aufspringend, un
als Lucie der Mutter Hand zum Abschiede a
ihre Lippen drückte, als in langer Umarmun
sie ein Lebewohl stammelten, da wäre des Mäd
chens Muth bald gebrochen. Doch auch jetzt ri
sie sich zuerst los. Wir sehen uns wieder, sag
mir mein ahnendes Herz, sehen uns wieder i

Wonne und Glück! rief sie, eilte hinunter nach dem Kahn, ein Händedruck war das letzte Wort ihrer schmerzvollen Liebe.

Luciens Wiedersehen hatte einen tiefen Eindruck auf Adolph gemacht, und seine Festigkeit erschüttert. Er war jetzt von ihrer Liebe, von ihrer treuen unveränderlichen Liebe ganz überzeugt, und sann nun auf Mittel, zum Ziel seines Lebens, zu ihrem Besitze zu gelangen. Die Mutter nicht zu verlassen, seinen Vater nicht aufzusuchen, hatte er zwar versprochen; aber mancher Gedanke stieg in ihm auf, wie er sein Versprechen halten und doch seinen Zweck erreichen könne.

Aus früheren Erzählungen der Mutter kannte er Namen und Lage der Güter des Grafen Epinois. Er schrieb auf das Gerathewohl an den Administrator dieser Besitzungen, fragte ihn nach dem jetzigen Aufenthalt des Grafen und erhielt auch die Nachricht, daß dieser in Paris Rue St. Denis, Nr. 17 wohne, aber schon seit Monaten abwesend und auf Reisen sei, wohin, könne er ihm nicht mittheilen. Er verfolgte diesen Faden, wendete sich nach Paris an den Geschäftsführer seiner Mutter und bat ihn, über den jetzigen Aufenthalt des Grafen Nachforschun-

gen anzustellen. Durch diesen bereitwilligen Mann erfuhr er denn endlich, daß Graf Epinois nach Italien gereist, jetzt aber im Bade zu Gastein sei, von wo man ihn bald in Paris zurück erwarte.

Adolph säumte nun keinen Augenblick, setzte sich und schrieb:

Mein Herr!

Ein Mann, dessen Glück zufällig von Ihnen abhängt, dem Sie, ohne ihn zu kennen, sehr wehe thaten, wünscht Sie zu sprechen. Er wohnt in der Schweiz am Thuner See, und erwartet Sie in dem Landhause der Frau von Daribaud, das zu finden Ihnen leicht werden wird. Seine Bitte ist dringend, eine Unterredung mit Ihnen nothwendig, und da Sie auf Ihrer Rückreise nach Paris wenig umreisen, so hoffe ich, Sie werden meinen Wunsch erfüllen. Sie in Gastein oder anderwärts aufzusuchen, verbietet mir für den Augenblick mein gegebenes Wort.

Sehen Sie übrigens meine Bitte aus einem ernsten Gesichtspunkte an, betrachten Sie sie als eine Ehrensache, der ein edler Mann nicht ausweichen kann, und somit glaube ich, Ihnen als

„Und doch hat der sanfte Blick ihres schmachtenden Auges den Pfeil ihm ins Herz gedrückt" sagte die Gräfin.

„Das wäre köstlich und mir höchst erwünscht!" rief Nemours aus „Ich wüßte keinen Mann unter der Sonne, den ich werther hielt Leonorens Herz und Hand zu besitzen, als den Chevalier. Er ist ein Biedermann, mir treu ergeben und ich bin ihm durch Mancherlei verpflichtet. Eure Nachricht, Signora, macht mich in diesem Augenblicke glücklich, noch vor Kurzem hätte sie mich Eigennützigen betrüben können — Doch nein!" sagte er plötzlich „Gern hätte ich jeder Hoffnung entsagt, um den bewährten Freund glücklich zu wissen!"

Die Gräfin bat ihn nun, weder mit Leonoren, noch mit dem Chevalier über die Sache zu sprechen, da dieser sich noch nicht gegen sie und das Mädchen erklärt habe. Der Herzog versprach es, so schwer es ihm auch wurde, Leonore, die wieder eingetreten war, nicht ein wenig zu necken.

10.

Mitternacht nahte, der Chevalier kam von Bewaffneten begleitet, auch Dominique brachte dem Herzog einen leichten Panzer, um für jeden Fall gesichert zu sein. Der Herzog verließ die Gräfin und Leonore, ohne sie von dem bevorstehenden Abenteuer zu unterrichten und eilte nun nach dem eisernen Gitterthore, das in den Garten Julia's

Mann von Ehre genug gesagt zu haben, um Sie bald möglichst in dem Landhause der Frau von Daribaud zu sehen. Bis dahin leben Sie wohl.

Der Ihrige
Adolph Daribaud.

Er sandte den Brief durch die Post ab und sein Gemüth schien von diesem Augenblicke an beruhigter, so daß es selbst seiner Mutter auffiel, welche die Ursache dieser Ruhe nicht ahnete, denn seit Luciens letzter Anwesenheit waren Monde vergangen, in dieser Zeit, und je länger die Nachrichten von dem Aufenthalt des Grafen ausblieben, ward er unsteter, selbst mißlauniger und in sich verschlossener. Lucie hatte in dieser ganzen Zeit nichts von sich hören lassen, Adolph das jenseitige Ufer nicht wieder betreten, und nur selten das Landhaus verlassen. Welche Begebenheit konnte plötzlich seine Unruhe, seinen Unmuth in ruhige Ergebung, seine aufbrausende Heftigkeit in stillen Ernst umgewandelt haben? — Diese Frage hatte sich die Mutter wohl hundertmal gethan, ohne sie sich beantworten zu können.

In dieser Zeit kam der alte Diener des Herrn Preval wie zufällig herüber, freute sich, den jungen Herrn nach so langer Zeit einmal wieder

zu sehen, erzählte ihm mancherlei, wie es jetzt da drüben auf dem Schlosse so still und das sonst so muntre Fräulein ganz traurig geworden sei. Seit vierzehn Tagen ist sie nun schon zu ihrer Tante nach Bern gereist, und ich glaube, raunte er ihm zu, Herr Preval würde es nicht ungern sehen, wenn Sie einmal zu ihm herüber kämen und ihn besuchten. Ich schließe dies aus manchen Aeußerungen, die ich in diesen Tagen von ihm vernommen habe. Dann gestand er auch seinem jungen Liebling, daß dies zu sagen ihn allein hierher geführt habe.

Wie der Schiffbrüchige, der das morsche Brett gierig zu seiner Rettung ergreift, so bestieg auch Adolph am andern Tage den Kahn, denn ein schwacher Schimmer von Hoffnung begleitete ihn. Er landete, schickte jedoch, ehe er nach dem Schlosse hinauf stieg, seinen Diener ab, ihn anzumelden, und freudigen Herzens vernahm er, daß seine Gegenwart Herrn Preval sehr willkommen seyn würde. Er zögerte nun keinen Augenblick länger und ging hinauf.

Mein alter vorwitziger Diener hat Sie hierher gelockt, lieber Adolph, redete Herr Preval den doch in etwas Verlegenen bei seinem Eintreten an. Ich bin nicht böse auf den Alten,

daß

daß er mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich Sie auch unter den zwischen uns eingetretenen unangenehmen Verhältnissen noch eben so liebe wie früher. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, möge Vergangenheit und Zukunft ruhn, und lassen Sie uns mit einander plaudern wie sonst — Wie geht es Ihnen?

Adolph zuckte die Achseln.

Keine Hoffnung? fragte der Alte von Neuem.

Nur eine schwache —

Theilen Sie sie mir mit, junger Mann! Ich wünschte so sehr — doch theilen Sie sie nur mit.

Ich hoffe in kurzem, meinen Vater zu sehen, sagte jetzt Adolph und sein Auge glühte. —

Und wenn Sie ihn sehen, hoffen Sie nicht zu viel von ihm, das ist der Rath, den Ihnen meine Erfahrung gibt, nahm der Alte das Wort. — Wer zwei und zwanzig Jahre pflichtvergessen handelte, wen die Thränen unglücklicher Liebe nicht bewegen konnten, den werden die Bitten des Sohnes nicht vermögen, sein Unrecht wieder gut zu machen. Die Stimme der Natur spricht nicht in jedem Herzen, oft bleibt sie stumm. Doch sagen Sie mir, wenn ich es wissen darf, wer ist Ihr Vater?

Er nennt sich Graf d'Epinois.

D'Epinois! murmelte Preval vor ſich hin. Hm! Als ich vor zehn Jahren das Letztemal in Paris war, lernte ich einen Grafen d'Epinois kennen — Er war in Poitou begütert.

Ganz recht.

Hatte ſeinen Milchbruder bei ſich?

Alles ſtimmt!

Junger Mann, der Graf d'Epinois, den ich kennen lernte, kann Ihr Vater nicht ſeyn, das iſt ein edler, braver Mann, ſolch unwürdiger Handlung nicht fähig.

Und doch iſt es ſo, ich verſichere Sie, es iſt ſo, Herr Preval! unterbrach ihn Adolph.

Nun dann muß Ihre Mutter allein die Schuld tragen —

Herr Preval! Keine ſolche Aeußerung von meiner Mutter, bat der Jüngling, doch in ſo aufgeregtem Tone, daß es eher eine Drohung als eine Bitte zu ſeyn ſchien.

Der Alte blieb ruhig, verſicherte nochmals Adolph, Graf d'Epinois ſei ein ſehr edler Mann, deſſen ehrenwerthen Charakter er bei mancher Gelegenheit kennen gelernt habe, berührte dann dies Geſpräch nicht weiter, fragte nur nach gleichgiltigen Dingen, und als der Mittag nahte, nö-

thigte er Adolph, bei ihm zu bleiben, was dieser auch nach kurzem Zögern that.

Während Adolph Herrn Preval gegenüber saß und er so gern nach Lucie gefragt hätte, sein Stolz es ihm aber verbot, wanderten zwei Fremde längs dem Ufer des Sees, und ihr Führer zeigte eben nach einem freundlichen Landhause, das nicht fern von ihnen auf einer bedeutenden Höhe lag. Sehen Sie, das ist die Wohnung der Frau von Daribaud, benachrichtigte er die Fremden, dort in jener Laube sitzt die liebe gute Frau gar oft, sie ist die Wohlthäterin der ganzen Umgegend; wenn Sie von dort oben die schöne Landschaft überschauen wollen, wird sie Sie gewiß recht gastfreundlich aufnehmen.

Die Reisenden setzten sich auf eine in Felsen gehauene Bank, entließen den Führer und saßen eine ziemliche Weile dort, ohne ein Wort zu sprechen, neben einander. Es ist wahrlich eine sonderbare Einladung, die uns hierher führt, halb trotzig, halb freundlich, nahm der Eine das Wort.

Das Ganze ist entweder ein Irrthum in der Person, oder, ich fürchte, ein unangenehmes Abenteuer, erwiderte der Andere.

Und sonderbar! sagte der Erste, nie habe ich noch den Namen Daribaud nennen hören; er ist französisch, und ich kenne doch ziemlich alle Familien Frankreichs, aber keine Daribauds.

Warum folgtest Du auch der Aufforderung, unterbrach ihn der Andere.

Mußt' ich nicht? Befahl es mir meine Ehre nicht? erwiderte Jener und stand auf. Komm! Es erwarte uns dort, was da will, frisch hinauf und ruhig der Entwickelung entgegen. Ich habe, so viel ich weiß, Niemand in meinem Leben durch Unrecht wehe gethan, sei es also Scherz oder Ernst, eine freudige oder trübe Ueberraschung, ihr ruhig entgegen. Er schritt voran, der Andere folgte, und bald standen sie in dem freundlichen Vorhof der Villa, wo sie einen Diener baten, zwei Fremde aus Frankreich bei der Frau vom Hause anzumelden. Der Diener kam bald mit der Bitte zurück, ihm zu folgen und führte sie in ein elegant möblirtes Zimmer, wo sie die Ankunft der Dame des Hauses erwarten sollten. Alles was sie hier sahen, zeigte von Geschmack und Reichthum, keinen Luxus fanden sie, aber überall Eleganz. Der Graf, denn er und sein Milchbruder waren die beiden Fremden, vergaß über den herr-

lichen Anblick, den man von hier über den See genoß, ganz den mysteriösen Zweck seines Hierseyns und schwelgte in dem reizenden Anblick, als sich die Thür öffnete und Frau von Daribaud eintrat. Sie begrüßte die Fremden höflich, plötzlich aber stockte sie in ihrer Bewillkommnung und fragte mit ängstlicher, kaum vernehmbarer Stimme, was sie hierher geführt habe? —

Ein sonderbar geheimnißvoller Brief, Adolph Daribaud unterzeichnet, bewog mich, meinen Weg von Gastein nach Paris durch die hiesige Gegend zu nehmen, erwiderte der Graf. Ist dieser Adolph Daribaud vielleicht ein Verwandter von Ihnen?

Es ist mein Sohn, fiel ihm die Bebende rasch in die Rede — doch mein Herr, so sonderbar Sie es auch finden mögen, so ersuche ich Sie dennoch, mit mir einen Augenblick in dies Kabinet zu treten. Sie öffnete die Thür, der Graf folgte.

Um Gotteswillen Madame, nehmen Sie Platz! sagte Epinois kaum eingetreten, rasch den Arm der Dame erfassend und sie zu dem Kanapee führend, Sie scheinen nicht wohl zu seyn, Sie zittern.

Es wird bald vorübergehen. Nehmen auch Sie Platz, Herr Graf, erwiderte sie, nach einem ihr gegenüberstehenden Sessel zeigend. Der Graf gehorchte. Die Frau vom Hause saß noch einige Zeit, die Hand an die Stirn gelegt, nachdenkend und mit gesenktem Haupte vor ihm, bis sie sich plötzlich erhob. Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, Graf?

Nein Madame! erwiderte er so verlegen, wie man es bei dieser Frage wohl immer zu seyn pflegt.

Haben denn die Jahre, hat denn das Schicksal so tiefe Furchen gegraben, so ganz Alles verwischt? — Ist denn keine Erinnerung von Gatincourt in Ihnen zurückgeblieben?

Fräulein d'Orville! fuhr der Graf plötzlich aus seinem Lehnsessel auf.

Sie sehen sie vor sich — sagte die Unglückliche mit mühsam erkämpfter Ruhe.

Verzeihung, Frau von Daribaud, nahm jetzt der Graf, sich mit Artigkeit, aber kalt vor ihr neigend, das Wort, Verzeihung, daß ich gegen meinen Willen Ihre Einsamkeit störte, und Ihnen gewiß nur schmerzhafte Rückerinnerungen zurückführte.

Ja wohl! erwiderte sie schnell, durch das kalte Benehmen des Mannes ihrer ersten, ihrer

einzigen Liebe so tief gekränkt. Doch da Sie einmal mir gegenüber stehen, so will ich es als eine Schickung Gottes betrachten und meinem stillen, seit dreiundzwanzig Jahren in mir verschlossenen Schmerz die Pforten öffnen — hören Sie mich an, hören Sie mich ruhig an.

Der Graf setzte sich wieder, und während in Frau von Daribaud alle so lang unterdrückten Gefühle gegeneinander kämpften, Liebe und Gleichmuth, selige Vergangenheit und herbe Gegenwart das Buch ihres unglücklichen Lebens vor ihr aufschlugen, ruhte des Grafen Blick auf dem Schmerzenszuge der früh Verblühten. Wehmuth beschlich ihn, auch seine Gedanken gehörten in diesem Augenblick nur der Vergangenheit.

Herr Graf, hub jetzt Frau von Daribaud nach langem Kampfe an. Seit Ihrer Antwort aus Paris, die alle meine Hoffnung zertrümmerte, meinen alten Vater vor der Zeit in die Gruft senkte und mein Kind schon vor seinem Werden zur Waise machte, haben Sie kein Wort, keine Klage, keinen Vorwurf von mir gehört; jetzt aber, wo das ganze Glück meines Kindes auf dem Spiele steht, muß ich sprechen, so sehr auch mein Stolz sich dagegen auflehnt. Unser Sohn —

Madame, ich habe ihn nie erkannt als den Meinigen und werde ihn nie als solchen erkennen, unterbrach sie jetzt der Graf, dessen Gesicht sich umdüsterte.

Mein Sohn, fuhr Frau von Daribaud fort und konnte die Thränen nicht zurückdrängen, welche der Schmerz ihr erpreßte, mein Sohn liebt ein junges Mädchen, er warb um ihre Hand, sie wurde ihm nicht verweigert, da glaubte ich, damit eine würdige Familie nicht getäuscht werde, ihn mit seinem unglücklichen Schicksal bekannt machen zu müssen und der Vater schlägt nun die Hand der Tochter dem Bastard ab.

Aber was kann ich dafür, Madame? Was soll ich hierbei thun? fragte der Graf unmuthig.

Sagt es Ihnen Ihr Herz nicht?

Es schweigt.

Ist denn alles Gefühl, was die Natur selbst in das ungebildetste Wesen legte, Ihnen fremd? fuhr die sonst so Sanfte heftig auf: Haben denn Convenienz und Vorurtheil alles Menschliche in Ihnen erstickt?

Bei Gott nicht! sagte er rasch, denn ich fühle auch jetzt noch Mitleid mit Ihnen, aber zur Thorheit kann es mich nicht verleiten. Ich habe Ihnen verziehen, habe Ihnen verziehen,

führte. Er fand es offen und ging mit seinem Gefolge hinein. Erst an der Thüre des Pavillons kam ihm der Diener der Dame, welcher ihn einzutreten bat, entgegen. Der Chevalier rieth ihm ab, allein zu der Italienerin zu gehen, der Herzog aber bestand darauf und meinte, daß es ungalant sein würde, einen Fremden zum Zeugen eines solchen Auftritts zu machen.

Bei seinem Eintreten fand er die Dame auf einem Ruhebette sitzen, sie kam ihm jedoch entgegen. „Herzog von Nemours!" redete sie ihn an und ihr Stolz war noch nicht gebeugt „Willkommen kann ich Euch heute nicht heißen, denn Ihr habt mich gezwungen, mein Wort zu brechen und Euch noch einmal hier zu sehen."

„Und Ihr, Signora," erwiederte der Herzog, dessen schnellem Blick der vortheilhaft gewählte Anzug der Dame nicht entging „Ihr habt mich gezwungen von einer Drohung Gebrauch zu machen, die Ihr, wäre der Herzog von Nemours besser von Euch gekannt, nicht zu fürchten gehabt hättet; nie würde er sie erfüllt nie die Ehre einer Dame aufs Spiel gesetzt haben."

„Und weshalb sehe ich Euch hier?" fragte sie jetzt „Kommt Ihr, mir Vorwürfe zu machen? — Kommt Ihr, mich tiefer kränken zu wollen, als Ihr schon gethan? — Oder glaubt Ihr, mich zerknirscht, als büßende Sünderin vor Euch zu sehen? — Da irrt Ihr! In Frankreich mögen die Frauen weinen und sich über die Untreue, über die Vernachlässigung der Männer grämen und härmen; die edle Italienerin weint selten und fließen Thränen, so sind es nur blutige." —

daß Sie mir mein ganzes Lebensglück zerstört haben, daß ich einsam, allein auf dieser Welt stehe und keine liebende Hand mir die Augen zudrücken wird, denn seit Sie mich hintergingen, habe ich Ihr Geschlecht geflohen. Aber Ihre Schuld zur meinigen machen, der Mantel zu seyn, der vor der Welt Ihre Sünde deckt, — nein — dazu war ich zu wenig ein Thor! — Deßhalb bitte ich, lassen Sie das Vergangene schlummern, wecken Sie es nicht, Sie wecken nur in mir einen noch nicht ganz betäubten Schmerz; Sie schlagen Ihr Schuldbuch selbst auf und wandeln Mitleid in Verachtung!

Vater! mein Vater! rief es, die Thüre aufreißend und Adolph stürzte sich in des Grafen Arme.

Wer sind Sie, junger Mann? Was wollen Sie von mir? sagte der Graf, ihn heftig von sich stoßend, ich kenne Sie nicht, Sie sind mir fremd! —

Ihnen fremd? Der Sohn dieser Weinenden! — Ich Ihnen fremd? — rief Adolph.

Ja mein Herr! war des Grafen kurze und sehr kalte Antwort.

Dort die weinende Mutter, hier der Vater, der mich von seiner Brust zurückstößt, murmelte

der junge Mann, starr auf die Erde blickend, vor sich hin. — Sie erkennen mich also nicht für Ihren Sohn? fragte er plötzlich auffahrend, den Grafen fest ins Auge fassend. Sie erkennen mich hier im Angesicht meiner Mutter nicht für Ihren Sohn?

Nein, mein Herr!

Ueberlegen Sie noch einmal ruhig, was Sie eben sagten, fuhr Adolph, aber immer heftiger werdend, fort — Sie sollen ein edler Mann seyn, wie mir Herr Preval gesagt — so werfen Sie einen Blick auf meine unglückliche Mutter, werfen Sie einen Blick auf mich, den verstoßenen Sohn — denken Sie an Ihre Pflicht und daß ein gerechter Richter dort oben thront — Sprechen Sie ein mildes, versöhnendes Wort.

Junger Mann! — sagte der Graf, und der sonst so sanfte Blick seines Auges wurde finster, fast feindlich — Ich bin nicht Ihr Vater und daß ich es nicht bin, will ich bei dem allmächtigen Gott —

Nun wohl! unterbrach ihn Adolph mit tief verhaltenem Grimm und achtete nicht auf die flehenden Blicke seiner Mutter, so bin ich ein Bastard, aber Gott gedankt, nun frei wie der

Tiger, der seine Beute sucht. Weine nicht mehr, Mutter, der Mann hat mit seinem Worte Deinen Thränenquell ausgetrocknet, um ihn muß nun keine Thräne mehr fließen. Verzeihung mein Herr! wandte er sich jetzt mit verbissenem Ingrimm zu dem Grafen, nachdem er der Mutter Haupt an seine Brust gedrückt und ihre Stirn geküßt hatte, verzeihen Sie, daß ich Sie aufforderte, hieher zu kommen, ich hätte es ahnen können, daß ich Sie vergeblich bemühen würde. Was seit so vielen Jahren das Vaterherz nicht erweicht, konnten wohl des Sohnes Bitten, der Mutter Thränen nicht bewegen. Verzeihung!

Mit schmerzlichem Gefühle trenne ich mich von Ihnen, wendete sich jetzt der Graf zu Frau von Daribaud. Ich glaube, es wäre besser gewesen, wir hätten uns nicht wieder gesehen, Ihnen, junger Mann, verzeihe ich gern, daß Sie mich hierher gelockt, gern, daß Sie manches heftige Wort zu mir gesprochen haben. Ihre Züge, so ähnlich denen Ihrer Muttter, führen mir die wenigen glücklichen Tage meines Lebens zu lebhaft zurück, um Ihnen zu zürnen. Leben Sie wohl, der Himmel möge Sie in die Arme eines Vaters führen, der Ihrer würdig

ist. Er verbeugte und entfernte sich. Adolph begleitete ihn nicht.

Schweigend ging nun der Graf mit seinem Begleiter die Treppe hinunter über den freundlichen Hof und durch das eiserne Gitterthor. Kaum aber hatten sie dies hinter sich und waren einige Schritte den Fußsteig, wo dichtes Gebüsch sie verbarg, hinuntergegangen, als es: Auf ein Wort! hinter ihnen erscholl. Sie wandten sich und Adolph stand vor ihnen.

Herr Graf! redete er diesen an, von Ihnen selbst als Sohn nicht anerkannt und meiner Pflicht entbunden, stehe ich nicht mehr als Sohn, nur als Rächer meiner Mutter vor Ihnen. Auch in mir hat die Stimme der Natur geschwiegen und somit werden Sie, als Mann von Ehre, mir die Genugthuung nicht versagen, die ich jetzt von Ihnen fordre. Sie haben meine Mutter, Sie haben mich unglücklich gemacht, vollenden Sie, was Sie begonnen, oder das Schicksal gönnt mir das wohlthuende Gefühl der Rache. Ich erwarte Sie noch vor Untergang der Sonne in jenem kleinen Wäldchen, was Sie dort auf dem Weg nach Thun sehen; Pistolen mögen über unser Schicksal entscheiden.

Herr von Daribaud! erwiderte der Graf mit

freundlicher Gelassenheit, entweder Sie trieben vorher Scherz mit mir, da Sie mich Ihren Vater nannten, oder wenn Sie wirklich überzeugt sind, daß ich es bin, so treibt sie jetzt Ihre Leidenschaft zu einer sehr unüberlegten Handlung.

Keine erbaulichen Betrachtungen, mein Herr, fiel ihm Adolph fast spöttisch in die Rede, vergebens suchen Sie Ihre Feigheit hinter der Moralität zu verbergen.

Junger Mann! fuhr der Graf heftig auf; doch schnell faßte er sich und sah wieder freundlich wie vorhin auf den Zornerglühten. Sie irren sich in mir. Jedes Duell ist mir zuwider und ich vermeid' es gern, wenn es meine Ehre mir gestattet. Ihnen gegenüber zu treten ist mir doppelt schwer, weil ich nicht gern mich gezwungen sähe, zum zweiten Mal Ihrer Mutter wehe thun zu müssen.

O genieren Sie sich nicht, mein Herr! unterbrach ihn Adolph mit flammendem Blick. Wer Jemandes Glück tückisch zerstörte, kann auch unbekümmert die letzten Ueberreste zertrümmern. — Schießen Sie mich nur nieder, machen Sie sich kein Gewissen daraus, ein Bastard ist ja so nur ein elender heimathloser Wanderer

auf dieſer Welt, dem es Wohlthat iſt, ihn in eine andre zu ſenden. Wenn es Ihnen nicht an Muth gebricht, ſo treffe ich Sie um die ſechſte Stunde.

Ich werde mich pünktlich einſtellen, ſagte der Graf, einen ernſten doch mitleidsvollen Blick auf Adolph werfend, dann ging er, jedes weitere Geſpräch vermeidend, ruhig den Fußſteig hinab; Roſſin blieb zurück.

Herr von Daribaud, begann dieſer nun, Sie haben dem Grafen, einem ſo edlen Mann ſehr wehe, Sie haben ihm Unrecht gethan.

Ich glaube kaum, fiel ihm Adolph ſchnell in die Rede.

Und doch, doch! — fuhr Roſſin fort und ergriff die Hand des jungen Mannes. Ich nehme innigen Theil an Ihnen, ich wünſche wahrlich nur Ihr Glück.

Mein Herr! fuhr Adolph auf, wozu dieſe Scene? Ich kenne Sie, Sie kennen mich nicht, wie können Sie Theil an einem Unbekannten nehmen? Das ſind nur ſchöne Worte, mich zu beſchwichtigen, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Wo die That ſo tiefe Wunden geſchlagen hat, heilen Worte nicht. Erſparen

Sie Wort und Theilnahme, beide sind an mir verschwendet.

Herr von Daribaud! mich zieht es zu Ihnen hin, Ihr Gesicht, der Ausdruck Ihres Auges, selbst wenn es zornig flammt, interessirt mich. —

Fahren Sie nur fort, fahren Sie nur fort, die Sache fängt an, auch mich zu interessiren, sagte Adolph, höhnisch lachend.

Nun nichts weiter davon, sagte Rossin, ohne seinen Ton zu ändern. Aber sagen Sie mir, was verlangen Sie denn eigentlich von dem Grafen?

Daß er das Unrecht an meiner Mutter am Altare wieder gut macht, daß er mich als seinen Sohn erkennt.

Kann er das gegen seine Ueberzeugung? fragte Rossin.

Diese Ueberzeugung muß er haben, fiel ihm der Jüngling stolz in die Rede.

Hätte er sie, fuhr Rossin fort, könnten Sie dann glauben, daß ein Vater sich im Duell dem Sohn gegenüber stellen würde? — Adolph wurde nachdenkend. — Liegt der Glaube fest in Ihnen, er sei Ihr Vater, können Sie dann

mit tödtender Waffe ihm feindlich gegenübertreten?

Mein Herr! nahm der Leidenschaftliche das Wort, der Graf selbst leugnet, mein Vater zu seyn; ich will ihm glauben, aber leugnen kann er nicht, daß er meine Mutter, daß er mich unglücklich gemacht hat und das will ich rächen, blutig rächen!

Herr von Daribaud, begann Rossin nach einer kurzen Pause, in welcher sein Auge mit inniger Theilnahme auf dem Jüngling geruht hatte, nicht er, Sie werden das Opfer seyn, Sie werden fallen, denn der Graf galt für den besten Pistolen-Schützen.

Daribaud lachte laut auf. Ersparen Sie sich diese gemeinen Künste, mich zu entmuthigen, sie sind an mir verschwendet.

Bei dem allmächtigen Gott schwör' ich, es ist Wahrheit, was ich Ihnen sagte, fuhr Rossin mit immer steigender Theilnahme fort. Nicht das fernste Ziel, nicht der kleinste Vogel auf hohem Baum entgeht seinem Geschoß. — Sie machen sich, machen Ihre edle Mutter unglücklich.

Adolph, den doch die Theilnahme, die in des Mannes Wort und Blick sich deutlich aus-

sprach-

sprach, gerührt haben mochte, erwiderte jetzt ohne Bitterkeit: Mein Herr, fürchten Sie nicht für mich, Gott schützet die Unschuld, und was hab' ich zu verlieren? Dem Bastard versagte man das Mädchen seiner Liebe —

Das war hart und grausam, fiel ihm Rossin unmuthig in die Rede.

Nur wenn ich an der Hand meines Vaters, an der meiner Mutter, als dessen Gattin, um Lucie Préval würbe, würde sie die Meine, sprach er. — Was hab' ich noch zu verlieren? Ein zerrissenes Herz, ein zerstörtes Glück, ein Leben voll wüster Trümmer. Sie sehen, mein Herr, daß ich bei dem Spiele nur wenig einsetze.

Und Ihre Mutter? fragte Rossin.

Sie würde der Leiche des Sohnes bald folgen, und wir würden dort vereint, wo keine Vorurtheile den Vaterlosen aus der Gesellschaft weisen. — Herr! fuhr er plötzlich auf — seit ich dort drüben in jenem alten Schlosse mein ganzes Lebensglück verlor, bin ich blutdürstig geworden, — Rache oder Tod ist mein Wunsch, nur das Eine oder das Andre söhnt mich mit dem Schicksal aus; auf den Abend sehen wir uns wieder. Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung,

eilte den Fußpfad hinauf und ließ Roſſin gedankenvoll ſtehen.

Roſſin traf den Grafen am Ufer des See's auf einer Steinbank ſitzend. Wo bleibſt Du? rief ihm dieſer entgegen, warum läßt Du Dich mit jenem überſpannten jungen Mann noch in ein ſo langes Geſpräch ein? Er will mit mir ſeine erſte Lanze brechen, und ſo mag er es verſuchen.

Eugen! rief Roſſin verwundert.

Nun! was ſtaunſt Du? Hab' ich nicht Alles gethan, was ich thun konnte, um das Duell zu vermeiden? Was hab' ich für weitere Pflichten gegen den tollen Brauſekopf, der ſich mir als Sohn aufdringen will? Ich ſehe jetzt das Duell als unvermeidlich an und bewundere nur den ſonderbaren Gang des Schickſals, welches das Leben des Menſchen in meine Hand giebt, deſſen Geburt mich ſo unglücklich machte! — Haben wir nicht in jenem Wäldchen den Diener mit den Pferden zurückgelaſſen? fragte er dann gleichmüthig. Roſſin bejahte es. — Nun, in den Halftern ſtecken Piſtolen, ſo brauchen wir nicht erſt nach Thun zurück.

Willſt Du für den ſchlimmſten Fall keine Dispoſition machen? fragte Roſſin.

„Aber sprecht, Herzog, was wollt Ihr hier? — Welche Rache habt Ihr Euch ausgedacht?"

„Ich wollte meine Laune befriedigen, Euch vor meiner Abreise noch einmal ins Geheim zu sehen," erwiederte Nemours „denn öffentlich werde ich mich morgen bei Euch beurlauben, wollte Euch in diesem reizenden, verführerischen Anzuge sehen und Euch sagen, daß Schönheit ohne edlen Sinn kalt läßt und daß ein Mann dem schönsten Weibe selbst in der einsamen Mitternachtsstunde den Rücken wenden und ihre Reize unbeachtet lassen kann." Dies sagend, verbeugte er sich, ließ die Erstaunte stehen und verließ den Garten.

11.

Noch lag er am andern Morgen im festen Schlafe, als der Chevalier schon vor seinem Bette saß und auf sein Erwachen harrte. Kaum daß der Herzog die Augen aufschlug, so theilte er ihm auch das Geheimniß seines Herzens mit und verhehlte ihm die Hoffnung nicht, die er nähre, auch Leonore sei ihm mit Liebe zugethan; die schnelle Abreise des Herzogs zwang ihn zu diesem eiligen Geständnisse. Dieser setzte seinen Wünschen nichts entgegen; auch Leonore, mit welcher der Herzog sprach, verbarg ihm die Gefühle ihres Herzens nicht und nach beendetem Feldzuge ward der größte Weiberfeind, den die französische Erde trug, auf der Villa am Lago Maggiore durch Leonorens Hand der glücklichste Gatte.

Was da zu thun wäre, ist längst geschehen; Dir ist eine freie Existenz gesichert, sei ohne Sorgen, erwiderte der Graf und ging dem Wäldchen zu.

An mich habe ich bei dieser Frage wahrlich nicht gedacht, Eugen, sagte unmuthig der Gekränkte und folgte schweigend.

Ohne ein Wort zu wechseln kamen sie in das Wäldchen, wo sie ihre Pferde fanden. Rossin nahm die Pistolen, untersuchte sie und wollte den Schuß ausziehen, doch plötzlich gab er sie dem Grafen mit den Worten: Thue das selbst. — Der Graf gab dem Diener die Pistolen, mit dem Befehle sie zu reinigen, und während dieß geschah, fragte Rossin den Grafen, der sinnend auf dem abgehauenen Stamme eines Lerchenbaumes saß: Soll Jean nicht nach der Stadt reiten und einen Wagen und Deine Chatoulle hierher bringen? Der Graf nickte bejahend, erhob sich von seinem Sitze und schritt dann heftig auf und ab. Jean ritt bald nach Thun.

Eugen, unterbrach Rossin das Schweigen, wäre es denn nicht noch möglich, das unglückliche Duell zu hintertreiben?

Ich wüßte nicht wie, erwiederte der Graf. Dein Gegner ist so jung, in der stroßen-

den Blüthe der Jahre, ihm ſteht das Leben mit all ſeinen Freuden noch offen — der Graf ſchüttelte verneinend den Kopf — es wäre grauſam, wenn Du die Blume im Entfalten knickteſt.

Heinrich! entgegnete Epinois und ſein Auge ſah finſter vor ſich hin. Ich glaube, es wäre ein Glück für uns Beide, wenn wir in einem Moment losdrückten und beide Kugeln träfen das Herz; uns Beiden wäre wohl. Das Glück ſeines Lebens iſt zertrümmert, das meine war es ſchon längſt.

Welch' düſtre Gedanken, Eugen! unterbrach ihn Roſſin, weg mit ihnen. Denk', der Dir gegenüber tritt, iſt ihr Sohn, iſt der Sohn jenes weiblichen Weſens, das allein Dein Herz zu rühren vermochte. Dein und ſein Tod würden ſie ganz unglücklich machen.

Was weißt Du davon, Heinrich, was weißt Du, der Du nie wahrer Liebe, wohl aber der Freundſchaft Dein Herz öffneteſt, Du kennſt das weibliche Herz nicht! — Was könnte ich nach dreiundzwanzigjähriger Trennung ihr noch ſeyn? Doch laß uns davon ſchweigen.

Ich kann nicht ſchweigen, begann Roſſin von Neuem. Höre auf meine Bitte, mich hat

eine grenzenlose Unruhe ergriffen — vermeide das Duell oder, kannst Du es nicht, so schone wenigstens das Leben des jungen Mannes.

Ich verstehe Dich heute nicht, sagte der Graf, einen ernsten, forschenden Blick auf seinen Freund werfend. Du, sonst so leicht über Alles denkend, Allem nur die leichte Seite abgewinnend, bist heute so bedächtig, ängstlich, so vorsichtig — nun wohl! — Ich glaube fast, auch ich nehme die Sache von einer zu ernsten Seite, und der Anblick dieser Frau hat Erinnerungen in mir geweckt und Bilder in mir aufgefrischt, die ich schlummernd, und mit einem ewigen Schleier bedeckt glaubte. Das Duell ist nicht zu vermeiden, aber schonen will ich meinen Gegner, das versprech' ich Dir. Wohin ich meine Kugel senden will, da trifft sie, tödten soll sie ihn nicht.

Bei diesen Worten sank Rossin an des Freundes Brust. Wie bist Du heute so bewegt, mein Bruder! sagte der Graf, sonst so selten weich gestimmt, und heute? —

Rossin drückte ihm, statt Antwort, heftig die Hand und ging auf dem Wege nach Thun, dem Wagen entgegen, der auch bald

mit einem Wundarzt eintraf, den Roſſin in der Stille mitzubringen befohlen hatte.

Nicht lange darauf ſahen ſie Daribaud mit noch einem andern jungen Manne heranſprengen. Nach höflicher Begrüßung trat Adolph zu dem Grafen und fragte ihn: Sie wollen alſo nicht Ihr Verſchulden an meiner Mutter wieder gut machen, mich nicht als Ihren Sohn anerkennen?

Ein kurzes Nein! war des Grafen Antwort.

So entſcheide Gott! ſagte der Jüngling ruhig, wandte ſich dann zu ſeinem Secundanten und bat dieſen, das Nähere abzumachen. Dieſer beſprach ſich mit Roſſin und es wurde ausgemacht, daß die Gegner vierzig Schritt auseinander treten, auf einander avanciren ſollten und Jeder ſchießen könne, wenn er wolle. Die Schritte wurden abgemeſſen, der Graf und Adolph traten, ein Piſtol in der rechten, das andere in der linken Hand, auf die bezeichneten Flecke, und auf das gegebene Zeichen gingen ſie einander entgegen. Doch kaum waren ſie einige Schritte vorgerückt, als Adolph ſchon zielte und losdrückte. Seine Kugel fuhr durch die Kleidung des Gegners und ſtreifte unbedeutend deſſen linken Arm.

Hm! murmelte der Graf vor sich hin, die Sache ist ernsthaft gemeint, auch er legte an, drückte los und Adolphs rechter Arm sank getroffen. Dieser, ohne sich um seine Wunde zu kümmern, zielte, drückte mit der linken Hand das Pistol ab und fehlte, der Graf schoß seinen zweiten Schuß in die Luft und rief den Wundarzt herbei.

Dieser untersuchte Adolphs Wunde, fand sie zwar nicht gefährlich, doch hatte die Kugel den Knochen gesplittert. Der Blutverlust war stark und der Verwundete schien einer Ohnmacht nahe. Rossin führte ihn zum Wagen, den er eben besteigen wollte, als er dem Grafen mit verbißnem Schmerz und Wuth die Worte zuraunte· Hiermit ist es noch nicht abgethan, mein Herr! wir sehen uns wieder! Wie es Ihnen beliebt, entgegnete dieser, winkte Rossin, den Verwundeten zu begleiten, bestieg, da sein Arm nur wenig blutete, sein Pferd und ritt nach Thun zurück.

Frau von Daribaud, welche von dem Vorhaben ihres Sohnes nicht die mindeste Ahnung gehabt hatte, war trostlos, als der Verwundete zu ihr gebracht wurde, und die Bitten des Sohnes vermochten nicht sie zu beruhigen.

Hältst Du so Dein Versprechen? Trittst Du, um das Maaß meiner Leiden zu füllen, Deinem Vater gegenüber, und findest von seiner Hand den Tod? rief sie schmerzvoll. Das habe ich nicht um Dich verdient, Adolph, diese Strafe ist zu hart, gerechter Gott! — und erst die Erinnerung des Wundarztes, daß ihre Klagen nur den überdieß aufgeregten Zustand des Kranken verschlimmern würden, bewog sie, ihren Schmerz in sich zu verschließen. Auch der innere Seelenzustand des Verwundeten wirkte nachtheilig auf ihn und bald trat ein heftiges Fieber ein, das während der Nacht immer stärker und von düstern Phantasien begleitet wurde. Am Morgen erklärte der Arzt den Zustand des Kranken für bedenklich, und die unglückliche Mutter, welcher anfangs die Erscheinung Rossins nicht willkommen gewesen war, suchte jetzt nur allein Trost bei ihm. Aber er schien eben so erschüttert zu seyn, wie sie; schweigend, in Gedanken versunken, saß er, an dem Bette des Kranken, faßte ängstlich nach seinem fliegenden Puls und belauschte sorgsam jeden Athemzug. Seit der Arzt seine Furcht ausgesprochen hatte, saß er ganz schweigsam und regungslos; und als Frau

von Daribaud auf einen Augenblick den Kranken verlassen hatte, schlich er sich auch, ohne Jemand zu benachrichtigen, davon, und nahm seinen Weg nach Thun.

Hier hatte der Graf, in nicht geringer Unruhe, schon längst seine Rückkehr erwartet, aber schon war Mittag nahe, und Rossin kam immer noch nicht. Ihn dauerte der junge Mann, dem er, trotz seines leidenschaftlichen, heftigen Betragens, nicht Theilnahme versagen konnte. Er dachte sich ganz in seine Lage und fühlte wohl, daß er in seinen frühern Jahren eben so heftig, eben so leidenschaftlich würde gehandelt haben. Nur Eines konnte er sich nicht enträthseln, wie der junge Mann nämlich ihn für seinen Vater halten und sich doch mit ihm habe schießen können. Als aber Mittag vorüber war und Rossin noch nicht kam, da befahl er seinem Diener, nach dem Landhause zu reiten und ihm Nachricht zu bringen. In diesem Augenblicke trat Rossin bleich und entstellt ein. Eugen! rief er, wies den Diener heraus und riegelte die Thüre hinter ihm zu — Eugen! Mein Bruder, mein Wohlthäter, mein treuer Freund!

und sank bei diesen Worten fast bewußtlos auf das Kanapee.

Es dämmerte schon, dem Verwundeten war zum ersten Male ein erquickender Schlaf geworden, der Arzt beobachtete ihn genau, die sorgsame Mutter wendete das thränenschwere Auge nicht von dem bleichen Sohne ab. Der alte Diener des Herrn Préval, von diesem aus Theilnahme herübergeschickt, stand am Fuße des Bettes, und eine Thräne rollte über die grauen Wimpern des alten Mannes, als die Zofe eintrat und der Frau von Daribaud leise zuraunte: der Graf Epinois sei im Salon und wünsche sie zu sprechen. Die unglückliche Frau erbleichte bei dieser Nachricht. Gerechter Gott! rief sie unwillkührlich aus, was will der Mörder meines Sohnes hier? — Doch es sei! — Sie verließ das Krankenbett, und als ihr Auge den Grafen traf, der hoch erröthet vor ihr stand, mußte sie allen Muth, alle Fassung suchen, um sich aufrecht zu erhalten; doch zu sehr an Leiden gewöhnt, gelang es ihr, und sie bat ihn, ihr in das Kabinet zu folgen.

Elise! redete sie hier der Graf an, —

Herr Graf, in welchem Tone sprechen Sie

zu mir? unterbrach ihn schnell Frau von Daribaud. Jedes Verhältniß zwischen uns ist aufgelöst, nie kann Gemeinschaft, noch weniger Vertraulichkeit zwischen uns stattfinden.

Und doch! sagte der Graf sehr ernst, und wenn die Unglückliche nicht zu aufgeregt gewesen wäre, so hätte sie den Kampf bemerken müssen, der in seinem Innern waltete. Sie haben alles Recht, mir zu zürnen, mich zu hassen, mich zu verachten, aber dennoch verdiene ich Entschuldigung.

Entschuldigung? — Der Mann verdient Entschuldigung, der mich zwiefach um mein Lebensglück brachte? Den die Unnatur noch heute so weit trieb, den eigenen Sohn tödtlich zu verwunden? Nein, Graf d'Epinois, kein Wort weiter. — Bis heute, ich gestehe meine Schwäche, vertheidigte Sie immer noch dieß Herz — von heute an aber folgt der Erinnerung an Sie nur Verachtung.

Hören Sie mich nur ruhig an, und Sie werden mich gewiß entschuldigen, vielleicht mir verzeihen.

Nie! Nimmermehr! rief die Tiefgekränkte, doch der Graf begann:

Von Jugend auf hing ich mit Liebe und

inniger Freundschaft an Rossin. Er war mein Milchbruder; mehr als dieß noch zog mich die letzte Bitte meines sterbenden Vaters zu ihm, der bat, stets als Bruder an ihm zu handeln. Ich habe ihn seit diesem Augenblicke wohl mit Recht, als den Sohn meines Vaters, als meinen Bruder betrachtet, schenkte ihm mein ganzes Vertrauen, öffnete ihm mein ganzes Herz. Er war mir Alles, ehe ich Sie kennen lernte, auch verdiente er gewiß bis dahin mein Zutrauen. Nie mich um fremdes Thun und Treiben kümmernd, war es mir entgangen, daß er eine Leidenschaft für Sie in seinem Busen nährte. Sein anfänglich vielleicht zu zudringliches Betragen gegen Sie hielt ich für thörigte Galanterie und vertraute ihm zutraunungsvoll meine immer wachsende Neigung, obgleich er meine Wahl nicht zu billigen schien. Seit unserer Verlobung hörten diese Aeußerungen auf, und ich stand in dem Wahne, er freue sich aufrichtig meines endlich errungenen Glücks. Als ich Gatincourt verließ, blieb er auf meinen Gütern zurück, noch Manches dort zu ordnen, ich ging nach Paris und erhielt mit jedem Posttage Briefe von ihm. Ohne meinen Auftrag umschlich er

Oft noch trafen Pescara und der Herzog im offenen Felde zusammen, oft noch galt ihr Kampf dem Vaterlande, nie mehr der Schönsten der Frauen, denn, das Vergefallene ahnend, verließ der Marchese bald die schöne Julia und Isabella Gonzaga entschädigte ihn als Gattin reichlich für die stolze, unreine Piemonteserin.

Gatincourt, und mit jedem Briefe streute er ein Körnchen Argwohn in mein Herz.

Und Sie konnten ihm glauben? War denn alles Vertrauen zu mir aus Ihrem Herzen verschwunden? unterbrach ihn Frau von Daribaud, und das wehmüthige Gefühl, mit dem sie dieß sprach, sagte nur zu deutlich, daß ihr Herz zur Vergebung sich neige.

Ich fühle mein Unrecht, erwiderte der Graf, aber bedenken Sie, daß das, was ich erfuhr, mir von einem Manne mitgetheilt wurde, der mein ganzes Zutrauen besaß und der mir Alles zu verdanken hatte. Doch ich wollte selbst sehen, mich selbst überzeugen, Schon waren die Postpferde bestellt, da erhielt ich einen Brief von ihm, der mich auf das Aeußerste vorbereiten mußte, erhielt zugleich Ihren Brief, der über mein und Ihr Schicksal so furchtbar entschieden hat. Meine Antwort war die unglückliche Folge; Sie waren zu stolz auf nähere Erklärung zu dringen und ich nahm Ihr Schweigen für Bekenntniß der Schuld.

Thränen rollten bei diesen Worten über die Wangen der Unglücklichen, sie zitterte heftig, och schwieg sie.

Auch der Graf fuhr in seiner Erzählung nicht fort und stand, das Auge theilnehmend auf die Weinende geheftet, wie in tiefes Sinnen versunken vor ihr.

Und was nützte es, wenn ich Sie auch entschuldigen könnte? sagte jetzt, das Schweigen brechend, doch kaum hörbar, Frau von Daribaud. Würde es die Wunde meines Herzens heilen? Schlöss' es die Wunde meines Sohnes? — Doch warum verschwiegen Sie dieß gestern, verschwiegen es so lange? Ich mache ja keine Ansprüche an Sie, nur dieß Mutterherz nährte noch Wünsche und Hoffnung! —

Erst heute erfuhr ich den Verrath, antwortete der Graf, und hohe Röthe überflog sein Antlitz, wie es wohl einem edlen Manne zu gehen pflegt, wenn ihn Nothwendigkeit oder eine gute Absicht zwingt sich selbst anzuklagen. Erst heute entdeckte es mir Rossin, dem der Gedanke, daß seine giftige Verleumdung mich zum Mörder meines Sohnes hätte machen können, das Gewissen weckte; er beichtete mir seine Schuld und hat mich für immer verlassen.

Sie stehen jetzt eine Reine, ein duldender

Engel vor mir, fuhr er dann fort, ich vor Ihnen als ein schwacher, ungerechter Mann, der, durch Leichtgläubigkeit verlockt, Sie unglücklich gemacht hat. Steht es noch in meiner Gewalt, wieder gut zu machen, bin ich in Ihren Augen noch werth, der Vater Ihres Sohnes zu seyn, so sagen Sie es mir, ich bin mit Freuden zu Allem bereit. Reden Sie, Elise! —

Verlassen Sie mich, Herr Graf, bat Frau von Daribaud, sich abwendend, um ihre Thränen zu verbergen. Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — die Wunde meines Sohnes — die Gefahr, in welcher er schwebt — Ihre Worte — Alles hat mich so aufgeregt — Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — Morgen — übermorgen — jeden andern Tag, nur heute nicht.

Und wie geht es Adolph? fragte theilnehmend der Graf.

Er schlummert, es ist die erste Erquickung, die ihm die Natur reicht.

Darf ich ihn sehen?

Nein! um Gotteswillen nein! das könnte ihn tödten — rief die Mutter aufspringend. Entfernen Sie sich, ich bitte.

So leben Sie wohl! Möge die Verzeihung

unser Wiedersehen begleiten. — Sie wendete sich ab — Keinen versöhnenden Blick, Elise? — Keinen Trost, keine Hoffnung, die ich mit mir nehmen sollte? fragte er erschüttert. Statt Antwort reichte sie ihm, sich abwendend, die Hand, er preßte sie an seine Lippen, ein leiser Druck, den er zu fühlen glaubte, gab ihm Trost und Hoffnung mit auf den Weg.

Auch auf dem Schlosse Herrn Prévals war die Freude nicht eingekehrt. Der alte Mann hatte sich bei der sich schnell verbreitenden Nachricht des Duells bittre Vorwürfe gemacht, daß er gewissermaßen die Veranlassung dazu gegeben habe und er selbst zürnte mit dem Vorurtheil, das ihn bewogen hatte, das Glück seines Kindes, das Glück Adolphs aufs Spiel zu setzen. Er war daher nicht mit dem alten Diener unzufrieden, als er ihm gestand, daß er die Pferde nach Bern geschickt habe, Fräulein Lucie herüber zu holen, da er die Gewißheit habe, sie würde wohl der beste Arzt der Wunde des Herrn Daribaud seyn. Lucie hatte auch nicht gesäumet, war eben angelangt und lag weinend in den Armen des Vaters, als man den Grafen d'Epinois meldete, der Herrn Préval dringend zu sprechen wünsche.

Ist das nicht das Ungeheuer, das meinen Adolph verwundet hat? rief bei dieser Nachricht Lucie. O schicken Sie ihn fort, weisen Sie ihn aus unserer Nähe, ich könnte seinen Anblick nicht ertragen!

So entferne Dich, mein Kind, sagte Préval

val, befahl aber zugleich, den Grafen einzuführen.

War es Neugierde oder Verſehen, Lucie beeilte ſich nicht ſo ſehr, daß ſie nicht dem Grafen bei ſeinem Hereintreten noch begegnet wäre. Er begrüßte ſie, ſein Blick ruhte forſchend auf ihr, ſie aber eilte ſchnell an ihm vorüber.

Als wir uns vor 10 Jahren das Letztemal bei unſerm gemeinſchaftlichen Freunde ſahen, redete der Graf Herrn Préval an, da glaubte ich nicht, Sie unter ſolchen düſtern Verhältniſſen auf Ihrem Schloſſe am Thuner See aufſuchen zu müſſen! — Verzeihen Sie daher, daß ich Sie zu einer Zeit beläſtige, wo Ihr Gemüth gewiß aufgeregt und beunruhigt iſt.

Herr Préval bat, ſich darüber keinen Kummer zu machen, und ſchien ſich aufrichtig über den Beſuch zu freuen. Epinois nahm Platz. Was führt Sie zu mir, Herr Graf? fragte jetzt Préval.

Der Graf zögerte nicht lange, den Hausherrn mit dem bekannt zu machen, was ihn hierher geführt habe. Da ich Sie, ſeit unſerer Bekanntſchaft in Paris, für einen verſtändigen und würdigen Mann halte, begann er, ſo wende ich mich an Sie, um der Vermittler zwiſchen mir und Frau von Daribaud zu werden. Er erzählte ihm hierauf, was er ſchon dieſer berichtet hatte, und ſetzte dann hinzu: Aus meinem Irrthum geriſſen, mein Unrecht einſehend und tief fühlend, wie ſehr ich dieſe

edle Frau gekränkt habe, wünschte ich Alles, so viel mir möglich, wieder gut zu machen, meine Hand der Frau von Daribaud oder vielmehr, da ich jetzt weiß, daß dieß nur ein angenommener Name ist, dem Fräulein Elise anzubieten und somit ihrem Sohne, den ich als den meinigen erkenne, die Rechte seiner Geburt zu geben. Kann auch das Fräulein aus dem, was ich ihr gesagt, meinen Wunsch und meinen Willen ahnen, so wird es ihr, glaub' ich, angenehmer seyn, es aus Ihrem Munde zu hören, wo meine Gegenwart, wo die Erinnerung an manche glücklich durchlebte Stunde ihren Willen nicht befangen, ihre Antwort nicht bestimmen kann. Auch Ihnen, bester Herr Préval, von dem ich sicher weiß, daß Ihnen die Verbindung Ihrer Tochter mit Adolph nicht unangenehm ist, wird die freundliche Beendigung dieser verwickelten Sache willkommen seyn, da die Scheidewand, welche die Liebenden trennt, dadurch niedergerissen wird.

Sie überraschen mich, Herr Graf! erwiderte Préval, überraschen mich aber auf freudige Weise. O hätte doch der Bösewicht nur einen Tag früher seine Schuld gebeichtet, wäre nur das Duell nicht geschehen und das Blut des Sohnes durch die Hand des Vaters nicht geflossen! — Doch was geschah, ist nicht mehr zu ändern. Ich will hinüber zur Frau von Daribaud, und ich hoffe — erste, einzige Liebe soll ja feste Wurzel schlagen — ich hoffe, ich werde dort jenseits des Sees keine unversöhn-

lichen Menschen finden. Er schellte. — Ruf' meine Tochter hierher und man soll einen Nachen bereithalten, befahl er dem eintretenden Diener.

War es Fräulein Lucie, die vorhin das Zimmer verließ? fragte der Graf.

Sie war es, erwiderte Préval: aber glauben Sie nicht, daß ihr Auge immer so umwölkt, ihr Blick so finster ist, wie heute — o, es ist ein liebes, sanftes, gutes Mädchen, die treue Pflegerin meines Alters, deßhalb, ich muß Sie nur gleich damit bekannt machen, deßhalb hat mir auch Adolph versprechen müssen, hier herüber zu mir zu ziehen, damit ich durch ihn meine Pflegerin nicht verlöre.

In diesem Augenblick trat Lucie ein. Hier steht Adolphs Vater, der Graf d'Epinois, sagte er zu ihr; tritt näher, Lucie, reiche ihm Deine Wange zum Kuß, er wird jedes Hinderniß heben, das Dich von Deinem Verlobten trennte. — Lucie nahte dem Grafen schüchtern. Sein Sie mir als Adolphs Braut herzlich willkommen! sprach dieser, von dem jungfräulichen Wesen des Mädchens ergriffen, er hat sich wahrlich Treffliches gewählt. Lucie beugte sich, ihm die Hand zu küssen; doch plötzlich fuhr sie zurück. Ich kann nicht! stammelte sie. — Verzeihen Sie mir!

Mach' Dich bereit, mit mir zur Frau von Daribaud zu fahren, unterbrach Herr Préval das Peinliche der Scene, und hohe Röthe überflog Lucies Wangen, ihr Auge flammte be-

dem Gedanken, Adolph zu sehen, — sie eilte schnell fort.

So sind die Weiber! sagte Préval, aus Liebe und Haß, aus Leidenschaft und Zartheit gewoben und veränderlicher als das Wetter auf unserm See, darum hoff ich auch, ich werde dort drüben Sonnenschein bringen und den Regen verjagen. Doch noch Eines, sprach er, als er seinen Hut ergriff, und Lucie unten bei dem Kahne schon reisefertig stehen sah, bleiben Sie ganz in der Stille hier, in Thun könnten Sie des Duells wegen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn. Der Graf nahm den Vorschlag an und sah bald mit klopfendem Herzen den Kahn mit Vater und Tochter nach dem jenseitigen Ufer hinübergleiten.

Prévals Erscheinen überraschte Frau von Daribaud und erfreute sie zugleich, denn er konnte nur in guter Absicht kommen; Luciens Heftigkeit aber war ihr ängstlich, da sie kaum vermochte, diese vom Krankenlager Adolphs zurückzuhalten; aber da der Arzt jede Aufregung streng verboten hatte, da ihr die Mutter versichern konnte, daß er ganz außer Gefahr sei und er nur zu seiner völligen Genesung der Ruhe bedürfe, so ergab sich Lucie endlich in ihr Schicksal, setzte sich ruhig in die Geißblattlaube und erwartete hier die Rückkehr des Vaters.

Dieser entledigte sich indessen seines Auftrages. Frau von Daribaud, heute über das Schicksal ihres Sohnes auf mancherlei Weise beruhigt, hörte mit Fassung Herrn Préval an,

der in sie drang, die wohlgemeinten Vorschläge des Grafen schon ihres Sohnes wegen anzunehmen. Sie konnte ihm keine Gründe entgegensetzen, gestand ihm aber, daß ein gewisses Etwas in ihrem Innern dagegen spräche. In der Unterredung mit dem Grafen sei dieser sonst so gerade, offne Mann verlegen, das, was er gesagt, so berechnet, sie müsse es gestehen, so kalt gewesen, daß sie glauben müsse, er folge mehr dem Pflichtgefühl als seinem Herzen. Vergebens bemerkte Herr Préval, der wohl das Geschlecht der Frauen kennen mochte, daß sie von dem fünfzigjährigen Manne nicht mehr das glühende, leidenschaftliche Benehmen erwarten könne, das ihr vielleicht noch aus früherer Zeit vorschwebe. Aber sie beharrte auf ihrem Glauben, daß blos Pflicht, nicht das Herz ihn zu ihr zurückführe, und nach manchem vergeblich verschwendeten Worte des Vermittlers gab sie keine bestimmte Antwort, sondern ersuchte Préval, den Grafen wissen zu lassen, daß sie ihn morgen früh um die zehnte Stunde erwarte. Mit diesem Bescheid kehrten Préval sowohl wie Lucie nicht ganz zufrieden zurück.

Zur bestimmten Zeit erschien auf dem Landhause am jenseitigen Ufer der Graf, den Préval von jeder Aeußerung der Frau von Daribaud genau unterrichtet hatte. Er wurde sogleich in das bewußte Kabinet geführt, und bald darauf erschien auch die Frau vom Hause.

Herr Graf! redete diese ihn an, Sie haben mir durch Herrn Préval Vorschläge machen lassen, die, da ich nicht darauf gefaßt seyn konnte, mich überrascht haben. Sie haben sich hierbei mir wieder gezeigt, wie ich Sie früher gekannt, und da ich morgen mein vierzigstes Jahr antrete und mein trübes Schicksal, so wie mein Alter mich wohl ohne Leidenschaft, selbst über eine Sache, die mein Inneres so sehr angeht, ruhig nachdenken lassen und ich nicht eine falsche Auslegung von Ihnen zu befürchten habe, so will ich auch offen Ihnen antworten.

Ich habe, seit Sie mich verließen, nur meinem Sohne gelebt, mithin, was ich für ihn thue, thu' ich mit Freuden. Pflicht, nicht Neigung führt uns Beide in diesem Augenblick einander entgegen, in Ihnen ist die Liebe für ein Wesen erstorben, das Sie seit so vielen Jahren verachten zu müssen glaubten; mein Herz — doch lassen Sie mich davon schweigen, es hat sein Recht verloren — Ich nehme daher Ihren Vorschlag an, Sie führen mich zum Altar, erkennen meinen Sohn als den Ihrigen und dann — setzte sie stockend hinzu, mögen die Gesetze trennen, was nur strenge Pflicht band.

Elise! rief der Graf, wie können Sie glauben —

Ich kenne das menschliche Herz, fuhr sie ruhig fort; konnte die Verleumdung eines Bösewichts trennen, was die innigste, glühendste

Der Alte von Furnatsch.

Erzählung aus den Zeiten des Religionskrieges in Graubünden, 1637.

1.

Nicht fern von den Ufern des Inns, welcher das schöne Ober-Engadin im Bündner Lande durchströmt, zieht sich ohnfern der Gemeinde Scamf eine Thalschlucht in die Gebirge hinauf, welche die Einwohner in der romanischen Sprache Furnatsch nennen. Hätte sie der heilige Augustin gekannt, so würde er sie gewiß gewählt haben, um hier seine Einsiedelei zu bauen und seinen frommen Betrachtungen zu leben, denn die Natur schien diese Gegend recht eigentlich für ein stilles in sich gekehrtes Gemüth geschaffen zu haben, das, von der Welt abgezogen, keine Freude mehr von der Gegenwart erwartet, die Schattenpunkte seines düstern Lebensbildes aus der Vergangenheit schöpft, die hellen Lichtpunkte aber in der Zukunft sucht. Ein schmaler, mit wilden Rosen bewachsener, von kahlen Felsen überragter Eingang führt zu diesem Thale, das sich bald verengend, bald erweiternd aufwärts zieht und hier

Liebe vereinigte, wie sollte ich Dauer von einer Verbindung erwarten, deren Band nur die Pflicht zum lästigen Knoten schlang. Betrügen Sie sich nicht, Graf d'Epinois, und gestehen Sie, könnten diese gramvollen Züge, könnte dieß bleiche Gesicht, in welches Schmerz und Kummer so tiefe Furchen grub, Sie noch interessiren, wenn nicht Pflicht, ich will auch glauben, Erinnerungen ihnen ein leidliches Colorit gäben?

Sie irren, Elise! erwiderte er ruhig und fest. Mit Wehmuth, nicht mit Verachtung habe ich die ganze Zeit unserer Trennung an Sie gedacht. Seit ich Sie verlor, habe ich auf jedes andre Glück verzichtet, eine stille Neigung ist in meinem Herzen geblieben, gegen die ich vergeblich gekämpft habe, und sollte sie jetzt verloschen seyn, da ich in den bleichen, schmerzvollen Zügen, in den Zügen der frommen Dulderin die Gewißheit einer schönen Zukunft finde? Elise! täuscht mich nicht mein Herz, so wurde mein Bild nie aus dem Ihrigen ganz verdrängt, so steht es noch in Ihrem Herzen. Bei diesen Worten umfing er sie, ihr Auge verrieth, was ihr Mund verschwieg. Er preßte sie an sich, — sie ruhte liebend an seiner Brust, die vergangene Zeit, die schönen Frühlingstage der ersten Liebe traten wieder mit ihren Blumen und Kränzen, mit ihrem Hoffen und Sehnen vor sie. Es war das Rosenfest, im Herbste des Lebens gefeiert.

Die Versöhnung war gestiftet, der Bund von Neuem geschlossen, aber noch konnte Adolph nicht von dem Vorgefallenen unterrichtet werden,

noch war er zu schwach und zu reizbar. Sein Seelenzustand wirkte noch immer nachtheilig auf seine Wunde und ihn plötzlich zu heilen schien dem Arzte gefährlich, so daß er es erst nach acht Tagen wagte, Lucie zu ihm zu lassen, die fast täglich herüber gekommen war, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Von Allem jetzt unterrichtet, wurde ihr endlich der Auftrag, nach und nach das Vorgefallene dem Kranken mitzutheilen. Das erste Wiedersehen der beiden Liebenden erschütterte Adolph heftig; doch als er erfuhr, daß sie mit Erlaubniß des Vaters bei ihm, und dieser für ihn gütiger und vorurtheilsfreier gestimmt sei, konnte die Hoffnung von Neuem in ihm aufleben, so daß sein Zustand sich mit jedem Tage besserte. An dem ersten Tage, an welchen er das Krankenlager verlassen hatte, überraschte ihn Lucie mit der frohen Botschaft, daß ihr Vater eingewilligt und nichts mehr ihrer Verbindung im Wege stehe; sein Glück war überschwenglich. Als er aber den nähern Verlauf der Sache erfuhr, als er hörte, der Graf, der nämliche Mann, dessen Kugel ihn getroffen habe, sei sein Vater, umdüsterte sich seine Stirn und nur mit Mühe konnte Lucie ihm beweisen, daß vor dem Duell Graf d'Epinois die Ueberzeugung vom Gegentheile gehabt habe. Aber, was vermöchte die Liebe nicht auszugleichen? — Lucie überzeugte ihn bald, wie sie des Vaters Benehmen allein ihr Glück zu verdanken hätten und dieser nun der Mutter Thränen getrocknet habe und so

schien er mit ihm ausgesöhnt. Als aber die Mutter an des Vaters Hand bei ihm eintrat, sank er mit stürmischem Gefühl an ihre Brust, den Vater jedoch begrüßte er zwar ehrerbietig, aber abgemessen und kalt. Der Graf schloß ihn in seine Arme; aber, hatte das Duell, oder der lang genährte Glaube, er sei sein Sohn nicht, das Vaterherz jedem innigen Gefühle verschlossen, auch er sprach seine Freude nur ruhig, nicht stürmisch aus. Der Mutter entging dieß nicht und verbitterte ihr einigermaßen das kaum wiedergekehrte, so lang entbehrte Glück.

Aber Adolphs ehrliches, treuherziges, wenn auch leidenschaftliches Gemüth machten ihn von Tage zu Tage dem Vater werther, und dieser gewann bald das Herz des Sohnes durch sein edles Benehmen und durch den Frohsinn und die Heiterkeit, die er über die so innig geliebte Mutter verbreitete. Sehnsuchtsvoll erwarteten Alle die völlige Heilung der Wunde, denn an dem Tage, an welchem Adolph den Arm aus der Binde tragen könnte, sollte das doppelte Fest gefeiert werden.

Der Tag erschien. Es war ein schöner Herbsttag; noch prangten die Auen im üppigsten Grün, durch die Bäume glühte in goldener Pracht die Abendsonne und beleuchtete magisch das mannigfache Kolorit des hier und da schon sinkenden Laubes, und die Traube blickte goldig oder blau unter dem dunkeln Weinlaube hervor, als am Abend die Glöckchen der nahen Kirche zur ernstesten Feier des Lebens riefen.

Ohne Prunk, nur von dem alten Préval und seinem Diener, der heute nicht zurückbleiben wollte, und einigen nähern Bekannten begleitet, traten die Glücklichen vor den Altar, wo der Segen des Priesters die so lang Getrennten, wie die so früh sich Gefundenen auf ewig verband. Dann führte der Graf die Gattin nach ihrem Landhause zurück, wo sie ihre Tage zu beschließen sich vorgenommen hatten; Adolph aber trug entzückt, denn er trug ja sein ganzes Glück, Lucie in das Fahrzeug, das sie nach dem väterlichen Schlosse hinüber brachte.

Ein Jahr war vergangen, ein Jahr voll Wonne und Glück. Die ruhige wie die stürmische Liebe segnete den Tag des Zweikampfs, der Hand und Herz vereinigt hatte und die Nachen schwammen fast täglich von einem Ufer zum andern her und hin. Der stürmische Winter war am traulichen Kamin schnell vorüber gegangen, der Frühling hatte der Liebe neue Kränze gewunden und der Herbst neue Früchte gebracht. Schon begann dieser zu enden, die Bäume waren entlaubt, der Sturm weckte den See aus seiner gemächlichen Ruhe und trieb die Wellen empor und zuweilen verkündete Schneegestöber schon die nahe Ankunft des Winters. Aber trotz Schnee und Sturm blieb eine Hoffnung noch immergrün, die Hoffnung, die Lucie Allen gab, und deren Erfüllung mit ängstlicher Ungeduld jeden Tag erwartet wurde.

Da kam eines Nachmittags ein Brief von Adolph, der die Mutter dringend bat, eiligst zum Beistand seiner Lucie herüber zu kommen. Sie säumte keinen Augenblick, bestieg trotz des stürmischen Wetters mit ihrem Gatten sogleich das Fahrzeug und eilte hinüber. Freude und Angst, Furcht und Hoffnung fanden sie auf Prévals Schloß. Die Mutter eilte sogleich zu der Leidenden, der Graf zu seinem Freunde, den er im Lehnstuhl am Kamine in ängstlicher Sorge sitzend fand. Heute stockte das Gespräch, beide Väter saßen schweigsam und sahen in die hell auflodernde Flamme, jeder Faden des Gespräches, den sie anknüpften, zerriß bald, und die stille Heiterkeit, die sie sonst umgab, hatte sich heute in schweigenden Ernst verwandelt. Da klingelte Préval und befahl dem eintretenden Diener, rasch eine Bowle dampfenden Punsches zu bringen. Wir wollen, werther Freund, sagte er zum Grafen, unsre Angst abschütteln und sie bei dem Glase Punsch vergessen. Wozu die Sorgen vor der Zeit? Der Punsch kam und mit ihm auch Adolph, den die Frauen entfernt hatten. Er setzte sich zu ihnen, aber auch er brachte den Frohsinn nicht mit; eine unbeschreibliche Angst trieb ihn bald wieder hinaus, doch kehrte er schnell wieder an das trauliche Kamin zurück. Dieß trieb er noch mehre Male, bis der Bote erschien, der die Briefe und Zeitungen von Thun brachte. Der Graf und Préval ergriffen die französischen Blätter, sonst so geeignet, sie von allem Andern

abzuziehen, wie gewöhnlich, mit Hast; Adolph aber nahm einen Brief, der an ihn adressirt war, erbrach und las ihn, während die beiden Alten sich in die Zeitungen vertieften. Plötzlich sprang Adolph auf, warf sich, heftig zitternd, an des Grafen Brust. Vater! rief er außer sich, Vater! wenn ich Dich noch so nennen darf, edler, edler Mann!

Der Graf war erschrocken von seinem Sitze aufgesprungen. Mein Gott, Adolph, was ist Dir? fragte er besorgt.

Lies den Brief, rief dieser, nach dem Brief greifend, den Herr Préval schon erfaßt hatte, er ist, — stammelte er erbleichend, — er ist — von meinem Vater!

Da warf Graf d'Epinois einen finstern Blick gen Himmel, preßte jedoch Adolph an sein Herz. Mußte der Undankbare das Maaß bis zum Rande füllen? rief er dann schmerzvoll, das heiligste Versprechen hielt der Böswicht nicht!

Fluche ihm nicht! — Er hört Deinen Fluch nicht mehr, er steht schon vor seinem Richter, sprach der gebeugte Sohn, bittend an dem Grafen aufblickend. —

Jetzt hatte sich auch Préval von seinem Sitze erhoben, ging zu dem Grafen, reichte und drückte ihm herzlich die Hand. Was ich hier gelesen, habe ich längst geahnet, sprach er. Gott wollte die Täuschung nicht länger dulden, und so mußte das Verborgene an's Licht kommen. — Hören Sie, was er Adolph schreibt. Er las:

Länger kann ich die Qual nicht mehr er-

tragen, länger das Geheimniß meiner Schuld nicht mehr in meiner Brust verschließen, es treibt mich von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, vom Thal auf den Berg, vom Berg in die Schlucht hinab, nirgends find' ich Rast noch Ruh, überall verfolgt mich die Schuld, Nur hier auf dieser Stelle, hier soll mir Ruhe werden für diese Welt, ob auch für jene, weiß nur der barmherzige Gott, der mir in der letzten Stunde meines lästigen Seyns noch eine Freude gönnte, die letzten Worte an meinen Sohn richten zu können — die Worte der Schuld. — O fluche mir nicht, Adolph, fluche mir nicht, daß ich Dir das Daseyn gab, daß ich in meiner Todesstunde noch zu Dir sprechen, Dir ein Geheimniß enthüllen mußte, das Dich nicht glücklicher machen kann. Aber die Stimme der Natur bricht sich am Grabe die Bahn, sie muß dem Sohne ein Lebewohl zurufen, sie muß ihre letzte Kraft in dem wehmüthigen Ruf ausathmen: Lebe wohl, mein Adolph, lebe wohl und fluche Deinem Vater nicht! —

Nun vernimm meine Schuld! Von wilder Leidenschaft für Deine Mutter erfaßt, kämpfte ich nur mühsam gegen sie; doch die Dankbarkeit und die Liebe zu meinem Bruder standen mir zur Seite und ich glaubte mich schon Sieger, bis der Zufall ein unglückliches Billet in meine Hände brachte, worin Deine Mutter dem Grafen den Ort, wo ich dieß jetzt niederschreibe, zum Ort ihrer Zusammenkunft be-

stimmte. Da flüsterte mir Satan zu, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ich hörte auf das dämonische Flüstern, stellte mich statt Deines Vaters ein, das Dunkel der Nacht, unsere Aehnlichkeit, selbst die der Sprache kamen mir zu Statten und ich wurde ein Bösewicht.

Von diesem Tage an ist der Friede von mir gewichen. Ich hatte zwei Menschen unglücklich gemacht, meines Wohlthäters ganzes Erdenglück zertrümmert, tausendmal wollte ich ihm meine Schuld bekennen, aber nie hatte ich den Muth. Da fand das Duell statt, das ich vergebens zu hintertreiben suchte. Ich sah Dich bluten, sah auf dem Siechbett Dein brechendes Auge und das Vaterherz erwachte. Nur Dein Glück vor Augen sann ich lange, wie ich Ohnmächtiger es gründen könne. Des Grafen Herz kennend, war ich gewiß, er würde, erfuhr er die Wahrheit, in Deiner Mutter nicht mehr die Schuldige erblicken, sein Edelmuth würde ihn bestimmen, ihr seine Hand anzubieten, Dich als seinen Sohn anerkennen, und so Deine zertrümmerte Hoffnung auf Luciens Hand von neuem beleben. Dieser Gedanke bestimmte mich; was jahrelange Reue nicht konnte, wurde dem Vaterherzen leicht. Ich eilte nach Thun, gestand ihm Alles, und der Edle hat gehandelt, wie ich es von ihm erwartet hatte. Kein Vorwurf traf mich, er setzte mir einen Jahrgehalt aus, verbannte mich aber für immer aus seiner Nähe. Auch

mußte ich ihm das Versprechen geben, nie das Geheimniß zu verrathen. Hier halte ich nicht Wort, möge er, der mir so viel vergab, dieß dem Vaterherzen auch verzeihen.

Wie Kain bin ich seitdem durch die Welt gejagt und sitze hier im chinesischen Häuschen zu Gatincourt. Hier, wo ich ein Bösewicht wurde, soll mich, wenn es nicht unglückliche Täuschung ist, ein freiwilliger Tod' mit Gott und Euch versöhnen, und wenn Du dieß liesest, steh' ich längst vor meinem Richter, mein Schuldbuch ist zerrissen, oder auch dort verfolgt mich mein Vergehen.

Nun so lebe wohl, mein Sohn — lebe wohl und weihe dem Andenken eines Unglücklichen, dem Andenken Deines Vaters eine Thräne. — Liebe, ehre Deiner Mutter Gatten, sieh in ihm Deinen edlen Vater und bitte ihn, daß er mir verzeihe.

Gott mit Dir und meiner Seele.

Rouſſin.

Als Préval schwieg, standen die Drei ernst und still vor sich niederblickend da. Mein edler Freund und auch Du mein Sohn, hob endlich d'Epinois an, Ihr seid beide Männer, um ein Geheimniß treu bewahren zu können. Was Ihr eben gehört habt, ruhe ewig in Eurer Brust, seine Enthüllung würde meine Gattin höchst unglücklich machen. Bleibe sie in dem süßen Wahn, ich sei Dein Vater, wehe, wer ihr diese Täuschung enthüllt! Meinem Bruder habe ich schon längst vergeben, Friede

seiner Asche, und möge Gott ihm seine erste, wie seine letzte Schuld verzeihen, denn Selbstmord ist sträflich und keine edle That. Fülle die Gläser, Adolph, sprach er dann und Heiterkeit umstrahlte von Neuem sein männlich schönes Gesicht. Er ergriff das Glas und die Andern thaten ein Gleiches. Friede und ein versöhnend Lebewohl dem Todten! Friede und einen freundlichen Willkommen dem Neugebornen! rief er, und als die Gläser dumpf und doch wieder so hell klirrten, trat die Gräfin, die neugeborne Tochter auf dem Arme, herein und legte sie in die Arme des überglücklichen Vaters. — Küsse Dein Kind, Adolph! sagte sie tiefgerührt, und sprach den Segen über ihn.

Und Adolph beugte sich zu der Kleinen nieder und küßte ihre Stirn. — Den Vater hab' ich heute verloren, und Du bist mir dafür gegeben, habe Dank, Gott im Himmel! murmelte er leise — Sei mir willkommen, Tochter meiner Lucie, werde ein Engel wie Deine Mutter!

Kein Kummer hat bis jetzt das Glück der beiden Familien getrübt. — Die drei Männer haben geschwiegen, Elise ist in ihrer Täuschung glücklich, möge sie es bleiben, bis der Tod sie abruft in das Land, wo jede Täuschung aufhört.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs zu Grimma.

und da von hohen Tannen beschattet, oft auch von nackten, furchtbaren Felswänden eingeschlossen wird. Grüne Wiesen, zu welchen zuweilen das schüchterne Reh herabzusteigen wagt, unterbrechen die üppigen Baumgruppen, womit die Natur wie zum Schutz die Erdvertiefungen, die man für versunkene, römische Gräber hält, malerisch umgeben hat. Weiterhin führt ein Fußpfad über schroffe Felsmassen nach einem Wäldchen von Lerchenbäumen, an dessen Ausgang sich ein weites Becken in dem Felsen gebildet hat, worin sich ein von der Höhe herabstürzender Giesbach sammelt, um sich dann zwischen Fels und Wiesen schlängelnd, in den Inn zu ergießen. Das ganze Thal hat ein düsteres, romantisches Ansehn; als habe ein verbannter Geist sich diesen Ort zum Aufenthalte gewählt, so einsam, so schaurig ist er.

In diesem, nur von dem Auerhahn und Birkhuhn, von Reh und Berghaasen, selten von Menschen besuchten Plätzchen stand da, wo hinter dem Lerchenwäldchen ein nur von Alpenrosen bewachsener Felsen das Thal zu schliessen scheint, eine kleine schlichte Hütte verborgen, die ihren Bewohner nur spärlich gegen Sturm und Wetter schützen konnte. Von Fichtenstämmen kunstlos gezimmert, mit Rasen bedeckt, gab sie, wenn die Gewitterregen strömten, hinreichenden Schutz; wenn aber der Winter seine Schneeflocken schüttelte, der Giesbach auf des Berges Höhe erstarrt, nicht mehr gewaltsam herniederstürzen konnte und wie Krystallmassen an dem Gesteine hing, da bedurfte es eines stets unterhaltenen Feuers, die starren Glieder vor Frost zu schützen und nicht den Elementen zu unterliegen.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfundzwanzigstes Bändchen.

Ein Abend im Louvre.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1841.

Ein Abend im Louvre.

Hiſtoriſche Novelle.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Hell glänzten die Kerzen im Saale des Louvres, welche zu den königlichen Gemächern führten, aus denen eben jetzt der Herzog von Sully mit verdrießlichem Gesichte trat. Ihm begegnete der kluge und unvernünftige, der treue und doch mit seinem Herrn stets unzufriedene d'Aubigny, der erst kürzlich wieder an den Hof, und in die Gunst Heinrich IV. zurückgekehrt war. Nach höflicher Begrüßung, ehe noch Sully, wie er wollte, an dem sarkastischen Manne vorübergehen konnte, redete ihn d'Aubigny mit den Worten an: Herr Großmeister! Heute scheint bei Euch die Sonne nicht. Gut, daß ich keine Anweisung auf den königlichen Schatz Euch einzuhändigen habe, ich erhielte gewiß kein Geld.

Wohl möglich! erwiederte Sully. Doch muß ich Euch ehren, Herr d'Aubigny, da Ihr unter allen Hofleuten, Crillon ausgenommen, derjenige seid, der im Dienste seines Herrn wohl die meisten Wunden, aber das wenigste Geld erhalten hat.

Nun, der zehrt von seinen Bisthümern, Abteien und geistlichen Pfründen, die ihm die früheren Könige als Benefiz zum Lohn seiner Tapferkeit gaben, erwiederte d'Aubigny, von Heinrich IV. hat auch er wenig aufzuweisen. Ueberhaupt, Herr Großmeister der Artillerie, wer nicht, wie Ihr, an der Quelle sitzt, dem soll es bei dem Könige schwer werden, den Lohn für treu geleistete Dienste zu erhalten. Als Heinrich von Navarra hätt' er gern gegeben, da hatte er nichts, als Heinrich von Frankreich ist er geizig, giebt Niemanden gern, als seinen Feinden, den Weibern und den Spielern, und die müssen es ihm erst abtrotzen, abbetteln und abgewinnen.

Seid vorsichtiger mit Euren Reden, Herr Stallmeister! warnte der bedächtige Sully.

Meine Worte, wenn auch hart, sollten doch immer, wie rein gestimmte Glocken, gern gehört werden, denn sie verkünden die Wahrheit, erwiederte d'Aubigny.

Die Wahrheit klingt in diesen Sälen immer rauh und unangenehm.

Und doch spricht sie hier Niemand mehr aus, als eben Ihr, Herr Intendant der Finanzen — Sully zuckte mit den Achseln — Oder glaubt Ihr vielleicht, was der Herzog von Sully wagen dürfe,

dazu hätte d'Aubigny den Muth nicht? — Da irrt Ihr, Großmeister — Was ein Mensch mit Wort und That thun kann, wagt auch d'Aubigny.

Das weiß ich! unterbrach ihn Sully, dem der Gang, welchen das Gespräch nahm, nicht angenehm zu seyn schien und wollte gehen.

Ihr habt wohl dem Könige Futter für seine Vampyre gebracht? Sully schwieg — Nun, fuhr d'Aubigny fort, ich werde heute zugegen seyn und ein scharfes Auge auf die Herren haben.

Besonders auf den Portugiesen, thut das! sagte Sully, verbeugte und entfernte sich schnell.

d'Aubigny ging nun in dem Saale auf und nieder, besah die schon tausendmal besehenen Gemälde, meist Schlachtstücke aus vergangener Zeit, ging unmuthig an den Schlachten von Dreux und Moncontour vorüber, die ihm so manche unangenehme Erinnerung zurückführten, und blieb vor dem Gemälde der Schlacht von Marignano sinnend stehen — Es war doch eine schöne Zeit! rief er endlich, sich vergessend.

Ja, wer nur dabei gewesen wäre! hallte es hinter ihm und Crillon, der Brave der Braven, wie ihn sein König und ganz Frankreich nannte, stand neben ihm — Ihr betrachtet dieses Gemälde? nahm Crillon das Wort. Ja, es war der

ſchönſte Tag in der Geſchichte Frankreichs! Ein Sieg über die nie beſiegten Schweizer, war eine große herrliche That, wir erlebten ſeitdem keinen ſolchen Tag wieder.

- Und ſeht den ritterlichen König in Mitten ſeiner Gensd'armen — nahm d'Aubigny das Wort, doch ſchnell unterbrach ihn Crillon: Ihm gleicht nur König Heinrich!

Ja, auf dem Schlachtfelde, ſonſt nicht! ſagte d'Aubigny bitter — Jener belohnte königlich — Dieſer —

Laſſen wir das, d'Aubigny! fiel ihm Crillon in die Rede — Ich verlange von meinem Herrn nichts, als die Anerkennung meines Werthes, thut er das, bin ich zufrieden. Lohnt er meine Treue, meinen Muth, bin ich ihm dankbar dafür, lohnt er ihn nicht, erſpar' ich den Dank.

Ihr ſeid ſehr genügſam, Crillon, und könnt es auch ſeyn! ſagte d'Aubigny und trat zu einem andern Gemälde, Crillon aber blieb noch vor dem Bild der Schlacht von Marignano ſtehen.

Beide Männer achteten, aber liebten ſich nicht; d'Aubigny beneidete Crillon um deſſen Ruhm, den er mit allem ſeinen tollen Muthe ſich nicht hatte erringen können, auch um die ſchönen Pfründen, womit Jener belohnt worden war. Crillon

Dieſe elende, von der übrigen Welt abgeſchiedene Hütte hatte ſich ein Greis zu ſeinem Aufenthalte gebaut. Er ſchien ſich in ihr ſo wohl zu gefallen, daß er ſie nur ſelten verließ, ſelten Menſchen ſah und nur der Fremde, den die Neugier trieb, dies ſchaurige Thal zu beſuchen, ſtörte zuweilen ſeine Einſamkeit und war ihm niemals willkommen, wenn er auch dem Alten von Furnatſch, wie ihn die Landleute in der dortigen Gegend zu nennen pflegten, reichlich Almoſen ſpendete. Er lebte ganz einſam und Manche glaubten ſogar, er ſtünde mit dem Böſen im Bunde und hätte er nicht zuweilen die Nachmittagskirche in Scamſ beſucht, wo er jedoch nicht ſehr andächtig zu ſein ſchien, ſo würde dieſe Meinung gewiß allgemein geworden ſein; wenigſtens hielten ihn ſeine Glaubensbrüder, die Reformirten, für einen Abtrünnigen.

Zuweilen, aber nur höchſt ſelten, wanderte er wohl auch nach Zutz, einem nahgelegenen, wohlhabenden, von vielen adeligen Familien bewohnten Orte, ging von einem Hunde begleitet mit ſeiner Zither, auf der er einige romaniſche Weiſen klimperte, die er mit ſeiner immer noch wohlklingenden Stimme begleitete, in die Häuſer der Vornehmen, jedoch nur derer, die dem Geſchlechte von Salis anhingen, vermied Alle, die mit denen von Planta befreundet waren und ſammelte hier wie ein Bettler manch Brödchen, Speck und allerhand Lebensmittel ein, die jedoch nicht weit reichen konnten; Geld nahm er nie.

Wenn es zu dämmern begann, kehrte er gemeinhin nach ſeiner Einſamkeit zurück, doch wollte man ihn auch nach dem Thurme Planta, dieſem grauen Bürgen des Alterthums des einſt ſo mächtigen Geſchlechts haben wan-

mochte den ewig unzufriedenen, ewig mit seinem Herrn in Unfrieden lebenden Sonderling nicht, obgleich er seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen tollen Muth ehren mußte.

Seid Ihr heute Abend auch von der Parthie? fragte jetzt d'Aubigny, wieder zu Crillon tretend.

Der König hat mich herbeschieden, so bin ich hier, obgleich ich das Spiel nicht liebe, erwiederte Crillon, aber Euch hier zu sehen, wundert mich!

Man nennt mich ja am Hofe den Censor, so will ich ihn auch heute beim Spiele machen, sagte d'Aubigny. Es hat sich so fremdes Gewürm in's Louvre geschlichen, das man in's Auge fassen muß.

Ach, Ihr meint gewiß den Portugiesen? Da habt Ihr Recht! nahm der treuherzige Crillon das Wort. Wie der Sieger von Ivry mit solch' elendem Wichte um das erbärmliche Glück buhlen kann, ein Paar Tausend Portugalesen zu gewinnen oder zu verlieren, begreife ich nicht, eben so wenig, wie die Hofleute solch' elendes Geschmeiß um sich dulden können; es ist mir unbegreiflich, wie man, blos weil der König es wünscht, sich von einem Fremden das Geld abstehlen lassen kann.

Hofschranzen, nichts wie Hofschranzen —

was thuen die nicht? meinte d'Aubigny, als in diesem Augenblicke die Flügelthüren des Saals sich öffneten, und ein recht sorgfältig und elegant gekleideter junger Mann eintrat. Es war Bassompierre, der Liebling der Damen, aber demohngeachtet auch ein guter Degen, der im Geist damaliger Zeit, wegen eines schiefen Blickes, eines zweideutigen Wortes sein Leben willig einsetzte. Er war geistreich, angenehm, zu allen Thorheiten, wie zu allen Intriguen bereit, und des Königs täglicher Gesellschafter, der glücklich spielte, und vom Spiel mehr, als von seinem Vermögen einen bedeutenden Aufwand machte. Er begrüßte Beide, besonders neigte er sich tief vor dem 67-jährigen Crillon, der, als das ächte Vorbild eines Helden, bei den jungen Leuten am Hofe in hohem Ansehen stand. — Crillon obgleich etwas rauh, wohl auch zuweilen anmaßend, ward doch seiner Geradheit und Gutmüthigkeit wegen von Allen geliebt; da hingegen d'Aubigny, unfreundlich und bitter, ewig nur Streit und Händel suchend, vermieden und gehaßt wurde.

Man konnte leicht bemerken, daß Bassompierre d'Aubigny vermied, und sich nur mit Crillon unterhielt, welcher mit ihm über dessen Reise nach Deutschland, und über den Krieg gegen die Tür-

ken ſprach, wo Baſſompierre die ausländiſche Reiterei befehligt und ſich ausgezeichnet hatte. Der Eintritt des Herzogs von Espernon ſtörte ihre Unterhaltung, denn er war ein ſo angeſehener, mächtiger Herr, daß alle Hofleute ihm ihre Ehrfurcht bewieſen, nur d'Aubigny, der ihn haßte, zollte ihm nur den Tribut, den die Höflichkeit verlangte, ſchien ihn aber ſonſt nicht zu beachten.

Jetzt trat ein langer, hagerer Mann in den Saal, den ſein Anzug ſchon als einen Ausländer würde bezeichnet haben, wenn es auch nicht ſeine olivenſchwarze Geſichtsfarbe, und die lange hervorſtehende Habichtsnaſe gethan hätte. Er verneigte ſich tief vor den Anweſenden, und ſeine Begrüßung wurde von einem Jeden auf ganz verſchiedene Weiſe erwiedert. Der Herzog erhob ſich nur wenig von dem Lehnſtuhle, den er eingenommen hatte, nickte kaum mit dem Kopfe, kurz, empfing ihn mit einem Stolze, der ihm ſagen konnte: ich dulde Dich nur neben mir, weil ich Dich im Pallaſte des Königs finde. Crillon grüßte ihn gleichgiltig, d'Aubigny gar nicht, Baſſompierre aber ſchien alle Rückſichten bei Seite zu ſetzen, und nur die Portugaleſen in des Mannes Taſche, nicht den Portugieſen zu bewillkommnen; er trat mit ihm in eine Fenſter-

vertiefung und sprach dort angelegentlich mit ihm.

Bald darauf traten der Herzog von Roquelaure und der Marquis von Créqui ein, so daß, außer d'Aubigny, d'Espernon und Crillon, die nur selten zu den Spielparthieen ins Louvre kamen, ein Theil der täglichen Spielgesellschaft des Königs beisammen war. Die meisten unter ihnen gehörten zu den alten Kriegsgefährten aus des Königs Jugend, in deren Umgang er so gern den Purpurmantel ablegte und den Harnisch umschnallte, und dann nur Heinrich von Navarra war. In solchem Kreise, wo die Unterredung so oft die Vergangenheit herbeiführte, verzieh er gern manches derbe Wort, das die soldatische Geradheit aussprach, und war dann mehr der Feldherr unter seinen Kriegsgenossen, als der König unter seinen Hofleuten.

Die Unterhaltung wurde jetzt lebhafter, man sprach von allerlei Hofbegebenheiten und nach und nach nahm der Portugiese Pimentel gleichfalls Theil an dem Gespräche. Er hatte viel Takt, wußte zur rechten Zeit bescheiden zurück zu treten, und doch mit einem gewissen Anstand seine Stellung in der Gesellschaft zu behaupten; übrigens hatte er Geld, viel Geld,

und so war er, d'Aubigny und Crillon ausgenommen, für welche nur Ehre, nicht Gold Werth hatte, den Uebrigen, wenn sie es auch nicht gestehen wollten, doch keine unwichtige Person.

Jetzt öffnete sich die Thüre, welche nach des Königs Zimmer führte, und Beringhem, der erste Kammerdiener, trat heraus und benachrichtigte die Anwesenden, daß der König sie im Spielzimmer erwarte. Sie begaben sich, den Herzog von Espernon an der Spitze, dahin und fanden Heinrich IV. schon ihrer harrend.

Guten Tag, Ihr Herren! redete er sie im allgemeinen zwar freundlich an, doch schien er eben nicht bei guter Laune zu seyn, sagte dem Herzoge von Espernon einiges Verbindliche, scherzte mit Roquelaure, und sagte Crillon, dem er die Hand reichte: Nun, mein alter Waffengefährte, wollen wir heute auf einem anderen Felde, wie sonst, wo das Glück allein, nicht der Muth den Sieger krönt, uns herumtummeln! Ich wollte gern einmal an dem Fasse Deiner geistlichen Pfründen zapfen, die Du zusammen häufst, daß am Ende der Brave der Braven ein Crösus wird.

Glaubt das nicht, Sire! nahm der Herzog

von Roquelaure das Wort. Er ſammelt nicht, er verwendet das Geld der Kirche, wie ihr ächter Diener. Sein Almoſenier geht immer mit vollem Sekel aus und kehrt mit leerem zurück.

Iſt dem ſo, Crillon? fragte der König.

Der Herzog ſcherzt, wie immer, erwiederte dieſer. Ja, ich gebe den Armen gern, denn ich war ſelbſt arm, ganz arm, ehe die Gnade der Könige, Eurer Vorfahren, mich durch Pfründen der Kirche bereicherte. Meſſe kann ich nicht leſen, ſo muß ich doch etwas thun, und ſo geb' ich, ſo lang' ich habe. Wein und Brod bleibt mir noch im Ueberfluß, was bedarf ich mehr? — Kein Feind ſpaltet mir jetzt meinen Helm, kein Partiſanenhieb meine Rüſtung, ſo braucht Crillon nichts und kann geben, wenn er hat. Weib und Kind verlieh der Himmel mir nicht, nun ſo will ich, wenn ich mich ins Grab lege, auch nichts zurücklaſſen. —

Als Deinen Ruhm! fiel ihm König Heinrich mit Wärme in die Rede und ſchüttelte ihm treuherzig die Hand. Wer ſo wie Du gelebt, ſtirbt nie! Dann wandte er ſich zu d'Aubigny — Du hier? — Im Louvre, in meinem Spielzimmer? — Welch' ein Wunder, Dich hier zu ſehen, ſtrenger Cato!

Auch Cato hat zuweilen seine Launen und seine schwachen Stunden, erwiederte d'Aubigny.

Und welche Laune, welche schwache Stunde führte Dich heute zu mir? fragte der König.

Ich bekam den tollen Einfall, Alles, was Ihr mir für meine Dienste gezahlt habt, auf einen Wurf zu setzen, wenn sich nämlich ein Thor fände, der einen Sou dagegen wagen wollte.

Agrippa! nahm der König, die Stirn runzelnd, das Wort, Du gleichst doch Deinem römischen Vorbilde, dem Cato in Allem, auch darin, daß Du alle Deine Reden mit einer und derselben Sache schließest, wie der Römer. — Er wandte ihm den Rücken, sprach mit Créqui, sagte dem Portugiesen einige freundliche Worte, ließ Wein von Languedoc herum reichen, nahm bald seinen gewöhnlichen Platz ein und winkte, daß sich die Andern um die runde Tafel setzen möchten. Der Herzog von Espernon setzte sich neben den König, Crillon trat auf des Königs Begehr auf die andere Seite, Bassompierre und Pimentel saßen ihm gegenüber, neben letzterm, doch etwas zurück, d'Aubigny; der Herzog von Roquelaure ging bald da, bald dorthin und schien das Glück überall, aber immer vergebens, aufsuchen zu wollen, Créqui nahm Platz neben Crillon.

Als die Reihe an d'Aubigny kam, der bisher keinen Theil am Spiele genommen, und ihm Pimentel die Würfel reichte, schob er sie zurück, und sagte mit dem ihm eignen sarkastischen Lächeln: Was ich setzen würde, hält mir Keiner!

Ich, und wär' es auch noch so viel, ich halt' es! sagte der Portugiese.

Das werdet Ihr nicht, erwiederte d'Aubigny, denn dazu seid Ihr nicht der Mann!

Ich halte es, und wette außerdem noch 10 Portugalesen, daß ich es thue!

Ba! rief d'Aubigny, denn nur Einer hier am Tische könnt' mir ein Gleiches entgegen setzen — Ihr wahrhaftig nicht! — Also, ich setze meine 21 Wunden, die ich für Heinrich von Navarra und Heinrich von Frankreich erhielt, denn weiter hab' ich nichts!

Ja freilich, erwiederte der Portugiese, nicht aus der Fassung kommend, und schob die 10 Portugalesen nach d'Aubigny hin. Auf diese Weise habe ich meine Wette verloren. Nehmt, Herr d'Aubigny! Er schob ihm das Geld zu, d'Aubigny aber wies es verächtlich zurück. Roquelaure, welcher hierbei des Königs Gesicht betrachtete, sah, daß es Zeit sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, ergriff schnell die Würfel, setzte

ſetzte einen Haufen Gold hin, warf und verlor. Auch der Herzog von Espernon fehlte, und dem König ging es nicht beſſer; Baſſompierre und Pimentel waren allein die Gewinnenden, denn ſie hielten immer auf den Fehler und kam die Reihe des Wurfes an ſie, ſetzten ſie wenig aus. Während dem war d'Aubigny an das geöffnete Fenſter getreten, welches die Ausſicht auf den Platz vor dem Haupteingange des Louvre hatte, dort ſtand er eine Weile, und trat dann wieder auf ſeine alte Stelle neben Pimentel hin. Plötzlich wurde das Spiel durch einen Lärm auf em Platze unterbrochen, Roquelaure ſprang an's Fenſter. — Was giebt's? rief der König.

Seht nur, Sire, das tolle Treiben! — Ein altes, angeputztes Weib wird, wie im Triumph, vom Pöbel nach der Seine hingetragen. — Ich glaube, ſie wollen ſie in's Waſſer werfen! — Alle ſprangen auf und eilten nach dem Fenſter, wohin auch d'Aubigny folgte, nachdem er aber erſt die auf dem Tiſche liegenden Würfel durch andere vertauſcht hatte.

Man ſoll die Böſewichter feſt nehmen! rief der König zornig, da eben die alte Frau in's Waſſer geworfen wurde, die jedoch, ohne um Hülfe

zu rufen, Alles über sich ergehen ließ, und ruhig fortschwamm — Créqui, gebt den Befehl!

Sire! meinte d'Aubigny, mich dünkt, die Alte ist eine ausgestopfte Puppe, das Ganze nur ein Scherz. —

Wohl von Euch? unterbrach ihn der König, einen finstern, drohenden Blick auf ihn werfend, der ruhig erwiederte: Wär' es so, mein König, so wär' es diesmal gewiß ein gut gemeinter.

Man setzte sich nun nach der kleinen Unterbrechung wieder an den Tisch, und da eben die Reihe zu werfen an Pimentel war, ergriff dieser rasch die Würfel, zögerte aber den Wurf zu thun, schüttelte sie lange in der Hand, wobei sein scharfes Auge sie aufmerksam und so lange, als möglich betrachtete, dann griff er noch einmal in die Tasche und setzte einen ungewöhnlich großen Haufen Gold aus, den der König sogleich hielt, und ihn verlor; noch einmal hielt der König die ganze Summe, und verlor sie wieder. Heinrich IV., der sehr leidenschaftlich spielte, nahm nochmals eine Hand voll Gold, setzte es und veranlaßte Crillon, das Fehlende noch zu halten; doch dieser verweigerte es, so wie er bisher Alles bei dem Spiele vermieden hatte, was ihn mit Pimentel hätte in Berührung bringen können. Nun erbot

dern und ſich auf einen Felsblock ſetzen ſehen, wo er unverſtändliche Worte geſprochen und Verwünſchungen ausgeſtoßen haben ſollte. Dies Alles beſtärkte das Volk in der Meinung, er ſei ein Feind der Planta's und deshalb ließ ihn auch Jeder ruhig ſeiner Wege ziehn.

An einem heitern Tage, die Sonne brannte heiß und kein Lüftchen kühlte die drückende Schwüle des Mittags, ſaß der Alte vor ſeiner Hütte, flocht aus Weidenzweigen ein kleines Körbchen, für ſeine rauhe Fauſt faſt zu zierlich, ſah auf den Waſſerfall, der ſich in buntem Farbenſpiel von Felſen zu Felſen herabſtürzte und brummte, mehr als er ſang, ein Volkslied. Neben ihm ſaß ſein treuer Hund, ihn unverwandt anblickend und geduldig wartend, bis er ein Stück aufgeweichtes Brod aus dem Kruge nahm, es ihm vorwarf und dann ſeine Arbeit fortſetzte. Plötzlich aber ſprang der Hund auf und lief mit freudigem Gebell einem Mädchen entgegen, das, einen Korb am Arme, den Fußpfad herauf kam. Der Alte kümmerte ſich wenig darum, flocht ruhig weiter und erſt, als ihn das Mädchen mit einem „Grüß Euch Gott, Vater!“ bewillkommte, legte er ſeine Arbeit weg, ſah auf und erwiederte: „Dank Dir, Marie!“

Das Mädchen ſetzte nun ihren Korb auf die Raſenbank und kramte ihre Schätze aus. Ein Krug mit Wein, ein an der Luft gedörrtes Ziegenviertel und hartes Brod breitete ſie vor ihm hin und ſagte wohlgefällig „Da, guter Vater, nehmt, ich bringe Euch ſo viel ich vermochte.“

Der Alte überſah die Gabe „Danke Dir, Kind!“ ſagte er ziemlich gleichgültig „Ich würde mich noch mehr

sich Espernon den Rest zu halten, Pimentel warf, gewann von Neuem und ließ die ganze Summe stehen, der König, Créqui und Espernon wurden hitzig und bald hatten alle drei ihr Geld an den Portugiesen verloren.

Während dem hatte d'Aubigny keinen Moment sein Auge von Pimentel gewendet, der, da Niemand mehr setzen wollte, das gewonnene Geld schmunzelnd in einen großen gestickten Beutel strich. Der König hatte all' sein Geld verloren, und auf Beringhems Frage, ob er in's Arsenal zum Herzog von Sully schicken sollte, erwiederte er verdrießlich: Nein! stand auf, trat an's Fenster und somit war das Spiel aufgehoben.

Der Mensch ist mit dem Teufel im Bunde! sagte d'Aubigny zu dem Marquis von Créqui, der, die Hand in seine leere Tasche gesteckt, verdrießlich da stand. Weißt Du, was ich that, da die Würfel immer fehlten, und der Portugiese nie auf den Treffer hielt? — Ich verwechselte die Würfel, und die meinen trafen zu Eurem Unglück nun immer in der Hand des Betrügers, denn daß er ein solcher ist, bin ich gewiß. Komm' ich Thor in der Absicht hierher, ihm einen Streich zu spielen, gebe mir die Mühe, auf dem Platze die Farce mit der ausgestopften Alten anzustellen,

und Alles muß zu seinem Vortheile ausschlagen. — Doch ich bin ihm gewiß auf der Spur! — Er steckte die noch auf dem Tisch liegenden Würfel in die andere Tasche, schlich sich kurze Zeit darauf durch die offen stehende Thüre hinaus, kam aber so bald wieder, daß der König seine Abwesenheit nicht bemerkt hatte.

Bassompierre! rief dieser, sich jetzt von dem Fenster wendend: Was beginnen wir nun? — Spielen will ich nicht mehr, allein seyn mag ich nicht, womit vertreiben wir uns die Zeit? — Du verstehst ja sonst eine ganze Gesellschaft aufzuheitern, so schlag' etwas vor, das uns die Grillen vertreiben kann, aber etwas Ungewöhnliches, denn ich wüßte nichts, was mir außerdem heute Vergnügen machen könnte.

Bassompierre bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: Ich glaube, Sire, es würde Euch zerstreuen, wenn Jeder von uns irgend eine interessante Begebenheit aus seinem Leben erzählte. Ich sollte meinen, Jeder der Anwesenden könnte doch Manches aus seinem Leben berichten, was unser aller Interesse in Anspruch nehmen müßte und so würden die Stunden bis zur Mitternacht hingehen, besonders, wenn nur Begebenheiten

mitgetheilt würden, die bisher noch unbekannt waren.

Davon müßte ich mich ausschließen, nahm der Herzog von Espernon schnell das Wort: Was ich öffentlich that, weiß die Welt, und mich dünkt, es ist nicht nöthig, daß sie Thorheiten kennen lerne, die ich nicht zur Schau herumtragen mag.

Nun, wenn auch der Herzog sich ausschließt, so nehm' ich doch den Vorschlag an, sagte der König, auch ich will Etwas aus meinem Leben erzählen, was ich noch Wenigen mittheilte —

Nun, wenn Ew. Majestät erlauben, nahm Bassompierre das Wort, so wollen wir losen, in welcher Reihefolge wir beginnen sollen. Er machte die Loose, legte sie in einen goldenen Becher, während dem der Herzog von Espernon aufstand und Pimentel sich gleichfalls zum Aufbruch anschickte.

Gute Nacht, Vetter! wandte sich nun Heinrich IV. zu dem Herzoge. Ich will Euch nicht länger aufhalten, denn da Ihr zu unserm Vergnügen nichts beitragen wollt, so könnt Ihr auch nicht verlangen, Theil dran zu nehmen. Espernon, über diese etwas derbe Abfertigung empfindlich,

verbeugte ſich, ohne Etwas zu erwiedern, und ging, der Portugieſe wollte ihm folgen.

Wohin? rief ihm d'Aubigny zu, und vertrat ihm den Weg.

Nach meiner Wohnung zurück! erwiederte Pimentel. Ich wüßte nichts zu erzählen, was Kriegsmännern Vergnügen machen könnte. Mein Leben iſt ſo einfach, ſo thatenlos, überdies ſprech' ich die Landesſprache ſo ſchlecht, daß ich nur Lachen, nicht Theilnahme erregen würde.

Der Geiſt macht den Mann, nicht das Kleid! erwiederte d'Aubigny. Erzählt uns nur etwas Intereſſantes, wie Ihr es erzählt, ſoll uns gleich ſeyn.

Bleibt nur, Pimentel! befahl der König. Unſer Geld habt Ihr im Seckel, ſo müßt Ihr doch wenigſtens uns Etwas dafür zum Beſten geben.

Der Portugieſe mußte gehorchen, und blieb. Jetzt nahte ſich Baſſompierre dem Könige und hielt ihm knieend den Becher hin, worüber dieſer, der Feierlichkeit wegen, womit ihm Baſſompierre den Becher vorhielt, lachte, griff dann hinein und zog die ſechſte Nummer. Der Herzog von Roquelaure, der gleich nach dem König zog, hatte die darauf folgende Nummer 7 gezogen und ſagte ſcherzend: Das Glück iſt mir günſtig, denn ich

folge überall meinem König. — Und ich stehe jetzt vor ihm mit Schwert und Lanze! fuhr d'Aubigny fort, der eben die fünfte Nummer aufrollte. Créqui zog 2, Crillon 4, und nur noch 1 und 3 waren in dem Becher. Wer von uns wird den Anfang machen, sagte Bassompierre lachend, dem Portugiesen den Becher vorhaltend, der in nicht geringer Verlegenheit hineingriff, jedoch zu seiner großen Freude Nummer 3 zog.

Nun, wie willst Du Dein Kind taufen, François? rief Heinrich IV., den die Sache zu belustigen schien. Jede Erzählung muß ihren Namen erhalten. Setzt Euch, während Bassompierre nachdenkt. — Man setzte sich der Reihe nach, der Sessel dem Könige gegenüber blieb für den Erzählenden leer.

Die Pest soll meine Erzählung heißen! hob jetzt Bassompierre an.

Da bewahre uns Gott davor! rief d'Aubigny lachend aus, während Pimentel schon von dem Worte erschreckt zusammenfuhr.

Nun, meine Erzählung wird sie nicht wieder, wie vor vier Jahren nach Paris führen, also

Die Pest.

Vor fünf Jahren, so begann er, nachdem die

Andern sich zurecht gesetzt hatten, um aufmerksam zuhören zu können, vor fünf Jahren trieb ich mich, allen meinen Freunden zum Erstaunen, in Paris umher, während am Hofe zu Fontainebleau Fest auf Fest folgte. Viele meiner Bekannten glaubten damals, ich wolle ein Karthäuser werden, denn selten ging ich aus, lebte still für mich, trank wenig Wein, ging alle Tage zweimal nach Notre Dame in die Messe, aber gewiß viermal über die kleine Brücke, denn in dem ersten Hause jenseits derselben standen zwei weißgekleidete Engel über der Hausthür, an der Thür eines kleinen Leinwandladens aber ein rosenfarben gekleideter, tausendmal schöner, frischer, lebendiger, als jene Beide. Dieser Engel war es, der mich von Fontainebleau nach Paris trieb und, trotz der fürchterlichsten Langeweile, die ich dort auszustehen hatte, festhielt.

Gewohnt, mich, um zu siegen, nur den Frauen zeigen zu dürfen, besonders wenn ich mich zu der Bourgeoisie herabließ — der König lächelte — war es mir auffallend, daß das Mädchen, dessen Anblick allein mich schon zu fesseln vermochte, wie noch kein weibliches Wesen vorher, meine Begrüßung kaum erwiderte, und wenn sie mich kommen sah, in den Laden zurücktrat, wo ich ein

altes Mütterchen, mit der Brille auf der Naſe, bemerken konnte, die, ohne aufzuſehen, emſig nähte. Das Mädchen war wahrhaft ſchön, hatte die üppige Geſtalt einer Spanierin, das feurige Auge einer Römerin, und das lange, blonde Haar und die blendende Haut einer Deutſchen, und dieſe Schönheit, vielleicht mehr noch ihr kaltes, abſtoßendes Weſen hielten mich in Paris feſt. Sie ſtand gewöhnlich in der Thür des Ladens, wahrſcheinlich als Wahrzeichen oder als Lockvogel für die Vorübergehenden, ſelten traf ich ſie neben der Alten, mit einer Arbeit beſchäftigt, ſitzen, dann ſaß ſie aber immer mit dem Rücken nach der Thür, ſo daß man ihr ſchönes Antlitz nicht ſehen, nur ihr langes Haar bewundern konnte.

Endlich war ich eines Tages ſo glücklich, ſie zu überraſchen. Ich hatte meine Diener etwas zurückgelaſſen, war ganz allein über die Brücke gegangen, und ſtand plötzlich hinter ihr, die, den Rücken mir zugewandt, aufmerkſam die Straße hinunter ſah. Guten Tag, ſchönes Mädchen! redete ich ſie an, ſie erſchrak, wandte ſich, und als ſie mich erblickte, neigte ſie ſich, züchtig erröthend, vor mir, wie ein frommes, andächtiges Mädchen, wenn es der Madonna ſeine kleinen Sünden in der Stille beichtet.

Eine herrliche Madonna! rief bei dieſen Worten d'Aubigny, laut auflachend, doch des Königs: Unterbrich die Erzählung nicht, Agrippa! hieß ihn ſchweigen, und Baſſompierre, durch dieſe Störung etwas verdrießlich geworden, fuhr fort:

Sie erröthete, ſchlug zwar die Augen auf, die mich jedoch nur einen Augenblick trafen, und ſchlüpfte ſchnell in den Laden, wohin ich ihr folgte. Hier grüßte ich die Alte, warf manche verſtohlene Blicke nach dem Mädchen, die ſie zu erwiedern ſchien, kaufte Mehreres, bezahlte gut, und glaubte nun ſchon, die Alte wenigſtens gewonnen zu haben, beſonders als meine Diener, mich zu erwarten, vor dem Laden erſchienen, und die alte Frau jetzt ihre Brille anlegte, und, da ſie in mir einen Herrn des Hofes erkannte, mich mit mancher Verbeugung beehrte.

Ich hatte heute Gelegenheit gehabt, das Mädchen genauer zu betrachten als früher, und mußte mir geſtehen, daß ich etwas Schöneres ſelbſt an dem glänzenden Hofe meines Königs noch nicht geſehen hatte.

Uebertraf ſie auch das Fräulein d'Entragues? unterbrach jetzt der König lächelnd den Erzähler, der verlegen ſtockte, doch nur einen Augen-

blick bis er wieder zu Faſſung gekommen war, und jetzt ſchnell dem Könige antwortete: Selbſt dieſe, Sire!

So nimm ihm die kleine blaue Schleife ſeiner Schärpe ab! ſagte der König zu Créqui, der neben Baſſompierre ſaß. Geſtern noch ſah ich die Schleife an der Bruſt der Dame, die er heute verläugnet. Die Dame des Herzens, Baſſompierre, muß ſtets, ſo lange ſie den Platz behauptet, für uns die Schönſte der Erde ſeyn. — Créqui hatte gezögert, den Scherz des Königs ernſtlich zu nehmen; als jedoch Heinrich IV. ſeine Worte wiederholte, neigte ſich der junge 24jährige Baſſompierre vor ſeinem Herrn und ſagte beſcheiden: Nur mein König dürfte ungeſtraft dieſe Schleife mir nehmen, erlaubt deshalb, Sire, daß ich in meiner Erzählung fortfahren darf! Der König lachte, nickte ihm Beifall zu und befahl ihm fortzufahren.

Das Mädchen war ſchön, eine Hebe an Geſtalt, eine Venus an Liebreiz, doch die langen, dunkeln Wimpern, die ſich über das große ſeelenvolle Auge ſenkten, gaben dem Ausdruck ihres Geſichtes etwas Schwärmeriſches. Aber eben dies reizte mich noch mehr, und als ich den Laden verließ, gab ich einem meiner Diener,

einem ſchlauen Burſchen, den Auftrag, ſich genau nach der Alten und dem Mädchen zu erkundigen.

Ich erfuhr ſchon den andern Tag, daß ſie Jacobine hieß, eine Waiſe ſei, ſich bei ihrer Großmutter aufhalte, und dieſer in ihrem kleinen Handel behülflich wäre, ſtill und eingezogen lebe, und Niemand, außer einigen alten Frauen, bei ihr ein- und ausgehe; nur der Nachbar Claude, ein junger Gewürzkrämer, habe Zutritt bei ihnen. Man ſage, er werbe um Jacobinens Hand, ſie wolle ihm wohl, und man glaube, daß, wenn ſein kleiner, kaum erſt angefangener Handel ſich etwas heben ſollte, das Mädchen gern die Leinwand-Boutique mit dem Gewürzladen vertauſchen würde.

Ich war empört, daß ein ſolches Mädchen einem elenden Krämer zu Theil werden ſolle und beſchloß, Alles anzuwenden, die Schöne zu gewinnen. Man konnte mich in der Zeit faſt immer auf der kleinen Brücke finden, ich ſah jedesmal das Mädchen, doch ſah ſie mich, ſo ſchlüpfte ſie in den Laden, den ich bald ausgekauft hatte, ohne nur eines Fingers breit ihr näher gekommen zu ſeyn. Ich verfolgte ſie,

freuen, wüßte ich, daß Du Dir das meinetwillen entziehst, aber des Alten wegen geschieht es nicht —"

„Vater!" unterbrach ihn das Mädchen bittend.

„Du thust Unrecht, Marie, daß Du Deine Armuth mit mir theilst;" fuhr er fort „den Wein hätte Deine Mutter eher bedurft als ich, sie ist eine schwache, kränkliche Frau und auch sie hat das Schicksal hart getroffen; überdies leide ich ja nicht Noth, dafür sorgen meine Freunde schon. Darum nimm Alles wieder mit, bring' es Deiner Mutter zurück, Du weißt, Almosen nehme ich nur gern von meinen Feinden; pack' nur wieder ein."

„Wollt Ihr mir so wehe thun, Vater?" unterbrach ihn das Mädchen und zögerte zu gehorchen.

„Nun, so laß es stehen — wehe will ich Dir nicht thun" sagte er halb verdrießlich, halb freundlich „Setze Dich zu mir und schäle die Weidenruthen, die dort liegen, das Körbchen hier wird für Dich."

Sie setzte sich neben den Alten, schälte, wie er befohlen hatte, die Weiden, warf zuweilen forschende Blicke bald in die Hütte, bald nach dem Wege und schien eine Frage auf dem Herzen zu haben, die ihr je doch schwer wurde, laut werden zu lassen. Endlich faßte sie Muth — „War Konrad nicht hier?"

„Nein!" erwiederte der Alte, ohne aufzublicken.

„Wißt Ihr nicht wann er kommt?" fragte sie weiter.

„Nein!" erwiederte er in gleichem Tone.

Das Mädchen schälte nun die Weidenruthen immer hastiger, endlich warf sie sie unmuthig hin „Ihr seid auch

wenn sie in die Messe ging, aber, war es ein guter Engel, der das Mädchen schützte, oder war es tückischer Zufall, mir gelang nichts; glaubt' ich, daß sie mir nicht entrinnen könne, entschlüpfte sie mir dennoch, und wenn mich meine Eitelkeit auch beruhigen, und mich glauben machen wollte, daß ihr Blick, so sehr er mich zu vermeiden schien, doch zuweilen, wenn er mich treffe, glühender würde, wenn ich auch einigemal in dem kleinen Spiegel, der im Laden hing, sehen konnte, daß, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ihr Auge wohlgefällig auf mir ruhe, half mir dies Alles zu nichts. Das Mädchen blieb fromm, blieb kalt und ich — ein Narr, der die Sache sich mehr zu Herzen nahm, als er vernünftiger Weise sollte, denn, ich muß meine Schande gestehen, Jacobine wurde mir mit jedem Tage werther und theurer, und was ich für sie empfand, war andrer Art, als bei meinen frühern Abentheuern.

Da rief mich der ausdrückliche Befehl meines Königs nach Fontainebleau, ich mußte gehorchen, mußte meine Schöne an der kleinen Brücke verlassen, ging aber doch die Stunde vor meiner Abreise nochmals in den Laden, drückte, während die Großmutter Einiges für

mich ſuchte, der ſich Sträubenden einen Zettel in die Hand, auf den ich die wenigen Worte geſchrieben hatte: Leb' wohl, auf Wiederſehen! und entfernte mich ſchnell. Nach einer Stunde ritt ich, von allen meinen Dienern begleitet, in vollem Glanze über die Brücke; ſie ſtand nicht an der Thür, doch mochte das Pferdegetrappel ſie herbei gelockt haben, denn ich glaubte ſie an der nur wenig Geöffneten ſtehen zu ſehen.

Ich hatte jenen Diener, den ich ſchon einigemal nach Erkundigungen ausgeſchickt, in Paris zurückgelaſſen. Dieſer hatte unter dem Vorgeben, er ſei der Sohn meines Haushofmeiſters, mehrere Einkäufe für meinen Haushalt bei Claude Bommel gemacht, war auf dieſe Weiſe mit ihm bekannt geworden, und der Krämer, froh, einen guten Kunden an mir erhalten zu haben, war gegen den Schalk zuvorkommend, der zuweilen, ein Paar Flaſchen Wein unter ſeinem Mantel, zu dem ehrlichen Bürger kam, ſie mit ihm leerte, und ſich ſo nach und nach ſein Zutrauen erwarb. Hier erfuhr er denn, daß die Alte ein wahrer Drache ſei, die ihn mit ſeiner Verlobten keinen Augenblick allein laſſe und er Jacobine nie allein ſprechen könne. Einigemal wäre es ihm doch

gelungen, die Alte zu täuschen, denn als sie ihrer Enkelin, wie sie zuweilen zu thun pflege, erlaubt habe, Sonntags mit einer alten Muhme spatzieren gehen zu dürfen, sei er ihr, als er es erfahren und zuvor die Muhme für sich gewonnen habe, gefolgt und habe hierbei Gelegenheit genommen, dem lieben Mädchen sein Herz auszuschütten, die übrigens so fromm und züchtig sei, daß er kaum wage, ihre Hand zu berühren.

Hiervon benachrichtigt, verließ ich Fontainebleau, sobald ich es mit Anstand konnte, stellte jedoch meine Wanderungen über die kleine Brücke ein und begnügte mich, in meinen Mantel gehüllt, und so, wie ich wähnte, ihr sicher unkenntlich, an ihr vorüber zu gehen und sie zu sehen. Indessen war mein Diener nicht müssig geblieben, und es hatte ihm wenig Mühe und nur einige Goldstücke gekostet, die alte Muhme für mich zu gewinnen.

Es war in den ersten Tagen des Julimonats, als er mir berichtete, daß am andern Tage Jacobinens Namenstag sei, wo Bommel so gern seiner Braut ein schönes Geschenk machen wolle, ihm aber, für diesen Augenblick, die Mittel dazu fehlten. Er hatte Baptiste deshalb um

Rath gefragt und ihm zu verstehen gegeben, daß sich wohl unter seines Herrn Ueberfluß irgend etwas finden würde, womit er seine Geliebte anbinden könne. Der gute Claude war galant, aber geizig, und mochte wohl lieber auf meine, als seine Rechnung Geschenke machen, und so suchte er meinen Diener zu bereden, ihm doch etwas zu bringen, was sich zu einem passenden Geschenke eigne, wofür er auch versicherte, es mir bei Uebersendung von Waaren wieder zu vergütigen, denn Gott solle ihn bewahren, dergleichen umsonst anzunehmen. Baptiste versprach nachzusehen, ob er etwas fände, und ich säumte keinen Augenblick, einen Fächer, wie ihn die Frauen auf ihren Spaziergängen zu tragen pflegen und so elegant, wie er passend war, für Jacobine holen zu lassen. Auf diesen Fächer schrieb ich gar zierlich: Ich liebe Dich von Herzen, Jacobine! und unterzeichnete dies mit einem B.

Baptiste ging am Abend zu dem Krämer, und brachte ihm die Trophäe und erzählte ihm, daß dieser Fächer für eine andere Jacobine in Fontainebleau bestimmt gewesen sei, da sein Herr aber von dort plötzlich habe abreisen müssen, wäre er mit sammt der Jacobine ver-

gessen

gessen worden, und so passe er sich vortrefflich. Bommel, nicht daran denkend, daß Jacobine, die doch gewiß seine Handschrift kennen könne, sie nicht in der des Fächers wieder erkennen würde, nahm den schönen Fächer mit Freuden an, dankte seinem Freunde, und wanderte am andern Morgen in aller Frühe, sein Geschenk unter einem großen Blumenbouquet in einem schön geflochtenen Körbchen versteckt, nach Jacobinens Behausung.

Das Mädchen, sogleich den Fächer unter den Blumen findend, mochte wohl über das schöne, werthvolle Geschenk erschrocken seyn, besah ihn aufmerksam, und als sie die darauf geschriebenen Worte las und erkennen mochte, daß dies nicht Claude's Hand sei, warf sie einen scharfen durchdringenden Blick auf ihren Bräutigam, der freundlich lächelnd ihr zunickte und treuherzig sagte: Wahr, Alles wahr, was darauf steht! Jedoch ein Mädchen, so fromm es auch ist, hat immer für das, was ihrem Herzen angeht, einen scharfen Blick. Wo hast Du den Fächer gekauft, Claude? fragte sie ihn, und als er erröthend einige unverständliche Worte stammelte, drang sie nicht weiter in ihn, legte das Geschenk in ihre Truhe, und

war heute ernſter noch geſtimmt, als ſie es überhaupt ſeit einiger Zeit gegen ihn geweſen war.

An dem nämlichen Tage war ihr von der Großmutter, da es ein Sonntag war, die Erlaubniß geworden, mit der Muhme ſpazieren gehen zu dürfen; dieſe hatte ihren Vetter ſowohl, als meinen Baptiſte davon unterrichtet, dieſen an die Barriere der Vorſtadt St. Antoine, jenen aber auf den Montmartre beſtellt. Während nun der unglückliche Gewürzkrämer den Berg auf- und ablief und ſeine Schöne ſuchte, erwartete ich ſie in der Kleidung eines einfachen Bürgers, von Baptiſte begleitet, an der Barriere.

Es war ein ſchöner Julitag, die Sonne ſchien warm und breitete über die ganze Landſchaft ihr Zauberlicht, aber ſchöner als ſie, tauſendmal ſchöner, ſtrahlte mir Jacobine entgegen, die in ihrem Sonntagskleide, das ſchwarze Sammetkäppchen auf ihrem blonden Lockenkopfe, jetzt ſittſam und ſich nirgends umſchauend neben ihrer Muhme einhergeſchritten kam. Mein erſter Blick traf ihr holdes Antlitz, mein zweiter ſah nach dem Fächer, auf dem ſie meine Handſchrift wieder erkannt haben

mußte, aber der Fächer fehlte, ein kleiner, ſchlechter ruhte in ihrer Hand, und dies ſchien mir eben keine glückliche Vorbedeutung zu ſeyn.

Ich nahte mich etwas verlegen; theils fürchtete ich, einer meiner Bekannten möchte mich in meinem ſonderbaren Anzuge ſehen und erkennen, theils hatte ich, ich wußte ſelbſt nicht warum, eine gewiſſe Scheu vor dem Mädchen, deren Sittſamkeit ich, ſo läſtig ſie mir auch war, achten mußte. Als ich ſie anredete, erſchrak ſie, warf einen ernſten, fragenden Blick auf ihre Begleiterin, und ſchien einen Moment unſchlüſſig, ob ſie weiter gehen, oder ſogleich wieder umkehren ſollte. Endlich erwiderte ſie verlegen meinen Gruß, folgte der um mich ſich wenig kümmernden Muhme, hörte die ſchönen Worte, die ich ihr ſagte, ruhig an, und da ſie immer inniger, immer ſchmeichelnder wurden, ſagte ſie endlich: Herr Marquis! Was ſollen mir dieſe Worte? Entweder ich höre ſie hohnlachend an, und bedaure die vergebene Mühe, die Ihr Euch macht, oder höre ſie gern. Ich verſpotte Niemand, und würde ich Eure Schmeicheleien gern hören, wäre ich dann wohl noch Eurer Achtung werth? — Ich glaube

kaum! Deshalb bitt' ich Euch, mich zu verlaſſen, ſtört den Frieden meines Lebens nicht, fuhr ſie hocherröthend fort — denn, ſetzte ſie ſtockend hinzu, ich bin die Braut eines braven Mannes —

Der Euch heute früh einen ſchönen Fächer zu Eurem Namenstage verehrte, fiel ich ihr etwas unzart in die Rede.

Sie ſah mich bei dieſen Worten ernſt und forſchend an. — Der Fächer kommt von Euch, Herr, ſagte ſie jetzt mit einem gewiſſen Stolz und deshalb ruht er auch zu Hauſe in meiner Truhe, nicht hier in meiner Hand.

Das iſt bitter! entfuhr mir, und Herz und Eitelkeit fühlten ſich tief gekränkt.

Nicht ſo bitter, Herr Marquis, als der Scherz, den Ihr mit mir zu treiben beliebt! fuhr ſie, doch nur mit gedämpfter Stimme fort, ſo daß ich ſehr gut bemerken konnte, ſie wolle, was ſie ſagte, ihre Begleiterin nicht hören laſſen. Warum verfolgt Ihr mich? was kann es Euch nützen, den guten Ruf eines ſtillen, anſpruchsloſen Mädchens zu vernichten, vielleicht ihr Glück für immer zu untergraben? — Denn mein unbeſcholtener Ruf iſt Alles, was ich habe.

Verlangt, und Ihr seid reich! — sagte ich schnell, doch in dem nämlichen Augenblicke wünschte ich, ich hätte es nicht gesagt, denn das Mädchen wendete sich von mir ab, und ich bemerkte, daß ihr dunkles Auge feucht geworden war. Ich wollte das Gespräch wieder anknüpfen, aber vergebens, sie blieb für mich stumm, sprach nur mit ihrer Muhme, die sich bald darauf zu mir wandte und mich bat, sie zu verlassen. Doch verliert die Hoffnung nicht, gnädigster Herr! setzte sie, mich trösten wollend, leise hinzu.

Um Euch zu zeigen, Jacobine, redete ich nun nochmals das Mädchen an, daß das, was auf dem Fächer steht, Wahrheit ist, verlass' ich Euch jetzt — doch Euer Bild, Euer geliebtes Bild wird mich überall begleiten. — Lebt wohl! Es war kein finstrer, es war ein freundlich dankender Blick, der mich für meine Entsagung entschädigen sollte, er war mir mehr, er war mir der Bürge, daß sie mich liebe.

Ich glaube, Ihr irrt, Bassompierre! sagte jetzt Crillon, der bisher sehr aufmerksam zugehört hatte, Eure Eitelkeit verlockte Euch! Ein solches bescheidenes, anspruchsloses, frommes Mädchen wird keinem Manne ihr Herz zuwen-

den, der ſie nur verderben will, nur verderben kann.

Ich glaube, Ihr habt Unrecht, werther Herr! nahm Créqui das Wort. Ein ſolcher Blick, in ſolchem Moment ſagt viel. Die Vernunft kann nur ſelten der Liebe die Pforten des Herzens ſchließen.

Ich bin ein Laie in der Liebe, fuhr der Brave fort. Ihr Herren, ſo wie Ihr hier ſeid, verſteht mehr darin als ich, aber ich meine doch, ein ſittſames Kind, die Braut eines von ihr geliebten Mannes, kann, verzeiht mir, Baſſompierre, kann einen Wüſtling, deſſen Abſicht zu klar vor ihren Augen liegen muß, nie lieben.

Ich ſetze ein Faß des beſten Burgunders gegen ein Faß Eures Vin de pape, rief Créqui, ſeiner Sache gewiß ſcheinend, das Mädchen liebte Baſſompierre!

Va, die Wette gilt! erwiderte Crillon. —

Baſſompierre lachte und fuhr fort:

Ich fand ſeitdem noch oft Gelegenheit, Jacobine, doch nie wieder allein zu ſehen und zu ſprechen, aber ſie blieb ſich gleich, hielt mich, den ſonſt ſo Kecken, in den gehörigen Schranken zurück, und doch wurde ſie mir von Tage

immer unzufrieden mit mir!" sagte sie „Was kann ich dafür, daß die Katholischen, denen Gott es nie verzeihen möge, in Tirano meinen Vater erschlugen, unser Haus plünderten und zerstörten und meine Mutter, arm an Hab und Gut, hierher flüchten mußte? Hätten sich nicht die edle Frau von Travers und manche andere wackere Dame unsrer erbarmt, sie hätte müssen betteln gehen; aber noch einmal sag' ich, Gott möge es den Katholischen nie verzeihn!"

„Kind!" unterbrach sie der Vater ernst „Fordre Gott nicht noch mehr zur Rache auf; der Mord der Protestanten im Veltlinerlande hat sich schon furchtbar gerächt. — Schon sind Ströme Bluts geflossen — der edle Herr Pompejus Planta fiel, seine Anhänger sanken unter dem Schwerte ihrer Feinde, unter dem Beile ihrer Henker. Glaubst Du, Unglückliche, es sei noch nicht genug Blut zum Sühnopfer geflossen?"

Staunend hatte Marie, während er sprach, ihn angeblickt — „Ihr redet denen von Planta das Wort und beklagt ihr Schicksal?" sprach sie „Ihr, der Ihr die Wohnungen ihrer Freunde vermeidet, als wäre die Pest dort heimisch, der Ihr in der Dämmerung zu dem alten Thurme hinaufsteiget, dort, wie die Nachbarn sagen, das Geschlecht zu verfluchen? Der mir deshalb nicht wohl will, weil ich im Hause der Frau von Travers, der Tochter des unglücklichen Pompejus, wohlgelitten bin?"

Der Alte lächelte mitleidig, streichelte dem Mädchen gegen seine Gewohnheit freundlich die Wangen und sagte dann „Du irrst, Kind, wenn Du glaubst, ich wollte Dir deshalb nicht wohl; geh nur mit Gott immer zu der Frau

zu Tage werther, und als mich nothwendige Familienverhältniſſe nach Lothringen riefen, war Jacobine der Gegenſtand, von dem ich mich in Paris am ſchmerzlichſten trennte.

Bei meiner Rückkehr ſah ich ſie zum erſten Male wieder an der Thüre ihres Ladens ſtehen, ſie trat nicht zurück und erwiderte zwar meine Begrüßung, doch nicht ſo freundlich, wie ich es wohl erwartet hatte. Ich fand ſie etwas bläſſer, aber nur deſto ſchöner, der Zug von Schwermuth, der ihrem Geſicht für mich ſo viel Reiz gab, ſchien noch ausdrucksvoller geworden zu ſeyn, und alle meine Gefühle für ſie erwachten bei ihrem Anblick wieder mit neuer Stärke. Ich erfuhr noch am nämlichen Tage, daß ihr Verhältniß zu dem Gewürzkrämer aufgelöſt ſei, aber vergebens forſchte ich nach der Urſache, die das bewirkt hatte. Endlich fand ich wieder Gelegenheit, ſie bei ihrer Muhme zu ſehen, und hier erfuhr ich von ihr ſelbſt, daß ich die Urſache ſei, die ihre Trennung herbeigeführt habe. Sie machte mir keine Vorwürfe, blieb freundlich, aber war gegen mich wo möglich noch zurückhaltender, als ſonſt.

Ich ſah ſie oft, ſprach ſie zuweilen, meine

Eitelkeit ſagte mir immer mehr, daß ſie mich liebe, aber ihre roſigen Lippen ſprachen es nicht aus, nur ihre Blicke verriethen es zuweilen. Drei Vierteljahre hatte Baſſompierre geſchmachtet, und kein Labetrunk war ihm gereicht, nicht die kleinſte Gunſtbezeugung ihm zu Theil geworden. Da ſchämt' er ſich ſeiner thörigten Neigung, ſchämte ſich, von dem kindiſchen Bürgermädchen, das ihm ſogar verſichert hatte, Herz und Hand wäre bei ihr unzertrennlich, ſo an ihrem Gängelbande geleitet zu werden, und beſchloß, ſie zu vergeſſen. Ich warf mich von Neuem in den Strudel des Hoflebens, und meine Wanderungen über die kleine Brücke wurden immer ſeltener.

Auch mochten mich in der Zeit die Zubereitungen zu dem unglücklichen Turniere, was im Hofe des Louvre gehalten werden ſollte, zerſtreuen, und es mir leichter machen, das Mädchen vergeſſen zu können, und ich bemühte mich in der Zeit gar nicht mehr, ſie zu ſehen.

Ihr erinnert Euch, Sire, wie bei dem Turniere ein Lanzenſtoß des Herzogs von Guiſe mich dem Tode nahe brachte. Die Theilnahme, die Ihr, mein gnädigſter Herr, dem Schwerverwundeten damals bewieſen habt, werde ich

nie vergeſſen. Vierzehn Tage kämpft' ich mit dem Tode, drei Monate lag ich auf dem Siechbette, und nur die vielen rührenden Beweiſe von Freundſchaft und Mitgefühl konnten meinen Geiſt bei den großen Schmerzen und der traurigen Ausſicht, nie ganz wieder hergeſtellt zu werden, aufrecht erhalten. Aber auch die Theilnahme Jacobinens rührte mich tief. Seit jenem für mich ſo unglücklichen Tage mußte ihr Baptiſte täglich von mir Nachricht bringen, täglich ließ ſie mir ſagen, wie ſehr ſie Gott um die Erhaltung meines Lebens, um baldige Geneſung bitte, wie ſehr ſie wünſche, mich wieder zu ſehen. Ich war um ſo mehr gerührt, als ich erfuhr, daß ihre Großmutter auf dem Krankenbett liege, und als mir Baptiſte mit Jauchzen die Nachricht brachte, die Alte ſei geſtorben, ſchalt ich ihn einen Fühlloſen, und die nun ganz Verlaſſene, durch mich alles Beiſtandes Beraubte, erweckte mein Mitgefühl um ſo mehr, als ich zum Theil Schuld an ihrer unglücklichen Lage war. Ich ſchrieb ihr die erſten Zeilen, die meine ſchwache Hand niederſchreiben konnte, bat ſie, mich wiſſen zu laſſen, womit ich ihre Verhältniſſe verbeſſern könnte, ſchickte ihr zugleich unter Betheuerung der rein-

ſten Abſicht eine unbedeutende Summe zu, und erhielt ſie mit einem Briefe zurück, in welchem ſie mir verſicherte, daß ſie keiner Unterſtützung bedürfe, Gott werde ſie ſicher nicht verlaſſen, ſo lange ſie ihn nicht verließe.

Por Dios, das war eine große Närrin! entfuhr dem Portugieſen.

Beim heiligen Gott, ein edles Mädchen! rief Crillon aus, und warf einen ſo wilden Blick auf Pimentel, als ſei dieſer ein Breſche geſchoſſener Thurm, an dem er eben die Sturmleiter anſetzen wollte.

Ich genas! fuhr nach dieſer kleinen Unterbrechung Baſſompierre fort. Mein erſter Gang war in das Louvre, meinem Könige zu danken, mein zweiter zu Jacobinen, die jetzt bei ihrer Muhme wohnte. Unverſtellt war ihre Freude, wie ein liebliches Kind, unbefangen und rein, ſprach ſich ihre Theilnahme aus, wehmüthig ſagte ſie mir, daß ich noch recht blaß ausſähe und mich ja ſchonen möchte; da zum erſtenmale wagte ich ſie um einen Kuß unter der Verſicherung zu bitten, daß er ſicher die Gluth auf meine Wangen zurückführen würde. Aber ſie verweigerte ihn auch jetzt. Ich würde ſelbſt meinen Himmel zerſtören!

ſagte ſie, und ward von dieſem Augenblick an wieder ſo ernſt und abgemeſſen, wie früher.

Höre, Baſſompierre! nahm jetzt der König das Wort, da ſich der Erzähler eben durch einen Becher Wein erquickte. Mach', daß Du fertig wirſt, Deine ſpröde Schöne, Dein Ideal von einem empfindſamen Weibe fängt an mich zu langweilen. Ueberdies wirſt Du ſelbſt dabei ſo empfindſam, daß man glauben könnte, Du liebteſt noch das Mädchen.

Wohl möglich, Sire, erwiderte Baſſompierre, und zwang ſich zu lächeln — Doch — ich werde ſchnell geendet haben.

Eines Tages, fuhr er nun fort, traf ich ſie allein; ich hatte es ſo mit der Alten verabredet, und den Entſchluß gefaßt, meines Glückes gewiß zu werden, oder das Mädchen zu verlaſſen, denn ich ſah wirklich meine Thorheit ein. Ich verſicherte ſie meiner unbegränzten, ewigen Liebe, zeigte ihr, wie unmöglich es mir ſei, mit meinem Herzen auch meine Hand ihr zu reichen, machte ihr die lockendſten Verſprechungen, doch Alles war vergebens. Ich wollte ſie in meine Arme ſchließen, ſie entwand ſich, ſchlüpfte in die Kammer und ich hörte, wie ſie den Riegel vorſchob. — All' mein Bitten, zu

öffnen, blieb fruchtlos, sie erwiderte kein Wort, und ich ging mit dem festen Vorsatze, ihre Wohnung nie wieder zu betreten, nach Hause. Hier fand ich den Befehl, meinem Könige sogleich nach Sedan zu folgen, wohin Ihr mit dem Heere, zur Züchtigung des Herzogs von Bouillon zoget. Nie kam mir ein Befehl willkommener, und ich freute mich, als ich erfuhr, daß selbst nach beendeter Expedition der Hof, der in Paris sich zeigenden Pest wegen, sich vor der Hand nicht dorthin begeben werde.

Die Sache wegen Sedan war bald geendet, und als wir nach Compiegne kamen, waren schon drei Wochen vergangen, und doch konnte ich das Mädchen immer noch nicht vergessen, bis sich endlich in Fontainebleau, wohin der Hof sich begeben hatte, mein Herz einer andern Neigung erschloß —

Die kenn' ich! unterbrach ihn der König lachend.

Mehrere Wochen vergingen, fuhr Bassompierre fort, ohne daß ich mich um die Spröde bekümmert hätte, denn meine Eitelkeit fühlte sich mehr noch gekränkt, als mein Herz, als Baptiste, den ich in meinen Angelegenheiten

nach Paris geſchickt hatte, mir ihr Bild wieder in's Gedächtniß zurückrief. Er hatte ſie geſehen, geſprochen, und der arme Tropf hatte, ſeit ich ihn in dieſer Sache gebraucht, eine ſolche Vorliebe für das Mädchen gefaßt, daß mir faſt dünkte, auch er habe ihr ſein ganzes Herz zugewendet. — Gnädiger Herr! ſo erzählte er mir, Ihr glaubt gar nicht, mit welcher Theilnahme das liebe Kind von Euch ſpricht, wie ſie ſich härmt und grämt, daß Ihr Euch nicht mehr um ſie bekümmert. Sie war, als ich ſie das letztemal ſah, ganz abgehärmt, war bleich geworden und hatte eben bitterlich geweint. Sie ſagte mir ganz offen, daß ſie wünſche, Euch noch einmal zu ſehen, dies wäre noch der einzige Wunſch, den ſie im Leben habe. Glaubt es nur, ſie liebt Euch herzinniglich, aber wagt nur nicht, es zu geſtehen, fürchtet ſich vor ſich ſelbſt und iſt zu fromm und brav, um leichtſinnig in ihr Verderben zu ſtürzen. — Mich langweilte bald das unnütze Geplauder meines Dieners, ich hieß ihn ſchweigen, doch ſtand das ſchöne, ſich um mich grämende Mädchen ſo lebhaft, ſo lockend vor mir, daß ich nicht der Verſuchung widerſtehen konnte, mich hinſetzte und ohngefähr Folgendes an ſie ſchrieb:

Ihr wünschet mich noch einmal zu sehen, Jacobine, so sagte mir Baptiste, dies war ja schon so oft mein sehnlichster Wunsch, den Ihr mir immer versagtet, er ist es auch noch jetzt. Wollt Ihr mich sehen, wollt Ihr mir geben, was Ihr so lange mir entzoget, so bestimmt Tag und Stunde, auch den Ort, wo ich Euch allein finden kann.

Mit diesem Briefe sandte ich Baptiste sogleich nach Paris, der sich auch so sehr beeilte, daß er am andern Morgen schon zurückkehrte und mir Jacobinens Antwort brachte, die mir unter Thränen, wie sie schrieb, versicherte, daß sie beim Lesen meines Billets eine unaussprechliche Freude empfunden habe. Ich fühle wohl, so antwortete sie, daß mir jetzt nichts mehr übrig bleibt, als Euch zu zeigen, was ich so lange tief und heilig in mir verschlossen habe. — Ach, Jacobine wird Euch ganz anders erscheinen als früher — sie ist schwach, sehr schwach, ihr Stolz ist gebrochen, ihr Lebensglück dahin. Kommt ja morgen, ich erwarte Euch mit dem ersten Strahl der Morgensonne, bis zum letzten der Abendgluth, bis in die finstere, lange, ewige Nacht! —

Und Ihr ginget, das Mädchen zu verderben? unterbrach ihn Crillon.

Ich ging! erwiderte Baſſompierre etwas außer Faſſung, wahrſcheinlich aber nicht durch Crillons Frage, vielmehr war es die Erinnerung, die ihm jetzt das Mädchen weinend vorführte.

Alſo endlich war ich doch meinem Ziele ſo nahe, fuhr nach einer Pauſe Baſſompierre fort, das wunderliebliche Mädchen mein! — Ich ließ Pferde ſatteln, eilte zu Euch, Sire, Euch zu ſagen, daß dringende Geſchäfte mich nach Paris riefen, und Ihr mir erlauben möchtet, nur bis zum künftigen Tage Fontainebleau verlaſſen zu dürfen — aber, Ihr erinnert Euch gewiß nicht mehr Eurer Antwort — Ihr ſchluget mir meine Bitte lachend ab und meintet, meine dringenden Angelegenheiten würden doch nur ein Liebeshandel ſeyn, der ſich gern bis zum Abend verſchieben ließe, ich ſollte Euch erſt auf die Jagd begleiten, dann könne ich jagen, wohin ich wolle. Ich mußte gehorchen, verwünſchte den Hirſch, deſſen Fährte wir mehreremal verloren, und war gewiß der Einzige an Eurer wohlbeſetzten Tafel, Sire, dem der Wein nicht mundete, den die allgemeine Freude nicht mit ergriff. Aber kaum nach dem Schloſſe

zurückgekehrt, als ich mich auf ein anderes Roß warf und pfeilſchnell nach Paris jagte, wohin mich Traum und Hoffnung, und die Ausſicht auf das ſüßeſte Abentheuer meines Lebens begleiteten.

Ich mußte lange über die menſchenleeren Straßen nach Paris jagen, ehe ich vor der Wohnung Jacobinens mein ſchäumendes Roß anhalten konnte. — Es mochte um die Stunde der Mitternacht ſeyn, als ich abſprang, nach dem nur matt erleuchteten Fenſter hinauf ſah, durch die nur angelehnte Thür ins Haus trat, und die mir wohlbekannte Treppe hinaufſchlich — Ob ſie auch wohl mich erwartet, ob ſie noch auf iſt? — Alle dieſe Gedanken durchkreuzten mich, als ich die Thüre offen fand, und in mein Paradies eintrat. — Ein matt glimmendes Lämpchen erhellte nur ſchwach das kleine Zimmer, in welchem heute Jacobinens Bette ſtand, aus dem ſie ſich bei meinem Anblick erhob. Sie ſtreckte ihre Arme nach mir und rief: Gelobt ſei Gott, daß Ihr kommt! — Ich eilte auf ſie zu, wollte ſie an mein Herz drücken — Rührt mich nicht an! bat ſie, ihr Auge ruhte bei dieſer Bitte ſehnſuchtsvoll auf mir, ihre Wangen glühten, und doch mußte ich gehorchen.

von Travers und hänge Dein Herz an das unglückliche Geschlecht und diene ihr treu, was kümmerts mich? Die Geschlechter steigen und fallen, heute sind die von Salis oben, morgen die von Planta; Jedem schlägt seine Stunde."

„Nun was habt Ihr denn gegen mich?" fragte Marie „Warum freut Ihr Euch nicht der treuen Liebe, die Euer Sohn für mich hegt?"

„Weil ich Dir, frommes, liebes Kind wohl will!" erwiederte der Alte ernst „Was soll Dir der rohe Kriegsmann, der Dich schon als Verlobter so allein daheim lassen kann und der es noch mehr thun wird, wenn Du erst sein Weib bist und der erste Liebesrausch verflogen ist. Du dünkst mir zu gut für ihn; Konrad ist ein wilder, toller Bursche, in dessen Hand das Schwert, in dessen Arm die Partisane gar gut stebt, an dessen Herzen das Liebchen wohl auch gut ruhen mag, aber nicht die züchtige Hausfrau, am wenigsten so ein zartes, sittiges Wesen wie Du. Er taugt nicht für Dich, Du dauerst mich und deshalb seh ich nicht gern, daß Eure Herzen aneinander hängen; das Schicksal hätte auch etwas besseres thun können, als Euch Beide zusammen zu führen."

Marie schwieg und trocknete sich die Thränen — „Laß gut sein, Kind, und kümmere Dich deshalb nicht zu sehr." fuhr er, sie beruhigen wollend, fort — „Kannst Du nicht von ihm lassen, so folge Deinem Herzen; was das befiehlt, muß ja der Mensch gemeinhin thun. — Aber Du dauerst mich dennoch; er ist zwar gut und brav, aber —"

„Wißt Ihr wirklich nicht, wenn ehe er zurückkommt?" fragte jetzt Marie, ihn schüchtern unterbrechend.

Mann meiner Liebe! redete ſie, daß Niemand, außer mir, es vernehmen ſollte, mich leiſe an. Ich habe lange dies Geſtändniß verſchwiegen, habe es gewaltſam in meine Bruſt verſchloſſen, aber da jetzt mein geträumter Himmel auf Erden vernichtet werden ſoll, und eine ſchönere, herrlichere Himmelspforte ſich mir öffnet, ſo ließ ich es Dir ſagen, daß ich Dich unausſprechlich geliebt habe, daß ich Dich liebe bis zum Tode! — Sie legte, indem ſie dies ſagte, die Hand auf das Herz, ihr Auge ſchien in Wonne zu brechen, wie hätte ich noch länger mich beherrſchen können? — Ich umfing die Ueberraſchte, ſchloß ſie in meine Arme, drückte ſie an meine Bruſt, mein Mund begegnete dem ihren, und ſie ſchien in Seligkeit verſunken.

Baſſompierre! ſchrie ſie plötzlich auf — Laß mich, Unglücklicher, Du umarmſt in mir die Peſt!

Ich fuhr zurück. Aus meinem Himmel geſchleudert, ſtand ich, ſtarr vor Entſetzen, mein Auge hing unbeweglich und doch ſcheu auf der ſich erhebenden Geſtalt — Er liebt mich, ſeine Arme haben die Kranke umfangen, nun will

ich freudig sterben! rief sie und bei diesen Worten sank sie zurück, ich sah den gräßlichen Tod auf ihren zuckenden Lippen und floh, bleich vor Entsetzen.

Das hätt' ich nicht gethan! rief Crillon mit Heftigkeit.

Und was hättet Ihr denn gethan? fragte Bassompierre überrascht.

Ich wäre an dem Sterbelager der Unglücklichen geblieben und hätte ihr die Augen zugedrückt, erwiderte der edle Crillon.

Und wäret dann wahrscheinlich an der Pest gestorben, sagte d'Aubigny.

Nun! — Der Tod findet uns überall, wenn er die Anweisung an uns hat, auf dem Krankenbett, wie auf dem Schlachtfelde; gebe Gott, daß er mich hier finden möge, nicht dort! erwiderte Crillon, und sein immer freundliches Gesicht wurde deshalb nicht ernster.

Bassompierre! sprach jetzt der König, statt uns zu vergnügen, hast Du mich mit Deiner Jacobine erst gelangweilt, und dann verstimmt. Reich' mir einen Becher Wein! und Beringhem sorge, daß der faule Mundschenk, der sich nirgends sehen läßt, sein Amt besser verwalte.

Indeſſen denket nach, Pimentel, was Ihr uns Luſtiges vortragen wollt!

Die Reihe iſt nicht an mir, erwiderte dieſer, erſt der Marquis von Créqui!

Ja ſo, ſagte der König, ſo beginne Du, Créqui!

Habe ich meine Wette gewonnen, Crillon? fragte dieſer.

Ich glaube mit Recht! erwiderte der Brave, und ich fühle immer mehr, daß ich kein Weinberkenner bin. Der beſte Wein in meinem Keller ſoll Euch werden, und ich gäb' gern das Dreifache, wenn das arme Mädchen gerettet worden wäre.

Das war ohnmöglich! meinte d'Aubigny, die Peſt führte ſie höchſtens ins Fegefeuer, Baſſompierre hätte ſie in die Hölle gebracht.

Als ſich nun Alle wieder geſetzt und noch vergebens die gefüllten Kannen des Mundſchenks erwartet hatten, nahm Créqui ſeinen Platz dem Könige gegenüber ein, und begann.

Sire! Die Begebenheit, die ich Euch erzählen werde, kennet Ihr zwar ſchon, und es könnte mich leicht die Beſchuldigung treffen, als wollte ich mit einer ſchon bekannten That prahlen, aber die eigentliche Urſache und das Ende der

Begebenheit kennt Ihr noch nicht, deshalb erlaubt, Sire, daß ich sie Euch vortragen darf und verzeiht, wenn ich dabei zuweilen von mir selbst werde lobend sprechen müssen. Meine Erzählung heißt demnach.

Die Feldbinde.

Eine alte Bekannte von uns! rief d'Aubigny.

Und doch wird sie uns willkommen seyn, erzählt nur, Créqui! sagte Crillon, über d'Aubigny's ewig hämische Bemerkungen verdrießlich.

Als ich nach dem Flandrischen Kriege zum Herzoge von Savoyen geschickt ward, begann nun Créqui, lernte ich in Turin eine Dame kennen, die noch sehr jung war, und deren Schönheit sich kaum entknospet hatte. Unter allen Italienerinnen, die ich am Hofe zu Turin sah, gefiel sie mir am meisten; ihre Lebhaftigkeit, das unbefangene, kindliche Wesen, durch das doch schon Eitelkeit und Gefallsucht und ein gewisses Etwas, was ich ihrer Nationalität zuschrieb, hervorschimmerte, interessirten mich. Aber bei alle dem war sie oft ernst, sprach gern über Gegenstände, wobei die Leidenschaft vorherrschend war und als ich sie einstmals bei irgend einer Gelegenheit fragte, ob sie auch verzeihlichen Ge-

müthes sei, antwortete sie offen: Nein! — Wer mein Herz kränkt, den trifft gewiß meine Rache! Ich hielt diese unüberlegte Aeußerung zwar nicht für Scherz, doch mehr für Worte kindischer Eitelkeit, die sich so gern wichtig und groß zeigen will, beachtete es nicht weiter, und vergnügte mich in ihrer Gesellschaft mehr, als daß ich Neigung für sie fühlte.

Ihr Name, Créqui? fragte der König.

Erlaubt, daß ich den verschweige, und sie nur Josepha nenne! — Ich war fast täglich in dem Hause ihres Vaters, und ich glaube, es würde ihm angenehm gewesen seyn, wenn ich um Hand und Herz seines Kindes geworben hätte. Aber dazu war ich noch zu jung, und hatte nur Sinn für Ruhm und Schlachten, und der Gedanke, mich jetzt schon an ein holdes weibliches Wesen zu ketten, stieg noch nicht in mir auf; überdies war es nicht Liebe, was ich für das Mädchen fühlte. Ich tändelte mit ihr, die es gar nicht verbergen zu wollen schien, daß sie Gefallen an mir fand, und brachte manchen frohen Abend unter Gesang und Scherz in dem Hause ihrer Eltern zu. Eines Tages überraschte ich sie bei einer Arbeit, sie stickte an einer blau mit Silber durchwirkten Feldbinde, und was mir dabei be-

sonders auffiel, war ein goldenes Hifthorn, das an jedem Ende der künstlichen Arbeit prangte, ganz dem, in dem Wappen meiner Ahnen, der Blancheforts, befindlichen, gleich. Ich fragte sie nach der Bedeutung dieses Hornes, sie lächelte schelmisch und meinte, da die Feldbinde für mich bestimmt sei, wenn sie nämlich aus ihrer Hand Werth für mich habe, so möchte ich mir das französische Wort italienisch deuten.

Ha, sie meinte das Wort Cor! unterbrach, um doch auch Etwas zu sagen, Pimentel die Erzählung.

Ihr habt Recht, sagte Créqui, das meinte sie und fuhr dann fort.

Aber noch ehe die Feldbinde beendet war, rief mich der Connetable zu sich, ich mußte Turin verlassen, und die Kleine versprach mir mit Herz und Mund, sie, sobald sie beendet sei, mir nach Grenoble nachzuschicken. Ich dachte bald nicht mehr an die Feldbinde, nicht an das Horn und die niedliche Hand der Signoretta, welche sie stickte; wichtigere Dinge beschäftigten mich damals, ich kam an den Hof, fand auch Zerstreuung und Stickerinnen genug, und späterhin begann der Krieg mit Savoyen, und so war Signora Josepha ganz vergessen. Da führten

mich die Kriegsbegebenheiten mit dem Connetable vor das Fort Chamousset, der Kommandant wurde aufgefordert, verweigerte die Uebergabe und Lesdiguières befahl den Sturm. Ich war keiner der Letzten, bald war der Wall erstiegen, der Kommandant getödtet und das Fort in unserer Gewalt. Don Philippin, der Bastard von Savoyen, der sich hineingeworfen, hatte während des Sturmes die Flucht ergriffen und es war ihm geglückt, zu entkommen. — Doch, wozu erzähle ich die Dinge, die Ihr genau kennt, Sire? — Ich will lieber mit dem Ende des Zweikampfs wieder beginnen. —

Thue das nicht, Créqui! entgegnete ihm der König, nicht Allen war die Begebenheit so wichtig, daß sie nicht manche Einzelheiten derselben vergessen hätten, erzähle deshalb nur Alles recht genau, Du weißt, ich liebe, von dem Muthe meiner Offiziere zu hören!

Créqui fuhr nun fort: Der Zufall will, daß mir die Wohnung Don Philippin's zu Theil wird, und das Erste, was mir in die Augen fällt, ist die blaue Feldbinde mit dem goldnen Horn, und wie mit einem Zauberschlage führt sie mir das Bild Josepha's zurück, die ich mir jetzt groß, aufgeblüht und in voller Schönheit male. Auch

finde ich noch ein kleines Briefchen, woraus es mir klar wird, daß zwischen Don Philippin und meiner Turiner Schönen ein geheimes Verständniß obwaltet.

Daß es meiner Eitelkeit schmerzlich seyn mußte, ein mir gewährtes Zeichen der Gunst in eines Andern Hand zu sehen, war natürlich, wie aber Eifersucht mich entflammen konnte, ist mir noch jetzt räthselhaft, hatte ich doch selbst das Mädchen vergessen, war doch unser Verhältniß nie von liebender Art gewesen; aber so thörigt ist ein junger, von sich eingenommener Mann, daß ihm die unwichtigsten Dinge höchst wichtig werden, wenn seine Eitelkeit sich verletzt glaubt. Deßhalb, als am andern Tage ein Trompeter in das Fort einritt, um die Erlaubniß zu bitten, den Leichnam des Kommandanten abholen zu dürfen, ließ ich Don Philippin sagen: er möchte doch künftig seine Liebespfänder besser verwahren und vertheidigen, als die, so er in Chamousset bei seiner Flucht zurückgelassen habe. Was ich erwartet hatte, geschah; durch den nämlichen Trompeter, der ihm die beleidigenden Worte von mir überbracht hatte, sandte er mir eine Aufforderung, mich mit Schwert und Dolch auf Leben und Tod zum Zweikampf zu stellen. Ich jauchzte

vor Freude, denn ich ſah in Don Philippin nur meinen Nebenbuhler, mit dem ich auf Leben und Tod um die geliebte, obgleich längſt von mir vergeſſene Signora kämpfen ſollte.

Ich traf an dem feſtgeſetzten Tage mit meinen Freunden an dem, von ihm beſtimmten Orte ein, wo wir vom frühen Morgen, bis zum Untergange der Sonne wohl Muße und Wein genug fanden, zu jubeln und zu ſcherzen, nicht aber Blut zu vergießen, denn mein Gegner blieb aus, und ließ uns vergebens warten; den andern Tag zogen wir wieder ab.

Ich mußte nun öffentlich Don Philippin der Feigheit beſchuldigen, und er ſchwieg. — Erſt nach einem Jahre lud er mich ein, mich bei dem Fort Barraux zu ſtellen; ich erſchien, forderte ihn zum Zweikampf auf, aber er verweigerte ihn, und wollte auch die diesfallſigen Unterhandlungen nicht unterzeichnen. Ich erfuhr nun, daß Joſephe ihn antrieb, ſeine und ihre Ehre zu retten, und ſo gelang es ihr endlich, ihn zu vermögen, meine Ausforderung anzunehmen. Wir trafen uns zwiſchen Gieres und Grenoble. Der Baſtard kam mit allem Glanze und einem großen Gefolge angezogen, ſeine Rüſtung war von Stahl mit Silber aus-

gelegt, so schön, als man sie nur in Mailand verfertigen konnte, und eine, der, in meine Hände gefallenen ganz gleiche Feldbinde schmückte ihn. Wir trafen auf einander, er stürzte, der Schwertkampf begann, und bald rief er mehrmals, er sei verwundet. Da hielt ich an, drang nicht weiter auf ihn ein, befahl ihm aber, seine Waffen nieder zu legen. Er gehorchte, seine Wunden waren leicht, ich ließ ihm meinen Wundarzt zurück, und verließ den Kampfplatz, als Sieger.

Dieser Zweikampf machte Aufsehen in Piemont. Als der Herzog von Savoyen die nähern Umstände erfuhr, war er entrüstet und verbot dem Feigen, ihm unter die Augen zu treten, bevor er sich mit Blut von der Schande rein gewaschen, oder die Feldbinde zurück erhalten habe. Don Philippin aber hatte die Frechheit, zu behaupten, daß er nicht auf mein Geheiß, selbst nicht zuerst die Waffen niedergelegt habe, und schickte mir eine neue Ausforderung. Aber auch diesesmal handelte er nicht ritterlich, denn auf dem Kampfplatze angekommen, verlangte er einen Secundanten, der abwesend war, und behauptete, ohne ihn sich nicht schlagen zu können. So gingen wir

„Wie kann ich wissen," erwiederte er halb unwillig „wenn ehe er sich in seine Heimath wagen darf, um seinen Vater, oder vielmehr Dich zu sehen! So ein Kriegsmann ist selten Herr seines Willens; wohin die Trommel ruft, dahin muß er und die Sehnsucht bleibt selten stark in ihm, wenn er sie nicht gleich befriedigen kann. Ueberhaupt treibt er ein gefährliches Spiel und seine Gegenwart macht mir immer Sorge. Doch von etwas Anderem" unterbrach er sich selbst, da er wahrscheinlich die angefangene Rede nicht weiter fortsetzen wollte — „Was macht Deine Mutter, was die edle Frau von Travers in Zutz, geht es ihnen noch wohl?"

„Meine Mutter kränkelt zuweilen," erwiederte Marie „doch ist sie heiter wie immer und lebensfroh."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Dünkt mir doch ein wenig viel Lebensmuth," sagte er „wenn man den Gatten in seinen Armen erdolchen, sein Haus in Flammen hat aufgehen sehn und von dem Ueberfluß zu dem Mangel niedergedrückt wird, dann noch Freude und Lust an der Welt zu haben! — Nun, wohl dem, dem Gott ein solches Gemüth gab; mein Erbtheil ist es nicht."

„Wohl ihr und mir, lieber Vater, daß es so ist!" nahm Marie das Wort „Wer hälfe uns denn unsre Noth tragen, wenn es nicht der frohe Muth wäre, der uns durchs Leben begleitet?"

„Nun nun!" brummte der Alte „Jedes Ding will sein Maas haben — Da, nun ist das Körbchen fertig, nimm es, Marie!" sagte er, es ihr reichend „Ich habe es mit Freuden gearbeitet und dabei immer an Dich gedacht

wieder, ohne Blut vergossen zu haben, auseinander.

Doch ein Abentheuer ganz anderer Art begegnete mir an diesem Orte. Ein reichgekleideter Diener kam nämlich am andern Morgen zu den Zelten gesprengt, die wir auf dem zum Kampfplatz bestimmten Anger aufgeschlagen hatten, und überreichte mir ein Schreiben. Ich glaubte, es sei von Don Philippin, aber wie erstaunte ich, als ich sah, daß es von der Hand einer Dame war, die mich einlud, in das nahe gelegene Nonnenkloster zu kommen. Sie schloß ihren Brief: Der Marquis von Créqui ist zu allen Abentheuern stets so bereit, daß er wohl nicht zandern wird, eines in den heiligen Mauern eines Klosters zu bestehen. Im Sprachzimmer wird er das Weitere erfahren.

Nach kurzem Ueberlegen gab ich dem Diener die mündliche Antwort, daß ich nach einer Stunde im Kloster eintreffen würde.

Meine Freunde, denen ich den Brief mittheilte, riethen mir Vorsicht an, besonders sollte ich mich nicht in's Kloster, wohin sie mich begleiten wollten, ohne den Panzer unter dem Kleide, wagen. Ich befolgte ihren Rath, und zwei Diener ausgenommen, die zur

Bewachung der Zelte zurückblieben, bestiegen wir Alle unsere Rosse und befanden uns bald an der Pforte des, in einem engen Thale reizend gelegenen, Klosters. Hohe Pappeln umschatteten es, ein Bergstrom rauschte an seinen Mauern vorüber, blühender Ginster und wildes Rosengesträuch rankte sich in die Höhe hinauf, an dessen Fuße das alte Kloster lag, das sich auch wahrhaft durch seine romantische Lage zu einem Abentheuer eignete. Dort angelangt, stiegen wir ab, zogen die Schelle, baten die Pförtnerin um Einlaß; aber ich nur allein durfte die heiligen Mauern betreten, die Andern mußten, meiner harrend, draußen bleiben, wohin jedoch die milden Schwestern ihnen Wein und Früchte zur Erquickung sandten.

Ich wurde an das Gitter des Sprachzimmers geführt, wo ich nicht lange warten durfte, denn eine verschleierte, junonische Gestalt trat gleich darauf ein, begrüßte mich, und trat an das Sprachgitter. Die Gestalt war mir ganz fremd, doch als der Schleier zurückgeworfen wurde, das Gesicht nicht, denn ich erkannte sogleich die nymphenhafte Josepha wieder, die zur Göttin des Himmels in der kurzen Zeit herangewachsen war. Ich war bei ihrem Anblick überrascht, sie schien es

zu bemerken, freudig zu bemerken, und redete mich nach einer kleinen Pauſe, in welcher ſie meinem Auge Muße ließ, ihre Reize zu bewundern, freundlich an: Marquis von Créqui, Ihr ſeht, Joſepha hat Euch nicht ſobald vergeſſen, als Ihr ſie! — Ich war damals ſo eitel, zu glauben, ich hätte einigen Eindruck auf Euch gemacht; ſaß ich am Stickrahmen, gedachte ich Eurer, und die Rückerinnerung erweckte nur wohlthuende Gefühle in mir, und bald war die Feldbinde vollendet.

Sei auf Deiner Hut, Créqui! dachte ich bei dieſen Worten, da ſie jetzt einen Augenblick inne hielt, und ihr großes Auge flammend auf mir ruhen ließ. Ich hoffte und hoffte, fuhr ſie dann fort, aber Monate gingen vorüber, Jahre zogen dahin, und Créqui kam nicht, das Pfand der Zuneigung aus den Händen der Jungfrau zu empfangen.

Und ein Anderer kam —

Ja, er kam! ſagte ſie, ohne durch meine Worte weder überraſcht, noch beleidigt zu ſcheinen, eine aufgeblühte Roſe muß ſtärker duften, ſtärker ihr Duft bezaubern, fuhr ſie dann fort, als die eben ſich entfaltende Knospe, auch muß das Herz einer Jungfrau ſtärker fühlen, als

das leicht empfängliche Herz eines Kindes. — Ein Anderer kam, gab Liebe für Liebe, schwur ewige Treue, der Freund früherer Tage ward vergessen, und die Feldbinde ward dem Geliebten.

Aber eben so leicht, wie der Freund früherer Tage die kaum entfaltete Knospe, vergaß Jener das Pfand Eurer Liebe, sprach ich rasch.

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht der Dame. Ich hätte nach meinem offenen Geständniß mehr Schonung erwartet, sprach sie, und ich konnte recht gut bemerken, wie sie sich bemühte, ihren Zorn zu unterdrücken, und Gleichmuth zu zeigen. Doch es sei, rief sie leidenschaftlich, auch diesen Kelch will ich leeren!

Der Zufall hat die unglückliche Feldbinde in die Hände dessen geführt, dem sie zuerst bestimmt war; daß mir dies nicht angenehm seyn kann, daran werdet Ihr nicht zweifeln. —

Keinesweges! fiel ich ihr in die Rede. — Auch werdet Ihr nicht an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, wenn ich Euch versichere, daß ich sie willig dem, der sie auf seiner Flucht zurückließ, zurück geben werde, doch nur erst, wenn der Kampf über uns entschieden hat, früher könnte es mir so übel ausgelegt werden, als die Welt sein

Ausbleiben vom Kampfplatze streng richten wird. Der Mann, der Euer stark fühlendes Herz gewann, könnte dadurch leicht den Ruf eines braven Mannes verlieren.

Er liegt krank darnieder, nahm sie das Wort.

Ist dem so, warum sendet er nicht zu mir und bestimmt einen andern Tag zum Kampfe? — Jeder ist mir willkommen —

Créqui! Vergeßt, was geschah', sprach sie, sendet mir die Feldbinde zurück! Womit ein dankbares Gefühl lohnen kann, das soll Euch werden. — Seid auch jetzt freundlich, wie sonst, gegen Josepha gesinnt! Sie reichte mir bei diesen Worten die entblößte Hand durch das Gitter, und bei Gott, Sire, einen schönern Arm eine schönere Hand sah ich noch nie. —

Als die der Dirne im Laden an der kleinen Brücke! fiel ihm d'Aubigny in die Rede; doch Bassompierre's: Laßt den unzeitigen Scherz, Herr d'Aubigny! und des Königs finsterer Blick, der den Unterbrecher traf, ließen Créqui fortfahren: Ich ergriff die mir dargereichte Hand, betrachtete sie einen kurzen Augenblick mit Wohlgefallen, dann preßte ich meine Lippen auf sie, und ich mochte dies wohl mit vieler Innigkeit

gethan haben, denn ein warmer Druck ſollte mich dafür lohnen.

Nun, Créqui! fragte die Dame, und ihr Auge ſprach noch beredter, als ihr Mund — Gebt Ihr mir die Feldbinde zurück?

Die Hand iſt ſchön, gewiß Jeden beglückend, dem ſie ſich reicht, rief ich aus, aber, Dame, um nichts in der Welt könnte ich Etwas thun, was gegen meine Ehre iſt. Don Philippin hat mich zum Zweikampf hieher beſchieden, er bleibt aus, entehrt ſich — und ihm ſollte ich den Zankapfel zurückgeben, bevor ſein, oder mein Blut gefloſſen wäre? —

Es floß ja ſchon einmal! ſagte ſie, mir in die Rede fallend.

Es floß, aber nicht ehrenvoll! erwiderte ich. Ein Ritter legt, ſo leicht verwundet, wie er, nicht ſeine Waffen zu den Füßen des Siegers, legt ſie niemals nieder.

Wüßtet Ihr, wie ſehr die Erfüllung meiner Bitte über mein Schickſal entſcheidet, Ihr würdet freudig gewähren, nahm Joſepha das Wort, entzog mir aber zugleich ihre Hand. O gedenkt jener Tage, wo Ihr oft mit dieſen braunen Locken ſpieltet, ſo oft ſcherzend mich um einen Kuß batet, den ich Euch damals auch

nur

nur zum Scherz verweigerte, erinnert Euch an das, was ich Euch vorhin bot, lohnen würd' ich Euch mit —

Sprecht das Wort nicht aus, fiel ich ihr schnell in die Rede, sprecht das Wort nicht aus, das einmal dem Mund vergebens entflogen, vielleicht schmerzlicher ist, als das Opfer selbst — Nichts in der Welt, so sagte ich, kann mich bestimmen, gegen meine Ehre zu handeln, und, so schwöre ich auch, wird es seyn!

Bei diesen Worten sah' sie mich mit flammenden Augen an, aber die Gluth, die mir entgegen strömte, war nicht die Gluth verlangender Liebe, es war eine finstre Flamme, die ihr schönes Junoantlitz mehr entstellte, als verschönte. Doch plötzlich schlug sie die Augen nieder und schien zu sinnen, während ich das schöne Weib bewundernd, aufmerksam und nicht ohne innere Rührung betrachtete.

Da hob sie langsam das gesenkte Haupt: Es sei! rang sich dumpf aus ihrer wogenden Brust, und plötzlich, wahrscheinlich durch einen Druck ihrer Hand, sprang eine kleine kaum bemerkbare Gitterthüre auf, und ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, lag Josepha zu meinen Füßen.

Ich knie' bittend vor Euch! rief ſie, den ſchönen Nacken zurück beugend und mit einem Blick nach mir aufſehend, der mich ſo verwirrte, daß ich im erſten Augenblick vergaß, ſie aufzuheben, und als ich mich niederbeugte, ſie aufhob, ruhte ſie in meinem Arm, ich fühlte ihr Herz an dem meinen ſchlagen — ihr ſchöner Kopf lehnte ſich an meine Schulter, und ihr Auge, in dem eine Thräne ſchwamm, ſah bittend und doch ſo verlangend an mir auf — Carlo — lallte ſie, nimm! — aber gieb! —

Halt, Créqui, erzähle nicht weiter! rief jetzt der König, da eben der Mundſchenk mit den gefüllten Bechern eintrat. Nicht des Weines wegen, mit dem hatte es Zeit, aber ehe Du uns damit bekannt machſt, wie Du handelteſt, ſoll Jeder hier ſagen, wie er in Deiner Lage gehandelt haben würde, denn ein ſchönes Weib im Arme, wird oft des Mannes Herz, und wäre es feſt, wie der härteſte Demant, weich und ſchwach. — Nehme ein Jeder den Becher zur Hand, und indem er ihn leert, denke er nach und ſage dann die Wahrheit. Roquelaure beginne. Was hätteſt Du gethan?

Der Herzog von Roquelaure nahm den Becher, ſetzte ihn an die Lippen, nippte nur

einigemale von dem Weine und ſetzte ihn ſchweigend wieder nieder.

Nun? rief der König ungeduldig.

Ich hätte gethan, was ich jetzt that, Sire, ich hätte aus dem Becher genippt, aber ihn nicht geleert.

Bravo! rief der König, Du haſt Dich gut aus der Schlinge gezogen. — Und Du, d'Aubigny? wandt' er ſich nach dieſem.

Um wahr antworten zu können, Sire, muß man erſt die Epoche feſtſtellen, in welcher ſolch eine Begebenheit uns begegnet wäre. — Um zu wiſſen, was ich in jüngern Jahren gethan hätte, iſt mein Gedächtniß zu ſchlecht, jetzt hätte ich ſie verſpottet.

Und Crillon, Du Weiberfeind? fragte dieſen der König.

Sire! Ich hätte dem ſchönen Weibe ins Antlitz geſchaut, und mir wär' es ſicher weich um's Herz geworden, ich hätte den gefallenen Engel wieder zu erheben geſucht, die Feldbinde aber nicht gegeben.

Und Ihr, Pimentel?

Ich hätte Alles verſprochen, und nichts gehalten! erwiderte der Portugieſe, und Schurke!

brummte Crillon so laut, daß es der König hörte, und der Schurke selbst es hören mußte.

Fahre nur fort, Créqui! sagte der König jetzt, der unangenehme Störung befürchtete, doch d'Aubigny bemerkte, der König selbst und auch Bassompierre hätten ihre Meinung noch nicht gesagt, Den König schien diese Bemerkung zu verdrießen. Ventre saint gris! rief er, kann Cato nicht sich selbst sagen, wie Heinrich von Frankreich gehandelt haben würde! Als König würde ich gehandelt haben! — Oder glaubst Du das nicht? — d'Aubigny, seinen Herrn kennend, verbeugte sich tief und schwieg, Bassompierre sagte schnell: Ich würde als Hofmann galant, als Ritter meiner Ehre treu gewesen seyn. —

So that auch ich! fiel ihm Créqui in die Rede und fuhr absichtlich schnell fort: Ich widerstand den schwellenden Lippen, berührte die empfindliche Saite so schonend, als möglich, verweigerte aber bestimmt, die Feldbinde zurück zu geben.

Schnell, als wenn der Sturm die Gewitterwolke der Sonne vorübertreibt und die Natur plötzlich verdüstert, so ward ihr lockendes Auge finster, wild. Nun, so fließe Blut! rief sie, da Euch nur Blut befriedigen kann! — Sie stieß mich zurück, eilte in das Sprachzimmer, die

und thu' ich das, so bin ich stets heitrer gestimmt. Morgen werd' ich bei Dir in Scamf einkehren, ich will einmal wieder die von Salis in Zutz besuchen und da führt mich ja der Weg bei Euch vorbei."

„Thut das, wir freuen uns immer, so oft Ihr kommt" erwiederte das Mädchen, besah und bewunderte das niedliche Körbchen und schickte sich dann zum Heimgange an. Sollte Konrad indeß kommen," bat sie „so laßt Ihr mich es wohl wissen?" reichte dann dem Alten die Hand zum Abschied und trat ihren Rückweg an.

Als sie fort war, nahm der Alte seine Zither aus der Hütte, klimperte darauf, stimmte sie und konnte heute gar nicht damit zu Stande kommen, immer war der Akkord nicht rein. Er legte sie verdrießlich neben sich und sagte bitter lächelnd „Sind doch die Alle thöricht, die ein ganzes Volk zu einer Weise stimmen wollen, nicht einmal diese Paar Saiten lassen sich gleich stimmen, wieviel weniger eine ganze Völkerschaft, so unbändig und selbstsüchtig wie die Bündner sind. Mein Herr war ein Thor und bezahlte seine Thorheit mit dem Leben und nun wähnt ein Anderer, das undankbare Werk zu vollbringen; auch er wird es mit dem Leben bezahlen."

Als er noch so dachte, sah er Marie eilenden Schrittes zurückkommen „Vater, Vater!" rief sie athemlos „Die Furnatsch wimmelt von Menschen, am Eingange habe ich Roß und Reiter gesehen und längs dem Bache kommen zwei stattliche Männer mit ihren Dienern auf die Hütte zugegangen."

„Geh hinein, schließ die Thüre hinter Dir, auch die Laden schließe und verhalte Dich ruhig" befahl der Alte.

Thüre schloß sich hinter ihr, und sie war meinen Augen verschwunden.

Als Don Philippin nach manchen vergeblichen Versuchen sah, daß er nie wieder am Hofe zu Turin erscheinen könne, ohne vorher mit seinem, oder meinem Blute die Schande getilgt zu haben, bestimmte er endlich von Neuem Quirien zum Kampfplatz.

Als wir uns dort trafen, schickte ich d'Arambure sogleich zu meinem Gegner, der schon vom Kopf bis zum Fuß gewappnet vor seinem prachtvollen Zelte stand. Don Philippin! redete ihn dieser an. Heute ist es nun schon das fünfte Mal, daß Ihr Charles von Blanchefort, Marquis von Créqui auf den Kampfplatz ruft, heute ist es aber sicher das letzte Mal; denn wißt, sucht Ihr auch heute, wie gewöhnlich, Ausflüchte, den Kampf zu vermeiden, so greifen wir Euch und Eure Begleiter, und wären deren die doppelte Anzahl der Unsrigen, im offenen Felde an und jagen Euch, so weit wir können.

Ehe noch der Bastard darauf antworten konnte, befahl einer seiner Pagen mit trotziger Stimme: Trompeter blast, daß der Kampf beginne! — und So sei's! waren die wenigen

Worte, welche Don Philippin ſprach. Das Schmettern der Trompeten war d'Arambure Antwort genug, er ſprengte zurück und fand mich ſchon zum Kampfe bereit.

Mein Gegner hielt auf ſtolzem neapolitaniſchen Roſſe mir gegenüber, d'Arambure zeigte mir den Pagen, der das kecke: Blaſt Trompeter! gerufen hatte, ich ahnete, wer es ſei, und mein Stolz fühlte ſich geſchmeichelt, daß ich in ihrer Gegenwart kämpfen ſollte. Als nun Wind und Sonne getheilt und der Kampfplatz genau bezeichnet war, ſchmetterten die ſavoyſchen Trompeter, heute ſehr kampfbegierig, von Neuem, die von Frankreich antworteten, und bei ihrem dritten Rufe ſprengten wir gegen einander. Aber auch heute war das Glück mir günſtig, mein Gegner lag im Sande. Ich aber ſprang ſchnell von meinem Roſſe, auch er hatte ſich wieder aufgerichtet, und ein furchtbarer Kampf mit Dolch und Degen begann. Ich muß dem Manne, der ſich bisher ſo feig benommen hatte, die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er muthig focht; doch war es nicht der beſonnene, wahre Muth, es war der Muth der Verzweifelung, der nur den Feind im Auge hat, ſich ſelbſt aber vergißt, und ſich auf dieſe Weiſe manche Blößen giebt. Bald lag er

von fünf Stichen durchbohrt zu meinen Füßen, sterbend noch das Wort Rache! ausrufend.

Die Seinen eilten herbei. Bei ihrem Annähern, da ich den Pagen unter ihnen sah, und nun deutlich Josepha in ihm erkannte, trat ich zurück, überließ den Getödteten ihrer Obhut und verfügte mich in mein Zelt, mir die zwei leichten Wunden verbinden zu lassen, die ich am Arm und Schenkel erhalten hatte.

Während dem, so erzählte mir d'Arambure, hatte sich der Page, ohne Scheu vor den Umstehenden, über den Todten geworfen, ihn mit Küssen und Thränen bedeckt, den Tag seiner Geburt sowie seinen Mörder verwünscht, und sich überhaupt so kläglich gebehrdet, daß selbst die umstehenden Franzosen Mitleid mit dem Jüngling hatten, der mit so viel Treue an seinem Herrn hing, denn keiner ahnete in dem Pagen ein Weib. Er hatte dann, als der erste Schmerz vorüber war, die nöthigen Befehle gegeben, den Todten in das Zelt zurücktragen lassen, und sich auf diese Weise gewissermaaßen die Achtung meiner Freunde erworben. Als sie aber von mir erfuhren, daß es Signora Josepha gewesen sei, die in männlicher Tracht ihrem Geliebten, wahrscheinlich, um ihn bis zum letzten Augenblick zum

Muth zu entflammen, gefolgt sei, bedauerten sie zwar noch die Unglückliche, vermochten aber nicht mehr ihr Achtung zu zollen.

Ehe ich nach Grenoble zurück ging, schickt' ich meinen Kammerdiener hin, der Signora die Feldbinde zurückzustellen. — Bei diesen Worten schüttelte Crillon sein würdiges Haupt. — Ihr tadelt mich, werther Herr, daß ich das that? fuhr Créqui, sich gegen Crillon wendend, fort — Ihr habt Recht, ich tadle mich selbst. Es war nur die Eitelkeit, ihr zu zeigen, das dies Liebespfand keinen Werth für mich habe, welche mich bewegen konnte, dem Augenblicke ihres tiefsten Schmerzes noch eine bittre Kränkung zuzufügen, ich habe es schon oft bereut und erzählte es blos, damit Ihr sehet, daß ich meine Schwächen so offen beichte, wie ich schon zu viel zu meinem Lobe erwähnt habe.

Als mein Kammerdiener seine Botschaft ausgerichtet, nahm sie lächelnd die Feldbinde an, ließ eine Kerze anzünden, verbrannte sie und sagte dann: Die Antwort werde ich Eurem Herrn selbst bringen!

Noch am nämlichen Tage traten wir den Rückweg nach Grenoble an. Sire! Ihr erinnert Euch gewiß noch des Vorfalls, wie ich von piemontesischen Reitern überfallen wurde, und mich

nur die Tapferkeit d'Arambures und Thermes rettete; aber das verschwieg ich Euch, daß ich den beiden Gefangenen, die wir machten, Leben und Freiheit schenkte, nachdem ich von ihnen erfahren hatte, daß die Signora, den todten Geliebten verlassend, mir an der Spitze der Ihrigen gefolgt und selbst bei dem Gefechte gegenwärtig gewesen sei. Auch erhielt ich hier manche Aufklärung über das Vergangene.

Signora Josepha hatte sich zur vollkommenen Schönheit entfaltet, aber wie sie an Reizen gewonnen, hatte ihr sonst sehr achtungswerther Vater an Glücksgütern verloren, und in jetziger Zeit, wie wohl in allen Zeiten, wird ein Mädchen noch so schön, aber ohne Mitgift wohl tausend Anbeter, aber unter diesen nur wenige finden, denen nach ihrer Hand gelüstet. So erging es auch der leidenschaftlichen Josepha, die mit warmem Blute und lebhafter Einbildungskraft schon früh in dem Reiche der Liebe umhergeflattert war, ohne dort ein häusliches Ruheplätzchen zu finden. Da erschien der Bastard, warb um ihr Herz, und dem schönen Manne wurde es nicht schwer, es zu gewinnen; doch der bedächtige Vater ging zum Herzog, dem Einzigen, von dem Don Philippin

abhängig war, und holte sich da keinen tröstlichen Bescheid. Don Philippin müsse eine reiche Gattin haben, deren Vermögen groß genug sei, ihn seiner Abkunft gemäß, leben zu lassen, und nie würde der Herzog seine Einwilligung zu einer Heirath geben, welche dieser Bedingung nicht entspreche. Von diesem Tage an verbat sich der alte Graf alle ferneren Besuche, theilte seiner Tochter unumwunden die Antwort des Herzogs mit, und befahl ihr, allen Umgang mit Don Philippin abzubrechen. Aber die leidenschaftliche Josepha fühlte sich in ihrer Liebe zu glücklich, als daß sie des Vaters Verbot beachtet hätte, und dem Bastard, der nur um ihr Herz, nicht um ihre Hand geworben hatte, war der Ausspruch des Herzogs ganz recht; er vermied öffentlich ihr Haus, des Mädchens List aber führte ihn im Stillen ein, die heimliche Intrigue hatte noch mehr Reiz für sie, das Verbot lockte noch stärker, ihre Liebe wurde immer feuriger, strafbarer.

In dieser Zeit war es, wo die Einnahme von Chamousset die Geschichte mit der Feldbinde und die erste Ausforderung herbeiführte, zu der zweiten wie zu der dritten trieb ihn der stolze, kühne Sinn des Mädchens, aber

auf dem Kampfplatz, wo sie ihm nicht mehr zur Seite stand, floh der Feige und kehrte entehrt in ihre Arme zurück. Die Leidenschaft für ihn war so groß, daß sie auch den Feigen nicht verächtlich zurückstieß, und als der Herzog wegen des vermiedenen Kampfes bei Gieres, ihm am Hofe zu erscheinen verbot, und ihn sogar aus Turin verwies, entfernte sie sich heimlich und folgte ihm ins Exil.

Hier war es, wo ich sie im Kloster traf. Sie mochte wohl fühlen, daß nur durch Don Philippin ihre verlorene Ehre wieder gewonnen werden könne, zweifelte vielleicht selbst, daß er durch Blut die seine wieder rein waschen würde, und nicht glaubend, daß ich auf das Liebespfand so viel Werth legen und des Herzogs Ausspruch kennen würde, zeigte sie hier ein so unweibliches Benehmen im Sprachzimmer. Seit der Zeit war sie Don Philippin auf seinen Hin- und Herzügen von einer Villa zur andern, von einem Schlosse zum andern in männlicher Kleidung gefolgt und hatte ihn endlich zum Kampf bei Quirien vermocht. Mir die Antwort selbst zu bringen, diese Verbindlichkeit hatte sie durch den Ueberfall, doch gewiß nicht so, wie sie es wünschte, gelöst.

Von mir, so wie von der Welt war diese Begebenheit längst vergessen, ich dachte nicht mehr an Josepha, nicht mehr an Don Philippin und die Feldbinde und zog frohen Muthes zum Empfange der Königin nach Lyon. Schon war ich mehrere Wochen, ehe die Königin dort eintraf, in dieser Stadt, hatte schon manche Intrigue angeknüpft, manche schon wieder aufgelöst, als, einige Tage nach dem Einzuge der Königin, ein Knabe ein Billet in meiner Wohnung abgiebt, worin mich eine Dame, die von meinen Verhältnissen, und selbst von meinem Thun und Treiben in Lyon gut unterrichtet seyn mußte, mit wenigen zweideutigen Worten einladet, bei einem wohlbezeichneten, kleinen Landhause auf der andern Seite der Rhone, mich heute Abend einzustellen. Eure Bemühung wird Euch nicht reuen, Marquis, so schloß der Brief, kommt ja um die zehnte Stunde. Dies Abentheuer lockte mich, hauptsächlich des Schleiers wegen, in den es gehüllt war. Ist die Dame häßlich, so dachte ich, was hindert Dich, das Abentheuer schnell abzubrechen? — Ist sie schön, desto besser — ist es ein Scherz? — den wagt so leicht Keiner mit mir. — Ich beschloß also, den Abend, jedoch mit sattsamer Beglei-

tung, hinzugehen, und, auf das Bitten meines Kammerdieners, legte ich auch noch einen leichten Brustharnisch unter meinem Mantel an. Zur bestimmten Zeit schickte ich meine Leute voraus, die mich jenseits der Barriere erwarten sollten, ich selbst folgte in einer Karosse, da die, am Tage der Moletten in Savoyen erhaltene Wunde erst kürzlich aufgebrochen war. Kaum ausgestiegen, fand ich den Knaben schon, der sich mir zum Begleiter anbot, jedoch bat, daß mein Gefolge zurück bleiben möge, da es sonst in der Nachbarschaft Aufsehen erregen würde. Ich ließ meinen Wagen halten, gab meinem Stallmeister die nöthigen Befehle, mir mit den Dienern in einiger Entfernung zu folgen, da mir das scheue, ängstliche Wesen des Knaben auffiel, und schritt mit diesem dem Hause zu.

Kind, fragte ich ihn, wo erwartet man mich?

In jenem Hause dort, wo das Licht in den zwei Fenstern schimmert.

Geh' zu der, die Dich zu mir sandte, und sag' ihr, befahl ich dem Kleinen, Liebe müsse der Liebe entgegen kommen. Ich erwarte die schöne Unbekannte an dieser Gartenthür, die

hier offen steht. Der Knabe ging, und ich gab indessen meinem Stallmeister noch einige, mir nöthig dünkende Befehle

Der Knabe kehrte zurück. Die schöne Dame befahl mir, Euch zu fragen, begann er stammelnd, seit wann der Marquis von Créqui so muthlos geworden sei, daß er sich nicht einmal mehr in ein Haus wage? Seit wann die Damen ihren Rittern entgegen kommen müßten? — Sag' ihm, dazu sei ich zu stolz — ich erwarte ihn auf meinem Zimmer!

Da ich alle nöthigen Vorkehrungen auch auf den schlimmsten Fall getroffen zu haben glaubte, so würde ich es selbst für Mangel an Muth gehalten haben, wenn ich das Abentheuer nicht bestanden hätte. Ich folgte dem Knaben, und als er die Thür eines nur schwach erleuchteten Zimmers öffnete, stürzte mir, mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie mich umfangen, eine Dame entgegen, und ich fühlte einen Dolchstoß an meinem Panzer abgleiten. Ich entriß der Ringenden den Dolch, die um Hülfe schrie: sogleich traten aus den Seitenthüren sechs riesenhafte Kerle mit gezückten Dolchen in's Zimmer und drangen auf mich ein. — Ich zog mein Schwert, riß das Fen-

Marie gehorchte bebend, dann ſetzte er ſich auf die Raſenbank, klimperte von Neuem auf ſeiner Zither, ſummte ein romaniſches Liedchen und erwartete ſo die ungebetenen Gäſte.

„Bald hörte er auch Tritte und das Klirren von Sporen und vernahm eine Stimme, die in ehrerbietigem Tone ſagte — „Hinter dem Vorſprunge des Felſens, dort bei dem Waſſerfall liegt die Hütte, gnädiger Herr.“

„Alſo mir gilt der Beſuch“ ſprach der Alte, faßte nach dem, unter ſeinem zerriſſenen, grobtuchenen Kittel verborgenen Dolche, zog ihn aus der Scheide, als ob er verſuchen wolle, ob er nicht eingeroſtet ſei, ſteckte ihn ſchnell wieder ein und begann von Neuem ſein Lied.

Jetzt kamen die Tritte näher, er lugte nach der Felsſpitze und die Zither wäre bald ſeiner Hand entfallen, als er die zwei ſtattlichen Männer um den Vorſprung des Felſens hervortreten ſah; doch bald faßte er ſich, ſtand auf und ging ihnen entgegen.

„Grüß Euch Gott, Ihr Herren!“ ſagte er, ſich ehrerbietig neigend „Was führt Euch hierher zu meiner einſamen Hütte, die ſo ſelten ein fremder Fuß betritt?“

„Dank Dir, Alter!“ ſagte der Eine, ein ehrwürdiger Greis, während der Andere, ein ſchöner Mann im reifen Mannesalter den Hüttenbewohner mit ſtechendem Blick anſchaute „Mich trieb die Neugier, auch dieſen verborgenen Winkel der rhätiſchen Alpen, die ich die Kreuz und Quer durchzogen habe, zu ſehn; aber wahrlich, ſolch ein einſames, romantiſches Plätzchen fand ich nirgends. Wie lange wohnt Ihr hier?“

ſter auf, Herbei, Bernard! rufend, aber der Treue hatte das Haus ſchon umſtellt, und kaum hatte ich den einen der Mörder niedergehauen, als auch ſchon meine Leute eindrangen, und die Banditen, die Dolche wegwerfend, um Gnade baten.

Führt ſie hinweg! befahl ich. Und Ihr, ſchöne Dame, folgt mir! ſagte ich zu der dicht Verſchleierten. Setzt ſie in meinen Wagen, bringt ſie nach meiner Wohnung und bewacht ſie dort gut! — Ich ſetzte mich auf das Pferd meines Stallmeiſters und begleitete die Banditen zur Wohnung des Polizei-Lieutenants, den ich von dem Attentat benachrichtigte und ihn bat, die Sache in der Stille abzumachen, damit der unangenehme Vorfall die Freuden der Feſtlichkeit nicht ſtöre. Der Polizei-Lieutenant erfüllte meinen Wunſch um ſo mehr, da nach dem erſten Verhör die Gefangenen ausſagten, daß die Dame ſowohl, als ſie, ſich dem Gefolge der neuen Königin angeſchloſſen und ſo Lyon erreicht hätten. Die Böſewichter rudern jetzt auf den Galeeren zu Toulon.

Und die Dame? fragte der König mit Haſt.

War Joſepha, wie Ihr ſchon werdet ver-

muthet haben, Sire! — Ernſt und in ſich gekehrt, doch nicht gebeugt, traf ich ſie in meiner Wohnung. Willkommen kann ich Euch nicht entgegen rufen, Signora! redete ich ſie an — jedoch fürchtet nicht, daß ich mich rächen werde, die Rache überlaſſ' ich dem Himmel. — Aber ſagt mir, was ich für Euch thun kann, was Ihr wünſchet? —

Den Tod! antwortete ſie mit dumpfer Stimme, und mir iſt es jetzt noch, als hört' ich dieſen furchtbaren Ton.

Erwartet ihn von Gott, nicht von mir! erwiderte ich. — Doch ſagt mir, wohin ich Euch geleiten laſſen ſoll?

Die Welt iſt für mich überall ein Grab — Stoßt mich hinaus, und wo ich auch hintrete, öffnet es ſich mir!

Wollt Ihr zu Eurem Vater zurück?

Nein! — An die Schwelle meines Vaterhauſes hat der alte Mann einen furchtbaren Fluch, als Wächter, hingeſtellt, der läßt mich nicht ein.

Habt Ihr keine Freundin, keinen Verwandten?

Ich habe keinen Menſchen auf der Welt, den

den ich mein nennen kann, keinen, der ſich mein nennen will.

Unglücklich! rief ich unwillkührlich aus.

Da habt Ihr Recht, Marquis von Créqui, unglücklich bin ich! ſagte ſie und der Ton ihrer Stimme war mit dieſen Worten weicher geworden. Ich bin eine Verſtoßene, die nicht Vater, nicht Mutter, keinen Freund, keinen Bruder, die keinen Gott mehr hat, auf deſſen Barmherzigkeit ſie vertrauen könnte; wohin ich mich wende, bin ich heimathlos, nirgends hab' ich Obdach. — Mir blieb nur Eines, mit dem ich wuchern, und mir ein elendes Leben erhalten könnte, und dies Eine — Sie ſchüttelte bei dieſen Worten die herabgefallenen Locken aus ihrer ſchönen Stirn, trat vor den Spiegel, und indem ſie hinein ſchaute, lächelte ſie bitter.

Als Ihr an meinem Tiſchchen neben mir ſaßet, begann ſie, nachdem ſie ſich lange betrachtet hatte, da ſchwebte ein Himmel um mich, ich klopfte an ſeine Pforte und Ihr tratet hervor und öffnetet ſie mir; Ihr waret der Engel meiner Maientage, und ich glaube, an Eurer Hand wäre ich ein gutes Weib geworden. — Jetzt — in mein Paradies ſchlich ſich eine Schlange, reichte mir vom Baume

der Erkenntniß den Apfel, ich nahm ihn und sog mit seinem Genuß das Gift in mich ein, es brannte in meinem Innern, es loderte in Flammen auf, und immer mehr und mehr wallte mein Blut, und mein Verderben war gewiß. — Marquis! sprach sie jetzt leise, hätte mir mein Vater damals das kochende Blut abzapfen lassen, hätte er es rinnen lassen bis auf den letzten Tropfen, so wäre mir jetzt wohl, auch ich wär' ein Engel, der die Himmelspforte öffnen könnte. — Jetzt bin ich zu ewigen Flammen verdammt. —

Mitleid ergriff mich; ich sah wohl, daß sie zuweilen irre sprach, doch waren dies nur kurze Momente. Ich sann nach, was zu thun sei. Helfen mußte ich, wenn ich konnte. Signora, sagte ich, Ihr müßt irgend einen Entschluß fassen! — Seid Ihr heimathlos, habt Ihr keinen Menschen, der sich Eurer erbarmt, so will ich es seyn. — In Auvergne liegt auf einsamem Felsen ein Schloß, das mir gehört, dahin zieht; Speise, Trank, Kleidung soll Euch werden, mich — sollt Ihr dort nicht sehen.

Sie schaute mich verwundert an. — An Euch soll ich einen Freund finden? sprach sie, zweifelnd den Kopf schüttelnd. Durch Euch soll

ich wieder Vertrauen zu Menſchen, zu mir, zu Gott finden, Créqui! rief ſie und ſank laut weinend an meine Bruſt. Es iſt das Furchtbarſte im Leben, wenn der Menſch ſich ſelbſt verachten muß, es führt zu Verzweiflung! — Und ſo ſtehe ich vor Euch! — Doch walte Gott gnädig über mir — und laßt mich noch heute nach Auvergne ziehen! —

Ich erfüllte ihre Bitte. Seit mehreren Jahren wohnt ſie auf dem einſamen Schloſſe, die Priorin des nahgelegenen Kloſters berichtet mir von Zeit zu Zeit von ihr, wenn auch nichts Tröſtendes, doch mancherlei Gutes. — Sie iſt fromm und ſtill, aber oft zeigt ſich Abweſenheit ihres Geiſtes — ich glaube, es wäre ihr wohl, wenn ſie in der kleinen Schloßkapelle ihr Ruhebett bereitet fände.

Harnibieu! fuhr Crillon auf und umarmte Créqui, das war brav von Dir, Kamerad! Einen Becher auf Dein Wohl und einen, ſetzte er hinzu und füllte ihn nochmals, auf das Wohl der Büßenden. — Möge Gott ihr gnädig ſeyn und ſie bald zu ſich rufen! — Alle tranken, auch der König reichte Créqui die Hand, der, ſie küſſend, ſagte: Sire, drückt mich mit Eurer Güte nicht ganz zu Boden! Ich habe zu

viel Gutes von mir gesprochen, und hätte heute wohl eher in den weiten Seckel greifen sollen, worin ich die Millionen begangener Thorheiten verberge, als das wenige Gute aus dem kleinen Reliquienkästchen hervor zu suchen. Verzeiht und rechnet mir es nicht als Eitelkeit an! — Der König, Crillon und die andern beruhigten ihn bald, und nach manchem Scherz und manchem geleerten Becher rief der König Pimentel zu, daß er anfangen solle, da die Reihe an ihm sei, doch diesmal verlange er eine heitere Erzählung.

Sorgt nicht! meinte d'Aubigny, die Würfel werden rollen, aber gewiß wird kein Blut fließen.

Pimentel nahm seinen Platz ein. — Mein Kind, Sire, will ich die Taufe taufen, und bitte somit alle Anwesenden zu Gevatter. Also

Die Taufe.

Vor ohngefähr 20 Jahren, es war in einem der Sommermonate, kam ich, in geheimen Aufträgen des spanischen Hofes nach Venedig. —

Seid Ihr vielleicht auch jetzt in gleichem Auftrage hier? fragte d'Aubigny.

Herr d'Aubigny, erwiderte der Portugiese mit mehr Fassung, als man ihm zugetraut hätte, ich bitte, unterbrecht mich nicht! Sammelt Eure bittern Bemerkungen, bis ich geendet habe, dann setzt sie auf einen Wurf, und ich halte sie. Gewinne ich, werf' ich sie, wohin sie gehören, verliere ich, bezahl' ich Euch mit gleicher Münze.

Da hast Du's, sagte schnell der König, da eben d'Aubigny losbrechen wollte. Du siehst, daß Du nicht allein das Recht hast, bitter zu seyn, selbst Pimentel, der nach Ambra und Jonquillen duftet, wie die Handschuh meiner Gemahlin, kann seine Süßigkeit ablegen und bitter werden. Nun fahrt nur fort, Pimentel, und laßt Euch nicht durch d'Aubigny stören, es ist seine Natur, daß das Gift bei ihm hervorsprudeln muß, er müßte sonst zerplatzen.

Vor 20 Jahren also war ich in Venedig, wo man, wie Ihr wißt, Sire, sehr hohes Spiel spielt, hob Pimentel noch einmal an, ich versuchte mein Glück in den öffentlichen Spielgesellschaften, verlor und gewann, kurz Fortuna war dort für mich eine launige Dame,

und wollte gar nicht bei mir ausharren. Ich versucht' es auf mancherlei Weise, diese wahrhaft Einzige, die nie, selbst im höchsten Alter, ihre Reize und ihre Liebenswürdigkeit verliert, an mich zu fesseln, aber vergebens, sie war, sie blieb flatterhaft und verließ mich im Spiel, wenn sie mich auch in meinen übrigen Geschäften begünstigte.

Venedig ist für Manchen eine gefährliche Stadt; die Signoria spaßt nicht, und bei allen Vergnügungen, denen sich ihre Bewohner hingeben, wird doch die Lebensweise eines Jeden sehr streng beobachtet; daher ist es auch einem Fremden, dessen Schritte und jede seiner Handlungen streng beobachtet werden, schwer, Zutritt in Familien zu finden. Mir, als einem Portugiesen, ward es leichter, da man, und wohl mit Recht, in dem Glauben stand, daß jeder Portugiese Spanien hasse, und man Spanien dort am meisten fürchtet; aber dennoch konnte mich die allgemeine Wuth der Venetianer, zu spielen, nur in einzelne Häuser des Adels einführen, deren Besitzer mit den Herren der Signoria in genauer Verbindung standen. Hier war mir das Glück günstiger, ich gewann viel Geld, und es fing mir an, in

dieſer Stadt ganz wohl zu behagen. Auch außer der Fortuna lernt' ich manche Göttin kennen, der ich gern gehuldigt hätte, aber, weiß der Himmel, das Sprichwort muß wahr ſeyn: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe, Unglück in der Liebe, Glück im Spiel! denn ich muß geſtehen, daß es mich bei den Damen nie ſehr begünſtigt hat. So, zum Beiſpiel, lernte ich bei einem Nobile zwei Schweſtern kennen, die ich nicht beſſer, als mit zwei an einem Stengel gewachſenen Roſen vergleichen könnte, die zuſammen keimten, knospeten und ſich entfalteten, denn ſie waren Zwillingsſchweſtern, ohngefähr 18 Jahr alt und Beide ſich zum Sprechen ähnlich, ſo daß man ſie ſchwer unterſcheiden konnte, wenn nicht der Mund der Einen etwas gröſſer geweſen wäre, ſie aber zur Entſchädigung dafür ein paar Augen erhalten hätte, welche, wenn man die ihrer Schweſter mit Sternen verglich, nur mit zwei alles überſtrahlenden Sonnen verglichen werden konnten. Sie waren arm, blutarm, und wenn mancher junge Nobile deshalb tief betrübt war, freute ich mich, denn meine Zechinen konnten die Führer zu dieſem Paradieſe werden. Sie lebten eingezogen und ſtill bei einer alten Verwandten, und würden viel-

leicht in ihrer kleinen Wohnung am Canal der Guidecca ganz unbemerkt verblüht seyn, wenn nicht Signor Pandolfo, ein weitläuftiger Verwandter ihrer Mutter, ein großer Kunstkenner und Liebhaber des idealen Schönen, sie in seinem Pallast in die Welt eingeführt und mit ihnen so geprahlt hätte, als er es nur immer mit seinen schönsten Gemälden hätte thun können.

In seinem Hause lernte ich die Mädchen kennen und mein Herz schwankte zwischen Beiden hin und her, wie der Perpendikel einer Wanduhr hin und her schaukelt, ich wußte nicht, sollte ich Laura's kleinem Munde, sollte ich Leonorens flammenden Augen den Vorzug geben. Arme Jungfrauen sind gemeiniglich auch Verlassene, und so hatten die Schwestern, wenn ich spielte, Muße, hinter mir, oder auch mir gegenüber zu stehen und dem Spiele zuzusehen, wo sie mir dann immer als meine Glücksgöttinnen erschienen, die sie auch waren, denn selten verlor ich, wenn sie sich in meiner Nähe befanden. Hier hatte ich denn Gelegenheit, zu bemerken, wie Leonorens flammendes Auge meiner Hand folgee, wenn ich die blanken Zechinen einstrich, und Laura's kleiner Mund

„Schon mehrere Jahre, Herr!“ erwiederte er.

„Und was triebt Ihr früher, ehe Ihr Euch in diese Felsen verschließt!“ fragte der Andere.

„Ich trieb das Geschäft aller Menschen, ich war Diener eines Herrn.“ sagte er mit sarkastischem Lächeln „Jeder ist Diener des Andern auf dieser sonderbaren Welt und der Fürst ist oft mehr Sclav', als der Troßbube, der seine Rosse sattelt.“

„Ihr sebt, gnädiger Herr,“ sagte der so eben gefragt hatte „der Einsiedler von Furnatsch ist ein Witzbold; aber sag' mir Alter, wer war Dein Herr!“

„Er ist todt, laßt ihn ruhen“ erwiederte er mit Bitterkeit.

„Seinen Namen verlange ich zu wissen!“ wiederholte jener mit gebietendem Tone.

„Georg Jenatsch, wollte ich ihn Euch nennen, Ihr würdet Euch seiner nicht sehr e-freuen —“ sagte der Alte.

„Du kennst mich — und wagst mir dies zu sagen!“ rief der Obrist drohend.

„Keine Uebereilung, Obrist“ warnte der Andere.

„Sebt Ihr — edler Herzog von Rohan,“ nahm der Hüttenbewohner das Wort „das ist die gerühmte Freiheit, um die so viel Blut in unsern Bergen floß; man soll nicht einmal die Zunge binden können, wenn man nicht reden will; das ist die Freiheit, daß man statt eines Fürsten hundert Tyrannen hat, die nach dem eitlen Recht der Geburt, oder der errungenen Macht über uns schalten wollen, wie es ihnen gut dünkt; das ist die Gerühm-

sich lüstern spitzte, wenn ich einen Haufen Gold auf die grüne Tafel warf. Ich glaubte und hatte auch wohl Recht, daß für die Schwestern ein Haufen Zechinen bedeutenden Werth habe.

Außer dem Spiele, wenn ich mich ihnen nahte und mit ihnen sprechen wollte, schien ich weniger Werth in ihren Augen zu haben, sie brachen oft das Gespräch ab und ich bemerkte bald, daß zwei junge Männer sie mehr fesselten, als ich. Aber wie ich im Spiel, wenn ich noch eine Zechine in der Tasche habe, nie die Hoffnung verliere, so auch hier; ich ließ mich nicht durch ihr kaltes Benehmen abschrecken, und suchte nur Gelegenheit, in ihr Haus eingeführt zu werden. Diese zu finden ward mir nicht schwer; der Nobile, entweder meine Absicht nicht durchschauend, oder sie zu gut in's Auge fassend, führte mich selbst ein, und die Bekanntschaft der alten Dame, die nie das Haus des stolzen Verwandten betreten durfte, da er die Signoritta's als eine Zierde, die Alte aber als eine Verunstaltung seines, nur aus schönen Formen bestehenden Kreises betrachtete, sagte mir gar bald, daß hier meine Hoffnungen blühen könnten. Ihre ewigen Klagen, wenn wir allein waren, der Jammer um den hinge-

schwundenen Glanz ihres Hauses, der mit drei wohlbeladenen Schiffen, an den Klippen von Hydra, in dem Meere begraben lag, die wenigen Hoffnungen, welche ihr die anvertrauten Mädchen gaben, durch eine glänzende Verheirathung, wenigstens der Einen, aus dem Elend hervor zu tauchen, überhaupt ihre Gier nach Gold, die bei alle denen um so stärker seyn muß, welche nicht von Jugend auf an Entbehren gewöhnt sind, alles dies sagte mir, daß meine Zechinen hier leicht meine braune Gesichtsfarbe, selbst meine lange Nase decken würden. Auch schienen mir die Signoritta's in Gegenwart der alten Venetianerin weit zuthunlicher zu seyn und sich viel mehr mit mir zu unterhalten, als in den großen Sälen des Nobile, wo mancher junge schöne Mann mich in den Hintergrund stellte. Als nun in dieser Zeit kleine Geschenke von unbekannten Gebern ihnen zukamen, denn man hüte sich, mit großen zu beginnen und mit kleinen aufzuhören, als sie aus manchem meiner Worte vermuthen konnten, daß ich der Geber sei, und die Geschenke von Tage zu Tage sich häuften, da war ich ein lieber, freundlicher Mann, mit dem man seine Zeit recht gut verplaudern konnte. Aber sobald

ich in dem, mit Gemälden der ersten Meister venetianischer Schule geschmückten Saale des Nobile mich ihnen nahte, wurden sie verlegen, denn sie fürchteten, ich würde auch in den traulichen Ton verfallen, an den ich mich in dem kleinen Hause an dem Kanal der Guidecca gewöhnt hatte; aber sie irrten sich in mir, ich wollte ihre Gunst erlangen, aber nicht mit ihr vor der Welt prahlen.

Ich war nun fast täglich in ihrer Wohnung, wo mit mir der Ueberfluß eingekehrt war, denn was ich that und gab, that und gab ich jetzt ohne Scheu selbst. — Die Alte saß, glücklich sich wähnend, hinter ihrer Flasche Cyperwein und der Schüssel mit den seltensten Fischen, die das adriatische Meer lieferte, einiges Silbergeräth kam nach und nach wieder in Gebrauch, und mit ihm wenigstens ein schwacher Glanz aus vergangener, schöner Zeit. Die Mädchen waren glücklich, wenn sie vor ihrem Spiegel standen und sich in ihren dunkelrothen, prachtvollen Sammetkleidern besahen, und ich muß gestehen, sie kleideten sie auch herrlich und hoben die Wundergestalten der Mädchen noch mehr. Noch heute reuen mich die Zechinen nicht, die ich dafür verschleudert habe.

So verging mir die Zeit ganz gut. — Der Gesandte war mit mir zufrieden, die Alte war zufrieden, auch schienen es die Signoritta's, ja selbst die Herren, denen ich das Geld abgenommen, waren es, wenn ich nur wieder mit gefülltem Seckel kam. Aber so ganz war ich es mit mir selbst nicht. Der Gesandte überhäufte mich mit Lobsprüchen und versprach, meine Thätigkeit dem Könige zu rühmen, gab mir aber kaum die gemachten Auslagen zurück; die Alte theilte willig mit mir ihren Cyperwein und ihren in Oel gesottenen Fisch, aber bei dieser Theilung gewann ich nichts, denn das Ganze hatte ich gegeben. Die Mädchen dankten, liebkosten mich mit Worten, reichten mir die lieblichen Hände zum Kuß, und nur eine schwere goldene Kette setzte mich für einen flüchtig dahin schwindenden Augenblick in Besitz von Laura's schöngeformten Korallenlippen, da Leonore sich weigerte, für gleichen Preis ihren wahrlich wenig schönen Mund zum Kusse zu bieten. So lebt' ich bei schmaler Kost sehr theuer und sah wohl, daß die Fischlein nur mit dem Wurme spielen, sich aber nicht an der Angel fangen lassen wollten.

Der Klügste kann, besonders in der Liebe, sich zuweilen betrügen lassen, aber der Betrug

dauert nicht lange, und als einst die Signoritta's von dem guten, lieben Mann die eine einen Demantring, die andre eine Schnur Perlen verlangten, fragte der liebe Mann, was ihm dafür geboten würde, und Leonore, die meist das Wort führte, meinte: in dem eigenen Hause würde in Venedig kein Nobile einen Handel abschließen. Aber wenn der Mond gerade über dem geflügelten Löwen von St. Marcus steht, und der Zufall uns dort zusammenführen sollte, da fragt wieder an. Sie verließen mich und fuhren in der bereit stehenden Gondel zum Nobile.

Diese Antwort brachte mich in Wuth. Ich ging mit dem Vorsatz nach Hause, meinen Cyperwein künftig allein zu trinken, und lieber die erste beste Bettlerin zu kleiden, als diese undankbaren Mädchen, die mich nur als einen Schwamm betrachteten, den sie nach Belieben auspressen könnten, und mich überdies noch durch ihre mysteriösen Antworten zum Besten hielten. So beschloß ich, mich weiter nicht um sie zu kümmern. Ich gestehe, daß ich besonders beim Spiel etwas abergläubig bin, an dem Tage, an welchem mir etwas Unangenehmes begegnet ist, wag' ich nichts, spiele nicht

hoch, lege alle Pretiosen ab, aus Furcht, daß mir ein Unfall begegnen könne und bin an diesem Tage besonders vorsichtig. Auch jenen Tag hielt ich für einen unglücklichen, und so, nur wenig Geld in der Tasche, nichts an Werth bei mir tragend, bestieg ich die Gondel und fuhr zu dem Nobile zum Spiel. Dort fand ich meine Schönen in vollem Glanze, wie Mücken um die brennende Kerze summten die jungen Stutzer um die wunderschönen Mädchen, und ich hielt sie doch des Versuches mit dem Ringe und der Perlenschnur noch werth. Ich warf zuweilen verstohlene Blicke auf sie, die auch öfters erwidert wurden, und selbst mein Aberglaube betrog mich heute, ich gewann, zwar nicht viel, gewann aber doch, und so wurde ich irre, ob auch wirklich der Tag ein unglücklicher sei, und ob die Schwestern, die jetzt plötzlich aus dem Saale verschwunden waren, mich getäuscht hatten oder nicht.

Da legt' ich einige Zechinen zurück, setzte all' mein Geld, und auch das gewonnene auf einen Wurf und verlor, schlich mich aus der Gesellschaft, bestieg meine Gondel und, so thörigt ist der Mensch, befahl dem Gondolier, mich nach dem St. Marcus-Platz zu fahren.

Es war noch zu früh, noch ſtand der Mond nicht über den geflügelten Löwen, und da der Palaſt des ſpaniſchen Geſandten in der Nähe war, fuhr ich hin, ließ den Gondolier halten und ging zu dem Geſandten.

Ich fand ihn zwar zu Hauſe, aber ſehr beſchäftigt, da mehrere Couriere an dieſem Tage von Mailand angekommen waren, ſo daß er mich nicht ſprechen konnte, erhielt aber eine alte Handſchrift, nach der ich ſchon lange vergebens geſucht, die ein Freund aufgefunden und meine Wohnung nicht kennend, in dem Palaſte des Geſandten abgegeben hatte. Ich nahm ſie mit und da meine Taſche zu klein war, ſteckte ich ſie in mein Oberkleid. So fuhr ich nach dem Platze zurück, ſtieg aus und wanderte umher — der Mond hob ſich eben über den geflügelten Löwen — ging dem Ufer entlang, beſah jede dort liegende Gondel genau und fand nichts, was mir hätte Hoffnung geben können. Plötzlich rauſcht es hinter mir, zwei dicht verſchleierte weibliche Geſtalten, die mir freundlich zunickten, und in denen ich die Geſtalten Leonoren's und Laura's nicht verkennen konnte, gingen an mir vorüber. Ich folgte ihnen, ſie ſtiegen in eine Gondel, ich trat mit

ihnen zugleich ein, die Gondel stieß ab und glitt in einen Canal, der in das Innere der Stadt führte.

Ihr habt Wort gehalten, raunte ich den Signoritta's zu, es soll Euch vergolten werden, nehmt nur die verwünschten Sammtmasken ab! — Aber sie schüttelten mit dem Kopf, wiesen auf den Gondolier und ich konnte sie nicht zum Sprechen, wohl aber zum Singen bringen, denn auf mein Verlangen stimmten sie sogleich ein Liedchen an, das sie zu meinem Verdrusse oft zu Hause trällerten; dies gab mir die Gewißheit, daß sie es wären, und als wir ausstiegen, ich ihren Wuchs, vom Mondlicht sattsam beleuchtet, genau betrachten konnte, war ich keinen Augenblick mehr im Zweifel, das flammende Auge, der liebliche, kleine Mund hatten mich zum Abentheuer hierher beschieden, und ich folgte ihnen getrost.

Sie schritten schweigend voran, ich blieb ihnen durch alle die kleinen Gäßchen, welche sie der Kreuz und Quere durchzogen, dicht auf den Fersen, bis sie an einer offenen Pforte still standen. Hier herein! raunte mir die Eine zu und reichte mir ihre weiche Hand, die ich sogleich, trotz des Handschuhs, für Laura's Hand

erkannte

erkannte, während die Andere voranſchritt, und Jene noch immer meine Hand gefaßt hielt. Ich folgte nur zu willig und tappte durch einen finſtern Gang immer hinter ihr drein. Plötzlich entſchlüpfte mir die Hand, ich griff raſch zu, ſie wieder zu erfaſſen, aber fort war ſie, noch aus der Ferne hört' ich ihr ſchallendes Gelächter, und ich Thor blieb in der Finſterniß einer Rabennacht, mit meiner alten Handſchrift allein ſtehen. Nach kurzem Ueberlegen, was zu thun ſei, hielt ich für's Beſte, den Weg, den ich gekommen war, wieder zurück zu gehen, und ohne eine weiche, mich geleitende Hand tappte ich fort. Bald erreichte ich auch die Pforte, aber zu meinem Schreck fand ich ſie verſchloſſen. Ich kehrte um, tappte wieder vorwärts, bemerkte nun, daß der Gang ſich krümme, und mir war es, als ob ich ewig in einem Kreiſe umher ging, bis mir endlich der Schein einer Fackel Hoffnung gab, aus dieſem Labyrinthe errettet zu werden.

Die Fackel kam näher und die Hoffnung erſchien mir in einigen grellen, fatalen Geſichtern von vier in Lumpen gekleideten Männern, die trotzig auf mich zutraten. Spanier! redete mich der eine, etwas beſſer Gekleidete an, wäh-

rend die Andern mich in ihre Mitte nahmen. Was machst Du hier? — Was suchst Du hier? — Ich, meinen Tod gewiß vor Augen, stammelte einige nichtssagende Worte, doch ehe ich sie beendet hatte, befahl der, welcher wohl der Anführer der saubern Gesellen seyn mochte, mich zu packen, zu knebeln und zu binden, und so rasch, als wenn ein Knabe eine Weidenruthe zu einem Sprenkel biegt, waren sie damit fertig, und ich lag, wie ein Knaul zusammengebunden, auf dem Boden.

Bassompierre und Roquelaure lachten bei dieser Schilderung hell auf, auch die Andern konnten es nicht unterdrücken. Lacht nur, Ihr Herren, aber Ihr würdet, in gleichem Falle, eben so schnell expedirt worden seyn, als ich, denn ehe ich noch wußte, was die Leute wollten, hatten sie mir schon meinen spanischen Degen aus der Hand gewunden, und mit dem Dolche konnte ich mir die vier baumstarken Kerle doch nicht abwehren?

Darüber lach' ich auch nicht, sagte der Herzog von Roquelaure, das könnte jedem von uns begegnet seyn; aber wie ein alter Fuchs so thörigt in die Falle gehen konnte, ist mir unbegreiflich!

te, daß man nur das aussprechen darf, was die Machthaber erlauben —"

„Alter, Du gefällst mir" sagte der Herzog jetzt „Wer in Lumpen gehüllt, nichts auf der Welt besitzt, als diese Hütte —"

„Ihr irrt! —" fiel ihm der Alte in die Rede „Auch die Erinnerung ist mir geblieben —"

„Auch mir!" sagte Obrist Jenatsch „Ich habe Dich schon irgendwo gesehen. —"

„Auf Schloß Rietberg!" sagte der Alte mit furchtbarer Stimme und schaute wie ein Rachegeist auf Jenatsch, der mit der Hand nach dem Schwerte fuhr „Elender!" rief er.

„Vergeßt Euch nicht, Obrist Jenatsch, und bedenkt, daß ein wehrloser Greis vor Euch steht," sagte der Herzog von Rohan mit Würde „vergeßt nicht, daß ich hier bin und bedenkt" — Da ward die Thüre der Hütte aufgerissen, Marie stürzte heraus und sank vor dem Herzoge nieder „Erbarmt Euch des alten unglücklichen Mannes!" bat sie „Nehmt ihn in Schutz, gnädiger Herr!"

„Steh auf, mein Kind!" sprach der Herzog, während Obrist Jenatsch aufmerksam das Mädchen betrachtete, „Deinem Vater wird kein Leids geschehen. — Kommt Obrist, laßt uns zurückkehren."

„Wer bist Du, Mädchen!" fragte dieser die immer noch Knieende, während der Alte ihr ein Zeichen gab, daß sie schweigen sollte.

„Ich bin Marie Imeldi, die Tochter einer armen Wittwe in Scamf" erwiederte sie, das Zeichen des Alten nicht bemerkend. Der Obrist immer noch das Auge auf

Herr Herzog! erwiderte der Portugieſe, habt Ihr im Liebesrauſch nicht ſchon Thörigteres begangen, als, gleich einem Auerhahn, einem Paar Frauengeſtalten nachzurennen? — Doch laßt mich nun weiter erzählen, ich bin ſo erhitzt, daß ich mich nach einer Abkühlung ſehne. — Ich lag alſo zu Boden, fühlte, wie Einer, unter dem Scheine, mich noch feſter zu knebeln, mir nach den Taſchen fuhr, doch plötzlich donnerte der Anführer: Schurke, wag' es zu ſtehlen, und ich laſſe Dir einen Stein an den Hals binden und Dich in den Canal werfen! — Die Taſchen leeren iſt unſrer Herren Sache! — Gerechter Gott, betete ich im Stillen, denn der Mund war mir verſtopft, bewahre mich vor den Herren ſolcher Diener!

Jetzt packten ſie mich und trugen mich fort. Wahrhaftig, ſagte der Eine, der Kerl iſt ſo leicht, als hätte er ſchon zehn Jahre unter den Bleidächern geſeſſen, ich trage den Wicht allein! — Er nahm mich auf, warf mich über ſeine Schulter und trug mich, von den Andern begleitet, nach dem Canal, wo eine Gondel ſchon bereit ſtand.. Da nimm ihn, ſagte der Anführer zu dem Gondolier, mach' mit ihm, wie Du es verantworten kannſt! Sie warfen mich,

wie ein Bündel Holz, so unsanft in die Gondel, daß mir Hören und Sehen verging, entfernten sich, und nur der Gondolier und sein Gehilfe blieben bei mir.

Ehe die Gondel abstieß, hörte ich noch ein eben nicht tröstliches Gespräch. — Also wieder Futter für die Fische! sagte der Gehilfe zu seinem Herrn. An dem werden sie sich nicht sehr laben können, der ist mager, wie ein Falke bei der Dressur, nichts als Haut und Knochen.

Erinnerst Du Dich, Bartolo, fragte jetzt der Gondolier, was wir für einen Befehl bekamen? — Sollen wir ihn abliefern, oder gleich expediren?

Ich habe nicht darauf geachtet, Herr!

Dummer Teufel, sperr' ein anderes Mal die Ohren besser auf! fuhr Jener fort. Ich dächte, mit dem armen Teufel machten wir kurzen Prozeß, nähmen ihm sein Bischen Geld ab und würfen ihn gleich in's Wasser, dann ist er doch schnell seine Qual los. Die Herren der Signoria haben überdies so viel zu thun und sind nie unzufrieden gewesen, wenn wir solche Lumpen gleich abgefertigt haben. — Komm, Bartolo, wir wollen weiter nach der Seufzerbrücke zu! — Sie stießen ab, der Gondolier

durchſuchte meine Taſchen und fand noch zehn Zechinen darin. Beim heiligen Marcus! rief er freudig aus, der Burſche hat mehr, als ich glaubte. — Wohl bekomm' er uns! — Auf der Reiſe, die ihm bevorſteht, braucht er keinen Zehrpfennig mehr.

Unter ähnlichem Geſpräch fuhren wir noch eine Weile, dann trat der Gondolier zu mir. Burſche, bald ſind wir an der Brücke, da wirſt Du in's Waſſer geworfen, drum bete und beichte noch vorher im Stillen, ich will Dir ſchon im Voraus die Abſolution ertheilen! Es bedurfte dieſer Erinnerung nicht, ich hatte ſchon längſt Gott meine Seele übergeben und im Stillen gebetet, denn ich ſah meinen unvermeidlichen Tod vor Augen.

Jetzt hielt die Gondel an einer Stelle, von der ich wußte, daß ſie als ſehr tief bezeichnet war. Biſt Du fertig? fragte er mich.

Noch nicht! erwiderte ich und hoffte mir noch einen Augenblick das elende Leben zu friſten.

Nun, ſo warte noch einen Augenblick, Bartolo! — Aber mach's kurz, armer Sünder! Doch kaum hatte er eine Minute gewartet, ſo rief er: Nun wirf ihn hinein, Du weißt, ich lege bei ſo Etwas nie ſelbſt Hand an! Bar-

tolo gehorchte, und wie er mich so packt, fallen ihm die schönen, neuen Stricke, mit denen ich gebunden war, in die Augen; er löste erst die, womit sie mich, wie eine Dornenkrone zusammengebunden hatten, dann die von den Beinen. —

Nun, was machst Du so lange? fragte der Gondolier. — Mach' fort.

Herr! es wäre Schade um die schönen Stricke, die wir noch oft gebrauchen können. — Seht nur! — Der Gondolier trat herzu. — Ganz neu, und der Kerl schon krumm zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren kann. — Wollen ihm auch die Stricke von den Armen lösen — so — und nun in's Wasser, und taucht er auf: einen derben Schlag auf den Hirnkasten, und er taucht sicher nicht zum zweiten Male auf! — Bei diesen Worten packte er mich mit derber Faust beim Kragen, und schleuderte mich weithin in den Canal.

Die alte Handschrift, die ich bei mir hatte, rettete mich; sie fiel, während mich Freund Bartolo in's Wasser schleuderte, aus meinem Oberkleid und schwamm dahin. St. Marcus! — Briefschaften! rief der Gondolier erschrocken. Das kann den Hals kosten. — Fort, ihnen

nach! Er warf die Gondel schnell herum, und obgleich Bartolo schrie: Er taucht ja auf, seht, der Spitzbube taucht auf! ruderte er fort, bis er die Handschrift ergriffen hatte, dann wandte er die Gondel vom Neuen und pfeilschnell ging er auf mich zu, der ich, sonst ein guter Schwimmer, an den Händen und Füßen steif, mich nur mit aller Anstrengung über dem Wasser erhalten konnte; schon sah ich das drohende Ruder erhoben, da gewann ich das Ufer und glücklich eine kleine Treppe, die hinauf in die Straße führte. Spring' ihm nach! schrie der Gondolier, als er mich sah, aber man hätte Flügel haben müssen, um mich einzuholen, die Todesangst trieb mich, ich lief nicht, ich sprang über die Straßen, wo jeder mir Begegnende dem triefenden, gespensterähnlichen Flüchtling auswich, und so kam ich athemlos in dem Pallaste des Gesandten an, der mich jetzt vorließ.

Ich erzählte ihm, was mir begegnet war, mit so rührender, von Frost und Kälte bebender Stimme, daß ich gewiß hoffte, sein Mitgefühl erregt zu haben, aber ich irrte. Senor Pimentel! sagte er verweisend, Ihr seid gewiß bei irgend einer Gelegenheit unvorsichtig gewesen und habt die Aufmerksamkeit der Signoria

mehr auf Euch gezogen, als es dienlich war. Euer hohes, glückliches Spiel, Euer Verhältniß mit den Mädchen am Guidecca-Canal ist mir bekannt, wie viel mehr muß es der Signoria seyn, die Tausende von Spionen in ihrem Solde hat. Ueberdieß war es thörigt, sich von unbekannten Frauen in die Falle locken zu lassen. Ihr habt nicht Eures Auftrags würdig gehandelt, und ich rathe Euch, noch in der Nacht Venedig zu verlassen. — Hundert Zechinen stehen Euch zu Euer Reise zu Diensten.

Excellenz, erwiderte ich jetzt, nicht mehr vor Kälte, sondern vor Wuth zitternd. — Ich danke für Euren Zehrpfennig! Tausend fünfhundert Zechinen hab' ich von Euch zu fordern, und Ihr bietet mir hundert. Schutz verlange ich von Euch, versichere Euch aber, daß ich Venedig verlassen werde, sobald ich meine Geschäfte beendet und meine Zahlung von Euch erhalten habe.

Handelt, wie Ihr wollt, Herr Pimentel! sagte trocken der Gesande, und fertigte, mit einer geringen Biegung der Hand nach der Thür, den noch durch und durch von Wasser Triefenden ab.

Ich ging, doch mit etwas bangem Herzen und auf mancherlei Umwegen, nach meiner

Wohnung, ließ ganz in der Stille einpacken, durch meinen Sekretair noch manche kleine Schuld einkassiren, und als die Sonne sich zu senken begann, trat ich durch die abgelegensten Straßen, den Demantring am Finger, die Perlenschnur in der Tasche, den Weg nach der Wohnung der Alten und ihrer Nichten an.

So freundlich, wie immer, trat ich ein, sie empfingen mich zuvorkommender als je, trugen eben der Alten so unbefangen ein Gericht Fische auf, als ob sie gar nicht daran dächten, daß sie mich gestern denselben Fischen vielleicht zum Nachtessen bestimmt hatten. Kein Zug, kein Lächeln, kein ängstlicher Blick verrieth die Gottlosen; Leonore sah nach dem Ring, und Laura fragte schäkernd nach ihrer Perlenschnur, die ich auch alsbald aus meiner Tasche zog und ihr zeigte.

Signoritta's, begann ich jetzt, da wir ferne genug standen, daß die mit Essen beschäftigte Alte gewiß unser Gespräch nicht hören konnte. Ich habe Euch heute einen Vorschlag zu thun. — Ohne den Mondschein beim geflügelten Löwen von St. Marcus abzuwarten, erlaubt, daß ich Euch heute in Eurer Gondel zum Signor Pandolfo begleiten darf, dort werde Euch Ring und

Perlenschnur, und ich überlasse es Eurer Großmuth, mich dort dafür mit einem Kusse zu lohnen. — Wollt Ihr mir keinen Lohn geben, auch gut, so war es die letzte Bitte, die ich an Euch that, das letzte Geschenk, daß Ihr von mir erhieltet. — Leonore besann sich einen Augenblick, doch da sie glaubte, daß sie sich auf ihren alten Gondolier, der im Dienste des Nobile stand und sie täglich fuhr, wohl verlassen könnte und mithin gewiß sei, bei dem Palaste des Nobile ausgesetzt zu werden, willigte sie ein, Laura machte keine Einwendungen, und als die zehnte Stunde kam, wo sie sich bei Signor Pandolfo einzustellen pflegten und es schon dunkel war, stiegen die Mädchen in die Gondel, ich folgte, und der alte Gondolier, der rüstig genug war, allein das kleine Fahrzeug zu lenken, stieß bald ab und ruderte den Kanal hinauf.

Ich hatte den Weg zu oft gemacht, um nicht zu wissen, daß wir vor dem Laden eines Pastetenbäckers, der wegen seiner delikaten kleinen Pasteten in ganz Venedig berühmt war, vorbei fuhren.

War es nicht ein kleiner, dicker Mann und hieß Giacomo? fiel dem Erzähler d'Aubigny in die Rede.

Richtig, der Nämliche! fuhr Jener fort. — Und da ich wußte, daß die Signora's das Back-

werk liebten, auch oftmals schon den Gondolier beim Vorüberfahren hineingeschickt und sich davon hatten holen lassen, ließ ich ihn dort halten, drückte ihm eine halbe Zechine in die Hand und bat ihn, ein halb Dutzend der niedlichen, kleinen Leckerbissen zu holen; da den Mädchen selbst dieser Einfall allerliebst schien, wendeten sie dagegen nichts ein. Der Gondolier ging, ich ergriff indessen das Ruder, und als ich den Alten in den Laden treten und die Thür sich hinter ihm schließen sah, umfaßt' ich die beiden Schönen und warf sie, ehe sie sich's versahen, unter dem Rufe: Taufe für Taufe! in den Canal, sprang heraus, stieß die Gondel ab und eilte meiner Wohnung zu.

Das war nicht edel! meinte Créqui, und es fand eine allgemeine Bewegung statt, selbst der König stieß einige Worte des Unmuths aus, nur d'Aubigny lächelte und schwieg.

Doch Pimentel, der wahrscheinlich darauf gefaßt war, schien von alle dem nichts zu hören und fuhr in seiner Erzählung fort: Bei meiner Wohnung angelangt, schwang ich mich auf das bereitstehende Fahrzeug, eilte davon, hatte bald Venedig im Rücken, und da ich übrigens trotz der Eile, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, erreichte ich das Mailändische glücklich.

Von hier aus bat ich einen Freund in Venedig, den ich mit dem ganzen Vorfalle bekannt machte, mir von dem Schickſale der beiden Mädchen, die mich doch dauerten, Nachricht zu geben, und erſt in Mailand, wohin ich mich begab, bekam ich nach mehreren Wochen die erſehnte Kunde.

Ich hatte den Signora's Unrecht gethan. Ihre Zofe, welche ſchon lange, wie ſo Viele aus der niedern Claſſe, im Solde des Rathes der Zehner ſtand, hatte ſchon längſt den Auftrag gehabt, meine Schritte zu bewachen. Sie mochte an jenem verhängnißvollen Tage gelauſcht und unſere Unterredung vernommen haben, gab es an und man beſchloß, ſich meiner auf dieſe Weiſe zu entledigen, und ſich dann meiner Papiere zu verſichern. Da die Zofe ihren Gebieterinnen an Geſtalt ganz ähnlich war, ſo mußte ſie mit einer andern Dirne die Rolle der Signora's übernehmen, und ſie war es, die mir in dem dunkeln Gange die weiche Hand reichte, und ihr verdankte ich mein eben nicht erquickendes Bad. — Sie hat es auch ſpäterhin theuer bezahlen müſſen.

Und die Signora's? fragte Roquelaure.

Sie wurden aus dem Waſſer gezogen und gerettet, erwiderte Pimentel und obgleich ſie

ſie gerichtet, hob ſie auf und ſagte ihr einige verbindliche Worte, während der Herzog dem Alten ein Geldſtück reichte. Dieſer aber wies es zurück „Mein gnädiger Herr!“ ſagte er unmuthig „Geld nimmt nur der Bettler und der bin ich trotz meines zerlumpten Kittels, Gott ſei gedankt, noch nicht.“

Der Herzog über den Stolz dieſes Mannes verwundert, grüßte ihn freundlich und verließ ihn; Obriſt Jenatſch folgte, ohne, wie es ſchien, ſich weiter um den Alten, noch um das Mädchen kümmernd. Aber kaum waren ſie eine kleine Weile fort, als ein Diener zurückkehrte und dem Alten zuraunte „Der Herzog läßt Euch rathen, dies Thal ſchnell zu verlaſſen.“

„Sagt Euerm edlen Herrn meinen Dank“ erwiederte der Alte „ich würde ſeinen Rath befolgen.“

2.

Obriſt Jenatſch war einer jener außerordentlichen Menſchen, welche die Natur nur ſelten und nur in einer eignen Laune zu ſchaffen ſcheint. Er war früher Geiſtlicher geweſen, aber von ſeinem unruhigen Sinne getrieben, hatte er bald ſtatt der Bibel das Schwert ergriffen und ſich dem kleinen Heere der Brettigäuer zugeſellt, die mit Knütteln bewaffnet, die Freiheit Rhätiens zu gründen begonnen hatten. Schon als Prieſter war er die Seele der Reformirten, hatte von der Kanzel wie bei den Synoden die Herzen eben ſo entflammt, wie er jetzt ſeine Krieger

dieſe kleine Züchtigung an mir wohl verdient hatten, habe ich ihnen doch noch aus der Ferne Manches uneigennützig zufließen laſſen, denn ich hatte jenem Freunde den Auftrag gegeben, die noch außen ſtehenden Spielſchulden für mich einzukaſſiren und ſie ihnen nach und nach auszuzahlen. Die venetianiſchen Nobili haben ihre Schulden redlicher bezahlt, wie manche Andere, ſagte er mit Bedeutung, und es iſt auch die erſte Pflicht eines Kavaliers, ſolche Ehrenſchulden, allen andern voraus, zu zahlen — und ſo hat dies Geld gereicht, ſie vor einigen Jahren in ein ziemlich anſtändiges Kloſter unterzubringen, und die Cyperweintrinkerin begraben zu laſſen — Signor Pandolfo hat zuletzt ganz die Hand von ihnen abgezogen; denn als der Zahn der Zeit alljährlich an ihrem Kolorit zu nagen begann und die ſchönen Formen weniger ſchön wurden, hielt der Kunſtkenner ſie nicht mehr für würdig, in ſeinen Sälen aufgeſtellt zu werden.

Bis auf die zweite Taufe habt Ihr Euch meiner Meinung nach, ganz leidlich aus der Affaire gezogen, meinte Baſſompierre.

Ventre saint gris! Ich ſollte meinen, rief der König aus, Ihr ſeid hier mit Eurem gebrochenen Franzöſiſch ſo gut durchgekommen, als im Kanale

mit Euren verrenkten Gliedern. Nun trinkt und erholt Euch!

Was ist es an der Zeit, Beringhem? fragte der König jetzt.

Erst Acht vorbei! erwiderte dieser.

Nun, da haben wir noch Zeit genug, versetzte d'Aubigny, denn da die Begebenheit, welche ich Euch mittheilen will, gerade vor 30 Jahren an diesem Tage geschah, will ich sie auch zur nämlichen Stunde erzählen, in der sie sich ereignete.

Pimentel setzte sich, wischte den Schweiß von der Stirn und d'Aubigny nahm Platz neben ihm. Ihr habt die Begebenheit aus Eurem Leben ziemlich wahr erzählt, nahm dieser das Wort. Ich war um die nämliche Zeit in Venedig, und ich erinnere mich, daß sie eine Zeit lang das Tagesgespräch der Stadt war. Doch da ich auch Etwas von mir aus Venedig erzählen will, und da Manches vorkommen könnte, wobei auch mich mein Gedächtniß verlassen hätte, so will ich nicht so streng tadeln.

Tadelt, oder lobt, mir gleich! erwiderte der Portugiese ruhig und leerte seinen Becher.

Aus d'Aubigny's Worten, selbst aus dem Tone, mit dem er gesprochen, konnte Jeder, der

ihn kannte, leicht ſchließen, daß er etwas Hämiſches im Schilde führe. Auch dem Könige war dies nicht entgangen, er ſtand auf, winkte d'Aubigny, ihm zu folgen und trat mit ihm an's Fenſter. Agrippa! ſagte er ernſt. Du haſt wieder einen böſen Streich vor, er gilt Pimentel!

Ja, Sire! erwiderte d'Aubigny.

Es iſt mir unangenehm, darum laß es, ich befehle es Dir!

Sire! nahm d'Aubigny raſch das Wort. Ich ſetze meine ganze Habe gegen einen Becher Frontignac, Beides iſt nicht viel, wenn Ihr mich nicht am Ende lobt. Gönnt mir, wie jedem Andern, die Freiheit, aus meinem Leben zu erzählen, was mir gut dünkt, wenn es nur Wahrheit iſt. Behandelt d'Aubigny nicht härter, als jeden andern Eurer Diener, er hat es nicht um Euch verdient.

Thu', was Du willſt! ſagte der König verdrießlich und ſetzte ſich wieder, d'Aubigny trat zu den Andern.

An mir wäre wohl eigentlich die Reihe, etwas aus meinem Leben zu erzählen, nahm er jetzt das Wort, aber aus mancherlei Gründen bitte ich Euch, Herr Grillon, vor mir zu beginnen.

Nein, ich folge Euch! entgegnete Crillon ein wenig rauh.

So bitt' ich den Herzog von Roquelaure, mir seine Nummer abzutreten!

Mit Freuden, wenn es der König erlaubt, daß, statt ihm das Becken nachzutragen, ich ihm die Serviette vortragen darf.

Macht, was Ihr wollt! sagte, schon nicht mehr in guter Laune der König, und also beginne, Roquelaure!

Ich will weniger bösartig seyn, wie Herr Pimentel, begann der Herzog, ich will meinen König und die anwesenden Herren nicht zur Wassertaufe in den Canälen Venedigs, sondern sie sämmtlich zur Hochzeit einladen, denn so benenn' ich meine Erzählung, die kurz, aber lustig seyn wird.

Die Hochzeit.

Von meiner früh'sten Jugend an wurde ich mit einem Vetter, der einige Jahre älter war als ich, auf einem alten Schlosse in Auvergne von unserm gemeinschaftlichen Oheim erzogen. Wir hatten beide unsere Väter früh verloren, und der alte Ohm nahm sich unserer recht treulich an. Es war ein sonderbarer Mann, der fünf Königen gedient

gedient hatte, und bei alle dem wenig am Hofe erſchienen war. Ruhte das Schwert in der Schede, zog er ſich ſchnell wieder auf ſein altes Schloß zurück, wo er ſich am glücklichſten fühlte, obgleich es ſo baufällig und verfallen war, daß ſich die Eulen in ihren Löchern dort nicht mehr ſicher dünkten. Trotz dem, daß er in Poitou weit anſehnlichere Beſitzungen und manches ſchöne Schloß hatte, verließ er Montrichard doch nie, denn da hatte ſein Vater, ſeine Mutter gelebt, dort varen ſie geſtorben und in der großen Schloßkapele lagen ſeine Ahnen, unter ſchweren ausgehaueren Steinen, in tiefer Ruh. Es war nicht Geiz, nicht Mangel, der ihn ſeinen Lieblingsort ſo verfallen ließ, ſondern vielmehr Anhänglichkeit an Alles, was noch aus der Zeit ſeiner Vorfahren, hauptſächlich aber aus ſeinen Kinderjahren ſtamnte, beſtimmten ihn, nicht gern einen herabgefalenen Stein wieder aufmauern zu laſſen, denn der ſichtbare Fleck hätte ſchon ſeine Freude geſtört und ihn verdrießlich gemacht. Alles Hausgeräth war noch aus den Zeiten Carls VII. und derb von Würmern zernagt, und als er einſtnals bei einem großen Banket mit ſeinen Gäſten am Tiſche ſaß und die vergoldeten Pokale und Kannen aus den wurmſtichigen Schränken

hervorgeholt, und die schweren silbernen Schüsseln aufgesetzt waren, brach der morsche Tisch plötzlich, zum Schrecken aller Anwesenden, zusammen, und doch ersetzte kein neuer den alten, er wurde, so gut es sich thun ließ, wieder ausgebessert. Keine Spinne durfte aus ihrem Versteck hervorgeholt, und ihr Gewebe zerrissen, kein Heimchen gefangen werden, wenn es auch mit seinem Zirpen noch so sehr den Schlaf des alten Herrn störte; er fürchtete, diese Thierchen könnten noch die nämlichen seyn, die ihn in seiner Kindheit vergnügt hatten, für die er die Fliegen gefangen, denen er die warmen Brodkügelchen vorgeworfen hatte, sie aus ihrem Verstecke zu locken. Keinen Baum in dem nahe gelegenen Forste ließ er fällen, sondern kaufte das Holz zu seinem Gebrauche. Nur bei der Jagd machte er Ausnahmen, doch wurden auch hier die alten Thiere sorgfältig geschont, und ein Sechzehnender graſ'te ruhig fort, wenn er auch den Jäger kommen sah. Uebrigens war er ein lieber, alter Mann, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, und in ganz Montrichard befand sich gewiß Keiner, der nicht gern Blut und Leben für ihn geopfert hätte. Auch war er heiter und vergnügt und je mehr tolle Streiche wir machten, desto lieber war es ihm, er selbst feuerte uns dazu

an und ſagte oft: Wer ſeine Jugend nicht genoſſen hat, der hat ſich um die ſchönſte Zeit ſeines Lebens betrogen.

Vor allen Gemächern war ihm das, worin ſeine Mutter gewohnt hatte, und welches in dem Flügel nach Norden lag, heilig. Hier war gewiſſermaßen ein Depot von allen Reliquien des Hauſes. Die gute Frau hatte ihre Ehrfurcht für das Alte dem Sohne eingeimpft, und in ihrem weitläufigen Gemache das Köſtlichſte aufgehäuft, was in dem Familienſchatze zu finden war. Vor Allen wurde ein Schenktiſch mit alten kryſtall'nen Bechern und Schaalen für das Merkwürdigſte im Schloſſe gehalten und ihm dort ſein Platz angewieſen. Der Sage nach ſollte ihn der alte blinde Doge Dandolo nach Erſtürmung Conſtantinopels einem unſrer Vorfahren, ſeiner Tapferkeit wegen, verehrt haben, und den plumpen Formen nach konnten die alten Trinkgeſchirre wohl aus dieſer Zeit ſeyn. Die Dame Renouard, welche ihm die Wirthſchaft führte, bewahrte ſorgfältig die Schlüſſel zu dieſem Gemach, und nur auf ausdrücklichen Befehl des Oheims durfte die Schatzkammer geöffnet werden. Ueberdies hatte der alte Mann noch einen Grund, dies Zimmer ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit zu würdi-

gen. Er ſtand nämlich in dem Wahne, daß dort alle Todesfälle in der Familie verkündet würden, indem vor ſeines Vaters und ſeiner Gattin Tode ſich ein ſchwacher Schein, dem Schein einer matt brennenden Ampel in einem Grabgewölbe ähnlich, in dem abgelegenen Zimmer gezeigt habe. Selbſt bei dem Tode der mancherlei alten Verwandtinnen, von denen der Oheim zu ſeinem Verdruß ſchon ſo viele in ſeinem Hauſe aufgenommen, hatte ſich dieſer Schein gezeigt. Es war ihm daher zur Gewohnheit geworden, ehe er ſich des Abends zur Ruhe legte, hinüber nach den hohen Bogenfenſtern dieſes Unglück verkündenden Gemaches zu ſehen und ſich dann erſt, wenn es finſter darinnen war, beruhigt zu Bette zu legen.

Er war ſchon ſeit 40 Jahren Witwer, hatte nie Kinder gehabt und dies war aus der Vergangenheit der einzige Schattenpunct ſeines Lebens, ſonſt erſchien ſie ihm überall ſo hell, als könne er ſich an dieſer allein ergötzen, und bedürfe nicht der Jetzigen, die jedes Sonnenblicks entbehre. Am Sarge ſeiner Gattin hatte er im Stillen ein Gelübde gethan, nicht wieder zu heirathen, hatte arme Verwandte zu ſich genommen, die ſeinem Hausweſen vorſtehen ſollten, aber ſo wie ſie kaum einige Monate bei ihm geweſen waren, gereuete

ihn sein Gelübde auch schon, und der Vorsatz, es zu brechen, stieg in ihm auf, denn nie war er mit ihnen zufrieden. Wanderte er aber dann in die Gruft, und stand, über diesen Vorsatz sinnend, an dem Sarge seines Weibes, da sagte er sich: So einen Engel, wie Du warst, schenkt mir Gott doch nicht wieder! und blieb Witwer.

Seit mehreren Jahren war er auch über diesen Punct beruhigt, denn er hatte eine arme Adlige aus Maine mit ihrem dreijährigen Kinde zu sich genommen, deren Mann bei Dreux geblieben war.

Wie hieß er? fragte der König.

Jacques Renouard! erwiderte Roquelaure.

O, von dem hab' ich gehört, es soll ein tapferer, braver Soldat gewesen seyn! — Doch fahre nur fort! befahl der König.

Die Dame Anna war sanft, fromm, sich ganz in die Launen des alten Mannes fügend, stand vor jedem alten Schemmel ehrfurchtsvoll, wie vor einer Reliquie, flickte zusammen, so gut es sich thun ließ, und war auch gegen uns, damals schon rüstige Bursche, eine mütterliche Freundin, so daß wir sie eben so sehr liebten, wie unser Oheim, obgleich wir ihr manchen gottlosen Streich spielten und oft ihre kleine Babette neckten.

Aber Babette wuchs heran, und als wir Beide, Ludwig und ich, nach Moulins geschickt wurden, um dort doch etwas zu lernen, und nach fünf Jahren in das alte, wüste Schloß wieder einzogen, war Babette schon eine schmucke Dirne, die uns an der alten, wandelbaren Pforte des Schlosses mit sichtbarer Freude, aber hohem Erröthen empfing. Mit einem Worte, das Mädchen war schön, und für uns unstreitig das einzig schöne jugendliche in dem alten Montrichard.

Kaum waren einige Wochen in unserer Einsamkeit verflossen, als mich mein Oheim eines Tages auf sein Zimmer beschied, das nämliche, worin er geboren worden war, und worin er auch sterben wollte. Setze Dich, Anton! redete er mich an, den großen Riegel vor das Schloß des Vorzimmers schiebend. Setze Dich und höre mir aufmerksam zu! Ich gehorchte und er begann:

Ich habe Dich zu meinem Erben bestimmt, und meine Erbschaft gebührt Dir mit Recht, weil Dein Vater der Aeltere unter meinen Brüdern war; doch stammen meine Güter, außer Montrichard, dies Kleinod, von meinem in Gott ruhenden Weibe, und somit könnt' ich damit schalten und walten, wie ich wollte. Also, ich vermache Dir aus eignem Antriebe, nicht weil ich muß, meine Titel und Güter, jedoch nur unter

begeisterte. Nur ein hohes Ziel vor Augen, die Freiheit seines, von fremden Mächten, von innerer Zwietracht zerrissenen Vaterlandes, lebte er nur in diesem einen Gedanken, hatte er nur dies eine Ziel vor Augen und es zu erreichen war ihm auch kein Mittel zu schlecht, keines zu heilig. Als Reformirter war Obrist Jenatsch Feind der spanischen Parthei, mit deren Hülfe die Valteliner in einer Nacht alle Protestanten ermordet hatten und wurde bald unter Rudolph von Salis einer der Anführer des Bündner Heeres, späterhin Vertrauter des edlen Herzogs von Rohan, der die französischen Hülfsvölker befehligte und in Graubünden unumschränkt, aber mit Milde gebot.

Die Natur hatte Jenatsch mit Allem ausgestattet, was Herzen zu gewinnen vermag. Er war selbst noch in reiferem Alter ein schöner Mann, freundlich, der Ton seiner Stimme zum Herzen dringend, leutselig gegen Jedermann, wohlthätig, fast verschwenderisch gegen Arme. Niemand haßte er persönlich, aber er war ein unversöhnlicher, rachgieriger Feind dem Feinde des Vaterlandes, war jähzornig, ward eine seiner Leidenschaften rege, und liebte den Wein, die Tafel und die Frauen; aber wo es das Wohl des Vaterlandes galt, Alles andre vergessend, Alles opfernd und zu dem Furchtbarsten fähig. Nicht Religion, nicht die natürliche Güte seines Herzens hielten ihn dann ab, grausam und blutdürstig zu sein und wie der Fanatismus unter Hymnen das Blut von Tausenden seinen Götzen opfert, so opferte auch Jenatsch Tausende auf dem Altar des Vaterlandes und glaubte Recht zu thun.

Die beiden Brüder, Rudolph und Pompejus von Planta, die Häupter ihres Geschlechts, waren seit der Vertrei-

dem feierlichen Versprechen, nach meinem Tode dies Schloß in dem Zustande zu lassen, wie Du es finden wirst.

Und wenn jener wandelbare Thurm einstürzte? fragte ich.

So laß ihn stürzen! Es war dann Gottes Wille, nicht der Deinige, erwiderte er, schon durch diesen Gedanken verdrießlich geworden.

Dann schwöre ich willig! rief ich, und ich konnte es um so eher, da ich gar nicht gesonnen war, mich, nach des alten Mannes Tode, von den Mauern der alten Ruinen verschütten zu lassen.

Dann — sagte er, doch dies ist nicht Bedingung, sondern nur ein Wunsch, durch dessen Erfüllung Du mich in meinen alten Tagen beglücken könntest. —

Sprecht ihn aus, guter, lieber Ohm! rief ich, bereitwillig zu Allem, Euer Alter zu verschönen ist nicht allein ein freudiger Gedanke, es ist auch meine erste, heiligste Pflicht.

Er reichte mir die Hand, küßte meine Stirn und war so tief gerührt, daß ihm die Sprache versagte. — Anton! begann er endlich, nimm Babette Renouard zum Weibe! — Ich stutzte — Du versagst mir meine Bitte? — Sie ist von gutem, untadeligem Adel, wenn sie auch nicht zu den

glänzenden Geschlechtern gehört, die in neuerer Zeit schnell, wie die Pilze aufgeschossen sind, und sich von dem Mark unserer Könige nähren, sie ist brav und gut, bei Saint Denys! schön, wie ein Strauß frischer Lilien und Rosen. Was willst Du mehr?

Ach, ich wollte mehr! — Seit ich über die Zukunft nachgedacht, träumte ich nur von dem Glanze des Hofes, trieb mein Ehrgeiz mich zu dem Höchsten. Ich wollte eine glänzende Verbindung, und deshalb gnügte mir Babettens Schönheit und Unschuld nicht; doch wagte ich nicht, dem Oheim zu widersprechen, versprach, mich zu bemühen, das Mädchen näher kennen zu lernen, wobei ich gewiß eine Menge, mir noch unbekannter Vorzüge in ihr finden würde, aber als meine Verlobte könne ich sie jetzt noch nicht betrachten.

Der Ohm schüttelte verdrießlich seinen grauen Kopf, doch schien er Mancherlei, was ich dawider vorbrachte, nicht ganz zu verwerfen und gab mir endlich ein Jahr Bedenkzeit.

Ein Jahr dünkt dem Jüngling eine lange, lange Zeit, und so schnell es ihm auch vorüberzieht, erblickt sein leichter Sinn doch in den 365 Tagen eine Ewigkeit. Ein Jahr Zeit gewonnen

war Alles, was ich bedurfte, um den guten, alten, freundlichen Ohm auf andere Gedanken zu bringen, und es that mir nur leid, daß mein Vetter Ludwig zu dem Maltheserorden bestimmt war, sonst hätte ich ihm gern die jugendliche, frisch aufblühende Babette sammt dem alten hinfälligen Montrichard überlassen.

Schon nach einigen Tagen schien der Ohm nicht mehr an die Heirath zu denken, er war wieder fröhlich und lustig, und man hätte ihn für den heitersten Greis halten können, wenn nicht Etwas dem alten Manne zuweilen Sorge gemacht hätte, was ihm doch die meiste Beruhigung hätte geben können. Er war Hugenott geworden, und mithin war die große Kapelle der einzige Ort, der nicht mehr war, wie sonst, und wo bei der tiefsten Andacht der Gedanke oft schmerzlich und störend in ihm aufstieg, daß nicht mehr der Pater Kapuziner vor dem Altar stehe und die Heiligenbilder, die ihm in seiner Kindheit so werth gewesen waren, ihre alten Stellen nicht mehr behaupteten. Hierbei konnte ihn nur, wie bei dem Einsturz der kleinsten Mauer, der Himmel trösten, der dies Alles so hatte geschehen lassen.

Kurze Zeit nach unserm Gespräch über meine und Babettens Zukunft, sollte ein neues

Leben für mich und meinen Vetter beginnen. Der Oheim, Ets, Sire, Eurem in Gott ruhenden Vater, dem König von Navarra, treu anhängend, hatte auch nach dessen Tode sich ganz dem Interesse der Königin Johanna, Eurer edlen Mutter hingegeben, und von dieser traf ein Schreiben in Montrichard ein, das ihn aufforderte, seine beiden Neffen zum Dienste ihres Sohnes nach Nerac zu schicken. Mein Vetter Ludwig und ich bekamen nun zu unserer großen Freude den Auftrag, uns zu dieser Reise in Stand zu setzen, und da nichts unterlassen werden sollte, unser Auftreten an dem kleinen Hofe von Bearn so glänzend als möglich zu machen, so wurden alle von meinem Oheim, als Bannerherrn, abhängige Adlige in Auvergne und Poitou aufgefordert, sich in Stand zu setzen, um uns begleiten zu können. Dies erforderte nun freilich einige Zeit; die Rüstungen mußten ausgebessert, Pferde aus dem Limousin herbeigeschafft, die Diener neu gekleidet werden, so daß wir wenigstens noch vier Wochen unsere Ungeduld zügeln mußten, ehe wir unser Eldorado, den Hof von Nerac, betreten konnten. —

Ihr armen Teufel! unterbrach ihn der König. Denk' ich noch an jene Zeit zurück, denke ich mir den Hof zu Nerac zur Zeit meiner Mutter, auch

zu jener Zeit, wo ich mit Margarethe von Valois dort reſidirte, kann ich mich kaum des Lachens enthalten. Sollte jetzt ein Pair von Frankreich ſo leben, ſollte Espernon eine ſo ſchlecht beſetzte Tafel halten, wie ich damals, er würde glauben, Frankreich müſſe untergehen. — Nun, wie fandeſt Du es in Nerac?

So weit ſind wir noch nicht, Sire, und kommen vielleicht auch nicht hin! erwiderte Requelaure und fuhr nun fort. Während dem, daß ich und mein Vetter, der vor Kurzem die Expektanz eines Ritters von Maltha erhalten hatte und ſich nicht wenig mit dem Kreuz auf dem Mantel brüſtete, unſer Gepäck in Ordnung brachten, lag mir immer mein Verhältniß zu Babetten im Sinn. Ich hatte das Mädchen lieb, wie man eine Schweſter lieb hat, gönnte ihr alles nur erdenkliche Glück, nur nicht das, was ihr durch mich werden ſollte, und der Gedanke war mir unangenehm, daß ſie ſich mit Hoffnungen täuſchen könnte, die, das fühlt' ich, nie erfüllt werden würden. Ich beſchloß daher, ſie noch vor meiner Abreiſe zu enttäuſchen und mit ihrer Mutter deshalb zu ſprechen.

Ich ergriff die erſte Gelegenheit, wo ich mit dieſer allein war und wunderte mich nicht wenig,

als Dame Renouard mir lächelnd erwiderte: Habt nur die Güte, mit Babetten recht offen darüber zu sprechen! — Ich that es, Babette hörte mich auch ruhig an, ihr Gesicht wurde, während ich sprach, immer heiterer, und als ich geendet hatte, fiel sie mir um den Hals und küßte mich so innig, daß es mir weich um's Herz ward und ich gern das, was ich ihr gesagt, zurückgenommen hätte, so sehr hatte mir das Mädchen in meinen Armen gefallen. Aber nun war es zu spät, und es wär' auch nicht gut gewesen, denn Babette seufzte nach dieser, etwas starken Umarmung tief auf. Gott sei gelobt! sagte sie, Nun ist mir auch dieser Stein von meinem Herzen genommen! — Und dieser Stein war ich.

Ich Thor hatte geglaubt, das Mädchen würde in Verzweiflung seyn, wenn sie auf meine Hand verzichten müsse, und ganz das Gegentheil erfolgte; dies freute mich zwar eines Theils, jedoch fühlte sich meine Eitelkeit nicht wenig dadurch gekränkt, so lieb ich auch Babette hatte — doch, ein Anderer mußte schon ihr Herz besitzen und ich bat sie, mir darüber Aufschluß zu geben. Nicht wahr, lieber Herr von Roquelaure, erwiderte sie, mich liebkosend, in Zeiten der Noth darf ich eine feste

Stütze an Euch zu finden hoffen? — Nicht wahr? — Ich versprach es, und sie, so wie ihre Mutter, vermieden jede weitere Erörterung.

Während ich mit vielem Eifer Alles zur Abreise besorgte, kümmerte sich Ludwig weniger darum und schwärmte jetzt mehr, wie je, in den dunkeln Forsten umher. Mir fiel das auf, ich schlich ihm nach, aber alle meine Nachforschungen blieben vergebens; der Tag unserer Abreise nahte immer mehr und mehr und der Maltheser wurde immer zerstreuter, Babette immer stiller. Halt! dachte ich, hat das Kreuz von Maltha Dein Herz nicht geschützt, guter Ludwig? — Nun, da könnte mit der Zeit geholfen werden! Ich beobachtete die Beiden nun genau, aber sie spielten ihre Rolle so trefflich, daß sie sich vor mir nicht die kleinste Blöße gaben. Wenn ich sie aber wegen ihrer tief verwundeten Herzen neckte, wenn ich von der langen Trennung sprach, die ihnen bevorstände, so errötheten Beide und die muntre Babette konnte dann kaum die Thränen verbergen. Ich sprach mit der Mutter offen darüber, doch sie wich jeder bestimmten Antwort aus und erwiderte nur: Babette ist durch Euer Versprechen beruhigt. Uebrigens könntet Ihr Euch irren, Herr von Roquelaure!

Nach acht Tagen sollten wir, wie der Falke aus seinem verfallenen Käfig, in die freie Welt hinaus, mit dem Prinzen von Bearn zugleich unsere kriegerische Laufbahn beginnen, und an dem Hofe zu Nerac, unter den Schönheiten, wo wir die Königin Johanna, wie die Sonne, ihre Damen, wie die unzähligen sie umgebenden Sterne uns vorstellten, unser Liebesglück versuchen. Hätten wir gewußt, daß der gute Prinz unter den Gärtnermädchen die ihm leuchtenden Sterne suchen müsse, wir hätten uns nicht so hohe Ideen von den Damen von Nerac gemacht.

Der König lachte bei diesen Worten hell auf. Da hattest Du wohl recht! sagte er, aber Fleurette, das Gärtnermädchen, war meine erste Liebe, und deshalb ist sie mir immer noch werth.

Um doch nicht ganz ohne Sang und Klang von Montrichard zu scheiden, fuhr jetzt der Herzog fort, wollte unser guter Ohm uns noch vor unserer Abreise ein ländliches Fest bereiten. Die Hochzeit eines armen Landmannes, dem er, seiner stets lustigen Laune wegen, besonders wohl wollte, sollte uns noch ergötzen. Er heirathete die eben nicht schöne Tochter eines Waldaufsehers, und der Herr hatte die Braut in ihrer Art ganz

gut ausgestattet und richtete die Hochzeit auf, wozu aus allen seinen nahe liegenden Besitzungen die Landleute hergerufen waren. Braut und Bräutigam waren verwachsen und wohl das häßlichste Paar, das man je in Auvergne gesehen hatte. Dies mochte auch wohl die Ursache seyn, daß mir der Ohm zu verstehen gab, er werde es gern sehen, wenn dem Bräutigam ein lustiger, jedoch unschädlicher Streich gespielt werde. Ich war dazu gern bereit und bald war mein Plan gemacht, wobei ich selbst meinen guten Oheim in Verlegenheit zu setzen hoffte.

Euer lustiger Humor, Herr Herzog, hat Euch doch von Jugend auf, bis jetzt, nicht verlassen, sagte Crillon, wohl dem, der diese herrliche Mitgift erhielt, sie ist die freundlichste Begleiterin durch unser ganzes Leben!

Wahrhaftig! nahm der König das Wort, ich wüßte mich kaum zu erinnern, Dich verdrießlich gesehen zu haben, Roquelaure — doch ein Mal! — Und da wurde ich noch so böse. — Erinnerst Du Dich? — Es war am Abend nach der Schlacht von Ivry! Alles jauchzte, Jubel tönte überall, überall sah man fröhliche Gesichter, der Fröhlichste aber unter Allen war ich. Ich hatte mir die schöne Krone Frankreichs erkämpft, und,

ohne diesen herrlichen Tag, wer weiß, wo der Bearner jetzt moderte! — Alle meine Treuen waren an diesem Abend um mich versammelt, nur Roquelaure fehlte. — Da suchte ich ihn auf — und rathet, wo ich ihn fand — bei seinem edlen Grauschimmel, den Kopf gesenkt, das Auge auf das Thier geheftet, das, von einem Lanzenstich die Brust durchbohrt, vor ihm lag, saß er auf dem alten Stamm einer Weide und war so in Gedanken vertieft, daß er mein Kommen nicht hörte, und während das ganze Heer jauchzte, saß er bei dem Roß und trauerte.

Sire! nahm der Herzog das Wort, ich saß bei dem treuen Thiere und ärgerte mich, daß der Schuft von Spanier seine Lanze auf mein Roß, nicht auf mich eingelegt hatte, wofür ich ihn zwar aus dem Sattel hob, aber auch ich mußte absteigen. Bei Coutras und Arques hatte mich der Grauschimmel schon getragen, und bei Ivry auch, wo er den Lohn seiner Treue fand. So wird es Dir auch einmal ergehen, wie diesem Thiere, dacht' ich, wirst oftmals für Deinen Herrn bluten, bis Du ganz verblutest!

O, der Tod ist der Könige trefflichster Zahlmeister! rief d'Aubigny schnell, er bezahlt am sichersten,

bung der Spanier und Oeſtreicher aus Bünden und Valtelin, aus ihrem Vaterlande verbannt. Pompejus war als ein zweiter Koriolan an der Spitze eines öſtreichiſchen Heeres zurückgekehrt, hatte das Münſterthal und Engadin verwüſtet, den Bund der zehn Gerichte von Neuem Oeſtreich unterworfen und war ſo der Unterdrücker ſeines Vaterlandes geworden. Die Salis hatten fliehen müſſen und die kaum errungene Freiheit war verloren. Da, die Noth des Landes bedenkend, faßte Georg Jenatſch einen kühnen, gräßlichen Entſchluß. Verkleidet hatte er ſich mit einigen ſeiner Vertrauten auf das Domleſcher Schloß Rietberg geſchlichen, den ſtolzen Pompejus durch Vorführung ſchöner, neapolitaniſcher Roſſe auf den Schloßhof gelockt und ihn hier mit ſeinem Schwerte erſchlagen. Durch ſchnelle Flucht rettete er ſich mit den Seinen.

Von dieſer Zeit an waren die Planta's ſeine geſchworenen Feinde. Rudolph Planta rächte an der Spitze eines neuen kaiſerlichen Heeres blutig den Tod ſeines Bruders; das Ober-Engadin, Georg Jenatſch Vaterland, ward verwüſtet und die Brandfackel in der Hand durchzog er, der den Glauben ſeiner Väter abgeſchworen hatte, die Bündner Lande, bis die franzöſiſche Hülfe erſchien und das Vaterland von Neuem vom ſpaniſchen Joche befreit wurde.

Aber auch Richelieu leitete nur Eigennutz, nicht lautere Abſichten. Das Ziel des Kampfes der Bündner war die Oberherrſchaft über das Valtelin und die Grafſchaft Worms, die freie Ausübung der reformirten Religion in dieſen von Graubünden abhängigen Landen und die Abwerfung des öſtreichiſchen Jochs in den Zehngerichten. Frankreich wollte ſich nur in den Beſitz der Engpäſſe, nicht

ſicherſten, ſchnellſten und gewiß auch am öfterſten den Lohn für treue Dienſte! er iſt wahrlich bereitwilliger, als Sully!

Alſo! fuhr Roquelaure fort, den ewigen Schwätzer durch Fortſetzung ſeiner Erzählung zu unterbrechen und des Königs Zorn nicht zum Ausbruch kommen zu laſſen — alſo das Hochzeitfeſt begann, Braut und Bräutigam, ein wahres Gnomenpaar, ſtanden in der ſchön ausgeſchmückten Schloßkapelle und wurden während eines furchtbaren Sturmes, der die alten morſchen Dächer abzudecken und den ſchiefen Wartthurm auf die Kapelle zu ſchleudern drohte, getraut. In der alten Waffenhalle wurden ſie an langer Tafel mit ihren Vettern und Baſen und den lieben Nachbarn ſtattlich bewirthet und als es dämmerte, zogen ſämmtliche Hochzeitgäſte, trotz Sturm und Regen, hinunter in das Wirthshaus, wo der Tanz begann.

Der Maltheſer war nicht gegenwärtig, was den Oheim verdroß, ſelbſt Babette, ſo geſchäftig ſie ſich auch heute ſtellte, überließ doch alle Anordnungen ihrer Mutter, und war immer nur auf kurze Augenblicke zu ſehen, und ich ahnte, die beiden Liebesleute wollten heute noch mit den letzten Stunden geizen, und ſie mit

zärtlichen Worten verplaudern. Als ich aber den Vetter gegen Abend ganz durchnäßt nach seinem Zimmer gehen sah, schien mir doch das Ganze etwas sonderbar; doch ich kümmerte mich nicht sehr darum, und dachte nur an meine eigenen lustigen Angelegenheiten.

Ich hatte nämlich, während das Brautpaar noch im Schlosse war, die Braut ohne viele Mühe, und unter dem heiligsten Versprechen, ihrem Getreuen nichts zu verrathen, beredet, um die eilfte Stunde sich vom Tanzplatz zu schleichen und mich vor dem Hause zu erwarten, wo ich sie dann zum gestrengen Herrn führen wolle, der sie und ihren Mann durch ein besonderes Geschenk überraschen würde. Ich hatte mir vorgenommen, die schönste aller Bräute dann wirklich dem Oheim zuzuführen und ihn so in seinem schönsten Schlafe auf die angenehmste Weise zu überraschen. Spaßhaft dacht' ich es mir, wie indessen der unglückliche Bräutigam sein verlorenes Kleinod aufsuchen würde, die ganzen Hochzeitgäste, in der nämlichen Absicht, auseinander stieben müßten, und welche Augen der alte Herr machen würde, wenn ich mit der Buckligen vor seinem Bette stände.

Glücklicher Weise hatte der Regen nachgelas-

ſen, doch heulte der Sturm noch fürchterlich, als ich hinunter in's Dorf ging, wo ich unter der alten Linde vor dem Wirthshauſe nicht lange zu warten brauchte, bis die Braut erſchien. Sie huſtete, ich erwiderte das Zeichen, bald hatte ich ihre Hand gefaßt und nun folgte ſie mir willig. Ich kann nicht leugnen, daß es mir auf meiner Wanderung den Berg hinauf etwas unheimlich wurde — kein Stern ſchimmerte am Himmel, es war eine ſchwarze Rabennacht, der Sturm, der wie ein zorniger Geiſt durch die Wipfel der alten Kaſtanienbäume rauſchte, die Wetterhähne, die mich kreiſchend und widerlich von den Thürmen des alten Schloſſes begrüßten, das Geſchrei der, von dem Sturm aufgeſcheuchten Nachtvögel, und noch mehr aber, als dies Alles, die Ueberzeugung, eine häßliche Mißgeſtalt zu führen, deren auffallend weiche Hand mich zu meiner Verwunderung unaufgefordert recht herzlich drückte, dies Alles ließ mir nicht den Gedanken aus dem Sinne kommen, ich Frevler ſei in dieſer Sturmnacht in Geſellſchaft der Hexen gerathen, und ſo erwartete ich jeden Augenblick, von dem Sturmwind erfaßt und mit meiner holden Begleiterin durch die Lüfte, wer weiß, wohin, geführt zu werden.

Aber die Sache gestaltete sich fast noch schlimmer und doch eigentlich ganz leidlich. Als wir ohnfern des offenen Thores kamen, blieb die kleine Braut stehen und ihre Hand hielt mich zurück. Mir wird so bange, sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme, mit dem Eintritt in dieses Schloß kann ich unwiederbringlich verloren seyn, mein Schicksal kann sich furchtbar dort gestalten!

Still! erwiderte ich nur leise, da wir dicht unter dem Fenster des Thorwächters standen und legte ihr die Hand auf den Mund, die sie schnell ergriff, feurig küßte und sie an ihr klopfendes Herz drückte. — Ach, lieber Herr, fühlt nur, wie es klopft! — Handelt edel an mir! rief sie dann, schlang plötzlich ihre Arme um meinen Hals und weiß Gott, wie sie sogleich meine Lippen finden konnte, preßte einen feurigen Kuß auf meinen Mund — kaum konnte ich mich der Unglücklichen und ihrer Umarmung entziehen.

Alles ist doch Einbildung in der Welt! so dachte ich, als ich ihre Hand wieder erfaßt hatte und sie durch's Thor und über den Hof führte. Hat mich doch der Kuß der buckligen Hexe so elektrisirt, als wär' es ein Kuß des schönsten Mädchens gewesen, und gewiß, hätte die Sonne

geschienen, ich würde vor dem mißgestalteten Geschöpf und seinem Kusse zurückgeschaudert seyn.

Seit der glühenden Umarmung hatte meine Schöne kein Wort mehr gesprochen, der Kuß hatte sie stumm gemacht, ich hörte sie nur seufzen und schluchzen und freute mich, daß wir am Ziele unserer Wallfahrt waren. Ich eilte nun, des ganzen Abentheuers schon überdrüssig, die Treppen hinauf über den langen, mit Hirschgeweihen gezierten Gang, hin nach des Oheims Zimmer, wohin mir die Braut zitternd folgte.

Da warf ich zufällig einen Blick über den innern Hof nach dem jenseitigen Flügel und erblickte dort in dem Zimmer der Großmutter einen matten Lichtschein, der durch alle drei hohe Fenster schimmerte. Mich überlief es bei diesem Todeszeichen eiskalt, meine Phantasie war überdies durch die Sturmnacht und meine Hexengedanken aufgeregt, so daß ich im ersten Augenblick wirklich die Fassung verlor und, allen Scherz vergessend, die Braut unter dem Zuruf: Verweil' einen Augenblick! stehen ließ und nach der Schlafkammer des Oheims eilte.

Der alte Mann schlief so ruhig, das Nachtlämpchen an seinem Bette warf einen so wunderbaren Schein über das schöne, freundliche,

bleiche Antlitz des Greises, daß es mir dünkte, der Schimmer von drüben verkünde seinen ewigen Schlaf. Mir wurde bang', ich rüttelte den Schlafenden und er schlug die Augen auf, starrte mich an, dann fragte er mich rasch: Was willst Du, Anton? — was ist vorgefallen?

Drüben in der Großmutter Stube schimmert Licht!

Drüben schimmert Licht? wiederholte der Alte! — Nun, wie Gott will, und gält' mir die Kunde! sagte er, rasch aufspringend, und während er sein Nachtkleid umwarf, zündete ich die beiden großen Kerzen an und leuchtete ihm, die Braut und ihre Hexengestalt vergessend und nur an ihn denkend, hinaus.

Kaum öffnete sich die Thüre nach dem Gange, kaum warfen die Kerzen ihren hellen Schein auf die noch da draußen meiner Harrende, als sie laut aufschrie und auf ihre Kniee stürzte, und ich erschrocken zurückfuhr; denn vor mir kniete keine Gnomengestalt, ein Engelsbild, schlank wie die jungen Tannen draußen im Wald, schön und lockend, wie die Mutter Eva auf dem alten Bilde im Eßsaal, wie sie Adam den Apfel reicht, nur mit dem Unterschiede, daß dort langes gelbes Haar über nackte Schultern herabhing, hier aber

dunkel kaſtanienbraune Flechten an dem blendenden Halſe, über ein wollenes Mieder herabfielen.

Wer biſt Du, was willſt Du hier? rief ihr der Oheim ziemlich barſch entgegen, obgleich ſein Auge nur auf den Lichtſchein von drüben geheftet war. — Steh' auf! — Frage ſie doch, Anton, was ſie will!

Wer biſt Du? fragte ich ſie jetzt, die aufgeſtanden mir bittend zuraunte: Rettet mich, um Eures edlen Vetters willen!

Bei dieſen Worten durchfuhr es mich wie ein Blitzſtrahl. Ich werde die Dirne zu Dame Renouard bringen und gleich wieder bei Euch ſeyn! ſagte ich dem Oheim, und ſein: Thue das! gab mir Erlaubniß. Ich ergriff des Mädchens Hand, es war die nämliche, die mich auf dem Wege hier herauf ſo herzlich gedrückt hatte, und führte ſie nicht auf das Zimmer der Dame, ſondern auf das Meinige, beſah mir die Lippen noch einmal, die vorhin ſo ſchnell die meinen gefunden hatten, ſchloß die liebliche Eva ein, und, mir den ganzen Zuſammenhang immer noch nicht ganz erklären könnend, eilte ich zum Oheim zurück.

Ich fand ihn, das Auge noch immer auf jene Fenſter gerichtet. Anton! ſagte er bewegt. Auch das Käuzchen hat geſchrieen, es wandelt unter den

Lebenden ein dem Tode Geweihter auf Montrichard. Sollte ich es seyn, so vergiß nicht, was Du mir versprochen! — Ehre Alles, was mir und Deinen Vorfahren werth war, das Alte gehört einer schönern, kräftigern Zeit an, als was der erbärmliche Mensch jetzt schafft und baut.

Aber, lieber Oheim! — Wollen wir nicht hinüber in das Zimmer und sehen, woher dieser Schein kommt, was er bedeutet?

Nein, vorwitziger Jüngling! Er kommt als ein Mahnungsbrief von Gott und bedeutet Tod! Keine freche Hand darf das Siegel brechen, das ihn verschließt!

Kaum hatte er dies Wort gesagt, als der Schein plötzlich erlosch. — Sieh, so schnell wird das Lebenslicht dessen verlöschen, der dem Tode geweiht ist, aus dem Licht des Lebens geht er in die Nacht zurück!

Kommt, lieber Oheim! bat ich, an meine schöne Gefangene denkend. Die Nacht ist rauh, kommt, gehet wieder zu Bette! Ihr seid so leicht angezogen, der Wind heult und die Nacht ist unfreundlich. —

Laß mich nur noch hier! sagte der alte Herr zu meinem Verdrusse. Der Schlaf kehrt doch

nicht sobald wieder, vielleicht sehen wir das — Licht noch einmal.

Das wolle der Himmel verhüten, sprach ich, der Tod habe an einem Opfer genug! — Freilich, wenn Ihr so lange hier im Zuge steht —

Schadet Dir das, Weichling? sagte der Alte triumphirend. Da siehst Du, wie die Welt, und Alles auf ihr erbärmlich geworden ist — der 70jährige Greis trotzt dem Sturme, der 20jährige Jüngling fürchtet schon die leiseste Zugluft. Darum lieb' ich auch das Alte, als das Bessere, darum ist mir auch Alles aus jener kräftigen Zeit noch so theuer, darum beschwöre ich Dich auch heute von Neuem, Alles, aus jener Zeit Stammende, nach meinem Tode in Ehren zu halten, am höchsten aber die Trophäe von Constantinopel, welche der blinde Doge —

Ein furchtbares Gepolter und Geklirre in der einsamen Stube unterbrach jetzt des Alten Rede. Gerechter Gott, was ist das? rief er, riß mir eine Kerze aus der Hand und eilte hin, ich folgte. Auf einem der dunkeln Gänge, die zu diesem Theil des Schlosses führten, begegnete uns Frau Renouard mit Babette, die erschrocken herzukamen, bei unserm Anblick aber noch verstörter wurden.

Habt Ihr den Schlüssel zu meiner Mutter Gemach bei Euch? fragte der Alte.

Er steckt, gnädiger Herr! erwiderte die Zitternde, während Babette fortschlich und ich den Maltheser, der die Treppe herunterkam, ihr folgen sah.

Steckt? brummte der Oheim. Der Schlüssel steckt, Dame Renouard? — Ist das, wie ich befohlen? sagte er, einen grimmigen Blick auf die Bebende werfend. Sie zuckte mit den Achseln und wandte sich dann an mich: Rettet mich und mein Kind! rief sie, gleichfalls zurückbleibend — Alle sollte ich retten, und wußte doch nicht vor wem, nicht wie. —

So stand ich mit dem Oheim allein vor der Thür, Jeder eine flammende Wachskerze in der Hand. Der Alte zögerte einen Augenblick, ehe er öffnete, endlich aber faßte er Muth. — Gieb mir Ruhe und Gelassenheit, gütiger Gott, das Furchtbarste zu ertragen! bat er; dann drückte er an der eisernen Klinke, das Schloß sprang auf und wer schildert unsern Schreck und unser Erstaunen, als wir die große Tafel, auf welcher die Trophäen von Constantinopel standen, umgestürzt, die Glasscherben rings in der Stube umher gestreut sahen, und mitten in diesem Unglücks-

Graubünden in den Besitz seiner Rechte setzen. Deshalb ließ es die Schanzen bei dem Passe von Reichenau erweitern, den St. Lucien Steig und Tirano befestigen und alle Pässe, die aus dem Mailändischen ins Oestreichische führten, in Vertheidigungsstand setzen. Jenatsch durchschaute nur zu gut die Absicht Frankreichs und fühlte wohl, daß der Herzog von Roban nur ein Werkzeug in der Hand Richelieus sei und sein persönlicher Werth, sein edles, freisinniges Gemüth dem Lande wenig Gewähr leisten könne. Da stieg in ihm der kühne Gedanke auf, von seinem Vaterlande die furchtbaren Feinde, die es umgaben, durch Bündnisse entfernt zu halten und den lästigen, herrischen Freund aus seinen Marken zu vertreiben.

Der Herzog von Roban, dem er auf allen Kriegszügen mit Rath und That beigestanden, an dessen Seite er in den Schlachten von Grossel im Freethale, wo man ihm und den Engadinern den Sieg verdankte, bei Talamona und Morbenn gefochten hatte, vertraute seiner Einsicht und Treue ganz, verbarg ihm nichts, was nicht Staatsgeheimniß war und liebte ihn trotz seines oft ausschweifenden Wandels. Jenatsch theilte von ganzer Seele die persönliche Hochachtung, die ganz Bünden für den Herzog hegte, er fühlte selbst kindliche Liebe zu dem edlen Greise, der in Frankreich so lange an der Spitze der Hugenotten für die Freiheit der reformirten Kirche gefochten hatte; aber dennoch glaubte er recht zu thun, auch ihn zu hintergehen, auch an dem väterlichen Freunde zum Verräther zu werden. Er und Peter Guler, ein freiheitsliebender, unternehmender Mann, der das Zutrauen des Volks in hohem Grade besaß, entwarfen den kühnen Plan.

kreis die händeringende Braut knieend fanden, welche die Arme bittend nach uns streckte und Gnade, Gnade! rasch hinter einander mehr schrie, als rief. Ich bin wahrhaftig an dem Unglück nicht Schuld! Der gnädige Herr da, auf mich zeigend, hat mich hierher verlockt, nachdem er mir, während des ganzen Weges, wohl hundertmal seine treue Liebe versichert und gewiß eben so oft meine bräutlichen Lippen geküßt hat. Ach, was wird mein armer Bastian sagen? — Ich Unglückliche!

Mein Oheim warf einen zornigen Blick auf mich, aber nur seine Gedanken auf die herumliegenden Scherben gerichtet, stand er mit verschränkten Armen mitten unter ihnen. Alles zertrümmert, keine Schaale mehr ganz, alle Becher in Stücken! — Gott, wie kannst Du mich in meinem Alter noch so hart strafen? jammerte er. Ist denn nichts gerettet, nichts übrig geblieben von all' der Herrlichkeit? — Ich trat zu ihm, ihn zu trösten, aber unwillig, wie er mich noch nie von sich gestoßen, stieß er mich jetzt zurück. — Ja, Du bist an alle diesem Unglück Schuld! Was machst Du hier mit der von Gott gestempelten Braut, was küssest Du den häßlichen Gnom, als ob in ganz Frankreich keine frischen

Lippen mehr für Dich wären? Was sperrst Du den Affen hier ein, daß er auf Tisch und Bänken herumspringt, mir mein Liebstes auf der Welt zu zertrümmern?

Ohm, ich begreife nicht — stammelte ich, mich entschuldigend. — Es sollte ein Scherz seyn, wie Ihr selbst verlangt hattet.

Junger Mann, sagte er ernst, laß meine grauen Haare, laß das, was mir das Wertheste auf der Welt ist, aus Deinen Scherzen, es möchte Dich gereuen! — Dann traf sein Auge die Scherben von Neuem. — Alles hin, nichts gerettet! — seufzte er nochmals auf, und indem er in Mitten der Zerstörung trat und umhersah, traf sein Blick die immer noch Knieende. Wechselbalg steh' auf! brüllte er ihr zu. Mach', daß Du aus meinen Augen kommst, ehe mein Zorn mich übermannt und ich mich an Dir vergreife! Er eilte bei diesen Worten mit drohender Geberde auf sie zu, die aber schnell aufsprang und kluger Weise davonlief.

Der gutmüthige Alte schien sich zu besänftigen, als ich noch zwei kleine Becher fand, die unbeschädigt geblieben und einige, die mit einem Sprung davon gekommen waren. Vielleicht finden wir noch etwas hinter dem Tische, sagte ich, ihn beruhigen wollend, ich habe noch Hoffnung. —

Suche, befahl er faſt erſchöpft, und warf ſich mit ſolcher Heftigkeit in einen Lehnſtuhl, daß er krachte; er ſprang wieder auf.

Ich ſuchte nun hinter dem Tiſche, und fand — Nichts. Kommt, lieber Oheim, ſagte ich, von des Alten Schmerz erſchüttert, kommt zurück auf Euer Zimmer! Beſſer iſt es, die Lampe der mißgeſtalteten Braut hat dies Zimmer erhellt, und ihre Ungeſchicklichkeit die köſtlichen Sachen zertrümmert, als daß der Schein uns ein Bote Eures nahen Todes geweſen wäre. Ihr konntet ja doch alle dieſe Herrlichkeiten nicht mit hinüber nehmen und das Theuerſte auf der Welt wäre uns durch Euren Heimgang genommen worden.

Dieſe Erinnerung an ſeinen Tod und unſere Liebe ſchien eine weiche Saite ſeines Herzens zu berühren. — Ich zürne Dir nicht mehr! ſprach er, mir zur Verſicherung die Hand reichend — Gott hat es ſo gewollt, Du warſt ja nur das Werkzeug in einer höheren Hand. Er wollte ſchon das Zimmer verlaſſen, als er noch einen wehmüthigen Blick auf den Schauplatz ſeiner Leiden warf. So viel Schönes in einem Augenblicke hin! ſeufzte er von Neuem. — Haſt Du auch recht genau hinter dem Tiſche nachge-

sehen, Anton, ob nichts mehr dahinter liegt, was der Vernichtung entgangen ist? — Ich versicherte ihm hoch und theuer, daß nichts als Scherben dort lägen, aber er glaubte meinen Worten nicht. — Ich muß selbst gehen, mich davon zu überzeugen, ich ahne, daß ich noch etwas finden werde! — Mit diesen Worten nahm er, trotz meiner Bitte, eine Kerze, und ging nach dem umgefallenen, an der Wand lehnenden Tische, während ich schnell mein Schwert aus dem Gehänge riß und es unter einem alten Schranke verbarg, und dem Oheim folgte, der jetzt hinter den Tisch leuchtete.

Ha! Wer steckt da? schrie er, drei Schritt zurückbebend. Dein Schwert, Anton, Dein Schwert! und während ich ihm sagte, daß ich es zurückgelassen habe, hob sich eine jugendliche Gestalt, jung und schön, ein zweiter Antinous, hinter dem Tische hervor, trat mit keckem Schritt vor den Alten und sagte mit bescheidener, doch fester Stimme: Mein Bannerherr, richte mich, wie ich es verdiene!

Und was verdienst Du, kecker Bursche? fragte der Alte, einen zornigen Blick auf den wahrhaft schönen Jüngling werfend.

Den Tod von einem strengen, ungerechten Rich-

ter, Verzeihung von meinem gütigen Bannerherrn!

Ich ſtand in der höchſten Spannung, und während des Oheims ernſter Blick auf dem unverzagten jungen Manne ruhte, war ich ungewiß, ob ich den Oheim zu beſänftigen verſuchen, oder die Sache ruhig gehen laſſen ſollte; ich ſchwieg.

Bernard! hob, von der beſcheidenen und doch ſo ſtolzen Haltung des Jünglings ergriffen, jetzt der Alte an: Was glaubſt Du, daß ich thun werde?

Wer Euch kennt, Herr, hofft nur das Mildeſte von Euch — Ihr werdet mir vergeben! ſagte der junge Mann in zutraulichem Ton.

Ich kenne Dein Vergehen nicht, und darum kann ich auch Dein Urtheil jetzt nicht ſprechen! meinte der Alte und verfiel in Nachdenken. Anton! wandte er ſich dann zu mir, morgen früh giebſt Du Licht über Alles, über dieſen, über die Mißgeſtalt und das ſchöne Mädchen. Wahrheit, reine Wahrheit erwarte ich von Dir! Dies ſagend, warf er noch einen Blick auf die Trümmer, entfernte ſich und ich folgte ihm in ſein Gemach, wo die Diener ſchon auf ihn warteten. — Das war eine ſtürmiſche Nacht am

Himmel und auf Erden! sprach er, tief seufzend. — Gute Nacht, Anton!

Der alte Mann dauert mich! sagte Crillon. War auch seine Vorliebe für das Alterthümliche eine Thorheit, wer von uns ist ganz frei von irgend einer andern?

Aber, Herr Herzog, nahm jetzt Créqui das Wort. Ihr theilt uns doch noch die Entwickelung mit? — Denn ohne diese hätten wir, wie Euer alter Ohm, nur Scherben, statt Pokale.

Mit Freuden will ich es! erwiderte Roquelaure. Doch die Zunge klebt mir am Gaumen, ich muß erst einen Becher Wein trinken. Er trank und fuhr dann fort:

Ich befahl dem jungen Mann absichtlich, sich einstweilen zu der Frau Renouard zu begeben und mich dort zu erwarten, und kehrte zu meiner schönen Gefangenen in mein Zimmer zurück. Da fand ich die Arme weinend, aber in ihren Thränen nur noch lieblicher und schöner. — Sie stand vor mir wie eine büßende Magdalene, das Haupt gesenkt, die Hände kreuzweis über die Brust geschlagen. Ich hatte auf dem Wege hierher aus mancherlei Gründen, denn mir ahnete der Zusammenhang, den festen Vorsatz gefaßt, nur als Inquisitor vor das Mädchen zu treten, aber,

weiß

weiß Gott, sobald ich ihre rothschwellenden Lippen erblickte, hätte ich fast Amt und Vorsatz vergessen, denn wahrlich, das Mädchen war schön! Doch blieb ich standhaft und erfuhr endlich unter Schluchzen und Thränen von ihr, daß sie die Schwester der Mißgestalteten, schon in früher Jugend von einer guten Frau nach Aurillac geführt und da erzogen sei. Vor einiger Zeit sei diese gestorben, habe ihr ein kleines Erbtheil ausgesetzt und da wär' sie die Sehnsucht überkommen, ihre Eltern und Geschwister einmal wieder zu sehen. In dem kleinen Häuschen am Walde habe sie der Zufall einem jungen Mann entgegen geführt, und dadurch sei ihr das Hüttchen so lieb geworden, daß sie gar nicht mehr daran gedacht habe, nach der Stadt zurückzukehren.

Und der junge Mann war? fragte ich.

Er habe sie auch so inständig gebeten, fuhr sie fort, der Antwort auf meine Frage ausweichend, dort zu bleiben, habe sie so sehr mit Schmeichel- ja mit Liebesworten bethört, daß sie ihm endlich ihr ganzes Herz geschenkt und versprochen habe, ihm als treuer Page in die weite Welt zu folgen.

Ha, Chevalier von Maltha! rief ich unwillkührlich aus.

Ja, da Ihr es schon wißt, will auch ich es Euch gestehen, Herr Ludwig ist es! sagte sie mit unbefangener Offenheit. Und sagt selbst, ist es mir zu verdenken, daß ich über seine Liebe Alles, Alles vergaß?

Aber ich sah Dich doch nicht bei der Hochzeitsfeier Deiner Schwester, wie kamst Du gestern Abend zu mir?

Ich mußte mich, auf seinen Befehl, krank stellen, um nicht auf das Schloß kommen zu dürfen, damit mich Niemand dort sähe, aber den Abend sollte ich ihn um die eilfte Stunde bei der Linde treffen, er wollte mich dann auf das Schloß führen, wo ich die Kleidung eines Pagen finden und morgen in aller Frühe mit seinem Gepäck vorausziehen sollte. Statt seiner traf ich unglücklicher Weise Euch. — Ach, Herr! fing ich bitterlich an zu weinen. Verzeiht, daß ich es in dem Wahne, er sei es, wagte — und sagt es ihm nie —

Indem wurde die Thür aufgerissen und der Vetter stürzte herein. Eifersucht flammte aus seinen Augen, er wollte das Mädchen sogleich mit sich fortnehmen, aber, als Stellvertreter des Oheims durfte ich es nicht erlauben, und es gab

einen harten Strauß zwischen uns, ehe er seine Thorheit einsah. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß er die Braut auf das Schloß geführt, und da er seine Schöne in ein einsames Gemach in diesem abgelegenen Flügel habe verbergen wollen, und er die Stube der Großmutter nicht verschlossen gefunden, habe er sie dort am sichersten geglaubt und die Braut dort hinein geführt.

Ich beschloß jetzt, das Mädchen zu Frau Renouard zu bringen, mit der ich überdies zu sprechen hatte, sie aber kam, wahrscheinlich in gleicher Absicht, mir entgegen, trat in mein Zimmer und sprach den Wunsch aus, mit mir allein zu reden. Der Maltheser mußte mit seiner Schönen in ein Nebenzimmer treten und die gute Frau begann dann ihre Beichte.

Um Babetten hatte sich schon seit mehrern Jahren der junge Viville beworben, das Mädchen war ihm gewogen, und mit Bewilligung der Mutter, die endlich den Bitten der Liebenden nachgeben mußte, schwuren sie sich ewig Lieb' und Treue. Dies alles hätten sie nun freilich dem alten Herrn entdecken sollen, hatten es jedoch von einer Zeit zur andern verschoben, bis endlich die Sprache auf jenen wohlgemeinten Hochzeitsvor-

schlag mit mir gekommen wäre; nun war aller Muth dahin und ihre einzige Hoffnung blieb noch ich. Alle Tage hätten sie sich mir entdecken wollen, aber es immer nicht gewagt. Da kam der Befehl, sich zum Zuge nach Nerac zu rüsten, und da dieser für den Augenblick jeden Gedanken an eine Verbindung hinderte, ward beschlossen, bis zur Rückkehr das Geheimniß zu bewahren. Daß die Liebenden noch den letzten Tag zusammen verplaudern wollten, war wohl verzeihlich. Auf Babettens Bitten schloß ich das Heiligthum auf, Bernard's Unvorsichtigkeit hatte das Lämpchen, das ich ihm mitgegeben, nicht genug verdeckt, Babette es auch nicht beachtet, und, das Unglück voll zu machen, naht sich, während sie glücklicher Weise nicht bei dem Geliebten war, Jemand der Thür, Bernard löscht noch zur rechten Zeit die Lampe aus und die unglückliche Braut tritt ein. Doch nicht lange verhält sie sich ruhig; bei einem Geräusch, das Bernard macht, mag sie Furcht ergreifen, sie tappt umher, tappt auf ihn zu, ist ihm schon ganz nahe, er will ihr ausweichen, fällt über den morschen Tisch, den er mit allen seinen Herrlichkeiten im Fallen nach sich zieht. Das Weitere wißt Ihr, gnädiger Herr, helft, oder wir sind ohne Rettung verloren!

Jenatſch bewohnte in dieſer Zeit ein neuerbautes Haus in Zutz, einem freundlich am Inn gelegenen Orte des Engadins. Hier wohnte auch die Frau von Travers, des von ihm erſchlagenen Pompejus von Planta Tochter, eine ſanfte, ſtille Frau, die ſeit einem Jahre Wittwe war und noch Reize genug hatte, das Herz eines für Schönheit empfänglichen Mannes feſſeln zu können. Die Unglückliche, die ſo früh Vater und Gatten verloren hatte, dauerte Jenatſch und das Gefühl ſeiner Schuld, vielleicht auch die Reize der Frau von Travers, hatten ihn in ihr Haus geführt. Anfangs ſchauderte ſie bei ſeinem Anblicke, doch rieth ihr die Klugheit, den allgefürchteten Mann nicht noch mehr gegen ihre Familie aufzubringen und als ſie Jenatſch näher und den Grund kennen lernte, der dieſen überſpannten Vaterlandsfreunde zu der Greulthat bewogen hatte, vergab ſie ihm leichter, ſah ihn zuweilen und endlich ſogar nicht mehr mit Widerwillen.

Zwar wollte der böſe Leumund in dieſer Verſöhnlichkeit der jungen Wittwe Arges finden, allein wer Frau von Travers näher kannte, wer ihr ſanftes, edles Gemüth verſtand, wer ihre Milde, ihre ſanfte Güte zu ſchätzen wußte, der beurtheilte ſie nicht ſo ſtreng und fand in ihrem Betragen gegen den Obriſt Jenatſch höchſtens zu tadeln, daß die Klugheit und die Güte ihres Herzens die Stimme der Rache zu leicht, zu ſehr unterdrücke. Sie ſelbſt konnte ſich oft des Schauders nicht erwehren, wenn ihr Blick die Hand des Mörders traf, doch hatte ſie, durch die Religion zur Verſöhnung bewogen, noch ehe ſie den Obriſten geſehn, aller Rache entſagt und ſie dem Himmel überlaſſen. Sie lebte übrigens, von der eignen Familie, die meiſt

Legt Euch zur Ruhe, gute Frau, sagte ich, sie tröstend, nehmt das junge Mädchen zu Euch, übergebt sie Niemanden und schickt Bernard zu mir, das Andere wird sich morgen finden! — Sie nahm die niedliche Rosa mit sich, der Maltheser verließ mich brummend und Viville trat bei mir ein. Ich gab ihm den Befehl, morgen vor Tagesanbruch mit dem Gepäck vorauszuziehen und uns im nächsten Nachtlager zu erwarten, erwähnte Babettens und des Vorgefallenen mit keinem Worte, legte mich zur Ruhe und schlief. Ob die Andern geschlafen haben, glaub' ich kaum!

Als am andern Morgen Bernard in aller Stille mit unserm Gepäck Montrichard verlassen hatte, schickte ich mich an, zum Oheim zu gehen, den ich auch schon wach fand. Ich stattete ihm nun von Allem meinen Bericht ab, wobei er zuweilen ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er hörte Alles gelassen an, aber glücklicher Weise hatten heute der Maltheser und Bernard, Rose und Babette das Interesse für ihn verloren; nur der Trophäen von Constantinopel gedachte er mit Wehmuth; doch da ich ihn mit der Nachricht tröstete, daß noch eine der großen Schüsseln und zwei Becher sich unter einem zusammengerollten Teppich unversehrt gefunden hätten, schien er

ſich zu beruhigen, und mir ward nun leicht, ſein Herz zur Milde zu ſtimmen. Der Maltheſer nahm einen ernſten Verweis mit auf den Weg nach Nerac, Roſe wurde nach Aurillac, wohin ſie zu gehen wünſchte, zu einer Verwandten ihrer Wohlthäterin, zurückgeſchickt, Bernard, für den ich am meiſten fürchtete, war ſchon fort, und der Dame Bernard und Babetten wurde heute die Hand etwas unfreundlicher als ſonſt zum Kuſſe gereicht; die Braut, für all' ihre Angſt zwar ſchon durch den Maltheſer in Etwas entſchädigt, erhielt ein anſehnliches Geſchenk, und ſomit war Alles beruhigt und zufrieden.

Und was iſt aus Roſe geworden? fragte Grillon mit Theilnahme.

Ich will Euch von dem Schickſal Aller berichten. — Mein guter Oheim ſtarb zwei Jahre darauf, und noch ſteht Alles in Montrichard, ſo wie er es verließ, Außer daß der alte Thurm eingefallen iſt, das Schloß aber ſteht noch immer, der Zeit trotzend. Bernard iſt der brave Biville —

Ha! der Nämliche, der bei Ivry Egmont aus dem Sattel hob, fiel ihm der König in die Rede und der jetzt mein Lieutenant in Cahors iſt?

Der Nämliche! erwiderte Roquelaure und Babette iſt ſein Weib, auch ihre Mutter lebte im

vorigen Jahre noch. Mein Vetter, der Malteſer, blieb in der Schlacht von Coutras und liegt in der dortigen Kirche begraben. Als ich einige Zeit darauf durch dieſe Stadt kam und die Grabſtätte meines, mir theuern Jugendfreundes beſuchte, ſah ich beim Eintritt in die Kirche eine ſchwarz verhüllte Geſtalt vor ſeinem Grabſteine knieen — es war Roſe — nicht mehr die blühende, die welke, bleiche Roſe! — An dem Jahrestag von Coutras iſt ſie geſtorben.

Und da Ihr uns von allen den ſo wichtigen Perſonen Eurer Erzählung ſo getreue Nachricht gebt, Herr Herzog, nahm d'Aubigny das Wort, wie erging es denn der reizenden Braut?

Ihr könnt ſie und ihre ſämmtlich verwachſenen Nachkommen noch in Montrichard und an ihren Buckeln eine würdige Zielſcheibe Eures Witzes finden, Herr d'Aubigny! erwiderte der Herzog etwas empfindlich

Mundſchenk! rief der König, das Geſpräch unterbrechend. Bring' jetzt von dem beſten Burgunder! — Crillon erzählt, da muß der feurigſte Wein in unſern Bechern ſchäumen.

Sire! nahm Crillon das Wort. Wär' es mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, ſo könntet Ihr wohl mein Handeln mit dem Feuer des Burgun-

der Weines vergleichen, denn für meinen König und meine Ehre, da ist der Arm des alten Kriegers noch nicht erlahmt, aber meine Thorheiten zu erzählen — nein, nenn' es nicht Thorheit, was der einzige Stern Deines Lebens war, nenn' es Schwachheit, Crillon! unterbrach er sich selbst — Ja, Sire! Wieder zu geben, wieder zu geben, wie ich es hier fühle, in Worten auszudrücken, was die Erinnerung so glühend in mir erweckt, das wird mir schwer, da stolpern die Gedanken in holprigen Worten hervor, und nie vermag der Mund das auszusprechen, wovon das Herz überströmt — deshalb habt Nachsicht! — An der Spitze des Regiments Eurer Garde, da geht es besser, als hier! — Besonders bitt' ich Herrn d'Aubigny, mich nicht zu unterbrechen, wenn mir es warm um's Herz wird, ist mir jeder Spott eine Aufforderung, die Hand an des Schwertes Griff zu legen.

d'Aubigny schwieg zu Aller Verwunderung, trat auf Crillon zu, reichte ihm die Hand, die Jener ergriff und treuherzig schüttelte.

Und wie werdet Ihr Euer Kind nennen? fragte jetzt Créqui.

Hm, daran hab' ich noch nicht gedacht! erwiderte Crillon und wurde nachdenkend. — Nun, so

soll es Täuschung heißen! — Täuschung ist ja Alles in der Welt und am Ende täuschen wir uns ja selbst.

Nun, braver Crillon, beginne! sagte der König.

Sire! rief dieser heftig. Lieber wollt' ich auf eine Bresche Sturm laufen, als hier in meinen alten Tagen hintreten und meine eigenen Thorheiten lachlustigen Zuhörern mittheilen. — Harnibien! Heute könnt' ich fast sagen, mir fehlt der Muth — aber Pah! — Hab' ich nur einmal angefangen, wird es schon in Galopp gehen, wie zur Attake. Also hört:

Täuschung.

Die Schlacht von Montcontour war geschlagen, nur französisches Blut darin geflossen, und nur Franzosen bedeckten den Wahlplatz. Der junge Herzog von Anjou, stolz auf seinen Sieg, rückte mit dem Heere vor St. Jean d'Angely, König Carl IX., eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders, traf gleichfalls daselbst ein, die Königin Mutter folgte.

Das Feldlager ward zu einem Hoflager, wo mehr Karossen dem Heere nachzogen, als Kanonen,

mehr Damen zur Bedienung der Königin zu finden waren, als Konstabler zur Bedienung des Geschützes, und — Harnibieu! — wo die Frauen mit ihren Bogen hinzielten, trafen die Pfeile besser, als die Kugeln unserer Karthaunen. Kurz, Sire, es war ein Gräuel, dieses Feldlager zu sehen, dort wüthete der Tod, hier die Lust, dort siegte die Tapferkeit, hier die Schönheit. Der König huldigte weder dem Einen noch dem Andern, der Herzog von Anjou Beiden, die Seele Beider war Catharine von Medicis.

Mir war dies Treiben verhaßt, ich erschien wenig am Hof, und ob ich schon damals Bischof von Frejus und Toulon und Abt von St. Barbara war, kam ich bei den Schönen des Hofs nur wenig in Betracht; meine Familie war nicht von Einfluß, mein Vermögen bestand nur in geistlichen Pfründen, die meine Custodinos für mich administrirten, und übrigens war ich rauh, wenig galant und ganz Soldat, ohne Hofmann zu seyn. Die Hoffräulein beliebten, mich la bête sauvage zu nennen, obgleich die Eitelkeit einer Jeden, wohl der Sonderbarkeit wegen, gern dies wilde Thier gezähmt und an einer Kette im Triumph mit sich herum geführt hätte.

Die Belagerung zog sich in die Länge, doch

schien sie dem katholischen Adel Frankreichs nicht langweilig zu seyn, denn aus den Laufgräben gingen sie zum Ballet, vom Ballet wieder in die Laufgräben, und so war es eine stete Abwechselung von Scherz und Ernst, von Lust und Gefahr, die mir nicht behagte. Der junge Herzog von Guise, in dessen Gefolge ich mich befand, verlachte mich deshalb, rieth mir, mich in den Strudel zu stürzen, heute das Herz einer Dame, morgen eine Bastion von St. Jean d'Angely zu stürmen, aber ich liebte die Weiber nicht, denn ich bin noch jetzt der Meinung, nur der Schwächling bedarf der Liebe, zu Heldenthaten angespornt zu werden, da die Ehre keines Sporns, sondern mehr eines Zügels bedarf, den Mann vor tollkühnen Wagnissen zurückzuhalten.

Es mußte in dieser Zeit meine Grille, wie sie es nannten, zu den Ohren der Königin Mutter gekommen seyn, die mir es übel nahm, daß ich nicht an eine der hundert Angeln beißen wollte, die sie mit sich führte, denn eine jede ihrer Hoffräulein war eine Angel, an der ein, oder mehrere eisenbeschuppte Fische hingen. Sie beschloß, mir eine Falle zu stellen, oder vielmehr ihren Scherz mit mir zu treiben, und ließ sich bei der nächsten Gelegenheit herab, sich mit mir zu unterhalten,

und da meine Feldbinde stets schwarz und Silber war, fragte sie mich, welche Dame so wenig Geschmack habe, sich in diese Todtenfarben zu kleiden, und verlangte den Namen der Dame zu wissen, deren Farbe ich trüge.

Ich erwiderte, wahrscheinlich mit einigen Flüchen untermischt, wie es leider jetzt noch meine Gewohnheit ist, daß meine Dame der Tod sei, der ich mich für meinen König geweiht habe, deßhalb trüg' ich schwarz, den Namen der Dame meines Herzens aber würde ich nie nennen, wenn nämlich in meinem Herzen das Bild eines schönen Weibes stände. Die Königin lächelte, schüttelte ungläubig den Kopf; ich zeigte schweigend auf mein Maltheserkreuz und wollte mich eben zurückziehen, sie aber winkte mir, zu bleiben. Und wenn ich Euch nun zu meinem Ritter erwählte, fragte sie mich, würdet Ihr meine Farbe tragen?

Mit Freuden, rief ich, denn Eure Farbe, Madame, könnte nur die Farbe Frankreichs seyn!

Und wenn ich, oder Euer König Euch beföhle, die Farbe irgend einer Andern zu tragen?

So würde ich gehorchen müssen. Die Feldbinde würde auf meinem Herzen, die Dame wohl schwerlich in meinem Herzen ruhn!

Jaqueline! rief die Königin dem, eben in der

Nähe sich befindenden Fräulein von Hottefort zu. Nimm die rothe Binde von Deiner Schulter, schmücke den Chevalier Crillon damit und ernenne ihn zu Deinem Ritter, einen Tapferern wirst Du im Heere nicht finden!

Einen Ritter, der nicht um Liebe warb, eine Dame, die nicht Liebe gab, nicht Treue gelobte, kann die reichgewirkteste Binde nicht zu Liebe und Treue verbinden, sagte ich ernst. Ich nehme Eure Binde an, Fräulein, weil es die Königin befiehlt, ich werde sie tragen, so lange es der Königin und Euch gefällt — doch verzeiht, so wie die Ehre mich auf den Kampfplatz ruft, da muß mich Leben oder Tod, muß mich diese Feldbinde begleiten, und ich lege dann die Eurige ab. Euer Ritter will ich seyn in Ernst und Scherz, und bei St. Georg und allen ritterlichen Heiligen sei es geschworen, Crillon kämpft auf Leben und Tod, wer es wagt, Euch nahe zu treten, denn Harnibieu! Ihr seid schön und wohl ein schöner Kampfpreis.

Du fängst schon wieder an zu fluchen, Crillon! unterbrach ihn der König.

Sire, unterbrecht mich nicht und laßt mich immer fluchen, bat er, das gewöhnt sich Crillon nun einmal nicht ab! — Erinnert Ihr Euch nicht

mehr, was ich that, als mich Don Juan d'Auſtria nach der Schlacht von Lepanto nach Rom an den heiligen Vater ſandte, ihm den glänzenden Sieg zu verkünden, der Papſt mit Aufmerkſamkeit meinen Bericht anhörte, und als ich beendet hatte, mich mit väterlicher Güte ermahnte, mir das Fluchen abzugewöhnen, denn ich hatte während meines Berichts wenigſtens hundert Mal dieſe Sünde begangen. Ich verſprach es dem heiligen Vater, ging auch ſogleich mit dem Cardinal Colonna nach der Kirche des Laterans, kniete am Altare nieder und legte, unter beſtändigem Fluchen, den Schwur ab, nicht mehr ſolche gottloſe Worte auszuſtoßen. Der heilige Vater ſoll, als ihm dies berichtet wurde, gelacht, und mir, wahrſcheinlich der Schlacht von Lepanto wegen, für alle zukünftig auszuſtoßende Flüche die Abſolution ertheilt haben. Darum laßt mich nur immer fluchen; Harnibieu! oder Ventre saint gris! kömmt ja auf Eines heraus.

Doch wohin habt Ihr mich verlockt, Sire? Statt im Feldlager vor St. Jean d'Angely zu bleiben, habe ich mich nach Rom verirrt — alſo wieder zur Sache! — Das Fräulein von Hottefort hatte, indem ſie mir die Feldbinde umhing, mich mit ihren dunkelblauen Augen ſo liebevoll, ſo

aus dem Lande hatte flüchten müſſen, ganz getrennt, ein ſtilles, eingezogenes Leben, that nach ihrem Vermögen den Armen Gutes und miſchte ſich in die Welthändel nicht. Sie war eine von den duldſamen, weiblichen Seelen, denen der Himmel reichlicher das Herz, als den Geiſt begabt hatte, die ihre Pflicht zur Richtſchnur ihres Handelns nehmen und ſtreng und gewiſſenhaft, was ſie ihnen gebietet, erfüllen.

Sie ſaß heut' auf dem Altan ihres Hauſes, von wo ſie eine reizende Ausſicht in das von hohen Felſen umkränzte Thal und über die wogenden Fluthen des Inn hatte, ſah mit frommer Andacht die Sonne ſich hinter die Berge ſenken und mochte wohl eben ernſt über ihr Schickſal nachdenken, als ſie ein leiſes Pochen an der Hausthüre ſtörte. Zu dieſer ungewöhnlichen Zeit war ſie ſich keines Beſuches erwartend und ſie zögerte deshalb einen Augenblick, ehe ſie die Thüre zu öffnen gebot; als aber das Pochen ſtärker wurde, befahl ſie zu ſehen, wer Einlaß begehre. Es war der Alte von Furnatſch, der die Dame zu ſprechen verlangte, und die Diener, ſchon an ſeinen Beſuch in der Abendſtunde gewöhnt, ließen ihn, den Marie bis an die Thür begleitete, ohne weiteres ein.

Als er zur Frau von Travers eintrat, kam ſie ihm freundlich entgegen „Ei, mein guter Philipp!" ſagte ſie mit der ihr gewöhnlichen Huld „Wie habt Ihr endlich einmal Eure Einſiedelei verlaſſen können, um die Tochter Eures alten Herrn aufzuſuchen? Hätten meine Diener, die ich an Euch ſchickte, mir nicht Kunde von Euch gebracht, ich wüßte nicht einmal ob Ihr noch lebtet. Es iſt gar lange her, daß ich Euch nicht ſah."

treuherzig angeblickt, meine Unerfahrenheit sah in ihr nur ein frommes Kind, das an dem Hofe dieser Königin ihrem Verderben entgegeneilen mußte, und sie dauerte mich. Ich war nicht auf meiner Hut und das Mitleid hätte mir bald einen hinterlistigen Streich gespielt, denn ich nahm wahrhaftes Interesse an dem Mädchen, das immer freundlicher, zuvorkommender, herzlicher gegen mich wurde. Der Hof mochte schon glauben, ich zapple an der Angel, der Herzog von Guise selbst theilte diese Meinung und rief mir ein Bravo! zu, doch dies weckte mich aus meinem Traum; ich hatte wohl auch nicht an Liebe gedacht, mein Herz war kalt geblieben, und ich sah nur in der blauäugigen Jaqueline einen Engel, den ich von dem Wege zur Finsterniß retten wollte. Hätte der Engel sich die Mühe genommen, sich etwas besser zu verstellen, hätte Guisen's Bravo mich nicht geweckt, so wär' ich ihm wahrscheinlich in die Finsterniß gefolgt.

Eines Abends, weiß Gott, wie, trafen wir uns Beide in einem abgelegenen Gemach des, von der Königin bewohnten Hauses. Eine einzige Kerze erleuchtete das kleine Stübchen, und die brannte überdies noch so dunkel und war ihrem Verlöschen so nahe, daß wir uns bald mit dem

Mondschein, der zu dem kleinen Fensterchen neugierig herein lugte, begnügen mußten. Das Fräulein war heute wirklich reizend und so traulich und anschmiegend, daß es mir ganz warm um's Herz wurde. Mir war die Situation neu, noch nie hatte ich im Mondlicht einem schönen Mädchen so nahe gegenüber gestanden, noch nie hatte sich eine so traulich an mich angeschmiegt. Ich sah ihr wohlwollend ins Auge und, weiß der Himmel, woran sie eben denken mußte, ihr sonst so frommer Blick sah so listig, fast höhnend auf mich, daß der Zauber alsbald verschwunden und Crillon wieder Crillon war. Jetzt begann ich Narr meinen Bekehrungsversuch, predigte, trotz dem besten Kapuziner, zeigte ihr den Abgrund, an dem sie stehe, die Gefahren, welchen sie an diesem Hofe voll Lüste ausgesetzt sei, beschwor sie, in ihre Heimath nach Angumois zurückzukehren, und als ich nun so recht treuherzig ihr das Alles vorstellte, lachte sie hell auf. Wahrhaftig, Chevalier! sagte sie, mich unterbrechend, man hört, daß Ihr Bischof von Frejus und Toulon seid, Ihr predigt im einsamen Stübchen beim Mondlichte vor einer jungen Dame, statt vor ihr zu knieen; wahrhaftig, Ihr bleibt langweilig und unausstehlich

stehlich! Bei diesen Worten wandte sie mir den Rücken und wollte gehen, doch ich hielt sie zurück. Nehmt, statt meiner Lehren, wenigstens Eure Feldbinde wieder, sagte ich, jedoch nicht lachend, sie möge liegen, wo Ihr mich zu sehen wünschet! Bei diesen Worten warf ich ihr die rothe Feldbinde vor die Füße und ließ sie stehen.

Dergleichen konnte am Hofe nicht verschwiegen bleiben. Als die Königin es erfuhr, knirschte sie vor Wuth, der Herzog von Anjou, dieser galante Herr, fand mein Benehmen höchst unfein, und hatte auch wohl nicht Unrecht, der junge Herzog von Guise, der diesem Scherz ein solches Ende vorausgesagt hatte, lachte laut, nur der König trat auf meine Seite. Ich aber war von diesem Augenblick an die Zielscheibe, nach der die Frauen die Pfeile ihres Witzes, nicht die ihrer schönen Augen, abschossen, kümmerte mich aber wenig darum.

Bald aber kam Crillon wieder zu Gnaden, denn das Lob muß ich unsern Frauen lassen, sie ehren des Mannes Muth und schätzen ihn deshalb, wenn er auch kein Frauenknecht ist. Bresche war endlich in den Mauern von St. Jean d'Angely geschossen, der Sturm angeord-

net, und am Abend vorher, wo sich der ganze Adel beim Hof versammelt hatte, sagte Jeder seiner Schönen ein Lebewohl, denn es gab wohl keinen Herrn des höhern Adels, der nicht dort in irgend ein Liebesabentheuer verwickelt gewesen wäre. Da ließ mich Alleinstehenden die Königin Mutter zu sich entbieten. Chevalier Crillon! redete sie mich an, und so sehr sie sonst den Ausdruck ihres Gesichts in ihrer Gewalt hatte, entging mir doch der Hohn nicht, welcher aus ihren Zügen sprach, indem sie mich anredete. Chevalier! Nun morgen gilt's, da ist Euer Tag, in dem Ballet, was morgen getanzt wird, sollt Ihr ja ein Meister seyn. Nun, wenn ich auch nicht mittanze, werd' ich doch zuschauen und sehen, ob der Ruf von Euch' wahr gesprochen hat.

Bei St. Georg, Madame, zweifelt Ihr daran? rief ich, durch diese Worte beleidigt.

Vergeßt nicht, Chevalier, vor wem Ihr steht! sagte Catharine mit jenem majestätischen Ernste, den sie so gut und so zur rechten Zeit anzunehmen verstand. Ich neigte mich, statt mich zu entschuldigen, und die Königin brach schnell das Gespräch ab.

Am andern Tage rückte das Heer aus, die

Trompeten riefen zum Sturm — der König und seine Mutter standen auf einer Höhe und sahen dem Angriffe zu — Ihr kennt den, für die Hugenotten so schreckbaren Tag, wißt, das ich der Erste auf der Mauer war, was soll ich das noch weiter berühren — aber was mir ferner begegnete, ist Euch unbekannt, ich habe es nur einem Menschen vertraut, aber 30 Jahre sind seitdem vergangen, eine lange Zeit ist darüber hingerauscht, keinem Herzen thu' ich mehr wehe, als dem meinigen, und so sei's! — Ihr werdet es erfahren, Sire, daß auch Crillon seine schwache Stunde hatte.

Die Sieger wütheten furchtbar in der eroberten Stadt, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, an mehreren Orten stand sie schon in Flammen, Weiber, Kinder schrieen und stürzten, Rettung suchend, auf den Straßen umher, die Männer wurden gemordet, die Häuser geplündert; mir blutete das Herz, aber nur hier und da vermochte ich dem Gräuel Einhalt zu thun und Einige vom Tode zu retten. Da gehe ich, schwer verwundet, die Straßen nach dem Marktplatz zu, um ein Haus zu finden, wo ich mich verbinden lassen kann, als ich ein junges Mädchen, von mehreren Soldaten verfolgt, auf mich zustürzen sehe, das

mit dem Ausruf: Erbarmen, Erbarmen! sich in meine Arme wirft. Doch auch bis dahin verfolgen sie die Wüthenden, ich bin gezwungen sie mit meinem Schwerte zu vertheidigen, bis der Eine mich erkennt und dem Andern zuruft: Kommt, das ist Crillon, kommt, ehe er uns fasset! Hätten sie gewußt, wie schwach ich war, sie hätten mir leicht meinen Schützling entreißen können, und wäre nicht einer meiner Freunde eben des Wegs gekommen und hätte mich in ein Haus gebracht, ich wäre auf der Straße umgesunken, so matt war ich vom großen Blutverlust. Die Gerettete hatte eine meiner Hände festgehalten und war mir so gefolgt. Ich wurde nun zu Bett gebracht, sie verließ mein Lager nicht und ward meine treue Pflegerin, scheute sich nicht, gegenwärtig zu seyn, als der Wundarzt mich verband, leistete jede Hilfe, die er von ihr verlangte und zeigte ein ganz reines, kindliches Gemüth. Nur als der König mit der Königin Mutter mich besuchte, schlich sie in ein Kämmerchen und verbarg sich.

War es nicht bei diesem Besuch, wo Dich der König, braver Crillon! anredete, und Du seit diesem Tage diesen ehrenvollen Beinamen behalten hast?

Ja, Sire! — Auch die Königin Mutter war zugegen. — Wahrlich, Chevalier, sagte sie mir, und ihr gestern so strenger Blick ruhete heute huldvoll auf dem Verwundeten, Ihr habt heute Eure Dame, wie ein ächter Ritter aufgesucht, Gott Lob, daß Ihr sie nicht gefunden! Und als ob ich zu geistlichen Würden verdammt sei, gab mir der König das erledigte Bisthum von Sens, als Pflaster auf meine Wunden.

Kaum, daß er mich verlassen hatte, als das Mädchen wieder eintrat, an meinem Bett zu meinen Füßen niederkniecte, lange ängstlich mich ansah, dann meine matt herabhängende Hand ergriff und einen leisen Kuß darauf drückte; da sah ich wohl, daß sie Etwas auf dem Herzen hatte, und ich fragte sie, was sie von mir wolle. Herr! sagte sie bebend. Erlaubt, daß ich Vater und Mutter aufsuchen darf, ich komme sicher wieder!

Geh, wohin Du willst, erwiderte ich, komm wieder oder nicht, Du bist frei, ein Weib ist nie eine Gefangene!

Also, ich soll nicht wieder kommen, Euch zu pflegen, ich sollte nicht meinen Retter pflegen — Ihr verstoßt mich? sagte sie, ängstlich an mir aufblickend.

Wer ſagt Dir das, Kind? erwiderte ich, durch Blick und Wort des Mädchens wahrhaft gerührt. Ich meine nur, Du biſt frei, biſt Herrin Deines Willens —

So darf ich? fiel ſie mir haſtig in die Rede. Darf gehen und wiederkommen? — Sie eilte fort und ich gab ihr drei meiner Diener zum Schutze mit.

Erſt am Abend kehrte einer von ihnen zurück. Gnädiger Herr! berichtete er mich. Was ich erlebt habe, hat faſt mein altes Soldatenherz gebrochen, es war jammervoll anzuſchauen. Das Mädchen eilte ſo ſchnell über die Straße nach ihrer Wohnung hin, daß wir kaum folgen konnten; die Arme ſah ſie ſchon von weitem in Rauch eingehüllt, das Dach war verbrannt, das Haus halb eingeſtürzt. Meine Eltern! ſchreiend, ſtürzt ſie ſich in die noch rauchenden Trümmer und findet nichts, ſie wiederholt den Weheruf, Niemand antwortet ihr; da eilt ſie in den Garten, wir hinter ihr drein, und finden ſie neben ihrem Vater, ihrer Mutter, die Beide niedergemetzelt am Boden liegen, bewußtlos hingeſtreckt. Als wir ſie endlich wieder zum Leben gebracht hatten, da ging der Jammer erſt an. — Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie ſie weinte und die Hände rang, und kein Bitten konnte

sie bewegen, uns zu folgen, sie knieet noch neben den Todten.

Ich schickte sogleich hin, das Mädchen, und müßt' es mit Gewalt seyn, von dem Ort des Schreckens weg zu reißen, und ließ zum Begräbniß der Eltern Anstalt treffen. Sie war nur mit Mühe zu bewegen, das halb verbrannte Häuschen und die Todten zu verlassen, und als ich sie erst am andern Morgen wiedersah und sie zu trösten versuchte, war ihr Schmerz stumm und fast theilnahmlos. Ich sagte ihr, daß für das Begräbniß der Eltern Sorge getragen sei, und ich mich ihrer annehmen würde, als wäre sie meine Schwester. Sie lächelte bei diesen Worten schmerzlich, schwieg, und erst am Abend bat sie mich, ihr zu erlauben, ihren Eltern zu Grabe zu folgen. Aber diese ruheten schon in kühler Erde, und so kam ihre Bitte zu spät. Sie vernahm dies mit Ergebung, seufzte tief auf und sagte dumpf vor sich hin: Nun bin ich ganz verlassen!

Aber Ihr müßt mir einen Becher füllen! wendete er sich zu dem Mundschenk, der ebenfalls zugehört hatte. Wenn mich ein weiches Gefühl beschleicht, muß ich es in Wein ersäufen; drum stellt nur die Kanne neben mich, Mundschenk, ich werde ihrer heute noch oft bedürfen.

Meine Wunden, so fuhr nun Crillon fort, waren bedeutender, als der Wundarzt anfänglich geglaubt hatte, ein heftiges Fieber trat hinzu und mein Leben stand in Gefahr. Während dieser ganzen Zeit war das Mädchen, das ich Annette nennen will, nicht von meinem Lager gewichen, hatte auch die niedrigste Dienstleistung gethan, und man konnte mir nicht genug erzählen, wie sorgsam sie gewesen, und wie sehr sie sich um mich geängstigt habe. Auch als meine Wunde sich besserte, blieb sie sich gleich, immer thätig, immer aufmerksam auf jeden meiner Wünsche. Was mir am meisten auffiel, war die Unbefangenheit, mit der sie Manches that, was ihr Zartgefühl ihr hätte verbieten können, aber das 14jährige Mädchen war noch so kindlichen Gemüths, daß es nichts Arges darin fand. Auch wußte sie auf besondere Weise sich bei meinen Freunden, die mich in der Zeit häufig besuchten, in Achtung zu setzen, so daß ich nicht ein einziges Mal nöthig hatte, sie gegen sie in Schutz zu nehmen.

Als mehrere Wochen so verstrichen waren, wurde sie weniger zurückhaltend gegen mich, und begann selbst mit mir über ihre Zukunft zu sprechen. Die Schwester meines Vaters lebte als Witwe auf ihrem Schlosse in der Provence; An-

„Seit der Obriſt Jenatſch Euer Haus betritt, hab' ich's nicht betreten!" erwiederte der Alte.

Die Frau von Travers fühlte, daß ſie bei dieſen Worten erröthete, doch ſich keiner Schuld bewußt, ſagte ſie freundlich „Kennt mich denn Philipp Berniſch nicht beſſer?"

„Wohl kenne ich Euch, gnädige Frau, und weiß, daß Ihr zur Liebe, nicht zum Haſſe geboren ſeid" erwiederte er ihre Hand lebhaft küſſend „Weiß ich doch, wie Ihr von klein auf nicht vermögend waret, irgend Jemandem wehe zu thun; und wäre ich Eures frommen Wandels nicht ſo feſt überzeugt, kennte ich die reine Quelle nicht, aus der Euer Thun entſpringt, ſo würde ich nicht hier vor Euch ſtehen. Aber bei alle dem" ſagte er und ſeine Stirn furchte, ſein Antlitz umdüſterte ſich „iſt es mir ein Greul, denke ich mir den Mann an Eurer Seite ſitzend, der Euern edlen Vater, meinen Herrn und Freund meuchlings erſchlug, denke ich mir, wie er Euch zum Willkommen und Abſchied die Hand reicht, an der das Blut Eures Vaters klebt —"

„Schweigt Philipp!" bat die Dame „Weckt die Erinnerung nicht —"

„Ja, ich will ſie wecken, das iſt mir Pflicht, das iſt mir Labſal!" fuhr er heftig fort „Es iſt der Zweck meines ganzen elenden Lebens, der Grund, weshalb der Kaſtellan von Schloß Rietberg in Lumpen gehüllt vor den Thüren der Salis die Zither ſchlägt und an dem Tiſche ihrer Diener die Reſte in ſeinen Sack ſteckt, die der Uebermuth des Geſindes ihm zukommen läßt; das iſt der Grund, warum ich, wie der Baſilisk in feuchtem Neſt ſein Ei brütet, in meiner elenden Hütte auf Rache brüte,

nette zu dieser zu schicken, war schon längst mein Plan gewesen, ich theilte ihn ihr mit, und sie schien mit Freuden ihn einzugehen, denn sie selbst wünschte St. Jean d'Angely zu verlassen; aber während sie darüber nachdachte, fuhr sie plötzlich auf: Wißt Ihr auch, Herr, daß ich Hugenottin bin? sagte sie, und ihr freundliches Antlitz wurde ernst.

Das weiß ich, Annette! erwiderte ich, besser wär' es, Du hingest dem rechten Glauben an, aber ich will Dich zu nichts zwingen, zu nichts überreden, und Dir deshalb meine Unterstützung nicht entziehen. — Ich schrieb nun an die würdige Frau, machte sie mit allen Verhältnissen, auch mit der Religion des Mädchens bekannt, und sie erbot sich willig, die unglückliche Waise aufzunehmen.

Ich war nun hergestellt und traf Anstalten, daß Annette nach der Provence gebracht würde, wohin ich sie nicht begleiten konnte, da ich an den Hof nach Paris mußte. Je näher der Tag der Abreise kam, desto stiller wurde das Mädchen, desto furchtbarer mochte er ihr erscheinen. Ich glaubte Anfangs, die Trennung von ihrer Vaterstadt, von dem eingeäscherten Häuschen, von der Grabstätte ihrer Eltern, ließen es sie so schmerzlich empfinden, St. Jean d'Angely zu verlassen,

aber bald ſah ich, daß es hauptſächlich die Trennung von mir war, die ihrem Herzen ſo wehe that, und daß auch ich mich nur ungern von dem frommen lieben Kinde trennen konnte. Ich wähnte, Gewohnheit, Dankbarkeit, Laune, weiß Gott, was ich Alles hervorſuchte, mir die Wahrheit zu verhüllen, wären es allein, was mich ſo ſchmerzlich an die Trennung mahnte; aber ich konnte mich nicht länger täuſchen, es war mehr, als alles dies, es war die Liebe, die ſich in mein Herz geſchlichen hatte.

Victoria! rief der König. Dies Bekenntniß macht Dich mir doppelt werth. Du warſt mir von Jugend auf ein Vorbild, braver Crillon, Vorbild der Tapferkeit und Treue, Du warſt der einzige Kriegsmann auf Erden, den ich fürchtete, als Du mir noch feindlich gegenüberſtandeſt und warſt mein ritterliches Vorbild; aber eines nur mangelte Dir, um ganz ein Ritter zu ſeyn, wie zu König Arturs Fabelzeit, wie ſie zur Zeit König Franzens waren, nun, auch wie zu meiner Zeit. Du ſtandeſt vor meiner Seele, groß, edel, wohlthätig, ja mit allen Tugenden eines ächten Ritters begabt, nur ohne die innere, Alles belebende Glut, kalt, trotz den Tauſend und Tauſend Sonnen Frankreichs, denn die Liebe hatte

noch nicht den Stempel des ächten Adels auf Deine Tugenden gedrückt, Dir fehlte zu Deiner Glorie ihr Stern, der den heiligen Kreis, wie ein flammender Diamant, schließt. Aber jetzt! — Laßt Eure Becher füllen, Ihr Ritter der Tafelrunde des Bearner! rief Heinrich IV. in fröhlichem Uebermuthe. Stoßt an! laßt sie klirren, zur Ehre des Braven der Braven, denn der Niebesiegte hat auch in den Fesseln der Liebe gelegen, er ist nun ganz einer der Unsern! —

Die Becher klirrten, der König umarmte Crillon. Sire! sprach dieser sehr ernst, sein Auge ruhte dabei fast finster auf seinem Herrn, meine Erzählung ist noch nicht zu Ende, Ihr jauchzet zu früh! — Doch König Heinrich war durch Crillons Geständniß zu heiter gestimmt worden, um darauf zu achten, auch die Andern stießen mit ihm an und der Jubel war allgemein. Als aber auch Pimentel sich nahen wollte, trat ihm d'Anuigny in den Weg. Unter den Rittern der Tafelrunde des Bearner seid Ihr nicht mit begriffen, auf der Rittertafel da rasseln nur Waffen, nicht Würfel. Ich rathe Euch, naht Crillon nicht! Aber Pimentel's Stolz ließ diese Warnung unbeachtet, er trat zu Crillon. Auf Euer und Eurer Schönen Wohl! rief er.

Bemüht Euch nicht, Herr Pimentel! erwiderte Crillon, jedoch gelaſſen, wer, wie Ihr, mit kaltem Blute ein paar unſchuldige Mädchen, wie ein paar junge Enten in's Waſſer werfen kann, mit dem leere ich keinen Becher.

Crillon! rief der König, ihn an ſeine Gegenwart mahnend.

Ja, Sire! ſagte dieſer ſchnell, es iſt gut, daß Ihr mich mahnt, in meiner Erzählung fortzufahren. — Alſo wir trennten uns, ſie zog nach der herrlichen Provence, ich nach dem finſtern Paris. Dort fühlte ich mich recht einſam, eben ſo in St. Germain, wohin ich dem Hofe folgen und täglich mit dem Könige auf die Jagd reiten mußte. Am Morgen hetzte ich das Wild, am Abend wurde ich gehetzt, denn Jaqueline Hottefort mußte, oder wollte ihre Rolle noch weiter fortſpielen und umſtellte mich mit mancherlei Netzen, aber ich zerriß ſie, hier etwas derber noch, als im Feldlager vor St. Jean d'Angely, ſie ſchwur, dieſe Kränkung zu rächen und hat auch redlich Wort gehalten.

Der Frieden von St. Germain wurde geſchloſſen, die Waffen ruhten, das Hofleben ekelte mich an, und ich glaube, auch am Hofe ſah man das wilde Thier, wie man mich immer

noch da zu nennen beliebte, mit Vergnügen gehen. Niemand kümmerte sich um meine Abreise, man brauchte meines Armes nicht mehr, und den Frauen war ich gar nichts nütze, und darum war auch Fräulein Jaqueline die Einzige, die, als ich mich von der Königin Mutter beurlaubt hatte, mir ohnfern der Thür ein spöttisches auf Wiedersehen! zurief.

So war ich frei und eilte nach der Provence. Fast war ein Jahr verflossen. Ich überraschte Annette, Kränze flechtend, im Garten, und als sie mich erblickte, sprang sie auf und stürzte in meine Arme. Da hielt ich nun mein Glück zum ersten Male umfangen, ich hielt es fest, ich drückte es mit Wärme an meine Brust und — doch erlaßt mir das Weitere! sagte er und preßte den vor ihm stehenden silbernen Becher mit so kräftiger Faust zusammen, daß der Mundschenk den verbogenen mit einem andern vertauschen mußte.

Viele, viele Tage war ich glücklich, begann er nach einer kurzen Pause, meine Sonne schien mir ungetrübt, meine Sterne, Annettens Augen, leuchteten mir auf meiner rosenbestreuten Bahn, ihre Hand war mir die Hand eines Engels, der mich durch's Leben führen sollte —

ihr Mund, die schwellenden, frischen Lippen — Doch, alter Crillon, unterbrach er sich selbst — bist Du auch ein Provençale, hast Du auch an den Ufern der Durance Deine ersten kindischen Spiele gespielt, Dein erstes Liedchen gesungen, wozu in Deinem ernsten Leben die Poesie? — Schweig lieber, presse den Stahlhandschuh auf das klopfende Herz und laß Dich nicht von der Erinnerung zu Schwärmereien verlocken!

Ich war glücklich, fuhr er dann fort, wie ein Mann, einem geliebten Mädchen zur Seite, es nur seyn kann, wenn ihn der Augenblick berauscht und er nicht an die kommenden denkt, und ich danke Gott noch heute für diese schönen Tage — sie sind nicht wiedergekehrt! Dieses Vergessen von Allem um mich her, dieser unbefangene, ungestörte Genuß des Augenblicks hat mich nie wieder berauscht.

Ludwig! sagte eines Tages meine Muhme, als sie mich mit Annette im Garten, in traulichem Umfangen, hatte lustwandeln sehen, Ludwig, sage mir, was willst Du mit dem Mädchen, willst Du sie glücklich machen, oder sie verderben?

Da sei Gott vor! erwiderte ich rasch.

Blick auf das Kreuz von Maltha und antworte mir. Was willst Du mit ihr?

Ich schwieg. Nur der Vorsatz, sie nicht unglücklich zu machen, sie als ein Bruder zu lieben, stand in mir fest, an das Weitere hatte ich nicht gedacht. — Ich sagte das der würdigen Frau, sie lächelte, erfaßte meine Hand — o, ich vergesse ihre Worte nie — sie sprach: Ludwig! Bleibst Du auch Herr über Dich, hast Du die übermenschliche Kraft, der lockenden Liebe, diesem Mädchen gegenüber, zu widerstehen, wird es auch das Mädchen können? — Du weckst Empfindungen in ihrem Busen, säest den Saamen zu Keimen, und wenn der Halm schießt, gehst Du vielleicht bedächtig an ihm vorüber, ohne ihn zu knicken, aber eine andere Hand wird es. — Laß das Korn schlummern, wecke die Leidenschaft nicht, Du handelst unrecht an dem frommen Kinde, was die Dankbarkeit so innig an Dich fesselt.

Ich sah ein, daß sie Recht hatte, prüfte mich, lebte noch einen Monat an den Ufern der Durance meinem Herzen und meinem Glück, dann begab ich mich auf eine Galeere und fuhr nach Maltha, wo man sich damals, wie Ihr wißt, gegen Sultan Selim, der eben Cypern

den Venetianern abgenommen hatte, mächtig rüstete. Der Aufenthalt in Maltha, die Ausrüstung der Galeeren, das Treiben und Drängen im Hafen, auf den Werften und im Arsenal zerstreute mich, der Ehrgeiz erwachte, ich dachte an die Ufer der Durance nur noch, wie an einen schönen Traum zurück; das Bild Annettens blieb in meinem Herzen, aber beschäftigte mich nur in den Stunden der Einsamkeit. Ich verließ bald darauf mit den Galeeren Maltha, stieß zur Flotte, die Schlacht von Lepanto wurde geschlagen, und wahrlich sonderbar, als ob ich zum Priester bestimmt sei, wurde ich für das, was ich gethan, geistlich belohnt. Der König gab mir den Genuß des Erzbisthums Arles, und der Papst die Erlaubniß, in Avignon eine Kapelle bauen zu dürfen, welche die nämlichen Rechte, wie die päpstlichen haben sollte. So war ich Erzbischof, Bischof, Abt und Maltheserritter, war Crillon, der zu Wasser und Land, auf Schiff und Roß, gegen Muselmann und Hugenott, und auch gegen sein eigenes Herz kämpfen mußte.

Ueber zwei Jahre meines Lebens zieh' ich einen Schleier, könnt' es doch die Geschichte Frankreichs auch, könnte sie die blutige St. Bar-

Barthelémy dem Auge der Nachwelt verdecken. Meine Hand blieb, Gott sei gelobt, rein! — Sie, hat viel Blut vergossen, gemordet hat sie nie! — In diesen Jahren sah ich Annette wenig, mich hielt meine Pflicht in Westen und Norden zurück, und als ich sie wieder sah, war sie 18 Jahr alt, schön und lieblich aufgeblüht, eine frische, duftende, eben aufbrechende Knospe, und ihrer Beschützerin sehr werth und theuer, auf deren Veranlassung ich nur einige Tage dort blieb. Aber was Maltha und seine Rüstung, Türke und Schlacht von Lepanto an dem Bilde des lieblichen Mädchens verwischt hatten, trugen die wenigen Tage mit neuem Glanze wieder auf. Sie war und blieb meinem Herzen theuer.

Von Paris folgt' ich dem Herzog von Anjou vor la Rochelle, was der brave La Roue so heldenmüthig vertheidigte. Hier wurde ich mehreremale verwundet, und als es Annette erfuhr, wollte sie kommen, mich zu pflegen, aber es wurde ihr verweigert; jene Wunden wurden ohne sie geheilt, die Wunde meines Herzens aber nicht. Da, in der Gewißheit, daß ich das Mädchen oder mich verderben müsse, beschloß ich endlich, den Bitten Anjou's, des neuerwählten Königs

von Polen, nachzugeben und ihm in das Reich der Sarmaten zu folgen, und so eine lange Trennung vom Vaterlande und von ihr herbei zu führen. Aber sehen mußt' ich sie noch einmal, ohne Abschied konnte ich mich nicht von ihr losreißen; ich flog nach der Provence. Dort habe ich Tage verlebt, Tage — Aber bei St. Georg und allen Heiligen, die je ein Schwert an der Seite trugen — Harnibieu! Der Teufel hat die schönen Tage geholt! rief er, von seinem Stuhle aufspringend und ein Teufel — Er schwieg plötzlich, sah starr vor sich hin — Graukopf! murmelte er dann, alter Thor! — Es sollte, es konnte ja nicht seyn — beruhige Dich!

Keiner der Anwesenden, selbst nicht der König, hatte seine Flüche und seine Reden unterbrochen, sie kannten ihn und ließen ihn gewähren; es war auch nicht rathsam, den erzürnten Löwen zu reizen, in solchem Zustande kannte er keine Mäßigung, selbst nicht gegen seinen geliebten Herrn. Doch währte diese Aufregung nicht lange, auch heute nicht. Er ließ sich zweimal den Becher füllen, jagte den Wein hinunter, und wandte sich dann zum Könige.

Sire! sagte er, es wird mir schwer, fortzufahren. Die Freude liegt hinter mir, der Schmerz

mein einziges Kind nach Mailand unter die hiſpaniſchen Fahnen ſchickte und ſo hier in der Mitte unſrer Feinde, wie ein unſichtbarer finſtrer Geiſt, dem Schickſal trotzend, umher wandle, Böſes zu erſinnen und Böſes zu ſtiften. Wer, wie ich, im Wachen keinen andern Gedanken, im unruhigen Schlafe keinen andern Traum hat als den, der muß zürnen, daß Ihr, edle Frau, dem Mörder nicht Eure Thüre verſchließt und in ſein glattes, verführeriſches Geſicht ſchauen könnt."

„Will Gott die Unthat rächen," ſagte Frau von Travers, als der Zürnende ſchwieg, „ſo bedarf er nicht meines ſchwachen Armes, nicht meines verſöhnlichen Herzens; überdies, kennte Ihr den Obriſten genauer, würdet Ihr ihn weniger haſſen. Er will das Wohl des Bündner Landes, mein Vater, ein Verbannter, kehrte mit einem Heere, die Brandfackel, das Racheſchwert in der Hand zurück —"

„Und das muß ich aus Euerm Munde hören?" unterbrach er ſie mit Unwillen „Und hätte er alle drei Bünde zur Einöde gemacht, hätte er die Bernina Gletſcher auf dieſe Thäler gerollt, wie der Conto über Plurs zermalmend rollte, hätte er die Fluthen des Inns und des Rheins mit den Leichen ſeiner Landsleute gedämmt, doch wär' ich ihm gefolgt über alle Trümmer und Leichen und hätte gebetet: Segne es Gott, was mein edler Herr gethan! — Und wär' ich ſein Kind —"

„Schweigt und wenn Ihr dies nicht könnt, ſo entfernt Euch!" befahl die Edelfrau „Gott iſt mein Rächer, mein Richter — nicht Ihr!"

vor mir, Euch selbst könnte er erfassen, setzte er, finster vor sich hin blickend, hinzu. Laßt mich aufhören, denkt Euch das Ende, so schön Ihr könnt, und schmücke es sich ein Jeder so lieblich aus, wie er will. — Aber Alle baten ihn, fortzufahren, nur der König, den die so ernst eben ausgesprochenen Worte Crillons wohl nicht beunruhigt, doch verstimmt hatten, schwieg, und überließ es ihm ganz, fortzufahren, oder nicht.

Nun, wenn Ihr es wollt, meine Freunde, so sei's! sagte endlich Crillon, da Alle in ihn stürmten. Es ist ja nicht die erste Wunde, die bei mir aufbricht und wieder verharrschte. — So hört!

Ich begleitete den König nach Krakau. Ueber das Leben in Polen laßt mich schweigen; es war für mich eine traurige Zeit, wie viel mehr für den König und seine Umgebung, denen, an dem Hofe der Catharine von Medicis verwöhnt, der Hof zu Krakau nicht munden konnte. Mir war es ziemlich gleich, ich verlangte keine rauschenden Vergnügen, und in der Einsamkeit dachte ich an Annette, von der ich endlich ein Schreiben erhielt, in welchem sie mir die Schmerzensnachricht mittheilte, daß meine gute Muhme gestorben sei, und eine Freundin der Hingeschiedenen, die in Poitou wohne und eben zum Besuch bei ihr gewesen, sie

zu sich nehmen werde. Mit Thränen, so schrieb sie mir, verlasse ich die freundlichen Ufer der Durance, das Grab meiner Wohlthäterin.

Diese Nachricht erschütterte mich mehr, als ich es mir selbst erklären konnte, es war, als ob mit dieser Nachricht mein ganzes Glück zerstört sei, und mich der Schutzengel Annette verlassen habe. Dies machte mich traurig, und der nächste Eilbote, der nach Frankreich gesandt wurde, nahm einen Brief an meinen Bevollmächtigten, Annettens wegen, mit, der mir auch bald berichtete, daß er sie, meinen Befehlen zu Folge, aufgesucht und gesprochen habe, sie heiter und vergnügt sei und es ihr in ihren neuen Verhältnissen recht wohl zu gefallen schiene. Dies beruhigte mich einigermaßen, und ein Brief Annettens, den ich später erhielt, hätte es noch mehr thun sollen, denn aus ihm athmete Lust und Freude, aber er that es nicht; ihr freudiges Gefühl sprach sich darin mehr aus, als ihr frommes Gemüth.

Da traf die Nachricht von dem Tode Carl IX. in Krakau ein. König Heinrich flog seinem geliebten Frankreich zu, verweilte aber lange in Venedig, so daß wir, trotz unserer Sehnsucht, erst spät in Frankreich eintrafen. Sobald es der Dienst meines Herrn erlaubte, eilte ich nach

Poitou. Nie hat mir das Herz so geklopft, als da ich die Thürme des alten Schlosses sah. —

Wie hieß das Schloß? unterbrach ihn der König hastig.

Ich habe den Namen vergessen, Sire! erwiderte Crillon barsch und fuhr fort: Die Dame des Schlosses war abwesend, ich fragte nach Annetten, und man berichtete mir, daß sie ein kleines Jagdhäuschen im Walde bewohne. Ich ließ mich dorthin führen, es lag wohl zwei Lieues vom Schlosse ab. Auf dem ganzen Wege war es mir wunderbar zu Muthe, eine nie gefühlte Angst überfiel mich, ich scheute mich, irgend eine Frage an den Führer zu thun, ich fürchtete Licht zu erhalten, denn geheuer schien es mir nicht, daß sie, in Abwesenheit der Dame, in einem abgelegenen Häuschen mitten im Walde wohne, und als der Mann mir am Ende eines, durch den Forst gehauenen Weges das Haus zeigte, schickte ich ihn zurück, stieg ab, gab dem Diener mein Roß und ging den kurzen Weg zu Fuß.

Ohnfern des Hauses öffnete sich ein grüner, von hohen Bäumen umgebener Platz, den ein wildes Rosengebüsch bekränzte; dort sah ich auf einer Bank eine weibliche Gestalt sitzen, schlich näher und sah, daß es Annette war. Mir klopfte

das Herz hörbar, ich eilte auf sie zu, sie erblickte mich, sprang bei meinem Anblick freudig auf, kam mir mit ausgebreiteten Armen entgegen, blieb aber plötzlich stehen, die Arme sanken und ich sah deutlich, daß sie mich erkannt hatte. Annette! rief ich ihr zu, fasse Dich, Crillon ist es! — Bei diesem Worte umfaßte sie mit der Linken eine junge Buche, die rechte Hand legte sie auf ihr Herz, und so erwartete sie mich, das Haupt gesenkt. Harnibieu! rief ich, Mädchen, was ist hier geschehen? — Sprich!

Ich bin unglücklich! sagte sie leise und bebend.

Unglücklich? wiederholte ich, und die rauhen Worte, mit denen ich sie angeredet hatte, thaten mir leid.

Ja, unglücklich, und durch meine Schuld! sprach sie und sank bei diesen Worten zusammen. Ich, Schuld und Alles vergessend, erfaßte sie und trug sie in das nahgelegene Jägerhaus. — Doch kurz. — Einem Mächtigen Frankreichs war der Aufenthalt des schönen Mädchens durch Fräulein von Hottefort verrathen worden, es wird ihm leicht, in das Schloß der Dame Eintritt zu erhalten, er sieht das Mädchen, sie entflammt ihn, sein Stand, sein Ruhm bethören bald die Unglück-

liche, ſie vergißt Crillon und ihre Pflicht und — wird verlaſſen.

Kürzer, Sire, konnte ich es doch nicht vortragen! ſagte Crillon mit verbiſſenem Grimm.

Nein, wahrlich nein! ſagte der König ernſt — Doch, fragte er nach einer Weile, was iſt aus dem Mädchen geworden?

Was kümmert dies Euch, Sire? erwiderte er.

Ich will es wiſſen! befahl der König, aber Crillon ſchwieg.

Ventre saint gris! Auch ich kann fluchen, wie Du, auch ich verſtehe den Trotz zu beugen, rief König Heinrich entrüſtet. Was iſt aus dem Mädchen geworden?

Meine Abſicht, warum ich ſchwieg, war gut, ſagte nun Crillon, ruhiger geworden. Ich verſtehe zu gehorchen und fahre mithin fort. Als die Unglückliche ſich erholt hatte, nahm ich ſie, ohne ihr einen Vorwurf zu machen, hinter mich auf mein Roß, führte ſie nach Poitou und ſchickte ſie von da nach dem Landhauſe, das ich mir für meine alten Tage an den Ufern der Durance erbaut hatte, und als Ihr, Sire, als König in dieſes Schloß Eurer Ahnen einzoget und auch mich belohnen wolltet, und mir die kleine Abtei bei Nimes für mancherlei Dienſte und manche vernarbte Wunde huldreich gabt, wies ich Annet-

ten die Einkünfte der Abtei an, die ihr ebenfalls das Nothdürftigste zum Leben abwirft, und Ihr seht, Sire, wie gut ich Eure Gnade anwende, das Einzige, was ich von Euch erhielt, wende ich wieder für Euch an! — Wenn ich in die Heimath komme, fuhr er nach einer Pause fort, besuche ich die Unglückliche, denn obgleich seitdem 30 Jahre vorüber gegangen sind, ist sie noch immer eine schöne Aster, wenn auch keine Rose mehr. Sie lebt still und fromm und hat selbst dem Manne vergeben, der sie unglücklich gemacht und sich nicht weiter um sie bekümmert hat. Er verbeugte sich tief vor dem Könige und entfernte sich. Der König aber sprang auf. Crillon! rief er. — Crillon wandte sich. Was befiehlt mein König? fragte er ruhig. Heinrich reichte ihm statt Antwort die Hand, die Crillon küßte und an sein Herz drückte. Da umarmte ihn der König. Braver Crillon, sprach er, Du bist wahrlich besser, als wir Alle! — Bleib bei uns und höre auch mir zu. Crillon gehorchte und nahm seinen Platz wieder ein.

Es entstand nun eine allgemeine Stille. Der König trat in sich gekehrt an's Fenster und fing in Gedanken an ein baskisches Liedchen zu pfeifen. — Endlich nahte sich ihm Roquelaure.

Sire, raunte er ihm zu, erinnert Ihr Euch des Mädchens noch?

Schweig! befahl der König und ging nun im Zimmer auf und ab, während d'Aubigny dem Herzog Etwas leise sagte und dann zu dem Könige ging, welcher eben am Ende des Zimmers still stand. Was willst Du? fuhr ihn der König an.

Euch zerstreuen! sagte d'Aubigny lachend. Setzt tausend Portugalesen aus, der Portugiese hält und verliert sie, ich wette Zehn gegen Eins, es wäre der unglücklichste Zufall von der Welt, wenn ich mich irrte. — Der König sah ihn verwundert an. — Thut es, Sire! bat d'Aubigny.

Und was hast Du davon? fragte der König.

Den trefflichsten Prolog zu meiner Erzählung, denn jetzt ist die Reihe an mir.

Ich verstehe Dich nicht, d'Aubigny! fuhr König Heinrich fort. Pimentel hat ein so ungeheures Glück, und Du willst, ich soll die bedeutende Summe gegen ihn wagen?

Ich habe sein Glück gebannt! — Thut es. Sire, vertraut mir, setzt das Doppelte!

Die Sache ist mir zu sonderbar, um es nicht zu wagen, und 2000 Portugalesen machen ja

einen König von Frankreich noch nicht arm — es sei!

Um welche Zeit ist es? fragte er Beringhem.

Es wird bald 11 Uhr seyn, Sire! erwiderte dieser.

So laß schnell die Becher wegnehmen, ich muß heute noch einmal mein Glück versuchen!

Bald war die Tafel leer, die Würfel lagen auf dem Tische, die Pimentel sogleich nahm, schüttelte und sie wieder hinlegte: Alle traten nun um den Tisch. Ich setze 2000 Portugalesen, im Arsenal morgen zahlbar! rief der König. — Pimentel lächelte und sagte dann, den Blick auf die freiliegenden Würfel geheftet. So groß die Summe auch ist, so halte ich sie doch, da es mir scheint, daß es Ew. Majestät Vergnügen macht.

Don Pimentel, sagte der Herzog von Roquelaure zu ihm und zog ihn ein wenig bei Seite, während d'Aubigny, ohne daß es der König bemerkte, die Würfel schnell mit andern vertauschte. Denkt an Sully's Gesicht, wenn Ihr ihm die Anweisung bringt.

O, darum kümmere ich mich wenig, entgegnete Pimentel — Ich halte die 2000 Goldstücke, Sire!

Va! rief der König, warf und gewann. Allgemein war nun der Jubel. — Haltet Ihr mir noch einmal? fragte der König, doch die Würfel lagen des Portugiesen Luchsaugen zu nahe, um nicht zu danken. Er zahlte mit Gleichmuth die Summe, lachte über das theure Intermezzo und schien nicht im Mindesten darüber betroffen zu seyn.

Nun beginne, d'Aubigny! sagte der König, wieder ganz heiter gestimmt, die Portugalesen hatten ihn Annette vergessen lassen. Sag' uns, wie Du Dein Kind nennst!

Die Würfel!

erwiderte d'Aubigny. Ich lade aber bei meinem Kinde nur Don Pimentel zu Gevatter ein, er wird am liebsten dies Amt übernehmen, da er eben jetzt das Pathengeld bezahlt hat.

In dem nämlichen Jahre, wo Ihr in Venedig waret, begann nun d'Aubigny, sich an den Portugiesen wendend, war ich auch von Euch, Sire, dorthin geschickt, um wegen einer Geldanleihe mit der Republik zu unterhandeln. Es war eben bei uns eine blutarme Zeit, der hugenottische Adel hatte Alles zum gemeinen Besten

hergegeben, und ich glaube, oft war im ganzen Heere kein Goldstück zu finden.

Wohl wahr! Das wäre zu jener Zeit eine seltene Erscheinung bei uns gewesen, sagte der König lachend.

Ich wurde von den Herren der Signoria wohl aufgenommen, der Name des Königs von Navarra war in der Inselstadt hoch geehrt, und man beeiferte sich, mir gefällig zu seyn. Wer nicht ganz zur spanischen Parthei gehörte, öffnete mir sein Haus, und hatte ich mich im Feldlager, und auf einem zweimal schon geplünderten Schlosse Brie in Xaintonge kümmerlich behelfen müssen, lebte ich in Venedig in Lust und Freuden, zog von einem Festgelage zum andern, von einer Spielbank zur andern, und das Glück, sonst mir immer eine wetterwendische Dirne, verfolgte mich beim Würfeltisch, wie bei den Weibern, in den Palästen der Nobili, wie in dem Palaste des Dogen, überall lächelte mir Fortuna.

Sollten wir uns in jener Zeit nicht irgend wo getroffen haben? fragte er jetzt Pimentel, der nach seinem gehabten Verluste eben nicht redselig war. Zum Beispiel bei dem alten Moncenigo, oder vielleicht bei dem Mäcen aller Künstler, dem

„Ich ſchweige, weil Ihr es befehlt“ erwiederte der Alte „Worte beſitzen überdies wenig, die That ſpricht allein. — Ich komme zu Euch, gnädige Frau, ein Aſyl in Euerm Hauſe zu ſuchen“ begann er nach einer Weile in gemäßigtem Tone „verſagt es mir nicht.“

„Ei, wie könnt Ihr daran zweifeln, mein guter Bernifch?“ erwiederte ſie beruhigt.

„Aber für Euch kann Gefahr daraus entſpringen.“ fuhr er fort „In meiner Heftigkeit habe ich mich dem Jenatſch verrathen, der abſichtlich oder zufällig, ich weiß es nicht, mit dem Herzoge von Roban nach meiner Hütte kam. Der Herzog, ein Menſchenfreund, ließ mich warnen, nicht dort zu bleiben und ſo machte ich mich auf und bin hier.“

„Gern, gern ſei Euch mein Haus ein Zufluchtsort;“ ſagte die Dame „nur bitte ich Euch, Philipp“ ſetzte ſie mit würdevollem Ernſte hinzu „zügelt Eure Zunge und mäßigt Eure Rede.“

„Wie Ihr befehlt“ ſprach er ſich verneigend und während Frau von Travers die nöthigen, ſeine Sicherheit betreffenden Befehle gab, war er in die offene Thüre des Nebengemachs getreten. Hier fand ihn die Dame mit verſchränkten Armen vor dem Bilde ihres Vaters ſtehen, große Tropfen rollten über ſeine Wangen. Die edle Frau ſtörte ihn nicht, obgleich er lange vor dem Bilde ſtand und es unverwandt anſah, endlich ſagte er dumpf vor ſich hin „Noch iſt Deiner Rache Abend nicht gekommen, noch lebt Dein treuer Philipp, ſorge nicht, guter Herr — Die Saat wird reif, die Senſe iſt geſchärft, der Schnitter zieht aus zur Ernte.“

Signor Giustiani? In dessen Hause waren ein paar sehr schöne Verwandte, fast in dem nämlichen Verhältniß, wie bei'm Signor Pandolfo Eure Laura und Leonore, die Ihr so ungalant tauftet.

Daß ich mich nicht zu erinnern wüßte! erwiderte Pimentel.

Wo denke ich auch hin! rief d'Aubigny lachend. Ich war ja nicht unter meinem Namen in Venedig. Von Agrippa d'Aubigny hätte Jedermann gewußt, daß er im Auftrag seines Herrn gekommen wäre, und das sollte verborgen bleiben; ich führte den Namen des Chevalier des Adrets, einen ächt katholischen Namen.

Pimentel schien beim Nennen dieses Namens etwas unruhig zu werden, d'Aubigny fuhr fort:

Meine Bekanntschaft mit vielen Gelehrten und Künstlern, meine Kenntniß der Malerei und Skulptur machten mich dem Signor Giustiani werth, und bald war ich sein täglicher Gesellschafter. Es war ein drolliger Mann, nicht ohne Kenntnisse, aber auf diese wenigen so eitel, wie ein junges Mädchen auf die erste Schmeichelei, die ihr gesagt wird; dabei liebte er Alles, was Aufsehen erregte und seinem Stolze schmeichelte, haßte das Spiel, verachtete selbst die Spieler von Profession, und doch

ſah man täglich bei ihm das größte Spiel in Venedig, nur um viele Menſchen um ſich zu ſehen, und weil zu ſpielen Ton in dieſer reichen Inſelſtadt war. Er duldete ſogar den, damals ſchon allgemein verachteten Piemonteſen, der, wenn ich nicht irre, Piamentelli hieß, blos deshalb in ſeinem Hauſe. Ihr habt ihn damals gewiß geſehen, Don Pimentel!

Er iſt mir nie begegnet! erwiderte dieſer.

Das glaub' ich wohl, ſagte d'Aubigny lachend, geſehen habt Ihr ihn aber gewiß! — Doch weiter! Dieſer Menſch ſpielte ein hohes Spiel, verlor Anfangs, ſpäterhin aber gewann er bedeutende Summen — doch hernach mehr von ihm.

Ich hatte nun ſchon wohl hundertmal zur Gnüge mit Herrn Giuſtiani ſeine Gemälde und Statuen beſehen, hatte wirklich manches Kunſtwerk bewundern, über manches ſchöne, auf die Leinwand hingehauchte Weib mein lautes Entzücken ausſprechen müſſen, ſo daß ich dem Himmel dankte, wenn mir der Signor die Freiheit ließ, mich zu ſeinen Nichten zu begeben, die mir, je öfter ich ſie ſah, deſto anziehender erſchienen. Hier war Blut und Leben, dort nur todte, auf Leinwand aufgetragene Farben, be-

sonders dünkte mir die ältere, Francesca, so schön, daß ich die Madonnen Raphaels gern über sie vergaß. Die zweite, Julietta, war weniger schön an Formen, vielleicht aber lieblicher an Ausdruck des Gesichts; sie hatte das Herz eines jungen Augsburgers, eines Fugger's erobert, der, seines Vaters Handelsverhältnisse wegen, in Venedig sehr geachtet, seiner offenen Freundlichkeit wegen aber von den Frauen besonders geliebt ward. War es gleiche Neigung zu den beiden Schwestern, war es ziemlich gleiches Alter, oder sonst eine innere Uebereinstimmung unserer Charaktere, wir wurden Freunde, und so lange ich in Venedig war, blieb unsre Freundschaft ungetrübt.

Die beiden Signora's spielten in dem Hause ihres Oheims eine sonderbare, eben nicht sehr glänzende Rolle. Ihre Mutter, Giustiani's Schwester, hatte gegen seinen Willen einen Mann geheirathet, dessen Vermögensumstände schon in Verfall waren, und der gleich nach seiner Heirath sein prachtvolles Haus den Gläubigern überlassen mußte, von denen es Signor Giustiani kaufte; es war das Nämliche, das er jetzt bewohnte. Der Unglückliche hatte darauf Dienste zur See genommen und war in einem

Treffen gegen die Türken geblieben. Aber weit entfernt, daß sein Tod den Bruder mit der Schwester versöhnt hätte, bewirkte er das Gegentheil. So lange er lebte, war noch eine schwache Hoffnung vorhanden, daß er durch irgend einen Glücksfall, durch irgend ein einträgliches Amt auf den Inseln des Archipels seine Umstände verbessere, mit seinem Tode war aber auch diese verschwunden, und so lag die Witwe mit ihren Kindern ihm allein zur Last. Er unterstützte sie, aber in sehr kargem Maaße, die in Luxus erzogene Frau mußte sich kümmerlich behelfen und hatte nicht Characterstärke genug, sich mit Resignation in ihr Schicksal zu fügen. Erst als ihre beiden Töchter heranwuchsen und sich so schön ausbildeten, erlaubte ihnen der Oheim, öffentlich in seinem Hause zu erscheinen; dort sollten sie figuriren, seiner Eitelkeit schmeicheln, einen Kreis junger Nobili in sein Haus ziehen und es freute ihn, von ihnen, wie bei den schönen Gemälden Titians, sagen zu können: sie gehören mir! Aber dessenungeachtet gab er ihnen nur das Nothwendigste, damit sie mit einigem Anstande in seinem Hause erscheinen konnten.

Glücklich konnte man die Mädchen nicht nennen.

nen. Von den Männern umschwärmt, fand sich, bei ihrer Armuth, Keiner, der sich ihnen mit edlen, redlichen Absichten nahte, und, was oft der Armuth Fluch ist, man hielt ihren Lebenswandel für nicht ganz unbescholten, zu welchem Glauben sie, ohne mütterliche Aufsicht in die Welt tretend, bei ihrem feurigen, leidenschaftlichen Gemüthe, wohl zuweilen Gelegenheit gaben. Ich gestehe, auch ich hatte diese Meinung von ihnen, und war deshalb oft mit meinem Freunde Fugger in Streit, der auf die Tugend seiner Julietta, wie auf dem festesten Grunde, die Kapelle der 11000 Jungfrauen erbauen zu können glaubte.

In dieser Zeit war es, wo der Piemonteser im Palast am Spieltische erschien; weiß Gott, wer ihn da eingeführt haben mochte! Am Spieltisch sieht man freilich mehr auf das Geld, als auf den Mann, und da er immer schöne blanke Zechinen bei sich führte und sehr hoch spielte, wurde er endlich dort ein so bedeutender Mann, daß das Spiel nicht eher begann, als bis er erschien. Ich haßte den Menschen gleich beim ersten Anblick, sein hinterlistiges Auge, die lange gebogene Nase, der feingeschlitzte Mund, mit seinen schmalen fest zusammengeknippenen Lip-

pen, die langen, hageren, begehrlichen Finger, den Füßen einer Spinne ähnlich, die sie immer nur nach Beute ausstreckt, kurz, seine ganze, den Spieler von Profession verrathende Persönlichkeit machten mir den Mann verhaßt. —

Ihr portraitirt wohl in diesem Augenblick, d'Aubigny? unterbrach ihn Créqui lachend, während Roquelaure, der neben dem Könige saß, diesem Etwas leise zuflüsterte und ihn beruhigen zu wollen schien, denn Heinrich IV. hatte schon bei d'Aubigny's Beschreibung des Piemonteſers einige Unruhe gezeigt; d'Aubigny aber, ohne sich dadurch stören zu lassen, fuhr fort.

Der Spieler, dem das Glück mit jedem Tage mehr lächelte, wollte es nun auch bei den Frauen versuchen, bewarb sich um die Gunst der beiden Nichten und trat mit mir und dem ehrlichen Deutschen, ohne daß er es ahnete, in die Schranken, und da ich bald Dies, bald Jenes, was in Kontrast mit des Oheims Kargheit stand, an dem Anzug der Signora's bemerkte, so ward es mir bald klar, daß wenigstens Herrn Piamentelli's Zechiner den Weg zu den Signora's gefunden hatten; ich beobachtete ihn und die Mädchen nun genauer und erfuhr

durch ihre Zofe, die ich zu bestechen Gelegenheit fand, daß er in ihrem Hause aus- und einginge, und mit ihm der Ueberfluß in die Wohnung des Mangels eingekehrt sei. Dies theilte ich schnell meinem Freunde mit, dessen Vertrauen aber nicht wankend zu machen war, und der, als ich ihm doch zu viel Beweise gab, endlich den geradesten, aber sichersten Weg einschlug und mit seiner geliebten Julietta über ihr Verhältniß mit dem Piemontesen sprach. Sie läugnete nicht, daß ihm die Mutter freien Zutritt in ihrem Hause gestattet habe, er dieser mit verschwenderischer Freigebigkeit die langentbehrten Bedürfnisse befriedige, ihrer Schwester den Hof mache und auch sie sich gezwungen sähe, zuweilen kleine Geschenke von ihm anzunehmen. Mein Freund theilte mir dies alsbald mit; ich wandte mich nun auch in derselben Angelegenheit an Francesca, erfuhr das Nämliche von ihr, nur mit der Abweichung in ihrer Erzählung, daß Piamentelli augenscheinlich die Schwester ihr vorziehe, was ihr höchst angenehm sei, da sie dadurch der Mühe überhoben werde, die zudringlichen Bewerbungen dieses niedern Menschen zurück zu weisen.

Ich sah Licht in der Sache und irrte mich

auch in den beiden Signora's nicht; auf jeden Fall war dem Spieler der Untergang, wenigstens ein böser Streich zugeschworen. —

Mich dünkt, unterbrach jetzt Crillon d'Aubigny, Eure Erzählung ist fast die nämliche, die wir vorhin schon hörten; wenn auch die Namen verschieden sind, so scheinen es mir doch die Personen nicht.

Fast dünkt das auch mich! sagte der König verdrießlich, mit den Fingern auf dem Tische trommelnd und fragend, um welche Zeit es sei.

In einer halben Stunde ist es Mitternacht, Sire! erwiderte Beringhem.

Nun so beeile Dich, Agrippa, wandte sich der König zu diesem, denn mit dem Schlag der zwölften Stunde beginne ich!

d'Aubigny verneigte sich und fuhr fort: Das Glück des Piemonteſers, das ihn fast nie verließ, hatte mich aufmerksam auf sein Spiel gemacht; ich spielte deshalb zwei Tage nicht, blieb ein bloßer Zuschauer, und konnte, trotz seines fortwährenden Glückes nichts Zweideutiges bemerken, und es schien mir am Ende, als ob es nur der Zufall sei, der ihn eigensinnig begünstige, denn in dieser Stunde hielt er auf den Treffer, in jener auf den Fehler und ge-

wann immer, so sehr auch die Mitspielenden mit den Würfeln wechselten. Ich entschloß mich daher am dritten Tage, ihn nur in dem Hause der Signora's, aber nicht mehr an dem Spieltische zu beobachten und sein Glück auch für mich zu benutzen.

Von diesem Tage an setzte ich immer auf das, worauf er hielt, so hoch ich konnte, und gewann bedeutend; nur einigemal mißglückte es; da ich aber vorsichtig auch im nämlichen Maaße, wie er, viel oder wenig setzte, so war der Verlust meist unbedeutend, und ich bemerkte bald, daß er dann absichtlich verlor. So gewann ich in der Zeit ansehnliche Summen, und ein Theil des Geldes, was ich von Venedig brachte, war, ich gestehe es, dort im Spiel gewonnen.

Eine Zeit lang hatte ich, mit meinem Glücke zufrieden, weder emsig nach der Ursache desselben geforscht, noch mich sehr um die Angelegenheiten der Signora's bekümmert, desto mehr hatte mein augsburgischer Freund dies Feld bearbeitet. Unermüdet hatte er geforscht und endlich so viel durch die bereitwillige Zofe erfahren, daß die Signora's zu Hause sehr freundlich, sehr zuvorkommend gegen den Pie-

monteser, doch sittlich streng gegen ihn wären und er sich noch nicht der kleinsten Gunstbezeugung zu erfreuen gehabt hätte; dessen ungeachtet aber nähmen die Damen gern Geschenke von ihm an, die er auch in reichlichem Maaße spende. Diese Nachricht empörte den stolzen Patrizier, er wollte sogleich mit seiner Schönen brechen, ich lachte ihn aber aus, fand in dem Charakter der Mädchen eben, was ich suchte und beredete endlich auch meinen Freund, die ganze Sache von der leichten Seite zu nehmen. So wurde uns manche Freude und mancher schöne Abend, den wir eigentlich nur den Thorheiten des Italieners verdankten, denn er hatte uns auf die rechte Fährte gebracht, die wir mit mehrerem Glück, als er, verfolgten.

Indessen hatte dieser räthselhafte Mensch schon lange die Aufmerksamkeit der Signora auf sich gezogen, und da man ihn allgemein für einen Spion der spanischen Regierung hielt, so ließ man ihn nie aus den Augen, und Signor Giustiani selbst mochte die Weisung erhalten haben, ihn genau zu beobachten. Ich schloß es daraus, weil er, als Piamentelli eines Tages der Gegenstand unseres Gesprächs war, über dessen besonderes Glück im Würfel-

„Verzeiht!“ wandte er ſich dann zu der Dame, die er erſt jetzt gewahrte „Verzeiht, daß ich in Euer Schlafgemach eintrat; ich ſah durch die offne Thür jenes Bild, da zog es mich hin, ich mußte!“ Die Edelfrau reichte ihm ſtatt Antwort die Hand, er küßte ſie mit Inbrunſt, benetzte ſie mit ſeinen Thränen und verließ eiligſt das Gemach.

3.

Marie hatte, als ſie den Alten in Sicherheit wußte, eiligſt nach Scamfs zu ihrer Mutter zurückkehren wollen; aber ein Zufall hinderte ſie, wenigſtens ihren Vorſatz ſo raſch auszuführen, als ſie es gewollt. Als ſie nämlich ihrem Wohnorte zueilte, ſah ſie durch das Abenddunkel einen Mann mit langſamen Schritten auf ſich zukommen; ſie wollte raſch an ihm vorbei, er hielt ſie jedoch auf — „Wohin ſo eilig, Kind?“ fragte er. Sie ſuchte ſich loszumachen, allein er hielt ſie feſt und ſah ihr ins Geſicht — „Ei, ſeid Ihr es Marie Imeldi? — Das Glück ſcheint mir günſtig. — Wo wollt Ihr noch ſo ſpät am Abend und allein hin?“

„Nach Scamfs zu meiner Mutter,“ erwiederte die Erſchrockene „aber laßt mich los, Obriſt Jenatſch, laßt mich ungeſtört meinen Weg gehn.“

„Gern, gutes Kind!“ ſagte er und ließ ihre Hand los „doch erlaubt, daß ich Euch bis nach Hauſe begleiten darf. Es iſt finſter, auch ſchleichen manchmal kecke

ſpiel, ſeine Verwunderung ausſprach. Anfangs, ſagte er, glaubten wir, er habe falſche Würfel bei ſich, wir zeichneten die unſrigen, und ſo wie er geworfen, vertauſchten wir ſie, doch es blieben immer die nämlichen. Aus allen Läden haben wir ſie gekauft, aber mit allen hat er daſſelbe Glück und es ſcheint, als ob er jedesmal genau wiſſe, ob die Würfel treffen, oder fehlen würden. Dieſes, im Grunde einfältige Wort führte mich doch endlich auf die Spur, ich ließ mir mehrere Würfel geben und unterſuchte ſie zu Hauſe. Da fand ich denn, daß bei manchen die Zahlen ſchwarz, bei manchen nur braun waren — ſehet, Sire, eben ſo, wie bei dieſen hier! — Er zog die eingeſteckten Würfel aus ſeiner Taſche, zeigte ſie dem Könige, und während Alle den Blick auf die Würfel gerichtet hatten, um ſie genau zu unterſuchen, ſchlich ſich Pimentel leiſe fort. d'Aubigny hatte es wohl bemerkt, ließ ihn aber ruhig gehen.

Seht! ſagte er, dieſe hier, und nahm die, deren Zahlen ſchwarz waren, dieſe treffen, jene fehlen immer, vermiſcht man ſie, ſo iſt das überwiegend, wovon die doppelte Anzahl iſt.

Wie iſt das möglich? fragte der König.

Wahrſcheinlich iſt in den immer treffenden

unter den niedern Nummern und in den immer fehlenden unter den hohen Nummern etwas Blei angebracht, laßt einen Würfel zerschlagen und es wird sich bald zeigen.

Seht, Pimentel! sagte der König, sich dahin wendend, wo dieser gesessen hatte; sein Platz war aber leer. d'Aubigny lachte. Er hat sich weggeschlichen, Sire, laßt ihn ruhig ziehen! Das böse Gewissen und die Furcht, entlarvt zu werden, trieben ihn fort.

Der König war über den Vorfall verdrießlich, und doch mußte er d'Aubigny danken, den Betrug entdeckt zu haben; plötzlich aber fuhr er auf: Crillon! befahl er, schick' einen Offizier der Wacht hinter ihm drein, laß ihn sogleich arretiren und in die Bastille werfen!

Sire, entgegnete Crillon mit seiner gewöhnlichen derben Geradheit, erlaubt mir eine Bemerkung! Wollt Ihr ihn strafen, weil er uns betrogen hat, so erfährt die ganze Welt, daß wir uns betrügen ließen, und belacht uns. Laßt den Schelm laufen, morgen ist er sicher nicht mehr in Paris! — Der König bedachte sich einige Augenblicke, dann sagte er: Du hast Recht, Crillon! Verlasse er in Gottes Namen, aber nur bald, Paris; läßt er sich morgen noch sehen, dann wehe ihm!

Nach dieſer Unterbrechung wurde d'Aubigny aufgefordert, ſeine Erzählung zu beenden, und da Mitternacht ſehr nahe war, ſo beeilte er ſich. —

Der Piemonteſer und der Portugieſe ſind eine Perſon; als ich ihn heute zum erſtenmale ſah, ahnete ich es ſogleich, ſeine Erzählung aber gab mir die Gewißheit. — Doch zur Sache! — Unſer Verhältniß zu den beiden Nichten, welche die Laura und Leonore Pimentel's waren, wurde immer inniger, ſie theilten uns nun Alles mit, was er, ſich ihre Gunſt zu erwerben, that, und ſo beſchloſſen wir, ihn für ſeine Thorheit zu ſtrafen. Wir verabredeten nun das Nothwendige hierzu mit den Mädchen, und die züchtigen Signora's führten, auf unſer Anſtiften, ſeine nächtliche Wanderung nach dem St. Marcusplatz herbei, und da zu gleicher Zeit Giuſtiani von dem Rathe der Zehner die Weiſung erhalten hatte, ſofort den Umgang mit dem Piemonteſer abzubrechen, und mir der Nobile, unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes vertraute, daß man jede ſchickliche Gelegenheit ergreifen würde, ſich des zweideutigen Menſchen, auf welche Weiſe es auch ſei, zu entledigen, ſo glaubte ich auch, den Scherz et-

was ſtark ausführen zu können. Nicht der Rath der Zehner ließ ihn in den dunkeln Gang verlocken, ihn binden und in die Gondel werfen, ſondern ich war es, der durch einige Zechinen den Gondolier vermochte, ihn die Todesangſt ausſtehen zu laſſen und in's Waſſer zu werfen, doch ſollte er ihn vor dem Ertrinken retten. Seine Epiſode von der alten Handſchrift iſt erlogen, ſo wie Alles, was er von ſeinem Verhältniſſe zu dem ſpaniſchen Geſandten erzählte.

Die Sache ging nach Wunſch, doch ſeine Rache an den beiden Mädchen, welche ſo thörigt, und nur aus Eigennutz in die Falle gingen, überraſchte uns, ſie war originell. Er hatte wohl den Tod der Schweſtern beabſichtigt, und ohne die ſchnelle Rückkehr des Gondolier's, der ihnen zu Hilfe eilte, wären die Signora's mit Perlenſchnur und Ring ſicherlich ertrunken.

Dieſes Waſſerbad hatte nicht die Flammen in den Herzen der Mädchen gelöſcht, ſie glühten fort und ſo lange ich in Venedig war, blieb mir Franceſca treu ergeben. Zuweilen erhalte ich noch Nachricht von ihr; ſie lebt jetzt in Padua als Witwe eines vermögenden Man-

nes in Uelerfluß. Juliette folgte ihrem Geliebten nach Deutschland und ſtarb bald darnach. —

Ihr habt Alle viel Intereſſanteres berichtet, als ich, fuhr nun d'Aubigny fort, ſich zu den Andern wendend, denn ich wiederholte nur des Piemonteſers Erzählung, aber keine Eurer Erzählungen dürfte je ſo gute Früchte tragen, wie die meinige. Sie hat den Vampyr Eurer Börſen vertrieben und einen Mann aus den Sälen des Louvre gejagt, der nicht in den Palaſt unſerer Könige gehörte.

Heinrich IV. war zu ſehr in Gedanken vertieft, als daß er d'Aubigny's unbedachtſame Worte gehört hätte. Der ſonſt ſo Heitere ſaß mit geſenktem Haupte auf ſeinem Armſtuhle, ſelbſt die plötzliche Stille ſeiner Umgebung weckte ihn nicht, wohl aber der dumpfe Schlag der Uhr von Notre Dame. Schnell hob er das geſenkte Haupt, ſah in dem Kreiſe umher, wie ein eben aus einem Traum Erwachender — Nun — jetzt will ich beginnen. — Er ſtand auf, ſein umdüſtertes Geſicht ward wieder heiter, ſein Auge flammte. Kraftvoll und kühn, wie am Tage von Ivry, ſtand er auch jetzt noch im Kreiſe ſeiner alten Waffengefährten.

Was ich Euch zu berichten habe, ist sehr ernster Art, begann der König, und wohl vermögend, trübe, sorgenschwere Gedanken in mir zu erwecken. Bis jetzt hab' ich es in meiner Brust verschlossen. Heute vor 30 Jahren an dem nämlichen Tage, um die nämliche Stunde, lüftete mir ein Vorwitz den Schleier der Zukunft, ich belachte es damals, heute aber tritt jene Stunde ernst, sehr ernst vor mich. —

Auch ich werde mein, in einer bösen Stunde geborenes Kind taufen und will ihm den Namen geben:

Das Horoskop.

Nach dem unglücklichen Tage der St. Barthélemi saß ich, noch ein Gefangener, in jenem Flügel des Louvre. Jung, unerfahren, mich nur den Eindrücken des Augenblicks hingebend, fühlte ich, von den Weibern des Hofes umgarnt, weniger, als ich gesollt, die Fesseln, die mich drückten. Ich hatte meinem Glauben entsagen, in die Messe gehen müssen, lebte, ein Gefangener, mit einer Gattin, die ich verachtete, und überließ mich in dem Wechsel von Schmerz und Freude, Genuß und Entbehren

deſſenungeachtet ganz meinem jugendlichen Leichtſinn.

Weniger, als ich, that dies mein Vetter Condé. Einige Jahre älter, ernſteren Gemüthes, verſchloſſener, als ich, fühlte er ſein Schickſal doppelt ſchmerzlich, bei ihm war jedes Lächeln erzwungen, jedes freundliche Wort, was er zu der königlichen Familie ſprach, geheuchelt. Er hatte geſchworen, nie die Mordnacht zu vergeſſen, nie ſie einem der Theilnehmer zu vergeben, und dieſen Schwur zu halten, war ſein feſter Vorſatz, der Zweck ſeines ganzen Lebens. Ingrimm im Herzen, war er in der Geſellſchaft Anjou's und Guiſe's ſtets abgemeſſen, zurückhaltend, ernſt und vorſichtig, obgleich ſie ihm mehr entgegen kamen, als mir, der damals, ich muß es geſtehen, in den Armen der Hoffräuleins nur zu leicht das Geſchehene vergaß. Mein fröhliches Gemüth zu gewinnen, wurde ihnen nicht ſchwer, und eigentlich war es ihnen auch nur um eine luſtige Geſellſchaft zu thun, was bei mir gleichfalls der einzige Zweck war, warum ich mich dieſen beiden Helden der St. Barthélemi anſchloß.

Heute vor 30 Jahren ſaßen wir in den, mir in jenem Flügel des Schloſſes angewieſenen Zim-

mern am Abend beiſammen. Der Herzog von Anjou, Guiſe, Condé und ich waren von der Jagd zurückgekehrt, wohin wir dem Könige hatten folgen müſſen, und thaten uns bei'm Becher gütlich. Außer in Condé, ſchien in uns Dreien jeder Gedanke von Feindſchaft erſtorben zu ſeyn, wir ließen den Becher fleißig umgehen, würfelten und verſuchten vergebens, Condé aufzuheitern, obgleich er eine glückliche Jagd gemacht und vier Hirſche erlegt hatte. Es iſt heute ein ſchwüler, drückender Tag, erwiderte er, als wir ihn zum Frohſinn aufforderten, wenn ich heute die Glocken ſchlagen höre, iſt es mir immer, als hört' ich das Zeichen von St. Germain l'Auxerrois! Es iſt heute eine dumpfe, ſchwüle, meine Bruſt beengende Luft! — Wir drangen nicht mehr in ihn, Anjou und Guiſe, durch ſeine Aeußerungen betroffen, ſchwiegen, und ſo überließen wir ihn ſeinen trüben Gedanken, trotz denen er Becher um Becher mit uns leerte, ſangen luſtige Lieder, theilten uns unſere Liebesabentheuer mit und waren faſt ausgelaſſen.

Da raunte mir mein Kammerdiener zu, daß eben Meiſter Ruggieri, der Aſtrolog der Königin Mutter, ſich zu ihr hinaufgeſchlichen habe. Dieſe Nachricht, welche ich ſogleich den Uebri-

gen mittheilte, gab unserm Gespräche eine andere Richtung; wir belachten den thörichten Glauben an die betrügerischen Worte des Astrologen, und selbst Anjou spottete über die Schwäche seiner Mutter, auf den Ausspruch des Italieners soviel Werth zu legen, und Niemand war doch abergläubischer und hielt mehr auf's Stellen des Horoscop's als eben er. Condé hatte zu alle dem geschwiegen, und erst als ich in jugendlichem Uebermuthe ausrief: Wenn er zurückkehrt, wollen wir ihn herein rufen, und da soll er unser Horoskop stellen! rieth er, es zu unterlassen. Ist es Trug, warum uns täuschen lassen? Ist es kein Trug, warum die Zukunft entschleiert sehen wollen? — Von allen Wohlthaten, die der Himmel uns gab, ist die Herrlichste, daß er uns die Zukunft verhüllte, — hebe Keiner den Schleier, nur selten wird er Erfreuliches hinter ihm erblicken! — Aber wir verlachten Condés Warnung, mein Kammerdiener ward als Schildwache mit dem Auftrage an die Thür gestellt, es sogleich zu berichten, so bald Jemand die Treppe herab käme.

Er verwaltete sein Amt nur zu treulich, denn jeden Augenblick lockte er uns heraus, und bald war es einer der Hofleute der Königin, oder

eine ihrer Zofen, und wir belustigten uns soviel als möglich an diesem Mißverständnisse, belachten die tiefen Verbeugungen der Hofleute oder neckten uns mit den eben nicht züchtigen Dirnen der Königin. So vertrieben wir uns mit Kartenspiel, Trinken, Lachen und Thorheiten die Zeit.

Es war fast Mitternacht, als mein Kammerdiener herein stürzte und uns hastig zurief, der Astrolog komme. Wir Drei stürzten hinaus, Anjou zuerst, der ihn auch auf der unteren Treppe einholte und festhielt. Meister, Meister der Eingeweihten in die Mysterien der Isis! redete ihn Heinrich von Anjou an, Licht in dem Dunkel der Zukunft, Sonne der Nacht, der Du den irren Wanderer auf die rechte Bahn führst, den Blinden sehend machst, kehre bei uns ein, würdiger Verkündiger verschleierter Zukunft, kehre ein in das Tabernakel der Fröhlichkeit, trinke von unserm Wein, und gieb uns dafür von Deiner Weisheit!

Hoheit! erwiderte der Alte, es ist Zeit, daß Ihr und auch ich zur Ruhe gehe. Ich war fern, fern von hier und fühle mich ermüdet, laßt mich ruhig meinen Weg gehen Wo ich eintrete, folgt die Freude mir nicht,

meine

Burſche umher und deshalb iſt ein Schutz zu dieſer Zeit nicht zu verwerfen.“

Marie dankte, doch er ließ ſich nicht abſchrecken, kehrte mit ihr zurück, ſprach von gleichgültigen Dingen, fragte, woher ſie käme und als ſie ihm ſagte, ſie komme von Frau von Travers, redete er mit ihr von dieſer würdigen Frau und ihrer Mutter, erkundigte ſich nach ihren Verhältniſſen und das auf ſo freundliche, beſcheidene Weiſe, daß er bald Mariens Zutrauen gewann und ſie einigermaßen dem Himmel dankte, daß er ihr in dieſer finſtern Nacht einen Beſchützer geſchickt habe, denn mancher junge Burſche, ſein romaniſches Liedchen trällernd, war ſchon neckend an ihr vorbeigegangen. So kamen ſie nach Scamfs, Marie dankte hier ihrem Begleiter und bat ihn, ſie allein nach ihrer Wohnung gehen zu laſſen, allein Obriſt Jenatſch verſicherte ſo beſtimmt, daß er ſie bis zu ihrem Hauſe begleiten würde, daß ſie es nicht ausſchlagen konnte.

Endlich vor dem Häuschen angelangt, fanden ſie die ängſtlich harrende Mutter in der Thüre ſtehen, die ihren Begleiter mit den Worten empfing „Ei Konrad, wo kommt Ihr noch ſo ſpät her?“

„Ihr irrt, Mutter!“ unterbrach ſie Marie verlegen „Es iſt der Herr Obriſt Jenatſch von Zutz, der ſo gut war, mich hierher zu begleiten.“

Bei dieſem Namen verneigte ſich die Mutter tief. „Tretet ein, edler Herr!“ ſprach ſie „Ruht Euch in meiner kleinen Wohnung aus; in Tirano hätte ich Euch freilich beſſer empfangen können.“ Sie ſchritt voran, der Obriſt folgte, Marie, der das Herz, ſie wußte ſelbſt nicht warum, laut klopfte, zögerte eine Weile, dann trat auch ſie ein.

meine Worte tönen wie fernes Donnergeroll' und verkünden das nahende Gewitter; ich tauge nicht unter Euch! —

Kommt nur, alter Herr, kommt! riefen wir alle Drei.

Und was soll ich bei Euch?

Das werdet Ihr schon erfahren! sagte der Herzog von Anjou, und zog ihn mit sich nach meinem Gemach. Der Astrolog, zwar sich sträubend, folgte doch.

Jetzt war er in der Stube, die gleich hinter ihm geschlossen wurde. Condé hatte, als der Alte sich tief vor ihm geneigt, kaum nach ihm aufgeblickt und ihn keines Dankes gewürdigt, dies mochte den Meister verdrießen. Gnädiger Herr! redete er ihn an, es scheint, meine Gegenwart ist Euch unangenehm, befehlt und ich gehe!

Ich habe hier im Louvre nichts zu befehlen! erwiderte Condé.

Der Alte warf bei diesen Worten einen durchdringenden Blick auf ihn, dann sagte er: Ihr habt Recht, wenn jene Drei auch hier werden zu befehlen haben, Ihr sicher nicht!

Wie meint Ihr das? fragte ihn halb unwillig der Herzog von Anjou.

Wie ich es meine, gnädigster Herr? erwi-

derte der Astrolog lächelnd, ich spreche nur aus was der Himmel und die Sterne mir zeigen, meine Meinung nie!

Wir setzten uns nun, und schon die wenigen Worte, die er gesprochen, hatten uns in tiefes Nachdenken versenkt. Condé allein schien die ganze Sache, nur weil sie ihm unangenehm war, nicht gleichgiltig zu seyn, doch in der Folge schenkte er dem Meister seine Aufmerksamkeit, aber nicht seinen Glauben, wie er mir späterhin oft versichert hat.

Nun, Ihr gnädigen Herren! begann der Astrolog. Ich finde Euch hier unter sonderbarer Constellation vereinigt, denn die himmlische liegt noch meinem Auge verborgen — Zwei Gefangene und zwei Freie, zwei Hugenotten —

Wir sind Alle eines Glaubens! unterbrach ihn der Herzog von Anjou schnell; der Meister aber lächelte, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist und fuhr fort: Und was soll ich nun eigentlich hier? Soll ich Euch, Ihr jungen Herren, blos die silberne Kanne mit Wein leeren helfen, oder im lustigen Gespräch die Nacht verplaudern? — Befehlt, was soll ich thun?

Mir mein Horoskop stellen! erwiderte Anjou.

Dazu bedarf es Zeit, Bücher, Instrumente

und hauptsächlich des Fernrohrs, das mein Auge zu den himmlischen Sternen führt, ihren Gang und Stand zu beobachten, denn aus ihnen fließt die magnetische Kraft aus, die den Menschen hier anzieht, dort abstößt, die den freien Willen bindet und ihn der Einwirkung der Gestirne unterthänig macht. Euer Horoskop kann ich Euch hier nicht stellen!

So beseht die Lineamente meiner Hand! nahm Guise das Wort und reichte ihm seine flache Rechte. Aber der Astrolog warf einen stolzen Blick auf ihn. Junger Herr! sagte er. Stellt Ihr mich, den Meister Ruggieri, einem gelben bohömer Weibe gleich, das für einen Sou Euch aus den Lineamenten Eurer Hand sagt, was Eurem Ohr schmeichelt? — Doch, Ihr wollt es, so gebt die Hand her! — Guise reichte sie ihm, er besah sie aufmerksam und schüttelte dann den kahlen Kopf. Wohin ich sehe, begann er endlich feierlich, sehe ich Blut, ist es auch Ketzerblut, klebt es doch fest! — Ihr versucht es abzuwaschen, aber in Eurer vergoldeten Schaale findet Ihr immer nur Blut statt Wasser — Ihr wollt es abtrocknen, aber was Ihr in dieser Absicht ergreift, wird in Eurer Hand zum Leichentuch. Nur mit Eurem

eigenen Blute werdet Ihr dereinst Euch rein waschen, mit Eurem eigenen Leichentuche das Blut abtrocknen können.

Verrückter! rief Guise und entriß ihm die Hand. Was sprichst Du für Unsinn?

Versuche Keiner die verborgenen Kräfte der Natur zu erforschen, der nicht ganz rein von Schuld ist! erwiderte Meister Ruggieri, ohne vor Guise's zornigem Blick zu erzittern. Sie geben die Macht, das Buch der Sünden aufzuschlagen, und darin vom Anfang bis zum Ende zu blättern. Weckt sie nicht aus ihrem Schlafe. — Beliebt, fuhr er dann, sich freundlich zu uns wendend, fort, meinem gnädigen Herrn von Anjou, oder sonst Jemandem, mir auch vielleicht seine Hand zu reichen? — Doch dieser mochte auch wohl an das Blutbad der St. Barthélemi denken und verweigerte sie dem Astrologen; ich und Condé erwiderten nichts.

Mir treten in diesem Augenblick noch die Gestalten der damals Gegenwärtigen lebhaft vor Augen. Ich sehe noch den Herzog von Guise auf seinem Lehnstuhle sitzen, sein Gesicht umdüstert, sein Flammenauge auf den Astrologen gerichtet, den er lieber mit dem Dolch, als mit dem Blick durchbohrt hätte, ich erinnere mich

noch recht gut, wie er — für mich war es Grauſen erregend — unwillkührlich ſeine rechte Hand mit dem ſeidenen Mantel rieb, als wolle er verſuchen, das Blut abzuwiſchen. Neben ihm ſtand Heinrich von Anjou, ſeinen unſtäten Blick bald auf mich und Condé, bald auf den Meiſter werfend. Seine Hände hatten ſich, wie zum Gebet gefaltet, und ich glaube auch, daß er manch' Ave Maria ſchon gebetet hatte, denn er war ſehr abergläubiſch, und gewiß gereuete ihn ſchon, daß er den Aſtrologen herein gezogen hatte. Condé ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle, den Kopf auf den Arm geſtützt und blickte, ſich gewiß über des Aſtrologen Worte freuend, die er Guiſe geſagt, auf dieſen; den Aſtrologen würdigte er keines Blickes. Dieſer, ein langer, hagerer Mann, deſſen tiefliegende Augen feurig umherſahen, ſtand mit ſeiner Adlernaſe, ſeiner hohen Stirn und dem nackten Scheitel, auf dem nur hier und da einzelne weiße Locken zu ſehen waren, uns gegenüber da, das erhabene Bild eines Propheten der Vorzeit. Er ſtand mit gebietendem Blick unter uns, und ſchwer war es, zu errathen, ob er uns bemitleide, oder verhöhne. Dieſer Blick war Condé zuwider, wie er mir immer ſagte, wenn wir ſpäterhin auf dieſen Abend zurückkamen, auch Gui-

se's Stolz schien er zu mißfallen, denn er benahm sich eben nicht sehr freundlich gegen den alten Mann, den ich jetzt nicht mehr einen Betrüger nennen will, wie ich in jener Zeit so oft gethan. In mir wogten mancherlei Empfindungen, ich konnte den Alten nur mit einer gewissen Scheu ansehen, und mußte ihn, da ich an alle diese Sachen nicht glaubte, für einen Betrüger halten, von dem ich überzeugt war, daß er, wenn wir ihn zwingen würden, uns die Zukunft zu enthüllen, gewiß, aus Rache, uns nur trübe Bilder vorführen würde.

Als der Herzog von Anjou aus falschem Stolze noch immer in ihn drang, jedem von uns sein Horoskop zu stellen, weigerte er sich immer noch, und behauptete fest, es könne dies hier nicht geschehen. Durch diese Weigerung aufgeregt, durch das Wahrsagen aus der Hand zum Zorn gereizt, vielleicht auch durch den Wein erhitzt, drohte ihm Guise mit einer Bewegung der Hand nach seinem Dolche, wenn er nicht thät', was sie verlangten. Da erwiderte der Meister, ruhig lächelnd: Von Eurer Hand, gnädigster Herr, sterb' ich nicht, der Tod beschleicht mich auf meinem Lager. Doch — zwingt Ihr mich, so will ich gehorchen und Euch

die Zukunft enthüllen, so klar sie mein inneres Auge, ohne Stern und Spruch zu sehen vermag.

Setzt Euch, Ihr vier Fürstensöhne, in einen Halbkreis um mich, damit mein Blick Euch treffen kann! begann er jetzt im befehlenden Tone. Wir thaten, wie er verlangte, und der Zufall fügte es, daß sich Anjou zur rechten Hand Condé's setzte, der seinen Stuhl nicht von der Stelle rückte, Guise neben Anjou, mithin obenan saß, da ich meinen Platz zur Linken Condés genommen hatte.

Jetzt fragte der Astrolog nach dem Jahre, nicht dem Tage unserer Geburt, und es war hier der sonderbare Fall eingetreten, daß wir nach unserm Alter saßen, und Jeder in dieser Reihenfolge ein Jahr älter, als der andere war. Der Herzog von Guise war 23, der Herzog von Anjou 22, Condé 21, ich, der Jüngste, 20 Jahr und alle Vier hatten wir den gleichen Namen Heinrich.

Als Meister Ruggieri dies aus unserm Munde vernahm, schien er zu erschrecken, obgleich es ihm nichts Neues seyn konnte, denn unsere Namen mußte er wissen, und unser Alter wußte er wahrscheinlich auch. Aber sein Erschrecken

war nicht geheuchelt, denn da ich ihn genau beobachtete, so sah ich deutlich, wie es sich in seinen Zügen aussprach. Er wurde nachdenkend, schwieg eine Zeit lang, dann sagte er: Eure gleichen Namen, die gleiche Abstufung des Alters, und so Manches noch, zeigt mir, daß Euer Leben sich fest in einander verketten wird. Ihr werdet einen gordischen Knoten bilden, den das Schicksal nicht lösen, nur zerhauen kann, Erlaubt mir, ich bitte nochmals, zu schweigen, denn ergreift mich erst der Geist, dann werden meine Worte freie, beflügelte Boten der Zukunft seyn, über die ich dann nicht mehr gebieten kann. — Erlaubt, — ich bitte Euch — daß ich schweige!

Aber Anjou und Guise, und auch ich, wir drangen in ihn, fortzufahren. Er sann lange nach, sein Auge war dabei bald himmelwärts gehoben, bald zur Erde gesenkt. Endlich, — sein Blick sah jetzt stier, fast leblos vor sich — schien die Gabe des Sehers ihn zu ergreifen. — Ich sehe vier lorbeergekrönte Helden vor mir! sprach er und seine regungslosen Züge schienen gar keinen Theil an seinen Worten zu nehmen. Ueber dem welken Lorbeer des Einen seh' ich eine Krone schimmern, über dem frischen Lorbeer des Andern erblick' ich die glänzendste Krone der Erde. —

Zwei Könige ſtehen vor mir. — Seid mir gegrüßt, Ihr Könige der Erde! — Seid mir gegrüßt, Ihr mächtigen Fürſten, aber mein Gruß wird Euch nicht vor Eurem Schickſal bewahren — Nur warnen kann ich, nicht ſchützen, und ſelbſt meine Warnung verfliegt wie ein warmer Hauch des Sonnenſtrahls, an des Fatums unerſchütterlichem Beſchluſſe. — Heinrich von Guiſe, Mann des Volkes, hüte Dich vor der Krone, Heinrich von Anjou, jugendlicher Aar, vor den Mönchen, die Du verehrſt, Heinrich von Condé, Märtyrer Deines Glaubens, vor dem Weibe, und Du, Heinrich von Navarra, kühner Bearner, fürchte nicht das Schwert, nur das Meſſer! — Dir, Guiſe, wird ſich eine ſtolze Bahn eröffnen, ſtehe in Mitten ihrer ſtill, ſonſt biſt Du verloren. Dir, Anjou, werden ſich zwei Kronen bieten, wirf die eine weg, vertheidige die andere männlich. Dir, Condé, finſtrer Jüngling, Dir bietet ſich nichts, als ein frühes Grab. Dir aber, König von Navarra, werden ſich zwei Kronen auf einmal bieten, die eine iſt aus Dornen, die andere von Lilien und Roſen geflochten, trage ſie in Demuth! — Aber keinem von Euch, wie ich Euch auch hier in Jugendkraft und Jugendübermuthe vor mir ſehe, wird das freund-

liche Loos werden, sanft in dem Schlafe des Müden hinüber zu schlummern. — Mitten im Kampfe, wenn Eure Seelen von dem Höchsten träumen, wird der Tod gewaltsam an Eure Pforte klopfen — Ihr sterbt alle durch Meuchelmord! — Gute Nacht! Ihr Unglücklichen! rief er, und ehe wir des Eindrucks Herr werden konnten, den diese prophetischen Worte auf uns gemacht hatten, hatte er sich entfernt, keiner von uns hätte ihn auch aufgehalten.

Anjou, Guise und ich sahen starr vor uns hin, denn wir waren tief erschüttert, Condé aber beobachtete uns, höhnisch lächelnd, an ihm waren die Worte des Astrologen vorüber gezogen, ohne ihn zu berühren. Erwacht, erwacht, Ihr Träumer! rief er aufspringend. Füllt lieber die Becher und leert sie auf das Wohl des großen Propheten! — Aber Anjou sagte ein dumpfes Gute Nacht! Guise ging schweigend, das Auge auf seine Hand geheftet, nur Condé blieb, da aber auch ich ruhig sinnend da saß, verließ auch er mich bald.

Ja, er hat mich bald verlassen! sagte der König, und seine Stirn umwölkte sich. — Er, der Letzte, der ging, war der Erste, an dem die Worte des Astrologen erfüllt wurden; er starb,

Georg Jenatſch unterhielt ſich anfangs blos mit der Mutter, befragte ſie nach ihren früheren Verhältniſſen, bezeigte in ungekünſtelten Worten ſeine Theilnahme und bat, wenn er ihr in etwas dienen könne, ſich nur gleich an ihn zu wenden — „So ſehr Ihr auch durch Euer unglückliches Schickſal die allgemeine Theilnahme verdient“ ſprach er „ſo wißt Ihr doch zu gut, daß, wenn auch alle Bünde gewiß innigen Theil an dem traurigen Geſchick ihrer Brüder in Veltliner Lande genommen haben, es doch in einem Freiſtaate wie der unſrige, einer mächtigen Fürſprache bedarf, um Hülfe hoffen zu können. Habt Vertrauen zu mir und ſagt, womit ich Euch mit Rath und That dienen kann.“

Die Mutter war über dieſen freundlichen Antrag entzückt, fand ſich geſchmeichelt, war aber zu überraſcht und zu wenig vorbereitet, um irgend einen Wunſch gleich zur Hand zu haben. Sie dankte ihm auf das Verbindlichſte, verſprach, ſich, ſobald ſie irgend in Noth ſei, an ihn zu wenden und nachdem er ſich, kaum daß er ein paar gleichgültige Worte mit Marien geſprochen hatte, empfahl und das Haus verließ, ſtimmte ſie in ſein Lob ein, denn er hatte ihr ganzes Herz gewonnen und ſie konnte nicht aufhören, über den ſchönen, freundlichen, leutſeligen Mann zu ſprechen, der in dem ganzen Bündner Lande ſo hoch in Ehren ſtand und doch ſo herablaſſend gegen Unglückliche ſei. — „Und Du biſt ſo ſtumm zu alle dieſem?“ ſagte ſie dann unmuthig zu der Tochter „Du denkſt nur an den ſpaniſchen Söldner und ſchon oft hab' ich Dir erzählt, daß das nämliche Regiment, unter welchem er dient, verwüſtend in das arme Veltlin eindrang.

von seinem Weibe vergiftet. Guise streckte die Hand nach der Krone, der König der Pariser sank unter den Schwertern der Mörder, die Anjou als König Heinrich sandte, um selbst unter dem Messer des Mönches zu verbluten. — Und so bin ich noch allein übrig, an dem das prophetische Wort des Meisters in Erfüllung gehen soll. — Ich bin der Letzte der vier Heinriche!

Eine dumpfe Stille herrschte bei diesem Worte; dann, als nahe der Augenblick der Erfüllung, schaarten sich die alten Kriegsgenossen dicht um ihren geliebten König. — Parnibieu! rief Crillon und schlug mit der Hand an seines Schwertes Griff. So darf Heinrich von Bourbon nicht enden, beim heiligen Georg, so darf er nicht! —

Er wird, wie Gott über ihn beschlossen hat! sagte der König ernst, nickte Jedem freundlich, reichte Einigen die Hand und verfügte sich in sein Gemach. Die Andern verließen mit schwerem Herzen, von dunkler Ahnung gedrückt, das Louvre.

Als Sully am andern Tage durch Beringhem die Begebenheiten dieses Abends erfuhr, zürnte er auf seinen geliebten Herrn, daß er das Geheimniß, welches er nur ihm allein vertraut, auch Andern mitgetheilt, und daß er

Pimentel hatte ungerupft entwischen lassen. Er zog nähere Erkundigung über dessen Thun und Treiben ein und erfuhr, freilich zu spät, daß er alle Würfel in Paris aufgekauft und die seinigen durch einen fremden Handelsmann, auf geschickte Weise, zum Verkauf habe ausbieten lassen wodurch ganz Paris mit falschen Würfeln übersäet worden sei. Sully schickte nun aus eigner Willkühr einen Eilboten hinter dem Piemonteser drein, mit dem Befehl, ihn zu arretiren, wo man ihn fände. In einem Städtchen der Dauphiné wurde er ereilt, fest gehalten und ihm so viel Geld abgenommen, als ihm dieser auf Befehl seines Herrn, als Spielschuld hatte auszahlen müssen, was sich über 300,000 Livres belief. Eben so viel nahm dennoch der Piemonteser in seine Heimath mit, wo er, Sully verwünschend, glücklich ankam.

Als der König in der von Sully ihm jährlich abzulegenden Berechnung keine dieser Anweisungen aufgeführt fand und deshalb nachfragte, erfuhr er, auf welche Weise Sully diese Posten gedeckt habe. Der König tadelte ihn nicht über dieses eigenmächtige Verfahren, im Gegentheil billigte er es.

Grimma,
gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Sechsundzwanzigſtes Bändchen.

Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Bilder und Scenen

aus den Jugendjahren

der

Königin Maria Stuart.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Als die junge 21jährige Königin Maria Frankreich verlassen hatte und den 19. August 1561 in Leith landete, fand sie Schottland in dem Zustande der höchsten Verwirrung. Der angesehene Adel hatte während ihrer Minderjährigkeit den größten Theil der königlichen Güter und fast alle Macht an sich gerissen, so daß jeder sich in seiner Grafschaft zum unabhängigen Herrn erhoben hatte und die niederen Vasallen beherrschte. Das Volk, von dem Adel unterdrückt, war durch die Fortschritte der Reformation in zwei sich hassende Partheien getheilt. Die höhere katholische Geistlichkeit war ohne bedeutenden Einfluß, zum Theil im Besitz ihrer Aemter und Pfründen geblieben, zum Theil zu der neuen Lehre übergetreten, ohne jedoch dadurch ihre Pfründen verloren zu haben; die protestantische Geistlichkeit, an deren Spitze der Eiferer Knox stand, übte gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Protestanten. So fand die junge Königin

nicht einmal in der Geiſtlichkeit eine Unterſtützung, denn die Katholiſchen waren zu wenig, und die Proteſtantiſchen hätten um nichts in der Welt eine katholiſche Königin, ſelbſt bei ihren beſten Zwecken, unterſtützt.

Der Adel war in drei Hauptpartheien getheilt. Der Familie Gordon, an deren Spitze der Graf Huntley ſtand, in dieſer Zeit wohl die reichſte und mächtigſte, gehörte faſt der ganze nördliche Theil des Königreichs. Die meiſten ihrer Beſitzungen hatte ſie durch die Gunſt früherer Könige erworben, viele aber während Mariens Minderjährigkeit gewaltſam an ſich geriſſen. Der Graf Huntley hatte ſeinen Sitz in Aberdeen, kam ſelten über den Tay, noch weniger nach der Hauptſtadt, kümmerte ſich aus angeborner Trägheit faſt nie um die Angelegenheiten des Königreichs, ſobald ſie ihn nicht perſönlich betrafen, und ſuchte mehr durch Liſt, als Gewalt, ſeine Macht zu vergrößern. An ihn ſchloſſen ſich die meiſten Lords der Hochlande und die Lairds der Clans an, und verſtärkten ſeine Parthei.

Die Hamilton's waren die zweite anſehnliche Familie. An ihrer Spitze ſtand der Herzog von Chatelheraut, der während der Minderjährigkeit Maria's 12 Jahr Regent von Schottland gewe-

„Mutter! Ihr erschreckt mich.“ erwiederte Marie „Könnte ich den Gedanken fassen, er habe seinen Glauben verleugnet, hange denen an, die, den Dolch, die Brandfackel in der Hand unsre Vaterstadt durchzogen, mein Herz müßte brechen; denn nie könnte ich dann die Seine werden.“

„So ist es recht, Marie!“ fiel ihr die Mutter in die Rede. „Auch mein Segen würde Dir nicht folgen. Ich sehe sie noch mit ihrer blutrothen Fahne durch die Straßen von Tirano ziehen und mich überfällt ein Schauder, erblick ich ihn mit seiner rothen Feder auf dem Hute —“

„Mutter!“ fiel ihr Marie ins Wort „Ich sehe jetzt nur auf sein Herz.“

„Auch da wird es blutig aussehen“ sagte die Mutter „denn mit dem Glauben ist es bei ihm nicht richtig, so wenig wie mit seiner Anhänglichkeit an das Geschlecht der Salis. — Was macht er in Mailand bei dem Volke, wenn er redlichen Gemüthes wäre?“

„Weiß ich's, Mutter? Darnach fragt ein liebendes Herz nicht,“ meinte Marie „Ich wollte, er diente Niemandem und bliebe immer daheim.“

„Ja, der arme Schlucker! Muß er nicht dienen um Sold und Brod?“ brummte Frau Hanna. Dies eben ist mein Aerger und ich halte es für Thorheit, daß Du Dein Herz an diesen Mann hängst, dessen Vaterhaus eine Strohhütte und dessen ganze Habe sein Schnappsack ist —“

„Marie!“ fuhr sie nach einer Weile fort und die Erinnerung führte ihr die vergangenen, glücklichen Tage herbei — „Du warst noch ein Kind, als ich Dich aus dem brennenden Hause von der Leiche Deines Vaters wegtrug.

ſen, und ſein Sohn der Graf von Arran, der nächſte Verwandte der königlichen Familie. Durch ſie war die mächtige Familie der Lennox aus Schottland vertrieben und hatte ſich in England niederlaſſen müſſen. Des Grafen Lennox Gemahlin war die Tochter Margarethens, der älteſten Schweſter Heinrich VIII., welche nach dem Tode ihres erſten Gemahls, König Jacob IV., den Grafen von Angus geheirathet hatte. Es hatte daher dieſe Familie, im Fall des Todes der Königin von England, faſt mehr Anſprüche auf den engliſchen Thron, als die Königin ſelbſt. Die Beſitzungen der Hamilton's lagen in dem ſüdlichen Theile Schottlands, und auch mehre Inſeln gehörten ihnen.

Die Douglas hatten ſich aus manchen Widerwärtigkeiten immer wieder muthig emporgehoben, und waren früher die bedeutendſte Familie Schottlands, und dem Geiſte und der Thatkraft nach gewiß die Erſte. Sie zählte ſo manchen Helden unter ſich. Ihre Beſitzungen lagen zerſtreut, und deshalb war ihre Macht in dieſer Zeit nicht ſo bedeutend, wie die der beiden Vorhergehenden. Aber an ihrer Spitze ſtand Graf Morton, ein Mann voller Kraft und Klugheit, tapfer, und zugleich liſtig und verſchlagen.

Noch mehre andere Familien hatten bedeutenden Einfluß. Der Graf von Bothwell war einer der mächtigsten und reichsten Barone des Reichs. Der Herzog von Argyle, die Lords Lindsay und Seaton, der Graf von Athol hatten bedeutenden Anhang; aber über Alle ragte Steward, Propst von St. Andrews empor. Ohne Güter und Macht, war er der bedeutendste Mann Schottlands, der sich an die Spitze der Congregation der Protestantischen Lords gestellt und den größten Einfluß sich erworben hatte. Ein natürlicher Sohn Jacob V. und der Tochter des Lords Erskine, ward er dem geistlichen Stande gewidmet und zum Propst von St. Andrews ernannt; aber seinen muthigen Geist konnte das Priestergewand nicht dämpfen, er mischte sich in die Händel, die während der Regentschaft von Mariens Mutter Schottland zerrütteten, stellte sich an die Spitze eines Heeres und ward bald das Haupt der Protestanten. Er und Maitland von Lethington waren die Männer, denen die Königin Maria anfangs das meiste Vertrauen schenkte, welches Graf Murray — zu dieser Würde erhob ihn späterhin seine königliche Schwester — auch sicher verdiente, denn er wollte Schottlands

Wohl redlich, liebte die Königin aufrichtig, aber sein Ehrgeiz duldete Keinen über sich.

So waren die Verhältnisse des Landes, in welchem die junge 21jährige Königin die Zügel der Regierung selbst erfaßt hatte. An dem sittenlosen Hofe einer Catharina von Medicis erzogen, fand sie in Edinburg nur Rohheit statt Verfeinerung, einen wilden, kampfbegierigen Adel, der die Anmaßung des französischen in gleichem Maaße, aber nicht dessen Galanterie und feinere Sitten besaß. Sie mußte sich selbst ihren Hof bilden, und was man im Louvre liebenswürdig genannt hätte, wurde durch die Priester der neuen Lehre als abscheulich verdammt.

V.

Lord Makintosh.

1.

Es stürmte furchtbar, der Wind heulte, die runden Scheiben der hohen Bogenfenster in Holyroodhouse klirrten, die Wetterfahnen kreischten, Laden klappten, und durch alles dieses hörte man zuweilen die schweren Tritte der Hellebardierer, die an dem großen Portale des Schlosses Schildwach standen, und trotz des stürmischen Wetters im Schloßhofe auf und nieder gingen. Es mochte bald Mitternacht seyn, und noch saß die Königin mit Maria Ogilvie in ihrem Koset auf einem mit alten Stickereien überzogenen hohen Lehnstuhl, blickte schweigend vor sich hin und schien des Unwetters nicht zu achten. Das Zimmer war nicht groß, auch nicht prachtvoll eingerichtet, und seine grauwollenen Tapeten gaben ihm eben nicht ein freundliches Ansehen. Der Lehnstuhl, worauf die Königin saß, drei kleine Tabourets, zwei große eichene, mit Ebenholz künstlich ausgelegte Tische, die zwischen und neben den Fenstern standen, und der Köni-

gin Bettisch, der sonderbarer Weise eine Marmorplatte war, die auf einem kunstlos gehauenen Holzblock lag, waren das ganze Geräthe des königlichen Gemachs. Auf dem Bettisch stand ein einfaches Krucifix, an dem ein vom Papst selbst geweihter Rosenkranz hing, über der Königin Lehnstuhl sah man das Bildniß ihrer Mutter, Margarethens von Guise, und auf dem Tische, auf welchem zwei gelbe Wachskerzen matt brannten, standen zwei mit Tüchern verhüllte Gemälde.

In diesem einsamen, prunklosen, fast traurig zu nennenden Gemache saß mit gebeugtem Haupte die Rose von Schottland, wie ihre Zeitgenossen die Königin Maria zu nennen pflegten, und mochte an die so schnell vergangene schönere Blüthenzeit in ihrem geliebten Frankreich denken, als der immer lauter heulende Sturm das Hoffräulein in die Klage ausbrechen ließ: Welch' grausenhaftes Wetter!

Ja wohl! seufzte die Königin tief auf.

Wie war es jenseits des Meeres doch ganz anders, fuhr das Fräulein fort, und stürmte der Wind auch um das Louvre, so hörten wir es nicht bei Tanz und Gesang; die Trompeten schallten lauter, die uns zum Festspiel riefen,

als der rauhe Ostwind, der vom Montmartre herüber blies — Ach es war eine schöne, eine unvergeßliche Zeit!

Die Königin schwieg, aber seufzte.

Ich war 16 Jahr alt, als sich mein Vater mit mir in Inverare einschiffte, um mich zu meiner Königin nach Frankreich zu führen. Ach wie weint' ich, als ich das alte Schloß mit seinen runden Thürmen verließ, das Schiff betrat und ich die Berge der Heimath immer mehr und mehr schwinden sah, bis sie endlich wie graue Nebelstreifen am fernen Horizonte verschwanden. Wie schmerzvoll sagte ich ihnen Lebewohl, mit welch' bittern Thränen begrüßte ich nicht die flachen Küsten Frankreichs, wie öde erschien mir dies Land., wo nicht Felsen, nicht Klippen an unserm Wege standen und kein flüchtiges Wild an den Abhängen weidete, kein Adler in stolzem Flug über meinem Haupte seine weiten Kreise zog. Ach, wie unaussprechlich war damals die Sehnsucht nach meiner Heimath, und jetzt —

Ein Schlag, die Fenster klirrten, und ein Nachtvogel, den der Sturmwind in seinem nächtlichen Flug erfaßt und gegen das Fenster geschleu-

dert hatte, fiel zu den Füßen der Königin, die mit einem Schrei auffuhr.

Eine Eule und ein paar zerbrochene Scheiben, weiter nichts! rief lachend das Fräulein. Seht nur, wie das Thier die Augen verzerrt, wie stier es Euch anglotzt! Das sind doch wahrhaftig die Augen Lord Lindsays, — und der krumme Schnabel! Glaubt man nicht Lord Ruthvens Nase zu sehen, die in seinem Gesichte, diesem kalten Leichenhause, wie ein Grabmonument steht? Seht nur, jetzt ärgert es sich über uns, wie so oft die beiden edlen Lords es thun, sträubt und spreizt sein Gefieder, wie der zornige Knox, wenn er von der Kanzel herab über die Rechtgläubigen sein Gift ausspritzt — Husch! da fliegt sie auf, rennt mit dem Kopfe an alle Wände. Wart', ich will Dir Deine Freiheit wieder geben, Du nächtliches Gespenst! Sie wollte das Fenster öffnen, aber der Wind stürmte so fürchterlich dagegen, der Hagel rasselte so laut an die kleinen runden Scheiben, daß das Fräulein es nicht zu öffnen vermochte. Nach einigem Umherfliegen setzte sich die Eule auf das Kruzifix.

Rufe Jemand, der das Unthier hinaus wirft! befahl jetzt die Königin.

Ich fürchte fast, Niemand zu finden, der wach ist,

ſagte Maria Ogilvie, denn in Eurem Vorzimmer, Königin, iſt es zuweilen ſo leer auf Holyroodhouſe, daß man glauben könnte, die Edlen Schottlands wären alle in der Schlacht von Flowden geblieben. Sie nahm eine von den gelben dunkel leuchtenden Wachskerzen von dem Tiſch, ging hinaus, kehrte aber ſogleich wieder zurück und winkte der Königin zu, ihr zu folgen. Die Königin, deren innigſte Freundin das Fräulein war, zögerte auch nicht lange; Marie Ogilvie ſchlich dann auf den Zehen voran, die Königin folgte leiſe nach der andern Ecke des Zimmers, und hier zeigte ihr das Fräulein einen ſchlafenden Jüngling in Pagenkleidung, der wohl nicht ahnete, daß die ſchöne jugendliche Königin vor ihm ſtehe, und ſeine blonden Locken und die ernſten und doch ſo ſchönen Züge ſeines Geſichtes bewunderte.

Wecke ihn auf! befahl jetzt die Königin und ging leiſen Trittes in das Zimmer zurück.

Erſchrocken fuhr der Page auf, als Maria Ogilvie ihn rüttelte und ſein geblendetes Auge das ſchöne Mädchen vor ſich ſtehen ſah, das ihn mit barſchem Tone fragte, was er hier mache.

Ich bewache die Gemächer meiner Königin, antwortete der nun erſt aus dem Schlaf völlig Erwachte.

Das Fräulein lachte hell auf. Du biſt wahrlich der ſchlechteſte, verſchlafenſte Wächter in dem ganzen ſchottiſchen Hochlande, für Dich hätte man den Palaſt von Holyroodhouſe und Dich mit ihm wegtragen können — Doch komm, folge mir! Ein Nachtvogel iſt in der Königin Zimmer geflogen, befreie uns von dem läſtigen Thiere.

Robert von Kinkardine folgte und erſchrak nicht wenig, als er plötzlich vor der Königin ſtand, die mit dem Worte: Dort! nach dem Krucifix wies, auf dem die Eule mit ſträubendem Gefieder ſaß, und den Pagen mit ihren funkelnden Augen ſtier anglotzte.

Nimm Deinen Plaid ab, rieth ihm jetzt das Fräulein, wirf ihn dem Unthier über, ſonſt verwundet es Dich!

Wie könnt' ich meinen Plaid in Gegenwart meiner Gebieterin ablegen? erwiderte Robert, packte mit ſchnellem ſichern Griff das ſich ſträubende Thier, und öffnete, während er fragte: Soll ich ihm die Freiheit geben, oder es tödten? das Fenſter.

Tödt' es! befahl ſchnell Maria Ogilvie. Hat es doch eine Naſe wie Ruthven, und Augen wie der läſtige Eiferer Knox.

Das iſt ein würdiger Mann! fiel ihr der

Page in die Rede, übergab das Thier dem Sturmwind und schloß ruhig das Fenster wieder. —

Die Königin hatte bisher zu Allem geschwiegen und nur die kräftige Gestalt, die edlen Züge ihres ihr bis jetzt fremd gebliebenen Dieners bewundert. Sein Lob des ihr so verhaßten Knox hatte sie von seinem Aeußern abgelenkt. Dein Name? fragte sie jetzt.

Robert von Kinkardine, erwiderte er, sich neigend.

Ich sah Dich noch nie unter meinen Dienern? fragte die Königin weiter.

Ich bin erst seit 3 Tagen in Holyroodhouse und hatte noch nie das Glück. —

Wer brachte Dich ohne mein Wissen an meinen Hof? fuhr die Königin etwas heftig auf.

Der edle Graf Murray, erwiderte der Page und blickte dabei, wahrscheinlich den nahenden Sturm beschwichtigen wollend, bittend an der Königin auf, die, ohne weitere Fragen an ihn zu thun, ihm ein Zeichen gab sich zu entfernen.

Mein Bruder Murray vertraut meiner Langmuth viel, begann jetzt die Königin, als sie

mit

Die Noth, die uns seit Tirano nicht verließ, ist Dir Gewohnheit geworden, Du kennst das Leben nicht anders; aber ich, die ich im Wohlstande erzogen, an der Seite eines reichen Handelsmannes die Freuden des Lebens genossen habe, Noth und Mangel nie kannte, ich fühle sie drückend. Jeder harte Bissen Brod erweckt den Wunsch nach jener Zeit in mir und bei jedem drückenden Mangel gedenke ich des Ueberflusses, in dem ich meine Jugend verlebte und das ist ein bitteres Gefühl. Mein fröhliches Gemüth kämpft vergebens gegen das Elend, selten wird es Herr, oft unterliegt es und so bin ich nun wohl nicht glücklich zu nennen —"

„Mutter, arme Mutter!" rief Marie und sank weinend an ihre Brust.

„Da hoffte ich nun frei ich" fuhr Frau Hanna fort „daß Du, von Gott mit einer schönen Gestalt und einem hübschen Gesichte begabt, aus einer guten Familie stammend, einst durch eine glückliche Heirath den alten Wohlstand wieder in mein Haus führen solltest — und da hängst Du Dich an einen Bettler, der noch ärmer ist als wir, an einen Soldaten, der sein Leben und seine Glieder für einen elenden Sold einsetzen muß, der nicht einmal für unsern Glauben streitet und nimmst mir so alle Hoffnung auf ein sorgenfreies Alter. — Das habe ich nicht um Dich verdient."

„Mutter, was kann ich für mein Herz?" unterbrach sie Marie „Gebietet dem Euren, den Spaniern anzuhängen und die Katholischen zu lieben, die eine zweite St. Barthelemäi in unserm Vaterlande hielten, würdet Ihr es können! — Mein Herz hat sich dem Manne zugewen-

mit Marie Ogilvie allein war, er ſcheint mich mit Spionen umgeben zu wollen.

Wäre das ſein Wille, meine Gebieterin, ſo hätte er hier eine ſchlechte Wahl getroffen, meinte das Fräulein. Mich dünkt, ein freundlich Wort, ein Blick von Euch, und der Jüngling wäre Euch zu eigen mit Leib und Seele; Eurem Blick widerſteht kein Mann.

Die Königin erwiderte hierauf nichts, ſetzte ſich dem Tiſch gegenüber, auf welchem die beiden verhüllten Bilder ſtanden, ſah ſtarr auf ſie, und verſank in Nachdenken.

Darf ich endlich den Schleier wegnehmen, hinter welchem ſich die beiden Lords nun ſchon ſeit acht Tagen Euren Blicken verbergen müſſen? — Die Königin ſchüttelte verneinend. — Armer Robert Dudley! Du, der Abgott Englands, der Beneidete von ſo vielen Tauſenden, den, von der Königin bis zur Zofe, Alle für den ſchönſten, liebenswürdigſten Mann halten, den Englands Boden je getragen; was würdeſt Du Dich wundern, wenn Du wüßteſt, daß Maria von Schottland nicht einmal die Neugierde in ſich fühlt, Dein holdes Antlitz zu ſchauen. Eure ſich ſelbſt beſtellte Vormünderin, die königliche Eliſabeth, hat ihn Euch wahr-

haftig uneigennützig zum Gemahl erkoren, und Ihr verschmäht sogar zu wissen, ob dieser schöne Mann auch Euer jugendliches Herz so bezaubern könne, als das Herz der englischen Elisabeth. — O erlaubt, daß ich das Tuch wegnehmen darf, wagt es nur in das holde Antlitz des Glücklichen zu schauen, der zwischen dem Throne von England und Schottland zu wählen hat. Eben schlägt es Mitternacht, das ist die Stunde, wo die Todten ihre Gräber verlassen und sich den Lebenden in ihrer grausigen Gestalt zeigen. Laßt auch diesen von Euch zur Finsterniß Verdammten hervortreten, und betrachtet wohlgefällig die schönen Züge Leicesters!

Ohne die Antwort der Königin abzuwarten, nahm sie das Tuch von dem Bilde, stellte die Wachskerzen vor dasselbe, und ein schöner männlicher Kopf sah mit freundlichem Auge auf die Königin, die ihrer Freundin zürnen wollte, aber doch nicht konnte, denn da der Schleier einmal zerrissen war, trat sie dem Bilde Leicesters näher, betrachtete es Zug vor Zug genau und, wie es schien, mit Wohlgefallen.

Ein wahrhaft schöner Mann! unterbrach das Fräulein die Stille Ein edles Aeußere, wohl eines Thrones werth.

Und doch mag ich den Mann nicht, mag ihn um keinen Preis der Welt, und wäre sein Aeußeres zehnmal schöner, edler! fuhr jetzt die Königin heftig auf. Soll jene Stolze sagen können: Ich war seiner überdrüssig, da überließ ich ihn Marie von Schottland, für sie ist das, was ich wegwerfe, gut? — Nein, nimmermehr! — Was sie verschmäht, sollte mir gnügen? — O, gute Schwester, Stolz beherrscht meine Brust, wie die Deinige!

So ruhe in Frieden, armer Leicester, und begnüge Dich mit dem, was Du hast, wende Dein Auge ab von der holden Rose von Schottland und hoffe nichts von ihr! sagte halb schäkernd, halb ernst die ewig launige Ogilvie, verhüllte den armen Robert Dudley von Neuem und stellte ihn bei Seite.

Nun kommt die Reihe an Dich, Du schöner Narziß, Du Blume aller eitlen Ritter, der, wenn er nur halb so schön ist, als er es zu seyn glauben soll, immer noch ein Wunder der Welt seyn muß, fuhr das Fräulein fort. Zeige uns Deine blauen Augen, die schon manches englische Mädchen entzückt haben sollen. Du Sprosse des edlen Hauses Lennox, Du holder Heinrich Darnley, den die Geburt schon

unſrer Königin ſo nahe brachte, den ſeine Schönheit ihrem Herzen gewiß noch näher bringen wird. Doch rath' ich Dir, ſchöner Jüngling, wappne Dich gegen Mancherlei, gegen die Rinde von Eis, die ihr Herz vor wahrer Liebe bis jetzt noch bewahrt hat, gegen den Unbeſtand, den ſie aus Frankreich mit in ihre Heimath brachte, und gegen —

Haſt Du bald geendet, unausſtehliche Schwätzerin? fiel ihr die Königin in die Rede. Enthülle das Bild! Dieſe Sturmnacht paßt zur Enthüllung der Myſterien, ſie ſei zu meiner Wahl beſtimmt.

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als Heinrich Darnley's Conterfai in der Blüthe ſeiner Schönheit vor ihr ſtand. Ohne ſich beim Anblick ſeiner Züge über irgend Etwas auszuſprechen, ohne nur mit einem Ausruf oder einem Wort ihre Bewunderung oder ihr Mißfallen auszudrücken, hing der Königin flammendes Auge an dem Bilde, während das Fräulein ihre Herrin ſcharf beobachtete. Nun? unterbrach jetzt dieſe das Schweigen. Nun, Königin, wie gefällt Euch dieſer junge 21jährige Mann? — Mir wäre er zu jung!

Kann die Roſe ſchöner ſeyn, als wenn die

Frühsonne den Thau von ihren Blättern saugt, und sie eben aufbricht, um die Strahlen der Morgenröthe in ihrem Kelche anfzunehmen? rief die Königin begeistert. Der Mann ist schön, wahrhaft schön, seine Gestalt soll kraftvoll, edel, er in allem das Musterbild eines Ritters seyn; zu Roß, zu Fuß soll Keiner mit ihm in die Schranken treten können, und lügt das Bild nicht, so ist er der schönste Mann, den mein Auge je sah.

Armer Leicester! seufzte Maria Ogilvie.

Ja, er komme! fuhr die Königin fort, ohne auf des Fräuleins Seufzer zu achten. Er komme, um aus meiner Hand des Glückes Reichthum zu empfangen, er komme, um an meiner Brust eine neue Welt zu sehen, wo der Liebe ewiger Frühling ihm blühen, nie gekannte, kaum geahnete Freuden ihn täglich, stündlich umschwirren sollen. —

Armer Darnley! seufzte jetzt auch wieder das Fräulein.

Was soll dieser Seufzer? fragte die Königin unwillig. Glaubst Du, daß der, den Maria Stuart wahrhaft liebt, je zu beklagen sei und Deiner Seufzer bedarf?

Da sei Gott vor! erwiderte Marie Ogil-

vie. Wen meine Königin wahrhaft liebt, muß der glücklichste Sterbliche der Welt seyn — Aber, wenn Ihr von Liebe träumtet, wie Ihr schon so oft gethan, so verging Euer Traum immer schnell wieder, wie so manches blutende Herz es aus Erfahrung weiß.

Laß uns davon schweigen! sprach die Königin empfindlich, warf noch einen glühenden Blick auf Lord Darnleys Bild, und befahl dann, Beide wieder zu verhüllen und auf ihre alten Plätze zu stellen. Aber demohngeachtet folgte ihr Darnleys Bild auch in ihr Schlafgemach, und bis Müdigkeit ihre Augen endlich schloß, stand es lebhaft vor ihr.

2.

Da wo in der Grafschaft Southerland des schottischen Hochgebirges der Sturm aus Westen die Wellen des Shin-Sees gegen die nackten Felsen treibt, daß sie an den Riffen in Schaum verspritzen, lag auf steilem in den See hineinragenden Felsen ein altes Schloß. Vier mit Moos bewachsene Thürme vertheidigten es von drei Seiten, die vierte steht auf der kahlen schroffen Felswand, und das Auge schau-

dert, wenn es von oben herab in die Fluthen des ewig von Stürmen gepeitschten Sees sieht. Dicke, mit Schießscharten versehene Mauern verbinden die Thürme, und die grauen Felsblöcke, aus denen sie bestehen, bekunden das Alter dieses immer noch wohl erhaltenen Schlosses.

Tritt man über eine schmale Zugbrücke durch das erste Thor, über welchem das Wappen des Stammes Makintosh zu sehen ist, so durchschreitet man bald den kleinen Vorhof, und ein hochgewölbtes Thor führt in den etwas geräumigeren Hofraum des Schlosses, wo in großen Hallen der Clan sich versammelt und die Befehle seines Lairds vernimmt, denn dieses Schloß bewohnt Jacob Makintosh, der hohe Gebieter des Clans.

Es scheint ein ehrwürdiger Mann zu seyn, gefürchtet und geliebt. Seine Gestalt ist hoch, sein Haupthaar und Bart silberweiß, sein stechendes Auge blickt gebieterisch um sich, und obgleich sein Körper hager und ausgedörrt ist, so zeigt sich doch, trotz seines Alters, in jeder seiner Bewegungen noch eine seltene Muskelkraft. Er tritt eben in seinem grauen Jagdkleide aus der großen Halle, wo er die Seinen

beim Morgenimbiß zurückgelaſſen hat, nachdem er ihnen vorher den Befehl ertheilte, ſich zum Auszug bereitzuhalten, da ihm die Kunde geworden ſei, die Königin werde in dieſen acht Tagen auch ihre nördlichen Provinzen beſuchen, die ſelten noch der Fuß eines Herrſchers betrat.

Um die Königin, welche der Alte, ohne ſie je geſehen zu haben, wie eine Heilige verehrte, für dieſen Fall nach beſten Kräften bewirthen zu können, war er im Begriff auf die Jagd zu reiten, und einige Edelhirſche, vielleicht auch einen wilden Eber zu erlegen. Ehe er aber dem edlen Waidwerke oblag, folgte er erſt dem Ton eines Glöckchens, der den Hungrigſten von der gaſtfreien Tafel des Lairds abrief und ihm befahl, dem Herrn in die ziemlich geräumige Schloßkapelle zu folgen und mit ihm die Meſſe des frommen Kapuziners anzuhören.

Als ſie beendet war, er aus der Kapelle trat, der Ton ſeines Hifthorns das Zeichen für Troßbuben und Jäger gab, daß der Auszug zur Jagd beginnen ſolle, öffneten ſich die Thüren, die Meute drängte ſich heulend heraus, und ein alter Diener, ein ſtattliches kleines braunes ſchottiſches Pferd an der Hand, dem ein groſſes fahles und ein ſchwarzes ruhig folg-

ten, trat aus der weitgeöffneten Thüre, während die Pforte, die zu dem südlichen Thurme führte, sich aufthat und eine jugendliche Gestalt, Anna, die siebenzehnjährige Tochter des Lairds, heraustrat, die Umstehenden freundlich grüßte und dem alten Diener winkte, ihr das wiehernde braune Roß vorzuführen.

Aller Augen sahen mit Wohlgefallen auf das schöne Mädchen, nur der Vater nicht, der mit ernstem Blick auf sie zutrat und, doch so, daß es Niemand hören konnte, sie fragte: Warum wareſt Du nicht in der Messe?

Ich verband die Wunde des armen unglücklichen Weibes, der gestern ein herabgerollter Stein den Arm quetschte, erwiderte Anna.

Hätte auch wohl Zeit gehabt, bis wir von der Jagd zurückgekehrt waren, brummte der Alte und winkte, daß das große fahle Roß herbei geführt werde.

Nie sah man wohl Roß und Reiter einander so ähnlich. Das Thier, das schon 24 Jahr sein Futter auf dem Schlosse gefressen hatte, war mager wie sein Herr, sein Haar bleichfahl, ähnlich dem fahlen Gesichte des Lairds, selbst die hohen Beine des Thieres waren ganz denen seines Reiters gleich. Ruhig, wie angewurzelt,

ſtand es, verdrießlich auf die klaffende Meute blickend, denn es wußte wohl, daß es heute die letzten Kräfte anzuſtrengen, den letzten Odem auszuhauchen galt. Doch als der Lord es beſtiegen hatte, hob es den geſenkten Kopf, als ob es wiſſe, daß es jetzt den Herrn des Clans trage, und ſchritt ganz muthig über die Zugbrücke und ohne zu ſtraucheln den ſteilen Felspfad hinunter, während Anna's flüchtiges Thier wiehernd neben ihm her tanzte.

Wer jagt denn da wie ein Toller den Berg herauf? wandte ſich jetzt der Laird zu ſeiner Tochter. Muß große Eile haben, oder ein groſſer Narr ſeyn, daß er ſein Roß ſo nutzlos anſtrengt. Je näher er uns kommt, deſto mehr ſpornt er das arme Thier — bei Sankt Veit! rief er jetzt plötzlich, das iſt der Puritaner! — Ha! wagſt Du es, Unglücklicher, mein Verbot zu übertreten?

Vater! bat Anna, bedenkt, daß Eure Diener um Euch ſind und er unſeres Stammes iſt!

Ei, was Stamm, die Religion löſ't alle Bande!

Als er dies ſagte, kam der ſogenannte Puritaner, der Niemand anders als Kinkardine war, an ihn herangeſprengt und ehe er noch den

det, ich weiß nicht wie. — Ich ſah ihn und er gefiel mir, ich hörte ihn ſprechen und ich ward ihm gut, er geſtand mir ſeine Liebe und ich öffnete ihm freundlich mein Herz, und wenn ich auch gleich darauf errüthete und es gern wieder verſchloſſen hätte, was hätte es geholfen? Es war ja doch ſchon das Seine. So fühl' ich, Mutter, daß ich nicht von ihm laſſen kann und wenn mir auch Eure Klagen das Herz brächen, es möchte lieber brechen, als untreu ſein."

„Nun nimm die Sache nicht ſo ernſt" beruhigte ſie die Mutter „lieb iſt mir das Verhältniß nicht, aber was Gott zuließ, will ich nicht trennen und ein Mutterherz vermag eher für ſein Kind alle Wünſche zu opfern, als ein kindliches Herz ſeine thörichte Neigung für die Mutter hinzugeben. Nun, weine nur nicht, Marie!" ſagte ſie bewegt „Ich weiß, daß auſſer Konrad, ich Dir das Liebſte im Leben bin und das muß mir denn wohl gnügen."

Die Worte der Mutter hatten in Mariens Herzen einen lange ſchon ſchlummernden Gram geweckt. Wenn ſie in einſamen Stunden an die Zukunft dachte, fühlte ſie wohl, daß ſie ihr nicht roſig erſcheinen könne; aber dann ſchwebte Konrads freundliches Bild an ihr vorüber und Sorge und Kummer war verſchwunden. Seine Gegenwart, oft kam er von Mailand herüber, glättete dann alle Furchen ſchnell aus und die Hoffnung, ihn bald als ſpaniſchen Officier und ſo, ihrer Meinung nach, ihn einer glänzenden Laufbahn entgegen gehen zu ſehn, ließ ihr alle Sorge vergeſſen. Auch heut' trocknete die Erinnerung an ihn ihre Thränen und nur ſeiner gedenkend, legte ſie ſich zur Ruhe.

Laird begrüßen konnte, kam ihm dieser schon mit den Worten entgegen: Wie wagst Du es, hier vor mir zu erscheinen?

Verzeiht, edler Laird! stammelte der Page, denn sein Auge traf Anna's blaues Auge, das bittend an ihm aufsah.

Was verzeihen! fuhr ihn Laird Makintosh an, kehr' auf der Stelle um, reite hinunter nach Kinkardine zu Deinem abtrünnigen Vater, sing mit ihm die Psalmen, bei denen selbst die Doggen heulen, die diesen Ketzergesang nicht anhören können, mein Schloß betrittst Du mit keinem Fuß!

Und doch! nahm der Page das Wort, von dem Hundegeheul beim Gesang seiner Psalter schwer beleidigt.

Wag' es! fuhr der Alte auf, wag' es Deinem Laird zu trotzen!

Dazu acht' ich ihn zu sehr, fuhr Robert durch Anna's bittenden Blick ruhiger gestimmt fort: aber ich komme auf Befehl der Königin.

Bei diesen Worten zog der Alte die schottische Mütze von seinem grauen Haupte; der Page, in diesem Augenblick wohl etwas zerstreut, glaubte, der Gruß gälte ihm, und erwiderte ihn.

Narr! sagte der Laird unwillig, wähnst Du, ich empfange Dich so feierlich? Da irrst Du! Ein huldvolles Kopfnicken gnügt für meinen Vasallen — Es galt der königlichen Majestät! — Und was befiehlt sie mir durch Dich?

Sie läßt Euch wissen, daß sie in Kurzem die Hochlande besuchen werde.

Das wußt' ich schon!

Sie befiehlt Euch, Euren Clan kampffertig bereit zu halten, denn sie komme nur mit wenigem Gefolge.

Ist schon geschehen!

Und dann hofft sie, Euch jedenfalls in Inverneß zu treffen.

Also nicht auf Larg, meinem Schlosse? —

Davon sagte sie nichts! — Vielleicht weiß die hohe Gebieterin nicht einmal, daß Euer Schloß dort oben auf den Felsen wie ein Schwalbennest hingebaut ist.

Das sollte sie nicht wissen? — Unverschämter! fuhr der Laird auf, nichts von meinem Schlosse wissen, das Jeder, der den Plaid trägt, kennt, und um das mich selbst die reichen Gordons beneiden? — Doch was ereifere ich mich über einen thörigten Fant, mit seinem kaum bewachsenen Kinne! — Deinen Auftrag hast Du aus-

gerichtet, so geh nun wieder zur Majestät zurück und sag' ihr, Lord Makintosh werde den kleinsten ihrer Befehle pünktlich vollführen; nicht allein mein Clan, auch die mir Befreundeten sollen zu ihrer Unterstützung bereit stehen.

Noch Eines, was mir die Königin Euch zu sagen befahl, hätte ich bald vergessen, sagte jetzt der Page, und warf einen schelmischen Blick auf Anna.

Und das wäre? —

Ihr möchtet doch das edle Fräulein mit nach Inverneß bringen; von dort wird sie alsdann die Königin, ihrem Versprechen gemäß, mit an ihren Hof nach Edinburg nehmen.

Der Alte lächelte freundlich bei diesen Worten, doch plötzlich umwölkte sich seine Stirn. Du bist im Dienst der Königin? fragte er dann.

Ja, edler Laird, so wie Ihr seht, einer ihrer Pagen!

Und was ist Dein Amt? fragte er dann weiter.

Ach, lieber Herr, so recht genau kenn' ich es selbst noch nicht, denn erst seit 8 Tagen hat mich der Graf Murray an den Hof gebracht.

Der Graf Murray? wiederholte der Laird verwundert.

Ja, so ists, nahm der Page das Wort, und somit kenn' ich alle Freuden und Leiden meines neuen Standes noch nicht genau. Des Nachts vor der Thür der Gebieterin schlafen, am Tage in ihrem Vorzimmer wachen, plaudern, singen, und die Laute spielen, mit wichtigen Aufträgen in dem ehrenvollen Amt eines königlichen Botschafters an seinen Laird geschickt zu werden, und zuweilen auch Eulen und Fledermäuse aus den finstern Gemächern von Holyroodhouse zu verjagen, das sind so mancherlei ehrenvolle Dienste, die mir schon zu Theil geworden sind.

Der alte Lord schüttelte bedenklich sein graues Haupt. Die Erfüllung seines schon so lang genährten Wunsches, Anna am Hofe der Königin zu sehen, eines Wunsches, durch den er sich neuen Glanz in den Hochlanden zu gewinnen glaubte, hatte einen großen Theil seines früheren Werthes verloren; denn um Anna's Willen hatte er Robert aus seinem Schlosse verbannt, und nun sollte er sie erst wieder dorthin senden, wo dieser junge Tollkopf war? — Dies beunruhigte ihn, und sein ganzer Zorn traf jetzt Robert, der ihm überall bei jedem wohldurchdachten Plane mit seiner Tochter in den Weg getreten war. Robert von Kinkardine!

redete er ihn jetzt mit der Würde und dem Stolz des Oberhauptes des Stammes an, beſonders da er bemerkte, daß deſſen müdes Roß, dem Schenkel ſeines Reiters weichend, ſich dem braunen Hochlandsklepper der jungen Lady immer mehr genähert hatte, Robert von Kinkardine, Deine Sendung iſt beendet, deshalb wende Dein Roß, reite Deiner Wege, bergabwärts, nicht bergaufwärts, und ſtöre uns nicht länger das Vergnügen der Jagd.

Herr! nahm der Page das Wort: dem Boten der Königin geziemt Obdach und gute Koſt in Eurem Schloſſe, verachtet Ihr ihn, verachtet Ihr die, ſo ihn ſendete. — Ich verlange daher, daß die Zugbrücke von Larg vor mir niedergelaſſen wird, damit Niemand ſagen könne, Lord Makintoſh verweigerte der Königin Geſandtem den Eingang ſeines Schloſſes. —

Da ſei Gott vor! fiel ihm der Alte ſchnell in die Rede, rief einen Diener und gab ihm den Befehl, Robert von Kinkardine auf das Schloß zu begleiten; er ſelbſt aber ſetzte mit Anna und ſeinen Jägern den Weg fort, und ließ den Puritaner allein ziehen.

3.

Als der Laird am späten Abend von der Jagd nach Hause kam, gerieth er in nicht geringen Zorn, da er erfuhr, daß Robert in seiner Abwesenheit, statt in der kleinen Kammer im nördlichen Thurm, die er sonst immer bewohnt hatte, einzukehren, das Prunkzimmer nach dem Garten zu, das nur den vornehmsten Gästen eingeräumt wurde, in Besitz genommen habe, und längst schon zur Ruhe gegangen sei. Er verfügte sich schnell dahin und fand den Pagen in so tiefem Schlaf, daß er nicht zu erwecken war. Mehre leere Weinkannen, die vor seinem Bette standen, ließen ihn bald den Grund von Roberts festem, todtenähnlichem Schlafe vermuthen. So aufgebracht er auch über das kecke Benehmen des Pagen war, hatte er doch eine zu große Ehrfurcht vor dem von der Königin ihm Hergesandten, daß er ihn ruhig schlafen ließ, jedoch aus Vorsicht die Thüre fest verschloß.

Miß Anna erquickte nicht so wohlthätiger Schlaf, wie Robert. Sie saß noch, als schon Alles in dem Schlosse schlief, auf ihrem Sessel am offenen Fenster und schaute träumend in die mondhelle Nacht hinaus. Der Gedanke ließ

ihr

ihr keine Ruhe, daß der Gespiele ihrer Kindheit, ihr Jugendfreund, der Mann, den sie, trotz des Vaters Verbot, noch immer von Herzen liebte, heute wieder unter einem Dache mit ihr wohne, daß er gewiß jetzt an sie denkend in seiner Kammer an der entgegengesetzten Seite des Schlosses wache, und ihre Sehnsucht sich begegnen könne. Die stille Mondnacht war so ganz geeignet, ihre Träume zu unterhalten; unter ihrem Fenster am Garten trieb der Sturm die Gipfel der Bäume nicht aneinander, selbst der sonst immer lauttobende See war heute ruhig, und man hörte nur zwischen dem eintönigen Schlagen der Wellen zuweilen ihr wildes Rauschen, wenn sie sich an dem Felsenriff brachen. Da vernahm sie plötzlich zwischen dem Säuseln des Abendwindes in dem alten wilden Birnbaum, die Zierde und Merkwürdigkeit des Gartens von Schloß Larg, sonderbare Töne, es war ihr, als höre sie ihren Namen rufen, und zwischen dem Blätterdach des alten Baumes sah sie jetzt, nicht ohne Grausen, einen braungelockten Kopf hervortauchen, den sie, als der Mond eben hinter eine Wolke hervortrat, als den Kopf ihres Jugendfreundes, ihres Geliebten erkannte.

Robert, um aller Heiligen willen, lispelte

sie ihm zu, wo kommst Du hieher? — Ich beschwöre Dich, thue keinen Schritt weiter, die Aeste des alten Baumes sind morsch, stürzest Du herab, so ist's um Dich geschehen!

Sorge nicht, Liebchen! erwiderte Robert leise, Du weißt ja, daß ein Hochländer wie eine wilde Katze zu klettern, und trotz dem flinkesten Eichhörnchen von Ast zu Ast zu springen versteht. Erlaube nur, daß ich mich Dir nähern und in Dein Kämmerchen schwingen darf, so sollst Du sehen, wie schnell ich bei Dir bin.

Nein, Robert, nein! das geschieht nimmermehr! erwiderte sie ernst. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch, aber nur wie es einem edlen schottischen Mädchen die strengste Sitte erlaubt, darum bleib ruhig, wo Du bist! Laß uns plaudern, erzähle mir von dem Hofe der Königin, aber zuerst sage mir, wie kamst Du hierher?

Ich hatte in des Vaters Abwesenheit von dem Prunkzimmer, bloß der hohen Tannen wegen, Besitz genommen, erwiderte er. Was ich vermuthete, geschah. Dein Vater kam, wahrscheinlich mich in meine alte Wohnung zu verbannen, ich stellte mich bei seinem Rütteln ganz schlaftrunken, und um ihn zu täuschen, standen

einige leere Krüge vor meinem Bett, aus denen ich so wenig einen Rebensaft gesogen hatte, wie meinen lechzenden Lippen ein Tropfen himmlischer Wonne von den Deinen werden wird. Als mich nun der Laird fest eingeschlossen hatte, stand ich auf, kletterte die dicht am Fenster stehende Tanne hinab, huschte durch den Garten, klimmte den alten morschen Birnbaum hinauf und sitze nun hier unter grüngewölbtem Laubdache vor meiner Himmelspforte, die mein Engel mir verschließt.

So plauderten sie hin und her, und so wenig angenehm ihm auch der Sitz vor der Himmelspforte auf knotigem Aste seyn mochte, blieb er dennoch unter traulichem Gekose dort sitzen, bis der Morgenwind durch die Zweige raschelte und der Tag zu grauen begann. Dann gebot ihm Anna sich zu entfernen, und reichte ihm ihre kleine Hand, die er innig drückte. Diese Gunst und so manche Betheuerung ihrer unverbrüchlichen, ewigen Liebe, waren der einzige, aber süße Lohn seines halsbrechenden Unternehmens. Als er den alten Birnbaum glücklich hinunter gekommen war und jetzt vor der viel schwieriger zu ersteigenden Tanne stand und über die sicherste Art und Weise bis zu seinem Fenster zu kommen nachdachte, tröstete er

sich mit dem Gedanken, daß er in Holyroodhouse keines gefährlichen Wagstücks bedürfe, um Anna's süßes Liebesgeständniß zu vernehmen und den leisen Druck ihrer lieben Hand zu fühlen. Er ging muthig ans Werk, bald war er seinem Fenster gegenüber und schwang sich mit der Schnelligkeit einer wilden Katze und der Gewandtheit eines Eichhörnchens hinein.

Als am späten Morgen die Thüre geöffnet wurde und ein Diener eintrat, den Langschläfer zu wecken, schien es Robert noch viel zu früh, der Einladung des Lairds zu folgen und zu ihm hinunter in den Speisesaal zum Morgenimbiß zu kommen; doch mußte er der Einladung folgen. Er zog sich schnell an, und als er endlich dort eintrat, fand er Lord Makintosh im vollsten Staate und die Vornehmsten des Clans um ihn versammelt. Robert von Kinkardine! redete er den Pagen an, und überreichte ihm mit Feierlichkeit ein Schreiben. Leg' diesen Brief zu den Füßen der Majestät, versichere ihr meine Treue und Ergebenheit und reite zurück in Frieden. Sollte es Dir aber, dem Sohn von Georg Kinkardine, dem Ketzer, gelüsten, noch einmal diese Burg betreten zu wollen, so werde ich Dich, wie es im

4.

Die Vorsorge des Herzogs von Rohan war nicht unnütz gewesen, denn schon am andern Morgen drangen mehrere Soldaten von Peter Gulers Regimente in Furnatsch ein, den Anhänger der Planta's gefangen hinweg zu führen. Sie fanden aber die Hütte leer und auch nicht das Mindeste darin, sich für ihre Mühe zu bezahlen, denn selbst den Wein, den ihm Marie gebracht, hatte der Alte ausgegossen, damit nur kein Anhänger der Salis ihn trinken sollte. Gerettet war nun der Alte wohl, aber was sollte weiter mit ihm werden? In dem Hause der Frau von Travers konnte er nicht bleiben, in sein Asyl durfte er nicht zurückkehren. Wohin aber seinen Fuß wenden? Ueberall hatten die von Salis die Oberhand, überall fand er Franzosen und wollte er nach Mailand oder Tyrol gehen, so mußte er seinem Plan, in der Stille für seinen Herrn zu wirken und zu kundschaften, entsagen. Die gute Frau von Travers zog ihn jedoch aus dieser Verlegenheit.

Als am andern Nachmittage der Obrist Jenatsch seinen Besuch bei ihr abstattete, leitete sie das Gespräch auf den Alten.

„Kennt Ihr diesen Mann?" fragte er sie mit Bedeutung.

„Es war ja ein Diener meines Hauses" erwiederte sie freimüthig, denn sie wußte, daß er schon durch Philipp selbst von Allem unterrichtet sei „war Kastellan auf unserm Schlosse Rietberg und lebt meist von der Unterstützung, die ich ihm angedeihen lasse."

Hochlande Sitte iſt, wie einen Ungehorſamen ſtrafen, der das Gebot ſeines Lairds nicht achtete.

Der Page neigte ſich ehrerbietig vor dem alten Mann, dem Haupt ſeines Stammes, meinte aber doch: Wie es denn wäre, wenn die Königin ihn noch einmal herſende?

Dafür iſt in dieſem Briefe geſorgt, erwiderte der Laird, das kümmere Dich nicht — Nun ſetze Dich, iß und trink!

Hier gehorchte Robert willig, und als er ſich durch Speiſ' und Trank geſtärkt hatte, beſtieg er ſeinen Klepper, überflog noch einmal alle Fenſter des alten Schloſſes, Anna's liebliches Antlitz vergebens ſuchend, und ſprengte dann, den Uriasbrief ſorgſam verwahrt, über die Zugbrücke dahin. —

Während des Pagen Abweſenheit von Edinburg war dort Manches vorgefallen, was die Königin aus ihrer Ruhe weckte und ſie endlich zwang, ſtatt des Scepters das Schwert zu ergreifen. Lord Ogilvie, der Bruder des Hoffräuleins, hatte wegen eines Stück Landes einen Prozeß mit John Gordon, des Grafen von Huntley drittem Sohne. Sie begegneten ſich zufällig in einer Straße von Edinburg, geriethen in Wortwechſel, und bald blitzten ihre

Schwerter. Lord Ogilvie wurde schwer verwundet vom Kampfplatz getragen, Beide aber auf ausdrücklichen Befehl der Königin, trotz Marie Ogilvie's Bitten, in strengen Verwahrsam gebracht. Ogilvie ertrug sein Schicksal gelassen, Gordon aber entsprang aus dem Gefängnisse, begab sich in die Grafschaft Aberdeen, und beschwerte sich hier öffentlich über das harte unerhörte Betragen der Königin, wodurch er sich und den ganzen Stamm der Gordons entehrt glaubte.

Dies bestimmte den Grafen Murray, den Halbbruder der Königin, noch mehr, diese zu bewegen, ihre Reise nach den nördlichen Provinzen zu beschleunigen, wo man nichts Höheres, Mächtigeres kannte, als den Grafen von Huntley und dessen Familie, und wo die Anwesenheit der Königin den Nimbus dieses mächtigen Hauses verdunkeln mußte. So unangenehm dies auch dem Grafen Huntley war, so verbarg er doch seinen Unmuth; seine Gemahlin mußte sogar der Königin entgegen gehen und sie um die Begnadigung ihres Sohnes bitten. Die Königin verlangte aber, er solle sich freiwillig stellen, sich ganz ihrer Gnade ergeben und sich auf dem Schlosse zu Stirling ein-

finden. John Gordon verſprach es, trat ſeine Reiſe an, entwiſchte aber unterweges, kehrte in ſeine Beſitzungen zurück, verſammelte dort ſeine Vaſallen und ſtellte ſich ſchlagfertig an ihre Spitze.

Die Königin war nur von ihren drei Miniſtern, den Grafen Murray, Morton und Maitland, und einem geringen Gefolge begleitet in die Hochlande gezogen, und längſt war es ſchon der Plan der Gordons geweſen, dieſe drei ihnen verhaßten Männer aus dem Wege zu räumen. Der Zufall hatte ſchon manchen desfallſigen Anſchlag vereitelt, jetzt aber ward Strahtbogie, des Grafen Reſidenz, dazu auserſehen. Glücklicher Weiſe erfuhr die Königin am nämlichen Tage, an welchem ſie vertrauungsvoll ſich zu Huntley begeben wollte, John Gordons ſträfliches Unternehmen; ſie weigerte ſich daher, das Haus ſeines Vaters zu betreten, und dies rettete die drei in der Geſchichte Schottlands ſo berühmten Männer.

Huntley ſah nun ein, daß er öffentlich brechen, oder ſich der Gnade der Königin übergeben müſſe. Er wählte das Erſtere, befahl dem Befehlshaber des Schloſſes von Inverneß, ihr den Einlaß zu verweigern, was dieſer auch

that, als die Königin vor der Stadt eintraf. Sie war gezwungen, in dem offenen Orte mit ihrem Hofstaat zu übernachten, wo sie gegen Gordon, der, wie man sagte, eiligst heranziehen sollte, keinen Schutz finden konnte. Schon wurden für den unglücklichsten Fall Schiffe zur Rettung bereit gehalten, denn die Versicherung des Pagen Robert, der heute seine Hofkleidung mit der eines ächten Bergschotten vertauscht hatte, Laird Makintosh werde gewiß bald mit seinem und mehren befreundeten Clans in Inverneß eintreffen, konnte die Königin nicht beruhigen.

Und doch hatte der Page nicht Unrecht; denn als er aus der Stadt ritt, um zu erspähen, ob Freund oder Feind sich nahe, sah er alsbald von Norden her Hochländer herbeiziehen, an deren Spitze er Laird Makintosh erkannte. Er übergab dem Diener seinen Klepper und erwartete die Heranziehenden.

Als der Laird an ihm vorüber kam, that er als bemerkte er ihn nicht, erwiderte eben so wenig Roberts Begrüßung, der indessen seinen alten Platz in der Reihe seiner ihn mit Jubel begrüßenden Waffengefährten einnahm. So zog er mit ihnen in Inverneß ein, und eilte dann schnell zu

der Königin, um ihr die frohe Nachricht zu bringen, daß nicht allein Lord Makintosh mit mehren befreundeten Clans eingerückt sei, sondern auch die Frazers und Meara's ihm auf dem Fuße folgten.

Laird Makintosh säumte keinen Augenblick, bei der Königin um Gehör zu bitten: er wurde auch sogleich vorgelassen, und die lange, hagere, bleiche Gestalt trat, die blühende Anna an seiner Seite, in das ärmliche Zimmer, das die Königin in Inverneß bewohnte, ein, beugte sein Knie vor ihr und räusperte sich, um mit zierlich gesetzter Rede die sein Auge blendende Majestät nach Würden zu begrüßen. Doch die Königin kam ihm zuvor. Lord Makintosh! redete sie ihn mit bezaubernder Freundlichkeit an: Ich bin Euch vielen Dank schuldig, daß Ihr zu meinem Dienste so schnell herbei geeilt seid. In den Stunden der Gefahr erkennt der Mann seinen Freund, der Fürst seine treuen Diener. Vor der Hand bleib' ich Eure Schuldnerin, da ich aber hier neben Euch Eure holde Tochter erblicke, und dort an der Thüre ein junger Mann steht, der die Ehre hat Euch verwandt zu seyn, so hoffe ich, bald Gelegenheit zu finden, durch Beide Euch zu beweisen, wie huldvoll ich gegen Euch gesinnt bin —

Majestät! nahm jetzt Lord Makintosh schnell das Wort, und Alles war vergessen, was er der Königin hatte sagen wollen, Majestät! Für jeden Beweis Eurer königlichen Huld, deren sich dereinst mein Kind wird zu erfreuen haben, werdet Ihr mich alten Mann hoch beglücken; sie ist ja das Einzige, was mir das Schicksal noch ließ, da meine drei Söhne im blutigen Kampf gegen die Lords der Congregation für Euch auf dem Bette der Ehre fielen; aber was Ihr Jenem da, den ich heute zu meiner Verwunderung mit Schwert und Tartsche sehe, Gutes zu thun für angemessen befindet solltet, rechnet mir nicht an, denn ich habe mich von ihm losgesagt. — Wißt! sagte er mit Heftigkeit, obgleich er versuchte seine Stimme zu mäßigen. Wißt, Majestät! Er ist ein Puritaner, und daher nicht geeignet um Eure hohe Person zu seyn — Schickt ihn fort, schickt ihn weit weg von Eurem Hofe, thut es um Euret-, thut es um Anna, meiner Tochter willen!

Die Königin lächelte bei diesen Worten, warf einen durchdringenden Blick auf Anna, die hocherröthend die Augen niederschlug, und wußte nun durch des Alten Eifer genug, um nach Mehrem forschen zu wollen. Sie brach das Gespräch ab, und da so eben die Grafen Murray und Morton

eintraten, verwies ſie Lord Makintoſh an dieſe, das Nöthige, ihre Sicherheit betreffend, mit ihnen zu beſprechen. Anna aber befahl ſie, bei ihr zu bleiben und morgen ſchon ihren Dienſt anzutreten.

Erlaubt wohl meine hohe Gebieterin, ſo lange die Rebellen uns umſchwärmen, ihrem Pagen, daß er, ſtatt an ihrer Tafel zu dienen, mit dem breiten Hochlandsſchwert ihr Dienſte leiſte? fragte jetzt, hervortretend und ſein Knie beugend, Robert von Kinkardine.

Gern! antwortete die Königin, und ich freue mich, in Dir einen ſo wackern Diener zu finden. Aber wenn der Krieger zum Kampfe zieht, gebührt ihm auch ein Zeichen der Huld von ſeiner Dame. Willſt Du mich als ſolche erkennen, ſo nimm dieſe Schleife, kämpfe für mich als tapferer Ritter und bewahre dies Heiligthum treu und gut! Sie reichte ihm bei dieſen Worten eine Schleife, die zufällig auf dem Tiſch neben ihr lag, und welche er mit zitternder Hand ergriff.

Majeſtät! ſagte er dann, und ſein Geſicht erglühte. Wer unter ſchottiſchem Himmel geboren ward, dem iſt ſeine Königin die hohe Dame, für die er kämpfen muß, mit Freuden kämpfen wird; es bedarf keines Talismans, ihn zu begeiſtern,

denn wenn er für sie sein Herzblut verspritzt, so thut er seine Pflicht, deshalb verdien' ich das herrliche Pfand Eurer Huld nicht. Die Herrin reicht es, den Diener zu Thaten zu spornen, nicht das Herz dem Herzen zur Fessel, es ewig zu binden.

Und wenn das Herz es reichte? unterbrach ihn die Königin.

Ihr scherzt, hohe Gebieterin! erwiderte er, noch höher erröthend.

Und wenn es kein Scherz wäre?

Würde ich Verdienstloser das Pfand an meinem Herzen tragen, weil meine Königin es befahl, und ich gehorchen muß.

So gieb Du ihm die Schleife von Deiner Brust, Anna Makintosh! befahl jetzt die Königin, und ein holdes Lächeln umzog ihren reizenden Mund. Sie wird er mit Entzücken tragen, da er die meine zu verschmähen scheint.

Anna gehorchte, und gehorchte gern, sie reichte die Schleife Robert, der seine seligen Empfindungen in Gegenwart der Königin zu unterdrücken wußte, und Anna's erste Bitte an ihre Gebieterin war, als Robert das Zimmer bald darauf verließ: Zürnt ihm nicht, daß er wagte —

Beruhige Dich, Kind, unterbrach sie Maria Stuart, was ich that, that ich für Dich!

45.

Am andern Tage forderte der Graf Murray den Befehlshaber des Schlosses nochmals auf, der Königin die Thore zu öffnen. Auch heute verweigerte er es in der gewissen Hoffnung, sein Lehnsherr, der Graf von Huntley, werde mit Heeresmacht heranziehen. Da ließ Murray stürmen, bald war das Schloß erobert, der Befehlshaber desselben ward auf Befehl der Königin aufgeknüpft.

Huntley, ein Mann ohne Thatkraft und Festigkeit, gewohnt bei den früheren Unruhen, die Schottland zerrissen, immer nur im Trüben zu fischen, und durch List mehr als durch Gewalt sich nach und nach in den Besitz aller Krongüter des nördlichen Schottlands zu setzen, war nun zu weit gegangen, um in das rechte Gleis wieder einbiegen zu können. Ihm blieb nichts übrig, als sich an die Spitze seiner Vasallen zu stellen und den höchst gewagten Schritt zu thun, das Schwert in der Hand, seiner Monarchin entgegen zu treten. Er hatte früher gehofft, der Königin durch seine Macht, die er unter ihren Augen entwickelte, zu imponiren, ihr ungestraft Trotz bieten zu können, aber seine Hoffnung

ſcheiterte an Maria's Muth und Feſtigkeit. So ſah er ſich genöthigt ein Spiel zu ſpielen, bei dem wenig zu gewinnen, aber Alles zu verlieren war. Da ihm jedoch kein Zeitpunkt am geeignetſten hierzu dünkte, als der jetzige, ſo verſammelte er in der Stille alle ſeine Vaſallen, beſonders da der größte Theil der Hochländer, welche der Königin zugezogen waren, ſich nach Hauſe begeben hatte, und die Anhänger der Königin aus den ſüdlichen Provinzen, welche Mar, der indeſſen zum Grafen von Murray ernannt worden war, nach Aberdeen beordert hatte, nur erſt zum Theil dort eingetroffen waren. Auch die Königin hatte Inverneß verlaſſen und befand ſich in Aberdeen, und ſo dünkte es Huntley um ſo leichter das kleine Häuflein aufzureiben, da er ſchon ein bedeutendes Heer um ſich verſammelt hatte. Er rückte nun ſchnell gegen Aberdeen vor. Zwar ſtießen mehre benachbarte Lairds zu der Königin, doch durfte man ihnen kein Vertrauen ſchenken, da ſie faſt alle mehr oder minder in Verbindung mit den Gordons ſtanden und ihnen verpflichtet waren.

Die Königin und ihr Hof waren in der größten Beſtürzung, Jedermann hielt ſie für verloren, nur Murray verzweifelte nicht. Um nicht in Aberdeen eingeſchloſſen zu werden, ging er dem

„Ei, ei, Frau von Travers!“ ſagte der Obriſt ſcher-
zend „hätte ich doch von Eurer Frömmigkeit nicht geglaubt,
daß Ihr unſern Feinden Vorſchub leiſten würdet.“

„Soll ich meine Familie ganz vergeſſen? So weit
geht meine Ergebung nicht“ erwiederte die würdige Frau.

„Der Alte iſt in Euerm Hauſe!“ — Die Edelfrau er-
rötbete — „Marie Imeldi hat ihn geſtern zu Euch ge-
bracht.“

„Nun ja, da Ihr es wißt, er iſt hier —“ antwor-
tete ſie nicht ohne Verlegenheit.

„So laßt ihn kommen, ich will mit ihm ſprechen!“

„Obriſt Jenatſch“ fuhr die Dame auf — „Glaubt
Ihr —“

„Glaubt Ihr, edle Frau“ erwiederte er „Ich wiſſe
nicht, daß ich bei Euch gut zu machen habe, nicht aber,
daß ich das Maas meiner Schuld häufen ſolle? Vertraut
mir! Wo Ihr, die Ihr mir ſo werth ſeid, mit in Berüh-
rung kommt, da könnte ich nicht feindlich handeln. Laßt
ihn getroſt kommen!“ — die Frau von Travers zögerte —
„Was hülfe es Euch, wollte ich unedel handeln; ein
Wort von mir und Eure Nachbarn umzingelten das Haus
und ſchleppten ihn vor Gericht. — Laßt ihn nur getroſt
kommen.“

Die Frau von Travers gab nun, jedoch immer noch
mit beklommenem Herzen den Befehl, den Alten herbei zu
führen, der auch bald erſchien.

„Was wollt Ihr ſchon wieder von mir, Georg Je-
natſch?“ fragte er furchtlos „Wollt Ihr einen Triumph
feiern, daß ich Euch hier in dem Hauſe der Tochter mei-

weit überlegenen Feinde mit seinem kleinen Heerhaufen entgegen, und traf ihn bald bei Corrichie in vortheilhafter Stellung gelagert. Er zauderte keinen Augenblick und wählte die zu ihm gestoßenen Hochländer aus, den ersten Angriff zu thun. Was er gefürchtet hatte, geschah; kaum daß der Feind ihnen entgegen rückte, nahmen sie die Flucht, nur Makintosh und die Seinen standen noch eine Weile und kämpften ritterlich, bis auch sie sich in einen seitwärts gelegenen Wald zurückziehen mußten. Huntley's Heer, schon siegestrunken, warf nun nach alter thörigter Gewohnheit die Spieße weg, zog die breiten Schwerter, brach aus seinen Reihen in Unordnung hervor und stürzte sich auf den kleinen, aber zuverlässigen Haufen Murray's, der sich indessen auf einen Hügel gestellt und mit den langen vorgehaltenen Spießen seiner Südschotten den ersten Stoß von Huntley's Heere muthig abgehalten hatte. Jetzt da er die durch den regellosen Angriff entstandene Unordnung im feindlichen Heere bemerkte, rückte er in geschlossenen Haufen vor, und als die geflohenen Hochländer aus der Ferne sahen, daß sich der Sieg auf die Seite der Königlichen wieder neigen könne, sammelten sie sich um Maku-

tosh noch immer kampfmuthigen Haufen, fielen dem Feind in den Rücken und vollendeten den Sieg. Der Graf von Huntley war auf der Flucht gestürzt, und man fand seinen Leichnam von Rosses Hufen zertreten; zwei seiner Söhne, John und Adam, wurden gefangen, und triumphirend zog Murray in Aberdeen ein.

Die Königin, von der man nur glaubte, sie sei für Lust und Liebe geschaffen, hielt am andern Tage ein strenges Gericht. John Gordon und mehre seiner Anhänger büßten auf dem Blutgerüste, nur Adam Gordon wurde seiner zarten Jugend wegen von ihr begnadigt; der späterhin in der Gegend von Dunbar gefangene Lord Gordon, das nunmehrige Haupt der Familie aber auf Stirling ins Gefängniß geworfen. Das nächste Parlament entsetzte dieses mächtige Geschlecht aller seiner Würden und Güter, die Königin bestätigte diesen harten Spruch, und somit stürzte diese stolze Familie von der höchsten Höhe in den Abgrund hinab.

An dem nämlichen Tage, wo die Männer auf dem Blutgerüste starben, ließ Maria Stuart den Lord Makintosh zu sich entbieten, und dankte ihm, daß er, fast von allen Hochländern der Einzige, treu und tapfer für sie gefochten habe.

habe. Aber wo habt Ihr meinen Pagen? fragte sie dann. Sendet mir ihn wieder zu, ich bedarf jetzt seiner!

Er liegt schwer verwundet in Corrichie, erwiderte der Lord. Ihm ward ein glückliches Loos! Stirbt er, so starb er für seine Königin, wird er geheilt, so blutete er für sie — Wahrlich, Majestät! sagte er dann, nimmer hätt' ich geglaubt, daß ein Puritaner so tapfer seyn könne, als er es war. Ich hatte ihn stark in mein Schuldbuch verzeichnet, aber, bei St. Veit! wäre er noch ein Rechtgläubiger, ich könnte leicht Alles auslöschen, ihm vergeben und vergessen, denn Beides ist schön und eines edlen Gemüthes würdig.

Aber schwer, murmelte die Königin vor sich hin.

Der alte schottische Laird, der am Morgen das Haupt eines Gordons vom Blutgerüst herabrollen sah, eine Begebenheit, seit langer Zeit in Schottland unerhört, warf einen sonderbaren Blick auf die Königin. Seine unerschütterliche Ehrfurcht, die er für jedes gekrönte Haupt fühlte, besonders für das, welches die Krone Schottlands trug, unterdrückte jedoch sein stolzes Selbstgefühl, obgleich er einen weit mäch-

tigern Baron, als er selbst, auf dem Blutgerüste gesehen hatte. Er schwieg, aber sein Auge mochte beredter seyn als sein Mund, denn die Königin fragte ihn: Warum so ernst? Woran denkt Ihr, Lord Makintosh?

An das vom Blutgerüst herabgerollte Haupt John Gordons, dem keine Vergebung ward, erwiderte er, doch setzte er schnell hinzu, da ein ernster, verweisender Blick der Königin ihn traf, doch muß ein gekröntes Haupt oft sein Ohr zum allgemeinen Besten der Stimme des Herzens verschließen, muß handeln, wie ich nicht gehandelt haben würde —

Schweigen wir davon! fiel ihm die Königin empfindlich in die Rede. Das Ernste hat seine Zeit, sie so viel als möglich abzukürzen ist mein Grundsatz; deshalb von etwas Anderm! — Eure Tochter liebt Robert von Kinkardine?

Leider, Majestät!

Ihr wünscht diese Verbindung nicht?

Nein, edle Gebieterin! Ich wünschte mein einziges Kind höher gestellt zu sehen, als neben einen meiner Vasallen.

Und wenn ich ihn nun höher stellte?

Thätet Ihr Unrecht! Was hat der Mann Großes gethan, um ihn zu belohnen, daß er mei-

ner Tochter würdig wäre? — Und überdies ist er ein Abtrünniger, mit dem man eigentlich in keiner Gemeinschaft leben müßte. Ja, Königin! hört das Wort eines alten Mannes, der für den Glauben, den er in seiner Jugend beschwor, auch noch im Alter sterben kann, hört ihn, und befolgt seinen Rath! Entfernt die Lords der Congregation von Eurer hohen Person, entfernt alle Diener, hohe oder niedere, die ihren Glauben verliessen, und in die Kirche gehen, den Baalspfaffen, den Knox, anzuhören, von Eurem Hofe; nur wenn Ihr, eine Heilige unter Reinen steht, nur dann wird Gott Euch schützen, und Ihr werdet stets über Eure Feinde triumphiren.

Und wenn Murray nicht war, wer rettete mich in Aberdeen? Wer gewann das Treffen bei Corrichie?

Gott hätte statt seiner einen Engel gesandt! sprach der alte Mann feierlich. — Die Königin, so ernst sie auch gestimmt war, konnte doch bei diesen Worten ein mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken, welches Makintosh bemerkte und verstand. Er schwieg von diesem Augenblick an, tief verwundet; auch die Königin schien das Gespräch nicht wieder anknüpfen zu wollen. Sie

entließ ihn bald, nachdem sie ihn nochmals ihrer Gnade versichert hatte.

6.

Hast Du das Herz Anna's näher ausgeforscht? fragte nach mehren Tagen die Königin, als sie nach Edinburg zurückgekehrt war, ihre Vertraute, Miß Ogilvie.

Ja, Königin! erwiderte das Hoffräulein. Ich habe es gefunden wie alle Weiberherzen: weich wie Wachs, leicht empfänglich, jedem Eindruck schnell offen, aber auch standhaft, fast möcht' ich sagen eigensinnig. Sie hat mir bald vertraut, daß sie schon seit ihrer Kindheit Robert liebe, ihn allein und keinen Andern lieben wolle. Sie ist so fest von seiner Treue überzeugt —

Die Thörin! rief die Königin lachend aus. Vertraut ohne Prüfung Männertreue? — Die Glückliche verlebte ihre Jugend nicht an dem Hofe einer Catharina von Medicis, und lernte dort die Welt und den Flattersinn der Männer kennen. Ja deshalb, ehe sie enttäuscht wird, mag sie glücklich seyn.

Aber der Vater wird nie seine Einwilligung geben, sagte das Fräulein. Die Schotten, besonders die Hochländer, sind ein halsstarrig Volk.

Lord Makintoſh hängt gewiß mit ganzer Seele an Euch, und wird keinen Augenblick anſtehen, das Schwert für ſeine rechtmäßige Königin zu ziehen, er wird mit Freuden, auf Euren Befehl, ſich in die Mitte Eurer Feinde ſtürzen, wenn er auch gewiß iſt, daß er ſich ſicherem Tode weiht; aber betrifft es das Innere ſeines Hauſes, betrifft es ſeinen Clan, deſſen Häuptling er iſt, da achtet er auf kein fremdes Gebot, denn er glaubt, auf ſeinem Schloſſe, im Kreiſe der Seinen, ſei er allein der König.

So müſſen wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, wir müſſen ihn zu überliſten ſuchen, ſagte die Königin, ſchon im Voraus auf die Ausführung ihres Planes ſich freuend, er darf nicht ahnen, was ihn erwartet. Kehr' er zurück auf ſein Schloß Larg, dünke er ſich dort ein König über ſeine Hunderte, ich gönn' es ihm; aber der alte Sittenrichter ſoll nicht ungeſtraft, trotz dem zudringlichen Eiferer Knox mir gepredigt haben. Anna's und Roberts Liebe ſoll mir die Zeit verkürzen, bis Robert Darnley an meinem Hofe erſcheint.

Liegen die Würfel, Königin? fragte ängſtlich das Hoffräulein.

Sie liegen!

So mög' es ein glücklicher Wurf seyn, den Ihr gethan!

Ich glaube, ich hoffe es! erwiderte die Königin ernst, und Vergangenheit und Zukunft mochten in diesem Augenblick vor sie treten, denn nach kurzer Pause sagte sie: Ich habe eigentlich eine traurige Jugend verlebt, mich täglich in Vergnügungen berauscht, um zu vergessen, welch ein trauriges Loos mir ward, welch ein Mann an meiner Seite ruhte. Ich war Königin ohne Macht, angebetet wie eine Heilige, der man nicht zu nahen wagt, geliebt von einem jungen Greis, dessen Liebkosungen mich anekelten, gehaßt von meiner Schwiegermutter, die mich dem Verderben nahe führte, um mich in den Abgrund zu stoßen, bewacht von meinen nächsten Verwandten, den Guisen, die mich zum gehorsamen Werkzeug gebrauchten, über meine blüthen=, meine freudenlose Jugend sich den Weg zur Macht zu bahnen, gehaßt von meinem Volke, das in mir nur die jüngere Mediceerin sah. War dies ein beneidungswerthes Loos? War die Krone, wo aus jedem Diamant mir ein Dorn entsproß, Ersatz für das, was mein Herz entbehren mußte? — Nein, wahrlich nein! — Deshalb, Marie Ogilvie, fuhr sie fort, und

nur der Zukunft Morgenroth trat an ihrem Horizonte leuchtend hervor, deshalb hab' ich mir Schönheit und Kraft gewählt, sich mit Milde und Anmuth zu paaren, deshalb mir Lord Darnley zum Gatten gewählt, um mit ihm ein neues Leben zu beginnen. Jeden Becher, den wir zusammen leeren, wollen wir uns mit Rosen bekränzen, jede selige Stunde soll den geleerten von Neuem füllen; das Frühroth bringe uns Wonne, das Abendroth nehme sie nicht mit sich in ihr feuchtes Wellengrab. Ich will leben und genießen! Mein Herz soll nicht immer unbefriedigter Sehnsucht entgegen schlagen, es soll für die Liebe schlagen und glühen, soll glücklich seyn! —

Königin! unterbrach sie Marie Ogilvie, wohin führt Euch Eure Phantasie? — Ich bebe —

Meine Phantasie? Sie ist nur noch der Pinsel, der des Künstlers Schöpfung mit lebendigen Farben ausführt, nicht mehr die Schöpferin selbst, aus deren Born ich meine Freuden, meine Träume, die wie Seifenblasen schnell wieder spurlos zerrannen, schöpfen mußte.

Gebe Gott, daß nie die Schöpferin es be-

reuen möge, ihr Werk vollendet zu haben, daß das, was Ihr hofft, sich erfülle!

Wie erscheinst Du mir heute, freundliches, leichtsinniges Geschöpf? sprach die Königin staunend. Deine Stimme, sonst nur wie der Flötenton der Nachtigall Liebe athmend, hat sich zum Unkentone gestimmt, der meinem Ohr nicht wohlthut. Wer um mich ist, muß fröhlich mit mir seyn!

Das Fräulein ergriff schnell der Königin Hand, preßte sie an ihr Herz, an ihre Lippen, und es mochte eine Thräne auf sie herab rollen.

Du weinst? sagte Marie Stuart bewegt. Was erpreßt Dir diese Thränen in einem Augenblicke, in dem ich mich so glücklich fühle?

Eine trübe Ahnung, meine hohe Gebieterin! erwiderte Marie Ogilvie.

Und weiter nichts? sagte die Königin lachend. Verscheuche die Ahnungen, es sind böse Geister, die uns umschwärmen, sind feindliche Dämonen im Dienste einer bangen Phantasie —

Auch Manches liegt sorgenschwer auf mir, das der Ruf des Mannes Eurer Wahl bis zu mir brachte —

Verschließ' es in Deiner Brust, verschließ' es für immer darin! sagte die Königin in sehr

nes ermordeten Herrn sehe, oder ruft Ihr mich zu meiner Todesstunde ab? — Holt dann erst das Schwert, mit dem Ihr meinen Herrn niederstießet, und das bei Eurer eiligen Flucht auf Rietberg zurückblieb."

„Schweigt, Philipp!" sagte die Edelfrau zürnend — „Ich befehle es, schweigt!"

Jenatsch hatte den alten Starrkopf mit Verwunderung betrachtet — „Fast möchte ich mein Wort brechen und Dir thun, wie Du verlangtest" sagte er dann „Du bist ein gefährlicher Mensch, den man unschädlich machen sollte; aber kehre demohngeachtet frei in Deine Einsiedelei zurück. Ich werde Dir einen Freibrief geben, der Dich gegen Jedermann dort, aber nur dort, schützen wird. Kehre zurück und lerne Deinen Groll mäßigen, Deine Rache zähmen und danke Deine Freiheit dieser würdigen Frau."

„Wie theuer mußtet Ihr sie bezahlen?" fragte er die Dame.

„Deine Treue wird lästig!" erwiederte sie zornig und wollte sich entfernen, er aber faßte ihre Hand, hielt sie zurück und sank vor ihr nieder. „Edle Tochter meines Herrn!" bat er „Verzeiht und zürnt mir nicht, wendet Euer Antlitz nicht von mir, blickt huldreich auf den Alten, dem der Anblick dieses Mannes, dem die Erinnerung jenes blutigen Tages die Sinne so sehr verwirrte, daß er selbst in solchen Augenblicken an der Heiligkeit der Mutter Gottes zweifeln könnte. —"

„Steh auf!" sagte die Dame „Es sei Dir um meines Vaters willen vergeben. Geh, ich werde Dir den Freibrief des Obristen zustellen lassen."

ernſtem Tone. Ich werde, ich will glücklich ſeyn! die Würfel liegen unabänderlich, wage Keiner mir der Zahlen geheimen Sinn zu deuten, Zuneigung könnte ſich darob leicht in Haß verwandeln! Sie brach das Geſpräch ab, nahm das noch verhüllte Bild Darnley's und riß die Decke mit Heftigkeit weg. Von heute an, ſprach ſie mit der Flammengluth trügeriſcher ſinnlicher Liebe, von heute an berge nichts mehr Dein holdes Antlitz vor meinem Blick, leuchte mir, wie ein Stern in meiner Nacht, und mache mich glücklich! Sie ließ das Bild ihrem Ruhebett gegenüber aufhängen, ſetzte ſich davor und ſchwelgte in ſüßen Träumen. Mit traurigem Herzen verließ ſie Marie Ogilvie.

7.

Nach manchem vergeblichen Verſuche des Lord Makintoſh, bei der Königin ſowohl als bei dem Grafen Murray, Robert Kinkardine von dem Hoflager zu entfernen, blieb ihm nichts weiter übrig, als ſeine Tochter zu ermahnen, ihr mit ſeinem Fluch zu drohen und auf ſein Schloß zurückzukehren. Robert, von ſeinen bei Corrichie erhaltenen Wunden geheilt, kehrte am

nämlichen Tage höchst erfreut nach Edinburg zurück, denn des Vaters Abreise war ihm erwünscht, und er hoffte, nun ungestört sich seiner Liebe überlassen zu dürfen. Wie erstaunte er aber, als ihn die Königin am andern Tage zu sich entbieten ließ, ihn seiner im Treffen bewiesenen Tapferkeit wegen belobte, aber ihm zugleich den Auftrag gab, am folgenden Tage nach Inverneß zu gehen, um dort einige Dinge zu ordnen, die sich wahrlich nicht für einen 24 jährigen Pagen paßten und nur zu deutlich zeigten, daß die Königin ihn von ihrer Person oder von Anna entfernen wolle; auch mußte sich Anna auf Befehl der Königin in ihrem einsamen Stübchen verborgen halten, so daß er am andern Tage, ohne sie gesehen zu haben, Edinburg verließ.

Als die Nachricht, der Page Robert sei in Inverneß, nach Larg Castle gelangte, ließ der Alte sogleich sein hochbeiniges Roß satteln und ritt hin, um sich selbst zu überzeugen, ob es wirklich so sei. Er traf ihn zu seiner großen Freude in der Herberge traurig sitzend. Heida, mein Bursche! rief er ihm entgegen. Wo kommst Du hierher? Zieht Dich die Sehnsucht nach Deinen Bergen vom Hoflager fort, oder

können ſie dort den plumpen Hochländer nicht gebrauchen? — Wie lange bleibſt Du noch hier?

Bis die mir anvertrauten Aufträge beendet ſind, erwiderte Robert keck, faſt ſtolz.

Alſo wieder eine Geſandtſchaft? Nun ich danke Gott, daß ſie nicht an mich iſt. Du würdeſt ſie wohl diesmal weniger freudig ausrichten?

Wohl möglich! erwiderte der Page mit voller Wahrheit.

Der Alte, überzeugt, daß die Königin Robert von ihrer Perſon, mithin auch von ſeiner Tochter abſichtlich entfernt habe, ſah den Zweck ſeines Hierſeyns erfüllt, und verließ Inverneß mit vergnügtem Herzen, ohne zu ahnen, was ihm recht bald begegnen ſollte.

Es waren ſchon mehre Wochen vergangen, als der Thurmwart auf Larg das Zeichen gab, daß Fremde Einlaß begehrten. Lord Makintoſh begab ſich ſchnell, wie er es bei dergleichen Gelegenheit immer zu thun pflegte, nach dem kleinen Thurm, der die Zugbrücke vertheidigte, und erſtaunte nicht wenig, den Pagen mit ſtattlichem Gefolge vor dem Schloſſe halten zu ſehen.

Der Eintritt in dieſes Schloß iſt Euch für

heute und immer verweigert, Robert von Kinkardine! rief jetzt auf Befehl des Lords der Thurmwart durch ein kleines Fenster dem Harrenden entgegen. Habt Ihr sonst ein Begehr, so laßt mich es wissen.

Komm herunter, alter Tom! da oben möchtest Du meine Worte nicht verstehen, wenn Du noch so taub bist, wie Du es sonst war'st, rief der Page ihm zu.

Der Alte brummte, schloß das Fenster, und stand bald auf der noch immer aufgezogenen Zugbrücke.

Sage Deinem Herrn, begann jetzt der Page, wolle er ein königliches Schreiben nicht aus meiner Hand annehmen, so mög' er es aus der Hand des würdigen tauben Thorwarts von Larg empfangen. Bei diesen Worten befestigte er das Schreiben an die Spitze seiner Lanze, reichte es dem Alten seitwärts zu, schwang sich auf sein Roß und sprengte davon. Er hatte den Befehl bekommen, sobald er in Larg gewesen sei, nach Edinburg zurück zu kehren; was sollte ihn noch in dem Schlosse des Lords Makintosh festhalten, wo Anna nicht war?

Dieser hatte indessen mit bebender Hand das königliche Schreiben aus der Hand seines Thurm-

warts genommen, betrachtete es lange mit tiefer Ehrfurcht, ohne das Siegel zu brechen, und konnte ſich nicht tröſten, daß er ſolch Ehrenwerthes durch die Hand eines gemeinen Dieners empfangen habe; endlich wagte er es zu öffnen, wo der Inhalt des Schreibens ihn alle Noth und Sorge des Empfangs vergeſſen ließ. Die Königin lud ihn nämlich mit den verbindlichſten Worten ein, ſich ſchleunig zu ihr nach Holyroodhouſe zu begeben. Ihre von ganz Schottland ſo ſehnlichſt gewünſchte Heirath und ihre deshalb getroffene Wahl ſollten der Gegenſtand einer Berathung ſeyn, zu der ſie die treu'ſten ihrer Vaſallen einlade, unter denen er eine ſo bedeutende Stelle einnehme. Er ſolle ſich daher beeilen und ſich durch nichts abhalten laſſen, ſchnell zu ihr zu kommen.

Eine freudigere Nachricht hätte er nicht bekommen können. Bald war Alles zur Abreiſe bereitet, die koſtbarſten Kleider eingepackt, ein ſtattliches Gefolge, ihn nach der Hauptſtadt zu begleiten, beordert, und nach kurzer Zeit hielt er, ſeiner Meinung nach, einen glänzenden Einzug in Edinburg, der jedoch geräuſchlos und unbeachtet blieb.

Lord Makintoſh wurde in Holyroodhouſe von der Königin huldvoller empfangen, als ſein

Einzug die Bewunderung der Bürger von Edinburg erregt hatte. Sie theilte ihm zutrauungsvoll schon Einiges mit, was sie in der Versammlung vorzutragen gesonnen sei, und beklagte nur, daß sich nicht alle der Geladenen zu kommen so beeifert hätten, wie der edle Lord, denn noch fehle der größte Theil. Doch hoffe ich, setzte sie hinzu, und ihr holdes Antlitz, das wenn sie von Staatsgeschäften sprach, sich stets ernst zeigte, ward wieder heiter und fesselte Jedermann mit seinem liebenswürdigen Ausdruck: doch hoffe ich, sollt Ihr an meinem Hofe nicht Langeweile haben und Ihr Euer schönes Schloß am Shin-See nicht vermissen. Spiel, Tanz, Mummerei sollen abwechselnd Euch die Tage verkürzen. —

Da sei Gott vor, daß ich die Ursache von dergleichen seyn sollte! nahm Makintosh schnell das Wort, bedenkt, hohe Königin, wie kurz das Leben ist —

Darum muß man es zu genießen suchen, fiel ihm die Königin in die Rede.

Und wie lang das Jenseits; eine grausige, unermeßliche Ewigkeit! fuhr der alte Hochländer-Häuptling fort, und sah mit Bangigkeit und Mitleid auf die Königin, die noch in vol-

lem Schmuck der Jugend und Schönheit, und für ihn im Glanze der Hoheit vor ihm stand. Bedenkt, edle Gebieterin, daß Ihr uns Allen ein Vorbild von Tugend seyn müßt, und im Mummen-Gewande könnt Ihr es uns nicht seyn. Kehrt zurück von diesem Abwege, bedenkt, in welcher traurigen, verhängnißvollen Zeit wir leben, wo dem Christen eher das härene Bußgewand, als das Prunkkleid von Silberstoff ziemt! —

Ihr sprecht ja noch salbungsreicher als Knox, unterbrach ihn die Königin spottend.

Edle Frau! wie könnt Ihr meine frommen Worte mit den Worten jenes Baalspfaffen vergleichen? sagte Makintosh tief gekränkt. Stellt mich nicht so niedrig, ich verdiene es nicht! — Ich will nur Euer Bestes, wünsche nur, Euch fest auf Schottlands Throne zu sehen, und dazu gelangt Ihr nur, wenn Ihr mit unerschütterlicher Treue an Eurem Glauben hängt, alle Ketzer von Eurem Hofe entfernt, und Euer Lebenswandel, gleich dem Wandel einer Heiligen, Vorbild den Gläubigen wie den Irrgläubigen ist. —

Lord Makintosh, fiel ihm Maria ungeduldig in die Rede, der wohlgemeinteste Rath wird lästig, wenn er an unrechter Stelle ertheilt und

zu oft wiederholt wird; mir gegenüber ziemt er Euch nicht, darum von etwas Anderem. — Der Graf von Lenox, Lord Darnley's Vater, ist vor kurzem aus England eingetroffen, und wir wünschen den Sohn in dem Vater zu ehren. Ich habe deshalb mehre Lustbarkeiten hier angeordnet, denn die Jagd ist es nicht allein, die des Mannes Herz, viel weniger dem der Frauen genügen kann. Bei einem dieser Feste seid Ihr mir nothwendig, Lord Makintosh, und ich glaube auch bei diesen Kleinigkeiten werdet Ihr meinen Wünschen entgegen kommen, wie Ihr es schon bei Ernsterem, Größerem gethan habt.

Der Lord verneigte sich tief bei diesen schmeichelhaften Worten und fragte: Was befiehlt meine Königin, das ich thun soll, ihre Wünsche, die mir stets Gebot sind, zu erfüllen?

Ihr waret während der Regierung meines geliebten in Gott ruhenden Vaters mit dem Grafen von Arran nach Madrid geschickt, dort Mehres zu unterhandeln; Ihr verlebtet in dieser Stadt einige Jahre, und kennt mithin die Sitten jenes Landes. Ihr sollt nun bei einem der Festspiele die Rolle eines Granden übernehmen —

Ich Theil an solchen — Vergnügungen nehmen

men? fiel, ſich vergeſſend, der Lord der Königin in die Rede. Wahrlich hohe Gebieterin, ich tauge nicht viel zu ſolchen Mummereien!

Wer ſpricht davon? Jeder zeige ſein Geſicht ohne Larve, nur die verſchiedenen Landestrachten ſollen dem Spiele mehr Intereſſe geben; und wahrlich, denk' ich Euch ſtatt des Plaides mit dem goldverbrämten Mantel angethan, ſtatt der ſchottiſchen Mütze das ſammtene Baret mit den Schwungfedern auf Eurem edlen graugelockten Haupt, ſeh ich Euch in den aufgeſchlitzten Aermeln und der übrigen ſo ſchönen ſpaniſchen Tracht, ſo bin ich überzeugt, es muß Euch herrlich kleiden und Eure Geſtalt noch majeſtätiſcher hervorheben.

Der Alte hatte manche Eitelkeit der Jugend mit hinüber ins ſpätere Alter genommen, die Worte, aus dem Munde einer Königin geſprochen, thaten ihm wohl, er lächelte.

Ueberdies, fuhr Maria Stuart fort, ſtellt Ihr bei dem Spiel meinen Vater vor, und ich hoffe nicht, daß Ihr eine ſolche Tochter zurückſtoßen werdet.

Da bewahre mich der Himmel dafür, erwiderte Makintoſh, deſſen Verlegenheit auf's Höchſte geſtiegen war. Ich bin bereit zu thun,

was meine Königin mir befiehlt, wenn nur nicht —

Keine weitere Ausrede! sagte Maria etwas ungeduldig. Geht zu meinem Hoffräulein Marie Ogilvie, sie wird Euch in Allem, was Ihr dabei zu thun habt, unterrichten, und somit Gott befohlen!

Sie entließ mit diesen Worten den alten zerknirschten Mann, hoch erfreut, daß ihr Plan gelungen war.

8.

Acht Tage waren zu den Zubereitungen des Festes vergangen. In dieser Zeit hatte Lord Makintosh seine Tochter oft gesprochen, noch öfterer Marie Ogilvie; den Pagen aber nur sehr selten gesehen. Ueber seine Theilnahme an dem Feste hatte er sich schon ziemlich getröstet; der Mönch, dem er sein Leiden gebeichtet, hatte ihm Absolution ertheilt, und da er die mächtigsten Herren des Landes in die Launen der Königin sich fügen und Theil an diesem, sonst in Schottland unbekannten Festspiele nehmen sah, so hatte die Eitelkeit über das Gewissen gesiegt.

Endlich erschien der Tag, den eine bedeutende von Rom der Königin zur Unterstützung über-

„Und Ihr wollt mich nicht mehr ſehen, in Zorn wollt Ihr mich entlaſſen?“ ſagte er aufſtehend.

„Geh nur Philipp, geh!“ erwiederte ſie bewegt. Er gehorchte, noch einen furchtbaren Blick auf Jenatſch werfend.

„Sagt Euch von der Gemeinſchaft dieſes Mannes los —“ warnte der Obriſt „Solch wildes Gemüth kann Euch ins Verderben ſtürzen und ich bin nicht immer bei der Hand, Euch zu ſchützen. Es iſt ein gefährlicher Menſch, gewiß Alles zu unternehmen fähig.“

„Er war meines Vaters treueſter Diener,“ erwiederte ſie „ihn kann ich nicht verſtoßen.“

„Thut wie es Euch beliebt, edle Frau, nur erlaubt, daß ich ein wachſames Auge auf ihn habe“ ſagte der Obriſt und empfahl ſich.

5.

Am andern Mittage ſaß Philipp Berniſch ſchon wieder nach alter Weiſe vor ſeiner Hütte, ſetzte ſeine Armbruſt in Stand, ſchärfte die Bolzen und brummte ſein Lied. „Kann ich doch keinen Augenblick an etwas anders denken, als an den Mann“ ſagte er unmuthig „Immer ſteht er vor mir mit ſeinen flammenden Augen und ſeiner hohen Geſtalt. Ich wollte Du hätteſt anders an mir gehandelt, daß ich Dir nichts, auch nicht einmal das elende bischen Leben zu danken hätte.“ Er nahm die Armbruſt, warf die Taſche mit den Bolzen über und ſtieg

ſandte Geldſumme zu einem der glänzendſten machte, die je ein ſchottiſches Auge in Holyroodhouſe geſehen hatte. Die weitläuftigen finſtern Säle des königlichen Schloſſes waren hell mit Wachskerzen erleuchtet, und alle Pracht goldner und ſilberner Gefäße auf den Schenktiſchen aufgeſtellt. In einer der größeren Hallen, wo Alles mit vorzüglicher Sorgfalt geordnet war, belebten Blumengewinde die eintönigen Mauern und hier prangte der große Spiegel, den die Venezianer Maria Stuart, als ſie noch Königin von Frankreich war, verehrt hatten. Die Muſikanten ſtanden ſchon auf den für ſie errichteten Bühnen, die Trompeter waren bereit, das lang erſehnte Signal zu geben, und eine Menge geſchäftiger Bedienten liefen aus einem Saale in den andern, um das etwa noch Fehlende zu ordnen. Die königlichen Hellebardiere, wie die Armbruſtſchützen, die bei keinem Feſte fehlen durften, mit ihren kräftigen Geſtalten die hohen Flügelthüren der Gemächer zu bewachen, ſtanden ſchon, wohl mehr zum Prunk als zur Sicherheit, hier, und auch ſie erwarteten mit Ungeduld das Zeichen, daß das Feſt beginnen ſolle.

Mitten unter dieſem Gewirre von Dienern

Spielleuten und Kriegsvolk schritt ein Mann von hoher, aber hagerer Gestalt auf und ab, sich wenig um das Treiben um ihn her kümmernd. Es lag eine stolze Haltung in seinem Benehmen, denn wie in tiefes Sinnen versunken, ging er aus einer Halle in die andere, aus einem Saal in den andern, und schien gar nicht zu bemerken, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren und er der Einzige der Geladenen sei, den die Furcht zu spät zu kommen, so früh her getrieben hatte. Sein Anzug war auffallend. Das keck aufgesetzte braunsammtene Barett, auf dem drei weiße Schwungfedern sich wiegten, nahm sich nicht übel über den langen weißen Locken des alten Mannes aus, der sich trotz seines wahrscheinlich spanischen Anzuges in einen weiten schottischen Plaid gehüllt hatte. Sein Gang war fest und voll Anstand, wenn nur nicht der an seiner Seite hangende lange spanische Stoßdegen zuweilen die spanische Grandezza auf komische Weise unterbrochen hätte, mit welcher er während seiner Wanderung die Säle durchschritt. Als er jetzt in den glänzend erleuchteten Saal trat, wo der venezianische Spiegel hing, blieb er vor diesem stehen, warf seinen Plaid ab und beschaute mit Wohlgefallen seinen

Anzug, wohl mehr noch ſeine Geſtalt. Der mit ſich ſo Zufriedene war kein Anderer als Lord Makintoſh, der durch die Freigebigkeit der Königin in den Stand geſetzt worden war, beim heutigen Feſte in ſolchem Glanze zu erſcheinen. Er trug ein weißſeidenes Koller, aus deſſen Schlitzen braune Puffen ſich drängten, der mit reichen Treſſen und Goldfranzen beſetzte Mantel war von nämlicher Farbe und Stoff, wie das Barett, der reich gefaltete Spitzenkragen deckte ſattſam den magern Hals, und eine ſchwere goldne Kette hing ſtolz auf ſeiner Bruſt herab. Der alte Mann gefiel ſich in dieſer Kleidung, ſie mochte ihm die in Madrid verlebten Tage ſeiner Jugend zurückrufen, denn ein freundliches Lächeln umzog ſeinen ſonſt ſo ernſten zuſammengekniffenen Mund, als plötzlich die Worte: Edler Herr! die hinter ihm ertönten, ihn auf unangenehme Weiſe aus dem Traum ſeiner Jugend weckten. Es war Robert von Kinkardine, der ihn ſchon in ſeiner Wohnung vergeblich aufgeſucht und ihn endlich hier gefunden hatte. Er brachte ihm den Befehl der Königin, ſogleich zu ihr zu kommen.

Lord Makintoſh mußte folgen, ſehr geſpannt, was ſo kurz vor dem Feſte die Königin ihm

noch zu ſagen habe. Der Mann, der noch vor kurzem die Mummereien für den ſicherſten Weg zur Hölle gehalten, hatte ſich ſo ganz mit dem Gedanken befreundet, ſich den Großen Schottlands als Vater der Königin, und ſo prachtvoll gekleidet zeigen zu können, daß eine geheime Furcht ihn überfiel, es könne Etwas geſchehen ſeyn, das das Feſt hindere.

Die Königin empfing ihn freundlich. Lord Makintoſh! redete ſie ihn an, ich hielt es noch für nothwendig, Euch zu warnen, bei dem heutigen Feſte ja nicht aus Eurer Rolle zu fallen und nicht etwa Scherz für Ernſt zu nehmen. Iſt das Spiel vorüber, tritt Alles wieder in das alte Gleis, Eure Tochter iſt wieder Eure Königin und Ihr mein Vaſall. Enthaltet Euch daher aller ſtörenden Aeußerungen und Fragen, ein unnützes vorlaut geſprochenes Wort könnte das Spiel ſtören und mich tief kränken. Auch bemerke ich noch —

Ehe die Königin ihre Bemerkung ausſprechen konnte, trat Marie Ogilvie, ganz der Königin ähnlich gekleidet, mit Haſt herein. Majeſtät, es iſt ein ſtörender Unfall eingetreten! Der junge Lord Erskine, der den Bräutigam der reizenden Anna ſpielen wollte, hat ſo eben das

Unglück gehabt mit dem Pferd zu stürzen und sich schwer am Fuße zu verwunden; Crawfort, der Wundarzt, behauptet, daß es ihm ohnmöglich sei, in diesem Zustande an dem Feste Theil nehmen zu können.

Das ist verdrießlich! sagte die Königin im höchsten Unmuth, der Unfall tritt störend in mein Vergnügen ein, wer könnte in dieser kurzen Zeit den Platz Lord Erskine's ausfüllen?

Laßt mich nur dafür sorgen, Majestät, tröstete sie die ewig bereitwillige Ogilvie, überlaßt es mir, ich schaffe den Bräutigam zur Stelle! — Die Königin gab ihr gern die Erlaubniß dazu und schnell entfernte sie sich; auch Makintosh ging, Verdruß im Herzen.

Seine Tochter sollte ein spanisches Landmädchen vorstellen, dessen Hochzeit mit ihrem Bräutigam, Lord Erskine, Gelegenheit zu manchem ländlichen Feste, zu manchem Tanze geben konnte. Der Bräutigam war dem alten Lord ganz gelegen gewesen, und er sah darin eine glückliche Vorbedeutung, daß wohl der Scherz Ernst werden könne. Aber der Unfall, der den jungen Lord betroffen, riß sein Gebäude ein, noch ehe er den Grundstein dazu hatte legen können, dies verstimmte ihn; überdies konnte das Fest nicht

ohne einigen Aufſchub gegeben werden, und jede Minute, die des Alten Eitelkeit länger hinderte, ſich in ſeinem Glanze und in ſeinem vertrauten Verhältniß zu der Königin zu zeigen, erſchien ihm als eine verlorene koſtbare Zeit. Er hüllte ſich noch einmal in ſeinen Plaid und ſetzte ſich in eine Laube des Schloßgartens, das Signal zum Beginnen des Feſtes, das ihn in die Gemächer der Königin rief, hier abzuwarten.

Die Idee zu dem heutigen Feſte war von der Königin ſelbſt ausgegangen; ſie war einfach und konnte nur durch raſches Leben und durch Pracht der Kleidung Intereſſe erhalten. Die Hochzeit eines ſich liebenden Paares gab dem ſpaniſchen Granden, der ihre Ausrichtung übernommen hatte, Gelegenheit, ſeine Vaſallen und Bauern zu verſammeln, und durch Spiel und Tanz ſich und ſie zu vergnügen. Alles Eigenthümliche der damals ſo hochgefeierten ſpaniſchen Nation ſollte hierbei nachgeahmt werden, und Jeder hatte ſich, der Königin zu Gefallen, bemüht, ſo glänzend als möglich zu erſcheinen, wozu die damalige ſchöne Nationaltracht die beſte Gelegenheit gab. Der Gebieter, der alles dies zu ordnen ſchien, war Lord Makintoſh, die Königin und Marie Ogilvie hatten die beſchei-

denen Rollen ſeiner Töchter übernommen, und ſelbſt der ſtolze Morton, dieſes gefürchtete Haupt der Familie Douglas, ſcheute ſich nicht, als Vater der Braut ſich in der Tracht eines reichen ſpaniſchen Landmanns zu zeigen.

Heute ſollte der Zufall dem harrenden Lord Makintoſh nicht mehr ſeine neckenden Streiche ſpielen, denn kaum hatte er eine kleine Weile in ſeinen Plaid gehüllt da geſeſſen, als das Schmettern der Trompeten ihn ſchon zum Feſte rief. Er eilte nach den zur Verſammlung beſtimmten Gemächern, und fand hier ſchon ſeine Vaſallen mit ihren Frauen und Töchtern ſeiner, noch mehr der Königin harrend, denn ſie ſollten wohl eigentlich deren Gefolge bilden. Bald erſchien auch die Roſe von Schottland mit Marie Ogilvie, und als ob jetzt ſchon das Feſtſpiel beginnen ſolle, nahten ſich Beide Lord Makintoſh und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll, wie Töchter den Vater zu begrüßen pflegen.

Der alte Herr gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Fallt, um aller Heiligen willen, nicht aus Eurer Rolle, raunte ihm das Hoffräulein zu, antwortet keck, wie ein Vater ſeiner Tochter den Gruß erwidert.

Makintoſh gehorchte und hatte ſo viel Ge-

wandtheit, trotz seiner Rolle als Vater, der Königin manche Schmeichelei zu sagen, die sie auch gnädig aufzunehmen schien. Als jetzt der zweite Trompetenstoß erschallte, raunte Maria Ogilvie, die heute überhaupt die Rolle des Mentors bei ihrem Adoptivvater übernommen hatte, diesem in's Ohr, das Zeichen zu geben, daß man ihm folgen sollte. Dies geschah und der Zug, der nur aus Freunden und Vasallen des edlen Spaniers mit ihren Frauen und Töchtern bestand, setzte sich in Bewegung.

Mit wahrhaft edlem Anstande schritt der alte Lord durch eine Menge erleuchteter Zimmer, neben ihm zur Rechten die Königin, zur Linken Marie Ogilvie und von seinen Freunden gefolgt, unter denen er so manchen von ihm gehaßten Lord der Congregation sah, so manchen Abtrünnigen, der jetzt in Knox allein den Abgesandten des Himmels erblickte.

Bald betraten sie durch eine Seitenthüre den großen Saal, wo an dem äußersten Ende Sessel standen, auf denen sie Platz nahmen, um von hier aus das eigentliche den Schotten so neue Schauspiel übersehen zu können. Hier zeigte der freigebige Hausherr mit wenig Worten seinen Gästen an, daß man heute das Hochzeitsfest eines lieben-

den Paares feiern werde, das mit seiner Bewilligung sich für immer verbinden wolle; auch sprach er die Hoffnung aus, daß sie sich dabei ergötzen würden. Hierauf gab er das Zeichen, und Jünglinge und Mädchen traten aus der einen Halle paarweise und tanzend hervor, bestreuten den Weg mit allerlei Feldblumen, besonders warfen sie häufig Rosmarin, eine gute Vorbedeutung, auf den Weg, und bekränzten die Pforte der andern Halle, durch welche das Brautpaar eintreten sollte, während die größere Menge durch allerlei Tänze das Auge der Zuschauenden ergötzte.

Es war auch wahrlich ein überraschender Anblick, diese Menge schöner Jünglinge und Mädchen in ihren fremden Trachten zu sehen, denn nur das Schönste, was Schottlands junger Adel bot, nur die strengste Auswahl der Hofleute sah man hier vor sich in bunten Kreisen hin und her wogen, oder, wie im Fandango und Bolero, paarweise durch Tanz und Bewegung nach dem Takt ihrer klopfenden Herzen sich bewegen. Der Dudelsack, wie die Pfeife, Hochlands Flöte und Fagot, fehlten heute zum Aergerniß manches alten Schotten ganz, auch Makintosh vermißte nur ungern ihre harmonischen Töne. Jetzt — die Musik zum Tanze schwieg, Tänzer und Tänzerinnen ordneten

ſich, das Brautpaar und ihr Gefolge zu empfangen — trat eine feierliche Stille nach der rauſchenden Muſik ein, Aller Augen waren nach den ſchon längſt geöffneten Flügelthüren der andern Halle gerichtet, die, mit Blumenkränzen herrlich geſchmückt, die Pforte war, durch welche das Brautpaar in ihr Paradies eintreten ſollte; nur das Auge der beiden Töchter war auf ihren Vater gerichtet, der fröhlichen Antlitzes da ſaß, denn das Feſtſpiel hatte ganz ſeinen Beifall, und mit doppelter Aufmerkſamkeit das Brautpaar erwartete, da er neugierig war, den jungen Mann kennen zu lernen, der ſo ſchnell ſich in ein paſſendes Gewand habe werfen und die Rolle des Bräutigams übernehmen können.

Jetzt mußte der Zug nahen, denn man hörte ſchon in der Ferne die königlichen Geiger und Flötenſpieler, die dem Brautpaar vorangingen, ſchon waren ſie durch die bekränzten Flügelthüren getreten, ihnen ſchon die paarweiſe geordneten Verwandten der Brautleute gefolgt, ſchon ſchritt der ernſte Morton als Brautvater ihnen voraus in den Saal — das Brautpaar folgte — und der allgemeine unwillkührliche Ruf der Verſammelten: O, wie ſchön! ertönte bei ihrem Anblick. Nur Makintoſh theilte dies Erſtaunen nicht, wohl

den Felsen hinauf nach dem hohen Eichwalde, wo das Birkhuhn sein Nest hat und der Auerhahn auf hohen Föhren horstet; hier schlich er umher Beute suchend. „Wann werd' ich denn endlich einmal nach edlerem Wilde ausziehen, wann ihn treffen, um ihm den Bolzen durchs Hirn zu jagen?" dachte er vor sich, da rauschte es über ihm, ein Birkhuhn flatterte durch die Zweige und setzte sich keck vor ihn auf einen dürren Ast „Wart!" dachte er „Du sollst mir das Zeichen sein; treffe ich Dich, treffe ich auch ihn." Er legte an, die Sehne schwirrte, der Bolzen sauste, das Birkhuhn flog davon. „Also Du sollst meinem Geschosse entgehen" brummte er „Auch gut, so nehme ich Dein eignes Schwert."

Verdrießlich, wollte er nicht weiter jagen und stieg wieder nach seiner Hütte herab, nahm seine Zither, die er nebst seinen Waffen verborgen hatte, setzte sich an den Wasserfall und begann zu spielen. Aber bald legte er sie wieder weg „Dünkt mir doch heute das Rauschen des Wasserfalls viel lieblicher zu sein, als meine Musika," sagte er „oder stimmt das wilde Getöse so recht zu meinem Innern und widert mir heute vor dem Geklimper der Saiten?" Er summte nun kein Liedchen mehr, seine Leier lag unberührt neben ihm, unverwandt sah er in die herabströmenden Fluthen und seine Gedanken schienen fern zu sein.

Da störte ihn ein Geräusch. Ein bärtiger Mann, gleich ihm in Lumpen gehüllt, kam, sich auf einen dicken Dornenstock stützend, den Fußpfad herauf. — „Was will der Narr hier, will der Bettler beim Bettler einkehren?" brummte der Alte und ging nach der Hütte, sein kurzes

aber überraſchte ihn ein Anderes, denn die Hand ſeiner Tochter feſt in die ſeine gedrückt, ſchritt Robert von Kinkardine auf ihn zu, während von der einen Seite die Königin mit leiſer Stimme ihm zuraunte: In der Eile ließ ſich kein Anderer finden! von der andern aber Marie Ogilvie den faſt vor Wuth Zitternden warnte, Faſſung zu behalten und das Feſt nicht durch Uebereilung zu ſtören, es ſei ja Alles nur Scherz.

Indeſſen hatte ſich Morton zur Seite des Brautpaars dem finſter auf ſelbiges blickenden ſpaniſchen Granden genähert, der Bräutigam beugte das Knie vor ſeinem Oberhaupt und ſprach mit ziemlich ernſter Faſſung: Edler Herr! Ihr habt mir erlaubt meine Geliebte zum Traualtare zu führen —

Ich habe nichts erlaubt! unterbrach ihn Makintoſh heftig und wollte ſich von ſeinem Sitze erheben, doch Marie Ogilvie hielt ihn beim Mantel feſt. Seid Ihr raſend? raunte ſie ihm zu, vergeßt Ihr ſchon wieder, daß Alles nur ein ſcherzhaftes Feſtſpiel iſt? Blickt nur auf die Königin und ſeht ihr zorniges Antlitz.

Dies wirkte, Makintoſh rang nach Faſſung und gewann es endlich über ſich dem Pagen freundlich zu erwidern: Ich wünſche Dir Glück

zu Deiner ſchönen Braut, dank meiner Tochter hier! — er zeigte auf die Königin — Die Stunden der Täuſchung — Das Glück iſt flüchtig, halte es feſt, daß es Dir nicht zwiſchen dem Abend- und Morgenroth entwiſche. —

Die von Neuem durch den Saal tönende Muſik und der flüchtige Tanz der Landleute unterbrachen das Geſpräch. Robert eilte ſchnell mit Anna unter die Tanzenden, und der Alte war froh ihn los zu ſeyn. Auch die bisher nur Zuſchauer geweſen waren, miſchten ſich nun unter die Reihen der fröhlichen Landleute, bis plötzlich das Lauten eines Glöckchens, das die Muſik ſchweigen hieß, die lärmende Freude unterbrach. Ein ehrwürdiger Pater Kapuziner, von zwei Chorknaben gefolgt, trat in den Saal; und in dem nämlichen Augenblick ſprang zwiſchen den beiden Eingängen zu den Hallen eine bisher verborgene Thüre auf, durch welche man eine kleine Hauskapelle mit einfachem Altar erblickte.

Dies Alles überraſchte den rechtgläubigen ſtrengen Makintoſh auf eine ſehr unangenehme Weiſe. Er gerieth in Zorn, und ehe Marie Ogilvie es hindern konnte, trat er zu dem Mönch. Wer Ihr auch ſeyn möget, redete er

ihn an, vornehm oder gering, so muß ich Euch doch sagen, daß es Unrecht, daß es gottlos ist, ein heiliges Gewand auf solche Weise zu entweihen und es zu einem Possenspiel zu gebrauchen.

Lieber Herr! erwiderte phlegmatisch der Mönch, wendet Euch deshalb an die Königin, auf deren Befehl ich hier bin.

Also, so spottet sie selbst ihrer heiligen Religion? brummte der Hochländer vor sich hin, und wollte eben zur Königin gehen, als Miß Ogilvie ihn noch zur rechten Zeit zurückhielt. Ihr seid unheilbar, Lord! raunte sie ihm zu, vergeßt in jedem Augenblick, daß wir uns hier nur zum Scherz versammelt haben. Seid vernünftig, Lord Makintosh, Ihr könntet Euch leicht durch Euer Benehmen um die Gunst der Königin bringen.

Aber die Mönchskutte? unterbrach sie der Alte mit Heftigkeit. Diese Entheiligung?

Sie ward uns vom Prior zu diesem Behufe geliehen, antwortete das Hoffräulein, und daraus könnt Ihr sehen, daß Ihr allein streng und ohne Nachsicht und ein blinder Eiferer seid. Der Scherz ist bald zu Ende, deshalb faßt Euch nur diese wenigen Augenblicke noch, setzt Euch und er-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 1876/044

wartet dort ruhig den Ausgang! Der Alte folgte kopfschüttelnd, setzte sich und sah jetzt plötzlich den Grafen Murray hinter seinem Stuhle stehen.

Es thut mir leid, Lord Makintosh, redete ihn dieser zur damaligen Zeit allgewaltige Mann an, daß es Euch verdrießt, den Klostergeistlichen hier zu sehen; ich sagte es der Königin voraus, daß Euch dies den Scherz zu weit getrieben dünken werde. Aber all meine Vorstellungen blieben fruchtlos, Ihr wißt, wie beharrlich die Weiber sind, einen einmal gefaßten Entschluß auszuführen. Doch tröstet Euch, die schon begonnene Ceremonie ist bald zu Ende, dann will ich selbst dafür sorgen, daß der Klosterbruder den Saal verläßt. — Makintosh, der aus Achtung für Murray aufgestanden war, um ihm seine Rede zu beantworten, hatte dadurch der kleinen Betkapelle den Rücken gekehrt, und selbst die Stille der Versammlung und das leise murmelnd gesprochene Gebet des Kapuziners hatten ihn nicht aufmerksam gemacht, doch als er sich jetzt wandte und sah, daß der Mönch nach allen Formen seiner Kirche das Brautpaar traute, ergriff ihn eine unaussprechliche Angst, er sprang trotz des Hoffräuleins

leins Bitten mit Heftigkeit auf, wahrscheinlich um die ganze Gaukelceremonie zu unterbrechen, aber Murray's kräftige Faust hielt ihn zurück. Bei St. Andrews, meinem abgesetzten Schutzpatron! raunte er ihm zu, das ist der letzte Scherz, der in dieser Sache geschieht, das Festspiel ist beendet und der Ernst tritt wieder in seine Rechte ein.

Eben legte der Kapuziner die Hände des Brautpaares in einander und sprach den Segen über sie, neigte sich vor der Königin und entfernte sich dann schnell, so daß dem alten Lord keine Zeit blieb, störend einzuschreiten und er mußte wider Willen den Rath Murray's befolgen. Der Tanz begann von Neuem, Paar und Paar, so wie sie herein gezogen waren, rauschte jetzt in mancherlei Tänzen durch den weiten Saal, nur Anna Makintosh war von ihrem Tänzer verlassen worden, der sich schnell nach der Trauungsceremonie entfernt hatte und, als man sich zur Tafel setzte, plötzlich in seiner Pagentracht hinter dem Stuhle der Königin stand.

Bei seinem Anblick seufzte Lord Makintosh tief auf. Es war ihm eine schwere Last von der Brust gewälzt, denn wäre das Vertrauen

zu den edlen Gesinnungen der Königin nicht so stark in ihm gewesen, so hätte ihn beinahe der Wahn ergriffen, der Scherz sei in Ernst verwandelt worden. Er war deshalb während der Tafel heiter und frohen Muths, und sich noch einmal in dem großen venezianischen Spiegel mit Wohlgefallen betrachtend, ging er nach seiner Herberge, wo ihm nichts Kümmerniß verursachte, als daß er für immer den reichen goldbesetzten Sammetmantel abthun, das Barett mit den schönen Schwungfedern ablegen, und am andern Tage alle die Herrlichkeiten wieder zurück schicken sollte.

9.

Aus seinem süßen Traume, der ihm das paradiesische Spanien in all' seiner Schönheit vorgeführt hatte, wurde der alte Mann durch den Befehl der Königin geweckt, sich sogleich nach Holyroodhouse zu begeben. Unter mancherlei Gedanken, was er wohl dort solle, worunter jedoch kein einziger trüber sich befand, eilte er dahin, und fand die Königin mit Marie Ogilvie und dem Grafen Murray in ihrem Kabinet.

Lord Makintosh! redete ihn die Königin an,

Ihr habt mir, seit wir uns im Hochlande trafen, so manchen Beweis Eurer Anhänglichkeit gegeben, aber auch mehrmals unaufgefordert einige gute Lehren aufgedrungen, die mir, ich gestehe es, immer zu befolgen schwer dünkten. Erinnert Ihr Euch noch dessen, was Ihr mir einige Tage nach der Schlacht in Aberdeen sagtet, als ich es gewagt hatte, das Haupt eines Rebellen dem Henkerbeile zu übergeben?

Ich erinnere mich dessen! sagte der Alte, da die Königin seine Antwort zu erwarten schien. Vergeben und vergessen sei so schön, sprach ich damals.

Diese Lehre, fuhr die Königin fort, sollte mir der Gordons wegen ein Vorwurf seyn, ich fühlte mich jedoch nicht stark genug sie jederzeit zu befolgen, war aber neugierig, zu wissen, ob auch Ihr wohl immer Seelenstärke genug besäßet, Eure Lehren im Leben selbst zur Ausführung zu bringen. Ich habe Euch gestern Gelegenheit dazu gegeben — Wißt! der Priester, der die Trauung verrichtete, war Pater Joseph aus dem Kapuzinerkloster von Aberdeen, und Eure Anna ist in Eurem, in meinem Beiseyn und auf meinen Befehl mit Robert von Kinkardine nach den Gesetzen der Kirche vermählt und dessen Gattin!

Wie vom Donner gerührt, ſtand der alte Mann ſprachlos da. — Nun übt Eure Lehre, fuhr die Königin fort; vergebt und vergeßt!

Nimmermehr! rang ſich aus der wunden Bruſt des Alten.

Ihr ſeht, wie viel ſchwerer es iſt gute Lehren zu üben, als ſie Andern unberufen zu geben, ſagte Maria Stuart, den alten Mann höhnend.

Königin! erwiderte dieſer ſchnell, Ihr habt ein böſes — verzeiht mir jedes harte Wort, der Schmerz hat die Waage zerſchmettert, auf der ich es, Euch gegenüber, wägen ſollte — Ihr habt im Geſicht von ganz Schottland ein tückiſches Spiel mit mir getrieben, habt einen alten Mann zur Spielſcheibe Eures Witzes gemacht, und ihn entehrt! — Und was hat es Euch genützt? — Einen unwürdigen Scherz habt Ihr dabei gewonnen, einen treuen Diener verloren —

Das ſollte mir leid thun! unterbrach ihn die Königin. Aber Ihr werdet doch mit mir zufrieden ſeyn. Robert von Kinkardine iſt zu meinem Kämmerer erhoben, und ich habe ihn mit Schloß und zwei Meierhöfen belehnt.

Armes Land, wo es nur eines Liebesabenteuers bedarf, um aus der Königin Hand reichlichen Lohn zu empfangen!

Lord Makintosh! fuhr die Königin mit Heftigkeit auf, vergeßt nicht! —

Ich werde nie Lord Gordons blutendes Haupt vergessen, sprach er furchtlos, auch das Meine kann dem Henkerbeile übergeben werden, auch Ihr, Königin, könntet einst so blutig enden — Wer lüftet den dichten Schleier der Zukunft? — Aber kein drohendes Blutgerüst soll dem tief gekränkten Vater, dem hart beleidigten Laird die Stimme in seinem Busen verschließen, wenn sie hervorbrechen muß — Wißt, Majestät! In unserm Hochland ist Jeder Herr in seinem Hause, ist der Laird König in seinem Clan; unumschränkt gebietet er dort, und wer ihm dies angestammte Recht nehmen wollte, mit dem würde er kämpfen auf Leben und Tod — Dies ist des Hochländers verwundbarste Stelle, und Ihr habt sie gut bei mir getroffen —

Ereifert Euch nicht! unterbrach ihn Murray. Vergeßt nicht, daß Ihr vor Eurer Königin steht!

Sonst, wenn ich vor ihr stand, wenn ich nur an sie dachte, wollt' ich Thor anbetend niederknieen, erwiderte der Alte auf Murray's drohende Erinnerung, jetzt ist der Nimbus verbleicht, mein Herz erkaltet, deßhalb laßt mich von hier nach meinem Schlosse ziehen. Dort will ich,

Schwert zu holen, denn in der Zeit mußte man jeden Augenblick die Gefahr fürchten. Als er nun heraus und dem zerlumpten Wandrer entgegen trat, warf dieser seinen Bart ab und stürzte auf ihn zu — „Vater!“ rief er und Konrad lag in seinen Armen.

„Wie kömmst Du zu dem Aufzuge?“ fragte der Alte verwundert „Wo kommst Du her?“

„Von Mailand“ erwiederte er „Mich sendet der Graf Serbelloni, mein General, mit einer geheimen Botschaft an den Obrist Jenatsch —“

„Dich, mit einer geheimen Botschaft an Jenatsch?“ fuhr der Alte unwillig auf.

„Ja, Vater!“ erwiederte Konrad „Er ist jetzt einer der Unsern und mit Spanien in Unterhandlung. Ich bringe Euch den Befehl, nichts gegen ihn zu unternehmen.“

„Und weshalb?“ fragte der Alte immer heftiger werdend.

„Es gilt das Wohl des Landes,“ fuhr Konrad fort das Wohl Eures Sohnes. Kommen die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende, so wird mir eine Fahne zum hn, eine glänzende Laufbahn steht mir dann offen und e Bündner Lande haben den Frieden.“

„Was kümmerst Du mich, was das Vaterland, wenn dem Mörder meines Herrn gilt! — Was kümmert mich Welt, wenn er in Glanz und Macht stolz darauf um- wandelt, während mein edler Herr von den Würmern nagt, in tiefer Gruft vermodert? Meine Rache soll ich ern, damit Du im seidnen Wamms prunken kannst die Bündner in Ruhe ihre Goutta und ihre Plains

wenn der Sturm die Wellen peitſcht, ſie ſich an meinem Felſen brechen, und ihr ſpritzender Schaum mein graues Haar wie ein Regen des Himmels näßt, dort will ich verſuchen, ob ein Vater ſein Kind vergeſſen und dem vergeben kann, der es von ſeiner Bruſt gewaltſam riß. Lebt wohl! Gott mit Euch, Königin, doch nur um Schottlands willen! — Er verließ das Gemach und Keiner wagte ihn aufzuhalten.

II.

David Rizio.

1.

Die Ankunft des Grafen von Lenox, dem zu Ehren so manches Fest gegeben und so manches Geld verschleudert wurde, ließ die Schotten nicht länger über die Wahl, welche ihre Königin getroffen hatte, in Ungewißheit. Die verschiedenen Partheien geriethen alle in Bewegung, hauptsächlich fürchteten die Hamilton's, die an der früheren Verweisung der Lenox aus Schottland den meisten Antheil gehabt hatten, ihre Rückkehr, und selbst Murray, Morton und Maitland, diese drei Minister der Königin, so fest sie auch in ihrer Gunst standen, sahen nicht ohne bange Ahnung der Ankunft des Lords Harry Darnley entgegen, den jedoch die Königin Elisabeth von England unter mancherlei nichtigem Vorwande in London zurückhielt, und ihm, als ihrem Vasallen, die Erlaubniß zur Reise nach Schottland verweigerte.

Dies gab zu manchem empfindlichen Brief-

wechsel zwischen den beiden Königinnen Anlaß, wobei Elisabeth, die stets ruhig Ueberlegende, meist in Vortheil blieb. Sie hatte im Grunde gegen eine Heirath zwischen Lord Darnley und Maria nichts einzuwenden, ihr war es lieber, daß die Königin von Schottland einem ihrer Unterthanen Hand und Krone bot, als daß sie den Thron mit einem ausländischen Fürsten getheilt hätte, aber sie wollte auch hier, wie überall, die Hände mit im Spiel haben und die Sache nach ihrer Weise leiten.

Als ob Maria von Schottland fühle, daß mit dem Ehestand die goldne Freiheit verloren sei, schien sie in den letzten Augenblicken der Ungebundenheit noch den Freudebecher ganz und oft leeren zu wollen. Feste folgten auf Feste, eine leicht zu erklärende Unruhe trieb sie im Lande umher, nur vermied sie die Hochlande, wo ihr unfeines despotisches Betragen gegen Lord Makintosh, einen, trotz manchen Schwächen dort überall hochgeehrten Mann, sie den Herzen, selbst ihrer Glaubensbrüder entfremdet hatte.

In dieser Zeit war es, als die Königin Maria, wahrscheinlich der Neuheit wegen, den sonderbaren Einfall bekam, sich in irgend eine

Stadt zurück zu ziehen und dort als eine schlichte Bürgerfrau, so lange sie daran Freude finden würde, zu leben. Sie wählte hierzu St. Andrews, wohin sie sich mit einem kleinen Gefolge, meist Frauen begab; Murray war der einzige ihrer Minister, der sie begleiten durfte. Hier bezog sie ein freundliches Bürgerhaus, war wie die Tochter eines wohlhabenden Krämers gekleidet, ihre sämmtliche Begleitung mußte ein Gleiches thun, und so zog sie von Haus zu Haus, lud sich bei Diesem oder Jenem zum Mittagsmahl ein, und lebte von allem Glanze entfernt, dem Scheine nach ein stilles Leben. Selbst dem englischen Gesandten, der ihr ein Schreiben seiner Königin überbrachte, gab sie, nach wiederholten Bitten um Antwort den sonderbaren Bescheid: Hier sei kein Ort zu Geschäften, hier werde er die Königin nicht finden, die müsse er in Edinburg aufsuchen.

Eines Abends, als sie von einem festlichen Mahle zurückkehrte, das ein Schiffsrheder gegeben hatte, hörte sie beim Eintritt in ihr Haus Lautentöne von einer melodischen Stimme begleitet, wie man nur selten in dem rauhen Schottland vernahm. Rasch und unbedachtsam handelnd, wie sie in jeder Lage ihres Lebens

that, überdies Musik leidenschaftlich liebend, vergaß sie, daß die Töne aus dem Zimmer ihrer Bedienten kamen; sie öffnete die Thür und fand die Bedientenschaar um einen jungen, schlechtgekleideten Mann sitzen, der, wie es schien, der Sänger gewesen war. Wohl fühlend, daß dies der Ort nicht sei, wo sie länger verweilen könne, befahl sie dem Fremdling, hier zu warten, bis sie ihn zu sich entbieten lassen würde.

Der italische Spielmann wartete auch mit Freuden auf einen Befehl, der die höchsten seiner Wünsche weit überflog. Sohn eines armen Turiner Musikanten, war er dem piemontischen Gesandten nach Edinburg gefolgt, jedoch, als dieser bald darauf Schottland wieder verließ, von ihm unter mancherlei Vorwand zurück gelassen worden. So blieb dem jungen Mann, dem David Rizio, nichts weiter übrig, als daß er sich durch Sang und Spiel sein dürftiges Brod zu verdienen suchte. Uebrigens war dieser Italiener von einnehmender Gestalt, der Ausdruck seines Gesichtes zeigte Geist und Leben, und in anständiger Kleidung hätte man ihn sicher für einen schönen Mann halten müssen. So war der Mann, den Maria Stuart bald aus dem Schmutz des Pöbels bis zu den höchsten

Stufen des Glücks emporhob, und der ſpäterhin der Grundſtein des furchtbaren Gebäudes all ihres Unglücks wurde. Der Befehl ihn zu ihr herauf zu führen war vielleicht der entſcheidendſte Augenblick ihres ganzen Lebens.

Er mußte ihr einige italieniſche Lieder ſingen, die er ſchmelzend vortrug. Seine Stimme war weich und doch voll Kraft, ſein Spiel entzückend, und Maria fühlte ſich ſo hingeriſſen, daß ſie ihm noch am nämlichen Abend das vortheilhafte Anerbieten machte, in ihre Dienſte zu treten, welches er natürlich mit Freuden annahm.

Die äußere Geſtalt des Mannes hatte wohl bis jetzt die Königin am wenigſten beſtimmt, ihn in ihre Nähe zu ziehen; noch war es allein die Muſik, die ſo zauberiſch auf ſie wirkte. Als ſie aber mit jedem Tage neue Vorzüge in ihm zu erblicken wähnte, als ſie Talente in dem italieniſchen Lautenſpieler fand, die ſie bei ihm nicht geahnet hatte, und ſein reger Geiſt ſchnell die Schwächen ſeiner Gebieterin zu erſpähen und für ſich zu benutzen wußte, ernannte ſie ihn plötzlich zu ihrem Geheimſchreiber, da der Franzoſe, der früher dieſe wichtige Stelle bekleidet, ihre Dienſte verlaſſen hatte.

Mit dem Tage seiner Ernennung trat er nun als der erklärte Günstling der Königin auf, und ihm fehlten auch dazu keine der nothwendigen Eigenschaften. Er war stolz und anmaßend gegen den hohen Adel des Landes, besonders gegen die, welche bisher die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatten, traulich zuvorkommend gegen die mit den Machthabern Unzufriedenen und freigebig gegen den Pöbel. Einschmeichelnd, nachsichtig gegen die kleinste wie gegen die größeste Schwäche seiner Gebieterin, der er unerschütterliche Anhänglichkeit und Treue bewies, befestigte er sich bald in ihrer Gunst, und der mit seiner Laute von Schloß zu Schloß herumziehende Italiener, den die stolzen Lords nicht der Beachtung werth gehalten, ließ jetzt selbst Murray und Morton, diese unerschütterlichen Männer, nicht ohne Unruhe.

Der Königin lebensfrohes, stets nach sinnlichen Vergnügungen haschendes Gemüth, ihre Erziehung in Frankreich, der längere Aufenthalt an dem Hofe einer Catharina von Medicis, der in den Augen der strengen Puritaner eine Hölle war, aus der Keiner rein und heilig hervortreten konnte, ließen, da auch hier Sektenhaß verderblich mit auf die Meinung wirkte, die

Protestanten in ihrer Königin ein leichtsinniges jugendliches Wesen erblicken, dem die Tugend fremd, Sinnenlust das Höchste auf Erden war. Das freie, rücksichtlose, ganz dem ernsten Character der Schotten fremde Betragen Marias warf mit Recht ein zweideutiges Licht auf sie, und war auch wohl die Ursache, daß Rizio's Erhebung von der schlimmsten Seite betrachtet und wohl meist zu hart beurtheilt wurde.

Doch in dieser Zeit hatte Maria wohl eben mehr den Schein als die That gegen sich und erst ihr folgendes wüstes tadelvolles Leben warf auch ein trübes Licht auf ihr früheres leichtsinniges Benehmen zurück. Die protestantischen Geistlichen eiferten von der Kanzel herab über die steten Mummereien und Lustbarkeiten, bei welchen die Königin oft in Männertracht erschien; sie tadelten laut, daß sie Jagd und Reiten den Regierungsgeschäften, daß sie einen schönen jungen Mann dem erfahrnen Staatsmann vorzog, und Knox hatte selbst den Muth, alles das, was er auf der Kanzel gegen sie geeifert, ihr selbst zu sagen. Auch ihre strengen Glaubensbrüder waren mit ihrem Benehmen unzufrieden, wodurch sie den Ketzern gegründete Ursache zum Spott und Tadel gab. So würde sie schon jetzt die

Herzen ihrer Unterthanen, die sie mit so viel Enthusiasmus als ihre Königin begrüßt hatten, von sich entfernt haben, wenn nicht der Liebreiz, der ihr ganzes Wesen umfloß, Alles, was sich ihr nahte, mit unwiderstehlichem Zauber an sie gefesselt hätte. Auch ging ihr jetzt noch das Glück stets zur Seite, und der Glückliche ist ja nie der Verlassene.

Bei alle dem verbarg die Königin, wohl aus sehr triftigen Gründen, den schon fest gefaßten Entschluß, Lord Darnley ihre Hand zu reichen, weislich; sie wich, wie Elisabeth von England, gegen jeden ihrer Räthe durch zweideutige Antwort aus, nur dem Grafen von Lenox gestand sie, daß sie wohl, aus politischen Gründen bewogen, nicht abgeneigt sei, seinen Sohn neben sich auf den Thron zu erheben, wenn er dem Bilde glich, das sie sich von ihm gemacht, und sie ihn dieses Glückes würdig finden werde. Maria Ogilvie allein schloß sie die verborgene Pforte ihres Herzens auf, sie allein wußte, daß, gliche der Mann seinem Bilde, die schöne königliche Frau ihm sicher zu Theil werden würde.

Auch Rizio befragte sie in dieser Angelegenheit um Rath, was fast schon den Beweis führen könnte, daß ihr Verhältniß zu ihm, damals we-

nigſtens, lauter und rein geweſen war. Rizio, vielleicht zu feſt auf ſeinen Einfluß vertrauend, billigte ihren Entſchluß und hoffte ſich dadurch die Gunſt Darnley's zu verſichern. Auch war der Haß dieſes Italieners gegen Murray, der ihn auch jetzt noch, wo er auf dem höchſten Punkte ſeines Glücks ſtand, verächtlich behandelte, ſo groß, daß er die Königin zu Allem, was zu Murray's Sturz beitragen konnte, beredet hätte.

Die ſonderbarſte Rolle an dieſem Hofe ſpielten Robert von Kinkardine und ſeine Gattin. Anna's frommes Gemüth fühlte ſich im Beſitz des Geliebten nicht ganz ſo glücklich, wie ſie es ſich wohl früher geträumt haben mochte. Robert liebte ſie zärtlicher als je, that Alles, ihren Schmerz zu lindern und den Frühlingsmorgen ihrer Liebe mit neuen Roſen auszuſchmücken; aber im Genuß der ſeligſten Wonne, beim Gefühl des höchſten Glücks fehlte ihr Eines — der Vaterſegen, ohne den ein Paradies zur Einöde wird. Laß uns den Vater verſöhnen! bat ſie oft ihren Gatten, wenn dieſer, mit ihren Locken ſpielend, ihr tauſend ſüße Liebesworte ſagte. Erſt wenn er mir vergeben hat, bin ich ganz Dein eigen, mein Robert, jetzt — ſind wir noch der furchtbaren

verzehren können? Mögst Du in Lumpen einhergehen wie Dein Vater, mögen sie unter Angst und Sorge ihre Gerstensuppe essen, was kümmerts mich? Vollende ich nur was mein Herz mir gebietet. Jahre lang habe ich mich von dem Glauben einschläfern lassen, daß ich dem Geschlechte meines Herrn bessere Dienste leiste, wenn ich hier kundschafte, heimlich Zwietracht nähre und wie ein böser Geist durch die Häuser ihrer Feinde schleiche, als daß ich ihn schnell morde. Aber ich sehe selbst, Rudolph Planta ist keines großen Gedankens fähig, ich muß allein handeln, Du — thue, was Dir befohlen ward."

Staunend sah der Sohn auf den zürnenden Vater „Ich verstehe Euch nicht ganz" sagte er „aber es wäre nicht gut, wenn meine Ahnung wahr würde. Ihr untergrübt Euer und mein Glück."

„Hast Du schon Marie Imeldi gesehen?"

„Nein, Vater!"

„So geh' hin zu ihr, sie erwartet Dich! Dort kannst Du mit ihr kosen, kannst ihr von Deiner Fahne, Deinem seidenen Wamms erzählen und Dich einer lachenden Zukunft erfreuen; hier bei Deinem Vater ist es öd' und düster. In dem Lerchenwalde schlagen die Nachtigallen nicht, nicht einmal girren die Tauben in seinen stachlichten Zweigen; nur die Eule schreit hier bei Nacht und das Käuzchen kündet den Tod aus diesem nackten Gestein und da oben horstet Adler und Falke. Nirgends findest Du Liebestöne, selbst im Rauschen des Wasserfalls, der sich wie ein vom finstern Geschick Gejagter von der Felswand herabstürzt, hörst Du nicht die sanften Friedenstöne, die Du in diesen Bergen so sehnlich zurückzuwünschen scheinst.

Vergelterin verfallen. Aber Robert kannte den festen, unbeugsamen Sinn des Vaters und verzweifelte ganz, daß es ihnen je gelingen werde.

Auch schienen sie sich nicht am Hofe der Königin Maria zu gefallen. Für Anna war er zu geräuschvoll, sie sah Manches, das sie ihren strengen Grundsätzen nach nicht billigen konnte, und auch in dem Wahne befangen, das Verhältniß der Königin zu Rizio sei vertrauterer Art, zürnte sie oft in ihrem Innern auf ihre Gebieterin, die so rücksichtlos ihren guten Ruf Preis geben könne.

Robert hingegen, Murray, und auch mit Recht, für seinen Wohlthäter haltend, neigte sich ganz auf dessen Seite, besonders seit Rizio immer mehr Gewalt über die Königin sich anmaßte und feindlich gegen Murray auftrat. Die Königin hatte ihn seit jenem Abend seiner Trauung ziemlich gleichgültig behandelt, ihm ein unbedeutendes Schloß in der Grafschaft Banff nebst zwei Meierhöfen geschenkt, und war, obgleich Anna mit Maria Ogilvie auf einem freundlichen Fuße stand, jener vom Kummer Gebeugten nie in Liebe genaht.

Endlich

2.

Endlich nach langen Unterhandlungen hatte sich die Königin Elisabeth entschlossen, Darnley die Erlaubniß zur Reise nach Schottland zu geben. Er landete in Leith, und wurde hier von einer Menge Schmeichler und kriechender Seelen wie ein Fürst empfangen. Diese unverdienten Huldigungen nahm er als wohlverdientes Opfer huldreich an, und begab sich, ohne seinen Vater in Glasgow erst zu sehen und sich mit ihm zu besprechen, sogleich nach Edinburg. Die Königin wär, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, so vorsichtig gewesen, Heinrich Darnley von ihrer Vorliebe für ihn nicht das Mindeste ahnen zu lassen; die wenigen Briefe, die sie mit ihm hatte wechseln müssen, enthüllten ihm ihr Herz nicht, und doch war der eitle Mann seines Glückes schon gewiß, daß er keinen Augenblick zweifelte, Maria's Herz und Schottlands Thron seien sein Eigenthum.

Kaum in Edinburg angelangt, bat er um die Erlaubniß sich der Königin vorstellen zu dürfen, und war erstaunt, als ihm diese Erlaubniß erst für den folgenden Tag gegeben

wurde. Dieſe Vorſicht Maria's entſprang ſo wenig aus Bedachtſamkeit, als aus Gleichmuth; ſie fürchtete für ſich und ihr ſtürmiſches Herz und folgte dem Rathe der Freundin, die ſie dringend bat, ſich erſt zu ſammeln, ehe ſie den Mann ſehe, deſſen Bild ſchon einen ſo mächtigen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Wozu alle dieſe Vorſicht, nahm bei dieſer Gelegenheit die Königin das Wort, da, wo alle Vorſicht nichts fruchten kann? Glaubſt Du, Maria, daß mein Herz ſo ſehr Sklave meines Willens iſt, daß ſtatt in Wonne aufzujauchzen, es ſich ſtille in meiner Bruſt verſchließen könne? Ich habe die Flamme lange genug unter der Aſche verborgen, daß ſie nicht hell auflodere und mich vor der Zeit verzehre; deshalb wird ſie auch losbrechen in unaufhaltſamer Gluth, und mir zum Himmelslicht oder zur Höllenfackel werden.

Davor bewahre Euch Gott! nahm Miß Ogilvie das Wort, und eine Thräne, von Ahnung erpreßt, drang in ihr ſeelenvolles Auge.

Ja ich fühle, daß ich an einem Kreuzwege ſtehe! ſagte die Königin. Schon manches Mannes Schönheit hat meine Bewunderung erweckt, aber ſo, wie ich von ſeinem Bilde er-

griffen bin, war ich es noch nie, dies flammende Gefühl ist zu irdischer Natur, um nicht auch zur Verdammniß führen zu können.

Am andern Tage hatte sie ihren ganzen Hof und alle anwesende Lords zum Empfange Darnley's um sich versammelt. Der 21jährige Jüngling trat in vollem Glanz seiner Schönheit und Kraft in den Saal, wo tausend Blicke auf ihm ruhten. Er war der schönste Mann seiner Zeit, der Abgott aller Frauen, und wußte dieses nur zu gut, denn seine Eitelkeit und sein Uebermuth waren grenzenlos, und schon in dem Augenblicke, wo er in den Kreis der Lords von Schottland vor seine Königin trat, zeigte er Hoffart und Stolz, und begrüßte die Edlen nicht als seine werthen Genossen, er begrüßte sie jetzt schon, wie der Herr seine Diener. —

Bei seinem Anblick durchflog ein leises Zittern die Königin. Fassung, nur Fassung, hohe Gebieterin! raunte ihr die Freundin zu, und der weibliche Stolz siegte. Sie empfing ihn als seine Königin, nicht als liebende Frau, und entließ ihn nach kurzer Unterredung wieder.

Das war ein harter Augenblick! sprach sie, als sie sich mit Miß Ogilvie in ihrem Kabinet al-

lein befand. Ich mußte allen Stolz der Guiſen in mir anfachen, um gleich ihnen auch in den peinlichſten Verhältniſſen würdevoll daſtehen zu können. Heute gelang es mir, ob morgen? — Ich glaub' es kaum —

Auch ich nicht! murmelte das Fräulein leiſe vor ſich hin.

Die Königin mochte zu ſehr in Gedanken vertieft ſeyn, um dieſe Worte zu hören, denn ſie ſchwieg; auch Maria ſtörte die Stille nicht. Plötzlich aber fuhr die Königin aus ihren Träumen auf. Du haſt mir ja noch kein Wort geſagt, Maria, welchen Eindruck der Mann auf Dich gemacht hat? Sprich! Du weißt, aus Deinem Munde höre ich die Wahrheit nur gern.

Königin! Als ich vorhin die männlich ſchönen Züge Darnley's betrachtete, ſagte mir eine innere Stimme: Der Mann kann nur ſich, er wird nie ein anderes Weſen lieben.

Das wäre hart! ſeufzte die Königin.

Oeffnet ihm Euer Herz, fuhr Marie Ogilvie fort, beglückt ihn mit der höchſten irdiſchen Seligkeit, theilt Euren Thron mit ihm, und der Eitle wird nicht einmal glauben, Euch dafür Dank ſchuldig zu ſeyn; er wird es als ei-

nen ſchuldigen Tribut annehmen, den man ſeiner Vortrefflichkeit zollt.

Du biſt nicht für ihn eingenommen.

Nein, gelobt ſei Gott, nein! Wäre in ihm Geiſt und Seele dem Körper gleich, würde ich vor Freude aufjauchzen, ſo aber — ich kenne Euch ja ſchon ſo lange, hohe Gebieterin — ſo aber wird Euch das ſchöne Aeußere bald gleichgültig, wenn nicht der Geiſt auch das Herz zu feſſeln verſteht, und der ſchöne geiſtloſe Mann wird Euch bald nicht mehr Eurer Liebe werth erſcheinen. Sahet Ihr, wie er die Edlen des Landes begrüßte? Ein König konnte nicht ſtolzer durch die Reihen ſchreiten und ihnen den Gruß zunicken. Ihr werdet ſein Weib ſeyn ſollen, er — Euer König! — Nun, meine Königin, fuhr nach einer kurzen Pauſe Marie Ogilvie fort, und preßte die Hand ihrer Gebieterin mit Heftigkeit an ihre Lippen, nun keine Frage mehr über dieſen Gegenſtand, Euer Entſchluß ſteht feſt, meine Worte können nur ein leiſer ihn umgaukelnder Weſtwind, nicht der Sturm ſeyn, der ihn erſchüttert. Ich kenne Euer Gemüth. Einmal von Leidenſchaft ergriffen, wenn Ihr auch ahnetet, fühltet, wenn Ihr auch Gewißheit hättet, Ihr müßtet tauſend-

fältig dafür büßen, müßt Ihr den Wonnebecher erſt bis auf den letzten Tropfen leeren. Aber in Freud' wie Leid haucht Wonn' und Schmerz an der Bruſt Eurer Freundin aus, Theilnahme werdet Ihr ſtets bei ihr finden, und zuweilen auch einen guten Rath.

Die Königin ſchüttelte immer noch ungläubig ihr ſchönes Haupt. Hat mich das Glück doch noch nie ganz verlaſſen, rief ſie aufſpringend aus, weshalb ſollt' ich jetzt zagen?

Froh in die Zukunft geſchaut,
Stets ſeinem Glücke vertraut,
Allem die fröhliche Seit' abgewinnen,
Das iſt mein Grundſatz, das iſt mein Sinnen!

Richte Dich nach dieſem Wahlſpruch, Maria, fuhr nach kurzer Pauſe die Königin fort, gieb Dich Deinem frohen Gemüthe hin und laß die dunkeln Ahnungen in dem Reiche ſchwerer Träume zurück. — Und nun komm, das Nöthige zu dem Ritterſpiele zu ordnen, wo er Alle überſtrahlen, und mein Herz in meiner Eitelkeit neue Nahrung finden wird.

3.

Nicht Alle jauchzten wie die Königin bei Darnley's Ankunft. Ohne das Gerücht, wel-

ches ihm vorausgegangen war und das ihn als stolz, hoffärtig und anmaßend geschildert, hätte es nur seines ersten Auftretens bedurft, um ihm Aller Herzen abwendig zu machen. Keiner der Parteien kam er gelegen, keiner war seine Erscheinung eine freudige, am wenigsten konnte er dem Grafen Murray eine solche seyn; obgleich er im Rath sich nicht den Wünschen der Königin entgegengesetzt hatte, wohl mehr weil er Darnley für einen dem Verstande nach ganz unbedeutenden Mann hielt, als daß er von dieser Verbindung segensreiche Folgen hätte erwarten können, so war nach dem, was er gesehen und wie er die Königin ganz richtig beurtheilte, Darnley wohl zu fürchten, der sich auch so wenig zu verstellen bemühte, daß er von dem ersten Auftreten am Hofe sich den Feinden Murray's anschloß.

Unter diesen stand Rizio oben an. Schon oft durch Murray gedemüthigt, dem die Anmaßungen dieses neuen Günstlings unerträglich waren, vergab ihm Rizio das nie, als Murray ihn einst, die Laute spielend in einer Laube mit der Königin allein fand, und dieser ihm lachend zurief: Bei Gott, Meister Rizio! Alles, Stand und Verhältnisse habt Ihr aus Eurer

Jugend vergessen, nur nicht das Gewerbe Eures Vaters; es zeugt von Dankbarkeit, denn es hat Euch noch vor Kurzem in den Straßen Edinburgs Euren nothwendigen Unterhalt verschafft, und hier, an der Seite meiner königlichen Schwester mag es sich auch viel behaglicher in die Saiten greifen lassen, als in den finstern Kammern der Troßbuben. Rizio hatte zwar geschwiegen, aber diese Worte hatten giftigen Saamen ausgestreut.

Murray kannte die Königin genau; ihm war von dem ersten Augenblicke an, wo sie Darnley im Kreise der Lords empfangen hatte, nicht entgangen, daß der fast noch unbärtige Jüngling der Mann ihrer Wahl sei. Als er jedoch zu seinem Erstaunen bemerkte, wie bei aller Vorliebe für Darnley, Rizio sich mit jedem Tage mehr und mehr in ihrer Gunst befestigte, und daß Darnley niedrig genug war, dem so zweideutigen Günstling zu schmeicheln und ihn für sich zu gewinnen, so war er zu klug, um nicht den Plan der Höflinge zu durchschauen, ihn außer aller Thätigkeit zu setzen und von der Person der Königin zu entfernen. Er sprach deshalb mit Morton und Maitland und sagte: Ihr lieben Freunde, mir dünkt, wir

werden bald hier überflüssig seyn! Ich bin entschlossen den Hof zu verlassen, wo ich den Launen eines Weibes schmeicheln, die unerträglichen Anmaßungen eines Narren ertragen und um die Gunst eines Bänkelsängers buhlen soll. Ich habe es mit meinem Vaterlande und der Königin redlich gemeint, bin duldsam gegen die Thorheiten einer Schwester, gegen die Launen einer Königin gewesen, aber mehr zu ertragen vermöchte ich nicht. Morton war mit ihm gleicher Meinung, der fügsame, geschmeidige Maitland aber meinte, man wäre der Königin zu sehr verpflichtet, um sie in Zeit der Noth verlassen zu können; überdies wäre es nicht redlich, es wäre selbst schimpflich, den Feinden das Feld ohne Kampf zu überlassen. Doch Murray traf, trotz Maitlands Worten, in der Stille alle Anstalten, sich nach St. Andrews zurück ziehen zu können.

Da trat eines Tages Robert von Kinkardine zu ihm ins Gemach. Herr, lieber Herr! sprach er zu ihm, Ihr wollt uns verlassen, diesen Hof verlassen, wo Alles Euch verehrt und anbetet?

Wie kömmst Du auf diesen Gedanken, junger Brausekopf? sagte Murray, der sein Ge-

Die Stille dieſes Thales iſt nicht die Ruhe des Friedens, es iſt die Stille des Grabes! — Geh zu Marie, nimm die Zither mit und ſing' ihr ein ſpaniſches Liedchen vor, vielleicht wird es auch ihr gefallen."

„Vater, ich erkenne Euch kaum wieder!" unterbrach ihn Konrad „Euer ſtiller Gram iſt zu lautem Unmuth, Euer feſtes Schreiten nach dem furchtbaren Ziele zur wilden Eile geworden. Was iſt Euch begegnet, das Euch ſo umwandeln konnte?"

„Nichts, als daß ich jetzt klarer ſehe als ſonſt, daß ich ein Thor bin, für die Lebenden mich zu opfern, die in dem Alten nur einen Wahnwitzigen ſehen, daß ich es erleben muß, wie Rudolph von Planta meinen Sohn zu Georg Jenatſch ſendet, den Frieden zu unterhandeln und daß mein Sohn zu ſolchem Geſchäft ſich brauchen läßt."

„Und warum nicht, Vater?" nahm Konrad das Wort „Wirke ich nicht Gutes, iſt die Verſöhnung der Geſchlechter, der Friede von außen und innen nicht dem Lande heilſam? Iſt es mir nicht Pflicht, keine Gelegenheit vorbei zu laſſen, die mich nach Höherem führt? Bin ich dies nicht Euch, nicht mir, nicht Marien ſchuldig?"

„Mir biſt Du nichts ſchuldig, als das Leben, Alles andere iſt bezahlt — ich verlange keinen Dank!" unterbrach ihn der Alte unmuthig — „Geh Du Deinen Weg, laß mich den meinen gehen."

„Und ich ging ihn ſo gern an Eurer Seite, Vater, und bereitete Euch ein beſſeres Loos — Seh' ich Euch an, ſo fluch' ich über die Tücke des Schickſals. — Einſt ein ſo ſtattlicher Mann — jetzt in Lumpen gehüllt."

heimniß enthüllt sah. Wer theilte Dir diese falsche Nachricht mit?

Die Nachricht gnüge Euch, edler Herr, wer sie mir mittheilte, das dürft Ihr, durch mich wenigstens, nicht wissen. Murray lächelte und fragte nicht weiter. Nun, gnädiger Herr, fuhr Robert fort, steh' auch ich bittend vor Euch. Es geschieht hier in Holyroodhouse so Manches, was mir nicht gefällt. Anna soll lachen, wenn sie weinen, und ich muß gehen, wenn ich bleiben möchte. Vor dem italienischen Bänkelsänger soll man sich tief bücken, weil er das Herz der Königin gewonnen hat, und Lord Darnley als einen Gott verehren, wenn man doch nur Menschliches, und manches recht gewöhnlich Menschliche, in ihm sieht. Das gefällt mir und meiner Anna nicht, und so bitten wir Euch, edler Herr, daß, wenn Ihr den Hof verlasset, Ihr uns erlaubt, Euch folgen zu dürfen.

Sonderbar! sagte Murray kopfschüttelnd. Sonst sonnen die Mücken sich nur im Sonnenstrahl, und verkriechen sich, wenn die Wolke die Strahlen bedeckt, Ihr aber wollt mir folgen, wenn ich freiwillig meine Macht niederle-

gen und von dem groſsen Schauplatz der Welt abtreten will —

Das werdet Ihr nie, gnädigſter Herr! fiel ihm Robert ſchnell in die Rede.

Wer ſagt Euch das, junger Mann? fragte Murray, über die kecke, beſtimmte Rede Roberts erſtaunt.

Mir ſagt es Euer Auge, Euer flammendes Auge, Euer hoher Geiſt, der nicht ruhen, nicht raſten kann, die Thatkraft, die Euch an die Spitze der Congregation ſo ſchnell, wie neben den Thron der Königin ſtellte. Ihr könnt nicht auf einem alten Schloſſe in ſorgloſer Verborgenheit leben; der Stempel, den die Natur Euch aufdrückte, zeigt zu deutlich den Wirkungskreis, zu dem Ihr geſchaffen ſeid: zum Handeln, nicht zum Dulden!

Murray hatte dem jungen Mann ruhig zugehört, und wenn auch nicht ganz unempfänglich für Schmeichelei, konnten die Schmeichelworte Roberts ihm wohl angenehm ſeyn, führten den Bittenden aber keinen Schritt ihm näher, obgleich er von jeher ihm wohlgewollt hatte. Ohne das, was er eben geſagt, weiter zu berühren, gewährte er ihm gern die Bitte, ihm folgen zu dürfen, bemerkte aber, daſs das unſtäte Leben, welches er

fortan werde führen müſſen, ſich wenig für ein junges Weib eignen werde, das doch gewiß Robert um keinen Preis an dem Hoflager zurück laſſen würde.

Bei Gott, nein! rief der junge Mann mit Heftigkeit aus. Dort könnte ſie nur unglücklich ſeyn.

Aber wohin wollt Ihr ſie denn führen, daß ſie vor der Gewalt der Königin und ihrer Günſtlinge ſicher ſei? fragte jetzt Murray.

Auf meinen. verödeten Schloß am Meere, das mir die Königin geſchenkt, nahm nach einigem Nachdenken Robert das Wort, da hauſt Niemand als ein alter Kaſtellan, der täglich durch die einſamen Gemächer geht und die Fledermäuſe und Krähen verjagt, die es ſich zu ihrer Reſidenz gewählt haben; hier fände ſie keinen Schutz. Auf Larg, bei ihrem Vater? Lord Makintoſh iſt ein edler, aber auch eiſenfeſter unbeugſamer Mann, was er einmal beſchließt, ſteht unerſchütterlich. Habt Ihr, mein gnädigſter Herr, unter Euren vielen Schlöſſern nicht eines, das der Gewalt trotzen und meinem Weibe ein Aſyl geben könnte?

Das widerräth mir die Klugheit, erwiderte Murray, denn wohin ich ſie führte, dahin zög' ich, ſo lange Rizio's Gewalt nicht gebrochen iſt,

der Königin Truppen, denn an ihr iſt, wenn ich mich nicht irre, dem Günſtling mehr gelegen, als an allen meinen Schlöſſern.

Robert ſah finſter vor ſich hin. Meinet Ihr nicht, ſie zu ihrem Vater zu bringen? fragte noch einmal Murray. Dort iſt ſie am ſicherſten. Wollte man die Tochter aus des Vaters Hauſe gewaltſam führen, ſtände das ganze Hochland, Freund und Feind, zur Vertheidigung des Lord Makintoſh auf.

Sein Schloß iſt der Tochter ſo feſt verſchloſſen, wie mir! ſagte Robert, und Ingrimm drückte ſich auf ſeinem Antlitz, wie in dem Tone ſeiner Sprache aus.

Verliert nicht alle Hoffnung! — Makintoſh iſt mein Feind, doch will ich es gern übernehmen, mit ihm deshalb zu unterhandeln.

Thut das! bat Robert.

Aber, junger Mann, nahm Murray nach einer kurzen eingetretenen Stille das Wort, kanntet Ihr Rizio's Bewerbung um Eure Gattin?

Ich kannte ſie durch Anna ſelbſt!

Und bliebt ſo ruhig, ſo gelaſſen dabei? Eure Jugend vermochte Euch nicht zur Rache, zur

plötzlichen Rache, wie sie in dem Hochlande üblich ist, zu reizen?

Ich hatte nichts zu rächen, als einen frevelhaften Wunsch, das fordert noch nicht Blut. Mann gegen Mann stellt sich der italische Bänkelsänger mir nicht, und ihm heimtückisch den Dolch in die Brust zu stoßen — dazu tauge ich nicht.

Bei diesen Worten ergriff Murray Roberts Hand, schüttelte sie treuherzig, und von diesem Augenblick an war ihm der junge Mann noch lieber, noch werther geworden. Folget mir mit Anna nach Sankt Andrews, sagte er dann, der Himmel wird schon für das Weitere sorgen!

4.

Murray, zu stolz, um wie ein Flüchtling Edinburg zu verlassen, erschien am andern Morgen mit einem ansehnlichen Gefolge unerwartet in Holyroodhouse und verlangte die Königin zu sprechen. Er fand sie mit Rizio allein in ihrem Kabinet. Nachdem er sie begrüßt hatte, warf er einen zornigen Blick auf ihren Günstling und sagte ihm in befehlendem Tone: Verlaßt uns!

Der Italiener ſah bei dieſem Worte die Königin forſchend an, die ihn wohl verſtand, aber in ihrer Belegenheit ihn nicht verſtehen wollte. Das plötzliche Erſcheinen Murray's, den ſie doch am nämlichen Tage verhaften und nach Stirling bringen laſſen wollte, hatte ſie überraſcht; ſie fürchtete vielleicht, daß ſein Erſcheinen einen höhern, für ſie verderblichen Zweck habe, und ſo ſetzte ſie ſich, Murray's wiederholter Aufforderung, daß ſich Rizio entfernen möge, nicht entgegen.

Als ſie jetzt allein waren und Maria ihn fragte: Was führt Euch ſo früh hieher, mein geliebter Bruder? erwiderte er kalt: Ich komme, mich von meiner Königin zu beurlauben und ſie zu bitten, mich von allen Geſchäften entfernt zu halten —

Ihr wolltet mich in einem Augenblick verlaſſen, wo Euer Rath mir ſo nothwendig iſt? fiel ihm die Königin ſchmeichelnd in die Rede.

Majeſtät! erwiderte Murray. Der Weg von Edinburg nach Stirlingscaſtle iſt zwar kürzer, als der von hier nach Sankt Andrews, aber auch gefährlicher. Ich wollte Euch der unangenehmen Nothwendigkeit entheben, gegen Euren treuſten Diener, gegen Euren nächſten Verwand-

ten ungerecht zu seyn; darum ziehe ich mich zurück und überlasse einem Darnley, einem Rizio ohne Widerstand den Kampfplatz. Der Eine führt sein Schwert so geschickt bei ritterlichem Spiele, der Andere singt so süße Weisen, was bedürft Ihr noch meiner? Euer Thron steht fest, wenn Lord Darnley ihn an Eurer Seite besteigt und was braucht Ihr die unruhigen Schotten zu fürchten, ein Lautenton Rizio's, und die Unbändigen sind durch die Zaubertöne seiner Laute zu Euren Füßen gebannt —

Graf Murray! fiel ihm die Königin ins Wort, Ihr vergeßt Eure Stellung gegen mich, ohne mich stände der Propst von Sankt Andrews, nicht Graf Murray vor mir —

Da habt Ihr Recht, Majestät! Der Propst von Sankt Andrews stand an der Spitze des protestantischen Schottlands der Königin Mutter gegenüber, und kämpfte siegreich für die Freiheit des Landes; Graf Murray stand mit seiner Partei der Königin schweigend zur Seite — Weist ihm nicht den Platz an, der ihm eigentlich gebührt, es könnte Euch gereuen!

Ihr sprecht sehr kühn! — Eure Worte sind Dolchstiche, und solche Wunden können wohl zuweilen verharschen, aber nie ganz heilen,

sagte

ſagte Maria Stuart, und eine Thräne, wahrſcheinlich vom Unmuth erpreßt, drang in ihr Auge.

Königin! nahm nach einer Pauſe der Graf das Wort, und ſein ſprechendes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem ſchönen Antlitz. Es giebt Augenblicke in meinem Leben, wo unſer edler Vater vor mich tritt, mich an mein Verſprechen mahnend, das ich ihm auf ſeinem Sterbelager gab: Euch nie zu verlaſſen, für Euch Alles zu wagen, Alles zu opfern. So trat er auch jetzt vor meine Seele, und doch muß ich Euch Eurem finſtren Geſchick übergeben und Euch verlaſſen; denn Ihr erkennt in mir nicht mehr Euren Bruder, nicht den Mann, der es mit Euch und ſeinem Vaterlande redlich meinte, der aber zu ſtolz iſt, vor einem elenden italiſchen Lautenſpieler zu kriechen, um durch ihn und Euren künftigen Gemahl ſeine Worte bis zu Euch gelangen zu laſſen. Seit ſie Euren Geiſt in ihren Banden halten, bin ich Euch eine Laſt, die Ihr in einem der Kerker von Stirling ablegen wollt. — Aber ſagt mir, Tochter Jacobs V., leidenſchaftliche Begier zieht Euch nach Heinrich Darnley, was feſſelt Euch dann an den Italiener? — Glaubt Ihr, ſie werden in Fried

und Freundschaft, wie zwei freundliche Sterne an Eurem Lebenshimmel dahin ziehen? Nein, sie werden um Eure Gunst buhlen, und sich und Euch vernichten.

Noch ist es Zeit, Maria! fuhr er nach einer Pause fort, gebt in Gottesnamen Darnley Hand und Herz, aber jagt den Italiener von Eurem Hofe. Der Schottländer hat sich noch nicht an dergleichen gewöhnt; was man im Louvre Galanterie nennt, heißt in Holyroodhouse Verbrechen. — Bedenkt das, und nun lebt wohl, glücklich, wenn Ihr meiner nie mehr bedürft!

Diese Scene hatte die Königin tief erschüttert, Murray's Worte waren bis zu ihrem Herzen gedrungen; sie stand noch nicht schuldvoll vor ihm, sie dünkte sich auch, nach den Begriffen ihrer Erziehung, kein so hartes Urtheil ihrer Handlungsweise verdient zu haben, und doch wagte sie nicht dem strengen, in Knoxens Schule erzogenen Mann sich entgegen zu stellen; sie schwieg, und mochte vielleicht in diesem Augenblick die Größe des Verlustes fühlen, den sie durch Murray's Entfernung erlitt. Ihre inständigen Bitten, sie nicht zu verlassen, waren vielleicht in diesem Augenblick aufrichtig, allein Murray kannte zu gut ihr leicht bewegtes

Gemüth, wußte zu gut, was die Worte Rizio's, was die Blicke Darnley's auf sie wirkten, um auf sie zu achten.

Königin! sagte er, aber der Ton seiner Stimme milderte den harten Sinn seiner Worte Königin, ward nicht der Befehl meiner Verhaftung heut unterzeichnet, die Mannschaft auserlesen, die mich nach Stirlingcastle bringen sollte? Wozu noch die Versicherung Eurer Huld?

Die Königin schwieg und wagte es nicht, die Beschuldigung zu widerlegen.

Ja, es wird eine Zeit kommen wo Ihr aufrichtiger als jetzt mich bitten werdet, Euch aus dem Labyrinthe heraus zu führen, in welches Euch Eure Günstlinge verlocken werden. Es wird eine Zeit kommen, wo Schottlands Edle sich feindlich einander gegenüber stellen werden, und Euer Thron wird in Mitten dieser Bewegung, von Eurer Parthei, wie von der feindlichen, hin und her gerüttelt werden, bis er endlich unter Euch in Trümmer zerfällt; da will ich gern zu Euch eilen, will retten, wenn es nicht schon zu spät ist, und will unseres Vaters in Liebe eingedenk seyn. — Bis dahin lebt wohl gedenkt meiner letzten Worte: entfernt den ita-

„Freiwillig trag' ich ſie, darum ſind ſie mir nicht drückend."

„Sonſt in wirkſamer Thätigkeit," fuhr der Sohn fort „und jetzt das wilde Birkhuhn ſchießend, die Forelle fangend, auf der alten Zither klimpernd, das iſt Eure ganze Beſchäftigung."

„Und wenn ich das Birkhuhn beſchleiche, ſo denke ich, ich ſchleiche hinter ihm, wenn mir die glatte Forelle nicht entſchlüpfen kann, mein' ich, er ſei's, den meine Fauſt gepackt hat, und greif' ich in die mißtönenden Saiten der alten Zither und ſumme ein Lied dazu, dann ſteigen hohe Gedanken in mir auf, mein alter Herr tritt vor mich, nickt mir freundlich zu und mein Herz klopft ſtärker als das Deine, wenn Du, eine todte Maſchine, nach dem Takte der Trommel ſtelzirend einherſchreiteſt. — Du verſtehſt mich nicht!"

Konrad lächelte —

„Wärſt Du nicht mein Bube, ſo ſchlüg' ich jetzt, ob dieſes mitleidigen Lächelns die alte Zither an Deinem Schädel entzwei!" rief der Alte ingrimmig „So aber weiß ich, daß wenn Du in Deinem Herzen ein Plätzchen für etwas anders haſt, als Deine Begierden, Du es für Deinen alten Vater bewahreſt. Darum will ich meinen Zorn mäßigen; aber demohngeachtet muß ich Dir ſagen, daß Du auf unrechtem Wege wandelſt. Ein falſcher Ehrgeiz treibt Dich, Du möchteſt gern ohne viele Beſchwerde höher klimmen, möchteſt Ehre, Geld und Gut erwerben, das ſchöne Mädchen frei'n und ſo das Leben genießen wie ein Schwelger; aber die wahre Ehre kennſt Du nicht. Tauſend Lei-

lieniſchen Bänkelſänger von Euch, er wälzt Schande über Euer gekröntes Haupt!

Dieſe letzten Worte Murray's verfehlten ganz ihren Zweck; an die Stelle des erwachten Wohlwollens trat Bitterkeit, und als Maria Stuart den kühnen Mann durch das Thor von Holyroodhouſe reiten ſah, weihte ſie ihn zum Opfer ihrer Rache. Ihr Herz war ein ſchwankendes Rohr, vom Sturm der Leidenſchaft ewig bewegt.

5.

Anna ſaß mit Robert in ihrem kleinen Gemache, das gegen Rizio's Prunkzimmer gewaltig abſtach, und ſah den ſtolzen Murray durch das geöffnete Thor des Schloſſes reiten. Zugleich bemerkte ſie Rizio, der in einem Gitterfenſter ſtand, ihm höhniſch lachend nachſah, dann einen jener Blicke auf ſie warf, die ſchon ſo oft ihr Zartgefühl verletzt und den Wunſch in ihr erweckt hatten, das Hoflager der Königin unter irgend einem ſchicklichen Vorwande verlaſſen zu dürfen. Sie entfernte ſich von dem Fenſter, wohin ſollte ſie auch noch blicken, da der letzte Stern mit ihrem Beſchützer für ſie unter-

gegangen war, denn für die Königin hatte sie nur des Festspieles wegen Werth gehabt. Die Königin glaubte sich durch manches wohlgemeinte Wort und manche Ermahnung von Lord Makintosh beleidigt, und hatte die eigene Tochter zum Pfeile auserkohren, den Alten zu verwunden und sich zu gleicher Zeit zu ergötzen. Ihr Gatte war zu jung, stand ohne den mindesten Einfluß, selbst ohne Freunde da, um sie in ihrer peinlichen Lage, wo ein gutes Schwert nicht allein hinreichte, gehörig schützen zu können. Nur Maria Ogilvie blieb ihr noch Trost, an ihr hatte sie eine wahre Freundin gefunden, der sie ihr Leid, ihre Besorgniß mittheilen konnte, denn Rizio hatte sein flammendes Auge zu ihr erhoben, und sie schon zuweilen mit der Versicherung seiner Liebe belästigt.

Maria hatte nichts Eiligeres zu thun, als es sogleich der Königin zu hinterbringen. Das Hoffräulein glaubte, die Gebieterin würde aus vielerlei Gründen bei dieser Nachricht in Flammen gerathen, sie blieb aber ruhig, lächelte, denn zu einer vorübergehenden Galanterie dünkte auch ihr Anna liebenswürdig genug. Die junge Gattin fand also keine Stütze an ihrer Herrin, verbarg ihrem Gatten so lange als möglich,

was sie so tief bekümmerte, aber bald blieb es für Robert kein Geheimniß mehr. In der ersten Aufwallung wollte er von dem Günstling blutige Rechenschaft fordern, aber die besonnene Anna hielt ihn von jedem Gewaltschritt zurück. Da er nun das Leben an Maria's Hofe schon überdrüssig war, suchte sie ihn zu bereden, auf irgend eine schickliche Weise Edinburg zu verlassen; auch Maria Ogilvie gab ihr diesen Rath, und Robert, der sich Murray ganz verpflichtet glaubte, entschloß sich leicht, diesem, wohin es auch sei, zu folgen. Die nöthigen Vorkehrungen waren schon längst getroffen, Maria Ogilvie, allein in ihr Vorhaben eingeweiht, that ihnen, vielleicht aus nicht ganz uneigennütziger Absicht, allen möglichen Vorschub, und so gelang es ihnen, an dem nämlichen Tage, an welchem Murray Holyroodhouse verlassen hatte, zu entfliehen.

Erst am andern Morgen erhielt die Königin Nachricht von ihrer Flucht. Ihr war es gleichgiltig, ob ein Kämmerer mehr oder weniger um ihre Person war, sie sah in Robert nur eine tüchtige Faust, im Schlachtkampf für ihre Sache Wunden auszutheilen; er stand isolirt da, ohne Freunde, ohne Waffengefährten, ohne Wichtig-

keit, was konnte es ihr ſchaden, ob ein Tollkühner für oder gegen ſie focht? Aber Rizio nahm die Sache von der ernſtern Seite. Das Beiſpiel, was eine ſolche freche Handlung geben könne, wenn ſelbſt die im Dienſt um die Perſon der Königin Stehenden heimlich das Hoflager verließen, verdiene ſtrenge Züchtigung, und Gewappnete müßten ausgeſandt werden, die Flüchtigen zurück zu bringen. Bei dieſen Worten lachte die Königin hell auf, gab Rizio jedoch die Erlaubniß, ihnen nachzuſetzen, wozu dieſer auch ſogleich Anſtalt traf.

Robert hatte dem Grafen Murray nach St. Andrews folgen wollen, aber der Wege im Süden Schottlands nicht ſo kundig, als in den Gebirgen des Nordens, hatte er ſich einige Male verirrt und ſogar vergeſſen, ein Schiff bereit halten zu laſſen, auf welchem er über den Forth ſetzen konnte. Da es eine ſtürmiſche Nacht war, ein kalter Oſtwind die tobenden Wellen peitſchte, ſo fand er weder Schiff noch irgend Jemand, der das Wagſtück unternehmen und ihn im Fiſchernachen überſetzen wollte.

Auch am andern Morgen, als endlich ein Fahrzeug herbei geſchafft war, ſtürmte es noch immer ſo ſehr, daß keiner der Schiffer ihn vor

Abends, wo sich der Wind zu legen pflegte, an's jenseitige Ufer bringen wollte. Endlich schien der Sturm plötzlich die Flügel sinken zu lassen, und das war ihnen zum Heil, denn kaum hatte Robert das Schiff bestiegen, kaum Rosse und Gepäck hinein geschafft, als Reiter den Hügel herabsprengten und den Schiffern, sie mit aufzunehmen, zuriefen. Aber Robert, der wohl die Absicht der ihn Verfolgenden errathen konnte, ließ schnell vom Ufer abstoßen, und entkam auf diese Weise glücklich, denn einmal hinüber, brauchte er nicht mehr die müden Rosse seiner Verfolger zu fürchten.

St. Andrews ward glücklich erreicht, wo Murray sie als seine werthen Gäste empfing, und mehre Tage lebten sie, dem Anscheine nach, in sorgloser Ruhe beisammen.

Aber aus des Grafen Brust war die Ruhe geflohen. Ehe er den entscheidenden Schritt gethan, hatte er zwar reiflich die Folgen geprüft, denen er ausgesetzt war, wenn er seinen Feinden freies Feld, freies Spiel bei der Königin ließ. Er verhehlte sich nicht, daß die Macht, die er im Namen der Königin geübt, ihm eben so viel Freunde geworben, als gleiche Gesinnung und gleiche Gefühle, und daß seine Macht in St.

Andrews nicht mehr die nämliche sei, wie in Edinburg; aber sein Herz war über jede Furcht erhaben', sein Stolz noch ungebeugt, sein schaffender Geist fand noch immer in sich selbst die sprudelnde Quelle, aus der er seine Thaten schöpfte; er verzweifelte nie an seinem Glück. Doch auch der Königin hatte er diesen Geist des Vertrauens einzuimpfen gesucht. Sie war für jede große Idee leicht empfänglich, auch hatte das Glück sie bisher noch bei allen ihren Unternehmungen begleitet, das gab ihr Muth und Selbstvertrauen, und Murray glaubte jeden Augenblick die königlichen Schaaren vor St. Andrews rücken zu sehen.

Aber diesmal irrte er sich. Maria Stuart fühlte nur zu gut in Allem, was Kriegsführung und Staatskunst betraf, den Werth eines Murray, und daß ihn weder Darnley noch Rizio ersetze; er erhielt ein Schreiben von ihr, worin sie ihn dringend bat, an ihren Hof zurück zu kehren und das Staatsruder wieder zu ergreifen. Was sie nur Schmeichelhaftes zu sagen wußte, enthielt dieser Brief, der sattsam zeigte, daß sie ihm jedes Opfer zu bringen bereit sei. Murray aber, stets mißtrauisch, hatte kaum die Nachricht erhalten, daß der geächtete Graf

Bothwell, sein geschworner Feind, der ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, wieder nach Edinburg zurück gekehrt sei, so brach er jede Unterhandlung ab, und verlangte vorerst Bothwells Entfernung. Auch dies wurde ihm endlich nachgegeben, Bothwell mußte zum zweitenmale das Königreich verlassen, und dennoch konnte sich Murray nicht entschließen nach Edinburg zu kommen. Da verlangte die Königin von ihm, wenigstens eine Schrift zu unterschreiben, welche ihre Verheirathung mit Darnley genehmigte, auch dies zu verweigern hielt er für Pflicht, und so schien das innige Verhältniß zwischen Bruder und Schwester auf immer getrennt.

Während dem hatte Graf Murray nichts versäumt, die Aussöhnung Anna's mit ihrem Vater zu bewirken; aber eben so halsstarrig, wie ihn die Königin gefunden, fand er den Alten, dem es zwar lieb war, sein Kind vom Hofe der Königin entfernt zu wissen, ihr aber doch das väterliche Schloß unter keinem Verhältnisse öffnen wollte. - Dies bekümmerte Anna sehr, sie war zu fromm und gut, als daß sie hätte glauben können, ohne des Vaters Segen könne das Glück sie auf ihrem Lebenswege begleiten und bis jetzt waren die Blumen ihrer

Liebe nur rauhe Dornen, die das ſanfte Weſen ſchmerzlich verwunden mußten.

6.

Indeſſen waren die Kränze, welche ſich die Königin wand, ganz andrer Art, als die Dornenkrone der unglücklichen Anna. Waren es auch jetzt nur noch Hoffnungsblüthen, ſtille Kinder ihrer unausſprechlichen Sehnſucht, ſo verſtand ſie doch, dieſe Blumen ſo lieblich aneinander zu reihen, daß ſchon jetzt ihr Zauberduft die Phantaſie der jugendlichen Königin berauſchte. Vor Allem umflocht ſie dieſe Sinnbilder ihres künftigen Glücks mit dem nie verwelkenden Epheu, denn ſie glaubte in Darnley endlich den Mann gefunden zu haben, der nicht allein ihr Herz verſtehen, der es auch für Ewigkeit feſt mit ſeinen Liebesbanden umſchlingen würde. Seine hohe Geſtalt, ſein edles Antlitz, die Würde, mit der er, ſelbſt ihr gegenüber auftrat, ließen ſie nur königlichen Sinn in dem ſchönen Manne ſehen, wo Andere nur Eitelkeit und Stolz erblicken wollten. Für ſie untadelig in Allem, ward er von Tage zu Tage immer mehr und mehr der Abgott ihres Herzens, und mit Sehnſucht und

Ungeduld erwartete sie die päpstliche Dispensations-Bulle, die der nahen Verwandtschaft wegen zur Vollziehung der Ehe unumgänglich nothwendig war.

Aber nicht in gleichem Grade, wie ihre Königin, waren hauptsächlich die Großen des Reichs mit Lord Darnley zufrieden. Selbst in der Zeit, wo die Königin sich noch nicht deutlich über ihre Wünsche ausgesprochen hatte, trat er schon als gebietender Herr unter sie, kränkte ihren Stolz und machte sie sich zu Feinden. Als eines Tages Lord Ruthven, ein ächter Lord der Congregation, der Darnley seines Glaubens wegen schon haßte, sich mit diesem, gegen seine Gewohnheit in ein Gespräch eingelassen hatte, und Lord Darnley, vom Wein erhitzt in voller Anmaßung, Lord Ruthven sagte, daß wohl nichts in Schottland und in der Macht der Königin sei, das er nicht schon im Voraus sein nennen könne, denn die Königin sei so gütig gegen ihn und wage jetzt schon nicht mehr ihm Etwas abzuschlagen, da belebte das ernste Todtengesicht Ruthvens der Hohn. Das muß ich doch sehr bezweifeln, Lord Darnley! sagte er, mitleidig lächelnd, hat es doch die Königin, aus Rücksicht für Elisabeth von Eng-

land, nicht gewagt, Euch zum Herzog von Albanien zu ernennen.

Unglücklicher! schrie Darnley und zog auf Ruthven eindringend, den Dolch, das wagst Du mir ins Gedächtniß zurück zu führen?

Gemach, gemach, junger Mann! sagte Lord Ruthven mit seiner eisigen Kälte. Steckt Euern Dolch in die Scheide, oder, bei Gott, ich vergesse, daß ich im Schlosse der Königin bin und ziehe mein kurzes an Blut gewöhntes Schwert, das sich wenig darum kümmert, ob ein Lord Darnley, oder ein Herzog von Albanien vor ihm steht! Der Ernst, mit dem Ruthven dies sprach, zeigte Darnley nur zu bald, daß er sich übereilt hatte; er steckte den Dolch in die Scheide und reichte Ruthvens, jedoch mit solchem gnädigen Blicke die Hand, daß dieser sie zu ergreifen zu stolz war und sie verschmähete.

Durch dergleichen Auftritte entfernte Darnley den Adel Schottlands von sich, er ward gehaßt; doch die Königin, die in seinem Stolze nur Würde, in seinen Anmaßungen nur gerechte Forderung der Anerkennung seiner Vorzüge sah, fühlte sich in dem Gedanken beglückt, bald mit ihm als ihrem Gemahl prunken zu können.

denſchaften, alle der Eitelkeit entſprungen, werden Dein Lebensſchiff raſtlos umhertreiben, ungeſättigt wird Dein Ehrgeiz bleiben; je höher Du ſtehſt, je ſtärker wird die Sehnſucht den höchſten Gipfel zu erreichen. Die Eiferſucht, das Kind der Eitelkeit, wird Deine Ruhe untergraben und ihr Gift Dir ſpenden; Du wirſt, im Beſitz eines ſchönen Weibes, verlangen, alle Welt ſolle Dich beneiden, ihr von ferne huldigen, keiner aber die Hand nach ihr ſtrecken. Um eine werthloſe Sache wird die Rache Dich Leidenſchaftlichen ergreifen und haſt Du ſie befriedigt, dann wirſt Du jammern und klagen, bereuen und büßen. Ewig ſchwankend, ewig ohne feſtes Ziel, wirſt Du durchs Leben irren — dieß iſt Dein elendes Loos! — O! wie ganz anders ſteh' ich, den Du mitleidig belächelſt, neben Dir — "

„Anders wohl, Vater, ob aber glücklicher? — Ich glaube kaum!" unterbrach ihn der Sohn.

„Wer ſagt Dir das?" fuhr der Alte heftig auf — „Aber Du haſt recht!" fuhr er beſänftigt fort „Das Glück hat mich nicht begleitet; ich ſelbſt habe es von mir getrieben, denn wo die Schuld am Herzen nagt, da raſtet das Glück ſelten. — Du ſtehſt erſchrocken vor mir, blickſt mich ſtaunend an, daß ich mich ſelbſt anklage? — So höre, was ich Dir bisher verſchwieg, ſetze Dich her zu dem büßenden Sünder und vernimm ſeine Beichte! —

Ich war ein feuriger Jüngling, Dir an Leidenſchaft, an Lebensluſt gleich, war des Herrn Leibjäger und ein ſchmucker, rüſtiger Burſche; da lernte ich ein Mädchen, die Tochter einer wohlhabenden Wittwe aus Almenz kennen, ſchön wie Deine Marie. Sie wollte mir wohl, wir ſchwuren uns ewige Treue. Aber ich wollte noch höher

Ihre Leidenschaft war ein Rausch, der, wäre er auch durch den würdigsten Gegenstand erzeugt worden, zu stark war, um von langer Dauer zu seyn, hier sollte er nur zu bald verfliegen. Um den Schein zu haben, daß auch ihre Unterthanen mit ihren Wünschen übereinstimmend wären, versammelte sie den sämmtlichen Adel Schottlands in Perth, wo es ihr endlich durch Geschenke, Belohnungen und Schmeichelworte gelang, die Anwesenden zu der Erklärung zu vermögen, daß sie völlig mit der Wahl eines Gatten, die auf Lord Darnley gefallen sei, mit ihrer Königin einverstanden wären.

Die so sehnlich erwartete päpstliche Dispensationsbulle langte endlich an, und während die Königin von England noch immer durch Unterhandlungen die Sache in die Länge zu ziehen hoffte, ließ sich Maria Stuart plötzlich am 29. Juli 1565 in der Schloßkapelle zu Holyroodhouse nach dem katholischen Ritus mit Darnley trauen.

Schon am andern Tage wurden mit dieser Botschaft Eilboten in die Grafschaften gesandt, die sogleich den Willen der Königin kund thaten, daß künftig alle Verordnungen im Namen des Königs und der Königin ausgefertigt wür-

den, denn sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem Gemahl den Titel eines Königs zugestanden. Zur Feier dieses Tages wurden die glänzendsten Feste im Palaste gegeben, jedoch auch während dieser Lustbarkeiten, während dieser rauschenden Vergnügungen, gedachte die tief beleidigte Königin auch des Ernsten; sie ließ ihre sämmtlichen Vasallen aufbieten, und zog 14 Tage nach ihrer Vermählung mit einem stattlichen Heere gegen St. Andrews, Murray und seinen Anhang zu vernichten.

7.

Als die Nachricht nach St. Andrews kam, daß die Königin ein bedeutendes Heer versammle, waren eben der Herzog von Chatelheraut, der Graf von Hamilton, Argyll, der Tutor von Pitcur, und mehrere andere Verbündete bei dem Grafen Murray versammelt. Einstimmig wurde beschlossen, die nördlichen Besitzungen aufzugeben und sich nur auf die Vertheidigung der südlichen zu beschränken, wo sie, in dem unglücklichsten Fall, zu ihrer Rettung der englischen Grenze am nächsten wären. Dumfries, wo sich schon ein Theil ihrer Streitkräfte befand, wurde zum allgemeinen Sammlungsplatze

gewählt. Auch ließ am nämlichen Tage Graf Murray Robert von Kinkardine zu sich entbieten, stellte ihm vor, wie er und seine Gattin unter diesen Umständen ohnmöglich in St. Andrews bleiben und eben so wenig dem Heere folgen könnten. Er rieth nochmals der Tochter, sich nicht von des Vaters rauher Außenseite abschrecken zu lassen, sondern den Versuch zu wagen und Alles daran zu setzen, ihn zu versöhnen; auch versprach er, sobald Robert wieder zurück gekehrt sei, väterlich für ihn zu sorgen, und das Letzte mit ihm zu theilen. Es wurde nun beschlossen, während der Graf mit seinen Verbündeten südlich zog, sollte Robert mit Anna, als Pilger verkleidet, nach dem Hochlande wandern, und den Vater in Larg-Castle aufsuchen.

Durch Bart und Kleidung ganz entstellt, durchzogen sie absichtlich die rauhsten, menschenleersten Gegenden, wagten es nicht in Inverneß einzukehren, sondern zogen an der Stadt vorbei, und befanden sich endlich, Anna ganz ermattet, am Fuße des Berges, auf welchem Larg-Castle lag. Hier kniete Anna vor einer kleinen Nische, in welcher ein Muttergottesbild stand, inbrünstig nieder, verrichtete ihr Gebet,

bat

bat die Heilige um die Fürsprache, und schritt dann, von Robert begleitet, mit klopfendem Herzen den Berg hinan. Noch nie war sie mit ähnlichen Empfindungen den steilen Fußpfad hinauf geklimmt, wie heute, noch nie hatte sie schuldbewußt vor der Pforte ihres väterlichen Schlosses gestanden, noch nie den Anblick des alten Vaters mit so viel Sehnsucht und doch mit so vieler Furcht erwartet. Zitternd vernahm sie Roberts Ruf, der den alten Thurmwart bat, dem Laird anzuzeigen, daß zwei Pilger Einlaß begehrten. Lord Makintosh erschien selbst an der kleinen Luke, betrachtete die beiden Pilger genau, und gab endlich, sie nicht erkennend, den Befehl sie einzulassen. Anna folgte dem Thurmwart, Robert aber blieb vor der Pforte auf einer Steinbank sitzen, und auf des Thurmwarts Erinnerung, doch auch mit zu kommen, schützte er ein Gelübde vor, das ihm heute gebiete, unter Gottes freiem Himmel zuzubringen.

Als Anna das Vaterhaus betrat, wankten ihre Kniee. Beruhigt, setzt Euch! sagte Lord Makintosh zu ihr, der ihr entgegen gekommen war, schob gutmüthig ihr einen Sessel zu und befahl einem Diener, Speis' und Trank zu

bringen. Der Weg hier herauf iſt ſteil, fuhr er dann fort, man geht ihn leichter hinab, als herauf, das hat mir vor Kurzem ein ungerathenes Kind bewieſen, ſie wanderte freudigen Herzens hinunter, und kehrte nicht wieder zu dem alten verlaſſenen Vater zurück. Da brach Anna's Herz, ſie riß den falſchen Bart ab, warf den tief eingedrückten Pilgerhut weit von ſich, das Pilgergewand ſank von ihren Schultern, und die Tochter umklammerte die Kniee des überraſchten Vaters.

Erbarmen, Erbarmen! rief ſie jetzt, und blickte an dem bleichen, zitternden Greiſe auf. Die Pforten des Himmels ſtehen dem reuigen Sünder ſtets offen, wie ſollte nicht das Herz des Vaters dem reuigen Kinde geöffnet ſeyn!

Anna! rang ſich jetzt dumpf aus des Alten Bruſt, Anna, Du hier? Und meine Fauſt ſtößt Dich nicht zurück, ich dulde, daß Du meine Kniee umfangen hältſt, ich dulde Dich in meiner Nähe? — Steh' auf! rief er dann entrüſtet. Flieh, weit, weit von mir, hin, wo mein Zorn Dich nicht ereilen kann! Aber Anna klammerte ſich immer feſter an den Vater, ſie erduldete ruhig den Ausbruch ſeines Zornes und floh nicht vor ihm.

Ein zorniger Blick des Alten trieb jetzt den

Diener, der Speiſ' und Trank brachte, hinaus, ein wehmüthiger Blick traf jetzt die Tochter ſeines Weibes. Drei Söhne hatt' ich ſchon in meinem Arm gewiegt, als Gott Dich mir gab, rief er dann bewegt, und er die Zerknirſchte in ihrer Schönheit vor ſich knieen ſah. Ich glaubte das Ebenbild Deiner Mutter in Dir zu ſehen, drückte Dich an mein Herz und habe mich furchtbar getäuſcht; die Söhne nahm mir Gott, Dich ließ er mir, die mich verlaſſen hat. Er wandte ſein Auge himmelwärts und ſprach feierlich: Was Du den Menſchen auferlegſt, Vater im Himmel, das ſoll der Menſch tragen in Geduld, und ſo will auch ich meine Bürde tragen und Dich nicht verſtoßen. Steh' auf, und ſetze Dich! — Anna gehorchte, und das bleiche, kummervolle Geſicht der Tochter, das thränenvolle, bittend auf ihn gerichtete Auge mäßigte ſchon jetzt den Zorn des alten Mannes, der raſch im Zimmer auf und ab ging, jetzt aber plötzlich vor ihr ſtehen blieb und mit Heftigkeit fragte: Wo iſt er, wo iſt Dein Verführer? Hat er Dich im Unglück verlaſſen, verſtoßen? Sprich, wo findet meine Rache ihn auf?

Er weilt vor der Pforte und wagt es nicht, dem Verbot ſeines Lairds entgegen, in dies Schloß einzutreten.

Das hat ihm Gott gerathen! sagte der Alte.

Und soll er länger draußen auf seiner Gattin Rückkehr harren? fragte, schon ermuthigter, das junge Weib. Schüttet das Füllhorn der Barmherzigkeit ganz über uns; denkt an den Knaben Robert, den Ihr einst so liebtet, denkt, der Knabe ist Euer Eidam, den Euer Kind so unaussprechlich liebt.

So gehe hin und führe ihn in mein Haus! sagte nach einigem Nachdenken der Alte. Heute aber mag ich ihn noch nicht sehen, ich bedarf der Fassung. — Doch nein! fuhr er plötzlich auf, und hielt die schon davon Eilende zurück. Des Mannes Schwäche muß seine Grenzen haben, des Mannes Wort fest stehen, wie diese Felsen. Er darf mein Schloß nicht betreten.

Vater! bat Anna.

Dies bleibt unabänderlich! sprach er und verfiel in Nachdenken — Was ist jetzt Deines Mannes Plan? fragte er dann. Was will er jetzt thun, da er Dich in Sicherheit weiß?

Zu Murray gehen und sein Schicksal mit ihm theilen. —

Gut, gut! murmelte der Alte vor sich hin. Da kann sein Aufenthalt hier nicht lange seyn, fuhr er lauter fort, so gehe er nach Kinkardine

zu seinem Vater; ich erlaube Dir, daß Du ihm dahin folgst.

Kaum das Schloß meiner Väter betreten, soll ich es schon wieder verlassen! seufzte Anna.

Nun, so bleibe hier, es steht ja in Deinem Willen! sagte der Lord ohne Bitterkeit. Folgst Du auch Deinem Gatten, so thust Du Deine Pflicht, und das Vaterhaus steht Dir ja zu jeder Stunde offen, und Du wirst mir willkommen seyn; jedoch er nicht. Aber eile hinunter, reiße ihn aus der qualvollen Ungewißheit, und überlege mit ihm, ob Du ihm folgen, oder hier bleiben sollst. Das Weib muß nie gegen des Mannes Willen handeln.

Und wollt Ihr ihn nicht sehen? fragte Anna, ängstlich auf die Antwort lauschend.

Hier? — Nein! vielleicht an einem andern Orte.

Anna eilte jetzt hinunter zu Robert, den sie in der quälendsten Unruhe fand; doch was sie ihm berichtete, beruhigte ihn bald; seine Hoffnung hatte ihn ja nicht getäuscht, auf der Burg des Vaters hatte das geliebte Weib ein Asyl gefunden, und auch ihm blieb die Aussicht baldiger Versöhnung.

Und wirst Du mit mir zu meinem Vater

gehen, oder wirst Du bei dem Deinigem bleiben? fragte er jetzt. Ich kenne Dein liebendes Herz und zürne Dir deshalb nicht, wenn wir uns auch hier Lebewohl sagen müßten.

Du kennst es noch nicht, erwiderte Anna ihn liebkosend, wie könntest Du sonst nur einen Augenblick zweifeln, daß ich Dir folgen werde; die Rosse sind schon gesattelt. Ich gehe, meinem alten Vater Lebewohl zu sagen, und bin bald wieder bei Dir.

Er durfte nicht lange harren, bald kehrte Anna zurück, und sie zog mit ihm nach Kinkardine, bis wohin ein stattliches Gefolge sie begleitete.

Zwei Tage wollte Robert hier verweilen, am dritten seinem neuen Herrn zuziehen, um Freud, Leid, Glück und Unglück mit ihm zu theilen, deshalb war Anna's Trennung von ihrem Vater nicht lang, und doch kam noch am nämlichen Tage ein Eilbote von Larg-Castle, und beschied sie auf den andern Morgen nach einem nahgelegenen Meierhof ihres Vaters, wo er sie und Robert zu sprechen wünsche.

Diese Nachricht, der erste Schritt zur Versöhnung, linderte für einen Augenblick den Schmerz der Trennung, dem sie sich während des ganzen

Tages hingegeben hatten, und pünktlich stellten sie sich auf dem Meierhofe ein, wo sie den Alten schon in sonderbarer Stimmung trafen. Er empfing Robert nicht kalt, nicht zornig, aus jedem seiner Worte brach bei diesem sonst so festen, ernsten Manne die Wehmuth hervor; der Gedanke: das ist der Gatte Deiner geliebten Anna, glättete jede Furche auf seiner Stirn, nahm jedem rauhen Worte seine Härte, und wenn er auch als strenger Vater erscheinen wollte, war es ihm doch ohnmöglich, es zu seyn.

Du bist ietzt unglücklich, Robert von Kinkardine, sagte er nach langem Kampfe, und dies ist genug, wenigstens Dir jetzt nicht mit Vorwürfen wehe zu thun. Mit uns beiden hat man ein Possenspiel getrieben; Du hast eine alte Burg, die schon seit Jahrzehnten Eulen und Krähen bewohnen, und ein paar elende Meierhöfe dafür gewonnen, ich habe meine Thorheit theuer, theuer damit bezahlt. Was mir seit frühster Jugend an unerschütterlich zur Seite stand, und bisher alle meine Handlungen bestimmte, die unbegrenzte Liebe zu dem, der Schottlands herrliche Krone auf seinem Haupte trug, es hat mich verlassen. Der Nimbus, den ich um das Haupt der Königin strahlen sah, ist verbleicht, denn sie steht vor mir als ein

steigen, ehe ich sie heimführte, die Gunst meines Herrn, der sich des armen, elternlosen Knaben erbarmt hatte, gab mir die Hoffnung dazu und deshalb hielt ich noch unsre Liebe geheim. In dieser Zeit sandte mich Herr Pompejus mit geheimen Briefen nach Inspruck und da ich die Antwort selbst zurück bringen sollte, mußte ich wochen-, monden-lang dort warten und mein Herz war doch immer bei meiner Elsbeth. Endlich darf ich Tyrol verlassen, kehre ins Vaterland zurück, überschreite die Alpen, überschaue von den hohen Felsen meine Heimath, sehe das Schloß Rietberg mit seinen hohen Thürmen und wandre nun freudigen Herzens, mit meiner Armbrust über den Nacken, an meine Elsbeth denkend, ins Thal hinab; da führt mich der Weg an einer kleinen, mir wohlbekannten Jagdhütte vorbei — ich höre drinnen reden, lausche zufällig und mich dünkt, Elsens Stimme zu vernehmen. Ja sie war es, ich konnte sie durch einen Ritz der Thüre sehen, ich konnte sie sehen, wie sie in den Armen meines Herrn liegt, der sie umfangen hält und sie an sich drückt und herzt. Das Blut starrt in meinen Adern — die Verzweiflung treibt mich fort, die Höhe hinunter, durch den Hohlweg und erst an der verdorrten Eiche, die noch jetzt den Eingang bewacht, bleibe ich halten, überdenke rasch mein furchtbar Geschick und eben so rasch erfaßt mich ein teuflischer Gedanke; ich spanne meine Armbrust, lege den Bolzen drauf und so erwarte ich meine Beute.

Sie naht — Schöner als ich sie je gesehn, kömmt Elsbeth, ein Körbchen am Arme, singend und wohlgemuth durch den Hohlweg herauf — ich lege an — kein schützender Engel ließ meine Hand erbeben, der Bolzen trifft ihr

leichtſinniges Weib, und ich bin mit mir ſelbſt im Zwieſpalt. Sie hat mich aufgefordert, mit meinem Clan zu ihrem Heere zu ſtoßen, und ich ſitze hier ruhig, kein Feuerzeichen hat die Meinen noch zuſammen gerufen. Ja! ich war ihr treuſter Diener, und bin jetzt ihr Feind, denn wenn auch nicht gegen ſie, für ſie zieh' ich mein Schwert niemals wieder.

Du aber willſt ihr feindlich gegenüber treten, Du willſt die Fehde unter Murray beginnen; thue was Dir Dein Gewiſſen befiehlt, aber, begleitet Dich das Glück, ſo hoffe nicht auf ſchönen Lohn, aus der Hand der Rebellion wird die reichſte Goldmünze zu ſchlechtem Kupfer. Durchziehe mit Vorſicht Schottland und mache Dich gefaßt, daß ehe Du Murray erreichſt, er ſchon den vaterländiſchen Boden verlaſſen und bei den alten Feinden der Schotten Zuflucht geſucht hat. Aber biſt Du getreu; ſo folge ihm auch dorthin; für dieſen traurigen Fall, und auch wohl zum Zeichen meiner Vergebung, nimm dieſen kleinen Beutel; was er auch enthalten mag, es iſt ehrlich erworbenes Gut und keine Thräne hängt daran.

Ich wollte Dich nicht unverſöhnt ziehen laſſen, fuhr der Alte fort, nachdem Robert den Beutel genommen und ſeinen unverſtellten Dank ausge-

sprochen hatte, Dir diese Bürde auf Deiner Wanderung abnehmen, so schwer es mir selbst auch wurde, das Feindliche in meiner Brust zu unterdrücken und dem Besseren Gehör zu geben. Gott hat mich zur Milde gestimmt, ich sage ihm meinen Dank dafür! — Robert und Anna sanken bei diesen Worten an seine Brust. — Laßt es gut seyn, Kinder! sprach er. Der alte Sauerteig ist aus meinem Herzen noch nicht ganz verwischt, er gährt und tobt noch und schilt mich einen schwachen Graukopf. Deshalb verdien' ich Eure Liebe noch nicht ganz, so wie Ihr noch nicht ganz meine Vergebung! — Er riß sich von ihnen los, eilte hinaus, und ehe sie ihn zurückhalten konnten, schwang er sich auf seinen fahlen Langbein und trabte Larg-Castle zu.

8.

Was Lord Makintosh gefürchtet hatte, war nur zu bald eingetreten. Die Königin, ihr Heer selbst anführend, zog mit 18000 Mann gegen Dumfries, und die Verbündeten sahen nun wohl ein, daß sie zu schwach waren, einer solchen Macht zu widerstehen. Sie entließen ihre Vasallen und flüchteten nach Newcastle in

England, wo der Graf von Bedford an der schottischen Grenze befehligte. Die Königin, ihr Heer nicht umsonst zusammen gezogen zu haben, zog nun durch ganz Schottland, nur nicht nach den nördlichen Gegenden, da hätte ein solches Heer kaum auf einen Tag Lebensmittel gefunden, verheerte die Besitzungen der sich zu ihrem Verderben Verbündeten, und hoffte nun, mit einem Schlage alle ihre Feinde für immer zu unterdrücken, indem sie sie vor ein Parlament fordern und richten lassen wollte.

Robert schlich indessen von Hütte zu Hütte. Um unerkannt zu bleiben, verließ er jede gebahnte Straße und durchstreifte nur die unwegsamsten Gegenden. Das lange Pilgergewand, der weiße Bart entstellte ihn ganz, und doch ward er der Furcht, erkannt zu werden, nicht immer ganz Herr. Schon hatte er den caledonischen Kanal überschritten, war bis in die Gegend von Inverary gekommen, und nirgends war ihm etwas Unangenehmes aufgestoßen. Erst in der Gegend um Glasgow erfuhr er, daß Murray und seine Verbündeten nach England geflüchtet wären und die Königin mit dem Heere über Glasgow nach Perth ziehen wolle; diese Nachricht betrübte und erschreckte ihn zugleich, doppelte Vorsicht

war jetzt nöthig. Er wagte es nun nicht mehr, des Mittags einzukehren, verbarg ſich dann irgendwo im Geſträuch oder Dickigt, und ſetzte erſt am Abend ſeine Reiſe wieder fort.

Seit er von Murray's geſcheitertem Unternehmen gehört hatte, war er zweifelhaft, was er thun ſollte. Dem Grafen nach England zu folgen, ſchien ihm nicht räthlich, denn er konnte ihm dort nur läſtig ſeyn; er beſchloß daher umzukehren und ſich bei ſeinen Freunden in dem Hochlande ſo lange verborgen zu halten, bis ſich die Umſtände geändert haben würden. Anna's Aufenthalt daſelbſt befeſtigte dieſen Entſchluß, und gewiß von einem andern Schickſal träumend, als das ihm begegnen ſollte, legte er ſich in eine trockene Schlucht, wo ihn hohes Schilf ſattſam verbarg.

Aber der Menſch kann ſeinem Geſchicke nicht entgehen, das hohe Schilf, was ihn dem Auge verbergen ſollte, war ſein Verräther. Die Königin, Jagd, beſonders Reiherbeize leidenſchaftlich liebend, war, ſtatt nach Glasgow zum Grafen Lenox, Lord Darnley's Vater, zu gehen, auf die Reiherbeitze geritten, und betrat eben die Gegend, wo ſich Robert im Verborgenen durch ſtärkenden Mittagsſchlaf von ſeiner müh-

samen Wanderung erholen wollte. Ein Reiher stieg auf. Maria nahm ihrem Falken die Kappe ab und sandte den königlichen Vogel in sein weites Reich der Lüfte, einen guten Fang zu thun. Es gelang ihm auch, aus hoher Luft den Reiher herab zu stoßen, und unglücklicher Weise sank der Falke mit seiner Beute dicht bei dem Ort, wo Robert entschlummert lag.

Rizio, der unzertrennliche Gefährte der Königin, eilte im schnellsten Jagen dahin, wo der Falke sich nieder gelassen hatte, und fand, außer dem Leibvogel der Königin mit einem stattlichen Reiher in seinen Klauen, einen Pilgersmann, der, aus seinem Schlaf auf so unerwartete Weise aufgeschreckt, beim Anblick Rizio's die Fassung verlor, denn jetzt wollte er den Dolch unter seinem Gewande hervorziehen und ihn niederstoßen, jetzt wieder vor ihm fliehen. Dem schlauen Italiener, obgleich er Robert nicht erkannte, entging es nicht, daß der Pilgersmann kein gewöhnlicher Pilger und er nicht zu seinem Vergnügen sich in das Schilf gebettet habe; er winkte seinem Gefolge, und als diese nahten, fragte er den Pilger, wer er sei.

Das kümmere Euch wenig, Herr! erwiderte der Pilger mit verstellter Stimme.

Sei nicht so frech, Bursche! fuhr ihn Rizio heftig an. Wir verstehen das wildeste Roß zu bändigen, wie viel mehr Elende, wie Du einer mir zu seyn scheinst. Noch einmal frag' ich Dich: wer bist Du?

In diesem Augenblick ein Unglücklicher, sonst aber war ich ein glücklicher Mensch. Doch dort sehe ich der Königin weißen Zelter heran gesprengt kommen, ihr will ich Rede stehen, Euch nicht!

Als Maria sich nahte und alsbald nach ihrem Leibfalken fragte, reichte man ihr den Schöngefiederten, den sie liebkoste, plötzlich aber die Augen nach dem dicht vor ihr stehenden Pilgersmann wandte, und: Robert von Kinkardine! ausrief.

Du bist es? rief Rizio, und höhnische Freude erglänzte aus seinem stechenden Auge. Habe ich Dich endlich —

Ja, Herr! aber doch nicht mein Weib, die ist in sicherm Verwahrsam, und schwerlich wird sie der Zufall in Eure Hand führen, wie mich.

Was bedeuten diese mir unverständlichen Worte? fragte die Königin. Was stellst Du Dein Weib neben den edlen Rizio?

Fragt ihn nur, Majestät, er kann Euch schon Rede desfalls stehen! erwiderte Robert keck.

Ueberlaßt mir den Gefangenen! bat jetzt Rizio die Königin; doch der Argwohn, der in dieser aufgestiegen war, gab ihr die Kraft, Rizio diesesmal seine Bitte nicht zu gewähren. Man bringe den Entflohenen in das Schloß von Edinburg! befahl sie einem ihrer Hofleute. Und Ihr, mein Geheimschreiber, wandte sie sich zu Rizio, folgt mir! Dies sagend sprengte sie seitwärts einen Hügel hinauf.

9.

Das leidenschaftliche Gemüth der Königin war in dieser Zeit auf mancherlei Weise gar sonderbar berührt worden; Politik und häusliche Verhältnisse nahmen es in Anspruch. Gleich nach der Entfernung Murray's wurde dessen bitterstem Feinde, dem Grafen Bothwell, die Erlaubniß ertheilt, nach Schottland zurückzukehren und in den Besitz aller seiner Güter zu treten; auch Lord Gordon, der älteste Sohn des Grafen von Huntley, wurde aus dem Gefängniß entlassen und ihm alle seine reichen Besitzungen zurückgegeben. So glaubte die Königin, sich eine Parthei aus dem katholischen Adel und den Feinden

Murray's und der Hamiltons zu bilden, und fühlte sich nun stark genug, sich fest auf dem Throne zu behaupten und selbst für die Ausbreitung ihres Glaubens Etwas thun zu können. Was noch Maria bisher unternommen hatte, war ihr gelungen; es schien, als ob das Glück und der Geist der Guisen auch auf ihr ruhe, und wenn sie auch hier und da einen Fehlgriff that, machte ihre außerordentliche Thätigkeit bald Alles wieder gut.

Nicht so glücklich hatten sich die Verhältnisse in ihrem Innern gestaltet. Auffallend mußte es Jedem seyn, der in den verborgenen Gemächern der Königin Zutritt hatte, wie sich seit kurzer Zeit hier Leidenschaft an Leidenschaft geknüpft, und sich vom Wohlwollen bis zur Ueberspannung gesteigert, sich gegenseitig bekämpft hatte. Als Rizio, der Spielmann, zum Geheimschreiber der Königin erhoben wurde, war schon Lord Darnley's Bild ihrem Auge entschleiert gewesen, und die Gluth sinnlicher Liebe zu einem Grade gesteigert worden, der sonst nur, wenn Aug' in Auge versunken, und Brust an Brust ihre seligsten Gefühle austauscht, gefunden wird. Diese Leidenschaft hatte selbst Rizio, zu Aller Verwunderung, ge-

nährt, und er mußte außer der Gabe des Gesangs auch mit der der Wahrsagung begabt seyn, oder ein anderer Plan bei ihm zum Grunde liegen, daß der Italiener so sehr die Heirath mit Darnley zu befördern suchte. Zwei Monate bedurfte es, einen fremden Musikanten zum Günstling zu erheben, ihn mit Reichthümern und Macht zu überschütten, was konnte dies bewirken, als Liebe, und konnte Liebe neben jener Leidenschaft bestehen?

Maria's Stellung am französischen Hofe hatte ihre Sinnlichkeit mit Rücksichten umgarnt, Freund und Feind, Medicis und Guise, beobachteten jeden ihrer Schritte, die Königin mußte selbst in Mitten eines verdorbenen Hofes unverdorben und rein dastehen. Galanterien gehörten zur Tagesordnung und wurden wie gesellschaftliche Spiele betrachtet, leicht beurtheilt und leicht vergeben, und so verließ Maria Stuart den französischen Hof, wenn auch nicht als eine Heilige, doch als eine Reine. Staatsgeschäfte zogen sie in Schottland ganz von ihrer ehemaligen Beschäftigung und Lieblingsunterhaltung ab, und erst Rizio weckte den schlummernden Funken, den sie nicht zum Auflodern kommen ließ, so lange die wilde

Flamme

Flamme für Darnley in ihrem Innern sie verzehrte. Aber bald, nur zu bald, mußte des Gemahls thörigtes Betragen sich selbst nach und nach entgöttern und die Gluth verlöschen. Der Geist des Mannes glich nicht seinem schönen Aeußern, das fühlte Maria schon längst und betrauerte es, daß es so sei; aber der männlich schöne, der kräftige Mann ließ so leicht des Geistes Mängel vergessen. Seit Darnley seines Glückes gewiß, im Besitz Maria's war, lüftete er selbst den Schleier, hinter dem er bis jetzt seine Fehler verborgen hatte. Ein rohes, barsches, anmaßendes Benehmen, das auch die Königin mitunter dulden mußte, ward ihr bald lästig, die wohl in schwachen Augenblicken viel vergeben und bewilligen konnte, in dem Augenblick der Ruhe aber von ihrem königlichen Ansehn nur ungern Etwas vergab. Ueberdies war er dem Trunk, selbst mehr als es die damalige Sitte erlaubte, ergeben, gerieth mit einigen lockern Gesellen auf Abwege, die kein Weib vergiebt, und vernachlässigte endlich die Königin ganz. Je flammender die Liebe war, desto tiefer, herzzerreißender ist der Schmerz der Vernachlässigung. Es bedurfte nur weniger Monate, um diese

Herz — ſie ſinkt blutend nieder. Mich erſchüttert dies nicht, ich blicke kalt nach ihr hin, ſpanne das tödtende Geſchoß noch einmal, lege noch einen Bolzen darauf und mich wenig um die Todte kümmernd, erwarte ich Sinnloſer mein zweites Opfer. Auch dieſes naht — der edle Planta ſieht die Unglückliche in ihrem Blute liegen, ſtürzt über ſie hin, ſchließt ſie jammernd in ſeine Arme; ich drücke los und ſtatt ihn trifft auch der zweite Bolzen ihre Bruſt. Er fährt auf, erblickt mich, zieht das Schwert, ſtürzt auf mich zu; ich fliehe nicht, wie feſtgebannt erwarte ich ihn, erwarte ich den Tod.

„Unglücklicher!“ ruft er mir zu, das Schwert hoch geſchwungen „Was bewog Dich zu der grauſenvollen That?“

„Ich ſah ſie in Euerm Arm, Herr! — Sah, wie Ihr ſie herztet und da ſolltet Ihr Beide ſterben!“ ſprach ich in dumpfer Verzweiflung.

„Und tödtetest mein Kind, mein liebes, frommes Kind, die mir ſo eben ihre Liebe zu Dir geſtand. Unglücklicher!“ jammerte er und der gehobene Arm ſank. Auch ich ſank zu ſeinen Füßen und bat, mich zu tödten — „Steh auf“ ſprach er „ich will ihren Tod nicht rächen. Gott wollte ſo mein Vergehen ſtrafen. Flieh hin, wo mein Arm Dich nicht finden kann; nach einem Jahre kehre zurück, vielleicht iſt dann mein Schmerz gelindert.“ Ich küßte ſeine Hand „Ihr habt mir das Leben geſchenkt, Herr! —“ ſprach ich „Fortan ſei es auch nur Euch geweiht!“ Ich warf mich über die Todte, aber mein Schmerz, mein Jammer rief das Leben nicht zurück — ſie war dahin! Da trieb es mich in ferne Lande; aber nach der Heimath,

überspannte sinnliche Liebe in Verachtung umzuwandeln.

Diesen Zeitpunkt mochte wohl der schlaue Rizio erwartet, berechnet und zu seinem Vortheil benutzt haben; von diesem Augenblick war er Herr und König und Darnley, der früher sich so tief herabließ, sich um die Protection des Günstlings zu bewerben, fühlte jetzt die überwiegende Macht, mit der er auch ihn sich unterwürfig zu machen suchte. Gleiche Gesinnungen theilte der Adel, theilten die Machthaber mit dem Könige, und Alles verband sich zu Rizio's Verderben.

In seinem stolzen Selbstvertrauen ahnete dieser nichts davon. Seit Roberts Flucht hatte ihn der Gedanke an Anna, vielleicht nur eine flüchtige Laune, mehr noch beschäftigt, als alles Andere. Auch am heutigen Abend, als er mit der Königin in ihrem Kabinet allein war, hatte er die Frechheit, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie ihm nicht die Bestrafung Roberts von Kinkardine überlassen habe. Aber die Königin schien dieses heute nicht gut aufzunehmen, gab ihm einen anderweitigen Auftrag, und entfernte ihn von ihrer Person, wogegen sie Maria Ogilvie befahl, in aller Stille Robert vom Schloß zu Edinburg nach Holyrodhouse bringen zu lassen.

Was hat Dich bewogen, auf so schimpfliche heimliche Weise meine Dienste zu verlassen? redete ihn die aufgebrachte Fürstin an, als der Unglückliche eintrat.

Majestät! entgegnete Robert. Der Graf Murray hatte mich in Eure Dienste gebracht, ich fand mich dadurch geehrt und beglückt; wer verspritzte nicht in dem Dienste solcher holden königlichen Frau mit Freuden hundertmal sein Blut? Nie hätte ich damals den Gedanken nähren können, Euch zu verlassen; überdies führte ja der Zufall die Geliebte meines Herzens hierher, Ihr schienet unsre Liebe zu billigen, und der Becher meines Glückes schäumte über. Was uns ganz beglücken sollte, das Festspiel, erfüllte seinen wohlgemeinten Zweck nicht ganz; wir wurden freudig überrascht, denn wir ahneten nicht, daß dieser Tag der Tag unsrer Weihe werden würde, er wurde aber auch der Tag, der die Tochter von dem Herzen des Vaters riß. Wir waren für ewig vereint, Ihr ernanntet mich zu Eurem Kämmerer, belehntet mich mit einer alten Burg und zwei Meierhöfen, und dennoch verließ ich Euch, und mußte in den Augen meiner Königin als ein Undankbarer erscheinen. Aber undankbar war ich bei Gott nicht, ich entfloh nur dem Verderben! Jener Mann, der mit seinem Saitenspiel sich in Wochen mehr erwarb, als der edelste Ritter Schottlands mit seinem Schwerte es je in Jahren vermocht hatte, verfolgte meine Gattin. Zu feig, um mir gegenüber mit dem Schwerte in der Hand Rede zu stehen, mit aller Macht, mit allem bösen Willen ausgerüstet, mich zu verderben, blieb mir nichts weiter übrig, als die Flucht. Nur einen Mann kannte ich noch, dem ich mich verpflichtet fühlte, und ich folgte ihm in der festen Ueberzeu-

gung, Ihr würdet Euch bald mit ihm versöhnen müssen.

Die Königin war von diesem Bericht überrascht, dies hatte sie nicht geahnet, und als ihr Auge jetzt Maria Ogilvie traf, die sie zu fragen schien: hatt' ich nicht recht? da trat eine Thräne in der Königin Auge, und sie mochte sich in diesem Augenblick wohl unglücklicher fühlen, als sie es sollte.

Nach einer Pause, in der sie sich zu sammeln gesucht hatte, sagte sie zu Robert: Ich vergebe Dir, Du bist frei! Doch rathe ich Dir, Schottland sogleich zu verlassen, ich würde Dich in diesem Augenblick vor Manchem nicht schützen können. Geh nach New-Castle und suche Dir dort einen andern Herrn, aus meinem Dienste bist Du entlassen! Du aber, Maria, sorge dafür, daß seiner Flucht nichts in den Weg gelegt werde!

10.

Am andern Morgen fand ein ernstes Gespräch zwischen Rizio und der Königin über Anna Makintosh statt, aber der Listige kannte nur zu gut die Art und Weise, seine Gebieterin zu überreden; der Ton seiner sonoren Stimme war so Vertrauen erweckend, die Worte, die er zu seiner Entschuldigung sprach, so glaubwürdig, daß er Maria Stuart bald überzeugt hatte, daß sein Benehmen gegen Anna als Fräulein und Gattin Roberts untadelig, und Roberts Aussage nur

ein Vorwand gewesen sei, die Schuld von sich ab und auf ihn zu wälzen.

Wäre Robert in diesem Augenblick noch auf dem Schlosse von Edinburg in Gewahrsam gewesen, schwerlich würde er so wohlfeilen Kaufes fortgekommen seyn, als jetzt, denn Rizio, seine Rache keinen Augenblick mäßigen könnend, schickte gleich nach der Unterredung mehre Geharnischte ab, Robert einzufangen, die ihn in aller Stille auf irgend eines seiner Schlösser bringen sollten.

Roberts guter Genius, wohl mehr noch die Liebe zu Anna retteten ihn, denn als er frei sich befand, als er nach allen Himmelsgegenden seinen Wanderstab setzen konnte, wandt' er dem Süden den Rücken und begann seine Wallfahrt nach Norden, und so entging er seinen Verfolgern, die ihn auf dem Wege nach England suchten. Eines nur hemmte zuweilen seine Schritte, es war der Gedanke an Lord Makintosh, der es ihm nicht vergeben werde, nicht zu Murray gezogen zu seyn. Aber da jetzt das Schwert ruhte, nur die Feder durch Unterhandlungen dem verderblichen Krieg ein Ende machen sollte, so hielt es Robert für Unrecht, ohne seinem Herrn nützen zu können, dessen Seckel zur Last zu fallen, und so überredete er sich endlich, Lord Makintosh werde diese Ansicht mit ihm theilen.

Aber er irrte sich. Der Alte zürnte ihm, daß er zurückgekehrt und nicht seinem Herrn ins Exil gefolgt sei; daß ihn Anna hierher gezogen, beschönigte seine Handlungsweise in den

Augen des Vaters nicht; den Zauber der Liebe kannte Makintosh nicht mehr, oder hatte sich auch nie ihm hingegeben. Ueberdies machte ihn der Gedanke traurig, sich schon wieder von seinem Kinde trennen zu müssen, denn da er öffentlich es ausgesprochen hatte, daß Robert nie wieder Larg-Castle betreten solle, so glaubte er dies Wort unter keinem Verhältnisse brechen zu dürfen, eben so wenig konnte er, seinem Gefühle nach, die Tochter dem Gatten vorenthalten.

Bei der ersten Zusammenkunft, die sie auf dem nämlichen Vorwerk zwischen Kinkardine und dem Schlosse hatten, wurde die Sache besprochen. Der Alte verbarg seinen Unmuth nicht, schalt seinen Eidam einen liebesiechen Knaben, wiederholte in seiner Heftigkeit den Schwur mehre Male, daß Robert mit seinem Willen nie das Schloß Larg wieder betreten, jammerte, daß er seine Tochter von sich lassen sollte, die doch unter den jetzigen Verhältnissen eine feste, sichere Burg bedürfe, bis endlich Robert auf den sonderbaren Einfall kam, die in der Grafschaft Murray am Meere gelegene unbewohnte Burg, die er von der Königin zum Lehn erhalten, so viel es sich in der Eile thun ließ, zur Bewohnung und Vertheidigung in Stand zu setzen, und seine Freunde, deren er viele unter den benachbarten Clans habe, dort zu versammeln, und so Rizio und seinen Feinden widerstehen zu können. Hierher könne Makintosh die Tochter begleiten und mit ihnen beisammen seyn.

Der Vorschlag dünkte dem alten Lord so übel nicht, er nahm ihn in Ueberlegung, und schon am andern Tage war er ihm genehm. Er gab Robert eine kleine Summe zu dem Nothwendigsten, und während dieser in die Gebirge eilte, seine Waffengefährten aufzusuchen und sie zur Vertheidigung des alten Roß-Castle aufzufordern, ordnete Makintosh Alles zu seiner Uebersiedelung an, die auch nach Kurzem glücklich vor sich ging und Niemanden störte, als die Eulen und Fledermäuse, die jetzt den neuen Bewohnern weichen mußten.

In stiller Einsamkeit durchlebte hier Robert mit Anna seine Tage. Zwanzig seiner jungen Kriegsgenossen bewachten mit ihm die halbverfallene Burg; Jagd und was die Meierhöfe gaben, nährte die kleine Besatzung, und selbst Lord Makintosh, der mit hierher gezogen und Larg-Castle einem seiner Verwandten zur Obhut übergeben hatte, schien mit jedem Tage mehr und mehr den alten Groll aus seiner Brust zu verwischen, den er so lange schon gegen Robert von Kinkardine genährt hatte, denn ihn mußte die herzliche Liebe erfreuen, mit welcher der Mann an Anna hing. Da verbreiteten sich mancherlei Nachrichten über Murray und seine Verbündeten; bald sollten sie, von der Königin Elisabeth unterstützt, in Schottland feindlich eingedrungen, bald von ihr in Newcastle ins Gefängniß geworfen seyn. Auch ging ein dumpfes Gerücht in dortiger Gegend umher, Lord Gordon versammele in der Stille seine Vasallen, und es gelte Roß-Castle, oder dem Schlosse

von Larg. Da sprach Makintosh ein ernstes Wort mit Robert. Du ziehest ein Ungewitter auf uns, sprach er. Das alte Schloß ist nicht zu vertheidigen, wenn 100 entschlossene Männer davor rücken, opfern wir uns nutzlos. Daher ziehe Du zu Murray, dort ist Dein Platz, der meinige ist in dem Schloß meiner Väter, wo die mir befreundeten Clans um mich wohnen, und gewiß Jeder für den alten, verhöhnten Makintosh willig das Schwert ziehen wird, was jener so oft für sie schon gezogen hat. Schiffe Dich in Inverneß, oder wo Du es sonst am thunlichsten findest, ein, überlaß mir mein Kind, und sollte auch der stolze Huntley gegen Larg rücken, so soll er den Arm der Hochländer fühlen. Denke an Dein Weib, an Rizio, und darnach handle!

Robert fühlte, daß der Alte Recht habe, und da ein Kundschafter, den sie nach Aberdeen geschickt hatten, mit der Nachricht zurück kam, Lord Gordon rüste sich, und er sei mit vielen Bewaffneten zum Aufbruch stündlich bereit, da säumte Robert nicht länger, ging nach Inverneß, fand Platz auf einem englischen Schiffe, was eben nach Berwick abfahren wollte, und während Vater und Gattin sich zur Abreise bereiteten, schiffte sich Robert ein.

Der alte Lord, den die Sehnsucht schon lange nach seinem Schlosse zog, trieb Alles zur Abreise an. Er hatte auch Ursache, denn kaum hatte er am Morgen das Schloß dem alten Kastellan und seinen Krähen und Fledermäusen wieder

übergeben und seinen Weg längs der Küste genommen, so rückte am Abend schon das Kriegsvolk des Lord Gordons vor Roß-Castle, wo ihm der Kastellan ohne Widerstand das Thor öffnete und ihn benachrichtigte, daß Lord Makintosh schon am frühsten Morgen gen Norden gezogen sei. Dahin folgte Lord Gordon, der dem alten Laird seine Treue während seines Vaters unglücklicher Fehde mit der Königin nicht vergeben konnte; aber Makintosh hatte einen zu bedeutenden Vorsprung und kam zwei Tage früher als Gordon nach Larg-Castle.

Hier versammelte er zur Vertheidigung des Schlosses schleunigst seinen Clan, schickte zu den ihm Befreundeten das feurige Nothzeichen, schaffte so viel Lebensmittel, als nöthig, herbei, und erwartete nun den Feind, der sich auch bald vor dem Schlosse zeigte.

Robert war nicht so glücklich am Ort seiner Bestimmung angelangt. Kaum daß er den Hafen von Inverneß verlassen, hatte ein furchtbarer Sturm sich erhoben, so daß der Schiffer den Hafen wieder zu gewinnen trachten mußte, und da der Sturm anhielt, so verließen viele der Reisenden das Schiff. Hier war es, wo Robert erfuhr, daß Lord Gordon vor Larg-Castle gerückt sei. Tausenderlei Bilder stiegen in seiner geängstigten Seele auf, er sah schon Anna in Rizio's Gewalt, und dies bestimmte ihn, auch jetzt den Rath des alten Makintosh nicht zu befolgen, sein Gepäck wieder ausschiffen zu lassen, und für sich, nicht für Murrays Sache zu handeln. Die

Wege genau kennend, befand er sich bald in der Gegend des Schlosses, sah hier in nächtlicher Stille von manchem Hügel das Nothzeichen flackern, und begab sich nun schnell zu den Clans, von denen er wußte, daß sie Anna's Vater befreundet waren.

Die Nothzeichen erloschen auf den Höhen, ein schlimmes Zeichen für den Laird, aber Robert hatte sie absichtlich auslöschen lassen, um Lord Gordon zu täuschen und in träger Ruhe zu erhalten. Das Benehmen der Königin gegen den alten Laird hatte die ganzen Hochlande empört, daher viele der Aufforderung des alten, tiefgekränkten Mannes folgten, der jetzt, wie der Tiger in seiner Höhle, sein Kind bewachen und für dasselbe kämpfen mußte. Bald sah sich daher Robert von einer Schaar tüchtiger Kriegsleute umgeben, die ihn zu ihrem Befehlshaber erwählten und freudigen Muthes mit ihm gen Larg-Castle zogen.

Lord Gordon, anfangs wohl über die Theilnahme der Hochländer besorgt, war doch, da sich seit vielen Tagen kein Feind hatte blicken lassen, eingeschläfert worden, und hoffte, am andern Morgen mit den zwei Karthaunen, die heute zu ihm gestoßen waren, das alte Schloß einzuschießen. Aber gerade um die Stunde der Mitternacht, als eben der Sturm so fürchterlich heulte, der See so stark brauste, als sei er Roberts Verbündeter und wolle Alles übertäuben, was sein Annähern verrathen könnte, schlichen sich die Hochländer unbemerkt in das feindliche Lager, und das Morden begann. Aber sie waren nicht auf den Theil ge-

ſtoßen, wo Lord Gordon ſein altes Kriegsvolk ſelbſt befehligte. Sobald der Lärm bis zu ihm gedrungen war, ſammelte er ſeine Krieger um ſich, und da er nur glauben konnte, es ſei eine feindliche Schaar, die ſich in das Schloß werfen wollte, rückte er gerade vor den Eingang, aus dem Lord Makintoſh in dem Augenblick mit den Seinen herausbrach. Hier auf dieſem ſchmalen Erdſtrich entſtand nun, in dunkler Rabennacht, ein wüthender Kampf, denn auch Robert drang dem Thore zu, wo oft Freund gegen Freund, Feind gegen Feind focht; doch hatte die Ueberraſchung den Muth von Gordons ſonſt ſo kühner Schaar gelähmt, ſie begann zu weichen. Hochland! Hochland! tönte es nun von allen Seiten, und der Sieg hatte ſich zu Roberts kleiner Schaar gewendet, die den Feind muthig verfolgte.

Während der dichten Finſterniß, wo vielleicht der Freund ſeinen treuſten Freund gemordet hatte, war es herzzerreißend, das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten zu hören, und zu ſehen, wie die Kienfackel den beiden Wundärzten voranſchritt, die Hülfe bringend das Schlachtfeld durchzogen, dem Tode wo möglich ſeine Beute zu entreißen. Doch auch die Nacht verſtrich, der Sturm legte ſich, der See ſchien durch den Sieg beruhigter, Einzelne kamen vom Verfolgen zurück, während Makintoſh, ſo viel es ſich in der Dunkelheit der Nacht thun ließ, für die Verpflegung der Zurückgebliebenen ſorgte, was er um ſo lieber that, als er erfuhr, daß Robert von Kinkardine der Anführer der ihm zur Hülfe Gezogenen ſei.

nach ihrem Grabe zog es mich immer wieder und als ein Jahr verronnen war, ſtand ich barfuß und zerlumpt, wie Du mich jetzt ſiehſt, ein Büßender an der Pforte des Schloſſes und wartete auf den Herrn. Er kam und reichte mir die Hand „Geh hinein!“ ſprach er „Diene mir treu!“ — Das hab' ich gethan, Elsbeth's Schweſter ward mein Weib, ward Deine Mutter; über der Schweſter Grab reichte ſie mir die Hand; und nun ſprich, Du mitleidig Lächelnder! — Hab' ich nicht ein furchtbar, fürchterliches Ziel vor mir? Wunderſt Du Dich noch, daß ich dem Todten angehöre mit Seele und Leib und nicht dem Leben? Daß ich ihn rächen muß und ſollte ich meine Seele der Hölle verſchreiben? Nur eine Leidenſchaft treibt mich, nur eine blutige Schuld habe ich im Leben zu zahlen — ich werde ſie zahlen mit Blut und Leben! —“

„Thut das, Vater!“ fiel ihm Konrad raſch in die Rede — „Aber nur jetzt nicht, nicht eher, bis ich durch ihn mein Ziel erreicht habe, dann mordet ihn, ich will Euch hülfreiche Hand leiſten; aber nur jetzt nicht.“

Der Alte ſah ihn verächtlich an, wandt' ihm den Rücken und ſetzte ſich, ſich der Erinnerung überlaſſend, am rauſchenden Waſſerfalle nieder.

6.

Als es zu dämmern begann, verließ Konrad die Hütte und ging nach Scamfs zu ſeiner Marie. Er war heute nicht freudig geſtimmt, denn die Erzählung hatte einen

Jetzt brach der erste Schimmer des Tages durch die Nebel der Nacht, die Morgenröthe trat hinter den Bergen hervor, und nun erst konnte man den grausigen Schauplatz des Kampfes deutlich übersehen. Da lag dicht am Eingang der Pforte, die er nie mehr überschreiten sollte, Robert von Kinkardine, aus mehreren Wunden blutend — Der Tod hatte strenger gerichtet, als Lord Makintosh selbst, er hatte ihm die Pforten von Lard-Castle für ewig geschlossen.

11.

Während dies in den Hochlanden geschah, war auch die Ruhe nicht in Holyroodhouse eingekehrt. Das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahl wurde mit jedem Tage unangenehmer; er verlangte von ihr die Ehekrone, dies Zeichen, daß die königliche Gewalt ganz in seinen Händen lag, und welche sie ihm nicht einmal ohne Bewilligung des Parlaments gewähren konnte, und auch bei seinem unanständigen, lieblosen Betragen nicht gewähren wollte. Er vernachlässigte sie ganz, überließ sich ganz dem Laster des Trunkes, und Jeden, der der Königin mißfiel, oder Beschwerden gegen sie zu haben glaubte, empfing er mit offnen Armen. Die ehemaligen Freunde Murray's, die in der jetzigen unglücklichen Katastrophe ihn verlassen hatten, waren in diesem Augenblick sein täglicher Umgang. Die Lords Morton, Lindsay und Ruthven, diese einst so eifrigen Lords der Congregation,

diese strengen Sittenrichter, theilten das wüste Leben des jungen Königs, und dies Alles blos, um den Turiner Musikanten zu stürzen, der, je tiefer Darnley in der Gunst seiner Gattin sank, desto höher in derselben stieg. Aber statt daß Rizio sein Glück vorsichtig, sein befriedigter Ehrgeiz umsichtiger hätte machen sollen, vermehrte er nur seinen Stolz und seine Rücksichtslosigkeit; sein Wahnsinn ging so weit, öffentlich der Welt zeigen zu wollen, in welchem vertraulichen Verhältnisse er zu der Königin stände, so daß endlich den König wüthende Eifersucht ergriff, und, da ihm die Königin die verlangte Entfernung Rizio's abschlug, er nun glaubte, das trotzige, rücksichtslose Benehmen Rizio's nicht länger mehr dulden zu dürfen. Es wurde zwischen ihm und den oben genannten Lords verabredet, den frechen Abenteurer zu tödten; doch die Unbeständigkeit und Unentschlossenheit des Königs kennend, wollten sie auf keine andere Weise handeln, als auf seinen ausdrücklichen Befehl und in seiner Gegenwart.

Murray mußte von allem diesem unterrichtet seyn, denn er kam in dieser Zeit ins Geheim mit mehreren seiner Anhänger nach Schottland zurück, verweigerte aber, irgend einen Theil an der That zu nehmen. Die Königin ahnete von alle dem nichts; ihre Vertraute, Maria Ogilvie, die wohl nicht ganz ohne Kunde und vielleicht die Ursache war, daß Graf Murray in diesem Augenblick nach Schottland zurückkehrte, machte sie nicht im Geringsten aufmerksam, denn sie selbst haßte Rizio zu sehr, um

Etwas für seine Rettung thun zu wollen. Selbst ihr Verhältniß zur Königin schien seit Murray's Entfernung nicht mehr so innig zu seyn, wie sonst, auch mochte ihr Manches an Maria Stuarts Betragen jetzt mißfallen. Was ihr früher in einem milderen Lichte erschienen war, trat jetzt grell und in einer Gestalt vor sie, die dem Zartgefühl des Mädchens wehe that. Seit Rizio und Darnley war Maria Stuart nicht mehr das harmlose Wesen, das mit Blumen spielte, und sich Kränze aus Feldblumen wand: sie hatte in ihren Augen den Nimbus verloren, und nur alte Anhänglichkeit und Gewohnheit ketteten Maria Ogilvie noch an ihre Gebieterin. Auch der Tod Roberts von Kinkardine, den das Fräulein schmerzlich empfand, die Königin aber gleichgiltig vernommen hatte, war nicht geeignet, das locker gewordene Band wieder fester zu knüpfen; der Königin Haß gegen Lord Makintosh, den sie durch That und Wort deutlich aussprach, empörte das zartfühlende Mädchen, denn er war der Gekränkte, dem Hohngelächter öffentlich Preisgegebene, der es mit seiner Königin so treu gemeint und nichts an ihr verschuldet hatte. Wahrscheinlich auf Rizio's Anstiften hatte es Maria Stuart dem Lord Gordon bei seiner Entlassung aus dem Gefängniß zu Stirling gewissermaßen zur Bedingung seiner Freiheit gemacht, dem Clane der Makintosh den Untergang zu bereiten; Gordon, seiner Verpflichtung treu, hatte den unglücklich abgelaufenen Versuch

gemacht, und Rizio drang ferner in ihn, denselben zu erneuern. Da trat Morton als Beschützer des alten Lairds auf und meinte, daß weniger an einem Lautenspieler, als einem schottischen Edlen gelegen sei. Darnley stimmte mit ein, und noch an dem nämlichen Tage ward Rizio's Untergang beschlossen, und wäre gewiß auch sogleich ausgeführt, wenn Darnley nicht die furchtbare Idee gehabt hätte, daß die That in dem Zimmer und in der Gegenwart der Königin geschehen sollte.

Einige Tage darauf hatte eben Rizio ein wollüstiges italienisches Lied, das die Königin in Entzücken versetzt hatte, beendet, als die Gräfin von Argyl und Maria Ogilvie in das Kabinet eintraten; er mußte das Lied noch einmal wiederholen, dann befahl die Königin, ihr Nachtessen aufzutragen, wobei Niemand zugegen war als diese Viere. Die Königin war in der heitersten Laune, Rizio vergaß ganz, daß noch zwei Zeugen gegenwärtig waren, und behandelte die Königin mit zudringlicher Zärtlichkeit. Da öffnete sich plötzlich eine verborgene Thür, und der König trat herein.

Verzeiht, daß ich Euch störe, Madame! begann er, mit einem zweideutigen Lächeln sich zur Königin wendend. Wir hörten die schmelzenden Töne dieses Mannes, und glaubten auch ein Recht zu haben, Theil an Eurem Freudengelage zu nehmen. Tretet näher, meine Freunde! wandte er sich nach der Thüre, und in völliger Rüstung, mit offenem Visir trat Lord Ruth-

ven, kaum erſt von einer ſchweren Krankheit erſtanden, und noch bleich wie der Tod, in das Gemach; ihm folgten Lord Lindſay und mehrere Bewaffnete. Die Königin erhob ſich bei ihrem Eintreten mit Heftigkeit. Wer giebt Euch ein Recht, Lords, um dieſe Zeit und ohne meinen Willen hier in meinem Zimmer zu erſcheinen? Verlaßt es in dieſem Augenblick, ich, Eure Königin, gebiete es Euch! Aber Niemand hörte auf ihr Wort. Rizio, ſein Schickſal nun ahnend, verbarg ſich zitternd hinter der Königin, die jetzt mit lauter Stimme ausrief: Wag' es Keiner, Hand an mich und an Dieſen zu legen! Aber Ruthven kümmerte ſich wenig um dieſe Worte, packte Rizio, zog ihn hinter der Königin hervor und ſchleppte ihn hinaus, wo er unter 57 Dolchſtichen im Vorzimmer ſein Leben endete.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

P'BL.
VNIVERS.
LIPS.

Siebenundzwanzigſtes Bändchen.

Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart.

Zweiter Theil.

Die beiden Geizigen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Bilder und Scenen

aus den Jugendjahren

der

Königin Maria Stuart.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

III.

König Heinrich.

1.

Die Ermordung Rizio's hatte alle Bande, die Maria von Schottland noch an ihren Gemahl, wenn auch nur lose geknüpft hatten, zerrissen; die leidenschaftlichste Liebe ward zum grenzenlosesten Hasse, denn nicht einmal seines Kindes hatte er gedacht, das sie seit 7 Monaten unter ihrem Herzen trug. Die Ermordung ihres Lieblings mußte das Weib tief schmerzen, die Art und Weise seiner Ermordung aber die Königin beleidigen. Alles schien bei der Sache darauf berechnet, daß sie öffentliches Aufsehen erregen und der Aechtheit der Geburt ihres Kindes schaden sollte. Deshalb glaubte auch Maria, ihren Zorn unterdrücken zu müssen, und, dem vorzubeugen, jede List als erlaubt zu betrachten. Sie

unangenehmen Eindruck zurückgelaſſen; doch an ſein Mädchen denkend, erheiterte ſich ſein Geiſt immer mehr, je näher er ihrer Wohnung kam. Mancherlei Gedanken, wie er ſie überraſchen wollte, wie ſie ihn empfangen, an ſeinem Halſe hängen würde, beſchäftigten ihn, als er, nicht mehr in Lumpen gehüllt, in dem ſchlichten Gewande eines Bündner Landmannes dem Hauſe zuſchritt, das ihm durch die Dämmerung entgegen ſchimmerte. Er beeilte nun ſeine Schritte, aber ehe er es noch erreicht hatte, öffnete ſich die Thüre, Georg Jenatſch von Marie und der Mutter begleitet, trat heraus und er vernahm, wie das Mädchen ihm gute Nacht ſagte und die Mutter ihn bat, bald wieder zu ihnen zu kommen.

„Sah ich recht?“ dachte er, kaum ſeiner mächtig und zog den ſchon gehobenen Fuß zurück „War das Marie? — War das nicht Georg Jenatſch? — Ja, ich träumte nicht, ich habe ihn geſehn! Soll ich ſchon hier dem Vater meinen Arm leihen, ſeine Rache zu der Meinigen machen? — Nein!“ murmelte er vor ſich hin, „ſo zerſtörte ich ja ſelbſt mein eignes Werk, zertrümmerte ſelbſt die Leiter, auf der ich empor ſteigen will. Darum mit Bedacht! — Und ſagte mein Vater nicht, die Eiferſucht würde einſt die Ruhe meines leidenſchaftlichen Herzens ſtören, ihr Gift würde auch mein Erbtheil ſein? — Deshalb vorſichtig, nicht im Jähzorn gehandelt.“ Er hatte nun den Muth, ſein tobendes Blut zu kühlen, an dem Hauſe vorüber, Straß' auf, Straß' ab zu gehen; hierbei rief er ſich Mariens frommes, treues Gemüth ins Gedächtniß zurück und erſt als er ſich ganz beruhigt fühlte, klopfte er an die Hausthüre.

war in ihrem eignen Schloſſe, von Bewaffneten umgeben, eine Gefangene. Der Graf Bothwell, der ſeit ſeiner Rückkehr viel im Schloſſe und um die Perſon der Königin war, und ſich mit Athol und Huntley während der Ermordung Rizio's im Schloſſe befunden hatte, entflohen, da ſie glaubten, des Königs Rache könne auch ſie treffen. Die Verſchworenen nahmen indeſſen nur den Palaſt in Beſitz und bewachten die Königin ſtreng.

Schon am andern Abend erſchien Murray in Edinburg. Der König, der Niemand mehr fürchtete als ihn, empfing ihn freundlich, die Königin nahm ihn zuvorkommend auf; ſie fürchtete eine Verbindung der vertriebenen Lords mit den Mördern Rizio's, und dann war freilich das Uebergewicht ganz auf jener Seite. Was Murray gegen ſie gefehlt haben konnte, kam nicht in Betracht gegen das, was Jene gegen ihre Perſon und die königliche Autorität verſchuldet hatten, und tauſendmal hätte ſie Murray aufrichtiger verzeihen können, ehe ſie Lord Ruthyen nur einen Dolchſtoß, der Rizio's Bruſt traf, vergeben konnte.

Der König, welcher durch Rizio's Tod einen großen Sieg errungen zu haben glaubte, konnte ſich anfangs nicht ſo ganz in ſeine neue Stellung fin-

den, oder wußte vielmehr nicht so recht, welche Stellung er nun annehmen solle. Er hatte sich ganz in die Hände Mortons und Ruthvens gegeben, und in manchem Augenblicke des Nachdenkens schien es ihm, als habe er durch die gewaltsame Handlung mehr für die Lords, als für sich gehandelt. Auch mochte zuweilen der Gedanke in ihm aufsteigen, er habe doch keine Beweise für die Schuld seiner Gemahlin, und dann dauerte sie ihn; dies Ungewisse, ob er recht gethan oder nicht, ließ ihn ewig schwankend erscheinen, bald die Königin trotzig, bald sie zärtlich behandelnd.

Maria, ihn ganz durchschauend, bot alle List, alle Künste auf, ihn für sich zu gewinnen. Sie schmeichelte ihm mit der Aussicht auf die Ehekrone, zeigte ihm auf der andern Seite wieder, wie gefährlich es sei, sich mit Vasallen in dergleichen Verbindungen einzulassen; sie liebkos'te ihn auf der einen Seite und zeigte ihm auf der andern mit grellen Farben die Gefahr, in die er sich gestürzt, da die Lords alle Schuld von sich auf ihn wälzen, und den Befehl zur That von ihm erhalten zu haben behaupten würden.

Der charakterlose, ewig schwankende Darnley ließ sich, trotz den Warnungen des Lords Ruth-

ven, von seiner Gemahlin bethören und entwich mit ihr und einem kleinen Gefolge nach Dunbar, wo Huntley und Bothwell und ein großer Theil ihrer Anhänger sich um sie versammelten, so daß sie bald eine Macht vereinigte, mit der sie den Verschworenen Trotz bieten zu können glaubte.

Wohl wissend, daß eine Vereinigung der Verbannten und Verschworenen ihr fürchterlich seyn müsse, zog sie es vor, sich mit Murray in Unterhandlungen einzulassen, und so mußten, da der König alle Schuld auf diese wälzte, die Verschworenen nach Newcastle fliehen und mit den Verbannten die Rolle wechseln.

2.

Die bevorstehende Niederkunft der Königin zwang sie, auch jetzt noch, wenigstens dem Scheine nach, in gutem Verhältnisse mit ihrem Gemahl zu leben. Es mußte ihr Alles daran liegen, daß von seiner Seite kein Makel auf das Kind geworfen würde, das sie unter ihrem Herzen trug; doch entzog sie ihm nach und nach eine Menge Rechte, die sie ihm früher selbst

übertragen hatte. So ließ sie keine Gnade mehr durch seine Hände gehen; Jeder, der sich an ihn wandte, konnte von einer abschläglichen Antwort der Königin schon im Voraus überzeugt seyn. Des Königs Betragen war auch in dieser Zeit nicht geeignet, Maria Stuart umzustimmen, sein Hang zum Trunk vermehrte sich mit jedem Tage, und er scheute sich jetzt nicht mehr, das öffentlich zu thun, was er sonst nur in stiller Verborgenheit getrieben hatte. Zu des Königs Unglück trat jetzt ein Mann handelnd auf den Schauplatz, der ihm noch gefährlicher als Rizio werden mußte. Dieser Mann war Jacob Herburn, Graf von Bothwell, das Haupt einer alten ansehnlichen Familie, einer der mächtigsten im ganzen Königreiche. Er war ein schöner, kühner, unternehmender Mann, der, obgleich zweimal selbst von der Königin des Landes verwiesen, doch immer bei jeder Gelegenheit treue Anhänglichkeit an sie gezeigt hatte. Als Murray's persönlicher Feind war sein Haß gegen Jenen grenzenlos, und er suchte ihn auf jede Weise aus der Gunst der Königin zu verdrängen. Von dem Augenblick an, da er fühlte, die Königin sei ihm nicht abhold, entwarf er einen größeren Plan, der vielleicht an und für sich

ſelbſt thörigt, jedoch von ihm mit beſonderer Klugheit und Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Er wußte ſich bald ſo ſehr in Maria's Gunſt zu ſetzen, daß ſie nichts mehr ohne ſeinen Rath beſchloß, ihn mit Geſchenken und Ehrenſtellen überhäufte und den Lords zeigte, daß ſie durch die Ermordung Rizio's nur einen weit wichtigern, gefährlichern Mann an das Ruder der Regierung gebracht hatten.

Die Stunde der Niederkunft der Königin nahte, ſie verließ ihrer und ihres Kindes Sicherheit wegen den Palaſt von Holyroodhouſe und vertauſchte ihn mit dem Schloſſe zu Edinburg. Hier rief ſie Murray zu ſich und verſuchte ihn mit Bothwell und den Gordons zu verſöhnen, und da er es anfangs weigerte, ſo machte ſie es zur unumgänglichen Bedingung ſeiner Begnadigung. Es lag ihr Alles daran, den mächtigen Murray mit dem ſchon damals geliebten Bothwell in gutem Vernehmen zu erhalten, und es gelang ihr auch dem Scheine nach.

In dieſer Zeit (den 19. Juni 1566) ward ſie von einem Prinzen entbunden, deſſen Geburt die ganze brittaniſche Inſel glücklich zu machen ſchien. Sogleich wurde Melville nach London zur Königin Eliſabeth geſchickt, ihr Maria's Nieder-

kunft anzuzeigen, welche Nachricht die jungfräuliche Königin mit großer Freude zu vernehmen ſchien; auch nach Frankreich und Savoyen eilten Geſandte, dies frohe Ereigniß zu verkünden.

Maria Ogilvie, die bei allen dieſen Verhältniſſen ſich gleich geblieben und der Königin noch immer werth war, ſchüttelte jetzt wieder oftmals bedenklich den Kopf. Es war faſt die nämliche Zeit, als ſie im vorigen Jahre im Kabinet der Königin vor den entſchleierten Bildern Leiceſters und Darnley's und heute in dem Schlafkabinet der Königin neben der Wiege des Neugeborenen ſaß. Maria Stuart ſprach ſich heute faſt eben ſo glühend über Bothwell aus, wie damals über Darnley. Gedenkt Ihr noch der Worte, die ich Euch damals ſagte, meine hohe Gebieterin? nahm Maria das Wort, mich ſchauderte es vor der Maſſe von Glück, das Euch Eure Phantaſie ſo geſchäftig herbei trug. Ihr träumtet ein Leben, einer Paradieſeswelt entnommen, Ihr ſchmücktet es mit ewigem Frühling, und wo iſt die Blüthenwelt, wo ſind dieſe Wonneſtunden, wo iſt der Frühling mit ſeiner Ewigkeit geblieben? Darum hütet Euch, noch einmal in der Liebe zu ſuchen, was Ihr nie darinnen finden werdet!

Willst Du mir wieder meinen Himmel zerstören? fragte die Königin unmuthig.

Ja, Majestät! denn Euer geträumter Himmel wandelt sich in der Wirklichkeit stets zur dämonischen Natur der Hölle. Die Königin schwieg, unwillkürlich stieß sie an die Wiege, die an ihrer Seite stand. Der Knabe bewegte sich, ward unruhig, und während Maria Stuart in tiefes Nachdenken verfiel, schaukelte Miß Ogilvie die Wiege und beruhigte den Kleinen.

Armes Kind! nahm jetzt nach langer Pause das Hoffräulein das Wort, armes Kind, das schon jetzt, in dem kleinen Kreise seiner Wiege eingeengt, eine Waise ist. Dein Vater kümmert sich nicht um Dich, Deine Mutter schwärmt in trügerischen Paradieseswelten umher, und Dich führt sie nicht durch diese herrlichen Gefilde; Dein Wimmern ist nicht schmelzend, wie es die Töne von Rizio's Laute waren, Deine hilflose Gestalt zieht sie nicht von Bothwells gigantischer Gestalt ab, auf der Deiner Mutter Blick jetzt weilt. —

Maria! fuhr die Königin heftig auf.

Ja, meine Gebieterin, fuhr das Fräulein fort. Ich muß reden, kann, was in meinem Innersten bangt und mich drängt, länger nicht

verbergen, muß meiner Königin ſagen, daß ſie von Neuem an einem Abgrunde ſteht, wo, noch einmal hinab geſtürzt, ſie nichts mehr retten kann. Wollt Ihr denn Alles opfern, was Euch liebend naht, was Euer glühendes Herz mit Sehnſucht erfaßt? Wollt Ihr denn Alles mit Euch hinab reißen, was Ihr mit Euren Zauberarmen umfangen haltet? Glaubt Ihr, Bothwell werde Rizio's Schickſal entgehen?

Schweig, fuhr die Königin heftig auf, und wage es nie wieder, dieſe Saite zu berühren!

Der Himmel hat Euch jetzt ſo viel gegeben, fuhr das Fräulein fort, und zeigte auf das ruhig entſchlafene Kind, Ihr ſeid Mutter eines Königs, der dereinſt über drei Reiche herrſchen wird; er ſei Euch das Paradies des Lebens, ihm opfert Eure Tage.

Und Darnley? fuhr die Königin heftig auf.

Er war der Mann Eurer freiwilligen Wahl, iſt der Vater Eures Kindes, deshalb ertraget mit Sanftmuth, was nicht mehr zu ändern iſt.

Und er ſollte Bothwell das nämliche Loos bereiten, was Rizio durch ihn ward? murmelte die Königin langſam und leiſe vor ſich hin. Nein, nein! rief ſie laut, und ſprang von ihrem Sitze auf, nein, ehe das geſchieht geſchehe das Gräß-

lichſte! Sie ging mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb ſie vor Maria Ogilvie ſtehen. Mädchen! ſprach ſie leidenſchaftlich, und erfaßte dabei ihre beiden Hände, haſt Du denn noch nie geliebt? Blieb denn Dein Herz ewig jedem ſeligen Eindruck verſchloſſen? blieb es immer ſo kält, wie die Morgennebel auf Deiner eiſigen Inſel! — — — Du ſchweigſt, und doch erglüht Deine Wange?

Vor mir ſelbſt habe ich mein Herz verſchloſſen, erwiderte jetzt Marie Ogilvie gefaßt, auch vor ihm, der nicht ahnen kann, daß er einen Platz darin gefunden hat.

Kann er es nicht ahnen, kann ich es doch! rief die Königin triumphirend. Soll ich Dir den Namen nennen, vor dem manches Herz in Schottland erbebt, manches hochſchlägt in Liebe für ihn, wie das Deine?

Nennt ihn nicht, ich bitt' Euch —

Ich will ihn Dir aus Deinem Herzen hervorbeſchwören! Murray, der Stolze, Ehrgeizige iſt es! — Marie Ogilvie preßte ihre Hand auf ihr Herz und ſchwieg — Du haſt Dir den gefährlichſten Mann Schottlands gewählt, denn ich fürchte, er ſteht zwiſchen der Krone und dem Blutgerüſte.

Das Fräulein ſeufzte tief auf, dann faßte ſie

ch die Hand der Königin. Ach, hohe Herrin,
f sie, wie irrt Ihr in ihm! Er hängt mit un-
brüchlicher Treue an Euch, er iſt der Einzige,
Euch retten kann, retten will.
Die Königin lachte höhniſch, und an Both-
ll denkend, vergaß ſie bald Warnung und
eilnahme und wandelte, ſtatt in ihrer ernſten
elt, in dem Zaubergarten ihrer regelloſen
antaſie, ſich ewig mit Trugbildern täuſchend.

3.

Auf das Verhältniß der Königin und ihres
emahls hatte die Geburt eines Sohnes keinen
nfluß, im Gegentheil wurde es immer peinli-
r. Den Mord des Rizio's konnte Maria Stu-
ihm nie vergeben, ſie behandelte ihn von Tage
Tage mit mehr Gleichgültigkeit, und faſt
nte man ſagen mit Geringſchätzung, ſo daß
Adel Schottlands, hierbei nur zu bereitwillig,
n Betragen der Königin zu folgen, Darnley
um die nöthige Achtung erwies.
Ein kurzes Jahr war vergangen, ſeit er von
Königin vergöttert worden war, ein flüchtiges
hin rollendes Jahr hatte Alles, was ſeiner Ei-
keit ſchmeicheln konnte, mit ſich fortgenommen.
eit Rizio's Tode, wo die Königin ihm nach und

Die Mutter öffnete sie ihm, aber ihr Empfang war nicht geeignet, den kaum unterdrückten Verdacht in ihm ganz zu dämpfen „We kommt Ihr denn schon wieder her und so spät am Abend?“ fragte sie ihn eben nicht freundlich, aber kaum hatte er ihr „Willkommen Mutter Hanna!“ zugerufen, als Marie aus dem Zimmer stürzte und in seinen Armen lag — „Ja Du bist mein treues Mädchen!“ sagte er, sie mit Stolz und Freude betrachtend „Ja Du bist es noch, bist meine Marie!“ und ohne diese räthselhaften Worte erklären zu wollen, ohne an das, was er gesehn, weiter zu denken, liebkoste er sie und hatte mancherlei Fragen an sie zu thun, mancherlei ihr zu beantworten. Er theilte ihr nun seine Hoffnungen mit, bald im Stande zu sein, sie zum Altar zu führen, erwähnte jedoch des Auftrags, der ihn hierher brachte, mit keinem Worte. So verging ihm der Abend unter süßem Gekose, auch die Mutter wurde allmählig durch seine Mittheilung freundlicher und die Stunde der Trennung schlug den Liebenden viel zu früh.

Am andern Morgen verließ er die Hütte schon wieder und ging nach Zutz, wo er an das Haus des Obrist Jenatsch anklopfte. Der Diener, ihn für einen zudringlichen Bettler haltend, wollte ihn abweisen, er aber beharrte mit so störrischer Festigkeit, er müsse den Obrist sprechen, daß man ihn endlich einließ und ihm zu warten gebot, bis der Herr aufgestanden sei.

Er mußte lange harren, endlich wurde er zu ihm hinauf beschieden. Auf dem kurzen Wege dahin gedachte er seines Vaters und der Mann, dem er Friedens-Botschaft

nach alle Vorrechte, die sie ihm früher so leichtsinnig gegeben, wieder zurückgenommen hatte, fühlte er den Unterschied doppelt kränkend, und er faßte den Vorsatz, eher Schottland heimlich zu verlassen und ins Ausland zu ziehen, als diese Geringschätzung länger zu dulden. Dieser Vorsatz, den die Königin durch seinen Vater, den Grafen Lenox, erfuhr, mußte ihr höchst unangenehm seyn, denn er würde dadurch der Welt den häuslichen Zwist gezeigt und sie in ein eben nicht vortheilhaftes Licht gestellt haben. Die Königin that alles Mögliche, ihn davon abzuhalten, er aber verlangte, daß Bothwell und mehrere Lords, die er feindlich gegen sich gesinnt wußte, vom Hoflager entfernt würden.

Das Verlangen der Entfernung Bothwells wäre schon allein hinreichend gewesen, daß die Königin in diesen Vorschlag nicht einging. Niemand, selbst Rizio nicht, war es so gelungen, wie Bothwell, Geist und Herz Maria's mit solch undurchdringlichem Netze zu umgarnen.

In dieser Zeit gab die Königin einen unzweideutigen öffentlichen Beweis ihrer Neigung für Bothwell. Sie hatte nämlich in Jedburgh ein Gericht zu halten beschlossen, und hierzu, wie es Gebrauch war, alle Einwohner der umliegenden

Graf-

Grafschaften aufgefordert, gerüstet sich um ihre Person zu versammeln. Auch verband sie dabei einen zweiten Zweck, die an der englischen Grenze so überhand nehmenden Straßenräuber (borderers) aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu jagen und zu vernichten. Dies letzte unternahm Bothwell, dem die Königin die bedeutende Stelle eines Lieutenants aller südlichen Grafschaften übergeben hatte. In einem Gefecht mit diesen Straßenräubern ward Bothwell mehrfach verwundet, so daß er sich nach dem nah gelegenen Hermitage bringen lassen mußte, und kaum erfuhr dies die Königin, als sie, Gericht, Anstand und Schicklichkeit vergessend, sich auf ein Roß schwang, und in rauher Jahreszeit, auf ungebahnten Wegen, 18 schottische Meilen weit, und nur von einem kleinen Gefolge begleitet, nach Hermitage jagte, um zu sehen, ob sie für den Mann ihres Herzens zu fürchten habe, oder nicht. Sie fand Bothwells Wunden unbedeutend, kehrte zwar alsbald nach Jedburgh zurück, hatte aber doch einen so deutlichen Beweis ihrer Neigung zu diesem Manne gegeben, den sich ihr als Gattin und Königin öffentlich zu geben wohl nicht ziemte, und sie in den Augen ihres Volkes herabsetzen mußte. Die bei dem Ritt gehabte Anstrengung, vielleicht auch wohl die Sorge,

die ſie um den geliebten Mann empfand, warfe ſie in Jedburgh auf das Krankenlager, wo ein heftiges Fieber ſie dem Rande des Todes nahe brachte. Ihr Gemahl, der in Stierling ſich aufhielt, beſuchte ſie während ihrer ganzen Krankheit in Jedburgh nicht, und als er es endlich auf vieles Zureden ſeines Vaters that, empfing ihn die Königin ſo abgemeſſen und ſo geringſchätzend, daß er ſogleich wieder aufbrach und nach Stirling zurückkehrte.

Das gute Verhältniß war unwiederbringlich zerſtört, das innige Band der Liebe für immer zerriſſen und Rizio's Stelle in ihrem Herzen erſetzt; da war wohl Trennung das einzige Mittel, manche Aergerniß gebende Auftritte zu vermeiden, welche die königliche Autorität endlich ganz zu untergraben drohten. Zu dieſer Trennung rieth ſelbſt Murray, der jetzt ſchon wieder die Zügel der Regierung erfaßt und Alles, jedoch vergebens gethan hatte, die Begnadigung der Mörder Rizio's zu bewirken; Maria Stuart fürchtete immer noch, man werde Bothwell ein gleiches Loos bereiten.

Die ſavoyiſche und franzöſiſche Geſandtſchaft war noch nicht eingetroffen, und man mußte die Taufe von einer Woche zur andern verſchieben, welches der Königin höchſt unangenehm war, da

ſie Alles angewendet hatte, die feierliche Handlung ſo glänzend als möglich zu machen; denn die Prachtliebe und Sucht zur Verſchwendung hatte die junge Königin, als Mitgift ihrer früheren Erziehung zu Paris, mit nach Schottland gebracht.

In dieſer Zeit fühlte ſich die Königin ganz verſtimmt, ihr heiteres Gemüth umdüſterte ſich, ihr Frohſinn verſchwand; ſie wählte deshalb das einſame Craigmiclar ſtatt Holyroodhouſe zu ihrem Aufenthalt, wohin ihr aber der König nicht folgte. Hier war es, wo Schwermuth die ſonſt ſo Lebensluſtige beſchlich, Schwermuth, die theils durch des Königs ſtörriſches, theils durch Bothwells einſchmeichelndes Betragen mochte in ihr erweckt ſeyn. Ihr Hofſtaat war hier klein, doch fehlte ihr die getreue Ogilvie nicht, die jetzt das Amt ſie aufzuheitern übernommen hatte, da ſie ſonſt immer nur Sorge trug, den leichten, oft übermüthigen Sinn ihrer Gebieterin zu dämpfen. Der Grund dieſer Schwermuth blieb Maria Ogilvie nicht lange verborgen. Kummer über des Königs Benehmen, Furcht, man werde Bothwell auf ähnliche Weiſe wie Rizio aus ihren Armen zu reißen ſuchen, und dann Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſich ſchon wieder in Netze verflochten zu ſehen, ehe die alten Bande

zerriſſen waren. Aber da Bothwell der Hauptgrund dieſer Schwermuth war, war er auch das Hauptmittel, ſie zu heilen. Er war ſtündlich um ſie, und verſtand es ſo gut in jede ihrer Launen einzugehen, jede Furche auf ihrer Stirn zu glätten, daß ſie leicht vergaß, daß Bothwells Gattin daheim ſeiner harre, und ſie ihr Herz einem Manne geſchenkt habe, den höhere Pflichten zurückhielten, ſich ihr ganz zu weihen.

Die Lords von Schottland, beſonders die, ſo an Murray hingen, waren mit Bothwells Stellung bei der Königin ſehr unzufrieden, denn auch Bothwell war nicht der Mann, dem mit dem Glücke die Beſcheidenheit folgte. Er maßte ſich alle einträgliche Aemter an, ſuchte durch Verkauf bedeutender Kirchengüter ſeine zerſtörten Finanzen wieder herzuſtellen, und nahm beſonders einen ſo verächtlichen Ton gegen den König an, daß man Mitleid mit dieſem fühlte, ſo wenig man ihn auch achten konnte.

Aber alles dies entging Marien. Ihr einziges Glück ſuchte ſie in dem Manne, der jetzt ihr Herz beſaß, ihr ganzes Unglück in ihrem Gatten, der ihr Herz ſo gekränkt. Trennung von ihm genügte ihr nicht, es blieb alsdann immer ein Makel auf ihr ſitzen, der auf ihren Sohn zurück-

fiel. Nichts konnte sie aus diesem Labyrinth retten, als des Königs — —. Sie mochte selbst diesen Gedanken nicht ausdenken, so blutig, so grausig trat er vor ihre Seele.

4.

Endlich, nachdem die Gesandten von Piemont und Frankreich eingetroffen waren, konnte die Taufe des Prinzen vor sich gehen, aber auch hierbei zeigte sich der König halsstarrig und feindlich gegen seine Gemahlin; er verschloß sich auf sein Zimmer und war durch nichts zu bewegen, dem Taufact beizuwohnen. Da die Königin, des schönen Klimas wegen, sich vorgenommen hatte, in Stirling zu bleiben, verließ er das Schloß und begab sich nach Glasgow zu seinem Vater. Diese Zeit benutzte Bothwell trefflich; er gewann das Herz der Königin immer mehr und mehr, und suchte durch erdichtete Erzählungen, wie man ihm nach dem Leben trachte, immer mehr den Glauben in ihr zu befestigen, auch er müsse, wie Rizio, ein Opfer seiner Neigung, seiner Treue zu ihr werden. Wer in der Nähe und um die Person der Königin war, dem konnte nicht entgehen, daß zwischen ihr

und Bothwell jetzt etwas Geheimes ausgespon-nen werde. Oft war er mehrere Tage abwe-send, wenn er zurück kehrte, hatte so manches fremde Gesicht, das man sonst nicht am Hofe gesehen, Zutritt in dem Kabinet der Königin. Endlich verließ auch die Königin Stirling und folgte ihrem Gemahl nach Glasgow, wo sie sich gewissermaaßen in die Hände des Grafen von Lenox gab, welchem die Stadt angehörte.

Hier versuchte sie alle weiblichen Künste, den König zu bereden, mit ihr nach Edinburg zu kommen, und obgleich dieser von einer bösartigen, ekelhaften Hautkrankheit befallen war, die sein Aussehen widerlich machte, weshalb auch die Menge glaubte, er habe Gift, was nicht gehörig gewirkt habe, bekommen, so ließ sie sich doch nicht davon abhalten, beständig an seinem Lager zu sitzen, ihn zu pflegen und alle nur möglichen Handreichungen zu thun. Diese Pflege und Vor-sorge leistete auch dem Könige so treffliche Dienste, daß er sich gestärkt fühlte, und die Aerzte selbst zu dieser kurzen Reise zuredeten. Auch der alte Graf Lenox, dem Alles daran lag, das gute Ver-hältniß zwischen dem König und der Königin wie-der herzustellen, redete ihm zu, und so verließ der König endlich Glasgow in Begleitung seiner

Gemahlin, um sich mit ihr nach Edinburg zu begeben. Allein sie brachte ihn nicht nach dem Schlosse Edinburg, nicht nach ihrem Palaste Holyroodhouse, sondern unter dem Vorwande der freien Lage und der gesunden Luft, nach einem auf einer Anhöhe stehenden einsamen Hause, welches dem Propste der Collegiatkirche Kirck of field gehörte. Dies Haus war nicht groß, aber seiner gesunden Lage wegen wohl geeignet, einen Kranken aufzunehmen, der nicht einer großen Begleitung bedurfte. Hier besuchte ihn die Königin alle Tage, und fuhr fort, ihn mit aller möglichen Sorgfalt, der nur eine liebende Gattin fähig ist, zu pflegen; sie übernachtete selbst mehrere Male bei ihm, gab ihm die auffallendsten Beweise ihres Vertrauens, verscheuchte so nach und nach jeden in seiner Seele aufgestiegenen Argwohn und gab ihm die Hoffnung, daß wieder die früheren glücklichen Tage für ihn erblühen könnten.

Trotz des Amtes einer Krankenwärterin lebte die Königin in Holyroodhouse nicht als eine Trauernde, sondern in Lust und Freude. Alles blieb in der alten Gewohnheit, Feste folgten auf Feste, nur bemerkte man Bothwell seltener dabei, als sonst.

Maria Ogilvie war vielleicht die Einzige, welche ein Zufall durch den Schleier, welchen die

Königin um ihre Handlungsweise geworfen hatte, sehen hieß. Auch sie hatte endlich ihrem Herzen nicht widerstehen können; ihre so lange verhaltene Neigung für Murray war diesem nicht unbemerkt geblieben, er warb um die Liebe des schönen Mädchens und wurde nicht zurückgewiesen. Eines Tages nach einem Mittagsmahle hatte Murray sie um eine geheime Unterredung in dem Schloßgarten, die sie auch zugesagt, gebeten. Sie harrte sein auf einem einsamen schattigen Plätzchen, wo sie den Garten überschauen konnte, sie harrte vergebens auf die Ankunft des Geliebten. Da erblickte sie, von tiefem Gesträuche verborgen, Bothwell in eifrigem Gespräche mit Lord Gordon; was sie sprachen, konnte sie nicht verstehen, nur als sie sich beim Abschiede die Hände reichten, sagte Bothwell: Der König verdient diese Ehre, Lord Gordon, sein Ende muß glänzend seyn, wie sein Beginnen. Sie vertraute noch an demselben Tage das, was sie gesehen und gehört hatte, Murray, der zwar keinen großen Werth auf die Worte legte, dem es jedoch auffiel, daß Gordon und nicht Bothwell bei dem Feste zugegen gewesen war; er beschloß, Beide zu beobachten, und besonders Bothwell, seinen geschwornen Feind, nicht aus dem Auge zu lassen. Daß ein Anschlag

auf die Person des Königs im Werke sei, schien ihm wahrscheinlich, nur konnte er nicht glauben, daß dies ohne Bewilligung der Königin geschehen könne, und traute dieser nicht Falschheit und Verstellung genug zu, daß sie in einem Augenblick, wo sie Alles that, sich mit ihrem Gemahl zu versöhnen, einem Verbrechen würde die Hand bieten können. Er selbst hatte den Muth mit der Königin so offen darüber zu sprechen, als es das Gräßliche der Sache erlaubte. Maria war bei dem Gedanken gleich ihm tief erschüttert und bat ihn, ein wachsames Auge auf Bothwell und Gordon zu haben.

5.

An dem Tage, wo die Hochzeit der Lieblings-Kammerfrau der Königin mit Pracht gefeiert werden sollte, hatte sich Maria Stuart schon in aller Frühe nach dem Hause des Propstes von Kirck of field zu ihrem Gemahl begeben, um dort den Tag zuzubringen. Niemand als Tristan, ihr Leibpage, und Maria Ogilvie hatten sie dorthin begleitet. Sie war anfangs von der heitersten Laune, selbst ihrem Muthwillen ließ sie freien Zügel, jedoch mit dem Untergang der

bringen ſollte, erſchien ihm auf einmal feindlich. So geſtimmt, trat er bei ihm ein.

„Was willſt Du?“ fuhr Jenatſch den Zerlumpten unwillig an.

„Ich habe ein Anliegen, Herr!“ ſagte Konrad ſich demüthig neigend.

„Trag' es vor!“ befahl der Obriſt.

„Ich kann es nur Euch allein anvertrauen“ erwiederte der Zerlumpte.

Jenatſch beſann ſich einen Augenblick, dann winkte er dem Diener ſich zu entfernen und nahm jedoch Vorſichts halber ein an der Wand hängendes Piſtol zur Hand — „Nun rede, bleib aber auf jener Stelle ſtehen, machſt Du die geringſte Bewegung, ſchieße ich Dich nieder.“

Konrad lächelte. „Ich komme von Mailand,“ ſagte er leiſe „Mich ſchickt Graf Serbelloni, Euch ein Schreiben zu überbringen.“

„Und weiter haſt Du mir nichts zu ſagen?“ fragte Jenatſch geſpannt.

„Er läßt Euch grüßen und ſagen, der Hahn würde nicht mehr lange in Euern Thälern krähen. —“

„Nun verſtehen wir uns, da Du die Loſung kennſt;“ ſagte der Obriſt und legte ſein Piſtol auf den Tiſch „nun tritt näher und gieb, was Du mir zu geben haſt.“

Konrad zog ein Schreiben hervor und übergab es Jenatſch, der es eilig erbrach und las. Sein Inhalt mußte ihm angenehm ſein, denn ſein Geſicht erheiterte ſich „Du biſt Soldat und aus hieſigen Landen?“ fragte er.

Sonne ging auch die muthwillige Laune unter, und ſie ward tiefſinnig. Der König bat ſie heute dringend die Nacht hier zuzubringen, und nicht zu der Mummerei, die bei der Hochzeit ſtattfinden ſollte, zu gehen. Allein ſie behauptete, es ihrer treuen Dienerin zu feſt verſprochen zu haben, als daß ſie ihr Wort brechen könnte; und als die Zeit heranrückte, warf ſie ihren ſchwarzſammetnen Mantel um, trat vor den König, betrachtete ihn mit ernſtem und doch wehmüthigem Blick, und Maria Ogilvie, die dicht hinter ihr ſtand, wollte den Namen Rizio, der ſich leiſe ihrer Bruſt entrang, gehört haben. Auch der König, dem ihr ſonderbares Benehmen auffallen mußte, ſah ſie befremdet an. Da erfaßte ſie die Ungeduld: Schlaft wohl, Heinrich, Euer Schlaf wird ſicher ſüß und feſt ſeyn! — Lebt wohl! erwiderte er und reichte ihr zum Abſchied die Hand, die ſie nur mit Widerwillen ergriff. Auch aus ihrer Bruſt rang ſich ein dumpfes Lebewohl hervor, es war aber kein Lebewohl, deſſen Schmerz der Engel des Mitleides mit der Hoffnung des Wiederſehens lindert, ein Lebewohl, als ſei es an der Pforte der Hölle geſprochen und in tauſendfachem Echo von den Geiſtern der Finſterniß wiederholt worden. — Langſam ſchritt ſie die Treppe hinab, ihre Hand

bebte in der Hand ihrer Freundin, und Triſtan mußte der Wankenden zur Stütze dienen. Jedoch aus dem Portale herausgetreten, wo ihr Zelter, ſie erwartend, wiehernd ſtand, da ſchien ihre Beklemmung ſie verlaſſen zu haben, denn ſie beſtieg mit kräftigem Schwunge ihr Roß und ſprengte davon.

Führt unſer Weg uns in unſer Kloſet nach Holyroodhouſe? fragte Miß Ogilvie, die ihr gefolgt war.

Da ſei Gott vor! antwortete die Königin. Nicht im ſtillen Kloſet, nicht vor dem Betaltar möchte ich heute Nacht ſtehen; zur Hochzeit muß ich, zur luſtigen Hochzeit, wo der Dudelſack brummt und die Pfeife ſchrillt; da vergißt man, was geſchehen wird, da durchrieſelt es nicht eiſig unſer Gebein, wenn der Sturm das Fenſter aufreißt und wir glauben, die verhängnißvollen Würfel mit ihren magiſchen Zeichen rollen hin und der Wurf liegt unabänderlich.

Dumpf dröhnte der Hufſchlag der Roſſe, als ſie durch das hohe Thor von Holyroodhouſe ritten, ein aufgeſcheuchtes Käuzchen begrüßte ſie krächzend, da ſprang die Königin ſchnell vom Zelter, ſtieg raſch die Wendeltreppe des

kleinen Thurms hinauf, so daß der Diener, der die Kerze trug, ihr kaum folgen konnte, und stand bald in ihrem Gemach. Hier warf sie das Reitkleid ab, ließ sich ein Kleid von feuerfarbner Wolle bringen, war schnell angekleidet und verfügte sich nach einem der Säle, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Trompetenschall empfing sie, und rasch ergriff sie die Hand von Lord Gordons Bruder und rauschte mit ihm im flüchtigen Walzer dahin; doch schien ihre Seele nicht bei dem Tanze zu seyn, sie hielt zuweilen plötzlich inne, horchte, und schrak zusammen, wenn irgendwo ein lautes Gespräch sich vernehmen ließ. Endlich mochte sie wohl fühlen, daß dieser wilde, bacchantische Tanz sich nicht wohl für die Würde der Königin zieme, da hörte sie auf, setzte sich zu der Braut, und sprach ruhig mit ihr über ihre Zukunft, winkte Mariä Ogilvie, sich auf der andern Seite neben sie zu setzen und verfiel dann in tiefes Nachdenken. Sie hatte die Hand ihrer Freundin gefaßt und hielt sie krampfhaft, ihr Auge sah oft starr vor sich hin, oft unstät im Kreise umher, zuweilen sogar bittend auf Miß Ogilvie. Da zertheilte plötzlich ein dumpfer Knall die Luft, es war, als wenn das Pulver einen alten

Thurm aus seiner Grundfeste gehoben und ihn über die belagerte Stadt geschleudert hätte. Trompeten und Geigen verstummten und es trat plötzlich eine dumpfe ängstliche Stille in dem vorhin noch so geräuschvollen Saale ein. Jetzt erhob sich die Königin langsam, sagte Miß Ogilvie leise einige Worte und verließ mit ihr das Fest; Niemand durfte ihr folgen.

Schweigend war sie durch die langen Hallen geschritten, in ihrer linken Hand eine Kerze tragend, die Rechte hatte das Diamantkreuz ergriffen, welches an ihrem blendenden Halse hing; so betrat sie ihr Gemach, eine glühende Röthe überflog ihr Antlitz, während Marie Ogilvie blaß wie eine Leiche neben ihr stand. Jetzt warf sie sich vor den Betstuhl, faltete ihre Hände und wollte beten; doch sie konnte nicht, sie preßte die gefalteten auf ihr Herz, aber keine Worte entquollen ihrer Brust.

Erbarme Dich Gott der Sünder! sprach jetzt Maria Ogilvie hinter ihr. Gehe nicht streng mit ihnen zu Gericht, und laß Gnade walten vor Gerechtigkeit! Bei diesen Worten erhob sich die Königin, warf einen vernichtenden Blick auf das Fräulein, und fragte sie mit heftigem Tone: Für wen betest Du?

Für den, der meines Gebetes bedarf. Ist dem so, wie ich ahne, so erlaubt, daß ich Euch schon morgen verlasse!

Die Königin schien von diesen Worten überrascht. Jetzt, gleich, gleich, wenn Du willst! rief sie. Du holst mir den Himmel nicht zurück, und bringst mir die Seligkeit nicht wieder — wäre sie verloren, setzte sie dumpf hinzu.

Das Fräulein warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte und drückte sie an Lipp' und Herz. Daß wir so scheiden sollten, hätte ich nicht geglaubt, rief sie in tiefster Bewegung. Lebt wohl! Gott mit Euch! sprach sie dann, und Thränen im Blick, Kummer im Herzen ging sie in ihr einsames Gemach, dort für die Sünder zu beten.

6.

Als die Königin sich allein befand, blieb sie, starr vor sich hinblickend, stehen. Man sah es ihr an, es trieb sie, ihr Herz zu Gott zu wenden, doch aber war die That, die sie zwar nicht befohlen, nicht gut geheißen, die aber ihr Mund, vielleicht auch ihr Herz nicht verdammt hatte, zu furchtbar, als daß sie hoffen konnte,

ihr Gebet könnte dort oben erhört werden. Sie hätte sie hintertreiben können und hatte es nicht gethan, das war ihr Vergehen,-das der Fluch dieser furchtbaren That, die sie verfolgte.

Ist es denn wirklich geschehen? rief sie endlich aus, da ihre Empfindung wieder Sprache gewonnen hatte. Steh' ich denn wirklich nicht mehr gebunden, fest an ihn gebunden, auf dieser elenden Welt? War ein Augenblick, ein so kurzer Augenblick hinreichend, das ganze Geschick meines Lebens umzugestalten, so daß mein Leben jetzt der Wonne, oder — einer Nemesis verfallen ist, die jeden Freudenbecher vergiftet, jeden Liebeskuß zum Skorpionstich umwandelt und kein Erbarmen mit dem zerrissenen Herzen kennt? — Schon stehe ich hier allein, sagte sie nach einer Pause, eine Kerze ist schon niedergebrannt, die andere wird nicht lange mehr leuchten, und es wird Nacht um mich seyn. Die Freundin meiner Jugend hat mich wie eine von Gott Verstoßene verlassen, und so werde ich, eine Dornenkrone im Haar, statt des Diadems von funkelnden Diamanten, auf dem Throne sitzen, und kein Herz, außer dem seinen, liebend neben mir stehen. O! mich grauf't vor dieser furchtbaren Einsamkeit. —

Kaum hatte sie dieses Wort gesprochen, so

klopfte es dreimal leise an eine verborgene Thür, sie öffnete sich, ein bleiches, aber dennoch schönes männliches Gesicht blickte scheu herein. Seid Ihr allein, Maria? fragte der Mann mit bebender Stimme, und als die Königin statt Antwort sich von ihm abwandte und ihm zu gehen winkte, da trat er keck ein, setzte die Kerze auf den Tisch und schritt auf sie zu.

Eure Wünsche, auch die meinigen sind erfüllt! sagte Bothwell. Gen Himmel habe ich den König gesandt, und mich dafür der Hölle verschrieben. Ich komme her, meinen Lohn zu fordern. Nicht für ein zagendes Weib, für eine Fürstin, für ein Weib mit hoher kräftiger Seele habe ich gehandelt, habe mir einen ewigen Diener erkauft, der mich keinen Augenblick verläßt, und Tag und Nacht wie mein Schatten mich verfolgt. Der geschäftige Diener — ist Darnley's Geist, den ich nicht mit aller meiner Kraft abschütteln kann, wenn er mich erfaßt hat — Seht Ihr ihn nicht? fuhr er plötzlich auf, und streckte die Hand nach dem Betetisch hin. Dort hinter dem Kruzifix hat er sich verborgen, grinzt mich an — und — weg ist er!

Unwillkührlich hatte die Königin ihr Auge auf den Fleck richten müssen, und ihre aufgeregte Phantasie ließ das Bild ihres gemordeten Gatten

sehen,

sehen, aber schnell war das Trugbild wieder verschwunden, und sie wandte sich rasch und unmuthig zu Bothwell.

Ist das Euer gepriesener Muth, Jacob Herburn, ist das die Thatkraft, die Euch nach dem Höchsten zu streben zwang? Faßt Euch, nehmt Platz mir gegenüber, und erzählt mir ruhig, wie Alles geschah, erzählt mir, ob Ihr gewiß seid, daß die That vollbracht ist, oder ob ich noch hoffen kann —

Hoffen? rief mit höhnischem Lächeln Bothwell. Ihr wollt noch hoffen? Eure Hoffnung kommt zu spät! So lange der Mensch noch über der Erde ist, wenn ihm auch der Tod den letzten Liebeskuß schon aufgedrückt hat, so lange kann man noch hoffen, er könne wieder erstehen aus seiner Nacht; wenn man ihn aber in die Gruft senkt, dumpf und dröhnend die Schollen Erde auf den hohlen Sarg darnieder rollen, dann ist der Flügel der Hoffnung gebrochen, aus dem Grabe erhebt sie sich nicht wieder. Habt Ihr den Knall nicht gehört? Das Haus flog empor, und wie soll denn ein armer sieher Mensch der Zerstörung entgehen, wenn die Steinmasse es nicht vermochte? Euch zu besitzen habe ich das Schrecklichste vollbracht; in dieser ernsten Stunde reicht mir auch

Eure Hand, und gebt mir Gewißheit, daß ich meinen Lohn treulich erhalten soll. Ihr zögert? — Blut klebt nicht an der meinigen, nicht einmal Pulverdampf hat sie eingehüllt; ich war kein Werkzeug, ich war nur der Geist, der wie Ihr gebot, und nur das Wort sprach: Zünde!

Bothwell! sagte jetzt die Königin, und im kurzen Kampfe versiegte der letzte Quell des Guten. Hier hast Du meine Hand, mein Herz war schon längst Dein Eigenthum. Können wir auch nicht ganz vergessen, was geschah, so wollen wir doch die Wonne, die uns noch auf Erden blieb, genießen bis zu ihrem letzten Tropfen; im Rausch der Liebe soll Darnley's Geist uns nicht erscheinen, wir wollen ihn mit ihrem Zauber bannen, daß er den Pforten des Grabes nicht entsteigen kann.

Das wollen wir! sagte Bothwell zuversichtlich und mit triumphirendem Blick, als könne er die Erinnerung mit all ihren Bildern verbannen. Jenem ist es wohl — uns zwiefach!

7.

Kaum daß der Tag graute, als auch schon die ganze Bevölkerung Edinburgs nach Kirck of field strömte, um zu sehen, ob das dumpfe Gerücht,

welches sich verbreitet hatte, der König sei ermordet, wahr sei. Das Haus, worinnen er gewohnt, war durch die Macht des Pulvers ganz zerstört, nur die Trümmer konnte man noch sehen. Sonderbarer Weise aber lagen der König und ein Bedienter, der in seinem Gemach geschlafen hatte, nicht unter den Trümmern begraben, sie lagen in einem benachbarten Garten jenseits der Stadtmauer erstarrt; die Körper waren beide unversehrt, ohne nur die geringsten Kennzeichen von Gewaltthätigkeit an sich zu haben. So wenig der König auch bei seinen Lebzeiten geliebt war, denn dem ersten Lord, wie dem gemeinsten Bürger war sein Stolz und seine Anmaßung unerträglich gewesen, bejammerte ihn doch heute Alt und Jung, und ohne Rückhalt nannte man Bothwell als den Mörder, und selbst der Königin wurde hier und da nicht ehrenvoll dabei gedacht. Ohne weitern Pomp wurde der Leichnam nach Edinburg gebracht, und einige Tage darauf, zwar in der Stille, doch unter den schottischen Monarchen beigesetzt. Den dritten Tag, nachdem der Mord geschehen, ließ die Königin einen Aufruf ergehen, wo sie auf die Entdeckung des Thäters eine bedeutende Geldsumme setzte, was doch aber nichts dazu beitrug, den Verdacht von Bothwell abzu-

„Ja, Herr!“

„Und was trieb Dich aus Deinem Vaterlande?“ fragte er weiter.

„Herr!“ erwiederte Konrad „Ich lief dem Glücke nach und so lange die Franzosen hier hausen, möchte es nicht in unsern Bergen zu finden sein.“

„Hast Du es in Mailand gefunden?“ fragte jetzt der Obrist, ihn scharf ins Auge fassend.

„Ich glaube!“

„Du stehst unter des Grafen Serbelloni Regiment?“

„Ja, Herr!“

„Dein Name?“

„Steht er nicht im Briefe, oder ist meiner darin nicht gedacht?“ fragte der spanische Kriegsmann.

„Mit keiner Silbe ist Deines Namens gedacht, nur enthält er die Weisung, daß ich dem Ueberbringerd es Briefes die Antwort anvertrauen könne. Wie lange gedenkst Du noch in hiesiger Gegend zu bleiben?“ fragte nun Jenatsch „Sogleich kannst Du nicht von hier, es bedarf erst mancher Anordnung, mancher Zusammenkunft der Freunde, ehe ich Dir die Antwort geben kann.“

„So lange Ihr es verlangt, Herr!“ erwiederte Konrad „Ich blieb gern noch ein paar Tage hier, denn ich habe ein Mühmchen in hiesiger Gegend, ein liebes, freundliches Kind, bei der ich wohl gern etwas verweilen möchte; solltet Ihr sie nicht kennen?“ Jenatsch lachte über die Einfalt des Mannes.

„Marie Imeldi aus dem Veltlin, jetzt in Scamfs wohnhaft, kennt sonst Jedermann in hiesiger Gegend —“

lenken. Der Vater des Ermordeten, der Graf Lenox, klagte ihn jetzt öffentlich dieſes Mordes wegen an, und bat, ihn wenigſtens, dem in Schottland beſtehenden Geſetze nach, verhaften zu laſſen. Bothwell wurde auch wirklich vor Gericht gefordert, allein nicht, wie Lenox es gewünſcht hatte, verhaftet. Die Königin hatte ihm nach wie vor freien Zutritt in Holyroodhouſe geſtattet, ſie erlaubte ihm, Theil an allen Berathſchlagungen des Staatsraths zu nehmen, und hielt es für nothwendig ihm noch mehr Gewalt zu verleihen. Obgleich die meiſten Schlöſſer des mittäglichen Theils von Schottland ſchon in der Gewalt des Günſtlings waren, ſo glaubte ſie doch noch, zu ihrer und Bothwells Sicherheit, auch das Schloß zu Edinburg, als das Bedeutendſte, in ſeine Hände geben zu müſſen. Sie unterhandelte deshalb mit dem Grafen Mar, der es ihr endlich auch, nachdem ſie ihm die vortheilhafteſten Bedingungen zugeſtanden, einräumte. Alle dieſe Schritte waren nicht geeignet, den einmal gefaßten Verdacht von Bothwell und ihr abzuwälzen, vielmehr mußten ſie ihn noch verſtärken, und ſo ſah die Königin durch das Murren des Volks ſich endlich gezwungen, den Tag des gerichtlichen Verhörs anzuſetzen. Ganz gegen die Sitte des

Landes aber wurden dem Kläger, dem Grafen von Lenox, nur 12 Tage Zeit zur Bestellung der Klage gelassen. Lenox, obgleich er seine bedeutenden Güter in Schottland während der Glanzepoche seines Sohnes zurückerhalten hatte, stand doch ohne Freunde und isolirt da, sein und seines Sohnes Benehmen gegen Murray hatte diesen zu ihrem Feind gemacht; die Hamiltons waren von jeher die geschworenen Feinde der Familie Lenox, und der Graf Huntley war so ganz Bothwell ergeben, daß er von dieser Seite Alles fürchten mußte. Er bat um Aufschub, der ihm verweigert wurde, und Bothwell saß selbst in dem Rathe, der über die Art und Weise, wie diese Sache gerichtlich verhandelt werden sollte, bestimmte. Am Tage des Verhörs zogen Söldner mit fliegenden Fahnen durch die Straßen von Edinburg; er selbst ritt an der Spitze seiner Freunde mit solch bedeutendem Gefolge ein, daß es für die Richter ihn zu verdammen gefährlich, und ihn zu bestrafen unmöglich gewesen wäre. In dem Gerichtshofe aber trat Robert Cunnigham im Namen des Grafen Lenox auf, entschuldigte das Außenbleiben seines Herrn, und hob besonders hervor, daß er wegen der Kürze des Termins nicht Zeit genug gehabt hätte, die nöthige

Bedeckung um ſich zu ſammeln, ohne welche es gefährlich geweſen wäre, ſich ſolchen mächtigen Gegnern entgegen zu ſtellen. Er bat deßhalb, mit dem Prozeß einzuhalten, Bothwell hingegen verlangte, daß man unverzüglich zum Verhöre ſchreiten ſolle. So wurde Bothwell, da Cunnigham ſich zurückzog, von dem angeſchuldigten Verbrechen losgeſprochen. Zwei Tage darauf wurde ein Parlament gehalten, wo die Königin ſo wenig Rückſicht gegen die Stimmung des Volkes nahm, daß ſie ihm das Scepter vor ſich hertragen ließ. Ueberdies ward hier das Geſetz der Achtserklärung gegen Huntley aufgehoben und er in alle ſeine Güter wieder eingeſetzt; eben ſo wurden die wegen der Ermordung des Rizio Verbannten zurück berufen, und erhielten die königliche Verzeihung. Alle dieſe Gnadenbezeigungen geſchahen von Seiten der Königin, um Bothwell Freunde zu werben.

IV.

Bothwell.

1.

An dem Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht, die dem Könige das Leben gekoſtet hatte, trat Maria Ogilvie in das Zimmer der Königin ein. Sie fand ſie ſo ruhig ſchlafend, als ob keine böſe That, kein böſer Traum ihren Schlummer hätte ſtören können. Sie ſtand lange vor ihr und betrachtete dies liebliche, holde Antlitz mit Wohlgefallen. Alſo auch dieſe Züge können täuſchen, dachte ſie, auch dieſes fromme, harmloſe Antlitz kann die wilden Begierden verbergen, die in dieſer jugendlichen Bruſt toben? Sie ſoll ich verlaſſen, die mir von Kindheit an mehr Freundin, als Gebieterin war? Aber ich muß! — Wo die Hölle waltet, da vermeide der Menſch ſelbſt die ſchönſten Erinnerungen ſeiner Jugendzeit in ſich zu erwecken, er fliehe, ſonſt iſt er verloren! In dieſem Momente ſchlug die Königin die Augen auf, und ſah noch die Thränen über des Mädchens Wangen rollen. Was willſt Du hier? redete ſie

für immer getrennt. Ziehe hin in Frieden, werde glücklich!

Maria Ogilvie war von dieſen Worten tief gerührt; ſie wollte eben der Königin Hand ergreifen, als dieſe ſich wegwandte, ein Käſtchen öffnete und eine weiße Roſe aus demſelben nahm. Nimm dieſe geringe Blume zur Erinnerung an mich; es liegt für mich eine tiefe Deutung in ihr verborgen. Gedenkſt Du noch jenes Abends in Fontainebleau, wo ich ſie aus meinen Haaren wand und ſie mit Thränen benetzte, und Du mich fragteſt, warum dies Symbol heiliger reiner Liebe mir Thränen erpreſſe? — Wiſſ' es jetzt, was ich Dir damals verſchwieg: es war der letzte Augenblick meiner frommen Jugendzeit, und ſie gehörte fortan nicht mehr in mein Haar. Ich habe ſie als ſtumme Mahnerin verwahrt und gebe ſie jetzt Dir — ich bedarf ihrer nicht mehr! ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu. Dir möge ſie den Gränzſtein eines verſchwundenen Paradieſes bezeichnen! — Möge der Mann Deiner Liebe, ſprach ſie dann mit innerer Rührung, Dich nimmer vergeſſen, wie ich Dich nie vergeſſen werde. Sie umarmte das Fräulein, trat in ihr Cabinet und ließ das Fräulein allein zurück, die noch einen Blick in dem ihr ſo wohlbekannten Zimmer

umher warf und dann mit ernstem, traurigem Gefühle Holyroodhouse verließ. Der andere Tag sah sie mit einem stattlichen Gefolge auf dem Wege nach den Hochlanden, und bald hielt sie vor dem Thore von Larg-Castle.

Mit herzlichem Willkommen empfing sie der alte Makintosh, der, seit Robert von Kinkardine, auch noch im Tode seines Befehles eingedenk, vor der Pforte des Schlosses ein Erschlagener liegen blieb, mit dem Leben in Zwiespalt lag, aber sich Murray'n, dem Beschützer seines Robert, genähert hatte. Er freute sich aufrichtig, die Freundin seiner Tochter zu sehen, ließ Anna schnell herbeirufen, und weinend hing die jugendliche Witwe an dem Halse ihrer Freundin. Mit wenigen Worten, jedoch mit aller Schonung für die Königin, erzählte Marie, was indessen in Edinburg vorgefallen sei, überreichte dem alten Lord ein Schreiben Murray's, worinnen er sie des Lairds von Larg-Castle Obhut empfahl und ihn aufmerksam machte, daß er jetzt wohl eben so gut von dem Grafen von Huntley einen Ueberfall zu befürchten habe, als früher. Er rieth ihm daher, von der Begleitung Marie Ogilvie's so viel Mannschaft in seinem Schlosse zurückzubehalten, als er zu Vertheidigung nothwendig erachte; die

Mannſchaft ſelbſt bleibe jedoch in Murrays Solde.

Der Alte ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Was ſoll ich mit dem Volke jenſeits des Clyde und ihren langen Spießen? Hochländer hätte er mir ſchicken ſollen, die paſſen nur in unſern Bergen — Doch! — Er ging durch die Reihen und beſah ſie ſich; es war wackeres, ſchönes Volk. Nun denn! rief er mit lauter Stimme. Wer will von Euch bei dem alten Lord von Larg-Caſtle bleiben und ſein Schloß vertheidigen helfen, der trete hervor! und alle Zwanzig traten hervor und blieben gern bei dem alten Mann.

Es iſt doch ein böſes Ding in der Welt, rief der Alte aus, als er mit Anna und Maria allein war, wenn Gott ein menſchliches Weſen mit rechtgläubigem Sinn, königlicher Gewalt und unwiderſtehlicher Schönheit ausgeſtattet hat, und hat es nicht auch mit Tugend begabt. Was iſt das für ein Leben und Treiben in Edinburg, toller als je, und da ſitzt eine junge, ſchöne, rechtgläubige Fürſtin auf dem Throne; man ſollte meinen, Schottland wäre durch dieſen Engel zum Paradies umgeſtaltet, und eine Hölle iſt es geworden, wo man alle Bande des Blutes vernichtet, den Einen gen Himmel,

den Andern zur Hölle schickt und selbst das Alter öffentlich verspottet. Nun, ich ziehe nicht wieder ein in diese Baalsburg, ziehe nicht wieder mein Schwert und entfalte nicht wieder mein Banner für diese Königin!

So brummte der Alte, der das Festspiel auf Holyroodhouse nicht vergessen konnte, und mit jedem Gedanken an jenen Abend, warf er einen traurigen Blick auf sein Kind, das so oft nach dem Grabe ihres erschlagenen Gatten wallfahrtete. Ueber dies Alles vergaß er jedoch die Warnung des Grafen Murray nicht, setzte das Nöthige in Stand, rüstete sich, als ob der Feind schon vor den Thoren stände, und sendete Kundschafter nach Aberdeen, um bei Zeiten zu erfahren, ob der Graf von Huntley sich auch rüste. Die Anwesenheit Maria Ogilvie's war ihm sehr lieb; sie hatte in Edinburg mit schwesterlicher Liebe an seiner Tochter gehangen, daß er sich freute, durch den wenigen Schutz, den er ihr gab, sich dankbar zeigen zu können.

In Edinburg schien nach der Freisprechung Bothwell's Alles nach den Wünschen der Königin zu gehen. Die Vereinigung der mächtigen Familien Gordon und Seaton, zu der sich mehre Andere von hohem Adel, worunter sich selbst Mor-

ton befand, ſchlugen, hatte Bothwell ein ſolch bedeutendes Uebergewicht gegeben, daß Niemand ſich ihm entgegen zu ſtellen wagte. Auch Murray, zu klug, um nicht zu wiſſen, daß jetzt der richtige Zeitpunkt noch nicht da ſei, zog ſich nach und nach von den Geſchäften zurück, erhielt ſich doch aber die Achtung der Königin, obgleich ihn Bothwell haßte. Dieſem war bisher noch nichts mißglückt; er hatte ſeinen großen Plan ſo klug als fein angelegt, und mit eben ſo viel Beſonnenheit als Beharrlichkeit ihn durchgeführt. Ganz der Königin Herz gewiß, überzeugt, daß ſie den Wunſch mit ihm theile, ihm ihre Hand zu geben, und ihn auf Schottlands Thron zu erheben, wagte er es doch nicht, ſie zu einer unüberlegten Handlung zu bereden. Er fühlte wohl, daß in einem Lande, wo die Macht des hohen Adels ſo groß war, es ſchwer ſei, das Geſetz zu umgehen, das der Königin vorſchrieb, ſich nicht ohne Bewilligung des Parlaments zu verheirathen. Er beſchloß daher, durch alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel den Adel dahin zu vermögen, daß er ihn der Königin zum Gemahl vorſchlage. Er lud ſämmtliche Lords, die bei dem Parlament zugegen geweſen waren, zu einem großen Feſte ein, und nachdem er ſein Haus mit ihm treu-

„Marie Imeldi iſt Deine Muhme?“ fuhr Jenatſch betroffen auf — „Ich kenne ſie wohl, es iſt ein feines, ſittſames Mädchen, ſchön und gut —“

„Ich ſollt' es meinen!“ ſagte Konrad, durch dies Lob geſchmeichelt. „So viel ich weiß“ fuhr er fort und ſein Auge beobachtete Jenatſch ſcharf „iſt ſie ſchon verlobt Herr!“

„Schon verlobt?“ fuhr Jenatſch auf.

„Laßt Euch das nicht kümmern!“ ſagte Konrad ihn zu beruhigen — „Mädchenlaune iſt wie das Wetter auf dem hohen Beverin, veränderlich und launig. — Iſt ſie Euch vielleicht freundlich entgegen gekommen?“

„Grüß Dein Mühmchen von mir!“ erwiederte ſtatt Antwort der Obriſt, entließ den Mann und ſandte ſogleich Boten nach Chur und nach andern Orten, Peter Guler und noch einige ſeiner Freunde zu ſich zu entbieten. Das Schreiben Serbelloni's enthielt gar wichtige, aber angenehme Nachrichten.

7.

Indeſſen Konrad nach Zutz gegangen war, hatte auch der Vater ſeinen Wanderſtab ergriffen. Ihm war der Gedanke furchtbar, daß ſein Sohn die Hand zum Wohle des gehaßten Jenatſch biete, daß dieſer Mann über ſeine Feinde triumphiren ſollte und ſelbſt Herr Rudolph von Planta ſich um ſeine Freundſchaft bewürbe. „Ich will Euern Bund zerſtören!“ ſagte er hohnlachend, nahm ſeinen Kne-

ergebenen Söldnern beſetzt hatte, machte er ihnen, da auch der Wein ſeine Wirkung nicht verfehlt hatte, den Antrag, ihn, dem die Königin mit ganzer Seele zugethan ſei, als den Mann vorzuſchlagen, welcher der Würdigſte ſei, um Schottlands Thron mit ihr zu theilen. Nicht einer der anweſenden Lords trat dagegen auf; Eigennutz leitete wohl die Meiſten, und ſelbſt die, denen dieſes Verhältniß unangenehm ſeyn mußte, glaubten ſicher nicht mit ihrer Meinung durchzudringen, und wollten ſich nicht nutzlos dem mächtigen Mann entgegen ſtellen. Mehre unter ihnen, worunter auch Murray, ſahen die Sache nicht von der gefährlichen Seite an, ſie kannten der Königin Flatterſinn zu gut, und Darnley's Beiſpiel gab ihnen faſt die Gewißheit, daß auch dieſer Liebesrauſch bald ausgeſchlafen ſeyn würde. Sie unterzeichneten Alle, und nun ſtand Bothwells Glück nichts mehr im Wege, als die eigene Gattin, denn er war mit der Schweſter des Lord Gordon verheirathet. Er klagte unter nichtigem Vorwand auf Scheidung, und da ſeine Gattin und deren Familie mit ihm einverſtanden waren, ſo wurde auch dies Hinderniß bald beſeitigt.

Nicht ſo gleichgiltig, wie dem Anſchein nach in Schottland, ſah man in England und an dem

französischen Hofe diese Heirath an. Die deshalls von Elisabeth an die Königin Maria geschriebenen Briefe sprachen sich unumwunden darüber aus, daß die Vermählung mit dem Mörder ihres ersten Gatten sie als Theilnehmerin bezeichnen, und daß ein solcher Schritt gegen alles Ehrgefühl und gegen die Würde eines gekrönten Hauptes seyn würde. Dies mochte die Königin selbst fühlen, und deshalb ging sie willig in einen Vorschlag Bothwells ein, ihrer Vermählung auch diesen bösen Schein zu nehmen, den sie auf ihren Charakter, hauptsächlich aber auf ihre Theilnahme an dem Tod ihres Gemahls werfen könnte.

Während Murrays Abwesenheit in den nördlichen Provinzen, wo die Grafschaft Murray an der Seeküste liegt, fühlte die Königin, gleich nachdem das Parlement auseinander gegangen war, ein dringendes Verlangen ihren Sohn zu sehen, der der Aufsicht des Grafen Mar, des Befehlshabers auf Stirling übergeben war. Die Sache mußte Jedem so natürlich erscheinen, daß auch nicht der kleinste Argwohn bei irgend Jemand aufstieg, besonders da Bothwell zur nämlichen Zeit mit 1000 Pferden von Edinburg gegen die an der Grenze sich von Neuem gesammelten

Freibeuter ausgezogen war; er wandte sich aber plötzlich und traf bei Lintinthon die Königin, auf ihrer Rückreise nach Edinburg begriffen. Ohne zu säumen griff er ihr Gefolge an, das leicht auseinander gesprengt wurde, bemächtigte sich ihrer Person, und führte sie nach seinem festen Schlosse Dunbar; nur wenige Hofbedienten durften folgen.

Die Königin ließ gegen solch freches Attentat ihrer heiligen Person und gegen diese Beschimpfung ihrer königlichen Autorität kein unwilliges Wort fallen, sie zeigte deutlich, daß sie mit Bothwell einverstanden sei, denn der Ueberfall überraschte sie nicht einmal, und Bothwells Vertraute versicherten dem Staatssekretair Melwill, daß Alles mit Bewilligung der Königin geschehe.

Bothwell, mit der Königin in Allem einverstanden, hoffte von diesem Gewaltstreich die glücklichsten Folgen. Mußte sie ihm gezwungen ihre Hand geben, so war er nicht der Mann ihrer Wahl, sie konnte sich stellen, als ob sie ihn haßte, verabscheute, und ihr konnte dann nicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie dem von der ganzen Nation als der Mörder ihres Gemahls gebrandmarkten Manne zum Altare freudig gefolgt sei. Aber Bothwell hatte dabei der Königin

frü-

früheres Betragen ihn vergessen, und so erschien Jedem die Entführung als eine Posse, die Niemand mehr täuschen, seine Schuld aber wohl sehr vermehren konnte.

Nach einigem Aufenthalt in Dunbar führte Bothwell die Königin an der Spitze seiner Vasallen und Freunde, wie im Triumph nach Edinburg, aber nicht in den Palast, sondern ins Schloß, dessen Gouverneur er war, denn in dem offenen Palaste mußte er Alles von dem Unwillen der Nation erwarten.

Jetzt stand Bothwell seinem sich selbst gesteckten Ziele so nahe, daß nur noch ein kleiner Schritt nöthig war, es ganz zu erreichen. Hätte er sich jetzt rasch mit der Königin vermählt, so konnte man die geschlossene Ehe leicht für eine gezwungene ansehen, deren Giltigkeit man dereinst streitig machen konnte. Die Königin ließ daher einen besonders hierzu bestellten Gerichtshof bilden, welchem sie in Gegenwart des Kanzlers und mehrer Lords erklärte, daß des Grafen Bothwells gewaltsame Entführung sie zwar anfangs entrüstet, sein nachheriges unterwürfiges und ehrerbietiges Betragen aber habe sie mit ihm versöhnt, und sie sei deshalb mit freiem Willen entschlossen, ihn zu höherm

Rang und Ehre zu erheben, weshalb sie ihn zum Herzog von Orkney ernenne. Drei Tage darauf ward sie mit Bothwell öffentlich nach den Gebräuchen der protestantischen Kirche, heimlich aber nach katholischem Ritus getraut.

Welche Stimmung diese Handlung im Lande erweckt hatte, konnte ihr das Benehmen des Adels und des Volkes sattsam beweisen, denn sie ward, wo sie sich öffentlich zeigte, mit wenig Ehrerbietung, wohl gar mit lautem Tadel und Verachtung empfangen.

3.

Murray hatte es redlich mit der Königin gemeint. Sie und sein Vaterland waren bisher der Hebel aller seiner Handlungen gewesen, und wenn ihn auch Freund und Feind nicht mit Unrecht eines ungemäßigten Ehrgeizes beschuldigten, so mochte er wohl in der Erhebung seiner Schwester, in der Behauptung ihrer königlichen Macht zugleich für sich auch zu wirken hoffen. Nie hatte er aber eine Handlung begangen, wobei er sich auf Unkosten seiner Schwester oder der königlichen Macht hätte Vortheil verschaffen wollen; hier blieb sein Ehrgeiz immer dem Vortheil des

Throns untergeordnet. Nicht mit Maria's erſter Wahl ganz zufrieden, denn ihm war es ohnmöglich, Heinrich Darnley als Mann, vielweniger als König zu achten, hatte er lange angeſtanden, bis er ſich zur Parthei der Unzufriedenen ſchlug; aber durch den übermüthigen König auf ſeiner empfindlichſten Seite ſo oft verwundet, galt ſeine Widerſetzlichkeit ihm, nicht der Königin, auf deren Ruf, ſobald ſie ihn zu bedürfen glaubte, er ſchnell zu ihr zurück kehrte, um Leib und Leben willig für ſie zu opfern. Ihr Verhältniß zu Bothwell empörte ſeinen edlen Sinn; was er nicht glauben konnte, was er nicht glauben wollte, drang ihm die unglückliche Leidenſchaft Maria's auf, es glauben zu müſſen, und ſeit dieſem Augenblicke ſah er ſie für Schottland für verloren an. Die ſchottiſchen Großen konnten ſich zwar zuweilen in den Drang der Umſtände fügen, ſie konnten ſelbſt eine Art Tyrannei von ihren Herrſchern eine Zeit lang, doch nur eine Zeit lang ertragen, aber dieſe Herrſcher mußten achtungswerth auf dem Throne ſitzen, und nicht wie ſchwankendes Rohr, von jeder kleinlichen Leidenſchaft ergriffen, ſich hin und her bewegen laſſen. Von dieſem Augenblicke an glaubte er als Bruder Maria's ſeine ganze Pflicht erfüllt zu haben, wenn er ſie

warnte und ihr die Stimmung des Volkes zeigte, wie sie war, als erster Minister der Königin aber, zurück treten zu müssen und seine Hand nicht in solch ehrloses Spiel zu mischen. An ihrem Vermählungstage verließ er Edinburg und besuchte seine Grafschaft Murray; auch zog es ihn wohl wegen Larg-Castle dahin.

Schon lange hatte er im Stillen Maria Ogilvie geliebt. Ihr mehrjähriger Aufenthalt in Frankreich, ihre innige Freundschaft mit der lebenslustigen Königin, deren verborgenste Handlungsweise ihr nicht unbekannt konnte geblieben seyn, trübte in seinen Augen den Nimbus, den Murray um das jugendliche Haupt einer unbescholtenen Jungfrau erblicken zu müssen glaubte; aber von dem Augenblick an, daß er sich überzeugt hatte, er thue dem edlen Mädchen Unrecht, blieb es auch sein einziges Bestreben, ihr seine Liebe zu zeigen. Der schöne hochherzige Mann bedurfte nicht langer Werbung, eine Unterredung in stiller Abendstunde reichte hin, ihre Herzen zu öffnen und sie zu verbinden.

Unter allen Feinden, die Murray am Hofe der Königin Maria hatte, war sein heftigster der Graf von Huntley. In der Schlacht von Corrichie hatte dessen Vater unter den Hufen der Rosse

geendet, Murray hielt er für den denjenigen, der Maria vermocht hatte, seinen Bruder auf dem Blutgerüste enden zu lassen, und diese beiden Tage vergaß Huntley nicht, sie zu rächen, war der düstre Zweck seines Lebens. Da nun durch die Schenkung der Grafschaft Murray ihre Besitzungen theilweise gränzten, auch während seiner Einkerkerung manches bedeutende Schloß, manches unrechtmäßig erworbene Lehn ihnen abgenommen und Murray übergeben war, dieser aber stets, während Huntley's Gefangenschaft, sich seiner Freilassung widersetzt hatte, so hatte Huntley beschlossen, den ersten vortheilhaften Zeitpunkt wahrzunehmen und sich blutig an dem stollen Murray zu rächen. Bothwell war ganz mit ihm einverstanden.

Sie glaubten, jetzt, wo er den Hof verlassen und ohne bedeutenden Einfluß war, sei der rechte Zeitpunkt gekommen, und er gebe sich durch seinen Aufenthalt in den nördlichen Grafschaften ihnen selbst in die Hände. Auch kannten sie des Grafen Verhältniß zu Maria Ogilvie, die jetzt eine hülflose Waise, selbst des Schutzes ihres Bruders beraubt war, der an den Folgen der Wunden, die er durch Huntleys Bruder in Edinburg empfangen hatte, vor Kurzem gestorben

war. Sich der Anhänglichkeit aller Clane der dortigen Gegend gewiß glaubend, machten sie den Plan, sobald als Murray nach Larg-Castle kam, mit dem bereit gehaltenen Volke es zu umzingeln, und so Alle zusammen in ihre Hände zu bekommen; sollte aber dies zu viel Zeit erfordern, jedes andere Mittel zu ergreifen, sich an dem übermüthigen Bastard König Jacobs zu rächen.

Aber das Zusammenziehen von Kriegsvolk hatte nicht unbemerkt geschehen können, Lord Makintosh Kundschafter waren zu thätig, um es nicht schon nach Larg-Castle berichtet zu haben; auch sorgte der vorsichtige Murray dafür, daß nichts in Aberdeen, des Grafen Huntley Residenz, vorgehe, wovon er nicht unterrichtet wurde. Daher blieb es auch dem Grafen Huntley bald kein Geheimniß mehr, daß, sobald er die Zusammenziehung seiner Vasallen in aller Stille befohlen hatte, Murray ein Gleiches that, und von allen Seiten Söldner in seine Grafschaft rückten, die alsbald in die verödeten Schlösser eingelegt wurden. Auch lautete die Nachricht nicht günstig aus dem nördlichen Hochlande, denn dort wollten Alle lieber für den alten biedern Makintosh, als für den Verbündeten Bothwells fechten.

Dies zeigte dem Grafen von Huntley satt-

ſam, daß in offener ehrlicher Fehde hier gegen Murray nichts auszurichten ſei, und er beſchloß nun, auf geheimem Wege ſeine Rache zu ſtillen. Die Fehde, in der die Gordons mit den Ogilvies ſo lange verwickelt waren, ſollte ihm, wie er hoffte, hinlängliche Gelegenheit dazu geben. Aber auch hier ſchienen die Begebenheiten, die ſich in dieſer unruhigen Zeit ſo häufig, ſo unvermuthet folgten, die Pläne des Grafen von Huntley ſchon in ihrem Entſtehen untergraben zu wollen, denn er bekam von Bothwell einen Eilboten mit der Weiſung, ja ſogleich mit allen ſeinen Mannen nach Dunbar aufzubrechen, wohin er mit der Königin habe flüchten müſſen, und wohin der Adel mit bedeutender Macht folge. Dieſe Nachricht kam ihm überraſchend, er hatte nie geglaubt, daß der allgemeine Haß gegen Bothwell die verſchiedenen Partheien des Adels ſo ſchnell vereinigen würde. Er war einige Zeit ungewiß, ob er unter dieſen Umſtänden Bothwell verlaſſen und ſich plötzlich der Parthei der Verbündeten anſchließen ſolle. Gleich ſeinem Vater ſuchte er mehr durch Liſt als durch Gewalt zu gewinnen, und daher mußte es ihm doppelt unangenehm ſeyn, ſich jetzt beſtimmt und öffentlich für eine

tenſteck in die Hand, ſeinen Querſack auf den Rücken, verließ Hütte und Thal und wanderte Reichenau zu. Erſt am andern Abend traf er dort ein, ging ſogleich zum Herzog von Rohan und verlangte ihn zu ſprechen. Sein Aeußeres war eben nicht geeignet, daß man ihn ſogleich vorgelaſſen hätte; jedoch, da er vorgab, dem Herzoge wichtige Dinge vertrauen zu müſſen, ſo durfte er endlich vor ihm erſcheinen.

Als er eintrat, fand er den ehrwürdigen Greis allein in ſeinem Gemache; der Herzog ſtutzte als er den zerlumpten Bettler erblickte. „Seh' ich recht," ſprach er, ihn näher betrachtend „ſo biſt Du der Alte von Furnatſch, was bringt Dich zu mir!"

„Fürs Erſte Euch meinen Dank, daß Ihr ſo menſchlich dachtet und mich warnen ließet, in Worten abzuſtatten, dann auch durch die That dankbar zu ſein."

„Das könnte nur auf wunderbare Weiſe geſchehen;" ſagte der Herzog lächelnd „aber fahre nur fort."

„Ihr ſeid von Verräthern umgeben, gnädiger Herr!" begann der Alte.

„Kannſt wohl recht haben!" meinte der Herzog und gab ein Zeichen, daß er weiter reden ſollte.

„Obriſt Jenatſch ſteht in Unterhandlung mit den Spaniern" fuhr er fort.

Der Herzog lächelte — „Nur weiter, weiter!" ſagte er.

„Die Bündner wollen Friede mit Oeſtreich und Spanien ſchließen und die Franzoſen aus dem Lande jagen —"

Parthei zu erklären, und Alles, Ehre und Gut, an den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Sache zu ſetzen, von deren Gerechtigkeit er ſelbſt nicht überzeugt war. Früher noch als er, war Murray aufgebrochen. So entfernt er ſich auch aus guten Gründen von den übrigen Verſchwornen hielt, ſo war er doch eigentlich der Haupthebel dieſes ganzen Unternehmens geweſen; denn was ihm nur Gelegenheit gab, Bothwell und ſeinem Anhang zu ſchaden, ergriff er mit Begier, und was eine Trennung der Königin und Bothwells herbeiführen konnte, hielt er für den Zweck, dem er Alles opfern müßte. Er handelte jetzt mehr für Schottland, als für ſeine Schweſter.

Auch hatte er alsbald einen Eilboten an Makintoſh geſchickt, mit der Bitte, mit ſeinem und ſeinen befreundeten Clanen zu ihm zu ſtoßen. Der alte Laird aber hatte ihm die Antwort zurück geſandt, daß er auch jetzt noch beſtimmt ſei, nie für, nie wider die Königin zu fechten; er würde gegen jeden feindlichen Angriff ſein Schloß verwahren, und er könne über Maria Ogilvie beruhigt ſeyn.

Nach einigen Tagen, wo ſchon manche von den benachbarten Clans nach Hauſe gezogen

waren, hielt eines Abends ein Pilgersmann vor der Pforte von Larg-Caſtle und verlangte Einlaß, der ihm auch nicht abgeſchlagen wurde. Er hatte, ſo wie er erzählte, vor vielen Jahren eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem angetreten, war dort in die Hände der Beduinen gefallen, und nach jahrelangen Leiden durch die Milde eines armeniſchen Kaufmanns von ſeinem grauſamen Herrn losgekauft; er wollte nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehren, ward aber durch einen Sturm an die hieſige Küſte geſchleudert, rettete kaum ſein Leben, und bat um einige Tage Obdach, ſich zu erholen, welches ihm auch der gaſtfreie Makintoſh gewährte.

Zwei Tage war nun ſchon der Pilger durch Speiſe und Trank auf dem Schloſſe erquickt worden; er ſchien nichts weniger als ermüdet, ſtieg fleißig Trepp' auf, Trepp' ab, und Ermattung, das ſah man wohl, hielt ihn nicht mehr von der Wanderung nach der Heimath zurück. Dies fiel dem alten Caſtellan auf, der ſeine Bemerkung dem Lord mittheilte. Anfangs wollte Lord Makintoſh auf die Rede des Alten nicht achten, da dieſer aber inſtändig bat, wenigſtens den Pilger aus dem Schloß zu verweiſen, da er ſich gewiß, ſetzte er lachend hinzu,

von seiner weiten Reise erholt haben würde, so erlaubte der Laird endlich doch dem Castellan, ein wachsames Auge auf ihn zu haben, da ihm selbst das Gesicht des Pilgers nicht Vertrauen erweckend schien. Der Castellan ließ ihn nun keinen Moment aus den Augen, besonders seit ihm einer seiner Knechte berichtete, daß es ihn dünke, er habe diesen Mann schon in Aberdeen unter den Dienstleuten des Grafen von Huntley gesehen. Bei näherer Untersuchung fand man in seinem Strohlager einen scharf geschliffenen Dolch und einige kleine gefüllte Fläschchen, von deren Inhalt man sich bald überzeugte, daß es Gift sei, das, nur einige Tropfen auf die Zunge eines Hundes geträufelt, diesem einen schnellen Tod brachte. Lord Makintosh ließ sogleich den Clan versammeln, um Gericht über den Pilger zu halten, der auch nach kurzem Läugnen bald gestand, daß er in böser Absicht hierher gekommen sei; den Namen dessen, der ihn gesandt, verschwieg er standhaft, selbst der Tod erpreßte ihn nicht. Er ward an der Pforte des Schlosses aufgehangen.

Diese Begebenheit machte auf den alten Lord einen höchst traurigen Eindruck; der Ge-

danke, durch die Hand eines Meuchelmörders zu ſterben, oder gar ſein Kind auf ſolche Weiſe zu verlieren, war ihm grauſig, und ſtill und freudenlos durchlebte er von jetzt an die noch wenigen Tage, die der Himmel ihn auf Erden noch wandeln ließ. Hatte ihn auch nicht Huntleys Dolch, hatte ihn doch ſeine Rache getroffen.

4.

Es hatte ſich zu Stirling eine bedeutende Zahl des Adels, meiſt Proteſtanten, verſammelt, um, wie ſie vorgaben, über die Sicherheit des Prinzen, ihre Rechte und über die Ehre Schottlands ſich zu berathen, eigentlich aber wohl nur, einen Bund gegen Bothwell zu ſchließen; ſelbſt der durch ſeine überſpannte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben bekannte Graf von Athol war unter ihnen, um den Tod des Königs, ſeines nahen Verwandten zu rächen. Bedeutende Namen fand man hier: Argyll, Glencairn, Lindſay, Mar, Morton, der Sekretair Maitland und mehrere Andere waren die Häupter der Verſchworenen. Murray hatte unter der Bedingung, daß es nicht gegen die Perſon der Königin, ſondern blos

gegen Bothwell gerichtet sei, ihnen seine Hülfe versprochen. Sie hatten in der Stille ihre Freunde und Vasallen um sich versammelt, und rückten, wenn auch noch nicht in bedeutender Zahl, doch freudigen Muthes rasch gegen Edinburg vor. Statt das Schloß von Edinburg zu vertheidigen, floh Bothwell mit der Königin, anfangs nach dem Schlosse von Borthwick, und, als sich die Verbündeten davor zeigten, nach Dunbar in solcher Eile, daß er die Königin zurückließ, die sich glücklich in Mannskleidern rettete.

Durch Bothwells rasche Flucht bis ins Tiefste ihres Herzens gekränkt, empfing sie ihn in Dunbar eben nicht liebevoll. Seid Ihr ein Mann? fragte sie ihn, oder hat männlicher Muth Euch ganz verlassen? Muß ich an Eurer Stelle für mich handeln, so sagt es. Dort breitet sich das Meer vor Euch aus, es bringt Euch bald hinüber nach England oder Frankreich, und Ihr seid geborgen. Ich bleibe hier, vertheidige meinen Thron, und müßte ich untergehen, so geschähe es gewiß nur auf ehrenvolle Weise. Kleinmüthiger! Wer den Muth hatte, seine Hand nach Maria Stuart auszustrecken, der muß auch den Muth haben, das Erworbene mit Aufopferung von Leib und Leben zu erhalten. —

Bothwell ſtand beſchämt vor der Königin. Er ſonſt durch ganz Schottland als einer der tapferſten verwegenſten Ritter bekannt, war, ſeit er den Gipfel des Glücks erreicht hatte, nicht mehr derſelbe. War er nur kühn im Erringen, erlahmte ſeine Kraft, hatte er das hohe Ziel erreicht, oder war es die Nemeſis, die ihn ſeit Darnley's Tode verfolgte? Er floh, wo er dem Feinde hätte die Spitze bieten ſollen. Jedoch am andern Tage ermannte er ſich, bot ſeine Freunde auf, verſammelte ſeine Vaſallen, die in dieſer Gegend, wo beinahe alle Beſitzungen ihm gehörten, in Haufen zu ihm ſtießen; auch der Graf von Huntley langte mit ſeinem Heere bei Dunbar an, und ſo ſah er ſich in dem Stande, den Verbündeten ſelbſt auf offnem Felde die Spitze zu bieten.

Auch das Heer der Verbündeten war noch an Zahl gering. Das Geheimniß, welches ſie hatten über ihr Unternehmen breiten müſſen, hatte ihnen auch nicht erlaubt, überall Boten auszuſenden; Murray war noch mehrere Tagereiſen entfernt, aber dennoch beſchloſſen ſie, muthig Bothwell entgegen zu gehen, deſſen Heer die Königin durch ihre Gegenwart zu begeiſtern hoffte. Auf dem Schlachtfeld von Finkie tra-

fen ſie ſich, ziemlich gleich der Zahl, aber nicht dem innern Gehalte nach. Die Truppen der Königin waren eilig zuſammengerafftes Volk, die der Verbündeten meiſt im Kriege erprobte Männer und der Kern des ſchottiſchen Adels.

Das Heer der Königin ſtand auf einem Hügel gelagert, das der Verbündeten gerade auf der Stelle, wo die Engländer in der Schlacht von Finkie geſtanden hatten; ſie rückten langſam und ruhig vor. Sobald das Heer der Königin ſie in dieſer Ruhe und Ordnung anrücken ſah, verlor es den Muth, und nur die unmittelbaren Anhänger Bothwells bezeigten noch Luſt ſich zu ſchlagen. Alles Bitten Maria's, die wie eine Kriegsgöttin auf ihrem Zelter durch die Reihen ritt, war fruchtlos, und ſie ſah nun wohl ſelbſt ein, daß der Schlachttag kein Tag des Heils für ſie ſeyn würde. Sie theilte ihre Anſichten Bothwell mit, und dieſer faßte in der Verzweiflung den Entſchluß, ſtatt durch den wandelbaren Ausgang einer Schlacht, das Schickſal durch einen Zweikampf zu entſcheiden, der zugleich ſeine Unſchuld an der Ermordung des Königs kund thun ſolle. Da traten bei dieſer Aufforderung in dem Heere der Verbündeten drei Männer auf, die ſeinen hingeworfenen

Fehdehandschuh aufnahmen; es war Kirkaldy von Grange, Murray von Tullibardine und Lord Lindsay; sie stritten um die Ehre in die Schranken einzureiten.

Aber von Bothwell war der Geist des Helden gewichen. War es das Bewußtseyn seines Verbrechens, das ihn abhielt, oder war es die Furcht? Der Zweikampf unterblieb.

Schon näherte sich der Feind immer mehr und mehr, schon umzog er den Hügel, auf welchem das muthlose Heer Maria's stand; sich jetzt noch zurückzuziehen, war unmöglich. Da ersuchte sie den französischen Gesandten du Croc, in das feindliche Lager zu reiten und mit den Anführern zu unterhandeln. Sie versprach, ihre Lage falsch beurtheilend, das Geschehene zu vergessen und zu verzeihen; du Croc erhielt aber die stolze Antwort, sie wären nicht hier um Verzeihung zu erlangen, sondern um Vergehungen zu bestrafen, und zugleich rückten sie gegen den Hügel an. Noch einmal versuchte Maria die wankenden Truppen zu ermuthigen, aber auch diesmal gelang es ihr nicht, und sie sah ein, daß jetzt nur noch Verzweiflung sie vermögen könne, das Gefecht anzunehmen. Da schickte sie hinüber,

und ließ den Ritter Kirkaldy, den sie von jeher hochgeschätzt hatte, zu sich entbieten.

Während sie diesen sehnsuchtsvoll erwartete, ritt Bothwell mit ihr bei Seite, entfernte seine Umgebung und sagte: Wir müssen uns trennen! Möge diese Trennung nur kurz seyn! Noch ist es Zeit zur Flucht, ich muß den Augenblick benutzen, sonst bin ich verloren. Willst Du mir folgen, so komm, sonst leb' wohl!

Wohin sollen wir fliehen? fragte die Königin ängstlich, welcher die Wahl zwischen der Krone und dem Geliebten schwer ward.

Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren! Du bist unschlüssig? — So lebe wohl! Er wandte sein Roß, gab ihm die Sporen und jagte, nur von wenigen seiner Getreuesten gefolgt, davon.

So klein und erbärmlich er auch während dieser ganzen Zeit der Königin hatte erscheinen müssen, so rief sie ihm doch ein wehmüthiges Lebewohl nach, winkte Tristan, dem Pagen, ihr den Zelter vorzuführen, ergriff die Zügel, schwang sich darauf und ritt, noch nicht allen Muth verloren habend, Kirkaldy entgegen, der eben den Hügel heraufgesprengt kam.

Majestät! redete dieser sie an. Die versammelten Lords schicken mich, Euren Wünschen

gemäß

gemäß, zu Euch, um zu vernehmen, was Ihr ihnen mitzutheilen habt. Hierbei gaben sie mir den Auftrag, Euch wissen zu lassen, daß, wenn Ihr Euch von Bothwell, Eurem unrechtmäßigen Gemahle, für immer trennen, und nach den Wünschen des Adels fortan das Regiment führen wollt, sie Euch, als ihre rechtmäßige Königin, mit allen Ehren empfangen und Eure treu gehorsamen Unterthanen seyn wollen.

Wenn dem so ist, so will ich Euch vertrauensvoll folgen, Ritter von Kirkaldy, denn so eben hat mich Bothwell verlassen, sagte Maria und ritt mit ihm hinab, wo sie die Verbündeten unter einer hohen Tanne, sie erwartend fand. Trompetenschall empfing sie hier; die Lords waren von ihren Pferden gestiegen und begrüßten sie mit aller nur möglichen Achtung und Ehrfurcht. Aber nicht so die Haufen der Krieger, die der Zufall an ihnen vorbei führte; die hoben mit Verwünschungen an, belegten sie mit den ärgsten Schimpfnamen, und nannten sie ohne Scheu Bothwells Buhlerin und die Mörderin ihres königlichen Gemahls. Maria Stuart hielt zerknirscht auf ihrem Zelter unter der zügellosen Menge, die selbst die Lords nicht

„Und Obriſt Jenatſch ſtände an der Spitze der Verſchwörung?“ ſagte der Herzog immer noch lächelnd.

„Ja, Herr! Ich ſtehe mit meinem Kopfe dafür, daß es ſo iſt.“

„Alter! Deine Haare ſind weiß, Du ſtehſt dem Grabe ſo nahe,“ ſagte der Herzog ernſt „Bald wirſt Du, ſo wie ich, vor Deinem ſtrengen Richter ſtehen, deshalb iſt es doppelt ſtrafbar von Dir, aus Rache einen Biedermann, der mit treuem Herzen an mir hängt, verläumden zu wollen, thöricht iſt es und ſchlecht — denn Du konnteſt doch nicht beſſen, daß Dein hämiſches Wort erprobte Freundſchaft aufwägen ſollte? Schäme Dich, nimm dies Zehrgeld, geh heim und beſſre Dich, ehe Dein nahes Stündlein ſchlägt.“

Philipp nahm das Geld, weg es in ſeiner Hand, beſah es bald, bald betrachtete er den Herzog mit Rührung. „Ich haſſe Eure Nation,“ ſagte er dann und legte das Geld auf den Tiſch „aber Euch ehre ich und deshalb bitte ich Euch, hört auf meine Warnung, meine Augen haben das Schreiben des Grafen Serbelloni an Georg Jenatſch geſehen.“

„Wer war der Bote, der es brachte?“ fragte der Herzog raſch.

„Ich kenne ihn, darf und werde ihn Euch aber nicht nennen“ erwiederte der Alte mit Feſtigkeit.

„Schaffſt Du ihn mir zur Stelle, giebſt Du mir Gewißheit, ſo laß ich Dir 200 Livres auszahlen und will Dir glauben.“ ſagte der Herzog.

„Und ließt Ihr mir 2000 zahlen und verſprächet

zu bändigen vermochten, doch ihr Stolz blieb auch in dieſem Augenblick noch ungebeugt. Elende! murmelte ſie vor ſich hin, doch Morton nahte ſich ihr. Königin! raunte er ihr zu. Keine Uebereilung, ſie brächte uns Allen gewiß ſicheren Tod. Folgt uns nach Edinburg, die Aufregung im Heere iſt zu groß. Kommt, ohne Aufſchub.

Und wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht, die Königin werde nach Edinburg gebracht, und plötzlich rückte ein Haufen Kriegsvolk mit aufgerollter Fahne heran. Sie waren aus der Gegend von Perth, und behaupteten, daß Gott ſie auserleſen habe, die Königin zu führen und zu bewachen. Auf ihrer Fahne war der Leichnam Heinrich Darnleys abgebildet, wie er leblos dalag, ſein kleiner Sohn knieete neben ihm, und die Worte ſtrömten aus ſeinem Munde: Räche ihn, Gott, und räche mich an ſeinen Mördern! ſo ging der Zug vorwärts, welchem die Königin folgen mußte.

5.

In Edinburg war der Empfang noch ſchonungsloſer; jedes kränkende, oft pöbelhafte

Schimpfwort wurde gegen die Unglückliche ausgestoßen. Sonst mildert der Anblick eines schönen Weibes die Wuth der Menge, die in ihr eine Verbrecherin zu sehen glaubte, und jetzt nur noch eine schöne Unglückliche sieht; die Thräne, einem schönen Auge entquollen, weckt das Mitteid in der roheſten Bruſt. Aber nichts änderte die feindliche Stimmung der Edinburger; die ſie ſonſt mit ſo lautem Jubel begrüßt hatten, empfingen ſie heute unter den fürchterlichſten Verwünſchungen.

Ihr ſehet ſelbſt, Majeſtät, begann jetzt Morton, der ſich ihr genaht hatte, daß wir Euch mit Eurer Freiheit nur ein trügeriſches Geſchenk machen und Euch den Händen Eurer Henker übergeben würden. Darum folgt mir nach der Wohnung des Propſtes, dort können wir Euch ſchützen und über das Weitere ſprechen, in Eurem Palaſte aber nicht. Die Königin mußte gehorchen und folgte, eine Gefangene, Morton in die Propſtei.

In dieſer Zeit traf Murray, der ſeinem Kriegsvolke vorangeeilt war, in Edinburg ein. Nicht gleicher Meinung mit den andern Lords, welche die hülfloſe Lage der Königin und die

Wuth des Pöbels nur zu ihrem Vortheile benutzen und die Zusage brechen wollten, die sie ihr gestern gemacht, daß, wenn sie sich für immer von Bothwell trennen würde, sie als Königin anerkannt und geehrt werden sollte, wünschte er, wie sie. Alle, feierliche Trennung von Bothwell und dessen ewige Verbannung aus dem Reiche; aber Maria sollte Königin, vielleicht unter eingeschränkteren Verhältnissen bleiben. Er hätte einen harten Kampf, besonders gegen Morton, und die Verschiedenheit der Meinungen hätte wohl leicht die Verbündeten in mehrere Partheien trennen können, hätte nicht die plötzliche Erklärung der Königin, daß sie sich auf keinen Fall und unter keinen Verhältnissen von Bothwell trennen würde, alle Partheien vereinigt. Es wurde beschlossen, Murray sollte noch einmal sie zu bewegen suchen, sich hierin dem Willen der versammelten Lords zu fügen, beharrte sie aber halsstarrig auf ihrem Vorsatz, sie an einem sichern Ort gefangen zu halten, bis ein Parlament über ihr ferneres Schicksal entschieden habe. Murray begab sich noch am nämlichen Tage nach der Propstei, wo er die Königin zwar traurig und sehr aufgeregt, aber nichts weniger als entmuthigt fand.

Ich bin erstaunt, Euch hier zu sehen! rief sie ihm zu, stand von ihrem Sitze auf und ging ihm rasch entgegen. Ich glaubte Euch noch in Larg-Castle. Das war brav von Euch, daß Ihr mit Euren Völkern nicht zu den aufrührerischen Lords gestoßen und Eurer Pflicht treu geblieben seid. In Zeit der Noth, und diese Zeit rückt für mich wahrlich heran, seid Ihr eine tröstende Erscheinung; Ihr bringt guten Rath und guten Willen zu helfen mit, deshalb seid mir von Herzen willkommen, denn Ihr seid jetzt noch der Einzige, in dessen Hände ich mein Schicksal legen könnte.

Königin! erwiderte Murray, ohne sich durch ihre Schmeicheleien verlocken zu lassen. Seit wie lange bin ich nicht schon durch Bothwell verfolgt worden? Oeffentlich ist er gegen mich aufgetreten, heimlich hat er Meuchelmörder nach mir ausgesandt, und selbst, so wie ich eben erfahren habe, hat er mich in Larg-Castle am schwersten verwunden wollen, denn es galt dort Eurer ehemaligen Busenfreundin, Maria Ogilvie. Wie soll ich noch Zutrauen zu Euch fassen? Geschah dies ohne Euren Willen, konnte es doch nicht ohne Euer Wissen geschehen, und wie schwach standet Ihr dann als Königin neben

Bothwell. Geſchah es mit Eurem Willen, was hat Euer Bruder dann noch von Euch zu erwarten? —

Alles, Alles! Nur rettet mich aus Lindſays und Mortons Händen! bat die Königin.

Ich fürchte, es iſt zu ſpät! erwiderte Murray. Doch bleibt Euch noch ein matter Strahl der Hoffnung: die Kirche trenne Euch von Bothwell —

Nie, nimmermehr! rief die Königin mit Heftigkeit.

Ernſt und finſter ruhte Murrays Auge auf ſeiner Schweſter, dann ſagte er: Euch iſt nicht mehr zu helfen; im Liebestaumel ſchleudert Ihr Schottlands ſchöne Krone weit von Euch, über Euch üben nur die Sinne, nie ein edelmüthiges königliches Herz die Gewalt.

Bei dieſen Worten ſchien plötzlich der Stolz in Marias Bruſt von Neuem zu erwachen. Glaubt Ihr, Graf Murray, ich wiſſe nicht, wie weit die Gewalt aufrühreriſcher Vaſallen reicht? Glaubt Ihr, Ihr und Eure Verbündeten könnten mir ein Haar auf meinem Haupte krümmen, ohne daß es Gott will? Glaubt Ihr,

die treuen redlichen Schotten — o es sind ihrer noch viele, die es treu mit ihrer Königin meinen — würden nicht aufstehen und für mich bis zum letzten Athemzuge kämpfen? Oder hofft Ihr vielleicht gar von jener doppelzüngigen Elisabeth Hülfe, die so ängstlich ihre Herrschergewalt bewahrt? O, von der erwartet nichts! —

Erwartet auch nichts mehr von dieser Welt, Maria, wenn Ihr im ewigen Gefängniß schmachten müßt! unterbrach sie Murray mit Wehmuth, denn ihn dauerte die Unglückliche wahrhaft.

Bei dem Gedanken von ewigem Gefängniß durchrieselte es die Königin eiskalt. Ewiges Gefängniß? murmelte sie vor sich hin. Das wäre ja schrecklicher noch als Tod!

Wenn Ihr dies fühlt, warum fügt Ihr Euch nicht in den Willen der Lords? Trennt Euch von Bothwell, gebt in einigen andern Kleinigkeiten den Wünschen der Lords nach, vermeidet künftighin jede strafbare Verbindung, und dann wird bald Schottland seiner Königin wieder zu Füßen liegen.

Ich kann nicht! wiederholte ſie nochmals. Nicht allein die prieſterlichen Bande, nicht die Bande der Liebe, auch ein geiſtiges Band hält mich an ihm feſt, das ein vielleicht thörigter Schwur unauflösbar gemacht hat.

Erklärt Euch deutlicher! bat Murray.

Euch, ja Euch allein will ich das vertrauen, was tief in meiner Bruſt ſollte verſchloſſen bleiben. Hört! In einem Augenblick, wo das Glück der Liebe Alles um ſich vergeſſen läßt, lockte mir Bothwell das Verſprechen ab: mich nie von ihm zu trennen, nie die Bande auflöſen zu laſſen, die uns als Gatte und Gattin vereint hatten. Ich mußte dies mit einem furchtbaren Eide bekräftigen, und er ſchwur mir auch, daß, ſollte ich mein Verſprechen nicht halten, er keinen Augenblick länger leben, und ſein Geiſt dem Grabe entſteigen und mich bei Tage und Nacht verfolgen würde. Darf ich es wagen, mich von ihm zu trennen?

Königin! ſagte Murray, und Unmuth blickte aus ſeinem Auge. Entweder wollt Ihr mich durch dieſes Mährchen täuſchen, oder Ihr täuſcht Euch ſelbſt. Was das Grab bedeckt,

kehrt nicht wieder zu den Lebenden zurück, von seinem Geiste habt Ihr nicht mehr zu fürchten, als von dem Geiste Darnleys. — Also Ihr bleibt bei Eurem Entschluß? fragte er jetzt nochmals; die Königin sagte ein bestimmtes: Ja, von Bothwell trenne ich mich nie!

So lebt wohl, Maria Stuart! sagte Murray. Was Euch auch künftighin für ein Schicksal treffen mag, werfet deshalb keine Schuld auf einen Andern, als auf Euch! Mit diesen Worten verließ er sie.

6.

Am andern Morgen traten bei der Königin die von ihr so gefürchteten Lords Lindsay und Morton, nebst den übrigen Verschworenen, außer Murray, ein, machten ihr in tiefster Unterthänigkeit mancherlei Vorstellungen in Betreff ihres geführten Regiments, verpflichteten sich jedoch zu gegenseitigem Vergessen, so bald sie sich feierlich von Bothwell getrennt habe, und drohten ihr, im Fall sie diese Bedingung nicht einginge, sie in irgend ein festes

Schloß gefangen zu setzen und die Regierung im Namen ihres Sohnes führen zu lassen.

Die Königin, welcher dieser Besuch der Lords nicht überraschend gekommen war, blieb bei ihrem einmal geäußerten Entschluß, und vergab bei dieser Gelegenheit ihrer königlichen Würde nichts, denn selbst Morton mußte ihr, ihres würdevollen Benehmens wegen, seine Bewunderung zollen; aber auf ihr Schicksal wirkte es nicht. Sie wurde noch am nämlichen Tage, unter lautem Verwünschen des Volks nach Loch-Leven, einem festen Schlosse im See, gebracht, wo sie dem William Douglas, einem Verwandten Mortons und dem jetzigen Gemahl der Mutter Murrays, übergeben wurde.

Ueber ihr näheres früheres Verhältniß zu Bothwell, gab bald darauf ein Kästchen mit Briefen und Gedichten der Königin weitere Aufklärung.

Nie ist das Interesse für eine in der Weltgeschichte mehr als zweideutig dastehende Fürstin stärker erweckt worden, als durch Schillers dramatisches Meisterwerk: Maria Stuart, das Interesse für diese Königin. Wir begleiten mit

ihm eine für Jugendschwächen hart bestrafte Fürstin in der Blüthe ihres Alters zum Schafot, weihen ihr Thränen des Mitgefühls und zürnen der ihr feindlich gegenüber stehenden Elisabeth. Schlagen wir aber im Buche der Geschichte nach, so sehen wir in dem Augenblick ihres Todes eine Sünderin vor uns, mit grauem Haar, auf einem Sessel zum Blocke hingerollt, der sie vielleicht mit der Welt und ihrem Gotte versöhnt. Sie büßte hart, denn seit die Lords sie nach Loch-Leven abführten, genoß sie noch acht Tage der Freiheit und schmachtete dann 25 Jahr als Gefangene in der Gewalt ihrer größten Feindin Elisabeth.

Auch Bothwells Schicksal war, wie er es verdiente, traurig: durch der Königin Beharrlichkeit sich nicht von ihm trennen zu wollen, auf immer aus Schottland vertrieben, irrte er anfangs auf den ihr gehörenden Inseln umher, trieb aus Noth, da ihm alle Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten war, und seine Feinde sich in seine Güter getheilt hatten, Seeräuberei, wurde aus seinen Schlupfwinkeln gejagt, ging nach Dänemark, setzte dort dies Handwerk fort, ward ergriffen, und nach langer Haft mit dem Strange bestraft.

mir, jedes meiner Worte zu glauben, doch verrieth ich den Mann nicht!" erwiederte der Alte.

„Du scheinst Scherz mit mir treiben zu wollen" begann Rohan nach kurzem Nachdenken und faßte den Alten scharf ins Auge — „Entweder Du bist ein Lügner, dann wehe Dir! — Oder sprachst Du die Wahrheit, dann geb' ich Dir mein fürstliches Wort, der Bote soll ungekränkt von hier ziehn. — Genügt Dir das noch nicht?"

„Nein!" antwortete Philipp „Nichts in der Welt kann mich vermögen, des Mannes Namen zu nennen."

„Auch die Folter nicht?" fuhr der Herzog auf und griff nach der Schelle.

„Herr Herzog!" sagte der alte Kastellan und die Bettlergestalt stand würdevoll vor Rohan „Auch Euer Haar ist gebleicht, auch Ihr steht dem Grabe nahe, bald werdet Ihr, so wie ich, vor einem strengen Richter stehen, deshalb fürchte ich nicht, daß der edle Herzog von Rohan, welchen Freund und Feind seiner Tugend wegen ehrt, die morschen Gebeine eines alten Mannes wird auf die Folter spannen lassen. Und thätet Ihr es Herr, so büßte ich nur alter Sünden Schuld; keine Klage, kein Wort würdet Ihr mir erpressen, aber wohl würde ich seufzen, daß ich durch die Folter mein Lebensziel verfehlt und so den Tod gefunden hätte. Nun beschließt über mich, es ist ein Gott, der über uns Beide wacht! — Macht mit mir, was Ihr wollt, nur verachtet meine Warnung nicht!" —

Der Herzog war von der Festigkeit des Mannes betroffen. „Du bist ein edler Mensch, oder wenigstens kein gemeiner Bösewicht, auf jeden Fall aber ein Unglücklicher"

Maria Ogilvie erfreute ſich nur kurze Zeit an der Macht ihres Geliebten; denn noch vor ihrer Vermählung ſtarb ſie plötzlich, wahrſcheinlich an Gift. — Niemand konnte den Thäter ahnen.

Die beiden Geizigen.

Schwank aus den Zeiten des schwäbischen Krieges

In dem kleinen Städchen Stühlingen im Schwabenlande trat Hans Gerber, der Wirth zur goldenen Weintraube, eines Morgens in ein kleines, wohlverwahrtes Hinterstübchen seines Hauses, wo sein Bettisch stand, und er alle Tage, selbst wenn er auch die Messe besuchte, seine Morgenandacht in der Stille verrichtete. Das Stübchen hatte nach dem Hofe hinaus zwei kleine, mit eisernen Gittern verwahrte Fenster, die noch zum Ueberflusse von Innen mit starken Laden von Eichenholz verwahrt waren; außer dem mit schwarzem Tuche behangenen Bettische, auf welchem ein unscheinbares Krucifix stand, war nur ein alter Schemmel und ein ziemlich großer schmuziger Tisch das ganze Mobiliar dieses, mit zwei Thüren verschlossenen Stübchens. Schon oft hatte Hans Gerber die Frage hören müssen, weßhalb er die Kammer so sorgfältig verschlösse? worauf

er dann jedesmal die sonderbare Geschichte erzählte: Es sei ihm in früher Jugend sehr schlecht ergangen und er habe trotz Arbeit und Mühe nicht vorwärts kommen können. Da wäre nun eines Tages ein Bettelmönch aus Baiern bei ihm eingekehrt, den er nach bestem Vermögen bewirthet und verpflegt habe; diesem habe er sein Leid geklagt und ihm erzählt, daß nicht Arbeit, nicht Gebet ihn aus der Noth rette; da habe ihm der Mönch, als er sein Haus verlassen, das zinnerne Kruzifix gegeben und ihm gesagt, so lange er davor jeden Morgen sein Gebet zu dem Gekreuzigten wende, werde ihm sein Fleiß sicher belohnt werden und der Wohlstand bei ihm einkehren, sobald er aber nicht mehr in dem Besitze des Kruzifixes sei, wäre auch sein Glück verschwunden. Des Mönches Prophezeihung sei eingetroffen, von dem Tage an sei es ihm besser ergangen, und wenn er auch noch fern vom Wohlstande sei, so wäre doch Noth und Sorge von ihm gewichen. Dies sei die Ursache, warum er das, an sich für jeden Andern werthlose Geschenk so sorgfältig verwahre.

Hans Gerber war übrigens ein ganz verständiger Mann, der den Armen manches Gute that, freilich

freilich nur aus Furcht vor der Hölle und in der Hoffnung, sich den Himmel damit zu erkaufen, denn ohne Eigennutz gab er sonst nie. Er lebte mit Frau und Kind sehr sparsam, ließ sich schlechten Wein theuer bezahlen, und mochte bei seinem Handel mit fettem Vieh nach Schafhausen und Basel eben nicht immer ganz christlich zu Werke gehen. In dem Städtchen galt er für einen reichen Geizhals, wozu auch sein Aeußeres Veranlassung geben mochte, denn er war lang und hager, seine große gebogene Nase, die kleinen, geschlitzten listigen Augen und die langen, knöchernen Finger paßten ganz zu dem Bilde eines Geizigen, übrigens lebte er mit Jedermann so viel als möglich in Frieden.

Heute, als er in sein Betstübchen trat und den einen Laden ein wenig geöffnet hatte, damit sattsames Licht herein schien, schloß er beide Thüren fest hinter sich zu, kniete vor dem Bettische und murmelte ein kurzes Gebet, ergriff dann das Kruzifix, setzte es vorsichtig auf die Erde, nahm die schwarze, bis auf den Fußboden herabhängende Decke hinweg und betrachtete nun mit funkelnden Blicken einen eisernen Kasten, der wohl eine Elle lang, eine halbe Elle breit seyn mochte und ziemlich hoch war, holte

einen Bund kleiner Schlüssel aus seiner Tasche und schloß die dreifachen Schlösser des Kastens auf.

Alles in Ordnung! sprach er vor sich hin, hob mit großer Anstrengung aus dem Kasten einen zweiten kleineren, setzte ihn auf den Tisch, drückte auf den Deckel und schloß nun auch das künstliche Schloß auf, das Niemand als er zu öffnen verstehen mochte. — Es ist doch eine herrliche Sache um die Freuden des Lebens, die ächt und von Dauer sind, murmelte er jetzt lächelnd. Welche Freude hat nicht der Mensch, wenn er spart und von Tage zu Tage seinen Beutel gefüllter sieht. Kleine Münze wirft er hinein, aber wie die kleinen Tropfen, die im Winter von dem Dache träufeln, endlich einen großen Eiszapfen bilden, wenn einer zum andern kommt, so füllt auch ein Heller nach dem andern den kleinen Beutel, bis er zum Goldgulden eingewechselt, in das lederne Säckchen zu den andern gelegt wird. Und welche Wonne, wenn man diese dann täglich überzählt, bei jedem an die Mühe und die Schweißtropfen denkt, mit denen sie erworben wurden, und wie man nun mit ihnen sorgenfrei in die Zukunft blicken, seine alten Tage durchleben, sich bei ihrem Anblicke

ergötzen kann und sie von Jahr zu Jahr sich vermehren sieht bis — ja bis der Tod den Kasten schließt und alle die schönen Goldgulden, böhmischen Groschen und Heller zurückbleiben müssen. Und wenn sie dann die Kiste öffnen, das Gold finden, den alten Narren auslachen, daß er gedarbt und sich nur für lachende Erben gequält hat, ja freilich, dann möchte man glauben, man wäre wirklich ein Narr. Warum hat doch der Tod keine Münzen prägen lassen, womit man sich von ihm loskaufen könnte! brummte er vor sich hin. Ach, es ist doch alles nur Flickwerk in der Welt!

Aber trotz dieses Flickwerks nahm er dennoch einen gemsledernen, schweren Beutel aus dem Kästchen, löste den Riemen, der den gefüllten kaum noch zusammenhielt, griff hinein, holte eine Hand voll blanker Goldstücke heraus, trat damit an das halb offene Fenster, sich an dem herrlichen Glanze des Goldes desto besser ergötzen zu können, vergaß aber dabei doch nicht, zuweilen einen Blick nach dem geöffneten Beutel und Kasten zu werfen. Schönes blankes Gold! rief er entzückt, unbeschnitten und vom rechten Schrot und Korn, was kann man nicht Alles damit kaufen? Menschen und Vieh, Ehre

und Glück. In Alles kann man es umgestalten, der arme Ritter sähe bald statt des gefüllten Beutels sein verfallenes Schloß im neuen Glanze, der Schlemmer verwandelte es in ein Faß alten Rheinweines, Kaiser Max aber, dem Gott langes Leben schenken möge, wenn er uns nur die Schweizer vom Halse schafft, sähe bald statt dieses blanken Goldes ein Häuflein Lanzknechte in blanker Rüstung an sich vorüberziehen, und ich, der Klügste unter allen, stecke sie wieder in den Sack und habe alle Tage meine Freude daran. — Wenn längst die Ritterburg zerstört, der Rheinwein getrunken und die Lanzknechte auseinander gelaufen sind, bleiben mir meine blanken Kinder und ich habe meine Freude an ihnen.

Er legte nun die Goldstücke wieder in den Beutel und griff in die Tasche seines Unterkleides. Gestern war kein glücklicher Tag, sagte er kopfschüttelnd, und ich kann wohl nur 39 Kreuzer in das kleine Säckchen legen, mehr hat die Zeche nicht abgeworfen. Nun, ein Tropfen nach dem andern und am Ende wird doch der Becher voll! Er band nun den Beutel wieder zu, steckte die 39 Kreuzer in einen kleinern und nahm einen kaum halb gefüllten aus dem

Kasten. Mit Dir geht es langsam, guter Freund, sagte er, ihn in der knöchernen Hand wiegend, das machen die bösen Kriegszeiten. Ja, wenn ich von Basel oder Schafhausen kam, meine schweren Ochsen theuer verkauft und ein hübsches Sümmchen in der Tasche zurückgebracht hatte, da gab es goldene Pfennige, jetzt — Nun die Zeiten werden schon besser werden; man ißt und trinkt weniger und giebt sparsamer Almosen, so kommt es wieder ziemlich ins Gleiche. Er öffnete nun den Beutel, nahm die Goldstücke heraus und zählte sie auf den Tisch, aber kaum war er bis zum zwanzigsten gekommen, als er leise an die Thür klopfen hörte. Er horchte auf, strich das gezählte Geld wieder zusammen, legte den Beutel zu den andern und als es stärker pochte, schloß er den Kasten zu, und da man ihn in seiner Morgenandacht nur in dringenden Fällen stören durfte, so fragte er endlich: Wer klopft, was giebt's?

Macht auf, Nachbar! ertönte die Stimme des Lederhändlers Benedikt, ich habe Euch Neues zu berichten, aber wenig Gutes; öffnet geschwind!

Geduldet Euch, ich muß noch zehn Paternoster beten, erwiderte Hans Gerber, den Kasten

ſprach der edle Greis „deshalb erregſt Du mein Mitleid. Glauben kann ich Dir nicht, aber nimm hier den Lohn, als ob Du die Wahrheit mir berichtet hätteſt und dann ziehe in Frieden!“ Er reichte ihm eine gefüllte Börſe, die der Alte jedoch nicht annahm. „Für Geld thu' ich nichts, auch habe ich es nicht um Euch verdient; denn aus Liebe für Euch warnte ich Euch nicht, nur aus Haß gegen den Mörder des Pompejus von Plauta.“ ſprach er „Und nun Gott befohlen! Der Herr laß es Euch wohl geben, denn in Euerm Herzen kann jeder Unglückliche eine Zuflucht finden.“

Der Herzog nickte ihm freundlich dankend zu, der Alte, ſeinen Querſack zurecht rückend, wollte eben das Zimmer verlaſſen, als er ſich noch einmal wandte. „Herr!“ ſprach er gerührt „Hört auf meine Warnung und ſchlagt ſie nicht ganz in den Wind; es würde mir auch um Euretwillen leid thun, wenn dem Kühnen ſein Plan gelänge.“

„Wir wollen ſehen“ ſagte der Herzog und entließ ihn.

Aber ſo nahe ſeinem alten Wohnſitze, konnte der Alte der Sehnſucht nicht widerſtehen, noch einmal das Schloß zu ſehen, wo er ſeine Jugend verlebt, als Mann ſo manche traurige Erfahrung gemacht hatte. So müde er war, wanderte er doch noch einige Stunden weiter, übernachtete in der Hütte eines Landmannes und ſetzte, kaum daß der Tag graute, ſeinen Weg fort. Jedes Fußſteiges kundig, gelangte er bald auf den Rücken der Flimſerberge und ſah von hier den Aufgang der Sonne; andächtig verrichtete er ſein Morgengebet und wanderte dann hinab in das Thal.

so leise als möglich wieder in den größern steckend, und erst als das schwarze Tuch wieder über den Tisch gebreitet und das Kruzifix darauf gestellt war, öffnete er die Thüre, durch welche Nachbar Benedikt schnell hereintrat, obgleich ihn der Aufschließende gern zurückgedrängt hätte. Aber Benedikt war sehr neugieriger Natur und das für Jedermann immer verschlossene Stübchen hatte längst schon seine Neugierde gelockt, daher eilte er so, sich heute die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen und sein spähender Blick fuhr schnell im Zimmer umher. Jetzt fuhr er, sich unbemerkt glaubend, rasch mit der Hand nach dem in der Mitte stehenden Tische, doch er irrte, es war dem Hausherrn nicht entgangen. Was habt Ihr da? fragte er, hastig mit beiden Händen des Nachbars Hand festhaltend.

Ein Goldstück, das ich Euch zur Verwechselung bringe, erwiderte dieser phlegmatisch.

Ein Goldstück, und jetzt zu dieser Zeit, wo böse Nachrichten eingelaufen sind? fragte Gerber rasch hintereinander. Was für ein Goldstück?

So laßt doch meine Hand los, Nachbar,

brummte Benedikt, bei allen Teufeln, das Ding verdrießt mich.

Mag es Euch verdrießen! Sagt mir erſt, was für ein Goldſtück.

Nun einen Goldgulden.

Von was für einem Gepräge, von welchem Jahr? fragte der Hausherr weiter.

Das mögt Ihr unterſuchen. Goldgulden iſt bei mir Goldgulden, ob ihn der Churfürſt von der Pfalz oder die Stadt Augsburg hat prägen laſſen, iſt mir gleichviel; ich glaube es iſt ein Pfälzer.

Zeigt her, ſagte jetzt Hans Gerber, die kleinen geſchlitzten Augen weit aufreißend und trat an den noch offenen Laden. Hm, ja, es iſt ein Pfälzer, ein ſchönes, blankes Stück. Er betrachtete es genau, warf aber immer noch mißtrauiſch einen Blick auf den Nachbar. Was lächelt, was ſchmunzelt Ihr? — Weshalb habt Ihr Urſache zum Lachen? — Doch, fragte er plötzlich und es ſchien, als ſei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, was für Münzſorten wollt Ihr dafür?

Mir gleich, welche Ihr mir gebt, erwiderte jener.

Hm, ſagte Gerber und die Antwort ſchien

ihm nicht gelegen, ich habe eben kein Silbergeld, so müßt Ihr Euch gedulden bis morgen. So gebt mir bis dahin mein Goldstück zurück, Nachbar.

Habt Ihr denn so wenig Vertrauen zu mir, sagte der Gastwirth und steckte das Goldstück zu sich. Morgen, morgen sollt Ihr es in blanke Kreuzer ausgewechselt haben. — Doch Eure Nachricht! — Das Wechseln des Goldguldens kam zufällig, setzte er hinzu, einen scharfen beobachtenden Blick auf Benedikt werfend. Kommt hinunter in mein Stübchen, dort theilt mir mit, was Ihr mir zu sagen habt, hier könnte ich Euch nicht einmal einen Sessel bieten.

Benedikt mußte folgen, Hans Gerber schloß die Thüren wieder und führte den Nachbar hinunter in sein kleines abgelegenes Stübchen.

Nun, was habt Ihr für Nachrichten, Nachbar? fragte er, als sich beide auf ein Paar alte mit Leder ausgeschlagene Lehnstühle gesetzt hatten.

Die Eidgenossen — Gott möge sie verdammen!

Flucht nicht so, Benedikt, fiel ihm der Gastwirth in die Rede, verwünscht sie nicht, wir

Beide haben manches ſchöne Geld von ihnen verdient.

Geld hin, Geld her, fuhr der Nachbar fort, Gott möge ſie dennoch verdammen! — Sie ſind über den Rhein gegangen und mit ihrem reiſigen Zeuge vor Thüngen gerückt.

Daß Gott erbarm! ſeufzte Gerber.

Ja, daß Gott erbarm, das mögen wir wohl beten, fuhr Benedikt fort, denn ſie hauſen ſchlimmer als die Türken; plündern, rauben und morden, ſengen und brennen iſt ihnen eine wahre Luſt. Meinen armen Georg, den treuen Jungen, den ich nach Thüngen herunter ſchickte, einiges Geld einzukaſſiren, haben ſie geplündert, nackt ausgezogen und ſo fortgeſchickt.

Hatte er viel Geld bei ſich? fragte Hans Gerber, den Erzähler unterbrechend.

Das kümmere Euch nicht, erwiderte der Nachbar verdrießlich. Ihr gebt mir ja doch nichts wieder. — Aber hört nur! Wer ſtand an der Spitze dieſer ſchönen Geſellen? — Conrad, des verarmten Goldſchmidts Sohn von Zürich, der ſaubere Burſche, der keinen Heller mehr im Seckel hatte, als ihn hier ſein Wirth der ſchuldigen Zeche wegen feſtnehmen wollte, und

dennoch so frech war, um Euer Töchterlein zu werben. Ihr wißt, ich war nie sein Freund, er wollte Geld von mir leihen und ich gab ihm nichts, darum feindete er mich an und thut es auch jetzt noch, denn, denkt nur, als mein armer Georg bis auf's Hemd ausgezogen war, schlug er ihn auf die Schulter und sagte: Laufe was Du kannst nach Stühlingen, grüße Deinen Herrn von mir und sage ihm, ich würde bald kommen mit meinen freien Knechten, ihm und seinem Gelde einen Besuch abzustatten; auch der Jungfer Clara bring einen schönen Gruß von Conrad, und richtest Du das nicht ordentlich aus, wirst Du aufgeknüpft, sobald wir in Stühlingen einrücken. — Was sagt Ihr dazu, Nachbar?

Aber der Nachbar saß in tiefen Gedanken; die Nachricht hatte ihn nicht freudig überrascht, aber auch nicht so ganz in den Zustand eines Verzweifelten versetzt wie den kleinen wohlbeleibten Benedikt, der nur mit Zittern an den Goldschmidtssohn von Zürich denken konnte. Nun, was sagt Ihr dazu? frag.e er noch einmal.

Nun ich meine, hob endlich Hans Gerber an, daß man die Sache in ruhige Ueberlegung ziehen und jedem Unglücke so viel als möglich

vorzubeugen ſuchen muß. Ich rathe Euch, recht bald Eure Anſtalten zu treffen, ich treffe noch heute die meinen, denn die in Thüngen werden ſich nicht lange halten und die Eidgenoſſen machen lange Schritte.

Aber Conrad mit ſeinen freien Knechten?

Wenn der kommt, ſoll es mir lieb ſeyn, ich hoffe eine gute Salva guardia in ihm zu finden.

Daß Gott ſich erbarme, ſeufzte der kleine Mann. — Hört, Nachbar, begann er nach langem Schweigen, während deſſen Hans Gerber nachdenkend auf ſeinem Lehnſtuhle ſaß und Benedikt Muth gefaßt zu haben ſchien. Hört, Nachbar —

Nun, brummte der Hauswirth.

Es iſt jetzt eine arge, böſe, gefährliche Zeit, wo der Menſch nicht mehr weiß, ob er nicht morgen ein Bettler iſt, wenn es ihm auch heute ganz wohl geht, eine Zeit, wo die Jungfrau friſch und munter aufſteht und am Abende über ihr Unglück jammernd ſich auf das Lager wirft.

Ja wohl, ſeufzte Hans Gerber.

In ſolcher Zeit ſollte die Vernunft allein den Menſchen beherrſchen.

Sie ſollte wohl, murmelte der Nachdenkende.

Man ſollte das Theuerſte, was man beſitzt, in ſicheren Gewahrſam bringen.

Ja Benedikt, das muß man! fuhr der Gaſtwirth auf.

Und deshalb dächte ich, Nachbar, Ihr willigtet endlich ein und gäbt mir Euer Klärchen zum Weibe.

Ja ſo! fuhr Hans Gerber auf. Ihr meinet die; die will Euch nicht.

Eben deshalb wäre es jetzt Zeit, daß Ihr ein ernſtes Wort mit ihr ſprächet; ein Weib ſteht ſicher unter dem Schutze eines Mannes.

Unter Eurem Schutze? Nun wahrhaftig.

Sie iſt als ehrbare Frau bei dem heilloſen Volke nicht ſo der Gefahr ausgeſetzt.

Sie will Euch nicht, und damit Punktum! ſagte der Alte verdrießlich.

Ein Wort von Euch zu meinen Gunſten —

Das ſprech' ich nie! — Mein einziges Kind, hob nun Hans Gerber in ſehr ernſtem beſtimmten Tone an, ſoll zwar nie gegen meinen Willen heirathen, das hab' ich bei dem Schweizerburſchen bewieſen, aber zwingen werd' ich ſie nie, ſich nach meinem Willen einen Mann zu wählen, den ſie nicht mag, und Euch zu wählen nun gar nicht.

Was habt Ihr gegen mich, bin ich nicht ein wohlhabender, angesehener Mann, der seinen guten Verdienst hat?

O ja, Ihr zieht den Leuten das Fell über die Ohren, drum geht auch Euer Handel so gut.

Und Ihr, fuhr Benedikt beleidigt auf. Ihr tauft Euren Wein bloß, damit er in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen wird. Doch lassen wir das, Nachbarn müssen in Friede und Eintracht leben. Er reichte ihm die Hand zur Versöhnung, die auch Hans Gerber nach einigem Zögern ergriff. Nachbar, überlegt meinen Vorschlag reiflich, hob Benedikt dann wieder an, bedenkt die gefährlichen Zeiten.

Ich habe alles wohl und reiflich bedacht, Nachbar, nahm endlich, der Zudringlichkeit Benedikts müde, der Alte das Wort, und Euch seit den zwei Jahren, wo es Euch in den Sinn kam, um mein Kind zu werben, wohl zwanzigmal gesagt: Clara will Euch nicht zum Manne, ich Euch nicht zum Schwiegersohne. Sie ist 18 Jahre alt, Ihr 54 und Ihr seid überdies noch ein Hagestolz, so ein unnützes Ding in der lieben Gotteswelt, das allein dasteht, wie eine

Vogelſcheuche, der Lerche und Stieglitz aus dem Wege fliegen, und bei dem höchſtens eine alte Eule hocken bleibt. Wer ſo wie Ihr ein halbes Säkulum und drüber allein gelebt hat, ſollte auch mit ſeiner rothäugigen Eule, Eurer alten Barbara, allein bleiben, bis der Tod den letzten Reigen mit ihm tanzt. Ueberdies ſeid Ihr kein frommer, chriſtlicher Mann, kein Armer geht getröſtet aus Eurem Hauſe, Ihr liebt das Geld mehr wie den lieben Gott, nehmt, wo Ihr etwas findet —

Vergeßt den Goldgulden nicht, fiel ihm Benedikt in die Rede, ob nun das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken, oder vielleicht durch des Hausherrn letzte Worte an etwas erinnert, blieb ungewiß.

Sorgt nicht, erwiderte Hans Gerber, als ſich eben die Thür öffnete und eine junge, ſchlanke, rothwangige Dirne hereinſchlüpfte, die aber, als ſie Herrn Benedikt erblickte, raſch wieder nach der Thüre zurückeilte, jedoch durch das barſche: Bleib, Clara! das ihr der Vater zurief, feſt gebannt ſtehen blieb.

Was willſt Du? fragte ſie dann der Alte freundlicher, ihr die Hand bietend.

Vater, ich wollte Euch ſagen, daß ich eben

einen Gruß von Conrad bekommen hatte, erwiderte sie unbefangen, sich nicht um das saure Gesicht des Nachbars kümmernd.

So! meinte der Alte. Und da ist Deine Traurigkeit wohl plötzlich in Freude verwandelt. — Das Mädchen erröthete. — Conrad steht bei Thüngen mit seinem wilden Haufen, sengt und brennt dort und beraubt ehrbare Leute wie ein gemeiner Buschklepper.

Das ist erlogen! sprach das Mädchen mit einem gewissen Trotze und ihr Auge sah finster auf den grinsenden Benedikt.

Hier der Nachbar hat es mir berichtet, erwiderte der Vater, seinen Georg haben sie rein ausgeplündert.

Ja, die Eidgenossen haben ihn rein ausgeplündert, erwiderte sie. Conrad aber hat ihm Wams und Schuhe gegeben, daß er zurückkehren konnte. Und lügt so viel Ihr wollt, und schwärzt Conrad beim Vater an so viel Ihr könnt, Herr Benedikt, ich werde doch nicht Euer Weib, lieber spränge ich in den nächsten Brunnen! Und des Vaters Scheltworten zu entgehen, eilte sie schnell davon.

Nun, Nachbar, sagte Hans Gerber, nun habt Ihr es selbst gehört, so deutlich und ver-

Als hätte ihn eine Zaubermacht umstrickt, so gewaltig zog es ihn wider Willen nach dem Jägerhüttchen hin. — Die Feinde hatten es zerstört, nur hier und da sah man noch Ueberreste. Es that ihm weh und wohl, es zerstört zu finden und mit ängstlich klopfendem Herzen setzte er seine Wallfahrt fort. Als er an den hohlen Weg kam, bog er aus, ging an ihm vorüber; aber die verdorrte Eiche, welche noch Sturm und Zeit getrotzt, konnte er nicht vorbei gehen und als müsse er hier die Freveltat noch einmal büßen, lehnte er sich an ihren vernarbten Stamm und blickte nach der Stelle, die noch von einem kleinen Kreuze bezeichnet war.

Jahre waren über die That hingerollt, aber ihr rascher Flügel hatte nichts zu verwischen vermocht. „Wenn uns die Erinnerung Freude bringen soll," seufzte Philipp „so ist sie karg und träge, die Schmerzen aber, den Gram, die tiefgefühlte Schuld bringt sie uns mit geschäftiger Eile in reichen Spenden! Nun so will ich ihren Schmerzenskelch leeren!" — und seiner Elsbeth gedenkend, schlich er nach dem Kirchhofe von Almenz, wo sie an der Seite ihrer Schwester ruhte. An ihrem Grabe wurden seine Schmerzen milder, er konnte für ihre Seele beten.

Von hier wanderte er nach dem Schlosse. Hell glänzte wie sonst der vergoldete Löwe auf dem Thurme, noch rankte sich der Epheu um die graue Mauer und Alles stand noch wie einst. Die alte Linde rauschte über dem Steinsitze, des Thurmwarts Lug ins Land schaute immer noch mit seinem spitzen Dache über die starke Mauer in die Gegend umher und das Portal mit seinem ehrwürdigen Wappen stand noch unangetastet; und doch war nichts mehr wie

nehmlich, wie man es nur hören kann. Doch nichts für ungut, wir wollen deshalb Freunde seyn und bleiben. — Benedikt, ohne hierauf etwas zu erwidern, nahm verdrießlich seine Mütze, sagte ein kaltes: Lebt wohl! und war schon in der Thüre, als er wieder umkehrte. Nachbar, sprach er, zu solch unruhiger Zeit vergißt der ordnungsliebende Mann zuweilen das Nöthigste und Niemand weiß, ob er in der andern Stunde noch lebt oder nicht; auch ist es heute Sonnabend, wo ich meine Arbeiter auszahlen muß, ich dächte, Ihr suchtet in Eurer Tasche und in dem Kästlein, worin Ihr die Zeche Eurer Gäste hinein zu werfen pflegt, vielleicht findet Ihr so viel, daß Ihr mir Kreuzer oder Heller, auch in Gottes Namen Schweizerbatzen für meinen Goldgulden geben könnt.

Zum Teufel, macht mich nicht unwirsch, Nachbar, fuhr Hans Gerber auf. Ihr sollt haben, was Euch gebührt.

Nun, werdet nur nicht gleich so heftig, sagte Benedikt freundlich, denn noch gab er die Hoffnung nicht auf, den Alten für sich zu gewinnen, wenn er ihm nur erst seine gefüllten Truhen zeigen würde. Nun, gehabt Euch wohl;

wer von uns etwas von den Mordbrennern der Eidgenoſſen hört, der theile es ſchnell dem Andern mit. Er ging.

Spitzbube! brummte Hans Gerber ihm nach und nahm das Goldſtück aus ſeiner Taſche. Ehe ich Dir meine Kreuzer und Heller dafür gebe, muß ich wiſſen, ob das Lamm nicht aus meinem Stalle war. Sieben und ſechzig! murmelte er einigemale vor ſich hin, als er die Treppe leiſe hinaufſtieg, ſo viel als möglich ohne Geräuſch die Thüre zum Betſtübchen aufſchloß, den Kaſten auf den Tiſch ſtellte und den Beutel hervorholte, aus dem er früher die gezählten Goldſtücke genommen hatte. Sieben und ſechzig müſſen es ſeyn, ſagte er, die blanken Gefangenen auf den Tiſch ſchüttend, ſie zu zählen. Jetzt war er bis zum ſechszigſten gekommen. — Eins, zwei, drei, vier! zählte er. Bei Gott, nur 66! rief er dann. Nun, Gottlob! ſagte er, tief Athem holend, daß ich Dich wieder habe, Du theures verlorenes Schaf, das Dein ſchlechter Hirt unbeachtet liegen ließ; geh' wieder in den Stall zu Deinen Brüdern. Er warf das Goldſtück zu den übrigen, verſchloß alles wieder gut, ſah genau nach, ob er nicht wieder etwas auf dem Tiſche liegen gelaſſen

habe, und rief dann jubelnd aus: Meiſter Benedikt, Spitzbube, Du kannſt lange warten, bis ich Dir mein eigenes Geld verwechſele, nicht einen Heller ſollſt Du haben! Aber dieſer Gedanke beſchäftigte ihn nicht allein, der Südwind, der vom Bodenſee her den Kanonendonner bis nach Stühlingen brachte, zog ihn von dem verlorenen Schafe ab nach der ganzen Heerde hin, und ſein ſtets erfindungsreicher Kopf ſann auf Mittel, bei dem nahenden Unwetter die Heerde zu retten.

Dicht vor dem Thore des kleinen Städtchens beſaß Hans Gerber ein Würzgärtchen, wie man damals einen Küchengarten zu nennen pflegte, wo Thimian, Majoran, Salbei und Peterſilie, Kohl und Kraut gezogen wurden. Jeder angeſehene Bürger mußte einen ſolchen für ſeine Küche haben, und er war der Sorge der Frauen übergeben. Dahin ſchritt heute Abend in Begleitung ihrer Mutter Clärchen, wonnevoll und doch ſo traurig, denn die Hoffnung, Conrad vielleicht zu ſehen, beglückte ſie, aber die einzelnen Karthaunenſchüſſe, die dumpf von Thüngen her-

über brummten, beklemmten wieder so sehr die Brust, daß sie nicht wußte, sollte sie sich freuen, sollte sie bangen.

Ihres Vaters ernstes Gesicht hatte ihr die Freude über Conrads Gruß getrübt, und sie ließ das sonst so muntere Köpfchen hängen, als sie das mit einer Mauer umschlossene Gärtchen betrat, wo sie oft mit ihm Hand in Hand gesessen hatte. Die Mutter, eine gute, nachsichtige, aber verschlagene Frau, in der Schule des Duldens und der Demuth von ihrem Manne zu einer Kreuzträgerin erzogen, hing mit ganzer Liebe an dem Mädchen, welches das einzige Wesen auf der Welt war, das ihr sanftes Gemüth verstand. Sie war auch deshalb mit der Neigung Clara's zufrieden, wollte Conrad wohl, und wäre es zum offenen Kampfe gekommen, wäre sie gewiß auf die Seite ihrer Tochter getreten, denn Liebe fühlte sie nicht für ihren Eheherrn, sie fürchtete ihn nur.

Während nun die gutmüthige Frau Petersilie schnitt und Thimian sammelte, setzte sich Clärchen in die kleine Geisblattlaube, ließ den Arm im Schooße ruhen, lehnte den Kopf mit seinen goldenen Haarflechten an das Gitterwerk, schloß die Augen und träumte von Conrad. Da

rauſchte der Abendwind in den Blättern, die ihr um Stirn und Wange ſpielten und ſie aus ihren Träumen weckten; aber die Erinnerung verjagten ſie nicht ſo leicht, wie die ſüßen Träume, und Clärchen dachte immer noch an Conrad, und rief ſo manche Stunde zurück, die ſie hier an ſeiner Seite geſeſſen hatte. Da entquoll ihrer Bruſt ein Lied, das ſie von ihm gelernt, und ſie ſang, die Ranken und Blüthen des Geisblattes während des Geſanges ſchonungslos zerpflückend:

Hätt' ich Flügel, hätt' ich Schwingen,
Durch die Lüfte zög' ich hin,
Ihm mein treues Herz zu bringen,
Dem ich Alles, Alles bin.

Flügel ſind mir nicht gegeben,
Nur die Sehnſucht zieht mich fort;
Doch trotz ihrem Müh'n und Streben
Bringt ſie mich nicht in den Port!

Heute hoffend, morgen zagend,
Heute jauchzend auf vor Luſt,
Steh' ich morgen, weinend, klagend,
Tiefen Schmerz in meiner Bruſt.

Da ſchallte es plötzlich über ihr:

Auf der Liebe goldnen Schwingen,
Durch die Lüfte zog ich hin,
Dir den Abendgruß zu bringen,
Der ich Alles, Alles bin!

Conrad! rief das Mädchen bei diesen Tönen aufspringend, bist Du es, Conrad?

Ich bin es! rief die Stimme und ein brauner Lockenkopf drängte sich durch die Geisblattranken. Bist Du allein, Clärchen?

Die Mutter ist bei mir.

So mache schnell die Pforte auf und lass' mich ein! bat er. Das Mädchen mußte aber erst seine gebräunte Wange liebkosend streicheln, ehe sie die Laube verließ, dann lief sie aber auch nach der Thüre und rief der Mutter zu: Conrad ist hier! Ehe aber die gute Frau sich noch besinnen konnte, war die Thüre schon geöffnet und Clärchen lag in Conrads Armen. Nach der ersten stürmischen Umarmung und Begrüßung der herbeigeeilten Mutter fragte Clara ängstlich: Aber mein Gott, wo kommst Du her, Conrad?

Aus dem Lager! Doch davon hernach. Wie geht es Euch, Mutter? wandte er sich jetzt zu dieser und schüttelte ihr treuherzig die Hand.

Wie immer, still — und leidlich.

Und Dir, Clärchen?

Wie kannst Du noch fragen. Traurig ist es mir ergangen seit dem halben Jahre, daß Du fort bist; geweint habe ich mehr als gelacht, und stets waren meine Gedanken bei Dir.

So erging es auch mir, sprach er, unwillkührlich ihre Hände erfassend und mit ihr der kleinen Laube zugehend. Nacht und Tag habe ich an Dich gedacht, wo ich auch war, war meine Seele bei Dir. Du mußt es mir angethan haben, Mädchen, sagte er dann, als sie in die Laube getreten und sich niedergelassen hatten, denn so wahrhaft ich Dich liebte, als ich um Dich, so viel tausendmal mehr habe ich Dich geliebt, als ich fern von Dir war.

Das nämliche war auch mir, unterbrach sie ihn.

Das freut mich, das freut mich von Herzen! fuhr er, immer leidenschaftlicher werdend, fort und schlang seinen Arm um ihren Nacken. Sieh, wenn ich so recht an Dich dachte, da standest Du lieb und schön mit Deinen frischen Wangen, und den freundlichen blauen Augen da, und je fester ich dann die Augen zudrückte, desto lebendiger wurde Dein Bild. Meine Phantasie war dann geschäftig, sie gab Dir ein seidenes Ge-

wand, flocht in Deine Haare eine reiche Perlenschnur, der rothe Sammethut mit den schwankenden Federn zierte Dein Haupt, ein stolzer Falke schaukelte sich auf Deiner Hand, Du standest eine Königstochter vor mir. Nein! rief ich dann und öffnete das geschlossene Auge, fort mit dem Zauber, so wäre sie ja für mich ganz verloren! Und da standest Du schnell wieder im kurzen wollenen Röckchen, mit dem knappen Mieder und dem schwarzen Häubchen vor mir, lächeltest mich freundlich an wie sonst — und es waren Deine frischen Lippen, Deine freundlichen Augen, Du warest ganz wieder mein liebes Clärchen und ich konnte Dich umfangen und herzen — aber ich umfing nur die Luft und herzte nichts.

Auch kein anderes Mädchen? fragte sie neckend. Gesteh' es nur, Conrad.

Kein anderes, Clärchen, erwiderte er treuherzig, denn so schön und lieb und gut wie Du bist, habe ich noch keines auf Erden gefunden. Bei diesen Worten umfing und küßte er sie.

Gemach, junger Herr! rief die am Eingange stehende Mutter. Ein Küßchen zum Willkommen mag man wohl erlauben, aber nicht ein Schock! — Clärchen sprang beschämt auf und fiel

der Mutter um den Hals. Seid nicht böse, Mutter, bat sie, ich habe ihn so lange nicht gesehen, nicht —

Nun laß nur gut seyn! fiel die schon wieder Besänftigte ihr in die Rede. Aber sagt nur, Conrad, was Euch eigentlich hieher geführt?

Gutes und Böses, erwiderte er, morgen überziehen wahrscheinlich die Eidgenossen Euer Städtchen —

Daß sich Gott unser erbarme! rief die Mutter händeringend.

Ja, dem Städtchen kann ich nicht helfen, aber hoffentlich Euch, denn wir werden die Vorhut bilden und da habe ich es schon meinem Hauptmann gesagt, daß ich ein Liebchen hier hätte und er hat mir erlaubt, mit einigen Freunden das Haus zu besetzen. Da wollen wir schon sorgen, daß Euch kein Leid geschieht, nur muß freilich Vater Hans ein Fäßlein spenden, denn die Zürcher haben gar durstige Kehlen.

Aber wie wird es den Andern ergehen, Conrad? fragte die Mutter. Conrad zuckte statt Antwort die Achseln. Ist denn gar keine Hülfe?

Die Stadt muß suchen sich durch Geld von der Plünderung loszukaufen.

Komm, Clärchen, sagte die Mutter, ängstlich

ihr Kind bei der Hand nehmend. Komm, laß uns nach Hause gehen, es wird Nacht, der Vater wird uns erwarten und wir müssen doch noch Manches mit ihm besprechen. Komm!

Schon jetzt! seufzte Clärchen, einen schmachtenden Blick auf Conrad werfend.

Geh nur mit der Mutter, Clärchen, sagte er, ihr die Hand reichend, auch mich mahnt es an den Rückweg. Nur noch Eines, liebe Mutter. Erst nach zwei Stunden sagt dem Vater, daß Ihr mich gesprochen, dann bin ich wieder in Sicherheit. Und nun Clärchen, leb' wohl, morgen sehen wir uns wieder, und möge Gott das Herz Deines Vaters zu unserm Besten lenken. Er drückte einen herzlichen Kuß auf des Mädchens frische Lippen, schüttelte der Mutter die Hand und schlüpfte zur Thüre hinaus.

Da geht er hin! seufzte das Mädchen, und ich bleibe wieder zurück. — Nun kommt, Mutter, nun mag ich auch nicht länger hier bleiben. — Beide wanderten, die Eine mit Sorgen beladen, die Andere mit neuen Hoffnungen bereichert, nach Hause.

ſonſt, kein Menſch, den er kannte, ging dort aus noch ein, kein Planta ritt durch das hohe Thor. — Ein raubgieriger Verweſer fremden Gutes hauſte dort mit ſeinen Geſellen, kein alter Freund, kein alter Diener war mehr dort.

Der Alte ſaß unbeweglich unter der Linde, ſein Auge ſtarrte hinauf und große Tropfen rollten über die welken Wangen. Endlich ſprang er unmuthig auf „Fort, fort von hier!“ rief er „wo die Erinnerung ſo ſchmerzhaft iſt! Hin in mein einſames Thal, an meinen rauſchenden Waſſerfall!“

Er ſtand auf und wollte heimwärts gehen, aber noch einmal umſchlich er die Burg, bis der Abend ihn überraſchte und die hohen Thürme nicht mehr vom Abendgold erglänzten und im Mondlicht wie graue Rieſen geiſterhaft dem Auge erſchienen.

8.

Konrads Argwohn war durch ſeine Unterredung mit Jenatſch eher vermehrt als vermindert worden; doch hatte ihn Marie beruhigt, da ſie ihm den ganzen Hergang, wie der Obriſt in ihr Haus gekommen, berichtet und ihm hierbei nicht verhehlt hatte, daß ſie dem Manne nicht abhold ſei, welcher der Mutter ſo ſehr mit Rath und That an die Hand gehe und ſich ſo beſcheiden und zurückhaltend gegen ſie benehme. Konrad, obgleich er den Plan des Obriſten durchſchaute, hielt es nicht für nöthig, oder ſein Stolz verbot es ihm vielmehr, Marie warnen zu müſſen,

Dort ſuchten ſie den Vater überall und fanden ihn nicht. Keiner hatte ihn ſehen das Haus verlaſſen, Stock und Mütze lagen in der Stube, und die Mutter begann ſchon, ſich zu ängſtigen, als der Knecht, der während des Herrn Abweſenheit die Gaſtſtube zu beſorgen hatte, meinte, er werde wohl, wie er oft zu thun pflegte, in dem Keller ſeyn und dort arbeiten, wo ihn dann niemand ſtören, ja nicht einmal in den Keller kommen durfte. Die Angſt trieb jedoch heute die Mutter hinunter, ſie faßte ein Herz, klopfte an die verſchloſſene Thüre, und als ſie auf ihre Frage: ob er da unten ſei, bejahende Antwort und die Weiſung erhielt, ihn nicht zu beläſtigen, ſtieg ſie gern wieder hinauf und ſtörte ihn nicht weiter, da ſie es ſchon gewohnt war, daß er ſeine Arbeiten immer allein und bei verſchloſſenen Thüren verrichtete.

Aber der gute Mann täuſchte ſich, wenn er glaubte, ſein Weſen im Verborgenen zu treiben, denn ſchon oft war er belauſcht worden, wenn er beſchäftigt war, ſeinen Wein zu verfälſchen. Seinen guten Nachbar Benedikt, deſſen Keller von dem ſeinen zwar durch eine tüchtige Mauer getrennt war, hatte die Neugier doch verlockt, ihm einen böſen Streich zu ſpielen. Dieſer hatte

sich nämlich ein kleines Loch durch die Mauer gebohrt, durch das er einen großen Theil von des Nachbars Keller unbemerkt übersehen konnte und diesen schon oft bei der Weinmischung beobachtet. Auch heute war er aus dem nämlichen Grunde, der Hans Gerber in den Keller geführt, in den seinen gegangen, und da er bei dem Nachbar Geräusch hörte, verbarg er schnell sein Licht und stieg die kleine Leiter hinauf, des Nachbars Thun und Treiben zu belauschen.

Heute sah er ihn nun freilich in einem ganz anderen Geschäfte begriffen; Spaten und Schaufel in der Hand stand Hans Gerber mit aufgestreiften Aermeln in der Mitte des Kellers, sah bald hier-, bald dorthin, legte Schaufel und Spaten bei Seite, rollte ein großes, leeres Weinfaß auf dem Lager fort, hob vorsichtig die steinernen Platten, womit der Fußboden bedeckt war, auf und begann nun ein tiefes Loch zu graben. Mit Falkenblicken hatte Benedikt dem Allen zugesehen, nichts war ihm entgangen, genau hatte er sich den Ort gemerkt. Aber seine Erwartung sollte doch getäuscht werden, denn nach einer Weile hörte Hans Gerber mit der Arbeit auf, maß die Tiefe des Loches, betrachtete Alles noch ganz genau, nahm dann den Spaten, die Schaufel ließ er

zurück, verließ den Keller und schloß die Thüre hinter sich zu.

Nun schnell bei uns ans Werk, brummte Benedikt verdrießlich, sich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, doch ich hoffe, er wird schon wieder kommen, verließ dann den Keller, kam aber mit seinem treuen Georg bald wieder zurück.

Benedikt, ein kleines, dickes, krummbeiniges Männchen, mit ein paar rothen Backen und einer kleinen kupfernen Stumpfnase, war auch, und mit Recht, in der Stadt als Geizhals verschrieen. Er war auch im höchsten Grade geizig, aber auf ganz andere Weise als sein Nachbar; dieser getraute sich nicht einen Tropfen Wein zu trinken, lebte ärmlich, wie er sagte, seiner Gesundheit wegen, aß nur des Sonntags Fleisch und dann in sehr knappen Portionen, verdünnte das Bier, das er trank, kleidete sich schlecht und nur für Klärchens Putz konnte er zuweilen in die nie leere Tasche greifen. In Handel und Wandel überlistete er gern, und bediente sich aller Vortheile, seine Ochsen wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen, vermischte oft den guten Wein mit dem schlechten, taufte ihn auch wohl mit Wasser, aber wer ihm Geld und Gut anvertrauen wollte, hätte es in keine sicherern Hände

als in die seinigen geben können; er hätte einen Beutel mit Goldstücken finden können und er stellte ihn dem Eigenthümer gewiß wieder zu. Dabei war er, trotz mancher Härte gegen seine Frau, kein übler Gatte; die Kranke pflegte er mit Sorgfalt, wenn er auch mit der Gesunden zankte und kiff. Gegen Clärchen war er ein liebender, verständiger Vater, und all seinen gesammelten Reichthum hätte er für sie freudig hingeben können; auch that er bis zu einem gewissen Maaße den Armen Gutes, was freilich nicht immer aus reinem Quell entsprang.

Benedikt aber, der Lederhändler, der zugleich den einzigen Gewürzladen in diesem kleinen Städtchen hatte, war ganz anderer Natur. Wie Hans Gerber größtentheils durch eigene Entsagung sparte, liebte der Kleine für sich den Genuß, nur auf Kosten Anderer wollte er sich bereichern und dazu war ihm keine Handlung zu schlecht. Er selbst führte einen guten Tisch, trank täglich seine Kanne Wein, daher auch die Rubinnase, hatte immer einige Leckerbissen in seinem Wandschranke stehen, aber die alte Barbara und der treue Georg mit seinem bedeutenden Höcker mußten dagegen hungern und darben. Im Handel und Wandel betrog er, wo er nur konnte, die

Geſchichte mit dem Goldſtücke zeigte, daß er zu Allem fähig und ein ausgelernter Spitzbube ſei. Kein Armer betrat ſeine Schwelle, denn wer ihn kannte, wußte ſchon im Voraus, daß er nichts bekam. Er hatte ſeiner Mißgeſtalt wegen in früherer Zeit keine reiche Frau bekommen können, eine arme hätte er um Alles in der Welt nicht genommen, ſo blieb er ein mit manchem Körbchen ausgeſtatteter Hageſtolz.

Die alte Barbara hatte ihn in ſeiner Kindheit gewartet und war ihm, je zahnloſer, deſto werther geworden, da ſie mit jedem Tage weniger kauen konnte, überdies mußte ſie noch dem kleinen Gewürzladen vorſtehen und wandelte eben nicht auf Roſen. Der kleine Georg aber war keine ſo gutmüthige, geduldige Seele, wie Barbara. Heimtückiſch, wie faſt alle Buckligen, verſtand er dem Scheine nach zu hungern und ſich doch aus ſeines Herrn Seckel zu ſättigen; mit Allem zufrieden ſcheinend, war er es mit Nichts, und die größte Anhänglichkeit an Benedikt heuchelnd, haßte er ihn von Herzen. Ganz des Herrn Intereſſe ergeben, ſo bald er das ſeine damit verbinden konnte, ganz in ſeine Betrügereien eingeweiht und eingehend, wobei er aber ſtets Benedikt betrog, beſaß er deſſen Zutrauen

ganz und hatte es auch bis jetzt nie getäuscht, die kleinen Vortheile abgerechnet, welche dabei in seinen Seckel flossen. In diesem Augenblicke aber hatte ihn sein Herr tief gekränkt, denn als er am vergangenen Abende halb nackt, nur mit dem bekleidet, was ihm Conrads Gutmüthigkeit gegeben, zurückkam, mußte er statt Entschädigung für das ihm Geraubte, noch manchen Vorwurf erdulden. Er war daher nicht in der besten Stimmung gegen Benedikt, als dieser ihn rief, mit ihm in den Keller ging und ihm erzählte, was er bei dem Nachbar gesehen hatte.

Daß dieser dort seine Schätze vergraben werde, war Beiden einleuchtend, und Beide hatten den gleichen Gedanken, daß man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe, sie zu stehlen. Benedikt versprach, obgleich es ihm sehr schwer wurde, Georg ein Dritttheil davon abzugeben, und nun berathschlagten sie, wie es anzufangen sei. Zugleich vertraute Benedikt seinem Diener, auf dessen Treue er sich ganz verlassen zu können glaubte, daß auch er gesonnen sei, heute Nacht den eisernen Kasten, in dem er seine wenige Baarschaft verschlossen habe, in dem Keller unter einem Haufen Schutt zu vergraben. Was nun des Nachbars Schatz

betraf, so wurde beschlossen, ins Geheim ein Loch durch die Mauer zu brechen, und wenn das Geld in ihrer Gewalt sei, das Loch in aller Eile wieder zuzumauern. Sie vergaßen aber dabei, wie sie schwerlich von ihrer Seite aus das Loch so gut wieder würden vermauern können, daß es der Nachbar in seinem Keller nicht bemerken sollte, auch mußten ja bei dem Aufbrechen Schutt und Steine in den Keller rollen, was die Sache doch gleich verrathen konnte. Aber Benedikt, zu erpicht auf des Nachbars zusammengescharrtes Geld, auch wohl von Rache über die abschlägige Antwort getrieben, bedachte dies nicht, und ehe sie noch wußten, was Hans Gerber in dem Loche verbergen wollte, schritten sie rasch an's Werk, holten Brechstangen, Kalk, Schaufel und Spaten herbei.

Aber Benedikt, die Rückkehr des Nachbars jeden Augenblick erwartend, beschloß erst seine Schätze in Sicherheit zu bringen, und Beide begannen nun die herkulische Arbeit, den Schutt wegzuräumen, wobei oft in den Keller des Nachbars gelugt wurde, um zu sehen, ob er nicht bald, mit seinem Mammon beladen zurückkäme. Aber der Schutt war schon weggeräumt, das

Loch

Loch tief genug gegraben und Hans Gerber erſchien immer noch nicht. Da ſchlichen ſie Beide hinauf und ſchleppten mit großer Mühe den ſchweren eiſenbeſchlagenen Kaſten hinunter, den ſie endlich bis an das Loch brachten, denn da Benedikt nicht ſo vorſichtig geweſen war, alle ſein Geld in Goldſtücke umzuſetzen, wie es der Nachbar oft mit einem kleinen Verluſte gethan, ſo war der Kaſten bedeutend ſchwer.

Es mochte wohl Mitternacht ſeyn, da ſie den Schatz eben in das Loch ſenken wollten, als ſie Geräuſch in des Nachbars Keller hörten. Schnell ſtieg Benedikt die Leiter hinauf und ſah bald Hans Gerber, ein eiſernes Käſtchen auf dem Rücken tragend, keuchend und ſchweißtriefend ankommen. Vorſichtig legte er das Kiſtchen bei dem ſchon früher gegrabenen Loche ab, ſetzte es dann hinein und ehe er Erde darüber rollte, faltete er die Hände und murmelte ein Gebet, als ob er einen Todten in die Gruft geſenkt habe; dann ſchaufelte er die Erde darüber, trat ſie feſt ein und mühte ſich nun ab, die aufgehobenen Steinplatten wieder in die gehörige Ordnung darüber zu legen, rammelte ſie feſt, und nachdem er die Steine wieder rein gefegt, auch die übrig gebliebene Erde

in einen Korb geschaufelt hatte, rollte er die leere Kufe wieder auf den alten Platz. Hierauf nahm er Korb, Schaufel und das übrige Geräthe und trug es hinauf. Aber bald kehrte er wieder zurück, stellte sich noch einmal vor seinen vergrabenen Mammon, sah traurig nach ihm, seufzte tief auf und es schien als würde es ihm schwer von dem Orte zu scheiden; endlich faßte er Muth, ging, schloß den Keller zu und Benedikt wünschte ihm eine glückliche Reise.

Schnell machte sich nun dieser auch an's Werk, versenkte seinen Kasten und verschüttete ihn wieder, der Schutt war bald darauf geworfen und nun ging es, die Brechstange in der Hand, an die neue Arbeit. Hier aber förderte es nicht so rasch; der Tag mochte wohl grauen — es war im Sommer — und noch waren sie nicht durch. Jetzt stießen sie auf einen großen Stein, der nicht weichen, nicht wanken wollte, Georg rüttelte nach besten Kräften, endlich bewegte er sich, gab zuletzt den wiederholten Anstrengungen nach und rollte mit großem Geprassel in des Nachbars Keller.

Das hatte Benedikts Klugheit nicht vorausgesehen, Georgs Tücke aber wohl erwartet.

Was war nun zu thun, das einmal Begonnene mußte geendet werden und Benedikt befahl seinem Diener durch das Loch zu kriechen, dieser aber, der sich wenigstens den Rücken frei halten wollte, verweigerte es und meinte: Wer den größeren Lohn zöge, müsse auch die mehrere Arbeit thun, übrigens würde ihm sein Höcker bei dieser Expedition sehr hinderlich seyn. Herr Benedikt mußte sich daher entschließen, das Werk selbst zu vollführen, und so sauer es auch dem Beleibten wurde, kroch er doch in das Loch, Georg schob nach und da man es unbeachtet gelassen hatte, daß des Nachbars Keller mehrere Fuß tiefer war, so rollte Benedikt, da ein kräftiger Druck des Dieners seinen Fall beförderte, den Kopf voran wie ein Sack in den Keller.

Da war er nun! — Zwar etwas von dem Falle betäubt, raffte er sich doch noch schnell auf, stieß einige Flüche aus und rief eben Georg zu, ihm Spaten und Schaufel und das Lämpchen zu geben, als er die obere Kellerthür öffnen und gleich darauf Fußtritte hörte. Kaum hatte er Zeit, seinem Diener zuzuraunen, daß er das Lämpchen auslösche, kaum konnte er noch den herabgefallenen Stein bei Seite rollen, sich

er ſprach hierüber nicht weiter mit ihr und da er verbergen bleiben mußte und es nicht wagen konnte, eher als bis es finſter wurde, zu ihr zu gehen und Jenatſch, ſo bald der Abend nahte, das Haus der Wittwe verließ, trafen ſie ſich nie, was überdies Konrad auch zu vermeiden geſucht hatte.

Aber in deſto mehr Unruhe ſetzte ihn die Abweſenheit ſeines Vaters; als er ihn den erſten Tag nicht fand, kümmerte es ihn wenig, als er am Abend nicht zurückkehrte, glaubte er, der Vater ſei vielleicht bei der Frau von Travers und bleibe dort über Nacht, wie es wohl zuweilen geſchah, als er aber auch am zweiten und dritten Tage nicht wiederkehrte, überfiel ihn bange Unruhe und er ging am vierten mit ſorgenſchwerem Herzen zu dem Obriſten, ſeine Abfertigung zu holen.

Er fand ihn in Geſellſchaft Peter Gulers und noch einiger Vertrauten, die den Boten der Spanier aufmerkſam zu beobachten ſchienen und von ſeiner Sendung unterrichtet ſein mußten, denn ſie ſprachen laut und unverholen über dieſe Angelegenheit. Jenatſch nahm ihn hierauf bei Seite, gab ihm noch den mündlichen Auftrag, Herrn Rudolph von Planta zu ſagen, daß, ſo bald der Vertrag mit Spanien unterzeichnet ſei und die Franzoſen das Land verlaſſen hätten, er und ſein Geſchlecht ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren, ſich in den Beſitz ihrer Güter ſetzen und des Endes aller Verfolgung und jedes Familienzwiſtes ſicher ſein könnten.

„Und was macht Euer Mühmchen?“ fragte er plötzlich, das ernſte Geſpräch abbrechend „Habt Ihr ſie von mir gegrüßt?“

selbst aber hinter ein Weinfaß verstecken, als die untere Thüre auch schon geöffnet wurde und Frau Gerber mit Clärchen hereintrat, die gleich einer der thörigten Jungfrauen, ein nur sparsam glimmendes Lämpchen in der Hand hielt.

Laß uns nun sehen, Kind, wo der Vater den Kasten vergraben hat, mit dem ich ihn um Mitternacht herunterschleichen sah, sagte die Mutter, sich umschauend.

Aber wozu das, Mutter? fragte Clärchen. Mich dünkt —

Kümmre Dich nicht darum, es geschieht zu Deinem Besten, erwiderte diese und sah sorgfältig im Keller umher. Ha! sagte sie, gewiß hat er es unter die Fässer vergraben, und da kann es nur unter jener leeren Kufe dort seyn, von der die schadhafte Thüre bei dem Küfner ist; die nur hat er allein von der Stelle bringen können. Leuchte her!

Mutter, die Lampe verlischt, es ist kein Oel mehr darauf, meinte Clärchen.

Wahrlich sie ist im Verlöschen, sagte die Mutter, sie untersuchend, warte nur einen Augenblick und fürchte Dich nicht, Kind, ich will eine andere Lampe holen. Dies sagend,

ging sie so schnell sie konnte die Treppe hinauf, Clara aber setzte sich einstweilen auf eines der Lager hin und schüttelte bedenklich den Kopf, denn die ganze Sache wollte ihr nicht gefallen. Als sie aber noch darüber nachdachte, hörte sie Geräusch hinter sich, sprang erschrocken auf, ihr Licht verlosch plötzlich, zwei Arme umschlossen sie und bewußtlos sank sie zu Boden.

In diesem Augenblicke kam die Mutter zurück, sah ihr Kind leblos in der Mitte des Kellers liegen, beugte sich über das Mädchen hin; aber kalt wie der Tod war ihre Stirn, kein Zeichen von Leben zu sehen, kein Athemzug zu hören; da ergriff sie schnell einen mit Wein gefüllten Krug, bespritzte die Ohnmächtige, rieb ihr Puls und Schläfe, aber all' ihr Mühen war vergebens. Sie rang die Hände, wußte sich nicht zu helfen und verließ von Todesangst getrieben den Keller, um Hülfe zu holen.

Gürg, Gürg! rief jetzt Benedikt, im Dunkeln herumtappend, schieb die Leiter durch's Loch, daß ich von hier komme, mein Leben ist in Gefahr! Aber Georg ließ nichts von sich hören. Gürg, lieber Gürg! rief er nochmals mit lauter Stimme, gieb die Leiter! Diesmal hörte es der Schalk: war es Wahrheit oder

Lüge, er rief dem Herrn zu, daß er die Lampe habe auslöschen müssen, es stockfinster sei und er die Leiter nicht finden könne. Da überlief es den Kleinen eiskalt; er gelobte in seiner Seelenangst, nie wieder nach fremdem Gute weder seine Hand auszustrecken, noch seinen Mund zu spitzen — und schon hörte er eben Tritte, schon vernahm er das Brummen Hans Gerbers, den die Mutter aus seinem süßen Morgenschlafe geweckt und dem sie auf seine wiederholten Fragen: Wie kommst Du zu den Schlüsseln? Was suchst Du da unten? die bittenden Worte: Komm nur zu Deinem Kinde und hilf! erwiderte.

Auch der alte Mann, der Clärchen über Alles liebte, warf sich bei ihrem Anblicke über sie hin, rief ihren Namen, rieb ihr Schläfe und Hände, sie blieb starr. Wir müssen sie hinaufschaffen! sagte er dann. Lauf, schicke nach dem Bader, sende den Knecht, die Mägde herunter, lauf geschwind! Die Mutter säumte nicht lange, bald waren die Mägde bei der Hand, die Ohnmächtige hinauf zu schaffen, auch Peter, der Knecht, kam gelaufen und die Bestürzung war groß und allgemein, denn Alle hatten das muntere Clärchen gar lieb. Als sie

nun mit dem Mädchen schon auf der Treppe waren, Hans Gerber händeringend ihr folgte, rief ihm Peter zu: Herr, seht, was giebt es da? Der Alte wendete sich und Peter zeigte nach dem durch die Wand gebrochenen Loche. Starr vor Entsetzen blickte der Alte nach der Oeffnung, ein Gedanke durchzuckte ihn. Sag der Frau, befahl er dem Knechte, sie solle mir Bescheid geben, wie es mit der Tochter gehe, dann schicke nach dem Maurer, daß er schnell komme, Du aber kehre eiligst mit meinem alten Schwerte zurück und nimm einen tüchtigen Knüppel zur Hand, denn hier ist es nicht geheuer. Er setzte sich dann nicht ohne Grausen auf die Schwelle der Treppe, zündete für den Nothfall noch ein Licht an und erwartete so Peters Rückkehr.

Daß ihm der Nachbar einen bösen Streich habe spielen wollen, davon war er überzeugt, daß er den Fuchs vielleicht noch in dem Hühnerstalle fangen könne, hoffte er, aber bei alle dem dachte er an sein Kind und an die heranrückenden Eidgenossen. Faßte er aber den Gedanken, daß der Ort, wo sein Geld vergraben, vielleicht schon verrathen sei, so schwand sein Muth, kalt überlief es ihn, und wäre in diesem Augenblicke Con-

rad vor ihn getreten und hätte noch einmal um Clärchen geworben, er hätte sie ihm in der Angst seines Herzens wahrscheinlich nicht versagt.

Peters Rückkehr war ihm willkommen, besonders da er die frohe Nachricht brachte, die Jungfer habe die Augen wieder aufgeschlagen. Gelobt sei Gott! rief er freudig aus. Aber nun laß uns ans Werk gehen, gieb mir das Schwert! Doch nur mit Mühe konnte er das verrostete aus der Scheide ziehen, als er aber die Wehr in der Hand hatte, schloß er den Keller zu, gab Peter die eine Leuchte, nahm die andere und so suchten sie im ganzen Keller umher, leuchteten hinter jedes Faß; bei dem, wo das Geld vergraben war, ging er wohl etwas rascher vorüber, aber trotz allem Suchen fand sich nichts. Der Teufel, dem er sich ergeben, hat ihm wieder fortgeholfen! brummte der Alte, die Thür wieder aufschließend. Stehe nur so lange Wacht hier, bis ich zurückkehre! befahl er dem Diener, ich muß hinauf, zu sehen was mein Kind macht; suche nicht weiter umher, behalte das Loch im Auge, und weiche nicht von dem Eingange.

Peter, das verrostete Schwert in der Hand, blieb treulich an der Thür stehen, die Hans Gerber überdies hinter sich wieder verschlossen hatte,

und hielt auf seinem Posten so lange aus, bis sein Herr mit einigen Maurern zurückkam, die das Loch wieder zumauern mußten; Steine waren bald herbei geschafft, auch der große herabgerollte gefunden worden, so dauerte es nicht lange und das Loch war wieder zu. Da auch Clärchen sich erholt hatte, athmete der Alte frei auf und wanderte nun, manches harte Wort für den Nachbar im Sinn habend, hinüber zu ihm.

Da fand er aber Niemand als die weinende Barbara; ihr Herr war nicht zum Frühstück gekommen, sein Bett noch wie sie es gemacht hatte, auch Gürg war verschwunden. Aber Hans Gerber glaubte dies Alles nicht, durchsuchte das Haus, und da Benedikt wirklich nicht zu finden war, so glaubte er, daß er sich im Keller versteckt, oder aus Furcht entfernt habe. Der Keller war verschlossen und Barbara, die laut schluchzte und bat, Herr Benedikt möge ein Zeichen des Lebens von sich geben, erhielt keine Antwort.

Nun begab sich Hans Gerber zum Bürgermeister des Ortes, trug ihm den Fall vor und verlangte, daß die Gerichte den Keller mit Gewalt öffnen sollten; aber dem unglücklichen Bürgermeister war eben durch flüchtiges Landvolk die Nachricht zugekommen, daß die Eidgenossen im

Anzuge wären, und Gerber konnte leicht einsehen, daß in solchen angstvollen Augenblicken an seine Angelegenheit nicht zu denken sei.

Auch auf den Gastwirth machte diese Nachricht einen schmerzhaften Eindruck. Seine Hausfrau hatte gestern nicht Gelegenheit gehabt, ihm ihre Unterredung mit Conrad mitzutheilen, aber der Bürgermeister war selbst auf den klugen Einfall gekommen, die übrigen Glieder des Rathes und die angesehenen Bürger des Städtchens zu versammeln, um ihnen den Vorschlag zu machen, den Eidgenossen entgegen zu schicken und mit ihnen zu unterhandeln. Da aber Jeder in seinem Hause manche Vorkehrungen zu treffen hatte, kam man erst spät zusammen; es wurde dann so lange berathen, daß man schon, noch vor gefaßtem Entschlusse die Harsthörner der Schweizer aus der Ferne hörte. Jeder lief nun nach Haus und dachte nur an sich; Niemand aber war in größerer Noth als die alte Barbara, denn ihr Hausherr und Jürg waren noch nicht zurückgekehrt. Ersterer stak noch in der leeren Kufe und bewachte den vergrabenen Schatz, der arme Bucklige aber war in dem Keller eingeschlossen, weil sein Herr die Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Wegen der Angst um Clärchen hatte der

ſtrenge Hausherr nicht weiter bei ſeiner Ehefrau nachgeforſcht, wie ſie zu den Schlüſſeln gekommen und weshalb ſie in den Keller gegangen ſei.

Die Angſt bei dem Nahen der Feinde, die der Thürmer durch ſein widrig tönendes Horn bereits verkündete, ließ es ihn auch jetzt vergeſſen, aber als ihm Frau Gerber erzählte, was ihr Conrad geſagt und wie er ihr Haus ſchützen wollte, kehrte der Muth wieder bei ihm ein, aber auch die Neugierde zu wiſſen, weshalb die Frau mit der Tochter in den Keller gegangen ſei, und ſie konnte ihm nur durch die Antwort ausweichen, daß es auf Clärchens dringende Bitte geſchehen wäre, er müſſe das Kind ſelbſt fragen, das aber jetzt wohl noch zu ſchwach ſei, ihm Rede und Antwort zu ſtehen.

Aber Clärchen war ſo ſchwach nicht, wie die Mutter vorgab; der Gedanke: Conrad naht, hatte ſie geſtärkt, und was das ganze Städtchen in bange Sorge verſetzte, belebte ſie mit neuer Hoffnung. Die armen Einwohner waren auch wirklich zu beklagen, denn wo die Eidgenoſſen im Schwabenlande einfielen, da mordeten und plünderten ſie, und beim Abzuge ſteckten ſie Städte und Dörfer in Brand; die Schwaben und kaiſerlichen Völker machten es im Gebiete der Eidge-

nossen auch nicht besser, und so war es kein Kampf in Schlachten, es war ein wildes Morden und Brennen, deshalb flüchtete auch Jeder seine beste Habe, besonders flohen die Jungfrauen von Ort zu Ort, nur Clärchen blieb, voll fester Zuversicht, Conrad werde sie beschützen.

Jetzt rückten die Schweizer den Hügel hinab; es war nur ein kleiner Haufen von 400 Mann aus Zürich, demungeachtet war kein Gedanke an Gegenwehr, keine Hoffnung, daß schwäbisches Kriegsvolk zur Hülfe heranrücken würde. Die Thore blieben geöffnet, und jauchzend, guter Beute gewiß, zogen die Eidgenossen dem Städtchen zu. Voran ein Haufen rüstiger, junger Männer, die sich durch ihre weiten, grün und gelb geschlitzten Pluderhosen auszeichneten, schöne starke Männer, einige mit Hakenbüchsen, die meisten aber mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, Alle lange Schwerter an ihrer Seite. Es war ein Trupp Freiknechte (Freiwillige) aus Zürich, die nicht mit zum Aufgebote gehörten, ein wildes, gottloses Völkchen, tapfer vor dem Feind, aber eben so beim Becher, und die Ersten, wo es zu plündern gab. Sie hatten Conrad zu ihrem Führer gewählt und bildeten die Vorhut. Ihnen folgte das Fähnlein von Zürich, an dessen Spitze der Hauptmann

Stüßi, ein mächtiger Kriegsmann, schon aus dem burgundischen Kriege bekannt, marschirte, ein biederer aber strenger Mann, der keinen Gefallen an Raub und Mord fand und den Krieg lieber als ehrlicher Soldat, als wie ein Wegelagerer und Schnaphans führte. Ihm, der das Ganze befehligte, hatte sich Conrad anvertraut und von ihm die Erlaubniß erhalten, das Vaterhaus seiner Geliebten zu schützen. Das Städtchen konnte sich freuen, daß Hauptmann Stüßi mit seiner Fahne gegen dasselbe anzog. Die Eidgenossen, die in geschlossenen Gliedern ihrem Hauptmann folgten, waren meist rüstige Männer oder ergraute Kriegsleute, nur wenig junges Volk sah man unter ihnen, dies hatte man in den Schanzen vor Thüngen gelassen, dort ihren Jugendmuth auszutoben.

Jetzt ließ der Hauptmann halten, schickte einige Mann zur Besetzung des Thores voraus, rückte in die Stadt ein, wo sich keine lebende Seele auf den Straßen blicken ließ und stellte sein Volk auf dem kleinen winkligen Marktplatze auf.

Hier kamen ihm mehrere Einwohner, den Bürgermeister an der Spitze, entgegen, baten um Gnade, stellten die Armuth der Stadt vor und versprachen zu thun, was in ihren Kräften stehe,

„Ja, Herr!“ erwiederte Konrad „Sie läßt Euch ſchön danken. Auch nach ihrem Bräutigam hab' ich ſie gefragt, dem ſcheint ſie mit treuer Liebe anzuhängen und hofft, bald mit ihm von hier zu ziehen. Auch läßt ſie Euch ſagen, Ihr thätet wohl beſſer, ihr Haus zu meiden, damit ihr guter Ruf nicht vor den Leuten gefährdet werde.“

Jenatſch ſchien über dieſen Bericht nicht ſehr erfreut, doch äußerte er ſich nicht weiter darüber, und trat wieder mit Konrad zu den Uebrigen ins Zimmer.

„Ehe wir Euch das Schreiben an den Herrn Grafen Serbelloni einhändigen,“ hob Peter Guler jetzt an „erſuchen wir Euch, uns Euern Namen zu nennen. Das Schreiben des Grafen bezeichnet Euch nur als einen Rottmeiſter ſeines Regiments, dem er es aus mancherlei Gründen, beſonders der Landeskunde wegen, anvertraut habe. Eure Kleidung, der Bart, der, wie es uns dünkt, falſch iſt, verſtellt zwar Euer wahres Anſehn, doch glaubt mancher unter uns Euch zu kennen. Zeigt Euch offen, ſagt, wer ſeid Ihr?“

„Nun, kennen mich die Herrn, was bedarf es dann noch, daß ich ihnen ſage, wer ich ſei?“ antwortete er keck. „Ich bin Rottmeiſter in des Grafen Serbelloni Regimente, mit einem Schreiben an Euch geſandt; das zu wiſſen genüge Euch.“

„Ihr ſeid Konrad Beruiſch, der Sohn des Alten von Zuznatſch, und irr' ich nicht, ſo habt Ihr auch ein Liebchen in dieſer Gegend —“ ſagte Guler.

Konrad zwar betroffen, verlor doch die Faſſung nicht „Nun ja!“ ſagte er kaltblütig „Ich bin der, für den Ihr

um ſich von der Plünderung loszukaufen. Hauptmann Stüßi redete ſie barſch an, verlangte 1500 Goldgülden und freie Zeche für ſein Volk, im Weigerungsfalle drohte er mit Plünderung. Endlich, das kleine Städtchen, in welchem in der Stille mancher reiche Kauz wohnte, berückſichtigend, ließ er ſich doch bewegen, ſeine Forderung bis auf 1200 herabzuſetzen, die aber bis zum Abende bezahlt ſeyn müßten, widrigenfalls die Stadt geplündert und am andern Tage angezündet werde; dann ließ er die Thore beſetzen, befahl, daß die Mannſchaft gehörig untergebracht und verpflegt würde und nahm für ſeine Perſon auf dem Rathhauſe Quartier.

Sobald es thunlich war, hatte ſich Conrad mit acht ſeiner Kameraden nach dem Hauſe Hans Gerbers begeben, die übrigen Freiknechte, von denen 20 mit einem Waibel zur Kundſchaft gen Blumberg ausgeſchickt waren, wurden zu Benedikt und in die übrigen umſtehenden Häuſer in's Quartier gelegt.

Hans Gerber empfing ſeine ungebetenen Gäſte ganz freundlich, obgleich er ihnen keine tüchtige Rechnung machen konnte, ſchüttelte Conrad, als einem alten Bekannten, die Hand und brachte ſogleich mehrere Krüge mit Wein herbei, während

die Mutter ein weißes Laken auf den Tiſch breitete und ihn mit allerhand Speiſen beſetzte. Wo iſt denn Clärchen? raunte Conrad der Mutter leiſe zu.

Im Oberſtübchen, Ihr werdet ſie unwohl finden, erwiderte dieſe, und Conrad, der ſich wenig um Hans Gerbers Kopfſchütteln kümmerte, eilte hinauf.

Du biſt krank, liebes Clärchen? fragte er, nachdem er ſie wohl zehnmal geküßt und an ſein Herz gedrückt hatte.

Seitdem Du hier biſt, Conrad, nicht mehr, erwiderte ſie, ſich innig an ihn ſchmiegend, ich glaube, läge ich im Todeskampfe und Du träteſt an mein Sterbebett, das Leben ſiegte doch.

Liebe, gute Seele! ſagte Conrad, ſie liebkoſend.

Wie ſtattlich biſt Du doch mit dem großen Schwerte an der Seite, ſprach ſie, ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend. Der bauſchige Hut mit den ſchwankenden Federn, das lederne Koller, alles ſteht Dir ſo gut, aber entfremdet Dich mir. Aber doch biſt Du noch der Alte, biſt mein Conrad mit dem freundlichen Auge und dem treuen Herzen. Nicht wahr?

Das bin ich, Clärchen, und werd' es ewig blei-

ben! sprach er treuherzig und reichte ihr die Hand, die sie, sanft an ihm aufblickend, an ihr klopfendes Herz drückte.

Conrad! unterbrach die eintretende Mutter das Gespräch der Liebenden, Eure Kameraden fragen nach Euch, Ihr sollt mit ihnen zechen und essen. Kommt herunter, des Vaters Gesicht wird überdies krauser, kommt!

Conrad folgte, wenn auch ungern, setzte sich zu den andern Gesellen an den Tisch, und auch der Alte mußte auf ihre Einladung Platz nehmen. Sie zwangen ihn, oben an zu sitzen, denn, meinte ein junger, fast noch bartloser Bursche, dem künftigen Schwiegervater unseres Führers gebührt der Ehrenplatz. Auch nöthigte das lustige Völkchen die Mutter, neben ihrem Eheherrn Platz zu nehmen, und nun ging die Kanne wacker in die Runde, Hans Gerber mußte Jedem Bescheid thun und er hätte ganz vergnügt bei den fröhlichen Leuten gesessen, wäre es nur nicht Wein aus seinem Keller gewesen, der so leise die nimmersatten Kehlen hinunterfloß; dachte er aber daran, so seufzte er und setzte schnell den Becher wieder hin.

Der Wein erfreuet des Menschen Herz; dies wahre Wort bekräftigte sich auch hier. Das Kriegsvolk wurde immer munterer, und Hans Ger-

Gerber mußte oft in den kleinen Vorkeller steigen, um die Krüge neuerdings zu füllen. Da erhob sich einer der Eidgenossen plötzlich von seinem Sitze: Conrad! rief er, das ist doch nicht recht, daß Du uns Dein Bräutchen noch nicht gezeigt hast; bist Du jetzt schon eifersüchtig?

Braut! brummte der Alte halblaut, doch die Mutter zupfte ihn derb bei dem Oberkleide, während Conrad sich lachend zu Clärchens Eltern wandte und um Erlaubniß bat, die Tochter herbeiholen zu dürfen; der Vater konnte es nicht verweigern, die Mutter nickte bejahend, denn sie freute sich schon im Voraus, wie verwundert die Männer seyn würden, wenn das schöne Kind einträte.

Aber Clärchen selbst sträubte sich lange gegen das Heruntergehen; es war dem sittsamen Mädchen zuwider, vor die zechenden Soldaten zur Schau hinzutreten, doch mußte sie endlich den Bitten Conrads nachgeben und ihm folgen.

Als nun das schöne hocherröthende Mädchen an Conrads Hand eintrat, standen Alle von ihren Sitzen auf und begrüßten die Verschämte mit hoch erhobenem Becher und lautem Jubel, und als sie, den Gruß erwidernd, züchtig dankte, aus dem ihr dargereichten Becher genippt und die Kameraden

ſie nun recht betrachtet hatten, rief der Eine: Nun bei Gott und der heiligen Mutter von Einſiedeln, Conrad! Du haſt Dir eine ſchöne Dirne zum Liebchen gewählt, mit der Du ſelbſt beim Scheibenſchießen in Zürich, wo es doch der niedlichen Mädchen die Menge giebt, ſtolz umherſchreiten kannſt.

Ein gewaltiger Lärm, den man in Benedikts Hauſe vernahm, ſtörte den Redner.

Was giebt's? rief Hans Gerber dem eben eintretenden Knechte zu.

Je nun, dort bei dem Nachbar hauſet das Kriegsvolk gar arg, ſie ſchlagen Alles entzwei.

Mögen ſie, brummte der Alte, und Schadenfreude glänzte in ſeinem Geſichte.

Und mißhandeln die alte Barbara, fuhr Peter fort.

Ach helft doch, bat die Mutter, ſich zu Conrad wendend.

Dem Schuft, dem Benedikt! entgegnete Conrad.

Er iſt ein Menſch wie wir —

Ein Spitzbube iſt er, fiel Hans Gerber ſeiner Ehefrau in die Rede.

Aber bedenkt die arme Alte, geht nur, Conrad, bat ſie. — Geh, hilf, ich bitte Dich, raunte ihm Clärchen leiſe zu, und dem Teufel hätte Con-

rad geholfen, wenn sie ihn darum gebeten. Er winkte Einigen, ihm zu folgen und ging in das Nachbarhaus, wo er einen furchtbaren Lärm hörte, denn das Kriegsvolk war eben beschäftigt, die Thüre des Kellers aufzubrechen, und eben sprang sie auf, als er unter die Tobenden trat.

Was macht Ihr hier, Kameraden? redete er sie an, Ihr wißt ja, daß heute noch jede Plünderung streng verboten ist.

Wir plündern auch nicht, wir suchen nur Speise und Trank, erwiderte der Eine, im ganzen Hause ist keine menschliche Seele als ein altes, halb taubes Weib, die sich verschwört, der Herr sei fort, habe die Schlüssel zu Allem mitgenommen, sie habe kein Laib Brot im Hause, keinen Trunk Wein uns vorzusetzen, keinen Heller, um Fleisch zu kaufen, nur Rosinen, Mandeln und Feigen, so viel im Laden waren, bot sie uns an. Was blieb uns übrig, Hunger hatten wir, Durst auch, da haben wir nach Lebensmitteln gesucht, weil Alles verschlossen war, die Thüren aufgeschlagen und Lebensmittel auf vier Wochen gefunden. Jetzt machten wir uns an den Keller, um einen Trunk zu holen, und das wird doch wohl kein Unglück seyn.

Macht es nur fein säuberlich und mißhandelt

die Alte nicht, ſagte Conrad. Habt Ihr denn nicht, frug er dann, den kleinen buckligen Kerl im Hauſe gefunden, den Ihr bei Thüngen ſo rein auskleidetet?

Hier iſt er, zu dienen! rief eine krächzende Stimme, und ein Gnomengeſicht ſah beim Scheine der mitgebrachten Laterne hinter einer Biertonne hervor. Hier iſt er, Herr Conrad, und er hat Euch viel zu erzählen, geduldet Euch nur ein wenig. Er kroch vor, nahm einem die Laterne aus der Hand, holte aus einem Kellerloche einen Weinhahn, ergriff eine Kanne, ſtach ein kleines Faß an, zapfte ab und gab die gefüllte, nachdem er erſt einen Schluck zu ſich genommen hatte, einem der Umſtehenden mit den Worten: Der wird Euch ſicher munden, das iſt ächter Markgräfler.

Die Kriegsleute füllten noch einige leere Krüge und gingen dann herauf, Conrad aber, den Görg am Koller feſthielt, blieb.

Herr, begann jetzt der treue Diener, ich bin hier das Leben müde, denn man kommt am Ende noch einmal zur Geſellſchaft mit an den Galgen. Denkt, als ich in Eurem alten Wams und Euren Schuhen zurückkam und meinen Herrn, in deſſen Dienſt ich doch meine Habe verloren hatte, um neue Kleidung anſpreche, nennt er mich einen buckligen

Lump und ſchilt mich aus, daß ich ihm kein Geld von Thüngen gebracht habe, was mir doch Euer Kriegsvolk ſo ſicher abgenommen hätte, wie ſie mir meine wenigen Batzen nahmen. Da, ſchon lange des magern Dienſtes überdrüſſig, ſchwur ich ihm Rache und halte meinen Schwur. Wißt Ihr, wo Benedikt ſteckt?

Wie ſoll ich das wiſſen? antwortete Conrad.

In Hans Gerbers Keller. Der hat dort ſeinen Mammon unter einer leeren Weinkufe vergraben; mein Herr ſah dies durch ein kleines, durch die Mauer gebohrtes Loch, machte geſchwind ein gröſſeres, kroch in des Nachbars Keller, der aber hinzukam, das Loch bemerkte, es zumauern ließ und ſo den Marder gefangen, aber wie es mich dünkt, noch nicht gefunden hat. Auch hier im Keller liegt ein Schatz begraben; halb Part, ſo heben wir ihn.

Für Conrad war dies Alles räthſelhaft. Er wußte wohl, was er thun ſollte, nämlich beides Vergrabene ruhen laſſen, er fürchtete aber, Görg könne es einem Andern verrathen, und befahl ihm daher, ohne ſich auf etwas Anderes einzulaſſen, mit ihm herauf zu kommen, ließ vor den Keller ein Schloß legen, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und drohte Görg mit der fürchterlichſten Strafe, wenn er Jemandem mittheile, was er ihm ſo eben ge-

ſagt habe; dann nahm er ihn mit ſich hinüber, ſtellte ihn unter die Aufſicht ſeiner Kameraden und ſuchte nun Clärchen auf, die er vorhin nur einige Augenblicke allein geſprochen hatte. — Er fand ſie bald, ſetzte ſich zu ihr und wohl eine Stunde mochte in Gegenwart der Mutter unter leiſem Gekoſe vergangen ſeyn, als Clärchen, obgleich ſein Arm ſie umfangen hielt, ernſter wurde und jetzt die ihn überraſchende Frage that: Aber ſage mir, Conrad, was ſoll aus uns werden? Du liebſt mich treu und redlich, deſſen bin ich gewiß, ich werde Dich nie verlaſſen, nie einem andern Manne meine Hand geben, des kannſt Du von mir verſichert ſeyn, aber Liebe und Treue allein ſchließen nicht den Bund, auch der Eltern Wille, des Vaters Segen muß ihn heiligen, und der Vater gibt dem armen Conrad ſeine Tochter nie und nimmermehr. Ja, könnteſt Du mit gefülltem Seckel vor ihn hintreten und ſprechen: Seht, Vater, dies ſchöne Geld iſt mein Eigenthum und ich will es mit Clara theilen, dann wäre ich Dein. — Aber ſo —

Hoffe, Clärchen, hoffe! ſagte Conrad etwas zerſtreut.

Hoffen? Ja, lieber Conrad, entgegnete ſie, das Hoffen hat mich bisher allein aufrecht erhal-

ten, aber die Hoffnung trügt so oft, das Glück, das sie uns zeigt, liegt immer so fern und meine Sehnsucht möchte es doch gern nah, recht nah haben; auch ist die Hoffnung so schwach.

Hoffe nur, Clärchen, hoffe immer, das Glück ist vielleicht nah, tröstete sie der junge Kriegsmann.

Ja, fiel ihm die Mutter, die während der ganzen Zeit keine Silbe gesprochen hatte, in's Wort, das Glück ist Euch nah, fasse nur Vertrauen, Kind, und lass' die Thränen, mit Weinen lockst Du es nicht herbei. — Conrad! wendete sie sich dann zu diesem, heute Abend, wenn es zu dämmern beginnt, sucht mich auf, ich habe Euch etwas zu vertrauen.

Darf ich es nicht wissen, liebe Mutter? fragte Clärchen neugierig.

Nein, Kind, jetzt noch nicht. — Doch still, ich höre den Vater kommen.

Dieser trat eben ein, sein finsteres Gesicht ließ keinen freundlichen Grund erwarten. Herr Conrad, sagte er alsbald, es ist nicht gut und mir nicht lieb, daß ich Euch immer bei meiner Tochter finde, wenn Ihr auch in Gegenwart der Mutter mit ihr sprecht. Die sollte mehr auf Zucht und Ehren halten und es ihrem Kinde

mich haltet, habe ein feines Mühmchen, aber wahrlich kein Liebchen im Engadin. — Nun kennt Ihr mich und da ich heute Nacht noch weiter ziehen und am Tage das franzöſiſche Kriegsvolk vermeiden muß, ſo fertigt mich bald ab und haltet mich nicht länger auf."

„Euer Name iſt kein Empfehlungsbrief." nahm Obriſt Jenatſch das Wort „Der Alte von Furnatſch iſt ein wilder, unverſöhnlicher Mann und nicht mein Freund. Ich hoffe, der Sohn tritt nicht in die Fußtapfen ſeines Vaters."

„Ich bin in Mailand, Ihr im Bündnerlande, Herr!" ſagte der Rottmeiſter „Ich diene der Krone Spanien, Ihr befehligt ein Bündner Regiment, was kann Euch an mir liegen und warum ſollt' ich Euch Feind ſein, oder Euch fürchten? — Gebt mir die Antwort und laßt mich ziehen."

Jenatſch gab ihm das Schreiben und der Trotzige wurde entlaſſen. „Der Graf hätte uns wohl einen andern Boten ſchicken können." ſagte Peter Guler „Der Alte von Furnatſch iſt noch um des Pompejus Planta willen Euer perſönlicher Feind, Georg! Seid auf Eurer Huth —"

Jenatſch lächelte „Solchen Wicht braucht man nur wie einen Wurm zu zertreten" erwiederte er ſtolz und achtete nicht weiter auf die Warnung ſeines Freundes.

Konrad war indeſſen auf ſeinem Heimwege bei Marie eingekehrt und während die Kriegs-Obriſten noch mit einander berathetten, ſaß er neben ſeinem Mädchen und malte ihr eine glückliche Zukunft mit glänzenden Farben aus. Aber mitten in ſeinen Hoffnungsträumen und ſeinen traulichen Worten, drängte ſich immer der Name Jenatſch auf ſeine Lippen und es war ihm, als ob er mit dem Mädchen

verweiſen, aber ich ſehe, ſie freut ſich, wo ich traure. Schon einmal habe ich Euch geſagt, daß ich nichts gegen Euch habe, als daß Ihr arm ſeid, meiner Tochter kann ich keine Mitgift geben, und von Sang und Klang und Liebesworten lebt nun einmal der Menſch nicht, deshalb —

Alſo blos meine Armuth ſteht meinem Glücke im Wege, trät' ich mit gefülltem Sekkel vor Euch, ſo ſprächt Ihr Ja?

Hans Gerber lachte mitleidig. Je nun! — Doch wie könnte das ſeyn. — Ja, ja, hättet Ihr tauſend Goldgülden, ſpräche ich: Nehmt ſie und führt ſie nach Zürich.

Eure Hand, Vater! rief Conrad und ſein Auge glühte.

Der Alte zögerte, dann brummte er vor ſich hin: Wie wäre das möglich! und reichte ihm die Hand. Da fiel ihm Conrad um den Hals. So habe ich Dich gewonnen! rief er und preßte Clärchen ſtürmiſch an ſich; doch der Vater trennte ſie mit den Worten: Erſt das Geld, dann die Braut!

Aber wo willſt Du hin? fragte jetzt die Mutter. Du haſt Mütze und Stock in der Hand.

Nach dem Rathhause, wohin ich beschieden bin, erwiderte er finster, ich weiß schon, was ich dort soll, Geld wollen sie haben und ich habe keines.

Ja, ja, Du hast auch keines, fiel ihm die Frau, seine Worte bestätigend, schnell in die Rede. Der Alte sah sie verwundert an, denn sonst hatte sie ihm immer Schuld gegeben, er verleugne seinen Reichthum; dies fiel ihm auf, und wie alle Geizigen argwöhnisch sind, sann er nach, was das zu bedeuten habe.

Aber warum hast Du Deine Sonntagskleider nicht angezogen, da Du nach dem Rathhause gehst? fragte die Gattin.

Närrin! erwiderte er, der Rock macht den Mann, je ärmlicher er ist, für desto ärmer halten sie mich, besonders wenn der Zürcher Hauptmann als Exekutor da seyn sollte. — Doch verzeiht den ungeziemenden Ausdruck, Conrad, und habt die Güte hinunter zu Euren Kameraden zu gehen, um ihnen im Schnarchen Gesellschaft zu leisten, mein guter Wein hat ihnen zu gut gemundet. Kommt! — Conrad mußte folgen.

Aber anstatt zu seinen Genossen zu gehen, verließ Conrad das Haus und suchte das Freie. Es war ein Gedanke in ihm aufgestiegen, der ihn quälte, der Wille zu einer Handlung hatte bei ihm Wurzel gefaßt, gegen die sich doch sein besseres Ich sträubte; er fühlte sich in diesem Zustande so beklommen, fast ängstlich, er wagte es nicht, ehe er ganz mit sich einig geworden, wieder zu Clärchen zu gehen; so schweifte er auf wohlbekannten Wegen umher und erst, als sein Wille fest stand und die Sonne zu sinken begann, kehrte er zurück, eilte hinauf zu dem Mädchen, preßte sie mit Innigkeit an seine klopfende Brust und ohne ein Wort zu sagen, ging er zu Gürg und winkte diesem, mit ihm zu kommen. Dann begab er sich in des Nachbars Haus, befahl dem Buckligen, Schaufel, Spaten und Licht zu bringen, und da hier, wie bei Hans Gerber, das Kriegsvolk vom Weine trunken fest schlief, glaubte er, daß es die gelegenste Zeit sei, sein Vorhaben auszuführen und den Schatz Benedikts zu heben, der indessen hungrig und durstig die Kufe verlassen und, da ihm der Lärm in seinem Hause nicht entgangen war, sich in Verzweiflung neben ein gefülltes Weinfaß gesetzt hatte.

Mein guter Görg! hob nun Conrad an, nachdem er den Keller so gut als möglich wieder verschlossen hatte. Du sagtest mir vorhin, auch hier läge ein Schatz begraben und wenn ich mit Dir theilte, wollten wir ihn heben. Das geht nicht; begnüge Dich mit einem Geschenk und zeige mir, wo Dein Herr ihn vergraben hat.

Mit einem kleinen Geschenk? brummte Görg. Und wenn ich Euch nun den Ort nicht zeige, wie dann?

Zeige ihn oder meines Schwertes Spitze wird Dir bald den Mund öffnen und dann bekömmst Du nichts!

Verrathen darf und werde ich meinen Herrn nicht, das wäre nicht christlich! meinte nun der treue Diener. Sucht lieber selbst, Herr, und habt Ihr das Beste unter dem Schlechtesten aufgefunden, dann hilft es nichts und ich stehe Euch treulich bei.

Spitzbube! sagte Conrad lachend und ging nach dem Schutthaufen zu. Gieb mir eine Schaufel! Görg kam mit zweien, bald war der Haufen hinweggeräumt, der Schatz gehoben und der schwere Kasten herausgebracht, als Conrad seinen Namen rufen hörte. Es war

die alte Barbara, die ihm nachgeschlichen, als er hinunterging, und jetzt auf seine Frage: was sie wolle? ihm zurief, seine Kameraden suchten ihn überall.

Komm! befahl er Gürg, warf noch einen Blick auf den Kasten, der seine Hoffnung verschloß, verließ den Keller, wollte das Schloß wieder vorlegen und den Schlüssel abziehen, aber das Schloß mußte beschädigt seyn, der Schlüssel ging nicht heraus, und er mußte ihn stecken lassen und ohne ihn hinüber gehen; dort erfuhr er, daß der Hauptmann nach ihm geschickt habe. Er nahm sich nur so viel Zeit, Clärchen, die über sein langes Außenbleiben mit ihm schmollte, wieder zu versöhnen, und die Bewachung Gürgs seinen Kameraden auf die Seele zu binden, dann eilte er nach dem Rathhause.

Hier fand er den sonst so gutmüthigen Hauptmann eben nicht in der besten Laune. Die Bürger hatten nur mit großer Mühe 200 Goldgülden zusammenbringen können; ein reicher Bäcker war zufällig abwesend, Benedikt verschwunden, Hans Gerber behauptete, nicht mehr als 30 Gülden in seinem Hause zu haben, da die Fleischer in Basel und Schafhausen ihm

die schuldige Zahlung verweigert hätten, und er schon dadurch ein geschlagener Mann sei, dem aller Handel und Wandel nun abgeschnitten wäre; eben als Conrad eintrat, schwor er hoch und theuer, daß das, was er gesagt, Wahrheit sei.

Hältst Du den Mann für arm oder nicht? fragte, auf Gerber zeigend, Hauptmann Stüßi den Eintretenden. Sag' die Wahrheit, vergiß, daß er Deiner Dirne Vater ist.

Ob er reich ist, weiß ich nicht, nur daß er nicht arm ist, kann ich Euch sagen, Hauptmann.

Woher könnt Ihr das wissen, habt Ihr in meinen Seckel geguckt? fuhr der Alte auf.

Nein, Vater Gerber, das habe ich nicht, aber wohl Euren Fleiß, Eure Betriebsamkeit und Ordnung, auch Eure Gottesfurcht gesehen, und wo diese sich vereinen, da kehrt Armuth so wenig ein, wie die Spinne in einem wohlgefegten Gemache.

Conrad hatte, die Pille überzuckernd, des Alten Eitelkeit geschmeichelt, und da der Hauptmann in diesem Augenblicke den Bürgern, unter der Drohung, noch am Abende die Stadt plündern und morgen anzünden zu lassen, abzutreten

befahl, war Conrad allen weitern Erörterungen überhoben.

Conrad! redete ihn jetzt der alte Kriegsmann an. Du bist lange genug in diesem kleinen Städtchen gewesen, um es genau zu kennen. Glaubst Du nicht, daß die Bürger 1200 Gülden zusammenbringen könnten?

Es sind vier oder fünf Wohlhabende hier; wären sie alle gegenwärtig und bei baarem Gelde —

Ich habe den strengsten Befehl, 1200 Gülden Brandschatzung mitzubringen, oder das Städtchen plündern und anzünden zu lassen. Könntest Du auch Deinen künftigen Schwiegervater vor der Plünderung schützen, vor dem Feuer doch nicht. Ich lasse nicht gern die Kriegsfurie los, schleudre nicht gern die Brandfackel in die Wohnung Wehrloser. Geh, sprich mit den Wohlhabenden, theile ihnen meinen Entschluß mit, der, wie Du weißt, unabänderlich ist und bleiben muß, versuche, ob noch Rettung möglich, die Thoren glauben vielleicht, ich drohe nur.

Conrad stand noch immer, als sein Hauptmann lange geendet hatte, den Blick auf den Boden geheftet, schweigend da.

Nun? fragte Stüßi, ungeduldig werdend.

Ich schaffe das Geld, Hauptmann und rette die arme Stadt, vielleicht auch meine Seelenruh! rief er plötzlich aus. Gott wird mir auf andere Weise helfen! Gebt Ihr mir den Befehl, das Geld zu nehmen, wo ich es finde?

Wo Du es findest, mir gleichviel, muß ich nur nicht den Befehl zum Plündern und Brennen geben.

So bin ich bald mit dem Gelde wieder hier, Hauptmann. — Doch wie viel fehlt noch?

Tausend Gülden, zwei Hundert wollen die Bürger zusammenschießen.

Vielleicht schaffe ich sie, viel soll nicht daran fehlen. Bei diesen Worten verließ er den alten Kriegsmann und eilte nach Haus.

Auf dem Flure begegnete ihm Hans Gerber. Ihr bleibt doch nun zu Hause, lieber Conrad, der Tisch ist gedeckt, die Krüge gefüllt. Geht ja nicht aus, plaudert mit Clärchen heute, so viel Ihr wollt, nur geht der vermaledeiten Plünderung wegen nicht aus dem Hause.

Sorgt nicht, erwiderte Conrad und trat in die Schenkstube, wo seine Kameraden sich eben um die reichlich versehenen Tische gesetzt hatten.

Nehmt Eure Wehren und folgt mir, befahl er ihnen, ich habe einen Auftrag vom Haupt-

mann. — Gebt uns einige gute Aexte, wandte er ſich an Gerber.

Was wollt Ihr damit? fragte der zitternde Hausherr, dem Knechte einen Wink gebend, Aexte herbei zu ſchaffen.

Einen Keller damit aufhauen und zum Löſegeld der Stadt einen Schatz dort heben.

Um aller Heiligen Willen, lieber Conrad! rief der Unglückliche und ſtreckte bittend die knöcherne Hand nach ihm aus. Begeht nicht dergleichen Frevel, denkt an den barmherzigen Gott! Conrad, ich bitte, ich beſchwöre Euch, wollt Ihr auch nicht an Gott denken, denkt wenigſtens an Clärchen.

Leider muß ich an ſie denken, denn durch das, was ich thue, verliere ich alle Hoffnung.

Ja, fuhr der nun ganz entmuthigte Alte fort, ſie wäre dann ſo arm als Ihr, ſie wäre eine Bettlerin.

O, würde ſie arm, wäre ſie eine Bettlerin! ſeufzte Conrad. Doch ſchnell ſich beſinnend, rief er ſeinen Kameraden zu: Da, nehmt die Aexte und nun ſchnell hinüber in des Nachbars Keller.

In Benedikts Keller? rief Hans Gerber und ſein mattes Auge bekam wieder Leben. Nun dann geſegn'es Gott. Geht hinüber, weckt die

Todten

Todten auf, ich gebe Euch meinen Segen auf den Weg.

Und ich Euch meinen Fluch! brummte Görg, der in einer Ecke saß. Erst ging die Hälfte zum Teufel, nun das Theilchen auch; Judas bekam doch noch dreißig Silberlinge, als er seinen Herrn verrieth, ich bekomme nicht einmal dreißig Heller.

Der Hausherr lachte bei dieser Jeremiade hell auf.

Lacht nur, lacht! rief Görg höhnisch. An Euch kommt auch noch die Reihe zu weinen. Sie werden auch wohl in Eurem Keller unter der leeren Kufe das Kästchen finden, wonach mein Herr so lüstern war. Seht, da schleppen sie den Kasten nach dem Rathhause; ein Wort von mir und morgen tragen sie Euer Kästchen den nämlichen Weg.

Hans Gerber warf einen vernichtenden Blick auf den Mißgestalteten. Also Du weißt —

Mehr als Euch lieb ist, antwortete der treue Diener keck.

Da rief der Hausherr den baumstarken Peter herbei. Bring' Stricke, wir wollen einen Ochsen knebeln, befahl er diesem, mache aber geschwind, ehe die ungebetenen Gäste wieder nach Hause kommen! Peter kam schnell mit

über ihn reden, sie warnen müsse, jedoch hielt ihn stets die Eitelkeit zurück. „Sie soll nicht ahnen, daß ich diesen Nebenbuhler fürchte" dachte er „sie soll die Schwäche meines mißtrauischen Herzens nicht kennen lernen" und so überwand er sich und verschloß seine Eifersucht in sich. Wie konnte er auch an des Mädchens Lieb' und Treue zweifeln, wie dem frommen, sanften, offenen Blicke aus diesem blauen Auge mißtrauen? Setzte sie doch ihr ganzes Glück in ihn, sprach sie sich doch so offen darüber aus und verheimlichte ihm nicht, daß sie dem armen Rettmeister auch durch die ganze Welt folgen würde. — Das ganze Wesen Mariens war Liebe, hingebende Liebe, ihr einziger Gedanke war er. Dies fühlte er und doch beruhigte es ihn nicht und während Marie Lebensmittel für ihn zusammenpackte, zwang es ihn, der Mutter die Warnung zu geben, den Obrist Jenatsch fürder nicht in ihr Haus aufzunehmen, wenn ihr der Ruf ihrer Tochter nicht gleichgültig wäre.

Als die Stunde der Trennung schlug, tröstete Konrad die weinende Marie mit der Versicherung baldiger Wiederkehr.

„Kehre mit treuem Herzen, fest an Deinem Glauben hangend, zurück!" sagte Marie — „Ich weiß nicht, Konrad" fuhr sie, sich fester an ihn schmiegend, fort „weshalb ich so ängstlich bin, weshalb Du mir, seit Du hier bist, anders erscheinst, weniger sanft, mich weniger liebend. — Ach! verlaß die reine Lehre nicht; wer Gott die Treue brechen kann, wie sollte der sie einem armen Mädchen halten?"

„Wie kannst Du zweifeln?" unterbrach er sie „Wie

tüchtigen Stricken zurück. Komm, wir wollen dem Burschen da Hände und Füße zusammenbinden, und schreit er, stopfen wir ihm das Maul zu. — Pack' an, ich helfe Dir.

Görg bat, fluchte, machte wunderliche Sprünge, sich zu retten, aber nichts half. Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kamerad, sagte Peter. Deine Sprünge helfen Dir nichts! Görg wurden nun die Hände auf den Rücken und die Beine festgebunden, Peter warf das dürre Gerippe über die Schulter, der Hausherr einen Teppich über ihn. Trag ihn in den Stall zu den magern Ochsen, befahl er jetzt, gieb denen heute kein Futter, damit sie tüchtig brüllen und man sein Schreien nicht hört, wirf ihn in eine Ecke, nimm aber vorher die Decke ab, daß sie nicht schmuzig wird, binde zur Vorsicht den Kettenhund noch an die Stallthüre, und hörst Du den Bösewicht den mindesten Laut von sich geben, so lass' den Hund los. Peter gehorchte, der treue Diener wanderte zu den Ochsen.

Indessen war der Kasten mit Benedikts Gelde zu dem Hauptmann gebracht und bald

aufgeſchlagen. Es fanden ſich in allerlei Münzſorten 1347 Goldgülden darin, alſo mehr als man zur Rettung der Stadt brauchte. Du haſt Deine Sache gut gemacht, ſagte Hauptmann Stußi zu Conrad, als ſie Beide allein waren. Aber ſage mir nur, was hat das mit dem Gelde für eine Bewandtniß. Es ſcheint mir, als ob Du es anfangs lieber hätteſt für Dich allein behalten wollen. — Nun, die Verſuchung war groß, aber beichte mir.

Ich hatte das von einem Geizhalſe vergrabene Geld gefunden, und da der Vater meines Mädchens ſie mir nur geben wollte, wenn ich mit tauſend Gülden vor ihn träte, ſo beſchloß ich das Geld für mich zu behalten und mir das Mädchen dadurch zu gewinnen. Gott wollte es aber anders; denn da ich hörte, die Stadt ſollte geplündert und in Brand geſteckt werden, da war es mir, als ob ich ſie retten müßte, und ſo opferte ich mein eigenes Glück einer guten That.

Braver Junge! ſagte Stußi und klopfte ihn auf die Schulter.

Aber, Hauptmann, nahm jetzt Conrad das Wort, zwanzig Gülden müßt Ihr mir erlauben von dem Gelde zu nehmen.

Bedarfſt Du ſie, nimm hundert! erwiderte der alte Kriegsmann.

Mir würden die hundert nichts helfen, ich will die zwanzig aber dem Diener geben, der mir ſeines Herrn Schatz verrieth.

Der Verräther verdient den Galgen, nicht Lohn, erwiderte der Hauptmann.

Ich gab ihm mein Wort.

Ja freilich, das muß ein Kriegsmann halten. Nimm, aber nimm Batzen.

Conrad zählte zwanzig Gulden ab und wollte eben gehen, als der Hauptmann ihn zurück hielt. Jetzt iſt es um die ſiebente Stunde, noch zwei Stunden, dann habe ich meinen Nachttrunk zu mir genommen, ſchicke dann Deinen Hauswirth hieher, ich will den Freiwerber für Dich machen.

Er iſt zäher Natur, meinte Conrad, es wird Euch und mir nichts helfen.

Habe ſchon manchen zähen Burſchen geſchmeidig gemacht, ſagte Herr Stußi, ſchicke ihn nur her.

Conrad ging mit wenig Hoffnung nach Hauſe; als er eintrat, fand er die Mutter ſchon auf ihn wartend. Wo bleibt Ihr doch ſo lange, Ihr loſer Menſch, ſchalt ſie ihn, ſeit

es dämmert, habe ich gehofft, Ihr würdet kommen, aber nicht einmal die Neugierde treibt Euch zu mir. Kommt in das Hinterstübchen, der Vater sitzt bei Euren Kameraden und hält auf Ordnung, Clärchen hat sich im Kämmerchen eingeschlossen und weint, weil Ihr sie ganz verlaßt.

Laßt mich hin! bat Conrad, doch die Mutter, die ihn schon beim Arme gefaßt hatte, hielt ihn fest. Nicht also, junger Herr, mit mir müßt Ihr kommen, sagte sie verdrießlich, und er mußte ohne Widerrede folgen.

Ich sehe nur eine Rettung für Euch und mein Kind, denn die stirbt, wird sie nicht Euer Weib, begann sie nun, denn der Beutel voll Gold, mit dem Ihr vor meinen Mann treten wolltet, wird wohl ausbleiben; also hört mich an. Der Vater hat sein Geld im Keller vergraben, öffnet nun bei dem Nachbar in der Scheidemauer das Loch wieder, welches mein Alter, wie mir der Knecht erzählte, erst heute früh hat zumauern lassen, steigt ein, sucht die Stelle auf, wo das Geld liegt, ich glaube unter einer leeren Kufe, verwahrt es gut und gebt es nicht heraus, bis er Euch Clärchens Hand zusagt und Euch mit ihr trauen läßt.

Clärchen ist das Einzige auf der Welt, an dem mein Herz hängt, für deren Glück ich Alles wagen, selbst eine Sünde begehen könnte.

Aber, Mutter, wenn der Vater doch nicht wollte und der Spitzbubenstreich, nehmt es mir nicht übel, daß ich es so nenne, nicht gelänge?

Gebt ihm nur das Geld nicht eher wieder und er giebt seine Einwilligung gewiß.

Conrad schüttelte den Kopf, endlich sagte er: Ich will es thun, aber verweigert mir der Vater standhaft Clärchen, gebe ich ihm das Geld sogleich zurück.

Ihr werdet es nicht nöthig haben, meinte lachend die Mutter. Nun geht ein Viertelstündchen hinauf und tröstet das Kind, sagt ihr aber nichts von Eurem Vorhaben, sie ängstigt sich sonst zu Tode; dann frisch hinüber an's Werk, ich will indessen dem Alten nicht von der Seite gehen und Euch rufen lassen, wenn es Zeit ist.

Conrad ließ sich das nicht zweimal sagen, schlüpfte hinauf und pochte an das Kämmerlein. Mach' auf, Clärchen, ich bin's, bat er.

Sie machte auf, aber schmollte. Du hast es nicht verdient, daß ich Dir die Thür öffne, kaum einige Minuten bist Du heute bei mir

gewesen, Du bist — doch ein Kuß erstickte die weitere Rede und bald besänftigt mußte er ihr doch sagen, wo er herumgeschwärmt sei, und Conrad erzählte ihr nun Alles, auch von Benedikts Geldkasten, und daß, als er den Kasten nach dem Rathhause habe tragen lassen, es ihm gewesen sei, als trage er seine ganze Hoffnung zu Grabe.

Und das konntest Du thun, konntest meinen gewissen Besitz opfern? — Ach, Du liebst mich nicht! sagte das Mädchen weinend.

Clärchen! sprach er zürnend. Meinst Du, ich that Unrecht?

Nein! rief sie plötzlich, nein lieber braver Mann, Du thatest recht und ich habe Dich deshalb noch einmal so lieb. Ach, denke ich mir das Elend, wenn geplündert worden wäre, das Geschrei und den Jammer, und dann unser gutes, frommes Städtchen lichterloh brennend, nichts als Schutt, Elend und Armuth! Ach, Conrad, was bist Du für ein guter Mensch, mit tausendfacher Liebe will ich Dir es lohnen! Sie sank an seine Brust.

Da pochte die Mutter. Geschwind hinunter an's Werk! rief sie, versäumt die Zeit nicht, das trauliche Gekose könnt Ihr nachholen;

geschwind hinunter! Die Mutter hatte die nöthigen Werkzeuge schon bereit gestellt und so ging Conrad mit einem seiner Kameraden, seinem Busenfreunde, dem er die ganze Sache vertraut hatte, an die Arbeit.

Das Loch war noch nicht ganz geöffnet, als Conrad der Befehle des Hauptmanns gedachte; die Entfernung Hans Gerbers zu dieser Zeit mußte ihm willkommen seyn. Er bat deshalb seinen Freund, mit der Arbeit fortzufahren und brachte nun dem Alten den Befehl, vor dem gefürchteten Hauptmann zu erscheinen. Nichts Gutes erwartend, bat jener Conrad, ihn zu begleiten; dieser aber schlug es unter nichtigem Vorwande ab und der alte Mann mußte, nur von Peter gefolgt, den sauren Gang antreten. Als Conrad zurück in den Keller kam, hatte sein Kamerad eben den letzten Stein herausgebrochen, Conrad kroch zuerst durch die Oeffnung und da erging es ihm wie Benedikt, er fiel unsanft auf den Boden, sprang aber schnell wieder auf, ergriff die ihm durch das Loch gereichte Laterne und half nun seinem Freunde. Jetzt waren sie Beide im Keller, gingen von Faß zu Faß, klopften an, fanden alle Gefäße gefüllt, nur eine große Kufe tönte

hohl; sie wollten sie wegrollen, aber obgleich leer, war sie doch immer noch schwer und es ließ sich ein gar sonderbares Getöse darinnen vernehmen. Da erst fiel es Conrad ein, daß ihm Görg gesagt hatte, Benedikt sei noch in des Gastwirths Keller, er leuchtete durch die offene Thür hinein und in der Kufe kauerte das kleine dicke Männchen und flehte um Erbarmen.

Komm heraus, Spitzbube, komm und hilf uns! rief ihm Conrad mit eben nicht freundlicher Stimme zu.

Ach, wäre ich nicht so schwach, ich hälfe gern! erwiderte Benedikt, als er wieder auf seinen Füßen stand, aber Ihr Herren, ich habe seit sechs und dreißig Stunden nichts gegessen und mitten unter gefüllten Weinfässern gedurstet, so daß mir die Zunge am Gaumen klebt.

Na, sie scheint doch noch ziemlich in Gange zu seyn, sagte der Kriegsmann, nimm und hilf! er reichte ihm einen Spaten.

Was soll ich helfen? fragte der Zitternde.

Hans Gerbers Schatz [illegible]ben und uns sagen, wo er verborgen ist, gab ihm Conrad Bescheid.

Das will ich gern! rief Benedikt triumphirend. Da liegt er verscharrt, und so matt er

war, bückte er ſich doch und hob die erſte Platte auf, und während er tüchtig ſchaufelte und grub, murmelte er immer vor ſich hin: Gott ſei gedankt, daß es ihn trifft — wie freue ich mich — das hat er um mich verdient — und dergleichen mehr. Es war ihm unmöglich, ſeine Schadenfreude zu verbergen, und als nun das Käſtchen ihnen entgegenſchimmerte, fuhr er darauf zu, wie der Tiger auf ſeine Beute, doch Conrad packte ihn beim Kragen und mit den Worten: Damit habt Ihr nichts zu thun, Freund Benedikt! ſchleuderte er ihn eine Strecke weg; er kam trotz dem wieder, beſah mit gierigen Blicken das aus dem Grabe erſtandene Käſtchen. Herr Conrad, bat er, gebt es mir nur einen Augenblick, daß ich es in meinen Armen wiegen, an mein Herz drücken und mir einbilden kann, es ſei mein Eigenthum, mein geliebtes Kind.

Conrad gab ihm zum Scherz das Käſtchen, Benedikt nahm es und wiegte es hin und her. Da ſteckt viel darin, denn der Nachbar wechſelte alles Gold in der Umgegend ein, es mögen über 2000 Gulden ſeyn; o daß ich um eines erbärmlichen Kuſſes Willen — doch ſchweig, alter Thor, hier iſt es nicht geheuer! ſagte er, ſich auf den Mund

schlagend und trennte sich nur mit Schmerzen von dem Kästchen, das ihm Conrad wieder abnahm.

Alles liegen und stehen lassend, traten sie nun den Rückweg an; der Eidgenosse zuerst, dann Conrad mit dem Kästchen, dann Benedikt, dem sie aus Erbarmen die kleine Leiter reichten, damit er aus seinem Gefängnisse kommen konnte, auch halfen sie ihm aus dem Loche. Als sein erster Blick jetzt auf den zerstörten Schutthaufen fiel, als er das geöffnete Loch sah, schrie er laut auf und klammerte sich wie eine Katze an Conrad an. Ihr müßt mir zum Ersatz meines Verlustes das Kästchen lassen! schrie er auf. Mehr als 3000 Gulden sind mir geraubt worden, ich lasse Euch nicht von der Stelle, ich lasse Euch nicht los und sollte ich mich in Euer Fleisch festbeißen! rief er und klammerte sich wie ein Wahnsinniger immer fester an Conrad, der, des Dinges müde, seinen Kameraden bat, ihn durch einen derben Schlag von dem Lästigen zu befreien. Dies geschah auch, ein derber Schlag in den Nacken und Benedikt lag zu Boden. Die Beiden, sich wenig um ihn kümmernd, entfernten sich mit dem Kästchen aus dem Keller und ließen den Halbtodten allein.

Es dauerte lange, bis dieser sich von seiner Betäubung erholte; endlich stand er auf, warf

Du mir ſchon einmal ſagteſt, wären wir ja dann für immer getrennt!“

„Ja, Konrad!“ ſagte ſie ernſt „Der Glaube würde unſre Herzen für ewig trennen. Und mein banges Herz klopft ſo ängſtlich, eine innere Stimme raunt mir zu: Konrad iſt nicht mehr der, der er war!“

„Seit Du ſo vornehmen Beſuch erhälſt,“ unterbrach er ſie mit Heftigkeit „gnügt Dir der arme Konrad wohl nicht mehr? — Das iſt's!“

Marie ſah ihn verwundert an — „Nein!“ ſagte ſie dann „Der Argwohn kann nicht in Deinem Herzen Wurzel faſſen, Du müßteſt mich ja nicht mehr achten, könnteſt mich ja nicht mehr lieben “

Er ſuchte ſie nun zu beruhigen und ſo trennten ſie ſich heute nicht wie ſonſt, in beider Herzen blieb eine quälende Erinnerung zurück. Sie legte ſich zur Ruhe, ohne Ruhe zu finden, er ging nach Furnatſch zurück, in der Hoffnung, den Vater dort zu treffen.

Aber er fand ihn nicht, die Hütte war noch leer und Alles öde, der Giesbach allein rauſchte durch die Stille der Nacht und ſein eintöniges Brauſen war das einzige Leben Bezeichnende in dieſem einſamen Thale. Konrad, den auch der Schlaf floh, ſetzte ſich auf die Felsbank neben den Waſſerfall und wollte Mariens gedenken, aber immer trat der Vater vor ſeine Seele, immer ſah er die unglückliche Elsbeth in ihrem Blute ſchwimmen, immer den Vater ſtarr und leblos an der verdorrten Eiche ſtehen. Es wurde ihm unheimlich — die dunkeln Schatten der Bäume, die im Mondlicht über den nackten Felſen ſchwankten,

noch einen schmerzlichen Blick auf die leere Stelle, dann faltete er die Hände und betete: Lieber Gott: Du hast mich für meine Sünden hart gestraft, aber zu meiner Besserung ist es nicht gewesen, denn nun muß ich wieder von vorn anfangen zu schinden und zu betrügen; aber eines tröstet mich, daß auch der Nachbar unglücklich ist wie ich, das ist ein Pflaster auf meine brennende Wunde, und dafür muß ich Dir Dank sagen, Gott im Himmel, wenn ich es auch für weiter nichts kann. — Hunger und Durst mochten ihn doch wohl mahnen den Unglücksort zu verlassen; er ging zu seinem Mutterfäßchen, sich einen Trunk zu holen und fand es fast leer. Auch das noch! seufzte er, füllte einen Krug und schlich sich hinauf zu Barbara, die seinen Geist zu erblicken glaubte.

Indessen war die Kiste mit dem Golde in Frau Gerberts Polterkammer unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln verwahrt worden und der Hausherr fand, als er mißmuthig von dem Hauptmann zurückkam, die stillste Ruhe in seinem Hause. Die Eidgenossen lagen, ihre Hellebarden neben sich, in der Stube und schnarchten, die Mutter und

Peter traten ihm begrüßend entgegen und während er mit ihnen in das Hinterstübchen ging, schlich sich Conrad aus der Oberstube von Clärchen, deren Thränen er mit Hoffnung und Zuversicht getrocknet hatte, hinunter zu seinen Kameraden und legte sich neben sie auf die Streu.

Der bedächtige Hausherr, der, so lange das Kriegsvolk in der Stadt war, dem Frieden nicht traute, schloß nun selbst die Hausthüre zu, schob den starken Riegel vor und befahl Peter, mit ihm in den Stall zu kommen, um nachzusehen, was der Gefangene mache. Packan begrüßte sie beim Eintreten, ebenso die hungrigen Ochsen, aber der Bucklige war nirgends zu finden, die Stricke lagen da. Wie konnte er entkommen seyn? Durch das mit eisernen Gittern verwahrte Fenster war es unmöglich, der wachsame Hund ließ gewiß keinen Fremden aus dem Stalle, wo konnte er sich verkrochen haben, wo versteckt seyn? Jeder Winkel wurde durchsucht, Görg war verschwunden, denn Peter hatte seinen Kameraden seiner Fesseln entledigt. Unmuthig kehrte der Alte in das Haus zurück, nachdem er auch für die Sicherheit des Hofes gesorgt hatte, tratt dann leise in die Gaststube, überzählte die Mannschaft, alle, auch Conrad waren da, und nun ging er, von Angst getrieben, mit

Peter in den Keller, dessen Schlüssel er den ganzen Tag bei sich getragen hatte.

Sobald er die untere Thüre aufgeschlossen, fiel sein Blick sogleich auf das von neuem geöffnete Loch in der Mauer, ein zweiter auf die weggerollte Kufe, die herumliegenden Steinplatten und den aufgeworfenen Erdhaufen. Starr vor Entsetzen blieb er stehen, kein Glied regte sich am ganzen Körper, plötzlich aber packte er den Knecht bei der Brust. Spitzbube! schrie er. Wo hast Du mein Geld, gieb es heraus oder ich erwürge Dich! Doch der starke Bursch machte sich schnell los. Herr, schimpft mich nicht Spitzbube, oder bei Gott — rief er drohend.

Nein, nein, sagte der Alte. Du bist eine ehrliche Haut, Du hast es nicht gestohlen, aber der da drüben — ein helles Gelächter schallte von des Nachbars Keller herüber. Lachst Du noch, Spitzbube! schrie er auf und drohte mit der geballten Faust hinüber, aber Gürge rief ihm zu: Habe ich es nicht vorausgesagt, daß Euer Kasten auch auf die Wanderschaft gehen würde, und um seine Bosheit zu vermehren, hörte er Benedikt höhnend sagen: Armer Nachbar, wie dauert Ihr mich!

Das ergriff den alten Mann zu heftig, er eilte aus dem Keller, stürzte leichenblaß in seine Stube,

warf sich in den Lehnstuhl und jammerte: Vierzig Jahre hab' ich gedarbt und gespart, mir und den Meinen es entzogen, gearbeitet, mich geplackt, und Alles hin, in einem Augenblicke hin, was ich so sauer erworben! Schrecklich, fürchterlich! — Der Mutter, die dies mit anhörte, ward es weich ums Herz, sie wollte gehen, Conrad rufen, damit die Qual rasch sich ende; als sie aber der Thüre zuschlich, gewahrte sie der Alte, sprang zu und packte sie. Du hast mir mein Geld gestohlen, ja, Du warst mit der Tochter im Keller, da habt Ihr ein Complot gemacht, gestehe es oder ich drehe Dir den Hals um! Frau Gerber erhob ein fürchterliches Geschrei, Conrad und bald darauf Clärchen stürzten herbei.

Was giebt es hier? rief Conrad Hans Gerber zu, der noch immer sein Weib fest gepackt hielt. Laßt doch die Mutter los, was wollt Ihr von ihr?

Sie hat mein Geld gestohlen! rief er aus, noch am ganzen Körper zitternd.

Ihr seid im sträflichen Irrthum, unterbrach ihn Conrad, das Geld hat die Mutter nicht, das habe ich.

Ihr! schrie der Alte wie ein Besessener, wo habt Ihr es? Her damit, nicht von der Stelle, bis Ihr es wieder herausgebt! Wo ist es? rief

er mit bebender Stimme und packte Conrads Hand.

Auf dem Rathhause bei meinem Hauptmann, geht hin und holt es, erwiderte dieser lachend.

Mensch, Unmensch, Ausbund von Spitzbuben! Nein, Conrad, lieber Conrad, bat er jetzt, statt Scheltworte auszustoßen, da Conrad bei dem Rufe Spitzbube seine Hand zornig losriß, holt mir das Geld wieder, ich bitte Euch!

Hört mich ruhig an, alter Mann, sagte jetzt Conrad, den der Alte zu dauern begann, setzt Euch.

Setzen, ich mich setzen? Ach du lieber Gott, wie kann ich mich setzen ohne mein Geld! Nicht leben, nicht sterben kann ich, bis ich es wieder habe, viel weniger mich setzen; es läßt mich ja nicht ruhen und rasten —

Hört mich denn stehend an, sagte der junge Kriegsmann, dem es bei der ganzen Sache gar nicht wohl ums Herz war, denn er fühlte sein Unrecht. Ihr habt mir gelobt, wenn ich mit tausend Goldgulden vor Euch träte, wolltet Ihr mir Clärchen, die da in der Ecke steht und sich mit der Schürze die Thränen trocknet, zum Weibe geben.

Biſt Du auch da, brummte Hans Gerber, einen zornigen Blick auf ſie werfend.

Nun, da ich heute auf dem Rathhauſe hörte, wie Ihr verſichertet und ſchwort, nicht mehr als dreißig Gulden im Hauſe zu haben, ſo mußte ich glauben, das Geld, welches ich im Keller fand, ſei nicht das Eurige und ſomit gute Beute.

Iſt der Keller das Haus? Habe ich geſchworen keines im Keller zu haben? fuhr Hans Gerber auf.

Was über der Erde iſt, das achtet der Kriegsmann, wenn es ihm befohlen wird, was er aber unter der Erde findet, gehört ſein.

So erbarme ſich Gott meiner! rief der Alte und ſank auf ſeinen Lehnſtuhl.

Conrad! bat Clärchen und kniete weinend neben den Vater, gieb das Geld wieder.

Vater! ſagte der junge Mann, während Frau Gerber die Tochter durch Blicke ausſchalt, wir lieben uns, ich verſtehe mein Handwerk gut, bin ich nur erſt eingerichtet, will ich mich auch redlich nähren, gebt mir Euer Kind zum Weibe und einige Hundert Gulden zur Einrichtung, und ſobald wir getraut ſind, habt Ihr Euer Geld. — Wo nicht — morgen um die zehnte Stunde zie-

hen wir ab und Euer Geld mit uns. Dieſe letzten Worte waren ihm ſchwer geworden.

Alſo Eines oder das Andere, brummte der Alte vor ſich hin, entweder mein Geld oder mein Kind! — Für wen habe ich denn eigentlich geſpart, als für ſie. Es iſt aber doch hart! — Blicke doch einmal auf nach Deinem unglücklichen Vater, der nun ein armer Mann iſt! ſagte er, weichherzig geworden, Clärchens geſenkten Kopf in die Höhe hebend. — Du weinſt, auch die Alte weint, dem — dem Conrad tritt das Waſſer in die Augen, und ich weine auch und das Herz möchte mir zerſpringen.

Du könnteſt doch mit einem Worte alle Thränen trocknen, alle Herzen erfreuen, ſagte die Mutter.

Schweig, Kupplerin! fuhr er ſie an.

Gebt uns Euren Segen, Vater, bat das Mädchen ihn liebkoſend, tritt her, Conrad, knie neben mich, beuge auch Dein Haupt vor dem alten Manne. Er will gewiß ſein Kind nicht unglücklich machen, und das wäre es, mit allen Schätzen der Welt, ohne Dich.

Conrad gehorchte, und als auch der Kriegsmann ſich vor ihm beugte, wurde es dem Alten doch weich ums Herz, die Goldſtücke flimmerten und tanzten vor ſeinen Augen und riefen ihm zu:

Ade, ade! das rührte endlich seinen harten Sinn. Schwörst Du beim allmächtigen Gott, sprach er nun, daß, wenn sie Dein Weib ist, ich mein Geld unversehrt wieder erhalte?

Ich schwöre es Euch, Vater! gelobte Conrad feierlich. — Nun, da nimm sie, sagte er, die Hände auf sie legend Gott segne Euch an Geld und Gut und lasse Euch nie ausstehen, was ich heute ausgestanden habe. Aber gedenke Deines Schwures.

Die Glücklichen hingen an seinem Halse und Hans Gerber mochte wohl in diesem Augenblicke fühlen, daß es noch andere Freuden auf Erden gäbe, als Goldstücke zu zählen.

Kaum strahlte die Sonne im vollen Glanze am Himmel, als Hans Gerber auch schon auf dem Wege zum Rathhause war und vor dem Hauptmann Stüßi stand, ihm den ganzen Vorfall erzählte und ihn fragte, ob er auch sicherlich sein Geld wieder bekommen würde, wenn der Priester über Conrad und Clärchen den Segen gesprochen habe. Der Hauptmann, von Conrad schon früher unterrichtet, gab ihm den Handschlag darauf und der Alte schied nun beruhigt, ging zum Priester, der eben

die Frühmesse gelesen hatte, und bat ihn, alles zur baldigen Trauung seiner Tochter in der Kirche bereit zu halten; dann kehrte er nach Hause zurück, doch wußte er nicht, ob er sich freuen, ob er trauern solle. Das Vaterherz war doch noch nicht ganz im Geize untergegangen, und der Gedanke an das, wenn auch nur, wie er glaubte, in der Einbildung bestehende Glück seiner Tochter, das sich nach jener Scene in jedem Blick, in jedem Worte so deutlich ausgesprochen, hatte doch sein sonst so kaltes Herz erwärmt, aber freilich der Gedanke an die drei hundert Gulden, die mit der Tochter auswandern sollten, trübte die Freude sehr. Als er sie aber in ihrem einfachen, weißlinnenen Kleide, den Myrthenkranz um das gescheitelte Haar geflochten, vor sich, als er Conrad in seiner Soldatenkleidung schön und kräftig neben ihr stehen sah, Beide ihm dankend um den Hals fielen, die alte Mutter Freudenthränen weinte, da war doch sein Herz von Rührung bewegt, und als das erste Geläute der Glocken zur Kirche rief, sagte er gerührt: Kommt, meine Kinder, mein Segen begleitet Euch! Und nun zog in aller Stille das Brautpaar, von Vater und Mutter und von Conrads Freunden begleitet, zur Ueberraschung Aller, die sie vorübergehen sahen, unter Glockengeläute nach der Kirche. Hoch schlug den Liebenden das Herz, nicht mehr der Hoffnung bedurften sie, sie hielten ja die Gewißheit in ihrer Hand. Als sie eben den Friedhof betraten, hörte das Glockengeläute plötzlich auf und ein anderer Ton schallte vom Kirchthurme herab. Die Schild-

wache auf dem Thurme gab mit dem Hasthorne das Zeichen, der Feind nahe, grausig antworteten die Hörner in der Stadt, die Eidgenossen eilten aus den Häusern, und Clärchen umarmend, rief Conrad: Gott mit uns, ich muß zu meiner Fahne! und stürzte nach Hause, sich zu waffnen.

Mein Geld! rief ihm der wie aus einem Traume erwachte Hans Gerber nach, Niemand hörte auf seinen Ruf, wohl aber auf das Knallen der Hakenbüchsen draußen vor dem Thore. Der Alte war seiner Sinne nicht mehr mächtig, er verließ sein ohnmächtiges Kind, verließ seine jammernde Ehefrau und stürzte dem Rathhause zu. Hier ordneten sich eben die Eidgenossen, aber Conrad sah er nicht unter ihnen, der war schon mit den Freiknechten seinen Kameraden zu Hülfe geeilt, die von dem Feind hart bedrängt sich nach der Stadt zurückzogen; er sah nur noch den Hauptmann, auf den er zustürzte, aber barsch von ihm zurück gewiesen wurde. Da sah er, wie zwei Eidgenossen einen Esel mit schweren Geldsäcken beluden, er stürzte schreiend: Mein Geld, mein Geld will ich haben! auf sie zu, ward aber mit Stößen zurückgewiesen. Der Esel wurde, trotz Gerbers Jammern, mit Geld beladen und unter sattsamer Bedeckung abgeführt. Trostlos eilte der Alte nach Hause, wohin auf Bitten der Mutter mehrere mitleidige Einwohner die ohnmächtige Tochter getragen hatten.

Als die auf Kundschaft ausgeschickt gewesenen Schweizer mit Hülfe ihrer Kameraden, jedoch nicht ohne Verlust die Stadt erreicht hatten, und

ſchienen ihm Geiſter und das Mondlicht ſelbſt ein Leichentuch zu ſein, das durch die Nacht ſich glänzend breite. Er nahm endlich ſeinen Wanderſtab, ſagte der moosbewachſenen Hütte diesmal ein feierliches Lebewohl und verließ ſie.

Sein Weg führte ihn über Reichenau; er wollte hier verweilen, dann über den Splügen und Chiavenna ſeinen Weg nach Mailand fortſetzen und ſo die bedeutendſten Stellungen der Franzoſen auskundſchaften. Sein Bettlergewand ſchützte ihn vor Verdacht und im Fall der Noth führte er einen Paß des Obriſt Jenatſch bei ſich.

Auch ihn zog das Grab ſeiner Mutter nach Almenz, das Schloß Rietberg war es nicht, das ihn zu dieſer Wanderung bewog, denn nur die früheren Jahre ſeiner Jugend hatte er dort verlebt und der Tod der geliebten Mutter, die er hier verloren hatte, weckte nur traurige Empfindungen in ihm auf. Gleichgültig ſah er von den Höhen auf das ſtolze Schloß hinab und nur nach dem Dörfchen das Auge gewendet, ſtieg er im Dunkel der Nacht die Felſen hinab und nach mühevoller Fahrt betrat er endlich den Friedhof, wo die Mutter ruhte.

Ein Schauder ergriff ihn bei dem Anblick der vielen, vom Mondlicht beleuchteten weißen Kreuze, die ihm in ihrem blaſſen Schimmer wie Todtengerippe erſchienen, welche die Gräber geſprengt, ſich aus ihren Särgen erhoben und hier um Mitternacht ſich begrüßten. — Als ob jedes fürchte, ſeinen Ruheplatz zu verlieren, ſo unbeweglich ſtanden ſie und keiner wollte den Todtentanz beginnen. Aber der Krieger erbebte nicht; trotz des kalten Schauers, der ihn überlief, ſchritt er getroſt hindurch, dem Grabe der Mutter zu. Aber nicht das Kreuz allein hielt hier die Tod-

die Reiterei des Feindes ſie umgehen zu wollen ſchien, trat Hauptmann Stüßi ſeinen Rückzug an, Conrad mit den Freiknechten mußte ihn decken und an dieſem Tage war es, wo vierzig Zürcher, ſo viel waren noch Conrad geblieben, durch die hervorbrechende ſchwäbiſche Reiterei endlich von den Ihrigen abgeſchnitten, vier Stunden lang ſich gegen fünf hundert Berittene wehrten, ſich Bahn durch die Reiterei brachen und unter ſtetem Gefechte zurückzogen, bis Hauptmann Stüßi aus dem Lager von Thüngen Verſtärkung erhielt und ihnen zu Hülfe kam. Noch 29 waren am Leben, nur 11 unverwundet.

Unter den Verwundeten war Conrad; zwei Kugeln hatten ihn getroffen, ein Hieb ihm den linken Arm gelähmt; männlich hatte er gefochten, der Ruhm folgte der That, die Geſchichte hat ſeiner gedacht. Er wurde alsbald nach Schaffhauſen gebracht, wo er ſchwer darnieder lag.

Die Schwaben, welche der Graf von Fürſtenberg Thüngen zu Hülfe geſchickt hatte, rückten nach dem Abzuge der Eidgenoſſen in Stühlingen ein und wurden hier als Erretter begrüßt; der Lärm und das laute Jauchzen mochten Clärchen wieder zum Leben gerufen haben, denn ſie ſchlug endlich die Augen auf, ſah die weinende Mutter an ihrem Lager und den Vater händeringend auf- und abgehen.

Iſt er todt? fragte ſie, ſich emporrichtend ſagt es mir, Mutter, ich bin auf Alles gefaßt und folge ihm mit Freuden.

Die Mutter tröstete sie, versicherte, daß man sein Schicksal nicht kenne, so weit das Auge hätte folgen können, habe ihn Peter vom Söller aus munter und wohl, und muthig kämpfend gesehen.

So will ich immer noch hoffen, sprach sie, in ihr Schicksal ergeben.

Was ist noch zu hoffen! rief der Vater, an Allem verzweifelnd, mein Geld ist ohne Hoffnung verloren.

Tröste Dich, Alter, unterbrach ihn die Mutter, Dein Geld —

Ist beim — doch ich will nicht fluchen, sprach er, sich bekreuzend, Gott hat mich hart für meinen Geiz gestraft.

Dein Geld ist unversehrt im Hause, die Kiste steht auf meiner Polterkammer.

Herzensweib, Engel! rief Hans Gerber und umhalsʼte sein Weib, was wohl lange nicht geschehen war, führe mich hin, geschwind!

Und als er, die Kiste unter dem Arme, eben das Kruzifix ergreifen und sie unter Freudenthränen wieder an ihren alten Platz stellen wollte, ergriff ihn ein Schauder, er stellte die Kiste bei Seite, kniete vor dem Kruzifix nieder und betete. Nein, sagte er, als er sein Gebet geendet hatte, das Heilige soll ferner nicht mehr dem Unheiligen zum Deckmantel dienen, beten will ich hier zu meinem Gott und nicht mehr zu meinem Götzen.

Von diesem Tage an schien Hans Gerber ein anderer Mensch geworden zu seyn; er duldete ruhig den Spott der Nachbarn über Clärchens unglückliche Brautfahrt, achtete nicht auf die

spitzen Reden Benedikts, der, wie alle Bewohner des Städtchens in dem Wahne stand, die Eidgenossen hätten Gerbers Geld gleichfalls mitgenommen, und als die Schweizer nach Eroberung von Thüngen wieder über den Rhein gegangen waren und er erfuhr, Conrad liege an seinen Wunden in Schaffhausen darnieder, ritt er hin, ihn zu trösten und zu unterstützen. Er brachte die frohe Nachricht mit zurück, Conrad sei ohne Gefahr und gedenke Clärchens mit unerschütterlicher Liebe und Treue.

Als das Jahr darauf der Friede geschlossen wurde, kam Conrad stracks nach Stühlingen und führte Clärchen zum Altar. Diesmal verstummten die Glocken nicht, kein Harsthorn rief zum Kampfe, nicht zum Lebewohl, zum ewigen Verein schloß er sein Weib in die Arme, und als er mit ihr nach seiner Heimath zog, begleitete der Eltern Segen und das Doppelte von dem, was Hans Gerber zur Ausstattung versprochen hatte, ihn nach seiner Vaterstadt Zürich.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

116

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

12, 11 pl.

Achtundzwanzigſtes Bändchen.

Der Norweger oder romantiſche Wanderung durch die Sächſiſche Schweiz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Der Norweger

oder

Romantische Wanderung

durch die

Sächsische Schweiz.

Von

A. von Tromlitz.

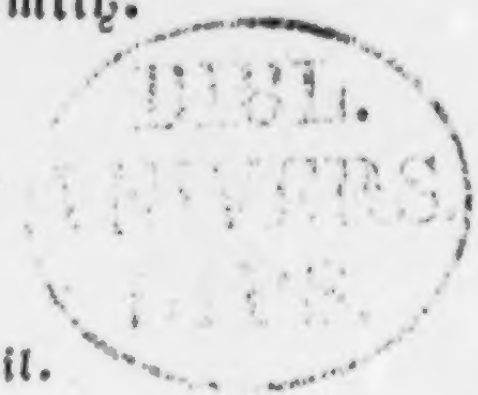

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1841.

Wenn ein Wanderer aus Norden, begierig, das Land kennen zu lernen, aus welchem das erste Licht religiöser Aufklärung aufflammte, in irgend einem Hafen der Ostsee gelandet, die Gauen der alten Sorben und Wenden betritt und dann seine Wanderung nach Süden fortsetzt, so findet er nichts als eintönige Flächen und traurige Sandhügel, keinen Eichenwald, keine Trümmer einer kräftigen Vorzeit, und er wandert betrübten Herzens weiter und weiter, hofft und harrt auf eine schönere, reizendere Natur und findet sich lange noch getäuscht. Ist dies das Land des kräftigen Stammes der Germanen? fragt er sich dann. Sind hier auf diesen Sandflächen des großen Friedrichs Helden, sind hier die Männer geboren, welche so kühn das Banner gegen den Welteroberer erhoben, so muthig für König und Vaterland fochten? Bedarf es denn keiner erhabenen Natur, um Menschen zu bilden, die groß und erhaben in dem Buche der Geschichte stehen? So fragt er sich, und nur die

tenwacht, noch ein anderes Weſen ſchien es zu ſchützen — Eine dunkle Geſtalt ſaß auf ſeinem grünen Raſenhügel unbeweglich und ſchien unbekümmert die Ankunft des nächtlichen Pilgers zu erwarten.

Konrad erfaßte bei dieſem Anblick den unter den Lumpen verborgenen Dolch und ſchritt, auf Alles bereit, dem Grabe zu. Aber wie erſtaunte er, als er den Vater hier entſchlummert fand; der Schlaf hatte ihn an den, das Grab beſchattenden Maulbeerbaum gelehnt, überraſcht. — Wohl ihm, führte er ihm auf dieſem Erndtefeld des Todes nur freundliche Träume zu.

„Schläfſt Du ſo ſanft, alter Mann, ſchläfſt Du ſo ruhig neben Deiner Elsbeth, ſtört das böſe Gewiſſen Deinen Schlaf nicht? — Alſo auch nach begangnem Morde ſchläft man ruhig?“ dachte er — „Ach, der Himmel gab doch dem armen Menſchen nichts Miideres, als den Schlaf mit ſeinen Träumen. Wen wachend die Ruhe flieht, zu dem geſellt ſie ſich oft, hat er die Augen geſchloſſen!“ Lange ſtand er ſo vor dem Schlummernden, bis der kühle Nachtwind, der in den Blättern des Maulbeerbaumes ſäuſelte, den Schläfer erweckte; er ſchlug die Augen auf und ſah einen im Mantel Gehüllten vor ſich ſtehen. „Wer biſt Du?“ rief er mit donnernder Stimme.

„Euer Sohn, Vater!“ erwiederte Konrad, und reichte ihm die Hand.

„Treffen wir uns hier bei dieſen Gräbern?“ ſagte der Alte ernſt „Eine ſchlimme Vorbedeutung! Doch iſt es mir lieb, daß ich Dich noch ſehe, ich glaubte Dich ſchon jenſeits der Alpen. Biſt Du ſchon auf Deinem Heimweg begriffen?“ — Der Sohn bejahte es — „Nun, ſo ziehe mit

Hoffnung tröstet ihn noch, an den Ufern der Elbe das Land voll wunderbarer Schönheit zu finden, er ergreift von Neuem seinen Wanderstab und eilet dem schönen Sachsenlande zu.

So erging es auch mir. — In meiner Kindheit durch ein feindliches Geschick nach den kahlen Felsen Norwegens geschleudert, zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Lande meiner Väter — nach Deutschland. Das kalte unfreundliche Klima in der Gegend von Drontheim, die wüsten, nackten Felsen mit ihren einzelnen Föhren, die mich so oft traurig stimmten, vermochten nicht, die Schwingen meiner Phantasie zu lähmen; immer das Auge sehnsuchtsvoll nach Süden gerichtet, schwebte nur ein Bild vor meiner Seele, das Bild der mir so theuern Heimath. Sachsen, die Wiege meiner Vorfahren, mir so oft, wenn wir allein unter heulendem Sturm und Schneegestöber am hohen glühenden Ofen saßen, von meinem alten Vater, als das Paradies der Erde geschildert, schwebte überall mir vor; ich hatte mir vom Vaterlande ein Bild geschaffen, und es mit schwärmerischer Liebe phantastisch und reizend ausgeschmückt, wie eine junge Braut, am Vorabend ihres Glückes, sich der Ehe blumenbekränztes Paradies mit seinen goldenen Thoren in jungfräu-

lichem Zagen, in Hoffen und Verlangen ausmalt. Mit diesem Bilde hatte ich meine Jugend durchlebt oder vielmehr durchträumt, mit diesem Bilde bestieg ich den Kauffahrer, der mich nach dem Ziele meiner Sehnsucht bringen sollte, dies Bild vor mir, betrat ich die Küste der Ostsee, schnürte mein Bündel, denn ein Wanderer mit Pilgerstab und Pilgertasche, mußte ich ja in mein Eden einziehen, verließ an einem schönen Frühlingsmorgen die Stadt, wo ich gelandet, und begab mich voll Erwartung auf den Weg.

Wie ein Schlummernder, der im Traum einen Zaubergarten, mit goldenen Früchten und duftenden Blumen geschmückt, vor sich sieht, an dessen Pforten leichtgeschürzte, holde Jungfrauen mit freundlichem Blick ihn einzutreten laden, von unaussprechlicher Sehnsucht getrieben, nach ihnen hin eilt, aber nie bis zu dem lockenden Ziele gelangen kann, und er sich vergebens müht und ängstigt, den Zaubergarten mit seinen Jungfrauen, seinen Früchten und Blüthen zu betreten, so war es auch mir. Das Land meines Jugendtraumes nur vor Augen, eilte ich durch die Ebenen Mecklenburgs, wo ich keinen Berg, kein Thal erblickte, keinen wilden Bergstrom rauschen hörte, überall ein ewiges Einerlei. Unmuthig betrat ich nun das

Land der Brennen, hier hoffte ich doch Felsen, stark wie Preußens Mannen, Urwälder zu finden, unter deren hundertjährigen Eichen der edle Freiheitssinn, die Liebe zu König und Vaterland sich entwickelt hatte, aber ich fand von alle dem nichts, schüttelte traurig mein Haupt und erstaunte, wie ein Heldenvolk auf sandigen Marken, fern von Fels und Thal und grünen Wäldern, gedeihen könne. Da setzt' ich mißgestimmt meine Wanderung fort, hoffte, wie der Todte in seinem engen Bretterhause auf die Posaune der Auferstehung, die ihm Grab und Himmel öffnen soll, auf mein paradiesisches Vaterland und schlich noch manchen Tag durch dürftige Kornfelder und magere Wiesen, überschiffte die Havel, mehr ein langer, schmaler See, als ein majestätisch dahin rollender Strom, und gelangte endlich in meine Heimath.

Aber was man dem Sachsenlande nahm, was man ihm ließ, war gleich eintönig, wie der ganze Weg von der See bis hierher. Sollte denn wirklich Vaterlandsliebe so groß seyn, daß Jeder das Seine für ein Paradies hält? fragte ich mich. Wäre es meinem Vater ergangen wie jenem Isländer, der den Himmel mit Schnee und Eis bedeckt und die Engel mit Seehundsfellen, statt mit goldenen Flügeln geschmückt, malte? — Ver-

stimmt, unmuthig, aber nicht ganz alle Hoffnung hingebend, endlich doch noch am Ziele meiner Wallfahrt meinen Traum verwirklicht zu finden, wanderte ich jetzt durch den Wald, der das Elbthal bekränzt; hier, so hatte man mir berichtet, würde ich, mein Ziel erreichend, das schöne Sachsen in all' seiner Pracht vor mir sehen. In dieser Hoffnung beeilt' ich meine Schritte, ging bergab, bergauf, glaubte auf jeder Höhe den Silberstrom mit seinen lachenden Ufern vor mir zu sehen und fand mich immer getäuscht Unmuthig wanderte ich weiter, stieg immer höher, um von Neuem getäuscht zu werden, und nur der Anblick einer seitwärts liegenden, anspruchslosen Villa gab mir Muth, meinen Weg weiter fortzusetzen. Ich stieg den Berg hinab, stieg wieder hinauf, und ahnungsvoll pochte mein Herz, denn jetzt hatte ich bald die vor mir liegende Höhe erreicht, jetzt stand ich oben, und wie den vom Tod Erstandenen der Anblick des Himmels, überraschte mich der plötzliche Anblick Dresdens.

Festgebannt stand ich da, zitterte vor Freude und labte mich an der so lang' ersehnten Aussicht. Mein Auge schweifte über einen dichten Föhrenwald nach den hohen Thürmen der Königsstadt, und ich sah vor mir das weite, von bebauten Hügeln

und waldbekränzten Höhen umgebene Thal, durch welches der von Abendgluth geröthete Fluß ſich wie ein vergoldetes Band durch dunkelgrüne Auen zog. In der Ferne ſah ich die hohen böhmiſchen Berge und die des Erzgebirges, und ihnen zur Linken traten zwei einſam ſtehende Felskegel wie Rieſen, denen die Macht des Fluſſes übertragen war, düſter hervor. Dem Einen mochte die Abendſonne den ſchuppigen Panzer zum Nachtgruß goldig beſtrahlen, denn er flammte leuchtend in Abendgluth. Das iſt gewiß der Königſtein, dachte ich und irrte nicht; es ergriff mich bei dieſem Gedanken ein wehmüthiges Gefühl, das mich ſtets erfaßt, wenn ich an einem Kerker, wo der freie Menſch in Ketten ſchmachtet, vorüber gehe. Doch nicht lange quälte mich dieſer Gedanke, denn ich dachte an Sachſens Fürſten, die, wie ich ſchon im fernen Skandinavien vernahm, mit mildem Scepter regieren und gewiß keinen Schuldloſen dort oben im Kerker ſein Leben vertrauern laſſen.

Mein Blick ſenkte ſich nun wieder in das Thal, wo ich mich an dem Leben und Treiben da unten ergötzte. Alles zog mit der Sonne heimwärts zur Ruhe, der Trauernde wie der Fröhliche, der Reiche wie der Arme, der nicht weiß, ob er daheim ſich wird mit Weib und Kind ſätti-

gen können. So saß ich, wider Willen in ernste Betrachtungen versunken, und ein sonderbar schauriges und doch so wehmüthiges Gefühl ergriff mich, als mein Auge Pirna suchte, wo meine Voreltern lange schon friedlich auf dem Kirchhofe ruhten, wo mein Vater so oft neben ihnen zu ruhen gewünscht, und der meiner Wallfahrt heiligstes Ziel war.

Mehrere neben mir vorüberrollende Wagen mit Reisenden störten mich aber bald in meinem ernsten Sinnen. Ich sah neugierig in die Wagen, als ob ich in ihnen Bekannte zu finden hoffte, und ich stand doch so allein und verlassen, aber frohen Herzens, hier auf dieser heimathlichen Stelle. Es ist eine sonderbare Gewohnheit von mir, daß, sehe ich Reisende an mir vorüberziehen, immer der Wunsch in mir rege wird, den Zweck ihrer Reise zu kennen; ich strenge dann meine Kenntniß der Physiognomik, auf die ich mir viel zu Gute thue, an, aus ihren flüchtig an mir vorübergehenden Zügen zu errathen, ob das Ziel ihrer Reise ein trauriges, ob es ein freudiges sei. Wie oft mocht' ich mich wohl schon getäuscht haben, denn, z. B., wer hätte in mir, dem verdrießlichen Fußgänger in den Sandwegen der Mark, den nach einem Erdenparadiese lebens-

froh wandernden Jüngling erkennen können? So täuschte ich mich gewiß auch jetzt in den Reisenden, die in einem mit vier Postpferden bespannten, offenen Reisewagen langsamen Schrittes den Berg herauf fuhren und während sie oben neben mir still hielten, und der vielleicht zu besorgliche Postillon die Hemmkette befestigte, gleich mir die Gegend betrachteten. Es war ein ältlicher Mann, mit seiner Frau, wie es schien, eine junge Dame und eine recht leidliche Grisette. Die beiden Bedienten schienen mir nicht des Beachtens werth.

Der alte Mann, mit schneeweißem Haar und langem Schnurrbarte, mochte ein alter Soldat seyn, der sein Leben tüchtig genossen hatte, und auf dessen Gesicht, wahrscheinlich seiner zerrütteten Gesundheit wegen, ein Anstrich von Melancholie nicht zu verkennen war. Die alte Dame schlief und daher richtete sich bald der Blick auf die jüngere, welche ohne eine außerordentliche Schönheit zu seyn, ein paar feurige, blaue Augen hatte, die dem Nordländer wohl sehr anziehend erscheinen konnten. Die Zofe gefiel mir, ohne daß ich weiter über ihre Physiognomie nachdachte. Schnell errieth ich nun, daß der alte Herr nach Töplitz ins Bad reisen würde, wo er der Hygea, die Dame aber, seine Tochter, dem Amor die schön-

sten Blumenkränze opfern würde. Mich, der ich seitwärts unter einem Baume stand, schienen sie nicht bemerkt zu haben, und erst als die Peitsche des Postillons knallte, die Pferde anzogen und der Wagen dahin fuhr, schien ich von der Dame bemerkt zu werden, denn eine leichte Beugung ihres Kopfes nach mir und ein flüchtiger Blick, der mich traf, ließen es mich glauben.

Der Sonne letzte Strahlen senkten sich jetzt hinter die fernen Berge, und ihr dunkel goldiger Widerschein kämpfte noch gegen die hereinbrechende Nacht, aber dennoch ergriff ich meinen Wanderstab nicht, blieb ruhig an einer krummgeästeten Kiefer stehen, und blickte hinunter ins nebelbedeckte Thal. Für mich hat die Dämmerung einen eigenen Zauber; in ihrem Halbdunkel bildet eine rege Einbildungskraft sich tausenderlei Formen und Gestalten, und dem, der zwischen Felsen und Waldströmen seine Jugend verlebte, ist sie der Zauberstab, welcher ihm alle Gebilde seiner Phantasie lebhaft darstellt. Dann, wenn die Nacht immer tiefer sich senkt, dem Auge die Gegenstände in Grau und Schwarz verschwimmen, Alles zu Neste geht, Mensch und Thier, und der stille Wanderer einsam, und nur von selbst geschaffnen Phantomen umgeben, am Fels gelehnt ins Thal

hinab blickt, die Dunkelheit alle Hütten des kleinen Dörfchens birgt, und die Natur von Nacht umgeben vor ihm liegt, da freut er sich, wenn jetzt ein Licht aufblitzt, dort der Schein eines Kienscheites durch die halb zerbrochenen Fenster leuchtet und allmälig, wie Irrlichter aus nebligem Sumpfe, ein Licht nach dem andern, das Schattengemälde belebend, aus der Dunkelhe t auftaucht; dann tritt er aus seiner Geisterwelt hervor, ergreift den Wanderstab und geht, sich nach Ruhe sehnend, den freundlichen Leuchten entgegen, die ihn zurück unter Menschen führen.

Von früher Kindheit an war mir dies Schauspiel anziehend gewesen; so oft ich späterhin die Umgegend Drontheims durchstrich, verweilte ich, sobald ich am Abend mein Ziel erblicken konnte, auf einer Höhe, erwartete dort die Nacht und kehrte nicht eher in das gastfreundliche Haus ein, bis ich den mir so anziehenden Anblick genossen hatte. Auch heute blieb ich auf der Höhe, bis die Dunkelheit einbrach, und die tausend Lichter in der Stadt aufflackerten und mich einluden, unter sie zu treten. Es war ein herrlicher Anblick, mitten in dem Dunkel über sich nach und nach die Millionen Sterne funkeln, unter sich die Tausende von Lichtern auftauchen zu sehen. Be-

sonders fielen mir hierbei zwei Reihen hellglänzender Flammen auf, die, wie das Sternbild des kleinen Bärs in der kalten Winternacht die andern überstrahlend, ihr Silberlicht verbreiteten. Ich ergötzte mich an diesem Anblick, und begierig, aus meiner Einsamkeit unter dies leuchtende Leben zu treten, nahm ich meinen Reisesack, ging die Höhe hinab und eilte raschen Schrittes der Stadt zu.

Als ich über die lange Bogenbrücke nach ihrem südlichen Theile schritt, sah ich, daß es die Gaserleuchtung der Brücke gewesen war, die mich so sehr bezaubert hatte. Mich an dem Anblicke des dahin rauschenden Flusses, in dem sich die vielen Lichter und unzählige Sterne spiegelten, weidend, verweilte ich lange unter dem hier stehenden Kruzifix. Hier sah ich nach den dunkeln Thürmen hinüber und nach der Kirche am Ufer, auf welcher mir die Menge Bildsäulen der Heiligen wie Geister erschienen, die, den Dom bewachend, in unthätiger Ruhe schon seit einem Jahrhundert unbeweglich da standen. Endlich, auch der Körper verlangt sein Recht, ging ich nach einem Gasthofe, und mir, der ich mit guten Wechseln versehen, erschien der Stattlichste nicht zu glänzend. Ich trat ein, und nach langem Zögern wurde

endlich dem nur mit Knotenstock und Reisebündel versehenen Wanderer ein Dachstübchen zur Wohnung angewiesen. Ich lächelte, stillte meinen Hunger und folgte nun dem mir Leuchtenden nach meiner kleinen Wohnung, die immer noch Raum genug hatte, einem müden Pilgersmanne genügen zu können.

Schlafen konnt' ich aber nicht; ich war zu aufgeregt, und so fand mich der Morgen. Ich eilte nach einer Buchhandlung, mir die nöthigen, die Merkwürdigkeiten der Stadt betreffenden Bücher zu kaufen.

Was ich nun in der Residenz meines Vaterlandes gesehen und erlebt, will ich in mein Tagebuch eintragen. Eine kurze Geschichte der Stadt, von ihrer Entstehung bis jetzt, die ich mir als Notiz aufzeichnete, gehe meinen Reiseabenteuern und dem was ich gehört und geschauet, voraus.

Dresden
und seine Umgebungen.

Noch im dreizehnten Jahrhunderte war diese Residenz ein Fischerdorf, das wahrscheinlich zu dem weitläufigen Gebiete der Grafen von Dohna, oder zu der Burgwart Priesnitz gehörte; späterhin kam es zu dem Stifte Meißen und von diesem

diesem an die Markgrafen. Erst im Jahre 1206 scheint Dresden zur Stadt erhoben worden zu seyn, welche am Ende des Jahrhunderts Markgraf Heinrich der Erlauchte zu seinem Wohnsitze erkor. An Böhmen verkauft, von diesem dem Markgrafen von Brandenburg abgetreten, nahm Friedrich mit der gebissenen Wange sie mit gewaffneter Hand wieder in Besitz, und von dieser Zeit an blieb sie für immer den Markgrafen von Meißen.

Da die Fürsten ihr Schloß auf dem linken Elbufer in der Gegend des Taschenbergs erbaut hatten, siedelte sich auch der größte Theil der neuen Bewohner dort an, so daß der ältere Theil Dresdens, die jetzige Neustadt, damals nur ein Flecken, bald verödet da stand und nie zu der Größe der jetzigen Altstadt gelangte. Erst unter Markgraf Wilhelm dem Einäugigen, der ein Augustinerkloster dort stiftete, erhielt die Neustadt Stadtrecht, wurde aber bald darauf durch die Hussiten gänzlich zerstört.

Die Stadt am linken Ufer der Elbe hingegen, schon früher mit Mauern und Graben umgeben, nahm von dieser Zeit an fortwährend an Größe und Bevölkerung zu, besonders da

nach der Theilung des Landes unter die beiden Brüder, Ernst und Albrecht, sie an Letzteren fiel und seitdem die Residenz der Albertinischen Linie blieb. Albrechts Sohn, Herzog Georg der Bärtige, der Erbauer des nach ihm genannten, noch zum Theil bestehenden Schlosses, hielt hier prächtigen Hofhalt, wodurch die Stadt bedeutend an Glanz und Schönheit gewann. Sein Enkel, der Churfürst Moritz, begann späterhin die Befestigung der Stadt, die sein Bruder, Churfürst August, vollendete. Dieser ließ den bis dicht an die Thore der Stadt sich ziehenden Wald niederhauen, schuf die Dörfer Poppitz und Fischersdorf zu Vorstädten um und brachte Alt- und Neustadt-Dresden unter einen Stadtrath.

In den drangvollen Jahren des dreißigjährigen Krieges, wo Churfürst Johann Georg der Erste auch die Befestigung der jetzigen Neustadt beginnen mußte, wütheten Pest und Theurung auch in Dresden; doch kam es nie in Feindes Hand und war im Laufe des langjährigen Krieges so glücklich, nie eine Belagerung ausstehen zu müssen; der Gräuel dieser Zeit blieb der Stadt fern.

Von der Regierung Johann Georg des Zwei-

ten an nahm der Wohlstand der Stadt bedeutend zu. Die außerordentliche Pracht der Hofhaltung des Churfürsten zog Adel, Künstler, Kaufleute und Handwerker nach der Residenz, und der Reichthum des Landes strömte so in manchen Quellen seiner Hauptstadt zu. Das erste Opernhaus, der große Garten mit seinem Schlosse verdanken dem Luxus jener Zeit ihre Entstehung, und die damalige Ansiedelung mehrerer Einwohner in der Gegend des Ostra-Vorwerkes legte den Grund zu der jetzigen Friedrichsstadt.

Der Glanz des Hofes unter der verschwenderischen Regierung August's des Zweiten erhob Dresden zu dem Range einer der ersten, schönsten Städte Deutschlands. Der herrlichen Natur sollte die Kunst nicht nachstehen; die Menge der Kunstschätze, die jetzt noch die größte Zierde Dresdens sind, wurden meistens unter dieser Regierung aufgehäuft, und eine Menge prächtiger Paläste, freilich nur in dem verdorbenen, französischen Geschmack damaliger Zeit gebaut, trug zur Verschönerung der Stadt ungemein viel bei. Kunst und Wissenschaften blühten und wurden von dem prachtliebenden Fürsten gepflegt und beschützt.

Auch deſſen Sohn, Auguſt der Dritte, vollendete Vieles, was ſein Vater begonnen hatte. Die katholiſche Kirche ward während ſeiner Regierung gebaut, das Standbild ſeines Vaters in der Neuſtadt aufgerichtet, und noch manche andere Pläne zur Verſchönerung der Stadt würden unter ihm ausgeführt worden ſeyn, hätten nicht der zweite ſchleſiſche, der ſiebenjährige Krieg und die mehrmalige feindliche Beſetzung der Stadt, wohl aber am meiſten die Belagerung von 1760 den Wohlſtand der Stadt untergraben. Sämmtliche Vorſtädte, ſo wie ein bedeutender Theil der Stadt ſelbſt, waren niedergebrannt, und ſo konnte nach beendetem Kriege die Regierung nur an Wiederaufbauung des Zerſtörten, nicht an Verſchönerung der eingeäſcherten Stadt denken.

Doch nach und nach erholte ſich das Land von den Drangſalen des Krieges, und hierdurch und durch die ſparſame Regierung Friedrich Auguſts kehrte der immer ſich mehrende Wohlſtand der Stadt zurück, und wenn auch durch die Regierung wenig für ihre Verſchönerung geſchah, ſo bauten doch Privatleute fleißig, ohne daß freilich für die Baukunſt irgend ein Gewinn daraus entſtanden wäre, denn unter

allen Künsten scheint diese die in Dresden am allerwenigsten kultivirte zu seyn.

Während der Regierung König Antons ist Manches geschehen, wodurch Dresden an Bedeutsamkeit und Schönheit gewonnen, und wenn auch die Stadt selbst nur wenige in edlem Styl erbaute Gebäude aufzuweisen hat, so sind doch die Kunstschätze, die sie enthalten, für Kenner und Kunstfreunde von unendlichem Werthe, so ist doch die Umgegend Dresdens so reizend, daß man wohl nur selten Natur und Kunst in solch herrlichem Vereine beisammen findet, wie hier.

Nachdem ich meine Bücher durchblättert und obige historische Notizen nachgelesen hatte, trieb es mich hinaus, um zu sehen und zu beobachten. Ich ging zuerst nach der mir nahgelegenen Frauenkirche, von deren Kuppel man mir den schönsten Blick auf die Stadt und ihre Umgebungen versprach. Die Kirche selbst, in allen ihren Theilen harmonisch, besonders aber die großartige Kuppel gewährte einen herrlichen Anblick. Ich betrat mit hoher Erwar-

tung das Innere, welches dieser auch meist entsprach; noch entzückter war ich, als ich die Wendeltreppe erstiegen hatte und oben auf der Kuppel stand. Eine herrliche Aussicht belohnte hier meine geringe Mühe, eine Aussicht, reizend und doch so erhaben, wie sie einem Skandinavier, der nur an pittoreske Gegenden, nicht an das Liebliche einer fruchtbaren, freundlichen Landschaft gewöhnt, noch nicht geworden war. Anfangs ließ ich meinem Auge freien Lauf, es schweifte von Meißen bis zum Königstein hin und zurück über das fruchtbare, reizende Thal, dann blickte ich wieder hinunter auf die Stadt, die, ein lebendiges Panorama, vor mir lag. Der prachtvolle Strom, der, aus den östlichen Bergen hervorbrechend, langsam und majestätisch durch die grünen Fluren sich windet und an reinlich gebauten Dörfern vorüber zieht, bis er sich, der riesigen Brücke trotzend, unter ihren hohen Bogen tosend hindurch stürzt, und besänftigt dann dem alten Bischofssitze entgegenwogt, die Menge der Dörfer, die auf der mittäglichen Seite mein Auge traf, die breite Landstraße mit ihren vielen Frachtwagen und Karossen, das bunte Gewühl unter mir auf Markt und Straße, Alles dies gab dem Bilde

ein ſolch reges Leben, wie ich es noch nie geſehen.

Ich fragte nun nach allen Merkwürdigkeiten, beſonders aber fielen mir die nordwärts gelegenen Berge mit ihrer Menge, oft ärmlicher, oft reizender Häuſer auf, die, außer einer Unterbrechung durch einen Kiefernwald, von Meißen bis an das Gebirge auf den Höhen zerſtreut liegen. Ich erfuhr, daß es Weinberghäuſer armer Winzer, oder Villen reicher, vornehmer Leute währen. Dies erfreute mich, denn ein mit Reben bewachſener Hügel mußte mir ein neuer, erfreulicher Anblick ſeyn.

Ein Nordländer, der den Wein nur aus Flaſchen oder Gläſern kennt, der höchſtens einen dürftigen Weinſtock mit ſeinen ſauer-ſüßen Trauben am Geländer ſich ranken ſah, glaubt, wie Joſua und Caleb, ins gelobte Land zu treten, wenn er einen Berg mit üppigen Reben bewachſen ſieht. Seine Phantaſie ſchafft ſich Alles dort idylliſch, er ſieht den Winzer mit grüner Schürze und den Strohhut auf dem Kopfe, das Winzermädchen mit langen Flechten und dem flatternden Bande im Haar, das knappe Mieder und den ſchlanken Leib, die zierliche Hacke in der Hand, ſieht die Reben mit Hunderten von Trauben beladen, an den

hohen Ulmbäumen ſich hinauf ranken; und denkt er gar der Weinleſe, dieſer idylliſchen Zeit, wo der Moſt in Bechern ſchäumt, und unter Freudenſchüſſen und tönender Muſik die Fröhlichkeit herbeigezaubert wird, da ſeufzt er, daß er dieſe Himmelsluſt ſo lange entbehren mußte und nur aus Gläſern den Göttertrank nippen konnte, den hier, am Urquell, in ſchwellenden Trauben die Sonne kocht, die Kelter preßt.

Ich war bei dieſem Gedanken entzückt, doch die Erinnerung des proſaiſchen Küſters, daß ſchon längſt Mittag vorüber ſei, und man in Dresden um Ein Uhr in den Gaſthäuſern zu ſpeiſen pflegte, weckte mich aus meinen Träumen. Ich hörte auf ſeine Mahnung, riß mich mit Gewalt von dem ſchönen Anblick los und folgte ihm die Wendeltreppe hinab.

Als das Mittagsmahl eingenommen war, trat ich, von einem Führer begleitet, den Weg nach den Weinbergen an; meine Ungeduld war zu groß als daß ich länger hätte ſäumen können. Mit raſchen Schritten folgte ich meinem Begleiter über die Brücke, die mir jetzt großartiger, aber weniger romantiſch erſchien, als am vergangenen Abend, warf nur einen flüchtigen Blick auf das Standbild König Auguſts des Starken und ſeine

Stutzperrücke und beachtete die Rede meines Cicerone nicht, der mich auf die breite, schöne Allee, die wir durchschritten, aufmerksam machen wollte; ich dachte nur an den Weinberg mit seinen goldenen und purpurnen Trauben, und folgte ihm, wie ein Träumender, durch die freundliche Antons-Stadt, hinaus über die waldumkränzten Höhen, nach den über Loschwitz liegenden Bergen.

Dieser Weg hat mir späterhin Gelegenheit gegeben, eine traurige Erfahrung zu machen, die mir hoffentlich während meiner Erdenwallfahrt, selbst bei meiner einstigen Himmelfahrt treu eingeprägt bleiben soll, nämlich: Der Wirklichkeit nahe, unserer Phantasie stets die Flügel zu binden, denn Phantasie und Hoffnung sind wahrlich Zwillingskinder der Rabenmutter Täuschung. —

Als mein Führer mir schon in der Ferne den ersten Weinberg zeigte, heftete sich mein Auge verwundert auf den vor mir liegenden Hügel. Ich hoffte Rebe und Ulmbaum vor mir zu sehen und erblickte nur kurz verschnittene Stöcke, deren Blätter kaum die Maiensonne hervorgelockt hatte. und die sich noch nicht einmal an den einförmigen Kieferpfählen neben ihnen hinan gewunden hatten. Schon in etwas fühlte ich mich bei diesem Anblick enttäuscht, doch trat ich noch muthig durch die of-

sene Thüre, schritt einem kleinem Hause vorbei, klimmte auf einem steilen Fußpfade die Höhe hinauf und stand bald darauf neben dem Winzer, der, den Boden aufzulockern, eben mit seiner Hacke beschäftigt war. Drei ziemlich reinlich gekleidete Kinder saßen seitwärts und spielten im Sande; eine erwachsene Tochter hackte neben ihm, und sein Weib ging, einen Korb mit Dünger auf ihren Schultern tragend, keuchend und langsam die Höhe hinauf.

War das mein idyllisches Leben? — War jenes von der Sonne braun gebrannte Gesicht mit seiner zerrissenen Jacke und den kurz abgestutzten Haaren meine schlanke Jungfrau mit ihren banddurchflochtenen Flechten und ihrem knappen Mieder? Gehörte die schwere Last, welche die arme Frau die Höh' hinauf trug, zu den Freuden, die uns der Wein bietet? — Wie viele Schweißtropfen, dachte ich in diesem Augenblick enttäuscht, mögen wohl fließen, ehe sich ein Becher mit Rebensaft füllt! —

Ist es dem Herrn gefällig, sagte der noch nicht sehr alte, aber doch schon gebeugte Mann, den wahrscheinlich mein Führer von meiner Wißbegierde unterrichtet hatte, so folgen Sie mir auf die Höhe, da können Sie Alles besser beschauen,

als hier, wobei er seiner Tochter einen Wink gab, den ich jedoch nicht verstand. Ich folgte ihm, sah mich neugierig rechts und links in dem Weinberge um und bemerkte bald eine Menge Löcher, in denen kleine Weinstöcke standen. Auf meine Frage, was dies sei? erwiderte er: Das sind Gruben, in welche man alte Stöcke senkt, um sie wieder zu verjüngen. Dies überraschte mich, und während ich die Gruben besah, ward meine Phantasie wieder rege. Ach, könnten wir uns doch auch so verjüngen! rief ich, mich vergessend, aus. Wenn sie den Menschen in die Grube senken, wölben sie einen Hügel über ihm, und kein Sonnenstrahl weckt den Erstarrten. Könnte er aber, wie der Weinstock aus seinen knospenden Augen, aus seinem Herzen neue Ranken treiben, würde jede Pulsader eine Rebe, fiele die alte, morsche Hülle ab, und riefe ihn der Hauch des Frühlings hervor zu einem neuen jugendlichen Leben, triebe er dann, von neuer Jugendkraft beseelt, Blüthe und Frucht, und käme die schöne Winzerin und heftete ihn mit zarter Hand, nicht an den einfachen Pfahl, nein, an ihre schöne Sylphiden-Gestalt, dann —

Langen Sie zu, mein Herr! unterbrach mich das Winzermädchen, reichte mir auf einem großen

Weinblatt duftende Erdbeeren — und hin war mein Traum, hin meine Sylphe — ich nahm die Erdbeeren, griff mechanisch und halb verdrießlich in meine Tasche, reichte dem nußbraunen Mädchen ein Trinkgeld und lächelte über den Alten, der, wahrscheinlich über meine Reden erstaunt, mich immer noch starr ansah, lächelte aber noch mehr über mich, daß ich von Neuem mich durch meine geschäftige Einbildungskraft hatte irre führen lassen. Fast beschämt, doch die wohlschmeckenden Erdbeeren mit Appetit verzehrend, folgte ich nun dem Winzer bis auf die Höhe, wo wir an einem aufgeworfenen Steinhügel still standen. Sehen Sie sich nun um, Herr! sagte er mit selbstzufriedenem Lächeln; ich wandte mich, und vor mir lag Dresden, die böhmischen Berge und die der sächsischen Schweiz, und der Strom wogte dicht unter mir und schien sich zu beeilen, durch die Bogen der stolzen Brücke zu kommen. Ich sah seinem Laufe nach, setzte mich auf einen Felsblock, der neben mir lag, schwelgte lange in dem schönen Anblick und trat dann, da die Sonne unterzugehen begann, meinen Rückweg wieder an.

Ich habe in meinem kurzen Leben viel über Malerei geleſen, aber wenig geſehen. Einige Familienbilder, die unſern Speiſeſaal zierten, eine von den Dänen gewonnene Schlacht, welche eine ganze Wand in meines Vaters Schreibſtube einnahm, waren die einzigen Bilder, die ich noch hatte betrachten können. Alles, was ich weiß, verdanke ich den Büchern, aus denen meine Einbildungskraft wie aus einem heiligen Born ſchöpfte und das Geſchöpfte ſich auf ihre eigene Art formte und geſtaltete. Raphael und Correggio, Titian und Rubens waren mir wohl bekannt; ich hatte viel über ſie und die andern Meiſter geleſen, mir manche ihrer Gemälde ſelbſt geſchaffen und aus Norwegen das Bild der Madonna ſo ſchön, herrlich und göttlich gebildet mit mir nach Deutſchland hinüber genommen, wie es nicht glühender vor den Augen einer feurigen Spanierin ſchweben könnte. In ländlicher Abgezogenheit ganz meiner Einbildungskraft überlaſſen, war ſie durch das ewige Leſen noch mehr aufgeregt, daher war es ſehr natürlich, daß ich heute nach der Gallerie eilte, die Wundergebilde mit eigenen Augen zu ſchauen.

Ich trat ein. — Wer ſchildert meine Ueberraſchung, wer mein Gefühl! — Ich konnte füglich

mit Wieland ſagen: Ich ſah den Wald vor lauter Bäumen nicht, ſo ſchweifte mein Auge von einem Bild zum andern. Ich wollte, wie die Biene aus jeder Blume ſich Honig, mir aus jedem Gemälde einen herrlichen Genuß ſaugen — aber wie konnt' ich das? — Hing mein Blick an dem einen, trieb mich die Ungeduld zu dem andern, ſo daß ich endlich den kräftigen Entſchluß faßte, heute, die Gallerie nur durcheilend, mich ganz meiner Laune zu überlaſſen, morgen aber ein Kunſtwerk nach dem andern förmlich zu ſtudieren und ſeine Schönheiten zu erforſchen und zu genießen.

Ich hatte, ehe ich die Gallerie betrat, ſchon den Katalog durchflogen und war um deſto begieriger geworden, das einzige Gemälde von Raphael, welches die Gallerie beſitzt, die Madonna di San Siſto, zu ſehen. Manche Madonna hatte ich nun ſchon betrachtet, aber keine hatte noch mein Ideal erreicht. Ich eilte jetzt hin, wo dieſer Juwel aufgeſtellt iſt, fand aber zu meinem Leidweſen Männer und Frauen vor dem Bilde, die mich in meinen Betrachtungen ſtören mußten. Es waren zwei elegant gekleidete Damen, die ſehr angelegentlich franzöſiſch mit einander ſprachen, ein langer, hagerer, al-

ter Mann, der keinen Theil an ihrem Geſpräch zu nehmen ſchien und vor ſich hin mit ſeinem dünnen Stöckchen Figuren auf den Fußboden zeichnete, und ein junger Mann mit freundlichem, einnehmendem Geſicht, der in einiger Entfernung ſeitwärts ſtand und, wie es mich dünkte, nicht zu den Andern gehörte.

Ich hatte zwar ſchon meine Auge auf die erſte Madonna mit dem Jeſuskinde auf dem Arm gerichtet, aber es immer wieder, gegen meinen Willen, auf die eine der Frauen, deren ſchöner Wuchs mir auffiel, heften müſſen, als dieſe jetzt zu der andern ſagte: Es macht mich oft wirklich verdrießlich, Tante, daß ich ſo ſchwer zu befriedigen bin, und mir gewiß dadurch mancher herrlicher Genuß entgeht. Sie ſind über dieſe Madonna entzückt, ich bin es nicht, Sie ſehen in ihr die Gottesmutter, welche aufſchwebt das Kind an dem Throne des göttlichen Vaters nieder zu legen, ich ſehe nur in ihr die Zürnende, welche, die ſündige Welt für immer verlaſſend, ſich aufwärts ſchwingt. Was kann ich dafür, daß ich in allen Madonnen das Göttliche vermiſſe, was in dem Bilde, welches vor meiner Seele ſteht, ſich ſo heilig ausſpricht? Ich finde immer nur die liebende, zärtliche

Mutter, nie aber die Mutter Gottes in ihnen; ihr Anblick erfüllt mich nicht mit Ehrfurcht, zieht mich nicht zur Anbetung auf meine Kniee nieder; mir scheint in Allen das Göttliche zu fehlen.

Auch mir! unterbrach sie mit Lebhaftigkeit der junge, seitwärts stehende Mann. Ich bleibe bei ihrem Anblick kalt, eine rein menschliche Schönheit könnte mich eher ergreifen. Mir schien, als ruhte bei diesen Worten sein Auge etwas lange auf der junonischen Gestalt, die sich, so wie auch der Alte, nach ihm gewendet hatte, und in welchen nebst seiner Frau ich jetzt die junge Dame und den alten Kriegsmann wieder erkannte, die mir auf der Höhe in ihrem Reisewagen begegnet waren. Sie schienen über das Einmischen des jungen Mannes nicht ungehalten zu seyn, setzten mit ihm das Gespräch fort, und selbst der Alte nahm Theil daran.

Ich war dadurch ganz von meinen Betrachtungen abgezogen worden und horchte auf ihre Unterhaltung, die in mancher Art belehrend für mich war. Es betraf nur die Kunst, worüber Jeder seine besonderen Ansichten hatte. Ich, der nur lernen, nicht belehren wollte, mischte mich nicht in ihr Gespräch, schien immer nur die Madonna zu betrachten, doch ruhte auch mein Blick

oft

oft auf der jugendlichen anmuthigen Gestalt der Nichte, aus deren Augen Schwärmerei und Keckheit strahlten, deren Mund aber, obgleich sehr schön geformt, sich stets bestimmt, wohl etwas scharf ausdrückte.

Endlich verließen die Streitenden den Kampfplatz. Der junge Mann folgte, ich aber blieb, betrachtete nun recht aufmerksam das Gemälde und konnte der Dame nicht ganz Unrecht geben. Auch ich vermißte etwas, auch ich hatte mir eine Raphaelsche Madonna ganz anders gedacht. Vor meinem Geiste stand sie schön, wie die Schönste der Sterblichen, mit einem Auge, in welchem die höchste Mutterliebe, die zarteste Jungfräulichkeit und doch auch die Erhabenheit der Gottesmutter sich ausdrückte; die Gestalt dachte ich mir schlank, hoch, anmuthig und doch würdevoll, und um dies Alles einen Nimbus gewoben, der mich zur Anbetung hinreißen müßte. Aber meine Kniee wollten sich nicht beugen, und als ich Correggio's Madonna, van Eyck's liebliches Bild Marias und Carlo Maratti's Gottesmutter mit dem schlafenden Kinde gesehen, bewunderte ich zwar den Geist der Künstler und ihre schaffende Hand, meinte aber doch, vor meiner Phantasie schwebe ein göttlicheres Bild als die, welche mein Auge sah.

Ich kehrte nun zu der niederländiſchen Schule zurück, wo mich die Geſtalten mit ihren lebendigeren Farben anſprachen, und ich nur in dem ſchönen Weibe das Weib und nichts mehr und minder vor mir ſah. Dort nichts als Heilige, hier fröhliche, anmuthige Menſchen und reges Leben; die Kunſt bezeichnete auch hierbei genau das Land, auf dem ſie gediehen war, Italien und die Niederlande. Wer weilt nicht gern vor Rubens Löwenjagd und ſeinem Meleager und ſeiner Atalante, wer lacht nicht, wenn er den Zahnarzt von Gerhard Dow oder einen Tenier beſchaut, wer verweilt nicht gern vor van Dyk's Portraits König Carls I. von England und ſeiner Familie, wer nicht gern vor ſeiner Danae? — Doch was ſprech' ich 25jähriger Laie über die Kunſt? Gut, daß jener junge Mann zu mir trat, einige verſtändige Worte über Wouvermann, vor deſſen Schlachtſtücken ich eben ſtand, mit mir ſprach und mich endlich mit Befangenheit fragte, ob ich nicht wüßte, wer die Damen und der alte Herr geweſen wären, mit denen er ſich vorhin vor der Raphaeliſchen Madonna unterhalten habe. Ich konnte ihm nur ſagen, was ich wußte, und das war wenig; doch brachte dieſe Frage und Antwort uns näher. Er begleitete mich noch einige Zeit

durch den Saal, wo er mir mit seinem Urtheile sehr nützlich war, da ich in ihm einen sehr wissenschaftlich gebildeten Mann erkannte, der mit Nutzen die Welt selbst gesehen, und nicht, wie ich sie nur aus Büchern kannte; denn diese Reise nach der Heimath war die erste Ausflucht aus meinem väterlichen Hause.

Da er dasselbe Gasthaus oder Hotel, wie sie es hier nennen, mit mir zugleich bewohnte, so bot er mir bei Besichtigung alles Sehenswerthen seine Begleitung an, die ich auch mit Freuden annahm, und diesem jungen Manne, der wie ich am Abend erfuhr, der russische Fürst Demetrius P. war, habe ich während meines Aufenthaltes in meinem Vaterlande, manche lehrreiche Stunde, manchen interessanten Tag zu verdanken.

Der Nachmittag, so machte er mir den Vorschlag, sollte immer der Natur, der Vormittag der Kunst gewidmet seyn, und nach diesem Plane wanderten wir heute nach dem sogenannten großen Garten. Ich war auf dem Wege dahin schon wieder im Begriff, in meinen alten Fehler zu verfallen und mir das, was ich sehen sollte, schon im Voraus recht lebhaft zu malen und auszuschmücken, doch dachte ich noch zur rechten Zeit an meinen Vorsatz, mir nichts zu idealisiren, und mein

Begleiter half mir in der Ausführung dieſes Vorſatzes, indem er ein paar Hefte von Klemm's Chronik der Stadt Dresden aus ſeiner Taſche nahm und mir zwei kleine, darin befindliche Kupferſtiche zeigte, wovon das eine den großen Garten, wie er im Jahre 1719 war, das andere aber das damalige Theater im Freien vorſtellte, welches ſich hier befunden hatte.

Sie werden von dem Theater nur wenige Ueberreſte, aber das Schloß mit der Menge es umgebender Pavillons noch ziemlich in dem nämlichen Zuſtande finden, wie es auf dem Kupfer iſt, ſagte der Ruſſe zu mir, übrigens iſt von dem alten Glanze nur wenig geblieben. Der ſiebenjährige und der Befreiungskrieg haben den Garten größtentheils zerſtört und ihn meiſt ſeines herrlichſten Schmuckes, der ſchönen, großen Bäume, beraubt.

Ich fand dies leider wahr, denn gleich der Anfang des Gartens war ein Ackerfeld. Einzelne Statuen und die beiden am Eingange aufgeſtellten Vaſen von Corradini ſind, nebſt dem ſonderbar gebauten Schloſſe mit ſeiner großen, offnen Treppe, faſt allein noch die einzigen Ueberreſte aus den prachtvollen Zeiten der beiden Auguſte, wo ſo

manche Jagd hier gehalten, manches Fest gefeiert wurde, und Dresdens goldenes Zeitalter war. Doch ist auch jetzt der Garten immer noch ein angenehmer Aufenthalt, wo an Sonn- und Werkeltagen, von früh bis Abends, die geschäftslose Welt hinströmt, um sich beim Schalle recht guter Musik im Freien gütlich zu thun. Aber mehr noch als die tönende Musik, mehr als das Menschengewühl, welches hier wogte, ergötzte mich das Schlagen der vielen Nachtigallen, die hier im dunkeln Gebüsch sich angesiedelt haben und ihre Liebesseufzer in schmelzenden Tönen aushauchen. Auch meinem Begleiter schienen diese Töne bis zum Herzen zu dringen, und mir war es, als wenn ich bei dem süßen Flöten des Nachtigallmännchens manchen stillen Seufzer aus seiner Brust vernähme.

Wir saßen lange schweigend und uns ganz unsern Gefühlen überlassend auf einer Bank in einsamem Gebüsch. In meinem freundlichen Begleiter mochte der Gesang gleichtönende Saiten berühren, mir aber stimmte er die Saiten des Herzens zu mir noch unbekannten Gefühlen. Wir waren wohl deshalb Beide auf unserm Heimwege sehr still, und indem ich dies in der Mitternachts-

ſtunde niederſchreibe, iſt es mir immer noch, als hörte ich das Flöten der Nachtigall.

Ich wollte am andern Tage die Gemäldegallerie wieder beſuchen, aber mein junger Freund hatte es aus guten Gründen anders beſchloſſen und ſchon nach der königlichen Bibliothek geſchickt, ſich dort anmelden zu laſſen. Ich wußte wohl, wie viel man aus Büchern lernen, was man aber an einer Bibliothek ſehen könnte, davon hatte ich keinen rechten Begriff, und ſo ſollte mir, dem Unerfahrnen, auch heute noch manch' neuer Genuß verſchafft werden.

Da einem Fremden nur von 11 bis 1 Uhr die königliche Bibliothek geöffnet iſt, ſo blieb noch Zeit, uns in dem geſchmackvoll angelegten Palais-Garten umzuſehen, wo uns eine herrliche Ausſicht lohnte. Der Blick über die Elbe nach den Weinbergen der Lösnitz iſt ſchön, und wenn auch die Rebenhügel einigermaaßen ihre Zauberkraft für mich verloren haben, ſo erſchienen ſie mir doch hier in der Ferne wieder ſo reizend, daß ich mich willig mit ihnen ausſöhnte.

Der japaniſche Palais, früher holländiſches Palais genannt, in welchem ſich jetzt die Biblio-

thek, die Antikenſammlung, das Münzkabinet und die Porzellanſammlung befinden, wurde auf der Gartenſeite von dem Feldmarſchall Grafen von Flemming erbaut, ſpäterhin von Auguſt dem Starken gekauft und vergrößert, durch ſeinen Nachfolger aber in jetziger Geſtalt ausgeführt. Es iſt wohl faſt das einzige ſchöne Werk der Baukunſt, welches Dresden aufzuweiſen hat, und deſſen innere Einrichtung auch ganz ſeiner Beſtimmung entſpricht. Der Platz vor dem Palais könnte ſchön ſeyn, wenn er nicht winkelig und mitunter mit ſehr ſchlechten Häuſern bebaut wäre. Doch muß auf jeden Reiſenden, der von dieſer Seite Dresden betritt, der Anblick des Platzes und des Palais einen günſtigen, großartigen Eindruck machen.

Wir traten nun in das Innere, um zuerſt die Antikenſammlung zu ſehen. Ich war neugierig, welchen Eindruck dieſe Marmorgeſtalten auf mich machen würden, von denen die Archäologen mit vieler Bewunderung und Ekſtaſe ſo viel geſchrieben haben, doch bedauerte ich ſehr, als ich erfuhr, daß ich den Veteranen der Archäologen, den alten, guten Hofrath Böttiger, hier auf ſeiner Arena nicht mehr finden würde, ihn, deſſen Abhandlungen mir ſo manche genußreiche, belehrende

Stunde verſchafft hatten, und deſſen Bild, welches ich früher irgendwo auf einer Medaille geſehen, ſo viel Jovialität und Gutmüthigkeit ausdrückte.

Wir traten nun, am Eingange von den zwei ägyptiſchen Löwen begrüßt, in den erſten Saal ein. Es war mir ſonderbar, mich zwiſchen den lebloſen, kalten, ſteinernen Gebilden zu ſehen, die unbeweglich da ſtanden, mich nicht begrüßten, nicht beachteten und meine Phantaſie nicht im Mindeſten in Bewegung ſetzten. Ich fühlte ſchon im erſten Augenblicke, daß hier nur der Künſtler, nicht der Laie beobachten müſſe, höchſtens der Anatom ſein Feld offen finde.

Als mein junger Ruſſe forſchend weiter ſchritt, blieb ich allein in dem vierten Saale zurück, wo die ſo hoch gefeierte koloſſale Minerva und noch andere ausgezeichnete Statuen ſtehen. Ich verweilte hier, um zu prüfen, ob es möglich ſei, mir Leben in dieſen Marmor zu denken, aber ſo ſehr ich auch meine geſchäftige Phantaſie anrief, ſo bereitwillig ſie auch ſonſt iſt, ſelbſt oft ungerufen mich überraſcht, ſo war es ihr doch nicht möglich, dem kalten Steine Leben und Wärme zu geben, mir blieb die Göttin der Weisheit blind und todt, und den jun-

gen Athleten, der im nämlichen Zimmer ſtand, konnt' ich mir trotz ſeiner ſchönen Formen nicht als rüſtigen Kämpfer denken, der mit jedem Augenblick ſeine gelenken, kräftigen Glieder in einer andern Richtung bewegt. Hier fühlt' ich recht, wie wenig Kunſtſinn in mir liegen müſſe, oder wie viel Ideales die Archäologen, ſich und andere täuſchend, in den verſtümmelten Ueberreſten des Alterthums zu finden glauben.

Mich, in einer pittoresken Natur Erzogenen, ergreift Alles, was Leben und Farbe hat, mehr als das farbloſe Todte. Die ruhende Venus von Titian könnte ich mir leicht ſich im friſcheſten Leben erhebend denken, wie ſie den liebenden ſchmachtenden Blick in einen zürnenden verwandelt, weil ich ſie überraſcht. Säh' ich aber die Statue der Venus, die hier vor mir ſtand, auf einem Ruhebette liegen, ſo würde ich ſie für ein Todtenbild halten, vor dem ich zurückſchreckte, und meine Einbildungskraft wäre nicht vermögend, ſie mir lebend und in jugendlicher Friſche darzuſtellen.

Meinem Begleiter, dem ich meine Gedanken mittheilte, gelang es trotz der Wärme, mit der er mich auf die Schönheiten mehrer Antiken aufmerkſam machte, nicht, dem Unwiſſenden,

Unempfänglichen das heilige Feuer der Kunst einzublasen. Ich verließ die Säle an Wissen, aber nicht an Kunstgefühl bereichert.

Die Zeit zur Beschauung der Bibliothek nahte, und deshalb durchwanderten wir schnell das Münzkabinet und die Porzellansammlung. Ersteres, für den Kenner und den Geschichtsforscher von großem Werthe, hat für den blossen Beschauer wenig Interesse. Letztere Sammlung, wohl einzig in ihrer Art, befriedigt wohl nur die Neugierde und bietet allein dem Kuriositätenfreunde Genuß dar.

Nun gingen wir nach dem Heiligthum, aus dem ich bisher mein Bischen Wissen geschöpft hatte, und das möchte wohl, wie meine Bemerkungen über die Kunstwerke Jedem zeigen können, leider wenig seyn. Auch mein Begleiter schien besonders da hinauf gezogen zu werden, denn als er auf der breiten, schönen Treppe nach seiner Uhr sah und fand, daß die zur Besichtigung der Bibliothek bestimmte Stunde schon längst geschlagen habe, lief er so eilig hinauf, daß ich ihm kaum folgen konnte.

Wir traten in das Geschäftszimmer, wo wir freundlich empfangen wurden und die Nachricht erhielten, daß der Oberbibliothekar schon mit

mehren Fremden vorausgegangen sei. Ein Aufwärter wurde beauftragt, uns zu ihm zu führen.

In dem ersten Zimmer, das wir betraten, fanden wir wohl einige zwanzig Lesende, welche, die Feder in der Hand, aufgeschlagene Bücher neben sich, an langen Tafeln saßen und Keiner das Auge von seinem Buche auf uns wendete. Es herrschte hier eine so feierliche Stille, daß wir unwillkürlich den Athem an uns haltend, nur durchzuschleichen wagten. Der Eindruck, den diese wie Automaten still Sitzenden auf uns machten, war dem Eindrucke gleich, den ich fühlte, als ich auf meiner Herreise in Christiania in einen Schachklubb eingeführt wurde und ich die, wie es schien, von der Welt ganz abgezogenen Spielenden mit gestütztem Haupte in tiefes Sinnen versunken, die grotesken Figuren hin und her schiebend, am Schachtisch sitzen sah, so daß ich anfangs glaubte, ich sei in eine Gesellschaft von Adepten gerathen, die den Stein der Weisen aufzusuchen, sich abmühten.

Mir wurde es erst leichter um's Herz, und ich athmete erst wieder frei, als wir in ein anderes Zimmer traten, wo ich an den Wänden, in hohen offenen Fächern, Bücher von allen

Größen in schönster Ordnung aufgestellt fand. Ich wollte hier verweilen, forschen, aber der junge Russe trieb mich vorwärts, und ich konnte nicht begreifen, was ihn so sehr nach dem Oberbibliothekar hinzog. Als wir aber das dritte Zimmer, der allgemeinen Geschichte gewidmet, betraten, wußte ich bald, was ihn so gewaltig angetrieben hatte, denn ich sah den Oberbibliothekar, einen freundlichen Mann von stattlichem Ansehen, sich angelegentlich mit zwei Damen unterhalten, in denen ich leicht die Tante und Nichte erkennen konnte. Sie hatten ein Buch in Folio vor sich, das Abbildungen der Schönheiten des englischen Hofes, von König Jacob dem Ersten bis zur Königin Anna, enthielt; er war eben in deren Erklärung begriffen, als wir ihm vorgestellt wurden. Der russische Fürst mußte ein früherer Bekannter von ihm seyn, denn er nannte ihn sogleich bei seinen Namen und freute sich, ihn wieder zu sehen; auch ich wurde von ihm freundlich und herzlich begrüßt, da mich ihm der Fürst als einen jungen Norweger, seinen Freund, vorstellte.

Auffallend war es mir, daß, als der Bibliothekar den Namen des jungen Fürsten aussprach, die beiden Damen rasch auffuhren, selbst

der alte Herr von dem Karton, den er eben durchblätterte, aufsah, nach dem Russen blickte, doch schnell wieder finster vor sich nieder sah, die Nichte, hoch erröthet, mit ernstem Blick die schöne Gestalt des jungen Mannes überflog, die Tante aber freundlich und neugierig nach ihm hinschaute. Dieses Mal konnt' ich nicht umhin, den Damen meine Verbeugung und mich ihnen bemerklich zu machen, und in dem Augenblick, als Fürst Demetrius auf die Nichte zuging, um mit ihr zu sprechen, wendete sie sich nach mir und fragte, nicht ohne einige Verlegenheit: Mich dünkt, mein Herr! Sie schon irgendwo gesehen zu haben?

Ja! antwortete ich unbefangen. Auf der Höhe, von der man die herrliche Aussicht nach Dresden hat, da stand ich neben Ihrem Wagen, das Ränzchen über der Schulter, den Wanderstab in der Hand, und mein Auge sah in diesem Augenblicke nicht mehr nach der Stadt und der schönen Gegend, es sah nur auf Sie.

Die Dame erröthete schon wieder, die Tante lächelte höhnisch, der alte Herr aber wandte sich zu mir und sagte, einen forschenden, staunenden Blick auf mich werfend: Sie scheinen sehr offenherzig zu seyn, junger Mann — Ich

Gott
dech
habe
und
Er
hielt
zu

rief
rad
wa
beg
ist
ich

ma
um
sch
da
ver
de
an
de
un
W
ich

n

fühlte, daß ich bei dieſen Worten verlegen wurde. — Wie lange ſind Sie ſchon auf Reiſen? fragte er dann nach einer kleinen Pauſe in ſehr gutmüthigem Tone.

Seit ſechs Wochen, mein Herr! erwiderte ich, und der Ton, mit dem er zu mir geſprochen, hatte alle Verlegenheit verſcheucht. Noch nie aus meinem väterlichen Hauſe gekommen, fuhr ich fort, iſt dieſe Reiſe meine erſte Ausflucht, und ich fühle ſelbſt, daß ich auch hier eines väterlichen Freundes bedarf, denn ich fürchte —

Fürchten Sie nur! unterbrach er mich mit einiger Heftigkeit. Fürchten Sie nur, daß Sie das Vaterhaus nicht wieder ſo betreten möchten, wie Sie es verließen. Rein zieht der Jüngling aus, verdorben kehrt er oft zurück. Dies ſagend ergriff er meine Hand, drückte ſie, und ſein Auge ruhte dabei wehmüthig, faſt ſchmerzvoll auf mir. Hedwig! ſagte er hierauf, ſich zu der Nichte wendend, was Dir vorhin dieſer junge Mann ſagte, kann Dir nur ſchmeichelhaft ſeyn. — Doch lieber Herr Oberbibliothekar, redete er jetzt dieſen an, und man ſah, daß er einen ſich ihm aufdringenden Gedanken gern ver-

ſcheuchen wollte, wir halten Sie ſo lange auf — Führen Sie uns nur, wir folgen.

Wir gingen nun durch mehre groſſe Zimmer, meiſt Alle der Geſchichte gewidmet. Geſchichte iſt mein Lieblingsſtudium, und gewiß würde mein Blick von meiner Wißbegierde an die vielen dicken Folianten gefeſſelt worden ſeyn, wenn er ſich von dem ehrwürdigen, melancholiſchen Geſicht des alten Kriegsmannes hätte losreißen können. Eben ſo ſchien es meinem Freunde mit dem ſchönen, aber ernſten Antlitz der Dame Hedwig zu gehen, denn ſein Auge hing unabläßig an ihr, und er ſuchte ſie ſtets durch ein Geſpräch feſtzuhalten, dem ſie aber, ſo wie es mir ſchien, auswich, oder das ſie kurz abbrach.

Jetzt kamen wir in den ſchönen, elegant dekorirten, der deutſchen und franzöſiſchen Geſchichte gewidmeten Saal. Ich glaube, daß nicht leicht eine Bibliothek etwas Impoſanteres aufzuweiſen hat, wozu auch die reizende Ausſicht, die man von hieraus hat, das Ihrige beiträgt. Der Blick über die Stadt und den Strom und nach dem ihn bekränzenden Löſnitzer Weingebirge iſt köſtlich. In dem Saale ſelbſt befindet ſich ein reicher Schatz

historischer Werke, und überhaupt ist auf hiesiger Bibliothek dieser Zweig der Wissenschaften am reichhaltigsten ausgestattet.

Während wir die übrigen Zimmer durchwanderten, wobei der zuvorkommende Bibliothekar mit ausgezeichneter Gefälligkeit bald seltene Handschriften, bald Kunstwerke uns zeigte, that der alte Herr manche sonderbare Frage an mich, bei denen ich wohl fühlte, daß er meinen Verstand und meine Urtheilskraft prüfen wollte, und die ich mit möglichster Unbefangenheit beantwortete. Ueberhaupt schien er mich mehr zu beachten, als meinen Begleiter, auf den er nur zuweilen einen forschenden, beobachtenden Blick warf, und ich fühlte mich — jeder Mensch hat seine kleine Eitelkeit — schon deshalb zu ihm hingezogen.

Niemand war wohl bei dieser fast zwei volle Stunden dauernden Wanderung mehr zu beklagen, als der arme Oberbibliothekar, den die Tante mit einer Menge thörigter Fragen belästigte, die seine Artigkeit jedoch für Pflicht hielt zu beantworten; er dauerte mich, da es mich überdies dünkte, er schätze das Alter bei Frauen weniger hoch, als das Alter seiner Hand-

Handschriften; und da hat wohl der freundliche, gefällige Mann auch recht.

Am Portale trennten wir uns, der alte Soldat drückte mir noch zum Abschiede die Hand, und als er eben in den Wagen steigen wollte, wandte er sich noch einmal nach mir und sagte: Wenn es Ihnen Freude macht, so können Sie mich heute Abend auf der Brühlschen Terrasse finden. Ich dankte ihm durch eine stille Verbeugung, der Wagen rollte hin, mein Begleiter ging nach dem Hôtel, ich aber, der absichtlich vergessen hatte, mich ins Fremdenbuch einzuschreiben, auf die Bibliothek zurück, wohin mich eigentlich die Neugierde trieb, zu wissen, wer der alte Mann und seine Damen wären. Ich las in dem Buche: Graf Stephan G., Gräfin O. und Hedwig N. Diese Namen sagten mir, daß es Polen wären, und nun fühlte ich doppeltes Interesse für sie.

Nach Tische fuhren wir nach einem Weinberge, wo ein Lord Findlater sich vor einiger Zeit eine Villa gebaut hatte, welche jetzt den Dresdnern zum Vergnügungsorte dient. Der Weg dahin führt einem andern solchen Belustigungsorte vorbei, den sie, wegen der hier eingerichteten Badeanstalt, das Bad nennen;

früher ist es der Hauptsammelplatz der Dresdner Vergnügungslustigen gewesen, doch scheint es mir nicht so ganz mit dem Luxus der Zeit fortgeschritten zu seyn. Wir stiegen hier aus, fanden ein bedeutendes Gewühl von Menschen aus allen Ständen und eine recht freundliche, aber nicht imposante Aussicht über den Strom, nach den Loschwitzer Weinbergen und der sächsischen Schweiz, hielten uns hier, trotz der guten Musik, die man in Dresden fast an jedem Versammlungsorte findet, nicht lange auf und fuhren weiter.

Bei der anspruchlosen Villa des preußischen Gesandten hielten wir von Neuem an, da man uns gesagt hatte, daß in der ganzen Umgegend Dresdens die Stadt sich nirgends so schön zeige, als von hier. Auf die Gefahr, zurückgewiesen zu werden, traten wir ein, erfuhren, daß der Gesandte abwesend sei und wurden von einem Bedienten höflichst eingeladen, uns hier umzusehen; er selbst bot sich uns als Führer an. Der Ruf hatte nicht übertrieben. Dresden lag hier vor uns, wie ein Juwel in der reizendsten Fassung. Der breite Fluß wogte zu unseren Füßen majestätisch dahin, die Stadt mit ihren Thürmen, der schöne Hintergrund,

hauptsächlich aber die Brühl'sche Terrasse, die wir hier mit ihrem kleinen Pavillon sahen, bezauberten uns. Von keinem andern Punkte hab' ich die Stadt wieder so ganz in ihrer Schönheit gesehen.

Der Anblick der Terrasse erinnerte uns aber an das, was wir heute Abend noch zu erwarten hatten, und so begnügten wir uns mit flüchtigem Beschauen und mit dem schönen Eindruck, den diese Gegend auf uns zurückgelassen hatte, und setzten, ohne das Innere der Villa zu besehen, unsern Weg nach Findlaters Weinberge fort.

Alles, was man zum Lobe des Engländers, der sich hier ansiedelte, sagen kann, ist, daß er einen schönen Punkt wählte, worauf er sein schweres, gedrücktes Haus mit niederen Zimmern baute. Ich fand hier das gar nicht, was ich mir von einem englischen Landhause gedacht hatte, welches, meiner Idee nach, in seinem Aeußern einfach, aber elegant, oder auffallend, in seinem Innern aber comfortable gebaut seyn mußte. Von Allem war hier nichts zu sehen, desto glücklicher aber war der Standpunkt gewählt, auf dem er das Gebäude auf-

geführt hatte, denn hier hat man eine der herrlichsten Aussichten. Mehr aber als der rauschende Strom, als die Kette von Rebenhügeln mit ihren Landhäusern, mehr als die hohen Kuppen des böhmischen Gebirges, die im Hintergrunde hervorragten, mehr als der Königs- und Lilienstein galt mir das kleine Haus, am Fuße jenes Berges, in welchem Schiller wohnte, so manches herrliche Gedicht seiner Phantasie entsprungen war, und er den Don Carlos schrieb. Dieser echte deutsche Dichter, auch mir, dem weit vom Vaterlande Entfernten, so theuer, hatte mich so oft entzückt, mir die Brust mit Sehnsucht und Ahnungen geschwellt und die Thräne ins Auge gelockt. Sein Posa, von dem man mit Wahrheit sagen kann, er sei ein Ideal aus einer höhern, bessern Welt, hatte mich so oft hingerissen, daß mein Blick alles Andre unbeachtet ließ und nur auf das Häuschen geheftet blieb. Lebhaft malte mir die Phantasie den Dichter, an seinem Schreibetische sitzend, das verklärte Auge gen Himmel gehoben, als die Scene des Königs mit Posa vor seine Seele trat, und ich sah das freundliche, zufriedne Lächeln, mit dem er sie niederschrieb. O! der Augenblick, wo der Dichter schafft,

gibt ihm doch seinen schönsten Lohn, den ihm nicht Mißgunst, nicht feile Kritik rauben kann.

Auch das gegenüber liegende Blasewitz, das der Gustel in Wallensteins Lager seine Celebrität zu verdanken hat, zog meine Blicke an, aber unglücklicher Weise ist dieser Ort mit seiner sandigen Umgebung der wenigst anziehende Punkt der ganzen Gegend, und deshalb versetzte Schiller auch wohl dessen Heldin ins Marketenderzelt.

Es giebt Stunden im Leben, welche dem Menschen unvergeßlich bleiben und die auch mit aller Jugendfrische den Greis noch in der Erinnerung umschweben sollen. Solche Stunden glaub' ich heute genossen zu haben, und mein Geist ist noch so beschäftigt, meine Sinne sind noch so aufgeregt, mein Herz schlägt noch so laut, so rasch, daß, wenn ich nicht bei unsrer Rückkehr von der Spatzierfahrt die Begebenheiten des Tages aufgezeichnet hätte, sicher eine Lücke in meinem Tagebuche entstanden wäre; denn jetzt etwas Anderes zu denken, zu fühlen und niederzuschreiben, als was ich an diesem Abende gedacht und empfunden habe, wäre mir unmöglich.

Doch ruhig mein Herz! — Was bewegt dich

so sehr? — Liebe soll ja die stärkste der menschlichen Leidenschaften seyn, und Liebe, Frauenliebe hat dich ja noch nicht durchschauert. Klopfe deshalb nur ruhig, bis auch dir die Stunde der Weihe schlägt.

Wir gingen nicht zu früh nach der Terrasse. Fürst Demetrius hielt mich davon ab und meinte, es sei für ihn nicht schicklich, so früh zu kommen und seine Ungeduld, die Damen zu sehen, dadurch zu deutlich auszusprechen. Er sagte noch Manches über Convenienz und Rücksichten, die man in der Welt nehmen müsse, und ließ mich dabei nicht mehr in Zweifel, daß er für die junge Polin eine heftige Leidenschaft gefaßt habe. Endlich schien es doch die Convenienz zu erlauben, die hohe, von zwei in Stein gehauenen antiken Löwen bewachte Treppe nach der Terrasse hinauf zu steigen.

Die Aussicht, welche man da oben genießt, ist wahrhaft überraschend, und gern hätte ich mich schon auf die erste Steinbank gesetzt, wenn mich mein Begleiter nicht vorwärts getrieben hätte. Ihm war die schöne Natur nichts, die Polin Alles, und so mußt' ich mit ihm fort.

Dort sitzen sie! raunte er mir jetzt zu, als wir an mehreren Gebäuden vorübergegangen wa-

ren, dort an jenem Tiſche bei dem Pavillon — Vater, Tante und Nichte! — kommen Sie! — Ich folgte gern, denn auch mir waren dieſe Menſchen werth geworden.

Nach kurzer Begrüßung ließ der Graf Stühle und Taſſen bringen, die Tante lud uns ein, Platz zu nehmen, und ſo kam ich neben ihr und dem Alten, der Fürſt zwiſchen Hedwig und ihm zu ſitzen. Mir ſchien es, als ob heute die Blicke der Frauen mich öfter und länger trafen, als ſonſt, der Graf aber den Fürſten noch mehr beobachtete, als er ſchon heute früh gethan. Doch das kümmerte mich wenig, war doch der Alte herzlich gegen mich, und wenn er nicht mit mir ſprach, ſo ſchweifte mein Auge in der Gegend umher. Was verlangte ich mehr?

Der Thee war getrunken; der Graf ſtand auf. Kommen Sie, ſprach er zu mir, wir wollen ein wenig auf- und abgehen; die Sonne geht bald unter und wird uns ein herrliches Schauſpiel gewähren; ich bin faſt alle Abende hier, es zu ſehen. Wir ſtanden auf, der Fürſt ging zwiſchen den Damen, ich folgte mit dem Grafen, der Anfangs ſchweigend und in tiefen Gedanken neben mir ging, mich endlich aber

, grüße den Freiherrn von Planta und ſag' ihm —
ſo lange er um die Freundſchaft des Jenatſch buhlt,
ich ihm nichts zu ſagen. Zieh mit Gott Deinen Weg
verlaß mich, denn ich muß noch länger hier weilen."
eichte dem Sohne die Hand, dieſer, ſtatt zu geben,
ſie feſt „Vater" ſagte er „ich habe Euch noch etwas
ertrauen; Euer Feind iſt auch der Meinige geworden."

„Gelobt ſei Gott! Dann komm an meine Vaterbruſt!"
der Alte und ſchloß ihn ſtürmiſch in ſeine Arme, Kon-
fuhr fort „Er wirbt um Mariens Gunſt, habt ein
hſames Auge und duldet nicht, daß ihr Ungebührliches
gne; auch ihren guten Ruf bewacht. Eure Rache
von jetzt an auch die Meinige, nur geduldet Euch bis
wiederkehre und am Ziele bin."

„Alſo deſſen bedurfte es, Dich an Deine Pflicht zu
hnen?" ſagte der Alte bitter und auch ſeinen Mund
zog ein mitleidiges Lächeln „Alſo Deine Ruhe iſt jetzt
on hin? — Deine Vorſicht iſt Thorheit!" ſagte er
nn verweiſend „Einem Mädchen wie Marie kannſt Du
trauen und nimmſt Du keine andre Sorge mit jenſeits
Alpen, ſo ziehe getroſt hinüber. Marie bedarf keines
dern Schutzes, als ihr Herz und ihre Tugend. Gedenke
Unglücklichen, die hier neben Deiner Mutter ſchlummert
d laß Dich nicht von tollem Wahne bethören wie Dein
ter. Nun geh, möge Gott Dein Unternehmen ſegnen,
kann es nicht!"

Konrad verließ den Friedhof, den Alten fand aber
ch der frühe Morgen dort.

fragte: fühlen Sie auch beim Untergange der Sonne Ihr Herz erhoben?

Es ist für mich ein großes, erhabenes Schauspiel, erwiderte ich mit Feuer, es ist ein schöner deutungsvoller Anblick!

Ja wohl! sprach er sehr ernst, es ist ein schauerliches Lebewohl, das sie uns sagt. Mich dünkt bei diesem Anblick immer, als hört' ich es noch wie Geistergruß hinter den Bergen hervor tönen, wenn sie auch schon längst untergegangen ist. So geht alles Große im Leben unter! — edle Männer! — edle Nationen! — Wer doch nur, wie sie, wieder erstehen könnte!

Während dieses Gespräches tauchte die Sonne ihre letzten Strahlen in die Fluth, die fernen Berge erglühten von ihrem Abendroth, und hinter mir flammten, wie an jenem Abend, die Fenster des Königsteins, und das ganze Thal schien in Gluth getaucht; es war ein herrlicher, Herz erhebender und doch so wehmüthiger Anblick. Mein Auge traf jetzt zufällig den alten Mann, der, wie es mir schien, den letzten scheidenden Strahlen ein Lebewohl zurief. Sein Anblick erschütterte mich. Die lange, hagre Gestalt stand unbeweglich, sein weißes Haar, seine bleichen Wangen von Abendgluth geröthet,

ſein Auge in Thränen ſchwimmend. So ſtand er, wahrſcheinlich in Erinnerung verſunken, die ihm nur wehmüthige Bilder vorführen konnte. Ich ſah ihn unverwandt an, er mußte es bemerken, denn er wandte ſich ſchnell, ging nach ſeinem Platz am Pavillon zurück, ſetzte ſich einen Augenblick, und wir thaten ein Gleiches. Aber bald, ohne weiter ein Wort geſprochen zu haben, ſtand er wieder auf. Gute Nacht, Ihr Herren! ſagte er, wir werden uns wohl noch wieder ſehen und, gute Nacht, mein Sohn! gleich darauf mit einem mich ſonderbar erſchütternden Tone mir zuraunend, entfernte er ſich.

Noch lange hallten dieſe Worte in mir wieder, noch lange fühlt' ich den Druck ſeiner Hand, und als mein Begleiter ſchon längſt zu Hauſe war, ſaß ich noch auf der nämlichen Stelle.

Was zieht mich denn ſo ſehr nach dieſem alten Polen, was übt doch ſein ſchwermüthiger Blick für eine Macht über mich, was konnte für ein Zauber für mich in den Worten, gute Nacht, mein Sohn liegen? — Ich kann mir darüber nicht Rechenſchaft geben. —

Als der Sonne letzter Strahl hinter die Berge geſunken war, ihr Wiederſchein immer bleicher

und bleicher wurde, und all' meine Empfindungen aufgeregt waren, ſtarrt' ich noch einmal in die ſcheidende Gluth, nahm meine Schreibtafel und ſchrieb:

O weile, gold'ne Himmelstochter, weile!
Tief iſt Dein Wellengrab, lang Deine Nacht.
Warum ſobald entflieh'n, warum die Eile?
Gönn' uns doch länger Deiner Schönheit Pracht;
Vergolde länger noch des Stromes Fluthen,
Noch länger breite Deine Strahlen aus,
Daß Wald und Flur erglüh'n in Deinen Gluthen;
Dann ſenke Dich hinab in's feuchte Haus.

Schön biſt Du, wahrlich ſchön, wenn Deine Strahlen,
Die Nacht durchbrechend, ſanft und mild erglüh'n;
Und Berg und Thal ſich roſenfarben malen,
Und Myriaden Sterne vor Dir flieh'n.
Schön biſt Du, wenn Dein Glanz die Welt nun wieder
Zum Licht, zum Leben ruft nach langer Nacht,
Und Millionen ſinken dankend nieder,
Daß nur der junge Tag mit Dir erwacht.

Doch herrlicher biſt Du bei Deinem Scheiden;
Dein Lebewohl durchbebt des Menſchen Herz.
Er fühlt gelindert dann ſein Erdenleiden,
Er fühlt dann nur der Wehmuth Wonn' und Schmerz.
Du gehſt zur Ruh', erſtehſt am Morgen wieder
Verjüngt, verſchönt in wunderbarer Pracht,
Da ſchwingt für ihn die Hoffnung ihr Gefieder,
Zum neuen Leben führt ſie ihn durch Nacht.

Schon ist es Mittag, und ich habe, trotz meiner unbeschreiblichen Sehnsucht, meinen väterlichen Freund noch nicht gesehn; es hätte ja auch nur der Zufall uns zusammenführen können. Was ich heute beschaute, war schön, aber konnte mich doch nicht dafür entschädigen, denn, so wie irgend ein Gedanke die Seele vorherrschend beschäftigt, ist sie für andere Gegenstände selten recht empfänglich.

Wir begaben uns heute zuerst nach der Gewehrgallerie, und da ich kein Jäger bin, interessirte sie mich nur wenig, nur meine Neugierde fand Befriedigung. Interessanter war mir die Sammlung der Gipsabgüsse von Raphael Mengs, und obgleich sie sich noch todter, als die Marmorstatuen, dem Auge zeigen, sah ich doch hier so Manches, was schon früher beim Lesen den Wunsch, es zu sehen, in mir rege gemacht hatte. Hier fand ich den Laokoon, den sterbenden Fechter, Amor und Psyche, den vatikanischen Apoll und den Hermaphrodit, lauter Meisterwerke der Kunst, und ich konnte mir nun wenigstens eine Vorstellung von ihnen machen.

Auch hier verweilten wir nicht lange, und beschlossen, da uns noch Zeit übrig blieb, das grüne Gewölbe zu besehen. Als ich mich flüch-

tig in den Sälen umsah, war es mir, als blickte ich in einen mit lauter Raritäten angefüllten Guckkasten. Was die Hand, was die Geduld des Menschen hervorzubringen vermag, findet man, unter hundert Gegenständen kaum ein Nützliches, hier beisammen. Welche Zeit, wie viel Geld ist nicht an diesen Raritäten verschwendet worden? was hätte der Mann, der die holländische Fregatte von Elfenbein verfertigte, mit seiner Beharrlichkeit und seinem Fleiße der Welt nützen können? — Was hätte der geschickte Juwelier Dinglinger leisten können, wenn er, statt mit seiner Familie und 14 Gehilfen 8 Jahre lang an des Großmoguls Hofstaat zu arbeiten, seine Zeit an Nützlicheres verwendet hätte? — Auf einer, ohngefähr 3 Fuß ins Gevierte großen silbernen Platte hat er Aurengzeb, von seinem Hofstaate, Trabanten, Vasallen und Beamten umgeben, durch unzählige sauber gearbeitete Figuren dargestellt. Das Material zu diesen kostete 19,000 Thaler, für seine Arbeit erhielt er 39,485 Thaler, so daß für dieses Kunstwerk, wenn man es so nennen will, 58,485 Thaler ausgegeben worden sind. Der kleine, aus einer Perle geschnittene Zwerg König Carls des Zweiten von Spanien ist auch

eine Kuriosität des eben genannten Dinglingers, von dem man hier noch Vieles sehen kann.

Bei dem goldenen Ei, in welchem man zuletzt eine kleine, niedlich gearbeitete Krone von Perlchen und Diamanten findet, wunderte ich mich, daß es Napoleon bei Besichtigung des grünen Gewölbes nicht requirirt hat. Es wäre für ihn ein ganz passendes Geschenk für einen seiner Neveten, oder Marschälle gewesen.

Der Juwelenschmuck des Regentenhauses ist bedeutend. Für mich hatten der Saphirring, den Kurfürst Johann Friedrich in der Schlacht von Mühlberg trug, und die beiden Ringe Doctor Luthers den meisten Werth. Haben dergleichen Sachen geschichtliches Interesse, so gewinnen sie dadurch bei mir unendlich an Bedeutsamkeit. Die anderen kostbaren Juwelen aber, die ich hier sah, hätten höchstens den Wunsch nach ihrem Besitz in mir erwecken können; ich habe sie nur flüchtig überschaut.

Desto länger stand ich sinnend vor den Bildnissen aus dem Regentenhause, die hier, von Moritz bis zu August dem Dritten, zwischen den Fenstern hängen. Bei ihrem Anblick trat die Geschichte ihrer Zeit lebendig vor meine Seele, jedes Bild hatte daher einen großen

Werth für mich. Ich ſuchte — mein altes Steckenpferd — in ihren Zügen ihre Thaten, ihr Handeln zu leſen, und oft habe ich gefunden, was ich ſuchte, beſonders bei Moritz, Johann Georg dem Erſten und Auguſt dem Starken. Magdeburg und Paſſau; Leipzig und der Prager Friede; die Polniſche Krone und der Altranſtädter Friede, Alles dies ſah ich vor mir, Alles drückte ſich in den Phyſiognomien der Herrſcher aus. Schade, daß die häuslichen Tugenden Auguſt's des Erſten, daß ſein väterliches Walten ſo anſpruchloſe Tugenden ſind, daß ſie ſich eben deshalb nur wenig in Blick und Zügen ausſprechen. —

Fürſt Demetrius, der, wie ich faſt glaube, in dem Hôtel, wo die Polniſche Familie wohnt, einen Spion haben muß, hatte erfahren, daß der Alte unwohl ſei und heute ſein Zimmer nicht verlaſſen würde. Wir erwarteten daher mit Ungeduld die Rückkehr des Bedienten, den er, ſich nach des Alten Befinden zu erkundigen, dahin geſchickt hatte. Er brachte uns endlich den tröſtlichen Beſcheid, daß das Unwohlſeyn des Grafen nicht von Bedeutung ſei.

Da der Fürſt heute zu einem ſeiner Landsleute eingeladen war, mußte ich allein umher-

ſchwärmen und ſchlug den Weg nach dem Plauiſchen Grunde ein, klimmte, die Landſtraße verlaſſend, Berg auf, Berg ab und hatte nicht Ruhe, noch Raſt, meine Gedanken waren bei dem alten Manne, der mich Sohn genannt hatte. Es ſchien, als ob ich heute, ſelbſt an dieſer wahrhaft romantiſchen Gegend, ſo wenig Geſchmack finden könne, als an den Raritäten des grünen Gewölbes. —

Nun hab' ich doch endlich ein Schauſpiel geſehen. Der Fürſt, der von ſeinem Gaſtmahl bald nach Hauſe kam, ſchlug vor, das Theater zu beſuchen. Wie erſtaunte ich, als unſer Wagen vor einem Hauſe auf dem Bade ſtill hielt, welches der großen Breterbude in Drontheim glich, wo zuweilen wilde Thiere zu ſehen waren. Haben ſich Thalia und Melpomene hieher verirrt? dachte ich und trat mißgeſtimmt in dieſen Tempel Thaliens. Das Stück hatte ſchon begonnen. Man gab eine Wiener Poſſe, deren halb lateiniſchen, halb deutſchen Namen ich vergeſſen habe. Zwiſchen Aerger und Lachen ſah ich zwei Stunden zu, lachte über den Unſinn, der komiſch genug vorgetragen wurde, ärgerte mich aber über mich ſelbſt, daß ich ſolchen Unſinn belachen konnte.

Bei unserer Nachhausefahrt erfuhr ich zu meinem Troste, daß nur des Sommers, und meist Possen oder kleinere Stücke auf dem Bade, größere aber in einem andern Hause in der Stadt gegeben würden, von dem ich mir indeß auch keine besonders günstige Vorstellung machen sollte. Nun so will ich denn einen andern Abend erwarten, um zu sehen, welchen Eindruck die dramatische Kunst auf mich machen wird, denn wie sie sich heute mir gezeigt hat, möchte ich sie nicht gern in meiner Erinnerung aufzeichnen.

Heute wollten wir den ganzen Tag der Wißbegierde widmen, damit ich Dresden bald verlassen kann, denn mich zieht es nach meiner Vaterstadt Pirna und ihrem Friedhofe hin; aber des Menschen Wille wird ja so selten zur That!

Wir begannen unsre Wallfahrt schon früh. Das königliche Schloß war unser erstes Ziel, doch war uns nur vergönnt, es von Außen zu beschauen, da die Anwesenheit des Hofes uns nicht gestattete, sein Inneres zu durchwandern.

Außer dem Hofe, wo früher Turniere und

Ringel-

Ringelrennen gehalten wurden, und wo das Schloß ein alterthümliches, aber fürstliches Ansehen hat, gewährt es in Hinsicht seiner Bauart wenig Bemerkenswerthes. Von Herzog Georg dem Bärtigen in deutschem Styl erbaut, nach einem großen Brande, der fast die Hälfte davon in Asche legte, von August dem Starken vergrößert wieder hergestellt, findet man keine Einheit im Baue und Geschmack. Seine Lage würde reizend schön seyn, wenn nicht früher die Festungswerke, jetzt aber eine Menge Gebäude und hauptsächlich die katholische Kirche dem Schlosse die Aussicht nach dem Strome benähmen.

Die katholische Kirche, in der ich morgen die Messe zu hören hoffe, hat dem protestantischen Sachsen zwei Millionen Thaler gekostet. Sie ist groß, im Style damaliger Zeit, 1751 erbaut und erinnert in ihrem Aeußeren an das Eigenthümliche fast aller Kirchen der Jesuiten. Vier und sechzig Statuen Heiliger, die Nämlichen, welche mir an jenem Abend, wo ich die Elbbrücke zum ersten Male betrat, so auffallend waren, zieren das Gotteshaus. Das Innere ist schön, ein Altarblatt von Raphael Mengs soll von Werth seyn. Uebrigens schmücken mehre gute Gemälde die verschiedenen Altäre und Ka-

9.

Das Schreiben Serbelloni's an Jenatsch enthielt die Versicherung, daß, sobald die Bündner versammelt wären und der schon lange vorbereitete Schlag, die Franzosen aus dem Lande zu jagen, geschehen sei, wolle der Herzog von Feria, Statthalter von Mailand, ihn, den Grafen Serbelloni, mit 8000 Spanier an die Grenze des Veltliner Landes schicken, um, im Fall der Noth, ihnen zu Hülfe eilen zu können; auch benachrichtete er sie, daß in Madrid Alles eingeleitet sei, um ihnen den Besitz von Veltlin, Bormio und Cleven zu versichern, wenn sie nur nichts gegen die freie Ausübung des katholischen Glaubens dort zu unternehmen versprächen.

Auf diese Zusicherung verbanden sich die Obristen der Bündner Regimenter zur gegenseitigen Hülfe, wählten Georg Jenatsch zu ihrem General, entwarfen den Plan, wie sie die Franzosen in ihren Quartieren überfallen wollten, wobei Jenatsch jedoch ausdrücklich bedung, daß wo möglich kein Blut fließen sollte und gingen dann aus einander, ihre Untergebenen ganz für sich zu gewinnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Jenatsch aber blieb dem Scheine nach unthätig in Zutz und täuschte so Rohan, den die Warnung des Alten zwar vorsichtig, doch nicht argwöhnisch gemacht hatte. Er ließ Jenatsch zu sich entbieten.

Ehe dieser sich aber zum Herzoge begab, besuchte er noch die Wittwe Imeldi, die trotz der Warnung des jungen Rettmeisters, dem Obristen nach wie vor den Eintritt in ihr Haus gestattet hatte. Frau Hanna, früh verhei-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

pellen dieſer gewiß ſehenswerthen Kirche, deren vorzügliche Orgel das letzte Kunſtwerk des berühmten Orgelbauers Silbermann iſt.

Dieſer Kirche gegenüber ſteht das Schauſpielhaus. Ich habe es von allen Seiten betrachtet und ziemlich das Haus auf dem Bade, nur in größerem Maasſtabe, wieder gefunden, doch will ich mein Urtheil erſt ausſprechen, wenn ich ſein Inneres geſehen und die Künſtler, wie ſich die Herren Schauſpieler hier zu nennen pflegen, in dieſem Tempel werde bewundert haben. Es könnte ja leicht ſeyn, das Haus wäre einem jungen Mädchen zu vergleichen, das ärmlich, ſelbſt unreinlich gekleidet, durch Schönheit und Geiſt erſt bei näherer Beſchauung und Bekanntſchaft gewinnt.

Das Brühl'ſche Palais, wohin wir uns von hieraus begaben, wurde von dem Miniſter Grafen von Brühl erbaut. Es bietet nichts Sehenswerthes, erinnert aber, ſo wie das Coſel'ſche Palais, an die für Sachſen ſo denkwürdigen Zeiten der Auguſte und wird deshalb ewig merkwürdig bleiben. Was ein Mann, von eben nicht ausgezeichneten Geiſtesgaben, über ſeinen Fürſten vermag, hat der Erbauer dieſes Palais unter der Regierung Auguſt's III. gezeigt, wo

er unumschränkt über Leben, Freiheit und Eigenthum des Volkes schaltete. Da ich in Klemm's schon früher erwähnter Chronik dessen Nachlaß aufgezeichnet finde, so will ich der Sonderbarkeit wegen Einiges davon, so wie er im Jahre 1765 gerichtlich berechnet wurde, hier niederschreiben.

An Gütern und Grundstücken 1,050,700 Thlr.; an baarem Gelde, ausstehenden Schulden, Forderungen für 7 Rückstände 856,630 Thlr.; an Pretiosen und Medaillen, worunter 78 Ringe, 835 Tabatieren, 55 Etuis, 102 Taschenuhren, 67 Riechfläschchen, 395,805 Thlr; an Silberwerk und Porzellan 89,221 Thlr.; die Garderobe und Wäsche, worunter 198 gestickte Kleider, 61 reiche, 84 sammtene, 43 Schlafröcke, 47 Pelze, 17 Zobelmüffe, 75,350 Thlr.; Bildergallerie und Bibliothek 105,329 Thlr.; die Kellerei 55,644 Thlr.; Gewehr- und Sattelkammer 27,367 Thlr. — so daß sich nebst noch andern Gegenständen der Nachlaß auf 2,830,644 Thlr., das Passivum aber auf 1,291,297 Thlr. belief, und noch ein Ueberschuß von 1,539,347 Thlrn. blieb.

Das Cosel'sche Palais ist ein hinter der Frauenkirche versteckt liegendes ansehnliches Gebäude. Wie König August in dem schönen

Dresden ſeiner Geliebten ein Palais in dieſem Winkel bauen laſſen konnte, wo Wall, Kirche und eine enge Gaſſe es verdecken, iſt unbegreiflich.

Das prinzliche Palais iſt in franzöſiſchem Styl gebaut und ſcheint viel Raum zu enthalten, ſieht aber von Außen etwas düſter aus; ſein Innres konnten wir nicht ſehen. Eben ſo erging es uns mit dem Opernhauſe, das jetzt nur noch zuweilen zur Aufführung von Oratorien gebraucht wird. Warum benutzt man es nicht ſtatt des Schauſpielhauſes? — Es ſcheint mir groß und geräumig genug dazu.

Der Anblick des Zwingers hat mich ſonderbar überraſcht. Betracht' ich ihn mit ſeiner ſchönen Orangerie, ſeinen, wenn auch jetzt nur noch unbedeutenden Springbrunnen, als Vorhof eines an der Elbe liegenden prachtvollen Schloſſes, was anfänglich ſeine Beſtimmung war, denk' ich mir ihn in ſeinem vollen Glanze, wo er zu Hoffeſten gebraucht wurde, und alle Statuen, Springbrunnen und das jetzt verfallene Nymphenbad noch nicht durch frevelnde Hände zerſtört waren, ſo machte er einen großartigen Eindruck auf mich, und doch ſind alle einzelnen Theile deſſelben ſo kleinlich, ſo manierirt, ſelbſt die Einfahrt ſo eng,

daß ſich bei näherer Beſchauung der großartige Eindruck gänzlich verliert.

Bei meiner Nachhauſekunft fand ich eine Einladung, zu meinem Polniſchen Veteranen zu kommen, ich folgte ihr gern, nur that mir der Fürſt leid, deſſen höchſtes Glück es geweſen wäre, mich zu begleiten. Ich traf den Alten in ſeinem Zimmer allein. Wollen Sie morgen mit mir auf einige Tage nach der ſächſiſchen Schweiz reiſen? redete er mich an, ſo ſchicken Sie heute Abend Ihr Reiſebündel zu mir und ſtellen ſich morgen früh um 5 Uhr hier ein.

So wenig Talent ich ſonſt zu einem Diplomaten habe, glaube ich doch, mich in dieſem Augenblicke ziemlich liſtig benommen zu haben: Herr Graf! erwiderte ich, ich würde mich glücklich ſchätzen, in Ihrem Wagen dieſe längſt beſprochene Reiſe zu machen, aber ich habe ſchon dem Fürſten Demetrius das Verſprechen gegeben, ihn nach dieſer intereſſanten Gegend zu begleiten. Er nimmt ſich des mit der Welt ganz Unbekannten ſo treulich an, daß es undankbar wäre, ihn allein reiſen zu laſſen.

Sie haben Recht, erwiderte der Alte, aber es thut mir leid, Sie bei dieſer kurzen Ausflucht

nicht um mich zu haben. Mein Herz bedarf der Theilnahme, es thut mir wahrhaft leid.

Mir that es auch leid, und obgleich ich noch keinen Reiſeplan mit dem Fürſten entworfen hatte, ſo glaubte ich doch, ihn in dieſem Augenblick nicht verlaſſen zu dürfen. Herr Graf! hub ich wohl etwas ſchüchterner als vorhin an, ich glaube, daß Ihr Wunſch und meine Pflicht ſich vereinigen ließen, wenn Sie nur erlauben wollten, daß der Fürſt von der Parthie ſeyn dürfte. Ich fahre in ſeinem Wagen und ſo —

Schon gut, ſchon gut! fiel er mir haſtig in die Rede und ſein Blick traf mich ſo durchdringend, daß ich beinahe die Faſſung verloren hätte. Gedulden Sie ſich nur einige Augenblicke, fuhr er fort, entfernte ſich in ein Nebenzimmer und ließ mich allein. Bald kehrte er jedoch zurück. Die Tante, der hierbei eine Stimme gebührt, ſagte er nun, hat Ihr Arrangement genehmigt. Machen Sie den Fürſten damit bekannt, will er unſer Gefährte ſeyn, ſo mag er mit uns Berg und Thal durchſtreifen; den Tag der Abreiſe zu beſtimmen, überlaß ich ihm, nur wünſchte ich, heute noch davon in Kenntniß geſetzt zu werden; Sie ſchreiben mir wohl ein paar Zeilen. Nun gehen Sie

nach Hauſe, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, Sie werden noch Manches zu ordnen haben. Mir wäre der morgende Tag zur Abreiſe der liebſte. Es zieht mich hinaus ins Freie; beim Säuſeln des Windes in den ſchattigen Linden, beim Brauſen des Sturmes durch den alten Eichbaum, da fühl' ich mich wohl, da umweht mich die Erinnerung heiter und trübe, da möcht' ich Ihnen ſo gern mein Herz ausſchütten. Er ſtand auf, ſeine Rührung zu verbergen, drückte mir heftig die Hand und: Auf Wiederſehen! ſagend, verließ er das Zimmer.

Die Liebe muß doch eine allmächtige Gewalt über den Menſchen üben, denn mein junger Freund umarmte mich bei dieſer Nachricht, die ich ihm von unſerer Reiſe brachte, wie ein Wahnſinniger, drückte, preßte mich an ſich, nannte mich ſeinen Engel, ſeinen beſten Freund und rief mitten in ſeiner Ekſtaſe den Kellner, ihn zu fragen, ob ſein Herr ihm vielleicht ſeine Braunen verkaufen würde. Der Handel wurde natürlich bald abgeſchloſſen, und der Graf ſogleich benachrichtiget, daß wir morgen früh zur beſtimmten Stunde in Pillnitz eintreffen würden.

Da es der letzte Abend war, den ich für jetzt in Dresden zubringen ſollte, ſo wünſchte ich, da

eben heute in dem Schauſpielhauſe in der Stadt ein mir unbekanntes Luſtſpiel gegeben wurde, es zu ſehen. Demetrius hätte mich heute aus Dankbarkeit ſelbſt nach der Hölle begleitet, und ſo gingen wir denn früh genug ins Theater, wo der Fürſt zwei Billets zu Sperrſitzen ſich geben ließ, weil ich von da, wie er meinte, das Haus am beſten überſehen könnte. Schon dies Wort machte mich ängſtlich, der Gedanke an Einſperren war mir zuwider, doch folgte ich meinem Freunde, der mir lachend voran ging.

Der Weg führte durch einen ziemlich engen Gang eine Treppe hinunter in ein mit Mänteln und Hüten garniertes enges Vorplätzchen, wo ein freundlicher Mann uns Hut und Stock abnahm, Thür und Vorhang öffnete und uns einzutreten bat. Mein Freund wußte hier Beſcheid, ging voran, ich folgte, mich zwiſchen den leeren Bänken und den ſchon Sitzenden hindurch ſchmiegend, und bald faßt' ich vor meiner Nummer Poſto und hatte Muße, mich im Hauſe umzuſehen. Ja! ſo hab' ich mir ein Schauſpielhaus gedacht, nur großartiger, eleganter, faſt möcht' ich ſagen reinlicher. Als es ſich aber nach und nach füllte, und eine ſehr ſtarke Dame neben mir Platz nahm, ſegnete ich die jetzige Zeit, wo die Reif-

röcke nicht mehr in dem unendlichen Umfange, wie ſonſt, Mode ſind, denn auch ohne Reifrock nahm die korpulente Dame die Hälfte meines Sitzes ein, und um ihn nicht ganz zu verlieren, ſah ich mich genöthigt, mich zu ſetzen. Der Fürſt that ein Gleiches; aber mein Gott! Jetzt fühlt' ich zum erſten Male recht deutlich, wie es den unglücklichen, wie Häringe zuſammen gepackten Negern in einem Sklavenſchiff zu Muthe ſeyn muß, die ſich doch noch wenigſtens ausſtrecken können, was mir hier ohnmöglich war. Ich wäre nun bald vor Ungeduld vergangen, wenn nicht die Muſik begonnen und die Aufmerkſamkeit von meinem Unbehagen abgezogen hätte. Bald ging auch der Vorhang auf, und meine Seele war allein noch beſchäftigt.

Es würde mir ſchwer werden, meinen Gemüthszuſtand während der Aufführung des Stückes zu ſchildern. Ich lachte nicht, es war ein ernſtes Luſtſpiel, wohl mehr ein Drama, aber ich hätte jeden Augenblick weinen können, wenn ich mich deſſen nicht geſchämt hätte, denn jedes herzlich geſprochene Wort rührte und erregte meine innigſte Theilnahme. Mehre Schauſpieler ſchienen mir wirklich Künſtler zu ſeyn, denn ſie täuſchten mich durch ihr natürliches Spiel ſo

sehr, daß ich alle Mühe hatte daran zu denken, daß das, was ich vor mir sah, nicht die handelnden Menschen selbst, daß es Schauspieler wären, und der Schauplatz die Bühne und nicht die wirkliche Welt sei. Nur zuweilen wurde die Illusion durch das Spiel Einiger gestört, die mich zu sehr daran erinnerten, daß ich mich unter ihnen befand, und das mochten wohl keine Künstler seyn, wenn sie sich auch dafür halten. Doch war ich entzückt, und als der Vorhang beim Schluß des Stückes fiel, wurde ich traurig, daß es schon zu Ende sei. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, stehen die Gestalten handelnd und sprechend vor mir, und mir ist, wie es mir auch während der ganzen Vorstellung war, als ob ich selbst eine handelnde Person dabei seyn müßte, solchen Theil nahm ich an Allem.

Ich bat den Fürsten bei unserer Nachhausekunft, mir noch etwas Näheres über die Bühne und ihre Einrichtung und Verwaltung zu sagen, er entschuldigte sich aber, daß er heute zu zerstreut sei, und meinte, es würde sich wohl während unserer Wanderung durch die sächsische Schweiz ein ruhiger Augenblick finden, wo wir mit einander darüber sprechen könnten. Ich

glaube es kaum, fürchte vielmehr, die ruhigen Momente werden dort noch seltner seyn, als hier.

So soll ich denn das schöne Dresden schon verlassen und habe doch so Manches noch nicht gesehen. Alle Schätze, welche die Säle des Zwingers enthalten, manche schöne Gegend in der Umgebung der Stadt und, was ich am meisten beklage, Moreau's Denkmal sah ich nicht.

Nun, ich werde ja wieder in die Stadt, welche von Natur und Kunst so reichlich begabt ist, zurückkehren und das Versäumte nachholen. Jetzt weg mit Stadt und Kunst, über die Berge mit Ungestüm will ich, ruf ich mit Göthe aus. Ach! gegen Mutter Natur ist die Kunst doch nur eine dürftige Amme.

Nun endlich bin ich in Gottes heiliger Natur und athme wieder so frei wie auf den Bergen meines zweiten Vaterlandes. Aber wie wird es mir hier mit meinem Tagebuche ergehen? Mein Reisegefährte schläft, trotz dem Klopfen seines Herzens, schon ruhig auf seinem Bett, und ich kämpfe gegen die Müdigkeit, sitze an einem kleinen Tischchen und schreibe nieder, was die Erinnerung mir zurückführt. Nur getrost an's Werk,

rathet, war noch in ihren beſten Jahren, war von Natur lebensluſtig und heitern Sinnes, nur hatte ihr unglückliches Schickſal ihren ſonſt ſo friſchen Lebensmuth gedämpft, aber dennoch war ihre lebhafte Einbildungskraft noch immer geſchäftig genug, ihr eine lachende Zukunft zu malen. Deshalb war ſie ſtets gegen die Verbindung mit Konrad geweſen, denn wenn auch alle ſeine Träume und Hoffnungen in Erfüllung gingen, ſo konnte ihr das wenig nützen, höchſtens Marien an das Ziel ihrer Wünſche bringen; ſie ſelbſt blieb immer dürftig und abhängig von andern. Aber die Verbindung mit dem Obriſt Jenatſch, dieſem wichtigen Manne im Lande, dem Frankreich und Spanien Geld in Menge ſpendete, um ihn für ſich zu gewinnen, konnte ihre ganze Lage ändern und mußte ihr deshalb in jeder Hinſicht wünſchenswerther ſein. Sein edles, anſtändiges Benehmen gegen Marie, manche hingeworfene Aeußerung, daß er wohl, trotz ſeiner 40 Jahre, ſich noch bequemen könne, ein Weib zu nehmen und ſeine, ſich durch mancherlei deutlich ausſprechende Neigung zu ihrem Kinde, ließen die Mutter keinen Augenblick zweifeln, er habe ehrliche Abſichten mit Marie und ſeine häufigen Beſuche hätten nur dieſen Grund. Daß Obriſt Jenatſch in dem Rufe ſtand, die Frauen zu lieben, daß manche Mutter ihr Haus vor ihm verſchloß, manche, die es nicht gethan, es ſpäterhin bitter bereuen mußte, war ihr wohl ſo gut, wie dem ganzen Engadin bekannt, aber theils glaubte ſie Mariens Tugend, theils ſeiner beſcheidenen Bewerbung vertrauen zu können und ſo achtete ſie die Warnungen nicht, welche von ſo manchen Seiten ihr zu kamen, denn ſie hielt ſie für Neid.

thu' ich es doch für meinen alten Vater, und da wird ja wohl das müde Auge wach bleiben. Zuerst aber will ich mir die aus meinen Büchern geschöpften Notizen über das Ländchen, das ich durchstreifen will, aufzeichnen, damit mein Vater sieht, daß ich nach Allem, was seine Heimath betrifft, gründlich geforscht habe.

Der Theil des Meißner Hochlandes, den man die sächsische Schweiz nennt, umfaßt nicht mehr als 13 bis 14 Quadratmeilen. Nördlich von dem Wesnitzbache, westlich von der Bahre umflossen, umschließt ihn südlich und östlich die böhmische Grenze; mitten hindurch fließt majestätisch die Elbe. Fast keine bedeutende Ebene enthaltend, erheben sich überall wunderbar gestaltete, durch große Wasserfluthen gebildete Quadersandsteinfelsen, die mit ihren, zuweilend lachenden, öfter noch finster grausigen Thälern den ganzen Flächenraum bedecken. Früher von Raubrittern bewohnt, die sich besonders längs der Elbe angesiedelt hatten und deren Burgen meist in Trümmern liegen, von großen Dynasten, wie die von Dohna und die Berka's von der Duba zu Hohnstein beherrscht, ist wohl die Kultur erst spät in diese Gebirgsgegend gedrungen, die mit der Stadt Pirna bald an Meißen kam, bald wieder von

Böhmen in Besitz genommen wurde, bis sie endlich im 13. Jahrhunderte für immer dem Markgrafen von Meißen unterworfen wurde.

Die Bewohner dieses Landstriches sind sorbischen Stammes, doch hat sich hier die Nationalität nicht so in Form und Sprache erhalten, wie in der Lausitz. Es ist ein thätiges, betriebsames Volk, von ihrem wenigen Ackerbau und Viehzucht lebend, an der Elbe aber und in einigen Thälern ist der Obstbau nicht unbedeutend, ein Beweis, daß das Klima hier zwar rauh, aber im Vergleich andrer Berggegenden Norddeutschlands mild zu nennen ist. Auch ernähren sich viele hundert Menschen in den Steinbrüchen, da rohgehauene Steine von hier aus auf der Elbe weit ausgeführt werden.

Ehedem waren die hiesigen Wälder ein sicherer Aufenthalt wilder Thiere; Bären, Wölfe, Luchse, wilde Katzen traf man in Menge; Hirsche weideten in Heerden, unter dem Geflügel sah man den Steinadler, den Auerhahn und das Birk- und Haselhuhn über die Gipfel der Berge oder durch die engen Schluchten der Thäler ziehen. Jetzt trifft man nicht Bär, nicht Wolf mehr, der letzte Luchs wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts geschossen, und nur selten sieht man

hier noch den majestätischen Edelhirsch, der zur Zeit der vorigen Herrscher sorgsam gehegt wurde, jetzt aber nur noch von Böhmen herüberstreift. Selten nur wird dem spähenden Jäger ein Auerhahn oder Birkhuhn zu Theil, auch diese Bewohner ehrwürdiger Forsten sind hier nicht mehr; der egoistische Mensch verdrängt Alles von der Erde, was ihm nicht nützt, als ob Gott sie nur für ihn allein zum Eigenthum geschaffen hätte.

Eins nur fehlet dieser Gegend, sie ihres Namens (der sächsischen Schweiz) ganz würdig zu machen. Wilde Bergströme durchrauschen in Menge ihre Schluchten und stürzen sich von den Höhen der Berge herab; aber sie eilen rasch und unaufhaltsam dem Bette der Elbe zu und verweilen nicht zwischen den Felsschluchten, sich dort als ruhiger See von ihrem raschen Lauf zu erholen. Diese heitern Ruhepunkte für das Auge fehlen dieser Landschaft, und die majestätisch dahin wogende Elbe vermag nicht, ganz dafür zu entschädigen. —

Pillnitz.

Mein Freund und ich setzten uns heute wohl mit ganz verschiedenen Erwartungen in den

Wagen, er hoffte in Hedwigs Augen einen Himmel, ich in der schönen Gegend, die wir durchziehen sollten, eine Welt voll Wunder zu sehen; Beide suchten wir Genuß für unser Herz, er in der Liebe, ich in der Natur. So verließen wir die Stadt der Künste, die sich so gern das deutsche Florenz oder Elb-Athen nennt. Wir fuhren den weniger romantischen Weg auf dem linken Elbufer über Tolkwitz und Laubegast, zwei wohlhabende Dörfer, die mit ihren freundlichen Landhäusern am Gestade des Flusses liegen, nach der Fähre, die uns bald an das jenseitige Ufer nach dem königlichen Lustschlosse Pillnitz brachte. Dieses Schloß wurde in früherer Zeit von mehren adeligen Familien besessen; späterhin von dem Landesherrn gekauft, schenkte es Johann Georg IV. seiner Geliebten, dem Fräulein von Reidschütz, und nach ihrem Tode wurde es wieder zur Kammer geschlagen. Sein Bruder August der Starke gab es der berüchtigten Gräfin Cosel, und von dieser kam es an den Feldmarschall Grafen Rutowky. König August II., der es wieder in Besitz genommen hatte, ließ statt des alten großen Schlosses mit seinen hohen Thürmen und Giebeln zwei Palais, das Berg- und Wasser-

palais erbauen; seinen jetzigen Zustand aber verdankt es dem Könige Friedrich August, welcher Pillnitz ununterbrochen zu seiner Sommerresidenz wählte.

Bei unserer Ankunft war die Polnische Familie noch nicht eingetroffen. Demetrius trieb die Ungeduld wohl zehnmal aus dem Hause, um zu sehen, ob noch kein Wagen käme, es kamen deren viele, aber immer noch nicht der ersehnte. Ich, weniger unruhig, sorgte indessen für ein gutes Frühstück, ließ einen Boten kommen, der uns auf den Borsberg führen sollte, schweifte in der Umgegend umher und besah einstweilen so Manches.

Endlich kam der lang ersehnte Wagen. Die Tante hatte nicht fertig werden können, und daher die Verspätung; ich fürchte, so wird es uns auf unsrer Reise noch öfters ergehen. Der Graf war sehr herzlich gegen mich, schien dennoch verstimmt und mit der Tante, die manches scharfe Witzwort traf, nicht im besten Vernehmen zu seyn. Hedwig war sehr ernst und in ihrem Benehmen gegen den Fürsten auffallend abgemessen, doch schien es mir, daß sobald, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ihr dunkelblaues tiefliegendes Auge, wenn es auf dem

Russen

Russen ruhte, lebendiger, glühender wurde. Die Tante, sich um Alles dies wenig kümmernd, frühstückte mit gesundem Appetit, und ich folgte ihrem Beispiele, bis wir, als es eilf schlug, unsere Wanderung begannen.

Wir besahen zuerst das aus drei Theilen, dem Berg-, dem Wasser- und dem neuen Palais, bestehende Schloß; Letzteres wurde an der Stelle des 1818 abgebrannten alten Schlosses aufgeführt. Hier befindet sich die Kapelle und der Speisesaal mit Frescogemälden des Professor Vogel geziert, die beiden andern Palais, welche die königliche Familie bewohnt, liegen jedes zwischen zwei einzeln stehenden Pavillons, von toskanischen Säulen getragen und sonderbarer Weise mit sinesischen Dächern gedeckt. Das Ganze hat ein ziemlich freundliches Ansehen.

Uns nach Berg und Thal sehnend, durchstrichen wir nur die Gartenanlagen, ergötzten uns an der aus carrarischem Marmor von Trippel verfertigten Statue der Vestalin, welche in dem mit seltenen Pflanzen reich ausgestatteten botanischen Garten aufgestellt ist, und besahen die mitten in Weinbergen freundlich gelegene Dorf-

kirche, von wo aus wir unsere Wanderung nach der Ruine fortsetzten.

Schon hier hat Natur die Gegend reichlich ausgeschmückt, und auch die Kunst das Ihrige gethan. Vor dem vom Könige Friedrich August erbauten Raubschlosse, wie man die Ruine zu nennen pflegt, hat man eine sehr anmuthige Aussicht über das Elbthal, und sie ist ein genußvoller Vorschmack von dem, was man im Laufe dieses Tages zu erwarten hat. Von hier aus schweift das Auge schon in bedeutende Fernen; man übersieht das ganze Elbthal von Pirna bis Dresden, sieht Dohna, Weesenstein, Lockwitz und selbst die Thürme von Meißen. Den Horizont begrenzen die hohen sächsischen und böhmischen Berge, und unten im Thale, wo der Strom den Heger, diese schöne Insel, malerisch umfließt, liegt Pillnitz mit seinen Schlössern und Gärten still und ruhig, geräusch- und prunklos wie das es bewohnende Fürstenhaus. Ohne die Zimmer der Ruine zu besehen, würden wir unsere Wanderung fortgesetzt haben, wenn nicht die Tante darauf bestanden hätte, sie aufschließen zu lassen. Ueberhaupt dünkt mich die kleine Karavane, die wir bilden, aus

ganz heterogenen Theilen zusammengesetzt zu seyn. Der Tante ist das Ameublement eines Schlosses interessanter als Schloß und Gegend, Fräulein Hedwigs dunkelglühendes Auge scheint zwar seelenvoll die Gegenstände und die Umgegend zu betrachten, mir kommt es aber vor, als verschmelze sie alle äußeren Gegenstände mit ihrem Innern und sähe in jeder Trümmer der Vorzeit nur die Trümmer ihres unglücklichen Volkes, das sie mit Leidenschaft zu lieben scheint. Mein russischer Freund mag hinblicken, wohin er will, er sieht nur sie, immer nur sie. Der alte Graf schweift mit ernstem Blicke in der Gegend umher, auch ihn begleitet die Vergangenheit überall, und jeder Fels, jede Schlucht mahnt ihn an eine Weltbegebenheit. Ich allein, der ich nicht der Vergangenheit, der Zukunft angehöre, ich fröhliches sorgloses Kind der Natur, ich allein hänge an ihr, wie das Kind an der Mutterbrust, und wie die Biene aus der duftenden Blume, saug' ich aus ihren erhabenen Schönheiten mir Nahrung für Geist und Gemüth. — Doch wohin schweife ich! Schnell zum weiteren Niederschreiben unserer Wanderung.

Ohne große Anstrengung stiegen wir auf ange-

nehmem Waldpfade hinunter nach dem Friedrichsgrunde, wo eine düster beschattete Brücke zu dem künstlichen Wasserfalle, der hier 138 Fuß herabstürzt, führt. Heute brauste er glücklicherweise, sich in Staub auflösend, über die Kaskaden herab, denn da er sein Wasser meist aus dem Teiche der Meirmühle und einigen kleineren Quellen erhält, rieselt er oft nur bescheiden hernieder, statt sich hinunter zu stürzen. Von hieraus mußten wir nun jedoch auf gebahntem Wege eine Stunde steigen, ehe wir den mit Birken und Tannen bewachsenen Gipfel des Borsberges erreichten. Auf diesem Wege war die Tante mit ihrem Bedienten zurückgeblieben, welcher mit Lebensmitteln beladen, die er jedoch dem Führer zu tragen übergeben hatte, der Dame als Stütze und Magazin dienen sollte. Kaum bemerkten wir, daß sie zurückgeblieben sei, als Fürst Demetrius Fräulein Hedwig schnell verließ und zu der Tante eilte. Erst nachdem wir uns schon lange an der herrlichen Aussicht gelabt hatten, sahen wir sie an des Fürsten Arme keuchend heraufkommen. Bei ihrem Anblicke gab der Graf Hedwig einen Wink, die ihn auch sogleich verstand und nun geschäftig war, in der Eremitage, einer künstlich ausgehauenen Grotte, in welcher ein niedliches

Zimmerchen ist, ein zweites Frühstück zu bereiten, da Mittag schon lang vorüber war.

Während die Tante hier ausruhte und schon jetzt die Reise verwünschte, besahen der Graf und ich, uns wenig um sie kümmernd, noch immer die Gegend. Mein Auge ruhte lange auf Pirna und seinem Schlosse, das von Außen so lachend erscheint, dessen Inneres aber so viele Thränen weinen sieht. Die Aussicht ist viel umfassender, als sie von der Ruine war, denn hier sieht man die ganzen Berge der sächsischen Schweiz, und der Königstein, Lilienstein, die Kulmer Berge und das Elbthal liegen ausgebreitet vor uns. Hier betrachten Sie nur Alles genau, sagte unser gesprächiger Führer, als wir auf einer durch Trümmer verborgenen Treppe auf den Altan über der Grotte stiegen, in der ganzen sächsischen Schweiz findet sich kein Punkt, wo Sie auf einmal so viel Schönes sehen können als hier. Der gute Mann kann recht haben, wer eine weite anmuthige Aussicht liebt, wo eine Menge Kirchspitzen Dörfer und Städte bezeichnen, wo die Berge in der Ferne mit den Wolken verschwimmen und der Vordergrund eine lachende, belebte, schöne Landschaft ist, durch welche der breite Strom mit seinen Kähnen und Schiffen sich win-

Marie aber ahnete von alle dem nichts; sich ihrer unwandelbaren Liebe und Treue bewußt, glaubte sie, obgleich ihre Liebe Geheimniß sein sollte, Jedermann müsse gleiche Ueberzeugung von ihrem Herzen haben und Niemand würde sich die unnütze Mühe geben, es zu gewinnen. Ihr war der Besuch des Obristen nicht unangenehm, sie hörte ihn gern sprechen, seine Unterhaltung war lebhaft, er zeigte ihr mit bescheidener Offenheit sein Wohlwollen und auf eine so zarte Weise, die ihr bei dem Kriegsmanne von doppeltem Werthe sein mußte; aber hauptsächlich dankte sie ihm die gute Laune ihrer Mutter, die nicht mehr, wie wohl sonst oft zu geschehen pflegte, verstimmt war. Frau Hanna drückten jetzt keine Nahrungssorgen mehr, mancher schon lang' entbehrte Genuß ward ihr wieder und die Hoffnung, in Wohlstand versetzt zu werden, zeigte sich ihr und dies erheiterte sie, theilte sich Marie mit und so konnte der Kriegsmann dem Mädchen nicht unangenehm sein.

Der Besuch Jenatsch war diesmal von gewöhnlicher Art. Er begann sogleich den Frauen zu erzählen, daß er einen Vetter von ihnen habe kennen gelernt, der nicht genug das junge, schöne Mühmchen habe rühmen können.

„Wüßte ich doch keinen meiner Verwandten in Engadin," unterbrach ihn Frau Hanna „Niemand, der uns auch nur im entferntesten anginge. —"

„Er ist auch nur selten hier und nur der Zufall führte ihn mir zu. — Kennt Ihr ihn auch nicht?" fragte der Obrist Marie „Ihr müßt ihn kennen, denn er versprach, von mir mit Euch zu sprechen."

Marie erwiederte ein verlegenes „Nein!"

det, der wird auf dem Borsberge sein Auge laben, denn was man hier sieht, ist höchst anmuthig, wenn auch nicht erhaben.

Nach kurzer Ruhe schickten wir uns zur Rückreise an, wobei die Tante aber sogleich versicherte, daß sie zwar den Berg noch hinuntersteigen wolle, sich aber unten in den Wagen, der doch hoffentlich gefolgt sei, setzen und nach dem nächsten Orte, wohin wir zu gehen gedächten, fahren würde. Der Graf aber, obgleich ein Sechziger, versicherte, er sei als rüstiger Jäger noch ein recht guter Fußgänger, und hoffte mit uns gleichen Schritt halten zu können, auch das Fräulein wollte die Fußwanderung fortsetzen.

Wir stiegen nun auf Stufen in eine Schlucht hinab, an deren Ausgange ein neu angelegter Jagdweg uns nach Klein- und Groß-Graupe brachte, wo wir den Wagen und die Zofe fanden, und die Tante mit ihrem Diener einstieg, um auf der Chaussee nach Lohmen zu fahren. Das Herrenhaus von Graupe, von Innen und Außen als Jagdschlößchen eingerichtet, schien uns schon von fern freundlich entgegen, die Menge von Obstanlagen ergötzten uns, und als wir hinter dem Dorfe in eine bedeutende Allee traten, sahen wir auf verschiedenen Punkten die Gebirge von Dohna

und Maxen wieder, wodurch der Weg für mich sehr unterhaltend wurde. Dann stiegen wir abwärts durch einen Kieferwald nach Hinter-Jessen, einem kleinen Dorfe, das auf einem sanften Abhange an der Wesenitz liegt. Auf dem jenseitigen Ufer sahen wir schon steile, wenn auch nicht hohe Felswände, links zeigte sich uns auf der Höhe Liebethal mit seiner idyllischen Kirche, und wir stiegen nun immer, zuletzt statt des Pflasters auf Mühlsteinen, nach der Grundmühle hinab. Auf diesem Wege zeigte uns unser Führer eine dem Felsen entspringende Quelle, welche nie zufrieren soll. Der Graf sagte bei dieser Gelegenheit dem Fräulein auf Polnisch: Glücklich das Herz, das wie dieser Quell nie erstarrt! Sein Gesicht drückte, indem er dies sagte, so manches aus, was ich aber trotz meiner physiognomischen Kenntnisse so wenig verstand, als das Polnische, das mir Fürst Demetrius erst am Abende verdeutscht hat.

An der Grundmühle beginnt nun das reizende Felsthal, das sich von hier aus die Höhe hinauf windet. Mir pochte das Herz vor Freude, denn nun hoffte ich, daß die Gegend, wenn auch weniger lieblich, doch romantischer, pittoresker werden würde, da wir in diesem Thale die sächsische

Schweiz betraten. Nur wenige Stufen aufwärts und schon standen wir zwischen dem gelblich grauen Gestein der Felswände, wovon mehrere, durch die Fluthen herabgerissen, in dem Grunde aufgeschichtet lagen und den Weg versperrten. Hier und da unterbrach ein Hüttchen der Steinbrecher die felsige Oede, auch dem Auge bot sich zuweilen manch freundlicher Anblick nach dem Dorfe und dessen Mühle dar. Wir kletterten nun hinter dem letzten Steinbruche einen rauhen Pfad hinauf und hatten bald Liebethal erreicht.

Sonst durch eine stattliche Burg geziert, die jetzt ganz verschwunden ist, bietet der fast nur von Steinbrechern bewohnte Ort nichts Interessantes dar, als seinen freundlichen Anblick; wir ergötzten uns dran und gingen von hier, längs dem steilen Felsgange, zu dem unfern gelegenen Mühlsdorf, wo man bei den ersten Häusern in das dunkle tiefe Thal, durch welches die Wesenitz über herabgestürzte Steinmassen sich brausend wälzt, hinunterblickt. Da sahen wir die zwischen engen hohen Felsen an der Wesenitz liegende einsame Lochmühle in ihrer Einöde stehen; dieser Anblick war schauerlich und errinnerte mich an manche Gegend Norwegens.

Die Mühle da unten, sagte der Pole plötzlich

zu mir, steht ruhig und einsam von Felsen umgeben, wie ein vom Schicksal Verstoßener da. Die Zeit rauscht an ihm vorüber, das Schicksal thürmt seines Kerkers düstere Wände neben ihm auf, öde und menschenleer ist es um ihn, und doch bleibt er unerschüttert heiter, seinem Geschicke trotzend. Junger Mann, fuhr er meine Hand schüttelnd fort, Sie haben noch einen langen Weg zu durchwandeln, ehe Sie die Welt und ihre Tücke, ihre Freuden und ihr Leid durch trübe Erfahrung kennen lernen. Schirme Sie ein guter Engel, wenn die Prüfung zu stark wird. Doch kommen Sie hinunter in das finstre Thal, das stimmt heute zu meiner Laune; seit Pillnitz ist sie mir undüstert. Er winkte dem Führer voran zu gehen, dieser gehorchte und führte uns auf einem steilen Wege in die sogenannte Rabenteufe hinunter, zwischen deren sich dicht zusammendrängenden Felsen unterhalb der Mühle selbst der Fußsteig aufhört.

Die Mühle erreichend, baten wir eine junge Frau um ein Glas Milch. Hierzu bereit führte sie uns durch das Haus, öffnete eine Thür, und beim Heraustreten standen wir auf einer kleinen Brücke, wo das Wasser sich über das Mühlwehr mehrere Ellen tief rauschend stürzt. Während

der Fürst und das Fräulein über die Brücke gingen und sich jenseits auf einer Bank niederließen, blieb der Graf, unverwandt in die tobende Fluth hinab sehend, mit mir auf der Brücke stehen. In mir erweckte sein starrer finsterer Blick ein ängstliches Gefühl, und ihn zu zerstreuen, wohl auch aus Neugierde, fragte ich jetzt, was ihn seit Pillnitz so mißgestimmt habe. Er fuhr bei dieser Frage auf: Kennen Sie die Geschichte unserer Zeit so wenig, daß Sie sich der unglücklichen Pillnitzer Convention nicht erinnern? sagte er finster. Wie viel Unheil hat sie herbeigeführt, wie blutig hat ihre Sichel auf dem Todtenfelde gemäht. Eine Hydra wollten die Fürsten bekämpfen, und aus jedem Tropfen ihres Blutes erstand ein neues Ungeheuer. Ueberblicken Sie, was die Menschheit seit 1792 für die wenigen ihr gebliebenen Lichtpunkte hat opfern müssen. Das alte Gebäude liegt in Trümmern, und an dem neuen pfuschen jetzt immer noch so viele kärtige und bartlose Meister, daß es ewig unvollendet bleiben wird. Auch mein Vaterland versuchte es und ging darüber gänzlich zu Grunde.

Es ging zu Grunde, aber ehrenvoll! rief von der Felswand herüber Fräulein Hedwig, mit erglühtem Antlitz sich von ihrem Sitze erhe-

bend. Der Graf warf einen Blick auf sie, in dem Mitleid und Hohn zugleich sich ausspra-chen, erwiderte nicht ein Wort, nahm mich bei der Hand, verließ, der Müllerin, die mit ihrem Kruge Milch kam, Platz zu machen, die Brücke und setzte sich dann dem Fräulein gegenüber. Wie lange gehen wir noch bis Lohmen? fragte er hier den Führer, und als er von diesem erfuhr, daß wir kaum eine halbe Stunde zu gehen hätten, so meinte er, daß wir noch zeitig genug dahin kämen, und beschloß, hier etwas auszuruhen.

Seit heute früh mußte zwischen dem Fräu-lein und dem Fürsten etwas vorgefallen seyn, denn er war unbefangener, sie noch abgemesse-ner gegen ihn als am Morgen. Immer nur mit dem Grafen beschäftigt, der das Fräulein sich selbst überlassen zu können glauben mußte, denn er kümmerte sich wenig um sie, hatte ich die Unbewachten nicht viel beobachten können. Aber während der Zeit, daß wir hier saßen, glaube ich meine Zweifel gelöst zu sehen.

Herr Graf! brach jetzt der Fürst das Schweigen, in den eintönigen Flächen Ihres Vaterlandes entbehren Sie doch viel, wir Ruf-

ſen leider auch; Sie haben keinen Berg, keinen Waldbach, der ſich wie dieſer vom hohen Felſen herabſtürzt, keine bemoos'te Felswand, die ſtolz den Wolken entgegen ſtrebt.

Jedes Land hat ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine Reize und ſeine Mängel, erwiderte der Graf.

Und haben wir keine Berge, nahm Fräulein Hedwig mit Lebhaftigkeit das Wort, und das Mädchen erſchien mir in dieſem Augenblick wahrlich ſchauerlich ſchön, — haben wir keine Waldbäche, die ſich tobend vom hohen Felſen herabſtürzen, keine Felswand, die ſtolz den Wolken entgegen ſtrebt, ſo hatten wir doch Männer, die reißend wie der Waldſtrom hervorbrachen und ſtolzer wie die nackten kalten Felswände mit glühendem Herzen ſich für ihr Vaterland opferten.

Ich rede nicht von den Männern Ihres Landes, nur von ſeinen Gegenden, erwiderte der Fürſt, vielleicht das Unpaſſende ſeiner früheren Rede mildern wollend.

Wer mein Vaterland verachtet, mein unglückliches, verſtoßenes Vaterland, der that meinem Herzen wehe, ſagte das Fräulein und

dieſe Worte und der Ausdruck, mit dem ſie dies ſprach, verriethen ihr Herz.

Das wollte ich wahrlich nicht, ſagte der Fürſt, dazu achte ich mich ſelbſt zu ſehr, um den Unglücklichen zu verhöhnen, ich ſprach ja überdies auch von meinem Vaterlande.

Ich bitte das Geſpräch abzubrechen, nahm jetzt der Alte ſehr ernſt und beſtimmt das Wort, ſtand auf, winkte dem Führer und ſtieg trotz der kurzen Raſt die einhundertvierundfunfzig in Fels gehauenen Stufen, welche zu der Höhe führen, mit jugendlicher Kraft hinauf. Wir folgten und kamen bald auf dem kürzeſten Wege nach Lohmen. —

Lohmen.

Die Tante hatte uns hier ſchon lange erwartet, und mehrere Zimmer für uns in Beſchlag genommen; da jedoch der Abend ſo ſchön, und es noch nicht ſpät war, ſo beſchloſſen wir, den Ort und ſeine Merkwürdigkeiten heute noch zu beſehen, wozu ſich aber die Tante nicht entſchließen wollte. Wir entließen hier unſeren geſprächigen Führer, nahmen einen Andern und begannen in der Abendkühle unſere Wanderung.

Wir beſuchten zuerſt, der Kirche vorüber-

gehend, den Theil des hiesigen Thales, den sie die Brausenitz nennen. Hier stürzt sich die Wesenitz wild, schäumend und brausend zwischen enge, sonderbar gestaltete Felswände hindurch, und ich gestehe, daß ich mit Vergnügen aber auch mit Schauder das in Abendbeleuchtung noch grausiger erscheinende Schauspiel betrachtete. Da unser Führer versicherte, daß er uns morgen zu noch weit schöneren Ansichten geleiten wollte, hielten wir uns hier nicht lange auf, kehrten nach dem Orte zurück und besahen die Kirche.

Ein freundliches, mit keiner tändelnden Ausschmückung überladenes Gotteshaus ist für mich ein wohlthuender, herzerhebender Anblick. Sehe ich eine düstere, melancholische Kirche, die keine sorgsame Hand reinigt, keine fromme Liebe schmückt, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: hier weilen Spinnen lieber, als Menschen. In dieser Kirche aber, einer der Freundlichsten die ich noch sah, erhebt sich das Herz zu heiliger Liebe, es ist ein würdiges Haus des Herrn. Wir verließen es in stiller Andacht und wanderten nach dem nah gelegenen Schlosse, welches kein Denkmal des grauen Alterthums ist; erst im sechszehnten Jahrhundert wurde es von einem Herrn von Schönberg auf einem

vierzig Ellen hohen, senkrechten Felsen erbaut und nur noch zwei Flügel, die ein auf einer Felsspitze erbauter Altan verbindet, sind davon übrig. Von hier aus stürzte vor mehreren Jahren ein junger Knecht, der von seiner Arbeit ermüdet, eingeschlafen war, herab, brach beide Beine, wurde jedoch wieder hergestellt; eine hier eingemauerte Tafel erwähnt dieser traurigen Begebenheit. Beim Nachhausegehen erfreute uns die uralte Linde, welche den Hof beschattet, und ohne die großen Keller und die Brauerei zu besehen, gingen wir nach dem Gasthofe zurück, um uns mit Speise und Trank zu erquicken.

Wir blieben nun lange bei Tische, bis der Mond hinter den Bergen hervorgetreten war. Sind Sie sehr ermüdet? fragte mich jetzt der Graf, da wir an der Thüre allein standen, und als ich ihm versicherte, daß ich mich gar nicht angegriffen fühle, so folgten wir dem herbei gerufenen Führer, der uns nach den Gartenanlagen brachte.

Schweigend durchstrichen wir die sich schlängelnden Wege, bis uns eine Steinbank zu rasten einlud. Der Graf schickte den Führer zurück, setzte sich, winkte mir ein Gleiches zu thun,

„Sonderbar, daß Ihr beide ihn verläugnet," fuhr Jenatſch fort „Iſt der Alte von Furnatſch nicht Euer Verwandter? oder, ich ſpreche vielmehr von ſeinem Sohne, der in Mailand unter den Spaniern dient —"

„Nicht im entfernteſten iſt er mit uns verwandt," nahm die Mutter ſchnell das Wort, da ſie Marie hocherröthen ſah „wir kennen ihn zwar ſeit lange ſchon, als er, noch ein rüſtiger Burſche, bei dem Alten war —"

„Wo ich auch Eure Tochter zum erſtenmale ſah" unterbrach ſie Jenatſch.

„Nun ja, ſie hat Mitleid mit dem alten Manne," fuhr Frau Hanna, ohne Verlegenheit zu zeigen fort „oft theilt ſie mit ihm unſre Armuth und bringt ihm dann einiges zur Erquickung; ſeinen Sohn aber ſahen wir ſchon ſeit lange nicht."

„Nicht, Frau Hanna?" fragte Jenatſch, ſie ſcharf ins Auge faſſend.

„Nein, Herr!" erwiederte dieſe keck „Was kümmert uns der leichtſinnige Burſche, der zu den Katholiſchen geht und unter dem Regimente dient, das in Veltlin die Blutfahne aufſteckte? Es iſt ein vorwitziger Bube!"

„Nein, Mutter!" brach Marie das Schweigen „Nein, das iſt er nicht! — Warum wollen wir ihn verläugnen, warum den edlen Herrn hintergehen?"

„Schweig!" unterbrach ſie die Mutter.

„Laßt ſie nur reden, Frau Hanna!" ſagte Jenatſch „Die Wahrheit ſollte immer einen Freipaß haben. — Fahrt nur fort!" bat er Marie. Aber das Mädchen ſchwieg, die Sittſamkeit, das Zartgefühl hatte ſchnell ihren Eifer unterdrückt, ſie ſenkte hocherröthet ihren Blick.

und nachdem er eine Weile in sich versunken da gesessen hatte, brach er endlich das Schweigen.

Mein Herz, das sich jetzt so verlassen fühlt, sehnt sich nach Theilnahme. Der Zufall brachte Sie in meine Nähe, und ich glaube in Ihnen Mitgefühl finden zu können, darum will ich Ihnen heute, wo wir allein sind, mein Schicksal mittheilen; Sie werden so manche gute Lehre daraus ziehen können.

Ich war ein lebensfroher, kräftiger Jüngling, als ich mich auf mein Roß schwang und mit dreißig wohl Bewaffneten zu dem Heere Kosciusko's eilte, begann er, und ich war von seinem Zutrauen überrascht und geschmeichelt. Vaterlandsliebe trieb mich hin, Vaterlandsliebe ließ mich unter der Fahne dieses wahrlich edlen Mannes, der nur Polens Wohl vor Augen hatte, den Schwur thun, für das Heißgeliebte zu siegen oder zu sterben. Beides ist mir nicht geworden! — Auf dem Schlachtfelde von Maciejowice, wo Polens Schicksal entschieden wurde, sein letzter Schimmer unterging, fiel ich verwundet. Erst am Abend lud man mich auf einen Karren und brachte mich nach einem abgelegenen Dorfe, wo ich auf dem halbverfallenen Schlosse einer unbegüterten adeligen Witwe Obdach,

dach, aber auch eine barmherzige Seele fand, die sich meiner hülfreich annahm, mich pflegte und wartete. Es war die funfzehnjährige Tochter des Hauses, — war Hedwigs Mutter. — Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, sein gesenktes Auge sah erglänzend hinauf nach den bleichschimmernden Sternen, und ihr Bild mochte in diesem Augenblicke vor ihm schweben. Sanft wie das Mondlicht, das die dunkeln Felsen dort drüben bestrahlt, rief er begeistert, rein wie der Thau, der erquickend jene Blumen tränkt, schön wie der Abendstern dort am dunkelgewölbten Himmel, war der fromme Engel, der mich verband, mich pflegte, mich liebte.

Junger Mann, fuhr er fort, und ein ganz anderer Mensch schien er mir in diesem Augenblicke: es bedarf nur einer einzigen Schuld im Leben, um das ganze Leben zu verbittern, es bedarf nur eines gebrochenen Herzens, um unserm Herzen für immer den Frieden zu rauben. Die furchtbare Wahrheit habe ich tief, habe ich schmerzlich empfunden. — Die Schönheit, die Anmuth des Mädchens, selbst Dankbarkeit ließen mich die erwachte Neigung der jungen unerfahrnen Maria erwidern, wir schlossen den Bund der Liebe; er sollte für ewig seyn.

Als ich von meinen Wunden genesen zu meinem Vater zurückkehrte, fand ich den alten Mann von dem Schicksale des Vaterlandes so sehr ergriffen, daß selbst die Rückkehr des einzigen Sohnes die Falten seiner Stirn nicht glätten konnte. Nicht das Schwert der Feinde, sprach er entrüstet, die Zwietracht, die Selbstsucht haben es zerrissen, Polen allein ist Schuld an seinem Unglück. So lange Einigkeit es nicht stark macht, ist keine Rettung. — Er hatte Recht; ich sah es damals nicht ein, aber die Zeit hat es gelehrt.

In dieser Stimmung wagte ich nicht mit dem Vater von meiner Liebe zu reden, er hätte den an Gütern, Stand und Namen so reichen Erben, der seine Hand einem Mädchen gegeben hätte, deren Familie verarmt und unbedeutend war, thöricht gescholten. In solcher Zeit, wo der Glanz Polens untergegangen war, sollte wenigstens der Glanz des Hauses hell strahlen. Ich entdeckte mich jedoch meiner Mutter; aber auch die sonst so Gütige zürnte mir, sie kannte des Vaters festen Willen und seine Grundsätze und beschwor mich, meine thörichte Liebe zu unterdrücken. Ich konnte es nicht, mein Herz hing noch an Marien, meine Gedanken waren

nur bei ihr, ihre Briefe unterhielten die Flamme, die mich erfaßt hatte, und ich ſchwur ihr von Neuem Liebe bis zum Tode.

Und dennoch wurde ich ein Meineidiger! — ſprach er dumpf vor ſich hin und bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen, als ob er ſich auch jetzt noch vor ſich ſelbſt verbergen wollte, und erſt nach langer Pauſe fuhr er fort:

In der Gegend von Grodno führte mich mein Vater auf das Schloß eines ſeiner Jugendfreunde. Hier ſah ich deſſen Tochter, und ihre auffallende Schönheit überraſchte mich. Ein Heer von Anbetern ſchwärmte um die reiche Erbin des reichſten Dynaſten von Litthauen; Eitelkeit trieb mich in ihren Kreis, und da meine Eltern mir klüglich ihre Abſicht verſchwiegen, ſo ſah ich mich zuletzt, gleich den Uebrigen in den Zauberkreis dieſer Circe feſtgebannt, die mich allen Andern vorzuziehen ſchien. Da erhielt ich einen Brief Mariens, der die mich heftig erſchütternde Nachricht enthielt, daß ihre Mutter geſtorben und ſie nun mit ihrer kleinen Schweſter hülflos und verlaſſen ſei. Ich war außer mir; Adelaide hielt meine Sinne feſt gebannt, zu Maria zog mich Mitleid, Dankbarkeit, zog mich in den guten Stunden mein

Herz. Ungewiß was ich thun ſollte, unzufrieden mit mir ſelbſt, ging ich nach dem Flügel, wo meine Eltern wohnten. Ich wollte zur Mutter, mir Troſt und Beruhigung holen, wollte zum Vater, ihm Alles entdecken, meinen feſten Entſchluß ihm mittheilen, Marien nicht zu verlaſſen. Die Thüren ihrer Zimmer waren gegenüber, ob ich rechts, ob ich links eintrat, entſchied vielleicht mein Schickſal. Ich öffnete die Thüre, die mich in der Mutter Arme führte, hauchte meinen Schmerz, meine Zweifel an ihrer Bruſt aus, zeigte ihr offen mein bewegtes Herz, mein zerriſſenes Gemüth, und lauſchte ängſtlich und geſpannt auf ihre Antwort, ihren Troſt.

Du biſt in einem Alter, Joſeph, wo deine Vernunft dir allein rathen kann, rathen muß, erwiderte ſie ruhig lächelnd, prüfe dich, dann handle! — In jedem Falle aber wird Marie eine Mutter an mir finden.

Ja ich prüfte mich und konnte immer nicht einen klaren Blick in mein Herz werfen. Meine Mutter verreiſte am andern Tage, und ich war bei ihrer Rückkehr noch ohne Entſchluß; da führte der Zufall mich eines Tages mit Adelaide zuſammen, ſie ſchien mir heute reizender, ſie

war verführeriſcher als je. Ich vergaß Wort und Schwur und gab mich ihr ganz zu eigen; als ich meiner Mtter dieſe Nachricht brachte, freute ſie ſich zu meinem Erſtaunen weniger darüber als ich geglaubt hatte. Du haſt viel geopfert, mein Sohn, ſagte ſie bewegt, gebe Gott, daß dein endlich gefaßter Entſchluß dich nie gereuen möge. Für Mariens Schickſal iſt geſorgt.

Der Himmel hat meiner Mutter Flehen nicht erhört. Ich habe nicht glücklich mit meinem Weibe gelebt, die Erinnerung an Marien und meine Schuld haben mir das Leben ſo ſehr, wie die Eitelkeit meiner Gattin verbittert. Drei Kinder gebar ſie mir, ſie ſtarben; endlich blieben mir noch zwei Söhne, auf die ich mein zerſtörtes Glück wieder aufzubauen hoffte. Der Aelteſte — O Vaterſchmerz iſt doch der nagendſte, den die Natur dem Uebermüthigen zur Dämpfung ſeiner Hoffart giebt! — es war ein kräftiges, geſundes Kind voll Geiſt und Leben, wuchs herrlich zum Jüngling auf und war mein Stolz. Zwei und zwanzig Jahr alt, ſagte er mir Lebewohl, um mit ſeinem Lehrer auf Reiſen zu gehen. — Der Alte ſchwieg, eine Thräne ſah ich im Mondlicht in ſeinem Auge

erglänzen. Lebhafter als je, rief er, mit Heftigkeit meine Hand faſſend und mich ſtarr anblickend, ſteht ſein Bild jetzt vor mir, denn er glich damals Dir ſo ganz, war Dir in Blick und Ton, in jeder Bewegung ſo gleich, ſo ähnlich — darum auch meine Liebe zu Dir, darum auch jetzt mein Vertrauen.

Ergriffen von den Worten des alten Mannes, beugte ich mich, faßte ſeine Hand und küßte ſie mit Inbrunſt. Da legte er ſeine Linke auf mein Haupt — der Herr behüte Dich auf Deiner Wallfahrt, und bewahre Dir Deines Herzens Reinheit und ſeinen Frieden, ſprach er. — Komm mein Sohn! rief er aufſpringend — fort nach Hauſe! — Ich will mir die Täuſchung nicht ſelbſt rauben, denn ich fühle jetzt nur Wehmuth, nicht mehr den nagenden Schmerz. — Den Schmerz auf eine andere Zeit! —

Schon graut der Morgen, da ich dies niederſchreibe, werde ich wohl mit dieſem klopfenden Herzen ſchlummern können?

Die Baſtei.

Heute ließen wir die Tante in ſüßer Ruhe ſchlummernd in Lohmen zurück, da ſie zu Wagen den geraden Weg nach der Baſtei machen

wollte; wir hingegen fuhren nur bis Ottowalde und begannen von da unsere Wanderung zu Fuß. Der Graf, wie das Fräulein schienen heute noch ernster gestimmt als gewöhnlich, und ich bemerkte, daß wenn sein Blick sie und den Fürsten traf, er sich dann noch mehr umdüsterte; auch mich beschäftigte die gestern abgebrochene Erzählung des alten Mannes noch zu sehr, als daß ich ganz heiter hätte seyn können. — In dieser eben nicht freudigen Stimmung betraten wir das Thal, welches nach der Bastei führt und mit Recht die Kluft genannt wird, denn hier ragen die Felswände so dicht an einander empor, daß ihre Spitzen sich zu berühren scheinen und ein Sonnenstrahl kaum am höchsten Mittag durchzudringen vermag. Des Grafen Antlitz erheiterte sich bei diesem Anblicke, das Dunkel, die steilen mit Moos und Flechten bewachsenen Felswände mochten zu seiner Stimmung passen, und ohne jetzt weiter auf den Fürsten und das Fräulein zu achten, schritt er dicht hinter dem Führer und betrachtete aufmerksam die bemoosten, mit Flechten bewachsenen Felsen. Es herrschte bei unserer kleinen Karavane eine drückende Stille, denn mein Freund und die junge Dame schienen nur des Auges zu

bedürfen, ſich zu verſtehen, ich aber ſchritt beobachtend hinterdrein, und da mir das Entfalten der knospenden Liebe dieſer Beiden neu, mithin auch höchſt intereſſant war, ſo iſt es mir zu verzeihen, daß ich mehr Auge für die Liebenden, denn dafür hielt ich ſie, als für die todten Gegenſtände um mich hatte.

Endlich unterbrachen widrige Töne die Stille, und unſer Führer benachrichtigte uns, daß es Rappern wären (Schlitten, worin man Holz und Steine an ſchräg über die Schlucht laufenden Seilen von einer Seite zur andern zieht), welche dieſe eben nicht angenehmen Töne verurſachten. Wir ſahen dieſer luftigen Fahrt über uns einige Zeit neugierig zu und ſetzten dann, noch immer ſchweigend, unſern Weg bis zu einem einſam an dem hier wieder dicht ſich zuſammendrängenden Felſen ſtehenden Kreuze fort, welches von Neuem unſeres Begleiters Redſeligkeit erweckte.

Betrachten Sie dieſes Kreuz da oben, hob er an, es bezeichnet eine recht traurige Begebenheit. Vor einigen Jahren, wo dieſe Gegend noch nicht ſo beſucht war, als jetzt, durchſtreifte eine Familie dieſe Berge; es war ein wohlhabender Mann aus einer kleinen Gebirgsſtadt

mit Frau und Kindern. — Doch lesen Sie lieber, was mir ein gutmüthiger Fremder hier aufgeschrieben hat, da ich es Ihnen vielleicht nicht ordentlich erzählen könnte. Er zog bei diesen Worten ein gewiß schon recht oft durchlesenes Blatt aus der Tasche und überreichte es mir; ich las:

Eine angesehene, im Wohlstande lebende Familie durchreiste vor längern Jahren diese Gegend. Von zwölf Kindern war ihnen nur eine von der Natur mißgestaltete, dem Herzen nach aber reichlich ausgestattete Tochter und ein hoffnungsvoller funfzehnjähriger Sohn geblieben. Sie besuchen frohen Muthes die umliegende Gegend, der Vater folgt seiner Lieblingsneigung und botanisirt, die Tochter reißt sich nur ungern von dem Anblick der schönen Natur los und breitet das mitgebrachte Frühstück aus, die Mutter, an allem Diesem wenig Theil nehmend, hat nur Augen für ihren Liebling, der in jugendlichem Uebermuthe wie eine Gemse von Felsen zu Felsen klettert. So verbringen sie mit Beschauung, Forschung und kindlicher Ausgelassenheit heiter und vergnügt den Tag, lagern bald hier, bald da, verweilen jedoch Nachmittags am längsten bei dem Felsen der

„Nun?“ fuhr Georg Jenatsch fort „Fürchtet Ihr, mir ein Geheimniß zu enthüllen? Daß Konrad Bernisch Euer Verlobter ist, weiß ich, weiß es aus sicherem Munde; daß er alle Abende, wenn es finster wurde und ich Euch verließ, zu Euch schlich und bis Mitternacht mit Euch koste, davon habe ich genaue Kunde —“

„Nun ja, Herr!“ fiel ihm Marie in die Rede „Da Ihr es einmal wißt, so will ich es Euch auch nicht länger verbergen und offen gestehen, daß er mein Verlobter ist, dem ich schon lange Herz und Hand weihte. Kennte Ihr ihn nur, Herr!“ fuhr sie freudigen Herzens fort, ohne der Mutter drohende Winke, ohne des Obristen düstre Stirn zu bemerken „Kennte Ihr ihn nur, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß ich mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen an ihm hange, daß ohne ihn kein Glück in der Welt für mich zu finden ist und würdet, da Ihr so gut gegen uns gesinnt seid, ihm helfen, wenn es in Eurer Macht stände.“

„Du scheinst fast zu sehr an ihm zu hängen.“ unterbrach sie Jenatsch „Das Schicksal eines Kriegers ist ungewiß, der Tod schüttelt ihm die Loose und zieht sehr oft, ins Glücksrad greifend, ein schwarzes Loos. Und wie dann?“

„Redet nicht so, lieber Herr, es macht mich traurig;“ bat Marie „daran habe ich noch nie gedacht und mag auch nicht daran denken. Nein!“ sagte sie freudig aufblickend „Das hätte ich nicht verschuldet, denn mit ihm wäre ja mein ganzes Lebensglück hin!“

„Könntet Ihr Euch keines ohne ihn denken?“ fragte Jenatsch theilnehmend.

Baſtei, wo damals Kunſt, Luxus oder die Verweichlichung des Menſchen noch nicht gewagt hatten, mit ihren matten Pinſelſtrichen in das herrliche, erhabene Bild der Natur zu pfuſchen. Hier überfällt der Schlaf die Ermüdeten, ſie ſchlummern in kühlen Schatten ſanft ein, und mancher liebliche Traum mag die Harmloſen hier umgaukelt haben. Die Mutter erwacht zuerſt, ihr Liebling liegt noch im tiefen Schlafe, den braunen Lockenkopf auf ihrem Schooße, nichts ſtört ſeine Ruhe, nur zuweilen zeigt ein freundliches kaum bemerkbares Lächeln, daß ihn nur der Schlaf, nicht der Tod in ſeine Arme geſchloſſen habe. Auch die Tochter ſchlummert auf weichem Mooſe, aber das Mutterauge überſieht die Mißgeſtaltete. — O, wie ſtreng rächt nicht oft das Schickſal dieſe Unnatur eines Mutterherzens! — Kaum daß ſie, in dem Anblicke ihres Sohnes verſunken, den abweſenden Gatten vermißt. Ihn treibt gewiß wieder die Sucht eine ſeltene Pflanze zu finden, denkt ſie, blickt gleichgiltig hinüber nach den hohen Felswänden, nach dem herrlichen, von der Elbe durchſtrömten Thale, denn nur für den Knaben hat ſie Herz und Sinn, nur er iſt ihre Sonne — iſt ihre untergehende Sonne.

Doch schon zieht der Waldvogel heim zu Neste, Schaaren von Krähen sausen im raschen Fluge über sie hin, die Sonne sinkt, die Dämmerung senkt sich hernieder, und ihr wird bange in dieser Einsamkeit; sie weckt die Kinder, theilt ihnen ihre Angst mit, und bald trägt das Echo laut den Namen des Vaters von Felsen zu Felsen; aber keine Antwort wird ihnen. — Da rauscht es im Gebüsche. Dort kommt er! ruft der Knabe aufspringend, und ein Edelhirsch bricht durch das Dickicht und jagt an ihnen vorüber. Die Mutter bebt, der Knabe, das Mädchen beten, aber Gott hört ihr Gebet, der Vater des Knaben Angstruf nicht. Da treibt diesen Verzweiflung fort, den Vater aufzusuchen, die Mutter hält ihn zurück, er reißt sich los. Ich muß meinen Vater finden! spricht der Knabe mit männlicher Entschlossenheit, und schon ist er fern von ihr, klettert die Felsen hinauf, ruft nach allen Seiten: Vater, lieber Vater! und so immer weiter dem Mutterauge entrückt, sieht sie ihn bald nicht mehr, hört sie nur noch den immer leiser herübertönenden Angstruf des Kindes. — Horche ja Mutter, horche ja auf den verhallenden Ruf deines Sohnes — es ist der letzte für diese Welt. —

Nach kurzer Zeit kehrt der Vater mit einem Landmanne, der den Verirrten hierher brachte, zurück. Er findet die Mutter in Thränen, die Tochter knieend, aber bei seinem Anblicke schnell aufspringend und ihn umhalsend; die Mutter aber, ohne ihn zu begrüßen, zeigt nach der steilen Höhe. Dorthin ist unser Adolph, Dich aufzusuchen! ringt sich aus ihrer gepreßten Brust, und die Tochter berichtet ihm nun, was geschehen sei. Da kommt ein Holzhauer des Weges, vielleicht ein Engel, die Unglücklichen zu trösten, doch er kann ihnen keine Kunde von dem Knaben geben, wohl aber den Rath, daß die Frauen sich von dem Landmanne nach Ottowalde begleiten lassen möchten, er aber, jedes Fußsteiges kundig, wolle mit dem Herrn sich aufmachen, das Kind zu suchen.

Der Mond beleuchtete ihre Pfade; ach, sein Licht gleicht eher einem Todtenschleier als der Fackel der Freude. Immer ihren Adolph rufend, wankte die Mutter, von dem Führer geleitet, über felsige Wege, zürnt der Tochter, deren drückendes Schicksal sie schon eher gelehrt hatte, Kummer zu ertragen, daß sie nicht gleich ihr verzweifle und im Jammer vergehe, aber

nicht Zürnen, nicht Rufen führte ihnen den Verlorenen zurück.

Unter Allem, was der Himmel dem hilflosen Menschen Herrliches, Tröstendes gab, unter allen den Millionen Sternen, die ihm vom dunkeln Himmelblau herabstrahlend entgegenflammen, ist doch der Stern der Hoffnung, jener Stern, der in der zerrissensten Brust nie ganz verlöscht, der herrlichste, mildeste, der dem Menschen in seiner Unglücksnacht leuchtet; er erweckt in ihm einen Himmel von Trost, selbst dem zerrissenen Mutterherzen, das auf den letzten Odem des sterbenden Kindes ängstlich lauscht, auch ihm leuchtet er noch, bis mit dem Leben die Hoffnung erlischt. Auch jener Unglücklichen gab Hoffnung die Kraft, Ottowalde zu erreichen, wo sie betend, doch nicht auf Gott vertrauend, die Rückkehr des Vaters, die Rückkehr des Lieblings erwartete.

Des Nachtwächters gellendes Horn stört die ängstliche Stille, Mitternacht geht vorüber, aber kein Geist bringt ihr Kunde vom Sohne; der tiefe Seufzer, den sie zu vernehmen glaubt, war keine Kunde von ihm. Auch der Mond sinkt hinter die Berge und mit ihm das letzte Licht, das den Verirrten auf ihrer unwegsamen

Bahn leuchten könnte, Finſterniß umgiebt ihr Auge. Da taucht in der Ferne ein Licht auf — ſie ſieht bei der Flamme eines Kienſcheites zwei dunkle Geſtalten ſich nahen. Er iſt es! ruft ſie aus. — Er iſt es nicht, ſeufzt die Tochter — Unke! murrt die Mutter, obgleich auch ihr die Hoffnung dahin iſt. Es war der Gatte mit dem Führer, der Knabe iſt nicht der Dritte unter ihnen.

Stumm ward nun ihr Schmerz, ſie konnte nicht mehr beten, nicht mehr zu Gott ihr Auge, ihr Herz erheben, Verzweiflung ſtumpfte ihr Gefühl. Sie hörte ruhig den Bericht des Vaters, hörte gleichgültig des Führers Troſt, der Knabe werde irgend wo ſchlafen und am Morgen ſich wieder finden. Die Mutter wird ihn ſchon finden, hier oder dort! ſpricht ſie, ſtarr vor ſich hinblickend. Und als der Tag mit ſeinem erſten Nebelblick durch die dunkle Nacht hervordämmert, ſteht ſie von ihrem Platze, wo ſie unbeweglich und lauſchend bis jetzt geſeſſen hatte, auf. Ich gehe durch die Kluft mit meinem Begleiter, ſpricht ſie zu ihrem Gatten, geh' Du den andern Weg, und nun — leb' wohl! Doch bei dieſen Worten ergreift ſie ein wehmüthiges Gefühl. Leb' wohl! ruft ſie noch

einmal, ich habe keine Sünde auf meinem Gewissen, daß mich Gott so strafen könnte. Leb' wohl!

Von dem Landmanne begleitet, von ihrer Tochter geführt, beginnt sie die Wanderung. Weine nicht, Anna! meine Thränen hat er alle mit sich genommen, war das einzige Wort, das sie sprach. — Die Tochter sucht ihre Thränen zu unterdrücken, versucht, trotz des eigenen zerrissenen Herzens, die Mutter zu trösten, spricht von Hoffnung und Vertrauen, aber das Mutterherz ist für Hoffnung und Vertrauen verschlossen.

Und als sie jetzt schon weiter fortgeschritten sind, und der junge Tag sein Rosenlicht über die dunkeln Felsen herüber sendet, glaubt die fromme Anna in diesem Lichte einen Hoffnungsstrahl zu erblicken. Sieh nur Mutter, spricht sie, dem Landmanne winkend, die kaum noch Wankende zu unterstützen. Sieh nur, wie herrlich der Tag anbricht, wie schön er dieses wilde Rosengebüsch dort am Felsen beleuchtet; komm setze Dich zu den Rosen unter jenen steilen Felshang, der Pfad ist beschwerlich, und Dir ist Ruhe so nöthig. Die Mutter folgt willig, setzt sich auf einen Felsblock beim Rosenstrauch,

der warme Sonnenstrahl erwärmt und röthet ihr bleiches Antlitz, aber auch das Rosengebüsch neben ihr, er bricht durch sein dunkles Laub, erweckt Tag, wo es Nacht war, aber den braungelockten Knaben, der zerschmettert hinter den Rosen liegt, ihn weckt er nicht.

Ein Schrei — und mit diesem Schrei aus Mutterbrust war der Schmerz verstummt.

Das Auge unverwandt nach dieser Gegend gerichtet, verließ die Hoffnung, der Liebling kehre zurück, die Irre nicht mehr, welche auf dem Sonnenstein täglich ihr Zimmer zu seinem Empfange mit Blumen schmückt, und die endlich, drei Jahre von dieser Hoffnung freundlich begleitet, den Liebling ihres Herzens dort oben wieder fand.

Schweigend gab ich dem Führer das Blatt zurück, meine Thränen, die ich während des Lesens nur mit Mühe zurückgehalten hatte, brachen jetzt hervor, auch des alten Polen finsteres Auge wurde naß, und er drückte mir schweigend die Hand. — Nur weiter vorwärts! befahl er mit barschem Tone dem Führer, und war doch so weich gestimmt. Wir verließen den finstern Ort und das bemoos'te Kreuz und setzten unsere Wanderung fort. Auch das Vaterherz bricht, raunte der Alte mir zu, wenn der geliebte Sohn von ihm gerissen wird. —

Ich

Ich wollte antworten, trösten, doch er schüttelte sein greises Haupt, ich verstand ihn und schwieg.

Ich muß aufstehen und mich sammeln, ehe ich weiter schreibe.

Ich habe lange am Fenster gestanden, die herrliche Mondlandschaft überschaut und bin seinem stillen Laufe gefolgt. Warum stimmt uns doch das bleiche Licht dieser magischen Scheibe so wehmüthig, selbst das stumpfste Gemüth bleibt in der schönen, zauberischen Mondnacht nicht ganz fühllos! — Doch weiter in meiner Erzählung.

Wir kamen jetzt an das sogenannte Thor, wo herabgestürzte Felsblöcke in der hier sehr engen Schlucht sich so sonderbar gelagert haben, daß sie drei niedere Durchgänge bilden, unter denen der die beiden engen Felsmassen dieses Thales durchlaufende Waldbach sich windet. Man muß hier sich bückend über Breter durch das Thor und über das Wasser, wo sich dann bald darauf das Thal erweitert, sich aber bald wieder verengt. Die abwechselnden, oft sonderbaren Zerklüftungen der Felsen haben hier häufig ein wundersames, abenteuerliches Ansehen.

Unser Führer brachte uns nun zur Teufelsküche, in die ich, ich mochte wollen oder nicht,

steigen mußte, aber eben nichts Bemerkenswerthes darin fand, selbst nicht den Schornstein, eine zufällig gebliebene Oeffnung in den herabgerollten Felsstücken, durch welche, wenn man in der Höhle Feuer macht, der Rauch aufsteigt. Noch mancherlei Merkwürdigkeiten zeigte uns der Führer auf unserer Wanderung nach der Bastei, dem heutigen Ziele unserer Wallfahrt, z. B. das steinerne Haus, zwei herabgestürzte, ziemlich gleichförmige Blöcke, die eine Art Dach bilden, und wo in dem verwüstenden dreißigjährigen Kriege die geflüchteten Einwohner der Umgegend ihre Kostbarkeiten vor der Habsucht des Kriegsvolkes bargen, auch einen auf einer Wiese stehenden, bei Gelegenheit einer Jagdpartie aufgerichteten steinernen Tisch, an dem sich tapfere Waidmänner mit ihrem Fürsten gütlich thaten. Mein Herz war zu trübe gestimmt, als daß mich diese Erinnerungen vergangener Zeit hätten aufheitern können, mich trieb die Sehnsucht nach der Bastei, diesem Punkte der sächsischen Schweiz, der einen so bedeutenden Ruf hat, dort hoffte ich meine düstere Stimmung im Genusse der Natur zu verscheuchen.

Doch ich durfte noch nicht meiner Sehnsucht folgen. Der alte Pole, wahrscheinlich aus ange-

erbtem Aristokratismus, wollte an dem Tische frühstücken, an welchem vor länger als hundert Jahren ein König von Polen seinen Tokaier trank. Der Führer mußte den Reisesack öffnen, aber mir wollte es heute nicht munden, und statt zu essen beobachtete ich desto aufmerksamer meine Reisegefährten. Der Fürst, auf den die Geschichte des Kreuzes gewiß den wenigsten Eindruck gemacht hatte, sah nur in den Spiegel von Hedwigs Augen, dort suchte er Wonne oder Schmerz. Sie sagten ihm heute, wie es schien, wenig Erfreuliches, denn sie waren durch die Erzählung noch ernster geworden und hingen oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, wehmüthig an dem altem Manne, der sein aufgeregtes Gefühl durch Wein und Scherz, jedoch vergeblich zu beschwichtigen suchte.

Ich glaube, Allen war es recht, als wir aufbrachen, und uns unserm Ziele näherten: doch ehe wir es erreichten, bot sich da, wo der Wald auf kurze Strecke sich öffnet, eine seltsame Entschädigung dar. Wir genossen hier zum ersten Male eine großartige Aussicht, da sich unserm Auge in der Ferne so manche der bedeutend hervorragenden Felskegel zeigten. Der Pfaffen-, Lilien- und Königstein, der Quirl,

„Nein!“ erwiederte sie treuherzig „So lange ich ihn kenne, nun sind es schon drei Jahre, habe ich nur einen Gedanken, nur einen Wunsch gehabt und müßte ich den aufgeben, ich glaube mein Herz würde brechen und ich in Elend vergehen. Wenn ich einsam sitze und meine Spindel drehe und sie fliegt so leicht und rasch im Kreise herum, so denk' ich: so lustig und leicht werd' auch ich mit ihm durch's Leben fliegen; habe ich die Nadel in der Hand und muß tausend Stiche machen, bis das Schweißtuch gesäumt ist, so denke ich bei jedem Stiche: und wenn es auch langsam geht, so kommt das Ende doch und so wird auch der Tag des Glückes nach tausend in Hoffen und Harren Verlebten mir kommen. Bet' ich mein Morgen- und Abendgebet, so schließ ich es immer mit der Bitte an Gott, mich bald an seiner Seite glücklich werden zu lassen und sitze ich dann im Zwielichte, die Hände im Schoos und warte bis die Mutter die Lampe ansteckt, so denke ich nur an ihn, meine Seele ist bei ihm und er steht in der Dämmerung so lebhaft und klar neben mir, daß ich oft auf meinem Sessel, für ihn Platz zu machen, zurücke. Das ist meine glücklichste Stunde, da rufe ich mir lauter Glück und Freude herbei, und sie kommen auch immer; kein trübes Bild, kein ängstlicher Gedanke umschwebt mich, denn er erscheint mir und ich bin selig. Kommt dann die Mutter mit der Lampe, bei deren Schein dann aller Zauber verschwunden ist und ich sitze allein auf dem Schemel, nur der alte eichene Tisch neben mir und die scheltende Mutter, dann nehm' ich traurig meine Spindel aus dem Schooße, drehe und drehe und mancher Faden rollt auf, ehe ich den zerrissenen wieder anspinnen kann.“

der Schneeberg und mehrere andere nährten die Hoffnung in uns, daß wir bald unser Auge an den erhabenen Naturschönheiten weiden könnten, und mit froherem Muthe setzten wir unsere Wanderung fort, da unser Führer uns, jedoch mit schalkhaftem Lächeln versicherte, wir hätten nur noch ein kleines Stündchen bis zur Bastei, worüber Fräulein Hedwig, die sich sehr angegriffen fühlte, eben nicht besonders erfreut zu seyn schien.

Bald betraten wir nun eine Allee junger Eichen, stiegen dann allmälig einen Fußsteig aufwärts und sahen uns zu unserer größten Verwunderung auf der Chaussee, wo der Führer uns fragte, ob wir nicht noch vor der Bastei einen kleinen Abstecher zu machen Lust hätten; doch das Fräulein sehnte sich zu sehr nach Ruhe und verweigerte es. Kaum noch 400 Schritte gegangen, standen wir an einem Stallgebäude, dem uns der schelmische Wegweiser lächelnd vorüber führte, wo wir dann, bei mehreren Hütten und einem ganz ansehnlichen Wirthshause vorbeigehend, plötzlich auf der Bastei standen. — Ich selbst, der ich doch an felsige Gegenden, wenn auch mehr an grausige Naturschönheiten gewöhnt bin, fühlte mich hier wundersam er-

griffen. Der schlaue Führer verstand sein Gewerbe, denn ohne die plötzliche Ueberraschung wäre der Anblick dieser Felsmassen nicht halb so imposant gewesen, als er es nun ward. — Doch ehe ich zur Aufzeichnung dieses wahrhaft europäisch-merkwürdigen Ortes komme, will ich meine Feder einen Augenblick ruhen lassen, will mich an dem besternten Himmel und der schönen, vom hellen Mondlichte beschienenen Landschaft ergötzen, mich sammeln und dann weiter schreiben.

Es kommt doch im Leben gar viel auf die Stimmung an, in welcher wir sind, wenn die Gegenstände vor uns treten. Dem Heitergestimmten erscheint das im schönsten Rosenlichte, was dem Düstern, Melancholischen bleich und trübe vor das Auge tritt. Hätte ich die Bastei mit fröhlichem, heiterm Gemüthe bestiegen, wäre mein ganzes Inneres nicht so sonderbar aufgeregt gewesen, so hätte mich, den an manche erhabene Naturschönheit gewöhnten Skandinavier, der Blick, den man von hier aus über das Stromthal und die es umgebenden Felsen hat, vielleicht nicht halb so ergriffen. Aber mein Herz war allen Eindrücken geöffnet, ich fühlte mich zu bewegt, als daß die Natur, diese herr-

liche, erhabene Natur, nicht ihr Recht über mich geübt haben sollte. Ich war entzückt, mein Auge bemerkte nicht die Gegenstände um mich, ich stürzte durch eine gaffende Menschenmasse bis an das Geländer, das den steilen Abhang des vorspringenden Felsenhornes umschließt, und schlürfte hier gierig den Anblick des großartigen Bildes ein, das sich vor mir ausbreitete.

Auch jetzt noch, wo ich das, was ich gesehen, ruhig an mir vorüber gehen lasse, muß ich gestehen, daß der Eindruck noch nicht geschwächt ist, die ganze liebliche und doch imposante Gegend steht mit ihren Felsklüften, dem breiten, ruhig dahin fließenden Strome, in ihrer Mitte die hohen Felskegel, in der Ferne noch immer vor mir, und es thut mir weh, den Totaleindruck des herrlichen Ganzen durch Zergliederung zu verringern. Doch ich will es versuchen, will niederschreiben, um noch für ferne Jahre meinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen zu können.

Als ich am Geländer stand und mit gierigem Blicke die herrliche Gegend überflogen hatte, ruhte mein Auge zuerst auf dem breitem Spiegel des Elbstromes. Ruhig und majestätisch rauscht er zwischen den hohen zerrissenen Felswänden, um Ober-Rathen sich windend, und

wogt, die Laſt von Schiffen und Flößen leicht tragend, ruhig zwiſchen grünen Auen und Obſtgärten dahin, bis er ſich, gleich einer züchtigen Jungfrau, hinter einem vorſpringenden Felſen dem Auge der gaffenden Menge entzieht. Von oben herab hätte man glauben ſollen, die beladenen Schiffe mit ihren ſchwellenden Segeln wären bewimpelte Fiſchernachen, ſo klein erſchienen ſie dem Auge, denn die Baſtei erhebt drei hundert und vierzig Ellen hoch ihre ſteilen Felswände über den Strom. Noch hielt mich das Nahe feſt, noch ließ ich meinen Blick nicht in die Ferne ſchweifen, denn ihn feſſelten die rieſenhaften, mährchenartig gebildeten Rathener Felſen, die beiden, welche man ſonderbarer Weiſe die große und kleine Gans nennt, der Gammrichsſtein, und näher der Baſtei die Steinſchleuder und der Neurathen, dieſer alte merkwürdige Ueberreſt einer ſorbiſchen Veſte. Weiter entfernt ſehen wir unten im Thale das reizend gelegene Erbgericht zu Rathen und die Rudera der Burg Altrathen, wo ein halb verwittertes Thurmgemäuer die Stelle bezeichnet, auf der ehemals die Burg ſtand. Zur Rechten ſieht man den Nonnen- oder Bärenſtein, Benennungen von ſonderbar geſtalteten Felskegeln. Nun ſchweifte

mein Auge auch in die Ferne hinüber, wo es Berg an Berg, die sich fast alle kegelförmig emporheben, erblickte. Der Lilienstein und Königstein zeichnen sich unter ihnen besonders aus, und bieten, nebst einem schönen Anblicke, auch noch geschichtliches Interesse. Zwischen ihnen tritt der Quirl, von dem man die Festung des Königsteins am besten sehen soll, keck hervor. Die Zschirnsteine, der Papst- und der sonderbar geformte Zirkelstein, auch der Rosenberg mit seiner dicht mit Holz bewachsenen Krone, der sich eben dieser Bebuschung wegen vor allen andern auszeichnet, begrenzen den fernen Horizont, und weiter links trifft das Auge den Winterberg, den ich auf meiner weiteren Wanderung nicht vorübergehen werde. Hohnstein und sein altes Schloß, das man von hier aus sieht, überschaute ich nur flüchtig, sollte ich doch in einigen Tagen diese alte Burg in der Nähe sehen, überdies weilte, wenn ich dort hinüberblickte, mein Auge immer wieder auf den romantischen Felsen von Rathen.

Wollen Sie denn heute gar nicht essen? Sie haben doch sonst sehr guten Appetit! Mit dieser Anrede störte mich in meinem Beschauen die unsonore Stimme der hinter mir stehenden

Tante, die mir, sie in den langen schmalen Eßsaal zu führen, den Arm reichte, wo wir fast alle Plätze schon besetzt fanden, und der alte Graf und die Uebrigen unserer harrten.

Es war heute Sonntag, deshalb auch ein großes Gewühl von Menschen auf der Bastei, denn dieser schöne Punkt ist, trotz seiner Entfernung ein Vergnügungsort der Bewohner Dresdens und der Umgegend, deshalb war es auch für mich, der ich mich gern ungestört meinen Empfindungen überlasse, viel zu lebendig; ich sah hier viel zu viel geputzte Frauen, die mehr um sich zu zeigen, als um zu beschauen sich versammelt hatten, und in sonderbarem Contraste mit der einfachen, großartigen Natur standen. Ich glaube, dieser Ort war damals tausendmal schöner und poetischer, als jene unglückliche Familie hier in der Einöde unter einer der hohen Kiefern schlummerte, als noch der Reisesack das Wirthshaus, der blaue Himmel die Decke des Speisesaals war, noch kein Geländer den Abhang umgab, noch keine Brücke nach der alten Sorbenburg führte. Die erhabene riesige Natur verträgt selten das Pygmäenwerk der Kunst.

Mir schien es, als suche heute mein alter

Freund die Einsamkeit, deshalb wollte ich ihm auch nicht durch meine Gegenwart lästig fallen, überließ die Liebenden der Tante und begann die Wanderung in der Umgegend allein. Ich ging zuerst nach dem Thore an dem Neurathen, eine von zwei gegeneinander gesenkten Felswänder gebildete Oeffnung, die einen Durchgang von drei Ellen Breite offen läßt. Ich begab mich auf den Punkt, wo ein Arm der Marderstelle die Steinschleuder, die höchste Kuppe nach der Bastei, von dieser trennt; durch diese Schlucht, über welche seit einigen Jahren von Fels zu Felsen eine Balkenbrücke gelegt worden ist, wovon die sogenannte Schanze gewissermaßen deren mittelsten Pfeiler bildet, hat man einen grausig schönen Blick nach dem Elbthale hin; eine zweite Brücke führt alsdann zu dem eigentlichen Thore. Das Ganze trägt deutliche Spuren ehemaliger Befestigung, alte Pfeiler, auf denen sonst die Brücke geruht haben muß, Merkmale von im Felsen gehauenen Stufen, Falze und Löcher, die zur Verrammelung mochten gedient haben, lassen keinen Zweifel, daß in alter Zeit hier irgend eine Burg gestanden, oder sonst ein befestigter Punkt gewesen sei.

Ich besah mir alles genau, die Rudera ver-

gangener Zeit ziehen mich ungemein an und beschäftigen meine Phantasie, besonders war mir der Blick von einem Vorsprunge auf der Schanze in die schauderhafte Tiefe der Mardertelle Grausen erregend; dann setzte ich mich auf einen herabgerollten Stein, schaute in die weite Gegend hinaus und dachte, wie doch die Zeit alles zerstöre. — Da setzte sich ein junger Mann neben mich, begrüßte mich freundlich und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich hielt ihn anfangs, durch sein kurzes schwarzes Bärtchen verführt, für einen jungen Kriegsmann, doch machte mich sein bloßer Hals und das nachlässig umgeschlungene Tuch, überhaupt sein etwas phantastischer Anzug in meiner Vermuthung irre. Obgleich ich in diesem Augenblicke die Einsamkeit jeder Unterhaltung vorgezogen hätte, waren mir doch einige treffende Bemerkungen und mit Extase gesprochene Worte über die schöne Gegend interessant genug, das Gespräch mit ihm nicht kurz abzubrechen. Ich erfuhr nun bald, daß er ein junger reisender Maler sei, der mit dem Griffel in der Hand Deutschland durchzöge. — Späterhin habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß hauptsächlich die Maler sich durch sonderbare, phan-

taſtiſche Anzüge bemerkbar machen wollen, eine verzeihliche Schwäche, da Manchem das Stutzbärtchen ganz gut ſteht. Meinem jungen Nachbar verdankte ich heute manche Notiz über die frühere Geſchichte dieſer Gegend, die er fleißig ſtudirt zu haben ſchien, und bei dieſer Gelegenheit erzählte er mir auch die Sage der Zerſtörung der Burg, die, ſo fabelhaft ſie mir auch ſcheint, doch eine Stelle in meinem Tagebuche finden ſoll; mag mein junger Maler ihre Wahrheit verbürgen.

In jener Zeit, ſo begann er, als das Licht des Chriſtenthums noch nicht bis in dieſe Gebirge, den Sitz der alten Sorben, gedrungen war, ſich aber ſchon längſt in dem Meißner Lande verbreitet hatte, hauſ'te auf dem Weeſenſteine ein alter Rittersmann, deſſen Namen die Chronik nicht nennt. Er hielt, ein ächter Streiter Chriſti, auf ſeiner Burg treulich Wacht, daß das Heidenvolk nicht aus den Bergen hervor in das Land der Chriſten brechen möge, konnte jedoch nicht verhindern, daß Chriſt und Heide ſich oft in Fried' und Freundſchaft begrüßten und begegneten. Selbſt ſein eigener Sohn, der ſich eines Tages auf der Bärenjagd

verirrt und bei dem Herrn der Rathener Burg gastfreie Aufnahme gefunden hatte, führte diesen, aber nicht zu des Vaters Freude, nach Weesenstein. Gezwungen, den Gast freundlich aufzunehmen, mußte der Alte den Becher mit Meth mit ihm leeren, und bei dem Anblicke des schönen jungen Mannes, dessen Besitzungen über das ganze Gebirge beider Elbufer sich erstreckten, kam ihm der Gedanke in den Sinn, den noch in den Banden der Finsterniß Gefesselten dem ew'gen Heile zuzuführen. Er lud ihn deshalb beim Weggehen ein, bald wieder nach Weesenstein zu kommen, und erlaubte seinem Sohne die durch Zufall angeknüpfte Bekanntschaft weiter fortzusetzen. So trafen sich die beiden jungen Männer bald in Weesenstein, bald auf des Sorben Burg zu Altrathen. Oft versuchte der alte fromme Ritter das Herz des Heiden dem alleinseligmachenden Glauben zu öffnen, aber trotz dem, daß ihn sein Hauspfaff treulich unterstützte, blieb des Sorben Herz dem heiligen Lichte verschlossen, nicht aber den Blicken Amalgundens, des Burgfräuleins von Weesenstein, ihre Strahlen drangen tiefer in des Ungläubigen Herz, als die frommen Worte des alten Ritters und seines Priesters, und auch

„Und wenn Ihr nun zur Ruhe geht?“ fragte Jenatsch lächelnd.

„Da bin ich lange nicht so glücklich, wie in der Dämmerstunde, da beschleicht mich der Schlaf und meine Träume sind nicht immer freundlich.“

„Hörst Du bald auf mit Deinem Geschwätze?“ unterbrach sie die Mutter „Glaubst Du, Deine Thorheiten könnten den Herrn vergnügen?“

„Laßt Marie nur reden,“ sagte Jenatsch, der Mutter ihre Härte verweisend „ich höre sie gern. Und wenn Ihr ihm nun entsagen müßtet, Marie, wenn der Tod ihn Euch raubte oder eine andere Liebe?“ fragte er sie weiter.

„Nein, nein!“ rief sie mit Zuversicht und sprang auf „Er mich verlassen? — Nein, das kann er nicht, so wenig als ich es könnte. Mein ganzes Leben ist in dem Seinigen verwebt, mein Glück an das Seinige gebunden, mein Herz ruht in dem Seinen und so müssen wir mit einander leben und glücklich sein, oder mit einander sterben!“

„Ihr kennt die Welt, kennt die Männer wenig, sonst würdet Ihr nicht so zuversichtlich sprechen“ sagte der Obrist, mitleidig auf das Mädchen blickend.

„Ich will sie auch nicht kennen, ich will nicht belehrt sein“ unterbrach sie ihn mit Heftigkeit „So wie ich mir vertraue, will ich auch ihm, so wie ich ihn liebe, unerschütterlich, ewig, will ich glauben, er liebt auch mich. — Und wär' es ein Traum? — Seid nicht grausam, weckt mich nicht, ich stürzte wie der Nachtwandler in den Abgrund und wäre für ewig verloren.“

Jenatsch brach das Gespräch ab und entfernte sich bald hierauf.

Amalgundens Herz öffnete sich bald den Schmeichelworten des Sorben.

Des Pfaffen scharfes Auge bemerkte dies und theilte es dem alten Ritter mit, der schnell den Entschluß faßte, noch einmal zu versuchen das verstockte Herz des Heiden zu bekehren. Er bot ihm sein Kind unter der Bedingung an, daß er Christ werden sollte, aber auch die Liebe vermochte nicht des Ungläubigen Herz zu läutern; er wollte die Tochter haben, aber auch zugleich seine Götzen behalten. Fortan blieben für ihn die Thore Weesensteins verschlossen, und für Amalgunden stand bald das Saumroß gesattelt, das sie von hier weg tragen sollte.

Kennen Sie die Macht der Liebe? wendete sich jetzt der Erzähler zu mir, der ich über diese sonderbare Frage roth werden mochte. Ja, gewiß, Sie kennen sie, haben sie schon tausendmal empfunden, dies sagt mir Ihr jungfräulich Erröthen, fuhr er mit zweideutigem Lächeln fort — deshalb wird Ihnen auch das Weitere sehr natürlich dünken.

Denken Sie sich ein weibliches Wesen, voll und schlank wie jene glatte Tanne uns gegenüber, ihr Auge rein und blau wie Azur, das durch die Wolken, diese schattigen Brauen des Himmels,

glanzvoll zu uns herniederblickt', denken Sie sich die Rosengluth eines Frühlingsmorgens auf ihren Wangen, die scheidende, immer mehr und mehr dahin schmelzende Gluth der Abendröthe als wehmuthsvollen Ausdruck ihres Himmelsantlitzes, geben Sie jeder Bewegung der Ueberirdischen den unwiderstehlichen Zauber einer vollendeten Grazie, dem Ton ihrer Stimme das Flöten der Nachtigall in mondbeschienenem Rosengebüsch, legen Sie dem Ganzen das Bild Ihrer letzten Geliebten unter, und das Edelfräulein von Weesenstein steht so lebendig, so schön vor Ihnen als sie vor der Seele des sorbischen Dynasten stand.

Er hielt inne, wahrscheinlich mir Zeit zu geben, sein Bild schnell aufzufassen — aber vor meine Seele trat kein geliebtes Wesen, in meinem Herzen hatte die Liebe noch nicht die Worte der Weihe gesprochen, aber dennoch stand die Jungfrau vor mir, lieblich und unschuldvoll, ich hörte mit beklommenem Herzen das Wiehern ihres Rosses, sah sie das Muthige besteigen, sah die Thränen in ihrem Auge, als sie es noch einmal hinüber nach den Bergen wandte, und mir war selbst als hörte ich das leise Lebewohl, das sich aus ihrer Brust hervorrang. — Doch fahren Sie nur in Ihrer Erzählung fort, bat ich.

Der junge Maler hatte, während ich sprach, mich wohlgefällig angesehen und fuhr nun fort. Das Fräulein verließ, von ihrem Vater und einem Theile seiner Knechte begleitet, den Weesenstein, doch kaum waren sie zwei Stunden geritten, als ein Haufen Sorben aus dem Walde hervorbrach, sie umzingelte, nach kurzer Gegenwehr den Ritter und seine Knechte niederwarf, entwaffnete und mit ihren Rossen und dem Fräulein davon jagte.

Besiegt, entehrt, seines Kindes beraubt, kehrte schäumend vor Wuth und Rache der alte Ritterzmann auf seine Burg zurück, sammelte seine Mannen und Freunde um sich, die christlichen Priester predigten nah und fern den Kreuzzug gegen die heidnischen Sorben, und aus dem Meißner und Osterlande strömten die Streiter herbei, die Unbill zu rächen, die Ungläubigen zu vertilgen. Ein bedeutendes Heer setzte über die Elbe und rückte vor Rathen, wo Freya das Mädchen so fest mit dem Geliebten verbunden hatte, als es nur der Segen des geweihten Priesters gekonnt. Sie zeigt sich ihrem Vater auf der Zinne des hohen Thurmes, dessen Ueberreste noch unten an dem Abhange der Felsen stehen, beschwört ihn, ihrem Bunde den Segen

zu

zu geben, und es trifft ſie des Vaters Fluch. Der eigene Vater weiht die Abtrünnige dem Tode, ſelbſt der Uebertritt ihres Gatten zum Chriſtenthume ſoll ihn nicht mehr retten können.

Die hartnäckigſte Verzweiflung hält die Chriſten Monate lang vor der Burg, indeſſen rückt ein Heer aus Böhmen zum Entſatz der bedrängten Veſte an, es wird geſchlagen und die letzte Hoffnung entflieht mit ihm, denn zwei Thürme liegen ſchon in Trümmern und haben den Graben ausgefüllt, und die Chriſten rüſten ſich zum Sturm. Da verläßt in der Nacht der Sorbe mit den Seinen durch einen verborgenen unterirdiſchen Gang die nicht mehr haltbare Burg und klimmt, ſein geliebtes Weib ſtützend, die Felſen hinauf nach dem Neurathen. Als am Morgen die Chriſten ſtürmen, finden ſie die Burg leer und opfern ſie den Flammen.

Vielleicht hier an dem ſteilen Abhange, wo wir jetzt ſitzen, ſaßen damals Amalgunde und ihr Gatte, blickten hinunter in die Kluft und ſahen dort ihr tiefes Grab, denn für die kleine Beſatzung des Neurathen waren Lebensmittel vorhanden geweſen, für die Menge aber, die ihnen von Altrathen gefolgt war, kaum um Wochen lang das Leben friſten zu können. So wuchs mit jedem

Tage die Noth; schützten sie auch die Felsklüfte, über welche die Brücken abgebrochen waren, vor dem Feinde, vor dem Hunger konnte sie nichts schützen. Vergebens versuchten indessen die Christen Balken über die Abgründe zu werfen und sich so einen Weg nach der Veste zu bahnen; die von der Steinschleuder herabgerollten Felsenstücke zerschmetterten Menschen und Balken, aber der Hunger wüthete fort und streckte mehr Krieger zu Boden als das feindliche Geschoß. Da versuchte der Sorbe noch einmal einen Friedensboten zu senden, der auf einem schwankenden Bret hinüberklimmte, aber taub für alle Vorschläge, alle Bitten war der alte Ritter von Weesenstein, er wollte sein Kind haben, um Gericht über die Unglückliche zu halten, wollte das Blut des Heidenvolkes und ließ den Boten der Veste gegenüber an ein Kreuz nageln. Da sank dem Sorben die Hoffnung, jedoch nicht der Muth, er versammelte seine Krieger um sich und zeigte ihnen den an das Kreuz genagelten Bruder. Die Götter empfangen den Muthigen freudiger als den Verzagten! rief er. Der Tod findet uns hier, wie dort bei den Christen, darum folget meinem Beispiele! Die brennende Fackel in der Hand durchzog er die Gemächer

der Burg, ſeine Krieger begleiteten ihn, und bald lockte der emporſteigende Rauch die Chriſten aus ihrem Lager zum Anblicke eines furchtbaren Schauſpieles. Das Thor des Neurathens öffnete ſich, der Sorbe, ſein Weib im noch kräftigen Arme tragend, trat heraus, ihm folgten die Seinen wie zur Schlacht gewaffnet, ſendeten die letzten Pfeile hinüber nach dem Chriſtenheere, das eines Ueberfalles gewärtig ſich in dichte Reihen geſchaart hatte, und nachdem Amalgunde im Angeſicht ihres Vaters niedergekniet, gebetet und das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht, riß ſie ihr Gatte empor, und ihn umſchlingend ſtürzte ſie mit ihm in die ſteile grauſige Kluft der Mardertelle, und die halbverhungerten Sorben folgten ihrem Führer freudigen Muthes in den Tod. — Da unten iſt ihr Grab, fuhr nach kurzer Pauſe der Maler fort, Adler und Geier haben ſich da hinunter geſenkt und friedlich ihre Beute getheilt, Menſchen haben mit den morſchen Knochen geſpielt und gefrevelt, und iſt es Ihnen gefällig, ſo wollen wir hinunter klettern und Amalgundens Schädel aufſuchen, den ſein reizendes Oval uns gewiß kenntlich machen wird.

Ich dankte für dieſen Spaziergang nach dem

Weinhause der Sorben, denn die Sonne stand schon niedrig, und lud dagegen den Maler ein, mich zurück nach der Bastei zu begleiten. Doch ehe er mir folgte, holte er noch rasch einen Kupferstich aus seiner Mappe. Sehen Sie, so verpfuschen die Menschen die erhabene Natur! rief er, das Blatt mir reichend. So wie Sie sie hier auf dem Kupferstich sehen, war sonst die Brücke; schwankende Baumstämme lagen über dem Abgrunde, eine morsche Lehne gab dem Verzagten einen unsichern Halt, und selbst ihre Wandelbarkeit, ihr Gefahrvolles stimmte zu den Felsen und Abgründen, über welche sie führte; man konnte sich denken, daß die Sorben über sie in ihre Veste einzogen. Aber sehen Sie die Brücke dort! Wie modern, wie zierlich das Geländer, das nervenschwächste Mädchen kann gefahrlos darüber gehen. Können Sie sich die Sorben darauf denken? — Bemerken Sie nur den Kontrast der erhabenen, wahrhaft romantischen Felsen, mit diesem gedrechselden Geländer; man möchte vor Aerger vergehen.

Ich konnte in poetischer Hinsicht ihm nicht widersprechen, bemerkte jedoch, daß die alte Brücke wohl zu gefahrvoll gewesen wäre.

Gefahrvoll? unterbrach er mich heftig. Eben

die Gefahr ſteht mit dem Ganzen in Harmonie, und wär' auch ein Unglück geſchehen — was iſt ein Menſchenleben gegen —. Er mochte mein Lächeln bemerkt haben, denn er hielt plötzlich inne, ſchien ſich zu ſammeln, lachte dann laut auf und folgte mir ins Wirthshaus, wo ich mir eine Flaſche Champagner geben ließ, um ſie mit meiner neuen Bekanntſchaft auf der kleinen Baſtei zu leeren. Das Blatt des Thores von Neurathen hatte ich meinem Tagebuche beigelegt, damit wer es etwa leſen ſollte, meinen jungen Maler belachen, oder mit ihm ſich über die neue Brücke ärgern kann.

Wir wanderten nun mit unſrer Flaſche, die, obgleich kein Meth, die Phantaſie des poetiſchen Malers doch nicht ſtören mochte, hinunter nach der kleinen Baſtei.

Das Kanapee.

Auf den ziemlich bequemen Stufen, die wir hinunter zu ſteigen hatten, begegnete uns der alte Pole, den ich heute, als er mich mit der Flaſche unter dem Arme erblickte, zum erſtenmale lächeln ſah. Ohne mich anzureden nickte er mir zu, drohte mit dem Finger und ging dann an uns vorüber.

Ein ausdrucksvoller Kopf, bemerkte der Maler, dem Grafen nachblickend. Bei Gott, ein wahres Studium; will ich einmal den Marius auf den Trümmern Karthago's malen, so suche ich den Alten auf, daß er mir zu dem Römer sitze.

Thun Sie das! sagte ich lachend, da ich mir in diesem Augenblicke die ganze Scene und das Gesicht des Grafen denken konnte, wenn der kecke Künstler ihm den Vorschlag machen würde, als Marius verewigt zu werden.

Ein wahres Heroengesicht! fuhr mein Begleiter immer noch in seiner Extase fort. Ja! Wie viel anziehender sind doch die Züge eines Menschen gegen die todten Bilder der Natur, in die man sich erst Leben und Geist hineindenken muß. Sehen Sie diese malerische Gegend! rief er mit jugendlicher Lebendigkeit aus, indem er auf die Landschaft vor uns zeigte, sie entlockt zwar dem Pinsel Farben, glühende Farben, aber die Phantasie hat nichts dabei zu schaffen, man giebt wieder was das Auge sieht, nicht das, was in unserm Innern mit unnachahmlichen Umrissen und Farben geschaffen wurde, das sich aus uns auf die Leinwand

drängt und doch alsdann nur dort in Pygmäengestalt vor unser Auge tritt.

Sie sind wahrscheinlich Historienmaler? fragte ich den aus sich selbst Erglühten, denn eben erst flog der Kork meiner Champagnerflasche knallend in die Höhe.

Ich bin so eigentlich zu sagen, noch nichts, sprach er halb launig, halb verdrießlich. Es treibt und drängt sich in mir, Alles ist noch chaotisch, ich möchte gern schaffen, meine Phantasie ist lebendig, ihre Flügel sind goldig und rosenfarb, oftmals auch düster; aber wenn ich wiedergeben will, was sie mir brachte, wenn ich das Technische beginnen soll, so ist die Göttliche verschwunden. Deshalb, fuhr er fort und leerte das dargereichte Glas, habe ich bis jetzt nur Landschaften gemalt, da bleibt das Bild vor mir, ich belausche den Augenblick einer schönen Beleuchtung und idealisire mitunter hier und da eine Baumgruppe, oder helfe einem magern Vordergrunde mit einer zerschmetterten Eiche oder sonst dergleichen auf. Aus mir habe ich noch nichts geschaffen, doch hoffe ich, wenn nur erst mein Skizzenbuch voll ist, wird auch schon einmal ein Lieblingsgedanke zur Ausführung kommen.

„Dich weck' ich nicht aus Deinen freundlichen Träumen, frommes Mädchen!“ sagte er vor sich hin, als er den Weg nach Zutz zurück ging, Du bist mir zu heilig zum Opfer. Lohne Gott Dir Deine Liebe und bewahre Dein frommes Herz vor Enttäuschung. Ich will nicht Deinen Frieden stören!“ — Indem er dies vor sich hin sprach, täuschte er sich selbst. Wohl war der Wille fest in ihm, seinen Plan, das Mädchen zu verderben, aufzugeben, wohl kam sein Wunsch aus edlem Herzen; aber in diesem Herzen stand auch das Bild des frommen, unschuldigen Mädchens mit so reinen, schönen Zügen, daß wohl nur die wilde Gluth der Begierde in inniges Wohlwollen, in wahre Liebe umgewandelt war. Fortan hing sein Herz noch mehr als je an Marie, seine Besuche wurden häufiger und der Mann, der Aller Herzen durchschauen konnte, täuschte sich in dem eigenen.

10.

Die Stimmung, in welche ihn dieser Abend versetzt hatte, war eben nicht geeignet, ihm den Ritt nach Reichenau angenehm zu machen, wo er gegen sein besseres Gefühl einen Mann täuschen sollte, der ihn aus den Reihen der gemeinen Krieger bis zu ihrem Anführer erhoben, der ihn so väterlich, mit so viel Zutrauen behandelt hatte, daß er sich ihm dankbar verpflichtet fühlen mußte. Ihn sollte er täuschen? O! wie tief fühlte er sich bei diesem Gedanken unter dem frommen Mädchen stehen, das sich ihm so offen, so ganz ohne Verstellung, so treu ihr

Ich verſuchte nun lange vergebens das Geſpräch auf allgemeine Gegenſtände zu lenken, ſchenkte dem jungen Künſtler fleißig ein und brachte es endlich doch ſo weit, daß er mit mir über die vor uns liegende Landſchaft ſprach, die, nur etwas weniger ausgedehnt, ganz der auf der Baſtei gleicht; der Platz ſelbſt führt den Namen von einem durch Menſchenhände in den Felſen gehauenen Sitze, der einem Kanapee ähnlich iſt. — Doch Mitternacht iſt längſt vorüber, deshalb zur Ruhe.

Wehlen.

Es ſteht unſerm kleinen Zirkel eine Kataſtrophe bevor, die ſich bald entwickeln muß, und welche Freude oder Schmerz unter uns bringen wird. Zwar ein Laie in der Liebe dünkt es mich doch, als ſei es zwiſchen dem Fürſten und dem Fräulein zu einer beſtimmten Erklärung gekommen. — Doch ich will weder voreilig in meinem Urtheile, noch durch Fragen zudringlich ſeyn; Fürſt Demetrius ſcheint überdies geſtimmt, eher ſein Geheimniß verbergen als mittheilen zu wollen.

Heute lud mich der Graf ein, ihn auf ſeinen Wanderungen zu begleiten. Um den Fürſten, um Hedwig und die Tante ſchien er ſich nicht zu be-

kümmern, wenigſtens lagen ſie nicht mit in dem Plane, den er für heute entworfen hatte; wir wollten nämlich die beiden Gänſe, den Rathener Grund und Wehlen beſuchen, und hofften zum Mittag wieder zurück zu ſeyn.

Wir gingen heute am frühſten Morgen, von einem Führer begleitet, den Weg, der von der Baſtei in den wilden Wehler Grund führt. Hier gelangten wir bei einem ſteilen Abhange an den ſeltſam geſtalteten Felſen, den man die große Gans nennt, und eine kurze Strecke weiter nahten wir uns der hohen zerriſſenen Felswand, welche den Namen der kleinen Gans führt, und die der krummen Felshörner wegen, welche Aehnlichkeit mit den Hälſen dieſer Thiere haben, dieſen Namen erhalten hat. Hier ſahen wir uns von einer Menge hoher abgeriſſener Felskegel umgeben, die einen ſonderbaren Anblick gewähren. Bei der Mardertelle wendeten wir uns in das Thal, durch welches der Grünbach rauſcht, wo uns, wie ich anfangs glaubte, Burgtrümmer aus den Baumwipfeln entgegen blickten; es war aber der ſogenannte Feldſtein, eine einzeln ſtehende Felswand, die wir bald erklimmten und aus ſeiner Höhle eine anziehende Landſchaft vor uns ausgebreitet ſahen, wo vor uns die kleine Gans in noch weit

schönerer Gestalt als vorhin sich zeigte. Auch erstiegen wir den Honigstein, und die Aussicht von dort lohnte uns reichlich.

Durch eine tiefe, steile aber schön beschattete Schlucht gelangten wir endlich nach manchen Kreuz- und Querwegen zur Ruine von Altrathen, die auf einem nur an der Elbseite steilen Hügel liegt, und wo mir der große Hauptthurm besonders merkwürdig war. Ich gedachte bei seinem Anblicke an die Erzählung des jungen Malers, und mir war, als ob ich die hohe trauernde Gestalt Amalgundens aus der Mardertelle hervorrufen und sie mir hier erscheinen müßte. Lange konnte ich diesem Traume nicht nachhängen, denn des Grafen Ungeduld trieb uns weiter und wir stiegen hinunter nach dem Erbgerichte, wo wir beim Frühstücke verweilten und beschlossen, von hier, um den Anblick der Rathener Felsen ganz zu genießen, auf der Elbe nach dem Städtchen Wehlen zu fahren. Diese Wasserpartie hat uns nicht gereut, denn von hier aus sahen wir fast alle die Felsen und Kegel, die wir bestiegen hatten, in ganz anderer Gestalt. Diese Felsen, oder vielmehr diese Felswand hat etwas ganz Eigenthümliches. Als sei sie von Wasserfluthen zerrissen, besteht sie fast aus lauter hier und da zusammen-

hängenden Säulen, deren Spitzen oft wie Hörner isolirt emporstehen, wie zum Beispiel die Bastei, die Steinschleuder, der Mönchstein und mehre andere, wovon die Gipfel der meisten mit Gebüsch bewachsen sind. Der Sandstein, aus welchem sie bestehen, scheint so locker und bröcklich zu seyn, daß man fürchten muß, irgend eine der Säulen löse sich von der Wand und stürze herab, was auch schon geschehen ist.

Wehlen hätte für mich ungemeines Interesse gehabt, wenn es noch der Zeichnung geglichen hätte, die ich aus Dresden mitnahm, die ich jedoch mit meinem Tagebuche absenden will, damit Jedermann, besonders mein Vater sehen kann, wie ehrwürdig die alte Veste, ehe sie noch zum Theil abgetragen wurde, in dieser freundlichen Landschaft dastand. Eine alte Burg bietet mir so viel Anziehendes und beschäftigt meine Phantasie so sehr, daß ich mich, wenn ich sie durchwandere, lebhaft in die Zeiten ihres Glanzes versetzen kann, Ritter und Frauen vor mir sehe, und mich immer mit in jene Zeiten hineindenke, wobei ich meist die Rolle des Pagen übernehme, der mit zierlichem Anstande seiner Gebieterin den kleinen goldenen Becher kredenzt. Jene Zeit hatte doch auch ihr Schönes. Körperliche Kraft des Man-

nes und zarte Frauensitte haben eben so gut ihren Werth als Geistesbildung und Bildung, die wir meist nur dem Luxus verdanken. Stellen wir einen alten Ritter, selbst nur den Meister irgend eines Gewerkes gegen einen jetzigen Soldaten und einen Bürger, denken wir uns zum Beispiel eine Zunft der Fleischer mit Schwert und Schild zur Vertheidigung der Stadt auf den Wall ziehend, um für ihr Hab' und Gut, für ihrer Stadt Ehre Leib und Leben zu lassen, und sehen wir jetzt die Bürgerbewaffnung — zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel Soldatisches — zur Parade oder Musterung ausrücken! Welche Zeit gewinnt bei dem Vergleiche, wo ist mehr Muth und Kraft, mehr Treuwort, mehr Mannesthat? — Doch ich will schweigen, keine Parallele ziehen und mit meinem alten ehrwürdigen Polen, der sich auch oft in die Zeiten der Jagellonen, wie ich in die Zeiten der Hohenstaufen, zurückträumt, die alten noch übrig gebliebenen Trümmer des Schlosses durchstreifen.

Von der älteren Geschichte Wehlens weiß man wenig mehr, als daß es im Anfange des 15ten Jahrhunderts nach manchem Wechsel von König Wenzel von Böhmen an Meißen kam, und es schon früher der Familie von Köckeritz gehörte.

Die Burg muß eine der älteſten dieſer Gegend, und ſchon ihres früheren Namens Willin wegen, ſorbiſchen Urſprunges geweſen ſeyn.

Von dem Grafen begleitet, der, ſo wie ich, an dieſen Denkmälern der Vorzeit viel Intereſſe zu nehmen ſcheint, kletterte ich in den wenigen Ueberreſten umher. Der alte Mann ſtörte mich nicht in meinem Forſchen und Träumen, und ſelbſt als ich mich in dem Vorhofe auf einen Stein ſetzte, mein Denkbüchlein zur Hand nahm und meine Empfindungen darin ausſprach, ſetzte er ſich, mich mit keiner Sylbe unterbrechend, ruhig neben mich. — Als ich geendet hatte, bat er mich lächelnd, ihm das, was ich aufgezeichnet hätte, mitzutheilen. Ich fühlte, daß ich nicht über das, was ich geſchrieben, erröthete, ſondern daß ich ſo rückſichtlos, als ſäße ich allein in dieſen Trümmern, die Achtung vergeſſen hatte, die ich wohl dem Stande und dem Alter des Mannes ſchuldig war. Er ſchien meine Verlegenheit zu bemerken, klopfte mir freundlich auf die Schulter und ſagte gutmüthig: Iſt es Ihnen unangenehm, wenn ich das, was Sie aufſchrieben, leſe, ſo bin ich nicht ſo neugierig, Sie weiter darum zu bitten, ſtecken Sie dann Ihr Bü-

chelchen nur wieder ein. Aber ich reichte es ihm und er las:

O ſchöne Zeit, wenn ſiegbekränzt der Ritter
Nach blut'ger Fehde heimwärts zog, die Burg
Der Väter ſich aus waldumkränzten Höhen
In ihrer Pracht dem freud'gen Auge zeigte,
Der Thurmwart zum Willkommen von dem Söller
Ein muntres Liedchen ihm entgegen blies,
Die Ketten raſſelten, die Brücke fiel,
Das wohlverwahrte Thor ſich öffnete,
Und ehrfurchtsvoll den edlen Herrn begrüßend
Der alte traute Burgwart vor ihn trat.
Und nun die würd'ge Hausfrau, ihren Knaben,
Die blondgelockte zarte Maid zur Seite,
Dem Ritter freudverglüht entgegenſtürzte,
Und tauſendmal: Willkommen edler Herr,
Willkommen! rief, und er vom Roß geſprungen
Sein Weib, die Kinder an die Eiſenbruſt
Mit tiefer Rührung preßte, dann dem Himmel
Laut dankte, daß er ihm vergönnt die Seinen
Noch einmal an das warme Herz zu drücken.
O Zeit der Kraft, der Treue ſei gegrüßt!

Jetzt kehrt kein Ritter heim in dieſe Mauern,
Kein Lied erſchallt von dem verfallnen Thurme,
Kein Burgwart öffnet mehr das weite Thor,
Nicht Weib, nicht Kind kommt jubelnd mehr geſprungen! —
Verödet, wüſte liegt die ſtarke Burg,
Kaum daß Ruinen noch die Stätte zeigen
Wo einſt ſich ihre ſtolzen Thürm' erhoben.
Die Zeit der ſtolzen Pracht iſt nun dahin!
Wo einſt des Thurmwarts muntres Lied erſchallte,

Schreit jetzt die Eule vom Gestein herab;
Und durch das offne Thor schleicht nun der Marder.
Kein Ritter zieht mehr ein mit seinen Knappen,
Kein kräftiges Geschlecht durchwandert noch
Der alten Burg gewölbte hohe Hallen;
Pygmäen nur, von Neugier hergelockt,
Durchstreifen die verödeten Gemächer. —
Zerstört ist was für Ewigkeit gebaut,
Die stolze Ritterburg versank in Trümmer,
Der nie gesättigten, der gier'gen Zeit
Ein grausig schönes, ernst geweihtes Opfer.

Ich bin kein Dichter und werde auch wohl keiner werden; was ich niederschreibe ist nur allein für mich, denn so etwas lernt sich nicht, das ist eine heilige Gottesgabe, die der Mensch in seiner Brust mit sich trägt, und sie nicht hinein zaubern kann, und doch lauschte ich während der Alte las auf jeden Zug seines Gesichtes, ich hoffte ein günstiges Urtheil über mein Impromptü darin zu lesen, aber er blieb ernst, gab mir das Blatt wieder zurück und sagte endlich: Warum schreiben Sie in reimlosen Versen? Der Reim giebt Wohlklang, Jamben sind doch eigentlich nur erhabene Prosa, die Sie, ohne es zu wissen, sobald Sie im gewöhnlichen Leben mit Leidenschaft reden, gemeiniglich sprechen.

Ich wollte ihn unterbrechen und von den

schönen Jamben der Iphigenia den Vorwurf wälzen, aber er fiel mir gleich in die Rede. Keinen wissenschaftlichen Streit, ich bin nicht dazu aufgelegt. Meine Poesie paßt nicht zu der Ihrigen; ich sehe in dieser Ruine nur mein zertrümmertes Vaterland, mein zerrissenes Herz, Sie die idealisirte Rohheit des Mittelalters. Er winkte dem Führer sich zu entfernen, und da ich aufstehen wollte, bat er mich bei ihm sitzen zu bleiben. Der Mann hatte mich mit zu starken Banden umfangen, als daß ich mich dagegen hätte sträuben können, obgleich ich noch gern ein wenig herumgeklettert wäre. Ich blieb auf meinem halbverwitterten Quadersteine sitzen und das Auge auf die schöne von der Elbe durchströmte Landschaft geheftet, wartete ich lange, ehe der Graf das Gespräch begann.

Wir sind hier allein, der Westwind rauscht leise durch die Blätter, und die Eule wird uns wohl jetzt mit ihrem widrigen Geschrei verschonen, hob er endlich an. Darum will ich in meiner Erzählung, die ich in Lohmen abbrach, fortfahren; der Ort paßt zu meiner Stimmung.

Mein Erstgeborner kehrte von seinen Reisen zurück. Frisch wie eine Granatblüthe hatte er mich verlassen, bleich, welk wie ein halbvermo-

der-

dertes Blatt kehrte er zurück. Es war nicht das Matte, Welke, das innerer Schmerz, das Schwermuth zuweilen auf das jugendliche Geſicht prägt und wodurch es, beſonders bei dem jungen Manne, an Theilnahme gewinnt, es war die bleiche Todtenfarbe, die es überzog, das matte und doch noch blitzende Feuer der Augen, es waren die tief und ſchneidend geſtempelten Züge des Laſters. Ich ſah dies beim erſten Augenblicke des Wiederſehens und fühlte mich unglücklich.

Sein Leben war nun ein ewiges Jagen nach rauſchenden Vergnügungen, Paris ſein Loſungswort, und wo er eine bande joyeuse zu finden hoffte, dahin mußte ihn ſein Ukrainer tragen. Ich warnte, ich zürnte, ich drohte, aber die Mutter gab Geld, um den Vater kümmerte er ſich wenig, und ſo trieb er es ein halbes Jahr.

Eines Morgens, ich war ſo eben mit den Meinen aus der Meſſe gekommen, ſehe ich eine mit vier Pferden beſpannte Kutſche langſam durch die Pappelallee auf unſer Schloß zukommen, ihr folgt der Jockei meines Sohnes, deſſen Reitpferd an der Hand. Mir ahnet Unglück, ich laſſe in der Stille meine Pferde ſatteln, werfe mich darauf, ſprenge dem Wagen entgegen, die Angſt

Herz gezeigt hatte. Aber der Gedanke „es ist ja zum Wohl des Bündner Landes, für das Du ihnen zum Mörder wurdest" beruhigte ihn zwar nicht, hielt ihn aber dennoch fest bei seinem Entschlusse; denn auf dem Altare des Vaterlandes glaubte er Alles, selbst sein künftiges Heil zu opfern müssen.

Dieser Grundsatz, der in der Seele des Mannes unerschütterlich stand, gab ihm die Kraft, gegen sein besseres Ich zu handeln und sich zu verstellen. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit trat er zu dem Herzog von Rohan. Dieser, von seiner Vernunft, nicht von Mißtrauen bewogen, hatte ihn zu prüfen beschlossen, deshalb war auch er sich in seinem Benehmen gleich. Mit der nämlichen Herablassung wie sonst, bei der er doch immer die Würde seines Standes und seiner Verhältnisse zu behaupten wußte, empfing er den Obristen, befragte ihn nach dem Zustande der, im Solde Frankreichs und Venedigs stehenden Bündner Regimenter und nachdem ihm Jenatsch zu seiner Zufriedenheit über Alles genauen Bericht abgestattet hatte, rückte der Herzog seinem Ziele näher. — „Also 8000 Mann sind wirklich unter Waffen?" fragte er.

Der Obrist bejahte es.

„Und die Regimenter könnten wohl mit 4000 Landleuten in der Eile verstärkt werden?"

Jenatsch wurde durch diese Frage aufmerksam, denn eben dies hatte man bei der letzten Zusammenkunft in Zutz beschlossen, doch bejahte er es.

„So wißt" fuhr der Herzog traulicher fort und schob seinen Sessel ihm näher „wißt, daß ein großer Schlag

läßt allen Groll in der Vaterbruſt ſchweigen, die alte Liebe erwacht, das Unglück hat ſie hervorgerufen; ſo ſprenge ich zu dem Wagen, meine Sporen treiben das Roß, aber je näher ich der Entſcheidung komme, deſto mehr halte ich den Zügel an, die Angſt läßt mich nicht mehr vorwärts eilen. Jetzt naht ſich der Wagen. Alexis! rufe ich, was iſt geſchehen? — Keine Antwort, die Todten ſind ſtumm! — Bei dieſen Worten bedeckte der Graf mit bebender Hand das thränenvolle Auge, dann raffte er ſich plötzlich zuſammen, den finſtern Blick unverwandt nach den rauſchenden Fluthen der Elbe gerichtet. Endlich, nach langem Schweigen fuhr er fort:

Eine Kugel hatte ſein Herz getroffen. Händel beim Spiele führten ein Duell herbei, deſſen Opfer er wurde. Die bleiche Geſtalt des Sohnes ergriff mich ſchmerzlich, die Verzweiflung der Mutter rührte mich; ſo folgte ich ſeinem Sarge vergebend und verſöhnt. Als ich ihn aber in der Gruft der Väter ſtehen ſah, als ich ſpäter in ruhigern Augenblicken dachte, daß in Alexis kein Tropfen polniſchen Blutes gefloſſen, daß ihm das Elend ſeines Vaterlandes ſtets gleichgiltig geweſen ſei, die Seinen, ſelbſt die Welt nichts an ihm verloren habe, da war mein Thränenquell

verſiegt, ich zählte ihn zu den drei Vorangegangenen und triumphirte, daß mir noch Einer geblieben war, mein Boguslav!

Triumphire nur, ſchwacher Menſch! rief er jetzt mit Ingrimm aus. Halte nur feſt, was der Himmel Dir gegeben, halte es feſt mit kräftiger Fauſt, ſchwacher Thor! — Ein Hauch des Schickſals und fort iſt Glück und Hoffnung! — Doch ſchweig' Du ewig murrendes Herz! ſagte er dann leiſe vor ſich hin. Büßeſt Du nicht Deine eigene Schuld, ſollſt Du ſie nicht auch jetzt noch büßen?

Maria hatte ſich vermählt, erzählte er nach einer Weile beruhigter, war ſo wie ich nicht glücklich, gebar ihrem Gatten eine Tochter und folgte ihm nach wenigen Jahren ins Grab. Sie vermachte mir ihr Kind; das Vermächtniß war und iſt mir noch theuer. Als ich meinen Erſtgebornen auf Reiſen ſandte, war Hedwig eilf Jahr alt, ich nährte damals die Hoffnung, der Sohn ſolle gut machen was der Vater verſchuldet habe, aber als er zurückkehrte, gab ich dieſe Hoffnung auf. Hedwig war mir ein zu theueres Pfand, um es dem Wüſtlinge anzuvertrauen. Ich übertrug nun im Stillen Boguslav das ſchöne Amt der Verſöhnung. Ohne daß er meinen Wunſch

ahnete, ohne daß Hedwig je ein Glück hätte erwarten können, welches ihr so unerreichbar dünken mußte, begegneten sich ihre Herzen, sie liebten sich. In dieser Zeit starb mein Weib, die Einzige, die feindlich zwischen Beide hätte treten können, und nichts stand nun ihrem Glücke im Wege. Der Sohn vertraute dem Vater, daß er liebe, geliebt würde, und mit freudigem Herzen segnete ich den Bund. Das Glück, glaubte ich, sei wieder bei mir eingekehrt.

Da begannen die so folgreichen Ereignisse in Warschau. Mein Herz schlug bei dieser Nachricht freudig, aber mein Verstand unterdrückte des Herzens Wallen; ich kannte mein Vaterland und sah voraus, daß seine Trümmer nun auch zermalmt werden würden. Nicht so trübe sah das jugendliche Herz meines Sohnes in die Zukunft. Von Hedwig, die wie die meisten Frauen sich dem ersten Eindrucke überließ, noch mehr erglüht und angespornt, ergriff er den festen Entschluß, auch gegen meinen Willen, Theil an der Befreiung des Vaterlandes zu nehmen. Trotz meiner Warnung traf er in der Stille die nothwendigen Anstalten und verließ eines Abends, nur von einem Diener begleitet, das Vaterhaus; bald folgte ihm ein Theil meiner Bauern. Ich wurde hier-

über, und wohl mit Recht, von den Behörden zur Verantwortung gezogen, und es wurde mir schwer meine Unschuld zu beweisen, besonders da Hedwig durch manche unvorsichtige Aeußerung, durch manche unüberlegte Handlung den Schein auf mich warf, als unterstütze ich im Geheimen die Sache meines Vaterlandes.

Oft dünkte es mich ich müsse es thun, müsse Leib, Leben und meine ganze Habe dem geliebten Polen opfern. Ich hatte ja nur einen Sohn, für den ich das Meinige erhalten konnte, und dieser Eine hatte sich ja dem Vaterlande ganz geweiht; siegte Rußland, so war überdies Alles für ihn verloren, siegte das Vaterland, war Alles für ihn gerettet. Zwar hatte ich gegen Hedwig, die mit ihrer Tante schon lange bei mir war, Verpflichtungen, denen jedoch die im Auslande sicher angelegten Kapitalien genügen konnten, so hätte mich denn eigentlich wohl nichts abhalten sollen nach Warschau zu ziehen. Aber ein Rückblick auf die Geschichte meines unglücklichen Vaterlandes lehrte mich Vorsicht; selbst der Quell, aus dem die Revolution geflossen war, schien mir nicht rein und rieth zur Behutsamkeit, und ich handelte bedacht und weise. Die Folgen, die mein Beitritt nicht geändert hätte, haben es gelehrt.

Herr Graf! unterbrach ich ihn etwas vorlaut. Ich ſollte doch meinen, im Augenblicke des Enthuſiasmus hätte jede Rückſicht ſchweigen ſollen! Er ſah mich bei dieſen unüberlegten Worten mit einem ſolchen mitleidigen und doch ſtolzen Lächeln an, daß ich einen Fehler durch den andern verbeſſern wollte, indem ich beſchämt ſagte: Sie hatten Recht; überdies ſcheint Polen unter dem Scepter ſeiner neuen Herrſcher kultivirter, mithin glücklicher zu ſeyn, als bei ſeiner frühern Verfaſſung, wo das Veto eines Einzelnen —

Laſſen Sie uns davon ſchweigen, junger Mann, das verſtehen Sie nicht! fiel er mir zürnend in die Rede. Sie können nicht begreifen was es heißt, wenn ein mächtiges Reich zerriſſen wird, wenn alte Gewohnheiten, Gebräuche mit Füßen getreten und rückſichtslos Denen die Macht genommen wird, die ſie Jahrhunderte lang mit angeſtammtem Rechte beſeſſen. Jetzt ſah ich bei dieſen Worten den Polen mitleidig an, denn ſelbſt in der edlen Bruſt des alten Mannes war der frühere Stolz des gebietenden Staroſten noch nicht erloſchen.

Die Schlacht von Grochow, ſo fuhr er nach einer Pauſe fort, nahm mir alle Hoffnung. Ich und Hedwig bekamen zuweilen auf geheimem

Wege Briefe von meinem Sohne, die mich von der Zwietracht der beiden Parteien, der demokratischen und der aristokratischen, die sich in Warschau und bei dem Heere feindlich gegenüber standen, sattsam unterrichteten. Ich ahnete die Folgen dieser Zwietracht, mahnte ihn zurückzukehren, da es noch Zeit wäre; aber er hörte nicht auf meine Vorstellungen und hatte auch Recht. Einmal für die Sache kämpfend mußte er auch ihr stehen oder fallen. Skrzynecki's Siege hoben meine Hoffnung, hoben die Hoffnung der litthauischen Provinzen wieder, und nun hatte ich gegen Hedwig zu kämpfen, die dem Beispiele mehrer Frauen folgen und sich an die Spitze Bewaffneter stellen und fechten wollte. Sie zog in der Umgegend umher, warb, und einem schönen Weibe glückt es nur zu leicht Thoren zu seinen Fahnen zu locken, bis ich von einem mir wohlwollenden russischen Beamten einen Wink bekam, dem unvorsichtigen Treiben der jungen Dame Einhalt zu thun. Ich benutzte ihn; Hedwig durfte in dieser unruhigen Zeit ihr Zimmer nicht mehr verlassen — und das Mädchen — Doch nur weiter alter Graukopf! sagte er tief bewegt, nur weiter, daß Du an das Ende gelangst.

Wir wurden bald aus unseren glücklichen

Träumen geweckt; Oſtrolenka war Polens, war meines Sohnes Grab. Dort ruhen ſeine Gebeine in der großen Gruft der Helden, in der Gruft, die Polens ſtets ungezügelte Freiheit vielleicht für immer deckt. Ach für ſie iſt kein Tag der Auferſtehung! — Dieſer Schlachttag hat mich kinderlos, mich heimathlos gemacht, ſagte er mit Wehmuth, denn fortan mag ich nicht mehr in mein Vaterland zurück, Polens Erde hat ihre Weihe für mich verloren, und ich irre umher im fremden Lande ein freiwillig Verbannter!

Und Fräulein Hedwig? fragte ich mehr neugierig als theilnehmend, da der Alte ſchwieg.

Sie vergoß keine Thräne um den Gefallenen, meinte, ihn habe der ſchönſte Tod ereilt, der einem Manne werden könne, und murrte nur, daß es ihr nicht erlaubt geweſen ſei, mit ihm ſterben zu können, ſchwur den Ruſſen ewigen Haß — und jetzt? — Ich kenne die Schwäche des menſchlichen Herzens, habe ſelbſt die Allmacht der Liebe empfunden, bin deshalb nachſichtig gegen die Leidenſchaften der Menſchen geworden, und dennoch empört mich Hedwigs Neigung zu dem ruſſiſchen Fürſten. Iſt es das gekränkte Vaterherz, das mit Unmuth einen Andern an des Sohnes Stelle ſieht, iſt es das

drückende Gefühl, daß ich mich so lange in dem Character eines Wesens getäuscht habe, das ich trotz mancher Unweiblichkeit in meiner Idee so hoch, in meinem Herzen so fest gestellt habe? — Ist bei mir der Haß gegen unsere Besieger so stark, so tief gewurzelt, daß ich seiner Nation wegen so manche liebenswürdige Eigenschaft des Fürsten übersehe? Ist es der Egoismus, der es nicht dulden kann, daß ein Anderer als mein Sohn Mariens Tochter beglücken solle? — Ich weiß es nicht, nur das fühlte ich, daß dieß Verhältniß, welches ich nicht zerreißen mag, es vielleicht nicht mehr zerreißen kann, mich verstimmt und von Neuem meine Ruhe stört. Glauben Sie mir, bei jedem flammenden Blicke ihrer dunkeln Augen sehe ich meinen Sohn vor ihr stehen, die Hand auf seinem blutenden Herzen scheint er zu sagen: das Blut, das Du jetzt quellen siehst, Hedwig, rufst Du aus meinem gebrochenen Herzen hervor, nicht die russische Kugel! Ich suche dann dies Bild zu verscheuchen, aber vergebens, der Blutende kehrt immer wieder.

Er erhob sich bei diesen Worten und wendete sich nach Osten. — Vaterland, Vaterland! rief er schmerzvoll. Du liegst im Grabe

und mit Dir all' mein Glück. Leb' wohl! — Kommen Sie! sprach er dann, meine Hand mit Heftigkeit erfassend, wir wollen durch diese wilde Schlucht zurück, sie paßt für meine Stimmung. Ich muß mich heute bald in mein Zimmer verschließen, um dort der Erinnerung, wenn auch einer schmerzlichen Erinnerung zu leben! Er folgte dem Führer, sah starr auf den Weg und bemerkte von all' den grausigen Naturschönheiten der Schlucht, die wir durchzogen, nichts. So gelangten wir am Nachmittage frühzeitig wieder auf die Bastei.

Hier fand ich zu meiner Freude meinen jungen Maler wieder, der als er mich erblickte, hastig sein Skizzenbuch hervorzog, und mir den heute entworfenen Marius auf Carthago's Trümmern sitzend zeigte. Der im finstern Sinnen versunkene Römer war nicht ohne Aehnlichkeit mit dem alten Grafen, dessen Gestalt, sowie die Trümmer der reichen Handelsstadt nur mit wenigen Bleistiftstrichen angedeutet, das Gesicht aber mehr und gut ausgeführt war. Die Züge des Polen mußten sich tief in des jungen Künstlers Erinnerung geprägt haben, da er sie so treffend wiedergeben konnte. Am Abende, wo wir uns im Freien fanden, hatte

er die Zeichnung noch mehr ausgeführt, und jetzt erschien die Aehnlichkeit frappant. Der Zufall war ihm günstig gewesen, da er den Grafen auf einem einsamen Platze in tiefen Gedanken sitzend gefunden und diesen Moment unbemerkt benutzt hatte, den Kopf des Alten zu zeichnen. Er gab mir auch folgendes Gedicht, das er aus einer Zeitschrift, die Abendzeitung, genommen hatte, und welches, da wir eben auf der Bastei standen, wohl des Durchlesens werth war. Ich zeichne es hier in mein Tagebuch mit auf.

Auf der Bastei.

Klein erschien mir der Mensch, ich gesteh' es, sah ich die Massen,
Die einst mächtige Fluth thürmte zu Pfeilern empor,
Denn Jahrtausende traten herauf, Jahrhunderte schwanden,
Und kaum naget am Fels leiser Verwitterung Zahn.
Menschengeschlecht' entstanden, und Menschengeschlechte vergingen,
Allen trotzte die Stirn dieser erhab'nen Bastei.
Dennoch — ich glaub' es, und der den Stein und den Felsen in's Seyn rief
Stärke den Glauben in mir — lach' ich des trotzenden Steins,
Der hier ewige Dauer nur lügt. Ich nur bin unsterblich!
Felsen verwittern, der Geist schwingt sich unsterblich zu Gott.

Auch versprach er, mir morgen eine Kopie der Zeichnung zu geben, wofür denn auch heute wieder der Kork einer Champagnerflasche knallen mußte.

im Werke ist. Ihr sollt von der lästigen Nachbarschaft der Spanier für immer befreit werden. Frankreich, Venedig und Savoien haben im Geheim ein Bündniß geschlossen; Herzog Bernhard von Weimar, dieser deutsche Held, rückt mit seinem Heere über Burgund nach Savoien, dort stoßen 6000 Mann zu ihm und mit dieser Verstärkung zieht er durch das Thal Aosta gegen Mailand, indeß ich mit den französischen Völkern durch das Veltlin breche, mich in Como mit den Venetianern vereinige, und gleichfalls gegen Mailand rücke. Wo ich mich mit Herzog Bernhard vereinigen werde, müssen die Umstände lehren. Hierzu bedarf ich nun Eurer Hülfe, denn ich muß in Tirano, hier in den Rheinschanzen und am Luzienſteige Besatzung lassen und Ihr selbst wißt, daß mein Heer nur klein ist und ich kaum mit 4000 Mann würde ausrücken können. Kann ich hierbei ganz auf Euch rechnen, glaubt Ihr mit 8000 Bündner zu mir stoßen zu können? Kann ich der Republik Venedig diese Versicherung geben?"

Jenatsch war überrascht, dieser Antrag kam ihm unerwartet. War es, wie ihm der Herzog sagte und wie er es glauben mußte, so war die Ausführung seines eignen Unternehmens schwierig und auf die Hülfe der Spanier dabei gar nicht zu rechnen. Doch behielt er seinen Gleichmuth und ohne durch Blick und Wort sich im mindesten zu verrathen, versicherte er dem Herzog, daß er glaube, für sämmtliche Regimenter stehen zu können und daß sie, selbst gegen den Willen der Bünde mit ihm nach Mailand ziehen würden; auch hoffe er, die noch fehlende Mannschaft werben zu können. Er ging mit dem Herzoge in die kleinsten Details ein, entwarf den Plan, machte

Wir schieden, nachdem wir uns beredet hatten, nach Mitternacht wieder auf dem Vorsprunge zusammen zu treffen. Ich habe indessen die Zwischenzeit benutzt, die Begebenheiten des Tages anzumerken, und nun ich geendet habe, will ich fort zum Rendezvous, wo wir heute eine herrliche Mondscheinlandschaft bewundern können.

Was muß doch ein Mensch entbehren, der nicht Sinn, nicht Gefühl für Natur hat, dem ein Ball mit seinen tausend Lichtern die glänzendste Beleuchtung, der Spieltisch seine Welt ist; er verliert sehr viel und würde sehr unglücklich seyn, könnte er fühlen, was er entbehrt. — Dieser Ausruf ist wohl bei einem Jünglinge sehr natürlich, der nach Mitternacht von seiner nächtlichen Wanderung, um niederzuschreiben, was er sah und fühlte, zurückgekehrt ist; es giebt Naturscenen, die man nur sehen, deren Eindruck man nur fühlen, wahrlich nicht beschreiben kann.

Kaum hatte ich den Fuß aus dem Wirthshause gesetzt, und die Thüre hinter mir sorgfältig verschlossen, auch dem schönen, helleuchtenden Vollmonde einen freundlichen Gruß zugenickt, als mich Harfentöne überraschten, die aus der Ferne zu mir herüberdrangen. Die Furcht, das geisterhaft Schauerliche, was in diesen Tönen lag, werde sich,

wenn ich ihnen näher trete, verlieren, bestimmte mich, auf eine Bank mich zu setzen, von hier die monderhellte Landschaft zu überschauen und auf die Töne zu lauschen; sie kamen vom Neurathen herauf und schienen mir von zwei Harfen, die rein und gut gespielt wurden, zu kommen. Mein ganzes Innere ward aufgeregt und jeder meiner Nerven bebte, als bald von Männerstimmen das schöne Lied: Heilige Nacht vorgetragen wurde; meine Phantasie beschwingte sich auf den Tönen dieses herrlichen Gesanges, und bald sah ich am Neurathen die dunkeln Schatten der Felskegel hin und herwogen, bald erschienen mir Amalgunde und ihr Sorbe, zur Geisterstunde dem tiefen Grabe entstiegen, ich sah sie, wie sie über der Mardertelle schwebend sich innig umfingen, innig wie zwei zusammenschwimmende Nebelwolken sich vereinten. Da schwieg der Gesang, die Harfentöne begannen von Neuem durch die stille Nachtluft zu zittern, und mir war es, als ob auf ihnen die Nebelgestalten der Liebenden langsam dem Monde entgegen zögen und in seinem Silberlichte verschwämmen.

Täuschung aufgeregter Phantasie! rief ich aus, liebliche, grausige Täuschung dieser allgewal-

tigen Zauberin, welche Schatten zu Geistern, Harfentöne zu Himmelstönen schafft. Aber was vor mir liegt, gehört nicht ihr, ist nicht ihr Werk, ist Werk der heiligen Natur. — Dieser magische Silberschleier, dieses Leichentuch der Nacht, welches das Mondlicht so grausig schön über die ruhige Landschaft breitet, dies ist Wahrheit, dies ist Werk der Natur. — Aber doch — Sprengt in der Geisterstunde der Mitternacht der tiefgehaltene Dreigesang nicht die geschlossenen Gräber? — Locken die Harfentöne nicht die Schlummernden aus langem Schlafe? Steigen sie nicht auf von ihrem feuchten Lager, heben sich empor und meinen, der junge Tag wecke sie nach so langer, langer Nacht? — Dort unten in der Mardertelle, wo kein Grab die Todten aufnahm, kein Hügel die Gebeine deckt, senkt sich das Mondlicht hinab bis in die Tiefe, belebt, rüttelt die morschen Gebeine, und sie suchen und fügen, die Gestalten formen sich, beginnen da unten den Waffentanz, klirren mit den Schwertern und klappern mit dem Gebein, und immer näher und näher ziehen sie heran, um mich ihren Todtentanz zu tanzen.

Wachen oder träumen Sie? erscholl es neben mir, und dunkle Gestalten wogten um mich, der Canon: Wer Nothbedrängte gern erquickt, weckte

mich aus meinem Erſtarren, zwei leicht geſchürzte Nymphen griffen die Accorde zum Geſange, und zum Schluſſe knallte der Champagnerpfropfen laut durch die Nacht — ich war enttäuſcht. Der Maler mit ein paar Kameraden hatte ſich zweien Harfenmädchen zugeſellt und mich feierlich empfangen wollen.

Ich erkannte im erſten Augenblicke des Malers freundliche Abſicht nicht und war verdrießlich, mich ſo enttäuſcht zu ſehen, beſonders waren mir die freundlichen Engel läſtig, deren Harfentöne ich vom Himmel herab zu hören geglaubt hatte, und ich konnte nicht umhin, dem jungen Mann leiſe zuzuraunen: Ach wären wir doch allein! Eine ſolche Nacht ſollte nur einſamer Beſchauung geweiht ſeyn. Er achtete meinen Wunſch, redete leiſe mit ſeinen Begleitern, übergab ihnen einige Flaſchen Wein, behielt den Champagner jedoch unter dem Arme, und bald zog die luſtige Geſellſchaft jubelnd wieder nach dem Neurathen hinunter; wir waren allein. Aber trotz der erſehnten Einſamkeit war die Illuſion vorüber, ich fand die ſo ſchön erleuchtete Landſchaft noch ſchön, aber das Geiſterhafte, das eine Mondnacht über die ſchlummernde Natur verbreitet, und das weder die Harfentöne noch der Geſang, der ſich vom

Neurathen auch jetzt hören ließ, wieder hervorzurufen vermochte, fehlte, und wie, einmal erwacht, sich der schönste Traum nicht leicht wieder in neuem Schlummer anknüpfen läßt, so auch breitet die Phantasie, einmal gestört, nur selten in nämlicher Richtung die Schwingen, ihr Flug bleibt unterbrochen. Es fehlte von diesem Augenblicke an das Magische, der bleiche Schein des Mondes breitete nicht mehr sein Leichentuch vor mir aus, es war ein sanftes, stilles Licht, das die fernen Berge im Halbdunkel, die nahen mit grellem Schatten und Licht, aber keine Geisterwelt uns zeigte. Nur als die runde, glänzende Scheibe über der ruhig dahin fluthenden Elbe stand und sie ihr Silberhaar in dem Strome badete, und jede Welle vergebens sich mühte, die Glänzende mit sich zu führen, da ergötzte uns das ewig bewegte, schaukelnde Mondbild in der dunkeln Fluth, bis es, immer mehr und mehr dem Ufer sich nahend, endlich dem feuchten Bade entstieg. Da sagte ich meinem Begleiter Gute Nacht! kehrte in mein Stübchen zurück, und schaute noch einmal hinaus nach dem bleichgestirnten Himmel.

Heute

Hohnstein.

Heute verließen wir die Bastei, auch die Tante begleitete uns, welche in des Fürsten Wagen den geraden Weg über Hohnstein nach Stolpen fuhr. Auf jede Fußparthie, auf jedes Beschauen, das nur mit der mindesten Bemühung verknüpft war, hatte sie verzichtet, die Bastei war der einzige Punkt, der ihr bis jetzt gefallen hatte, denn hier bei bequemer Wohnung, gutem Tisch und der Menschenmenge ließ sie sich allenfalls dergleichen Parthieen gefallen.

Wir begannen ganz früh — kaum hatte ich eine Stunde geruht — unsere Fußwanderung. Als wir am Neurathen vorbeigingen, sah ich die Sänger der Mondnacht, worunter auch der Maler sich befand, mit den beiden eben nicht reizenden Harfenistinnen sitzen. Er sprang auf mich zu, ich ahnte jedoch gleich was er mir sagen wollte und kam ihm deshalb mit der tröstlichen Nachricht zuvor, daß der Wirth den Wein von dieser Nacht auf meine Rechnung gesetzt, und er bezahlt sei. Er wollte noch einige Entschuldigungen vorbringen, die ich verbat, jedoch seinen Marius annahm, den er, ohne ihn kopirt zu haben, aus seinem Skizzenbuche riß. Der Graf sagte mir nachher, daß er sich freue, mich aus der Gesellschaft

dieſes frivolen Menſchen zu wiſſen, beſonders da er mit einem Anſtriche von Genialität mein unbefangenes Gemüth zu Thorheiten hätte verlocken können. Ich beſänftigte ihn jedoch bald, als ich ihm ſein Bild, das alle ſehr ähnlich fanden, in dem Marius überreichte und ihm das Entſtehen dieſer Zeichnung erzählte. Sein Urtheil über den jungen Mann ſchien von dieſem Augenblicke an milder geworden zu ſeyn, und mir entging die Bemerkung nicht, daß der edelſte, ernſteſte Menſch doch nie ganz frei von Eitelkeit iſt.

Wir betraten jetzt den Amſelgrund, gingen auf bequemem Pfade den Grünbach entlang, der ſich hier über herabgerollte Felsſtücke ſtürzt, oft auch unter ihnen ſich verbergend dahin rauſcht, und wo uns links und rechts alte bekannte Felspartheen eine freundliche Anſicht boten. Endlich ward die Schlucht immer enger, der Ausgang ſchien ſich zu ſchließen, mit Geſträuch bewachſene Felſen erhoben ſich immer mächtiger, bis ſich bei dem Amſelſteine der Grünbach über eine Felſenwand herabſtürzt. Unter dem Felſenbette des Waſſerfalles führt eine zehn Fuß hohe und fünf Fuß breite Oeffnung in eine tiefe Höhle, die man das Amſelloch nennt, wo auch zuweilen

bei regnigter Witterung das Waſſer zwiſchen den Felſen hervorquillt.

Von hier gingen wir über Rathewalde, wo uns die Häuſer des Dorfes von dem ſteilen Felſen herab freundlich zu begrüßen ſchienen, und erſtiegen die Höhe, auf welcher die Hohburkersdorfer Linde ſteht, wo man beſonders eine neue ſchöne Ausſicht nach Norden hat, die uns Neuſtadt und Stolpen zeigt. Doch hatte für mich der Blick nach Weſten viel mehr Intereſſe, denn dort ſah ich meine Geburtsſtadt Pirna, das eigentliche Ziel meiner Wallfahrt. Die Ausſicht im Ganzen gab ein neues reizendes Gemälde, denn ſie öffnet ſich bis Dresden, das Erzgebirge und die böhmiſchen Berge im Hintergrunde.

Von hier gingen wir auf ſchattigem Wege durch den Wald nach dem Hocksteine, einem Felſen, der zwar unfern des Gebirges, doch ganz iſolirt aus dem Polenzthale emporragt; eine kleine Brücke führt nach dem kleinen, eine größere, die über einen fünfundſiebzig Ellen tiefen Abgrund geſchlagen iſt, nach dem eigentlichen Hocksteine. Hier mußten wir noch zwanzig in den Felſen gehauene Stufen hinauf ſteigen, bis wir die ſechzig Schritt breite Kuppe des Berges erreichten. Deutliche Spuren ehemaliger Befeſtigungen zeigen ſich

hier, doch scheint keine Burg, nur ein Wartthurm zur Beobachtung der Gegend gestanden zu haben. Man übersieht von hier den Lauf der Polenz und ihres schönen Thales, auch Hohnstein mit seinem alten Schlosse; der Blick, so beschränkt er auch ist, hat doch viel Eigenthümliches.

Der Rückweg von hier, wenn man sich vor etwas Unbequemlichkeit nicht scheut, ist am schönsten durch die Wolfsschlucht, einer mit steilen Abhängen sich um den Berg herumziehenden Spalte, deren gefährlichste Stellen durch Rammellöcher und eingestemmte Sprossen gangbar gemacht sind. Wir mußten oft wirklich klettern, um hinunter zu kommen, wobei der Fürst Fräulein Hedwig treulich half. Der Ausgang aus dieser Schlucht ist kaum zwei Ellen hoch und breit, und überhaupt muß dieser Weg ehemals für Gewappnete äußerst beschwerlich gewesen seyn.

Von hier gelangten wir zu der freundlich gelegenen und sonst wegen des Lachsfanges berühmten Mühle. Es wurden nämlich damals die aus der Nordsee in die Elbe und von da in die kleinern Bäche zum Laichen getretenen Lachse eingeschlossen, wo sie dann laichten und zur Belustigung der ehemaligen Churfürsten mit großen Gabeln

gestochen wurden. In der Mühle befindet sich noch das große buntgemalte Zimmer, in welchem bei dieser Gelegenheit die Fürsten speisten.

Ein steiler Pfad führte uns nun zu dem Städtchen Hohnstein hinauf, das aus einhundertundzwanzig Häusern besteht und von neunhundert Menschen, die sich von Feld- und Hopfenbau, auch von Leinweberei ernähren, bewohnt wird. Ich wanderte, während die Andern in der Stadt frühstückten und rasteten, nach dem Schlosse hinauf. Hier, ehe ich mich weiter umsah, habe ich von der alten Geschichte der Burg alle nur mögliche Erkundigung eingezogen.

Die früheren Besitzer dieser Burg waren die Berken von der Duba, ein mächtiges, fehdelustiges, böhmisches Dynastengeschlecht, das durch Eroberungen seine Besitzungen in Böhmen und dem Meißner Hochlande beträchtlich erweiterte, und erst im Jahre Eintausend fünfhundert und funfzig ausstarb. Die Berken besaßen fast alle Burgen an der Polenz und Sebnitz, und waren späterhin eifrige Hussiten, wodurch sie oft in Verdrießlichkeiten mit dem Bischof von Meißen geriethen, der Hohnstein zu seinem Sprengel rechnete, obgleich der Bischof von Breslau dieselben Ansprüche machte. Im Jahre Eintausend vier-

die nöthigen Anordnungen und täuſchte ſo den Herzog völlig.

„Ihr habt vor einigen Tagen ein Schreiben des Grafen Serbelloni erhalten?“ fragte dieſer das Geſpräch plötzlich abbrechend.

Auch dieſe Frage brachte den Obriſten nicht außer Faſſung „Nein!“ ſagte er keck „Wie ſollte ich in Briefwechſel mit einem Manne ſtehen, den ich gar nicht kenne?“

„Und doch iſt mir hinterbracht worden, daß Ihr ein Schreiben erhalten habt, das Eure Verbindung mit Spanien beſtätigt, Ihr wollt uns los ſein und mich aus dem Lande jagen.“

„Gnädiger Herr!“ fuhr Jenatſch auf „Wer Euch das berichtet hat, iſt ein Lügner! — Wie könnte ich —“

„Ereifert Euch nicht, Obriſt!“ unterbrach ihn der Herzog „Ich habe gleich anfangs die Nachricht für Verläumdung gehalten und thue es auch jetzt noch; jedoch befahl mir meine Pflicht, auch hierbei vorſichtig zu Werke zu gehen. Ich wollte Euch prüfen und erſann deshalb das Mährchen von dem Angriffe des Mailändiſchen. Herzog Bernhard ſitzt in Paris und unterhandelt mit Richelieu und der Herzog von Savoien iſt nicht fähig ſolch einem großartigen Gedanken zu faſſen.“

„Gnädiger Herr!“ nahm Jenatſch das Wort und er fühlte ſich in der That gekränkt „Wodurch hab' ich es verdient, daß Ihr für nöthig erachten mußtet, meine Treue und Anhänglichkeit an Euch auf die Probe zu ſetzen? Hat Euch mein Betragen je Urſache dazu gegeben, bin ich ſo tief in Euern Augen geſunken?“

hundert und vierundvierzig brach eine Fehde zwischen den Berken von Duba auf Hohnstein und den Herren von Oelsnitz auf Rathen aus. Ein Hirsch, welchen der Besitzer von Rathen in der Waldung von Schandau, damals nach Hohnstein gehörend, erlegt haben sollte, war die Ursache dieser blutigen Fehde, wobei die von Oelsnitz in manchem Gefechte geschlagen wurden, auch manche ihrer festen Burgen verloren, denn die Berken waren ein mächtiges Geschlecht und wurden von ihren Glaubensbrüdern, den Hussiten, treulich unterstützt; selbst die Burg Rathen, welche denen von Oelsnitz allein noch geblieben war, wurde von ihnen belagert. — Doch Bischof Johann von Meißen, ein Schlesier, dem Breslauer Bischofe und den Hussiten persönlich feind, glaubte, er müsse die Gelegenheit Beide zu kränken, nicht vorbeigehen lassen, und wandte sich an den Churfürsten Friedrich den Sanftmüthigen, dem er die Nähe der ketzerischen Hussiten auf Hohnstein in dem gehässigsten Lichte darstellte. Der Churfürst ward endlich durch des Bischofs Vorstellungen bewogen, denen von Oelsnitz beizustehen, obgleich Rathen damals noch nicht zu seiner Lehnshoheit gehörte, sammelte in aller Stille ein Heer, und während die Berken vor Rathen lagen, überfiel er Hohn-

stein, zerstörte den größten Theil der Burg und behielt sie im Besitz. Erst funfzehn Jahre später erhielt Meißen durch Vertrag mit Böhmen auf rechtlichem Wege die Landeshoheit über Hohnstein, den Besitz der Burg aber gaben die Berken von der Duba nicht auf und verkauften sie späterhin an die von Schleinitz, die sie jedoch bald an die Gebrüder von Schönburg verkauften, von denen sie durch Tausch gegen Wechselburg und Penig an den Churfürsten Moritz fiel. Im dreißigjährigen Kriege trotzte das Schloß mit seinen festen Mauern und durch seine Lage manchem Angriffe der Schweden und Kaiserlichen, denn nur durch eine rampenähnliche Brücke mit der Stadt verbunden, liegt es fast ganz von tiefen Abgründen umgeben. Späterhin diente es hauptsächlich zu Staatsgefängnissen.

Beim Eingange in das Schloß störte mich das am hohen vordern Thore eingehauene Churwappen; ich hätte gern das alte Wappen der Duba hier gefunden, das mehr dem mir von der alten Veste entworfenen Bilde entsprochen hätte, als das Churwappen, das mich zu sehr an die neuere Zeit erinnerte. Doch ward ich befriedigt als ich in den ersten Hof trat, der nie gepflastert zu werden braucht, da es rauher Felsen ist, auf

welchen man tritt. Das erſte uns entgegenſtehende Gebäude iſt das Eintauſend ſechshundert und zwanzig durch den Blitz faſt ganz zerſtörte mittlere Schloß, das nur noch einige bewohnbare Räume hat. In dem dort befindlichen Thurme iſt ein altes Staatsgefängniß, an welchem man zu König Auguſt des Starken Zeiten eines Morgens angeſchrieben fand:

Wer da kommt nach dem Hohnſtein,
Der kommt ſelten wieder heim.

Von dieſen höher liegenden Trümmern betrat ich ein kleines auf dem Felſenrande angelegtes Gärtchen, wo ich in die grauſige Tiefe des Bärengartens hinunter ſah. Dieſer Bärenzwinger iſt ein wilder, tiefer, von ſeltſam geſtalteten, zum Theil überhängenden und kleine Höhlen bildenden Felſenbänken eingefaßter Grund, zwiſchen dem Schloßberge und dem Henzſchelhorne. Man ſperrte dieſe Schlucht und ſetzte dann Bären hinein, ſie hier zu Thierhetzen und zur Vermehrung aufzubewahren, wo ſie ſich auch einhundertundfunfzig Jahre lang fortpflanzten. Sollten ſie eingefangen werden, ſo lockte man ſie in oben angebrachte Fänge, deren Eiſengitter von der unteren Seite durch Räderwerk geöffnet und geſchloſſen werden konnte. Auch der berüchtigte Bär,

den August der Starke aus Polen mitbrachte und in seinem Zimmer aufzog, wurde zuletzt hier verwahrt, da er den König einst anfiel, der sich mit dem Hirschfänger vertheidigen mußte, und ihn schwer verwundete. Da nun das Vergnügen an Thierhetzen mit der höheren Kultur abnahm, auch bei dem Einfangen die Bestien zuweilen entkamen und Unfug anrichteten, schoß man die noch vorhandenen im Jahre Eintausend siebenhundert und sechsundfunfzig nieder.

Diesem zerstörten Theile des Schlosses gegenüber liegt das neue Schloß, welches jetzt die Wohnung des Justizbeamten ist, dann führte mich ein breiter in den Felsen gehauener Gang in einen zweiten von Wirthschaftsgebäuden, Trümmern und Gefängnissen umgebenen Hof, wo ich, über verfallenes Gemäuer kletternd, auf einem Felsvorsprunge in das sogenannte Köhlergärtchen trat. Von hier ist die Aussicht über das Thal herrlich, auch sieht man hier die Kommunikationsstraße, welche Napoleon vom Lilienstein bis nach Stolpen führen ließ. Weiter wandernd kam ich an ein eisernes Gitterthor, durch welches ich in die noch bewohnbar gebliebenen Gemächer der zerstörten Burg trat, wo sich jetzt in der ehemaligen Schloßkapelle das Amtsarchiv befindet. In dem

engen Hofe, der an das alte Schloß ſtößt, zeigte man mir das Gefängniß, das noch jetzt nach dem Herrn von Klettenberg die Klettenburg genannt wird. Dieſer berühmte Adept des achtzehnten Jahrhunderts, der erſt den Herzog von Weimar, dann Auguſt II. durch ſeine Goldmacherei betrog, hat hier lange geſeſſen, bis er auf den Königſtein geführt und dort eines angeſchuldigten früheren Mordes wegen enthauptet wurde. Auch die berühmte Gräfin Coſel, dieſe allgewaltige Geliebte Auguſt des Starken wurde, ehe ſie nach Stolpen kam, einige Zeit hier gefangen gehalten. Bei Beſichtigung der Marterkammern theilte man mir die ſonderbare Anekdote mit, daß der letzte der hier die Tortur ausgeſtandenen Verbrecher ein Fleiſcher geweſen ſei, der alle Grade überſtanden, frei geſprochen und ſeiner Haft entlaſſen wurde, aber als er ſpäter beide Beine in Dresden brach, den verübten Mord freiwillig eingeſtand.

Als ich ſchon Alles geſehen, die ungeheure Feſtigkeit und Dicke der Mauern bewundert hatte und eben auf dem Heimwege begriffen war, kam der Graf herauf, und ich mußte noch einmal die Burg mit ihm durchwandern, was ich auch, ſo müde ich war, mit Freuden that, denn ſie iſt wahrlich ein ſehenswerthes Denkmal des Alter-

thums. — Wir blieben den Mittag in Hohnſtein, beſchloſſen den ſchönen Punkt, den Brand, erſt auf unſerer Rückreiſe zu beſuchen und den geraden Weg nach Stolpen zu fahren. Dieſer Vorſchlag war mir nach durchwachter Nacht ſehr willkommen, und ſo ſind wir bei guter Zeit hier eingetroffen, wo ich dies aufzuzeichnen noch Zeit fand und mich nun zur Ruhe legen will.

Grimma,
gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Compteirs.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Neunundzwanzigſtes Bändchen.

Der Norweger oder romantiſche Wanderung durch die Sächſiſche Schweiz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Der Norweger

oder

Romantiſche Wanderung

durch die

Sächſiſche Schweiz.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

„Jenatſch“ ſagte der Herzog, dem der ganze Vorfall leid that „Wer, wie ich, ſo oft hintergangen wurde, ſollte wohl miſtrauiſch geworden ſein und ich vertraue dennoch ſo gern dem Menſchen, den ich wohl für beſſer halte, als er wirklich iſt. Aber Euch habe ich nicht miſtraut, Ihr ſeid mir zu ſehr verbunden, hängt mit zu wahrer Theilnahme an mir und Ihr müßtet ein undankbares, unedles Herz beſitzen, könntet Ihr je an Eurem väterlichen Freunde zum Verräther werden. Nicht wahr, mein wackrer Schüler in der Kriegskunſt, mein Waffengefährte in ſo manchem Kampfe! Auf Euch darf ich rechnen mit feſtem Vertrauen?“

„Bis zum Tode!“ ſagte Jenatſch, doch bebte ſeine Stimme indem er dies ſprach.

„Da ich nun Euerm Edelmuthe ſo ſehr vertraue als Eurer Treue, ſo glaube ich auch, Euch vor dem Alten von Zurnatſch warnen zu dürfen“ fuhr der Herzog fort „Er iſt Euer Feind und ein heimtückiſcher Menſch; hüthet Euch, aber rächt Euch nicht an ihm“

Jenatſch verſprach es dem Herzoge, mehr vielleicht Mariens als des Herzogs wegen.

Er blieb nach dieſer Unterredung noch einige Tage in Reichenau und benutzte dieſe Zeit, den Herzog immer mehr von ſeiner Ergebenheit zu überzeugen, dann ritt er nach Chur zu Peter Guler, ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und Beide beſchloſſen nun, die Ausführung ihres Vorhabens nicht länger aufzuſchieben, da ſie jetzt um ſo mehr Verrath fürchten mußten und nur die höchſte Verſchwiegenheit ihn ausführbar machte.

Stolpen.

Die Bergveſte Stolpen zu beſehen hat mir viel Freude gemacht; das Schloß ſelbſt erinnert an ſo viel Geſchichtliches, und auch ſein Aeußeres iſt noch der Anſchauung werth.

Stadt und Schloß Stolpen ſtammt, wie faſt alle Burgen dieſer Gegend, aus den Zeiten der Sorben. Die Stadt, ſonſt Jocrym genannt, lag wahrſcheinlich auf der Stelle des jetzigen Dorfes Altſtädt, wurde von den Huſſiten gänzlich zerſtört und dann am Fuße des Schloſſes wieder aufgebaut, wo ſie im dreißigjährigen Kriege zweimal durch die Kroaten abgebrannt, das Schloß aber nicht erobert wurde; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verwüſtete ſie abermals eine Feuersbrunſt gänzlich.

Das Schloß und Gebiet Stolpen kam im dreizehnten Jahrhundert an die Biſchöfe von Meißen, die viel zu deſſen Verſchönerung und

dem Anbau der Gegend beitrugen, und es zuletzt meist zu ihrer Residenz wählten. Die Schloßgebäude mußten deshalb erweitert werden und die Stadt hob sich durch die bischöfliche Hofhaltung und den Handel; jetzt zählt sie eintausend Einwohner, die meist von Weberei leben.

Nach dem Tode des Bischofs Nikolaus aus dem Hause Carlowitz entspann sich mit dessen Nachfolger eine Fehde, die dem Bisthume Meißen Stolpen entzog. Johann der Neunte, aus dem Geschlechte derer von Haugwitz, hatte noch vor seiner Wahl zum Bischof vom Kapitel den Auftrag erhalten, den Nachlaß des Bischofs Nikolaus zu reguliren, und obgleich er dessen Erben, Hanns von Carlowitz, ein von dem Verstorbenen noch als Kanonikus entworfenes Testament und eine mit Geld gefüllte Lade übergab, so meinte doch der von Carlowitz, es müsse noch ein vom Bischof in der letzten Zeit seines Lebens in das Stolpener Archiv niedergelegtes Testament und ein bedeutenderer Nachlaß als der eingehändigte vorhanden seyn. Der Bischof läugnete dies, der von Carlowitz sandte ihm einen Fehdebrief, und in der Hoffnung den Bischof selbst zu fangen, rückte er schon am an-

dern Tage vor das Schloß. Aber Bischof Johann, bei Zeiten davon benachrichtigt, war nach Prag entflohen und überließ seinen Räthen die Vertheidigung von Stolpen. Diese hielten sich auch wacker, die Bürger blieben treu, nur das Landvolk rückte nicht zum Schutze des Schlosses heran. Indessen hauste Hanns von Carlowitz in den Landen des Bischofs gar übel, brannte mehre Dörfer ab, raubte das Vieh und brachte die Stadt auf das Aeußerste, die sich endlich gezwungen sah, sich an Churfürsten August von Sachsen, als ihren obersten Erbschutzherrn, zu wenden und um seine Hülfe zu flehen. Dies scheint der eigentliche Zweck der ganzen Fehde gewesen zu seyn. Der Churfürst ließ auch sogleich einen Ausschuß von bewaffneten Bürgern aus Dresden und Radeberg unter Georg von Carlowitz, des Befehders eigenem Bruder, ausziehen und Stadt und Schloß besetzen. Nun wurden die Mißhelligkeiten durch sämmtliche Parteien bald ausgeglichen. Hanns von Carlowitz bekam vom Stifte viertausend Goldgulden, der Churfürst behielt das ganze Amt Stolpen, und der Bischof mußte froh seyn zur Entschädigung dafür Mühlberg zu erhalten. Auf diese Weise kam Stolpen an das Churhaus.

Im dreißigjährigen Kriege widerstand das Schloß den Kaiserlichen und den Schweden mehremale, nur im siebenjährigen Kriege nahm der Husaren-Oberstlieutenant Warnery das von der Besatzung Verlassene ein, und streckte den alten zurückgebliebenen dreiundsiebenzigjährigen Kommandanten, einen von Liebenau, in dem Augenblicke, wo er seinen Degen übergeben wollte, mit einem Pistolenschusse nieder. Dieser Schuß war der erste des so blutigen siebenjährigen Krieges. Nach dem Kriege geriethen die Festungswerke in Verfall und wurden zum Theil niedergerissen. Erst Eintausend achthundert und dreizehn durch Napoleon, welcher Stolpen mit in seine Vertheidigungslinie der Elbe zog, erhielt es wieder einige militairische Bedeutsamkeit.

Wir besuchten das Schloß in aller Frühe, selbst die Tante, durch die Nachricht gelockt, eine Geliebte König Augusts von Polen habe hier lange Jahre gefangen gesessen, begleitete uns, langweilte sich aber schon als wir die Basaltfelsen, auf denen das Schloß gebaut ist, mit Aufmerksamkeit betrachteten. Es gehört mit zu dem merkwürdigsten Säulenbasalt, und nur der, auf welchem Schloß Friedland in Böhmen ge-

baut ist, kann ihm gleich gestellt werden, und lagert auf einem grobkörnigen Granit, doch läßt es sich schwer bestimmen, wo dieser aufhört und jener beginnt. Um das ganze Schloß ziehen sich Basaltsäulen von ganz verschiedenen Dimensionen, die fünf-, sieben- und neun-, meistens sechsseitig, zwölf Ellen hoch emporragen, und sechs, acht, zehn bis zwölf Zoll im Durchmesser haben. Die schönsten Säulen sahen wir im Thiergarten und im ersten Schloßhofe, einige von diesen haben sogar die Eigenthümlichkeit, daß sie bei Berührung klingen, alle sind von schwärzlicher Farbe und sollen dem Basalt in der Fingalshöhle auf Staffa gleichen.

Wir traten nun in den ersten der vier Höfe des Schlosses, die durch Brücken miteinander verbunden sind. In der sogenannten Klengelsburg, dem ersten Hofe, ist eine in Basalt gebrochene Cisterne und das Archiv des Amtes, das einst der bischöfliche Marstall war, auch sieht man hier einige Rudera von Verzierungen und Altären aus der abgetragenen alten Schloßkirche, und ein furchtbares Gewölbe, das einst zur Marterkammer diente. In diesem Hofe erschoß Warnery den alten Kommandanten. Die Brücke nach dem zweiten Hofe führt längs schö-

ner Basaltsäulen zu einem Doppelthore, wovon das erste uns zu einem tiefen unterirdischen Kerker brachte, wo die Gefangenen sonst durch ein Loch hinunter gelassen wurden, das andere aber uns nach dem Johannisthurme führte, den wir sogleich bestiegen und hier die Zimmer betraten, welche die Gräfin Cosel im Anfange ihrer Gefangenschaft bewohnt hatte. Nach Mitternacht und Morgen hatte sie von hier eine reizende Aussicht, doch was kümmert dies eine ehrgeizige Frau, die so viele Jahre lang den König und sein Land beherrscht, Millionen vergeudet, Tausende zu ihren Füßen kriechen gesehen hatte, und die jetzt aus dem Luxus ihres Palastes gerissen, in wenige Zimmer sich verwiesen sieht, wo kein bestellter Sklave, kaum ein fremder Diener bereit steht, ihre Befehle zu erwarten. Von solcher Höhe herab muß die Nemesis furchtbar seyn, und doch, wer erklärt die Launen des Menschen, doch wollte die Gräfin Cosel Stolpen nicht verlassen, als Churfürst Friedrich August ihr die Freiheit anbieten ließ. Ihr Ehrgeiz war vielleicht zu groß, um sich, wenn es nicht mit dem alten Glanze geschehen könne, in der Welt wieder zeigen zu wollen. Ob die Anekdoten von ihr wahr sind, daß sie während

des siebenjährigen Krieges, wo sie die ihr ausgesetzte Pension von Preußen regelmäßig, jedoch in schlechten Münzsorten ausgezahlt bekam, ihr Kabinet ganz mit sogenannten Ephraimsthalern benagelt, und daß sie zuletzt sich zur jüdischen Religion bekannt habe, ist wohl nicht erwiesen.

In dem vierten Hofe fanden wir den berühmten zweihundertsiebenundachtzig Fuß tiefen in Basalt gebrochenen Brunnen, an dem zweiundzwanzig Jahre gearbeitet wurde, ehe man Wasser fand. Bei dem ersten Ueberfall im siebenjährigen Kriege warfen die Preußen, nachdem sie die metallenen Kanonen weggeführt, die eisernen, so wie die Gewehre und Kugeln in den Brunnen, so daß fast drei Viertel seiner Tiefe verschüttet wurde. Es wäre wünschenswerth, daß er gereinigt würde, weil man hier die seltene Gelegenheit fände, das Innere eines Basaltberges zu untersuchen. Auch wurde uns hier die sonderbare Anekdote erzählt, daß König August II., die Festigkeit der Mauern und des Felsens zu probiren, an verschiedenen Stellen vierundzwanzigpfündige Kanonen hatte auffahren und das Schloß damit beschießen lassen. In den Mauern machten die Kugeln nur eine kleine Vertiefung, sprangen aber selbst in mehre

Stücke, an dem Basaltfelsen aber splitterten sie nur einige scharfe Spitzen des Gesteins ab, waren wirkungslos und zersprangen auch hier; die Stücken der zersprungenen Kugeln flogen bis in die Stadt und eine verwundete das Handpferd des Königs.

Bei dieser Gelegenheit soll die Gräfin Cosel, diese jähzornige Frau, welche aus ihrem Zimmer den König erblickte, ihn nicht auf die anständigste Weise begrüßt und dadurch ihr Schicksal nicht verbessert haben.

Nach dem Thiergarten, wo sonst viel schönes Wild gehegt wurde, gingen wir nicht, ließen die Damen zurück, und besahen die Stammschäferei, die erste der Art in Sachsen, durch welche dem Lande ein bedeutender Erwerbszweig geworden ist. Der Stamm dieser Schäferei wurde 1765 ursprünglich aus Spanien gebracht, und von 1779 bis 1811 waren schon zehntausend Böcke und Mutterschafe im Lande verkauft und damit der Grund zu den vielen berühmten Schäfereien Sachsens gelegt. Mir waren diese Art Schafe etwas ganz Neues, ich glaubte bis jetzt, je länger die Wolle, je schöner, und ich konnte kaum meinen Augen trauen, als ich den

feinen Faden der Wolle sah, die uns der Schäfer zeigte.

Von hier zurückgekehrt, fanden wir die Tante sanft schlafend und mußten uns daher entschließen, hier Mittag zu machen, und dann erst nach Hohnstein zurückzufahren, um dort die Nacht zu bleiben. Vorher aber wollten wir noch einige Excursionen machen, deshalb nahmen der Graf und ich, kaum in Hohnstein abgestiegen, einen Führer mit uns und wanderten nach dem Brand.

Wir gelangten auf einem sehr freundlichen Waldwege in einer halben Stunde nach diesem ziemlich bedeutenden Plateau, das von einem Waldbrande den Namen hat und heute von mehren Fremden besucht war, die auf Bänken oder auf der Erde gruppirt, ihr Auge und ihren Magen erquickten. Die Aussicht von hier ist großartig, obgleich die Nähe des prachtvollen Elbstromes und so mancher Blick in schauerliche Tiefen fehlt, welche uns die Bastei sattsam bietet, doch fand ich hier eine Lieblichkeit und Frische der Landschaft, die mir den Brand in meiner Erinnerung stets lebendig erhalten werden. So wenig ich den Blick in die Ferne liebe, wo ein dunkler, kaum sichtbarer Punkt ein[e]

„Ich table den Grafen Serbelloni sehr, daß er den Rottmeister ins Geheimniß gezogen hat“ sagte Jenatsch „Wollten sie einen des Landes Kundigen wählen, so mußte es ein Bote sein, dem der Inhalt des Schreibens unbekannt bliebe. Sicher kommt diese Unvorsichtigkeit von Rudolph Planta, der den treuen Diener seines Hauses von ihrer baldigen Wiederkehr benachrichtigen wollte. Hätte der Herzog weniger Vertrauen zu mir, so waren wir verloren und der ganze Plan war noch vor der Ausführung gescheitert.“

„Eigentlich“ sagte Guler „wenn ich die Sache genau betrachte, so sind wir Thoren, solch ungewisses Wagstück zu übernehmen. Wir opfern ein gewisses Gut einem ungewissen, wollen das Vaterland retten und wissen nicht einmal, ob es Rettung verlangt. Zwei Partheien zerrissen es, Beide haben verschiedene Ansichten, Beide glauben, sie streiten fürs Vaterland und streiten doch nur für sich; der Eigennutz ist der Hebel, der alle Kräfte in Bewegung setzt, nicht Patriotismus, und das Volk, willig seine Hände dem Mächtigsten bietend, glaubt, es arbeite für sich und nützt doch nur im Kampfe seine Kräfte ab und man theilt nicht einmal den Gewinn mit ihm. Früher fechten wir für Frankreich, jetzt glauben wir für uns selbst zu kämpfen und wer giebt uns die Gewißheit, daß, wenn wir die Franzosen vertrieben haben, wir nicht zurück ins Joch der Spanier fallen, das wahrlich noch härter ist! Denn statt eines sanften, leutseligen Rehaus kehrt eine Heerde Kapuziner zurück und die Geissel der Pfaffen verwundet Geist und Körper zugleich.“

„Ihr könnt Recht haben, Peter Guler“ erwiederte

Stadt, ein Nebelſtreif uns einen Gebirgsrücken zeigt, und das viel und weit Sehen mich nie ganz befriedigt, ſo geſtehe ich doch, daß dieſes halbe Panorama, das ſich vom Winterberge bis zum Borsberge höchſt reizend hinzieht, mich entzückte. Alle die ſonderbar geſtalteten Kegel, die es umfaßt, die ſchöne Elbgegend längs der Rathener Felſen, aus welchen Wehlen mit ſeiner lieblichen Umgebung, wie eine Centifolie aus dunkelm Gebüſch hervorblickt, auch der Königsſtein mit ſeinen düſtern Gebäuden, alles dies bietet dem Auge ſo viel Schönes dar, daß es gern darauf verweilt.

Auch hier, wie auf dem Hockſtein, hat der, für Naturſchönheiten gewiß rege Sinn eines Herrn von Carlowitz Stufen in den Felſen hauen und eine kleine Brücke über eine tiefe Schlucht ſchlagen laſſen, wo man zu manchen niedlichen, wenn auch zu dem erhabenen Ganzen nicht recht paſſenden Verzierungen und Bequemlichkeiten gelangt. Man findet hier eine Grotte mit Moosbänken und eine kleine Einſiedelei, deren bunte Fenſterſcheiben die Umgegend in einem ganz verſchiedenen Zauberlichte zeigen. Hier fanden wir einen jungen Engländer, der ohne im Mindeſten auf uns Eintre-

tende zu achten, unverwandt durch die bunten Glasfenster nach dem Lilienſteine ſah und immer einzelne Worte vor ſich hin murmelte, die ich, der ich doch das Engliſche ſpreche, zu verſtehen nicht im Stande war. Als wir eine bedeutende Zeit hinter ihm geſtanden und er nicht von der Stelle wich, nahte ſich ihm der alte Graf und ſagte ihm etwas ungeduldig auf franzöſiſch: erlauben Sie uns, mein Herr, auch einen Augenblick die Gegenſtände durch dieſe Glasſcheiben zu betrachten? — Pardon! erwiderte der Engländer aufſpringend, und ſich dann zu mir wendend ſagte er langſam: ſchön, ſehr ſchön! woraus wir ſehen konnten, daß er franzöſiſch und deutſch ſprach.

Der Mann gefiel mir, und während der Graf etwas brummend durch die Scheiben ſah, redete ich ihn engliſch an, worüber er entzückt ſchien und mir ſogleich erzählte, er hätte mit ſeinen in Hohnſtein zurückgebliebenen Eltern die ſächſiſche Schweiz bereiſt und wolle morgen mit ihnen zurück nach Dresden.

Sehen Sie einmal hier durch! wendete ſich jetzt der Graf zu mir, ich that es, und was ich durch die bunten Scheiben ſah, überraſchte mich. Hier ward die Landſchaft vor mir plötzlich zu

einer trüben, nebligen, dort schien ein glühender italischer Himmel sie zu beleuchten, und als ich durch eine andere Scheibe blickte, schien das Ganze in Rosenduft getaucht zu seyn.

Nun, wie gefällt es Ihnen? fragte mich der Graf, als ich meine Neugierde befriedigt hatte.

Gut und nicht gut, antwortete ich und der Engländer horchte aufmerksam auf meine Worte. Der glühende, so wie der Rosenduft, welcher über die Gegend südliche Farben haucht, könnte mich anziehen, wenn er nicht so monoton, so unnatürlich wäre. — Ich finde das bunte, abwechselnde, natürliche Farbenspiel der Waldgruppen reizender, als diesen eintönigen Schein.

Mir hat sie aber sehr gefallen, diese stete Veränderung, nahm der Engländer das Wort, man braucht nur durch ein grünes Glas zu sehen, wie ganz anders, als wenn man durch das goldgelbe blickt.

Vergnügen Sie sich daran! fiel ihm der Pole etwas trocken in die Rede, machte eine kurze Verbeugung und entfernte sich; ich folgte ihm, der Engländer auch, der, wahrscheinlich weil ich ihn englisch angeredet, Wohlgefallen an mir finden mußte, denn er setzte sich neben mich unter einen Baum, wo wir einige Erfrischungen

zu uns nahmen, er aber alles, was wir ihm anboten, ausschlug.

Auch unser Führer hatte sich zu uns gesetzt, und da er ein sehr redseliger Mann war, der übrigens ganz gut sprach, so glaubte er, daß während wir äßen und tränken, er uns so lange unterhalten müsse, bis die Ueberreste zu ihm wanderten. Von hier aus, begann er, könnten Sie wohl den Gickelsberg und Goßdorf besuchen. —

Danke für heute! unterbrach ihn der Graf.

Nun wie Sie befehlen, gnädiger Herr! fuhr der Führer fort; so gehen wir von hieraus geraden Wegs nach Hohnstein zurück. In der alten Burgruine an der Sebnitz haben Manche so nicht gern Etwas zu thun, denn da soll es nicht geheuer seyn, und ein guter Christ kann schon nicht einmal in der Dämmerung ungeneckt da sitzen. Ich glaube zwar an Gespenster, meine aber, mit einem kräftigen Gebete hält man jeden Geist von sich ab, deshalb hätte ich wohl Lust, einmal in der alten Ruine, nur nicht allein, eine Nacht zuzubringen, um zu sehen, was an der Sache ist. Es hat sich aber noch nie ein Reisender gefunden, der dort unter Gottes freiem Himmel die Nacht zubringen wollte.

Haben Sie Luſt? fragte mich der Engländer in ſeiner Mutterſprache, und ihm ein freudiges Ja! antwortend, ſtand auch gleich der Gedanke feſt in mir, in den alten Ruinen dieſe Nacht die Geiſter zu erwarten. Ich theilte dem Grafen meinen Wunſch mit und verſprach, ihn morgen in Schandau zu treffen. Auch bat ich ihn, den Führer mir dorthin zu ſchicken, da derſelbe die Idee eine Nacht daſelbſt zuzubringen zuerſt ausgeſprochen habe.

Der Graf verließ uns und wir ergötzten uns an der ſchönen Gegend, bis die Führer, wie Maulthiere bepackt, zurückkehrten. Wir ſagten hierauf dem Brande ein Lebewohl, und traten die Wanderung nach der Geiſterburg an.

Wir ſtiegen nun die Höhe hinab und kamen bald, Goßdorf ſeitwärts laſſend, auf einem Waldwege nach dem mit Baſalttrümmern bedeckten Gickelsberg, wo wir uns der weiten Ausſicht nach Süd und Oſt erfreuten, verließen nach kurzem Aufenthalte den Berg und wandten uns nach Goßdorf, von wo uns der Weg über nackte Felſen und durch Wald zu einer Erdzunge führte, deren ſteile Abhänge dicht mit Holz bewachſen ſind. Bald kamen wir an eine Vertiefung, von der des Engländers Führer

uns erzählte, daß hier die erste Zugbrücke der alten vor uns liegenden Burg gestanden habe; noch zwei Stellen bezeichnete er uns als zweite und dritte Brücke, bis wir endlich den Bergrücken am Ende der schmalen Erdzunge erreichten, an dessen Fuße sich der Schwarzbach in die Sebnitz stürzt.

Hier standen wir nun in den Trümmern der alten Geisterburg, die Führer legten ihre Last an einer Mauer nieder, und obgleich der Tag sehr warm war, holte doch der eine Führer, nicht der meine, Reißig herbei, um Feuer anzumachen, den Rauch, meinte er, könnten die Geiter nicht vertragen. Ich bemerkte dabei, daß dieser junge Mann nicht so muthig war als mein Alter, wenigstens nicht gern Etwas mit Geitern zu thun habe.

Während wir in den Trümmern umherkrochen hatten die Führer ausgepackt, und ich war wirklich über die Aufmerksamkeit meines alten väterlichen Freundes gerührt, denn außer meinem Mantel hatte er auch noch zwei wollene Decken, Wein und hinreichende Lebensmittel geschickt, so daß ich, der Engländer, für den die Seinen nicht so vorsorglich gewesen waren, und

auch die Führer für diese Nacht hinreichend versorgt waren.

Eigentlich erschien mir jetzt schon das ganze Abentheuer als ein thörichtes, denn die Ruinen boten außer dickem Mauerwerk, Rudera's tiefer Gewölbe und einem in Granit gearbeiteten, längst verschütteten Brunnen, nichts Sehenswerthes dar, denn der Hauptschmuck einer Ruine — Thürme fehlten. Doch war die Lage dieser, auf steilen Felsen gebauten Burg romantisch, die Landschaft recht schön, und so erwarteten wir, uns gegenseitig unsre kleinen Lebensbegebenheiten erzählend, heiter gestimmt den Untergang der Sonne, der hier recht malerisch seyn mußte.

Aber auch dieser Genuß sollte uns versagt werden, denn der Himmel umzog sich; anfangs stiegen nur einzelne Wolken auf, aus denen der Verzagte, so werde ich den Führer des Engländers immer nennen, sogleich ein schweres Gewitter prophezeite, dann umzog er sich ganz und die Gluth der Abendröthe war in Wolken gehüllt.

Sie werden sehen, sagte der Verzagte, was wir für eine furchtbare Nacht haben werden; kommt der Wind aus dem Abende und ein Gewitter steht im Morgen, so bekommen wir ein

fürchterliches Wetter, so recht für die Geister, aber nicht für uns geeignet. Der andere Führer lächelte. Schüre nur Dein Feuer an, daß der Rauch die Geister vertreibt und wir nach dem furchtbaren Wetter unsere Röcke trocknen können, sagte er zu seinem Kameraden. — Komm, wir wollen bei Zeiten Holz und Reißig sammeln, ehe es ganz Nacht wird.

Der Verzagte mochte doch nicht ganz Unrecht haben, denn kaum waren sie zurückgekehrt, als es sich in Osten furchtbar aufthürmte, und schon begann es in der Ferne zu leuchten, was mich sehr erfreute, denn ich sehnte mich den Donner wieder zwischen hohen Bergen rollen zu hören. Aber mein Reisegefährte schien nicht meine Freude zu theilen, die Geister hatten ihn hieher gelockt, aber er wollte ihre Bekanntschaft nur in einer schönen Sommernacht, bei wohlbesetztem Tische und überhaupt ganz comfortably machen, aber das Gewitter am Himmel, das feuchte Lager, denn ihm waren keine Decken geschickt worden, und der Wind, der sich zu erheben anfing, lagen außer dem Bereiche seiner Erwartungen; doch der Tag war lang, die Nacht kurz, mein Anerbieten Decken und Provisionen mit ihm zu

theilen, ſchien ihn bald zu tröſten, die Hammelkeule und der Rheinwein zu munden, und ſomit kehrte friſcher Muth und neue Lebenskraft in ihn zurück.

Das Gewitter kam immer näher; herrlich leuchtend zuckten die Blitze durch die ſchwarzen Wolken, und es rollte der Donner im tauſendfachen Echo majeſtätiſch durch die Bergſchluchten, große einzelne Regentropfen fielen, und über uns ward es immer finſterer. Da fuhr der Engländer mit Haſt in die Taſche, holte ein Paar Piſtolen heraus, wickelte ſie in zwei Schnupftücher, die er aus ſeinen großen Seitentaſchen zog, und legte ſie, ſo nach ſeiner Meinung wohl verwahrt, unter einen hohl liegenden Stein.

Mein Gott, was machen Sie denn mit Piſtolen in der Taſche? fragte ich verwundert.

Ohne die reiſt mein Vater, reiſe ich nie, erwiderte er. Man kann auf der Landſtraße angegriffen werden.

Warum legen Sie aber die Waffe jetzt ab? fragte ich weiter.

Wiſſen Sie denn nicht, erwiderte der Engländer ganz bedächtig, daß Metall den Blitz

anzieht? Bei Gewittern muß man all' dergleichen von sich legen.

Ich konnte mein Lächeln nicht verbergen, was er jedoch nicht zu bemerken schien, und wußte nun, woran ich mit dem Sonderling war, der sich übrigens Essen und Trinken gut schmecken ließ, und nach abgelegten Pistolen mehr für die Regentropfen und seinen feinen Rock, als für sein durch das Gewitter bedrohtes Leben besorgt zu seyn schien.

Die Sonne mußte sich schon gesenkt haben, denn es war fast dunkel, als ein furchtbarer Sturm sich erhob und die Wolken peitschend über uns jagte, so daß bald der Regen in Strömen herabstürzte. Ich reichte schnell meinem Unglücksgefährten eine weiße Decke statt Mantel, die er auch ohne Weigern umnahm, und dem Wetter trotzig den Rücken kehrte. Denke ich mir die lange hagere Gestalt des Engländers, eine weiße Steppdecke um sich, mit aufgerecktem Haupte, damit der Regen ihm nicht in den Nacken laufen sollte, ein ewiges God dam brummend neben mir stehen, so kann ich mich jetzt, wo ich wohlbehaglich in Schandau sitze und dies niederschreibe, des Lachens nicht enthalten, denn so wie ein Blitz die Finsterniß erhellte, stand

Jenatsch „Mit Zuversicht ergründet keines Menschen Geist die Zukunft, deshalb können wir uns nur Lehren aus der Vergangenheit schöpfen, um die Gegenwart mit Weisheit zu benutzen, müssen aber so zuversichtlich handeln, als wären wir Herren der künftigen Ereignisse. Die Spanier sitzen ruhig in Mailand, die Oestreicher haben vollauf mit den Schweden zu thun, beide drücken uns nicht; aber die Franzosen breiten sich wie die Heuschrecken über unsre Fluren, verfolgen daheim die Hugenotten und wollen uns glauben machen, sie wären nur in unsre Gebürge gekommen, unsre Religion zu schützen. Unsre Pässe wollen sie besetzen, für elenden Sold unsre Arme, unsern Muth benutzen und statt unsre Freunde, unsre Bundesgenossen zu sein, sind sie unsre anmaßenden Herren. Für die Einzelnen mag es gut sein, daß ein edler Mann, daß Rohan an ihrer Spitze steht, dem Ganzen nützt es nichts, er kann ja doch nur handeln, wie es ihm Richelieu befiehlt. Deshalb müssen wir das Joch, das uns eben drückt, abschütteln und uns waffnen, daß uns weder Spanien noch Oestreich ein neues anlegt."

„Ich fürchte, Freund" unterbrach ihn Guler „man wird uns am Ende schlecht lohnen. Kehren die Planta durch unsre Vermittelung ins Land zurück, so werden uns die von Salis deshalb anfeinden und Jene dennoch nicht vergessen, was wir ihnen Leides thaten —"

„Glaubt Ihr, Peter Guler, daß ich auf eine glückliche Zukunft rechne, daß ich des Lohnes wegen handle? Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß Undank die einzige Münze ist, womit das Volk zahlt? Nicht auf Lohn, nicht auf Dank, nicht einmal auf Nachruhm rechne ich, denn

dieſe weiße Figur gleich dem Ritter von der traurigen Geſtalt vor mir.

Jetzt nahte das Gewitter und zu des Verzagten Unglück trieb der Sturm ein anderes Wetter den langſam und ſchwerfällig anziehenden, dunkeln Wolken entgegen, und als ob es auf uns abgeſehen ſei, ſtießen beide feindlich über unſern Häuptern zuſammen. Der Kampf begann, die Wolken entladeten ſich, Blitz folgte auf Blitz, ſo daß die ganze Gegend ein Feuermeer zu ſeyn ſchien, die Gegenſtände hell vor uns traten und der Donner nicht mehr im Echo wiederhallte, ſondern wie ein langer, ununterbrochener furchtbarer Akkord über und unter uns rollte. — Jetzt! Blitz und Donnergeſchmetter zugleich, praſſelte eine hohe vom Blitz getroffene Fichte neben uns nieder, und ich ſah den Verzagten knieen, den Andern mit gefalteten Händen ſtehen und hörte das God dam! des in die Steppdecke Gehüllten, unter welcher er nicht wenig ſchwitzen mochte, da er ſie jetzt trotz des Regens wüthend von ſich warf und nun in einer Art Verzweiflung unbedeckt dem Wetter Trotz bieten zu wollen ſchien. Aber es war auch wahrlich ein Gewitter, wie ich es je erlebt zu haben mich nicht erinnere, es war

grauſig ſchön. Bei den ununterbrochenen Blitzſtrahlen trat manchmal die Landſchaft wie durch Zauberſchlag aus der Rabennacht plötzlich hervor, die fernſten Felskegel zeigten ſich, um ſchnell wieder in Nacht zu verſinken, der Regen ſtrömte, der Sturm heulte, die alten Föhren krachten, Eulengeſchrei hörte man, Unglück verkündend, aus dem alten Gemäuer, und zu dem Heulen und Rauſchen rollte der Donner wie ein ununterbrochener Poſaunenton in dem furchtbaren Orcheſter dieſer Schreckensnacht.

Wohl eine Stunde hatte der Kampf die beiden Gewitter über uns feſtgehalten, wohl eine Stunde hatte der Sturm vergebens verſucht, ſie mit ſeinen rauſchenden feuchten Schwingen zu trennen, längſt ſchon hatte er unſer Feuer ausgelöſcht, als es ihm endlich gelang der Wolken Herr zu werden und ſie nach allen Himmelsgegenden zu treiben. Das Dunkel des Himmels verſchwamm in Grau, und nach Weſten zogen die ſchwarzen vom Winde verfolgten Wolken, der Regen ließ nach, und nur zuweilen ſchlängelten ſich noch die zackigen Blitze, rollte der immer ferner hallende Donner. Der Sturm ruhte endlich ermüdet, leiſe ward ſein rauſchender Flug, und die von ſchwerer drückender Luft

bewegte Bruſt athmete wieder freier in dem Dufte der Blüthen und Blätter.

Herr! ſagte jetzt mein Führer, zwei Flaſchen unter dem Arme ſich mir nahend, während der Verzagte ſich mühte, Feuer anzuſchlagen und Reißig in der Dunkelheit zuſammen zu ſuchen: Es war gut, daß ich dieſe zwei Flaſchen für Sie noch in Reſerve behielt und dieſe Fläſchchen mit Schnaps für uns, ſonſt würden wir wahrlich, ſo durchnäßt wie wir ſind, faſt erfrieren. Ich dankte für ſeine Fürſorge, hege jedoch jetzt noch den Verdacht, nur das Mitleid mit unſerer traurigen Situation hat ihn bewogen den Wein aus ſeinem Verſtecke hervor zu holen. Mochte es ſeyn wie es wollte, er kam uns gelegen. — Auch das Feuer brannte endlich wieder, und als es aufflackerte, ſah ich auch das Geſicht des Engländers ſich aufheitern; er ſetzte ſich auf einen Stein, verſuchte ſeine Füße zu trocknen, und freudig wie der Soldat nach gewonnener Schlacht, ſprach er von dem ſchönen Gewitter und den herrlichen Momenten, die es uns bereitet hatte, und leerte auf einen Zug die halbe Flaſche aus.

Uns zu trocknen, ſetzten wir uns nun um das hellpraſſelnde Feuer, deſſen Flamme das

ganze Gemäuer gar wunderſam beleuchtete, denn die daran hängenden Regentropfen funkelten wie Brillanten durch die Nacht. Aus der Ferne muß ſich die gelagerte Gruppe recht ſchauerlich ausgenommen haben, ſo daß jeder Landmann, der ſie geſehen, uns gewiß für die Burggeiſter gehalten hätte, die hier am hölliſchen Feuer brieten.

Unſere Vorräthe, beſonders die Flaſchen waren bald geleert, ſchon nahte die Stunde der Mitternacht, und wir forderten nun meinen Führer auf, uns doch wiſſen zu laſſen, weſſen Geiſt hier umherwandeln ſolle. Ehe er aber noch begann, ſtand der Engländer auf, ſchüttelte noch einmal den Regen von ſeinem langen weiten Ueberrock und holte die Piſtolen unter dem Steine hervor, die auch wirklich gut vor der Näſſe verwahrt geweſen waren; als er ſie aber wieder zu ſich ſtecken wollte, waren ſeine Taſchen ſo durchnäßt, daß die frühere Vorſorge vergeblich geworden wäre, und er ſie neben ſich legen mußte. Wir ſetzten uns nun, um zuzuhören; er und ich ſaßen den Rücken gegen das Gemäuer, der Erzähler uns gegenüber, der Verzagte aber etwas ſeitwärts, mehr dem Wege

zu, der in das Thal führte; so erwarteten wir nun die Erzählung.

Vor vielen hundert Jahren, begann der Alte endlich, als das Hussitenvolk noch in Böhmen herrschte und die Nachbarländer gar arg verwüstete, lebte auf dieser Burg, die den Berken von Duba gehörte, ein alter Mann, vor welchem die ganze umliegende Gegend mehr Furcht als selbst vor dem gestrengen Herrn auf Hohnstein und Leipa hatte, und doch konnte Keiner sagen weshalb; wahrscheinlich, weil selbst die gestrengen Berken von Duba ihn zu fürchten schienen. Man wußte nicht woher er gekommen war und flüsterte sich nur zu, er habe dem Ritter von Hohnstein in einem scharfen Treffen das Leben gerettet, und deshalb hätte dieser ihm aus Dankbarkeit den Niesbrauch der Burg und des Dorfes überlassen. Aber die Berken belohnten ihre treuen Diener nicht so fürstlich, auch schienen sie dem Alten nicht besonders gewogen zu seyn, wobei denn die Leute meinten, dies käme daher, weil große Herrn meist denen nicht wohlwollten, welchen sie Dankbarkeit schuldig wären. Der Alte verließ nur selten die Burg, der Lehnsherr kam nur wenig, und dann

war dessen Gesicht immer ernst, und er ritt meist verdrießlich wieder heim.

Wo wir jetzt hier um das Feuer sitzen, stand damals ein hoher Thurm, von dessen Zinnen man die ganze Gegend überschauen konnte. In diesem Thurme wohnte der Alte und kein männliches Wesen durfte ihn betreten, nur Frauenvolk hatte zuweilen freien Einlaß, doch auch denen war das obere Zimmer verschlossen. Uebrigens lebte der Alte ganz gut, trank nur Melnecker, und von Hohnstein und Leipa kam manches Hirschkalb und mancher feiste Rehbock in seine Küche. Der alte sonderbare Mann trug nie eine Waffe, hüllte sich zu jeder Jahreszeit in ein weites wollenes Gewand, wie es sonst die Pilger getragen haben sollen, ging fleißig in die Kirche, war ein eifriger Hussit und lebte mit Niemanden im Verkehr als mit zwei zottigen schwarzen Hunden, die ihn nie verließen und von denen die Landleute erzählten, daß in der Mitternachtstunde ihre Augen glühten wie diese Kohlen.

Was rauscht da? fuhr plötzlich der Verzagte auf. Es war nichts, wir lachten und er setzte sich wieder auf seinen Stein.

Zweimal im Jahre verließ jedoch der Alte,

von Niemand begleitet, die Burg, blieb mehre Wochen aus, kam dann auch allein wieder, und kein Mensch wußte, wo er gewesen war. Einstmals aber kehrte er nicht allein zurück; ein verschleiertes Frauenzimmer, das er hoch zu ehren schien, denn er ging neben ihrem Rosse her und führte es am Zügel den Berg hinauf, begleitete ihn, nahm ihre Wohnung im Schlosse, und von diesem Augenblicke an begann ein ganz anderes Leben auf der Burg. — Zwar blieb der Alte nach wie vor in seinem Thurme, verschloß sich mit den Hunden in das obere Zimmer, wohin auch die junge Dame nicht kommen durfte, und wo er, wie man sagte, den Teufel zu sich heraus beschwor. Im Schlosse jedoch zogen jetzt die von Duba fleißiger ein, besonders der Ritter vom Hohnstein, der zwar schon in gesetzten Jahren, die Weiber aber immer noch liebte, und dem das schöne Fräulein sehr zu gefallen schien; auch war er jetzt freundlicher gegen den alten Mann und verschloß sich mit ihm häufig in sein Zimmer. Das Fräulein Bertha aber, so ließ sie sich von ihren Frauen nennen, besuchte noch öfters den Alten, der sie mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte, wobei doch aber der hussitische Prediger von Hohnstein, der

Einzige, mit dem wohl der Alte zuweilen im Schloßgarten sprach, bemerkt haben wollte, daß wenn er mit dem schönen Fräulein spräche, mitten in der Freundlichkeit ein tückischer, bösartiger Blick sie träfe.

Die ganze Umgegend forschte nach, wer das Fräulein sei und woher sie gekommen; Niemand konnte es erfahren, nur so viel sah Jeder, daß jetzt Ritter Berk von Duba täglich auf die Burg hinritt, und nachdem er dies wohl ein halbes Jahr getrieben, auch zuweilen manche Nacht dort zubrachte, was die böse Welt hätte leicht falsch deuten können, wäre das schöne Fräulein nicht so ehrbar und züchtig in ihrem Wandel gewesen.

So mochte wohl ein Jahr vergangen seyn, während dem der Alte keinen Schritt aus der Burg gesetzt hatte, als in einer Nacht, in welcher der Ritter von Duba in dem Schlosse geblieben war, das Fräulein um die Mitternacht aus ihrem Gemache stürzt, über den Hof eilt und mit Heftigkeit an der Klingel des Thurmes zieht. Der Alte öffnet ihr, tritt kurz darauf, eine Blendlaterne in der Hand, mit seinen Hunden aus dem Thor und geht in das Schloß, kehrt aber von da bald wieder zurück. Nach

einer Stunde kommt er wieder herunter, gibt einem ſichern Manne ein Paket, es ſogleich zu dem Prediger nach Hohnſtein zu tragen, begleitet ihn bis an die letzte Zugbrücke, kehrt dann mit ſeinen Hunden, deren Augen hell leuchteten, zurück in den Thurm, und nach einer kleinen Weile geſchieht ein furchtbarer Knall —

Auch zwiſchen uns knallte es jetzt zweimal raſch hintereinander, Knall und Winſeln eines Hundes jagte uns von unſerm Sitze auf, wo wir den Engländer ſein God dam fluchen hörten und ihn zu dem Verzagten ſpringen ſahen, der wie leblos am Boden lag; ein blutender Hund fletſchte dem Engländer die Zähne und ließ ihn nicht dem Todten nahen, von dem andern Führer aber duldete er, daß er ſeinen Herrn mit Waſſer beſprengte, welches ihn endlich auch wieder zum Leben brachte. — Ich ſah dem Allen verwundert zu und konnte mir das Vorgefallene nicht erklären, bis mir endlich der ganz beſtürzte Engländer Aufſchluß darüber gab. Kurz vor der erwähnten Exploſion ſieht derſelbe, der nur die zottigen Hunde mit den glühenden Augen im Sinne hat, bei dem Scheine des Feuers etwas Dunkles ſich den Berg herauf bewegen und ergreift ſein Doppel-Piſtol,

ſpannt

ſpannt den Hahn, erkennt einen ſchwarzen zottigen Hund, dem ſeine Einbildungskraft glühende Augen gibt und für einen der Hunde des Alten vom Thurme hält, und feuert in dem Augenblicke ſein Piſtol ab, als der Führer von der Exploſion erzählt. Der Verzagte fällt vor Schreck nieder, der getroffene Hund läuft winſelnd zu ſeinem Herrn und der Engländer glaubt, er habe den Mann getroffen.

Der treue Hund, der ſeinen Herrn hier aufgeſucht hatte, war nur geſtreift, der murrende Verzagte durch einige Thaler, die der Engländer ſpendete, verſöhnt, und da es eben Mitternacht war, ſetzten wir uns wieder, die Erzählung des Führers, auf deren Entwicklung wir doch neugierig waren, zu Ende zu hören.

Bei dem Knall, ſo fuhr er nun fort, lag der Thurm und der größte Theil des Schloſſes in Trümmern; von dem Fräulein und dem Alten war nichts zu ſehen, ſie hatte wahrſcheinlich der Gott ſei bei uns geholt, den Ritter aber fand man in ihrem nur halb verfallenen Schlafzimmer, von einem Dolche das Herz durchbohrt, unter dem Schutte. — Nun ſagt man, der Alte wandre mit ſeinen Hunden um die Mitternachtsſtunde unter den alten Mauern um-

ſelbſt die Nachwelt, wie die Zeitgenoſſen, ſchätzen unſre Thaten nur nach dem Erfolge und wer ſichert uns den? Ich folge einer innern Stimme, die mir gebietet, mich für das Vaterland zu opfern, die mir gebietet, mich wie ein Phönix, dem Flammentode zu weihen, damit aus meiner Aſche die Freiheit herrlicher hervorgehe — und hoffentlich werde ich ſo enden. Wer ſein Geſchick an das Große knüpft, muß untergehen früh oder ſpät, wer auf dieſem Felde ausſät, wird nur ſelten ſich der Erndte erfreuen, er muß ſie Andern überlaſſen; was er erndtet iſt Undank."

„Aber dennoch, Freund" fuhr er fort und ſeine Stimme ward bewegter „dennoch wollen wir für das gemeine Beſte handeln, als ob wir nur die Hand auszuſtrecken brauchten, um die Lorbeer- und Bürger-Krone zu erfaſſen, wir wollen das Vaterland lieben mit glühender Liebe, wenn es uns auch wie die treuloſe Geliebte zum Lohn unſrer Treue den Dolch ins Herz ſtößt und ſo das angefangene Werk freudig, muthig vollenden. Gebe uns Gott Glück und Sieg!"

Euler reichte ſeinem Landsmanne treuherzig die Hand. Sie gingen nun mit Zuverſicht ans Werk, theilten die Rollen aus und der Tag der Ausführung wurde beſtimmt.

11.

Aber mitten in ſeiner raſtloſen Thätigkeit vergaß Jenatſch Marie nicht ganz. Sobald er nach Zutz zurückge-

her, und man könne dann sein grinsendes Hohnlachen sehen und hören; auch das Fräulein soll dann mit einem blutigen Dolche ihm folgen und sich gar traurig gebehrden. Viele Leute aus der Gegend wollen die Beiden und die Hunde öfter gesehen haben, ich bin noch nicht so glücklich gewesen, einen von ihnen zu erblicken.

Und wenn nun jetzt der Alte um die Mauer hervorträte und Dir winkte, würdest Du ihm folgen? fragte ich.

Ich glaube! Böses könnte er mir nicht thun, denn Gott beschützt jeden Christen, aber einen Schatz könnte er mir vielleicht zeigen.

Ich lächelte über des Mannes Vertrauen und fragte ihn dann, ob er nicht wisse, wer der Alte gewesen und wie sich das Uebrige zugetragen habe; da erwiderte er mit wichtiger Miene: Die ganze Aufklärung hat in dem Pakete gestanden, das der Alte dem Priester nach Hohnstein geschickt; mein Großvater will einen Greis gekannt haben, der das Blatt selbst gelesen hatte.

Der Alte war ein Sterndeuter, der viel mit der Familie von Duba in Verbindung stand und manchem von ihnen das Horoskop gestellt hatte. So hatte er dem von Hohnstein, gewiß die

grauſenhafte Erfüllung nicht ahnend, verkündet, daß ſie beide in Einer Stunde ſterben würden. Er hatte, ſich in ſeiner Wiſſenſchaft zu vervollkommnen, manche Länder durchreiſt, doch in Neapel hielt es den Unruhigen am längſten feſt, denn da verliebte er ſich in ein Mädchen, das er auch als Weib in die Heimath nach Prag führte. Aber kaum dort angekommen wird er nach Paris an den Hof gefordert, muß ſich wohl ein Jahr lang von ſeinem jungen Weibe trennen, und kehrt bereichert mit Geld und allerlei Geſchenken für ſie, darunter auch ein köſtlich gearbeiteter Dolch, nach Prag zurück. So ritt er freudvoll, nach langer Zeit ſein geliebtes Weib wieder zu ſehen, in ſein Haus, eilt, ein Käſtchen mit Schmuck in der Hand, den Dolch an der Seite, hinauf zu ihr, und findet ſie im Bette, ein neugebornes Kind neben ſich, deſſen Vater, nach ihrem Bekenntniſſe, der Duba von Hohnſtein iſt. Er drückt ihr wuthentbrannt den Dolch in das Herz, erbarmt ſich jedoch des unſchuldigen Kindes und nimmt es mit ſich.

Da ihn Niemand hatte kommen ſehen, konnte er das Haus auch unbemerkt verlaſſen, irrt nun, vom böſen Gewiſſen getrieben, lange um-

her, bis ihn die Rache nach Hohnstein treibt. Da trifft er zufällig den Ritter allein im Bade, wirft ihm seine Missethat vor und gibt ihm nur einige Augenblicke Zeit zu einem Vater Unser, dann müsse er sterben. Doch der unbewaffnete Ritter weiß seine Zeit besser als zum Beten anzuwenden und erinnert den Alten an das ihm gestellte Horoskop, daß sie in Einer Stunde sterben würden, und verspricht ihm ansehnliche Geschenke und einen sorgenfreien Unterhalt. Der Sterndeuter mochte selbst an seine Prophezeiung glauben, denn er steckte den Dolch in die Scheide und ließ sich kluger Weise in Unterhandlungen ein, die auch bald zu Stande kamen und ihn in den lebenslänglichen Besitz der Burg brachten. Hier lebte er ganz der Wissenschaft, reiste zuweilen zu dem Kinde seines Weibes, das zu einer stattlichen Jungfrau heranwuchs und in Ollmütz von einer würdigen Matrone in Zucht und Ehren erzogen wurde. Als er aber endlich seines Lebens überdrüßig doch nicht ohne befriedigte Rache von der Welt scheiden wollte, gab ihm Satan den teuflischen Gedanken ein, sich auf gleiche Weise und noch furchtbarer an dem von Duba zu rächen, als er an ihm gefrevelt hatte. Dessen Liebe zu den

Weibern kennend, brachte er des Ritters eigene Tochter unter fremdem Namen, eine Fabel erzählend, auf das Schloß. Der Ritter ging in die Falle; als er aber in jener Schreckensnacht des Mädchens Frauen entfernt und in ihr Schlafgemach gedrungen war, durchbohrte ihn die fromme Jungfrau mit dem nämlichen Dolche, der ihre Mutter getödtet und den ihr der Alte verehrt hatte. Als dieser nach dem Schlosse kam, den Ritter im Sterben fand und ihn mit der Kunde zur Hölle sandte, daß er von der eigenen Tochter gemordet sei, da erst fühlte er seine Rache gekühlt und sprengte sich nun in die Luft. Ob auch der Ritter hier umgeht, weiß ich nicht, Ruhe wird er wohl nicht im Grabe gefunden haben.

Die Erzählung hatte in mir eine unangenehme Empfindung erregt; der Ritter und sein Kind, besonders der tückische Alte mit seinen zottigen Hunden standen lange noch vor mir, ich konnte den Gedanken an sie nicht verscheuchen, und die düstern Gestalten schwebten so grausig vor meiner Einbildungskraft, daß es jetzt bei mir nur der leisesten Anregung bedurft hätte, mich eben so thöricht zu benehmen wie

mein guter Engländer, der still vor sich in das Feuer sah und brummte.

Gott sei Dank, daß der Morgen nicht mehr fern seyn kann und Hohnstein nicht so gar weit ist! sagte er jetzt, sich zu mir wendend, wäre es nicht so finstér und die Wolken verdeckten nicht den Mond, ich machte mich gleich mit meinem Führer auf und verließ Sie, aber so muß ich hier bleiben, den Morgen abwarten und mich langweilen.

Ich suchte ihn mit der Hoffnung zu trösten, die Sonne würde uns gewiß bei ihrem Aufsteigen ein herrliches Schauspiel geben, aber obgleich er gestand, daß er sich der Zeit nicht erinnere, wo er den Tag hätte anbrechen sehen, schien ihm diese Hoffnung dennoch gleichgültig zu seyn, und bald mußte ich dem nur mit seinem Hunde beschäftigten Führer einen Wink geben, daß er sich neben ihn setzen und Acht auf ihn haben sollte, denn mein Engländer schnarchte trotz dem Pudel, und sein langer hagerer Oberleib nickte wie eine chinesische Pagode immer auf und nieder dem Feuer zu, so daß ich mich oft des Lachens nicht erwehren konnte, wenn ich die schaukelnden Bewegungen dieser langen Gestalt sah.

Bald ſchliefen nun auch die beiden Führer, das Feuer glimmte nur noch und ich war der einzige Wachende. Eine ſanfte Weſtluft wehte, aber der Himmel blieb trübe, nicht Mond, nicht Sterne erhellten die Nacht. Es war eine ſchauerliche Stille um mich her, die nur das Schnarchen der Schlafenden und das Klatſchen der Flügel eines aufgeſtörten Nachtvogels unterbrach. Mein Geiſt war noch immer mit dem alten tückiſchen Aſtrologen und ſeiner furchtbaren Rache beſchäftigt und ich hoffte, doch auch fürchtete ich, daß er ſeine nächtliche Runde machen und ſich mir zeigen würde; aber ich harrte vergebens, ſetzte mich auf das Gemäuer und ſchlief endlich wie die Andern ein. Da weckte mich das Locken der Vögel, die den jungen Tag begrüßend von Zweig zu Zweig flatterten, ich ſchlug die Augen auf, und die Landſchaft lag vor mir in feuchtes Grau gehüllt; Nebel lag tief und ſchwer in den Thälern, und die junge Sonne kämpfte vergebens, ſich durch den trüben Schleier Bahn zu brechen. Noch konnte ich die Gegenſtände nicht unterſcheiden, Wolke und Berg war noch in eins verſchwommen, und das erwachende Leben des Tages dünkte mir ſo ſchwer und beklommen wie das

Aufathmen einer von Sorgen und Gram gedrückten Bruſt. Aber nach und nach drang durch den Nebelflor das Licht, die Dämmerung ſchwand, die Gegenſtände wurden ſichtbar; aber der Nebel ſenkte ſich nicht vor den Strahlen der königlichen Sonne, er ſtieg, ſie verdunkelnd, zu ihr empor; die Thäler zeigten ſich allmählig, und bald waren nur noch die höchſten Felskuppen mit einer Nebelkappe bedeckt. Es war kein ſchöner Morgen, er prophezeite keinen günſtigen Tag, und für die durchnäßt verwachte Nacht hatte mich nur das furchtbar ſchöne Gewitter entſchädigt.

Ich weckte jetzt die immer noch Schlafenden, und da der Engländer wegen der Abreiſe nach Dresden nach Hauſe eilte, trennten wir uns hier, um uns vielleicht im Leben nicht wieder zu ſehen.

Mir ſtanden mehre Wege nach Schandau offen, ich wählte jedoch den weiteſten, denn ich ging mit dem Führer nach Goßdorf zurück, um die Ausſicht von dem mit Holz bewachſenen Waizdorfer Berge zu genießen, fand trotz des trüben Wetters meine Mühe reichlich belohnt und beſchloß nun von hier aus durch den tiefen

Grund, von dem mir mein Führer so manches Schöne erzählt hatte, der Elbe zuzugehen.

Der tiefe Grund ist das tiefste und gewiß eines der sehenswerthesten Felsenthäler der sächsischen Schweiz; fast durchgehends mit Holz bewachsen, zeigt es hier seine Granitfelsen, und dort, wo diese enden, streckt der Sandstein seine weißen Zacken und Wände aus den Tannen malerisch hervor. Heute, nach dem Gewitterregen, bot sich uns das schöne Schauspiel dar, daß sich das sonst so kleine Waizdorfer Wasser strömend in mehren Cascadellen zwischen den aus Felsritzen hervorgeschossenen Birken über die Felswände stürzte. Das Gemisch von Laub- und Nadelholz, das man in diesem Grunde trifft, trägt auch viel zu seiner Schönheit bei, denn hier grünen Buchen, Tannen und Birken, untermischt mit niedrigem Gesträuche, in schönster Abwechslung. Auch die verschiedenen mit Flechten, Moos und Gesträuchen bekränzten wunderbaren Sandsteingebilde geben dem Felsthale ein höchst romantisches Ansehen.

Dem Wasserfall gegenüber setzte ich mich auf eine Bank von Birkenzweigen, denn ich fühlte mich doch nach der Nachtpartie in Etwas ermüdet. Da gewahrte ich bei einer Felswand

ein kleines Kreuz und an der Felswand ſelbſt eine mit dem Meißel eingegrabene Senſe; ich fragte meinen Führer was die Senſe und das Kreuz bedeute, und er berichtete mir ſogleich, daß ein ſonderbarer Zweikampf, vielleicht einzig in ſeiner Art, hier ſtattgefunden habe; zwar ſtehe die Jahrzahl 1699 hier, das wäre aber ein Irrthum und müſſe etwas Anderes bezeichnen, denn dieſe Begebenheit ſei im Jahre 1769 geſchehen, das wiſſe er gewiß.

Zwei Bauern aus Waizdorf, beide reich, beide hübſche muntere Burſche, ſo begann er nun, warben um ein Mädchen, das Beiden gleich gewogen ſchien. Ihr Charakter mochte durch die Erzählung ihres Vaters, eines alten preußiſchen Huſaren, einen in ſeiner Art etwas überſpannten Anſtrich bekommen haben, denn ſie erklärte nach langem Zögern endlich ihren Bewerbern auf dem Kirmeßfeſte: nur dem Muthigſten unter ihnen die Hand zu geben. Das Mädchen mußte recht brav und hübſch ſeyn, denn die jungen Burſche, die ſonſt gute Freunde geweſen waren und nicht wußten wo und wie ſie ihren Muth beweiſen konnten, beſchloſſen, ſich im Zweikampfe zu meſſen und dort ihren Muth zu proben. Sie beſtimmen den tiefen

Grund zum Ort der Zusammenkunft, wählen den Platz, benachrichtigen das Mädchen von ihrem Entschlusse, machen aber zur Bedingung, daß sie gegenwärtig sei und die Sache verschweige. Das thörigte Mädchen, dessen Eitelkeit sich geschmeichelt fühlt, wohl auch glaubend der Zweikampf werde nur ein Faustkampf seyn, wobei der Stärkere sie zu gewinnen hoffe, stellt sich zur bestimmten Stunde ein und findet die beiden schon dort, sonderbar zum Zweikampfe geschmückt. Beide in leinene Jäckchen mit rothen Bändern gekleidet, einen Strohhut auf dem Kopfe, an dem die Bänder flattern, die sie ihnen einmal geschenkt hat, stehen sie, neue Sensen in der Hand, vor ihr und fragen das Mädchen, ob sie auch jetzt noch keinen unter ihnen dem Andern vorzöge und nur dem Muthigsten ihre Hand geben wolle. Verblendet bestätigt sie auch jetzt den gethanen Ausspruch. Beide reichen ihr nun treuherzig die Hand und treten auf den bestimmten Platz. — In Liebe und Freundschaft Lebewohl! sagen sie hier, traulich wie Freunde einander die Hand schüttelnd, und der Sensenkampf beginnt. Beide bluten, das Mädchen schreit, bittet einzuhalten, will sich jetzt zwischen sie werfen, doch der Eine

kehrt war, eilte er zu ihr. „Liebe Marie“ sprach er „Ihr seht den Alten von Furnatsch oft, gebt ihm dieses Briefslein von mir, aber ich bitte Euch, gebt es ihm selbst.“ Marie versprach es und wanderte schon am andern Tage nach seiner Hütte, fand sie aber leer; doch noch am nämlichen Tage stand er selbst vor ihrem Hause, klopfte an das Fenster und als sie es öffnete, sprach er, sie weniger freundlich anblickend als sonst „Ich wünschte Euch allein zu sprechen, Marie Imeldi, wenn es dämmert, erwarte ich Euch in den Ruinen von Guardavall“ und ehe noch die Jungfrau ihm das Briefslein geben konnte, hatte er sich schon entfernt.

Als die Sonne sich hinter die Berge zu senken begann, machte sie sich, nach dem Willen des Alten, auf den Weg. Der Abend war schön, die Sonne ging glühend unter, ein leiser Abendwind säuselte durch das frische Laub der Bäume, das Vieh, das nicht auf die Alp getrieben war, zog heimwärts und das schwermüthige Geläute seiner Glocken hallte melancholisch durch die Abendstille. In banger Erwartung — der finstre Blick des Alten deutete auf nichts Gutes — schritt sie die Höhe hinauf nach den Ruinen dieser einst so bedeutenden, jetzt von dem Feinde und der Zeit zerstörten Veste.

Schon von fern sah sie den Alten mit seiner Zither auf einem herabgefallenen Gemäuer sitzen. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, sah vor sich hin, grub mit seinem Knotenstock allerhand Zeichen in den Sand und schien in tiefe Gedanken versunken. Als ihn Marie begrüßte, fuhr er auf, dankte ihr und bat, sich bei ihr nieder zu setzen; doch ehe sie gehorchte, gab sie ihm das Briefchen des

stürzt in dem Augenblick todt vor ihr nieder, die feindliche Sense hat ihm das Herz getroffen. Ohne auf das Mädchen zu achten, wirft sich der Sieger auf seinen Freund, jammert und klagt, aber die Klage weckt ihn nicht wieder auf, er war todt. Da reicht die neben ihm Knieende dem Sieger die Hand, doch er stößt sie zurück, wirft sich noch einmal über den Todten, weint und klagt von Neuem, springt dann auf und eilt fort. —

In dem einjährigen, jetzt fast ganz vergessenen Kriege, Sie werden jedoch wohl davon wissen, tritt eines Tages als jenseits der Elbe das Lager der Preußen bei Dresden stand, ein preußischer Küraſſier in die Waizdorfer Schenke, trinkt ruhig sein Glas Bier, fragt wie es dem alten preußischen Husaren gehe, und erhält zur Antwort, der sei längst todt, die Tochter aber noch zu haben. Da verläßt er schnell die Schenke, geht nach dem Hause des Verstorbenen und sieht dort das Mädchen mit ihrem Spinnrade vor der Thüre sitzen. Kaum erkannte er sie wieder, so entstellt ist sie in den neun Jahren geworden, bleich und mager, kein Funken Feuer mehr in den Augen blickt sie auf des Küraſſiers: Guten Tag, Rosel nach ihm, thut

einen Schrei, ſpringt auf, will auf ihn zu, doch, Gott mit Dir! ſagend, wendet er ihr den Rücken und geht fort nach dem tiefen Grunde. Hier finden ihn die Bauern, die dem Mörder nachgeeilt waren und ihn feſtnehmen wollen, bei dem Grabe knieend beten, doch als ſie ihn umſtellen, ſteht er ruhig auf, zieht ſeinen langen Pallaſch und: Komme mir keiner in den Weg! ſagend, geht er langſamen Schrittes das Thal hinab der Elbe zu. Die thörigten Leute folgen ihm auch hier, bis in das Lager, um den Unglücklichen am andern Tage als Mörder anzuklagen. Aber am Morgen ruft die Trompete zum Abmarſche, das Heer zieht nach Böhmen, und ſeitdem hat man nichts mehr von ihm gehört; das Mädchen aber ſtarb noch in dem nämlichen Jahre. Als Denkmal jenes ſonderbaren Zweikampfes erhebt ſich jetzt auf der Stelle wo der Gebliebene begraben ward, ein einfaches Kreuz, wobei eine Senſe in Stein gehauen iſt.

Wie mag dem Mädchen im Augenblicke des Kampfes zu Muthe geweſen ſeyn, und was mag ſie gefühlt haben, als der Küraſſier ernſt an ihr vorüber ſchritt? Dies war der vorherrſchende Gedanke, der mich fortwährend beſchäf-

tigte. Schwerlich ist ihr Ruhe und Erdenglück zu Theil geworden, und wohl ihr, daß der Tod sie bald abrief! — Ich verließ nun diese Stelle und schritt weiter hinab, wo das Thal sich unfern des Frynsberges erweitert und die Polenz zwischen Wiesenufern uns entgegen strömte. Auch die Sebnitz kommt hier aus dem Ochelgrunde herab, um sich mit der Polenz zu vereinen, und dann unter dem Namen des Lachsbaches, der Elbe zuzufließen. Ich konnte der Einladung meines Führers nicht widerstehen, den Ochelgrund zu besuchen, wo besonders die kleine Ochel, ein hundert Ellen hoher felsiger Vorsprung, der das Zusammenströmen der beiden Bäche hindern zu wollen scheint, meine Aufmerksamkeit fesselte.

Ich ging nun den Weg zu dem Lachsbache wieder zurück, und an diesem entlang bis Wendischfähre, einem kleinen an der Elbe gelegenen Dörfchen, wo mir unter grünbelaubten Bergen das freundlich gelegene Schandau entgegen blickte. Längs dem Ufer des Flusses gelangte ich auf einem anmuthigen Wege bald nach dem Städtchen und nahm, der Verabredung mit dem Grafen gemäß, mein Quartier auf dem Bade, fand aber meine Reisegefährten noch nicht. Da

es zu regnen begann, benutzt' ich die Zeit bis zu ihrer Ankunft, die Begebenheiten des vorigen Tages nieder zu schreiben.

Schaudau.

Mittag war längst vorüber, als der Graf mit dem Fürsten und den beiden Damen bei fürchterlichem Regenwetter endlich ankam. Alle schienen sehr verstimmt, am meisten die Tante und der Graf, auch ich war, da ich die ganze Nacht gewacht hatte, nicht aufgelegt, und Regenwetter verdirbt mir überdies immer meine gute Laune, so daß wir heute uns sämmtlich als sehr langweilige Tischgenossen gegenüber saßen, und es mir ganz recht war, als ich mich bald entfernen konnte. Ich warf mich sogleich auf das Bett, um auszuruhen.

Der Abend wurde eben nicht vergnügt verbracht, Jeder blieb auf seinem Zimmer, der Graf verlangte nicht nach mir, der Fürst war mir durch seine Liebe ganz entfremdet, und so ging ich mit der Hoffnung in den Saal, dort Gesellschaft und Zerstreuung zu finden. Gesellschaft fand ich zwar genug, doch ich war und blieb ein Fremder unter ihr, aber Zerstreuung

gewährten mir dennoch drei Engländer, die um eine große Bowle Punsch saßen, zechten und das Wetter verwünschten, das sie heute abgehalten hatte, Forellen zu angeln, denn dies war der einzige Zweck ihres Hierseyns. Sie bezahlten schon seit drei Tagen das Vergnügen sehr theuer und überlieferten bei alle dem ihren Fang noch dem Wirthe, der die Forellen, die sie aßen, auch noch hoch genug auf ihre Rechnung setzte. In der Meinung, daß keiner der Anwesenden ihre Sprache verstände, nahmen sie auch nicht die mindesten Rücksichten, fluchten auf das Wetter, erhoben das Angeln zum höchsten Vergnügen eines Gentleman's, schimpften auf den schlechten Rum — da mochten sie wohl Recht haben — und machten sich über die Gesellschaft lustig. Endlich begannen sie im Allgemeinen über Deutschland zu sprechen und stellten ihr Alt-England so hoch über alle andern Länder der Welt, daß es mich doch fast zu verdrießen anfing, und ich mich gewiß in ihr Gespräch gemischt haben würde, wäre es nicht fester Grundsatz bei mir, mich nie mit Fremden in einen Meinungsstreit einzulassen. Aber des drückenden Gedankens konnte ich mich doch nicht erwehren, warum die Deutschen allein

so

so wenig Nationalstolz haben, und sich von allen Fremden, die ihr schönes Land besuchen, so viel bieten lassen. Wie bescheiden und anspruchlos zeigt sich nicht der Deutsche, sei er auch mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet, im Auslande, und mit welcher oft empörenden Anmaßung treten dagegen die Fremden in Deutschland auf, wo der Deutsche, ich möchte sagen dummgutmüthig genug ist, diese Anmaßungen zu dulden und sich darein zu fügen. Sehe man des Engländers Stolz auf sein Geld, vergessend, daß Millionen Bettler, ohne das mindeste Eigenthum, neben den tausend Reichen des so gepriesenen Britanniens stehen, sehe man den arroganten Franzosen, der Alles verachtet, was nicht aus Paris ist, und der, nur allein in Frankreich Intelligenz und Thatkraft zu finden wähnend, mitleidig auf die Nation herabsieht, die ihm zweimal in der Stadt des Universums einen Besuch erwiderte. Sehe man die Russen, selbst auch die Polen, wie rücksichtlos, wie anmaßend sie auftreten. Ich kann es ihnen eigentlich nicht verdenken, warum duldet dies der Deutsche, warum gibt ein ausländischer Name schon einen gewissen Werth in seinen Augen, warum sind wir die Affen anderer Na-

tionen, und weshalb sieht der Bürger in jedem Fremden eine Quelle, aus der er ein paar Goldtropfen zu schöpfen hofft? — Mit bitteren Empfindungen, die diese Gedanken in mir erregt hatten, legte ich mich nieder; Müdigkeit und Jugend hatten mein Lager bereitet, und so schlief ich, bis eine heitere Morgensonne mich weckte. Da meine Reisegefährten noch schliefen, hatte ich Zeit nach der Stadt zu wandern, mich dort umzusehen und mich nach ihrer Geschichte zu erkundigen.

Das Städtchen ist hübsch und freundlich, bietet aber gar nichts historisch Merkwürdiges dar; es hat stets zu Hohnstein gehört und ist nie von ihm getrennt gewesen. Der wahrscheinlich älteste Theil der Stadt, die Zauke, zieht sich längs der Sebnitzer Straße hinauf, der übrige und Haupttheil erstreckt sich vom Fuße des Schloßberges bis dicht an die Elbe. Von der auf dem Schloßberge gelegenen Burg finden sich keine noch so geringe Spuren, und man weiß von ihrem Entstehen und Verfall auch nicht das Mindeste, wie man überhaupt von den vielen Ruinen alter Burgen des Meißner Hochlandes nur wenige Kunde hat. Als Mittelpunkt der sächsischen Schweiz hat jedoch

das Städtchen für den Reisenden Bedeutsamkeit, denn selten wird Jemand diese Gegend durchreisen, ohne hier ein- oder mehremale sein Nachtquartier zu nehmen.

Das Bad, dessen Heilquelle schon früher entdeckt wurde, hat erst seit 1799 eine ordentliche Einrichtung und wird von Badegästen, jedoch nicht in bedeutender Menge, besucht. Es soll gegen mancherlei Beschwerden nützlich seyn, doch wird es schwerlich bei der Nähe der böhmischen Bäder emporkommen. Sonst findet man hier alles zur Bequemlichkeit Nöthige, und zu bewundern ist es, daß die schöne romantische Gegend nicht mehr Menschen anlockt, besonders da im Frühjahr und Sommer eine Eilpost, vier Mal wöchentlich, von Dresden kommt, und am nämlichen Tage Abends wieder zurück fährt, auch ein Schiff wöchentlich ein Mal nach der Residenz geht.

Als ich aus der Stadt nach dem Bade zurückgekehrt war, fand ich den Grafen schreibend; er befand sich unwohl und sagte die mir eben nicht tröstlichen Worte: Schwärmen Sie immer in der Umgegend umher, es soll hier viel Sehenswerthes seyn, heute und morgen verlasse ich mein Zimmer nicht. Ich fürchte, hier meinen

Wanderſtab ganz weglegen zu müſſen, wenigſtens für heute und morgen gewiß, denn ich habe viel zu ſchreiben und befinde mich gar nicht wohl. Ich entfernte mich betrübt, ließ einen Führer rufen und entwarf nun für dieſe beiden Tage einen Reiſeplan, der mich aber ſo viel als möglich nicht weit von Schandau entfernen ſollte, um immer in der Nähe des alten Polen zu ſeyn.

Zuerſt wanderte ich nach dem vom Bade aus viel beſuchten Spaziergange, den ſie Karlsruhe, Gott weiß weshalb, nennen. Hier traf ich Luthers Büſte mit der Umſchrift: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! in einer Felsniſche zur Erinnerung des Reformationsfeſtes aufgeſtellt. Ich beſah die ſich faſt immer gleichen ausdrucksvollen Züge dieſes merkwürdigen Mannes, deſſen Leben und Wirken ſo ganz zeigt, daß er nie ſich, nur Gott und den Glauben vor Augen hatte, denn ſelten zeigte ſich ein Reformator oder Stifter irgend einer Glaubensſekte in ſo anſpruchloſer Beſcheidenheit als Luther, weshalb auch die Vorſehung ihn die Früchte ſeines Werkes herrlich reifen ſehen ließ. Er ſteht hier, als wolle er Böhmen bewachen, ob am rechten Orte, wage ich nicht zu entſcheiden.

Ueber Luthers Denkmal und über den anmuthigen schattigen Weg hierher ragt ein Felsen, auf welchem man einen großen Bogen der Elbe, der sich bis zum Liliensteine zieht, den Königstein, die Bärensteine und den Waizdorfer Berg übersehen kann, indessen der Blick gern unten auf dem freundlichen Schandau und einem Theile des romantischen Kirnitschthales verweilt.

Hierauf brachte mich mein Führer auf waldigem Abhange des Berges durch das Kirnitschthal nach der Ostrau-Scheibe, einem Plateau auf der Höhe hinter dem Dorfe Ostrau, wo man einen herrlichen Fernblick hat. Eine wahrhaft schöne Landschaft liegt vor uns; im Vordergrunde der dunkle Zahngrund mit seinen hohen Tannen und Fichten, über welche der Falkenstein und die Wände des Schrammsteines majestätisch hervorragen, im Hintergrunde hebt sich der große Winterberg; mehr seitwärts, in noch bedeutenderer Ferne, der sich vor allen Felskegeln auszeichnende waldumkränzte Rosenberg. Am Fuße der nahe gelegenen Berge beginnt in sanften Abhängen sich eine mit freundlichen Dörfern bebaute Ebene bis an das Elbufer zu ziehen, was der Landschaft ein liebliches freundliches Ansehen gibt. Gegen Abend

Obriſten, das der Alte nur mit Widerwillen nahm und erbrach und während dem ſagte: „Bin doch neugierig, was der von mir will.“

„Ihr habt mich bei dem Herzog verläumden wollen“ las er nun „Ihr habt ihm die giftigſten Lügen von mir hinterbracht; ſtatt dieſes Briefes ſollte ich Euch an Eurer eignen Hütte aufknüpfen laſſen, aber ich habe dem Herzog verſprochen, mich nicht an Euch zu rächen und ſemit werde ich Wort halten; aber noch einen feindlichen Schritt von Eurer Seite und Ihr ſeid des Todes und Euer Sohn verloren. Beherzigt die Warnung!“

„Der Mann muß nie drohen, er muß ſchlagen“ ſprach er höhniſch lachend, zerriß den Brief und übergab die Stücke dem Winde. „Warum er Dich zur Botin wählte, ahn' ich.“ ſagte er dann zu Marie „Er wollte in Deinen Augen edelmüthig erſcheinen, um Dich deſto leichter zu bethören. Aber das ſoll ihm nicht gelingen, noch iſt das Schwert in meinen Händen — doch was rede ich in den Wind? Auch ich drohe wie ein Knabe! Komm, ſetze Dich zu mir, Marie, und achte genau auf das, was ich Dir ſagen werde.“

Das Mädchen ſetzte ſich beklemmenen Herzens und lauſchte mit banger Erwartung, was ihr der Alte zu ſagen habe.

„Ich habe meinem Sohne verſprechen müſſen, Dich zu ſchützen,“ begann er endlich „Deine Tugend, Deinen guten Namen zu wahren. Beides iſt in Gefahr —“

„Wie meint Ihr das, Vater?“ fragte ſie halb erſtaunt, halb unwillig.

sieht man den Pabst-, Gorisch- und Königstein auf dem linken, den Lilienstein und die Felswände von Hohnstein auf dem rechten Elbufer, ihre hohen Häupter den Wolken entgegen streckend. Hier kehrte ich um und ging auf dem nämlichen Wege nach Schandau zurück, da es mich heute mehr als je zu meinem väterlichen Freunde hinzog.

Es war noch zu früh am Tage, um heute schon meine Wanderung zu beenden, ich ging daher mit meinem Führer nach der Stadt, besah die Kirche, wo ich nichts Sehenswerthes fand, und betrat dann das Ufer der Elbe. Die Regsamkeit, welche ich hier bei den Schiffen sah, das Aus- und Einladen, das stete Gewühl der Menschen vergnügte mich eine Weile, dann bestieg ich die Fähre, ließ mich übersetzen, genoß vom jenseitigen Ufer den freundlichen Anblick von Schandau und den es umkränzenden Höhen, und ging den kurzen aber anmuthigen Weg über blumige Wiesen, die Felswände der Schrammsteine stets vor Augen, nach Krippen, wo ich am Ende des Dorfes die alte Kapelle auf einem Bergabhange besuchte. Mein Führer rieth, hier so lange zu verweilen, bis die Abendsonne die Kuppe des Liliensteines be-

ſcheinen würde; ich folgte ſeinem Rathe, ſetzte mich in der Nähe der Kapelle, gedachte der gläubigen Seele, die ſie hier an ſo freundlicher Stelle erbaut hatte, wartete bis die Sonne zu ſinken begann, und habe nicht ſo leicht eine Landſchaft in ſchönerer Beleuchtung geſehen, als die im Abendgolde erglühte Kuppe des hohen Lilienſteins, der, ein goldenes Diadem auf ſeinem Haupte, mir als König des Thales erſchien.

In Schandau fühlte ich mich, trotz des Wirrens und Treibens im Gaſthofe, recht einſam. In das Zimmer der Tante wollte ich nicht gehen, ich wußte, daß ich dort zwei Liebende ſtörte; der alte Graf aber war heute für Niemand zu ſprechen. Es mußte ſicher etwas Beſonderes vorgehen, und ich, der ich von dem alten Manne ſo väterlich und von den Uebrigen ſo freundlich aufgenommen worden war, fühlte mich heute ſo verlaſſen und ſah wohl ein, daß ein fremdes Herz kein Vaterherz ſeyn könne. Traurig ging ich hinunter in den Saal, langweilte mich an dem Geſpräche der drei Engländer, die morgen in aller Frühe zum Angeln ziehen wollten, wobei ausgemacht wurde, daß der, welcher die wenigſten Forellen finge, am

Abend eine Bowle Punſch zum Beſten geben müſſe. Auch der übrigen Geſellſchaft konnte ich kein Intereſſe abgewinnen, und ſo ging ich denn, als es kaum dunkel geworden war, auf mein Zimmer, um mein Tagebuch zu beenden, obgleich ich den Fürſten vor dem Hauſe auf- und abgehen ſah, den ich mit meiner Gegenwart nicht beläſtigen wollte.

Mein Zimmer war dicht neben dem des Grafen, und als ich leiſe die Thüre öffnete, um den alten Mann, im Fall er ſchlafe, nicht zu ſtören, hörte ich ihn mit dem Fräulein reden. Ich glaube kaum, daß ich recht that zu lauſchen, aber ich kann verſichern, daß es mehr Theilnahme als Neugierde war, die mich an die Thüre führte, wo ich jedes Wort, das ſie ſprachen, verſtehen konnte.

Sie wollen mein Glück, dieſe feſte Ueberzeugung habe ich, hörte ich Fräulein Hedwig ſagen. Ihre mir ſo oft bewieſene Liebe und Nachſicht haben mir es gezeigt. Warum wollen Sie mir es jetzt zerſtören?

Du irrſt! unterbrach ſie der Alte, das will ich nicht, im Gegentheil — Du biſt ein leidenſchaftliches Weſen, ergreifſt alles mit Heftigkeit und Feuergluth, Du haſt Starrſinn, aber

keine Festigkeit. Du liebtest meinen Sohn leidenschaftlich, schwurst ihm ewige Liebe und Treue, selbst bis nach dem Tode, erneuertest Deinen romanhaften Schwur auch dann noch, als Du wußtest, daß er nicht mehr war, und willst ihn jetzt dennoch brechen? — Dies vergebe ich Dir, wie Gott es Dir vergeben wird, der das schwache menschliche Herz kennt. — Daß Du aber einem Russen Herz und Hand bietest, das vergebe ich Dir nie! —

Boguslav ist für mich verloren, mein Vater! nahm jetzt das Fräulein das Wort, da der Alte schwieg. Das Vaterland liegt in Trümmern — wir Beide können es nicht wieder aufbauen. — Soll ich ewig den Todten beweinen, ewig um das Zertrümmerte klagen?

Ehren sollst Du Beides, durch Dein Handeln. — Weißt Du, fuhr er nach einer Pause fort, ob nicht der Fürst bei Ostrolenka war?

Er war dort, sagte, mir kaum verständlich, das Fräulein.

Weißt Du, ob er, der in der Artillerie diente, nicht das Geschütz richtete, das Boguslav traf?

Gerechter Gott! hörte ich Hedwig aufschreien.

Bedenke dies Alles! fuhr der Alte ruhiger

fort. — Prüfe Dein Herz genau, ob dieſe Leidenſchaft nicht auch das Kind der Ueberſpannung iſt, geh' nicht allein mit Deinem Herzen zu Rathe; auch Deinem Verſtande, auch dem Pflichtgefühle gib Gehör. Haſt Du Dich geprüft, dann komm' morgen zu mir, ſage mir Deinen Entſchluß und dann geſchehe, was Du willſt. — Geh' ich hinüber, und dies wird ja nun wohl bald ſeyn, und finde Deine verklärte Mutter, will ich nicht ſagen müſſen: Marie, ich brach Dein Herz, ich habe auch das Herz Deiner Tochter gebrochen. — Gute Nacht Hedwig!

Ich hörte ſie aufſtehen, ich hörte die Thüre hinter ihr knarren, aber ich vernahm kein Wort von ihr.

Alſo morgen! ſagte ich vor mich hin und ſetzte mich wieder nieder, um das, was ich gehört hatte, aufzuſchreiben. Morgen iſt der Tag der Entſcheidung. Armer alter Mann, wirſt Du heute wohl ſchlummern können?

Auch ich hatte eine ſchlafloſe Nacht, und als mein Führer am frühen Morgen eintrat, lag ich noch wach in meinem Bette. — Geſchlafen

hatte ich nicht, nur halb im Schlafen halb im Wachen wunderlich und ängstlich geträumt; ich konnte den alten Mann nicht vergessen. Des Führers Eintreten war mir heute sehr willkommen, denn ich freute mich Etwas zu sehen, das mich von meinem Träumen und Denken ablenken würde. Deshalb zog ich mich schnell an, frühstückte und nahm meinen Knotenstock zur Hand, den Reisesack aber ließ ich zu Hause, da ich heute nur die Felspartieen zwischen dem Kirnitschgrunde und dem Elbthale besuchen wollte. Ehe ich aber meine Stube verließ, lauschte ich noch einmal an der Thür, um zu hören, ob der wackere Alte noch schliefe, aber in dem Augenblicke hörte ich ihn schon im Zimmer auf- und abgehen und dem Bedienten klingeln. Bist Du auch schon wach, altes gebrochenes Herz? dachte ich, und folgte dem Führer.

Es mochte wohl um die fünfte Stunde seyn, als wir das Bad verließen; die Sonne kämpfte mit dem Nebel, der sich noch im Thale wie über die Bergspitzen gebreitet hatte. Wir stiegen die Höhe aufwärts nach Ostrau zu, und wendeten uns dann links, wo der Führer mich ersuchte, etwas zu verweilen; es war eben der Augenblick, wo die Sonne sich Bahn zu brechen

mühte, ihre Scheibe ſich zwiſchen den Nebeln grau und düſter zeigte, und dann immer heller und heller hervortrat, bis ſie den Nebel theilte und ihr goldenes Antlitz nicht mehr, aber immer noch ihre Strahlen verbarg. Nun geben Sie Acht! ſagte der Führer, ſehen Sie, wie der Nebel ſinkt, und immer tiefer in die Thäler hinabrollt! Und ich ſah, wie die Sonnenſcheibe immer glühender wurde, ihre Strahlen hier und da flammend ſich Bahn brachen und jetzt — mir ſteht der herrliche, überraſchende Anblick noch immer vor Augen — jetzt plötzlich wie mit einem Zauberſchlage die Kuppen der umſtehenden Berge, des Schrammſteines, des Falkenſteines und der Hohen Liebe, goldig erleuchtet, aus dem grauen Meere hervortraten, und das Nebelband immer tiefer die Berge umzog. Dieſer goldene Glanz, aus dem feuchten Grau plötzlich hervorſtrahlend, übte eine zauberiſche Gewalt über meine Phantaſie, und mir war es, als ſähe ich Heilige in grauen Pilgergewändern vor dem Allmächtigen knieend, der der Sonne gebot, die frommen Häupter mit dem Strahlennimbus des himmliſchen Lichtes zu umgeben. Auch beobachtete ich nun aufmerkſam, wie der Nebel, immer mehr und mehr von der Früh-

ſonne niedergedrückt, endlich nur noch auf dem niederen Elbthale lag, bis er zuletzt den Strom wie mit einem Bande überzog und dann in ſeinen Fluthen verſchwamm. Herrlich ſpiegelten ſich nun der Sonne Strahlen in Millionen Tropfen, die an Fels und Laub, an Blüthen und Blumen, an jedem Grashalme wie Edelgeſteine funkelnd hingen, bis der warme Hauch der Sonne ſie einathmete, um ſie am Abende als erquickenden Thau den Blumen wiederzuſenden.

Wir verließen nun den Ort, der uns ſo herrlichen Anblick gewährt hatte, und gingen durch den Wald, der den von wilden Felſen umgebenen Berg, die Hohe Liebe, vom Fuße bis zum Gipfel umkränzt. Auf ſeinem ſchmalen Felſenhorne, das mir jetzt weniger zauberiſch dünkte, als vorher, hat man einen ſehr ſchönen Blick in die Umgegend, aber ich genoß ihn wenig, denn ein Gedanke beſchäftigte mich zu ſehr, um ihn ganz genießen zu können; es war wohl das erſte Mal im Leben, daß ich über die Liebe nachdachte.

Sollte es im Leben ſeyn wie hier? Erſt erſchien mir die Hohe Liebe im Zauberlichte; die Morgenſonne, dies ſchöne Bild froher, unum-

wölkter Jugend, beſtrahlte ſie, mein Auge ſah ſie im Zauberglanze, meine Phantaſie malte ſie mir als anbetende Heilige, den Nimbus um ihr goldbekränztes Haupt, und jetzt, da ich ſie, da ich mein Ziel erreicht habe, ſteht ſie von einzelnen Fichten, dürrem Haidekraute und welkem Mooſe umkränzt vor mir; das Magiſche iſt verſchwunden, Alles iſt hier einfach und ſtill, und nur der Sturm umrauſcht ihren Gipfel, nur das Gekrächz des Unglück verkündenden Raben ſtört die eintönige Stille. Sollte es auch ſo im Leben ſeyn, ſollte die Maienſonne ſie uns, ſo lange wir ſie nicht erreicht haben, nur im ſtrahlenden Glanze zeigen, ſollte das geträumte Paradies dann uns nur noch eine Sturmumwehte Oede ſeyn? So dachte ich, doch ſchnell dieſem Gedanken zu entgehen, wendete ich mich zu dem Führer und fragte ihn, woher dieſe ſchmale Felskuppe den Namen, Hohe Liebe, habe?

Herr, erwiderte er, ein kleines zerriſſenes Büchelchen aus ſeiner Taſche ziehend, der Sagen, weshalb dieſer Berg den ſchönen Namen führt, ſind gar mancherlei, ich glaube Jeder, der hier war, erdenkt ſich eine. Leſen Sie hier in dieſem Büchelchen von der Hohen Liebe, da

ſteht es gedruckt, ich weiß nicht, ob das wahrer iſt, als jenes, was mir mein alter Vater davon erzählt hat. Er gab mir das Buch und wollte mit ſeiner Sage beginnen; da es mich aber heute nach Schandau zurückzog, ſo meinte ich, er ſolle ſeine Erzählung bis auf einen andern Tag verſchieben, ſteckte ſein Buch in die Taſche und befahl ihm, weiter zu gehen.

Ein wenig verdrießlich, wie es mir ſchien, ging er mir nun den Berg hinab voraus, wo ich ihm längs dem Fuße des Falkenſteins nach dem Zahngrunde folgte, und meine Aufmerkſamkeit durch zwei überhangende, mit Eiſenadern durchzogene Sandſteinfelſen, welche der große und kleine Backofen genannt werden, erregt wurde. Eine kleine Strecke davon, und wir ſtanden an den Schrammthoren, drei ſchmalen Felsdurchgängen, wo der Führer mich zum mittleren brachte, in deſſen enger Schlucht, zwiſchen achtzig Ellen hohen Felswänden, nur ein ſchmaler Streif des Himmels zu ſehen war. Herrlich iſt die ſchöne Perſpektive, die man bei wieder erlangter freier Ausſicht nach dem Elbthale bei Schmilka, dem Winterberg und meinem fernen Liebling, dem Roſenberg und nach den böhmiſchen Dörfern und fernen Höhen un-

„Der Obriſt Jenatſch geht bei Dir aus und ein, Deine Mutter ſcheint noch mehr Wohlgefallen an ihm zu haben, als Du ſelbſt; das Gold, das er ſpendet, lockt die Thörin, ſeine gleisneriſchen, ſchmeichelnden Reden thun ihrer Eitelkeit wohl, ſie hofft, Du ſollſt Dein Herz von meinem Sohne wenden — gut wäre es, wenn es nur aus andern Gründen geſchähe — hofft, Du ſolleſt es ihm zuwenden, er ſolle Dich zum Weibe begehren und glaubt dann Dein und ihr Glück gemacht.“

„Ihr irrt, Vater!“ unterbrach ihn Marie „Ihr thut der Mutter Unrecht, Ihr ſeid feindlich gegen ſie und Obriſt Jenatſch geſinnt.“

„Und ſollt' ich nicht?“ fuhr er auf „Doch das gehört nicht hierher — Du ſelbſt, Marie, magſt den Mann wohl leiden“ fuhr er dann fort.

„Ja, Vater!“ ſagte ſie mit Freimuth „Warum ſollt' ich nicht? Er iſt beſcheiden und freundlich gegen mich, ſteht der verlaſſenen Mutter mit Rath und That zur Seite, handelt wie ein Ehrenmann gegen uns, weiß, daß Konrad mein Verlobter iſt. — Und da kann er doch keine weitere Hoffnung nähren? Warum ſoll ich nun den Mann fürchten?“

„Du kennſt die Schlange nicht, die Dich liſtig umwindet“ unterbrach er ſie ernſt „Schmeichelnd naht ſie Dir mit ihren ſchönen ſchillernden Farben, windet ſich in ſanften Krümmungen zu Deinen Füßen, ſpritzt unmerklich ihr Gift auf Dich, das allmählig die Reinheit Deines Herzens tödtet und plötzlich umſchlingt ſie Dich dann und drückt ihren giftigen Stachel Dir ins Herz.“

übertreffbar hat. Diese Aussicht ergötzte mich um so mehr, da die hohen Felswände der Schrammsteine, welche ohne Tiefe sich mit kleinen Unterbrechungen hoch erhebend, und alten Burgtrümmern ähnlich, dem Auge einen erhabenen Anblick gewährten.

Zum Beschluß meiner heutigen Wanderung wollte ich nun noch den Falkenstein, einen isolirt liegenden, fast einhundert vierzig Ellen hohen, abgestumpften, aus sonderbar geformten Felsstücken sich erhebenden Kegel besteigen; da der Führer aber versicherte, die Aussicht von oben lohne nicht das mühsame Hinaufklettern, so unterließ ich es und kehrte durch eine Schlucht über Postelwitz nach Schandau zurück, wo ich zwar bei guter Zeit ankam, aber auch manches Sehenswerthe hinter mir zurückgelassen hatte.

Kaum war ich auf meinem Zimmer, als der Graf zu mir schickte und mich bitten ließ, sogleich zu ihm zu kommen. Ich kleidete mich schnell um, trat bei ihm ein und fand den alten Mann in einer höchst aufgeregten Stimmung. Er kam mir ernst entgegen, drückte mir fast krampfhaft die Hand und konnte eine lange Zeit vor Bewegung kein Wort sprechen. Endlich sagte er, tief Athem holend: Was ich

gefürch-

gefürchtet, iſt geſchehen, ich muß mich von dem Letzten trennen, was mir noch theuer und werth war und was mich noch am Leben feſthielt, — muß mich von der Tochter Mariens trennen! — Er ſagte dies ſo wehmüthig, ſo bewegt, daß mir der Ausruf: Armer Mann! entſchlüpfte.

Ja wohl bin ich ein armer, bedaurungswürdiger Mann, fiel er mir mit Heftigkeit in die Rede. Aermer als ein Bettler, der, wenn er mit halbgefülltem Sack in ſeine Hütte tritt, das Erbettelte doch mit Weib und Kind theilen kann. Ich habe kein Vaterland, nicht Weib und Kind, keinen Menſchen mehr, der mit Liebe an mir hangt. — Tief von ſeinem Schmerz durchbebt, ergriff ich bei dieſen mit Ingrimm geſprochenen Worten ſeine Hand und preßte ſie an meine Lippen. Er lächelte ſchmerzlich, drückte mir die Hand, ſah mir feſt, aber liebevoll ins Auge, und ich mochte dabei kindlich zu ihm aufgeblickt haben, denn, indem er zu mir ſprach: Sie ſind ein guter Menſch! erheiterte ſich ſein Geſicht, er athmete tief auf, ging einigemale nachdenkend im Zimmer auf und ab und blieb einen Augenblick mit geſenktem Haupte ſchweigend vor mir ſtehen; dann ſagte er, das dunkle aber immer noch feurige Auge auf mich

gerichtet: Mir steht doch wohl noch ein Herz mit Liebe zur Seite! Ich küßte noch einmal seine Hand, er schien sich darüber zu freuen, legte sie auf mein Haupt und ich fühlte, wie sie bebte; dann sprach er mit einer sonderbaren Heftigkeit: Ich habe bisher dem Schicksale getrotzt, ich will es auch ferner. Einsam stehe ich in der Welt, hinter mir meine Leiden und Freuden, darum kümmere mich auch nicht mehr fremdes Weh, ich will zu vergessen suchen, hier nichts mehr erwarten, nur noch dort!

Ich verlasse morgen diese Gegend, das Herumziehen taugt unter diesen Verhältnissen nicht mehr. Ich gehe nach Teplitz, das ich ohnedies, meiner körperlichen Schmerzen wegen, besuchen wollte, jetzt treibt mich ein anderer Schmerz dahin. Dort werde ich mich wohl bald von meinen Begleitern trennen und nach Dresden zurückkehren. Zeichnen Sie mir doch ungefähr Ihren Reiseplan auf, damit ich Sie zu finden weiß und Ihnen Nachricht von mir geben kann, denn nicht wahr, wenn ich Sie bitte, kommen Sie zu mir? Ich bedarf des Trostes, bedarf Ihrer, bei dessen Anblick ich mich nicht ganz kinderlos fühle. — Doch still, altes Herz, nähre keine Hoffnung mehr!

Ich versprach, auf die erste Aufforderung zu ihm zu kommen, und nach einigem Nachdenken bestimmte ich Pirna als den Ort, wo mich sein Brief gewiß finden würde, denn in einigen Tagen hoffte ich dort zu seyn und in meiner Vaterstadt längere Zeit verweilen zu können. Er freute sich meiner Bereitwilligkeit und sagte dann sehr aufgeregt und weich: Gehen Sie zur Tante, dort werden Sie Hedwig und den Fürsten treffen, statten Sie ihnen Ihren Glückwunsch ab. Am Abend sehen wir uns wieder.

Ich verließ den Trauernden, ging hinüber und fand nur glückliche Menschen. Fräulein Hedwig schien mir am meisten verändert; die stolze polnische Jungfrau, die ehedem nur ein Herz für ihr Vaterland zu haben schien, stand jetzt als schmachtendes, liebendes Mädchen neben dem Fürsten, dessen Blick wohl sein Glück verkündete, dessen Augen aber nicht flammten. Eine gewisse Ruhe, die ihn in Freude und Leid nicht zu verlassen scheint, läßt ihm das Glück seiner Liebe sich weniger aussprechen; vielleicht ist sie aber eben um deswillen auch edlerer Natur; die Tante war allein schon in dem Wahne glücklich, sie habe eine Ehe gestiftet.

Ich wünschte den Verlobten Glück, sie dankten mit mehr Herzlichkeit, als ich erwartet hatte und als mein Wunsch auch wohl verdiente, denn ich fühlte, er war nicht so ganz aus der Tiefe des Herzens gesprochen, ich dachte dabei zu sehr an den trauernden Alten. Dem Fürsten mußte ich das mich überraschende Versprechen geben, zu seiner nahen Hochzeitfeier nach Teplitz zu kommen.

Als ich mich wieder allein befand, dachte ich über das Vorgefallene nach. Zu wenig bekannt mit den menschlichen Leidenschaften, mit der Macht der Liebe noch weniger, weiß ich nicht recht, soll ich das Fräulein tadeln, oder den Unmuth des Grafen Eigensinn schelten; ich bin mit mir nicht im Klaren, und dieser innere Zwiespalt trieb mich wohl auch wieder ins Freie. Ich ließ, um meinen Gedanken ungestört nachhangen zu können, den Führer zurück und wanderte allein den Kirnitschgrund hinauf. Dort habe ich wenig beobachtet, meine Gedanken waren bei ihnen, die stummen doch für jeden weniger Bewegten so beredten Gegenstände erweckten in diesem Augenblicke meine Theilnahme weniger als je, und ich würde gewiß noch theilnahmloser in den herrlichen Grund hinaufge-

ſtiegen ſeyn, hätte mich nicht der Anblick der drei angelnden Engländer feſtgehalten. Das Auge unverwandt auf ihre Angel geheftet, ſaßen ſie ſtumm und unbeweglich da, Keiner rührte, Keiner bewegte ſich, man konnte glauben, wenn die auf dem Raſen um ſie her liegenden und ſtehenden Weinflaſchen nicht eines Andern belehrt hätten, drei Trappiſten zu ſehen, die nur zuweilen ihr: memento mori brummten, ſo wie die Engländer ihr God dam, wenn ein Fiſch von der Angel ſich losgemacht oder ſie geneckt hatte. Ich ſaß wohl eine Viertelſtunde auf einem herabgerollten Felsblocke, ohne daß die Menſchen während dieſer Zeit ein Zeichen des Lebens von ſich gegeben hätten; erſt als der Eine die Angel raſch aus dem Waſſer zog und triumphirend ſchrie: der Einundzwanzigſte! glaubte ich, das Schweigen ſei gebrochen, die Pagoden erhielten nun Leben, aber nein, die beiden Andern blickten phlegmatiſch nach der kleinen zappelnden Forelle, ſagten kein Wort, angelten weiter, und nur wenn ein armer Fiſch angebiſſen hatte, wurde die Stille für einen Augenblick unterbrochen. Faſt eine halbe Stunde hatte ich dem hohen Genuſſe des Angelns zugeſehen und meine Betrachtung gemacht, mit

welchem Nutzen dieſe Engländer wohl reiſen möchten, dann aber langweilte es mich, länger auf die Trappiſten zu achten, und ich trat den Rückweg nach Schandau an.

Als ich auf dem Bade den Wirth nach dieſen Angelgäſten fragte, erzählte er mir, daß ſie ſchon acht Tage hier wären, täglich um fünf Uhr zum Angeln gingen, wohin er ihnen um eilf Uhr kaltes Frühſtück und ſechs Flaſchen Portwein ſchicken müſſe; Punkt fünf Uhr kämen ſie zurück, kleideten ſich um, äßen, tränken eine Bowle Punſch und mit dem letzten Glaſe gingen ſie auf ihr Zimmer, wo an dem Bette eines Jeden eine Flaſche Champagner ſtehen müſſe; dies ſei ihre tägliche Lebensart, die nur das ſchlechte Wetter unterbrechen könne. Es ſind meine beſten Gäſte! ſchloß er ſeinen Bericht, und dies glaubte ich ihm gern.

Heute Abend habe ich noch eine Unterredung mit dem Grafen gehabt, der ſich als Mann in ſein Schickſal zu finden ſcheint, denn er berührt die Sache nicht mehr; ſein finſteres Schweigen aber, als, nach langer Unterbrechung, heute Abend Alle wieder zuſammen bei Tiſche ſaßen, läßt mich doch faſt zweifeln, daß er ſo ganz ſeines Schmerzes Herr geworden iſt. Als er

aufstand, sagte er mir: Ich sehe Sie doch morgen? und verließ schnell das Zimmer.

Gleich darauf entfernte ich mich auch, doch der Fürst folgte mir. Wir schlenderten in den freundlichen Gängen bei dem Bade umher, und haben da über Mancherlei mit einander gesprochen. Nach diesem Gespräche muß ich glauben, man wünscht, daß ich mich dem alten Grafen für immer anschließen möchte. Haben sie denn vergessen, daß in Norwegen ein Vater den Sohn erwartet?

Der Kuhstall.

Eben fahren sie fort, und wer weiß, ob ich sie je wieder sehen werde. Wie thörigt es doch eigentlich ist, Pläne für die Zukunft zu bauen! Hatte doch der alte Pole so oft die Charte in der Hand, neben mir gesessen und mit mir den weiteren Reiseplan entworfen. Ich glaubte damals gewiß, ich würde an der Hand dieses mir so theuer gewordenen Mannes die sächsische Schweiz durchreisen und aus dem Born seiner Erfahrungen manches mir Nützliche und Lehrreiche schöpfen können, und nun stehe ich in ihrer Mitte so allein, wie ich an jenem Abende

auf der Höhe vor Dresden ſtand. Dort rollte der Wagen an mir vorüber, und ich folgte ihm, hier rollte er dahin, und das Schickſal zeichnet mir einen andern Weg vor. Ich fühle mich recht verlaſſen, und gut iſt es, daß ich mich ſchon in den letzten Tagen etwas an die Einſamkeit gewöhnt habe.

Mein Führer brummte, denn faſt war es Mittag, bevor die Tante in Bewegung zu ſetzen geweſen war; nun ließ ich mich auch noch gemächlich zu einem frühen Mittagsmahl nieder, und er fürchtete, ihm ſei der ganze Tag verdorben; doch er irrte, obgleich auch mir die Abreiſe des Grafen den ganzen Tag, doch in anderer Art, als meinem Führer, verdorben hatte. Als ich ihm aber den Reiſeſack übergab und meinen Knotenſtock ergriff, da ſchien der gute Humor wieder bei ihm zurückzukehren, und meinen Reiſeplan kennend, wanderte er raſchen Schrittes mir nach dem Kirnitſchgrunde voran.

Heute hatte ich mir feſt vorgenommen, die Gegenſtände um mich herum genauer zu betrachten, und ſo fielen mir auch bei dem ſchönen warmen Tage die Menge Schmetterlinge auf, die hier von allerlei Gattungen in dem Thale herum ſchwärmten; ich fing einige ſehr

ſeltene und ſteckte ſie, als Trophäen, an meinen Hut. Wir gingen nun, immer auf dem linken Ufer des Baches bleibend, das Thal hinauf und an einem verfallenen Stollen vorbei, wo ich ſchon von weitem die lebloſe Gruppe der Angelnden ſah. — Der Menſch ſucht doch überall ſein Glück, und überall ſäet er ſein Körnchen Hoffnung aus, dacht' ich hier, und geht es auch nicht gleich auf, ſäet er doch wieder die Körner, wenn auch an einem andern Orte. Bis in die Tiefe der Erde führt Dieſen die Hoffnung, Jener begnügt ſich mit dem dahinrauſchenden Felsbache; Dieſem iſt Gold, Jenem eine Forelle das Ziel ſeiner Wünſche.

Heute ſah ich den langweiligen Anglern nicht wieder zu, grüßte ſie im Vorbeigehen, und ſie erwiderten meinen Gruß mit einem ſtummen Kopfnicken. Bald kamen wir nun an die kahlen Wände der ſogenannten Kroatenſchluchten, wo ſich wahrſcheinlich im ſiebenjährigen Kriege die Kroaten verborgen hatten. Hier breitet ſich ein großes rings von Wald bekränztes Wieſenthal aus, das ſeiner Ueppigkeit und Anmuth wegen berühmt iſt. Zur Linken des Thales zieht ſich der Höllengrund dem Birkenberge zu, rechts führen mehre Schluchten zu einem lan-

„So kann ich mir Georg Jenatſch nicht denken, Vater!“ ſagte das Mädchen und Unmuth über des Alten feindliche Reden umzog ihren Mund.

„Ich glaube es wohl, daß dem reinen Gemüthe auch das Unheilige heilig erſcheint.“ fuhr dieſer, unbekümmert ihres Unmuthes fort „Da Du ſeine Abſicht nicht ahndeſt, eben deshalb muß ich warnen. Konrad iſt ein leidenſchaftlicher Menſch, eiferſüchtig, mißtrauiſch, der Schein genügt ihm Dich zu verdammen —“

„Da verlör er meine Achtung, wär' er wie Ihr mir ihn ſchildert, Vater“ unterbrach ſie ihn „Wie könnte ich ihn lieben, wenn er nicht meinem Herzen vertraute?“

„Und doch iſt es ſo!“ fuhr der Alte fort „Schon verbreiten die Nachbarn hämiſche Gerüchte über des Obriſten häufige Beſuche, ſchon untergräbt die Verläumdung Deinen guten Ruf —“

„Lieber Vater!“ fiel ihm Marie, ſich von ihrem Sitze erhebend in die Rede „Ich ſtehe rein vor Gott, rein vor meinem Geliebten, was kümmert mich die Welt? Begleitet mich ſtets ein gutes Gewiſſen, ſo kann ich Euerm Sohne furchtlos unter die Augen treten. Und entfernte ich Georg Jenatſch aus unſerm Hauſe, würde ich da mich nicht der Schuld bekennen? Auch thät ich ihm weh und das verdient er nicht um uns.“

„Und erfährt mein Sohn die hämiſchen Gerüchte?“ ſagte der Alte, ſein greiſes Haupt ſorgenvoll wiegend.

„Dann wird er den Verläumdern zürnen, ſeine Marie beklagen und ſie deſto inniger lieben“ erwiederte ſie mit Zuverſicht.

gen Felshorne hin, und das Beuthenwaſſer tritt hier, ſich über ſechs Ellen hohe Felswände wälzend, als eine freundliche Kaskade in das, durch die auf beiden Seiten arbeitenden Steinbrecher noch mehr belebte Thal. Von hier aus gingen wir durch eine Höhle, die Metze genannt, und ſtanden dicht vor der von dem Affenſteine, einem hohen Felſen, überragten, reizend gelegenen Haidemühle.

Von hier aus führt ein gerader Weg nach dem Kuhſtalle, doch ſchlug mir mein Führer vor, auch den Wildenſtein zu beſuchen, deſſen ſteile Felswände kaum ſechs hundert Schritte von der Mühle ſich erheben; wir ſtiegen hinauf und genoſſen eine ſchöne amphitheatraliſche Umſicht. Das nicht unbeträchtliche Plateau des Berges iſt an mehren Stellen zerriſſen und bietet eigentlich wenig Raum dar, obſchon in früherer Zeit eine Burg hier ſtand, die aber ſchon im 15. Jahrhundert verödet lag, da ihr Beſitzer die Burg Neu-Wildſtein über dem Kuhſtallfelſen erbaute.

Wir kehrten nun nach der Haidemühle zurück und gingen nach dem, jenſeits derſelben ſich befindenden, Lichtenhainer Waſſerfall, der ſich, wenn er wie heute Waſſer genug hat,

funfzehn Ellen hoch mit ſtarkem Getös in eine Grotte hinabſtürzt, ſich dann in einem Felsbecken vor der Grotte ſammelt und geräuſchlos das Kirnitſchthal hinabrinnt. Dieſer Punkt erſchien mir als der ſchönſte des Thales.

Der Führer hielt es für Pflicht, aus dem herrlichen Quell des Münzbornes, zu dem wir jetzt kamen, ſeine Feldflaſche zu füllen, und erſt, nachdem wir uns hier gelabt, ſetzten wir unſern Weg fort, erblickten vor uns große Felsmaſſen, die ſich über die Waldgegend erheben, und betraten nun einen von einem Geländer eingefaßten Fußſteig, der uns auf die Höhe des Hausberges führte. Hier ſchlängelt ſich zwiſchen jungen Birken und Nadelholz ein wohl erhaltener Pfad, und kaum hatten wir ihn betreten, als ſich aus der Ferne auch Harfenklänge vernehmen ließen. Da ich mich hierbei zu lebhaft jener Mondnacht auf der Baſtei erinnerte, machten dieſe Töne nicht den geringſten Eindruck auf mich, ich ging ihnen gleichgültig entgegen und ſtand plötzlich, angenehm überraſcht, vor der Höhle des Kuhſtalles.

Ich ſtand betroffen; der Anblick der Höhle mit ihrem neun Ellen breiten, dreizehn Ellen hohen Thore, über deſſen Wölbung zerriſſene,

von einer mächtigen Felsmasse gedeckte Felsstücke liegen, überraschte mich. Das Wogen und Treiben der Menschen in derselben, die Harfenklänge, der vielstimmige Gesang, den man vernahm, das Klirren der Gläser, das Jauchzen der vergnügten Menschen in dieser weiten Höhle, am meisten aber der zauberische Durchblick in eine sehr fern scheinende reizende Gegend, mußte dem durch die romantische Einöde hier herauf Gewanderten ein so buntes, überraschendes Bild vorführen, daß er in eine neue Welt versetzt zu seyn glauben konnte. Bald aber, nachdem der erste Eindruck vorüber war, wirkte der Anblick der Menge von Menschen verletzend und störend auf mein Gefühl, denn mir schien die ganze Gegend mehr zum Stilleben, als zum rauschenden Leben geeignet, und ich trete überdies unter viele Menschen immer etwas schüchtern, heute besonders trat ich mit wenig empfänglichem Gemüthe dort ein.

Aber kaum in diese funfzig Ellen breite, hohe Höhle eingetreten, deren südliches Thor mehr als noch einmal so hoch, als sein nördliches ist, verloren sich die Menschen, die ich durch den kleinen Eingang gerade dort gruppirt gesehen hatte, ganz in diesem Raume, und als ich mich

endlich auf eine Felsbank setzte und mit Ruhe dem ganzen Treiben zusah, da ergötzte ich mich auch daran, und die sich bildenden verschiedenen Gruppen beschäftigten mich ganz angenehm.

Kaum hatte ich eine Weile beobachtend da gesessen, als eine leicht geschürzte, ganz hübsche Dirne auf mich zutrat und mich fragte: was ich befehle. Ein Gläschen Wein, der hier nicht übel ist, meinte der Führer, ist der beste Trunk, wenn man erhitzt ist. Ich bestellte also Wein und blätterte indessen in dem Fremdenbuche. Für Jemand, der viel gereist ist, mithin viel Menschen kennen gelernt hat, muß ein solches Buch eine angenehme Erinnerungstafel seyn, denn vielleicht findet er auf jedem Blatte einen bekannten Namen, der ihm Zeit, Ort und Begebenheiten zurückruft, wo er diesen oder jenen Freund oder Bekannten sah und kennen lernte. Mir war es drückend, Niemand in diesem Buche finden zu können, an dem ich Theil zu nehmen vermochte, von allen den Namen keinen, der mich freudig berührt hätte, zu kennen, und ich fühlte mich in diesem Augenblicke wieder so verlassen, wie ich mich, seit meiner Entfernung aus dem Vaterhause, schon so oft gefühlt hatte. Die Menge Gedichte, die ich hier aufgezeichnet

fand, langweilte mich; meist waren es schwülstige Worte und ein Klingklang ohne tiefen Sinn, die launigen ergötzten mich noch am meisten.

Als ich mich an ganz trinkbarem Weine erquickt und der Führer die Flasche vollends geleert hatte, begab ich mich in die Höhle, die heute, nach dessen Ausspruche, außerordentlich besucht war. Eine in Schandau gefeierte Hochzeit mochte die Ursache seyn, denn das Brautpaar und alle Hochzeitgäste waren hier herauf gezogen. — So oft ich ein Brautpaar an ihrem Hochzeittage sehe, überfällt mich eine gewisse Trauer. Ein Paradies liegt vor ihnen, ist mein steter Gedanke, aber zu einer prosaischen Welt, voll Sorge und Noth, wird nur zu oft dies Paradies, wo nicht zur Hölle. Mich überfällt dann eine kindische Angst. Ob sie mich einst nicht verlassen wird, wenn mir die Liebe Edens Pforten öffnet? — Gott mag es wissen!

Mein Blick fiel nun zuerst auf die Harfenistinnen, und zu meiner Freude sah ich, daß es nicht die von der Bastei und daß sie hübscher als jene waren, obgleich auch ihnen der Stempel der Frechheit aufgedrückt war, der stets einen

recht widrigen Eindruck auf mich macht. Die Höhle selbst war für mich merkwürdig, obgleich die geschmückten Hochzeitgäste in sonderbarem Contraste mit ihr standen. Die hohen, an vielen Stellen zerklüfteten Wände, die kleinen Höhlen, jede Spalte waren von der Betriebsamkeit des hier hausenden Wirthes zu Küche, Keller und Vorrathskammer, selbst zu einem Rauchfange benutzt und mit Thüren verschlossen, was freilich den großartigen Eindruck vermindert, doch aber für die Erfrischung und Bequemlichkeit der hier rastenden Wanderer sehr erfreulich ist. Fels- und Holzbänke, Tische, selbst Krippen sind sattsam da und auch die Bewirthung ist leidlich. In Kriegszeiten haben die Bewohner der Umgegend ihr Vieh hieher gerettet, wodurch die Höhle wahrscheinlich den Namen des Kuhstalles erhalten hat. Das Sonderbarste, was ich hier sah, war die Menge von Namen, womit die Eitelkeit der Menschen sich zu verewigen glaubt; das Fremdenbuch dünkte mir hinlänglich, um sich mit seinen Freunden hier wieder zu finden.

Wir traten jetzt aus der Höhle, wo uns links eine kleine Schlucht auf einen Gang führte, an dessen Wänden eine Menge Falze und Ramm-

löcher deutliche Spuren von Befestigung zeigten, und auf welchem wir auch das Wochenbett und den Taufstein, kleine, mit diesen sonderbaren Namen bezeichnete Höhlen fanden. Von hier gelangten wir an eine, fast nur für schlanke Menschen gangbare und mit vielen Löchern zur Verrammlung versehene Spalte, in welcher wir dreiundachtzig Stufen hinaufsteigen mußten, um auf das Plateau des Felsens zu kommen. Hier stand aller Wahrscheinlichkeit nach sonst die Burg Neu-Wildenstein, denn eine noch ziemlich erhaltene Cisterne, Spuren eines Wachthäuschens und Krahnes zum Aufwinden der nöthigen Bedürfnisse, zeigen bestimmt, daß hier oben ein festes, nur durch zwei enge Schluchten zu ersteigendes Schloß stand, von welchem man eine wundervolle Aussicht gehabt haben muß. Im Süden überragt der kleine Winterberg den Wildensteiner Wald, im Morgen zeigen sich die Speichhörner mit dem Raubschlosse neben dem Affenstein; der ganze Horizont ist von Felswänden und emporragenden Kegeln begrenzt, doch tritt man nordwestlich auf eine Felsspitze, so zeigt sich der Charakter der Gegend im stärksten Contraste mit dem vorigen, denn eine Reihe freundlicher Dörfer in fruchtbarer Gegend,

zwi-

zwiſchen denen ſich nur zuweilen eine Felspartie erhebt, erblickt man hier von Bäumen umkränzt; dies gab dieſer Ausſicht etwas Idylliſches und zeigte dem Auge zugleich ein freundliches Bild von Wohlhabenheit und Regſamkeit.

Wir ſtiegen nun eine andere weitere Schlucht hinab, wo wir auf eine Klippe, den Kanzelſtein, ſtießen, von welcher herab im Dreißigjährigen Kriege der Lichtenhainer Pfarrer den hierher Geflüchteten gepredigt haben ſoll; auch deuten hier einzelne Kreuze an den Felsblöcken auf einen Friedhof. Das Schneiderloch, ein vier Ellen breites, zwei ein halb Ellen hohes Loch, wo ein Schneider in Verborgenheit gearbeitet haben ſoll, mußte ich ebenfalls beſuchen, wobei mich auf dem Wege dahin das ſchöne zehnfache Echo mehr ergötzte, als der Schneider mit ſeiner am Eingange ausgehauenen Scheere.

Wir kamen endlich, noch über manch Geſtein kletternd, auf der Ebene zum nördlichen Eingange der Höhle zurück, wo man deutliche Spuren eines Grabens findet, der die Höhle von dem übrigen Gebirge getrennt haben muß. Im Mittelalter war hier gewiß eine bedeutend feſte Burg, in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges aber, wo dieſe Gegend beſonders von

den Kroaten arg mitgenommen wurde, war sie der Zufluchtsort der geflüchteten Landleute.

Mein Führer brachte mich über viele Stufen durch eine tiefe Schlucht hinunter in den Habichtsgrund und zu einer Quelle, wo man den schönsten Anblick der Kuhstallfelsen hat; dann gingen wir durch den Wildensteiner Wald und sahen plötzlich die hohen, fast höchsten Felswände der sächsischen Schweiz: des kleinen Winterberges, die sich in mancherlei wunderbaren Gestalten dem Auge zeigten, vor uns. Nun kommt der beschwerliche Weg! sagte mein Führer, und er hatte Recht, denn wir mußten im Zickzack, zwar auf ziemlich gebahntem Wege, mitunter aber doch an Handlehnen über Basalttrümmern den Weg ersteigen, dessen höchsten Gipfel wir demungeachtet nicht erreichten. Schon auf der Mitte des Abhanges fanden wir auf einer Bank eine Ruhestelle; bald darauf gelangten wir, nach kurzer Rast, zu dem Winterhause, das auf einer weitvorspringenden Klippe erbaut, an eine Jagdbegebenheit erinnern soll. Auf einer Jagd, so erzählte mir mein Führer, wurde ein von den Hunden verfolgter starker Hirsch dem auf dem Rande der Kuppe stehenden Churfürsten August zugetrieben;

der Hirsch jagte einen hohen, über einem furchtbaren Abgrunde hangenden Felsen hinauf, bis wohin ihn der Churfürst auf einem schmalen, unter einem Felsen hinlaufenden Pfade verfolgte. Der Hirsch, den tiefen Abgrund vor sich, faßt den Jäger in's Auge, geht auf ihn los; im entscheidenden Augenblicke legt der Churfürst mit den Worten an: Entweder treff' ich dich, oder du bringst mich um! er drückt los und der Hirsch stürzt in den Abgrund. Churfürst Christian I. ließ auf der nämlichen Stelle ein kleines, nun verfallenes Jagdhäuschen errichten, auf dessen Spitze man das Geweih des erlegten Hirsches setzte; das Häuschen wurde 1618 erneuert.

Nachdem ich mich an dem schönen Anblicke der prächtigen Landschaft ergötzt hatte, die ich, über den waldigen Felsengrund hin, erblickte, schlug mir mein Führer vor, einen, aber sehr beschwerlichen, Abstecher nach dem Schneeberger Loche zu machen. Da ich auf dem großen Winterberge gut oder übel übernachten wollte, und die Sonne noch ziemlich hoch stand, so willigte ich ein, und die Wanderung begann.

Sobald wir den Wald des kleinen Winterberges verließen, betraten wir den sogenannten

„Kind, Kind!“ warnte der Alte „Du kennſt die Männer, kennſt Konrad nicht, Du täuſcheſt Dich.“

„Das wäre hart, wäre ſchmerzhaft!“ ſagte ſie traurig „Dann hätte ich mich in allen meinen Hoffnungen getäuſcht. Wie kann man wahrhaft lieben ohne Vertrauen, wie kann man ſich glücklich in Liebe fühlen und für des Andern Herz zagen? Ich ſelbſt zage ja nicht vor dem meinen; der Gedanke, ein Andrer als Euer Sohn könne mir gefallen, mir Liebe einflößen, kann nicht in mir aufſteigen, es wäre ja unmöglich, dem, den man liebt, untreu zu ſein. Und ſo denkt auch Konrad gewiß, und dächte er nicht ſo, vertraute er dem Herzen ſeiner Marie nicht mehr, dann erlöſche meine Liebe, denn nur Vertrauen erhält ihre Flamme immer leuchtend und rein.“

„Du willſt alſo meine Warnung nicht achten, nicht darauf dringen, daß Jenatſch Euer Haus meidet?“ fragte der Alte und erhob ſich zürnend.

„Nein!“ erwiederte ſie beſtimmt „Dazu bin ich zu ſtolz. Verlangte Konrad, doch nur Konrad von mir, ich ſollte aus irgend einem andern Grunde dem Obriſten unſer Haus verſchließen und hielt ich auch ſeine Forderung für ungerecht, ſo thät ich doch willig wie er verlangte. Sein Wunſch wäre mir Befehl, was ihm Freude machte, würde geſchehen, denn für ihn wäre mir kein Opfer zu ſchwer. Mißtraute er aber meinem Herzen, wohl gar meiner Treue, ſo zerriß er ein Band, das ich für mein ganzes Leben geknüpft glaubte.“

„Ich beklage Dich, Marie!“ ſagte der Alte bewegt „Warum legte der Himmel zu Deiner Engelsgüte und

Reitersteg, einen nur für Reiter gebahnten Weg, den wir jedoch, uns links wendend, bald verließen, und bogen von hier auf sehr schmalem gefahrvollen Pfade links ab, denn er führte nicht allein dicht an schroffen Abhängen vorbei, sondern war auch so mit Brombeergesträuch bewachsen, daß jeder Tritt in die verborgenen Felsspalten gefährlich werden konnte. Zuletzt ging es aufwärts, wobei wir oft von Klippe zu Klippe springen mußten, bis wir auf einer sechs Schritt breiten, mehre hundert Ellen hohen Felszunge standen, welche das Schneeberger Loch begrenzt. Ich glaube kaum, auf meiner Reise durch die sächsische Schweiz einen so kahlen Punkt, ohne alle Vegetation, wieder zu finden, wo die Natur so todt und wie erstarrt vor uns liegt, als dieses Schneeberger Loch. Eine Menge Abgründe von hundert bis zwei hundert Ellen Tiefe, oben nur durch fünf bis zehn Ellen lange Felszungen von einander getrennt, zeigen sich hier ringsum dem Auge, und wüßte man nicht, daß man auf einem Wege hieher gekommen sei, man müßte glauben, plötzlich von diesen Felszungen und Abgründen umstellt, verloren zu seyn. Der Blick von der schmalen Felsspitze, auf welcher man steht, in

die Abgründe hinab ist schauerlich und Schwindel erregend.

Als wir glücklich bis an einen Wegweiser zurückgekehrt waren, wollte mich mein Führer bereden, noch nach der heiligen Stiege zu gehen; mir war aber die Lust zum Klettern vergangen, und so wanderten wir den geradesten Weg nach den einzelnen Buchen, die noch auf der Höhe des Winterberges stehen, rüstigen Schrittes zu.

Ich freute mich über die klaren Bergquellen, die uns hier, über eine frische grüne Vegetation, entgegen rieselten, und über den Anblick der nahen und fernen Thäler, die hier vor uns ausgebreitet lagen, bis wir endlich auf einem sehr steilen Wege die Kuppe des großen Winterberges erreichten, welche tausend vierhundert sechzehn Fuß über der Elbe, tausend sieben hundert sechs und sechzig Fuß über dem Meere sich erheben soll. Die Sonne war im Sinken, und so hatte ich meine Zeit richtig eingetheilt, denn von hier aus wollte ich sie unter- und aufgehen sehen, da die Landschaft, die man nah und fern übersieht, ganz dazu geeignet ist, diese Naturschönheiten in ihrem vollen Glanze bewundern zu können. Von hier aus hat man wohl auf der ganzen Reise die weiteste Aussicht.

Als mein Blick noch flüchtig umherſchweifte, ſah ich den jungen Maler des Marius, den Griffel in der Hand, auf einem Steine ſitzend, und obgleich ich die Weingeſchichte auf der Baſtei noch nicht vergeſſen, auch der alte Pole mich vor ihm gewarnt hatte, trieb es mich doch zu der einzigen Seele hin, mit der ich in Etwas in Berührung ſtand. Er erwiderte freundlich meinen Gruß, ſteckte ſeine Zeichnung in die Mappe und führte mich auf einen Punkt, wo der Lauf der Elbe am ſchönſten zu ſehen war, mithin der Untergang der Sonne am herrlichſten dem Auge ſich darſtellen mußte.

Kaum hatte ich einige Minuten mit ihm geplaudert, ſo war der Groll, jede Warnung vergeſſen, und ich freute mich, meine Bemerkungen jemand Anderm mittheilen zu können, als dem Führer, der mir immer ein Automat dünkte, der einmal in Bewegung geſetzt, ſeine Bewegungen heute wie morgen gleichförmig machen muß. Es muß auch den Führern ſo gehen; das ſtete Einerlei der Beſchäftigung läßt dieſe Art Menſchen über Naturſchönheiten ſo geläufig ſprechen und jedesmal das Nämliche ſo monoton und theilnahmlos erzählen, wie der Schulknabe ſeine Lektion herſagt; ſobald man

dies fühlt, verliert der Gegenstand, den sie uns zeigen und beschreiben, immer etwas an Interesse.

Jetzt stand die Sonne, die flammenden Strahlen in ihre runde Scheibe eingezogen, am Rande des Horizontes, kein blendendes Licht mehr ausströmend, ein Held, der auf seinen Thaten ruhend, vom Schauplatze abzutreten sich bereitet. Langsam, als zöge sie sich nur wider Willen von der schönen Bahn zurück, die sie so herrlich durchlaufen hat, sinkt sie, immer noch ein Gluthmeer, hinter die fernen Berge des Meißner Landes; noch einmal sich in den rauschenden Fluthen der Elbe spiegelnd, schaut sie zwischen den Felsen des König- und Liliensteins hindurch und vergoldet den breiten dahin ziehenden Strom. Jetzt sinkt sie immer tiefer — jetzt birgt sie den schmalen Goldreif hinter den Bergen, für die Erde ist sie verloren, für den Himmel nicht, dort leuchtete noch lange wunderbar schön ein Strahlenmeer, das die Erde mit Dämmerung umzieht. Was der Erde versinkt, hebt doch seinen letzten Strahl noch himmelwärts.

Nicht so herrlich, wie der Untergang der Sonne, sollte ihr Aufgang seyn, denn auch heute trübten ihn Nebel, und da der Maler mich ein

paar Tage zu begleiten verſprochen hatte, ſo begannen wir am Morgen unſere Wanderung nach dem Prebiſchthore und Hirniskretſchen, indem wir den nämlichen Weg, der uns auf die Kuppe geführt hatte, wieder hinabſtiegen und uns links haltend, die Grenze von Böhmen überſchritten.

Prebiſchthor.

Es macht auf mich einen eignen Eindruck, wenn ich aus einem Lande in das andere trete; ein einziger Schritt und man iſt anderen Geſetzen, anderen Gewohnheiten unterworfen, vielleicht begrüßt der mir zuerſt Begegnende mich in einer mir fremden Sprache, wie es hier in Böhmen leicht der Fall ſeyn könnte. Hier ſcheidet ſich eine Macht von der anderen, ganz andere Intereſſen geben den Bewohnern den Impuls, und ſtärkeres oder matteres Licht erleuchtet den Geiſt der verſchiedenen Völker. Zwar ſtehen die Kontraſte nicht überall ſo ſchroff ſich gegenüber, oft verflachen ſich die Nachbarſtaaten in einander, aber ſelbſt in Deutſchland, wo mancher Staat ſo klein iſt, ſoll doch faſt jeder eine gewiſſe Eigenthümlichkeit behalten. —

Also wir waren jetzt in Böhmen und traten bald in eine Waldgegend, die der Führer den Jordan nannte. Da ich keinen Fluß, nicht einmal einen Waldbach vor mir sah, so dünkte mir der Name etwas sonderbar, doch da der Weg uns recht angenehm bis auf eine Felszunge führte, wo sich links der Prebisch-, rechts der Hirschgrund schroff hinabzieht, so kümmerte ich mich wenig darum, denn die Waldgegend war höchst romantisch. Bald näherten wir uns dem nächsten Ziele unserer Wallfahrt, dem Prebischthore. Indem wir, aus dem Gebüsch hervortretend, sogleich seitwärts am Rande des steilen Abgrundes gingen, überraschte uns der Anblick des Thores; sechzig Ellen hoch und breit, mit seinem dreißig Ellen langen Schlußsteine, steht es auf dem auslaufenden Vorsprunge des schmalen Bergrückens gar wunderbar da. Ueberhaupt war die Aussicht von hier für mich die schönste, die ich in der sächsischen Schweiz noch sah, denn sie vereint das Liebliche mit dem Erhabenen. Die drei neben dem Thore in schauerlicher Tiefe sich dahinziehenden Schluchten, die auf beiden Seiten hoch über die Waldung emporragenden Felswände, vor uns das minder hohe Gebirge, dies Alles schafft ein so schönes großartiges

Bild, daß man mit immer wachsendem Vergnügen dabei verweilt. Die Prebischwände schließen links, der Winterberg rechts dieses halbe Panorama, das im anmuthigsten Verenie Berge, fruchtbare Thäler und freundliche Dörfer umfaßt. Die Aussicht, welche uns über den steilen, waldbewachsenen Vordergrund wurde, begreift die ganze schöne Gebirgslandschaft, die am Kaltenberge beginnt und sich bis zum Rosenberge fortzieht. Auch die Berge von Aussig sieht man hier in blauer Ferne hervorragen, und am Horizonte zeigen sich uns die Rücken des Erzgebirges; eine pittoreske Landschaft, der, um vollkommen genannt zu werden, nur der Elbstrom fehlt.

Wir stiegen nun in der inneren Wölbung des Thores hinab, die uns auch einen reizenden Abschnitt der oberen Aussicht bot. In einem niedlichen in dem Thore selbst seit Kurzem angebrachten Häuschen findet man allerlei Erfrischungen, die mich und den ewig durstenden Maler trefflich erquickten.

Wie ich eben aufbrechen und weiter nach Hirniskretschen wollte, beredete mich mein Führer, meinen Reiseplan zu ändern, den Arnstein und Kleinstein zu ersteigen und auf dem Rückwege

erſt Hirniskretſchen zu beſuchen, und ich willigte ein. Nachdem wir nun das dem Thore gegenüber liegende Böchhorn beſtiegen und hier den ſchönſten Standpunkt gefunden hatten, um das Thor und den Prebiſchkegel, eine hundert Ellen hohe, von der Wand abgeriſſene, iſolirt ſtehende Felsſpitze, zu ſehen, begannen wir unſere Wanderung nordwärts durch den groſsen Zſchand, das Hauptthal dieſer Gegend, zwiſchen hohen, häufig mit duftendem wilden Rosmarin bewachſenen Felswänden, nach dem Zeughauſe, wo mein Begleiter, der jeden Erquickungsort zu kennen ſchien, in dem gegenüber liegenden Forſthauſe ſich reſtaurirte. Der Führer, den ich in Schandau angenommen hatte, und der wahrſcheinlich wo möglich noch heute nach Hauſe wollte, trieb uns an, den Weg fortzuſetzen, führte uns auf dem Roſsſteige zu dem, von dem gelben Mooſe, das ihn bedeckt, ſo genannten Goldſteine, von da zu den ſteilen Bärfangwänden und bald darauf an eine dem Kuhſtall ähnliche Höhle, die aber nicht den Ruf wie jene hat und nur den müden Holzhauern zum Nachtlager dient.

Unweit der Bärfangwände kamen wir zu dem Maulſteine, einem groſsen, auf hohem Berge gelegenen Sandſteinfelſen. Eine Art Höhle

bildet den Eingang, von wo aus man bequem hinaufsteigt und oben mehre Spuren ehemaliger Befestigung findet. Ein interessanter Weg führte uns nun hinab, und bald gelangten wir an die reizend gelegene Buschmühle, wo wir unseren Führer entließen und einen anderen nahmen, der uns nach dem Arnstein brachte, welchen wir, trotz seiner hohen Felswände, bald erstiegen. An seinem Fuße finden sich eine Menge Höhlen, von welchen die Tradition sagt, sie wären einst zu Kellern und Gewölben gebraucht worden. Auf der oberen ebenen Fläche des Felsens zeigen Spuren, daß einst eine Burg hier gestanden hat, denn noch findet man daselbst einen in den Felsen gehauenen Brunnen. Die Aussicht von hier ist belohnend.

Auf einem steilen Bergpfade gelangten wir bald an die prächtigen Wände des Kleinsteins; hier geleitete uns der Führer durch eine Felsspalte, wo wir mühsam hinaufklimmen mußten, und plötzlich standen wir vor einem hohen, spitz zulaufenden, durch irgend ein Naturereigniß gebildeten Gewölbe, worunter wir rasteten und uns an dem schönen Blicke in die Ferne weideten. Hier steckte ich das Ziel meiner Wanderung nach Norden, denn dieser ganze nordöst-

liche Theil der sächsischen Schweiz ist sich fast in allen seinen Punkten gleich und bietet nicht die freundliche Abwechselung, welche man in dem westlichen Theile des Gebirges findet, besonders fehlt ihm der herrliche Elbstrom. Ich ging nun, den Führer in der Buschmühle zurücklassend, auf gebahnter Straße mit dem Maler nach dem Prebischthore zurück, von wo aus wir nach langem Verweilen unseren Weg endlich weiter fortsetzten.

Hirniskretschen.

Wir stiegen nun über hundert Stufen in das sogenannte Harzgründel hinab, wo zuweilen, da wo die Schlucht sich erweitert, Ruhebänke angebracht sind. Ein Knabe aus Hirniskretschen brachte uns von hier seitwärts in den Prebischgrund, wo wir das Thor und den hohen Kegel von unten trefflich sehen konnten, und der Anblick der erhabenen Felswände, auf deren Gipfel die Thorwölbung sich öffnet, und hauptsächlich des großen, mächtig sich emporhebenden Felskegels, unsere Mühe reichlich belohnte.

Jetzt stiegen wir in den Bielgrund hinab, wo die Biel, mehre Gewässer aufnehmend, über

Sanftmuth dieſen feſten, unbeugſamen Sinn, dieſes ſtolze Vertrauen auf Dich? Es führt Dich nicht einem ruhigen Glücke entgegen."

„O gewiß, Vater!" rief ſie feurig „Gewiß! Ihr ſeid ein guter, aber mürriſcher Mann, ſeid oft mit Euerm Sohne unzufrieden, habt mir oft geſagt, er verdiene mich nicht. O, Ihr mißkennt ihn! Er iſt nicht wie Ihr ihn ſchildert, er vertraut ſeiner Marie mit ganzem Herzen; er wußte ja, daß Georg Jenatſch bei uns ein und aus ging und hat mich nicht gewarnt wie Ihr und es mir nicht unterſagt, ihn bei mir zu ſehen —"

„Handle, wie Du glaubſt, Recht zu thun," ſagte nun der Alte „ich habe das Meine gethan. Hoffe aber nicht, alle Menſchen ſeien ſo reinen Gemüths als Du und bedenke, daß Du nicht in einem Paradieſe von Engeln, daß Du auf dieſer Erde unter ſchwachen, ſündhaften Menſchen wandelſt. Lebe wohl Kind! Ich verlaſſe Dich heute mit ahnungsſchwerem Herzen."

Marie küßte ihm gerührt die dargereichte Hand und drückte ſie mit Inbrunſt an ihr Herz — „Könnte dieſe Hand, welche einſt die ſchwirrende Sehne ſpannte, noch Seegen ſpenden, ich ſegnete Dich gern, frommes Mädchen!" ſprach der Alte „So kann ich nur für Dich beten, daß die Menſchen Dein reines Gemüth erkennen mögen, wie es Gott erkennt. Geh, Marie, es wird ſchon ſpät, Deine Mutter könnte ſich über Dein Ausbleiben ängſtigen; ich bleibe noch hier. Hier unter den Trümmern, wenn die Nacht ſich ſenkt und der Sturm durch das Gemäuer heult, iſt es mir wohl. — Gute Nacht!"

Felsblöcke dahin rauscht und einige romantisch gelegene Mühlen treibt, die das stille Felsthal durch ihr klapperndes Geräusch beleben. Der Bach stürzt sich an einer der Mühlen in den Kamnitzbach und wogt nun rauschend und brausend dem nahen Elbstrome zu. Wir folgten seinem Laufe und kamen bald zu den ersten Häusern von Hirniskretschen, die sich längs des Baches an der nördlichen Felswand hinziehen; eine freundliche Landschaft, bei der ich gern verweilte, um dem Maler Zeit zu lassen, ein halb verfallenes, an den Felsen sich lehnendes Haus zu skizziren.

Kaum hatte mein Begleiter seine Mappe geschlossen, als wir nach wenig Schritten an dem Einflusse des Kamnitzbaches in die Elbe standen, und an hoher, steiler, malerisch geklüfteter Felswand das Zoll-, Amt- und Herrenhaus angelehnt sahen. Diese Gebäude nehmen sich vorzüglich bei schöner Abendbeleuchtung herrlich aus, und es war mir nicht möglich, meinem Begleiter sogleich in den Gasthof zu folgen; ich mußte einen Kahn besteigen und mich in die Mitte der Elbe fahren lassen, um von da aus an dem Anblicke dieser mit Gebüsch bewachsenen Felswand und der auf einer vorspringenden

Spitze derselben gebauten schmucken Häuser mich zu ergötzen. Ich ließ jedoch meinen Begleiter nicht lange auf mich warten, fuhr bald wieder zurück, und fand in der im Herrenhause befindlichen Herrenschenke so gutes Nachtquartier und Abendessen, daß ich meinen ersten Plan, noch am Abende auf der Elbe nach Schandau zurückzufahren, aufgab.

Der junge Maler zeigte mir jetzt Manches, was er in den wenigen Tagen, in welchen wir uns nicht gesehen, gefertigt hatte. Er schien mir besonders zum Skizziren und um mit wenigen hingeworfenen Strichen komische Situationen auf das Papier zu tragen, recht viel Anlage zu haben; weniger gelungen schien mir aber die fernere Ausführung. Er gab mir ein Blättchen, auf dem ich sogleich die Tante vor mir sah, wie sie am Geländer der Bastei ihren alten Bedienten auf die Schönheiten der Natur aufmerksam macht; die Dame, wie der alte Diener waren unverkennbar. Er machte mir ein Geschenk mit diesem Bilde, das mich eben nicht erfreute, denn ich liebe Karrikaturen nicht, die Persönlichkeiten verletzen, doch konnte ich es ihm nicht zurückgeben. Nach Tische, als die Sonne längst untergegangen war, bekam der

ewig Unruhige noch den Einfall, eine Wasserpartie auf der Elbe zu machen, und da der Abend, wenn auch nicht vom Monde erhellt, doch schön und sternenhell war, so stimmte ich mit ein. Ich bestieg eine Gondel, mein Begleiter, eine im Herrenhause Gott weiß wo aufgefundene Guitarre umgehangen, folgte bald, und nun glitt die Gondel langsam und unter manchem Stöhnen des Schiffers aufwärts über die ruhigen Fluthen des Stromes.

Der Maler hatte eine wohlklingende volltönende Stimme, er trug heute Abend manches kleine Lied mit recht viel Gefühl vor, auch war sein Spiel sehr brav, so daß ich mich wahrlich daran ergötzte; auch den alten Schiffer mußte der Gesang vergnügen, denn allmälig kamen alle seine Bewegungen in den Takt desselben, und zuletzt warf er jedesmal gewiß im richtigen Tempo seine Stange in das Wasser. Als wir so wohl eine Stunde aufwärts gefahren waren, ließ ich die Gondel wenden, und wir schwammen nun, da Ruder und Stange ruhte, und wir uns allein dem Wasser überließen, langsam stromabwärts. Ein leiser Westwind kam uns hier entgegen und kühlte die Hitze des Tages; Millionen Sterne blickten auf uns nieder,

und das Schweigen der Nacht umgab uns, welches der Maler nur durch einzelne Akkorde auf der Guitarre unterbrach. Während es schauerlich und still um mich war, schweiften meine Gedanken hinüber zu meinem alten Vater, der um diese Zeit sein Pfeifchen rauchend, im Lehnstuhle am offenen Fenster zu sitzen pflegte und nach dem sternenhellen Himmel aufsah, der ihn, wie er oft mit heißer Sehnsucht wünschte, bald aufnehmen möchte, damit er wieder bei seiner längst dahin gegangenen Johanna seyn könne. Alter guter Mann! und Dein Sohn kann Dich so lange verlassen? — Doch klage nicht, bald bin ich wieder bei Dir! —

So war meine Seele nur bei ihm, Thränen rollten aus meinen Augen, mein ganzes Innere war bewegt, da griff der Maler einen wehmuthvollen Akkord und begann das herrliche Lied von Karl Maria von Weber:

Einsam, einsam? — Nein, das bin ich nicht,
Denn die Geister meiner Lieben,
Die in ferner Heimath blieben,
Sie umschweben mich!

und als ob der Schiffer mit dem Sänger im Einverständnisse wäre, ergriff er jetzt das Ruder und schlug die Wellen im Takte; mir schien

es, als ob ihr melancholisches Plätschern mit den Tönen des innigen Liedes harmonisch übereinstimme und meine Seele auf ihren Schwingen nach der Heimath hinüber zu meinem alten Vater schweben müsse. Plötzlich aber, als wolle er alle Saiten seines Instrumentes zerreißen, wie er die wehmüthig gestimmten Saiten meines Inneren zerrissen, griff der Maler hinein und begann einen rauschenden Walzer zu spielen. Mein Scherz wird Ernst, sagte er hierbei. Ich sah vorhin Ihre Thränen und mein Uebermuth wollte sie noch mehr hervorlocken; ich sehe aber, Ihre Stimmung ist tief, deshalb muß ich die düstere Magie zerstören, womit der Abend, die Wasserfahrt und mein Lied Sie umwoben hat. Weg mit den Thränen! Erpreßt sie ein fernes Liebchen, vergessen Sie es in den Armen eines Andern! Weg mit Sehnsucht und Thränen! Mutter und Tochter taugen für den Jüngling nicht, sie saugen ihm gleich Vampyren das Blut aus den frischen Wangen. Fort mit dieser Schwärmerei! Ich schwieg verwundet, dachte an die Warnung des alten Polen, und trotz der lustigen Lieder, die mein Begleiter nun sang, stand ich doch bald wieder an dem Sorgenstuhle meines Vaters, trocknete

ihm den Schweiß von der Stirne und rückte ihm das Kissen zurecht.

Im Norden hat man den Glauben, wenn man so recht innig und ununterbrochen an ferne Freunde denke, wecke das in dem nämlichen Augenblicke auch in ihnen gleiche Erinnerung: die Sehnsucht durchflöge mit Gedankenschnelle den weitesten Raum, die Gedanken berührten, begrüßten sich mit Geistergruß und — auch mir ist es in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, als hörte ich die Stimme meines Vaters über mir ein leises: Ich gehe zur Ruhe, gute Nacht, mein Sohn! mir zurufen. — Schlaf' wohl, alter Vater, schlaf ruhiger als ich, den die Sehnsucht nach Dir wohl noch lange wach erhalten wird.

Tetschen.

Heute früh habe ich Hirniskretschen verlassen und, von dem Maler begleitet, die Wanderung längs dem rechten Elbufer nach Tetschen begonnen. Eines Führers bedurften wir hier nicht, der Weg ist nicht zu fehlen und nur Weniges dort zu treffen, was uns davon ablenken könnte. Dem sogenannten Dürrgrunde vorbei

gehend, stiegen wir stracks den steilen Weg nach Elbleithen hinauf und von da immer höher, bis wir nach manchen Beschwerlichkeiten den Felsen der Hundskirche hinter uns hatten, rechts einbogen und auf dem Belvedere, einem nach der Elbe vorspringenden Felsen standen.

Ich weiß nicht recht, was ich von diesem Belvedere sagen soll. Die Aussicht von hier über das Elbthal ist malerisch, der Besitzer hat für dessen Verschönerung viel gethan, und dennoch hat kein Punkt auf meiner ganzen Reise so wenig Eindruck auf mich gemacht, als dieser. Die hier in den Felsen in Zickzack eingehauenen kleinen Befestigungen mit Schießscharten, die Menge regelmäßiger Stufen, das Belvedere selbst, dessen Portal in neuem Stile eben nicht zu den es umgebenden Steinmassen paßt, alles dies zusammen hat den Eindruck, den die Gegend sonst auf mich gemacht haben würde, gestört. Ein einfacher Steinblock, rauhes Felsgestein zu meinen Füßen würde mich mehr angesprochen, mich länger hier angezogen haben, als dieses Zwitterding von Kunst und Natur. Wir verweilten auch nicht lange hier, kehrten auf dem nämlichen Wege wieder zurück, ließen uns übersetzen und wanderten nun auf dem linken

Elbufer fort, wo wir bald über Niedergrund nach Obergrund gelangten. Sobald wir diesen Ort erreicht hatten, hinderte der bisher die Aussicht beengende Quaderberg uns nicht mehr, das Bergschloß Tetschen in seiner ganzen Schönheit vor uns liegen zu sehen. Mit jedem Schritte gewann nun die Aussicht, und bald zeigte sich uns die Stadt mit dem ziemlich bedeutenden Habelberg im Hintergrunde. Bald sahen wir das Josephsbad über uns liegen und kehrten dort in dem Gasthofe ein, von wo uns ein herrlicher Anblick auf Stadt und Schloß, die gegenüberliegenden Berge und auf die schöne Rosawitzer Kirche, mit ihren Doppelthürmen, wurde. Die Partieen um das Bad sind schön und zeugen von dem Geschmacke des Besitzers.

Bald saßen wir in einem Kahne und fuhren hinüber nach dem Schlosse, dessen wahrhaft königlicher Bau mich in Erstaunen setzte. Auf einem siebenzig Ellen über die Stromfläche sich erhebenden Felsen steht mit seinem schlanken Thurme dies kolossale Gebäude, dessen Nordseite allein vierzig Fenster Front hat, imponirend da. Die Stadt selbst, wenn auch nicht groß, ist nach dem Brande 1749 freundlich und regelmäßig wieder aufgebaut und mit Basalt

gepflastert. Die in dem östlichen Theile des Ortes liegende Kirche ist sehr schön und von dem Gründer des Schlosses, dem Grafen Max Thun gestiftet.

Der Schloßberg steht fast isolirt in dem Kessel des Thales; gegen Mittag und Abend ist seine Felswand steil, gegen Nordost aber fällt sie so allmälig ab, daß man von dem östlichen Thore der Stadt gemächlich auf einer vier hundert acht und sechzig Ellen langen und sechzehn Ellen breiten Rampe auf das Schloß fährt, welches ein zwei hundert Ellen tiefer Brunnen mit Wasser versorgt. Es wurde im Jahre 1674 vom Grafen Max Thun beendet; der jetzige Besitzer aber hat es erst in den gegenwärtigen herrlichen Stand gesetzt. In das Innere des Schlosses konnte ich zu meinem Bedauern nicht kommen, und so entging mir auch die Besichtigung der reichen Bibliothek, der kleinen Kapelle und der übrigen Kunstschätze, die hier aufgestellt sind. Die schönen Gartenanlagen aber besichtigten wir und ergötzten uns daran.

Das Schloß ist gewiß eine der schönsten Zierden der Elblandschaft, von allen Seiten nimmt es sich majestätisch und malerisch aus. Im Jahre 1300 kam es an die von Warten-

berg, im Jahre 1511 aber verkaufte es dies Geschlecht, worauf es sechs Jahre später wieder in andere Hand kam, bis es das Eigenthum derer von Salhausen ward. Bald darauf kam es in den Besitz derer von Bünau, bis Rudolph von Bünau es, nebst allen seinen Besitzungen, verlassen mußte, da er nicht zur katholischen Religion übertreten wollte. Der Freiherr Simon Thun kaufte sämmtliche Güter für zwei hundert sechs und zwanzig tausend Gulden, und unter dem Grafen Max Thun ward es ein Majorat. Im Hussitenkriege eroberten und zerstörten es im Jahr 1444 die Prager, es wurde aber kurz darauf wieder hergestellt; im dreißigjährigen Kriege hatten es mehre Jahre die Sachsen besetzt, übergaben es aber im Jahre 1636 dem schwedischen Obersten Stahlhans, der es zwei Jahre behauptete, es dann an die Kaiserlichen verlor, Stadt und Schloß aber im Jahre 1638 zum zweitenmale wieder in Besitz nahm; späterhin wurde es von den Kaiserlichen zurückerobert und abermals verloren. Im Jahre 1741 besetzten es die Franzosen, mußten es aber der östreichischen Landmiliz übergeben, die 1744 dort von den Preußen zu Gefangenen gemacht wurde. Auch im Anfange des siebenjährigen wie des

Marie ging mit ſorgenvollem Herzen heim; die Worte des Alten hatten ihre Ruhe geſtört.

12.

Der Tag der Ausführung des großen Unternehmens, wodurch das Bündner Land mit einemmale die verlorene Freiheit wieder erhalten und der Friede im Innern geſichert werden ſollte, erſchien. Rohan, der von manchen Seiten Nachricht erhalten hatte, daß Bewegungen im ganzen Lande ſtatt fänden, hatte den Obriſt Jenatſch noch einmal zu ſich entbieten laſſen, der aber unter mancherlei Vorwand es aufſchob zu kommen. Hierdurch noch miſstrauiſcher geworden, hatte der Herzog für alle Fälle ſeine Vorkehrungen getroffen, den in Worms, Chiavenna, Tirano und am St. Luzienſteige ſtehenden franzöſiſchen Truppen den Befehl geſandt, auf ihrer Huth zu ſein; er ſelbſt hatte das Schweizer-Regiment Schmid zu den franzöſiſchen Truppen gezogen, welche die Rheinſchanzen und Reichenau beſetzt hielten und ſo glaubte er leicht den Unzufriedenen widerſtehen zu können, beſonders da er auf die 6 Bündner-Regimenter, die im Solde Frankreichs und Venedigs ſtanden, mit Sicherheit rechnete. Jede Warnung, die ihm von Seiten der von Salis zukam, dem Obriſten nicht zu trauen, verlachte er, denn ſein edles Gemüth konnte es nicht faſſen, daß ein Mann, dem er ſo viele Wohlthaten erzeigt hatte, an ihm zum Verräther werden könne; ſelbſt ſein Ausbleiben weckte den Verdacht nicht.

einjährigen Krieges wurde es den Preußen genommen, im J. 1813 von Neuem in Vertheidigungszustand gesetzt, doch aber, nach eingetretenen günstigen Verhältnissen, mit dessen Befestigung eingehalten. Das ist Alles, was ich von den früheren Schicksalen des Schlosses erfahren konnte.

Erst spät am Abende kehrten wir in das Josephsbad zurück, nachdem wir alles Merkwürdige der Stadt und Umgegend besehen hatten. Stadt und Schloß Tetschen werden stets in meinem Gedächtnisse bleiben, denn sie haben einen zu freundlichen Eindruck in mir zurückgelassen.

Bieler Grund.

Von einem guten Nachtlager gestärkt, begannen wir am andern Morgen frohen Muthes unsere Wanderung. Sie sollte nun über den, so oft aus der Ferne gesehenen, hohen Schneeberg nach dem Bieler Grunde, dem Langhennersdorfer Wasserfalle, nach dem Königstein und meiner Vaterstadt gehen. Ich versprach mir von dem ersten Theile des Weges nur wenig, denn ich glaube eine Berggegend ohne Strom verliert ihren meisten Reiz. Von Bodenbach,

einem reizend gebauten, dem Grafen Thun gehörigen Dorfe, gingen wir auf einer von hier bis Arbesau führenden Chaussee, verließen sie aber schon bei Bünauburg, wandten uns rechts in den Wald und kamen, nachdem wir einen stundenlangen, ungemein ermüdenden Weg zurückgelegt hatten, nach Schneeberg, einem gleichfalls zu Tetschen gehörigen, zerstreut liegenden Gebirgsdorfe. Hier mußten wir uns bei der, eine halbe Stunde entfernten, Mauth melden, um den hohen Schneeberg besteigen zu dürfen, zu dem wir, ohne diesen sonderbaren Zwang, viel früher gelangen können. Wir erhielten einen Führer und den Befehl, daß wir dort nicht zeichnen, nicht messen und nicht Tabak rauchen sollten. Ist man denn hier vor einem Waldbrande so bange?

Wir befanden uns bald am Fuße des Berges und gelangten auf sumpfigem Wege, der jedoch mit Faschinen ausgebessert ist, an die obere Stufe des Berges, welche das ganze Plateau wie mit einem Kranze von zackigen Klippen umzieht. Die Seiten des Berges sind fast überall mit Holz bewachsen, und nur gegen Süden heben sich Felswände, doch nicht senkrecht empor, denn auch auf ihnen steht mancher

ſchöne Baum. Sie ſind gleichfalls oft durch Klüfte durchſchnitten, die mancherlei Höhlen bilden, in denen die Landleute Schätze aufſuchen würden, wenn nicht die Sage ſie abſchreckte, daß, wer auch den richtigen Eingang zu ihnen gefunden hätte, von dem Teufel ſo geblendet werde, daß er ſich nie wieder herausfinden könne.

Drei Hüttchen von Baumrinde ſind in Zwiſchenräumen von zehn zu zehn Minuten, zur Bequemlichkeit der Wanderer auf dem Plateau errichtet, und von hier aus hat man nah und fern erhabene Ausſichten, denen nur ein ſchönes Stromthal fehlt. Man erblickt zwar von hier zweimal die Elbe, erſt an der Mündung der Pulsnitz, dann an der des Bodenbaches, aber, wenn mich nicht der Führer darauf aufmerkſam gemacht hätte, würde ich ſie beſtimmt für ein paar Teiche gehalten haben, da man nur einen kleinen Bogen von ihr gewahr wird. Die Ausſicht von hier nach Böhmen zu iſt beſonders ſchön, auch der Blick hinab in das acht hundert Ellen tiefer gelegene fruchtbare, von dem Bodenbache durchſtrömte Thal hat ſeinen Reiz, wie denn überhaupt von hier die Umſicht meiſt weit und großartig iſt. Ich bedauerte ſehr, nicht früher erfahren zu haben, daß der Aufgang der

Sonne hier so außerordentlich schön seyn soll, ich hätte meinen Reiseplan danach eingerichtet, zumal da sie heute so besonders herrlich und ungetrübt aufgegangen war.

Auf dem nämlichen Wege, den wir hinaufgestiegen waren, kehrten wir wieder nach der Mauth zurück, und so bin ich doch nun auch auf dem hohen Schneeberge gewesen, der mich so oft aus der Ferne begrüßt hat, wenn ich auch gleich dort nichts gesehen habe, was mir neu gewesen wäre. Ich glaube, je länger man in diesen Bergen und Thälern herumwandelt, desto weniger sollte man Alles sehen wollen, denn die Ansichten und Gegenstände wiederholen sich zu oft; aber es hat doch etwas Anziehendes, sich sagen zu können, man sei überall gewesen und habe keinen wichtigen Punkt unbesucht gelassen.

Jetzt überschritten wir wieder die Grenze, wo der Führer uns unserer eigenen Leitung überließ, was er auch füglich konnte, da eine Waldchaussee uns in das nicht ferne Rosenthal führte. Dies bedeutende, aus 100 Häusern bestehende Dorf mit seiner kleinen Pfarrkirche, liegt fast drei Viertelstunden auseinander gedehnt, und hat nichts Merkwürdiges, als daß es der Geburtsort des bekannten Kirchenkompo-

niſten Homilius iſt, und daß man hier in den Sandſteinblöcken ſehr ſchöne Petrefacten findet. Wir hielten uns nicht lange auf, verließen das Dorf zwiſchen dem Erbgerichte und der Kirche und kamen nach kurzer Zeit, auf ganz ebenem Wege, zu einer Schlucht, wo wir von der ſchnellen Abwechſelung der Gegend überraſcht wurden, da hier alles romantiſch uns entgegentrat. In dieſer Schlucht ſtiegen wir zum Bielergrunde und zur Schweizermühle hinab.

Wir raſteten und erquickten uns in der Mühle und nahmen hier einen Führer, um uns die Merkwürdigkeiten des Grundes zeigen zu laſſen. Selbſt von der Mühle aus iſt dieſes Thal romantiſch, denn noch nie habe ich die ſonderbare Geſtaltung der Sandſteinfelſen in dem Grade geſehen, als hier. Die Felswände ſind ganz zerriſſen und heben ſich, die ſonderbarſten Geſtalten bildend, meiſt in lauter Säulen aus dem Grundfelſen empor. Waſſerfluthen müſſen ſie ſo zerriſſen, und die Zeit muß ſie ſo verwittert haben, daß ſie wie ſchichtweiſe auf einander gethürmte Säulen daſtehen, wovon hier mehre mit einander am Fußgeſtelle verbunden ſind, dort einige ganz iſolirt, wohl auch zu zwei und zwei, ihre meiſt mit Gebüſch umwachſenen

Häupter emporstrecken. Die Bäume und das Gestrüppe, was sich zwischen diesen Säulen hervordrängt, auch die Waldpartieen, die sie bekränzen, beleben das Ganze, und da bei der Mühle das Thal sich erweitert und dem Auge manche reizende Abwechselung bietet, so hat man mit Recht der Mühle, die sonst die Oberhüttenmühle hieß, den Namen der Schweizermühle gegeben.

Wir begannen nun unsere Wanderung im Thale, besuchten von hier aus das sogenannte Schwedenloch, einen sechzig Fuß langen, anfangs enger, zuletzt immer breiter werdenden Gang, worin während der Kriege die umliegende Gegend wahrscheinlich ihre beste Habe geborgen hatte, und kehrten nach der Schweizermühle zurück, wo wir den Kanzelstein erklimmten, von welchem herab in früherer Zeit ein Priester dem sich hier sammelnden Hüttenvolke Sonntags predigte.

So sehr es mich auch nach Pirna hinzog, ließ ich mich doch immer wieder zu kleinen Abweichungen von meinem Reiseplan verleiten. Wir schlugen, ganz gegen den gestern entworfenen, den Weg längs einer großen Eichenwaldung durch das Diebsgründel nach einem dichten

Walde ein, wo wir bald zu dem Pfarrdorfe Markersbach gelangten. Bei diesem Dorfe tritt das Urgebirge aus dem Sandsteine hervor, was man auf dem Wege nach dem Hartensteine am besten beobachten kann. In der dasigen Gegend fielen auch im Jahre 1813 viele kleine Gefechte vor.

Von hier brachte uns der Führer durch Hellendorf nach dem anmuthigen Oelsengrunde, wo wir, zwischen Granitfelsen wandernd, nach Gottleube kamen. Unfern des Städtchens, auf einer Höhe, zeigte man uns einen Punkt, die vierzehn Nothhelfer genannt, wo, wie die Tradition berichtet, im Jahre 1429 vierzehn tapfere Bürger des Städtchens sich den andringenden Hussiten muthig widersetzten und im Heldenkampfe fielen. Das Thal gewann nun bei weiterem Fortschreiten an Anmuth, und als wir den nachbarlichen Hohnstein bestiegen, öffnete sich uns eine reizende Aussicht. Doch wir verweilten hier nicht lange, sondern setzten unsern Weg über grüne Wiesen und unter dem Schatten hoher Buchen nach Gießhübel fort, welcher unser Interesse doppelt erregte, als wir erfuhren, daß Gellert und Rabener, als sie das dortige Bad brauchten, hier oft lustwandelten.

Welche Gespräche mögen wohl der einfache Gellert und der humoristische Rabener hier geführt haben?

Das Städtchen Berggießhübel, wo wir übernachteten, liegt recht anmuthig. Das Bad, in dem wir unser Quartier genommen hatten, ist ein recht ansehnliches Wohnhaus von drei Etagen, und die andern dazu gehörigen Gebäude sind für die Bedeutsamkeit des Bades recht hübsch. Die Anlagen um das Bad, und die Spaziergänge in der herrlichen Gegend machen es gewiß zu einem recht reizenden Aufenthalte, dem zum bessern Emporkommen das Nämliche, wie dem Bade zu Schandau entgegensteht, die Nähe der böhmischen Heilquellen.

Wasserfall bei Langhennersdorf.

In der Frühe verließen wir Gießhübel, nachdem wir uns noch zu dem Pulverthurme, oberhalb der Kirche und zum hohen Stein mit seiner herrlichen Aussicht auf die Elbe hatten führen lassen, und gingen nach dem nahen, schon seit hundert Jahren der von Leyßerschen Familie gehörenden Rittergute Gersdorf, wo wir die treffliche Musterwirthschaft und die ausgezeichnete Schäferei besuchten.

Wir kehrten gegen Mittag nach Berggieß-hübel zurück, wo mein Begleiter blieb, da er ausgekundschaftet hatte, daß wir bis Königstein nichts Gutes zu essen bekommen würden, ich aber ging mit dem Führer nach der Zwiesel, wo wir an grünen Wiesen, einigen Häusern und einer Mühle vorbeikamen, bald aber in ein wildes, von einem Bache durchrauschtes Felsthal traten, von wo aus der Weg durch einen dichten Wald zur einsam gelegenen Buschmühle führte. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörten wir auch schon das Rauschen des Wasserfalles, aber der Führer brachte mich erst noch einige hundert Schritte seitwärts an die Gotteleube, um mir den kleinen von diesem Bache gebildeten Wasserfall zu zeigen, der zwar nur drei Ellen hoch ist, wo sich aber das Wasser brausend herabstürzt und darauf den Langhennersdorfer Bach, unweit des Falles, aufnimmt. Wir stiegen nun zu dem eigentlichen Wasserfalle hinauf und standen bald vor ihm. Ich hatte einen glücklichen Zeitpunkt getroffen, da es in hiesiger Gegend stark geregnet hatte; denn ist der Bach seicht, so ist der Fall unbedeutend, ist er aber durch Regen angeschwellt, so ist er wohl der schönste der sächsischen Schweiz.

In

In einer Spalte des Felsens stürzt sich das Wasser über dreizehn Ellen tief in ein Bassin hinab, von wo es in mehren kleinen Kaskaden, die wohl zusammen noch dreißig Ellen betragen, in die Tiefe niederrauscht, ehe es sich mit der Gottleube vereint. Die hoch in Mittag stehende Sonne beleuchtete eben magisch die herunterstürzenden Wässer, wodurch zwei herrliche, concentrische, in den schönsten Farben prangende Regenbogen entstanden. Der am Felsen sich rankende Epheu und das dunkle Immergrün, auf deren Blättern die Tropfen im Sonnenlichte funkelten, erhöhten noch das Malerische dieses entzückenden Schauspieles. Mit den Sonnenstrahlen schwand die größte Schönheit dieses Schauspiels, ich verließ es auch bald, um desto früher nach Königstein zu kommen, besuchte aber vorher noch das Zwergloch, eine wahrscheinlich durch einen alten Stollen entstandene Höhle, und wendete mich dann von hier nach Langhennersdorf, einem freundlichen Dorfe mit großem Herren- und gutem Gewächshause, das dem Besitzer von Gersdorf, Generallieutenant von Leyßer gehört. Hier sahen wir eine sonderbare Wasserleitung, bestiegen dann den Bernhardstein, wo wir einer, wenn auch nicht weiten, doch schönen,

Endlich brach der allgemeine Aufstand aus, Peter Guler mit dem Landvolke von Davos und Chur, nebst 3 regulären Regimentern rückte ins Veltlin und besetzte die Päſſe nach dem oberen Bunde, die Mannschaft aus dem Engadin rückte zur Vertheidigung der Päſſe nach Worms aus und die ewig thätigen Brettigauer beobachteten den Luzienſteig, Jenatſch aber mit dem Landvolk des Obern Bundes und den andern drei regulären Regimentern ſuchte die Rheinſchanzen zu überrumpeln. Es gelang ihm auch einige zu nehmen, jedoch die Hauptverſchanzungen dieſes wichtigen Paſſes, den der Herzog in Perſon vertheidigte, blieben in den Händen der Franzoſen. Da begab ſich der Burgemeiſter Meyer von Chur zu dem Herzoge, wegen friedlicher Räumung des Landes mit ihm zu unterhandeln. Er ſtellte ihm vor, daß dies das einzige Mittel ſei, das Einrücken Serbelloni's, der mit 8000 Spaniern an der Grenze bei Fuentes ſtehe, zu verhindern und ſo den Bündnern die längſt erſehnte Unabhängigkeit zu geben. Er zeigte dem Herzoge die Unmöglichkeit, ſeine Streitkräfte zu vereinigen, da er von den in Veltlin und am Luzienſteig ſtehenden Regimentern abgeſchnitten ſei, er in dieſem Falle dem Schweizer-Regiment nicht ganz trauen könne und eine freiwillige Räumung das einzige Mittel ſei, die franzöſiſchen Völker ſeinem Könige zu retten. Rohan, der bei den Mißgriffen des franzöſiſchen Kabinetts dieſe Kataſtrophe längſt vorausgeſehn, aber nicht ſo nahe geglaubt hatte, ſah wohl, daß er bei längerem Widerſtande ſein kleines Heer nutzlos aufopfern würde und willigte endlich trotz dem Widerſpruche des **Maréchal de camp de Leques** in die Uebereinkunft, daß die Franzoſen und die in

wilden Aussicht uns erfreuten. Nun stiegen wir in das tiefe Bielathal hinab, von wo aus ich das bethürmte Rittergut Hermsdorf betrachtete. Von hier folgte ich dem Laufe der Biela durch ihren romantischen Grund und wanderte am steilen Fuße des Quirls vorüber nach dem freundlichen Städtchen Königstein, wo ich meinen Reisegefährten erwartete, um mit ihm morgen in aller Frühe, oder besser noch in der Nacht, den Lilienstein zu besteigen und dort den Sonnenaufgang zu bewundern.

Königstein und Lilienstein.

Während mein Begleiter immer noch auf sich warten läßt, sitze ich hier im blauen Stern, schreibe an meinem Tagebuche und erkundige mich nach der Geschichte und den Merkwürdigkeiten der Stadt und Festung, denn so wie mein Wirth versicherte, würde ich wohl dort oben ohne besondere Erlaubniß nicht eingelassen werden. Dies schmerzte mich sehr, denn ich hätte gern die für unüberwindlich gehaltene Festung sehen mögen, und mir Laien in der Kriegskunst hätte man leicht dies Vergnügen gönnen können; doch da es nicht seyn kann, will ich niederschreiben, was ich darüber hörte und las.

Das Städtchen Königstein liegt am Einflusse der Biela in die Elbe, und am Fuße des hohen und steilen Berges, von welchem die Festung stolz darauf herabblickt; dasselbe ist recht artig gebaut, hat eine schöne Kirche, besitzt zwar wenig Boden zum Ackerbau, jedoch bedeutende Steinbrüche, Fischerei und einen Elbzoll. Schifffahrt, Steinbrechen und Leinweben sind die Hauptnahrungszweige seiner Bewohner.

Auf dem Felsen, worauf die Festung gebaut ist, stand schon in den ältesten Zeiten eine Burg, welche König Wenzel von Böhmen dem Stirnrad vom Winterberge verpfändete. Sie kam späterhin in den Besitz der Grafen von Dohna, die sie jedoch in der Fehde des Burggrafen Jeschke gegen Markgraf Wilhelm den Einäugigen verloren; im Jahre 1459 wurde sie durch den Egerschen Vertrag für immer von Böhmen an Meißen abgetreten. Im Hussitenkriege ging die alte Burg in Flammen auf, wurde auch nicht wieder aufgebaut, und der Felsen blieb fast ein ganz Jahrhundert lang unbewohnt. Erst 1516 baute Herzog Georg der Bärtige auf den Trümmern der alten Burg ein Cölestiner-Kloster, das mit Mönchen vom Kloster Oybin in der Lausitz besetzt wurde, aber nach wenigen

Jahren wieder einging, da in dem eben nicht reichlich begabten Kloſter die Mönche Noth litten, und durch Luthers Lehre bewogen, meiſt fort und nach Wittenberg wanderten; ein einziger Mönch blieb zurück. Kurz darauf hob Herzog Georg das Kloſter auf, und Kurfürſt Auguſt I. begann den Grund zu der neuen Feſtung zu legen, die ſein Sohn, Kurfürſt Chriſtian I., ausbaute. Faſt alle folgende Beherrſcher Sachſens haben zur Verſchönerung und Befeſtigung das Ihrige beigetragen. Die Lage der Feſtung iſt in militairiſcher Hinſicht wichtig, beſonders ſeit man Vorrichtungen getroffen hat, die Elbe wirkſam beſchießen zu können, allein ſie iſt auch dem Lande von großem Werthe, da in Kriegszeiten alle Kunſtſchätze und Koſtbarkeiten dahin in ſichere Verwahrung gebracht werden können, denn die Feſtung wird für unüberwindlich gehalten, oder könnte nur mit den größten Aufopferungen genommen werden. Seit dem dreißigjährigen Kriege bis auf jetzige Zeit iſt ſie nicht belagert worden, im ſiebenjährigen Kriege wurde ſie für neutral erklärt. Hierher flüchtete im Anfange des letztgenannten Krieges König Auguſt von Polen und mußte von hier die Gefangennehmung ſeines

schönen Heeres sehen, das zwischen Pirna und Königstein gelagert, ohne Subsistenzmittel gezwungen war, die Waffen zu strecken.

Nur ein Weg führt zu der Festung, die auf einem von allen Seiten so steilen Felsen liegt, daß sie an keinem Orte zu ersteigen ist. Der Eingang ist durch einige Außenwerke vertheidigt, von dem eisernen Thore führt eine hölzerne, in steiler Böschung ansteigende Brücke über einen breiten, in den Felsen gehauenen Graben in einen dunkeln, steil ansteigenden gewölbten Gang, und dann tritt man auf das Plateau des Berges. Ueber diesem Eingange befindet sich der jetzt zu einem Zeughause eingerichtete Johannissaal, welcher 1806 abbrannte, jetzt aber wieder hergestellt ist. Die Bildnisse aller Regenten Sachsens, von der Fabelzeit bis auf Kurfürst Christian I., hängen hier, so wie hier und im alten Zeughause die Portraits aller Generale und Obersten, welche Johann Georg III. zum Entsatze von Wien begleiteten. Die Bildnisse der Regenten Albertinischer Linie, vom Kurfürst Moritz an, so wie die der Kommandanten der Festung, hängen in der Wohnung des Kommandanten.

Die vom Kurfürst Christian dem Ersten er-

baute Christianeburg wurde vom Könige August verschönert und nach ihm die Friedrichsburg genannt. In ihr befand sich der 1744 durch einen Blitzstrahl zerstörte berühmte Speisesaal, wo mittelst angebrachter Vorrichtung die Tafel, an welcher der König mit seinen Vertrauten speiste, herab- und heraufgelassen werden konnte, und man auf diese Weise keine Bedienung um sich zu haben brauchte. In der von dem Kurfürsten Johann Georg I. erbauten Georgenburg wurden schon in früheren Zeiten Staatsgefangene verwahrt, unter denen der Kanzler Crell, welcher bis zu seiner Enthauptung zehn Jahre hier saß, der Adept Klettenberg, der den König August so lange täuschte, auch der unglückliche Reinhold von Patkul, welchen August der Starke der Rache Karls XII. von Schweden ausliefern mußte, erwähnt zu werden verdienen. Auch der Cabinetssekretair Menzel, der Friedrich II. die zwischen Oestreich und Sachsen gewechselten Staatsschriften auslieferte, ward hier verwahrt, und erst kürzlich wurden die bei den in Dresden stattgefundenen Unruhen Betheiligten dort festgesetzt, von denen zwei sich selbst das Leben nahmen.

Der Brunnen ist höchst merkwürdig; er hat

400 Ellen Tiefe, und 40 Jahre wurde daran gegraben, ehe man trinkbares Waſſer fand. Vier Soldaten treten ein groſses Rad, um das Waſſer heraufzuwinden, und es dauert zehn Minuten, ehe der Eimer oben erſcheint. Die in den Felſen gehauenen Kaſematten ſollen ſehr geräumig und trocken ſeyn.

Die Ausſicht von hier, da man rings um die Feſtung gehen kann, ſoll ausnehmend ſchön ſeyn und die ganze Landſchaft ſich als herrliches Panorama zeigen. Wenn ich ſie nicht genieſsen kann, ſo tröſte ich mich mit der Ausſage Aller, daſs die auf dem Lilienſtein noch vorzüglicher ſei. Daſs ich das Pagenbett nicht ſehe, wo einſt ein betrunkener 36jähriger Page Johann Georg's III. durch eine Schieſsſcharte kroch, ſich am Abhange des ſteilen Felſens niederlegte und ſanft einſchlief, worauf ihn der Kurfürſt feſtbinden und mit Trompetenſchall wecken lieſs, kümmert mich nicht, ich hätte doch nur einen Stein und weiter nichts geſehen; am meiſten aber hat mich dabei intereſſirt, daſs dieſer alte Page auch ein ſehr alter Mann geworden iſt, denn ich las in Chriſtian Henkels hiſtoriſcher Beſchreibung vom Königſtein, daſs

er noch 1736 als ein Mann von 97 Jahren in Torgau gelebt habe.

Das Plateau des Königsteins ist bebaut; man findet hier herrliche Bäume, schattige Spaziergänge, niedliche Gärten und Anlagen, was den Bewohnern bei ihrer Abgeschiedenheit sehr angenehm seyn muß.

Endlich ist der Maler eingetroffen. Er schien bei der Nachricht, daß wir heute Abend, sobald es finster würde, über die Elbe setzen und bei unserm Führer in Ebenheit die Nacht auf Stroh zubringen würden, eben nicht heiterer gestimmt, doch da ich fest auf meinem Vorsatze beharrte, die Sonne auf dem Liliensteine aufgehen zu sehen, und wir uns einen schönen Tag versprechen konnten, bequemte er sich endlich und traf mancherlei Vorkehrungen zu dieser Nachtpartie, wie er sie nannte.

Um Eilf Uhr saßen wir schon vor einem kleinen Hüttchen in Ebenheit, die Nacht war schön und sternenhell und da uns das Strohlager nicht lockte, so blieben wir im Freien. Um Ein Uhr mahnte uns der Führer zum Aufbruch.

Wir begannen nun die Wanderung, die Sterne leuchteten uns, und bald erreichten wir die Stelle, wo 1813 Napoleon ein verschanztes

Lager anlegen ließ, welches nun verſchwunden iſt; das darüber wahrhaft ſchreckbar hängende Felshorn konnten wir erſt beim Herabſteigen ſehen. Nun betraten wir einen nicht eben ſteilen, aber ſehr ſandigen, ermüdenden Pfad, der ſich oſtwärts hinaufzog. Jetzt, nach langem Steigen, wären wir der Höhe des Königſteins gleich, meinte der Führer, und nun erſt gehe der eigentliche Felſen an. Hier wollte er ein Kienſcheit anbrennen, allein ich unterſagte es, da die Nacht ſehr hell war und jenes Licht uns nur geblendet haben würde. Wir kamen auch glücklich auf einem Wege, in welchen Stufen gehauen waren, durch eine kurze Felsſpalte zu der Brücke, welche zu einer größern Schlucht führte, überſchritten noch einige kleine über Felsriſſe geſchlagene Brücken, und ſtiegen dann rechts eine hohe Treppe hinauf, von wo der Weg, durch den Buſch führend, uns zum Obelisken brachte.

Mir klopfte laut das Herz, als die Sterne zu bleichen und es zu dämmern begann. Kein Nebel, nur ein Duft, der ſich bald in Thau auflöſen mußte, umgab den Horizont, und nach und nach wurde das dunkele Grau heller, bis jetzt ein Lichtglanz hinter den fernen Bergen

aufging, der anfangs nur ein matter Schein, endlich strahlend, rosig wurde. Die Brust war mir bei dem ersten Nahen des Tages beengt, aber jemehr er hervorbrach, desto leichter wurde mir, und jetzt, da er mit seinem Rosenscheine die schlummernde Natur weckte und begrüßte, athmete ich tief, athmete ich freier auf, und ein leises Morgengebet erwiderte den Gruß. So muß wohl das Gefühl des Jünglings seyn, dachte ich in diesem Augenblicke, wenn er am Tage der Weihe sehnsuchtsvoll die Braut erwartet, Hoffnung die Brust ihm beengt, die Ersehnte jetzt strahlend, herrlich, schön und rosig hervortritt und ihn: Willkommen mein Geliebter! begrüßt. Ach, die Morgenröthe, dieser sichere, freundliche Bote der Auferstehung, senkt ihre Strahlen tief in die fühlende Brust, sie erweckt eine so unaussprechliche Sehnsucht, wie die Abendröthe, die tiefe Wehmuth hervorruft. Das Morgenroth ist schön, ist es doch die Wiege des jungen Tages, wie die Abendröthe sein Grab ist.

Jetzt erglühte der Himmel, die Berge hinter mir flammten in Rosengluth, der Dunst löste sich in Thautropfen auf, und hell und licht lag die Landschaft vor uns, floß die Elbe magisch bestrahlt uns entgegen. Der Tag war

erwacht! — und doch hatten wir ihn nicht begrüßt, wie wir gewollt; ich war von stiller Andacht ergriffen, der Maler hielt einen gefüllten Becher in der Hand und war, gleich mir, im Anschauen versunken, und erst jetzt, da die Landschaft sich belebte, das Rosenroth in dem Aether verschwamm, da hob er den Becher empor und rief: Willkommen Sonne, Königin der Welt! Wahrlich, ewig jugendlich, ewig herrlich entsteigst du deinem Lager. Willkommen! Er trank, dann reichte er mir den wiedergefüllten Becher, und wahrlich ich habe ihn so andachtsvoll, mit so tiefer Rührung geleert, wie ich wohl keinen je wieder leeren werde.

Die Aussicht von hier war belohnend, sie führte mich in den Kreis so vieler alten Bekannten zurück, die mir eine liebe Erscheinung waren, und Jedem, dessen Kräfte es erlauben, diesen wohl etwas beschwerlichen Weg zu steigen, rathe ich, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, wenn er es auch nicht bei Nacht thun will, wie wir.

Auf dem nämlichen Wege gingen wir wieder zurück, besahen hier erst die erkletterten Pfade, genossen auch hier manchen herrlichen Anblick, und bald waren wir wieder in Königstein, wo

ihrem Dienſte ſtehenden Schweizer binnen 10 Tagen die Bündner Lande und das Veltlin in kleinen Abtheilungen räumen ſollten.

Nun glaubte Obriſt Jenatſch, der indeſſen zum General der ganzen Bewaffnung ernannt war, ſeinem Herzen gnügen und ſich bei dem Herzog über ſein Betragen entſchuldigen zu müſſen; er begab ſich deshalb mit den andern Verbündeten nach Reichenau, um die Kapitulation dem Herzoge zur Unterſchrift vorzulegen.

Roban konnte bei ſeinem Anblick einer innern Bewegung nicht ganz Herr werden. Er empfing ihn kalt und zeigte den übrigen Abgeordneten der Bünde deutlich, daß es ihm unlieb ſei, dieſen Mann in ihrer Mitte zu ſehen. Jenatſch, nicht einen Augenblick die Hochachtung vergeſſend, die dem Herzog gebührte und die er ihm von ganzen Herzen bezeigte, blieb während des ganzen Geſchäfts in beſcheidener Entfernung; als dies aber beendet, der Vergleich unterſchrieben und ausgewechſelt war und die Abgeordneten ſich beurlauben wollten, trat er zum Herzog „Gnädiger Herr!“ ſprach er „Gönnt mir in Euerm Kabinett einen Augenblick Gehör.“ Roban, von dieſer Bitte betroffen, ſchien einige Augenblicke ungewiß zu ſein, dann ſprach er gleichmüthig „Ich werde Euch erwarten,“ ſagte den Abgeordneten noch einiges Verbindliche über ſeine perſönliche Aufnahme in dieſem Lande, grüßte ſie freundlich und trat dann ab. Jenatſch folgte ihm nach einer Weile.

So ſehr der Herzog ſich auch Gewalt anthat, bei dem Eintritte dieſes Mannes, der ſein Vertrauen ſo ſchändlich gemißbraucht und an ihm zum Verräther geworden war, gleichmüthig zu bleiben, ſo vermochte er es doch nicht

ich mich von meinem Gefährten, der nach Schandau zurück und in die nördlichen Gegenden des Gebirges wollte, mit Bedauern trennte. Er war mir auf dem Liliensteine wieder werth geworden, und war gewiß ein guter Mensch.

Pirna und Sonnenstein.

So sitze ich nun hier in der Stadt meines Vaters, hier, wohin mich die Sehnsucht so mächtig trieb, daß ich mich in Königstein auf einen Wagen setzte, um nur recht bald hier zu seyn. Ach, der kurze Brief meines alten Vaters, den ich hier auf der Post fand, die wenigen, mit zitternder Hand geschriebenen Worte haben mich so unaussprechlich glücklich und doch so traurig gemacht. Nun ich will auch hier nur einige Wochen weilen, und dann zurück zu ihm. — Ich soll kommen, schreibst Du, Dir die Augen zuzudrücken, soll kommen, doch nicht eher, bis ich noch so Manches gesehen, soll Böhmens, soll Preußens Hauptstadt besuchen und dann erst kommen! — Weißt Du alter Vater, ob der Tod nicht früher erscheint? Er ist ein unerbittlicher Bote der Vergänglichkeit — und wer drückte Dir dann die Augen zu? — Doch weg

ihr quälenden Gedanken; beunruhigt mein überdies schon aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr. Mein dem alten Grafen gegebenes Wort will ich lösen, dann, was kümmert mich Prag und Berlin, dann fort nach Norwegen!

Ich habe heute Wenig und doch so Viel gesehen. Mein erster Gang war in die große, schöne gothische Kirche, wo ich vor den Taufstein trat, an dem ich getauft wurde. Es erweckte ein sonderbares Gefühl in mir, wenn ich mir diesen feierlichen Akt dachte, wo ich, ein unschuldiges Kind, mir unbewußt die Weihe der Taufe empfing, mir meinen Vater, vielleicht auf jenem Platze, noch in jugendlicher Kraft stehend, die alte Frau des Holzhändlers, den Gewürzkrämer, unseren Nachbar, und den hochgeehrten Amtsactuar dachte, die hier als Taufzeugen andächtig gestanden, und in deren Hände die vorsorgliche Kindmutter mich der Reihe nach gelegt hatte. Ich habe seitdem so wenig erfahren, mein Stillleben ist so einfach, so friedlich gewesen, und doch, welch eine Veränderung in mir seit jener Zeit! Das Reiß ist zum Baume emporgeschossen, und die kernige Eiche beginnt zu verdorren.

Es war mir unmöglich, heute die Kirche zu

beſehen, ich war zu bewegt, eilte nach dem Friedhofe und fand nicht, was ich ſuchte, kein Kreuz mit dem Namen meines Geſchlechtes, das mir geſagt hätte, hier ruht einer deiner Altvordern. Ach, es iſt im Tode, wie im Leben, Einer macht dem Andern Platz, in der großen Welt, wie in der engen Gruft, in mütterlicher Erde! —

Auch von allen den Menſchen, an die mich mein Vater durch Briefe empfohlen hatte, fand ich keinen mehr, Alle waren geſtorben, oder von hier weggezogen, und ich befand mich hier wieder ſo allein, wie überall außerhalb meines väterlichen Hauſes; nicht einmal unter den Todten finde ich Einen, dem ich angehört hätte.

Ehe ich denn morgen meine Wanderung allein beginne, will ich heute noch aufzeichnen, was ich von der Geſchichte der Stadt und ihren Verhältniſſen erfahren habe.

Pirna kam als Heirathsgut der böhmiſchen Prinzeſſin Agnes an Heinrich den Erlauchten, deſſen Sohn Friedrich ſie an den Biſchof Wittigo von Meißen für 3000 Mark verkaufte, und darauf an Bertold, deſſen Nachfolger ſie dem König von Böhmen Wenzel II. verhandelte; dann kam ſie als Unterpfand an den Kurfürſten

Rudolph, wurde von Carl IV. wieder eingelöst, und endlich von Johann von Görlitz an den Markgrafen Wilhelm den Einäugigen, für drei tausend Schock Groschen, verpfändet. Im Egerschen Vertrage kam sie für immer an Meißen, wo sie manche Drangsale, besonders im dreißigjährigen Kriege durch den Streifzug Holck's und durch die Eroberung der Schweden unter Banner auszustehen hatte. Nach achttägiger Belagerung nahm dieser Feldherr die Stadt mit Sturm, wobei vier hundert Soldaten und Bürger niedergehauen wurden. Die hierauf erfolgte vergebliche Belagerung des Sonnensteins kostete den Schweden viel und erbitterte sie noch mehr gegen die Stadt, so daß, als General Hatzfeld zum Entsatz des Schlosses heranzog, Banner vor seinem Abmarsche den grausamen Entschluß faßte, die Stadt anzuzünden. Schon waren die Häuser mit Pechkränzen und anderen brennbaren Stoffen angefüllt, schon flüchteten die Einwohner über die Elbe, als den Obersten Oesterling, einen Deutschen, das Schicksal der Stadt jammerte und er dem dasigen Apotheker Jakobäer den Rath gab, nach Dresden zu jagen, um die Kurprinzessin Magdalena Sibilla, die aus dem Brandenburgischen Hause stammend, dem

Schwedischen nahe verwandt war, zu bewegen, Banner durch ihre Fürbitte zur Schonung der Stadt zu vermögen, in welcher Absicht er dem Apotheker eines seiner eigenen Pferde lieh. Die Verwendung der Kurprinzessin hatte auch guten Erfolg, und es wurden nur die Festungswerke und einige öffentliche Gebäude zerstört. Auch im siebenjährigen und im letzten Kriege litt die Stadt bedeutend.

Heute habe ich meine Wanderung begonnen, die Besichtigung des Sonnensteins aber, mit seinem Irrenhause, mir bis zuletzt aufgespart, denn ich muß gestehen, so sehr mich auch Neugierde und Theilnahme dahin zieht, so wird es mir doch schauerlich zu Muthe, denke ich mich unter lauter Irren herumgehend, die alle mein Mitleid verdienen, und denen ich doch nicht helfen kann.

Mein erster Gang war wieder nach der Kirche, wo ich mich auf dem sie umgebenden Freiplatze, der einst der Kirchhof war, lange aufhielt. Jetzt wandelt man dort über verschüttete Gräber, aus der Asche der Todten sproßt üppiges Gras hervor, und der Bäume Wurzeln

saugen

ſaugen ihre Nahrung aus den Ueberreſten der Verweſung. Wer weiß, ob ich nicht in dieſem Augenblicke auf dem morſchen Schädel eines meiner Vorfahren ſtehe! So zweckmäßig es mir auch dünkt, die Kirchhöfe aus den Städten zu verlegen, ſo iſt es für mich doch ein trauriger Gedanke, daß die Ruhe des Grabes geſtört, und die Knochen von Tauſenden in ein Beinhaus geſchüttet, oder in eine Gruft geſenkt werden. Friede den Todten!

In die Kirche, ein ſchönes Denkmal altdeutſcher Baukunſt, trat ich mit erhöhter Theilnahme, da mir mein Vater ſo viel davon erzählt hatte. Die Stelle, wo der Segen des Prieſters ihn mit der Mutter verbunden, betrachtete ich mit wahrhaft kindlicher Rührung, und es dauerte einige Zeit, ehe ich mein Auge davon abziehen konnte. Auch ergötzten mich die bunten Fenſter, auf denen alte Heiligengeſchichten gemalt ſind, ich bewunderte die mühvolle, bis in's Kleinſte ausgeführte Arbeit der alten Bauart und bedauerte nur, daß durch die erſt vorgenommene Ausbeſſerung des Inneren der Kirche ſo manches Alterthümliche untergegangen iſt; beſonders that es mir leid, das Zerrbild des Tetzel nicht mehr zu finden, der neben dem

Ablaßkasten auf einem Esel sitzend abgebildet war und den Umstehenden zurief: Sobald der Gülden im Becken klingt, im Huy die Seel' im Himmel sich schwingt!

Auch das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude besah ich, suchte aber vergebens mein väterliches Haus auf, es war eingerissen worden, und ein neues stand an seiner Stelle, bei dessen Anblick es mir war, als riefe es mir zu: Du sollst hier nichts mehr finden, das Dich fesseln könnte, die Heimath soll Dich nur als Fremden kennen, ziehe fort!

Traurig ging ich in das Wirthshaus zurück. So sehr es mich auch nach Pirna gezogen hatte, so sehr trieb es mich wieder fort, und um dies Gefühl nur etwas zu beschwichtigen, nahm ich Bündel und Knotenstock und ging den Nachmittag schon nach Dohna. Morgen will ich über Weesenstein wieder zurückkehren, den Sonnenstein besehn und, finde ich dann keinen Brief von Töplitz, nach Dresden und von da zu meinem Vater zurückreisen.

Weesenstein.

Immer noch trübe gestimmt nahm ich nun meinen Weg auf gebahnter Straße nach Dohna,

stieg bald die Höhe hinauf, wo ich das königliche Schloß Groß-Sedlitz zu besehen, von der Straße abging. Dies Schloß wurde nach einem Brande von seinem damaligen Besitzer, dem Grafen Wackerbarth prachtvoll wieder aufgebaut und später dem Könige August dem Starken verkauft, der es, so wie sein Nachfolger, bedeutend erweiterte und verschönerte. Hier besonders wurden Thierhetzen und Ordensfeste, zwei ganz heterogene Dinge, mit beispielloser Pracht gehalten; die Gärten waren reizend, das Schloß mehr als königlich ausgeschmückt, und was nur der Luxus damaliger Zeit bot, konnte man hier finden. Da brach der verhängnißvolle siebenjährige Krieg aus und alle Herrlichkeit lag in Trümmern.

Ich verließ den einst so geräuschvollen, jetzt so einsamen Pallast, der nie wieder im vorigen Glanze hergestellt worden ist, und nach kurzem Wandern trat die alte, auf zwei Seiten von der Müglitz umflossene Burg Dohna mir entgegen, dieser alte Stammsitz des einst so mächtigen Geschlechtes der Burggrafen von Dohna. Im vierzehnten Jahrhunderte herrschte dies hier über einen großen Theil der hiesigen Gebirgsgegend, vom Winterberge an bis nach Pet-

ſchappel und Seiffersdorf, jetzt beſitzt es nur noch von allem dieſen ein Lehngut und den kahlen Berg, auf welchem die alte Stammburg ſtand.

Die Stadt bot wenig Sehenswerthes, nur der Theil, der 1813 abbrannte, iſt leidlich, der übrige aber ſchlecht gebaut. In dem letzten Kriege litt Dohna bei Gelegenheit eines hier ſtattgefundenen Gefechtes ſehr, und mehre Häuſer wurden eingeſchoſſen.

Wichtiger iſt Dohna's Geſchichte im Mittelalter, wo die Grafen, kleinen Fürſten gleich, mit ihren Vaſallen zuweilen in hieſiger Gegend ſehr übel hauſeten. Unter der Lehnsherrſchaft von Böhmen und Meißen wurden ſie bald von dieſem in ihren Fehden beſchützt, bald von jenem verfolgt, je nachdem ſie ſich vor ihren Lehnsherren beugten oder ihnen trotzten. Doch ſcheinen dieſe mächtigen Dynaſten beſonders durch das im Mittelalter ſo berühmte dohniſche Mal und Ritterding, welchem, unter der Burggrafen Vorſitze, ihre achtzehn adeligen Vaſallen als Schöppen beiwohnten, und wo von dieſem Schöppenſtuhle über Alles, worüber man ſich beklagte, Recht geſprochen wurde, wohl den Markgrafen von Meißen mehr als den Kö-

nigen von Böhmen läſtig geworden zu ſeyn. Ein ſonderbarer Zufall gab 1407 dem Markgrafen Wilhelm ein anſcheinendes Recht, ſich dieſer ſtolzen Vaſallen zu entledigen. Auf dem Adelstanze, den der Markgraf gewöhnlich am Martinstage auf dem Rathhauſe zu Dresden ſeinen Vaſallen gab, war auch das Haupt der Familie, der Burggraf Jeſchke, und Rudolph von Körbitz, deſſen Geſchlecht ſchon lange in Fehde mit den Dohna's lebte. Der Burggraf wahrſcheinlich vom Weine erhitzt, bewarb ſich vielleicht zu auffallend um die Gunſt von Rudolphs ſchöner Hausfrau, der ihm, darüber aufgebracht, beim Tanze ein Bein ſtellte, welchen Schalksſtreich der Burggraf durch eine Ohrfeige beſtrafte. Nach dieſem Vorfall brach die alte Fehde nur noch heftiger aus, und weder der Burggraf, noch der von Körbitz hörten auf die abmahnenden Worte des Königs von Böhmen und des Markgrafen. Da ſandten Jeſchke und ſeine Mitbelehnten dieſem den Fehdebrief, der nun mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den übermüthigen Burggrafen mit Heeresmacht überziehen zu können. Zwei Dohna's waren ſchon in der blutigen Fehde gefallen, Jeſchke's alter Vater ſtarb auf der Burg Meuſegaſt als

ganz. Er empfing ihn ſtehend, nöthigte ihn nicht zum Sitzen und gab, ſo viel er vermochte, dieſer Zuſammenkunft ganz das Anſehn einer feierlichen Audienz.

„Was iſt Euer Begehr, General?“ fragte er ihn kalt „Ich bin hier, Eure Wünſche zu vernehmen.“

„Zuerſt, gnädiger Herr, komme ich als Abgeſandter der Bündner Lande, ihren Dank, ihre Hochachtung, ihre Bewunderung auszuſprechen. Was uns unter Eurem Regimente Uebles widerfuhr, kam von Richelieu, was uns Gutes geſchah, kam aus Euerm edlen Herzen. Jedermann in ganz Bünden erkennt dies, iſt Euch dankbar dafür und ſpricht ſeinen Dank durch mich willig und freudig aus; ſelbſt daß Ihr die Räumung des Landes ohne Blutvergießen habt geſchehen laſſen, hat unſre Bewunderung vermehrt; Ihr habt hierbei mehr Euer Herz, als Euern Muth befragt, Euerm Ruhme ungewiſſe Lorbeern geopfert, um Euch eine Bürgerkrone zu verdienen und ewig wird Graubünden Euch dankbar ſein, ewig wird es Eurer mit Liebe und Verehrung gedenken. Nehmt dieſe Ueberzeugung mit in Euer Vaterland, gnädiger Herr, und erinnert Euch freundlich eines Landes, wo Aller Herzen für Euch ſchlagen.“

„Ich danke Euch, General, für den Ausdruck der Geſinnungen Eurer Mitbürger, die ich, trotz der feindlichen Stellung, die ſie gegen mich, ihrem bewährten Freunde, angenommen haben, immer noch liebe“ erwiederte der Herzog, ſeine Rührung nicht verbergen könnend.

„Und nun“ begann Jenatſch und der ernſte, würdevolle Ausdruck ſeines Geſichtes war verſchwunden und wie ein Sohn, der ſchuldbewußt vor dem Vater ſteht, ſo trat

Gefangener Rudolphs, und Jeschke selbst mußte endlich, in seiner Burg zu Dohna eingeschlossen, auch diese verlassen, da er keine Rettung mehr sah, und in der Nacht nach Weesenstein fliehen, wohin ihm der Markgraf mit dem Heere folgte, nachdem er zuvor Dohna von Grund aus zerstört hatte. Auch Weesenstein und den Königstein, wohin er sich zuletzt zurückzog, mußte er verlassen, und beide Burgen fielen in die Hände des Markgrafen, der nun sämmtliche Besitzungen derer von Dohna als verwirktes Lehen einzog. Der Burggraf aber, der nach Ofen zum Kaiser ging, wurde dort, wegen Störung des Landfriedens, enthauptet.

Auf steilem, jedoch meist anmuthigem Pfade ging ich am andern Morgen von Dohna, wo es mir eben nicht behagt hatte, nach dem Schlosse Weesenstein, das, auf einem vorspringenden Felsen sich erhebend, höchst malerisch erscheint. Es theilte in seiner früheren Zeit gleiches Schicksal mit Dohna, bis es vom Markgrafen Wilhelm dem Einäugigen einem von Bünau zu Lehn gegeben wurde, wo es beinahe vier hundert Jahre bei dieser Familie verblieb, und dann an den Baron von Uckermann kam, dessen Sohn

es vor sechs Jahren dem Könige Anton von Sachsen käuflich überließ.

Das Schloß liegt am rechten Ufer der Müglitz in einer der anmuthigsten Gegenden Sachsens und gehört sowohl wegen seiner reizenden Lage als wegen seiner Bauart, zu einem der interessantesten und merkwürdigsten des Landes. Es ist auf einem hellfarbigen Felsen liegend, fast ganz in den Felsen hineingebaut, denn dieser reicht im höchsten Gebäude des Schlosses fast bis unter das Dach, in den meisten Zimmern und Sälen kann man ihn bald als Wand, bald als Deckwölbung finden, und dies ist eben so der Fall in den Ställen und übrigen Wirthschaftsgebäuden, das Thor, die Kanzel und der Altar der Kirche sind aus ihm gehauen. Der Felsen hing in früherer Zeit mit dem ihm gegenüberliegenden, da wo jetzt das Vorschloß steht, zusammen, wurde künstlich davon getrennt, und der Mühlgraben, über welchen die hohe, nur auf einem einzigen Bogen ruhende Brücke führt, in die geöffnete Schlucht geleitet. Das Vorschloß besteht aus Wirthschaftsgebäuden und Wohnungen für die Dienerschaft.

Ueber die Brücke des Mühlgrabens gelangt man in das Hauptthor des Schlosses, dessen

Inneres schwer zu beschreiben ist, da man überall auf Sonderbares und Unregelmäßiges stößt. So steigt man aus dem ersten Hofe, um in die schönsten herrschaftlichen Zimmer zu gelangen, mehre Treppen, und bis zu dem Bade, welches am Fuße des Berges gebaut ist, neunzig Stufen hinunter, wogegen man, wenn man nicht erst über den andern Hof gehen will, drei Etagen hinauf steigen muß, um zu den Kellern zu kommen. Man kann füglich annehmen, daß das Schloß mehr in den Felsen, als auf demselben gebaut ist, und da kein Flügel im gleichen Niveau steht, so würde das Schloß, wenn man einen Flügel auf den andern schieben könnte, acht Etagen hoch seyn; es ist die sonderbarste und merkwürdigste Bauart, die ich bis jetzt gesehen.

Der das Schloß umgebende Garten ist zum Theil parkartig, zum Theil im altfranzösischen Geschmacke angelegt und hat ein gut unterhaltenes Treibhaus, schöne Springbrunnen und Wasserbehälter, so daß das Ganze des Schlosses und seine nächsten Umgebungen großartig und reizend zugleich genannt werden können. Die das Schloß umgebenden, meist mit niederem Gebüsch bewachsenen Berge machen die Aussicht

von Weesenstein noch malerischer; zu ihnen führen bequeme Wege, an deren Seiten oft kleine englische Anlagen angebracht sind; auch findet man hier mehre Ruhepunkte, von welchen sich schöne Aussichten darbieten. So erfreute mich besonders das Jagdhaus, wie es mein Führer nannte, wo man eine weite Uebersicht der sächsischen Schweiz und des Elbthals nach Dresden zu hatte.

Ich verdenke es dem Könige von Sachsen nicht, daß er sich Weesenstein zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte, die Lage ist reizend, der Bau des Schlosses wirklich originell, und die Umgebungen sehr schön; ich wüßte keinen Punkt, der mir auf meiner Wanderung aufgestoßen wäre, wo ich so gern mein Hüttchen aufgeschlagen hätte, als hier. Ich bin deshalb, so lange ich konnte, hier geblieben und habe erst spät meinen Rückweg nach Pirna angetreten.

Aber in Pirna angekommen, fand ich zwei Briefe, einen von dem alten Grafen, den andern vom Fürsten Demetrius. Letzterer schrieb mir: er wie das Fräulein wünschten sehr, daß ich bei ihrer Vermählung zugegen sei und der Graf rechne mit Sicherheit darauf; er bäte

mich daher inſtändigſt, des Grafen Wünſche und die ſeinigen zu beachten, mich ſogleich aufzumachen und nach Töplitz zu kommen, wo ich von Allen mit Sehnſucht erwartet würde. Der Graf ſchrieb:

Junger Freund! — Ich erinnere Sie an das in Schandau gegebene Verſprechen, auf meine Bitten nach Töplitz zu kommen, und nehme es jetzt in Anſpruch. Ich möchte nicht gern an dem Tage, an welchem ſich Hedwig von mir losreißt, ganz vereinzelt ſtehen, möchte wohl noch eine Hand haben, die ich mit Herzlichkeit drücken könnte, welche dieſen Druck verſtände und ihn erwiderte. Kommen Sie daher ſobald als möglich, ich erwarte Sie mit Sehnſucht; ſcheuen Sie keine Koſten, jede Minute, die Sie früher kommen, hat Werth für mich.

Was kann ich thun? Ich habe mein Tagebuch geſchloſſen und will nun, obgleich es ſchon ſpät iſt und ich den Sonnenſtein noch nicht beſucht habe, auf die Poſt ſchicken, Pferde beſtellen laſſen und noch in der Nacht nach Töplitz fahren.

Töplitz.

Bei guter Zeit bin ich heute hier angelangt und habe in der Wohnung des Grafen mein Zimmer für mich bereit gefunden. Hätte ich den letzten Tag in Schandau nicht schon unter gleichen Verhältnissen mit diesen Menschen verlebt, ich hätte sie in der Lage, worin ich sie jetzt gegenseitig sah, nicht wieder erkannt. Der Fürst und Hedwig selig, er, obgleich ihrem Besitze so nahe, schien mir leidenschaftlicher geworden zu seyn, Hedwig ruhiger, fast könnte ich sagen abgemessen.

Heute Nachmittag habe ich mich in der Stadt umgesehen, und so weit es erlaubt war, die meisten Bäder selbst von innen besehen. In dem eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Schönau habe ich länger verweilt, weil mich dort das reizende von Berg und Hügel begrenzte Thal mit den darin malerisch liegenden Häusern und Gärten mehr anzog, als die wirklich schön gebaute Stadt. Wie Mancher, dem diese Heilquellen die verlorene Gesundheit wieder gaben, wird sich ihrer dankbar, der freundlichen Stadt und ihrer Umgebungen aber mit Liebe erinnern.

Zuerst soll man durch Schweine, welche die

Erde aufgewühlt und ſich in dem hervorgequollenen Waſſer gewälzt und verbrüht haben, auf die Spur dieſer Heilquellen gekommen ſeyn. Erſt im Jahre 1173 erwähnt die Geſchichte Böhmens den Namen Töplitz, als nämlich die Königin Judith am Schloßberge ein Nonnenkloſter erbaute und ihm die Gegend von Töplitz zum Eigenthume anwies. Von hier durch Kaiſer Rudolphs Reiſigen vertrieben, flohen die Nonnen in die Stadt, wo ſpäterhin ihr Kloſter durch die Huſſiten zerſtört wurde. Seit dieſer Zeit ſchweigt die Geſchichte von Töplitz, nur ſo viel weiß man, daß es die Herren von Wrzowecz bis gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts beſaßen; eine Tochter des Letzten jenes Namens brachte es durch ihre Heirath mit einem von Kinsky an dieſe Familie. Deſſen Nachkomme baute die alte zerſtörte Burg Daubrowska-Hora auf dem Schloßberge wieder auf, und der Sohn dieſes, der bekannte Wilhelm Kinsky, Schwager Wallenſteins, der zu Eger mit ihm ermordet wurde, hatte den Schloßberg noch mehr befeſtigen laſſen. Seine Güter wurden eingezogen und dem Grafen Aldringen vom Kaiſer geſchenkt. Im Jahre 1636 nahmen die Schweden das Schloß und zerſtörten es. Bald

darauf ſtarb das Geſchlecht der Aldringen aus und die Herrſchaft fiel an den Schweſterſohn Max Johann von Clary. Seit dieſer Zeit iſt die Familie der Fürſten von Clary und Aldringen im Beſitz geblieben. — In dem letzten Kriege war Töplitz lange Zeit das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, und in ſeiner Umgegend iſt mancher Kampf gekämpft, manches Menſchenleben der edlen Sache geopfert worden.

Morgen will ich das Schloß und den Schloßgarten beſehen, den Nachmittag nach Daubrowska-Hora; dann habe ich noch einen Tag, der mir hier zum Umherſtreifen bleibt, und iſt der beendet, geht der Wanderer in ſeine Heimath zurück, legt Ränzel und Knotenſtock ab, ſetzt ſich an's trauliche Kamin und erzählt, in der Erinnerung noch einmal den Stab ergreifend, was er hörte und ſah ſeinem alten Vater, der, je näher der Wanderer in ſeiner Erzählung der Heimath kommt, immer aufmerkſamer und aufgereizter wird, bis er endlich erfährt, daß dort in der kurzen Zeit ſeiner Abweſenheit ſich Alles verändert hat, dies ihm eine Thräne entlockt und der Erzähler ſchweigt.

Ich habe ihn nun geſehen den Mann, den

ich so oft im Stillen gesegnet, der im fernen Norden so oft vor meiner Seele stand, wie er groß und edel, ungebeugt und siegreich aus dem Unglück erstand. Er ist mir das Schönste, Herrlichste, was ich noch auf meiner Wanderung sah.

Ich ging im Schloßgarten spazieren, durchstrich die schönen Anlagen, freute mich, daß auch hier der Reichthum mit so viel Geschmack verwendet sei, und stand eben an einem der Teiche, wo ich mich an den Schwänen und den bunten Fischchen ergötzte, als ich einen einfach gekleideten Mann mit seinem Begleiter auf mich zukommen sah. Die Würde, der ernste Anstand, mit dem er sich nahte, zwang mich, meinen Hut zu ziehen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen, und es freute mich, als ich bemerkte, daß es alle Umstehenden gleich mir thaten. Wer ist der Mann? fragte ich den Nächststehenden. Kennen Sie den König von Preußen nicht? erwiderte er verwundert, und mich ergriff ein heiliges Gefühl, ich faltete unwillkührlich meine Hände. Gib jedem Lande einen solchen Vater, allmächtiger Gott, und schenke ihm ein langes, stets ungetrübtes Leben! so betete ich im Stillen, und würde noch lange in tiefer Andacht

gestanden haben, wenn mich nicht das Angaffen der Umstehenden erinnert hätte, daß ich hier nicht allein sei. Ich kümmerte mich zwar wenig um die mir Unbekannten, war jedoch verstimmt, in meiner Rührung gestört worden zu seyn, und ging, das Bild des edlen Fürsten immer vor Augen, in meine Wohnung zurück; es hat mich auf meiner Wanderung nach Daubrowska-Hora begleitet, und steht noch, indem ich dieses niederschreibe, edel und groß vor mir.

Ich habe heute Nachmittag den Schloßberg erstiegen und mich auf die Trümmer der Burg gesetzt, deren letzter sie in ihrem Glanze bewohnender Besitzer Wilhelm von Kinsky war, der durch sein tragisches Ende, fast aber mehr noch durch Schillers herrliche Dichtung, dem Gedächtnisse der Nachwelt aufbewahrt wurde. Was ist es wohl eigentlich, das die düstere, drückende Empfindung in mir erweckt, trete ich in die Ruinen einer alten Burg? — Was führt die Wehmuth in meine Brust und erregt den unwillkührlich mich übermannenden Schauder, der mich überfällt, durchkrieche ich die Trümmer vergangener Größe? Ist es der entmuthigende Gedanke, daß alles Große, für die Ewigkeit Gebaute so bald in Nichts zerfällt? Ist es die

er dem Herzog näher „Nun ſpreche Jenatſch für ſich“ ſagte er lebhaft „für ſich ſuche er Verzeihung, zu ſeiner Entſchuldigung mag ihm Gott die Worte eingeben!“

Des Herzogs ernſtes Auge blieb, während Jenatſch dies ſprach, unverwandt auf ihn gerichtet; kalt und ruhig war der Ausdruck ſeines Geſichts, man konnte eher Verachtung als Stolz darin leſen — „Ihr zürnt mir mit Recht!“ fuhr Jenatſch fort „Ich habe Euch hintergangen, habe Euer Vertrauen, Eure Wohlthaten mit Undank gelohnt, aber bei Gott! es ward mir ſchwer ſo zu handeln, ſchwerer als ſelbſt die Ermordung des ſtolzen Planta. Lange hat mein Herz gegen meine Pflicht gekämpft, reiflich habe ich meine Pflicht und meine Schuld erwogen; aber das Vaterland befahl und ich mußte —

Ihr zürnt dem Bittenden, würdigt ihn keiner Antwort? Fühlt Ihr nicht, Herzog von Rohan, welcher Schmerz des Mannes Bruſt zerreißen muß, wenn er ſein Vaterland von fremder Macht unterjocht ſieht? Fühlt Ihr nicht, daß, um es zu retten, kein Opfer zu groß iſt, daß Vater, Mutter, Bruder, Freund, daß das eigne Kind, Alles auf dem Altare des Vaterlandes geopfert werden muß?“

„Gott gedankt, das fühle ich nicht!“ erwiederte Rohan ſtolz.

„Nicht? Iſt Euch die Wiege Eurer Kindheit, iſt Euch der Boden nicht heilig, in dem Eure Väter ruhen? Würdet Ihr Frankreichs Wohl nicht Alles opfern?“

„Alles, nur nicht meine Ehre!“ erwiederte der edle Greis.

Dieſe Worte aus dem Munde ſolch eines Mannes trafen Jenatſch ſchwer. „General“ fuhr der Herzog fort

Wirkung reger Einbildungskraft, die mir die hohen Bogen dieſer Hallen, die hochgewölbten Säle, dieſe weiten Gemächer in ihrer alten einfachen Würde zurückzaubert und ein kräftiges Geſchlecht dort vor meiner Seele vorüberziehen läßt? Iſt es die Nebelferne, durch deren Grau mir alle Gegenſtände größer, erhabener dünken, iſt es das Kleinliche unſrer Zeit, neben dieſen großartigen Reſten der Vorzeit, die dieſe in meinen Augen ſo hoch, jene ſo tief ſtellt? Ich weiß es nicht! Ueberhaupt vermag ich mir nur ſo ſelten von meinen Gefühlen Rechenſchaft zu geben. Hier, in den noch bedeutenden Ruinen von Daubrowska-Hora, tritt die Geſchichte vor meinen Geiſt und rollt mir das Bild jener Zeit des dreißigjährigen Krieges, der einzigen romantiſchen Epoche der neuern Geſchichte Deutſchlands auf, und Wallenſtein und Kaiſer Ferdinand, Guſtav Adolph und Bernhard von Weimar, der unerſchütterliche Maximilian von Bayern und der ſchwankende Johann Georg ſtehen vor mir, und Banner, Gallas, Torſtenſon, Piccolomini, Turenne und Pappenheim ſchließen einen Kreis um mich, und über ihnen ſchwebt das greiſe Männlein, der Tilly, Magdeburgs Brandfackel in der Hand, und blickt mit ſeinen

blitzen-

blitzenden Augen auf sie herab, die vollendeten, was er blutig begann. Ich sehe die Heldenbrust Wallensteins von der Hellebarde durchbohrt, sehe ihn sinken und mit ihm die Victoria seiner Partei. — Alles schwebt im Nebelgrau vor mir, und nichts bleibt zurück, als die Trümmer, auf denen ich stehe.

Der Graf hatte mir, als ich kaum aufgestanden war, den Vorschlag machen lassen, mit ihm nach Dux und Bilin zu fahren: so kam er meinen Wünschen entgegen und bald rollte der Wagen dahin. Während der Fahrt stand bald der riesige Fürst von Dux, bald der eben so riesige Herzog von Friedland vor mir, und ich verließ mit Herzklopfen den Wagen, als wir in Dux ausstiegen, und ich das Schloß vor mir liegen sah, wo einst Wallenstein gehaust hatte, und das von seinen vielen Besitzungen der Familie noch geblieben ist. Wir gingen sogleich hinauf, und kaum trat ich in den Schloßhof, als ich auch schon an einem Denkmale jener Zeit, an dem metallenen Bassin stand, das Wallenstein zum Schmuck seines Gartens in Prag, aus eroberten schwedischen Geschützen hatte gießen lassen. Ich glaube aber, hierbei waltet ein Irrthum ob, aus eroberten feind-

lichen Geſchützen mag das Baſſin gegoſſen ſeyn, aber aus ſchwediſchen wohl ſchwerlich, denn ich wüßte nicht, wo Wallenſtein den Schweden ſo viel Kanonen abgenommen hätte, als zu dem Baſſin erforderlich ſind.

Am meiſten ſprach mich im Schloſſe der große Familienſaal an, wo ich die Bildniſſe der Familienglieder, auch das des Friedländers ſelbſt, fand; ich habe dieſes ernſte, finſtere Geſicht lange betrachtet, es aber nicht ſo gefunden, wie ich gedacht hatte. Durch Schiller ſo ſehr idealiſirt, tritt uns in Wallenſtein immer ein zwar ältlicher, aber kraftvoller Mann mit geiſtvollem Antlitze entgegen, ein Heros an That- und Körperkraft, und wir vergeſſen darüber ganz, daß er gerade in der letzten Epoche ſeines Glanzes, wo ihn Schiller darſtellt, ſchwächlich und von der Gicht geplagt, ſelbſt während der Schlacht von Lützen ſich auf einem Seſſel tragen laſſen mußte. Aber doch ſtand ich mit Ehrfurcht vor dem Bilde des Mannes, der allein ein Heer ſchuf, und vor dem ganz Europa, nur nicht der Schwedenheld, erzitterte. Auch war mir hier das Deckengemälde merkwürdig, welches eine intereſſante Anekdote aus der früheren Geſchichte der Waldſteine darſtellt. König

Ottokar II. hatte im Jahre 1254 die Ritter und Herren der böhmiſchen Lande zu einer Berathung, jedoch mit dem Befehle zu ſich entbieten laſſen, ohne allen Prunk und nur von einem einzigen Knappen begleitet, vor ihm zu erſcheinen. Alle ſeine Vaſallen waren, dem Gebote gehorchend, ſo vor ihm erſchienen, nur der alte Waffenheld, Heinrich von Waldſtein fehlte. Endlich erſchien er, gefolgt von vier und zwanzig Rittern in blanken Harniſchen, deren jeder von einem Knappen begleitet wurde. Der König blickte finſter auf den Heldengreis, und fuhr ihn zornig an, ihn fragend, weshalb er gegen ſein Gebot mit dieſem Gefolge vor ihm träte; aber Waldſtein ordnete ruhig ſeine Schaar, ließ ſie die Viſiere aufſchlagen und ſtellte ſie ſeinem Herrn als tapfere Ritter und Edle, als — ſeine Söhne vor, über deren Blut und Leben der König zu befehlen habe.

In den anſtoßenden Zimmern iſt die Gemäldegallerie, die Kunſtkammer und die Bibliothek aufgeſtellt, die ich mit Intereſſe beſah, doch hielt der Waffenſaal mich wieder am meiſten feſt, denn hier ſah ich mehre Waffenſtücke des Friedländers, die mein Auge gierig verſchlang, meine Hand nur zitternd erfaßte. Was herrſcht

doch für eine magiſche Kraft in dieſen Reſten der Vorzeit, weshalb blickt man mit ganz anderen Gefühlen auf das einfache Schwert, welches ein berühmter Mann der Vorzeit trug, als auf das, welches noch ſo künſtlich aus der Werkſtatt des Waffenſchmiedes hervortrat, an das ſich aber kein hiſtoriſches Intereſſe knüpft? —

Ueber Bilin, dieſem durch ſeine Heilquellen gleichfalls berühmten Orte, erhebt ſich auf einem vorſpringenden Felſen des Hraditſch das dem Fürſten Lobkowitz gehörige Schloß. Von beiden Seiten dieſes Berges ziehen ſich zwei romantiſche, mit blumigen Wieſen und Obſtgärten geſchmückte Thäler bis zu den, von zwei Waldbächen durchrieſelten Dörfern Kutſchlin und Radoweſitz. Dieſe Thäler, welche ich durchſtreifte, während der Graf in der Stadt zurückblieb, ſind wahrlich maleriſch ſchön, die Ausſicht auf manchen Stellen iſt reizend.

Nicht lange in der Umgegend und der Stadt verweilend, eilte ich nach dem Schloſſe, aber nachdem ich in dem Schloſſe Wallenſteins verweilt hatte, machte das, was ich hier ſah, wenig Eindruck auf mich, und ich kehrte in die Stadt und von dort mit dem Grafen nach Töplitz zurück.

Ich möchte die Feder weglegen, um mich zu ſammeln, denn heute ſollten meine Gefühle zum erſtenmale ſchmerzlich und doch angenehm berührt werden; dieſer Tag wird mir gewiß ewig unvergeßlich bleiben.

Als wir in dem Zimmer des Grafen angelangt waren und uns gegenüber ſaßen, fragte der Graf nach meinem Vornamen? — Ich ſagte: Friedrich. —

Hören Sie mir jetzt aufmerkſam zu, begann er, beachten Sie jedes Wort, das ich Ihnen ſage, und ehe Sie mir antworten, ehe Ihr Gefühl Sie vielleicht zu einem raſchen Worte hinreißt, überlegen Sie erſt, überlegen Sie bedächtig, was Sie ſagen. Ich war, obgleich ich den Sinn ſeiner Worte ahnte, über dieſe Anrede erſtaunt, ſo daß ich bloß durch ein bejahendes Kopfnicken antwortete.

Ich bin, fuhr er fort, trotz manchem erlittenen Ungemache, noch immer ein wohlhabender, ja ein reicher Mann, ſieben tauſend Dukaten erhalte ich jährlich Pacht von meinen Gütern, und dieſe Revenue ſichert wohl Jedem ein anſtändiges Auskommen. Ich ſtehe kinderlos und ohne nahe Verwandte in der Welt, Hedwig hat ſich von mir losgeriſſen, der Fürſt hat ſich

jedes Vermächtniß für seine Gattin, jedes Heirathsgut mit einem Stolze verbeten, der dem Polen verwundend seyn mußte; ich bin also Herr meines Vermögens, ohne daß mich Pflicht oder Rücksicht abhalten könnte, frei darüber zu disponiren. — Er hielt inne, sein Auge ruhte forschend auf mir; ich schwieg.

Die Aehnlichkeit mit meinem ältesten, wenn auch nicht geliebtesten Sohne, fuhr er nach einer Pause fort, hat mir Sie in einer Zeit schon werth gemacht, wo mein ganzes Herz noch an der Tochter Mariens hing. Sie sind mir mit jedem Tage theurer geworden, und nach dem Verluste, welchen mein Herz seitdem erlitten hat, sind sie der Einzige, der ihn mir zu ersetzen vermag. Friedrich! rief er plötzlich: willst Du mir Sohn, soll ich Dir Vater seyn?

Ueberrascht, obgleich ich es ahnete, ergriff ich seine Hand, preßte sie mit Heftigkeit an meine Lippen, und eine Thräne mochte darauf gefallen seyn, denn er entzog sie schnell. Du weinst, sprach er, und der Ton seiner Stimme drückte den Zweifel aus, der ihn ergriffen hatte — Sind es auch Freudenthränen?

Es sind Thränen der tiefsten Rührung, erwiderte ich.

Willst Du mich als Vater ehren und lieben, willst mir folgen nach Ost und West, mein Schicksal mit mir theilen, und dafür mit Gottes Hülfe und des Kaisers Großmuth meinen Namen führen und mein Erbe seyn?

Nein, rief ich, nein, das kann ich nicht! und der Thränenstrom brach hervor: Meinen alten Vater verlasse ich nicht, zu ihm zieht mich mein Herz, zieht mich meine Pflicht, zu ihm muß ich!

Du mußt? fiel er mir mit flammendem Blicke in die Rede.

Ich muß nicht allein, ich will auch! erwiderte ich frei.

Der Graf blieb sinnend, das greise Haupt gesenkt, schweigend neben mir sitzen, dann hob er es langsam, sah mir ernst und fest ins Auge, aber mit jeder Sekunde ward sein Auge heiterer, sein Blick freundlicher, dann erfaßte er meine Hand, zog mich an sich, so daß mein Kopf auf seiner Schulter ruhte, preßte mich an sein klopfendes Herz und küßte meine Stirn. Du kannst nicht anders handeln, Friedrich, sprach er, Du handelst recht; und wenn auch mein Herz darüber vor Gram bräche, ich müßte doch sagen, Du handelst recht! — Ja, Du wärst

nicht werth, mein Sohn zu seyn, wenn Du um schnödes Geld und Gut Deinen Vater hättest verlassen können. — Ziehe hin in Frieden, der Segen Gottes begleite Dich!

Ich warf mich an seine Brust, umschlang ihn so fest, als ob ich ihn nimmer lassen wollte, versuchte zu reden, aber ich war zu beklommen und fand keine Worte, meine Gefühle auszusprechen. Da wand er sich aus meinen Armen. Ziehe in Frieden zu Deinem Vater, wiederholte er, ich bleibe allein. — Morgen, wenn Hedwig sein Weib ist, dann gehe zurück nach Norden, ich ziehe mit meinem alten Diener nach Süden, und suche dort ein Plätzchen, wo ich in der Einsamkeit mein Schicksal betrauern kann. —

Warum zieht es Sie nach Süden? — fragte ich wohl etwas ängstlich und verlegen, warum können Sie nicht nach Norden Ihren Weg nehmen? Sie sind frei wie der Aar in der Luft, mich aber halten unzerreißbare Bande dort fest. — Auch bei den Stürmen des Nordlandes kann das Herz ruhig schlagen.

Er nickte mir bei diesen Worten freundlich zu und nach kurzem Ueberlegen war sein Entschluß gefaßt, mir in die Heimath zu folgen.

Bis die Antwort von meinem Vater eingetroffen seyn und er unsre Anordnung genehmigt haben würde, wollten wir noch einige kleine Wanderungen durch das sächsische Erzgebirge machen, wobei ich die schönen Gegenden, die Industrieanstalten des Landes besuchen werde.

Am andern Morgen fuhren wir in die Kirche zur Trauung. Der alte Graf war sehr bewegt und sprach kein Wort. Aber noch ehe wir den Wagen verließen, schien er wieder seine Fassung gewonnen zu haben, denn er war während der kurzen feierlichen Handlung ruhig, aber ernst; doch ich, der noch nie einer Trauung von Menschen, die mich interessirten, beigewohnt hatte, ich war erschüttert. Noch höre ich das Ja, das ewig bindende, welches Hedwig mit einer Ruhe und Festigkeit sprach, als handle es sich um ein flüchtiges Versprechen, und mir wurde es ängstlich, dachte ich, daß mit diesem, einen Worte der Tod nur ihr Schicksal von dem Schicksale des Mannes trennen könne. Und wenn sich nun dereinst die Herzen getäuscht fühlten, wenn das rosige Licht der Liebe sie nur geblendet hätte, sie enttäuscht würden und der Nimbus verschwände? — Ach mir Unwissenden kommt oft die Liebe wie ein

„Ich habe Euch von dem erſten Augenblicke an, wo ich Euch in Diſſentis ſah, bis jetzt, nie getäuſcht und ſo will ich es auch jetzt nicht, will auch jetzt noch, obgleich Ihr Euch als Freund, als Sohn von mir losgeriſſen habt, als väterlicher Freund zu Euch ſprechen und ſo Euch zeigen, daß ſelbſt für tückiſchen Verrath meinem Herzen die Rache fremd iſt. Hört mein letztes Wort, Georg Jenatſch, und beherzigt es.

Euer Vorbild iſt Marius Junius Brutus, der den Dolch in die Bruſt ſeines Wohlthäters ſtieß, der, um das Vaterland zu retten, das Ungeheure that. Rettete er das Vaterland und begleitete ihn die Ueberzeugung, er habe Recht gethan, zur Schlacht von Philippi? Was er durch die That erreichte, war ein Phantom. Octavian beherrſchte fortan tyranniſch das Reich, Brutus rettete die Republik mit ſeiner Greulthat nicht.

Ihr möchtet ihm gleichen, aber Ihr ſteht in Zweck und Mittel klein gegen den Römer. — Ihr beginget einen Meuchelmord, ſtießet einen Edlen nieder und täuſchtet einen Mann, der Euch ſein Zutrauen ſchenkte, Euch bis zu ſich erhob. Ob Ihr Euer Vaterland auch vom öſtreichiſchen, vom ſpaniſchen Joche, wie vom franzöſiſchen Einfluß befreien werdet, kann erſt die Zukunft lehren; aber wenn Ihr es auch rettet, edel habt Ihr dennoch nicht gehandelt. Auch als Befreier Eures Volkes wird Euch die Nachwelt ſtreng richten, denn nie, ich wiederhole es Euch, General! nie heiligt der Zweck das Mittel; wäre dies, ſo ſtändet Ihr nicht mehr unter den Lebenden. Man bot mir am Abende vor dem Ausbruch der Verſchwörung an, Euch zu morden. Ich kannte ſchon damals Euern Verrath, mit

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18765/045

flüchtiger Champagnerrauſch vor, während deſſen wir alle Menſchen für unſere Freunde und das holde Mädchen, das neben uns ſitzt, für einen Engel halten! Eine kurze Schlummerſtunde, und beim Erwachen iſt der Engel verſchwunden, die Freunde ſind nicht mehr unſerer Freundſchaft werth. Gott bewahre Euch vor ſolchem Erwachen! Dieſer Gedanke war das ſtumme Gebet, das ich für ſie zum Himmel ſandte.

Bei unſerer Rückkehr fanden wir den Reiſewagen des Grafen ſchon angeſpannt. So wie er in ſein Zimmer trat, ſchickte er nach der Tante, mit der Bitte, daß ſie zu ihm kommen möchte. Ich wollte mich entfernen, er aber bat mich zu bleiben. Sehen Sie ſich von jetzt an als ein Glied der Familie an, ſagte er freundlich, für Sie habe ich kein Geheimniß mehr.

Als die Tante eintrat, ging er auf ſie zu, ergriff ihre Hand und führte ſie nach dem Kanapee, blieb eine Weile vor ihr ſtehen und ſuchte ſich zu faſſen, dann ſagte er mit unverhaltener Rührung: Sie haben ſich beſtimmt, Ihrer Richte zu folgen, wohlan, ſo leben Sie wohl! — Die Schweſter wird unter allen Ver-

hältniſſen einen Bruder an mir finden. Ihre Penſion können Sie nach wie vor, ſelbſt nach meinem Tode, in Wilna beziehen, ich habe das Nöthige deshalb verfügt.

Sollte ich die noch brauchen? fiel ihm die Tante halb gerührt, halb empfindlich in die Rede.

Vielleicht, vielleicht auch nicht! Doch behalten Sie ſie auf den ſchlimmſten Fall, der eintreten könnte; ſie macht Sie nicht abhängig von mir und läßt Sie zugleich auch unabhängig von Jenem ſeyn. Nun leben Sie wohl, es gehe Ihnen gut! Er beugte ſich, ihre Hand zu küſſen, ſie aber, von Gefühl ergriffen umarmte ihn weinend und ſagte: Sie haben ſo redlich an mir gehandelt, auch in der Stunde der Trennung handeln Sie edel an mir — Gott möge es Ihnen lohnen! Dann entwand ſie ſich noch weinend ſeinen Armen und entfernte ſich. Leb' wohl Schweſter meiner Marie! rief er und ſah ihr tieferſchüttert nach. Ich hatte der Tante dies Gefühl nicht zugetraut.

Nun an das Schwerſte! ſagte er tief aufathmend. Kommen Sie! — Er nahm mich bei der Hand und wir gingen in Hedwigs Zimmer

wo wir die Beiden in traulicher Umarmung allein fanden.

Ich komme Ihnen Lebewohl zu sagen, Fürst Demetrius, redete der Graf diesen an, und da ich bisher Vaterstelle an Ihrer jungen Gattin vertreten habe, so gibt mir das wohl ein Recht, Sie zu bitten, zu ermahnen, die Tochter der mir so theuren Frau glücklich zu machen. Dich aber Hedwig bitte ich, sei Weib, Weib in dem zartesten Sinne des Wortes, denn nur so kannst Du Deinen Mann beglücken. Sie beugte sich, ergriff seine Hand und führte sie an ihre Lippen. Lebe wohl, es gehe Dir gut, Gott sei mit Dir! Das ist mein innigster Wunsch, das wird mein tägliches Gebet zu dem Allgütigen seyn. Er preßte sie noch einmal an sein Herz, küßte ihre Stirn, machte eine rasche Verbeugung gegen den Fürsten und verließ das Zimmer. Ich empfahl mich auch, der Fürst umarmte mich und raunte mir zu: Sorgen Sie ja für den alten braven Mann! und Hedwig reichte mir ihre schöne Hand zum Abschiedskuß. Ich sah an ihr auf, ihr Blick war kalt, das Auge nicht naß. Hat ihr denn die Natur die lindernden Balsamtropfen der Thränen versagt? Hat denn die Tante mehr wahres Gefühl als sie?

Der Graf stand schon, meiner wartend, vor der Thüre. Alle Ihre Sachen sind im Wagen, sagte der alte Diener und hob mich hinein; der Graf war vor mir eingestiegen und saß schon in der Ecke, der Schlag fiel zu, der Postillon blies, und wir langten sehr schweigsam, doch von meiner Seite unter mancherlei Träumen in Pirna wieder an.

Wir besuchten hier den Sonnenstein, wo der Graf mit Wißbegierde von Allem, besonders von den Einrichtungen dieser so menschenfreundlichen Anstalt, sich unterrichtete. Ich habe diesen Ort gewissermaßen mit Scheu betreten, die sich jedoch nach und nach verlor, als ich unter den Geisteskranken länger umher wandelte und gar nicht das Abstoßende, Beängstigende bei ihnen fand, das ich mir vorgestellt hatte. Im Gegentheile wurde ich sogar vertraut mit ihnen, manche schienen sich recht gern mit mir in ein Gespräch einzulassen und waren freundlich und gesprächig, nur einige schienen mir menschenscheu zu seyn. Der Herr, der uns herumführte, war ausnehmend gefällig, unterrichtete mich über die Veranlassungen, welche viele dieser Un-

glücklichen um ihren Verstand gebracht hatten. Als ich meinem Führer bemerkte, daß nach dem, was er mir mitgetheilt habe, mir es schien, als ob Liebe und Ehrgeiz die Hauptdämonen wären, welche so zerstörend auf den menschlichen Geist einwirken könnten, nannte er mir Liebe bei dem weiblichen, Ehrgeiz bei dem männlichen Geschlechte als die Hauptursachen zu dieser Krankheit, und fügte noch hinzu, daß man besonders bei Männern Unglück, das zu heftig auf sie losgestürmt hatte, auch häufig als Grund der Geisteszerrüttung rechnen könne. Bei Frauen sei dies weniger der Fall, sie hätten mehr Kraft ihr Schicksal zu tragen, wenn es nur nicht das Herz getroffen hätte. Oft, meinte er, sei auch die Ursache der Geisteskrankheit körperlich, und so befänden sich manche Kranke hier, denen keine unglückliche Begebenheit Veranlassung zur Zerrüttung ihres Geistes gegeben habe.

Ein Mädchen, welches einen Blumenstrauß in der Hand, im Garten auf- und abging, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine schlanke Nymphengestalt mit schönen, regelmäßigen Zügen und besonders sprechendem, wenn auch wohl zuweilen stierem Auge; sie war

weiß, wie die Lilie in ihrer Hand, aber auch eben so bleich, nicht ein Blutstropfen in ihrem Gesicht; wer sie mit geschlossenen Augen in liegender Stellung gesehen hätte, mußte sie für eine schöne Leiche halten. Sie war eine glückliche Braut gewesen, erwartete am Vorabende ihrer Vermählung ihren Bräutigam, und sie tragen ihn entseelt in das Hochzeithaus. Er war mit dem Pferde gestürzt und hatte sich den Kopf zerschmettert. Der Schreck raubte ihr die Vernunft, doch milderte der gütige Himmel ihr Schicksal, fuhr der Erzähler fort, denn mit ihrem Verstande war auch die Vergangenheit für sie begraben. Von dem Augenblicke an, wo sie aufsteht, bis zum späten Abend, fühlt sie sich in Hoffnung und Erwartung beglückt, was eine Braut nur einmal im Leben, nur an diesem Tage empfindet, fühlt sie durch ihr ganzes Leben; erst wenn die Glocke zehn schlägt, scheint die Hoffnung, daß er heute noch kommen werde, sie zu verlassen, dann faltet sie die Hände, murmelt leise ein Gebet, der Schlaf überrascht sie dabei, und Hoffnung und Erwartung begleiten sie im Traume und kehren am Morgen wieder bei ihr ein.

Das Mädchen ist gewiß glücklicher, als sie

es seyn könnte, wenn sie jetzt in den Armen ihres Gatten ruhte, dachte ich, Hoffnung beglückt mehr als die Erlangung des Ersehnten, die Träume der Liebe sind gewiß seliger, als die Wonne, die sie uns reicht, und so könnte man fast sagen, das Mädchen ist glücklich zu nennen, könnte fast wünschen, ihr irrer Geist möchte nie wieder rein und klar werden, ihr Auge ewig für die Wirklichkeit getrübt bleiben.

Das Forschen und Beobachten scheint den Grafen sehr interessirt und sehr zerstreut zu haben, denn seit wir auf dem Sonnenstein waren, sind seine Gedanken mehr auf die Irrenanstalt, als auf Töplitz gerichtet. Er hat den ganzen Abend mit mir von der trefflichen Anstalt gesprochen, gleich mir ist ihm die bleiche Braut aufgefallen und hat seine Theilnahme erregt. Meine Ansichten über das Glück ihres Zustandes wollte er nicht theilen, denn er meinte, der Geist sei das Himmlische im Menschen, und mit seinem Verluste die schönste Himmelsgabe dahin.

Am andern Tage fuhren wir nach Dresden zurück, um von hier aus einige interessante Punkte des Erzgebirges zu besuchen.

Tha-

Tharand.

Wir fuhren heute früh aus Dresden, verließen aber schon beim Eintritt in den Plauischen Grund, wo das Felsthal der Weiseritz beginnt, den Wagen, um den größten Theil unseres Weges zu Fuß zu gehen. Der Eintritt in den Grund ist imposant, die hohen aus Syenit bestehenden Felswände, an deren Fuße die Weiseritz hinströmt, die vielen reizend gelegenen Mühlen mit ihren freundlichen Gärten und den wohleingerichteten Plätzen, die dort rastenden Gäste aufzunehmen, die anmuthige Villa Grassi, nach ihrem früheren Besitzer, dem Maler Grassi so genannt, jetzt ein Belustigungsort für die Bewohner der Residenz, dies Alles gibt dem Grunde einen höchst romantischen Charakter.

Bei einer der Mühlen verließen wir die Chaussee und stiegen den Grund zum Kanapee hinauf, einem steinernen Ruhesitz, wo wir das reizende Thal bis Döhlen übersehen konnten. Wieder auf die Straße hinabgestiegen, begegneten uns ganze Reihen mit Steinkohlen beladener Wagen, denn in diesen Bergen sind die reichhaltigen Kohlenwerke, welche die Umgegend mit Kohlen versorgen. Ueberhaupt zeigt sich

auf der ganzen Straße, vom Eingange des Plauischen Grundes an, eine seltene Betriebsamkeit, und es zeigt sich, wie meist überall, wo ein Waldbach rauscht und Steinkohlengruben sind, so manches Etablissement der Industrie.

Von Pottschappel an erweitert sich das Thal, bleibt aber auch hier mit seinen sanften Höhen immer noch anmuthig, wie es überhaupt der ganze nach Tharand führende Weg ist. Wir kamen dort bald an, wo wir nach kurzer Rast, unsern Wanderstab wieder ergriffen.

Zuerst brachte uns der Führer nach der alten Schloßruine, die sehr malerisch auf einem nicht bedeutenden Felsen liegt. Das Schloß, früher Eigenthum der Burggrafen von Meißen, fiel späterhin den Markgrafen zu, und Heinrich der Erlauchte hielt sich oft hier auf. Herzog Albert gab Tharand seiner Gemahlin Sidonie zum Leibgedinge, die zehn Jahre hier als Witwe lebte und auf dem Schlosse starb. Kurfürst Moritz hielt hier zu Ehren des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers Maximilian II., ein glänzendes Jagdfest, bei welchem sich der Erzherzog verirrte und in der Hütte eines Hirten übernach-

Eurem Falle ward die Sache aufgegeben, wenigſtens aufgeſchoben, mir ſtanden dann manche Maasregeln zu Gebote mich zu behaupten und dennoch empörte mich ein ſolches Anerbieten, ich wies es verächtlich zurück, denn, Gott gelobt! Ich bin zu ſtolz, entehrender Mittel zu irgend einem Zwecke mich zu bedienen.

Und nun frag' ich Euch, wer von uns Beiden ſteht ehrenvoller da, der aus dem Lande gejagte Anführer fremder Kriegsvölker, oder der Mann, der als Sieger ſein Vaterland zu befreien glaubte? Ich tauſche meinen Platz wahrlich mit dem Eurigen nicht!"

Jenatſch ſtand zermalmt. Einigemal wollte ſeine Heftigkeit losbrechen, es dünkte ſeinem Stolze entehrend, wie ein Schulknabe, dem der Lehrer ſein Benehmen verweiſt, dazuſtehen und zu ſchweigen; aber ein Blick auf die Silberlocken des Greiſes, ein Blick in das würdevolle Antlitz des edlen Mannes und er ſchwieg, ſein Unrecht tief fühlend. Es wieder gut zu machen, war ſein einziges Beſtreben.

„Ich habe gegen Euch, gegen mich ſelbſt gefehlt, gnädiger Herr!" brach er endlich das Schweigen „Ich fühl' es und doch kann ich es nicht bereuen. Höher als Alles, als Leben, ja als die Ehre ſelbſt ſteht mir das Vaterland und ſollte ich, um es aus ſeinen Banden zu befreien, ein Sclav' in Ketten ſchmachten, ich duldete die Schmach mit Freuden!"

„Auch ich würde das können, Georg Jenatſch," unterbrach ihn der Herzog „denn Sclavenketten binden zwar des Mannes freien Willen, aber ſie entehren ihn nicht, trägt er ſie ſolch edler Sache wegen. Aber was Ihr ge-

ten mußte. Dieser, von der reichen Kleidung seines Gastes verlockt, suchte ihn zu ermorden, was jedoch noch die Wachsamkeit des Erzherzogs verhinderte. Das Jagdgefolge fand endlich den Fürsten, der Hirte wurde ergriffen, hingerichtet, und seine Hütte verbrannt. Seit der Herzogin Sidonie ist das Schloß unbewohnt geblieben, und nachdem im Tharander Walde Churfürst August das Jagdschloß Grillenburg erbauen ließ, ist es nach und nach verfallen; die Glasmalereien wurden nach dem neuen Schlosse gebracht, späterhin die Mauern zum Theil niedergerissen und die jetzige Kirche davon erbaut. Der Ueberrest wird jedoch jetzt sorgsam erhalten.

Das Städtchen Tharand, das sonst Granaten hieß, hat eine reizende Lage. Am Fuße des Schloßberges, auf dessen Vorsprunge die freundliche Kirche liegt, vereinigen sich die drei Thäler der Weißeritz, des Schleitzbaches und der wilden Weiseritz; diese Thäler sind theils von Felsen, theils von wildumkränzten Höhen umgeben, an deren Fuße die Häuser der Stadt angebaut sind. Vom Schloßberge aus genießt man eine herrliche Aussicht. Das Zuströmen der diesen reizenden Aufenthalt besuchenden Fremden, das Bad, beson-

vers die treffliche Forstakademie bringen in dieses Städtchen nicht unbedeutendes Leben.

Wir besuchten nun die vorzüglichsten Punkte, welche die Natur dem Forschenden und Schaulustigen bietet. Beim Eintritt in die heiligen Hallen — es war ein sehr heißer Nachmittag — überfiel mich wirklich eine Art Schauer, der wohl mehr der Kühle des Ortes, wie seinen hohen schlanken Buchen, hoch und schlank wie ich sie noch nie gesehen, zuzuschreiben war; diese in sanfter Schlucht aufsteigende Bergwand, mit den schönen schlanken Bäumen, welche die Stürme jedoch sehr gelichtet haben, geben dem Orte ein wirklich feierliches Ansehen, weshalb er auch den Namen nicht mit Unrecht führt. Von hier stiegen wir nach der Waidmanns-Ruhe, von wo man, in das Thal hinabblickend, eine herrliche Aussicht genießt, gingen dann in einer Schlucht längs einem rieselnden Bache hin, welche der Führer, der Himmel weiß weshalb, die stille Liebe nannte, stiegen dann wieder zum Sonnentempel hinauf, der, von der Abendröthe bestrahlt, sich vom Bade aus in seiner ganzen Schönheit zeigen soll, ergötzten uns an dem Blicke nach der Stadt und den Schloßruinen, und da der Graf nicht noch den höchsten Punkt,

den sogenannten Königsplatz, ersteigen wollte, kehrten wir zurück, verließen Tharand und erreichten noch am späten Abende Freiberg.

Frauenstein.

Der Graf ist ein sonderbarer Mann, er glaubt, ich nehme an nichts Theil, als an schönen Gegenden und alten Burgen, und so hat er mich heute gezwungen, statt mit ihm die bedeutenden Hüttenwerke und das Merkwürdige Freibergs zu besehen, einen Miethwagen zu nehmen und allein nach dem zwei Meilen entfernten Frauenstein zu fahren. Vielleicht, und ich glaube es fast, fürchtet der alte Mann, es könne mir, da ich in Allem so wenig Erfahrung habe, bei dem Anfahren in den Schacht ein Unglück zustoßen; ich habe mich willig seinen Anordnungen gefügt und bin nach Frauenstein gefahren.

Auf der von Freiberg nach Böhmen führenden Landstraße kam ich über mäßige, oft kahle Höhen, nach dem Städtchen Frauenstein, wo ich mir kaum Zeit ließ, einen Führer nach den Schloßruinen mitzunehmen. — Von der Zeit der Erbauung des Schlosses weiß man nichts, sie verliert sich in dem grauen Alterthume, nur

so viel ist bekannt, daß es einst im Besitz der Burggrafen von Meißen war, die hier eine Zeit lang ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Nach dem Tode des letzten Burggrafen, der sein Leben in der unglücklichen Schlacht bei Außig verlor, ward es sammt der Stadt markgräfliches Lehen, später aber 1438 durch die Gewalt der Waffen dem damit beliehenen Heinrich von Plauen abgenommen, und ist den Markgrafen geblieben, bis Churfürst Ernst und Herzog Albrecht es 1473 zweien von Schönberg wieder käuflich überließen. Am Ende des dreißigjährigen Krieges verkauften es die von Schönberg dem Churfürsten Johann Georg I. für achtzigtausend Gulden, und so ist es denn seit dieser Zeit dem Landesherrn geblieben.

Die Burg ist aus rothem porphyrartigen Granit gebaut und jetzt hier und da mit wild aufgeschossenem Laubholze bewachsen; noch stehen bedeutende Rudera, als Zeugen ihrer ehemaligen Größe. Das Hauptgebäude besteht aus zwei großen Thürmen, die durch ein niedrigeres Gebäude mit einander verbunden sind, hier befindet sich auch der Eingang. Ueber diesem war sonst ein aus Sandstein gehauener, mit bis auf den Hals herabfallenden ganz kleinen Locken, welche

fast Perlenschnüren glichen, geschmückter Frauenkopf eingemauert, der aber 1779, wahrscheinlich weil man dies Wahrzeichen für einen Madonnenkopf hielt, ausgebrochen und entwendet wurde. Die Thürme sind sehr stark und inwendig mehrfach überwölbt.

Um die ganze Burg läuft eine jetzt noch zum Theil bestehende Mauer, an der man noch deutlich sehen kann, daß sie eine hohe Brustwehr und sechs kleine runde Thürme, von denen einige noch stehen, zu ihrer Vertheidigung gehabt hat. Am Ende derselben, gegen Morgen, erhob sich ein hoher runder Thurm, der dicke Märten genannt, der wahrscheinlich zu Gefängnissen bestimmt war. Der Fels, auf welchem die Burg steht, ist nur von der Stadt aus leicht zugänglich, von den übrigen Seiten aber ist er der steilen, jetzt mit Gebüsch bewachsenen Felswände wegen schwer zu erklimmen.

Seit Heinrich von Schönberg 1588 unterhalb der Burg sich im Geschmacke damaliger Zeit ein kostbares Haus baute, kam die alte Burg in Verfall, doch hat sie sich noch recht gut erhalten und ist eine der schönsten Ruinen, die ich bis jetzt gesehen habe. Ich bin auch recht emsig darin umhergekrochen, habe stunden-

lang in einem der Thürme gesessen, die weite schöne Aussicht von hier aus bewundert und meiner Phantasie die Flügel gelöst. Man sieht den Wilschberg bei Dippoldiswalde, Radeberg und den Keulenberg bei Königsbrück, Moritzburg und Dresden, selbst die Löbnitzer Weinberge und den Culmberg bei Oschatz. Gegen Abend erblickt man Freiberg ganz deutlich, auch den Fichtelberg bei Wiesenthal und die Höhen bei Altenberg; eine weite herrliche Aussicht für den, der sie liebt. Das Städtchen zog mich nicht sehr an, darum eilte ich nach Freiberg zurück, wo ich noch Zeit hatte, die etwas todte Stadt und die fürstlichen Grabmäler in hiesiger Domkirche in Augenschein zu nehmen.

Der Graf ist sehr heiter, aber sehr müde von seinen Wanderungen zurückgekommen und wird mit jedem Tage herzlicher gegen mich; heute Abend entschlüpfte ihm selbst einige Male das trauliche Du. — Nun wahrlich, er kann mich auch als seinen Sohn betrachten, denn außer an meinem Vater hängt mein Herz an Niemand mehr, als an ihm. Wenn ich ihn nur nicht immer verlassen sollte! Morgen reise ich schon wieder allein davon. Ich hatte nämlich schon in der sächsischen Schweiz einmal den

Wunsch gegen ihn geäußert, mehre Burgen der Umgegend zu besehen und sie genannt, der Graf hatte sie sich aufgezeichnet, und nun will er, daß ich sie bereisen soll, während er Fabriken und öffentliche Anstalten besieht.

Augustusburg.

Ich fuhr heute früh auf der Chaussee bis Oederan, einem kleinen Orte, bog dann links ab und war bald in dem Städtchen Schellenberg, das sich längs dem Fuße des gleichnamigen Berges hinzieht. Ich nahm hier einen Führer mit und stieg nach der Augustusburg hinauf. Auf der nämlichen Stelle stand sonst die Burg Schellenberg, die aber drei Tage nach der verhängnißvollen Mühlberger Schlacht durch einen Blitzstrahl gänzlich zerstört wurde. Churfürst August I. gab 1567 den Befehl, die Rudera der alten Burg vollends abzutragen und ein neues Schloß hier zu erbauen. Ueber tausend Arbeiter waren täglich bei diesem Bau beschäftigt, wobei der zweite Baumeister, Gerhard von der Mahr, sechs Gulden, jeder Maurer anfangs achtzehn, dann ein und zwanzig Groschen, die Handlanger aber drei Groschen Lohn wöchentlich erhielten. Das Schloß ist

ganz aus Quaderstücken erbaut, von Mauern und Graben umgeben und besteht aus vier Flügeln, in denen fünf große Säle, sechs und siebenzig Zimmer und drei und neunzig Kammern sich befinden. Das Schloß soll sonst, bevor so Manches bei der letzten 1802 beendeten Ausbesserung weggerissen worden ist, so viel Fenster als Tage im Jahre, so viele Schornsteine als Wochen und so viele Wetterfahnen, als Monate gehabt haben. Die Menge Feueressen und Wetterfahnen müssen dem Schlosse ein sonderbares Aussehen gegeben haben.

Das Schloß steht noch majestätisch da und wird nur von dem Oberförster bewohnt, denn die Amtsexpeditionen sind im Hintergebäude, die auf dem Stallhofe stehen. Es macht auf mich stets einen betrübenden Eindruck, ein so großes schönes Gebäude leer, oder zu manchem Zweck benutzt zu sehen, für den sie gewiß nicht erbaut wurden. Was würden die alten Fürsten sagen, könnten sie aus ihren Gräbern erstehen und einmal wieder die Runde durch ihre Länder machen, und sähen sie dann ihre Schlösser, worin sie so oft Hof hielten und banketirten, in Zucht- oder Irrenhäuser, in Kasernen und Amtsstuben umgewandelt, oder gar in Trümmer

zerfallen; wie mancher alte Herr würde dann ergrimmt an den alten Mauern rütteln und sie niederreißen wollen, wäre ihm die Macht dazu gegeben. — Der Anblick eines solchen, wenn auch nur verödeten Fürstenhauses, muß in jedem fühlenden Menschen eine wehmüthige Empfindung erwecken.

So gestimmt betrat ich den Hof und das menschenleere Schloß mit seinen vier Stock hohen Flügeln, denen man gar sonderbare Namen gegeben hat, als das Sommerhaus, das Hasenhaus, das Linden- und das Küchenhaus. Man führte mich zuerst in das Lindenhaus, auf dessen Balkon ich die Umgegend überblicken konnte, die, mit Berg und Thal abwechselnd, wohl lieblich aber nicht großartig genannt werden kann. In diesem Flügel befindet sich der größte Saal, wo man lange noch die Drechselbank des Churfürsten August I. zeigte. Im Hasenhause, das seinen Namen von einem Saale erhalten hatte, der mit lauter menschliche Handthierungen treibenden Hasen ausgemalt war, sah' ich jetzt nichts mehr von allen diesen Herrlichkeiten; im Küchenhause befand sich Küche und Speisesaal. Ich mußte noch mehre Zimmer durchwandern, aber bald machte mir die

Oede, der dumpfe Wiederhall unserer Tritte, der überall rings um mich her sichtbar aufgedrückte Stempel der Zerstörung Beklemmung, und ich freute mich, als ich wieder im Freien war.

Auch hier, wie wohl auf allen Bergschlössern, befindet sich ein tiefer Brunnen, der viel Arbeit und Geld gekostet haben mag. Nur einmal, im Jahre 1800, gab er kein Wasser, sonst muß eine bedeutende Quelle ihm zuströmen, denn als im Jahre 1651 Churfürst Johann Georg I. dem Landgrafen von Hessen hier eine große Hirschjagd gab, wobei außer dem zahlreichen Gefolge sich allein tausend Pferde befanden, wurden täglich zweihundert und funfzig Eimer gebraucht, und doch war der Brunnen erst nach sechs und zwanzig Tagen erschöpft. Die von meinem Begleiter in den Brunnen abgeschossene Pistole gab einen Knall wie eine kleine Kanone, und als er vier auf einem Kreuze befestigte Lichte hinabließ, und sie bis an den Wasserspiegel gekommen waren, schien es, als ob die vier Flammen nur eine wären.

Die Kirche, in die wir noch traten, ist einfach, geräumig und hell, und da das künstliche Gewölbe von keinem Pfeiler getragen wird, kann man von allen Punkten Altar und Kanzel

thun — Doch ich bin Euer Richter nicht, die Nachwelt wird Euch ob Euer Handelns an mir, die Planta's ob Eures Mordes richten!"

„Wie Gott will!" sagte Jenatsch feierlich „Ich glaubte Recht zu thun, mehr vermag der Mensch nicht, als das Rechte zu wollen. — Kann ich etwas thun, was Euch gefällig ist," sagte er nun, das Gespräch ablenkend „kann ich Euch vielleicht nützlich bei dem Abzug Eurer Völker, oder bei Eurer Abreise sein, so gebietet über mich."

„Ich danke, General!" erwiederte Rohan kalt „Ich darf und mag keine Gefälligkeit von Euch annehmen, sie könnte mir nur bitter sein."

„So muß ich von Euch scheiden, ohne Euch versöhnt zu haben?" sagte Jenatsch gerührt.

„Versöhnt Euch mit Euch selbst!" erwiederte Rohan „Lebt wohl! Es gehe Euch, es gehe dem Bündner Lande wohl, dies ist mein aufrichtiger Wunsch."

Jenatsch wollte die Hand des Greises ergreifen, sie an sein Herz zu drücken, aber sein Stolz erwachte plötzlich und hielt ihn zurück. Er verneigte sich und ging.

13.

Einige Tage darauf verließ Rohan mit den letzten Franzosen Reichenau, um durch die Schweiz nach Frankreich zurückzugehen. Nicht Flucht, nicht Rückzug, ein Triumph war sein Abzug zu nennen, denn von allen Orten strömte Alt und Jung herbei, den Mann noch einmal zu

ſehen, die beide mit Gemälden von Lukas Kranach dem Jüngern verzieret ſind.

Durch eine prachtvolle Allee gingen wir nun hinunter in den Lindengarten, wo der altehrwürdige von Friedrich dem Streitbaren 1421 eingepflanzte Baum jetzt noch ſteht. Schon vor der Erbauung des Schloſſes war ein neuer Roſt nöthig, die ſich immer weiter ausbreitenden Aeſte der Linde zu tragen; ſie bedarf jetzt, obgleich ihre Aeſte ſehr an Umfang abgenommen haben, immer noch funfzig Träger, iſt nicht mehr hoch, doch hat ihr Stamm an neunzehn Fuß im Umfang: man wartet ſie ſehr ſorgfältig. Nach dem Bärengarten bin ich nicht gegangen, wie kann man ſich auch an dem Anblicke eines ſolchen Ortes erfreuen! Ich nahm meinen Weg wieder hinunter nach der Stadt und rief beim Scheiden von dieſem Schloſſe, das im letzten Kriege zu einem Lazarethe gebraucht wurde, das traurige: Sic transit gloria mundi! aus, ſetzte mich in meinen Wagen und fuhr nach Oederan zurück, dort den Grafen zu erwarten. Er traf bald ein, und wir fuhren nun zuſammen nach Chemnitz, wo ich noch Zeit fand, die recht freundliche, durch ihre vielen Fabriken bedeutende Stadt flüchtig zu beſchauen.

Gnandstein.

Auf der Chauſſee, die von Chemnitz nach Leipzig führt, kam ich heute früh bei guter Zeit nach dem Dorfe Gnandſtein, das mit ſeiner herrlichen Burg nicht weit von der Straße abliegt. Der Zahn der Zeit hat ſie noch wenig zernagt, nur die Zimmer des, unweit des Einganges ſtehenden, runden Thurmes ſind etwas verwittert, und auf den Mauern und ihren Gängen drängt ſich hier und da grünes Gebüſch hervor. Sie ſoll von dem berühmten Wiprecht von Groitzſch erbaut ſeyn, der ſich gegen Kaiſer Heinrich IV. auflehnend, von dieſem gefangen und lebenslänglich in einem Kloſter zu Pegau eingeſperrt gehalten wurde. Gnandſtein ſoll zu dieſer Zeit, 1098, der Ritter von Einſiedel, der bisher Burgmann daſelbſt war, zur Lehn bekommen haben, doch wird der Beweis davon durch keine Urkunde geführt. Der erſte zuverläſſige Beſitzer und Stifter der ganzen Familie iſt Heinrich von Einſiedel, und ſeit dieſem iſt das Schloß ununterbrochen bei der Familie geblieben.

Ein breiter Fuhrweg führte mich zu dem Schloſſe hinauf, wo ich bald durch den Vorhof

in den eigentlichen Burghof trat. Links des Einganges ist ein großer, ganz in den Felsen gehauener Pferdestall, auch befinden sich hier mehre Keller. Mich trieb es aber nach dem hohen Thurme, wo eine ganz gute Treppe zu einem Stübchen hinaufführt, das einst der Thurmwart bewohnte, das jetzt aber zum Ueberschauen der sehr schönen, wenn auch nur hügeligen Gegend dient.

Das Schloß hat durch Karl V. einige Merkwürdigkeit erlangt, der hier wenige Tage vor der Mühlberger Schlacht übernachtete. Er soll in einer Fensterscheibe seinen Namen zum Andenken eingegraben haben; mir scheint dies jedoch etwas unwahrscheinlich, denn ich zweifle fast, daß der so ernste Kaiser sich in so wichtigen Augenblicken mit dergleichen beschäftigt haben möchte.

In der von Wiprecht von Groitzsch erbaut seyn sollenden Kirche, die unter dem Berge im Dorfe steht, habe ich manches Merkwürdige gesehen. Besonders war mir die noch gut erhaltene, mit Luthers Bildniß gezierte Kanzel auffallend, auf welcher dieser große Reformator oft gepredigt hat, da er mit dem damaligen Besitzer in enger Verbindung stand, wie mehre

auf uns gekommene Briefe an den von Einsiedel beweisen; sie war mir merkwürdiger, als die Fensterscheibe mit des Kaisers eingekritzeltem Namen. Auch fielen mir die zur linken Seite des Altars en relief in Stein gehauenen lebensgroßen Bildnisse der Besitzer von Gnandstein, von 1461 an bis auf den Großvater des jetzigen, auf, und es thut mir leid, daß dieser Ahnencyklus unterbrochen ist: endlich sind auch noch einige ganz gute Gemälde in der Kirche zu sehen.

Die Besichtigung dieser Burg hat mich nicht gereut, sie ist ein schönes, wohlerhaltenes Denkmal der Vorzeit, und sie gab meiner Phantasie Stoff genug, mich in die Zeit des Faustrechts zu versetzen; die zwar rauh und derb, aber doch nicht ohne Interesse und die Wiege mancher schönen großen Thaten war.

Kohren. Rochlitz.

Ich fürchtete gleich, als ich die nahe gelegenen alten Thürme von Kohren erblickte, daß ich diese Ruinen nicht so befriedigt verlassen würde, als die Burg Gnandstein. Die Gegend des kleinen Städtchens, die an die Veste der Burg wie Schwalbennester angebauten Hütten

haben

haben nichts Romantiſches, und das Schloß ſelbſt nichts hiſtoriſch Merkwürdiges, als daß Kunz von Kaufungen die Nacht vor der Ausführung ſeines Raubes ſich hier verborgen hielt. Seit die Burg in den Beſitz derer von Einſiedel kam, die in dem weit ſchöner gelegenen Gnandſtein blieben, iſt ſie nach und nach gänzlich verfallen, und nur noch einige Mauern und zwei hohe Thürme ſind die Ueberbleibſel dieſer gewiß einſt ſehr anſehnlichen und weitläufigen Burg. —

Da mich alſo hier nichts intereſſirte, verließ ich Schloß und Städtchen bald und war bei guter Zeit in Rochlitz, wo ich Muße genug fand, mich umzuſehen, und wenn es auch keinen beſondern Reiz für mich hatte, bot es doch meiner Schauluſt und Neugierde mehr Stoff als das dürftige Kohren.

Rochlitz war ſchon unter Kaiſer Konrad I. ein bedeutender Ort und hatte ſeine eigenen Grafen, bis es endlich an die Markgrafen von Meißen kam, von denen es mit dem übrigen Meißner Lande an die Albertiniſche Linie Sachſen fiel und oft der Witwenſitz der Herzoginnen war. Auch Herzog Johann Sohnes Georg des

Wärtigen Witwe Elisabeth residirte hier, und als in dem Kriege zwischen dem Churfürsten Johann Friedrich und dem Herzoge Moritz, Albrecht von Brandenburg den Ort besetzte, ließ er sich von der Herzogin Elisabeth, die insgeheim zu der Parthei des Churfürsten gehörte, einschläfern, und so überfiel ihn der von Allem durch die Herzogin unterrichtete Johann Friedrich, als er eben auf einem Banket bei der fürstlichen Witwe sich befand; der Markgraf wurde mit dem größten Theile seines Heeres gefangen. — Das Fräulein von Reitschütz, die Geliebte Johann Georg's IV. wurde späterhin zur Gräfin von Rochlitz erhoben und erhielt Stadt und Amt zum Eigenthum, da sie aber noch vor dem Churfürsten starb, fiel es dem Regentenhause wieder zu.

Das Schloß liegt auf einem nicht beträchtlichen Berge an der Mulde und besteht jetzt noch aus einem ungleichen Viereck, ist drei Stock hoch und hat zwei gleich hohe mit Schiefer gedeckte Thürme, die ihrer Bauart wegen die Rochlitzer Jupen genannt werden. Sie wurden vormals zu Staatsgefängnissen gebraucht und sollen sehr fest gewesen seyn, so wie das

Schloß ſelbſt, das im dreißigjährigen Kriege nur einmal, 1645, von den Schweden eingenommen wurde.

Die Stadt liegt, mit Ausnahme der oberen Vorſtadt, in einer reizenden Aue, die auf der rechten Seite von einem hohen Berge begrenzt iſt; mir erſchien die Lage von Rochlitz, wenn auch nicht pittoresk, doch ſehr anmuthig und der von Töplitz ähnlich.

Da ich mich zu lange verweilt hatte, und es zu ſpät geworden war, heute noch bis Waldheim zu kommen, ich auch wußte, daß der Graf erſt morgen früh Chemnitz verließ, ſo blieb ich die Nacht in Rochlitz.

Der morgende Tag iſt alſo der letzte, den ich, unſerer Verabredung nach, entfernt von meinem väterlichen Freunde zubringen ſoll. Dieſer Gedanke iſt mir wohlthuend, denn mein Herz hängt jetzt mit feſten Banden an dem Manne, der mir mit ſo vieler Liebe entgegen kömmt. So ſehr ich aber auch die Güte meines Vaters und ſeine Willfährigkeit, meine Wünſche zu erfüllen, kenne, ſo kann ich mich doch der Furcht nicht erwehren, mein Vorſchlag, der Graf möge unſere Einſamkeit mit

uns theilen, könne seine Zustimmung nicht erhalten, zumal da ich weiß, daß mein Vater sich nicht gern in seinen Gewohnheiten stören läßt. Doch Hoffnung verdrängt die Furcht, hat mir doch mein guter Vater noch keinen Wunsch versagt!

Kriebstein.

Statt auf Waldheim zu fahren, wanderte ich zu Fuß den näheren Weg gen Kriebstein und es that mir wohl, nicht mehr im engen Wagen eingesperrt zu sitzen, sondern mein Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, an einem schönen heitern Morgen, frei wie die Vögel, die mich umflatterten, über Fluren und Wiesen frisch und munter dahin gehen zu können. Mein Ziel war bald erreicht, denn ich bin ein rüstiger Fußgänger, und vor mir lag das alte Kriebstein mit seiner Menge kleiner Thürmchen. Die Lage dieses Schlosses ist sehr malerisch, auch muß es einst sehr fest gewesen seyn, denn seine Mauern laufen ringsherum an einem tiefen Abgrunde hin, bis wo sie von der Zschopau, welche unter einer dem Schlosse schräg gegenüber liegenden Brücke dahin rauscht, umflossen werden.

Das Innere des Schloſſes iſt noch ganz ſo, wie es der erſte Erbauer anlegte, und meiſt in den Felſen gehauen, wie in Weeſenſtein. Ich war ſehr vergnügt, als mir die Erlaubniß zur Beſichtigung wurde, und ſo iſt auch kein Winkelchen dort, das ich nicht beſucht hätte. Die unter dem Speiſeſaale befindliche Kapelle iſt mit Altar und Kanzel ganz in den Felſen gehauen, und das jetzige Speiſegewölbe ſoll einſt die Marterkammer geweſen ſeyn. Am meiſten intereſſirte mich die Rüſtkammer, wo noch einige Rüſtungen und zwei Feldſchlangen zu ſehen ſind, und von wo man die ſchönſte Ausſicht in das Thal der Zſchopau, ſo wie nach dem gegenüber auf hohem Berge liegenden Ehrenberg hat. In einigen Zimmern ſah ich noch alte Mobilien aufgeſtellt, die mich eben ſo anzogen, wie ein hiſtoriſches Gemälde im Speiſeſaale, das die Gattin des Ritters von Staupitz, ihren Gemahl rettend, darſtellt.

Das Schloß, im Jahre 1382 von Dietrich von Bärwalde erbaut, wurde gleich darauf von dem Ritter Staupitz von Reichenſtein belagert. Friedrich der Streitbare, Landgraf von Thüringen, nahm ſich ſeines Vaſallen an, über-

zog mit einer starken Macht die Burg, und Staupitz mußte trotz tapferer Gegenwehr um die Uebergabe unterhandeln. Dessen Gattin erhielt vom Landgrafen die Bewilligung, das, was ihr das Liebste auf der Burg sei, mitzunehmen und, gleich den Weibern von Weinsberg, lud sie ihren Mann auf dem Rücken und trug ihn herunter; der Landgraf hielt sein gegebenes Wort wie der Kaiser, und ließ den Ritter frei; das Schloß aber gab er unter mancherlei Vorwande, weder dem von Staupitz, noch dem von Bärwalde zurück, und behielt es für sich, bis es späterhin an die Vitzthume kam.

In dem das Land so verwüstenden Bruderkriege besaß der über Herzog Wilhelm Alles vermögende Apel Vitzthum die Burg Kriebstein. Der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige überzog die im Meißner Lande gelegenen Besitzungen Vitzthums, so auch Kriebstein, und übergab es nebst Schweikershain und Ehrenberg, als einstweilige Entschädigung für seine vom Feinde in Besitz genommenen Güter, an Kunz von Kaufungen. Als dieser aber, nach hergestelltem Frieden, sein früheres Eigenthum wie-

ſehen, der ſie zu ſo manchem ſiegreichen Kampfe geführt und ſo mild der Verwaltung des Landes vorgeſtanden hatte. Er nahm den Seegensruf des Volkes mit ſich und ſo ward ihm auch hier noch einer der ſchönſten Augenblicke am Abend ſeines thatenreichen Lebens.

Jenatſch hatte ihn ſeit jener Unterredung nicht wieder geſehn. Zu ſtolz, um ſich noch einmal einer Demüthigung auszuſetzen, hatte er den Herzog vermieden und leitete das zum Abzug der Franzoſen Nöthige, ohne in weitere Berührung mit ihm zu kommen. Im Geheim mochte er wohl eine Aufforderung des Herzogs, zu ihm zu kommen, erwarten; aber der Herzog ſchien gleich ihm eine Zuſammenkunft zu vermeiden und ſo ſahen ſie ſich nicht wieder.

Statt deſſen traf aber ein Abgeordneter des Herzogs von Feria und einer von Inſpruk in aller Stille bei ihm ein. Sie machten ihm den ſonderbaren Vorſchlag, den Herzog von Rohan aufheben und ins Schloß von Fuentes bringen zu laſſen, 50,000 Kronen und eine ſeinem jetzigen Range gleiche Stelle im öſtreichiſchen Heere ſollte der Lohn ſein; aber Jenatſch verwarf mit Abſcheu dieſe entehrende Zumuthung und die Abgeordneten mußten in Eile das Lager verlaſſen, um nicht von den Bündnern, die den Zweck ihrer Sendung erfahren hatten, gemißhandelt zu werden.

Aus dem Feldlager ging Jenatſch ſogleich nach Chur, um dort an der Spitze der Regierung zu wirken und die Unterhandlung mit Spanien und Oeſtreich fortzuſetzen, die auch nach einigen Monaten zur Zufriedenheit der Bündner beendet wurden. Es wurde ihnen die Oberherrſchaft über Veltlin, Worms und Chiavenna zugeſtanden und Oeſtreich

der erhielt, wollte er Kriebstein und hauptsächlich Schweikershain, an dessen Ausbau er viel gewendet, nicht wieder zurück geben. Der Churfürst überließ den Austrag der Sache einem unparteiischen Gerichte, und da sich Kunz auch dessen Ausspruche nicht unterwerfen wollte, wurde er zur Auslieferung gezwungen. Dies kränkte ihn so tief, daß er aus Rache die beiden Prinzen Ernst und Albert aus dem Schlosse Altenburg raubte, wofür er mit dem Tode bestraft wurde. Kriebstein hat nachher seine Besitzer oft gewechselt, jetzt gehört es einem von Arnim.

Kriebstein soll also die letzte Burg seyn, die ich auf meiner Reise besuchte. Ich freute mich, daß es Kriebstein war, denn es hatte mich wirklich entzückt; ich ging über die Zschopaubrücke, setzte mich an das jenseitige Ufer unter einen Baum und überließ mich meinen Gedanken. Ich sollte nun Abschied nehmen von der romantischen, sollte in die wirkliche Welt wieder eintreten. — Nun, auch sie hat ihr Schönes. — Jenes ist nur Traum der Phantasie, nur ein kurzer Blick in eine trübe, hinter uns liegende Nebelwelt. In der Wirklichkeit aber schlägt uns ja so manches Herz entgegen, was

wohl alle alte Burgen der Vorwelt tausendmal aufwiegt und aufwiegen muß.

Auf dem kurzen Wege nach Waldheim hörte ich einen Wagen hinter mir rasseln, ich wendete mich und sah, daß es der Wagen des Grafen war, der die Pferde antreiben ließ, um mich bald einzuholen. Freudig eilte ich ihm entgegen, sprang in den Wagen, lag an seiner Brust, und von diesem Augenblicke an, wo die Ueberraschung mich alle Convenienz vergessen und mein Herz laut sprechen ließ, nennt er mich Du und ruft mich bei meinem Vornamen.

Ich wollte, ich wäre nie in Waldheim gewesen. Lieber will ich jahrelang auf dem Sonnenstein seyn, als einen Tag hier. — Nein, dieser Zusammenfluß von tückischen Physiognomieen, diese Frechheit, diese Schamlosigkeit bei dem weiblichen Geschlechte, diese allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Schande, die man in einem Zuchthause erblickt, ist empörend, es ist schreckbar, wenn man die Menschheit so herabgewürdigt sieht. — Ich verließ bald die mit allerlei Arbeiten beschäftigten Sträflinge, und nahm die Ueberzeugung mit mir, daß der größte

Theil dieser Züchtlinge mehr verschlechtert, als verbessert aus diesem Hause treten mußte, selbst die fast zu milde Behandlung, die sie hier genießen, trägt wohl dazu bei, daß die Verbrecher die Zuchthausstrafe nicht eben sehr scheuen.

Während der Graf die wichtige Anstalt noch weiter besah und sich von ihren inneren Einrichtungen genau unterrichtete, schweifte ich in der lieblichen Umgegend umher und besah die Stadt, wo ich eigentlich nicht recht viel zu sehen fand, mußte doch aber lange genug umher geschweift seyn, denn der Graf erwartete mich schon, und der Wagen, der uns heute noch nach Dresden bringen sollte, war bereits angespannt.

Rossen.

Ehe wir von hier unsern Weg nach Dresden fortsetzten, verweilten wir gern einige Stunden in Rossen und sahen uns in der Umgegend um, die, obgleich am Ausgange des Gebirges gelegen, immer noch angenehm zu nennen ist, besonders liegt das Städtchen recht freundlich an der Freiberger Mulde. In Rossen selbst, wo man bei der Menge sich hier kreuzender

Straßen ein reges Leben sieht, fanden wir nichts Merkwürdiges und wanderten deshalb gleich nach dem Schlosse hinauf, das, sehr unregelmäßig gebaut, nur durch seine Thürme sich auszeichnet. Auch hier findet man statt der Weinpokale Akten, statt Schwerter und Lanzen Gänsekiele und statt der Ritter — Schreiber. Dies ist doch die erbärmlichste Ausschmückung eines alten Fürstenschlosses. Wanderer, gehe vorüber! möchte ich hier in meinem Vaterlande bei so vielen schönen oder alterthümlichen Schlössern Jedem zurufen, der sie betreten will; denn wo man in ein großes, altehrwürdiges Gebäude tritt, sieht man auch kleine, am Schreibtische verkümmerte Männlein, Akten unter dem Arme, umherwandeln, und ich denke dann immer, ich sähe Ameisen aus dem Stamme einer tausendjährigen Eiche hervorkriechen. So reich auch Sachsen an Denkmälern der Vorzeit ist, so wenig versteht es diese Denkmäler alterthümlich und ehrwürdig zu erhalten.

Gezittert habe ich heute, als ich hier in Dresden angekommen, einen Brief von meinem Vater und noch so manches Andere fand, das

mich überraschen mußte. Doch still, klopfendes Herz, schließe Dein Tagebuch ruhig!

Als wir in dem Hôtel, wo der Graf früher gewohnt hatte, und wohin auch meine Briefe adressirt waren, abstiegen, überraschte uns am Wagenschlage der Fürst, die Tante empfing uns auf des Grafen Zimmer, Hedwig stürzte herein und lag in des alten Mannes Armen, der von allem diesen überrascht, in dem ersten Augenblicke zu bewegt war und kein Wort sprechen konnte. Hedwig, so unterbrach endlich der Fürst das Schweigen, wollte diese Gegend nicht verlassen, ohne ihren Wohlthäter noch einmal gesehen und ihm gedankt zu haben. Der Tag, an dem sie sich in Töplitz von Ihnen trennen mußte, war ein zu bewegter, in so vieler Hinsicht wichtiger, als daß sie sich so ganz ihrem Pflichtgefühl allein hätte hingeben können; dies zu thun, Ihnen, Herr Graf, Dank zu sagen, ist sie hier. — Ja, mein Vater! rief die junge Gattin, aus der jetzt die Tochter Mariens sprechen mochte, deshalb bin ich hier! — Der Augenblick thut meinem wunden Herzen wohl, erwiderte der alte Mann auf diese mit Leidenschaft gesprochenen Worte, und da ich eine Thräne in seinen Augen glänzen, da ich Alle

in tiefer Rührung stehen sah, schlich ich mich hinaus, um nicht hier bei dieser Familienscene ein störender Zeuge zu seyn.

Hier empfing ich den Brief meines Vaters, den ich lange in zitternder Hand hielt. Warum war ich denn so bewegt? Es konnte ja noch keine Antwort auf den Meinigen seyn, dazu war ja die Entfernung zu groß, der Postenlauf über das Meer zu ungewiß, und doch war es mir, als enthielte dieser Brief eine Entscheidung. Ich öffnete ihn, es war die Antwort auf mein erstes Schreiben, das ich von der Bastei aus abgeschickt hatte, und worin ich ihm viel von dem Grafen und seiner mir so mannichfaltig bewiesenen Güte geschrieben hatte.

Möchte mir doch das Schicksal Gelegenheit geben, — so schrieb mein Vater — diesem würdigen Manne, der sich des jungen Fremdlings in fernem Lande so väterlich annimmt, meinen innigen Dank aussprechen zu können, daß er meinem einzigen unerfahrenen, in die Welt geschleuderten Sohn so freundlich mit Rath und That an die Hand geht, und ich möchte fast sagen, so väterlich an ihm handelt. O sei ja dankbar, Friedrich, Du hast noch nicht Welt-

kenntniß genug, um einzusehen, vor welchen Gefahren ein solcher Mann Dich bewahren kann. O führte ihn doch sein Weg einmal zu uns in's Nordland, damit ich ihm danken, mit Herz und Mund danken könnte.

Diese Zeilen beruhigten mich ganz, ich weinte vor Freude, als ich sie las, und wollte hin zum Grafen, sie ihm mitzutheilen, aber bedenkend, daß er jetzt zu aufgeregt sei, behielt ich den Brief bis zum andern Morgen an mir. Der alte Mann war auch heute zu angegriffen, als daß ich sein Herz noch mehr hätte bestürmen können.

Der Fürst ist heute Mittag mit seiner jungen Gattin und der Tante abgereist, und erst eine Stunde darauf habe ich dem Grafen des Vaters Brief mitgetheilt. Es ist doch kein Schmerz ohne Balsam! rief er aus, als er ihn mir zurück gab. Dort geht die Tochter von mir, hier gibt mir das Schicksal zum Ersatz einen Sohn. Fort nach Hamburg, ein Schiff bestiegen und nach Norwegens Küste gesteuert!

So schließe ich mein Tagebuch, ein wehmüthiges Lebewohl meinem schönen Vaterlande zu-

rufend. Werde ich es denn je wieder ſehen? Die Schluchten der ſächſiſchen Schweiz wieder betreten? Je wieder auf dem Lilienſtein die majeſtätiſche Sonne aufgehen, auf dem Winterberge untergehen ſehen? — Gott mag es wiſſen! — Darum auch dieſen reizenden Gegenden ein herzliches Lebewohl!

Grimma,
gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

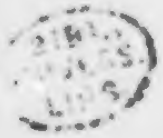

Dreißigſtes Bändchen.

Die Herzogin von Cleveland.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

ve ſprach, wegen ſeiner Anſprüche an die 10 Bünde und das untere Engadin, ſich freundlich mit ihnen auszugleichen; jedoch wurde von Seiten der Bündner allen, ihrer politiſchen Meinung wegen Verbannten, Amneſtie bewilligt und ſie in den Beſitz ihrer Güter wieder eingeſetzt.

Dieſer Frieden, der nicht von den mächtigen Geſchlechtern, ſondern von dem Volke ausgegangen war, mißfiel denen von Salis, ſie ſahen ihre ärgſten Feinde, die von Planta, wieder in alter Kraft und durch den ſpaniſchen Einfluß verſtärkt, ſich gegenüber ſchlagfertig ſtehen. Georg Jenatſch und Peter Guler, als die Anführer des ganzen Unternehmens, hatten hauptſächlich ihren Haß auf ſich geladen, aber an der Spitze ihrer Krieger, vom Volke vergöttert, ſpotteten ſie der ohnmächtigen Wuth dieſer Patrizier, fuhren fort, für des Landes Beſte zu ſorgen und trafen zweckmäßige Anordnungen, die Ruhe im Innern zu erhalten und die Feinde von ihren Grenzen zu entfernen.

Den erſten Augenblick, wo es Georg Jenatſch Geſchäfte erlaubten, eilte er nun nach Zutz, um Marien näher zu ſein. Er hatte, alle feindliche Verhältniſſe vergeſſend, in Mailand ſeinen Einfluß benutzt, um dem Rottmeiſter eine beſſere Laufbahn zu eröffnen und es war ihm auch geglückt. Konrad Berniſch führte jetzt eine Fahne ſtatt der Pike und ihm fehlte nun nichts zu ſeinem Glücke, als zu Marie zu eilen, ſie damit bekannt zu machen und ſie als ſein Weib nach Mailand zu führen. Aber ein feindliches Geſchick ließ das Regiment des Grafen Serbelloni gegen Montferrat marſchiren und er konnte in dieſem Augenblicke unmöglich ſeine Fahne verlaſſen; Jenatſch war daher der Ueberbringer dieſer freudigen Botſchaft und Marie, ſich

Die Herzogin von Cleveland.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

1.

Unter der Regierung Carl II. von England, der in dem Schloſſe zu Whitehall reſidirte, lag dicht an der Themſe, unfern des St. James-Palaſtes, der Wohnung ſeines Bruders, des Herzogs von York, ein altes gar ſonderbares Gebäude, von dem jetzt keine Spur mehr zu finden iſt. Es war groß und ſein unterer Raum nach ganz alterthümlichem Geſchmacke gebaut. Trat man in das weite Vorhaus, ſo führte eine breite Treppe, deren Geländer aus allerhand Schnitzwerk künſtlich zuſammengefügt war, zu dem erſten Stockwerk, eine große Flügelthüre, dem Hauptportale gegenüber, aber in eine offene Halle, welche die ganze Länge des Hauſes einnahm. Spitzbogen, mit gothiſcher Verzierung faſt überhäuft, wurden von ſtarken Säulen getragen, die mit zierlich gearbeiteten Blätter-Gewinden umrankt waren, durch

den Zahn der Zeit aber ein sehr widerliches Ansehen erhalten hatten; die Wände waren mit Eichenholz getäfelt, in welchem der Holzwurm, dieser widrige, langweilige, eintönige Virtuos, oft mit seinem steten Picken die Stille dieser hohen Halle störte. Die vordere offne Seite, welche nach einem in französischem Geschmack angelegten, bedeutenden Garten führte, wurde durch Säulen getragen. Das Hausgeräth paßte übrigens zu dem Ganzen, denn es stammte gewiß noch aus den Zeiten der bürgerlichen Kriege des Hauses York und Lancaster her.

Neben der Halle befand sich auf jeder Seite ein großes Zimmer, wo in beiden ein langer eichener Tisch in der Mitte, und auf den Seiten alte plumpe Kredenz-Tische standen, welche beurkundeten, daß hier vor Zeiten oft geschmauft und gezecht worden war; jetzt standen die Zimmer leer.

Das erste Stockwerk, aus welchem man eine herrliche Aussicht nach der Themse genoß, war in gleichem Style gebaut, aber prachtvoll, fast fürstlich eingerichtet. In den schönsten Zimmern bedeckten Hautelice-Tapeten die Wände, hohe vergoldete Lehnstühle luden zum Sitzen ein, marmorne Tische standen unter breiten venetianischen Spiegeln, und künstlich von Nußbaum gearbeitete

Schränke verschlossen in verborgenen Fächern die Kostbarkeiten der Bewohnerin. Diese saß eben jetzt in einem dieser Zimmer vor ihrem Stickrahmen und schien mit ernsten Gedanken beschäftigt, denn sie hielt die eben durchgestochene Nadel ruhig in der Hand, ohne den Faden folgen zu lassen. Ihr gegenüber saß in ganz vertraulicher Stellung, die Füße über einander geschlagen, ein junger, schöner, reichgekleideter Mann, der eben so ernst vor sich hin auf den getäfelten Boden blickte, wie die wunderliebliche Lady ihm gegenüber.

Endlich brach diese das Schweigen. Also Du hast nichts ausgerichtet, John? fragte sie und ihr Gesicht drückte tiefen Kummer aus.

Nichts! erwiederte er ruhig, fast gleichgiltig.

O! so seid Ihr Männer, fuhr sie fort. Ohne Liebe, nur aus Eigennutz beginnt Ihr, tritt Euch aber die Schönheit entgegen, so reißt sie Euch mit fort; Ihr genießt, und im Genuß vergeßt Ihr Euren Zweck und der Sieger wird zum Sclaven.

Arabella! unterbrach sie der junge Mann, auf dessen Gesichte sich Unmuth deutlich ausdrückte. Ich bin nicht gern ein todtes Werkzeug in der Hand Anderer, noch weniger könnte

mich der Eigennutz zu irgend etwas bestimmen. Nur auf Verlangen des Herzogs von York, meines stets gnädigen Herrn, bewarb ich mich um die Gunst der Herzogin von Cleveland, und spielte das gefährliche Spiel; daß es mich endlich vergnügte, kannst Du mir dies verdenken? Daß meine Eitelkeit, dieses Erbtheil aller Menschen, durch ihre Gunst —

Die Du mit so Vielen theilst, fiel ihm Miß Arabella rasch in die Rede.

Und mit wie Vielen theilst Du wohl nicht die Gunst des Herzogs? fragte Sir John Churchill seine Schwester.

Du wirst unbescheiden, John. Ich bitte Dich, laß uns nicht von dergleichen sprechen.

Wie Du die Saiten greifst, so tönt die Melodie, sagte Sir John und stand von seinem Sitz auf.

Verweile, bat Arabella, und erzähle mir das Nähere, damit ich es der Herzogin berichten kann.

Da leistest Du mir einen großen Dienst, bei einer unangenehmen Nachricht bin ich nie gern der Bote. — Aber meine Erzählung wird kurz seyn. Die Abneigung der Cleveland gegen den Vater der Herzogin von York, den allgefürchteten, aber auch allgehaßten Grafen von Clarendon, ist zu

tief gewurzelt, von Buckingham und seinem Anhange zu lange in ihr genährt, als daß meine Bitten etwas hätten fruchten können. Ueberdies ist auch der König gegen den Kanzler eingenommen.

Auch Du hassest ihn!

So sehr, wie er mich Deinetwegen haßt. Ich glaube, der beste Rath, den man dem stolzen Manne geben könnte, wäre, selbst seine Entlassung zu fordern.

Dazu wird er schwer zu bringen seyn, meinte Arabella; doch ich will es dem Herzoge sagen, mag er selbst seine Gemahlin zu stimmen suchen. Die Herzogin wird untröstlich seyn, und sicher alle Schuld auf Dich schieben.

Daran thäte sie Unrecht, bei Gott Unrecht! rief Sir John mit Heftigkeit. Ich bin dem Herzoge so sehr verpflichtet, daß ich gewiß mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen würde, ihm nützlich seyn zu können. Er liebt zwar Clarendon nicht, aber dessen Entlassung muß ihm als ein öffentlicher Beweis gelten, daß sein Einfluß dahin ist. Auch konnte die Herzogin wohl nicht erwarten, daß mir das gelingen würde, wo selbst die Gewalt, die der Herzog über seinen königlichen Bruder übt, im Kampfe mit der Maitresse

scheiterte. Was der Politik nicht möglich war, konnte es wohl der Liebe seyn, meine Arabella?

John, nahm jetzt die Geliebte des Herzogs das Wort, liebst Du den Herzog so von ganzer Seele, treu und ehrlich? — sprich, antworte mir.

Ich glaube fast mehr als Du, erwiederte er scherzend, doch in diesen Scherz mochte sich wohl etwas Bitterkeit mischen. Ja! sagte er dann ernsthaft, ich werde, beim allmächtigen Gott sei es geschworen! stets sein treuer Diener seyn, so lange das, was er von mir verlangt, nicht für den Papismus und gegen die Kirche Englands ist. Aber ich fürchte — ich fürchte, er ist schon jetzt in den Händen der Jesuiten.

Arabella's Gesicht umdüsterte sich. Sie trat an's Fenster und blickte hinaus nach den wogenden Fluthen der Themse. Sir John trat neben sie. Warum plötzlich so ernst, Schwester! War Dein Verstand vielleicht auf diesem Punkte so schwach wie Dein Herz, entgingest Du auch hier der Schlinge nicht? — Gott möge Dich dafür bewahren.

Wie wirst Du den heutigen Tag verbringen? fragte sie, dem Gespräch eine andere Richtung

zu geben, und der Ernst war von ihrem schönen Antlitze gewichen.

Zum Mittage bin ich bei dem Herzoge von Buckingham eingeladen.

Buckingham, überall Buckingham! unterbrach ihn Miß Arabella mit Unmuth. Liegt denn in dem Manne ein so mächtiger Zauber, daß sich Alles in seine Nähe drängt? Ist seine reich besetzte Tafel, sein köstlicher Wein und seine Verschwendung der Magnet, oder ist es sein steter oft unziemender Witz, der ihm die Gunst König Carls erwarb und der ihn zu seinem Spaßmacher herabwürdigt, was Euch so an ihn kettet? — Ich begreife die Edlen Englands nicht.

Ich wohl, Schwester! erwiederte Sir John. Bei Buckingham ist ein lustiges Leben, und wer gut mit ihm steht, kann der Gnade des Königs gewiß seyn, an dessen Hofe der Scherz mehr gilt als der Ernst; und was verlangt ein Hofmann Besseres als ein lustiges Leben und die Gunst des Monarchen. Hier an unserm Hofe ist es ganz anders, da herrscht ein gravitätischer Ernst, öffentliche Sünden vergäbe der heimliche Beichtvater nicht, wenn er auch willig die im Stillen verübten vergiebt. Der Herzog von York betet ein Drittheil des Tages, in dem andern

beschäftigt er sich mit Politik und dem Parlament und den dritten Theil bringt er mit den Pfaffen zu, die sich hier leider nur zu fest eingenistet haben. Du siehst, liebe Arabella, für Dich bleibt wenig Zeit übrig!

John! rief diese erschrocken, welche Reden!

In diesem Augenblicke ward die Ankunft des Herrn gemeldet, bei dessen Eintritt Sir John sich entfernen wollte, doch der Herzog befahl ihm zu bleiben, grüßte Arabella freundlich und setzte sich auf den Sessel, den Churchill ihm rasch herbeiholte. Auch diese Stunde ist für Dich verloren! räunte Churchill der Schwester zu, als der Herzog, ohne weiter ein Wort zu sprechen, wieder aufgestanden war und im Zimmer langsam auf- und abschritt. Der Herzog war kein schöner Mann, der Ausdruck seines Gesichts war finster, eher abschreckend als anziehend, die Züge nicht edel; dazu kam noch die schwarze Sammt-Kleidung, die er selten mit einer andern vertauschte. Seine Worte waren so abgemessen, wie seine Schritte, er sprach wenig und prüfte erst immer genau, was er sagen wollte; er war versteckt, zurückhaltend und nur wenn der Zorn ihn übermannte, konnte

nun am Ziele ihrer Wünsche glaubend, fühlte sich dem Manne verpflichtet, der so viel zu ihrem Glücke und zu ihrer Ruhe beigetragen hatte.

Jenatsch täuschte sich noch immer in Hinsicht seiner, er glaubte Marie wie seine Tochter zu lieben und hatte auch wirklich uneigennützig und aus reinem Wohlwollen zu dem Mädchen für die Beförderung Konrads gearbeitet. Doch wurde er aufmerksam auf sich, als die lebhafte, unverholen ausgesprochene Freude des Mädchens ihn unangenehm berührte. Er hatte ihr ja Freude machen wollen, wie konnte ihm ihr Entzücken, ihr Dank wehe thun? Und so fühlte er nun wohl, daß ihm das Mädchen von Tage zu Tage lieber, ihre Unschuld sie ihm werther machte; auch dachte er mit Unlust an den Augenblick, wo ihn seine Geschäfte nach Chur rufen und ihn von dem Mädchen trennen würden.

Er theilte dies der Mutter mit, welche diese Mittheilung rasch auffaßte, ihn zu einer bestimmteren Erklärung zu vermögen. Aber seine Wünsche waren ihm selbst noch so dunkel, der Zauber, den das sittsame Mädchen an ihm übte, so neu, daß er die Mutter immer seiner Absichten wegen in Zweifel ließ. Da sie selbst aber auch fürchtete, daß, wenn der General die Gegend verlasse, sie viel werde entbehren müssen, besonders da Frau von Travers, ihre Wohlthäterin, gleichfalls nach Chur zog, so machte sie dem General die Hoffnung, daß vielleicht Frau von Travers Marie, vielleicht auch sie mit nach Chur nehmen würde.

Den andern Tag begab sich Frau Hanna auch sogleich nach Zutz zu ihrer Wohlthäterin, klagte, daß sie sie ver-

man seinen in der Heftigkeit gesprochenen Worten ganz vertrauen.

Nun! hob er plötzlich an und blieb vor Sir John stehen. Nun was hast Du über die Cleveland vermocht?

Nichts, Hoheit, erwiderte Churchill, ihr Haß ist unvertilgbar. Ich fürchte, schon in dieser Woche erhält der Kanzler seine Entlassung.

Ich erwartete von diesem rachgierigen Weibe nichts Anderes, aber dahin wird es nicht kommen, darf es nicht kommen, rief der Herzog zornig, meine Ehre ist hierbei im Spiel, ich muß mich des Vaters meiner Gemahlin annehmen, obgleich, wenn ich König wäre, ich ihn schon längst entlassen hätte, denn er hat schon lange in beiden Häusern seinen Einfluß verloren, und das Volk haßt ihn.

Und was wird Eure edle Gemahlin sagen? fragte theilnehmend Arabella.

Sollte der Schlag unabwendbar seyn, so trifft er sie wenigstens nicht unvorbereitet, erwiederte der Herzog; dann wandte er sich zu Churchill: Hast Du sonst nichts Neues in Whitehall gehört?

Krieg mit Holland sprechen die Einen, Krieg mit Frankreich die Andern, erwiderte Sir John.

Und was meint die Cleveland?

Churchill zuckte die Achseln. Selten ist Politik das Thema, über welches wir mit einander sprechen, Hoheit, erwiderte der Schlaue, doch glaube ich fast, die Herzogin ist mehr für König Ludwig, als für die Generalstaaten gestimmt.

Ich glaube es auch, meinte der Herzog. Die Holländer sind zu gute Wirthe und Ludwig ist freigebig, wenn er seinen Vortheil dabei sieht. Eine Bewegung der Hand befahl Churchill, sich zu entfernen.

War der ehrwürdige Hudleston — gestern Abend bei Dir, Arabella?

Ja, mein gnädigster Herr!

Und —

O! bestürmt mein beklommenes Herz nicht zu sehr, bat sie, traulich seine Hand fassend, schickt mir den Priester nicht wieder. Von Jugend auf in den Grundsätzen der presbyterianischen Kirche erzogen, nur in ihr das Heil meiner Seele suchend, kann ich mich nicht von dem losreißen, was mir so manchen Trost gab.

Gab sie Dir auch Vergebung der Sünden? fragte der Herzog, und eine hohe Röthe umzog Arabella's Wangen.

Ja, Hoheit! erwiederte sie schnell, und es sprach sich auf ihrem Gesicht deutlich aus, daß durch diese Frage ihr Innerstes verletzt war. Nur der barmherzige Gott kann dem Sünder vergeben, nicht ein irdischer sündiger Mensch dem Andern. — James! sagte sie dann mit weicher bittender Stimme, auch Ihr wurdet, wie ich, in dem Glauben der gereinigten Lehre erzogen, warum verlaßt Ihr sie? — denkt an Euren edlen Vater, der sie standhaft übte, denkt an dessen Ergebung in sein trauriges furchtbares Schicksal. Gab ihm sein Glaube nicht Muth selbst in der Todesstunde?

Des Herzogs Gesicht umwölkte sich. Ja! bis in seine Todesstunde, wiederholte er, aber diese Todesstunde will ich an dem Volke rächen, das sein königliches Haupt unter Jauchzen vom Block herabrollen sah; ich will sie rächen, so wahr mir Gott helfe!

Frevelt nicht, Herr! unterbrach ihn Arabella, verscheucht aus Eurer Seele den blutigen Gedanken, Euch an dem Volke rächen zu wollen, dessen König, dessen Vater Ihr einst werden könnt.

Was verstehst Du von Dergleichen, erwiderte der Herzog unmuthig, ergriff seinen Hut, schellte

und befahl, daß sein Wagen vorfahre, reichte der Geliebten die Hand und entfernte sich.

Ich bin sehr unglücklich! seufzte Arabella, als sie sich allein befand, stützte ihr sorgenschweres Haupt auf ihren wunderschönen Arm, und ließ ihren Sohn, den nachmaligen Marschall von Berwick, den einzigen Trost, der ihr noch blieb, zu sich kommen.

2.

Die Gäste waren schon in Buckinghamhouse versammelt, aber noch öffneten sich nicht die Flügelthüren des Speisesaals, denn der Herzog stand mit Sir John in einem abgelegenen Fenster und sprach angelegentlichst mit ihm. Churchill! sagte er im Tone eines Protektors zu dem jungen Manne. Ihr habt mir gleich bei Eurem Auftreten in Whitehall gefallen; Ihr seid keck und unternehmend, und das liebe ich, Ihr habt Euch ein hohes Ziel gesetzt, das that auch ich. Ich habe Euer Geheimniß durchschaut und aus Rücksichten für Euch geschwiegen. Aber jetzt warn' ich Euch, verlaßt den Weg,

den

den Ihr betreten, er wird mit jedem Tage gefährlicher, denn Buckingham würde dann Euer Feind, so wie er jetzt der Feind der königlichen Maitresse geworden, die es wagt, seine Pläne durchkreuzen zu wollen und nicht mehr, wie sonst, ihren Willen dem seinen unterordnen mag. Deshalb rath' ich Euch, brecht schnell alle Gemeinschaft mit ihr ab, Ihr wäret sonst verloren, denn noch Keiner war so tollkühn, sich dem Herzoge von Buckingham feindlich gegenüber zu stellen.

Gnädigster Herr! erwiederte Churchill lächelnd, ich werde mich nie erdreisten, Euch feindlich gegenüber zu treten, aber wie ein Feiger das Schlachtfeld verlassen, welches ich einmal betreten habe, das werde ich auch nicht, noch weniger, aus Furcht Euch zu mißfallen, eine Verbindung abbrechen.

Staunend sah der Herzog den jungen, in seinen Augen höchst unbedeutenden Mann an, der es wagte, ihm dergleichen zu sagen. Ich sehe, Ihr kennt die Verhältnisse des Hofes, wenigstens des Hofes von Whitehall, noch wenig, sonst würdet Ihr nicht so unvorsichtig zu mir sprechen, nahm der Herzog das Wort und sah mit stolzem Blick auf Sir John herab. Wenn

ich dem König ein einziges Wort von Euerm Verhältniß mit der Herzogin sagte, so säßet Ihr morgen im Tower.

Das könnte der Herzog von Buckingham nicht, so tief würde er sich nicht erniedrigen.

Elender Wurm! murmelte der Herzog unverständlich vor sich hin, gab ein Zeichen, die Flügelthüren gingen auf und der Herzog schritt, trotz dem, daß er der Wirth war, der Erste in den Speisesaal, die Andern folgten.

Er schien heute nicht von der besten Laune zu seyn, und somit waren auch die Gäste schweigsam und Niemand wollte das Wort führen, so sehr wirkte das Ansehen und die Macht des Herzogs. Nur der Graf von Rochester, der ewig ausgelassene, ewig neckende, tolle Rochester, wie ihn der König nannte, kehrte heute sich so wenig wie immer an des Herzogs Laune. Sitzen wir doch hier an wohlbesetzter Tafel wie die Karthäuser, hub er an und schenkte seinen Becher bis an den Rand voll. Der süße Clairet fließt bei sauern Gesichtern hinunter und der feurige Wein von Burgund scheint heute an der Tafel Ew. Durchlaucht keinen Tropfen Blut zu erwärmen. Ihr werthen Herren! fuhr er dann fort, den gefüllten Becher hoch erhebend, laßt uns

eine Gesundheit trinken, die uns Pflicht ist, und die jeder edle Mann, dem das Wohl Englands am Herzen liegt, gern mittrinken wird.

Alle erhoben sich, denn die Gesundheit konnte nach dieser Einleitung nur dem Herzoge gelten, der allein auf seinem Sessel sitzen blieb.

Nun, gnädigster Herr, wollt Ihr der Einzige seyn, der sich von uns ausschließt? wandte er sich zu diesem.

Späterhin werde ich meine Pflicht erfüllen, Graf Rochester! erwiderte der Herzog, wohl vermuthend, daß die auszubringende Gesundheit nur ihm gelten könne. Ich bitte, kümmert Euch nicht um mich und fahret nur fort.

Nun dann! begann Rochester und mit sarkastischem Lächeln wandte er sich wieder nach dem Herzoge; alle Anwesende thaten ein Gleiches und der Rückem von Manchem krümmte sich schon zur Verbeugung. Nun dann, auf das Wohl des edlen um England hochverdienten Grafen Clarendon!

Die Versammelten standen wie vom Blitz getroffen und nur wenige Stimmen wiederholten diese Worte, unter diesen war Sir Churchill.

Graf Rochester, der Scherz war in meinem Palaste und an meiner Tafel unpassend, Ihr

wißt, ich und der Kanzler ſind Feinde, ſagte der Herzog, während Einer nach dem Andern der Aufgeſtandenen ſich wieder ſetzte.

Sollte ich keinen Becher mit Wein leeren, Durchlaucht, als auf die Geſundheit Eurer wahren Freunde, erwiderte Rocheſter lächelnd, ſo müßte der arme Rocheſter verſchmachten; Freunde findet Ihr genug an Eurer Tafel, Freunde genug am Hofe, ſo lange Ihr dort die ſtrahlende erwärmende Sonne ſeid, aber Eure wahren Freunde ſind ſo ſelten wie die Paradies-Vögel.

Buckingham ſchwieg; er fürchtete den Witz und die böſe Zunge des rückſichtloſen Rocheſter und kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, daß Furcht vor ihm ſeine Zunge nicht binde. Morgen erhält der Kanzler ſeine Entlaſſung, ſagte er, ganz gleichgiltig ſcheinend. Sir John, Ihr könnt dies in St. James berichten.

Das müßt Ihr mir doch geſtehen, nahm Rocheſter wieder das Wort, der Kanzler iſt ein Mann mit den ſchönſten Eigenſchaften begabt.

Aber auch mit den größten Fehlern, unterbrach ihn Buckingham mit Leidenſchaft.

Da könnt Ihr Recht haben, gnädiger Herr!

fuhr der Graf fort, eines großen Fehlers muß ich ſelbſt ihn zeihen.

Und der wäre?

Daß er nie der Herzogin von Cleveland den Hof machte, zu ſtolz war, ſich vor ihr zu beugen, nie ihre Wohnung betrat und manches Tauſend Pfund dem Staate erhielt, das ſonſt an ſie verſchleudert worden wäre.

Der Herzog ſchien dieſe Worte nicht zu beachten, ſprach über gleichgiltige Dinge mit dem Grafen Schreftsbury, hob bald die Tafel auf und verfügte ſich ohne Rückſicht auf ſeine Gäſte in ſein Cabinet. Die Geſellſchaft entfernte ſich bald

Churchill eilte jetzt dem Pallaſte von Whitehall zu, wo ohnfern deſſelben die prachtvolle Wohnung der Herzogin von Cleveland war. Dieſe Unvergängliche, die immer noch friſch und jugendlich, wie eine eben aufgebrochene Roſenknospe blühte, mochte ihn ſchon erwartet, heute vielleicht mit doppelter Sehnſucht erwartet haben, denn ſie hatte ſich ſorgfältig geſchmückt. Eine Schnur Diamanten umgab ihr ſchönes blondes Haar, eine vierfache Schnur Perlen Hals und Bruſt, ein Kragen von Brabanter Spitze erhöhte noch die blendende Weiße ihres

schönen Halses, und eben hatte sie eine Rose in ihr Haar gesteckt, um Perlen und Diamanten durch diese einfache, sinnige Blume noch höheren Reiz zu geben, als sie mit schalkhaftem Auge hinauf nach dem Amor sah, der allein am Plafond des kleinen Ankleidezimmers, durch blaue Lüfte schwebend, einen Pfeil auf den gespannten Bogen gelegt, Jeden, der an ihm aufsah, zu verwunden drohte. Laß Deinen Bogen ruhen, kleiner Schütze, rief sie im Uebermuth ihrer guten Laune aus, heute bedarf ich Deiner nicht, heute widerstände mir Keiner!

Und sie hatte Recht. Es bedurfte nur eines Blicks aus ihrem Auge, um sich tiefer verwundet zu fühlen, als Amors Pfeil es je vermocht hätte.

Sie trat jetzt, mit sich ganz zufrieden, ans Fenster und bald sah sie Churchill durch den Garten nach der kleinen, durch Gebüsch verborgenen Thüre zu schleichen und sie öffnen. Schon hörte sie ihn die kleine Wendeltreppe herauf kommen, und mit klopfendem Herzen eilte sie ihm entgegen. Du kommst ja heute so spät, John, wo wareſt Du? fragte sie nach der ersten feurigen Begrüßung.

Ich war bei dem Herzoge von Buckingham

laſſen wolle, ſchilderte ihre Hülfloſigkeit, wenn ſie ſo allein in Engadin mit ihrer Tochter zurückbliebe, ließ einige Worte von den häufigen Beſuchen des Generals mit einfließen, die dem Rufe ihrer Tochter nachtheilig ſein könnten, entdeckte ihr, daß Marie mit Konrad Berniſch verlobt ſei und bat ſie endlich, ihr Kind mit ſich zu nehmen, bis der Bräutigam kommen und ſie als ſein Weib heimführen würde. Die Frau von Travers, welche Marien wohlwollte und noch überdies eine jener gutmüthigen ſchwachen Naturen war, welche der Augenblick hinreißt und die jede Thräne rührt, verſprach es ihr ſogleich. Vergnügt eilte Frau Hanna nach Hauſe und verkündete Marien ihr Glück, die es aber nicht als Glück erkennen und der es nicht ſo recht einleuchten wollte, daß ſie ohne Wiſſen ihres Verlobten nach einem entfernten Orte ziehen ſollte. Zwar verehrte ſie Frau von Travers, wer hätte auch die ſanfte, gutmüthige Frau, dieſe Wohlthäterin der Armen, nicht lieben ſollen? Zwar war es ihr eine freudige Ausſicht, um dieſe Frau ſein zu dürfen, auch wußte ſie, wie hoch der Alte von Furnatſch ſie ſchätze, wie werth Konrad ſie hielt; aber eine innere Stimme rief ihr zu, ſich den Anordnungen der Mutter zu widerſetzen, ſo wenig ſie auch ſich geſtehen konnte, weshalb ſie einen Widerwillen gegen dieſe Reiſe hatte.

Sie that daher alles mögliche, die Mutter zu bewegen, mit ihr in Scamfs zu bleiben, aber vergebens. Jenatſch, ſchon durch dieſe von dem glücklichen Erfolge unterrichtet, that alles mögliche, ſie in ſeinem Intereſſe zu erhalten und durch Frau Hanna's Winke, daß Marie ihm gar nicht abhold ſei, aufgemuntert, ſtieg auch jetzt wohl

zum Mittageſſen geladen, gnädige Frau! erwiederte Churchill.

Nenn' mich doch nicht ſo, warum zwiſchen uns dieſe Förmlichkeit, nenn' mich Deine Barbara, wie ich Dich meinen John nenne, ſagte ſie, zärtlich an ihm aufblickend. Ich weiß zwar, Du thuſt es nicht gern, weil Du Dich dann ſo oft verſprichſt und ſtatt Bärbchen Eliſabeth ſagſt, aber beunruhige Dich deshalb nicht. Dies iſt gewiß der Name einer alten Geliebten, und um die Vergangenheit muß ſich die Liebe nicht kümmern. Haſt Du ſchon mit dem Herzog von York wegen Deiner Anſtellung als Oberſt der Garde geſprochen?

Noch nicht.

Thu' es ja bald, lieber John, noch gilt mein Wort, noch kann ich für Dich wirken, aber wer weiß, wie lange. Die erſte Gluth des Königs iſt verraucht, Ihr Männer wechſelt mit Euern Liebſchaften ſo oft, wie Buckingham mit ſeinen Kleidern. Deshalb benutze die Zeit meiner Gunſt. Zwar habe ich einen mächtigen Feind zermalmt und dem Stolzen fühlen laſſen, daß Barbara Villiers nicht ungeſtraft Hohn und Geringſchätzung erträgt, aber dennoch ſteht bei dem wandelbaren König meine Gunſt nicht feſt.

Wißt! unterbrach sie Churchill, daß Ihr einen edlen Feind gestürzt und dafür einen unedlen erworben habt.

Und der wäre?

Buckingham!

Woher weißt Du das! fragte sie rasch.

Aus seinem eignen Munde. Er rieth mir, jedes Verhältniß mit Euch abzubrechen, da es mir nur schaden und nicht mehr nutzen könne.

Die Herzogin wurde nachdenkend.

Außerdem, fuhr Churchill fort, habt Ihr durch Clarendon's Entfernung der Herzogin von York wehe gethan und Ihr wißt, wie viel sie über ihren Gemahl vermag, der ganze Anhang Clarendon's tritt, wenn auch nur in geheim, gegen Euch auf —

Was kümmern mich die, rief die Herzogin mit Heftigkeit und vergaß in diesem Augenblicke ganz, daß ihr geliebter John vor ihr stand. Das ist kriechendes Gewürm, das ich zertrete, wenn ich will; der Einzige aber, Buckingham, wiegt sie Alle auf; mit ihm ist der Kampf ein Kampf auf Leben und Tod! Doch ich habe ihn in meinen Händen, stürzt er mich, so fällt er mit mir! Aber es ist gut, daß ich vorbereitet bin, fuhr sie dann fort, heftig im Zimmer auf-

und abgehend und Churchill gar nicht beachtend, der, die leidenschaftliche Frau zum erstenmale in dieser Gemüthsbewegung sehend, erstaunt war, wie ihre Gesichtszüge durch das, was in ihrem Innern vorging, verändert waren. Ja der Kampf ist auf Leben und Tod! redete sie vor sich hin. — Um ihn, den abgelebten König, würde ich mich wenig kümmern, mir ist es gleichviel, ob er mit einer Davis, oder der wilden Quien seine Zeit vergeudet und mich vernachlässigt, ich entbehre dadurch nichts! Aber herrschen, herrschen über den Willen des Monarchen, und dadurch ganz England beherrschen, die kriechenden Höflinge zu meinen Füßen sehen, die auf jedes Wort, jeden Blick ängstlich lauschen, das ist es, was mich für so manches Opfer entschädigt, manche langweilige Stunde versüßt und dem ein Weib nur selten widerstehen kann, das ist es, worum ich bis zum letzten Athemzuge kämpfen werde.

My Lady, unterbrach jetzt Churchill, den seine stumme Rolle langweilte und verdroß, den Monolog. Erlaubt, daß ich mich entferne; mein Herr, der Herzog von York, erwartet mich gewiß längst und schon bricht der Abend herein.

Armer John! rief die Herzogin lächelnd,

hat mich doch Deine Nachricht über Buckingham so angegriffen und beschäftigt, daß ich Dich einen Augenblick ganz vergessen konnte. Verzeih', mein Geliebter! und flüchtiger als sonst war der Kuß, mit dem sie seine Lippen berührte. Verzeih'! es verdient Strafe, wenn es auch nur einen Augenblick war, daß ich Deiner nicht gedachte! — Sie zog dabei einen Ring mit Rubinen gefaßt von ihrem Finger und reichte ihn Churchill mit den Worten: Nimm ihn, guter John, als einen Beweis, daß ich mein Unrecht erkenne, und nun muß ich Dir erlauben zu gehen, da die Stunde naht, wo der König zu kommen pflegt. Sie umarmte ihn; Churchill legte unbemerkt den Ring auf einen Tisch und entfernte sich. Ist das Liebe? murmelte er vor sich hin, als er die Treppe hinunterging. Wahrhaftig, sie ist sonderbarer Art und meinem Herzen fremd.

3.

In der großen Fleetstraße in der City von London wohnte der Handelsherr Elias Woodmann, der für einen sehr reichen Mann galt.

Früh hatte er seine Hausfrau verloren, drei Kinder folgten bald ihrer Mutter und ihm blieb nur eine einzige Tochter, an der sein ganzes Herz hing, denn Elisabeth stand ihm selbst höher als sein Geschäft. Ihre Erziehung und die Führung der Wirthschaft hatte er seiner Schwester übergeben, die unverheirathet alle Fehler einer alten Jungfrau besaß und mit jedem Jahre grämlicher und unleidlicher wurde. Sie war zänkisch, geizig, bigott und unduldsam, und Elisabeth würde unter dem Scepter der Miß Eva Woodmann ein trauriges Leben geführt haben, wenn nicht eine gewisse Festigkeit ihres Charakters, und die überschwängliche Liebe ihres Vaters sie gewissermaßen von ihrer Muhme unabhängig gemacht hätte, die sich nun wenig mehr um sie bekümmerte, und sie als ein verlornes Weltkind ganz aufgegeben hatte.

Die muntere immer heitere Elisabeth, die nur scherzte und sang, der die Mandoline mehr galt, als Küche und Keller, und welche die Fabeln vom König Arthur und seiner Tafelrunde mehr ansprachen, als ihr im schönsten Leder gebundenes presbyterianisches Gesangbuch, war jedoch

ſeit mehreren Wochen ſtill und in ſich gekehrt. Sang ſie auch zuweilen zu den Tönen der Mandoline, ſo waren es traurige, ſchwermüthige Lieder und ſtatt in den alten Ritterromanen zu leſen, ſaß ſie, das ovale Köpfchen auf ihren Arm geſtützt, ſinnend am Fenſter und beachtete ſelbſt ihren Papagei nicht, wenn er auf ihre Schulter flatterte und mit ſeinem krummen Schnabel ihr in die blonden Locken pickte. Sie war unfreundlich gegen Jedermann, außer gegen ihren Vater und gegen ihre Amme, die in der Stadt verheirathet war und ſie täglich beſuchte; oft traten Thränen in ihre ſchönen dunkelblauen Augen, und auf des Vaters ernſtliches Befragen, was ihr fehle, was ſie ſo ſehr betrübe, antwortete ſie nur mit einem Seufzer. Der Arzt, den der Vater rufen ließ, erklärte nach langem Forſchen, daß es Seelenleiden ſei, welches zerſtörend auf ihren Körper wirke. Er hatte Recht, die friſchen Roſen ihrer Wangen bleichten von Tage zu Tage immer mehr und mehr, ſie war ſtets in ſich gekehrt, ſuchte die Einſamkeit, und ihr troſtloſer Vater vermochte nicht das Geheimniß, welches ſie ſo ſorgfältig in ſich verbarg, zu entdecken.

An dem nämlichen Abende, an welchem

Churchill in Unmuth ſich von der Herzogin von Cleveland getrennt hatte, ſaß Eliſabeth in Schmerz verſunken im Garten ihres Vaters, der ſie ſchon am Nachmittage dahin begleitet hatte. Ein Diener hatte ihr den plappernden Papagei und die Mandoline nachgebracht, ſie ruhte aber wieder in ihrem Schoße, der Papagei ſaß auf ihrer Schulter, und ſie war ſo ſehr abweſend, daß ſie gar nicht bemerkte, wie ihr unruhiger Liebling einmal über das andere ihren Namen rief, bis er endlich auf den glücklichen Einfall kam, das von ihr mit Mühe gelernte: Komm, John! Komm, lieber John! zu rufen.

Er kommt nicht! ſagte ſie wehmüthig, nahm den Vogel von der Schulter und liebkoſte ihn. Er kommt nicht, guter Lorro, ſo gern ich ihm auch vergeben würde, wenn er vor mich träte. Sie ſeufzte dabei tief auf, ihr Auge füllte ſich mit Thränen und das Gefühl, daß ihr Stolz, daß die Feſtigkeit ihres Charakters ſich vor der Liebe beuge, daß ſie ihm doch vergeben würde, kehrte er in ihre Arme zurück, war nicht wohlthuend, und ſie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren: Bin ich denn ſo ſchwach, mich nur von meinem Herzen lenken zu laſſen? Bin ich

denn so tief gesunken, um den Treulosen nicht zu verachten, nicht fliehen zu können?

Da störte sie das rasche Eintreten ihrer guten Amme. Grüße Euch Gott, schöne Miß! rief ihr diese entgegen, ich bringe gute Botschaft.

Von ihm? fragte Elisabeth freudig überrascht und setzte den Papagei schnell in seinen Käfig.

Von wem sonst! Er war so eben bei mir. Nein! hättet Ihr ihn nur gesehen, so schön, so freundlich wie immer, und wie ein paar Sterne leuchteten seine großen Augen, wenn er von Euch sprach.

Sprach er von mir? fragte Elisabeth rasch.

Und was, und wie! fuhr die Amme fort. Wohl hundert Mal hat er mich gefragt, ob er Verzeihung hoffen, ob er Euch sprechen dürfe, ob Euer Herz unversöhnlich sei, und noch eine Menge dergleichen Dinge. — Nun, was darf ich ihm für Antwort bringen? — gute? — nicht wahr, liebes Kind?

Elisabeth war überrascht, sie wollte ihm ja verzeihen, aber wie die vorher ausgesprochenen Worte zur That reifen sollten, da trat der Stolz wieder in seine Rechte, ihre Stirn umdüsterte sich, sie sah sinnend vor sich nieder,

während die Amme, das weibliche Herz vielleicht beſſer kennend als die Miß, lächelnd einen Brief aus der großen an ihrer Seite hängenden Taſche zog und ihn Eliſabeth reichte.

Dieſe weigerte ſich anfangs, ihn anzunehmen. — Nehmt nur, nehmt, habt Mitleid mit dem jungen, ſchönen Herrn, Ihr werdet es gewiß nicht bereuen. Langſam und zagend ergriff endlich das Mädchen den Brief, hielt ihn ſinnend in ihrer Hand und zögerte, ihn zu erbrechen. Da ſchlich ſich die Amme hinaus, denn ſie wußte wohl, wie läſtig in ſolchen Augenblicken ein Zeuge ſei. Eliſabeth war ihre Entfernung nicht entgangen, und als ſie ſich nun allein wußte, brachen ihre lang verhaltenen Gefühle ſtürmiſch hervor. Von ihm! von ihm! rief ſie, küßte und drückte den Brief an ihr klopfendes Herz, und nur mit zitternder Hand, unter Bangen und Hoffen, erbrach ſie ihn und las:

Theuerſte Eliſabeth!

Ein Reuiger tritt vor Dich. Er würde es nicht wagen, kennte er nicht Dein frommes, verſöhnliches Herz, wäre er nicht, verzeihe ihm ſein Selbſtvertrauen, von Deiner unwandelbaren Liebe zu ihm überzeugt.

zuweilen von Neuem der Gedanke in ihm auf, Marie zu gewinnen, ob ihm gleich sein Stolz den Kampf mit Konrad Bernisch als verächtlich zeigte.

Er war dadurch vielleicht weniger zurückhaltend, weniger vorsichtig in seinem Betragen gegen Marie geworden, hatte sich vielleicht seinen Empfindungen zu sehr überlassen und mit zu viel Feuer sie ihr gezeigt, so daß es ihr auffiel, sie darüber nachdachte und wohl zum erstenmale der Verdacht in ihr aufstieg, sein Benehmen gegen sie sei mehr als bloßes Wohlwollen. Dies bestärkte sie noch mehr in ihrem Vorsatze, zu dem Alten von Furnaisch zu gehen und ihre Zweifel und Sorgen ihm vorzutragen.

Sie eilte am andern Morgen hinaus, fand ihn nicht in der Hütte, doch mochte er sich nicht weit entfernt haben, denn seine Zither lag auf der Bank und ein Gebetbuch war noch aufgeschlagen. Ihn zu erwarten setzte sie sich an den Wasserfall und überlegte nun erst, was sie eigentlich dem Alten vertrauen wolle. Ihm ihre Zweifel an die Uneigennützigkeit des Generals mitzutheilen, schien ihr fast unmöglich, ihr Zartgefühl sprach dagegen, auch eine gewisse Eitelkeit hielt sie ab, dem Alten Recht zu geben und ihm zuzugestehen, daß sie jetzt gleicher Meinung mit ihm sei; aber von ihrer Reise nach Chur wollte sie ihn unterrichten, ihn deshalb um Rath fragen und hielt er es für unthulich, ihn bitten, es durch Frau von Travers zu hintertreiben.

Marie hatte wohl eine Stunde nachdenkend da gesessen, als sie den Alten von der Höhe herabkommen sah. Sie ging ihm entgegen und als sie ihn begrüßt und er sich neben ihr am Wasserfalle gesetzt hatte, theilte sie ihm

gel ihr Selbſtgeſpräch; ſie lächelte trotz ihrer Thränen und rief die Amme, die vor der Thüre erwartungsvoll ſtand. Ich würde kommen, ſag' ihm! würde — doch nein — ſag' ihm weiter nichts; daß ich kommen würde, kann ihm genügen. — Ja, mich! rief ſie dann, mich wird der morgende Tag unausſprechlich glücklich oder grenzenlos elend machen, denn hinterginge er mich noch einmal, ſo bräche mein Herz vor Gram. — Nun geh', gute Amme, und laß mich allein, ich bedarf der Einſamkeit. Die Amme faßte ihre Hand, blickte ſorgenvoll an dem lieben Kinde auf, dann rief ſie mit Zuverſicht: Gott wird ſchon helfen, Miß, vertrauet nur ihm. —

4.

Noch nie hatte Eliſabeth am Abende das väterliche Haus ohne ihren Vater verlaſſen, ſie war ſonſt immer nur in der Morgenſtunde mit der Amme nach deren Wohnung in Norfolkſtreet gegangen, um Sir John dort zu ſprechen. Sie hatte dieſen einſt zufällig in dem St. Jamespark getroffen, wo er ſie gegen die Zudringlichkeit einiger königlichen Pagen in Schutz ge-

nommen. Er hatte ſie dann bis zur Wohnung ihres Vaters begleitet, ſich näher nach ihr erkundigt, und da der junge ſchöne Churchill bei dem erſten Zuſammentreffen Eindruck auf ſie gemacht, ſein edles muthiges Benehmen, ſeine männliche Geſtalt ihr Herz gewonnen hatten, ſo wurde es ihm leicht, durch Hilfe der Amme das Verhältniß fortzuſetzen, das immer inniger und leidenſchaftlicher wurde, bis die Gunſt der Herzogin von Cleveland den Ehrgeizigen die Tochter des Handelsherrn, wenn auch nicht ganz, doch auf einige Zeit vergeſſen ließ. Heute ging ſie um die zehnte Stunde des Morgens den Weg, den ſie ſonſt mit freudigem Herzen gegangen war, mit ängſtlich klopfendem. Je näher ſie dem Häuschen kam, deſto ſchwüler, drückender dünkte ihr die Luft, ſie beeilte nicht mehr ihre Schritte, ihre Bruſt holte unter dem herabgelaſſenen Schleier nur ſchwer Athem, und als ſie endlich vor dem Hauſe ſtand, zitterte ſie und wankte, kaum daß ſie es betreten konnte. Da öffnete die Amme raſch die Thüre. — Meine Eliſabeth! rief Sir John bei ihrem Anblick und ſchloß ſie in ſeine Arme, drückte ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, und die entſchlummerte Liebe flammte bei dem Anblick der blei-

chen Geliebten wieder hell auf. Meine Eliſabeth! rief er noch einmal, ſprich ein tröſtendes Liebeswort! — Aber ſie ſchwieg, leblos ruhte ſie in ſeinen Armen, die Roſenlippen waren erbleicht, das flammende Auge geſchloſſen; doch war es nicht der Tod, der ſie erſtarren ließ; die zu ſtarke Aufregung hatte eine Ohnmacht herbeigeführt, aus der ſie jedoch durch die Sorgfalt Churchills und der Amme bald wieder erwachte.

Ihr erſter Blick traf den Geliebten, der vor ihr niedergekniet war und ihre noch kalte Hand mit ſeinen Küſſen zu erwärmen ſuchte. — Sir John! ſprach ſie mit matter Stimme und entzog ihm ihre Hand. Ihr habt mich tief gekränkt, mein Herz vielleicht unheilbar verwundet; was lockt Ihr mich von Neuem wieder? Einmal getäuſcht, ſo bitter getäuſcht, ſollte das Herz nie mehr auf dieſe trügeriſche Stimme hören.

Ich bin nicht ſo ſtrafbar, als Du wähnſt, Eliſabeth, ſagte er mit Innigkeit und erhob ſich. Wer, wie ich, in den Feſſeln des Hofes ſchmachtet, kann nicht immer Herr ſeiner Handlungen ſeyn; ſo erging es auch mir. Du weißt, wie ſehr ich dem Herzoge von York verpflichtet bin,

von früher Jugend an verdanke ich ihm mein Glück, mein künftiges kann ich nur aus seiner Hand erwarten, sollte ich seinem Willen, seinen Befehlen nicht gehorchen? — Zwischen der Herzogin von Cleveland und dem Vater der Herzogin von York herrscht die bitterste Feindschaft; der Graf von Clarendon sollte gestürzt und ich der Mittler werden und dieses zu hintertreiben suchen. Kannst Du mir es verargen, daß ich nicht undankbar gegen meinen Wohlthäter war und mich um die Gunst der Herzogin bewarb? Elisabeth schüttelte bei diesen Worten bitter lächelnd ihr lockiges Haupt. — Schon darin, daß man sicher darauf rechnete, fuhr Sir John fort, daß ich nicht von ihr zurückgestoßen würde, kann Dir der Beweis liegen, daß ihre Gunst einem Ehrenmanne nicht von großem Werth seyn kann.

Und doch vergaßest Du mich?

Dich vergessen hätt' ich? — Nimmermehr! Aber im Dunkel der Nacht konnten wir uns nicht sprechen, und um diese Stunde wären wir verrathen worden, und dann wehe Dir! —

Wer könnte der Tochter eines freien Bürgers der City von London solches Leid zufügen, daß man Wehe! über sie rufen könnte?

O, Du harmloses Mädchen! wie wenig kennst Du den Hof, wie wenig die rachsüchtige Cleveland. —

Und wegen dieser Frau! — Doch schweig, Herz, trage deinen Gram im Stillen — Wareſt Du glücklich in Deinem Unternehmen? fragte ſie dann weiter, haſt Du den Kanzler gerettet?

Nein, Eliſabeth, heute erhält er ſeine Entlaſſung. Du ſiehſt daraus, wie wenig ich über die Herzogin vermochte.

John! hob nun das Mädchen an, laß mich aufrichtig gegen Dich ſeyn, ſei es auch gegen mich. Ich glaube Deinen Worten nur halb, Deine Eitelkeit war durch die Herzogin beleidigt, daß ſie Dir Dein Geſuch abſchlug, da trennteſt Du Dich von ihr und kehrteſt zu mir zurück.

Nein, beim allmächtigen Gott! Nein, ſo war es nicht. Dein Bild ſtand täglich vor mir, ſtündlich gedacht' ich Dein.

Und doch ſchriebſt Du mir kein tröſtendes Wort? —

Im Gewirre des Hofes mangelt die Zeit, ſuchte er ſich zu entſchuldigen, aber ſie ließ ſich nicht bethören.

John! sagte sie und feierlicher Ernst umwölbte ihre Stirn, es wäre mir lieber gewesen, Du hättest Deine Schuld offen bekannt; dem Reuigen vergiebt das liebende Herz so gern, und, daß es für Dich noch schlägt, sag' ich Dir offen. Du aber willst mit ungenügenden Gründen Deine Schuld beschönigen, Du willst mich täuschen. Thue das nicht! — Diese Stunde ist zu ernst, um in ihr sein Spiel mit einem unglücklichen Mädchen zu treiben, an dieser Stunde hängt meines Lebens Glück oder Unglück. Darum beschwöre ich Dich, sei wahr, prüfe Dein Herz, laß Pflicht und Mitleid bei dem Anblick der Verblühten schweigen, laß Liebe allein nur reden, und schweigt auch sie, dann sage es mir offen und verlaß mich. Ich will Dir nicht fluchen, will Dich nicht hassen; bis es bricht, soll mein Herz nur für Dich schlagen.

Elisabeth, meine theure Elisabeth! rief er mit Leidenschaft, wie kannst Du glauben —

Das einmal verwundete Herz fürchtet Alles, es hat das Vertrauen verloren, John! unterbrach ihn Elisabeth. Laß uns lieber heute davon schweigen, und die Stunde der Trennung schlägt überdies. Morgen um die nämliche

Stunde findeſt Du mich wieder hier, dann haſt Du Dich geprüft und ich vernehme mit Ergebung mein Schickſal aus Deinem Munde. Leb' wohl! Sie reichte ihm die Hand; er hielt ſie, wollte ſie nicht von ſich laſſen; da ſie aber mit Feſtigkeit ſich zu entfernen verlangte, zog er das Mädchen an ſich, und ſie duldete, mit wehmüthigem Blick an ihm aufſchauend, daß ſeine Lippen noch einmal die ihrigen berührten.

5.

König Carl ſaß allein in ſeinem Zimmer zu Whitehall und blickte verdrießlich vor ſich hin, lockte dann ſeine Hunde, die ſtets um ihn waren und ſtreichelte ſie. — Ihr ſeid doch die beſten Geſchöpfe von der Welt, hob er endlich an; ſeid Eurem Herrn treu, wenn er Euch auch noch ſo ſehr quält, kommt, wenn ich rufe, mir die Zeit zu vertreiben, geht wieder, wenn Ihr mich langweilt und ich es Euch befehle, quält mich nicht mit Bitten und beſtürmt mich nicht mit Arbeit und Sorgen. Ein König iſt doch der geplagteſte Menſch auf Erden, fuhr er fort, indem er aufſtand und nach einer langen, mit

den schönsten Gemälden geschmückten Gallerie schritt. Da sind Minister, Parlamente, Volk, das verlangt, man solle bei Tag und Nacht für sie arbeiten, solle jede Lust des Lebens sich entsagen und nur der erste Diener des Staates, statt des Staates Herr seyn. Bei jedem Pfund Sterling, das man verlangt, muß man mit List verfahren und sich keine Mühe verdrießen lassen, so daß Einem das Geld fast zuwider wird, ehe man es noch verthun kann. Und hat man endlich bei diesen durch Drohen und Nachgeben sich Ruhe verschafft, da kömmt das Hofgeschmeiß, das bettelt und zwackt, als ob ein König der Oelkrug der Witwe von Sarepta wäre, der sich nie leerte und aus dem sie die Befriedigung ihrer tausend Wünsche schöpfen könnten; der Eine will Geld, der Andere eine fette Pfründe, der Dritte — doch wer kommt da schon wieder. — Ha, Bruder James! Guten Morgen, was bringst Du mir Neues? — Gewiß nichts Gutes, denn Du bist immer ein Unglücksbote. —

Ihr habt den Kanzler entlassen, Majestät! begann der Herzog von York.

Warum heute so ceremoniös, James? unterbrach ihn der König, Du weißt ja, daß,

wenn wir allein ſind, Du mein guter Bruder James, ich Bruder Charles bin. — Aber Du ſcheinſt empfindlich zu ſeyn, ſcheinſt mir zu zürnen. — Ach! gewiß des Kanzlers wegen. — Konnt' ich anders? Alle Welt haßte ihn, Volk, Parlament und Hof. —

Auch die Cleveland, fiel ihm der Herzog in die Rede.

Laß die außer dem Bereich Deines Tadels, erwiederte der König verdrießlich. Ich bekümmere mich nicht um Arabella Churchill, bekümmere Du Dich nicht um die Herzogin von Cleveland.

Muß ich nicht, da ſie immer feindlich gegen mich auftritt und mich jetzt ſo ſchwer beleidigt hat. Sie allein iſt die Schuld an dem Sturze meines Schwiegervaters.

Du irrſt, er allein trägt die Schuld. Mit ſeinem ſtürmiſchen unbeugſamen Sinne wollte er Alles durchſetzen, ſo daß er mir endlich auch läſtig wurde, erwiederte der König.

Und was wird die Welt ſagen, wie wird mich ganz England verſpotten, daß mir nicht einmal ſo viel Einfluß bei meinem königlichen Bruder geblieben iſt, einen Mann zu ſchützen, der mir ſo nahe ſteht.

Die Welt wird sagen: König Charles that Recht, keine Rücksichten zu nehmen und nach eigenem Willen zu handeln, sagte der König aufgebracht. - Du kennst mich, James, kennst mich besser, als einer auf der Welt, wir haben Glück und Unglück brüderlich getheilt. Du mußt von meiner Liebe, selbst von meiner Nachgiebigkeit, die ich Dir so oft bewiesen, überzeugt seyn, weißt aber auch, daß ich Dir zwar in Geheim vielen Einfluß gestatte, in Vielem Deinen Rath befolge und ich Dich endlich England mehr regieren lasse, als ich es selbst thue, da es mich langweilt, aber darüber muß ein Schleier gebreitet seyn. — Oeffentlich will ich als König auftreten, auf den nicht einmal der Herzog von York den Schein des Einflusses haben muß.

Aber doch die Maitressen? murmelte der Herzog nur halb verständlich vor sich hin. Der König mochte es aber doch verstanden haben, er biß sich auf die Lippen, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas verdroß, und schritt hastig die Gallerie auf und ab.

Der Herzog sah diesem eine Weile zu, kam nicht aus seiner Fassung noch aus seiner Ruhe, und wartete gelassen den Zeitpunkt ab, bis der

die Nachricht mit, daß ſie mit Frau von Travers nach Chur ziehen ſolle und fragte ihn deshalb um Rath.

„Wo bleibt indeſſen Georg Jenatſch?“ fragte er ſie.

„So viel ich weiß in Zutz.“ erwiederte Marie.

„Das glaub' ich kaum;“ brummte der Alte vor ſich hin „auch er geht ſicher nach Chur — Doch zieh nur in Gottes Namen dorthin,“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort „ich werde ſchon ſorgen, daß Dir dort nichts widerfährt. Ueberdies ſeh' ich Dich lieber bei Frau von Travers als bei Deiner Mutter.“

Marie ging durch dieſen Ausſpruch beruhigt nach Hauſe, fand ihre Mutter ſchon mit Einpacken beſchäftigt und war nicht wenig erſtaunt, als ſie erfuhr, daß ſie ſchon morgen mit der Edelfrau nach Chur abreiſen ſollte. Seit ihrer frühſten Kindheit hatte ſie das Innthal nicht verlaſſen, die Gletſcher des Bernina, die Alpen des Albula hatten ihre Welt begrenzt, das nahgelegene Chur dünkte ihr weit, weit von ihrem heimathlichen, ihr ſo lieb gewordenen Thale entfernt zu ſein. Aber auch der Gedanke, daß ſie in dem Hauſe der begüterten Edelfrau, wo ſie als Freundin, nicht als Dienerin in der bedeutendſten Stadt des Bündner Landes auftreten ſollte, ängſtigte ſie und doch freute ſie ſich auf alle die Herrlichkeiten, die ihr dieſe neue Welt bieten würde, die jetzt ſchon ihre Phantaſie beſchäftigten und wobei ſie nur bedauerte, daß ihr Konrad alle das Schöne, das ſie erwartete, nicht mit genießen konnte.

Mit einem Herzen voll Bangigkeit beſtieg ſie am andern Morgen den zweirädrigen Wagen, der ſie nach der

König seine Wanderung beendet hätte. Dies geschah endlich; er warf sich in einen Sessel und pfiff seinen Hunden. Charles! begann der Herzog jetzt, während der König diese liebkos'te, die Sache mit Clarendon ist nicht mehr zu ändern, darum will ich davon schweigen und Dir nicht mehr beschwerlich fallen; aber eine andere liegt mir noch mehr am Herzen, als diese. — Wann bekennst Du Dich öffentlich zu dem Glauben, den wir in Frankreich als den alleinseligmachenden erkannten und annahmen?

Ohne ein Wort zu erwiedern, erhob sich der König von seinem Sessel, jagte die Hunde zurück, faßte dann die Hand des Herzogs von York und führte ihn schweigend durch eine lange Reihe von Zimmern, bis sie in ein düsteres, ganz ödes Gemach gelangten. Hier zog er einen schwarzen Vorhang auf, der ein zugemauertes Fenster bedeckte. Soll ich auch diesen Weg gehen, James? fragte er, mit finsterm Ernst auf das Fenster zeigend; hüte Dich vor ihm!

Der Herzog bebte und erbleichte; dem sonst so kalten Manne rollten Thränen über die Wangen, denn er sah sich an einem Orte, den er stets vermiedtn hatte, und heute zum ersten Mal betrat; er sah sich vor dem Fenster, durch

welches Cromwell den unglücklichen Carl I., seinen edlen Vater, aus diesem Palaste nach dem Blutgerüste hatte führen lassen und welches der König gleich bei seiner Rückkehr zumauern ließ.

Komm! komm! rief der Herzog, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, komm, Bruder, laß uns den Schreckensort verlassen! Schweigend, wie sie gekommen, begaben sich die Brüder auch wieder zurück in das königliche Zimmer, Beide in schmerzliche Erinnerung versunken.

Hier brach der Herzog von York zuerst das Schweigen. Wär' ich König von England! rief er wie aus einem Traum erwacht und sein Auge flammte, ich rächte jenen Tag blutig an dem heuchlerischen Volke; aus jenem Fenster müßten alle Königsmörder das Schaffot betreten, bekennte mich dann offen und ohne Furcht zu der allein selig machenden Kirche, träte den Glauben der Puritaner, der sie zu dieser Greuelthat vermochte, mit Füßen, und ein heiliges Gericht sollte das Sühnopfer zu Tausenden in flammendem Auto da Fe den Manen unsers unglücklichen Vaters weihen.

Gut, daß Du nicht König bist und ich nicht Herzog von York bin, nahm der König jetzt das Wort, in welchem das augenblickliche Gefühl

von Rührung schon längst verschwunden war und der den ohnmächtigen Zorn seines Bruders belächelte. Wir machten im glücklichsten Fall die Reise über den Kanal noch einmal, und dazu habe ich eben keine Lust, ich bin zu alt und kränklich dazu, und mir geht es hier zu wohl. Willst Du es versuchen, glaubst Du, daß Dir der Himmel sonst verschlossen bleibt? ich glaube, er ist allen Religionen geöffnet, so versuch' es, aber zürne nicht auf mich, wenn ich, murrt das Volk, Dich nach Holland ins Exil schicke.

Der Herzog schwieg und berührte diesen Punct heute auch ferner nicht. Endlich brach er das Schweigen. Du scheinst zwar heute nicht gnädig gegen mich gestimmt zu seyn, sagte er mit Bitterkeit, doch will ich noch eine Bitte wagen. Sie betrifft Sir John Churchill.

Sir John Churchill, wiederholte der König. Der Name hat seit gestern Abend Gewicht bei mir bekommen, laß hören!

Ich wünschte ihn zum Obristen meiner Garde zu ernennen.

Das ist Deine Sache, darum bekümmere ich mich nicht, antwortete der König.

Also Du erlaubst es?

Recht gern! wenn Churchill sich nicht auch Manches erlauben will, das mir eben nicht angenehm seyn kann. Warne ihn, er wird die Warnung schon verstehen.

Der Herzog begann nun über den künftigen Kanzler und die Maßregeln zu sprechen, die man, um das Parlament zu den Geldbewilligungen zu stimmen, ergreifen müßte; der König horchte aufmerksam zu. Geldbewilligung, dieser Punkt fesselte jedesmal seine Aufmerksamkeit. Ja, da hast Du Recht, Bruder James, sagte er freundlich, überlege die Sache nur reiflich. Geld kann ich jetzt gebrauchen, da mein Bruder von Frankreich sehr saumselig mit seinen Beiträgen wird und mir sie schon seit einem halben Jahre entzogen hat; das macht aber die Politik des Parlaments, das immer in Holland das Glück der Nation findet, gegen Frankreich aber unverholen seinen Haß ausspricht.

Da bin ich der Meinung des Parlaments, sagte der Herzog; Ludwig überlistet Dich, und sein Geld, das ich anzunehmen Bedenken tragen würde, muß England mit schweren Zinsen zurückzahlen.

Begleitest Du mich in den Park? fragte der

König jetzt, wahrscheinlich um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Ich danke! erwiederte der Herzog, der im Vorzimmer des Herzogs von Buckingham Stimme gehört hatte; diesem ging er so viel als möglich gern aus dem Wege.

Der Herzog von Buckingham wünscht Ew. Majestät aufzuwarten, meldete jetzt ein eintretender Kämmerer.

Er komme! befahl der König.

So erlaube, daß ich mich entferne, sagte der Herzog, nahm seinen Hut, und York und Buckingham, der sich vor dem Herzoge, dem einzigen Manne am Hofe, den er nicht rücksichtlos behandelte, tief neigte, begegneten sich in der Thür.

Das war die tiefste Verbeugung, die ich Dich noch habe machen sehen, redete der König den Herzog unter Lachen an.

Sie galt Ew. Majestät, erwiederte Buckingham, durch diese Bemerkung empfindlich berührt.

Mir?

Ja, Sire! wäre der Herzog von York nicht Euer Bruder, verbeugte ich mich gewiß nicht so tief vor ihm und seiner spanischen Grandezza.

Ich grüße nicht den Herzog von York, ich begrüße nur mit schuldiger Ehrfurcht den Bruder meines Königs.

Höre, George! laß Dich warnen, halte Deine Zunge im Zaum, wenn Du von Personen sprichst, die mir besonders theuer sind; die Andern gebe ich Dir Alle Preis, hörst Du wohl? Buckingham verneigte sich und schwieg.

Nun was spricht man über Clarendons Entlassung? fuhr der König fort.

Alle Welt jauchzt.

Und hast Du die kleine tolle Quien lange nicht gesehen? Ich war seit einigen Tagen nicht bei ihr.

Sie braucht Geld, Sire, viel Geld; die Kaufleute haben, als ob sie sich beredet hätten, ihr alle Rechnungen eingeschickt; sie weiß sich nicht zu helfen. Auch muß sie als Miranda in Shakspears Sturm ein neues Kleid haben, sie läßt deshalb Ew. Majestät dringend um 100 Pfund bitten.

Hundert Pfund! Glaubt denn die Tolle, daß ich nur für sie mein Geld habe? sagte der König unmuthig, sie ist ein wahres Danaidenfaß. Er ging bei diesen Worten nach seinem Schreibetisch, schloß ihn auf und holte einen kleinen

gestick-

gestickten Beutel hervor, den er ausschüttete und worin sich 40 Jacobus befanden. Da nimm, ich will ehrlich mit ihr theilen, sagte er, dem Herzog 20 zuschiebend und die andern wieder verschließend. Der Herzog strich die 20 Goldstücke ein. Das wird nicht weit reichen, sagte er lachend, sie wird sich wie eine wilde Katze gebehrden, aber sie doch annehmen.

Lege Du doch etwas zu, wenn Dir dies zu wenig dünkt, sagte der König ebenfalls lachend. Nelly steht ja ganz unter Deiner Protektion, Du kannst wohl auch etwas für sie thun.

Sire, da legte ich mein Geld schlecht an! meinte der Herzog. Ihr zöget die Zinsen, und ich verlöre nutzlos das Capital.

Der König drohte mit dem Finger; der Herzog verlor die Fassung nicht und schwieg.

Wareſt Du heute schon bei der Herzogin von Cleveland? fragte der König weiter. Wie benahm sie sich gegen Dich?

Kalt, wie immer! Sie sprach wenig, schien mehr mich ausborchen zu wollen, als sich ausforschen zu lassen, berührte die Entlassung des Kanzlers nur flüchtig und schien sehr zerstreut.

George, sagte der König und konnte seine üble Laune dabei nicht ganz verbergen, ich

wünschte, Ihr lebtet auch jetzt wie sonst in Frieden mit einander. Eure gegenseitigen Kabalen trüben mir manche vergnügte Stunde und stören meine Ruhe, und Du weißt, daß Beides mein einziger Trost ist, der mir so manche Verdrüßlichkeiten versüßt, denen ich als König nicht aus dem Wege gehen kann. Kämpft nicht um meine Gunst, sie ist Euch Beiden, dächt' ich, in so reichlichem Maße geworden, daß Jedes damit zufrieden seyn kann. Du wirst die Herzogin nicht verdrängen, Sie Dich nicht. — Ich habe mich zu sehr an Deinen und ihren Umgang gewöhnt, so daß ich um Alles in der Welt Keins von Euch Beiden missen möchte.

Auch sie nicht, nach dem, was ich Euch gestern von John Churchill berichtete? fragte der Herzog verwundert.

Auch dann nicht! sagte der König ärgerlich. Hätte ich freilich nähere Beweise, erführe ich, daß es mehr als Galanterie eines jungen Mannes sei, der aus Ehrgeiz der Geliebten des Königs den Hof macht, wüßt' ich, daß es mehr als Eitelkeit bei der gefallsüchtigen Frau wäre, dann könnte ich vielleicht einmal ernstere Maßregeln ergreifen. Ich übersehe so Manches,

habe es auch schon bei Dir, Georg, gethan, Du verstehst mich!

In diesem Augenblicke wurde der Graf Rochester angemeldet, der König befahl, ihn einzulassen, und wohl nie war er Buckingham gelegener gekommen, als in diesem Augenblicke.

Gut, daß Du kommst, Rochester! rief ihm der König entgegen, Buckingham ist heute nicht bei guter Laune und hat mich angesteckt, Du sollst den bösen Dämon wieder vertreiben.

Sire! ich fürchte, es gelingt mir nicht, erwiederte Rochester. Heute ist ein Unglückstag für mich. An dem heutigen Tage starb mein Vater, starb meine Geliebte, die Einzige, der ich vierzehn Tage lang treu geblieben bin, starb mein Leibfalke, o! das war ein prächtiges Thier, und zu Hause liegt meine graue Dogge, die ich von Ew. Majestät geschenkt bekam, im Sterben, und ich glaube kaum, daß die beiden Doctoren, die ich zu ihrer Hilfe holen ließ, sie trotz ihrer großen Perücken werden retten können. Ich selbst stolperte, als ich die Treppe hier herauf ging, und das soll immer ein böses Zeichen seyn.

Der arme Hund dauert mich, doch laß Dich nicht abhalten, lustig und aufgeräumt zu seyn,

der Tag kehrt zwar in jedem Jahr wieder, doch mit ihm nicht das Unglück, und sollte die Dogge sterben, so suche Dir eine andere unter meiner Meute aus, und das Unglück ist wieder gut gemacht. Aber Du scheinst jetzt überhaupt etwas träge zu werden, Rochester, Dein Verstand schläft, Dein Witz hat sich abgestumpft. Wie lange schon ist es nicht, daß ich Dir den Auftrag gab, einige lustige Satyren auf Arabella Churchill, die Herzogin von Norfolk, die Gräfin Salisbury und Gott weiß auf wen noch Alles zu machen. Du hast es wohl ganz vergessen?

Dafür bewahre mich Gott, Sire! erwiederte er triumphirend, und daß ich dies nicht that, davon führe ich den Beweis in meiner Tasche.

Gieb her! befahl der König.

In des Herzogs Gegenwart? das wäre gefährlich, meinte Rochester; der hetzte alle die darin genannten edlen Frauen auf mich, und dann wehe mir. Er griff jedoch in die Tasche und holte ein kleines Heft heraus. Nun ich will es wagen, wenn Ew. Majestät ihm Stillschweigen auferlegt. Er überreichte bei diesen Worten das Papier dem Könige, der einen flüchtigen Blick darauf werfend sich so schnell an das

biſchöflichen Reſidenz bringen ſollte; während die Stiere langſam durchs Thal zogen, war ihr Blick nach dem Splügen gerichtet, war es ihr, als ob ſie nach Italien, nicht nach den Bergen des Nordens ziehen ſollte. Auf den Höhen des Albula blickte ſie noch einmal nach dem friedlichen Thale, nach dem Wohnſitze ihrer Kindheit hinab und ſagte nun den Fluthen des Inns, den Fluren des anmuthigen Scamfs ein ſchmerzvolles Lebewohl.

Als der Alte von Furnatſch am andern Morgen nach Zuz in das Haus der Frau von Travers kam, um mit ihr wegen Marie zu ſprechen, war ſie ſchon abgereiſt. Er verweilte noch im Orte, erkundigte ſich nach dieſem und jenem und erfuhr, was er längſt vermuthet, daß General Jenatſch am folgenden Tage nach Chur abreiſen würde. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt, er kehrte eiligſt nach ſeiner Hütte zurück, holte aus ſeinem Verſtecke eine alte Jagdkleidung hervor, gürtete ein zweiſchneidiges Schwert, eine furchtbare Reliquie aus vergangener Zeit, um ſeine Hüften, warf die Armbruſt über ſeine Schulter, verſuchte mehrere Bolzen, nahm die ſchwerſten und ſchärfſten, füllte einen kleinen Schlauch mit dem wenigen Weine, den er noch hatte und verließ ſo gerüſtet ſeine Hütte.

Das Glück hatte ihn nicht hierher geführt, der Friede des Herzens war ihm hier nicht geworden, aber doch war ihm dies ſtille Plätzchen lieb, wo er ungeſtört ſich ſeinen Träumen und der Rückerinnerung hatte überlaſſen können, doch trennte er ſich jetzt mit ſchmerzlichem Gefühle von ihm, ſetzte ſich noch einmal zu dem Waſſerfalle, klimmte die Felſen hinauf, beſah den ſchattigen Ahorn, die hohe Fichte und als ob ihm jemand zugerufen hätte: „Sieh

Fenster setzte, daß man glauben konnte, es hätte ihn das, was er eben las, in eine heftige Stimmung versetzt. Während dem wehrte der Herzog die Hunde von sich ab, die an ihm, als einem alten Bekannten aufsprangen und seinen kostbaren Anzug in Unordnung brachten; Rochester aber beobachtete anfangs mit Selbstzufriedenheit das Gesicht des Königs, bald aber mit Befremden, denn es wurde mit jeder Zeile, die er durchlas, immer ernster.

Rochester! fuhr endlich der König von seinem Sitze auf, Du bist entweder ein wahnsinniger oder ein frecher Bursche, den ich nach dem Tower schicken werde. Denke Dir, Buckingham, giebt mir der tolle Mensch zum Durchlesen ein Pasquill auf mich selbst.

Sagt' ich nicht Ew. Majestät, er vergißt sich zu oft, erwiederte Buckingham hämisch, während Rochester ruhig, als ob ihm nichts Unangenehmes begegnet sei, vor dem Könige stand.

Rede! befahl König Carl, und diesmal wirklich im Zorn, der seine Lieblinge nur selten traf. Wie konntest Du so unverschämt seyn, eine Satyre auf Deinen König zu schreiben und sie ihm selbst zu überreichen?

Sire! erwiederte Rocheſter, ohne die Faſſung zu verlieren, Ihr könnt Euch nun ſelbſt überzeugen, daß heute mein Unglückstag iſt, denn nie würde mir die Thorheit in den Sinn kommen, Euch dieſes Papier zu überreichen; ich habe mich vergriffen, das rechte in der Taſche gelaſſen und dieſes unglückliche Ew. Majeſtät dafür überreicht. Daß ich das Pasquill gemacht, leugne ich nicht, aber was mich dazu bewog, darüber hoffe ich mich bei Ew. Majeſtät entſchuldigen zu können.

Das ſollte mich wundern, ſagte der König ſchon etwas beſänftigt, beginne Deine Vertheidigung, und iſt ſie nicht triftig, ſo ſei überzeugt, Du wanderſt in den Tower.

Soll ich den Hauptmann der Leibwacht einſtweilen hierher beordern? fragte Buckingham, doch nicht im Ernſt, denn er kannte des Königs Schwäche; gelang es Rocheſter, ihn zum Lachen zu bringen, ſo konnte er der Verzeihung gewiß ſeyn.

Durchlaucht! nahm Rocheſter das Wort. Beeilt Euch nicht zu ſehr; der Weg dahin ſteht Allen offen, und die Buckinghams kennen ihn.

Laß das unnütze Geſchwätz und beginne Deine Lügen, befahl der König.

Lügen? wiederholte der Graf empfindlich, lenkte jedoch schnell wieder ein. Meine Erzählung wird aber etwas lang seyn, Sire.

Nur nicht langweilig, fiel ihm König Carl in die Rede.

Davor bewahre mich Gott! erwiederte Rochester. Die Langeweile Ew. Majestät wäre für mich der passendste Schlüssel zum Tower. — Ich war vor einiger Zeit zur alten Gräfin von Salisbury zum Abend eingeladen, begann er nun. Wie ich zu der Ehre kam, mich dort einige Stunden langweilen zu müssen, weiß Gott. Obschon ich dies voraus wußte, ging ich doch hin, und war der erste von der Gesellschaft, der erschien. Vertraulicher als je, schob mir die alte Dame mit ihrer linken Hand, die rechte ist ihr, wie Ew. Majestät wissen werden, gelähmt, einen Sessel dicht neben sich. Ich will Euch wohl, lieber Graf, sagte sie dann, mich theilnehmend, fast zärtlich anblickend, und mich durchlief bei diesem Blick ein kalter Schauer; Euch fehlt zum Reiz des Lebens nur eine reiche Erbin, deßhalb habe ich für Euch Witwen und Jungfrauen zusammen gebeten, alle reich, schön und jung. Ihr habt nun die Wahl und könnt Euer Glück versuchen, denn

Ihr seid der Hahn im Korbe und der einzige Mann in meiner Gesellschaft; meiner Unterstützung seid gewiß, wenn Ihr deren bedürftet.

Ich kannte die alte boshafte Frau zu gut, um hinter ihren theilnehmend gesprochenen Worten nicht Arglist zu vermuthen, und bereitete mich auf etwas Schlimmes vor, war auf meiner Hut und erwiderte, daß ich so eigentlich noch gar keinen Beruf zum ehelichen Leben in mir fände.

Aber mein Gott! unterbrach der König Rochesters Erzählung, was hat Deine Verkuppelung und die alte Salisbury mit dem Pasquill zu thun?

Nur ein wenig Geduld, Sire! erwiederte Rochester. Ihr werdet gleich hören, aber ich bitte fußfällig, unterbrecht mich nicht! — Kaum hatte ich eine Weile neben der alten Dame gesessen, so öffnete sich das Zimmer und Miß Turton, die Tochter des reichen Banquiers aus Bridge Street, trat herein. Die alte Gräfin warf einen bedeutenden Blick auf mich, als die einäugige Schöne den Schleier zurückwarf und nach Begrüßung der Gräfin sich verbindlichst vor mir neigte. Sie mochte in ihrer Jugend gar nicht übel ausgesehen haben, ihre Züge wa-

ren regelmäßig, aber das Pflaster über ihrem linken Auge hob die Reize der funfzigjährigen Schönen eben nicht.

Kaum hatte diese Platz genommen, als die Gräfin Grafton eintrat, eine kleine verwachsene Gestalt mit hochroth geschminktem Gesicht und einem Höcker vorn und hinten, worüber sie sich aber, bei ihrer unbegrenzten Eitelkeit, denn sie hielt sich für eine Graziengestalt, zu trösten wußte. Den Buckel, den ihr die tückische Natur hinten gegeben, ignorirte sie, den vorderen aber, den sie aller Welt entblößt zur Schau trug, hielt sie für Fülle, die Jedermann zu zeigen Pflicht gegen sich selbst sei. Schon diese beiden Ladys waren hinreichend, mich zu überzeugen, daß die alte Gräfin ein böses Spiel mit mir zu treiben im Sinn habe, und ich brütete über Rache.

Aber das Pakquill unterbrach [illegible] nig von Neuem, doch hatte ihm schon die Beschreibung der Gräfin Grafton ein Lächeln entlockt.

Sire! bat Rochester, beugte sein Knie vor dem Könige und küßte, bittend an ihm aufblickend, seine Hand. Sire! geduldet Euch, habt Nachsicht mit meiner Plauderhaftigkeit,

es gilt ja für mich einen Spaziergang nach dem Tower. Der König befahl ihm, aufzustehen und versprach, ihn ferner nicht mehr zu unterbrechen. Rochester fuhr fort:

Gleich darauf trat Miß Emma Fairfax, die Tochter des alten Puritaner-Generals, auf zwei Krücken gestützt, herein, — O, dachte ich, besser wäre es gewesen, Dein Vater wäre auf Krücken gegangen, als Du; der aber hatte gar gute Beine, wenn es galt, hinter uns drein zu marschiren. — Als sie sich nun wieder verbeugen wollte, verlor sie eine ihrer Krücken und das Gleichgewicht, und wär' ich nicht hinzugesprungen und hätte die alte Puritanerin gehalten, sie wäre vor mir niedergefallen, so aber erntete ich einen verbindlichen Dank ein, der mir aber nicht so theuer war, daß ich das Geld vergessen hätte, das ihr Vater in dem bürgerlichen Kriege von dem Meinigen erpreßte.

Auf that sich wieder die Thür, und ein reich gekleideter hübscher Page führte die blinde Lady Vane herein; die alte Gräfin ging ihr rasch entgegen und führte sie vorsorglich nach einem Sessel, sich niederzulassen. Die Lady war eine alte ehrwürdige, wahrhaft zu bedauernde Frau, denn welcher Blinde erweckt nicht Mitleid? Als

ich noch so dachte, öffneten sich plötzlich beide Flügelthüren und der Traum Pharaonis trat in Gestalt zweier Witwen ein; die Gräfin Glairewal ging voran, eine fast riesige Gestalt mit blaßblauen, großen, nichtssagenden Augen und einer fürchterlich langen, gebogenen Nase, die ihrem seligen Eheherrn gewiß oft schon im Wege gestanden hatte, wenn er den zärtlichen Ehemann spielen wollte; dabei war sie von einer solchen Magerkeit und Dürre, daß, wer so glücklich gewesen wäre, sie bei einer Sonnenfinsterniß im Stande der Unschuld zu erblicken, durch sie die Sonne so gut wie durch ein angelaufenes Glas hätte beobachten können.

Hier lachte der König und Rochester faßte neuen Muth. Hinter ihr drein, fuhr er nun fort, kam die Witwe des reichen Sir Aberdeen aus Oxford. Eine kleine runde Gestalt, die einer Kugel ähnlicher sah, als einer Tanne von den Bergen der schottischen Hochlande. Zwei kleine enggeschlitzte Augen blitzten freundlich unter den dicken schwarzen Braunen hervor, ein kleines aufgestülptes Näschen schien sich vor dem großen Munde mit seinen blutrothen Negerlippen zu fürchten, der leicht die feisteste Ortolan mit einem Male verschluckt hätte. In

Allem war die Natur an dieser kleinen, lebhaften, freundlichen Witwe verschwenderisch gewesen, denn über das ganze Gesicht, den Hals und Nacken, hatte sie so viel Rubinen gesäet, daß, wenn die alle zur Reife kämen, man eine köstliche Ernte erwarten könnte. War die Magere ernst und mit Grandezza eingetreten, so hüpfte die kleine Dicke, für die ein geöffneter Thürflügel nicht sattsam Raum zum Eintreten gehabt hätte, mit Zephyrschritten ihr nach, grüßte durch freundliches Kopfnicken die alte Gräfin und trat dann traulich zu mir. Das ist also der Graf Rochester, dessen Zunge die schöne Welt der City und Westminster so fürchtet? — Ich freue mich, ihn kennen zu lernen und gebe mich seinem Witze willig hin, und ist es Euch gefällig, so helf' ich selbst bei dem Portrait, das Ihr von mir entwerft, durch einige Pinselstriche, die das Ganze gewiß noch heben sollen. Ich dankte ihr verbindlichst für ihre Güte und meinte, in der Regel blieben die Farben, mit denen ich portraitirte, nicht ohne Effect.

Hinter den beiden Schwestern hatten sich die Thürflügel geschlossen und öffneten sich zu meiner großen Zufriedenheit nicht wieder. Ich be-

fand mich nun bei einer Dame mit lahmer Hand, in Gesellschaft einer Einäugigen, einer Buckligen, einer Lahmen, einer Blinden, einer magern Riesin und einer kugelrunden Zwergin, welche die böse Zahl Sieben voll machte. Es waren saubere Hühnchen, keins unter funfzig Jahren, unter denen sich der unglückliche Rochester seine Schöne wählen sollte. Doch schien mir die Sache spaßhaft genug, das Ende ruhig abzuwarten.

Edler Graf, hub jetzt die Gräfin von Salisbury an, Ihr seht hier sechs Damen vor Euch, reich und in Verhältnissen, wo sie jedem ihrer Bewerber sogleich Herz, Hand und Vermögen überlassen können. Ihr habt die Wahl.

Gräfin! erwiederte ich, da ich nun wohl sah, daß die Lady's sich beredet hatten, sich über mich lustig zu machen, die Wahl wird mir zu schwer, um mich so schnell zu entscheiden, wie Ihr es zu wünschen scheint. Stände ich zwischen Himmel und Hölle, wäre meine Wahl bald getroffen, aber ich sehe hier nur den Himmel offen, und welchen dieser Engel sollte ich zum Ceremonienmeister wählen, mich einzuführen? —

Nun gut, könnt Ihr Euch jetzt nicht entscheiden, so bestimmt einen andern Tag nach

Eurem Gutdünken fuhr die alte Gräfin fort, Ihr werdet uns dann wieder hier versammelt finden.

Vier Wochen, erwiderte ich schnell, dann gehe ich nach meinem Landsitze.

O weh! rief die Gräfin, der Schmiede Eurer Epigramme und Pasquille.

Ganz recht, sagte ich lachend, da will ich mich bedenken, und habe ich einen Entschluß gefaßt, ihn niederschreiben, in Prosa oder Versen, wie es Euch beliebt, und Euch meine Arbeit dann überreichen.

Aber so ganz frei dürft Ihr uns heute nicht entwischen, fuhr die Alte fort; Ihr müßt uns wenigstens einen kleinen Vorschmack von dem geben, was die Auserwählte zu erwarten hat, und daß wir Andern nicht ganz leer ausgehen. Ich dächte, Ihr wäret einmal so galant, jedem der Engel, die Euch in den Himmel einführen könnten, mit etwas Liebenswürdigem zu vergleichen. Es wird Euch schwer werden, doch betretet einmal ein Euch bisher unbekannt gebliebenes Land.

Mit Freuden, erwiederte ich und hob an, mich an die Blinde wendend: Euch kann ich nur mit Amor vergleichen, blind soll er ja seyn, wie

Dich ja noch einmal um, Du alter Pilgersmann, Du kehrst nicht wieder hierher zurück!" blickte er wehmüthig in der Gegend umher, als ob die Trennung von diesem Plätzchen der Ruhe für immer sei.

Aber einmal das Thal im Rücken, wanderte er wohlgemuth nach Scamfs, hielt sich nur einen Augenblick bei der Wittwe Imeldi auf, die in einigen Tagen der Tochter nach Chur folgen wollte, fand hier die Gewißheit, daß Marie abgereist sei, schlich dann unbemerkt nach Zutz, gelangte am Abende nach Punt und kaum daß der Morgen graute, war er schon auf dem Wege nach Weisenstein.

14.

Wenn der Wanderer den hohen Albula bestiegen hat und die Straße, welche in das Thal hinabführt, verfolgt, sieht er zu seiner Rechten eine 100 Fuß hohe Felswand, die längs dem Wege eine weite Strecke fortläuft. Ohngefähr in der Mitte dieser Felswand, welcher man den Weg abgetrotzt zu haben scheint, wölbt sich eine Felsspitze wunderbar über den Weg, da, wo er eine Krümmung macht, so daß man von hier aus die Straße ganz übersehen kann und besonders das Thal hinab sich dem Schauenden eine großartige Aussicht bietet. Reisende, welche die rhätischen Alpen durchstreifen, versäumen nie, diesen herrlichen Punkt zu erklimmen, wohin nur ein weiter Umweg über den Gebirgsrücken führt. Auf dem Felsen selbst steht, um das Seltene zu vollenden, eine Fichte, die ihre Wurzel in seinen Spalten geschlagen, hier kümmerlich fort kömmt, nicht

die Dichter ſagen, obgleich die Liebe oft ſcharf ſieht. Euch, zu der Einäugigen tretend, vergleiche ich mit Hymen; wenn er klug iſt, ſchließt er ein Auge und hat genug mit dem andern zu ſehen. Euch mit der Zeit, ſprach ich zur Lahmen. In der Jugend rollt ſie flüchtig dahin, im Alter ſchleicht ſie an Krücken. Ihr, ſprach ich zur Buckligen, ſeid wie die herrliche Erde, wo Thal und Hügel in den ſchönſten Abwechslungen vor unſerem Auge liegen, und die ſchneeigen, von keinem Nebel umflorten Berge, ſo wie das hohe über ſie gebreitete Roth der Abendröthe, das Auge entzücken. Euch aber, ſagte ich zur Lady aus Oxford, vergleiche ich mit der ſchönſten Wieſenflur im Morgenthau, wo die Strahlen der Frühſonne in tauſend Tropfen ſich zu Rubinen geſtalten. Euch aber, hohe Gräfin von Salisbury, mit dem edlen Schützen, der, obgleich ſeine Rechte ihm gelähmt, doch noch mit der Linken die vergiftenden Pfeile abſchießen kann, leider aber oft das Ziel nicht trifft. Ihr aber, die wie aus Lebenshauch gewoben, mir als ein ätheriſches Weſen erſcheint, könnte ich anbetend nur mit einer Himmliſchen vergleichen, bekundete nicht Eure edle römiſche Naſe, daß Ihr eine Erdengeborene wäret.

Und Ihr ein bösartiger Schwätzer, ein heimtückischer, schlechter Mensch! rief die Riesengestalt und erhob sich von ihrem Sessel. Ja, ein ganz abscheulicher, nichtswürdiger Mensch, der selbst die Tugend mit seinem Gifte bespritzt, riefen die Andern im kreischenden Chore und stürmten auf mich ein. Die alte Gräfin lachte, ich aber ergriff meinen Hut und entfloh, denn die Hühner schienen Lust zu haben, den einzigen Hahn wacker zu zerzausen.

Und was hat das mit dem Pasquill gemein? fragte jetzt Buckingham, denn der König konnte vor Lachen kein Wort sprechen.

Erwartet die Zeit, Herr Herzog! — Als ich nach Hause kam, fuhr Rochester fort, fiel es mir doch schwer auf das Herz, daß mir die Schönen ins Gesicht gesagt hatten, ich sei ein böser Mensch, der mit seinem Geifer selbst die Tugend bespritze. Ich will mich auf die Probe stellen, ob ich wirklich so frevelhaft bin! rief ich aus, will eine Satyre auf meinen Wohlthäter, auf den König, meinen gütigen Herrn machen, — wenn ich das kann? — und ich konnt' es! rief er und sank auf seine Kniee. — Ihr seht, Majestät, hier den ruchlosesten, abscheulichsten Menschen vor Euch um Gnade bitten. —

Ich muß zur Selbſterkenntniß gelangen, da ich die Tugend ſelbſt verläſtern konnte, ich bin um eine Erfahrung reicher geworden, kein Papier von Wichtigkeit in der Taſche meines Kleides ſtecken zu laſſen, und bitte flehentlich Ew. Majeſtät, hier die Satyre auf die ſieben Ladys mit jener, die dort auf dem Tiſche liegt, umzutauſchen, mich aber nicht nach dem Tower, ſondern an Eure Tafel zu ſchicken.

Der König nahm die Blätter, die ihm Rocheſter überreichte, behielt aber auch das zuerſt Empfangene. Steh auf! befahl er dem Grafen, reiſe ein paar Monate auf Deine alte Burg bei Newmarket, und wenn Du zurückkehrſt, wird wohl jenes Blatt zerriſſen und aus meiner Erinnerung verſchwunden ſeyn. Rocheſter küßte des Königs Hand, herzlich froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſeyn.

6.

Sir Churchill trat am andern Tage zur rechten Zeit in der Wohnung der Amme ein, jedoch heute ganz einfach gekleidet und in den Mantel gehüllt. Er fand Eliſabeth ſchon dort, ſie

saß bleich und am ganzen Körper zitternd auf dem Sessel, von dem sie nicht aufstand, ihm entgegen zu gehen. Auch John stürzte ihr heute nicht mit freudigem Ungestüm, wie er gestern gethan, entgegen; er nahte sich ihr mit einem Blick voll Liebe, ergriff traulich ihre Hand, betrachtete einen Augenblick das schöne bleiche Antlitz des Mädchens, und setzte sich dann neben sie. Elisabeth! sagte er, und des Mädchens Auge war starr auf ihn geheftet, sie glaubte ihr Todesurtheil vernehmen zu müssen. Ich habe mich geprüft, ernst und streng geprüft, nicht allein, ob ich Dich wahrhaft liebe, ob auch diese Liebe durchs ganze Leben sich erhalten, ob sie mich bei dem Ehrgeize, der mich beherrscht, in jeder Lage meines Lebens glücklich machen könnte, und da habe ich denn gefunden —

O schweig, John, sprich nicht weiter! fiel sie ihm mit Hast in die Rede, Du sprichst mein Todesurtheil aus. — Dein ernstes, kaltes, Dein ruhiges Benehmen sagt mir schon sattsam, was ich zu erwarten habe.

Du irrst, Elisabeth, dies kann Dir zeigen, daß ich ernst und ruhig überlegt habe. Ich fand, daß ich Dich wahrhaft liebe, daß ich es

treu mit Dir meine und Dein Beſitz mein heiſſeſter Wunſch ſei.

Da ſank des Mädchens lockiges Haupt unwillkührlich an ſeine Bruſt, ihr Auge, halb gebrochen, thränenvoll und doch in Liebeswonne erglüht, blickte an ihm auf; Worte fand ihre Seligkeit nicht; erſt als John ſie an ſeine Bruſt gedrückt, als feurige Küſſe ihre blaſſen, kalten Lippen wieder rötheten und entflammten, da rangen ſich Liebesworte aus ihrer beklommenen Bruſt, da erſt gewann ihr Gefühl die Sprache wieder und ſie ſchwelgte in Wonne.

Endlich machte doch der Ernſt den ſtürmiſchen Empfindungen, beſonders in Churchill, Platz. Wenn Du es für angemeſſen findeſt, hub er an, ſo will ich morgen zu Deinem Vater gehen und mit ihm ſprechen, denn ich glaube kaum, daß mir der Herzog von York die Einwilligung zu unſerer Verbindung verſagen wird.

Eliſabeth wurde bei dieſen Worten nachdenkend. John! ſagte ſie plötzlich, geh noch nicht zu meinem Vater, ſprich jetzt noch nicht mit ihm, überlaß es mir, den alten Mann erſt vorzubereiten. O, es liegt zu viel Wonne in dem ſtillen, heimlichen Treiben der Liebe; das Hoffen und Erwarten, das Sehnen und Bangen,

dieser Blick in eine herrliche Zukunft und die schnell sich zusammenziehende Wolke, die ihn trübt; dieser Zustand ist zu schön, um nicht zu wünschen, noch einige Augenblicke in ihm verweilen zu können. Gönne mir ihn!

Sonderbares Mädchen, sagte Churchill und drückte sie an seine Brust. Noch vor wenig Augenblicken saßest Du hier, bleich wie eine Todtengestalt und zweifeltest an der Treue meines Herzens, und jetzt vertraueſt Du mir so ganz.

Ja ganz! erwiederte sie. Aus Deinem Auge leuchtet Redlichkeit und der Ton Deiner Stimme weckt Vertrauen, Du hast mir, nicht in leidenschaftlicher Stimmung, Du hast mit Ruhe nach reiflicher Ueberlegung Treue gelobt, was kann ich mehr verlangen, um beruhigt zu seyn? Selbst Deinen Ehrgeiz hast Du befragt, diesen großen Hebel aller Deiner Handlungen, und er hat sich nicht zwischen Dich und die Tochter des Citybürgers gedrängt. Du bist gut, meinst es redlich mit mir und so vertraue ich Dir von ganzem Herzen.

Schwärmerin! rief Sir John.

Ja das bin ich, mein Geliebter, erwiederte sie mit leuchtendem Auge, bin ein thörigtes Mädchen, das so gern in den Dämmerstunden

auf den Flügeln seiner Phantasie entschwebt, das sich heute das Leben rosig, morgen nebelumflort malt, und das von dem ersten Augenblick an, wo es Dich sah, in jedem einsamen Moment, Dich mit allem Liebreiz ausschmückte, jede Gabe der Natur Dir verlieh. Wenn Du nun als Erster, als Schönster und Begabtester der Männer vor ihr standest, und der Traum zerstört wurde, daß er, wie eine buntfarbige Seifenblase dem Kinde, zerplatzte, da sah ich Dich immer noch in Liebreiz und in der Manneskraft vor mir, wie Dich die freigebige Natur wirklich geformt, und auch ohne Phantasienschmuck bliebest Du mein Ideal und das Ziel meiner höchsten Wünsche. Sie schmiegte sich traulich an ihn und sah mit verklärtem Blick auf ihm auf.

Sonderbar, fuhr sie fort, bei aller Wonne, die mich beglückte, stieg doch immer eine dunkle Ahnung in mir auf, die mich auch jetzt an Deiner Seite noch durchschauert, die Ahnung, mein Glück sei wie der Regenbogen, der herrlich im bunten Farbenspiel den Himmelsdom überwölbt, um schnell in ewiger Nacht zu verschwinden. Ist der Himmel, ist die Erde sein Grab? ich weiß es nicht, nur das fühl' ich, daß die Erde mein frühes Grab seyn wird.

Laß die Phantasiegebilde, Elisabeth, laß die Ahnung, beide beglücken Dich nicht, unterbrach sie Churchill. Was könnte die düstern Träume in Dir aufregen?

Du gehörst dem Hofe an, dort ist der stillen Häuslichkeit offenes Grab, erwiederte sie traurig.

Ich bin arm, Elisabeth, dies habe ich Dir längst gesagt. Ich muß am Hofe nach einem Loose streben, damit ich anständig und meinem Stande gemäß leben kann.

Ist mein Vater nicht reich genug? unterbrach ihn Elisabeth. O! er ist reicher als Du glaubst, und öffnet für sein geliebtes einziges Kind gern die lange verschlossenen Truhen.

Ich glaube es wohl, entgegnete Churchill, aber Geld ist es nicht allein, was der Mann bedarf, Ehre ist das Hauptziel seines Strebens

Nicht Liebe? fragte sie traurig.

Liebe ist dem Herzen das Höchste, Heiligste, der Geist aber ringt nach Ehre und Ruhm; Beide können freundlich Hand in Hand neben einander gehen.

Nein John! nein, das können sie nicht, rief Elisabeth tief bewegt. — Wo der Ehrgeiz herrscht und mit gebietender Stimme den Mann vorwärts treibt, da werden die Töne der Liebe

immer matter und matter, bis sie endlich ganz verhallen. Siehst Du, John, fuhr sie fort, und aus ihrem Auge drängte sich eine Thräne; aus dieser Furcht steigt der finstere Geist der Ahnung herauf, — ich möchte ihn gern beschwören; aber ich kann nicht, ich sehne mich nicht an den lasterhaften Hof nach Whitehall, bleib auch Du nicht dort, bat sie. Doch ich will uns nicht durch meine Besorgnisse den heutigen Tag trüben, die Stunde der Trennung schlägt ja ohnedies.

Ehe wir scheiden, noch eine Bitte, nahm Sir John das Wort. Wäre es nicht möglich, uns bei Abende hier zu sprechen, damit mich Niemand hierher gehen sieht? am Tage fürchte ich immer Verrath.

Elisabeth sah mit durchdringendem Blick in sein Antlitz, als wollte sie seines Herzens Tiefe ergründen. Wen fürchtest Du? sagte sie endlich, die Herzogin von Cleveland? Was hat sie für ein Recht an Dich? oder glaubst Du —

Ich fürchte für Dich, fiel ihr Churchill fast unwillig in die Rede, Du kennst die Welt nicht, Du hast bisher mehr in Träumen als in der Wirklichkeit gelebt, habe nur hier Vertrauen zu mir und folge meinem Rathe.

Das Mädchen wurde nachdenkend. Gern thät ich Alles, wie Du es wünscheſt, mein geliebter John, und an Vertrauen mangelt es mir nicht; komm morgen nur noch um die nämliche Stunde wie heute, dann werde ich mich darüber beſtimmt haben. Jetzt kämpft mein Zartgefühl noch dagegen, zürne mir deshalb nicht. Sie ſchieden heute, doch war der Abſchied nicht kurz' es dauerte lange, ehe ſie ſich trennen konnten.

Als Churchill am andern Tage wiederkehrte, verſprach ihm Eliſabeth, zur nächſten Zuſammenkunft von der Amme begleitet in der Dämmerung herzuſchleichen. Der Mann der dienſtfertigen Frau ſollte ihnen in der Ferne folgen, ſie könne es wagen, da der Vater ihr erlaubt habe, um dieſe Zeit eine kranke Freundin zu beſuchen, jedoch könnten ſie ſich dann nur auf kurze Zeit ſehen. Auch heute überließen ſie ſich den ſchönſten Hoffnungen, und nur zu bald ſchlug die Stunde der Trennung wieder.

7.

Als Churchill in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, fand er den vertrauten Diener der Herzo-

boch empor gewachsen, aber als eine Merkwürdigkeit der Gegend bezeichnet ist. Da hinauf war der Alte gestiegen, lehnte sich an den Baum, nahm die Armbrust zur Hand, rieb eifrig die schlaffe Sehne, sie vom Morgennebel zu trocknen und legte sie neben sich. Dann zog er sein verrostetes Schwert, küßte dessen breite Klinge „Nicht Dir gilt dies Zeichen meiner Liebe, unglückliches Werkzeug; das Blut, das an Dir klebte und das ich nicht abwischte, sondern mir zur steten Erinnerung hier rosten ließ, berühren mit heiliger Ehrfurcht meine Lippen. Du solltest auch das Werkzeug der Rache sein, aber das Schicksal will es nicht; so sei es dieser Bolzen!“ Er zog einen aus seinem Mäntel, befühlte seine Spitze, ob sie auch scharf genug sei und nachdem er ihn neben die Armbrust gelegt und das Schwert wieder in die Scheide gesteckt hatte, warf er sich auf seine Kniee „Herr, vergieb!“ betete er „Wenn ich die Stimme, die mich so laut zur blutigen That mahnt, für Deine Stimme halte und ihr folge, wenn ich dem Drange nicht zu widerstehen vermag, meinen Herrn an seinem Mörder zu rächen. Warum hättest Du das Verlangen in mich gelegt, wenn ich es nicht befriedigen sollte? Warum die That geschehen lassen, wenn nicht eine andre blutige sie rächen sollte? — Herr, mein Gott!“ fuhr er fort, nachdem er lange mit gebeugtem Haupte stumm gebetet hatte „Ich bin zu dem Glauben meiner Väter zurückgekehrt, daß ich durch den Mund Deiner Diener Deinen Willen vernehmen könne. Sie haben mir befohlen, zu vollbringen, wornach meine Seele lechzt und mir in Deinem Namen Vergebung verhießen. Ihnen vertrauend soll es auch geschehen!“

gin von Cleveland daselbst, der schon lange auf ihn gewartet hatte. Er überreichte Sir John ein Billet seiner Gebieterin, in welchem sie Churchill einlud, am andern Morgen um die eilfte Stunde bei ihr zu seyn; der König ritte auf die Jagd und würde mithin sie nicht stören. Dies Billet setzte Churchill in die größte Verlegenheit; nicht hinzugehen war sein Wille. Aber wie konnte er auf eine schickliche Weise dies umgehen und die allgewaltige Frau so schonungslos beleidigen? — Nahm er die Einladung an, wogegen sich sein Herz sträubte, wie mußte er in Elisabeths Augen erscheinen? — Lange warten mußte der Diener auf Antwort, länger als er wohl sonst gewohnt war. Endlich hatte Churchill nach vielfachem Ueberlegen einen Entschluß gefaßt: es sollte die letzte Zusammenkunft seyn, wo er hoffte, auf eine schonende Art mit der Herzogin zu brechen, und obgleich er sich selbst gestehen mußte, daß er noch nicht recht wisse, wie dies einzuleiten sei, setzte er sich dennoch nieder und beantwortete in den höflichsten Ausdrücken das Billet, vermied aber Alles, was auf ein näheres Verhältniß hätte deuten können.

Den andern Tag stellte er sich zur bestimmten Stunde bei der Herzogin ein; er fand sie

mit ihrer gewöhnlichen Arbeit beschäftigt, auf der gewohnten Stelle sitzend. Sie nickte ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Du gingst neulich in Unmuth von mir, hob sie an und winkte ihm, sich neben sie zu setzen; ließest das kleine Geschenk zurück, von dem ich hoffen konnte, es würde Werth für Dich dadurch erhalten, daß es meine Hand trug. Du hast seit dieser Zeit mich zu sehen vermieden. Sage mir, John, womit habe ich Dich gekränkt? War ich vielleicht durch das, was Du mir von Buckingham sagtest, so zerstreut geworden, daß ich mich einige Augenblicke nicht mit Dir genug beschäftigte? oder war das Geschenk, das Dir die Liebe bot, zu werthlos? sagte sie stark, et fast bitter betonend.

Herzogin von Cleveland! erwiederte Sir John und erhob sich mit Heftigkeit von seinem Sitze, Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung; könnt Ihr Euch rühmen, daß John Churchill je ein Geschenk von Euch erhielt, daß er je Euch mit Bitten belästigte, außer der wegen des Grafen Clarendon; die war uneigennützig und wurde mir dennoch von Euch abgeschlagen.

Nur nicht so stürmisch, junger Brausekopf,

unterbrach ihn die Herzogin, und es war schwer zu sagen, ob sie scherze, oder ob sie sich beleidigt fühle. Mit dieser Reizbarkeit, Sir John, werdet Ihr schwerlich am Hofe Euer Glück machen.

Ich glaube es selbst.

Da rathe ich Euch, fuhr die Herzogin immer aufgeregter werdend fort und das trauliche Du war schnell verschwunden, unter den sittsamen Jungfrauen der City Euch die Tochter eines reichen Handelsherrn auszusuchen, von des Vaters Geld ein schönes Besitzthum zu kaufen, dort auf flüchtigem Rosse Füchse zu hetzen und Eure Nachbarn zu besuchen, während Eure Hausfrau im Kreise ihrer Dienerinnen, die Spindel in der Hand, sitzt und fein Achtung giebt, daß jeder gesponnene Faden gleich sei.

Ich glaube, Ihr habt Recht, Mylady, erwiederte Churchill ganz unbefangen scheinend, doch war es ihm nicht gleichgiltig, da er sah, die Herzogin sei schon von Allem unterrichtet, Euer Rath scheint gut zu seyn, ich werde ihn vielleicht befolgen, am Hofe scheint mir so kein Glück mehr zu blühen.

Und doch seid Ihr in so jungen Jahren schon Obrist des rothen Garde-Regiments, fuhr

die Herzogin fort, ich glaube doch, es würde Euch leid thun, das Regiment zu verlassen.

Ja bei Gott! rief Churchill mit Feuer. Denk' ich mich dem Feinde gegenüber, in Pulverdampf gehüllt, an der Spitze dieses schönen Regiments, dann klopft mein Herz freudig, dann sehn' ich mich hinaus auf das Schlachtfeld, wo das Schicksal die Würfel aus eisernem Becher auf blutige Erde rollt. Dort, fühl' ich, dort, nicht am Hofe ist mein Element.

Arme Elisabeth! murmelte die Herzogin, doch laut genug, damit es Churchill hören sollte, fuhr jedoch schnell fort: Wir plaudern, plaudern, und darüber vergesse ich ganz, weshalb ich Euch bat, zu mir zu kommen. Der Gedanke war mir unerträglich, Euch erzürnt, Euch vielleicht beleidigt zu haben. Laßt uns Frieden schließen, Sir John, verlangt von mir, was Ihr wollt, nur zürnt mir nicht mehr.

Gnädige Frau! erwiederte Churchill auf diese im traulichen Tone, aber doch mit höhnischem Blicke gesprochenen Worte, wobei er sich tief beugte. Gönnt mir ferner Eure hohe Protektion, seid meine Vertreterin bei dem König und weiter verlange ich nichts. Euch zürnen?

— Wer könnte das, wenn er Euren holden blauen Augen gegenüber steht?

Ihr verlangtet wirklich von mir nichts weiter, Sir John?

Nichts, gnädige Frau!

Ihr seid sehr gnügsam, ich muß es gestehen, fuhr sie mit Bitterkeit fort und nahm Churchills Brief, den er am Morgen geschrieben, von ihrem Tische. Dieser Brief, so kalt, so ceremoniös, gab mir einen Fingerzeig, was ich von dieser Zusammenkunft von Euch ferner zu erwarten hätte, deshalb habe ich Euch auch so ceremoniös empfangen, wie Ihr es wahrscheinlich wünschtet. Die Komödie geht nun zu Ende, sagte sie spöttisch lachend nach kurzem Schweigen, die Prachtgewänder werden abgelegt, und jeder geht in seinem gewöhnlichen Kleide nach Hause.

Wie soll ich das verstehen? fragte Churchill.

Daß Ihr entlassen seid! erwiederte sie kurz abbrechend und wandte ihm den Rücken zu.

Entlassen? — von Euch auf diese Weise entlassen?

Ja! fuhr die Herzogin heftig auf. Ja, mich sollt Ihr verlassen, Unwürdiger, Undankbarer, an den ich meine Gunst verschleuderte. — Geht

hin nach Norfolk-Street, geht zu Eurer weinerlichen Elisabeth, hetzt Füchse und laßt sie die Spindel drehen, was kümmert das mich? aber ungestraft beleidigte noch Niemand Barbara Villiers, viel weniger die Herzogin von Cleveland. — Nun, was steht Ihr noch hier und zwingt Euch, stolz und mitleidig auf mich herabzusehen. Stolzer, eingebildeter Thor, meine Hand erhob Dich, mein Fuß soll Dich zertreten!

Ich bedaure Euch, Mylady, und habe Mitleid mit Euch, sagte Churchill und wandte sich, um zu gehen.

Noch ein Wort! rief die Herzogin. 3000 Pfund sind Euer, gebt Ihr mir die Briefe zurück, die Ihr von mir in Händen habt.

Nein! antwortete Churchill trocken.

Ich hätte Euch für ritterlicher gehalten, Sir John, als daß Ihr mir diese Bitte abschlagen könntet, sagte die Herzogin schon in etwas gemäßigterem Tone.

Für Geld opfre ich nichts, dazu bin ich zu stolz, Mylady. Uebrigens wäre es hier Thorheit, die einzige Schutzwaffe wegzugeben, die mich noch gegen meine Feindin schützen kann.

Vergeßt Ihr, junger Thor, nahm die Her-

zogin schnell das Wort, daß ein zärtlicher Augenblick, eine glücklich benutzte Stunde, mich mit dem Könige aussöhnen, Euch aber verderben würde? Fügt Euch daher in meinen Willen und es soll Alles vergeben seyn.

Was hättet Ihr mir zu vergeben? fragte Churchill. Mit Schmähungen habt Ihr mich überhäuft, mir zu gehen geboten; das will ich Euch vergeben, da es mit meinen Wünschen übereinstimmt, deshalb gehe ich. Ob mich mein Weg nach Norfolkstreet führen wird, weiß ich nicht, daß ich aber nach Clevelandhouse nimmer aus eigenem Antriebe gehen werde, weiß ich gewiß.

Und doch sehe ich Euch bald wieder an meiner Euch verschlossenen Thüre, rief die Herzogin höhnisch lachend aus. Churchill erwiederte ein kurzes: Ich glaube es kaum, verneigte sich und verließ das Gemach mit dem ernsten Vorsatze, es nie wieder zu betreten.

Die Herzogin war in höchster Erbitterung. So gedemüthigt hatte sie noch Keiner, Keiner es gewagt, ihr so stolz gegenüber zu treten; dies heischte Rache, und doch, als sie ans Fenster trat, den schönen Mann durch den Garten gehen, durch die offene Thür ihn verlassen sah,

da fühlte sie, daß sie ihn dennoch mehr liebe als hasse. Hast du dich hinreißen lassen, thörigtes Herz? rief sie und Thränen rollten über ihre Wangen, war es wirklich einmal herzliche, nicht sinnliche Liebe allein, die mich an ihn fesselte, die mich in seinem Zauberkreise festbannt, die mir die Macht nimmt, ihn zu verderben? — Thörigtes Herz, schweig und gönne der Rache ihren Triumph. Uneins, unzufrieden mit sich, warf sie sich auf ihren Lehnstuhl und sann nach, was sie thun sollte. Ich bin zu weit gegangen, um zurückkehren zu können, rief sie, und sprang mit Heftigkeit von ihrem Sitze auf, das Opfer muß fallen.

Als Churchill seiner Schwester den Vorfall mit der Herzogin, und hierbei sein Verhältniß und seine Liebe zu Elisabeth mittheilte, schüttelte Arabella mißbilligend den Kopf. Du hast nicht wie ein kluger Mann gehandelt, sagte sie, fast mit dem Bruder zürnend, hast ganz die Lage vergessen, in welcher Du hier am Hofe bist. Wer wird ein rachsüchtiges, allgewaltiges Weib so beleidigen, sich von ihr trennen? Der Herzog von York wird sicher auf Dich zürnen, daß Du auf diese Weise mit der Herzogin gebrochen hast, besonders da er aus den Aeußerungen

rungen des Königs vermuthet, daß diesem Dein Verhältniß zur Cleveland verrathen ist. Wer kann Dich gegen den Zorn des Königs schützen, der seiner Geliebten leichter jede Untreue vergiebt, als dem Manne, der es wagte, als Nebenbuhler gegen ihn aufzutreten? Ich möchte Dir fast wie die Herzogin rathen, künftig auf die Fuchsjagd zu gehen und Deinem Weibe die Spindel drehen zu lassen. Sag mir nur, John, was soll Dir das Mädchen aus City? Was wird unser alter Vater sagen?

Was sagte er zu Miß Arabella, als sie den Knaben gebar? unterbrach sie Churchill beleidigt. Mr. Woodmann ist ein angesehener Bürger, durch sein Geld kann sich unsere fast zur Armuth herabgesunkene Familie wieder heben, und wenn Du Elisabeth siehst, so bin ich gewiß, Du empfängst sie gern als Deine Schwester. Vorwürfe, Arabella, lieb' ich nicht, damit ist's nicht wieder gut gemacht, und sie würden uns nur trennen; suche lieber den Herzog für mich zu stimmen und sinne auf Mittel, wie wir der Herzogin von Cleveland entgegen handeln können.

Hast Du Briefe von ihr? fragte Arabella.

Eine Menge, die es deutlich aussprechen,

daß ich der Geſuchte war, erwiederte Sir John. Sie bot mir 3000 Pfund, wollte ich ſie ihr zurückgeben.

Und du gabſt ſie ihr für dieſen Preis nicht?

Hältſt Du mich für ſo ehrlos, daß ich —

Nun gut, John! 3000 Pfund ſind zwar eine ſchöne Summe, doch Du hätteſt ihr die Briefe gegeben, die 3000 Pfund aber nie erhalten, ſo viel hat die Verſchwenderin nie. Aber was willſt Du mit den Briefen beginnen?

Nichts!

So gieb ſie mir, ſagte Arabella. Ich lege ſie in die Hände des Herzogs, er könnte zu ſeiner Zeit leicht einen guten Gebrauch davon machen.

Das will ich nicht!

John! bat die Schweſter, willſt Du denn Alles leichtſinnig aufs Spiel ſetzen, Alles Deinen chimäriſchen Grundſätzen opfern? Ohne der Herzogin Sturz iſt für Dich keine Rettung.

So ſtürze ſie, wer es vermag, ſei es Buckingham oder der Herzog von York, entgegnete Churchill. Ich nehme keinen Theil daran und gebe keine Waffe dazu her. Mir ſchrieb ſie die Briefe in dem Vertrauen, ſie ſchreibe ſie an einen edlen Mann, ſoll ich ſie täuſchen, ſoll ſie

Er ſtand auf, bekreuzte Armbruſt und Bolzen, ſetzte ſich dann auf einen Stein, den ein müder Wanderer zum Ruheſitze dahin gerollt haben mochte und lauſchte, wie der im Dickicht auf ſeine Beute lauernde Tiger, der, auf den Hufſchlag von Roſſen. Er harrte lange, denn noch war es früh, endlich hörte er das Getrappel von Pferden, er ſprang auf, nahm die Armbruſt zur Hand, drückte ſich an den Baum und ſein Auge blickte beutegierig die Höhe hinauf, von welcher die Straße herab zog. Da ſah er einige Diener mit Saumroſſen herankommen; er erkannte an dem ſchwarzen Andaluſier, einem Geſchenke Rohans, daß es die Roſſe des Obriſt Jenatſch waren und ließ ſie vorüberziehn. „Bald muß er kommen!“ dachte er und ſetzte ſich wieder nieder, aber Stunden vergingen, er kam nicht. Mancher Reiſende, der die Straße zog, äffte ihn und als die Sonne ihm heiß auf den Schädel brannte, die Schwüle des Mittags ihn drückte, öffnete er unmuthig ſeinen Ränzel, nahm ſein hartes Gerſtenbrod heraus, zerſchlug es mit einem Steine und erweichte es in dem Becher, den er ſich aus ſeinem Schlauche mit Wein füllte. So geſtärkt ſaß er unbeweglich auf ſeine Beute lauernd; aber auch die Stunden des Nachmittags vergingen, die Sonne kam immer dem Gipfel der Berge näher, immer röther wurden die Gletſcher des Bernina und ſchon hörte er in der Ferne das Geläute der in die Sennhütten zurückziehenden Heerden. Die Sonne ſank und immer erſchien der begierig Erwartete nicht, es ward Nacht und ſein Muth, ſeine Beharrlichkeit blieb ſich gleich, er legte das müde Haupt auf den Stein und ſchlummerte trotz dem Gekrächze der Raben ein, die über ihm auf der niedern Fichte ihre Nachtruhe

diese Zeichen der Gunst einem Unedlen gesendet haben?

Willst Du keinen Gebrauch von ihnen machen, nun gut, so gieb sie ihr zurück; nimm so viel Geld Du von ihr bekommen kannst, ich will allenfalls den Handel übernehmen. Nimm das Geld und gehe morgen schon nach Holland und so dem Ungewitter aus dem Wege. Bei dem Herzoge will ich Dich vertreten, daß er Dir Deine schnelle Abreise verzeiht.

Arabella! Du kennst mich schlecht; zu solchen Handlungen bin ich unfähig, antwortete Sir John unmuthig.

Nun denn, so renne in Dein Verderben, zürnte sie, und heute, vielleicht zum ersten Male, trennten sich Beide in Unmuth.

8.

Am andern Abende traf Churchill Elisabeth wieder an gewohnter Stelle. Sie war heute nicht so heiter wie sonst, denn ihr schien die Abendstunde nicht die zu seyn, in der sie den Geliebten aufsuchen sollte; ihr Zartgefühl sträubte sich dagegen und sie gestand es Chur-

chill unverholen. Morgen in aller Frühe reitet mein Vater in Geschäften nach Croydon; Du kannst ihn also nicht eher sprechen, als übermorgen, dann thue es, ich will ihn morgen Abend nach seiner Rückkehr darauf vorbereiten, und ich fürchte nicht, daß er meinem Glücke entgegen seyn werde. Ich habe es nun selbst eingesehen, daß mein Wunsch, noch einige Zeit der Liebe ihren geheimen Zauber nicht zu stören, Schwärmerei ist, und diese Zusammenkünfte leicht, selbst von Dir, mir mißgedeutet werden könnten. Morgen ist es das letzte Mal, daß ich Dich hier sehe, dann, hoffe ich, wallfahrest Du nach Fleet, statt nach Norfolkstreet.

Sir John war dieser Vorschlag genehm; die Scene bei der Herzogin von Cleveland, die Unterredung mit seiner Schwester, hatten seine hochfliegenden Plane herabgestimmt, und es wird ja der Liebe so leicht, selbst dem Kriegsmanne ein idyllisches Leben als das Herrlichste der Welt zu malen, wo er unter traulichem Gekose am Arme der Geliebten durch Flur und Wiese lustwandelt, und von den Stürmen des Krieges, wie von dem zügellosen Treiben eines Hofes, wie der zu Whitehall, entfernt, er nur der Liebe lebt, die dem Ungenügsamsten dann

genügend dünkt. Er erzählte nun Elisabeth, daß er auf Einladung der Herzogin bei ihr gewesen, daß er mit ihr förmlich gebrochen habe, und versicherte sie, nie ihre Wohnung wieder zu betreten, wenn ihn nicht Dienstpflicht zu ihr führe; auch verschwieg er ihr nicht, wie erzürnt die Herzogin gewesen sei und ihm Rache geschworen habe. — Er hoffte, Elisabeth würde nun durch diese Erzählung in Hinsicht der Herzogin beruhigt seyn und sich freuen, daß jede Verbindung mit ihr für immer aufgelöst sei; aber wie erstaunte er, als das Mädchen immer stiller, immer trauriger wurde.

Geliebter John! sagte sie plötzlich, nachdem an ihr düstere Gedanken mochten vorüber gezogen seyn. Du fürchtetest immer Gefahr, jetzt scheinst Du sie nicht beachten zu wollen, und jetzt fürcht' ich sie. Die Herzogin soll eine rachsüchtige Frau seyn, die Dir nie vergeben wird; deshalb weiche dem Sturme aus, oder beschwöre ihn, wenn es noch Zeit ist; kann ich meinen Vater bewegen, nicht allein seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben, sondern auch zugleich den Segen des Priesters über uns aussprechen zu lassen, so besteigen wir ein Schiff und fliehen nach Holland; dort hat der Vater

viele Handelsfreunde, die uns willig aufnehmen werden; dort bleiben wir, bis die Herzogin den Einfluß verloren hat, und Gott wird ihr wohl bald das Ziel setzen. Bist Du dies zufrieden, theurer John, so spreche ich heute Abend noch mit meinem Vater und morgen erfährst Du seinen Entschluß.

Auch ich möchte gern mit meinem zweiten Vater, mit dem Herzoge von York darüber sprechen und meinen Wohlthäter nicht gern heimlich verlassen, erwiederte er.

John! fiel ihm Elisabeth verwundert in die Rede, Du zauderst noch?

Ja, Elisabeth, dem Manne wird es schwer, ein Flüchtling das Feld zu räumen, erwiederte Churchill, schwer, dem Feinde einzugestehen, er floh, weil er seine Rache fürchtet.

Elisabeth erwiederte hierauf nichts; sie wurde immer stiller und nachdenkender. —

Was ich eben sagte, möge Dich nicht hindern, noch heute mit Deinem Vater zu sprechen, fuhr Sir John fort, ich fürchte nicht, daß der Herzog mich zurückhält; darum rede nur mit dem alten Mann, und Gott möge Deinen Worten die Kraft geben, ihn nach unsern Wünschen zu stimmen.

Ein freundlicher Blick dankte ihm für diese Worte, der Abschied war heute zwar herzlich, aber traurig. An mir zieht, wie ein finstrer Geist, immer noch eine trübe Ahnung vorüber, gebe Gott, daß sie mich täuscht! rief das Mädchen, warf sich an des Geliebten Brust, und sagte ihm unter Schluchzen ein Lebewohl.

Churchill war am frühen Morgen schon bei seiner Schwester. Hast Du meinetwegen mit dem Herzoge gesprochen? Was? erwiederte er, ist er aufgebracht? Mit diesen Fragen bestürmte er Arabella, die ihm endlich den Trost gab, daß der Herzog, so unlieb ihm die Sache auch sei, nicht auf ihn zürne, indem er sich selbst einen Theil der Schuld beimesse, ihn zu dem Verhältniß mit der Cleveland verlockt zu haben. Seiner Meinung nach wäre es ihm ein Leichtes, unter jetzigen Verhältnissen, besonders da Buckingham ihre Parthei verlassen habe und sich ihm anzuschließen schiene, die Allgefürchtete zu stürzen, wenn er nur erst ihre Briefe an Dich in Händen hätte, von denen er erst Gebrauch machen wolle, sobald er Dich in Sicherheit wüßte.

Die erhält er nie! sagte Churchill bestimmt.

Thörigter Mensch! zürnte Arabella, Du

übst Gerechtigkeit am unrechten Orte. So lange die Herzogin Gewalt über den König hat, so lange ist Dir die Rückkehr ins Vaterland benommen.

Mag es! unritterlich kann ich nicht handeln, entgegnete Sir John. Aber was sagt der Herzog zu meiner Liebe zu Elisabeth Woodmann?

Er nannte sie Thorheit und meinte, entfernt von ihr würdest Du Dir schon ein anderes Liebchen suchen. Geh' noch heute früh zu ihm, es könnten die Pfaffen sich drein mischen, und Du weißt, er vertraut ihnen Alles, und sie hassen Dich.

Churchill begab sich sogleich nach St. James und wurde vorgelassen. Dort wiederholte der Herzog, was Arabella dem Bruder schon gesagt, doch etwas weitläuftiger, und verlangte zuletzt die Briefe der Herzogin; als aber Sir John dies standhaft verweigerte, konnte der Herzog ihm nicht zürnen, denn er fühlte selbst, daß Churchill unedel handeln würde, gäbe er die im Rausche der Liebe geschriebenen her, um sie zu ihrem Verderben benutzen zu lassen. Ueber Elisabeth Woodmann sagte ihm der Herzog, daß er durch solche Verbindung zwar seine Vermögensumstände verbessere, aber sich alle Ge-

legenheit raube, durch eine Heirath mit einer reichen Erbin aus angesehener Familie Einfluß bei Hofe zu erlangen. Sir John stellte sich, als ob er den Gründen des Herzogs beipflichte, obgleich sie keinen Eindruck auf ihn machten. Er bat dann den Herzog, ihm zu erlauben, in einigen Tagen, die er zur Vorbereitung seiner Reise gebrauche, England verlassen zu dürfen und ihm Empfehlungsschreiben nach dem Haag mitzugeben. Der Herzog aber meinte, es sei besser, er ginge noch heute, und rieth ihm, wenigstens bis zur Abreise, seine Wohnung bei Arabella zu nehmen und sich nicht öffentlich zu zeigen. Noch am nämlichen Tage erhielt Churchill mehre Empfehlungsbriefe und selbst einen an den englischen Gesandten im Haag. Mehr aber noch wunderte Churchill und war tief gerührt, als ihm der sonst so geizige Herzog durch seinen Secretair 150 Pfund überschickte.

Ohne selbst Arabella das Mindeste von seiner wahren Absicht mitzutheilen, ließ er, als es zu dämmern begann, alles zur Reise Nöthige nach der Schwester Wohnung schaffen; er selbst aber ging nach Norfolkstreet. Heute war er der Erste, er schloß das kleine Stübchen auf, setzte sich in der Dunkelheit auf einen Sessel, lauschte

auf jedes Geräusch, in dem er Tritte zu hören glaubte; aber Niemand kam. Er begann unruhig zu werden, und wie die Zeit verging und Keiner sich blicken ließ, steigerte sich seine Unruhe von Minute zu Minute, tausend trübe Gedanken durchkreuzten sich. Da hörte er endlich, daß die kleine kreischende Hausthüre geöffnet wurde, doch ehe er noch aufspringen und hinauseilen konnte, stürzte schon Patric, der Mann der Amme, athemlos herein und rief: Sind Sie hier, Sir? und da Churchill es bejahte und ihn befragte, wo die Miß und sein Weib sei, rief er unter Schluchzen: Ach! welch ein Unglück! welch ein großes Unglück! meine arme Frau, die arme Miß!

Nun, was ist geschehen? rasch, erzähle! Doch ehe der Arme seinen Bericht abstatten konnte, rissen zwei Männer in der Livree des Herzogs von Buckingham, brennende Fackeln in der Hand, mit Hast die Thüre auf und eilten auf Patric zu, doch als sie im nämlichen Augenblicke Sir John erblickten, der mit gezogenem Degen auf sie zutrat, löschten sie schnell die Fackeln und entflohen. Churchill wollte ihnen nach, verwickelte sich aber in seinen Mantel, stürzte zu Boden, und so erhielten sie einen

Vorſprung und waren bald ſeinem Blicke entſchwunden. Er kehrte ſogleich nach dem Hauſe zurück, wo Patric indeſſen das Lämpchen angezündet hatte und angſtvoll ſeine Rückkehr erwartete.

Nun erzähle, was vorgefallen, befahl Churchill, aber mache es kurz.

Wir gingen ruhig und keine Gefahr ahnend den gewöhnlichen Weg, begann Patric, die Miß ſchien ſehr heiter, denn ſo wie ich hörte, erzählte ſie meiner Frau, der Vater habe in Alles gewilligt. Als wir aus der Fleetſtreet über den Strand gegangen waren und in dieſe kleine Gaſſe einbogen, ſperrte, ohnfern des Eingangs, ein Wagen ſo geſchickt das Gäßchen, daß wir nicht vorbei konnten. Plötzlich ſprangen vier baumſtarke Männer in der goldverbrämten Livree des Herzogs von Buckingham hervor und leuchteten mit ihren Fackeln der Miß und meiner Frau ins Geſicht. Sie iſts! rief der Eine, packte ohne Umſtände die Miß, ein Anderer meine Frau, hoben ſie mit Gewalt in den Wagen, kümmerten ſich in dieſer abgelegenen Straße wenig um deren Geſchrei und ſchwangen ſich mit Blitzesſchnelle zu ihnen hinein; der Kut-

scher trieb die Pferde an und im vollen Jagen fuhren sie davon. Mehre Leute waren endlich auf meinen Hilferuf aus ihren Häusern gekommen, da sie aber die Livree des gefürchteten Herzogs von Buckingham sahen, zogen sie sich schnell wieder zurück. Als mich nun die Räuber auch mit sich fortführen wollten, wahrscheinlich um keinen Zeugen gegen sich zurückzulassen, entschlüpfte ich und riß aus, sie dicht hinter mir drein, doch ich behielt immer noch einen bedeutenden Vorsprung und kam eher hierher als sie, die jedoch meine Wohnung schon früher müssen gekannt haben, sonst wäre es nicht möglich gewesen, mich in der Dunkelheit der Nacht hier aufzufinden.

Also Buckingham! rief Churchill aus und bebte vor Zorn, also mit Dir soll ich den Tanz beginnen? — Nun wohlan, es sei! Eile Patric! wandte er sich zu diesem, lauf nach meiner Wohnung, laß meine Leute aufsitzen, daß sie alles Mögliche thun, die Spur der Räuber aufzufinden, dann geh zu dem unglücklichen Vater und berichte auch dem, was vorgefallen ist, morgen in aller Frühe bringst Du mir Bescheid.

halten wollten und forſchend um ihn herflatterten, wähnend, der Tod habe ihnen eine Beute bereitet.

Ehe noch der erſte Strahl des Tages die Berge zu röthen begann, weckte ihn ſchon der kühle Morgenwind. Er richtete ſich empor, die Raben flogen erſchrocken aus ihrer Ruhe auf und ihren kreiſchenden Ruf hielt er für ein ſicheres Zeichen, daß ſeine Beute ihm heute nicht entgehen werde. Majeſtätiſch trat jetzt die Sonne in Oſten hervor, glänzend breitete ſie ihre Strahlen über die Berge und drückte den Nebel in das Thal hinab, der vom Nordweſt getrieben, wogend dahin rollte. Jetzt drangen ihre Strahlen in das grünende Thal und ein neues Leben ſchien mit dem neuen Tage zu beginnen; der Steinadler zog in weiten Kreiſen über ihm, das Birkhuhn flatterte, den kühnen Jäger erſchauend, ängſtlich über die Felſen dem ſchützenden Dickicht zu, auch das ſcheue Reh verließ die bethaute Wieſe und zog nach der waldigen Höhe hinauf.

Der Alte bemerkte von alle dem nichts. Seit der Nebel ſich verlor, die Straße ſich ihm zeigte, war ſein Blick nur nach den Höhen des Albula gerichtet, ſogar ſein Morgengebet hatte er in ſeiner Rachbegierde vergeſſen; nur ein Gedanke war in ihm wach, alle andere ſchlummerten. Aber auch jetzt noch ſollte er vergebens harren, nicht ein Roß zog die Straße und unmuthig ſetzte er ſich wieder auf den Stein, goß den letzten Tropfen Weines aus dem Schlauche, den Durſt zu löſchen, der ihn ſchon lange gequält hatte. Keine Quelle war in der Nähe, die anhaltende Dürre hatte ſelbſt alle Felsvertiefungen ausgetrocknet, der Wein ſtillte ſeinen Durſt nicht, höchſtens bis

9.

Churchill ging sogleich nach Buckinghamhouse, wo er den Herzog zwar zu Hause, aber mit seinem Schreiber beschäftigt fand, weshalb ihm der Herzog sagen ließ, er könne ihn heute nicht sprechen. Doch Sir John ließ sich nicht abweisen. Sagt nur Eurem Herrn, befahl er dem Diener, ich käm' im Auftrage des Herzogs von York. Nach kurzem Verweilen ward er bei dem Herzoge eingeführt.

Obgleich Churchill sich fest vorgenommen hatte, so kaltblütig und ruhig, als es ihm möglich sei, mit dem Herzoge zu sprechen, so war dessen Anblick, der ihn verdrießlich fragte: Was will der Herzog von York von mir? hinreichend, ihn aus der Ruhe zu bringen.

Durchlaucht! der Herzog von York schickt mich nicht hierher, erwiederte er, ich komme in eigener Angelegenheit. Der Herzog schellte und befahl dem eintretenden Diener, den Schreiber zu rufen.

Laßt ihn nicht eintreten, gnädiger Herr! bat Sir John noch mit verbissenem Ingrimm, es ist wahrlich besser, daß das, worüber ich mit

Euch zu sprechen habe, unter uns bleibt. — Der Schreiber trat ein.

Laßt ihn abtreten! bat Churchill nochmals den Herzog leise, heute habt Ihr noch nichts von mir zu fürchten.

Fürchten? von Euch zu fürchten? wiederholte der Herzog und warf einen zornigen Blick auf Churchill, und befahl dem Eingetretenen, sich zu entfernen. Nun, kühner Sir! nun beginnt! sagte er, setzte sich auf seinen Lehnstuhl, ohne Sir John einzuladen, ein Gleiches zu thun. Ich bin doch neugierig, was Ihr mir Wichtiges zu berichten habt.

Durchlaucht! begann nun Churchill, ich liebe ein Mädchen, die Tochter eines angesehenen Bürgers der City.

Was kümmert das mich? unterbrach ihn der Herzog.

Viel, sehr viel; das Mädchen ist ohngefähr vor einer Stunde in Norfolkstreet durch Eure Diener gewaltsam entführt worden. — Ohne Euren Befehl hätte es wohl Keiner gewagt. —

Das ist erlogen! rief Buckingham.

Wer soll gelogen haben? fragte Churchill, einen Schritt näher zum Herzoge tretend.

Ihr! oder meinetwegen, wer Euch dies Mährchen aufgebunden hat.

Herr Herzog! fuhr Sir John auf und seine Fassung war dahin. Ich bin Edelmann so gut wie Ihr, die Churchills können sich wohl, was die Vergangenheit betrifft, mit den Villiers messen, nur wurden ihre treuen Dienste nicht so belohnt, wie die zweideutigen der Villiers. Ihr habt einem Churchill gesagt, er lüge, das fordert blutige Genugthuung, und die erwarte ich von Georg, Herzog von Buckingham, er wird diese einem englischen Edeln nicht versagen.

Churchill hatte, während er sprach, den Herzog mit dem Blicke der Verzweiflung angestarrt und stand noch zitternd vor Wuth vor dem allgewaltigen Günstlinge. Dieser blieb ruhig. Sir John! sagte er, ich verweigere Euch Genugthuung nicht, sie soll Euch werden, auf welche Weise Ihr sie verlangt. Aber Ihr dauert mich, junger Mann, Ihr rennt blind in Euer Verderben, denn Ihr streitet mit mir übrr eine Sache, die mir ganz fremd ist.

Fremd? fiel ihm Sir John bitter lächelnd in die Rede.

Ja fremd, fuhr der Herzog fort. Wäre ich Euch nicht wohlgewogen, besonders nach de

Scene am heutigen Morgen bei der Herzogin von Cleveland, die mir schon bekannt ist, würde ich mich in weitere Erörterungen nicht einlassen, so aber versichere ich Euch, daß ein Irrthum hier obwalten muß. Ich versichere Euch bei Allem, was mir heilig ist, bei der Asche meines gemordeten Vaters, daß ich keinen Befehl zur Entführung Eurer Schönen gegeben, daß ich nicht das Mindeste von dem ganzen Vorfalle weiß. Auf Churchills Gesicht mochte sich Unglaube ausdrücken, denn der Herzog griff hastig nach der Schelle und befahl dem Eintretenden, dem Haushofmeister zu sagen, er solle sogleich die ganze Dienerschaft versammeln, die Fehlenden aufzeichnen und ihm darüber Bericht abstatten. Indessen suchte er, heute sehr gnädig gestimmt, Sir John über das Vorgefallene zu beruhigen und versprach ihm, zur Auffindung des Mädchens hülfreiche Hand zu leisten. Doch Churchill konnte den Argwohn nicht unterdrücken, er kannte den Herzog zu gut, um nicht zu wissen, wie manchen Gewaltstreich der Art er schon ausgeführt hatte.

Gleich darauf trat der Haushofmeister ein und berichtete, daß Harry, der Diener, den die Herzogin von Cleveland vor Monaten entlassen und den der

Her-

Herzog in seine Dienste genommen habe, schon seit heute Mittag ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Der Herzog befahl, sobald er den Palast beträte, ihn sogleich zu ihm zu führen; dann wandte er sich zu Churchill: Ihr könnt nun leicht beurtheilen, wertheſter Sir, von woher der Schlag gekommen iſt, der Euch ſo hart getroffen. Dies iſt der Anfang ihrer Rache, fürchtet das Ende; ihr Sturz allein kann uns nur Ruhe und Sicherheit verſchaffen. Ich geſtehe Euch offen, daß ich den König mit Eurem Verhältniß zu ihr bekannt gemacht habe. Ihr verwarft auf ſo ſtolze Weiſe meinen wohlgemeinten Rath und mir lag Alles daran, den König gegen die Herzogin aufzubringen, daß ich glaubte, keine Rückſichten gegen Euch nehmen zu dürfen. Aber Eurer Benehmen gegen ſie, die Art, wie Ihr das Verhältniß abgebrochen, wovon ich den König noch heute unterrichten werde, wird der Majeſtät keinen Zweifel laſſen, daß Ihr ihrem Einfluſſe, nicht aber der Barbara Villiers gehuldigt habt, und ich werde das ganze Verhältniß für Euch unſchädlich zu machen ſuchen. Habt nur Vertrauen zu mir, ich meine es wahrlich gut mit Euch. — Und nun beſtimmt, auf welche Weiſe ich Euch

Genugthuung über ein unüberlegtes Wort geben ſoll, das mich gereut, es ausgeſprochen zu haben.

Dies genügt mir, Durchlaucht, erwiederte Churchill, der indeſſen beſonnener geworden war und wohl einſah, daß ihm die Feindſchaft des Herzogs verderblich werden konnte, und Ihr werdet mich ſehr verbinden, wenn Ihr mir bei dieſer unglücklichen Begebenheit, die das ganze Glück meines Lebens zerſtört, mit Eurem Rath und Einfluß beiſtehen wollt.

Der Herzog verſicherte ihn ſeines Beiſtandes mit einer Bereitwilligkeit und einer ſo freundlichen Art, die ihm ſonſt ſo fremd war, daß es Churchill, der übrigens noch nicht ganz des Herzogs Worten vertraute, auffallen mußte. In dieſem Augenblicke trat der Haushofmeiſter mit dem fehlenden Diener ein, den Sir John ſogleich als Einen von den Zweien erkannte, die in Patrics Haus eingedrungen waren. Dies beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Glauben, daß Buckingham ihn hintergehe. Der Herzog fuhr den Diener barſch an und fragte ihn, wo er den ganzen Tag geweſen wäre; dieſer, dem, wie es ſchien, Geiſtesgegenwart nicht fehlte, hatte eine Menge Lügen bereit, mit denen er den Herzog zu täuſchen ſuchte, und als dieſer

ihn befragte, ob er gestern Abend in Norfolk-street Theil an der Entführung einer jungen Lady genommen, läugnete er standhaft.

Ich selbst habe Euch gesehen! fuhr jetzt Sir John auf. Ihr waret Einer von denen, die mit der Fackel in der Hand in Patrics Wohnung eindrangen, und als ich mein Schwert zog, die Fackeln auslöschten und davon liefen.

Da irrt Ihr sehr, junger Herr! erwiederte der Beschuldigte mit dem Anscheine der größten Ruhe. Ihr müßt einen Andern für mich angesehen haben, das ist mir schon recht oft begegnet, und deshalb sage ich immer, ich muß so ein alltägliches Gesicht haben, das überall Kameraden findet.

Seid Ihr gewiß, daß es der Nämliche ist und irrt Ihr Euch nicht? fragte der Herzog, Churchill bei Seite nehmend.

Ich irre mich nicht, Durchlaucht! Dieses Menschen Physiognomie ist zu auffallend, um sie nicht unter Tausenden zu erkennen. Da raunte Buckingham dem Haushofmeister etwas ins Ohr, und dieser trat sogleich mit dem Diener ab.

Ich glaube, Sir John, ich habe mit diesem Buben einen gefährlichen Menschen in mei-

nen Palaſt genommen, ſagte jetzt der Herzog. Er war vor einigen Monaten einer kleinen Nachläſſigkeit wegen von der Herzogin von Cleveland in einem Augenblicke von Heftigkeit fortgejagt worden. Der Mann dauerte ſie, wie ſie mir ſagte, und da bat ſie mich, ihn in meine Dienſte zu nehmen, um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Ich glaubte durch ihn Manches aus dem geheimen Leben der Herzogin zu erfahren, wollte zu gleicher Zeit ihr gefällig ſeyn und erfüllte ihren Wunſch, nahm den Menſchen in meine Dienſte, und, wie ich nun wohl ſehe, einen Kundſchafter der Herzogin in meinen Palaſt. Glaubt mir es, Sir John, Niemand als die Herzogin hat Euch den Streich geſpielt.

In dieſem Augenblicke trat der Haushofmeiſter herein. Das iſt ein verſtockter Sünder, berichtete er dem Herzoge. Ich that, wie mein gnädigſter Herr mir befohlen, ermahnte ihn, die Wahrheit zu geſtehen und verſprach ihm dann Verzeihung; er aber leugnete ſtandhaft. Da führte ich ihn in die alte Marterkammer und zeigte ihm die verroſteten, vielleicht ſeit Jahrhunderten nicht mehr gebrauchten Inſtrumente mit der Drohung, ihm das Geſtändniß ſchon dadurch zu erpreſſen. Er aber lachte. Nicht

der König, wie viel weniger ein Herzog von Buckingham kann es wagen, einem freien Engländer, ohne daß die Richter ihn dazu verurtheilt haben, die Tortur geben zu lassen. Sagt dies Eurem Herrn, und ich verlache diese Drohung; zu gleicher Zeit verlange ich seine Dienste verlassen zu dürfen.

Wart, Bursche! diese Worte sollst Du theuer bezahlen! rief Buckingham zornig. Bringt ihn in engen Gewahrsam, Haushofmeister, und Ihr steht mir dafür, daß er nicht entwischt. Ich glaube, wir werden ihn noch in dieser Angelegenheit ferner gebrauchen.

Churchill entfernte sich nun, nachdem ihm der Herzog versprochen hatte, am andern Morgen dem Könige die Sache vorzutragen. Der gefangene Diener sollte den Richtern übergeben und die Sache auf's Strengste untersucht werden.

10.

Der König war verdrießlich, als er von Buckingham den Vorfall erfuhr. Des Obrist Churchill Liebschaften machen mir viel Verdruß, sagte er. Nun sehe ich schon, wie die Bürger

der City lärmen und toben und auf den Herzog von Buckingham ſchimpfen werden; mir iſt es ſchon, als ſäh' ich den gravitätiſchen Lordmayor, die Aldermänner hinter ſich, bei mir eintreten, ihre Klage mit wichtiger Miene führen und ſich gebehrden, als ob die Entführung einer Dirne der Freiheit von ganz England gefährlich werden könne. Schick' nur den gefangenen Diener mit der gehörigen Anzeige bald an ſeine Richter mit dem Befehl von mir, die Sache auf das Strengſte zu unterſuchen, damit nur den Herren der City die Mäuler geſtopft werden, ehe ſie vor mir erſcheinen. Aber ſei offen gegen mich, Georg; biſt Du wirklich ſchuldlos in dieſer Sache, oder iſt es einer Deiner alten Streiche, die Du ſchon ſo oft ausgeführt haſt?

Beim heiligen Gott! —

Schwöre nur nicht, Du weißt, was ich von Deinen Schwüren halte, unterbrach ihn der König.

Diesmal kann Ew. Majeſtät meinen Worten vertrauen, erwiederte Buckingham, an dieſer Sache habe ich keinen Theil, wohl aber die Vermuthung, wer ſie angeſtiftet hat.

Nun?

Verzeihet, mein König, daß ich ſchon wie-

Mittag konnte er noch hier verweilen, dann mußte er auf weiten Umwegen hin nach Bergün, um ſich zu erquicken; alle Hoffnung, jetzt ſein Vorhaben auszuführen, war dahin. Unmuth, Verzweiflung ergriff ihn, er brummte Verwünſchungen vor ſich hin, da vernahm er endlich die langerſehnten Töne, den Hufſchlag mehrerer Pferde hörte er deutlich, und feſt an den Baum gelehnt, den Blick unbeweglich auf die Landſtraße geheftet, ſtand er die Armbruſt in der Hand. — Da ſah er — freudig klopfte ſein Herz, er zitterte vor Begier — da ſah er Jenatſch von Diener und Bewaffneten gefolgt, die Höhe herabkommen. Ein Weib ritt auf einem Maulthiere ihm zur Seite und als ſie näher kamen, ſah er, daß es Frau Hanna war, die er nun deutlich erkennen konnte. Ihr Erſcheinen war ihm, er wußte ſelbſt nicht weshalb, unangenehm, doch ſtörte ihn das nicht in ſeinem Entſchluſſe. Er verbarg ſich hinter dem Baume, überſah noch raſch ſein Geſchoß, ob auch Alles in Ordnung ſei und je näher ſeine Beute kam, je heftiger klopfte ihm vor Begierde das Herz. Jetzt war ihm Jenatſch ſchußgerecht, er legte an und in dem Augenblicke, daß er losdrücken wollte, ſah Frau Hanna hinauf zu ihm, erblickte ihn und rief ſeinen Namen. Er drückte los, der Bolzen verfehlte ſein Ziel, ſchnell nahm er einen zweiten, ſpannte die Armbruſt, ehe er aber losdrücken konnte, hatte Jenatſch ſchon zugerufen: „Schießt den Hund nieder!“ und die Kugel einer Muskete traf ihn im Schenkel, doch drückte er noch die Armbruſt los, aber ſchon wankend, fehlte auch dieſer Schuß und er ſelbſt ſank hinter dem Baume zuſammen. Die Diener wollten abſitzen, den Felſen hinauf klimmen, aber Jenatſch, die

der einen Namen nennen muß, den Ihr bei dergleichen Gelegenheit nicht gern hört.

O, gewiß den Namen Cleveland! fiel ihm der König in die Rede.

So ist es, Sire. Der Diener von mir, den Sir John gestern Abend glaubt gesehen zu haben, war früher im Dienste der Herzogin; sie entließ ihn aus geringfügigen Gründen und bewog mich, ihn in meine Dienste zu nehmen.

Hat sie Dich auch einmal überlistet? nun das freut mich! sagte der König lachend.

Ich bitte aber Ew. Majestät, die Sache diesmal ernsthaft zu nehmen, fuhr der Herzog fort, zwar in bittendem, aber doch sehr bestimmtem Tone; der König stand auf so vertrautem Fuße mit ihm, daß er sich wohl so etwas erlauben durfte. Meine Ehre steht auf dem Spiele, ich habe Sir John mein Wort gegeben, daß die Sache streng untersucht werden und in das Klare kommen soll; ich muß mein Wort lösen, überdies bin ich in der City und Westminster so in bösem Rufe, daß ich ohne mein Verschulden ihn nicht gern vergrößern möchte.

Ich erlaube Dir, jeden Schritt in dieser Sache zu thun, der nicht gegen die Gesetze ist, denn da würden sie schreien und lärmen, und

ich will Ruhe haben, auch laß dabei die Herzogin von Cleveland aus dem Spiel.

Das wird unmöglich seyn! meinte der Herzog.

Herzog von Buckingham fiel ihm der König mit Unmuth in die Rede, meine Langmuth hat auch ihre Grenzen; stellt sie nicht zu sehr auf die Probe. Gott befohlen! Er nickte ihm zu, ging in sein Kabinet und ließ den Herzog stehen. Das war diesem seit langer Zeit nicht begegnet. Unbeweglich stand er eine Weile und biß sich vor Bosheit auf die Lippen, dann sagte er vor sich hin, die Rechte nach Clevelandhouse gestreckt: Du oder ich — Einer muß fallen!

Als er das Zimmer verlassen wollte, trat ein königlicher Kämmerer herein. Sind Seine Majestät nicht hier? fragte er verwundert, da er den Herzog allein fand.

Er ist in seinem Kabinet, erwiederte der Herzog. Doch was giebts?

Lord Arlington ist draußen und bittet, Seiner Majestät aufwarten zu dürfen.

Geht nur herein, sagte der Herzog und entfernte sich schnell.

Der Kämmerer stattete dem Könige seinen Bericht ab, und nur ungern gab er die Erlaubniß, Lord Arlington, seinen Staatsminister, ein-

zuführen, denn jedes ernsthafte Geschäft war ihm lästig, besonders heute, wo er nicht von der besten Laune war.

Lord Arlington trat ein. Sire! redete er den König an, der Lordmayor hat mir so eben dies Schreiben zugesendet, dessen Inhalt die Bitte um eine Audienz bei Euer Majestät in einer wichtigen Angelegenheit ist. Es haben nämlich —

Ich weiß schon, ich weiß schon! unterbrach ihn König Carl. Ich bin von der hochwichtigen Angelegenheit schon sattsam unterrichtet, es betrifft die Entführung eines Bürgermädchens. —

Ich vermuthe es, Sire.

Machen die Menschen doch einen Lärm, als wenn an dem Mädchen das Schicksal von ganz England hinge, sagte der König und seine Stirn umwölkte sich. Ich glaube wirklich, Arlington, wenn man mich und Euch entführte, der Lärm in der City wäre nicht halb so groß.

Arlington schwieg kluger Weise.

Nun wir können die Audienz nicht abschlagen, so sehr sie uns auch angreifen wird. Er komme gleich nach dem Mittagsmahle.

Der Lord verbeugte sich und ging. Der Kö-

ig aber begab ſich zur Herzogin von Cleveland.

Dieſe empfing ihn heute freundlicher, unbefangener als je. Schon ſo früh, Charles? ſagte ſie im vertraulichen Tone. Das iſt ja eine Ehre, die mir ſelten widerfährt. Was giebts Neues? Der Staatsſecretair hat Dich gewiß mit ſeinen Depeſchen aus Whitehall vertrieben? Sie beſtürmte ihn mit einer Menge dergleichen Fragen, die der König zu beantworten eben nicht aufgelegt zu ſeyn ſchien.

Buckingham hat wieder einen tollen Streich gemacht, begann der König, doch die Herzogin unterbrach ihn ſchnell mit der Frage: und welchen?

Er ſoll eine ehrbare Jungfrau aus der City gewaltſam in Norfolkſtreet haben entführen laſſen, er leugnet es aber. Einen ſeiner Diener hat jedoch Dein vortrefflicher Sir John erkannt, und bei näherer Unterſuchung zeigt es ſich, daß der Angeſchuldigte früher in Deinen Dienſten war; er iſt jetzt den Richtern übergeben, und ich habe befohlen, daß man Alles, ſelbſt die Folter anwenden ſoll, ihn zum Geſtändniß zu bringen.

Wie könnt Ihr nur ſo grauſam ſeyn, Sire!

ſagte die Herzogin in weniger vertraulichem Tone als früher. Einem Menſchen ein falſches Geſtändniß blos durch Schmerzen expreſſen, iſt doch fürchterlich; ſchon der Anblick der Marterwerkzeuge ließe mich Alles ausſagen, was man nur wollte.

In dieſem Augenblicke klopfte es dreimal leiſe an die Thüre; der König ſowohl als die Herzogin kannten das Zeichen, daß der Kammerdiener einzutreten wünſchte. Komm nur herein, Eduard! rief der König. Dieſer trat ein und meldete, daß Sir John Churchill um die Erlaubniß bäte, der Herzogin aufzuwarten. Ich ſtellte ihm vor, ſagte der Kammerdiener, daß es wohl noch zu früh ſei, den Ladys Beſuche zu machen, er drang aber dennoch in mich, ihn anzumelden, und ſelbſt als ich ihm ſagte, Se. Majeſtät befänden ſich hier, ließ er ſich nicht abweiſen.

Laß ihn kommen, Eduard! befahl der König; aber halt' ihn einen Augenblick auf, daß ich mich indeſſen entfernen kann. Der Kammerdiener ging.

Sire! Ihr wollt Euch entfernen und mich mit dem Zudringlichen allein laſſen? fragte die Herzogin.

Ich will einem glücklichen Nebenbuhler Platz machen, erwiederte er, nahm seinen Hut, küßte die Herzogin flüchtig auf die Stirn, eilte hinaus, und ging die kleine verborgene Wendeltreppe hinunter, kehrte aber schnell wieder zurück, öffnete leise eine nur ihm bekannte Thüre und stand hinter dem Urtheil des Paris, der in der Herzogin Zimmer auf gewirkter Tapete den Apfel austheilte.

In diesem Augenblicke trat Sir John ein. Durchlaucht! sagte er, sich ehrerbietig vor der Herzogin neigend, ich komme, Euch einen Beweis zu geben, daß meine Neigung noch nicht ganz erloschen ist. Ihr werdet in einen bösen Handel verwickelt, denn einer Eurer Diener, obgleich mit des Herzogs von Buckingham Livree bekleidet, ist bei der gestern Abend stattgefundenen Entführung erkannt worden. Der König hat die Untersuchung dieser Sache befohlen, wie mir der Herzog von Buckingham, den ich so eben gesprochen habe, versicherte und der Herzog wird alles mögliche thun, sich in der Sache Licht zu verschaffen, da er dabei so sehr compromittirt ist. Ich spreche offen mit Euch, Mylady, zutrauungsvoll, als sei unser Verhältniß noch fest geknüpft und nicht zerrissen; habt Ihr

Kenntniß von der Sache, iſt ſie vielleicht ſelbſt auf Euren Befehl geſchehen?

Sir John! fuhr die Herzogin auf, wie könnt Ihr wagen —

Wer ſo viel verlor, als ich, wagt Alles. — Gabt Ihr den Befehl, Eliſabeth Woodmann zu entführen, ſo ſagt mir, wohin ſie gebracht worden iſt. Ich führe ſie zum Vater zurück, die Bürger der City ſind beruhigt, die Unterſuchung wird niedergeſchlagen, Buckingham zufrieden geſtellt und Ihr ſeid aus einem verdrießlichen Handel gezogen..

Sir John! ſagte die Herzogin, und man konnte deutlich Schadenfreude auf ihrem Antlitz leſen. Ich verſtehe Euch nicht, ſeid Ihr vielleicht durch den Verluſt Eurer Geliebten wahnſinnig geworden, daß Ihr es wagt, ſo zu mir zu ſprechen? Ja! rief ſie heftig; ich wünſchte, es wäre, wie Ihr glaubt, und ich hätte den Befehl gegeben, dann erſt wäre meine Rache vollſtändig, denn wißt, ſo ſehr ich Euch liebte, ſo ſehr haſſe ich Euch jetzt, der mich um eines elenden Bürgermädchens willen verlaſſen konnte.

Liebtet Ihr mich wirklich, Herzogin von Cleveland, ſo beſchwöre ich Euch bei der Vergangenheit, nennt mir den Aufenthalt, wohin

Eure Eifersucht Elisabeth hat schleppen lassen; sobald ich sie wieder bei ihrem Vater weiß, will ich gern die von Euch so sehnlich verlangten Briefe zurückgeben.

Und gäbt Ihr mir Alles in der Welt, das Höchste, was ich nur wünschen könnte, ich nennte Euch den Ort nicht — wenn ich ihn auch wüßte.

Der Herzog von Buckingham ist in manches Eurer Geheimnisse eingeweiht, Eure Briefe sind in meiner Hand, gebe ich sie dem Herzoge von York, sie dem Könige einzuhändigen —

So seid Ihr verloren, Kurzsichtiger, nicht ich! nahm die Herzogin das Wort. Habe ich Euch nicht schon einmal gesagt, Euch werde er nie verzeihen? Von mir geliebkoset, verzeiht mir der Schwache Alles, deshalb spotte ich Eurer Drohung. — Einem Lächeln oder einer Thräne, Beides ist gleich, widersteht der charakterlose Fürst nicht. Die Gewohnheit hat ihn an mich gefesselt und er liebt mich wie seine Hunde, die er stets um sich zu haben gewohnt ist; wen von uns am meisten? ist immer noch die Frage.

Nun dann! sagte Churchill und seine Stirn umwölkte sich. Soll ich nicht in Frieden von hier gehen, so scheide ich, indem ich Euch offen

den Fehdehandschuh hinwerfe. Lebt wohl! — Elisabeths Leben bezahlt Ihr mit dem Eurigen. Er ging trotzig und hörte noch auf der Treppe das schallende Hohngelächter, mit dem sie ihn begleitete.

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein. Durchlaucht! sagte der Vorsichtige leise, der Wagen des Königs hält noch immer im Hofe, Niemand hat Sr. Majestät das Haus verlassen sehen.

Vielleicht ist er im Garten, meinte die Herzogin.

Da habe ich alle Gänge, alle Buchenhecken durchstreift, ihn aber nirgends gesehen, sagte der Kammerdiener.

Sonderbar! sprach die Herzogin kopfschüttelnd. In diesem Augenblick hörten sie den Wagen durch den Thorweg rasseln. — Der war in der Nähe, Durchlaucht! sagte der Kammerdiener und eilte auf den Corridor, um zu sehen, ob es auch des Königs Wagen gewesen sei. Sie hatten sich nicht geirrt.

Nachdem König Carl das Gespräch Churchills und der Herzogin belauscht hatte, blieb er, unentschlossen was er thun sollte, noch einen Augenblick hinter der Tapete. Sollte er zur

Herzogin zurückkehren und ihr seinen Zorn fühlen lassen? — Dadurch verrieth er die verborgene Thüre und den Ort, wo er sie schon manchmal belauscht hatte, und that den Herzögen von York und Buckingham den Willen, die Beide jetzt vereint, wie er wohl einsah, dahin arbeiten, die Herzogin zu stürzen. Er beschloß endlich, sich davon zu schleichen und erst später Gericht über die Ungetreue zu halten, die er auch nach diesem Gespräch noch in dem Verdachte hatte, daß sie immer noch Churchill liebe und nur aus Eifersucht die unglückliche Elisabeth habe entführen lassen. Was er gehört, war doch zu stark, um darüber zu lachen, wie er sonst wohl bei dergleichen häuslichen Angelegenheiten zu thun pflegte, denn sein höchstes Bestreben, Allem, auch dem Unangenehmsten, die lächerliche Seite abzugewinnen, schlug hier fehl. Er kehrte sehr verstimmt nach Whitehall zurück und sprach während der Mittagstafel fast kein Wort.

In dieser Stimmung empfing er, von einigen Ministern umgeben, den Lordmayor und mehrere Aldermänner der Stadt London. Sie trugen ihm im ehrerbietigsten Tone ihre Beschwerden vor, sagten ihm, wie vielen Frevel

schon

Gegend genau kennend, verbot es ihnen, da sie wenigstens mehrere Stunden gehen mußten, bis sie auf einem Fußsteig zu der Fichte gelangen konnten. „Laßt ihn liegen!“ sagte er höhnisch „Ist er nicht getroffen, so fangt ihr ihn doch nicht, ist er verwundet, kann ihn Gott nicht retten. Ein Gesunder gelangt kaum von da herab, viel weniger ein Verwundeter, dann werde er die Beute der Raben. Lerne besser treffen, alter Sünder!“ rief er hinauf und ritt die Straße weiter.

Die Kugel hatte den Alten keinen edlen Theil verletzt, sie war nur durch den Schenkel gegangen, aber die Wunde blutete heftig. Wohl hatte er die Worte Jenatschens vernommen und er fürchtete, daß sie in Erfüllung gehen und er eine Beute der Raubvögel werden würde, denn ohne Hülfe war es ihm unmöglich, weiter zu kommen. Er klagte nicht, so sehr ihn auch die Wunde schmerzte; der Tod, den er hier vor Augen sah, kümmerte ihn nicht, wohl aber, daß seine Bolzen nicht getroffen, daß er allein, ohne Rache geübt zu haben, vor seinem Herrn erscheinen sollte.

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, der Tod sollte ihn so nicht treffen. Ein Sennenhirt, der den Schuß gehört hatte und sehen wollte, ob der Jäger auch getroffen habe, sah den Alten unter dem Baume liegen und ahnete, was geschehen war; es mochte eine mitleidige Seele sein, denn er eilte alsbald den Fußpfad hinunter dem Verwundeten zu Hülfe. „Wenn Ihr nur steigen könntet, Jägersmann!“ sagte er theilnehmend, als er zu ihm kam „Meine Sennhütte ist die niedrigste auf der ganzen Alp und nicht fern von hier. Versucht's, ich will Euch unter-

ſchon die Diener des Herzogs von Buckingham in der Stadt verübt, und es ſei dies nicht das erſte Mal, daß auf des Herzogs Befehl eine ehrbare Jungfrau, ſelbſt aus dem väterlichen Hauſe, gewaltſamer Weiſe entführt worden wäre, und dann entehrt, verſpottet und verhöhnt ihren Aeltern wieder zurückgeſchickt worden ſei. Er, der Lordmayor, hätte Seine Majeſtät nicht immer mit dergleichen Klagen beläſtigen wollen; diesmal aber beträfe es die Tochter eines angeſehenen Handelsherrn, der in der Stadt einen großen Anhang habe, und er könnte ſeine Furcht nicht verbergen, daß dieſe Sache, wenn ſie nicht bald und nicht ſtreng unterſucht, und der Thäter dem Geſetze nach nicht beſtraft würde, Anlaß zu Unruhen geben könnte.

Die ſtrengſte Gerechtigkeit ſoll Euch werden, erwiederte König Carl, ich will auch hier meiner guten Stadt London zeigen, wie gewogen ich ihr bin.

Der Herzog von Buckingham, fuhr der Lordmayor fort, nachdem er dem König für deſſen gute Geſinnung gegen die Stadt, an der doch mancher Zweifel in ihm aufſteigen mochte, gedankt hatte, hat dem Gericht einen ſeiner Diener zur Unterſuchung abgeliefert ein Diener

der Herzogin von Cleveland ist im gleichen Verdachte, sie verweigert aber dessen Stellung vor Gericht, und will nur erlauben, daß er in Clevelandhouse verhört werde.

Lord Arlington! besorgt das Nöthige, daß er den Richtern übergeben wird, befahl der König und wandte sich dann zu dem Lordmayor. Thut Alles, was in Eurer Gewalt steht, zu entdecken, wer die That verübt hat, wendet selbst die Tortur an, mir ist persönlich viel daran gelegen, den Thäter zu kennen; und nun gehabt Euch wohl, würdiger Lordmayor meiner guten Stadt London, Ihr werdet mich in dieser Sache wie immer bereitwillig finden, mich Euch gefällig zu zeigen. Mit diesen Worten entließ er sie.

Ist es Ew. Majestät Wille, daß ich zur Herzogin von Cleveland gehe? fragte Lord Arlington, der seinen Herrn kannte, wie wenig sein Wille oft mit seinen öffentlich ausgesprochenen Worten im Einklange war.

Ja, Mylord! erwiederte der König, handelt hierbei rücksichtlos und kümmert Euch nicht um die Drohung der Herzogin.

Als Lord Arlington die Herzogin in den glimpflichsten Ausdrücken mit dem Befehle des

Königs bekannt machte, war sie außer sich, tobte und drohte dem Lord, den sie, wie sie sagte, aus dem Staube erhoben hatte, mit ihrer Rache. Arlington aber, der ihren nahen Fall vorauszusehen glaubte, kümmerte sich wenig um die Drohung des heftigen Weibes, und sie mußte ruhig zusehen, wie ihr Diener aus dem Palaste geführt wurde.

Nun wohlan! rief sie, mein Untergang ist beschlossen, aber allein falle ich nicht, mich soll Manchyer ins Exil begleiten, der es nicht ahnte.

11.

Am andern Morgen hatten sich Buckingham und Sir John bei Arabella Churchill, wohin sie der Herzog von York beschieden, eingefunden, um sich zu berathen, was bei diesem unangenehmen Vorfall ferner zu thun sei. Der Diener von Buckingham sowohl wie der der Herzogin von Cleveland hatten in dem Verhöre standhaft geleugnet und waren listig jeder verfänglichen Frage ausgewichen. Es blieb nur noch die Tortur übrig, sie zum Geständniß zu bringen. Der Herzog von York war von der Unschuld

Buckinghams überzeugt, denn dieser betrieb die Untersuchung so eifrig und zeigte sich so aufgebracht gegen die Herzogin, daß er behauptete, sie habe zwei Fliegen, ihn und Churchill, mit einem Schlage treffen wollen. Sie hat sich aber geirrt, sagte er höhnisch lachend, die Fliegen waren Wespen, sie soll deren Stiche schon fühlen!

Doch bald wurde die Berathung unterbrochen; es wurde dem Herzoge von York ein Schreiben des Königs gebracht, worin dieser ihn mit wenig Worten ersuchte, Churchill zu befehlen, ihm die in Händen habenden Briefe der Herzogin von Cleveland einzuhändigen. Der Herzog theilte Sir John den königlichen Befehl mit, dieser aber verweigerte standhaft die Briefe. Zu Aller Erstaunen erwiederte der Herzog nichts darauf, lächelte, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, ging unter dem Vorwande, den königlichen Diener abzufertigen, der sie hier nicht beisammen finden sollte, hinaus und kehrte sogleich wieder zurück.

Indessen hatten Buckingham und Lady Arabella Churchill bestürmt, die Briefe dem Herzoge zu geben. Der König wüßte nun einmal,

daß er dergleichen hätte; von wem er es wissen konnte, blieb Allen ein Räthsel, denn selbst Buckingham hatte es nicht gewußt; aber alle ihre Bemühungen waren bei Sir John vergeblich. Da störte ein zweiter Brief, der aber an Buckingham gerichtet war, zum zweiten Male die Berathung. Von Rochester! sagte Buckingham verwundert, wie kommt der dazu, mir zu schreiben? Erlaubt, mein gnädigster Herr! wandte er sich verbindlicher als sonst zu dem Herzoge von York; überhaupt war seit einigen Tagen der stolze, hochfahrende Mann etwas fügsamer geworden, trat in ein Fenster und las den Brief. Er mochte Interessantes enthalten, denn auf Buckinghams Gesichte drückte sich Zorn und Verwunderung aus, besonders als er ein zweites darin eingeschlagenes Schreiben las.

Die Sache wird immer verwickelter, hob er endlich an und setzte sich wieder auf seinen Sessel neben den Herzog von York. Die ganze Entführungsgeschichte der Miß Woodmann trifft mich mehr als Euch, Sir John, es ist ein so fein angelegter Faden, den nur ein listiges Weib so fein auszuspinnen vermag. Arabella wollte hierauf etwas erwiedern, aber Bucking-

ham fuhr schnell fort: Hört nur, gnädigster Herr, die saubere Geschichte. Zuerst den Brief von Rochester; er las:

Durchlaucht!

Ihr wißt es, daß ich auf dem Wege von London nach Newmarket eine kleine Besitzung habe, die ein alter Onkel von mir in einem Anfall von Spleen kaufte und sie mir nach seinem Tode vermachte. Sie gleicht einem alten bezauberten Schlosse, wo die Ratten das Regiment im Hause, die Eulen außer dem Hause haben. Das Ga ze ist so baufällig, daß der nächste starke Ostwind es wie ein Kartenhaus zusammenrollen kann. Dahin hat mich nun Se. Majestät verbannt, um den Geschmack am Satyrenschreiben zu verlieren, und er hat nicht wohl daran gethan, denn die ganze alte Burg, wenn man sie nicht lieber die Trümmer einer alten Burg nennen will, ist recht geeignet, sich und sein Leben als eine Satyre zu betrachten, und jeden Gedanken, den man in dieser Spelunke fassen kann, als ein Epigramm aufzuzeichnen. Gestern Abend — es mochte bald Mitternacht seyn, sitz' ich auf einem wurmstichigen Sessel in meinem mit zerrisse-

nen Tapeten behangenen Zimmer, male mir den schönsten Landsitz bei dämmerndem Kerzenlicht, versteht sich, daß meine Phantasie mir den Pinsel dazu lieh, schneide gedankenlos ein Stück kaltes Wildpret nach dem andern ab, verzehr' es und rufe meinen Kellermeister, mir zur Zerstreuung eine Flasche Burgunder zu bringen. Er setzt die Flasche hin, geht; ich schenke mir ein, und der Esel hat mir ordeaux statt Burgunder gebracht. Mit meiner angewohnten Heftigkeit bleib' ich ruhig sitzen, denke: Wein ist Wein, schlürfe ein Glas nach dem andern aus, bis ich in der Ferne Fackelschein gewahre und bald eine Carosse über die nie aufgezogene Zugbrücke so furchtbar rasseln höre, daß ich fürchtete, die alte hölzerne Brücke würde zusammenbrechen und Mann und Roß in dem Schlamme des nie gereinigten Grabens ihr Grab finden.

Verwundert, wer noch um Mitternacht den armen, in dieses Rattennest verbannten Rochester besuchen könnte, geh ich hinunter, und sehe zu meinem Erstaunen zwei Reiter mit brennenden Fackeln in Eurer Livree; der Kutscher auf dem Bocke, der Diener, der

neben ihm sitzt, Alle in scharlachrothen Röcken mit schweren goldenen Tressen besetzt, und ich bin erstaunt, daß der Herzog von Buckingham, der in der letzten Zeit eben nicht mein Gönner war, in diesem verwünschten Schloß mir um Mitternacht einen Besuch abstatten will. Ganz gerührt von dieser Gnade rufe ich meinem Diener zu, rasch noch mehr Fackeln zu bringen. — Da thut sich der Kutschenschlag auf, ich ziehe meinen Hut, krümme schon halb meinen Rücken zu dem unterthänigen Empfang, wie ihn der Herzog von Buckingham verlangt, und statt seiner Grandezza spuckt der Wagen ein ziemlich bejahrtes Weib, in der Tracht der Fischerweiber vom Strande aus, hinter ihr tritt mit ungeheurer Nase ein kleines Männlein hervor, in schwarz mit Gold verbrämtem Kleide, wie sie wohl Eure Schreiber zu tragen pflegen, verneigt sich tiefer vor mir, als es nöthig war, und überreicht mir ein Schreiben Eurer Durchlaucht. Das Männlein mit seiner Habichtsnase kommt mir verdächtig vor, denn der Herzog von Buckingham hat zu viel Schönheitssinn, als daß er unter seinem Hofstaate solch häßliches Ge-

ſicht dulden würde. Ich beſehe mir hierauf die andere Dienerſchaft, finde aber unter ihnen kein einziges Geſicht, das ich in Buckinghamhouſe geſehen zu haben mich erinnern konnte.

Wie ich darüber nachdenke, ſteigt eine dicht verſchleierte, dem Anſcheine nach junge, ſchlanke Lady aus dem Wagen, die mir der Mann mit der großen Naſe empfiehlt und mit mir bei Seite gehend mir zuraunt: ich ſollte die Dirne ja wohl bewachen, es läge Ew. Durchlaucht viel daran.

Eliſabeth! rief Sir John aufſpringend.

Sie war es, erwiederte Buckingham.

So muß ich hin —

Gedulde Dich und nimm wieder Platz, befahl der Herzog; Churchill mußte gehorchen, Buckingham fuhr fort:

Ich gehe zu ihr, biete ihr meinen Arm, den ſie anzunehmen verweigert, hingegen das Fiſcherweib zu ſich winkt, an das ſie ſich feſt anklammert und anſchmiegt, wie der Epheu an die Mauern meines alten Schloſſes, und ich höre, daß ſie weint. Ich gebe ſogleich meinem Kammerdiener den Befehl, ſie nach dem einzigen noch bewohnbaren Zim-

mer in den alten Thurm zu führen, begebe mich in mein Gemach, um Euren Brief zu lesen, wo ich zwar die Unterschrift als die Eurige erkennen mußte, aber die Handschrift des Briefes selbst von Eurem Schreiber mir nicht zu seyn schien. Mir fällt dies auf, und ich wollte eben einen Diener hinunterschicken, das Männlein mit der großen Nase heraufzuholen, als ich den Wagen über die Zugbrücke rasseln und davon fahren höre. Ich schicke sogleich einen Diener zu Pferde ihnen nach, der aber, trotz daß es mein bester Renner war, sie nicht einholte, da sie wahrscheinlich nicht auf der Landstraße nach London zurückgefahren sind. So hatte ich denn nun das alte Fischerweib und die weinende Lady in meinem verwünschten Schlosse und kaum ein anständiges Lager ihnen anzubieten, auf welches die junge Schöne ihre zarten Glieder aus recken konnte.

Obgleich die Alte so wenig wie die Junge mir andere Auskunft geben konnten oder wollten, als daß sie die Tochter des Handelsherrn Woodmann sei, der in Fleetstreet wohne, und sie mich bat, diesem wissen zu lassen, daß sie hier sei, so kam mir doch

ſtützen; da, trinkt einen Schluck Milch, nehmt einen Biſſen Käſe und nun verſucht, ob Ihr gehen könnt." Er half ihm ſo gut er konnte die Wunde verbinden, unterſtützte ihn, und wenn auch langſam und ſchmerzvoll, war es doch dem Alten möglich, die Höhe hinauf zu ſteigen.

Aber bald verließen ihn die Kräfte, er mußte ruhen und konnte nicht weiter. „Sind wir einmal bis hierher" ſagte der gutmüthige Senne „ſo will ich auch ſchon weiter helfen. Auf dieſer Alp hütet auch mein Bruder, vielleicht hört er meinen Ruf und meine Pfeife und wir Beide tragen Euch gewiß hinauf; allein vermöchte ich es freilich nicht." Schnell wie eine Gemſe ſprang er die Höhe hinauf auf ungebahnten Pfaden, immer vorwärts und kaum war eine Stunde vergangen, ſo kam er mit ſeinem Bruder, einem rüſtigen Burſchen, zurück. Sie luden den Alten auf und gelangten glücklich zur Sennhütte.

Auch für ſchleunige Hülfe ſorgten nun die Gutmüthigen. Die Schweſter mußte nach Bergün, von dort einen klugen Mann zu holen, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit berühmt war und ſchon manche glückliche Kur an Verwundeten gemacht hatte. Er kam, fand die Wunde nur leicht, verband den Alten und da der Mann von Bergün geſprächig war und es bald ausgeſprochen hatte, daß er ein Anhänger der Familie Planta ſei, vertraute ſich ihm Philipp und bat ihn Herrn Rudolph von Planta, der ſich eben zu Rietberg befand, von ſeinem Unfalle Nachricht zu geben.

die Sache verdächtig vor, und deßhalb schicke ich meinen Diener mit diesem Schreiben, nebst dem an mich abgegebenen Briefe an Ew. Durchlaucht. Laßt mich nun wissen, was ich Weiteres in dieser Sache thun soll; ich wäre die Weinende sammt ihrer Begleiterin gern los, denn hat die Entführung Aufsehen in London erregt, so könnte leicht der Pöbel der City dem armen verbannten Rochester einen Besuch abstatten wollen, und dann wehe mir und meiner baufälligen Burg. Uebrigens ersuche ich Euch, Seine Majestät ahin zu stimmen, daß seine Gnade mich bald aus dieser alten Höhle erlöse.

Johann Rochester.

Laßt mich hin, Hoheit! bat Churchill, doch ein strenges: Bleib und warte das Weitere ab! bannte den Ungeduldigen fest.

Nun seht diesen Brief, fuhr Buckingham fort und zeigte ihn dem Herzoge. Meine Unterschrift ist so täuschend nachgemacht, daß ich sie in dem gefährlichsten Rechtsstreit nicht ableugnen könnte, doch ist der Brief nicht von meinem Schreiber geschrieben. Auch kümmert mich das wenig, der Mann mit der langen Nase soll uns schon auf die Spur helfen, mich

dünkt einen solchen Pavian bei der Herzogin von Cleveland gesehen zu haben; sie liebt die Contraste, denn unter ihrem Hofstaate wird man immer ein paar Fratzen finden. Doch hört nur den Brief, den ich an den Grafen Rochester geschrieben haben soll. Er las:

Theurer Graf!

Euch in dem Exil auf Eurer verwünschten Burg einen kleinen Zeitvertreib zu machen, schicke ich Euch eine junge schöne Miß. Es liegt mir viel daran, sie für einige Zeit in sicherm Gewahrsam zu wissen, darum übergebe ich sie Euch, den der Schlaueste nicht hintergehen wird. Seid überzeugt, daß ich dafür das Mögliche thun werde, bei dem Könige es dahin zu bringen, daß er Eure Verbannung aufhebt und das Pasquill vergißt. Um Euch zu beweisen, wie sehr ich Eure Sache zu Herzen nehme, verspreche ich Euch, die Miß nicht eher zu sehen oder sie abholen zu lassen, bis ich Euch die Erlaubniß, zum Hofe zurückzukehren, einhändigen kann. Waltete auch zuweilen mancher kleine Zwist zwischen uns ob, so war ich dennoch Euch stets wohlgewogen und nie ließ ich Euch mein Uebergewicht fühlen. Ihr wißt,

wie schwer der König zu belustigen ist, deshalb ist es mein eigenes Interesse, Euch, der mir bisher hierbei so treulich beigestanden, an meiner Seite zu sehen. Lebt bis dahin wohl und erfüllt meine Wünsche; ich werde stets bereitwillig seyn, Euch zu dienen.

Georg Herzog von Buckingham.

Ist das nicht ein sauberes Brieflein? wandte sich Buckingham zu dem Herzoge von York.

Erlaubt mir, gnädigster Herr! nahm Lady Arabella das Wort, sich zu dem Herzoge von York wendend, den unglücklichen Vater von dem Aufenthalte seiner Tochter benachrichtigen zu dürfen, die Menschlichkeit befiehlt es.

Ueberlaßt mir dies Geschäft, Hoheit! bat Churchill.

Jetzt nicht! befahl der Herzog, und der arme Sir John war in dem Gemache wie fest gebannt, denn als Buckingham sich entfernte, um über das Männlein mit der langen Nase Erkundigungen einzuziehen, wollte Churchill mit ihm das Zimmer verlassen, da der Herzog von York eben mit Arabella in einem leisen Gespräch begriffen war. Kaum betrat er aber das Vorzimmer, als ein Offizier des nämlichen

Garderegiments, das er befehligte, ihn bat, in das Gemach zurückzukehren, da er vom Herzoge selbst den Befehl habe, ihn nicht durchzulassen und im Fall er es mit Gewalt versuchen wollte, ihn zu arretiren; auch sah Churchill die hierzu bereitstehende Mannschaft in der alten gothischen Halle stehen. Verwundert, was diesem sonderbaren Benehmen des Herzogs zum Grunde liege, sah er wohl ein, daß jeder Widerstand thörigt seyn würde, und kehrte in das Vorzimmer, das seine Schwester eben verließ, zurück.

Hoheit! wandte er sich jetzt an den Herzog, was hab' ich verbrochen, daß Ihr mich hier gefangen haltet? geschieht es auf Befehl des Königs, oder auf Befehl meines gnädigsten Herrn?

Bloß, daß Du mir Gesellschaft leisten sollst, bis Deine Schwester zurückgekehrt ist, erwiederte der Herzog ganz freundlich; hat sie den Auftrag, den ich ihr gab, ausgerichtet und kehrt sie zurück, so eile in Gottes Namen zu Deinem Gewürzkrämer und bringe ihm die frohe Kunde; er mag dann mit dem Schreiben, was ich ihm für Rochester schicken werde, nach dessen alter Burg jagen und sein Kind

abholen. Du aber bleibst ruhig in London, kehrst hierher zurück und verlässest das Haus nicht.

Das ist hart, das ist grausam! diese Worte entschlüpften Churchill.

Guter John! sagte der Herzog, ihn auf die Schulter klopfend, behandelt Dich das Schicksal nie härter, nie grausamer auf Deinem Lebenswege als ich, so danke auf Deinen Knieen dem Himmel dafür. Was ich thue, ist zu Deinem Besten, und ich meine es wahrhaft gut mit Dir.

Ihr wollt mich zwingen, mein gnädigster Herr, ich soll Miß Elisabeth verlassen? —

Wer sagt das? Sei in Deinem Urtheil nicht zu voreilig, John! Oft binden den Mann Fesseln, die, wenn er sie auch zerreißen möchte, ihn dennoch, selbst gegen seinen Willen, festhalten. Nimm an mir selbst ein Beispiel. Meine Vernunft war gegen die Heirath mit Anna Clarendon, mein Herz sprach nicht mehr so laut, um sie zu übertäuben, und doch mußte ich. — Deshalb, findest Du Dein Glück in einem reichen Mädchen, das Du liebst, entsagst Du dem Einflusse, den Dir eine Verbindung mit einer Familie des Hofes geben würde, so nimm Deine Elisabeth, ich habe nichts dagegen. Du kannst

glücklicher, gewiß unabhängiger auf Deinem Landsitze seyn, als am Hofe.

Dank, gnädigster Herr! tausend Dank für dies Wort! rief John freudig aus und küßte eben des Herzogs Hand, als Lady Arabella eintrat.

Es ist Alles nach Euern Wünschen besorgt, rief sie dem Herzoge zu, der jetzt Sir John, jedoch nur unter dem Versprechen entließ, daß er aus Fleetstreet sogleich hierher zurückkäme. Churchill versprach es und entfernte sich schnell.

Er eilte nun nach Fleetstreet, wo er den alten Woodmann auf seiner Stube, tief betrübt, antraf. Ihr seid Sir John? fragte er, ohne diesen zu Wort kommen zu lassen. Ach mein theurer Sir! Ihr habt ohne Euer Verschulden viel Trübsal über mein Haus gebracht, denn das unglückliche Verhältniß zu Euch ist gewiß Schuld, daß mein armes Kind mir geraubt wurde. Ach, vielleicht sehe ich sie nimmer wieder!

Ihr werdet sie morgen sehen, tröstete Churchill den Alten, der bei diesen Worten sein gesenktes Haupt erhob und freudig aufblickte. Sie ist auf der alten Burg des Grafen Rochester, die zwischen hier und Newmarket dicht an der Landstraße liegt.

O, ich

O, ich kenne ſie, ich kenne ſie wohl! rief er freudig aus und umarmte Sir John, als ob dieſer ſchon ſein geliebter Eidam wäre, dann ſchellte er und befahl dem Diener, ſein Pferd zu ſatteln, auch den kleinen Schecken für ſeine Tochter.

Kennt Ihr den Aufenthalt der Miß? fragte der Diener mit freudeleuchtendem Antlitz.

Nun ja, aber tummle Dich, jeder verlorne Augenblick iſt ein verlornes Kapital, erwiederte Woodmann mit Haſt.

Eilt nicht ſo ſehr, nahm Churchill das Wort, erwartet erſt ein Schreiben des Herzogs von York an den Grafen Rocheſter, das wahrſcheinlich den Befehl enthält, Euch die Tochter zu übergeben.

Ich darauf warten? nein, bei Gott, ich warte keinen Augenblick, und wenn der König mich mit einem Befehle beehren wollte, ſo ſpräch' ich: Sire, ich muß fort, hin zu meinem Kinde, rief der Alte lebhaft; der Graf wird doch nicht ſo grauſam ſeyn und mir die Erlaubniß verſagen, mein Kind zu ſeh'n und zu herzen. Den Brief kann einer meiner Handlungsdiener mir nachbringen. Ihr begleitet mich doch, Sir John?

Ich darf nicht. —

Ihr dürft nicht? — Iſt Euer Wille ſo gebunden, dann wehe meiner armen Eliſabeth! Nein, lieber Herr, das gefällt mir nicht; Ihr ſteht überhaupt ſo ernſt und kalt vor mir; ich dächte in Euern Jahren, und wenn man wahrhaft liebt, müßten die Augen wie Feuer und Flammen lodern, und die Unruhe, bis Ihr Euer Liebchen wieder ſähet, Euch trotz Verbot und tauſend Hinderniſſen zum Grafen Rocheſter treiben.

Ich gab mein Wort, Mr. Woodmann, von Euch zu dem Herzoge von York zurückzukehren.

Haltet Ihr in der Liebe das gegebene Wort auch ſo genau, Sir? fragte der Alte und ſeine Stirn umfurchte ſich; da wieherten die Roſſe vor der Thür, und raſch griff er nach Hut und Reitpeitſche, und duldete kaum, daß der Diener ihm die Sporen anſchnallte und den kurzen Mantel umwarf. Lebt wohl! rief er Churchill zu und wollte ſich eben entfernen; doch dieſer hielt ihn zurück. — Vater meiner Eliſabeth! ſprach er, bei dem Anblick des alten, mit ſo viel Haſt davon eilenden Mannes tief gerührt, verkennt mich nicht, und zürnt mir nicht. Grüßt tauſendmal das liebe Mädchen von ihrem John

und versichert sie meiner ewigen Liebe und Treue. Er fiel dem Alten um den Hals, der ihn, von diesen herzlich gesprochenen Worten bewegt, an seine Brust drückte, hinunter eilte, sich aufs Pferd schwang und davon sprengte.

12.

Indessen hatten die beiden gefangenen Diener im Verhöre standhaft geleugnet, irgend Theil an der Entführung gehabt zu haben. Ein Richter hatte sich mit Buckinghams Diener in die Wohnung Churchills begeben, um dessen Aussage zu vernehmen; Buckingham aber, dem Alles daran zu liegen schien, die Schuld von sich abzuwälzen, denn man hielt ihn allgemein für den Entführer, war bei jedem Verhöre gegenwärtig, und übergab sogar dem Richter Rochesters Brief. Sein Forschen nach dem Männlein mit der langen Nase war bis jetzt vergebens gewesen, obgleich sein Schreiber ihn versicherte, er hätte eine dergleichen Physiognomie unter den Dienern der Herzogin von Cleveland gesehen. Endlich war es doch diesem Listigen gelungen, den Bewußten auszukundschaften, den

er auf der Herzogin Landsitz bei Hamptoncourt heute gesehen hatte. Schnell eilte Buckingham mit einigen Bewaffneten hin und führte das sonst unerhörte Wagestück aus, in der Wohnung der mächtigen Cleveland einen ihrer Diener ohne ihr Wissen gefangen nehmen zu lassen. Man sah, daß der Herzog Alles aufs Spiel setzte, und er oder sie fallen mußte. Aber auch dieser Mann leugnete, und um Beweise gegen ihn zu führen, mußte er nach der Burg Rochesters gebracht werden, der ihn auch als den Nämlichen erkannte, welcher Miß Elisabeth ihm übergeben und ihm den Brief des Herzogs von Buckingham eingehändigt habe.

Der König war während dieser ganzen Zeit verdrießlich; er hatte seitdem die Herzogin nicht wieder besucht, Buckingham nicht rufen lassen, und so waren der Herzog von York und Nelly Quien die Einzigen, welche er in dieser Zeit zuweilen gesehen. Rochester war verbannt, und es fehlte ihm aller Zeitvertreib, selbst seine tolle Nelly vermochte ihm jetzt nur selten ein Lächeln zu entlocken, denn auch sie, durch Buckingham gewonnen, arbeitete an dem Sturze der Herzogin und wählte sie jetzt immer zum Gegenstande

15.

General Jenatsch, der den Tod schon oft vor Augen gehabt hatte, war von diesem Anschlage auf sein Leben nicht erschüttert; er setzte seinen Weg ruhig bis Alvenau fort. Frau Hanna aber, welche die Bolzen hatte sausen hören, war außer sich und konnte sich nicht zufrieden geben, besonders schien es ihr entsetzlich, daß es der Alte von Furnatsch, der Vater des Bräutigams ihrer Tochter gewesen war. „Nimmermehr erhält er sie!" rief sie in ihrem Zorne aus „Stets war mir der Mensch zuwider und zu schlecht und wenn ihm Eure Gnade nicht zu einer Officierstelle verholfen hätte, wäre er noch Rottmeister." Sie suchte durch diese Reden den General zu einem Geständnisse zu verlocken, dieser aber wußte nur zu gut, daß er schon längst der Mutter gewiß sein konnte, jede Erklärung mit ihr ganz unnütz sei und zu nichts führe. Er nährte aber doch die Hoffnung, daß der Vorfall Mariens Herz von dem Sohne eines Mannes abwenden würde, der eines beabsichtigten Mordes überführt war. Deshalb, da er den Alten für todt hielt, oder, war er noch am Leben, ihn sicher in seiner Gewalt zu bekommen hoffte, war ihm der Vorfall nicht unlieb und nun stieg der Vorsatz fest in ihm auf, um das schöne Mädchen in Ehren zu werben.

Mit diesem Gedanken, mit dieser Hoffnung ritt er in Chur ein. Schon von Alvenau aus hatte er nach der leicht zu bezeichnenden Stelle ausgesandt, wo der Alte liegen mußte, aber er erhielt die Nachricht, daß man zwar die blutige Stelle, den Alten aber nicht gefunden, auch sei keine Spur zu finden gewesen, wohin er sich gewand

ihres Gesprächs. So oft der Herzog von York zu ihm kam, unterhielt ihn dieser von Staatsgeschäften, und wenn der König ihn fragte, ob er die Briefe der Herzogin an Churchill habe, erwiederte er jedesmal: Sir John versichere, sie verbrannt zu haben, obgleich sie in seinen Händen waren, denn während Churchill in einer Art Arrest bei dem Herzoge hatte bleiben müssen, war auf dessen Befehl Arabella auf das Zimmer des Bruders gegangen und hatte sie ihm entwendet. Auch der Herzog von York bestürmte den König, die Herzogin von Cleveland vom Hofe zu entfernen, da alle Welt gegen sie aufgebracht sei und er doch von ihrer Untreue überzeugt seyn müsse. Dieser aber verlangte Beweise größerer Vergehen. Wenn mein Schützling sich nicht Deine Ungnade zuzöge, könnte ich Dir wohl Beweise geben, erwiederte der Herzog, und der König versprach es, reichte dem Bruder zum Unterpfande, daß er Wort halten werde, die Hand, und nun erst übergab ihm der Herzog von York ein kleines Päckchen mit Briefen an Sir John, die dieser flüchtig durchsah und in seine Tasche steckte. Dann fragte ihn der Herzog, ob er wohl erlaube, daß er Sir John in seinen Angelegenheiten nach Holland

ſchicken dürfe, was der König, wie es ſchien, ſehr gern bewilligte.

Als der Herzog Whitehall verlaſſen hatte, fuhr der König ſogleich zu der Herzogin von Cleveland und nahm die Briefe mit. Die Herzogin war ſehr erfreut, als ſie ſeinen Wagen vorfahren ſah, denn ſeit drei Tagen hatte er ſie nicht beſucht und keines der Billets, die ſie an ihn geſchrieben, beantwortet. Als jedoch der König bei ihr eintrat und trotz ihres zärtlichen Empfangs ihr die Kälte nicht entging, mit der er dieſen erwiederte, war ihre Freude herabgeſtimmt, und ſie verſuchte nun alle ihre ihr ſchon ſo oft geglückten Künſte, ihn in andere Stimmung zu verſetzen, aber vergebens. Sie, die ihn ſo genau kannte, gewahrte bald, daß in ſeinem Innern etwas vorgehe, was früh oder ſpät über ſie losbrechen würde. Sie war deshalb auf ihrer Hut, lenkte das Geſpräch von jedem ernſten Gegenſtande ab, und bemühte ſich nur, den König zu beluſtigen. Dieſer aber ſaß heute regungslos, liebkoſte ſeinen Hund ſtatt ſeine Geliebte, und ſchien wenig auf die Worte der Herzogin zu hören, deren lebhaftes Temperament ſich wohl auf Augenblicke, aber nicht auf längere Zeit zurückzuhalten vermochte. Sire, hob

sie, durch des Königs kaltes rücksichtsloses Benehmen gereizt, endlich an, Ihr scheint heute Eure Doggen mehr zu beachten als mich, scheint so verstimmt. —

Herzogin, fiel ihr der König rasch in die Rede; fällt Euch das heute erst auf, daß ich meine Hunde eben so liebe wie Euch? Ihr schienet ja selbst noch vor Kurzem in Zweifel zu ziehen, ob ich den Hunden oder Euch den Vorzug gäbe.

Welche Sprache, Sire! rief sie mit Heftigkeit..

Die Eure! erwiederte der König gelassen und erhob sich von seinem Sitze, ging einigemal in dem Zimmer auf und nieder, dann setzte er sich von Neuem zu der Herzogin ans Fenster, welche bitterlich weinte. Eure Thränen, Eure Liebkosungen verfehlen heute bei dem schwachen Fürsten ihren Zweck, sprach er ernst; bleibt lieber ruhig sitzen und hört aufmerksam auf das, was ich Euch sagen werde.

Ein unwillkührliches: Ha! das der Herzogin in dem Augenblicke entfuhr, wo es ihr klar wurde, daß der König, wahrscheinlich durch Sir John, von jedem Worte, das sie über den König in jener Unterredung gesprochen, unterrichtet sei, zeigte diesem, daß sie ahne, was sie

zu erwarten habe, besonders als sie jetzt mit einem gewissen Trotze ihren Stuhl dem Könige gerade gegenüber rückte und mit Gleichmuth dessen Worte vernehmen zu wollen schien. Sie fürchtete das nahende Ungewitter, beschloß aber muthig ihm die Stirn zu bieten.

Herzogin! begann jetzt der König, dem die trotzige Art ihres Benehmens mißfiel und gleichfalls aufregte. Es ist Zeit, ein ernstes Wort mit Euch zu reden. Die Anrede: Herzogin, der Mangel des traulichen Du, das er sonst immer gebrauchte, wenn er mit ihr sprach, konnten ihr leicht zeigen, daß heute das Gewitter sich über ihrem Haupte entladen würde, aber sie verlor dennoch die Fassung nicht. Schon seit langer Zeit habe ich Ursache, mit Euch unzufrieden zu seyn, fuhr nun König Carl fort. Eurer Tugend vertrauend, glaubte ich, die Liebeleien mit so Manchem meines Hofes wären nur weiblicher Eitelkeit, der gewöhnlichen Gefallsucht Eures Geschlechtes entsprungen; ich kannte die Hofleute zu gut, um nicht zu wissen, daß sie in Euch den Götzen anbeten würden, auf dessen Altar sie ihren Weihrauch streuen müßten, um dafür Pfründen, Stellen und Gnadengehalte zu ernten. Seit ich aber die Beweise erhielt,

daß Ihr den Götzendienern mehr als Eure Protektion schenktet, habe ich aufgehört, Eure Eitelkeit zu belachen. —

Beweise! fuhr die Herzogin sich vergessend auf.

Ja Beweise! hier sind sie! erwiederte der König, und zog das mit feuerfarbenem Bande zierlich zugebundene Päckchen mit der Herzogin Briefen an Churchill aus der Tasche und überreichte es ihr. Ihr könnt leicht denken, Barbara Villiers, daß jetzt unser Verhältniß zerrissen ist. — Keine Scene, ich bitte Euch, unterbrach er ihr Weinen, jede Thräne fließt nutzlos. — Ueberdies sind alle Stimmen gegen Euch, Ihr habt durch Euren Stolz und Eure Rachgier alle Herzen gegen Euch empört, meine Ruhe verlangt Trennung! — Für unsere Kinder werde ich als Vater sorgen, kümmert Euch nicht weiter um sie, Ihr waret ihnen überdies nie eine zärtliche Mutter; benehmt Euch von jetzt an mit Klugheit, denn wißt, öffentlich trenn' ich mich in diesem Augenblicke noch nicht, Ihr bewohnt ferner noch Clevelandhouse, und ich werde Euch hier noch manchmal sehen, wo Ihr dann versuchen könnt, ob König Carl so schwach ist, wie Ihr ihn Churchill geschildert

habt; für Eure Zukunft werde ich sorgen, so lange Ihr es verdient.

Alle Eure Beschuldigungen treffen mich nicht! unterbrach ihn jetzt die Herzogin, jedoch im gemäßigt schmerzhaften Tone. — Ihr seid meiner überdrüßig.

Könnte wohl seyn! erwiederte der König mit Gleichmuth.

Und gebt mich dem Gespötte, dem Hohne meiner Feinde Preis.

Ihr irrt. — Euren Feinden den Triumph nicht zu gönnen, ihnen den Wahn zu benehmen, sie hätten Euch gestürzt, ist der einzige Grund, warum die Trennung von Euch nicht plötzlich geschieht; bestimmte mich das nicht, so verließet Ihr heute noch diesen Palast. — Aber noch eins, begann der König nach längerem Schweigen, das die Herzogin nicht zu unterbrechen wagte, finde ich Sir John noch einmal hier, oder erfahre ich, daß er hier gewesen, dann wehe ihm, wehe Euch! — Jede Rücksicht hört dann auf.

Sire! ich habe ihm längst dieses Haus verboten, faßte die Herzogin den Muth zu antworten, aber der Zudringliche —

Würde nicht zudringlich seyn, wüßte er nicht,

daß er trotz des Verbots willkommen wäre. — Doch genug hiervon. Ihr habt Euch wahrscheinlich, vielleicht auch mich, durch die Entführung der Bürgerstochter in ein fatales Spiel verwickelt. Noch ist es Zeit, die ganze Sache niederzuschlagen, besonders da das Mädchen wieder bei ihrem Vater ist; deshalb sagt mir die Wahrheit, habt Ihr, oder hat Buckingham die Sache veranstaltet, die in London so viel Lärm gemacht und auf deren Untersuchung Buckingham so eifrig dringt, als ob er mit dem Beweise seiner Unschuld bei dieser Sache sich rein von allen seinen Sünden waschen könne?

Buckingham hat das Mädchen entführen lassen, Sire! erwiederte keck die Herzogin, Alles zeugt ja wider ihn; seine Livreen, der Brief an Rochester.

Nur nicht sein Bestreben, die Untersuchung bis aufs Aeußerste zu betreiben. Morgen wird sein und Euer Diener, auch der auf Eurem Landsitze Arretirte peinlich vernommen.

Ist es so weit mit König Carl gekommen, daß einer seiner Diener, daß ein Buckingham es wagen kann, aus eignem Willen, ohne Erlaubniß des Königs, auf dem Landsitze der königlichen Geliebten, einen ihrer Diener gefan-

gen zu nehmen? Fürchtet man so wenig den Zorn Ew. Majestät?

Der König zuckte die Achseln; diese zweideutige Bewegung statt der Antwort gab der Herzogin neuen Muth und sie fuhr fort: Glaubt Ihr, Sire, daß dieser stolze anmaßende, mit seiner Gewalt über Euch bei jeder Gelegenheit prunkende, daß dieser verschwenderische Buckingham, dessen Dienerschaft reicher gekleidet, mehr von den Bürgern Londons geachtet und gefürchtet ist, als die Diener des Königs? glaubt Ihr, Sire, daß dieser Mann mehr geliebt ist, als ich? daß die Gunst, deren er sich in so reichlichem Maaße zu erfreuen hat, ihn nicht eben so dem Neide und dem Hasse Preis giebt als mich? — Die Herzogin von Cleveland, so spricht man, und mit Recht, beherrscht das Herz des Königs und entlockt ihm manche unverdiente Gnade für ihre Freunde, Buckingham aber beherrscht England und vergeudet dessen Schätze.

Fahrt fort! fahrt fort! sagte der König, als die Herzogin einen Augenblick schwieg; Ihr seid bei guter Laune, fahrt nur fort!

Das will ich auch, rief sie in einer Art von Verzweiflung, die jedoch nicht ohne alle Berechnung war. Ich will Euch Euren Hof und Eure

Stellung schildern, und bei Gott, ein treffendes Gemälde vorhalten, worin Ihr Euch und Eure Günstlinge erkennen sollt. Was thut Buckingham für seinen König, um dessen Gnade in solch hohem Grade zu verdienen? — Er und Arlington, Rochester und Euer Hofnarr, Alle belustigen Euch, vielleicht der Narr am meisten, und wäre er so ehrgeizig wie die Andern, ihm stände so gut wie Jenen jede erwünschte Stelle offen. Kriechendes Gewürm ist es, theuer bezahlte Lustigmacher, deren gemeine Seelen nur Geldgier und Ehrgeiz trieb, sich in die Classe der Narren zu stellen. Neben ihnen, fuhr sie fort, steht der ernste James, Herzog von York, der mit brüderlicher Liebe Euch die Last des Regierens abnimmt, er läßt Euch über die Thorheiten Eurer Günstlinge lachen, während er sie mitleidig belächelt und Parlament und Land zu der Reform vorzubereiten sucht, die er dann nach Eurem Tode in völliger Ordnung vorfindet, und das Gehässige der Neuerung nicht ihm mehr, sondern Euch zur Last gelegt werden kann. Die übrigen Hofleute, dies erbärmliche Geschmeiß, trinkt und jubelt, liebelt und faullenzt, sieht mit mitleidig vornehmen Blick auf das Volk herab, das noch vor weni-

gen Jahren die Cavaliere vor ihren Rundköpfen zittern sah, und schließt sich einem der begünstigten Lieblinge an, von deren Tische ihm einige Brosamen abfallen.

Wahrhaftig, ein treffliches Bild, in welchem ich nur eine Hauptperson vermisse, meinte der König.

Mich, Sire!

Ja, Euch, Herzogin! —

Warum sollte ich mich in diesem Gemälde schildern, meine Zeit ist vorüber. Früher stand ich in vollem Glanze der Jugend, vergöttert, angebetet, Alles überstrahlend im Vordergrunde neben Euch. Ein König warb um meine Gunst, der ganze Hof lag zu meinen Füßen, ich war die Sonne, um die sich Alles drehte, war die Hauptperson des glänzenden Gemäldes; — jetzt hat man mir ein Plätzchen im Hintergrunde angewiesen, da stehe ich unbeachtet und drücke meine weinenden Kinder an das verlassene Herz. — Einst war ich die Sonne, jetzt bin ich höchstens der Abendstern, der, wenn eine neue Sonne aufgeht, seinen Glanz verliert und verschwindet.

Der König war bei diesen Worten nicht gefühllos geblieben. Das Bild der Herzogin

habe. Er ſchrieb daher ſogleich an das Kriminalgericht des Ober-Engadins zu Summaden, berichtete ihm den Vorfall und forderte das Gericht auf, ein wachſames Auge auf Furnatſch zu haben, ſich der Perſon des Philipp Berniſch zu bemächtigen und ihn zur Unterſuchung zu bringen. Auch an die übrigen Gerichte der drei Bünde ging von Chur aus die Aufforderung und jeder Bündner wurde ermahnt, den Mann auszuliefern, der dem Retter ihrer Freiheit auf ſo tückiſche Weiſe nach dem Leben getrachtet habe.

Frau Hanna aber ergriff ein anderes Mittel ihren Schützling zu rächen. Sie eilte zur Frau von Travers und hinterbrachte ihr und Marie die Botſchaft. Die gute Dame war nicht wenig hierüber erſchrocken, da ſie ſchon einmal ſich des Alten angenommen und dadurch die Urſache hätte ſein können, daß der General ſein Leben verlor; ſie fürchtete, zur Verantwortung gezogen zu werden. Marie aber weinte bei dieſer Nachricht bitterlich; unaufhörlich mußte ihr die Mutter verſichern, daß ſie ſelbſt den Alten geſehn, er es ſicher geweſen ſei, denn ſie zweifelte immer noch daran. „Armer Konrad!“ rief ſie „Mein armer Konrad, muß Dich das Schickſal ſo hart treffen?“

„Erwähne ihn nicht mehr!“ zürnte die Mutter „Ich hoffe, Du wirſt den Sohn eines Mannes nicht ehelichen wollen, der als Mörder unter dem Beile des Henkers bluten wird. Nicht wahr, edle Frau von Travers? Das Geſchlecht der Imeldi, wenn auch durch Unglück verarmt, muß doch noch ſtolz genug ſein, um ſich durch eine ſolche Verbindung entehrt zu fühlen?“

Die Frau von Travers, obgleich Marie ihr leid that,

mochte im vollen Glanze ihrer Schönheit vor ihn getreten seyn, er warf einen zärtlich theilnehmenden Blick auf sie. — Schon triumphirte sie; — da sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, sagte ihr ein flüchtiges Lebewohl, und schnell, so daß sie ihn nicht mehr zurückhalten konnte, eilte er hinweg. Bald hörte sie den Wagen durch das finstere Thor rasseln.

So weit wär' es gekommen? rief sie jetzt und eine Thräne des Unmuths rollte über ihre Wangen. Ich soll abtreten von diesem glänzenden Schauplatz? — Nein, ohne Kampf weich' ich nicht! noch ist nichts verloren, da mir noch Zeit bleibt. — Was will ein Geck, wie Buckingham, was ein langweiliger Pfaffenknecht, wie York, gegen die Reize, gegen die Künste eines Weibes, das die Macht ihres Geschlechts kennt und zu benutzen versteht? Habe ich nicht von Buckingham Briefe in Händen, die wichtiger sind und mehr sagen, als die Briefe, die ich dem Thoren, dem Churchill schrieb? Sehe ich für mich keine Rettung, so falle wenigstens Buckingham mit mir.

13.

Jetzt ist Dein Bann gelöst, ich habe das Wort des Königs, daß er Dir verzeihen will, sagte der Herzog von York, als er von Whitehall zurückkehrte, zu Churchill, der seit seiner Rückkehr von dem alten Woodmann sein Zimmer nicht hatte verlassen dürfen, vor welchem die ganze Zeit über eine Schildwache gestanden hatte. Geh hin zu Deinem Liebchen und hole nach, was Du versäumt hast. Ohne dem Herzog zu danken, eilte er nach Fleetstreet und überraschte die weinende Elisabeth auf ihrem Zimmer.

Endlich! rief sie, ihm entgegen eilend, endlich nach so langer Trennung kommst Du zu Deinem trauernden Mädchen; ach meine Sehnsucht, so wie mein Schmerz waren unaussprechlich! Wo warst Du, warum ließest Du mich so lange vergebens harren? Alle diese Fragen beantwortete Sir John, indem er die Geliebte innig an seine Brust drückte und ihren Mund mit Küssen schloß. Elisabeth! sagte er endlich, ich bin unschuldig; auch mich hatte Sehnsucht und Schmerz, selbst die Verzweiflung erfaßt; ich war ein Gefangener.

Du ein Gefangener? rief sie erschrocken.

Er erzählte ihr nun den ganzen Vorfall, doch verschwieg er die eigentliche Ursache, weshalb der Herzog ihm nicht gestattet, sein Zimmer zu verlassen. Dieser hatte eingesehen, daß die Briefe nothwendig in die Hand des Königs kommen mußten, wenn die Herzogin von Cleveland vom Hofe verwiesen werden sollte, und er fürchtete, des Königs Zorn werde auch Sir John treffen, da die Herzogin gewiß nichts unversucht lassen würde, Churchill mit in ihr Verderben zu ziehen. Deshalb dessen Arretirung, die nur zu Churchills Besten war, deshalb der Wunsch, er möge für einige Zeit, und bald, England verlassen. Auch mochte der Herzog hierbei die Hoffnung nähren, die Verbindung mit Elisabeth Woodmann zu hintertreiben.

Elisabeth hatte Sir John aufmerksam zugehört. Was Du mir sagst, theurer John, sagte sie dann, ängstigt mich von Neuem, unsre Liebe hat sich so sonderbar in die Intriguen des Hofes verschlungen, daß ich, wohin ich blicke, nur Gefahr für uns sehe. Beharre auf Deinem frühern Entschluß, laß uns bald ins Ausland gehen; London ist ja nicht die ganze Welt, nicht das einzige Erdenparadies! Wo die Liebe sich

ansiedelt, da sollen ja Wüsten in lachende Fluren sich umwandeln und Dornengesträuch mit duftenden prangenden Rosen geschmückt, die Hütte zum Palast, und der trübe, nebelbedeckte Himmel zum reinsten Aetherdome umgestaltet werden. — Komm, laß uns nach Holland fliehen!

Und Dein alter Vater? unterbrach sie Churchill, der in diesem Augenblicke, wo er aus einigen Aeußerungen des Herzogs den nahen Sturz der Cleveland vermuthete, die Reiselust nach Holland ziemlich verloren hatte.

O sei nicht so grausam, erinnere mich nicht an ihn; es ist ein schmerzliches Opfer, das ich Dir bringe. Vielleicht folgt er uns, verläßt aus Liebe zu seinem Kinde das Haus seiner Väter, seine alten Gewohnheiten, sein thätiges Leben, blos um in unserem Glücke glücklich zu seyn.

Ich werde mit ihm sprechen, erwiederte Sir John.

Thue das, thue es bald, mein Geliebter! bat Elisabeth, immer noch trüben Ahnungen nachhängend, die jedoch Churchills Liebkosungen bald verscheuchten. Sie gaben sich nun der seligen Gegenwart hin, schwärmten in ungetrübter

Zukunft, und nur die Dämmerung, die Sir John an den Befehl des Herzogs erinnerte, noch diesen Abend bei ihm zu erscheinen, trennte sie.

Am andern Morgen stand schon der glückliche Rochester in dem Kabinette des Herzogs von Buckingham, ihm für seine Verwendung zu danken, daß er sein Exil verlassen und am Hofe erscheinen durfte. Sie sprachen eben über den nahen Sturz der Herzogin von Cleveland, an welchem der Herzog gar nicht zweifelte, während Rochester immer noch von dem Könige nicht glaubte, daß er mit Festigkeit in dieser Sache handeln und die List der Herzogin ihn nicht anders stimmen würde. Ihr seid ein glücklicher Mann, Durchlaucht, sagte er dann, Eure Bestimmung ist nicht allein den König zu vergnügen, Ihr sitzt auch im Kabinet, dürft Euch gegen die Eingriffe des Herzogs von York in die Rechte des Volkes stemmen, wenn es zu Euren Ansichten paßt, die Minister beugen ihren Willen meist unter den Eurigen, und somit regiert Ihr den König und das Land, könnt Eure Freunde bedenken und sie durch Eigennutz wenigstens eine Zeit lang fest an Euch bannen, während ich, wenn ich auch den König in die beste

Laune versetzt habe, höchstens mich für einen Falkonier oder Stallknecht verwenden kann.

Beneidet mich nicht zu sehr, Graf Rochester, erwiederte Buckingham: jede Sache hat zwei Seiten, auch das Herrschen. Nicht wahr, Graf, die Jagd ist eine schöne lustige Sache? —

Ja bei Gott! mit meinen guten Falken, ein paar guten Hunden, meinte Rochester.

Da jagt es sich gut, fiel ihm Buckingham in die Rede; aber müßtet Ihr, statt mit zwei guten Hunden, mit zwei Krebsen jagen, so verginge Euch sicher die Lust; und so geht es mir. Der König und York sind zwei Krebse; der eine zu faul, um ihn vorwärts treiben zu können, und der Andere zu sehr an der Vergangenheit hängend, um nicht Alles aufzubieten, die Zeiten des Papismus wieder hervorzurufen. Ich glaube, er ist ein heimlicher Katholik.

Davon bin ich überzeugt, sagte Rochester. — Doch seht! brach er plötzlich das Gespräch ab und wies nach dem Fenster; da kommt Euer Schreiber mit verhängten Zügeln die Straße herabgesprengt, was mag er bringen?

Kunde vom Gerichtshofe, rief der Herzog äußerst gespannt. Die Tortur hat heute die Gefangenen zum Geständniß bringen sollen. Es

muß nun entschieden seyn, daß ich an der Entführung der elenden Bürgerstochter keinen Theil habe.

Nennt das Mädchen nicht elend, fiel ihm Rochester in die Rede, sie ist wahrlich schön.

So lange meine Unschuld nicht erwiesen ist, werde ich über meine Stellung nicht ruhig, fuhr Buckingham fort. So lange diese nichtssagende Geschichte nicht aufgeklärt ist, könnte sie leicht bestimmen, ob ich oder die Herzogin den Platz räumen muß. — Nun? fragte er den eben Eintretenden mit Hast, wie stehts?

Ihr seid gerechtfertigt, Durchlaucht! rief triumphirend der Schreiber. Euer Diener und der der Herzogin hielten beide Grade mit unerhörtem Gleichmuth aus.

Hu! mich schaudert schon bei dem bloßen Gedanken an Tortur, brummte Rochester unwillkührlich vor sich hin.

Als aber die Reihe an das kleine Männlein kam, fuhr der Schreiber fort, welcher die Martern der Andern hatte mit ansehen müssen, sank er auf die Kniee, bat um Erbarmen und sagte nun aus, daß die Herzogin schon lange die Livree des Herzogs habe machen, und unter diesem Deckmantel schon manchen Streich auf Ew. Durchlaucht Rechnung ausführen lassen. Auch

die Entführung der Miß Eliſabeth ſei ihr Werk und er Derjenige, der ſie dem Grafen Rocheſter gebracht habe. Der Diener Ew. Durchlaucht, der noch immer in ihrem Solde geſtanden, ſei gebraucht worden, in das Haus des armen Patrics zu dringen, da man, von Allem wohl unterrichtet, gewußt habe, daß er dort Sir John Churchill antreffen und dieſer Herr Eure Livre ſehen ſolle; dies Alles, um den Glauben zu beſtärken, daß die That auf Befehl meines gnädigſten Herrn geſchehen ſei. — Auch geſtand er, daß er die Unterſchrift Ew. Durchlaucht nachgemacht habe.

Der Schurke! rief Buckingham entrüſtet, das koſtet ihm den Hals! — Aber ſchnell zum König, ihm die Sache zu berichten! Und ohne ſich bei Rocheſter zu entſchuldigen, denn mit ſeinem Triumph war auch ſein Hochmuth wieder zurückgekehrt, verließ er das Zimmer, ſchwang ſich in den bereit ſtehenden Wagen und fuhr nach Whitehall.

14.

Kaum hatte Sir John Eliſabeth verlaſſen, um nach ſeiner Wohnung zu gehen und ſich zur

Aufwartung in St. James ſtattlich zu kleiden, als er bemerkte, daß ein Mann ihn nicht aus den Augen ließ und ihm überall folgte. Dies ſchien ihm verdächtig; er wandte ſich plötzlich, und die Hand am Degen fragte er dieſen läſtigen Begleiter, was er von ihm wolle und weshalb er ihm auf jedem ſeiner Schritte folge. Statt Antwort drückte ihm der Unbekannte ein Briefchen in die Hand und entfernte ſich ſchnell, daß Sir John ihn nicht weiter befragen konnte. Durch dieſes neue Abentheuer ward ſeine Neugier rege; er verdoppelte ſeine Schritte und eilte nach Hauſe. Kaum hatte ſein Diener die Kerzen gebracht, er kaum einen Blick auf den Brief geworfen, als er die Hand der Herzogin von Cleveland erkannte. Unſchlüſſig, ob er ihn verbrennen oder ihn ihr zurückſchicken ſollte, hielt er ihn ſinnend in der Hand, die jedoch mechaniſch das Siegel erbrach. Einmal erbrochen, mußte er auch geleſen werden. Aber noch mehr ſetzte ihn ſein Inhalt in Verlegenheit, als er las:

Sir John!

Es war nicht edel von Euch, unſere letzte Unterredung Sr. Majeſtät wörtlich zu hinterbringen, noch weniger, ihm meine Briefe zu

übergeben. Ihr fühlt gewiß in ruhigen Augenblicken, daß Ihr sehr unrecht thatet, und nicht als Cavalier gegen eine Dame handeltet. Macht es Euch vielleicht Freude, so wißt, daß Ihr mich unglücklich gemacht und nur noch ein Mittel übrig bleibt, mich zu retten; dieses Mittel liegt nur in Eurer Hand; ich darf es nach der traurigen Erfahrung, die ich gemacht, leider dem Papiere nicht anvertrauen; ich kann es Euch nur mündlich mittheilen. Wenn daher noch ein Funken von Edelmuth in Eurer Bruſt glimmt, wenn mich nicht die Schaam ergreifen soll, einen Mann geliebt zu haben, der so wenig die Liebe irgend eines Weibes verdient, so kommt heute Abend um die neunte Stunde zu mir. Der König iſt, so viel ich erfahren habe, bei seiner tollen Nelly; kommt und hört meinen Vorschlag, den anzunehmen Euch gewiß leicht werden wird; macht wieder gut, was Ihr mir Böſes zugefügt, und Ihr steht als rechtlicher, als edler Mann vor mir, da ich Euch als solchen jetzt nicht erkennen kann. Daß ich meinen Stolz so tief gebeugt habe, den Mann um eine Zusammenkunft zu bitten, den ich nur verachten, nur haſſen mußte, kann Euch als

war doch zu furchtſam, dem zu widerſprechen. Sie fürchtete die Vorwürfe des Generals, und beſonders jetzt, wo die Planta's den Tod des Pompejus gern vergaſſen und es mit dem mächtigen Manne nicht verderben wollten, bis ſie ſelbſt Macht genug hatten, ihm die Spitze zu bieten, wollte ſie ihn nicht zum Feinde haben; überdies hatte ſie durch einige Glieder ihrer Familie erfahren, daß feindlich geſinnte Menſchen üble Gerüchte über ihr Verhältniß zu Jenatſch verbreiteten und ſie war ſo ſchwach zu glauben, durch eine Verbindung Mariens mit Jenatſch ihnen am beſten begegnen zu können und dem Mädchen zu nützen. Sie pflichtete daher der Mutter bei und ermahnte Marie, ihren Konrad zu vergeſſen und nicht mehr an dieſe Verbindung zu denken.

Marie erwiederte hierauf kein Wort und ſo oft ſpäterhin das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kam, und das geſchah zuweilen, beobachtete ſie das nämliche Schweigen, war aufmerkſam gegen Frau von Travers, ſtieß Jenatſch, der ſich jetzt förmlich um ſie bewarb, nicht zurück und war höflich und beſcheiden gegen ihn; nur gegen die Mutter hatte ſich ihr Betragen geändert. Sie widerſprach ihr nie, befolgte ihre Befehle ſchnell und gern, aber das kindliche Gefühl, das ſich ſonſt ſo laut bei jeder Gelegenheit ausgeſprochen, hatte von ſeiner Innigkeit verloren und ihr Benehmen gegen die Mutter ward augenſcheinlich mit jedem Tage kälter.

Jenatſch, welcher Frau von Travers ganz für ſich gewonnen hatte, ſetzte ſeine Bewerbungen bei Marie fort, denn die Ruhe, die ſtille Würde des Mädchens hielt ihn, ſelbſt ihn, den kühnen Mann in ſcheuer Ehrfurcht zurück.

Beweis dienen, wie wichtig es mir ist, Euch zu sprechen.

Barbara Herzogin von Cleveland.

Sir John stand nach Lesung dieses Briefes wie vom Donner gerührt. Das mir! rief er mit Heftigkeit aus und warf den Brief unmuthig auf den Tisch. Ich soll dem König das Gespräch mit ihr verrathen, ihm ihre Briefe eingehändigt, soll so ehrlos an einem Weibe gehandelt haben, die mich, wenn auch nur in ihrem Sinnenrausche, aber dennoch liebte? — Nein, John Churchill, dazu bist Du nicht fähig! Aber ich soll hin zu ihr, noch einmal diesen gefährlichen Gang gehen? — Er warf sich auf einen Sessel, und die peinlichste Ungewißheit, was er thun sollte, quälte ihn; er konnte keinen Entschluß fassen. Scheu hielt ihn von der Herzogin zurück; sie zu überzeugen, daß es erlogen sei, so schändlich an ihr gehandelt zu haben, zog ihn zu ihr hin. Hätte er schon jetzt gewußt, daß es keinem Zweifel mehr unterliege, daß auf ihren Befehl Elisabeth entführt worden sei, so hätte er gewiß keinen Fuß über die Schwelle von Clevelandhouse gesetzt, so aber — schon nahte die neunte Stunde — zog ihn der Wunsch

sich zu rechtfertigen. Er warf seinen Mantel um, fand die geheimen Thüren geöffnet und stand vor der Herzogin.

Hier bin ich, Durchlaucht! sagte er, mit finsterm, ernstem Blick sie betrachtend. Ich komme nicht aus Mitleid, nicht aus Theilnahme für Euch, ich stehe blos hier, mich über die entehrenden Beschuldigungen zu rechtfertigen, die Ihr gegen mich in Eurem Briefe ausgesprochen habt. Seit meinem letzten Hierseyn habe ich Se. Majestät nicht gesehen, viel weniger gesprochen, kein Wort von dem, was Ihr mir an jenem Tage über den König gesagt, habe ich irgend Jemand vertraut —

Und meine Briefe? unterbrach ihn die Herzogin.

Wurden mir, während ich in dem Zimmer meiner Schwester verhaftet war, auf Befehl des Herzogs gewaltsam genommen. Daß dies, was ich eben sagte, die Wahrheit ist —

Wagengerassel unterbrach das Gespräch, und der Glanz vieler Fackeln sagte der Herzogin, daß der König nahe. Da warf sie sich in der höchsten Verzweiflung zu Churchills Füßen: Bei Allem, was Euch heilig ist, bei der Liebe zu Eurer Elisabeth, rettet eine Unglückliche! Trifft

Euch der König hier, sind wir Beide verloren; flieht! —

Wohin? fragte Sir John.

Ein kühner Sprung dort zum Fenster hinaus, sprach sie, die Thür ihres Schlafzimmers öffnend, und ich bin gerettet. Habt Erbarmen mit mir! Zeigt mir, daß Ihr kein unedler Mann seid, daß Ihr mich nicht habt verderben wollen!

Da hinunter? Zwei Stock hoch hinunter?

Seid edelmüthig! bat die Herzogin, die Hände ringend.

Für meine Geliebte könnt' ich nicht mehr wagen, als ich für Euch, meine Feindin, wagen soll. — Doch es sei! Ich will Euch überzeugen, daß Ihr mir Unrecht gethan. Er schritt dem Fenster zu.

Eilt! Eilt! ich höre den König schon auf der Treppe, rief die Herzogin in Verzweiflung, ergriff zwei Kerzen, stellte diese dicht an das Fenster, wahrscheinlich damit Sir John besser sehen konnte — und in dem nämlichen Augenblicke, als der König mit Buckingham eintrat, wagte er den kühnen Sprung.

Was war das? rief König Carl fast erschrocken, da er Churchill, jedoch ohne ihn zu erken-

nen, in dem Augenblicke seines Eintretens hinabstürzen sah.

Sire! rief die Herzogin und warf sich dem Könige zu Füßen. Rettet mich vor dem Wüthenden, den vielleicht nur Euer Erscheinen von Mißhandlungen zurückhielt, mit denen er mich bedrohte; entfernt ihn aus London, mein Leben steht sonst in Gefahr.

Von wem sprecht Ihr? wer war der Unglückliche, der da zum Fenster hinunter sprang?

Sir John Churchill! erwiederte die Herzogin stammelnd.

Sir John, den ich bei Euch zu sehen streng verbot? — Aber steht auf, Herzogin, fasset Euch!

Die Herzogin erhob sich und fuhr dann fort: Er muß einen meiner Diener bestochen haben, der ihm die stets verschlossene kleine Gartenthür öffnete, denn plötzlich stand er vor mir, machte mir die bittersten Vorwürfe über die Entführung seiner Schönen, und als ich ihn deshalb an Euch, Herr Herzog, verwies —

An mich? fiel ihr Buckingham in die Rede: da verwieset Ihr ihn an den Unrechten; wißt Ihr es also noch nicht, daß Euer Diener Alles gestanden hat?

Die Herzogin erbleichte bei diesen Worten, verlor aber dennoch die Fassung nicht. Ich wußte es wohl, und deshalb schrieb ich auch an Se. Majestät und ließ Sie ersuchen, um diese Zeit zu mir zu kommen; den Wüthenden aber mußte ich zu täuschen suchen. Ich wollte Euch gestehen, Sire! wandte sie sich jetzt zu dem Könige, daß ich die Urheberin dieses kleinen Scherzes war, der doch an Eurem Hofe nichts so Seltenes ist und den Ihr, Herzog von Buckingham, schon so oft im Ernste ausgeführt habt. Den König durch diesen Scherz zu vergnügen, Euch und Rochester damit zu necken und, ich gesteh' es, mich auch ein wenig an Euch zu rächen, wozu ich wohl manche Ursache hatte, ließ ich Elisabeth Woodmann entführen. Doch ich sehe wohl, wenn Ihr solchen Scherz treibt, wenn er auch ein unglückliches Mädchen ins Verderben bringt, so wird das traurige Ende belacht, der meinige aber entlockt meinem Könige nicht das kleinste Lächeln.

Also gegen Euren Willen ist Sir John bis in dieses Zimmer gedrungen? fragte jetzt der König und brach das Gespräch über Elisabeth ab.

Ganz gegen meinen Willen, Sire, erwiederte

sie. Ihr hattet es mir ja geboten, ihn nie mehr bei mir zu sehen.

Nun mein Gebot wurde bei Euch nicht immer so streng beachtet, daß es auch diesmal nicht könnte umgangen seyn, meinte der König.

Ich kann es kaum glauben, daß der stolze Churchill, denn stolz ist der junge Mann, sich hier eingedrängt haben sollte, begann der Herzog von Neuem.

Schweig, Georg! befahl der König.

Aber Sire! das darf ich doch noch bemerken, daß Sir John so unvorsichtig als stolz ist, fuhr Buckingham fort, durch des Königs Zurechtweisung beleidigt. Seht nur, da hat er zwei brennende Kerzen dicht an das Fenster gestellt, wahrscheinlich damit Ihr ihn konntet deutlich herunter springen sehen. Erlaubt! sagte er zur Herzogin, daß ich sie auslösche, sie könnten die schönen seidenen Gardinen anzünden, da brennte es überall in diesem Schlafgemach. Ohne die Erlaubniß abzuwarten, ging er in das Zimmer und löschte die Kerzen aus. Aber laßt doch sehen, ob der arme Churchill nach diesem gewaltigen Sprunge nicht vielleicht da unten zerschmettert liegt, wir denken zu spät dar-

an. Er blickte bei dieſen Worten zum Fenſter hinaus und lachte nun hellauf. Beim allmächtigen Gott! den beſchützen die lieben Engel, das muß dereinſt noch ein großer Mann werden, denn der Himmel nimmt ihn offenbar in ſeinen Schutz. Seht nur, Sire, wie weich ihn die lieben Englein gebettet haben, ſeht nur das mächtige Strohlager, das ſie ihm bereiteten. — Ja da wag' ich den Sprung auch!

Der König trat ans Fenſter, ſah hinunter, begann zu lachen, aber ſein Geſicht wurde ſchnell ernſt. Er warf einen wüthenden Blick auf die Herzogin, der Buckingham, während der König hinunter ſah, zuraunte: für ſeinen Leib habt Ihr wenigſtens geſorgt, der muß noch bei Euch in Gnaden ſtehen. Der König befahl dann Buckingham, morgen in aller Frühe Sir John unter irgend einem ſchicklichen Grunde zu verhaften und nach dem Tower bringen zu laſſen. Ohne der Herzogin weiter ein Wort zu ſagen, nahm er Buckingham unter den Arm, lachte bitter auf und entfernte ſich. Glücklicherweiſe entließ er dieſen bald, der ſich ſogleich zu Lady Arabella begab. Dieſer berichtete er in aller Eile, was vorgefallen war, und rieth, daß Sir John ſchnell ein Schiff beſteige und ſo bald

als möglich England verlasse, ersuchte sie zugleich, den Herzog von York heute Abend davon zu benachrichtigen und begab sich von da, um sich zu zerstreuen, zur tollen Nelly, wo er unbekümmert um Churchills Schicksal sich beim Becher vergnügte.

15.

Noch am Abend ließ der Herzog von York Churchill rufen und sagte ihm unverholen, daß er ein leichtsinniger junger Mensch sei, den man eigentlich seinem Schicksal überlassen müsse. Wie konntest Du so thörigt seyn und Dich in die plumpe Falle locken lassen? sagte er unmuthig. Kennst Du die Herzogin so wenig? Ist je dieser rachsüchtigen Frau ein Opfer entgangen, hat sie je die kleinste Nachlässigkeit gegen sich vergeben? Wer sie einmal beleidigt, versöhnt sie nie wieder. Du wirst Dich auch hier mit Deinem zarten Ehrgefühl entschuldigen wollen. Armer John! wie wenig kennst Du die Welt, wie wenig den Hof! Hier und dort stürzest Du Dich mit Deinen Grundsätzen ins Verderben; Ehrgeiz kann wohl den Mann, wenn

das Glück ihm lächelt, bis zum Höchſten führen, aber das chevalereske Ehrgefühl iſt ein Hemmſchuh, der ihn überall auf ſeiner Bahn aufhält.

Ich glaube faſt, Ihr habt recht, gnädigſter Herr! erwiederte Churchill. Ich werde der Lehren dieſes Abends ſtets eingedenk ſeyn. Er hielt Wort. — Der Herzog von Marlborough, zu welcher Würde ſein Geiſt und das Kriegsglück ihn erhob, hat ſpäterhin, ſelbſt gegen ſeinen Wohlthäter, den ihm ertheilten Rath befolgt, und bei ſeinem politiſchen Handeln mehr die Klugheit als die ſtrenge Rechtlichkeit um Rath gefragt.

Der Herzog befahl ihm nun, noch in der Nacht Alles zu ſeiner Abreiſe in Stand zu ſetzen; Empfehlungsbriefe und das nöthige Geld hätte er ſchon, ein Schiff läge zum guten Glück bei Woolwich zur Abfahrt bereit, das müſſe er in aller Frühe beſteigen und nach Rotterdam ſegeln. Auch hat Dich, ſetzte der Herzog hinzu, die Herzogin von Cleveland in Gegenwart des Königs einen Zudringlichen genannt, der gegen ihren Willen ſich bei ihr eingeſchlichen habe.

Iſt dem ſo, oder haſt Du eine Einladung von ihr erhalten?

Ja, gnädigſter Herr! ſie bat mich in einem Billet.

Gut! — Der König muß ſich überzeugen, daß Dir die Herzogin gleichgültig und er ihr Spielball iſt. Ohne dieſe Ueberzeugung iſt Dir, ſo weit ich meinen Bruder kenne, jede Hoffnung, nach England zurückzukehren, abgeſchnitten. Gieb mir den Brief.

Sir John zögerte einige Augenblicke; doch die Herzogin hatte ihn ja zu tief gekränkt, als daß ſie noch Rückſichten verdiente; und der Lehren des Herzogs eingedenk, gab er ihm das Billet.

Es gehe Dir wohl, John! ſprach nun der Herzog nicht ohne alle Rührung; reiſe mit Gott, verweile nicht lange in Holland, gehe lieber ſogleich nach Brüſſel, dort biſt Du ſicherer, und es ſoll Dir da an nichts mangeln; in jeder Lage Deines Lebens wirſt Du einen treuen Beſchützer an mir finden.

Der Abſchied von Arabella war ſchmerzlich. Beide liebten ſich unausſprechlich, und ihr

Mit jedem Tage wurde ihm Marie werther, aber das Wohlwollen, das ſie vom Anfange ihrer Bekanntſchaft an für ihn gehabt, ſtieg nicht in gleichem Grade wie ſeine Neigung. Sie blieb ſich gleich; höflich, aber nie zuvorkommend; freundlich, nie herzlich. Wenn er neben ihr ſaß ſchien eine ſtille, ernſte Ruhe, keine heitere ſie zu umſchweben und wo ſie ſich ſonſt unbefangen und freimüthig ausgeſprochen hatte, ſchwieg ſie jetzt, obgleich ihr Auge verrieth, daß ſie nicht theilnahmlos ſei. Auch vermied ſie jedes Geſpräch, das den Alten von Zurnatſch, deſſen Aufenthalt trotz aller Nachforſchungen noch nicht entdeckt war, oder Konrad betraf, ſobald aber der General zugegen war, entfernte ſie ſich, ſo wie dieſer Gegenſtand berührt wurde.

Die Bewerbungen des Generals um die ſchöne Veltlinerin konnte in Chur nicht lange ein Geheimniß bleiben und jede Parthei nahm Intereſſe daran. Die von Planta hofften durch Marie, welche ſie ganz von Frau von Travers abhängig glaubten, Einfluß auf Zenatſch zu bekommen, die von Salis den Haß der Mutter gegen die Spanier und die katholiſche Parthei kennend, hofften das nämliche. Mehrere Freunde des Generals, unter ihnen Peter Guler, der Marie hatte kennen und ſchätzen gelernt, wünſchten die Verbindung und hofften, das häusliche Glück würde den Ehrgeiz und den Unternehmungsgeiſt des Mannes zügeln und da ſie deſſen nicht mehr zu bedürfen glaubten, wohl aber ihn fürchteten, ſo konnte ihnen nichts erwünſchteres kommen, als den ehrgeizigen Mann in den Banden der Liebe zu ſehen.

Aber Wochen, Monate vergingen und der kühne Kriegsmann, der mit wildem Muthe dem Tode ſo oft entgegen

hauptsächlich verdankte er wohl die ausgezeichnete Gunst des Herzogs.

Am frühen Morgen, kaum daß der Tag graute, verließen schon seine Diener mit dem Gepäck die Stadt und begaben sich auf den nach Rotterdam segelnden Kauffahrer, wo in der Nacht schon das Nöthige durch die Fürsorge des Herzogs für ihren Herrn bereitet war. Nur einen Diener behielt Churchill bei sich, der ihn mit seinem flüchtigsten Renner an einem der Fleetstreet nah gelegenen Orte erwarten sollte, verließ dann seine Wohnung und verbarg sich bei der freundlichen Amme, die er zu Elisabeth schickte, um dieser wissen zu lassen, daß er sie schon so früh sprechen müsse.

Die Amme säumte nicht lange und kehrte bald mit der Botschaft zurück: Elisabeth erwarte ihn mit Sehnsucht, aber auch mit Angst, da die so frühe Stunde sie fürchten ließ, etwas Wichtiges müsse vorgefallen seyn. Er eilte schnell nach Fleetstreet, wurde dort von Miß Eva mit verdrüßlichem Gesicht empfangen und ausgefragt, was ihn schon so früh hierher führe; doch Elisabeths Eintreten, die sich in

aller Eile angekleidet hatte, enthob ihn der Beantwortung dieser lästigen Fragen.

Elisabeth! rief nun Sir John aus, als die Alte sie verlassen hatte, mich führt eine unglückliche Begebenheit hierher, zu deren ausführlichem Bericht mir die Zeit mangelt. Ich soll verhaftet und nach dem Tower gebracht werden: nur schleunige Flucht kann mich retten; schon liegt das Schiff segelfertig, und nur mit Gefahr meiner Freiheit und meines Lebens bin ich hier, Dir und dem alten Vater Lebewohl zu sagen. Hoffentlich wird die Trennung nur kurz seyn, darum beruhige Dich und komm lieber nach Brüssel mit dem Vater, wo uns der priesterliche Segen auf ewig verbinden soll.

Elisabeths Augen schwammen bei diesen Worten in Thränen; das hatte sie nicht erwartet, sie hatte Unglückliches geahnet, doch das Unglücklichste nicht, was sie treffen konnte. Wir sehen uns nicht wieder! rief sie, sich in seine Arme werfend, mir sagt es eine innere Stimme, die Trennung ist für ewig!

Elisabeth! rief er plötzlich wie aus einem Traume erwacht, rufe Deinen Vater,

kein Augenblick ist mehr zu verlieren, eile! — Das Mädchen entwand sich seinen Armen und eilte, den Vater zu rufen.

Vater! redete Churchill den Eintretenden an, den Schmerz des Mädchens so tief wie den seinigen fühlend. Ich muß schnell von hier, keine Stunde Zeit bleibt mir übrig. Erlaubt, daß Eure Tochter mit mir England verlasse; so wahr ich an Gott meinen Schöpfer glaube und dereinst selig zu werden hoffe, so wahr verspreche ich Euch, den nämlichen Tag, daß wir in Rotterdam gelandet sind, soll uns des Priesters Segen vereinigen, oder besser noch, begleitet uns, theurer Vater und besteigt mit uns das Schiff.

Der Alte schüttelte verneinend sein Haupt. — Ich kann in dieser Schnelle nicht von hier und meine Tochter lasse ich nicht allein ziehen, so viel Vertrauen ich auch in Eure Redlichkeit setze. — Trennt Euch und hofft auf Gott, daß er Euch bald wieder vereine.

Noch einen Vorschlag, Vater! sprach Sir John und preßte die Trauernde innig an sein Herz. Schickt nach einem Geistlichen, gebt uns

Euren Segen und er verbinde uns für ewig, dann darf die Gattin dem Manne folgen. Bei diesen Worten sank Elisabeth zu des Vaters Füßen, umklammerte seine Knie, küßte seine Hand, aber zu sprechen vermochte sie nicht, sie konnte nur bittend an ihm aufblicken. Da sagte endlich der Alte nach einigem Nachdenken: Nun so geschehe, wie Ihr es wünscht! und ein Diener wurde sogleich zu dem Beichtvater der Familie geschickt und er eiligst herzukommen eingeladen. Der Diener kehrte bald mit der Nachricht zurück, der ehrwürdige Herr folge ihm und müsse sogleich hier seyn, und Freude glänzte auf dem Antlitz der Liebenden, nur einige Augenblicke, und sie waren für immer vereinigt. Da sprengte ein Reiter die Fleetstraße herab, sprang vor dem Hause Mr. Woodmanns von seinem Rosse, eilte in das Haus und fragte nach Sir John. Er wurde sogleich zu ihm hinauf geführt und gab ihm einen vom Herzog von Buckingham geschriebenen Zettel, auf welchem die wenigen Worte standen: Besteigt ohne Weilen das Roß des Reiters, dem ich mit einer Abtheilung Soldaten folge, um auf besondern, so eben erhalte-

nen Befehl des Königs das Haus Woodmanns zu besetzen, Euch gefangen nehmen und nach dem Tower bringen zu lassen. Säumt keinen Augenblick und jagt nach Eurem Schiffe.

Halte das Pferd bereit! befahl er dem Reiter und machte Mr. Woodmann und Elisabeth mit dem Inhalt des Billets bekannt. So habt Ihr keinen Augenblick mehr Zeit, wir müssen das Fernere schriftlich berathen, sprach der Vater schnell; sagt meinem Kinde ein kurzes Lebewohl! dann eilte er hinweg und ließ sie allein. Die Unglücklichen standen sprachlos da, das Mädchen war tief erschüttert und mußte sich an den Stuhl halten, daß sie nicht zusammensank; er war gefaßter. Als der Vater eintrat, ruhten sie Arm in Arm und hielten sich so fest umfangen, als ob sie nie mehr von einander lassen wollten.

Fort! fort! rief der Vater besonnen. Liebt Ihr Euch wahrhaft, so müßt Ihr Euch trennen. Da riß sich Elisabeth aus den Armen des Geliebten. Leb wohl, bleibe treu! rief sie und stürzte in ihr Schlafgemach. Der Alte drängte Churchill noch einen bedeutenden Wech-

sel auf und begleitete ihn bis auf die Straße, wo Sir John sich rasch auf sein Pferd schwang und davon jagte. Glücklich, daß er nicht länger verweilte, denn kaum hatte er in die Thamesstreet eingebogen, um die Londoner Brücke zu erreichen, als auch schon Buckingham langsam die Straße herauf zog. Doch er fand trotz aller zum Schein genommenen Maßregeln den nicht mehr, den er suchte.

Churchill hatte indessen Woolwich erreicht, das Schiff bestiegen, und da man ihn schon lange erwartet hatte, fand er Alles bereit, die Anker wurden gelichtet, das Schiff schwamm die Themse hinab und bald hatte es das offene Meer erreicht.

Am nämlichen Morgen traf der Herzog von York den König im Park von Whitehall, wo dieser sich mit Rochester belustigte, Fische zu füttern. Ich habe Ew. Majestät Erlaubniß zu Folge, redete er den König an, heute früh Sir John in meinen Angelegenheiten nach Holland geschickt.

Da hast Du nicht gut daran gethan, Du hättest den kecken zudringlichen Burschen nach

dem Tower schicken sollen. Statt Antwort zog der Herzog das Billet der Herzogin von Cleveland aus seiner Tasche und überreichte es dem Könige, der es flüchtig durchlas und dann zu sich steckte.

Durchschaust Du nun ihren Racheplan? begann der Herzog, nachdem der König den Fischen noch einiges Futter zugeworfen und mit dem Herzog, ohne daß Jemand ihnen folgte, in eine seitwärts liegende Allee gegangen war und eine lange Zeit geschwiegen hatte. Sie lockt ihn zu sich, bittet Dich, zur nämlichen Stunde zu ihr zu kommen, damit Du ihn dort überraschest und als Dein Wagen vorfährt, fällt sie vor ihm nieder, bittet und beschwört ihn, sie zu retten und den Sprung aus dem Fenster zu wagen. Er ist so edelmüthig und opfert sich für seine Feindin, und auf diesen kaum denkbaren Fall hat sie so viel Stroh unterlegen lassen, daß er wenigstens keinen bedeutenden Schaden nehmen konnte. Um ihre Vorsicht zu krönen, daß Dir die Sache ja nicht entgehen sollte, stellt sie noch zwei Kerzen an das Fenster. Wahrhaftig, Sir John war

ein Thor, daß er den Sprung wagte, ich wäre geblieben. —

Und ſäßeſt jetzt im Tower, mein werther Vertheidiger Sir Johns. Er wußte wohl, was ihn erwartete, und er handelte edelmüthiger gegen ſich als gegen die Herzogin.

Gewiß nicht, Charles! Von Dir durfte er nichts fürchten, denn dazu biſt Du zu gerecht und — zu nachſichtig, ſetzte er dies Wort betonend hinzu. Ich hätte an Churchills Stelle Dir das Billet übergeben und geſagt: Sire! ich kam auf Einladung der Herzogin hierher, nicht aus eigenem Antriebe. Nach ſolch erhaltenem Briefe iſt es Pflicht jedes edlen Mannes, auch gegen ſeinen Feind, wegen falſcher Beſchuldigungen ſich zu rechtfertigen. Hätteſt Du den Ehrenmann nach dem Tower ſchicken können? — Gewiß nicht! Darum verzeihe ihm auch jetzt noch; laß ihn einige Monate im Exil, dort mag er die Welt kennen lernen, dann ruf' ihn zurück und ſchenke ihm Deine Gnade.

Höre, Bruder James! nahm der König das Wort, ohne weiter auf Churchill einzuge-

hen, Du, Buckingham, Rocheſter, ſelbſt Arlington und Gott weiß wer noch Alles, habt Euch gegen die Herzogin verſchworen. Ihr klugen Männer wollt ſie ſtürzen, aber wißt, daß vielleicht Eure Kabale allein ſie noch in ihrer Stellung erhält und ich ſie längſt nach Wales würde geſchickt haben, hättet Ihr Euch nicht darein gemiſcht. Ueberlaßt das mir und ihr; ſie arbeitet am meiſten an ihrem Sturze. Aber dies ewige Aufreizen, dieſe ewigen Berichte, was ſie gethan und nicht gethan, entfernen Euch immer mehr von Eurem Ziele. Warne Buckingham, mit dem Du jetzt zu meinem Erſtaunen auf ſo vertrautem Fuße ſtehſt. Ich habe ein Packet Briefe von ihm in Händen, die mir Barbara wohl mehr ihm zu ſchaden als zu ihrer Rechtfertigung gegeben hat; ich habe ſie ungeleſen verſiegelt und weggelegt. Sollte es mir eines Tages in einem Anfall von übler Laune einfallen, ſie durchzuleſen, ſo könnte der gute Georg leicht nach Yorkſhire wandern. Nachdem er dies geſagt, kehrte er auf dem Wege nach dem Teiche zurück, ließ ſich ſein Körbchen mit zerpflücktem Weißbrod wieder geben, und fütterte die alten

Karpfen mit ſo guter Laune, als ob nichts vorgefallen wäre.

16.

Churchill war indeſſen nach kurzer Fahrt glücklich in Rotterdam angelangt, hatte ſich dort aber nur ſo lange aufgehalten, als nothwendig war, ſich ſo einzurichten, daß er mit einigem Glanze in Brüſſel auftreten konnte. Mit jedem abgehenden Schiffe ſchrieb er an Eliſabeth und ihren Vater, über deſſen Freigebigkeit er beſchämt war, denn die Summe, auf welche der Geldwechſel lautete, war nicht unbedeutend. Seine Briefe ſprachen ganz die Gefühle ſeines Herzens aus, und er meinte es redlich mit ſeinem geliebten Mädchen, das in der Entfernung noch ſchöner, noch reizender vor ihn trat. Er beſchwor ſie in jedem Briefe, mit dem Vater nach Brüſſel zu kommen, um ſein Glück ganz zu krönen; aber Mr. Woodmann war jetzt mehr gegen die Hinreiſe als je, und ſein orthodox-presbyterianiſcher Sinn ließ ihn vor dem katholiſchen Brüſſel ſchaudern. Mehr

gegangen war, ſtand ſchüchtern vor dem einfachen, anſpruchsloſen Mädchen. Seine Eitelkeit, ſein Selbſtvertrauen war nicht groß genug, um ihn zu täuſchen, um ſich nicht zu ſagen, daß er wenig zu hoffen habe. Obgleich Marie mit keinem Worte Konrads erwähnte, obgleich ſie nicht durch die leiſeſte Andeutung verrieth, was in ihrem Herzen vorging, obgleich ſie freundlich gegen ihn war und nie bei ſeinem Eintreten zeigte, daß ſeine Gegenwart ihr unangenehm ſei, ſo fühlte er doch, daß die Liebe kein Fünkchen für ihn in ihr Herz geworfen; er war hiervon ſo überzeugt, daß er mit ſich ſelbſt zürnte, weil er nicht Muth in ſich fühlte, ſich ganz aus ihrem Zauberkreiſe zu reißen. Auch die Mutter quälte die Ungewißheit, ſie ärgerte ſich über Mariens Gleichmuth und ſo lange Jenatſch ſich noch nicht gegen die Tochter ausgeſprochen hatte, konnte ſie ſelbſt mit ihr füglich darüber nicht ſprechen und nichts thun, die Sache zu fördern; aber bald ſollte ſie aus der Ungewißheit geriſſen werden. Jenatſch mußte als Geſandter der drei Bünde nach Inſpruk gehen, um dort mit dem öſtreichiſchem Hofe zu unterhandeln. Wie lange er abweſend ſein würde, konnte er ſelbſt nicht beſtimmen und ſo ſah er nun wohl ein, daß ſein Schickſal ſich vor ſeiner Abreiſe entſcheiden müſſe; er beſchloß daher, ſich über Marie ganz ins Klare zu ſetzen und mit ihr allein und offen zu ſprechen.

Die Gelegenheit wurde ihm nicht ſchwer, es bedurfte nur eines Wortes bei Frau von Travers und er ſah ſich am nämlichen Tage mit Marien allein; es war das erſtemal, denn bis jetzt hatte ſie es ſtets zu vermeiden gewußt.

„Marie!“ redete er ſie an „Der Zufall führt mich

aber wohl als dies war die Versicherung des Herzogs von York, zu dem er sich Zutritt zu verschaffen gewußt hatte, daß die Abwesenheit Churchills nicht von Dauer seyn würde, der Grund seiner Weigerung. Der Zorn des Königs habe sich gelegt, tröstete der Herzog den Alten, aber er wolle nicht eher um dessen Zurückberufung anhalten, bis die Herzogin von Cleveland sich aus London entfernt habe, was man, selbst in der ganzen Stadt, als ein nah bevorstehendes glückliches Ereigniß schon lange erwartet hatte. Auch Arabella trug das Ihrige dazu bei, Elisabeth zu beruhigen. Sie hatte diese wenige Tage nach Churchills Entfernung zu sich entbieten lassen, der Miß ihren Wagen geschickt, sie abzuholen, und sie fand bei näherer Bekanntschaft solches Wohlgefallen an dem reizenden schwärmerischen Mädchen, daß sie Elisabeth fast täglich bei sich sah, ihr manchen Trost ertheilte, und sie bat es ruhig abzuwarten, bis er aus seiner Verbannung, die nur noch kurz seyn könne, zurückkehre. Dies bestimmte Elisabeth auch, nicht mehr in ihren Vater zu dringen, die Reise nach Brüssel zu unternehmen, und glaubte auch Sir John durch ihre

Gründe zur Geduld zu bewegen; doch dieser ließ nicht nach, sie und den Vater auch ferner noch zu bestürmen; er konnte sein Glück nicht erwarten, und die Einsamkeit, in welcher er in Brüssel lebte, mochte auch die Sehnsucht immer mehr erwecken, an der Hand seiner Elisabeth auf irgend einem Landsitze seines Vaterlandes die glücklichen Tage der Häuslichkeit zu durchleben, denn nach dem, was er seit Kurzem erfahren, hatte für jetzt das Hofleben allen Reiz für ihn verloren.

Die Herzogin von Cleveland ging indessen mit Riesenschritten ihrem Verderben entgegen. Sie glaubte den König zu schwach und erinnerte sich nur zu oft, daß es ihr, in der Zeit seiner Neigung zu ihr, leicht geworden, ihn, war er auch aufgebracht, schnell wieder zu besänftigen, vergaß aber, daß diese schöne Zeit vorüber und er jetzt ihrer überdrüßig sei. Sie wollte noch immer ihren Willen ertrotzen, und das verdroß, mehr noch, es langweilte ihn, und so hielt er Wort und brach gänzlich mit ihr. Er schickte deshalb den alten Herzog von Ormond, den Lordlieutenant von Irland, an sie ab, sie mit seinem Willen bekannt zu machen. Der Her-

zog übernahm den Auftrag nur ungern; ein treuer Diener, verwaltete er Irland gewissenhaft, aber dergleichen Geschäfte waren ihm bisher fremd geblieben.

Der König hatte ihn wahrscheinlich deshalb gewählt, weil der Herzog sich nie um sie bekümmert und nie ihr Freund noch ihr Feind gewesen und ein freundlicher Mann war, von dem er wußte, er würde seinen Auftrag mit Schonung ausrichten. Er that dies auch, doch gehörte die ganze Ruhe seines Charakters dazu, um die Schmähungen, welche die Herzogin gegen den König und ihn ausstieß, mit Gelassenheit anzuhören. Endlich gelang es ihm doch, ihr begreiflich zu machen, daß sie sich in den Willen des Königs fügen müsse, oder Gefahr liefe, auf eine wenig ehrenvolle Art aus London abgeführt zu werden, und statt mit einem reichlichen, sich mit einem spärlichen Jahrgehalt begnügen müsse. Sie bat ihn, daß er sie der Gnade des Königs anempfehle, und versprach sich in seinen Willen zu fügen, nur wünschte sie, daß man ihr noch drei Wochen Aufenthalt in London gestatte, um ihre Geschäfte zu ord-

nen, was auch der König, jedoch ungern, ihr bewilligte.

Die Herzöge von York und Buckingham triumphirten, und bald hatte sich die Kunde dieses wichtigen Ereignisses durch die ganze Stadt verbreitet, und Elisabeth theilte sie sogleich ihrem Geliebten mit. Der Herzog von York verwendete sich nun für ihn bei dem Könige, und nach einigem Sträuben erhielt er die Erlaubniß, Churchill zurückzurufen, jedoch nicht eher, als bis die Herzogin London verlassen habe. Auch der Herzog schrieb nun sogleich an seinen Liebling, benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen, und bestimmte zu seiner Ankunft den Tag, an welchem die Herzogin London zu verlassen feierlich versprochen hatte.

Obgleich der König sie nicht mehr sah, ihre an ihn geschriebenen Briefe nicht beantwortete, nur der Herzog von Ormond, ihrer zukünftigen häuslichen Verhältnisse wegen, Alles mit ihr zu ordnen beauftragt war, auch Clevelandhouse, das sonst von Hofleuten wimmelte, jetzt verlassen und verwaist stand, erfuhr die Herzogin doch Alles, was in Whitehall und St. James vor-

ging, und so war ihr auch die Nachricht von Sir Johns aufgehobener Verbannung nicht entgangen, eben so wenig, daß er erst am Tage ihrer Abreise in London eintreffen dürfe. Sie freute sich bei dieser Nachricht; ob in der Hoffnung, ihn noch einmal zu sehen, oder weil es ihr lieb seyn konnte, in ihrem Unglück nicht mehr von ihm gesehen zu werden, blieb ungewiß.

Der Tag ihrer Abreise nahte, Alles war dazu vorbereitet; ein Jahrgehalt, bei dem der König sich sparsamer gezeigt als man vermuthete, ihr ausgesetzt, und ohne dem König Lebewohl gesagt zu haben, ohne von einem ihrer Freunde begleitet zu werden, setzte sie sich in ihren prachtvollen Wagen und verließ mit einem großen Gefolge von Dienern am hellen Mittag London, von Niemand bedauert, von Allen gehaßt. Kein Segen der Armen begleitete sie, sie hatte Niemand Gutes, Vielen Böses gethan, und nicht einmal die Hinterlassenen der drei ihretwegen kürzlich enthaupteten Diener unterstützt. Sie reis'te nicht schnell, in Rickmannsworth hielt sie schon an, um, wie sie vorgab, die Diener zu erwarten, die sie in London noch Geschäfte wegen zurückgelassen hatte.

17.

Churchill hatte bei der ersten durch Elisabeth erhaltenen Nachricht von dem Sturze der Herzogin sich in Eile zur Abreise vorbereitet. Der Brief des Herzogs von York bestimmte ihn, sich von Brüssel nach Boulogne zu begeben, weil man von hier aus am wenigsten fürchten mußte, durch Wind und Wetter auf offner See aufgehalten zu werden, und er keinen Augenblick später, als der Herzog bestimmt hatte, in London eintreffen wollte. Er hielt deshalb ein Schiff bereit, und an dem nämlichen Tage, wo die Herzogin abgereis't war, bestieg er es; ein günstiger Wind ließ ihn bald in Dover landen, wo seine Pferde bereit standen und er mit verhängten Zügeln nach London jagte.

Es war schon spät, als er dort mit freudig klopfendem Herzen ankam. Die Straßen waren schon öde und leer, nur hier und da störte ein Haufen munterer Gesellen durch ihren Gesang die Stille, denn in damaliger Zeit legte der Bürger sich früh zur Ruhe und begann sein Tagewerk früh. Mit der letzten Kraft

jagte sein Roß durch die Thamesstreet, und als er jetzt in die Fleetstreet einbog, zeigte sich ihm ein sonderbares Schauspiel, denn die Straße war in der Ferne von einer Menge Fackeln erleuchtet, deren flammendes Licht ihn fast blendete. Je näher er kam, desto ängstlicher klopfte sein Herz. Jetzt — wer schildert sein Gefühl — sah er einen Leichenwagen vor dem Hause des Mr. Woodmann halten, schwarz umflorte Träger hielten ernst die lodernden Fackeln, als ob sie in der dunkeln Nacht noch das Licht des Lebens dem Schauer des Todes entgegenstellen wollten. Da sprang er bleich wie der Tod von seinem Roß, sein erster Gedanke war an den Vater Elisabeths, und als er auf seine hastige Frage: Wem gilt dieser Leichenzug? die Antwort erhielt: der Jungfrau! dachte er nur an die Eva Woodmann, und eilte von Hoffnung gestärkt die Treppe hinauf, hörte noch den letzten Hammerschlag, der den Sarg für ewig schloß, riß die Thür des Saales auf, und neben dem Sarge stand mit gefalteten Händen Vater Woodmann mit seiner Schwester, die Beide in stiller Andacht beteten. Regungslos an die Thüre gebannt, heftete er den starren

Blick auf den mit Blumen geschmückten Sarg; kein Laut entfuhr ihm, kein Seufzer, kein Klageton rang sich aus seiner Brust, Geist und Körper schienen erstarrt zu seyn. Da gewahrte ihn der unglückliche Vater, ging ruhig zu dem immer noch regungslos Dastehenden und erfaßte seine Hand. Ermannt Euch, Churchill! sprach er, die Hand ihm schüttelnd. Gott hat den Engel zu sich genommen, der Name des Herrn sei gelobt! — Diese Worte weckten seine Besinnung wieder. Oeffnet den Sarg, daß ich sie noch einmal sehe, daß ich das Theuerste sehe, was ich auf Erden mein nannte. Oeffnet! befahl er, da Niemand gehorchte.

Theurer Sohn! sagte der Alte, ihn beruhigen wollend; ich habe mit ihr Alles verloren, was mich auf dieser Erde noch festhielt, und doch seht Ihr mich gefaßt und in mein hartes Schicksal ergeben. Euch steht die Welt noch offen, Tausende können Euch ersetzen, was Ihr verloret, darum vertraut, wie ich, auf Gott, dessen Weisheit Alles zum Besten lenkt.

Ach laßt sie mich nur noch einmal sehen, nur noch einmal ihre bleichen Lippen küssen, bat er.

Nein, lieber Sir John, gönnt der Todten ihren sanften Schlummer, stört ihn nicht. Das Leben ist entflohn, ihre letzte irdische Wohnung ist geschlossen, ihr Herz schlägt nicht mehr mit Euch, ihre reine Seele ist bei Gott, gönnt ihr die Ruhe! — Er gab nun den bereit stehenden Trägern einen Wink, sie erfaßten den Sarg und trugen ihn hinab. Churchill folgte dem Vater, bis dieser ihm die Hand reichte. Der Sarg wurde auf den Wagen gesetzt und der Trauerzug ging langsam nach dem Friedhofe. Schweigend folgten die beiden Männer, warfen die erste Scholle Erde, diese letzte irdische Liebesgabe, über den dumpf hallenden Sarg, und als der Hügel sich erhob, das fromme Gebet des Geistlichen beendet war, kehrten sie nach Woodmanns Hause zurück, der Vater in sein Schicksal mit christlicher Demuth ergeben, Churchill immer mehr in seinen Schmerz versunken, der Verzweiflung nahe. Da rief aus dem nahen Zimmer Elisabeths Papagei: Komm John, komm! Der arme John kam zu spät! — murmelte Churchill starr vor sich hin blickend, und die erste Thräne rann.

Elisabeths Verlust hatte er tief empfunden,

und wenn der Herzog von Marlborough späterhin im Triumph durch Fleetstreet ritt und nach dem für ihn verödeten Hause aufsah, konnte er sich eines traurigen Gefühls niemals erwehren. Hier habe ich das Theuerste verloren, sagte er einst zu seinem Freunde und Kriegsgenossen Cadogan, hier fand eine treue Seele um mich den Tod; gern opferte ich den Ruhm zweier gewonnenen Schlachten für ihr Leben; Friede ihrer Asche!

Elisabeths plötzlicher Tod blieb für immer ein Geheimniß. Nach der Aussage der Aerzte starb sie an Gift; Jedermann hielt die Herzogin von Cleveland für ihre Mörderin, doch beruhte das Gerücht nur auf Vermuthungen, welche die Aeußerung von ihr bestärkte, als ihre in London zurückgelassenen Diener in Rickmannsworth bei ihr eintrafen und ihr die Nachricht brachten, daß Sir John noch am Begräbnißabend in London eingetroffen sei und Elisabeth zu Grabe begleitet habe. Das gönn' ich ihm nicht, er kam meiner Berechnung nach zu früh, sagte sie tückisch lächelnd. Beweise konnte man nie gegen sie aufbringen.

Der alte Woodmann folgte bald seiner Toch-

heute mit Euch zusammen, schon lange wollte ich eine Frage an Euch thun, stets fürchtete ich aber, sie würde Euch in Gegenwart Eurer Mutter oder der Frau von Travers in Verlegenheit setzen, aber heute — haltet mich nicht für unbescheiden — heute sind wir allein, und so muß ich sie thun: Hängt Euer Herz auch jetzt noch an Konrad Wernisch?"

„Ja Herr! Warum sollte es nicht?" erwiederte sie, zwar nicht verlegen, doch vor banger Erwartung bebend.

„Nach dem, was sein Vater gethan," fuhr Jenatsch fort „glaubte ich, müßte eine Verbindung mit ihm —"

„Was kann der Sohn für die Handlungen des Vaters?" fiel ihm Marie leidenschaftlich in die Rede „Warum sollte er mir dadurch weniger theuer sein, selbst wenn sein Vater ein Böſewicht wäre? Mein Herz hat ihm Treue gelobt, hat ihm gelobt, Glück und Unglück mit ihm zu theilen und sollt' ich ihn verlassen, weil sein Vater auf dem Blutgerüste sterben kann? Was hat sein Tod mit unsrer Liebe gemein? Je mehr das Schicksal auf ihn stürmt, desto fester muß ich an ihm halten und obgleich ich ihn seit Monden nicht sah, nichts von ihm vernahm, obgleich meine Seele betrübt und Ruhe und Heiterkeit von mir gewichen sind, vertraue ich ihm doch, vertraue seinem Herzen, vertraue Gott!"

„Und bedenkt Ihr nicht, welche Schande diese Verbindung über Euch und über Eure Familie brächte?"

„Nein Herr!" erwiederte sie.

„Den Sohn eines Mörders zu ehelichen, dem der Henker das Haupt vom Rumpfe trennt —"

ter, und nach mehreren Jahren tröstete Sara Jennings den nur nach Ruhm und Ehre strebenden Churchill, dessen Sehnsucht nach häuslichem Glück mit Elisabeth verschwunden war, doch konnte sie nie die Erinnerung an das unglückliche Mädchen ganz aus seinem Gedächtniß verwischen.

Der tolle Rochester starb schon in seinem 33sten Jahre und Buckingham beschloß sein Leben auf einem kleinen Landsitze in Yorkshire in Dürftigkeit. Die Herzogin von Cleveland heirathete später den Grafen von Castelmaine und starb erst in ihrem 72sten Jahre, auf ihrer langen Lebensreise wohl von manchem Gewissensbisse gequält, von manchem Bilde durch sie unglücklich Gewordener begleitet.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Dreiunddreißigstes Bändchen.

Ugolino.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

Ugolino.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

1.

In dem Jahre 1425 zogen sich von der durch die Hofhaltung der Estés damals so glänzenden Stadt Ferrara eine Menge Landhäuser von den Thoren der Stadt längs dem Po hin. Sie gehörten meist dem Adel, der sich am Hofe des Markgrafen Nicolo III. befand; auch reiche Handelsleute hatten mitunter ihre kleinen Besitzungen dort, und man sah hier ein buntes Gemisch von prachtvollen Villas und kleinen Landhäusern. Am auffallendsten war jedoch eine dicht am Ufer des Flusses gelegene, mit hoher Mauer und alten Ulmbäumen eingefaßte Villa, die nicht allein ihrer gothischen Bauart, sondern auch ihrer ganzen Einrichtung wegen auffallend, und obgleich zu jeder Jahreszeit bewohnt, gewiß unter allen diejenige war, wo die meiste Still-

herrschte. Stets fest verschlossen, wurde die Thür nur auf gewisse bekannte Zeichen geöffnet, und Niemand aus der ganzen Nachbarschaft hatte Zutritt.

Die Villa selbst war ein kleines, noch in altem Geschmack erbautes Gebäude, das nur drei Fenster Fronte hatte; eine Treppe führte zu einer großen, mit hohen Spitzbogen gewölbten Pforte, die fast ein Drittheil des Raumes des ganzen Gebäudes einnahm. Man trat von hier aus in eine hohe Halle, aus welcher man eine Wendeltreppe hinauf zu den bewohnbaren Gemächern steigen mußte, die nur aus einem Saal und zwei Zimmern bestanden. Unten neben der Halle war Küche, Speisekammer und ein Kämmerchen für eine alte Dienerin, die schon 25 Jahre dem Hauswesen vorgestanden hatte. Selten warf das Sonnenlicht seine Strahlen durch die bemalten Fenster der traurigen Villa, denn die sie umschattenden alten Cypressen verbreiteten ein schauerliches Dunkel über die Wohnung, und selbst der ganze Garten war mit dunkeln schlangenförmigen Gängen durchschnitten, dem bald der Lorbeer, bald die Buchenhecke ein düsteres, melancholisches Ansehen gaben. Keine Rose, keine Jasminlaube

„Entehrt eine Mordthat?“ fragte das Mädchen und ihr dunkles Auge ruhte ernſt auf Jenatſch, der die Frage verſtand und ſchwieg.

„General!“ fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort „Hätte ſein Bolzen Euch getroffen und wären in dem Augenblicke der Verwirrung die Plantas an der Spitze eines ſpaniſchen Heeres in unſre Thäler ſiegreich gedrungen, hätten nicht die Si-ger den Alten von Furnatſch ihren Retter, hätte ihn vielleicht nicht das Volk ſelbſt den Retter ſeiner Freiheit genannt? Vor Menſchen krönt der Erfolg die That, Gott allein richtet gerecht!“

„Ich wollte Euch nicht wehe thun,“ fuhr ſie fort „aber Ihr berührtet eine Saite, die zu ſchmerzhaft tönte, um meinen Schmerz nicht auszuſprechen. Ihr meint es gut mit mir und wollt mir wohl, ich bin Euch dankbar dafür. Ich habe Euch, trotz einer blutigen That, geachtet, weil ich glaube, die Quelle zu kennen, der ſie entſprang. Schenkt mir auch ferner Euer Wohlwollen, Herr!“

Jenatſch ſchwieg, er war betroffen „Zürnt mir nicht!“ bat das Mädchen noch einmal „Der Gedanke wäre mir ſchmerzhaft, Euch wehe gethan zu haben. Bleibt mein Freund!“

„Ich glaube kaum!“ murmelte Jenatſch vor ſich hin, ſtand noch einen Augenblick, die Stirne gefurcht, ſinnend vor dem Mädchen, dann ſagte er mit unfreundlichem Tone „Auf Wiederſehen!“ und verließ ſie plötzlich. — Am andern Tage reiſte er nach Inſpruk.

fand man hier, nur an dem äußersten Ende der Mauer, die sich längs dem Flusse hinzog, war auf einer Erhöhung ein kleiner freundlicher mit Myrthen umpflanzter Sitz, wo am Fuße des Hügels ein Beet mit allerhand Blumen bepflanzt war.

Die Besitzerin der Villa, Stella del Assassino, aus dem Geschlechte Tolomei, die mit ihrer 15jährigen, zum Kloster bestimmten Tochter hier in düsterer Einsamkeit wohnte, fand man meist in der Halle, selten in dem obern mit stattlichem Geräthe geschmückten Saale.

Blühte im Garten auch keine Rose, so konnte man doch eine weiße hier erblicken, die, wenn sie auch nicht in üppiger Farbenpracht prangte, doch schön und höchst anziehend zu nennen war; dies war Melitta, die Tochter Stellas. Jedem Maler, der sie sah, hätte die Jungfrau zurufen können: Gedulde Dich noch einige Jahre, Meister, und ich sitze Dir als Modell der vollendetsten Madonna. Schlank von Körper, mit aller weiblichen Grazie begabt, schwebte sie, ihrer Lieblichkeit unbewußt, wie ein ätherisches Wesen durch die dunklen Bogengänge; ihr ovales Gesicht war regelmäßig, der Mund klein, die Nase schön geformt; das dunkle Auge, das

mehr schwermüthig als feurig unter den Bräuen hervorblickte, war groß und sprechend, und das einfach gescheitelte, in zwei Flechten herabhängende kastanienbraune Haar üppig; Sanftmuth war der Hauptzug ihres Gesichtes, Dulden der Stempel, den das Schicksal ihr aufgedrückt zu haben schien; sie war eine liebliche, herrliche Erscheinung.

Heute saß sie am Eingange der Pforte, die Spindel in der Hand, die Mutter in einiger Entfernung in der Halle; Beide hatten lange schon geschwiegen und Melitta mit einer Art Sehnsucht nach ihrer Laute geblickt, die an einer Epheuranke hing, welche sich mit ihrem dunkeln Laube an dem alten Gemäuer hinaufzog. Der Abendwind säuselte durch die alten Cypressen, die Wellen des Po rauschten und eine Nachtigall sang ihr Liebeslied; da brach die Mutter endlich das Schweigen. Du tauschtest wohl gern, Melitta, die Spindel mit der Laute, und statt in frommer Andacht an Deine künftige Bestimmung zu denken, sängest Du mir eine Canzone? — Thörigtes Kind! Sieh mein bleiches, vor der Zeit veraltetes Antlitz, rufe Dir die Thränen zurück, die Du mich so oft schon bei Tag und Nacht weinen sahest, sie entsprangen

dem nämlichen Quell, der Deinet Sehnsucht die Nahrung, Deinem noch unbefangenen Herzen das Verlangen nach einem unbekannten Etwas giebt, und nichts reichen wird, als dem Herzen Qual, dem Auge Thränen.

Mutter! erwiederte Melitta, ließ die Spindel in ihrem Schooße ruhen und schüttelte ungläubig ihr Haupt. Kann der Quell nicht auch ein Quell der Wonne werden? War er es Euch nicht, warum schöpftet Ihr aus ihm, warum leertet Ihr den Becher, der nur Thränen und Gram Euch bot?

Stella schwieg, warf einen wehmüthigen Blick auf ihr Kind, und reichte ihr die Hand, die Melitta an ihre Lippen preßte. Möchtest Du nie erfahren, was uns verführt, diesen Becher zu leeren! sprach die Mutter dann. Dies mein Wunsch, dies mein Gebet, seit ich Dich in meine Arme schloß, dies die Ursache, weshalb ich Dich dem Kloster bestimme. Was Du mit dem Schleier opferst, ist ja nur ein trügerisches Glück, was Du durch ihn gewinnst, ist viel: Ruhe des Herzens, ein reines Gewissen und einen freudigen Blick nach dem Jenseits.

Und doch, doch! rief das Mädchen und sank der Mutter um den Hals, doch graut mir vor

jenen Mauern! Hier unter den Zypreſſen iſt es düſter, dort iſt es finſtre Nacht; hier habe ich noch mein Plätzchen am rauſchenden Fluß, wo ich meinen Träumen nachhängen kann und bei dem Flöten der Nachtigall mir das Herz ſehnſuchtsvoll klopft und, Mutter, ich ſag' es Euch frei, wo die Hoffnung mich nicht verläßt, daß der barmherzige Gott einen der Millionen Sterne, die über meinem Haupte leuchten und funkeln, auch mir leuchten laſſen wird! Thränen rollten bei dieſen Worten aus der Mutter Augen, ſie fuhr unwillkührlich mit der Hand nach ihrer linken Seite, man wußte nicht, ſuchte ſie dort das Herz oder den Dolch. Da tönte die Glocke an der Thür, das bekannte Zeichen ließ ſich vernehmen. Er iſt's! rief Melitta, riß ſich aus der Mutter Armen und wollte hin nach der Pforte, doch der Mutter ernſtes: Bleib! hielt ſie zurück, auch kam Joſepha ſchon mit freundlichem Geſicht aus ihrer Kammer und: Laßt mich nur, das iſt ja mein Amt! ſagend, eilte ſie mit raſchem Schritte nach der Pforte, öffnete ſie vorſichtig, lugte ſpähend hinaus, und auf ihr freundliches: Guten Abend, Ugolino! trat ein junger Mann ein, dem ſie unter dem Zuruf: Wie geht es, mein Herzensjunge? die Wange

ſtreichelte und ihn liebkoſte. Auch Melitta kam jetzt herbei geſprungen und rief ihm ſchon aus der Ferne entgegen: Haſt Du auch heute Dein Verſprechen erfüllt?

Ich habe es! antwortete Ugolino und ging mit eiligen Schritten dem Hauſe zu, wo ihn Stella erwartete.

Warum heute nicht in Deiner gewöhnlichen Kleidung? fragte ſie ihn ernſt, als er den Mantel abgeworfen hatte und Melitta ihn mit freudigem Staunen betrachtete. Wie kannſt Du es wagen, in dieſer Kleidung hierher zu kommen, und doch dämmert es kaum?

Melitta wünſchte mich ſo zu ſehen, erwiederte Ugolino. Die Mutter zürnte mit ihr und nannte ſie ein thörigtes Kind. Das Mädchen aber war zu ſehr in dem Anſchauen Ugolino's verſunken, um auf der Mutter verweiſende Rede zu hören; ſie beſah ihn von allen Seiten, freute ſich des ſchönen hellrothen Mantels, des weißſeidenen Wammſes mit ſeinen hervorquellenden Puffen, des ſchönen ſchwarzen Barrets mit den weißen ſchwankenden Federn, ergötzte ihr Auge an dem geſtickten Wehrgehenk, und ſelbſt das lange an des Bruders Seite hängende Schwert betrachtete ſie mit Wohlgefallen.

Gefall' ich Dir so besser, Melitta? fragte er endlich.

Ich wüßte Dir hierüber keine Antwort zu geben, mein Bruder, erwiederte sie; schöner erscheinst Du mir in dieser Tracht des Hofes, bist mir aber fremder geworden, als wenn Du in Deinem grauen Hauskleide vor mir stehst und mit Deinem freundlichen Auge lieb- und mitleidsvoll auf mich blickst. Dein Herz fühlt Theilnahme, das weiß ich; Du hast mich lieb, so recht von Herzen lieb, das fühl' ich, - und weinst mit mir, wenn ich, für die öden Klostermauern fürchtend, meinen Kummer an Deiner Brust ausschütte.

Schweig! unterbrach sie Stella, Du bist, wenn mein Auge sich schließt, eine verlassene, den Lockungen der Welt preißgegebene Waise, Du gehörst nicht der Welt, nicht dem Leben an.

Nicht dem Leben? rief Melitta erglüht. Nicht dem schönen blüthenreichen Leben, das vor meiner Phantasie mit allen seinen Reizen, seinen bunten Farben und seiner glühenden Morgenröthe schwebt? Warum gab mir Gott das Leben, warum den innern Trieb, es zu genießen, warum die Sehnsucht, warum die Träume? Nicht wahr, mein Bruder, rief sie

innig und schmiegte sich an Ugolino's Brust, von Dir durchs Leben geführt, da würde sich auch die Waise glücklich fühlen, würde glücklich seyn können?

Ugolino drückte bei diesen Worten einen Kuß auf Melitta's Stirn, trat dann zur Mutter, die Beide still beobachtet hatte, faßte traulich ihre Hand, und mit einem Blick, dem Stella nur selten widerstehen konnte, bat er: Gebt den Wünschen der Schwester nach, bestimmt sie nicht schon jetzt zum Kloster; erst das Unglück muß die Opfer läutern, ehe sie dort jeder Freude des Lebens entsagen können. Ueberlaßt sie Gott und ihrem Schicksal. Ich fühle mich jetzt so aufgeregt, auch mein Sinn schwebt in Sehnsucht und Hoffen, auch mein Herz —

Dein Herz? fiel Melitta ihm schnell in die Rede. Was spricht Dein Herz, was verlangt es, wonach sehnt es sich? Genügt ihm der Schwester Herz nicht mehr?

Entferne Dich, Melitta! befahl jetzt die Mutter. Auch Du, Josepha, gehe! sagte sie zur Dienerin, die Ugolino in seiner glänzenden Tracht immer anstarrend, sich nicht entfernt hatte. Beide gehorchten.

Du liebst! begann jetzt die Mutter, die eingetretene Stille unterbrechend, das sagt mir Dein flammendes Auge, sagen mir Deine leidenschaftlichen Worte. Ist Deine Liebe Deiner werth, so nenne mir sie.

Meiner werth? rief Ugolino fast zürnend. An Vorzügen steht sie über Ugolino, wie der Abendstern über der Sternschnuppe, die zu seinen Füßen in Nichts verschwindet; an Stand und Geburt? — Was kann der Sohn Stella's verlangen, er, der seinen Vater nicht kennt, der keinen Namen, kein Wappen in seinem Schilde führt, und unter den Edlen des Landes wie ein Bettler stände, hätte nicht die Gunst seines Herrn ihn wunderbarlich erhoben und ehrenvoll auf einen Platz gestellt, wohin seine kühnsten Wünsche ihn nicht erhoben hätten. Ja Mutter, meiner ist sie werth, ich stehe ein Unwürdiger vor ihr, der es nicht wagt, sein Auge zu ihr zu erheben, den Mund zum Geständniß seiner Liebe vor ihr zu öffnen. Klein stehe ich neben ihr, unbedeutend und unbeachtet —

Ha! rief die Mutter plötzlich aus, ihr Auge flammte, ihr Blick sah wild umher, ihre Seele brütete in diesem Moment gewiß einen Gedan-

ken aus, der dem Himmel nicht entſtiegen war. Fahr' fort! ſagte ſie endlich, und ein höhniſches Lächeln umſchwebte ihren zuckenden Mund, fahre fort, mein Ugolino, erzähle mir weiter, nenne mir ihren Namen — geſchwind nenne mir ihn!

Nein, Mutter, erwiederte er ernſt, meine Liebe bleibt ihr und Euch ein Geheimniß.

Und kannſt Du, darfſt Du ein Geheimniß vor mir haben?

Ja, Mutter, das darf ich! Verſchließt Ihr doch auch vor mir ein Geheimniß in Eurer Bruſt. So lange ich denken kann, bat ich Euch, mir den Namen meines Vaters zu nennen, Ihr habt es nicht gethan; der 25jährige Sohn bat Euch noch geſtern darum, und Ihr habt geſchwiegen. Hätte nicht der edle großmüthige Graf Tebaldo ſich des 10jährigen Knaben erbarmt, hätt' ihn zu ſich in ſein Haus genommen, ihn, als wäre er ſein eigner Sohn, in allen ritterlichen Künſten unterrichten laſſen, den Jüngling dann als Page an den Hof des Markgrafen gebracht, deſſen Gunſt er ſich auf unbegreifliche Weiſe erwarb, ſo daß er, beneidet von Allen, ſchnell von Stufe zu Stufe ſtieg, was wäre aus dem Vaterloſen geworden?

Er säße hier an der Mutter Seite, oder wäre unter die Fahnen Ferrara's zum Kriege gegen Mailand gezogen, erwiederte die Mutter finster vor sich hinblickend.

Oder es wäre dies braune Haar unter der Scheere des Priesters von meinem Haupte getrennt, und gleich Melitta stand' ich im härenen Gewande und läse vielleicht jetzt als Priester die Messe zur Vergebung —

Nie, nie wäre dies geschehen! unterbrach ihn die Mutter aufspringend. Du bist zu Anderem, zu Höherem bestimmt. Was mir seit Deiner Geburt das Herz zerriß, das sollst Du rächen —

Also doch, murmelte Ugolino vor sich hin, doch ein Bastard —

Von etwas Anderem! fiel ihm die Mutter rasch in die Rede. Für Deine Stimmung wird unser Gespräch zu ernst, für die meinige zu herzzerreißend. Du liebst; wen Du liebst, haben Deine Worte mir verrathen. Ich verlange nicht, daß Du Dein Geheimniß mir offenbarest, ich kenn' es ja schon. Was Du liebst, ist Dir unerreichbar, und Dir bleibt nur die Wahl zwischen Entsagen, oder aus dem Wonnekelch zu nippen, und diese kurzen, seligen Augenblicke

mit

16.

Er mußte doch Frau Hanna den Erfolg ſeiner Unterredung mitgetheilt haben, denn von dieſem Tage an war die Mutter ganz gegen ihr Kind verändert. Sie war launiger als je, ſuchte jede Gelegenheit auf, des Alten von Furnatſch und Konrads zu erwähnen, wobei ſie weidlich auf Beide ſchimpfte und erklärte nun ihrer Tochter beſtimmt, daß ſie nie ihre Einwilligung zu dieſer thörichten, entehrenden Verbindung geben würde. „Das iſt hart, wohl grauſam!“ erwiederte Marie „Ich werde Euch gehorchen, Mutter, ihm aber treu bleiben bis zum Tode. Beides iſt mir Pflicht.“

Auch Frau von Travers ſchien unzufrieden mit ihr zu ſein, aber bei dieſer ſanften Frau hatte das Herz zu viel Gewalt, Marie ſah bald, daß ſie ihr nicht zürne und verdoppelte ihre Liebe, wie ſich ihr Herz immer mehr von der Mutter abzog.

Dies Alles wirkte feindlich auf die Heiterkeit des Mädchens. Sie ſuchte die Einſamkeit mehr als ſonſt und der große Garten, welcher das Haus umgab, das Frau von Travers bewohnte (das jetzt noch ſtehende alte Gebäude, der Familie von Salis gehörend), gab ihr Gelegenheit, in ſeinem Schatten einſam zu ſitzen und ihren traurigen Gedanken nachzuhängen. Schon lange hatte ſie von Konrad keine Nachricht, ſeit er nach Montſerrat marſchirt war, hatte ſie keinen Brief von ihm erhalten; auch von dem Alten wußte ſie nichts, er war wahrſcheinlich geflüchtet und er, ſo wenig wie Konrad konnte es wagen, ins Vaterland zurückzukehren. Auch vermuthete ſie, daß, wenn

t dem Tode zu bezahlen. Wähle! — Wie
auch wählst, ich billige es.

Ugolino stand schweigend vor der Mutter
Portale, sein Auge war bald auf den Bo-
geheftet, bald traf es das Auge Stella's,
immer noch unstät, bald wehmüthig auf
sah, bald flammend in die dunkle Nacht
Cypressen hinausblickte. Da störte Josepha
Gespräch; sie setzte eine flackernde Lampe
den eichenen Tisch und entfernte sich wieder.

Setze Dich, Ugolino, zu mir hierher! sagte
Mutter, trat in die Halle zurück, der Ton
r Stimme war wieder weich und ihr Auge
en bei dem Kerzenlicht nicht mehr zu flam-
, wie in der Dämmerung. Ich glaube,
heute, an dem Tage, wo kein Geheimniß
entschleiern will, dennoch eines zu ent-
en; Dein Herz glüht in Liebe, und so darf
es wohl wagen. Was ich Dir sagen werde,
' in Deiner Brust verschlossen — Melitta ist
ne Schwester nicht.

Nicht? rief Ugolino. Das schmerzt mich!
' ich doch außer Euch, Mutter, noch ein
, was die Natur an das meinige kettete,
stehe ich immer verwaister da. Wer ist

die Unglückliche? Sagt mir, warum so lange die Täuschung, warum das Mädchen mit Banden umschlingen, deren Lösung für sie so schmerzlich sein muß?

Höre mich an! begann die Mutter. Auf einer Reise von Mailand hierher fand ich an der Landstraße ein zerlumptes Weib. Sie saß bleich, abgehärmt da, träufelte einem zweijährigen Kinde noch einige Tropfen Honig in den Mund und weinte dabei bitterlich. Ich stieg von meinem Maulthiere, selbst unglücklich, erwachte in mir das Mitleid, ich fragte die Frau nach der Ursache ihrer Thränen und erfuhr von ihr, daß der Vater des Kindes, ein Grieche aus Tenedos, sie verlassen und sie jetzt die letzte Erquickung der Kleinen gereicht habe, denn eine Bettlerin, hülflos, aus dem Vaterhause verstoßen, bliebe ihr nichts mehr übrig als der Tod. Dies jammerte mich, die Kleine sah so freundlich an mir auf, ihr Mund lächelte so lieblich, sie streckte, wie bittend, die Arme nach mir, und als ich sie von der Mutter Schooße hob, schien sie gern bei mir zu verweilen. Wollt Ihr mir das Kind überlassen? fragte ich jetzt die unglückliche Mutter. — Wenn ich dem Kinde folgen

darf, ja! Soll ich mich von dem Kinde trennen, dann nimmermehr! — Ich dachte einige Augenblicke nach, es war gerade die Zeit, wo Dich der edle Graf zu sich auf sein Schloß nahm; auch ich war ja kinderlos, die Kleine lächelte noch immer so freundlich an mir auf. So folge mir! sprach ich, und nahm Mutter und Kind zu mir in mein Haus. Doch die Unglückliche hatte nicht die Kraft Deiner Mutter, sie unterlag nach einem Jahre dem Gram, und mir blieb das Kind, das ich von nun an, um es mir ganz zu eigen zu machen, für meine Tochter ausgab und als Du sie zum ersten Male sahest und mich fragtest, wer die Kleine sei, Dich durch ein Mährchen hinterging.

Und warum täuschtet Ihr mich so lange, warum das Mädchen? fragte Ugolino.

Ich sah voraus, was kommen konnte und was geschehen ist. Des Mädchens weiches, phantastisches Gemüth, das sich auch als Kind mit jedem Tage deutlicher aussprach, ihre mit jedem Tage sich mehrende Lieblichkeit ließen mich fürchten, es könne dereinst eine Neigung in ihr oder in Dir wach werden, die außer meinen Plänen lag. Ich habe mich nicht geirrt, trotz dem, daß sie in Dir nur ihren Bruder sieht, liebt sie Dich,

meine Täuſchung hat es nicht zu hindern vermocht; deshalb muß ſie in ihrem Irrthume verbleiben. Dir entdeck' ich es, damit Du Dein Betragen gegen ſie darnach ordnen kannſt und weniger herzlich gegen ſie biſt. Die Gluth in des Mädchens Bruſt muß gelöſcht, nicht angefacht werden; darum beſtimmt' ich ſie auch, ihr leidenſchaftliches Gemüth kennen zu dem Kloſter, denn welche Anſprüche kann ſie an die Welt machen? — Und wenn, wie Du vorhin meinteſt, erſt Unglück das Opfer läutern müſſe, ehe es in des Kloſters Mauern jeder Freude des Lebens entſagen kann, ſo fürcht' ich, ſie wird durch ihre Neigung zu Dir früh geläutert ſeyn.

Dir, mein Sohn, nur noch den Rath, fuhr ſie dann, ſich von ihrem Sitze erhebend, fort: Prüfe Dich genau, unterdrücke Deine Neigung, oder weihe Dich mit ihr einem ſichern Verderben. — Ich glaube, fuhr ſie nach einer langen Pauſe fort, in welcher düſtere Gedanken, wie nächtliche Schatten, ihrem Geiſte vorüberſchweben mochten, das Schickſal wird Dich zum Letztern hinreißen. Sie rief jetzt, ohne Ugolino's Antwort abzuwarten, Melitta, drückte dem Sohne mit Heftigkeit die Hand, der heute beim Lebewohl ſich nicht ſtürmiſch in ihre Arme

warf, und ſagte mit ſonderbarem Tone: Nun geh und lege Dich zur Ruhe, wenn Ruhe Dir werden kann!

Als Melitta Ugolino bis an die Pforte begleitete, ihm Gute Nacht, geliebter Bruder! zuraunte und einen Abſchiedskuß auf ſeine Lippen drückte, fühlte ſie, daß er, ſich zurückbeugend, ſie ſanft von ſich ſchob. Was war das? murmelte ſie vor ſich hin, legte die Hand aufs Herz und ſchlich nach der Villa zurück. Wohl keinen von Allen erquickte in dieſer Nacht der Schlaf, von mancherlei quälenden Empfindungen war ja jede Bruſt bewegt.

2.

Der Hof des Markgrafen von Eſté, Nicolo III., war damals einer der glänzendſten Italiens. Durch die, eben nicht auf edle Weiſe, vor vielen Jahren herbeigeführte Ermordung des Ottobonus Terzi hatte er ſich in dem Beſitz von Modena und Reggio feſtgeſetzt und ſeine Staaten bedeutend vermehrt. Künſtler und Gelehrte waren eine Zierde ſeines Hofes, die edelſten Männer der Lombardei drängten ſich um

die Perſon des groſsartigen Fürſten, der im Kriege wie im Frieden hochgeachtet, hochgeehrt war. Selbſt wegen der Schönheit der Frauen, welche hier glänzten und die Perſon ſeiner Gemahlin umgaben, war damals Ferrara berühmt, obgleich ſie nur wie bleichende Sterne neben der Alles überſtrahlenden Sonne, neben Pariſina, der Markgräfin von Eſté, ſtanden. Sie war die Zierde des Hofes, war des Markgrafen herrlichſter Juwel und ein Muſterbild edler Frauen. Tochter Malateſto's, wär ſie dem Markgrafen in ihrem 15ten Jahre vermählt, und eine 7jährige Verbindung, wo ihn die verſchiedenen Kriege gegen Mailand oft von Ferrara und ſeinem geliebten Weibe entfernten, hatte ihm ſo manches Trübe, ſo manches Unangenehme, was ihm aus den politiſchen Händeln entſprang, verſüſst. Seine Ehe war, ſelbſt bei mancher Härte des Charakters, bei mancher übertriebenen Strenge und Rauhheit des Markgrafen, glücklich zu nennen. Pariſina war nicht allein ſchön, ſie war auch ſanft, nachgebend und tugendſam, und ihr freundliches, ruhiges Gemüth muſste Jedermann anziehen. Ihr majeſtätiſcher Wuchs, die ſchönen Formen ihres regelmäſsig gebauten Körpers, der lieblich ge-

formte Mund, von dem man nur Freundliches zu hören erwarten konnte, das sprechende schwärmerische Auge, das mehr nach dem Himmel als nach der Erde zu blicken schien, gaben dieser Fürstin einen so himmlischen Reiz, daß, wer sie sah, anbetend vor ihr stehen mußte. Selbst daß sie jetzt oft in Träumen versunken und mit ihren Gedanken abwesend zu seyn schien, und eine gewisse Unruhe, welche dem sonst so gleichmüthigen, immer heiteren Antlitz Abwechselung und Beweglichkeit gab, erhöhte vielleicht noch mehr ihre Reize, als daß sie ihnen schadete.

Ihr Gemahl war erst seit einigen Tagen von Venedig zurückgekommen, wo er sich wegen des Feldzuges gegen den Herzog von Mailand mit dem Senat besprochen hatte. Seine Zurückkunft zu feiern, war von ihr heute ein Fest veranstaltet, wozu sie Alles aufgeboten, es glänzend und seiner würdig zu machen. Dichter wetteiferten mit ihren Gesängen zum Lobe des Markgrafen, und jeder hoffte den vergoldeten Pokal zu gewinnen, den die Fürstin als Preis des herrlichsten Liedes ausgesetzt hatte; die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen waren aus Padua und Verona herbeigezogen, durch ihren melodischen Gesank den Reiz des Festes

zu erhöhen; Blumengewinde schmückten die Marmorwände der hohen Säle, Düfte von Ambra und Cedernholz durchzogen die Gemächer, im weitläufigen Garten war Alles zur Erleuchtung bereitet, und man sah, daß eine liebende Hand hier geordnet hatte. Der Markgraf war entzückt; wenn er auch nur einen flüchtigen Blick auf die geschmackvollen Anordnungen warf, so hing sein Auge desto inniger auf seiner geliebten Gattin, die heute ihm doppelt schön, doppelt liebenswürdig erschien. Ein süßes Wort von ihren Lippen hatte mehr Werth für ihn, als alle Schmeichelworte der Dichter, der Ton ihrer Stimme erschien ihm melodischer, als alle Töne, womit die Sänger ihn zu bezaubern wähnten; er sah, er hörte nur sie, sie schien nur Auge, nur Ohr für ihn zu haben.

So nahte der Abend. In buntem Farbenspiel prangte der Garten, vom Zauberlicht bestrahlt glühten die Orangen aus dem dunklen Laube hervor, und die plätschernden Springbrunnen schienen statt Tropfen, Ströme Feuers in die marmornen Becken zu gießen. Aber wenn draußen der künstliche Tag die Nacht verscheuchte, Alles von magischem Licht umflossen, wie eine Zauberwelt sich gestaltete, die Blu-

men getäuscht ihre Kelche wieder öffnen mochten, da war es nur Dämmerung in den dunkeln Buchenhecken, da glaubte man aus dem Reiche der Salamandrinen in die düstern Grotten unterirdischer Geister versetzt zu seyn.

Den Markgrafen hatte eben ein Eilbote, der von Venedig kam, aus dieser Feenwelt auf sein Zimmer abgerufen, während dessen die Fürstin an dem Arme ihrer Freundin Leonore Montaldo in einem dieser magisch erleuchteten Buchengänge lustwandelte. Sie waren kaum einige Male auf- und abgeschritten, als sie Ugolino, der sie nicht zu bemerken schien, mit verschränkten Armen und gebeugtem Haupte auf sich zukommen sahen. Seht dort den Jüngling! raunte Leonore der Fürstin zu. Seit einiger Zeit ist sein Frohsinn von ihm gewichen, die Liebe muß sein Herz beschlichen haben, und ich habe die Ueberzeugung, jede Jungfrau Ferrara's würde sich glücklich fühlen, wenn die Seufzer, welche seiner Brust entquellen, nach ihr gerichtet wären.

Auch Du? fragte die Fürstin.

Auch ich! erwiederte Leonore. Warum sollt' ich gegen Euch mein Herz nicht öffnen? — Doch stille, er naht! Wir müssen ihn aus seinen

Träumen wecken, sonst überrascht es ihn zu sehr, wenn er plötzlich vor Euch steht. — Ugolino! rief sie dann. Dieser erschrak, sah auf, sah die Fürstin so nahe vor sich, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat bei Seite. Ein freundliches Nicken des Kopfes Parisina's und ihrer Freundin beglückte ihn. Die Frauen, sich nicht weiter um ihn kümmernd, schritten dann an ihm vorüber, er wagte es, ihnen nachzusehen, und sah jetzt etwas Weißes auf der Erde schimmern; er eilte leise hinzu, hob es auf — es war der Fürstin reich gestickter Handschuh, der ihr mochte entfallen seyn. Schnell preßte er ihn an seine Lippen, noch schneller wollte er ihn in seinem Koller verbergen, doch es bedurfte nur eines Augenblicks Besinnung, und er folgte ihnen, und als sie seine raschen Tritte hinter sich vernahmen, wandten sie sich; er aber beugte sein Knie und überreichte der Fürstin das Verlorne.

Ich danke Euch, Ugolino! sagte sie, ein freundlicher Blick lohnte ihm, sie wandte sich, dann schnell und verfolgte ihren Weg.

Indem sie den Handschuh ergriffen hatte, mochte ihre Hand zufällig die Hand Ugolino's berührt haben, denn als die Frauen schon längst

auch Konrad geſchrieben hätte, die Mutter die Briefe zurück behalten habe und dies war noch ihr einziger Troſt, ihre einzige Hoffnung; auch ſtärkte der feſte Wille ihren Muth, es komme wie es wolle, treu zu bleiben und von ihrer Bahn nicht zu wanken. „Wenn der Menſch nicht ſchwankt," ſagte ſie oft „wenn der Vorſatz, den er gefaßt, feſt in ihm ſteht, dann geht er ruhiger dem Schickſale entgegen."

In ſolcher Stimmung faß ſie, mehrere Wochen nach der Abreiſe Georg Jenatſch, eines Morgens in der Fliederlaube des Gartens, nur mit Konrad und ihrer Zukunft beſchäftigt, da ſchaute ein Engelskopf zur Laube herein; es war ein freundliches Mädchen, arm, aber reinlich gekleidet, die ſie in ihrem Sinnen ſtörte und ſie fragte: ob ſie nicht Marie Imeldi ſei?

„Das bin ich, Kind!" erwiederte Marie erſtaunt.

„Da, nehmt!" ſagte die Kleine, warf ihr ein Briefchen in den Schoos und ſprang davon.

Marie erkannte die Hand Konrads, öffnete es begierig und las:

„Herzliebe Marie!

Darf ich Dich noch ſo nennen? — Ich weiß es nicht, denn ſeit ich Dich in Scamfs zum letztenmale ſah, habe ich keine Nachricht von Dir erhalten und was die Leute mir ſagen, iſt ſo wenig tröſtlich für mich, daß ich es nicht glauben mag; aber dennoch beunruhigt es mein Herz und würde, wäre es möglich, die Sehnſucht, Dich zu ſehen noch vermehren. Ich Armer darf hier nicht zu Dir kommen, das Haus der Frau von Travers iſt mir verſchloſſen und Deine

den Buchengang verlaſſen hatten, ſtand er noch wie feſtgebannt. Träume ich? dies war der erſte klare Gedanke, der ſeiner Seele entſtieg, oder ſind meine Augen wach? Ihre Hand hat wirklich die meine berührt? — Thor! fuhr er plötzlich auf, und ſeine Gedanken wurden zu Worten. Thor! wie kann ein Zufall Dich entzücken? — Und wäre es kein Zufall? — Deſto ſchlimmer! Er wandte ſich, verließ ſchnell den Buchengang und miſchte ſich unter den Haufen der Gäſte. Doch ließ dieſer Abend einen tiefen Eindruck in ihm zurück; die warnenden Worte der Mutter, die ſeit jenem Abend auf der Villa ihm immer im Gedächtniß geblieben waren, entführte jetzt eine thörigte Hoffnung, er gab ſich ganz ſeinen Gefühlen hin, und in ſteten Träumen verſunken, hoffte er Alles, und fürchtete nichts mehr für die Zukunft. Du mußt entſagen, oder Deinem ſichern Verderben entgegen gehen! Dieſe warnenden Worte hatte die leiſe, vielleicht zufällige Berührung der Hand ihn ganz vergeſſen laſſen, ſelbſt das, was die Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter verlangen konnte, ſchwieg in ſeiner Bruſt.

Auch Pariſina's tugendhaftes Gemüth, ihr feſter, herrlicher Charakter war ſeit einiger Zeit

nicht ganz von dem Eindruck frei geblieben, den Ugolino's schöne, männliche Gestalt auf das Herz jeder Jungfrau machen mußte. Sein Bestreben, jede Gelegenheit zu ergreifen, durch die er seine Aufmerksamkeit und Treue beweisen konnte, mancher unwillkührliche Blick seines Auges, der sein Herz verrathen, hatte sie auf ihn aufmerksam gemacht; sie beobachtete ihn genauer, nahm mit jedem Tage mehr Theil an ihm, und war besorgt, als er vor wenigen Monaten an einer Krankheit schwer darnieder lag. Auch an einer Heiligen übte oft die Liebe ihr Recht, auch Parisina konnte nicht ganz des Eindruckes Herrin werden, den Ugolino auf sie gemacht; sie ließ ihn nicht laut werden, kämpfte muthig gegen ihn, doch je mehr sie sich überzeugte, wie sehr der Jüngling in Liebe gegen sie befangen war, desto schwerer wurde der Kampf, desto mehr hatte sie ihn vermieden; auch der Friede ihres Herzens war in schwachen Augenblicken gestört. Als wenige Wochen nach dem Feste der Markgraf mit seinem Heere auszog, und trotz Ugolino's Bitten, ihn nicht zurückzulassen, darauf bestand, daß er bis auf Weiteres in Ferrara bleiben solle, verwendete sich auch Parisina bei ihrem Gemahl für den

kampflustigen Jüngling; aber auch ihr schlug es der Markgraf unter dem Vorwande ab, Ugolino verachte jede Gefahr, dränge sich zu dem kleinsten Gefechte und würde sich ruhm- und nutzlos opfern; stände jedoch eine Schlacht bevor, dann wolle er seinen Liebling zu sich rufen. Parisina gnügten diese Gründe nicht, doch sie mußte schweigen und Ugolino gehorchen. Mit klopfendem Herzen, mit traurigem Blick stand er neben dem Rosse seines Herrn, als die Trompeten zum Abmarsch riefen und der Markgraf das wiehernde bestieg; kaum konnt' er die Thräne zurückhalten, die hervorbrechen wollte. Der Markgraf bemerkte es und reichte ihm die Hand. Gedulde Dich, rief er ihm zu, Du folgst mir bald! Trauernd kehrte Ugolino in's Schloß zurück, und der Abend fand ihn wieder auf der Mutter Villa.

3.

In sonderbarer Stimmung trat Ugolino heute bei ihr ein; eben so sonderbar aber war Melitta's Empfang. Ihr hatte Stella die Weisung gegeben mit ihrer übertriebenen Zärt-

lichkeit dem Bruder nicht mehr lästig zu werden, indem es für eine Jungfrau ihres Alters sich nicht mehr gezieme, selbst ihren nächsten Verwandten stets mit so zärtlichen Liebkosungen zu empfangen. Sie reichte ihm heute, dessen eingedenk, schweigend die Hand, und nur ihr Druck durfte ihm sagen, wie tief sie für ihn fühle, wie lieb sie ihn habe. Sie schlich gleich darauf in den Garten, setzte sich unter einen hohen Ulmbaum und hing hier ihren trüben Gedanken nach.

Auch die Mutter fand er heute noch ernster als gewöhnlich; sie erwiederte seine Begrüßung zwar freundlich, aber Trübsinn war über ihr ganzes Antlitz verbreitet. Sie winkte ihm, ihr zu folgen, und begab sich, was nur selten geschah, mit ihm in den obern Saal.

Ugolino! begann sie hier, und eine Thräne quoll hervor. Setze Dich und höre mich an, beherzige, was ich Dir sage, darum bittet, darum beschwört Dich bei allen Heiligen Deine Mutter, achte auf ihre Warnung: Nichts hab' ich ja in der Welt, an dem mein Herz hängt, als Dich, nur mein Gram, tausendfach durch Deinen Verlust erhöht, bliebe mir und ich wäre ganz unglücklich. —

Mutter, warum dieſe herzzerſchneidenden Worte? unterbrach ſie Ugolino. War mir nicht von jeher Euer Wille Befehl?

Wenn das Herz bethört iſt, ſagte die Betrübte, da iſt das Ohr auch für der Mutter Bitten taub. Du liebſt! — Ich verlange durch dich den Gegenſtand Deiner Liebe nicht zu kennen, leider kenn' ich ihn nur zu gut — es iſt die Fürſtin!

Ugolino erröthete, ſchlug anfangs betroffen die Augen nieder, dann ſchaute er mit ſeligem, verklärtem Blick der Mutter ins Auge, drückte, küßte ihre Hand und warf ſich in ihre Arme. Schnell aber riß er ſich los, ſetzte ſich wieder ruhig neben ſie: Ernſt war an die Stelle der Entzückung getreten, und er bat die Mutter fortzufahren.

Dir ſteht Zweierlei bevor, begann ſie jetzt, über das Betragen des Sohnes den Kopf ſchüttelnd. Du wirſt erhört, oder ſchnöde abgewieſen; denn wenn Du wähnſt, Deine Gefühle in deiner Bruſt verſchließen zu können, ſo kennſt du die Leidenſchaft der Liebe noch nicht, ſie durchbricht jede Bahn und giebt ſich kund in Blick oder Wort. Biſt Du glücklich, was ich bei dem edlen, ſtreng tugendſamen Charakter

der Fürstin nicht glauben kann, handelte sie thörigt wie Du, so bedenke, daß tausend Späher eine Fürstin umgeben, tausend, die den Günstling des Markgrafen beneiden und Dich und sie verrathen werden. Belächelt sie die Thorheit eines wahnsinnigen Jünglings, ist ihr Herz so mild, ihm zu verzeihen und zu schweigen, so bleibt Dir nur der Schmerz, bleibt Dir nur das bittere Gefühl, von der, die Du liebtest, verspottet, höchstens bemitleidet zu werden. Hält sie es aber für Pflicht, glaubt sie es sich selbst schuldig zu seyn, ihren Gemahl mit Deinen Thorheiten bekannt zu machen, dann weißt Du, daß der gegen Dich sonst so gütige Herr, daß Dein Wohlthäter ein strenger Richter und der Tod Dein Loos seyn würde. Ueberdies bedenke, Ugolino, gegen wen Du fehlst! Du handelst strafbar gegen den Mann, dem Du Alles verdankst, was Du bist, was Du hast. Raserei ist es nicht allein, die Du im tollen Uebermuthe freudig mit Deinem Leben bezahlen willst, Undank, schwarzer Undank ist es, und dessen sollte ein edles Herz nie fähig seyn. Noch eins! rief sie, als Ugolino aufgesprungen war, wahrscheinlich die Empfindungen der Schaam in diesem Augenblick zu verbergen. Hast Du denn gar

nicht

nicht daran gedacht, daß Du, erhört, auch sie mit ins Verderben ziehst? Bedenke dies Alles, und wenn nicht ein böser Dämon über Dich und mich, und vielleicht auch über sie waltet, so bin ich von dem edlen Sinne meines Sohnes überzeugt, er wird Herr und nicht Sclave seiner Leidenschaft seyn. Sie stand bei diesen Worten auf, begab sich in ihr kleines Gemach, wohin ihr ohne Erlaubniß selbst der Sohn nicht folgen durfte, warf sich hier an ihrem Betaltar nieder und sprach, mehr mit Leidenschaft als mit Ergebung: Herr! du hast mir Kraft gegeben, den Trieb nach Rache zu bezwingen, du hast das Muttergefühl laut in mir sprechen lassen, und es hat einen Wunsch bezähmt, den ich schon so viele Jahre genährt habe, laß mich auch nicht vergebens gekämpft, nicht vergebens dieses Opfer gebracht haben, leite Alles zum Guten, oder Du giebst mich wilder Verzweiflung preis und stößest mich zurück an die Pforten der Hölle, an denen ich stand. Sie beugte jetzt ihr Haupt, und das Gebet, was aus ihrer Seele sich zum Himmel empor rang, mochte wohl demüthiger und vertrauungsvoller seyn, als das, was ihr Mund eben gesprochen hatte.

Ugolino, tief die Worte der Mutter fühlend,

war indeſſen in den Garten nach dem Plätzchen am Ufer gegangen, ſetzte ſich auf die dort befindliche Steinbank, dachte über ſich und ſein Beginnen reiflich nach, und bald war ſein Entſchluß gefaßt. Immer noch nachdenkend verließ er den Sitz, pflückte einige der wenigen Blumen, die Melitta hierher gepflanzt hatte, und warf ſie in die rauſchenden Fluthen des Po. Und als die ſchaukelnden Wellen ſie entführten, rangen ſich aus beklemmter Bruſt die ſchmerzlichen Worte: Fahrt hin, fahrt hin, Ihr Kinder des Frühlings! Wie Euch, ſo werf' ich alle meine Träume, mein Sehnen, mein Eden von mir und verſenke ſie ins Grab, mögen ſie dort ruhen — um nimmer zu erſtehen!? — Nein, nein! rief er dann unmuthig aus, doch bald ſeufzte er tief auf: und doch, ſie müſſen!

Was murmelſt Du da für unverſtändliche Worte? ſprach jetzt die hinter ihm ſtehende Melitta. Du ſcheinſt bewegt, mein Bruder; auch ich bin es; ach, ich ſoll mich losreißen und kann nicht, ich ſoll entſagen und vermag es nicht!

Unglückliche! ſagte Ugolino, wir theilen gleiches Schickſal. Unſer Beider Ziel, glaub' es mir, Melitta, iſt unerreichbar. —

Das fühl' ich! ſprach das Mädchen in tiefer

Rührung. Dem Bruder kann ich nur Freundin seyn, und dies karge Glück, was ich mit so Vielen theilen muß, kann meinem Herzen nicht genügen. Sie wollte jetzt gehen, Ugolino ihre Thränen zu verbergen, doch plötzlich blieb sie stehen. Eine Bitte habe ich an Dich, mein Bruder, bat sie, gewähre sie mir — wenn Du kannst. Sei nicht mehr so freundlich gegen mich, sieh nicht immer so mitleidsvoll auf mich, nenne mich nicht mehr Deine liebe Melitta, nenne mich immer nur Deine Schwester, damit dieses kalte Wort, wie der Alp die Brust des Schlafenden, das Klopfen meines Herzens niederdrücke, nenne mich nie mehr Melitta! Bei diesen Worten entfernte sie sich, Ugolino folgte ihr.

Als sie zurückkamen, fanden sie die Mutter wieder in der Halle sitzend; ihr Auge war nicht mehr feucht, ihre Haltung wie sonst, Niemand hätte glauben können, daß sie noch wenig Zeit zuvor so aufgeregt, so sehr mit ihrem Innern beschäftigt gewesen wäre. Ich wünsche Dich morgen nicht hier zu sehen! sagte sie jetzt zu Ugolino. Sind Dir noch die Stunden, die Du bei Deiner Mutter seyn kannst, werth und angenehm, so bleibe heute recht lange; Melitta mag ihre Laute nehmen und uns durch ihren Gesang

zerstreuen. Komm, Melitta, Du singst ja am liebsten, was du eben empfindest, schaffst Deine Gefühle zu Worten, und harmonisch tönen dann die Saiten dazu. Improvisire uns heute ein Lied, vielleicht findet es Anklang bei uns.

Schweigend ergriff Melitta die Laute, sah traurig vor sich nieder, dann fuhr sie plötzlich auf: Mutter, ich habe heute keine Worte für meine Empfindungen, meine Brust ist zu beengt, meine Gedanken zu wirre.

Eben deshalb sollst Du die Worte suchen, damit Du Deine Gedanken ordnest und der Gesang Deine beklemmte Brust erleichtert Das Mädchen mußte gehorchen, und einen flüchtigen, aber doch seelenvollen Blick auf Ugolino werfend, griff sie in die Saiten ihrer Laute und sang:

Die Jungfrau sitzt am rauschenden Bach
Und blickt in die wogende Fluth:
Sie schauet dem Laufe der Wellen nach.
Gebrochen war ihr der Muth:
Ihr Herz war so schwer, ihre Seele betrübt,
Denn unerreichbar ist es, was sie liebt.

Ihr Wellen, ihr eilt eurem Ziele zu,
Und habt es auch bald erreicht,
So sprach sie, dort findet ihr Friede und Ruh',
Wenn im tobenden Meer ihr schweigt.

Mutter haßt mich. — Was soll ich thun, um meinen heißesten Wunsch zu befriedigen? Alle Mittage will ich meinen Zufluchtsort verlassen, nach dem Mittenberge gehen und dort in St. Lutzi Höhle Deiner warten. Dreimal drei Tage soll mich die Hoffnung und das Vertrauen dahin begleiten, kommst Du in dieser Zeit nicht, dann weiß ich, daß die Welt wahr geredet hat und Dein Herz von mir abgewendet ist; dann ist mein Entschluß gefaßt. Leb wohl! Gott leite Deine Schritte und führe Dich zu mir!"

Dieser Brief setzte das Mädchen in die quälendste Unruhe. Zwar waren ihre Zweifel gehoben, die doch zuweilen, trotz ihres Vertrauens in ihr aufgestiegen waren, sie hatte nun die Gewißheit, er lebe, er liebe sie noch. Aber was für Gerüchte konnten sich über sie verbreitet haben, wodurch konnte das Mißtrauen in seiner Brust genährt sein? Dies quälte sie und auch sie trieb die Sehnsucht, ihn zu sehen, sie mußte hin — aber wie? —

Als das Mittagsmahl vorüber war und Frau von Travers wie gewöhnlich ihre Mittagsruhe hielt — glücklicherweise war eben die Mutter, die in der Stadt wohnte, unwohl und heute nicht gekommen — warf sie ihr Regentuch über und verließ das Haus, schlich durch die entlegensten Straßen nach dem Thore und eilte nun von hier nach dem Mittenberge. Bei Jedem, dem sie begegnete, klopfte ihr Herz stärker und obgleich sie dicht verhüllt war, glaubte sie doch, jedermann müsse sie erkennen. So stieg sie angstvoll die Höhe hinauf, trat in die St. Lutzi Höhle, trat in die Kapelle ein und sah hier — vor dem Bilde des Heiligen Konrad knieen, beten und sich bekreuzen.

Mir wird nie die Ruhe, mein Herz bleibt betrübt,
Denn unerreichbar ist es, was es liebt.

O wehe dem Herzen, dem Hoffnung entflieht,
Und das doch in Sehnsucht vergeht,
Für das kein Herz in Liebe erglüht,
Kein Liebeswort sanft es umweht.
Ihm flichet der Friede, tief ist es betrübt,
Denn unerreichbar ist es, was es liebt.

Ich Arme steh' am rauschenden Bach,
Und schau' in die wogende Fluth.
In mir bleiben Schmerzen und Sehnsucht wach,
Und heißer wallet mein Blut;
Ich lechze nach Wonne, mein Herz bleibt betrübt,
Denn unerreichbar ist es, was es liebt.

Als sie geendet und die Laute weggelegt hatte, herrschte eine tiefe Stille in der Halle, selbst Stella war ergriffen. Das Mädchen schlich sich leise fort, und auch Ugolino suchte die Einsamkeit und sagte der Mutter bald ein Lebewohl.

4.

Am andern Abend, schon war es finster und der Mond brach nur noch zuweilen hinter den ziehenden Wolken hervor, als die Klingel der

Pforte mit dem bewußten Zeichen sich wieder hören ließ. Geh' hinauf in Deine Kammer, befahl jetzt Stella dem Mädchen, und verlaß sie nicht eher wieder, als bis ich es Dir erlaube! Melitta ging, und statt ihrer trat ein in einen Mantel Gehüllter in die Halle ein. Verzeiht, daß ich Euch hierher beſcheiden ließ, redete Stella ihn an. Legt ab, Herr Graf, und seid mir willkommen! Er legte den Mantel ab, und ein würdiger Greis, der Graf Tebaldo, stand vor ihr.

Es muß Wichtiges seyn, was Euch bewog, mich rufen zu lassen, unglückliche Frau! begann dieſer. Es betrifft Ugolino?

Ja, Herr, es betrifft ihn. Ich weiß, Ihr nehmt Theil an seinem Schicksal, habt, während er in Eurem Hause zum Manne heranwuchs, ihn liebgewonnen, und er verdankt Euch viel; deshalb glaube ich auch, Euch ganz vertrauen zu können, denn was ich Euch mittheilen werde, verlangt die größeſte Verſchwiegenheit.

Ihr erſchreckt mich, Signora! Was iſt geſchehen?

Er liebt!

Nun, iſt es weiter nichts, als das, ſo laßt

ihn seinen Traum austräumen, und weckt ihn nicht. In seinen Jahren erscheint die Liebe dem jugendlichen Herzen nur als eine Sonne, die kein Wölkchen trübt; laßt ihn, und wäre sie auch thörigt, die Thorheit der Liebe verfliegt mit dem Traume; das junge Herz hat sich ergötzt, ist später wohl um eine Erfahrung reicher geworden, und mit einer neuen Liebe ist die alte, so wie die Erfahrung vergessen. Ich weiß wohl, daß es von ihm vermessen ist, ohne des Markgrafen Willen zu wählen, aber der erste Pfeil, der das jugendliche Herz trifft, sitzt selten tief, er ist wie der erste Rausch, den man schnell ausschläft.

Hört mich nur an, edler Herr, und Ihr werdet mit mir für meinen Sohn zittern.

Das könnt' ich nur, hätt' er etwas Schlechtes begangen, und das kann, das wird Ugolino nicht! nahm der Alte zürnend das Wort. Ich kenn' Euch zu lange, Signora, um nicht zu wissen, daß Ihr Alles, auch das Hellste, aus einem trüben Gesichtspunkte betrachtet; Euer Unglück hat Euch menschenfeindlich gemacht, Ihr fürchtet stets, wo Andere nur hoffen.

Was soll das hier, Herr? — Ugolino tadelt, nicht mich! sagte die Signora, über die

langen Reden des Grafen etwas ungeduldig werdend. Er ſteht am Rande eines furchtbaren Abgrundes, haltet Ihr ihn nicht zurück, ſo iſt er verloren; der Mutter Wort vermag nur wenig über ihn. Wißt, er hat eine thörigte, ſtrafbare, unglückliche Neigung für die Fürſtin gefaßt!

Um aller Heiligen willen, was ſagt Ihr da? Kann der Wahnſinn den Menſchen ſo weit verführen?

Rettet ihn, ſprecht mit ihm! bat die Mutter.

Mit ihm ſprechen? ſagte der Greis. Ich glaube, das wäre Oel in's Feuer gegoſſen. Entfernen muß man ihn, dem Heere muß er folgen, im Schlachtenkampfe ſeine Thorheit vergeſſen. Er hielt inne und verfiel in Nachdenken. Und die Fürſtin? fragte er dann ſchnell.

Von ihr weiß ich nichts, erwiederte die Signora, nur dünkt es mir, das Entzücken, welches aus ſeinem Auge leuchtet, zeugt, daß er nicht hoffnungslos iſt.

Und hat er Euch dies Alles vertraut?

Daß ſein Herz erglühe, hat er mir geſtanden, wer dieſe Flamme angefacht, mir verſchweigen wollen, doch ein unbedachtes Wort

führte mich auf die Spur, ich habe die Fürstin als den Gegenstand seiner Liebe genannt und er hat geschwiegen.

Das ist ein schlimmer Handel! sagte der alte Graf, immer ernster werdend. Das muß anders werden, oder Ihr habt Recht, er ist verloren. Heute, morgen, wenn es seyn kann, muß er fort, keinen Tag länger darf er in Ferrara verweilen, Entfernung allein kann ihn retten.

Thut, was Ihr könnt, Ihr habt ja schon so viel für ihn gethan, edler Herr! bat die geängstigte Mutter. Ich glaube selbst, Entfernung allein, oder das Ehrfurcht gebietende, abschreckende Benehmen der Fürstin kann ihn retten. Eilt, sendet ihn noch in dieser Nacht von hier, und sollte er ohne Abschied von mir Ferrara verlassen müssen, will ich den Schmerz der Trennung auch ohne linderndes Lebewohl gern ertragen. Der Graf säumte nicht lange und verließ die Villa, ihre Bitte zu erfüllen.

In damaliger Zeit, wo noch immer die Partei der Ghibellinen und Guelphen fast in allen Städten sich feindlich gegenüber stand, wo die Herrscher so oft wechselten, und die Habsucht der Signoria zu Venedig, wie der Wis-

conti's zu Mailand die kleineren zwischen beiden Staaten liegenden Fürsten immer für ihr Besitzthum Sorge tragen ließen, bedurfte jeder Fürst eines treuen Dieners, um während seiner Abwesenheit ein wachsames Auge zu haben. Graf Tebaldo hatte schon oft dieses schwere Geschäft übernehmen müssen, und auch dieses Mal war es ihm von seinem Herrn übertragen worden. Dies gab ihm nun wohl Gelegenheit, unter einem schicklichen Vorwand Ugolino an den Markgrafen zu schicken, und dann hoffte er diesen zu bewegen, ihn beim Heere zu behalten. Er ließ am andern Morgen Ugolino zu sich kommen, gab ihm den Befehl, sich auf Morgen nicht allein zu einer Sendung an den Markgrafen, sondern auch so einzurichten, daß er beim Heere bleiben könne.

Ugolino erbleichte bei dieser Nachricht, und ehe er seinem alten Erzieher ein Wort erwiederte, schaute er sinnend vor sich nieder. Plötzlich aber erhob er den Blick, sein Auge erglühte und sah freudig auf den alten Mann, der, ihn scharf beobachtend, vor ihm stand.

Ihr überrascht mich mit einer frohen Botschaft! sprach er. Ja, dort, wo Trompeten tönen und Waffen klirren, da ist mein Platz,

nicht hier. Dank Euch, edler Herr, tausendfachen Dank!

Mangelt es Dir an einem guten Streitrosse, sagte der Graf, ihm traulich die Hand schüttelnd, so gehe in meinen Stall, suche Dir das schönste, das muthigste aus, Du wirst dort manches wilde, unbändige finden, das der alte Tebaldo nicht mehr besteigen kann. Nimm Dir, so viele Du bedarfst, auch ein tüchtiges Schwert und einen guten Mailänder Harnisch kannst Du in meiner Rüstkammer finden. Und nun geh, mein Sohn, ordne Alles zu Deiner Reise, und vergiß nicht, sprach er, seine Worte scharf betonend und einen forschenden Blick auf den Jüngling werfend, Dich, wie es Pflicht und Sitte ist, bei der Fürstin zu beurlauben und sie zu fragen, ob sie Dir einen Auftrag oder sonst Etwas an ihren Herrn und Gemahl mitzugeben hat. Geh', mein Sohn, Gott mit Dir!

Ugolino ging, tief betrübt und doch aufjauchzend, daß er thun mußte, was sein besseres Ich als das Rechte erkannte, wozu ihm aber, das fühlte er, die Kraft gemangelt haben würde, es aus sich selbst auszuführen.

5.

Schon am Mittag war Alles zu Ugolino's Abreise bereitet, und er verfügte sich nun nach den Gemächern der Fürstin, wo er vorgelassen zu werden bat. Dies Verlangen überraschte die Fürstin, mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihr, sie fürchtete von dem Ungestüm des Jünglings eine Thorheit, und sandte deshalb Leonore Montaldo zu ihm, zu fragen, was sein Begehr sei. Diese fand ihn in einem der Vorzimmer unruhig auf- und abgehen; bei ihrem Anblick schien er verlegen, doch als sie ihn mit Freundlichkeit fragte, weshalb er die Fürstin zu sprechen wünsche, so faßte er sich und machte Leonore mit seinem Auftrage bekannt. Bald kehrte sie zurück und führte ihn ein.

Wohl schon tausend Mal hatte er diese Gemächer im Gefolge des Markgrafen betreten, war selbst oft von ihm in irgend einem Auftrage an seine Gemahlin dahin gesendet worden, aber heute betrat er sie mit ganz andern Gefühlen. Ihm war es, als habe sich sein Himmel geöffnet, als träte der Engel seines Lebens, vielleicht auch sein Todesengel ihm entgegen, und bebend nahte er sich der Fürstin, verbeugte

ſich ehrfurchtsvoll, zeigte ihr an, daß er morgen nach dem Feldlager des Markgrafen zu ziehen beordert ſei, und fragte, ob ſie ihn mit einem Schreiben oder irgend einem Auftrage beglücken wolle.

Werdet Ihr bald zurückkehren, oder hofft Ihr bei Eurem Herrn zu bleiben? fragte ſie ihn jetzt, wie es ſchien, ziemlich gleichgültig.

Ich wünſche dort zu bleiben! erwiederte er, und ſeine Stimme bebte. Dort iſt mein Platz, wo ich nach Ruhm und Ehre ringen kann, nicht hier, wo ich nur vergebens nach dem Höchſten ſtreben könnte —

Hier und nach dem Höchſten? unterbrach ihn faſt ſpöttiſch Leonore.

Ja, Fräulein! erwiederte er beſonnen. Schönheit iſt das höchſte Gut der Frauen, und ſeht in jenen venetianiſchen Spiegel, ob es Euch nicht zu Theil geworden iſt. Erkühnte ich mich nun, nach dieſem Höchſten zu ringen, wie würdet Ihr den Unglücklichen belächeln, der es wagte, ſein Auge ſo hoch zu erheben.

Leonore erröthete, erröthete noch mehr, als die Fürſtin dem Anſcheine nach ſcherzend ſagte: Wagt es nur, Ugolino, wagt es nur! Aber

Ugolino schwieg, sein Blick war zur Erde gesenkt, er traf nicht Leonore Montaldo.

Ich werde Euch, ehe es dämmert, ein Schreiben an meinen Gemahl senden, das auch die Bitte enthalten soll, Euch den Wunsch zu gewähren, bei dem Heere zu bleiben, wenn es auch manchem Herzen wehe thun wird, Euch so lange nicht zu sehen, setzte sie mit einer sonderbaren Betonung hinzu. Nun lebt wohl, ziehet mit Gott, er möge Euch in Gefahren einen schützenden Engel senden. Grün ist meine Farbe, sagte sie dann, Ihr möget sie tragen, denn Euer Muth wird sicher Eure Dame ehren. Lebt wohl! Sie entfernte sich, Leonore blieb mit ihm allein zurück.

Die Fürstin war sehr gnädig gegen Euch, begann diese, da Ugolino sich eben entfernen wollte. Grün ist auch meine Farbe, wollt Ihr auch mein Ritter seyn, so nehmt diese grüne Schleife, tragt sie mir zur Ehre und Erinnerung und vergeßt nicht ganz die in Ferrara Zurückgelassenen. Sie reichte ihm die Schleife, er ergriff sie zögernd, dankte und entfernte sich schnell.

Als er auf sein Zimmer kam und noch die Schleife in seiner Hand erblickte, warf er sie

Ein lauter Schrei ſtörte den Betenden in ſeiner Andacht, er ſprang auf, ſtürzte auf ſie zu und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen, ſie aber hielt ihn ab und zeigte ſchweigend nach dem Altare, vor dem er gekniet.

„Empfängſt Du mich ſo, Marie?“ rief Konrad erſtaunt „War meine Furcht gegründet? — Aber dann ſage mir, was willſt Du hier? Glaubſt Du, aus Deinem Munde wäre mir die Gewißheit meines Unglücks weniger ſchmerzlich? — Nun ſo rede, laß mich den Kelch auf einmal leeren! Sprich es aus das furchtbare Wort: Wir ſind getrennt!“

Schmerzvoll, mit thränenfeuchtem Auge ſah das Mädchen auf den Mann ihres Herzens und vermochte nicht zu ſprechen, immer zeigte ſie nach jener Stelle hin und ſchwieg.

„Rede, Marie!“ rief Konrad, den Grund ihres Schweigens nicht ahnend „Rede, beruhige mich, oder brich mein Herz mit dem Worte: Wir ſind getrennt!“

Marie ſeufzte tief auf und mit dieſem Seufzer löſte ſich der krampfhafte Zuſtand, der ihr die Sprache genommen „Konrad!“ ſagte ſie „Haſt Du Dich von dem Glauben Deiner Väter getrennt, ſo muß ich mich — auch von Dir trennen.“

Todtenbläſſe überzog Konrads Antlitz. — Marien, die kein Auge von ihm gewandt, entging es nicht — „Du erbleichſt?“ ſagte ſie „So iſt es geſchehen! — Du haſt Deinen Glauben abgeſchworen.“

„Wie kannſt Du das denken!“ ſagte er nach Faſſung ringend „Du glaubſt wohl, weil ich hier kniete? Der himm-

plötzlich unmuthig von sich. Was soll mir dieser Tand? rief er, er hat keinen Werth für mich. Mag auch Leonore Montaldo für die schönste der Jungfrauen am Hofe, selbst in ganz Ferrara gelten, sie ist ein irdisches Mädchen, Parisina der Himmlischen Eine.

Als er bald darauf das Schreiben der Fürstin erhalten, kleidete er sich um und eilte nach der Villa der Mutter.

Heute bring' ich Dir frohe Botschaft, Mutter! rief er ihr jauchzend entgegen, doch drängte sich ein Schmerzenslaut durch diese Töne der Freude. Ich ziehe morgen in aller Frühe zum Heere, dort zu finden, was ich suche. Mir sang gestern Melitta, gewiß ohne es zu wollen, ein warnendes Lied; es galt ihrem Herzen wie dem meinen. Unerreichbar ist, wonach ich strebe, und da ich nicht die Kraft habe, mich aus dem Zauberkreise der Holden loszureißen, und, wie Ihr sagt, ich dann einem schmählichen Tod entgegen gehe, so will ich lieber einen ehrenvollen suchen und somit meinen Traum, meine Sehnsucht, meinen Wahnsinn mit einem Schlage zerstören.

Daran thust Du Recht, Ugolino! sprach die Mutter ernst. Besser auf dem Bette der Ehre als auf dem Schaffot zu enden; dort steht Dir

immer noch die Hoffnung zur Seite, und manches glühende Herz ist schon in dem Strome der Vergessenheit abgekühlt worden, manche Ewigkeit der Liebe war von kurzer Dauer. Auch nicht Jeder, der den Tod in der Schlacht suchte, hat ihn gefunden, und oft ward ihm der Lorbeerkranz statt der Todtenkrone. Du blickst mich verwundert an, Dir ist es, als entstiegen meine Worte nicht der Mutterbrust, als tönten sie kalt und widrig; ach, Ugolino! meine Brust ist zerrissen, die Saiten meines Innern tönen nicht mehr lieblich, und ich bin so unglücklich, daß ich nicht mehr die Wahl zwischen Wonne und Schmerz habe, daß mir nur die Wahl zwischen Dulden und Verzweifeln bleibt. Glaube nicht, daß ich Dich mit kaltem Herzen von hinnen ziehen sehe; meine Thränen, mein Gebet werden Dich begleiten, Dein Tod wird auch der meine seyn. Sie sank an des Sohnes Brust, und jetzt schon drangen ihre Thränen hervor. Als aber Beide sich gefaßter fühlten, fragte Ugolino nach Melitta. Sie wird auf ihrem Lieblingsplätzchen sitzen, von dem sie sich fast nicht mehr trennt, erwiederte diese. Das Mädchen taugt nicht mehr hier; ihre Neigung zu Dir wird zum verzehrenden Gram, ihr Geist

muß

muß eine andere Richtung erhalten, oder sie vergeht in ihrem Schmerz. Wenn die Bande der Natur, durch die sie sich an Dich gekettet glaubt, sie nicht vor einer thörigten Neigung zu bewahren vermögen, was soll geschehen, wenn sie dereinst erfährt, daß Du nicht ihr Bruder bist?

Die Unglückliche! seufzte Ugolino. Es ist hart, daß wir sie täuschen, und doch vielleicht gut; ich will hin zu ihr, sie zu trösten.

Du bringst ihr keinen Trost mehr, sagte die Mutter finster; nur die abgeschlossene Zelle, wo alle Hoffnung begraben liegt, nur in ihr kann sie noch Trost finden. Sobald Du wiederkehrst, nimmt sie den Schleier.

Auch gegen ihren Willen?

Ja! — Doch glaub' ich fast, sie fühlt es selbst, daß durch ihre thörigte Neigung zu Dir ihr Lebensglück zerstört ist. Geh' zu ihr und mache sie mit Deiner Abreise bekannt.

Er fand Melitta auf ihrem Lieblingsplätzchen am rauschenden Fluß. Als sie ihn kommen sah, wollte sie ihn mit einem freundlichen Lächeln empfangen, aber es war ein schmerzliches, mit dem sie ihm Guten Abend, Ugolino! zurief, und als er neben ihr stand, reichte sie

ihm freundlich, fast heiter die Hand und sagte: Ich freue mich recht, daß Du heute hierher gekommen bist, ich fühlte den Drang in mir, Dir mein Inneres recht klar zu enthüllen; komm, setze Dich neben mich und belächle die Thorheit einer Schwester nicht, die Dich über Alles, die Dich so unaussprechlich liebt.

Ugolino ward durch diese Anrede verlegen, er fürchtete den Ausbruch stürmisch leidenschaftlicher Empfindungen, wollte dem zuvorkommen und machte sie mit seiner morgenden Abreise bekannt. Allein er hatte sich getäuscht. Das freut mich, Ugolino, daß Du zum Heere ziehst; Gott wird Dich ja vor Unglück bewahren, und mir wird dadurch mein Entschluß um Vieles erleichtert.

Wisse, begann sie nach einer langen Pause, während der sie einige in ihrem Schooße liegende Blumen zerpflückte, wisse, ich bin jetzt gesonnen, bin entschlossen, dem Willen der Mutter nicht mehr entgegen zu streben und will ins Kloster gehen. Ich habe reiflich in mancher durchwachten Nacht über mich nachgedacht; da habe ich dann gefühlt, daß meine Neigung zu Dir eben so sträflich als unvertilgbar ist. Meine ganze Seele, mein Herz, meine Sehn-

ſucht, jeder meiner Gedanken hängt an Dir, ich lebe nur in Dir; in meinen Träumen, das Einzige, was mich noch glücklich macht, ſchwebſt Du vor mir, und dann verweben ſich in ihnen mancherlei Bilder, die mir Wonne und Entſetzen bereiten. Dies muß enden! In einſamer Zelle, da werden ſtatt Deiner die Engel mich umſchweben, und erſcheinſt Du mir, werd' ich als liebende Schweſter Dir die Hand reichen und für Dich beten; aber ich werde fern von Dir ſtehen, mein Herz wird erkalten, meine Sehnſucht nach dem Himmliſchen die irdiſche verdrängen und dies Herz ruhig ſchlagen und — in Gram vergehen. Den Bruder darf ich fortan ſo nicht mehr lieben, wie ich gethan.

Und wäre ich Dein Bruder nicht? entfuhr in unbewachtem Augenblick Ugolino.

Ugolino! ſchrie das Mädchen aufſpringend. Was ſagteſt Du? Wiſſe, Deine Worte wecken Hoffnung, Sehnſucht in dieſem Herzen, ſie fachen die Gluth zur Flamme an — Du wärſt mein Bruder nicht?

Ugolino ſchwieg; Melitta ſah während dem ſtarr, faſt leblos in die wogende Fluth. Rauſcht hin, rauſcht hin, ihr tobenden Wellen, nehmt meine Hoffnung, meine Sehnſucht, meine thö-

rigte Liebe mit Euch fort in den alles verschlingenden Ocean. Ugolino! rief sie dann und ein bitteres Lächeln umzog ihren Mund. Bist Du auch mein Bruder nicht, ich nehme doch den Schleier! Dem Bruder verzieh ich das kalte Abstoßen meiner sich vielleicht zu laut, zu glühend ausgesprochenen Empfindungen, dem Manne meiner Liebe könnt' ich es nie. Dort hätte die Natur eine Scheidewand zwischen uns gezogen, hier Dein Herz. Darum laß mir den Wahn, ich sei die Strafbare. — Doch nein, bist Du mein Bruder nicht, so sag' es mir, dann darf ich doch, und wenn auch mit Wehmuth und Schmerz, an Dich in Liebe gedenken, nicht sündig, wenn auch schmerzhafter, sind die Erinnerungen an Dich, und mein Herz wird dann noch früher dem Gram unterliegen. Komm, laß uns zur Mutter gehen, wenn ich sie noch so nennen darf; ich muß Gewißheit haben; nur sie kann mich beruhigen! Sie stand auf, Ugolino folgte ihr und in der höchsten Spannung traten sie bei Stella ein.

Ich bin also Deine Tochter nicht, oder er nicht Dein Sohn? sprach sie jetzt feierlich. Sage es mir in diesem ernsten Augenblick, breite mein Schicksal vor mir aus, damit ich

weiß, ob ich ein Mutterherz oder ein fremdes in der Welt zurücklasse.

Ugolino! zürnte die Mutter.

Wozu die Täuschung, Mutter? Laß sie, ihr Schicksal ganz kennend, in Frieden in die heiligen Mauern einziehen, jede Täuschung ist dann doppeltes Unrecht.

Also eine Waise? sagte Melitta, faltete die Hände und trat in die vom Monde beleuchtete Pforte. Nein! rief sie, ich bin keine Waise, habe ich doch noch einen Vater, der dort oben waltet und gebietet, und der dem trauernden Herzen in seiner Barmherzigkeit zurufen wird: Höre auf zu leiden, höre auf zu schlagen!

In welches Kloster wollt Ihr mich führen? Ihr, die ich Mutter nannte und der ich jetzt doppelten Dank schuldig bin, da sie, ohne es zu seyn, mich mütterlich pflegte, mich als eine Mutter liebte. Nehmt meinen Dank, Gott mög' es Euch reichlich lohnen! Euch aber, Ugolino, wünsch' ich ein Herz, das Euch so von ganzer Seele, so unaussprechlich, so über Alles liebt, wie das meine. Seid glücklich, dann bin ich es auch! Bleich, wie das Mondlicht, das durch die Zweige der dunkeln Cypressen hindurchflimmerte, reichte sie im Vorbeigehen Ugolino

ihre zitternde Rechte, drückte ihm mit Heftigkeit die Hand und verschwand bald in den dunkeln Bogengängen des Gartens. Ugolino stand niedergebeugt und zerschmettert neben der Mutter, diese aber, in diesem Augenblick über ihr Schicksal erhaben, sagte mit dumpfer Stimme: Ihr seid Beide dem Tode geweiht, Beiden öffnet thörigte Liebe das Grab; drum segne ich das Lebewohl, das ich Dir jetzt sage, vielleicht ist noch Rettung für Dich. Sie wandte sich, wollte gehen, doch das Mutterherz hielt sie zurück; noch einmal preßte sie den Sohn in ihre Arme, küßte ihn mit Heftigkeit und: Gott mit Dir! ausrufend, eilte sie in ihr einsames Gemach zurück.

Sinnend blieb Ugolino zurück. Da trat die weinende Josepha, seine Amme, zu ihm. Hier giebt es Thränen, und nichts als Thränen, jammerte sie; darum eile, daß Du von hier gehst; kehre freudiger zurück! Sie begleitete ihn bis an die Pforte, küßte seine Hand, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

6.

Am andern Morgen, die Sonne ſtand ſchon hoch, und er hatte ſich wohl abſichtlich in der Hoffnung verſpätet, Pariſina noch einmal zu ſehen, ſchritt er langſam die Treppe hinab, ganz wie zum Kriegszuge gewappnet, und den Waffenrock über der Rüſtung, den Helm in der Hand. In einem der Gänge hielt er eine Weile an, denn von hier aus konnte er die Thüren zu der Markgräfin Gemächern überſehen. Lange ſtand er harrend hier; das Wiehern ſeines neapolitaniſchen Roſſes mahnte ihn, es zu beſteigen, aber es hielt ihn immer noch feſt. Endlich ward er ungeduldig, wollte eben den Helm aufſetzen und den Ort verlaſſen, wo er ſo lange ſchon vergebens geſtanden hatte, als die Thür des Gemachs ſich öffnete und Pariſina, von Leonore gefolgt, heraustrat. Ihr Blick traf ihn ſogleich, wandte ſich aber ſchnell ab, und ſie ging über den entgegengeſetzten Theil der Halle die Treppe hinunter und würdigte ihn keines weiteren Blickes; ſelbſt der, welcher ihn getroffen hatte, ſchien ihm ernſt geweſen zu ſeyn. Er ſah ihr verwundert und unangenehm berührt lange noch nach, dann

murmelte er vor sich hin: Was war das? Zürnte sie mir, daß ich noch hier bin? — Unmuthig eilte er nun hinab, schwang sich auf sein muthiges Roß und sprengte über die Zugbrücke des Schlosses. Zwei Knappen und sechs Diener folgten; so stattlich hatte Graf Tebaldo für seine Ausrüstung gesorgt. Da wo er die herrliche Stadt noch einmal überblicken konnte, wandte er sein Roß, und von mancherlei streitenden Empfindungen erschüttert, blickte er nach den vier alten Thürmen des Schlosses, sah er nach den Cypressen, die hoch am Ufer des Po's hervorragten und die er für die Cypressen im Garten seiner Mutter erkannte.

Mit schwerem Herzen und doch freudigen Muthes hatte er Ferrara verlassen, denn wohl hatte er die warnenden Worte der Mutter erwogen, und sich nicht verhehlt, daß sie Wahrheit enthielten. Aber welcher Sterbliche vermag ganz dem Herzen zu gebieten, wer dem stürmischen zuzurufen: Hier stehe still! Wer kann der innern Gluth gebieten, nur zu erwärmen, nicht zu verzehren? Nur ein Weg bleibt ihm zur Rettung offen: sich gewaltsam loszureißen, und, den Pfeil im Herzen, zu entfliehen. Diesen männlichen Entschluß hatte Ugolino ge-

liſche Vater hört die Bitte ſeiner Kinder an jeglichem Ort."

Mit durchdringendem Blicke beobachtete, während er ſprach, Marie jede ſeiner Mienen, lauſchte auf jedes Wort des Geliebten. — Aber weder der Ausdruck ſeines Geſichts, noch ſeine Worte beruhigten ſie. „Konrad!" ſprach ſie mit bebender Stimme „Nie könnte ich die Deinige werden, wärſt Du unſerm Glauben abtrünnig geworden; ſchon einmal ſagte ich es Dir. Zweifel beängſtigen mich — deshalb ſchwöre mir hier an dieſem Orte, wo Gott Deinen Schwur auch vernehmen wird, daß Du nicht von dem Glauben Deiner Väter gewichen und noch in ihm wandelſt."

Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick überraſchte dieſe Forderung Konrad, dann hob er die Hand zum Schwure „Ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen!" ſprach er feierlich „Daß ich der Religion meiner Vorfahren, daß ich der Religion, die mein alter Vater übt, anhänge und ewig anhängen werde! — Und nun, Marie" rief er ſie umfangend „nun komm in meine Arme, liebes Mädchen, zweifle nicht mehr an mir und meinem Herzen, drücke mich wie ſonſt liebend an Deine Bruſt —"

Sie duldete ſeine Umarmung — „Ich weiß nicht, Konrad," ſagte ſie traurig „warum ich mich, ſelbſt in Deinen Armen, nicht wie ſonſt ſo recht von Herzen freuen kann. Eine Ahnung beklemmt mir die Bruſt und immer ſeh ich Dich noch dort knieen und Dich bekreuzen —"

„Laß das!" bat er „Trübe den Augenblick des Wiederſehens nicht mit ſolch düſtern Gedanken, mit ſolch thörichten Zweifeln. Beruhige Du lieber mein Herz."

faßt und ausgeführt; das Bild Parisina's im Herzen ritt er dem Lager am Panaro zu, wo er hoffte, das Kriegsleben könne ihn zerstreuen, vielleicht auch ein ehrenvoller Tod ihm die Ruhe geben, die zu erringen er selbst nicht Muth zu haben fühlte. Auch Melitta trat oft vor ihn, ihre unaussprechliche Liebe hatte seine rege Theilnahme erweckt; aber was konnte er mehr für sie thun, als sie bedauern, war er doch bedauernswerther als sie, die muthvoller dem Unerreichbaren entsagt hatte, als er.

Als er am Abend an den Ufern des Panaro eintraf, fand er das Lager verlassen und nach Givernolo vorgerückt; er folgte am andern Morgen, fand aber auch dort den Markgrafen nicht, der zur Berathung mit Carmagnola, dem Heerführer der Venetianer, dem alle Kriegsvölker der Verbündeten untergeordnet waren, nach Mantua abgegangen war. Er ließ aus Vorsicht seine Knappen und Diener in Givernolo zurück, und traf, nur von einem Diener begleitet, in Mantua bei dem Markgrafen ein.

Als er ihm das Schreiben seiner Gemahlin und Tebaldo's überreichte, warf der Markgraf, ehe er sie noch durchgelesen hatte, einen stechenden Blick auf Ugolino. Was bedeutet es, fragte

er, daß man Dich zum Boten gewählt hat? Du stehst doch wahrlich höher, als daß Dir ein solcher Auftrag gebühre.

Gnädigster Herr! stammelte hocherröthend Ugolino.

Nun, ich werde sehen, hoffentlich find' ich die Antwort auf meine Frage in den Briefen selbst. Er las die Briefe, und sein Antlitz wurde ernster. Ich liebe nicht, begann er, nachdem er die Schreiben bei Seite gelegt, wenn man durch Fürsprache Anderer von mir verlangen will, was ich schon einmal versagte. Doch ich verzeihe Dir! Du wünschest beim Heere zu bleiben? Nun, es sei Dir gewährt! Nach der heutigen Unterredung mit Carmagnola hätt' ich Dich ohnedies hierher beordert. Daher glaube nicht, daß Du die Erfüllung Deiner Wünsche der Fürsprache meiner Gemahlin oder Tebaldo's verdankst. Kehre nach Ferrara zurück, setze Dich eiligst in Stand, daß Du ehrenvoll im Lager erscheinen kannst, Tebaldo wird schon für das Nöthige sorgen, dann komm wieder zu mir und es wird Dir hier an Beschäftigung nicht fehlen.

Ugolino, seinen Herrn kennend, beugte das Knie, ergriff seine Hand, küßte sie und dankte

lhm für seine Gnade. Dann setzte er schüchtern hinzu: Zwei Knappen mit 6 Dienern und 4 Saumrossen habe ich, in der Voraussetzung Eurer Gnade, in Givernolo zurückgelassen. Der Markgraf lächelte. Du hast viel Vertrauen zu meiner Güte, sprach er, Du hast auch Recht, Agolino, vertraue ihr nur immer mit dankbarem Gemüth.

Zwei Wochen waren schon vergangen und Carmagnola war ruhig in Mantua geblieben, obgleich das Heer des Herzogs von Mailand unter Guido Torello's, Franz Sforza's und Picinino's Anführung sich in der Gegend von Cremona versammelte. Niemand ahnete sein Vorhaben. Als er aber die Nachricht erhielt, die Völker des Herzogs von Savoyen rückten in die Gebirge heran, brach Carmagnola plötzlich mit den Venetianern und den Völkern Gonzaga's auf, die von Ferrara folgten und der Zug ging in Eilmärschen nach Castiglione, die Chiesa wurde überschritten, und ohne daß irgend Jemand es vermuthete, ward das alte feste Brescia von allen Seiten durch das Heer der Verbündeten eingeschlossen.

Carmagnola hatte gehofft, durch sein Einverständniß mit einer großen Anzahl Bürger,

meist Guelphen, die Stadt zu überrumpeln; allein es mißglückte. Brescia war zu damaliger Zeit eine der festesten Städte Oberitaliens; sie bestand aus 4 Abtheilungen; die eine, welche die Guelphenstadt genannt wurde, zog sich längs der Ebene hin; die zweite, die neue Citadelle genannt, hing mit dieser durch ein Thor zusammen, die dritte, mit einer Doppelmauer umgebene und nur von Ghibellinen bewohnte Abtheilung, lag auf einem höheren Theil, und über diese ragte die eigentliche, mit vielen Thürmen und gleichfalls mit einer Doppelmauer umgebene Festung empor. Schon einmal hatte sich Carmagnola in den Besitz Brescia's gesetzt und kannte daher alle Vertheidigungsmittel der Stadt und ihre Schwächen, und auf sich und seine Völker vertrauend, griff er trotz der Nähe des feindlichen Heeres muthig die Guelphenstadt an und nahm sie, mit Hilfe der Einwohner, bis auf das am Ende der Stadt liegende Thor von Garzetta, welches von den Mailändern besetzt blieb. Er trennte jetzt den eroberten Theil der Stadt durch einen breiten Graben von der Citadelle, und befand sich so gewissermaßen selbst eingeschlossen, denn die Mailänder Truppen rückten immer näher; doch

ihm zog gleichfalls das Heer der Florentiner unter Tollentino's Anführung zur Hilfe. Kaum war dies bei Brescia angelangt, als er die Belagerung der neuen Citadelle und der Ghibellinenstadt zugleich begann und sich wenig um das Heer der Verbündeten kümmerte, das auf der Straße nach Cremona in verschanztem Lager stand und dessen Anführer, unter sich uneins, überdies nicht an die Möglichkeit der Eroberung Brescia's dachten.

Carmagnola aber, reichlich mit Allem versehen, keinen Mangel an Lebensmitteln leidend, betrieb die Belagerung mit Eifer; bald war die neue Citadelle erobert, die Arbeiten gegen die Stadt der Ghibellinen schon weit vorgerückt, als endlich Franz Sforza, der mailändische General, darauf drang, etwas zur Rettung Brescia's zu unternehmen. Er trennte sich von den beiden andern Anführern und rückte gegen die belagerte Stadt vor. Carmagnola sandte den Markgrafen von Ferrara mit den piemontesischen und mantuanischen Völkern ihm entgegen, und so entspann sich ein lebhaftes Gefecht mit der Vorhut der Mailänder, das bald allgemeiner wurde; der Sieg schien lange zweifelhaft. Da sah der Markgraf die

Piemonteſer vor Sforza's ſchwer bewaffneten Reitern weichen; ſchnell ſetzte er ſich an die Spitze ſeiner Reiterei, eilte hin, das Gefecht dort wiederherzuſtellen, und durchbrach Sforza's dichtgeſchloſſene Schaaren; doch neue Hilfe erſchien dem Feinde. Der Markgraf, zu weit vorgedrungen, ſah ſich plötzlich von Feinden umringt; nur noch wenige der Seinen waren an ſeiner Seite, unter ihnen Ugolino. Nicht an ſich, nur an ſeinen Herrn denkend, warf er ſich mit dem Muthe der Verzweiflung dem Feinde entgegen, deckte mit Schild und Schwert und dem eigenen Körper ſeinen Herrn, bis Hilfe kam, der Markgraf gerettet war, er aber, von dem Hiebe einer Streitart getroffen, vom Pferde ſank und gefangen wurde.'

Mehr noch als den Tod ſeiner Getreuen beklagte der Markgraf das Schickſal ſeines Lieblings; er ſandte noch am nämlichen Tage zu Sforza, ließ ein bedeutendes Löſegeld bieten und bat ihn, den Jüngling lebend oder todt zurückzuſchicken.

Die Condottieri damaliger Zeit wechſelten zu oft mit ihren Herren, als daß ſie ſich nicht jedem Fürſten hätten gern gefällig zeigen mögen; Sforza ſandte den ſchwer Verwundeten

am folgenden Tage mit einem verbindlichen Schreiben dem Markgrafen zurück, und dieser sonst so ernste, finstere Mann konnte sich der Thränen bei dem Anblick des Jünglings nicht erwehren. Ihn nicht fremden Händen zu überlassen, pflegte er ihn selbst, aber nur langsam ging die Genesung von statten, und als der Wundarzt erklärte, es sei möglich, ihn auf einem dazu eingerichteten Fahrzeuge nach Ferrara bringen zu lassen, entschloß sich der Markgraf um so eher dazu, da die Einnahme der alten Citadelle, des letzten Vertheidigungsmittels der Stadt, nahe zu seyn schien, und dann sein Aufenthalt in Brescia doch nur von kurzer Dauer seyn konnte. Er schrieb deshalb an seine Gemahlin:

Ich schicke Euch hier Ugolino, der, sich für mich opfernd, schwer verwundet ward. An der Erhaltung dieses mir so theuren Jünglings liegt mir viel; schon Dankbarkeit befiehlt mir, Alles für ihn zu thun. Ich glaube daher ihn keiner milderen Hand übergeben zu können als der Eurigen; sorgt, daß es ihm an keiner Pflege mangele. Ich sende Geronimo, meinen Wundarzt, mit ihm; seinen Anordnungen folgt genau.

Ihr wißt, Pariſina, wie ſtreng ich auf Anſtand und auf weibliche Zucht halte; bei Ugolino aber denkt nicht daran, Euch übergebe ich vertrauungsvoll ſeine Pflege, ſorgt nicht, daß Ihr dabei zu viel thun könntet. Kehre ich nach Ferrara zurück, ſo hoffe ich meinen Liebling, der mir jetzt um ſo viel theurer noch iſt, in ſeiner Jugendfriſche wieder zu finden, und werde Euch ewig dankbar dafür ſeyn. Leonore Montaldo, von der ich glaube, daß ſie Neigung für ihn fühlt, haltet ſo viel als thunlich von ihm zurück; er muß, wie Meiſter Geronimo mir ſagt, jede Aufregung vermeiden.

Mit dieſem Briefe und dem Verwundeten beſtieg der Wundarzt das hierzu eigends bereitete Schiff und begann ſogleich ſeine Fahrt nach Ferrara.

7.

Schon lange erwartete Pariſina Nachricht von ihrem Gemahl, wohl auch Nachricht, wie es Ugolino ergehe, als eines Tages ein Kranker in das Schloß getragen wurde, und gleich

darauf

darauf Meister Geronimo bei ihr eintrat und ihr das Schreiben ihres Gemahles überreichte. Eine trübe Ahnung ergriff sie, und noch ehe sie es erbrach, fragte sie den Wundarzt, wer der Kranke sei, den er hierher begleitet habe. Als sie erfuhr, es sei Ugolino, erbleichte, erbebte sie, doch faßte sie sich schnell. Das wird meinem Herrn und Gemahl viel Kummer verursacht haben, seinen Liebling in diesem Zustande zu sehen und sich von ihm trennen zu müssen. Sie erbrach nun das Schreiben, durchlas es schnell, eine gewisse Heiterkeit drückte sich dabei auf ihrem Antlitz aus, und sie gab sogleich die nöthigen Befehle, daß der Verwundete nicht auf sein entlegenes Zimmer gebracht, sondern ihm eine bequeme Wohnung im Schlosse angewiesen würde. Dann unterrichtete sie sich genauer von dem Zustande des Kranken, und erfuhr von dem Meister, daß ihm seine Reise nicht wohlgethan und er bedeutend kränker geworden sei, so daß er jetzt meist besinnungslos darnieder liege. Parisina erschrak, doch hatte sie Gewalt genug über sich, sich zu stellen, als ob sie um ihres Gemahls wegen fürchte. Der Arzt erklärte zugleich, daß der Kranke jetzt noch der größten Ruhe bedürfe, und man ihn, außer

den zur Wartung Bestimmten, so viel als möglich ganz allein lassen müsse.

Nachdem Alles für den Kranken geordnet, er auf sein Lager gebracht und der Meister die nöthigen Befehle seinetwegen erlassen hatte, begab er sich sogleich zu dem Grafen Tebaldo, dem er gleichfalls ein Schreiben des Markgrafen einzuhändigen hatte.

Als die Fürstin sich allein befand, ergriff sie eine furchtbare Angst; der Wunsch, Ugolino wenigstens zu sehen, wurde so lebhaft in ihr, daß sie mit sich selbst zürnte, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß es mehr als Theilnahme sei, was sie nach dem Krankenlager zöge. Sie bekämpfte heute noch ihren Wunsch, obgleich Leonore Montaldo mit Heftigkeit in sie drang, auch gegen den Willen des Arztes sich zu dem Kranken zu begeben; sie ward Herrin ihrer Sehnsucht, doch am andern Tage konnte sie nicht länger widerstehen, und als Geronimo es ihr erlaubte, da der Kranke immer nur in halbem Bewußtseyn lag, eilte sie hin; Leonore folgte ihr.

Am vergangenen Abend hatte auf Stella's Villa das Glöckchen mit dem bekannten Zeichen getönt, und Graf Tebaldo war eingetreten.

„Das Deine!“ fragte sie verwundert.

„Ja, das Meine, Marie. — Die Welt sagt, General Jenatsch werbe um Deine Hand, Du hättest des Vaters wegen mir entsagt — er sei täglich, stündlich bei Frau von Travers, es gelte ihr oder Dir!“

„Bedarf es denn noch Worte, Dir meine Treue zu versichern?“ erwiederte sie gekränkt „Blick' mir ins Auge! — Den Schmerz siehst Du wohl durch meine Thränen, die Untreue gewiß nicht. Sieh Konrad und hättest Du vorhin falsch geschworen, wärest Du ein Abtrünniger unsers Glaubens, so könnte ich nie die Deine, aber auch nie die Gattin eines andern Mannes werden. Schwach ist das Herz, schwach, da Dein Schwur es so leicht beruhigt, aber wankelmüthig ist es nicht, es kann nur einmal lieben! Müßte ich diese Liebe unterdrücken, so könnte ich ihre Flamme dennoch nicht löschen; darum vertraue meinem Herzen. Wäre ich denn hier, wenn die treue Liebe mich nicht hierher gezogen hätte? Würde ich den Muth haben, Dir an diesem unheimlichen Orte zu begegnen, den ich bald verlassen muß, daß sie daheim meine Entfernung nicht bemerken?“

„Nur noch einen Augenblick verweile, Marie!“ bat Konrad „Höre, was ich Dir noch zu sagen habe. Mein Regiment steht weit von hier, wird vielleicht noch weiter ziehen, immer länger wird die Trennung, immer ferner das Ziel sein und meine Unruhe, mein Mißtrauen fern von Dir nie ganz schwinden. — Fliehe von hier, folge mir, kröne mein Glück, nimm mir dadurch jeden Zweifel an Deiner Liebe kette Dein Schicksal fest an das Meinige. — Morgen, wenn es zu dämmern beginnt, erwarte ich

Ich bringe Euch traurige Botschaft, sprach er, Botschaft, die Euer Herz zerreißen, aber auch Euren Muth wird prüfen können, denn den bedürft Ihr jetzt —

Ugolino! unterbrach ihn die Mutter, ängstlich in sein Auge blickend.

Ja! Ugolino trägt den Köcher, aus dem das Schicksal, Euch zu verwunden, die Pfeile nimmt.

Ist er todt? fragte Stella, und ihr Auge sah wild gen Himmel.

Noch hat ihn nicht der Tod ereilt, erwiederte der Alte und drückte zur Beruhigung ihre Hand; er liegt schwer verwundet an dessen Pforte, aber die Hoffnung steht noch bei ihm, wie der Wundarzt mir versichert.

Gelobt sei Gott! rief die Mutter freudig aus, doch Tebaldo schüttelte unmuthig sein greises Haupt. Er ist der Pflege der Fürstin anvertraut, am Krankenlager öffnen sich die Herzen, besonders wenn der Tod so nahe steht, da glaubt das Thörigte, das Grab verschließe alle Worte, und die unverhehlt gezeigten Empfindungen sänken, von Niemand belauscht, mit hinab. Ich fürchte, ich fürchte!

Stella war in tiefes Nachdenken versunken.

Ich will thun, was ich vermag, Beide zu retten, sprach sie, doch gegen des Schicksals Mächte kann der Sterbliche wohl kämpfen, aber nicht siegen —

Vergeßt nicht, Signora, fiel ihr Tebaldo in die Rede, welch' furchtbarer Eid unsere Zunge bindet.

Ich werde ihn nie vergessen, edler Herr, ich werde ihn mit mir in's Grab nehmen, aber dennoch handeln.

Was wollt Ihr thun?

Was das Mutterherz mir befiehlt. Morgen sehen wir uns hoffentlich wieder.

Signora, ich ahne —

Ihr wißt, gnädiger Herr, was einmal in mir feststeht, ist unabänderlich. Versucht nicht, mir meinen Willen zu binden; was ich beginne, führt zum Ziel, zu welchem, weiß nur der Allmächtige!

Tebaldo, die Signora aus früheren Zeiten wohl kennend, drang nicht weiter in sie, und fürchtend, daß ihre Leidenschaftlichkeit sie zu einer unüberlegten Handlung verleiten könne, verließ er sie mit betrübtem Herzen.

8.

Als die Fürstin, wider ihren Willen von Leonore gefolgt, bei dem Kranken eintrat, hatte er die Augen geschlossen. Der Wundarzt, der eben zugegen war, winkte den Frauen, sich ja ruhig zu verhalten, und sie traten mit leisen Schritten an sein Lager und sahen Beide theilnehmend auf den Verwundeten, dessen Kopf und Arm verbunden war und der bleich wie ein Sterbender vor ihnen lag. Die Fürstin widerstand lange, doch konnte sie endlich die hervorbrechende Thräne nicht mehr zurückhalten; sie rollte über die erbleichte Wange herab; Leonore aber weinte so heftig, daß der Arzt darauf drang, sich zu entfernen. Parisina mochte wohl schon eine Stunde an dem Krankenlager gesessen haben, als endlich Ugolino die Augen aufschlug. Wo bin ich? lallte er mit matter Stimme, und sein Auge starrte verwundert auf die Fürstin. Steh' ich schon an der Pforte des Himmels, wo der Engel meiner harrt, sie mir zu öffnen, oder seid Ihr es wirklich, hohe Fürstin, die hier an meinem Krankenlager sitzt?

Beruhigt Euch, Ugolino! sagte die tief Erschütterte, ich bin es, und hier steht Meister

Geronimo, des Markgrafen Wundarzt, dem Ihr viel zu verdanken habt.

Ja, sagte der Kranke, auf der ganzen Reise bis Mantua hat er treulich für mich gesorgt, dort glaubt' ich aber, er habe mich verlassen.

Armer Ugolino! nahm die Fürstin das Wort. Da war Euer Geist befangen; gelobt sei Gott und alle Heiligen, daß Ihr wieder aus diesem Zustande erwacht seid.

Ihr habt mich geweckt, hohe Frau, Eure Gegenwart —

Könnt' Euch jetzt nur schaden, unterbrach ihn Parisina, denn so wie mir der Meister gesagt, bedürft Ihr noch sehr der Ruhe. Sie erhob sich bei diesen Worten, eine zuckende schmerzhafte Bewegung von Ugolino's rechtem Arm sagte ihr nur zu gut, daß der Verwundete sie unwillkührlich habe zurückhalten wollen, und sie eilte um desto schneller hinaus, da sie fühlte, wie sehr ihre Gegenwart Ugolino aufrege und wie leicht seine Leidenschaftlichkeit ein unbedachtsames Wort aussprechen könne.

Ugolino hatte sich, während sie ging, von seinem Lager etwas aufgerichtet, sein Blick blieb starr auf die Thür, aus der sie ging, geheftet, bis er endlich zurücksank, die Augen

schloß und wieder entschlummerte. Der Meister, der ihn während der ganzen Zeit genau beobachtet hatte, schüttelte den Kopf, faßte nach dem Puls des Kranken und fand ihn sehr matt; da begab er sich zur Fürstin und bat sie, dem Verwundeten nur selten das Glück ihrer Gegenwart zu schenken, da ihr Anblick ihn in so sonderbare Bewegung versetzt habe. Die Fürstin versprach es, doch zog es sie am Abend wieder zu ihm hin, da sie erfahren hatte, der Arzt habe sich eben entfernt und der Kranke läge noch in tiefem, bewußtlosem Schlaf. Doch sollte sie auch heute nicht allein an seinem Krankenlager sitzen, Graf Tebaldo begegnete ihr auf dem Wege dahin. Er hatte seinen Zögling noch nicht gesehen und fragte die Fürstin, wie es ihm ergehe. Sie schilderte dem alten, von ihr hochgeachteten Manne mit vielleicht zu lebhaften Worten, was sie bei dem Anblick des Kranken empfunden, wie eine tiefe Wunde Schädel und Stirn gespalten, ein Lanzenstich ihm die Schulter gestreift, ein mächtiger Hieb durch die Armschienen gedrungen und seinen rechten Arm schwer verwundet habe. Der Graf hörte aufmerksam zu; diese Erzählung war ihm Ugolino's, war ihm der Fürstin

wegen von Werth; er las in ihrem Auge, was er nicht zu finden wünschte, und trat mit beklommenem Herzen in das Zimmer des Kranken.

Dieser schlummerte noch; es war aber nicht jener erquickende Schlaf, der die verlornen Kräfte zurückruft, es war Abspannung, die ihn in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzte. Tebaldo sah wehmüthig auf den bleichen Jüngling, während die Fürstin, ihre Thränen nicht mehr verbergen könnend, an das Fenster getreten war.

Was soll ich Dir wünschen, Unglücklicher? murmelte er für sich. Soll ich wünschen, daß, während des Meisters geschickte Hand Dich heilt, eine tiefere Wunde Dir und ihr sich öffnet, oder soll ich wünschen, daß des Mailänders Streitaxt so tief drang, daß auch die Kunst des Wundarztes nicht zu heilen vermag? O, wer hebt den Schleier der Zukunft!

Was murmelt Ihr so still vor Euch hin? fragte die Fürstin herzutretend.

Ich betete für den Verwundeten, das ist das Einzige, was wir für ihn thun können, erwiederte Graf Tebaldo. Dem Todten senden wir eine Thräne nach, dem Lebenden gönnen wir Frieden des Herzens. O Fürstin! fuhr er

tief bewegt fort, dieſer Friede iſt der mildeſte Stern, der auf unſerer Erdenbahn uns leuchten kann; ohne ihn iſt Sonnen- und Mondenlicht und das Licht der Millionen Sterne über uns erloſchen. Der Friede des Herzens iſt der milde Odem, den der Engel der Barmherzigkeit dem Menſchen ſchon bei ſeinem Werden einhaucht, und er iſt vielleicht das Einzige, was wir von dieſer Erdenwelt ſicher mit hinüber in jene himmliſche nehmen.

Ihr habt wohl Recht, ſagte Pariſina, von dieſen Worten erſchüttert. Der Friede des Herzens iſt das höchſte Gut des Menſchen, und wer ihn verlor, kann hier und dort kein Glück mehr erwarten. Sie ſetzte ſich zu den Füßen des Kranken, winkte einem Diener, Kerzen zu bringen, und aus der Vertiefung des Zimmers, wohin ſie geſtellt waren, verbreiteten ſie ein mattes, ſchauerliches Licht in dem Gemache, das zu der Stimmung der Fürſtin paßte. Hierauf befahl ſie, daß ſämmtliche Anweſende, außer dem Grafen, ſich in das Vorzimmer zurückziehen ſollten.

Beide hatten ſich wohl viel zu ſagen, viel zu vertrauen, allein Eid und Vernunft banden ihre Zunge, ſie ſaßen ſchweigend einander gegen-

über, den Blick unverwandt auf Ugolino geheftet. Es herrschte eine ängstliche Stille in dem düstern Gemach, nur hie und da stieg ein halb verhaltener Seufzer aus wunder Brust, die sich, den Kranken nicht zu wecken, nur leise zum Athmen hob. Da öffnete sich ihnen gegenüber eine verborgene Thür, die selbst der Fürstin unbekannt war, und eine schwarzgekleidete, tief verschleierte Gestalt trat ein, schritt auf sie zu, wandte ihr Haupt nach dem Verwundeten, und sank, die Hände faltend, an seinem Lager nieder. Parisina war erschrocken aufgesprungen, wollte hinaus, die Diener rufen, doch der Graf hielt sie zurück. Keine Uebereilung! bat er sie leise. Ich weiß, ich ahne es wenigstens, wer dies ist; sie hat ein Recht, an Ugolino's Krankenlager zu knieen, es ist ihre Pflicht, ihn zu pflegen.

Und wer ist die, die ein so hohes Recht an ihn hat?

Fragt nicht weiter, edle Frau, bat der Graf, traut meinen Worten. Wünscht sie es, so erlaubt ihr, ihre Pflichten zu üben; ich werde dafür sorgen, daß ihre Gegenwart der Dienerschaft nicht auffällt.

Die Fürstin schüttelte bedenklich ihr Haupt,

doch da er ihr versicherte, es sei gewiß zum Besten des Kranken, so ließ sie es geschehen. Als sie an Ugolino's Lager zurückkehrten, erhob sich die Gestalt, neigte sich ehrfurchtsvoll vor der Fürstin, und bat, ihr zu erlauben, bei ihrem nahen Verwandten bleiben, und ihn pflegen zu dürfen.

Werft Euren Schleier zurück, daß ich auf Eurem Antlitz lesen kann, ob Ihr auch dies Zutrauen verdient, sagte die Markgräfin. Die Unbekannte gehorchte, und vor der Fürstin stand eine lange Gestalt mit stolzer Haltung, aus deren bleichem, eingefallenem Gesicht zwei flammende Augen blitzten, doch nahm der Ausdruck des Ganzen die Theilnahme in Anspruch, denn das Unglück hatte sich in jeder Furche tief und deutlich eingegraben.

Parisina betrachtete sie nicht ohne einen gewissen Schauer; der Anstand dieser Frau war nicht ohne edle Haltung, ihre Züge zeigten von ehemaliger Schönheit, doch lag in ihnen etwas Menschenfeindliches, was nicht Zutrauen erwecken konnte. Nach langem Kampfe mit sich und nachdem ihr Tebaldo einige leise Worte zugeflüstert hatte, wandte sie sich zu der Fremden. Signora! sprach sie. Obgleich der Kranke

sattsame Pflege hier genießt, und mein Herr und Gemahl mir seine besondere Wartung anvertraut hat, so will ich Euch doch erlauben, täglich einige Stunden hier am Lager zuzubringen.

Ich danke Euch, erwiederte Stella, denn sie war die Verschleierte, aber der hier Liegende steht meinem Herzen so nahe, daß mir Eure Erlaubniß nicht genügt. Ich muß Euch bitten, edle Fürstin, daß mir diese Thür, sie zeigte auf die, durch welche sie gekommen war, daß mir diese stets offen stehe. —

Ihr seid ungenügsam, fast möcht' ich sagen unbescheiden, unterbrach sie Parisina.

Ein schmerzliches Lächeln umzog den Mund der Bittenden. Hättet Ihr einen Sohn, der auf dem Siechbette läge, würdet Ihr mein Verlangen nicht unbescheiden finden, erwiederte Stella nicht ohne Bitterkeit. Hier an dem Krankenlager ist mein Platz, nicht der Eurige! Nicht allein als Pflegerin will ich hier stehen, auch als warnender, schützender Geist.

Also seine Mutter! murmelte die Fürstin vor sich hin, welche Stella's Worte tief gekränkt hatten, doch sie ward bald Herrin ihrer Empfindlichkeit. Der Befehl meines Gemahls, den

Dich hier, Rosse stehen bereit, bald sind wir auf Schweizer Boden und von da ist der Weg ins Tyrol so kurz — Du senkst den Blick — Deine Wange glüht — Du scheinst noch ungewiß — sinkst nicht mit freudigem Entzücken an meine Brust? — Bebst? — Ungetreue!"

„Nenne mich nicht so!" sagte das Mädchen das gesenkte Haupt erhebend „Ehre meine Unentschlossenheit."

„Wer sagte, wer schwur mir, nie von mir zu lassen, ehe möge das Herz brechen?"

„Das schwur ich!" sagte Marie ernst „Und würde mein Wort halten, würde freudigen Herzens Dir folgen, wohin Du verlangst, hätte ich Dich nicht dort Dich bekreuzen sehen. Dein Schwur hat meine Zweifel nicht gelöst; ein Schwur, den Ketzern gethan, soll die Katholischen nicht binden, so sagte man mir und ehe ich nicht die Ueberzeugung habe, Gott sieht auf uns gnädig herab, wenn ich Dir folge, eher kann ich es nicht, so laut mich auch mein Herz mahnt, denn auch die Stimme der Natur mahnt mich davon ab. Und überdies, wohin willst Du mich führen? In katholische Lande, wo kein Prediger uns erbauen, kein Nachtmahl uns erquicken kann?"

„Wohin mich mein Schicksal führen wird, ist freilich ungewiß" erwiederte er „hoffentlich, wenn Gott gerecht ist, bleiben wir in hiesigen Landen und der Trost der Kirche bleibt Dir —"

„Mir? Und nicht auch Dir?" unterbrach sie ihn.

„Warum diese Worte?" sagte er finster „Liebst Du mich, so folge mir. — Zweifelst Du noch, daß ich Deiner Kirche angehöre, so schwöre ich Dir von Neuem —"

zu erfüllen mir Pflicht iſt, gebietet mir ſo zu handeln, ſprach ſie. Von der Stunde der Dämmerung bis zum ſpäten Morgen ſei es Euch erlaubt, hier zu verweilen. Der eintretende Arzt machte dem Geſpräch ein Ende, er blickte unmuthig auf Stella und fragte den Grafen, wer dieſe Dame ſei, der ihm die Antwort leiſe zuraunte; dann bat er die Fürſtin, ſich zu entfernen, da die Stunde nahe, wo Ugolino's Bewußtloſigkeit zu enden pflege. Nur ungern gehorchte dieſe und ging.

Signora! redete der Arzt jetzt Stella an, da ich von dem Grafen erfahren habe, wie nahe Ihr dem Kranken ſteht, ſo möchte es wohl nicht gut ſeyn, wenn er Euch beim Erwachen unvorbereitet träfe; ich bitte daher, Euch hier niederzulaſſen, und ſollte der Anblick der Wunden, die ich noch heute verbinden muß, Euch zu ſchmerzhaft ſeyn, ſo thätet Ihr wohl, Euch zu entfernen. Iſt er auf Euer Hierſeyn vorbereitet, dann tretet in Gottes Namen zu ihm und pflegt und tröſtet ihn, ſo viel Ihr könnt. Vielleicht daß dieſe Aufregung, daß die Freude, Euch wieder zu ſehen, ihn aus dem Zuſtande der Bewußtloſigkeit reißt und ihm ſeinen klaren, hellen Geiſt wieder giebt. Kaum

hatte auch Stella den ihr angewiesenen Platz eingenommen, als Ugolino die Augen aufschlug, dem alten Grafen freundlich zunickte, und dann den Wundarzt fragte: Ich habe wohl mehrere Stunden geschlafen? Ich fühle mich recht gestärkt. Gar wunderliebliche Träume haben mich umgaukelt, und immer sah ich sie —

Eure sorgsame Mutter, fiel ihm Tebaldo rasch in die Rede, nicht, Ugolino? Die stand immer im Traume vor Euch und pflegte Euch in Eurer Krankheit.

Die Mutter? Ja, ich sah sie, die sorgsame liebende Mutter. Ach, stände sie doch bei mir, und ich könnte ihre Hand drücken, ihr bleiches, leidendes Antlitz schauen!

Redet nicht zu viel, unterbrach ihn der Arzt, dies taugt für Euren Zustand nicht. Ugolino schwieg und ließ sich verbinden.

Wißt, Ugolino, nahm jetzt der Graf das Wort, daß Eure Mutter Euch näher steht, wie im Traume; wüßten wir, daß Ihr fein ruhig bliebet, so würdet Ihr sie gewiß bald an Eurem Krankenlager sehen, und sie zu Eurer Pflege beitragen.

Ich werde ruhig seyn, erwiederte er, gewiß werd' ich es! Gönnt mir die Freude, die Theure

zu sehen. Da trat die Mutter zu ihm, und er blickte sie ruhig lächelnd an.

Sehen wir uns so wieder? sagte die Mutter tief bewegt, doch unterdrückte sie, so viel sie vermochte, ihren Schmerz.

Ja, Mutter, und es ist ein freudiges Wiedersehen. Stella schüttelte zweifelnd ihr Haupt. Ich habe für meinen Herrn geblutet, und was kann ich mehr wünschen? Gott wird mir meine Gesundheit schon wieder geben, und dann sterb' ich für ihn.

Oder durch ihn, murmelte sie und setzte sich neben den Kranken, dem der Arzt das weitere Sprechen verbot. Die Mutter durchwachte von dem Tage an die Nächte an seinem Lager, am Tage war die Fürstin seine Pflegerin; Leonore Montaldo durfte sie, da es der Fürst so befohlen, Parisina es vielleicht selbst wünschte, nur selten begleiten. Des Mädchens unerwiederte Neigung, denn Ugolino würdigte sie kaum eines Blickes, machte sie anfangs unglücklich, bald weckte sie die Eifersucht, und diese sieht scharf. Ugolino hatte nicht immer seine Blicke, selbst oft seine Worte nicht in seiner Gewalt; auch in Parisina's Herzen war die Pforte dem Jüngling nicht mehr so fest verschlossen, wie früher,

und so durchschaute Leonore, vielleicht mehr als die Fürstin selbst, ein Geheimniß, das sie höchst unglücklich machte. Liebe ohne Gegenliebe verwandelt sich so leicht in Haß; auch in Leonorens Brust wurde er wach, wenn Ugolino's kaltes Benehmen sie tief schmerzte.

Da die Fürstin es vermied, mit Stella zusammen bei Ugolino zu seyn, so konnte die Mutter zwar Beide nicht beobachten, sie kannte aber zu gut das menschliche Herz mit seinen Schwächen, als daß sie nicht das, was in Beiden vorging, errathen hätte. Sie warnte den Sohn, mit dessen Gesundheit es von Tage zu Tage besser ging, hoffte besonders durch die Schilderung seines Undankes ihn von seiner thörigten Neigung zu heilen, aber er gestand ihr offen, daß diese Liebe seine Welt, sein irdisches, sein himmlisches Paradies sei; er leugnete nicht mehr den Gegenstand seiner Neigung, da ihn Stella ja schon früher gekannt hatte, er nannte sie eine Himmlische, vor der er anbetend niederknieen müsse und bei deren Verehrung alles Irdische von ihm fern sei, jede Begierde in ihm schweige, jeder Wunsch so rein sei, wie der klarste Tropfen, der dem Felsquell entspringt. Aber auch hier war die Mutter eine Ungläubige,

auch

auch hier sagte ihr die Kenntniß des Herzens, daß reine, himmlische Liebe nicht das Erbtheil sterblicher Menschen sei, und daß der Augenblick auch über das heiligste Gemüth seine Gewalt üben könne; aber nichts konnte Ugolino bewegen, der Vernunft mehr als seinem Herzen zu folgen. Die Liebe hatte ihn nicht mit rosigen, sie hatte ihn mit ehernen Banden umwunden, die er nicht zu zerreißen vermochte. Den Gedanken, zu welchem Ziele dies führen sollte, ließ er nie laut in sich werden.

9.

An einem Nachmittage trat die Fürstin in das Gemach Ugolino's und fand ihn allein, denn der einzige Diener, der an seinem Krankenlager stand, entfernte sich bei ihrem Eintritt. Der Wundarzt, der ihn fast für genesen erklärte, hatte ihn am Morgen verlassen, ihn der Obhut eines Andern übergeben und war dem Markgrafen ins Lager gefolgt. Ugolino's Augen strahlten vor Freude, als sich die Fürstin, doch heute zagend, seinem Lager nahte. Je mehr seine Kräfte zugenommen hatten, desto schüchterner,

deſto zurückhaltender ſchien ſie gegen ihn geworden zu ſeyn, heute fühlte ſie ſich beſonders beklommen; ſie hatte deshalb lange mit ſich gekämpft, dennoch zog ihr Schickſal ſie hin.

Als ſie nun Ugolino, zwar noch bleich, doch mit feurigem, verlangendem Blick vor ſich liegen ſah, erſchrak ſie und wollte umkehren. Doch er, deſſen Rechte wieder geheilt war, hatte den Muth, ſie zurückzuhalten.

Was wagt Ihr? rief ſie, einen zürnenden Blick auf ihn werfend. Ihr vergeßt —

Ich vergeſſe nie, daß ich ein Erdengeborner, Ihr eine Himmliſche ſeid, fühle aber, daß die Wunden meiner Bruſt aufſpringen und mich zu Euren Füßen ſterben laſſen würden, müßt' ich länger in mir verſchließen, was hier tobt und raſet. Ja, Fürſtin, das Wort, es muß geſprochen ſeyn — bring' es mir Tod oder Leben, Hölle oder Himmel — Ich liebe Euch!

Raſender! unterbrach ihn Pariſina und wollte ſich loswinden, aber er hielt ihre Hand immer noch feſt.

Ja, ich bin ein Raſender, der es wagt Euch dies Wort zu ſagen, der es wagt, Euch in Liebe zu nahen; aber dieſe Raſerei iſt mein

ganzes Erdenglück, durch sie athme ich, in ihr lebe ich nur!

Was wollt Ihr von mir? fragte sie ängstlich, doch schon weniger zürnend, denn sein Auge sah plötzlich nicht mehr flammend, nur sanft und bittend nach ihr auf.

Ach, ich will nur wenig und doch für mich so unaussprechlich viel, erwiederte er mit inniger Rührung; ein einziges Wort genügt mir, das Wort: Verzeihung! Zürnt mir nicht ob meiner Worte, sie flammten aus meinem liebenden Herzen empor, zürnt mir nicht und sprecht dieses sühnende Wort.

Ich zürne Euch nicht, Ugolino! sagte die Fürstin stammelnd. Da preßte er einen feurigen Kuß auf ihre Hand. Wenn Ihr mir nicht zürnt, rief er, damit ich mich ganz glücklich fühlen kann, sagt mir: Ich will Euch wohl, Ugolino!

Hoch erröthend, zitternd stand die schöne Frau vor ihm, und in ihr glühendes Auge drängte sich eine Thräne. Da schwebten zwei Geister an ihr vorüber, der eine trauernd, der andere lockend, und sie sprach die Worte und entfernte sich mit schuldbeladenem Herzen.

An diesem verhängnißvollen Tage saß Tebaldo neben Ugolino's Mutter in der Halle

ihrer Villa. Melitta, der die Verwundung und das Hierseyn Ugolino's ein Geheimniß geblieben war, saß auf ihrem Lieblingsplätzchen, und wie sie sich sonst nach dem Bruder gesehnt, so verscheuchte sie jetzt die Gedanken an ihn und sehnte sich nach der einsamen Zelle, vor der ihr sonst gegraut. Herr! sagte die Signora zu dem Grafen, den sie zu sich beschieden hatte, Ugolino ist nicht mehr zu retten, rettet wenigstens wo möglich die Fürstin; vielleicht wenn Ihr zeigt, daß Ihr in ihr Geheimniß eingedrungen seid, hält sie die Klugheit, hält sie die Furcht zurück, doch glaube ich kaum, daß es Euch gelingen wird. In dem frömmsten, edelsten Herzen übt die Liebe, wenn sie es einmal erfaßt hat, eine furchtbare Gewalt; Alles als himmlisch sich malend, hält sie kein Opfer zu groß, was sie nicht bringen könnte, bringen müßte; einmal in Banden verstrickt, verschmäht sie, sie zu zerreißen. Ich habe bei meinem Sohne das Letzte versucht, fuhr sie dann mit bewegter Stimme fort, habe ihn einen Undankbaren, einen Ehrlosen gescholten, aber was sind diese Warnungen gegen einen einzigen Blick aus dem Auge der Geliebten, gegen ein einziges Wort aus ihrem Munde. Als ich heute

früh mit sorgenbeladenem Herzen ihn verließ, ging ich in die Messe, für ihn zu Gott zu bitten; da sah ich vor dem offenen Beichtstuhle meinen Beichtvater sitzen, ich nahte ihm, trat ein, beichtete ihm, und fragte dann feierlich, ob man einen Eid wohl brechen dürfe, den man auf das Evangelium und in Gegenwart eines Priesters geschworen habe, wenn man eine gute Absicht hätte und ein großes Unglück von vielen Menschen abwenden könnte, und er sagte: Nein! Wenn der heilige Vater nicht dispensirt, darf der Christ einen solchen feierlichen Eid nicht brechen. Da verließ ich nun zerschmettert das Gotteshaus, der letzte Funke von Hoffnung schwand, und ich stehe am Ziele meiner Wallfahrt, eine Unglückliche, die einen einzigen Fehltritt furchtbar büßen muß. O Herr, Ihr könnt nicht fühlen, was ein Mutterherz fühlt!

Auch ich bin in meiner Seele tief betrübt! sagte der Graf. Er war ja mein Sohn so gut als der Eurige. Meine einzige Hoffnung stützt sich noch auf den edlen Sinn und die Tugend der Fürstin. Nun, wir wollen Gott vertrauen und noch nicht alle Hoffnung schwinden lassen! Aber aus der Mutter Brust war sie gewichen; er verließ eine Hoffnungslose.

Seit dem unglücklichen Worte, das die Fürstin gesprochen, hatte sie das Krankenzimmer noch nicht wieder betreten; erst als es zu dämmern begann, trat sie mit Leonoren, die sie heute absichtlich dazu eingeladen hatte, in das Gemach des Kranken, und fand schon den Grafen Tebaldo und die Signora dort. Da die Fürstin, früher durch sie selbst, später durch Ugolino erfahren hatte, daß sie seine Mutter sei, redete sie heute die Signora freundlich an, und ihr ganzes Wesen war zuvorkommend. Parisina, wohl ahnend, daß hier ein Geheimniß stattfinden müsse, war zu zarten Gemüths, um es erforschen zu wollen, und so war ihr Gespräch nur von Ugolino und seinen nun geheilten Wunden. Leonore beobachtete Alle genau und deutete nach ihrer Weise jedes Wort, jeden Blick. Doch bald trat eine feierliche Stille ein, die aber plötzlich durch das rasche Aufreißen der Thür gestört wurde. Der Markgraf trat ein, eilte auf seine Gemahlin zu, umarmte und liebkosete sie, reichte Ugolino die Hand, beugte sich zu ihm nieder, küßte seine benarbte Stirn und dankte seiner Gemahlin mit Herzlichkeit, daß sie für ihren Pflegebefohlnen so treu gesorgt habe und er durch ihre Pflege so bald wieder hergestellt sei.

„Schwöre nicht, Unglücklicher!“ tönte es hinter dem Altare und ein Kapuziner trat hervor und nahte ihnen. „Schwöre nicht, Meineidiger!“ sagte er „Du gehörst der rechtgläubigen Kirche an und darfst die Heilige nicht verläugnen.“

„Vater!“ rief Konrad zornig „Was kümmert Euch mein Thun? Welches Recht habt Ihr —“

„Das Vaterrecht währt ewig!“ erwiederte der Alte zornig „Noch mehr das Recht, das der Mann über den schwankenden Knaben übt. Hatte ich nicht Recht, Marie“ sagte er dann, sich zu der Zitternden wendend „als ich Dich vor ihm warnte? Hatte ich nicht Recht, Dir nicht Glück, nicht Frieden zu prophezeien?“

Marie starrte den Mönch regungslos an „Erkennst Du mich nicht?“ sagte er theilnehmend „Entstellt mich das fromme Gewand so sehr? Erkennst Du den Alten von Furnatsch nicht in mir?“

„Ich erkenne Euch wohl!“ sagte sie mit gebrochener Stimme „Erkenne auch mein furchtbares Schicksal. — Lebe wohl, Konrad!“ sagte sie, die Kräfte ihres Körpers, ihrer Seele zusammen raffend — „Gott vergebe Dir, wie ich Dir vergebe! — Flieht, alter Mann!“ wandte sie sich dann zu dem Alten „Man glaubt Euch in dem Schlosse des Bischoffs verborgen, fänd' man Euch, könntet Ihr Euerm Tode nicht entgehen.“

Der Alte lächelte, Konrad aber hatte Marie scharf ins Auge gefaßt und als sie noch ein schmerzliches Lebewohl ihm sagte und die Kapelle verlassen wollte, stürzte er auf sie zu, umfing sie mit starken Armen und trug sie

Dann ſah er plötzlich ſtaunend im Zimmer umher: Wo iſt die Frau, die bei meinem Eintreten an ſeinem Lager ſaß und ſo ſchnell den Schleier fallen ließ? Wo iſt ſie hin?

Durch jene geheime Thüre hat ſie ſich entfernt, erwiederte die Fürſtin.

Durch jene Thüre? fragte der Markgraf verwundert und ſein Geſicht umdüſterte ſich. Wer kennt dieſe geheime Pforte? — Wer war die Frau?

Sie half mir treulich den Kranken pflegen, nahm Pariſina das Wort, während Tebaldo bei dieſer Frage unruhig geworden war.

Habe ich nicht Diener genug in meinem Schloſſe? rief der Markgraf zornig. Bedarf es noch Fremder, um einen Kranken zu pflegen?

Konnte ich der Mutter es verwehren? erwiederte Pariſina, den Zorn des Markgrafen zu beſänftigen.

Seine Mutter? rief er erſtaunt. Weilt dieſe ſo nahe bei uns? wandte er ſich mit rollendem Auge zu Tebaldo. Wann traf ſie ein, wo iſt ſie?

Seit einem Jahre wohnt ſie auf einer abgelegenen Villa vor der Stadt, erwiederte der alte Graf, dort wird ſie wohl ſeyn.

Und das erfuhr ich nicht, erfuhr es nicht durch Euch! fragte er heftig.

Gnädiger Herr! nahm jetzt Ugolino das Wort, Ihr scheint meine Mutter zu kennen, ihr aber zu zürnen. Zürnt der Unglücklichen nicht, das Schicksal verfolgte sie schon zu hart, als daß Euer Zorn sie noch mehr niederbeugen sollte. Gönnt ihr die Ruhe in ihrer Abgeschiedenheit. Doch den Markgrafen konnten seines Lieblings Worte nicht erheitern, er entfernte sich bald mit Tebaldo und ließ Ugolino und die Fürstin, der wohl die unvermuthete Erscheinung des Markgrafen die gestern ausgesprochenen Worte in einem noch strafbarern Lichte erscheinen ließ, in peinlicher Unruhe zurück.

Den Markgrafen hatten theils Geschäfte, theils die Sehnsucht nach seiner Gattin und seinem Lieblinge nach Ferrara hingezogen; er wollte sie Alle angenehm überraschen, und wurde es selbst auf so unangenehme Weise. Ohne eigentlich reiflich nachgedacht zu haben, was er dort wolle, befahl er Tebaldo, ihn nach Stella's Villa zu führen; er war zu aufgeregt, zu unangenehm ergriffen, als daß seine Absicht eine wohlwollende hätte seyn können. Der alte

Mann mußte gehorchen, und bald öffnete auf das gegebene Zeichen Josepha die Pforte.

Ist die Signora schon zurückgekehrt? fragte der Graf.

Noch nicht, Herr! erwiederte die Dienerin; Ihr wißt ja, daß sie erst wenn der Morgen graut das Schloß verläßt.

Lügen, Trug! raunte der Markgraf Tebaldo zu. Mein Kommen ahnend, hält sie sich gewiß in ihrem Hause verborgen und vermeidet meinen Anblick.

Ich glaube kaum! erwiederte Tebaldo, doch der Markgraf ging raschen Schrittes nach der finstern Wohnung, wo nur ein Lämpchen die Halle spärlich erleuchtete. Aber die Halle war leer, nicht im Saale, nicht in den kleinen Gemächern fand er, was er suchte, und verdrießlich verließ er das Haus.

Verzeiht, gnädigster Herr, einem alten Diener, nahm Tebaldo das Wort, wenn er Euch fragt, was Ihr begonnen, wenn Ihr die Signora gefunden hättet. Ist Euer Haß noch nicht getilgt? Gönnt doch der Unglücklichen die Ruhe, die sie so sehr bedarf.

Das kümmere Euch nicht! rief der Markgraf und warf einen finstern Blick auf den Fra-

genden. — Doch horch! Welche liebliche Stimme tönt aus den dunkeln Schattengängen zu uns herüber? Wer iſt die Sängerin?

Eine arme hilfloſe, dem Kloſter beſtimmte Waiſe, erwiederte der Graf. Sie ſingt, gleich dem Schwan, ihr Sterbelied.

Laßt uns hin zu ihr! Ich bin neugierig, das Mädchen zu ſehen, die mit ſo viel Innigkeit ihre Gefühle im Geſang ausdrückt. Er ging dem Orte zu, wo der Geſang herüber ſchallte. Bald erblickten ſie Melitta, die Laute im Arm, auf ihrem Myrthen umgrünten Plätzchen ſitzen. Der Mond, der ſie beleuchtete, gab dem bleichen, aber dennoch ſchönen Geſichte etwas Geiſterhaftes; ihr Auge war nach den Sternen gerichtet, ihre Gedanken wie ihr Geſang mochten himmelwärts ſchweben, und ſo lieblich ſie dem Aug' erſchien, konnte man ſich doch eines gewiſſen Schauders nicht erwehren, als ſie, wahrſcheinlich jetzt Tritte hörend, aufſtand und wie eine dem Grabe Entſtiegene auf die beiden Männer zuſchritt.

Willkommen, Graf Zebaldo, ſeid mir von Herzen in meiner Einſamkeit willkommen! Ach, ich habe Euch ſo viel zu vertrauen, um ſo Vieles Euch zu bitten, daß ich mich recht nach

Euch gesehnt habe. Doch, wer ist der Herr, der Euch begleitet? —

Ein Freund des Grafen Tebaldo, schönes Mädchen, fiel ihr der Markgraf in die Rede, der hoch erfreut ist, bei dieser Gelegenheit Euch gesehen zu haben, denn wahrlich, vom Mondlicht bestrahlt, glaubt man in Euch eine Himmlische zu sehen!

Dem Himmel gehöre ich an, Herr, und so mögt Ihr wohl Recht haben, erwiederte Melitta, wandte sich dann zu dem Grafen, fragte ihn, ob die Mutter schon zu Hause sei und ob er nicht wisse, wie es Ugolino beim Heere erginge.

Dem geht es wohl, nahm der Markgraf das Wort, doch beim Heere ist er schon lange nicht mehr; er lag auf dem Schlosse des Markgrafen an seinen Wunden darnieder, die aber, Gott gelobt, nun bald geheilt sind.

Er war hier, und das verschwieg man mir? rief Melitta außer sich.

Ja, man verschwieg es Dir, Himmelsbraut, und ich glaube, man that Recht daran, sagte Tebaldo. Melitta senkte den Blick und schwieg.

Wollt Ihr ihn sehen, ihn sprechen, so sollen Euch des Schlosses Pforten offen stehen, versetzte der Markgraf.

Ich danke Euch, Herr! erwiederte ſie nicht ohne Kampf. Iſt meine Mutter ſchon zu Hauſe? fragte ſie nochmals den Grafen.

Ich glaube, nein! erwiederte dieſer.

So thut es mir leid, Euch in unſerer kleinen Wohnung nicht aufnehmen zu können.

Und weshalb nicht? fragte der Markgraf. Der Graf Tebaldo iſt Freund Eures Hauſes, ich der ſeinige, warum ſollte mir nicht das Glück zu Theil werden, mich in Eurer Wohnung mit Euch zu unterhalten? Melitta erwiederte hierauf nichts, ſondern ging ſchweigend nach der Villa zu. Dort angekommen befahl ſie der ſie ſchon erwartenden Joſepha, ein Paar Kerzen anzuzünden, und wandte ſich dann an den Fremden: Wollt Ihr jetzt eintreten, Herr, ſo wird es dem Hauſe eine Ehre ſeyn; erlaubt aber mir, mich zu entfernen. Sie verſchwand nach dieſen Worten in dem dunkeln Gebüſch. Der Markgraf wollte folgen, doch Graf Tebaldo hielt ihn zurück. Bedenkt, gnädiger Herr, bat er, daß die Jungfrau dem Himmel geweiht iſt, laßt ſie ruhig ihren Dornenweg gehen. Der Markgraf zürnte dem Greiſe nicht und verließ mit ihm die Villa.

Als er in das Schloß zurückgekehrt war,

konnte seine Gemahlin ihre Verwunderung nicht verbergen, daß der Anblick der Signora ihn so tief ergriffen, ihn so erschüttert habe. Sie hätte ihn gern um die nähere Ursache gefragt, aber der finstere Blick des Fürsten hielt sie davon ab.

10.

Am andern Morgen schickte der Markgraf Francesco, seinen vertrauten Kammerdiener, nach der Villa, um auszuspähen, ob die Signora heimgekehrt sei; aber trotz dessen Bemühungen blieb ihm die Pforte verschlossen, und die Mauer war zu hoch, um sie am Tage, ohne Aufsehen zu erregen, ersteigen zu können. Der Markgraf sprach deshalb am Abend mit Tebaldo und gab ihm die Weisung, daß sich die Signora jedenfalls von Ferrara entfernen müsse. Die Vorstellung des edlen Mannes, daß ihm die Signora, so wie ihr Aufenthalt in Ferrara ganz gleichgiltig seyn könne, konnte ihn davon nicht abbringen; er bestand auf seinem Willen und gab dem Grafen den bestimmten Befehl, morgen in aller Frühe zu ihr zu gehen und ihr

die Weisung zu geben, Stadt und Land sogleich zu verlassen.

Während Tebaldo diesen ihm so schmerzlichen Befehl erhielt, schlichen Vermummte um die Villa, zogen die Glocke, und da Niemand öffnete, stiegen einige von ihnen auf einer mitgebrachten Leiter über die Mauer, zündeten ihre Blendlaternen an und durchsuchten das offenstehende Haus, das sie jedoch leer fanden. Aber Wäsche und Kleidungsstücke, die in einem Bündel zusammengebunden waren, ließen sie vermuthen, daß doch Jemand noch in dem Garten verborgen seyn müsse; sie durchsuchten nochmals jeden Winkel und fanden endlich, was sie wahrscheinlich suchten, Melitta. Sich wenig um das Andere kümmernd, baten sie das Mädchen höflichst, ihnen zu folgen; die Zitternde, Hilflose mußte gehorchen, mußte über die Mauer steigen und den Räubern in eine bereitstehende Gondel folgen.

Es war eine stürmische Nacht, der rauhe Wind peitschte den Strom, die Wellen brausten, kein Sternchen flimmerte am Himmel; düster war es um sie, düster, wie in Melitta's Seele. Auf alle Fragen, wohin man sie führe, erhielt sie keine Antwort, das Schiff

wamm den Po hinunter, und bald war sie
n von Ferrara.

Noch ehe der Tag graute, landete es am
ße eines Hügels; Melitta, stets mit der
ößten Achtung behandelt, ward jetzt hier aus-
steigen gezwungen, mußte ihren Räubern auf
reit stehenden Rossen nach einem Schlosse fol-
n, wo sie sich bald in einem reich geschmück-
n Zimmer befand, das, wie es schien, zu ih-
m Empfange bereitet war. Hier blieb sie,
rem Schmerz überlassen, allein.

Niemand war mehr betroffen, als die arme
osepha, die in der Nacht nach der Villa zu-
ckgekehrt war, um Melitta mit den unum-
änglich nöthigen Kleidungsstücken in das Gla-
ssenkloster zu bringen, in das sich die Mutter
gleich vom Schlosse aus begeben hatte. Es
ochte dieser Alles daran liegen, daß ihr Aufent-
alt verborgen blieb, deshalb gab sie Josepha,
e vom Kloster aus benachrichtigt war, den
uftrag, die wenigen Kostbarkeiten und das
öthige am Abend nach dem Kloster, in der
Nacht aber Melitta selbst dahin zu bringen,
nd die Villa und was sich noch darin befand,
reiszugeben.

Stella war bei der Nachricht untröstlich. Sie

zweifelte keinen Augenblick, daß Melitta geraubt sei, da man die Leiter an der Mauer stehend gefunden hatte, und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie aus zu großer Vorsicht das Mädchen nicht schon am Abend in's Kloster hatte kommen lassen. Wer das Bubenstück ausgeführt habe, war ihr nicht möglich nur zu ahnen. Gern hätte sie sich mit dem Grafen Tebaldo darüber besprochen, aber sie hielt es für Pflicht, den edlen Mann ihren Aufenthalt nicht wissen zu lassen, um ihn nicht mit in ihr Geheimniß, vielleicht mit in ihr Unglück zu verflechten.

Ugolino war indessen so weit wieder hergestellt, daß er das Krankenlager verlassen und seine Wohnung im Schlosse wieder beziehen konnte. Der Markgraf war nicht so freundlich gegen ihn, wie er es wohl sonst zu seyn pflegte, die Fürstin vermied ihn augenscheinlich, nur Leonore Montaldo drängte sich an ihn und ward ihm dadurch lästig. Von dem Grafen Tebaldo erfuhr er, daß seine Mutter verschwunden sei; dies ängstigte ihn, ihm war es ein Räthsel, weshalb die Ankunft des Markgrafen so feindlich auf ihn gewirkt habe. Er befragte den Grafen deshalb, dieser konnte ihm aber nur

das

zurück „Nicht von der Stelle“ rief er „ehe der Priester nicht den Segen über uns gesprochen hat!“ Bei diesen Worten setzte er sie auf die Stufen des Altars nieder und trat mit wildflammenden Augen vor sie hin.

Marie war von dieser unerwarteten Gewaltthat überrascht, sie sah staunend auf den Mann, den sie so treu geliebt, den sie noch liebte, schauderte vor seinem wilden, verstörten Blick und fragte, während der Alte mit verschränkten Armen als ruhiger Zuschauer da stand „Was willst Du von mir, Konrad?“

„Dich besitzen, und muß ich Dich zum Altare schleppen!“ rief er in seiner Wuth.

„Es wacht ein Gott über uns!“ sagte das Mädchen, den Blick gen Himmel hebend „Er kennt mein Herz, kennt mein blutendes Herz und wird mich richten; aber die Deine werd' ich nie, aber auch nie das Weib eines Andern.“

„Nie?“ rief er und fuhr mit der Hand nach dem Dolche, doch der Alte faßte seine Hand und hielt sie zurück. — „Mir stand kein Vater zur Seite, als ich im Hohlwege die Armbrust spannte!“ sprach er „Danke Gott, daß ich Dich vom Verderben rette!“ Dies sagend, entwand er dem Sohne den Dolch und trat zwischen ihn und das Mädchen „Jetzt geh, fromres, unglückliches Kind!“ sagte er bewegt „Ich will Wache vor dem Tiger stehen; eile, beflügle Deine Schritte.“

„Es hält mich fest, Vater!“ sagte das Mädchen „So kann ich mich nicht von ihm losreißen, so kann ich sein Bild nicht mit in mein Elend nehmen — Konrad!“ sprach sie „Ich liebe Dich noch! — Ich weiß, auch Du

das Räthsel dadurch lösen, daß in früherer Zeit seine Mutter bei einer Gelegenheit dem Markgrafen feindlich entgegen getreten und er damals in seinem Zorn sie fast unglücklich gemacht habe, weshalb ihm auch des Markgrafen Liebe zu ihm stets ein Räthsel geblieben sei. Auf Ugolino's Frage, ob ihm wirklich der Aufenthalt der Mutter unbekannt sei, gab er ihm sein Wort, daß er ihn nicht kenne.

Der Markgraf hatte noch am nämlichen Tage Ferrara verlassen, war aber nicht zum Heere abgereist, sondern am späten Abend in das Schloß zurückgekehrt. Dies wiederholte sich oft, zuletzt fast täglich, und ängstigte zuletzt Parisina, die befürchtete, irgend ein Liebeshandel beschäftige ihren Gatten und ziehe ihn ganz von ihr ab; und doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß es ihr lieb war, daß ihr Gemahl in gleicher Schuld mit ihr befangen sei, da sie nun wohl fühlte, daß ihr Herz für Ugolino mehr empfinde, als es ihre Pflicht erlaube, wenn auch Handlung und Wort es ihm noch zu verbergen suchten. Die Stimmung am Hofe war mithin nicht die beste; in den wenigen Morgenstunden, in welchen der Markgraf bei den Seinen sich befand, war er mürrisch und

mißmuthig, und dies vermehrte sich von Tage zu Tage. Parisina's Gemüth war von Zwiespalt zerrissen, Ugolino's Herz jauchzte vor Wonne, gedachte er ihrer, und unterlag dem Schmerz, gedachte er der geliebten Mutter. Nur Leonore, alles dieses wohl bemerkend und sich daran ergötzend, schien heiter, aber war nichts weniger als das, denn immer noch wurde sie von Ugolino kalt behandelt.

So vergingen Wochen. Den Markgrafen riefen endlich die Friedensunterhandlungen mit dem Herzoge von Mailand zum Heere, wohin ihm diesmal Ugolino nicht folgen konnte, da seine Gesundheit immer noch geschwächt war. Er reis'te ab, und vielleicht war seine Entfernung Ugolino und Parisina erwünscht, obgleich Letztere sich es gewiß nicht gestand.

Noch an dem nämlichen Nachmittage, als der Markgraf abgereis't war, führte der Zufall Beide in dem Garten zusammen. Parisina suchte ernst und kalt zu erscheinen, doch Ugolino's Feuer riß auch sie mit fort, und sie würde vielleicht schon heute dem Jüngling ihr Herz unverhohlen gezeigt haben, hätte sie nicht in der Ferne einen Diener Ugolino's bemerkt,

der dieſen zu erwarten ſchien. Die Fürſtin entfernte ſich ſchnell, der Diener nahte und übergab Ugolino ein Schreiben folgenden Inhaltes, das ein Unbekannter gebracht habe.

Mein lieber Sohn!

So wie ich Dein Herz kenne, wirſt Du über das Verſchwinden Deiner Mutter in großer Sorge ſeyn; kümmere Dich nicht um mich, ich bin in ſicherem, freundlichem Aſyl, doch räth mir die Klugheit, mich ſelbſt auch vor Dir verborgen zu halten. Mir geht es wohl, wohler als der armen Melitta, die, Gott weiß, vielleicht jetzt in den Händen eines Wollüſtlings ſchmachtet, denn ſie ward den Tag darauf, als ich Dich zum letzten Male ſah, in dem nämlichen Augenblicke, wo ſie mein Aſyl mit mir theilen ſollte, durch Räuber entführt. Sie iſt zwar Deine Schweſter nicht, iſt jedoch mein Pflegekind, für das zu ſorgen ich der ſterbenden Mutter ein heiliges Verſprechen gab. Die Pflicht, die ich auf mich nahm, wälze ich auf Dich zurück. Geh', ſuche ſie auf, entreiße ſie den Klauen des Räubers und rette ſie ſomit vom Verderben, dann erfüllſt Du die Pflichten eines

guten Sohnes, und Gott wird Dir dafür lohnen. Sollte es Dir gelingen, so führe sie in die Villa und kümmere Dich weiter nicht um sie, ich werde dann schon für sie sorgen. Auch wird es mich freuen, Dich jetzt von Ferrara abwesend zu wissen, wo Du Deinem Verderben mit Riesenschritten entgegen gehst. Noch ein Mal warne ich Dich, Ugolino! Du strebst nach Wonne, die Dich trügen wird, Du ziehst ein edles Wesen mit in Dein Verderben, und entflammst ein sonst so ruhiges Gemüth, bis das Schwert des Nachrichters das Feuer auf furchtbare Weise kühlen wird. Bedenke dies und werde Herr einer ungezügelten Leidenschaft. Lebe wohl! Wenn Du Melitta gerettet hast, dann erfährst Du mehr von mir.

Dieser Brief setzte Ugolino in die äußerste Unruhe, denn er liebte Melitta wirklich wie seine Schwester; er eilte sogleich zum Grafen Tebaldo und bat ihn um seinen väterlichen Rath. Dieser schüttelte bedenklich sein graues Haupt. Du willst Melitta aufsuchen, wie Du mir sagst, willst die Taube dem Geier entreißen? Du wagst viel, mein Sohn, aber es ist Pflicht, es zu thun.

Wohin mich aber wenden? fragte Ugolino.

Ich glaube fast, erwiederte der Graf, Du wallfahrtest jeden Tag nach einem der Schlösser, die eine halbe Tagereise von Ferrara liegen; weiter kann ich Dir nichts sagen, denn ich habe auch nicht die mindeste Spur, wohin man die Unglückliche gebracht.

Ugolino dachte in diesem Augenblick an das tägliche Verschwinden des Markgrafen, ein mattes Licht zeigte sich ihm, dessen Schein er verfolgen zu müssen glaubte. Das Schmerzlichste bei dieser Sache war ihm, daß er den Aufenthalt seiner Mutter nicht kannte, ihr nicht Trost bringen, sie nicht um Rath fragen konnte, und daß ihm vielleicht eine lange Trennung von Parisina bevorstand, in deren Auge er jetzt deutlich sein Glück lesen zu können glaubte. Er machte sie mit Melitta's Entführung bekannt, und sie, Tag und Stunde und die tägliche Abwesenheit ihres Gemahls genau erwägend, war keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Entführung mit Wissen, wo nicht auf Befehl des Markgrafen vollführt sei. Sie rieth ihm daher, ohne ihm jedoch ihre Vermuthung mitzutheilen, die Schlösser und Villas, die ihrem

Gemahl gehörten, zuerst zu besuchen und dort Nachforschungen zu halten.

Der Zufall führte sie am Abend im Garten mit Ugolino einen Augenblick zusammen, wo er ihr ein inniges Lebewohl sagte, und trotz dem, daß sein Herz ihn in ihrer Nähe so festhielt, sah ihn doch der andere Morgen schon, von einem Diener begleitet, seine Wanderung beginnen.

11.

Er betrat manche Villa, manches Schloß vergebens. Für den Liebling des Fürsten war jede Zugbrücke niedergelassen, jede Pforte geöffnet; aber bald sah er ein, daß er auf diesem Wege wohl schwerlich zu seinem Ziele gelangen werde, denn keiner der Kastellane würde so thörigt gewesen seyn, das Geheimniß seines Herrn zu verrathen; auch wäre es ihm wohl schwerlich erlaubt gewesen, ohne ausdrücklichen Befehl des Markgrafen die Gemächer der Schlösser und Burgen zu durchsuchen, weshalb er auch von dem Markgrafen selbst späterhin wäre

zur Rechenschaft gezogen worden. Er faßte daher den Entschluß, nur des Abends seine Nachforschungen zu beginnen, die Burgen zu umschleichen, und dann erst, wenn seine Bemühungen hier vergebens gewesen wären, Nachtlager dort zu fordern.

So mochte er nun wohl schon acht Tage herumgeschwärmt seyn, während dessen er jedoch, da wo es die Entfernung erlaubte, mehrere Male in Ferrara gewesen war und Parisina gesehen und gesprochen hatte. Aber bis jetzt blieb ihr Mund immer noch verschlossen, nur ihr Auge war ihres Herzens Verräther.

Eines Abends ritt er, als er Ferrara verließ, längs den Ufern des Po's, vielleicht mehr an die Fürstin als an Melitta denkend. Es erschien ihm gewissermaßen thörigt, daß er auf fremde, so ungewisse Abentheuer ausritt und deshalb sein eigenes vernachlässigte. Die Ahnung, der Markgraf habe Melitta entführen lassen, spornte ihn doppelt, denn er hoffte, dadurch einen sichern Weg zu Parisina's Herz zu finden, und nur dies war ja das Ziel seines ganzen Strebens. Kein unedler Gedanke war noch in ihm aufgestiegen; wie der Fromme vor

dem Bilde der Mutter Gottes auf seinen Knieen anbetend liegt, so war sie ihm die Madonna seines Herzens, kein sinnlicher Wunsch trübte dies heilige Bild. Es war die erste Liebe, die sich im jugendlichen Herzen fromm und rein entfaltete; die feste Ueberzeugung, daß nur edle heilige Liebe ihn ergriffen habe, daß jede irdische ihm stets fremd bleiben werde, ließ ihn die Warnung der Mutter, ließ ihn jede Gefahr vergessen. O, der Wahnsinnige! Er hatte noch nie in den Armen eines Weibes geruht, noch nie von zwei rosigen Lippen den Zaubertrank gekostet, der das Heiligste, das Himmlischste verkörpert, und der, statt uns in höhere Regionen zu führen, alles Ideale verwirklicht. Auch heute, wo er in der Dämmerung dahin trabte, wo seine Gedanken nur bei Parisina waren, wo seine geschäftige Phantasie sie mit allem Liebreiz sich bildete, stand nur eine Heilige vor ihm.

Die Nacht senkte jetzt ihren Mantel immer dunkler und dunkler auf die Flur, der Mond trat hinter den Reben bepflanzten Hügeln hervor, und jetzt erblickte er bei dem ersten Gruß der silbernen Leuchte der Nacht in der Ferne ein altes Schloß. Da gedachte er der einst so geliebten Schwester, gab seinem Pferde die

Sporen und trabte schneller nach dem dunklen Gemäuer hin, das im Mondenlicht sich schauerlich aus der Tiefe erhob, stieg vom Rosse, übergab es seinem Diener, dem er ganz vertrauen konnte, und ging mit klopfendem Herzen dem Hügel zu, auf welchem das halb verfallene, halb noch bewohnbare Schloß stand. Er war früher auf keiner seiner Wanderungen in diese Gegend gekommen, die sich ihm jetzt, von des Mondes Zauberlicht bestrahlt, so höchst romantisch zeigte. Ein Waldbach, der sich nicht fern von da in die Fluthen des Po's stürzte, rauschte zu seinen Füßen; selbst die kleine schwankende Brücke, die über denselben führte, das Spiegeln der bleichen Sterne, die mit jeder dahin eilenden Welle fortzuhüpfen schienen und doch ihr Bild in jeder kommenden wiedergaben, alles dies gab der nächtlichen Landschaft etwas reizend Schauerliches.

Er betrat jetzt einen Fußpfad, der von der Brücke aus nach dem Schlosse zu führen schien, und sah sich plötzlich vor einem von hohen Ulmen beschatteten Wasserbecken stehen, wo mehrere Sitze zum Rasten ihn einluden. Er setzte sich auf eine Steinbank, sah in das von dem Bache gebildete Becken und ergötzte sich an den

Strahlen des Mondes, die beim Flüstern des Abendwindes sich wie Geister durch die Zweige des Ulmbaumes drängten. Dann, seines Zweckes gedenkend, sprang er plötzlich auf und schritt dem Schlosse zu, wo er bald an den Fuß eines großen viereckigen Thurmes gelangte, der von dem alten Schloß allein bewohnt zu seyn schien, denn nur aus seinen Bogenfenstern strahlte Kerzenlicht, und selbst ein Stockwerk höher, unter den Zinnen, sah man am Fenster ein kleines Lämpchen stehen. Der Thurm hatte nicht im Mindesten das Ansehen eines Gefängnisses, sondern war wahrscheinlich wegen seiner schönen Aussicht nach dem Po zum Lieblingsaufenthalt des Besitzers gewählt worden.

Ugolino lauschte, besonders da in dem untern Stock jetzt ein Fenster geöffnet wurde, aber er lauschte vergebens, dort oben blieb es still, wie im Grabe. Doch jetzt — wer schildert seine freudige Ueberraschung? — jetzt vernahm er die Töne einer Laute, er horchte auf, aber die Töne verschwebten im Rauschen des Baches, und Alles ward wieder still. Plötzlich vernahm er, wie es ihm dünkte, Melitta's Stimme, sie sang das wohlbekannte Lied von der Gefangenen:

liebst mich, wenn auch gleich Deine Hand den Dolch auf mich zückte; nur der Glaube trennte uns, nicht unsre Herzen. — Gott wollte es so, darum laß uns scheiden in Frieden! Laß mich die Blume sein, die Du unter Thränen knicktest, die Du mit Liebe an Deine Brust legtest, daß sie dort verwelke. Laß mich nicht das Veilchen sein, das Dein wilder Fuß zertritt, laß uns scheiden in Frieden!" Sie streckte die Hand nach ihm, ihr Himmelsblick traf den seinen, er erfaßte die Hand, zog sie stürmisch an sich, sie lag an seiner Brust, noch einen Kuß drückte er auf ihre Lippen, dann wand sie sich aus seinem Arm — „Leb wohl!" rief sie „Leb wohl für immer!" und eilte davon.

„Dein Engel ist von Dir gewichen!" sagte der Alte feierlich zu seinem Sohne „Mit ihm Dein Glück."

17.

Kaum vermochte Marie vor Ermattung das Haus der Frau von Travers zu erreichen, wo sie sich in ihr Stübchen verschloß, sich hier ganz dem düstern Nachdenken zu überlassen. Sie fühlte sich unaussprechlich unglücklich, fühlte sich hoffnungslos und verlassen.

Von diesem Tage an war ihre Heiterkeit hin; sie hatte reiflich über ihr Schicksal nachgedacht, wohl erwogen, ob die Verschiedenheit des Glaubens sie auch trennen müsse, ob sie nicht Unrecht thät, einer Menschensatzung ihr ganzes Lebensglück zu opfern. Aber wenn sie auch fühlte, daß sie wohl an Konrads Seite hätte glücklich sein kön-

Es heulet der Sturm, es brausen die Wogen,
Am Felsen bricht sich die Fluth,
Da kommt ein Rittersmann angezogen,
Erglänzend in Abendgluth.
Wer seufzt da so tief, wer weint hier im Sturm?
So fragt er und blickt hinauf nach dem Thurm.

Da begann Ugolino den folgenden Vers des Liedes mit leiser, gedämpfter Stimme zu singen, damit Niemand außer ihr ihn hören möge. Doch kaum hatte er die erste Strophe beendet, als die Gefangene an das Fenster stürzte. Wer ist da unten, der Theil an mir nimmt? rief sie mit unterdrückter Stimme. O, nennt Euch!

Ich bin es, der zu Deiner Rettung naht, Melitta, erwiederte Ugolino. Gelobt sei Gott, daß ich Dich gefunden! Kennst Du ein Mittel, zu mir herab zu kommen?

Keines! erwiederte sie. Alle Thüren sind verschlossen, ich werde scharf und streng bewacht; nur durch dieses Fenster wäre es möglich, und es ist zu hoch, als daß ich den Sprung wagen könnte. Aber verweile nicht lange, daß Niemand Dich sieht.

So müssen wir uns heute trennen, Da Deine Rettung jetzt unmöglich ist; leicht könnte man uns belauschen. Lebe wohl! rief er ihr

zu. Morgen um die nämliche Stunde bin ich wieder hier, dann halte Dich bereit, Dein Retter naht!

Gott mit Dir! lispelte sie leise und schloß das Fenster.

Eine Gondel brachte ihn am andern Abend an die nämliche Stelle, die er doch heute nur schwer auffinden konnte, da der Mond noch nicht hervorgetreten, der Himmel umzogen war und eine stürmische, regnerische Nacht hereinbrach. Sein Glück ließ ihn jedoch dem alten Schlosse mit dem grauen Thurme nicht vorbei rudern; er erkannte es in der Dunkelheit, sprang aus dem Fahrzeug und sah sich bald wieder an dem mit Ulmen umwachsenen Wasserbecken. Hier hörte er die sanften Töne der Laute, und sein Diener, nachdem er die Gondel am Ufer festgebunden, legte die mitgebrachte Leiter an, warf, jedoch mehrmals vergebens, die Strickleiter nach dem geöffneten Fenster, an welchem das Mädchen, ihrer Erlösung harrend, stand, bis endlich das Glück wollte, daß die Gefangene sie auffing, sie befestigte und somit glücklich die angelegte Leiter erreichte, die sogleich wieder weggenommen wurde, damit

Niemand Gewißheit erhielt, ob sie allein oder durch Hilfe Anderer entflohen sei.

Groß war Ugolino's Freude. Du Arme! rief er, das Mädchen sanft an sich drückend. Du hast wohl viel ausgestanden?

Still! erwiederte sie kaum vernehmbar. Nur schnell zu Schiffe! Hand in Hand gingen sie nun ans Ufer, bestiegen die Gondel und fuhren ohne Aufenthalt stromaufwärts Ferrara zu. Aber der Sturm war heftig, das Ruder des einzigen Dieners, den er mitgebracht hatte, nicht hinreichend, gegen die Wellen anzukämpfen; auch Ugolino mußte, statt mit dem Mädchen zu plaudern, das andere Ruder ergreifen, und nur jetzt erst gelang es, Herr der Wogen zu werden.

Nun, Melitta, wandte sich Ugolino zu dem Mädchen, nun erzähle mir, wer Dich hieher führte und was Dir während dieser Zeit Trauriges begegnet ist.

Laß mich schweigen, jetzt wäre es nicht an der Zeit, bedenke die Gegenwart des Dieners, erwiederte sie, und ihre Brust mußte sehr beklommen seyn, denn die Stimme versagte ihr, sie konnte ihm diese Worte nur leise, fast unverständlich zuraunen. Dann hüllte sie sich in

ihren Mantel und blieb schweigend und von Ugolino entfernt.

Der Sturm hatte sich gelegt, schwarze Wolken bedeckten den Himmel immer mehr und mehr, immer stärker goß der Regen in Strömen herab, und Ugolino dauerte das Mädchen, dem der Regen wie ihm durch den Mantel gedrungen seyn mußte. Er bat sie, sich näher zu ihm zu setzen; sie gehorchte; von Regen durchnäßt, bebte sie vor Frost und schmiegte sich, wahrscheinlich unbewußt was sie that, an ihn an. Ugolino ward hierdurch in sonderbare Stimmung versetzt; er mochte dabei Melitta ganz vergessen haben, gedachte nur Parisina's, und, von seiner Phantasie getäuscht, drückte er sie zuweilen sanft an sich.

Das Fahrzeug glitt jetzt rasch über die beruhigten Wellen, so daß, als Mitternacht längst vorüber war, ihnen die grauen Thürme von Ferrara, trotz der Finsterniß, wie schwarze Wolkenbilder entgegen traten. Hier und da leuchtete ihnen ein mattes Licht aus irgend einem Fenster entgegen, wo vielleicht ein Unglücklicher, mit dem Tode ringend, seine letzte Hoffnung entfliehen sah. Nicht lange waren sie an der Stadt vorüber gefahren, als der Diener sei-

nem Herrn zurief: Täuſch' ich mich nicht, ſo ſehe ich hier die hohen Cypreſſen, das Ziel unſerer Fahrt. Er hielt die Gondel an, ſprang heraus, um ſich zu überzeugen, und kehrte bald mit der Nachricht zurück, ſie ſeien am rechten Orte. Ugolino hob nun das Mädchen aus der Gondel und geleitete ſie nach der nur angelehnten Pforte, durchſchritt ſchnell den Garten und trat mit ihr in die gleichfalls offenſtehende Halle.

Melitta! begann hier Ugolino. Nach dem Befehle meiner Mutter müſſen wir hier uns trennen. Ich ſoll Dich ſogleich verlaſſen, denn ſie wird für Dich Sorge tragen; in welcher Art, weiß ich nicht. Doch ehe wir uns trennen, nenne mir den Räuber, der Dich entführte?

Der Markgraf, erwiederte ſie mit gepreßter Stimme.

Alſo trog mich meine Ahnung nicht, rief Ugolino. Arme Unglückliche! Doch nun weiß ich genug. Lebe wohl, auf ein fröhliches Wiederſehen!

Ihr wollt mich verlaſſen? rief jetzt das Mädchen, mich allein in dieſer öden Finſterniß, in dieſer graulichen Nacht laſſen? O ſeid menſchlich, Herr, bringt mich nur an einen Ort, wo

ein Licht mir scheint, wo ich unter Menschen bin, habt Erbarmen!

Bei diesen mit lauter, angstvoller Stimme gesprochenen Bitten schrak Ugolino zusammen; es war nicht die Stimme Melitta's, die er in den frühern leise gesprochenen Worten des Mädchens zu hören geglaubt. Wer seid Ihr? rief er. Jetzt erst verräth mir Eure Stimme, die Ihr bisher so künstlich verstelltet, daß Ihr nicht die seid, die ich suchte.

Nein, erwiederte sie schluchzend. Melitta bin ich nicht! Ich bin die unglückliche Tochter eines mailändischen Edlen, auf einem Kriegszuge durch die Söldner des Markgrafen aus meinem väterlichen Schlosse, das das wilde Kriegsvolk mit Sturm einnahm, geraubt und von dem Markgrafen auf jenes Schloß gebracht, aus dem Ihr mich gerettet. Mir war Euer Irrthum klar, ich unterdrückte meine Stimme, ich gesteh' es, um Euch zu täuschen; ich fürchtete, Ihr erbarmtet Euch der fremden Hilflosen nicht.

Ein unglücklicher Zufall! sagte Ugolino vor sich hin.

Kein unglücklicher, rief das Mädchen, ein glücklicher, den Ihr herbeigeführt, was Euch Ma-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Madonna gewiß vergelten wird! Aber führt mich nur von hier, bringt mich unter Menschen, allein hier in dieser Schreckensnacht würde die Angst mich tödten.

Signora! erwiederte der Jüngling. Euch unter Menschen heute noch zu bringen, kann ich nicht; ich selbst habe meine Wohnung im Schlosse, kenne Niemand in der Stadt, dem ich so sehr vertrauen könnte, ihm Euch zu übergeben, denn erführe der Markgraf, daß ich Euch befreit hätte, würde sein Zorn mich hart treffen, deshalb muß ich mich entfernen.

O so bleibt wenigstens die kurzen Stunden noch hier, bis die Frühsonne meine Thränen bescheint; seid nicht so unritterlich, Herr, eine Unglückliche in Noth und Gefahr zu verlassen.

Ugolino bedachte sich einen Augenblick, dann bot er ihr einen Sessel, setzte sich neben sie, und ohne sie durch Fragen weiter zu belästigen, saß er schweigend an dem Orte, der in ihm so manche Erinnerungen erweckte. Als jedoch die ersten Strahlen der Morgensonne durch die dunkeln Cypressen brachen, stand er auf, gab ihr die Versicherung, daß er noch heute wiederkehren und hoffentlich ein Asyl für sie auffinden

werde. Ohne ihr neugierig in das Antlitz zu schauen, was die Morgendämmerung ihm wohl zu sehen gestattet hätte, sagte er ihr Lebewohl und verließ die Tiefbetrübte.

Kaum daß er sich entfernt, warf sie sich auf ihre Kniee und betete. Da öffnete sich seitwärts eine Thür, Josepha, die ihr Gespräch mit Ugolino belauscht hatte, trat, einen Krug mit Wein und ein Stück Weißbrod in der Hand, heraus, blieb ruhig in der Thür stehen, bis die Betende sich erhoben hatte, dann nahte sie sich ihr. — Das Mädchen erschrak heftig, bald aber faßte es Muth, da ihr Josepha mit Freundlichkeit Brod und Wein reichte und sie bat, sich zu stärken. Dann, fuhr sie fort, wenn Ihr Euch erquickt habt, führ' ich Euch hinauf, wo Ihr auf weichem Lager Eure Glieder stärken und Euch durch sanften Schlaf erquicken könnt. Das Mädchen, in Josepha einen Engel erblickend, nippte von dem Weine, aß einige Bissen Brod und folgte ihr dann in Melitta's Kammer.

12.

Schon am frühen Morgen ſtand Ugolino vor des Grafen Tebaldo Bett, erzählte ihm ſein Abentheuer und bat um ſeinen Rath, was er mit der Tochter des mailändiſchen Edlen machen, wohin er ſie für den Augenblick bringen ſolle.

Mein Sohn, ſagte der alte Graf, ſich erſchrocken von ſeinem Lager erhebend, da hat Dich Deine Unvorſichtigkeit in verdrießliche Händel verwickelt. Was iſt zu thun? Das Mädchen ihren Eltern zu ſchicken, wäre jetzt unvorſichtig, da wir im Kriege mit Mailand ſind; ſie hier in Ferrara zu verbergen, da wüßt' ich keinen Ort, als vielleicht ein Kloſter: doch ziehen ſich die Unterhandlungen dort ſo in die Länge, daß wir augenblicklich dadurch nicht aus der Verlegenheit kämen. Laß ſie daher vor der Hand, wo ſie iſt, ſende ihr Speiſe und Trank, und kümmere Dich, was Deine Perſon betrifft, nicht weiter um ſie; ich werde das Uebrige beſorgen, ſo gut ich kann, ohne mir die Ungnade meines Herrn zuzuziehen.

Ich hielt es doch für grauſam und unritter-

lich, nahm Ugolino das Wort, wenn ich mich gar nicht um die Unglückliche bekümmerte. —

Da haſt Du nicht ganz unrecht, fiel ihm Tebaldo in die Rede; ich glaube, es wäre rathſam, Dich noch einmal mit ihr in Berührung zu bringen. Kennt ſie Deinen Namen?

Ich glaube nicht, erwiederte Ugolino, nur Melitta's Namen nannte ich.

Hm! ſagte der Graf nach einigem Nachdenken. So wäre es wohl am ſicherſten, Du ſchifffeſt heute Abend mit ihr nach dem alten Schloſſe zurück, gingeſt mit ihr nach der Pforte, riefeſt den Thurmwart, übergäbeſt ſie ihm, und ſie kehrte in ihr Gefängniß zurück.

Nimmermehr! rief Ugolino. Aus ihrem Kerker habe ich ſie befreit, frei will ich ſie den Ihrigen wieder geben.

Haſt Du Macht und Mittel dazu? fragte der Graf lächelnd, doch in dieſem Lächeln lag nicht Hohn, er ſchien mit Ugolino's Benehmen zufrieden.

Ich habe nur meinen feſten Willen, erwiederte dieſer, ihm und meinem Glück muß ich allein vertrauen.

Wirſt Du der Markgräfin dieſes nächtliche Abentheuer mittheilen?

Dafür bewahre mich Gott! — Was ſoll

neu, hätte er von Kindheit an dem fremden Glauben angehangen, so konnte sie es ihm doch nie vergeben, daß er ein Abtrünniger geworden war, daß er es ihr verheimlicht und sie durch einen hinterlistigen Eid habe täuschen wollen. Auch trat sein gewaltsames, leidenschaftliches Betragen, das Zucken des Dolches trennend zwischen sie und obgleich ihr Herz noch für ihn sprach, fühlte sie doch, daß sie ihm entsagen müsse.

Düster und in sich gekehrt schlich sie umher, die dunkle Fliederlaube schien jetzt besonders ihr Lieblingsaufenthalt zu sein; sie war gegen Jedermann verschlossen, am meisten gegen ihre Mutter, von der sie mit Vorwürfen überhäuft wurde und selbst Frau von Travers, der es wehe that, das Mädchen leiden zu sehen und die ihr jetzt mehr Zuneigung als je zeigte, konnte nicht ihre Theilnahme gewinnen; sie blieb verschlossen, ward immer schwermüthiger und die Rosen ihrer Wangen bleichten.

Da trat eines Morgens Jenatsch in ihr Zimmer. „Mariel" redete er die Ueberraschte an „Seit dem ersten Augenblicke, wo ich Euch sah, gewann ich Euch lieb, ich wünschte Euch zu besitzen, doch war ich, als ich sah, wie sehr Ihr Euern Verlobten liebtet, nicht unedel genug, Euch unglücklich machen zu wollen. Ich gab alle Hoffnung auf und hätte mich in dieser Zeit gefreut, wenn Ihr an Konrads Seite glücklich geworden wäret. Als jedoch der Alte von Jurnatsch mir nach dem Leben trachtete und ich hoffen konnte, dies würde Euch von dem Sohne abwenden, als ich nähere Erkundigungen von ihm eingezogen und erfahren hatte, daß er ein ehrgeiziger, leidenschaftlicher, wilder Mensch sei, der, um sich eine glän-

ich über des Gatten Untreue noch mehr Beweise liefern?

Daran thust Du recht, mein Sohn! sagte der Alte und schüttelte herzlich des Jünglings Hand. Geh nun mit Gott, ich werde für Alles sorgen, auch für Speise und Trank. Ist das Mädchen schön? fragte er plötzlich.

Ich verließ sie in der Dämmerung, und habe ihr nicht scharf ins Auge geblickt.

Der Alte lachte hell auf. Das glaub' ich Dir kaum! sagte er und winkte ihm, daß er sich entfernen möchte, was Ugolino auch that.

Kaum war er auf dem Schlosse angelangt, die zehnte Morgenstunde war schon vorüber, als ein Diener der Markgräfin bei ihm eintrat, der ihm den Befehl brachte, sich sogleich zu ihr zu verfügen. Er eilte hin, und fand Niemand als Leonore Montaldo zugegen, die, wie es schien, von der Entführung Melitta's unterrichtet war.

Nun, junger Ritter! redete ihn die Fürstin an. Ihr seid glücklich gewesen, habt das Verlorne gefunden und es wahrscheinlich in Sicherheit gebracht? Ugolino stand betroffen und erröthend vor seiner Gebieterin. Einer meiner Diener sah Euch in dieser Nacht eine Verhüllte aus der Gondel heben. War dies nicht Melitta

oder war es eine noch theurere Last, die Ihr ans Ufer truget?

Es war nicht Melitta, edle Fürstin! erwiederte Ugolino. Doch erlaubt, daß ich Euch mein bestandenes Abentheuer allein mittheile, raunte er ihr leise zu. Ein Wink von ihr entfernte Leonore.

Jetzt war Ugolino gezwungen, der Fürstin treu die Begebenheiten der Nacht mitzutheilen, jedoch erwähnte er des Markgrafen nicht. Die Fürstin schien nachdenkend, und befahl ihm, die Signora sogleich zu ihr zu führen.

Er mußte gehorchen; doch ehe er sich nach der Villa begab, glaubte er den Grafen Tebaldo mit dem Befehle der Fürstin bekannt machen zu müssen. Dieser zuckte die Achseln. Das verwickelt die Sache immer mehr, sprach er, es ist nicht gut, daß die Fürstin davon unterrichtet ist, am wenigsten durch Dich; doch es ist nicht mehr zu ändern; ich will indeß nach dem Schlosse, mein Möglichstes zu thun, um Aufsehen zu vermeiden. Geh, befolge die erhaltenen Befehle, Du wirst mich bei der Markgräfin finden.

Ugolino eilte nun nach der Villa, betrat das Haus und wunderte sich, da er in den obern

Gemächern leises Gemurmel vernahm. Er schlich hinauf, und wie war er erstaunt, Melitta, ihm den Rücken zuwendend, mit Josepha im eifrigen Gespräch vertieft zu finden. Melitta! rief er, auf sie zueilend, von wannen kamst Du hierher? Ein lauter Schrei entfuhr dem Mädchen, sie wandte sich erschrocken, und eine Fremde stand in Melitta's Kleidung vor ihm. Sie war schön, Ugolino konnte in dem ersten Moment der Ueberraschung sein Auge nicht von ihr wenden, doch schnell suchte er Josepha, die sich aber schon weggeschlichen und rasch entfernt haben mußte; denn sie hörte nicht auf seinen Ruf, auch fand er sie nicht, weder im Hause noch im Garten. Unmuthig, daß er durch sie keine Nachricht von der Mutter erhalten hatte, kehrte er zu der Mailänderin zurück und bat sie, ihm zu folgen, da die Markgräfin, die von ihrem Hierseyn Kunde erhalten habe, sie zu sehen verlange. Die Signora erbebte bei diesen Worten; sie sollte vor die Gemahlin des Mannes treten, der sie unglücklich gemacht, sollte sich, vielleicht schuldvoll, der Fürstin, die in dem Rufe der Heiligkeit stand, nahen, aber was konnte sie thun? sie mußte gehorchen; einen Schleier Melitta's umwerfend, folgte sie Ugolino.

Als dieser mit der Signora in den Schloßhof trat, verfolgten ihn die staunenden Blicke der Hofleute; Jedermann war neugierig zu wissen, wer die Schöne sei, die sich der Führung des Jünglings überlassen hatte, und noch mehr Erstaunen ergriff sie, als sie ihn mit der Dame bei der Fürstin eintreten sahen.

Beim Eintritt in das Gemach ergriff eine unaussprechliche Angst die Unglückliche, sie warf sich vor Parisina nieder und flehte mit thränendem Auge um Mitleid und Erbarmen.

Wer hielt Dich in jenem Schlosse gefangen? fragte die Markgräfin, ohne der Knieenden anzubefehlen, aufzustehen.

Der Markgraf, Euer Gemahl, stammelte die Unglückliche leise.

Kniet hier eine Reine, Unbescholtene vor mir, so daß ich sie den Ihrigen zurückschicken kann? fragte sie weiter. Das Mädchen erröthete, senkte die Augen und antwortete nicht.

Steh' auf! befahl jetzt Parisina, wandte sich dann zu Tebaldo und gebot ihm, die Unglückliche in ein Kloster zu bringen, wo ihr vor der Hand freundliche Aufnahme werden sollte, betrachtete noch einmal die schöne Gestalt, die edlen Züge des Mädchens, und eine Thräne

rängte sich in ihr Auge. Da winkte sie Te-
aldo, der menschenfreundliche Alte ergriff des
Mädchens Hand, verließ mit ihr das Zimmer
nd brachte sie nach dem Kloster der Klaris-
innen.

Jetzt befand sich Parisina mit Ugolino al-
ein, doch ihre tiefgekränkte Seele schien seine
Gegenwart zu vergessen, sie seufzte tief auf,
die Thränen rannen. Hab' ich das um ihn ver-
dient? rief sie schmerzlich, oder straft der Him-
mel schon einen sündigen Gedanken auf diese
furchtbare Weise? In diesem Augenblicke traf
ihr Auge den Jüngling, der mit schmerzvollem
Blick sie anschaute. Verlaßt mich, Ugolino,
bat sie mit weichem, sanftem Tone, verlaßt
noch heute Ferrara, sucht Melitta auf und
rettet vielleicht noch diese. Nicht solchen Blick,
Ugolino, nicht diesen flammenden Blick, ich
bin die Tiefgekränkte und muß schuldlos vor
ihm stehen, der mich so sehr beleidigte.

Ugolino wollte sprechen, doch sie befahl
jetzt und er entfernte sich schnell.

13.

In dem weitläufigen Garten des Schloſſes zu Ferrara konnte man alles finden, was der Geſchmack damaliger Zeit zu bieten vermochte, Grotten und Tempel, Springbrunnen und Cascaden, Roſen und Lorbeergebüſch, alles dies wechſelte hier und machte das Ganze zu einem der reizendſten Gärten der Lombardei. Auch heute, wo das Mondlicht ſeine Silberſtrahlen ſo herrlich über die dunklen Orangenbäume breitete, die Springbrunnen plätſcherten, die Cascaden ſich über Marmorſtufen in die Grotten herabſtürzten, war es zu einladend, als daß Pariſina nicht verſucht hätte, in der freien Natur die Beklommenheit ihres Herzens zu lindern. Sie verließ ihr Zimmer, durchwandelte einige Gänge und ſetzte ſich dann, ſich ängſtlichem Nachdenken überlaſſend, auf ihr Lieblingsplätzchen am ſpiegelglatten kleinen See, in dem heute der Mond und die freundlichen Sterne ihr bleiches Antlitz ſpiegelten; ſchuldbewußt ſaß ſie da, denn der Reinen galt der ſündige Gedanke ſchon für die That. Daß ihr Wohlwollen zu Ugolino zur Neigung geworden, daß es ſich bis zur Liebe geſteigert habe, fühlte ſie

jetzt nur zu tief, hatte jedoch Seelenstärke genug, den festen Entschluß zu fassen, daß diese Liebe sie nie von dem Pfade der Tugend verlocken solle; auch fühlte sie Kraft und Muth in sich, diesen schweren Entschluß auszuführen. Von dem Beweis der Untreue ihres Gemahls tief erschüttert, schimmerte doch aus dem Hintergrunde ihres Schmerzes eine Art Freude hervor, die sie sich anfangs nicht erklären konnte. Es war wohl der Gedanke, daß diese Untreue sie selbst sich weniger strafbar erscheinen ließ.

Wo Ugolino in diesem Augenblicke wohl seyn mag? war der Gedanke, der sie jetzt ergriff. Schwärmt er auf müdem Rosse umher und sucht die Verlorne, oder ruht er schon auf hartem Pfühl und gedenkt meiner? Da rauschte es in dem Lorbeergebüsch und der entfernt Geglaubte stand vor ihr.

Verzeiht, Fürstin, sprach er bebend und beugte sein Knie vor der von ihrem Sitze Aufgesprungenen, verzeiht, daß ich ungehorsam war und Ferrara nicht schon heute verlassen habe. Eine Ahnung hielt mich zurück; sie hat mich nicht getäuscht, ich finde Euch hier und mit Euch, wenn ich es hoffen darf, mein Glück.

Steht auf, Ugolino! sagte die Fürstin zür-

nend, doch in dem Tone ihrer Stimme lag ein zu mächtiger Zauber, als daß das zürnende Wort nicht unbeachtet verhallt wäre. Steht auf! wiederholte sie nochmals, und jetzt erst gehorchte der Jüngling. Er stand vor ihr in seiner ganzen Schönheit, mit flammendem Blick, sein Körper zitterte, der Moment der Entscheidung war gekommen, er selbst rief ihn herbei.

Im Dunkel der Nacht, beim schauerlichen Mondlicht, hier in dieser heiligen Stille, hier muß ich zu Euch sprechen! rief er leidenschaftlich aus. Hier muß aus dem Innersten meines Herzens die Gluth emporschlagen, die mich verzehrte. —

Ugolino, mäßigt Euch! unterbrach ihn die Fürstin. Bedenkt —

Ich habe wohl bedacht und reiflich überlegt. Meine Leidenschaft ist zu stark, um sich bändigen zu lassen. Ich habe die Dankbarkeit, die ich dem Markgrafen schulde, mein Glück, selbst Euer Glück auf die eine Schaale gelegt, meine Liebe auf die andere; aber diese sank, und ich bin ihr und meinem Schicksale verfallen. Ich schwebe zwischen Himmel und Hölle, sehe hier, vielleicht getäuscht, Gegenliebe aus Euren Augen strahlen, dort das Schwert des Nachrich-

ters über meinem Haupte ſchweben, aber ich muß, ich muß fortſtürmen über Klippen und Abgründe hin nach meinem Ziele, denn ohne Eure Liebe, was wäre mir das Leben? ohne Euch, was wäre mir die Welt? Darum entſcheidet, ſprecht aus das Wort, das mich glücklich oder grenzenlos elend machen muß. Zieht mich mit einem einzigen Liebeswort an Euer Herz, oder ſtoßt mich von Euch in die Arme der Verzweiflung. Ohne je vor Euren Augen wieder zu erſcheinen, fliehe ich von hier, und werde, wohin mich mein Schickſal treibt, gewiß das finden, was ich ſuche, den Tod. Fürchtet nicht, daß ich Euch zürnen würde, der letzte Hauch meines Lebens wird Pariſina ſeyn, den letzten freundlichen Blick meines brechenden Auges die Erinnerung an Euch hervorlocken.

Die Fürſtin war während dieſer Rede unwillkührlich einen Schritt zurückgetreten, ſie konnte ihm nicht zürnen, denn auch ſie fühlte wie er, aber das ganze Schreckliche ihrer Stellung ſtand der mehr Beſonnenen vor Augen, ſie überſah die ganze Gefahr dieſes Augenblicks, ihr Genius hielt ſie ab; ſie ſtand ſchweigend und zürnend vor ihm.

Finſter blickte Ugolino vor ſich nieder. Euer

Schweigen ſpricht mir mein Urtheil, ſagte er mit ſchwer erkämpfter Ruhe, ich ſoll gehen, Ihr ſtoßt mich von Euch; nun, Euer Wille war mir ſtets Befehl, ich gehorche. Aber damit ich Euch nicht ein trübes Bild von mir zurücklaſſe, ſo wißt: auch wenn die Leidenſchaft ihre verzehrende Flamme über mir zuſammenſchlug, wenn ſie mich zu Euren Füßen niederwarf, und mich frevelnde, thörigte Worte ſprechen ließ, ſtandet Ihr doch eine Heilige vor mir. Nicht ſträfliche Wünſche, nur Anbetung durchglühte mein Herz; in Reinheit habe ich Euch geliebt, und ſo wird es bleiben bis an meinen Tod. Lebt wohl! Er wandte ſich, die Fürſtin bat ihn, zu bleiben.

So wollen wir nicht ſcheiden, Ugolino! bat ſie mit bebender Stimme. Habt Vertrauen zu Eurem edlen Sinn, bleibt hier, zügelt Eure Leidenſchaft, bewahrt Eure Liebe zu mir in Eurem treuen Herzen, aber heißt ſie ſchweigen. Gönnt mir den Frieden meiner Seele, er iſt ja jetzt das Einzige, was mir noch bleibt. Daß ich Euch wohl will, wißt Ihr, daß es vielleicht mehr iſt als Wohlwollen, ahnet Ihr; dies genüge Euch.

Dies kann mir nicht genügen! rief der Jüng-

zende Laufbahn zu eröffnen, seinen Glauben abgeschworen habe, da begann ich meine Bewerbungen von Neuem und meinte es ehrlich und redlich mit Euch und verschwieg Euch sogar das, was ich von Konrad wußte. Ihr wieset mich zurück und ich verließ Euch — ich will es gestehen, mit dem Wunsche, mich auf irgend eine Weise an Euch zu rächen. —"

„Ich kehrte zurück" fuhr er nach kurzer Pause fort „beobachtete Euch aus der Ferne und der Gram, der sich in jedem Eurer Züge aussprach, weckte das alte Wohlwollen, wenn auch nicht die thörichte Liebe. Ich habe Euch bisher beobachtet und die Ueberzeugung gefaßt, Ihr fühlt Euch unglücklich — Bin ich die Ursache, so sagt es mir offen, ist Euch mein Anblick lästig, so will ich dies Haus nicht mehr betreten; fürchtet Ihr mich, haltet Ihr mich für einen Wüstling, dem nichts heilig ist, so schwöre ich Euch: Ihr seid mir heilig, Ihr, die einzige Eures Geschlechts! Ihr habt, bei Gott und meiner Ehre sei es geschworen, von mir nichts zu befürchten!"

Er hielt inne, sein Auge ruhte auf dem Mädchen, das jetzt den gesenkten Blick nach ihm erhob und ihn wehmüthig anblickte.

„Ist Euch etwas begegnet, Marie?" begann er von Neuem „Kann ich Euch mit Rath und That helfen, dann öffnet mir Euer Herz und betrachtet mich als Euern Freund, als Euern uneigennützigen Freund. Senkt Euern Gram in mein Herz, es soll ihn so treu bewahren, als wär' es Eure Liebe."

„Es thut mir wohl, Euch so sprechen zu hören." nahm Marie das Wort „Eure Rede war mir eine freund-

ling, stürmisch ihre Hand erfassend. Ich kann nur noch wählen zwischen Leben und Tod, das jammervolle Verschmachten, diese ewige Pein, dieses Schweben zwischen Himmel und Hölle kann ich nicht länger ertragen. Sprecht aus, was Euer Herz Euch sagt, macht mich ganz glücklich oder ganz elend! Bei diesen Worten zog er sie sanft an sich. Sprecht es aus! rief er noch ein Mal, und statt Antwort lehnte sie ihr Haupt auf seine Schulter, und vom Gefühl übermannt, weinte sie bitterlich. Mein bist Du! rief er jetzt, preßte sie inniger an sein Herz, umschlang sie fest, und sie duldete, daß seine Lippen die ihrigen berührten.

So ist es denn geschehen, sprach sie, sich aus seinen Armen windend und wir sind dem Verderben geweiht. Heilige Mutter, vergieb dem schwachen Weibe, das lange gekämpft, endlich aber doch unterliegen mußte! betete sie leise, während Ugolino zu ihren Füßen sank. — Jetzt verlaßt mich! sprach sie, sich fassend, und würdevoll stand sie wieder vor Ugolino. Geht, sucht Melitta auf, erfüllt dort Eure Pflicht und kehrt nicht eher wieder, bis Ihr sie gefunden!

Sie hob ihn bei diesen Worten auf. Nicht

dieſen Schmerzensblick, Ugolino! ich zürne Euch nicht, ich zürne nur mir, ſprach ſie, reichte ihm die Hand zum Kuß und entfernte ſich ſchnell. Glücklich, daß ſie es that, denn ſie begegnete auf ihrem Rückwege Leonore Montaldo, die, ſie vermeidend, einen andern Weg einſchlug, auf dem ſie glaubte, die Geſtalt Ugolino's zwiſchen dem Lorbeergebüſch hindurchſchlüpfen zu ſehen.

14.

Dichter Nebel deckte die Flur, als Ugolino mit ſeinem Diener Ferrara verließ. Welchen Weg er einſchlagen wollte, überließ er ſeinem Roß, das muthig wieherte und mit der ſchwarzen Dogge, Ugolino's Leibhund, ſpielte, die immer im Uebermuth nach des Roſſes Gebiß und an ihrem Herrn aufſprang. Die ganze Landſchaft war in Nebel gehüllt, nur hie und da blickte der Thurm eines alten Schloſſes aus dem grauen Meere hervor, während ein lauer Weſtwind den von der Sonne niedergedrückten Nebel durch die Thäler hinrollte. Der Morgen mit ſeiner leuchtenden Frühſonne und ſeinen

nen düsteren Nebelwogen war ein treues Bild von Ugolino's bewegtem Gemüth. Von Wonne erglüht, trübten dennoch bange Sorgen sein klopfendes Herz; denn wenn er sich ihr ganz hingab, so ward sie plötzlich durch den Gedanken verdunkelt: Du hast ihren Frieden gestört, sie unglücklich gemacht, hast treulos an Deinem Herrn gehandelt; und sein Glück war dahin, eine bange Ahnung durchschauerte ihn, das Gefühl der Schuld drückte ihn nieder, die Wonne der ersten glücklichen Liebe entfloh. Aber wie die Strahlen der Sonne durch den Nebel brachen, ihn immer tiefer und tiefer auf die einförmigen vor ihm liegenden Reisfelder drückten, so brach sich der Gedanke an sie Bahn durch jede trübe Ahnung, durch jeden Gedanken unglücksvoller Zukunft, und bald, gleich der strahlenden Sonne, fühlte er sich nur noch beglückt. Tausend Mal rief ihm die Erinnerung den Augenblick zurück, wo sie in seinen Armen ruhte, wo der Himmel sich ihm mit dem ersten Kuß erschloß, und er des Lebens wahren Werth zuerst erkannte. Glückliche Liebe lebt nur in sich, nur aus ihr sprudelt ihr der Quell der Wonne, jeden Blick in die Zukunft erhellt sie mit ihrem Zauberlichte, und, das Auge nur

nach den Sternen gerichtet, sieht sie den Abgrund nicht, der sich ihr öffnet. So war es auch Ugolino; die Gegenwart war ihm Zukunft, das Gefühl des Augenblicks dünkte ihm ein ewiges.

Hätte nicht Pflicht gegen seine Mutter, hätte nicht der Fürstin ausdrücklicher Befehl ihm geboten, Melitta aufzusuchen, er wäre schon jetzt nach Ferrara zurückgekehrt, wohin ihn eine unaussprechliche Sehnsucht zog; denn kaum gedachte er jetzt der Unglücklichen, kaum wandte er sein Roß nach dem gebahnten Wege, der nach Belriguardo, der Lieblingsvilla des Markgrafen führte, die jetzt das Ziel seiner Wanderung war, so wenig Theil nahm er an der Unglücklichen.

Die Villa, von der Morgensonne bestrahlt, lag noch in einiger Entfernung. Was er dort wollte, wußte er eigentlich in diesem Augenblick selbst nicht; ein flüchtig erfaßter Gedanke sagte ihm nur, eben weil der Markgraf so oft seinen Lieblingsort besuche, könne er, allen Schein zu vermeiden, Melitta dorthin gebracht haben, denn in den vielen Gemächern des Schlosses konnten sich wohl einige finden, die sie jedem unberufenen Auge verbargen. Er verfolgte

jetzt, auf dieſe Ahnung bauend, ſeinen Weg dahin, und ſo flüchtig ihm vorher der Gedanke, Melitta könne ſich dort aufhalten, in ſeiner Seele aufgeſtiegen war, ſo feſt glaubte er, Belriguardo ſei das Ziel ſeiner Wallfahrt; er überließ ſich um ſo mehr der Hoffnung, da ſie den Wunſch eines liebenden Herzens ſtets begleitet und es ihn jetzt nach Ferrara mehr hinzog als je.

Auf dem Schloſſe, wo er ſo oft im Gefolge des Markgrafen geweſen und als deſſen Liebling gekannt war, ließ man ihn willig ein; welcher Diener verweigerte wohl dem Schützlinge ſeines Herrn einen Wunſch? Man ſetzte ihm Speiſ' und Trank vor, der alte Kaſtellan bemühte ſich, ihm ſeine Dienſtfertigkeit zu zeigen, und erſt, nachdem Ugolino ſchon eine geraume Zeit ſich ausgeruht hatte, fragte er ihn, was ihn hierher nach Belriguardo führe.

Die lange Weile! antwortete der Jüngling. Der Herr iſt im Lager, wo die Waffen ruhen, und ich ſitze daheim in Ferrara und zähle die Stunden, bis durch die Ankunft des Markgrafen neues Leben und neue Luſt wieder am Hofe beginnt. Da dachte ich an den reizenden Aufenthalt zu Belriguardo, ſchwang mich auf

mein Roß und trabte hierher, in der Hoffnung, mein alter Freund, der Kastellan, werde mir wohl eine gute Flasche Salerner, ein zartes Rebhuhn und die besten Früchte aus seinem Garten vorsetzen und mich eine Nacht beherbergen.

Der Kastellan verbeugte sich und versicherte, daß er mit Freuden den lieben theuren Gast aufnehmen würde, jedoch konnte man leicht in seinem Gesichte lesen, daß ihm die Bewilligung schwer wurde und ihm der liebe theure Gast unangenehm sei.

Ugolino, seinen Hund an der Seite, durchstrich nun den Garten, lugte nach jedem Fenster, lauschte, ob er nicht Lautentöne oder Gesang vernähme, sah und hörte aber nichts. So verstrich der Morgen. Am Mittage ließ der Kastellan ein trefflich bereitetes Mahl ihm vorsetzen, nahm aber, trotz Ugolino's Einladung, nicht Theil an demselben, da er meinte, daß es sich wohl nicht schicke, daß ein niederer Diener an einem Tische mit einem Hofmanne säße, der täglich das Glück habe, mit seinem Herrn an einer Tafel zu sitzen. Dies hinderte ihn jedoch nicht, den freundlichen Wirth zu machen,

Ugolino den Wein zu credenzen und ihn, so gut er vermochte, zu unterhalten.

Herr! begann er. Mir dünkt es immer noch sonderbar, daß Ihr so ganz allein, blos aus Vorliebe für dieses Schloß, Euch hierher bemüht habt. Ihr jungen Herren zieht wohl leicht auf die Falkenjagd oder auf Abentheuer aus, doch einer schönen Gegend wegen, die Ihr schon hundert Mal gesehen habt, laßt Ihr selten Euer Roß satteln. Gesteht es nur, Ihr habt gewiß in hiesiger Gegend ein feines Liebchen, das Euch von hier bequemer zu besuchen ist, als von Ferrara, denn auf Belriguardo fändet Ihr wahrlich kein weibliches Wesen, als meine alte grämliche Hausfrau, und, Gott bessere sie, meine verwachsene Tochter, und mit diesen wäre nur ein schlechtes Abentheuer zu bestehen.

Kein weibliches Wesen ist weiter im Schlosse? fragte Ugolino und faßte den Kastellan hierbei scharf ins Auge.

Diese Frage, dieser Blick mochten den alten Mann überraschen, denn er konnte seine Verlegenheit nicht verbergen und stotterte: Keine, lieber Herr, als eine alte taube Magd, meine

Dienerin, und zwei häßliche Dirnen im Dienſte unſers gnädigen Herrn. Dies war für Ugolino hinreichend, Verdacht zu ſchöpfen, er füllte einen wohl nicht ohne Abſicht neben ihn geſtellten leeren Becher und reichte ihn dem Kaſtellan mit den Worten: Trinkt auf die Geſundheit der Frauen hier im Schloſſe, Ihr werdet es um ſo lieber thun, da ſie zu den Eurigen gehören. Der Kaſtellan gehorchte gern, es ſchien ihm der gute Wein zu munden, den er aus des Herrn Keller heraufgeholt hatte, und ſo bedurfte es nicht vieler Mühe, um ihm den zweiten und dritten aufzunöthigen; er wurde geſprächiger, blieb aber eben ſo beſonnen wie zuvor, und Ugolino's Abſicht, daß ihm der Wein vielleicht ein Geheimniß entlocken könne, ſcheiterte.

Der Nachmittag verging wieder in nutzloſem Forſchen. Als hätte er Belriguardo noch nie geſehen, durchſtrich er die hohen Hallen, die prächtigen Säle und Zimmer und durchwanderte den anſtoßenden Flügel, den gewöhnlich die Fremden bei der Anweſenheit des Markgrafen bewohnten. Aber auch hier war ſein Mühen vergebens, keine Spur, daß irgend Jemand dort vor Kurzem gewohnt oder noch wohne. Er be-

gann nun faſt an der Hoffnung, Melitta hier zu finden, zu verzweifeln, ſetzte ſich in eine Jasminlaube, überließ ſich ganz ſeinen wonnigen Träumen, rief die Begebenheit des vorigen Abends zurück und malte und ſchmückte ſie mit den herrlichſten Farben ſich aus. Sicher hätte er den Zweck ſeines Hierſeyns in dieſer Herzensverzückung vergeſſen, wenn ihn nicht des Kaſtellans Einladung zur Abendmahlzeit aus ſeinen Träumereien weckte.

Noch ſchien die Sonne in ihrem hellen Glanze, noch war ſie nicht zur Ruhe gegangen, als Ugolino aufſtand und, trotz des Nöthigens ſeines geſchäftigen Wirthes, das Speiſezimmer verließ. Er ſehnte ſich nach Einſamkeit, die Geſchwätzigkeit des alten Mannes war ihm läſtig, und ſo eilte er um ſo mehr, das Schloß zu verlaſſen und ſein Lieblingsplätzchen am See zu beſuchen, wo ihn ſo oft ſchon eine Grotte am ſchwülen Tage mit ihrer Kühlung erquickt hatte. Vor der Grotte erhoben zwei Platanen ihre breitblätterigen Wipfel, marmorne Ruhebänke luden unter ihren Schatten zum Raſten ein, und die weite Ausſicht über den See war in jeder Stunde des Tages herrlich, am herrlichſten aber, wenn die Sonne ihr goldenes Haar

über seine spiegelglatte Fläche breitete und sich in die Fluthen tauchte und verschwand.

Als Ugolino sich auf eine der Bänke niedergesetzt hatte, senkte sie sich erst nach ihrem feuchten Bette herab und schien im Scheiden der Welt noch ihr trauriges Lebewohl zuzurufen. Gelobt sei Gott, daß ich mich hier allein befinde! rief er still vor sich hin, nicht einmal mein treuer Hund ist mir gefolgt. Ach, die Einsamkeit thut mir so wohl! Alle Bilder, welche Hoffnung, Sehnsucht und Phantasie in meinem jugendlichen Herzen ausmalten, haben seit gestern Leben und Wirklichkeit erhalten; was ich nur geahnet, steht in Wahrheit herrlich vor mir, jede Furcht vor Täuschung ist verschwunden, und mein zagendes Herz kann nun kühn ausrufen: Sie liebt mich! Was will ich mehr, was für irdisches Glück könnte mir der Himmel noch schenken? Vergehe ich doch bald vor Wonne und Entzücken, denn in dem Geständniß von ihren Lippen vereinigt sich des Lebens höchstes Glück mit des Himmels grenzenloser Seligkeit.

Bei diesen Worten verfiel er in Nachdenken, sein zum Himmel gehobener Blick senkte sich zur Erde, und lange saß er so sinnend und re-

liche Stimme in der Wüſte und ich danke Euch dafür. Den Gram, der an meinem Herzen nagt, kennt Ihr ſchon — ich habe Euch deshalb nichts zu vertrauen und bedarf Eurer Hülfe nicht, denn das Geſchehene kann Gott ſelbſt nicht ungeſchehen machen — dem Abtrünnigen kann ich meine Hand nicht reichen!"

„Armes Mädchen!" ſagte Jenatſch mit innigem Gefühle, da der Gram ſich ſo tief auf ihrem Antlitz ausdrückte „Iſt denn der Glaube eine ſo weite, unüberſteigbare Kluft?"

„Ja!" erwiederte ſie feierlich „Unüberſteigbar! — Wer das Gefühl, das ſeit früher Jugend in ſeiner Bruſt lag, wer den Glauben, der ihn ſtärkte im Unglück, der ihm den Muth zum Guten, der ihm die Hoffnung gab, noch jenſeits das wieder zu finden, was er hier verlor, wer ſeinen Gott vergeſſen, ſich von dem Glauben ſeiner Väter losreißen kann, was ſind dem die Bande irdiſcher Liebe? Jeder Abtrünnige ſeines Glaubens dünkt mir ein ſchwankendes Rohr, auf ihn mag ich mich nicht ſtützen —"

„Ihr ſeht, lieber Herr!" fuhr ſie fort „Mit mir iſt's vorüber! Ich hatte in meinem kindlichen Sinne nur eine Hoffnung, dieſe eine iſt hin. — Ich bin für dieſe Welt verloren, vielleicht erſetzt es mir Gott doppelt in jener. Deshalb iſt mir nicht zu rathen, nicht zu helfen, laßt mich ſtill meinen Weg gehen, er wird mit Gott nur kurz ſein. Euch aber ſag' ich offen — daß ich Euch nicht zürne, daß mir Eure Theilnahme wohlgethan hat und ich Eurer ſtets freundlich gedenken werde; auch bitte ich Euch, behaltet das, was ich Euch vertraute, in Eurer Bruſt verſchloſſen."

gurgslos da. Doch jetzt erhob er das gesenkte Haupt, sah die ersten Strahlen der scheinenden Sonne sich über die Fluthen breiten, sah, wie sie immer tiefer und tiefer sich senkte, und ein Seufzer rang sich aus dem Wonnetraum seiner Liebe laut hervor. Ja! Du bist das Schönste, das Herrlichste, was zwischen Himmel und Erde wandelt, Sonne, Königin des Tages! Dein Glanz ist unvergleichbar, deine Strahlen wärmen, erquicken das wunde, wie das in Liebe wonnig erglühte Herz; du gehörst, wie sie, dem Himmel an, und senkst nur deine wohlthätigen Strahlen mildthätig auf die Erde nieder, um sie zu beglücken; und doch mußt du an jeglichem Abend untergehen, deine Strahlen erlöschen, der Nacht fällst du anheim, deine himmlische Bahn ist für uns vollendet. So kann auch, wie du, die Wonne des Lebens verschwinden, der Liebe unaussprechliches Glück vergehen, ihr himmlisches Wesen in das Irdische versinken. Nun wohlan! auch diesem Augenblick tritt muthig entgegen, jauchzendes Herz; was du empfunden, ist mehr als was du verlieren kannst. Ein schmählicher Tod kann das Band zerreißen, was für diese Welt geknüpft war, das Herz kann untergehen in Gram und

Leid, aber wie diese Sonne, wird das Himmlische wieder erstehen, für treue Liebe scheint jenseits eine ewige Morgenröthe!

Während er so seinen Gefühlen Worte gab, war die Sonne untergegangen, der Abendstern trat hervor, ihm folgten bald Millionen seiner Brüder, und Millionen ihrer Strahlen funkelten im See. Da kam mit freudigem Geheul die Dogge herangesprungen; sie hatte des Herrn Fährte gefunden und sprang freudig an ihm auf, der, zu sehr in seinen Gedanken vertieft, sie zu liebkosen vergaß. Doch der Hund schien dies nicht zu beachten, er stieß seinen Herrn mehrere Male an, als ob er ihn aus seinen Träumen wecken wollte, lief dann einige Schritte wieder nach dem Schlosse zu, blieb stehen, sah sich um, und als sein Herr nicht folgte, erneuerte er das nämliche Spiel.

Ugolino wurde endlich aufmerksam, da das Thier, wie es schien, ihn antrieb, diesen Ort zu verlassen; er glaubte, daß die Dogge vielleicht Menschen in der Nähe ausgewittert habe, und ihn, ihrem Instinkte nach, warnen wolle. Es war schon spät, in dieser Kriegszeit selbst diese Gegend nicht ganz sicher, er allein, nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, auch

hatte ihn endlich des Hundes Beharrlichkeit ganz von seinen Träumereien abgezogen; dies bestimmte ihn, den Ort zu verlassen und nach Belriguardo zurückzukehren.

Der alte Kastellan, gewohnt bei Zeiten sich zur Ruhe zu legen, hatte seine Rückkehr nicht erwartet. An der Pforte, vor welcher ein alter ergrauter Kriegsmann, die Hellebarde auf seiner Schulter, langsam auf und ab schritt — mehr um das fürstliche Schloß zu bezeichnen, als es zu vertheidigen, fand er einen Diener des Kastellans, der die Pforte sogleich hinter ihm verschloß, und den seinigen, der, mit der Fackel in der Hand, schon lange auf ihn gewartet hatte. Als er jedoch in sein Zimmer eintreten wollte, stieß ihn die Dogge wieder an, lief mehrere Schritte über die Vorhalle und eben so, wie am See, schien er seinen Herrn aufzufordern, ihm zu folgen. Ugolino ergriff die Fackel und folgte auch wirklich dem Hunde, der durch das Hauptgebäude und den nördlichen Flügel voranlief, bei einer Wendeltreppe stehen blieb, sich nach seinem Herrn umsah und, als dieser ihn erreicht hatte, die Wendeltreppe hinauf sprang.

Ugolino bemerkte jetzt, daß er in dem nörd-

lichen Thurm, einem Rest der grauen Vorzeit, sich befände, den der Markgraf, wegen der schönen Aussicht von seinen Zinnen, bei dem Bau des neuen Schlosses hatte stehen lassen. Den Schein der Fackel so viel als möglich verbergend, folgte er dem Hunde bis zu einer eisernen Thür, an welcher dieser heulend kratzte. Bald öffnete sich in der Mauer eine kleine Luke, und bei dem Schein seiner Fackel erblickte Ugolino Melittas bleiches Gesicht, die ihm freundlich lächelnd zurief: Seid ihr es? Nun, Gott und die heilige Jungfrau sei gelobt, so ist mir endlich der Tag der Rettung erschienen!

Arme Melitta! sagte der Jüngling mit höchster Theilnahme, arme Unglückliche, die Du so lange hier zwischen Furcht und Hoffnung in schmachvollem Kerker hast schmachten müssen —

In diesen Thurm ward ich erst heute gebracht, fiel sie ihm in die Rede, sonst fehlte es mir nicht an Bequemlichkeit; meine Wohnung war freundlich, täglich konnte ich, von dem Kastellan begleitet, in dem weitläuftigen Garten die frische Luft genießen.

Hast Du Mittel, Dein Gefängniß jetzt verlassen zu können? fragte nun Ugolino.

Keine, erwiederte sie. Die Thüren sind ver-

schlossen, und zu meinem Glück vergaß man diese kleine Luke, durch welche man den Gefangenen Speise und Trank reicht, zu verriegeln, sonst hätte mich wahrscheinlich Euer treuer Castor nicht gefunden, der mich sogleich erkannte, als ich ihn rief, und mir die Hoffnung gab, daß Ihr im Schlosse wäret.

Das ist schlimm, meinte Ugolino, daß Dir jedes Mittel zur Flucht in diesem Augenblick genommen ist; doch hoffe ich, daß der Kastellan gleich nach meiner Entfernung Dir die vorige Freiheit wieder geben wird. Ueberdies wäre es zu auffallend, wenn Du mir in dieser Nacht folgtest, der Markgraf würde sogleich erfahren, daß ich Dein Befreier gewesen wäre, und mir könnte es Freiheit und Leben kosten. Um welche Zeit pflegst Du im Garten zu lustwandeln?

Zu jeder Stunde, wenn ich es wünsche, erwiederte Melitta; gemeinhin geschieht es nach dem Mittagsmahle.

Ugolino sann einige Augenblicke nach, endlich sagte er: Nach drei Tagen kehre ich wieder —

Erst nach drei Tagen? unterbrach ihn das Mädchen.

Ja, Melitta, Vorsicht ist nöthig. Nach

drei Tagen also sei um die zweite Stunde des Mittags im Garten unfern der Grotte Neptuns, dort werden wir uns treffen, und hoffentlich wird Dir dann die Stunde der Erlösung schlagen. Nachdem Melitta versprochen hatte, sich zur bestimmten Stunde dort einzufinden, fragte sie ihn nach der Mutter, und war höchst erstaunt, als sie hörte, daß Ugolino nicht einmal ihren Aufenthalt kannte. Dann sprachen sie noch von mehreren Dingen, bis er es endlich für nöthig fand, sich zu entfernen, damit der Schein der Fackel ihn nicht verrathe und er hier getroffen werde.

Am andern Morgen, als ihm der freundliche alte Kastellan das Frühstück hatte vorsetzen lassen, und er mit ihm manchen Becher geleert, schwang er sich auf sein Roß und bald lag Belriguardo ihm im Rücken.

Wohin sollte ihn nun sein Weg führen? Ohne Melitta durfte er nicht nach Ferrara zurück; er ließ daher seinem Rosse die Zügel, und dieses führte ihn bald nach einer an der Landstraße von Mirandola liegenden Herberge. Das Thal, in welchem sie lag, war freundlich, die Bewohner desselben waren es gleichfalls, und so beschloß er, wenigstens einen Tag hier zu

bleiben. Auch dieser Tag der Einsamkeit verging ihm schnell, denn Erinnerung und Phantasie führten ihm so liebliche Bilder vor die Seele, daß ihm leicht die einsamen Stunden in einer ländlichen Herberge wonnevoll durchflogen.

Noch am nämlichen Tage schickte er den Diener nach Ferrara, um das, was er zur Flucht Melitta's für nothwendig hielt, herbeizuschaffen. Pünktlich hatte der Treue es befolgt; am zweiten Tage Morgens kam er mit vier Gefährten, deren Verschwiegenheit er ganz vertrauen konnte, nach der Herberge, und brachte auch ein Roß für Melitta mit. Ein junger Bursche, keck und unternehmend, jedoch bedeutend kleiner als Ugolino, mußte die Rolle des Anführers spielen, und war deshalb besser, fast rittermäßig gerüstet und ritt ein stattliches Roß; für Ugolino war ein schlechtes und die gewöhnliche Rüstung eines gemeinen Reiters von Ferrara mitgenommen, und er hatte sich so entstellt, daß er ganz unkenntlich war. Am dritten Tage begaben sie sich auf den Weg nach Belriguardo, stiegen im Schloßhofe ab, wo Ugolino mit seinem Diener die Rosse und die paar alten Krieger, die auf dem Schlosse waren, in Respect hielten. Die übrigen Viere

wanderten ohne Aufenthalt, ſich wenig um den Zuruf des alten Veteranen kümmernd, nach dem Schloßgarten, wo ſie bald, unfern des Tempels des Neptun, den Kaſtellan mit Melitta erblickten. Dieſer erſchrak nicht wenig, als er die Bewaffneten auf ſich zukommen ſah, faßte ſich jedoch, ging ihnen entgegen und fragte in gebieteriſchem Tone, wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, bewaffnet den Garten des Fürſten zu betreten.

Noch iſt der Frieden nicht geſchloſſen! erwiederte der Anführer; wir ſind Mailänder, von dem Grafen del Campo geſchickt, ſeine durch des Markgrafen Volk geraubte Tochter, die hier gefangen ſitzen ſoll, ihm wieder zurückzuführen. Wir freuen uns, ſie gefunden zu haben, und ich bitte Euch, Signora, wandte er ſich jetzt zu Melitta, uns zu folgen. —

Dies iſt nicht die Tochter Eures Herrn; ſprecht ſelbſt, Signora, ob Ihr die ſeid, welche dieſe Krieger aufſuchen, fiel ihm der Kaſtellan raſch in die Rede.

Ihr irrt, Kaſtellan! erwiederte Melitta beſonnen. Ich bin die Tochter des Grafen del Campo, und folge mit Freuden meinen Rettern. Sie wollte jetzt mit ihnen den Garten verlaſ-

ſen;

sen; doch der alte Kastellan, seiner Pflicht mehr eingedenk als der Gefahr, der er sich nutzlos aussetzte, trat vor sie und zog sein kurzes Schwert.

Nicht von der Stelle! rief er zornig. Nur über meinen Leichnam verlaßt Ihr mit ihr diesen Garten. Doch kaum hatte er dies gesprochen, so war ihm sein Schwert entwunden, und der Anführer sagte lachend zu ihm: Alter Herr, laßt uns ruhig ziehen! Was könnt Ihr gegen uns beginnen? Wir binden Euch, und seid Ihr gar zu unwirsch, so stecken wir vor unserm Abzuge den rothen Hahn auf das schöne Belriguardo.

Der Alte sah bei ruhiger Ueberlegung endlich ein, daß hier nichts zu thun sei, als nachzugeben, und um größeres Unglück zu verhüten, sträubte er sich nicht mehr, als sie Melitta davon führten, und folgte mit niedergesenktem Blicke langsam den Jubelnden, die Melitta auf das Roß hoben und dann selbst ihre Gaule bestiegen. Als sie eben den Schloßhof verlassen wollten, sprengte der Anführer noch einmal zurück. He, Alter! rief er dem Kastellan zu, der noch immer mit gesenktem Haupte in Verzweiflung dastand, es ist doch nicht fein, daß Ihr

Eure Gäste ohne einen Trunk entlaßt; schafft Wein her, aber guten und schnell! Der Kastellan ging brummend und kehrte bald mit einer gefüllten Kanne und einem Becher zurück, schenkte mürrisch ein und bald war die Kanne leer; Ugolino hatte jedoch nicht getrunken, um sein Visir nicht lüften zu müssen. Als nun der Kastellan für die Durstigen die Kanne noch einmal füllen wollte, gab er den Befehl zum Aufbruch, und schnell trabten sie nun auf dem Wege nach Mirandola fort. Melitta ritt stumm Ugolino zur Seite; sie scheute sich, in Gegenwart der Reisigen ihm Dank zu sagen, da sie wohl fühlte, daß ihr Herz zu bewegt, ihre Gefühle zu leidenschaftlich waren. Er aber war in diesem Augenblick auch nicht bei ihr, in jedem Gedanken an sie verwebte sich Parisina's Bild, und nur bei ihr war seine Seele. So gelangten sie nach der abgelegenen Herberge, wo Ugolino einige Zeit zu verweilen beschloß, und erst, als es zu dämmern begann, seine Rückreise nach Ferrara antrat.

Sein kaltes, zerstreutes Benehmen schmerzte Melitta tief. Sie war ihm so dankbar, so verpflichtet, in ihrem Herzen war die Leidenschaft so lebendig erwacht, daß sie gern ihm wenig-

Jenatsch versprach es und verließ das Mädchen, das sobald er sich entfernt hatte, hinunter in den Garten ging und sich heute weniger betrübt als sonst, in ihre Lieblingslaube setzte. Es hatte ihr wohlgethan, in dem Manne, dem sie nie ganz abhold gewesen war, einen theilnehmenden Freund zu finden und sie suchte diesem tröstenden Gedanken nachzuhängen, aber sie vermochte nicht, ihn fest zu halten und versank bald wieder in ihre Schwermuth. Da weckte sie das nämliche Mädchen, das sie schon einmal in ihren wachen Träumen gestört hatte, auch jetzt aus ihrem dumpfen Sinnen — „Grüß Euch Gott!" sprach sie „Da habt Ihr wieder ein Briefchen von dem jungen, hübschen Manne." Dies sagend, warf sie ihr den Brief zu und eilte wie das erstemal, schnell davon.

Marie hielt lange den Brief in der Hand, ehe sie ihn zu öffnen wagte — „Was kann er mir bringen als neue Schmerzen?" sagte sie, ihn endlich erbrechend „Was kann er mir sagen als was mein Herz verwundet?" Sie las:

„Liebe Marie!

Ich habe zwar Dein Vertrauen und Deine Liebe verloren und vielleicht glaubst Du meinen Worten nicht, aber meine Pflicht und mein Herz befiehlt mir, Dich zu warnen. Dir droht Gefahr! Morgen ist ein großes Gelag bei Frau von Travers, die Planta's sind geladen, auch die von Salis, man will ein Versöhnungsfest feiern, dem Georg Jenatsch beiwohnen wird. Friede will man schließen bei gefüllten Bechern und Du sollst dann das Opfer sein. Nach Mitternacht, wenn Alles vom Weine trunken ist, sollen Dich seine Schergen gewaltsam entführen und Dich nach

stens freundlich entgegen gekommen wäre und ihren Dank ausgesprochen hätte. Je näher sie Ferrara kamen, desto stiller wurden Beide; er gedachte der Fürstin, sie des Schicksals, was sie dort zu erwarten hatte; ein freudiges Wiedersehen war die Hoffnung, welcher er entgegen ging, ein trauriges Lebewohl das, was sie dort erwartete, besonders als sie erfuhr, daß er sie nach der Villa ihrer Mutter bringen und sie dort ihrem Schicksal überlassen sollte.

Als sie Ferrara nahten, hielt Ugolino einen Augenblick an. Meine Freunde! sprach er zu seinen Gefährten. Ich danke Euch für den Dienst, den Ihr mir geleistet. Reitet, um jedes Aufsehen zu vermeiden, durch verschiedene Thore in die Stadt zurück, morgen werde ich mich gegen Euch dankbar beweisen; aber Verschwiegenheit verlange ich von Euch; bedenkt, daß, wer das Geheimniß enthüllte, sich selbst als Theilnehmer opfern und nicht der Strenge des Markgrafen entgehen würde. Seid daher vorsichtig und gehabt Euch wohl! Er ritt nun mit seinem Diener und Melitta der Villa zu, deren Thür er nur angelehnt fand, stieg hier ab und trat mit ihr in die offenstehende ein.

15.

Alles war hier öde und finster, kein Licht, keine menschliche Seele, nichts fand er hier. Ihm ahnete zwar, Josepha sei in der Nähe, doch war es nur Ahnung, nicht Gewißheit, und es jammerte ihn, das Mädchen hier allein lassen zu müssen. Hier wollte er sich entfernen, doch Melitta bat, sie noch einmal nach ihrem Lieblingsplätzchen zu begleiten. Mir ahnet, sprach sie, ich betrete es nicht wieder; nun, so will ich es wenigstens mit Euch noch einmal besuchen, und so mich von Allem, was mir auf Erden lieb und theuer war, trennen! Sie bat so innig, Ugolino konnte nicht widerstehen; Hand in Hand wanderten sie nach dem stillen von Myrthen umwachsenen Plätzchen und setzten sich dort auf die Bank. Die Nacht war schön und hell, manch freundlicher Stern blickte mit seinen funkelnden Strahlen auf die Beiden hernieder, aber für Melitta war kein Stern der Hoffnung unter ihnen.

Ugolino! brach endlich Melitta das Schweigen, entzog ihm die Hand, die noch in der seinen geruht hatte, und erhob sich von ihrem Sitze. Noch einmal laß mich, ehe wir vielleicht

für ewig ſcheiden, die Empfindung meines Herzens vor Dir ausſprechen, noch ein Mal Dir ſagen, was meinem Auge die Thräne erpreßte, und meiner Bruſt den Seufzer entquellen ließ. Ich habe Dich geliebt, ſelbſt als ich wähnte, Du ſeieſt mein Bruder, mit ſchwärmeriſcher Neigung geliebt. Du warſt mir damals Alles, Bruder, Freund, Geliebter, Du gnügteſt meinem Herzen, wenn auch zuweilen mir meine Vernunft ſagen mußte, daß Du mir nur Bruder ſeyn konnteſt. Jeder freundliche Blick von Dir, jeder Druck Deiner Hand gab mir Wonne, jeder Kuß, den Du auf meine Stirn drückteſt, zuckte mir in jeder Nerve wieder, flog mit jedem Blutstropfen glühend durch meine Adern, und jetzt dünkt es mir oft, mein Herz, meine Sinne müßten es damals ſchon geahnet haben, daß Du mein Bruder nicht ſeiſt, denn es war nicht ruhige ſchweſterliche Neigung, es war leidenſchaftliche Liebe, die mich zu Dir zog. Da ward mir das Geheimniß enthüllt, ich hätte nun aufjauchzen können vor Freude, doch Dein kaltes, abgemeſſenes Betragen ließ die Gluth erſtarren und zeigte mir, daß Du die Schweſter, nicht Melitta geliebt hatteſt.

In dieſer Zeit hab' ich unausſprechlich ge-

litten! fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in welcher ſie auch jetzt noch Herrin ihres Schmerzes zu werden rang. Unausſprechlich hab' ich gelitten, mehr wie das betrübte Herz eines Mädchens erdulden kann. Aber mein Stolz half mir meinen Kummer tragen, und der Gedanke, ich ſei eine Gottgeweihte, befeſtigte mich in dem Entſchluß, zu vergeſſen. Im inbrünſtigſten Gebet ſuchte ich Hülfe, in frommen Gedanken die heilende Kraft, den Himmelsthau, der mich vor Verzweiflung ſchützen ſollte. Der Himmel erhörte mein Gebet, die ihm Geweihte glaubte nur in ihm noch ihr Glück zu finden, ſie wähnte ſich beruhigt, doch in ihrem Herzen brannte die Flamme immer noch unter der Aſche fort, welche mein ſtündliches Gebet über das glühende gebreitet hatte. Da ward ich entführt — Von dem, was mir in dieſer Zeit begegnet iſt, laß mich ſchweigen. Der heiligen Jungfrau ſei gedankt, ich trete als eine Unentweihte vor ihren Altar.

Du kamſt mich zu erlöſen. — Seit jenem Abend, wo ich Dich an der kleinen Luke wiederſah, erwachten alle meine ſchmerzvoll unterdrückten Gefühle, die ganze Vergangenheit lag in Roſenduft vor mir, und nur die lieblichen

Träume führte sie mir zurück, mein stolzes Gebäude lag in Trümmern, meine Kraft, mein Entsagen, die geträumte Ruhe meines Herzens war dahin, die Flamme brach unter der Asche hervor, die dem Himmel Geweihte hing nur am irdischen Glück, sog nur Gift aus den Blüthen der Erinnerung; Du allein standest wieder herrlich und schön vor mir, und vor Deinem Bilde floh, wie vor einem höheren Geiste, alle Sehnsucht nach dem Himmlischen, jeder Trost der Kirche, jede Hoffnung nach Ruhe, Du warst wieder mein irdischer Gott, der mein ganzes Seyn mit den Strahlen seines Flammenauges durchzuckte; ich war wieder Melitta, von Liebe ergriffen, von Liebe verzehrt.

Und so stehe ich in diesem Augenblicke noch vor Dir, sprach sie, und so knie' ich noch vor Dir und bettle um Liebe! rief sie mit dem Tone der Verzweiflung, und warf sich vor ihm nieder und umklammerte seine Knie, als er sie aufheben wollte. Glüht nicht fremde Liebe in Deinem Herzen, ist es noch frei von dieser furchtbaren Leidenschaft, o so nimm Melitta's Herz in dem Deinigen auf, gönne ihm da seinen Platz, da, wo es nur in Wonne aufjauchzen, nur in Wonne brechen kann; ein treueres

findeſt Du nicht! — Du ſchweigſt? — Iſt für Melitta das Herz verſtummt? jammerte ſie und barg ihr Haupt in ſeinem Schooß.

Steh' auf, Melitta! bat Ugolino. Ich will Dich nicht täuſchen — Ja —

Du liebſt eine Andere! rief ſie aufſpringend, und gewiß zum erſten Male blickte ihr Auge wild auf den Jüngling. — Du liebſt! — O, wenn Deine Liebe iſt wie die meine, flammend, verzehrend, unvertilgbar, o dann iſt keine Hoffnung mehr für die arme Melitta, dann mag ſie ſtolz ſich erheben und nicht mehr betteln und knieen, denn des Paradieſes Pforte iſt ihr für ewig verſchloſſen. Sie erhob ſich bei dieſen Worten, ſtand nicht mehr eine Tiefgebeugte, eine Zürnende ſtand ſie vor Ugolino, den die Wehmuth ergriff, als er die geknickte Roſe erblickte, die noch einmal ihr Haupt erhob und den Blick nach den ſchimmernden Sternen richtete. Alſo keiner von euch hat mir geleuchtet, ſprach ſie, keiner ſenkte ſeinen Strahl auf meine Wiege? — ſo ſenket ihr wenigſtens auf mein Grab!

Melitta! rief Ugolino tief und ſchmerzlich bewegt. Zürne mir nicht, was kann ich für mein Herz? Eine verborgene Gewalt treibt das

empfängliche, sie zieht es fort, und das von ihr gesteckte Ziel muß das seinige seyn. Kannst Du des Herzens Neigung widerstreben, kann ich es? — Laß uns als treue Freunde scheiden, trübe nicht noch mehr die schmerzliche Stunde der Trennung —

Fühlst Du Dich glücklich, Ugolino? fragte plötzlich, wie aus einem Traum erwacht, das Mädchen.

Selig fühl' ich mich, Melitta, gönne mir mein Glück!

Blickst Du heitern Sinnes, ohne Bangen in die Zukunft? fragte sie weiter.

Meine Zukunft ist verschleiert, wie die Zukunft jedes Erdengebornen, erwiederte er. Ich sehe nur die im Morgenroth erglühte Wolke vor mir hinziehn, von den dunkeln gewitterschweren wendet sich mein Blick.

So bewahre Dich Gott vor ihren Blitzen! sprach sie mit unbeschreiblicher Rührung, und eine Thräne drang in ihr Auge, sie zürnte nicht mehr, sie zagte nur noch für des Geliebten Wohl; ihr ganzes Wesen war wieder theilnehmende Liebe, war ganz verändert. Ugolino! nahm sie nach kurzem Schweigen das Wort. Ja, wir wollen uns in Wehmuth trennen, nicht

in Haß, in wehmüthiger Liebe, die nicht ungezügelte Leidenschaft, die nur eine fromme Neigung erschuf. Ich will, Dein in jedem Augenblick meines Lebens gedenkend, stündlich für Dich beten, Du — o versprich es mir, Ugolino! — Du, gedenke meiner zuweilen in den Tagen Deines Glücks, verwebe selbst in Deinen Wonnetraum die trauernde Melitta, schließe sie in Dein Gebet und bitte Gott, daß sie bald enden möge.

Ugolino reichte ihr die Hand, sie preßte sie an ihr Herz, schlang plötzlich ihre Arme um des Jünglings Nacken und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen. Lebe wohl, Mann meines Herzens! rief sie und stürzte den dunkeln Cypressen zu, die sie seinem Auge bald verbargen.

Als er dem Schlosse zuritt, seufzte er tief auf. Ich habe ein treues Herz von mir gestoßen, sprach er vor sich hin, habe glühende Liebe schnöde zurückgewiesen. — Wird auch sie, die Herrliche, mir dafür lohnen? —

Als er in seinem Zimmer war, warf er sich auf sein Lager, und die Begebenheiten des heutigen Tages traten lebhaft vor seine Seele.

Melitta dauerte ihn; ihre Bitte zu Gott, daß die Blitze aus düsterer Wolke ihn nicht treffen möchten, ließ ihn in eine düstere Zukunft blicken, und der Gedanke, Parisina mit in sein Unglück zu verflechten, trat grausig vor ihn; kein Schlaf schloß seine müden Augen, Parisina's Bild schwebte heute zum ersten Male trübe an ihm vorüber, er fühlte zum ersten Male einen Zwiespalt in seinem Innern. Noch einmal erwachte sein besserer Genius, aber was vermag er gegen den Wahnsinn der Liebe? In dieser Stimmung erschien ihm der Morgen; er sprang von seinem Lager auf, kleidete sich schnell an, und Mitleid trieb ihn nach der Villa, denn er bangte für Melitta, die allein in der finstern Nacht zurückgeblieben war. Er fand die Pforte verschlossen, ergriff hastig die Klingel, gab das bekannte Zeichen, aber Niemand öffnete ihm. Ahnend, daß sie bei seiner Mutter sei, ging er zu Tebaldo und stattete ihm Bericht von seinem Unternehmen ab, der mit der Art und Weise, wie er es ausgeführt, zufrieden zu seyn schien. Auch der Fürstin und Leonore begegnete er im Garten; hier durfte er in Gegenwart des Fräuleins des Vorgefallenen nicht erwähnen; die Markgräfin aber, von

seinem Gehorsam überzeugt, konnte leicht vermuthen, daß er Melitta gefunden und zurückgebracht habe. Ihr sonst so ernster Blick verrieth heute zuweilen Ugolino die Bewegung ihres Herzens, und kaum vermochte Leonorens Gegenwart ihr hinlängliche Kraft zur Verstellung zu geben.

Wenn die Liebe nach langem vergeblichen Kampfe sich in das Herz eines tugendhaften Weibes schlich, wenn sie sich durch manchen Blick verrathen und die lange zurückgehaltenen Empfindungen sich gegen den Geliebten laut ausgesprochen haben, dann hat sie festere, tiefere Wurzeln geschlagen, als in der Brust einer Jungfrau, die gleich der Rose am Frühlingsmorgen dem Strahle der Sonne, sich jedem Eindrucke, wo einer den andern so leicht wieder verdrängt, freundlich öffnet. In dem Herzen des Weibes aber steht er fest und unerschütterlich, denn wo die Schuld der Liebe folgt, da ist ihre Flamme unauslöschbar und verzehrend, sie bricht sich Bahn, und der sanfte sittige Charakter verliert die Ruhe, die sonst in Tagen der Unschuld sein Begleiter war. Mit dem Verschwinden der heiligen Ruhe verschwindet auch der Nimbus, der früher das Haupt

Marſchlins, dem Schloſſe der Salis ſchleppen, wo Du in ſeiner Gewalt und verloren biſt. Sei auf Deiner Huth, gehe an dieſem verhängnißvollen Abend nicht auf Dein Kämmerlein, verlaß das Schloß. Ich bitte, ich beſchwöre Dich! Alles iſt ſchon zu dem Unbeuſtücke bereit."

„Er warnt mich?" ſagte Marie den Brief zuſammenlegend „Warnt mich vor dem Manne, der mir ſo eben mit ſo treuherzigen Worten ſeine Freundſchaft verſicherte? Wem ſoll ich trauen? — Keinem!" fuhr ſie auf und zerriß den Brief „Keinem! Mißtraue beiden, mißtraue der ganzen Welt Du armes, betrogenes Herz!" Dann eilte ſie ins Freie, durchſtreifte die Vegengänge des Gartens und mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt konnte ſie keinen feſten Entſchluß faſſen.

18.

Noch am nämlichen Abende bemerkte Marie die Zubereitungen zu dem morgenden Feſte und auf ihr Befragen, wem das gelte, fand ſie von Frau von Travers Alles das beſtätigt, was Konrad ihr geſchrieben hatte; dies überraſchte ſie und rieth ihr zur Vorſicht. Am andern Tage ſchützte ſie ihre traurige Stimmung vor, nicht bei dem Feſte erſcheinen zu dürfen und beobachtete es nur von fern. Wirklich war der Salis von Marſchlins, den ſie vorher noch nie im Hauſe der Frau von Travers geſehen hatte, bei dem Feſte zugegen, wo anfangs die Gegenwart der Frauen den wilden Ausbruch der Freude zurückhielt;

der Tugendhaften umgab, die Liebe wird kühner, rücksichtsloser, glühender.

So geschah es auch bei Parisina. Einmal war das Wort gesprochen, einmal die Lippen entweiht, der Glanz ihrer strengen Tugend war erloschen, und als sie am Abend Ugolino im Garten traf, der Westwind ihr den Blüthenhauch der duftenden Blumen zuführte, die Nachtigall mit flötendem Tone lockte und die Wasser der Kaskaden murmelnd und plätschernd auch ihr Liedeslied nach eigner Weise ertönen ließen, da flammte die Gluth hell auf, Worte der Liebe wurden ohne Scheu gewechselt, und sie duldete seine Umarmung. Aber das heiligste zu bewahren, war ihr, war sein fester Wille; rein, makellos sollte ihre Liebe seyn; als ob der Kuß den Himmelsglanz der Tugend nicht schon getrübt, als ob auf seinen ätherischen goldnen Ambraflügeln er nicht den letzten Keim der himmlischen entführt, als ob der schwache Mensch, durch ihn zum Sinnestaumel verlockt, nicht Alles im Wahnsinn der Liebe vergäße, sich, sein Glück, sein Leben, seinen Himmel, und dem Sinnestriebe folgen müsse, der dem Stolzesten zeigt, daß er dem Irdischen mehr angehöre als dem Himmlischen.

So vergingen Wochen in seliger Vergessenheit. Tebaldo's Warnungen fanden kein Gehör. Ugolino war ja zu glücklich, um auf den weisen Rath eines väterlichen Freundes zu achten, und sie, die sonst so tugendhafte Fürstin, täuschte sich, indem sie glaubte, ihre Liebe sei weniger strafbar, seit sie die Untreue ihres Gatten kannte. Sie fühlte sich glücklich; nur der Gegenwart lebend, gedachte sie nicht der Zukunft, fürchtete nicht Verrath und gab sich ihrer Leidenschaft ganz hin.

16.

Der Frieden mit Mailand war geschlossen, der stolze Herzog hatte einen unrühmlichen unterzeichnet, alle Städte und Schlösser, selbst Brescia den Verbündeten überlassen, und ein Jeder, der den verschlagenen Visconti kannte, mußte leicht auf den Argwohn kommen, er betrachte diesen Frieden nur als einen nothgedrungenen Waffenstillstand, der ihm Zeit gäbe, die Verbündeten zu trennen. Markgraf Nicolo, so wie der Herzog von Mantua waren wohl mit dem Frieden, doch nicht mit seinen Folgen zufrieden, denn bei der Theilung der Beute über-

nahm das herrschsüchtige Venedig die Rolle des Löwen in der Fabel, und ließ den kleinern Fürsten nur ein zerstörtes Schloß oder einen unbedeutenden Flecken zukommen, der sie nicht einmal für die Unkosten des Krieges entschädigte. Venedig behielt das bedeutende Brescia und den ganzen Theil des an seine alten Besitzungen grenzenden Landes.

Unzufrieden und nicht in der besten Stimmung kehrte der Markgraf nach Ferrara zurück, die überdies durch das, was er hier erfuhr, nicht gebessert werden konnte. Die Flucht der Mailänderin, die Entführung Melitta's durch mailändische Krieger konnten ihn nicht freudiger stimmen. Er forschte nach und ließ sich Alles genau berichten. Bei der Mailänderin konnte kein Verdacht in ihm aufsteigen und sie eben so gut entflohen als entführt worden seyn; bei Melitta aber fiel der Verdacht sogleich auf Ugolino, von dem er wußte, daß er großen Antheil an dem Mädchen nahm und dessen Besuch auf Belriguardo ihm verdächtig erschien. Er ließ ihn rufen, doch, auf diesen Fall vorbereitet, hatte ihm selbst der Graf Tebaldo den Rath gegeben, zu leugnen, da dieser den Markgraf zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß

er selbst seinem Lieblinge einen solchen Streich nicht verzeihen würde, und der sonst so edle, gerechte Fürst leicht zu dem strengsten, grausamsten Verfahren verleitet werden könnte.

Mit aller nur möglichen Fassung trat Ugolino bei dem Markgrafen ein.

Du warst in Belriguardo? redete ihn dieser eben nicht freundlich an.

Ja, Herr!

Was wolltest Du dort?

Mich trieb die Langeweile, die jeden Kriegsmann überfällt, muß er daheim bleiben, wenn draußen die Kriegstrompete schallt, hinaus in's Freie, erwiederte Ugolino. Belriguardo war mir immer ein so lieber Aufenthalt.

Drei Tage darauf raubte Mailänder Kriegsvolk eine junge Dirne, die sich bei dem Kastellan aufhielt. Hast Du davon gehört?

Nein, Herr! Da hat mich der Kastellan belogen, da er sagte, seine verwachsene Tochter und ein paar alte Dienerinnen wären die einzigen weiblichen Wesen im Schlosse; davon gehört hab' ich.

Des Markgrafen Auge ruhte stechend auf ihm, als er jetzt fragte: So wie ich höre, ist Deine Schwester entführt?

Ich habe keine Schwester, Herr! Die Jungfrau aber, welche meine Mutter erzog, sie wurde aus ihrer Villa gewaltsam weggeführt.

Hast Du sie nicht aufgesucht?

Nein, Herr! Wohin sollte ich mich deshalb wenden? Die Räuber ließen keine Spur zurück.

Ugolino!

Ugolino! sprach der Markgraf und warf einen flammenden Blick auf den Jüngling. Sprichst Du auch die Wahrheit?

Gott und meinem Herrn gegenüber gewiß stets, auch dem Gemeinsten würde ich sie nur gezwungen verleugnen.

Das Glück wollte, daß Ugolino bei diesen Worten die Fassung behielt und den Markgrafen so offen und treuherzig anblickte, als ob er sich nicht der mindesten Schuld bewußt sei, so daß dieser irre wurde und sein Verdacht beinahe ganz verschwand. Ueberdies vermied er den Schein, als ob er zu viel Werth auf Melitta's Befreiung lege. Doch gab er es nicht auf, sich noch genauer nach Allem, diese Begebenheit betreffend, zu erkundigen, weil er immer noch hoffte, da Mehrere die That ausgeführt, daß sich Einer oder der Andere verrathen würde. Daß es kein Mailänder Kriegsvolk gewesen sei, war er gewiß, denn wie hätte die geringe Zahl es wagen können, so tief in Feindes Land einzudringen. Er entließ für heute Ugolino.

Dieser eilte sogleich zum Grafen Tebaldo. Edler Herr! sprach er, ich habe Euren Rath befolgt, habe, ein Lügner, vor meinem Herrn gestanden, aber bei St. Georg, so stehe ich nicht wieder vor ihm. Mir war es, als ich verneinte, was ich bejahen sollte, als ob ich nicht Ugolino, als ob ich ein niederer gemeiner Knecht sei, als ob jeder Tropfen Blut in mir erstarren müsse.

Mein Sohn, sagte Tebaldo, die Wahrheit hätte Dich wohl auf ewig in den Kerker geführt. Ueberdies, fuhr er fort und legte traulich die Hand auf Ugolino's Schulter, stehst Du dem Kerker oder dem Blocke des Nachrichters nur zu nahe.

Wie meint Ihr das, edler Herr? fragte der Jüngling, hoch erröthend.

Wie ich das meine? wiederholte der alte Mann. Wüßtest Du wirklich nicht, wovor ich Dich zu warnen hätte?

Ich weiß es, sprach Ugolino nach einigem Zögern mit bebender Stimme, ich weiß es, aber ich bitte, ich beschwöre Euch, edler Herr, schweigt davon! Die Würfel sind gefallen, ein unabänderliches Schicksal hat mich fortgerissen.

Ein unabänderliches Schicksal? wiederholte der Graf mitleidig lächelnd. Thörigter Mensch! was vermag das Schicksal gegen den festen Willen des Mannes, der ihm trotzen kann? Eine thörigte, strafbare Leidenschaft, ein Sinnenrausch, das ist das unabänderliche Schicksal, was Dich treibt, Dein eigner sträflicher Wille ist es, der Dich an den Abgrund zieht. Noch ist es Zeit, noch deckt ein Schleier das Vergehen, fliehe, wenn Du nicht Kraft fühlst, Dich hier losreißen zu können, fliehe, ehe die Nemesis Dich ereilt! — Und nun, fuhr er nach einer Pause fort, in der Ugolino zerknirscht vor ihm stand, bedenke, daß Du nicht allein dem Verderben entgegen gehst, nicht allein Alles auf das Spiel setzest, daß Du eine edle Frau mit in den Abgrund ziehst, die 7 Jahre als

Muſter einer treuen Gattin, ich könnte faſt ſagen als eine Heilige von aller Welt verehrt wurde. Handle edel, laſſe morgen Dein Roß ſatteln und jage, wohin Dein Schickſal Dich führt; oder beſſer, ziehe jenſeit der Alpen nach Deutſchland, meine Unterſtützung ſoll Dir auch dort nicht fehlen.

Herr! erwiederte Ugolino mit immer ſteigender Lebhaftigkeit. Was würde der Markgraf zu dieſem Schritte ſagen? Würde er mich nicht einen Undankbaren ſchelten, würde ihm nicht die Ueberzeugung werden, ich habe Melitta befreit und entzöge mich durch feige Flucht der Strafe? Soll ich meine arme Mutter verlaſſen, die nichts auf der Welt mehr hat als mich? Soll der Vaterloſe im fremden wüſten Lande auch ein Heimathsloſer umher irren? Sagt ſelbſt, edler Herr —

Was Du eben geſprochen, iſt Trug. Nicht Dankbarkeit, nicht Kindesliebe hält Dich zurück, Deine Leidenſchaft iſt es, die Dich zurückhält, ſie, die Geliebte, iſt es, die, eine Wahnſinnige, ſich mit Dir in das Verderben ſtürzt. — Du willſt meinem Rathe nicht folgen, fuhr er nach langem Schweigen fort, während welchem Ugolino auch kein Wort geſprochen hatte. Du glaubſt, Du kannſt ihm nicht folgen, Dich hielten Bande hier, die Du nicht zerreißen könnteſt? Nun wohl, ſo bleib! — Der Mann, der von Kindheit an für Dich väterlich geſorgt, der Dir mit Allem, was er beſaß, beiſtand, mit Geld und Gut, Rath und That, der Mann

hat von jetzt an für Dich nichts mehr, als Thränen. Geh! Gott möge Dich schützen!'

Ugolino beugte sich, ergriff die Hand des alten Mannes, küßte sie mit Inbrunst und sah wehmüthig an ihm auf. 'Mir ist nicht mehr zu helfen, sagte er dann, zwischen Himmel und Hölle schwebend, muß ich, wohin mein Schicksal mich treibt. Ja, ich fühle es selbst, ich sehe es ein, schwach kann mir nur der Stern des Glücks leuchten, aber ein Strahl von ihm beglückt für die Ewigkeit; ich sehe meinen Unglücksstern nahe vor mir stehen, mir höhnisch entgegen lächelnd zeigt er mir das Beil des Henkers. — Und doch — ich muß! Bei diesen Worten verließ er rasch das Zimmer und ließ den alten Mann, in tiefen Schmerz versunken, zurück.

17.

Sonst folgten, wenn der Markgraf von einem Kriegszuge zurückkehrte, Feste auf Feste, diesmal belebte der Glanz der Hofhaltung dieses Fürsten nicht die Stille, die während seiner Abwesenheit geherrscht hatte. Er schien verstimmt, wozu die Hofleute den Grund in dem eben nicht vortheilhaften Friedensschlusse zu finden glaubten.

Die Markgräfin, theils der Schuld ihres Gemahls gedenkend, theils die eigne Schuld als einen lästigen Mahner fühlend, war zerstreut und suchte die Einsamkeit, und so war

in der Stimmung Beider keine Aufmunterung zur rauschenden Freude zu finden.

Dem Markgrafen entging die Veränderung nicht, die in dem Benehmen seiner Gattin vorgegangen war; glücklicher Weise errieth er nur den einen Grund, daß sie von Melitta's Aufenthalt auf Belriguardo und der Flucht der Mailänderin Kunde habe, der Hauptgrund blieb, glücklich für die Liebenden, vor ihm noch verborgen. Parisina hatte zwar Melitta's mit keiner Silbe gegen ihren Gemahl erwähnt, aber es konnte Fürst Nicolo nicht entgehen, daß sie etwas auf ihrem Herzen trage, das sie drücke und das sie zu verbergen strebe. Er wandte sich deshalb an Leonore Montaldo, von welcher er wußte, daß sie ganz das Vertrauen ihrer Gebieterin besaß, und suchte sie zu erforschen; aber diese, noch immer mit inniger Liebe an der Fürstin hangend, spielte die Unwissende und täuschte den Markgrafen; doch führte die Unterhaltung über diesen Gegenstand endlich eine Annäherung herbei, die Leonoren hätte gefährlich werden können, wenn es nicht des Markgrafen fester Grundsatz gewesen wäre, seine kleinen Liebesabentheuer nie in dem Bereiche seiner Hofhaltung aufzusuchen, Leonore gewann jedoch mit jedem Tage mehr und mehr des Fürsten Wohlwollen. Dies entging Parisina nicht, sie glaubte Anfangs, ihr Gemahl bewerbe sich um des Fräuleins Gunst, bald aber überzeugte sie Leonore selbst durch ihr offenes Geständniß, daß sie von dieser Seite nichts zu fürchten habe; dennoch fürchtete sie noch

immer. Sie hatte zwar Leonoren, welcher sie sonst ihr Herz aufgeschlossen, und keinen Gedanken, keinen Wunsch vor ihr verborgen, ihr Verhältniß zu Ugolino verschwiegen, doch glaubte sie aus manchen hingeworfenen Aeußerungen schließen zu können, daß die Freundin es ahne. Dies ließ sie befürchten, daß Leonorens Neigung für Ugolino sie zur Verrätherin machen könnte, besonders wenn ihre Verbindung mit dem Markgrafen noch inniger werden sollte; sie war deshalb auf ihrer Hut.

Ugolino sah in dieser Zeit die Fürstin nur wenig; er wußte, wie schwer es ihm wurde, den Ausbruch seiner Leidenschaft ganz zu unterdrücken, und seine Bewegungen, seine Blicke ganz in der Gewalt zu haben; deshalb vermied er ihre Nähe, und wo er es am Hofe nicht vermeiden konnte, blieb er in ehrerbietiger Entfernung von ihr. Auch heimlich sahen sie sich jetzt seltener, denn dies konnte nur in Abwesenheit des Markgrafen geschehen, und dieser verließ in dieser Zeit Ferrara nur in dringenden Fällen. Trafen sie sich aber im einsamen Gebüsch, oder in der stillen Grotte, wo die Wasser sprangen und zu ihren Liebesworten leise murmelten, dann sprach sich ihr Gefühl leidenschaftlich aus, und die so lange zurückgehaltene Gluth brach gleich Lavaströmen flammend hervor. Sich bis zum Tode ewige, heilige Liebe schwörend, vergaßen sie ganz, daß sich ihre Liebe kein Ziel gesteckt, kein Ziel stecken konnte; sie sahen selbst die Unmöglichkeit, je durch sie ganz glücklich, je vereint werden zu

als ſich aber dieſe in die Zimmer der Hausfrau zurückzogen und die Männer bei dem Becher allein gelaſſen, ward es lauter, eine allgemeine Verſöhnung, ein allgemeines Vergeſſen des Vergangenen wurde unter Becherklang beſchloſſen und der Mund der Planta und Salis ſprach Frieden aus, wenn auch im Herzen der Haß noch brütete.

Marie, von dieſem Lärm erſchreckt und Konrads Warnung eingedenk, verließ in aller Stille ihr Zimmer und ſchlich in den Garten hinab. Aber auch hier betrat ſie aus Vorſicht ihre Lieblingslaube nicht, ſondern verbarg ſich in einem kleinen Häuschen, was, der Ausſicht wegen, auf einer Erhöhung über die Mauer ragte und mit einem Labyrinth, dem höchſten Zierde der Gärten damaliger Zeit, in Verbindung ſtand. Hier glaubte ſie ſich ſicher, denn das Häuschen hatte außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thüre, die nach dem Labyrinthe führte, durch welche ſie im Nothfalle entſchlüpfen konnte.

In ihren Pelz gehüllt, ſaß ſie angſtvoll da. Je mehr die Stunde der Mitternacht heran rückte, deſto mehr glaubte ſie der Warnung Konrads, deſto raſcher klopfte ihr Herz. Da hörte ſie an der äußeren Gartenmauer mehrere Menſchen leiſe mit einander reden, ſie trat an die Fenſteröffnung, horchte und vernahm wie der eine ſagte: „Schon ſeit einer Stunde ſtehen die Roſſe hier unten bereit, bis nach Marſchlins iſt es ſo weit nicht, wir werden bald dort ſein.“

„Wenn nur das Mädchen den ſchnellen Ritt aushalten kann.“ ſprach ein Anderer.

„Wenn's zur Hochzeit geht“ erwiederte jener „da läuft Keiner das flüchtigſte Roß zu ſchnell. — Aber ſtill!“

nnen, und doch bebten sie nicht vor dem Ab-
unde zurück, an welchem sie standen, sie tau-
elten in ihrem Sinnenrausche fort, zufrieden
it dem Glück, das strafbare Liebe ihren Her-
n gab.

Wer sollte nicht glauben, daß ein so sanf-
s, reines Wesen, wie Parisina, beim Gefühl
r eigenen Schuld die Schuld ihres Gatten
rgessen hätte; aber auch sie war Weib und
nnte die Unbill, die ihr geworden, nicht ver-
eben. So ergriff sie die erste Gelegenheit,
ie sich ihr bot. Das Gerücht verbreitete sich
n Ferrara, daß zwei schöne junge Novizen in
em Kloster St. Clara am Namenstage der
eiligen den Schleier nehmen würden. Die
ine, das wußte die Fürstin, war die Tochter
es Mailänder Edlen, die sie selbst in das Klo-
ter geschickt, und da sie erfahren hatte, daß
eren Vater bei der Erstürmung seines Schlos-
es ums Leben gekommen war, zur Annahme
es Schleiers bewogen hatte. Ueber die zweite
Novize konnte sie nur erfahren, daß es eine
Fremde sei, aber schon die Eine war für Pa-
risina genug, den Markgrafen zu bereden, dem
feierlichen Akte beizuwohnen. Der Markgraf,
den jedes schöne Weib lockte, willigte ein; die
Aebtissin des Klosters wurde davon benachrich-
tigt, und diese, stolz darauf, bei dieser Gele-
genheit den Fürsten in ihren heiligen Mauern
empfangen zu können, unterließ nichts, diesen
Empfang feierlich zu machen. Der Bischof,
der die frommen Gott geweihten Töchter der
Kirche einzuweihen selbst übernommen hatte,

empfing, von der Geistlichkeit gefolgt, den Markgrafen an dem Portale der Kirche, reichte ihm und seiner Gemahlin das Weihwasser und führte sie dann in das innere Chor, wo unter einem Thronhimmel zwei kostbare Sessel für sie aufgestellt waren. Die Hofleute, unter denen auch Ugolino sich befand, standen hinter dem fürstlichen Paare.

Die Messe begann, und als sie beendet war, öffnete sich dem Markgrafen gegenüber die Sakristei, und die beiden der Kirche Geopferten traten, von der Aebtissin geführt und von mehrern Priestern begleitet, heraus. Parisina beobachtete in diesem Augenblicke ihren Gemahl, den Eindruck zu erforschen, den der Anblick dieser Beiden auf ihn machen würde. Anfangs staunte, dann erschrack er, dann aber blickte er, Fassung gewinnend, ruhig auf Melitta und die Mailänderin, die er in den Geweihten erkannte. Beide waren prachtvoll geschmückt, besonders Melitta; in dem Kleide aber, das den schönen Körper der Fremden umschloß, glaubte der Markgraf ein Gewand seiner Gemahlin zu erkennen. Er wandte sich unmuthig nach ihr, und so begegneten sich ihre Blicke. Parisina schlug ihr Auge nieder, sie lächelte, wohl etwas zweideutig; der Markgraf aber, der nun wohl sah, daß sie von Allem unterrichtet war, konnte kaum seiner Heftigkeit Herr werden.

Als das versammelte Volk die schönen Gestalten der beiden Mädchen und ihr holdes Antlitz erblickte, entstand ein leises Murmeln, denn Beide waren schön, Beide der Bewunderung

würdig; die Eine das wahre Bild einer Madonna, die Andere das Bild der büßenden Magdalena. Auch Ugolino war überraſcht, Melitta ſo nahe ihrem Ziele zu ſehen, ſein Auge hing mit Wehmuth an des Mädchens traurendem Antlitz, das jetzt, ihr Auge aufſchlagend, leicht unter den Hofleuten den Geliebten fand, dem ſie, ſich ganz vergeſſend, noch den letzten Gruß in dem Blick zuwarf, der ihn jetzt traf und der Pariſina nicht entging.

Nur von einer dicht verſchleierten, in ſchwarzen Sammet koſtbar gekleideten Dame in einiger Entfernung gefolgt, ſchritten ſie jetzt dem Altare zu, wo ſie der Biſchof erwartete und die Aebtiſſin neben dieſen trat. Vier ſchöne Chorknaben im weißen Gewande knieten, brennende Kerzen in der Hand, gleich ſchützenden Engeln neben ihnen, und zwei Prieſter, jeder ein vergoldetes Becken tragend, ſtanden hinter ihnen, zwei andere in einiger Entfernung ſeitwärts. Jetzt nahm der Biſchof Melitta den Kranz von weißen Roſen aus ihrem dunkelbraunen Haar, das aufgelöſt über Nacken und Schulter floß, und legte, Gebete murmelnd, den Kranz in das ihm dargereichte Becken; das Nämliche that er der Mailänderin, dann befahl er den ſeitwärts ſtehenden Prieſtern, ihr Amt zu verrichten. Dieſe ſchnitten das lang herabhängende Haar ſchonungslos mit ihren Scheeren ab und legten es über die Kränze in die vergoldeten Becken; dann warfen zwei andere Prieſter die langen dichten ſchwarzen Schleier über das ſchöne Antlitz der Eingeweihten, und

es war von jetzt an der Welt für immer verhüllt.

Während dieser heiligen Handlung hatte durch den weiten Raum der Kirche eine feierliche Stille geherrscht, nur hie und da vernahm man, als das schöne Haar sank, einen leisen Seufzer; jetzt aber, als die Beiden vor dem Bischof und der Aebtissin niedersanken und der ehrwürdige Hirt der Kirche sie segnete, eine neue Messe begann und die Geopferten immer noch knieend an den Stufen des Altars lagen, verbreitete sich ein leises Murmeln in dem Gotteshause, und manches Auge ward bei dem Gedanken thränenfeucht: Für ewig sind diese lieblichen Blumen geknickt, keine Morgensonne hebt ihr gebeugtes Haupt, sie sind der Erde entrückt und nur der Tod kann sie in ihre neue Heimath einführen.

Als die Messe beendet war und der Bischof sie nochmals gesegnet hatte, erhoben sie sich, und von der Aebtissin geführt und von der schwarz Verschleierten gefolgt, kehrten sie nach der Sakristei zurück. Der Bischof aber und die Priester begleiteten den Markgrafen bis an das Portal der Kirche und der erstere sprach hier den Segen über das fürstliche Paar.

Als der Markgraf die Kirche verlassen, vermochte er kaum seinen Zorn zu mäßigen. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß ihn seine Gemahlin, blos um ihn zu demüthigen, hierher gelockt habe; auch dauerte ihn Melitta, zu welcher er, während ihres Aufenthaltes zu Belriguardo, eine Art Neigung gefaßt hatte, und von der er glaubte, sie habe gezwungen und blos

auf Befehl der Fürstin den Schleier nehmen müssen. Er war zwar, als er während der ganzen Ceremonie Parisina beobachtet hatte, an ihr irre geworden; auf ihrem Antlitz konnte er nur die tiefste Rührung, keinen Hohn erblicken; die heilige Handlung, das Schicksal, dem die beiden holden Mädchen entgegen gingen, beschäftigten ihre Seele allein, sie betete für sie zu Gott, und unwillkührlich war sie selbst der Gegenstand, für den sie ihre Bitte der Madonna übergab, sie in den Schooß des Allmächtigen zu legen. Sie fühlte in diesem Augenblicke mehr als je, wie nahe sie dem Abgrund ihres Verderbens stehe, selbst der Vorsatz, auf ihren frommen Lebenspfad zurückzukehren, ward in ihr laut, und mit ihm verließ sie das Gotteshaus.

Da traf ihr Blick Ugolino, und Alles war vergessen. Mächtiger als Religion und Tugend ist die verborgene Zauberkraft der Liebe; das Herz, von ihr einmal ergriffen, wird Herr jeglicher Kraft des Mannes, wie vielmehr noch der Kraft des Weibes, das im Kampfe gegen das von ungezügelter Leidenschaft ergriffene stets erlahmt. Ein Blick, ein einziger Blick genügt, den edelsten Vorsatz zu vernichten, das reinste Gemüth zu trüben. — Leidenschaftliche Liebe ist des Herzens, ist des Menschen Tyrann, sie beherrscht ihn allgewaltig.

In dieser Zeit schien es selbst dem Markgrafen, als ob Leonore Montaldo, die bisher so kalt, fast stolz sich gegen ihn benommen hatte, wenn sie zufällig allein ihm gegenüber stand,

sich ihm jetzt mehr nähere. Sie wurde freundlicher, zutraulicher, vermied ihn nicht mehr, oder brach das Gespräch nicht mehr kurz ab, wenn sie sich in einem dunkeln Buchengange des Gartens zufällig befanden. So schön auch dem Markgrafen die Jungfrau erschien, so reizend er sie fand, so sehr war er jetzt doppelt auf seiner Hut, denn er glaubte in ihrem Entgegenkommen einen Fallstrick zu finden, den ihm seine Gemahlin lege. Er irrte sehr. Parisina hatte mit der größten Unruhe die Veränderung in Leonorens Betragen gegen den Markgrafen bemerkt, sie fürchtete mehr Verrath als ein Verständniß Beider.

Der Markgraf überraschte eines Abends Leonore, als sie in tiefen Gedanken versunken auf einer einsam gelegenen Rasenbank saß. Das Rosengebüsch, welches sie umgab, selbst die eben aufgebrochene Rose, die sich über ihre Stirn bog, verdunkelte nicht die Frische ihres schönen regelmäßig geformten Gesichts, sie erschien dem Markgrafen nur noch reizender; er betrachtete sie, da sie sein Kommen nicht zu bemerken schien, aufmerksam, und je länger sein Auge auf ihr ruhte, desto mehr fühlte er, daß er sein Herz gegen den Eindruck, den das schöne Mädchen auf ihn mache, wappnen müsse; dann nahte er sich ihr frei und stand plötzlich vor ihr.

Leonore sprang erschrocken auf, doch der Markgraf nöthigte sie, sich wieder niederzulassen und setzte sich neben sie. Da bemerkte er, daß sie geweint hatte, und fragte theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen. Leonore seufzte

und schwieg. Wie bin ich erstaunt, Euch weinen zu sehen, Leonore, sagte er jetzt, Euch, welche stets der Kummer floh und die wohl in ihrer stolzen kalten Brust nie der Liebe Glück noch ihre Qualen fühlte.

Unwillkührlich fließen oft Thränen, erwiederte Leonore, oft kennt man den Quell selbst nicht, dem sie entsprangen; Unmuth, Sorge, Gram, Gott weiß, wie alle diese Quäler des menschlichen Herzens heißen, erpressen sie, sie rollen nieder, und ist ihr Quell versiecht, sind auch sie vertrocknet. —

Und wäre es so bei Euch? fragte der Markgraf theilnehmend. Oft auch ergießt sich der Quell von Neuem, erwiederte die Hocherröthende, und lange, lange soll er dann aus Mitleid die bittern Tropfen dem Auge schenken, damit der Schmerz mit ihnen sich entlade, der Kummer aus bewegtem Herzen schlüpfe und die Brust wieder frei athme; ach, sie mögen wohlthuend seyn! — Ich kenne diese lindernden Tropfen nicht.

Also Euer Schmerz klammert sich fest an Eurem wunden Herzen? — Arme Leonore! sagte der Markgraf und ergriff, wahrscheinlich ohne es zu wollen, ihre Hand, die sie ihm aber, tief aufseufzend, schnell entzog. Ich meine es gut mit Euch, fuhr er fort, und will Euch wohl. Ist Euer Kummer von der Art, daß Ihr mir ihn vertrauen könnt, so thut es, Ihr werdet bei mir Theilnahme finden. Doch Liebe, die sonst so allmächtig auf das jugendliche Gemüth wirkt, kann der Quell Eurer Thränen nicht

seyn, denn sie blieb Euch wohl fremd. Aber nennt mir, was Euch bekümmert! Kann ich helfen, so soll es geschehen, könnte ich es nicht, so seid wenigstens meiner Theilnahme gewiß.

Ich danke Euch, gnädiger Her! erwiederte Leonore, stand auf und wollte sich entfernen, doch der Markgraf hielt sie zurück. Habt Ihr so wenig Zutrauen zu mir? sagte er fast zürnend.

Was nützte mir mein Zutrauen? erwiederte sie. Ihr könnt mir nicht helfen. Der mächtigste Fürst der Erde vermag mit all' seiner Macht nicht Neigung in eines Andern Herz zu erzwingen, nicht den Keim der Gegenliebe darein zu legen —

Ihr liebt und Eure Liebe wurde verschmäht? rief der Markgraf erstaunt. Wer ist der Thor, der solch herrliche Jungfrau, die mit Allem begabt, was nur der kühnste Wunsch verlangen kann, mit Schönheit und Reichthum, unbeachtet an sich könnte vorüber gehen lassen? —

Ich bitte Euch, schweigt, gnädiger Herr! fiel ihm schnell Leonore in die Rede. Das unbedachtsame Mädchen war thörigt genug, sich die Schwächen ihres Herzens entlocken zu lassen; drückt sie nicht ganz zu Boden, ich müßte vor Schaam vergehen.

Weilt der Narr an meinem Hofe, fragte der Markgraf, so nennt mir ihn. Ich will den Thoren zu dem Glücke zwingen, das er so leichtsinnig von sich stößt. Nennt mir ihn!

Ich verlange des Mannes Hand nicht ohne sein Herz! entgegnete Leonore stolz. Wär' er ein Feiger, könnte ihn wohl Euer Befehl zu

meinen Füßen führen, und ich müßte ihn verachten, wär' er ein edler Mann, dann würde er Eurem Befehl trotzen und nicht gehorchen.

Ihr seid sehr stolz, Leonore! meinte der Markgraf, der wohl die Jungfrau durchschauen mochte und dem es jetzt schien, als wären ihre Worte nicht zweck- und planlos gesprochen. Mich dünkt doch, daß, wer Thränen vergießt, sie auch gern getrocknet sieht, deshalb bitt' ich Euch, jedoch, um Euch nicht länger mit meinen Anerbietungen lästig zu fallen, zum letzten Male: nennt mir den thörigten Mann, der diesen Augen, diesen rosigen Lippen, dieser Graziengestalt widerstehen konnte.

Ugolino! rang sich endlich aus Leonorens Brust.

Ugolino? rief der Markgraf verwundert. — O, der Bescheidene ahnet sicher nicht, daß Euer Herz in Liebe für ihn erglühte.

Ahnen muß er es! sagte Leonore hoch erröthend. Mein Auge, selbst meine Lippen waren, so weit es der züchtigen Jungfrau gestattet ist, die Verräther meines Herzens.

Und doch, murmelte der Markgraf vor sich hin — doch konnte er diesem Glück entsagen; so muß eine andere Neigung —

So wird es auch seyn, gnädigster Herr! fiel ihm Leonore rasch in die Rede.

Und wer ist Eure Nebenbuhlerin, wer könnte mit Euch in die Schranken treten?

Ich weiß es nicht! stammelte sie, die im Begriff war, ihre Gebieterin zu verrathen, sich jedoch schnell faßte und mit Ruhe erwiederte:

Schönheit erringt nicht immer den Preis, jedes Herz hat ſeine Launen, mit jedem treibt die Phantaſie ihr trügeriſches Spiel.

Seid morgen um die nämliche Stunde wieder hier, ſagte jetzt der Markgraf aufſtehend. Vielleicht, wohl hoffentlich, werden dann Eure Thränen getrocknet ſeyn, wenn er zu Euren Füßen liegt. Mit dieſen tröſtenden Worten verließ er ſie.

Er hier zu meinen Füßen? ſeufzte Leonore, als der Fürſt ſich entfernt hatte. Nie, nimmermehr! Er iſt mit goldnen Banden umwunden, ſie hält ihn feſt, für mich iſt er verloren! — So ſei er es auch für ſie! rief ſie, den wildflammenden Blick nach Pariſina's erleuchtetem Zimmer werfend. Muß die Eine in Gram vergehen, ſoll es die Andere auch! — Da zuckte ein Blitz hernieder, der Donner rollte in der Ferne und ſie erbebte. — Ruhig, ruhig, armes Herz, brich in Gram, aber rufe durch Undank die zuckenden Blitze der Vergeltung nicht auf Dein ſchuldvolles Haupt herab!

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Crimma

unterbrach er ſich, zu Marie hinaufblickend „Da oben iſt es nicht geheuer. — Kommt!“

Dieſe Unterredung ließ ſie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit von Konrads Warnung zweifeln „So wäre denn keine Rettung mehr für mich!“ rief ſie angſtvoll — „Nein!“ fuhr ſie fort „Das Furchtbare geſchehe nicht an mir, lieber den Tod erdulden, lieber den Tod geben!“ Bei dieſen Worten zog ſie einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, den ſie zu ihrer Schutzwehr zu ſich geſteckt hatte und verließ das Häuschen, wo ſie ſich verrathen glaubte.

Indeſſen ſaßen die Herren oben beim Becher und zechten wacker; manches Kelchglas war ſchon auf Fried' und Freundſchaft und auf das Wohl der Bündner Lande geleert und eben hatte Jenatſch in einer kräftigen Rede zur Eintracht im Innern, zum tapfern Widerſtande gegen Außen ermahnt, als ſein Diener eintrat und ihm zuraunte, daß ſo eben ein Bote zu Pferd mit wichtigen Briefen von Inſpruk in ſeinem Hauſe angekommen ſei; er habe ihn mit hierher gebracht und der Bote warte unten auf ſeine Befehle.

„Laß ihn verziehen, ich komme gleich!“ befahl ihm Jenatſch, erhob ſich dann von ſeinem Sitze, entſchuldigte ſich bei den Anweſenden, daß er ſich auf einen Augenblick entfernen müſſe und verließ den Saal.

Daß etwas Wichtiges vorgefallen ſei, welches den General bewege, das Bankett zu verlaſſen, konnten die Anweſenden leicht vermuthen; jeder war neugierig, jeder hatte ſeine eigenen Gedanken darüber und theilte ſie ſeinem Nachbar mit, als plötzlich ein Diener mit dem Angſtgeſchrei

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Vierundbreißigſtes Bändchen.

Ugolino.

Zweiter Theil.

Die ſchwere Wahl.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

Ugolino.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

18.

Den folgenden Tag hatte der Markgraf eine
agd angeſtellt, bei der jedoch keine Frauen zu-
gen waren, da Pariſina nicht Theil daran
hmen wollte. Er verließ mit einem großen
efolge am frühen Morgen das Schloß, und
hien heute in froher Stimmung hinter Hirſch
nd Eber zu jagen. Ugolino, der ihn ſtets be-
leitete, fühlte ſich durch dieſe Stimmung be-
higt, denn das Gefühl der Schuld mahnte
n ſtets, und jeder finſtere Blick des Markgra-
n weckte den Gedanken in ihm, der Markgraf
enne ſeine Schuld, und dann gedachte er nicht
n ſich, für ſie allein fürchtete er. Heute aber
ar der Markgraf beſonders freundlich gegen
hn, ſcherzte, was er nur ſelten that, und da

die Jagd überdies auch glücklich war, theilte sich die Heiterkeit dem ganzen Jagdgefolge mit. Schon mancher Hirsch hatte verendet, manchen Keuler die muthigen Doggen niedergeworfen, als der Markgraf befahl, das Zelt aufzuschlagen, unter welchem er Tafel hielt, die er jedoch bald wieder aufhob, und zu Jedermanns Erstaunen, die Jagd einzustellen und den Rückweg anzutreten befahl, der auf flüchtigem Rosse bald zurückgelegt war.

Im Schlosse angelangt, befahl er Ugolino, ihm in sein Gemach zu folgen. Er sagte dies zwar freundlich, doch glaubte der junge Mann, der seinen Herrn nur zu genau kannte, durch die Freundlichkeit finstern Ernst durchschimmern zu sehen. Er betrat das Gemach mit klopfendem Herzen, wo er den Markgrafen auf einem Lehnstuhle sitzend fand, der ihm näher zu treten winkte.

Du bist jetzt in dem Alter, Ugolino, hob er an, wo in des Mannes Brust sich die Leidenschaft regt und wo er im Kreise der schönen Frauen umherschaut, sich die Schönste zu wählen. Ich habe bis jetzt nicht bemerkt, daß Du unter den Jungfrauen am Hofe meiner Gemahlin irgend eine vorgezogen hättest, und deshalb,

da ich nun immer wie ein gnädiger Herr mich Deiner angenommen habe, und es für Zeit halte, daß Du Dich vermählst, habe ich für Dich, und wahrlich etwas Treffliches gewählt. Der Markgraf hielt einen Augenblick inne, während welchem er Ugolino scharf beobachtete. Dieser stand, seiner Schuld gedenkend, hocherröthend vor seinem Herrn.

Ich habe bei Leonore Montaldo für Dich geworben, und bin nicht zurückgewiesen worden, fuhr jetzt der Markgraf fort. Sie ist die schönste Jungfrau Ferrara's, die reichste Erbin des Landes; Tausende werden Dich beneiden. Geh' noch heute zu ihr, wirb um ihre Hand, sie wird Dir nicht versagt werden.

Herr und Gebieter! nahm nach langem Kampfe endlich Ugolino mit Fassung das Wort. Stets war mir Euer Wille Gebot, noch nie wagte ich es, ihm zu widerstreben, nicht einmal der Wunsch ist noch in mir aufgestiegen, ihm widerstreben zu wollen, und doch kann ich Euch jetzt nicht gehorchen. Ich sehne mich noch nicht nach häuslichem Glück, mein jugendlicher Muth, nennt es vielleicht Uebermuth, treibt mich hinaus in die Welt, und aller Fesseln ledig möchte ich frei wie der Vogel in der Luft umher flat-

tern und fliegen. Mein Schwert sei mein Weib, Thaten die Kinder, die der Krieg mir gebären soll; ein Weib wäre mir jetzt noch eine Last, die mich drückte. Vielleicht, wenn der Uebermuth der Jugend vorüber ist, ein Lorbeerreis um meine Schläfe sich wand, und ich mir einen Namen erkämpfte, der selbst dem Sohne des Bettlers, nur mir nicht, zum kargen Erbtheil ward, dann könnte wohl der Wunsch in mir aufsteigen, neben meinem Weibe mich auszuruhen und, an thatenreiche Vergangenheit denkend, mein Auge von einer schönen Hand fesseln zu lassen, die mit Grazie die Spindel dreht. Bis dahin aber, mein gnädigster, mein gütigster Herr, verlangt nicht, daß sich mein freier Sinn in den engen Käfig bei einem Weibe sperre, für die mein Herz nichts fühlt; gönnt mir, hier nur meinem Willen zu folgen.

Hast Du geendet, unkluger Knabe, fuhr der Fürst mit Heftigkeit auf. Hast Du, Lüge auf Lüge häufend, mich durch Deine glatten Worte zu bethören geglaubt? — Wähnst Du, ich wisse nicht, daß, statt sich hinaus in eine Thatenwelt zu sehnen, Du mit glühender Leidenschaft einem weiblichen Wesen zugethan bist, und diese thörigte Liebe allein Dich abhält, Dich in meinen

Willen zu fügen? Gleisneriſcher Bube! Ungeſtraft verſucht man nicht, mich zu hintergehen. Leugne, daß Du liebſt, wenn Du die Frechheit haſt, es mir gegenüber zu thun!

In Ugolino erſtarb jegliche Furcht, das Wort Bube trieb das Blut auf ſeine Wangen und ermuthigte ihn; er glaubte, das heilige Gefühl ſeines Herzens, dieſe reine Himmelsflamme, wie er wähnte, nicht verleugnen zu dürfen, und er ſprach, ohne zu beben, mit feſter Stimme: Ja, mein gütiger Herr, mein edler Herr, ja, ich liebe!

Und wer iſt das Götzenbild, das Du anbeteſt? fragte der Markgraf, und ſein ſtrenger Blick heftete ſich zürnend auf Ugolino.

Verzeiht, wenn ich Euch den Namen meiner Geliebten nicht nenne, ein Eid bindet mich, erwiederte dieſer.

Darf ein Eid Deine Pflicht gegen mich binden? fuhr der Markgraf, immer zorniger werdend, fort. Doch den Namen dieſer Elenden brauch' ich nicht zu wiſſen, um meinen Willen durchzuſetzen. Du gehſt von hier zu Leonore Montaldo oder ins Gefängniß. Dies ſagend erhob er ſich von ſeinem Seſſel und winkte Ugolino, ſich zu entfernen, und als dieſer noch

ſprechen wollte, gebot ihm ein donnerndes: Geh! zu ſchweigen und zu gehen.

Als Ugolino in der weiten Halle noch unſchlüſſig ſtand und darüber nachſann, was er thun ſollte, trat das Schreckliche ſeiner Lage in den grellſten Farben vor ihn. Er ſah das Gewitter heranziehen und hörte ſchon in der Ferne die Donner rollen. Alſo von hier aus trifft der Blitz, der uns zerſchmettern ſoll? murmelte er vor ſich hin, ging aber mechaniſch der Treppe zu, die nach Leonorens Zimmer führte. Alſo ſie verlangt mich zum Preis ihrer Verſchwiegenheit? — O Du hatteſt Recht, Pariſina, wenn Du Verrath fürchteteſt! — Hätte er nur einen Augenblick ſie ſprechen, ſich mit ihr berathen können, aber ſchon ſtand er vor Leonorens Zimmer, ein Druck der Klinke, das Oeffnen der Thür, und ſein Schickſal hatte das Loos geworfen. Noch ſtand er unſchlüſſig vor der Geſchloſſenen, noch ſann er nach, was er der Verhaßten ſagen, wie er der Sache entgegen kommen ſollte, als er, keinen Entſchluß faſſen könnend, mit Haſt die Thüre aufriß und vor Leonoren ſtand. Sie ſaß am Fenſter, den Kopf auf ihren ſchönen Arm geſtützt; noch entquollen Thränen ihrem feuchten Auge, doch als

hereinſtürzte „Helft, helft, Ihr Herren, der General liegt ermordet im Hofe!“

Alle ſprangen auf und ſtürzten mit gezogener Wehr hinunter „Nach dem Garten flohen die Mörder“ rief der Diener, der ſich über den Leichnam ſeines Herrn geworfen hatte, ihnen zu und Peter Guler, an der Spitze derer von Salis, eilte nach dem Garten. Hier ſahen ſie bei dem Scheine des eben aufſteigenden Mondes eine dunkle Geſtalt durch die aufgeſprengte Gartenpforte, die nach Außen führte, davon eilen. Einige folgten ihr, die Andern durchſuchten den Garten und fanden — Marie in einem dunklen Bogengange mit fliegenden Haaren, Blutflecken an ihrem Gewande, ein blutriefendes, kurzes Schwert in ihrer Hand, da ſtehend, bleich wie der Tod. Auf alle Fragen, mit denen man ſie beſtürmte, gab ſie keine Antwort, zeigte mit der Hand nach der offenen Pforte und als man ihr zu folgen befahl, gehorchte ſie willig und ſchritt zwiſchen Peter Guler und Rudolph von Salis wankend dem Hauſe zu.

Als ſie auf dem Hofe bei dem Ermordeten vorüber kamen, an dem der herbeigeeilte Wundarzt ſeine Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen verſchwendete, erfaßte Salis ihre Hand und führte ſie zu dem Todten „Blick' her, Mörderin!“ rief er mit donnernder Stimme und zeigte auf den von zehn Wunden durchbohrten Leichnam. Sie aber, einen Blick auf den Ermordeten werfend, that einen lauten Schrei, ſchleuderte das blutige Schwert über ihn hin und ſank leblos nieder.

---

er ihr nahte, sprang sie rasch auf, hohe Purpurröthe umzog ihre Wangen und sie zitterte heftig.

Ich komme auf Befehl des Markgrafen, meines Herrn, um Eure Hand zu werben; ich komme, Euch zu sagen, daß ich dies nur gezwungen und wider Willen thue. Somit habe ich meines Herrn Befehl befolgt, befolgt was mein Herz mir gebot, und nun entscheidet über unser Schicksal! — Hat meine Hand noch Werth für Euch? —

Leonore stand eine Weile noch mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, doch schnell erhob sie ihr Haupt, sah mit stolzem Blick auf Ugolino und sagte, jedes Wort scharf betonend: Ich weiß jetzt genug! Euch werde nicht meine Hand zu Theil, ich verschmähe die Eure, aber das Schicksal, das in meiner Hand liegt, sollt Ihr durch mich empfangen! — Und nun entfernt Euch! — Sie wandte ihm bei diesen Worten, einen stolzen Blick auf ihn werfend, den Rücken und verließ das Gemach.

Parisina! seufzte Ugolino tief auf, und von traurigen Ahnungen begleitet begab er sich auf sein Zimmer. Hier fand er ein Schreiben seiner Mutter, die ihn heute Abend um die zehnte

Stunde in ihrer Villa zu sprechen verlangte. Ich werde kommen, sagte er, wenn die eiserne Thür des Kerkers mich nicht daran hindert. O, Mutter, Mutter, Deine Ahnung trog Dich nicht! Er blieb ruhig in seinem Gemache, sein Schicksal dort zu erwarten, doch Niemand störte ihn, keine Kerkerthür schloß sich hinter ihm, er konnte frei und ungehindert in der zehnten Stunde nach der Villa gehen.

Verweilt einen Augenblick in der Halle, bat ihn Josepha, die geweint zu haben schien. Eure Mutter wird gleich hier seyn. Ach, wie seht Ihr so verstört aus, lieber junger Herr, ist Euch nicht wohl?

Mir ist wohl, erwiederte er, ängstige Dich darum nicht! Josepha steckte zwei Kerzen an, stellte sie auf den Tisch, und da sie sah, daß ihm heute jede Unterhaltung unlieb war, ließ sie ihn allein.

Es war ein eigenes Gefühl, das sich in Ugolino's Brust regte, als er sich wieder an dem Orte sah, wo er so oft an der Mutter Brust geruht, wo er mit Melitta so manchmal gescherzt und gespielt, so manchen süßen Traum geträumt hatte. Sein Auge fiel, indem er an seine Jugendzeit dachte, auf die Laute, die noch

an gewohnter Stelle hing. O, wie hat ſich Alles ſeit jener Zeit geändert! rief er, Du biſt verſtummt, Deine Saiten ſind geſprungen, ihre liebliche Hand entlockt Dir keine Töne mehr; auch die Saiten meines Herzens werden bald zerſpringen, auch ich werde bald verſtummt ſeyn! — Da ſchellte es, Joſepha ſprang hin, um zu öffnen, Ugolino folgte ihr, und lag an der Mutter Bruſt.

Mein armer Sohn! ſeufzte die Tiefbetrübte, mein armer, unglücklicher Ugolino! — Doch keine Klagen! — Auf Rettung müſſen wir denken, ehe es zu ſpät iſt. Sie betraten jetzt die Halle, und Ugolino war nicht wenig erſtaunt, als er auch den Grafen Tebaldo, der mit der Mutter gekommen war, hier eintreten ſah.

Mein Sohn, nahm hier die Mutter das Wort, Du ſtehſt, wie mir der edle Graf hier berichtet hat, am Rande des Verderbens. Du ſollſt um Leonore Montaldo's Hand werben, wirſt Du es thun? — O, bedenke, nur durch ſie iſt noch Rettung! Entſage Deiner ſchwärmeriſchen, ſchuldbeladenen Liebe, empfange das ſchöne, reiche Mädchen aus des Markgrafen Hand und rette ſo Dich und Pariſina.

Noch iſt es Zeit! ſagte der Graf. Ich weiß,

daß Dir der Markgraf drei Tage Bedenkzeit bewilligen wird. Geh' zu Leonoren, biete ihr Deine Hand, sie wird sie nicht verschmähen, denn auch sie hat eine thörigte, wahnsinnige Leidenschaft für Dich gefaßt, ihr gnügt Dein Besitz auch ohne Dein Herz.

Ugolino hatte dies Alles lächelnd mit angehört. Wie könnt Ihr glauben, edler Herr, sprach er, und sein Auge flammte, wie kannst Du glauben, geliebte Mutter, daß ich mich so entehren und aus der Hand eines solchen Weibes meine Rettung erbetteln könnte. Wie oft habe ich Euch gesagt: meine Liebe ist unvertilgbar! Und stände der Nachrichter mit dem Henkerbeile in der Hand neben dem Markgrafen, wüßte ich, daß der nächste Augenblick der Augenblick meines Todes sei, ich würde hundertmal lieber mein Leben opfern, als daß ich meine Liebe zum Opfer brächte. Fest steht das in mir, fest wie der Glaube an einen milden Richterspruch da oben!

Ich sah Deine Antwort voraus, erwiederte Tebaldo. Ich selbst, ich muß es frei gestehen, finde etwas Entehrendes in dem Schritte, den zu thun wir Dir vorschlugen. Darum will ich Deine Grundsätze nicht weiter bekämpfen, aber

Dir ein zweites Rettungsmittel vorschlagen, das ein geringeres Opfer von Dir heischt und nicht entehrend ist. Der Markgraf reist in wenigen Tagen nach Mantua, nimm diesen Zeitpunkt wahr und fliehe nach Deutschland; in Italien bist Du nirgends vor seiner Rache sicher.

Ja, mein Sohn, thue das! bat die betrübte Mutter. Fürchte nicht, daß Du, ohne die Gnade des Markgrafen, dort in fremdem Lande Noth leiden solltest. Wisse, ich bin reich genug, um in jenem Lande mit Dir mit Anstand zu leben, und meinem ritterlichen Sohne soll es dort nicht an Gelegenheit fehlen, sich immer höher und höher schwingen zu können; auch in der Fremde kann Dir der Lorbeer grünen, und kann auch für Dich dort noch eine Rose blühen.

Ugolino erwiederte auf alles dieses nichts, nur schüttelte er verneinend sein Haupt.

Glaubst Du, daß es entehrend sei, vor der Gefahr zu fliehen, nahm jetzt Graf Tebaldo das Wort. Auch diesen Satz, der eigentlich hier nicht anwendbar ist, will ich nicht ganz bestreiten. Aber bedenke, daß es sich hier nicht um Deine Ehre allein handelt, daß mit Dir auch die Fürstin fällt. Liebst Du sie wahr, liebst Du sie uneigennützig, so mußt Du Alles, Alles

für sie opfern; Dein Leben gilt hier nur wenig, mit diesem Opfer rettest Du sie nicht, wohl aber durch eine schnelle Flucht; denn ohne Beweis würde nie der Markgraf sie verdammen, ich glaube, Leonore nie den Muth haben, sie anzuklagen. Ueberlege dies! — Und noch eins! Traue weder dem ruhigen, freundlichen, noch dem ernsten Blick des Markgrafen; er ist dem Löwen gleich, der ruhig liegt und auf seine Beute ausharrend lauert; deshalb keine Zusammenkunft mit Parisina mehr, der Verräther wacht und ihr wäret verloren.

Die Worte des alten Mannes schienen nicht ohne Wirkung an Ugolino vorüber gegangen zu seyn, er verfiel in Nachdenken, das der Graf plötzlich störte.

Ich habe heute mit der Fürstin gesprochen, habe ihr unverhohlen gesagt, daß ich ihr Verhältniß zu Dir kenne, habe ihr mit wahrhaft väterlichen Worten die traurigen Folgen Eures thörigten Verhältnisses vorgestellt und ihr den Abgrund gezeigt, an dem Ihr steht. Auch sie sieht nur in schneller Flucht das einzige Rettungsmittel für Dich, und läßt Dich durch mich bitten, meinen Rath zu befolgen. Eben weil sie Dich unaussprechlich liebt, denkt sie nur an

Deine

Deine Rettung, thue desgleichen und denke nur an die ihrige. Du ſchwankſt noch? — Soll ich irre an Dir werden, Ugolino, ſoll ich glauben, Dein Wahnſinn wäre ſo ſtark, daß Du ſie, welche Dir Alles ſeyn ſoll, aus irgend einer thörigten Anſicht dem Verderben weihen könnteſt? Ich hoffe es nicht!

Ich will fort von hier! rief Ugolino plötzlich. Ehe der Markgraf von Mantua zurückkehrt, bin ich ſchon fern, fern von ihr. Mag auch mein Herz verbluten —

Beſſer Dein Herz als Dein Rumpf, fiel ihm Tebaldo in die Rede. Beſſer ſolch eine Wunde im Herzen, Zeit und Vernunft heilen ſie bald, als das Beil des Nachrichters auf Deinem Nacken.

Ugolino blickte bei dieſen Worten zürnend auf den alten Mann. Ich gehe von hier, wiederholte er dann, um ſie zu retten, nicht mich; aber ohne Lebewohl geh' ich nicht. Ich muß noch einmal in mein Paradies ſchauen, ehe ich mich im entfernten fremden Lande einer Hölle nahe, die ohne ſie für mich überall ſeyn wird. —

Du ſprichſt als ein unerfahrner, thörigter Mann! unterbrach ihn Tebaldo zürnend. Tauſende finden in der Fremde eine neue Heimath,

die sie gern aufnimmt, und für Tausende entblühten neue Rosen neben der im Strome der Zeit Entschwundenen. Nimm ihr Bild als eine heilige Erinnerung mit Dir, bewahr' es in Deinem Herzen, bewahr' es bis zum Tode, aber glaube nicht an die Ewigkeit hoffnungsloser Liebe, dies ist ein schöner blüthenvoller Traum der Jugend, man fühlt sich zu glücklich, um nicht gern fortzuträumen; wenn uns aber ein neues Morgenroth weckt, ist der Traum verschwunden.

Nun lebt wohl! sagte er nach einer Pause, und hüllte sich wieder in seinen Mantel. Rosse hast Du selbst, die darf ich Dir nicht bieten, aber einen vollen Seckel mußt Du von mir mit auf die Reise nehmen, diese Bitte kannst Du mir nicht versagen. Jetzt will ich die kindlichen Ergießungen an der Mutter Brust nicht stören. — Gute Nacht! Er ging und ließ Beide allein.

Also Dein Entschluß steht fest, Ugolino? nahm jetzt die Mutter das Wort.

Ja, Mutter! murmelte er, doch seine Gedanken waren nicht bei ihr.

Nun, so sei Gott gedankt! — Wohin willst Du ziehen?

Wohin mich mein Roß führt.

Und soll Deine Mutter Dir nicht folgen?

Willst Du allein, Deinem Gram überlassen, dastehn, wo Du ohne Freund, ohne theilnehmendes Herz bist, Du mit Niemand von Deinem Kummer sprechen kannst, Niemand Dich zu trösten versteht? — Reite gen Augsburg, es soll eine schöne Stadt seyn, wo Künste und Wissenschaften so herrlich blühen, wie in den Städten Italiens; da finden wir eine Jugendfreundin, die von Siena dorthin heirathete, dahin folg' ich Dir. — Doch, Du hörst nicht auf mich, Deine Gedanken sind abwesend, der Mutter ist Dein Herz nicht mehr geöffnet.

Nein, wahrlich nein! rief er, sie in seine Arme schließend. Nach ihr seid Ihr mir das Theuerste auf der Welt — doch heute — der Gedanke langer, ewiger Trennung — der Gram, der mein Herz zernagt —

Ich kann ihn fühlen und verzeihe Dir deshalb, sprach die Mutter besänftigt. Aber ehe Du von hier gehst, muß ich Dich noch einmal sehen und Dir Lebewohl sagen; wann und wo sollst Du erfahren.

Wo haltet Ihr Euch auf, Mutter? fragte Ugolino. Warum verbergt Ihr Euch vor mir?

Damit Du unwissend bist, wenn der Markgraf mein Asyl durch Dich erforschen wollte,

erwiederte sie. — Willst Du Melitta nicht noch einmal sprechen? fragte sie dann. Am Sprachgitter könnte es Dir wohl erlaubt werden.

Wozu könnte das nützen, Mutter?

Auch sie wünschte noch einmal ihr Paradies zu sehen; kannst Du ihr den Wunsch verargen?

Ich werde ihr diesen schmerzvollen Trost reichen, Mutter, erwiederte er; die Arme verdient es wohl, daß ich mich in Liebe von ihr trenne. Morgen, übermorgen, wenn es ist.

So komm übermorgen vor der Vesper, da wirst Du Schwester Thereſe, das ist jetzt ihr Klostername, am Sprachgitter finden; auch wird sie Dir sagen, wann und wo wir uns wiedersehen werden. Jetzt geh, mein Sohn, und nimm den Trost mit, daß Deine Mutter diesen Ort viel beruhigter verläßt, als sie war, da sie ihre alte Wohnung wieder betrat. Dank Dir für diesen Trost, er wird mich in meine Klause begleiten! — Sie drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Ach, wenn es nur nicht das letzte Mal ist, daß ich Dein Herz schlagend an dem meinen fühle! jammerte sie. Doch Muth! Gott wird Dich mir erhalten!

Sie trennten sich; Josepha küßte ihm beim Scheiden an der Pforte die Hand, und er fühlte

19.

Als ſie erwachte, befand ſie ſich in einem ihr unbekannten, ärmlichen Gemache, wo durch ein kleines vergittertes Fenſter die Morgenſonne freundlich auf ihr Lager ſchien. Sie ſprang auf — „Wo bin ich?“ rief ſie „Blut an meiner Hand, Blut an meinem Kleide?“ Die Erinnerung mochte ihr in dieſem Augenblicke das, was ihr in vergangener Nacht begegnet war, vorführen, denn ſie fing bitterlich an zu weinen, ging händeringend auf und ab und ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſtützte ihr gebeugtes Haupt und ſchien ſo die Begebenheiten an ſich vorüber gehen zu laſſen. Endlich ſtand ſie auf, hob die Hände gen Himmel und ſprach: „Auf Dich, mein Gott, ſteht mein Vertrauen unwandelbar! Du vergiebſt dem reuigen Sünder, vergieb auch mir wenn ich fehlte!“

Als ſie dies geſprochen, raſſelte die Thüre auf und der Kerkermeiſter trat, von zwei Rathsdienern begleitet, ein. „Folgt mir!“ befahl er ihr; ſie gehorchte, ſchritt zwiſchen den Männern eine Wendeltreppe hinauf und wurde dann über einen langen Gang nach dem Vorplatze des Gerichtsſaales geführt, der von vielen hundert Neugierigen angefüllt war — „Seht, das iſt die Mörderin von Georg Jenatſch, dem Retter unſers Landes, das iſt ſie, die ihn niederſtach, weil er ſie nicht ehelichen wollte!“ — „Warum gab ſie ſich ihm hin!“ rief ein Anderer — „Sieh, noch klebt ſein Blut an ihrem Kleide! — Schlagt ſie todt!“ rief ein Dritter — „Richtet nicht, auf daß auch Ihr nicht gerichtet werdet!“ ſprach jetzt ein Greis, der ſie lange genau betrachtet hatte „Ihr Bürger!“ ſagte er

ihre Thränen darauf rollen. Muß denn der Schmerz jeden erfaſſen, der ſich mir naht? rief er, ſelbſt von bitterm Schmerz ergriffen, und kehrte, nur von traurigen Gedanken begleitet, nach dem Schloſſe zurück.

19.

Als der Markgraf am andern Tage Ugolino unter den Hofleuten ſtehen ſah, winkte er ihm und trat mit ihm in eine Fenſtervertiefung. Uebermorgen reite ich nach Mantua, ſagte er, und ſein Auge ruhte finſter auf dem jungen Manne. Du begleiteſt mich nicht. — Bis Uebermorgen Abend gebe ich Dir Bedenkzeit, haſt Du Dir da nicht Leonorens Hand erworben, ſo fürchte meinen Zorn! Uebrigens ſtehſt Du noch in meinem Schuldbuche eingetragen. Ehe noch Ugolino antworten konnte, gab ihm der Markgraf ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen, er verbeugte ſich und trat in den Kreis der Hofleute zurück. Dieſe waren erſtaunt, den Fürſten auf dieſe Weiſe mit ſeinem Lieblinge ſprechen zu ſehen, ſie glaubten ihn ſchon in Ungnade und Mancher zog ſich von ihm zurück.

Doch das kümmerte Ugolino wenig, schwerere Sorgen drückten ihn, als die Gunst wetterwendischer Hofleute, und kaum durfte er sich entfernen, als er sich wieder einsam auf seinem Zimmer befand, wo er während des ganzen Tages, sich seinem Schmerz überlassend, blieb. Auch den folgenden verbrachte er in Einsamkeit, doch mußte er sein Zimmer verlassen, als die Stunde nahte, in welcher er Schwester Therese am Sprachgitter zu sehen versprochen hatte.

Mit sonderbarem Gefühle betrat er das Kloster. Die öden Kreuzgänge, durch welche ihn eine alte Laienschwester führte, wo in Stein gehauene leblose Gestalten in geistlicher Tracht das Grab irgend einer Aebtissin oder Klosterschwester bezeichneten, und das Bild der mater dolorosa, das in jeder Ecke des Kreuzganges in einer Nische aufgestellt war, ergriffen sein aufgeregtes Gemüth. Mehr aber noch als alles dies konnten den Lebensmüden der von dem Kreuzgange eingeschlossene Garten, wo Rose und Jasmin und manche andere seltene Blume die Gräber der Verschiedenen umdufteten, die hier die vielleicht lang entbehrte Ruhe fanden, diese von Blüthen und Blumen umgebenen Ruhestellen des Todes leicht die Sehnsucht wecken, auch

bald unter Blumen zu ſchlummern und den ewigen Traum von Himmelsglück und Seligkeit zu träumen. Auch Ugolino beſchlich die Sehnſucht, als er ſo manches einfache Kreuz zwiſchen Roſengebüſch hindurchſchimmern ſah, auch ihm dünkte es, daß unter duftenden Blüthen und unter kühler Erde der ewige Schlaf ſanft ſeyn müſſe.

Die Laienſchweſter hatte geduldig gewartet, während Ugolino den freundlichen Todesgarten betrachtet hatte, jetzt aber, da er immer noch ſinnend da ſtand, erinnerte ſie ihn, daß die Stunde der Vesper nahe und er keine Zeit zu verlieren habe, wenn er Schweſter Thereſe noch ſprechen wolle. Dieſe Mahnung weckte ihn aus ſeinen Träumen und er folgte der Eilenden nach dem Sprachgitter.

Als er in das kleine mit einem vergoldeten Gitter getheilte Gemach trat, fand er Melitta mit einer alten Nonne ſeiner ſchon harrend. Er erſchrak, als er das Mädchen ſah, die im groben Nonnengewand, mit herabgelaſſenem Schleier und kreuzweis über die Bruſt geſchlagenen Armen vor ihm ſtand und ihn mit den Worten begrüßte: Seid mir willkommen, Herr Ugolino, Dank, daß Ihr meinen letzten irdi-

ſchen Wunſch erfüllt habt! Ewige Trennung wird dem Herzen ſo ſchwer, keine Hoffnung des Wiederſehens lindert ſeinen Schmerz; das von uns gewaltſam getrennte muß ſich vor unſerm Auge in grauer Nebelferne verlieren, und die Zeit den Pfeil aus der wunden Bruſt ziehen, oder der Tod drückt ihn tiefer ein und trifft endlich das Leben; dann erſt: Wohl uns!

Während ſie dies ſprach, hatte ſich die alte Kloſterſchweſter fortgeſchlichen und die Beiden allein gelaſſen; ſie mochte zwiſchen den finſtern Mauern noch ein theilnehmendes Herz bewahrt haben.

Ihr zieht morgen von hier? unterbrach jetzt Schweſter Thereſe die Stille, denn Ugolino hatte noch kein Wort geſprochen, noch nicht die ehemalige Gefährtin ſeiner Jugend begrüßt; ihn jammerte das Mädchen im Nonnengewande, und ſein Gedanke war nur ein tiefer Schmerz. Erſt durch dieſe Frage kam er zur Beſinnung und erwiederte: Uebermorgen, liebe Melitta!

Nennt mich nicht mehr bei dieſem Namen, Herr! ſagte ſie traurig. Ich habe ihn mit der Hoffnung in der Welt zurückgelaſſen; ich bin jetzt Schweſter Thereſe.

So wirf den Schleier zurück, unglückliches

Mädchen, daß ich wieder in Dir die Gefährtin meiner Jugend erkenne, bat er, denn dieser Ort, diese Tracht entfremdet Dich mir. Schwester Thereſe gehorchte, ſie warf den Schleier zurück, und das ſchöne ausdrucksvolle Geſicht des Mädchens zeigte ſich Ugolino bleich und abgehärmt, alle Roſen waren verblüht, jede Gluth des Lebens ſchien erloſchen. Da rollten Thränen über Ugolino's Wangen, ein unnennbarer Schmerz ergriff ihn. Arme Melitta! rief er und ſtreckte die Hand nach ihr, die ſie jedoch des dichten Gitters wegen, das ſie trennte nicht erfaſſen konnte.

Arm bin ich nicht, Herr, auch nicht zu beklagen, erwiederte ſie ſanft und ergeben. Hab' ich nur erſt vergeſſen lernen, dann wird Madonna mich ſtärken und meinen Blick der Zukunft, nicht der Vergangenheit zuwenden. —

Vergeſſen willſt Du mich, das iſt Dein Wunſch, Dein Gebet? ſagte Ugolino, von dieſem Gedanken ſchmerzlich ergriffen.

Ja, Herr! Es ſoll nicht ſchwer ſeyn es zu können, meint Ihr es nicht auch? — Doch bald hätte ich vergeſſen, lenkte ſie ein, und die Bitterkeit, die ſich für den Augenblick in ihr Gemüth geſchlichen hatte, war ſchon verſchwun-

den. — Heute Abend, wenn es dämmert, erwartet Euch die Mutter in der Villa, und nun — die Glocke der Vesper ertönte, ihr Schleier sank schnell und bedeckte ihr trauerndes Antlitz — Nun lebe wohl, Mann meiner Liebe, lebe wohl! Gott möge Dich vor Gefahren schützen! — Die Klosterschwester trat jetzt ein. — Lebe wohl! Ruhe Deinem Gemüthe, Friede Deinem Herzen! lispelte sie ihm leise zu und verließ schnell das Sprachzimmer. Gleich darauf trat die Laienschwester ein, um Ugolino zurück nach der Pforte zu geleiten.

Als er durch den Kreuzgang schritt, warf er noch einen Blick auf den Blumen geschmückten Friedhof. Da sah er zwei hohe Cypressen mit ihren belaubten Kronen einsam stehen, rings um sie grünte der Rasen, und ein kleiner Wasserstrahl, der aus dem Klostergemäuer quoll, rann hier dicht neben ihnen in ein marmornes Wasserbecken. Kein Kreuz, des Todes Siegeszeichen, erhob sich hier über grünem Hügel, keine Blume erfrischte sich am kühlen Marmorbecken, der Tod schien hier seines Reiches Grenze gefunden zu haben. Dort sollte sie ruhen, murmelte er vor sich hin, dort, wo es kühl und schattig, einsam und traulich ist, dort

sollte ihr Hügel sich erheben, der einst ihr frommes Herz decken wird, dort wär' ein stiller Platz für Melitta's Ruhebett!

Kommt nur, edler Herr, ich versäume sonst ganz die Vesper, mahnte die Laienschwester, und trieb ihn fast von diesem schauerlichen Orte hinweg. Hab' ich doch noch Niemand gesehen, der so lange, so theilnehmend unsern Friedhof betrachtet hätte; man sollte meinen, Ihr sehntet Euch nach solchem Ruhelager. Je nun! — Auch die Jugend steht oft, ohne es zu ahnen, an ihrem offenen Grabe. Kommt nur, kommt! Gott möge Euch noch langes Leben schenken!

Die Worte der alten Schwester hatten Ugolino sonderbar ergriffen, er wußte selbst nicht warum, und so verließ er in trauriger Stimmung das Kloster und wanderte, obgleich es noch nicht dämmerte, der Villa zu, die Mutter dort zu erwarten. Er schellte, und Josepha öffnete ihm die Pforte.

Ihr kommt heute zu früh, redete ihn die Geschwätzige an, noch ist die Signora nicht hier. Aber sagt mir nur, ist es denn wahr, daß wir das schöne Italien verlassen und über die Alpen ziehen wollen? Mir ist schon befohlen worden, das Nöthige zur Reise zu packen. — Und

zieht Ihr mit uns, Herr, oder bleibt Ihr hier? Mit allen diesen Fragen bestürmte die Amme Ugolino, der ein kurzes: Ich weiß es nicht, gute Josepha, erwiederte und ihre Neugierde eben nicht dadurch befriedigte, aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein, ich habe Mancherles zu überdenken, zu überlegen, daß ich der Einsamkeit bedarf.

Hm! brummte Josepha vor sich hin. Hier wird es mit jedem Tage trauriger, mir ist, als müßte ein neues Unglück über uns kommen, die Luft wird so schwül wie vor einem Gewitter; Keiner hat mehr Vertrauen zum Glück und zu Gott! setzte sie seufzend hinzu; sie ließ Ugolino allein.

Dieser war absichtlich so früh nach der Villa gekommen; er wollte noch einmal den Ort durchwandern, wo er an der Mutter Brust so oft geruht, so oft an Melitta's Hand durch die finstern Gänge gewandelt war, so oft unter den dunkeln Cypressen unter traulichem Gespräche mit der Mutter gesessen hatte. Aber wenn er auch alle traulichen Plätzchen besuchte, wo die Erinnerung ihm sattsamen Stoff bieten konnte, sein Geist blieb an der Gegenwart hangen, der Gedanke der Trennung verdrängte jeden andern.

Also morgen, seufzte er tief auf, morgen,

wenn der Mond aus Wolken hervortritt, dann — o, dann ſchwing' ich mich, ein freiwillig Verbannter, ein Flüchtling, auf mein Roß und jage, ihr Bild, ihr herrliches Bild in meinem Herzen, durch die dunkle Nacht auf unbekannten Wegen nach unbekannten Landen; dann habe ich ſelbſt mein Loos geworfen. So lange der Markgraf lebt, Ade, Vaterland, Glück und Hoffnung! — In dieſem Selbſtgeſpräch ſtörte ihn die Mutter, die ſich unbemerkt genaht hatte. Sie ſchien heute heiterer als gewöhnlich und die ängſtliche Beſorgniß von ihr gewichen zu ſeyn.

Ich komme, Dir nur auf kurze Zeit Lebewohl zu ſagen, mein geliebter Sohn, begann ſie, und mit Dir, Deiner Reiſe wegen, das Nöthige zu beſprechen. Ich rathe Dir, den Weg über Verona nach Trient zu nehmen und mich dort zu erwarten. Dort biſt Du ſicher, der Biſchof ſo wenig wie der edle Erzherzog von Oeſtreich werden Dich ausliefern, wenn der Markgraf Deinen Aufenthalt erführe; überdies werde ich Dir in einigen Tagen folgen. Nimm nur das nöthigſte Gepäck und nur einen Diener mit, damit Du durch nichts auf Deiner Reiſe aufgehalten wirſt und hier Niemand durch Deine Zubereitung von Deiner Flucht etwas ahnen

könne. Hier sind 100 Zechinen, die mit dem, was Du von dem edlen Grafen anzunehmen nicht verweigern kannst, für den Augenblick hinreichend seyn werden: Ich folge Dir mit den nöthigen Wechseln, die zu erhalten ich hier Vorsicht gebrauchen muß. Dann ziehen wir nach Augsburg, leben dort ein stilles trauliches Leben, plaudern von dem Vergangenen, malen uns eine bessere Zukunft und saugen einen Tropfen Hoffnung nach dem andern ein, bis sie uns wieder ganz beseelt hat, und Du im Dienste eines edlen deutschen Fürsten zu Kampf und Schlachten ausziehst und Dir Ruhm und Ehre gewinnst.

Du vertraust dem Schicksal viel, gute Mutter! nahm Ugolino das Wort. Ich vertraue ihm nicht! Mit dem Pfeil im Herzen mag das edelste Wild auch hinfliehen, wohin es will, es flieht seinem Tode entgegen, und mit dem Lebewohl, das ich ihr morgen sagen muß, schwindet jedes Vertrauen auf Glück aus meiner wunden Brust.

Willst Du wirklich die Fürstin noch einmal sehen, Ugolino? fragte die besorgte Mutter.

Es ist mein heißester, mein einziger Wunsch, den ich in diesem Augenblick noch habe. Ich

dann und Alles ward still „In dem Gesichte des Mädchens steht die Unschuld geschrieben, verdammt sie nicht voreilig, Gott ist ihr Richter, nicht Ihr! — Schmäht die Arme nicht und hätte sie die That vollbracht, blieb sie immer eine Unglückliche und mit dem Unglück muß man Mitleid haben."

Marie hatte sich bei den Verwünschungen der Menge tief verwundet gefühlt, die Worte des Greises erhoben ihren Muth; sie dankte ihm mit wehmüthig lächelndem Blicke, er aber legte seine Hand auf ihre Stirn „Bist Du unschuldig, Mädchen," sprach er „so möge Gott Deine Richter erleuchten, daß sie recht richten! Bist Du schuldig, so thue Buße und Gott möge Dir ein barmherziger Vater sein!" Die Thüre öffnete sich „Man kommt, Dich vor Gericht zu führen, sei wahr — durch offenes Bekennen milderst Du Deine Schuld!"

Sie ward jetzt in den Richtsaal eingeführt, die Thüren schlossen sich hinter ihr.

An einem halbrunden, mit schwarzem Leder beschlagenen Tische saßen die Richter in ihrer schwarzen Kleidung und ihren langen Mänteln. Obenan der Stadtvoigt, ihm zur Rechten die fünf Oberzunftmeister, zur Linken die fünf ersten im Stadtgericht sitzenden Zunftmeister, alte, ernste, in der Gerechtigkeitspflege ergraute Männer, denen Alter und Gewohnheit das Herz gegen Mitleid gepanzert, das Auge für Schönheit theilnahmlos, unempfänglich gemacht hatte. Mehr gewohnt, das Verbrechen, als die Unschuld zu finden, glaubten sie auch, versammelt zu sein, nur die Schuld zu strafen, nicht die Unschuld zu entschleiern. Der Anblick dieser ernsten, kalten Gesichter, aus

konnte, ohne sie noch einmal gesehen, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, nicht aus Ferrara gehen. —

Thue es nicht, ich bitte, ich beschwöre Dich, thue es nicht! Mich ergreift bei diesem Gedanken eine unaussprechliche Angst, eine finstere Ahnung durchschauert mich.

Was ist Ahnung, Mutter? — Sie ist ein Traumbild, der Seele entstiegen, die, traurig oder selig, die Bilder der Zukunft mit ihren eigenen Farben malt. Im Rausch meines Glücks ahnete ich, durch Parisinas Liebe das höchste dauernde Glück der Erde, und ich selbst muß morgen Ahnung und Glück zerstören. Die Zukunft lüftet nie dem Erdengebornen ihren undurchdringlichen Schleier, Ahnung gehört der Phantasie, nicht der Offenbarung glücklicher oder trüber Empfindungen an. Unser Schicksal wird da oben schon bei unserer Geburt bestimmt, nicht menschliche Weisheit, nicht kräftiges Entgegenstreben wird es ändern, wir müssen zu dem uns gesetzten Ziele, ob es das rechte, das wünschenswerthe für uns ist, darnach fragt die Vorsehung nicht. Darum quäle Dich nicht umsonst; erst wenn das Geschick Deine Thränen verlangt, dann weine sie! — Auch vernimm zu

Deinem Troste, daß die Rosse an der geöffneten östlichen Pforte bereit stehen; habe ich Parisina verlassen, schwinge ich mich auf und jage davon.

Der Mutter war dies nicht Trostes genug; sie schüttelte bedenklich ihr sorgenbedecktes Haupt, doch als sie sah, daß nichts ihren Sohn von seinem Entschluß abbringen konnte, berührte sie die Zusammenkunft mit der Markgräfin nicht mehr, und erinnerte ihn nur noch, heute am Abend zu dem Grafen zu gehen, denn wenn man ihn morgen dort erblicken würde, könnte der Markgraf leicht auf den Verdacht kommen, der Graf sei von seiner Flucht unterrichtet gewesen.

Ugolino sagte deshalb bald der Mutter Lebewohl, die in der Hoffnung, ihm nach Trient zu folgen, beim Abschiede standhaft blieb, sagte der weinenden Josepha einige tröstende Worte und begab sich zum Grafen.

Auch dieser suchte ihn von der Zusammenkunft mit Parisina abzuhalten, aber auch seine Ermahnungen, seine Bitten waren vergebens; da gab er Ugolino noch einige weise Lehren, reichte ihm einen vollen Seckel, den dieser nur ungern annahm, und trennte sich mit schwere-

rem

rem Herzen von ihm, als selbst von der Mutter, denn er konnte nicht hoffen, ihn je wiederzusehen.

20.

Am andern Tage sah Ugolino den Markgrafen nur mit einem kleinen Gefolge sich zur Abreise anschicken. Ihn ergriff die Wehmuth, als er den stattlichen Mann, der ihn mit so viel Wohlthaten überhäuft, der den Vaterlosen bis zu sich emporgehoben, ihn unter allen seinen Dienern so sehr ausgezeichnet hatte, als er ihn das Roß besteigen und einen Andern ihm zur Seite seinen Platz einnehmen sah. Er fühlte in diesem Augenblick sein Unrecht doppelt, sein Undank erschien ihm im schwärzesten Lichte und als der Markgraf seinem Blick entschwunden war, warf er sich, außer sich vor Schmerz, auf einen Sessel und machte sich die bittersten Vorwürfe. Doch nicht lange, so sprang er auf. Bin ich denn so sehr strafbar? sprach er vor sich hin, opfre ich nicht freiwillig mein Glück, fliehe ich nicht fern von der Geliebten? — Konnte ich ihrem Himmelsglanze gebieten,

daß seine Strahlen nicht bis zu meinem Herzen drängen? Konnte ich mehr thun, als mit eigner Hand mein Herz zermalmen, und jeder Hoffnung, jedem Glück, entsagen? — Wahrlich nein, mehr konnte ein Sterblicher nicht! — Der Unglückliche vergaß ganz,, daß er den Frieden glücklicher Häuslichkeit gestört, daß er Parisinens Herz von ihrem Gemahl abgewendet, und wo bisher Vertrauen und Liebe die Tage verschönt, Mißtrauen und die Folgen geheimen Kummers die Heiterkeit und das fröhliche Leben aus dem Palaste von Ferrara verscheuchen würden. — Diese Gedanken, diese Beschönigung seines Unrechts ließen ihn endlich den Markgrafen vergessen, und schnell ergriff er die Feder und schrieb:

Geliebte!

Du verlangst, daß ich Ferrara verlassen soll. — Ich gehorche, wenn auch mein Herz darüber bricht. Aber ohne Dich noch einmal zu sehen, ohne Dir Lebewohl zu sagen, ohne noch ein Mal Dich in frommer Liebe zu umfangen, kann ich nicht von hier. Deshalb gönne mir noch das Glück, Dich zu sehen, nur einen Augenblick zu sehen. Darf ich hof-

ſen, Dich um die gewöhnliche Stunde an der Grotte zu finden? Ein freundlicher Blick von Dir, den Du mir aus Deinem Fenſter herabſendeſt, wird mir der Bote meines Glückes ſeyn.

Auf ſicherm Wege gelangte dieſer Brief in Pariſina's Hände, die, als ſie Ugolino ihrem Fenſter vorüber gehen ſah, auch nicht ermangelte, ihm durch einen freundlichen Blick die Gewißheit zu geben, daß er ſie am Abend bei der Grotte finden würde.

Alles war zu Ugolino's Abreiſe bereit. Der Diener, auf deſſen Treue er ſich ganz verlaſſen konnte, war von ſeinem Vorhaben unterrichtet und hatte das Nöthige gepackt; es blieb daher Ugolino nichts weiter noch zu thun übrig, als einen Brief an den Markgrafen zu ſchreiben, worin er ſeine Flucht ſo viel als möglich zu entſchuldigen ſuchte. Eben wollte er ſich hinſetzen und das ihm ſo Schwere beginnen, als ſein Diener hereinſtürzte und ihm ängſtlich zurief: Herr, ſäumt keinen Augenblick und flieht! — So eben erfahre ich, daß einer von den uns nach Belriguardo Begleitenden es verrathen hat, daß Ihr es geweſen, der das Fräulein von dort wegführte. Haltet Euch keinen Augenblick

sicher, denn ist der gestrenge Fürst auch nicht hier, hat er doch gewiß Befehle zurückgelassen, und am Abend, wenn es kein Aufsehen erregt, seid Ihr gefangen.

Ugolino lächelte über des Dieners Furcht. Statt ihn zu beunruhigen, deutete ihm diese Nachricht des Markgrafen letzte Worte: Ueberdies bist Du noch in mein Schuldbuch eingetragen, und er freute sich, daß sie nicht Parisina, daß sie nur Melitta betrafen. Er suchte den Diener zu beruhigen, gab ihm noch einige Aufträge, die Abreise betreffend, setzte sich dann hin und schrieb an den Markgrafen:

Gnädigster Herr!

Ich fühle mich in einem Augenblick gedrängt, an Euch zu schreiben, in welchem ich dem Scheine nach undankbar gegen Euch handle, indem ich ohne Eure Erlaubniß Euren Dienst und Ferrara verlasse. Ich weiß, daß ich Unrecht thue, aber die Selbsterhaltung befiehlt mir, Eurem gerechten Zorn auszuweichen und einem Schicksal zu entgehen, das Eure eigenen Worte mir für meine Zukunft bezeichneten. Ich glaube daher, daß es Pflicht gegen mich selbst ist, mich durch

dieſes Schreiben zu entſchuldigen und Euch, mein gnädigſter Herr, zu bitten, mir, wenn ich auch fern von Euch bin, nicht zu zürnen. Ja, ich will es geſtehen, ich war es, der Melitta Euren Händen entriß! — Bin ich deshalb ſtrafbar? — Mir war das Mädchen werth wie eine theure Schweſter, ſie war meiner Mutter Pflegekind, und dieſe befahl mir, ſie aufzuſuchen und ſie wo möglich vom Verderben zu retten. Konnt' ich ahnen, mein gnädigſter Herr, ſie in einem Eurer Schlöſſer zu finden? Sollte mich der Ort, wo ich ſie traf, hindern, ſie in der Mutter Arm, in den Arm der heiligen Kirche zurückzuführen, der ſie beſtimmt war? O wahrlich, Euer edler Sinn hätte an meiner Stelle gehandelt wie ich, denn ich habe nur durch Melitta's Entführung ein Unrecht wieder gut gemacht, das Ihr in einem ſchwachen unüberlegten Augenblick gegen das unglückliche Mädchen beginget. Deshalb bin ich feſt von Eurem edlen Gemüthe überzeugt, Ihr werdet mir das, was auf Belriguardo geſchah, verzeihen.

Eure väterliche Fürſorge beſtimmte dem armen Vaterloſen Leonore Montaldo zur Gattin. Ihr wolltet mir dadurch ein Glück be-

reiten, welches Tausende aus Euren Händen mit Freuden angenommen hätten, und, ich fühl' es, dessen ich unwürdig bin. Aber die schöne reiche Leonore` war mir früher schon zu unweiblich entgegen gekommen, um ihren Besitz für wünschenswerth zu halten, und daß sie durch Euren Machtspruch meine Hand ertrotzen wollte, dies würde, auch wenn mein Herz nicht schon in den Banden der Liebe verstrickt gewesen wäre, es mir unmöglich gemacht haben, sie als meine Gattin achten zu können. Nach Eurer gegen mich ausgestoßenen Drohung mußte ich entweder ihr meine Hand reichen, oder in ewigem Gefängniß verschmachten. Das Erstere war mir unmöglich, der Verlust der Freiheit zu grausam, um nicht zu versuchen, diesem schrecklichen Schicksal durch schnelle Flucht zu entgehen. Leonore Montaldo allein hat mich von Eurem Hofe getrieben, nicht mein undankbares Herz.

Und so bitt' ich Euch, gnädigster Herr, mir zu verzeihen, denn mir blieb kein anderer Weg der Rettung offen. Nehmt mit meiner demüthigen Bitte die Versicherung, daß ich die Wohlthaten nie vergessen werde, die Ihr in so vollem Maaße an mich ver-

ſchwendetet. Was ich an Eurem Hofe war, dank' ich Euren Wohlthaten allein, Ihr habt den armen Knaben oft freundlich um Euch geduldet, den Jüngling, ich darf es wohl ſagen, zu dem erſten Platze an Eurer Seite erhoben. Ich werde dies ewig fühlen, und bedürftet Ihr je meiner, ſo eile ich gewiß auf Euren Befehl, trotz der mich umſchwebenden Gefahr, zu Euch. Darum, gnädigſter, theuerſter Herr, zürnt mir nicht und laßt mir in fernen Landen den wohlthuenden Glauben, daß Euer Zorn ſich gelegt und Ihr mir verziehen habt.

Gott nehme Euch und Ferrara in ſeinen gnädigen Schutz.

Ugolino.

Dieſes verſiegelte Schreiben wollte er zurücklaſſen, und obgleich die Empfindungen der Dankbarkeit, die es ausſprach, wahr waren, ſo enthielt es doch manches Unwahre, denn ohne ſich ſchuldbewußt zu fühlen, hätte er kühn Leonoren, ihrer Liebe und ihrem Haſſe getrotzt und wäre nicht aus Ferrara geflohen.

21.

In der furchtbarsten Unruhe erwartete Ugolino den Abend, der ihn wieder in die Arme der Geliebten führen, ihn aber auch, vielleicht auf ewig, von ihr trennen sollte. Oft ward er selbst noch ungewiß, zu fliehen oder zu bleiben, so fest hielt ihn seine überspannte Liebe an dem Orte, wo die Geliebte weilte; doch, sie hatte es verlangt, und so mußte er gehorchen. Sein Zustand war beklagenswerth, denn die Leidenschaft, die sein jugendliches, schwärmerisches Gemüth ergriffen hatte, war fast bis zum Wahnsinne gesteigert.

Endlich senkte sich der Abend nieder, die Stunde schlug und er eilte nach der Grotte. Hier ging er, in Harren und Sehnen fast vergehend, auf und ab, und immer sah er noch beim Scheine der Kerzen in Parisina's Gemächern Schattengestalten umher schwanken, die ihm zeigten, daß dort oben noch Alles in voller Thätigkeit sei; fast eben so ungeduldig harrte in Seelenangst der Diener an der offenen Pforte auf die Ankunft seines Herrn. Endlich schien es ruhiger in den Zimmern der Fürstin zu werden, keine Schattengestalten schwebten mehr hin

denen das Mitleid, das Menschliche verbannt zu sein schien, war nicht geeignet, Marien Hoffnung und Zutrauen zu erwecken. Ihr schien, als grinse ihr aus jedem theilnahmlosen Auge der Tod entgegen, als schwebe auf jeder bleichen Lippe das furchtbare: Schuldig! ihr entgegen.

„Tritt näher!" rief ihr jetzt der Stadtvoigt zu. Marie trat bis an die Schranken, welche sie von den Richtern trennte, befahl ihre Seele Gott und rang nach Muth, der ihr auch ward.

„Dein Name?" fragte jetzt der Stadtvoigt.

„Marie Imeldi." erwiederte sie.

„Dein Geburtsort?"

„Tirano im Veltlin."

Als der Schreiber dies niedergeschrieben hatte, that der Stadtvoigt noch mehrere allgemeine Fragen an sie, wo sie bisher gewohnt, was sie getrieben, ob ihre Eltern noch lebten und mehrere andere, wovon keine das Vergehen der Angeklagten betraf. Endlich fragte er sie, nachdem er die Wahrheit zu sagen sie ermahnt „Marie Imeldi, bekennst Du freiwillig, gestern um Mitternacht den edlen, allgemein betrauerten Herrn Georg Jenatsch, General sämmtlicher Bündner Regimenter meuchlings ermordet zu haben?"

„Nein, das hab' ich nicht!" erwiederte sie mit Fassung.

„Wie kam das Schwert in Deine Hand?" fragte er weiter.

„Ein fremder Mann warf es neben mich und entfloh; ich hob es auf —"

und herb, die Kerzen brannten immer matter, aber immer noch erschien die Geliebte nicht.

Jetzt — o wer schildert sein Entzücken! — jetzt trat eine weiße Gestalt hinter dem Rosengebüsch hervor, das den Platz vor der Grotte umgab. — Ja, sie war es! — Parisina lag in seinen Armen.

Also wirklich, soll ich fort von hier, für immer aus Deinem Zauberkreise?

Du mußt, das Schicksal gebietet es!

O Trennung, Trennung, wie bist Du ohne Hoffnung des Wiedersehens so bitter! rief er, vom tiefsten Schmerz ergriffen. Keine Qual der Hölle ist dir zu vergleichen!

So möge dies in der Entfernung Deine Qual lindern, sprach die Fürstin tief bewegt und reichte ihm ihr Bild, das er mit Inbrunst küßte und an seiner Brust verbarg. Ach, Parisina! sagte er dann schmerzvoll. Es bedurfte des Gemäldes nicht, um Dein Bild mit mir in die Ferne zu nehmen. In meinem Herzen steht es herrlicher, ähnlicher Dir Himmlischen, als es der schwache Pinsel des Malers auf Elfenbein tragen konnte. Doch Dank Dir für Dein Geschenk!

Und nun, Ugolino, Mann meines Herzens,

Mann meiner ewigen Liebe, nun laß uns ſcheiden! ſprach ſie mit Muth und Ergebung. Nur Augenblicke dürfen dem Lebewohl geweiht ſeyn, denn jeder ruft die Gefahr, ruft den Verräther herbei. Leb' wohl! Ein Engel möge Dich beſchirmen, mein Gebet wird Dich begleiten. Er ſchloß ſie noch ein Mal, zum letzten Male in ſeine Arme, ein ſchmerzvolles Lebewohl! rang ſich aus ſeiner Bruſt hervor, und vom Gefühl ſeiner unausſprechlichen Liebe ſtürmiſch erfaßt, ſie mit dem linken Arm feſt an ſeine Bruſt gedrückt, den rechten zum feierlichen Schwur erhoben, rief er: Geliebte! Hier unter dem Sternendome, hier in der ſchrecklichen Stunde des Scheidens gelobe ich, beim allmächtigen Gotte, Dir Treue bis zum Tode!

Ja, Treue bis zum Tode! rief die furchtbare Stimme des Markgrafen hinter ihm, der, den Erſchrockenen feſt packend, den Dolch zog — Pariſina ſank leblos zu Boden. Da warf der Fürſt einen Blick auf die Gattin, ein anderer traf Ugolino, und nach kurzem Sinnen ſteckte er den Dolch wieder in die Scheide. Nicht ich will Richter in eigener Sache ſeyn, ſprach er mit furchtbarem Ernſte. Gott mag entſcheiden im ſtrengen Gericht, das ich über

Euch halten laſſen werde. — Herbei, Giacomo, rief er, herbei! und aus dem Gebüſch trat bald hierauf eine Anzahl Bewaffneter, die der Markgraf am Schloſſe zurückgelaſſen hatte, und auf ſeinen Befehl führten ſie Ugolino in den finſtern Kerker des Thurmes, in dem er als Verwundeter von Mutter und Geliebten ſo treulich gepflegt worden war. Die herbeigerufenen Frauen der Fürſtin trugen ſie in das Schloß, wo, trotz ihrer Ohnmacht, auch ſie in ein Gefängniß gebracht wurde.

Als Ugolino nach dem Thurme abgeführt wurde, begegnete er Leonore, die ſchon jetzt, von einer unſäglichen Angſt und von Gewiſſensbiſſen getrieben, in ihrem Zimmer keine Ruhe mehr fand. Als ſie den Mann von rohem Kriegsvolk umzingelt erblickte, ſie ihn todesmuthig dem Kerker entgegen gehen ſah, erwachte Mitleid und Liebe in ihr. Ugolino! rief ſie faſt in Verzweiflung und ſtürzte auf ihn zu, doch er warf einen verächtlichen Blick auf ſie, und Elende! ihr zurufend, folgte er, ohne ſie eines Blickes weiter zu würdigen, mit ſtolzem Schritte dem Offizier der markgräflichen Leibwacht, der jetzt die ſteile Wendeltreppe, die zum finſterſten Gefängniß des Schloſſes führte, betrat.

Leonore stürzte nun, fast eine Wahnsinnige, in den Garten, wo sie den Markgrafen in einem von Fackeln erleuchteten Gange mit heftigen Schritten auf- und abgehend fand. Sie eilte auf ihn zu und sank zu seinen Füßen. Kein Blut, gnädiger Herr, um der Leiden Christi willen, kein Blut! — Schenkt Ugolino das Leben, schenkt ihm die Freiheit, vielleicht erweiche ich noch sein Herz, ich ziehe mit ihm in fremde Lande. —

Steh auf, Unsinnige! befahl, sie unterbrechend, der Markgraf rauh. Glaubst Du, daß solches Vergehen ohne Blut verwischt werden kann? Lag sie nicht in seinen Armen, versicherte ihr Mund, den seine Lippen berührten, ihm nicht, daß sie mit unwandelbarer Liebe an ihm hange? — Und soll da mein Zorn und meine Rache ruhen, weil ein liebesieches Mädchen, weil die Verrätherin noch hofft, den Mann in seiner Todesstunde in ihr Netz zu kirren? Glaubst Du, Du habest Deine Gebieterin, Deine zutrauungsvolle Freundin verrathen, damit Du den Preis davon trügst? Du thatst es nicht minder um Deinetwegen. Geh! Verlaß binnen drei Tagen meinen Hof, damit meine Augen Dich nicht wieder sehen.

Leonore ſtand mit Heftigkeit auf, die Worte
es Markgrafen hatten ſie zu tief verwundet,
m nicht ihren Stolz hervorzurufen; ſie warf
inen höhnenden Blick auf den Fürſten und ver=
ieß ihn, ohne ein Wort erwiedert zu haben.
Am andern Morgen ließ er beide Gefan=
ene auf geheimen Wegen zu ſich führen. Die
Veranſtaltung war getroffen, daß Niemand
hnen begegnen konnte, da er die Unterredung
eheim gehalten wiſſen wollte. Ugolino er=
chien zuerſt. Der Markgraf warf einen ver=
ichtenden Blick auf ihn, doch Ugolino achtete
ieſes Blickes nicht, er fühlte nur, ſeinem
Wohlthäter gegenüber, ſein bitteres Unrecht,
nd ſo ſtandhaft er auch dem Tode entgegen
ah, ſo ſehr war doch ſein Muth beim Anblick
es gebeugten Mannes gebrochen, deſſen Glück
r zerſtört hatte. Er wollte ſich dem Mark=
räfen zu Füßen werfen, doch dieſer wies ihn
treng zurück. In dieſem Augenblick trat Pari=
ina ein. Ehe ſie noch ihren Gemahl begrüßte,
ah ſie auf den Mann ihrer Liebe herzlich und
heilnehmend, was der Markgraf wohl nicht
emerkt hatte, da er bei ihrem Eintreten das
uge niederſchlug, um Zeit zur Faſſung zu ge=
innen, denn ihm ward es ſchwer, ſein Herz

so ganz von ihr loszureißen. Da nahte sie ihm mit festem Schritt und fragte: Was befiehlt mein Herr und Gemahl?

Was ich befehlen werde, wirst Du noch heute erfahren! erwiederte er finster, doch ruhte sein Auge lange auf Parisina, ohne daß sein Zorn ausbrach.

Tritt näher, Ugolino! befahl er jetzt dem noch an der Thür Stehenden. Dieser nahte nicht ohne Beben; dies bemerkte Parisina. Bebt nicht, geht als Mann ruhig den Todesweg! sprach sie zu ihm, und diese Worte reizten des Markgrafen Zorn. Er fuhr heftig auf. Du wagst mir noch zu trotzen? rief er, von Zorn erglühend, wagst es, Ehebrecherin? —

Die bin ich nicht! erwiederte sie und aus ihrem Auge strahlte das Bewußtseyn der Unschuld. Rein und heilig war meine Neigung zu diesem Manne, wir liebten uns, aber ohne sündhafte Begier, nur der Einklang unserer Herzen, nicht unsere Sinne, flecht das Band um unsere Seelen. So rein unsere Liebe war, so war sie dennoch, ich selbst spreche es aus, strafbar. Klage mich an dereinst vor Gottes Thron, wo Deine Macht aufhört und Du als sündiger Mensch vor Deinem allwissenden Rich-

ter ſtehſt, und auch ich werde klagen, daß Du ein Treuloſer, ein Ehebrecher warſt. Denk' an die Tochter des mailändiſchen Edlen, denk' an Melitta und an die vielen Andern, die ich nicht kenne, und ſprich nun, wer von uns Beiden am ſtrafbarſten hier vor Gottes Angeſicht ſteht, Du oder ich!

Der Markgraf lächelte bitter und hielt es nicht für nöthig, auf die Vorwürfe ſeiner Gattin Etwas zu erwiedern, ſondern wandte ſich jetzt zu Ugolino. Haſt Du auch eine Klage gegen mich vorzubringen, wie dieſe? fragte er ihn.

Nein, Herr! Ihr waret mir ſtets ein gnädiger Herr, waret mein Wohlthäter —

Ich war Dir, ich bin Dir noch mehr! unterbrach ihn der Markgraf, und ſein Zorn ſchien in dieſem Augenblick ſchwinden zu wollen, doch als er den Blick auf Pariſina warf, erglühte er von Neuem. Weißt Du auch, ſtolzes Weib, wen Du mit Liebe umfangen haſt?

Einen edlen Mann, meiner Liebe werth! erwiederte ſie ſtolz.

Meinen Sohn! rief der Markgraf mit bebender Stimme. Er iſt mein Sohn! — Dies eine Wort brach ihren Stolz und der Sohn lag zu des Vaters Füßen.

Vater! rief er, wehmüthig an ihm aufblickend. Ach, warum entzogst Du mir so lange das Glück, nach dem meine durstige Seele lechzte? Warum bereitest Du es mir jetzt in dieser furchtbaren Stunde?

Steh' auf und schweig! befahl ihm der Markgraf. Vergiß, daß ich Dein Vater bin, und Du wirst ruhig Deinen Todesweg gehen, und auch ich will vergessen, daß es der Sohn ist, über den ich den Stab brechen muß; Du selbst hast das Band zerrissen, womit uns Natur vereinte, Du allein trägst die Schuld. Ich hätte geschwiegen, fuhr er fort, die dumpfe eingetretene Stille unterbrechend, hätte das Geheimniß in meiner Brust verschlossen, hätte Dir nicht noch den neuen Schmerz bereitet, aber die Stolze hier weckte meinen Zorn, und ich mußte sie demüthigen. Blickst Du noch stolz auf mich, die Du mit meinem Sohne buhltest? Stehst Du noch mit Deiner reinen heiligen Seelenliebe rein vor Gott? —

Parisina warf einen Blick gen Himmel. Gott, Du kennst mein Herz! rief sie tief erschüttert, und sie blickte, wenn auch nicht so stolz wie früher, doch unentmuthigt auf ihren Gemahl.

Dieſer ſtand eine Weile, wie es ſchien, unentſchloſſen, dann ſprach er plötzlich: Jetzt habe ich Euch nichts mehr zu ſagen, Ihr könnt in Eure Kerker zurückkehren, ich werde das Urtheil nicht über Euch ſprechen, Eure Richter ſind ernannt, ihr Ausſpruch wird unabänderlich vollzogen.

Ugolino erhob ſich, wollte ſich in des Vaters Arme werfen, doch dieſer ſtieß ihn, jedoch nicht unwillig, zurück. Da ergriff Pariſina raſch des Jünglings Hand. Komm zurück in den Kerker, was kann uns Härteres treffen, als der Tod, und der vereint uns ja dort oben! — Sie gingen der Thür zu, und als ſie ſich hinter ihnen ſchloß, eilte der Markgraf ihnen nach und rief Ugolino zurück.

Ugolino! ſprach er nicht ohne Rührung. Es iſt wohl möglich, daß wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſehen; ich bin nicht mehr Herr Deines Schickſals, denn ich habe es in die Hände meiner Richter gelegt. Deshalb, ehe wir uns für ewig trennen, fühle, wie es ſich an Vaterbruſt ruht. Er umarmte den Sohn, drückte mit Heftigkeit einen Kuß auf ſeine Stirn, und der Sohn preßte, vom Gefühl überwältigt, den Vater an ſein ſtürmiſch klopfendes Herz.

Dank Euch, Vater, für diesen so lange entbehrten, so lange ersehnten Augenblick! rief er freudig aus. Aber wollet Ihr ihn mir noch verherrlichen, so verzeihet ihr, der Reinen, an welcher, bei Gott! kein Makel klebt. Laßt mich allein büßen! Doch der Markgraf schüttelte ernst und so heftig sein Haupt, daß die braunen Locken ihm über Stirn und Wange rollten. Wo meine Ehre öffentlich gekränkt ward, da fühlt selbst der Vater kein Erbarmen, viel weniger der Gatte! sprach er, reichte ihm die Hand, hob ihn auf, sagte ihm mit gepreßter Stimme: Lebe wohl! öffnete die Thür und übergab ihn der Wache.

Kurz darauf trat Graf Tebaldo zu ihm ein. Des Greises Antlitz war bleich, sein Auge von Thränen trübe.

Ihr wißt, was geschehen, redete ihn der Markgraf an, das zeigt mir der Schmerz, der sich auf Eurem Gesichte ausspricht; deshalb brauche ich Euch nichts weiter zu sagen, als daß ich Euch zum Vorsitzer des Gerichts gewählt habe, das heute noch über die Schuldigen das Urtheil sprechen soll.

Gnädiger Herr! erwiederte Graf Tebaldo, und eine leichte Röthe überflog die bleiche Wange,

„Wie kamst Du um dieſe Zeit in den Garten?“ fragte der Richter von Neuem.

„Herr!“ begann Marie nach kurzem Nachdenken „Ich erhielt am Tage vorher ein Schreiben —“

„Von wem?“ fragte der Stadtvoigt.

„Es war ohne Unterſchrift“ — Der Voigt gab ein Zeichen, daß ſie fortfahren ſollte — „In dem Schreiben wurde ich gewarnt“ fuhr ſie fort „um Mitternacht nicht in meinem Zimmer zu bleiben, indem mich General Jenatſch entführen und nach Marſchlins bringen laſſen würde, mich trieb daher um die eilfte Stunde die Furcht in den Garten, dort hörte ich Männer an der äußeren Gartenmauer mit einander reden und vernahm deutlich wie ſie ſagten, daß die Roſſe ſchon ſeit einer Stunde bereit ſtänden und ſie bald in Marſchlins ſein würden; Einer von ihnen mochte mich jedoch gewahrt haben, denn ſie entfernten ſich und ich eilte in der tödtlichſten Angſt zurück, wollte aus dem Garten, wohin? weiß ich ſelbſt nicht. — Da hörte ich ein Geräuſch, ſah Männer auf mich zu kommen, verbarg mich hinter dem Gebüſche; aber der Eine mochte mich erblickt haben, er kam auf mich zu, warf das Schwert neben mich hin und entfloh; ich hob es, vor Schreck meiner Sinne nicht mehr mächtig, auf.“

„Und was ſagte Euch der Mann?“

„Er ſagte — ſagte mir kein Wort.“ ſtotterte ſie.

„Kanntet Ihr den Mann?“

„Nein!“

„Ihr kanntet ihn nicht?“

„Nein, Herr!“

ie wünscht Ihr, daß das Gericht sprechen oll, denn Ihr wißt, daß hier in Ferrara Euer Wunsch Gebot ist, soll der Spruch milde, soll r streng seyn?

Streng nach dem Gesetze sollt Ihr sprechen, hne Rücksicht, ohne Erbarmen!

Gnädigster Herr! fiel ihm der Alte in die Rede. So kann, so werde ich nicht Vorsitzer ieses Gerichts seyn —

Graf Tebaldo! fiel ihm mit Heftigkeit der Markgraf in die Rede. Ihr wagt es?

Ja, ich wage es, mein gnädiger Herr! Tausend Mal habe ich mein Leben für Euch gewagt, und warum sollte ich es nicht jetzt in die Schanze schlagen, wo ohnedies mein Herz brechen wird? Laßt meinen Kopf von seinem Rumpfe trennen, rollt ihn zu den entseelten Häuptern der beiden Unglücklichen, und ich will Euch nicht fluchen, will Euch segnen, daß Ihr mich diesem Leben entrisset, das fortan keinen Sonnenblick mehr für mich hat.

Ihr waret von diesen Verhältnissen unterrichtet? sagte jetzt der Markgraf, ohne daß des Alten Rede ihn entrüstet hätte.

Ja und nein, gnädiger Herr! Ich fürchtete, ich ahnete fast, was geschehen würde. Ich habe

gewarnt, ich habe Alles gethan, das Unglück zu verhüten, und da ich sah, meine Warnung war vergebens, habe ich Ugolino beredet, an dem nämlichen Abende, an welchem Ihr ihn überraschtet, nach Deutschland zu fliehen, um so ein Verhältniß zu zerreißen, das ihn nur unglücklich machen konnte.

Er wollte fliehen? murmelte der Markgraf vor sich hin, doch dieser Entschluß konnte das Geschehene immer nicht ungeschehen machen. Und war es nicht Eure Pflicht, mich schon früher davon in Kenntniß zu setzen? wandte er sich jetzt mit zornigem Blick nach Tebaldo.

Sollte ich mit meinen Vermuthungen und mit dem, was ich ahnete, Euer häusliches Glück stören? Konnt' ich nicht irren? Wußte ich nicht, daß die leiseste Vermuthung, der kleinste Argwohn Euch zu Jähzorn und zu übereilter Handlung verleiten würde? Sollte ich, ohne Gewißheit zu haben, der Ankläger des Mannes werden, den ich erzog und wie mein eigenes Kind liebte? Sollte ich mein graues Haar mit Schande bedecken, von ewigen Vorwürfen gequält mein Haupt in die Grube legen? Nein, Herr, das konnte ich nicht!

Der Markgraf sann einige Augenblicke nach,

endlich fragte er noch ein Mal: Ihr wollt also nicht dem Gerichte vorsitzen?

Nein, Herr! erwiederte Tebaldo. Geschehe mir, was da wolle, über Ugolino breche ich den Stab nicht!

Der Markgraf winkte nun, daß er sich entfernen sollte, der alte treue Diener des Hauses Esté verbeugte sich und ging.

22.

Am nämlichen Abende versammelte sich das Gericht in einem ganz schwarz verhangenen Zimmer; ein Graf, Vasall des Fürsten, nicht Tebaldo, war Vorsitzer. Zuerst wurde die Markgräfin vorgeführt und befragt. Sie sagte mit Würde und Ergebung die Wahrheit, leugnete nicht, daß sie Ugolino liebe, wies aber jede Beschuldigung eines strafbaren Umganges mit Stolz und Verachtung zurück. Ugolino, der erst hereingeführt wurde, als die Markgräfin abgetreten war, sagte das Nämliche aus, sein Verhör war bald beendet, und der einstimmige Ausspruch des Gerichts war über Beide der Tod; doch beschlossen sie, sich hauptsächlich Pa-

risina's wegen an den Markgrafen zu wenden, um Gnade für sie zu erflehen. Ugolino, den gestürzten Liebling, schienen sie gern zu opfern, da sie nicht ahneten, wie nahe er dem Herzen ihres Fürsten stehe.

Als noch am späten Abend die Beisitzer des Gerichts sich zu dem Markgrafen begaben und ihn mit ihrem gesprochenen Urtheil bekannt machten, rieselte es ihm doch bei dem Ausspruch des Todesurtheils kalt durch alle Adern, obgleich er selbst dem Gericht Strenge anempfohlen hatte. Er hörte gelassen die Bitte um Gnade für seine Gemahlin an und beschied sie nach einer Stunde wieder, um ihnen seinen Entschluß mitzutheilen.

Diese Stunde war für Fürst Nicolo eine Stunde der Qual. Zwiespalt zerriß sein Herz; der Gedanke: Gattin und Sohn dem Tode zu weihen, erschien ihm als etwas Schreckliches; selbst die alte Liebe zu Parisina erwachte zuweilen wieder, doch die Liebe zu seinem Sohne wirkte noch stärker versöhnend auf sein Herz. Aber öffentlich war die That bekundet, ein Gericht, aus den angesehensten Männern seines Hofes zusammengesetzt, hatte das Todesurtheil gesprochen, ganz Ferrara kannte schon das Verbrechen. Die Schuld war zu groß, um sie ver-

geben zu können, er fürchtete zu sehr in den Augen des Volkes von seiner Achtung und Würde zu verlieren, wenn er sich hier schwach zeige; überdies sagte er sich, daß er jedenfalls Beide von sich entfernen, ihn in ein ewiges Gefängniß, sie in ein Kloster stecken müsse. So verrann die Stunde, und als die Männer, welche den Stab über die Unglücklichen gebrochen hatten, eintraten, bestätigte er den harten Urtheilsspruch.

Ach, er vergaß, daß der Tod seine Opfer fest in ihre Gräber verschließt, keine Reue sie weckt, kein Gram sie versöhnt, dem Lebenden aber Freiheit und Glück wieder werden, und was ein zu strenges Gericht gebot, was der Augenblick der Leidenschaft befahl, ein Augenblick der Milde wieder gut machen kann. Ach, die Reue ist ein furchtbarer Begleiter auf dem Lebenswege, das herabgerollte Haupt eines Geopferten ein Schreckbild in Wachen und Träumen, eine ewig die Geißel schwingende Nemesis.

Als der Markgräfin ihr Urtheil verkündet wurde, hörte sie es mit Ruhe und Ergebenheit an, dann fragte sie nach Ugolino, und als sie erfuhr, er theile ein gleiches Schicksal mit ihr, rief sie mit Heiterkeit: Gelobt sei Gott! So

werden wir vereint; ich fürchtete ewiges Gefängniß, da bliebe der Hungertod mein einziger Erretter, und der soll grausig und furchtbar seyn.

Ugolino war gleichfalls bei Anhörung seines Todesurtheils gefaßt, nur sagte er: Ich hätte doch geglaubt, die Vaterhand könne nicht den Stab über den Sohn brechen, ein Vaterherz muß doch nicht einem Mutterherzen gleichen. Die, so ihm das Todesurtheil vorgelesen, waren erstaunt, diese Worte zu hören, die sie durch des Markgrafen früheres so ausgezeichnetes Wohlwollen leicht deuten konnten. Als er aber Parisina's gleiches Schicksal erfuhr, gedachte, daß der Tod sie Beide vereinen werde, da jauchzte auch er laut auf und bat, man möge doch nach seinem Tode dem Markgrafen danken, daß er seinen sehnlichsten Wunsch, zu sterben, erfüllt habe. Glücklich für Beide, daß es schon Mitternacht war und keiner der Anwesenden um diese Zeit den Markgrafen zu stören wagte, denn hätte man ihm den Jubel hinterbracht, den Beide fühlten, durch den Tod für ewig vereint zu werden, seine Eifersucht hätte sie leicht zu ewigem Gefängniß, statt zum Tode verurtheilen können.

Kaum daß Ugolino wieder allein war, als eine verſchleierte Geſtalt dem Grafen Roderico, einem Offizier der markgräflichen Leibwache, dem die Gefangenen übergeben waren, in einem der engen Gänge, die zu den Kerkern führten, begegnete. Graf! redete ſie ihn an, ſchlug Mantel und Schleier zurück, und er erkannte bei dem ſchwachen Scheine einer Lampe Leonore Montaldo. Ihr ſeid ehrgeizig und arm, aber Armuth hemmt des Ehrgeizes hochfliegende Pläne. Hier nehmt die Verſchreibung meiner zwei im Mailändiſchen liegenden Schlöſſer, ſie ſind die Euren, wenn Ihr Ugolino entfliehen laſſet! Pferde zur Flucht ſtehen für uns Alle bereit, der Garten und deſſen hinteres Pförtchen iſt offen, nichts kann unſre Flucht hindern, denn auch die Wache am Mailänder Thore iſt beſtochen und läßt uns ungehindert ziehen. Bedenkt Euch nicht lange, nehmt! Geht hinein zu dem Gefangenen und verkündet ihm ſeine Freiheit, nennt aber dabei meinen Namen nicht, er darf noch nicht wiſſen, wer ihn rettet.

Signora! erwiederte Graf Roderico, der, während ſie geſprochen, die herrliche Geſtalt und das ſchöne, wenn auch jetzt bleiche Geſicht

Leonorens mit mehr als Wohlgefallen, mit begehrlichem Blicke betrachtet hatte. Ihr wißt, ich war stets in Euren Banden gefesselt, zeigte Euch stets, trotz Eures zurückstoßenden Stolzes, daß ich für Euch tausend Mal freudig mein Leben opfern könnte, und auch jetzt bin ich bereit, wenn Ihr zu diesem Geschenk noch durch feierlichen Eid Eure Hand fügt. Für Euren Besitz opfre ich Alles, für Eure Schlösser nichts!

Nein, nimmermehr! erwiederte Leonore unwillig.

Wie es Euch beliebt, Signora! sagte der Offizier der Leibwache kalt. So mag er im Kerker bleiben und morgen früh zum Tode gehen, was kümmert es mich? Doch überlegt es, berathet Euch mit Euch selbst, ich lasse Euch allein und warte in jener Halle dort, Euren Entschluß zu vernehmen. Ohne Leonorens Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

Da stand nun die Unglückliche, die ihre That längst bitter bereut hatte, im Gefühl ihrer Schuld von Gewissensbissen zernagt. Sie wollte ihn retten, wollte dadurch die Schuld von sich abwälzen und vergaß ganz Parisina, für deren Befreiung sie nichts thun zu können glaubte. Leidenschaft war ein stär-

kerer Hebel zu ſeiner Rettung, als Reue und Edelmuth. Des Grafen Verlangen hatte ſie unangenehm überraſcht, ihr war der Mann gleichgültig, und durch ihn ſollte ſie alle Hoffnung auf Ugolino's Beſitz aufgeben? Doch, ſie wollte ihn retten, koſte es was es wolle. — Da rief ſie plötzlich: Ja, ich habe ihn elend gemacht, ich muß ihn retten, muß ihn ohne Eigennutz retten, denn ich habe doch nie etwas von ihm zu hoffen! Er war das Opfer meiner Rache, ich will dafür das Opfer für ſeine Rettung ſeyn. — Graf Roderico! rief ſie jetzt, und dieſer nahte ſchnell. Bei dem allmächtigen Gott, bei der heiligen Madonna bei Allem was mir heilig und theuer iſt, ſchwör' ich Euch, daß, wenn Ihr Ugolino rettet, ſo daß er frei nach fremden Landen ziehen kann, ich Euch am Altare meine Hand, doch nicht mein Herz reichen und Euer Weib werden will!

Bei dieſen Worten ſchloß ſie der Entzückte in ſeine Arme, ſie duldete es, der Bund war geſchloſſen und er eilte die Schlüſſel des Gefängniſſes zu holen. Während dem warf ſie ſich auf ihre Kniee und rief zu Gott: Herr, ich habe geſündigt und Du haſt mich verdammt. Sieh die reuige Sünderin vor Dir, ſie opfert

das Höchste, was sie hat, sie opfert ihr zeitliches, ihr geträumtes Glück, um ihn zu retten. Vergieb ihr ihre Schuld, sie wird, so lange sie athmet, eine Büßende durch diese Welt schleichen, wird weinen und jammern, und den Tod als einen Freund herbeirufen, ihre Qual von ihr zu nehmen. Sei gnädig und barmherzig und lenke sein edles Herz, daß ihm der Tod nicht freundlich erscheine, wie mir, und er in mein Verlangen eingehe. — Sie erhob sich jetzt, da sie den Grafen nahen hörte. Dieser, wohl wissend, daß Eile nothwendig sei, säumte keinen Augenblick, die Schlösser zu öffnen, die Riegel der eisernen Thüre wegzuschieben, und stand bald Ugolino gegenüber, der auf einem Schemmel saß, nach der Thüre blickte und bei des Grafen Eintritt sich erhob, da er glaubte, man wolle ihn zum Tode abführen.

Herr Ugolino! nahm der Graf das Wort. Ihr habt mich in den Tagen Eures Glücks stets freundlich behandelt und waret mir wohlgewogen. Ich komme daher, mich Euch dankbar zu beweisen —

Ja, Dankbarkeit ist eine herrliche Tugend, unterbrach ihn Ugolino, übt sie ja, Graf Roderico, wenn auch nicht an mir.

Der Stadtvoigt winkte, man brachte eine Bibel — „Marie Imeldi!“ begann er „Schwört auf dieſe heilige Schrift, die das Wort der Wahrheit enthält, daß Ihr den Mann nicht kanntet!“

Marie erbleichte „Herr!“ ſagte ſie, nach Faſſung ringend „Ich ſchwöre nicht! Rein ſtehe ich vor Gott und ſo ſoll ein falſcher Eid mich nicht zur Sünderin machen. Ja, ich erkannte den Mann, aber nie werd' ich ihn Euch nennen!“

„Hätten wir doch in Euch nicht eine ſo verſtockte Sünderin vermuthet, Marie!“ nahm jetzt der Stadtvoigt zürnend das Wort „Wir hofften, Ihr würdet Eure Schuld, die manches frühere Verhältniß vor Gott, wenn auch nicht vor Menſchen, vielleicht entſchuldigen mag, frei und offen bekennen und dadurch Eure Strafe zu mildern ſuchen. Wir glaubten, da, ſo wie wir vernommen, Ihr früher mit dem General in ſträflicher Verbindung geſtanden, er Euch die Ehe verſprochen und da er Euch nicht Wort gehalten, Ihr ihn aus Rache mit Eurem Gehülfen erdolcht hättet.“

„Wer giebt Euch ein Recht, mir Unglücklichen ſolch Hartes, Entehrendes zu ſagen?“ ſprach ſie mit Würde „Mich öffentlich vor meinen Richtern eines Verbrechens zu zeihen, das mich ſchändet? — Georg Jenatſch warb um mich in Ehren, ich verſagte ihm meine Hand und noch an dem Tage vor ſeinem unglücklichen Ende ſprach er als treuer Freund zu mir, ob wahr oder verſtellt, mag Gott wiſſen und wir ſchieden in Fried' und Freundſchaft. Daß Ihr mich des Mordes anſchuldigt, dazu habt Ihr ein Recht, denn das Mordſchwert, das Ihr in meiner Hand

Die Thüren des Gefängniſſes ſtehen offen, Roſſe ſtehen geſattelt an der geöffneten Gartenpforte. — Kommt, ſchwingt Euch auf, ich begleite Euch und Ihr ſeid gerettet!

Und die Fürſtin? fragte ſchnell Ugolino, in den die Hoffnung plötzlich von Neuem einen ihrer milden Strahlen ſenkte.

Der Graf zuckte die Achſeln. Von ihr weiß ich Euch nichts zu ſagen, erwiederte er dann.

Ich ſollte auf ſchäumendem Roſſe der Freiheit entgegen jagen, während ihr Haupt vom Blocke rollt? rief der Jüngling feurig. Nein, Graf, ohne ſie keinen Schritt aus dieſem Kerker! — So feig iſt Ugolino's Liebe nicht!

Bedenkt!

Was mich hier erwartet, fuhr er fort, das weiß ich, was mich dort oben erwartet, das hoffe ich. — Hier iſt Trennung, dort iſt Wiederſehn! — Ich danke Euch für Eure Güte, die, wie ich ahne, von einer andern Hand mir bereitet werden ſollte. Irre ich nicht — Ihr werdet mich wohl verſtehen — ſo ſagt ihr, daß ich ihr verziehen habe. Nun aber bitte ich Euch, mich allein zu laſſen. Ich glaube, meine Todesſtunde wird bald ſchlagen, und da iſt die Einſamkeit uns Noth, um uns zu der langen

Wallfahrt vorzubereiten. — Ich bitte Euch, verlaßt mich!

Der Graf entfernte sich unwillig. Der sehnlich erwünschte Besitz Leonorens war ihm entrissen.

Ich habe es geahnet, rief Leonore in Verzweiflung, als Roderico ihr seine Unterredung mit Ugolino berichtete; ich war es fast gewiß, daß er ohne sie nicht fliehen würde. — Doch noch ist Hoffnung, noch ist Möglichkeit! — Kommt, Graf, führt mich zu Parisina!

Einmal in ihren Banden verstrickt, gehorchte er, trat bei der Fürstin ein und trug ihr Leonorens Bitte vor, sich nur auf einen Augenblick ihr nahen zu dürfen, sie habe ihr Mittel zu ihrer Rettung mitzutheilen. Doch Parisina schlug es stolz ab. Mit der Verrätherin habe ich keine Gemeinschaft mehr; sagt ihr das, und sie wage nicht, vor mir zu erscheinen.

Als der Graf Leonoren diese Nachricht brachte, wollte sie trotz dem in das Gefängniß dringen, doch Roderico hielt sie zurück, denn er hörte eben Tritte nahen. Um aller Heiligen willen, bat er sie, die Thüren des Kerkers wieder schließend, verbergt Euch, sonst bin auch ich verlo-

ten! Da die Tritte immer näher kamen, ſchlüpfte das Fräulein in einen ſeitwärts laufenden Gang.

Der ſich Nahende war ein Prieſter, welcher den Gefangenen in ihrer Todesſtunde die Beichte abnehmen und ſie tröſten ſollte, denn ohne geiſtlichen Troſt wollte der Markgraf doch nicht, daß die Unglücklichen die Welt verlaſſen ſollten. Der Offizier, ſchon davon unterrichtet, öffnete das Gefängniß wieder, und der Prieſter trat ein.

Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr! rief ihm Pariſina entgegen, ſeid mir doppelt willkommen in meiner Todesſtunde und hört die Beichte einer Sünderin! — Ja, ich erkenne, daß ich unrecht gegen meinen Eheherrn gehandelt habe, erkenne jetzt bei ruhiger Ueberlegung, daß nicht allein Untreue ein ſündhaftes Vergehen, daß auch reine Liebe ohne Sinnlichkeit, ein Verbrechen iſt, und ich doppelt ſchuldig bin, da meine Liebe den Sohn meines Gemahls traf; doch hier fehlte ich unwiſſend, und der Barmherzige wird mir dies ſicher verzeihen. Ja, ich bereue, was ich that, mag der Himmel es nicht in ſein Schuldbuch eintragen, denn wer legte das Gefühl in meine Bruſt, wer ließ die Flamme mein ſonſt ſo frommes Herz verzehren?

Frevelt nicht! zürnte der Prieſter, und die

Fürstin schwieg. Ihr steht jetzt bald vor Eurem göttlichen Richter, fuhr er dann fort; er möge Euch lossprechen und Gnade walten lassen, ich sündhafter Mensch vermag es nicht. — Er hielt inne, Parisina, den Blick gen Himmel gewendet, fand nicht Worte für diesen Augenblick. Trost nur kann ich Euch bringen, sagte er dann, und der Ton seiner Stimme ward weicher, Trost in dieser verhängnißvollen Stunde!

Des Trostes bedarf ich nicht, ehrwürdiger Herr! fiel ihm Parisina schnell in die Rede. Ich gehe freudigen Muthes in den Tod, ich habe zu meinem Gott inbrünstig gebetet und ihn angefleht, mir auf dem schweren Gange die Seele nicht in Kleinmuth sinken zu lassen; er hat mich erhört, denn ich fühle mich gestärkt. Jeder Gedanke, der in mir aufsteigt, ist ein freundliches Lebewohl der Welt und dem, den ich liebte, ist eine freundliche Hoffnung des Wiedersehens.

Habt Ihr mir sonst nichts zu vertrauen, keinen Auftrag an irgend Jemand zu geben? fragte der Priester.

Sagt meinem Gemahl, daß ich seinetwegen bereue, was ich that, und ihm meinen Tod vergebe, den er vielleicht schon hundert Mal ver-

verdient hätte, würde er so streng gerichtet, wie ich gerichtet ward. -- Auch Leonore Montaldo — doch nein, sagt ihr nichts! — Sie verdient nicht, daß ich ihrer heute noch gedenke.

Vergebt auch ihr, wenn sie schuldig war! bat der Priester.

In meinem Herzen habe ich der Schuldigen vergeben! erwiederte die Fürstin, und eine Thräne drängte sich in ihr Auge. Aber laßt es ihr nicht wissen, gönnt der Verrätherin diesen Trost nicht. Dann kniete sie nieder und betete, und als sie sich erhob, küßte sie die Hand, die sie so eben gesegnet hatte. Lebt wohl, ehrwürdiger Herr, nehmt meinen Dank mit auf den Weg! sprach sie dann. Der Priester entfernte sich und begab sich zu Ugolino.

Auch diesen fand er gefaßt und in sein Schicksal ergeben, obgleich weicher gestimmt, als die Fürstin. Der Gedanke an seinen Vater, an seine Mutter, selbst an Melitta, stieg zu oft in seiner Seele auf, um ihn nicht wehmüthig zu stimmen. Er beichtete, betete mit dem Priester und bat ihn, seiner Mutter, die er bei den Clarissinnen finden würde, und der Nonne Thereſe seinen letzten Gruß zu bringen, was auch

der Prieſter verſprach. Für den Vater, der ihn zum Schaffot ſandte, hatte er kein Lebewohl.

Nicht blutig, roſig und friſch, wie die Wangen einer zarten Jungfrau, verkündete die Morgenröthe den jungen Tag, deſſen Thau heute Thränen waren, die er weinte, denn mit ihm kam der Tod herangezogen, ſeine blutigen Opfer zu empfangen.

Die Thür von Ugolino's Gefängniß öffnete ſich, der Graf Roderico trat mit Bewaffneten ein, und bat, ihm zu folgen. Ugolino gehorchte, ſein Auge ſah verklärt gen Himmel und mit jedem Schritt vorwärts wurde er heiterer. Der ihn begleitende Prieſter murmelte während des Ganges ſeine frommen Gebete, Ugolino hörte nicht auf ſie, er ſchwebte ſchon furchtlos und Hand in Hand durch den blauen Aether mit der Geliebten nach dem Throne des ewigen Richters. So durchzogen ſie mehrere Gänge, endlich traten ſie in ein Gewölbe, welches das Morgenlicht, das durch die äußeren Gitter fiel, ſattſam erhellte.

Mitten in dieſem ſchaurigen Gewölbe ſtand ein großer Block, wohl oft ſchon von Blut beſpritzt, und neben dieſem ein rieſiger Mann von finſterm, tückiſchem Anſehen, mit krauſem, zotti-

gem Barte, ein blankes breites Beil in seiner Rechten, in welchem sich die Morgensonne traurig spiegelte. Ugolino sah ihn und erbebte nicht, löste mit Ruhe den Kragen von seinem Halse, kniete vor dem Blocke nieder und betete. Dann nahm er das Bild Parisina's aus seinem Wams und preßte es an seine Lippen, und es dann fest an sein Herz drückend, legte er, noch einmal freudig gen Himmel blickend, sein Haupt auf den Block. Der Streich fiel, — weit rollte es hin.

Nicht einer der Gegenwärtigen, vielleicht der Nachrichter selbst nicht, sah ohne Rührung das Haupt des Jünglings blutend da liegen, auf welches der Tod schon seinen bleichen Stempel gedrückt hatte. Der Priester entfernte sich schnell, der Graf und die Bewaffneten folgten, und als der Nachrichter den Leichnam aufgehoben und ihn seitwärts gelegt und den Block von dem Blute gereinigt hatte, traten ängstlich zwei Frauen Parisina's ein, die der Markgraf, wahrscheinlich im Verdacht, daß sie ihrer Gebieterin Geheimniß gekannt hatten, in dieser furchtbaren Stunde beordert hatte, Parisina die letzten Dienste zu leisten. Sie standen zitternd allein dem Nachrichter gegenüber, der, sich wenig um

sie kümmernd, — sie waren ihm ja noch nicht verfallen — eifrig beschäftigt war, sein blutiges Beil wieder blank zu wischen.

Die Dienerinnen standen mit dem furchtbaren Manne, der auf ausdrücklichen Befehl des Markgrafen Ugolino's Leichnam mit keinem Tuche bedeckt hatte, nicht lange allein. Der Zug nahte, der Parisina zum Tode führte.

Sie schritt majestätisch, wie eine Königin, einher; die Frauen sanken bei ihrem Eintreten zu ihren Füßen, weinten bittere Thränen, doch sie sprach hastig: Laßt mich! machte sich mit Heftigkeit und Eile von ihnen los und stürzte hin, wo Ugolino's Haupt mit geöffneten Augen lag. Sie kniete neben ihn, schloß ihm die Augen, sah ihn lange freundlich an, und manche Thräne benetzte den Todten; dann sprang sie plötzlich auf, winkte den Frauen, ihr den Halsschmuck und den Spitzenkragen abzunehmen, und ihr langes Haar abzuschneiden, was sie noch einmal besah und es dem Winde preisgab, sagte dann mit Hast, neben den Block knieend: Vollführe geschwind Dein blutiges Werk, furchtbarer Mann, daß meine Seele die seine auf ihrem Himmelsfluge ereile! Dann betete sie schnell ein pater noster, legte das Haupt auf den

Block, und mit einem Hiebe war es vom Rumpfe getrennt. Die Krone der Frauen Italiens war nicht mehr.

In diesem Augenblick stürzte Leonore herein, schrie laut auf, als sie Ugolino's Haupt und das Parisina's erblickte, wischte mit ihrem Tuche das Blut von des Jünglings Antlitz, und da man sie davon abhielt, betrachtete sie eine Zeit lang mit starrem Blick die Enthaupteten, sah dann mit furchtbarem Lächeln im Kreise umher, Jeden forschend an, und verließ langsamen Schrittes den Schreckensort wieder. Niemand folgte ihr, man ließ sie ungehindert ziehen.

23.

Noch waren die Gipfel der fernen Berge geröthet, noch rollte der Nebel über den rauschenden Po, als der Markgraf, von unseliger Angst getrieben, sein Zimmer verließ und ins Freie eilte. Sein Weg führte ihn in den Garten, dort setzte er sich auf eine Marmorbank unfern der Grotte; doch als er bemerkte, daß er so nahe dem verhängnißvollen Orte war, wo er die Liebenden überrascht hatte, sprang er auf und ging nach einem entfernteren. Hier über-

ließ er sich ganz seinen quälenden Gefühlen. Reue ergriff ihn zuweilen, und dann rief er aus: Wär' es noch Zeit, wäre Rettung noch möglich? sprang von seinem Sitze, eilte nach dem Schlosse und hielt plötzlich an. — Nein, rief er, meine Ehre ist befleckt, sie muß mit Blut rein gewaschen werden! — Er kehrte zurück, setzte sich wieder, und der Zwiespalt in seinem Innern brachte ihn fast von Sinnen. Da hörte er Geräusch hinter sich, er wandte sich, und Leonore, ein blutiges Tuch in ihrer Rechten, einige zerpflückte Blumen in ihrer Linken, nahte sich ihm mit langsamen ungewissen Schritten, und als er sie mit zornigem Blicke fragte, was sie hier wolle, erwiederte sie schmerzvoll lächelnd: Zürnt mir nicht, Herr, ich bringe Euch was Liebes, dies ist Eures Sohnes Blut! Sie warf, dies sagend, das blutige Tuch in des Markgrafen Schoos und schrie: Sättige Deine nach Blut lechzende Seele daran! Der Markgraf erschrak bei diesem schauerlichen Anblick, er wollte Aufklärung von der Wahnsinnigen haben, doch diese floh wie ein gescheuchtes Reh durch das dunkle Gebüsch und war bald dem Auge des Markgrafen entschwunden.

Dieser, das blutige Tuch noch immer in der

ſandet, giebt es Euch und ſo bin ich der blutigen That verdächtig; daß Ihr mich aber als eine Ehrloſe anklagt, wer gab Euch das Recht? Steht das auf meinem Antlitze geſchrieben? Hat mein vergangenes Leben dieſes Brandmal verdient?"

„Und wie kam das Blut an Eure Hand und an Euer Gewand?" fragte der Stadtrichter, ohne ſich um ihr tiefgekränktes Gefühl zu kümmern.

„Ich weiß es nicht, Herr! — Ich muß mich mit dem Schwert befleckt haben." erwiederte ſie hocherröthend.

Der Stadtvoigt befahl nun, ſie bis auf weiteres abzuführen; aber kaum, daß ſie ſich in einem Nebengemache einige Augenblicke erholt hatte, als ſie ſchon wieder in den Richtſaal geführt wurde. „Marie Imeldi!" begann der Stadtvoigt „Deine Jugend berückſichtigend, wollen wir Dir bis morgen Zeit zum reiflichen Nachdenken laſſen. Du willſt Deinen Mitſchuldigen nicht angeben und geſtehſt doch, daß Du ihn kennſt? Du trotzeſt dem Gerichte, das Nachſicht mit Dir und Deiner Jugend hat und Dich nicht ſogleich in die Marterkammer führen läßt, wie Du es wohl verdienteſt. Wenn aber morgen Dein Herz noch immer verſtockt, Dein Mund verſchloſſen bleibt, ſo wird ihn Dir die Folter ſchon öffnen und das Geſtändniß hervorrufen. Jetzt geh in Dein Gefängniß zurück, überlege und erwarte die grauſamſte Marter, wenn Du nicht bekennſt."

Nach dieſen mit Ruhe und Gleichmuth geſprochenen Worten, befahl er, ſie zurück zu führen.

In ihr Gefängniß zurückgekehrt, überließ ſie ſich dem Nachdenken; der Tod war es nicht, den ſie fürchtete, war

Hand, ſtand lange, und den Blick bald auf den Mahner ſeiner Grauſamkeit, bald gen Himmel gerichtet, faſt gedankenlos da, ſeine Seele und ſein Leib waren vom Schreck erſtarrt, und er hatte ſeine Faſſung noch nicht wieder. Da riſſen ihn die herabrollenden Thränen aus ſeinem furchtbaren Zuſtande, er athmete wieder, ſeufzte tief auf und der Ausruf: Gott, was hab' ich gethan? rang ſich endlich hervor. Er ſetzte ſich wieder und überdachte ſein Geſchick. Ugolino's Tod war ihm ſchmerzhafter, als der Tod der Gattin, er hatte nicht die Kraft eines Brutus, er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, den Sohn geopfert zu haben, den er entfliehen laſſen und ihn hätte retten können.

Noch ſaß er in dieſen quälenden Gedanken verſunken, als eine neue Erſcheinung ihn noch tiefer erſchütterte. Es nahte ihm durch die große Ulmenallee eine ſchwarzgekleidete, ganz verſchleierte Dame, die ihm unbekannt ſchien. Er ſtand auf und wollte ſich entfernen, aber die Signora hatte ihre Schritte verdoppelt und war ihm ſchon ſo nahe, daß er deutlich ihre Worte, die ſie ihm zurief, vernehmen konnte: Fliehet nicht, ich ereile Euch doch, Markgraf von Ferrara, bleibt und hört mich an! Er blieb

wie festgebannt. Als nun die Verschleierte ihn erreicht hatte, warf sie den Schleier zurück, und der sonst so muthige Fürst erbebte bei ihrem Anblick.

Stella! rief er mit zitternder Stimme. Was willst Du von mir? Was willst Du heute von mir?

Meinen Sohn! sprach die trostlose Mutter.

Da nimm! sprach er und wollte ihr das blutige Tuch in die Hand drücken. Stella trat erschrocken zurück.

So nimm doch! sagte der Markgraf, und aus seinem Blicke wie aus seinem Worte sprach die Verzweiflung. Es brennt wie höllisches Feuer in meiner Hand!

Was soll mir das Blutige? sprach die Signora, ihn, der ihr immer noch das Tuch aufdringen wollte, abwehrend.

Du willst Deinen Sohn? fragte er jetzt, sich besinnend. Der ist nicht mehr, den Lebenden kann ich Dir nicht zurückgeben, Du mußt Dich mit dem Todten begnügen.

Den verlang' ich nur, sagte Stella. Daß er nicht mehr unter den Lebenden war, wußt' ich, so wie ich weiß, daß ich vor seinem Mörder stehe.

Der Markgraf warf ſich zermalmt auf die
ormorbank und verhüllte mit beiden Händen
in Geſicht. Warum kommſt Du auch eben
ute? fragte er nach langem Schweigen. War-
n eben heute?

Ich wollte gern den Todten begraben, daß
doch wenigſtens an ſeinem Grabe beten und
täglich mit Blumen ſchmücken kann. Laßt
ich ihn zur Ruhe beſtatten! bat ſie bewegt.

Deine Bitte ſei Dir gewährt, Stella, pracht-
oll ſoll ſein Begräbniß ſeyn, ſagte der Fürſt.

Nein, Herr! Ueberlaßt das dem Mutterher-
n; ſein Ende war ſchmachvoll, wie könnte
ein Begräbniß prachtvoll ſeyn? Ihr glaubt,
Ihr wollt gegen den Sohn handeln, wie gegen
ie Mutter, die Ihr erſt in Schande unterge-
en ließet und ſie dann durch glänzende Ge-
chenke die Schande vergeſſen laſſen wolltet.
O, ich erinnere mich Eurer drohenden Worte
och, als ich Eure Perlen und Juwelen anzu-
ehmen verweigerte und mich ſtolz Euren Ar-
men entwand, da Ihr mich an des Kindes
Wiege umfinget. Ihr ſpracht — erinnert Ihr
Euch noch? — Ihr ſpracht: Deinen Stolz will
ch beugen, ſo wahr ich Markgraf von Ferrara
in, mich aber des Kindes erbarmen. Mir

habt Ihr redlich Wort gehalten, dem Sohne nicht. — Meinen Stolz habt Ihr gebeugt, denn ich stehe noch einmal eine Bittende vor Euch, aber wie habt Ihr Euch des Sohnes erbarmt?

Schweig, schweig, Stella! bat der Fürst.

Mein ganzes irdisches Glück hattet Ihr mir zerstört, fuhr sie dennoch fort. Meine Ehre, mein Vertrauen, die Achtung meiner selbst mir genommen, mir blieb nichts als der Sohn. — Auch den rissest Ihr mit blutiger Faust von der Mutter Brust und schleudertet ihn ins Grab. — Mann, stehst Du einst vor Gottes Thron und ich klage Dich an, was kannst Du zu Deiner Rechtfertigung sagen? Gott muß Dich verdammen.

Weib, reize mich nicht, fuhr der Markgraf auf, fürchte meinen Zorn!

Armer, hilfloser Mensch, den das Gewissen mit Schlangenhieben durch sein Leben jagen wird, wer könnte Deinen Zorn fürchten? sprach sie mit Hohn. Eine Mutter, die ihren Sohn durch das Henkerbeil verlor, wahrlich, die zittert nicht vor Dir! Mitleid vielleicht, Erbarmen bei Deinem Anblick könnte sie bewegen, den Sünder in ihr Gebet einzuschließen! — Doch wozu die Worte? Die That ist geschehen, mir ist der Sohn, Euch ist der Friede des Herzens genommen, sagte sie weicher gestimmt. Laßt mir den Leichnam des Sohnes ausliefern, das ist das Einzige, warum ich Euch bitte!

Es ist Dir gewährt! sagte der Markgraf; auch er schien milder gestimmt.

Da nahte ſich ihm Stella, warf einen wehmüthigen Blick auf den Mann ihrer einzigen Liebe. Lebt wohl, Herr! ſprach ſie dann; ſie wollte ihm die Hand reichen, doch ſchnell zog ſie ſie zurück und ſchauderte zuſammen. Lebe wohl! ſagte Fürſt Nicolo nicht ohne Rührung, und ſo ſchieden ſie, um ſich nimmer wieder im Leben zu begegnen.

24.

Stella ließ den Leichnam des Sohnes einbalſamiren und nahm ihn mit ſich nach Verona, wo ſie ihn beiſetzen ließ. Traurig war ihr Abſchied von Schweſter Thereſe, welcher Ugolino's ſchmählicher Tod die Natter war, die ihr Herz gierig zernagte. Stella lebte in Verona ein ſtilles freudenloſes Leben, das nur der Erinnerung geweiht war. Sie ſah Niemand in ihrem abgelegenen Hauſe, hatte mit Niemand Umgang, zuweilen nur beſuchte ſie Graf Tebaldo, der ſich von Ferrara zurückgezogen hatte, und dann ſprachen ſie von Ugolino, und das Mitgefühl lockte die lang verhaltenen Thränen hervor: auch Joſepha durfte dabei theilnehmend bei ihnen ſitzen und mit ihnen weinen. Aber bald entbehrte ſie auch dieſes Troſtes, der Greis ging zu ſeinen Vätern, und der Lebensfaden der unglücklichen Mutter wollte nicht reißen.

Leonore, von der furchtbaren Nemeſis ver-

folgt, träumte in ihrem Wahnsinn nur von Ugolino; aber ihre Träume waren schwer, ihr Gewissen war der tückische Alp, der sie drückte, sie genas nicht wieder.

Der Markgraf allein schien vergessen zu können; das Glück blieb ihm gewogen wie sonst, und bald schritt er zu einer neuen Ehe. Doch war sein Vergessen nur Schein; Gattin und Sohn standen ewig als bleiche Schatten ihm zur Seite, und wenn er von den rauschendsten Vergnügungen in sein Gemach zurückkehrte, trat Ugolino oder Parisina vor seine umdüsterte Seele, oder wenn er sich auf sein Lager werfen wollte, glaubte er Beide neben sich zu sehen, wie sie den seidenen Vorhang des Bettes lüfteten und höhnisch lächelnd ihn einluden, sich zur Ruhe zu legen. Selbst in der Brautnacht soll ihn, einer Sage nach, das blutige Haupt der gemordeten Gattin, das er statt der Braut zu umarmen glaubte, aus dem hochzeitlichen Bett getrieben haben. Sein Glück wich nicht von ihm, aber der Friede des Herzens war für ihn auf immer dahin.

Die ſchwere Wahl.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

1.

n Prag lebte ſchon ſeit langer Zeit ein wohl-
bender alter Böttcher-Meiſter, der von Würz-
rg dahin gezogen war. Er hatte ſich wenig
n das religiöſe Treiben ſeines neuen Vater-
ndes bekümmert, war während der ſchweren
rangſale des 30jährigen Krieges ohne irgend
arthei zu nehmen ruhig in ſeiner Werkſtatt
blieben, und Kufen und Fäſſer, Weib und
ind war das Einzige, was Werth für ihn
haben ſchien. Mit zwei Söhnen und einer
chter hatte ihn Gott geſegnet; die Knaben
uchſen in Geſundheit und Friſche heran, die
chter aber, eine eben aufblühende Roſe, hatte
r Tod mit ſeiner eiſigen kalten Hand ſcho-
ngslos zerknickt. Die Mutter mußte dieſen
erluſt am tiefſten empfinden, denn mit ihrer

Margaretha hatte sie ihre treue Gehülfin in der so beschwerlichen Wirthschaft verloren, und sie fühlte sich deshalb auch so verlassen und allein; da nahm sie eine arme Waise zu sich, erzog sie fromm und gottesfürchtig wie ihr Kind gewesen war, und das Mädchen ward brav und gut, lohnte die Liebe, die sie ihr erwiesen hatte, durch Dankbarkeit, und ersetzte ihr so viel als möglich, ihr früh verlor'nes Kind.

Benedict, der älteste Sohn, unterstützte schon seit zwei Jahren den Vater in seinem Geschäfte treulich, und der jüngere Sohn Conrad wurde eben am heutigen Tage von seiner Wanderschaft zurück erwartet; die Mutter war geschäftig mit einem wohlbesetzten Mahle ihren Liebling zu empfangen; Bärbchen hatte gestern den ganzen Tag Feldblumen gesucht, um daraus für Conrad Kränze zu winden, und Vater Hans Baumbach stand am Fenster, blickte nach der Straße, wo der Sohn herkommen mußte und der Gedanke, ob er als ein braver, rechtlicher Bursche wieder in das Vaterhaus, so wie er es verlassen, eintreten würde, beunruhigte ihn doch in etwas. Der Bruder war ihm entgegen gegangen und Bärbchen meinte, sie wäre doch recht neugierig zu wissen, ob Conrad

ihr doch das Leben bittrer als der Tod — die Schande drückte sie nieder, der Gedanke, als Mörderin von dem Leben zu scheiden, das war es, was ihren Muth, ihre Standhaftigkeit beugte. In dieser Stimmung fand sie der Prediger der St. Regula-Kirche, den man, ihr Gewissen zu schärfen, zu ihr geschickt hatte. Man hatte ihn absichtlich gewählt, da er ein alter frommer Mann war, dessen Worte tief in Herz und Gemüth eindrangen und der schon manchen Sünder zur Buße und Besserung, manchen Verstockten zum Bekenntniß gebracht hatte.

„Ich komme zu Euch, Jungfrau!“ begann er, als die Unglückliche sich ehrfurchtsvoll vor ihm geneigt hatte „Ich komme nicht als Euer Richter, nur als Freund zu Euch, Euch zu rathen, zu ermahnen. Ein reuiges Gemüth vor dem Himmlischen, ein aufrichtiges Herz vor dem irdischen Richter mildert die Strafe hier und dort; auf diesem Wege allein kann der Sünder Vergebung hoffen. Ich komme zu Euch, Euch zu ermahnen, den Keim des Guten, der in Euch gewiß nur schlummerte, wieder zu erwecken. Ihr seid so jung, Gott gab Euch eine so einnehmende Gestalt und mehr noch als dies, drückte den Stempel der Tugend auf Euer Antlitz, so daß man gern in Euer Auge schaut und im Anschaun gern verweilt; auch Euer früherer Wandel soll untadelig gewesen sein. Sagt, wie kamt Ihr zu dieser That?“ Er hielt inne, auch Marie schwieg, den Blick zur Erde gesenkt.

„Ist es wahr, —“ fuhr der ehrwürdige Geistliche fort „daß Ihr mit Georg Jenatsch in strafbarem Verhältnisse gelebt?“

„Nein!“ rief sie und hob das thränenvolle Auge auf

d noch gewachsen sei, und ob sein Mund im-
er noch so freundlich lächle wie sonst.

Endlich sah man die Brüder Arm in Arm
n die Ecke biegen und mit raschen Schritten
h dem Vaterhause nahen; da schwieg plötz-
h der Lärm in der Werkstatt; alles strömte
raus den aus der Fremde Kommenden zu
pfangen, und bald lag Conrad an des Va-
s, bald an der Mutter Brust. Aber auch
on während dieser Umarmung, fühlte er
ne Rechte von einem Paar weicher Hände
griffen; es war Bärbchen, die mit dem herz-
hsten Willkommen und einem leisen Hände-
uck ihn begrüßte.

Nun! sagte der Vater und sah wohlgefäl-
auf seinen Sohn; nun wahrlich! Ein kräfti-
r, gesunder Bursche trittst Du wieder in
in Vaterhaus ein, ist Dein Inneres nur so
htig, als Dein Aeußeres zu seyn scheint, so
mir von Herzen willkommen, und der heu-
e Tag mir ein Freuden-Tag; sei fürder Dei-
n Aeltern gehorsam, liebe und ehre Deine
utter, denn sie verdient es wahrlich um
ch, hänge mit ganzem Herzen an Deinem
ckeren Bruder, wie Du sonst mit Leib und
ele an ihm hingst, und betrachte Bärbchen

als Deine geliebte Schweſter; werd' ich Dich ſo wieder finden, ſo kehrt auch gewiß der Segen Gottes mit Dir ein, denn Friede, Eintracht und Liebe ſind die drei Engel, die das Haus des Menſchen bewachen. Nun komm' und erquicke Dich durch Speiſe und Trank.

Kaum daß das Mittagsmahl beendet war, ſaß Conrad auch ſchon in dem Stübchen zu den Füßen der Mutter, und mußte hier tauſend Fragen beantworten, welche die Geſchwätzige an ihn that; wie es ihm in Wien gefallen? ob er lieber in Augsburg oder Regensburg gearbeitet habe? und überall war Bärbchen und lauſchte und horchte auf ſeine Worte; dann mußte er ihnen auch von der mächtigen Kaiſerſtadt erzählen, von dem reichen Nürnberg und von dem glänzenden Augsburg; ſo verſtrich der Tag, und der andere Morgen fand ihn ſchon wieder an ſeiner alten Stelle in der Werkſtatt, wo ihn der Vater mit ſpähendem Blicke beobachtete und Freude hatte, daß er als ein ſo tüchtiger Arbeiter zurückgekehrt ſei.

2.

Noch nie hatten sich wohl zwei Brüder so innig geliebt, als Benedict und Conrad. Nur zwei Jahre älter, schien Benedict Conrad an Jahren bedeutend vorangegangen zu seyn. Sein Körper war kräftiger, männlicher als der seines Bruders, sein ganzes Wesen gehörte mehr dem Ernst als dem Frohsinn an, und die schwarzen Brauen über den dunklen Augen gaben seinem Gesichte eher etwas Düsteres, Melancholisches, als Freundliches. Conrad hingegen war schlanker, aber ebenfalls kräftig gebaut, seine blonden Locken ringelten sich um eine heitere Stirn, sein dunkelblaues feuriges Auge blickte freudig und sorgenlos in die Welt hinein, als gehöre sie ihm; keine Sorge quälte ihn, überall sah' er das Leben im rosenfarb'nen Licht. Und doch, trotz dieser Verschiedenheit des Gemüths, liebten die Brüder sich so innig; nie hatte der kleinste Streit unter ihnen statt gefunden; der Vorzug, den der Vater dem Aelteren gab, die augenscheinliche Vorliebe der Mutter für den Jüngeren, störte nie ihr gutes Vernehmen, und jeder glaubte, dem Andern geschehe nur sein wohlverdientes Recht.

Du wirst Manches bei uns verändert finden, sagte Benedict zu seinem jüngern Bruder, als sie den nächsten Sonntag von einem Spaziergange nach der Stadt zurück kehrten. Der Vater hat das feste Vertrauen nicht mehr, was ihn sonst bei seinen Unternehmungen begleitete; die Mutter wird kränklich und schwach, und sieht immer nur in eine trübe Zukunft.

Und Bärbchen? fiel ihm Conrad rasch in die Rede.

Bärbchen ist — auch nicht mehr so heiter wie sonst, selbst ich, mein lieber Bruder, bin stiller und nachdenkender geworden. Aber das macht die böse Zeit, in welcher wir leben; überall Krieg und Verderben; fast überall die Schweden Sieger, was soll das noch für ein Ende nehmen?

Wir ziehen mit! sagte Conrad lachend, nehmen das Schwerdt statt des Schlägels in die Hand, denn es ist immer besser Hammer, als Ambos zu seyn.

Thörigte Worte! unterbrach ihn Benedict.

Nun so ernst ist es nicht gemeint, Bruder, uns hält wohl Vater und Mutter am Vaterhause fest, und mich überdies noch Bärbchens blaue Augen, die mir heute wie zwei Himmels-

ierne entgegenstrahlten, und ich fürchte — ch fürchte mein Herz in Bande gelegt haben.

Wie meinst Du das? fragte Benedict auf ie Antwort gespannt.

Nun wie ich das meine, kann ich Dir so igentlich nicht sagen. Als ich meinen Wan- erstab ergriff und in die Fremde zog, war ärbchen noch ein Kind, dem ich recht wohl- ollte; jetzt tritt sie mir als eine blühende ungfrau entgegen, deren Liebe ich wohl ge- innen möchte. Benedict wandte sich bei die- n Worten von dem Bruder ab und trocknete ahrscheinlich die Thräne, die seinem Auge tquoll, faßte dann des Bruders Arm und ritt schweigend, das Gespräch nicht wieder knüpfend, der Moldaubrücke zu, die hier re stolzen Bogen über den rauschenden Fluß eitete. Hier blieb er einen Augenblick stehen, h in die Fluthen hinab und sagte dann tief ffseufzend: Sieh Conrad! — Wie diese Wel- n Alles mit sich fortreißen und in das weite ecken des Meeres tragen, so nimmt auch die it Alles mit sich fort; unsere Freuden, un- e Leiden und was an uns nur vorüberflog, er was wir schon in unsern Händen fest hiel- n, als sei es uns für die Ewigkeit gegeben,

und wir wissen doch nicht, was endlich unser Eigenthum bleiben wird. Conrad sah ihn bei diesen Worten staunend an; noch nie hatte er über sein Leben ernst nachgedacht. Ich verstehe Dich nicht, Bruder! sagte er verwundert.

Wohl Dir! erwiederte Benedict.

Sie schlenderten nun still und schweigend nach Hause, denn selbst Conrad hatten die Worte des Bruders ernst gestimmt.

Wochen vergingen im väterlichen Hause, und Alles blieb dort beim Alten. In einem Stilleben, wie das bei Meister Baumbach, müssen große Ereignisse eintreten, um es zu stören und den alten Gang und die Gewohnheiten zu verändern. Benedict war still, in sich gekehrt, Conrad desto munterer, besonders in Bärbchens Gegenwart, die bald zuvorkommend, bald zurückhaltend gegen ihn war, so daß er nicht recht wußte, ob er in ihrer Gunst sei oder nicht; selbst der Mutter freundliches Auge trübte hier und da eine finstere Wolke; doch nur selten, die Sonne brach schnell wieder durch, und der Vater hatte seine Freude an Conrads Arbeit und dies war genug ihn heiter zu stimmen.

Endlich fing es doch Conrad an zu beunruhigen, daß der Bruder immer stiller und nach-

denkender wurde, besonders wenn er ihn mit Bärbchen scherzen sah; es mochte wohl zuweilen eine Ahnung in ihm aufsteigen, die aber sein fröhliches Gemüth schnell wieder zurückdrängte. Ueberdies ward Bärbchen immer freundlicher gegen ihn, zeigte offen, daß sie ihm wohlwolle, und selbst ihr lieblicher Mund hatte es ihm in unbewachten Augenblicken mit kindlicher Unbefangenheit gestanden. Da brachte ihn eine Warnung der Mutter zum ersten Male auf den Gedanken, daß seine Hinneigung zu Bärbchen den Aeltern nicht lieb sei. Auch hatte er mehrere Male seinen Bruder belauscht, wie er mit dem Mädchen zärtliche Blicke gewechselt; er dachte zum ersten Male daran, ob es möglich sei, daß ein Herz zwei verschiedene Gegenstände zugleich liebend in sich verschließen könne. Er konnte dies so recht nicht fassen, in seinem Herzen fühlte er die Liebe zu Bärbchen erwacht, und nie wäre es ihm möglich gewesen, noch eine Andere als nur sie, in sein Herz zu schließen. Doch meinte er, bei Andern könne es wohl anders seyn, wie bei ihm, und er beschloß sich Licht in dieser Sache zu verschaffen. Als er daher an demselben Abend Benedict allein in dem kleinen Gärtchen fand, setzte er sich

traulich neben ihn auf die Rasenbank und fragte mit inniger Theilnahme: herzgeliebter Bruder! Du bist so traurig, Dein Frohsinn hat Dich verlassen, Dich drückt etwas schwer, — eine böse That ist es gewiß nicht, dazu bist Du zu brav und gut; es muß sonst etwas seyn; vertraue es mir, Du weißt es ja selbst, Mitgefühl lindert oft die Schmerzen.

Benedict hob bei diesen Worten den tief gesenkten Blick und drückte heftig des Bruders Hand, die in der Seinen ruhte, sein Mund aber schwieg.

Hast Du kein Zutrauen zu mir? fragte Conrad, verdiene ich nicht Offenherzigkeit?

Benedict schüttelte den Kopf. Laß mich! sagte er endlich, laß mich meinen Schmerz allein tragen, Du glaubst Dich glücklich, warum sollte ich Dir Deinen Glauben nehmen?

Was hat mein Glück mit Deinem Trübsinn gemein? fragte Conrad aufmerksam gemacht; doch halt! ich habe manchen Deiner Blicke belauscht, so könnte ich mir wohl denken, daß Dir Bärbchen nicht gleichgültig ist; bin ich Dir unwissend in den Weg getreten, so zürne mir deshalb nicht, wer kann das Mädchen sehen und nicht in Liebe für sie erglühen?

Ja wohl! seufzte Benedict, es liegt ein un-
iderstehlicher Zauber in ihr, den Niemand zu
annen vermag, der stärkste Geist hat nicht die
raft.

Und doch! doch! meinte Conrad, die Kraft
abe ich; Du bist der Aeltere, Du hast ältere
nsprüche als ich; Dein Sinn steht fester auf
ner Sache als der meinige. Ein Jahr Abwe-
nheit von der Heimath und mein fröhliches
emüth hat vergessen.

Da sei Gott vor! rief Benedict bewegt, wen
e liebt, der sei der Glückliche; überdies glaubst
u, ich sei so schwach, Dir nicht ein gleiches
pfer bringen zu können?

Ja, Benedict, das glaub' ich wohl, fiel ihm
onrad in die Rede, aber Dein Herz würde
abei verbluten, das Meine nicht. Doch willst
u, daß sie entscheide, so komm, sie wird das
essere wählen, und dann wählt sie Dich; Con-
ad ergriff bei diesen Worten des Bruders
and, um ihn mit sich fortzuführen, dieser
er sträubte sich, denn er fürchtete den Augen-
ick der Entscheidung. Da wollte der Zufall,
aß Bärbchen in den Garten kam, um würzige
räuter zu holen, und Conrad rief sie herbei;
s sie nun unbefangen zu ihm trat, sagte er

halb wehmüthig, halb scherzend: liebes Bärbchen! hier stehen zwei Brüder vor Dir, die sich von zartester Jugend an innig liebten; beide Brüder lieben Dich, — in Beider Herzen steht Dein Bild, — und Einer kann Dich Kleinod doch nur gewinnen, sprich! Welcher von uns ist der Glückliche, er genieße sein Glück, der Andere ziehe fort, um es nicht zu stören. Das Mädchen war überrascht und verlegen. Das ist kein feiner Scherz, Conrad, sagte sie endlich, laß mich los und laß mich gehen. Conrad hielt sie jedoch, trotz ihrer Bitten fest, sie fand aber dennoch Gelegenheit zu entschlüpfen.

Aber der Vorsatz stand so fest in den beiden Brüdern, das Mädchen zu einer bestimmten Antwort zu bewegen, daß sie ihr endlich nicht mehr ausweichen konnte. Ich muß Euch gestehen, sagte sie da unter Thränen, daß ich Euch Beiden von Herzen wohlwill, daß ich Jeden gleich achte und liebe, und ständ' meine Seligkeit auf dem Spiele, ich wüßte, ich könnte es nicht sagen, daß ich Einen dem Andern vorzöge. Ist es vielleicht, daß ich Euch als meine Brüder betrachte, oder würd' ich Dir den Vorzug geben, Benedict, weil Deine Aeltern eine Verbindung zwischen uns wünschen —

zum Himmel „Nein, so wahr Gott meiner Seele gnädig sein mag, diese Schuld haftet nicht auf mir!"

„So hat er vielleicht durch sein unziemliches Benehmen Euern Zorn erregt, oder vielleicht in dieser Unglücksnacht in der Trunkenheit Euch Ungebührliches zugemuthet und Ihr habt Euch nur durch die blutige That retten können?"

„Nein, ehrwürdiger Herr! Georg Jenatsch hat sich mir stets als ein edler Mann, zuletzt als ein wahrer Freund bezeigt; ich kann seinem Andenken nur eine Thräne weihen!"

„Hat Euch die Nachricht, er wolle Euch nach Schloß Marschlins gewaltsam entführen, vielleicht zur Rache gereizt?"

„Ich glaubte die Nachricht und glaubte sie nicht und blieb zweifelhaft." erwiederte sie „Jetzt bin ich überzeugt, es war Verläumdung."

„Und wodurch habt Ihr diese Ueberzeugung?" fragte der Geistliche.

„Herr!" erwiederte sie verweisend „Ihr sagtet mir vorhin, daß Ihr nicht als Richter zu mir kämet, mithin wozu diese Fragen? Wollt Ihr mein Herz stärken, daß es vertrauungsvoll zu Gott sich wende, so seid mir willkommen, ich will glauben Ihr wäret ein Bote des Friedens, der mich zur ewigen Ruhe begleiten solle, und will Euch wie meinen Vater anhören, will Eure Worte tief in Geist und Herz einprägen, mit Euch beten, mit Euch mich zu Gott erheben, der mich nicht von sich stoßen wird; aber befragt mich nicht weiter."

Der Geistliche hatte, während Marie gesprochen, sie genau beobachtet und als sie schwieg, faßte er ihre Hand

. Dann gehört sie Dir! rief Conrad mit Freude, dann sind alle meine Zweifel gelöst, sie ist — sie muß die Deinige werden. Trompeten-Geschmetter unterbrach den lauten Ausruf des Jünglings. Was ist das? rief er. Das Reiterregiment Madlo, was in der Umgegend liegt und heute zur Musterung einritt, sagte Bärbchen schnell, die zufrieden war, dem Gespräche eine andere Wendung geben zu können.

Da seht ihr! rief Conrad, Du sollst mit dem Mädel daheim bleiben, sie soll als Deine Hausfrau Dich beglücken, wie die Mutter den Vater so viele Jahre lang beglückt hat, und ich der Fortuna nachziehen, diesem flatterhaften Wesen, die mich mit ihrem Trompeten-Klange ruft; tröstet nur Vater und Mutter, wenn mich morgen der Cüraß deckt, und ich das Schwerdt umgürtet vor sie trete.

Thu' das nicht! um aller Heiligen willen thue das nicht, rief Bärbchen und sank ihm weinend um den Hals.

Mir ist das flattersinnige Weib, die Fortuna, zugetheilt, nicht ihm, murmelte Benedict vor sich hin, ich will Dir nicht nachstehen an Großmuth und ehe noch Bärbchen aus Conrads

Armen sich losgerissen, hatte er sich davon geschlichen.

3.

Du hast mir den rechten Weg gezeigt, Bruder! sagte am andern Morgen Benedict, ich nehme Dienste bei den Cüraſſieren, Du bleibst daheim bei Vater und Mutter und Deinem Weibe. Ich mit meinem ernsten trüben Gemüth will hinaus, will das Glück suchen und — vielleicht den Tod finden. Conrad war von dieser Aeußerung erschrocken. Du!— des Vaters Stütze, des Vaters Trost, willst ihn verlassen? rief er.

Einer muß von hier, sagte Benedict, und sein Auge sah finster vor sich hin.

Und der Eine bin ich, rief Conrad und sein Auge glänzte vor Jugendmuth.

Nein, mein Bruder! sie hat Dich mit ihren Zauber-Armen umfangen, Du kannst nicht von hier, Du bist hier gebannt, entgegnete ihm Benedict. Ich muß aus dem Vaterhause, muß fort von hier.

Ist das Dein unabänderlicher Wille? fragte Conrad.

So wahr Gott meiner Seele gnädig sei, nein unabänderlicher Wille! —

Nun so zieh' auch ich! rief Conrad begeistert; ch will nicht schlechter seyn als Du, will nicht n Wonne schwelgen, wenn Du im Elende arbst. —

Conrad! sagte der ältere Bruder, hast Du enn ganz die Eltern vergessen? wirst Du sie llein daheim lassen, sich um uns grämend?

Gott wird sie schützen; folgst Du dem Rufe er Kriegstrompete, folge auch ich. Er sank ei diesen Worten dem Bruder um den Hals; uch Benedict preßte ihn an seine Brust, drückte nit Heftigkeit einen Kuß auf seine Lippen und sagte dann feierlich: So sei es; — dieser Kuß weihe uns zu einem Schicksal. Komm! laß uns zum Vater gehen, ihm unsern Entschluß zu verkünden; er achtet den männlichen Willen an Andern, er wird ihn auch an seinen Kindern achten, wir werden ihn betrüben, aber auch diesen Kelch wollen wir leeren. Er wird uns dann nach dem Grunde fragen, der uns zu dem thörigten Entschluß vermocht hat, aber diesen laß uns verschweigen, es würde das Mädchen in den Augen der Aeltern herabsetzen, die Mutter würde Bärbchen eine Undankbare

ſchelten, die das Unglück in ihr Haus gebracht habe; ſie müſſen wir ſchonen.

Ja, Bruder, das müſſen wir, ſagte Conrad ſchmerzlich; ach Benedict! der Weg zu unſern guten Aeltern iſt ein ſaurer Gang, aber er muß hinter uns liegen, ehe wir morgen hingehen und den Helm aufſetzen und das Streit-Roß beſteigen. Sie ſäumten auch keinen Augenblick, fanden Vater und Mutter beiſammen in ihrem Stübchen und theilten ihnen ihren Vorſatz mit. Der Vater hatte ſie anfangs ruhig angehört, zuletzt aber riß der Faden ſeiner Geduld. Seid Ihr raſend geworden? rief er zornig; welcher böſe Feind treibt Euch unter das Kriegsvolk, dieſen Fluch der Menſchheit, das nur ſengen und brennen, rauben und morden kann? Genügt Euch nicht Euer Gewerbe, das Euch bis in Euer ruhiges und friedliches Alter Brod giebt, auf dem kein Fluch ruht?

Uns treibt ein finſteres Schickſal, Vater, ſagte Benedict.

Unabänderlich? fuhr der Vater auf.

Ja, Vater! ſagte Conrad, was wir thun, thun wir aus Pflicht; forſcht nicht weiter nach dem Grunde, ſondern habt Vertrauen zu Euern Söhnen, daß wir erſt nach reiflicher Ueberlegung

einen ſolchen ernſten Schritt thun werden. Haben wir je leichtſinnig gehandelt?

Zieh'ſt Du fort von mir, unterbrach ihn die weinende Mutter, ſo ſehe ich Dich nie wieder.

Wäre es auch nicht hier, wäre es doch dort, erwiederte Conrad und fiel ihr um den Hals. Der Vater ſah mit wehmüthigem Blick auf ſein gutes Weib und den ſich feſt an ſie ſchmiegenden Sohn, während Benedict mit finſterem Auge, gleichgültig ſcheinend, vor ſich hin ſah. Jetzt aber warf er den geſenkten Blick gen Himmel und tief aufſeufzend erfaßte er Conrads Hand, zog ihn von der Mutter Bruſt und trat mit ihm vor den Vater. Laßt uns nicht ohne Euern Segen zieh'n, Vater! auch im Schlachtgewühl bedarf man ſeiner, bat jetzt Benedict, beugte ſeine Knie vor dem alten Mann und Conrad that ein Gleiches. Da legte der Alte ſeine Hände auf ihr gebeugtes Haupt. Mein Segen möge Euch begleiten, ſprach er feierlich, und muß ich auch tadeln was Ihr thut, ſo möge Euch doch Gottes Arm bei Euerm Unternehmen ſchützen. Nun geht zur Ruh', auch ich bedarf ihrer.

Geſtärkt gingen ſie nun in ihre Kammer,

bereiteten sich noch zu einem schweren Gange, zu dem Gange nach dem geliebten Mädchen, um sie mit ihrem Entschluß bekannt zu machen. Conrad übernahm es sie aufzusuchen; Benedict blieb, denn er hatte den festen Vorsatz gefaßt, so viel als möglich ihre Gegenwart zu vermeiden. Conrad traf sie auf der Steinbank im Hofe sitzend; sie weinte, denn die Mutter hatte ihr schon die traurige Nachricht mitgetheilt. Warum Ihr Beide in den Krieg zieht, das weiß ich, rief sie Conrad entgegen, was kann ich dafür, daß ich Euch lieb habe, daß Ihr Beide mir werth seid; kann ich vergessen, wie zart, mit welcher Sorgfalt mich Benedict nun schon seit Jahren behandelt hat? Fühle ich nicht, selbst noch in diesem Augenblicke, wie Du in den wenigen Tagen, wo Du wieder ins Vaterhaus eingekehrt bist, mein Herz mit solcher zarten Liebe umfangen hast? O! das kann ich nicht, kann Dich nicht täuschen, ihn nicht hintergehen.

Conrad versuchte noch ein Mol sie zu bewegen, sich für Einen von ihnen Beiden zu bestimmen; aber alle seine Bitten, alle seine Vorstellungen vermochten nicht sie zu einem anderen Entschlusse zu bewegen und sie nahm

heute

heute so rührend Abschied von ihm, als ob es das letzte Mal sei, daß sie ihn sehe.

4.

Am andern Morgen gingen sie Beide zu einem Rittmeister, und boten ihm ihre Dienste an. Der alte Kriegsmann war sehr erfreut, zwei so rüstige junge Bursche zu sehen, die obendrein wohlhabende Bürgersöhne der Stadt waren, und aus eignen Mitteln sich bewaffnen und das Nöthige zu ihrer Ausrüstung anschaffen konnten. Sie wurden bald einig und der Rittmeister empfahl ihnen die möglichste Eile, weil das Heer nicht lange mehr in Böhmen hausen würde, warnte sie, sich nicht beim Ankauf der Pferde und Waffen betrügen zu lassen, und erbot sich freundlich, sie hierbei mit Rath und That zu unterstützen, was sie auch gerne annahmen. Schon am andern Tage wieherten zwei große starke Rappen in ihrem Stalle und die vollständige Rüstung zweier Küraß-Reiter hing auf ihrer Kammer, wo sie einen alten Reiter fanden, der sich mit dem Putzen derselben beschäftigte und den Panzer und die Armschienen von Rostflecken reinigte.

Benedict warf ſich beim Anblick dieſer Waffen unmuthig in den alten Armſeſſel, Conrad hingegen ſah dem alten Reiter aufmerkſam zu, wie er ſo emſig die Roſtflecken von dem Stahle hinweg nahm und unter ſeiner Hand alles wieder ſpiegelblank wurde.

Ihr ſeht ja recht aufmerkſam zu, junger Herr; Ihr habt gewiß Freude an dem Kriegshandwerk, mehr als Euer Bruder dort, der das roſtige Schwerdt in die Hand nimmt, es anſtarrt, als wäre ſein Blick darauf gebannt, und dennoch gewiß an etwas Anderes denkt.

I nun alter Kriegs-Camerad, ſagte Conrad freundlich, ſo ſehr liebe ich das blutige Handwerk eben nicht.

Und warum habt Ihr Euch denn unter die Fahnen geſtellt? fragte der Alte.

Das kümmere Euch nicht, meinte Conrad unwirſch.

Ha ha! ſagte der Alte halb vor ſich hin, da hats ein Liebes-Abentheuer oder einen Tag gegeben, wo die Würfel nicht gut fallen wollten; das hat die jungen Herrn zur Desperation gebracht; gebe Gott, daß es ſie nicht gereuen mag. Das Kriegshandwerk iſt ein böſes Ding, nährt ſelten redlich und arm kriecht der Söld-

ner in den Harniſch und ärmer ſchlüpft er, wird es Friede, wieder hinaus. Am ſchlimmſten iſt es für den, der noch nicht ganz verdorben dieſe wilde Laufbahn betritt, und es nun beim Sturme heißt: Mordet! Zündet! und die Kriegsfurie los iſt, daß Engel weinen möchten und die Teufel hell auflachen; ach da iſt wahrlich keine Freude für ein Herz, das noch halbwege menſchlich fühlt. Na! brach er endlich das Geſpräch ab, ich will Euch das Herz nicht ſchwer machen, Ihr habt Euch einmal dem Teufel verſchworen, nun ſo haltet auch treu Euren Pakt; da nehmt den Harniſch, ſeht, wie blank, wie ſpiegelblank er iſt. Möge auch das, was unter ihm ſchlägt, rein bleiben und nie vom böſen Roſte befreſſen werden; morgen komm' ich wieder, da will ich die andere Rüſtung reinigen, die Euerm Bruder beſtimmt iſt.

Als er gegangen war, ſtand Benedict mit Haſt auf. Der Unglücksrabe hat die Wahrheit gekrächz't, rief er; ich glaube, wir haben eine Thorheit begangen; Du hätteſt nach Nürnberg, ich nach Augsburg ziehen ſollen, unſer Handwerk dort redlich treiben und als ruhige brave Bürger unſer Leben beſchließen ſollen.

Benedict! unterbrach ihn der Jüngere, was

geschehen ist, ist nun einmal geschehen, darum an's Werk! Sieh nur, wie der blanke Helm mir so gut steht und sitzen wir nur erst zu Rosse, haben das scharfe Schwerdt gezogen, oder die Pistole zur Hand genommen, dann sagen wir unserer stillen Welt Valet und möge dann ein guter Gott über uns walten. Aber in Benedicts Herzen hatte der Trübsinn zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß einige muthvolle Worte des Bruders ihn hätten verscheuchen sollen; still und in sich gekehrt, blieb er fortan für sich, vermied besonders Vater, Mutter und Bärbchen, und Conrad war der Einzige, gegen den er noch zutraulich war. Ueberhaupt schien unter Allen der sonst so feste Charakter Benedicts am meisten erschüttert. Er und Bärbchen vermieden sich augenscheinlich; auch schien der Vater mit ihm weit mehr zu zürnen als mit Conrad, von dem er glaubte, er folge nur dem Willen seines älteren Bruders. Die heitere Ruhe, die sonst in dieser achtbaren Familie geherrscht hatte, war zur stillen Trauer geworden.

Einige Tage vor dem Tage der Trennung, beschied die Mutter Conrad zu sich, und ging mit ihm in das Prunk-Zimmer, wo sie wußte,

„Aus Deinem Auge, aus Deinem Worte spricht die Unschuld, ich kann nicht glauben, daß Du eine Mörderin bist. Solch Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit liegt nicht in einem schuldigen Herzen, das liegt nur in einem frommen, kindlichen Gemüthe. Schließe mir Dein Herz ganz auf, entdecke mir Alles und so wahr ich an Gott und seine Barmherzigkeit glaube, schwör' ich Dir, was Du mir vertraust, bleibt in meinem Herzen verschlossen!"

Statt Antwort trat Marie an das Gitterfenster, faltete ihre Hände, blickte hinauf nach dem Himmel und mochte leise beten, dann verweilte sie noch einen Augenblick auf der nämlichen Stelle, schien über etwas nachzudenken und trat wieder zu dem Geistlichen „Herr!" sagte sie mit heiterer Ruhe „Ja, ich will Euch mein Herz öffnen, Euch will ich mich entdecken — Ich habe Georg Jenatsch ermordet!"

Der Geistliche fuhr erschrocken zurück. „Das hab' ich nicht erwartet!" sagte er ernst „Konnte die Hand eines Wesens, das an Seel' und Leib einem Engel gleicht wie Ihr, so eine blutige That vollbringen? Konnte mich ein solch frommes Auge täuschen? — Was bewog Euch dazu, Unglückliche?"

„Ich bin eine Sünderin!" unterbrach ihn Marie, ohne seine Frage zu beantworten „Ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes, betet zu ihm, daß er hier bald mit mir enden lasse, damit ich bald in sein Himmelreich eingehen kann."

„Seid Ihr dessen so gewiß und fürchtet Ihr Euch nicht vor dem Jenseits?" fragte der Geistliche noch immer von Schauder ergriffen.

daß Niemand sie störe. Mein Sohn! sprach sie hier, ich kenne durch Bärbchen selbst den Grund, der Euch auf den unglücklichen Gedanken gebracht hat, in den Krieg zu ziehen. Das Mädchen liebt Euch Beide, und hat mir, bei Allem, was ihr heilig ist, zugeschworen, daß es ihr unmöglich sei, mit gutem Gewissen eine Wahl unter Euch zu treffen. Du allein, mein guter Sohn, bist im Stande der Sache noch jetzt einen guten Ausgang zu verschaffen. Entsage Bärbchen, nimm ihr den Glauben, daß Du sie liebst, und die Wahl kann ihr dann nicht schwer werden. Sie war längst Deinem Bruder bestimmt, hatte sich wohl schon lange mit dem Gedanken beschäftigt, Benedicts Hausfrau zu werden; da kamst Du, des Kindes Neigung erwachte in der Brust der Jungfrau, und der Zwiespalt trat in ihr Herz.

Dir, mein Sohn, war ein weit glänzenderes Loos bestimmt. Ich hatte für Dich um die Tochter des reichen Webers geworben, die Du, ehe Du auf die Wanderung gingst, immer zum Tanze führtest. Sie ward mir zugesagt: nimm sie, beglücke Deinen Bruder, und wälze die schwere Last von den Herzen Deiner Eltern.

Conrad lächelte. Mutter! sagte er und drückte

sie wehmüthig an sein Herz, könnte ich, ich thät' es mit tausend Freuden; aber was so plötzlich uns ergreift, verläßt uns nicht so plötzlich wieder, den Funken, den die Neigung angefacht, kann wohl des Mannes starker Wille dämpfen, daß er nicht zur hellen Flamme ausbricht, aber auslöschen kann er ihn nicht. Nie werde ich meine Neigung zu Bärbchen verleugnen, ich habe sie Benedict gestanden, und er würde mir das Gegentheil nicht glauben. Ueberdies Mutter, was würde es helfen; wir haben zur Fahne geschworen, unser Schwur ist unauflösbar.

Das glaube nicht, mein Sohn, unterbrach ihn die Mutter, schon ist Alles eingeleitet, mein Seckel geöffnet; mit Gold wirbt der Hauptmann seine Soldaten und mit doppeltem Golde kauft man sie ihm leicht wieder ab.

Mutter! sagte nach einigem Nachdenken Conrad, das geht nicht. Die Schweden rücken heran, die Schlacht ist nahe, da muß der Mann streiten, aber nicht sich feig zurückziehen. Denkt daran, wie viele Tausende zurückkehren, wir stehen ja Alle in Gottes Hand, darum tröstet Euch, er wird uns schon schützen. Der Mutter Bitten blieben vergebens.

5.

Das Regiment Madlo hatte seine Quartiere zwischen Prag und Rschitschan und beide Brüder, nachdem sie gehörig gerüstet, und mit allem Nöthigen versehen waren, mußten, um sich in den Waffen zu üben, in ihre Quartiere rücken und von nun an bei ihren Fahnen bleiben. Der Abend vor ihrer Abreise wurde in Meister Baumbachs Hause ernst und feierlich begangen, Alles was zu demselben gehörte, Groß und Klein versammelte sich in der geräumigen Werkstatt, wo der Pater Beichtvater eine rührende ermahnende Rede an die zwei jungen Kriegsmänner hielt, in welcher er sie aufforderte, treu ihrem Kaiser, treu ihrer Fahne, stets ihrer Ehre eingedenk und mild und menschlich gegen die unglücklichen Land-Bewohner zu seyn. Ein allgemeines Gebet beendete die feierliche Handlung und Beiden die Hände drückend, begab sich dann der Vater zur Ruh; auch die Mutter that ein Gleiches, und erst am Morgen der Abreise ward das schmerzliche Lebewohl gesprochen. Auch Bärbchen hatte sich diesmal nicht zurück gezogen, sie reichte den Brüdern schweigend die Hand und entfloh dann wie ein scheues

Reh. Jetzt schwangen sich Conrad und Benedict auf ihre Rappen, warfen noch einen Blick zurück auf das Vaterhaus, sprengten davon, und nahmen die Ruhe und das Glück des älterlichen Hauses, durch ihren thörigten Entschluß mit sich.

Manche Thräne hätten sie sich bei dem Lebewohl ersparen können, denn sie sahen sich seitdem noch oft, da das Dorf, wo sie im Quartiere lagen, nur einige Stunden von Prag entfernt war. Sie hatten hier Muße genug, den Aeltern Manches von dem wilden Leben mitzutheilen, womit das Kriegs-Volk, auf Unkosten der armen Landleute, sich die Tage der Ruhe zu Freudentagen schuf; sie konnten ihnen deutlich schildern, wie wenig glücklich sie sich bei diesem wilden Treiben fühlten. Als aber jetzt die Nachricht durch ganz Böhmen erscholl, die Schweden rückten an, hätten sich aber dann plötzlich nach Sachsen hingewandt, so versammelte sich das Heer, das der Erzherzog Leopold, und unter ihm der Fürst Piccolomini befehligte, in der Gegend von Prag, um den Schweden unter Torstenson nach Sachsen zu folgen. Eine stattlichere Armada hatte der Kaiser lange nicht auf die Beine gebracht: 11 Re-

gimenter Fußvolk, mehr als vollzählig; 32 Regimenter Reiter, meist alte gediente Cüraſſiere ſtanden mit 80 Kanonen bald jenſeits Prag verſammelt, und erwarteten nur den Befehl zum Aufbruch. Da kamen Eilboten auf Eilboten von Dresden mit der Bitte an den Erzherzog, den Marſch zu beſchleunigen, denn Torſtenſon bedränge Leipzig ſchon hart. Der Erzherzog ſäumte nicht länger, und der kommende Tag ward zum Abmarſche beſtimmt.

Noch einmal gab der alte freundliche Rittmeiſter den Brüdern die Erlaubniß nach Prag zu gehen, um ihren Aeltern Lebewohl zu ſagen; dieſer Abſchied war ſchmerzlich, denn jetzt erſt trennte man ſich, gingen ſie ihrer blutigen Beſtimmung entgegen, jetzt erſt betraten ſie das öde Feld des Todes; aber auch dieſer Augenblick der Trennung ging ſtandhaft vorüber, und als Benedict und Conrad Prag hinter ſich hatten, reichte der Aeltere dem Jüngeren die Hand. „Alles was Werth für uns hatte, ſprach er, liegt hinter uns, eine neue Welt vor uns; laß uns nun, mein Bruder, wackere Soldaten ſeyn, auch hier treu unſere Pflicht erfüllen und für unſern Kaiſer und ſein Recht kämpfen, und wenn es ſeyn muß — ſterben. Mir ahnet es,

mein Leben hat sich mit jenem Tage geschlossen, wo ich Bärbchen verlor; der Tod könnte mir fast Wohlthat seyn.

Mir nicht, rief Conrad, ich kämpfe noch um das Leben mit ihm, und mir ahnet es, wir kehren Beide in das Vaterhaus zurück.

Armer Conrad! sagte jetzt Benedict mitleidig lächelnd. Wie kurz ist Dein Blick in die Ferne, ein unglückliches Schicksal führt uns hierher, ein unglückliches in die Schlacht; glaubst Du, daß das Unglück den Menschen je wieder verläßt, wenn es ihn einmal gepackt hat, wie uns?

Es waltet ein barmherziger Gott dort über den Sternen, sprach Conrad, sieh nur Bruder, wie hell sie da oben flimmern, und unsere Bahn erleuchten. Wirf Deinen Blick da hinauf, hoffe und vertraue.

Aber Hoffnung und Vertrauen kehrten nicht in Benedicts Brust zurück, er ritt schweigend und ahnungsschwer nach seinem Quartiere.

6.

Das Heer trat den Marsch nach Sachsen an, doch jubelte es nicht, denn es zog nicht

durch Feindes Land. Das arme Sachsen, das schon so oft durch feindliche Schaaren heimgesucht, durch befreundete Heere eben nicht glimpflicher behandelt worden war, sollte in diesem Augenblicke schon wieder die Schwäche der Politik seines Herrschers büßen, der seit dem Prager Frieden die Parthei seiner Glaubensbrüder verlassen, und mit Oestreich sich verbunden hatte. Torstenson stand schon mit einem gewaltigen Heere vor Leipzig und ängstigte die hart bedrängte Stadt; der Erzherzog zog mit gleicher Heeresmacht zu deren Befreiung heran, und Beide, Freund und Feind mußte das ausgesogene Land ernähren und zum Theil bezahlen.

Mir war ganz sonderbar, sagte am ersten Abend, wo sie ihre Nachbar-Grenze überschritten und Quartiere in Sachsen bekommen hatten, Conrad zu seinem Bruder, der wohl Conrads Bemerkungen gern anhörte, nie aber die seinigen ihm mittheilte und von Tage zu Tage in sich gekehrter wurde, als wir heute hier vor diesem stattlichen Wirthshause hielten, die Bewohner dem Anschein nach freundlich heraus traten, uns willkommen hießen, dann nach unseren Pferden griffen, sie in die Ställe zu führen und als wären wir lange erwartete willkom-

mene Gäste, uns aufnahmen, obgleich sie wissen, daß wir ihnen für keinen Nürnberger Heller zu verdienen geben. Sonst wenn ich auf meiner Wanderschaft, meinen Ränzel auf dem Rücken eintrat und mein: Gelobt sei Jesus Christus, Wirth und Gästen bescheiden zurief, mußte ich oft recht lange auf das: in Ewigkeit warten und Niemand nahm mir den Ränzel ab, oder nöthigte mich zum Niedersetzen; erst wenn ich mir einen guten Trunk und Imbiß bestellt, erhielt ich Bedeutsamkeit, besonders wenn ich ein gefülltes Beutelchen zog, dann erst hieß man mich willkommen, fragte wohl auch, wes Weges ich käme, wo die Schweden ständen, oder sonst dergleichen. In der Eisenhaube muß doch eine gewaltige Wirkung stecken, sie macht uns arme Wichte zu Herren dieser armen geplagten Leute, welche uns ihr Eigenthum, als schuldigen Zins steuern müssen, denn, wie es mir dünkt, so ist, wo der Soldat eintritt, Alles sein Eigenthum und er schaltet damit nach Gefallen. Gerechter Gott! wie mag es erst in Feindes-Land zugehen?

Teuflisch! brummte Benedict vor sich hin.

Neugierig bin ich, wie es mir am Tage der Schlacht um's Herz seyn wird. Ein alter Sol-

dat hat mir einmal bei einem Trunk Wein vertraut, der ärgste Raufbold in der Schenke könne nicht wissen, ob er in solchem Augenblicke tapfer oder feig seyn würde.

Sollte Dir das Letztere überkommen, Bruder, wo Gott für sei, fiel ihm Benedict rasch, mit finsterem Blick in die Rede, so halte Dich fest neben mich, folge mir, und ich werde die Schande nicht erleben, daß mein Bruder als ein Feigling geflohen sei. —

Diese Worte Benedicts endeten schnell das Gespräch, Conrad war gekränkt; Benedict hatte in seine Worte keinen verwundeten Pfeil legen wollen, und doch den Bruder empfindlich getroffen.

Am andern Tage rückten sie in der Gegend von Freiberg ein, wo sie Rasttag haben sollten; hier zeigte sich Conrad das Soldatenleben wieder in ganz anderer Gestalt. Das Dorf, worin sie lagen, war arm und meist von Bergleuten bewohnt, und sie fanden wenig Stallung, wenig Lebensmittel darin; kein dienstwilliger Wirth kam ihnen zum Willkommen entgegen, denn sie waren meist Alle zur Grube gefahren, und suchten in der Tiefe der Erde blankes Erz und schwarzes Brod. Nur einige rothwangige

Dirnen, und Kinder in Menge, dieſe oft grauſame Mitgift der Armuth, waren daheim. Die mitgebrachten Lebensmittel und der Haferſack mußten herbeigeholt, und für Vieh und Menſchen ſelbſt Sorge getragen werden. Das war dem Kriegsvolke nicht recht und die ſpät am Abend erſt heimkehrenden Bergleute, dieſe ärmlichen, bleichen Geſtalten, wurden deshalb eben nicht aufs Freundlichſte empfangen, und ihr frommer Gruß kaum beachtet. Der wilde Frohſinn, der noch geſtern unter ihnen geherrſcht hatte, war heute verſchwunden, und Conrad ſah wohl, daß wenn die ärmlichen Hütten nur etwas Anziehendes geboten hätten, die Reiter nicht ſo geduldig den Mangel ertragen haben würden. Er ſelbſt ſetzte ſich an den Heerd, wo die Hausfrau für die Ihrigen einen großen Topf mit Grütze kochte und immer in Sorge zu ſeyn ſchien, er habe Abſicht auf ihr mageres Mahl; aber Conrad nahm ihr bald dieſe Furcht, gab ihr eine Kleinigkeit, und hatte dafür die Freude, dieſes mit ſchwarzem Kleibrode gewürzte Mahl von der Familie mit ſolchem Appetit verzehren zu ſehen, als ob die größten Leckerbiſſen vor ihnen geſtanden hätten. Heute theilte er Benedict ſeine Bemerkungen nicht mit; noch konnte

„Nein, Herr!“ ſagte ſie mit Wehmuth „Schon ſeit einiger Zeit gehöre ich der Welt nicht mehr an. Mein Herz war gebrochen und ich hing nur noch am Leben, wie eine geknickte Blume am Stengel, ihr Leben iſt ein langſamer Tod, jeder Tag läßt ſie mehr verwelken, bis der Wind ſie entblättert. So auch ich! — Ach lieber Herr!“ ſagte ſie dann und Thränen entſtürzten ihrem Auge „Ich war ein ſo fröhliches Kind, die Welt war mir ein Paradies voll Engel; ich war ſo ein heitres Mädchen, im Träumen und Wachen umſchwebten mich bunte, freundliche Bilder und Thränen hatte ich nur, wenn ich Andre weinen ſah. Seit kurzem ward es anders; ich blieb fromm und gut und doch war kein Friede mehr für mich auf der Welt.“

„Märtyrin!“ rief der ehrwürdige Greis ihre beiden Hände erfaſſend „Schau mir ins Auge, laß mich in Deinem Blicke das dunkle Geheimniß errathen — So, Marie — ſo iſt's recht! — Das iſt ein Blick voll Vertrauen und Wahrheit! — Du biſt des Lebens ſatt“ ſprach er ernſt, „wünſcheſt den Tod und willſt für einen Andern ſterben!—“

Das Mädchen erbebte, aber faßte ſich — „Ich bin Georg Jenatſch Mörderin — Gott möge mir meine Schuld verzeihen!“ ſprach ſie mit feſter Stimme „Ich werde dies dem Gerichte ſagen, wie ich es Euch geſagt“

„Und die Richter werden das „Schuldig!“ über eine Schuldloſe ausſprechen“ ſprach der Geiſtliche „und die Sünde, die ſie dann begehen werden, kommt über Dich!“

„Sie werden ſprechen nach ihrem Wiſſen, nach ihrer Pflicht!“ erwiederte Marie „Und Gott iſt barmherzig!“

Der theilnehmende Greis verſuchte noch manches, ſie zu einem andern Geſtändniſſe zu bewegen; er mußte ſie

er deſſen demüthigende Worte von geſtern nicht vergeſſen, er bat ihn jedoch morgen in der Frühe ſein Pferd zu beſorgen, ſtand ſchon als der Tag graute auf und begleitete den alten Bergmann nach der Grube, ſah wie dieſer dort ſein ſtill Gebet verrichtete, ehe er einfuhr, und ſo, gleich dem Soldaten, dem Tode entgegen ging.

Der Menſch kennt doch oft weder ſein Elend, noch ſein Glück, ſagte er vor ſich hin, als er nach dem Dörfchen zurück ging. Dieſe Leute kämpfen von Jugend auf mit Sorge und Elend, wiſſen kaum, womit ſie am andern Tage ihre zahlreiche Familie ernähren ſollen, ſagen ihr alle Tage ein Lebewohl, mit der Furcht ſie nicht wieder zu ſehen, veralten vor der Zeit, und kein froher Augenblick, kein Lebensfeſttag unterbricht dieſes eintönige Quälen nach hinreichendem Broderwerb. Und doch ſind ſie glücklich; ſie haben wenig Wünſche, faſt gar keinen, und fällt einmal eine Brodſame des Glücks auf ihren karg gedeckten Tiſch, ſo ſcheint es ihnen, Gott habe ſie mit abſonderlichem Segen überſchüttet. Sind ſie deshalb elender als wir Andern? Ich hatte nur einen Wunſch, der unbefriedigt blieb, und der hat mich aus meinem Leben herausgeriſſen und mich unter Menſchen

geworfen, die mir und meinem Gemüth fremd ſind, es war meine eig'ne Wahl, und wo der Menſch mit kecker Hand in das Rad ſeines Schickſal's einzugreifen ſich erkühnt, da hemme er es, aber murre nicht, wenn er in ſeinem Strudel mit fortgeriſſen wird.

Ich habe doch wohl Unrecht gethan, nicht auf das Wort der Mutter zu hören; vielleicht war es noch Zeit, vielleicht wenn ich mich, wenn auch nur zum Schein, zu einer Andern neigte, wäre ihre Liebe geſchwunden, ſie hätte Benedict glücklich gemacht, und ich wäre nie auf den tollen Einfall gekommen, mich in das Kriegsleben zu ſtürzen, und meinen armen Bruder mit zu verführen; nein, wahrlich! Meiſter Baumbachs Söhne taugen zu den Soldaten nichts. Mit dieſen Gedanken kam er bis zu ſeiner Hütte, wo er Benedict beim Putzen der Waffen fand; auch die ſeinigen hatte der ſorgſame Bruder herbei geholt, denn heute Nachmittag ſollte das Regiment ausrücken und mit dem Regiment Pompei und Gonzaga von dem General-Feldwachtmeiſter Buchheim gemuſtert werden.

Conrad trat ſchnell zu ſeinem Bruder, und half ihm die Waffen mit in Stand ſetzen.

Die

Die Sache wird ernſthaft, begann jetzt Benedict, bei Roſſen und Meißen ſollen die Schweden ſchwärmen, plündern und rauben; geht Torſtenſon uns entgegen, ſo kann es in einigen Tagen ſchon zur Schlacht kommen; müſſen wir ihn bei Leipzig aufſuchen, nun, dann ſchlagen wir einige Tage ſpäter, denn der ſchwediſche Löwe zieht ſich vor Oeſtreichs Adler gewiß nicht feig zurück.

Ich freue mich auf den Tag der Schlacht! ſagte Conrad freudigen Muthes.

Ich nicht, murmelte Benedict vor ſich. — Aber Deine Freude iſt mir unerklärbar, was könnteſt Du dabei gewinnen?

Deine Achtung, ſagte Conrad, indem ich Dir zeigen könnte, daß ich Deines Vorbilds nicht bedarf, um mich als muthigen Kriegsmann zu zeigen.

Bruder! wie haſt Du doch meine Worte, die ich geſtern vielleicht im Unmuth ſprach, ſo falſch gedeutet, rief Benedict ſchmerzvoll, und fiel dem Bruder um den Hals. Tröſtlich müßte es unſerm Vater ſeyn, hätte Gott über uns beſchloſſen, — — — und es hieße dann: die Brüder Baumbach aus Prag, ſtarben

einen schönen Reiter-Tod; und da ich — er stockte.

Und da Du? — fragte rasch der Bruder.

Und da ich den Tod aufsuche, wo ich ihn nur finden kann, da zeigt man ihm und dem Feinde nicht den Rücken, und wer einem solchen Todeslustigen folgt, der fliehet nicht.

Du suchst den Tod? fragte Conrad, und der Gedanke ließ ihn erbeben; frevelst Du nicht, Benedict, ist das nicht unrecht, unchristlich von Dir? — Pfui! habe mehr Muth, als Dich freiwillig dem Schicksal zu übergeben; kämpfe dagegen, denn wahrlich! so lange ich noch einen Athemzug in mir spüre, vertheidige ich mein Leben gegen den Teufel und die ganze Welt.

Mir ist es eine Last wie ein schweres Wander-Bündel in schwüler Mittagsgluth. — Ich kann das Mädchen nicht vergessen.

So nimm es, ich trete Dir willig meine geringen Ansprüche an sie ab, sagte Conrad mit Feuer, aber Benedict lächelte schmerzvoll.

So etwas, lieber Conrad, läßt sich nicht abtreten, es muß sich freiwillig geben; aus Deiner Hand, Bruder, hat es keinen Werth für mich. Ueberdies sind unsere Seelen, un-

ſere Gemüther ſo genau in einander verwebt, daß uns gleiches Schickſal treffen muß. Das Mädchen iſt für uns Beide verloren; Keiner wird ſie erringen. Meine Ahnung trügt mich nicht.

7.

Die Muſterung, welche der General-Feldwachtmeiſter hielt, wirkte zerſtreuend auf Conrads Gemüth. Das Regiment Madlo war das erſte auf dem Platze und ſtand ſchon eine Zeit lang aufmarſchirt. Die Andern kamen nach; bald rückten die Cüraſſiere von Pompei mit fliegenden Cornetten und ſchmetternden Trompeten an, und wurden auch mit gleicher Fanfare von den ſie Erwartenden begrüßt. Sie ſtellten ſich ihnen zur linken Seite, ſo wie ſpäterhin Gonzaga, das bald darauf angetrabt kam, ſich ihnen zur rechten Seite ſtellte. Beides waren italieniſche Regimenter. Pompei, neu geworben, beſtand aus ſtattlichem Kriegsvolk, und ritt ſchöne neapolitaniſche Roſſe; Gonzaga aber war ein Regiment ergrauter Krieger, die ſchon unter Tilly in Deutſchland

gefochten hatten, und als eines der besten Regimenter im kaiserlichen Heere galt.

Endlich kam auch der alte General-Feld-Wachtmeister, von einer Menge anderer Offiziere und Obristen der Regimenter begleitet. Es war ein kleines Männlein, den Conrad sich ganz anders, höher, martialischer, gedacht hatte. Aber durch manchen Kampf im Kriegshandwerke wohl erfahren, hatte der kleine Mann schon manche Waffenthat gethan, die einem Goliath Ehre gemacht hätte. Der kleine Zwickelbart, der wohl zuweilen an Tilly erinnerte, das scharfe stechende Auge und ein gewisser finsterer Ernst, der sich über das benarbte Gesicht verbreitete, zwangen selbst Conrad, der bei dem Soldaten nur das Aeußere berücksichtigte, Ehrfurcht für das kleine Männlein ab, auf dessen Wort drei bedeutende Reiterschaaren ihre Glieder öffneten, und in ehrfurchtsvoller Stille seine Musterung erwarteten. Er durchritt schweigend die Reihen, sagte wenig, machte nur selten eine tadelnde Bemerkung und schien mit dem Ganzen zufrieden zu seyn, denn Roß und Mann war in gutem, brauchbarem Zustande, und was den innern Menschen und seinen Muth betraf, das konnte der Schlacht-

g nur lehren. Eine kurze Anrede, die er
ſt deutſch, dann italieniſch an die Regimenter
elt, forderte ſie auf, in der nächſten Schlacht
ännlich zu fechten und den alten Ruhm der
iſerlichen Waffen zu behaupten. Auf Wieder-
hen auf dem Schlachtfelde! rief er dann,
andte ſein Roß und ſprengte davon. Die
egimenter kehrten in ihre Quartiere zurück.

Am andern Tage ging der Marſch gerade
f Leipzig zu, die Schweden hielten nirgends
tand, nur als man ſich Leipzig näherte,
gte der Kanonen-Donner, der noch in der
rne dröhnte, daß ſie nicht geſonnen wären,
hlfeilen Kaufes das ſächſiſche Land zu ver-
ſen. Aber bald ſchwieg das Geſchütz, die
achricht traf beim Heere ein, Torſtenſon
be die Belagerung aufgehoben, und ſich ge-
n Breitenfeld, — faſt auf die nämliche
elle, wo Guſtav Adolph den erſten Sieg für
eutſchlands Freiheit errang, — zurück gezo-
n. Dem Erzherzog ſchien dies eine glück-
he Vorbedeutung, er hoffte die Schmach der
rlorenen erſten Schlacht durch den Sieg der
eiten zu verwiſchen. Dem alten Piccolo-
ni aber, der mehr an Sterndeuterei hing,
ien Leipzig und das Schlachtfeld von böſer

Vorbedeutung zu seyn; er suchte den Erzherzog zu bereden, blos Leipzig zu besetzen und den schwedischen Feldherrn durch irgend ein geschicktes Manoeuvre aus seiner Stellung zu locken. Aber der junge Fürst, zu kriegesmuthig, zu sehr der Schlacht von Nördlingen gedenkend, wo ein Erzherzog den herrlichen Sieg über die Schweden errang, auch wohl das schöne Heer betrachtend, das kampflustig unter seinen Befehlen stand, ließ keinen Tag seine Ungeduld zügeln, befahl, daß die Armee durch Leipzig rücke; und der Morgen des 22. Octobers 1642 sah das kaiserliche Herr in Schlachtordnung den Schweden gegenüber stehen. Fast auf der nämlichen Stelle, wo sein König gefochten, hatte Torstenson die alten schwedischen Schaaren aufmarschiren lassen; sein Fußvolk stand in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln; seinen rechten Flügel befehligte Wittenberg und der alte Stahlhanns, den linken General Schlang und Königsmark, die Mitte Axel Lilien, lauter Namen im Kampf ergrauter Kriegshelden.

In gleicher Art hatte Piccolomini das Heer geordnet, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln. Gonzaga befehligte den rechten, Buchheim den linken Flügel, wo

das Regiment Pompei, neben ihm Madlo und Gonzaga auf dem äußersten linken Flügel stand. Alles, was geschehen konnte, dem Soldaten Muth einzuflößen, und ihn zu hohen Kriegsthaten zu entflammen, war bei den Kaiserlichen geschehen; Versprechungen kaiserlicher Gnade, Drohungen dem Feigen, bezahlter rückständiger Sold, kurz Alles war angewendet worden, das Kriegsvolk zu ermuthigen. Die Schweden hatte Torstenson nur an ihren alten Ruhm, nur an ihren bei Lützen gefallenen König erinnert, der hier als Sieger seine große, aber kurze Laufbahn begonnen hatte.

Einen Augenblick standen sich beide Heere ruhig einander gegenüber, und schienen sich zu beobachten. Keiner wollte das erste Zeichen zum Angriff geben, da sagte Benedict zu Conrad, dessen Auge überall auf den Linien der Feinde umher schweifte: Es liegt doch etwas Großes, Erhabenes in diesem Schauspiele. — Da stehen wir nun, das frische Leben mit jedem Athemzuge einathmend; unser Geist denkt nicht an den Tod, nur der Sieg ist das hohe Ziel, nach dem er strebt; selbst unser Roß trotzt der Gefahr, die es ahnet, scharrt ungeduldig, bäumt sich, will vorwärts, der Entscheidung

entgegen, und wie bald —. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die ſchwediſchen Trompeten ſchmetterten, ihr rechter Flügel vorrückte, der alte kriegserfahrene Stahlhanns ſich an die Spitze des Leibregiments und des Regiments des Landgrafen von Heſſen ſetzte, und mit wilder Furie ſich auf den linken Flügel der Kaiſerlichen warf. Die Ungarn, die ihn decken ſollten, erwarteten nicht den Angriff der ſchwediſchen Regimenter, ſondern flohen; das Regiment Pompei wankte, ehe es noch ſeine Karabiner losgefeuert hatte, das Regiment Madlo aber, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, wich dem ungeſtümen Angriffe des ſchwediſchen Leibregiments nur durch eine ſchmähliche übereilte Flucht aus, ohne einen Schuß gethan, ohne ein Schwerdt gebraucht zu haben. Die Schweden benutzten ihren Vortheil, kümmerten ſich wenig um die fliehenden, mehr aber um die noch ſtehenden Regimenter, und ſo wurde der ganze kaiſerliche linke Flügel in ſchmachvoller Flucht aufgelöſt, und nur von einigen Regimentern verfolgt, wagten ſie dennoch nicht ſich wieder zu ſammeln, ſie flohen bis Leipzig. Auf dem rechten Flügel war das Glück den Schweden nicht ſo günſtig; die Kaiſerlichen

verlassen, nachdem er noch mit ihr manche fromme Betrachtung angestellt, manches Gebet zu Gott gesendet hatte, ohne seinen frommen Zweck erreicht zu haben, sie blieb auch gegen ihn verschlossen und klagte sich allein als die Mörderin des Generals an.

Obgleich der Geistliche zu dem Stadtvoigt und fast zu allen andern Gliedern des Gerichts sich begeben und ihnen seine Zweifel an der Schuld Mariens mitgetheilt hatte, glaubten doch die Richter, daß ihnen kein andrer Weg übrig bliebe, sie zum Geständnisse zu bringen, als die Folter. Sie wurde noch einmal vorgeführt, da sie aber auf ihrer gestrigen Aussage beharrte, brachte man sie in die Marterkammer. Nach einer kräftigen Ermahnung, die Wahrheit zu bekennen, wurden ihr alle Werkzeuge vorgelegt und durch den Henker ihr auf's Gräßlichste der Gebrauch und die Wirkung eines jeden erklärt. Marie hörte unerschüttert diesem Allen zu. „Es bedarf dieser Werkzeuge nicht, mich zum Geständnisse zu bringen!" wandte sie sich zu den Richtern „Ich bekenne lieber freiwillig, da Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, den Mord begangen zu haben, als mich martern zu lassen, um dann erst unter Qualen es zu bekennen."

Auf dies Geständniß wurde sie in den Gerichtssaal zurückgeführt, wo sie das, was sie bekannt hatte, unumwunden wiederholte, die Fragen, ob sie Mitgehülfen gehabt, standhaft verneinte und als man auf den Eid drang, schwur, bei dem, was sie an jenem Abend begangen, keinen Mitgenossen gehabt zu haben.

Als sie den Richtern die näheren Umstände der That erzählen sollte, sagte sie gelassen „Erspart mir diese Er-

erſtanden hier dem Angriff und brachten
hrere feindliche Regimenter in Unordnung.
r General Schlang ſtürzte von einer Pi-
lenkugel, Königsmark wurde mehrere Male
wundet, und verdankte ſeine Rettung nur
nem ſchnellen Roſſe. Doch wichen die Schwe-
n hier in Ordnung, ſie waren nicht in wilder
ucht aufgelöſt, die Regimenter noch feſt in
h geſchloſſen, hatten nur dem erſten mächti-
n Stoße der Feinde weichen müſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblick, der
n Sieg noch zweifelhaft ließ, erſchien der
falzgraf mit vier Regimentern des rechten
ügels, und ſtellte das Gefecht wieder her.
ie Schweden rückten auch hier von Neuem
ieder vor, und trotz der mannhaften Gegen-
ehr der kaiſerlichen Reiterei, brachen ſie ihre
eihen, und als die noch fechtenden Regimen-
r die entſcheidende Flucht des linken Flügels
hen, wankte auch ihr Muth, auch ſie jagten
wilder Flucht zurück und überließen das
chlachtfeld den Schweden.

Noch ſtand das Fußvolk, noch donnerte das
eſchütz und ſchleuderte Verderben unter die
chaaren der angreifenden Schweden. Endlich
rch Reiterei und Fußvolk umzingelt, von allen

Seiten angegriffen, wurde es aufgefordert sich zu ergeben, zog aber, wie die brave Schaar der Wallonen, an jenem für Tilly so verhängnißvollen Tage, es vor, eher zu sterben, als das Gewehr zu strecken. Sie traten in Vierecke dicht geschlossen, von der schwedischen Reiterei umschwirrt, von dem Fußvolke verfolgt, selbst von ihrem eigenen Geschütz nun beschossen, langsam und ruhig ihren Rückzug an, zogen über die Ebene, mit jedem Schritte immer mehr und mehr die gemachten Lücken zusammen drängend, ein immer noch furchtbarer Haufe, dem man, wie dem wilden Eber im Dickicht, nicht zu nahen wagen durfte. Endlich bis zur Hälfte geschmolzen, viele schwere Verwundete in ihren, von dem Geschütze niedergeschmetterten Reihen, erschöpft durch steten Kampf, blieb ihnen, nachdem sie 5000 Mann auf dem Wahlplatze zurückließen, nichts übrig, als in dem nämlichen Wäldchen, wo die Wallonen am ersten Schlachttage von Leipzig unterlegen hatten, 5000 an der Zahl das Gewehr zu strecken; mit ihnen ging der Kern des kaiserlichen Fußvolks verloren. Glänzender, wenn auch nicht erfolgreicher, war dieser zweite Sieg auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld, er gab Schweden von Neuem

das Uebergewicht in Deutschland, und war um so mehr empfindlicher für Oestreich, da ein Erzherzog an der Spitze des geschlagenen Heeres gestanden hatte.

8.

Vor den Thoren von Zwenkau, bis wohin die erste Flucht einen Theil der Reiterei des linken Flügels ohne Rast getrieben hatte, lagerte ein gemischter Haufe Flüchtiger von allen Regimentern in buntem Gemisch. Ein Theil hatte sich in Reihen gegen das geschlossene Thor von Zwenkau aufgestellt und verlangte Einlaß, den aber der sächsische Commandant trotz des elenden, kaum mit einer Mauer umgebenen Städtchens und seiner 25 Mann Defensioner standhaft verweigerte, da er wußte, daß die Stadt ohne Rettung verloren sei, dränge das zügellose Kriegsvolk, das keine Kriegszucht, kein Offizier im Zaume hielt, hinein. Er versprach Lebensmittel hinauszuschicken, die Reiter verlangten Oeffnung der Thore, sie drohten die Stadt zu stürmen, der Commandant, sie durch das Feuer der Besatzung zurückweisen zu lassen.

Aber die in Flucht Begriffenen hatten Eile und es war nicht Ernst, sich lange hier zu verweilen, sie fürchteten die sie verfolgenden Schweden und ließen sich endlich mit Lebensmitteln beschwichtigen, welche die Bürger Zwenkau's nach besten Kräften herbei brachten. Aber auch die Vertheilung der Lebensmittel störte den Frieden, Jeder wollte sein Theil, nur Wenigen konnte es werden; da begannen schon die Regimenter sich zusammen zu rotten, die wenigen Offiziere, die zugegen waren, hatten in diesem Augenblick der Auflösung aller Kriegszucht keine Gewalt; es hätte ein blutiger Kampf entstehen können, wenn nicht plötzlich einige Heransprengende mit dem Rufe: die Schweden sind dicht hinter uns! dem Lärmen ein Ende gemacht und Alles zu Rosse und in wilde Flucht gebracht hätten. Bald war das ganze Feld leer, nur ungefähr 200 Cüraſſiere hielten geordnet die Straße beſetzt, ſtellten ihre Feldwachen aus und ſchienen den Feind erwarten zu wollen; auch 2 Reiter, ihre Roſſe fütternd, hatten Beſitz von einem alten Birnbaume genommen, unter deſſen Schatten ſie ſich und ihre Thiere erquickten. Sie hatten an dem ganzen frühern Lärm keinen Theil gehabt, die Nachricht, die Schweden kä-

men, hatte ſie nicht aus ihrer Ruhe gebracht, und auch jetzt ſaßen ſie, ganz ſorglos ihr Frühſtück verzehrend und die Feldflaſche herbeiholend da. Es waren die Brüder aus Prag.

Da trat ein alter Wachtmeiſter von dem geordneten Haufen zu ihnen und fragte: Von welchem Regiment, Cameraden?

Von Madlo Cüraſſier, antwortete Benedict, und da er glaubte, die Frage gelte nur ſeiner Feldflaſche, reichte er ſie ihm und bat, ihm Beſcheid zu thun. Doch der alte Krieger wies ſie verächtlich zurück. Mit Einem von Madlo trinkt keiner von Gonzaga ſprach er, wandte ihm den Rücken und wollte gehen. Benedict ſprang auf und hielt ihn zurück. Wie meint Ihr das? Eure Worte ſcheinen beleidigend; ſteht mir Rede! Der Wachtmeiſter wandte ſich, ſah dem jungen Mann ſcharf ins Auge, und ſagte dann: Du biſt noch nicht lange Soldat.

Fünf Wochen, erwiederte Benedict, aber wozu dieſe Frage?

Wär'ſt Du ein gedienter Kriegsmann, ſo würdeſt Du ſie ſelbſt beantworten können, würdeſt wiſſen, daß ein Regiment, das, wenn der Feind noch 100 Schritt von ihm iſt, feig und ehrlos umkehrt, aus der Linie bricht und Alles

mit sich zur wilden Flucht fortreißt, in den Augen des ganzen Heeres entehrt ist, und ein rechtlicher Soldat keine Cameradschaft mit ihm hält.

Was kann der Einzelne dafür? sagte Benedict, ich habe den Tod gesucht, nicht die Schmach.

Und was wollt Ihr Beide hier? fragte der Wachtmeister.

Ausharren, bis wir Gelegenheit finden, unsere Schande zu tilgen. Ich sehe, fuhr er plötzlich auf, Ihr steht hier den Feind erwartend, um vor ihm nur im ehrenvollen Rückzug zu weichen. Erlaubt, daß wir uns Euch anschließen dürfen, vielleicht finden wir hier die Gelegenheit.

Gewiß an 300 Mann, wovon Einer mehr werth war, als Zehne dieses verwünschten Regiments, liegen auf dem Wahlplatze durch Eure Schuld; 200 stehen noch hier versammelt, wo möglich die Schmach des Tages zu rächen, wenigstens die verlorene Ehre zu retten. Ob diese Euch aufnehmen werden, weiß ich nicht, doch da ich Wohlgefallen an Euch habe, und Ihr mir leid thut, will ich hin und den Oberstleutnant befragen, der dort an der Spitze hält.

Während dieses Gesprächs, dem Conrad

aufmerksam zugehört, hatte dieser schnell seine kleinen Vorräthe zusammen gepackt, den Freßsack den Pferden abgenommen und sie schnell aufgezäumt, so daß Alles bereit war, als der Wachtmeister zurück kehrte und ihnen die Nachricht brachte, sie dürften sich dem Regimente Gonzaga anschließen. Man stellte sie auf den äußersten linken Flügel, aber kein Mensch sprach ein Wort mit ihnen.

Jetzt kamen immer noch mehrere von dem geschlagenen Heere, besonders von dem linken Flügel der Reiterei herzu, beinahe von allen Regimentern sammelten sie sich jetzt um den kleinen Haufen von Gonzaga, von Madlo kam kein Mann, die waren schon längst in Sicherheit. Selbst vom Regiment Gonzaga rückten sie Truppweise, 10 bis 20 Mann herbei, und schlossen sich ihren Cameraden an. Die übrigen Regimenter bildeten ihren eigenen Haufen, der nach und nach bis zu 600 Reitern anwuchs. Die bestimmte Nachricht der verlornen Schlacht war nun auch bis hierher gekommen und der Oberstleutnant von Gonzaga, der das Ganze leitete, sah wohl ein, daß sie den Rückzug antreten müßten, wollte ihn jedoch so spät als möglich bewerkstelligen. Da kam der Feldzeug-

meiſter Bonnivall von einem bedeutenden Hauſen Reiterei gefolgt, herangeſprengt, und kaum, daß er die geordnete Linie der ſich hier geſammelten Reiterei erblickte, als er ihnen den Befehl ſandte, ſchnell vorzurücken und den ihn verfolgenden Feind anzugreifen. Das Regiment Gonzaga rückte vor, die andern 600 Mann folgten, der Feldzeugmeiſter ſammelte die Uebrigen und ſie warfen ſich mit Ungeſtüm auf das ſchwediſche Regiment Dörflinger, das, von dieſem unvermutheten Angriff überraſcht, ſtutzte, und nach einem blutigen Gefecht die Flucht ergriff. Doch zwei nachrückende ſchwediſche Regimenter nahmen die Flüchtigen bald auf; der Kampf begann von Neuem; die Kaiſerlichen mußten weichen.

Am Abend dieſes Tages — die Schweden hatten ſie nicht mehr verfolgt — trat der alte Wachtmeiſter zu den Brüdern, ſtrich ſich ſeinen langen Knebelbart und ſagte freundlich: Bei Gott, Ihr Burſchen, Ihr habt Euch wacker gehalten, und daß Ihr nicht aus mancher Wunde blutet, iſt wahrlich nicht Eure Schuld; Ihr habt tapfer ausgetheilt und glücklicher Weiſe nichts eingenommen. Der Oberſtleutnant läßt Euch ſagen, Ihr könntet während

des ganzen Rückzuges in Gottes Namen beim Regiment bleiben; daß Ihr vom Regiment Madlo wäret, hätte man vergessen, und nun, er nahm seine Feldflasche, heute einen Trunk auf gute Cameradschaft! er reichte sie ihnen und Beide thaten Bescheid.

Conrad und Benedict folgten nun dem Regiment Gonzaga bis zur böhmischen Grenze; hier erfuhren sie, daß der Rest ihres Regiments wieder in seine alten Standquartiere eingerückt sei, und auch sie begaben sich dahin.

9.

Von den 900 Mann, aus welchen das Regiment bestand, waren kaum 600 noch übrig; aber unter diesen der freundliche Hauptmann der beiden Brüder. Er verbarg seine Freude nicht, sie zu sehen, und bot ihnen sogleich an, ehe er sie wieder in seine Listen als gegenwärtig eintrage, nach Prag zu gehen und ihre trauernden Aeltern zu besuchen. Sie ergriffen mit dankbarem Gemüthe die ihnen dargebotene Erlaubniß und der andere Morgen wurde dazu bestimmt.

So wären wir wieder hier, begann am Abend Benedict, nachdem sie lange sich schweigend gegenüber gesessen und wahrscheinlich an die Aeltern und Bärbchen gedacht hatten, hätten Nichts gewonnen und die Schlacht von Breitenfeld wäre nicht der Markstein meines Lebens, nicht der Markstein meines Glücks gewesen. Morgen soll ich wieder in das Vaterhaus! — Glaubst Du, Bruder, daß es mich dorthin zieht? Nein, wahrlich nein! Dort muß ich Bärbchen sehen; was kann ich ihr sagen, was sie mir? Ein mitleidiges Wort, ein halber Trost, das ist Alles, was sie mir geben kann, und was sie nicht zögern wird, mir zu geben. Sich selbst? — Fahr' hin, fahr' hin, du Glück meines Lebens, dich erlang' ich nie! Was kann der alte Vater uns sagen, als ein trauriges: Gelobt sei Gott! der Euch dem Schwerdte der Schweden entriß. Ruhm bringt Ihr nicht mit ins Vaterhaus, so wenig als Wunden. Seid wackre brave Böttchergesellen; wollt Ihr aber im tollen Wahn höher fliegen, so seid Ihr elende Wichte von dem geächteten Regiment Madlo. — Und die Mutter? —

Schweig, ich bitte Dich, fuhr Conrad auf. Ich bringe eine Welt voll Liebe in mein Vater-

innerung, werthe Herrn! — Er iſt todt, ich verübte die That, mein Schwert, mein Dolch waren die Werkzeuge.“ Auf die wiederholte Drohung, daß ſie mit der Folter zu dieſem Geſtändniſſe gebracht werden ſollte, erwiederte ſie: „Führt mich hin, vor dieſen Marterwerkzeugen werde ich Alles eingeſtehen, was Ihr nur verlangt.“

Sie wurde für heute nicht mehr inquirirt und in ihr Gefängniß zurückgebracht.

20.

Der Tod des Generals hatte ganz Bünden in Bewegung geſetzt, jeder deutete dieſen Mord nach ſeinem Privatintereſſe. Die Salis gaben ihn denen von Planta, dieſe wiederum jenen Schuld, die ſpaniſche Parthei klagte die franzöſiſche des Mordes an, dieſe hingegen die ſpaniſche; doch ward er allgemein im Volke betrauert, wobei der Adel mit einſtimmte. Aber hierin kamen gewiß die franzöſiſche wie die die ſpaniſche Parthei überein, daß ſie froh waren, dieſes unternehmenden Mannes, dieſes Volksfreundes entledigt zu ſein, wahrſcheinlich nahmen ſie auch deshalb warmen Antheil an Marie Imeldi.

So viel Einfluß beide Partheien aber auch auf das Gericht haben mochten, ſo viel Mühe ſich auch in der Stille Herr Rudolph von Planta gab für ſie zu wirken, ſo konnte Niemand, nachdem ſie den Mord eingeſtanden, den Spruch der Richter mildern; nur das gelang ihnen — doch bedurfte es hierbei das Anſehn Peter Gulers, der

haus mit zurück, gebe Liebe und erhalte sie auch gewiß. Mir klopft das Herz in der Brust, denk' ich des alten Vaters, der seine beiden Hände nach uns ausstrecken und die unseren treuherzig schütteln wird, denke der vor Freude weinenden Mutter, an deren Brust zu liegen mich wahrlich eben so glücklich macht, als ruhte ich in Bärbchens Armen. Und ihr, die mir auch vielleicht einen freundlichen Blick schenkt, würde ich sagen: Thörigtes Kind, was willst Du von mir? Meine Liebe war nicht reines Gold, das auf dem Prüfsteine aushielt, denn Du konntest mich vergessen und ich dennoch leben. Aber ihm, der nicht leben, nicht sterben kann ohne Dich, dem gieb Deine Hand, er ist Deiner würdig, ich nicht. Benedict fiel bei diesen Worten dem Bruder um den Hals, und sie beschlossen nun den Abend, der sie Beide ernst gestimmt hatte, wie sie es im Vaterhause gewohnt waren, unter Gebet.

Am andern Morgen, ehe der Tag noch graute, trugen ihre Rappen sie nach Prag. Als der hohe Hradschin aus dem Nebelmeer im Goldglanz der Morgensonne hervortauchte, als die Thürme der Stadt ihre vergoldeten Spitzen zeigten, und allmählig immer mehr

und mehr hervortraten, jetzt die ganze herrliche Stadt im Glanz des jugendlichen Tages vor ihnen lag, da wurde es Beiden beklommen ums Herz. Freudiger Muth belebte Conrad, düsterer Ernst begleitete den Bruder ins Vaterhaus. Jetzt — es war um die sechste Stunde — hörten sie das Hämmern und Pochen in des Vaters Werkstatt; Conrads Gaul fühlte den Sporn; er war der Erste, der den Vater begrüßte.

Wo ist Dein Bruder? fragte dieser jetzt ängstlich.

Er folgt mir, seht! dort steigt er vom Pferde, und dies sagend eilte er zur Mutter, die er schon in der Küche beschäftigt glaubte, statt dieser aber fand er Bärbchen bleich und abgehärmt. Sie schrie erschrocken auf, und statt ihn zu begrüßen, eilte sie nach der Mutter Schlafkammer, wohin er ihr auch folgte. Die Freude im ganzen Hause war groß. Die vom Schlachtfelde erhaltenen Nachrichten hatten den Verlust vergrößert, besonders das Regiment Madlo ganz von dem Feinde aufreiben lassen. Bei den früher in Rschitschan von dem Regiment Eingetroffenen erfuhren sie nichts von den Ihrigen. Sie seien verschollen, war

die Antwort und so verstrich mancher Tag qualvoller Angst; desto größer war jetzt die Freude. Nachdem sie dem Vater so Manches berichtet hatten, meinte dieser, daß ihnen nach dem kleinen Probestückchen wohl die Lust vergangen seyn möchte, noch ein Zweites zu wagen, und er sei erbötig, mit ihrem Hauptmann sich deshalb in Unterhandlungen einzulassen, und es koste was es wolle, und sollte er doppelte Mannschaft statt ihrer stellen müssen, sie von dem Kriegsdienste zu befreien. Benedict wollte dem Vater nicht widersprechen und schwieg, denn die Absicht des Vaters war nicht die seine; Conrad aber ging sogleich in die Vorschläge des Vaters ein, denn ihn ekelte das ganze Soldatenleben an. Es wurde daher beschlossen, daß der Vater sie nach ihrem Quartiere begleiten und dort das Nähere abmachen sollte.

Aber kaum war dieser Entschluß gefaßt, als ein Eilbote mit einem Schreiben von dem Hauptmann eintraf, dessen Inhalt ihnen befahl, Angesichts dieses ohne Säumen nach Rschitschan zu kommen, wo sie spätestens um die zweite Stunde des Nachmittags zu einer Musterung eintreffen müßten, von welcher bei schwerer

Strafe Niemand zurückbleiben dürfe. Willkommen und Lebewohl grenzten so nahe, die Trennung war um so bitterer, und nur das Versprechen des Vaters, morgen mit einem gefüllten Seckel zu ihnen zu kommen, gab der Mutter noch einigen Muth.

Die Rosse waren bestiegen, schnell trabten sie ihrem Schicksal entgegen, da zog gleiches Weges das Regiment Gonzaga; sie trabten unbekümmert an demselben vorbei, doch hörten sie bald hinter sich den Ruf: Halt auf einen Augenblick! halt! Sie wandten sich und sahen den alten Wachtmeister, der ihnen zu stehen winkte.

Jungens! raunte er ihnen zu, als er sie endlich erreicht hatte, Ihr wollt nach Rschitschan? Sie nickten bejahend.

Kehrt um, reitet eher in die Hölle oder in das schwedische Lager, nur nicht dahin, dort ist es nicht geheuer für Euch, und wohl dem, der noch nicht in der Mausefalle steckt, sagte der Alte mit ernstem, bedenklichem Gesicht.

Die Brüder sahen ihn verwundert an. Ja, ja, fuhr er fort, ich meine es redlich mit Euch, traut meinen Worten.

Unsere Fahnen sollten wir verlassen, auf so schmähliche Weise verlassen, und ohne zu wissen

eshalb? Nein, nimmermehr! rief faſt entrü-
et Benedict.

Thut was Euch gut dünkt, erwiederte der
lte, verdrießlich, daß ſie ſeinem wohlgemein-
n Rath nicht vertrauten. Nun viel Glück,
nn das iſt Euch dort Noth! Er wandte ſein
oß und ließ ſie ruhig ihrer Beſtimmung ent-
gen ziehen.

Bruder! ſagte Conrad, als ſie immer fort-
abend die Thurmſpitze der Stadtkirche vor ſich
egen ſahen, ich kann mir zwar die Worte des
lten nicht deuten, aber ohne Grund warnte
uns nicht; laß mich allein in die Stadt rei-
n, iſt wirkliche Gefahr vorhanden, ſo benach-
chtige ich Dich, wär' es zu ſpät, ſo wärſt Du
och gerettet und dem Vater bliebe doch ein
Sohn.

Uns trifft ein gemeinſchaftliches Schickſal,
nterbrach ihn Benedict, dies ſagte ich Dir
chon oft, Du Ungläubiger; wir entgehen ihm
icht; zöge Einer von uns nach Süden, der
ndere nach Norden, das Schickſal führte uns
och wieder zuſammen.

Sieh! ſagte jetzt Conrad plötzlich, auf der
Straße von Prag ziehet Reiterei heran, es ſind

gewiß einige Regimenter; Gonzaga folgt uns bereits, was bedeutet diese Menge Volk?

Was kümmert das mich? erwiederte Benedict, wollte eben seinem Rosse die Sporen geben, als er Pferdegetrappel hinter sich vernahm; es war der Vater, der seinen falben Gaul bestiegen hatte und mit seinem alten Diener ihnen gefolgt war.

Die Mutter hat mich aus dem Hause gejagt, sie hat keine Ruhe, bis sie mich bei Euch weiß, drum hat mein altes Thier auch einen bösen Tag gehabt, und sich wacker anstrengen müssen, Euch einzuholen.

Ich weiß nicht, ob Ihr nicht besser gethan hättet, heute daheim zu bleiben, sprach Benedict. Es giebt tückische Augenblicke im Leben, wo es besser wäre, der Mensch trüge eine Binde vor den Augen.

Ich verstehe Dich nicht, so wie ich Dich jetzt oft nicht verstehe, brummte der Alte; Du sprichst über Dinge, die Du nicht in unserer Werkstatt gelernt.

Die aber Gott in meine Brust gelegt hat, sagte Benedict mit schmerzvollem Tone.

Kommt nur, Vater! rief der muntere Conrad, wer weiß, wozu es gut ist, daß Euch die

Mutter uns nachschickte. Was Bedeutsames giebt es heute, ich fürchte freilich nichts Gutes; doch was es auch seyn mag, wir sind uns keiner Schuld bewußt, und so in Gottes Namen vorwärts.

10.

Als sie in das Städtchen einritten, fanden sie das hier versammelte Regiment Madlo in sonderbarer Bewegung. Die Reiter hielten compagnieweise auf ihren Rossen bei einander, schienen Etwas zu berathschlagen und sandten Abgeordnete von einer Fahne zur Andern. Die Offiziere standen, wie es schien, theilnahmlos bei Seite, und als eben Benedict und Conrad sich ihrer Fahne anschlossen, gab ein Wachtmeister, trotz der Gegenwart des Oberstleutnants des Regiments, den Befehl, daß die Compagnien sogleich nach dem Markte marschiren und sich dort in Linie aufstellen sollten. Dieser Befehl wurde befolgt, die 600 Mann schlossen dann einen Kreis, und der Wachtmeister begann mit kräftiger Stimme sie anzureden: Cameraden! ich habe so eben die sichere Nach-

richt erhalten, daß heute, wegen des Vorfalls von Breitenfeld, ein Vorfall, der auch dem besten Regimente einmal begegnen kann, Gericht über uns gehalten werden wird; wir sollen dem Heere als warnendes Beispiel dienen; unsere Offiziere, Hauptleute und Fahnenträger sollen ohne Barmherzigkeit gehangen, und wir decimirt werden, das heißt, der zehnte Mann, den das Loos trifft, soll am Galgen prangen. Wollt Ihr das dulden? Wollt Ihr nicht einen ehrenvollen Tod einem schmählichen vorziehen? — Noch ist es Zeit! — Ein rascher Entschluß, und wir ziehen aus, ziehen den Schweden entgegen, und retten so Ehre und Leben. Aber ein rascher Entschluß ist nöthig, die Zeit drängt, kaum eine Stunde bleibt uns noch! — Also — wer denkt wie ich, und gleiche Gesinnung mit mir theilt, der ziehe sein Schwerdt, und dann rasch im Trabe fort! Die Schwerdter rasselten aus den Scheiden. Sei unser Anführer! schrie es von allen Seiten, doch wer von unsern Offizieren folgen will, mag es thun. Da schmetterten, als eben die ersten Züge sich zum Abmarsche anschickten, die Trompeten von Alt-Piccolomini und Speerreiter, und mit gezog'nem Schwerdt und gespanntem

Piſtol, kamen die Regimenter im ſcharfen Trabe geritten, umkreiſten die Aufrührer, und das zu gleicher Zeit eintreffende Regiment Gonzaga ſchloß den Kreis, in deſſen Mitte der General-Feldwachtmeiſter Brüay einritt, und mit ſeiner furchtbaren Stimme: Abgeſeſſen! commandirte. Die Meuterer überraſcht, befolgten zum Theil dies Commando, zum Theil aber ſchienen ſie ſich widerſetzen zu wollen. Doch die Uebermacht war zu groß, ſie mußten ſich fügen, mußten ihre Roſſe, ihre Waffen abgeben, und ſtanden nun in dicht auf einander geſchloſſenen Reihen, ihr Schickſal erwartend da.

Für Conrad und Benedict war dies Alles wie im Traum vorüber gegangen; ſie hatten beim Aufruf des Wachtmeiſters das Schwerdt nicht gezogen, hatten jedoch auf dem Markte der Menge folgen müſſen, und wären auf keinen Fall mit zu den Schweden übergegangen. Aber auch ſie ſtanden jetzt, Miſſethätern gleich, unter den Meuterern, und es war leicht möglich, daß ſie ihr Schickſal theilen mußten.

Schon als Hanns Baumbach das Kriegsvolk ohne ſeine Offiziere in Haufen getheilt, und die Abgeordneten hin und her laufen ſah, hatte er Meuterei gefürchtet. Als es auf den Markt gezogen, als er die Rede des Wachtmeiſters

vernommen hatte, lagen ihm, der schon Manches in diesem so langwierigen Kriege erlebt hatte, die unglücklichen Verhältnisse klar vor Augen. Es galt hier Bestrafung eines feigen Regiments und dessen Widersetzlichkeit. Görg! sagte er zu seinem Knechte und stieg vom Rosse ab, führe die Rosse ins goldne Lamm, zu meinem Gevatter, übergieb ihm das Geld und die Pferde mit der Bitte, Beides wohl zu verwahren, und dann suche mich wieder auf. Das Auge nicht von seinen Söhnen wendend, stand der Alte in der Mitte des Volks, mit seiner langen, riesigen Gestalt hoch hervorragend, und erwartete mit klopfendem Herzen, wie sich die dunkle Gewitterwolke entladen würde.

Indessen waren die Offiziere zu ihren Fahnen getreten, die heute nicht bei ihren Compagnien, sondern in der Mitte des Regiments aufgepflanzt waren; hinter ihnen hatte man die Trompeter versammelt, die Pauken von den Rossen genommen und zur Erde gesetzt, und lautlos, sowohl die im Kreis Eingeschlossenen, als die sie umgebenden Regimenter, hielt das Kriegsvolk in banger Erwartung, und Keinen gab es wohl, dem das Herz nicht geklopft hätte. Da begann das Regiment Alt-Piccolomini mit

von Mariens Unschuld völlig überzeugt war — die Folter von ihr abzuwenden und die Untersuchung zu schließen. Nach einigen Wochen, nachdem sie in mehrerern Verhören stets fest in ihrer Behauptung beharrte, daß sie allein die That verübt, sprachen die Richter einstimmig über sie das Todesurtheil und daß sie mit dem Schwert gerichtet werden sollte.

Sie hörte dies Urtheil mit Standhaftigkeit an, murrte nicht, ergab sich in den Willen Gottes und bat nur die Richter, ihr den ehrwürdigen Prediger von St. Regula zur Erbauung und zur Vorbereitung zum Tode zu senden „Auch bitte ich Euch, meine gütigen Richter!" bat sie „Schiebt die Vollziehung des Urtheils nicht lange auf, ich bedarf nur weniger Stunden, um vorbereitet vor dem Throne, meines himmlischen Vaters zu erscheinen!" Auch diese Bitte wurde ihr gewährt.

Von diesem Tage an durfte sie Jedermann sehen und mit jedem sprechen. Sie verlangte sogleich nach ihrer Mutter, die auch alsbald erschien. Marie erschrak bei ihrem Anblicke, bleich, abgefallen, wankte sie wie eine vom Siechbette Erstandene; keine Lebensfrische, kein Lebensmuth mehr in ihren Zügen.

„Vergieb mir, Marie!" war das erste Wort, das sie sprach, als diese sie mit Heftigkeit in ihre Arme schloß, denn aller Unmuth, aller Groll war nun verschwunden und das Herz der Tochter, das Herz der Mutter floß über von Liebe. Lange ruhten sie Arm in Arm, da faßte sich Marie zuerst „Beruhigt Euch, liebe Mutter!' sprach sie „Und weinet nicht um mich! — Ich gehe freudig hinüber

dem Schmettern ſeiner Trompeten die furchtbare Stille zu unterbrechen; die von dem Regiment Speerreiter und Gonzaga folgten, und die von Madlo wollten ein Gleiches thun; doch der Feldwachtmeiſter Brúay befahl ihnen zu ſchweigen. Die Trompete, die das Regiment nicht zum Angriff rufen kann, muß für immer verſtummen! ſprach er. Und von der Straße von Prag kam ein anſehnlicher Zug langſam geritten, an deſſen Spitze, auf kaſtanienbraunem hohen ſpaniſchen Roſſe, ein langer, hagerer Mann ſaß, in deſſen Antlitz die Zeit, und wohl manche merkwürdige Begebenheit, tiefe Furchen gegraben, und manche Spuren zurück gelaſſen hatte. Kalt und ernſt war der Ausdruck ſeines Auges, finſter, zuſammengezogen ſeine Stirn, man ſah ihm an, daß der jetzige Augenblick bittere Erinnerungen in ihm erwecke, die nur die Hoffnung nach Rache mildern konnte. Es war der Fürſt Piccolomini, der ſelten vom Glück, mehr vom Hof Begünſtigte. Auch bei Breitenfeld hatte es ihn verlaſſen, und ſein Ruf als Feldherr war dahin, denn ihn traf mehr der Vorwurf der verlornen Schlacht, als den jungen Erzherzog. Die Flucht der Reiterei hatte ohne Zweifel über den Ausgang des Tref-

fens entschieden, die Flucht des Regiments Madlo die Flucht der Reiterei nach sich gezogen, und so sah er dies Regiment als den bösen Dämon an, der ihm den Lorbeer aus den Locken gerissen hatte. Er war es gewesen, der den Befehl zur Decimirung in Wien ausgewirkt hatte, und nun erschien, das blutige Urtheil selbst vollstrecken zu lassen. Alle Leidenschaften drückten sich beim Anblick dieses Regiments in seinem Antlitz aus, nur das Mitleid nicht, das hatte er schon damals von sich gebannt, als er seinen Wohlthäter, seinen Freund verrieth, und das blutige Urtheil an Wallenstein vollführen ließ. Neben ihm ritt ein junger Mann, lebensfroh und lebensmuthig, in dessen Zügen man deutlich lesen konnte, daß er lieber zur Schlacht oder zum Banquett, als zu diesem blutigen Werke geritten wäre. Es war der Feldmarschall Gonzaga, der Inhaber seines Regiments, das durch Madlo's Flucht so viel verloren hatte. Doch daran dachte in diesem Augenblicke der edle Mann nicht, er gedachte nur der Unglücklichen, die, sonst tapfere Soldaten, in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, solch Schicksal nicht verdient hatten.

Jetzt öffnete sich der Kreis; der Fürst Pic-

colomini ritt ein, hielt eine Weile vor dem abgesessenen Regimente, durchflog mit finsterem Blick die Reihen, dann winkte er einem Offizier seines Gefolges, der ihm ein Schreiben überreichte, welches der Fürst dem Feldwachtmeister Brüay mit den Worten übergab: Publicirt diesen Befehl Sr. Majestät des Kaisers, und sorgt dann, daß er streng befolgt werde.

Brüay nahm das Schreiben, entfaltete es, und las mit unbedecktem Haupt:

Da Uns durch Unsern Bruder, den Erzherzog Leopold Durchlaucht, die Meldung geworden, daß in der am 2. November stattgefundenen Bataille bei Breitenfeld das Regiment Madlo, noch ehe es der Feind chargirt, ihm schon den Rücken gewandt, aus der Linie gebrochen, auf unerhörte Weise schmählich geflohen und die übrige Reiterei mit sich fortgerissen habe, so ist zum warnenden Beispiel für die ganze Armada Unser Wille und Befehl, daß das Regiment aufgelöst, die Standarten zerbrochen, die Pauken zerschlagen, Offiziere und Soldaten für ehrlos erklärt, die Ersteren hingerichtet, von Letzteren aber der zehnte Mann, den das Loos trifft, aufgehangen werden. Dies ist Unser unab-

änderlicher Wille, dessen Ausführung dem Fürsten Piccolomini anvertraut ist.

Gegeben in Unserer Residenzstadt Wien.

Ferdinandus.

Und so geschehe, wie unser allergnädigster Kaiser und Herr befohlen hat! rief Piccolomini mit lauter Stimme, wobei sein eiskaltes Gesicht doch freudig auf das Opfer seiner Rache hernieder blickte.

Jetzt trat der Generalprofos mit seinem großen, mit Eisen beschlagenen Stocke, diesem furchtbaren Zeichen seiner Würde, von vier Dienern gefolgt, in den Kreis. Er nahm die erste Fahne, hob sie hoch in die Höhe, schwenkte sie drei Mal, zerbrach sie dann und schleuderte sie weit weg. So geschehe Allen, die dem Feinde feig den Rücken wandten! rief er aus; sogleich erfaßte jeder seiner Diener eine Fahne, und that ein Gleiches. Jetzt traten auf Befehl des Generalfeldwachtmeisters Brüay die Offiziere vor, legten ihre Schwerdter ab, der Generalprofos ergriff sie, und unter den Worten: Besser zertrümmert, als entehrt, zerbrach er Eines nach dem Andern. Als dieses geschehen, trat er zu den Pauken des Regiments. Auf

Be-

Befehl Kaiſerlicher Majeſtät, rief er, iſt das ehemalige Regiment Madlo, ſeiner Feigheit und Conduite in der Schlacht bei Breitenfeld wegen, aufgelöſt; ſein Name verhalle in dem Munde eines jeden Soldaten, wie der Ton dieſer Pauke. Ein Schlag — ein hohler Ton, der ſchnell verhallte.

Dann begann er von Neuem: Auf Befehl Seiner Kaiſerlichen Majeſtät iſt das Regiment Madlo ſeiner Feigheit wegen entehrt, den Klang ſeines guten Namens hat es in der Schlacht bei Breitenfeld verloren, wie dieſe Pauke, die zur feigen Flucht ſchwieg, nicht zum kühnen Angriff wirbelte. Ein Schlag, und auch ſie ſchwieg für immer. Raſch trat er jetzt zu den drei andern, zerſchlug ſie und ſagte dabei: So wie dieſe der Vernichtung, ſo ſind die, ſo das Loos trifft, mir und dem Tode verfallen.

Während dieſes geſchah, hatte des Fürſten Piccolomini bleiches Antlitz unverwandt auf das Regiment geblickt; kein Zeichen der Theilnahme, viel weniger des Mitleids ſprach ſich in ihm aus; der Tod ſo Vieler war ihm gleichgültig, er war ein kleiner Erſatz für den verlorenen Lorbeerkranz. Der General-Feldwachtmeiſter Brüay trauerte, daß dieſer Vorfall einem kai-

ferlichen Cüraſſier-Regimente, dieſer ſo hochgeehrten Waffe, in welcher er von unten heraus gedient, begegnen konnte, hielt das Gericht für gerecht und hatte deshalb kein Mitleid. Nur Gonzaga, der fühlen mochte, daß auch der bravſte Soldat in dem Strudel der Flucht mit fortgeriſſen werden kann, nahm Theil an dem Schickſal, beſonders der Offiziere, die eben in das Gefängniß abgeführt werden ſollten. Der Oberſt und der Oberſtleutnant waren zu lebenslänglicher Haft auf dem Spielberge bei Brünn condemnirt; ſämmtliche Offiziere, vom Rittmeiſter bis zum Cornetten, zum Strange verurtheilt. Als dies ausgeſprochen wurde, trat ein alter grauer Rittmeiſter vor, ſchritt auf den Fürſten Piccolemini zu und ſagte: Gnädiger Herr! daß wir den Tod leiden ſollen, iſt hart und in dem langen Kriege des Hauſes Oeſtreich ein unerhörtes Beiſpiel; daß wir aber keinen Reitertod, ſondern wie gemeine Verbrecher ſterben ſollen, das iſt grauſam und mehr als grauſam. Der Friedländer, unter dem ich das Kriegshandwerk lernte, hätte ſolchen Befehl, und wäre er ihm zehn Mal von Wien zugekommen, nicht publicirt; auch glaube ich ſchwerlich, gnädiger Herr, daß unter Wallenſteins Banner ein Regiment

so das Vertrauen zum Siege verloren hätte, wie leider dies Regiment bei Breitenfeld es verlor. Mit Wallenstein schwebte die Victoria über Oestreichs Adlern, die jetzt die kaiserlichen Fahnen flieht. Wer hat ihn ersetzt, den Mann des Glücks, den Mann der Soldaten? Stürzen konnten sie ihn, aber ersetzen Keiner! — Des Fürsten Angesicht hatte sich bei der Rede des dem Tode Geweiheten mehrmals verändert; zu viel Erinnerungen waren geweckt worden, und in jeden andern Verhältnissen würde der kühne Sprecher sein Verdammungsurtheil gesprochen haben, nur jetzt mochte es Piccolomini dünken, ein Todter rede zu ihm, denn er hatte ruhig, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört, bis er endlich barsch auffuhr:

Was soll Euere Rede, was wollt Ihr von mir, zudringlicher Schwätzer?

Von Euch, Fürst — Nichts. In Eurer Brust ist kein Erbarmen, dies ging Euch in Eger verloren; an diese beiden Führer der Reiterei, die neben Euch stehen, trage ich im Namen meiner Cameraden die Bitte vor, sich bei des Erzherzogs Durchlaucht dahin für uns zu verwenden, daß wir als alte, im Dienste des Hauses Oestreich ergraute Krieger, daß

wir als Soldaten durch die Kugel, nicht wie Diebe und Mörder am Galgen sterben.

Euch, ihr Herren, wandte sich Piccolomini jetzt zu diesen, untersage ich, des Erzherzogs Durchlaucht mit dergleichen unnützen Bitten zu molestiren; der heutige wie der morgende Tag sind zur Execution bestimmt, und keine weitere Appellation findet statt. Des Kaisers Befehl muß streng befolgt werden, und da neben der Hauptwacht eben noch ein Galgen aufgerichtet steht, so mag der Generalprofos sein Probestück mit dem alten Schwätzer sogleich beginnen.

Fürst! raunte ihm bei diesen Worten Gonzaga leise zu, bedenkt!

Was habe ich zu bedenken? ich habe nur zu befehlen, erwiederte der stolze Italiener.

So hört wenigstens auf das Gemurmel der Regimenter. Jeder Offizier glaubt sich in dieser Execution entehrt, nach einer verlornen Schlacht ist das Band der Kriegszucht lockerer geworden.

Da sah der Fürst von allen drei Regimentern Offiziere hervortreten; zu sehr Herr über sich, that er, als bemerke er dies nicht. Ire-

tet zu Euren Cameraden zurück, Rittmeiſter, ſprach er raſch, das Uebrige bis auf morgen.

Er winkte dem Generalfeldwachtmeiſter Brüay, dem er ſchon früher die nöthige Ordre ertheilt hatte, und dieſer gab ſogleich den Befehl, die Offiziere abzuführen. Jetzt wurden die Gemeinen in drei Gliedern aufgeſtellt; es waren mit den Unteroffizieren noch 580 Mann. Bange Ahnung und Furcht drückte ſich auf jedem Geſichte aus. Jeder fürchtete, er ſei der, den der Tod ſich als Beute auserſehen habe. Hand in Hand ſtanden Benedict und Conrad neben einander. Wir werden zugleich würfeln, ſagte Conrad, und ſo kann es einen von uns nur treffen, bin ich es, gut; biſt Du der Unglückliche, ſo weihe ich mich an Deiner Stelle zum Tode.

Lieber Bruder! erwiederte Benedict bitter lächelnd, mit dem Kuſſe, mit welchem wir uns im Vaterhauſe gleichem Schickſal geweiht haben, ſind wir auch gleichem Schickſal verfallen! — Da wirbelte die Trommel, der General-Profos nahm ſie aus der Hand des Trommelſchlägers, ſtellte ſie als Todesmal in die Mitte des Regiments, da wo die Fahnen und Schwerdter zerbrochen lagen, zog drei Würfel

aus seiner Tasche und winkte den zwei ersten Rotten heranzutreten. Wer das Höchste wirft, rief er dann, ist dem Strange verfallen. Da nehmt! Er legte einem Wachtmeister das Todesloos in die Hand, die Würfel rollten dumpf über die Trommel; der Wurf war klein, der Alte trat hoffnungsvoll ab. So ging es der Reihe nach durch, meist Alle warfen niedrig, nur ein junger Mann, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, hatte zwei Sechsen und eine Fünf geworfen, stand mit bleichem Antlitz erwartungsvoll, ob nicht ein Folgender ihn überwerfen werde, aber vergebens, und es war nur noch ein Wurf zu thun. Ein alter, rothbärtiger Krieger, mit hämisch tückischem Gesicht und schielenden Augen, dem mehrere Hiebe das Antlitz noch mehr entstellten, war der Letzte; er ergriff die Würfel, wog sie lächelnd in der Hand hin und her, und sagte dann zu dem in banger Erwartung Dastehenden: Ich habe in meinem Leben zu viel Glück im Würfelspiel gehabt, als daß Du auf mich Dein Heil bauen könntest; gieb Achtung, wie die drei Einsen da liegen, und Dich zum Galgen bringen werden. Er legte die Würfel zurecht, warf sie mit einer gewissen Geschicklichkeit auf das Trom-

ins Land der Ruhe und laſſe hier nichts zurück, das mir werth wäre, als Euch!"

„Nichts?" fragte die Mutter erſtaunt.

„Nichts, liebe Mutter! — Wäret Ihr nicht, ſo könnte mich nichts auf dieſer Welt zurückhalten, wo ich an Freuden ſo arm bin und an Schmerzen ſo reich!"

„Und bleibt nicht Konrad?"

„Schweigt, ſchweigt! Nennt mir dieſen Namen nicht!" unterbrach ſie die Mutter mit Heftigkeit „Die Erinnerung iſt trübe, nennt mir ihn nicht!"

Die Mutter wollte nun noch weiter in ſie dringen, fragte und forſchte; aber ſie blieb auch gegen die Mutter verſchloſſen.

Auch Frau von Travers kam, ſie zu ſehen, auch ſie glaubte ſich Schuld an ihrem Unglück und klagte ſich an, aber auch hier war Marie eine milde Tröſterin, wälzte alle Schuld von ihr ab und trug ſie allein.

Der fromme Prediger von St. Regula war täglich bei ihr, ermahnte ſie, ihm die Wahrheit, den richtigen Verlauf der Sache zu geſtehen, ſuchte alle Gründe der Religion hervor, ſie zu bewegen, zeigte ihr das Strafwürdige, wenn der Menſch abſichtlich den Tod ſuche, wenn er gewaltſam die Gelegenheit ergreife, ſeines Lebens, das ihr Gott zur Prüfung gegeben, ledig zu werden; ſie aber beharrte in ihrem Schweigen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde wurde ihr Herz weicher, hingebender, aber blieb immer, auch dieſem würdigen Manne verſchloſſen; aber auch mit jedem Tage wandte ſie ihr Herz inniger zu Gott und das Vertrauen, daß er ſie in die Gemeinſchaft der

melfell hin, und — drei Sechſen lagen. Verflucht! rief er, als ihn der Scherge als Opfer packte; ſo hat mich hier der Teufel verlaſſen, der mir im Leben beim Würfelſpiel immer beiſtand. Alſo fort an den Galgen; und als der Gerettete, noch ſeine Hände gefaltet, Gott für ſeine Rettung dankte, verfluchte der Alte noch immer ſein Schickſal. So würfelten mehrere Rotten um ihr Leben; Neune entgingen freudig dem traurigen Geſchick, den Zehnten erfaßte der unbarmherzige Tod. Jetzt — doch wer beſchreibt den Schreck der beiden Brüder, jetzt traf die Reihe Benedict, denn ſeine Rotte war die Zehnte, Conrads Rotte die Eilfte, die das künftige Mal beginnen mußte. Das iſt grauſam, rief dieſer, mehr als grauſam. Da trat Hans Baumbach auf einen hohen Eckſtein, und die lange Geſtalt ragte über Alle hervor; ſtarr war ſein Auge auf die Trommel geheftet, und bei jedem Wurfe fühlte er einen Stich durchs Herz. Alle Würfe der erſten Rotte waren niedrig, Eilfe das Höchſte; da ergriff Benedict die Würfel, Dreizehn hatte er geworfen, doch waren noch Viere hinter ihm, die ihr Glück verſuchen mußten; noch war die Hoffnung nicht verloren, aber ſie ſchwand mit dem

Letzten der Viere, dessen Würfel über das Trommelfell rasselten. Da wollte ihn der Scherge packen. Rühr' mich nicht an! rief er zornig, ein Faustschlag und Du liegst zu Boden. Stolz schritt er zu den übrigen Unglücklichen. Jetzt mußte Conrad mit den andern Neunen hervortreten, und trotz des Unglücks des Bruders war sein Gesicht heiter; wie Gott will! war das Einzige, was er sagte, als er die verhängnißvollen Würfel ergriff; Dein Wille geschehe! als die drei schwarzen Sechsen ihm sein wahrscheinliches Todesloos verkündeten. Benedicts Ahnung hatte sich erfüllt, er theilte des Bruders Loos, denn Keiner hatte ihn abgeworfen.

Sattle mein Roß schnell und führ' es vor, befahl jetzt der alte Baumbach seinem Diener, und während dieser ging, nickte der Alte den beiden Söhnen schmerzvoll zu, die ihn unter der umstehenden Menge bemerkt hatten.

11.

Kaum war Meister Baumbach vor seinem Hause abgestiegen, nachdem er Görg die strengsten Befehle gegeben hatte, weder der Haus-

au noch Bärbchen irgend etwas von dem zu
gen, was sich in Rschitschau zugetragen hatte,
s er sein festliches Kleid anthat, seinen Man-
umwarf und dem Hradschin zu ging. Der
rzherzog solle ein lieber, frommer Herr seyn,
e in der Stille manches Gute thät und gar
tleidig sei; so sprach das Gerücht von ihm,
rauf vertrauend, glaubte er nur durch ihn
ettung seiner Söhne finden zu können.

Es war zu damaliger Zeit nicht leicht, fürst-
hen Personen, besonders denen des Hauses
streich, zu nahen, wo die spanische Hof-
tte Fürst und Unterthan von einander trennte;
er wo Verzweiflung unser Führer ist, was
nmern uns da Hindernisse, was ist uns da
s strengste Verbot, die Noth drängt, und
s Unmögliche wird möglich. Mit diesen Ge-
nken betrat der Unglückliche den Schloßhof,
ihn die Wachen schon fragten, wohin er
lle.

Ich bin hier her beschieden, erwiederte er
, und als er dem ersten Mann in Staats-
dung begegnete, trat er muthig an ihn heran,
te ihm, er habe mit dem Erzherzog in Din-
zu sprechen, die keinen Aufschub litten, und
von äußerster Wichtigkeit wären. Das

Glück führte ihn zu einem Manne, der leutselig und gut war; der ihm zwar vorstellte, wie schwer es sei, besonders in dieser Abendstunde Sr. Durchlaucht zu sprechen, der aber doch endlich den dringenden Bitten des Alten nachgab, und ihm versprach, es dem Erzherzog, der in dem Schloßgarten lustwandelte, selbst vorzutragen; auch befahl er ihm zu folgen.

Mit klopfendem Herzen, erst jetzt das Gewagte seiner Stellung überdenkend, folgte ihm der unglückliche Vater, mehr zu Gott betend, als über das nachdenkend, was er dem Erzherzog sagen wolle. Als sie den Garten betraten, befahl ihm der freundliche Herr, hier an dem Ende einer langen, hohen Buchen-Allee zu warten, und als Hans Baumbach seine Hand ergriff, sie an sein Herz preßte, und ihn bei allen Heiligen und dem Heilande beschwor, ihm eine Audienz bei dem Erzherzog zu verschaffen, Gott werde ihm gewiß die edle That lohnen, da versprach ihm auch der junge Graf Kinsky, des Erzherzogs Kämmerer, sein Möglichstes zu thun, und verließ den Alten.

Abgespannt an Seele und Leib, stand er zwischen Himmel und Hölle da; nur die Erlaubniß seine Bitte vortragen zu dürfen, war

ja Alles, was er erwarten konnte, und wie fern von dieſem Glück lag noch die Rettung der Söhne. Stehen konnte er nicht mehr, denn ſeine Knie wankten, und ſo mußte er ſich auf eine ſteinerne Bank ſetzen, die ſich hier vorfand; feſt den Blick nach der Allee gerichtet, denn von dort glaubte er, müſſe der Erzherzog kommen. Hier wollte er nachdenken, was er dem geſtrengen Herrn ſagen, mit welchen Worten er ſein Herz rühren wollte; aber auch hier gelang es ihm nicht; jedes Wort, das er zu ſprechen ſich vornahm, ward zur leiſen Bitte zu Gott, und unbewußt faltete er die Hände, nach und nach ſanken ſeine Knie, und er betete leiſe.

So fand ihn der Erzherzog, der mit dem Grafen Kinsky von der andern Seite unbemerkt herbeigekommen war. Die ehrwürdige Geſtalt des alten Mannes, die gen Himmel emporgehobenen, gefalteten Hände, die einzelnen Worte des Gebetes, welche man vernahm, ergriffen den Fürſten; er ſtand eine Weile, betrachtete mit Theilnahme den Betenden und ſtörte ihn nicht. Jetzt aber gab er dem Grafen Kinsky einen Wink, der nun zu dem Alten trat, ihn traulich auf die Schulter klopfte und

mit den Worten erfreute: der Erzherzog erwartet Euch. Ruhig, ohne überrascht zu seyn, erhob sich der Alte, wandte sich und stand vor seinem Fürsten.

Auch jetzt schien er nicht erschrocken, er neigte sich ehrerbietig vor dem Erzherzoge, blieb aber stumm und wie in sich versunken, und erst als ihn der Fürst fragte, was sein Begehr sei, begann sein Auge zu strahlen und Muth und Vertrauen in ihn zurückzukehren; er sammelte die letzte Kraft, wie der im letzten Todeskampfe noch nicht verzagende Krieger. Durchlauchtigster Herr! begann er, ich flehe um Gnade. Meine beiden einzigen Kinder, zwei hoffnungsvolle Söhne, ergriff vor einigen Wochen der böse Geist und trieb sie unter die Fahnen des Regiments Madlo.

Da hatten sie eine schlechte Wahl getroffen, unterbrach ihn der Erzherzog.

Ja wohl eine schlechte, aber auch eine unglückliche. Heute mußten sie um ihr Leben würfeln, und Beide hat ein Todeslos getroffen.

Das ist ein hartes Loos; Beide? — wiederholte der Erzherzog, und ich kann in dieser Sache nichts thun, denn sie wurde dem Fürsten Piccolomini übergeben. Wendet Euch an

en und ſeid meines Vorwortes bei ihm ge-
tig.

Das iſt kein Mann des Erbarmens, ſagte
Alte betrübt, zu deſſen Herzen hat der Krieg
gſt alle Pforten des Mitleids verſchloſſen.
Erzherzog zuckte mit den Schultern und
vieg. Erbarmt Ihr Euch nicht, durchlauch-
ter Herr, ſo ſind meine Kinder, ſo bin ich
oren.

Der Erzherzog ging einige Schritte auf und
ſprach mit dem Grafen Kinsky, dann trat
wieder zu dem in Todesangſt Daſtehenden.
ſagtet vorhin, ein böſer Dämon habe ſie
den Fahnen getrieben; was war dies für ein
r Geiſt? War es jugendlicher Leichtſinn,
es ſonſt eine ſchlechte Handlung, die ſie
Kriegshandwerk trieb?

Nein, gnädiger Herr, dergleichen ſind meine
ne nicht fähig. Ich bin ein reicher, ange-
ner Bürger der Stadt Prag; meine Söhne
en brave Handwerker, die mit ihres Va-
Erbe ſorgenlos in die Zukunft blicken kon-
fromm und gut erzogen, liebten ſie ſich,
ſelten zwei Brüder ſich lieben, und plötz-
ohne daß ich es hätte ahnen können, tre-
ſie, die noch am vergangenen Tage als

tüchtige Arbeiter in der Werkstatt standen, vor mich, und ohne den Grund zu sagen, der sie dazu bestimmte, machten sie mich mit dem Entschlusse bekannt, unter das Kriegsvolk zu gehen. Beide festen Charakters, was konnte ich dagegen sagen? Ich gab ihnen meinen Segen und mußte sie in ihr Unglück ziehen lassen.

Habt Ihr keine Ahnung, was sie bewog?

Eine Ahnung habe ich wohl, erwiederte der Alte. Ein junges Mädchen, das meine Frau nach dem Tode ihrer einzigen Tochter zu sich nahm, ist eine schöne, ehrbare, fromme Jungfrau. Sie bestimmten wir, so arm sie ist, unserem ältesten Sohne zum Weibe; Beide waren sich in Liebe zugethan. Da kommt der Jüngere von der Wanderschaft, faßt, ohne zu wissen, daß sie die Verlobte des Aelteren ist, Neigung zu ihr, das Mädchen vielleicht auch zu ihm, die Brüder mögen sich wohl darüber verständigt haben, und Gott weiß, da nur Einer von ihnen der Glückliche seyn konnte, will es Keiner seyn und die Verzweiflung trieb sie aus dem Vaterhause.

Laßt mich, laßt mich! schrie es jetzt vom Schlosse her, um aller Heiligen Willen, ich muß! Laßt mich!

Das iſt ſie, das iſt ſie ſelbſt, rief der Alte,
nd ein junges Mädchen, von keuchenden Die-
ern gefolgt, kam mit fliegendem Haar und
themlos herbei gerannt, erblickte den Vater,
hrie auf: Gelobt ſei Gott! warf einen Blick
uf den Erzherzog und ſtürzte zu ſeinen Füßen,
ie ſie feſt umklammerte. So wie Gott an je-
em Tage des Gerichts ſich Eurer erbarmen
ag! rief ſie mit immer mehr und mehr ge-
eigerter Stimme, ſo wie er ſich erbarmen
ird, denn auch Ihr ſeid ja ein ſündiger
Menſch, ſo erbarmt Euch der Unglücklichen, die
ur in Euch ihren rettenden Engel erblickt.
ch habe ſie in den Tod gejagt, mein iſt die
Schuld, und ich müßte ja hier und dort ſchreck-
ch dafür büßen, wenn ſie rettungslos verlo-
n wären. Schenkt ihnen das Leben, ein Wort
on Euch, ein einzig Wort, und zwei Menſchen
nd glücklich, und wir Alle ſind es. Sprecht
aus, ich weiche nicht von hier, ich halte
ure Knie umklammert, und hauche meine
Seele aus, wenn Ihr es nicht ſprecht.

Steh doch auf, Mädchen, ſagte der Erz-
rzog und wollte ſie aufheben. Steh auf,
arbara! befahl der Alte.

Ich aufſtehen?! ich, die vom Schickſal tief

Gebeugte mich erheben? — Nimmermehr! Erst muß ich Gewißheit haben, erst muß ihr Loos, muß mein Loos geworfen seyn.

Und wenn ich nun nicht helfen kann, Mädchen? sagte der Herzog tief gerührt.

Ihr könntet nicht helfen? Armer Herzog von Oestreich, könnt Ihr nicht einmal das Wort Gnade aussprechen? Könnt Ihr blos Tausende zur Schlachtbank des Todes führen, und Hunderte zum Richtplatz, und dürftet nicht eine Seele retten vom Verderben, nicht ein dem Tode verfallenes Leben dem Leben wieder geben? O, wie arm, wie elend wäret Ihr da! An jenem Tage des Gerichts liegen die bei Breitenfeld Gefallenen in der Wage Eurer Schuld, und nicht ein gerettetes Leben hättet Ihr dagegen einzusetzen, die Tausende aufzuwägen? Nein, ein Fürst von Oestreich ist von Gott höher, herrlicher gestellt, er kann Milde üben und darf das Wort Gnade aussprechen.

Der Erzherzog schwieg einen Augenblick, dann sagte er zu dem Alten: Ich will mehr thun, als ich sollte. Einem Eurer Söhne ist das Leben geschenkt, welchem? bestimme sie.

Einem! rief das Mädchen und sprang auf,

er-

Seligen aufnehmen werde, ward immer ſtärker in ihr. „Gebe Gott jedem Chriſten ein ſolch frommes Ende wie dieſer Sünderin!“ ſagte der Prediger, als er vor ſeiner Gemeinde in einer herzergreifenden Rede der Mörderin erwähnte „Solch gottesfürchtiges Gebet, ſolch kindliche Andacht ſah ich noch nie!“

Am Tage vor ihrer Hinrichtung verlangte Marie auch Herrn Rudolph von Planta zu ſprechen, der eben in Chur gegenwärtig war. Er kam, wohl ahnend, was ſie von ihm wolle.

„Edler Herr!“ ſagte ſie „Ich weiß, daß Ihr in Verbindung mit dem Alten von Furnatſch ſteht und ſeinen Sohn Konrad kennt und ihm wohl wollt. Ich habe eine Bitte an Euch. Grüßt den Alten von mir recht herzlich, er hat mir immer wohl gewollt und deshalb gedenke ich ſeiner auch in der Todesſtunde mit Liebe. — Dem Sohne ſagt“ fuhr ſie fort und erbebte „dem Sohne ſagt — daß ich ihm vergebe — ich wolle ihn nicht anklagen vor Gottes Thron!“

„Marie!“ rief der von Planta.

„Euch, edler Herr“ unterbrach ſie ihn „Euch ermahne ich, zur reformirten Kirche zurückzutreten und auch Konrad dazu zu bewegen. So nahe dem Tode öffnen ſich die Pforten des Jenſeits dem ſündigen Menſchen und das Irdiſche wird ſo klein vor ſeinem Blicke. Wehe dem, der um das Zeitliche, das Ewige hingab! Darum ermahne ich Euch, kehrt zurück zur wahren Lehre, daß Gott Euch verzeihe! — Lieber Herr!“ ſprach ſie dann — „Wirkt auch auf ihn — er iſt nicht böſen Herzens — aber —“ Ein Thränenſtrom brach hervor und hemmte ihre Rede.

ergriff des Erzherzogs Hand und preßte sie inbrünstig an ihre Lippen.

Ja Einem, wiederholte der Erzherzog, und Ihr, Kinsky, besorgt, daß sogleich ein Eilbote noch in der Nacht nach Rschitschan gesandt werde, daß die Execution der beiden Brüder bis auf Weiteres aufgeschoben werde. Den Befehl dazu legt mir zur Unterschrift vor. Und nun bestimme Dich, Mädchen, welchem von Beiden Du das Todesloos reichen willst; Dein Herz mag hier entscheiden.

Ich soll wählen? sagte zusammenschaudernd die Bestürzte. Ich soll den wählen, den ich liebe? — Mit gleicher Neigung hing ich an Beiden, dies trieb sie ja fort. Hätte ich wählen können, hätte ich sie nicht unglücklich gemacht. Aber darin liegt der Fluch, der über mein Herz ausgesprochen ist, daß es mit gleicher Neigung an Beiden hängt.

Thorheit! unterbrach sie der Erzherzog, der ungeduldig zu werden begann, nenne den Einen, oder Beide gehen zum Tode. Dir den Mann Deiner Liebe zu erhalten, habe ich gethan, was ich vermochte, wenn Du aber glaubst, mit Deiner Doppelzüngigkeit mehr noch zu erlangen, und Beide zu retten, so irrst Du.

Durchlauchtigster Fürst! sagte das Mädchen jetzt mit bebender Stimme, doch mit jedem Worte, das sie sprach, kehrte der Muth zu ihr zurück. Daß ich Beide gleich liebe, ist so wahr, als ich Gott in diesem Augenblick flehe, mein Herz Euch offen zu zeigen. Wen soll ich nun nennen? Muß ich nicht, indem ich den Einen zum Leben rufe, den Andern dem Tode übergeben? Kann ich das? Darf ich das? Ach! seid menschlich, schenkt den Becher Eurer Gnade voll, wie können die einzelnen Tropfen erquicken, wenn in den andern noch das Gift geträufelt ist? Gebt Beide frei!

Den Du wählst, sonst Keinen, sagte der Erzherzog. Ich gebe Dir Bedenkzeit; morgen um die zehnte Stunde sei mit Deinem Pflegevater wieder hier, mehr kann ich nicht thun. Bei diesen Worten entfernte er sich, ließ den Alten und das Mädchen trostlos stehen; nur Graf Kinsky blieb noch.

Also hoffnungslos gehe ich von hier, sagte Hans Baumbach, und streckte die geballte Faust gen Himmel; kein Erbarmen hier und dort, ein Opfer will und soll der Tod haben? Er schlug die geballte Faust vor die Stirn. Er-

trage das wer kann. — Was ſtehſt Du da und ſtarrſt mich an! wandte er ſich zu dem Mädchen, hat der Satan Dein Herz verſchloſſen, daß es nicht einen Namen hervorpreſſen kann, damals und jetzt? Du weißt, wem Du beſtimmt warſt.

Frevelt nicht, Vater! ſagte das Mädchen erbleichend. Was kann ich für mein Herz, an dem Satan nie Theil hatte. Ich habe das Verderben über Euer Haus gebracht, das war der Dank, den Ihr von mir erntetet; ich habe Euch Alle elend gemacht, das war der Lohn Eurer vielen Wohlthaten; ich bin elend genug. Könnte mein Leben Euch nützen, ach! ich wollte es tauſendfach hingeben, um ſie zu retten, um Euch zu beruhigen.

Da erfaßte der Graf Kinsky des Alten Hand. Unglücklicher! ſprach er theilnehmend, überlaßt Euch nicht der Verzweiflung; eine Stunde kann viel umgeſtalten, und bis zur morgenden Zehnten iſt ein weiter Raum, da kann ſich die Milde noch in manches Herz einſchleichen. Ich habe noch Hoffnung, verliert ſie nicht ganz; einen Fürſprecher ſollt Ihr an mir haben, iſt er auch nur ſchwach, ſo wirkt auch das Schwache oft in der Zeit der Noth. Kommt, geht nach

Hause, beruhigt die Eurigen, die vielleicht Eurer harren, und kehrt, von der Hoffnung begleitet, morgen zur bestimmten Stunde zurück. Er geleitete ihn bis an die äußerste Wacht, und der edle Graf drückte hier dem Bürger noch herzlich die Hand.

12.

Als der Erzherzog den Garten verließ, und eben in das Schloß eintreten wollte, begegnete ihm der General-Feldwachtmeister Gonzaga.

Seid Ihr zurück? rief ihm der Erzherzog entgegen.

Ja, Durchlaucht! erwiederte er. Gott sei gedankt, es war ein böser Tag; überall Unglückliche, keinen Glücklichen zu sehen, das ist schmerzvoll.

Wo ist der Fürst? fragte der Erzherzog.

In seiner Wohnung abgestiegen, sich dort zu sammeln, erwiederte Gonzaga.

Hat es auch ihn ergriffen? fragte der Erzherzog, wie es schien, verwundert.

Ja, und nein, mein gnädigster Herr. Er sendet mich her, Euch Bericht zu erstatten.

Der Erzherzog nickte ihm zu, fortzufahren. Wir fanden das Regiment, begann jetzt Gonzaga, in Meuterei begriffen; kamen die Regimenter eine Stunde ſpäter, ſo war es auf dem Wege nach Sachſen, und es hätte ſicher Blut gekoſtet, es wieder zurück zu bringen. Das Regiment iſt, wie Sr. Majeſtät der Kaiſer befohlen, aufgelöſt und entehrt. Sämmtliche Offiziere, vom Rittmeiſter abwärts zum Strange verurtheilt, und 58 Gemeine haben das Todesloos gewürfelt. Bei dieſen Worten überzog Bläſſe das Geſicht des Fürſten. Ein nothwendiges Beiſpiel, eine gerechte Strafe, murmelte er vor ſich hin, aber doch ſchreckbar, faſt 80 Leben dem Tode zu opfern.

Ein alter Rittmeiſter, fuhr Gonzaga jetzt fort, hat ſich an mich und den Generalfeldwachtmeiſter Brüay gewendet, die Bitte der Offiziere Ew. Durchlaucht vorzulegen: daß ſie ſtatt durch den Strang, durch die Kugel ſterben möchten. Er hielt inne; der Erzherzog ſchwieg. Ich glaube, fuhr Gonzaga, aus dem Benehmen der Offiziere der drei Regimenter ſchließen zu können, daß die Bewilligung dieſes Geſuchs von der ganzen Reiterei mit Freuden vernommen werden wird. Ich als ihr Anfüh-

rer, füge daher der Bitte dieſer Unglücklichen die Meine bei.

Ich glaube dies bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer verantworten zu können, und bewillige ihr Geſuch, erwiederte der edle Erzherzog. Freude ſtrahlte bei dieſen Worten aus Gonzaga's Auge.

Habt Ihr vielleicht, Fürſt Gonzaga, unter denen, die das Todesloos geworfen haben, zwei Brüder geſehen, Söhne eines wohlhabenden Bürgers hieſiger Stadt? fragte er weiter.

Ja, mein gnädigſter Herr, nahm Gonzaga ſchnell das Wort, es iſt ein unglücklicher Zufall, daß das Schickſal zwei Brüder traf, noch unglücklicher iſt es, da ſo manches Mildernde bei ihnen eintritt.

Und dies wäre? fragte der Erzherzog raſch.

Sie waren erſt drei Wochen Soldaten, von ihnen konnte man nichts erwarten, als der Menge zu folgen, fuhr Gonzaga fort; und doch als der allgemeine Strudel ſie bis Zwenkau mit fortgeriſſen, dort die Ankunft der verfolgten Schweden die Flüchtlinge immer weiter trieb, blieben ſie allein zurück, baten den Oberſtleutnant meines Regiments, der ſich mit mehreren dort Zuſammengefundenen, die Flucht zu decken aufgeſtellt hatte, ſich ihm anſchließen zu

dürfen, und bei den zwei Scharmützeln, die noch am nämlichen Tage ſtatt fanden, haben ſie ſich, wie mir der Oberſtleutnant berichtet, nicht allein wacker, ſondern als Verzweifelte geſchlagen. Sie ſind die beiden Einzigen, die noch die Ehre des aufgelöſten Regiments gerettet haben.

Das iſt mir lieb zu hören, ſagte der Erzherzog, ich hoffe für ſie etwas thun zu können.

In dieſem Augenblicke wurde der Fürſt Piccolomini gemeldet.

Ew. Durchlaucht werden wohl ſchon durch den Herrn Feldzeugmeiſter Gonzaga die näheren Berichte über das Regiment Madlo erhalten haben, ſagte dieſer im Eintreten.

Ja, Euer Liebden, und auch die Bitte der gefangenen Offiziere, durch die Kugel ſtatt des Stranges gerichtet zu werden.

Ich habe ſie ihnen beſtimmt abgeſchlagen, ſagte Piccolomini mit aller ſpaniſchen Grandezza, die er ſich angeeignet hatte.

Und ich ſie ihnen bewilligt, erwiederte der Erzherzog ruhig; auch geht eben der Befehl ab, mit der Execution zweier Brüder, die das Todesloos getroffen hat, einzuhalten. Den Einen habe ich ſchon begnadigt, den Andern —

Ich bitte Ew. Durchlaucht, zu bedenken, wie man diese Acte der Gnade in Wien aufnehmen wird, fiel etwas rasch Piccolomini dem Erzherzog in die Rede.

Fürst Piccolomini! sagte der Erzherzog mit würdevollem Ernst, sorgt, wie man Euer Benehmen im Hofkriegsrath zu Wien, wie man es im Cabinet zu Madrid aufnehmen wird. Ueberlaßt es aber mir, meine Stellung zu des Kaisers Majestät zu ordnen. Piccolomini, dem dieser Ton des Erzherzogs wohl neu seyn mochte, war außer Fassung gebracht, verbeugte sich tief und schwieg.

13.

Die neunte Stunde schlug so eben, und der alte Baumbach stand schon in seinem Staatskleide am Fenster, sah sinnend hinaus und erinnerte sich, was ihm gestern auf dem Hradschin begegnet war, wie eines Traumes, und der Gedanke, heute die Entscheidung seines ganzen Geschicks durch ein einzig Wort, durch einen milden oder harten Ausspruch glücklich oder unglücklich gestaltet zu sehen, ergriff ihn

auf eine schauerliche Weise. Da hörte er Pferdegetrappel, hörte in seiner offenen Werkstatt lauten Jubelruf, öffnete rasch das Fenster und sah seine beiden Söhne auf ihren Rappen, zwar waffenlos, neben dem alten Wachtmeister von Gonzaga reiten und vier andere mit gespannten Pistolen ihnen folgen.

Gott grüß Euch, Vater! riefen ihm die beiden Söhne freundlich zu; der Alte wollte hinaus, doch der Wachtmeister winkte ihm, zurück zu bleiben. Da öffnete sich die Hausthür, Bärbchen stürzte heraus, aber fort ging es jetzt im schnellen Trabe.

Sie fliehen mich, seufzte das Mädchen, sie wollen meinen Gruß nicht, sie wissen nur zu gut, daß ich der böse Geist bin, der sie verdirbt. Sie kehrte schweigend in das Haus zurück, und als es Zeit war, fand sie sich traurig beim Vater ein, um ihn auf das Schloß zu begleiten. Auch die Mutter wäre gern gefolgt, aber ihre Kräfte erlaubten es nicht, sie mußte in ihrer Todesangst zu Hause bleiben.

Als Bärbchen, die heute ihren Sonntagsstaat angelegt hatte, mit ihrem Pflegevater in den Hof des Hradschin trat, klopfte ihr das Herz laut, lauter noch, als ein alter Diener

des Erzherzogs ihnen zu folgen befahl. Die Menge Hallen, Zimmer und Säle, die sie durchschreiten mußten, wo eine nie gesehene Pracht ihr Auge traf, setzte sie heute nicht in Erstaunen, sie dachte nur an das strenge Gesicht des Erzherzogs, mit dem er sie gestern verlassen hatte, und an seinen unabänderlichen Ausspruch, daß sie Einen wählen, oder Beide dem Tode verfallen sollten. Da öffneten sich ein Paar Flügelthüren, wo sie von einem andern Diener durch mehrere Zimmer geführt, in das Zimmer des Erzherzogs traten. Wie erstaunte, wie erbebte sie, als sie hier Benedict und Conrad fand, der, unbekümmert was der Anstand erheische, sich an den Hals des Vaters warf, und ihn unter dem Ruf: Mein guter, lieber Vater! herzte, während Benedict gleichfalls herzutrat und dem Vater schweigend die Hand reichte; mit leisem Kopfnicken begrüßten Beide Bärbchen, deren Anblick sie zu vermeiden schienen.

Verzeiht, durchlauchtigster Herr! sagte hierauf der Alte, sich tief vor dem Erzherzog neigend, daß Kindesliebe Eure hohe Gegenwart vergaß. Die Stimme der Natur ist zu laut, um sie überall unterdrücken zu können.

Laß das gut seyn, Alter! sagte der Erzher-

„Ich glaube Dich zu durchschauen, Marie!“ sagte Rudolph von Planta erschüttert „Und doch darf ich nicht sprechen! — Mir fehlt Dein Heldenmuth.“

„Eure Worte kämen zu spät, Herr!“ sagte sie „Deshalb schweigt und gönnt mir einen freudigen Tod. — Ich habe mich von Allem los gesagt, Alles hat sich von mir losgerissen, was soll ich noch auf dieser Welt? Ich gehe mit Freuden hinaus. — Beherzigt die Worte einer Sterbenden“ bat sie dann noch einmal „und lebt wohl!“ Sie küßte seine Hand, trat an das Fenster und schaute hinaus, wo die finstern Wolken am Himmelsdome vorüberzogen. Rudolph von Planta schied mit zerknirschtem Herzen, aber auch mit Bewunderung von ihr.

21.

An dem Vorabende des zur Hinrichtung bestimmten Tages, kam die Mutter und Frau von Travers in das Gefängniß, sie noch einmal zu sehen. Beide waren trostlos, Beide glaubten sich schuldig und statt die Verurtheilte zu trösten, mußte Marie die Worte des Trostes sprechen. Als jedoch am Abend der Geistliche kam, sie zu dem ernsten Wege vorzubereiten, bat sie die Mutter und Frau von Travers, sich zu entfernen und ihr nicht weiter das Herz schwer zu machen. „Lebt wohl, Mutter!“ sagte sie mit standhafter Ergebung „Bald sehen wir uns wieder! — Vergebt mir, wenn ich gegen Euch gefehlt habe, vergebt mir den Kummer, den ich Euch jetzt verursache. — Euch,

zog und wandte sich dann zu dem Mädchen. Hier stehen beide Brüder, redete er sie an, was ich Dir gestern versprach, halt' ich auch heute; wähle Einen und überlaß den Andern seinem Schicksale.

Gnädigster Herr, das kann ich nicht.. Ich habe in dieser Nacht mich noch ein Mal streng geprüft, ich habe zu der Mutter Gottes gebetet, mich zu erleuchten, aber kein Licht ist mir geworden, ich kann nicht wählen.

Und wenn Du Beide in den Tod jagtest? sagte der Erzherzog mit ernstem Gesicht.

Herr! nahm Bärbchen das Wort, und ihr Auge sah vertrauungsvoll an dem Fürsten hinauf, seid menschlich, bedenkt, daß, könnt' ich nicht wählen, als es blos mein Herz und meine Hand galt, wie könnt' ich jetzt, da es das Leben gilt? — Glaubt Ihr, Einer der Beiden könne glücklich an meiner Hand auf Erden wandeln, wenn er sein Leben durch den Tod des Bruders erkaufen mußte? Sie sterben Beide, oder Beide wandeln unter den Lebenden.

Ja, gnädigster Herr! fuhr Conrad, alle Rücksichten vergessend, rasch auf. Wählte sie mich, so müßte ich sie verachten, denn mein Bruder hat höhere Ansprüche an sie als ich,

mir ist sie Nichts, nur eine liebesieche Dirne, die der böse Feind in unser Haus geschleudert hat, deshalb wähle ihn, der Dich noch liebt, nicht mich, der Dich haßt. Sein Auge wollte zürnend auf das Mädchen blicken, aber ein Strahl himmlischer Liebe brach dennoch hindurch.

Was sagst Du jetzt, Mädchen? fragte der Erzherzog.

Glaubt seinen Worten nicht, gnädigster Herr, sagte das Mädchen vertrauungsvoll; sie sollen mich nur täuschen, mich verlocken; o! er liebt mich sicher noch!

Und Du schweigst zu alle dem? wandte sich jetzt der Erzherzog zu Benedict.

Worte, durchlauchtigster Herzog, ändern nie, was da oben über uns beschlossen ward, und seit lange hat mich das ahnende Gefühl nicht verlassen, ein gleiches Schicksal wird uns wieder treffen. Wir sterben oder leben vereint.

Dein ahnendes Gefühl soll Dich nicht trügen, sagte der Erzherzog jetzt ernst, ein gleiches Loos sei Euch bereitet. Er hielt inne; eine dumpfe, drückende Schwüle verbreitete sich über Alle; der Augenblick, der entscheidende Augenblick war da; Tod oder Leben wartete auf das gebietende Wort. Zieht ruhig in Euer Vater-

haus ein, sagte der Erzherzog freundlich, Ihr seid frei. Keinen Dank! rief er rasch, den Dank habe ich mir selbst schon genommen, denn das, was ich jetzt empfinde, lohnt mich hinreichend. — Geht mit Gott.

Und als sie gingen, entschlüpfte dem Fürsten die Frage an seine Umgebung, den Fürsten Gonzaga und den Grafen Kinski. Wer wird von Beiden das Mädchen heimführen?

Keiner, sagte Benedict, der die Worte des Fürsten vernommen hatte, auch hier theilen wir gleiches Schicksal.

Benedict hatte Recht; in der letzten verhängnißvollen Nacht, als Bärbchen sich zur heiligen Mutter Gottes gewendet, that sie das Gelübde, den Schleier zu nehmen, und sie hielt Wort. Conrad lobte sie deshalb, Benedict aber seufzte tief auf, als er es vernahm, und schwieg. Er verließ bald darauf das Vaterhaus, siedelte sich in Augsburg an, und trieb dort sein Gewerbe; Conrad blieb des alten Vaters Stütze, heirathete nach der Mutter Wunsch die Tochter des Webers, und ward ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater. Als Hans Baumbach der früher heimgegangenen Mutter gefolgt war, trat Benedict unvermuthet bei Conrad ein. Mir ge-

fällt es nicht mehr im Auslande, sprach er, ich stehe so verlassen und allein da; nimm mich in Dein Haus auf, Bruder, und hilf mir meinen Gram und meinen Schmerz tragen, denn sie vergeß ich nie. Conrad nahm ihn freudig auf, erheiterte ihn zuweilen mit seinem fröhlichen Gemüth, aber wenn Benedict des Abends aus der Kirche der Clarisserinnen heimkehrte, dann saß er still für sich, weinte bei dem Anblick von Conrads muntern Kindern, und nur die älteste Tochter, die man Bärbchen genannt hatte, konnte ihm dann noch zuweilen ein Lächeln abgewinnen.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

Fünfunddreißigſtes Bändchen.

Bruder Eſtevan.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 1876/046

Bruder Estevan.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

Frau von Travers" wandte sie sich zu dieser „Euch dank' ich für die vielen Wohlthaten, die ich von Euch genoß und die ich mit Kummer und Sorgen Euch gelohnet habe; verzeihet mir!" Sie küßte ihr die Hand, sank der Mutter weinend um den Hals „Solltet Ihr ihn wieder sehen — so grüßt ihn von mir — sagt ihm — ich scheide mit treuer Liebe zu ihm vom Leben — Lebt wohl!"

Der Prediger mußte fast gewaltsam die Frauen hinausführen, dann kehrte er zurück. „Gönnt mir einen Augenblick Ruhe, eh' Ihr beginnt!" bat sie „Ich bedarf ihrer; die Seele windet sich nur langsam, nur schmerzvoll von dem Irdischen los. Noch einmal ziehe die Vergangenheit an mir vorüber, noch einmal trete das Leben mit seinen freundlichen Farben vor mich, dann — gehör' ich dem Tode, gehör' ich dem Jenseits an!" — Sie setzte sich und überließ sich der Erinnerung. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, Seufzer entstiegen ihrer bewegten Brust, sie schien sie nicht zu achten, aber plötzlich erhob sie sich. „Nun ist es vorüber!" sprach sie „Ich habe der Welt mein Lebewohl zugerufen und mich von ihr losgerissen. — Das Irdische liegt hinter mir — jetzt gehöre ich dem Himmel allein noch an!"

Sie hörte nun andächtig auf die frommen Worte des Predigers, betete mit Inbrunst zu Gott, hatte das feste Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit und erst um Mitternacht verließ sie der Prediger. Sie legte sich nun auf ihr hartes Lager, schloß die brennenden Augen, der letzte Schlummer beschlich sie, doch bald weckte die Morgenröthe sie wieder.

1.

In dem Gebirge, welches die Ebene von Cordova umschließt, hebt sich ein steiler Fels empor, dessen höchste, wie ein Kegel geformte Spitze, nur durch in Felsen gehauene Stufen mühsam zu ersteigen ist. Hier hatte sich Bruder Estevan, ein Klausner, angesiedelt, sich mit Hülfe der Bergbewohner eine ziemlich geräumige Hütte gebaut, und lebte wohl schon 20 Jahre in dieser Abgeschiedenheit von der Welt, die er doch oft besuchte, um bei den Bewohnern der Umgegend milde Beiträge zu sammeln, wenn Küche oder Keller leer waren. Selbst bis nach Cordova ging sein Terminiren, und dort war er besonders bei Witwen von einem gewissen Alter angesehen, denen er, wie sie meinten, den Segen ins Haus brachte. Er

war übrigens ein rüstiger Funfziger, der trotz Fasten und Kasteien von Gesundheit strotzte und dessen feurige Augen und rothes Gesicht, wie er selbst zu sagen pflegte, ein Beweis waren, daß ihm Gott seiner Kasteiungen und stündlichen Gebete wegen durch gute Gesundheit schon hier lohne. Er war beredt, sprach mit Salbung und war listig und verschlagen.

Neben seiner Klause erhob sich auf der höchsten Spitze des Felsens ein großes, unförmliches, steinernes Kreuz, zu dem die Bewohner der ganzen Umgegend wallfahrteten, weshalb auch wohl der fromme Mann sich hier angesiedelt haben mochte, denn Jeder, der hier seine Andacht verrichtete, brachte ihm eine kleine Gabe, dieser Wein, jener Brod, Eier oder Früchte, so daß sein Keller, den er wohlweislich unter der Hütte angelegt hatte, nie leer wurde. Leckereien und gebratenes Fleisch, auch guten Wein, spendeten ihm immer seine guten Freundinnen, die frommen Witwen Cordova's, damit sie nächst Gott doch auch zu seinem gesunden Ansehen ihr Scherflein beitragen konnten.

Dies Kreuz, dem man Wunderkraft beilegte, weshalb wußte Niemand zu sagen, war klein

Meisterwerk der Bildhauerkunst, eben so wenig die zwei Madonnen auf beiden Seiten desselben, die auf großen, grob zu einem Würfel behauenen Granitblöcken saßen, die eine den Dolch in der Brust, den Leichnam des Heilandes auf ihrem Schooß, die andere das Christuskind im Arme liebkosend. Die Sage ging, daß vor mehr als 200 Jahren ein frommer Mann sich gleichfalls hier angesiedelt und nicht, wie Bruder Estevan, nur für seinen Leib terminiren gegangen sei, sondern milde Spenden gesammelt habe, von denen er, einem Gelübde zu Folge, dieses Denkmal seiner Frömmigkeit zur Andacht und Beschauung aus weiter Ferne habe setzen lassen; denn das Kreuz, besonders wenn die Abendröthe es beschien, konnte man in der ganzen Ebene von Cordova erblicken. Der Punkt selbst, auf dem es stand, gewährte einen prachtvollen Ueberblick der Gegend. Man sah hier das alte Cordova mit seinen vielen Thürmen, sah den wogenden Guadalquivir durch die gesegneten Fluren sich seinem nahen Bette, dem Meere zuwälzen; kleinere Städte, Dörfer und Landhäuser belebten die Landschaft, und wenn man sich umwandte, welch ein Gegensatz mit der lachenden Aussicht' — kahle Felsen, keinen

Baum, kaum einen einfachen Ginsterstrauch traf das Auge.

An einem schönen Juniabend, als eben die Sonne sich senkte und die Spitzen der Thürme und selbst das alte Kreuz vergoldete, kamen noch fromme Andächtige die Stufen herauf. Es war selten, daß Pilger noch so spät hier eintrafen, denn schon längst waren die wenigen, die heute hier ihre Andacht verrichtet hatten, nach Hause gezogen. Ein Diener der Senora Clara, der schon am Mittage mit einem stattlichen Grauchen den Berg heraufgestiegen war, und für eine ganze Woche Mundvorrath, einen kleinen Schlauch mit Val de pennas gefüllt, und ein paar Korbflaschen mit Xeres gebracht hatte, war nebst dem Esel, der die Stufen zu klettern und sich unter dem Kreuze zu sonnen gewohnt war, auch schon nach Cordova zurückgezogen, und der Klausner sehnte sich nun nach Ruhe, um seine empfangenen Gaben an sichere Orte zu bringen, weshalb ihm die Ankunft der neuen Gäste ganz überflüssig und lästig erschien, besonders da er aus seinem kleinen Fensterchen hinauslugend bewaffnete Männer erblickte. Er riegelte schnell die Thüre zu und kümmerte sich dann wenig um die Kommenden. Voran

schritt ein Mann, nahe den Funfzigen, stämmig und kräftig, gleich einem Eichbaum, der seine belaubten Aeste wie ein schützendes Dach um sich breitet. Seine Kleidung war nicht ärmlich, nicht reich, verrieth aber den wohlhabenden Landmann; über die rechte Backe hatte er eine breite Schmarre, er mußte also wahrscheinlich Soldat oder Schmuggler gewesen seyn, und man hätte Letzteres glauben sollen, da sein ganzes wildes Ansehen und die außerordentliche Gewandtheit, die in jeder seiner Bewegungen lag, auch das Listige, was aus seinen Augen blitzte, eher den Schmuggler als den Kriegsmann verrieth. Etwas hinter ihm schlich eine Frau von gleichen Jahren, wahrscheinlich sein Weib, dann folgten zwei junge Bursche, wovon der eine ein weinendes bildschönes Mädchen traulich führte, der andere aber lustig und unbekümmert nebenher schritt. Die Männer hatten ihre grauen Mäntel um, neue Sandalen mit dicken Sohlen an ihren Füßen, ein Zeichen, daß ihnen eine weite Reise bevorstehe, oder sie wenigstens lange von Hause abwesend zu seyn gedächten, Gewehre in der Hand, Messer im Gürtel und kurze breite Schwerdter an der Seite hängen. Die Alte hielt ein künstlich ge-

flochtenes Körbchen, die Jüngere, kaum 18 Jahre alt, einen Rosenkranz in der Hand.

Sie waren jetzt auf dem Platze vor der Einsiedelei angelangt. Setze Dein Körbchen auf diese Bank, Margarita! befahl jetzt der Alte. Und nun kommt! Er ging voran, stieg zum Kreuze hinauf, die Andern folgten; dann warf er einen Blick über die Gegend, und sein Auge ruhte dabei lange auf einem kleinen mit Steinplatten gedeckten Hause, was, von Oliven- und Feigenbäumen umgeben, versteckt in einer Schlucht lag, die man fast nur von diesem Punkte aus übersehen konnte. Die Gedanken, denen er bei diesem Anblick nachhing, mußten sehr ernst seyn, denn die Stirn faltete und die Schmarre röthete sich, ein sicheres Zeichen, daß Etwas, das ihn aufrege, in seinem Innern vorgehe. Jetzt legte er sein Gewehr bei Seite, die beiden jungen Männer thaten ein Gleiches, und Alle knieten nieder, den Alten in ihrer Mitte, und beteten. Der, welcher das Mädchen an der Hand heraufgeführt hatte, war wohl der Einzige, dem bei seinem Gebet die Andacht fehlte, denn er sah fast unverwandt auf die Dirne, die, das schwärmerische Auge gen Himmel gerichtet, mit ihren kleinen niedli-

chen Händchen die Brust mit Inbrunst schlug, wie die Spanierinnen in ihrer Andacht zu thun pflegen.

Als der Alte aufstand und sein Gewehr wieder ergriff, erhoben sich die andern Alle, sich wenig kümmernd, ob ihr Gebet beendet sei oder nicht, denn er übte eine unbeschränkte Gewalt über sie. Wartet hier, bis ich wieder herauskomme! sagte er, ging nach der Klause und klopfte an, aber Niemand machte auf. Der Alte hatte jedoch bei seinem Kommen gleich einen Blick auf das Fenster geworfen, da es aber jetzt verhangen war, erhielt er die Gewißheit, der Klausner sei zu Hause. Er klopfte nochmals an und rief: Oeffnet nur, ehrwürdiger Bruder, ich bin Christoval aus der Bergschlucht und bringe ein Weniges für Eure Küche! Oeffnet nur, denn ich weiß gewiß, Ihr seid zu Hause, und sollt' ich Euch vielleicht in Euren Betrachtungen gestört haben, so verzeiht mir!

Der Klausner, den entschlossenen Christoval gut kennend, bedachte, daß er bewaffnet und nicht allein sei, und daß übrigens ein alter Schmuggler nicht leicht mit sich spaßen lasse. Er öffnete die Thür, und das Erste, was Christoval erblickte, war eine große gebratene Ham-

melkeule und ein kleiner Weinschlauch auf dem Tische. Ich wollte meinen schwachen Magen mit dieser mir heute verehrten Gabe stärken, redete ihn der Klausner an, und sprach eben mein Tischgebet, als Ihr anklopftet, ich mußte daher es erst beenden, ehe ich öffnen konnte. Doch seid mir willkommen! Was bringt Ihr mir Gutes?

Einige Mandel Eier! Ich weiß, Ihr liebt sie, erwiederte Christoval. Da nehmt, ehrwürdiger Bruder! Er setzte dabei das Körbchen auf den Tisch, das auch der Klausner sogleich leerte, und da er ein Schock darin fand, mit Salbung zu dem Schleichhändler sprach: Werther Christoval! Ihr gebt von Eurer Armuth viel dem armen Manne, der hier in Demuth, blos auf die Milde seiner Nebenmenschen vertrauend, bei Tag und Nacht für sie betet, und seinen Körper zur Kasteiung seines Fleisches täglich bei dem ersten Gebet nach Sonnenaufgang blutig geißelt. Dafür stärkt mich auch Gott! —

Sichtbar, sichtbar! unterbrach ihn Christoval, den breiten Mund zu eben nicht angenehmem Lächeln verziehend. Wir Andern müssen arbeiten, verdienen unser Brod unter Schweiß

und Mühen, aber Gott schenkt uns nicht so frisches Ansehen, wie Euch bei Eurem Kasteien und Geißeln.

Hm! lächelte der Klausner. Ihr, Freund Christoval, möchtet wohl bei Eurer Arbeit mehr Sorge als Schweiß, mehr Gefahr als Mühen ausgestanden haben. Doch was plaudern wir hier? Setzt Euch zu mir, seid mein Gast, Ihr wißt, ich gebe gern, wenn ich etwas habe.

Die Meinen warten draußen, ehrwürdiger Bruder! erwiederte der Schmuggler, während der Klausner ein großes Messer ergriff und tapfer auf die saftige Keule losschnitt. — Laßt sie warten! sagte er dann.

Christoval wünschte mit dem Manne Gottes noch etwas zu besprechen und wußte wohl, daß es ihm, bis dieser gesättigt war, nimmermehr gelingen würde, ihn von seinem Mahle zu entfernen. Er ging daher hinaus und befahl den Seinen, sich zu setzen und ihn zu erwarten.

Der Klausner, der in der That gern gab, wenn ihm nur genug blieb, und dem zuweilen ein munterer Tischgenosse gar nicht ungelegen kam, holte noch einen Becher herbei, nahm den kleinen Schlauch von Bockshaut unter den linken Arm, öffnete mit der rechten Hand einen

Sie ſprang vom Lager auf, warf ſich auf die Kniee und ſtreckte die Arme den Strahlen der Morgenſonne entgegen, die mild durch das Eiſengitter des Fenſters drangen „Du begrüßeſt mich noch einmal, heiliges Licht!“ rief ſie begeiſtert „Kömmſt, der Sterbenden Dein Lebewohl zu bringen? — Ach, warum ſind Deine Strahlen nicht bleich wie das Grablicht des Mondes? Warum ſind ſie auch heute roſig wie meine Jugend war? — Sie liegt hinter mir, verblüht, verwelkt — mir blieb nichts von ihr, keine Sehnſucht, nur eine traurige Erinnerung! — Aber nein, nicht nach ihr will ich rückwärts ſchauen, aufwärts nach Dir hebe ſich mein Blick, Sonne des Morgens, die uns der Barmherzige als Wahrzeichen der Auferſtehung ſendet! Deine Strahlen wecken in des Menſchen Bruſt die Ahnung, den Glauben, daß er wie Du aus Grabesnacht herrlicher erſtehen werde, daß ein Leben jenſeits ihm wird, rein wie Deine Strahlen, heilig wie Dein himmliſches Licht! Sei mir gegrüßt, Du Bote der Auferſtehung, ſei mir zum letztenmale gegrüßt! — Wenn Du zur Ruhe gehſt, ſchlummre auch ich im Arme des Todes! —“

Sie erhob ſich, ſammelte ihre Gedanken, verrichtete dann ihr Morgengebet und erwartete nun mit Sehnſucht, daß ſich ihr Kerker öffne, ſie zum Tode geführt werde. Als er ſich aber öffnete, zwei der Richter mit dem Geiſtlichen eintraten, der ſie fragte „Marie Imeldi, ſeid Ihr zum Tode bereit?“ forderte die menſchliche Natur, ſo nahe dem geöffneten Grabe ihr Recht, der Tod erſchien ihr furchtbar und ſie ſtammelte bebend ein leiſes „Ja!“ Aber nicht lange, ſo dünkte er ihr wieder der Bote des Friedens, der Bote der ewigen Ruhe.

der verbundenen Vorderfüße, hielt dann den Becher vor und drückte den Schlauch feſt an ſich, daß der Wein in einem feinen Strahl in den Becher floß. Jetzt füllte er den ſeinigen auf gleiche Weiſe. Bei St. Eſtevan! rief er, den Wein ſo recht mit Muße ſchlürfend. Ein köſtlicher Wein, klar wie Gold, und ſtark und rein. Da, trinkt! Der Schlauch iſt voll und noch mancher Becher darin; ſetzt Euch und eßt auch! Chriſtoval, wie meiſt alle Spanier, aß nur wenig, ließ ſich aber den Wein deſto beſſer ſchmecken; der Klausner aber hatte geſegneten Appetit, und bei jedem ſaftigen Stück, das er von der Keule ſich ſchnitt, pries er die Kochkunſt der Señora Clara und ſetzte hierbei immer dazu: Eine recht fromme, mildthätige, tugendhafte Frau, Gott ſegne ſie!

Chriſtoval hatte ſchon mehrere Male verſucht, das Geſpräch von der geprieſenen Kochkunſt auf das zu lenken, weshalb er eigentlich die Klauſe betreten und die ſchönen Eier geſpendet hatte, aber bis jetzt noch immer vergebens, denn Eſtevan unterbrach ihn ſtets mit einem kurzen: Hernach, hernach! Endlich aber legte er doch Meſſer und Gabel hin, ſchob den Reſt der Hammelkeule in ein in der Wand

angebrachtes Schränkchen, strich sich wohlgefällig den Bauch und sprach dann: Stehet auf und lasset uns beten! und sagte ein kurzes Gebet laut her, das Christoval nicht unterließ zu wiederholen.

Nun! begann der Klausner, nachdem er das Amen gesprochen: Nun sagt mir, was Euer Begehr ist!

Ich wünsche Euren Segen zu einem Unternehmen, was ich zu beginnen in Begriff bin. Euer Segen hat mich bisher immer zur glücklichen Ausführung begleitet!

Ha, ha! lachte der Klausner. Seid Ihr das ruhige Leben in Eurem Hause schon wieder überdrüßig? Wollt wieder hinunter ans Meer, denn da geht Euer Geschäft doch am besten, und es mag ganz einträglich seyn.

Ihr irrt, ehrwürdiger Bruder! Dahin ziehe ich vor der Hand nicht, und mein Geschäft ist diesmal ganz anderer Art, Ihr werdet später schon von mir hören.

Ich verstehe! meinte der Klausner und strich sich den Bart. Zur Ehre Gottes und zum Heil des Don Carlos wollt Ihr ausziehen, Euch an die Spitze einer der wilden Banden stellen, die für Gottes Ehre und das Wohl ihres Kö-

nigs, und doch nur für ihren Seckel plündern und rauben.

Ehrwürdiger Bruder! Laßt das thörigte Geschwätz, betet, aber bekümmert Euch nicht um die Welt, wenn Ihr nicht, das Kruzifix in der Hand, den Streitern der Kirche voran-gehen wollt! unterbrach Christoval mit dro-hender Stimme die Apologie der Karlisten. Hütet Euch, daß diese Räuber Euch keinen Besuch abstatten und Eure Hütte mit all Eu-ren Vorräthen in Brand stecken. Der wilde Gomez soll im Anzuge seyn.

Gerechter Gott, mein werther Señor Chri-stoval, sagte der Klausner ganz kleinlaut, der lieber ganz Cordova, als seine wohleingerich-tete Hütte, wo es ihm so gut erging, in Flam-men sehen mochte, und Gomez mehr fürchtete als den Teufel. Nehmt doch ein hingeworfe-nes scherzhaftes Wort nicht so ernst auf, und droht einem alten Bekannten nicht mit so fürchterlichen Dingen. Kommt, kniet nieder, ich will Euch segnen, doppelt segnen, und zu Gott bitten, daß er Euer Unternehmen gelin-gen lasse, und Ihr wißt, wie gern Gott meine Gebete erhört. Hier, noch einen Becher! Er nahm den Schlauch und wollte ihn öffnen, aber

Chri-

Nichts, was für Euch so viel Werth hat als eine saftige Feige. Kommen die Hunde, die Christinos, herauf, so verrathet nicht, daß da unten des wilden Christoval mit der Schmarre Haus steht, und nehmt Euch im Fall der Noth meines Weibes und Kindes an. Kehr' ich wieder heim und habt Ihr redlich gethan, was ich von Euch verlangte, so soll Euch auch ein Theil meiner Beute werden.

Hm! schmunzelte der Klausner. Alles gut, Alles schön, Alles annehmbar; aber die armen Christinos sind manchmal so verhungert, daß sie überall herumstänkern, überall nach Brod suchen, wie die Maus nach einem Krümchen. — Und wenn sie dann die Schlucht auffinden, müßt Ihr es mir nicht zur Last legen.

Christoval antwortete hierauf nichts, sondern warf nur einen jener drohenden Blicke auf Bruder Estevan, der diesem mehr sagte, als die kräftigsten Worte, bat aber den Bruder, mit ihm hinauszugehen und unter Gottes freiem Himmel den Segen zu sprechen. Der Klausner folgte.

Längst war schon die Sonne untergegangen, und über die ganze Landschaft breitete jetzt der Mond seinen Silberschleier. Grausenhaft be-

schien er die nackten Felsen und das hohe Kreuz, das wie auf ein Leichentuch gesteckt, seinen dunkeln Schatten in Kreuzesform warf. Kommt mit hinauf, ehrwürdiger Herr! bat jetzt Christoval, wahrscheinlich um die Handlung noch feierlicher zu machen, sprecht den Segen da oben über uns!

Das Steigen wird mir in diesem Augenblicke sehr schwer werden! klagte der Klausner.

Kommt nur! wiederholte Christoval. Eine kleine Bewegung schadet Euch nichts. Der Bruder mußte folgen; die fünf Anwesenden knieten um das Kreuz, beugten in Andacht ihr Haupt, den Segen zu empfangen, und der Klausner sprach:

Der Herr der himmlischen Heerschaaren begleite Euch zu Eurem Unternehmen! Kämpfet für die heilige Kirche und Euren König, beraubt die Feinde, Gott zu Ehren, dem Könige zum Nutzen, doch senket nichts davon in Euren Seckel, sonst seid Ihr der Hölle verfallen und mein Segen wird Euch zum Fluch. Ziehet nun hin mit Gott, und der Herr segne Euch durch mich, seinen unwürdigsten Diener! Er schlug das Kreuz über Jedem, dann befahl er ihnen, aufzustehen und nach Hause zu wandern.

Da nahte ſich ihm Chriſtoval. Ihr habt uns einen ſchönen Segen ertheilt, Bruder Eſteban! ſprach er. Wir ſollen mit leeren Händen nach Hauſe kommen, und wo bleibt dann Euer Antheil an der Beute?

Werther Chriſtoval! fuhr erſchrocken der Klausner auf. Das hatt' ich im Amtseifer nicht gehörig überlegt und ganz vergeſſen. — Doch ich ſprach es zuletzt und etwas leiſe, da hat Gott es gewiß nicht überhört, kehrt Euch nicht daran und vergeßt nur meinen Theil nicht! — Nun lebt wohl! Dann ſchüttelte er Chriſtoval die Hand, ging zu Frau Margarita und verſicherte ihr, wenn ſie ſeines Rathes und Beiſtandes bedürfe, wäre er ſtets zu ihren Dienſten, und lobte dabei die großen ſchönen Eier, die ihre Hühner legten; den Andern wünſchte er eine gute Nacht und ging der Klauſe zu, von den Mühen des Tages auszuruhen.

Das iſt ein verſchmitzter, heilloſer Pfaff! ſagte auf dem Rückwege der Vater. Freſſen und Saufen iſt ſein Element, ich glaube, er betet kaum ein Mal in der ganzen Woche. —

Aber Vater, unterbrach ihn Pedro, der Bräutigam Juanita's, warum habt Ihr Ge-

meinſchaft mit dieſem Manne, den Ihr ſo verachtet? Mir ſind dieſe Heuchler ein Greuel, die faullenzen und nur von dem Tiſche Anderer zehren.

Davon verſtehſt Du nichts, Pedro, und hätteſt beſſer gethan zu ſchweigen, denn Schweigen geziemt der Jugend. Ich hatte mancherlei Gründe, heute vor unſerer Trennung hier herauf zu wallfahrten und uns des Klausners Segen ertheilen zu laſſen. Erſtens hat Bruder Eſtevan die Weihe als Prieſter erhalten, deshalb iſt ſein Segen von Kraft, der Mann mag ſeyn wie er will, hat er nur die Tonſur und trägt er die Kutte; dann iſt mir immer jedes Unternehmen geglückt, wenn ich vorher zu ihm ging und er den Segen über mich ſprach; ein einziges Mal unterließ ich es, da ward die Schmarre mein ganzer Verdienſt. Drittens hab' ich ihn gebeten, Niemandem zu verrathen, daß das Haus da unten, das man leider von hier aus ſehen kann, mein Haus ſei, und er ſolle ſich der Zurückgelaſſenen annehmen. —

Glaubt Ihr, daß er Wort halten wird? unterbrach ihn Pedro von Neuem, wobei Juanita ihn an dem Mantel zupfte, da ſie des Va-

ters Unwillen kannte, wenn man ihm widersprach.

Unterbrich mich nicht noch ein Mal, fuhr der Alte, heftiger werdend, fort, oder — Und dann fühlt' ich mich nach dem Kreuze hingezogen, wo ich schon als Knabe betete, und da ich nicht wußte, ob ich heute nicht zum letzten Male vor dem heiligen Zeichen und den himmlischen Statuen knieen würde, so trieb es mich her. Nun weißt Du es! — Aber frage künftig nicht so viel, und bilde Dir nicht so viel auf Deine Klugheit ein, weil Du lesen und zierlich schreiben kannst; auch da muß man bescheiden seyn. Nimm ein Beispiel an meiner Tochter, die liest trotz einem Pater, und schreibt besser als der Alcalde von Bujalance, und siehst Du, daß sie einen Werth darauf legt?

Unter diesem Gespräch waren sie den steilsten Theil des Felsens herabgestiegen und befanden sich auf einem kleinen Plateau, wo schon der Ginster üppiger wucherte und die wilde Rose blühte. Von hier führten mehrere Pfade hinunter, auch ein ganz ungangbarer nach Christovals Wohnung. Hier müssen wir uns trennen! sagte der Alte, und stampfte den Kolben seines Gewehres auf die Erde und lehnte sich

auf die Mündung. Nun nehmt Abſchied, macht es aber kurz! Er reichte Margarita, die traurig zu ihm kam, die Hand, drückte und ſchüttelte ſie, und ſagte halb unwillig und doch nicht ohne Rührung: Sonſt zog ich zu ſündhaftem Treiben aus, jetzt für unſern Glauben und unſern König, darum weine nicht und ſei getroſt, Alte, und mache Dir und mir den Abſchied nicht ſchwer!

Mich quälen furchtbare Ahnungen, einen gar böſen Traum habe ich in dieſer Nacht gehabt! jammerte Margarita.

Was Ahnung, was Traum! Teufelspoſſen! brummte Chriſtoval. Hätteſt Du am Abend ein paar Zwiebeln weniger gegeſſen, würdeſt Du ganz anders geträumt haben.

Sieh nur die arme Juanita! ſagte jetzt die Mutter und wies auf ſie, die bleich und mit thränendem Auge, wie die mater dolorosa neben dem Kreuze, vor Pedro ſtand. Sieh nur, wie ſchwer ihr die Trennung wird.

Deſto freudiger wird das Wiederſehen ſeyn! meinte Chriſtoval. Bei Verliebten iſt Trennung ein Aderlaß, der das überflüſſige Blut ableitet. He! Tummelt Euch, ihr Jungens! Habt nun genug geweint und gejammert. Gieb ihr

„Ich bin bereit!“ ſagte ſie jetzt, als das Geläute der Glocken begann und ihre dumpfen Töne ſie zum langen, langen Heimgange mahnten „Ich bin bereit!“ ſagte ſie ſtandhaft, obgleich der Tod ihr Gebein durchrieſelte und nur der feſte Glaube, der Blick gen Himmel, der ihr die Pforten des Paradieſes offen zeigte, ſie ſtärkte und ihr Muth gab. An der Hand des Geiſtlichen verließ ſie nun das Gefängniß und ſchritt feſten Schrittes durch die Gaſſen, zwiſchen der herbeiſtrömenden Menge des Volkes hindurch. Kein Auge, das bei ihrem Anblick thränenlos geblieben wäre, kein Herz, das nicht ängſtlich geklopft hätte. Wer hätte auch, an ſich vorüber können ſie dem Tode entgegen gehen ſehen, ſie, die dem freundlichſten Leben anzugehören ſchien, ohne nicht von Mitleid durchdrungen zu ſein? Wer hätte ohne Mitgefühl die ſchöne, ſchlanke Geſtalt in ſchneeweißen Kleide, mit aufgebundenem Haar, einen Rosmarinſtrauß in der Hand ſehen können, wen hätte nicht die Wehmuth beſchlichen, wenn er das milde, heitere, fromme Antlitz ſah, auch zum Tode noch mild und freundlich, wenn er das leiſe Gebet murmeln und zwiſchen der furchtbaren Stille das Todtengeläute vernahm, das das liebliche Mädchen zum Richtplatz begleitete?!

Jetzt nahte ſie dem Hochgericht — ſie hob den geſenkten Blick und erbebte, als ſie das Schwert in der Hand des Nachrichters erblickte. „Gott ſtärke Dich im Glauben und in der Hoffnung!“ ſprach der Geiſtliche „Faſſe Muth, fromme Seele, die Engel warten Dein!“

„Vergebe ihr Gott! — Sei ihr gnädig und barmherzig, Vater im Himmel!“ hörte man Viele unter dem verſammelten Volke beten, als ſie mit wankendem Schritte

einen herzlichen Kuß, Pedro, den will ich heute Dir wohl erlauben! Und während Pedro Juanita in seine Arme schloß, warf sich Jeronimo an der Mutter Brust.

Nun fort, nicht mehr gezaudert, die Zeit verstreicht und wir haben heute noch einen weiten Weg! befahl jetzt Christoval. Lebe wohl, Mutter, sorge fürs Haus und laß es meinen beiden Hunden an nichts fehlen! Noch einmal schüttelte er treuherzig die Hand seines Weibes, verbiß sich eine Thräne, daß die Söhne ihn nicht weinen sehen sollten, doch ehe er sich entfernte, winkte er Juanita zu sich, die sich aus Pedro's Armen wand und zu dem Vater trat. Juanita! sprach er, mit ihr seitwärts tretend. Es sind jetzt schlimme Zeiten, besonders für eine hübsche Dirne. Da nimm diesen geschliffenen Dolch in der grünen Scheide, und ehe Schande Dich bedecken sollte, stoß ihn lieber in Dein Herz! Dann küßte er sie und ging auf dem Fußwege nach Norden voran. Pedro umfaßte noch einmal Juanita, schnell mußte er sich aber aus ihren Armen losreißen, die ihm noch die Versicherung ihrer ewigen Treue nachrief. Die beiden Männer eilten, den Vater einzuholen, der raschen Schrittes seinen Weg

ging. Mutter und Tochter aber ſchlichen langſam nach Hauſe.

2.

In Cordova war man in nicht geringer Aufregung, als dort die Nachricht eintraf, Gomez, dieſer ſo gefürchtete Anführer der Karliſten, wäre ſchon auf ſeinem Marſche bis in die Gegend von Andujar vorgedrungen, und würde gewiß eilen, Cordova einen Beſuch abzuſtatten, um es auszuplündern, wie ſo manche andere Stadt, die ihm freiwillig die Thore geöffnet oder die er mit gewaffneter Hand eingenommen hatte. Der Schrecken war allgemein, die Behörden flohen zum Theil, das Bataillon Linientruppen, welches daſelbſt in Garniſon lag, ſchien zwar ſich vertheidigen zu wollen, aber da ſie auf die 1200 Freiwilligen von Cordova, welche die ganze Zeit über in ihren Uniformen auf den Straßen herum ſtolzirt waren, nicht viel rechnen zu können glaubten, ſo ließen auch ſie den Muth ſinken, rückten zwar mit 2 alten Kanonen auf die Straße nach Andujar und ſandten die 30 Dragoner von dem Regimente

der Königin auf Kundschaft aus; es war aber vorauszusehen, daß sie sich auf die Vertheidigung der Stadt nicht sehr einlassen würden.

In dem Hause der Señora Clara, der nämlichen, deren gute Küche Bruder Estevan so vorzüglich gerühmt hatte, war die Angst doppelt. Ein Hauptmann von Adel, Señor Enrique de Espetta, war dort der tägliche Hausgenosse. Arm, wie eine Fledermaus im Winter, hätte er oft, da der Sold regelmäßig ausblieb, darben müssen, wenn er nicht in Frau Clara's Hause freundliche Aufnahme gefunden hätte, denn selbst ein reicher geiziger Oheim, der in Luque wohnte und dessen einziger Erbe er war, gab ihm bei seinem Leben nicht einen Maravedi. Das gastfreie Haus der reichen Witwe war ihm deshalb sehr willkommen, eben so wie er dem Hause willkommen war, da Señora Clara ein einziges Töchterchen von 20 Jahren hatte, welcher der junge Capitain gar nicht mißfiel.

Das Mädchen war ein ganz gutes Wesen, welches die Natur bei ihrer Ausstattung hier stiefmütterlich, dort freundlich bedacht hatte. Nicht schön, und doch auch nicht ganz häßlich, harmlos und doch eitel, sanft und doch zuwei-

len sehr heftig, selbst rachsüchtig, und mit leidlichem Verstande, war sie doch nicht mit zu vielem begabt. Sie hatte schöne Augen und häßliche Zähne, eine große gebogene Nase und einen kleinen Mund, war schlank gewachsen, aber ohne Fülle, hatte das niedlichste Füßchen von der Welt, den man selbst in Sevilla als den schönsten erkannt hätte, aber eins ihrer Beine war um eine Kleinigkeit zu kurz, sie hinkte ein wenig, ihre Eitelkeit wußte sie aber ganz gut zu verbergen. So wie sie die Natur begabt hatte, fand man Schön und Häßlich, Gut und Böse in sonderbarem Widerspruch bei ihr. Was jedoch das Schöne und Gute hob, das Häßliche und Böse bei ihr verdeckte, war das bedeutende Vermögen, welches sie jetzt schon besaß und das ihr dereinst noch nach der Mutter Tode zufiel. Diese Bemerkung hatte auch Señor Enrique gemacht. Täglicher Tischgenosse, hatte er sich seit mehreren Monaten, während denen er schon im Hause aus- und einging, an Mariquita's Fehler gewöhnt, und er fand bei ruhigem Blick auf ihr Geld, daß das Mädchen so übel nicht sei, sie habe schwarze Augen, flammend genug zum Liebäugeln, einen Mund zum Küssen, eine Taille zum Umspan-

nen und den niedlichsten Fuß von der Welt; dabei gedachte er der Funfziger seines Oheims und dessen strotzender Gesundheit, die ihn noch lange in der Dürftigkeit lassen konnten. Er suchte sich daher bei Mutter und Tochter einzuschmeicheln und Beides gelang ihm leicht und gut; Mariquita's Herz war nicht von Stein und der Señor Capitano ein schöner wohlgebildeter Mann, und so machte sich die Sache leicht. Das Mädchen verliebte sich in den jungen Kriegsmann, dieser bewarb sich, ohne große Liebe zu empfinden, um ihre Hand, sie ward ihm nicht versagt, er war ein glücklicher Bräutigam, der nicht mehr zu darben brauchte, und sie die glücklichste Braut von der Welt. Sobald die Ruhe wieder hergestellt und von dem grausamen Gomez nichts mehr zu fürchten sei, sollte das Band der Ehe sie vereinigen.

Der Brautstand, dieser Stand voll Lügen, Trug und Täuschung, der immer nur die Lichtseite, nie die Schattenparthie der Liebenden zeigt, hieß auch Mariquita nur ihre liebenswürdigen Seiten dem Geliebten zeigen. Sie war sanft, hingebend, sprach von Jedermann gut und hätte gern alle Menschen versöhnt, die in Feindschaft mit einander waren, und so erschien sie dem

Señor Enrique wie ein Engel; er ſpielte den Entzückten, wenn die Laute ihre höchſt mittelmäßige Stimme begleitete, zeigte ſich als den uneigennützigſten Menſchen von der Welt, und wenn ihm zuweilen die Mutter einige Doublonen, eben nicht auf die feinſte Weiſe, in die Hand drückte, zögerte er, ſie anzunehmen, und die gute Alte hatte Noth, ſie ihm aufzudringen. So vergingen die Tage in Friede und Einigkeit. Jeder war zufrieden und der Capitano gewöhnte ſich am Ende an die ihn ſtörende Naſe, wenn er den kleinen niedlichen Mund küſſen wollte.

Aber Gomez, Gomez Dieſer Böſewicht ſtörte vor der Hand noch dies Glück. Der Capitano mußte mit ſeinem Bataillon ausrücken, jedoch hatte ſich dieſes nur eine Stunde vor die Stadt gewagt, und ſo konnte der Bräutigam täglich ſeine Braut beſuchen, wenn ihn nicht der Mutter Doublonen oft an dem Spieltiſch und den Trinkgelagen ſeiner Kameraden zurückgehalten hätten, wo er dann immer ſein Außenbleiben mit ſchwerem Dienſt entſchuldigte.

Aber den Tag darauf, an welchem Chriſtoval bei dem Klausner geweſen war, befand er ſich in Cordova und brachte die frohe Nachricht,

Gomez habe ſich nach Ubeda gewendet und werde wahrſcheinlich ſich nach Arragonien zurückziehen, wenn nicht die mächtigen Heere von Narvaez und Alaix, die ihn verfolgten, ihn einholten und vernichteten. Auch verkündete er, daß das Bataillon morgen früh nach Cordova zurückkehre. Die Freude war groß, es wurde gleich noch eine Flaſche Xeres auf die gedeckte Tafel geſtellt, doch als man ſich eben zum Mittagsmahl ſetzen wollte, trat Bruder Eſtevan herein.

Friede allen Frommen und Glück dieſem gebenedeiten Hauſe! Empfangt meinen Segen! rief Eſtevan ſchon mitten in der Thür und ſtreckte ſeine Hand zum Segen aus, wobei Mariquitta ihr Haupt, die Mutter aber ihr Knie beugte, und gleich darauf, zum Aergerniß des Capitano, der den Bruder haßte wie den Tod, den Klausner bat, ob er nicht Theil an ihrem frugalen Mahle nehmen wollte. Er nahm ſchmunzelnd den Antrag an, Meſſer und Gabel wurden hingelegt und der Bruder begann nun das Tiſchgebet. Obgleich ihm der gewiß lecker zubereitete und ſchon aufgetragene Seefiſch in die Augen ſtach, ſo war doch ſeine Heimtücke ſtärker als ſein Appetit. Er wußte, wie ſehr ein langes Tiſchgebet den eben nicht

frommen Señor Enrique ärgerte, und ſo konnte das ſeine heute kein Ende finden, und erſt dann hielt er inne, als er bemerkte, daß ſelbſt die Mutter ungeduldig wurde.

Ei, ei, würdiger Bruder! hob Enrique an, dem ſeine Braut das ſchönſte Stück des Fiſches mit gar freundlicher Miene auf den Teller gelegt hatte. Euer Gebet hat den ſchönen Fiſch kalt werden laſſen; rechnet Ihr das nicht zu den Sünden gegen Euren Leib, und der ſcheint mir doch Euer Gott zu ſeyn?

Lieber Señor Capitano, erwiederte der Klauſner ganz freundlich, wie könnt Ihr ſo Arges von mir, einem armen Bruder, denken. Der Himmel ſchenkte mir Geſundheit und einen guten Appetit; die Erſtere kann ich mir nur durch den Letzteren erhalten. Mein Gott aber, zu dem ich ſtündlich für alle Sünder, alſo auch für Euch bete, iſt der Fürſt der himmliſchen Heerſcharen. Ich bin kein Ketzer wie Ihr, der mit einem Gott oder vielmehr ſeiner Göttin liebäugelt und über das Irdiſche das Himmliſche vergißt. Ich habe wohl geſehen, fuhr er fort, mit dem Finger drohend, wie Ihr während des Gebetes der Señora die Hand drücktet und Ihr ärtliche Blicke zuwarfet. Doch es ſoll Euch

vergeben sey! Verzehrt nur Euren Fisch in Ruhe, die Inquisition ist ja leider jetzt nicht mehr ein beißender, nur noch ein bellender Hund, der die Kirche nur bewacht, statt sie zu vertheidigen.

Enrique schwieg, das Wort Inquisition hat auch jetzt noch eine Schauder erregende Kraft bei dem Spanier; er aß, trank und liebäugelte, und war froh, daß ihm Gomez das Mittagsmahl hier einzunehmen vergönnte.

Wißt Ihr schon, daß Gomez in der Nähe ist, fragte der Klausner, nachdem er sich ziemlich gesättigt hatte.

Das wußten wir längst! erwiederte der Capitano mit wichtiger Miene. Wißt Ihr aber auch, daß, sobald er von unsern Vertheidigungsanstalten und dem Muthe der Truppen und der Freiwilligen Kunde erhielt, er sich sogleich nach Ubeda zurückzog?

Von Allem, was Ihr mir da sagt, habe ich kein Wort erfahren, erwiederte Estevan, das Wort Allem stark betonend. Ich habe von Allem das Gegentheil gehört. Doch mir sind sichere Nachrichten zu Ohren gekommen.

Euch? fragte spöttisch lächelnd der junge Capitano.

Ja,

Ja, mir! fiel ihm der Bruder, den das spöttische Lächeln verdroß, schnell in die Rede. Ich habe die Nachricht von Jemand, der Gomez entgegenzog.

Und wer ist dieser Karlistenfreund? fragte Enrique.

Das darf ich nicht verrathen. Meine Geheimnisse verwahr' ich treu, sagte Estevan und schlürfte den Xeres wohlbehaglich hinunter.

Auch dem General-Capitän nicht, zu dem ich Euch sogleich führen werde?

Auch dem nicht! erwiederte er, mehr Fassung zeigend, als er wirklich hatte, denn das Wort General-Capitän wirkte auf ihn, wie das Wort Inquisition auf den Capitano.

Enrique stand nun plötzlich vom Tische auf, entschuldigte sich bei der Señora und seiner Braut, daß Dienstpflicht ihn zwinge, sie zu verlassen und ihnen die erbauliche Gesellschaft des Klausners zu entziehen, der ihn zu dem General-Capitän begleiten müsse, dem jede Nachricht über Gomez von äußerster Wichtigkeit sei.

Mein Gott, werther Señor! bat die Mutter. Verwickelt den frommen Mann nicht in Weitläufigkeiten, und setzt ihn, besonders in

die Stufen hinaufſtieg. — Jetzt ſtand ſie oben, hob ihr Auge gen Himmel, überſchaute mit wehmüthig, jedoch freundlichem Blicke die Menge, kniete nieder und betete, dann erhob ſie ſich, ſchauderte zuſammen, legte, ehe ſie zu ſprechen vermochte, die Hand aufs Herz und ſagte dann mit feſter, lauter Stimme zu dem verſammelten Volke. „Ich ſterbe mit Freuden — aber ich ſterbe unſchuldig!“ — Dies ſagend, küßte ſie die Hand des Prieſters, kniete vor ihm nieder, er legte die Hand auf ihre kalte Stirn und vermochte vor Wehmuth kaum die Worte zu ſagen: „Gehe ein, Du frommes Kind in das Himmelreich, das Dir bereitet iſt; der Segen des Herrn begleite Deine Seele!“

Da durchlief, von Mitgefühl und Schauder ergriffen, ein dumpfes Gemurmel die Menge „Gnade, Gnade!“ riefen viele Stimmen — aber die Gnade war fern, das Todesſchwert nahe. — Und mit freundlichem Lächeln dankend, nahm ſie ihr Schweißtuch, an dem ſie tauſend Stiche genäht und band es um die ſchönen Augen, die ſich nun für immer ſchließen ſollten.

Still ward es nun und ſchauerlich, jeder glaubte das Rauſchen des Todes zu vernehmen und Niemand wagte zu athmen, als der Nachrichter das Schwert des Todes entblößte. Nur eine donnernde Stimme ſchrie in dem Augenblicke ein furchtbares „Halt! Haltet ein!“ Ein Mann, in der Kleidung eines Reiters, machte ſich gewaltſam Platz und drang nach dem Hochgericht — „Halt ein!“ rief er dem Nachrichter zu: „Du mordeſt eine Unſchuldige! — Ich bin der Mörder! Ich durchſtach Georg Jenatſch, nicht ſie!“ Er ſtürzte die Stufen des Hochgerichts hinauf — „Herunter mit der Binde!“ rief er, das Tuch ihr von

dieſer böſen Zeit, wo den Dienern der Kirche ſo heillos mitgeſpielt wird, keinen Unannehmlichkeiten aus. Laßt ihn ruhig hier ſein Mittagsmahl beenden, und ſetzt Euch wieder zu meiner Tochter, die Euch, ſo wie ich ſehe, ſchon feſt bei der Hand gefaßt hat und Euch ſicher nicht fortlaſſen wird. —

Weislich geſprochen, Señora! fiel ihr der Kraußner in die Rede und hielt ihr den leeren Becher hin. Ehe ich mich nicht geſättigt habe, weich' und wank' ich nicht von der Stelle. Nachher will ich auch dem Señor, um mir den Weg zum General-Capitain zu erſparen, der eben kein Freund ehrwürdiger Brüder iſt, gern berichten, wie ich zu dieſer Nachricht gekommen bin. Gott mag es mir vergeben, daß ich plaudere, ich ward aber dazu gezwungen, wie Ihr mir vor Gott und Menſchen bezeugen könnt, Señora.

Wenn das iſt, ſo will ich wohl bleiben, meinte der junge Capitano und ſetzte ſich wieder zu Mariquita.

Als nun endlich Eſteban ſich völlig mit Speiſ' und Trank geſättiget hatte, und Enrique ihn an ſein Wort erinnerte, begann er, und es ſchien, daß ihn dabei Gewiſſensbiſſe nicht ſehr

plagten: In den Bergen, auf deren höchstem Gipfel ich in meiner Klause schon hier dem Himmel näher stehe als Andere, wohnt in einer engen, nur von oben herab sichtbaren Schlucht Christoval, ein alter in der ganzen Gegend wohlbekannter Schmuggler, der seit einiger Zeit, auf meine frommen Ermahnungen, sein diebisches Handwerk aufgegeben und ein gottgefälliges, erbauliches Leben in seiner Einsamkeit geführt hat. Dieser kam gestern Abend, als es finster zu werden begann, den Berg hinauf, verrichtete mit den Seinen an dem großen dort aufgepflanzten Kreuze seine Andacht, trat dann bei mir ein und verlangte auf ziemlich eindringliche Weise, ich solle ihm den Segen zu seinem vorhabenden Unternehmen ertheilen, das dieses Mal besserer Natur sei als sonst. Er ziehe, so sprach er, mit seinem Sohne und seinem künftigen Eidam Gomez entgegen, der in wenig Tagen vor Cordova stehen werde, und wolle unter ihm für König und Kirche streiten.

Und Ihr segnetet ihn zu seinem Unternehmen? fragte der Capitano mit Hast.

Ich verweigerte standhaft, es zu thun! erwiederte der Bruder. Aber was half es mir? Christoval zog sein langes Messer, der Sohn

ſpannte den Hahn ſeines Gewehres, und gegen meinen Willen, gegen meine Anhänglichkeit an die gute Königin Chriſtine, die Tage lang mit dem frommen Muñoz, um zu beten, ſich einſchließt, mußte ich den Segen ſprechen. Nicht wahr, Señor Capitano, ſo allein in einer Klauſe, von aller Welt geſchieden, würdet Ihr an meiner Stelle, ein blankes Meſſer auf der Bruſt, ein geladenes Gewehr vor der Stirn, ſelbſt über den Teufel den Segen geſprochen haben?

Nie, nimmermehr! rief der junge Mann, den die Gegenwart ſeiner Braut plötzlich ſo heroiſch ſtimmen mochte. Eher ſterben, als das Unternehmen eines Karliſten ſegnen!

So bewahr' Euch Gott vor dem Fall! brummte der Klausner. Bei einer Flaſche ächtem Xeres da denkt man zuweilen anders, als wenn einem das Meſſer an der Kehle ſteht.

Wie lange, äußerte ſich der Schmuggler, daß Gomez noch von unſerer Stadt entfernt bleiben würde? fragte jetzt der Capitano, der die eben geſprochenen Worte des Bruders nicht gehört zu haben ſchien.

Darüber ſagte er ſo eigentlich nichts! erwiederte der Klausner. Da ich aber heute hörte, daß ſich in der Sierra eine Guerilla bilden

würde, wozu ſelbſt Leute aus dem Kos Pedroches und der übrigen Umgegend ſtoßen würden, braucht es noch einige Zeit, ehe dieſe ſich ſammeln, und ſo könnte es wohl noch 8 Tage dauern, ehe Gomez wieder von dem jenſeitigen Ufer zu uns herüber käme.

Nun, dann hab' ich noch Zeit! ſagte der junge Kriegsmann, doch Niemand verſtand den Sinn dieſer Worte.

Gleich darauf theilte Bruder Eſtevan den Segen aus, mit welchem er ziemlich freigebig war, und entfernte ſich; auch Enrique mußte wieder hinaus zu ſeinem Bataillon, und ſo blieben Mutter und Tochter allein. Mariquita weinte und ſeufzte, daß der abſcheuliche Gomez ihr ſo nahes Glück immer ſtöre und es weiter hinausſchiebe; auch die Mutter war troſtlos und hatte nichts eifriger zu thun, als alle ihre Koſtbarkeiten und das baare Geld zu vergraben, um es Gomez Händen zu entreißen.

3.

Auf der Straße, die von Cordova nach Ciudad Real führt, liegt eine Venta (Wirthshaus),

die unter dem Namen Navajunda bekannt und eine der angesehensten der dortigen Gegend ist, was freilich nicht viel sagen will. Sie steht am Rande der Hochebene, von wo sich viele Thäler und Schluchten nach dem Guadalquivir hinabziehen. Es war heute auf diesem Punkte ein reges Treiben, denn von fern und nah, von der Ebene und den Thälern, von Los Pedroches wie vom Rio Jandula her, zogen Haufen Bewaffneter, zu Pferde und zu Fuß, selbst Einzelne herbei, um sich in der Venta Navajunda zu einer Guerilla zu vereinigen. Aus allen diesen Gegenden hatte ein gewichtiger Mann die Streiter der Kirche geworben, aus der Sierra von Cordova führte Christoval die kleine Schaar hierher, die aus 80 zu Fuß und 10 Berittenen bestand, von denen gewiß die Meisten alte bekannte Schmuggler waren, die sich schon früher gewöhnt hatten, ihr Leben für einen kleinen Gewinn auf das Spiel zu setzen. Man versammelte sich hier, um einen allgemeinen Anführer zu wählen und die Befehle Gomez abzuwarten, dem sie sich anschließen wollten.

Nach langem Berathen fiel fast die einstimmige Wahl auf Christoval, der aber bescheiden das Ehrenamt ablehnte. Ich weiß wohl, so

ſprach er, mit einem kleinen Haufen mich ins Verſteck zu legen, zu entſchlüpfen, wo es nöthig iſt, auch zu ſeiner Zeit tapfern Widerſtand zu leiſten, kurz alle die kleinen Vortheile zu benutzen, die einen alten Schmuggler ſo oft aus der Noth reißen müſſen, doch eine Kriegerſchaar anzuführen habe ich nicht Erfahrung genug. Aber ſeht hier den edlen Señor Francisco, einen alten zurückgeſetzten Kriegsmann aus dem Los Pedroches, der ſchon bei Baylen ſeine Kompagnie gegen das Heidenvolk, die Franzoſen führte. Solch ein Mann kennt den Krieg, und wir dürfen uns dreiſt ſeiner Erfahrung anvertrauen. Mir laßt den Befehl über meine kleine Schaar; dieſe wackern Leute kennen mich, ich kenne ſie, und ſo haben wir gegenſeitiges Vertrauen. Was jedoch unſer allgemeiner Capitano gebietet, werde ich gewiſſenhaft befolgen, denn ich ſtelle mich willig unter ſeinen Befehl. Mehrere drangen noch ferner in ihn, den Oberbefehl anzunehmen, aber er blieb ſtandhaft und verweigerte es auf das Beſtimmteſte. Man mußte nun zu einer neuen Wahl ſchreiten, und bald erſcholl der laute Ruf: Viva el Capitano Francisco! von allen Seiten.

Eben als ſie die Wahl beendet hatten, traf

ein Offizier von Gomez ein, der ihnen den Befehl brachte, sobald sie sich einigermaßen organisirt hätten, in die Umgegend von Cordova zu rücken, um dadurch die Aufmerksamkeit der Feinde zu theilen; es könnten wohl noch 8 Tage vergehen, ehe er vor Cordova ziehe, und sie möchten sich nicht durch sein Hin- und Hermarschiren irre machen lassen. Auch ließ er sie warnen, sich während dem in kein ernstes Gefecht einzulassen. Der Offizier war erfreut, die Guerilla so stark und so wohl bewaffnet zu finden. Es waren fast 400 zu Fuß und 55 Berittene, wildes Volk, von dem nur wenige Carls V. wegen, viele durch Priester aufgeregt, die meisten aber, um zu plündern, der schwarzen Fahne des Gomez folgten.

Jetzt, als Jeder aus Reih' und Glied trat, ward es wieder lebhaft. Hier lagerten sie sich, noch in einzelnen abgesonderten Haufen zusammenhaltend, wie sie sich in den verschiedenen Gebirgen gesammelt hatten. Jeder beschäftigte sich auf seine eigene Weise, und während die von ihnen gewählten Offiziere größtentheils in der Venta um den Feuerheerd saßen, den an sie abgeschickten Offizier mit dem Besten, was sie hatten, bewirtheten, und wegen der Opera-

tion von Gomez und der Stärke der ihm folgenden Christinos ausfragten, was ihnen der Karlist wohl nicht der Wahrheit gemäß kund that, lärmten, jubelten, tobten und beteten die draußen, holten aus ihrer von Binsen geflochtenen Tasche das Maisbrod und die Zwiebeln, und wer eine Kürbisflasche, oder gar einen Bocksbeutel mit schlechtem Wein hatte mitnehmen können, der trank einige Schlucke und sparte sich den Rest auf, denn der Spanier ist in der Regel sehr frugal im Essen und Trinken. Die Meisten aber, aus allen Gegenden untermischt, standen ehrfurchtsvoll um einen Pater Kapuziner, der auf ein paar über einander gerollte Felsstücke geklettert war und von da herab die Streiter Christi mit donnernder Stimme ermahnte. Setzt Blut und Leben daran, so rief er in heiligem Eifer, die heidnischen Hunde, die Christinos, zu zermalmen, gebt Keinem von ihnen Pardon, und Alle, die in Eure Hände fallen, opfert der Kirche. Auch die Häuser der Einwohner, von denen Ihr wißt, daß sie christinisch gesinnt sind, plündert, fügt ihnen allen Schaden zu, und dies Alles zur Ehre des barmherzigen Gottes, der Euch dafür das Paradies öffnen wird, wenn Ihr rühmlich fallen solltet

im heiligen Kampfe. — Und so Ihr dieses, wie ich hoffe, thut, so Ihr das Blut der Feinde der Kirche als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes rauchen laßt, will ich Euch, Eurem Schwur vertrauend, meinen Segen ertheilen. Kniet nieder, Streiter der Kirche, empfanget ihn.

Und wie von einem Schlage getroffen beugten Alle ihre Knie, senkten ihre gewiß schon von mancher Sünde beladenen Häupter und empfingen den Segen des nach Blut dürstenden Pfaffen; und als das Amen aus seinem Munde erschallte und er von seiner Felskanzel herabstieg, bekreuzten sie sich, sprangen auf und Jeder ging zu den Seinen, griff nach seiner Binsentasche, die er an einem ledernen Riemen über die Schulter trug, aß, trank und jubelte, und die Rede des Kapuziners schien schon vergessen zu seyn.

Am andern Morgen zogen sie nach Villafranca de Cordova, überfielen die Stadt, plünderten sie und verbreiteten Schrecken in der ganzen Gegend umher, besonders in den Städten, denn der Landmann hing immer noch an den Gebräuchen der Kirche und mehr an Don Carlos, als an der Madrider Königin, wie sie die Königin Christine zu nennen pflegten, welche

die Klöſter aufheben und die frommen Kloſterbrüder und Schweſtern aus ihren heiligen Aſylen ſchonungslos verjagen ließ.

4.

Während dieſes in der Venta Navagunda vorgegangen war, fand in der Umgegend von Cordova ein trauriges Ereigniß ſtatt. Ein ſtarkes Klopfen an der Thür von Eſtevans Klauſe hatte den guten ſorgloſen Bruder aus ſeinem ſüßen Mittagsſchlafe geweckt; er ſprang erſchrocken auf, da es noch einmal und ſtärker klopfte, und war nicht wenig überraſcht, als er, da er öffnete, den Señor Enrique in völliger Uniform vor ſich ſtehen ſah, der ihn freundlich begrüßte, ihm gegen ſeine Gewohnheit traulich die Hand ſchüttelte und dann in die Hütte trat.

Ehe ich weiter Etwas mit Euch ſpreche, ehrwürdiger Bruder, ſo reicht mir einen Biſſen und einen Trunk! — Ich habe noch nicht zu Mittag gegeſſen, hob er an, ohne auf das entſchuldigende Achſelzucken des Bruders zu achten, und Ihr wißt noch beſſer als ich, daß ſich

der Stirne reißend — und der Alte von Furnatsch stand vor dem Mädchen, das der Tod schon mit seinem kalten Odem angehaucht hatte.

„Was ruft Ihr mich zum Leben zurück?“ sagte sie die Augen weit öffnend „Was ruft Ihr mich zurück? Ich schwebte schon aufwärts —“

„Ihr Herren!“ sagte der Alte jetzt zu denen vom Gericht, die gegenwärtig waren „Laßt mich ins Gefängniß führen, bringt mich zum Verhör und Ihr werdet bald vernehmen, daß sie unschuldig, unwissend an dem Morde ist — Nur gebt sie frei!“

Die Richter befahlen jetzt bis auf weitere Untersuchung mit der Vollziehung des Urtheils einzuhalten, den Alten, der sich selbst angeklagt, in Banden zu legen, Marie aber ins Gefängniß zurückzuführen. Da vermochten, während Marie nieder gekniet war und leise betete, die Soldaten kaum das Volk zurückzuhalten, das über diesen Ausspruch unwillig wurde und gern gesehen hätte, daß dem Alten von Furnatsch sogleich seine Strafe, dem unschuldigen Mädchen aber ihre Freiheit werden müsse. Die weisen Richter aber und selbst der Prediger von St. Regula beruhigten sie und machten ihnen verständlich, daß auf jeden Fall eine Untersuchung erst statt finden müßte, ehe das Mädchen frei gegeben, der Alte gerichtet werden könne.

„Ihr habt nicht wohl gethan!“ wendete sich jetzt Marie, die ihr Gebet beendet hatte, zu dem Alten „Warum, mich zu retten, Euch dem Verderben weihn?“

„Glaubt Ihr!“ rief er feurig „Daß der Alte von Furnatsch Euch an edlem Sinne, an Muth nachsteht?

kein Geschäft mit leerem Magen gut abmachen läßt.

Ein Stückchen trocknes Brod, ein Schluck saurer Wein ist Alles, was ich Euch vorsetzen kann! sagte der Klausner kleinlaut.

Schalk! erwiederte Enrique lachend. Euer Keller ist nie leer von gutem Wein, und ein Kapaunflügelchen oder ein gebratenes Kaninchen, oder sonst etwas Gutes habt Ihr immer in Vorrath.

Ihr irrt! fiel ihm Estevan in die Rede. Solche Leckerbissen findet Ihr nicht in der Klause eines armen Bruders.

Hm! sagte der Capitano lächelnd und sein Auge schweifte in der Hütte umher. Ich wollte Euch wohl glauben, hätte ich nicht zu oft meiner Schwiegermutter Esel so schwer mit allerlei Lebensmitteln für Euch bepackt gesehen, daß es dem armen Thiere sicher schwer geworden ist, den Berg hier herauf zu klimmen. Sträubt Euch nicht, öffnet das Schränkchen dort in der Wand und besucht Euren Keller, denn da draußen stehen 20 Hungrige, wenn ich diese Wölfe loslasse, finden sie gewiß ein Schaaf in Eurer Hütte.

Der Klausner besann sich bei diesen Worten

nicht lange, ſuchte aus ſeiner Weigerung einen Scherz zu machen, holte ein gebratenes Kaninchen und den kleinen Bocksbeutel herauf, und ſtellte es, einen wehmüthigen Blick darauf werfend und Abſchied von dem herrlichen Braten nehmend, auf den Tiſch. Enrique langte ungenöthigt zu, ſchenkte ſich ein, und nachdem er ſich geſättigt, erſuchte er den Klausner, ohne ihm nur Dank zu ſagen, mit ihm zu dem Kreuze hinauf zu ſteigen. Dieſer mußte gehorchen und erſchrack nicht wenig, als er jetzt eine Schaar Chriſtinos hinter einer Felswand gelagert und auf mancherlei Punkten Schildwachen ausgeſtellt ſah. Er dachte hierbei an den General-Capitán, ließ ſich jedoch ſeine Furcht nicht merken und führte den Señor nach dem Kreuze.

Dieſer, dort angelangt, beſah ſich die Gegend genau. Iſt der graue Thurm dort drüben nicht Bujalance, jener St. Cruz? Hier ſieht man Fernan Nuñez, und dort auf der Straße nach Sevilla, liegt da nicht la Carlotta? — Der Klausner bejahte Alles. Eine ſchöne weite Ausſicht bei klarem Himmel, fuhr Enrique fort, aber auch das Thal hier unten iſt ſchön und belebt, Cordova la vieja, Ventorillo,

ſelbſt Villafranca und das herrliche Cordova liegt vor uns, und dies da unten mit ſeinem eingeſtürzten Thurme, iſt das nicht St. Geronimo?

Ja, Señor! erwiederte Eſtevan etwas zerſtreut, da ſeine Gedanken immer noch bei dem Kaninchen waren, wovon ihm nur ein kleiner Reſt geblieben war.

Und das Haus da unten in der Schlucht, mit ſeinem Dach von Steinplatten, iſt das nicht das Haus des Schmugglers?

Ja, Herr! — Doch nein, ich irrte.

Bruder Klausner! fuhr ihn der Capitano an. Ihr wißt, man kehrt ſich in Cordova nicht ſehr an Eure Kutte, und ſeht Jene dort! Er zeigte auf die Soldaten.

Nun ja, es iſt des armen Chriſtovals Haus! ſagte er endlich, mit ſichtbarem Widerwillen, denn theils dauerte ihn Frau und Tochter, theils fürchtete er ſich vor des Schmugglers Rache.

Wo führt der Weg dahin?

Den zu verleugnen wäre Thorheit geweſen, ſie hätten ihn doch gefunden, aber in der Irre wollte er ſie führen, um Zeit zu gewinnen. Da müßt Ihr zurückkehren, ſprach er, und wenn Ihr die Stufen hinabgeſtiegen ſeid, kommt Ihr,

wie Ihr Euch wohl besinnen werdet, auf einen freien Platz, wo einige wilde Rosen blühen; da führt ein fast ungangbarer Pfad erst rechts, dann bei einem in Felsen gehauenen Sitze wieder links hinab gerade auf das Haus zu.

Begleitet uns! befahl der Capitano.

Das war dem Bruder ein Donnerwort. Ihr werdet doch den unschuldigen Frauen kein Leid zufügen wollen? fragte er besorgt.

Ist die Tochter hübsch?

Sie ist schön! erwiederte unvorsichtig der plauderhafte Bruder.

Desto besser! sagte Enrique. Und nun kommt, begleitet uns!

Der Klausner mußte voraus gehen und führte sie bis dahin, wo der Fußsteig von dem ebenen Platze und dem Wege abging. Hier weigerte er sich aber halsstarrig, weiter den Führer zu machen, und als der Offizier den Soldaten einen Wink gab, zog er ein kleines Kruzifix aus der Kutte hervor und hielt es den Soldaten, die ihn packen wollten, entgegen. Zurück! rief er, und beugt Eure Knie vor dem Gekreuzigten, statt seinen frommen Diener zu mißhandeln! — Die Soldaten beugten zwar nicht ihre

Knie, traten jedoch, ſich bekreuzend, zurück, und Enrique, der doch die Sache nicht aufs Aeußerſte treiben wollte, ließ den Bruder in Ruhe, und ging mit den Soldaten den Fußpfad allein hinunter, während Eſtevan ſo eilig, als es nur ſeine Beleibtheit erlaubte, die Stufen hinauf lief. Bei der Hütte angekommen holte er ſchnell eine kleine weiße Fahne hervor und ſteckte ſie in eine Felsritze unter dem Kreuze. Dies war ein mit Frau Margarita verabredetes Zeichen, ſie vor nahender Gefahr zu warnen, denn bei aller ſeiner Tücke und Liſt war er doch zuweilen gutmüthig. Juanita hatte er in ſein Herz geſchloſſen, und ſie vom Verderben zu retten, hätte er noch mehr gewagt.

Das Schickſal aber war heute gegen Mutter und Tochter grauſam. Beide ſaßen ruhig, ihre Arbeit in der Hand, vor der Thür, ſprachen von der Zukunft, und Juanita, die für ihren Stand nicht ohne alle Bildung war, da ſie bei ihrer kürzlich verſtorbenen Muhme, einer Kloſterfrau, ihre Jugend zugebracht hatte, dachte mit inniger Liebe an Pedro und zitterte vor den Gefahren, denen er ausgeſetzt ſeyn konnte. Keine von Beiden warf einen Blick nach der Höhe, keine ſah weder die warnende Fahne noch hör-

hörte sie die Ankunft der Soldaten, die den Weg endlich gefunden und sich herangeschlichen hatten. Plötzlich sahen sich die Frauen von den Christinos umzingelt, die, nachdem sie ihnen jeden Weg zur Flucht versperrt, in das Haus stürzten, und ohne auf Juanita's Thränen und der Mutter Flehen zu achten, es rein ausplünderten, während Enrique das Mädchen mit lüsternen Augen betrachtete.

Ich kann in dieser Sache nichts thun! erwiederte er jetzt, als die Mutter ihn bat, ihnen wenigstens die Freiheit zu lassen. Ich habe bestimmten Befehl, Euch als Geißel für Euren Mann und Euren Sohn, die schändlichen Karlisten, nach Cordova zu führen. Es half kein Bitten, kein Flehen, Juanita's Schönheit, ihr bezauberndes Wesen schadeten ihr mehr bei dem Señor, als sie ihr nützten; sie wurden Beide abgeführt.

Als Estevan von oben das Haus hatte umringen sehen, nahm er schnell die Fahne weg und blickte neugierig, aber angstvoll hinunter, und als er sah, daß die Frauen abgeführt wurden, jammerte es ihn, und zugleich fürchtete er Christovals Rache — und wie er so seiner Angst und dem Mitleiden nachhing, sah er up-

ten eine Rauchsäule aufsteigen, bald schlugen die Flammen über die von der Hitze gesprungenen Steinplatten, und Christovals Haus stand in hellen Flammen.

Gerechter, barmherziger Gott! schrie er bei diesem Anblick auf, das kostet mir das Leben, nun bin ich zum Tode reif! Aber bei allen Heiligen, die in dem Himmel hungern und dürsten und blos vom Anschauen leben sollen, schwör' ich dem verfluchten Ketzer, dem Señor Enrique Rache! Schenkt mir nur Christoval das Leben, so soll sie ihn gewiß treffen, und sollte mein Leib zusammenschrumpfen wie eine alte Pergamenthaut, sollte ich 100 Tage fasten müssen und meinen Mittagsschlaf ein ganzes Jahr aufgeben, ich würde dies Alles opfern, wenn ich nur ihn verderben kann! Er ging in seine Hütte, verzehrte in der Bosheit den übrig gelassenen Rest des Kaninchens, füllte einen Becher nach dem andern aus dem Schlauche und schlief dann auf seinem Sorgenstuhle ein.

Der General-Capitain, der dem Capitano wohlwollte, war mit ihm sehr zufrieden, als er von seiner rühmlichen Expedition gegen zwei Frauen glorreich zurückkam, die auch, ohne weiter vernommen zu werden, in ein elendes Ge-

fängniß gebracht wurden. Die Sache schien dem General-Capitain so wichtig, daß er Enrique für seine Heldenthat belohnen zu müssen glaubte, weshalb er ihn, da er dessen Verhältnisse zu seinem reichen Ohm kennen mochte, zum Befehlshaber von Luque ernannte, einer auf steiler Höhe liegenden, nach alter Art noch befestigten Stadt, die von einem viel höher gelegenen alten, fast uneinnehmbaren maurischen Schlosse beherrscht wurde, und ihm befahl, am andern Tage mit seiner Compagnie dahin aufzubrechen und es muthig zu vertheidigen, sollten die Karlisten davor rücken. Er gebot ihm Eile, da General Escalante die Besatzung herausgezogen und die Burg fast ohne alle Vertheidigung sei.

Dieser Befehl überraschte Enrique. Er war ihm schmeichelhaft und doch in einer Art unlieb, denn ungern vermißte er den reichbesetzten Tisch der Dame Clara, für welchen der des kargen Oheims ihm keinen hinlänglichen Ersatz geben konnte, auch war ihm die Entfernung von seiner Braut, an die er sich nach und nach gewöhnt hatte, nicht gleichgültig; doch tröstete er sich bald über Tafel und Braut mit dem Gedanken, daß er oben auf dem Adlerhorste

nichts von Gomez zu fürchten habe, und es ward ihm besonders leicht, da auf seine Vorstellung der General-Capitain ihm die Erlaubniß gab, die beiden Frauen mit nach dem uneinnehmbaren Luque zu führen, weil sie dort sicherer verwahrt wären, als in Cordova selbst. Der Gedanke, dort die schöne Juanita in seiner Gewalt zu haben, konnte ihn für Alles entschädigen.

Aber in dem Hause der Señora war diese Nachricht ein Donnerschlag. Mariquita war untröstlich, sie sank ihrem Geliebten um den Hals und weinte bitterlich. Ich lasse Dich nicht! rief sie mit Heftigkeit. Reiche Deine Entlassung ein, ich bin reich genug, daß Du ohne den Sold, der doch nie ausgezahlt wird, wie ein stattlicher Cavallero leben kannst; nur bleibe bei mir, verlaß mich nicht! Enrique vermochte nicht sie zu trösten und ihr begreiflich zu machen, daß er seiner Ehre wegen unmöglich jetzt seine Entlassung fordern könne, daß er es aber späterhin gern thun würde, um sich nie mehr von ihr zu trennen. Er drückte sie innig an sich, küßte zärtlich ihren wirklich zum Küssen geformten Mund, aber Druck und Kuß ließen sie nur noch tiefer den Schmerz der Trennung

fühlen, der bei dem Señor weniger herzzerreißend war, da die Vergleichung der Braut mit des Schmugglers schöner Tochter, die er an diesem Abende schon manchmal angestellt hatte, ihn das Bittere der Trennung nur halb fühlen ließ. Als die Stunde des Abschiedes schlug, war das Mädchen außer sich; ihre Leidenschaft brach in hellen Flammen hervor; sie nahm das Kruzifix von ihrem Bettisch, und Enrique mußte auf das Heilige ihr nochmals ewige, unwandelbare Treue schwören, dann erst entließ sie ihn.

5.

Gomez war indessen nach manchem Kreuz- und Querzug, wobei er die durchzogenen Gegenden hart mitgenommen hatte, bei Andujar wieder über den Guadalquivir gegangen, rückte von hier bis Montoro vor, und gab dem Don Francesco, der bei Castillo del Bacar stand, den Befehl, in der Gegend von Palma auf das linke Ufer des Flusses zu setzen, Cordova von jener Seite zu bedrohen und die Straße nach Sevilla zu beobachten. Ehe noch dieser Befehl ankam, war Christoval schon bis in die Ebene

Daß er sein finstres Leben um solch edlen Preis sich erkaufen möchte als Ihr seid? Bis zum letzten Augenblick hoffte ich, daß Euch Gnade würde, so lange hielt mich die Lust zum Leben zurück, dann aber, da ich sah, daß Ihr harten Herzen verfallen waret, rief ich mein donnerndes Halt! Denn der Tod ist mir nichts gegen ein ehrloses Leben und überdies war mit seinem Tode meine Laufbahn beendet, mein Ziel erreicht."

Die Schergen trennten sie jetzt, die Soldaten führten den Alten zum Thurm am Metzgerthor ab, die Richter des Kriminalgerichts, von der jubelnden Menge begleitet, führten Marie nach der Stadt zurück.

Still, traurig ging sie an ihrer Seite, das Leben war ihr, seit der Tod schon seine Hand nach ihr gestreckt, nicht werther geworden. „Gott wollte es so, noch länger will er mich prüfen!" sprach sie zu dem Geistlichen und preßte den Strauß Rosmarin, den sie noch in Händen hielt, an ihre bleichen Lippen „Der Wille des Herrn geschehe!"

Da drängte sich ein junges Mädchen aus dem Haufen hervor, nahm eine blühende Rose von ihrem Hute „Marie!" sagte sie freundlich „Nimm diese Blume statt des finstern Rosmarins, sie kleidet Dich besser!" Marie dankte, nahm die Blume unter dem Jauchzen der Menge „Meinem Leben wird keine Rose mehr blühen!" sagte sie und legte sie neben dem Strauß von Rosmarin „Sie sei das Bild meines vergangenen Lebens, der Rosmarin das meines künftigen."

Als sie wieder ins Gefängniß trat, fand sie schon die Mutter dort; die Nachricht ihrer Rettung war ihr vorangegangen und hatte das trostlose Mutterherz mit unaus-

gerückt, hatte hier manches kleine Scharmützel mit der Besatzung und den Freiwilligen von Cordova zu bestehen, das ihn jedoch nicht hinderte, einen kleinen Abstecher mit Pedro, Jeronimo und Mehreren seiner Bande nach seiner Heimath zu machen, von welcher er nicht zwei Leguas entfernt war. Seine Anhänglichkeit an sein Weib und an das Haus, das schon sein Vater bewohnt hatte, war groß, und es zog ihn hin, eben so wie Pedro die Braut und Jeronimo die Mutter. Was wird die Alte, was Juanita sagen, wenn sie uns werden kommen sehen? sagte Christoval, von diesem Gedanken in die heiterste Stimmung versetzt. — Sieh, Pedro, nur noch um jene Felsspitze herum und den steilen Fußpfad hinauf, längs der Felswand hin, die so trefflich unser Häuschen verbirgt, und wir sind da! Siehst Du wohl das große Kreuz da oben? Pedro erwiederte nichts, seine Freude war zu groß, die geliebte Juanita wieder zu sehen, und so wanderten sie nun raschen Schrittes immer weiter. Bald war der beschwerliche Pfad erklimmt, bald stiegen sie längs der steilen Felswand immer höher hinauf. Jetzt hatten sie das Ende erreicht, sie umgingen den Fels, das letzte Hinderniß war erstie-

gen und — sie standen vor einem Schutthaufen, selbst die alten Bäume hatte die gierige Flamme erfaßt.

Heiliger Antonio! brach endlich Christoval das Schweigen, denn Schreck und Schmerz hatte sie Alle im ersten Augenblick verstummen lassen. Mein armes Weib, mein Kind! Wohin mögen sie Euch geschleppt haben! — O mein Gott, warum sollen sie für mich büßen? — Fort, hinauf zum Klausner! befahl er Pedro, der um seine Juanita jammerte. Nimm einige der Unsern mit Dir und führ' ihn hierher im Guten oder mit Gewalt; ich muß von ihm wissen, was hier geschah!

Pedro säumte nicht, den Fußpfad hinaufzuklettern, während dem Christoval, der sich in Etwas wieder gefaßt hatte, mit seinen Leuten den Schutt wegzuräumen suchte, der den Keller bedeckte, was freilich beschwerlich war, da ihnen dazu jede Geräthschaft fehlte. Endlich gelangte er doch zum Ziele, stieg mit Jeronimo die Treppe hinab, fand dort alle Vorräthe weggeschleppt und die Weinschläuche nicht mehr, die er hier so sorgsam verwahrt hatte. Aber das Alles kümmerte ihn weniger, als ein Schutthaufen in der Ecke, den er noch unversehrt fand.

Räume dieſen Schutt weg! befahl er Jeronimo. Unter ihm wirſt Du einen ſchweren Beutel mit Doublonen vergraben finden; wühle die Erde auf, und müßteſt Du es mit den Händen thun! Ich will indeſſen hinauf zu den Unſern; der treue Andres wird wohl mit dem Maulthier heraufgekommen ſeyn, und dann wollen wir die Lebensmittel, die für die Mutter beſtimmt waren, unter unſere Kameraden vertheilen und das Geld heimlich auf das Maulthier packen. Gott ſei gelobt, daß ſie das Geld nicht witterten, es iſt meine ganze Habe, an der mancher Blutstropfen klebt! — Ach, Jeronimo, fuhr er nach einer Weile fort, hätten ſie es doch lieber mitgenommen und mir Weib und Kind gelaſſen, ich wäre ein glücklicher, ſo bin ich mit all' meinen Doublonen ein unglücklicher Mann! — Doch ich will mit Gott nicht hadern, will mich vom Schickſal nicht beugen laſſen, und mein Muth ſoll nicht durch das Härteſte unterdrückt werden. — Nun geh an die Arbeit, ich verlaſſe Dich, ſei thätig! Er ging hinauf, fand Andres mit dem Maulthier ſchon oben, ließ die Lebensmittel unter ſeine Leute vertheilen, ſetzte ſich auf einen Stein, und ſein und ſeines unglücklichen Weibes Schickſal überden-

kend, war der Gedanke an Rache der einzige, der ihn noch etwas trösten konnte.

Bruder Estevan hatte gestern und heute immer in Sorgen vor einem lästigen Besuche geschwebt und immer auf seinem Observatorium am Kreuze gestanden, wenn er nicht hinunter mußte, die mancherlei Geschenke anzunehmen, die ihm in diesen Tagen die Bewohner des Thales, vielleicht aus Furcht, sie würden doch der wilden Bande des Gomez zu Theil, reichlicher gespendet hatten, als gewöhnlich. So war ihm auch heute Christovals Ankunft bei den Trümmern seines Hauses nicht entgangen, er fürchtete mit Recht einen Besuch, und eilte nun so viel als möglich, in einer auf der andern Seite des Felsens gelegenen Höhle die ihm wertheſten Sachen zu verbergen. Doch Pedro störte ihn in diesem Geschäft, als er eben, einen tüchtigen Weinschlauch auf dem Rücken und eine Schüssel in der Hand, auf welcher ein feistes Huhn lag, vor dem Loche stand. Schlauch und Huhn entfiel ihm bei dessen Anblick, und er konnte kaum antworten, als ihn Pedro mit wüthender Geberde fragte, wer die Frevelthat begangen, Mutter und Tochter weggeführt und Christovals Haus in Brand gesteckt habe. End-

lich faßte er ſich wieder und erzählte der Wahrheit gemäß den unglücklichen Vorgang. Dies half ihm jedoch für den Augenblick wenig, er mußte mit Pedro hinunter zu Chriſtoval, und hatte nicht einmal ſo viel Zeit, ſeine Klauſe zu verſchließen. Nur der Befehl Pedros beruhigte ihn in Etwas, daß die Mannſchaft oben bleiben und ſtreng darauf halten ſolle, daß nichts entwendet würde. Mit Brod und Wein könnt Ihr Euch ſättigen, ſprach Pedro, wegen des Uebrigen aber wartet bis auf Ordre! Beim Kreuze ſtellt eine Schildwacht auf, von da könnt Ihr die ganze Gegend überſehen und die Signale beobachten, die man unten bei dem Schutthaufen Euch geben wird.

Als der Bruder vor Chriſtoval geführt wurde, empfing ihn dieſer mit einem kräftigen Fluche und einem wüthenden Blick. Du haſt ſchlecht für mich geſorgt! fuhr er ihn an. Mein Weib und Kind ſind weggeführt, mein Haus liegt in Schutt und Du Elender haſt uns den Chriſtinos verrathen. Wer hat die Frevelthat begangen, die tauſendmal gerochen werden ſoll?

So mein' ich es auch! ſagte Eſtevan, der ſchon wieder Muth gefaßt hatte. Auch ich

habe feierlich geſchworen, ihn, den Gottloſen, der die Frevelthat beging, zu vernichten, wenn mir Gott Kraft und Gelegenheit dazu giebt. Ehe ſoll, ſo ſchwör' ich, mein Leib zuſammenſchrumpfen wie eine alte Pergamenthaut —

Schweig, befahl ihm Chriſtoval, immer zorniger werdend, Du biſt zu feig zur Rache! Antworte mir, wer hat dies gethan, wohin haben ſie die Meinen geführt? Antworte und ſprich die Wahrheit, ſonſt — Ein Zeichen der Hand nach dem halb verbrannten großen Feigenbaum ließ Eſtevan Böſes ahnen und nahm ihm allen Muth.

Der Señor Enrique Espetta, Capitano bei dem Bataillon del Principe, hat die Euren weggeführt und das Haus anzünden laſſen, ſagte zitternd Eſtevan.

Iſt er nicht der Verlobte der Tochter Deiner Gönnerin, der Señora Clara? fragte Chriſtoval raſch und ſprang von ſeinem Steinſitze auf.

So iſt es!

Chriſtoval ging bei dieſen Worten einige Mal ſinnend auf und ab, man konnte auf ſeinem Geſichte deutlich leſen, daß er mit ſich ſelbſt nicht einig war; plötzlich riß er mit Haſt

ein weißes Tuch aus ſeiner Taſche, warf es einem ſeiner Leute zu und ſagte, auf den Baum weiſend: Da hinauf, Miguel!

Um Gottes Barmherzigkeit und aller Heiligen willen! rief bei dieſen Worten der geängſtete Bruder, als er Miguel wie einen Marder den Baum hinaufklettern ſah und dort aufgehängt zu werden glaubte, wobei er in ſeiner Todesangſt vergaß, daß man wohl ſchwerlich an einem leinenen Tuche ſeinen feiſten Körper aufhängen könnte. Um aller Heiligen willen habt Barmherzigkeit! —

Steh' auf! befahl Chriſtoval, noch ehr' ich Deine Kutte! Aber nun ſprich, wer ſagte dem Ketzer, daß dies mein Haus, daß hier meine Frau und mein Kind ſich noch aufhielten? Rede die Wahrheit, oder wehe Dir!

Ich ward gezwungen, es zu ſagen, erwiederte zitternd Eſtevan, das geladene Gewehr auf der Bruſt mußte ich ihnen Euer Haus zeigen.

Und wer verrieth ihm, daß ich zu Gomez ziehe?

Auch ich durch ein unüberlegtes Wort. Da riß Chriſtoval das leicht umgeſchlungene rothſeidene Tuch von ſeinem Halſe und warf es

wüthend auf den Boden. Neben das Andere! rief er Miguel zu, und bald flatterte es oben auf dem Baume neben dem weißen.

Señor! bat jetzt der Klausner. Zürnt mir nicht, ich bin nicht so strafbar, wie Ihr glaubt. Der Capitano, mit dem ich bei der Señora Clara zu Tische saß, prahlte und behauptete, Gomez habe sich bei der Nachricht von dem Muthe der Garnison und der Freiwilligen von Cordova zurückgezogen. Diese Prahlerei verdroß mich, ich versicherte ihm, ich hätte bessere Nachrichten, Gomez statte sicher noch, trotz alles prahlenden Muthes in Cordova einen Besuch ab, und da führten sie mich zu dem General-Capitain. Ihr wißt, wie wenig er Kutte und Tonsur achtet; der drohte mir mit der peinlichen Frage, und ich gestand, daß ich es von Euch wisse, und mußte auch gestehen, daß Ihr zu Gomez gezogen wäret. Vorgestern kam der Capitano mit 20 Soldaten herauf, besetzte meine Hütte und verlangte von mir, sie nach Eurer Wohnung zu führen. Ich zeigte sie ihnen, wurde gezwungen, ihr Wegweiser zu seyn, jedoch brachte ich sie nur hinunter, wo der steile Fußpfad rechts abgeht und weigerte mich standhaft, sie weiter zu führen. Da warfen sie mich zu

Boden und mißhandelten mich, bis ich den klugen Einfall hatte, ein kleines Kruzifix aus meiner Kutte zu ziehen und es ihnen vorzuhalten; davor hatten sie doch noch mehr Ehrfurcht, als vor mir, sie ließen mich liegen und schlugen zu meiner Verwunderung den rechten Weg ein. Ich eilte nun schnell hinauf, steckte ein weißes Fähnchen, als das mit Eurem Weibe verabredete Zeichen, daß Gefahr drohe, bei dem Kreuze auf. — Sie mochte unglücklicher Weise in dieser Zeit nicht hinaufsehen, bald stand Euer Haus in Flammen und die Euren wurden nach Cordova abgeführt, ohne daß ich es hindern konnte.

Ist das Wahrheit, daß Ihr sie retten wolltet? fragte Christoval schon ruhiger, und der Bruder Klausner versicherte mit dem heiligsten Schwure, daß dem so sei.

Nimm das rothe Tuch herunter! befahl Christoval Miguel, als aber dieser schnell wieder auf den Baum geklettert war und es erfaßte, rief er herab: Capitano, es ist zu spät, seht, der Rauch steigt schon auf! Und wirklich stieg ein dicker Rauch hinter dem Kreuze empor, der bald durch die hell auflodernde Flamme geröthet wurde. Dem Klausner liefen, gewiß

seit langer Zeit zum ersten Male, dicke Thränen über seine Hängebacken. Herr! rief er und warf sich verzweiflungsvoll auf die Erde. Warum ließest Du so Hartes über mich, Deinen treuen Diener, ergehen? Diese Flammen verzehren meine ganze Habe! Wo soll ich nun mein altes müdes Haupt hinlegen? wer wird mir nun Speise bringen und Trank, wer mir eine neue Hütte bauen? Ach, ich büße hart für ein unbedachtsames Wort. Er beugte, wahrhaft von Schmerz ergriffen, sein greises Haupt und betete still für sich hin, andächtiger vielleicht, als er seit langer Zeit gebetet hatte. Doch als die Hinaufgeschickten mit Jubelgeschrei herabkamen, zwei gefüllte Schläuche, mehrere Laib Brod, Eier und gebratenes Fleisch, auch eine neue Kutte und was sie sonst noch in der Klause gefunden hatten, herbei schleppten, da sprang er wie ein Wüthender auf, riß dem ersten Guerilla den Schlauch von der Schulter und schimpfte furchtbar, und ohne Christovals Ansehen, der Mitleid mit ihm hatte und die Seinen beruhigte, hätte er diese Schimpfworte theuer bezahlen müssen. Endlich legte sich seine unnütze Wuth, er sah ein, daß nichts mehr zu retten war und ergab sich in sein Schicksal,

sprechlicher Freude erfüllt. Sie sank an ihre Brust — „Die zerknickte Blume wird nimmer wieder erblühen, Mutter!“ sprach sie wehmüthig. Das wiedergegebene Leben war ihr werthlos; sie hatte es ja willig hingeben wollen.

22.

Noch am nämlichen Tage wurde der Alte von Zurnatsch verhört. Er sagte aus, daß er, wie man wisse, schon einmal die Absicht gehabt habe, Georg Jenatsch zu morden, um den Tod seines Herrn, des edlen Pompejus von Planta zu rächen — „Lange habe ich“ fuhr er fort „in der Verborgenheit auf eine Gelegenheit gelauert. Endlich drang mein Sohn, der jetzt mit seinem Regimente nach den Niederlanden marschirt ist, in mich, mein Vorhaben schnell und noch während seiner Anwesenheit auszuführen. Er hatte hierbei die Absicht, die ich erst späterhin erfuhr, Marie Jmeldi, seine Verlobte, bei dieser Gelegenheit gewaltsam zu entführen, wozu er auch Alles Nöthige bereitet hatte. Ich, hiervon nichts ahnend, von meiner Rache getrieben, befolgte seinen Rath und wählte den Tag des Gastmahls, der mir der schicklichste zur Ausführung dünkte.“

Als die List mit dem Boten, der von Jnspruck gekommen sein sollte, gelungen war und Georg Jenatsch in die Falle ging und herunter auf den Hof kam, durchstach ich ihn mit dem nämlichen Schwerte, womit er Pompejus von Planta gemordet hatte. Der erste Stoß mußte schon tödtlich gewesen sein, denn er sank vor mir nieder; da brachte

zechte von seinem eigenen Wein, um doch noch Etwas für seinen Leib zu retten, tapfer mit dem Kriegsvolke, und der Wein heilte bald seinen Schmerz und gab ihm seine heitere Laune wieder. Er bat Christoval, ihn mitzunehmen, damit er bald Gelegenheit fände, sich an dem Sünder, dem Enrique zu rächen, und da dieser ihm entgegnete, daß sie keinen Spion unter sich duldeten, rief er voll Feuer: Viva el Rey Don Carlos! Viva la Santa Religion! Gebt mir nur ein Grauchen, daß ich mit Euch fortkomme, denn zu Fuß über Berg und Thal möchte es mir schlecht ergehen, und Ihr werdet einen treuen Kumpan an mir finden, der Euch die Flamme da oben verziehen; da Ihr doch zuletzt Mitleid mit ihm fühltet. Christoval gab ihm endlich die Erlaubniß zu folgen, und sich aus dem ersten besten Stalle, in dem er einen Esel fände, diesen zu nehmen.

Pedro war indessen in Verzweiflung umhergegangen, ihm war das Herz gebrochen, denn er hielt seine Juanita für verloren. Glücklicher war Jeronimo, der den schweren Beutel mit Doublonen und einige mit Piastern gefüllt gefunden hatte und seinen Vater durch freudiges Zuwinken davon benachrichtigte. Dieser gab

nun den Befehl, ſchleunig aufzubrechen und bei den drei Platanen im Thale ihn zu erwarten, und kaum hatten ſie ſich unter Anführung Pedro's, ihres Lieutenants, entfernt, als der Alte eine bedeutende Summe Goldes in ſeinem Wamms verbarg, Jeronimo auch eine Handvoll Doublonen zur Verwahrung gab und dem treuen Andres einige Piaſter in die Hand drückte, ihn in ſeiner Treue zu befeſtigen und ſein Schweigen zu erkaufen, das Uebrige wurde auf das Maulthier gepackt. Hierauf ſchickte er Beide voraus zu den Uebrigen, er ſelbſt blieb noch oben bei den Trümmern ſeines väterlichen Hauſes zurück, von denen ſich zu trennen ihm ſchwer wurde.

Hier ſetzte er ſich auf die Steinbank, die ehemals unter einer Weinumrankten Laube vor der Hausthür geſtanden, und wo er ſo oft mit Weib und Kind in Fried' und Eintracht geſeſſen hatte, und die Erinnerung alles deſſen, was er hier Gutes und Böſes erlebt, zog an ihm vorüber. Habe ich es mir doch in der Welt ſauer werden laſſen, rief er unmuthig aus, habe mein Leben oft aufs Spiel geſetzt, um nur die Meinigen vor einer traurigen Zukunft zu ſchützen, habe manche kühne That unternommen, um mein thörigtes Vornehmen, 1000 Doublo-

nen mir zu ſammeln, durchzuſetzen; es gelang mir. Das gnügte dem Nimmerſatten nicht, auch noch 1000 Piaſter wollte er haben, und bei meinem erſten Auszug trug ich ſtatt Gewinnſt eine Schmarre davon, und doch ſetzte ich es durch, auch die 1000 Piaſter wurden mir, und nun blieb ich ruhig daheim, und ſtatt mein Geld anzuwenden, verſcharrte ich es, ſtatt bei Weib und Kind zu Hauſe zu bleiben, trieb mich mein Gewiſſen hinaus in den Krieg; ich wollte, für König und Glauben kämpfend, meine Sünden büßen, und dafür werden mir mein Weib und meine Tochter geraubt, ſie ſchmachten im Kerker, vielleicht gar — Doch nein! Juanita hat einen ſcharfen Dolch, ſie überlebt ihre Schande nicht! — Nun ziehe ich ab mit meinem Reichthum, laſſe mein väterliches Haus, von dem ich mich nie ganz trennen konnte, im Schutte hinter mir, und kehre vielleicht nie wieder dahin zurück. — Doch murre nicht! Gott wird vielleicht barmherzig ſeyn und mir das Verlorne wieder geben, oder ſollte mir nichts auf dieſer Welt bleiben, an dem mein Herz hängt, ſo bleibt mir doch der Wunſch nach Rache, und den befriedige ich, ſo wahr mir Gott helfen wird! Er ging bei dieſem Selbſtgeſpräch noch

einige Mal auf und nieder, beſah ſich das kleinſte Fleckchen, blieb hier ſinnend ſtehen, ging dort ſchnell vorüber, wühlte gedankenlos in dem Schutte, ſeufzte dann tief auf, warf noch einen traurigen Blick umher und verſchwand hinter der Felswand.

6.

An dem nämlichen Tage zog Enrique mit den gefangenen Frauen auf der Straße von Granada in aller Eile nach Luque zu, und beſchleunigte, da er auch hier Gomez fürchtete, ſeinen Marſch ſo ſehr mit ſeiner zerlumpten Mannſchaft, von denen nur wenige Schuhe, die meiſten nur Sandalen trugen, daß er ſchon am andern Tage in Luque einrückte. Hier erhielt er die Nachricht, ſein Ohm läge ſeit längerer Zeit am Nervenfieber ſchwer darnieder, und ſogleich eilte er zu ihm, gab vor, blos ſeinetwegen hierher gekommen zu ſeyn, und der Alte that ihm den Gefallen, es zu glauben und noch in der Nacht zu ſterben. Im Teſtamente hatte er ihn, einige Legate abgerechnet, zum Univerſalerben eines bedeutenden Vermögens, das

zum Theil aus Ländereien um Luque beſtand, gerichtlich ernannt.

Am andern Morgen wurden die Gefangenen auf dem alten Schloſſe, ſo gut es dort möglich war, jedoch Mutter und Tochter getrennt, untergebracht, für ſich ließ er eine Wohnung einrichten, und nachdem der Ohm beſtattet war, hauſte er faſt immer im Schloſſe, wo 20 Mann zur Beſatzung lagen; der übrige Theil ſeiner Kompagnie blieb vor der Hand in der Stadt, die, nur von 2 alten Kanonen und ſtarken Mauern und Thürmen vertheidigt, einem Streifkorps, ſelbſt einem kleinen Heere, eine Zeit lang Widerſtand leiſten konnte. Auch ließ er ſchnell aus der Umgegend Lebensmittel zuſammentreiben, wobei aber ſeine Beſitzungen verſchont blieben. Er unterließ nichts, was zur Vertheidigung der Stadt dienlich war, und handelte dabei mit vieler Umſicht. Für das Schloß ſorgte er nur, daß Lebensmittel genug vorräthig waren, denn nur der Hunger konnte es zur Uebergabe zwingen.

Plötzlich ſah ſich nun der junge Krieger von einem armen Teufel zum reichen Manne geworden, und tauſend Pläne durchkreuzten ſich bei ihm, wobei Mariquita tief in den Hintergrund

trat und am Ende ganz aus ſeinen ſchönen Träumen der Zukunft verſchwand. Deſto lebhafter trat des Schmugglers Tochter vor ihn, wenn auch nicht als ſein Weib, doch als ſeine Geliebte, denn bei ſeiner unbegrenzten Eitelkeit hatte er ſich ſonſt ſchon für unwiderſtehlich gehalten, wie vielmehr jetzt, wo die Pächter von 20 großen um Luque gelegenen Höfen ihn ihren Herrn nannten. Anfangs ſpielte er gegen Juanita den Beſcheidenen, einige Tage darauf den Verliebten, ſpäter den Zudringlichen. In jeder dieſer Rollen war ihr der Eitle verhaßt, der zwar kein häßlicher Mann, aber ein aufgeblaſener Geck war, und, weil er Mariquita's leicht bewegtes Herz gerührt, ſich auch Juanita gegenüber für unwiderſtehlich hielt. Sie wies aber ſeine Bewerbungen mit Hohn, ſeine Anträge mit Stolz, ſeine Zudringlichkeit mit dem gezückten Dolche zurück, ſo daß nach 14 Tagen, die ſie nun ſchon hier, getrennt von ihrer Mutter, ein elendes Leben führte, Señor Enrique noch keinen Daumen breit in ſeinem Glücke vorgerückt war. Nun beſchloß er einen andern Weg, den Weg der Güte einzuſchlagen; er trennte während ſeiner Abweſenheit vom Schloſſe Mutter und Tochter nicht mehr, und

nur wenn die Stunde kam, wo er das Schloß zu besuchen pflegte, mußte Margarita ihr Kind wieder verlassen. Er hoffte, die bejahrte Frau würde durch ihr Unglück geschmeidiger geworden seyn, als das junge leidenschaftliche Mädchen; doch da irrte er; Margarita war in der Schule ihres Mannes gegen manche Launen des Schicksals abgehärtet worden, und war von festem, unbeugsamem Charakter. Sie ermahnte ihre Tochter täglich auf ihrer Hut zu seyn, erinnerte sie an ihre Pflicht, an die heilige Pflicht, die sie gegen Pedro hätte, und an das letzte Geschenk ihres Vaters. War es auch überflüssig, diese Gefühle in der Brust des Mädchens erst wecken zu wollen, so bestärkten der Mutter Worte Juanita doch in ihrem Vorsatze, Alles für ihre Ehre und Liebe zu opfern.

Bernardo de Almaveda, Lieutenant der Kompagnie, war Enrique's vertrautester Freund, für ihn hatte er kein Geheimniß, und Don Bernardo, der weit mehr Menschenkenntniß besaß als Jener, hatte ihn oft schon ausgelacht, wenn er ihm erzählte, wie sehr er für Mariquita in Liebe entbrannt sei. Du liebst ihr Geld, weil Du arm bist, sagte er dann. Du findest das Mädchen liebenswürdig, weil sie

Deiner Eitelkeit ſchmeichelt, daß ſie Dich leidenſchaftlich liebt, Du findeſt ſie ſogar reizend, das macht die Gewohnheit, Dein Herz aber fühlt von Liebe ſo wenig, wie das meine; Sinnlichkeit, und höchſtens Eitelkeit iſt's, was Dich zu einem weiblichen Weſen hinziehen kann. Enrique widerſtritt, Bernardo behauptete ſeine Meinung, und jetzt, da es dieſem nicht entgangen war, daß das gemeine Landmädchen wider ihren Willen die Sinnlichkeit des Freundes erregt hatte, fragte er ihn, als ſie traulich beiſammen ſaßen: Nun, Enrique! Wie ſteht es jetzt mit Deinem Herzen? Hat die Trennung Deine Liebe vermehrt oder vermindert? Enrique lächelte, ſchwieg und ging, ſo beſchwerlich auch der kaum zu erklimmende Fußpfad war, hinauf auf das Schloß.

Señor! redete ihn bei ſeinem Eintreten Juanita an, und ernſt und ſtrenge blickte ſie auf den Mann, der ihr mit jedem Tage läſtiger wurde. Ich bin eine Gefangene, doch nicht die Eure, Ihr habt kein Recht an mir! Nichts erlaubt Euch Euer zudringliches Betragen, deshalb bitte ich Euch, mich mit Euren Beſuchen ferner zu verſchonen. Ich bin nur ein armes Landmädchen, was wollt Ihr von mir, was

ſucht Ihr bei mir? Glaubt Ihr, Euer von Treſſen ſtrotzender Rock ſolle mich blenden? Ein Blick auf Eure zerlumpten Soldaten würde mich ſchnell enttäuſchen, wenn ich ſo thörigt wäre, auf den Rock des Mannes und nicht auf ſein Herz zu ſehen. —

Mein Herz gehört nur Dir! unterbrach ſie der Chriſtino mit Feuer.

Es gehört, ſo viel ich weiß, der Señora Mariquita, das meine meinem Pedro, einem wackern Landmanne aus unſerer Sierra; haltet treu Euren Schwur, ich werde treu den meinigen halten.

Und wenn ich nun, holdes Mädchen, mit meinem Herzen Dir meine Reichthümer böte? ſagte Enrique, ſeines Sieges gewiß.

Scherzt nicht mit ſo ernſthaften Dingen, Señor. In Ernſt könntet Ihr das nicht meinen, erwiederte Juanita, und wenn Ihr wirklich ſo thörigt wäret, Euch zu mir herabzulaſſen, würde ich doch zu ſtolz ſeyn, Euch freundlich anzuhören. Verzeiht meiner Offenheit, Liebe läßt ſich nicht erhandeln, ſie kann nur ein Tauſch ſeyn, Herz um Herz.

Du biſt ſehr kühn, Mädchen! rief der Ca-

pitano entrüſtet. Vergißt Du ganz, daß Du in meiner Gewalt biſt?

Ich ſtehe in Gottes Hand, ſprach ſie feierlich; auch Ihr, er allein hat Gewalt über uns!

Thörin! ſagte Enrique und wollte ſie umarmen, doch ſie wich zurück und zog den Dolch aus ihrer Bruſt. Raht Ihr mir noch ein Mal auf ähnliche Weiſe, Señor, rief ſie, bei dem allmächtigen Gott, der mir die That vergeben wird, ich ſtoße Euch nieder!

Dieſe Worte ſprach das Mädchen mit ſo viel Ernſt, ihr Auge blickte ſo flammend, faſt wild auf den Kriegsmann, daß dieſer wohl fühlte, ſie habe Kraft genug, Wort zu halten; er entfernte ſich ſchwer beleidigt.

7.

Gomez war indeſſen längs dem Guadalquivir Cordova immer näher gerückt, mit einem Tagemarſche konnte er die Stadt erreicht haben. Da verſammelte der General-Capitain die Offiziere des Bataillons vom Regimente del Prinzipe, die Freiwilligen, den Xefe politico, alle Behörden der Stadt und die ange-

ich ihm in toller Wuth noch mehrere Wunden bei und blieb wie gebannt vor dem Leichnam stehen, den Todten höhnend. Aber mein Sohn, der an der Ermordung keinen thätigen Antheil genommen hatte, entriß mir das Schwert und befahl seinen Mitgenossen, meist lauter spanischen Soldaten, die ihn hierher begleitet hatten, mich mit Gewalt von dem Todten wegzureißen. Sie thaten es und führten mich, trotz meines Sträubens durch die aufgesprengte Gartenpforte ins Freie."

„Mein Sohn blieb, wie er mir späterhin sagte, im Garten zurück, Marie aufzusuchen, er fand sie auch und wollte sie nun bereden, mit ihm zu fliehen; sie aber weigerte sich, da umfaßte er das Mädchen, sie mit Gewalt fortzuführen, Marie sträubte sich, rang mit ihm und da in dem Augenblicke mehrere Bewaffnete in den Garten drangen, mußte er seine Beute zurücklassen und entkam auf schnellem Rosse so wie ich." —

Die Richter, welche fürchteten, daß manche angesehene Personen in diese Sache verwickelt sein könnte, forschten nicht weiter nach den näheren Umständen, fragten den Alten nicht, wo er sich in dieser Zeit aufgehalten habe und schienen zufrieden zu sein, ein Opfer zu haben, das für Georg Jenatsch bluten solle; nur hielten sie es zur Rechtfertigung Mariens für nöthig, sie noch einmal zu vernehmen, um zu sehen, ob ihre nunmehrige Aussage mit der des Alten übereinstimme. Jedoch schickten sie erst den Prediger von St. Regula zu ihr, der sie ermahnen mußte, jetzt nicht mehr die Wahrheit zu verhehlen. Sie versprach es und ihre Aussage war, in so weit mit der des Alten übereinstimmend; auch gestand sie, daß Konrad Bernisch sie

sehensten Bürger, und legte ihnen die Frage vor, ob man die Stadt gegen Gomez aufs Aeußerste vertheidigen, die Straßen barrikadiren, oder nach Ecija flüchten sollte. Sechs Kanonen, aber leider nur mit geringer Bedienung, 400 Mann des Bataillons, 2000 Freiwillige stehen zur Vertheidigung bereit, so sprach er. Die Stadt ist von einem guten Geiste beseelt, sie kann leicht noch 2000 Bürger, denen ich Waffen und Munition geben werde, in unsere Reihen treten lassen. Ueberlegt dies, und fasset einen raschen und festen Entschluß. Ich stimme für männliche Vertheidigung.

Es dauerte lange, bis die Versammelten einen einstimmigen Beschluß fassen konnten, dessen endliches Resultat der Vorsatz war, die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen und die Bürger aufzurufen, die Waffen zu ergreifen und sich in Reihe und Glied zu stellen.

Für den schlimmsten Fall, fuhr der General-Capitain fort, habe ich in der Stadt den alten Palast der Inquisition zur Vertheidigung einrichten und Munition dahin bringen lassen. Sorgt nur dafür, Herr Xefe, daß die nöthigen Lebensmittel dahin geschafft werden. Nach die-

sem alten Gebäude ziehen wir uns, sollte Gomez wider Vermuthen in die Stadt dringen, wo er nur kurze Zeit bleiben kann, da die Generale Oroa und Alair ihm auf den Fersen folgen. Es bedarf daher nur einiger Tage Muth und Standhaftigkeit.

Von diesem Augenblick an gewann in Cordova Alles ein kriegerisches Ansehen. An den Thoren wurden die Kanonen aufgepflanzt, zu deren Vertheidigung das reguläre Militär bestimmt wurde. Barrikaden sah man in den Straßen errichten, und vorzüglich der Pöbel, der sich sonst wenig um das politische Treiben gekümmert hatte, stürzte nach dem alten Zeughause, und holte sich Gewehre, Pulver und Blei. Die Gewehre waren freilich in elendem Zustande, diesem fehlte der Hahn, jenem der Ladestock, so daß man oft aus dreien kaum eins noch in Stand setzen konnte.

Am Abend, wo die Nachricht einlief, Gomez sei schon über Villafranca hinaus und nur noch 2 Leguas von der Stadt entfernt, durchzogen die Freiwilligen, unter Brüllen der Tragalla und in vollständiger Uniform, die Stadt und besetzten die ihnen angewiesenen Posten. Der bewaffnete und unbewaffnete Pöbel folgte ihnen,

machte ein wildes Geschrei, verhöhnte sogar diese Halbsoldaten, wie er die Freiwilligen nannte, die in ihren Uniformen bei ruhiger Zeit auf den Straßen herumstolzieren, wo es aber Gefahr giebt, daheim bleiben, und machte allerlei Excesse. Als aber am andern Morgen Gomez vor der Stadt erschien und sie zur Uebergabe aufforderte, die königliche Fahne von Kastilien hoch neben den kleinern schwarzen des Gomez im Angesichte der Stadt wehte, und hoch über beide ein Kreuz aufgerichtet wurde, veränderte sich plötzlich das ganze Bild der Stadt. Die Freiwilligen schlichen sich zum größten Theil nach Hause, ein Haufen Mönche, wie die Pilze in der Nacht der Erde entwachsen, mischte sich unter den Pöbel, und der Ruf: Viva Don Carlos! Viva la Santa Religion! ließ sich schon hier und da hören. Als die Nachricht sich verbreitete, der General-Capitain habe die Uebergabe verweigert, und als er, von einem Haufen Freiwilliger begleitet, nach dem Thore von Madrid eilend die schreienden und predigenden Mönche wollte arretiren lassen, setzte sich der Pöbel zur Wehre und befreite die Pfaffen. Der Tumult wurde immer stärker, der laute Ruf: Viva Don Carlos! immer allgemeiner,

und als endlich aus der Schanze am Thore ein Kanonenschuß fiel und Gomez sich zum Sturme anschickte, stürzte, von Mönchen angeführt, der Pöbel nach dem Thore, vertrieb die Soldaten aus der Schanze, bemächtigte sich des Geschützes und rückte mit Gomez Schaaren zugleich jubelnd in die Stadt ein, riß die Barrikaden nieder und bezeichnete den Karlisten die Häuser der Christinos, damit sie sie gemeinschaftlich ausplündern könnten; doch Gomez hielt die Seinen zusammen, erst wollte er Herr der Stadt seyn, ehe er plündern ließ. Jetzt gerieth die ganze Stadt in Bestürzung, vor allen Thoren standen die Karlisten, an keine Flucht war mehr zu denken, denn selbst die Brücke über den Guadalquivir war von Francescos Guerilla besetzt.

Als der General-Capitain diese Entmuthigung, als er die Freiwilligen sich auflösen, ihre Gewehre wegwerfen sah, und an keinen ernsten Widerstand mehr zu denken war, gab er den Befehl, sich in den Inquisitions-Palast zurückzuziehen; 300 Mann des Bataillons del Principe und 300 Freiwillige von 2000 folgten ihm, die Behörden mit ihren leeren Kassen, den Xefe politico, einige Geistliche mit den Kirchenschätzen, die vornehmsten Bürger mit ihrer besten

Habe fand er schon dort. Das Thor des Palastes wurde fest verrammelt, und beschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Indessen waren die Karlisten von allen Seiten in die Stadt gedrungen, Niemand widersetzte sich ihnen mehr, und nun wurden, gemeinschaftlich mit dem Pöbel, die Häuser der Christinos geplündert. Nur Christoval und Pedro mischten sich nicht unter sie, sie eilten in die Wohnung der Señora Clara, nahmen von dem Hause Besitz und ließen die Frauen streng bewachen. Auf sie bauten sie die Hoffnung, die Ihrigen zu retten, und deshalb lag ihnen mehr an den Personen der Frauen, als an allen Schätzen Cordovas, von denen Jeronimo, der dem Vater nicht gefolgt war, seinen guten Theil mit nach dem Hause der Señora brachte. Christoval verhehlte dieser sein Vorhaben nicht, sie bei ihrem Abzuge als Geißel für die Seinen fortzuführen, und Pedro, ein schöner kräftiger Mann, der Mariquita gar nicht mißfiel, hatte ihre Eifersucht durch die Erzählung von Juanitas Schönheit, und daß sie jetzt in den Händen des Capitano sei, aufgeregt. Sie meinte aber, ein einziger Brief an Enrique reiche hin, Mut-

er und Tochter aus ihrem Gefängniß zu Luque zu befreien. Mitleid mit dem jammernden Pedro ſowohl, wie Eiferſucht, ſelbſt ihr eigenes zu erwartendes Schickſal beſtimmten ſie zu dem Entſchluß, ſogleich an ihren Verlobten zu ſchreiben, da Pedro die ſichere Beſtellung des Briefes übernommen hatte. Sie ſchrieb nun ihrem Geliebten in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, machte ihn mit dem grauſamen Schickſal bekannt, von den Karliſten als Geißel für die Gefangenen mit fortgeſchleppt zu werden, und bat ihn, die Frauen, als das einzige Mittel, ſie und ihre Mutter zu retten, loszulaſſen. Auch beſchwor ſie ihn bei ihrer unverbrüchlichen Liebe, bei den ſeligen Tagen, die ihr die Erinnerung jetzt als einzigen Troſt zuführe und die ſie noch von der Zukunft zu erwarten hätten, und ſchloß den Brief mit der nochmaligen Verſicherung ihrer ewigen Treue. Ein vertrauter Mann von Chriſtovals Bande wurde ſogleich nach Luque abgeſchickt, und nicht ohne einiges Herzklopfen erwartete Mariquita die Antwort.

Chriſtoval hatte an dieſem Tage Alles gethan, um den Pöbel von der Plünderung des Hauſes abzuhalten, da die Beſitzerin durch die Verlobung ihrer Tochter mit einem Hauptmann

der Christinos als eine Anhängerin der Königin bezeichnet war. Bis jetzt war es ihm immer noch geglückt, indem er die Anstürmenden mit der Versicherung zurückwies, er habe selbst schon das Haus geplündert und rein gefegt, zuletzt wurde es ihm doch lästig, er schalt sich einen Thoren, der Einzige seyn zu wollen, der mit leeren Händen von Cordova wegzöge, da doch sein eigenes Haus geplündert und abgebrannt sei. Christoval war kein Unmensch, ihm fehlte es nicht an Mitgefühl für Andere, doch war er geldgierig und Schmuggler, dies war genug, Uneigennützigkeit für Thorheit zu halten. Er besprach sich deshalb mit dem Klausner, der jetzt ganz auf der Seite der Karlisten zu seyn und nur auf Rache an Enrique zu denken schien, und welcher, ohne daß es die Señora wußte, in einer unteren vergitterten Kammer sich aufhalten mußte, da Christoval, ihm noch nicht trauend, ihn unter Aufsicht gestellt hatte. Er sprach mit ihm, und dieser war der Meinung, statt das Haus zu plündern, wodurch die schönen Vorräthe in Keller und Speisekammer auch für ihn verloren gingen, sich lieber durch eine Summe Geldes mit der Señora abzufinden. Christoval schickte ihn, die Unterhandlung ein-

zu-

zuleiten, zu dieſer, die nicht wenig erfreut war, den frommen Bruder, ihren Gewiſſensrath, wieder zu ſehen.

. . Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr! rief ſie ihm entgegen. Wo kommt Ihr in dieſer böſen, unruhigen Zeit hierher?

Aus Eurer Mehlkammer, theure Señora, wie Ihr an meiner beſtaubten Kutte werdet ſehen können. Da ſitz' ich durch die Güte Eures Eidams, der Chriſtoval, dem Schmuggler, das Haus plündern und anzünden ließ und ſein Weib und die ſchöne Tochter fortſchleppte.

Iſt ſie wirklich ſo ſchön? unterbrach ihn Mariquita, die traurig am Fenſter ſaß.

Schön wie ein Engel, rabenſchwarzes Haar wie die Madonna im Dome, Wangen, roth und friſch wie eine aufgeblühte Roſe.

Schweigt, ſchweigt, ich mag nichts mehr hören! fiel ihm das Mädchen in die Rede, und ſtützte ihren Kopf in die kleine Hand und verbarg ihre hervorbrechenden Thränen.

Chriſtoval alſo, begann der Bruder —

Iſt ein braver, ein ehrenwerther Mann, der jegliche Plünderung meines Hauſes verhindert hat, unterbrach ihn die Mutter. Er hat zwar gedroht, uns als Geißel für die Seinen mitzu-

ſchleppen, aber da hoffe ich, daß ihn ein paar Unzen Gold ſchon anders ſtimmen werden.

Ihr irrt in ihm! ſagte nur mit halber Stimme Eſtevan, und ſah ängſtlich im Zimmer umher. Vor Plünderung wird er Euch vielleicht ſchützen, ihm folgen werdet Ihr aber gewiß.

Gerechter Gott! ſeufzte die Señora.

Ein Schmuggler iſt ein ſchlechter Chriſt! fuhr Eſtevan immer noch halblaut fort. Geld und Gut iſt ſein Gott, um einen Maravedi wagt er ſein Leben; aber den ehrwürdigen Vätern giebt er nichts, als höchſtens ein Schock Eier, wenn ſeine Hühner gut legen, und nimmt lieber das Geld vom Altar, als daß er es als Opfer darauf legte. Darum hoffet auch nicht, daß Ihr auf andere Weiſe von der Plünderung befreit werdet, als wenn Ihr ihm ein gutes Stück Geld als Entſchädigung bietet.

Santa Virgen! rief bei dieſer Nachricht die Alte. Wie vielen Schweiß, wie viele Angſt und Noth hat es nicht meinem ſeligen Herrn gekoſtet, ſich ſein kleines Vermögen zuſammen zu ſcharren, wie viele Meſſen habe ich leſen laſſen, um ſeine Seele aus dem Fegefeuer zu erlöſen, da er doch wohl zuweilen den Wucher

zu ſtark trieb und vielleicht manches Unrecht, doch gewiß nicht wiſſentlich that. Und dies ſauer erworbene Geld, das ich für Kirchen und Klöſter, für fromme Klausner und für mein Kind aufgeſpart habe, das ſollte ich jetzt gutwillig einem alten Sünder hingeben?

Bedenkt, werthe Señora, und ſprecht mit etwas weniger Affekt, mithin leiſer, nahm der Bruder das Wort. Beſſer einen Knopf, als den ganzen Rock verloren. Glaubt Ihr, wenn Chriſtoval ſeine Spürhunde losläßt, ſie fänden Eure vergrabenen Koſtbarkeiten und Euer Geld nicht? Solche Schmuggler haben gute Naſen, ſie riechen das Gold, und wenn es noch ſo tief vergraben wäre.

Santa Barbara! ſchrie faſt, trotz der Warnung, die Señora auf. Sie riechen das Gold? Ja, dann bin ich verloren!

Und deshalb rath' ich Euch, lieber freiwillig ein kleines Opfer zu bringen —

Zehn Unzen, nicht wahr? Oder iſt das zu viel? meinte Clara.

Zehn Unzen? entgegnete Eſtevan. Glaubt Ihr, daß er für ſolche Kleinigkeit Euch mangetaſtet laſſen würde? Hundert müßt Ihr ihm bieten, und froh ſeyn, wenn er die nimmt, und

an dem Abend vorher durch einen Brief von Georg Jenatsch gewarnt, sie sich deshalb in dem Garten verborgen habe und Konrad der Mann gewesen sei, der sie habe gewaltsam mit sich fortführen wollen. Sie habe sich hierbei mit allen Kräften dagegen gestemmt, wobei ihm das blutige Schwert entfallen sei, das sie, ohne zu wissen warum, aufgehoben habe. Auf die Frage, ob er mit dem Schwerte sie vielleicht selbst habe verwunden wollen, schwieg sie und sagte endlich, sie glaube es nicht.

Erst acht Tage hierauf ward Marie von aller Schuld frei gesprochen und ihres Kerkers entlassen. Ihr Austritt glich einem Triumphzuge. Von den Rathsherrn der Stadt Chur, von der Geistlichkeit und den angesehensten Männern des Bündner Landes begleitet, wurde sie aus dem Gerichtssaale in die Hauptkirche zu St. Martin geführt, wo der Prediger in einer herzergreifenden Rede von der Barmherzigkeit Gottes sprach, welche in dem Augenblicke der Noth die Unschuld der Angeklagten so wunderbar an das Licht gebracht. Dann ging der Zug, den Bundesweibel voraus, der mit lauter Stimme die Unschuld des Mädchens dem Volke bekannt machte, nach dem Platze vor dem Kornhause. Hier bildete das Volk nach üblich alter Sitte im Bündner Lande einen Kreis um die Losgesprochene und ein junges Mädchen, das nämliche, welches auf dem Heimgange vom Richtplatze die rothe Rose von ihrem Hute genommen und sie Marien gegeben hatte, trat, eine weiße Rose in der Hand, an sie heran „Marie Jmeldi" sprach sie „im Namen der drei Bünde reiche ich Dir, von jeder Schuld an dem Morde Georg Jenatsch Freigesprochene, die Unschuldsrose; trage sie als Symbol Deiner

dann könnt Ihr auf eine gute Behandlung rechnen, wenn Ihr mit mir in Gesellschaft die Kreuz- und Querzüge des Karlistenvolks mitmachen müßt —

Da sorgt nicht dafür, ehrwürdiger Herr! unterbrach ihn Mariquita, während die Mutter ihr Haupt mit beiden Händen stützte und vor Schreck stumm geworden war. Sorgt nicht dafür! Ich habe an Don Enrique geschrieben und ihm unsere Drangsale geschildert, er wird gewiß, um uns aus den Händen der Karlisten zu befreien, eilen, das Weib und die Tochter Christovals auszuliefern. —

Die schöne Juanita würde er ausliefern, meint Ihr? fiel ihr Estevan spöttisch lachend in die Rede. Ich setze meine Kutte gegen einen Maravedi, er thut es nicht. Solch schönes Kind ist für einen jungen Capitano ein so delikater Bissen, wie mir ein Rebhuhn aus Granada.

Ihr seid unverschämt, Klausner! fuhr Mariquita auf. So Unedles darf Niemand, besonders in meiner Gegenwart, von meinem Verlobten sagen, am wenigsten Ihr, der in diesem Hause —

Schweig! unterbrach sie die Mutter, die

das Ende dieſer Unterredung leicht ahnen konnte. Verlaß uns! Die Tochter gehorchte und ging.

Ertheilt mir Euren Rath, ehrwürdiger Herr! wandte ſich nun die Señora zu dem Bruder Klausner. Was ſoll ich thun?

Zahlen, und mir ein Glas guten Wein zur Stärkung geben, erwiederte er phlegmatiſch. Die Señora holte mit wankendem Schritt eine mit Binſen geflochtene Flaſche aus dem Schränkchen und ſchenkte den ſilbernen Becher bis an den Rand voll, der bald geleert und bald wieder gefüllt war. Ja, ja, Euch bleibt nichts anderes übrig als zahlen! fuhr Eſtevan, den Wein hinunter ſchlürfend, fort. Denn ſeht, was ſie beim Plündern hier ruinirten und zerſchmiſſen, alle die Schläuche mit Wein, die ſie leeren oder in der Trunkenheit für Chriſtinos anſehen würden, wie weiland der Junker von la Mancha ſie für Rieſen anſah, würde in eben ſo großer Verluſt für Euch ſeyn, als die 100 Unzen.

Und wäre nichts von dieſer Summe abzuhandeln?

So hoch ſchlug er den Verluſt bei der Plünderung und Einäſcherung ſeines Hauſes an, weniger nimmt er ſicher nicht.

Nun, so sei es! sagte nach langem innern Kampfe die Señora. Ich habe nicht so viel Geld hier oben, ich will aber gleich hinunter —

Um aller Heiligen willen! thut das nicht! raunte ihr Estevan zu, den Mitleid, Eigennutz und Dankbarkeit jetzt wenigstens nicht ganz zum Schelm an seiner Wohlthäterin werden ließ, leise ins Ohr. Jetzt am hellen Tage würdet Ihr ja ihnen den Weg zeigen, wo sie Eure vergrabenen Schätze finden könnten. Bei Nacht —

Aber ich darf ja nicht aus diesem und meiner Tochter Zimmer, draußen stehen ja Wachen.

Laßt mich nur machen, beruhigte sie Estevan, und vergeßt nur nicht zugleich Reisegeld, das für uns Drei auf längere Zeit reicht, zu Euch zu stecken, denn ohne Geld läuft man bei den Karlisten Gefahr, verhungern zu müssen.

Die Señora nickte bejahend, und er kehrte nun zu Christoval zurück, stattete ihm Bericht von seinen Unterhandlungen ab, und bat ihn, für diese Nacht nur die Señora unbewacht zu lassen, er stände mit seinem Leben für sie. Christoval gewährte es ihm, doch ließ er, dem Bruder nicht ganz vertrauend, während der Nacht das Haus von Außen scharf bewachen.

Als ihm Estevan am andern Tage das Gold

brachte, wog er es sinnend in seiner Hand. Ihr ersetzet mir mein Haus mit Allem, was darinnen war, reichlich, murmelte er vor sich hin, die Goldstücke betrachtend, aber mein gutes Weib, mein liebes Kind bringt Ihr mir doch nicht zurück.

8.

Der Inquisitionspalast, welchen der General-Capitain zur Vertheidigung, so viel es sich in der Eile thun ließ, eingerichtet hatte, war das alte berühmte Alcazar, der einstige Sitz der maurischen Könige, ein großes und stattliches Gebäude, sonst der Ort, wo Künste und Wissenschaften blühten, wo die ritterlichen Fürsten in glänzenden Festen sich ergötzten, der Sammelplatz des Vergnügens und der Lust, wo die schönsten maurischen Frauen und Jungfrauen bei der Frische der hundert Springbrunnen, die in seinen Hallen und Sälen sich befanden, und in Rosen-, Jasmin- und Hyacinthendufte in den weiten Hallen lustwandelten. Diesen Palast, das irdische Paradies, hatten Christen zu einem finstern, heimlichen, furchtbaren Gefäng-

niſſe gemacht, wo Fanatismus und Privathaß ſeine gemarterten Opfer vergrub, und von wo der Unglückliche, der dieſe finſtern Kerker einmal betrat, nie wieder das Licht des Tages erblickte, als auf flammendem Scheiterhaufen eines auto da fe. In dieſem Augenblick war er zu einer Burg umgeſtaltet, aus deren Fenſtern die Mordgewehre knallten, und deren Vertheidiger von heroiſchem Muthe ergriffen waren, oder von Feigheit erzitterten.

Schon am andern Tage rückte Gomez vor den Palaſt; er wußte, daß er nur dort das finden würde, warum es ihm bei ſeinen Zügen durch Spanien hauptſächlich zu thun war, Geld und Koſtbarkeiten. Er hatte gleich nach ſeinem Einzuge in die Stadt erfahren, daß man hauptſächlich hierher die bedeutendſten Schätze gebracht hatte, er ſetzte deshalb Alles daran, den Palaſt in ſeine Gewalt zu bekommen, und rückte mit einigem Feldgeſchütz davor. Ein mörderiſches Feuer empfing ihn; er war gezwungen, nachdem er das groſe Portal mit Kanonen eingeſchoſſen hatte, wobei er viel Menſchen verlor, das Geſchütz zurückzuziehen, da die Oeffnung des Thores mit Miſt verrammelt war. Als er nun verſuchte, dieſen weg-

räumen zu laſſen, ſchleuderten die Belagerten große Mauerſtücke hinunter, welche die Angreifenden zerſchmetterten. Gomez ſah nun ein, daß er ohne ſchweres Geſchütz nichts gegen den Palaſt ausrichten könne. Doch ſein thätiger Geiſt fand bald neue Mittel. Er zog ſich zurück, ließ den Palaſt nur beobachten, daß Niemand aus noch ein konnte, und verhielt ſich den ganzen Tag ruhig, ohne daß er nur einen Schuß thun ließ. Schon jubelten die Vertheidiger, ſchon murrte das auf den Straßen herumziehende Volk, und den Ruf: Viva Don Carlos! vernahm man ſchon weniger. Aber am andern Morgen bot Gomez den Belagerten und dem Volke ein noch nie geſehenes, gewiß nicht geahnetes herzerſchütterndes Schauſpiel dar. — Nicht mit kriegeriſcher Muſik, nicht mit tobendem Kriegsgeſchrei rückte er gegen den Palaſt an, aber ein Zug, ernſt und traurig, wie der Zug zum Friedhof, begann. Voran ſchritt ein Trompeter, neben ihm ein Sekretair des Generals, dem ein Fahnenträger mit einer weißen Fahne, das Zeichen, daß man parlamentiren wolle, folgte. In einiger Entfernung hinter dieſem wurde die ſchwarze Fahne Gomez, auf der einen Seite mit der Inſchrift:

Friede! auf der andern mit der Inschrift: Krieg! getragen. Ihnen folgten paarweise, in so breiten Reihen, als es der Raum erlaubte, Karlisten mit übergeworfenen Gewehren, wovon jeder das Weib oder die Tochter, selbst Kinder der Angehörigen führte, die als Freiwillige oder Flüchtlinge den Palast vertheidigten; die junge Gattin des Xefe politico mit ihrem Säugling auf dem Arm sah man an der Spitze des Zuges. Als sie nun Alle um den Palast so gereiht standen, daß man sie von dort genau sehen konnte, gab der Trompeter ein Zeichen und Gomez Schreiber trat hervor und rief bei feierlicher Stille laut und vernehmlich, während die Frauen und Töchter und alle Umstehenden vor Angst und Sorge erbebten: Der noch nie besiegte Don Alonso Gomez, Generallieutenant des unüberwindlichsten und mächtigsten Königs Don Carlos V., des einzigen rechtmäßigen Herrn der Königreiche Spaniens, dem Gott lange Jahre Glück und Leben schenken möge, läßt Euch, die Ihr da oben für eine schlechte Sache streitet, durch mich, seinen Geheimschreiber Nicolas Perez wissen, daß, wenn Ihr nicht binnen 2 Stunden den Truppen des rechtmäßigen Königs den Palast der Inquisi-

tion mit allen Schätzen und Kostbarkeiten, die dahin geflüchtet worden sind, übergebt, der General alle die Frauen und Jungfrauen und Kinder, die Ihr hier jammern seht, vor Eurem Angesicht erschießen und das alte prächtige Cordova in Flammen aufgehen lassen wird. Daß mein Herr, der General Gomez, Wort bei dergleichen hält, solltet Ihr aus seinen ganz Spanien in Erstaunen setzenden Zügen vom nordischen bis zum mittelländischen Meere wohl wissen. Oeffnet Ihr aber die Thore, übergebt Ihr redlich das Verlangte, so sichert Euch der General Leben und Freiheit zu, und Jeder mag mit Weib und Kind ziehen, wohin er will; auch hier wird der General Euch Wort halten. Seine weltbekannte Milde giebt Euch daher zwei Stunden Bedenkzeit, benutzt sie, rettet Euch, rettet die Euren und das in aller Welt gepriesene Cordova vom Verderben. Er schwieg, die Frauen und Jungfrauen sanken auf ihre Knie, streckten bittend die Arme nach den Ihrigen aus, welche, die Gewehre in der Hand, an den halb vermauerten Fenstern des Palastes standen und unter Thränen den jammervollen, herzzerreißenden Anblick vor Augen hatten. Die diesem traurigen Schauspiel auf der Straße

Zuschauenden schlichen nun nach Hause und bereiteten sich auf das Entsetzlichste vor, während die Truppen von Gomez alle Plätze und die Hauptstraßen besetzt hielten.

Hatte diese schaudererregende unmenschliche Aufforderung die Bürger niedergeschlagen, so waren die Unglücklichen, welche die Ihrigen da unten auf ihren Knieen liegen sahen, die immer noch bittend die Arme nach ihnen streckten, von Verzweiflung ergriffen. Sie waren gewiß, daß der wilde, grausame, nach Beute durstige Gomez Wort halten würde, und so begaben sich Bürger und Freiwillige, den Xefe politico an ihrer Spitze, zu dem General-Capitain und baten ihn, den Palast zu übergeben und so sich und die Ihrigen zu retten.

Doch dieser verweigerte es standhaft. Sein Weib und seine Kinder hatte er schon früher nach Sevilla geschickt, was kümmerte den alten Krieger, dem die Ehre über Alles ging, das Weinen und Klagen der andern Männer und Frauen? Er versicherte den Bürgern unverhohlen, daß er sich eher würde unter den Trümmern dieses Palastes begraben lassen, als sich an Gomez ergeben. Als die eben gegenwärtigen Offiziere des Bataillons del Principe ihn

versicherten, daß sie für die Treue und den Muth ihrer Leute ständen und ein Bürger fragte, ob noch ein Ausfall frei sei, durch den sie dringen und durch eine kühne That ihre Weiber und Kinder befreien könnten, erwiederte der General-Capitain, daß alle Zugänge fest verrammelt und in so kurzer Zeit nicht gangbar zu machen wären und Gomez dann gewiß mit ihnen zugleich eindringen würde. Da verloren sie allen Muth und jede Hoffnung, und entfernten sich, um sich von Neuem zu berathen.

Aber eine Stunde war schon vorüber, von der andern blieb ihnen nur noch die Hälfte, keine Zeit war mehr zu verlieren. Da trat ein Schlächter, Felipe mit Namen, der unter den Freiwilligen diente, auf und sprach: Die Zeit verstreicht mit Berathungen, nehme dafür lieber ein Jeder sein Gewehr und seine übrigen Waffen, und laßt uns zum Gouverneur gehen und das erzwingen, was er unsern Bitten verweigert. Blickt hinunter auf die dem Tode Geweihten, und wem der Muth fehlt, dem möge die Verzweiflung Kraft geben. Kommt, folget mir, ich will Euer Führer seyn! Wohl an 250 folgten ihm.

Sie traten bei dem General-Capitain ein

der, von mehreren Offizieren der Linie umgeben, ſich in dem großen Saale befand, wo vielleicht ſchon über Millionen Leben von Dienern der milden Religion Chriſti das Todesurtheil geſprochen war. Felipe war der Letzte, er ſchloß vorſichtig die Thür des Saales hinter ſich zu und trat dann vor.

Was wollt Ihr ſchon wieder hier? fuhr ſie der General-Capitain unfreundlich an. Geht auf Eure Euch angewieſenen Poſten! — Ich habe das Militair hierher beordert, ein furchtbares Blutbad aus dieſen Fenſtern unter den rebelliſchen Hunden anzurichten, wenn ſie es wagen ſollten, unter meinen Augen das Blut einer einzigen dieſer Frauen zu vergießen.

Und die Kugeln Eurer Soldaten, Señor, träfen unſere Weiber und Kinder ſo gut wie die Karliſten, denn beſondere Scharfſchützen ſind die von Eurem Militair wahrlich nicht! ſagte Felipe. Das darf nicht geſchehen, das dulden wir nicht! — Wir ſind hier! fuhr er fort, ſich dem General-Capitain nähernd, Euch nochmals zu bitten, die weiße Fahne von dieſem Balkon wehen zu laſſen, oder —

Du wagſt es, mir zu drohen, Elender? rief der General-Capitain wüthend, und gab einem

von den ihn umgebenden Offizieren einen Wink, den dieser verstand und sich entfernen wollte. Nicht von der Stelle! rief der Schlächter und legte sein Gewehr auf ihn an; der Offizier trat zurück. Nun, Señor, wandte er sich zum General-Capitain und bot ihm seinen Ladestock an, um welchen er in der Eile ein weißes Tuch gewickelt hatte, wollt Ihr diese Fahne auf dem Balkon aufstecken?

So lange ich athme, nie! rief der alte Kriegsmann.

Nun wohl, rief Felipe, so thue ich es selbst! und ging nach dem Balkon, der General-Capitain aber stellte sich mit gezogenem Degen vor die Thür; auch die Offiziere zogen ihre Wehr, denn sie hörten draußen auf dem Gange den Anmarsch der Soldaten, der Schlächter aber unterlief behend den Degen des alten Mannes, und während die Bürger die Offiziere, die den Ihrigen zuriefen, die Thür zu sprengen, abhielten, ihrem Befehlshaber beizustehen, umfaßte der riesenmäßige Felipe den Gouverneur und öffnete, unter wildem Fluchen und der Drohung, daß, wenn er nicht selbst die Fahne aufstecke, er ihn auf die Gasse schleudern würde, die Thüre des Balkons.

Thue das, Böſewicht! ſprach der Greis mit Ergebung. Ich ſtecke trotz Deiner Drohung dies Zeichen der Feigheit nicht aus! Da ließ in dem Augenblick, als eben die Soldaten die Thüre geſprengt hatten, Felipe die Fahne der Uebergabe auf dem Balkon wehen, ein lauter Jubel erſcholl von allen Seiten; und als er, ſeine Drohung zu erfüllen, den alten Mann hoch in die Höhe hob, ihn hinabzuſchleudern, ſank er von einer Kugel getroffen; der General-Capitain war gerettet.

Jetzt aber begann der Kampf zwiſchen Bürgern und Soldaten, die mit gefällten Bajonetten eindrangen, ſchon waren mehrere Schüſſe von beiden Seiten gefallen und Blut gefloſſen, ſchon hatte ſich der General-Capitain raſch wieder erhoben und wollte ſich durch die Bürger Bahn zu den Soldaten brechen, als der hochherzige Kriegsmann von einem Meſſer getroffen niederſank. Die Offiziere, von denen keiner den Heroismus ihres Anführers theilte, hielten, wohl das Schickſal erkennend, das ſie unvermeidlich treffen würde, die Soldaten von fernern Gewaltthätigkeiten ab, und nach einiger Ueberlegung und einigem Unterhandeln trat der Major des Bataillons auf den Balkon und

rief

rief hinab, daß man, dem Worte des Generals Gomez vertrauend, ſich ergeben und Alles, ſeinem Willen gemäß, ausliefern wolle, wenn dem Militair freier Abzug nach Sevilla, den Bürgern Leben und Freiheit durch den General ſelbſt feierlich verſichert werde. Gomez erſchien und gab gern das Verſprechen, denn er hatte den Zweck ſeines Zuges erreicht, und was kümmerte er ſich um ein paar hundert elende Soldaten; der Eingang wurde frei gemacht und die Karliſten zogen in den Palaſt der Inquiſition ein. Der nicht tödtlich verwundete General-Capitain wurde auf eine Trage gelegt und auf ſein Verlangen nach Sevilla gebracht.

Gomez hielt Wort, nur nahm er den Offizieren ihre Pferde, entwaffnete die Soldaten, ließ ihnen alle brauchbaren Montirungsſtücke abnehmen und beredete wohl an hundert von ihnen, in die Dienſte Don Karlos zu treten. Die Uebrigen entließ er, wohl wiſſend, daß ſie ſich bald zerſtreuen und in ihre Heimath zurückkehren würden.

Die Beute, die er in dem Palaſte fand, war bedeutend, es war der reichſte Fang, den er noch auf ſeinem ganzen Zuge gethan hatte. Als jedo die Geiſtlichen kamen, das Kirchengeräthe

und die Kostbarkeiten, welche die Heiligen geschmückt hatten, ihm auszuliefern, weigerte er sich, es aus ihrer Hand anzunehmen, unter dem Vorwande: er wäre nicht gekommen, Kirchen und heilige Oerter zu berauben; der Alcalde aber mußte es ihm als ein Opfer der Stadt bringen, wo er es dann auch ohne Zögern annahm.

9.

Seinen Zweck so ganz erreicht, dachte Gomez nur auf seinen Abzug. Er bewaffnete und kleidete, so viel es sich in der Eile thun ließ, diejenigen von Cordova, meist Pöbel, die ihm folgen wollten, nahm zwei von den eroberten Kanonen, nachdem er sie in brauchbaren Stand hatte setzen lassen, mit und schickte sich, nachdem er schon 5 Tage in der Stadt verweilt hatte, ohne weder von Alair, Droa oder Narvaez, die ihn mit 25000 Mann verfolgten, beunruhigt worden zu seyn, zum Abmarsch an.

Indessen hatte Christoval noch einmal die Trümmer seiner Wohnung besucht, wohin ihn Estevan begleitete, der dem Schmuggler im

Vertrauen gestand, er habe immer die Maravedis, die ihm fromme Seelen verehrt hätten, so lange gesammelt, bis er sie in Goldstücke hätte einwechseln können. Diese habe er dann in einem kleinen ledernen Beutel zu einem Nothpfennig im Alter aufgespart, und diesen dann stets, so oft er ihn hervorgeholt, wieder vergraben; er hoffe, daß seine Leute ihn nicht gefunden hätten. Triumphirend kam er bald mit dem Beutel zurück, in dem er noch seine 13 Unzen glücklich wieder fand. Er vergrub sie dieses Mal nicht, sondern verbarg sie in seiner Kutte. Der Rache der Christinos nicht trauend, die ihn bei den Karlisten gesehen hatten, wenn dies auch gegen seinen Willen geschehen war, bestimmte er sich, bei diesen zu bleiben, welche die Kutte doch mehr ehrten als jene. Er bat daher Christoval, der ihn nicht mehr gefangen hielt, bei ihm bleiben zu dürfen, welches dieser ihm auch zugestand, da er Estevans Verschlagenheit bei mancher vorkommenden Gelegenheit gebrauchen zu können glaubte.

Christoval hatte mit seinem Sohne ein schmerzhaftes Abschiedsfest bei den Trümmern gefeiert, und seine Stimmung war um so trauriger, da sein Gemüth überhaupt heute sehr

bewegt war. Pedro hatte sich am vergangenen Abend mit seinem alten Diener entfernt, ohne weder ihm noch Jeronimo zu sagen, wohin er gehe, und war noch nicht wieder zurück, Christoval fürchtete, und wohl nicht ohne Ursache, daß er Juanita's wegen sich zu etwas Unüberlegtem habe verleiten lassen, und war deshalb in nicht geringer Sorge.

Auch die Señora und ihre Tochter, denen der Bruder Klausner gerathen hatte, das Haus zu bestellen und einem Freunde in ihrer Abwesenheit ihre Geschäfte anzuvertrauen, waren in der größten Unruhe, da sie durch Christoval hörten, daß der morgende Tag zur Abreise bestimmt sei und der Mann, den Pedro nach Luque geschickt hatte, immer noch nicht zurück war. Drei stattliche Maulthiere, davon eines statt des Grauchens für Estevan bestimmt war, standen zwar schon im Stalle, ein Diener, der den mit dem Gepäck der Señora beladenen Esel führen sollte, bereit, aber immer hegte Mariquita noch die Hoffnung, der Bote werde die Nachricht von der Befreiung der Frauen von Luque zurückbringen und sie dadurch von aller Sorge befreit werden. Sie harrte und harrte, der Tag verstrich, kein Bote kam. Da

gerieth sie in Verzweiflung, die Eifersucht erwachte in ihrer ganzen Stärke, sie wüthete fast. Der Gedanke, mit diesen ungeschliffenen Karlisten in Wind und Wetter, wer weiß wohin, durch Spanien zu ziehen, und Enrique in Luque bei Juanita zurückzulassen, war ihr zu schmerzhaft; sie ließ durch Estevan Christoval für ihre Freiheit bedeutende Summen bieten, dieser aber erwiederte: Ich will mein Weib, mein Kind und kein Geld! Da erschien endlich, als es schon zu dämmern begann, der nach Luque Abgeschickte und brachte einen Brief an Mariquita, den sie hastig erbrach, aber bald wieder zornig auf den Tisch warf und sich schnell entfernte. Die Mutter nahm den Brief und las:

Theure Mariquita!

Es ist mir unangenehm, Deine Wünsche in Betreff der beiden Gefangenen nicht erfüllen zu können. Sie sind mir vom General-Capitän zur strengen Verwahrung übergeben worden, es liegt also nicht in meiner Macht, sie frei zu lassen. Mein Ohm ist gestorben und ich befinde mich nun im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, freue Dich

mit mir. Meine Geschäfte erlauben mir nicht, Dir mehr zu schreiben. Lebe wohl! Gott erhalte Dich noch viele Jahre!

Enrique de Espetta.

Kurz und kalt genug ist das Briefslein, sagte der Bruder, dem es die Señora vorlas, und ganz wie ich es mir gedacht. Euer Geld, nicht Eure Tochter wollte der saubere Capitano, nun er selbst Geld hat, verlangt er sie nicht mehr und möchte lieber das zarte Hühnchen Juanita, die ihm vielleicht besser mundet. Höre, Freund! wandte er sich nun zu dem von Luque Kommenden, der noch immer unbeachtet da stand und auf seinen Lohn wartete. Wie fandest Du den Herrn, an den Du den Brief brachtest?

In Lust und Freuden! erwiederte der Karlist. Der Brief, den ich ihm brachte, mochte ihm sehr viel Spaß machen, denn er lachte hell auf und gab ihn seinen Kameraden zu lesen.

Hört Ihr es wohl, Señora? sagte hämisch Estevan. Er gab das Schreiben Eurer Tochter seinen Kameraden, um mit ihnen zu lachen. Doch fahre nur fort!

Dann füllte er die Becher und stieß mit den Andern an, erzählte dieser nun weiter. Auf

as Wohl meines Liebchens! rief er; da fragte
yn der Eine: Auf das Wohl des Liebchens da
ben, oder des in Cordova? —

Und was erwiederte er? unterbrach ihn der
Bruder heimtückiſch.

Wie kannſt Du fragen? erwiederte der Ca-
itano. Was kümmere ich mich um das Ske-
et in Cordova, ſeit ich ihr Geld nicht mehr
rauche. Viva die Schmugglerstochter! Und
a ſtießen ſie an und brüllten, daß man es
ätte auf dem Schloſſe hören können. Dann
prang er auf, ſchrieb ſchnell den Brief, den
ch gebracht habe, gab ihn mir mit den Wor-
en: Nun packe Dich, Schurke! und das war
as ganze Botenlohn, das er mir mit auf den
Weg gab. Deshalb, Señora, ſtehe ich ſchon
ange hier und erwarte es von Euch.

Zahlt ihm gut, das bringt Euch bei der
Bande in Anſehen! raunte ihr Eſtevan zu.
Die Señora mochte ſeinen Rath befolgt haben,
enn der Mann ging dankend und zufrieden von
annen.

Nun! fragte Eſtevan. Seid Ihr nun über-
eugt, daß er ein ketzeriſcher Schurke iſt?

Ich kann, ich mag es noch nicht glauben!
erwiederte die tief Gekränkte. Aber Ihr ur-

theilt auch zu ſtrenge, ehrwürdiger Herr, bei einem Glaſe Wein, vielleicht mit einem kleinen Rauſch —

Da ſoll man ja, wenn man verliebt iſt, den Himmel für eine Mandoline anſehen, deren Saiten man nur zu greifen braucht, um die himmliſche Muſik zu hören, fiel ihr der Bruder in die Rede, und die Verlobte ſoll uns dann wie ein Engel erſcheinen, der mit ſeinem Halleluja die Muſik begleitet, ſo ſagte mir wenigſtens einmal ein junger Fant, der aus Liebe toll geworden iſt.

Ihr haſſet ihn, darum verleumdet Ihr den jungen Mann, ſagte die Señora, und doch ſtanden ihr die Thränen in den Augen.

Eſtevan glühte vor Aerger, daß die Señora immer noch den ihr Verhaßten entſchuldigte, wie ein kalekutiſcher Hahn, wenn er einen Engländer in ſeiner Uniform herumſtolzieren ſieht. Nun, wenn Euch die Augen nicht aufgegangen ſind, ſprach er ärgerlich —

Sie ſind mir voll Waſſers! jammerte die unglückliche Mutter. Ach wäre es, wie Ihr vermuthet, ſtürbe meine gute Mariquita, mein einziges Kind, vor Gram.

Das ließe ſie wohl bleiben, Señora! Sie

würde wüthen, sich zu rächen suchen und — einen andern Mann heirathen!

In diesem Augenblicke trat Mariquita ein. Wißt Ihr nicht, wandte sie sich zu Estevan, wohin morgen der Marsch geht?

Das weiß Niemand, das ist bei Gomez stets ein Geheimniß.

O, ich wollte nun jetzt gern mit Euch durch ganz Spanien ziehen, fuhr sie fort, und suchte ihre Aufregung zu verbergen, entginge er nur dadurch meiner Rache nicht. Mir ist jetzt der schrecklichste Gedanke, vielleicht nach Norden geschleppt zu werden und ihn in Süden bei diesem Schmugglermädchen zu wissen!

Da kann ich Euch vielleicht einen Trost geben! sprach der Bruder. So lange sein Weib und Kind in Luque gefangen sitzen, verläßt Christoval sicher die Gegend nicht, sie halten ihn hier fest, und sollte er das Aeußerste wagen.

Gelobt sei Gott! sagte das Mädchen. Ich habe Alles gehört, Mutter, was der Bote erzählt hat, das hat mich abgekühlt, das hat mich von meiner thörigten Leidenschaft geheilt, ich kenne jetzt mein Schicksal, den Schmerz hat diese Nachricht aus meiner Brust gebannt, nur

der Gedanke an Rache ist mir geblieben. Darum sorgt nicht für mich, ich sterbe nicht vor Gram! Betrogen, verachtet, schändlich hintergangen von dem Bösewicht, habe ich ihn aus meinem Herzen gerissen, und so heiß meine Liebe zu ihm war, so glühend ist jetzt mein Haß.

Doch diese Worte trösteten die Mutter nicht, sie drückten sie nur noch mehr zu Boden. Haß und Rache schien der frommen Frau unchristlich zu seyn, und sie hätte lieber gesehen, Mariquita hätte ihr Schicksal in Demuth ertragen.

Christoval, der schon früher mit Gomez über seine eigenen Angelegenheiten gesprochen, hatte von ihm leicht die Erlaubniß bekommen, die Senora und ihre Tochter mit fortzuführen, gegen dergleichen machte er selten Einwendungen; auch hatte er ihm versprochen, ihn zu verstärken, um gegen Luque Etwas unternehmen zu können, wobei er ihm aber mehr List als Gewalt anzuwenden empfahl, denn Gewalt würde gegen das feste Bergschloß wenig nützen.

Am folgenden Tage verließ Gomez mit Beute beladen Cordova, und Christoval, die beiden Frauen der Obhut seines Sohnes übergebend, bildete unter Don Francesco die Vor-

hut. Statt, wie Alle glaubten, Gomez werde von so vielen Truppen der Königin verfolgt, sich nach Estremadura werfen, oder durch die Mancha seinen Rückzug nach Navarra nehmen, täuschte er Alair und Oroa, die ihn nach beiden Richtungen abzuschneiden hofften, rückte auf der Straße nach Granada vor und brachte in dieser Stadt der Wunder Alles in Aufregung.

10.

In Luque ging es indessen in Lust und Freude her, die Pächter schossen Geld vor, und in des Ohms reichlich gefülltem Keller fand Enrique Vorrath genug, um noch lange mit seinen Kameraden zechen zu können. Nur zwei Dinge trübten zuweilen seine fröhliche Laune. Sein Oheim hatte ihm auf seinem Sterbebette vertraut, daß er auf einem seiner Höfe, den er auch benannte, eine bedeutende Summe, den Haupttheil seines Vermögens, vergraben habe, es wäre ihm aber unmöglich, den Ort ganz genau anzugeben wo, weil sein alter treuer Diener Nicolas es allein vergraben habe. Diesen erwartete er nun stündlich von Madrid zurück,

wohin er ihn, eine Schuld einzukaſſiren, geſchickt habe. Er könnte ſicher auf ſeine baldige Rückkehr und auf ſeine Treue rechnen, doch rieth er ihm, das Geld bis auf beſſere Zeiten nicht auszugraben, ſondern ruhen zu laſſen, wobei jedoch Enrique dachte, beſſer, die Todten ſtehen auf, als daß ſie im Grabe vermodern. Nicolas aber war noch nicht zurückgekehrt, und dies ſetzte den jungen Herrn in ſehr große Verlegenheit, denn die Ländereien, die ihm der Ohm hinterlaſſen hatte, waren zwar von bedeutendem Umfange, aber in ſchlechter Kultur und gaben wenigen Pacht, ſo daß er ohne das Geld immer nur ein ſehr mittelmäßig begüterter Mann war. Dann quälte ihn Juanita's immer zunehmendes abſtoßendes Betragen gegen ihn. Anfangs hatte er nur die Abſicht gehabt, ſich in den Beſitz des ſchönen Mädchens zu ſetzen, nach und nach, vielleicht durch den Widerſtand gereizt, glaubte er wahre Neigung zu ihr zu fühlen, und wollte es nun durch ein freundliches Betragen gewinnen. Er gab ihr daher alle Freiheit, in dem alten Schloſſe herumzugehen, und weiter konnte er ihr auch nichts erlauben, denn weder Garten noch Baum fand man auf dieſem öden Felſen.

Aber all die Milde, mit der er beide Gefangene behandelte, änderte nichts in Juanita's Benehmen. Sie vermied, sich mit ihm in das kleinste Gespräch einzulassen, und als er noch einmal zudringlich zu werden wagte, hielt sie ihn wieder mit dem gezückten Dolche zurück, und Enrique schien, wenigstens diesem Mädchen gegenüber, kein Held zu seyn, der im Stande sei, auf Gefahr seines Lebens Etwas zu wagen.

Die Begebenheiten in Cordova kümmerten ihn wenig; er war zwar von der Ankunft Gomez unterrichtet, wußte aber von dem weitern Verlauf der Sache nichts, bis zwei karlistische Deserteure in Luque ankamen und ihm die nähern Umstände berichteten. Es war ein alter und ein junger Mann, beide aus der Gegend von Truxillo, die aussagten, gewaltsam von den Karlisten fortgeschleppt zu seyn und baten, sie so lange bei sich aufzunehmen, bis Gomez die Gegend verlassen und sie ungehindert in ihre Heimath zurückkehren könnten.

Der Capitano, dem einige seiner Leute desertirt waren, nahm sie willig auf, um seine Zahl voll zu machen, ließ sie, so viel er konnte, als Christinos einkleiden und schickte sie hinauf in das Schloß, wo überdies die Soldaten nur

ungern Wache hielten, und übergab sie dem alten Sergeanten, der dort das Commando hatte. Uebrigens war er ganz zufrieden, daß ihn der Zufall hierher geführt und er nicht das Schicksal seiner Kameraden in Cordova getheilt hatte.

Einige Tage darauf bekam er die Nachricht, daß General Escalante die Truppen, die in den Königreichen Granada und Murcia in Garnison lagen, und die Freiwilligen aus den verschiedenen Städten in Granada versammle, und ein Heer von 10,000 zusammenziehen würde, um gerade auf Gomez loszugehen. Oroa käme von Ubeda her und Alair über Cordova heran marschirt, und so würde wohl der listige Fuchs eingefangen werden. Zugleich wurde er auch gewarnt, auf seiner Hut zu seyn, da Gomez nicht fern mehr von Alcala la Real sei.

Diese Nachrichten waren auch gegründet, die Karlisten hatten Alcala la Real besetzt, und auch vor Luque erschienen sie, aber man konnte vom Schloß deutlich sehen, daß es nur ein Streifkorps war. Es war Christoval, der mit ungefähr 200 Mann vor den Ort rückte und den Klausner sofort hinaufschickte, um wegen der gegenseitigen Auswechselung der Frauen

nit dem Commandanten zu unterhandeln; der Brief Enrique's an seine Verlobte ließ ihn ndeß wenig hoffen, daß er seinen Zweck erreiche.

Estevan machte sich auf den Weg und fand en Capitano glücklicher Weise in der Stadt nit seinen Zechbrüdern beim Becher versamnelt, denn bis aufs Schloß, wo man noch nie en Tritt eines Maulesels gehört, hätte der ute Bruder nicht kommen können. Por Dios! ief der Capitano, als er den Klausner hereinreten sah. Was führt Deinen Schmeerbauch en steilen Berg zu uns herauf? Seht hier, eine Kameraden, hob Enrique nun an, einen usgepichten Schlauch, wie Ihr in ganz Andaufien ihn nicht so groß finden werdet, vor uch stehen, mit einem Gesichte wie ein Krebs, er seine Schale abwirft, mit einem Munde, weit, um ein Spanferkel auf einen Bissen rschlucken zu können, und ein paar Schweinsugen, so listig und verschmitzt, daß man soeich an ihnen den Pfaffen erkennen kann. ber was willst Du hier, was willst Du von ir? Willst Du vielleicht, daß ich mir den paß mache, Dich an jenem Baum aufknüpfen lassen?

Thut das, Capitano, thut das! riefen vom Weine erhitzt die Offiziere.

Nein! sagte Enrique. Wir waren zwar nie Freunde, aber einen Ambassador muß man ehren und nicht das Völkerrecht verletzen. In wessen Auftrag kommt Ihr, in Auftrag der Karlisten vielleicht, Luque aufzufordern?

Dafür bewahre mich Gott, mit Sündern hab' ich keine Gemeinschaft! sagte der Klausner, der erst jetzt seine Fassung wieder erhalten hatte und wohl einsah, daß er sich leidend verhalten und bei den Zechbrüdern gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. Ich komme im Auftrag der Señora Clara, welche die Karlisten mit sich herumschleppen. Denkt Euch nur das junge Hühnchen, Eure Mariquita!

Behalte es für Dich, rupfe und brate es! sagte hell auflachend Enrique, ich schenke Dir meinen Theil an ihr.

Ein magerer Bissen! meinte Estevan.

Schon um diesen launigen Einfall, fuhr der Capitano fort, setze Dich her zu uns, alter Schlauch, und trinke mit uns, es ist von meines Oheims gutem Wein, und kümmere Dich für jetzt nicht um die Señora noch um ihre Tochter. Du siehst, wenn gleich die Karlisten

vor unſern Thoren ſtehen, daß wir dennoch in Freuden leben; was kümmerts uns, ob ſie ſich an den alten Mauern von Luque die Schädel einrennen wollen oder nicht. — Komm, trink! Er ſchenkte dem Klausner den Becher mit köſtlichem Benicarlo voll, der dieſem auch zu munden ſchien. Sieh! fuhr nun Enrique fort, ich weiß Alles, warum Du hierher geſchickt biſt, ich ſoll Braut um Braut tauſchen, eine hübſche für eine häßliche hingeben, nein ſo thörigt bin ich nicht! Ich brauche Mariquita's Geld nicht mehr und ſie mich nicht. Es giebt noch viele arme Schlucker in der Welt, die ein ſolches mageres Goldfiſchchen gern an ihren Angeln zappeln ſehen. — Sieh, Dir gegenüber ſitzen gleich ein Paar! Daß aber die Señora ſieht, ich bin nicht undankbar für die Goldſtücke, die ſie mir manchmal in die Hand gedrückt hat, wenn ich nicht einen Real in meiner Taſche hatte, ſo will ich die beiden alten Weiber gegen einander auswechſeln, doch nur unter der Bedingung, daß die Señora ſogleich nach Cordova abreiſt und mich nicht beläſtigt. — Aber Du trinkſt ja gar nicht, alter Zecher?

Ihr ſchenkt mir ja nicht ein, wie ſoll ich denn trinken? erwiederte Eſtevan, der wohl ein-

Maria Amalia

sah, daß er hier, wie er es sogleich vermuthet, nichts ausrichten konnte, und beschloß mit den Wölfen zu heulen, was ihm auch gar nicht schwer wurde, da dies Heulen im Trinken bestand. Die Offiziere schienen Vergnügen an ihm zu finden und nahmen sich vor, den feisten Bruder zu berauschen; sie tranken ihm deshalb fleißig zu, auch Enrique that es, aber sie bedachten nicht, daß einem Manne wie der Klausner, von schon halb Betrunkenen nicht leicht der Sieg streitig gemacht werden könne. Enrique und seine Kameraden schnarchten schon längst, als der schlaue Bruder noch frisch und munter sich einen Becher nach dem andern füllte und endlich, da die Kanne leer war, den Diener bat, ihm sein Maulthier vorzuführen, da er wieder zurück wolle.

Doch um dieses zu können, mußte erst die Erlaubniß des Kommandanten eingeholt werden, und dieser schlief und schnarchte, und der Diener wagte nicht, ihn zu wecken, und so mußte der arme Estevan sich gedulden, bis der Capitano sein Räuschchen ausgeschlafen hatte. Dieser entließ ihn dann ganz freundlich und gab ihm überdies noch einen Begleiter mit, das

lthier am Zügel den steilen Berg bis zum
ze hinunter zu leiten.
Wäre Etwas im Stande gewesen, Christo-
für die niederschlagende Nachricht zu trösten,
Estevan vor der Hand nur ihm allein hin-
acht hatte, so wäre es gewiß ein glückli-
Ereigniß gewesen, das der Zufall herbei-
e. Eine von ihm auf Kundschaft ausge-
te Abtheilung hatte einen Mann eingefan-
der von Cordova kam und ihnen verdäch-
chien; sie führte ihn vor Christoval in dem
nblick, als einer von Enrique's Pächtern
ihm war und wegen Wegtreibung seines
es mit ihm unterhandeln wollte. Dieser
Christoval einen Wink, mit ihm herauszu-
nen. Señor! sagte er hier. Versprecht
mir mein Vieh zu lassen und mir noch
dies einige Doublonen für gute Nachrichten
verehren, so will ich Euch einen großen
tz heben lassen. Dieser Mann, den die
en gefangen einbrachten, war der Vertraute
es in Gott ruhenden Señors, und eben so
und geizig als er. Dieser hat, so viel Je-
mann weiß, auf irgend einer Stelle in die-
Gegend den ganzen Schatz vergraben, an
der Alte so lange gespart hat; sein Erbe

kennt nicht einmal den Ort, sonst hätte ich ihm nicht einige Doublonen auf mein Zinsgetreide vorschießen müssen und er hätte nicht so ängstlich auf Nicolas Rückkehr gewartet — Fragt ihn nur, droht ihm und er wird sicher bekennen! — Diesen Rath hatte auch Christoval befolgt, und als man dem alten Mann, ohne daß irgend Jemand die Ursache kannte und Jedermann entfernt wurde, den Strick um den Hals gelegt und ihn zum nächsten Baume geschleppt, hatte er endlich eingestanden, daß er den Ort wisse und er ihn zeigen wolle, wenn man ihm das Leben schenke. Eben war man im Begriff den Schatz zu heben, als der Klausner von Luque kam und seinen Bericht abstattete.

Aber nichts konnte Christoval über die fehlgeschlagene Hoffnung trösten die er doch seit Enrique's Brief an seine Braut schon gar nicht mehr konnte genährt haben. Weib und Kind waren ihm theurer als alle Schätze der Erde, und selbst die Aussicht, seine treue Lebensgefährtin gerettet wissen zu können, hatte wenig Werth für ihn, da er in der festen Ueberzeugung stand, sie würde die Tochter nicht verlassen. Ueberdies vermehrte Pedro's Entfernung, der noch nichts von sich hatte hören lassen, seine Sor-

gen und seinen Kummer. Er sandte statt seiner Jeronimo mit Andres hin nach den verborgenen Schätzen, und Estevan schlich aus Neugierde, wohl auch aus Habsucht, ihnen nach. Sie fanden dort mehr als sie erwarten konnten. Christoval, auch in seinem Schmerz nicht unbedächtig handelnd, vertheilte einen kleinen Theil unter seine Bande, gab dem Pächter einige Goldstücke, kaufte von ihm zum Transport seiner Schätze drei Maulthiere, gewiß die ersten, die ein Karlist auf seinen Durchzügen bezahlt hatte, und selbst Estevan wurde von ihm beschenkt.

Am andern Morgen schickte er den Klausner noch ein Mal nach Luque, wegen der Auslieferung seiner Frau gegen die Señora zu unterhandeln. Enrique war immer noch sehr bereitwillig dazu und gab sogleich den Befehl, Margarita zu holen, und da er gestern seinen Groll gegen den Bruder in Benicarlo vertrunken zu haben schien, und dessen lustige Einfälle ihn vergnügten, so bewirthete er ihn auch heute und lud, wie immer, seine Kameraden zum Frühstück ein, so daß der Klausner auch nach und nach mit diesen ganz vertraut wurde.

Margarita erschien, und als sie hörte, daß

ſie gegen die Señora ausgewechſelt werden, ihr Kind aber hier bleiben ſollte, verweigerte ſie, wie Chriſtoval geahnet, Luque ohne ihr Kind zu verlaſſen. Thörigtes Weib! fuhr ſie Enrique an, dem ihre Weigerung gewiſſermaßen lieb war, da er fürchtete, von ſeiner eigenmächtigen Freilaſſung Verantwortlichkeiten ausgeſetzt zu ſeyn. Thörigtes Weib! Wenn ich nun Dein Kind hier im Schloſſe laſſe und Dich dort in der Stadt in Verwahrung bringe, biſt Du da nicht eben ſo von ihr getrennt, als wenn Du bei Deinem Manne wäreſt?

Das verſteht Ihr nicht, Señor, nahm die zürnende Alte das Wort, was ein Mutterherz fühlt, kennt Ihr nicht! Die Nähe der Mutter iſt der Tochter die Nähe eines Schutzgeiſtes, der ſie bewacht. Ich bleibe hier!

Und was wird Chriſtoval ſagen? bemerkte der Klausner.

Er wird meinen Entſchluß billigen, und wenn er ihn nicht billigt, thut er Unrecht! Ohne weiter in ſie zu dringen, ließ der Capitano ſie wieder nach dem Schloſſe abführen.

Sie hat recht gethan! meinte Chriſtoval, als der Klausner ihm die Nachricht ihrer Weigerung brachte. Nun, ich habe noch nicht alle

Hoffnung verloren, wenn ich auch jetzt mein Vorhaben aufgeben und die Ausführung meines Planes auf eine andere Zeit verschieben muß. In einer Stunde ziehen wir ab.

Wohin? fragte der Bruder vorschnell.

Ihr werdet das zu seiner Zeit schon erfahren! erwiederte Christoval. Geht indessen zur Señora und sagt ihr, sie und ihre Tochter seien frei, sie möchten ungehindert mit ihrem Diener und ihrem Gepäcke nach Cordova ziehen. Auch Ihr könnt sie, wenn Ihr sonst wollt, dahin begleiten.

Bei den Wunden St. Estevans, das thue ich nicht! rief der Bruder. Nach Cordova setze ich keinen Fuß mehr, außer mit des Don Karlos Anhängern. Mein Leichnam ist mir lebendig tausend Mal lieber, als wenn ich ihn am Galgen beim Inquisitionspalast vom Winde hin und her bewegt baumeln sähe. Ich bleibe bei Euch!

Nun, wie es Euch beliebt, ehrwürdiger Bruder! sagte Christoval lachend. Doch gebe ich Euch zu bedenken, daß Ihr bei mir diesmal wohl könntet Kugeln pfeifen hören.

Es wird ja wohl irgendwo einen Felsblock geben, wohinter ein armer Klausner sich ver-

bergen kann, meinte Estevan, vielleicht auch ergreift mich in Angst und Verzweiflung ein nie gefühlter Muth, und mit dem Krucifix in der Hand führe ich Euch gegen den Feind.

Das wäre das Beste, was Ihr dann thun könntet! sagte Christoval. Jetzt aber geht zu den Frauen, benachrichtigt sie, daß sie frei sind, und da Ihr sie nicht begleiten wollt, so will ich ihnen einige Mann zur Bedeckung mitgeben, jedoch nur bis Alcaudete. Beendet aber Euren Auftrag schnell, denn in einer Stunde findet Ihr uns nicht mehr hier.

Estevan machte auch, gegen seine Gewohnheit, heute bei der Señora nicht viel Worte, nur setzte er zu seinem Auftrage hinzu, daß Christoval nur auf sein vieles Bitten endlich eingewilligt habe, ihnen die Freiheit zu geben, erhielt außer dem Dank diesmal wohl noch etwas mehr zum Lohn als einige Maravedi's, und als die Frauen dem edlen uneigennützigen Christoval danken wollten, war er nirgends zu finden, und sie mußten eilen, denn die 4 Berittenen, die sie nicht allein ihrentwegen begleiten sollten, hielten schon vor der Thür ihrer kleinen Wohnung.

11.

Gomez war bei Zeiten von dem Anmarsch Escalante's unterrichtet worden, auch erfuhr er, daß Alaix, zwar immer noch in der Meinung, er werde sich nach Estremadura werfen, sich langsam nähere und Balaleazar passirt sei. Auch war Oroa, aber auch in kleinen Tagemärschen, bis Ubeda vorgerückt, während Narvaez als Reserve in Almaden noch unbeweglich stand. Gomez Hauptaugenmerk mußte seyn, die Vereinigung der verschiedenen Corps zu hindern. Er hatte daher die Straße nach Granada verlassen, die Expedition dahin für jetzt aufgegeben und wandte sich nach Mantilla, wo er alle seine Streifcorps versammelte und von wo er Sevilla bedrohte. Escalante, von Gomez Marsch unterrichtet, glaubte, er wolle über Bujalance entwischen, und beeilte sich, Alcala la Real zu erreichen, und in dem Wahn, Gomez würde sicher bei seiner Annäherung sich zurückziehen, suchte er ihn vom Guadalquivir abzuschneiden. Gomez brach auch plötzlich auf, rückte aber gegen Baena, wo sich die Straße nach Cordova und Andujar, den beiden Uebergängen über den Fluß, kreuzt, nahm eine feste Position und

schien hier die Ereignisse abwarten zu wollen. Escalante beeilte seinen Marsch, rückte auf Alcaudete, und in dieser Gegend war es, wo seine Colonnen von der Señora Begleitung entdeckt wurden. Diese sprengten plötzlich davon und überließen die Frauen ihrem Schicksal, das sich noch ganz glücklich für sie gestaltete, denn sie schlichen sich zwischen beiden Heeren durch und gelangten noch am nämlichen Abende nach Castro und kamen am andern Tage wohlbehalten in Cordova an.

Escalante wollte den Ruhm, den gefürchteten Gomez vernichtet zu haben, weder mit Alaix noch Oroa theilen, und hielt sich mit seinen 7000 zusammengerafften Mann stark genug, ihn angreifen zu können. Er rückte daher von Alcaudete gerade auf Baena zu, wo er zu seiner großen Freude Gomez noch fand, der über seinen Anmarsch gleichfalls erfreut war.

Die Karlisten hatten eine sehr gute Stellung auf einer bedeutenden, aber sanft anlaufenden Anhöhe, deren rechter Flügel sich an ein schroffes von einem Waldbach durchströmtes Thal lehnte, den linken deckte eine unübersteigliche Felswand, so daß sie nur auf einen engen Raum zusammengedrängt in der Front angegriffen wer-

den konnten. Hier hatte Gomez seine baskischen und kastilischen Bataillone aufgestellt, alles andere auf seinem Marsche zusammengeraffte Volk, was doch durch die den Freiwilligen in den verschiedenen Städten weggenommenen Waffen ziemlich gut armirt war, hatte er theils zur Deckung seiner aus 2000 Maulthieren bestehenden Bagage verwendet, theils hinter der Felswand versteckt, um zu seiner Zeit loszubrechen und dem Feinde in die Flanke zu fallen; ungefähr 1000 Mann standen unter der Anführung Don Francisco's auf seinem rechten Flügel, von einer Krümmung des Thales zu gleichen Zwecken verborgen; bei dieser Abtheilung befand sich Christoval. Gomez ganze Streitkräfte bestanden fast aus 10000 Mann.

Es mochte um die neunte Stunde seyn, als die Colonnen Escalante's auf der Straße von Jaen sichtbar wurden. Sie entwickelten sich außer Schußweite und der General der Christinos ließ seine Artillerie, die aus 10 Geschützen bestand, vorfahren und beschoß die Karlisten, die ganz ruhig blieben und keinen Schuß erwiederten, da die Christinos aus zu weiter Entfernung feuerten und ihnen nicht den mindesten Schaden zufügten. Escalante ließ jetzt sein

Heer vorrücken und entsendete zu gleicher Zeit die Freiwilligen von Malaga längs dem Waldbach, wo möglich die Stellung der Karlisten von hier aus zu umgehen. Diese trafen bald auf die Abtheilung von Francisco, und da sie mit wahrhaftem Muthe auf die ungeübten Banden eindrangen, so brachten sie selbige bald zum Weichen, doch nicht zur Flucht, denn Christoval mit seinen Schmugglern, lauter treffliche Schützen, hinter Felsen versteckt, dämpfte den feurigen Muth der Malagaer, tödtete ihnen viel Volk und besonders ihre Offiziere. Esteban, der auf seinem Maulthiere sitzen geblieben war, um im Nothfall ein Mittel zur Flucht zu behalten, hatte zu seinem Unglück das heroischste Thier der ganzen Halbinsel von der Señora zum Geschenk erhalten, denn es blieb stets mitten im Kugelregen bei dem dicksten Haufen und wurde stetisch und wich dann nicht von der Stelle, wenn die plumpen Hacken und der Knotenstock des Einsiedlers es zur Flucht treiben wollten. So mußte der arme Bruder mitten im Kugelregen aushalten, wovon eine so unbescheiden war, seinen kleinen mit rothem Wein gefüllten Bocksbeutel zu treffen, so daß der herabströmende Wein den Geängstigten Anfangs

glauben ließ, er ſelbſt ſei getroffen und ſein Blut fließe in Strömen. Dieſer Moment war einer von denen, der ihm ſchon bei Luque mochte geahnet haben. Von ſeinem ſtetiſchen Thiere abzuſteigen wagte er nicht, es trug ja nächſt ihm alle ſeine Habe, und daß ſeine Beine ihn nicht ſchnell aus dem Gewühl und weit genug tragen konnten, ſah er wohl ein. Todesangſt ergriff ihn, aber auch Verzweiflung; er riß das kleine Kruzifix von ſeiner Bruſt, hob es hoch in die Höhe und rief den immer noch Weichenden zu: Stehet, Streiter Chriſti! Der Herr verkündet Euch den Sieg durch mich, ſeinen Diener! — Seht, dort ziehet Hülfe herbei! — Drauf, drauf auf den ketzeriſchen Feind, laßt das Siegsgeſchrei ertönen! Und „Viva la Santa Religion, viva Don Carlos!“ ſchrie er hierbei, ſo laut er nur konnte. Und wirklich zeigten ſich in dieſem Augenblick auf der Höhe mehrere hundert Karliſten, die Gomez zu Francisco's Hülfe geſchickt hatte, da er durch die Richtung des Feuerns im Thale die Noth der Seinen vermuthete. Er konnte die paar Hundert entbehren, da er den erſten Angriff Escalante's ſchon zurückgeſchlagen hatte.

Bei dem Anblick des Kruzifixes, wohl mehr

noch dem Anblick der von der Höhe auf die Chriſtinos herabfeuernden Kameraden, entflammte von Neuem der Muth von Francisco's Schaar. Sie wichen nicht weiter und folgten dem Klausner, der, ſo lange der Feind ſich zurückzog, an ihrer Spitze blieb. Von Chriſtoval hart gedrängt flohen endlich die Freiwilligen von Malaga bis zu dem Hauptheere, das nach abgeſchlagenem Angriff in großer Verwirrung war. Da ſprang Eſtevan, der ſein Tagewerk ſattſam beendet zu haben glaubte, von ſeinem Maulthiere, warf ſich erſchöpft und ganz athemlos auf die Erde, riß im Unmuth den zerſchoſſenen Schlauch von der Schulter, warf ihn zu Boden, jammerte, daß keine mitleidige Seele hier ſei, ihm einen Trunk zur Erquickung zu bieten, und ſchöpfte, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, einen kühlen Trunk aus dem vorbeirauſchenden Waldbach, der ihn auch erquickte.

Von oben herab donnerten noch immer die 8 Kanonen der Karliſten auf die aufgelöſten Bataillone Escalante's und vermehrten die Unordnung noch mehr, welcher Einhalt zu thun der General der Chriſtino's mit raſtloſer Thätigkeit bemüht war. Endlich gelang es ihm

auch, sein Geschütz wieder zum Feuern zu bringen, was dieses Mal wirksamer schoß als früher; auch sah er bald, nachdem er sie aus dem Bereich des Geschützes zurückgezogen, seine Bataillone wieder geordnet und zum Angriff bereit. Er führte sie von Neuem die Höhe hinauf, aber dieses Mal wartete Gomez den Angriff nicht ab, sondern ging ihm entgegen; die hinter der Felswand Postirten, wobei fast seine ganze Reiterei sich befand, griffen im Rücken an, und das Corps Don Francisco's beschäftigte die Freiwilligen von Guadix und Loja, die statt derer von Malaga, die mit in die Schlachtordnung gezogen waren, die linke Flanke decken sollten. Von dem Angriff auf beiden Seiten überrascht, von dem wilden Angriff der Basken und Kastilianer gedrängt, hielten die Christinos nicht Stand, sie flohen bei der ersten Salve, völlig aufgelöst, und nur allein der Mangel an Reiterei verhinderte ihre gänzliche Vernichtung. Ein Theil des Geschützes, 1000 Gefangene, eine Menge Ueberläufer, die sogleich Dienste nahmen, und fast das ganze Gepäck war die Frucht des Sieges, und Gomez sah sein Corps nach dem Treffen um Vieles stärker, als vorher.

Um den Feind ganz zu täuschen, brach er noch am nämlichen Tage auf und war schon am andern Abende wieder in Cordova, wo er sich jedoch weniger grausam und habsüchtig benahm, als das erste Mal, und sich nur einen Tag aufhielt. Sein Plan war, San Roque zu erreichen, um von dort aus seine geraubten Schätze nach Gibraltar in Sicherheit bringen zu können. Der Marsch nach Cordova täuschte auch wirklich die Christinos, sie glaubten, er wolle über den Guadalquivir zurück, deshalb marschirte Oroa von Ubeda nach Andujar, und Alaix rückte von Bahaleazar schnell gegen Cordova, Narvaez gegen Amarilla vor, während Gomez schnell nach Ecija marschirte, und die Christinos durch diesen Marsch immer noch in der Ungewißheit ließ, ob er sich gegen Sevilla oder Malaga wenden würde.

Die Guerilla von Don Francisco blieb, während Gomez auf Ecija marschirte, in der Gegend von Mencia stehen, theils um die verschiedenen feindlichen Corps zu beobachten, theils um das Versprechen zu erfüllen, welches der General an Christoval gegeben hatte, ihm zur Befreiung seines Weibes und Kindes behülflich zu seyn, weshalb auch dieser schon gar

nicht

nicht mit nach Cordova gezogen war, ſondern ſich nach Luque gewendet hatte. Eſtevan war jedoch aus alter Anhänglichkeit an die Señora den Karliſten dahin gefolgt.

12.

In Luque hatte ſich während der Zeit manches Sonderbare begeben. Gleich nach Chriſtovals Abmarſch war Don Enrique in Kenntniß geſetzt worden, daß die Karliſten die aufgehäuften Schätze ſeines Ohms gefunden und mit weggeführt hätten, und daß der alte Nicolas, wahrſcheinlich aus Furcht vor ihm, verſchwunden ſei. Dieſe Nachricht brachte den ſonſt ſo Leichtſinnigen aus aller Faſſung, dieſe Vergeltung hatte er vom Schickſal nicht erwartet. Er verwünſchte im erſten Augenblick des Unmuths, die Weiber hierher gebracht, und ſomit Chriſtoval bewogen zu haben, ihm zu folgen. Er ſchwur die bitterſte Rache, aber weder Schwur noch Rache, wenn er auch Gelegenheit gehabt hätte, ſich rächen zu können, brachten ihm die verlornen Schätze zurück, Seine ganze geträumte Zukunft war zerſtört.

die 10 Pachthöfe, auf welche in dieſer Zeit der Zerſtörung der vorſichtige Ohm ſich die Pachtgelder auf ſo lange Zeit als möglich vorſchießen laſſen, brachten nichts ein, die Pächter wollten nichts mehr vorſchießen, und ſo war ſein Reichthum, wenigſtens für den Augenblick, faſt zu nichts geworden. Anfangs nahm er ſich vor, durch harte Behandlung Juanita's und ihrer Mutter ſich an Chriſtoval zu rächen, aber bald fühlte er bei dem Anblick des Mädchens, daß dies ihm unmöglich ſei. Charakterlos wie er war, gab er ſich gewöhnlich dem Eindruck des Augenblicks ganz hin, und ſo änderte er ſein Betragen nicht und war feſter als je entſchloſſen, auf freundliche Weiſe ſich Juanita's Liebe zu gewinnen.

An dem Tage des Treffens bei Baena lockte der Kanonendonner Juanita nach dem kleinen Vorſprung des Felſens, der ſüdwärts lag, und von ſteilen Felswänden umgeben es unmöglich machte, von hier aus zu entkommen, weshalb Enrique ihr die Erlaubniß gegeben hatte, hier die friſche Luft genießen zu dürfen. Sie hatte einige Granatblüthen in ihrer Hand, und während ſie ängſtlich auf den fernen Donner des Geſchützes lauſchte, und an Vater, Bruder

und Geliebten dachte, zerpflückte sie die Blumen, und der Morgenwind trug sie in das von einem reißenden Strom durchfluthete Thal. — Da sah sie Flüchtige die jenseitigen Felsen herabkommen, sah, wie Karlisten sie verfolgten, eine Kugel einen der Unglücklichen traf — das Grausige der Schlacht trat lebendig vor sie, sie erbebte, Furcht ergriff sie, und schnell eilte sie nach dem Schlosse zurück. Doch auch hier trieb es sie nach der südlichen Seite desselben, wo man von einem Altan die Aussicht nach dieser Gegend genoß. Sie war noch nie in diesem Theile des Schlosses gewesen und fand sich überrascht, in einem halbverfallenen Saale, von wo aus der Altan über einen tiefen Abgrund wie ein Schwalbennest hing, noch so viele maurische Denkmale zu finden. Der Saal, den keine Thür mehr schloß, war zum Theil noch mit den schönsten Arabesken geziert, sechs leichte marmorne Säulen standen noch, die halb verfallene gemalte Decke zu tragen, und der Altan selbst hatte sich trotz Regen und Sturm unerschüttert erhalten. Sie betrachtete dies Alles nur flüchtig, denn eine unaussprechliche Angst ergriff sie bei dem Donner des Geschützes, den ein Südwind in hundertfachem Echo der Felsen

herüberführte. Sie gedachte, daß wahrscheinlich Geliebter, Vater und Bruder in diesem Augenblick dort dem Tode entgegenständen, und das fromme Mädchen faltete, auf den Altan getreten, die Hände und betete leise zu Gott und flehte zu dem Barmherzigen, die ihr so Theuren zu schützen, als sie plötzlich der leise Ruf: Juanita! in ihrer Andacht störte. Sie wandte sich, zusammenschreckend, und vor ihr stand in der ärmlichen Bekleidung eines Christinos ihr Pedro, der mit dem Ausruf: Mein geliebtes Mädchen! auf sie zueilend die Arme nach ihr ausstreckte. Bald ruhte sie an seiner Brust, kein Laut, kein Wort unterbrach diesen seligen Augenblick, ihre Wonne war stumm. Doch plötzlich entwand sie sich seiner Umarmung und raunte ihm leise zu: Um aller Heiligen willen laß uns vorsichtig seyn, Dein mir so theures Leben steht auf dem Spiel! Darum sage mir nur in der Kürze, denn die Zeit ist uns karg zugemessen, die wir beisammen bleiben können, sage mir, wie kommst Du hier auf dieses Schloß? Du bist doch der Sache der Religion und unsers Königs nicht untreu geworden?

Nein, bei St. Anton, nein! rief der Jüng-

ling, und Juanita's kleine Hand bedeckte seinen Mund. Leise, um Gottes willen leise! bat sie ihn. Er erzählte nun, wie es ihm aus Enrique's Briefe an dessen Braut klar geworden wäre, daß an keine Auswechselung zu denken sei, da habe er den Entschluß gefaßt, Alles für ihre Befreiung zu wagen. Gut mit Geld versehen, habe er und sein Diener sich als Deserteure zu dem Capitano bringen lassen, von diesem aufgenommen, wären sie, da man ihnen nicht ganz traute, hier auf das Schloß geschickt, wo es ihm auch schon gelungen sei, 6 Mann der Besatzung für sein Vorhaben zu gewinnen. Von dem Schloß bis in die Stadt wär' ein Leichtes mit ihnen zu kommen, denn 8 entschlossene Mann würden wohl Meister von 12 Schlafenden und einem alten böswilligen Sergeanten werden, aber wie mit ihnen aus der Stadt zu flüchten, wüßten sie noch nicht. Gott wird aber wohl den Seinen helfen! setzte er vertrauungsvoll hinzu.

Guter Pedro, Deine Liebe zu mir muß überschwenglich seyn, daß Du so Alles für mich wagst! sagte jetzt Juanita und warf sich an seine Brust. Vereint uns der Himmel, so soll

Schönheit, Deiner Unschuld, aber auch der Vergänglichkeit, die Alles Irdischen Erbtheil ist!“ — Ein lautes Jauchzen des Volkes begleitete die Worte des Mädchens und hallte noch immer, als Marie schon längst in ihrem kleinen Gemache im Hause der Frau von Travers saß, wo auch ihre Mutter jetzt wohnte.

Aber es hielt sie nicht lange in ihrem Zimmer, sie eilte ins Freie, eilte nach dem Garten, nach der Linde, wo sie zuletzt Konrad gesehen hatte. Die Rose in der Hand, stand sie unter ihren breiten Aesten und die Begebenheiten der vergangenen Tage gingen mahnend an ihr vorüber; wehmüthig blickte sie auf die Vergangenheit zurück und eine tiefe Rührung ergriff sie, als sie des Mannes gedachte, an dem ihr Herz so ganz gehangen, der ihr Alles auf Erden gewesen war und der sich auf so grausame Weise von ihr losgerissen hatte. Traurig blickte sie auf die Rose und lächelte schmerzvoll „Du bringst mir den verlornen Frieden nicht wieder, Du vergängliches Zeichen meiner Unschuld!“ sprach sie „Wenn ich Dich sehe, so dünkt mich, ich sehe die Blume meiner Liebe gebleicht und ich möchte bei Deinem Anblick weinen, statt mich zu erfreuen. In meinem Herzen sollst Du bis zum letzten Klopfen blühen, Blume der Unschuld, an meiner Brust wirst Du schnell verwelken, da findet das Leben den Tod!“

23.

Am andern Tage suchte sie um die Erlaubniß nach, den Alten von Furnatsch in seinem Gefängnisse sprechen

Dir Treue, soll Dir die heiligste Liebe dafür lohnen.

Das bin ich von Dir überzeugt, Juanita! sprach mit Feuer der junge Mann, und drückte sie herzinniglich an seine Brust, doch ein Geräusch, das sie draußen hörten, trennte sie schnell. Sagt mir doch, nahm die besonnene Juanita schnell das Wort, wo mag wohl das Gefecht seyn?

In der Gegend von Alcaudete oder Baena, erwiederte er und ging mit ihr dem Balkon zu. Doch bis dahin sollte er nicht kommen, denn die rauhe kreischende Stimme des alten Sergeanten hielt ihn zurück. Was machst Du hier, Pedro? fuhr er ihn an. Geh hinunter, wo Du hin gehörst, und falle der Señora nicht beschwerlich — Marsch!

Pedro mußte gehorchen, er wagte es nicht einmal, der Geliebten noch einen Blick zuzuwerfen, sie nicht, sich noch einmal nach ihm zu wenden. Der Augenblick des Wiedersehens war kurz gewesen, und die freudige Erinnerung, die er zurückließ, wurde bald durch bange Sorgen verdrängt, welche das arme Mädchen auch mit Recht quälten. Der Sergeant, der nie einem Deserteur traute, war ihm schon lange

nachgeschlichen und hatte ihn heute belauscht. Von dem Gespräch der beiden Liebenden war ihm nichts entgangen, und sobald er mit Pedro u die Wachtstube getreten war, ließ er ihn in in finsteres Kerkerloch werfen, er selbst eilte hinunter, seinem Capitano von dem Vorgefal-enen Bericht abzustatten.

Dieser, obgleich ihn eine thörigte Eifersucht rgriff, behielt doch Fassung und befahl dem Sergeanten, den Vorfall Jedermann zu ver-chweigen und Pedro in aller Stille am Abend ach der Stadt ins Gefängniß bringen zu las-n. Ihm war hauptsächlich daran gelegen, aß Bernardo, der keine Gelegenheit vorbei ließ, ber ihn zu spotten, nicht erführe, daß er selbst inen Nebenbuhler zu Juanita auf das Schloß eschickt habe. Dann begab er sich nach dem chlosse, trat mit verbissenem Ingrimm zu uanita, die wieder auf dem Balkon saß und en jetzt durch den Anblick einer Menge flüch-ger Christinos in ihren Gedanken an Pedro ge-ört wurde, und sagte ihr, einen durchdringenden mischen Blick auf sie werfend: Der Freche, r Euch durch seine Zudringlichkeit so eben stig gewesen ist, hat sogleich das Schloß ver-ssen müssen und ist in der Stadt einquartiert

worden. Das Mädchen, obgleich auf Alles vorbereitet, mochte doch bei dieſer Nachricht die Farbe gewechſelt haben, da ihr jetzt Pedro's Schickſal klar vor Augen ſtand, doch hatte ſie noch Gegenwart des Geiſtes genug, ihm zu erwiedern: Ich danke Euch für Eure Fürſorge, Señor! ihn aber auch zugleich auf die Flüchtigen aufmerkſam zu machen, die, von einigen karliſtiſchen Reitern verfolgt, ſich durch Schlucht und über Felſen nach Luque zu retten ſuchten.

Kaum hatte der Capitano dieſe erblickt, als er, Auf recht baldiges Wiederſehen, Juanita! ihr höhniſch zurufend, ſich ſchnell entfernte, um die nöthigen Anſtalten zu treffen, die Flüchtigen in der Stadt aufzunehmen. Die Thore wurden ihnen geöffnet, und an 150 fanden in Luque eine Zuflucht. Einige Flintenſchüſſe trieben die verfolgenden Karliſten zurück, und der Capitain war hoch erfreut, die Beſatzung um das Doppelte vermehrt zu ſehen, obgleich die Meiſten ohne Gewehre angekommen waren.

Eben beſichtigte er, ſtolz auf die Heeresmacht, die er nun unter ſeinem Befehl hatte, die Garniſon, als der alte Sergeant vom Schloſſe herab das Signal gab, daß ſich Karliſten, jedoch nur in kleiner Anzahl naheten.

Da ſchlug Don Bernardo dem Capitano vor, ihnen entgegen zu gehen, um ſie doch einigermaßen in Reſpect zu halten. Enrique ſtimmte ganz mit ihm überein, gab ihm aber den Befehl, mit hundert Mann und den wenigen ſich hierher geflüchteten Berittenen eine Recognoscirung vorzunehmen, ſich aber nicht zu weit zu wagen. Bernardo gehorchte, rückte aus, ſtieß auch gleich vor dem Thore bei dem kleinen Kreuze auf die Karliſten, die, nachdem ſie nuhlos ihre Gewehre losgeſchoſſen hatten, ſich eiligſt zurückzogen. Er rückte, jedoch nur mit aller Vorſicht, weiter vor, und erblickte nun von einem vorſpringenden Felſen ungefähr 30 Karliſten hinter einem von den Pachthöfen des Capitains poſtirt, die ſich, ſobald ſie ihn gewahr wurden, langſam bis an eine Felsſchlucht zurückzogen. In dem Pachthofe, wo Bernardo Halt machte, hatte man keinen Feind weiter, als dieſe 30 Mann geſehen. Da hier auf der einen Seite die Gegend offen, auf der andern aber durch ſteile unzugängliche Felſen geſichert war, ſo glaubte der Chriſtino weiter vorgehen und die Karliſten auf der Höhe angreifen zu können. Er rückte an, die Karliſten hielten Stand, und erſt nach mehrmaligem Feuer der

Christinos zogen sie sich, von ihrer wenigen Reiterei gedeckt, in Eile zurück und ließen einen Todten auf dem Platz, in dessen athemlose Brust, unter Singen der Tragalla, jeder Christino sein Bajonet stieß. Bernardo ließ sich verleiten, den Feind noch weiter zu verfolgen, dieser hielt aber nicht mehr Stand, behielt die Christinos zwar immer im Gesicht, vermied aber kluger Weise jedes Gefecht. Wohl eine halbe Legua weit hatte sich Don Bernardo auf dem Wege nach Mencia von Luque locken lassen, da schien es ihm doch zu gewagt, den ihn nur neckenden Haufen weiter zu verfolgen; er kehrte um. Die Karlisten sahen seinem Abmarsch ruhig zu, folgten nicht, und so kam er, den Todten im Triumph mit nach Luque schleppend, dort an und stattete einen spanischen Bericht, das heißt einen prahlenden, über seinen gefährlichen Zug ab, was natürlich durch ein Trinkgelag gefeiert werden mußte, denn die Karlisten hatten den Weg zu des Oheims Weinkeller noch nicht gefunden, wie den zu seinem Gelde.

Am andern Tage ließen sich die Karlisten nicht sehen, am dritten aber, eben wie Enrique mit seinen Offizieren beim Becher saß, und sie,

wie gewöhnlich, zechten, wurde vom Schloß aus der Anmarsch der Feinde wieder signalisirt, doch überzeugte sich der thätige Bernardo bald, daß es nur der nämliche Haufen sei, den er so glorreich in die Flucht geschlagen habe; man kümmerte sich daher nicht sehr darum und hielt es nicht der Mühe werth, gegen sie auszurücken, ließ jedoch zur Vorsorge die Thore untersuchen, ob sie auch gut verwahrt wären, verdoppelte die Wachen auf Thürmen und Mauern, und zechte unbekümmert fort. Plötzlich aber kam die Meldung, man sehe in der Nähe der Stadt Rauchwolken aufsteigen und die drei auf der Straße nach Mencia gelegenen Pachthöfe des Capitano ständen in Flammen. Diese Nachricht brachte endlich auch diesen in Harnisch, er versammelte die Besatzung, wählte 200 Mann aus, ließ einen Vierpfünder in der Eile mit Mauleseln bespannen und rückte, sein Eigenthum zu retten, selbst dem Feinde entgegen.

Der Hof, an dem ihn der Weg vorbeiführte, stand noch nicht in hellen Flammen, und deshalb ließ Enrique hier halten, rettete durch Anstrengung der Mannschaft was noch zu retten war, und erfuhr nun, daß die Kar-

liſten, die nämlichen, die geſtern da geweſen, nur ungefähr 30 Mann, worunter 6 Berittene, ſtark ſeien. Diesmal hatten ſie alles Vieh, Schafe, Rinder und Eſel, weggetrieben und dann die Gebäude angezündet. Als Enrique erfuhr, ſie könnten ſich noch nicht weit mit dem Vieh entfernt haben, ſetzte er ihnen mit der Reiterei nach, das Fußvolk und die Kanone ließ er folgen; doch ehe er ſie traf, fing er manches Stück Vieh wieder ein, das ſie vielleicht abſichtlich, um ihn aufzuhalten, hatten laufen laſſen. Endlich erblickte er ſie auf der nämlichen Höhe, von welcher ſie Bernardo, der diesmal in Luque zurückgeblieben war, vertrieben hatte, wagte jedoch nicht, ſie mit den wenigen Berittenen anzugreifen und wartete das Fußvolk ab. Als dieſes mit dem Geſchütz heran war, ließ er abprotzen und feuern, doch der Feind kümmerte ſich wenig um die Kugeln, die tief unter ihm von den Felſen abprallten, ohne ihm Schaden zu thun. Als aber Enrique indeſſen mit gefälltem Bajonet die Höhe hinaufrückte, flohen ſie in wilder Unordnung, trieben das Vieh nach einem nahen Olivenwald vor ſich her, ihre paar Reiter deckten ſo viel ſie konnten die Flucht, und als auch dieſe von

den Christinos zurückgeworfen wurden, hatten sie das Wäldchen erreicht, feuerten hinter den Bäumen versteckt und tödteten zwei feindliche Reiter.

Nur sein Vieh und seine brennenden Höfe, nicht die Gefahr vor Augen, war der Hauptmann die Höhe herabgestiegen, wo er jedoch das Geschütz mit einer kleinen Bedeckung zurückließ. Er stürzte nun wie ein Wahnsinniger in das Wäldchen hinein. Hier aber empfing ihn ein mörderisches Feuer, und als er endlich einsah, daß er sich unvorsichtig in die Gefahr begeben, wollte er sich zurückziehen, sah sich aber plötzlich von einem viermal stärkern Feinde umringt, der mit 50 Reitern ihm jede Aussicht auf Rettung benahm. Doch er, sich um die Andern nicht kümmernd, verließ sich auf sein gutes andalusisches Pferd, drückte ihm die Sporen tief in die Weichen, und während die Seinen durch das Gebirge zu entkommen suchten, sprengte er, von zwei feindlichen Reitern dicht hinter ihm verfolgt, die Höhe hinauf, wo eben die Kanone abfuhr. Aber zu seinem Unglück warf diese bei dem Umwenden in der Felsschlucht um, sein Roß stutzte, und während er das Widerspenstige antrieb über

das umgestürzte Geschütz zu setzen, fühlte er sich schon von hinten gepackt, und: Halt, Bube! donnerte schon die furchtbare Stimme Christovals, der ihn mit starker Faust vom Pferde riß, ihn zu Boden schleuderte und den ihm folgenden Jeronimo ihn zu binden befahl.

Ich hoffe, Ihr werdet mich doch als Cavallero, nicht wie einen Räuber behandeln? rief Enrique, dem in diesem Augenblick der Stolz noch Muth gab.

Bis ich mein Weib und mein Kind wieder habe, erwiederte Christoval, behandle ich Dich als einen ehrvergessenen Buben; sind diese wieder in meiner Gewalt, dann meinethalben als Don. Du stehst mir für ihn, Jeronimo! Dies sagend gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte den Fliehenden nach, die größtentheils ereilt, denen jedoch auf Christovals ausdrücklichen Befehl kein Leid zugefügt wurde.

Dieser rückte nun mit dem ganzen Corps des Don Francisco, der einer bei Baena erhaltenen leichten Wunde wegen, vielleicht auch um die Ausführung seines Unternehmens Christoval allein zu überlassen, zurückgeblieben war, vor Luque, das kaum 60 Christinos von den 200 Ausgezogenen wieder erreicht hatten, und

In deſſen Umgegend alle Höfe Enrique's jetzt in hellen Flammen ſtanden. Als dieſer von einer Höhe herab die Flammen erblickte, gerieth er in Wuth, ſchimpfte und tobte, und hätte ihn Jeronimo nicht vor Mißhandlungen geſchützt, man hätte ihm ſicher, ehe er noch Luque wiedergeſehen, mit Kolbenſtößen den Schädel eingeſchlagen. Von ſeinem Mißgeſchick niedergeſchmettert, von der höchſten Wuth bis zum Kleinmuth herabgeſtimmt, wurde er jetzt in ein kleines vom Feuer verſchontes Gebäude geführt und ſeiner Bande entledigt. Hier trat Chriſtoval bei ihm ein und redete ihn freundlicher an als vorhin. Señor! ſagte er ziemlich ruhig. Ich will mein Weib und mein Kind. Schickt den Befehl nach Luque, daß ſie mir ausgeliefert werden, und beim allmächtigen Gott und St. Chriſtoval ſchwöre ich Euch, Ihr kehrt in dem nämlichen Augenblick, in welchem ich die Meinen wieder habe, in die Stadt zurück. Wollt Ihr dies nicht, erhalte ich ſie nicht heute wieder, ſo ſchwöre ich einen eben ſo heiligen Eid, Ihr werdet vor die Thore der Stadt geführt und dort an dem erſten Baum, den ich finde, aufgeknüpft! Er ließ Papier, Dinte und Feder holen, und befahl

zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihr gestattet und sie trat mit klopfendem Herzen zu dem Alten.

„Daß Du zu mir kommen würdest, Marie, war ich gewiß," sagte er, ihr freundlich entgegen kommend „daß Du dem alten Manne nicht zürnst, wenn er auch wochenlang den Tod Dir mit seiner Sense gegenüber stehen ließ, konnte ich von Deinem Herzen erwarten und so ist es mir lieb, daß ich Dich noch einmal sehe. Setze Dich zu mir, denke wir wären in meiner moosbedeckten Hütte und Du brächtest mir Stärkung — Ja, Du bringst sie mir auch und ich bedarf ihrer hier mehr als ich sie dort bedurfte, denn der Weg zum luftigen Grabe ist doch schauerhafter, als ich glaubte."

„Wie hätte ich Euch ohne Trost lassen können?" nahm Marie das Wort „Wie hätte ich den Mann in seiner Todesstunde verlassen können, der auch in der meinen mich nicht verließ?"

„Berühre das nicht, Marie" fiel er ihr unwillig in die Rede „Du mahnst mich an eine böse Zeit in meinem Leben, an eine Zeit, wo ich nicht war, wie ich hätte sein sollen und das Leben mich umklammert hielt, als hätte es noch tausend Reize für mich. So wie Du gefangen genommen wurdest, hätte ich mich anklagen müssen und ich that es nicht! — Bald hoffte ich, Du würdest die Wahrheit sagen und die Richter Dich frei sprechen und als ich vernahm, wie standhaft Du seist, wie Du Konrad, den Du für den Mörder hieltest, retten wolltest; da flüsterte mir der Böse ein: Sie wünscht den Tod, das Leben ist ihr eine Last, es wäre grausam, ihrem Wunsche entgegen zu sein. Selbst als ich Dich zum Richtplatze gehen sah und

ihm, an seinen Leutnant den Befehl zu schreiben, daß er die Frauen sogleich ausliefere.

Enrique, der keine Hoffnung mehr genährt hatte, sein Leben zu retten, war nicht wenig erstaunt und erfreut, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Er setzte sich gleich und schrieb an Bernardo:

Theuerster Freund!

Ich bin gefangen. Zum Preis meines Lebens und meiner Freiheit verlangt Christoval weiter nichts, als sein Weib und sein Kind zurück. Gern gehe ich den Handel ein, denn mein Leben will ich einer eigensinnigen Dirne wegen nicht aufs Spiel setzen. Ich bitte Dich daher, theurer Freund, entlaß sogleich die Gefangenen, auch den Pedro, ihren Bräutigam, von dem Dir der alte Korporal das Nähere berichten kann, ihrer Haft und sende sie heraus, denn Christoval hat den fürchterlichsten Eid geschworen, wenn sie nicht heute in seinen Händen wären, mich aufknüpfen zu lassen, und solch ein Wort zu erfüllen scheint er mir stets bereit zu seyn. Lebe wohl! Mich gelüstet nach Deiner Umarmung und nach einer Flasche Xeres aus dem

Kel-

Keller meines Theims. — Gott beſchütze Dich noch viele Jahre!

Dein Freund in jeglicher Prüfung
Don Enrique de Espetta.

Dieſen Brief übergab er Chriſtoval, der ihn einer Art Lizentiaten, der ſeiner Bande gefolgt war, zum Durchleſen gab, denn er ſelbſt konnte nicht leſen, und als er ſeinen Inhalt kannte und daraus erfuhr, daß Pedro auch noch am Leben ſei, war er doppelt erfreut, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er nun bald die Seinen Alle an ſein Herz drücken könne. Er ſchickte nun einen der Seinigen mit der weißen Friedensfahne ab, das Schreiben nach dem nahen Luque zu bringen.

Enrique war heiter und guter Dinge, hoffte höchſtens in einer Stunde ſchon auf ſeinem großen Lehnſtuhl, die Flaſche mit Xeres vor ſich zu ſitzen, und dachte an weiter keine Gefahr. Doch hörte er ein paar Maulthiere in vollem Jagen in den noch rauchenden Hof hineinſprengen. Er blickte auf und ſah auf dem erſten ſein Bräutchen Mariquita mit fliegendem Haare einer Wahnſinnigen gleich heranſprengen, auf dem andern Bruder Eſtevan, der, den Hals

seines hinterdrein galoppirenden Thieres umfaßt und mit den Füßen sich an das Maulthier klammernd, aus voller Kehle schrie! Halt, Señora, um Gotteswillen halt, wir reiten ja der Hölle in den Rachen! Aber die Señora hörte nicht auf ihn, sprang bestäubt, triefend von ihrem Maulthier ab. Also hier ist der Elende? fragte sie den ihr entgegenkommenden Jeronimo, und als dieser es bejahte, stürzte sie in das Häuschen.

Den Bruder Estevan hoben jetzt einige Soldaten, die ihn seiner guten Laune wegen alle liebgewonnen hatten, von seinem Thiere und setzten ihn auf eine Steinbank. Einen Becher Wein, meine Kinder! rief er ganz athemlos. Mein letztes Stündlein schlägt! Schnell wurden mehrere Bocksbeutel geöffnet und Jeder wollte dem Verschmachteten einen Labetrunk reichen, aber sein Unglück wollte, daß er nicht nach dem besten griff, denn er zog, nachdem er einige Schlucke gethan hatte, gar grämliche Gesichter. Jeronimo! raunte er dem Nahestehenden zu. Bring' mir etwas Gutes, damit ich mir den furchtbaren Geschmack wegspülen kann, denn das war ein Trunk, die

ganze Hölle zu vergiften. — Während Jero-
nimo ging, den armen Bruder von ſeiner Höl-
lenqual zu erlöſen, ſchüttete dieſer ſein Herz
gegen die Umſtehenden aus. Ja, Ihr Kinder,
erzählte er, das war ein Höllenritt von Cor-
dova bis hierher! — Den erſten Tag ging es
bis Caſtro ganz gut, da ſaß die Señora ſo
ehrbar auf ihrem Thiere, wie die Santa Vir-
gen auf ihrer Flucht nach Aegypten, auch heute
bis Baena gings leidlich, und ein armer Klaus-
ner konnte doch mit Behaglichkeit folgen;
aber als ſie das alte Schloß von Luque über
die Felſen hervorragen ſah und unterwegs er-
fuhr, daß die Chriſtinos einen unglücklichen
Ausfall gemacht und der Commandant dabei
gefangen worden ſei, bekam ſie oder ihr Maul-
eſel plötzlich den Koller. Sie jagte, was das
arme Thier nur laufen konnte, ihr Diener
ſtürzte, ſie kümmerte ſich nicht darum, ich
ſchrie und bat, die Felſen hätten ſich erbarmen
mögen, ſie erbarmte ſich meiner nicht. Mein
Maulthier, Ihr kennt es ja aus der harten
Schlacht von Baena, ließ ſich nicht zurückhal-
ten, und trotz der ſchweren Laſt, die es trug,
flog es in geſtrecktem Galopp immer hinter
der Señora drein, und zehnmal wäre ich her-

untergestürzt, hätte ich mich nicht mit Händen und Füßen fest angeklammert. Seht! Ich triefe noch von Schweiß, ich bin noch ganz außer Athem, und nur Euch zur Liebe und zum Vergnügen strenge ich das letzte Bischen von meiner Lunge so an. — Ha, da seid Ihr ja wieder, Señor Jeronimo! wandte er sich zu diesem, Gottes Lohn! Er nahm die ihm gereichte Kürbisflasche, setzte sie an seine dicken Lippen und leerte sie auf einen Zug. — Des stärkt, das erquickt! sprach er, Jeronimo freundlich zunickend. — Ich wollte Euch, Ihr guten Leute, nicht gern Eures bischen Armuths berauben, drum wendete ich mich an diesen, von dem ich wußte, er hat genug! sagte er zu den Umstehenden, als diese murrten, daß er ihren Wein ausschlug. Wer arm ist wie ein Bruder Klausner, der weiß es zu schätzen, wenn die Armuth der Armuth giebt. Gott wird es Euch lohnen! — Aber, Ihr Freunde, wer von Euch sorgt wohl für mein armes Thier, dem ich doch, trotz seiner Wildheit, gern ein Futter Gerste gönnte, und wer kennt wohl einen stillen Ort, wo ich ein wenig schlummern und von meinen Strapazen ausruhen kann? — Es fand sich bald Gerste für sein Thier und ein stilles Plätzchen

auf dem Boden des Hauses mit etwas Maisstroh für ihn, und so war er befriedigt, bat aber, man möchte ihn ja wecken, wenn etwa abmarschirt würde.

Nicht so freundlich ging es in dem Zimmer her, wo Enrique und Mariquita beisammen waren. Wie eine Wüthende war sie hereingestürzt, hatte unter den bittersten Vorwürfen ihre hämische Freude geäußert, daß seine Pachthöfe in Brand gesteckt, sein Vieh weggetrieben, das Geld seines Oheims ihm geraubt worden sei. Dies ist die Rache des Himmels, rief sie triumphirend, weil Du mich so schändlich hintergangen, mir die Ruhe meines Lebens, jede geträumte Hoffnung geraubt hast! Aber noch bist Du nicht genug bestraft, noch ruhen nur die Blitze des Himmels, aber sie werden Dich sicher noch härter treffen! Enrique hatte zu alle dem geschwiegen, nur einmal hatte er in seinem Unmuth die Worte ausgestoßen: Schweig, Wahnsinnige! aber nichts konnte die Tiefgekränkte zum Schweigen bringen. Sie wollte eben wieder von Neuem beginnen, als Christoval eintrat und dem Gefangenen die Antwort seines Lieutenants brachte. Sie lautete:

Señor!

An dem Unglück, das Euch betroffen, seid Ihr allein Schuld. Wer heißt Euch wie ein Wahnsinniger hinter Euer Vieh laufen? Dies Benehmen ist keines Offiziers der Königin würdig; doch ich bin nicht Euer Richter und schweige. Nur das noch. Wisset, daß kein Mann der Besatzung Euch nach dem, was vorgefallen ist, würde als seinen Befehlshaber anerkennen, dazu habt Ihr im Gefecht Euch zu wenig um Eure Soldaten, zu viel um Euer Eigenthum bekümmert. Was die Gefangenen betrifft, so will ich gegen 6 Mann der alten Besatzung den Pedro auswechseln, das Mädchen aber gefällt mir so gut, wie es Euch gefallen hat, die bleibt bei mir, und hoffe ich, es klüger bei ihr anzufangen, als Ihr, der den Verliebten bei eines Schmugglers Tochter spielen wollte. Das Einzige, was ich für Euch thun kann, ist, Euch zu versprechen, wenn Christoval Wort halten und Euch aufknüpfen lassen sollte, Euch dann ein ehrliches Begräbniß in Luque zu gönnen. Bis dahin mag Gott Euch viele Jahre, doch nicht als unsern Be-

fehlshaber, besonders vor den Karlisten bewahren.

Bernardo de Almaveda.

Enrique übergab den Brief schweigend an Christoval, sein Inhalt war ihm zu überraschend, zu empörend, und er gedachte dabei an dessen Schwur.

Leset mir den Brief vor, Señora! sagte dieser, Mariquita den Brief gebend. Sie gehorchte, mochte beim Lesen an die kurze liebloſe Antwort denken, die sie von Enrique in Cordova erhalten hatte, denn Schadenfreude leuchtete aus ihren Augen. Ha, bei St. Christoval! rief der Karlist, und seine Schmarre ward purpurroth. Das ist ja ein Galgenstrick, Euer Freund. Wart' Bursche! Er ging einigemal in dem kleinen Stübchen auf und ab, dann blieb er vor dem Gefangenen stehen, sah ihn, der in höchster Abspannung, ganz niedergeschmettert ihm gegenüber stand, theilnehmend an und sagte: Euer Wille war' diesmal gut, die Schändlichkeit eines Freundes ist Euch nicht zur Last zu legen, Ihr dauert mich! — Fast wünscht' ich, ich hätte den Schwur nicht gethan, den ich halten muß. — Jeronimo! rief

er, das Fenster öffnend, hinaus. Wo ist Bruder Estevan?

Er schläft, Vater!

Weck' ihn, und dann suche sechs Verwundete von des Hauptmanns Compagnie aus und führe sie unter Bedeckung, die Benito führen soll, hierher!

Als Jeronimo den Bruder weckte, dauerte es lange, bis er zur Besinnung kam, auch stellte er sich sonderbar und widerspenstig an, da ihm Jeronimo befahl, hinunter zu dem Vater zu gehen. O, welch jammervolles Leben führt man doch bei Euch! rief der Bruder halb in Verzweiflung, keine Ruhe, nirgends Rast! — Auf einer tollen Mähre von Maulthier muß man wie ein Wahnsinniger hinter einer verliebten Dirne herjagen, dann zur Erquickung sauren Wein, zur Stärkung kaum ein Viertelstündchen Schlaf! —

Kommt, kommt nur! unterbrach ihn Jeronimo, ihn unsanft rüttelnd. Ihr wißt, Christoval wartet nicht gern lange. — Steht auf!

Unter Stöhnen und Brummen wälzte sich Estevan, bis er seinen Leichnam erhoben hatte, und gelangte endlich hinunter.

Ehrwürdiger Bruder! hob bei seinem Ein-

reten Christoval an. Ihr müßt sogleich mit
Gefangenen nach Luque, sie gegen Pedro,
einen Eidam, auszuwechseln. Seid vorsichtig,
bergebt sie, die unter Bedeckung vor dem
Thore von Luque Euch erwarten werden, nicht
her, bis Ihr Pedro in Sicherheit wißt. Dann
precht auch ein freundliches, ja kein drohendes
Wort mit Don Bernardo, dem jetzigen Com-
mandanten, wegen der Auslieferung der Mei-
igen, und gebt ihm zu verstehen, daß ich zu
inem guten Lösegeld mich werde bereit finden
assen. Richtet Euren Auftrag gut aus und
eid des Lohnes gewiß!

Der Bruder nickte ihm bejahend zu, wandte
ch aber sogleich zu dem Gefangenen; man
ah es ihm an, daß es ihm schwer geworden
ar, so lange an sich zu halten. Ei, sieh da,
erther Señor Capitano! Wie gefällt es Euch
er neben der Señora, Eurer geliebten Braut,
e Ihr mir vor einigen Tagen zum Rupfen
d Braten überließet?

Schweigt! fuhr ihn Christoval zürnend an.
en Unglücklichen muß man nicht verspotten.
eht, besorgt meinen Auftrag! Ein frömme-
Maulthier als das Eure steht bereit, und
verwegene Benito erwartet Euch schon mit

Du ſchon eine Verklärte, mehr dem Himmel anzugehören ſchieneſt als dieſer Erde, da wankte ich erbärmlicher Menſch und zweifelte, ob ich Dir die Himmelspforte ſchließen dürfe, und nur der Anblick des blitzenden Schwertes konnte mir den Muth geben, zu thun was Recht war."

„Ihr erkauftet mir ein freudeloſes Leben mit Euerm Tode!" ſagte ſie bewegt.

„Wohl möglich!" unterbrach er ſie heftig „Mich aber hab' ich vor einem ſchmachvollen Leben bewahrt, wo mich Dein Bild ewig verfolgt haben würde und jetzt, da es geſchehen iſt, geh' ich ja dem Tode freudig entgegen. — Was hab' ich noch hier? — Meine Rache iſt geſättigt. — Mein Sohn? — hat ſeinen Himmel zerſtört und ſelbſt meine Hütte haben ſie abgebrannt und für meinen edlen Herrn, für den ich lebte, zu ſterben, war ja mein einziger Wunſch! Und ſo iſt ja Alles erfüllt, was ich ſeit Jahren hoffte und wünſchte. Was will ich mehr? —"

„Du aber jammerſt mich! — Dich hatte Gott ſo lieblich geſchaffen, ſo reichlich mit Allem Guten ausgeſtattet; da hängſt Du Dich an meinen Sohn und der Friede Deines Herzens iſt hin, wenn Du ihn nicht vergeſſen, wenn Du nicht Liebe in Verachtung umwandeln kannſt. Denk' er ſei todt! Wende zur Hoffnung Dein Auge, ſie verläßt Keinen, und wiſſe, die Zeit lindert Alles; was in ihrem Schoos ruht, vermodert zu Staub!"

„Nein, nein!" ſagte Marie „Ich kann, ich will nicht vergeſſen! — Es iſt ein trübes Bild, was ich rückwärts ſchauend erblicke, aber doch ein liebes Bild — Es iſt das zerſtörte Paradies meiner Jugend, ich will es nicht laſſen."

den Gefangenen und der Bedeckung, beeilt Euch. Der Klausner warf noch einen hämischen Blick auf Enrique und ging.

Während der ganzen Zeit hatte Mariquita auf einer Bank gesessen, bald den Blick gedankenvoll niederschlagend, bald Enrique lange, und wie es schien, mit sehr abwechselnden Empfindungen betrachtend. Sie hatte, seit Christoval eingetreten war, außer daß sie ihm den Brief vorgelesen, noch kein Wort gesprochen. Jetzt erhob sie sich von ihrem Sitze. Señor! fragte sie den Karlistenanführer. Was für einen Eid habt Ihr geschworen, der Euch leid thut und den Ihr dennoch halten zu müssen glaubt?

Daß, wenn ich nicht Weib und Kind noch heute Abend in meine Gewalt bekomme, ich den Señor vor dem Thore von Luque aufknüpfen lassen würde.

So! sagte Mariquita, und hohe Röthe umzog ihre bleichen Wangen; sie setzte sich ruhig wieder auf die Bank, die sie eben verlassen hatte, und verfiel von Neuem in Gedanken.

Christoval schüttelte, ihr scheinbar unweibliches Betragen mißbilligend, den Kopf, trat dann zu dem Capitain, und als ob er ihn über der Señora hartes Benehmen trösten wollte,

ſagte er: Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, verliert den Muth nicht, Señor!

Was könnt' ich noch von einem Freunde erwarten, wie der Falſche iſt, der, um meinen Poſten zu erhalten, ſo lieblos an mir handelt? erwiederte Enrique, von Chriſtovals Theilnahme gerührt. Ich habe, als ich arm war, das Letzte mit ihm getheilt, als ich mich reich dünkte, hat er mit mir geſchwelgt, und jetzt — O Undank, Undank! — Ein ſtrenger Blick Chriſtovals auf Mariquita, die mit geſenktem Haupte immer noch faſt regungslos auf ihrer Bank ſaß, ließ ihn ſchweigen und ſein Unrecht gegen das Mädchen fühlen. Mit Geld, fuhr er fort, richtet Ihr bei dem Stolzen nichts aus, ſo arm er iſt, ſo ſtolz iſt er. Enrique irrte.

In dieſem Augenblick erhob ſich Mariquita von ihrem Sitze und ſank langſam vor Chriſtoval auf die Knie nieder. Señor! bat ſie. Wenn auch nicht Liebe, ſo zwingt mich doch Mitleid, Euch fußfällig zu bitten, ſchenkt dem Manne dort Freiheit und Leben!

Steht doch auf, Señora! ſagte Chriſtoval ganz verlegen. Nur vor Gott beugt Eure Knie, nicht vor einem ſündigen Menſchen, wie

ich bin. Er hob sie auf, Mariquita fuhr fort: Werther Señor, auch ich that den fürchterlichsten Schwur, mich zu rächen, ich jagte in dieser Absicht so schnell hierher, um zu meinem finstern Entschluß nicht zu spät zu kommen. Er hat mein Innerstes tief, unbeschreiblich tief gekränkt, Eurer Tochter wegen, die ihn schnöde abwies, mich, die ihn so unaussprechlich liebte, verlassen, mich öffentlich verspottet und dem Gelächter seiner Kameraden preisgegeben. — O das thut wehe, Señor! — Und doch kann ich meinen Schwur nicht halten, ich kann mich an dem Unglücklichen nicht rächen und vertraue Gott, er wird mein in Leidenschaft gesprochenes Wort nicht beachten und mir verzeihen. Schenkt ihm das Leben! Ich will Euch ein neues Haus bauen lassen, größer, schöner, als das Eure war.

Können alle Schätze der Erde mir das Haus wieder geben, wo ich meine Kindheit froh verlebte, wo ich meinem Vater, meiner alten Mutter die Augen zudrückte, wo mir Sohn und Tochter geboren ward? — Es liegt in Trümmern! sagte Christoval, und seine Stirne furchte sich.

Das kann ich freilich nicht! fuhr Mariquita

ängstlich fort. Ich will es Euch auch mit dem schönsten Hausrath schmücken, — will

Mein Weib, mein Kind will ich, und weiter verlange ich nichts. Noch ist es nicht Mitternacht, bis dahin kann viel geschehen. Beruhigt Euch und laßt mich mit dem Capitano einen Augenblick allein.

Dieser stand beschämt und tief ergriffen am Fenster und sah Mariquita nicht ohne Bewegung nach. Er mochte es schmerzlich fühlen, daß er die unaussprechliche Liebe des Mädchens so sehr gekränkt habe, und hörte erst auf Christoval, als dieser ihn schon mehrere Male: Capitano! angeredet hatte. Capitano! Ich will eine Gewissensfrage an Euch thun — beantwortet sie aber der Wahrheit gemäß. Seid Ihr so recht aus Ueberzeugung ein Anhänger der Königin Christine?

Was soll diese sonderbare Frage und in diesem Augenblick? sagte Enrique statt Antwort.

Glaubt ja nicht, daß ich Euch für die Sache meines Königs werben will, fuhr Christoval fort, und gewiß wider Willen drückte sich doch ein gewisser Hohn bei diesen Worten auf seinem Gesichte aus, ich habe einen andern Grund.

Wenn das ist, so will ich Euch offen gestehen, erwiederte Enrique. Ich diente der Königin des Soldes und ward Soldat der Uniform wegen, nicht aus Neigung.

So, das wäre gut! Da könnte man Euch wohl einen Vorschlag machen, der Euch das Leben retten könnte. Wünscht Ihr Euch an Eurem falschen Freund zu rächen?

Nächst mein Leben zu retten, ist dies mein heißester Wunsch.

So ,sagt mir, hat die Stadt, von dem Schlosse spreche ich nicht, keinen schwachen Punkt, vielleicht ein Stück eingefallene Mauer oder einen alten verfallenen Thurm, den man ersteigen könnte? fragte Christoval. Ihr wißt, auf der andern Seite ist sie unzugänglich, und da kenne ich sie nicht, und von hier aus sieht man auch nicht viel —

Wie könnt Ihr mir zumuthen — fiel ihm der Capitano stolz in die Rede.

Keine Komödie, werther Señor, nahm Christoval schnell das Wort. Wer Soldat blos des Rockes wegen ist und seinem Herrn blos des Soldes wegen anhängt, dem kann man schon so etwas zumuthen, besonders wenn ihm das Messer an der Kehle steht und die Rache

spornt. Glaubt Ihr, daß ich für meinen
nig Luque gewinnen will, da irrt Ihr.
enn Gomez diese Gegend verläßt, würde ich
ger Weise die Bergfeste auch verlassen und
ie Lust haben, mich ohne Aussicht Entsatzes
t aushungern zu lassen, so thörigt ist Chri-
val nicht. Weib und Kind will er haben,
ter nichts!

Enrique blieb noch einige Zeit unschlüssig,
r Christoval suchte sein Rachegefühl immer
r und mehr zu reizen. Er schilderte ihm,
hoch Bernardo jetzt über ihm stehe, wie
er triumphiren würde, wenn er ihn am
ern Morgen vor Luque hängen sähe, und
h ein elendes Loch er dem Todten zur Ru-
tte in einem einsamen Winkel des Kirch-
würde graben lassen. Dieser Spott wirkte
ch und Enrique that noch mehr, er ent-
e ihm, daß eine Stelle auf der andern
e der Stadt, die dort von schroffen Felsen
ben sei, selbst mit eben nicht hohen Lei-
erstiegen werden könne, und da man es
für unmöglich halte, zu diesem Punkt zu
gen, so habe man es bisher für überflüs-
ehalten, die Mauer ausbessern zu lassen.
nne aber einen zwar schwer zu passiren-

den und gefährlichen Fußpfad, der hinter einem hohen Felsrücken einem tiefen Abgrund vorbei nach der andern Seite der Stadt führe, den man selbst vom Schloß aus nicht beobachten und ihn deshalb am Tage passiren könne; dahin solle er einige hundert Mann rücken lassen, die auf einem gewissen Punkte verborgen die Dunkelheit erwarten müßten. Er selbst erbot sich, sie bis an die Mauer zu führen, die von dieser Seite ganz von Vertheidigern entblößt sei; nur bat er, ihn nicht zu zwingen, Theil an irgend einem Gefecht gegen die Seinen nehmen zu müssen.

Christoval nahm sein Erbieten an und ging die Bedingung gern ein, dann verließ er ihn und ordnete so schnell als möglich das Nöthige zur Ueberrumpelung der Stadt.

13.

Während dies in dem kleinen Häuschen des Pachthofes vorgefallen war, sah sich diesmal Bruder Estevan, trotz seiner weißen Fahne, die er hoch wehen ließ, genöthigt, lange vor dem Thore zu warten, bis eine kleine Pforte

ſich aufthat, durch die er kaum gehen und ſein Maulthier an der Hand hereinführen konnte. Don Bernardo ſchien vorſichtiger zu ſeyn als Enrique, denn nur auf ſeinen Befehl war die Pforte geöffnet worden. Eſtevan wurde ſogleich nach Don Bernardo's Wohnung geführt, fand dieſen jedoch nicht zu Hauſe und erfuhr, er halte über die 500 Mann ſtarke Garniſon Muſterung.

Der Bruder lächelte bei dieſer Kunde, er wußte genau, daß die Beſatzung kaum ein Dritttheil ſo ſtark war, äußerte ſich jedoch nicht, und als der Diener ihn allein gelaſſen hatte, beſah er ſich, wie er immer aus Vorſicht es zu thun pflegte, die Wohnung. Sie war dicht an der hohen ſtarken Mauer unfern des Thores gelegen, doch lag das Haus ſo hoch, daß ſie die freie Ausſicht nach der Straße hatte, auf welcher die Karliſten ſtanden. Mit einem dort aufgeſtellten Fernrohr konnte man faſt Alles erkennen, was in dem Pachthofe vorging, den Lagerplatz jedoch verbarg ein vorſpringender Felſen. Die Thür des Zimmers, zu der er hereingekommen, war von Innen und Außen zu verſchließen, und eine zweite führte nach dem Schlafgemach, wo ein großes faſt vier-

eckiges Bette stand, wie man in Spanien fast überall findet. Kaum war er wieder in das Zimmer getreten, als auch Don Bernardo mit einigen Offizieren ankam.

Was führt Euch hierher, lustiger Bruder, immer noch bei den Karlisten? redete ihn Bernardo an.

Leider, Herr, und wie ich unter Angst und Noth wieder zu ihnen kam, ist eine gar lustige Geschichte, doch davon ein ander Mal! Jetzt bringe ich Euch 6 Mann der Euren, um sie gegen Pedro auszuwechseln, sie stehen vor dem Thore und erwarten ihr Schicksal. Sobald Pedro in Freiheit ist, könnt Ihr sie in Empfang nehmen.

Bernardo sah zum Fenster hinaus. Was bedeutet das? fragte er anfangs unmuthig. Lauter Verwundete, was nützen mir diese?

Christoval meinte, er hätte die Besten ausgesucht, erwiederte Estevan mit kaum verhaltenem Lächeln. Erstlich wären ihre Wunden ein Beweis, daß sie nicht gar zu früh davon gelaufen seien und sich gewehrt hätten. Dann haben die lockern Zeisige, die Karlisten, keinen einzigen Wundarzt, kein Pflaster und nichts in der Hand, sie zu verbinden, und da erfor-

dert es wohl die Menschlichkeit, sie der Pflege der Ihrigen zu übergeben.

Gut, gut! sagte Bernardo. Ich kenne sie, es sind brave Leute und mir schon Recht. Hierauf sagte er einem der Offiziere etwas leise, rief den Diener und ließ Wein bringen. Sagt Don Enrique, wandte er sich dann zu dem Bruder, daß uns auch während seiner Abwesenheit der Wein des Oheims gut munde, sagt ihm das und trinkt! Er schenkte ihm ein, und nachdem schon mancher Becher hinuntergestürzt war, stieß Estevan mit Bernardo an und brüllte mit lauter Stimme: Auf das Wohl und ein langes Leben des neuen Commandanten, von Luque! Aber lauter als den brüllenden Estevan vernahm man bei dem Thore ein furchtbares Geschrei. Dem Bruder schien die Stimme bekannt, er sprang auf und eilte nach dem Fenster.

Kümmert Euch nicht um das, was da draußen vorgeht! sagte Bernardo. Es wird die Alte seyn, die nicht zu ihrem Manne will, der sie vielleicht oft mißhandeln mag. Ihr könnt daraus auf meine Großmuth schließen, ich schicke sie dem Schmuggler als Zugabe umsonst.

Und Estevan sah, wie man die arme Mar-

„Ja!“ brummte er dumpf vor sich hin „Alles vermodert nicht im Schooße der Zeit, die Erinnerung bläst das verlöschende Fünkchen wieder an und der Schmerz brennt von Neuem. — Aber Du pflegst einen Wurm, der Dein Herz zernagen wird und Du thust Unrecht.“ unterbrach sie der Alte „Er verdient nicht, daß Du an ihn denkst.“ — Sie erwiederte nichts und schwieg.

„Vater!“ brach sie endlich das Schweigen „Wißt Ihr nicht wo Konrad weilt? Ist er außer Gefahr?“

„Er ist, wie ich schon vor Gericht sagte, in den Niederlanden; vergiß ihn!“

„Ich habe ihm Treue geschworen bis ins Grab“ sagte sie wehmüthig „Auch fern, auch getrennt von ihm und seinem Herzen will ich meinen Schwur nicht brechen!“

„Auch da er das Schwert hob, Dich — doch ich will das Furchtbare nicht aussprechen.“

„Auch da noch!“ erwiederte sie fest „Weiß ich doch, daß er den Mord nicht verübte und so ist er doch rein von einer Schuld.“

„Unglückliche!“ rief der Alte und schloß sie mit Heftigkeit in seine Arme „Du warst eines bessern Looses würdig! — Aber jetzt — geh Marie, Du stimmst mich weich und das taugt nicht für mich. — Leb wohl! — Kehre nicht zu mir zurück, Dein Anblick weckt meine Schuld und drückt mich zu Boden. Leb wohl, ist Gott barmherzig, so sehen wir uns dort wieder und ich darf eingehen in die Wohnung, die Dir längst bereitet war.“ Er küßte ihre Stirne, drückte sie an sein Herz. — Sie sah ihn nicht mehr!

Einige Wochen darauf ward er zum Richtplatze geführt; muthig bestieg er den Rabenstein. „Ich komme,

garita mit Gewalt zum Thore hinaustrug, sie dort auf die Erde legte und schnell die Pforte hinter ihr schloß. Pedro, der schon ausgewechselt war und sich eben mit Benito entfernen wollte, kehrte schnell um, hob die Mutter auf, suchte sie zu trösten und führte sie dann den steilen Felsweg hinab.

Den Klausner empörte diese Mißhandlung, doch hütete er sich wohl, sich deshalb zu äußern, nahm Don Bernardo bei Seite und sagte ihm: Auch läßt Euch Christoval für seine Tochter ein gutes Lösegeld bieten, verlangt nur! Ich hoffe, Ihr werdet Euch billig finden lassen, da Ihr die Mutter umsonst freigegeben habt.

Ein verteufelter Unterschied zwischen Mutter und Tochter! erwiederte Bernardo hell auflachend. Doch Dein Vorschlag, Bruder Klausner, läßt sich anhören; komm nur mit einem gefüllten Seckel wieder und wir wollen sehen. —

Ich werde! versicherte Estevan, den Christino durchschauend. Erlaubt aber, daß ich mich nun entferne, damit ich noch heute mit dem Gelde zurückkehren kann.

Thu' das! erwiederte Bernardo schmunzelnd, schenkte ihm nochmals ein und entließ ihn. —

Der ſonſt ſo liſtige Fuchs geht in die Falle, ſagte er hell auflachend zu ſeinen Kameraden, hätte ich ihn doch für klüger gehalten. Das Mädchen iſt allerliebſt, und nun noch Löſegeld obendrein, wie kann man Beſſeres wünſchen?

Als Eſtevan im Pachthofe von ſeinem geduldigen Maulthier wieder abgeſtiegen war und in die kleine Stube trat, ſaß Chriſtoval auf der Bank, ſein Weib neben ihm, Jeronimo und Pedro knieten zu ihren Füßen, während Enrique und Mariquita von einander entfernt an den Fenſtern ſtanden und wahrſcheinlich nur an ſich dachten.

Seht, ehrwürdiger Bruder! redete Chriſtoval den Eintretenden an, und ſein Geſicht drückte Schmerz und Freude in ſonderbarem Gemiſch aus. Nun habe ich ſie Alle wieder um mich, nur die Eine fehlt.

Ohne Gewalt erlöſeſt Du die Arme nicht, nahm die Mutter das Wort. Jener dort, auf Enrique zeigend, hat uns mild und beſonders zuletzt mit Schonung behandelt, der aber jetzt in Luque befiehlt, iſt ein trotziger kecker Burſche, der ſich heute ſchon ganz arg gezeigt hat. Ehe es Nacht wird, muß Luque in Deiner Gewalt ſeyn, oder Juanita iſt verloren.

Ja, Vater, rief Pedro, ſendet mich zum Sturm! Mich befeuert die Liebe, Juanita's Bild vor Augen vollbringe ich das Unmögliche.

Was bringt Ihr uns für Nachrichten, wahrſcheinlich ſchlechte? fragte Chriſtoval, ohne Pedro zu antworten, den Klausner, der mit den Achſeln zuckte und ein trauriges Geſicht dabei ſchnitt. Berichtet uns!

Der Klausner ſagte dieſes Mal die Wahrheit, ſetzte kein Jota hinzu, und al er auf das Löſegeld kam, glühte Chriſtoval vor Freude. Bietet ihm 100, 200 Unzen, ſo viel Ihr wollt! rief er.

Hilft alles nichts! Das Geld, was ich bringe, nehmen ſie mir ab und geben Eurer Tochter doch die Freiheit nicht. Wollt Ihr einen Verſuch machen, ſo wagt 10 Unzen daran, gebt ſie mir mit und ſchickt mich gleich wieder hinauf, aber ich ſage es Euch vorher, ſie ſind weggeworfen. —

Der Meinung bin auch ich! ſagte Enrique, den Klausner unterbrechend. Pedro warf einen zornigen Blick nach dem Chriſtino, ſchwieg aber aus Achtung für Chriſtoval.

Ihr habt heute ein Unternehmen vor, wie ich eben höre; theilt es mir mit, fuhr Eſtevan

fort. Ich könnte vielleicht mit Rath und That Euch zu deſſen Gelingen behilflich ſeyn.

Chriſtoval faßte ihn ſcharf ins Auge und ſchien ſich zu bedenken, ob er der Redlichkeit des Klausners, den er noch ein Mal nach Luque ſchicken ſollte, das Geheimniß vertrauen könne.

Señor Chriſtoval! begann dieſer ſchnell. Ihr traut mir nicht! — Wohlan, das thut nichts zur Sache! Schickt mich nur hin; ich will keinen Tropfen Wein mehr trinken, wenn ſie nicht Alle, ſo viel ihrer bei Don Bernardo ſich einſtellen werden, noch vor Abend ſo berauſcht ſind, daß ſie von ihren Sinnen nichts mehr wiſſen. Fehlt das Haupt oder iſt es benebelt, ſo ſtehen die Glieder nicht feſt.

Hier ſind 10 Unzen, ſagte Chriſtoval, ſeinen Seckel ziehend, beſteigt Euer Maulthier und reitet ſogleich nach Luque, handelt dort dankbar an mir, ich werde es auch gegen Euch ſeyn.

Schon hatte ſich der Klausner entfernt, als er ſchnell wieder eintrat. Ich hätte bald vergeſſen Euch zu warnen, Don Bernardo kann durch ein Fernrohr aus ſeiner Stube Alles

sehen und erkennen, was hier vorgeht, richtet Euch darnach!

Ein listiger Pfaff! meinte Pedro. Gebe nur Gott, daß er reinen Mund hält und nicht im Weinrausch ausplaudert, daß der Angriff noch heute Abend geschehen soll.

Das würde den Hunden, den Christinos, nicht viel helfen, meinte Christoval. Aber jetzt hör' auf meine Worte! Du gehst jetzt gleich mit 500 Mann, wobei alle Mannschaft unserer alten Guerilla seyn muß, wohin Dich Don Enrique führen wird —

Bei hellem Tage und von ihm geführt? fragte Pedro.

Du weißt, ich liebe die Unterbrechung nicht, deshalb schweig' und höre. Jeronimo wird Dir 10 Leitern übergeben und sattsame Stricke, im Nothfall, daß die Leitern nicht lang genug wären, sie zusammenzubinden; mehr kann ich Dir nicht geben, denn ich habe nur noch 2 und die brauche ich selbst. Es ist ein beschwerlicher, gefährlicher Weg, den Du zurückzulegen hast, deshalb schicke ich Dich am Tage. — Sollte einer oder der andere von den Unsern verunglücken und in den Abgrund stürzen, so denke, eine Kugel habe ihn getroffen, küm-

mere Dich nicht weiter um ihn und halte Dich nicht bei ihm auf. So wie der Abendstern hervorbricht, rück' aus Deinem Versteck hervor, wohin Dich der Capitano wird gebracht haben, und folge ihm dann. Halte Dich dort ruhig und so viel als möglich versteckt, bis Du den ersten Kanonenschuß hörst, dann stürme und laß das Siegsgeschrei ertönen, damit ich weiß, daß Du eingedrungen bist.

Vater! bat Pedro bescheiden. Darf ich wohl jetzt eine Bemerkung machen?

Ich erlaube es Dir.

Wozu das voreilige Siegsgeschrei? Bin ich mit 300 Mann in der Stadt, bedarf ich weiter keiner Hülfe. Laßt mich vielmehr ganz still, aber eilig nach dem Thore ziehen, das hinauf nach dem Schlosse führt, und dieses mit 200 Mann besetzen, die übrigen 300 sind hinreichend, die Besatzung zu überwältigen. Nach diesem Thore werden die Flüchtigen sich gewiß wenden, gelangt Bernardo nach dem Schlosse, so würden wir es schwerlich in unsere Gewalt bekommen, denn jenes Nest ist nicht anders als durch Hunger zu nehmen.

So hungern wir es aus, sagte Christoval, und seine Schmarre röthete sich.

Und Juanita? Soll auch sie da oben verschmachten?

Du hast Recht, handle wie Du sagtest! erwiederte Christoval und klopfte Pedro traulich auf die Schulter. Und nun, Don Enrique! wandte er sich zu diesem. Verzeiht, wenn ich Pedro den Befehl gebe, Euch streng zu bewachen und alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Ihr handelt nur, wie Euch die Klugheit gebietet, erwiederte Enrique. Er verleugnete sich nun gegen Mariquita, die bleich wie der Tod vor ihm stand und, ohne nur ein Wort zu sagen oder einen Blick auf ihn zu werfen, für seine Verbeugung mit einem leisen Kopfnicken dankte.

Ziehe hin, mein Sohn, sprach jetzt die Mutter. Gott mit Dir! Rette mein Kind, rette Deine Verlobte und setze Dein Leben freudig dran!

Ihr seht mich glücklich oder nie wieder, erwiederte der junge Mann, stürzte zur Thür hinaus und winkte Enrique, ihm zu folgen.

Du, Jeronimo, nahm jetzt der Vater das Wort, laß die Räder der erbeuteten Kanone mit Stroh bewickeln, suche zu ihrer Bespannung die vier ruhigsten Maulthiere aus und

300 Mann zu ihrer Bedeckung; halte Alles in Bereitschaft, daß, wenn ich es befehle, wir in aller Stille vor Luque rücken können. Nun geh! Und als Jeronimo sich entfernt hatte, verließ auch Mariquita das Zimmer; sie mochte wohl fühlen, daß die beiden so lange Getrennten allein zu seyn wünschten.

14.

Estevan brauchte dieses Mal nicht so lange an der Pforte von Luque zu warten, sie wurde ihm gleich geöffnet und er zu dem Commandanten geführt.

Nun, trägst Du schwer, lustiger Kumpan, und kömmst Du mit gefülltem Seckel? rief ihm Don Bernardo entgegen.

I nun, wie Ihr es nehmen wollt, Señor! erwiederte der Klausner. Ich bringe Euch viel, ich bringe Euch wenig, 100 Unzen darf ich euch versprechen.

Versprechen, versprechen, was hilft mir das? rief der Christino verdrießlich. Das versprochene Geld ist stumm, aber das in der Hand blinkende ist gar beredt und lacht.

Ja, Señor, es lacht den aus, der es thörigter Weise hingiebt. Bedenkt! Hier Jungfer Juanita, dort die 100 Unzen, ein gar schönes Sümmchen, der Handel ist geschlossen, das Geld nebst einem: Gott lohns! in Eurer Hand, das Mädchen wieder dem Vater, und so ist Alles ins Gleiche gebracht.

Du kommst also mit leeren Händen? fragte Bernardo.

Mit so ganz leeren Händen nicht. Gebt Ihr den Handschlag, versprecht Ihr mir auf das Wort eines Caballero, das Mädchen für 100 Unzen auszuliefern, so zahle ich Euch ein kleines Draufgeld, das auch wohl späterhin von den 100 Unzen nicht abgezogen zu werden braucht.

Und wie viel beträgt es?

Neun Unzen, Señor! — Die zehnte hatte der vorsichtige Bruder schon für sein Botenlohn vorausgenommen.

Solche Lumperei! rief der Lieutenant und schien beleidigt, aber sein Stolz mußte doch nicht so groß seyn, wie Enrique behauptet hatte, und diese 9 Unzen mußten doch Werth für ihn haben, denn er sagte gleich hinterdrein: Nur her damit!

Nicht eher, bis Ihr mir Euer Wort gebt! Giebst Du es nicht gutwillig, Schmeerbauch, so nehmen wir Dir es mit Gewalt ab, und dann wehe Dir! — Also kein Zaudern!

Wenn es denn seyn muß, so werd' ich wohl der Gewalt weichen müssen? auch gönn' ich es Euch lieber, als dem alten schmugglerischen Spitzbuben. Er nahm das Beutelchen aus seiner Kutte, Bernardo schüttete das Geld auf den Tisch und zählte es, es waren 10 Unzen. — Lügner! sagte er, es sind ja 10 statt 9, wie Du sagtest?

O ich — Doch der arme Bruder hielt inne, um sich nicht zu verrathen, und zählte mit gierigem Blick das Gold, es waren wirklich 10 Unzen. Er mußte in der Eile, mit der er weggeritten war, die herausgenommene wieder hineingesteckt haben, und so was vergab er sich nicht leicht. Bernardo steckte das Geld wieder in den Beutel. Wir theilen, Kameraden! sagte er zu den Offizieren und warf den schmutzigen auf einen nebenstehenden Tisch. Vielleicht fischen wir auf diese Weise noch mehr, wenn der Alte da uns behilflich und ferner der Unterhändler mit dem Schmuggler seyn will.

Herr!“ sprach er feierlich „Nimm mich auf in Deine himmlische Wohnung, ich habe Dir treu gedient bis zu meinem Tode!“ Keine Klage entschlüpfte ihm, standhaft duldete er den schmählichen, schmerzvollen Tod. — Wie auf dem Felsen des Albula schwebten Geier und Raben über den treuen Diener seines Herrn; er wurde ihre Beute. —

24.

Noch ehe die Hinrichtung vollzogen wurde, hatte Frau von Travers Chur verlassen und ihr väterliches Schloß Rietberg zu ihrem künftigen Wohnsitze gewählt. Marie und ihre Mutter begleiteten sie dahin und lebten dort ein stilles, freudeloses Leben. Am Tage der Hinrichtung des Alten setzte sich Marie auf die Bank am Eingange des Schlosses, sah nach Chur hinüber und betete für die Seele des Unglücklichen. Aber fortan, obgleich in ihr Schicksal ergeben, welkte ihr Herz wie ihre Wange dahin; aber wenn auch ihre Jugendfrische bleichte, ihr Körper siech und ihr Herz für keinen frohen Eindruck mehr empfänglich war, blieb doch der Tod, dem einmal sein Opfer entrissen war, tückisch ihr fern; sie mußte ihre Mutter ins Grab legen und ihre Sehnsucht nach dem Jenseits blieb ungestillt, ihr Grab blieb verschlossen.

So vergingen Jahre, und immer sieh die Ruhe des Herz der Dulderin. Ihre Jugend war ihr freudelos verschwunden und das reifere Alter schwächte die Erinnerung nicht, sie lebte immer nur in jener unglücksvollen Zeit.

Nein, Señor, nicht um alle Schätze der alten und neuen Welt thue ich das! erwiederte dieser schnell. Schon daß ich mir habe dies Geld abnehmen lassen, brächte mich sicher an den ersten besten Baum, wenn ich so thörigt wäre zurückzukehren. Ueberdies läßt sich Christoval nicht zum zweiten Male fangen. Ich muß Euch daher bitten, mir bis morgen früh zu gestatten, hier zu bleiben, denn morgen ziehen, so viel ich hörte, die Karlisten ab, und ich möchte nicht gern noch einmal in ihre Hände fallen.

Nun so bleibt hier, erzählt uns einen lustigen Schwank und seid guten Muthes, in Luque fallt Ihr nicht in ihre Hände, sagte Don Bernardo.

Señor! Ihr verlangt, ich soll Euch durch lustige Schwänke die Zeit vertreiben, nahm der Klausner das Wort, gern will ich es thun, aber beim Erzählen muß die Kehle oft angefeuchtet werden.

Don Bernardo befahl Wein zu bringen, und bis daß er kam, sah er durch das Fernrohr und sagte: Ihr habt Recht, Klausner, sie bereiten sich zum Abzuge, Alles, was ich sehe, deutet darauf hin. Dann setzte er sich

nieder, ſchenkte die Becher voll und trank auf das lange Leben des Don Enrique de Espetta, des freigebigen Spenders des Weines.

Da trink' ich nicht mit, entgegnete der Klausner, denn ich weiß gewiß, ſein Leben wird nur kurz ſeyn. Morgen früh ſeht Ihr ihn an dem Feigenbaume unten am Wege hängen.

Ihr verſprachet ja heute früh uns zu erzählen, wie Ihr wieder in die Hände der Karliſten gekommen ſeid, bemerkte einer der Offiziere, der wahrſcheinlich ein Freund Enrique's war und dem Geſpräch eine andere Wendung geben wollte.

Gern, recht gern! erwiederte Eſtevan. Aber durch das Hin- und Hergehen nach Luque bin ich wahrlich um mein Mittagsmahl gekommen. Gebt mir erſt einen guten Biſſen zum Trunk, dann ſoll das Plaudern losgehen, ſo lange Ihr wollt; jetzt würde mich mein Magen beſtändig mahnen, und das ſtört mich in meiner Relation. Auch das wurde ihm bewilligt, Fleiſch und Früchte waren bald aufgetragen, und der Bruder Klausner hatte auch heute den beſten Appetit, trank noch mehr wie gewöhn-

lich und neckte die Kriegsleute, wenn sie mit einem Becher gegen ihn zurückblieben.

Endlich begann er von seinem Ritte mit der Señora Mariquita zu berichten, malte die Unglückliche mit den grellsten Farben und flocht, wie gewöhnlich, eine Menge Abenteuer und Lügen in seine Erzählung mit ein; besonders schilderte er die erste Zusammenkunft Enrique's mit seiner Verlobten auf die lächerlichste Weise, obgleich er den ganzen Auftritt auf seinem Maisstroh verschlafen hatte. Dann begann er noch manche andere Geschichte, die eigentlich wohl nicht in dem Erinnerungsbüchlein eines frommen Bruders hätte stehen sollen, trank einen Becher nach dem andern, und als der Schlauch noch nicht halb geleert war, konnten die Helden von Luque kaum ihren Beifall noch stammeln, selbst Bernardo's, der sonst so Bedachte, lallte nur noch fein: Bravo, Du lustiger Schmeerbauch, nur immer weiter!

Noch trat der Abendstern nicht am dunkeln Himmelsdome als der Verkündiger seiner Millionen Brüder hervor, als schon Alle in süßem Schlummer auf ihren hohen Lehnstühlen saßen und in ihrem Rausche um die Wette schnarchten. Da stand Estevan auf, nachdem er sich

ganz

von ihrem Schlaf zu überzeugen, Jeden beim Namen gerufen und Keiner auch nur die leiseste Bewegung gemacht hatte, schlich zuerst nach dem Tische, auf den Don Bernardo den Geldbeutel geworfen hatte, steckte ihn rasch ein, öffnete leise die Stubenthür, schloß sie zu, verriegelte sie von Innen und ging nun in das Schlafgemach, verschloß dies auch, steckte die Schlüssel zu sich und kroch, um für jeden Fall in Sicherheit zu seyn, unter das Bett. Je länger er aber da lag, je dunkler es wurde, je mehr die Stunde der Entscheidung nahte, desto ängstlicher ward es ihm. Seine Lage war höchst traurig, sein Lager so hart, kaum konnte er es mehr vor Schmerz in dieser zusammengedrückten Stellung aushalten, der Angstschweiß brach hervor, Besorgniß und Ungeduld ergriffen ihn, und eben wollte er in völliger Verzweiflung wieder aus seiner Marterkammer hervorkriechen, als ein Kanonenschuß fiel und er wie vom Blitz getroffen unbeweglich liegen blieb. Ein zweiter dröhnte durch die Luft — die Offiziere wurden wach, tappten in der Finsterniß umher, riefen die Diener, machen einen fürchterlichen Lärm und hörten nun das Rasseln an der Thüre, welche Jene, ihre

Herren zu benachrichtigen, jetzt einzuschlagen begannen. Endlich gelang es ihnen, sie stürzten mit Licht herein, Soldaten meldeten, daß der Feind das Thor eingeschossen und ein mörderisches Gefecht unter demselben begonnen habe; da ergriff Bernardo seinen Säbel, die Offiziere folgten, die Kanonen der Christinos donnerten in dem nämlichen Augenblick von der Mauer, und eine karlistische Kugel, wahrscheinlich absichtlich auf das Haus des Commandanten, wo sie jetzt Licht sahen, gerichtet, fuhr durch das Zimmer in die Decke des Schlafgemachs, die halb zusammenstürzend das Bett und den Klausner fast mit Staub und Schutt verschüttete.

Heiliger Esteran, hilf mir aus dieser Noth! betete er nun in seiner Seelenangst, denn er glaubte das Haus werde über ihm zusammenstürzen und sein letztes Stündchen schlage. Ich verspreche Dir auch, mich nie wieder in Kriegshändel zu mischen, kein Geld zu nehmen, das nicht mir gehört — und ich soll ja überdies keins haben und arm bleiben wie eine Feldmaus — Auch will ich nie mehr einen rechtgläubigen Christen zum Trunk verleiten, hilf mir nur diesmal! — Gott, was für ein Lärm!

ufzte er dann. Das knallt und knallt ohne nterlaß, das brüllt und jammert und stöhnt urch einander, und die großen Brummer, wie ie dröhnen, man muß ja das Ende der Welt rwarten — und jetzt! — Da kommt ja der ärm auch von dieser Seite, riefen sie nicht: iva Don Carlos? — Ja, ja, so ists, die arlisten sind in die Stadt gedrungen. Gelobt i Gott! Nun wird das Blutbad losgehen. ch, wer nur erst hervorgekrochen wäre! — och nein! — Ich will ruhig bleiben, damit nicht in die Hände der Christinos falle.

Jetzt entstand ein furchtbarer Lärm in der tube. Hier muß er seyn, hier sich verborgen ha- n! hörte Estevan eine laute Stimme sagen, die m bekannt schien und die er bei den Christi- s gehört zu haben glaubte. Sie rüttelten der Thür. Von innen verriegelt, schrie der ine, da muß er hier stecken. Kommt, laßt s die Thür sprengen! Sie rannten mit den ewehrkolben dagegen, und der arme Estevan llte sich, als einziges Rettungsmittel in sei- r Todesnoth, bekreuzen, aber er lag so enge ter dem Bette gepreßt, daß er nicht einmal viel Raum hatte, ein Kreuz schlagen zu nnen. In diesem Augenblick war die Thür

auch schon aufgesprengt, mehrere Soldaten stürzten herein, suchten, selbst in dem Kleiderschranke, fanden aber nichts, und Estevan hielt den Athem so fest an sich, als es seine Beleibtheit nur vermochte. Da kam Einer von ihnen auf den unglücklichen Einfall, unter dem Bette nachzusuchen, er stieß mit dem aufgepflanzten Bajonette hinunter, und so sehr auch Estevan sich nach der andern Seite bog, erreichte ihn dennoch die glücklicher Weise stumpfe Spitze des Bajonets, doch ohne ihm weitern Schaden zu thun.

Habt Erbarmen mit mir, wenn Ihr Christen und keine Mauren seid! rief er jetzt in seiner Todesangst. Ich will mich freiwillig Euren Händen übergeben, nur laßt die Bajonette weg!

So komm hervor, Du verrätherischer Hund! befahl der Eine, welcher der Anführer zu seyn schien.

Gern gehorcht' ich, wenn ich nur könnte, aber ich liege so eingezwängt, daß ich Euch bitten muß, das Bett in die Höhe zu heben, damit ich unter demselben hervorkriechen kann. Die Soldaten ergriffen das Bett, hoben es in

die Höhe, und zu ihrem Erſtaunen lag der Bruder Klausner, mit Schutt bedeckt, ſtarr und ſteif, ſchon halb dem Tode verfallen, vor ihnen.

Eſtevan! rief Enrique, den die Rache nach Bernardos Wohnung getrieben hatte. Wie kommt Ihr hierher und in dieſem Zuſtande?

Statt zu antworten, bekreuzigte ſich der Bruder und murmelte ein Gebet, denn als er Enrique erblickte, überſah er ganz die neben ihm ſtehenden Karliſten und glaubte in die Hände der Chriſtinos gefallen zu ſeyn. Endlich, als ſie ihm aufhalfen, er ſich den Staub abgeſchüttelt hatte, und einer der Soldaten ihm aus der Stube einen Becher Wein zur Erquickung mit den Worten brachte: Trinkt nur erſt, ehrwürdiger Herr! da erkannte er einen alten Bekannten in ihm, und der Lebensmuth kehrte wieder zurück. Auch erfuhr er jetzt, daß die Stadt in Chriſtovals Händen ſei, und er erzählte nun ſogleich, wie er zu dem glücklichen Ausgange mit Gefahr ſeines Lebens das Meiſte beigetragen, wobei er ſeine Erzählung wieder mit mancher Unwahrheit ausſchmückte.

So sehr wie Christoval es zu hintertreiben suchte, konnte er doch nicht verhindern, daß die Stadt geplündert und die meisten Gefangenen, doch nur in der ersten Hitze des Gefechtes, getödtet wurden. Pedro hatte ganz richtig geurtheilt, daß, sobald Don Bernardo sähe, daß jeder weitere Widerstand nutzlos sei, er sich nach dem Schlosse zu retten versuchen würde; hier aber fand er das Thor schon besetzt und wurde mit einigen Offizieren von Pedro gefangen. Dieser verlangte sogleich, daß er dem alten Sergeanten den Befehl schicken sollte, das Mädchen auszuliefern, und versprach ihm für Juanita's Befreiung Freiheit und Leben; aber Bernardo verweigerte standhaft dies zu thun, denn, sagte er, der alte Fuchs da oben würde eben so wenig, als ich früher auf meines Capitano Befehl, auf den meinigen achten und sie ausliefern, zwar aus ganz andern Gründen als ich, denn er muß sie als den Raben betrachten, der ihm Futter bringt.

Da entrüstete sich Pedro und ließ ihn binden, wie einen gemeinen Missethäter behandeln und befahl, ihn in dem nämlichen Gefängnisse zu bewachen, in welchem er selbst hatte schmachten müssen.

Kaum graute der Morgen, so kletterte Pedro, die weiße Fahne in der Hand, den steilen Felsen nach dem Schlosse hinauf. Glücklicher Weise fand er seinen alten Diener, den man bei den sich drängenden Begebenheiten zu entfernen vergessen hatte, über dem fest verrammelten Thore als Schildwacht stehen. Handle für mich! rief Pedro in aller Eile ihm zu, und sollte es auch Blut kosten, denn schon sah er den alten wachsamen Krieger längs der Mauer herbei eilen.

Sieh da, Señor Pedro! rief dieser von oben herab, Ihr kommt gewiß, Euer Liebchen abzuholen? Bemüht Euch nicht! Ich bin kein Thor, habe nur noch auf 2 Tage Lebensmittel hier oben, und wenn Ihr Eure Schöne nicht wollt verhungern lassen, so müßt Ihr uns Alle speisen, sie ist das beste Unterpfand für unsere Magen.

Señor Sargento! erwiederte Pedro. Ich verspreche, Euch, so lange wir in Luque bleiben, regelmäßig den nöthigsten Proviant zukommen zu lassen, überdies gebe ich Jedem der Besatzung eine Unze und Euch deren 20

Da saß sie eines Abends in der Dämmerung mit Frau von Travers unter der Linde an des Schlosses Pforte, wo der Alte von Furnaisch nach beendeter Wallfahrt in Lumpen gehüllt, ein Büßender, seines Herrn gewartet hatte, als ein Reiter auf wildem Rosse die Höhe herauf sprengte, das wilde Thier vor den Frauen anhielt und starr sie anblickte. „Marie!“ rief er. — Sie schrak auf — „Kennst Du mich nicht mehr?“

„Konrad!“ schrie sie und sank zermalmt vor dem bäumenden Rosse nieder; aber der Gedanke an ihn regte alle Lebensgeister in ihr auf, sie erhob sich. —

„Dich wollte ich noch einmal sehen“ rief er ihr zu „von Dir hören, daß Du mir vergiebst, damit der Fluch sich von mir wende, der mich durchs Leben jagt.“

„Ich habe Dir lange vergeben, Konrad!“ sagte sie mit leiser Stimme „Ich blieb Dir treu!“

„Lohn' es Dir Gott!“ rief der Reiter, wandt' sein Roß und sprengte davon.

„War er es selbst, oder war es sein Geist?“ sagte Marie — „Rief er mich ab zur Heimath der Ruhe? — Ja, nun ich ihn noch einmal gesehen habe, edle Frau“ sagte sie zu Frau von Travers „nun kann ich sterben, nun ist die Sehnsucht gestillt und sie kann mich nicht mehr hier fest halten. — Gottlob, ich bin am Ziele!“

Ihre Ahnung betrog sie nicht. — Nach wenigen Wochen ruhte sie neben der unglücklichen Elsbeth. —

vertraut meinem Wort und laßt das Mädchen ziehen!

Dem Wort eines Karlisten vertraue ich nie, sagte der Alte, und dem Euern am wenigsten!

Da gab Pedro seinem Diener einen Wink — Seid doch menschlich, Señor, fuhr Pedro fort, habt Mitleid!

Mit aller Welt, rief der Alte höhnisch hinab, nur mit keinem karlistischen Hunde!

Noch hatte er dieses Wort nicht ganz ausgesprochen, als der hinter ihn Getretene ihn mit kräftigem Arm von der Mauer hinabstieß — er lag zerschmettert zu Pedro's Füßen.

Nun geh' in das Schloß und handle für mich! befahl Pedro seinem Diener. Das Schloß verlangen wir nicht, es kann in den Händen der Besatzung bleiben. Versprich ihnen Lebensmittel vollauf und Jedem eine Unze, die können sie sogleich in Empfang nehmen. — Es mochte dem Karlisten nicht schwer geworden seyn, seine Kameraden zu stimmen, denn nach einiger Zeit öffnete sich das Thor, und Antonio, der Diener, führte Juanita in die Arme ihres Verlobten.

Lang und innig mußte die Umarmung seyn, denn sie mochte den Christinos zu lange dauern. Por Dios, Señor! rief endlich einer von denen, die mit herausgekommen waren, das Geld in Empfang zu nehmen. Spart Euer Herzen und Küssen auf gelegnere Zeit, und zahlt uns lieber unsern Lohn. Pedro zahlte und verließ mit seiner lieben Juanita das Schloß. Seliger war wohl Niemand, als die Beiden, denen Antonio in einiger Entfernung folgte.

Christoval war freudig überrascht, als er sein theures Kind nach so langer Trennung so unverhofft wieder in die Arme schloß. Auch Pedro fühlte sich um so mehr beglückt, da er es gewesen, der sie gerettet. Hätte freilich sein Diener nicht da oben Schildwacht gestanden, und wäre der alte Sergeant auch hier seines Grundsatzes eingedenk gewesen, keinem Deserteur zu trauen, so würde Pedro gewiß noch viele Mühe gehabt haben, seine geliebte Juanita aus den Klauen des alten Soldaten zu reißen, besonders da so eben der Befehl Don Francisco's ankam, schleunig Luque zu verlassen und mit Allem nach Montilla zu

rücken, wo auch er bald eintreffen werde. Zugleich erhielt er die Nachricht, daß Narvaez wahrscheinlich schon am andern Tage in Cordova einziehen würde.

Der Befehl zum Aufbruch, denn wohin erfuhr Niemand, war Zweien sehr unangenehm, dem Bruder Esteran, der noch in seinem Bette lag und gar nicht begreifen konnte, wie man so wenig sich selbst lieb haben könne, um nicht einmal nach einem Tage wie der vergangene sich Ruhe zu gönnen, und der Señora Mariquita, in deren leicht bewegtem Herzen die Liebe schon wieder ihr böses Spiel trieb. Sie hatte von Neuem gehofft, und der Befehl zum Abmarsch nahm ihr jede Hoffnung wieder.

Señor! sprach Christoval zu Enrique, den er in aller Frühe hatte zu sich entbieten lassen. Ihr seid frei, könnt gehen, wohin Ihr wollt, Ich handle milde gegen Euch, weil ich durch mein Weib erfahren habe, daß Ihr, besonders in der letztern Zeit, die Meinen mit Achtung und gleichfalls mit Milde behandelt habt. Was ist aber nun Euer Plan? Zu den Christinos zurückzukehren rath' ich Euch, nach dem, was hier vorgefallen ist, nicht, Ihr stürztet

Euch leichtſinnig ins Verderben. Auf jeden Fall, dünkt es mir, müßt Ihr, dem Ungewitter ausweichend, mit uns ziehen, nicht um für Don Carlos zu fechten, Ihr liebt, wie Ihr mir ſelbſt geſagt, das Soldatenleben nicht und ſeid alſo kein ächter Kriegsmann, und nur ſolche braucht man dort. — Alſo wie wär' es, wenn Ihr Euch vor der Hand irgendwo in Navarra häuslich niederließet und an die Señora Mariquita dächtet, die Euch ſo viel Liebe, wenn auch ein wenig wahnſinnige, gezeigt hat? Sie könnte bis zu ruhigen Zeiten Euch mit ihrer Mutter dahin folgen und — Doch was meint Ihr dazu?

Enrique war nachdenkend geworden. Ich habe mein Unrecht gegen ſie erkannt, erwiederte er endlich, bin von ihrer Liebe zu mir überzeugt, und doch —

Ei was doch! brummte Chriſtoval. Ein Mann muß, hat er ein Vorhaben überdacht, nur immer Ja oder Nein zu ſich ſagen. Doch, da ſehe ich ſie langſam die Straße herabkommen, ſie tritt hier ins Haus, ich will indeſſen zu einem ernſteren Werke gehen und ſie mit Euch allein laſſen. — Handelt klug und redlich!

Mariquita und Enrique blieben wohl eine Stunde allein, dann kam Estevan zu ihnen, und als sie von ihrem ehemaligen Verlobten schied, um ihr Maulhier satteln zu lassen, glänzte Freude in ihren Augen, die zwar nicht ganz ungetrübt zu seyn schien. Der Klausner, der bei dem Ende dieser Unterredung zugegen gewesen war, schmunzelte, und was sich auf Enrique's Gesicht ausdrückte, war mit etwas unleserlicher Schrift geschrieben, man wußte nicht recht, war es Freude, war es Schmerz.

Christoval hatte indessen die gestern Gefangenen auf den Marktplatz führen lassen, fragte sie, wer Dienste bei ihm nehmen wolle, ließ diese von Neuem bewaffnen und theilte sie in seinem Corps ein. Dann trat er zu Bernardo. Ich ehre den Muth eines Soldaten, und ich halte Euch für einen tapferen, aber auch für einen bösartigen, heuchlerischen Mann, der gegen seinen Freund aus Eigennutz schlecht handelte, gegen meine gefangene Tochter, die nur wenige Stunden in seiner Gewalt war, sich so schonungslos und unsittlich benahm, daß er keine Schonung verdient. Selbst gegen den Todten handeltet Ihr unmenschlich, Ihr ließet es zu, daß Eure Soldaten mit dem Körper

des Gebliebenen ihr unedles Spiel trieben. Deshalb bereitet Euch zum Tode! Wollt Ihr den Beistand eines Geistlichen, so soll er Euch nicht in Eurer letzten Stunde vorenthalten seyn.

Ich habe mit den Pfaffen nichts zu thun und bin zum Tode bereit! erwiederte Don Bernardo trotzig.

Christoval gab den dazu Beorderten einen Wink, und als man ihm das Tuch um die Augen binden wollte, riß er es ab. Stehend will ich sterben und dem Tode ins Angesicht schauen! rief er, mit dem Fuße stampfend. Christoval zwang ihn nicht zum Niederknieen und gab das Zeichen. Bernardo fiel von drei Kugeln getroffen.

Noch am nämlichen Morgen verließen die Carlisten Luque, Enrique und Estevan begleiteten sie, Mariquita aber kehrte nach ihrer Heimath zurück, ihre Mutter zu bereden, Alles zu Gelde zu machen und Enrique nach seinem künftigen von Cordova entfernten Wohnsitz zu folgen.

Am Abend kam Christoval mit seiner Beute und den Gefangenen und einer großen Heerde

Schlachtvieh in Montilla an, wo ſie Don Franciſco mit einigen hundert Mann ſchon vorfanden. Chriſtoval ſtattete ihm Bericht von ſeiner Unternehmung ab, worüber er von dem alten Kriegsmann belobt wurde, und legte das Commando wieder in deſſen Hände, behielt jedoch, wie früher, den Befehl über die aus der Sierra, zu denen ſich aber Viele aus Cordova ſelbſt geſellt hatten, ſo daß ſeine Abtheilung jetzt faſt 200 Mann ſtark war. Mit dieſen rückte er über St. Ella gegen Ecija, Franciſco folgte ihm mit den Uebrigen.

15.

Gomez hatte denen ihn verfolgenden Corps einen ſtarken Vorſprung abgewonnen, und als endlich Narvaez in Cordova, Alaix in Conſtantina und Oroa in Jaen eingerückt war, ſtand er ſchon vor Eſtepya. Franciſco hatte er zurückgelaſſen, den Feind zu täuſchen, der ſein Streifcorps für das des Gomez halten ſollte. Auch befahl er ihm, ſich in die Gegend zwiſchen Cordova und Ecija, auch ſelbſt auf das

echte Ufer des Guadalquivir zu wenden, um
en Feind dort wo möglich festzuhalten. Doch
iesmal ließen sich die Generale nicht täuschen.
Francisco, das Gefährliche seiner Lage einse-
end, da ihn Gomez zu seiner Sicherheit auf-
pfern zu wollen schien, hielt sich daher nicht
ange bei Ecija auf, nach welchem Narvaez
st seine Richtung nahm, sondern setzte sobald
r nur konnte unsern Palma auf das rechte
fer des Guadalquivir und warf sich in die
Sierra von Cordova, was Narvaez zwang,
ehrere Bataillone zur Vertheidigung von Cor-
va zurückzuschicken.

Gomez setzte indessen seinen Marsch unge-
ndert durch das Rondagebirge bis San Ro-
e fort, wo er, da er viel Geld nach Gibral-
r schaffen ließ, sich wohl länger als ihm lieb
ar, aufhalten mußte. Während dem konnten
h die Generale der Christinos ihm nähern.
er allein ihn anzugreifen hielt sich jeder für
schwach, sie dachten an Escalante's Schick-
, und vereinigt, wollte sich Keiner unter die
fehle des Andern stellen. Dies rettete Go-
z, der fast ganz umzingelt war und von
sen Gefangennehmung man stündlich in Ma-
d die Nachricht erwartete. Aber plötzlich

war er ihnen über Ilmena entschlüpft, und durch die Montanes del Pinal marschirt, stand er unerwartet vor Osuna, und so hatte er wieder zwei Tage Vorsprung. Die feindlichen Generale wurden bei dieser Gelegenheit uneins, jeder wälzte die Schuld auf den Andern, und so erreichte er mit all seiner Bagage fast unangefochten Jaen.

Während dieses Hin- und Hermarschirens war Don Francisco auch nicht müssig gewesen, obgleich sein Corps von Tage zu Tage mehr schmolz, da Viele nach ihrer so nahen Heimath zurückgingen, und das aus Cordova ihnen gefolgte Gesindel, welches größtentheils seinem Corps zugetheilt war, auseinander und wieder nach seiner Heimath lief; nur die alte Bande von Christoval hielt treu beisammen. Daher konnte er es auch wagen, fast Alle in ihre Heimath zu beurlauben, um die Ihrigen nach so langer Trennung einmal wieder zu sehen, und Alle stellten sich auf dem bestimmten Sammelplatze wieder ein.

In dieser Zeit hatte auch Christoval den Wunsch nicht unterdrücken können, den Ort noch einmal zu sehen, wo er geboren war.

Er

Er brach mit sattsamer Bedeckung dahin auf, alle seine Umgebungen, selbst Estevan, folgten ihm, nur Enrique blieb zurück. Als sie auf die Stelle kamen, wo jetzt der Wind schon Staub und Asche verweht und die dürren Zweige der einst so schattigen Bäume abgebrochen hatte, ergriff Alle ein wehmüthiges Gefühl. Sein Weib im Arm, seine Kinder um sich, verbarg der Vater, nachdem seine übrige Begleitung entfernt worden war, seine Thränen nicht länger.

Es ist wohl das letzte Mal, daß wir hier bei einander sitzen, hob er nach einer Weile an, während welcher Niemand die eingetretene Stille gestört hatte. Wir ziehen nordwärts, und ehe nicht Don Carlos fest auf dem Throne zu Madrid gebietet, kommen wir nicht wieder nach dieser Stelle zurück. Was fänden wir auch hier? Traurige Rückerinnerung und weiter nichts! Den Ort, wo die Wiege meiner Kinder stand, wo mein Vater, meine Mutter starb, Alles hat der Schutt begraben, und wir finden die alten Plätze in der Zerstörung kaum wieder. Ich habe von meiner Jugend an bis jetzt ein schweres und blutiges Handwerk ge-

trieben, fuhr er nach einer Pause fort, und trotz meiner Sünden hat mich dennoch der Herr des Himmels mit irdischen Gütern gesegnet — nun sehne ich mich nach Ruhe.

Gelobt sei Gott und stärke Dich in Deinem Vorsatz! rief die Mutter freudig aus.

Des Menschen Wille wird nicht immer erfüllt, gute Margarita, fuhr Christoval fort; ob ich hier auf Erden werde Ruhe finden, oder erst im Grabe, weiß nur Gott, wir wollen das Beste hoffen! — Nun seht Euch noch einmal recht um! wandte er sich zu den Kindern. Jeder besuche sein Lieblingsplätzchen noch ein Mal, und dann laßt uns hinauf zum Kreuze gehen und dort, wo ich so oft gebetet, auch heute noch ein Mal beten. Sie zerstreuten sich, der Eine ging dort, der Andre da hin, nur Christoval und seine Margarita blieben auf der Bank vor dem Hause sitzen, denn hier hatten sie täglich gesessen, wenn er daheim war, und mit einander geplaudert; es war ihr Lieblingsplätzchen gewesen.

Als sie nun Alle wieder um ihn waren, sagte er dem Tummelplatze seiner Kindheit ein

Lebewohl, klimmte mit den Seinen den Berg hinauf, wo sie Estevan noch fanden, betete inbrünstig am Kreuze, und dankte Gott dem Barmherzigen für seine wunderbare Führung in dieser traurigen Zeit und der Seinen Rettung aus ihrer Noth.

Señor Christoval! sagte jetzt der Klausner, den die Trümmer seiner Hütte auch weich gestimmt haben mochten. Mir ist es heute gegangen, als wenn ich sonst eine alte zerrissene Kutte ablegen und mit einer neuen vertauschen mußte. Ich fand mich in der alten, mit ihren Löchern und Flecken, so behaglich, sie erinnerte mich an so manches mit ihr Durchlebte, daß ich sie nie ohne Traurigkeit weglegen konnte; der Wein schmeckte mir dann den ganzen Tag nicht. Als ich nun vor der eingeäscherten alten Hütte stand, wo ich nichts mehr fand, als einen halb verbrannten Balken und die Mauer zu meinem kleinen Heerde, und ich dachte: Wie sie war, bekommst Du sie nicht wieder zu sehen, da ging es mir eben so, wie mit r Kutte, und der Gedanke hat mich ganz traurig gestimmt.

Da, ersäuft Eure Traurigkeit! sagte Jeronimo, ihm seine Flasche reichend, aus der Este-

van einen tüchtigen Schluck that. Mir scheint es doch, sagte dann scherzend der Jüngling, bei der Kutte müßt Ihr noch trauriger gewesen seyn, als bei Eurer Hütte, denn heute schmeckt Euch der Wein doch ziemlich! Der Klausner lächelte, drohte dem jungen Mann scherzend und nahm noch einen Schluck.

Zwei Tage darauf zog Don Francisco aus dem Gebirge herab Andujar zu, das er an dem nämlichen Tage erreichte, als Gomez bei Jaen vorbeizog, der sich gewiß weniger um Francisco und dessen Corps, als um die Maulesel kümmerte, die seine noch übrigen Schätze trugen. Aber, obgleich nur noch 600 Mann stark, beeilte sich dieser doch, Gomez zu erreichen und sich ihm anzuschließen, und es gelang ihm auch, bei Villa nueva de los Infantos zu ihm zu stoßen. Von hier aus, sich immer in die Gebirge haltend, durchstrich Gomez die Mancha, rückte in Castilien ein und suchte nach der Rioja zu kommen und hier einen Uebergang über den Ebro zu finden. Von allen Seiten verfolgt, war dies eine schwere Aufgabe, die er späterhin dennoch glücklich löste.

An dem nämlichen Tage, an welchem sie in der Nacht bei Valtablado de Rio über den Tajo setzen wollten, kam Estevan eiligst zu Christoval und rief ihn bei Seite. Señor! sagte er mit Hast, Euch oder vielmehr Euren beladenen Maulthieren steht bei dem Uebergang über den Fluß ein großes Unglück bevor; sie sollen Euch, während Ihr heute den Uebergang deckt, mithin der Letzte über den Fluß kommt, gestohlen werden.

Wer wagt das? fuhr Christoval auf.

Fragt mich nicht darnach, ich darf Euch nichts mehr sagen, fuhr Esteran fort. Man hat erfahren, daß sie mit vielem Golde beladen sind, und deshalb —

Also in dieser Nacht?

Ja, Señor, in dieser Nacht!

Nun gut, sagte der Entschlossene, die Beute entreiße ich dem Rimmersatten gewiß. Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder, ich werde Euch diese Nachricht sicher reichlich lohnen. Bei diesen Worten entfernte er sich schnell.

Immer Dank, immer Lohn, aber immer nur leere Versprechung und keine klingende

Münze, brummte Eſtevan. Doch ich habe den Mann liebgewonnen, ich will ſeinen Verſprechungen vertrauen; er wird mir doch irgendwo ein Hüttchen wieder bauen laſſen, da er das meine eingeäſchert hat?

16.

Chriſtoval ließ nun in aller Stille ſechs andere Maulthiere eben ſo packen und ausſchmücken, die nämlichen Decken darauf legen, wie die mit Geld beladenen getragen hatten, und ſtellte die mit werthloſen Dingen zu denen, welche mit dem großen Transport der Bagage abgingen; die mit Geld beladenen aber hielt er in Valtablado verſteckt. Als es nun Nacht ward, die Armee über die hölzerne Brücke defilirte, die er, wenn auch er ſie paſſirt, in Brand zu ſtecken Befehl hatte, gehorchte er zwar, zündete die Brücke an, folgte aber nicht, ſondern marſchirte ſchnell ſeitwärts, warf ſich, um den Chriſtinos auszuweichen, in die Sierra de Molina, rückte nach kurzer Raſt in die Serrania de Daroca, und hatte das Glück,

unbemerkt bei Escatron über den Ebro zu ſetzen. Hier hatte er noch 150 Mann, worunter 30 Reiter waren, bei ſich, die Andern hatten ſich zerſtreut. Er eilte nun, die Straße von Barcelona nach Salamanca zu überſchreiten und ſich in die Gebirge von Oberarragonien zu werfen, was ihm auch gelang, da er überall ſtrenge Mannszucht hielt und nirgends Grauſamkeiten verübte, die Lebensmittel größtentheils bezahlte und jedes Aufſehen zu vermeiden ſuchte. Nur einige Stunden jenſeits Huesca, wo er von einer bedeutenden Uebermacht eingeholt und angegriffen wurde, wobei er an 40 der Seinen verlor und Jeronimo verwundet wurde, hätte er faſt ſeinen Untergang gefunden. Doch entkam er mit ungefähr 100 Mann noch glücklich, ſetzte ſeinen Marſch immer weiter nach den Pyrenäen fort und erreichte endlich Pentecoſa Banos. Hier nahmen ihn die Einwohner als Karliſten freundlich auf, und hier verſammelte er die Seinen nochmals um ſich.

Ich bin dies irre Leben müde, wie ich Euch ſchon bei den Trümmern meines väterlichen Hauſes geſagt habe, redete er ſie nicht ohne tiefe Bewegung an. Seht, vor uns liegt das

schöne Spanien, das ich verlassen will und muß, denn so lange nicht Don Carlos auf dem Throne seiner Väter sitzt, wird nicht Friede und Ruhe in dem unglücklichen Lande, und nach Friede und Ruhe sehn' ich mich. — Hinter uns liegen die Pyrenäen, haben wir sie überstiegen, so stehen wir in Frankreich, wo zwar auch die Ruhe ihren Wohnplatz nicht aufgeschlagen haben soll, doch wird dort wenigstens Person und Eigenthum geachtet und geschützt. Da will ich mir ein kleines Eigenthum kaufen, das bearbeiten wir dann gemeinschaftlich, geben den Armen von unserm Ueberfluß, denn ich bin ein reicher Mann geworden; und sollte mich der Tod in der Fremde ereilen, wird doch eine liebende Hand mir die Augen zudrücken und Frankreich mir ein Grab geben. Wenn aber, das schwöre ich Euch, Don Carlos mit fester Hand die Krone auf sein Haupt setzt und Ruhe über mein liebes Vaterland, dies irdische Paradies, verbreitet ist, dann kehre ich nach meiner Heimath zurück, dann sonne ich mich in Andalusiens Sonne und trinke im Schatten seiner Platanen und Feigen den herrlichen Wein, den es erzeugt. Wer von Euch wird mir folgen? fragte er dann. Weib

und Tochter sagten mit Freuden: Wir! auch Pedro, den der flehende Blick Juanita's traf, trat nicht zurück, nur Jeronimo fragte, und diesmal kecker, wie sonst der gefügige Sohn wohl zu thun pflegte: Und was soll aus den Treuen werden, die uns bis hierher begleitet haben?

Sie sehnen sich wahrscheinlich nicht nach Ruhe, wie ich, darum mögen sie, wohlbeschenkt, in ihrem Vaterlande bleiben und sich einen andern Führer wählen, der sie zum Kampfe für ihren König führt.

Ich führe sie! Erlaubt, daß ich mit ihnen ziehe! rief Jeronimo mit Feuer.

Du wolltest mich verlassen, mich, Deine Mutter, die mit so viel Liebe an Dir hängt? jammerte Margarita.

Mutter! Es treibt mich fort. Die Liebe zum Vaterlande ist zu mächtig in meiner Brust. Laßt mich ziehen, nach Frankreich mag ich nicht!

Laß ihn, Mutter! sagte Christoval ernst. Laß ihn die Welt durchstreifen, wie ich es that,

er folgt einem edlern Beruf als ich. — Und Ihr, Bruder Eſtevan?

Ubi bene, ibi patria! erwiederte der Klausner.

Das verſtehe ich nicht, brummte Chriſtoval verdrießlich, redet deutlicher.

Das heißt, wo es Dir wohlgeht, da ſiedle Dich an.

Nun, ein Hüttchen will ich Euch bauen laſſen, größer und ſchöner, als das Eurige war, ſagte Chriſtoval, und wenn Ihr auch dort keine Señora Clara und keine mildthätigen Pilger, wie beim heiligen Kreuz auf jener Bergſpitze der Heimath findet, ſo ſoll doch wöchentlich ein Eſel Euch Speiſe und Trank zuführen. Ihr habt es um mich verdient, und ſo lange mir Gott ein Stück Brod läßt, theil'. ich es mit Euch! Er drückte dabei dem Klausner vertraulich die Hand, und dieſer war nun ganz bereit, ihm jenſeits der Pyrenäen zu folgen.

Der Abſchied von ſeinem Sohne und ſeinen Kameraden, von denen er Andres, Antonoi und

noch zwei ihm ganz Ergebene bei sich behielt, ward ihm schwer, und er beschenkte jeden reichlich. Der Abschied der Mutter von Jeronimo war herzzerreißend, sie konnte ihn nicht aus den Armen lassen. Endlich trennte sie die ernste Mahnung des Vaters: Mache den Jungen nicht weichherzig, er bedarf jetzt der Fassung. Er reichte und drückte ihm zum Abschied die Hand. Zieh mit Gott! waren seine letzten Worte, und sei nicht grausam gegen Wehrlose.

Enrique zog mit Jeronimo. Er beharrte bei seinem Vorsatz, nicht noch einmal Mariquita zu verlassen, und als ihm Christoval Geld anbot, weigerte er sich es anzunehmen; Mariquita hatte ihn schon in Luque hinlänglich damit versehen, auch mochte er zu stolz seyn, von einem Andern sein eignes Geld anzunehmen. Er hat Wort gehalten. Señora Clara machte auf Bitten ihrer Tochter all ihre liegende Habe zu Geld und wählte Jacca in Arragonien zu ihrem künftigen Aufenthalt, wo man sie so wenig wie Enrique kannte. Hier wurden sie durch priesterlichen

Bernardo

Segen verbunden und ſollen eine ganz leidliche Ehe führen.

17.

Chriſtoval überſtieg nun die Pyrenäen. Wenn er tief hinunter in die Bergſchlucht ſah, klopfte dem alten Schmuggler das Herz vor Freude, denn er ſah hier oft in der Ferne auf faſt unzugänglichem Pfade die beladenen Maulthiere mit ihrem ſchlauen Führer dahin ziehen, und dann ſagte er die gewöhnliche Begrüßung ſich begegnender Schmuggler ſtill vor ſich hin: Es gelinge mit Gott! — Als er aber an dem Grenzſtein ſtand, hinter ſich die Heimath, vor ſich ein fremdes Land, deſſen Sprache, deſſen Gewohnheiten ihm fremd waren, überfiel ihn doch Bangigkeit. Er warf ſchnell noch einen Blick nach dem Vaterlande, ſchritt dann raſch weiter, und bald waren die Pyrenäen hinter ihm. In Tarbes, wohin er ſich zuerſt wandte, erhielt er bald die Erlaubniß, ſich am Fuße der Gebirge ankaufen zu dürfen, und dort ward auch Juanita die glückliche Gattin Pedro's.

Wald fand er, was er ſuchte. In einer von einem Bach durchrieſelten Schlucht lag ein Häuschen, reinlich und nett, mit Weinſtöcken umpflanzt; üppige Wieſen und ein wenig Feld gehörten dazu, und für Juanita prangte, mit den ſchönſten Blumen geſchmückt, ein niedlicher Garten. Nur dieſe kleine Beſitzung kaufte er, trotz ſeines Reichthums, denn er betrachtete ſie als ein einſtweiliges Aſyl, wo Pedro das Feld, er ſelbſt den Weinberg beſorgte. Und ſo leben ſie noch jetzt in ihrer ſtillen Abgezogenheit glücklich und zufrieden. Ein Enkel läßt Margarita oft den Sohn vergeſſen, dem ſie manche Thräne weint und der ſich bei dem Heere Cabrera's als Hauptmann befindet. Eſtevans kleine auf den Vorſprung eines Felſens gebaute Hütte wird zwar nicht von ſo viel frommen Pilgern beſucht, wie die einſtige am Kreuz, aber der Umgang mit jenen guten Menſchen, die er faſt täglich beſucht, hat ihn beſſer gemacht. Seine gute Laune hat ihn auch hier nicht verlaſſen und an luſtigen Schwänken fehlt es ihm immer noch nicht.

Wenn die Sonne hinter den Pyrenäen unterzugehen beginnt und die Familie ſich zum Gebet verſammelt, blickt Chriſtoval, ſobald es

beendet iſt, unverwandt in die ſcheidende Abendröthe, und wenn ihr letzter Strahl hinter den Gipfeln der Berge ſich ſenkt, ruft er, die Bruſt von Sehnſucht erfüllt, ihr nach: Grüß' mir mein theures geliebtes Vaterland, mein herrliches Spanien!

106

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dritte Sammlung.

12 A 1/36

Sechsunddreißigſtes Bändchen.

König Przemysl Ottocar II.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1843.

König Przemysl Ottocar II.

Von

A. von Tromlitz.

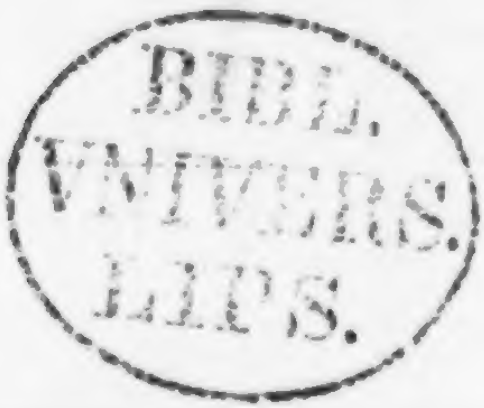

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1843.

Einleitung.

Ottocar, nach dem Tode seines älteren Bruders Wladislaus, schon in seinem 17ten Jahre 1247 von seinem Vater, dem König Wenzeslaus von Böhmen, zum Markgrafen von Mähren ernannt, steckte zweimal die Fahne des Aufruhrs gegen den Vater auf, vertrieb ihn aus Böhmen, maßte sich alle Gewalt eines Herrschers an, und überließ in einem deshalb geschlossenen Vertrage ihm nur drei Städte zu seinem Unterhalte. Als er ihm auch diese entreißen wollte, nahmen sich die benachbarten Fürsten des bedrängten Vaters an, Ottocars Heer wurde bei Brix geschlagen, doch der König verzieh ihm, und gab ihm Mähren zurück. Aber

VILLLIEBCHEN.

96,4798

INDUSTRIE-COMPTOIR

(Baumgärtner.)

IS LIPSIENSIS
1896

ſein unbegrenzter Ehrgeiz ließ ihn bald die Milde des Vaters vergeſſen, er wollte zum zweitenmale die Waffen ergreifen, der König kam ihm aber zuvor, und hielt ihn, doch nur auf kurze Zeit, in dem feſten Schloſſe Frauenberg gefangen. Auch jetzt verzieh ihm der nachſichtige Wenzeslaus wieder, und ſetzte ihn von Neuem in ſeine Markgrafſchaft ein. Von dieſer Zeit an blieb er ſeinem Vater treu und ergeben.

Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren von Oeſtreich 1246, dem letzten Herzog aus dem Geſchlecht der Babenberger, war Oeſtreich dem Reiche zurückgefallen, aber Kaiſer Friedrich II., zu ſehr mit ſeinen italieniſchen Händeln beſchäftigt, hatte dem Lande noch keinen Herzog gegeben, als er 1250 ſtarb.

Daher ſahen ſich die öſtreichiſchen Stände nach einem Herrſcher um, und wählten, durch König Wenzel bewogen, im Jahre 1251 Ottocar zum Herzog. Um dieſer eigenmächtigen Wahl den Schein des Rechts zu geben, vermählte ſich Ottocar mit der 47jährigen Margarethe von Oeſtreich, der zweiten Schweſter Friedrichs des Streitbaren, und Witwe des unglücklichen Königs Heinrich, Sohn Kaiſer Fried-

richs II., der gegen seinen Vater sich empört hatte, und in der Gefangenschaft 1242 gestorben war. Die Steiermärker hatten, sich durch die Wahl der Oestreicher nicht gebunden glaubend, Stephan, Sohn des Königs Bela von Ungarn gewählt, und da Ottocar auch auf Steiermark Ansprüche machte, kam es bald zum Krieg, wo nach geschlossenem Frieden dem König Bela von Ungarn, Steiermark, mit Ausschluß eines kleinen Theils, der an Ottocar fiel, zu Theil wurde.

Im Jahre 1253 starb König Wenzel, und Ottocar trat die Regierung von Böhmen an. Sein erstes Geschäft war, den bedeutendsten Familien des Landes, die während seines Vaters und Großvaters Regierung eine Menge Krongüter an sich gerissen hatten, solche wieder zu nehmen. Dadurch brachte er den Adel gegen sich auf, besonders die mächtige Familie der Rosenberge, welche durch dieses Verfahren am meisten gelitten hatte. Doch stand Ottocars Macht zu fest, als daß der Adel sich ihm hätte widersetzen können, so daß er es wagen durfte, sein Land zu verlassen und mit einem bedeutenden Heere zur Hilfe des deutschen Ordens einen Kreuzzug nach Preußen zu unternehmen, wo

unter Andern Rudolph Graf von Habsburg, der nachherige Kaiser, ihm mit seinem Banner folgte. Hier schlug er die heidnischen Preußen, stiftete Königsberg 1255 und kehrte ruhmbedeckt nach Böhmen zurück.

Während dem war der letzte Kaiser aus dem hohen Hause der Hohenstaufen Conrad IV., und dann auch dessen Gegenkönig Wilhelm von Holland gestorben, so daß kurz nach seiner Rückkehr der Churfürst von Cöln sich erbot, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen; er schlug das Anerbieten jedoch mit den stolzen Worten aus: Er wolle lieber ein mächtiger König von Böhmen bleiben, als ein armer Kaiser, wie Wilhelm von Holland werden. Er trat zur Parthei Alphonsens von Castilien, verließ diese aber in dem entscheidenden Augenblick der Wahl, und gab seine Stimme dem reichen Richard von Cornwallis, ob, wie die meisten deutschen Fürsten, durch dessen Geld bewogen, oder aus freiem Antrieb, bleibt unentschieden.

Die Steiermärker, in dieser Zeit schon der ungarischen Despotie überdrüssig, trugen dem mächtigen Ottocar ihr Herzogthum an. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich an den Ungarn, wegen ihrer häufigen Einfälle in

seine Lande, zu rächen, und seine Macht zu vergrößern. Der Krieg ward beschlossen, und die gegen die Ungarn gewonnene große Schlacht an der March 1260 erhob seinen Ruhm noch mehr, und fügte zu seinen Besitzungen noch das herrliche Steiermark hinzu.

Nun fehlte ihm zu seinem vollständigen Glücke nichts, als ein Erbe, den ihm seine sieben und funfzigjährige Gemahlin nicht mehr geben konnte. Er bewirkte deshalb vom Pabst, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft, die Erlaubniß zur Scheidung, die auch 1261 erfolgte, ließ ihr ein kleines Witthum in Oestreich, das er jedoch ohne Rücksicht auf die Geschiedene für sich behielt, vermählte sich gleich darauf mit der schönen Kunigunde, der Enkelin König Bela's und Tochter des Herzogs von Halicz, und ließ sich 1262 von Richard von Cornwallis zu Aachen mit den Herzogthümern Oestreich und Steiermark, als heimgefallenen Reichslehen, belehnen.

Ihn dünkte seine Macht nun unbegrenzt, und daher erlaubte er sich gegen die böhmischen Großen, welche er besonders haßte, mehrere Gewaltthätigkeiten. So ließ er Ludmilla, die Tochter Benneß von Diedicz aus dem Ge-

ſchlechte der Roſenberge, gewaltſam entführen, und ſandte ſie dann entehrt und mit Hohn dem Vater zurück. Dieſer und ſein Bruder Milota ſannen auf Rache. Ottocar, davon benachrichtigt, ließ Beide verhaften; der ſo tief gekränkte Vater, welcher ſich nicht fügen wollte, ward enthauptet, der mehr ſchmiegſame Milota aber wurde nicht allein begnadigt, ſondern ſpäterhin ſogar mit des Königs ganzem Vertrauen beehrt, und zu deſſen Statthalter in Steiermark ernannt.

Kurz darauf nahm er nach dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen, der ihn zum Erben eingeſetzt hatte, auch dieſes Herzogthum, Krain und die windiſche Mark in Beſitz, und ſo reichte ſeine Macht von der Elbe und Oder bis zum Adriatiſchen Meere. Alle ſpäterhin unter dem Oeſtreichiſchen Kreis begriffenen Länder, Böhmen, Mähren, die Lauſitz und ein Theil von Schleſien waren ihm unterworfen, und wohl kaum hatte Deutſchland jemals einen ſo mächtigen Fürſten in ſeiner Mitte geſehen.

Da ſtarb Richard von Cornwallis und die deutſchen Fürſten ſchritten zu einer neuen Königswahl. Der Churfürſt von Cöln ſuchte ihn auch diesmal zu überreden, ſich um die Krone

zu bewerben, aber auch diesmal schlug Ottocar das Anerbieten aus, ob in dem Glauben, die Fürsten würden einen so mächtigen Herrn doch nicht zu ihrem Oberhaupte wählen, oder aus thörigtem Stolz, da er meinte, auch ohne die Kaiserkrone sei er Herr in Deutschland, bleibt ungewiß. Als er jedoch erfuhr, daß die zu Frankfurt versammelten Fürsten dem Grafen Rudolph von Habsburg die Krone anzutragen gesonnen wären, einem unbedeutenden Grafen, einem Mann, der nur mit kleinem Gefolge ihn auf seinem Zuge nach Preußen begleitet hatte, gereute es ihn, den Vorstellungen des Erzbischofs von Cöln nicht Gehör gegeben zu haben. Er schickte eiligst Abgesandte nach Frankfurt, die Wahl zu hintertreiben, aber trotz dem ward Rudolph 1273 zum römischen Könige erwählt, und zu Aachen als solcher gekrönt.

Ottocar, auf seine Macht bauend, erkannte diese Wahl nicht an, erschien auf keinem Reichstage, und rüstete sich, wenn es seyn müsse, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ludmilla.

1.

In dem Hum-Walde war im Jahre 1275 ein gar wildes Treiben. Jagdruf, Hundegebell und Hörnerschall vernahm man im hundertfachen Echo durch den weiten Forst; Eber, Bär und hier und da selbst der Wolf brachen rauschend durch das Dickicht, und der flüchtige Hirsch, sonst dem hungrigen Wolfe durch schleunige Flucht entgehend, jagte heute, nur die ihm folgenden Jäger und Hunde und die tückischen Bolzen der Armbrust fürchtend, von Angst getrieben, ohne auf seinen grimmigsten Feind zu achten, neben ihm her, während der Bär mit ruhiger Gravität der Gefahr zwar auswich, ohne sie jedoch zu fürchten. Der ganze Wald war in Aufruhr, und hätte die kalte Winter-

sonne nicht hier und da zwischen den hohen Fichten und Föhren hindurch geblickt, man hätte glauben können, der wilde Jäger habe aus dem Odenwalde eine Lustfahrt nach dem Ufer der Moldau gemacht, und halte hier seinen furchtbaren nächtlichen Umzug.

Mitten in diesem Getümmel ritt ein schöner, prachtvoll gekleideter Mann, in voller männlicher Kraft. Es war König Ottocar, von seinen Edlen umgeben, über die er, ein echter, wahrhafter König an Gestalt und Ausdruck seines schönen, jedoch ernsten Antlitzes, sich erhob. Sein gelber Hengst, ein Geschenk des Chans der Tartarei, wieherte, die langen Mähnen schüttelnd, unter seinem edlen Reiter, der jetzt in eine lange, durch den Fichtenwald gehauene Wildbahn einbog, und über sehr ernste Dinge mit seinem Oberkämmerer, Andreas Rziczan sprach, der, so eben von Prag kommend, ihn aufgesucht hatte. Er brachte dem Könige die Kunde, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg in Auftrag König Rudolphs in der Hauptstadt Böhmens angekommen sei.

Mag er warten! war der kurze Bescheid, den Ottocar seinem Oberkämmerer gab. Was er will, weiß ich, und das hat keine Eile.

Gnädiger Herr, begann Rziczan, doch ein ſtarker Bär, der eben hervorbrach, feſſelte des Königs Aufmerkſamkeit mehr, als die Worte des Kämmerers. Huſſa, rief er der Meute zu, die ſich auch ſogleich mit wildem Geheul auf das Unthier ſtürzte.

Aber der König des Hum-Waldes glich dem Könige der Böhmen, ſtellte ſich den Hunden entgegen, und zagte nicht bei dem Anblicke der Menge ſeiner Feinde. Schon ſchwammen mehrere Hatzhunde in ihrem Blute, als jetzt Ottocar ſeine Leibdogge von des Bären Tatze erfaßt ſah. Raſch ſprang er vom Roſſe, riß dem Nächſten ſeiner Begleiter den Jagdſpieß aus der Hand, und ſtürzte ſich auf den Bär, der, als ob er wiſſe, es nahe ein edlerer Feind, die Dogge losließ, brummend die Hunde abwehrte, und ſich emporrichtend dem Könige entgegen trat. Das ganze Gefolge war in dieſem Augenblick von den Roſſen geſprungen, ihrem Herrn, wenn ihm Gefahr drohe, beizuſtehen, doch ein Stoß des Königs, der mit ſeinem langen Jagdſpieße das Herz der Beſtie traf, warf ſie zu Boden. Die Hunde ſtürzten ſich nun auf den Gefällten, und zerzauſeten den wacker, dem ſie früher kaum noch zu nahen gewagt hatten.

Sinnend ſtand der König, das Thier von ungewöhnlicher Größe betrachtend. Auch das Große muß endlich unterliegen, wenn das Mächtigere ihm entgegen tritt, ſprach er dann vor ſich hin, des Schickſals Schluß iſt unabänderlich; gegen dieſes Allgewaltige iſt jeder Kampf nutzlos. — Seht nur, wandte er ſich dann zu ſeiner Umgebung, wie die Doggen den gefallenen König des Waldes zerzauſen — das iſt das Loos eines Jeden, dem das tückiſche Glück den Rücken wendet. Wer ihn einſt fürchtete, ergötzt ſich nun an ſeinem Falle.

Indem er dies ſprach, traf ſein Blick einen Mann, welcher, der Einzige ſeines Gefolges, ihm nicht zur Hilfe geſprungen und ruhig auf ſeinem ſchwarzen Hengſte ſitzen geblieben war. Es war ein ſchöner Mann, höchſtens einige 30 Jahre alt. Unter dem grünen Baret, auf welchem drei kleine rothe Federn ſtaken, rollte langes ſchwarzes Haar über Nacken und Schultern herab, zwei flammende Augen blitzten unter ihren buſchigen Brauen hervor, und hätte nicht ein freundlicher Zug um den Mund das Feuer der Augen gemildert, ſo würde das Geſicht dieſes Mannes eher Widerwillen als Wohlwollen erweckt haben, ſo aber verwob ſich

das Ganze zu einem intereſſanten Bilde der Schwermuth.

König Ottocar hatte den Mann lange zürnend angeblickt, was dieſer jedoch nicht zu bemerken ſchien. Warum bliebſt Du ſo ruhig auf Deinem Roſſe ſitzen, während Alle mir zu Hilfe eilten, da mir Gefahr drohte? fragte der König ihn endlich.

Gefahr, erwiderte der Mann lächelnd. Da habe ich mehr Vertrauen zu Eurem Muthe und Eurer Kraft, mein König, als alle die Herren, die für den Löwen zittern, wenn er mit einem Bären den Kampf beginnt.

Wer biſt Du? Ich ſah Dich noch nicht in meinem Gefolge, fragte der König, dem die Antwort des Mannes gefiel.

Ich bin ein unſtäter Erdenpilger, mein gnädigſter Herr! heute hier und morgen dort, habe kein Obdach, und keine Hütte, die ich mein nennen könnte, und ſo ziehe ich von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd, und die ganze Welt wird dann mein Eigenthum. Zu Eurem Jagdgefolge führte mich der Zufall.

Dein Name?

Zawiß von Rosenberg.

Ha! dachte ich es doch, daß es ein Rosenberg wäre, fuhr der König auf.

Es ehrt mich, mein König, wenn Ihr auf meiner Stirn den Stempel des edlen Geschlechts der Rosenberge erblickt, erwiderte Zawiß. Sonst trug Jeder von ihnen drei herrliche rosenfarbene Schwungfedern auf Helm und Baret, seit uns aber unsere Burgen und Städte entrissen wurden, legten wir sie ab, und drei gefärbte ärmliche Hahnenfedern sind noch das bescheidene Zeichen des stolzen Geschlechts.

Der König bestieg in diesem Augenblick sein Roß, winkte Zawiß näher zu kommen und ritt mit ihm eine Strecke voraus. Ottocar schien Wohlgefallen an dem Manne zu finden, der mit so viel Freimuth und Gewandtheit, wenn auch etwas keck, ihm seine Fragen beantwortet hatte. Er liebte Freimuth, wenn er ihn nicht unsanft berührte, war dieses aber der Fall, dann brach sein Jähzorn schnell hervor.

In welchem Jahre hast Du Böhmen verlassen, um auf Abenteuer auszuziehen? fragte nach kurzem Schweigen König Ottocar von Neuem.

Es war in dem nämlichen Jahre, gnädigster Herr, in welchem Wenneß von Diedicz sein ehrwürdiges Haupt auf den Block legen mußte.

Du haſt eine ſonderbare Zeitrechnung Zawiß! nahm der König ſchnell das Wort. Doch, wo zogeſt Du hin? —

Nach dem ſchönen Lande Italien, wo Gott mehr für die Natur als für die Menſchen gethan hat. — Ein tückiſches hinterliſtiges Volk! —

Und dann?

Nach Lyon, den Fürſt der Kirche zu ſehen.

Und was fandeſt Du dort?

Ich fand einen Fürſten ohne Land, und der dennoch alle Länder, die Gott erſchaffen hat, für ſein Eigenthum hielt und beherrſchte. Ich fand einen Fürſten ohne Vaſallen, und doch, wenn er ſeinen Krummſtab erhob, ſtanden ihm Könige und Fürſten zu Gebot und zogen mit Roß und Mann aus, für den Gewaltigen zu kämpfen; ich fand einen Hirten, dem ſeine geduldige Heerde folgte, wohin er ihr in fremder Sprache zu gehen gebot, die er weidlich ſchor und ſich dennoch wenig kümmerte, wenn ſie darben mußte. Ich blieb nicht lange dort, denn es gefiel mir nicht, und zog nach der Pro-

vence, wo an der reizenden Durance das Lied des Troubadours mit den Gesängen der Nachtigall wetteifert.

Und wo Du unter Nachtigall- und Troubadours-Sang Deine Lebenspflicht vergaßest, und nicht in den Schlachten Deines Königs als tapferer Lehnsmann fochtest.

Zawiß lächelte bitter, aber schwieg.

Ist dem nicht so? fuhr König Ottocar heftig auf, und müßte ich Dich nicht zur Rechenschaft ziehen, wenn meine Gnade —

Nein Herr! unterbrach ihn der Rosenberg mit Feuer. Ich habe nichts von Euch zu Lehn, und dennoch focht ich in der unglücklichen Schlacht von Mühldorf. — Fragt die Kuenringer, wer ihnen zur Seite stand, als sie, den alten Thurm im Rücken, allein noch mit den Ihrigen gegen den Feind Stand hielten, sich den andringenden Baiern entgegen warfen und das Heer retteten. Der böhmische Ritter war ich! — Erinnert Ihr Euch, mein König, in der Schlacht an der March des schwarzen Ritters noch, der sich mit einer kleinen Schaar ihm wohlbekannter böhmischer Edlen Stephan von Ungarn entgegen warf und den Königs-Sohn verwundete? — Als Ihr ihm ob dieser That

lohnen wolltet, fand man den schwarzen Ritter nicht unter den Lebenden, nicht unter den Todten. Der schwarze Ritter war ich! — Und so hab' ich, meiner Pflicht getreu, gethan was ich mußte und konnte, ja mehr als was meine Pflicht war, denn die schwarze Rüstung, dies Roß und mein Muth ist Alles was Ihr mir von meinem Erbe gelassen habt, und damit bin ich Euch in den Tagen der Noth zugezogen. Bedarf ich nun noch Eurer Gnade, um nicht dem Henkersbeile verfallen zu seyn?

Der König reichte ihm die Hand, deren Druck Zawiß nicht erwiderte; für ihn schien dies Zeichen königlicher Huld von geringem Werth zu seyn.

Wie schade, daß solch ein Mann unter Troubadours mit Singen und Lauteschlagen zubrachte, sagte nach einer Weile, in welcher er seinen Zorn zu mäßigen suchte, der König, stolz auf den Rittersmann blickend. Deine Hand sollte nur nach dem Griff des Schwertes, nicht in die schwachen Saiten einer Laute greifen, dann könnte sie Edleres vollbringen.

Ich glaube kaum, mein gnädigster Herr, erwiderte Zawiß, sie ergriff das Schwert, als es Noth that, was verlangt Ihr mehr von

ihr? — Der Gesang aber übt eine bewunderungswürdige Kraft über die Geister. Er soll, wie die alte Sage uns berichtet, einem Sänger in der Hölle Einlaß verschafft haben, der dann die Geliebte aus den Krallen des Fürsten der Unterwelt befreite. Auch Gräber sollen sich beim Ton des Liedes geöffnet haben und die Todten aus ihrem ewigen Schlummer erwacht und erstanden seyn, so daß sie wieder, wie früher, unter Menschen herumwandelten.

Ist Dir dergleichen schon begegnet? fragte der König gespannt.

Mir noch nicht, erwiderte Rosenberg und schlug eine Wespe todt, die sich eben auf den Hals seines Pferdes gesetzt hatte.

Glaubst Du an Ahnungen? fragte der König weiter.

Nein Herr!

Aber vertraust doch wenigstens dem Ausspruch der weisen Männer, die uns aus den Sternen und ihren Constellationen die Zukunft deuten?

Nein Herr! denn diese weisen Männer sind nur Weise unter Thoren, die ihren Worten Glauben schenken. Die Sprache der Sterne aber, wenn sie in stiller Nacht am wolkenlee-

ren Himmel mir entgegen ſtrahlen, verſteh auch ich, ſie durchſchauert mein Herz und ruft mir zu, dort über dem funkelnden Dome muß der barmherzige Gott wohnen, berichtet mir aber nichts von der ewig verſchleierten Zukunft. — Ich ſehe, wenn der Abendſtern ſo recht flammend auf mich hernieder blickt, freundlich zu ihm auf, meine Bruſt, mein Herz öffnet ſich ſeinen Strahlen, denn mir iſt immer, als müßte dort oben die ſtrenge unerbittliche Vergelterin wohnen, die mit Flammen-Augen in die tiefſte Tiefe des menſchlichen Herzens dringt, und die verborgene, wie die offene That in ihr Erinnerungsbuch niederſchreibt. Aber von der Zukunft leſe ich da oben nichts; für ſie bleiben die Sterne ſtumm, die oft ſo laut, ſo milde zu mir ſprechen.

Ottocar ſah vor ſich auf den Hals ſeines Pferdes und ſprach kein Wort, auch Zawiß ſchwieg. Endlich fuhr der König wie aus einem Traume erwacht auf, ſeine vorwärts gebeugte Geſtalt erhob ſich wieder, und in Haltung und Ausdruck ein König, befahl er Zawiß in ſeiner Erzählung fortzufahren. Dieſer gehorchte.

Ich lebte in der Provence ein gar glückliches Leben, begann er, heute ſaß ich im Kreiſe

der Troubadours, den gefüllten Becher in der Hand, oder in der Nähe irgend einer schönen Frau und sang zärtliche Canzonen; morgen umgürtete ich mich mit meinem guten Schwerte, bestieg, vom Kopf bis zum Fuße bewaffnet, mein treues Roß, das nun fast zu alt wird, noch einmal mit mir auf Abenteuer auszuziehen, und rang im Turnier um den Preis aus schöner Hand, der mir auch zuweilen wurde. Selbst dem blutigen Kampfe blieb ich nicht fremd, und so, halb Sänger, halb Ritter, durchschwärmte ich Tage, Monden und Jahre. —

Und was führte Dich aus der schönen Provence, von Deinen lustigen Gesellen und den leichten Weibern wieder hierher ins Böhmerland, wo Du nur Wälder und Kriegsgenossen und wahrlich dergleichen Weiber nur wenige finden kannst? —

Gnädiger Herr! erwiderte Zawiß und sein Auge glühte. Saß ich im Schatten blühender Mandelbäume an dem blumenumdufteten Ufer der Durance, sah die freundlichen Burgen, wo nur Frohsinn und Gastfreiheit herrscht, auf sanften Rebhügeln im Glanze der Abendsonne vor mir liegen, da freut' ich mich des schönen Paradieses, das Gott hier geschaffen. Ich griff

nach meiner Laute, das Lob dieſes Edens zu ſingen, aber da trat immer mein Vaterland mit ſeinen Bergen und Wäldern und ſeinen alten grauen Schlöſſern vor mich und es faßte mich unbeſchreibliche Sehnſucht nach der Heimath, nach der Wiege meiner Freuden und Schmerzen, nach dem Ort, wo ich zum erſtenmal Vater, Mutter lallte, das Roß zum erſtenmale tummelte, und mein Bolzen den erſten Auerhahn traf. Ach! mein König, das Vaterland iſt ein Zauberland, das auch den Bettler, der keine Hütte mehr darinnen hat, wo er ſein müdes Haupt zur Ruhe legen könnte, doch mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich zieht! — So erging es auch mir, ich mußte heimwärts, obgleich ich nicht weiß, wer dem fahrenden Rittersmann mit ſeinem Roß, wer dem müden Sänger ein Obdach und einen Becher Wein reichen wird, denn auch mir blieb keine Hütte. Ich glaube, deßhalb ſah ich auch ſo oft himmelwärts und erfreute mich an dem funkelnden Leuchten des Abendſterns; weil mir auf Erden nichts mehr blieb, ſucht' ich Erſatz da oben zu finden.

Wer war Dein Vater? fragte der König mit Haſt.

Ozenko von Rosenberg, dem sein Lehnsherr die Burg Frauenberg und mehrere andere Burgen nahm, weil er in dessen Waldung einen Hirsch erlegt haben sollte.

Ein Wolf, der so eben aus dem Dickicht brach, kam, wie es schien, dem Könige zur rechten Zeit. Verfolgt mit allen Hunden die Bestie! rief er den Jägern zu, und sich zu Zawiß wendend, dessen Antwort er nicht gehört hatte oder nicht gehört haben wollte, befahl er diesem, ihn nach der alten Burg Milota's, wo er heute sein Nachtlager aufzuschlagen gedenke, zu begleiten, und ihn dort mit Gesang und Spiel zu ergötzen. Er selbst verließ die Jagd, und ritt mit dem Oberkämmerer der Burg zu. Zawiß folgte ihm nur langsam.

2.

Auf einem steilen Felsen, der mitten im düstern Walde emporragte, lag kaum zwei Bolzenschußweite von dem dichten Tannenforste entfernt eine alte vom König Ottocar den Rosenbergen abgenommene Burg, womit er jedoch seinen Liebling Milota von Rosenberg wieder belehnt hatte. Die Burg, halb verfallen,

Vielliebchen.

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1833.

Von

A. v. Tromlitz.

Der Ordensbruder. . . . . Seite 1.
Der Zweikampf. . . . . — 229.
Die Verennung von Hohentwiel. — 373.

---

konnte für den Besitzer nur wenigen Werth haben, denn außer einigen armen Köhlerhütten gehörte ihr nichts, keine Lehnsleute, kein Acker Landes, und selbst in dem Theil des Hum-Waldes, der ihr eigen war, hatte sich der König die Jagd vorbehalten. Es war ein Geschenk, das den Besitzer nicht um eines Reiters oder Fußknechtes mächtiger machte.

Aber dennoch konnte die Burg Werth haben, wenn der Herr selbst hier hauf'te, denn nur das Innere war verfallen, die alten grauen Thürme hoben noch stolz und kräftig ihre bemoosten Zinnen empor, Mauern und Schießscharten waren in gutem Stande, und für die damalige Zeit, da sie ganz von Stein erbaut war, konnte sie unter die festesten Schlösser Böhmens gerechnet werden.

Ihr Anblick war eben nicht einladend. Kauz und Eule schienen hier lieber ihre Wohnung aufzuschlagen, als Menschen. Die Zugbrücke über dem sumpfigen Graben war morsch, das alte eichene Thor wandelbar. Der Thurmwart lockte aus seinem geborstenen Horne, die Ankunft des Königs zu verkünden, solche widrige Töne hervor, daß man leicht hätte meinen können, man höre statt freudigen Liedes zum Willkom-

men, das widrige, Unglück verkündende Gekrächz eines Raben. König Ottocar, dem es selbst ein Wagstück schien über die Brücke zu reiten, stieg ab und ging zu Fuß durch das alte Thor, wo ihn der Oberkämmerer, ein geheimer Feind Milota's befragte, ob er auch alle Vorkehrungen habe treffen lassen, die in der Burg eines Rosenbergs ihm wohl nöthig dünkten. Der König lächelte über des Höflings Furcht, ging unbekümmert über den mit Schnee bedeckten Hof, und wurde von einem alten Diener, der hier die Stelle eines Castellans vertrat, nach dem einzigen noch bewohnbaren Zimmer geführt. Ein hohes, mit zerfetzten Vorhängen behangenes Bett, ein groſser Tisch und drei Sessel waren der ganze Hausrath, der heute dem an Pracht gewöhnten Fürsten gnügen muſste, dessen Auge sich auf einige an der Wand hängende alte Gemälde heftete, wovon das Eine einen jungen Rittersmann in Jagdkleidung darstellte. Daſs es das Conterfei eines Rosenbergs war, zeigten drei rothe Schwungfedern, die sein Baret schmückten. Auch schienen dem Könige die Gesichtszüge des Jünglings bekannt, doch konnte er sich nicht deutlich erinnern, wo er sie gesehen hatte.

Der König befahl nun, nachdem er lange vergebens darüber nachgedacht, daß das von seinen Köchen bereitete Mahl aufgetragen werde, und ehe noch sein Gefolge von der Jagd zurückkehrte, war die Tafel schon aufgehoben, und er besprach sich mit dem Oberkämmerer über die Ankunft des Burggrafen in Prag.

Aziczan hielt dessen Ankunft für eine wichtige Begebenheit, König Ottocar aber für eine ganz gewöhnliche. Es ist wieder eine Gesandtschaft, die mich bewegen soll, auf irgend einen Reichstag zu kommen und den Grafen von Habsburg als Kaiser und meinen Lehnsherrn anzuerkennen, sagte er, aber sie wird eben so fruchtlos Prag verlassen, wie die früheren. Ich fürchte das ganze Deutschland nicht! Was wollen seine Fürsten gegen Böhmens, Mährens und Oestreichs Völker? — Zwiespalt untergräbt ihre Macht. — Cöln, Otto von Brandenburg, Heinrich von Baiern sind auf meiner Seite; stampfe ich mit meinem geharnischten Fuß auf den Estrich meines Rittersaales in Prag, so steigen Heere aus Böhmen, Oestreich, Schlesien, Steiermark und Kärnthen auf dieses Zeichen empor, und die Welt zittert — und mit ihr dieser Rudolph, der sich tief neigte,

wenn ihn auf meinem Zuge nach Preußen ein Diener zu meiner Tafel lud. — Und diesem Manne sollt' ich unterthänig seyn, meine angestammte Krone, meine mit dem Schwerte und mit böhmischem Blute eroberten Länder von ihm knieend zu Lehn empfangen? Nimmermehr! —

Da unterbrach Hörnerschall das ernste Gespräch, die Jäger kehrten zurück und der König, neugierig wie die Jagd geendet hatte, ließ sich Bericht abstatten und gab dem auf seine Befehle immer noch wartenden Oberkämmerer den Auftrag, morgen in aller Frühe nach Prag zurückzukehren, und den Burggrafen zu ersuchen, ihn dort zu erwarten; sobald er seine Jagden beendet, werde er nach Prag kommen und ihm Gehör schenken.

Die Jagd war vorzüglich ausgefallen und der König zufrieden. Auf dem Schloßhofe hatte man die Beute ausgebreitet. Acht Bären, vier Wölfe, mehrere tüchtige Keuler und viele edle Hirsche lagen jetzt noch blutend auf dem mit Schnee dicht bedeckten Hofe der alten Burg. Der König übersah beim Scheine des Mondes vom Fenster aus das erlegte Wild, und gab es seinem Gefolge preis. Bald flackerten Holz-

ſtöße auf, die Jäger waren geſchäftig, das Wild zu zerlegen, die unglücklichen Treiber Holz herbei zu tragen, und es währte nicht lange, ſo bratete der Hirſch, der noch vor Stunden ſtolz durch den Forſt getrabt war, am eſchenen Spieß und ſättigte ſeine hungrigen Verfolger.

Unter den Dienern des Königs war Buſſo, gemeinhin der Schleſier genannt, vermuthlich weil er aus dieſem Lande ſtammte, der Liebling ſeines Herrn, ein verſchmitzter liſtiger Mann, aber dem Könige treu, wie der Jagdhund ſeinem Jäger. Er war ſtets um denſelben, begleitete ihn auf allen Reiſen und Kriegszügen, und vertrat das Amt eines Kämmerers. Als Ottocar nun lange genug das Treiben ſeines Gefolges mit angeſehen und ſich in ſein dunkles getäfeltes Zimmer zurückgezogen hatte, blieb Buſſo allein bei ihm. Dies war die Zeit, wo er gewohnt war, während des Auskleidens ſeinem Herrn, was er den Tag über bemerkt und belauſcht hatte, treulich zu berichten.

Nun? fragte der König, wie gefällt es Dir hier in dem ſchönen Schloſſe Milota's?

Schlecht, gnädiger Herr! wie Eurem ganzen Gefolge. Sie finden hier nichts, als ein ärm-

liches Obdach, Holz genug um ein praſſelndes Feuer in den großen Kaminen anzuzünden, und einen alten Caſtellan, der entweder brummt oder höhniſch lacht, wenn ſie etwas von ihm verlangen. In der Burg meines Herrn, des Statthalters von Steiermark, welche der edle Milota von dem Könige zur Lehn trägt, erwidert er bei der Nachfrage nach Brod, findet ihr nicht ſo viel von dieſer Gottesgabe, um die Krähen, die hier niſten, nur einen Tag damit zu füttern, Stroh nicht ſo viel, als zu Leimruthen nothwendig wäre, die paar Spatzen zu fangen, die trotz Hunger und Kälte aus alter Gewohnheit hier noch hauſen. Keine Garbe wird hier geerntet, kein Lehnsmann treibt ſeinen Eſel, mit gefüllten Säcken beladen, ins Schloßthor. Des Königs Gnade gab meinem edlen Herrn zum Erſatze für die herrlichen Schlöſſer, welche er ihm nahm, dieſe alten Mauern mit ihren Eulen, Krähen und Ratten. —

Ein alter vorlauter Kauz! brummte der König vor ſich hin.

Er hat nicht ganz Unrecht, gnädiger Herr! fuhr Buſſo fort, dem wohl zuweilen eine Bemerkung zu machen erlaubt war. Ihr gabt dem Milota zu wenig und zu viel. — Sein

Bruder mußte das Haupt auf den Block legen, deſſen Tochter ſtarb vor Gram über ihre Schande, ſein Geſchlecht, das erſte in Böhmen, habt Ihr hart gedemüthigt.

Und that ich nicht Recht daran? fuhr der König auf.

Ihr handeltet klug wie der Gärtner, der alle Knospen und Blüthenſtengel abbricht, damit nur eine Blume allein in vollem Glanze prangen ſoll. — Ob recht? —

Buſſo! drohte Ottocar, der Kämmerer ſchwieg.

Und weshalb gab ich dem Milota zu viel und zu wenig? Rede jetzt, ich erlaube es, fuhr der König nach einer Weile fort.

Ihr ſchenktet dem tief Gekränkten Euer ganzes Vertrauen und ein Roſenberg wird nie an dem mit Treue hängen, der ſeinen Namen von ſeiner Höhe herabſchleuderte. Ihr gabt dem Hochgeſtellten zu wenig, um ihn durch Eigennutz und Dankbarkeit an Euch zu feſſeln, ſo zeigt auch das Geſchenk dieſer Burg mehr Lohn als Gnade. Er ſchwieg, auch der König erwiderte nichts, endlich fragte dieſer: Haſt Du ſonſt nichts bemerkt, nichts beobachtet?

Den Zawiß Roſenberg, wie er ſtolz und mit finſterem Blick auf ſeinem alten magern Rappen

pen ſaß, erwiederte Buſſo. Der Mann hat zweierlei Naturen, die ſich auf ſeinem Antlitz deutlich ausſprechen. Um den Mund glaubt man das Lächeln eines Engels zu ſehen, während ein teufliſcher Blick zuweilen wie Blitzes Leuchten unter den dunkeln Brauen hervorbricht. Hütet Euch vor ihm, es iſt ein Roſenberg!

Du ſiehſt überall Geſpenſter, Buſſo.

Muß ich nicht, da Ihr, mein hoher Herr, überall die Geiſter hervorrufen laſſet, erwiederte er. Wer wie Ihr durch den Lauf der Sterne in die Zukunft dringen will, ſelbſt wahnſinnige Weiber um ſein Schickſal befragt; wer den hochfahrenden Geiſt ſeines Adels mit den engen Banden der Unterwürfigkeit feſſelt, den müſſen Geſpenſter und dämoniſch geſinnte Menſchen überall umgeben, und die Letzteren fürchte ich mehr als die Erſtern, obgleich man meinen ſollte, auch dieſe hauſ'ten hier in der Burg, wo es mir gar nicht geheuer dünkt. Alles hat hier das Anſehen, als ob Menſchen dieſe Mauern flöhen und nur Geiſter noch umher wandelten. Mir iſt es hier immer, als ſähe ich die alten Roſenberge durch die halb verfallenen Gemächer zürnend ſchreiten, und die Ahnfrauen dieſes einſt ſo großen Geſchlechts wie ſcheue

Nachtvögel umherflattern. Zwei Thürme kann man nicht mehr besteigen, da liegen die Treppen in Haufen von Schutt begraben, den dritten bewohnt der Castellan. Auch hier möchte man zurückschaudern, denn als ich bei ihm eintrat, sah ich zwei alte Weiber, von der aufflackernden Flamme geisterhaft beleuchtet, am Kaminfeuer sitzend, die Spindel drehen. Sie waren ganz denen ähnlich, die wir in dem Glatzer Walde an dem von Feldsteinen aufgebauten Heerde fanden, wo die Eine einen magern Fuchs sich zum Sonntagsmahle briet, die Andere aus dem noch blutenden Fell sich eine Mütze machte. Erinnert Ihr Euch ihrer noch, mein gnädigster Herr? — In dem verfallenen Gemache, lenkte er in seiner Erzählung wieder ein, stand ein wandelbarer Tisch, zwei wacklige Bänke, ein großes Bett, worin halb vermodertes Stroh und ein Kopfkissen von riechendem Moos lag, das war der ganze Hausrath des Castellans der stolzen Rosenberge. Der vierte Thurm ist fest verschlossen; ich wollte hinein, der Castellan aber verweigerte mir ihn aufzuschließen.

Morgen soll er ihn öffnen, sagte der König, will er nicht, so laß die Thüren sprengen.

Vielleicht halten hier die Rosenberge ihre Schätze verborgen!

Schätze? Ich glaube kaum, sagte Busso lächelnd. Wären ihnen Schätze geblieben, hätten sie sie längst zu Eurem Verderben benutzt.

Du bist kein Freund dieses Geschlechts, meinte der König.

Wen mein König nicht liebt, den haß ich, antwortete Busso. Aber dennoch muß ich diese Männer achten, denn wo Großes im Böhmerlande geschah, da stand gewiß ein Rosenberg an der Spitze.

Der König, von der Jagd ermüdet, legte sich nun bald zur Ruhe.

Hast Du auch alle nöthigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen? fragte er dann seinen Kämmerer.

Gegen menschlichen Ueberfall, ja! erwiederte dieser. Euer Gefolge, mein König, nimmt alle Gemächer der Burg ein, die morsche Zugbrücke ist aufgezogen, das alte Thor verschlossen, bei dem Thurmwart hat Czenko sein Quartier genommen, und selbst die Pforte des verschlossenen Thurmes wird bewacht. Aber vor Eulen, Fledermäusen und Ratten kann ich

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

meinen gnädigen Herrn nicht schützen, und dieses Ungeziefer nimmt wenig Rücksicht, ob es König oder Bettler im Schlafe stört.

Nun so geh und rufe mir den Zawiß her, befahl nun Ottocar. Er soll seine Laute mitbringen, und mich durch Gesang ergötzen. Ich möchte gern einmal ein anderes Lied hören, als das, so unsere Bänkelsänger mit ihrem schlechten Zitherspiele begleiten.

Den Zawiß von Rosenberg soll ich rufen? damit, während Ihr auf Eurem Lager liegt — Erlaubt wenigstens, Herr, daß ich dann gegenwärtig bleibe.

Siehst Du schon wieder Gespenster, Busso? höhnte der König den Treuen. Schwert und Dolch liegen mir zur Seite, und daß er, wie es Sitte ist, unbewaffnet in mein Gemach tritt, ist Deine Sorge; ich brauche Deine Hülfe nicht! — Nun geh und thue wie ich Dir befahl.

Busso gehorchte ungern. Er fand Zawiß bald bei den andern Hofleuten und brachte ihm des Königs Befehl. Heute will ich noch mit der Laute in der Hand vor meinem königlichen Herrn erscheinen, erwiederte dieser, aber lieber zertrümmere ich sie, als daß ich, ein Rosen-

berg, ferner als Troubadour auftreten ſollte, wo ich als Ritter erſcheinen darf. Sagt das dem Könige, er mag dieſe Worte einem Edlen des Böhmerlandes nicht verargen, der in ſein Vaterland zurückkehrte, um dort für dieſes und ſeinen Herrn zu fechten, nicht aber um ſchmelzende Lieder zu ſingen. Ich gehe meine Laute zu holen und erwarte Euch hier.

Buſſo hinterbrachte die Worte des Zawiß ſogleich dem König, der deshalb nicht ungehalten ſchien, denn er mochte wohl fühlen, daß er in jetziger Zeit mehr eines Schwertes als einer Laute bedurfte, und befahl ihm Zawiß herein zu führen.

Als Buſſo dieſen, welcher die neue, erſt von König Ottocar eingeführte, Sitte nicht kannte, daß Niemand, wer er auch ſei, zu einer geheimen Unterredung bewaffnet vor dem Könige erſcheinen dürfe, höflich bat, Schwert und Dolch im Vorzimmer abzulegen, lächelte Roſenberg, erfüllte aber ohne Widerrede das Verlangen des Kämmerers und trat dann bei dem Könige ein.

Ich wünſchte von Dir die Art und Weiſe kennen zu lernen, in welcher die Troubadours der Provence vor Fürſten und Frauen ſingen,

redete ihn dieſer an. Trag' mir deshalb eines ihrer Lieder vor, wähle es ganz in dem Geiſt und Ton dieſer Sänger; ein ſchmelzendes, girrendes Lied, wie es die Nachtigall dort im duftenden Gebüſche ſingt, nicht rauh wie die Lieder des Vaterlandes, kein Kriegslied, kein Schlachtgeſang, ein Liebes-Lied will ich hören.

Wie es mein König befiehlt! erwiederte Zawiß ſich neigend.

Setze Dich auf den alten Seſſel, der dort in der Ecke meinem Lager gegenüber ſteht, befahl Ottocar.

Zawiß gehorchte und ſetzte ſich dem großen behangenen Himmelbett, in welchem der König ruhte, ſchräg gegenüber. Das Bett ſtand in der Mitte der Wand, an deren Ecke die einzige Thüre war, welche zum Gemache führte; der Roſenberg angewieſene Platz aber war in der andern Ecke, ſo daß er das ganze Zimmer überſehen konnte. Vor dem Könige lagen auf einem alten Seſſel Schwert, Dolch und eine Schelle.

Während der Ritter ſeine Mandoline ſtimmte, hatte ihn der König ſcharf ins Auge gefaßt, und je länger er ihn anblickte, deſto mehr fand er ſeine Züge den Zügen des Bildes ähnlich,

das vor ihm an der Wand hing. Kennſt Du das Bild, fragte er Zawiß jetzt und zeigte auf den jungen Jägersmann. Zawiß ſtand auf, betrachtete es, betrachtete die andern und ſagte dann: Ich wüßte wirklich nicht meinem gnädigen Herrn zu berichten, wen dies Bild vorſtellt. Es ſind, ſo wie ich ſehe, alles Gemälde meiner Ahnen, doch kenn' ich Keinen unter ihnen.

Aber bei dieſem einen Bilde ſind die Farben noch ſo friſch, bemerkte der König.

So ſcheint es auch mir, ſagte Zawiß gleichgültig, und ſetzte ſich wieder auf den ihm angewieſenen Platz. Befiehlt mein König jetzt? fragte er. Ottocar nickte und Zawiß ſang:

In der erſten Liebe Blüthenhain
Springen Blumen aus verſchloſſ'nem Kelche,
Flüſtern Stimmen in der Dämmrung Schein:
Komm nur, Jüngling, komm und pflück' und ſchweige!
Und er pflückt! — und eine neue Welt
Sieht er magiſch vor ſich aufgeſtellt.

Was für ihn nur dunkle Ahnung war,
Was ſo ſehnſuchtsvoll ſein Herz bewegte,
Liegt vor ihm nun herrlich, ſonnenklar,
Seit er die geliebte Blume pflegte.
Alles, was ihm dunkel, öd' erſchien,
Sieht er jetzt als Paradies erblühn.

In des goldnen Sternes Flammenpracht
Sieht er nur ihr Himmels-Auge glühen,
Und in monderhellter Zaubernacht
Myrth' und Rose sich zum Kranz erblühen.
Jetzt erst wird die Thräne, ihr geweiht,
Thau des Himmels, Wollust, Seligkeit.

So auch mir, als ich zum erstenmal
Dich, Du Zaubermädchen, einst erblickte,
Und zu Lust und Wonne, auch zur Qual
Dich an meine Brust mit Inbrunst drückte,
Und beim Druck von meiner, Deiner Hand,
Meine Lippe bald die Deine fand.

Ach! da fühlt' ich mich so hochbeglückt,
Seligkeit durchschauerte mein Leben;
Dieser Erdenwelt durch Dich entrückt,
Wähnt' ich ewig himmelwärts zu schweben.
Ach! dies war des Frühlings Rosenzeit,
Doch ihr Loos war schnell Vergänglichkeit.

Meine Blume stahl des Mächt'gen Hand,
Und zerknickt fiel sie in Wahnes Bande.
Da verließ ich Dich, mein Vaterland,
Zog hinaus in ferne, fremde Lande;
Welkte sie, so herrlich einst, so schön,
Wollte die Entehrte nimmer sehn.

Und der Gram war menschlicher als er,
Fest umschloß er sie mit kalten Armen.
Unter Lebenden weilt sie nicht mehr! —
Schmerz und Gram füllt Mitleid und Erbarmen,
Mehr Erbarmen als der harte Mann,
Der verwunden, doch nicht heilen kann.

Zaubermädchen! brich durch Grabesnacht,
Sprengʼ die Gruft, erwach aus Deinem Schlummer,
Spotte kühn des Todes Riesenmacht, —
Steig herauf mit deinem Schmerz und Kummer!
Zeige dich noch einmal meinem Blick,
Dann erst kehr in Grabesnacht — — —

Jesus Maria! schrie bei diesen Worten der Sänger auf, warf die Mandole von sich und stürzte zur Thür hinaus; der König, durch Zawiß unerklärbares Betragen erschreckt, schellte heftig. Busso eilte herbei, und fragte ängstlich, was geschehen, Zawiß sei bleich wie der Tod an ihm vorbeigerannt. Der König erzählte ihm das Vorgefallene und befahl den Ritter aufzusuchen, ihn hierher zu bringen und nicht eher zurückzukehren, als bis er den Frechen gefunden habe, der es wagen könne, seinen König auf diese Weise zu verlassen.

Aber der König hätte gewiß Zawiß Benehmen entschuldigt, wärʼ ihm die Ursache, die ihn fortgetrieben, bekannt gewesen. Während er die letzte Strophe sang, öffnete sich hinter des Königs Bette leise eine verborgene Thür, und eine bleiche gespenstige Gestalt mit langem schwarzem herabhängendem Haar, um welches ein Kranz von Tannenreis geflochten war, trat, einen brennenden Kienspan in der Hand, ge-

ſterhaft herein. Zawiß erblickte ſie, glaubte in ihr die auf ſeinen Ruf aus dem Grab' Erſtandene zu ſehen, und ſtürzte bei dieſer Erſcheinung furchtbar ergriffen aus dem Gemache.

Die Geſtalt, welcher wahrſcheinlich Zawiß Entfernung nicht entgangen war, hatte ſtaunend ihm nachgeblickt und ſchnell den Kienſpan hinter ſich weggeſchleudert, und ſtand, als der König ſchellte und Buſſo eintrat, Ottocar und jedem Eintretenden verborgen, regungslos dicht hinter dem großen Bette. So wie ſie des Königs Stimme hörte, ſchien die Erſtarrte Leben zu bekommun, ſie beugte ſich vorwärts, als ob ſie auf ſeine Worte lauſche, und zeigte mit der Hand nach dem Bette, wo ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu ſeyn ſchien. Doch als Buſſo ſich entfernte, mußten ihre Gedanken eine andere Richtung bekommen haben, denn ſie ſchritt durch das Zimmer an des Königs Bette vorbei, und heftete ihr tiefliegendes, dunkles Auge nur auf das Bild des jungen Jägersmannes.

Der König, durch den überraſchenden Anblick der geſpenſtigen Geſtalt erſchreckt, richtete ſich auf. Wer biſt Du? rief er zornig, doch überlief es ihn kalt, als ſie ſich nach ihm wandte und er bekannte Züge zu erblicken glaubte.

Wer ich bin, das willst Du wissen? erwiederte, das herabgefallene Haar zurückschüttelnd, die geisterhafte Gestalt. Herr! sagte sie nach einigem Nachdenken, — weiß ich es doch selbst nicht. — Mein Vater sagte, ich sei eine Entehrte, mein Ohm nannte mich eine Unglückliche — und er, ja er — sagte mir kein Wort. — Aber wer bist Du? — Ja! — auch ich sollte Dich kennen. Bist Du nicht der Herrscher dieses Landes, der mit frecher Hand das Scepter, mit blutiger Hand das ewig bluttriefende Schwert hält? — Ja, ja! — beim barmherzigen Gott — Du bist — Ottocar! — Bei diesen Worten trat sie mit raschem Schritt dem Könige näher, der den Dolch ergriff. Mann! rief sie und ihr Auge stierte ihn an, ihr geisterbleiches Gesicht wurde, wo möglich, noch bleicher, ihre Stimme klang hohl, als stiege sie aus Grabes Tiefe herauf. Mann! gieb mir meine Ehre zurück! — hörst Du es? — meine Ehre. — Sie haben mich verstoßen — er hat mich verlassen! — Meine Hochzeitfackel ist jener verglimmende Span, mein Brautkranz diese Dornenkrone, mein Brautlied krächzen die Raben! und wenn ich mich in die Hochzeitkammer schleiche, harre ich und harre auf

ihn, und harre vergebens! — und wenn ich mich nun auf mein einsames Lager werfe und beten will, stören mich die Eulen und das Käuzchen, die an meinem Fenster flattern, und statt eines guten Engels, der mich im Gebet stärken sollte, tritt Satan an mein Lager, und der Fürst der Hölle — der bist Du! rief sie mit furchtbarer Stimme, und dann kann ich nicht beten. — Mein Geist ist gestört, wie mein Glück, meine Gedanken sind zerrissen, wie mein Herz. — Wisse, sagte sie jetzt mit verhaltener Stimme, und bog sich über ihn — die Gespenster auf der Burg, die mich bedienen, nennen mich die Wahnsinnige. Bei diesen Worten schien ihr zerrütteter Geist lichter in die Vergangenheit zu schauen, sie sank plötzlich vor ihm auf die Kniee. — Du hast mir Alles genommen, Unmensch! rief sie, Ehre, Glück und Ruhe, nimm den Dolch, stoß ihn in meine Brust, nimm mir auch das Leben, und ich will Dir danken und verzeihen! — Horch, rief sie rasch aufspringend, da nahen Deine Schergen. — Sie wollen mich wieder packen. — Fort! — Fort! — Sie stürzte durch die verborgene Thür, die sich schnell hinter ihr schloß, so daß der König, der seinen Mantel

umgeworfen hatte und aufgesprungen war, nicht bemerken konnte, wohin sie verschwunden sei und nun irre ward, ob diese Erscheinung Traum oder Wirklichkeit gewesen.

In diesem Moment, wo der König mit ungewissem Blick und innerem Grauen noch umherschaute, trat Busso herein, und überrascht, seinen Herrn in diesem Zustande zu sehen, fragte er ihn, der ihn kaum bemerkte: Um Gottes und aller Heiligen willen, Herr, was ist geschehen? —

Der König, auch vor seinen nächsten Umgebungen gern seine Schwächen verbergend, wollte lächeln und vermochte es nicht; denn jetzt glaubte er fest, die Erscheinung sei ein dem Grabe entstiegener Geist, der ihm hier auf dem alten Schlosse in Ludmilla's Gestalt Unglück verkünden sollte. Er sah ernst vor sich hin und befahl endlich Busso, ihn anzukleiden. Während dem fragte er ihn, wo Zawiß sei?

Wir haben ihn nirgend finden können, er muß durch eine geheime Thür verschwunden seyn, berichtete Busso.

Da klingelte der König heftig, und gebot dem eintretenden Diener, die Schläfer durch Hörner-Ruf wecken und seinem Gefolge wissen

Verzeichniß der Stahlstiche.

Bernuta. (Titelkupfer). . . . . Seite 163.

Titelvignette . . . . . —

Kepstut . . . . . — 14.

Scene des Kampfes . . . . . — 127.

Adelaide von Monbusson . . . . . — 236.

Scene mit König Maximilian. — Herzog Albrecht und der Klausner . . . . . — 280.

Johanna . . . . . — 397.

Zerstörung Babylons. (Artistische Zugabe der Verlagshandlung.)

zu laſſen, daß ſich Alle zum Aufbruche bereit halten ſollten, und als der Diener ging und Buſſo mit ſeinem Herrn allein war, fragte jener den König ängſtlich: Mein gnädigſter Herr will in finſtrer Nacht bei dieſem Unwetter aufbrechen und weiter ziehen? Hört Ihr nicht den Sturm heulen, ſeht Ihr nicht den Schnee in dichten Flocken herabfallen? Der Mond iſt umhüllt, die Wege ſind verſchneit, nirgends Bahn. —

Was kümmert mich Schneegeſtöber und Sturm, was die Finſterniß der Nacht? Ich will aus dieſer Burg, wo die Todten aus ihren Gräbern erſtehn, und mich aus meinem Schlafe rütteln. Laß die Roſſe ſatteln, vorerſt aber entbiete den alten Caſtellan zu mir.

Da weckte luſtiger Hörnerruf die Schlafenden und trieb ſie auf vom harten Lager; Edle und Knechte, alles lief durch einander, über dieſen unerwarteten Befehl eben nicht erfreut. Niemand konnte begreifen, was den König dazu bewogen habe. Bald trat der Caſtellan beim Könige ein. Alter! fuhr dieſer ihn an: Sind hier die Gräber verſchloſſen oder geöffnet?

Feſt verſchloſſen, mein gnädigſter König! erwiderte der Alte, über dieſe Frage nicht wenig verwundert.

Ist es geheuer in Eurem Schlosse, und halten Todte hier nicht ihren nächtlichen Umgang? —

Herr, die Todten ruhen, die Gräber öffnen sich nur am Auferstehungstage. —

Ist eine Capelle im Schloß? fragte Ottocar weiter. —

Ja Herr, dort schlummern die Rosenberge, stört ihren Schlaf nicht, gönnt wenigstens den Todten die Ruh!

Was kümmert mich ihr Schlaf, was ihre Ruhe, störten sie doch den meinen und weckten — doch führe mich nur hin, — Du Busso aber sorge, daß mein Hauskaplan mir bald dorthin folge. — Nun nimm eine Fackel und schreite voran, alter Graukopf. Der Castellan ging, holte einen Kienspan, denn Fackeln hatte er nicht, und leuchtete dem König, dem der besorgte Busso, welcher einen andern nach dem Kaplan geschickt hatte, folgte.

Der Castellan schritt durch einige Gänge, öffnete dann eine kaum bemerkbare Thüre, und bald standen sie in der kleinen, von mattem Lampenschimmer erhellten Capelle, wo König Ottocar nicht wenig erstaunt war, Zawiß vor dem Altare knieend zu finden.

Der König, in manchen großartigen Ansichten seiner Zeit weit vorausgerückt, war doch eben so abergläubig, wie die meisten damaligen Fürsten, und der Astrologie, selbst dem Ausspruch wahrsagender Zigeuner-Weiber hingegeben, die in den Wäldern Böhmens herumzogen. Er bekreuzte sich bei dem Eintreten in die Capelle, und so begierig er auch war Zawiß zu sprechen, störte er ihn nicht, bis dieser aufblickend den König gewahrte, und sich erhob.

Der König winkte ihm zu bleiben und kniete vor dem Altar nieder, blickte andachtsvoll auf nach dem Gekreuzigten, murmelte leise ein Gebet, schlug dabei heftig seine Brust, und erst als der Kaplan eintrat, stand er auf und befahl diesem eine Messe zu lesen.

Um diese so ungewöhnliche Zeit? fragte verwundert der Geistliche.

Jetzt gleich! erwiederte der König in rauhem Tone. Der Kaplan ging, sich mit dem Meßgewand zu bekleiden.

Der König trat nun mit Zawiß an das äußerste Ende der Capelle, damit weder Busso noch der Castellan ihr Gespräch hören konnten. Weshalb sprangest Du so plötzlich auf und verließest das Gemach? fragte er ihn.

Ich

Ich ſah. —

Kanntest Du ſie? — fiel ihm der König raſch in die Rede.

Nein, gnädigſter Herr, erwiederte Zawiß. Mir ſchien es eine aus dem Grabe Erſtandene zu ſeyn, ich ſchrak zuſammen — mein Lied — meine Einbildungskraft — verzeihet Herr!

Ottocar nickte einigemale mit dem Kopfe, ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit. — Haſt Du das Lied, welches Du ſangeſt, ſelbſt gedichtet? fragte er dann weiter.

Nein, Herr. Ein alter Troubadour aus Avignon hat es mich gelehrt.

Der König hatte ihn bei dieſen Worten ſcharf angeblickt. — Und was trieb Dich in die Capelle? —

Die Erſcheinung mahnte mich an meine Sünden, erwiederte Roſenberg, der ganz die Faſſung behielt, und ich wollte zu Gott um Vergebung flehen.

Da trat der Kaplan ein, der König winkte Zawiß zu bleiben, kniete nieder und betete; Zawiß, Buſſo und der Caſtellan thaten ein Gleiches. Als nun der Prieſter geendet und ſich entfernt hatte, fragte der König den Rit-

ter: Du ſcheinſt auf dieſer Burg gut bekannt zu ſeyn?

Es war die Burg meines Vaters, erwiederte Roſenberg.

Kennſt Du die Wege genau, welche nach Budweis führen? fragte der König weiter, ohne deſſen Antwort zu berückſichtigen.

Ja, Herr!

Kannſt Du mich wohl dieſe Nacht ſicher durch den Forſt bringen?

Zawiß ſtutzte, die Frage überraſchte ihn, denn er ſah hierin auch die Aufforderung, dem Könige nach Prag zu folgen, und er wäre doch ſo gern noch auf der alten Burg geblieben.

Nun? fuhr der König, ſchon ungeduldig werdend, auf, woran denkſt Du, ſtatt mir zu antworten?

Verzeiht, gnädiger Herr! ſagte jetzt Roſenberg. Ich dachte nach, welcher Weg wohl der beſſere ſeyn könne, der über Andreasberg, oder über Dobruſch. —

Führe mich den nächſten, laß Dein Roß ſatteln und komm, mich treibt es aus dieſen öden Mauern, wo nur Ratten und Eulen wohnen. Zaudre nicht lange, und erwarte mich unter dem Thore! Mit dieſen Worten verließ

er mit Busso die Capelle. Zawiß aber blieb trotz des Königs Gebot, nicht zu zaudern, bei dem Castellan zurück.

Mir erschien heute Nacht Ludmilla, sprach er, sich hastig zu dem Alten wendend. Lebt sie oder ist sie todt? — Benneß! bei der Asche meines Vaters beschwöre ich Dich, sage mir — Lebt sie oder ist sie todt!

Für Herrn Milota, für Euch, für uns Alle ist sie längst todt. Gott gebe ihrer Seele Ruh! Ihr steht hier auf ihrem festverschlossenen Grabe, leſt die Inschrift auf dem Leichenstein und überzeugt Euch, erwiederte der Castellan.

Du lügst, Benneß! —

Junger Herr! nahm der Alte das Wort, und ein strenger Blick traf Zawiß, indem er zornig den Kienspan schüttelte, so daß die Funken in der Capelle umher stoben. Kommt, sagte er dann, immer noch ernst und finster, laßt Euer Roß satteln und erzürnt den König nicht durch Euer unnützes Verweilen. Horcht, die Hörner rufen schon zur Abreise, hört nur, wie die Doggen heulen, die hungrigen Rosse wiehern und stampfen. — Fort, — fort!

Zawiß reichte dem Alten die Hand und eilte seinen Diener aufzusuchen, den er zum Glück schon am Portale seiner harrend fand. Er ergriff des Rappen Zügel und bald stand er neben dem Könige, der unter dem finstern Thore auf ihn gewartet hatte, und jetzt sich bekreuzend über die niedergelassene Zugbrücke ging. Erst jenseits derselben schwang er sich auf seinen gelben Tartar, und winkte Zawiß an seine Seite zu kommen, den jedoch Busso und mehrere Getreue nicht aus dem Auge ließen.

3.

Es erhob sich ein furchtbares Wetter. Der Schnee fiel in dicken Flocken, und ein scharfer Ostwind trieb ihn da, wo die Bäume nicht schützten, in hohen Haufen zusammen. Es war schwer auch nur die kleinste Spur eines Weges zu finden, doch Zawiß vertraute hierbei mehr auf seinen alten Diener als sich, denn dieser war seit seiner Kindheit in dieser Gegend gewesen, hatte in früherer Zeit alle Jagden mitgemacht, und kannte jeden Fußpfad, jeden Holzweg.

Sie waren schon eine Weile vorwärts gezogen, als der König Zawiß fragte: Führt dieser Weg nach Dobrusch oder Andreasberg?

Nach ersterem Orte, mein gnädigster Herr, da er der nächste ist, erwiederte dieser. Der einzelne Reisende jedoch, ich weiß es noch aus früherer Zeit, vermeidet ihn gern, der vielen Zigeuner wegen, die man in der Nähe dieser Straße stets im Walde antrifft, und die sie oftmals unsicher machen; aber sie sollen uns nicht hindern, und können uns überdieß noch als gute Führer dienen, da sie hier jeden Baum und jeden Schleifweg kennen. Sie waren auch kaum noch eine Stunde geritten, als sie im Walde flackernde Feuer erblickten, um welche man deutlich menschliche Gestalten sich bewegen sah, die aber, wahrscheinlich das Schnauben und Wiehern der Rosse hörend, sich tiefer in den Wald hinein zogen. König Ottocar, begierig das wilde Volk in der Nähe zu sehen, ließ sein Gefolge halten und sprengte mit Zawiß den Feuern zu; Busso mit noch Einigen folgte.

Aber sie fanden dort kein männliches Wesen mehr, nur zwei alte häßliche Weiber saßen bei einem großen Kessel, unter welchem sie das hell aufflammende Feuer schürten.

Was macht Ihr hier, Ihr dämonischen Gesichter! fuhr sie der König an.

Wir kochen unser Nachtmahl, Herr, einen alten Fuchs, dem Einer der Unsern den Bolzen durch's Hirn jagte.

Das ist kein Fuchs, da liegt ja die Haut eines Hirschkalbes, unterbrach sie Busso.

So nehmt Euch in Acht, lieber Herr, sagte die Eine, welche einäugig war, daß die Unsern Euch nicht für den Fuchs halten. —

Wer giebt Euch das Recht, in fremden Forsten zu jagen! fuhr sie der König Ottocar von Neuem an.

Gott, der die Bäume wachsen und das Wild vermehren, der nicht den Sperling auf dem Dache, geschweige einen Menschen verhungern läßt, und die Noth. — O! das ist ein scharfer, harter Zwingherr, der treibt den armen Hungrigen gar unbarmherzig zu Mancherlei. Aber trotz dem, daß wir suchen und finden, wo was zu suchen ist, müßten wir doch oft Hungers sterben, hätte uns Gott nicht die glückliche Gabe der Wahrsagung gegeben.

Und welches Schicksal prophezeiest Du Dir? denn Dein Eignes steht doch wohl am hellsten vor Deinem Auge, fragte Busso.

Ja nun! meinte die Alte, daß mein Bett kühler seyn wird, als das dieser Beiden, sie zeigte hierbei auf den König und Zawiß, doch nicht so luftig wie das Deine.

Wie meinst Du das? fragte der König, für den durch die angepriesene Gabe der Wahrsagung die dämonischen Gesichter an Interesse gewannen.

Ihr Beide antwortete die Eine, während die Andere mit einem großen hölzernen Löffel, unverständliche Worte murmelnd, den Schaum von dem kochenden Hirschkalbe schöpfte, Ihr Beide werdet dereinst fest verschlossen im Sarge ruhen, mich aber senken sie in das erste beste Loch, kein Hobel wird meinetwegen in Bewegung gesetzt, keine Bretter zum Sarge für mich zusammengenagelt, ich ruhe in kühler Erde, mithin kühler als Ihr. — Der aber, auf Busso zeigend, der wird am Galgen gar luftig hängen, die Krähen werden ihn schmausen, und die Winde mit seinen Knochen spielen, daß sie klappern und die schüchternen Vögel verscheuchen.

Wart' alte Katze! rief Busso zornig, und hob den Arm sie zu züchtigen, sie aber nahm einen Feuerbrand und sagte ruhig: Vergissest Du denn ganz, Knecht Deines Herrn, in wes-

ſen Gegenwart Du ein altes Weib mißhandeln willſt? —

Buſſo beſann ſich, da der König unmuthig umher blickte und ſeinem Gefolge winkte, ſich zurück zu ziehen. Sage mir meine Zukunft, ſprach er nun, den Weibern mehrere böhmiſche Groſchen zuwerfend, die ſie gierig von der Erde auflaſen. Doch ehe Du ſie mir berichteſt, ſage mir vorher noch, wer trat heute an mein Lager, war es ein Geiſt oder ein Lebender?

Von der Vergangenheit, Herr, nahm die Einäugige das Wort, und trat zu dem Könige, von der Vergangangenheit weiß meine Schweſter nichts; ſie ſieht mit ihren zwei Luchsaugen immer nur vorwärts. Mein blindes aber ſchaut zuweilen rückwärts in die Vergangenheit, nach den Zeiten hin, wo die wilde Katze es mir noch nicht ausgeriſſen, und es noch manchen Blick junger Burſche feurig traf. Drum zeigt es mir auch wohl die Vergangenheit, und ſo kann ich, nicht die Schweſter Dir ſagen, daß das, was an Dein Bette trat, halb dem Tode verfallen iſt, halb dem Leben angehört.

Sprich deutlicher! befahl der König.

Vor das Vergangene zieht ſich ſo gut ein Nebelſtreif, wie vor die, ganz in Nebel gehüllte

Zukunft, nur die Gegenwart steht blank und klar vor uns, blank wie Deine Groschen. Ich wüßte Dir nichts mehr zu sagen.

Nun, Frau Zukunft, so sprich Du, wandte sich der König zu der Andern. Aber wehe Dir, wenn Du mich täuschest!

Täusch' ich Dich, Herr, so belügt mich mein innerer Geist, und ich kann nichts dafür. — Doch sorge nicht, so tückisch ist er selten! — Sie nahm bei diesen Worten einen Feuerbrand unter dem Kessel hervor, und beleuchtete damit des Königs Antlitz, das bei diesem sonderbaren Fackelschein grauenhaft und bleich anzuschauen war. Doch bald warf sie das brennende Scheit weit weg, streckte den rechten Arm in die Höhe, während sie mit der Linken das struppige Haar aus dem Gesichte strich, dann sprach sie mit widrigem kreischendem Tone: König Ottocar, halte das Glück beim Schopfe, daß es Dir nicht entschlüpft, das Unglück steht Dir nah, sehr nahe. — Nun reitet getrost weiter, Ihr werdet glücklich in Prag eintreffen, sagte sie dann.

Auf den König hatten diese Worte einen unangenehmen Eindruck gemacht. Er hatte nicht Stärke des Geistes genug, dergleichen

Thorheiten zu verlachen und saß, mit ernsten Gedanken beschäftigt, auf seinem Rosse, während Frau Zukunft das Feuer schürte, und die einäugige Vergangenheit ihren großen Löffel nicht ruhen ließ. Als er aber seinen Tartar wenden und sich entfernen wollte, verließ das Zigeunerweib das Feuer und trat, die hohle Hand dem Könige hinhaltend, zu ihm, der mißmuthig brummte: für schlechte Waare hast Du Geld genug bekommen, packe Dich! —

Hm! meinte die Alte, für einen so mächtigen Fürsten zahlst Du schlecht, und man möchte bald wünschen, Dir bliebe keine andere Münze als Deine böhmischen Groschen.

Weib! rief der König entrüstet, und warf sein Roß herum, doch in diesem Augenblick kam Zawiß herbeigesprengt. Gute Alte! rief er dem Zigeunerweibe zu, kannst Du uns nicht ein paar der Deinigen verschaffen, die uns während der Nacht durch den Wald führen?

Ei willkommen, Herr Zawiß! entgegnete die Alte, und pfiff dreimal auf dem Finger. Einem Rosenberg sind die Meinen gern gefällig. Als es ihnen wohl ging, haben sie uns nie gedrückt, und uns ruhig in ihren Wäldern hausen und ziehen lassen; als man ihnen das Ihrige nahm,

wie uns armen Volke, haben ſie uns nach Kräften Gutes gethan. Möge es ihnen Gott lohnen!

Du ſcheinſt ſehr vertraut mit dieſem Volke zu ſeyn, ſagte der König unwillig, worauf Zawiß nichts erwiederte.

Indeſſen waren zwei Zigeunerburſche aus einem Dickicht junger Tannen hervorgekrochen und traten keck vor den König. Kennt Ihr die Wege nach Dobruſch genau? fragte ſie der Ritter.

Wie ſollten wir nicht, edler Herr von Roſenberg, erwiederte der Eine. Sind die Fußpfade zugeſchneit, ſo ſind die Sterne unſere Führer, ſcheinen auch dieſe nicht, ſo ſtehen die Bäume doch noch da, die wir gezeichnet haben. Ueberlaßt Euch uns nur getroſt!

Sie begleiteten nun den König, der zu ſeinem Gefolge zurückritt, und trotz Sturm, Wind und Schneegeſtöber gelangte dieſer auf ungebahnten Wegen bei Tages Anbruch in Dobruſch an.

In Budweis angekommen, beſchloß Ottocar, alle Jagden einzuſtellen und ſich auf dem geradeſten Wege nach Prag zu begeben, worüber der Oberkämmerer, der mit dem Könige die

alte Burg verlassen hatte, sehr erfreut war. Ottocar schien die Erscheinung, vielleicht selbst die Zigeunerweiber mißgestimmt und alles Jagen für den Augenblick verleidet zu haben. Er schickte Hunde und Jäger voraus, und behielt nur sein Gefolge und die Reisigen bei sich. Auch Andreas Rziczan mußte ihn in Budweis verlassen und nach Prag vorauseilen.

Sage dem Burggrafen, gab der König ihm den Bescheid, daß ich in einigen Tagen nachfolgen werde. Mag immer ein Burggraf von Nürnberg auf den König der Böhmen warten, so vergißt er doch den Unterschied nicht, der zwischen mir und ihm stattfindet. Bewirthe ihn bis zu meiner Ankunft gut; obgleich des Habsburger Abgesandter, lieb' und ehr' ich den Mann, der unter allen deutschen Fürsten herrlich hervorragt. Auch bringe der Königin meinen Gruß, und sage ihr, ich führte ihr einen Sänger aus der Provence zu, der sie mit seinen Liedern ergötzen würde.

Den Zawiß von Rosenberg? fragte der Oberkämmerer erstaunt.

Nun ja, ihn — Warum verwundert Dich das?

Zieht ihn nicht an Euren Hof, mein gnädigster Herr! Ihr nährt schon Feinde genug.

Er verließ nach Benneß Hinrichtung sein Vaterland und kehrt erst jetzt in dieser bedenklichen Zeit zurück; das will mir verdächtig dünken.

Du hast schon manchen Rosenberg von mir getrieben, unterbrach ihn König Ottocar, bei diesem aber gelingt es Dir nicht, der hat sich zu fest in meine Gunst gesetzt. Wisse, daß er neben den Kuenringern den Thurm von Mühldorf vertheidigte, und der schwarze Ritter war, welcher in der Schlacht an der March so heldenmüthig focht und, jeden Lohn verschmähend, schnell verschwand. Wer nach mancher Unbill, die ich ihm zufügte, aus fernen Ländern kommt, um für mich zu bluten, den hab' ich nicht zu fürchten, nur zu achten.

Der Oberkämmerer schwieg, doch mochte sein Gesicht Zweifel ausdrücken, denn der König fragte ihn, und seine Stirn furchte sich. Du glaubst noch immer an den bösen Willen eines Mannes, der mehr für mich that, als irgend einer von denen, die ich mit Wohlthaten überschüttete? Doch ich erlaube Dir es, auch hierüber offen zu reden, sage mir Deine Meinung, fürchte mich so wenig, wie den tapfern Streiter an der March! Dies letztere sprach der König mit höhnendem Lächeln.

Nun wohlan, wenn es mein König befiehlt, will ich reden. Die Liebe zum Vaterlande saugt der Böhme mit der Muttermilch ein, sie ist in ihm unvertilgbar; für das Vaterland opfert er Alles, selbst seine Rache. Dem König der Böhmen zog Zawiß von Rosenberg zu, als ihm aber Przemysl Ottocar lohnen wollte, entfernte er sich, um keinen Lohn von dessen Hand anzunehmen, keinen Dank aus dessen Munde zu hören.

Und weshalb kehrte er jetzt zurück? fragte der König.

Er sieht den Sturm heranziehen, der Böhmen droht — vielleicht auch —

Nun? fuhr der König auf.

Vielleicht brütet er über irgend einen verrätherischen Plan. Ich werde ihn streng beobachten, erwiederte Aziczan.

Thu' das, Andreas, sagte der König lachend, ziehe nur getrost nach Prag und handle wie ich Dir befohlen; ich werde einige Tage später meinen Einzug dort halten.

4.

Trotz der kurzen Abwesenheit des Königs aus seiner Hauptstadt, wurde er doch mit feierlichem Gepränge empfangen. Bürger und Bauer liebten ihn, denn er schützte sie gegen die Bedrückung des Adels, den er seiner Macht wegen fürchtete und deshalb haßte. Daher ward es auch dem Oberkämmerer nicht schwer, die Prager zu bewegen, ihren König mit aller möglichen Pracht zu empfangen, was Ottocar, des Burggrafen wegen, diesmal besonders wünschte. Die Clerisei zog, den Erzbischof an ihrer Spitze, im glänzendsten Ornate, die Bürger in ihren Festkleidern, das Hospodine pomilugi singend, ihm entgegen, und unter dem Glockengeläute und dem Jauchzen des Volkes ritt er durch Prags Straßen nach dem königlichen Schlosse. Hier empfing ihn seine Gemahlin, die schöne Kunigunde, durch ganz Ungarn, Halicz und Böhmen und selbst in Deutschland also genannt. Sie verdiente auch mit Recht diesen Namen, denn war die kaum 14jährige Fürstin, als Ottocar sie von Presburg nach Böhmen als seine Gemahlin heimführte, eine reizende Knospe, so hatte sie sich in dieser

Zeit zu einer üppigen Blume entfaltet, an der die Zeit und mancher Sturmwind spurlos vorübergerauscht war. Ein königlicher Wuchs, eine üppige Gestalt, zwei flammende Augen, die Liebe verhießen und Liebe verlangten, ein Mund, dessen schwellende Lippen einem aufspringenden Granatapfel zu vergleichen waren, der sich willig dem Lechzenden zur Erquickung darbietet, verschmolzen in ihr Würde und Anmuth. Die blendend weiße Stirn, die von Rosengluth umflossenen Wangen, erglänzten wie Lilie und Rose neben dem dunkel kastanienbraunen Haar, das nach der Sitte damaliger Zeit in Flechten gewunden, theils zu einem Kranze aufgerollt war, theils über die vollen Schultern herabhing. Dieß Alles im schönsten Ebenmaaße, in vollkommener Harmonie, mußte ihr, der schönen stolzen Königin, mit Recht den Namen der schönsten Frau der Welt beilegen.

Sie begrüßte den König nur kalt. Seit er die Gelegenheit, die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, zum zweitenmale entschlüpfen ließ, war in Kunigunden's Augen der Nimbus erloschen, den sie sonst um seine Stirn zu sehen geglaubt hatte. Für ihren Stolz und hochfahrenden Sinn hatte der Mann, der die Krone

Böhmens, den Herzogshut von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen auf seinem Haupte trug, einen Theil seines Werthes verloren, wenn er vor einem Grafen von Habsburg das Knie beugen mußte, um als Vasall die Lehn von ihm zum empfangen. Trotz der Liebe, mit der sie sonst ihrem Gemahl zugethan war, trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zu ihr, war seitdem eine Kälte in ihr gegenseitiges Verhältniß getreten, das sonst so rein und ungetrübt sich während der ganzen Zeit ihrer Ehe erhalten hatte. Die Königin achtete den siegreichen mächtigen König zu sehr, ihr Stolz kämpfte zu glücklich gegen das Toben ihres wallenden Blutes, als daß sie je einen andern Wunsch in ihrem Herzen genährt hätte, als den, treu und gehorsam ihrem Eheherrn, dem mächtigen Könige des Böhmerlandes zu seyn.

Doch jetzt, seit Rudolphs von Habsburg Wahl zum deutschen Kaiser, waren andere Gefühle in ihr rege geworden. Sie hielt des Königs unzeitigen Stolz, mit dem er die Krone, welche ihm zwar nur von einigen Fürsten Deutschlands angetragen wurde, ausschlug, für Furcht oder Schwäche, und es kränkte sie tief,

Der Ordensbruder.

Erzählung aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts.

1.

In dem kleinen, aber hochgewölbten Remter des deutschen Ordenshauses der erst seit wenigen Jahren erbauten Johannisburg, saß der alte Komthur Otto mit dem hölzernen Beine und der Ordensbruder Werner von Windecken, beide in tiefen Gedanken. Der Komthur malte mit seiner Krücke allerhand Gebilde in den Sand, womit der, mit Gips ausgegossene Boden bestreut war, und selbst das hölzerne Bein mußte hierbei oft seine Gedanken verwirklichen, denn er fuhr damit heftig hin und her. Der junge Ordensbruder hingegen, den Mantel um seinen rechten Arm geschlagen, blickte ernst und sinnend in die knisternde Flamme des Kamins.

„Nur hier," murmelte der Alte, auf seine Malerei blickend, endlich vor sich hin „Nur hier, zwischen Wald und See, ist der einzige noch gangbare Weg, der aus dem Heidenlande zu uns herüberführt, von hier kann er kommen! Auf diesem Wege muß ich morgen Kundschafter senden. — Du nimmst vier dienende Brüder und zwanzig

daß die schönste Frau nicht auch die erste Frau der Christenheit seyn sollte.

Ottocar konnte diese Stimmung seiner Gemahlin schon seit einiger Zeit nicht mehr entgangen seyn, da sie, so oft Rudolph von Habsburg erwähnt wurde, nicht immer ihren Unmuth zu verbergen wußte. Sie war es, die ihn in seiner Widerspenstigkeit gegen den König der Deutschen bestärkte, sie war der Stachel, der ihn antrieb, mit den Waffen in der Hand sich dem ohnmächtigen Grafen, wie sie Rudolph nannte, entgegen zu setzen, und so sich aller Lehnspflicht zu entledigen.

Ottocar, fast nur gegen seine Gemahlin schwach, gegen Jeden, der ihm sonst in irgend einer Sache entgegen war, hart, oft grausam, unterdrückte auch jetzt seinen Unmuth, und schien ihr kaltes Benehmen nicht bemerkt zu haben; er war freundlich gegen sie und erzählte ihr unter Andern, daß er Zawiß von Rosenberg, der seit mehrern Jahren in der Provence und Languedoc als Troubadour herumgeschwärmt, mit an den Hof gebracht habe, damit er sie durch Spiel und Gesang ergötzen, und die trüben Stunden, denen sie sich jetzt so häufig hingebe, verscheuchen könne.

Die Königin lächelte bei dieſen Worten ſpöttiſch, und erwiederte nicht ohne Bitterkeit, daß es jetzt wohl nicht an der Zeit ſei, ſich mit den Liedern der Troubadours zu beſchäftigen, ihr wäre es wichtiger, die Sendung des Burggrafen von Nürnberg als hundert Lieder zu vernehmen; als aber der König ihr erzählte, wie Zawiß für ihn bei Mühldorf und an der March ſein Schwert ſo tapfer und männlich geführt, mußte ſie doch den Mann achten, der ſo ritterlich ſeinem feindlich geſinnten Lehnsherrn in der Zeit der Noth zugezogen war.

Am andern Tage wurde Friedrich von Hohenzollern, ſein Geſuch vorzutragen, ſchon am frühen Morgen bei Ottocar eingeführt. Der König empfing ihn auf ſeinem Throne, umgeben von den Großen des Reiches, in deren Gegenwart er den Triumph feiern wollte, den Abgeſandten und durch ihn den armen Habsburger zu demüthigen.

Tretet näher! rief er dem Burggrafen entgegen, obgleich dieſer ſchon durch die Reihen der böhmiſchen Vaſallen keck und furchtlos dem Throne zuſchritt.

Was iſt Euer Begehr? fragte er dann, als ſich Hohenzollern mit Anſtand vor ihm neigte.

Ich begehre von Euch nichts, durchlauchtigſter Herr! erwiederte der Burggraf. Ich ſtehe hier im Auftrage des Oberhauptes deutſcher Nation.

Ich erkenne den Grafen von Habsburg nicht als ſolches, fuhr Ottocar auf.

Thut wie Euch gutdünkt, Herr! entgegnete der Burggraf. Nur erlaubt, daß ich mich meines Auftrages im Namen des Kaiſers und der um ihn verſammelten Fürſten entledige.

Thut das, Herr Burggraf, thut das, ſagte Ottocar. Es hätten die Fürſten uns keinen würdigern Abgeſandten ſchicken können, als Euch, dem ich ſtets meine Achtung gezollt habe, darum will ich auch mit Ruhe vernehmen, was ſie mir zu ſagen haben.

Der mächtige Kaiſer Rudolph, der Erſte ſeines Namens, entbietet Euch durch mich ſeinen Gruß.

Ich erwiedere des Grafen von Habsburg Gruß, habt die Güte, Herr Burggraf, ihm dies zu ſagen, unterbrach ihn der König.

Er und die um ihn verſammelten deutſchen Fürſten, fuhr der Burggraf fort, thun Euch zu wiſſen —

Daß ich an dem und dem Tage auf dem Reichstage zu Ulm erſcheinen ſoll, um dort meine Länder zur Lehn zu empfangen, fiel ihm Ottocar von Neuem in die Rede, nicht ſo, Herr Burggraf?

Ihr irrt, durchlauchtigſter Herr, nahm lächelnd Friedrich von Hohenzollen wieder das Wort. Es iſt von keinem Reichstage, von keiner Einladung die Rede. — Der deutſche Kaiſer und Deutſchlands, in Ulm verſammelte Fürſten, laſſen Euch durch mich, Friedrich von Hohenzollern, wiſſen, daß ſie Euch den Beſitz der Länder Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain als dem Reich verfallene Lehne abſprechen, und ſie aus Eurer Hand zurückfordern.

Das wagt Ihr mir zu ſagen, Burggraf! rief der König heftig aus und erhob ſich mit Ungeſtüm von ſeinem Throne.

Warum nicht, Herr? Was mir mein Kaiſer und die Fürſten befahlen, richt' ich ohne Scheu aus, an Euch, der des Kaiſers Vaſall iſt, wie ich! Ich fordere feierlich die oben benannten Länder von Euch zurück, als dem deutſchen Reiche verfallen, und rathe Euch nur, von der Huld Kaiſer Rudolphs zu erwarten, daß er Euch, uneingedenk deſſen, was geſche-

hen, wieder mit dem belehnt, was seiner Weisheit gut dünkt. Auch bedenkt, daß selbst Böhmen und Mähren Euch wegen Eurer Halsstarrigkeit abgesprochen werden könnten.

Ottocar hatte bei diesen Worten Mühe seinen Zorn zurückzuhalten; lange starrten seine funkelnden Augen den Burggrafen durchbohrend an, sein gereizter Stolz wollte losbrechen, denn sein königlich Gemüth war durch diese harte, beleidigende Forderung Rudolphs zu tief gekränkt, sein hochfliegender, selbst nach dem Unerreichbaren strebender Geist zu sehr gedemüthigt, um nicht seinen Zorn in Worten auszusprechen.

Sagt dem Grafen von Habsburg, erwiederte er jetzt, und stand in voller Kraft des Mannes, in voller Herrlichkeit und Würde eines Königs auf seinem mit Purpur behangenen Throne, saget dem Grafen von Habsburg, den Ihr als Euren Herrn erkennt — Ich würde nimmermehr ihm als einem solchen unterthänig seyn! — Sagt Deutschlands Fürsten, daß ich nie Länder gutwillig herausgeben werde, die ich durch Schwert und Bogen, mit dem Blute meiner Böhmen und mit meinem Muthe an mich gebracht habe. Der Löwe läßt nicht die

gemachte Beute im Stich, um vor dem gefleckten Pantherthiere zu fliehen, er vertheidigt sich und wehe, wer ihm dann naht.

Ueberdies, fuhr er nach kurzer Pause fort, während welcher er sich im Kreise seiner Vasallen mit stolzem Blicke umgeschaut, sind mir auch viele der Länder durch Verwandtschaft und als Erbe zugefallen, ich habe Rechte auf Oestreich, Steiermark und Kärnthen, die mir kein Kaiser und kein Reichstag nehmen kann und die sich Ottocar von Böhmen auch nicht nehmen lassen wird. Oder glaubt Ihr, ich fürchte Deutschlands Fürsten, die so tief gesunken sind, daß sie nicht einmal unter sich einen Mann finden konnten, würdig ihr Oberhaupt zu seyn, so daß sie die Krone auf das Haupt eines machtlosen Grafen setzen mußten, der nichts zu bieten hat, als ländergierige Söhne und heirathslustige Töchter, und den ich nie als meinen Lehnsherrn anerkennen werde, nie! — Er schritt, nachdem er dies gesprochen, die Stufen des Thrones herab auf den Burggrafen zu, reichte diesem die Hand und sagte: Hätten sie Euch gewählt, Friedrich von Hohenzollern, so glaub' ich fast, ich hätte den Burggrafen vergessen können, denn Ihr seid ein Mann.

Und das iſt, beim allmächtigen Gott, König Rudolph auch! fiel ihm der Burggraf in die Rede, ein großer, ein edler Mann!

König Ottocar lächelte ſpöttiſch und verließ mit ſeinem Gefolge den Saal; der Burggraf trat noch am nämlichen Tage die Rückreiſe nach Ulm an.

5.

Die Königin Kunigunde liebte leidenſchaftlich den Geſang, ſie ſelbſt ſpielte als Meiſterin die Mandole, und oft konnte man an einem ſchönen Frühlings-Abende ihre holde Stimme hören, wenn ſie am Fenſter ſaß, und das Rauſchen der Moldau mit ihren ſüßen ſchmelzenden Tönen begleitete. Sie war erfreut, einen Mann an ihrem Hofe zu wiſſen, der die Schwärmerei der Troubadours für ſchöne Frauen mit der Courtoiſie verband, die damals im ſüdlichen Frankreich ihre Heimath hatte. Ihr gnügten längſt ſchon die rauhen Sitten der Böhmen nicht mehr, und ſie hoffte in dem neuen Ankömmling aus der Provence einen ſchmachtenden Sänger zu finden, der in zärtli-

chen Liedern seine wahren oder geträumten Empfindungen vor ihr aushauchen würde. Sie hatte sich solch ätherisches Bild von ihm geschaffen, in welchem sie nur den Sänger, nicht den Ritter sah, daß sie nicht wenig erstaunte, als ihr Gemahl mit Zawiß in ihr Zimmer trat, und sie mit den Worten anredete: Hier bringe ich Dir den Troubadour, nimm ihn freundlich auf! — Hufschlag von mehreren Rossen auf dem Hofe unterbrach den König, der an das Fenster eilte und den Burggrafen von Nürnberg, welcher erst am Morgen Prag verlassen hatte, wieder einreiten sah. Zu neugierig, zu erfahren, welche Sache von Wichtigkeit diesen wieder zurückgeführt habe, verließ er eilig das Zimmer, ohne weiter an den Sänger und die Königin zu denken.

Es giebt Augenblicke im Leben des Menschen, die, ist er nicht sittlich, tüchtig und stark, mit tyrannischer Gewalt in das Rad seines Schicksals eingreifen und ihn nach einem verborgenen Ziele führen. Ein solcher Mensch ist von diesem Augenblicke an unwiderruflich von seiner Bahn geschleudert, sein vorgesteckes Ziel entfernt sich immer mehr, immer mehr wird er der Sklave seines Verhängnisses, und

der freie Wille, mit dem er sonst prahlt, ist nur noch der gefesselte Arm, der sich wohl von seinen Ketten losreißen möchte, es aber nicht mehr vermag. So erging es auch Zawiß, so erging es Kunigunden. Ihr erschien der ritterliche Sänger als das Ideal, welches so lange, wie in Nebelduft verschleiert, vor ihrer Seele geschwebt, dessen Daseyn sie geahnet, aber noch nie in Wirklichkeit erblickt hatte. Vor ihm stand die herrliche mit aller magnetischen Kraft der Schönheit ausgestattete Frau, nicht als Ideal seiner Phantasie, dies hatte er ja schon in Ludmilla gefunden, aber als Ottocar's furchtbare Nemesis. Ein Gedanke, der den Zauber seines Blickes noch erhöhete und ihn zum sicher treffenden Pfeile machte, durchzuckte ihn. Der Gedanke: Rache, Rache! du bist süß, süßer noch, wenn ich das ihn tödtende Gift von ihren Lippen saugen könnte.

Sie hatten lange stumm sich gegenüber gestanden, sie seine männliche Schönheit, den Ausdruck seines feurigen und doch so schwärmerischen Auges bewundert, er von der wahrhaft junonischen Gestalt der Königin festgebannt, und nur einen Wunsch, einen Gedanken in sich aufsteigen lassend. Endlich faßte er

ſich zuerſt. Herrin durch die Krone, die Euch ſchmückt, Herrin durch den Blick, der jeden Erdengebornen als Euren Sklaven in Feſſeln legen muß, wenn er es wagt, in Euer Auge zu ſchauen, verzeiht, wenn ſich mein geflügeltes Wort laut ausſpricht, wo es wohl ſchweigen ſollte. Schönheit aber, hohe Gebieterin, weckt in dem Troubadour Wort und Geſang; was ihn bei ihrem Anblick ergreift, muß er ausſprechen oder in Geſang aushauchen.

Ihr redet ſehr keck, Zawiß von Roſenberg! unterbrach ihn die Königin.

Werdet Ihr mir dieſe Rede nicht geſtatten, Königin! ſprach er, dem Blick ihres Auges mehr vertrauend als ihrem Worte, ſo müßte ich mich aus Eurer Nähe verbannen. Der ſchwache Menſch kann wohl der Zaubermacht entfliehen, aber nicht gegen ſie kämpfen.

Ihr ſehet mich heute zum erſtenmale? fragte die Königin.

Ja, Herrin!

Ihr ſehet mich zum erſtenmale und Eure Phantaſie giebt mir den Stab in die Hand, mit dem ich den undurchdringlichen Kreis um Euch ziehe. — Sie iſt Euch eine geſchäftige aber falſche Dienerin, die Euch lockende Ge-

Sölduer," fuhr er, ohne aufzublicken, ſich gegen Werner wendend fort, „gehſt vorſichtig längs der Pieſch; ich fürchte, ich fürchte der Lithauer macht uns von hier aus einen unwillkommenen Beſuch. Nun bei Sankt Baſtian und meinem Bein, er mag kommen, ich bin zu ſeinem Empfange bereit!" — Dies ſagend ſah er auf, und bemerkte jetzt erſt, daß Windecken, ohne auf ihn zu hören, ſtarr vor ſich hin in die praſſelnde Flamme ſah: er beobachtete ihn einige Zeit kopfſchüttelnd, wurde hierbei immer ungeduldiger, und zürnend rief er ihm zu: „Bruder Werner! Du haſt wohl nicht gehört, was ich Dir befahl?"

Der junge Ritter fuhr raſch von ſeinem Sitze auf. „Nein, Komthur," erwiederte er, „ich vernahm wahrlich nichts von dem, was Ihr ſprachet."

„Nun bei St. Baſtian!" fuhr der Alte auf. „Doch — ich will nicht in Zorn gerathen," ſetzte er hinzu, und man ſah es ihm an, wie er ſeine Heftigkeit zu mäßigen ſuchte; „ich will lieber ein Ave Maria beten, um bei kaltem Blute bleiben zu können." Dies ſagend ſprang er auf und humpelte, ſo gut es ſich mit ſeinem hölzernen Beine thun ließ, in dem Remter auf und ab. Werner ſtand von fern und ſah ſchweigend auf den alten Mann, deſſen Hände noch lebhafter ſich bewegten als ſeine Beine, er blickte theilnehmend auf ihn und erwartete ruhig den Vorübergang des Gewitters.

Endlich ſchien der Alte ſich gefaßt zu haben. „Mein Sohn, oder vielmehr Bruder Werner," begann er freundlich auf ihn zutretend. „Nimm ein Beiſpiel an mir, wie unrecht Heftigkeit iſt, da ſie ſelbſt das Alter zu Thorheiten verlockt. Ereifere ich mich da um eine Kleinigkeit, werde

ſtalten und liebliche Bilder vorführt, die, ſind ihre Flügel ermattet, Euch als etwas Alltägliches erſcheinen müſſen. — Doch laſſen wir das! — Seht in mir Eure Königin, aber weder ein ätheriſches Weſen, das auf ſchwanengezogenem Wagen, den Zauberſtab ſchwingend, durch die Lüfte ſchwebt, noch ein altes, am praſſelnden Feuer ſitzendes Zigeunerweib, das aus allerhand giftigen Kräutern Zaubertränke bereitet — Singt mir lieber ein Lied — doch wo habt Ihr Eure Laute?

Ich kehrte zwar mit dem Schwerte umgürtet, und der Laute im Arm in mein Vaterland zurück, ließ dieſe aber auf der alten Burg meiner Väter, wo ich ſo vieles mir Theure zurückgelaſſen habe, wo die Geſänge meiner Jugend zum ſchmerzlichen Wehruf wurden. — Im Vaterlande ſind ihre Saiten geſprungen!

Und kann auch die Zaubererin Eure Laute nicht mit neuen Saiten beziehen, damit ſie in ſchmelzenden Akkorden zu Eurem Schmerzensliede tönen, vielleicht — ſetzte ſie hinzu, und eine flüchtige Röthe überflog ihr holdes Antlitz — vielleicht doch den Wehruf zum ſanften ſchwermuthsvollen Liede der Liebe umſtimmen.

Sie könnte es! erwiederte bedeutungsvoll Rosenberg.

So nehmt einstweilen die Meinige und verſetzt mich durch Euren Geſang an die Ufer der Dürance. Hier in Böhmen iſt die Sprache rauh, wie die Menſchen. Singt in der Sprache von Oc mir einige Lieder und ich werde Euch dankbar dafür ſeyn.

Zawiß gehorchte und ſang.

Während Lied und Spiel die Königin entzückte, vielleicht mehr noch der Ausdruck des ſprechenden Auges, das Zawiß nur zu oft auf ihr ruhen ließ, hatte Ottocar eine lange, ſehr ernſte Unterredung mit dem Burggrafen von Nürnberg. Dieſer war, kaum einige Stunden von Prag entfernt, in Ladonitz einem Eilboten begegnet, den ihm Kaiſer Rudolph zugeſchickt hatte. Das durch den Boten erhaltene Schreiben zwang den Burggrafen ſchleunig nach Prag umzukehren, und nochmals den König um eine Unterredung bitten zu laſſen, die ihm auch ſogleich bewilligt wurde.

Friedrich von Hohenzollern war wohl der treueſte Freund Rudolph's von Habsburg, und ſo gering auch ſeine Macht an Land und Leuten, ſo überwiegend war ſein Geiſt, ſo gewich-

tig sein Wort bei den Fürsten. Seine Freunde liebten, seine Feinde achteten ihn, und obgleich Ottocar wohl unterrichtet war, daß der Habsburger dem Burggrafen zum Theil seine Wahl zu verdanken hatte, konnte er doch dem Manne nicht zürnen, von dem er überzeugt war, daß er nur das Wohl Deutschlands vor Augen gehabt. Ihm allein unter allen Fürsten konnte es gelingen, den unbeugsamen Sinn des Königs von Böhmen umzustimmen, und deshalb hatte ihn auch Rudolph zu seinem Gesandten gewählt.

Was führt Euch so schnell wieder an mein Hoflager zurück? fragte Ottocar den Eintretenden. Ich staunte, als ich Euch, von dem ich glaubte, er sey schon in Verann, in den Schloßhof einreiten sah. Es müssen dringende Geschäfte seyn, die Euch zur Rückreise bewogen.

Durchlauchtigster Herr! erwiederte der Burggraf, was ich Euch zu hinterbringen habe, wünschte ich ohne Zeugen Euch zu sagen. Der König gab hierauf dem Oberkämmerer einen Wink sich zu entfernen. Ein Eilbote, welchen die Fürsten vom Ulmer Reichstage mir entgegen sandten, fuhr nun der Burggraf fort, brachte mir ein Schreiben Kaiser Rudolph's,

worin mir aufgetragen war, Euch zu erklären — doch verzeiht mir König Ottocar, daß ich nur Ueberbringer von Unangenehmem bin — daß, gäbt Ihr die verlangten Reichslehen nicht zurück, die Acht über Euch ausgesprochen, und selbst Böhmen und Mähren Euch entrissen werden sollte.

Weiter habt Ihr mir nichts zu sagen? nahm Ottocar das Wort und lachte höhnisch.

Weiter nichts, erwiederte der Burggraf.

Nun, dann bringt meine kurze Antwort dem Grafen von Habsburg und den deutschen Fürsten: Sie möchten kommen, mir mein Eigenthum zu entreißen, ich würde sie erwarten! — Nein, Burggraf Friedrich! fuhr er dann mit Heftigkeit fort, der böhmische Löwe hält, Gott und alle Heiligen seien gelobt, sein Schwert noch in ungeschwächter Tatze und fürchtet keine Macht der Welt. Glaubt mir, Friedrich von Hohenzollern, setzte er dann hinzu, und sein Auge glühte, es ist nicht Uebermuth, es ist das innere Bewußtseyn der Kraft, was mich so sprechen läßt. Ueber Millionen gebiete ich, ich allein, mit eisernem Willen, mir gegenüber steht eine zusammengetriebene Heerde, von hundert Hirten geführt, die nicht ein Geist, nicht

ein gemeinsamer Zweck vereint. Ich wandle auf der mir nicht neuen Siegerbahn, mein Gegner wagt sich auf den von ihm bis jetzt noch nicht betretenen Pfad. — Was hab' ich zu fürchten?

Alles! sagte der Burggraf, als Ottocar schwieg. Die deutschen Fürsten fürchten Eure Macht, mehr noch Euren stolzen Sinn, sie werden sich dicht um ihren Kaiser schaaren und wahrlich die Völker sind nicht gering zu schätzen, die in Schwaben und Franken, im Baier- und Sachsenlande und am Rheine wohnen. — Ueberdieß durchlauchtigster Herr! dürft Ihr nicht auf Eure Macht zu sehr vertrauen, sie ist in sich zersplittert. Was jenseits der Donau liegt, ist nicht für Euch, was diesseits Eurem Scepter unterworfen ist, reicht nicht hin, den deutschen Landen zu widerstehen, und selbst der böhmische Adel, den Ihr so hart bedrücktet, ist gleich dem der andern Provinzen feindlich gegen Euch gesinnt. Bedenkt das wohl und überlegt reiflich, ehe Ihr die traurige Entscheidung herbeiführt.

Hohenzollern! unterbrach ihn der König. Was Ihr da saget, mag weise gesprochen seyn; aber für mich, dem das Glück noch nie den

Rücken zeigte, geht die Weisheit Eurer Worte verloren. Bringt den Fürsten die Antwort, die ich Euch gab, und sagt ihnen noch: Lieber Alles verlieren, als schimpflich sich selbst der schönsten Kleinodien seiner Krone berauben, sei König Ottocar's Wahlspruch. Mit diesen Worten entließ er den Burggrafen, theilte dem Oberkämmerer das Vorgefallene mit, und begab sich zu seiner Gemahlin, von der er überzeugt war, daß ihr stolzes Gemüth über seine trotzige Antwort sich erfreuen würde.

Er fand hier Zawiß noch die Laute im Arm, ein Lied in provençalischer Sprache singend. Ich danke Dir, Rosenberg, sagte er freundlich zu ihm, verlaß uns jetzt. Zawiß legte die Laute weg, verneigte sich und ging. Der König theilte nun seiner Gemahlin die Unterredung mit dem Burggrafen mit, und war nicht wenig erstaunt, als sie ihm nicht mit gewohnter Aufmerksamkeit und Theilnahme zuhörte. Er verließ sie heute höchst unzufrieden.

6.

In dem Gemüthe, wie in dem Herzen der Königin war seit diesem Tage eine mächtige

Veränderung eingetreten. Noch nie hatte ein Mann so tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie noch nie so hingerissen. Ihr Stolz kämpfte vergebens, vergebens suchte er die Flamme zu verlöschen, die so lange verhalten, jetzt mit doppelter Kraft, Alles verzehrend, losbrach. Eine neue Welt breitete sich vor ihr aus, neue Wünsche erwachten in ihrer tobenden Brust, Sehnsucht, die sie früher nicht durchschauert, ergriff sie, und der Ehrgeiz, der sie sonst allein beherrscht hatte, war in einer kurzen verhängnißvollen Stunde von der heftigsten Leidenschaft zurückgedrängt, die rasch wie der zündende Blitzstrahl ihr Herz getroffen hatte.

Auf Zawiß hatte die Königin einen ganz verschiedenen Eindruck gemacht. So schön sie auch war, so reizend, reizender als irgend ein Weib der Welt, stand ihr herrliches Bild doch nur im Hintergrunde seines Phantasie-Gemäldes, denn Ludmilla, die bleiche, todtenähnliche, abgehärmte Ludmilla schwebte bald wie ein strahlender Engel, bald wie eine nebelumflorte Geistergestalt über dem moosigen Grabhügel des Friedhofes, der sich in dem Vordergrunde des Gemäldes erhob. Nur der Unglücklichen wegen hatte die Königin Werth für ihn. — Der

Sänger war von ihrer Schönheit ergriffen, das heiße Blut floß bei ihrem Anblicke rascher durch seine Adern, aber für Zawiß Rosenberg war sie nur das Mittel zur Rache. Der Gedanke, der bei ihrem Anblick, vielleicht mehr noch bei den Flammenblicken, welchen er begegnete, in ihm aufgestiegen war, sie zu erringen und dann zu verderben, wie Ottocar die Geliebte dem Verderben geweiht hatte, erfaßte ihn so schnell, durchdrang ihn so tief, daß er von dem Augenblicke Zweck seines Daseyns wurde. Er vergaß, daß, ein solches Weib im Arm, auch der festeste, düsterste Vorsatz endlich in Lust und Liebe verschwimmt.

Der König, in dieser Zeit ganz mit den Händeln beschäftigt, in welche er sich verwickelt sah, bemerkte von der Veränderung, die in seiner Gemahlin vorgegangen war, nicht das Mindeste, denn es war ihm, wie seiner ganzen Umgebung schwer geworden, einen Blick in ihr Herz zu thun, das der Stolz in strengen Schranken hielt. Nur wenn sie mit Zawiß allein war, er die Laute spielte und seine Canzonen sang, und dies geschah bei der Freiheit und dem Vertrauen, welches der König ihr schenkte, oft, da verrieth das Auge, was der Stolz so gern

verborgen hätte, und der Ritter konnte mit jedem Tage mehr die Hoffnung nähren, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Königin gemacht, und sein Plan ihm gelingen werde. Unter dem Vorwande, er stehe als Troubadour einer schönen Frau gegenüber, und müsse mit den Liedern der Sänger aus der Provence auch die gewohnte Courtoisie gegen Frauen verbinden, war seinen Lippen schon manches Schmeichelwort, manch süßes Wort entschlüpft, das nur zu deutlich die innere Gluth eines von Liebe durchdrungenen Herzens aussprechen mußte. Er fand leicht, oft durch seine Einbildungskraft verlockt, öfter noch wahrhaft von Kunigundens Schönheit ergriffen und fortgerissen, die Worte, welche zwar nicht von Liebe sprachen, sie jedoch mit Gluth aushauchten und die, wenn auch nicht von der Königin erwiedert, doch gern gehört wurden.

In dieser Zeit, wo der Stolz der Königin immer mehr der Liebe wich, berief Ottocar die bedeutendsten Männer aus Oestreich, Steiermark und Krain zu sich, um mit ihnen zu berathen. Auch Milota war nach Prag beschieden und der König befahl Zawiß, aus welchen Gründen blieb unbekannt, aber wahrscheinlich

auf Buſſo's Vorſchlag, der ihn gern vom Hofe entfernt ſah, Milota bis nach Wien entgegen zu reiſen, und ihn nach dem Hoflager zu begleiten. Dieſer Befehl erfreute Zawiß mehr als er ihn betrübte, da er damit zugleich einen Beſuch auf der alten Burg, die auf dem Wege nach Wien lag, verbinden konnte, denn ſchon lange hatte es, trotz der Zaubergewalt der Königin, ihn mehr dorthin gezogen, als es ihn in Prag feſthielt. Er rüſtete ſich zur Abreiſe, und als er die Gelegenheit wahrnahm, ſich von der Königin ohne Zeugen zu beurlauben, ſo wagte er es, ſeinen Schmerz über die bevorſtehende Trennung laut auszuſprechen. Euer Bild, Schönſte der Frauen! ſprach er, nehm' ich mit mir; wo ich ein Lied von Schönheit und Anmuth ſinge, ſteht Ihr vor meiner Seele, wo ich mich begeiſtert fühle, da hat meine Phantaſie aus Euch die Farben zu ſeinen glühenden Bildern geſchöpft.

Auch entfernt bleibt Ihr mir nahe! erwiederte die Königin, ihm die Hand reichend, deren leiſer Druck ihn hätte zum glücklichſten Sterblichen machen können, wäre nicht die trauernde, bleiche Geſtalt Ludmilla's an ihm vorübergeſchwebt. So beſtieg er, ſobald ihn

unwirsch, daß Du mit Deinen Gedanken umherschweifst, während die meinigen ein Gleiches thun, und muß wahrlich ein Ave Maria zu Hülfe nehmen, um Dich nicht anzufahren, wie es sich für einen verständigen Ordensbruder nicht geziemt. Nun Gott vergeb's! — Eine große Sünde ist es darum noch nicht, wenn das Blut rasch durch die Adern läuft, treibt es den Menschen doch auch oft rasch zum Guten!"

„Komthur!" unterbrach ihn der Ritter, dem vor dem langen Sermone bange werden mochte. „Was begehrt Ihr von mir?"

Herr Otto bedachte sich einen Augenblick, sah dann dem jungen Ordensbruder mit fast väterlichem Blicke in das blaue Auge, ergriff seine Hand und sagte freundlich: „Setze Dich Werner und höre mich aufmerksam an. Ich will von etwas Anderm reden, als ich vorhin wollte, von etwas, das mir schon lange auf dem Herzen lag. Erst wird der Komthur sprechen, und hat der geendet, beginne der väterliche Freund sein Herz Dir auszuschütten; aber dann nichts für ungut."

Werner drückte des alten Mannes dargereichte Hand mit Herzlichkeit und Herr Otto begann: „Der Komthur zürnt mit seinem jungen Bruder, den ihm der Meister zur besondern väterlichen Aufsicht anve traut hat, er zürnt mit ihm, weil es ihm dünkt, Werner von Windecken erfülle eines seiner Gelübde nicht wie er wohl sollte. Du hängst Dein Herz an ein Weib, an ein sündhaftes Weib, von dem der fromme Priester Bruder Benedikt sagt, sie sey im Herzen noch dem Irrglauben ihrer Väter zugethan, und sey nur zum Schein eine Christin; Du sprichst fleißig bei ih-

der König entlassen hatte, sein altes Streitroß und jagte dem Hummwalde zu.

7.

Nicht fern von der Stelle, wo König Ottocar in jener Sturmnacht das Zigeunervolk antraf, fand es auch Zawiß, als er nach der Burg seiner Väter ritt. Vor ihm zogen sich die Männer nicht in das Dickicht des Waldes zurück, sie begrüßten ihn freundlich, boten ihm einen Trunk guten Melnecker an, brachten Hafer für seine Rosse, und die Weiber steckten schnell eine Hirschkeule an den Spieß, um sie für ihn zu braten. Die Zigeuner waren allen Rosenbergen wohl gewogen; dieses Geschlecht hatte sie in ihren Wäldern geduldet, oftmals geschützt, ihnen in Zeit der Noth wohlgethan, aber auch zur Wiedervergeltung manchen guten Dienst von ihnen erhalten; außerdem sah dies unterdrückte Volk in den Rosenbergen jetzt gleichfalls die Unterdrückten, und dies erweckte noch mehr ihre Theilnahme.

Was willst Du in dem alten Rattennest? fragte jetzt eine schlanke Dirne mit schwarzem

Haar und glühendem Auge den Ritter. Kehre um, laß Dir rathen, Du findeſt dort nichts als Kummer; Freudiges erwartet Dich dort nicht. Kehr' um, zieh nach Prag zurück und nimm mich mit. Ich habe auch ein kleines, ſchwarzes mähriſches Roß, das beſteig' ich, und jage in männlicher Kleidung immer hinter Dir drein, bereite Dir Dein Mahl, Dein Lager, und Du ſollſt einen flinken, ſchmucken Diener an mir haben.

Schweig, thörigtes Kind! brummte die Einäugige.

Auch ſpiel' ich die Zither, und ſie ſagen, ich ſänge gar ſchön, fuhr, trotz des Verbotes, das Mädchen fort, die obgleich erſt 15 Jahr, doch ſchon einer ſchön aufgeblühten Knospe glich. Willſt Du ein Liedchen von mir hören? fragte ſie dann Zawiß, der von ſeinem Roſſe geſtiegen war und ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm geſetzt hatte.

Roſenberg nickte ihr bejahend zu, das Mädchen lief ſchnell und leichten Schrittes, wie eine Gazelle in der Wüſte, fort und ſtand bald wieder, mit einer alten Zither in der Hand, vor ihm, ſetzte ſich dann zu ſeinen Füßen, ſtimmte die ſchnarrenden Saiten und ſang:

Dem Volk, das von Süden nach Nord,
Von Westen nach Ost, von Ort zu Ort,
Ueber Berge und Thäler, über den brausenden Fluß,
Die Wälder durchschweifend, stets wandern muß,
Das Ruhe nie findet, auf irrer Bahn,
Dem freien Volke gehör' ich an.

Ich bin Angelina. Ein altes Weib
Erzog mich zu ihrem Zeitvertreib.
Meine Mutter hab' ich niemals gekannt',
Meinen Vater hat mir noch Keiner genannt;
So steh' ich verlassen, allein in der Welt,
Die oft mir gar sehr, oft gar nicht gefällt.

Der Himmel ist mein gewölbtes Dach,
Der dunkle Wald mein Prunkgemach,
Das grüne Moos, so weich, so kühl,
Ist meines Schlummers duftender Pfühl
Und leg' ich mich dort zur Ruhe nieder,
So blicken die Sterne auf mich hernieder.

Und ich schaue ergriffen zu ihnen auf,
Beachte forschend ihren glänzenden Lauf,
Der die Strahlenden führt auf heiliger Bahn,
Denn sie gehören dem Himmel an.
Und mein Herz schlägt dann lauter und lauter
Und ich werde mit ihnen immer vertrauter.

Hier auf dem Moosbett unterm grünen Baum
Umschwärmt mich manch' wonniger Morgentraum.
Sie führen mir mancherlei Bilder herbei
Und locken mich schelmisch, doch sind sie mir neu,
Denn Liebe hat mich noch nimmer beschlichen,
Ich bin ihren Netzen stets ausgewichen.

Sie kennet noch nicht mein klopfendes Herz,
Nicht ihre Wonnen, nicht ihren Schmerz.
Und doch lockt oft ein unnennbares Sehnen,
Ich weiß gar nicht wie, in die Augen mir Thränen,
Mir klopft dann das Herz und unnennbare Luft
Durchzückt mich, durchströmt mir die wogende Brust.

Dann möcht' ich so gern meinem Volke entfliehen,
Ich möchte nicht länger mit ihnen ziehen,
Mir scheint dann so traurig das unstäte Leben:
Es zieht mich hinaus, nach Besser'm zu streben,
Hier bei der Zigeuner verwildertem Schwarm
Da fühlt Angolina sich einsam und arm.

Nehmt mich mit, lieber Herr! bat das Mädchen, nachdem sie ihr Lied beendet hatte.

Hört nicht auf ihr thörigtes Geschwätz, Herr Zawiß! unterbrach sie die Einäugige. Kommt, setzt Euch auf diese Bank, ich breite eine hübsche wollene Decke über sie, und der abgehauene Baumstamm sei Euer Tisch; die Hirschkeule bratet schon, bald könnt Ihr Euch sättigen. Dann ziehet mit Gott weiter, nur laßt mir mein Kind hier.

Hört nicht auf die Mutter! hob das Mädchen von Neuem an. Sie meint es nicht wie sie spricht, noch gestern sagte sie mir —

Höre Angolina! nahm jetzt Zawiß das Wort, was wolltest Du bei mir? Wie die Deinen bin

ich ein irrender Wanderer, habe keine bleibende Stätte, kein freundliches Haus, das ich mein nennen dürfte. Oft ſchon war der Sternenhimmel meiner Wohnung gewölbtes Dach, der Wald mein Prunkzimmer, alles wie bei Dir, nur Eines nicht.

Ja Eines nicht, lieber Herr! Ich weiß es wohl, — Ihr kennt der Liebe Wonn' und Schmerzen, und ich ahne ſie nur erſt. — Zieht nicht nach der alten Burg, ſetzte ſie leiſe hinzu, dort findet Ihr nur noch ihre Qualen. —

Lebt Ludmilla? fragte ſchnell der Ritter.

Sie lebt! erwiederte Angolina, doch mehr konnte ſie nicht ſagen, denn ein alter Zigeuner mit langem, bis auf den Gürtel herabhängendem Barte rief ſie bei ihrem Namen, und als ſie nach ihm aufblickte, gab er ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Sie gehorchte, noch einen bittenden Blick auf Zawiß werfend.

Sollten wir Euch je dienen können, Herr Zawiß! nahm hierauf der alte Zigeuner das Wort, ſo rechnet auf uns, wir ſind zwar wilde, aber dennoch dankbare Menſchen. Wenn Ihr Euch durch Speiſe und Trank geſtärkt habt, ſo ziehet unter dem Schutze des großen Vaters da oben nach der Burg Eurer Väter. Viel Fröh-

liches erwartet dort nicht, doch werdet Ihr Jemand finden, der Euch werth iſt. Auch wir brechen heute auf und ziehen mehr nordwärts gen Pilſen, dort könnt Ihr, wenn es Noth thut, uns aufſuchen. Er verneigte ſich und ging, auch Zawiß eilte nun, noch vor Nacht die Burg zu erreichen.

Eben ging die Sonne unter als er vor der aufgezogenen morſchen Zugbrücke hielt. Der alte Thurmwart lugte aus ſeinem Fenſterchen, und als er Herrn Zawiß erblickte, gab er das Zeichen, daß ein Freund des Burgherrn Einlaß begehre; die Brücke ſank, das Thor öffnete ſich, der Ritter ritt ein. Lächelnd empfing ihn der Caſtellan, aus dem Stalle wieherten Roſſe dem Seinen entgegen, zwei Diener ſah er nach des Caſtellans Thurm gehen, und am Portale erblickte er jetzt den alten Milota, der ihm Willkommen Zawiß! zurief.

Er ſprang vom Pferde, ſtürzte in des Alten Arme, und lang und innig war ihre Umarmung, denn ſeit der Schlacht an der March hatten ſie ſich nicht geſehen.

Als ſie in dem Zimmer beiſammen ſaßen, wo an jenem Abende Ludmilla dem Könige und Zawiß erſchienen war, fragte dieſer ſogleich

nach der Unglücklichen. Hernach von ihr! unterbrach ihn Milota. Erſt berichte mir, was Du hier und in Prag zu unſerm Zwecke gethan haſt.

Wenig und viel! erwiederte der Ritter. Dort auf jenem Seſſel ſaß ich vor gar nicht langer Zeit, und hier im Bette lag Ottocar.

Und Du verſäumteſt die Gelegenheit? — unterbrach ihn Milota.

Ihr wißt, Ohm, zum Meuchelmörder tauge ich nicht, fuhr Zawiß, empfindlich geworden, fort. Ueberdies genügte mir ſolche Rache nicht. Sterben iſt jedes Menſchen Loos und keine Qual. — Aber leben, leben und ſich unglücklich fühlen, das iſt bittrer als Tod. Ludmilla lebt, Ihr lebt, auch ich irre, vom Gram begleitet, durch die Welt. Wie wir ſoll auch er leben, wie wir ſoll auch er ſich unglücklich fühlen. — Ihr kennt die Königin?

Ich kenne ſie wohl. —

Sie, die Schönſte der Frauen ſei meine Rache-Göttin, fuhr Zawiß fort. Sie weih' ich dem Verderben; er muß es dann wiſſen, muß wiſſen, daß der Opferprieſter Zawiß von Roſenberg war, und Ohm, nur ſo ſind wir gerächt.

Armer, eitler Thor! unterbrach ihn Milota mitleidig lächelnd.

Niemand hätte mir das ungestraft sagen können, nur Milota von Diedicz, Ludmilla's zweiter Vater durfte dies, sagte Zawiß finster. Aber ich bitt' Euch, Ohm, nicht noch ein solches Wort. Ihr wißt, ein Rosenberg duldet nicht leicht, duldet nicht viel.

Du kennst die Königin wenig, fuhr Milota fort, ohne sich viel um Zawiß Drohung zu kümmern. — Ihr Stolz weiß die Sinnlichkeit zu beherrschen, Liebe kennt ihr männliches, ehrgeiziges Herz nicht. Ottocar's Glück, sein Waffenruhm, der Glanz seines Thrones, fesselte sie an den sonst so rauhen Herrscher; er ist ihr das Höchste, was ihr Geist sich denken kann, und gegen den willst Du fahrender Ritter in die Schranken treten? Glaubst, der Gesang des Troubadours locke sie nur, um sich neben ihn zu setzen und auf seine Töne zu lauschen? Hoffst Du, daß Dein Lied bis in das Herz einer stolzen Königin dringen, daß sie von ihrem Throne herabsteigen und sich einem schmeichelnden Sänger in die Arme werfen wird?

Ich glaub' es nicht allein, Ohm, ich bin es überzeugt, sagte jetzt Zawiß ruhig, aber be-

ſtimmt. Ihr verſteht ſicher, die Schlacht beſſer zu leiten als ich, obgleich ich auch wohl drein zu ſchlagen weiß, aber der Frauen Herz, die ſtumme und doch ſo beredte Sprache ihrer Augen verſteht Ihr nicht, da bin ich Euer Meiſter. Daß die Königin Neigung zu mir gefaßt, iſt gewiß. Ich reiche Euch die Hand zum Unterpfande, daß es ſo iſt, die Hand, die ich in der Capelle zum Schwur der Rache an Ottocar erhob.

Aber giebt Deine Rache den Roſenbergen die verlornen Städte und Schlöſſer wieder? entgegnete Milota. Was kümmert uns ſein zerriſſenes Herz, wenn er ungeſtraft unſere Macht brach, unſere Schätze raubte, unſer Beſitzthum zerriß?

Sie wieder zu gewinnen überlaß ich Euch, Ohm, erwiederte Zawiß. Ihr ſteht der Quelle der Macht näher als ich! Mir ſteht Ludmilla allein vor Augen, nicht Städte und Schlöſſer, nicht Gold und Macht.

Ich habe Euch nun alles berichtet, was ich zu ſagen hatte, fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher Beide gedankenvoll ſich gegenüber ſaßen. Nun gebt mir auch Kunde von Ludmilla,

ie ich an jenem Abend durch eine verborgene
hür von dort herkommen ſah. — Sie lebt?

Ja, ſie lebt! erwiederte Milota.

O führt mich zu ihr, laßt mich ſie ſehen, —
ielleicht. —

Was ſuchſt Du bei ihr? Dein verlornes
lück? Das findeſt Du bei ihr nimmer! Willſt
u vergeſſen, daß ſie Deiner nicht mehr wür-
ig iſt, willſt Du in ihrem Arm Deine Rache
ergeſſen? Das kannſt Du nicht! — Wiſſe,
ie Unglückliche iſt wahnſinnig, ihr Anblick iſt
erzzerreißend, ihre Worte ſind ſchneidende
olche, ſie ſollen nicht verletzen, ſie ſind weich
nd ſanft, aber dringen dennoch tief, tief und
erwundend ins Herz.

Laßt ſie nur tief ins Herz mir dringen! rief
awiß mit Heftigkeit aufſpringend. Mögen ſie
r Sturmwind ſeyn, der die Flamme, die mein
nnerſtes verzehrt, zur glühendſten Rache an-
äf't. — Laßt mich ſie ſehen, ſprechen!

Und biſt Du ſo ganz Herr über Dich, fragte
Nilota, dem Geſpräch eine andere Wendung
ebend, daß Du mit einem Herzen, in welches
ache und Verzweiflung ihr Gift träufelten,
r Königin Liebe heucheln könnteſt?

rem Vater ein, der freilich ein gar braver, dem Orden ergebener Mann ist, reitest mit ihr auf die Reiherbeize und sollst selbst einmal ihren Falken ihr nachgetragen und einen Bären erlegt haben, mit dem die unweibliche Dirne im Kampf begriffen war. Summa! statt zu beten und Dich zu kasteien, statt Dein Roß zu tummeln und über die Grenze der Heiden zu streifen, liegst Du, gegen das Verbot des Kapitels, dem Waidwerke ob, das nur dem Komthure erlaubt ist und das ich Dir hiermit streng untersage, und jagst, aller Welt ein Aergerniß, mit der preußischen Dirne durch Flur und Wald. Bessere Dich, sonst schicke ich Dich nach Marienburg zurück."

„Hat der Komthur geendet und darf auch der Bruder sprechen?" fragte jetzt Werner, als der Komthur schwieg.

„Rede und vertheidige Dich, wenn Du es vermagst," erwiederte der Alte.

„Vertheidigen?" begann der Jüngling mit Stolz. „Wozu könnte es nützen, mich vertheidigen zu wollen? Bei uns gilt ja nur der todte, herzlose Buchstabe des Gesezzes, und der verdammt mich, denn ich rede gern mit Bernuta, habe sie oft auf meinem Klepper begleitet, wenn sie zur Jagd ritt, habe selbst einmal einen Augenblick ihren Falken auf die Hand genommen, um ihn zu liebkosen, und mehr noch als dies, ich habe der Jungfrau das Leben gerettet, als ich den Bären tödtete, wobei ich freilich mein Blut für ein Weib, und nicht für unsern Orden verspritzte."

„Beim heiligen Bastian und meinem zerschmetterten Beine!" fiel ihm der Alte ungeduldig in die Rede, „wüßte ich nicht, daß Du sonst ein wackerer Degen und ein folg-

So leicht, wie Ihr dem Könige treue Ergebenheit, erwiederte Zawiß.

Du biſt ſeit dem Tage an der March zum Manne gereift.

Ich hoffe es mit Gott! — auch ſind ſchon Jahre ſeitdem dahin geſchwunden.

Du ſcheinſt in mir nicht mehr Deinen Ohm, nicht mehr Ludmilla's Vater zu erkennen.

Da irrt Ihr. Mir aber geht es wie der jungen Eiche, die nur unter dem Schutze des alten Eichlaums gedeiht. Sie wächſt heran, entfaltet kühn ihre Blätterkrone, koſ't nun mit dem Weſte, der durch ihre Blätter rauſcht, und während der alte Baum auf dem Gipfel ſeiner Pracht ſelbſtzufrieden nicht mehr emporzuſtreben und ſich auszubreiten vermag, ſtrebt der junge Stamm immer höher und höher, und bedarf jetzt keines Schutzes mehr, den Wettern und Stürmen zu trotzen, er ſteht in eigner Kraft auf feſtem Grunde.

Ich verſtehe Dich, Zawiß! — nahm Milota ernſt das Wort. Der Mann bedarf des Greiſes nicht mehr, er ſteht nun allein, ſteht auf ſich ſelbſt.

Nein Ohm, nein, geliebter Ohm, ſo meinte ich es nicht! rief Zawiß, ſich an Milota's Bruſt feſt

feſt anſchmiegend. Ich bedarf Eures Rathes, Eurer Hülfe immer noch wie einſt, gönnt mir aber auch ein freies Wort. Der Mann darf und muß es wohl ausſprechen. Milota ſchüttelte ihm die Hand, der Friede war geſchloſſen.

Und Ludmilla, bat nun der Ritter.

Willſt Du ſie wirklich ſehen? Wirſt Du den Schmerz ertragen, die Unglückliche zu ſehen?

Ich werd' ihn ertragen!

Kopfſchüttelnd ſchellte Milota. Der Caſtellan trat ein. Er raunte ihm einige Worte ins Ohr, worauf ſich dieſer wieder entfernte. — Du haſt es gewollt, Ludmilla wird kommen. Vergiß was ſie iſt, denk nur, daß ſie Deine Verlobte war.

Bald öffnete ſich die verborgene Thür und Ludmilla trat ein. Wie an jenem Abend war ſie in ein weißes Gewand gekleidet, ihr langes ſchwarzes Haar hing kunſtlos über dem Nacken herab, auch hielt ſie wieder einen verloſchenen Kienſpan in der Hand. Geiſterbleich ſtarrte ſie die beiden Männer an, ſchritt auf ſie zu, hob den erloſchenen Span, als wolle ſie das Antlitz der Männer beleuchten, und ſchüttelte, als ſie ſie näher betrachtet hatte, tief-

aufſeufzend den Kopf. Milota hatte bis dahin Zawiß zurückgehalten, jetzt vermochte er es nicht länger. Ludmilla! rief, von Wehmuth ergriffen, der Ritter, meine Ludmilla! komm in meine Arme! Sie lächelte und ſchüttelte von Neuem ihr mit Tannenzweigen bekränztes Haupt. Laß mich, fremder Mann, rufe mich nicht, ſagte ſie bittend, mein Name iſt verpönt. Hört ihn ein Roſenberg, ſo bekreuzet er ſich und betet zehn Paternoſter für meine Seele. Doch, fuhr ſie nach einer Weile fort, in der ſie Milota ſcharf und forſchend angeblickt, biſt Du nicht — Milota mein Ohm? Ach, wie iſt Dein Haar gebleicht, wie tief haben ſich die Furchen auf Deiner Stirn eingegraben! — Das hat Alles der Gram um die Entehrte gethan. — Fluch' ihr nicht, alter Mann, der Fluch begleitet ſie ohnedies; bald klopft er als Eule an ihr Fenſter, bald ſetzt er ſich als tückiſcher Alp auf ihre Bruſt. — Fluche ihr nicht! —

Armes Mädchen! rief Milota erſchüttert.

Ja wohl arm, ſeufzte ſie tief auf. — Sieh, den Brautkranz von Myrthe haben ſie mir geſtohlen und mir dafür dieſen von ſtechendem Tannenreis gegeben; mein Hochzeitkleid haben

ſie mir genommen und mich in ein Leichentuch gewickelt, meinen Bräutigam haben ſie fortgejagt und mir ſtatt des blühenden Jünglings einen lahmen Greis übergeben, der mich mit ſeiner Liebe verfolgt. —

Kennſt Du mich denn nicht mehr, meine Ludmilla, kennſt Du Zawiß von Roſenberg nicht mehr? fragte dieſer jetzt vom tiefſten Schmerze durchdrungen.

Bei dieſen Worten fuhr ſie zuſammen, aus ihrem matten hohlen Auge zuckte eine wilde Flamme, ſie ſtarrte ihn an. Herr! bat ſie dann, nennt mir den ſchönen Namen noch einmal, es iſt der einzige ſchmelzende Ton, den meine Laute noch hervorzaubern kann.

Kennſt Du mich wirklich nicht, Unglückliche! rief jetzt Zawiß und ſeiner nicht mehr mächtig, umfaßte er ſie und preßte ſie an ſein laut klopfendes Herz. Sie duldete es ruhig, das bleiche Todtengeſicht ſah freundlich und doch ſo ſchmerzvoll an ihm auf, ihre zitternde Hand ſtrich ihm die ſchwarzen Locken von der Stirn, um ihn noch genauer betrachten zu können, und als ſie ſo an ihm aufſah, die wilde Flamme des Auges immer mehr und mehr verloſch, und Liebe und Sehnſucht aus ihnen ſprach, da drückte er

einen glühenden Kuß auf ihre bleiche Lippe. — Der Kuß durchzuckte sie, ein leises, wonniges Ach! entquoll ihrer Brust, ihr Haupt sank, ihr Arm der noch auf seinem Hauxte ruhete, fiel schlaff herab, ihre Kniee brachen zusammen, leblos, einer Sterbenden gleich, lag sie in seinem Arm.

9.

In dem kleinen Zimmer des Thurmes, in welchem Ludmilla auf ihrem einsamen Lager schlummerte, warf ein Lämpchen seinen matten Schimmer über die düstern Mauern. Ein altes Weib saß auf morschem Sessel neben der Schlafenden und murmelte unaufhörlich Gebete vor sich hin. Auf einem kleinen Tisch stand ein Cruzifix, ein altes zerfetztes Madonnenbild hing über demselben, und neben diesem an verblichenem Bande die Laute, welche Zawiß zurückgelassen hatte. Kaum konnte die Wohnung eines Gefangenen unfreundlicher seyn, als die Wohnung dieser Unglücklichen, die nun schon so viele Jahre hier verlebt und getrauert und welcher der Himmel vielleicht aus Barmherzigkeit das Licht des Geistes umdüstert hatte.

Jetzt löschte die Alte das Lämpchen aus, denn schon brach der Schimmer des jungen Tages durch die eisernen Gitter der kleinen Fenster und begrüßte und umfloß das bleiche Gesicht Ludmilla's. Gleich einer weißen Rose, in deren Kelche die Morgenröthe ihre Gluthen taucht, war sie von dem sanften Strahl der Frühsonne geröthet, die über die Todten-Gestalt die Flamme des Lebens goß. — Schön wie ein Engel, der die Schwesterseele zum Throne des Vaters emporträgt, die Hände zum Gebet gefaltet, lag sie da, und ein süßer Traum mochte sie umgaukeln, denn ein zartes Lächeln umfloß die sonst so schmerzlich zuckenden bleichen Lippen.

Die strahlende Sonne weckte sie jetzt. — Wo bin ich! rief sie aus, als sie die Augen aufschlug und das alte Weib vor sich sitzen sah. Bin ich in meine Gruft zurückgekehrt, athm' ich wieder Grabesluft? Sag mir, Alte, wer bist Du, die Du mit Basilisken-Augen mich anstarrst und mich zu bewachen scheinst?

Beruhigt Euch, Fräulein, erwiederte die Alte, schon seit vielen, vielen Jahren sitze ich, Nacht um Nacht wachend an Eurem Bette und

wechſele in dieſem beſchwerlichen Dienſt mit meiner Schweſter.

Schon viele, viele Jahre! wiederholte das Mädchen und wurde nachdenkend. — Ja früher, da kannſt Du recht haben, da entſinne ich mich, in einem weiten kalten Grabe gelegen zu haben, welches böſe tückiſche Geiſter bewachten, nur zuweilen trat ein freundlicher, trauter Engel an mein Bett, und wollte mit Geſang und Zitherſpiel die Unglückliche erheitern, aber ich konnte nicht lachen, — ich war zu traurig geſtimmt — ich hatte nicht einmal Thränen mehr. Aber ſeit — waren es nicht zwei Jahre — ſeit ich in ſeinen Armen lag, er mich an ſeine Bruſt drückte, da geſtaltete ſich mein Leben ganz anders. Mein Lager war mit Roſen geſchmückt, mein Kerker hoch und ſchön gewölbt, ich blickte froh hinaus in Gottes herrliche Natur, und in ſeinen Armen war Alles wieder wie ſonſt. Jetzt iſt alles Schöne wieder dahin, nun ſieht mein Auge hell, mein Geiſt erkennt ſich ſelbſt wieder — und — ich fühle mein Unglück tief, tief, die Täuſchung war zu bitter. War es denn nur ein Traum, daß Milota uns ſegnete, daß ich mit dem Geliebten vor dem Altare ſtand? — Ach meine Sinne ſind ſo verwirrt,

mein Herz klopft ſo laut. — Weh dir, Ludmilla, deine Wonne war Traum, dein Schmerz nur war Wirklichkeit! —

Der geſtrenge Herr Milota iſt hier, auch Herr Zawiß von Roſenberg, ſagte jetzt die Alte.

Bei dieſen Worten ſprang Ludmilla raſch von ihrem Lager auf. Iſt er hier? dann hin, hin zu ihm! — Gieb mir mein Brautkleid, Alte! befahl ſie dem Weibe, doch dieſe ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Ludmilla wurde nachdenkend, warf einen flüchtigen Blick in den kleinen Spiegel, der ſo ganz zu ihrem Gemache paſſend an der Wand hing, dann blickte ſie traurig vor ſich nieder. Plötzlich aber rief ſie: auch in mein Leichentuch gehüllt muß ich hin zu ihm! ſtürzte, ohne daß die Alte ſie aufhalten konnte, hinaus, nach dem Zimmer, in welchem Milota mit Zawiß in tiefem Geſpräch begriffen ſaß. Hier warf ſie ſich in Zawiß Arme und preßte ihn krampfhaft an ihr klopfendes Herz. Doch als er, meine Ludmilla! ausrufend, ihre Stirn küßte, entwand ſie ſich ſeinen Armen und trat ſcheu zurück. Herr Zawiß von Roſenberg, ſprach ſie erröthend, verzeiht! mich trieb mein Herz zu Euch, der ſie verſto-

ſen hatte. Ich erinnre mich deſſen ganz wohl und es ſcheint, mein Geiſt ſchaut wieder klar in die Vergangenheit, meine Sinne ſind wie durch Zaubermacht wieder geordnet. —

Ludmilla! unterbrach ſie Roſenberg und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen, doch ſie wich zurück. — Ich bin Eurer nicht würdig, und Mitleid verlange ich nicht. — Laßt mich in Frieden wieder zurück in meinen Kerker gehen, aus welchem mich mein immer noch glühendes Herz hierher führte, damit ich dort den allgütigen Gott bitte, daß er das trügeriſche Geſchenk, welches mich nur elend machen würde, zurücknehme, und ſo barmherzig ſei, mir meine Sinne von Neuem mit Nebel zu umhüllen.

Höre Kind! nahm jetzt Milota das Wort und ergriff ihre Hand, komm, ſetze Dich neben mich, aber höre auf zu frevеln und mit Gott zu rechten. Zawiß ſchob ihr ſeinen Seſſel hin, ſie ſah an ihm auf, eine zarte Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, ihr Auge ruhte lange mit innigem Wohlgefallen auf ihm, dann ſetzte ſie ſich neben Milota, und horchte begierig auf das, was er ihr ſagen würde.

Ludmilla! begann dieſer, verzweifle nicht an Deinem Glücke, danke Gott, der Deinen

Geiſt ſeiner Banden entledigt hat. In Steiermark kenn' ich ein heiliges Haus, worinnen fromme Schweſtern wohnen, es liegt gar ſchön am wogenden, von hohen Felſen umgebenen See, dort kann ein bewegtes Gemüth die verlorene Ruhe, eine Sünderin Vergebung finden.

Bin ich denn eine Sünderin, daß ich in öden einſamen Kloſter-Mauern büßen muß? unterbrach ſie den Ohm und ihr Auge blickte finſter auf den alten Mann. Habe ich Unverſchuldetes nicht ſchon genug gebüßt?

Ja, das haſt Du, Unglückliche! tröſtete Zawiß, ihr die Hand reichend, die ſie auch traulich erfaßte. Vertraue mir, Ludmilla, und beruhige Dich!

Kind, geh jetzt in Deinen Thurm zurück, bat Milota mehr als er befahl, bald laß ich Dich wieder rufen; laß uns einen Augenblick allein.

Thue das, bat auch Zawiß, entferne Dich, bald bin ich wieder bei Dir.

Ludmilla ſtand auf, ſah Zawiß verwundert an, eine Thräne entquoll ihrem Auge, und ohne weiter etwas zu ſagen, ſchritt ſie der verborgenen Thüre zu. Da traf ihr Blick zufällig den alten, halb verwitterten hohen Spie-

samer Bruder des Ordens wäreſt, ich müßte Dich dem Kapitel anzeigen."

„Thut, wie es Euch gefällt," erwiederte Werner, jedoch ohne Trotz.

Der Komthur durchſchnitt wieder einigemal den Remter, dann ſetzte er ſich neben dem Ordensbruder nieder und ſagte freundlich: „Jetzt hat der Komthur geendet und der väterliche Freund beginnt."

„Das thut, Herr Otto," ſagte Werner und rückte ihm näher, „ſprecht Ihr ſo zu mir, ſo höre ich Euch gern und aufmerkſam zu."

„Dich hat der Orden aufgenommen, eine arme Waiſe, deſſen Vater, den Du nicht einmal kannteſt, ihm kein Obdach hinterließ, ſich vor Regen zu ſchützen, kein Wamms, ſich zu kleiden, kein Roß, es in Schlacht und Kampf zu tummeln. Auf meine Fürſprache nahm Dich der edle Meiſter hierher, wo Du nur kurze Zeit dienender Bruder warſt; bald bekleidete Dich zum Lohn Deiner Tapferkeit der Ordensmantel, und Du ſaßeſt im Kapitel neben Fürſten und Grafen, mit gleicher Macht und Recht, als wäreſt Du groß und reich geboren wie ſie. Iſt dem nicht ſo?"

„So iſt es, Vater Otto!" ſprach der Jüngling. „Nie werde ich vergeſſen, was Ihr, was Winrich von Kniprode an mir gethan."

„Vergiß es nie Werner," ſprach der Alte, traulich die Hand auf des Jünglings Schulter legend. „Dankbarkeit iſt des Menſchen ſchönſte Tugend, ſeine heiligſte Pflicht. Doch zur Sache. Ich fürchte, Werner, Du gehſt Deinem Verderben entgegen, und biſt blind für die Gefahr, in welche Du Dich ſtürzeſt. Du kennſt Dein eigenes Herz nicht."

gel, der an der getäfelten Wand hing, ſie blieb vor ihm ſtehen, überflog ihre Geſtalt und betrachtete ſich dann immer aufmerkſamer.

Zawiß! ſprach ſie jetzt, Zeit und Gram haben mich entſtellt. Ich bin nicht mehr Dein blühendes Mädchen, wie Du mich in jenen Tagen des Glücks ſo oft nannteſt, ich bin eine dem Grabe Entſtiegene, dem Grabe wieder Verfallene. Auf meiner bleichen Wange ſchrieb die Liebe ihr Lebewohl, die Hoffnung ihren Scheidebrief! Ich bin für Dich, für die Welt erſtorben! Noch einmal blickte ſie wehmüthig nach ihm hin, dann entfernte ſie ſich. Zawiß wollte ihr nacheilen, doch Milota hielt ihn zurück. — Sei Mann! ſagte der Alte tiefbewegt, denn er liebte die Unglückliche unausſprechlich. Sei Mann! Laß Dich nicht von Deinen Empfindungen hinreißen, bedenke, der Augenblick erzeugt oft leichtſinnig, was durchs ganze Leben uns ernſt begleitet, und Mitleid iſt ſchwach, es giebt ſich dem erſten Eindruck ſo ſorgenlos hin.

Was ich Euch vorhin geſagt, Ohm, ſteht feſt in mir! unterbrach ihn Zawiß. Daß ich das Mädchen verließ, weil ein frecher Räuber ihr das herrliche Kleinod raubte, war Unrecht; ſie trug nicht die Schuld.

Du aber hätteſt die Schande mit ihr getragen, fiel ihm Milota zürnend in die Rede.

Deshalb, Ohm, fuhr Zawiß ruhig fort, weg von hier, hin nach den Fluren der Dürance, wo Niemand ahnet, was geſchehen, wo keine Schuld die Unſchuldige treffen kann. —

Und die Rache?

Ueberlaß ich Euch, Statthalter von Steiermark!

Milota lächelte bei dieſen Worten bitter. Alſo während der Tauber am Ufer der Dürance girrt, ſoll der Falke zum Kampfe die Flügel ſchwingen, während Du Liebeslieder ſingſt, ſollen hier die Trompeten ſchmettern. Noch geſtern, auf dieſer nämlichen Stelle, ſagteſt Du mir, der Tod ſei nur eine kleine Rache an ihm, leben müſſe er und ſich unglücklich fühlen, wie Du Dich gefühlt — und heute —

Hört nun auch mich, Ohm, nahm jetzt Zawiß das Wort. Mitleid führte geſtern die Unglückliche in meine Arme, nur Mitleid. — Doch als ich ihr ins matte und doch noch von Sehnſucht erglühte Auge ſah, preßte die Liebe den Kuß ſo warm auf ihre Lippen, wie in jenen Tagen der Wonne, und er verſcheuchte den finſtern Geiſt, der ihre

Sinne gefangen hielt. An meiner Bruſt ſchwand der Wahnſinn, der fern von mir ſicher wiederkehren wird. Soll ich ſie zum zweiten Male verlaſſen, ſoll ich den Wahnſinn wieder zurückrufen, daß er das herrliche Geſchöpf nun ganz zerſtöre? Das kann ich, das werd' ich nicht. Ich habe in dieſer Nacht Alles erwogen, mich ſelbſt ſtreng geprüft, und Gott hat mir die Kraft gegeben, das Geſchehene vergeſſen und auch das bleiche leidende Mädchen lieben zu können, wie ich einſt das blühende liebte.

Auch Euer Herz hängt mit väterlicher Liebe an der Unglücklichen, fuhr er nach einer Pauſe fort, da er Milota vom Mitgefühl ergriffen ſah. Sie iſt Euch das Einzige, was Euch aus dem Vermächtniß des ſterbenden Bruders übrig blieb, der vielleicht in dieſem entſcheidenden Augenblick zürnend über uns ſchwebt, da ſein Kind, ſeine theure Tochter noch einmal geopfert werden ſoll. Steht meinen Wünſchen nicht länger im Wege, Ohm, laßt mich einen Prieſter rufen, der mich mit ihr verbindet, ehrt das Andenken Eures Bruders, den Ihr zum Tode führen, den Ihr bluten ſaht. Die Erinnerung an jenen Augenblick beſtimme Euch,

erſt das Mädchen zu beglücken, dann den Bruder zu rächen!

Ich übernehme die Rache von Beiden! ſprach Milota und erhob ſeine Rechte zum feierlichen Schwur. — Geh, und beſorge einen Prieſter. —

Zawiß eilte fort, Milota ging in Ludmilla's düſtres Gemach.

Dort fand er ſie, das Haupt auf ihren Arm geſtützt auf dem morſchen Schemel ſitzen, und neben ihr Angolina. Ludmilla ſchrak auf, als er ſie bei ihrem Namen rief, und begann am ganzen Körper zu zittern. Er iſt fort! ich ſah ihn über die Zugbrücke jagen, rief ſie ſchmerzvoll, fort, ohne mir Lebewohl geſagt zu haben. O, das iſt grauſam. — Hätte er mich doch nie zum Leben zurückgerufen. —

Beruhige Dich, Ludmilla, ſprach Milota freundlich, komm und folge mir. — Doch wer biſt Du? wandte er ſich jetzt verwundert zu Angolina, was machſt Du hier?

Ich bin ein armes Zigeunermädchen, Herr! erwiederte dieſe, und komme zuweilen auf die Burg, das Fräulein, dem ich von ganzer Seele zugethan bin, durch Geſang und Spiel zu erfreuen. — Wollt Ihr vielleicht ein Liedchen hö-

ren, lieber Herr, ich verlange nichts dafür, als einen freundlichen Dank.

Schweig! befahl Milota. Erwarte mich hier, liebe Angolina, bat Ludmilla, und folgte ihrem Ohm.

Als die Beiden ſich allein in dem getäfelten Zimmer befanden, ſah das Mädchen zu dem Bilde auf, welches Zawiß als Jüngling in Jagdkleidung darſtellte. — Auch ſeine Roſen ſind verblüht, ſprach ſie leiſe vor ſich hin, und der Gedanke ſchien ſie auf einen Augenblick zu beruhigen, aber ſchnell ſetzte ſie hinzu: und doch iſt er noch ſo ſchön, und ich — Darum verließ er mich auch. —

Ludmilla! unterbrach Milota ihr Selbſtgeſpräch, wär' es Dir vergönnt von Gott die Erhörung einer Bitte zu erwarten, welche würdeſt Du thun?

Alles vergeſſen zu können, erwiederte ſie raſch.

Die Antwort erwartete ich nicht von Dir. — Wollteſt Du Zawiß ganz vergeſſen?

Er vergaß mich, ſagte ſie traurig, verließ mich zum zweitenmal.

Wer ſagt Dir das? Wüßteſt Du, weshalb er ſich entfernte, Du würdeſt aufjauchzen in Freud und Luſt.

In Freud und Luſt? wiederholte ſie — Nein, Ohm, das iſt unmöglich. Freude und Luſt ſind mit der Liebe, mit der Hoffnung entflohen, nur Gram und Schmerz ſind mir geblieben.

Hoffſt Du nicht, er könne vergeſſen, was geſchah, könne ſich der Unſchuldigen wieder nahen wie einſtens?

Wie meint Ihr das?

Haſt Du denn alle Hoffnung verloren?

Alle! — rang ſich aus ihrer zerriſſenen Bruſt. Seht in mein Antlitz, da ſteht ja der Scheidebrief, da ſteht der Liebe trauriges Lebewohl. —

Milota ſah ſie bei dieſen ſonderbar ausgeſprochenen Worten forſchend an. — Und würden beide, trotz Scheidebrief und Lebewohl, nicht wieder zurückkehren, wenn er mit dem Prieſter, der Euch für ewig verbinden ſollte, vor Dich träte?

Wiederholt mir dies noch einmal, lieber Ohm, bat ſie, aber Wort für Wort, ich bitt' Euch! — Milota erfüllte ihren Wunſch. — Er der Meine — für ewig! murmelte ſie vor ſich hin und preßte die Hand auf das klopfende Herz — Schweig Thörigtes — die Ewigkeit deiner Wonne iſt kurz wie ein Wintertag, nur

der Schmerz, nur der Gram, nagen ewig an dir wie gierige Geier.

Du fühlst Dich durch diese Nachricht nicht beglückt, Ludmilla, zürnte Milota.

Ohm! erwiederte sie, und der Blick ihres Auges ward immer stierer. — Gebt dem Blinden plötzlich seiner Augen Licht wieder, und er erblindet bei dem Anblick der strahlenden Sonne von Neuem, bis er allmählig sich an ihren Glanz gewöhnt. Auch ich müßte mein Glück noch nicht zu ertragen. Gönnt mir Zeit. Ihr bleiches Haupt senkte sich, sie schien in Träumen versunken.

Der Frühling meines Lebens begann so schön, hob sie dann, mit leiser Stimme für sich redend, an. Blumen und Blüthen sproßten zu meinen Füßen, eine Paradieses-Welt that sich in seinen Armen mir auf, eine Welt voll lieblicher Bilder, voll Liebe und Lust. — Da glaubt' ich mein Glück ewig, ich stand an seiner geöffneten Pforte, schon hob ich den Fuß, da wurde ich von meinem Heiligthum gewaltsam gerissen. — Meine Ewigkeit war ein bitterer Hohn des Schicksals, mein Paradies eine zerrissene Nebelwolke, mein Traumbild ein trügerisch Gespenst. Gott dem Barmherzigen

sage

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſage ich Dank, der mir, die Dämonen zu beſchwichtigen, zu beſchwören, den Wahnſinn ſchickte, er brachte mir neue liebliche Träume, ließ mich Tage, oft Nächte durchleben, in welchen ich mich glücklich fühlte. — Ach, war es auch Täuſchung, war es doch eine beſeligende. — Er, mein einziger Freund in meinem Elend, hat mich nun verlaſſen, und in der Wirklichkeit ſoll ich jetzt mein Glück finden? Sagt, lieber Ohm, kommt Zawiß heute noch zurück? —

Er iſt hin einen Prieſter zu holen, der Euch heute noch für ewig verbindet, erwiederte Milota, dann will er mit Dir die Heimath verlaſſen, ſich in der Provençe anſiedeln, und dort möge Euch Gott Ruhe und Zufriedenheit ſchenken.

Während er dies geſprochen, hatte Ludmilla ihre Hände zum Gebet gefaltet, ihr Auge blickte wehmuthsvoll auf gen Himmel. Sie trat dann zu dem Alten. Ohm! ſprach ſie, iſt es kein Traum, ſoll ich wirklich die Seine werden? Ich — die Entehrte! Könnte er vergeſſen, könnte er die mit Cypreſſen umwundene Todesbraut, dieſe bleiche geiſterhafte Geſtalt, wirklich lieben, wie einſt die mit Roſen und Myrthen geſchmückte? — Ich kann es kaum glau-

ben, und mein Herz kann ſich bei dem Gedanken nicht ſo recht erfreuen, denn ich mag dem Mitleid nicht verdanken, was ich von der Liebe erwartete. — Hört Ihr es, Ohm! raunte ſie ihm leiſe zu, mir iſt es, als ſollt' ich vor meine Gruft, nicht vor den Altar treten; mir iſt es, als triebe das Schickſal nur ſeinen bittern Hohn von Neuem mit mir.

Sie hatte dieſe Worte ſo ſonderbar geſprochen, ihr Auge blieb dabei ſo ſtier auf den Boden geheftet, daß Milota beſorgt wurde und es zu vermeiden ſuchte, daß ſie in dieſer Aufregung Zawiß ſehe. Er führte ſie deshalb wieder in ihren Thurm und übergab ſie hier Angolina. Das fröhliche Mädchen ſuchte ſie zu zerſtreuen, aber es wollte ihr nicht gelingen und als ſie die Zither ergriff, um ein Liedchen zu ſingen, bat Ludmilla, es nicht zu thun, und ſie nur ruhig ihren Träumen zu überlaſſen.

11.

Kurz darauf ritt Zawiß in den Burghof ein; ein Bettelmönch, Franziskaner Ordens, begleitete ihn auf ſeinem grauen Thiere, und der Ca-

ſtellan, der ihm entgegen kam, erhielt den Befehl, Speiſe und Trank für den Mönch herbeizuſchaffen und das Nöthige in der Capelle zu einer feierlichen Handlung zu ordnen. Dann eilte er hinauf, Ludmilla darauf vorzubereiten, wurde aber von Milota zurückgehalten.

Zawiß, ſagte dieſer. Selten füllt uns das Schickſal den Becher mit lauterm ganz klaren Wein, es träufelt ſtets einige Tropfen Wermuth darunter, damit der ſtolze Menſch ſich nicht zu hoch erhebe und ſeiner Nichtigkeit gedenke. Auch in Deinem Becher ſcheint mir der Wermuth nicht vergeſſen zu ſeyn. Ich fürchte, Ludmilla's Wahnſinn iſt noch nicht ganz geheilt, denn ihr Auge blickt zuweilen ſo ſtier vor ſich hin, ihre Worte ſind oft ſo räthſelhaft, ihr ganzes Weſen ſo geſpannt, ſo aufgeregt; überlege ja, was Du thuſt.

Meine Küſſe haben den Dämon verſcheucht, in meinen Armen wird auch der letzte Anflug ihrer Schwermuth verſchwinden — ſagte Zawiß, und ſein dunkles Auge flammte. Und verfiele ſie auch wieder in Wahnſinn, bei dem heiligen Gott ſchwöre ich, ſie würde dennoch mein Weib! Ich will Alles tragen, will mein Leben ihr nur weih'n, ſie pflegen und warten, und

„Ich kenne es!“ unterbrach ihn der Jüngling ſchnell. „Und wagſt Dich in die Nähe Vernutos? — Weißt Du nicht, daß unter dem ſchwarzen Kreuze das Herz keinem Weibe entgegenſchlagen darf?“

„So müßte es für nichts Menſchliches mehr ſchlagen,“ murmelte Werner vor ſich hin.

„Läſtre nicht!“ ſprach der Komthur ernſt. „Iſt Dir des Meiſters, iſt Dir mein Beiſpiel nicht Gewähr, daß ein menſchliches Herz auch unter dem Kriegsmantel ſchlagen kann? Aber der Liebe ſoll es verſchloſſen bleiben, ſo befiehlt es das Geſetz, ſo haſt Du gelobt.“

„Und ich werde mein Gelübde halten, Herr!“ erwiederte der Ordensbruder. „Willig befolge ich die Geſetze des Ordens, wenn ſie mich auch oftmals drückend dünken, banne das Menſchliche aus meinem Herzen, wenn es mir auch noch ſo ſchwer wird, und öffne es nur dem Göttlichen. Aber immer vermag ich dem Herzen nicht zu gebieten.“

„Eben darum warne ich Dich, Werner von Windecken!“ fuhr der Komthur fort. „Geh' nicht mehr in das Haus des alten Walgune, meide ſeine Tochter, die Ordensbrüder murren ſchon. Rufe nicht den Verſucher herbei, er iſt ſtark, das menſchliche Herz iſt ſchwach; vermeide die Gefahr. Wohin ſoll es Dich auch führen, was willſt Du mit der ſchönen Dirne, welcher der Böſe die lieblichſte Geſtalt der Erdentöchter gab? — Sprich mein Sohn, was willſt Du mit ihr? — Du ſchweigſt? Ja wohl mußt Du ſchweigen. Dem Bruder des deutſchen Ordens reicht jede ſchöne Dirne den Apfel der Verdammniß, jede edle Jungfrau ruft ihm zu: Fliehe mich, biſt du edlen Gemüthes! — Und ſo verſchließe Dein Herz den Lockungen dieſer ſchö-

kann ich nur für Augenblicke ihr Unglück mindern, ihren Kummer tröſten, will ich mich glücklich fühlen, und es ſoll mich nimmer gereuen.

Spricht dies der Minneſänger oder der Ritter? fragte Milota kopfſchüttelnd.

Der Ritter! antwortete Zawiß. Nicht die Schwärmerei des Sängers, die Pflicht des Ritters bezeichnete mir dieſe Bahn. Ich will ihr Glück, ich muß ihr Unglück theilen, und wäre die Schuldloſe verdammt, es durch ihr ganzes Leben zu tragen. Wo iſt ſie? —

Im Thurm!

So eile ich, ſie zum Altare zu führen! —

Möge es Dich nie gereuen, Unſinniger! ſprach Milota. Ich überlaſſe Dich Deiner Beſtimmung. Möge ſie ein guter Engel, möge ſie ein böſer Dämon leiten, ich kann des Mannes Willen nicht gebieten. Geh' nun, führe ſie herab und vollende Dein Geſchick.

Als Zawiß in das kleine finſtre Gemach trat, ſprang Ludmilla mit lautem Geſchrei auf und ſtürzte in ſeine Arme. Du haſt mich alſo nicht verlaſſen, rief ſie, meine Ahnung trog mich? — Gelobt ſei Gott!

Schmücke Dich, ſagte Roſenberg, ſie liebkoſend, dann komm' ich wieder, Dich als meine Braut zum Altar zu führen.

Schmücken! ſprach ſie traurig, ſchmücken? Hab' ich doch nur dies weiße Gewand, das Brautkleid haben ſie mir geſtohlen, und den Brautkranz? — Bei dieſen Worten warf ſie ſich weinend an ſeine Bruſt. Kannſt Du vergeſſen, kann die Erinnerung ewig in Deiner Bruſt ſchlummern?

Sie wird! rief er, ſie küſſend, und mit dieſem Kuſſe umfloß wieder roſiges Leben ihre bleichen Wangen. Sie bebte vor Wonne, ſank vor ihm nieder, umfaßte ſeine Kniee. — Verſtoße mich nicht zum zweitenmale, Mann, in deſſen Auge der Himmel mir ſtrahlt, ein Himmel, ſprach ſie, als er ſie aufhob, in welchem ich die goldbeſchwingten Engel mich umflattern ſehe. Sie nehmen mich freundlich auf ihre Arme und legen mich an Deine Bruſt, o laß mich da ruhn, laß mich da ſchlummern, wecke mich nicht!

Faſſe Dich, liebe Ludmilla, bat Zawiß, ihre Wangen ſtreichelnd, meine Arme drücken Dich an meine Bruſt, nicht die Engel, die Du zu ſehen glaubſt. —

Ja, rief sie, und himmlisches Vertrauen sprach aus ihrem seelenvollen Blick, Du bist der Engel meines Lebens, was bedarf ich der himmlischen noch. Darum Geliebter gewähre mir auch drei Bitten. Laß mich auch heute das Tannenreis in mein Haar flechten; seine spitzen Stacheln verwunden, und ohne Schmerz darf ich auch heute nicht seyn. Dann erlaube, daß Angolina uns folgen darf, und versprich mir für sie zu sorgen, als wäre sie Deine Schwester. Ich erinnre mich, daß sie oft an meinem Lager saß, ihr Gesang erfreute mich, sie erhellte mir manche trübe Stunde, ich liebe sie innig — und dann — schenke mir ein anderes Mutter-Gottesbild. Dies ist zerrissen, wie mein Herz es war, künftig wird es ja nimmer so seyn und darum gieb mir auch ein anderes Bild der heiligen Mutter, daß ich ohne trübe Rückerinnerungen davor knieen und beten kann.

Zawiß versprach willig jeden ihrer Wünsche zu erfüllen und hastig griff sie nach dem indessen von Angolina zum Kranze gewundenen Tannenreis, flocht ihn in ihre schwarzen Locken, ordnete noch einiges an ihrem einfachen Gewande und verließ, in Wonne erglüht, an der

Hand des Geliebten und von Angolina gefolgt, das so lange bewohnte kleine Zimmer.

Als sie in das getäfelte Gemach traten, fanden sie Milotä in tiefen Gedanken vor Zawiß Bilde stehen. Ohm! sagte dieser, und führte ihm Ludmilla zu. Hier tret' ich mit meiner Verlobten vor Euch, unsern zweiten Vater. — Gebt uns Euren Segen. Sie beugten ihr Haupt, der Alte legte die Hand auf ihre Stirn und sprach tiefbewegt: Erhöre Gott mein Gebet, daß es Euch wohlergehe, und daß Keines den Schritt bereue, den Ihr zu thun im Begriff stehet. Ziehet in Frieden in ein fremdes, fernes Land; ich will hier als Rachegeist zurückbleiben und das blutige Haupt meines Bruders soll mich spornen, das Ungeheure zu vollbringen.

Mein Vater, mein armer unglücklicher Vater! — schrie bei diesen Worten das Mädchen laut auf, erbebte und schmiegte sich fester an Zawiß. — Du schwurst, ihn und mich zu rächen, und hast Deinen Schwur vergessen; wirst Du auch das vergessen, was Du heute am Altare schwören wirst?

Ludmilla, zürnte Zawiß.

Der Geist meines Vaters schwebt über mir bald hier, bald dort, fuhr sie fort, und ihr Auge schien die Erscheinung zu verfolgen. Er schüttelt seine blutigen Locken und winkt mir ihm zu folgen. Ach ich kann nicht, unglücklicher Vater, mich halten ja unwiderstehliche Bande hier fest. — Sie preßte die Hand auf ihre Stirn und stand eine Weile regungslos, sah dann plötzlich auf, ihr Auge schweifte rasch in dem Zimmer umher — dann faßte sie Zawiß Hand. — Er ist verschwunden, sprach sie leise, nun komm, ich folge Dir wohin Du mich führst.

Mit klopfendem Herzen, nicht ohne bange Besorgniß führte Zawiß sie nun nach der kleinen Capelle; Milota, der Castellan und Angolina folgten. Hier fanden sie den Franciskaner schon ihrer harrend, der ein altes Meßgewand umgeworfen, welches der Castellan aus einer morschen Truhe in der Eile hervorgeholt hatte.

Pater, redete diesen Milota an, Ihr seid zu einer priesterlichen Handlung hierher berufen worden, die vor Jedermann, außer den hier Anwesenden, ein tiefes Geheimniß bleiben muß. Schwört, daß Ihr es Niemand verrathen wollt, und Ihr sollt reichlich dafür belohnt werden.

Der Pater ſchwur.

Nun ſo beginnt die Handlung, befahl Milota, und ſein Auge ruhte ernſt auf dem Brautpaare, das jetzt vor den Altar trat. Angolina blieb mit dem Caſtellan im Hintergrunde ſtehen.

Ludmilla's Hand zitterte in der Hand des Geliebten, ſie war in höchſter Aufregung; obgleich ſo nahe ihrem Glücke, fürchtete ſie immer noch, es ſei nur ein Traum; ſie ſchlug bald nach dem Prieſter die Augen auf, bald blickte ſie mit innigem Entzücken auf Zawiß, der, ſich einer edlen Handlung bewußt, freudig und zutrauungsvoll gen Himmel ſah. Da ſchien es Ludmilla einzufallen, daß ſie neben ihrem andächtigen Geliebten während der heiligen Handlung mit Sehnſucht nur an das Irdiſche gedacht hatte, ſie ſenkte demuthsvoll ihren Blick und ſchaute vor ſich nieder. Da heftete ſich ihr Auge immer ſtarrer auf den Boden, ihre Hand begann in der Seinen immer mehr zu zittern. — Jetzt, als eben der Prieſter ſie fragte, ob ſie mit dem geſtrengen Herrn Zawiß von Roſenberg als ſeine treue Gattin unzertrennlich durch das Leben gehen wollte, rang ſich ſtatt des bindenden Wortes ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt, ihr Haupt ſenkte ſich, ihre Kniee wank-

ten, sie sank auf den Leichenstein nieder, den die Inschrift als ihren Grabstein bezeichnete. Das Schicksal hatte sie gehöhnt, in dem Augenblick der höchsten Wonne ließ der Tod ihr Stundenglas verrinnen, und endete ihren Schmerz wie ihre Freuden.

Zawiß erschrak, sein kräftiger Arm erhob sie schnell, er preßte sie an seine Brust, küßte ihre kalten bleichen Lippen, wähnte, der Tod werde vor seinem glühenden Lebenshauche so leicht weichen, wie der Wahnsinn es gethan, aber er hoffte vergebens; keine Klage weckte die Entschlafene, keine Thräne hob mit ihrem Thau das gesunkene Haupt der geknickten Blume, fest umschloß sie des Todes Arm!

Da trat der alte Castellan zu der Todten. Vater im Himmel! sprach er, du hast barmherzig gehandelt an der Unglücklichen. Ihr Geist war seiner Banden noch nicht entledigt, stiller Wahnsinn hätte sie bis ans Grab begleitet, wohl ihr, wohl Euch, daß sie so früh endete.

Sie trugen nun die Todte hinauf, legten sie wieder auf ihr einsames Lager. Die Tannenkrone, ihr Brautkranz, ward ihre Todtenkrone; das zerrissene Bild der heiligen Jung-

frau wurde mit keinem andern vertauscht, sie war ja selbst hinüber geschwebt zu der heiligen Gottes-Mutter; nur bei Angolina wurde ihr Wunsch erfüllt; der an dem Sterbelager Weinenden wurde erlaubt, dem Ritter in Knabentracht folgen zu dürfen.

Am andern Tage ward der Leichenstein, mit dem man die Welt hatte täuschen wollen, und welcher Rosenberg's Hoffnung auf so schreckbare Weise zertrümmert hatte, aufgehoben, ein Grab unter ihm gegraben und Ludmilla dort zur Ruhe gelegt. Milota weihte ihr eine Thräne, doch zürnte er nicht mit dem Schicksal, vielleicht segnete er es im Stillen, wie der alte Diener es laut gethan; für Zawiß aber blieb für diesen Augenblick noch der Thränenquell versiegt. Der Unglückliche saß regungslos neben dem Grabe und duldete es nicht, daß Sarg und Grab geschlossen wurde. Drei Tage saß er dort, am vierten befahl er den Sarg zu schließen, gürtete dann sein Schwert um, Angolina nahm statt ihrer Zither seine Mandole und Alle verließen die verödete Burg seiner Väter.

Angolina.

1.

Still, ohne ihre Gedanken durch Worte zu unterbrechen, ritten Zawiß und Milota Budweis zu, wo deſſen Gefolge ihn ſchon ſeit mehreren Tagen erwartet hatte, denn nur mit ein paar vertrauten Dienern war er, Ludmilla zu ſehen, nach der alten Burg gekommen. Angolina begleitete ſie in Knabentracht, welche ſie durch ihre Pflegemutter erhalten, die, ſo wie der Führer der Zigeunerbande, ihr auf vieles Bitten die Erlaubniß gegeben hatten, dem Ritter von Roſenberg zu folgen. Das Mädchen ſah in ihrem hellgrünen Wamms, über das ſie ein graues Oberkleid trug, ſtattlich aus. Die mit Pelz verbrämte böhmiſche Mütze, unter wel-

cher ihr Auge feurig hervorblickte, ſtand ihr gar gut, und da ſie ſchon mehrere Male in Knabentracht herumgezogen war, fühlte ſie ſich auch durch dieſen Anzug nicht verlegen, ſo daß ſelbſt der alte Diener des Ritters, dem ſie ſich feſt anſchloß, ſeine Freude an ihr hatte und ſie mit jedem Tage lieber gewann.

Was wirſt Du nun beginnen? unterbrach Milota das Schweigen endlich, denn Zawiß war bis jetzt theilnahmlos neben ihm hergeritten. Was wirſt Du nun beginnen? wiederholte Milota, da Jener ihm auch dieſe Frage nicht beantwortet hatte. Doch dieſesmal fuhr Zawiß aus ſeinen Träumen auf. Was ich beginnen werde, Ohm? ſagte er raſch. Ich werde Euch nach Prag begleiten.

Wirſt Du dort Deinem erſten Vorſatze treu bleiben?

Ich glaube, ja! — das finſtere Geſchick hat mich gewaltſam auf dieſe Bahn zurückgeworfen, und ſo will ich auch auf ihr fortſchreiten. Fortan ſeid Ihr nicht der Einzige, Milota von Diedicz, der ſich der Rache geweiht hat, Ihr findet einen treuen Kumpan an mir. Rächet den Bruder, mir überlaſſet die Rache Ludmilla's.

nen Schlange, banne Dich freiwillig aus ihrer Nähe und werde männlich Herr Deiner Leidenschaft.“ —

„Habt Ihr nie geliebt?“ fragte plötzlich Werner rasch.

„Was kümmert das Dich!“ fuhr der Komthur auf.

„Wenn ich zuweilen mit meinem Pflegevater zum Kloster Nonnenwerth ging, an Eurem Stammschlosse vorüberkam, und ich ihn fragte, weshalb das Schloß da oben mit seinen vielen Thürmen so verödet da stände, sagte er mir —“

„Schweig!“ rief der Komthur aufspringend. „Schweig, führe mir nicht mein Vaterhaus vor die Erinnerung!“

„Als ich eines Tages,“ fuhr jedoch der Ordensbruder fort, „mich lange an dem Anblicke der Nonne Agnese geweidet hatte, die, wenn ich sie im Sprachzimmer sah, stets freundlich gegen mich war, schickte mich mein Pflegevater hinaus, der oft Heimliches mit ihr zu sprechen hatte. Ich setzte mich vor die Pforte und sah nach dem, an mir vorüberrauschenden Rheine, und die Sehnsucht ward wach in mir, in die weite Welt, oder wenigstens nach jener Burg zu ziehen. Da trat eine alte Laienschwester zu mir, die mir stets wohlgewollt, störte den Flug meiner Wünsche und begann von diesem und jenem zu erzählen. Ich aber, mit meinen Gedanken nur auf Eurem Stammschlosse, unterbrach und fragte sie, warum das alte Schloß so öde stand. Da erzählte sie mir —“

„Fahre fort, fahre fort Unsinniger!“ unterbrach ihn der Komthur. „Reiß' die vernarbte Wunde wieder auf; ich schonte Dein Herz nicht, so schone auch das meinige nicht!“

„Nein, edler Mann,“ sagte Werner, sich von seinem Sitze erhebend. „Wehe wollte ich Euch nicht thun, bei

Milota reichte ihm, zufrieden geſtellt, die Hand, Zawiß ergriff ſie mit Haſt und ſchüttelte ſie krampfhaft.

Aber auch dieſes Geſpräch hatte Zawiß nicht redſeliger gemacht, Vergangenheit und Zukunft beſchäftigten ihn zu ſehr, ſeine Seele blieb für die Gegenwart theilnahmlos. Sein unſteter Blick, das Lächeln, das zuweilen ſeinen Mund umzog, dann wieder das Zuſammenziehen der gefurchten Stirn zeigten deutlich, daß er mit ſich ſelbſt nicht einig ſei, und daß zwei verſchiedene Gegenſtände vor ſeinen Augen ſtanden. Erſt in Biſtritz, wo ſie zur Nacht blieben, gelang es Milota, das Geſpräch wieder anzuknüpfen und es auf Ludmilla zu lenken.

Zawiß! ſagte er, wenn ich mit Ruhe über das Schickſal dieſes mir ſo theuren Mädchens nachdenke, ſo glaube ich dem barmherzigen Gott danken zu müſſen, daß er den Tod, ihre Qual zu enden, ſandte — Du wäreſt nicht durch ſie, ſie nicht durch Dich glücklich geworden.

Nicht? fuhr Zawiß auf.

Nein! ſagte Milota ernſt, Schwärmerei allein führte Dich zu ihr zurück, zu ihr, welcher Du in der Blüthe ihrer Schönheit entſagen

konnteſt. Sie war jetzt eine geknickte halb verwelkte Roſe, Körper und Geiſt waren zerrüttet, denn Schmerz wie Wonne konnten den Wahnſinn wieder zurückführen, und wie ſchrecklich wäre dann Dein Loos geweſen! — Glaubſt Du, Du hätteſt dies ertragen können? Bei Gott nein! Tage, Monden lang hätte Dich das Mitleid an ſie gebunden, Du hätteſt ihr willig jedes Opfer gebracht, aber der Menſch iſt ſchwach, der feſteſte Wille reicht nicht immer zur That, des Schickſals Tücke beugt endlich doch den Muthigſten, auch Du würdeſt unterlegen und wahrlich nicht den Tag geſegnet haben, der Dich für immer an eine dahinſterbende Wahnſinnige gefeſſelt hätte.

Ihr könnet Recht haben, Ohm! erwiederte Zawiß, in welchem dieſer Gedanke vielleicht auch ſchon, trotz Schmerz und Kummer, aufgeſtiegen ſeyn mochte, aber ich glaube, ich hätte auch dies Schreckliche zu ertragen, die Kraft, den Muth gehabt. Sie zu pflegen, ihr wohlzuthun, die wenigen Augenblicke, wo der Geiſt wieder frei um ſich geſchaut, ihr zu verſüßen, dieſe ſelige Pflicht hätte mich für alle Pein entſchädigt. Ich glaube es gewiß!

Ich bin überzeugt, daß Du es gewollt, ob Du es gekonnt hätteſt, glaub' ich kaum, entgegnete Milota. Doch von etwas Anderm, fuhr er fort. Was ſoll das Zigeunermädchen in Deiner Nähe?

Es war Ludmilla's letzte Bitte, ſie nicht zu verlaſſen, erwiederte Zawiß.

Und Du hältſt es nun für Pflicht, dieſe letzte Bitte zu erfüllen? Oh, ſie wird Dir nicht ſchwer, Angolina iſt, trotz ihrer Abkunft, ein ſchönes Mädchen, eine herrliche, üppige Geſtalt, ſie ſpielt die Zither, ſie ſingt, was bedarfſt Du mehr zu Deiner Zerſtreuung.

Ihr thut mir Unrecht, Ohm!

Ich würde Dir Unrecht thun, wenn ich glaubte, Du hätteſt jetzt ſchon daran gedacht, aber die Zeit verwiſcht mit milder Hand die ſchmerzlichen Erinnerungen, mit jedem Tage werden ihre Farben matter, bis ſie am Ende ganz verloſchen ſind. Auch Dein Schmerz wird bald geheilt ſeyn, der Königin Anmuth, Angolina's Flammenauge werden geſchäftige Diener der allgewaltigen Zeit ſeyn. Deshalb verwirf meinen Rath nicht ganz, ſei auf Deiner Hut, und bedenke, daß, wenn die Königin durch Zufall oder ſonſt durch einen der feind-

lich

lich Geſinnten das Geſchlecht Deines unbärtigen Knappen erfährt, Dein ganzes Vorhaben ſcheitern müßte.

Zawiß ſetzte das Geſpräch nicht fort; auch Milota berührte es nicht weiter, und die Verhältniſſe des Königs zu Rudolph von Habsburg wurden der Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

Es naht für Ottocar eine bedenkliche Zeit, begann Milota. Er will Krieg, verachtet die Macht der deutſchen Fürſten und ihres Kaiſers und thut Unrecht daran. Ja, wären ihm die Völker jenſeits der Donau ſo treu wie ſeine böhmiſchen Städte, und ſein mähriſches Volk, haßte ihn der Adel nicht, den er auf Unkoſten der Bürger und Bauern ſchonungslos niederdrückt; ſo glaub' ich ſelbſt, ſeine vereinte Macht könne dem Andrang derjenigen deutſchen Fürſten, welche ſich für Rudolph rüſten, ſelbſt wenn ſie ſich mit Ungarn vereinigen, widerſtehen. So aber wird er unterliegen! —

Und Böhmen, unſer geliebtes Vaterland! unterbrach ihn Zawiß.

Böhmen, dies geliebte Vaterland, das Du noch vor wenigen Tagen verlaſſen wollteſt, Böhmen und Mähren muß dem Sohne Ottocar's verbleiben. — Denn Ottocar —

Nun er? —

Er muß ſterben! ſagte Milota, und vor ſeinem Blick mochte das Haupt des gemordeten Bruders vom Block rollen, denn ſein Auge blickte wild um ſich her. Ja ſterben. Du hatteſt Recht, als Du mir ſagteſt, nicht durch Meuchelmord müſſe er untergehen, Du hatteſt Recht, denn da träfe ihn der Tod in der Blüthe ſeines Glücks; unglücklich muß er ſich erſt fühlen, von ſeiner Höhe herabgeſchleudert ſeyn, nicht in voller Kraft muß ſeine Lebensflamme verlöſchen, nein, nur erſt wenn er ſie verglimmen, wenn er ſein Glück untergehn ſieht, dann! — doch was nützen die Worte, die That muß ſprechen.

Als ſie nach einigen Tagen die von der Abendſonne beleuchteten Thürme von Prag vor ſich liegen ſahen, wurde Zawiß, je näher ſie der Stadt kamen, immer ernſter. Wo ſind Deine Gedanken, Neffe? mit dieſen Worten ſtörte Milota ſein Sinnen, in welchen finſtern Räumen ſchweifte in dieſem Augenblicke Deine ſtets rege Einbildungskraft?

Ich war bei ihr! erwiederte Zawiß.

Bei der Todten oder der Lebenden? fragte Milota, denn ich fürchte, Du vergiſſeſt jene

über dieſe. Du dachteſt an die Königin, die ſchöne Frau ſtand vor Dir, Du hörteſt ihre ſüße Stimme, rieſeſt Dir Liebesworte herbei, die ſie Dir ſagte, ſie ruhte in Deinem Arm, Du warſt glücklich und Deine Rache zu ſüß, um Rache genannt zu werden. Nicht wahr? Zawiß. —

Dieſer ſchwieg, er mochte ſich getroffen fühlen.

Zawiß! fuhr Milota fort, täuſche Dich nicht über Dich ſelbſt, glaube nicht, daß Milota von Diedicz einen treuen Kumpan ſeiner Rache an Dir zu finden hofft. Nur im offenen Kampf, am Tage der Schlacht, führſt Du tapfer das Schwert in kräftiger Fauſt, und biſt ein wahrer ächter böhmiſcher Ritter, biſt ein Roſenberg! — Schweigt aber die Schlachttrompete, ſo nimmſt Du die Laute wieder zur Hand und dann — doch warum deshalb mit Dir rechten. Das Eine nur will ich Dir noch ſagen, daß es mich tief ſchmerzen würde, wenn ich ſähe, daß Du im Rauſch der Wolluſt Deinen Zweck und Ludmilla ganz vergeſſen könnteſt. Sie hat mit freiem, wie mit gefeſſeltem Geiſte ſtets in Liebe Deiner gedacht, und an Dir gehangen, träumend und wachend ſtandeſt Du vor ihr, und es wäre

ungerecht ihr Andenken nicht durch Augenblicke der Erinnerung zu ehren.

Ich werde ſie nie vergeſſen! ſagte Zawiß und in dieſem Augenblicke ſtand Ludmilla gewiß vor ſeiner trauernden Seele.

Und noch Etwas! fuhr Milota fort. Hüte Dich, Dich in der Königin Netze zu verſtricken. Leicht könnte ſie Dich zu ihrem Spiele tauglich finden, ſelbſt bei wirklicher Liebe Dich zur Stütze des wankenden Thrones ihres Gemahls gebrauchen wollen. — Werde nie Ottocar's Freund — Ziehe nie das Schwert für, nur gegen ihn! —

Und Ihr? fragte Zawiß, indem er ihm die Hand, ſtatt verſichernder Worte reichte, werdet auch Ihr nie das Schwert für ihn ziehen?

Heute, morgen, wenn er es wünſcht und befiehlt, erwiederte Milota und der, das edle Geſicht des Mannes entſtellende Hohn umzog ſeinen Mund. Glaubſt Du, ich, der Statthalter von Steiermark, auf den die Blicke und die letzte Hoffnung aller edlen Böhmen gerichtet ſind, ich der Vertraute des Königs könne anders handeln, ohne meinen großen Plan aufzugeben, und zum gemeinen Meuchelmörder herabzuſinken? —

Ich verſtehe Euch nun ganz, Ohm! Möge mit Gott das Werk gelingen! ſprach Zawiß. Jetzt getroſt nach Prag. Die beiden nach Rache Dürſtenden ritten nun in der Dämmerung in Böhmens Hauptſtadt ein.

2.

Noch am nämlichen Abend hinterbrachte Buſſo dem Könige, daß Milota und Zawiß in der Herberge zum ſilbernen Schwan eingezogen ſeien, worüber Ottocar ſich wunderte, da er den Statthalter von Steiermark noch nicht fern von Wien glaubte; Buſſo's abermalige Vorſtellung, doch ja den Roſenbergen nicht zu trauen, belächelte er zwar, wie gewöhnlich, erlaubte aber doch ſeinem treuen Diener, ein wachſames Auge auf ſie zu haben.

Mehr verlangte Buſſo nicht, und bald waren Milota und Zawiß von Kundſchaftern umgeben. Doch der liſtige Milota, deſſen Scharfblicke ſo leicht nichts entging, und welcher recht gut wußte, wie ſehr er dem Kämmerer zu mißtrauen habe, obgleich ſich dieſer ihm mit der größten Freundlichkeit nahete, ward nur um ſo

vorsichtiger und benutzte die ihn Beobachtenden selbst, Busso zu täuschen. Zawiß, weniger in dergleichen gewandt, als sein Ohm, würde sich gewiß den Nachforschungen mehr blosgestellt haben, hätte ihn nicht der Zweck seines Hierseyns in die Nähe der Königin gezogen, bis wohin Busso's Kundschafter nicht dringen konnten. An ein Verhältniß Rosenbergs zu der Königin dachte selbst der mißtrauische Busso nicht, ihm stand ja diese stolze Frau zu hoch, zu erhaben über gewöhnliche Neigung, um es nicht für Verbrechen zu halten, nur einen solchen Gedanken in sich aufsteigen zu lassen.

Und doch irrte der sonst so umsichtige Mann. Zawiß war nicht von Eitelkeit verblendet gewesen, als er Milota versicherte, er sei es gewiß, daß die Königin Neigung für ihn gefaßt habe. Mit jedem Tage brach die bisher noch verborgen gehaltene Flamme heftiger hervor, und es bedurfte nur irgend einer Gelegenheit, um sie Zawiß in ihrer ganzen Stärke zu zeigen.

Angolina, die kaum ahnete, was sie zu dem Ritter hingezogen hatte, fühlte sich in seiner Nähe nicht glücklicher, als in dem Hum-Walde unter den Ihrigen. Ihr wurden mit jedem Tage ihre Empfindungen klarer, sie gedachte

an Ludmilla und deren unbegrenzte, unerschütterliche Liebe, und mochte sich in einsamen Stunden wohl oft sagen, daß das Wohlwollen, mit dem sie an Zawiß hing, vielleicht mehr als kindliche Neigung, wohl Liebe sei. Aber dann fühlte sie auch, daß ihre Liebe so unbegrenzt, so unerschütterlich seyn würde, wie Ludmilla's Liebe es gewesen war.

Daß nie seine Gegenliebe ihr lohnen, daß sie ihn nie erringen, nie ihm Ludmilla ersetzen könne, dies drückende Gefühl ließ alle Hoffnung in ihr ersterben. Sie erwartete nichts von seinem Herzen, und es war ihr doch das Höchste auf der Welt, sie suchte nur das ihrige vor ihm zu verbergen. So wie er Ludmilla versprochen hatte, sie nicht zu verstoßen, so that sie das Gelübde, ihn nie zu verlassen, und wenn es ihr vergönnt sei, als Schutzgeist ihn begleiten zu dürfen, nur sein Glück vor Augen, das ihrige ganz vergessen zu wollen, nur ihm zu leben, für ihn zu sterben. Die Arme kannte des Schicksals Tücke, kannte den Schmerz noch nicht, der so oft das verstoßene Herz zerreißt.

Ottocar, nur mit seinen Plänen und den Anordnungen zum nahen Kampfe beschäftigt, kümmerte sich jetzt wenig um das Treiben an

Gott nicht! Erinnern wollte ich Euch nur, daß das Herz des Jünglings auch sein Recht und seine Kraft übt, und der Wille ihm nicht immer gebieten kann zu schweigen, wie der Meister dem Ordensbruder."

Der Komthur stand, während Werner dies sagte, am Fenster, und blickte sinnend in die beschneite Gegend, dann wandte er sich schnell, reichte dem Jüngling die Hand und sprach mit bewegter, feierlicher Stimme: „Jahre rollen über die Gräber, aber sie rollen in ihrem furchtbaren Flug die bemoosten Hügel nicht nieder, ewig bleiben diese in der Erinnerung hoch und grünend stehen; Menschen kommen und gehen, wir achten es nicht, wenn aber ein Herz sich vom Herzen losreißen muß, das fühlen wir tief und ewig. — Auch mir haben die Jahre die Erinnerung nicht genommen, auch mir hat die Zeit wohl die Kraft des Körpers gelähmt, aber was in mir lebt, hat sie lebendig und kräftig gelassen; mir steht die Vergangenheit noch lebhaft vor meinem Blicke. — Du bist außer dem Meister der Einzige, dem ich meiner Jugend freundliche, ihre traurigen Tage mittheilen will; vielleicht ist es gut, daß ich mein Herz auf diese Weise kasteie, und dadurch meinen heftigen Sinn unterdrücke. Komm, setze Dich neben mich, vergiß den Komthur von Johannisburg, und sieh in mir nur einen alten Mann vor Dir, dem das Leben viel genommen, wenig gegeben hat.

Oft mußt Du gesehen haben, wie ich bei dem weißen Rosenstocke stand, den ich dort am Thurme gepflanzt habe, damit ihn die Morgensonne recht bescheinen könne, und wie ich ihn sorgsam pflegte. Weißt Du, warum der alte rauhe Mann dies that? — Entfaltete eine Knospe ihre

seinem Hofe, vernachlässigte selbst seine Gemahlin, und im vollen Vertrauen auf ihre stolze Tugend, war ihm Zawiß' Anwesenheit lieb, der durch Spiel und Gesang die Königin in mancher einsamen Stunde unterhielt. Der Ritter war übrigens ein bewährter Kriegsmann, der am Tage der Schlacht das Schwert noch besser zu führen, als in den Dämmerungsstunden die goldnen Saiten seiner Laute zu greifen verstand, und solche Männer mußten ihm in dieser Zeit von doppeltem Werthe seyn. Milota, dieser erfahrne Staatsmann, dieser so oft schon erprobte Anführer der Geharnischten, war jetzt die Seele der Berathungen, und selbst Busso's Scharfblick konnte keinen Grund zum Verdacht gegen ihn auffinden. So ließ der König Beiden freien Spielraum, und gab sich selbst ihrer Rache preis.

Von allen Seiten zogen nun die Vasallen heran. Böhmen und Mähren hielten treu an ihrem Könige, nur von Oestreich und hauptsächlich aus Steiermark erschienen sie sparsam, und selbst Manche zogen offen Rudolph von Habsburg zu. Ottocar war nicht allein aufgebracht, auch gegen seine Gewohnheit niedergeschlagen, denn er gedachte der Worte des Burg-

grafen von Nürnberg und fürchtete eine tiefe Verzweigung einer längſt beabſichtigten Verſchwörung. Er beſprach ſich deshalb mit Milota, der, dem Scheine nach nicht allein ſeine Furcht theilte, ſondern ihn auch antrieb, durch gewaltſame Maaßregeln ſich der Treue der Undankbaren zu verſichern. Der König befolgte dieſen gefährlichen Rath, verlangte die Söhne der Edlen zu Geißeln, und die gewaltſame Art, mit der er dies that, entfremdete ihm noch mehr die Herzen ſeiner dortigen Vaſallen.

Auch hier trat Buſſo Milota'n entgegen; er rieth dem Könige zur Milde und Freigebigkeit, die allein im Stande wären, die Herzen des ſtolzen Adels zu gewinnen; aber auch hier fand er bei ſeinem Herrn kein Gehör. Denn ſelbſt die Königin trieb ihren Gemahl zur Strenge an, und ſagte ihm unverhohlen, daß nur der kräftige Mann, vor dem die Völker zitterten und der ſtolze Adel ſich beugte, ſich ihre Achtung erhalten könne. Ein Fürſt, ſo ſprach ſie, der mit milder Hand das Scepter führt, gleicht einem unbedeutenden Lüftchen, das ſpurlos durch die Blätter der hohen Eiche fährt, aber nicht ihr ſtolzes Haupt zu beugen vermag. Er muß der Sturmwind ſeyn, welcher zwar

über der ihre Zweige Beugenden ſchonend vorüberzieht, die ſeinen Flügeln Trotzende aber entwurzelt. Sie und Milota beſtürmten ihn, in dieſem entſcheidenden Augenblick ſelbſt nach Steiermark zu gehen, und ſtrenges Gericht über die abtrünnigen Vaſallen zu halten, die ſich heimlich und öffentlich zu der Partei Kaiſer Rudolphs geſchlagen hatten. Milota wünſchte dieſe Reiſe, um den König bei den Völkern ſüdlich der Donau noch verhaßter zu machen, die Königin Kunigunde aber, theils ihrer Neigung zu ſtrengen Maaßregeln folgend, theils auch wohl um Ottocar von Prag zu entfernen.

Auch die Deutſchen waren indeſſen nicht müßig geblieben. Mit ſeltener Thätigkeit hatte Kaiſer Rudolph die Gaue durchreiſet, durch Leutſeligkeit die Herzen gewonnen und geſchickt durch Heirathen die bedeutendſten Fürſten in ſein Intereſſe zu verflechten gewußt. Vom Rhein, aus Franken und Schwaben zogen ihm bedeutende Streitkräfte zu, und die meiſten Fürſten und Grafen, ſelbſt die geiſtlichen Fürſten verſprachen mit ihrem Banner zu ihm zu ſtoßen. Dies hatte Ottocar nicht erwartet; er beeilte daher ſeine Reiſe nach Oeſtreich und Steiermark, und bald verließ er mit großem

Gefolge, welches faſt mehr einem Heere als einer königlichen Hofhaltung glich, vom Oberkämmerer und Buſſo, nicht aber von Zawiß begleitet, ſeine Reſidenzſtadt Prag.

3.

Blumen ſchmückten von Neuem in bunter Pracht die grünenden Auen, in dem belaubten Walde begrüßten die muntern Vögel mit ihrem Geſang den jungen Tag, die Lerche ſtieg, ihr Morgenlied trällernd, im langſamen Fluge himmelwärts, und bei dem leiſen Geflüſter des Abendwindes ſchaukelte ſich die liebeathmende Nachtigall auf der kaum halb aufgeblühten Roſenknospe, und flötete, wenn auch hochbeglückt, doch ein ſchmelzendes Klagelied, wohl wiſſend, daß ohne Wehmuth keine Liebe, ohne Schmerz keine Wonne ſei. Der Frühling war erſtanden, und hatte die Natur mit bräutlichem Kuſſe aus ihrem Schlummer geweckt; ein ſchöner blumenbekränzter Jüngling ſtand er da, ſeine Kränze mit verſchwenderiſchen Händen austheilend. Die ſchöne Zeit war gekommen, wo das Herz in Liebe ſchwillt, wie die Knospe

im Mairegen, die Lippen ſich öffnen, zu Wor
und Kuß, wie die geſchloſſene Blume ſich de
Strahlen der Frühſonne öffnet. In tauſend
fältigem Reiz prangte die Natur, in unaus
ſprechlicher Wonne erzitterte das liebende Herz

Mit unaufhaltſamer Gewalt zog es jetz
Kunigunde zu dem Sänger der Liebeslieder, zu
dem edlen mannhaften Kämpfer der Schlachten
hin; auch ſein Blick ruhte jetzt immer mehr
und länger auf der üppigen Geſtalt des ſchö
nen Weibes, mehr und mehr vergaß er, in ihr
Flammenauge ſchauend, daß nicht Liebe, daß
die Rache ihn zu ihr führe. Zuweilen ſchwebte
Ludmilla noch wie ein Schatten an ihm vor
über, ein wehmüthiges: Schlummre ruhig in
deiner Gruft, Unglückliche! war Alles, was er
der Entſchwebenden nachrief, oft blieb auch der
Schatten fern, war nur die Königin ihm nahe.

Als die Blüthenknospen aufbrachen, hatten
ſich ihre Herzen ſchon gefunden, als der Duft
der Blumen die Mainacht mit ihrem balſami
ſchen Hauch erfüllte, ruhten ſie Arm in Arm
in der Laube von wilden Roſen, wo die den
Roſen ſo nahen Dornen, wo ſo manche ent
blätterte Blume ihnen Sinnbild der Zukunft
ſeyn konnte. Sie war von Liebe ergriffen, er

von neuer Liebe entbrannt. Vergebens nannte Angolina jetzt öfters den Namen Ludmilla — doch was vermag ein Todtenbild gegen das üppige Leben, das mit Worten kettet, mit warmen runden Armen umfängt, wenn jenes nur, ein moderndes Gerippe, von der Erinnerung sich den Zaubermantel stehlen muß, der die kalte Hülle deckt, und die schöne Vergangenheit herbeiruft. Milota schien fast Recht gehabt zu haben, als er einst zu Zawiß sagte: Eitelkeit und Sinnesgluth werden machen, daß du den Zweck über die Mittel, ihn zu erlangen, vergissest.

Angolina'n blieb das Verhältniß des Ritters zu der Königin nicht lange verborgen, und wenn sie auch keine Hoffnung für sich nährte, das Aufwallen ihres warmen Blutes für Thorheit hielt und Zawiß nicht zürnte, daß er in ihr nur die Dienstbare, nicht die in Liebe Erglühte erkannte, hielt sie es doch für Unrecht, daß er Ludmilla so bald vergessen konnte, und hielt es für Pflicht, die Erinnerung an die Unglückliche in ihm zu wecken. Ueberdies sah sie nur in eine für Zawiß sich trübe gestaltende Zukunft, denn sahen andere Augen so scharf

wie die ihrigen, ſo hielt ſie ihn für verloren. Sie fürchtete für ihn und haßte die Königin.

Eines Abends ſaßen beide Liebenden in dem einſamen Garten, welchen eine hohe Mauer umſchloß und den Niemand ohne der Königin Erlaubniß betreten durfte. Die Mandoline ruhte auf der Raſenbank, und der Gedanke Beider war auf die Zukunft gerichtet, welche die Liebe mit ſchönen Farben ausſchmückte. In Kunigundens Seele hatte die Hoffnung Wurzel geſchlagen, ihr Gemahl, der jetzt den Werth für ſie verloren hatte, werde im Kampfe gegen den Habsburger untergehen.

Zawiß dachte in dieſem Augenblicke nur an Rache, und wenn Ottocar auch als Sieger aus dem Kampfe hervorging, hatte er ihn doch dem Tode geweiht, denn doppelt war jetzt der Sporn, der ihn trieb: Rache für Ludmilla und Kunigundens Beſitz. Dieſe Zaubrerin hatte ihn ſchon zu feſt umgarnt, um ſich ihrem Netze entwinden zu können, und ſo war das Ziel ſeines Lebens, ſie ſich ganz zu eigen zu machen, und dieſes konnte er nur durch des Königs Tod erreichen. Aber auch dieſen ernſten Augenblick finſtern Nachdenkens entwölkte bald der Liebe ſanftes Gekoſe, mit welchem Kunigunde ihn in

eine noch ſchönere Gegenwart wiegte, als es früher ſeine kühnſte Phantaſie vermocht hätte. Ein ſanfter Druck ihrer Hand, ein Kuß von ihren ſchwellenden Lippen, und er hatte nur Auge, nur Gefühl für die Gegenwart und für die ſchöne herrliche Frau. — Ludmilla's trauernder Schatten entſchwebte immer mehr und mehr und verſchwand endlich ganz. Er ruhte nun hochbeglückt in Kunigundens Armen, ſie betrachtete mit glühendem Auge die bleichen Züge des ſchönen Mannes, auf deſſen Antlitz ſich Weichheit und Stärke, Schwermuth und Thatenkraft ſo ſonderbar einten, ſie ſchwelgte noch in ſeinem Anblick, als die Töne einer Zither und der Geſang eines Liedes, das mit bebender ſanfter Stimme hinter ihnen erſcholl, ſie ſtörte. Sie horchten auf und vernahmen die ernſten Worte:

Für dieſe ird'ſche Pilgerfahrt
Glüht Minne nicht allein,
Auch wenn die Gruft die Herzen trennt,
Flammt noch ihr heil'ger Schein.

Der Tod übt nicht Gewalt an ihr,
Sein Pfeil trifft nicht ihr Herz;
Denn ewig, auch für jene Welt,
Iſt ihre Wonn', ihr Schmerz.

Vergeſſe Keiner was das Grab
Mit kalter Erde deckt,
Denn herrlicher erſteht ſie ja,
Wenn die Poſaune weckt.

Dann ſchwebt verklärt ſie himmelwärts
An eines Engels Hand,
Im reinſten Licht, in heil'ger Pracht,
Nach ihrem Heimathland.

Der Geſang war beendet, die Klänge der Laute verhallt. Da fuhr die Königin plötzlich auf. Wer ſang hier und wagt, ohne mein Wiſſen, in dieſen Garten zu dringen?

Der Geſang war jenſeits der Mauer, ſagte Zawiß zerſtreut.

War Euch die Stimme bekannt? fragte die Königin ſchnell, die Worte des Liedes waren nicht ohne Bedeutung.

Mir war ſie fremd! erwiederte der Ritter, obgleich er Angolina's Stimme gar wohl erkannt hatte.

War es vielleicht jener ſchwarzgelockte Diener, der wie Euer Schatten Euch folgen ſoll? fuhr die Königin fort. Man ſagt, er ſänge gar lieblich und ſpiele leidlich die Zither; trotz ſeines bräunlichen Geſichts ſoll kein Barthaar am Kinn den Jüngling verrathen, und die

thö-

thörigten Leute meinen, daß es ein Mädchen ſei, welches Ihr aus der Provençe mit hierher gebracht habt.

Zawiß ſah finſter vor ſich hin und erwiederte nichts.

Euer Schweigen könnte auch mich faſt glauben laſſen, daß das, was man mir berichtet hat, wahr ſei, fuhr die Königin fort. Steht mir Rede, iſt der Diener ein Jüngling oder ein Mädchen?

Von meinem Handeln habe ich Niemand Rechenſchaft zu geben, erwiederte Zawiß ernſt. —

Auch mir nicht?

Nein, Königin!

Auch der Liebe nicht? fragte Kunigunde.

Auch ihr nicht, denn wahre Liebe darf nicht mißtrauen. Nur völliges Vertrauen breitet die Glorie um ſie, mit der ſie alles Andere überſtrahlt. — Beruhigt Euch, Königin, in meinem Herzen ſteht nur Ihr allein; was mich ſonſt mit Zauber umfing, iſt neben Euch erſtorben und nicht mehr.

Alſo werth war ſie Euch früher doch? fragte Kunigunde noch immer aufgeregt.

Wer? fragte Zawiß.

Nun der Diener oder die Dienerin. —

weißen Blätter und ihren roſigen Kelch, dann ſtand ſie vor mir, die Roſe meiner Jugend, ſchön und blühend wie dieſe Blume, und das Paradies meines Lebens war mir geöffnet, dem rauhen Kriegsmanne ſprang der lang verſiegte Quell von neuem und mein Auge ward naß. Du ſiehſt, Werner, die Jahre haben das Grab meiner Freude nicht niedergerollt, auch mir weckt die Erinnerung noch die vergangene Zeit, und unter dem Ordensmantel ſchlägt das Herz noch warm und glühend.

Ich liebte ein Mädchen, fromm und gut, und mir vom Herzen zugethan; nichts ſtand unſerm Glücke entgegen, denn ſie war von edler Geburt, ich ein reicher Mann, nichts, als die Thorheit der Mutter, die bei des Mädchens Geburt das Gelübde gethan hatte, ſie dem Himmel zu weihen. In einer unglückſeligen Stunde, noch nicht ahnend, wie Liebe beglücken könne, hatte das Mädchen an dem Grabe des Vaters der Mutter gelobt, den Schleier zu nehmen und ſich der heiligen Jungfrau zu weihen.

Die Zeit der Erfüllung nahte, da ſahen wir uns, unſere Herzen fanden ſich und dem Mädchen gereute ihr Gelübde. Aber die Mutter führte ſie an des Vaters Grab, beſchwor ſie bei ihrer Seelen Heil, Kindesliebe ſiegte, ſie ſagte mir unter Thränen Lebewohl.

Aber der kräftige Jüngling entſagte nicht ſo leicht ſeinem Glücke. Als die Mutter ſie nach Nonnenwerth führen und eben den Kahn beſteigen wollte, der ſie auf ewig von allem Irdiſchen, von mir trennen ſollte, ſprang ich aus dem Gebuſch, umfing mit kräftigen Armen die Geliebte, hob ſie auf mein Roß und jagte mit ihr davon. — Schwer habe ich die That gebüßt!

Ja er iſt mir noch werth! ſagte Zawiß ernſt. Treue iſt ein unſchätzbares aber ſeltenes Kleinod, man findet es nicht auf allen Lebenswegen. Die Königin blickte ihn bei dieſen Worten finſter an. Ja ſchöne Frau, Treue, geprüfte Treue, die über jedes Schickſal erhaben iſt, jeder Prüfung trotzt, ſoll ein köſtlicher Juwel ſeyn, und um ſo köſtlicher, je ſeltener er iſt.

Habt Ihr ihn ſchon gefunden? fragte Kunigunde auf des Ritters Antwort geſpannt.

Ja, holde Frau! erwiederte Zawiß, Treue bis zum Tode hab' ich gefunden und —

Nun? Ihr ſtockt, das Wort erſtirbt auf Euren Lippen? — Redet weiter!

Laßt mich ſchweigen. Was da unten ruht, iſt der Verweſung anheim gefallen, höchſtens lebt es noch in der Erinnerung, und die laſſet ruhen, Königin, weckt ſie nicht! — An Eurer Seite, an Eurer Bruſt, fuhr er fort, da öffnet ſich dem Glücklichen eine Paradieſes-Welt, ein neues Leben erſchließt ſich ihm, was ſoll das Todte in dieſem Eden? — Ich fühle mich in Eurem Arme beglückt, beglückter, als ich wohl ſeyn ſollte, all' meine Gedanken vereinen ſich in dem Gedanken an Euch, all' mein

Sehnen ſeid Ihr, Ihr der Quell, aus wel-
chem meine Wonne in Strömen ſich ergießt.
Was wollt Ihr mehr? Gönnt einer Heimge-
gangenen, daß ſie aus dem Thränenquell mir
zuweilen ihre Tropfen ſendet, und ich den Ernſt
meines bewegten Lebens aus der Erinnerung
ſchöpfe.

Und wer war die Unglückliche? fragte die
Königin. Statt Antwort drückte Zawiß ihr
leiſe die Hand, welche noch in der Seinen
ruhte und erhob ſich von ſeinem Sitze.

Ihr wollt mich heute ſchon verlaſſen? fragte
Kunigunde. Hat Euch denn die Erinnerung
ſo ganz ergriffen? ſetzte ſie unmuthig hinzu.

Der Ton meines Innern ward in dieſem
Augenblicke traurig geſtimmt, ich tauge heute
nicht um Euch. Erlaubt, daß ich mich ent-
ferne.

Folgt Eurem Herzen, ſagte die Königin
empfindlich. Ich bitte Euch aber, mir mor-
gen den ſchwarzgelockten Zitherſpieler zu ſchicken.

Was ſoll er bei Euch? —

Schickt ihn mir, wiederholte die Königin,
mehr befehlendem als bittendem Tone, der
Zawiß neu war und mißfiel.

Ich werd' es überlegen, ob es wohl gethan iſt, Euch den kecken Burſchen zu ſenden, erwiederte der Ritter.

Ihr wolltet der Königin eine Bitte verweigern, da, wo ſie befehlen könnte? fuhr ſie mit Heftigkeit auf. Bedenkt, Ritter von Roſenberg!

Im Gebiet der Liebe, hohe Königin, iſt ſich alles gleich, da ſchlingt ſich durch Eure Locken nur der Kranz von friſchen Roſen, nicht das goldne Diadem, da habt Ihr das Scepter mit dem Zauberſtabe, der Euch die Herzen zu eigen macht, vertauſcht, und ſteht an Liebreiz wohl, aber nicht an Macht höher, als das ärmliche Mädchen, das mit ihrem Buhlen traulich koſet. Oder ſoll ich, wenn Ihr in meinen Armen ruht, mich nur glücklich fühlen, weil ich Böhmens Königin umfange, nicht weil Ihr die Schönſte, die Herrlichſte der Frauen ſeid? Soll der Mann, der vor ſeinem König nicht zittert, auf die Befehle ſeiner Geliebten lauſchen, wie ein ſchüchterner Edelknabe auf die Befehle ſeines Herrn? — Ich werde ernſtlich überlegen, ob ich Euch meinen Diener ſchicken darf; dies gnüge Euch! ſetzte er mit einer Art Trotz hinzu, und entfernte ſich. Die

ſtolze Fürſtin ſah ihm lange und mit Unruhe im Herzen nach. Zürnen konnte ſie ihm nicht, obgleich die Stolze in dieſem Augenblick ſein Uebergewicht nur zu ſehr fühlte. Endlich, vielleicht täuſchte ſie ſich ſelbſt, rief ſie mit triumphirendem Lächeln aus: Wohl mir, daß ich ihn fand, der herrlich an Geiſt und Schönheit, aber auch männlich in Kraft und Willen iſt; nur ein ſolcher konnte meiner würdig ſeyn.

4.

Wie konnteſt Du ſo thörigt ſeyn, und Dich zum Garten der Königin ſchleichen? Mit dieſen Worten redete Zawiß Angolina eben nicht freundlich an, als er ſie zu Hauſe nachdenkend am Fenſter ſitzend fand. Was bezweckteſt Du mit Deinem Liede? — War es Eiferſucht, welche Dich zu dieſer Thorheit trieb?

Nein, wahrlich nein! rief Angolina mit Haſt.

Und was konnte Dich zu dieſem kecken Unternehmen verleiten? Das Mädchen ſchwieg, ſenkte ihren Blick und Purpur färbte ihre gebräunten Wangen.

Sei offen gegen mich, Angolina! fuhr Rosenberg fort. Ich fürchte, Dein Gesang hat Verdacht bei der Königin erweckt, sie ahnet Dein Geschlecht. Leicht könnte sie von mir verlangen, Dich zu entfernen.

Und würdet Ihr dann ihrem Willen gehorchen, Herr? fragte das Mädchen und schien auf die Antwort gespannt.

Oft zwingen uns höhere Rücksichten, ihnen das Kleinere zu opfern, erwiederte er.

Angolina seufzte tief auf.

Deshalb sei offenherzig gegen mich, zeige mir Dein Inneres, unverstellt, ganz so, wie es ist, fuhr er fort. Ich habe Ludmilla gelobt, Dich nicht zu verstoßen, Du hast die Deinen verlassen, mir zu folgen, darfst vielleicht nicht wieder zu ihnen zurückkehren. —

Doch, doch, ich darf! fiel sie ihm lebhaft in die Rede, preßte eine Thräne zurück, die eben hervorbrechen wollte, strich sich die herabgefallenen Locken von der Stirn, und blickte schmerzlich lächelnd auf Zawiß. Ich soll Euch mein Innres aufdecken — Ihr verlangt es? — Nun so will ich es thun, wider Willen es thun.

Ich hasse die Königin, die Ludmilla's Bild aus Eurer Seele verdrängt, ich hasse das

Weib, das in dem Arm eines Fremden liebegirrend ruht, während über dem Haupte ihres Gatten ein furchtbares Gewitter sich zusammenzieht. Ich hasse Kunigunde, die mit ihrem Liebreiz, mit ihren Sirenen-Tönen Euch in Schlaf lullt, so daß Ihr den Schwur vergessen konntet, den Ihr am Grabstein Ludmilla's zu Gott sandtet. Darum stört' ich Euch, ich rief Euch Ludmilla zurück, die Ihr ganz vergessen habt. —

Und Du wärest ganz uneigennützig hierbei gewesen? fragte Zawiß, da Angolina in ihrer Rede stockte.

Ganz, lieber Herr. Gewiß, ganz! fuhr sie nun fort. Ich war für Augenblicke ein thörigtes Kind, aber nur für Augenblicke, in denen ich wähnte, mein Herz, mein treues Herz könne Euch ersetzen, was Ihr an Ludmilla verloret, ich glaubte, weil ich fühlte, daß ich für Euch mit Freuden sterben könne, Ihr würdet es erkennen, würdet es so tief erkennen, wie ich es fühlte, aber ich irrte. Selbst der Troubadour verlangt in der Liebe auch die Befriedigung seiner Eitelkeit, und alle in Lieder ausgehauchten Liebesworte sind auch bei ihm nur flüchtige Gedanken, welche die Phan-

taſie in ſchöne Gewande einkleidet. Ich fühlte dies, fühlte meine Thorheit, und ſagte mir: dem Zigeunermädchen könne nur die Wonne werden, ſich für Euch zu opfern, es könne, von Wahnſinn und Liebe getrieben, für Euch ſterben, aber nie Gegenliebe erwarten, dazu ſei Euer ritterliches Herz zu ſtolz. Deshalb, Herr, trieb mich nicht Eiferſucht, wie Ihr wähnt, nach der Königin Garten — ich wollte und will feindlich zwiſchen Euch Beide treten, denn Eure Liebe zu dieſer Frau entſpringt nicht aus einem reinen Quell. Ehrſucht und Eitelkeit trüben ihn.

Thörin! rief Zawiß aufgebracht, Du wollteſt es wagen, unbefugt in das Rad meines Schickſals einzugreifen?

Ja Herr! Das werd' ich. Nützen werd' ich Euch, ſo lange ich es vermag, bereit ſeyn zu jedem Opfer, das Ihr von der armen Angolina verlangt, und was ſie zu Eurem Wohl Euch freiwillig bieten kann; aber dennoch werd' ich feindlich zwiſchen Euch und die Königin treten, die Euer redliches Herz verlockt und Euern edlen Sinn, der Euch in fremde Lande trieb, Euch nach Mühldorf und an die March zurück-

führte, und die sterbende Braut in Eure Arme legte, berückt. —

Schweig! befahl Zawiß.

Ich werde schweigen, weil Ihr es verlangt, sagte Angolina und neigte sich demuthsvoll vor ihrem Gebieter. Erlaubt mir, bat sie nach einer Weile, daß ich morgen zur Königin gehen darf.

Was willst Du bei ihr?

Weiß ich es doch fast selbst nicht! erwiederte sie und verfiel in Nachdenken. Ich glaube aber, ich will ihr zeigen, daß eine arme Hülflose in Eurer Zaubernähe seyn und doch reines Herzens bleiben kann, und der Ritter von Rosenberg Tugend noch achtet, wenn er sie auch nicht zu lieben versteht.

Willst Du unerfahrnes Mädchen Dich absichtlich in die Gefahr stürzen?

Was hätte ich zu befürchten, Herr? Glaubt Ihr, die Königin würde unedel an mir handeln? — Habt Ihr so wenig Achtung vor dem Gegenstand Eurer neuen Liebe, daß Ihr dies befürchten könntet? — Laßt mich hin zu ihr; wenn mir Gefahr droht, so weiche ich ihr aus — sorgt nicht für mich. — Auch die arglose

Angolina iſt verſchlagen, und opfert ſich nicht nutzlos.

Zawiß dachte einige Augenblicke nach, dann gab er ihr die Erlaubniß, ſich zur Königin zu begeben.

Schon am andern Morgen ſtand Angolina, die Zither in der Hand, vor der Königin, die ſie aufmerkſam und mit forſchendem Blick betrachtete.

Du haſt eine leidliche Stimme, redete die Königin ſie an, ſing mir heute das Lied, welches ich geſtern Abend von Dir hörte, noch einmal.

Angolina verneigte ſich, griff in die Saiten und wiederholte das Lied.

Wer lehrte Dich die Worte?

Mein eignes Herz! erwiederte ſie. —

So biſt Du ein Weib! fuhr die Königin heftig auf, denn nur das Herz eines Weibes kann noch von Liebe jenſeits des Grabes träumen. Eines Mannes Herz wahrlich nicht! — Du biſt ein Weib! —

Ja, hohe Frau, erwiederte ruhig und furchtlos das Mädchen. Zwar bin ich noch kein Weib, ich bin nur eine Jungfrau, dem Volke der Zigeuner angehörend.

Eine Jungfrau? wiederholte die Königin, und sah verächtlich auf Angolina herab. Und was soll diese Mummerei, glaubst Du die Welt damit zu täuschen — glaubst Du, es ahne Keiner Dein Verhältniß zu dem Ritter? fragte die Königin immer heftiger werdend.

Ich glaub' es, Königin, daß es Niemand ahnet, und glaube, auch selbst Euer Scharfblick täuscht sich, denn wahrlich, sprach sie mit flammendem Blick und hoher Gluth auf den Wangen, und stand stolz vor der Frau, vor der ganz Böhmen sich beugte, bei der heiligen Jungfrau sei es geschworen, ich stehe höher, als Ihr mich stellt.

Elende! rief die Königin vom Zorn erglühend.

Elend? — Nein hohe Gebieterin, das bin ich nicht! — Nennt mich arm, verlassen, hülflos, und Ihr habt Recht, aber elend fühlt sich nur der, der sich selbst verachten muß.

Die Königin war von dieser Antwort einen Augenblick überrascht. Doch bald zweifelte sie an der Wahrheit der Worte eines Zigeunermädchens, sie warf einen verächtlichen Blick auf Angolina und sagte dann: Du hoffst vergebens mich zu bethören. Einen Wink von mir und

Ich lebte in ſtiller Abgeſchiedenheit, fern von meiner Burg, Tage, Stunden von Seligkeit. Ach es waren die letzten, und keine Seligkeit iſt mir ſeitdem wieder geworden. Als ich eines Abends von der Jagd zurückkam, fand ich meine Wohnung leer, und ſtatt ihr, die ich zu umhalſen dachte, fand ich die Mahnung der heiligen Vehm, mich um Mitternacht am Kreuzwege zu ſtellen. Was war mir in dieſem Augenblicke das Leben! Ich übergab meine Seele Gott in dumpfer Verzweiflung, und nur an ſie denkend, trat ich die ernſte Wallfahrt an, von welcher der Sünder nur ſelten zurückkehrt. Ich kehrte zurück; auch die Richter der Vehme hatten ein menſchliches Herz und Nachſicht mit dem ſchwachen Menſchen. Nach einjähriger Abweſenheit betrat ich das väterliche Schloß wieder und ſandte überall Boten nach ihr aus; keiner brachte mir Nachricht von der Unglücklichen, und ich mußte um zwei geliebte Weſen trauern.

In dieſer Zeit zog Winrich von Kniprode an meiner Burg vorüber, er gedachte des Jugendfreundes und ſprach bei mir ein. Ich vertraute ihm meinen Kummer, und ſtatt Troſtes wies er auf das Kreuz ſeines Mantels; ich verſtand ihn, zog mit ihm nach Mergentheim und ward ein Bruder des deutſchen Ordens. Mein Vaterhaus habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen.

Auf unſerm Zuge nach Preußen, fern von dem heimathlichen Rheine, wollte mir der Freund den Himmel öffnen und öffnete mir eine Hölle. Ich erfuhr von ihm, daß die Geliebte lebe, ihr Gelübde erfüllt, und in Nonnenwerth unter dem Schleier büße.“

„Schweſter Agnes!“ fuhr Werner auf.

Du würdeſt ein Opfer Deiner thörigten Neigung, Deines lächerlichen, anmaßenden Stolzes, mit dem Du mir ſo keck gegenüber trittſt. Ein finſterer Kerker würde ihn bald beugen und Dein warmes Blut kühlen, aber ich habe mehr Mitleid mit Dir als Du verdienſt, überdies ſtehſt Du zu tief unter meiner Rache, um ſie Dich fühlen zu laſſen. Ich befehle Dir jedoch, heute Prag und Deinen Herrn zu verlaſſen. Findet Dich der morgende Tag noch hier, dann wehe Dir! —

Ein wilder Blick aus Angolina's Auge traf die Königin, raſch fuhr des Mädchens Rechte nach dem grünwollenen Wamms, da, wo es ihr lautſchlagendes Herz deckte, doch eben ſo ſchnell fuhr ſie wieder zurück. Sie neigte ſich vor Kunigunden. Euer Wille ſoll geſchehen, Königin von Böhmen! ſagte ſie, und entfernte ſich.

5.

Als ſie den Palaſt verlaſſen hatte und die Brücke über die Moldau betrat, auf welcher da, wo jetzt der heilige Nepomuck ſteht, damals eine kleine, der Jungfrau Maria geweihte

Capelle die Frommen zur Andacht aufforderte, trat ſie dort ein und warf ſich, troz den Gebräuchen ihres Volks, das nur wenig der chriſtlichen Religion, und nur um geduldet zu werden, ihren Satzungen anhing, vor dem Muttergottes-Bilde nieder und betete: Heilige! Du haſt mich von ſchwerer Schuld gerettet, nimm den Dank der Sünderin und bewahre ihr wildes Gemüth vor den Leidenſchaften ihres Volkes, beruhige dieſes Herz und gieb ihm den Frieden. Sie murmelte noch einige Gebete, dann erhob ſie ſich und ging beruhigt, wie ſie glaubte, nach der Herberge zurück, wo ſie Zawiß, ihrer mit Unruhe harrend, fand.

Sich ſeines Verſprechens an Ludmilla erinnernd, beſorgt um das Schickſal des Mädchens, das ſo willig, ſo ſchwärmeriſch jedes Opfer für ihn nicht zu groß fand, war heute, wo Ludmilla ſo lebhaft vor ihn trat, der Wunſch in ihm aufgeſtiegen, daß Angolina ihn nie verlaſſen möchte. Oft war ſie ihm in der einſamen Stunde des Nachdenkens als der gute Geiſt erſchienen, der ihn, den verirrten Wanderer, wieder auf die rechte Bahn führen könne, denn er ſelbſt fühlte, daß ſeit ſeinem Aufenthalte in Prag er nicht mehr der Nämliche ſei, der er

früher gewesen, und daß er nur Kunigunde zu besitzen, nicht mehr Ludmilla zu rächen, dem Könige feindlich gegenüber träte. Er war deshalb schmerzlich berührt, als Angolina ihn benachrichtigte, daß sie ihn auf den Befehl der Königin noch heute verlassen müsse.

Und Du gehorchst, ohne meinen Willen vernommen zu haben? fragte er, über ihren Entschluß erstaunt. Glaubst Du nicht, daß ich Kraft und Macht genug habe, Dich gegen die Königin in Schutz zu nehmen?

Ich glaube wohl, daß Ihr die Macht habt, Euch der Königin Befehl zu widersetzen, ich will auch glauben, daß Ihr den Willen habt, es zu thun und mich zu schützen; aber ich las in dem Blicke dieser Frau mein, vielleicht auch Euer Verderben. Könnt Ihr mich vor Gift und Dolch bewahren? Nein! Und unterläg' ich ihrer Rache, so bliebe mir nicht einmal der Trost, daß ich nicht ungerächt stürbe, denn deckte mich erst kühle Erde, dann würde ich schneller noch vergessen seyn, als Ludmilla es ward, und mit dem Kuß von Kunigunden's Lippen würde das Blut, welches an der Hand des rachgierigen Weibes klebte, aus Euren Gedanken verwischt seyn. Selbst Euch könnte ihre

unſinnige Eiferſucht verderben. Darum laßt mich ziehen mit Gott. Sitze ich im grünen Wald und mein Lied iſt erſtorben, die Saiten meiner Zither geſprungen, dann lauſch' ich auf den Geſang der Waldvögel, welche die Tage ihrer Liebe durch Geſang verkünden, ein Glück, das mir nicht zu Theil ward, und dann will ich Eurer immer noch mit Liebe gedenken. Lieg' ich unter dem rauſchenden Baum auf duftendem Mooſe, und der Schlaf flieht mich und ich ſchau' hinauf zu den Sternen, und die einſt mir ſo Vertrauten blicken ſtrahlend und lächelnd auf mich nieder, wie in den Tagen ſüßer Ahnung, dann will ich Ludmilla's gedenken, die gewiß auf einem dieſer Sterne wohnt und freundlich auf mich hernieder ſieht. Dann wird mir wieder wohl, und meine einzige Sorge nur die ſeyn, der Gedanke wie es Euch ergeht. Deshalb will ich auch unſichtbar um Euch ſeyn, Euch bewachen und wenn ich Gefahr ahne, Euch warnen.

Gutes Mädchen! rief Zawiß, vielleicht erſt in dieſem Augenblicke ihren wahren Werth erkennend.

Nicht dieſe freundlichen Worte, nicht dieſen Blick, der aus dem Innern Eures Herzens

zum erſtenmal mir freundlich entgegen zu kommen ſcheint. Was Ihr mir noch ſagen dürft, kann nur ein kaltes Lebewohl ſeyn, was Euer Blick mir noch zeigen könnte, wär' eine ſtille Thräne des Mitleids. Macht mir dieſe Stunde nicht allzuſchwer, lieber Herr, das Scheiden iſt bitter, die Trennung hart, aber härter wäre ſie noch, müßte ich mir ſagen: Sein Herz blutete, als er ſich von mir losriß. Lebt wohl! rief ſie jetzt, da er ihre Hand ergriff und ſie, vom Gefühl überwältigt, an ſich zog. Raubt mir den Frieden meines Herzens nicht, ſeid mitleidig! — Doch ein glühender Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, ſchloß ihren Mund, und ſie entwand ſich raſch ſeinen Armen. Das war grauſam! rief ſie, entfloh, und bald jagte ſie auf ihrem kleinen ſchwarzen Roß die Straße dahin.

Nun ſteh' ich allein! ſprach Zawiß vor ſich hin, als ſie um die Ecke biegend ſeinem Auge entſchwunden war. Ich habe unrecht an ihr gehandelt und in dieſer Stunde ihr den Dolch noch tiefer in die Bruſt gedrückt. Es gehe Dir wohl, Mädchen, Gott ſei mit Dir. — Auch mit mir! ſetzte er leiſer noch hinzu.

Da ſtörte ihn ein Diener der Königin, welcher ihm den Befehl brachte, ſich ſogleich mit ſeiner Mandole nach dem Palaſte zu verfügen.

Sag' Deiner Gebieterin, erwiederte der Ritter, ich hätte für heute meine Stimme verloren, kein Lied, ihrer würdig, könnte ich vortragen, überdies fühlt' ich mich krank. Der über dieſen Beſcheid verwunderte Diener entfernte ſich, doch kehrte er am Abend wieder, und erneuerte den Befehl. Zawiß folgte ihm nach einigem Nachdenken.

Heute wurde er nicht wie ſonſt in den einſamen Garten, nicht in der Königin Gemach geführt. Die Flügelthüren des großen Prunkſaales öffneten ſich ihm, wo er die Königin, von ihrem ganzen Hofſtaat umgeben, ſeiner harrend fand.

Zawiß von Roſenberg, redete ſie den Eintretenden an, wir haben lange auf Euch gewartet. Wir Alle, die Ihr uns hier verſammelt ſeht, wünſchen heute, wo uns ſo manche böſe Nachricht, die wir von Wien erhielten, verſtimmt, durch Euren Geſang aufgeheitert zu werden. Gönnt uns das Vergnügen und erfreut uns durch ein fröhliches Lied. — Doch ich ſehe,

Ihr habt Eure Mandole nicht mitgebracht. — Geh', hole die Meine, befahl ſie einem Diener.

Auch mich hat eine böſe Nachricht verſtimmt, erwiederte er und winkte dem Diener zu bleiben, deshalb ließ ich auch das Saitenſpiel zu Hauſe und gürtete nur mein Schwert um, deſſen Klirren in dieſer verhängnißvollen Zeit mehr Werth hat, als Geſang und die Klänge der Laute.

Und wenn Euch Eure Königin bittet? unterbrach ihn Kunigunde.

Würde es mich ſchmerzen, den Wünſchen meiner Herrin heute nicht gehorchen zu können, erwiederte er. Wenn die Töne nicht dem Herzen entquellen, dringen ſie auch nicht zum Herzen. Deshalb verzeiht! —

Die Königin warf einen finſtern Blick auf ihn und begab ſich bald darauf in ihr Gemach. Zawiß, von mancherlei ſtreitenden Gefühlen bewegt, ſchlich ſich nach Hauſe.

6.

Der Schlaf war von Zawiß Lager geflohen und er hatte in der einſamen Nacht Muße ge-

habt, Betrachtungen über sein Leben anzustellen. Er konnte sich hierbei nicht verhehlen, daß er seit seinem Aufenthalte in Prag nicht mehr der kräftig handelnde Mann sei, der er früher gewesen war. Seit ihn die Königin mit ihren Netzen umgarnt hatte, seit er täglich in einsamer von Blüthen duftender Laube an ihrer Seite saß, und Lied, Liebe und Gesang nur allein ihn noch zu beschäftigen schienen, seit dieser Zeit war sein Ziel ihm verrückt, sein fester Sinn schwankend geworden, wie der Kahn auf bewegtem See. Er hatte den Zweck, weshalb er sich der Königin genaht, vergessen, und ihren Besitz jetzt zum Ziel aller seiner Wünsche gemacht. Tief fühlte er, daß dies sich anders gestalten müsse. Sein unterdrücktes Vaterland, sein fast bis zur Armuth niedergebeugtes Geschlecht, die Wahnsinnige, sterbende Ludmilla, waren so lebhaft, aber auch Rache fordernd in dieser Nacht vor ihn getreten, daß er, kaum graute der Morgen, von seinem Lager aufsprang und den alten Diener rief ihn anzukleiden.

Dieser trat ein, doch sein gebeugtes Haupt, die Trauer, die sich auf seinem Gesichte deutlich aussprach, zeigten Zawiß nur zu gut, daß

Angolina's Entfernung auch den alten Mann tief betrübt habe, denn er hatte mit ganzer Seele an dem Mädchen gehangen, von deſſen treuer Neigung zu ſeinem Herrn er ſo feſt, wie von der Seinigen überzeugt war. Aber er wagte es nicht, ihren Namen zu nennen, auch der Ritter ſchwieg, und doch waren Beider Gedanken in dieſem Augenblick nur bei der Entflohenen.

Als der Diener Zawiß verlaſſen hatte, ergriff dieſer die Laute, löſ'te das Band ab, welches in den Tagen ungetrübten Glücks Ludmilla einſt ihm gegeben, und er erſt im Vaterland wieder an ſie geheftet hatte, verwahrte es ſorgſam, trat nun mit ihr an das offene Fenſter, durch welches die Morgenſonne freundlich hereinblickte, als ob ſie nur Glückliche begrüße, und griff einen Accord. Die Saiten ſchwirrten, der Ton verhallte in dem leiſe vorüberſäuſelnden Lüftchen. — Noch ein Lied! ein einziges Lied! rief er, doch nein! fuhr er plötzlich auf, der Ritter mit ſeinem Schwerte lebe fortan nur, der Sänger ſei todt und die Töne des Liedes in ihm ſollen für immer verhallt ſeyn. Schmerzhaft und traurig, wie beim Abſchied von dem treuſten Freund, heftete er jetzt den

Blick noch einmal auf ſein Saitenſpiel, dann zertrümmerte er es. — Wie das Schickſal meinem Herzen, ſo habe ich auch dir gethan! rief er, als er die Stücken um ſich liegen ſah; du biſt es noch, aber keinen Ton kann ich dir mehr entlocken; mein Herz ſchlägt auch noch auf alter Stelle, aber keiner Wonne, keinem ſeligen Traume iſt das Zerdrückte mehr geöffnet, es ſchweige fortan, wie du! Dann ſein Schwert ergreifend, unterſuchte er Spitze und Schneide, küßte es, als das Einzige, was ihm aus früherer Zeit nun noch übrig geblieben, und da ein feſter Entſchluß in ihm gereift war, der ihn ſtärkte und ermuthigte, ſo ging er auch heute, wie er täglich zu thun pflegte, nach dem Schloſſe, und kein trüber Blick verrieth den Kampf, den er mit ſich gekämpft hatte.

Er fand heute die Königin in der ihm ſo wohlbekannten duftenden Laube, aus welcher man den reizenden Anblick der dahin rauſchenden Moldau genoß. Sie ſah eben hinunter nach dem wogenden Strom, die Laute, ohne welche ſie ſelten den Garten betrat, lag neben ihr auf einer Steinbank, und der die Laube umrankende Jasmin ſchien ſich in ihre Locken verſchlungen zu haben. Sie hatte den Nahenden nicht kom-

„Ja, Schweſter Agnes war — doch der Vorhang ſinke, genug des Vergangenen! Sie war! — unter der kühlen Erde ruht ihr Herz, ihre Schuld iſt verwiſcht, dort finden wir uns wieder!“ — Er erhob ſich, trat an das Fenſter und ſuchte die Wehmuth zu unterdrücken, die ihn ergriffen hatte. Aber lange mußte er mit ſich kämpfen, ehe er ſich wieder zu dem Jünglinge wenden konnte. — „Werner!“ ſprach er, und ſein Gemüth war noch immer bewegt. „Ich war ein freier Mann, als ich fehlte, kein Gelübde verdoppelte meine Schuld. Denke, ſo oft Du Bernuta ſiehſt, an die Schweſter zu Nonnenwerth, die immer ſo freundlich gegen Dich war, und frage Dich dann: wohin ſoll dies führen? Das reinſte, edelſte Gefühl geht in Leidenſchaft unter und fällt der Sünde anheim. Laß ab von dem Mädchen, das, ſtatt die Spindel in der Hand zu drehen, den Jagdſpieß ergreift, Bär und Wolf nachzujagen; das, ſtatt mit frommer Demuth das Heil zu erkennen, das ihr durch die Lehre des Heilandes geworden iſt, noch mit Feuer und Sehnſucht von den heidniſchen Göttern ſpricht, und nach Romove gewallfahrtet iſt, das zerſtörte Heiligthum der Götzen zu bewundern, vielleicht gar dort zu beten. Höre meine Worte, Du ſtehſt, ein Blinder, am Abgrunde, höre auf meinen warnenden Ruf!“

„Ich ſelbſt habe mich gewarnt, edler Mann!“ nahm Werner das Wort. „Was Ihr mir ſagt, habe ich mir tauſendmal zugeraunt, aber erklärt mir das Räthſel in meinem Innern. Ich möchte das Mädchen fliehen und vermag es nicht; wie man von jenen Waſſerjungfrauen erzählt, die mit Geſang und Wort den Jüngling in die Tiefe locken, ihm graut vor der kalten, feuchten Fluth, ihm

men hören, so daß er die herrliche Gestalt betrachten konnte, und lange Zeit hatte, sich zu prüfen, ob er Kraft genug besitze, seinen Vorsatz auszuführen, oder nicht. Er glaubte es und that nun durch ein Geräusch seine Gegenwart kund.

Die Königin erschrak, doch als sie den Ritter erblickte, veränderte sich schnell der Ausdruck ihres Gesichts; der Ernst, der es umgab, sollte verschwinden, sie wollte ihn freundlich empfangen und vermochte es doch nicht. Der König wird in einigen Tagen zurückkehren, sagte sie endlich und war nicht wenig erstaunt, als Zawiß seine Freude über diese Nachricht ausdrückte. Sie sah ihn einige Zeit verwundert an, und, war es die Blässe seiner Wangen, der ernste Blick, der auf ihr ruhte, war es der schmerzvolle Zug, der seinen Mund umzog, was ihr heute so besonders an ihm auffiel, oder waren es die Gedanken, mit denen sie sich so eben beschäftigt hatte, sie mußte Fassung suchen, ehe sie diese Worte in Unmuth hervorstieß: Warum schluget Ihr mir gestern Abend im Angesicht des ganzen Hofs meine Bitte ab, mir ein Lied zu singen?

Ihr habt Angolina von mir entfernt, Königin! ſagte er, ohne ihre Frage zu beantworten.

Schmerzt Euch das ſo tief, Ritter von Roſenberg?

Ja, es ſchmerzt mich tief. Nur Wenige hingen während meines unſtäten Lebens treu und ergeben an mir, und unter den Wenigen war ſie! — Was konnte Euch dazu bewegen?

Dies könnt Ihr mich fragen?

Warum nicht! — Welches Recht habt Ihr, über meinen Diener zu ſchalten, ſei er Mädchen, ſei er Knabe? — Ich bin ein freier Mann, mein Wille führt mich morgen wieder aus meinem Vaterland, wo ich nichts zu verlieren habe.

Nichts zu verlieren, unterbrach ſie ihn, Nichts in Eurem Vaterlande zu verlieren? Ließet kein Herz zurück, das fern von Euch verbluten würde?

Nein! erwiederte er finſter. Noch geſtern war ich ein Thor, es zu glauben, ſeit geſtern aber bin ich enttäuſcht. Liebe ohne Vertrauen iſt nicht wahre Liebe, und das Herz der Fürſtin, welche mit eiferſüchtigem Blick ein armes Zigeunermädchen betrachten, die Unglückliche ver-

folgen kann, kann nicht in Liebe, kann nur im Sinnesrauſch erglühn.

Zawiß! fuhr die Königin auf.

Ja, Fürſtin! es iſt ſo, und iſt Zeit, daß ich mein Innres Euch ganz und unverſtellt darlege. Ich habe mit Leidenſchaft an Euch gehangen, das hab' ich Euch von dem erſten Augenblicke an gezeigt, wo Euer beredtes Auge mir die Erlaubniß zu geben ſchien, meine Gefühle in Blick und Worte auszuſprechen. Ihr habt den Troubadour mit ſeinen Liedern und ſeinem Saitenſpiele Euch die Stunden der Langeweile verſcheuchen laſſen, habt ihn um Euch geduldet, habt mit ihm geſchwärmt, von Liebe mit ihm geplaudert, den Ritter von Roſenberg aber habt Ihr nicht beachtet, der ſtand Eurem ſtolzen Sinn zu tief, um bis zu ihm herabzuſteigen. Meine Laute habt Ihr geliebt, und deshalb hab' ich ſie auch zertrümmert. Ihr will ich fernerhin nichts mehr verdanken, mir allein Alles!

Zertrümmert! ſagte die Königin halb leiſe vor ſich hin.

Ja, Fürſtin, Lied und Ton ſind verklungen, den Sänger werdet Ihr nicht mehr in Eure Arme ſchließen, und der Ritter könnte

leicht ungenügſamer ſeyn als jener, der ſich oft mit einem ſelbſt geſchaffenen Traum, oft ſchon mit der Blüthe begnügt, wo dieſer kühn die Frucht bricht. — Die Lieder ſind verhallt, die Liebesworte verklungen, die Liebe aber wird noch in gleicher Gluth aufflammen, wenn Gegenliebe ſie auf den höchſten Gipfel des Glücks führt.

Und Angolina, unterbrach ihn die Königin, ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben wollend.

Was weckt Ihr dieſe Erinnerung in mir! Angolina hat keinen Theil an meinem Herzen.

Keinen? —

Keinen, Königin! Ich verſprach, ſie nie zu verſtoßen, ſie hing treu an mir, Ihr triebt ſie von mir, dies iſt alles, was ich von ihr zu ſagen wüßte.

Und doch war ihre Entfernung die Urſache, weshalb Ihr Eure Laute zertrümmertet und Geſang und Spiel für immer ſchweigen laſſen wollt? ſagte Kunigunde, und ihr Blick ruhte forſchend auf Zawiß.

Ihr irrt! Nur weil ich dabei einen tiefen Blick in Euer Herz that, weil ich mein eignes erkannte. Ihr habt mich oder Euch ſelbſt ge-

täuſcht, habt mit mir ein tändelndes Spiel begonnen, angenehm, gut genug Euch in verdrießlichen Stunden die Langweile zu vertreiben, habt aber dabei vergeſſen, daß mein Herz bei dieſem Spiele vergehen oder nach Höherem ſtreben muß. Ich bin des Spieles müde, das ſchon ein treues Weſen von meiner Seite geriſſen hat, ich will es enden, indem ich es in Flammen auflodern laſſe oder in ein Eismeer verſenke. Offen und unumwunden frage ich Euch, wohin ſoll mich das Liederſpiel, wo die Empfindungen ſich in Worten ausſprachen, die Flammen nur wie leuchtende Irrlichter verſtohlen von unſern Lippen aufſtiegen, um zart zu erſcheinen und ſchnell zu verſchwinden, wohin ſoll das führen? — Ich muß Euch ganz beſitzen oder für immer Eure Nähe meiden.

Mann! unterbrach ihn Kunigunde.

Ja, Königin! als Mann muß ich forthin handeln, und dieſer Augenblick muß über unſer Geſchick entſcheiden; ich muß wiſſen, ob Ihr mit mir geſcherzt, ob Ihr es mit mir treu und redlich gemeint habt. — Morgen kehrt der König zurück; ehe er Prag betritt, muß mein Schickſal entſchieden ſeyn, muß ich wiſſen, ob

Ihr mich grenzenlos elend oder grenzenlos glücklich gemacht habt. —

Rosenberg! unterbrach ihn die Königin von Neuem, was verlangt Ihr von mir? — Soll ich —

Ihr sollt den Gefühlen Eures Herzen folgen, dies verlangt der Mann, dem Ihr hundert-, dem Ihr tausendmal ewige Treue, hingebende Liebe schwort, dem Ihr in Wort und Lied so oft sagtet, daß er Euch Alles sei, und dem Ihr doch nur die Brosamen zuwarfet, die von seines Herrn Tische fielen. Er schwieg, auch sie saß schweigend neben ihm. — Da brach er endlich die Stille und trat, sein düstres Auge auf sie gerichtet, vor sie. Euer Herz hat entschieden, sprach er. Nun so lebet wohl! — Er wollte sich entfernen, sie hielt ihn zurück. Noch wankte sie einen Augenblick, dann aber warf sie sich mit dem Ausbruch glühender Leidenschaft in seine Arme. Der verhängnißvolle Bund ward geschlossen.

7.

Am andern Tage zog König Ottocar in Prag ein, hinter sich eine Menge Steiermärk-

sche Edle schleppend, die entweder in Fesseln geschlagen, ihm folgen oder in der Blüthe ihrer Jugend ihm als Geißeln für die Treue ihrer Väter dienen mußten. Von seinem Antlitz war die Heiterkeit gewichen; trotz seines Vorsatzes vermochte er nicht den getreuen Bürgern seiner Hauptstadt, das, was in seinem Innern vorging, unter Freundlichkeit und dem Anschein eines heitern Muthes zu verbergen; denn wer ihn genau kannte, ließ sich nicht täuschen, sah bald, daß der Glaube an sein unwandelbares Glück, und das feste Vertrauen auf sich selbst von ihm gewichen sei. Er hatte die Länder jenseits der Donau ganz so gefunden, wie sie ihm Milota geschildert. In Steiermark war Alles gegen ihn, nur noch in einigen Städten, denen er besonders wohlgethan, fand er die alte Anhänglichkeit, die sie ihm in den Kriegen gegen die Ungarn früher bewiesen hatten. In Oestreich hingen Wien, auf welches der ihm ganz ergebene Bürgermeister Paltram fast unumschränkten Einfluß übte, und noch einige Städte treu an ihm, hauptsächlich aber konnte er hier dem mächtigen Geschlechte der Kuenringen vertrauen, dessen Haupte er eine seiner natürlichen Töchter zum Weibe gegeben hatte. Die

Uebrigen ſahen meiſt Alle der neuen Sonne hoffnungsvoll entgegen, welche dieſesmal von Deutſchland aus ihre Strahlen über dieſe Lande verbreiten ſollte, und Kaiſer Rudolph's Milde, ſeine Gerechtigkeit, der Glanz der Macht, der ihn umgab, öffneten dieſem Fürſten ſchon im Voraus die Herzen der Völker, wie die Schlöſſer und Burgen des Adels.

Das Bild, welches Milota ſeinem Könige entworfen, hatte er daher nur zu treu wiedergefunden, um nicht auch den Rath dieſes geprüften Mannes zu befolgen, der, ſo viel in ſeinen Kräften war, Ottocar für die äußerſte Strenge zu ſtimmen ſich bemühte.

Mit Feuer und Schwert durchzog deshalb der König die unglücklichen Länder, welchen nicht Ungar, nicht Deutſcher ſo viel Gräuel des Krieges hätte bringen können, als der eigne Herrſcher. Den ganzen Weg, den er mit ſeinen Böhmen und Mähren genommen hatte, bezeichneten rauchende Burgen und brennende Dörfer; der Edle, welcher Macht genug hatte, ſich ihm zu widerſetzen, und auf welchen nur der leiſeſte Verdacht, er ſtehe in irgend einer Verbindung mit dem deutſchen Kaiſer, geworfen werden konnte, der war, ohne Urtheil und

Recht, dem Tode verfallen. Am schrecklichsten traf seine Rache das steiersche Geschlecht der Meerenberge. Obgleich sich der alte Meerenberg über jede gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung gerechtfertigt hatte, mußte er doch seine drei Enkel dem König als Geißel überlassen, und die unschuldigen Knaben waren gezwungen, Ottocar auf seinen verheerenden Zügen überall zu begleiten. Als aber späterhin Meerenberg von Neuem angeklagt wurde, seine Schätze nach Augsburg geschickt zu haben, rückte der König vor dessen festes Schloß, und belagerte es. Meerenberg vertheidigte sich hartnäckig; das Glück schien vor dieser festen Burg den König zu verlassen, da ergriff er das empörende Mittel, den tapfern Vertheidiger zur Uebergabe zu zwingen, indem er den Jüngsten der Knaben auf eines der Wurfgeschosse legen und ihn in die Burg schleudern ließ, wo der Knabe an den Mauern des Schlosses seiner Väter sein Blut verspritzte. Ottocar erreichte seinen Zweck, ertheilte Meerenberg die königliche Versicherung freien Abzugs, aber kaum hatte dieser die Burg mit den Seinen verlassen, als er ergriffen, in Ketten geworfen und mit nach Böhmen geschleppt wurde.

Der König war von jeher hart und strenge gegen den Adel verfahren, welcher Bürger und Landmann unterdrückte; jetzt aber war Ottocar nicht mehr der furchtbare unerbittliche Vollstrecker der Gerechtigkeit, er war zum Wüthrich geworden, den das Mißtrauen in der Treue der Seinen bei dem bevorstehenden Kampfe mit Rudolph von Habsburg entmuthigt hatte. Ein sonderbares Zusammentreffen, vielleicht weniger Zufall als listige Anordnung Milota's, führte in dieser Zeit dem leichtgläubigen Fürsten allerhand wahrsagendes Gesindel in den Weg, und der Ausspruch Aller war sich darin gleich, daß ihm Gefahr drohe, welcher er nur durch blutige Strenge entgehen könne. Selbst Meister Nicola, sein Astrolog, auf dessen Ausspruch er so viel Werth legte, sah damals in der Constellation der Gestirne nur immer das Schwert neben der Wage, und rieth daher auch mehr zur Strenge als zur Milde.

So untergrub eine düstre Ahnung das kräftige Selbstvertrauen dieses Mannes, der sonst nur in sich selbst den Quell fand, aus dem seine Thatkraft strömte, der in kühnem Uebermuth mit mächtiger Faust das Glück fest beim Schopf zu halten gewöhnt, und dem das

grauſet vor dem ſchönen Mädchen mit dem triefenden Perlenhaar, aber es zieht ihn hin, er muß hinunter in ihre feuchten Arme. So auch mir. Veruntas Auge iſt meinem Herzen ein Magnet, der Ton ihrer Stimme zieht mich an, und wenn mir auch ihr männliches Treiben mißfällt, oder vielmehr mein Herz nicht anſpricht, ſo muß ich doch das kühne Heldenmädchen bewundern. Und, alter Herr, ſitzt ſie im traulichen Stübchen, ſingt ſie ein Lied ihres Landes, meint ſie es gut mit Euch und iſt freundlich in Wort und Blick, o glaubt es mir, dann iſt ihr feuriges Auge ſanft wie das Flammen des Abendſternes, wenn er aufſteigt, die Nacht zu verkünden, dann wird allmählig der Ton ihrer Stimme weich, bis endlich die Gabe der Dichtung ſie ergreift, ſie mit ſich fortreißt, und ich ihr folgen muß."

Der Alte ſchüttelte bedenklich ſein Haupt. „Und haſt Du ihr Deine Empfindungen verrathen, ahnet ſie —?"

„Meine Empfindungen?" wiederholte der Bruder. „Kenne ich ſie doch ſelbſt nicht, wie ſollte ich ſie ihr verrathen können!"

„Gedenkſt Du nicht Deines Gelübdes?"

„Bei jedem Erwachen, bei jedem Schlafengehen gedenke ich ſeiner, ſo drückend es mich auch zuweilen dünkt. Gehorſam bin ich wie keiner, das wißt Ihr, denn Ihr habt meinen Gehorſam ſchon oft geprüft. Arm bin ich, ſeit mich meine Mutter gebar; das Streitroß, das ich zur Schlacht reite, gehört dem Orden; der Klepper, mit dem ich durch die Wälder jage, iſt Euer; dieſes Wamms, dieſen Mantel gab mir der Drapier, und ſo ſtehe ich da wie ein armer Bruder, der um's Gotteslohn dient. Und — ſchlägt mein Herz auch beim Anblicke eines Weibes, habe ich doch

Schwerſte nicht unerreichbar gedünkt hatte. Mit dieſen drückenden Gefühlen trat er jetzt vor ſeine Gemahlin, deren ſtolzer, männlicher Sinn ihn ſonſt zu Thaten angeregt und entflammt hatte. Es war nicht mehr der unüberwindliche Fürſt, vor deſſen Macht ſich Ungarn und Polen beugte, der mit kühnem Adlerflug ſich zum gewiſſen Siege aufſchwang, er trat, wenn auch nicht muthlos, doch ohne das feſte Vertrauen, welches den Helden das Höchſte, Schwerſte leicht unternehmen läßt, vor ſie. So ſehr hatte das, was er in Oeſtreich und Steiermark geſehen, der Abfall ſeines Adels, das Mißvergnügen mancher ſonſt ſo getreuen Stadt, am meiſten wohl die Macht des deutſchen Kaiſers, ihm das feſte Vertrauen auf den glücklichen Ausgang eines Kampfes geraubt, wo nicht weniger als Krone und Ruhm auf dem Spiele ſtanden.

Selbſt an der Bruſt ſeiner Gattin, vielleicht der Einzigen, welcher er ganz ſein Innerſtes vertrauete, fand er jetzt, ſtatt Rath und Troſt, nur Spott und Hohn. Sie wünſchte ihn von dem Strudel der Begebenheiten mit fortgeriſſen, fürchtete jede Verſöhnung mit dem Habsburger, und Spott und Hohn ſollten die Sporen ſeyn,

die

die den Entmuthigten mit neuer Kraft zum thörigten gewagten Handeln verleiten ſollten. Seit dem unſeligen Augenblick, in dem ſie ſich ganz Zawiß Roſenberg hingegeben, war ein düſtrer Gedanke in ihr aufgeſtiegen, der ſich zwar noch nicht ganz klar ausgebildet hatte, doch aber ſchon lebhaft genug vor ihr ſtand, der Gedanke: Ottocar dem Verderben zu weihen. Durch ſeine Sorgen und ſein weniges Vertrauen auf ſich, war der letzte Schimmer des Nimbus erloſchen, der ſich ſonſt ſo zauberhaft an den Sieger in ſo mancher Schlacht feſtgebannt hatte.

Kaiſer Rudolph rückte indeſſen mit ſeinem Heere gegen Oeſtreich vor. Ottocar hatte ihn nicht ſo früh erwartet, nicht die Thätigkeit in dem Habsburger geſucht, mit welcher dieſer ein ſo furchtbares Heer zuſammengebracht hatte. Doch war auch er in Bereitſchaft und ließ eiligſt die verſchiedenen Abtheilungen ſeines Heeres ſich bei Ollmütz verſammeln, wo, bis zu ſeiner Ankunft, Biſchof Bruno von Ollmütz es befehligte. Dieſer Biſchof war der erſte Rath und erſte Feldherr des Königs und einer der Wenigen, die es treu mit ihm meinten. Er

hatte bisher immer zum Frieden gerathen, schon nach der Wahl Rudolphs diesen als Kaiser anzuerkennen, als das einzige Mittel empfohlen, die Länder jenseits der Donau sich zu erhalten, und auch jetzt noch hielt er kein Opfer zu groß, den Frieden herbeizuführen. Aber auch diesesmal fand er den König fest auf seiner Meinung beharrend, und dennoch als derselbe bei Ollmütz eintraf, und den Befehl über das Heer selbst übernahm, erschien er dem Bischof, trotz diesem Schein von Beharrlichkeit so verändert, das Vertrauen auf sich selbst und auf sein Glück in dem sonst so nach Thaten Dürstenden so erstorben, daß er eine Aussöhnung mit dem Kaiser um so nothwendiger fand, obgleich er fühlte, daß der richtige Zeitpunkt hierzu vorüber sei.

Während König Ottocar noch unschlüssig war, ob er bloß Böhmen und Mähren vertheidigen, oder über die Donau setzen und das kaiserliche Heer angreifen sollte, drang Milota, der aus Steiermark mit einer kleinen Abtheilung treu Gebliebener zu ihm gestoßen war, nebst allen Rosenbergen in ihn, sein Ohr dem feigen Rathe des Bischofs zu verschließen, und nicht einen Frieden einzugehen, den er durch

ſchwere Aufopferung erkaufen ſolle, ehe noch die ihn ſonſt ſtets begleitende Victoria ihn verlaſſen; er müſſe daher Kampf und Schlacht aufſuchen. — Sie riefen Alles herbei, ſeinen ſtolzen Sinn zu wecken, aber auch ihre Bemühungen, ihn zu entſcheidenden Unternehmungen zu bewegen, ſcheiterten an dem Mißtrauen, das den König ſo ſonderbar ergriffen hatte, ſo daß er Niemand, ja ſich ſelbſt nicht mehr traute.

Als er jetzt die Nachricht bekam, der König von Ungarn habe zu ſeinem Verderben ein Bündniß mit Rudolph geſchloſſen, brach er, ſtatt ſeiner ihm ſo getreuen Stadt Wien, welche Rudolph bedrohte, zur Hülfe zu eilen, nach Ungarn auf, nahm und verwüſtete mehrere Städte und ſchien abſichtlich jedes Zuſammentreffen mit dem Kaiſer zu vermeiden.

Endlich rief ihn doch die Noth Wiens wieder aus Ungarn herbei, aber zu ſpät; der wackre Bürgermeiſter Paltram mußte die Stadt wegen Mangel an Lebensmitteln übergeben, und der Kaiſer zog triumphirend ein, ſo daß Ottocar, als er auf dem linken Donauufer eintraf, den kaiſerlichen Adler auf dem Stephansthurm aufpflanzen ſah. Das ungariſche Heer

nahete ſich auch, da faßte er plötzlich den, alle die Seinen überraſchenden Entſchluß, den Biſchof von Ollmütz nach Wien zum Kaiſer zu ſenden, und ohne daß die Trompeten zur Schlacht gerufen, ohne daß er, ſeiner Göttin auch jetzt noch vertrauend, mit dem Schwert in der Fauſt um Krone und Ehre gekämpft hätte, den ſonſt ſo verhaßten Habsburger um Frieden zu bitten.

Dem Kaiſer kam dieſer Friedensantrag erwünſcht. Er führte den Krieg nur aus eiſerner Nothwendigkeit, denn er ſah ein, daß ein ſo mächtiger Fürſt wie Ottocar nicht neben dem Kaiſerthrone ſtehen könne, ohne ihn zu verdunkeln, und daß der ſtolze Vaſall gedemüthigt werden oder das kaiſerliche Anſehn zu Grunde gehen müſſe. Der Pfalzgraf am Rhein, ſowie der Biſchof von Würzburg, wurden von ſeiner Seite, der Biſchof von Ollmütz und der Markgraf Otto von Brandenburg von Seiten König Ottocar's zu Friedens-Unterhändlern ernannt und hierzu einige Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Die Bevollmächtigten waren bald über die Bedingungen einig. Der Kaiſer verſprach Ottocar mit Böhmen und Mähren zu belehnen, jedoch ſollte dieſer den widerrechtlich an ſich geriſſenen Beſitzungen von Oeſtreich, Steiermark und

Krain entsagen und sie in die Hände des Reiches zurückgeben, wo dann die Fürsten das Nähere darüber verfügen würden. Diese harten Bedingungen in etwas zu mildern, wurde eine für Böhmen vortheilhafte Heirath zwischen Rudolph, des Kaisers Sohn und Agnes, des Königs Tochter, verabredet und beschworen.

So hart die Bedingungen auch waren, so glaubte Ottocar doch, sie eingehen zu müssen; er unterschrieb.

Zwischen Korneuburg und Wien erhob in damaliger Zeit ein hoher Lug ins Land sein altergraues Haupt und schaute stolz über die rauschenden Fluthen der Donau nach den schönen Gefilden Oestreichs und den in weiter Ferne hervortretenden Bergen Steiermarks. In früherer Zeit, wo die Markgrafen von Mähren sehr oft auf längere Zeit die Länder des linken Donauufers in ihrer Gewalt hatten, war es ein wichtiger Posten, ganz zum Beobachten und zur Vertheidigung eingerichtet; seit Ottocar aber Oestreich mit Böhmen vereinigt hatte, stand der alte Wartthurm leer und unbenutzt und diente oft mancherlei liederlichem Gesindel zum Aufenthalt.

Als heute an dem verhängnißvollen Morgen Ottocar mit seinem glänzenden Gefolge dem Thurme vorüberzog, erfaßte ihn der Wunsch noch einmal, wie schon so oft, von dessen Zinnen das Land umher zu beschauen. Sonst hatte er das mit stolzer Freude gethan, heute konnte es nur mit traurigem Herzen geschehn. Er befahl den ihn Begleitenden, unter welchen auch Otto von Brandenburg, der Bischof von Ollmütz und die angesehensten Herren von Böhmen und Mähren waren, hier einen Augenblick zu rasten, stieg von seinem Streitrosse und winkte dem Bischof und Busso ihm zu folgen. Wie erstaunt war der König, als er in dem sonst zur Wache bestimmten Zimmer des obern Stocks seinen Astrologen Nicola in einem Lehnstuhl sitzen und schlafen sah. Das kleine Männchen hatte sich in seinen mit Bär verbrämten Mantel eingehüllt und schnarchte wacker, und alles zeigte, daß er sich in diesem Gemache häuslich niedergelassen hatte.

Busso mußte den Schläfer gar unsanft rütteln, ehe er erwachte und freudig aufsprang, als er seinen Herrn vor sich erblickte. So treff' ich Euch doch noch, gnädigster Herr, rief er, dem Könige die Hand küssend. Schon seit

Monaten habe ich dieſen Thurm zu meinen Beobachtungen einrichten laſſen, und hier während dieſer ganzen Nacht die Sterne befragt, und jedesmal haben ſie auf meine Fragen erwiedert: Ihr ginget heute den einzigen Weg zu Eurem Glück, jeder andere würde Euch dem Verderben zuführen.

Verkündigten ſie das? fragte ihn der König leiſe.

Ja, Herr! erwiederte Nicola. Darum reitet getroſt hinüber und kehrt als Rudolph's Freund zurück.

So erwarte mich hier.

Hier in dieſem Thurme? fragte der Aſtrolog etwas ängſtlich.

Nun ja! wiederholte König Ottocar. Hier.

Mir ſagte, erwiederte der Meiſter, eine innere Stimme, die oft lauter und wahrer ſpricht, als die Sterne, dieſen Ort mit der Morgenröthe zu fliehen, und längſt ſchon iſt ſie dem jungen Tage gewichen. — Doch mein König befiehlt und ich muß gehorchen.

Der König trat nun ans Fenſter und ſtand mit verſchränkten Armen, lange die Gegend anſtarrend da, und immer krampfhafter ballte ſich ſeine Fauſt. Ehrwürdiger Herr, ſagte er

dann nach einer Weile, in welcher ſein Auge ſchmerzvoll auf Wien geblickt hatte, zu dem Biſchof. Jene ſchöne, treue Stadt, jenes weite Land bis an das adriatiſche Meer, war Ottocar's Eigenthum, ſein Wille war dort Gebot, was dort lebte, war ihm unterthan, und jetzt? — Ohne Schwertſchlag, ohne des Schickſals Willen, nur von finſtern Mächten ins Verderben gezogen, gebe ich es hin mit einem Federſtrich! — Wird Rudolph es mir zu Lehn zurückgeben? — Kommt, laßt uns den Ort meiden, wo ich das mit Blut ſo theuer Erkaufte ſo — feig opfere. — Aber noch iſt es Zeit, fuhr er plötzlich auf, noch ſteht mein Heer gerüſtet, noch ſind meine Mannen bereit, ihr Leben für die Ehre ihres Königs dran zu ſetzen; noch heißt Ottocar von Böhmen der Niebeſiegte, mehr kann ich in der unglücklichſten Schlacht nicht verlieren, als was ich hier freiwillig hingebe.

Wendet Euren Blick auch rückwärts, gnädiger Herr, nahm der Biſchof das Wort. Dort liegt das ſchöne Land Böhmen und das herrliche Mähren, die Lauſitz und manches ſchleſiſche Fürſtenthum huldigen Eurem Scepter; auch dies könnt Ihr in einer unglücklichen Schlacht

verlieren. Die Deutſchen ſind uns an Zahl überlegen, und ſind tapfer, es giebt wenig Fürſten unter ihnen, die Ihr nicht beleidigt habt, ſie hängen mit Banden der Verwandtſchaft, mit Treue an ihrem Kaiſer, und glaubt es mir, der böhmiſche Adel iſt Euch abhold, der mähriſche liebt Euch nicht mehr. Sie haben Ottocar's Thaten vergeſſen, und Ottocar's Strenge fühlen ſie jetzt noch. Verſäumt den einzigen Augenblick nicht, den Euch die Verſöhnlichkeit des Kaiſers noch bietet, und ſeid wenigſtens in dem Entſchluß feſt, Euch mit Kaiſer Rudolph zu verſöhnen. Thut ſo, fügte der Aſtrolog bittend hinzu.

Des Königs Auge rollte wild, ſeine kräftige Fauſt faßte muthig nach des Schwertes Griff. Was heute verloren geht, kann morgen wieder gewonnen werden! rief er dann plötzlich, eilte die Treppe hinunter und ſchwang ſich, wie von neuem Muthe beſeelt, auf ſein Streitroß.

Langſam ging nun der glänzende Zug, den die prächtig gekleidete Leibwache des Königs ſchloß, dem Ufer der Donau zu, wo ſchön bewimpelte Schiffe ihn erwarteten, und ihn bald nach einer Inſel brachten, wo er den Kaiſer zu finden hoffte; doch dieſer erſchien erſt eine

Keuſchheit bewahrt. Darum ſorgt nicht für mich, lieber Herr. Laſſt mich hin zu ihr, mit ihr koſen und den Lauf der Sterne beobachten, was habe ich zu fürchten? Sie iſt in meiner Nähe ruhig, auch ich bin es, wenn ich bei ihr bin. — Doch Komthur, wir ſind ganz von dem abgekommen, was Ihr mir zu befehlen hattet, theilt es mir mit, damit ich Euch wenigſtens zeigen kann, daß ich eines der drei Gelübde treulich erfülle."

Der Komthur bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er: „Morgen früh, wenn die Mannſchaft ſich mit Speiſe und Trank gelabt hat, ziehſt Du mit vier Reiſigen und zwanzig Söldnern auf Kundſchaft in's feindliche Gebiet. Sey vorſichtig, ich fürchte die Schamaiten ſind im Anzuge, uns zum neuen Jahre zu begrüßen."

„Sollten ſie es wagen? Die Feſte iſt ſtark," unterbrach ihn der Bruder.

„Bekrittle meine Worte nicht und thue was ich Dir befahl. Nun geh' mit Gott!" Er drückte mit beſonderer Heftigkeit den Ordensbruder an ſeine Bruſt, und es ſchien, die Vergangenheit ſchwebe noch vor ihm, und der Jüngling ſtehe glänzend in dem Bilde, das ſie ihm vorführte.

2.

Tiefer Schnee bedeckte die Flur, vom rauhen Nordwinde geſchüttelt ſank er in dicken Flocken von den zackigen Aeſten der hohen Fichten, die auf einer Höhe ihr beſchneites Haupt erhoben. Die Morgenſonne röthete das weiße

Weile darauf; gegen Ottocar's Prunk war sein Anzug schlicht und einfach, nur die Krone strahlte auf seinem wahrhaft kaiserlichen Haupte.

Als er eintrat, verbeugte sich Ottocar mit stolzer Würde. Ich trete vor meinen Lehnsherrn, den römischen Kaiser, als getreuer Vasall, von ihm die Lehn zu empfangen, sprach er, und bitte meinen gnädigen Herrn, das Geschehene zu vergessen.

Daß dies auch mein Wille ist, erwiederte Rudolph mit freundlichem, Zutrauen erweckendem Blick, kann Euch der Wunsch beweisen, meinen Sohn Rudolph mit Eurer Tochter Agnes zu verloben. Seid treu Eurem heute mir zu leistenden Eide, und werden wir fortan nur Freunde, nie wieder Feinde seyn. Doch nun zur Sache. Er bestieg den für ihn in aller Eile errichteten Thron, die Fürsten und Bischöfe, welche ihn begleitet hatten, ordneten sich um ihn, und während König Ottocar auf den für ihn bereit gelegten Teppich getreten war, gab der Kaiser dem Grafen Friedrich von Hohenzollern einen Wink, und dieser empfing nun aus den Händen des Markgrafen Otto von Brandenburg die fünf Banner von Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark und Krain.

Der Kaiſer befahl nun dem Könige, nach altdeutſcher Sitte vor ihm niederzuknieen; als Ottocar den Befehl befolgt, nahm der Kaiſer aus der Hand des Burggrafen von Nürnberg das Banner von Böhmen, und ſprach mit lauter, vernehmlicher Stimme: Mit dieſem Banner belehne ich Dich, Ottocar Przemisl, und Deinen Sohn Wenzel, ſo wie auch die männlichen Nachkommen, welche Dir Gott noch ſchenken könnte, als rechtmäßigen König der Böhmen; dieſe drei Schläge meines Schwertes auf Deine Schulter, mögeſt Du von Deinem Lehnsherrn, aber von keinem Andern geduldig empfangen. Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als plötzlich, wie durch unſichtbare Gewalt das Zelt niederſank, und den ſtolzen Ottocar ſeinem und dem deutſchen Heere knieend vor Rudolph von Habsburg zeigte.

Ottocar war aufgeſprungen, auch der Kaiſer erhob ſich von ſeinem Seſſel. Wer hat dies zu thun gewagt, rief Rudolph entrüſtet, denn bei Gott und allen Heiligen ſchwöre ich, ich gab den Befehl nicht dazu. Die Fürſten ſchwiegen, jeder ſchien es als Unrecht zu erkennen, nur Ludwig, der Baiern Herzog, konnte ein hämiſches Lächeln nicht unterdrücken.

In aller Eile wurde das Zelt wieder fest gestellt; Ottocar, der bei diesem ganzen Vorgange seinen tiefen Schmerz wie seinen Ingrimm unterdrückt hatte, trat nun vor den Kaiser, stehend, nicht knieend das Weitere der Ceremonie abzuwarten. Aber Rudolph erinnerte ihn an den alten Gebrauch, und daß man alte Sitte ehren müsse; er mußte noch einmal vor dem Kaiser knieen, und empfing so das Banner von Mähren.

Eine tiefe Stille herrschte jetzt in der Versammlung, der entscheidende Moment war da, noch kniete Ottocar noch hoffte er von der Gunst des Kaisers das Banner von Oestreich zu erhalten, doch statt dessen befahl ihm Rudolph aufzustehen, und sagte zu den versammelten Fürsten: Die Länder von Oestreich, Steiermark und Krain, die der König der Böhmen widerrechtlich, mit dem Schwerte in der Hand, an sich gebracht, sind dem Reiche verfallen, und da dieser Krieg zu mancherlei Ausgaben mich genöthigt, werde ich die Einkünfte dieser Länder so lange zu meinem Nutzen beziehen, bis diejenigen Fürsten, die zu meiner Unterstützung herbeizogen, und mich in den Stand setzten dem heiligen römischen Reich das

Verlorne wieder zu gewinnen, befriedigt sind; dann werde ich sie dem Würdigsten zur Lehn übergeben. Euch aber, König Ottocar, biete ich hiermit die Hand zu Fried und Freundschaft, mögen unsere Kinder Bürgen unserer gegenseitigen Gesinnungen seyn. Er stieg bei diesen Worten die Stufen des Thrones herab, reichte Ottocar die Hand, umarmte und verließ ihn. Der Böhme, das Drückende seiner Lage hart fühlend, beeilte sich auch den Ort zu verlassen, der den Glanz seines alten Ruhms so befleckt hatte.

8.

Es war trübes regnerisches Wetter eingetreten, als Ottocar, auf der Rückreise begriffen, seinem Gefolge, in tiefen Gedanken versunken, einsam voranritt. Es drückte ihn aufs schmerzlichste, daß der Astrolog ihm einen glücklichen Gang verheißen, und er nun so mit Schimpf in sein Königreich ziehen mußte. So ist in den Sternen und ihren Dienern auch keine Wahrheit für mich! rief er entrüstet aus. Verlassen, verlassen bin ich, der Vielgefürchtete, der Vielgesuchte, der bis in die Sterne Erho-

bene von Allen; selbst meine Diener sind es nur noch zum Schein! Er spornte sein Roß, daß es schäumend dahin sauste, und entfernte sich immer mehr und mehr von seinem Gefolge, dem er auch zurückzubleiben winkte, doch Busso folgte ihm, trotz dem, mit einem Diener getreulich nach. — Ottocar schien es nicht ertragen zu können, von seinem Gefolge, das seine Erniedrigung mit angesehen, umgeben zu seyn. Allein, sprach er abgebrochen zu sich, allein möchte ich zurückkehren, auf daß kein Antlitz mich an die Schmach des heutigen Tages erinnere! — Doch ach, setzte er hinzu, die Nachrichten meiner Siege flogen mir ja immer voran, wird es mit meiner Schmach nicht eben so seyn.

Jetzt hielt er sein Roß zu ruhigerem Gange an, und versank aufs Neue in Gedanken; auf der Spitze einer Anhöhe angelangt, hatte sein Blick über Wälder und Wiesen hinweg freien Spielraum, und konnte hinaus lugen bis an die Ufer der nicht fernen Donau. Er hielt auf der Anhöhe still und litt es, daß auch Busso ihm zur Seite mit seinem Rosse blieb.

Der treue Diener blickte mit besorgten Augen den Herrn an, und schien ein Wort an ihn

richten zu wollen, die finstere Stirn des Königs aber benahm ihm den Muth dazu. Bald jedoch begann dieser selbst zu Busso gewandt: Komm näher heran zu mir, und sieh mir in's Auge. Busso gehorchte. Sprich, fuhr der König fort, sieht man mir es an, daß ich heut um den besten Theil meines Ruhmes gekommen?

Herr, denket nicht daran! erwiederte der Diener. Wenn Ihr ernstlich allen Ansprüchen entsagt, so seid auch ein Fürst im Entsagen, und laßt nicht errathen, daß Ihr bereuet, was Ihr gethan. So Ihr aber Euch nur gedemüthigt habt, um Euch desto höher und überraschender zu erheben, nun so wird im Blute eines Sieges sich alsbald jede Spur der gekränkten Ehre auslöschen, und Euer Stern wird glänzender aufgehn als je.

Der König blickte umher auf die Landschaft. Der Wind hatte die regennassen Wolken aus den Himmelsräumen gescheucht, und die stille Abendsonne begann mit milderm Lichte Alles umher zu übergießen. Das Herz des Königs, durch seinen gedemüthigten Stolz schon zur Weichheit gestimmt, wurde bei diesem Anblick noch weicher, er wandte sich von Busso ab, als schäme er sich eines solchen Gefühls, dann

aber ſagte er: Ich habe mir es nie gedacht, aber jetzt iſt es mir faſt ſo, als könnte mein Herz eher durch Entſagung als durch Eroberung befriedigt werden.

Ohne Buſſo's Antwort abzuwarten, ritt er von ihm hinweg, die Anhöhe hinab.

In den Lebensgeſchicken jedes Menſchen treten Augenblicke der Beſeligung und Beruhigung ein; wenn die Stimme, welche in dieſen Augenblicken in uns ſpricht, die Oberhand gewinnt, und den Hebel unſerer fernern Handlungen bildet, ſo wandelt der Menſch zufrieden und heiter durch das Leben, und hätten auch die ſtürmiſchſten Tage ſo eben ihn bewegt. Nicht ſelten treffen gerade nach mühe- und unruhevollen Tagen ſolche Augenblicke in der Bruſt der wildeſten Naturen ein. Dies war auch heute bei Ottocar der Fall. Als er dahin ritt auf ſeinem ſchon ermüdeten, langſam und friedlich vorwärts ſchreitenden Roß, überkam ihn bei dem Andenken an ſeine einſtmalige Größe der Gedanke von Befriedigung und Beruhigung mit dem, was das Schickſal ihm verliehen. Glücklich, glücklich der Sterbliche, ſagte er ſich, der in den Armen der Liebe, von Thaten, die Glanz auf ſein Daſeyn werfen, und

im Bewußtſeyn, alles Errungene dankbaren Nachkommen zu überlaſſen, fröhlich die Tage, wo die Kraft abnimmt, herannahen ſehen kann.

Er gedachte nun, indem er auf dem unwegſamen Pfade eines Kiefernwaldes ruhig dahin ritt, an ſeine eigene Jugend und an den königlichen Vater, der ihm aus Liebe allen Uebermuth verziehen hatte, alle Unbill, die ſein Ehrgeiz ihm zugefügt. Ja, in offenbare Untreue und Hochverrath war er ausgebrochen, und dennoch war die Liebe des Vaters ſtärker als der Zorn des ſonſt ſo ſtrengen Fürſten geweſen, und er hatte verziehen, weil es der Sohn war, der geſündigt.

Eine Thräne ſtahl ſich aus Ottocar's Auge, als er deſſen gedachte; eine Thräne aus dieſem Auge, das ſonſt nur Flammen und Blitze um ſich ſchleuderte, die zarten Regungen aus ſeiner Nähe verbannte, und Schrecken auf Alle warf, die es traf. So befällt nach unglücklichen Ereigniſſen die härteſten Menſchen oft ein Moment der Erhebung.

Plötzlich jedoch ermannte er ſich und richtete ſich auf. Wie, ſprach er, bin ich nicht noch ein König, ein Herrſcher, der über Millionen gebietet? Bin ich denn nicht noch immer ein

glücklicher Gatte, harret nicht mein ein geliebtes Weib, das mit Liebe alles vergelten wird, was mir das Schickſal Bitteres bereitet? Hinweg, du weibiſcher Unmuth aus meiner Seele, du feiger Weichmuth, der mir, — pfui, ich ſchäme mich faſt — Thränen erpreßt! Verachtet habe ich Deutſchlands Kaiſerkrone, mit Verachtung kann ich auch nur auf den blicken, der ſie trägt. Bin ich nicht Herr und Mann genug, um immer noch zu beweiſen, daß ich nicht der Gefallene bin? Die eine Stunde Erniedrigung, ſie wird ſchnell verdunkelt durch alle Größe, die ich beſaß, und alles Große, das dieſer Arm noch zu vollführen ſtark genug iſt!

Er gab dem Roſſe die Sporen, und dieſes, ermuntert wie der Reiter, ſprengte mit ihm muthig, über Dickicht und Geſtrüppe ſetzend, hinweg. Erſtaunt folgte ihm Buſſo, der ſeinen Herrn zu ſehr fürchtete, als daß er ihn jetzt anzureden wagte. Vor Ottocar's Seele wurde es nun heiterer und freier; vor ſeinem Blicke gingen die Siege im fernen Preußenlande vorüber. O, ihr Städte, am fernen Oſtſeeſtrande, ihr Veſten, die ich gegründet, du Erde, die ich gedüngt mit dem Blut meiner ſiegreichen

Schlachten, ihr werdet Zeuge seyn, daß ein Ottocar gewesen und fernen Jahrhunderten erzählen, daß ein Held gelebt, der die Welt zu unterjochen im Stande war. Ihr werdet sprechen von Thaten, wie der Habsburger sie nie gethan, von Siegen, wie der Habsburger sie nie erkämpft hat! — Mit dem stärkeren Laufe seines Rosses stiegen immer kräftigere Bilder in der Seele Ottocar's auf. Die Welt soll wissen, fuhr er fort, wie ich den Uebermüthigen, der nur annahm, was ich ausschlug, und sich doch so hochmüthig damit benimmt, daß er mich knieend vor sich sehen wollte, die Welt soll wissen, wie ich ihn verachte. Ein Ottocar hat vor ihm gekniet; aber an der Heiterkeit meines ferneren Lebens, an der Lust und Freude, mit welcher ich nun meinen Thron umgeben will, soll man es deutlich sehen, daß kein Schatten der Erinnerung meine Seele trübt und ich des Vorfalls nur gedenke, als hätte ich ein Possenstück mit dem Kaiser und seinem von mir verschmähten Kaiserreich getrieben.

Der Muth der längst gewichenen Jugendjahre war ihm plötzlich wiedergekehrt, jener Jahre, wo der Eroberer sich noch nicht durch Grausamkeit den Kelch des Triumphs verbit-

kalte Schneegewand mit ihren roſigen Strahlen, und eine Rauchſäule, auf der äuſerſten Spitze des Hügels emporſteigend, bildete den Schatten dieſes lichten, froſtigen Gemäldes.

Ein Krieger von hoher, faſt rieſenhafter Geſtalt, lehnte ſich hier an den Stamm einer Fichte und ſchaute finſter in die praſſelnde Flamme, die hell aufflackernd vor ihm aufſtieg; ſeine feurigen Augen blitzten, der Flamme gleich, unter den dunkeln, buſchigen Augenbrauen hervor, ſein langer, krauſer Bart wallte tief bis auf die bepanzerte Bruſt, welche das gelbliche Fell eines Wolfes nur halb bedeckte, und ſein bleiches, ausdrucksvolles Geſicht ſchien, von der Feuergluth beleuchtet, nur noch bläſſer. Es war ein ſchöner aber ernſter Mann, wohl nicht geſchaffen dem tändelnden Weibe zu gefallen, wohl aber das Herz einer edlen Jungfrau zu gewinnen, die männliche Kraft, nicht blühende Schönheit ſich zu ihrem Ideale gewählt hatte.

Der Kriegsmann war nicht allein; kampfgerüſtete Krieger, eine wilde Schaar heidniſch lithauiſchen Volkes, in den Pelz des Wolfes oder des Bären gehüllt, lagerten um das Feuer; ſie wachten zum Theil, theils ſchliefen ſie. Zwei groſſe, ſchwarze, zottige Rüden aber, die zu den Füſſen des rieſenhaften Mannes lagen, verwandten kein Auge von ihm, auf deſſen Schulter der Kopf eines fahlen Roſſes ſo traulich ſich lehnte, als ob es zu dieſer Stelle ein Recht habe. So blieb der Mann lange unbeweglich, ſchaute bald in die Gluth, bald in die aufgehende Sonne. Keiner der Krieger wagte ſeine Gedanken durch irgend ein Wort oder einen Laut zu ſtören, ſelbſt Rüden und Roſs blieben unbeweglich, als plötzlich der Ton eines Jagdhornes die

tert und Gift in den Wein des Lebens geschüttet hatte. Vielleicht wäre dies die Stimmung gewesen, aus der Ottocar zu einem groſsen Menschen hätte hervorgehen können; allein das Unglück sollte seinen erhebenden Muth schnell brechen, und einmal wieder in die Bahn des Unedlen getrieben, war Ottocar nicht der Mann, mit Leichtigkeit umzulenken.

Doch jetzt hatte der König keine Ahnung dessen, was ihm bevorstand. Er gedachte Kunigunden's, die er treu und liebend glaubte, und beschloß nun die nächste Zukunft, um eben seine Heiterkeit offenbar der Welt zu zeigen, der Freude und dem häuslichen Glücke zu widmen, In diesen Gedanken war er so versöhnlich gestimmt, daß er selbst dem Astrologen verzieh, der ihm heute Glück prophezeihet hatte. Er beschloß nach dem Thurme zu reiten, woselbst er diesem seiner zu harren befohlen, und bald auch lenkte er, als eben der Sonnenstrahl sich gesenkt und die Erde in nächtliches Dunkel gehüllt hatte, einen Nebenweg ein, der dahin führte.

9.

Die Nacht war bereits heraufgestiegen, als König Ottocar, um seinem Rosse Ruhe zu gönnen, abstieg, und von Busso und dem Diener, der die Rosse führte, gefolgt, zu Fuß den Weg nach dem Thurme fortsetzte. Noch in Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft versunken, mochte er etwa eine Viertelstunde dahingeschritten seyn, als ihn ein Lichtglanz traf, der seitwärts aus dem Dunkel des Waldes leuchtete. Der König blieb stehen, neugierig die Flamme betrachtend. Bald gewahrte er, daß der leuchtende Schein von einer Kienfackel herrühre, die einem größern Zuge, der sich scheinbar nach der Stelle, wo er sich befand, hinbewegte, vorangetragen wurde.

Er überzeugte sich, daß sich der Zug wirklich nach ihm hin begebe und beschloß, an einen Baumstamm gelehnt, ihn nahe genug kommen zu lassen, um ihn genau in Augenschein zu nehmen. — Bald war der Zug so nahe, daß der König die Vordern deutlich zu unterscheiden vermochte. Voran schritt der greise Zigeunerhauptmann, die Kienfackel in der erhobenen Hand, ihm folgte das lieblichste weibliche Geschöpf,

das der König je erblickt hatte; es war Angolina, wieder in die Tracht des Stammes gekleidet. Die langen Zöpfe hingen in breiten Flechten an den Wangen herab, und über diesen glänzten Goldblättchen, die Schläfe deckend, hervor. Das Haupt in der zartesten Rundung, umwunden von der breiten Flechte des hintern Haupthaares, war mit grünen Reisern geschmückt. Das Gesicht selber in der glänzenden dunkeln Einfassung, von dem flackernden Lichte halb beleuchtet, halb beschattet, die Gestalt endlich, hehr und leicht vorwärts schreitend, machte auf den König um so mehr einen angenehmen Eindruck, als Traurigkeit und Träumerei auf den Zügen des Mädchens ausgeprägt lagen, und die Mandole in der Hand es verrieth, daß das liebliche Geschöpf auch die Kunst besitze, ihren Schmerz durch die sanfte Welle des Liedes auszuhauchen.

Aber als ob dieser liebliche Anblick zu herrlich wäre für das Auge und dieses zu blenden vermöchte, gingen zur Seite Angolina's die beiden alten Zigeunerinnen, welche der König als die Vergangenheit und Zukunft kennen gelernt hatte. Beide schienen Angolina zu führen, denn diese hatte den Blick gesenkt, und eine Thräne

glänzte unter der langen Wimper hervor. — Den Dreien folgte nun in Ordnung, wie es der Rang geboten zu haben ſchien, der übrige Zug, aus Männern und Frauen beſtehend, ſo daß es dem Könige klar wurde, der ganze Zigeunerſtamm ſei auf der Wanderung zum Thurme begriffen.

Jetzt gingen die Erſten des Zuges ihm vorüber ohne ihn zu bemerken; das laute Geſpräch, das der Zigeunerhauptmann mit den beiden alten Zigeunerinnen führte, weckte ſeine Neugierde. Er folgte daher auf dem Seitenwege durch das Dunkel der Bäume den Sprechenden einige Schritte, und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen eigenen Namen nennen zu hören.

Ja wohl, begann der greiſe Anführer, dem ſich jetzt die alte Zigeunerin, welche ſich als die Zukunft bezeichnet hatte, zugeſellte, Angolina und die Andern hinter ſich laſſend. Ja wohl, das Schickſal hat ihm Schweres auferlegt und es erfüllt ſich, was in den Sternen über ihn beſchloſſen war; ſeine Größe iſt geknickt, ſeine Macht gebrochen, nie wird er zu der Höhe gelangen, die ihn irdiſch über das neue Geſtirn ſtellt, das nun aufgegangen. Jetzt iſt er ge-

demüthigt, der Stolze, und nun wird die Stunde kommen, wo er des Troſtes bedarf.

Der König hörte entſetzt dieſe auf ihn ſich beziehende Rede, und er ſchlich weiter, um mehr über ſich, ſein Schickſal und das, was die Zigeuner damit verknüpft, zu erfahren.

Die Alte begann nun: Wir müſſen unſere Angolina vorbereiten; wenn ſie erſt das ſtolze Herz Ottocar's beherrſcht, ſo werden wir ſchwer Gelegenheit haben ſie zu ſehen, und wahr iſt es, wenn er gebrochen und gedemüthigt die ſchwere Hand über ſich erkennt, welche irdiſche Größe zerſchmettert, ſo wird er um ſo eifriger das Glück in der Liebe des treuen Geſchöpfes ſuchen, das wir ihm zuführen.

Ottocar glaubte den Sinn der Rede zu verſtehen; Angolina, ſo ſchien es, ſollte ihn mit den Banden der Leidenſchaft umſpinnen, um ihn ganz in den Staub der Unthätigkeit herabzuziehen, auf daß ſeine Größe ſich völlig auf die unlauterſte Weiſe verliere. Weſſen Plan iſt dies? fragte er ſich; dieſes Volk iſt von meinen Feinden erkauft, das iſt gewiß, was kümmerte ſie ſonſt mein Fall und mein Troſt? Er ſchlich weiter, dem Geſpräch, das leiſe geführt wurde, um es Angolina nicht hören zu

laſſen, ſo viel als möglich abzugewinnen; aber es wurde ihm dennoch nur halb verſtändlich. Er glaubte die Namen Kunigunde und Zawiß Roſenberg zu hören, eine Zuſammenſtellung, wodurch ihm das Blut in all' ſeinen Adern kochte. Der Argwohn, jener heimtückiſche Schleicher, der gerade an den empfindlichſten Stellen ſein Gift aufs leichteſte ergießt, begann mit ſchmerzlichem Brennen in ſein Herz ſich einzubohren. Wie war mit einem Male alles vergeſſen, was er vom ruhigern Daſeyn ſich ſelber vorgeredet; wie war jede Spur von Verſöhnlichkeit aus ſeinem Herzen gewichen. Die Augen glühten wieder von unruhvoller Rache und Luſt, es den Feind fühlen zu laſſen, daß er noch der alte mächtige Ottocar ſei, der des Mitleids ſo wenig bedürfe, wie er die Uebermacht der Feinde zu fürchten habe. Was ihn aber durch all' dieſe Regungen der Rache und des Zorns welche ihn erhoben, und wenn auch nur krankhaft ſtärkten, danieder drückte, war das Bewußtſeyn, Keinen zu haben, dem er ſich vertrauen konnte.

Kunigunde, ſprach er zu ſich, auch du, die ich aus dem überwundenen Ungarland, das ſclaviſch zu meinen Füßen dalag, hervorzog und dich als eine Herrſcherin einſetzte, deren Größe

keine zweite gleich kommt, auch du könnteſt mich verrathen? Wenn es wahr wäre, was mein Herz ahnet, wenn es möglich wäre, daß ein Schatten meines Argwohns an dir haften bliebe, dann, dann — Seine Fauſt ballte ſich, noch mehr aber zog ſich ſein Herz im Krampf des Zorns zuſammen, ſo daß er kein Wort mehr hervorzubringen vermocht hätte, und für den Augenblick unvermögend war, den Zigeunern zu folgen. Doch bald ermannte er ſich und ereilte ſie. Das Geſpräch war ununterbrochen fortgeſetzt worden, und nun vernahm er den Namen Ludmilla ſo deutlich, daß das Andenken an dieſe Unglückliche, wie an ihre Erſcheinung im alten Schloſſe, den Sinn des Königs plötzlich erfüllte und er auf andere Gedanken zu gerathen begann. Wär's möglich, daß der Geiſt dieſer ſchwer Beleidigten und Entehrten, der mir ſchon einmal des Nachts drohend erſchienen, wär's möglich, daß er Rache ſinnend mich nun umgiebt, um mein Lebensglück zu vernichten, wie ich das der unſchuldigen Jungfrau vernichtet habe?

Die Namen Zawiß und Kunigunde wurden wieder mehreremale genannt, der Argwohn ſchlug in helle Flammen auf. Wo ſoll ich Wahrheit ſuchen? fragte ſich Ottocar. Buſſo,

mein einziger treuer Diener, hat stets mich begleitet, mein Weib, so dachte ich, bedarf des Wächters nicht, um ihre Treue zu wahren! Der Zorn begann ihn zu übermannen, schon wollte er mit gezücktem Schwerte hervorspringen und Rechenschaft über all' das Gesprochene von den Zigeunern fordern, als er auch den Namen seines Astrologen deutlich hörte und die hinzugefügten Worte: Nur er vermag über alles Aufschluß zu geben, er, der die Verhältnisse geleitet und um alles gewußt, was auf Ottocar's Schicksal Trübes eingewirkt.

Wie ein Blitz durchfuhr diese Rede den Fürsten. Schon während des ganzen Tages hatte der Argwohn gegen den Astrologen sich in seine Seele gelagert, er hatte ihm verziehen, aber jetzt erschien ihm sein Benehmen wieder zweideutig, und nur das wurde ihm klar, daß Niemand als er ihm über Alles Auskunft zu geben vermochte. Ottocar's Entschluß war kurz. Er mußte hin zum Astrologen noch bevor die Zigeuner bei demselben eintrafen; mit dem Schwerte wollte er ihn zum Bekenntnisse zwingen, um dann die Untreue dieses Betrügers mit dem Leben erlöschen zu lassen. Er drängte sich deshalb durch das Gestrüppe, Busso zu erreichen,

dem er befohlen hatte, ihm in weiter Entfernung seitwärts zu folgen, damit das Schnauben und die Tritte der Thiere ihn nicht verrathen möchten; bald hatte er ihn erreicht, sich auf sein Roß geschwungen und von ihm gefolgt eilte er dem nicht mehr entfernten Thurme zu.

Bald gelangte der König an das Ufer der Donau, ihr Rauschen machte seine Seele nur stürmischer, der kühlende Wind, der über sie hinfuhr, vermochte nicht das Gemüth des Aufgeregten zu kühlen, vielmehr fachte er die Gluth zur Flamme an. Jetzt erblickte er den Thurm; das obere Zimmer war erleuchtet und es schien, als ob sich ein Schatten darin hin und her bewegte. Da ist der Verräther, sagte der König leise vor sich hin, sollte er wirklich aus den Sternen mein Geschick herauslesen, um mich desto sicherer zu verderben? O! ihr ewigen hohen Sterne, sprach er, den Blick zu diesen hinauf gewandt, wenn ihr den Untergang eines Mannes beschlossen habt, der fest wie ihr selber seinen Ruhm gegründet zu haben glaubte, so gebt mir ein Zeichen, auf daß ich von euch es erfahre, was mir droht, und nicht aus dem Munde eines Knechtes, der mit Verrath und Schmach

lohnt, was ich ihm Gutes und Liebes gethan! Gebt mir ein Zeichen, wie es euch frei steht, es zu geben, ich bin ja nicht ein Mensch wie es Tausende giebt, denen ihr leuchtet, ich bin ja immer noch der Herrscher, dem Wenige auf dem Erdenrund gleichen.

Der König blickte gläubig hinauf, als sollte bestimmt das Zeichen erfolgen. Der Glaube der damaligen Zeit, daß die Sterne nur die geistigen Lichtpunkte der Seele eines jeden Menschen auf Erden seien, hatte feste Wurzel im Geiste des Königs gefaßt, daher sein Glaube nicht nur an die damals allgemein herrschende Astrologie, sondern auch an die Aussagen der Zigeuner und Wahrsager. Es schien ihm nun in dieser bedrängten Stunde, als wäre er berechtigt, von den Sternen sein Schicksal selber zu erfragen, und als müßten diese ihm eine Antwort geben; aber kein Zeichen ward ihm, wie er gehofft.

Der König blickte immer noch hinauf. Welcher ist mein Stern? fragte er, am Firmamente unter den glänzendsten Gestirnen suchend; die drei prächtigen Sterne im Gürtel des Orion fesselten seinen Blick, doch er wandte sich ab.

Das bin ich nicht! ſprach er, ich ſtehe ja allein, allein im Siege wie im Falle, nie haben mir Freunde zur Seite geſtanden. Der glänzende Aldebaran fiel jetzt in ſein Auge, der ſeitwärts jene Sterne überragt. Biſt du es, fragte er hinaufgewandt, biſt du es, der auf einen Augenblick erlöſchen wird, wenn mein Auge bricht, um dann einer neuen Seele zu leuchten? Ja du biſt es, du biſt der ſchönſte Stern am Himmelszelt. O, du ſtehſt hoch und feſt und wirſt ſobald nicht erlöſchen.

Der Blick des Königs ſchweifte umher und der Sturm ſeiner Seele ſchien ſich gelegt zu haben, als er plötzlich den herrlichen Sirius im Aufgehen erblickte. Was für ein Geſtirn geht da auf! fragte er ſich mit Schrecken. Der ſchöne, der hellſte Stern des Firmaments wurde jetzt durch die immer wechſelnde Luft am Horizont in den verſchiedenſten Farben geſehen. Ottocar war faſt geblendet von dieſem Farbenſpiel, er gedachte an den Habsburger und deſſen aufgehende Größe. O, du trügeriſches Licht, rief er laut: du glänzeſt im Aufgehen, aber bald ſollſt Du ſchwinden, wenn mein Stern einen Strahl über dich wirft, und plötzlich ſchoß eine

Sternschnuppe, in der Nähe des Sirius schräg aufsteigend nach der Gegend des Aldebaran hin. Der König zuckte so zusammen, daß das Roß sich hoch aufbäumte; das verhängnißvolle Zeichen schien ihm unabänderlich gegeben. Verzweiflungsvoll setzte er dem Thier die Sporen ein und dieses trug ihn alsbald an die Pforte des Thurmes. —

10.

Die Unreife der Wissenschaft damaliger Zeit, die Unvollkommenheit in den Beobachtungen, ja die Unwissenheit der Beobachter selbst ließ kein geordnetes Observatorium in der Art und Weise, wie wir sie heute sehen, zu. Wie sich der Glaube damaliger Zeit zwischen den Heiligen und den griechischen Göttern und deren Einfluß durch die Gestirne, also zwischen strengem Christenthum und blindem Heidenthum theilte, so war auch die Wissenschaft nicht eine reine, sondern ein Complexus, eine sonderbare Mischung alles dessen, was man wußte. Die Gebiete, die jetzt getrennt daliegen, waren chaotisch durch einander geworfen, und der For-

scher suchte oft auf ganz fremdem Felde Aufschlüsse über Erscheinungen, die sich an Ort und Stelle leichter erklären ließen. Es war nicht eine Zeit der physischen Abenteuer allein, auch der Geist ging auf Abenteuer aus, er erfreute sich der Zerwürfnisse, der Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, die für ihn im Universum da waren, und erging sich gern in jenem Gebiete, die Schauer der Erkenntniß für die Erkenntniß selber ansehend.

Mögen wir uns daher nicht wundern, wenn wir Nicola, den Astrologen, zu der Zeit, wo der König auf dem Wege zu ihm war, in sonderbarer Situation und Umgebung antreffen. Das Gemach, in dem er sich befand, war eine Rotunde, deren Kuppel einst die des ganzen Thurmes bildete, und zu welcher man nur durch hohe, steile und enge Stiegen gelangte. Jetzt hatten Zeit und Zerstörung die Kuppel völlig abgedeckt, so daß sich der Himmel mit all seinen Sternen wie eine große funkelnde Glasglocke darüber wölbte, und sein Licht alles übergoß, und den Astrologen umgab. In der Mitte des Gemaches erhob sich eine Erhöhung, zu der ein paar Stufen führten und auf welcher stehend

man ringsherum über die Mauer hinweg den Horizont und die Auf- und Untergänge der Gestirne beobachten konnte. Ein hoher Lehnstuhl und ein Tisch davor, auf dem eine Lampe brannte, standen seitwärts der Erhöhung, und in ziemlicher Ordnung umher angebracht, sah man all jene Geräthe, die der Alchemie des Mittelalters angehörten, gemischt mit Natur- und Kunsterzeugnissen, wie Abbildungen der sonderbarsten Gegenstände, Bilder und Statuen der griechischen Götter und Göttinnen, Menschen und Thiergerippe, Destillirkolben, Sphäroide und Globen. An den Wänden und um den Tisch herum lagen große Folianten, an jedem Blatte ein Wachssiegel an einer Schnur hängend; auf dem Tische selbst war ein solcher Foliant, wenige griechische und arabische Worte, aber desto mehr Zeichnungen und verschlungene Figuren enthaltend, aufgeschlagen. Leere Pergamentblätter, in einem Scherben eine Art rother Tinte, und ein eiserner schon mit Tinte gefüllter Griffel deutete an, daß der Meister im Begriffe war die Forschungen niederzuschreiben, welche ihn hier gefesselt hielten. Das Gemach, der ganzen Strenge des Nacht- und Winterfrostes ausgesetzt, hatte nur einen Heerd

aus Steinen, keinen Kamin, der es erwärmte. Eine durch Rollen bewegliche Leinwanddecke, die vermittelst einer Schnur aufgezogen werden konnte, war am obern Gemäuer angebracht, so daß die Decke mit einem Zuge sich schloß und öffnete, und, die bewegliche Bedachung des Gemaches bildend, die Sterne bald verbarg, bald enthüllte.

Jetzt in dieser Stunde stand Nicola von einem weiten Gewande fast ganz umhüllt, so daß nur sein kahler Scheitel sichtbar blieb, auf der Erhöhung in der Mitte des Gemaches im Anschauen des Mars versunken, der seinen röthlichen Schein auf die Erde herabsandte. Tiefer und schwerer als gewöhnlich schienen die Gedanken des Gelehrten sein Gemüth zu erfüllen, seine Brust hob sich bei den Betrachtungen, die sich ihm erschlossen; denn sollte er den Sternen und den Deutern, deren Zunge er selbst war, glauben, so nahte ihm eine verhängnißvolle Stunde, in der sich sein Schicksal entscheiden mußte.

Der geängstigte Astrolog seufzte auf; er konnte nicht zweifeln, daß ihm die Sterne nicht gelogen, da er wahrscheinlich selbst eine verhängnißvolle Stunde veranlaßt hatte. Er hatte die

Zigeuner und mit ihnen Angolina zu ſich auf den heutigen Abend herbeſchieden, und doch wußte er, daß der König, der von dieſer Zuſammenkunft nichts erfahren durfte, ebenfalls auf dem Wege zu ihm begriffen ſeyn konnte, wenn dieſer nach der Erniedrigung, die er heute erduldet, noch ein Gedächtniß für die Worte, welche er am Morgen geſprochen, haben ſollte. Und doch war er der treue Diener des Fürſten, deſſen Ankunft er befürchten mußte, und doch hatte er die Nächte ſeines jahrelangen Studiums faſt nur der Erforſchung des Schickſals ſeines Herrn gewidmet und in ſeinem Dienſte Schlaf und Geſundheit hingeopfert.

Aus der gepreßten Bruſt des Aſtrologen rangen ſich endlich Worte hervor: O, ihr unerforſchlichen Sterne da oben, ſprach er mit bebenden Lippen, wenn es wahr iſt, daß mein Schickſal erfüllt iſt, die Stunden meines Daſeyns gezählt ſind, ſo verberget mir euer Antlitz nicht, wenn ich mein brechend Auge zu euch aufſchlage. Auf euch laßt mich blicken, denn ihr waret mein Schmerz und meine Luſt, mein Leben, und ach, ihr ſeid auch mein Tod! — Er ließ das Haupt auf ſeine Bruſt ſinken, und die Erinnerung der ſtillen Tage.

seiner Kindheit und Jugend ging an ihm vorüber. Ihr ewigen Sterne, sprach er mit erhobener Stimme, sich aufrichtend, ihr ewig leuchtenden Seelen der Millionen und Millionen, ihr habt auf mich in den schwersten Stunden des Lebens herabgeschaut und milden Trost in die wunde Seele geträufelt. O, wisset ihr noch, wie meiner Mutter Grab die einzige Stelle war, wo ich, der verlassene Knabe, mein Haupt hinlegen konnte? Wisset ihr noch, wie trostreich ihr mir beigestanden, wenn ich schmerzvoll mich hinwarf? In euerem Lichte ist mein Licht, das Licht des Trostes aufgegangen! Ich verstand eueren Ruf, ich wußte, wen ich ferner lieben sollte, wer mir ersetzen müßte, was das Leben mir nicht bot. Mit der Seele eines Kindes hing ich an euch, was habe ich mir aus des Lebens härtesten Prüfungen gemacht! In Hunger und Kälte habe ich mein Herz an euch gesättigt, an euch erwärmt; im Gram habe ich meine Hände zu euch empor gestreckt, um euch habe ich mich der Wissenschaft gewidmet, um euch habe ich den Lockungen des Lebens entsagt, um euch bin ich die Freuden geflohen, und die heiße Gluth im Herzen des Jünglings, die Liebe habe ich gewaltsam unterdrückt und in

Liebe zu euch verwandelt! O, ihr wiſſet es, kein weiblich Auge hat mir je gelächelt und wenn ich um das eine Weib in Schmerz vergehen wollte, hab' ich auf euch geblickt, bis die Thränen in meinem Auge vertrockneten in der Gluth der feurigen Liebe, die ich zu euch empfand! — Und welchen Schatz habt ihr mir verliehen! fuhr er nach einer Pauſe fort. Er zog eine Rolle aus ſeinem Buſen, und hob ſie mit beiden Händen hoch empor. Habet Dank! Dank, wenn der Kelch mir nicht vorüber geht und ich die bittern Tropfen des Todes verſchlucken muß. Sein und mein Geſchick habt ihr verbunden, und wenn es denn beſchloſſen iſt, ihr hohen Sterne, ſo ſeid mir gnädig in der letzten Stunde!

Die Rolle, welche er in Händen hatte, enthielt das Geſchick des Königs, zu deſſen Erforſchung er Jahre ſeines Lebens geopfert, ſie enthielt noch mehr als dies, denn ſie beſtimmte in einem Falle das Schickſal des Aſtrologen ſelber und das Eintreten dieſes unglücklichen Falles war möglicher Weiſe am heutigen Tage. Der Aſtrolog ſtieg von der Erhöhung herab und ging mit unſichern Schritten im Zimmer auf und nieder, endlich trat er vor eins der

Gerippe hin. Alter Freund, ſprach er, Du biſt ein Heimgegangener, Du ſchwebſt über jenen Sternen jetzt und haſt Dein Geſchick erfüllt; ſiehſt Du auf mich herab, auf mich, der Deine harten Ueberreſte aus dem Grabe gerettet und Dich hier aufgeſtellt, auf mich, der ich bald mich zu Dir dort oben geſellen ſoll? Er ſeufzte tief auf und zog an der Schnur; die Decke ſchloß ſich oben und nur die Lampe beleuchtete das Gemach. Noch einmal will ich leſen, was ich aufgezeichnet, noch einmal das Inhaltſchwerſte meines Thuns durchfliegen. Mit dieſen Worten ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, nahm die Rolle vor ſich auf den Tiſch und die Lampe zurechtrückend, begann er zu leſen.

Der Inhalt nahm ihn ſo ſehr in Anſpruch, daß er es nicht hörte, als die Thür geöffnet wurde und Ottocar entrüſtet und nicht in Abſicht ungehört zu bleiben, eintrat. Der Aſtrolog, von der hohen Lehne des Stuhles verborgen, las immer fort, während Ottocar, der ſich allein glaubte, auf den Tiſch zuſchritt.

Da fand er nun ſeinen vermeinten Feind, vertieft im Anſchauen eines Pergaments, das für den König unverſtändliche Charaktere und Schriftzüge enthielt. Ottocar ſah nicht den

Blick, mit dem der Astrolog die Schriftzüge durchflog, er sah nicht die zitternden Lippen, welche die leisen Worte mit Zuckungen und Bewegungen begleiteten, nicht die heiße Thräne, die hell und groß in der Wimper schwamm. Er sah nur das spärliche Haar an den Schläfen sich sträuben, und darüber die hohe nackte Wölbung des Schädels, den große Adern durchzogen, die nun voll von Blute strotzten. Des Königs Blicke schossen wie Blitze auf das Haupt, das vor ihm aus dem dunklen Mantel hervorlugte: waren es Dolche, es wäre einer genügend gewesen, den Gelehrten zu tödten; jedoch so lasteten sie nur unmerklich auf ihm, und Ottocar sah sich noch immer nicht beachtet, so daß sein Zorn innerlich immer heftiger wurde.

Jetzt jedoch begann der Mund des Astrologen, der früher lautlos zuckend die Worte aussprach, lauter zu murmeln. Es klang wie ein Klagelied, dumpf und traurig; wie ein Todtenlied, düster und grauenhaft. Bald lösten sich die Töne in Worten auf, wurden verständlich und der König entsetzte sich, als er Folgendes hörte.

O Ottocar, wie gestürzt von der Höhe bist Du! wie gefallen von Deiner Größe. Ueber

Berge ging Dein Schritt, über Meere Dein Fuß, auf Throne ſetzteſt Du Deine Ferſe und der Nacken Deiner Feinde krümmte ſich unter Deinem Tritte. Nun biſt Du hin, hin, die Welt wird Dich nicht beklagen, ſie wird jauchzen in Deinem Fall, ſie wird Dich nicht beweinen, ſondern jubeln in Deinem Sturz. Banner werden ſie aufſtellen um Deine Leiche, um Allen zu zeigen, daß der Unüberwindliche für immer dahin iſt, ausſtellen werden ſie Dich dem Volke, um zu zeigen, daß Du nie wieder erſtehſt! Die Strahlen ſind erloſchen, und werden ſich wahrſcheinlich nie wieder entzünden; aber die, welche Du verachtet, über die Du Dich erhaben glaubteſt, wie geht ihr Stern glänzend auf und ſendet Licht auf Alles, was Dein Bereich einſt war.

Ottocar ſtand zitternd, und ſeine Blicke flammten, alle Wuth des verwundeten Gemüths eines Tyrannen brach in einem Augenblicke aus, er ſah vor ſich eine Geſtalt, nicht die eines Menſchen, es war ein ſchwarzer Berg, und auf dieſem eine weiße Glatze, ſo geſpenſtig, teufliſch dünkte ihm die Geſtalt, als wäre ſie der Hölle entſtiegen. Derſelbe Aſtrolog hatte ihm zu dem Gange gerathen, und ihm Glück

verheißen, und nun ſprach er von Sturz und von niemaligem Erſtehen. Die Fauſt des Tyrannen ballte ſich, er erhob ſie zu einem jähen Schlage; ſie ſchwebte lange über dem ahnungsloſen nackten Haupte, noch zögerte ſie, doch als der Aſtrolog die letzten Worte geſprochen, fiel ſie mit Zentnerſchwere nieder.

Teufel! ſchrie der König auf.

Des Aſtrologen Haupt ſtürzte auf die Bruſt, als ſollte es ſich niemals wieder erheben. Doch endlich bewegte er ſich und in demſelben Augenblicke war des Königs Schwert auch ſchon gezückt, und die Waffe auf den ſich langſam aufrichtenden Aſtrologen gerichtet.

Der unglückliche Aſtrolog fühlte ſich tief empört über die rohe Behandlung des Königs; der Schlag mit dem Schwert ſchien ihm nun nicht mehr fürchterlich; ſo klein er von Geſtalt gegen den hohen, männlichſtarken Ottocar war, ſo ſtand er dennoch jetzt aufgerichtet und vom Stolze gehoben anſehnlich, ja hoch ihm gegenüber.

Knecht! nieder .... ſtotterte Ottocar, vor Zorn faſt ſprachlos; der Aſtrolog hob den Arm gegen ihn: Niemals Ottocar! nun und nimmermehr. Dein Geſchick erfüllt ſich und das Meine,

nun ſind wir Brüder, Söhne eines Unglückes. Dein Auge dürſtet nach Blut, hier iſt es, das Dich ſättigen wird — er deutete auf die Bruſt.

Der hohe Lehnſtuhl ſtand noch zwiſchen Beiden, Ottocar ſtieß mit dem Fuß dagegen, das ſchwere Möbel ruckte, aber ſtürzte nicht um; gelaſſen ergriff es Nicola und ſtellte es fort. Laß die unſchuldige Stätte, die mich oft barg, wenn ich mein und Dein Geſchick erforſchte, jetzt, wo es ſich erfüllen ſoll, in Ruhe.

Knecht, Verräther, Betrüger! ſchrie Ottocar gereizt durch die ſtolze Ruhe des Aſtrologen. Deine Augenblicke ſind gezählt! er ſprang auf ihn zu.

Halt ein! rief der Gelehrte, wiſſe zuvor, mein Tod iſt auch der Deine!

Elender! Das iſt Deine Ausflucht, damit willſt Du nur ſchrecken, wie es Viele Deines Gelichters ſchon gethan. Mit dieſen Worten erfaßte die Linke des Königs den armen Aſtrolog, während ſeine Rechte das Schwert über ihm bereit zum Stoße hielt. Bekenne, fuhr er fort; — bekenne, daß Du mich hintergangen, oder Du ſtirbſt durch dieſes Schwert!

Ich habe nichts zu bekennen, als daß ich Dein treueſter Diener war! ſprach Nicola, das

Geſicht zum König hinauf gewandt. Die Blicke begegneten ſich, der Aſtrolog, bleich wie der Tod, aber ruhig und gefaßt, ſah mit halb gebrochenem Auge hinauf; der König, bleich wie die Wuth, knirſchend, doch mit gerötheter Stirne, blickte mit wildem ſtieren Blicke hinab.

Kunigunde?! kreiſchte Ottocar heiſer vor Zorn, mit ſtammelnder bebender Lippe, ſprich, iſt ſie mir untreu? Du weißt es!

Fragſt Du die Sterne in ſolchem Tone?

Die Sterne nicht, den Knecht, den Verräther! Antworte!

Nicht auf die Frage, ſprach Nicola ruhig.

Die Zigeuner — ſchrie Ottocar.

Sie bringen Dir Troſt, fiel ihm Nicola ins Wort. Halt ein mit Deinem Zorn und Alles wendet ſich zu Deinem Glücke, ſie führen ein Geſchöpf Dir zu, das Dich beglücken wird!

Alſo wahr, wahr, was ich geahnet habe! Schlange, Kuppler! rief Ottocar und führte den Stoß auf die Bruſt des Armen.

Nicola ſank zur Erde, ſein Haupt kam in die Mitte des Zimmers nahe der Erhöhung zu liegen; im Falle war ſein ſchwarzes Gewand

von ihm herabgesunken, und der König erblickte ihn in weißen Todtenkleidern: Ich sterbe, hauchte er aus, und dann folgte eine Pause, die in ihrer Stille schrecklich gegen die vorigen Augenblicke abstach. In befriedigter Rachsucht wankte Ottocar einige Schritte zurück und stieß auf einen Gegenstand; er griff um sich, und erfaßte die Knochenhand des Skeletts, das klappernd hin und her schwankte, so daß das lose Gestell umsank und der Knochenmann neben den Astrologen hin fiel; im Fallen aber verwickelte das Gerippe sich in die Schnur, welche die leichte Leinwanddecke am Balken bewegte und im Augenblick, als es niederstürzte, schien es, als öffne sich der verschleierte Himmel, um die Sterne auf den treuen sterbenden Diener blicken zu lassen, der sich ihren Anblick im Scheiden von ihnen erbeten.

Das fast schon gebrochene Auge des Astrologen, der in jener Ohnmacht, die dem Tode der Verwundeten vorangeht, gefangen lag, bekam durch diesen Zufall neues Leben; Ottocar war vor Grauen und Entsetzen bis an die Wand gewankt. Nicola's Auge sah nicht nach ihm, der Sterbende sah nur die leuchtenden Welten glänzend über sich, und neben sich den

treuen Gefährten, das Skelett, das er oft mit dem Blick des Forschers, öfter noch mit dem Blick des Freundes angesehen.

Habet Dank! Dank! flüsterte er, Ihr habt mein Gebet erhöret und mir Euer Auge zugewandt in diesem meinem letzten Augenblicke!

Halb wieder von der Ohnmacht umnachtet schwieg er, während seine Hand die des Knochenmannes ergriffen hatte. Es verging eine schauerlichstille Pause, endlich erklang die Stimme Ottocars, tief, dumpf, zitternd, wie aus zerrissener Brust: Nicola! ertönte es.

Die Züge des Astrologen, schon von der Seligkeit des Todes verklärt, umflorten sich plötzlich mit einem Dunkel; die schon halbgespannten Muskeln des Antlitzes hoben sich wieder, das Leben pulste noch einmal auf bei dieser Stimme, und beim Klange seines Namens, doch brachten seine Lippen nichts als ein Wehe Dir! hervor.

Nicola! rief Ottocar nochmals und trat einige Schritte vor.

Wehe Dir, sagte Nicola schwach und mit gebrochener Stimme, wehe Dir, Dein treuester Diener stirbt von Deiner Hand und mit seinem Tode ist auch der Deinige verknüpft.

Treu, treu! fuhr Ottocar in zweifelhaftem Gefühle auf, treu, und die Zigeuner —

Die Zigeuner führen Dir das einzige Geſchöpf zu, das Dich geliebt, das Dein Herz nach allen Stürmen in den Hafen der Ruhe geführt hätte, wenn nicht Menſchenblut auf Deiner Seele laſtete, wenn Du mich nicht erſchlagen hätteſt; jetzt aber wird jenes Geſchöpf Deinen Tod herbeiführen, ſo wahr ich von Deiner Hand getödet, ſterbe. —

Er ſeufzte ſchwer auf und ſtockte plötzlich; es ſchien als ob der Geiſt entflohen wäre, die irdiſche Hülle zurücklaſſend. Ottocar ſtürzte in wechſelndem Gefühle auf ihn zu: Und jenes Geſchöpf! rief er aus.

Dein Kind! Dein Kind! ſprach der Aſtrolog mit der letzten Anſtrengung und ſank zurück, den gebrochenen Blick nach den Sternen gerichtet.

11.

Die letzten Worte des ſterbenden Aſtrologen fielen zentnerſchwer auf das Herz des Königs, der ſie nicht begriff, aber wie durch Ahnung eines Zuſammenhanges inne zu werden glaubte.

Doch bald richtete er ſich wieder auf, und der gedrückte Stolz erhob ſich zugleich in ihm. Bin ich nicht der Alte noch, der Eiſerne, deſſen Tritt zerſchmetternd, deſſen Wille unbeugſam iſt? Hat dieſer nicht als Verräther gegen mich gehandelt, da er mir Glück verkündete und mich nur Schande traf, und habe ich das Recht nicht mehr, die Treuloſigkeit zu beſtrafen? So ſprach er laut vor ſich hin, ſeinen Muth belebend. Mit immer heftigern Schritten begann er das Gemach zu durchſchreiten. Lügenwerkzeug! rief er aus, als er an einen Kolben ſtieß, und zerſchmetterte ihn mit einem Fußtritt.

Wie eine heftige That in grauſamen Naturen nur heftigere Regungen hervorbringt, ſo ſchien dieſer kleine unbedeutende Ausbruch des Zornes gegen das unſchuldige Werkzeug des Aſtrologen nur das Signal zum völligen Ausbruch deſſelben zu geben. In blinder Zerſtörungswuth ſtand Ottocar mit gezücktem Schwerte da, bereit alle übrigen Geräthe des Gemaches ebenfalls zu zertrümmern. Da erklangen die dumpfen Töne eines Liedes, einem Todtengeſange nicht unähnlich. Die Stille, die eben um ihn geherrſcht, ward ſchauerlich dadurch unterbrochen und langſam, immer näher und

näher, kamen die Töne, bis sie endlich am Fuße des Thurmes deutlich erschallten. Der König schauderte zusammen, es schien ihm ein Geisterchor, das die Leichenfeier begehen wollte. Bald aber erinnerte er sich der Zigeuner und ihrer Zusammenkunft mit dem Astrologen, und sah auch gleich darauf den Anführer derselben, die Fackel in der Hand, und ihm folgend Angolina und die Andern, in das Zimmer treten. Ein Blick auf den blutenden Leichnam des Astrologen, den der König jetzt unwillkührlich that, sein gezücktes, noch blutiges Schwert, und endlich sein blutiges Gewand, dies Alles erklärte augenblicklich den Eintretenden das Vorgegangene. Wie aus Einem Munde erhoben sie ein Wehgeschrei und mit diesem stürzte Angolina ohnmächtig zur Erde nieder.

Der Zigeunerhäuptling gewann zuerst Fassung um seine Klage in Worten auszusprechen. Er richtete sich auf, seine Gestalt schien gehobener als je, und im Tone eines Anklägers, eines Richters und Rächers wiederholte er den Wehruf und die Klage, in welche die Uebrigen zuweilen im Chore einstimmten. Wehe Dir, daß Blut vergossen hat Dein Schwert, wehe Dir, daß dieses Blut an Deinen Händen klebt,

klebt, wehe Dir, daß heute dieses Blut Dein Gewand bespritzt! Den treuen Diener hast Du erschlagen, den Forscher, der sein Leben, seine Ruhe Dir geopfert, hast Du gemordet, den Freund, der an Deinem Glücke gebaut, hat Dein Schwert durchbohrt. Dieser Fluch, im schauerlichen Tone ausgesprochen, fiel zermalmend auf das Herz des Königs. Er wankte und lehnte sich an die Erhöhung in der Mitte des Zimmers, und blieb dort, den Blick auf die Zigeuner gerichtet, die den Leichnam des Astrologen, das neben ihm liegende Gerippe, und die ohnmächtige Angolina, umstanden.

In der That war der Anblick ein entsetzenvoller, den Gemordeten, im Blute schwimmend, zwischen den grausenhaften, vergelbten Knochen des Skeletts, und der zarten, selbst in der Todtenblässe reizenden Jungfrau daliegen zu sehen; aber die Gruppe um dieselbe war noch entsetzenvoller. In Aller Augen die Gluth, auf allen Lippen der Fluch, erblickte der König jetzt noch in jeder Hand den Dolch des Rächers. Immer mehr Zigeuner sammelten sich im Zimmer, immer enger und gedrängter wurde der Raum um ihn, immer lauter, klagender der Wehruf. Durch die gezückten Dolche zum

Hogarth

Widerſtand gereizt, richtete ſich Ottocar auf. Zu ſchwach, ihren Worten zu widerſtehen, fühlte er dem drohenden Stahl gegenüber ſeinen Muth, und die Kraft ſeiner Hand erwachen, die mit dem Schwerte ihm entkräftet niedergeſunken war. Aber es war hier auf einen ſolchen Kampf nicht abgeſehen; der Zigeuner-Häuptling trat ihm entgegen, die Fackel in der Hand. Sieh her! ſprach er zu ihm, während ein Zeichen alle Uebrigen verſtummen machte, und eine grauſige Stille hervorrief: Sieh her! er beleuchtete die Züge des Aſtrologen, dieſe Stirne, ſie iſt geblichen, dieſer Scheitel iſt kahl, dieſe Wangen, ſie ſind eingefallen, dieſe Augen, ſie ſind hohl in Deinem Dienſte geworden! Dein Geſchick erforſchend, hat er des Winters Kälte, des Sommers Gluth nicht geachtet, um Dich hat er dem Leben und ſeinen Freuden entſagt, und Deiner Feinde Verſuchungen widerſtanden. Er hatte ſein Geſchick an das Deine geknüpft! Der Häuptling ſchritt jetzt dem Tiſche zu, die Pergamentrolle ergreifend, die noch aufgeſchlagen vor ihm lag. Sieh her! das iſt das Einzige, was er erſtrebt, in dieſen Zügen hat er Dein Geſchick und auch das Seine aufbewahrt, ſo ſchrecklich! daß es ſo blutig in Erfüllung ging!

Ottocar, der Gewaltthätigkeit gefürchtet hatte, war auf solche Worte nicht gefaßt. Sein Arm ließ das geschwungene Schwert sinken, und unvermögend, ein Wort zu entgegnen, stand er vor dem Greise, wie ein Verbrecher vor seinem Richter. Dieser las den Inhalt des Pergaments mit lauter Stimme. Der Astrolog hatte vieles mit Zeichen hineingeschrieben, welche dem Ziegeuner-Häuptling unverständlich waren, was er jedoch lesen konnte, bezog sich auf die Vergangenheit und Zukunft Ottocar's Die Schrift enthielt die Geschichte vom Sturz der Rosenberge, besonders aber die Entehrung Ludmilla's. — Ihr Schatten flog dem Geist des Königs gespenstisch vorüber, und immer deutlicher trat er hervor, als der Zigeuner die näheren Umstände jener Gewaltthat beschrieb. Endlich aber stand er in voller Klarheit vor der Seele Ottocar's, als ihre nächtliche Erscheinung erklärt, ihr Wahnsinn seit der Stunde der Geburt eines Kindes erzählt wurde; auch ihr Tod in Rosenberg's Armen wurde dem Könige jetzt bekannt, und was er nur dunkel geahnet, den Zusammenhang seines jetzigen Schicksals mit seiner damaligen That, wurde durch die Schrift des Astrologen zur vollen Gewiß-

heit. Jetzt aber nahm der Charakter dieſer Schrift einen heiteren und ruhigern Ton an. Das politiſche Unglück des Königs bildete freilich einen trüben Hintergrund, aber häusliches Glück, frohere, zufriedenere Tage wurden für die nächſte Zukunft ihm verheißen, und das Herannahen dieſer Tage ſtand, aus dem Inhalt des Pergamentes zu ſchließen, in des Königs eigner Hand. Nicht Kunigunde ſollte des Glückes Trägerin ihm ſeyn, wie er ſelbſt geglaubt, ein anderes Weſen war dazu beſtimmt ihm durch kindliche Liebe die Wolken von ſeiner Stirne, die Schatten aus ſeinem Herzen zu ſcheuchen. Ludmilla's und Ottocar's Kind lebte; dies ſollte ihm, wenn äußere Stürme ihn niederdrückten, zugeführt werden, und aus des Mädchens Hand, ſo hatte der Aſtrolog beſchloſſen, ſollte der Balſam des Troſtes in ſeine Seele fließen. Die heitern Tage, die ihm nun werden ſollten, waren mit der warmen und ergreifenden Farbe der Wahrheit geſchildert und erging ſich die Darſtellung derſelben in Klarheit und ziemlicher Ausführung. Doch, hieß es weiter, wenn Blut an jenem Tage, den Ottocar für den unglücklichſten ſeines Lebens halten wird, an ſeiner Hand kleben ſollte, ſo

hüte er ſich vor dieſem Kinde, denn es wird die Urſache ſeines Todes werden. Nie ſoll er es dann umfaſſen, niemals liebend ihm nahen. Eine andere in dunkle Andeutungen verhüllte Prophezeihung, knüpfte dies unglückliche Ereigniß an den Tod des Aſtrologen ſelber, deſſen beſchriebenes Leben ſtets die wärmſte und treuſte Anhänglichkeit an Ottocar darthat. Bis hierher hatte die tiefſte Stille geherrſcht; Ottocar, bald erhoben, bald wieder niedergedrückt, bald im Begriff in Zorn auszubrechen, bald wieder wehmüthig und zur Reue geſtimmt, ja oft in vernichtende Gefühle verſetzt, hatte unter dieſen wechſelnden Empfindungen in geſpannteſter Aufmerkſamkeit zugehört. Stark und heftig in ſeinem Schmerz wie in ſeinem Zorne, hielt er, als der Zigeuner geendet, ſeine Gefühle nicht länger zurück. Das flammende Auge auf den Gemordeten gerichtet, faßte er mit beiden Händen ſein Gewand, und zerriß es in wildem Ausbruch ſeines zornähnlichen Schmerzes. Mein Kind! fuhr er plötzlich auf, wo iſt mein Kind! Er hatte eine Ahnung, daß die ohnmächtige Angolina die Verheißene ſei, und in der That deuteten die Zigeuner auf dieſelbe hin, die in der Fülle ihrer Schönheit, aber bleich wie eine

geknickte Blume, noch immer vor ihm lag. Ottocar wollte auf sie hinstürzen, aber in diesem Augenblicke hatten die Zigeuner ihn umringt nnd ihre gezückten Dolche drohend gegen ihn ausgestreckt. Willig wie ein Kind ließ er sich von dem Häuptling führen, der mit ihm das Gemach verließ; die Uebrigen, von denen Einige die noch immer bewußtlose Angolina trugen, folgten ihnen. — Busso, der in schrecklicher Spannung mit den Rossen seiner am Thurme geharrt, da die Zigeuner ihm und dem Diener den Eintritt verwehrt hatten, war hoch beglückt, seinen Herrn wiederzusehen. Jedoch bevor der König mit ihm von den Zigeunern schied, waren sie noch Zeugen der Leichenbestattung des Astrologen.

Der Anblick, der sich ihnen hier darbot, war ein dem Gemüth des Königs ganz entsprechender. Im Herzen die vollste Zerstörungslust tragend, wie jeder, der Vernichtung seiner selbst in sich fühlt, war es ihm ein Labsal, die geschäftigen Zigeuner zu sehen, wie sie aus dem Walde, nach dem sich die Meisten begeben hatten, gefällte Bäume und Sträucher angeschleppt brachten, um den Thurm mit seiner Leiche und

allem Geräth, das er enthielt, den Flammen zu übergeben. Die gefällten Bäume wurden sammt den Reisern in Ordnung um den Thurm gestellt, und unter feierlichem Gesange der Zigeuner Bränder angelegt. Bald loderte die Flamme mit langen Zungen hinauf an das Gemäuer des Thurmes, während von innen ebenfalls das Holzwerk angezündet, der dicke, weiße Qualm den Sternen hinauf gesendet wurde; so stand das Gebäude da in heller Flamme und gleich einem schwarzen Schlot glühenden Rauch in die Höhe speiend. Die Dampfsäule stieg auf wie aus einer Opferflamme, den Sternen, denen der gedient, dessen Leib zu Asche zu werden bestimmt war, als Huldigung angezündet. Die leichten Wölkchen der Herbstnacht schwanden vor den aufsteigenden Flammen, die ringsum brennend, sich an der Kuppel des Thurmes vereinigen zu wollen schienen, um über dem Haupte des Erschlagenen ein feuriges, hohes Bogendach zu bilden. Busso sah bei dem schrecklichen Lichte des Feuers in das Gesicht des Königs und kaum erkannte er es, so entstellt, bleich und verstört waren die Züge; nur im Auge lauerte der unheimliche Ausdruck des Verderbens, der dem König immer eigen,

wenn ſeine Seele mit finſtern Gedanken erfüllt war.

Als das Feuer zu verlöſchen begann, hörte Buſſo ſeinen Herrn einen ſchweren Seufzer ausſtoßen, und dann dem Roſſe wüthend die Sporen eindrückend ſetzte Ottocar, von ihm gefolgt, der von den beſchäftigten Zigeunern bis dahin nicht erkannt, ihnen zum Abſchiede Drohungen zurief, den Weg durch die Nacht mit der raſenden Schnelligkeit eines von ſeinem Gewiſſen Gepeinigten und Verfolgten fort.

Kunigunde.

I.

Es war einer jener hellen Spätherbſttage, die ſo oft nach trüber regneriſcher Zeit hervorbrechen, und das Herz des Menſchen, der, ſchon gefaßt auf die rauhen Tage des Winters, auf freudige Naturblicke verzichtet hat, mit doppeltem Reiz beglücken. Die Sonne blickte auf die feuchte noch halb in Morgennebel gehüllte Erde, obgleich der Tag ſchon hervorgerückt war. Von den Blättern des königlichen Gartens hingen die Thautropfen ſchwer herab, und glänzten wie Diamanten im Sonnenlichte, doch hatte der Herbſt das Laub ſchon durchſichtig gemacht, und die Stämme halb entkleidet. Jetzt ſanken die letzten Nebel zur Erde, und wie im ſchön-

ſten Schmuck gekleidet, prangte die Natur noch einmal auf, wie zum Abſchied vor dem bald eintretenden tiefen Winterſchlaf. —

Unter den Gängen einer faſt völlig undurchſichtigen Allee ſchritt Zawiß von Roſenberg zur Seite der Königin Kunigunde, in tiefen Gedanken langſam einher. Des Gärtners fleißige Hand hatte noch nicht Zeit gewonnen, das Laub, welches der Nachtſturm abgeſchüttelt, aus dem Wege zu räumen. Die Füße der Königin ſchritten über die vergelbten Blätter dahin, während ihr Auge, auf den Boden geheftet, die zarten dahingeſtorbenen Kinder des Frühlings zu betrauern ſchien. Zawiß dagegen häufte im Vorwärtsgehen das dürre Laub vor ſeinen Schritten zuſammen, und ein bitteres Lächeln um ſeinen Mund ſchien anzudeuten, daß mehr verzweiflungsvolle als ſchmerzliche Erregung bei ihm obwalte. So waren ſie bis faſt in die Mitte der Allee gewandelt, als die Königin tief ſeufzend ſtehen blieb. — Zawiß! ſprach ſie, und ihr Auge ſchweifte in die Höhe, das Laub, uns ſonſt verbergend, es iſt dahin geſunken und hat Lücken in dieſen heimlichen Gängen gebildet, durch die des Himmels Bläue auf uns herabſchauen kann. Das Tageslicht,

das wir sonst gemieden, vor dem wir uns oft hierher geflüchtet, bricht jetzt ungescheut durch die einst so dunklen Wände. Wehe mir und Dir, wenn der Schleier der Dunkelheit jetzt völlig zu sinken begonnen hätte; wenn klar, wie das Sonnenlicht, das uns jetzt bescheint, der Blick der Welt auf uns herabschauen könnte.

Wer Kunigunde, die stolze Böhmen-Königin, früher gesehen, wo ihr Blick Gebot, ihr Ton Befehl, ihr Wort ein Richterspruch war, der hätte sie nicht wieder erkannt, jetzt, wo sie den schönen thränenschweren Blick auf Zawiß gerichtet, dastand. Dieser ergriff ihre Hand. Kunigunde, sprach er, wärest Du ein Weib, schwach und leichtgläubig wie die Andern, ich würde diese Stimmung durch Zärtlichkeit, durch Liebkosung in Dir zu vernichten streben, ich würde es versuchen, Dich vergessen zu lassen, über welchem Abgrunde wir schweben, ich würde die Tiefe, welche uns verschlingen kann, mit den Rosenblättern unsrer Liebe zu bedecken suchen, und Dein Herz mit Vergessenheit umstricken, bis wir über den Abgrund hinweggehoben, oder in dessen Tiefe gestürzt wären. Aber Du bist die Heldin, der ich klar den Felsen zeigen darf, an dem unser Lebensschiff zer-

ſchmettern kann, Du biſt das ſtarke Weib noch, das Du warſt, als ich zuerſt Dich erblickte.

Er ſah wie heftig ſie zitterte, und ſie ſanft umſchlingend fuhr er fort. Biſt Du nicht die ſtolze Tochter Galliziens noch, wenn Du auch nicht Böhmens ſtolze Königin mehr ſeyn möchteſt? — Nimm mein Bekenntniß in Dir auf, und Du wirſt ſtark werden, wie Du es ſeyn mußt. —

Er führte ſie ſeitwärts der Allee, einem Gartenhauſe zu, das von der Herbſtſonne warm und freundlich beſchienen ward. In einem kleinen Gemache, das die Ausſicht auf einen Teich darbot, der von Akazien halb eingefaßt, einen heitern und ruhigen Anblick gewährte, ließen ſie ſich nieder. Die Königin auf einem Polſter am offnen Fenſter ſitzend, und Zawiß zu ihren Füßen. Sie ſchienen ruhiger geworden zu ſeyn, und das Schweigen der Liebe, das beredter als alle Sprachen der Welt, umfing ſie mit der ſeligen Vergeſſenheit, die im Reiche der Liebe weilt. Beider Blicke ſchweiften hinaus über das glänzende, ſpielende Gewäſſer nach dem im Nebel ſchwimmenden Horizont und ſeitwärts auf die herrlichen Berge Prags, die in einen grauen Wolkenmantel ſchweigſam eingehüllt da-

lagen. Jetzt lös'te Kunigunde ihre Hand aus der Seinigen und mit neuer Erregung preßte sie dieselbe seufzend auf ihr Herz.

Zawiß! Zawiß! rief sie, wird jemals eine Stunde wiederkommen, die der jetzigen gleicht? Ottocar hat sich erniedrigt, er kehrt heim mit Schmach bedeckt, meiner Liebe niemals werth, hat er nun auch meine Achtung verloren. Ich fürchte nicht für mich, denn er muß sich scheuen mir in's Auge zu blicken, und nur mit Hohn werde ich ihn empfangen, aber ich fürchte für Dich. — Ich kenne Ottocar, er wird, um die Schwachheit, mit der er sich Rudolph gegenüber benommen hat, in dem Andenken Aller zu verwischen, sich die Opfer gierig aussuchen, auf welche er die Wucht seines Unglücks zentnerschwer fallen lassen kann, und der leiseste Argwohn gegen Dich, durch irgend einen Mund, der Dir nicht wohl will, angefacht, wird Dich dem Verderben weihen, und Du bist vielleicht schon früher verloren, als ich eine Ahnung habe, daß Dir Gefahr droht. —

Fürchte nicht für mich, Kunigunde, erwiederte Zawiß, zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um in den Ideengang der Königin einzugehen, aber vernimm

in den wenigen Augenblicken, die uns noch ungestört bleiben, ein Geständniß, das auf meiner Seele wie kalter Nebel lastet, und gespenstig jede Wärme aus Deiner Brust verscheuchen wird; doch laß mich zuvor noch einmal hören, daß Du mich liebst. Vernimm es auch von mir, daß Du mein ganzes Herz erfüllst, daß Dein Bild unwandelbar und ewig in mir fortleben wird.

Kunigunde sah ihn bei diesen Worten mit jenem Blick und Liebreiz an, der mehr als Worte spricht; seine beiden Hände mit Leidenschaft erfassend, rief sie aus: Bedarf's der Worte noch, wo schon die Blicke sprechen, bedarf es noch der Versichrung, wo ich Alles Dir geopfert! —

Zawiß richtete sich auf, und mit feierlichem, aber dumpfem Tone, der ein unseliges Innere verrieth, wie der Ton der Glocke den unsichtbaren Riß im Metall, sprach er zu der Königin, die zurück in den Polster gesunken war: Wohl, Kunigunde, bedarfs der Versicherung, wohl der Worte, denn zweideutiger als diese, sind oft des Menschen Handlungen. Der Erfolg vieler Thaten ist oft ein ganz anderer, als der Mensch ursprünglich bezweckt hatte. Der

Muth ſpielt oft mit kleinen Gefahren, dann aber, wenn ſie ſich häufen, will er ſich glauben machen, daß er das ganze Heer derſelben gekannt, welche er zu bekämpfen nunmehr gezwungen iſt. Wiſſe, Kunigunde, und wenn auch jeder Hauch von Liebe aus Deinem Herzen entſchwinden ſollte, wiſſe, Unglückliche, mich hat die Liebe nicht zu Deinen Füßen geführt, jenes edle Feuer, das des Herzens reinſtem Born entquillt, fern war es mir. Die niedre Rachſucht raunte mir den teufliſchen Gedanken ein, der zu meinem himmliſchſten werden ſollte.

Kunigunde ſah Zawiß todtenbleich vor ſich empor gerichtet. Seine Stirn flammte, aus ſeinem Auge ſchoß ein wildes Feuer und nur die große Thräne, die an der Wimper hing, mäßigte das Dämoniſche ſeines Ausſehns. Ohne auf den Zuſtand der Königin zu achten, die ſchwach und gebrochen mit bebender Lippe ſeinen Namen leiſe ausrief, als wollte ſie den Liebenden in ihm wieder hervorrufen, fuhr er fort, den Arm gegen ſie geſtreckt: Hinweg mit ſolchem Ton, mit ſolchem Blick — ich wollte Dich vernichten! Ein durch Ottocar geſchändet Weib brach, im Wahnſinn ſterbend, in meinem Arm zuſammen; alle Flammen der Hölle loder-

ten in meinem Herzen auf, und er, der Mörder, der Vernichter, er knüpfte mich an ſein Geſchick. Wie im Triumphzug man den Sclaven, ſo führte er mich, den Beleidigten, den Vernichteten an ſeinen Hof; aus meiner Harfe wollte er das Lied des Siegers kennen lernen, mein Spiel ſollte ihn ergötzen, während meine Wuth mein eignes Innere zerfleiſchen mußte. Ich ging, der Sirene gleich, um ihn beim lockenden Geſang gewiſſer in den Abgrund zu ziehen, ich habe wie ſein Hofnarr ſeiner Luſt gefröhnt, mich unter Jubelnde gemiſcht, um unbemerkt deſto ſicherer der Rache zu genügen. Da trateſt Du mir entgegen, Du, das ſtolze ſchöne Weib des ſtolzeſten Tyrannen. Dich zu verderben, wie er meine Ludmilla, das war ein teufliſcher, aber zugleich ein beſeligender Gedanke. — Zawiß hielt einen Augenblick inne, und Kunigunde, vom heftigſten Schmerz ergriffen, rief mit ſchwacher Stimme: Erbarmen! Hab' Erbarmen mit mir!

Ja wohl Erbarmen, ſchrie Zawiß, und ſtürzte auf die Kniee vor der Königin nieder. Um Erbarmen flehe ich den Himmel an, um Erbarmen für die eigne Seele! — Der Ahnen Blut kocht in mir, die hingemordeten Manen

ſchweben, Rache fordernd, um mein Lager, und ich? — Ich bin in den Rachebanden ſelbſt gefangen! Zu den Füßen eines Weibes, das ich haſſen müßte, winde ich mich in verzehrender Liebe!

Zawiß ſchwieg, mit den Händen ſein Antlitz bedeckend. Kunigunde, faſt ſtarr vor Schmerz, war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Endlich richtete er ſich auf und fuhr in hohlem Tone fort: Kunigunde, Du kennſt mich nun, und den doppelſchneidigen Schmerz, der in mir wüthet; Du weißt, wie ich mit Deinen Gefühlen ein muthwillig Spiel begonnen, wie nach und nach ſich Gift und Balſam in mir miſchten, und jenen gräßlichen Trank hervorbrachten, den zu leeren ich nun gezwungen bin! Du weißt jetzt, wie der verwerflichſte Lügengeiſt mich umzog, bei Allem, was Du Himmliſches und Hohes von mir zu hören glaubteſt. Blicke nun in meine Seele, und ſprich's noch einmal aus, daß Du mich liebſt!

Kunigunde vermochte nichts zu erwiedern, ihr Auge hatte bisher, wie im Irrſinn umhergeſchweift, während ſie ihre Hände rang, und ihr Herz unter blutigen Qualen zuſammenzuckte. Jetzt aber richtete ſie Blick und Arme nach

Zawiß hin, und rief leiſe ſeinen Namen, mit jenem Ton und Ausdruck, der es auszuſprechen ſchien, daß ſie ihn unter tauſend Qualen, unter tauſend Schmerzen noch immer liebe.

Nun denn, ſprach er, trat ihr näher, und legte ſeine Hand auf ihr Haupt, nun denn, ſo laß die Thränen verſiegen und ſcheuche den Kummer aus Deinem Herzen; blicke auf mich und was ich gelitten, und Dein Herz wird ſtark werden auszuhalten, bis die Stunde der Rache geſchlagen, die meine Seele bis an den Abgrund der Verzweiflung gebracht!

Kunigunde richtete ſich auf, ſie glaubte ihn zu verſtehen, und ihr Anblick war plötzlich ein ganz veränderter.

Zawiß wollte ihre Hand erfaſſen, ſie wich zurück. Stolz blickte ſie den Verwunderten an, und in übermäßiger Wallung, welche ſich nach und nach in heftiges Zittern verwandelte, ſprach ſie: Zawiß, das Geſtändniß der Liebe gab ich Dir, als ich Dein Herz zu erkennen glaubte, und wehe mir! daß ich es nicht verläugnen kann; aus jeder Faſer meines Daſeyns ſpricht es zu Dir, und wird es laut bekennen, ſo lange Athem dieſe Bruſt bewegt. Aber aus der Tiefe meines Herzens wende ich mich jetzt von Dir

ab, und mit aller Regung meiner Seele will ich mich emporrichten! — Ich war ſchwach, ja ich bin es noch, aber Stärke, übermenſchliche Stärke verleiht mir der ſchreckliche Gedanke, daß Du in meiner Liebe Deine Rache nicht vergiſſeſt, und in meinen Armen auszuruhen wähneſt, wenn Du mir den Gatten erſchlagen. Der Ungeliebte, ja der Gehaßte, er iſt mein Gatte noch, und wenn auch Schuld mein Herz belaſtet, ſo wäre doch, ich ſchwöre es, ſein vergoſſenes Blut an Deiner Hand die ewige Scheidewand zwiſchen Dir und mir!

Die Königin, noch vor wenig Augenblicken vom Schmerze niedergebeugt, ſtand jetzt aufrecht da in hoher Haltung und nur das Zittern ihres Körpers verrieth die heftige Erregung ihrer Seele.

Zawiß begriff ſie und ihre Gefühle ganz; ruhig trat er ihr näher. Nicht durch mich, nicht durch meine Hand ſoll er fallen, ſprach er, ſo wahr mir Dein Beſitz einſt werde, wenn ihn ſein Schickſal dennoch erreicht! Erkenne das Maaß meiner Liebe, ſie hat die Stimme der Rache in mir überwunden.

In heftiger Leidenſchaft der bis auf den Tod geſpannten Seele, umfaßte ihn Kunigunde,

da Zawiß's letzte Worte den Aufruhr in ihrem Innern beruhigten. — Wie nach wüthenden Stürmen die Stille auf dem Meere nicht sogleich eintritt, und die Schwankungen der Wasserberge erst nach und nach der Spiegelfläche Raum machen, wenn auch längst der Himmel heiter und die Luft rings umher erquickend ist, so pochte das Herz der Königin noch immer gewaltsam, während Blick und Mund schon in dem besänftigenden und beseligenden Spiel der Liebe sich erfreuten. Auch sie begann nun im Geständniß ihrer Liebe, die Geschichte derselben, wie die ihres ganzen Lebens, ihm darzulegen. Der Ruhm Ottocar's, seine Heldenthaten, die Größe seiner Macht hatten den lebhaftesten Eindruck auf sie gemacht, so daß sie beglückt war, sich als die Gattin des hochberühmten Mannes zu denken. Ihr Stolz fand auch in dem, was sie in Prag vorfand, vollkommene Befriedigung, eine andere edlere Neigung kannte sie nicht.

Da trat ihr Zawiß entgegen; unerfahren in dem gefährlichen Spiel der Liebe, vermochte sie im Anfange auch nicht zu ahnen, welch eine Macht diese einst über sie ausüben sollte. Sie gab sich den Gefühlen hin in dem thörigten

Glauben, wie in der Körperwelt, ſo auch in der geiſtigen, Herrſcherin ſeyn zu können. Erſt als die Rückkehr ihr abgeſchnitten war, als die Feſſeln ſie ſo gekettet hatten, daß jede andere Regung unterdrückt war, erſt dann lernte ſie zu ſpät einſehen, welch einer Macht ſie verfallen, wie ſtark die Bande waren, die ſie umfangen hielten.

So vergingen einige Stunden im gegenſeitigen Austauſch der Bekenntniſſe und der Verſicherungen unwandelbarer Liebe, als die fernen Töne der Glocken ihnen verkündigten, daß König Ottocar ſeinen Einzug in Prag halte. Von neuer Angſt aufgeſchreckt, ſchauderte die Königin zuſammen, und ließ Zawiß kaum Zeit, ihr die Worte zuzurufen: Sei ſtark, denk an mich und was ich in mir trage! ſo ſehr drängte ſie ihn zum Fortgehen. Bald verließ auch ſie, ängſtlich um ſich blickend, den Gartenſaal und ſuchte in ihrem Gemach ſich Faſſung zu erringen, um bei der Ankunft ihres Gemahls ihr Inneres nicht zu verrathen.

Stille unterbrach. Die Krieger sprangen auf und griffen nach ihren Waffen. „Patric!“ rief der ernste Mann, „nimm eine Schaar, jage hin von wannen der Jagdruf kommt und bringe mir Kunde.“

Sogleich wurde dieser Befehl ausgeführt, mehrere Reiter schwangen sich auf die wiehernden Rosse, und jagten schneller als der Pfeil durch die Luft, über das wilde, mit Schnee bedeckte Gestrüpp, der Gegend zu, von woher der Jagdruf erschollen war.

Nur von wenigen Kriegern umgeben blieb der Mann bei dem flackernden Feuer stehen, warf seinen Wolfspelz dichter um sich, und lauschte, ob der Jagdruf näher käme oder sich entferne. Während dem hatte ein Mann, dem Greisenalter nahe, den Zügel des fahlen Rosses erfaßt, und führte es dem Kriegsmanne zu. „Herr,“ sprach er in einem ehrerbietigen Tone, der aber doch eine gewisse Vertraulichkeit wahrnehmen ließ, „Herr, wollt Ihr nicht wenigstens Euer Roß besteigen, Ihr seyd fast ohne Begleitung hier zurückgeblieben, die Krieger, die um Euch waren, sind alle dem Jagdrufe nach, und wer weiß, wo die andern Haufen umherschwärmen. Kayslut, der Großfürst von Schamaiten muß sich nicht solcher Gefahr aussetzen.“

„Laß das Roß, Gastold,“ sagte der Großfürst, „wenn es Noth thut, schwinge ich mich rasch darauf; der Feind ahnet meine Nähe nicht.“

„Und doch sind die Ordensbrüder stets auf ihrer Huth,“ fuhr der Alte fort. „Sie sind verschlagene Feinde, die Euch oft Gleiches mit Gleichem vergalten, Ihr setzt Euch zu sehr der Gefahr aus. Der Freund Eures Vaters ist auch der Eurige und darf wohl ein warnendes Wort spre-

2.

Die Stimmung des Volkes, das den trüben, ſtillen Einzug des Königs gewahrte, an welchem man Glanz, alle ſtolze Pracht der ſonſtigen Einzüge vermißte, war in Prag eine höchſt getheilte. Bei der Menge hat der Glückliche immer das Recht auf ſeiner Seite. Einſturz des Glückes aber ruft die Manen begangener Verbrechen plötzlich auf, die Erinnerung erwacht furchtbar, wenn das Mißgeſchick ſie weckt, und ſo wurde Ottocar, nachdem er vor Rudolph gekniet, ein Tyrann von Vielen genannt, deſſen Schwäche nur der Gnade des deutſchen Kaiſers den Reſt ſeiner Länder verdanke.

Bei einem andern Theil des Volkes machte dieſes einen entgegengeſetzten Eindruck. Sie glaubten nimmermehr an die Unterwürfigkeit des Königs und ahneten in ihr nur den Anfang eines blutigen Kampfes, der um ſo gewiſſer zum Siege Ottocar's ausſchlagen mußte, als ſeine Unterwerfung nur eine Vorſpiegelung war, um den neuen Kaiſer zu hintergehen, der im Beginn ſeines Herrſchens mächtig daſtand, der aber, ſobald der Reiz der Neuheit, welcher viele Edle und Mächtige zu ihm gezogen, nachgelaſſen

haben würde, um ſo gewiſſer zu beſiegen war, je unerwarteter der Angriff ihm ſeyn würde. In Ottocar's Seele herrſchten indeſſen ganz andere Gefühle; er kehrte in ſeine Burg ein, ohne die Königin ſehen zu wollen, ja ohne einen ſeiner Diener um ſich zu leiden. Vereinſamt ging er in ſeinem Gemach mit heftigen Schritten auf und ab, mit ſich ſelbſt im Kampfe, ſeinem ganzen Daſeyn Feind. Plötzlich blieb er ſtehen. Faſſung Ottocar! rief er ſich zu, Faſſung! Du haſt einen größern Feind zu überwinden, als Du je einen überwunden — Dein eigenes Innere. Der Verrath lauert jetzt ob Deinen Schritten, und der ärgſte der Verräther iſt Dein eigenes Herz. Die Verzweiflung ſollſt Du in Dir bekämpfen, denn Dich ſelber mußt Du niederdrücken, wenn Du wieder ſiegen willſt.

Seinen düſtern Gedanken nachhängend, war Ottocar nach und nach wieder heftiger, und ſeine Selbſtgeſpräche immer lauter geworden, ſo daß der Oberkämmerer Rziczan es für ſeine Pflicht hielt, trotz Buſſo's Warnung zu ihm zu gehen. Als er in das Gemach des Königs trat, fand er denſelben zu ſeinem größten Erſchrecken das blanke Schwert in der Hand. — Entſetzt wollte er ſich zurückziehen, aber Ottocar ließ ihm dazu

keine Zeit, denn mit dem Ausruf, Knecht! Du haſt es gewagt, mich zu belauſchen! zückte er das Schwert gegen Rziczan. Dieſer war nicht fähig, ſich von der Stelle zu bewegen, und ſah ſchon im Geiſte den letzten Augenblick ſeines Lebens herannahen, als plötzlich die Hand Ottocar's inne hielt, und das geſchwungene Schwert ſinken ließ. Ha! Ihr ſeid es, Rziczan, rief Ottocar, wie aus einem Traum erwachend, wandte ſich von ihm, ſich auf einen naheſtehenden Seſſel werfend, und den Staunenden nicht weiter beachtend.

Endlich gewann dieſer Faſſung genug, um einige Worte an den König richten zu können. Herr! begann er, Ihr habt mir gewiß verziehen, wenn ich unaufgefordert vor Euch hingetreten bin, es geſchah, weil ich Euch krank glaubte, und Euer Zuſtand den Rath des Arztes vielleicht bedarf! Ottocar antwortete nicht.

Herr! begann Rziczan wieder, wenn dem nicht ſo iſt, ſo laſſet Eurem Diener wiſſen, was er den Großen des Reichs zu ſagen hat, welche in dem Reichsſaal harren, um ihren König würdig zu empfangen. Auch habt Ihr die Königin nicht geſehn, wie Ihr doch gewöhnlich thatet. Ottocar antwortete noch immer nicht.

Rziczan nahete ſich ihm bis auf einige Schritte. Herr, ſprach er in einem heimlichen Tone zu ihm, laßt uns mindeſtens wiſſen, ob Krieg, ob Friede ferner im Lande herrſchen wird, was Ihr beſchloſſen habt, oder was Ihr zu berathen denkt. Noch immer ſchwieg Ottocar. Da faßte der Oberkämmerer Muth, und berührte den Arm des Fürſten. Ottocar fuhr auf. Rziczan wollte ſeine Worte wiederholen. Schon gut! unterbrach ihn der König, ſchon gut! Schweig! Ich weiß was Du geſagt. Der Löwe iſt nicht krank, und ſage den Füchſen, daß ſie um ſeine Mähne ſich nicht ſtreiten ſollen, rüttele ihn auch nicht auf, er könnte ſonſt mit einem Blick Euch vernichten. Die Königin ſoll mich erwarten.

Rziczan ging. Ottocar legte das, vom Blute des Aſtrologen noch geröthete Schwert zur Seite. Ein Jagdmeſſer, welches er in ſeinem Gürtel trug, eine Zierde ſonſt, und wohl noch nie gebraucht, nahm er aus der Scheide und ſchleuderte es weit von ſich. Hinweg! Was bedarf der, deß Wort tödtet, der Waffe? Zu raſcher That treibt mich ſolch blanker Stahl, wie ich ſo eben geſehen, ich glaube das kalte

Eifen bringt mein Blut zum Kochen, und ich muß ja heiter ſeyn, daß ſie nicht meiner ſpotten.

Er ging jetzt gefaßten Schrittes einige Mal auf und nieder. Die Königin, ſprach er leiſe, und ſtand plötzlich ſtill, und es ſchien, als ob Flammen in ihm aufſchlügen, denn der Verdacht, den er geſchöpft, begann wieder in ſeinem Inneren zu bohren. Wild auflachend rief er: Ja! das wär' ein luſtig Stück, das du ihnen vorſpielen könnteſt, was brauchten ſie mehr, als wenn ich noch ein ſolch Unglück ihnen offenbarte. — Schweig Thor, und laß den Wurm nur in Dir nagen, ich will nicht forſchen, ich will nichts wiſſen, und wenn ich's weiß, ich will nichts richten!

In dieſem Augenblick trat ein Edelknabe ein, anmeldend, daß die Königin mit ihren Damen in dem Empfangſaale ſeiner harre. Der König zauderte einen Augenblick, endlich wollte er aus dem Zimmer ſchreiten, als der Edelknabe das Jagdmeſſer liegen ſah und es dem Könige knieend überreichte. Ottocar zuckte zuſammen, und ein wilder Blick ſchoß wie ein tödtender Pfeil aus ſeinem Auge, der den Knaben erſtarren machte.

In demſelben Augenblick hatte die Hand Ottocar's das Meſſer dem Knaben entriſſen, und mit einer Stimme, die unheilverkündend in ihrem bebenden Tone war, fragte er ihn: Wer biſt Du?

Herr, ſtotterte der Knabe, Dein Knecht, und aus der Ungarn edlem Stamm entſproſſen.

Ein Ungar! fuhr Ottocar auf, ſo hüte Dich das Meſſer jemals wieder in meine Hand zu geben. Mit einem wilden, irren Blick, grimmig die Zähne übereinander gebiſſen, wandte ſich der König, und verließ feſten Schrittes das Gemach, das Meſſer von ſich ſchleudernd. Der Knabe war entſetzt auf die Erde geſunken; das Meſſer flog über ihn hinweg und blieb in dem Boden, unweit von ihm, auf der Spitze ſtecken. —

Die Königin, von ihren Frauen umgeben, harrte unter hörbarem Pochen ihres Herzens im Empfangſaale der Ankunft Ottocar's. Die entgegengeſetzte Seite des Saales füllten die Großen des Reichs, Milota an der Spitze.

Eine bange Stille herrſchte, welche die Königin, aus deren Munde man die erſten Worte zu hören hoffte, trotz ihres Stolzes aus Beklommenheit nicht unterbrechen konnte. Verle-

gen ſchweiften die Blicke Aller umher. Die Königin war ſichtlich aufgeregt, und jeder, der von Rziczan die Gemüthsſtimmung Ottocar's erfahren hatte, zitterte vor dem Anblick des Erwarteten.

Endlich trat der König, ohne Begleitung ſeiner gewöhnlich ihn umgebenden Diener, ohne Schwert, ohne Prachtgewand, in ſeinen Reiſemantel gehüllt, mit finſtern Blicken ein. Sein Erſcheinen vermochte nicht die Gemüther zu beruhigen. Er war faſt bis in die Mitte des Saals gelangt und blieb da ſtehen, einen vernichtenden Blick auf Kunigunde werfend, die ihm nun ſtolz entgegen trat. Kaum hatte ſie jedoch das Wort: mein Königlicher Gemahl, ausgeſprochen, als die unvermuthete Frage Ottocar's, zum Theil an ſie, zum Theil an die Herrn gerichtet: Wo iſt Zawiß von Roſenberg? ſie verſtummen ließ. Keiner wagte die Antwort auf ſolche, für dieſen Augenblick auffallende Frage. Aber ſchon im nächſten Moment hatte die Königin Faſſung gewonnen, und, ohne auf die Unterbrechung des Königs Rückſicht zu nehmen, fuhr ſie fort: Ich heiße Euch willkommen! — Hier traf ſie ein durchbohrender Blick Ottocar's. — Deſſenungeachtet ſchritt

sie weiter vor, der König aber streckte plötzlich abweisend seinen Arm gegen sie aus, und bleich, wie der Tod, blieb sie stehen. Aus den Worten und dem Benehmen Ottocars errieth sie, was in dessen Innerm vorging, und entschlossen, sich keine Blöße zu geben, sagte sie in höchster Aufregung: Seitdem Ihr die Augen vor Rudolph niedergeschlagen, könnt Ihr wohl die Nähe Eurer Gattin nicht mehr ertragen? —

Hinweg! rief Ottocar außer sich, halb zur Königin, halb zu ihren Damen gerichtet, die Königin ist unwohl! Wirklich wankte diese, und die Damen, ängstlich um sie gedrängt, führten die halb Ohnmächtige aus dem Saal.

Ein Diener hatte, als der König nach Rosenberg fragte, diesen eilig aufgesucht und Zawiß trat in demselben Augenblicke in voller Rüstung an den Eingang, als eben die Königin hinausgeführt wurde. Diese gab einen leisen Laut des Schreckens von sich. Zawiß verbeugte sich tief und wartete bis die Königin und ihr Gefolge hindurchgeschritten war; dann trat er, mit scheinbarer Unbefangenheit, in den Saal, ungeschreckt vom Zorn Ottocar's. Die Befangenheit der Anwesenden war um so ge-

ſteigerter, je ſeltſamer die Begrüßung der Königin ſchon geweſen war.

Milota, das Verhältniß Roſenberg's zur Königin genau kennend, glaubte dazwiſchen treten zu müſſen, um des Königs Sinn, der, wie es ſchien, Verdacht geſchöpft hatte, auf andere Gegenſtände zu richten. Er trat hervor und wollte eine Anrede beginnen, aber Ottocar ſchritt ihm ſo heftig entgegen, daß er beſtürzt ſtehen blieb.

Ich bin nicht unter Euch erſchienen, rief er, um Euern Gruß zu empfangen, der von Vielen unter Euch aus Schadenfreude oder Furcht dargebracht wird. Schlaget nicht die Blicke nieder, ich leſe in Euern Herzen Untreue und alte Tücke. Ihr glaubet einen Gedemüthigten und Gnädigen zu finden und kommet zu heuchleriſch, um in der Huldigung nicht den Zug des Hohnes und des Lächelns ſehen zu laſſen, der um Euren Mund ſchwebt! Knechte die Ihr ſeid, weshalb ſehe ich Euch nicht auf den Knieen vor mir! —

Milota entgegnete in ruhigem Tone: Herr, Knechte ſind wir nicht, wir ſind Eure treuen Vaſallen, die Euch und Eurem Aufrufe, wie es die Pflicht erheiſcht, gefolgt waren. Eine

Kniebeugung, obgleich ein Zeichen der Unterwerfung, iſt doch keine ſolche, und wird nicht ſchwer, wenn auch das Herz nicht dabei iſt, ja oft iſt der, welcher ſich beugt, weit entfernt, unterworfen zu ſeyn. Ottocar verſtand dieſe Anſpielung und ſchien ruhig und freundlich werden zu wollen, dies lag aber nicht in Milota's Abſicht, und um den Hochmuth Ottocar's noch mehr zu ſpornen, zugleich aber den Haß der Ritter gegen ihn noch mehr zu entflammen, fuhr er fort: Wir aber, Herr, knieen freiwillig vor Euch nieder, und legen unſer Leben Euch zu Füßen, das wir bereit ſind im Sieg für unſern König hinzuopfern! Mit dieſen Worten kniete er nieder, und alle Ritter, dadurch gezwungen, thaten ein Gleiches.

Wie ein Löwe, der ſeine Beute darniedergeſchlagen, ſie vor ſich ſieht und mit ſtolzem wildem Schritt den Gegenſtand ſeines Sieges umkreiſ't, mit ſolchem Blick, mit ſolchem Schritt ging der König, wie Milota erwartet hatte, der Reihe ſeiner Vaſallen, die ihm huldigten, vorüber, ohne ihnen zum Aufſtehen das Zeichen zu geben, ein Benehmen, durch welches er gewiß keine Herzen gewann. — An dem äußerſten Ende der Reihe angelangt, kehrte

chen," setzte er hinzu, als er Kayſtuts Stirne ſich runzeln ſah, der einige Schritte ſeitwärts gehend, ſich von dem läſtigen Warner entfernte, und immer noch auf den Hörnerruf lauſchte, der jedoch ſchon lange verhallt war.

Bald kam aber ein edler Lithauer in vollem Jagen angeſprengt. „Herr!" rief er ſchon in der Ferne. „Wir haben einen herrlichen Fang gethan, ein Reh, ſchön wie Ihr noch keines geſehen."

„Erkläre Dich deutlicher, Waldat!" unterbrach ihn der Großfürſt ernſt. „Du weißt, ich liebe die Kürze."

„Als wir Eurem Befehle zufolge dem Hörnerrufe zueilten," begann nun der Lithauer, „und uns in verſchiedenen Haufen in den Wald zerſtreut hatten, traf Patric, den das Glück überall begünſtigt, auf eine ſtattliche Jägerin, ſchön wie Pagazana*), aber kaum gewahrte ſie uns, als ſie ihr Roß wendend in ſchneller Eile mit ihrem Diener davon jagte. Doch wer entginge Patric's getiegertem Hengſte; ehe ſie noch den Saum des Waldes erreichte, holte er ſie ein, ſie war ſeine Beute."

„Und der Diener?" fragte Kayſtut ſchnell.

„Einer der Unſern hatte ihn ſchon früher eingeholt."

„Gut, daß er nicht entwiſchte," ſagte der Fürſt, dem die Nachricht von der ſchönen Gefangenen doch nicht gleichgültig zu ſeyn ſchien.

„So ganz ohne Kampf iſt jedoch Patric ſeine Beute nicht geworden," fuhr der Lithauer fort. „Gleich anfangs ſahen wir in der Ferne einen Krieger von einigen

*) Eine liebliche Waidelottin (Prieſterin), Urenkelin Waidewuts, die ſich den Göttern weihte.

er um, in einem nochmaligen Vorüberschreiten sein Herz an diesem Anblick zu laben. Aber wie plötzlich verwundet sprang er zurück, als er jetzt Rosenberg an der Thüre aufrecht stehend erblickte, und mit dem heftigen Ausbruche seines Zornes flog er auf ihn zu, vor Grimm unvermögend, ein Wort hervorzubringen.

Zawiß bildete in der That einen auffallenden Contrast gegen die Andern, welche sich im Saale befanden. Alle knieten und sahen entsetzt auf den König, Zawiß dagegen stand wie eine Bildsäule, ohne die geringste Bewegung, ruhig den König auf sich einstürmen sehend. Dieser blieb erst dicht vor ihm stehen, und suchte vergebens nach Worten.

Endlich gewann er seine Stimme wieder, aber sie grollte und zitterte, und klang bald so ausbrechend, bald so heiser, daß nur die Worte: Tod und Verderben! daraus verständlich waren. Der Mantel, welcher den König umschlossen hatte, fiel jetzt, da seine Hände zitternd und zuckend vergebens nach einer Waffe suchten, von seiner Schulter, und in dem Reisegewand dastehend, das noch die Blutspuren des erschlagenen Astrologen an sich hatte, nahm sich der durch Leidenschaft entstellte Ottocar,

den

den bleichen aber feſten Zügen Zawiß gegenüber, Grauen erregend aus. Plötzlich hatte Ottocar die Faſſung wieder gewonnen: das Opfer ſchien ihm geſichert. Er wandte ſich zu den Knieenden. Steht auf, Ritter, rief er ihnen zu, und Ihr, Zawiß, warum knietet Ihr nicht? fragte er ſcheinbar ruhig dieſen.

Ich bin nicht Euer Lehnsträger wie jene, erwiederte dieſer kalt.

Nieder auf das Knie, herrſchte der König, der ſeine mühſam errungene Haltung wieder zu verlieren begann.

Welches Lehn gedenkt Ihr mir zu verleihen, Herr König, wofür ich Euch huldigen ſoll, war Zawiß's Antwort, der ſchnell eingeſehen hatte, daß ſein Verderben beſchloſſen war und daher nur mit Ehren fallen wollte. — Ottocar's ſchon auf das Höchſte geſpannte Erregung wurde durch den Hohn, der in Zawiß' Stimme und Worte lag, faſt bis zum Wahnſinn geſteigert. —

Ihr wagt's, Euch mir zu widerſetzen, Ihr! und ganz abſpringend von dem was vorgegangen war, ergriff er Zawiß' Hand, und ſie heftig preſſend ſagte er ihm mit kaum hörbarer

dumpfer Stimme: Ihr seid des Todes schuldig, nicht wahr? Gedenkt der Königin.

Das hatte Zawiß nicht erwartet; wie ein Blitz flog dunkle Gluth über sein Antlitz, verschwand aber eben so schnell, einer Todtenblässe weichend.

Ihr seid keine Memme, fuhr Ottocar fort, welche den Tod fürchtet, bekennet, daß Ihr ihn verdient habt und ich laß Euch ungestraft ziehen; sonst trifft Euch des Henkers Beil.

Wie plötzlich vom Leben durchhaucht, richtete sich Zawiß empor. Was soll ich bekennen? fuhr er auf; deute ich aber Euere Worte recht, so seid Ihr, wenn ich den Tod verdient hätte, demselben schon längst verfallen. — Wißt, König, meine Braut hieß Ludmilla!

Bei diesem Namen durchzuckte es den König, er erweckte Alles in ihm, was ihn seit dem Tode des Astrologen vernichtet; er schien fast zusammenzubrechen. Fanget ihn! bindet ihn! war alles, was er nach einigen Augenblicken den Rittern zuzurufen vermochte; aber keiner derselben hatte Lust, den Befehl des Königs zu vollführen, und das halb aus der Scheide gezückte Schwert des kräftigen Rosenberg hielt die Diener von ihm zurück. —

Bevor jedoch Ottocar, der von den Rittern umgeben wurde, die ihn zu beſänftigen ſuchten, den Befehl wiederholen konnte, ſtürzte Milota auf Zawiß zu und drängte ihn nach der Thüre, indem er ihm zuraunte: Verlaß augenblicklich Prag oder unſere Rache iſt dahin. Dieſes Wort wirkte auf den bis dahin Widerſtrebenden, und raſch verließ Zawiß den Saal. Umſonſt ſandte Ottocar ſeine Diener ihn einzuholen, er war verſchwunden und der König wüthete nun, daß ihm ſein gewiſſes Opfer entgangen war.

3.

Es war am Abend deſſelben Tages, als ſich Milota bei der Königin unter dem Vorwande, vom König eine Botſchaft an ſie zu haben, melden ließ. Ohne Aufſehen zu erregen befahl deßhalb die Königin den ſie bedienenden Damen ſich zu entfernen, und bald war ſie mit Milota allein.

Herrin, begann er, ich bin eingeweiht in die Geheimniſſe meines Neffen Zawiß — und ſo ſehr ich auch Grund habe ihm zu zürnen, ſo wenig er auch den Erwartungen entſpricht, die

ich von ihm hegte, so wenig kann jetzt ich ihn verlassen, wo er dem unausbleiblichen Tode entgegen geht, wenn ihm die Flucht nicht erleichtert wird.

Die Königin blickte ihn scheinbar verwundert an. Was Eurer wartet, fuhr Milota, ohne sich irren zu lassen, fort, wenn es verrathen wird, daß er in Euren Gemächern jetzt verborgen gehalten wird, wißt Ihr so gut wie ich. Euer Leben ist in meiner Hand; damit Ihr jedoch keine Furcht habt Euch mir zu vertrauen, damit Ihr nicht gegen mich handelt, so wißt, daß ein Rosenberg nie vergeben kann, was Ottocar seinem Geschlechte gethan. Bei diesen Worten richtete sich Milota von der ehrerbietigen Stellung auf, in welcher er vor der Königin gestanden, und Schmerz und Ingrimm zugleich umzogen die harten Züge seines Antlitzes.

Glaubt Ihr, Königin, ich habe das Blut vergessen, das Blut der Meinen, das den Boden färbte, wo unsere Ahnen groß und stolz geprangt, um dem ein Knecht zu seyn, dessen Tod allein nur jene Manen zur Ruhe bringen kann? Nur sein Verderben, sein Sturz für ewige Zeiten, kann das Ziel meines Lebens

seyn. Nicht werth ist er, als Opfer meines Grimmes von meiner Hand zu fallen, denn das Schwert der Rache heiliget das Opfer in den Augen der Welt, und löscht die blutigen Flecke seiner Thaten aus. O, nein! so rächt sich Milota nicht. Zu tausend Malen zuckte mir meine Faust, ein Stoß und es wäre geschehen. Aber dann wäre er ein entsühntes Racheopfer geworden, während ich, der Rächer, nur vor der strengen Gerechtigkeit dort oben schuldlos dastände. — So soll er nicht fallen, er muß ein Opfer seines Hochmuths, ein Opfer seiner Leidenschaft werden. Diese müssen sein Verderben herbeiführen. Zawiß, so glaubte ich, sollte mit in meinem Plane wirken, aber die verderbenden Bande, die sich knüpften und ihn immer mehr umstricken, werden von dem Könige nur zu sehr geargwöhnt, Zawiß vermag jetzt hier nichts mehr für unsere Rache zu thun, er muß fliehen; aber Ihr werdet und müßt nun mit mir eines Weges wandeln.

Die sonst so stolze Königin blickte mit Grauen auf Milota ohne ein Wort hervorbringen zu können, und bedeckte dann ihr Antlitz mit den Händen.

Doch davon ſpäter, fuhr dieſer fort, jetzt liegt mir und wohl auch Euch die Rettung Zawiß' am meiſten am Herzen. Hier ſind einige Zeilen für ihn, von mir aufgeſetzt, im Fall ich Euch nicht allein ſprechen könnte; ſie enthalten die nothwendigen Anweiſungen zur Flucht. Sein Diener wird die Roſſe bereit halten, die Zigeuner ſind durch Angolina von Allem unterrichtet, und werden ihn auf der Flucht nach ſeiner Väter Burg ſchützen. Bei ihnen wird er auch Erklärung deſſen finden, was ihm in dieſen Zeilen noch unklar ſeyn ſollte.

Die Königin, von alle dem, was ſie gehört, nur noch mehr aufgeregt, wollte einige Worte an Milota richten, aber dieſer unterbrach ſie. Ich kann, ohne Argwohn zu erregen, nicht länger verweilen. In dieſer Nacht, fuhr er mit Haſt fort, in dieſer Nacht iſt die Flucht nicht mehr möglich, erſt wenn der Morgen anbricht, mag er ſein Heil verſuchen. Bei dieſen Worten wandte er ſich, um zu gehen.

Die Königin vermochte nicht, ihn zurückzuhalten; doch fragte ſie noch: und der König?

Ich glaube, entgegnete Milota, Ihr werdet ihn bald vor Euch ſehen, und entfernte ſich dann eilig aus dem Gemach. Die Königin hatte

kaum ſo viel Faſſung, das erhaltene Papier zu verbergen, als ihre Damen eintraten. Neugierig fragten dieſe nach dem Befinden des Königs, aber vergebens; die Königin beantwortete keine Frage. Sie ſetzte ſich ſeufzend in einen Seſſel und blieb daſelbſt in tiefen Gedanken verſunken.

Die Ampel brannte trübe im Zimmer. Die Edeldamen zogen ſich an das hohe Bogenfenſter zurück, und verſuchten, die Zeit und ein Grauen, das ſie alle befangen hielt, leiſe hinweg zu plaudern. Doch bald verwandelte ſich das leiſe Geſpräch in ein lauteres, da ſie gewahrten, daß die Königin ihrer nicht achtete.

So kam die erſehnte Stunde heran, wo ſie hoffen durften entlaſſen zu werden, als plötzlich die Thür ſich öffnete und der König haſtig eintrat. Entſetzt ſprangen Alle auf, und die Königin, aus ihren Träumereien aufgeſchreckt, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus. Es erfolgte eine ſtille Pauſe, in welcher Alle nur ſchwer athmeten. Der König unterbrach dieſen peinlichen Augenblick, indem er mit befehlender Stimme ſagte: Ich habe mit der Königin allein zu ſprechen, worauf die Damen, froh,

ſich entfernen zu dürfen, eilig das Gemach verließen.

So unglücklich ſich auch Kunigunde vor dem Eintritte ihres Gemahls, in dem Bewußtſeyn ihrer Schuld gegen ihn, gefühlt hatte, ſo vergaß ſie doch, dem gebietenden drohenden Weſen des Königs gegenüber, dieſes Alles. Der Gedanke an die ihr zugefügte Schmach und Erniedrigung im Empfangſaale, im Beiſeyn aller Ritter, rief ihren ganzen angebornen Stolz wieder hervor. Sie richtete ſich auf, und mit der ihr eigenen Hoheit und Würde trat ſie dem Könige entgegen. Ottocar hatte ſich geſammelt, um ruhig zu ſcheinen; doch der Ton ſeiner Stimme ließ nur zu deutlich ein verhaltenes Gewitter ahnen. Er ſtand vor der Königin und faſt eine Minute verging, in welcher nur die gegenſeitigen Blicke einander trafen. Endlich ſagte er: Ich bin nicht gekommen um Dich zu richten, Kunigunde, ſondern um Dein Urtheil aus Deinem eigenen Munde zu hören! Setze Dich! fügte er mit unterdrückter Heftigkeit hinzu.

Mich zu richten? erwiederte die Königin mit verächtlichem Tone, wandte ſich von ihm ab und ſchritt an das Bogenfenſter, durch die trü-

den Scheiben in die finstere Nacht hinausblickend.

Ottocar's Zorn wallte auf, und die Nichtachtung seines Befehls machte ihm jede erzwungene Fassung unmöglich; mit wüthender Stimme rief er: Kunigunde! Hast Du nicht vernommen, daß Du Dich setzen und mir Rede stehen sollst?

Die Königin wandte sich um und sagte mit Stolz: Ich werde mich setzen, weil es mir gefällt und zusteht, aber Eure seltsamen Drohungen und Befehle würden mich nicht dazu bewegen! Mit diesen Worten ließ sie sich in einen, in des Königs Nähe befindlichen Sessel nieder. Der König setzte sich in scheinbarer Ruhe ihr gegenüber und begann: Wäre ich der Tyrann, der Grausame, wie mich meine Feinde nennen, so würde ich Dein Andenken mit Deinem Blute verwischen, und jede Spur Deiner Schuld mit Dir in die Tiefe der Erde versenken; doch ich will versuchen mild zu seyn, denn es ist ja mein Weib, die schuldbeladen vor mir steht. — Der Zorn übermannte ihn bei den Worten, plötzlich hielt er inne, die Muskeln seines Gesichts zuckten, während seine Augen Blitze schleuderten. Er sprang auf, alle erzwungene Mäßigung

Reisigen gefolgt, den wir sogleich an seinem flatternden Mantel für einen Ritter des Ordens erkannten. Er eilte im scharfen Trabe der Dirne entgegen, sobald er aber uns ihr nahen sah, legte er die Lanze ein, stürzte sich im vollen Jagen auf uns, rannte den Ersten nieder, zog sein Schwert, die Reisigen thaten ein Gleiches, und trotz unsrer Uebermacht hieb er wacker um sich und suchte die Dirne zu befreien. Selbst als die Seinen schon neben ihm gefallen waren, griff er Patric wüthend an und focht wie ein Bär; plötzlich aber, ohne daß wir die Ursache begriffen, wandte er sein Roß, machte sich Bahn und floh."

„Und Ihr ließet ihn entfliehen?" rief der Großfürst zornig.

„Wir jagten ihm nach, aber sein schnelles Roß konnten wir nicht einholen, es sagte als verfolge es Giltine*), und da wir in seinem sonderbaren Benehmen eine List vermutheten, so ließen wir vom Verfolgen ab."

„Memmen!" sagte Kaystut zornig, zog ein silbernes Horn unter seinem Wolfspelz hervor und stieß dreimal hinein; dann schwang er sich auf sein bäumendes Roß, und die Stirn gerunzelt erwartete er seine Kriegerschaaren, die jetzt, auf den Ruf ihres Fürsten, von allen Seiten herbeiströmten.

Auch Patric kam, noch aus mehreren Wunden blutend, mit seiner schönen Beute; Kaystut beachtete sie anfangs nicht. „Ich wollte Du hättest mir statt der Dirne den Ordensbruder gebracht," sagte er unwirsch, „nun

*) Die Todesgöttin.

war dahin, und nach ſeinen Waffen um ſich greifend, ſchrie er: Höllenverdammniß über alle Verſtellung! Geſteh es ein, daß Du ſchuldig biſt!

Kunigunde war ebenfalls aufgeſprungen. Ich weiß nicht, was Ihr von mir begehrt; nur ſo viel ſehe ich, daß Ihr alle mir ſchuldige Achtung vergeßt, und ehe Ihr mich mißhandelt, nehmt lieber dieſen Dolch und tödtet mich. — Mit dieſen Worten zog ſie einen zierlichen Dolch aus ihrem Gürtel und reichte ihn dem höhniſch Lächelnden hin. Nun, rief ſie gereizt, nimm ihn hin und vollführe die große That, und morde, wenn Du den Muth dazu haſt, die ſtolze Böhmenkönigin, die Du durch Deine Erniedrigung ſchon entehrteſt. Einen Helden glaubte ich in Ottocar zu beſitzen. Betrogenes unglückliches Weib, einen Feigen haſt Du vor Dir, der auf den Knieen erbettelte, was ſein Schwert ihm erhalten konnte!

Wie ein Funke, plötzlich auf Pulver fallend, die ganze Maſſe um ſich her in eine helle Flamme verwandelt, ſo ſchien die Erwähnung ſeiner Unterwerfung vor dem Kaiſer, alles Blut Ottocar's in wildes Feuer verwandelt zu haben. Er ſprang zurück, wie zu einem Zweikampfe

ſich rüſtend; Kunigunde aber rief in höchſter Aufregung: Komm heran, Du Held! doch thue die That nicht hier, wo wir allein ſind, laß Deine Diener, die Zeugen waren wie Du die Füße Deines Feindes küßteſt, es ſehen, daß Du ein tapferer großer Held biſt, der mit ſeines Weibes Waffe dieſe durchbohren kann! Mit dieſen Worten eilte ſie nach den Thüren und riß ſie auf. In den Nebengemächern hatte der überlaute Streit ſchon Lauſcher herbeigelockt, auch die Edeldamen, noch ihrer Gebieterin harrend, waren da, und ſo füllte ſich jetzt das Gemach ſchnell mit Frauen und Dienern, die ſtumm und entſetzt das Schreckliche mit anſahen.

Ottocar ſtand, den zierlichen Dolch ſeiner Gemahlin in der Fauſt, wie ein Steinbild, einen mächtigen Rachegott darſtellend, den Arm zum Stoß erhoben, in der Mitte des Zimmers; Kunigunde ihm gegenüber, die Bruſt dem Stahl darbietend, einer Amazone gleich, die das Leben verſchmäht, welches ihr der Sieger zu ſchenken Willens iſt.

Jetzt trat auch Milota ein. Mit einem Blick erklärte er ſich den ganzen Vorfall und ſuchte ſogleich die Uebrigen aus dem Gemache zu entfernen; dann zu dem königlichen Paar

tretend, ſprach er: Mein Herr und König, Euere Feinde würden ſagen, wenn ſie Euch jetzt ſähen, Ottocar ſei vor Schmerz, wie ein gekränktes Weib, in Wahnſinn ausgebrochen und wüthe gegen die, ſo er beſchützen ſoll. Der Stahl findet in Eurer Hand die rechte Stelle, er wird Euch wiedergeben, was Euch jetzt gebricht, die Ruhe und den Sieg über Eure Feinde. Sich dann zur Königin wendend fuhr er fort: Zieht Euch in Eure innern Gemächer zurück, Frau Königin, denn Euer Anblick, der Euern Herrn und Gebieter ſonſt entzückte, ſcheint heute, aber gewiß ſchuldlos, ſeinen Zorn zu erregen.

Die Königin, einſehend, daß durch die längere Anweſenheit ihres Gemahls und die Aufregung, in welcher ſich der ganze Hofſtaat befand, leicht Zawiſſen's Zufluchtsort entdeckt werden könnte, folgte der Weiſung Milota's. Sie neigte ſich ſtolz vor dem Könige und verließ das Gemach, aus welchem ſich Ottocar, mit ſich ſelbſt unzufriedener als je, von Milota begleitet, auch ſogleich entfernte.

Die tiefſte Ruhe folgte bald im Schloſſe der lauteſten und ſtürmiſchſten Bewegung. Das Gemach der Königin, der Schauplatz ſo heftiger Auftritte, war jetzt einſam, und erſt als die

Mitternachtsſtunde längſt vorüber war, wurde die Stille durch leiſe ſchleichende Schritte wieder belebt. In der tiefſten Dunkelheit, ſchweigend, nicht durch das geringſte Zeichen ſich verrathend, traten zwei Perſonen ein; ſie preßten die Hände feſt an einander, eine innige Umarmung folgte, dann ein zitterndes, bebendes Lebewohl, worauf ſie ſich nach verſchiedenen Seiten eben ſo leiſe entfernten und die frühere Ruhe wieder eintrat.

4.

Wild rauſchte der Sturmwind durch den Humwald, kaum daß die alten tief gewurzelten Eichen ihm widerſtehen konnten. In der Ferne rollte der Donner und ſcheu flüchtete das Wild nach ſeinen Höhlen. Aber unbeweglich, ſich um die empörte Natur wenig kümmernd, ſaß Angolina ohnfern eines breiten gebahnten Weges auf dem abgehauenen Stamm einer Eiche, Pfeil und Bogen in der Hand, die treue Dogge neben ſich, und ſchien auf etwas zu harren. Um ſie lauerten einige Zigeunerburſchen, alle, gleich ihr, mit Bogen und Pfeil und einem kurzen Schwerte bewaffnet.

Ischenko! raunte sie jetzt dem jungen Zigeuner zu, der ihr am nächsten war. Lege Dich auf die Erde und horch, ob Du nicht den Hufschlag von Rossen hörst. Der Zigeuner gehorchte, und bald rief er ihr zu: Ich höre Reiter sich nahn, doch sind es nicht viele.

Gelobt sei Gott! rief das Mädchen, und gab durch Pfeifen ein Zeichen; die Zigeuner sprangen auf, und eilten einem Dickicht zu, das den Weg durchschnitt; selbst an dessen anderer Seite ward es lebendig, denn hier und da tauchte ein Zigeuner aus seinem Verstecke auf.

Es dauerte nicht lange, so sah man einen Geharnischten auf schwarzem Rosse mit einem Diener herbeijagen. Die Rosse trieften vom Schweiß und kaum trieben die Sporen sie noch von der Stelle. Der Reiter war Zawiß von Rosenberg, welcher, als er das Mädchen erblickte, freudig ausrief: Angolina, find' ich Dich hier! Er wollte von seinem Rosse abspringen, aber das Mädchen hielt ihn zurück. Eilt, so rasch Ihr auf Eurem müden Thiere könnt, nur immer weiter, Eure Verfolger sind gewiß Euch nahe.

In dieſem Augenblick ſprang Iſchenko von Neuem auf. Herrin! rief er, es nahen viele Roſſe, ich hörte deutlich das Stampfen ihrer Hufe!

Deshalb ſchnell fort, Ritter von Roſenberg! rief Angolina. Lebt wohl! mit Gott ſeid Ihr bald vor Euren Verfolgern ſicher! Sie gab von Neuem ein Zeichen; die neugierigen Zigeuner, welche aus dem Dickicht und hinter mancher ſtarken Eiche hervorgelugt hatten, verſchwanden plötzlich; auch Roſenberg gab ſeinem alten Streitroß die Sporen, das, ſeine letzten Kräfte anſtrengend, dahin jagte.

Kaum war der Flüchtling dem Auge entſchwunden, als man auch ſchon einen Haufen Bewaffneter, wohl an zwanzig Mann, heranſprengen ſah. Angolina verbarg ſich hinter einem dicken Eichſtamme, legte einen Pfeil auf die Sehne ihres Bogens, die Sehne ſchwirrte, der Pfeil flog ziſchend durch die Luft und das braune Roß des Anführers ſtürzte zu Boden. Hinter allen Bäumen, aus jedem Buſche hervor ſauſten die Pfeile, Roß und Mann verwundend, oder tödtend; von allen Seiten eilten jetzt, die kurzen Schwerter gezückt, Zigeuner herbei, warfen ſich über die noch Lebenden, und opferten ſie, trotz Angolina's Bitten, dem Tode.

Nur den Anführer, es war Busso, dessen Pferd sie selbst getödtet, vermochte sie zu retten.

Als sämmtliche Zigeuner sich auf dem Wahlplatze versammelt hatten, und sich über die schönen Rosse freuten, von denen zwölf in ihre Hände gefallen waren, denn die Bogenschützen hatten nicht, wie Angolina, auf die Rosse, nur auf die Reiter ihre Pfeile gerichtet, traten auch die Weiber, welche unlängst dem Könige prophezeit hatten, hinzu. Kaum aber erblickten sie Busso, der, zähneknirschend, gebunden in der Mitte vor ihnen stand, als sie ein Freudengeschrei erhoben. Ei, willkommen, gestrenger Herr! rief die zweiäugige Zukunft ihm zu, willkommen! Ihr kommt zur rechten Stunde, daß meine Kunst nicht zu Schanden werde. Knüpft ihn an jenen stämmigen Baum auf, damit sein klapperndes Gebein die Krähen verscheuche und zur Warnung diene, keiner vom Geist der Wahrsagung Ergriffenen zu spotten.

Busso hörte diese Drohung ruhig an, Angolina aber, vom edlen Gefühl überwältigt, zog ihr kurzes Schwert. Der Mann ist mein Gefangener, wage es Keiner, ihn anzurühren! Die jungen Zigeuner zogen sich auf diese drohenden Worte zurück. Da trat der alte Haupt-

mann hervor, ſtrich ſich unmuthig den langen, weißen Bart. Angolina! rief er befehlend, laß Dein Schwert in der Scheide ruhn, und kümmere Dich nicht um das Schickſal dieſes Mannes.

Angolina gehorchte nicht; ſie blieb wie ein Cherub vor Buſſo ſtehen. Der Häuptling trat jetzt noch näher zu ihr heran. Angolina, ſprach er, ihn trifft Deinet- und ihretwegen, die Du einſt heiß geliebt, der Tod; er trägt einen groſſen Theil der Schuld von Ludmilla's Unglück. Bei der Erinnerung an dieſe theure Dahingeſchiedene, die ſie, von dunkler Ahnung getrieben, immer wie eine Mutter geliebt hatte, ſank das Schwert aus Angolina's Hand, und Buſſo ward nun von den Zigeunern umringt. Du feiler Helfershelfer des Tyrannen, wandte ſich der Hauptmann zu ihm, kennſt Du dieſe Stätte wo Dich das Verhängniß ereilt? Sieh um Dich!

Buſſo that es, und wirklich ſchien ihm der Ort nicht unbekannt; er rief ihm dunkele Erinnerungen ins Gedächtniß. Doch der Hauptmann ließ ihm nicht Zeit und ſuchte ſeinem Gedächtniſſe zuvorzukommen: Gedenkſt Du noch, Buſſo, fuhr er fort, wie Du mit Deinen Genoſſen vor

Jahren an eben dieſer Stelle mich niederſchlugeſt und die Jungfrau mir entriſſeſt, um ſie der wilden Luſt des Königs zu überliefern? —

An Buſſo's Erbleichen ließ ſichs entnehmen, daß er wohl des erwähnten Vorgangs ſich erinnere. An derſelben Stelle wird die Rache Dich ereilen! fügte der Hauptmann kurz hinzu, und auf ſeinen Wink wurde der Gefeſſelte ergriffen, und bevor noch Angolina Zeit hatte, aus der Nähe zu fliehen, fand Buſſo ſchon den Tod an einer ſtarken Eiche.

Als er geendet und zwiſchen Himmel und Erde ſein luftiges Grab gefunden hatte, gab der Hauptmann die weiteren Befehle, ließ die Todten zur Erde beſtatten, die erbeuteten Waffen wurden auf die Roſſe geladen, und alle Anſtalten zum Weiterziehen getroffen. Er gab das gellende Zeichen zum Aufbruch, und bald ſetzte ſich der Zug, geſchloſſen und geordnet, in Bewegung.

Auf dem alten Schloſſe der Roſenberge ging es heute, nach langer Zeit einmal gar lebhaft zu. Zawiß kam in den Hof geſprengt und der alte Schloßwart ſchien vor Freude wieder jung zu werden, als er den Sohn ſeines geliebten Herrn bewillkommte.

So habt Ihr doch Eure Väter nicht vergessen in der Lust des Hoflebens, worin ich Euch versunken glaubte! jauchzte er auf. Ja, Herr, Ihr seid ein würdiger Sohn würdiger Ahnen, ich hab' es immer behauptet, und wenn Euch auch die Welt verdammte. Ihr werdet das Blut der Euren nicht ungerächt lassen.

Zawiß erwiederte hierauf nur kurze Worte und übergab dem Diener das Roß. Mein treuer Alter, sprach er dann, das Blut der Ahnen kocht in mir, aber ich werde die Rache nicht so vollführen, wie ich gedacht; das Geschick scheint es nicht zu wollen; ich bin ein Flüchtling, werde mich zu dem Kaiser begeben, und vielleicht bald im ritterlichen Kampfe auf andere Weise meinen Rachedurst stillen können, gewiß aber nie diese Mauern, diese geborstenen Zinnen und diese Trümmer meiner väterlichen Besitzungen vergessen, die so Vieles, was ich liebte, einschließen. Er begab sich in das Schloß, wohin ihm der alte Diener kopfschüttelnd folgte, nachdem er noch zuvor das Roß, so gut es anging, untergebracht hatte.

Sein Diensteifer wurde durch die Nachricht von der baldigen Ankunft der Zigeuner noch mehr erhöht, und ein bewegliches Leben durch-

ist mein Vorhaben vereitelt, und wir finden die Besatzung nicht unvorbereitet. — Nun so wollen wir es mit Percunnas*) wagen, durch Gewalt zu erringen, was durch List geschehen sollte. Gastold, sammle die Krieger, und sind sie beisammen, dann ziehen wir vor die Johannisburg. — Wie weit ist es noch bis dahin Dirne? als Jägerin mußt Du die Wege kennen," wandte er sich jetzt zu der Gefangenen.

„Auf flüchtigen Rossen erreicht ihr sie bald, noch kürzer wird Euch der Rückweg dünken," erwiederte das Mädchen, die Kayslut jetzt mit Verwunderung betrachtete, denn wahrlich ein schöneres Weib hatte er noch nicht gesehen. „Wer bist Du?" fragte er, sie mit seinem flammenden Auge unverwandt anschauend.

„Bernuta ist mein Name; ich bin die Tochter des preußischen Witbings**) Walgune," erwiederte sie stolz.

„Und der Ordensritter, der Dir folgte, und Dich zu befreien so mannhaft kämpfte?" fragte der Fürst.

„Mannhaft kämpfte und mich in Eurer Gewalt ließ!" erwiederte sie bitter lachend. „Es war der Ordensbruder Werner von Windecken, so wie ich vermuthe."

„Du scheinst sehr stolz, Bernuta!" sagte nach kurzem Schweigen der Fürst, sie bewundernd und immer aufmerksamer betrachtend.

„Ich scheine es nicht allein, ich bin es!" erwiederte sie.

„Für eine Gefangene, für eine Sklavin fast zu stolz."

---

*) Der Donnergott der Preußen und Lithauer.

**) Edler.

waltete mit einem Male das ganze Schloß, das ſonſt verſtummt und finſter wie in Trauer da-lag. Die Waldbewohner trafen auch bald ein, an ihrer Spitze Angolina in männlicher Tracht, mit Pfeil und Bogen und einem Schwerte ge-ziert. Aber der ſo fröhlich ſich fortbewegende Zug ging jetzt trübe einher, und ein Gedanke ſchien den ganzen Zigeunerſtamm niederzudrü-cken. Auch Angolina ſchien davon ergriffen, denn ihr Schritt, ſonſt leicht und raſch, war unſicher; ſie ging, das ſinnige Auge auf den Boden geheftet, in ſichtbarer Betrübniß an der Seite des greiſen Häuptlings einher. — Er hatte ſich lange mit ihr unterhalten, und, ohne ihr nähere Auskunft zu geben, ſie auf ihr letz-tes Lebewohl, das ſie bald ihnen Allen auf im-mer zurufen ſollte, vorbereitet.

Ein banges drückendes Gefühl preßte ihr Herz zuſammen, wenn ſie daran gedachte, daß ſie an Zawiß's Seite leben, daß er ihr den Weg bezeichnen ſollte, den ſie zu wandeln habe. Sie fühlte, wie in der Einſamkeit und Stille des Waldes, ebenſo wie im Kampf und im Wechſel des Zigeunerlebens ihre Neigung zu Zawiß eine andere, von aller Leidenſchaft freie Liebe geworden ſei, und ſie zitterte bei dem

Gedanken, daß, an seiner Seite lebend, die kaum gedämpfte innere Gluth wieder zur Flamme ausbrechen könnte.

Jetzt zogen sie in den Schloßhof, und der gastliche, freundliche Empfang nahm die übrigen Stunden ein, so daß der Abend herangekommen war, bevor Zawiß den eigentlichen Endzweck ihres Kommens kennen lernte. Als die Nacht bereits weiter vorgerückt war, wurde er von dem Zigeuner-Häuptling aufgesucht, und Beide gingen nun in die Capelle, um daselbst ein wichtiges Gespräch zu führen.

Das Dunkel derselben wurde nur durch den schwachen Schimmer einer Lampe so weit erhellt, daß die nahe bei einander Stehenden sich gegenseitig ins Auge fassen konnten. Alles um sie her erschien in dem ungewissen Halblichte einer trüben Mondnacht. Dazu pfiff der Wind durch die Risse des Gemäuers, und vom Schlosse her hörte man ihn in den Kaminen schrillen, und dann und wann einzelne Steine aus den gelockerten Zinnen und Mauern zur Erde schleudern.

Herr, begann der Alte, in dieser Stunde werde ich meine letzte Pflicht gegen die Verwigte, die hier ruht, erfüllen; er deutete bei

dieſen Worten auf das Grab Ludmilla's, ich werde das theuerſte Gut, das die Unglückliche beſaß, und was ſich jetzt in meinen Händen befindet, nunmehr Eurem Schutz übergeben, wenn Ihr mir den Eid leiſten wollt, es zu ſchützen und zu ſchirmen.

Hört aufmerkſam auf das, was ich Euch zu ſagen habe, Herr Ritter, fuhr der Greis fort, als Roſenberg, verwundert, nichts erwiederte, und begann nun in leiſe murmelndem Tone, ſo daß es wie eine Geiſterſtimme klang, ſeine Erzählung. Unſer Stamm war, wie Ihr, Zawiß von Roſenberg, es wißt, ſtets Eurem Geſchlechte zugethan, wir waren Euch ſtets zur Seite, wenn es galt, für Euch Blut und Leben einzuſetzen, denn Ihr hattet uns nie Euren mächtigen Schutz entzogen, wenn Verfolgungen uns drohten. — Ihr könnt daher denken, daß, als vor Jahren einer unſerer jungen Zigeuner, der zur Burg Eures Ohms entſendet worden war, mit der Nachricht zurückkehrte, Ludmilla ſei gewaltſam von der Burg geraubt, wir alles aufboten, die herrliche aufblühende Jungfrau ihren Räubern zu entreißen. Wir vertheilten uns in kleine Haufen, durchſtrichen die uns wohlbekannten Waldungen, und mir

der ich damals noch nicht das Haupt des Stammes war, wurde das Glück, mit meinen Leuten auf die Entführer zu stoßen; schon wichen die Räuber, Ludmilla war schon in meinen Händen — da erschien Busso, der das Bubenstück ausgeführt hatte, mit einer frischen Schaar, ein Bolzen drang durch meine rechte Schulter, ein Hieb Busso's streckte mich bewußtlos nieder, die Meinigen entflohen oder wurden getödtet, und Ludmilla wurde von dem bübischen Busso dem Könige überliefert. — Nun Busso hat heute seinen Lohn dafür empfangen, unterbrach sich selbst der Zigeuner, und Ottocar wird auch der Rache nicht entgehen!

Wie Ottocar gegen die Unglückliche handelte, wißt Ihr, fuhr der Häuptling, den Faden der Erzählung wieder anknüpfend, fort, aber das habt Ihr nie erfahren, daß, als Ludmilla den Ihrigen zurückgesendet und in Folge ihres fürchterlichen Schicksals wahnsinnig wurde, sie ihrem Wächter entfloh und bei uns sich wochenlang aufhielt. — Sie genas bald nach ihrer Ankunft eines Kindes, das wir behielten, da sie in den lichten Augenblicken, welche sie nach ihrer Niederkunft hatte, uns flehentlich beschwor, uns des Kindes anzunehmen, und es

weder dem Könige noch ihren Verwandten, die es haſſen würden, auszuliefern. — In ſpäterer Zeit würde ſie es ſelbſt wieder von uns fordern. —

Wir haben getreulich erfüllt, was wir verſprochen, aber Ludmilla hat nie mehr ihres Kindes gedacht; oft hat es ihre traurigen Tage ihr erheitert, ſie hat ſich aber nie ſeiner erinnert, denn wiſt, dieſes Kind iſt Angolina!

Angolina ihre Tochter! rief Zawiſ, der bis dahin von den widerſtreitendſten Gefühlen beſtürmt und in Träume verſunken lautlos der Erzählung des Alten zugehört hatte. Wie, Angolina Ludmilla's Tochter!

Ja, wie ich Euch geſagt, Angolina iſt ihre, iſt Ottocar's Tochter, erwiederte der Häuptling. Doch hört weiter, fuhr er fort. Als darauf Euer Geſchlecht durch die Willkühr und Ungerechtigkeit Ottocar's von ſeiner Höhe herabgeſchleudert wurde, und ſein Fall das Verderben aller derer, die ihm angehangen, nach ſich zog, ward unſer Stamm auch hart verfolgt. Manche der Unſrigen ſtimmten ſchon für Auswanderung nach dem fernen Siebenbürgen, aber der Wunſch,

sich zu rächen, der in mir und vielen Andern kochte, so wie die Verheißung unserer Weiber, welche die Vergangenheit deuten und die Zukunft vorhersehen: daß Rache uns werden würde, hielt uns zurück, und der dichte Hum-Wald schützte unsern Stamm vor gänzlicher Vernichtung.

In unsern Streifzügen fingen wir einige Jahre darauf einen Mann, von dem wir glaubten, er wolle unsern Aufenthalt auskundschaften. Wir hatten uns jedoch geirrt; es war der Astrolog Nicola, der von einer Reise, zu Ottocar, der seiner stets bedurfte, zurückkehren wollte. Er gefiel sich bei uns, und blieb daher einige Zeit in unserer Mitte. Er ließ sich unsere Kunst, wahrzusagen, mittheilen, und wir hatten Gelegenheit seine Gelehrsamkeit, mehr aber noch sein edles Gemüth kennen zu lernen und zu bewundern.

Bald gewann er so viel Macht über uns, daß er unser Thun und Lassen zu leiten vermochte. Er erfuhr alle unsere Geheimnisse, daher auch das Ludmilla's. Er befahl uns darauf, jeder thätlichen Rache zu entsagen und Angolina, dem Willen ihrer Mutter gemäß,

bei uns zu behalten. Wir blieben in steter Verbindung mit ihm; er hat uns viel Gutes erwiesen, wir haben aber auch im Geheimen viel für ihn gewirkt, bis wir ihm die letzte traurige Pflicht — ihn zu bestatten — erfüllen mußten, als er von Ottocar erschlagen ward. — Auf Nicola's Geheiß, nach seinem Willen, übergeben wir Euch heute die Tochter der hier ruhenden Unglücklichen als Euer Erbtheil, auf daß Ihr sie beschützt, und sie auszuführen vermag, wozu das Schicksal sie nach dem Spruch des Astrologen erkoren hat. —

Ja übergebt mir Angolina, rief Zawiß nach einigen Augenblicken, in denen er der Königin gedachte; es ist meine Pflicht, die Tochter Ludmilla's zu beschützen, und Niemand wird mir es verwehren können, es zu thun, und selbst Kunigunde mir es nicht verargen. —

Der alte Zigeuner schüttelte unwillig das Haupt und sprach: Es thut mir leid, daß Ihr hier am Grabe Eurer Geliebten an die Königin mit Liebe denken könnt; doch das ist nicht meine Sache; aber hört, hütet Angolina wie das Weiße Eures Auges, denn durch sie allein nur kann Ottocar gestürzt werden, sie allein

wird Euch, wird Ludmilla rächen, denn die Unschuldige ist vom Schicksal erkoren, die Rache herbeizuführen.

Hörtet Ihr, was ich sprach, rief jetzt der greise Häuptling, den vor sich hinstarrenden Zawiß am Arme fassend und ihn aufrüttelnd. Hörtet Ihr's, und seid Ihr bereit zu schwören, Angolina nie zu verlassen, so lange sie Eurer bedarf und, sie an Eurer Seite, von jetzt an Ottocar'n stets feindlich entgegen zu treten?

Unheimlich Grauen durchrieselte Zawiß beim Gedanken, daß die schuldlose Angolina ihren eignen Vater der Rache überliefern sollte, und schon wollte er sich von der Mitschuld an dieser That lossagen, da gedachte er Ludmilla's, der armen, betrogenen Ludmilla, auf deren Grabe er stand, da trat die Königin, seiner harrend, ihm vor Augen, und rasch entschlossen leistete er den verlangten Schwur in die Hand des Greises.

Dieser ließ ihn nun allein in der Capelle zurück, und führte bald darauf Angolina in dieselbe herein. Zawiß, der auf das Grab Ludmilla's hingesunken war, erhob sich um die Schutzbefohlene zu empfangen.

Angolina zitterte, als die Hand Zawiß's sie berührte, und ein ihr unerklärliches Gefühl schwellte ihren Busen und preßte einen Seufzer aus ihrer Brust. — Der Alte beobachtete sie scharf, und diese Regung entging ihm daher auch nicht. — Mit ernster, feierlicher Stimme sagte er nun zu ihr: Du wirst auf immer unser Volk verlassen und wahrscheinlich auch diese Stätte nie wiedersehen, denn Du bist vom Schicksal zu einer großen, vielleicht schweren That berufen. Schon lange ahntest Du, daß Du nicht unseres Stammes seiest; Deine Ahnung hat Dich nicht betrogen, aber nur halb kann ich Dir das Geheimniß Deiner Geburt enthüllen. Knie nieder vor diesem Steine, der den Leib einer theuren Verblichenen deckt, und wisse, Du knieſt an Deiner Mutter heiligem Grabe. —

Mit einem Schrei, in welchem Ueberraschung, Entzücken und Wehe sich mischten, sank Angolina nieder, und jede Empfindung, jedes leidenschaftliche Gefühl, welches vorher ihren Busen heftig bewegt hatte, war aus ihrer Seele, vor den überströmenden Gefühlen kindlicher Liebe zu derjenigen, deren Grabstein sie mit ihren Küssen bedeckte, entschwunden.

Angolina ſchien vergeſſen zu haben, daß ſie Zeugen um ſich habe; ihre Seufzer löſten ſich in Thränen auf, und ein Gebet ſtieg fromm und inbrünſtig zum Himmel. Als ſie geendet, legte der Zigeuner ſeine Hand auf ihr Haupt und ſprach mit leiſer Stimme:

Bei der heiligen Aſche Deiner Mutter beſchwöre ich Dich, von nun an jede Regung des weiblichen Herzens, jede ſchwache Neigung in Dir zu unterdrücken, bis die große That geſchehen, welche Du berufen biſt unwiſſentlich auszuführen. — Iſt ſie vollbracht, werde ich wieder bei Dir ſeyn, bis dahin laß männliches Gewand Deinen zarten Leib und harten Stahl Dein Herz umſchließen, dann erſt möge daſſelbe wieder ſeine Regungen, und die beglückenden Gefühle der Jungfrau Dir zuflüſtern.

Sie richtete ſich auf, reichte dem Häuptling die Hand und nickte unmerklich mit dem Haupt, doch plötzlich rief ſie laut: Und mein Vater! aber, als wenn ſie während dieſes Ausrufes ſich ſelbſt ſchon die Antwort gegeben hätte, ſo ſtockte ſie, blickte wie mit Feuer übergoſſen Zawiß an, als wollte ſie fragen, biſt du es! wen-

„Sklavin?“ unterbrach sie den Fürsten. „Ich werde nie Sklavenfesseln tragen!“

„Du trotzest auf Deine Schönheit, glaubst in meinem Auge Milde zu lesen,“ sagte der Großfürst, „Du sollst Dich auch nicht in mir geirrt haben, sollst meine Gefangene seyn, Patric wird Dich mir schon abtreten, und ein freundliches Loos erwartet Dich.“

„Kayslut!“ hob Vernuta an und stand, von ihrem Schicksale ungebeugt, vor dem Lithauer. „Erinnert Ihr Euch jener Begebenheit, als Gedemin, Großfürst von Lithauen, Euer edler Vater, gegen die Ehristburg zog? Die Tochter eines Samländischen Withings fiel in seine Hände. Sie war schön, sie gefiel ihm, da befahl er, sie, wenn die Sterne zu funkeln begönnen, in sein Zelt zu führen. Wißt Ihr die Antwort die sie gab? sie stieß sich den Dolch in's Herz, und diese Antwort würde auch ich Euch geben, Großfürst der Schamaiten. Gebt mich frei, laßt mich heimwärts zu meinem alten Vater ziehen, verschont unser Haus, unsre Habe, und hofft auf meinen Dank.“

Eben zogen von allen Seiten die lithauischen Völker mit Bogen, Wurfspieß und Streitaxt bewaffnet, heran. Kayslut bedachte sich einen Augenblick. „Man geleite sie nach ihrem väterlichen Hause,“ sprach er dann. „Nach Eroberung der Feste sehen wir uns wieder!“ Er warf noch einen Blick, der sein Innerstes verrieth, auf das Mädchen, und stellte sich an die Spitze seiner Kriegshaufen.

Als Vernuta von den Lithauern begleitet nach ihrem väterlichen Hause ritt, saß sie nachdenkend auf ihrem Rosse; nicht das Unglück, das sie betroffen, noch weniger

dete aber schnell den Blick von ihm ab, die Antwort mit niedergeschlagenen Augen und wogendem Busen zitternd erwartend.

Sei zufrieden, den Namen Deiner Mutter zu kennen, erwiederte der Greis; Zawiß von Rosenberg, der zum Kaiser zieht, wird Dir jetzt Vater seyn, lieb' ihn nur als solchen; die Zukunft wird Dir Alles enthüllen, jetzt darf ich es nicht.

So sei es, sagte Angolina, welche trotz der verschiedenartigsten Gefühle, die ihr die Brust zu zersprengen drohten, ihre Fassung wieder gewonnen hatte, so sei es; als Vater werde ich Euch ehren, Zawiß, und Ihr mich als solcher beschützen; — gern und willig folge ich Euch.

In diesem Augenblicke brach der Mond durch die Wolken klar und rein hervor, und beschien mit seinem geisterbleichen Lichte die feierliche Gruppe.

Der Himmel, begann der Greis, indem er hinauf deutete, der Himmel sendet sein Licht als Zeuge dieser ernsten Handlung; so wahr das Licht über uns nimmer erlöschen wird, so möge auch nimmer in Dir die heilige Regung erlöschen, welche jetzt Dein Gemüth bewegt.

Amen! rief Angolina und ſank nochmals auf den Grabſtein der Mutter nieder.

Am andern Morgen, als kaum der Tag grauete, fiel die Zugbrücke nieder, und Zawiß in ſchwarzer Rüſtung ſprengte, von einem zarten Knappen auf kleinem mähriſchen Pferde und ſeinem Diener gefolgt, gen Süden. — Die Zigeuner hatten noch in der Nacht die Burg verlaſſen.

Ottocar's Ende.

1.

In Ottocar's Seele wirkte der Vorgang mit der Königin mächtig fort. Er hatte, so fühlte er, ihr gegenüber nicht so gehandelt, wie er es sich selbst schuldig war; war sie strafbar, so konnte sie nicht als Königin neben ihm thronen und hatte das Leben verwirkt; war sie unschuldig, so mußte sein schmachvolles Benehmen gegen sie ihr stolzes Herz von ihm abwenden. Er hatte daher, er mochte von ihr das Eine oder das Andere glauben, stets fehlerhaft gehandelt. — Statt einer solchen Halbheit, rief er einst aus, wäre es besser gewesen, ich hätte im Uebermaaße der Leidenschaft sie gemordet, mir wäre jetzt wohler und leichter um's Herz. —

Aber

Aber dennoch bereute er es im Innern ſeines Herzens nicht, jene ſchreckliche That unterlaſſen zu haben, denn der Hochmuth, mit dem ihn Kunigunde fortwährend behandelte, ſchien ihm das ſicherſte Zeichen ihrer Unſchuld, und er war überzeugt, daß der ſiegreiche Ottocar auch wieder ſiegreich in ihr ſtolzes Herz einziehen würde. Er ſuchte daher auch ſich ihr wieder zu nähern, und behandelte ſie, wenn er mit ihr zuſammentraf, ſtets mit Achtung und Aufmerkſamkeit.

Auch Angolina's gedachte er zuweilen; ihr Bild ſchwebte ihm oft in ſeinen Träumen vor der Seele, wie ſie dereinſt Rechenſchaft für das Unglück ihrer Mutter fordern würde. Vergebens hatte er ihretwegen ſchon gleich nach ſeiner Ankunft in Prag die Zigeuner aufſuchen laſſen, vergebens nach dem Tode Buſſo's deren Verfolgung im ganzen Lande geboten; weder Angolina noch der Zigeunerſtamm wurden aufgefunden, und ihm ward nur die Kunde, daß er zwar im Lande wieder geweſen, ſich aber wahrſcheinlich nach der Donau hingewendet habe. —

Sein zerrüttetes Gemüth, das fühlte er, bedurfte, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, großer Thaten; ſie waren ihm nothwen-

dig, um ihm das Gefühl zu geben, daß er noch Ottocar sei.

Milota hat Recht, rief er, das Schwert in meiner Hand ist noch immer das alte Siegesschwert, es muß nur gegen meine Feinde gezückt werden, und blinder Wahn hielt mich gefangen, als ich den nichtigen Rathschlägen Bruno's und den falschen Prophezeihungen Nicola's folgend, mich dem Habsburger zu Füßen warf. — Wahnsinn hat meine Seele niedergedrückt, ich muß dieses Trugbild daher mit meinem Schwerte zerhauen, um wieder der Ottocar zu werden, der ich gewesen. —

In solchen Selbstgesprächen vertieft ging Ottocar ganze Tage lang einsam in seinem Gemache auf und ab, und Niemand wagte ihn dann zu stören. Nur Milota scheute sich nicht, ihm zuweilen zu nahen, und seine wohlangebrachten Zuflüsterungen thaten ihre volle Wirkung auf Ottocars schwankenden Sinn. Auch Kunigunde schürte durch Spott und Hohn das Feuer, und so reifte der Entschluß immer mehr und mehr in ihm, den angelobten Frieden durch schnellen Bruch in heftigen Krieg zu verwandeln, und durch kühne Thaten alles Erniedri-

gende der früheren Unterwerfung aufs Schnellste vergessen zu machen.

In dieser Zeit trafen Gesandte des Kaisers ein, deren bloße Ankunft genügte, Ottocar's Inneres in wilde Gährung zu bringen, und rasch war er entschlossen, ihre Ankunft zum öffentlichen Bruche mit dem Kaiser zu benutzen.

Milota, diesen Entschluß noch nicht kennend, aber sehr wünschend, meldete dem Könige das Verlangen der Gesandten um Gehör und fügte arglistig hinzu: Die stolzen Herren des Grafen von Habsburg führen eine kühne Sprache, Herr; wenn Ihr sie höret, so lasset nur Eure treuen Unterthanen, welche nicht glauben mögen, daß Ihr Euch im Ernste unterworfen, nicht irre an Euch werden. — Ich würde rathen, sie ohne weiteres fortzuschicken, aber Ihr müßt sie empfangen, um Eurem Volke zu zeigen, welchen Uebermuth die Kniebeugung des Königs von Böhmen ihnen eingeflößt, wie eingeschüchtert sie aber plötzlich seyn werden, wenn der königliche Löwe sich ihnen wieder zeigt. —

Bald standen die Gesandten vor Ottocar; es waren zwei Grafen aus dem edlen Hause der Hohenberge und mehrere Ritter in ihrem

Gefolge. — Sie ſtellten ſich dem Throne gegenüber, während an demſelben zu beiden Seiten ſich die Edlen des Böhmerlandes reihten.

Ottocar, beim Anblicke der Deutſchen des ſchmachvollen Vorfalls auf der Donauinſel gedenkend, ſtand, bevor er die Geſandten aufforderte zu ſprechen, von ſeinem Throne auf, und ging die Reihe der fremden Ritter herunter, ohne ſie eines Wortes, ohne ſie einer Begrüßung zu würdigen; nur ſein Antlitz verrieth die verhaltene Wuth, welche in ihm kochte. — Am Ende der Reihe wandte er ſich hohnlachend zu ſeinen Rittern und rief: Seht her, was der Graf von Habsburg uns wieder für Mäuler geſendet hat; gewiß iſt jedwedes voller Worte, die alle ihn hier anpreiſen und ſeine Größe verkünden ſollen, um daheim erzählen zu können, wie der ſonſt ſo gefürchtete Ottocar es mit demüthiger Geduld hat anhören müſſen. — Geht heim, ſagte er zu den Geſandten, und bringt dem Grafen meinen Gruß und ſagt ihm, Ihr hättet mich ſehr luſtig gelaunt gefunden, und ich hoffte ihn ſelbſt bald in Wien davon zu überzeugen. Er ging bei dieſen Worten haſtig im Saale auf und nieder, während Alle erſtaunt und geängſtigt das wunderbare Treiben

des Königs beobachtet hatten. — Schon machten die Deutschen Miene, den Saal zu verlassen, da faßte sich Ottocar, er bestieg den Thron, und sagte mit erzwungener Ruhe: Ich habe Euch hierher beschieden, Euch zu hören; daher theilt mir Euren Auftrag mit, von dem ich jedoch, ohne ihn zu kennen, schon weiß, daß er mir nicht behagen wird.

Rudolph, der Kaiser der Deutschen, begann der älteste Graf von Hohenberg, Euer Lehnsherr, spricht durch meinen Mund zu Euch, König von Böhmen und Markgraf von Mähren; er erwartet, im Vertrauen auf Euren redlichen Willen, all dasjenige zu halten, was Ihr bei Eurer Unterwerfung versprochen habt, sofort die Freilassung der Steyrischen Edeln, die Ihr früher, als der Untreue gegen Euch verdächtig, gefangen genommen habt, aber nach dem Vertrage schon längst hättet frei geben müssen. Kaiser Rudolph hofft ferner —

Und wenn ich sie nicht frei lasse, fiel Ottocar dem Gesandten heftig in die Rede, was dann?

So trifft Euch des Kaisers Acht und des Papstes Bann, erwiederte dieser mit gehobener Stimme.

Ottocar verfiel vor innerer Wuth hierüber in ein so heftiges Lachen, aus welchem aber alle Furien des Zorns ertönten, daß dieses Gemisch von Wuth und Hohn selbst die entschlossenen Gesandten einen Augenblick aus der Fassung brachte. — Als endlich der Graf von Hohenberg nochmals von der Auslieferung und Freilassung der Steyrischen Edeln zu sprechen begann, brach Ottocar's Zorn in so wilde Flammen aus, daß der Gesandte seine Rede nicht mehr fortzusetzen vermochte. — Ottocar, ganz aus dem eines großen Mannes würdigen Gleichgewicht gebracht, rief: Vor Euren Augen sollen sie frei gelassen werden, und frei soll das Blut der Treulosen, welche mich hintergingen, zur Erde fließen. — Ihr aber, so Ihr ferner auf ihre Auslieferung besteht, sollt zuerst jener Freiheit genießen, welche Ihr ihnen bereitet habt.

Auf sein Geheiß wurden nun aus den Kerkern der Burg die gefangenen Ritter, mit Ketten belastet, in den Saal geführt. — Zählt diese Häupter, rief er jetzt den Gesandten zu, damit Ihr wisset, in welcher Zahl Ihr zu sterben bestimmt seid, wenn Ihr nur mit einem Worte noch eines Kaisers oder Papstes erwähnt.

Wirklich verſtummten die Geſandten, die Gefahr, welche ihnen, namentlich aber den Gefangenen drohete, einſehend, und die überlaut begonnene Scene endete jetzt in einer dumpfen Stille, in der nur Ottocar's Schritte, durch den Saal hallend, erdröhnten.

Milota ſuchte dem peinlichen Auftritte ein Ende zu machen; er wagte ſich dem zornerglühten Könige zu nahen und ſuchte ihn zu beruhigen. — Auf ſein Geheiß entfernten ſich die Geſandten, auch die Gefangenen wurden wieder aus dem Saale geführt, und ihnen folgte auf einen Wink Ottocar's die ganze Verſammlung, ſo daß nur Ottocar mit Milota blieb.

Mein König, ſprach Milota zu dieſem, die Würfel ſind jetzt gefallen, Ihr habt wie ein Herrſcher, wie der frühere große Ottocar gehandelt, das wird der Böhmen Muth auf's Neue entflammen, die gedemüthigt ſind, ohne Schlacht beſiegt worden zu ſeyn, die Euch anklagen, ihrem Muthe nicht beſſer vertraut zu haben; jetzt wird ſich Euch der Böhmen Volk in offnem Kampfe bewähren, und Ihr werdet wieder ſiegen, wie der Sieg ſtets Euer geweſen. Der König ſchwieg in tiefes Nachdenken verſunken, und ſtumm gingen Beide in Ottocar's

die ihrem Lande nahende Gefahr ließ ſie ſinnend vor ſich niederblicken. Ein ihr bisher unbekanntes Gefühl hatte ſie ergriffen, ſie hatte das Bild ihrer Phantaſie verwirklicht, ihren Traum erfüllt, den Mann geſehen, in dem ſie den Retter ihres Vaterlandes zu finden glaubte, und mehr noch als dies, ſie hatte den erſten Mann geſehen, deſſen Bild bis zu ihrem Herzen gedrungen war. „Sagt Eurem Fürſten," ſprach ſie, vor ihrer Wohnung angekommen, „daß ich ihm ewig dankbar ſeyn, ſtets ſeiner gedenken würde, ſagt ihm, ich ſtelle ihn höher als Gedeimin, höher als irgend einen Fürſten der Erde!"

Indeſſen war der Komthur, die Ritter und Söldner auf der Johannisburg in voller Bewegung. Die Nachricht, welche Werner von Windecken auf ſchweißtriefendem Roſſe dahin brachte, daß die Lithauer im Anzuge ſeyen, führte Jeden ſchnell auf ſeinen Poſten, denn der Komthur zweifelte keinen Augenblick, daß es dem Ordenshauſe gelte. Schon lange hatte er einen Beſuch des unternehmenden Kayſtut befürchtet, und deshalb alles zu ſeinem Empfange vorbereitet. Balken, Steine, Pfannen mit Pech, die nur des Feuers bedurften, um verheerend herabzuſtrömen, Wurfgeſchütz und ſelbſt ein Doppelhaken ward auf die Mauer gepflanzt. In jedem der vier Thürme, welche die äußere Mauer beſchützten, ſtanden zwei von den engliſchen Bogenſchützen, welche der Graf von Derby dem Hochmeiſter zur Hülfe geſandt; kecke Burſche, die mit ihrem Falkenblicke und der ſichern Fauſt nie ihren Mann fehlten; ſie hatten den beſondern Befehl, die feindlichen Anführer zu ihrem Ziele zu wählen. In jedem der Thürme beſehligte ein Ordensritter, andere ſtanden mit einem Haufen

Gemach, um die für die Zukunft zu nehmenden Maaßregeln reiflich in Erwägung zu ziehen.

2.

Der Treubruch Ottocar's war dem Kaiser nicht unerwartet. — Wer wie Rudolph mit großem Scharfblick begabt, wer wie er Menschenkenntniß in hohem Grade besaß, hatte bald erkannt, daß Ottocar, als er sich unterwarf, nur den augenblicklichen Verhältnissen gewichen war, daß aber ein so stolzer hochfliegender Geist, wie er, bis zu seinem gänzlichen Untergange gegen die Macht des Kaisers ankämpfen würde.

Das Schicksal des deutschen Reichs war übrigens von der Unterwerfung dieses mächtigsten Vasallen abhängig, und je länger der Zustand von Ungewißheit dauerte, desto gefährlicher konnte Ottocar dem Kaiser werden. Rudolph hatte nämlich durch seine Thätigkeit und Gerechtigkeit in kurzer Zeit unglaublich viel für Deutschland gethan. Er fand dies schöne Land in einem gänzlich zerrütteten Zustande; die Macht der Kaiser war zu einem Schatten

herab gesunken, jeder Ritter wollte unumschränkt auf seinem Gebiete herrschen, Raubritter befestigten sich in ihren Schlössern, und zogen als Wegelagerer auf die Landstraßen, um den Handel der Städte durch Raub und Plünderung zu vernichten. — Nur das Faustrecht galt; das wirkliche Recht war kaum noch dem Namen nach gekannt, und wer die Macht besaß, eignete sich zu, was er vermochte.

Diesem Unwesen steuerte Rudolph zuerst; er brach die Burgen der Raubritter, suchte sie in ihren Schlupfwinkeln auf, ließ sie hinrichten und zerstörte ihre Nester. Die Gerechtigkeit war ihm heilig, er übte sie gegen Starke wie gegen Schwache, er verlangte, daß sich ihrem Ausspruche Alle unterwerfen sollten.

Natürlich zog ihm dies strenge Regiment vielfache Feinde zu; so waren ihm die Grafen von Hochburg und von Mümpelgard, Graf Eberhard von Würtemberg und ein großer Theil des thüringischen und schwäbischen Adels abgeneigt, und alle diese hofften bei ihren etwaigen Unternehmungen auf die kräftige Unterstützung des mächtigen Ottocar's. — Dieser mußte daher vernichtet werden, wenn nicht das neu erstehende deutsche Reich wieder in sich zer-

fallen ſollte. — Zum Kampfe, er mochte auch noch ſo gefährlich ſeyn, ſah ſich alſo Rudolph durch den Drang der Verhältniſſe gezwungen.

Der Krieg war daher von Rudolph, der ſeine Lage gut erkannt hatte, als unvermeidlich angeſehen, und obgleich er auf weniger Hülfe von Seiten der Reichsfürſten rechnen konnte, als bei dem vorigen Feldzuge gegen Ottocar, ſo zählte er um ſo mehr auf die ſeinem Hauſe neu erworbenen Lande, welche die ſchrecklichſte Rache Ottocar's bei einer Wiedereroberung zu fürchten hatten; auch rechnete Rudolph ſehr auf die Erbitterung des böhmiſchen Adels gegen Ottocar, und rüſtete ſich daher mit Zuverſicht zu dem bevorſtehenden Kampfe, welcher entſcheiden mußte, ob ſich vor Rudolph und der deutſchen Kaiſerkrone nicht allein Böhmen, ſondern auch ſeine kleinern Feinde beugen würden, oder ob Rudolph gleich den andern Kaiſern des langen Zwiſchenreichs nur den Titel eines Kaiſers auf kurze Zeit führen ſollte.

Ottocar war ſeinerſeits, ſeitdem er ernſtlich den Krieg beſchloſſen, wieder der Held ſeiner frühern Tage geworden. — Nicht mehr jähzornig und ſchwach zugleich, wie er ſeit dem erſten Krieg gegen Rudolph geweſen, fühlte er ſich

jetzt durch den Entschluß, die Schmach von sich abzuwälzen oder zu sterben, beruhigter. — Er betrieb die Zurüstungen zum Kriege mit dem gewohnten Eifer und großer Umsicht. Der Adel aus Böhmen, Mähren und Schlesien strömte mit großem Gefolge herbei, — wenn auch nicht aus Zuneigung, doch aus Furcht, denn daß jeder Säumige hart gestraft werden würde, davon waren Alle überzeugt, — so daß Ottocar mit freudigem Stolz sein Heer täglich mehr anschwellen sah, und wirklich durch seine Thätigkeit nach außen verführt wurde zu glauben, die Zerfallenheit und Auflösung seines innern Wesens, welche ihn fast elend gemacht hatte, sei nicht mehr. — Auch Kunigunde, welche durch Milota in steter Verbindung mit Zawiß geblieben war, mußte das großartige Treiben des Königs, die Thatkraft, welche er entwickelte, unwillkührlich bewundern, und wenn auch keine Stimme für ihn in ihrem Herzen sprach, so konnte sie doch nicht umhin, ihn wieder mit der ihm früher bewiesenen Achtung zu begegnen. — Nur Milota blieb sich gleich; stets seinen Zweck vor Augen, suchte er das Gemüth des Königs durch Erinnerungen an die Vergangenheit zu erbittern, und ihn aus

dem Gleichgewicht zu bringen, welches wieder zu erlangen ihm ſcheinbar gelungen war.

Nach einigen Monaten, welche mit fruchtloſen Unterhandlungen und kräftigen Zurüſtungen hingebracht waren, zog endlich Ottocar mit ſeinem wohlgerüſteten zahlreichen Heere der Donau zu; freudig und ſiegesmuthig hätte man ſagen können, wenn nicht das Andenken an Ludmilla und den Aſtrologen, ſo wie der Gedanke, daß Angolina ihn zu ſtürzen beſtimmt ſei, oft ſchwer ſein Gemüth belaſtet hätten, ſo daß es Stunden gab, wo er ſeine Unthaten gegen Ludmilla und den Aſtrologen bitter bereute, ſich gern mit Zawiß verſöhnt und Angolina als Tochter an ſeine Bruſt gedrückt hätte. In ſolchen Stunden konnte er an keinen Sieg glauben, und es war ihm dann, als wenn die Rachegötter ihn, gegen ſeine beſſere Einſicht, zum Kampfe gezwungen hätten, um ihn ſo dem Verderben zu weihen. Sah er aber nach ſolch finſterer Stunde ſein ſtattliches Heer, erblickte er ſo manchen Helden, der mit ihm glänzende Siege erfochten, dann erſchienen ihm jene Gedanken als böſe Träume, die ein baldiger Sieg, auf immer verſcheuchen würde.

Ottocar's Sonne ſchien in der That wieder heller als je am Himmel glänzen zu ſollen; dem Aufgebote des Kaiſers folgten nur wenig deutſche Fürſten, ein großer Theil ergriff ſogar die Partei Böhmens, Andere ließen ſich zur Unthätigkeit erkaufen. — Der König der Roth-Reußen, Leo, kam mit ſeinen Schaaren, die Schleſier unter den Herzögen von Breslau und Oppeln, die Brandenburger unter dem Markgrafen Otto mit dem Pfeil, und außer dieſen noch Baiern, Pommern, Magdeburger, Thüringer und Meißner eilten in größeren und kleineren Schaaren herbei, ſo daß Ottocar's Heer ſich auf 45,000 Streiter belief, während Rudolph mit Mühe 7000 Oeſtreicher bei Wien geſammelt hatte. Allein Ottocar war nicht mehr der kühne Feldherr, der die raſche Entſcheidung der Feldſchlacht ſuchte, und drei volle Wochen verbrachte er, als wenn er die Entſcheidung aufſchieben wollte, mit der Eroberung von Droſendorf, und begann dann Laa zu belagern.

Milota, der mit Schrecken geſehen hatte, daß ſeine Aufreizungen, ſtatt den Fall Ottocar's herbei zu führen, dieſen vielleicht zum Herrn über ganz Deutſchland machen würden,

bestärkte ihn in seinen fehlerhaften Maaßregeln, als plötzlich im Lager vor Laa der würdige Erzbischof Bruno von Ollmütz eintraf, welcher seit jenem Vertrage nicht wieder vor Ottocar erschienen war, da dieser in ihm die Hauptveranlassung seiner Schmach sah, und nur durch dessen Priesterwürde sich abhalten ließ, ihn für seine Rathschläge zu bestrafen.

Erstaunt über dieses unerwartete Erscheinen, empfing Ottocar den Erzbischof kalt und gemessen. Kommt Ihr vielleicht, Herr Erzbischof, zu uns in's Lager, um wieder einen Vertrag von Wien zu vermitteln? Soll ich vielleicht Böhmen und Mähren dem Habsburger anbieten, und dafür das Glück haben, vor ihm zu knieen? begann Ottocar höhnisch, als Bruno in das Zelt trat und sich ehrfurchtsvoll verbeugte.

Herr! erwiederte der Erzbischof mit Würde, ich rieth Euch damals zu dem, was ich für das Heilsamste hielt. Ich bin ein alter Mann, habe Eurem Vater schon treu gedient, und Euch aufwachsen sehen, die ruhmwürdigsten Tage meines Lebens habe ich mit und durch Euch in Preußen verlebt, der Eure bin ich also bis in den Tod. — Ich komme jetzt nicht Euch

zum Frieden, ſondern zur Schlacht aufzufordern. Das Heer iſt zahlreich und kampfmuthig, Rudolph hat nichts Euch entgegen zu ſtellen; täglich erwartete ich, die Kunde Eures Einzuges in Wien, und die Flucht Rudolph's zu vernehmen, und ſtatt deſſen liegt Ihr vor einem Neſte, deſſen Eroberung für Euch keinen Werth haben kann. Ottocar wollte ihn unterbrechen, aber Bruno fuhr mit erhobener Stimme fort: Seid Ihr nicht mehr der Ottocar, welcher das Kreuz ſiegreich in den fernen Norden trug, der, welcher Ungarn und Baiern überwand, und aus ſechzehn Schlachten als Sieger hervorging? Seid Ihr ein Laie in der Kriegskunſt? Wißt Ihr, was Euren Muth lähmt? Eure Einſicht iſt noch dieſelbe wie früher, aber das innere Vertrauen fehlt Euch. Eure Grauſamkeit gegen den Adel laſtet ſchwer auf Euch, und hemmt Eure Thatkraft, darum befreiet Euch von dieſem drückenden Gefühl, und gedenket der Städte, die Ihr gegründet, des Volkes, welches Ihr der Sclaverei entriſſen und glücklich gemacht habt. Ihr ſeid Vielen ein harter König geweſen, waret aber Euren Städten ein gütiger Fürſt, und Ihr möget jetzt ſiegen oder unterliegen, die Geſchichte wird Euch immer

den Großen, den Gewaltigen nennen, und viele Tausende werden Euer Andenken segnen, wenn Ihr schon längst nicht mehr seid. Daher ermannet Euch, und ziehet zur Schlacht!

Ottocar, welcher nichts weniger als solche Mahnung von dem Erzbischof erwartet hatte, wurde durch seine Worte hingerissen. Ja, auf zur Schlacht! rief er. Auf zur Entscheidung! Ich sehe, Ihr seid mein treuer Freund, der es redlich mit mir meint.

Der bin ich, mein König, erwiederte Bruno. Gebe Gott, daß alle Eure Freunde für Euch gleiche Treue im Herzen tragen.

Wie meint Ihr das, Erzbischof? fragte Ottocar hastig. Hegt Ihr Verdacht?

Herr, entgegnete dieser, nicht anklagen wollt' oder könnt' ich Jemand, aber vorsichtig wollt' ich Euch machen, auf daß Ihr nicht plötzlich für zu vieles Vertrauen gestraft würdet. Wer es redlich mit Euch meinte, hätte Euch längst bewegen müssen gen Wien zu ziehen.

Mehrere eintretende Ritter machten dem Gespräche ein Ende, dessen Folge war, daß Ottocar den Zug gegen Rudolph beschloß. Milota wußte jedoch dem Aufbruch Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so daß wieder einige

kost-

kostbare Tage vergingen; da erhielt Ottocar die Nachricht, der Kaiser hätte die erwarteten Verstärkungen aus Schwaben und dem Elsaß erhalten, sei bei Haimburg über die Donau gegangen, und würde sich unverzüglich mit 20,000 in Eilmärschen ankommenden Ungarn vereinigen.

Somit war der günstige Zeitpunkt, wo Ottocar den Sieg ohne Schlacht gewonnen hätte, vorüber, und er rückte nun nur langsam dem kaiserlichen Heere entgegen, welches trotz der glücklichen Vereinignng aller Kräfte dennoch schwächer als das böhmische war

---

3.

Zawiß war glücklich aus Böhmen entkommen, und mit Angolina beim Kaiser angelangt, von welchem er als tapferer Ritter aus dem größten böhmischen Geschlechte willkommen geheißen wurde. Als der Kaiser begann sein Heer zusammen zu ziehen, war Zawiß einer der Ersten, welcher ihm, wenn auch nur mit kleinem Gefolge, wozu Milota ihm die Mittel gegeben hatte, zuzog.

Söldner im äußeren Hofe bereit, sich hinzuwenden, wo die Gefahr am meisten drohte, und der Komthur selbst hatte mit den übrigen Rittern und dienenden Brüdern des Hauses auf dem viereckigen Thurme, der die ganze Burg beherrschte, seinen Platz gewählt, um von hier aus das Nöthige anzuordnen. So erwartete er den Feind, und konnte ihn auch keck erwarten, denn die Mannschaft war guten Muthes und die Besatzung so zahlreich, daß auf der äußeren Mauer Mann an Mann zur Vertheidigung stand. Auch fehlte es nicht an Speise und Trank und allen Kriegsbedürfnissen, um eine lange Belagerung auszuhalten, die der Komthur jedoch nicht befürchtete, weil er wußte, der Ordensmarschall habe die Besatzungen der umliegenden Schlösser sattsam verstärkt und halte sich selbst mit einem Heereshaufen in Rastenburg auf.

Schon war seit Werners Ankunft eine Stunde vergangen, die Sonne trat über den Fichtenwald hervor, und noch ließ sich kein Feind sehen. Ruhig konnte die Mannschaft ihren Morgenimbiß verzehren, welchem heute der Komthur Bier und Meth beifügte, als plötzlich von allen Seiten, rings um die Burg, selbst über den gefrorenen See, die Lithauer mit furchtbarem Geschrei aus dem Walde hervorbrachen, ihre Rosse schnell zusammen kuppelten, von den leichten Wagen, von kleinen unansehnlichen Pferden gezogen, die Sturmleitern herabwarfen und so gegen die Burg rannten. Voran zogen leicht bewaffnete, mit Reiswellen beladene Krieger, ihnen folgten die zum Sturme Gepanzerten, und diesen die Bogenschützen, welche Pfeile gegen die hölzernen Thürme abschoßen, deren

Mit Achtung ward er von den Rittern Rudolph's in ihre Mitte aufgenommen, denn seine Tapferkeit wie sein Haß gegen Ottocar waren bekannt. Vor Allen schloß sich ihm Seyfried von Meerenberg an, ein unternehmender junger Ritter, den gleiche Gefühle gegen Ottocar beseelten, da dieser mit derselben Grausamkeit sein Geschlecht verfolgt hatte, wie das der Rosenberge, und Beide vereinten sich durch das innigste Freundschaftsband.

Angolina, welche Zawiß selbst in's Feldlager gefolgt war, benahm sich gegen ihn mit scheuer Ehrfurcht. Das zweifelhafte Verhältniß, in welchem er zu ihr stand, machte sie ängstlich, und die Gluth der Liebe, die sie für ihn gefühlt zu haben glaubte, hatte sich in ruhige Zuneigung zu dem Geliebten ihrer Mutter verwandelt. Dagegen schien der jüngere, schöne, muthige Meerenberg, welcher sich dem Knappen immer nur freundlich nahte, seine Stelle in ihrem Herzen eingenommen zu haben, denn sie erröthete stets, wenn Meerenberg's Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhten, und ein Seufzer entstieg ihrer Brust, sobald er sich wieder entfernte. Es wurde ihr nun klar, daß sie Rosenberg nie geliebt, daß aber ihre ju-

gendliche lebhafte Phantaſie durch alles, was ſie von ihm gehört, ehe ſie ihn geſehen, erfüllt geweſen ſei, daher auch ihr ſchwärmeriſches Anerbieten ihm zu folgen, ſo wie ſie ihn geſehen; doch ſpäter hatte manches ſie von ihm abgeſtoßen, und die ſanften Gefühle, welche jetzt für Meerenberg in ihrem Herzen wohnten, zeigten ihr deutlich, daß ſie früher die Liebe nicht gekannt habe.

Aber auch ihm war der jugendliche, ſchöne Knappe aufgefallen, und Zawiß hatte, um jeder Mißdeutung zu entgehen, den Freund zum Vertrauten gemacht. Von dieſem Augenblick an erſchloß ſich Meerenberg's von Rache erfülltes Herz der Liebe, und nur weil er ihr Geheimniß ehrte, nahete er ihr nicht ſo, wie er ſonſt gethan.

Als nun die Heere an der March ſich gegenüber ſtanden, und man täglich die entſcheidende Schlacht erwartete, wurde Angolina immer in ſich gekehrter. Die räthſelhaften Worte des Zigeuner-Häuptlings, wonach ſie zu etwas Beſonderem erkoren ſei, fielen ihr jetzt ſchwer auf's Herz, und der Gedanke: wird ſich in ſo verhängnißvoller Zeit nicht auch Dein Schickſal entſcheiden, beängſtete ihr Gemüth und ſie ver-

ließ am Tage ihr kleines Zelt nicht mehr; nur in den ſchönen warmen Nächten, wenn die ermüdeten Krieger der Ruhe pflegten, ging ſie in die Einſamkeit hinaus, unter dem herrlich geſtirnten Himmel die Fülle ihrer Empfindungen in Worten auszuſprechen.

So fand Meerenberg, dem Rachedurſt und Liebe keine Ruhe gönnten, ſie in einer ſchönen, hellen Mondnacht. Sie lag auf den Knieen, die Hände gefaltet, im leiſen Gebet den Blick zum Himmel gerichtet. Ihre Locken, ſonſt ſorgfältig verborgen, floſſen jetzt an ihrem ſchlanken Körper herab, und ihr Antlitz hatte faſt einen Heiligenſchein in dem dämmernden Lichte der Sterne angenommen.

Inbrünſtig ſtieg ihr Gebet in tröſtender Erhebung aus ihrer Bruſt empor; ſie nannte laut den Namen Ludmilla, ihr ſehnendes Auge ſah die liebliche Mutter, dieſe verklärte Leidende, zur Heiligen geworden, und die Palmen des ſeligen Friedens ſenkten ſich mit dieſer vom Himmel auf die Tochter nieder.

Meerenberg vergaß bei ihrem Anblick Ottocar und ſeine Rache, er vermochte nicht länger ſich zurückzuhalten, und unwillkührlich rief er: Angolina! Erſchreckt ſprang die Jungfrau auf,

und wollte ſchnell davon eilen, aber Meerenberg erfaßte ihre Hand, und ſie war unfähig, ſie ihm zu entziehen, als er nochmals ihren Namen nannte, und ſie ihm in's bittende Auge blickte. Sie zitterte heftig, ſowohl aus Ueberraſchung, als auch weil ſie ahnete, daß der entſcheidendſte und vielleicht auch ſeligſte Augenblick ihres Lebens ſich nahe. Meerenberg konnte vor überſtrömender Empfindung kaum ſagen: Ich liebe Dich, Angolina! und ſie, welche nur ſchwach widerſtand, an ſein klopfendes Herz ziehen, als Geräuſch ihn aufſchreckte, und er einen Vermummten nach Roſenberg's Zelt ſchleichen ſah. Raſch entwand ſich ihm Angolina nun und ſchlüpfte in ihr Zelt, und Meerenberg, von dem Gedanken, ſein Freund ſei in Gefahr, erfaßt, ſtürzte mit gezücktem Schwerte an deſſen Zelt, war aber nicht wenig verwundert, als er Zawiß auf ſeinem Lager ſitzend, einem Zigeuner die Hand reichen ſah. Da Du meinen Freund Iſchenko doch einmal ſiehſt, begann Roſenberg zu dem in höchſter Aufregung Eintretenden, ſo wiſſe, Meerenberg, er bringt uns wichtige Kunde vom Feinde; der heutige Tag entſcheidet vielleicht Deutſchlands und Böhmens Geſchick. Folge mir zum Kaiſer, ich

habe Greßes ihm zu verkünden. Sie verließen alle drei das Zelt, und eilten durch das schweigsame Lager, nur von einzelnen Wachen angerufen, zum Zelt Rudolph's. —

Milota hatte schon mehrere Male durch Zigeuner Briefe von Kunigunde und Nachrichten vom Heere an Zawiß gesandt, so daß Rudolph von diesem stets die besten Nachrichten über das böhmische Heer erhielt. Die heutige Botschaft war eine höchst wichtige; Ottocar, so lautete sie, wollte noch an demselben Tage den Kaiser angreifen, und daher ganz früh mit seinem Heere ausrücken, um Rudolph, wenn es möglich, unvermuthet anzufallen. — Die Trompeten weckten nun rasch die Schläfer im Lager des Kaisers, und bald stand das Heer gerüstet da. Der Kaiser stellte die Ungarn auf dem rechten, die Oestreicher auf dem linken Flügel und in der Mitte die übrigen Deutschen in Schlachtordnung, und rückte nun, ohne Ottocar mit seinen Schaaren abzuwarten, ihm entgegen. Dieser hatte den Oestreichern seine Böhmen, den Ungarn die Reußen, Polen und Schlesier, und den Deutschen die Deutschen, bei denen er sich selbst befand, entgegengestellt; Milota mit 6000 Mähren stand im Rückhalt. Prag

war das Feldgeschrei Ottocar's, Christus das des Kaisers.

Beide Heere waren, so geordnet, lautlos und schweigend einander gegenüber gerückt, denn jeder Einzelne wußte, daß dies der Tag der Entscheidung seyn müsse, und Jeder war überzeugt, einen tapfern Gegner drüben zu finden, der den Sieg schwer machen würde.

Ottocar fühlte sein Herz schlagen, aber wie in früherer Zeit nur vor Kampfeslust. So wie nur eine Sonne am Himmel steht, sprach er zu seinen Schaaren, so kann nur ich allein oder nur Rudolph auf Erden Platz haben, wir können nicht neben einander stehen. Von Euch, Ihr Tapfern, hängt es ab, wessen Gestirn ferner noch leuchten soll; der heutige Tag wird es entscheiden. Ein Sturm von lauten Ausbrüchen der Ergebenheit und Treue wogte durch's ganze Heer, und Ottocar hörte mit innerem Jubel diese Verheißungen des nahen Sieges. Da drängte sich vorsichtig ein alter Mann in seine Nähe, und plötzlich, ohne bis dahin beachtet worden zu seyn, richtete der Gebückte sich am Pferde des Königs hoch empor. Herr! begann er mit hohler Stimme, gedenkt Ihr heute siegen zu können? Der König wandte

ſein Antlitz erſtaunt zu dem Sprechenden, und erkannte mit Entſetzen den Zigeuner-Häuptling. Herr! fuhr dieſer fort, und ſeine Züge verzerrten ſich, Nicola, Euer Aſtrolog, ſendet mich, Euch zu ſich einzuladen, heut iſt ſein Todestag! und eben ſo raſch wie er gekommen, verſchwand er in der den König umgebenden Menge der Krieger.

Todtenbläſſe überzog das Geſicht des erſt ſo zuverſichtlichen Königs, die Prophezeihung Nicola's, daß ihr Schickſal im innigſten Zuſammenhang ſtehe, ſo wie alle übrigen Begebenheiten jenes unheilvollen Tages traten vor ſeine Seele, und raubten ihm das Mark ſeines Muthes, das innere Vertrauen auf Sieg, mit welchem er zur Schlacht gezogen war.

Seine Umgebungen, erſtaunt über das veränderte Ausſehen des Königs, hörten beſtürzt den plötzlichen Befehl zum Rückzug. Zu ſpät wurde jedoch dieſer Entſchluß gefaßt, die Würfel waren ſchon gefallen, und die Heere nicht mehr in den Händen ihrer Fürſten. Ein ſchwäbiſcher Ritter, Heinrich von Schörlin, hatte ſein Roß nicht bändigen können, und war in Ottocars Reihen geſprengt. Die ihm befreundeten Baſeler Ritter wollten ihn nicht im Stiche

laſſen, folgten ihm und ſo entſpann ſich der verhängnißvolle Kampf.

Der klare Himmel, die ruhig dahin fließende March, ſo wie die Schönheit der ganzen Gegend waren großartige Bilder der Ruhe und des ſtillen Friedens der Natur; aber bald erhob ſich Staubwolke auf Staubwolke und bedeckte die herrliche Gegend, ſo wie die Heere mit einem Schleier, als ſollte Gottes Auge nicht dieſe Scenen des Mordes und des Grauſens erblicken.

Ottocar war, als er die Schlacht unvermeidlich ſah, mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung an der Spitze der Seinen in die feindlichen Schaaren eingedrungen; wo er war, wichen die Feinde. Aber auch der heldenkühne Rudolph focht in den vorderſten Reihen, und warf alles vor ſich nieder. Das Banner von Oeſtreich flatterte hoch in den Händen des hundertjährigen Ritters Otto von Haslau, der Kaiſer überwand im Zweikampf den rieſigen polniſchen Ritter Herbot von Füllenſtein, der geſchworen hatte ihn zu tödten, nahm ihn gefangen, und immer weiter und weiter drängten die Oeſtreicher vorwärts.

So wogte der Kampf hin und her, alle Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, da begannen einzelne Haufen der Böhmen zu weichen, und der Sieg ſich auf die Seite des Kaiſers zu neigen; aber Ottocar blieb ruhig. 6000 Mähren hatte er noch im Rückhalt, während der Kaiſer alle ſeine Kräfte ſchon verwendet hatte. Milota ſoll mit den Mähren vorrücken und die Oeſtreicher vernichten! befahl er, ſich etwas aus dem Getümmel der Schlacht begebend, um ihren Gang überſehen zu können.

Die ganze Schlachtlinie Ottocar's begann zu wanken, einzelne Flüchtlinge löſten ſich ſchon aus den noch kämpfenden Maſſen. Es war hohe Zeit, daß ich Milota rief, ſagte Ottocar, das Schlachtfeld überſchauend, zu ſeiner Umgebung, doch ſo wie er erſcheint, iſt der Sieg auch unſer.

Aber er erſchien noch nicht, immer mehr der Flüchtigen bedeckten das Feld, auf einzelnen Punkten brachen die Deutſchen ſchon durch. Ungeduldig und in höchſter Aufregung ſchickte der König einen Ritter nach dem Andern zu Milota und immer noch wurde dieſer nicht geſehen. Auf triefendem Roſſe kam endlich der Erſte der Ausgeſandten zurück. Herr! rief

er ihm entgegen, Verrath, wie mir ſcheint, ſchändlicher Verrath! Milota gab mir, ſtatt zu kommen, höhniſch lachend dieſes Papier. Ottocar nahm es haſtig, öffnete es und las:

Das Blut der Roſenberge iſt nicht umſonſt gefloſſen, es ſchreiet um Rache, und dieſer ſelige, von mir ſo lang erſehnte Augenblick iſt nun endlich gekommen. Nimmer wird Milota zu Eurer Hülfe erſcheinen, Euer Verderben ſoll ſeine Wonne ſeyn, und damit Ihr auch ſicher ſeid, daß Ludmilla nicht ungerächt iſt, ſo ſende ich Euch dieſen Brief Eurer Gemahlin an ihren Buhlen Zawiß.

Die Papiere zerreißend, fuhr der König wild empor, und Zorn durchbebte jeden Nerv ſeines rieſigen Körpers. Er, dem ich Alles vertraute, rief er aus, verräth mich, will mich verderben und verhöhnt mich noch! Nun denn, ſo will ich doch erſt ſelbſt zu ihm, um zu ſehen, ob alle Mähren ſolche Verräther ſind, wie er. Aber ſchon kamen andere der an Milota geſandten Ritter mit der Schreckensnachricht zurück, daß die Mähren vor einem Haufen ſchlechtbewaffneter, feiger Kumanen die Flucht ergriffen, und das Schlachtfeld verlaſſen hätten.

Widerhaken mit brennendem Werg und Pech umwickelt waren.

Aber Bolzen und Pfeile, die aus den Schießscharten ihnen entgegen flogen, hielten anfangs die Stürmenden zurück; in das starke Eisenblech, womit die Balken der Thürme beschlagen waren, drangen die Pfeile nicht ein, oder zündeten nicht, und als die Lithauer jetzt anrannten, die Graben mit dem Reisholz füllten, die Leitern ansetzten und den Sturm begannen, zerschmetterten Balken und Steine alles, was sich nahte, und selbst die Kühnen, die trotz dem im tollen Muthe die Mauer zu erklimmen wagten, warf Streitaxt und Kolben darnieder.

Fünfmal führte der Großfürst die Weichenden zum Sturme, fünfmal trieb sie der unerschütterliche Muth der Ordensbrüder zurück. Da befahl Kayſtut das letzte Mittel zu ergreifen. Noch einmal mußten die fast schon Entmuthigten vorrücken, noch mehr Holz in den Graben werfen und es anzünden. Bald wirbelte der Rauch in dicken Säulen empor, der Nordwind blies, das Reisig knisterte, die Flamme praſſelte an der Burgmauer, an den Thürmen auf; die Burg schien in Flammen unterzugehen, denn der Wind trieb diese nach der von Holz Erbauten.

Aber auch für diesen Fall hatte der vorsichtige Komthur gesorgt; Wasser stand bereit und ward längs der Mauer herabgegossen, mit langen Haken das Feuer abgewehrt; bald hatte die Flamme das wenige Holz verzehrt, nur die Asche glimmte noch; das Ordenshaus war gerettet.

Da rief der Großfürst mit lauter Stimme: „Percunnas will es nicht!“ und die gellenden Hörner riefen die Seinen vom Angriffe zurück. Schnell waren die Rosse

Ottocar war einen Augenblick wie vom Blitz getroffen, zu viel des Unglücks stürmte plötzlich unerwartet auf ihn ein; an dem Sieg kurz vorher nicht zweifelnd, sah er jetzt die Niederlage fast sicher vor Augen, und die Gewißheit der Schmach seines Hauses, die Untreue seiner Gemahlin drückte ihn zu Boden. Aber nur einen Augenblick war der König betäubt; im Unglück zeigen sich starke Gemüther in ihrer wahren Größe. Mit einem Blick das Schlachtfeld überschauend, sah er noch auf vielen Punkten die Seinigen, wenn auch weichend, doch noch muthig kämpfen. Pflanzt das Banner von Böhmen hier auf! rief er seiner Umgebung zu. Sammelt die Flüchtigen, sagt ihnen, der König, Ottocar, welcher sie so oft zum Siege geführt, warte ihrer hier, und werde an ihrer Spitze streiten; reitet, führt sie herbei, haut aber nieder was nicht Stand halten will! Nach allen Richtungen zerstreuten sich die Ritter, und mit Drohungen und mit Bitten brachten sie bald eine große Schaar zusammen, die, ihren König scheinbar ruhig sehend, wieder Vertrauen zu bekommen begann.

Von Neuem mit Hoffnung erfüllt, sah Ottocar seine Krieger sich mehren. Ha! rief

er, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, laut auf. Milota kann mich nicht stürzen, nur sie, nur Angolina vermag es! Ich werde heute siegen, rief er dann überlaut, drum folgt mir, Ihr Ritter und meine Getreuen! und an der Spitze seiner Schaar brach er grade in die Mitte der feindlichen Schlachtordnung ein.

Die Schwaben, vom tapfern Widerstand ihrer Feinde ermüdet, hatten, nachdem dieser nachließ, und ein Haufen ihrer Gegner nach dem andern das Feld räumte, keinen so kräftigen Anfall mehr vermuthet, und wurden nicht allein vom Vordringen abgehalten, sondern sogar zurückgedrängt; zu gleicher Zeit war des Kaisers Pferd von einem Thüringschen Ritter niedergestochen, und das Gerücht vom Tode des Kaisers wirkte nachtheilig auf die Oestreichischen Schaaren. Das böhmische Heer drängte wieder vorwärts, Siegeshoffnung beseelte die Entmuthigten, während ihre Gegner durch den plötzlichen Umschwung des Kampfes bestürzt, zu weichen begannen und nur mit Mühe noch widerstanden. Das östreichische Banner entfiel der ermüdeten Hand des alten Otto von Haslau, ein Lichtenstein schwang es von Neuem, vermochte es aber kaum gegen die wüthendan-

dringenden Böhmen zu vertheidigen, und dreizehn Trautmannsdorfer fielen an seiner Seite. Der Sieg schien Ottocar zu werden.

Seyfried von Meerenberg, der geschworen, den König zu tödten, hatte noch nicht auf ihn treffen können, und er wie Zawiß sahen nun mit Wuth die Ihrigen weichen. Der Punkt, wo der König war, wurde ihnen jedoch nun durch das kräftige Andrängen der Böhmen sichtbar, und Beide sprengten mit ihrem Gefolge dorthin. Zawiß vermochte, der vordringenden Böhmen wegen, es nicht, Ottocar zu erreichen, aber Meerenberg gelang es, Alles vor sich niederwerfend, bis zu ihm vorzudringen. Seine reiche Rüstung und seine schöne Helmzierde ließen den vornehmen Ritter erkennen. Ich bin Seyfried Meerenberg, der das graue Haupt seines Vaters und den Lockenkopf seines Bruders an Euch rächen will! rief er dem König zu und wild rannten Beide mit eingelegten Lanzen gegen einander. Die Pferde stürzten, aber Beide waren zugleich aus dem Sattel und setzten mit den Schwertern den begonnenen Kampf fort; Seyfried strauchelte über einen Leichnam, da fing Angolina, die Meerenberg stets im Auge behalten hatte, den Stoß, welchen der König nach die-

ſem führte, mit dem Schilde auf, und Ottocar holte nun zum Streich gegen Angolina aus, als ihr Anblick ihm plötzlich alles Blut erſtarren machte; er ließ das Schwert ſinken, und dieſen Augenblick benutzend gab Seyfried ihm den Todesſtoß.

Mit dem Ausrufe: Angolina! meine Tochter! fiel Ottocar, um nimmer wieder zu erſtehen.

4.

Der Kampf dauerte troß Ottocar's Fall noch fort, und Meerenberg ſah ſich daher bald von dem Orte ſeiner entſcheidenden That entfernt. Kaiſer Rudolph hatte ein anderes Pferd beſtiegen, und zeigte ſich wieder den Seinen, um in der erſten Reihe zu kämpfen. Ihr Jubelruf empfing ihn, während durch die gelichteten Schaaren des böhmiſchen Heeres die Kunde von Ottocar's Tode, von Milota's Flucht ſich ſchnell verbreitete, und ſelbſt dem Tapferſten den friſchen Muth benahm. Noch kämpften ſie, aber nur matt noch antwortete der Kriegesruf Prag dem freudigen Rufe Chriſtus, welcher im vordringenden öſtreichiſchen Heere er-

schallte. Einzelne Flüchtige bedeckten nun bald wieder das Feld, dann sah man ganze Haufen den Rücken wenden, bis endlich das ganze böhmische Heer in wilder Unordnung sich auflöste. Mehr als 14,000 der Tapfersten des Heeres Ottocar's lagen neben ihrem tapfern Kriegsfürsten gebettet, der aus siebzehn Wunden geblutet hatte. — Als die Sonne an diesem Tage unterging, glänzte nur noch ein Gestirn, das des Kaisers.

Ottocar's Leiche wurde vom Kaiser selbst aufgesucht, der in seiner Größe auch die seines gefallenen Gegners zu erkennen und zu ehren wußte. Lange konnte man den Leichnam des Königs nicht finden; selbst Meerenberg's Bemühungen waren vergebens, aber er wie Zawiß suchten auch weniger nach ihm, als nach dem lieblichen Knappen, dessen Erscheinung den Arm des Königs gelähmt, und Meerenberg's Herz noch mehr zur Liebe und Dankbarkeit entflammt hatte; doch erschien es Beiden grausig, wie das Schicksal sich an Ottocar gerächt, daß das eigne Kind den Tod des Vaters hatte herbeiführen müssen.

Angolina war durch den letzten Ausruf Ottocar's, welcher das Geheimniß ihrer Geburt

ihr

ihr vollständig enthüllte, so wie durch seinen Fall, verbunden mit den Anstrengungen des Tages, so ergriffen, daß sie bald bewußtlos neben ihrem Vater niedersank. Das Kampfgetümmel tobte um sie her, sie vernahm es nicht, und schon war die Schlacht längst entschieden, die Fliehenden wie ihre Verfolger nur noch am fernen Horizonte sichtbar, und immer noch lag sie leblos am Boden. Da schritt ein alter Zigeuner vorsichtig durch die Masse der Todten, zuweilen sich niederbeugend, um einer kräftigen Rittergestalt das Visir über das vom Tode entstellte, bleiche Antlitz aufzuschlagen; aber dann setzte er seinen Weg kopfschüttelnd weiter fort. Sollte ich ihn nicht finden, sagte er im Selbstgespräch, ihn, der uns, und allen denen, die wir liebten, so viel Böses gethan? Sollte er, obgleich todt gesagt, dennoch unter den Lebenden weilen? — Bei Gott, hier ist er! rief er plötzlich, als er die starke Heldengestalt Ottocar's, und den wohlbekannten Helm mit der Königskrone erblickte. Mit einen Sprunge, als wäre er noch Jüngling, stand er bei der Leiche Ottocar's, trat

aber entsetzt zurück, als er neben dem starren, wilden Antlitz desselben die holden, zarten Züge seiner Angolina sah. Hinweg war der Triumph der so lang ersehnten Rache, hinweg gewischt durch den Schmerz, daß die Rose, welche er sechzehn Jahre treu behütet, nun auch entblättert auf dem großen, weiten Todtenfelde lag.

Von des Wüthrichs Hand ist sie gefallen, und seine letzte That war zugleich seine gräßlichste! rief er laut aus, als wollte er Ottocar beim Himmel noch anklagen. Ist keine Hoffnung mehr für sie, fuhr er fort, und beugte sich zu ihr nieder, um die Wunden mit kunstgeübter Hand zu verbinden; aber er entdeckte keine Verletzung, und freudig überrascht, daß nur Ohnmacht ihre Sinne gefangen hielt, eilte er, die Pickelhaube eines Fußknechtes ergreifend, zum nahe vorbei rieselnden Bache, schöpfte Wasser aus demselben, und eilte eben so schnell zurück.

Bald gelang es ihm, die Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen, sie richtete sich auf und blickte starr, als besänne sie sich auf die jüng-

ste Vergangenheit, über das weite Leichenfeld; da fiel ihr Auge auf den Greis, der sie beobachtend, neben der Leiche Ottocar's stand, und plötzlich schien ihr die Erinnerung wieder erwacht zu seyn; mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie zurück, als aber der Zigeuner ihr zu Hülfe eilen wollte, stieß sie ihn von sich, und richtete sich ohne seinen Beistand auf.

Weiche von mir! rief sie dem Erstaunten zu. Du hast mich zur Vatermörderin gemacht, oder nein, Du mordetest den großen König, denn verschwiegst Du mir nicht das Geheimniß meiner Geburt, gabst Du mir nur einen Wink, daß der Irrthum, ich sei Rosenberg's Tochter, mich verließ, so lebte Ottocar noch, und stände als gefürchteter, bewunderter Sieger hier, wo er nun als Leiche unbeachtet liegt. Mit diesen Worten warf sie sich auf Ottocar's entseelten Körper, und ein Thränenstrom erleichterte ihr gepreßtes Herz. Der Alte erwiederte nichts. Willst Du vielleicht leugnen, daß er mein Vater ist? fuhr sie, sich etwas aufrichtend, fort. Sein letztes Wort, sein letzter Ausruf war: Angolina, meine Tochter! Ach der Ton seiner

Stimme, der ewig in meinem Herzen wiederhallen wird, sagte mir deutlich, wie gern er mich, seine ihm entrissene Tochter, in die Arme geschlossen hätte, und ich mußte seine Mörderin werden!

Beruhige Dich, Angolina, erwiederte der Alte, durch das tiefe Leid der Armen innig gerührt. Ottocar war Dein Vater, aber nicht ich hab' ihn getroffen, des Schicksals schwere Hand hat ihn, den Gewaltigen, gefällt, denn was die Sterne Nicola'n verkündeten, war unabänderlich; darum tröste und beruhige Dich, und folge mir zu Zawiß, der sich Deiner väterlich annehmen wird.

Nicht Dir, nicht Zawiß werde ich ferner folgen; Du hast ein arges Spiel mit mir gespielt, und Zawiß, der, meiner Mutter untreuder Buhle der Gemahlin meines Vaters ward, mag mein Auge nimmer wieder sehen. In diesem Augenblick nahte der Kaiser mit seinem Gefolge sich der Gruppe, und der Häuptling, ihn gewahrend, ergriff noch Angolina's Hand und drückte sie. Deine Kindheit habe ich gepflegt, Dir Leib und Seele rein gehalten,

darum zürne mir nicht, wenn Dir auch Hartes auferlegt ward. Lebe wohl! Dies ſagend entfernte er ſich ſchnell.

Als Meerenberg und Zawiß Angolina noch lebend erblickten, ſprengten ſie dem Kaiſer, mit dem Ausrufe: Angolina lebt! vorbei, und ſprangen freudig von den Roſſen; ſie aber wandte ſich ab, und auf den Todten zeigend, ſagte ſie mit gepreßter Stimme: mein Vater!

Der Kaiſer, verwundert über das Benehmen der beiden Ritter, wollte ſchon nach deſſen Urſache fragen, als er Ottocar's Leiche erkannte. Dieſer Anblick verdrängte alle anderen Gedanken, er ſprang vom Pferde ab, die Ritter folgten ſeinem Beiſpiel, und von dem Gefühl der Nichtigkeit menſchlicher Hoheit in dieſem Augenblick mehr als je durchdrungen, kniete er an der Leiche Ottocar's, und betete für die Seele des Gefallenen. Als er ſich nebſt ſeinem Gefolge wieder aufrichtete, ſagte er: ſGott hat zwiſchen ihm und mir entſchieden, er liegt gerichtet von Gottes Hand; aber ein großer Geiſt, ein gewaltiger Herrſcher iſt mit ihm in's Grab geſunken, deſſen Thaten die Nachwelt

entkuppelt, schneller noch schwangen sich die Helden in die Sättel, und wie ein Blitzstrahl waren sie in die Wälder verschwunden. Da bestieg auch der Komthur die schon für diesen Fall bereit stehenden Rosse, von Rittern und Reisigen begleitet, folgte er dem Feind, wohl wissend, daß einmal auf der Flucht der Führer selten die zügellose Rotte zu halten vermochte.

Aber diesmal irrte sich der alte Kriegsmann. Die Lithauer zogen geordnet heimwärts, keine Beute beläſtigte ihren Rückzug, und der vorsichtige Komthur, zufrieden den Angriff abgeschlagen zu haben, ließ sie ruhig ziehen und kehrte mit seinem Häuflein bald wieder zur Burg zurück.

3.

Am zweiten Abend nach dieser kriegerischen Begebenheit zog es Werner, obgleich noch der Warnung seines väterlichen Freundes eingedenk, nach der Wohnung des alten Walgune hin. Es war ein heiterer Winterabend, nur hier und da trieb ein Windstoß einzelne Wolken an den funkelnden Sternen vorüber, und der Vollmond stieg leuchtend hinter dem Tannenwalde empor. Nur von seinem treuen Hunde und seinem Schwerte begleitet, ging er über die beschneite Flur dem wohlbekannten Hügel zu, wo Walgunes stattliches Haus in der Mitte der Hütten seiner Leibeigenen lag, die ihm der Hochmeister zum Lohne für seine dem Orden bewiesene Treue, hier in Natangen zur Lehn gegeben hatte. Die Natur schien wie erstorben,

noch anſtaunen wird. — Er ſoll als König beſtattet, und ſeine Leiche nach Wien gefährt werden, fuhr er nach einer Pauſe fort, und eine Thräne trat in das Auge des edlen Fürſten. Schon wollte er ſich wegwenden, da ſah er den jungen Knappen, welcher vorher ſchon, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, noch immer neben Ottocar's Haupt auf den Knieen liegen. Wer iſt der Jüngling, der ſo innigen Theil an Ottocar nimmt? fragte der Kaiſer.

Es iſt mein Knappe, erwiederte Zawiß raſch.

Nein, nicht ſein Knappe! rief Angolina heftig aufſpringend, die Tochter Ottocars und ſeine Mörderin bin ich! und dem erſtaunten Kaiſer zu Füßen ſtürzend, fuhr ſie in höchſter Erregung fort: Ich habe Niemand auf der weiten Erde, dem ich noch angehöre; durch ſeinen Tod ſtehe ich verwaiſt auf dieſer Welt; Ihr ſeid edel und groß, nehmt Euch der Verlaſſenen gnädig an. Der Kaiſer hob die Knieende auf, deren lange Locken, da ihr der Helm vom Haupte gefallen, um Bruſt und Nacken flatternd, die Jungfrau verriethen. Obgleich das, was Ihr mir ſagt, erwiederte der Kaiſer, mir völlig räthſelhaft iſt, ſo ſeid meines Schutzes gewiß.

Nun ſo vergönnt mir vorerſt, bei der Leiche des gefallenen Fürſten zu verweilen, bis ſie beſtattet iſt, bat Angolina, dann wird der Herr mir wohl den Weg anzeigen, welchen ich zu wandeln habe.

Der Kaiſer gab ihr die Erlaubniß, ſetzte ſich zu Pferde und ritt, Meerenberg und Zawiß zu ſich winkend, von dannen.

Die beiden Ritter theilten dem Kaiſer das wunderbare und doch ſo grauſe Schickſal der holden Jungfrau mit, und dieſer hörte mit der wärmſten Theilnahme der Erzählung zu, mit dem Entſchluß, der Armen zu Allem, was ſie wünſche, behülflich zu ſeyn.

Die Leiche Ottocar's wurde mit großem Gepränge nach Wien geführt, und zu den Minoriten im Kloſter zum heiligen Kreuze gebracht. Dem glänzenden Zuge folgte eine tief verſchleierte trauernde Geſtalt, welcher ſich, da ſie durch den Willen des Kaiſers geſchützt war, Niemand zu nahen wagte; ſie begleitete den Leichnam auch bis ins Kloſter.

Einbalſamirt lag die Hülle des tapfern Fürſten dreißig Wochen öffentlich zur Schau aus,

damit sich Jedermann von dem Tode des Gewaltigen überzeugen konnte, und jeden Tag der dreißig Wochen sah man die trauernde Gestalt am Sarge sitzen. Was ihr an Speise und Trank auf Befehl des Kaisers gereicht wurde, blieb bis am Abend unangerührt stehen, dann genoß sie etwas und schritt langsam mit gesenktem Haupte einem Nonnenkloster zu, woselbst sie die Nächte im Gebet zubrachte.

Vergebens waren Zawiß's oft wiederholte Bitten, der Welt anzugehören; sie antwortete ihm nie, so daß er endlich Wien verließ, um nach Prag zu Kunigunden zu eilen. Meerenberg, dessen Liebe zur höchsten Leidenschaft sich steigerte, bot Alles auf, sie dem Kummer zu entreißen, und ihr Herz wieder zu gewinnen, selbst die ehrwürdigen Väter der Minoriten wußte er zu bewegen, daß sie für ihn sprachen, indem sie Angolina zu zeigen suchten, wie wenig Ottocar solche Aufopferung um sie und ihre unglückliche Mutter verdient habe.

Umsonst waren alle Bemühungen; da wagte Meerenberg den letzten Sturm auf ihr Herz. Er wandte Alles an, was die Gluth der Leiden-

ſchaft ihm eingab, um ſie von ihrem gefaßten Entſchluß abzubringen. Er beſchwor ſie, bei dem Andenken jener ſeligen Minute, wo er ihr ſeine Liebe geſtanden, und ſie ihn Gegenliebe hatte ahnen laſſen, ſein Weib zu werden. Da endlich ſchien die Rinde von ihrem erſtarrten Herzen ſich zu löſen; ſie reichte ihm mit wehmüthigem Blicke die Hand. Seyfried, hob ſie mit ſchwacher, aber feſter Stimme an, Euch liebte ich, und kann Euch das Geſtändniß tröſten, ſo wiſſet, ich liebe Euch noch; aber von meiner Geburt an zu Leiden beſtimmt, iſt das Glück nie bei mir eingekehrt, und in dem Augenblick, wo das Schickſal mich ein edles Herz finden ließ, welches das Meine erkannte, wo mein Herz, mein ganzes Seyn von nie gefühlter Seligkeit erbebte, in dem Augenblick war es mir auch ſchon auf immer entſchwunden. Daß mein Vater erſchlagen, ja daß ich die, obgleich unſchuldige Urſache ſeines Todes bin, hätte ich im Gefühl meiner Unſchuld vielleicht noch ertragen, daß Ihr aber gerade es ſeyn mußtet, der ihn erſchlug, das laſtet zu ſchwer auf mir, und iſt mir ein Zeichen des Himmels, daß irdiſches Glück für mich nicht zu hoffen iſt. Darum

seid edel, wie Ihr es stets waret, stört mich nicht mehr in meinem Beginnen, Ihr ändert nichts darin. Euer Andenken wird nie, so lange ich athme, in meiner Brust ersterben, aber der Mörder meines Vaters kann nie mein Gatte werden. — Lebt wohl!

Meerenberg mußte endlich sein Bestreben, ihren Vorsatz wankend zu machen, aufgeben, und suchte in den vielfachen Fehden jener Zeit die verlorne Ruhe wieder zu gewinnen, vergaß aber seine holde Angolina nimmer.

Als Ottocar's Leichnam von den Böhmen nach Znaym abgeholt wurde, um dort bei den Minoriten beigesetzt zu werden, folgte Angolina dem Sarge des Königs, und so wie er der Gruft übergeben war, öffneten sich ihr die Pforten des Klosters. Ihre Riegel trennten sie für immer von der Welt, und die schöne Blume, welche der Sturm des Lebens so früh erfaßt hatte, wurde bald auf den Fittigen eines Engels zu einem bessern Leben entrückt.

5.

Kunigundens und Zawiß's Wiederſehen war nicht ſo, wie ſie es ſich gedacht hatten, denn wohl kaum iſt es möglich, über der Leiche, ſelbſt eines verhaßten Gatten, ein reines Glück zu genießen. Anfangs beſchloſſen ſie, ihr Verhältniß noch geheim zu halten, aber dem ſtolzen Sinn Beider war der Zwang zuwider, und unbekümmert um den Haß des Volks, reichte Kunigunde wenig Monate nach der verhängnißvollen Schlacht Zawiß von Roſenberg ihre Hand, die reichen Herrſchaften Lundenberg und Brzedslaw ihm als Heirathsgut mitbringend. Doch glücklich war die Ehe nicht, welche das Verbrechen geſchloſſen. Kunigunde blickte ſtets nach der verlornen Königskrone hin, und gern hätte ſie Zawiß auf den Thron Böhmens erhoben, und ihrem unmündigen Sohn die Krone entriſſen, hätte der Adel nicht mit treuer Sorgfalt ſeinen König bewacht. Zawiß ward jedoch Kronfeldherr von Böhmen und Mähren, und der Mächtigſte des Adels; aber ſein Ehrgeiz ſteigerte ſich mit jedem neuen Zuwachs der Macht. Der Gemahl einer Königin wollte auch

König seyn, und vergebens war Milota's Warnung, sich zu mäßigen; Ränke, die Kunigunde schmiedete, Unruhen, welche Zawiß anstiftete, verunglückten, und mit einer Macht in Händen, und von einem Glanz umgeben, die der Troubadour aus der Provence zu erreichen sich nie hatte träumen lassen, war er dennoch unzufriedener als je; auch seine Liebe zu Kunigunde ging täglich mehr in dem Ehrgeiz, der alle seine Gedanken erfüllte, unter.

Da starb sein Ohm Milota; auch Kunigunde starb 1287, von Gewissensbissen auf ihrem Todtenbette gepeinigt. Zawiß trauerte nicht länger um Kunigunde, als diese es um Ottocar gethan, und drei Monate nach ihrem Tode heirathete er eine Schwester König Ladislaws von Ungarn, nannte sich Markgraf von Mähren, verband sich mit Ladislaw und Heinrich von Breslau gegen König Wenzel, ward aber durch List von diesem gefangen genommen, und zu Frauenburg 1288 schmählich hingerichtet.

Sein und Kunigundens Sohn starb als Großkomthur des deutschen Ordens, und sein Stamm erlosch mit ihm.

Ottocar's Leiche wurde ſpäter nach Prag geholt, und dort beigeſetzt. Seine Grauſamkeiten waren bald vergeſſen, aber das Gute, was er gethan, lebte lange im Volke fort, und noch jetzt wird Ottocar als der Gewaltigſte unter Böhmens Königen genannt.

114

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs
in Grimma.

nur selten ließ sich das Heulen eines Wolfes hören, den der Leichengeruch der im Kampfe Gefallenen herbeilockte, öfter hörte man das leise Bellen des listigen Fuchses, und Werner hatte Mühe, seinen Hund zurückzuhalten, dessen feine Nase die Nähe seiner Feinde spürte.

„Wie ward sie aus der Hand des wilden Feindes gerettet? Was rettete ihres Vaters Habe vor Zerstörung?" Dies waren die Gedanken, die ihn während des ganzen Weges beschäftigten. Ihm war es unerklärbar, was Kapflut, der, wie es allgemein bekannt war, die Frauen liebte, zu dieser Schonung, dieser Großmuth konnte bewogen haben. Sein Herz klopfte unruhig, allerlei Gedanken durchkreuzten sich, und endlich blieb er bei einer verdorrten Eiche gedankenvoll stehen, von deren kahlen Zweigen jetzt die Krähen laut krächzend aufflogen. — „Der alte Mann hat Recht!" murmelte er vor sich hin. „Was will ich dort? Was kann dem Ordensbruder die Jungfrau seyn? Und wäre es auch der freie Mann, der zu ihr träte und um Liebe würbe, würde sie Liebe mit Liebe vergelten? War sie nicht kalt, fast stolz gegen mich, so oft ich ihr mit Herzlichkeit nahte? — Und doch," sagte er nach einer Pause, „doch zieht es mich hin in ihren Zauberkreis, als sey sie das Ziel meines Lebens, als müsse ich ihr durch's Leben folgen, und sie mir im Tode zur Seite stehen. Mein Schicksal bindet mich unzertrennlich an sie, wohlan, ich will ihm nicht widerstreben." Er wanderte nun weiter den Hügel hinauf, nach den zwei Tannen zu, die dicht an dem kleinen Erker des Hauses, der die Aussicht nach dem See hatte, ihr zackiges Haupt erhoben. Hier war Bertnias Gemach, hier hatte er sie

oft belauscht, wenn sie in warmer Sommernacht, die Harfe im Arme, an dem geöffneten Fenster saß, und ihre Gedanken in Worte, ihre Gefühle in Töne aussprach. Aber heute konnte er sie nicht hier erwarten, rauh und kalt war die Luft, und doch sollte ihm das Glück günstig seyn. Kaum nahte er, als er das Fenster sich öffnen hörte, und der leuchtende Mond ihre liebliche Gestalt ihm zeigte; deutlich konnte er sie erkennen, konnte sehen wie sie sich herausbog, und aufmerksam nach der glänzenden Mondscheibe blickte, die gar freundlich sie beschien. Jetzt entfernte sie sich, doch bald kehrte sie wieder und er vernahm die leisen Akkorde ihrer Harfe. Jetzt erhob sie sich, trat an das immer noch geöffnete Fenster, blickte hinaus nach dem Sternenhimmel; ihre Gedanken wurden zu Worten, welche die Harfe in einfachen Akkorden begleitete. Wernern entging keines ihrer Worte als sie sprach:

„Breite dein Licht, du Leuchte der Nacht,
Freundlicher Bote der Ruh!
Bleiche der Sterne funkelnde Pracht,
Zieh deiner Heimath nur zu.
Ach du findest nicht Heimath, nicht Ruh,
Ewig, ewiglich wanderst du.

Rastlos am hohen Himmelsgezelt
Schreitest du durch die Nacht,
Wandelst über der schlummernden Welt
In unsäglicher Pracht.
Doch, wenn der rosige Tag erwacht,
Bleichest auch du; hin ist die Pracht!

Auch dieſes Herz findet nimmer die Ruh,
Auch dieſe Roſen vergehn,
Aber nicht wieder, nicht ewig wie du,
Sie am Morgen erſtehn.
Wenn ihre Blätter die Stürme verwehn,
Können ſie jenſeits nur wieder erſtehn.

Wandle, wandle ewiges Licht,
Silberne Leuchte der Nacht,
Birg nicht dein bleiches Geiſtergeſicht,
Leuchte in ſchauriger Pracht;
Wecke mit deinem magiſchen Schein,
Wecke die Todten zum nächtlichen Reihn.

Noch ſtand ſie vom Mondlicht beleuchtet, die Harfe im Arm, wie eine Seherin der Vorzeit, ſelbſt ihr langes, herabrollendes Haar, das jetzt ein Windſtoß wild auseinander trieb, machte dies Bild noch grauſiger. Werner gedachte bei dieſem Anblicke der warnenden Worte des Komthurs, daß ſie noch dem Götzendienſte anhänge, und nach dem Orte wallfahre, wo die heilige Eiche von Romove geſtanden. Immer mehr drang ſich das Bild der Seherin ihm auf, ſtarr ſah er nach ihr, ſchon wollte er ſich wenden, um heimwärts zu gehen, als er ſah, daß ſie die Hände zum Gebet gefaltet hatte, und er plötzlich den Ausruf hörte: „Vergieb mir heilige Mutter, vergieb!“

„Nein!“ rief er, als das Fenſter ſich eben wieder ſchloß und Veruuta ſeinem Blicke entſchwunden war, „nein, ſo innig fleht keine Abtrünnige zur heiligen Mutter. Hin, hin zu ihr!“ — Bald ſtand er an der geöff-

neten Pforte des Hauses. Der alte Walgune kam ihm ehrfurchtsvoll entgegen, denn die Ordensbrüder waren ja die Herren des Landes, und Walgune, der Samländer, ihnen sehr verpflichtet.

„Seyd mir willkommen, edler Herr," redete er den Ritter an, „heute doppelt willkommen, da Euer Muth die Johannisburg so männlich beschützen half. Ach, meine Kräfte sind dahin, ich kann für den Orden nur noch beten, nicht mehr fechten."

„Ihr habt das Eurige gethan, und Eure Schuld längst abgetragen," sagte der Ritter, mit ihm in die Wohnstube tretend, „habt, als so manche samländische Edle schändlich und undankbar an dem Orden handelten, mit treuer Redlichkeit und fest an ihm gehalten" —

„Nennt es nicht schändlich und undankbar, lieber Herr," fiel der alte Preuße dem Ordensbruder in die Rede, „wenn in der Brust des Mannes die Liebe zum Vaterlande erwacht, und er die Fesseln abzuschütteln versucht, mit welchen die neue Herrschaft ihn gebunden hält. Verdammt den Unterdrückten nicht, wenn er im Gefühle seines Elends die Kette zerbricht."

„Und warum ließet Ihr Euch nicht von dem Gefühle fortreißen, das ganz Preußen ergriff, und Euch noch jetzt so sehr zu bewegen scheint?" nahm Werner das Wort. „Warum hieltet Ihr fest an dem Orden, da ganz Nadauen, Sambien und Sudau aufstand, die Deutschen zu verjagen?"

Der Alte schwieg.

„Redet keck mit mir," fuhr der Ordensbruder fort, „ich stehe als Freund vor Euch. Oft schon habe ich Euch deshalb befragen wollen, aber immer, wenn das Gespräch

sich auf diesen Gegenstand lenkte, wurdet Ihr ernst, und Euer sonst so freundliches Gesicht finster, deshalb schwieg ich."

„Herr!" sagte der Alte mit einer Art Hast. „Hätte es die Befreiung des Vaterlandes allein gegolten, nie hätte ich die Reihen meines Volkes verlassen; aber es galt auch Tempel und Altar zu zerstören, die alten Götzen in ihr Heiligthum, den Kriwe*) mit seinen Waideloten in ihre alte Heimath zurückzuführen, und das sollte nicht geschehen. Für Christus zog ich das Schwert, nicht für Euch Ihr fremden Herren! Doch ich habe schon zu viel gesagt, thut als hättet Ihr es nicht gehört."

Auch hatte wirklich der Ordensbruder nur wenig auf die Worte des Alten geachtet, denn ihn dünkte, er höre im Nebengemach die Tritte Berutas, und so war es auch. Der Alte, wahrscheinlich dem Gespräche eine andre Wendung zu geben, rief ihren Namen und sie trat ein. „Bringe dem Herrn Meth!" befahl er. Die Jungfrau, ohne den stummen Gruß des Ritters zu erwidern, verließ das Zimmer, brachte zwei Kannen mit Meth, setzte sie auf den Tisch und wollte gehen. „Kredenze dem Herrn, Beruta!" sprach der Vater. Die Tochter gehorchte. „Auf Euer Wohl, Herr Ritter, und auf das Wohl Eures flüchtigen Rosses!" sprach sie, nippte aus dem Kruge und heftete, ihn dem Ritter reichend, einen scharfen, fast feindlichen Blick auf Werner.

„Wie meint Ihr dies Jungfrau?" sprach der Or-

---

*) Kriwe, Oberpriester.

densbruder verwundert, und setzte den Krug unberührt auf den Tisch. „Ich verstehe Euch nicht.“

„Es galt Eurem Kleppen, Herr Werner von Windecken,“ sagte sie schnell. „Eurem flüchtigen Rosse galt es, das Euch unverwundet vom Kampfplatze führte, und mich dem Sieger als Beute überließ.“

Staunend aber schweigend blickte der Ritter sie an.

„Hat der edle Herr nicht mannlich für Deine Befreiung gefochten? Der Uebermacht nicht weichen, wäre Thorheit,“ nahm der Vater verweisend das Wort. — Bernuta lächelte bitter. „Wer eine hülflose Jungfrau den Händen der Heiden überlassen kann, und selbst wenn er sie haßte, der ist — Doch was habe ich für ein Recht, mit Euch deshalb zu zürnen. Ihr tragt das Kreuz, aber dennoch kannte der Fürst der Schamaiten seine Pflicht besser als ihr, den ein panischer Schrecken ergriffen zu haben schien.“

„Ihr thut mir Unrecht, Bernuta,“ sagte Werner mit Ruhe und Milde. „Gilt es mein Blut, mein Leben, gern verspritze ich es für Euch und stürze mich mit Freuden in den Tod, und thue es wahrlich nicht in Hoffnung des Lohnes hier oder dort. Ihr wißt es, Ihr fühlt es sicher, daß ich Wahrheit rede.“

„Und was bewog Euch denn, so plötzlich Euer Roß zu wenden?“ fiel ihm Bernuta in die Rede, „und den Kampf, den Ihr so muthig begonnen, so schmachvoll abzubrechen?“

„Meine Pflicht, die Pflicht gegen den Orden. Die Feste mußte ich retten, sonst stand ich ein Meineidiger, Ehrloser vor Euch!“ sprach Werner mit Feuer. „Ich

war Euch mit meinen Reisigen gefolgt, als ich des nämlichen Weges auf Kundschaft zog, Ihr schient mich nicht zu bemerken, ich bemerkte aber wohl, daß der Lithauer Euch verfolgte. Doch der Schnelle Eures Rosses vertrauend, hoffte ich ohne Kampf Euch gerettet zu sehen, Euer Roß täuschte mich. — Doch als der Feind Euch nahte, vergaß ich beim Anblicke der Gefahr, daß ich nur dem Orden angehöre, ich stürzte zu Eurer Rettung herbei und kämpfte für Euch. — Aber plötzlich gedachte ich meiner Brüder. Gott und der heiligen Jungfrau Euch übergebend, wandte ich schmerzvoll, aber von Pflicht durchdrungen, mein Roß, machte mir mit dem Schwerte Bahn und jagte der Burg zu. Verdammt mich, verdammt den Ritter des deutschen Ordens wenn Ihr könnt!"

Bernuta reichte ihm fast beschämt die Hand und verließ das Zimmer; doch blieb sie nicht lange, kehrte zurück, und schien heiterer zu seyn, als Werner sie seit langer Zeit gesehen. „Aber sagt mir Bernuta" fragte jetzt der Ordensbruder, „welch ein Wunder gab Euch die Freiheit?"

Sie erzählte nun was Ihr begegnet war, erzählte es mit Feuer und man konnte leicht bemerken, daß hierbei das Bild des Großfürsten noch lebhaft vor ihr stand. Der Vater war während ihres Berichtes abgerufen worden, und sie befand sich nun mit Werneru allein, dem die Lebendigkeit, mit der das Mädchen gesprochen hatte, nicht entgangen war. „Ihr scheint vom Gefühle des Dankes tief durchdrungen zu seyn," sagte er jetzt, Bernuta scharf beobachtend, die auf seine Frage nicht achtend gedankenvoll vor ihm stand. Werner beobachtete sie noch eine Weile, dann sagte er freundlich. „Wo sind

Eure Gedanken, Bernuta! schweifen sie an den goldnen Sternen vorüber, oder weilen sie an jener Stelle, wo Ihr das Schrecken der Christen, wo Ihr Kayslut sahet? O, schildert mir den Mann, ich habe so manches von ihm gehört, so oft schon gewünscht, sein Angesicht zu sehen, denn wäre er ein Christ, ich könnte ihn ehren."

„Und ehret Ihr den edlen Fürsten nicht, weil er noch ein Heide ist?" fragte Bernuta, und eine schnelle Röthe überflog ihr Antlitz.

„Schildert mir den Mann," sagte der Ordensbruder, ohne auf des Mädchens Frage zu antworten. „Schildert mir ihn, ich bitte Euch!"

Bernuta besann sich einen Augenblick, als ob sie alle Farben sammeln wolle, die sie zu seinem Bilde bedürfe, dann sagte sie, und mit jedem Worte wurde ihre Sprache lebhafter. „Denkt Euch eine große, riesenhafte, aber edle Gestalt, ein feuriges, blitzendes Auge, das sanft und wild zugleich auf Euch blickt, denkt Euch das Bild männlicher Kraft und Kühnheit, und der Großfürst steht vor Euch!"

„Ihr malt mit Wärme, Bernuta," sagte der Ritter. „Dankbarkeit läßt wohl auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren, aber diese Gluth, die aus Euren Worten sprach, die sich jetzt auf Eurer Wange malt, hat einen tieferen Grund."

„Wohl möglich!" erwiederte das Mädchen, Gleichmuth sammelnd.

„Ich kenne die Liebe nicht," fuhr Werner fort, „und doch sollt' ich meinen —"

„Ihr kennt die Liebe nicht?" unterbrach ihn schnell

Vernuta, und ihr dunkles Auge ruhte fest auf dem Manne. — „Doch fahrt nur fort, und verzeiht, daß ich Euch störte.“

„Ich sollte meinen,“ sprach er, sich schnell fassend, „daß nur Liebe so lebhaft malen könnte.“

„Nun wenn Ihr die Liebe nicht kennt, werther Herr!“ nahm die Jungfrau scherzend das Wort, „woran wollt Ihr sie denn erkennen?“

Der Ritter schwieg, auch Vernuta suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, aber so sehr sie sich auch bemühte, immer kam der Ordensbruder auf Kaystut zurück, immer spann sie gern den Faden des Gespräches weiter, den er begonnen.

„Nun,“ sagte endlich Werner. „Läugnen könnt und wollt Ihr es gewiß auch nicht, daß der Fürst des Heidenvolkes einen tiefen, vielleicht bleibenden Eindruck auf Euch gemacht hat.“

„Ja, Herr!“ erwiederte das Mädchen. „Ich läugne es nicht. Er war mir eine neue, glänzende Erscheinung, die noch jetzt lebhaft und wohlthuend vor meiner Phantasie steht und mich beschäftigt.“

„Ist es der Mann oder seine großmüthige Handlung, die ihn Euch so werth macht?“

„Lieber Herr,“ erwiederte sie und wollte scherzen, aber ein tiefer Ernst sprach aus ihren Worten. „Ihr scheint fast mein Beichtiger werden zu wollen, doch will ich Euch noch diese Frage beantworten. Ich glaube, Beides hat mir an dem Manne wohlgefallen, seine edle Gestalt und seine großmüthige Handlung.“

„Verkennt mich nicht, Vernuta,“ sagte nach kurzem

Schweigen der junge Ordensbruder, der wohl fühlte, wie leicht er dem Mädchen wehe thun könne. „Heftet Euren Blick auf dieses schwarze Kreuz und denkt, daß wer es trägt und reinen Sinnes ist, der Liebe ein trauriges Valet gesagt hat; deshalb verkennt mich nicht, wenn der besorgliche Freund Euch fragt, wohin soll dies Euch führen?"

„Wohin!" erwiederte Bernuta lebhaft, und ihr Auge, ihre ganze Gestalt ward aufgeregt. „Dieser Traum verschwindet mit der Morgenröthe, oder er bleibt der Traum meines ganzen Lebens!"

„Und dann?"

„Werner von Windecken," sprach sie, ergriff seine Hand und führte ihn an das Fenster, welches sie rasch öffnete. „Seht den strahlenden Mond, vielleicht kehrte er gern auf der Bahn zurück, die er schon heute durchwallte, aber er muß, muß vorwärts schreiten, muß die Bahn durchwandern, die ihm sein Schöpfer bezeichnete, er muß! — Der Mensch ist ein schwaches Wesen," fuhr sie fort, „unsichtbare Mächte umschweben ihn; im eitlen Wahne meint er, er sey frei, Herr seines Willens, und die Unsichtbaren führen ihn am Gängelbande hin, wo es ihnen gut dünkt. Nur über das Leben hat er Gewalt, und somit vermag er in einem kühnen Augenblicke sich ihrer Gewalt zu entziehen. So lange er aber auf dieser Erde wandelt, muß er hin, wohin ihn das Schicksal treibt, wohin ihn die Macht der Dämone zieht, dahin muß er trotz seinem Widerstreben."

„Sonderbar!" murmelte der Ordensbruder, der immer noch in die dunkle Mondscheibe blickte, vor sich hin, dann schwieg er und sah nachdenkend vor sich nieder.

„Was dünkt Euch sonderbar?“ fragte endlich das Mädchen, das Stillschweigen brechend.

„Was Ihr eben gesprochen, habe ich auch mir oft gesagt,“ erwiederte er. „Eine magische Gewalt zieht uns oft in einen Kreis, aus dem wir uns bannen möchten.“—

„Lieber Herr!“ fiel ihm Veruuta in die Rede. „Wer wie Ihr drei furchtbare Gelübde that, der muß seinen Willen in Bande zu legen wissen. Arm müßt Ihr seyn, könnt mit keinem Hülfsbedürftigen Eure Habe, Euer Brod theilen, und müßt doch für den Orden mit Eurem Blut und Leben erwerben. Gehorsam habt Ihr gelobt; und solltet Ihr der Menschheit Edelstes zertrümmern, Ihr müßt es dem Orden opfern, wenn er es verlangt. Und unter diesem Kreuze, dieser eitlen Zierde so manches Biedermannes, darf kein Herz der Liebe schlagen; keiner Dirne dürft Ihr nahen, denn Ihr seyd der edlen Dirne ein Pesthauch, der nur vergiften, nicht beglücken kann. — Ihr heftet Euer Auge so wehmüthig auf mich? Zürnt mir nicht um das, was ich Euch sagte; hielt ich Euch nicht für der Edelsten Einen unter Euren Brüdern, ich hätte geschwiegen, hätte das, was ich Euch schon so lange sagen wollte, in meiner Brust verschlossen. So aber ist es besser! — Seyd mein Freund, mein treuer Freund, Bruder Werner,“ sprach sie, ihre Hand traulich auf seine Schulter legend. „Seyd es durch das ganze Leben — und wollt mir nie mehr seyn. Der Ordensbruder steht mir dann nahe, sonst bleibt er meinem Herzen fern! Reicht mir Eure Hand, edler Mann, ihr Druck sage mir, daß wir uns verstehen.

Werner ergriff die dargereichte Hand des Mädchens, unwillkürlich drückte er sie an sein Herz, sie duldete es

willig. „Er muß die vorgeschriebene Bahn durchwallen, muß von Oſt nach Weſten ziehn," ſprach er, ſeine Rechte nach dem Monde ſtreckend, den eben eine Wolke barg. „So muß ich auch Euch als das Ziel meines Lebens betrachten, denn die Unſichtbaren ziehen mich zu Euch hin. Der Freund wird Euch folgen, Euch ſchützen, ſo lange er darf," ſetzte er traurig hinzu. „Schlaft wohl!" Dies ſagend eilte er ſchnell von ihr nach der Burg, die wie ein grauer Rieſe im Mondlichte vor ihm lag.

Starr den Blick auf die dunkle Nebelgeſtalt des Schloßes gerichtet, ſeufzte er tief auf. „So war Alles nur ein Traum!" rief er, „und keine Hoffnung in dieſer ſternenloſen Nacht? Mir bliebe nichts als dieſer Ordensmantel, mein Gelübde und ein gebrochenes Herz? Nun was mir der Himmel ließ, was er mir zur Mitgift gab, dem will ich treu angehören und nicht nach dem Unerreichbaren trachten. — Lebt wohl ihr Bilder meiner Jugend, ihr Hoffnungen, die ich ſorgſam genährt. Lebe wohl Veruuta! Von Dir erwarte ich nichts mehr, erwarte Du Alles von mir!"

4.

In des Meiſters Wohnzimmer im großen Ordenshauſe zu Marienburg, ſaß Bernhard, der Briefſchreiber des Hochmeiſters Werner von Kniprode, an einem mit grünem Tuche beſchlagenen Tiſche, der in der Mitte des Gemachs, an der das Gewölbe des Zimmers tragenden Säule ſtand. Pergamentrollen und Haufen Papiere, auch mehrere noch

uneröffnete Briefe lagen vor ihm aufgeschichtet, und Alles war bereit sogleich das Geschäft zu beginnen.

Der Schreiber brummte ungeduldig vor sich hin, blickte erst nach der Thüre, dann setzte er sein Käppchen auf und sagte halblaut. „Hu, mich friert! wo er nur bleiben mag; ist es doch immer hier so kalt, wie es trotz des vielen Feuers in der Hölle seyn soll." Noch saß er eine Weile, rückte näher an das Kamin, legte einige Scheite auf die kaum noch klimmenden Kohlen, und beugte sich eben die Fünkchen anzublasen, als die Thür sich öffnete und der Hochmeister eintrat.

„Friert Dich schon wieder, frostiger Gesell!" sagte der Meiste halblachend, da dem kleinen Männchen vor Schreck fast der Athem vergangen wäre, „setze Dich, aber entblöse vorerst Dein Haupt; es ziemt sich nicht, selbst nicht in meiner Abwesenheit, Dich in des Meisters Wohngemach zu bedecken. Setze Dich — keine Entschuldigung — schreib'!"

Der Schreiber gehorchte, setzte sich und da er sich noch nicht ganz von seinem Schrecke erholt hatte, fragte er mit bebender Stimme. „Auf Pergament oder Papier?"

„Papier!" antwortete der Meister, und schritt fast ungeduldig werdend im Zimmer auf und ab, da der Schreiber seine Vorkehrungen nicht schnell beenden konnte. „Seyd Ihr endlich fertig?" fragte er, und als der Schreiber es bejahte, diktirte ihm der Meister:

„Vortrefflicher, tapferer, in Gott geliebter Bruder!

„Der heidnische Feind, der erst vor kurzen in Je-
„hannisburg eingedrungen war, rüstet sich von neuem

„mit noch stärkerer Macht und drohet uns mit einem „furchtbaren Heere. Vom Rheine, Franken und Baiern „ziehen Haufen frommer Kreuzfahrer heran, die schon „die Oder überschritten haben. Deshalb mahn' ich „und befehl' ich Euch, geliebter Bruder, Ihr wolltet „alle streitbaren Mannen in Eurem Kreise aufbieten, „sie mustern und Sorge tragen, daß die Ordensbrü„der, Söldner und das Landvolk gehörig gewaffnet „und zum Kampfe bereit sey. In der Mitte des „Märzmondes findet Euch dann mit Euren Kriegs„haufen in der Gegend von Insterburg ein, wo „wir das Heer mit Gott sammeln werden. Ich be„fehle Euch das strengste Geheimniß über Zeit und „Ort, und empfehle Euch dem Schutze des Höchsten."

„An wen lautet dieses Schreiben?" fragte Bernhard, es dem Hochmeister zur Unterschrift darreichend.

„An die dreißig Landeskomthure," erwiederte der Meister es zurückgebend.

„Mithin dreißig Abschriften," murmelte halblaut der Briefsteller seufzend. — Der Meister wollte dies nicht gehört haben, oder hatte es wirklich nicht gehört, da er immer noch im Gemache auf und ab schritt, als aber der Schreiber den Brief gefaltet hatte und ihn zu sich stecken wollte, sagte er plötzlich. „Schreibt!" Der Gehorsame setzte sich. „An den Komthur zu Johannisburg fügt als Postscript folgendes bei. — Ich danke Euch tapfrer Bruder im Namen des Ordens für die Vertheidigung der Burg. Seyd auf Eurer Huth, leicht könnte Kaystut es noch einmal versuchen, ob er Euch wieder so wachsam findet. Den Bruder Werner von Windecken schickt zu mir hierher,

ich meine, daß es gut iſt, ihn einige Zeit hier zu behalten." — „Nun geh Bernhard," wandte er ſich zu dieſem „und ſchärfe Deine Feder; morgen früh wirſt Du wohl die Arbeit beendet haben, die Boten ſollen bereit ſtehen." Der Schreiber verbeugte und entfernte ſich.

Als der Meiſter allein war, trat er vor die an der Wand hängende Mappa mundi, betrachtete ſie aufmerkſam und ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Welch kleiner Fleck auf Gottes weiter Erde iſt doch das Preußenland, und dennoch iſt es faſt zu groß und ſchwer für die Schulter eines einzelnen Mannes. Immer Krieg und ewiger Krieg! — Wenn wird endlich Friede ſeyn? — Dort, nur dort!" ſprach er und ſein Auge hob ſich gen Himmel. „Nun bis da hinauf arbeite für Gott und die Menſchheit." Er ging noch einigemale im Zimmer auf und ab, dann ſchellte er einem Diener. „Iſt der Komthur von Labiau noch nicht hier?"

„Noch nicht Herr!"

„So geh' zum Pferdemarſchall des Convents und ſage ihm, er ſolle mir die Pferde vorführen laſſen, die aus Böhmen gekommen." Der Diener entfernte ſich und der Meiſter trat in das größere Gemach, welches die Ausſicht auf den Burgplatz hatte, und betrachtete die hier aufgehangenen Bilder der Hochmeiſter und der berühmten Ordensbrüder. Vor manchem blieb er ſtehen und die Vergangenheit zog an ihm vorüber, am längſten hielt er ſich vor dem Bilde Siegfrieds von Feuchtwangen auf. „Hätteſt Du nichts gethan," ſagte er vor ſich hin, „als den Sitz des Ordens von Venedig hierher verlegt zu haben, ſo hätte Dir dieſer große Gedanke allein den ewigen Dank des Ordens erworben. Hier ſind wir Herren, in Venedig waren

wir Diener.“ Noch ſtand er vor dem lebensgroßen Bilde des Marſchalls Heinrich von Plötzkau, der auf ſeinem ſchwarzen Streitroße eben über eine Mauer ſetzte, als Pferdegetrappel auf dem Burgplatze ihn in ſeinen Betrachtungen ſtörte. Der Meiſter glaubte, es wären die neugekauften Roſſe, die ihm der Marſchall vorführen ſollte und trat deshalb an das Fenſter. Er irrte ſich, ein Ritter mit ſeinem Gefolge war es, der über den Burgplatz dem Haupthauſe zuritt. Es war ein kleiner, unanſehnlicher, doch ſtark gebauter Mann, unter deſſen hochgewölbter Stirn ſich eine bedeutend große Naſe über einen Mund erhob, der zuweilen nicht ohne Anmuth lächeln konnte. Sein Auge blitzte feurig unter den buſchigen Brauen hervor, der ganze Ausdruck des Mannes war Ernſt und Strenge. So klein der Ordensbruder war, ritt er doch ein ungeheures frieſiſches Roß, einen Goldfuchs, den das Kriegsvolk ſonderbarer Weiſe den Reißaus nannte, obgleich er wohl nur ſelten dem Feinde den Rücken gewendet hatte. Es war Heinrich Schindekopf, der Komthur von Labiau, des Hochmeiſters Waffengefährte und vertrauteſter Freund, ein Mann, der keine Furcht kannte, deſſen Geiſt ſeinen Muth noch übertraf, der Held des Ordens. Wenn er auf ſeinem Goldfuchſe die Schaaren gegen den Feind führte, war ſein Kriegswort: Wacker wie ein Ordensbruder, ſchnell wie mein Roß und Gottes Wind! Er war in allen Kriegsſachen der, auf deſſen Rath der Meiſter den größten Werth legte, den die Ordensbrüder und Söldner ſeiner unerbittlichen Strenge wegen am meiſten fürchteten, aber am willigſten folgten. Er war ſtreng in Beobachtung der Ordensregeln, betete nur ſo viel als er nach den Statuten

mußte, achtete die Prieſter nur weil ſie Ordensbrüder waren und das Geſetz es ihm gebot, ſchlief ſtets auf harter Erde, trank Waſſer und haßte die Weiber. So ſtreng er gegen ſich war, ſo ſtreng war er auch gegen ſeine Untergebenen, von denen er gleiche Enthaltſamkeit verlangte.

Freundlich, aber dennoch mit Würde empfing der Hochmeiſter den Helden, und nach kurzer Bewillkommnung machte er ihn mit der Urſache bekannt, warum er ihn zu ſich beſchieden hatte. „So ſtehen die Sachen," ſprach er am Schluße ſeiner Rede, „denkt darüber nach, was ich Euch ſagte; wenn Ihr Euch durch Speiſe und Trank erquickt habt, dann ſagt mir Eure Meinung, Komthur, und theilt mir Euren Rath mit. Indeſſen, lieber Freund, will ich, bis der Küchenmeiſter uns zum Mahle abruft, Euch die Roſſe zeigen, die ich in Böhmen habe kaufen laſſen, und die uns gar treffliche Dienſte thun ſollen; es ſind ſtarke, kräftige, wohlgebaute Thiere, die den geharniſchten Reiter gut tragen können. Sie werden ſogleich vorgeführt werden."

In dieſem Augenblicke hörte man auch ſchon das Wiehern der Roſſe, die geſattelt und gezäumt, mit vollem Rüſtzeuge ſtolz einherſchritten, muntere Hengſte, welche die Fauſt der Pferdeknechte kaum zu bändigen vermochte. Der Meiſter trat mit dem Komthur an das geöffnete Fenſter und hatte ſeine Freude über die muntern Thiere, der Komthur, ein beſonderer Freund von Roſſen, muſterte jedes, beſonders gefiel ihm ein Apfelſchimmel, ein ſtarkes unbändiges Pferd, das zwei Knechte führen mußten. Ein junger Ordensbruder, Klaus von Steten, ging immer dem Unbändigen nach und betrachtete es aufmerkſam. „Bru-

der Klaus!" rief der Komthur hinunter, „Dir gefällt wohl das Roß? Iſt dem ſo, ſo ſchwinge Dich darauf, und kannſt Du es bändigen, will ich den Meiſter bitten, daß er es Dir zum Schlachtroß giebt." Der junge Ordensbruder hörte kaum dieſe Worte, als er ſich den Apfelſchimmel vorführen ließ, ſich behende hinaufſchwang, und das wilde Thier, es im Kreiſe tummelnd, zu bändigen verſuchte. Aber das Roß, ſolcher Laſt noch ungewohnt, ſuchte in Bogenſätzen den Reiter abzuwerfen und es gelang ihm endlich; der Ordensbruder lag im Saude.

„Wie Alles verweichlicht!" rief der Komthur in ſeiner Heftigkeit. „Solch junger Fant hat nicht einmal mehr Kraft und Geſchick, ein wildes Roß zu bändigen. Den jungen Laffen zum Trotz, die da unten ſtehen und dem hinjagenden Roſſe müßig nachſehen, ohne es mit kräftiger Fauſt zu halten und ſich darauf zu ſchwingen, will ich es beſteigen und tummeln," und ehe Winrich von Kniprode ihm noch etwas entgegnen konnte, ſetzte er ſchnell hinzu: „Ihr werdet dagegen nichts haben, Meiſter, ſollte es auch nur ſeyn, um den jungen Brüdern ein belehrendes Beiſpiel zu geben!"

Der Meiſter wollte hier nicht befehlen, aber er warnte, doch konnte nichts den Willen des Störriſchen bändigen. „Haltet mich nicht zurück, Meiſter!" ſagte er, ſeinen Mantel heftig um den linken Arm ſchlagend, ein Zeichen, daß das Blut raſcher durch ſeine Adern floß, und als Winrich von Kniprode ihm bemerklich machen wollte, daß eine ſo tüchtige Stütze des Ordens ſich nicht um eines wilden Roſſes willen in Gefahr ſtürzen ſollte, erwiederte er mit ruhigem Lächeln. „Um ein Roß zu bändigen, edler Mei-

ſter, thue ich es wahrlich nicht; des Ordens wegen thue ich es, der in Weichlichkeit untergeht, den jungen Brüdern zur Beſchämung. Doch Ihr habt zu befehlen und ich auch hierin zu gehorchen."

„Geht Heinrich!" ſagte der Meiſter freundlich. „Thut nach Eurem Willen." Der Komthur entfernte ſich raſch und bald war er auf dem Burgplatze, wo das Roß unaufgehalten herumjagte. Ruhig, ohne ſeine Schritte zu beeilen, trat er unter die ſich hier zuſammen gefundene Menge, die ihm ehrerbietig Platz machte.

„Marſchall!" rief er dem Pferdemarſchall zu. „Schafft mir das tolle Pferd herbei! Ihr ſteht hier gaffend und kaum ein Paar Knechte rühren ſich, das flüchtige Roß einzufangen!" Das Wort des Komthurs brachte ſchnell eine Menge Knechte, ſelbſt dienende Brüder in Bewegung, bald war der tolle Schimmel eingefangen. „Hierher!" rief er jetzt, da ſie das Roß wieder zu den andern führen wollten. „Ich will es beſteigen!" Alle ſtaunten über des Komthurs Keckheit, der ſich rüſtig auf den ſchnaubenden Hengſt ſchwang. Das Roß, ſeine Laſt verſpottend, machte ſich in Bogenſätzen Bahn durch die Menge; der Komthur ließ es austoben, ſuchte es anfangs zu beſänftigen und blieb feſt, ohne Wanken im Sattel. Nach einer Weile, während er es nun weidlich getummelt hatte, blieb er des Roſſes Herr, ritt das immer noch Schnaubende ruhig dem Platze herum und ſtieg dann ab. Sein Auge ſah nun im Kreiſe der jungen Ordensbrüder umher, dann ging er, ohne ein verweiſendes Wort zu ſagen, nach des Meiſters Wohnung; jeder der den Ernſten kannte, verſtand ſein Schweigen.

„Heinrich," ſagte der Hochmeiſter, „Du haſt das Roß getummelt wie ein echter Ordensbruder aus alter Zeit, willſt Du es haben, ſo nimm es mit nach Labiau, und reite es in der nächſten Schlacht, wenn Du es gebändigt haſt. Aber aus Liebe und Freundſchaft zu mir, kein ſolches Wagſtück weiter! Wir beide ſind nicht mehr in den Jahren der Jugend, und jetzt iſt ein Mann mehr werth als ſonſt, ſie werden ſelten, ſelbſt im Orden!"

„Das weiß Gott!" ſagte Schindekopf und feurig glühte ſein Auge, Unmuth umzog ſein ganzes Geſicht. „Es dünkt mich faſt, die Mannheit ginge in dieſer erbärmlichen Zeit zu Grabe, und auch das Kräftigſte müſſe in Weichlichkeit vergehen. Selbſt unſer Orden, dieſe Vereinigung des Edelſten in Deutſchland, wird, wenn auch nicht wie die Tempelherren, doch ſicher wie die Johanniter, in Reichthum und Weichlichkeit untergehen. Ein Wamms, ein Mantel, ein Schwert und ein Roß, Gottes Erde zum Lager, den Himmel zur Decke, wo Millionen Lichter uns leuchten, das war ſonſt des Ordensbundes einzige Habe. Jetzt aber — Herren ſind wir, nicht Diener des einzigen Herrn der Welt, leben in Luſt und Freude, zechen und buhlen; Demuth, Enthaltſamkeit iſt von uns gewichen, und das Kreuz auf dem Mantel iſt jetzt zur prunkenden Zierde, nicht zum Zeichen der Obedienz geworden, und ſo werden wir von Geſchlecht zu Geſchlecht immer tiefer ſinken." —

In dieſem Augenblicke trat der Küchenmeiſter ein, dem Meiſter zu melden, daß die Tafel bereitet ſey. Es ſchien dieſem nicht unlieb, daß das Geſpräch unterbrochen wurde, und er führte den Komthur ſogleich nach dem kleinen Remter, wo mehrere Gäſte ſie erwarteten und Schin-

bekopf von neuem Gelegenheit fand, über die Menge der Speisen und den kostbaren Malvasier und Rheinfall in der Stille seine Bemerkungen zu machen; er trank nichts als Wasser.

Noch am Abende, als auch der Ordensmarschall von Königsberg, der Spittler von Elbing und der Drapier von Christburg angelangt, mithin die Gebietiger des Ordens versammelt waren, beratheten sich die Herren im kleinen Convent, wie der Angriff auf Schamaiten und Lithauen begonnen werden sollte. Die schnellste Bewaffnung, die größte Verschwiegenheit wurde beschlossen, damit das Ordensheer bei der Ankunft der fremden Kreuzfahrer bereit sey. Zur Eile mahnte auch die eben eingegangene Nachricht, daß Kayslut, der Großfürst, mit einer bedeutenden Heeresmacht von neuem bei Angerburg in das Gebiet des Ordens eingedrungen sey.

Da alle Beschlüsse gefaßt waren, kehrten die Gebietiger schon am andern Tage nach ihren Komthureien zurück, nur der Komthur von Labiau, dem bei dem bevorstehenden Kriegszuge ein besonderer Auftrag des Hochmeisters wurde, blieb noch in Marienburg, das Nöthige mit ihm zu verabreden.

5.

„Werner!" sagte eines Nachmittags der Komthur Otto mit dem lahmen Beine zu seinem Zögling, den er zu sich beschieden hatte. „Was ich voraussah, ist einge-

troffen, der Meiſter befiehlt mir, Dich nach Marienburg zu ſenden, wo Du vor der Hand bleiben ſollſt. Ich verberge Dir es nicht, es thut mir wehe, mich von Dir trennen zu müſſen; ich war an Deinen Umgang gewöhnt, es that mir wohl, Dich bei mir zu ſehen, ich hörte Dich gern plaudern, und Du erheiterteſt mir manche trübe Stunde. — Nun es ſoll nicht ſeyn! Ich ſoll mit meinem lahmen Beine allein in der Einſamkeit ſitzen, denn die Andern verſtehen mich nicht, kennen nicht meine Vaterburg, haben Agneſe in Nonnenwerth nicht geſehen — Gott gebe ihr eine fröhliche Auferſtehung! — und keinem habe ich das Geheimniß, die Schuld meines Herzens anvertraut als Dir — und nun mußt Du von mir ziehen. Daran iſt aber Niemand Schuld als die Dirne Bernuta! Nun bei Sankt Baſtian, ſie mag von Gott ihren Lohn dafür bekommen! — Sieh nicht ſo finſter vor Dich hin, Werner, Du weißt, es iſt nicht ſo böſe gemeint," ſagte er dann. „Um Deinetwillen will ich ſie in Deiner Abweſenheit ſchützen und ſchirmen, wenn ſie es auch nicht verdient."

Werner von Windecken hatte den alten Komthur in dem Fluße ſeiner Rede mit keiner Silbe unterbrochen, und ihn ungeſtört endigen laſſen. Die Nachricht, nach Marienburg ziehen zu müſſen, hatte ihn zu ſehr überraſcht, ſeine Gedanken waren zu lebhaft bei Bernuta, um an etwas Anderes zu denken als an ſie. Dem Alten erſchien ſein Schweigen als Kaltſinn, dies verdroß ihn ſo, daß ſeine Trauer in Heftigkeit überging, und er endlich mit den Worten losbrach. „Du freuſt Dich wohl, aus der einſamen Johannisburg, von dem alten mürriſchen Manne fortzukommen?"

Dies weckte den Ordensbruder aus seinen Träumen. „Nein, wahrlich nicht, lieber Herr!“ sagte er mit Herzlichkeit. „Ich gehe nur ungern von hier.“

„Ja, weil sie hier in der Nähe wohnt!“ unterbrach ihn der Alte.

„Nein, auch weil ich mich ungern von Euch trenne,“ erwiederte Werner, „ich ehre, ich liebe Euch!“

„Liebst Du mich wirklich?“ fuhr der Alte freudig auf, ergriff und drückte des Bruders Hand.

„Mit vollem Herzen, und oft, recht oft werde ich Eurer mit dankbarer Liebe gedenken, und mich in einsamen Abenden an Eure Seite wünschen.“

„Nun bei Sankt Bastian, das läßt Dich Gott sprechen!“ rief der Alte freudig. „Deine Worte machen mir den Abschied leicht. — Geh und besorge nun Alles zu Deiner Abreise und wenn Du fertig bist, dann komm zu mir, daß wir noch einmal von der Heimath plaudern und dann“ — setzte er fast mürrisch hinzu, „dann besteige meinen ungarischen Klepper, reite zum alten Walgune und sage ihr Valet; besser Du thust es mit, als gegen meinen Willen. Auch will ich Dir Reisige nachsenden, der alte Curt mag sie führen; es dünkt mich nicht recht geheuer an der Grenze zu seyn, und wenn schon der Großfürst bei Augerburg stehen soll, könnte er doch auch hier Beute machen wollen, darum sey auf Deiner Huth. — Nun geh!“

Ein Ordensbruder hatte gar wenig, was er sein nennen konnte, deshalb war bald Alles zu Werners Abreise geordnet, und er saß, ehe noch der Abend zu grauen begann, in des Komthurs kleinem Gemache beim Kamin.

Aber der Alte fand bald, er habe seine Zeit zur traulichen Erinnerung der Vergangenheit gar schlecht gewählt, denn Werner ward immer zerstreuter, immer unruhiger, und so brach der Komthur plötzlich das Gespräch ab, und sagte nicht ohne Empfindlichkeit. „Wahrscheinlich ist der Klepper schon gesattelt, geh nur hinunter, schwinge Dich darauf und reite ihn auf diesem Ritte nicht zu Tode; hoffentlich wird es das Letztemal seyn, daß Du nach den zwei hohen Tannen jagst, als sey das Ordenskreuz dort aufgesteckt!"

„Das Letztemal?" murmelte Werner vor sich hin.

„Frage nicht weiter und geh!" Dies sagend verließ der Komthur unmuthig das Zimmer.

Einen Augenblick, aber er war nur von kurzer Dauer, sah ihm Werner nach, ungewiß ob er bleiben oder gehen solle, dann aber eilte er schnell hinaus, schwang sich auf den Klepper und jagte, noch an die letzten Worte des Komthurs denkend, Walgunes Wohnung zu.

Er fand Vernuta allein, der Vater war zu einem Freunde geritten, wurde jedoch jeden Augenblick erwartet; dies war Wernern nicht unlieb, denn er konnte nun offener mit dem Mädchen reden. Anfangs war Vernuta bei der Nachricht, daß der Ordensbruder die Burg verlassen und nach Marienburg ziehen müsse, betreten, doch faßte sie sich bald. „Die Trennung von Euch schmerzt mich," sagte sie bewegt, „doch wenn ich reiflich nachdenke, so ist es gut, daß Ihr von hier ziehen müßt."

„Wenn auch ich reiflich nachdenke," unterbrach sie Werner, durch diese Worte schmerzlich berührt, „so finde auch ich, daß es gut ist von hier zu ziehen, aber mein

Herz ſträubt ſich gegen den Gedanken, es blutet, denke ich, daß ich von Euch ſcheiden muß."

„Ihr ſeyd unwillig geworden, lieber Herr!" nahm Bernuta ſchnell das Wort. „Ihr ſeyd mein Freund, und wie könnte ich mich gern von Euch trennen. Und doch iſt es gut, daß es ſo kommen mußte; Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib iſt ein trügliches Gut, leicht wird der reine fromme Schein, der ſie umgiebt getrübt, und" — ſie ſtockte, Werner verſtand ſie und ſchwieg.

„Laßt uns Herr Ritter," fuhr ſie fort," den Augenblick der Trennung durch nichts trüben, nicht durch Leidenſchaft, nicht durch Empfindlichkeit. Für mich hat jede Trennung etwas Ergreifendes. Man ſagt ſich Lebewohl, und weiß nicht auf wie lange, man drückt ſich zum Abſchiede die Hand, und weiß nicht ob man ſie je wieder erfaſſen kann, Trennung erweckt in mir ſtets Wehmuth und eine bange Ahnung ergreift mich." —

„Und welche ergreift Euch jetzt?" fragte Werner ſchnell.

„Daß ich Euch nicht wieder ſehen werde, und das betrübt mich!" —

„Nun wohl!" ſprach jetzt der Ordensbruder. „Sollte dieſe Ahnung zur Wirklichkeit werden, ſo will ich auch dieſen Augenblick benutzen, als ſey es der letzte, wo ich Euch ſähe, obgleich es in mir laut dagegen ſpricht und es mir immer iſt, ich müßte Euch wiederſehen. Ich will mit Euch reden, wie es mir meine Pflicht gebietet, und ſollte ich fürchten müſſen, Ihr würdet mir zürnen."

„Redet offen, Herr Werner," ſagte Bernuta, als er ſchwieg und zu erwarten ſchien, daß ſie ihn auffordern

sollte fortzufahren. — „Jedes Eurer Worte, ich weiß es, kommt aus lauterer Quelle und keines erzürnt mich.“

„Wohlan!“ begann er und sein Auge sah feurig auf das Mädchen. — „Wohlan, so will ich reden, und sollte ich mir auch selbst meinen Himmel zerstören. — Seyd Ihr dem Glauben Christi getreu, seyd Ihr Christin ganz, mit reinem Herzen?“ fragte er sie.

Vernuta, wohl Anderes vermuthend, war durch diese Frage überrascht, und konnte zum Entgegnen nicht gleich die Worte finden.

„Ich bitte, ich beschwöre Euch bei Allem was Euch heilig ist, Vernuta, sprecht!“

„Fürchtet nicht für mich,“ erwiederte sie mit Ruhe und Freundlichkeit. „Ich bin Christin, ehre und liebe die fromme Lehre, welche die Priester verkünden; ich liebe das göttliche Gebot, seine Feinde zu lieben, zu segnen die uns fluchen; aber den Mund liebe ich nicht, der mir solch Göttlich-Menschliches verkündet, die Priester liebe ich nicht, wenn ihr Wandel ihren Worten nicht gleicht! — Seyd Ihr nun beruhigt?“

„Nicht ganz, Vernuta. Ihr besucht nicht fleißig unsre Kirchen, vermeidet mit einer Art Scheu die stillen Klausen frommer Jungfrauen.“

„Gott ist überall!“ rief sie lebhaft, „überall findet man einen heiligen Ort ihn zu verehren! Seht dort draußen den herrlichen Tempel, den er sich selbst erbaut. Erreicht ein Dom, und schmückten ihn tausend Bilder und Millionen Verzierungen, erreicht einer die Größe, die Erhabenheit jenes dunkeln Domes, der sich, von Millionen Kerzen erleuchtet, über die Erde majestätisch wölbt? Spricht ein

Prieſter ſo kräftiges Wort als der Donner, und durchrauſcht eine Rede ſo laut, ſo furchtbar, ſo tief die Herzen, als der Sturm, wenn er durch den hohen Fichtenwald rauſcht? Das iſt mir das Wort des Herrn, dies mein Tempel, in dem ich zu Gott bete, und wahrlich, wenn ich in dieſer nächtlichen Stunde die Sterne funkeln, den Mond in ſeiner ſchauerlichen Pracht wandeln ſehe, den Sturm rauſchen, den Donner brüllen höre, dann hebt ſich mein Herz zu meinem Schöpfer, anbetend knie ich nieder in Demuth, denn klein ſtehe ich da vor dem Herrn der Welt und ſeinen Dienern, dem Sturm und Donner, ſtatt daß ich in Eurer kleinen Kapelle mich groß dünke, mich eingeengt fühle und mir iſt, als ob mein Gott, mein großer, mächtiger Gott, nicht Raum habe in dieſem Tempel, als ob ſeine Diener, deren Worte ich nicht verſtehe, an Reinheit und Werth tief unter mir ſtänden."

Werner war erſtaunt, ihn ſchauderte vor dieſer Ketzerei, und doch konnte er die Ketzerin nicht verdammen. In der verſchloſſenen Kammer ſeines Herzens, die er zu öffnen nicht wagte, fürchtete er das Nämliche zu finden, und er mochte deshalb ſeinen Tadel nicht ausſprechen; um deſto raſcher wendete er die Frage an ſie: „Aber was zog Euch nach Romove, nach dem alten Sitze des Heidenthums, wo Eure Prieſter den Götzen nur Blut opferten, nur Blut der Weihrauch war, den ſie ihnen ſtreuten?"

„Opfern unſere Prieſter kein Blut? Floß nicht in dieſem Lande das Blut in Strömen?" entgegnete ſie. „Und iſt es nicht Eure Pflicht, Ordensbruder, das Blut der Ungläubigen zur Ehre Gottes zu vergießen? Und was ſind die Jungfrauen, die in finſtere Klauſen geſchloſſen

dem Leben, dem Menschlichen abgeschworen haben, anders als blutige Opfer? Ihr wundert Euch, daß ich ihre Zellen meide, bei Hora und Vesper, bei Hymnen und Lobgesängen immer nur den Schrei des Schmerzes höre, der aus zerrissenem Herzen sich aufwindet?"

„Ihr habt meine Frage nicht beantwortet," unterbrach sie der Ordensbruder: „Was zog Euch nach Romove?"

„Edler Herr," erwiederte sie, und die Glut, mit der sie gesprochen hatte, schien gemäßigt. „Führte Euch Euer Schicksal nach dem gelobten Lande, durchzöget Ihr Akkon und trätet in das Haus ein, das vordem das Haupthaus Eures Ordens war, würden da nicht die Thaten Eurer Vorgänger lebendig vor Euch stehen? würde da nicht die Erinnerung Euch die vergangene Zeit mit schönern Farben schmücken, als sie es vielleicht verdient? und würdet Ihr dann nicht mit Wehmuth den Ungläubigen, statt Eures Meisters, in dieses für Euch ehrwürdige Haus treten sehen, wenn Ihr es auch nicht mit dem Ordenshause in Marienburg, wenn Ihr auch nicht jene Zeit mit der jetzigen vertauschen möchtet? Sehet, so ging es auch mir. Es zog mich nach dem Orte hin, der meinem Volke einst so theuer war, an den sich so viel Sagen, so viel Thaten knüpfen, den uns die alten Volkslieder so herrlich, so erhaben schilderten. Meine Phantasie beschäftigte sich lange mit diesem heiligen Orte der Vorzeit; ich sah die alte Eiche vor mir, unter deren Schatten tausend Waidlotten ihre Lieder zur Ehre des Donnergottes anstimmten, ich sah den Kriwe, der unumschränkt, von keinem Gebietiger, von keinem Convente in seinem Willen beengt, sein Volk regierte; die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die Liebe zu meinem

Volke, die Liebe zu der geweihten Stelle erwachte; ich zog hin." —

„Und?"

„Errinnert mich nicht an jenen schmerzvollen Tag, an den ich die der Vorzeit so heilige Stätte betrat. Woher heilige Wald gestanden, gegrünt, die riesigen Bäume einst ihre belaubten Gipfel majestätisch in die Wolken gestreckt hatten, wogte jetzt ein flaches Kornfeld mit seinen dünnen Halmen; wo die Stadt der Waidlotten, vom dichten, undurchdringlichen Hag beschützt, gestanden, fand ich ärmliche Hütten mit niederen Strohdächern. — Wo die heilige Eiche ihr immer grünes Haupt erhoben, stand auf niederem Hügel ein kleines hölzernes Kreuz, deren man Tausende aus dem Stamme der heiligen Eiche hätte zimmern können. Wo sonst das Große geherrscht, war das Erbärmliche an seine Stelle getreten. Nichts war übrig von der schönen Zeit meines Volkes, Nichts als der Boden auf dem ich stand, und den konntet Ihr stolzen Ordensritter doch nicht von seiner Stelle rücken, die Wurzeln des heiligen Baumes, tief in dem Schoße der Erde verzweigt, mußtet Ihr unangetastet lassen." —

„Ich stand auf diesem heiligen Boden," fuhr sie nach einer Weile fort, „wie ein Wanderer, der nach langen, langen Jahren der Wallfahrt in seine zerstörte Heimath zurückkehrt; kein Baum, kein Stein ruft ihm die Erinnerung herbei, alles liegt in Trümmern; er steht wie in einer Wüste, allein, freudenlos! So auch ich. Da griff ich in die Saiten meiner Harfe, stimmte ein Lied meines Volkes zum Lobe Waidewuts an, mein Herz schwoll bei dem Gesange; das Vaterland, das freie Vaterland stand

vor mir, mein Geist schuf sich Romove in seinem Glanze, die Eiche erhob sich grünend vor meinem Blicke, der Holzstoß braunte, den sich der Kriwe zum freiwilligen Flammentode erbaut; ich sah den Greis ihn besteigen, sah die Priester mit brennenden Fackeln sich nahen, da kreischte es hinter mir: Gebt einem Armen um Christi Willen eine Gabe; ein alter Preuße stand bettelnd hinter mir, ein Hungriger auf dem Platze des Ueberflusses, ein Fremdling in dem heiligen Haine seiner Väter. Ich riß noch einen Akkord aus meinen Saiten hervor, gab dem Bettler ein Almosen um Christi Willen auf Percunna's geweihter Erde, und zog heim."

„Und was führte Euch das zweite Mal zu den Trümmern des Ordens, den Gottes Zorn zerstören ließ?" fragte Werner.

„Gottes Zorn? O guter Ordensbruder," nahm sie rasch das Wort. „Wie viel Edles und Großes ging nicht zu Grunde, ohne daß es der Zorn Gottes vernichtete. Sprecht nicht so mönchisch, Herr Werner, ich liebe mehr den Ritter als den Ordensbruder in Euch. Doch wo nur mein Vater bleiben mag?" brach sie ängstlich das Gespräch ab. „Er wollte mit der Dämmerung zu Hause kommen, und schon ist es finstere Nacht; mich bangt für ihn."

„Ihr wollt einer Antwort auf meine Frage ausweichen," sagte Werner.

„Und wäre es auch so, lieber Herr," erwiederte sie lächelnd, „so könnt Ihr wohl mit meiner Bereitwilligkeit, Euch Rede zu stehen, heute zufrieden seyn; wäre es nicht die Scheidestunde, ich hätte längst geschwiegen. Aber verzeiht, daß auch ich zu fragen beginne, in der Trennungs-

stunde möchte meine Frage wohl verzeihlich seyn. Was hofftet Ihr von mir? Daß nichts Unedles Euch zu mir führte, war ich vom ersten Augenblicke, wo ich Euch sah, überzeugt; aber was konntet Ihr hoffen, was der Ordensbruder von dem preußischen Mädchen, das er überdies noch für eine Abtrünnige hielt? Vielleicht ging es Euch wie mir, als ich nach Romove zog, es trieb Euch wider Willen, Ihr konntet Euch selbst nicht Rechenschaft geben, Gutes, Freudiges, durftet Ihr Euch hier nicht erwarten — Nicht wahr Herr Werner, die Antwort wird Euch schwer."

Sie wäre dem guten Ordensbruder sicher auch schwer geworden, hätte nicht ein sonderbares Geräusch die Aufmerksamkeit Beider gefesselt. Werner, des Komthurs Worten gedenkend, eilte schnell hinab, und schob den schweren eichenen Balken vor die Hausthüre, dann eilte er hinauf zu der ängstlich Horchenden und raunte ihr leise zu. „Es sind Lithauer, die Beute suchen, sie hoffen hier wohl das schönste Kleinod für ihren Fürsten zu finden, doch mein Arm soll Euch schützen, wenn Ihr einen Schutz verlangt."

Ein strafender Blick ward ihm statt Antwort. „Ist es ohne Euren Willen, dessen ich mich gern überzeugen mag, so sorgt nicht, ich hoffe des Ordens Knechte sind in der Nähe."

„Und mein Vater?"

„Ja freilich, das ist eine schlimme Sache, und dem nicht zu helfen," erwiederte der Ritter, „betet für ihn."

„Beten für ihn? für mich fechten will ich!" Sie gürtete ein Schwert um, nahm Pfeil und Bogen von der Wand und stellte sich lauschend an das Fenster. Bald

überzeugten sich Beide, daß Werners Vermuthung gegründet war; sie sahen einen Haufen fremden Kriegsvolkes die Wohnung umziehen, sahen einen andern Haufen in der Ferne halten, und alsbald klopfte es mit starken Schlägen an die Thür.

„He, aufgemacht Freund Walgune!" rief eine rauhe Stimme. „Wir kommen in friedlicher Absicht als Brautwerber. Mach' auf und übergieb uns Dein feines Töchterlein für unsern Fürsten, oder wir zünden eine Hochzeitfackel an, die bis zur Johannisburg leuchten soll!"

Vernuta hatte während der Räuber sprach, den Bogen gespannt, legte den Pfeil auf die Senne und wollte an das noch offene Fenster treten. „Um Gott und alle Heiligen nicht," raunte ihr der Ritter zu, „verhaltet Euch ruhig, wartet ab, bis der alte Curt mit den Reisigen naht, sonst sind wir verloren."

„Nur schnell aufgemacht, oder wir sprengen die Thüre!" rief das lithauische Volk von unten herauf. „Setzet die Leitern an und holt das Täubchen vom Neste!"

„Laßt sie kommen," sagte jetzt der Ordensbruder, zog sein Schwert, wickelte statt Schildes den wollenen Mantel um den linken Arm und trat an das Fenster, Vernuta folgte ihm.

„Ha, ein Ordensbruder oben!" riefen jetzt die Angreifenden, da ihnen der Mond es verrieth. „Rasch an's Werk, hier ist doppelte Beute." Da schwirrte der Pfeil von Vernuta's Bogen und streckte den Einen zu Boden, Werners Schwert hieb den ersten, der die Leiter bestiegen, nieder, und Curt, der mit den Knechten so eben aus seinem Verstecke hervorbrach, fand keine harte Gegenwehr;

die Räuber dachten nur auf Flucht und eilten mit Blitzesschnelle nach dem nahen Walde.

Werner, der sich auf seinen Klepper geschwungen hatte, kehrte bald vom Verfolgen zurück, nirgends hatten die Lithauer Stand gehalten. „Also auf Kaystuts Befehl," sagte er, Bernuta scharf beobachtend, „also seine Beute solltet Ihr werden. Nun bei Sankt Georg! seine Großmuth hat ihn bald gereut; dies ist keine edle Handlung für Schamaitens Fürsten."

„Verdammt ihn nicht," unterbrach ihn Bernuta. „Vielleicht hat irgend ein Dienstfertiger ohne sein Geheiß das Wagstück unternommen."

„Erlaubt Herr, daß wir Euch zum Ordenshause das Geleite geben," sagte jetzt der eintretende Curt. „Leicht könnte die flüchtige Brut wieder zurückkehren, und der gestrenge Komthur hat Euch uns auf die Seele gebunden."

„Ich komme gleich!" entgegnete der Ritter und gab dem dienenden Bruder einen Wink sich zu entfernen, der auch gehorchte.

„Wollt Ihr mir bis zum Hause des Pförtners folgen, das an dem äußern Hofe der Burg liegt?" sagte er dann zu Bernuta. „Hier seyd Ihr nicht sicher, und der Komthur wird, dies berücksichtigend, heute die Ordensregel überschreiten, die einem jeden Weibe den Aufenthalt in einem Conventshause verbietet."

„Zieht mit Gott, Werner von Windecken," entgegnete sie. „Ich bleibe hier, meinen Vater zu erwarten, der, wenn er mich nicht fände, in Sorgen um mich seyn würde. Ich fürchte die Rückkehr der Räuber nicht. Geht, und lebt wohl!"

„So soll ich von Euch scheiden?“ rief der Jüngling seiner Empfindung kaum mehr mächtig. „Von Euch scheiden, da Euch Gefahr umgiebt, so ein kaltes Lebewohl als kargen Zehrpfennig mit mir nehmen? Nein Bernuta, so herzlos reiße ich mich nicht von Euch los!“ —

„Auch ich bin bewegt,“ fiel sie ihm in die Rede, „darum eilet, kürzet den schmerzvollen Abschied ab. Ihr wißt, die Trennungsstunde führt Wehmuth herbei: laßt uns ruhig scheiden, und sollte es für ewig seyn.“

„Bernuta,“ sprach der Ordensbruder, und ein heiteres Lächeln strahlte aus seinem offenen Auge. „Ist es für ewig, daß ich scheiden soll, ist dies das Letztemal, daß ich Euch sehe, so wißt: ich habe Euch geliebt, habe den Funken unterdrückt, aber er glimmt noch und wird ewig glimmen. Ich habe gegen mein Gefühl ritterlich gekämpft und habe gesiegt, und nur in der Todesstunde meines Glückes, in der Stunde der Trennung bricht mein Gefühl hervor und zersprengt die Pforten, die es verschlossen. Nun wißt Ihr, was ich bei Euch suchte — und nicht fand — Freundschaft ist für Liebe ein elender Ersatz!“

„Und doch muß er Euch gnügen, Werner! Der Freundin seyd Ihr werth und werdet es ewig bleiben, mehr erwartet, mehr verlangt nicht; dem Ordensbruder darf ich nicht mehr seyn.“

„Und deckte mich nicht dies unglückselige Gewand?“

„Dann? — Auch dann nicht Werner von Windecken. Ich liebe Euch wie ich meinen Bruder geliebt haben würde, aber um mein Herz zu entflammen, bedarf es“ — hier stockte sie — „bedarf es eines kühnen Mannes, der

für das Wohl meines armen unterdrückten Vaterlandes sich zu opfern vermöchte."

„Wie der Großfürst der Schamaiten, nicht wahr Bernuta?" nahm der Ritter schnell das Wort.

„Ja, lieber Herr," fuhr das Mädchen fort. „Ein Mann wie der Großfürst könnte meinem Herzen gnügen, denn in ihm sehe ich den Retter meines Vaterlandes — in Euch — seinen Unterdrücker." Der Blick des Ordensbruders verfinsterte sich bei diesen Worten. — „Fürchtet nicht für Bernuta, so hoch wie der Fürst der Heiden auch steht, würde ich doch eher sterben, als mich ihm als Gefangene oder Sklavin übergeben; darum laßt Eure Stirn sich glätten, Euer Auge blicke freundlich auf mich, und seht wie sehr ich Euch vertraue. Wollte es das Schicksal, in Schlacht und Kampf ist das Glück wandelbar, daß Ihr ohne Verletzung Eurer Pflicht ihm Gutes erzeugen könntet, so thut es aus Liebe zu mir. Versprecht es mir Werner."

Der Ritter, von diesem Verlangen überrascht, bedachte sich einen Augenblick, dann hob er den gesenkten Blick, er traf das schöne, erglühte vor ihm stehende Mädchen. „Es sey!" rief er und reichte ihr zum Unterpfande die Hand. Als er jedoch des Mädchens Hand in der seinen fühlte, durchzuckte es ihn. Vom Gefühle hingerissen zog er sie an seine gepanzerte Brust, und drückte den Scheidekuß auf ihre glühende Stirne. „Leb wohl, Engel meines Lebens!" rief er und ehe noch Bernuta von ihrer Ueberraschung sich erholen, und dem guten Bruder ein Lebewohl nachrufen konnte, saß er schon auf seinem Klepper und jagte dem Ordenshause zu. Der alte Curt konnte ihn mit den Knechten nicht einholen.

„Fahr hin, fahr hin Unglücklicher, dem unter dem Ordensmantel ein fühlendes Herz schlägt!“ rief sie an das Fenster tretend, dem Dahinjagenden nach. „Wird Dir des Todes milde Hand nicht bald die Augen schließen, so wird Dich der Mantel noch schwer drücken, und das Kreuz auf der Brust Deinem Herzen wehe thun. Fahr hin, fahr hin wie jener Stern, der hellglänzend niedersank und verging!“ Sie blieb, das Haupt auf ihren Bogen gestützt, sinnend am Fenster stehen, bis der eintretende Vater sie in ihren Träumereien störte. Er begrüßte die Tochter nicht freundlich. „Ordne Dein Gepäck,“ sagte er mürrisch, statt sie willkommen zu heißen; „morgen mußt Du von hier.“

6.

Werner hatte am andern Morgen seine Reise nach Marienburg angetreten. Der Augenblick der Trennung von dem Komthur war nicht ohne Rührung vorübergegangen, und erst als er die Johannisburg im Rücken hatte, überdachte er was ihm am vergangenen Abende begegnet war. Vernuta erschien ihm in schönerem Lichte als je, sie stand noch lebhaft vor ihm, wie sie in einer Art Begeisterung von Romove und ihrem Volke sprach; er sah sie sich das Schwert umgürten, den Bogen spannen, er hörte noch den schmelzenden Ton, mit welchem sie ihm: Geht und lebt wohl! zurief, und doch war er unzufrieden mit sich, daß er sein Herz ihr geöffnet, doch schien dem Or-

densbruder der Kuß, den er auf ihre Stirn gedrückt, ein Verbrechen zu seyn. „Du mußt sie vergessen, Du willst es!" war plötzlich der Gedanke, der sich aus dem Chaos seiner Träume klar hervorwand. Er küßte das Kreuz seines Mantels. „Fortan will ich nur Dir leben, Dir sterben," sprach er, „will die Pforten verschließen, durch die ihr Bild zu meinem Herzen tritt, und nur wie an einen schönen Sommertraum an sie zurückdenken!"

Armer Ordensbruder, fliehen kannst Du sie, vergessen nie! Sie wird Dich stets begleiten auf allen Deinen Zügen, wird in Deinen Nachtwachen vor Dir stehen, und wenn auch der Stolz, wenn Deine Pflicht sie verbannt, Dein Herz ruft das schöne Mädchen immer wieder zurück.

Bei seiner Ankunft in Marienburg empfing ihn der Meister freundlich, ohne die Ursache zu berühren, weshalb er ihn hierher beschieden hatte, aber gleichgültig, und gab ihm die trockne Weisung, sich bei dem hiesigen Convente unter den Befehl des Großkomthurs zu stellen.

Die Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriegszuge gaben Werner hier mancherlei Beschäftigung, er erfüllte seine Pflicht pünktlich, war thätig und jedem Befehle folgsam; aber auf einsamem Lager, wenn das Nachtlämpchen die Zelle sparsam erhellte, und die Ordensbrüder, seine Kammergenossen, ruhig schliefen, da floh ihn der Schlaf, und an Bernuta denkend, durchwachte er die langen Nächte. Ihr Bild begleitete ihn trotz seines Gegenstrebens überall, und wenn es ihm auch allmählig weniger lockend erschien, wollte sein treuer Sinn ihn mit desto stärkeren Banden an sie fesseln. Aber allmählig gewann die Pflicht

den Sieg, der fromme Bruder gedachte nur ſeines Ordens, nur des bevorſtehenden Kampfes.

So verſtrichen Wochen. Jetzt begonnen allmählig die Kreuzfahrer aus Deutſchland einzutreffen, und die Einförmigkeit in Marienburg ward unterbrochen. Hans von Baſſenheim und Ludolf, Kämmerer von Worms, waren die Erſten, die mit ihren Knechten und reiſigem Zuge ankamen, bald folgte der junge Walter von Stadion, der eben von einem Zuge nach Glarus zurückgekehrt war, Erik von Sickingen, Veit von Leyen, Hinkmar von Braunshorn führten Schaaren aus Schwaben und vom Rheine herbei, und am Ende des Märzmondes war der Hochmeiſter im Stande, bei Inſterburg das Heer zu ſammeln. Fünf und dreißig Komthure führten die Schaaren des Ordens, der Marſchall befehligte den rechten, der Komthur von Labiau den linken Flügel, der Hochmeiſter hatte den Befehl über das ganze Heer ſelbſt übernommen. So rückte er gegen die Memel vor, an deren Ufer Kayſtut mit funfzigtauſend Schamaiten und Lithauern ſtand, und Anſtalt zum Uebergange machte.

Auf der Ebene bei Kauen trafen beide Heere auf einander. Nachdem beim Anbruche des Tages die Prieſter Meſſe geleſen, wurde das Zeichen zum Angriffe gegeben. Der Ordensmarſchall brach zuerſt hervor, aber Hecken und Sümpfe hielten ihn auf; die hinter den Büſchen verſteckt ſtehenden feindlichen Bogenſchützen trafen gut und verfehlten nur ſelten ihr Ziel; ein Haufen Speerreiter, von Patric, dem neunzehnjährigen Sohne Kayſtuts angeführt, brach in die Reihen der Deutſchen, der Marſchall ſelbſt ſank an der Spitze der Reiterei von einer Lanze durch-

bohrt, und da Kayſtut mit den lithauiſchen Geſchwadern den Angriff der Seinen unterſtützte, trennten ſich die Glieder der Deutſchen und löſeten ſich in wilder Flucht auf. In dieſem entſcheidenden Augenblicke traf der Hochmeiſter mit Kranichfeld und der Reiterei auf dem Kampfplatze ein, warf ſich Kayſtut entgegen, erlitt aber ſelbſt eine Niederlage und mußte weichen. Sein treuer Waffengefährte, der ewig heitere Kranichfeld, ſank an ſeiner Seite, und er konnte nicht einmal den Tod des Freundes rächen. Da warf er ſich wuthentbrannt in den dicken Haufen der Flüchtigen, ſein Schwert bahnte ſich den Weg bis zur Hauptfahne des Ordens, die er dem Träger entriß. Hoch ſchwang er ſie, daß das Kreuz in der Luft flatterte. „Hierher Streiter Chriſti!“ rief er, „ſammelt Euch um dieſes heilige Kreuz, verlaßt nicht Euren Gott, verlaßt nicht die heilige Fahne! Um Euren Meiſter ſammelt Euch!“

Zum Heile der Chriſten waren die Lithauer zu ſehr mit dem Plündern der Todten und Gefangenen beſchäftigt; ſo gewann der Meiſter Zeit, die Fliehenden zu ſammeln und ſeine Schaaren von Neuem zu ordnen. Noch einmal redete er ſie an, ſprach ihnen Muth ein, erinnerte ſie, daß ſie eingedenk ihres hohen, heiligen Berufs ſeyn möchten, und führte ſie dann dem Feinde wieder entgegen, der nicht wenig überraſcht, ſeine Beute im Stiche ließ, und ſich zur Gegenwehr anſchickte. War die Schlacht anfangs blutig geweſen, wurde ſie jetzt mörderiſch. Tauſende fielen, Komthure und Ritter ſanken in Haufen um ihren Meiſter, der durch ſein Beiſpiel den Muth der Seinen beſeelte, und dem Feinde den ſchon geträumten Sieg entriß. Die Ordensritter durchbrachen den geſchloſſenen Haufen von

Kayſtuts Speerreitern, den Kern ſeines Heeres; die Lithauer flohen.

Aber nicht allein ſeinem Muthe verdankte der Hochmeiſter den Sieg, der Komthur von Labiau war wohl der Held des Tages. Gleich im Anfange der Schlacht hatte er die Reihen der ihm entgegenſtehenden Feinde durchbrochen, und Alles was ſein Schwert erreichen konnte niedergemacht. Der Großfürſt war dadurch gezwungen worden, immer mehr Schaaren den Bedrängten zu Hülfe zu ſenden, welches auch wohl der Grund war, weshalb er den Hochmeiſter nicht ſtärker verfolgte. Aber auch die geſandte Hülfe konnte die Niederlage der Seinen nicht verhindern, unaufhaltſam ſtürmte der Komthur von Labiau, obgleich aus drei Wunden blutend, voran, und trieb das Heidenvolk in aufgelöſter Flucht vor ſich her.

Werner von Windecken, ſein Leben nicht mehr hoch anſchlagend, that, an des Komthurs Seite, Wunder der Tapferkeit, ſo daß dieſer ihm mitten im Kampfe zurief. „Recht ſo, Bruder Werner, wetze ſo die Scharte aus, die Dir die Dirne ſchlug!“ Dieſe Worte thaten dem Ordensbruder wehe, doch riefen ſie ihm nur noch lebhafter Beruta's Bild hervor, nur noch wilder ſtürzte er ſich in die Schlacht.

Der Kampf ruhte, Mann und Roß mußten ſich verſchnaufen. Der Komthur, anfangs des Meiſters ungünſtiges Schickſal nicht kennend, hatte vom Verfolgen abgelaſſen und war, ſo bald er es erfuhr, zu ihm geſtoßen; auch Kayſtut ſammelte ſeine Schaaren wieder. Noch verzweifelte der Kühne nicht, den Sieg ſich zu ertrotzen, er brach nach kurzer Ruhe noch einmal hervor und warf ſich mit Ungeſtüm auf das Kreuzheer, doch bald wurden

seine Schaaren getrennt. Der Ordensbruder Heinrich von Eckartsberge rannte ihn vom Pferde, und es begann nun ein wüthender Kampf um den gefallenen Fürsten. Sein Sohn Patric eilte mit den Speerreitern dem Vater zu Hülfe, stürzte sich in die dichten Haufen der Christen, den Vater zu befreien, oder zu sterben; auch ihn warf ein Lanzenstoß vom Pferde, und der Jüngling kämpfte nun mit Löwenmuth zu Fuß. Die Seinigen umgaben ihn, rissen ihn wider Willen vom Kampfplatze hinweg, warfen ihn auf ein Roß, und retteten so den beherzten Jüngling; der Großfürst mußte sich seinen Feinden ergeben.

Der Sieg war theuer erkauft. Der Ordensmarschall, Heinrich von Kranichfeld, zwei Komthure, zwölf Ritter und sechszehnhundert Christen deckten den Wahlplatz, zwischen ihnen lagen an drei tausend Lithauer; eine Menge Gefangener waren der Lohn des Sieges, aber wichtiger als alles war die Gefangenschaft Kaysluts. Freudig jauchzte das Heer der Christen als es diese Nachricht vernahm; nur der Komthur von Labiau theilte nicht ganz diese Stimmung. „Ich sähe ihn lieber todt als gefangen," sagte er zum Meister, „so lange dieser Mann lebt, hat der Orden nicht Ruhe. Laßt wenigstens einen eisernen Käfig machen, legt ihn in Ketten, sonst entschlüpft er Euch sicher."

„Da sey Gott für!" fiel Winrich von Kniprode ihm schnell in die Rede, „daß ich einen Fürsten, der im ehrenvollen Kampfe mein Gefangener wurde, wie einen gemeinen Verbrecher in Ketten werfen ließe. Eine ehrenvolle Haft soll ihm werden, und er soll nicht sagen können, der

Meister des deutschen Ordens stehe ihm an Großmuth nach."

„Großmuth?" sagte der Komthur als der Meister schwieg. „Großmuth bei diesen Heiden? Wie viele unsrer Ordensbrüder opferten sie nicht schon im schmälligen Flammentode ihren Götzen?"

„Und, Komthur, wie viel Schlachtopfer fielen nicht schon durch unser Schwert zur Ehre Gottes?" fiel ihm der Meister schnell in die Rede. „Wir glauben Recht zu thun, wenn wir mit blutigem Schwerte die Ungläubigen zur Taufe zwingen; sie, wenn sie in Zeiten der Noth, ihren Donnergott zu sühnen, im furchtbaren Wahne einen Gefangenen den Flammen übergeben."

„Das muß ich von Euch, von dem Meister deutschen Ordens hören?" fragte der Komthur verwundert.

„Ja Komthur, Ihr möget es von mir hören, die Menge nicht!" entgegnete der Meister. „Glaubt es mir, mir ist dieser zerstörende Krieg ein Gräul. Nicht aus eitler Bekehrungssucht, nicht um die Lande des Ordens zu mehren, habe ich ihn begonnen, aber die Noth unsrer Unterthanen, der hartnäckige Wille der Feinde, unsren Orden, die Säule des Christenthums zu untergraben, das zwingt mir das Schwert in die friedfertige Hand. Aber auch das Schwert in der Faust, soll man bedenken, daß der Heide ein Mensch ist, und daß man nicht gegen sein eigenes Geschlecht wie gegen ein wildes Thier wüthen darf. Wer das nicht fühlt, Komthur, der ehrt das heilige Kreuz nicht, den muß es wie ein glühendes Eisen tief in die Seele brennen."

„Ich ehre Eure Menſchlichkeit, Meiſter!“ nahm der Komthur das Wort, „ich ehre ſie, bin ich auch nicht im Stande ſie zu üben wie Ihr; Ihr werdet mich hart und ſtreng gegen die Fehlenden, nie grauſam gegen die Ueberwundenen gefunden haben, aber doch bitte ich, beſchwöre ich Euch bei dem Heile des Ordens, gegen den alles Andre für uns nur Nebenwerk iſt, werft den Heidenfürſten in tiefen Kerker, gebt ihn unter keiner Bedingung frei, nie frei. Er iſt eine liſtige Schlange, Eure Großmuth könnte ihn zum bittern Nachtheile des Ordens entſchlüpfen laſſen.“

„Sorgt dafür nicht, Komthur,“ ſagte ernſt werdend der Meiſter. „Ueberlaßt dieſe Sorge mir, denn ich muß dereinſt, wenn ich vor meinem Meiſter ſtehe, von meinem, ſelbſt von Eurem Thun ſtrenge Rechenſchaft geben.“

Der Komthur kannte Winrich von Kniprode zu gut, und wußte wie weit der Freund bei ihm gehen dürfe, er ſchwieg, und Beide verfügten ſich nun zu dem geordneten Heere, um das Herr Gott Dich loben wir! unter Leichen und Trümmern auf blutigem Schlachtfelde anzuſtimmen. Dann wurden die Gefangenen zur Vertheilung im Lande abgeführt und die Beute nach den Ordenshäuſern geſchafft. Mit einem Theile des Heeres, beſonders mit den fremden Kreuzrittern, verfolgte Schindekopf die Feinde bis tief in ihr Land.

Der Meiſter kehrte nach Marienburg zurück, Werner von Windecken folgte ihm, auch der gefangene Großfürſt wurde dahin abgeführt. Kaum dort angelangt, hielt der Meiſter ein Kapitel, worin der Komthur von Labiau, zum

Lohne ſeines in der Schlacht bewieſenen Muthes, ſtatt des gebliebenen Tannefels zum Ordensmarſchall erwählt wurde, und nun ſeinen Sitz in der Ordensburg zu Königsberg nahm.

7.

Dem Großfürſten war im Ordenshauſe ehrenvolle Haft geworden, doch verſchloſſen ſtarke eiſerne Gitter die Fenſter ſeines Gemaches. Ein Ordensbruder war ſtets um ihn, zehn Knechte, unter Anführung eines dienenden Bruders, hielten die Wacht an der Treppe zu dem breiten viereckigen Thurme den er bewohnte, und nur ein Diener des Meiſters, ein getaufter Lithauer, dem ſein Herr volles Vertrauen ſchenkte, war zu ſeiner Aufwartung beſtimmt. Seine Tafel war gleich der Tafel des Meiſters, Meth, Wein und Elbinger Bier hatte er im Ueberfluſſe, ſo daß ihm nichts fehlte als die Freiheit.

An dem Tage, da der Convent gehalten ward, ließ ihn Winrich von Kniprode zum erſten Male zu ſich entbieten. Ohne fürſtliche Pracht, wie der Hochmeiſter es wohl gekonnt, empfing er ihn, nachdem er ihm vorher ſein Schwert hatte zurückgeben laſſen, in ſeinem Wohnzimmer, begrüßte ihn, und redete den finſter vor ſich Hinblickenden freundlich an: „Lieber Herr!“ begann er, „Wir haben jahrelang uns feindlich gegenüber geſtanden, es iſt auch wohl Zeit, daß wir uns einmal in Frieden neben einander ſetzen. Nehmt Platz, Großfürſt von Schamaiten,

vergeßt die Tücke des Schickſals, die Euch in meine Hände gab, und denkt das Kriegsglück iſt wandelbar; heute mir, morgen dir."

„Ich danke Euch!" war Alles was der Gefangene erwiederte.

„Mangelt Euch etwas," fuhr der Meiſter fort, „ſo ſagt es mir, es ſoll ſchnell herbeigeſchafft werden."

„Was mir mangelt gebt Ihr mir doch nicht, die Freiheit!" erwiederte Kayſtut mürriſch.

„Ja freilich, die darf ich Euch nicht unbedingt geben, doch unter Bedingungen," ſprach Winrich von Kniprode.

„Laßt ſie hören!"

„Gebt alle gefangene Chriſten frei."

„Das könnte geſchehen!" fiel ihm Kayſtut ſchnell ins Wort.

„Tretet dem Orden das Land bis an die Memel ab." —

„Nun und nimmermehr!" fuhr der Großfürſt auf.

„Und gebt zwei Eurer Söhne als Geißeln," fuhr der Meiſter fort, und es ſchien als habe er die Antwort des Großfürſten nicht hören wollen.

Kayſtut lächelte bitter. „Genügt Euch mein Land nicht, wollt Ihr auch noch mein Fleiſch und Blut? Nie," ſagte ſtolz, und die Rieſengeſtalt des Mannes ſtand würdevoll vor dem Meiſter, „nie werde ich ſo ſchändlich meine Freiheit erkaufen, nie ehrlos in mein Land zurückkehren, Euch nie meine Kinder anvertrauen."

„Und wenn ich dann gezwungen wäre Euch ſtrengere Haft zu geben, Euch in Ketten zu legen?"

„Thut, wie es Euch gelüſtet," antwortete Kayſtut. „Auch in Ketten bleib' ich ein freier Fürſt, freier wie Ihr,

den seine Gebietiger zwingen, gegen sein Gefühl unedel zu handeln, denn Ihr seyd ein zu edler Mann zu solch unwürdiger That."

„Sorgt nicht," sagte der Meister und reichte ihm die Hand, „ich weiß mich selbst zu ehren. — Laßt uns davon schweigen und kommt zum Mahle."

„Soll ich den Ordensbrüdern und Euren Dienern zum ergötzenden Schauspiele dienen und ihre gute Laune bei der Mahlzeit mehren?" fuhr Kaystut empfindlich auf und zog seine Hand aus der des Meisters.

„Wir sind Beide allein," sagte dieser, um ihn zu beruhigen. „Es thut mir weh, daß Ihr mich noch wenig zu kennen scheint; da glaube ich Euch besser zu kennen, weiß wie sehr man Euren Worten, Eurem Handschlage vertrauen kann, und fordere deshalb nur diesen zur Versicherung von Euch, daß ihr nicht hinterlistiger Weise Euch der Haft entledigen, und die Freiheit mißbrauchen wollt, die Ihr als Gefangener genießt."

Der Großfürst besann sich einen Augenblick, dann reichte er dem Hochmeister die Hand und folgte ihm in den kleinen Remter. Gleich nach der Mahlzeit entfernte sich der Gefangene und der Meister sah ihn späterhin aus Schonung nicht wieder, denn er fühlte wohl, wie drückend dem Helden die Gegenwart des Siegers seyn müsse.

Kaum hatte man den Gefangenen in seine Haft zurückgeführt, als ein Diener dem Meister meldete, Bruder Werner von Windecken bitte um Gehör. Der Meister, nicht wenig neugierig was der Bruder wolle, denn gemeinhin trugen die Brüder ihr Begehr den Komthuren vor, die es alsdann an den Meister gelangen ließen, befahl ihn

einzulaſſen. „Was willſt Du von mir, Bruder Windecken?“ redete er den Eintretenden an. „Es muß wohl Wichtiges ſeyn, daß Du glaubſt es mir ſelbſt vortragen zu müſſen.“

„Verzeiht Meiſter,“ begann der junge Ordensbruder, „daß ich meinem Herzen folge und zutrauensvoll mich an Euch wende. Ich weiß wohl, daß ich dem Großkomthur nicht hätte vorbeigehen ſollen, da aber meine Bitte eine ſo geringfügige Sache betrifft“ —

„So glaubteſt Du mich damit behelligen zu können? — Sonderbar!“

„Deutet meine Worte nicht ſo bös', Herr und Meiſter,“ ſagte der Jüngling treuherzig. „Meine Bitte iſt mehr ein Wunſch meines Herzens als ſonſt etwas, und das Herz wendet ſich ſo gern an Euch.“

„Nun ich bin neugierig zu vernehmen, was Dich zu mir führt,“ entgegnete der Meiſter, ſchon halb durch Werners Worte gewonnen.

„Erlaubt, daß ich einer von den Ordensbrüdern ſey, die den gefangenen Fürſten bewachen,“ bat nun Werner.

Der Hochmeiſter war von dieſem Geſuche überraſcht, er faßte den Ordensbruder ſcharf ins Auge, der ſeinem feſten Blicke mit einem freundlich bittenden entgegen kam. „Aus welchem Grunde wünſcheſt Du das beſchwerliche, gefahrvolle Amt?“ fragte nach einiger Zeit der Meiſter, ohne das Auge von dem Bruder zu wenden, der bei dieſer Frage erröthete und ſchwieg. — „Werner!“ fuhr Winrich von Kniprode fort. „Ich glaube Dich zu durchſchauen, Dein Geſuch kömmt aus keiner reinen Quelle.“

„Ihr irrt Meiſter, Ihr irrt bei Gott in mir!“ rief der Ordensbruder ſchnell.

„Kennſt Du die Verhältniſſe, die zwiſchen dem Fürſten von Schamaiten und einer preußiſchen Dirne ſtattfinden ſollen?“ fragte der Meiſter weiter.

„Ich kenne ſie“ —

„Junger Menſch,“ ſagte der würdige Mann und in Blick und Ton lag Theilnahme. „Ich ſtaune über Deine Worte, noch mehr über den kindlich frommen Blick mit dem Dein Auge auf mir ruht. Ich kenne Dein Vergehen gegen die Regel des Ordens, und habe geſchwiegen, weil ich Dir kein ſtrenger Meiſter, nur ein gütiger Vater ſeyn wollte; ich habe Dich hierher genommen, um Dich den Netzen jener Dirne zu entziehen. Dein in der Schlacht bewieſener Muth, Dein übrigens frommer, ſtiller Wandel haben das Vergehen aus Deinem Schuldbuche geſtrichen, und nun trittſt Du vor mich, wagſt eine Bitte, deren Grund mir räthſelhaft bleibt, wenn ich nicht Arges von Dir denken will.“

„Denkt nicht Arges von mir, Meiſter!“ erwiederte Werner, und das Gefühl der Unſchuld ſprach ſich in dieſen Worten deutlich aus. „Für die Schwäche des Herzens kann Niemand, ſelbſt die Heiligen konnten die ſündigen Wünſche nicht immer unterdrücken, aber rein ſtehe ich vor Euch, Herr, bin mir keiner Schuld bewußt, als daß ich beim Abſchiede ihre Stirn leiſe berührte, als ſey es die Stirn meiner Schweſter, und dies vergebe mir mein Herr und Meiſter.“

„Und was willſt Du bei dem Gefangenen?“ fragte

der Hochmeister rasch, dem wohl vor der weitern Offenheit des Bruders bange werden mochte.

„Ihr sagtet vorhin, Ihr wolltet mir ein gütiger Vater seyn," fuhr Werner fort. „Darf ich mich diesem anvertrauen?"

„Rede zu ihm, der Meister soll es nicht hören."

„Dem Mädchen, von dem Ihr vorhin so schonungslos sprachet, habe ich in der Stunde der Trennung versprechen müssen, dem Großfürsten beizustehen, wo ich Gelegenheit fände, wäre es nur nicht zum Nachtheile des Ordens. Nur wenn Ihr mir meine Bitte erfüllt, kann ich mein Versprechen halten, kann ich durch freundlichen Umgang seine Haft erleichtern, kann vielleicht den Traurigen aufheitern."

„Ihn, Deinen Nebenbuhler?"

„Herr!" sagte der Bruder mit Wärme. „Ich begehrte, ich begehre nicht nach ihrem Besitze, darf nicht darnach begehren und ringen, das verbietet mir das Kreuz auf meinem Mantel. Darum will ich nur thun, was sie erfreut; was es mich kostet, darnach frage ich nicht. — Erlaubt es mir edler Herr!"

„Du sollst mit dem von Seckendorff und Georg von Wassenheim mit der Wacht wechseln," sagte nach einigen Nachdenken der Meister. „Ich werde den Großkomthur davon benachrichtigen. Nun geh mit Gott, mein Sohn — Laß die thörichte Schwärmerei fahren, unter dem Ordensmantel muß ein ruhiges Herz schlagen, unter dem Ordenshelm ein besonnener, unbefangener Geist schaffen und wirken, beides mangelt Dir. Du bist, so wie Du vor mir stehst, ein edler, ritterlicher Mann, aber als Ordensbruder

haftet noch mancher Fehl an Dir, den Du zu verwischen trachten mußt; dies sagt Dir der nachsichtige Vater, der nun schweigen und dem Meister Platz machen muß. Suche das Beste des Ordens bei dem Gefangenen zu befördern, forsche ihn aus und berichte mir, was Du von ihm erfährst."

Werner verbeugte sich, und ohne auf die letzten Worte des Meisters etwas zu erwiedern, entfernte er sich.

Der Hochmeister sah ihm lange nach. „Du wirst mir nichts berichten, guter Bruder," sprach er, „Du bist auch einer von den Seltenen, deren Herz zu weich für das Kreuz, dessen Verstand zu einfach und kindlich für die jetzige Zeit ist. Du thust mir leid, um Deinet-, um meines alten Freundes Willen."

8.

Schon am andern Tage gab der Hauskomthur Werner den Befehl, heute Abend die Wacht bei dem Großfürsten zu übernehmen. Mit sonderbarem Gefühle schritt er die Wendeltreppe des Thurmes hinauf, wo die Knechte lagerten, und betrat das kleine Vorzimmer, wo ihn Georg von Bassenheim mit allen Befehlen des Meisters und des Hauskomthurs bekannt machte. Werner hatte den Großfürsten noch nie gesehen, denn als dieser gefangen wurde, war er im Verfolgen des Feindes begriffen, und mit gespannter Erwartung trat er vor den Mann, der allein im Stande war, dem stolzen Herzen Vernuta's zu gnügen.

Er war bei ſeinem Anblicke überraſcht. „Dies alſo ſind die Züge, die in den wenigen Augenblicken ſo zauberiſch auf das Mädchen gewirkt haben, aus dieſem finſtern, mißtrauiſchen Auge ſtrahlte der feurige und doch ſo milde Blick? Dieſe Rieſengeſtalt, dieſer lang herabhängende krauſe Bart geben alſo das Bild männlicher Kraft und Stärke, dies iſt alſo der Mann, der Bernuta's Herz gewann?" —

„Ich grüße Euch, Fürſt der Schamaiten," redete ihn Werner an.

„Ich danke Euch, Ordensbruder!" war Kayſtuts kurze Antwort.

„Kann ich etwas thun, was Euch gefällig iſt?"

„Nichts, als mich allein zu laſſen," erwiederte der Fürſt, trat an's Fenſter und faßte unmuthig an die eiſernen Gitter, die es umſchloſſen. Der Ordensbruder blieb noch zweifelnd ſtehen, ob er bleiben, ob er ſich entfernen ſollte. Der Schmerz, die Trauer, die des Gefangenen Geſicht umdüſterten, der Unmuth, der ſich in jeder Muskel ausſprach, als er das Gitter ſeines Gefängniſſes rüttelnd faßte, erweckten Werners Mitleid. Die ſtolze Antwort des Fürſten verlor ihre ſchneidende Schärfe, er ſah mit Theilnahme auf den gefangenen Helden, deſſen beobachtendem Blicke dies nicht entging.

„Seyd Ihr ſchon lange im Orden?" fragte ihn Kayſtut plötzlich.

„Vor vier Jahren ward ich aufgenommen."

„Schon vier Jahre deckt Euch dieſer Mantel, und Euer Herz iſt noch nicht verhärtet und der Theilnahme verſchloſſen?" fuhr er fort. „Das wundert mich; Stolz

und Hoffart traf ich genug bei Euch, Mitleid und Theilnahme noch nie."

„Schmähet den Orden nicht, Fürst, er behandelt Euch mild, milder als Ihr die Brüder behandelt, die das Kriegsglück Euch in die Hände gab," unterbrach ihn der Ordensbruder unwillig. „Ehret den Meister Winrich von Kniprode, diesen menschenfreundlichen Mann, und in ihm den Orden."

„Ich ehre ihn! Er ist der Erste unter Euch an Würde und innerem Gehalt," sagte Kaystut mit Feuer, „nur wenige werden ihm gleichen!"

„Wißt Ihr, Kaystut, wer mich zu Euch sandte?" fragte jetzt der Bruder.

„Wer anders als der Großkomthur, mich auszuforschen?"

„Ihr irrt," sagte Werner und sein Herz pochte gewaltig. „Mich sandte Bernuta."

„Bernuta!" fuhr Kaystut auf, doch schnell faßte er sich. „Wer führt diesen Namen?" fragte er kalt.

„Solltet Ihr sie nicht kennen?" antwortete Windecken. „Die Jägerin, die Eure Krieger an jenem Morgen, als Ihr die Johannisburg überfallen wolltet, im Walde auf der Jagd fingen, die Ihr vor wenigen Monden aus dem Hause ihres Vaters rauben lassen wolltet, das ist Bernuta, die Euch durch mich einen Gruß sendet."

„Und Ihr seyd der Ordensbruder," unterbrach ihn Kaystut schnell, „der, als der Vater nicht daheim war, allein im einsamen Zimmer mit ihr kosete, und einen Haufen Knechte mit sich führte, seine Schäferstunde zu

bewachen? Behaltet Euren Gruß für Euch, ich bedarf seiner nicht!"

Fast mitleidig heftete der Ritter seinen Blick auf Kaystut. — „Was soll dieser Blick?" fuhr dieser auf.

„Er spricht das Gefühl meines Innern aus."

„Müßte das Schwert des Gefangenen nicht in der Scheide rosten, ich forderte für diesen stolzen, mitleidigen Blick blutige Rechenschaft!" sprach der Großfürst zornig. Die Ruhe jedoch, mit welcher der Ordensbruder diese Worte anhörte, ohne sich zu erzürnen, mußte dem Gefangenen seine Uebereilung fühlen lassen. Er schwieg anfangs, als aber Werner sein Auge noch immer auf ihn heftete, wobei sein Antlitz mehr Trauer als Hohn ausdrückte, und er in Gedanken vertieft nichts erwiederte, ward des Großfürsten Theilnahme, wohl auch seine Neugierde rege. „Was sind denn eigentlich die Gefühle Eures Herzens, eine Sprache, die mir in dem Munde eines Ordensbruders gar fremd klingt," brach er das Schweigen. „Besser Euer Mund spricht sich unverhohlen und deutlich aus, als daß Euer Blick solch stolzes Gemüth verräth."

„Ja stolz fühle ich mich in diesem Augenblicke," erwiederte der Ordensbruder mit Wärme, „ich bin stolz, daß ich den Werth des edlen Mädchens besser verstand als Ihr. — Ihr wurdet von dem ersten Anblicke des Mädchens hingerissen" —

„Ja, eine schönere Jungfrau sah ich noch nie!"

„Liebtet sie."

„Lieben? — Ich glaube kaum Ordensbruder! In Kaystuts Herzen findet die Liebe nur einen kleinen Raum."

„Und wolltet sie doch, nachdem Ihr erst großmüthig

das Mädchen freigelaſſen, in Eure Gewalt bringen, ſie rauben laſſen!“ ſagte Werner, kaum ſeines Zornes mächtig.

„Euer Name Ritter?“

„Werner von Windecken.“

„Herr Werner von Windecken,“ fuhr der Großfürſt fort. „Es iſt ſchwer, mit einem Ordensbruder, der das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hat, ſelbſt wenn er auch ſein Gelübde nur ſchlecht hält, über dergleichen zu ſprechen. Mit Euch wird es mir noch ſchwerer, denn mich dünkt, Ihr ſeyd einer von denen Deutſchen, die, wie mir einmal ein ſchwäbiſcher Sänger ſagte, der an dem Hofe meines Bruders zu Wilna uns durch Geſang und Saitenſpiel ergötzte, mehr in der Phantaſie als in der Wirklichkeit leben, und bei den gewöhnlichſten Dingen dieſer Erde ihren Himmel oder ihre Hölle ſehen. Ihr glaubt ich liebe Bernuta mit der Gluth, die wohl oft unter Eurem Mantel ſich entzünden mag, ohne ihn jedoch zu verſengen. Ihr irrt, guter Bruder! Schöne Züge, eine ſchöne Geſtalt locken und fachen meine Begierde an, mein Herz könnte aber nur von dem Geiſte, von dem Gemüthe eines Mädchens erglühen; Beide kenne ich nicht in ihr, deshalb iſt es auch nur der ſinnliche Reiz, der mir ihren Beſitz wünſchenswerth macht.“

Werners Antlitz mochte wohl wieder mehr ſagen als ſein Mund, indem er ſeine Empfindungen unterdrückte und ſchwieg. Kayſtut aber fuhr fort. „Ihr begreift mich vielleicht nicht, oder könntet Ihr es, ſo verachtet Ihr mich wegen meiner Geſinnungen, und da thut Ihr mir unrecht. Hundert Weiber haben mich zu fangen das Netz ausge-

worfen, ehe ich eine fand, die ich für werth hielt, mich von ihr fangen zu laſſen. Ihr kennt als Ordensbruder die Welt nicht, noch weniger die Weiber. — Oder irrte ich anfangs nicht, iſt das Mädchen Eure Geliebte, und möchtet Ihr mir vielleicht den Fehdehandſchuh hinwerfen, weil ich ſie nicht für die Vollkommenſte ihres Geſchlechtes halte? — Gut, ich nehme ihn auf, bis Ihr mich überzeugt, daß ſie nicht eine ſchwache, eitle Erdentochter iſt, wie die Andern ihres Geſchlechtes. — Doch wohin führt mich dies Geſpräch; ſetzt Euch zu mir, plaudert weiter mit mir, das Herz, das, wie ich glaube, warm unter dem ſchwarzen Zeichen Eures Mantels ſchlägt, macht Euch mir werth, Eure Liebe zu dem Mädchen, an der ich faſt nicht mehr zweifle, und die mir ſonderbarer Art zu ſeyn ſcheint, macht mir Euren Umgang anziehend. Ich fühle Wohlwollen für Euch, und wären wir wirklich Nebenbuhler, was ſchadete es, mich ſchützt Euer Kreuz, Euch dieſer Kerker."

Der Großfürſt war durch dieſe Unterredung in eine heitere Stimmung gerathen, was nur ſelten geſchah. Er hatte den Ordensbruder liebgewonnen, auch war es ihm nicht gleichgültig die Verhältniſſe zu erfahren, in denen dieſer zu dem Mädchen ſtand, welche dem Gefangenen wohl werther war, als er es ſich ſelbſt geſtehen wollte. Er faßte traulich Werners Hand, nöthigte ihn zum Sitzen, kredenzte ihm einen Becher Wein, und verſuchte allmählig das Geſpräch, das der Ordensbruder vorſätzlich abgebrochen hatte, wieder auf Veruta zu bringen, was auch dem Schlauen bald gelang. Werner glaubte es der Würde des Mädchens ſchuldig zu ſeyn, ſie dem Großfürſten in ihrem ganzen Werthe zu zeigen, er blieb nicht ſtumm, ſo

daß dieſer, dem das Feuer, mit welchem der Ordensbruder ſprach, verdächtig wurde, endlich fragte. „Aber wie verträgt ſich die Liebe zu einem Weibe mit Eurer ſtrengen Ordensregel? Was ſuchtet Ihr, was hofftet Ihr von einer Jungfrau, die nie die Eurige werden, deren leiſeſte Berührung nach Eurem Wahne für Euch zur Sünde wird?"

„Großfürſt!" erwiederte Werner. „Ich ſuchte nichts, ich hoffte nichts von dem Mädchen. Sie glücklich zu wiſſen iſt mein einziger Wunſch, Alles möchte ich zu ihrem Heile, zu ihrer Freude beitragen, ſtände ich auch hoffnungslos da, würde Schmerz nur mein Theil, und müßte mein Blut tropfenweis für ſie fließen. Wie der Leibeigene willig und freudig Stein auf Stein fügt, um das Haus ſeines geliebten Herrn zu bauen, obgleich ihm ſelbſt nie ein Plätzchen, nie ein Obdach darin werden wird, ſo möchte ich auch Stein für Stein zu dem Gebäude ihres Glückes zuſammentragen, wenn ich auch weiß, wenn ich auch aus ihrem Munde weiß, daß mir kein Theilchen davon werden wird."

„Aus ihrem Munde vernahmt Ihr das?" fragte Kayſtut, deſſen Theilnahme wuchs.

„Ihr Geheimniß iſt auch das meinige," ſagte Werner ſchnell, brach das Geſpräch raſch ab, und nach einigen freundlichen Worten entfernte er ſich, ließ aber den Gefangenen über Vernuta's Herzen nur noch in geringem Zweifel.

9.

Unter den Dienern des Hochmeisters befand sich ein alter Lithauer, der in seiner Jugend, wie so viele seiner Landsleute, gefangen und dann getauft worden war. Schon von dem vorigen Hochmeister, seiner Brauchbarkeit wegen, in seinen besondern Dienst genommen, hatte er sich auch das größte Vertrauen Winrichs von Kniprode zu erwerben gewußt, so daß ihm dieser zu manchem gebrauchte, wo List und Verschlagenheit nothwendig war. Auch zum Diener des gefangenen Großfürsten war er auserwählt worden, damit er dessen Gesinnungen erforschen und ihn genau beobachten sollte.

Aber der Gefangene durchschaute bald seinen Mann, und fand, daß er einer der Menschen sey, die sich nur allein von ihrem Vortheil bestimmen lassen. Er berührte vorsichtig manche Saite, wodurch er auf einen solchen Menschen Eindruck machen konnte, und so sah er bald diesen Adolf, wie er statt Alf in der Taufe genannt worden war, ganz sich ihm ergeben. Durch die glänzendsten Versprechungen, wenn er ihm zur Flucht behülflich sey, gewonnen, entwarf dieser bald einen Plan der Rettung.

In dem Zimmer, welches Kayſtut bewohnte, hing ein altes Bild, den ersten Meister des Ordens, Heinrich Waldbott von Bassenheim in Lebensgröße vorstellend, wie er in dem erc berten Akkon ein Stück Feldes kaufte, Gott zum Tempel, den Pilgern zur Freistatt, den Kranken zur Genesung, sich zum Grabe. Dies Bild beschloß Adolf zur Flucht des Großfürsten zu benutzen. Er wußte allerhand nothwendige Geräthschaften unbemerkt herbeizuschaffen und

geſchickt in dem Gemache zu verbergen. Allmählig ſollten hinter dem Bilde die Quaderſteine der Mauer gelöſet werden, und eben ſo vorſichtig wußte er bei dieſer Arbeit den wenigen Schutt hinauszuſchaffen, ſo daß ſchon nach mehreren Tagen der erſte Stein gelöſet war; bei Nacht, ſelbſt am Tage, wenn Kayſtut vor Ueberraſchung ſicher war, fuhr man mit der Arbeit fort.

Während dieſer Zeit war Werner faſt der tägliche Geſellſchafter des Großfürſten, dem der junge Ordensbruder auch mit jedem Tage werther zu werden ſchien. Dieſer glaubte es Vernuta ſchuldig zu ſeyn, daß er, ſo viel ihm möglich, zur Erleichterung des Schickſals des Gefangenen beitragen müſſe; auch nährte er die Hoffnung, den Großfürſten zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Manche Aeußerungen des Gefangenen, der, wenn er eines glücklichen Erfolges bei ſeinem Volke ſicher geweſen wäre, und den Einfluß der heidniſchen Prieſter nicht gefürchtet hätte, wohl, wenn auch nicht der Ueberzeugung, doch eigennützigen Urſachen, leicht den Glauben ſeiner Väter geopfert haben würde, ließen Werner glauben, er könne hier zum Heile der Chriſtenheit ein gutes Werk ſtiften. Kayſtut hörte ihm gern zu, wenn er mit Rührung und tiefem Gefühle von ſeinem Glauben ſprach, es war ihm lieb die Lehren des Chriſtenthums aus dem Munde eines ſolchen Mannes zu vernehmen, und nicht aus dem Munde eines eifernden Prieſters. Auch fand der Großfürſt Vergnügen, Werner anzuhören, wenn er mit der Gluth der Schwärmerei ihm manches ausmalte, wenn der Ordensbruder, der mit ſeinen Gelübden jeder Erdenfreude abgeſchworen, ſein Herz für jedes ſanfte, menſchliche Gefühl verſchloſſen halten mußte,

wenn er dieſen, ohne daß er ſich deſſen bewußt war, von Liebe und Freundſchaft mit einer Wärme ſprechen hörte, die er nie unter dem Ordensmantel geſucht hatte. Er gewann den Ritter wahrhaft lieb, und wenn er gegen ſeine andern Wächter den Fürſten nie vergaß, war er gegen Werner herablaſſend und freundlich, ſelbſt oft herzlich. Von dem Augenblicke an, wo Kaystut ſeine Rauhheit abgelegt und dem Ordensbruder nur edle Geſinnungen zeigte und dieſer den Fürſten Schamaitens für einen edlen Mann hielt, war, zwar nur aus zerriſſenem Herzen, der Wunſch in ihm aufgeſtiegen, Bernuta möge des Fürſten Liebe werden, der Gedanke, daß ſie alsdann den Geliebten, den Gatten, ſicher bewegen würde, dem Heidenthume abzuſchwören, ließ ihn dieſen Wunſch ganz zum Ziele ſeines Handelns machen. Ob ſein Herz darüber verginge, ob der ſchöne Traum ſeiner durchwachten Nächte zerrönne, der Reiz des Lebens, den ihm das Leben in dem Orden überdies nur karg ſpendete, ganz verginge, war ihm gleich, wurde ſie nur glücklich, gelangte ſie nur an das Ziel ihrer Wünſche, er nur an das Ziel ſeines frommen Strebens, das ihm jetzt noch allein das Leben werth machte. Wohl möglich, daß, wenn er in ſolchen Augenblicken dem ſchönen Mädchen in's offene, ſeelenvolle Auge geſchaut, er ihre ſüße Stimme vernommen hätte, daß ſich dann die Hoffnung, daß ſich dann andere Wünſche durch Auge und Ohr in ſein Herz geſchlichen hätten, ſo aber folgte es dem was ihm Pflicht zu ſeyn dünkte; und hatte er ihr nicht überdies treue Freundſchaft, hatte er nicht in den einſamen Stunden des Schmerzens ſich feierlich gelobt, fortan ſich nur allein ſeinem kindlich frommen Gemüthe hinzugeben?

Eines Abends als er bei dem Gefangenen saß, sagte ihm dieser: „Herr Werner, es sind nun fast zwei Monden, seit Ihr täglich mein werther Gesellschafter seyd, und ich fühle mich deshalb Euch sehr verpflichtet. Ihr habt mir nicht allein manche trübe Stunde erheitert, sondern auch so viel Theilnahme bewiesen, daß ich mich gern gegen Euch dankbar erzeigen möchte. Allein ich habe nichts was ich Euch bieten könnte, denn Schamaitens Großfürst ist im Ordenshause zu Marienburg so arm, als der ärmste seiner Unterthanen, überdies dürftet Ihr ja nicht einmal ein Kleinod das Eure nennen, es müßte ja zu den Seckel des Treßlers*) wandern. Darum nehmt dies Schwert," sprach er, das Wehrgehenk abschnallend, „gebt mir das Eure dafür, es wäre mir lieb auch von Euch ein Andenken zu haben."

„Ihr ehret mich Fürst!" erwiederte der Ordensbruder, das Schwert von Damaskus zurückweisend. „Nichts darf ich mein nennen, nichts ist mein. Das Schwert an meiner Seite gehört dem Orden, er gab es mir seine Feinde damit zu bekämpfen, nicht aber es Feindes Händen zu übergeben. Deshalb danke ich Euch für Euer Geschenk. Aber warum glaubt Ihr jetzt schon die Stunde der Trennung so nahe? Warum glaubt Ihr jetzt schon etwas zu bedürfen, das die Erinnerung zurückrufen soll? Ist Euch vom Meister gute Botschaft Eurer Freiheit wegen geworden? Das sollte mich innig erfreuen."

Der Großfürst hatte sich von seinem theilnehmenden Gefühle für den Ordensbruder überraschen lassen, und

*) Schatzmeisters.

hätte sich leicht bei einem weniger unbefangenen Manne als Werner war, verdächtig machen können, doch dieser traute zu sehr dem gegebenen Worte und Handschlage, hatte kein Arges und dachte nicht weiter daran, als der Großfürst das Schwert wieder umgürtete und ihn fragte. „Habt Ihr seit kurzem von Walgunes Tochter Nachricht?"

„Seit ich in Marienburg bin," erwiederte Werner, „ist mir nur einmal Kunde von ihr geworden. Ich erfuhr, daß der Vater gleich nach dem verunglückten Versuche sie zu rauben, am andern Tage mit ihr davon gezogen sey, wohin wisse Niemand."

Der Fürst besann sich einen Augenblick, dann fragte er. „Wann ist der Tag, an dem Euch die Wacht bei mir anvertraut ist?"

„Morgen, gleich nach der Vesper bin ich wieder hier," antwortete der Ritter.

„Das freut mich!" sagte Kayslut. „Nun so wollen wir uns heute bis auf morgen trennen, ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Ruhe. Gute Nacht Herr Werner!" sprach er dann, als dieser sich anschickte wegzugehen. „Nochmals meinen Dank für Eure mir bewiesene Liebe." Er drückte hierbei dem Ordensbruder inniger die Hand als je.

Werner fiel dies auf; die Herzlichkeit des Mannes, der ihm so werth geworden war, erfreute ihn, an Weiteres dachte er aber nicht, und mit dem Gefangenen und Vermuta beschäftigt legte er sich sorglos zur Ruhe. Zur Stunde der Mitternacht aber weckte ihn ein dienender Bruder und brachte ihm den Befehl des Großkomthurs, sich sogleich nach dem Thurme zu begeben, wo der Großfürst

gefangen saß, und dort für diese Nacht die Wacht zu übernehmen, da Seckendorff in wichtigen Aufträgen von dem Meister verschickt worden sey.

Schnell kleidete sich Werner an, gürtete sein Schwert um, warf den Mantel über die Schulter und eilte nach dem Thurme. Hier fand er die Wacht an der Wendeltreppe weniger wachsam als gewöhnlich, selbst der Knecht, der den Eingang zu dem Vorzimmer des Gefangenen bewachte, hatte sich an eine Säule gelehnt und schlief. Auch Seckendorff fand er nicht mehr; alles dies befremdete ihn, Argwohn stieg in ihm auf, er lauschte an der Thür von des Großfürsten Gemach, wo er ein leises Murmeln und ein sonderbares Geräusch vernahm. Er wollte hinunter die Wacht rufen, besann sich jedoch, daß, im Fall er sich irre, er sich seines Argwohns schämen müsse, schob die Riegel der eisernen Thür zurück, öffnete sie, trat ein und fuhr erschrocken zurück, als der Großfürst mit entblößtem Schwerte ihm entgegen trat, jedoch bei seinem Anblick eben so erstaunt schien als der Ordensbruder, der gleichfalls nach dem Schwerte griff, aber in demselben Augenblicke durch Kaystut durchbohrt niedersank.

Die Wacht hatte den Fall gehört, aber nicht weiter darauf geachtet, dem Posten aber, der auf der Zinne des Thurmes stand, war das Geräusch nicht entgangen. Er wurde aufmerksam, sah einen Mann mit Hülfe eines Andern den Burggraben heraufklimmen und eilte zu dem Hauskomthur; dieser, dem es ahnen mochte, was geschehen sey, begab sich zuerst nach Kaystuts Gefängniß. Hier fand er die Wacht in tiefem Schlafe und den Ordensbruder Windecken in seinem Blute liegend. Schnell faßten Rei-

ſige auf, jagten nach allen Seiten hin, die ganze Stadt kam in Aufruhr. Aber der Großfürſt, der ſich durch die in die Mauer gemachte Oeffnung in den Graben hinabgelaſſen hatte, war mit dem Ordenskleide angethan, das ihm Alf zu verſchaffen gewußt, mit dieſem von dem Pförtner des äußern Hofes hinausgelaſſen worden. Dort ſtanden Pferde bereit auf die ſie ſich ſchwangen, der Ordensmantel öffnete ihnen auch die Thore der Stadt, und als ſich dort das Gerücht verbreitete, hatten ſie Marienburg ſchon im Rükken. Der Wege wohl kundig führte Alf ſeinen Fürſten in den nahen Wald, und von hier auf ungebahnten Wegen der Grenze Maſoviens zu.

10.

In dem Kulmer Lande lag an den Ufern des Wenſen-Sees ein einſames Dörfchen, reinlich und nett, wo ſich vor Jahren mehrere niederländiſche Familien angeſiedelt hatten. Es waren wohlhabende Leute, freie Unterthanen des Ordens, die mit den landländiſchen Wihingen in gleichem Anſehen ſtanden. Nach dieſem Dörfchen war Walgune mit ſeiner Tochter gewandert, ſie den Nachſtellungen des lithauiſchen Fürſten zu entziehen. Seine Schweſter, eine wohlhabende Wittwe, wohnte hier in ſtiller Abgeſchiedenheit, und da der Orden mit dem Herzoge von Maſovien, Kaybluts Schwiegerſohne, in gutem Vernehmen ſtand, ſo glaubte Walgune in dieſem Theile der Ordenslande nichts für ſein Kind befürchten zu müſſen.

Während ihrer ganzen Herreise hatte der Vater mit der Tochter geschmollt, bei seiner Ankunft aber schien er nur an die Trennung von Vernuta zu denken und sein Unmuth war verschwunden; auch ihr war die Trennung von dem Vater schmerzhaft, da sie hier nicht den kleinsten Ersatz dafür fand. Des Vaters Schwester war eine grämliche Matrone, welche von jeher das tolle Wesen des Mädchens, wie sie den Aufschwung ihres Geistes nannte, bitter getadelt, und oft ihrem Bruder gerathen hatte, der Tochter lieber die Spindel als den Jagdspieß und die Harfe in die Hand zu geben. Auch mußten Vernuta die Menschen, die sie hier fand, schlichte, arbeitsame Leute, denen Erwerb alles war, und von denen keiner ihr Inneres verstand, gleichgültig seyn. Sie lebte, als der Vater nach seiner Heimath zurückgereist war, sonach ganz einsam in stiller Abgezogenheit für sich auf ihrem Kämmerchen, wo ihre einzige Gefährtin die Harfe war, von der sie, trotz des Murrens ihrer Muhme, sich nur selten trennte. Oft durchwachte sie die Nacht, ihre Gefühle sprachen sich dann im Dunkel laut aus, und der Ton der Harfe stimmte ihre Empfindungen nur noch wehmüthiger.

So verlebte sie eine traurige Zeit. Zuweilen, doch nur selten kam in das einsame Dörfchen aus Thorn von dem Kunde, was dem Lande und dem Orden wichtig war, und so hatte sie auch die Nachricht von dem mit Schamaiten begonnenen Kriege erhalten; von Werner von Windecken hatte sie nichts gehört. Die Nachricht von dem Siege bei Kauen, die mit Sturmeseile das ganze Preußenland durchflog, war auch bis zum Wensen-See gedrungen, und mit ihr die Nachricht von des Großfür-

ſten Gefangenſchaft. Sie nahm an dem allgemeinen Siegesjubel keinen Theil, denn ihre Hoffnung war hin, gedachte ſie, daß Kayſlut, der Held beſiegt, gefangen ſey. „Gefangen," ſeufzte ſie, „der kühne Mann gefangen, in enger Haft, vielleicht gefeſſelt der Arm, der ſo kraftvoll das Schwert führte, den ich als Befreier meines Vaterlandes erwartete? O, wäre ich ein Mann und könnte ihn'retten! — ihn retten vielleicht zum Heil meines Vaterlandes!" — Tauſend Pläne durchkreuzten ſich in ihr, ſie gefiel ſich in dieſen Gedanken, aber überall trat die Unmöglichkeit ihr entgegen, und ſie klagte in ſolchen Augenblicken, daß ſie nur Weib, nur ein ſchwaches Weib ſey. — Dachte ſie aber in Stunden der Ruhe leidenſchaftslos über ſich nach, ſo mußte ſie ſich eine Thörin ſchelten, daß ſie mit ſolcher Innigkeit an einem Manne hänge, den ſie nur einmal geſehen, von dem ſie nicht wußte, ob nicht ihre Geſtalt, die Jugendfriſche allein ihm ihren Beſitz wünſchenswerth machten. Ihr Inneres war im Zwieſpalt, ihr Stolz und ihre Neigung, die wie eine Lawine im Fortſchreiten immer ſtärker wurde, kämpften gegen einander; ſie erkannte ſich in dieſem Zwieſpalte faſt nicht mehr. Saß ſie in der Morgenſtunde im einſamen Kämmerchen, und alles war thätig und lebendig um ſie her, dann zürnte ſie mit ſich; aber in einſamer Nacht, wenn ſie die ſanften Töne aus den Saiten ihrer Harfe lockte, dann zürnte ſie ihrem Herzen nicht mehr, dann dachte ſie mit Sehnſucht nur an ihn.

So vergingen die rauhen Tage des Winters und die Natur trat nun mit ihrer Frühlingsblüthe wonnig hervor. Feld und Flur grünten, die Vögel des Waldes ſangen, der holde Mai hatte ſein buntes Blumengewand über die

Erde gebreitet, nur in Vernutas Herzen waren die Blumen verblüht und doch fand ſie noch einzig ihre ſparſam zugetheilten Freuden im Genuſſe der ſchönen Natur. Oft wenn ſie bei Nacht den ſtillen See auf ſchaukelndem Kahne beſchiffte, der Mond ſein Strahlenhaupt in der dunkeln Fluth badete, und der Sterne flimmernder Schein ſich tauſendfach in den wogenden Wellen brach, dann vergaß ſie ihre drückende Einſamkeit, vergaß den Zwieſpalt ihres Innern; nur den Fürſten der Schamaiten vergaß ſie nicht. Im ſchauerlichen Dunkel der Nacht, oder wenn die Morgenröthe ſie weckte, ſtand er im Lichtglanze vor ihr. Sie zürnte zwar noch zuweilen mit ſich, nannte ihre Empfindungen Schwäche, ihre Hoffnung Thorheit, und doch waren jetzt dieſe Träume der Zukunft ihr einziges Glück.

Eines Abends, ihre kränkelnde Muhme lag ſchon lange auf dem Lager, und die alte Magd, die einzige Dienerin des Hauſes, war auch ſchon zur Ruhe gegangen, ſaß Vernuta in ihrem Kämmerlein und überließ ſich wie immer ihren Phantaſieen; nichts ſtörte ſie, denn zu dem einſam gelegenen Hauſe drang kein menſchlicher Laut, und nur das Flattern der Nachtvögel rauſchte durch die ſchauerliche Stille, einzelne Töne der Harfe durchſchwirrten die Luft, Töne, die ſie unbewußt den Saiten entlockte. Da pochte es leiſe an die Thür des Hauſes, das Mädchen ſchrak auf und horchte, es pochte wieder, keine Furcht kennend trat ſie an das geöffnete Fenſter und ſchaute hinunter. Da ſah ſie eine männliche Geſtalt im Mantel verhüllt, vom Mondlichte erleuchtet, die an ihr aufblickend mit leiſer Stimme bat, einem Unglücklichen Speiſe und Obdach zu geben, „Um Chriſti willen,“ fuhr

der Bittende fort, „öffnet die Pforte, nehmt mich ein und ſtärkt mich durch Speiſe und Trank; Hunger und Müdigkeit drücken mich faſt zu Boden.“

Bernuta wußte wohl, daß in dieſen unruhigen Zeiten Vorſicht nothwendig ſey, doch ſprach Mitleid ein Fürwort für den unglücklichen Wanderer. Sie überlegte, daß dieſe Gegend ſo ruhig, und fern von dem Kriegsſchauplatze ſey, daß der Orden ſo ſtrenges Regiment im Lande führe, ſo daß man faſt nie von Räuberei und Diebſtahl hörte, und ſie entſchloß ſich, dem mitleidigen Gefühle ihres Herzens, aber mit aller Vorſicht zu folgen.

„Geht nur in jene Laube, die Ihr am See finden werdet, dort ſollt Ihr Speiſe und Trank bekommen, das Haus darf ich Euch nicht öffnen!“ rief ſie hinab, ſchloß das Fenſter und überlegte nun, ob ſie die Magd wecken, oder allein das ſonderbare Abentheuer beſtehen ſolle. Die Vorwürfe ihrer Muhme fürchtend, welcher die Magd gewiß alles verrathen haben würde, entſchloß ſie ſich allein zu gehen; ſie ſteckte für jeden Fall einen Dolch in den Gürtel, warf einen Schleier über, vielleicht in dem Bewußtſeyn, daß es nothwendig ſey ihre Schönheit zu bergen, nahm einen Krug gemeinen Meths, Brot und ein Stück von einem gebratenen Ziegenlamm, und als ſie ſich verſichert, daß der Wanderer ſich vom Hauſe entfernt habe, öffnete ſie leiſe eine Hinterpforte und ſchlich hinaus.

Der Mond warf ſein ſtrahlendes Licht über die ſtille Gegend, und ſie ſchritt getroſt der Laube zu; aber wie erſchrak ſie, als ſie dort zwei Männer ſtatt einen ſitzen ſah. Sie ſtutzte, wollte umkehren, aber der nämliche, der ſchon einmal ſeine Worte an ſie gerichtet, bat ſie zu blei-

den und alle Furcht ſchwinden zu laſſen, ſein Begleiter ſey ſo hülfsbedürftig als er, ſie ſolle ihnen nur Speiſe und Trank reichen und könne ſich dann ruhig entfernen.

Bernutá war ſchnell entſchloſſen. Sie trat zu den Männern in die Laube, doch in dem Augenblicke, wo ſie den irdenen Krug mit Meth auf das Tiſchchen ſetzen wollte, traf ihr Auge den zweiten Fremdling und „Kayſtut!' ſchrie ſie auf, ließ Speiſe und Trank fallen und wollte fliehen, doch Alf hielt ſie mit ſtarker Fauſt zurück. „Da Du ihn kennſt, ſo biſt Du des Todes!" rief er und zückte den Dolch. Aber der Großfürſt entriß ihm das Mordgewehr und ſchleuderte ihn zu Boden. „Zurück Unglücklicher!" rief er, „ihr Blut ſoll um meinetwillen nicht fließen, hebe das Brot auf, und laß uns dann eilig von hier gehen!"

„Glaubt Ihr, ich würde Euch verrathen? Da ſey Gott für!" ſagte Bernuta.

„Ich traue keinem Chriſten," erwiederte Kayſtut. „Komm Alf!"

„Mir werdet Ihr doch trauen?" ſprach ſie, und ihre Lage vergeſſend, warf ſie den Schleier zurück.

„Bernuta!" rief Kayſtut, da das Mondlicht ihm die ſchönen Züge des Mädchens zeigte. „Bernuta, biſt Du es, die dem Flüchtlinge Obdach und Nahrung reichen will? Die Götter wollen mir wieder wohl, ich werde gerettet ſeyn, da ſie mir Euch auf meiner Flucht hülfreich entgegen ſenden. Vor Euch fliehe ich nicht, Ihr werdet den Fürſten Schamaitens nicht verrathen, das bin ich gewiß, Ihr werdet nicht den verrathen, der Euch theuer iſt."

„Wer ſagte Euch das?" unterbrach ihn das Mädchen, deſſen Stolz erwacht war.

„Mir sagte es Euer treuer Freund Werner von Windecken," erwiederte Kaystut, „und ich glaubte ihm mit Freuden."

„Wo ist er?" fragte Bernuta rasch.

„Da unten, wohin Ihr Eure Todten legt," sagte der Fürst und sein Gesicht umdüsterte sich. „Da unten, wo Ihr thörichten Christen den Würmern ein Mahl bereitet, hat ihm Kaystuts Schwert das Grab gegraben."

Starr vor Entsetzen blickte ihn Bernuta in das flammende Auge. „Und das thatet Ihr? Ihr mordetet ihn, der mir versprach Euch Freund zu seyn in der Noth und der auch sicher sein Versprechen gehalten hat?"

„Hier galt es Freiheit und Leben," erwiederte Kaystut, „und da möchte doch wohl der Ordensbruder in der Wagschale gegen den Fürsten zu leicht befunden seyn."

„Lebt wohl, Großfürst von Schamaiten," sprach Bernuta mit Schmerz und Wehmuth, und wandte sich zu gehen, Kaystut aber ergriff ihre Hand. „War Euch der Ordensbruder so theuer?" fragte er.

„Er war mir theuer!" erwiederte sie und in ihrem Auge glänzte die Thräne. „Er war mir theuer und wird es ewig bleiben, er war ein edler Mensch. Gott sey seinem Mörder barmherzig. Lebt wohl, Kaystut!" wiederholte sie bewegt. „Ich will für Euch beten, das ist Alles, was ich noch für Euch thun kann." Sie schaute noch einmal auf ihn, dann schritt sie dem Hause zu.

„Nur noch ein Wort, Bernuta!" rief der Großfürst — sie verweilte. — „Die Götter mögen es wissen, ob ich Euch noch einmal sehen werde, oder ob dies das Letztemal ist, deshalb bitte ich Euch, ehe wir scheiden, mir offen

eine Frage zu beantworten. Iſt es wahr, was der edle Jüngling mich ahnen ließ, oder täuſch' ich mich?"

Bernuta ſchwieg.

„Euer Schweigen iſt gerecht," fuhr er fort. „Wie konnte ich auch ſolche Frage an eine edle Jungfrau thun. Aber wiſſe: von dieſem Augenblicke an lebt Dein Bild in meinem Herzen, Du herrliches Mädchen, und bei dem heiligen Feuer meiner Götter ſchwöre ich Dir in dieſer heiligen Nacht, daß ich Dich nach Roſienna führen will in mein Schloß, und Lithauens Edle in Dir die Gattin ihres Fürſten verehren ſollen, denn der Todte ſprach recht als er ſagte, Du ſeyſt die Edelſte Deines Geſchlechts! — Zittre nicht Mädchen, fürchte nicht, ich werde Dich gewaltſam mit mir in mein Elend führen. Als Fürſt, im Glanze meiner Macht kehre ich zurück und führe Dich heim. Hat der Ordensbruder mich nicht getäuſcht, ſo reiche mir Deine Hand, daß Du mir dann folgen willſt."

„Meine Hand Fürſt," ſprach ſie tief bewegt, „reiche ich nur einem Chriſten; darum, und ſollte es mir auch ſchwer werden, muß ich ſie Euch verſagen."

Da umfaßte ſie Kayſtut mit ſtarkem Arme, „Du biſt mein!" rief er, und preßte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

„Heilige Mutter Gottes!" ſchrie das Mädchen auf, entwand ſich ſeinen Armen und entfloh.

11.

„Habe ich geträumt, oder war es wirklich?“ sagte sie am andern Morgen, als sie beim Frühroth in der Laube saß, und die Harfe im Arme hinüber über den plätschernden See blickte. „War es kein Traum? — Da liegt noch der Krug, hier noch ein Stück von dem Brote, das ich brachte. — Ja, er war hier, sein Arm umfing mich, seine Lippen berührten mich. Soll ich jauchzen, soll ich jammern, ist es Freude, ist es Schmerz, das mein Herz so laut, so stürmisch klopfen läßt, ist es Furcht oder Sehnsucht, die mich unstät umhertreibt? — Armer Werner, edler Jüngling! Leise berührten Deine Lippen meine Stirn und ich sagte Dir ruhig Lebewohl! — Stürmisch preßten seine Lippen sich auf die meinen, und noch glühen sie, und mir ist, sie würden ewig brennen wie das Feuer seines Donnergottes.“ —

Sie bestieg den Kahn, nahm das Ruder in die bebende Hand und wollte die blaue Fluth durchschiffen; aber immer langsamer und langsamer schlug sie die schaukelnden Wellen, bis sie in Nachdenken versunken das Ruder fallen ließ und der kühle Morgenwind den leichten Kahn an das Ufer zurücktrieb. Sie stieg an's Land, trat wieder in die Laube, ging zurück an den Fliederbusch wo er sie umarmt, und schien so noch einmal alle die bittersüßen Augenblicke durchleben zu wollen. Da stürzten plötzlich Thränen aus ihren Augen. „Schlummre sanft, treuer Freund,“ sagte sie schmerzvoll. „Deine kühle Ruhestätte möge Dir den Frieden des Herzens geben, der Dir hier gebrach. — Auch

mir möge er bald werden," ſetzte ſie tiefſeufzend hinzu und kehrte in die Laube zurück.

Da rauſchte es in den Zweigen, ſie ſchrak zuſammen, blickte auf und ſah ihren Vater am Eingange ſtehen, dem ſie, alles vergeſſend, entgegenſprang, ſich an ſeine Bruſt warf und bitterlich weinte.

„Alſo Du weißt es ſchon?" ſagte Walgune tief erſchüttert. „Ich darf nicht der Trauerbote ſeyn?"

„Ich weiß es Vater, Werner von Windecken iſt todt."

„Gott gebe ihm eine fröhliche Auferſtehung!" ſagte der Vater. „Aber Dir dieſe Botſchaft zu bringen, komme ich nicht hierher; was mich hertreibt geht mir näher an, es betrifft Dich."

„Mich?" fragte die Tochter erſtaunt, welche der alte Mann jetzt mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte.

„Sollte ich auch mit Dir zürnen, Du mein einziges Kind," ſprach er, ſie immer heftiger an ſich drückend, „ſo kann ich es doch nicht. Dem Vaterherzen biſt Du ewig theuer, und darum iſt es ſo ſchmerzhaft, daß es ſich von Dir losreißen ſoll!"

„Ich verſtehe Euch nicht, Vater!"

„Ich glaube es wohl, daß Du den Sinn meiner Worte nicht errathen kannſt," erwiederte er. „Ach, mir wird es ſo ſchwer das Unglückſelige auszuſprechen."

„Sprecht es aus, Vater!" rief das Mädchen, in der bei der drohenden Gefahr der Muth zurückgekehrt war. „Sprecht es aus, Ihr ſollt mich auf das Schrecklichſte gefaßt finden."

„Der Meiſter verlangt, er ließ es mir vielmehr durch den Komthur Otto befehlen" —

„Nur ſchnell Vater, ſtockt nicht, nur ſchnell!“ ſagte Bernuta mit Heftigkeit, da der Alte ſchwieg. „Das Unglück iſt verſchleiert am furchtbarſten.“

„Du ſollſt zu den frommen Schweſtern nach Thorn, und dort den Schleier nehmen.“ —

Bernuta fuhr heftig von der Bruſt des Vaters auf, ſah ſtarr vor ſich hin, dann ſetzte ſie ſich, ergriff immer noch wie gedankenlos die Harfe, lehnte ihr Haupt an dieſe Tröſterin und war in ſtummem Schmerz verſunken. Jetzt griff ſie leiſe in die Saiten, und als ob die treue Freundin ihren Kummer mit fühle, ſo klagend waren die Töne, die ihr entſchwebten; aber bald riß das Mädchen heftig in die goldenen, daß ſie ſprangen. „Zerreißt nur, zerreißt ihr, die ihr mir ſo oft wehmuthsvoll getönt!“ rief ſie ſchmerzvoll, „zerreißt unter ſchreienden Klängen, denn ich ſoll euch verlaſſen, ſoll aus der heiligen freien Natur hinter dumpfigen Mauern mich verſtecken, wo ich nur Pſalmen ſchreien, nicht meine Empfindungen in Liedern ausſprechen darf, wo ich kein Vaterland habe, das ich beweinen, für das ich wirken kann. Nein!“ rief ſie plötzlich. „Ich gehe nicht! Was hat der Meiſter des Ordens über ein Weib zu gebieten? Kümmere er ſich um ſeine Ordensbrüder, die der Liebe abgeſchworen haben, nicht um ein liebendes Herz, das er nicht verſteht. Ehe fliehe ich von hier, ehe ich das Loos der unglücklichen Schweſtern in Thorn theile!“

„Aber wohin Kind?“ fragte Walgune, über des Mädchens Heftigkeit beſorgt.

„Wo mich des Ordens Macht nicht erreicht!“

„Ich verſtehe Dich,“ ſagte der Vater ernſt. „Du

willst aus dem Lande der Christen zu den Heiden, zu ihm, den Fürsten fliehen, der Dich Thörin in's Verderben gerissen hat."

„Ja Vater, zu ihm will ich!"

„Willst Vater, Vaterland, willst Deine Glaubensbrüder verlassen?"

„Haben denn die Schwestern in Thorn noch Vater und Mutter, deren Kummer sie tragen helfen, deren Noth sie erleichtern können?" sagte Bernuta mit Bitterkeit. „Haben sie ein Vaterland für das sie leben und wirken können, und ist nicht die dumpfe Zelle ihre ganze Welt? — Ist dort nicht der Mann, dessen Schwert allein die verlorene Freiheit meines Landes wieder erkämpfen, dessen Herz ich zur Rache entflammen will wie zur Liebe?"

„Du sprichst nicht wie es einem frommen Mädchen, nicht wie es meiner Tochter geziemt," unterbrach sie der Zürnende. „Vergebe Dir der barmherzige Gott Deine frevelnden Worte, die nur der Schmerz Dir erpressen konnte. — Und was soll aus mir werden, wenn Du entfliehst?" fuhr er jammernd fort. „Armuth wollte ich gern ertragen, wüßte ich Dich nur glücklich. Aber so von Haus und Hof gejagt, vielleicht in ewigem Gefängnisse schmachtend, und Dich an Leib und Seele verloren zu wissen, das ist mehr als ich armer Mann ertragen könnte."

„Es giebt ja noch ein Mittel, mich von des Ordens Tirannei zu befreien," murmelte Bernuta vor sich hin, — „und dann muß der Vater selbst in den Augen der tirannischen Herren schuldlos erscheinen." —

„Welches Mittel?" fragte Walgune, das Furchtbarste ahnend.

„Kommt hinein zur Muhme," bat statt Antwort die Tochter, „und beruhigt Euch Vater, Gott wird mich nicht verlassen! ich vertraue auf ihn. Kommt!" Sie wollte den halb Betäubten mit sich fortziehen, er aber heftete jetzt staunend den Blick auf den Boden, bückte sich schnell und hob einen Ring auf. „Gerechter Gott!" rief er, „das ist des Fürsten von Schamaiten Siegelring; wie kommt der hierher wo Du sitzest, wo ich Dich in Thränen fand?"

Vernuta erröthete.

„Bei allem Heiligen beschwöre ich Dich, sprich, denn Dein Gesicht verräth mir Deine Schuld! Wie kömmt der Ring hierher? Empfingst Du ihn aus seiner Hand? Verlor er oder verlorst Du ihn hier an dieser Stelle?"

Das Mädchen war in der peinlichsten Lage; noch nie hatte sie ihren Vater hintergangen, auch jetzt vermochte sie es nicht. „Er war auf seiner Flucht hier," sprach sie und ihre Stimme stockte. „Ich gab ihm Speise und Trank, dann zog er weiter."

„Und Du machtest keinen Lärm, daß man hinter ihm drein jagen, ihn einfangen konnte, diesen Feind des Ordens und meiner häuslichen Ruhe? Du schwiegst — so muß ich Dein Vergehen wieder gut zu machen suchen. — Fort, schnell, daß alles Landvolk aufsitze und sich in die Wälder zerstreue ihn aufzusuchen."

Vernuta hielt ihn mit aller Gewalt zurück, die ihr zu Gebot stand. „Und Euer Kind wolltet Ihr verderben, mich in's Unglück stürzen?" rief sie. „Würde es nicht offenbar werden, daß er diese Nacht hier war!" — Walgune

zauderte. — „Vater, ich beschwöre Euch!“ rief sie außer sich. „Laßt ihn ruhig ziehn. Hat Gott beschlossen, daß er untergehen soll, so bedarf es Eures schwachen Armes nicht. Es würde mich tödten, wenn ich mich anklagen müßte, ihn in's Verderben gestürzt zu haben.“

„So ist es also wahr, was der Meister von Dir sagt, so ist sein strenges Urtheil gerecht!“ jammerte Walgune.

„Was sagt er von mir?“

„Du ständest in strafbarer Verbindung mit dem Fürsten, dem Feinde der Christenheit, seyst ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen.“

„Der Meister irrt! Ich stehe mit Kayflut in keiner strafbaren Verbindung, das möge Gott verhüten! — und wie könnte ein schwaches Mädchen, das dieses Dorf seit Monden nicht verließ, wie könnte das den Gefangenen aus seiner Haft in Marienburg befreit haben?“

„Und doch retteteſt Du ihn heute?“

„Ich that was Ihr, guter Vater, mich lehrtet jedem Unglücklichen zu thun; ich erquickte ihn mit Speise und Trank.“

„Beherbergteſt Du ihn?“

„Nein!“

„Kind!“ sagte der alte Mann und sah jammernd gen Himmel, „Du drückst mich tief nieder. Dir zu Liebe soll ich meine Pflichten gegen den Orden vergessen, der mich mit Wohlthaten überhäufte. Das Leben von vielen Tausenden wiegt nicht das Leben des einen Mannes auf, der sich vielleicht noch in diesen Wäldern verbirgt; mir würde ein Lohn — doch des Lohnes wegen that ich noch nichts. — Nun ich will es wagen. Doch nein! Berunta

nur so bist Du zu retten, nur so kannst Du Deinem Vater erhalten werden. Meine Handlung muß die gebietenden Herren überzeugen, daß Du unschuldig, daß Du in keinem Verhältnisse mit dem Feinde des Ordens bist."

„Vater!" bat Bernuta und umklammerte seine Knie.

„Sieh, Gott will es!" rief er. „Sieh, dort von dem nahen Walde her kommen Reisige gesprengt, sie sind vom Orden, ihnen will ich Nachricht ertheilen."

„Und Eure Tochter der Verachtung Preis geben, öffentlich sagen, Fürst Kaystut sey bei Nachtzeit bei ihr gewesen, sie habe ihn verborgen.

„Muß ich nicht, kann ich Dich Unglückliche anders aus des Klosters Mauern retten?" sagte der Vater, das Auge immer nach den Reisigen gewandt, die im starken Trott auf sie zugeritten kamen.

„Vater!" bat noch einmal Bernuta, und als Walgune den Reisigen entgegen gehen wollte, hielt sie ihn mit aller Kraft zurück. „Vater!" rief sie, „bei dem Grabe meiner Mutter schwöre ich Euch, ich stürze mich in die Wellen des Sees, verrathet Ihr den Fürsten!"

Walgune, die Heftigkeit seines Kindes kennend, begann zu wanken. „Thut es nicht an mir," fuhr sie fort, „ich wäre für Euch hier und dort verloren!"

Die Reisigen waren indessen näher gekommen; es war ein Ordensritter mit acht Knechten. „Ei willkommen Walgune, willkommen schöne Jungfrau!" rief er ihnen zu, und er mußte zu ihrem Unglücke Beide kennen. „Bei Euch darf man wohl nicht nach dem entflohenen Gefangenen fragen, denn wie es in Marienburg verlautete, wäre der Feind des Ordens nicht der Eurige."

Diese höhnisch gesprochenen Worte beleidigten den alten Withing, und bestimmten ihn fast eben so sehr als der Tochter bittender Blick.

„Fragt nur Herr," antwortete er, „ich werde Euch schon so viel ich weiß berichten, denn des Ordens Feind ist auch der meinige!"

„Habt Ihr keine Kunde wohin sich Kaystut gewendet? Bis zum See bin ich ihm auf der Spur; ein Fischer hat in dieser Nacht zwei in Ordensmäntel gehüllte Flüchtlinge auf dies Haus zugehen sehen, dann sind sie seinem Blicke entschwunden."

„Ich bin, Herr, wie Ihr sehen könnt, da mein gezäumtes Roß noch hier an dieser Weide angebunden steht, erst seit einer Stunde hier," erwiederte Walgune. „Wie kann ich wissen, was diese Nacht vorgegangen ist."

„Aber Eure Tochter?" fragte der Ordensbruder, das Mädchen scharf in's Auge fassend, die diesen Blick fast mit Verachtung erwiederte.

„Glaubt Ihr mein Kind irre wie eine Mondsüchtige um Mitternacht an den Ufern des Sees umher, und könne auf die nächtlichen Wanderer passen?"

Der Ordensbruder lächelte spöttisch, stieg von seinem Roß ab und gab es einem Knechte. „Verzeiht," sagte er Walgunes Hand ergreifend. „Seh ich recht, so ist dies der furchtbare Siegelring Kaystuts, den Ihr in Eurer Hand haltet, dieser Ring, der so manchen Fehdebrief, so manches Todesurtheil der Christen unterzeichnete. O! ich kenne ihn gar wohl! — Wie kommt Ihr zu diesem Ringe?"

Walgune war betroffen, jedoch ein Blick Wernutas

forderte ihn zum Muthe auf. „Ich kenne ihn nicht, wußte nicht welch ein wichtiges Kleinod das Glück mir übergab. Gestern als ich, auf einem schattigen Plätzchen gelagert, Mittagsruhe halten wollte, fand ich ihn in dem Walde an der Ossa.“

„So kommt Ihr von Marienburg?“

„Ja Herr!“

Der Ordensbruder nahm ihn bei Seite. „Ihr habt mir wahrscheinlich in Gegenwart der Knechte nicht die Wahrheit sagen wollen, thut es jetzt und der Orden wird Euch belohnen.“

„Ich kann Euch den Aufenthalt Kaystuts nicht sagen, wüßte ich ihn, so hätte ich ihn selbst in seinem Schlupfwinkel aufgesucht.“

„Und wenn Ihr auch nicht wißt wo er jetzt ist, so sahet Ihr ihn doch. Wo, wann, weshalb gab er Euch den Ring?“

„Bei dem Blute des Erlösers schwöre ich, daß ich Kaystut nicht sah, er mir diesen Ring nicht gab, den ich auf Gottes Erde fand,“ erwiederte Walgune, der einmal unwahr geworden, zu stolz war, es zu gestehen.

„Dieser Ring macht Euch und Eure Tochter verdächtig,“ fuhr der Ordensbruder fort, „ich muß Euch Beide zu dem Hochmeister nach Marienburg bringen lassen.“

„Thut, wie Ihr recht zu thun glaubt,“ erwiederte Walgune mit Ruhe im Blicke, aber seines Unrechts sich bewußt, klopfte sein Herz ängstlich.

Der Ordensbruder ließ zwei Knechte zurück, denen er den Withing und seine Tochter zur strengen Bewachung

übergab, er ſelbſt ſprengte dann mit den andern auf dem Wege weiter, der nach der Grenze Maſoviens führt.

Walgune betrat nun als Gefangener das Haus ſeiner Schweſter, die nicht wenig erſtaunt war, ihn von zwei Knechten des Ordens begleitet zu ſehen. Sobald er ſich mit der Schweſter allein befand, forſchte ſie ängſtlich nach der Urſache ſeiner Haft, und ſo ungern auch Walgune davon ſprach, mußte er ihr doch alles genau berichten.

Sie erfuhr nun, daß er eines Tages von dem Komthur Otto nach Johannisburg beſchieden worden, der ihn über manches, das Verhältniß Bernutas zu Kayſtut betreffend, auszuforſchen geſucht. Da er ihm aber nichts weiteres zu ſagen gewußt, als was Jedermann ſchon wiſſe, ſo habe der Komthur ungläubig den Kopf geſchüttelt, und ihm den Befehl gegeben, ſein Haus zu beſtellen, um nach Marienburg zu reiten, da ihn der Meiſter ſelbſt ſprechen wolle. „Ich gehorchte," fuhr Walgune fort, „ſattelte mein Roß, eilte gen Marienburg, ſtieg in der Herberge zum Lindenbaume ab, und eilte nach dem Ordenshauſe. Ehe ich mich aber vor dem Meiſter ſtellen wollte, wünſchte ich den Bruder Werner von Windecken zu ſehen, der mir und meinem Kinde immer ſehr gewogen war. Ich fand ihn nicht daheim, ging darauf zum Hauskomthur, und erhielt den Beſcheid, morgen um die neunte Stunde vor dem Meiſter zu erſcheinen. Ich begab mich nun nach der Herberge zurück, ſann und ſann, was wohl die Urſache eines ſo ungerechten Verdachtes ſeyn könne, und legte mich mit ſorgenſchwerem Herzen zu Bett. Die Sorge hielt mich lange wach, und kaum mochte ich eingeſchlafen ſeyn, ſo hörte ich Lärm auf der Straße, Reiter ſprengten hin und

her, die Wächter bliesen von den Thürmen, als ob der Feind im Anmarsche sey, und die ganze Stadt ward lebendig. Ich kleidete mich an und erfuhr nun, daß der Großfürst von Schamaiten aus seinem Gefängnisse entflohen sey, und man ihm nach allen Seiten nachsetze.

Diese Nachricht vermehrte meine Sorge. Mir ahnete, daß die Flucht des Gefangenen nachtheilig auf mein Schicksal wirken würde; ich hatte nicht geirrt. Noch vor der neunten Stunde kam ein Diener des Hochmeisters mit dem Befehle, sogleich vor dem Herrn zu erscheinen. Ich ging, obgleich keiner Schuld bewußt, doch mit Zagen nach der Ordensburg und hier erst erfuhr ich von meinem Begleiter, daß der einzige Freund, den ich hier hatte, mein einziger Schutz und Trost, Herr Werner von Windecken, durch den Großfürsten, bei seiner Flucht, niedergestoßen sey. Diese Nachricht versetzte mich in tiefe Betrübniß, und ich trat meinen Gang, die hohe Treppe zu des Meisters Wohnung hinauf, mit schwer bekümmertem Herzen an.

Ich mußte lange in dem hohen Bogengange warten, der zu des Meisters Wohnzimmer führt; Ordensbrüder gingen aus und ein, der Großkomthur kam, blieb lange bei dem Meister und ging; Boten zu Pferd und zu Fuß standen auf dem Burgplatze bereit, eilten davon, und ich konnte leicht wahrnehmen, daß wichtige Geschäfte den Meister abhielten, mich eintreten zu lassen. Meine Sorge vermehrte sich aber mit jeder harrenden Minute; endlich erhielt ich den Befehl einzutreten.“

Walguna hielt ein. Auch die besorgliche Schwester schien Zeit zur Erholung zu bedürfen, so sehr hatte sie die

Erzählung und die Furcht vor dem was noch kommen würde, angegriffen. Doch nach einer kurzen Pause siegte dennoch die Neugierde, und sie bat den Bruder fortzufahren.

„Der Meister stand an eine Säule gelehnt und schien abgespannt," begann Walgune von neuem, „sein sonst so freundliches, einnehmendes Gesicht war ernst und finster. Er sah mich lange scharf an, ehe er mich anredete, und mochte mit sich selbst im Zweifel seyn, wie er mich empfangen wolle. Walgune, hob er endlich an, und die Milde mochte doch den Sieg über die Strenge davongetragen haben; ich habe Dich zu mir beordern lassen, um mit Dir über eine Angelegenheit zu sprechen, welche Dich so wie den Orden nahe angeht. Ich wußte schon längst, daß Deine Tochter dem Fürsten von Schamaiten wohl will und daß er selbst Verlangen nach ihr trägt; diese Verbindung konnte zum Heil, zum Nachtheil des Ordens ausfallen. Deshalb schwieg ich, obgleich der räuberische und doch so friedlich ausgeführte nächtliche Ueberfall Deines Hauses in mir den Verdacht hätte erwecken müssen, Du ständest mit dem Feinde unsres Landes in Verbindung. Seit kurzem aber, wo ich die Unterredung des Gefangenen belauschen ließ, erfuhr ich mehreres, wodurch ich mich überzeugte, Deine Tochter, deren Umgang mit dem Ordensbruder Werner von Windecken mir übrigens schon längst mißfallen hatte, suche ihre Verbindungen auch mit dem gefangenen Fürsten fortzusetzen; dies konnte dem Vater, so wie dem Meister des Ordens nicht gleichgültig seyn. Die Flucht des Gefangenen hat aber die Sache und den

Zweck Deines Hierseyns verändert. Wo hält sich jetzt Dein Kind auf?

Ich erwiederte hierauf, daß sie sich bei Dir, meine liebe Schwester befände. Also im Culmer Lande! Gut! — Walgune! fuhr er fort, nachdem er meiner Treue und Anhänglichkeit an den Orden rühmlichst gedacht. Es thut mir wehe, hart gegen Dich zu verfahren, und Dich von Deinem einzigen Kinde zu trennen, aber ich muß! Ihr Umgang mit dem Ordensbruder, ihr Verhältniß zu dem Fürsten, lassen mich glauben, daß sie eine leichtsinnige Dirne, ihre Wallfahrten nach Romove, ihre Scheu vor manchem, was unsre Religion Heiliges hat, daß sie keine gute Christin ist, die leicht sich dem Heidenfürsten in die Arme werfen und ihren Glauben abschwören könnte. Deshalb habe ich nach reiflicher Ueberlegung beschlossen und befehle Dir, Deine Tochter dem geistlichen Stande zu widmen und sie in das fromme Kloster nach Thorn zu schicken, das zum Dank für den Sieg von Woplanken gestiftet wurde.

Ich stand wie versteinert, warf einen bittenden Blick auf den Herrn, reden konnte ich nicht, da sagte er gerührt: Walgune! Gott hat mir zwar keine Vaterfreuden gegönnt, darum kenne ich auch das Gefühl des Vaters nicht, wenn er sich von seinem Kinde trennen muß, aber fühllos bin ich deshalb nicht gegen solchen Schmerz. Doch das Wohl des Ordens verlangt es, und wenn dieser sein Thor öffnet, daß man ihm seine Opfer bringe, dann müssen alle andern Pforten, selbst die Pforte des Herzens verschlossen bleiben.

Da faßte ich Muth und bat, aber vergebens. Er

hatte ſein Herz verſchloſſen, und ward über meine Beharrlichkeit ungehalten. Geh! befahl er, binnen vierzehn Tagen iſt Deine Tochter im Kloſter, die Aebtiſſin iſt ſchon von Allem unterrichtet. Wollte ich Dir durch zeitliche Güter Erſatz für Deinen Verluſt bieten, würde ich den braven Walgune wenig kennen, und ihm wehe thun, geh!

Steh' auf! ſagte er dann, mich aufhebend, da ich bittend vor ihm auf die Knie geſunken war. Tröſte Dich mit dem Gedanken, der auch mich tröſten muß, da ich ſolch hartes Machtwort ausſpreche, daß Dein Kind der heiligen Mutter Gottes ſich weiht, und dem ewigen Heile entgegen geht, das ſie außer den klöſterlichen Mauern verſcherzen würde. Dieſer Gedanke ſtärke Dich. Geh unglücklicher Vater! rief er, ging in ein Nebengemach, und ließ mich unglücklichen Mann allein."

„Ein edler Herr, der Meiſter," unterbrach ihn die Schweſter, „ein kluger, verſtändiger Mann, der ſtets den richtigen Weg einzuſchlagen verſteht, den man ſegnen muß, daß er die Thörin von ihren Irrwegen ablenkt, die keine Gottesfurcht und nur böſe Wünſche im Herzen hat. Statt auf ihrem Kämmerlein ihre Seele zum Himmel zu wenden, und ſich dann unter Gebet den Euglein Gottes und dem ſanften Schlafe zu übergeben, durchwacht ſie die Nächte, ſpricht mit Mond und Sternen, als verſtänden ſie ihre Sprache, tritt in Sturm und Wetter mit ihrer Harfe in's Freie, daß ihr die Haare wild um den Kopf fliegen und ſingt, allen Nachbarn zum Aergerniß, tolle Lieder, die Niemand verſteht. Im Kloſter wird ſie ſtatt deſſen fein die Hora ſingen und in ihrer Zelle bleiben

müſſen. Danke dem Hochmeiſter für ſeinen Entſchluß, er wird Segen ſtatt Fluches in Dein Haus bringen."

„Weib!" fuhr Walgune auf, der, während ſie geſprochen, nur mit Mühe ſeinen Zorn zurückgehalten hatte. „Dich hat Gott in ſeinem gerechten Zorn geſtraft, daß Du kein Kind in Deinem Schooße tragen, Deine Bruſt keines nähren, und Du die Mutterfreuden, die ſüßeſten, die Gott dem Menſchen gab, entbehren ſollteſt. Du fühlſt nicht, wie es ſchmerzt, wenn das Kind von der Mutterbruſt geriſſen wird, wenn man allein ſteht, wie ein Fremdling in ſeinem eigenen Hauſe, denn Du ſtehſt allein, wie Du es verdienſt!"

„Statt mit Dir zu haderu, erzähle mir weiter, lieber Bruder," fiel ihm Frau Brigitte ruhig in die Rede.

„Der Theilnahmloſen kein Wort weiter!" rief er entrüſtet, und ſo ſehr ſie auch bat, ſchwieg er dennoch.

12.

In Beruuta kämpften indeſſen mancherlei Empfindungen gegen einander. Der Gedanke, hinter klöſterlichen Mauern eingeſperrt ihre Tage vertrauern zu ſollen, war ihr ſchrecklich, und hatte er ſie recht lebhaft ergriffen, dann war ihr die Freiheit Alles, und wie der Vogel mit ungebundenen Schwingen den Käfig verläßt und mit Sehnſucht nur der Freiheit entgegen fliegt, nicht fürchtend, daß ihn draußen alles Ungemach treffen könne, ſo wollte ſie Heimath, Vater und Freunde verlaſſen, und hin durch

fremde Lande zu ihm eilen. Aber ſollte ſie jetzt den alten Vater zurücklaſſen, dem ihre Flucht, wenn auch nicht das Todesurtheil geſprochen, doch ſicher ewiges Gefängniß bereitet haben würde? „Nein!“ rief ſie dann, „Alles will ich lieber dulden, ehe ich meinen Vater verderbe; dem Himmel will ich mich ergeben, aber nicht mit dem düſtern Schleier umhüllt, frei wie die Sterne ſollen meine Augen nach ſeinem heiligen Wohnſitze blicken, und ſo will ich hinauf zu ihm flehen, daß er gnädig auf mich herabſchaue!“ Auch nährte ſie zuweilen die Hoffnung, der Vater ſolle mit ihr fliehen; jedoch ſchon nach der erſten Unterredung mit ihm ſchwand ſie. Wo ſollten ſie auch hin? In jedem chriſtlichen Lande ereilte ſie der mächtige Arm des Ordens; zu den Heiden? — Ehe hätte der fromme Walgune ſein Leben zehnfach dem Glauben geopfert, als ſich ſo der ewigen Verdammniß hinzugeben.

Die Rückkehr des mürriſchen Ordensbruders, der ohne den Fürſten kam, erfreute Vernuta, denn nun hoffte ſie Kayſtut gerettet, und ohne Unwillen beſtieg ſie den Klepper, den man ihr brachte, um mit ihrem Vater, dem Ordensbruder nach Marienburg zu folgen, froh, daß ſie ſich dadurch immer mehr von dem verhaßten Orte entfernte.

Ohne irgend ein Abentheuer zu beſtehen, langten ſie in Marienburg an, ſtiegen in der, Walgune ſchon bekannten Herberge zum Lindenbaume ab, blieben jedoch daſelbſt unter ſtrenger Aufſicht. — Hier war Vernutas erſtes Geſchäft, Nachricht über den Tod Windeckens einzuziehen; wie freudig wurde ſie überraſcht, als ſie erfuhr, die Wunde die Kayſtut ihm geſchlagen, ſey nicht tödtlich geweſen, und nicht alle Hoffnung zu ſeiner Herſtellung verloren.

„Seht Vater," sagte sie bei dieser Nachricht. „Noch sind uns nicht alle Sterne untergegangen, noch scheint der Himmel freundlich auf uns zu blicken. Nicht des Ordensbruders Leben allein ist es, was mich bei dieser Nachricht frei aufathmen läßt, auch der Gedanke, daß Kayflut nicht den Tod des edlen Mannes verschuldet hat, giebt mir die Hoffnung wieder, alles werde sich noch gut für uns enden."

Walgune schüttelte zweifelnd und unmuthig das Haupt. „Deine Freude, daß der gute Herr Werner noch lebt, kommt aus unlauterem Quell," sprach er verweisend. „Du freust Dich mehr, daß den Heiden die Schuld des Mordes nicht drückt, als daß der edle Herr noch am Leben ist; das mißfällt mir. Ueberdies hoffst Du, wo ich fürchte. Wir finden hier strenge Richter, die, wenn sie dem Scheine folgen, strengeres Urtheil sprechen werden, als die Wahrheit verdient. Mir war bei dem Eintritte in diese Stadt, als beträte ich ein Grabgewölbe."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der nämliche Ordensbruder eintrat, der sie hierher gebracht hatte. „Walgune," sagte er, „nehmt Abschied von Eurem Kinde, ich soll Euch auf Befehl des Meisters nach der Burg führen, Eurer Tochter wird hier ein leidliches Gefängniß werden."

„Wo bleibt Deine Hoffnung, thörichtes Kind!" rief der tief bekümmerte Vater.

„In meinem Herzen!" erwiederte sie ruhig. „Euer Kind wird nicht dem Schicksal erliegen, Ihr nicht untergehen. Lebt wohl, Vater, vertraut Gott und zürnt mir nicht!"

Der Vater drückte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt und folgte dem Bruder.

„Vater!“ rief Bernuta, als ſchon die Thür geöffnet war. „Verweilt nur einen Augenblick!“ Der Vater wandte ſich nach ihr. — „Es ergreift mich doch in dieſem Augenblicke der Trennung eine qualvolle Angſt,“ ſprach ſie mit bebender Stimme, „die mir Ahnung, Vertrauen und Hoffnung raubt. Es könnte doch ſeyn, wir ſähen uns nicht wieder. Darum bitte ich Euch“ — hier ſank ſie vor ihm nieder — „Segnet Euer Kind, ehe Ihr auf immer von ihm geht. — Vergebt ihr ihre Schuld!“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

Der Alte legte ſeine bebende Hand auf ihre glühende Stirn. „Gott möge Dich ſegnen, wie es Dein Vater thut,“ ſprach er. „Was Du auch verſchuldet haben könnteſt, ſey Dir vergeben.“ Noch einmal ſchloß er ſie in ſeine Arme und folgte dann dem Ordensbruder in's Gefängniß.

Auch Bernuta wurde noch am Abende in den Thurm am Elbinger Thore gebracht, wo ein mürriſcher Schließer ihr ein kleines, aber reinliches Gemach öffnete und ſeine Frau, ein altes widriges Weib, zu ihrer Bedienung zurückließ, welche Bernuta alsbald wegſchickte, um allein zu ſeyn. Sie überlegte nun ihr Schickſal und fand freilich, daß ſie wenig mehr vom Glück zu hoffen habe; aber unentmuthigt tröſtete ſie ſich, und ſchien es auch als ein gutes Zeichen anzuſehen, als die Morgenröthe am andern Tage ſie auf ihrem Lager weckte. „Wareſt Du mir doch immer eine

Botin des Glückes, freundliche Verkünderin des Tages," rief ſie vertrauensvoll aus, „auch hier wirſt Du mir es ſeyn!"

13.

Am andern Morgen, als der Hochmeiſter an ſeinem Schreibtiſche ſaß und mancherlei Schriften aufmerkſam las, trat einer ſeiner Kumpane*) herein, ihm zu melden, daß der Withing Walgune auf dem Gange ſtände, ſeine Befehle zu vernehmen, zugleich habe ein Reiſiger des Komthurs von Neidenburg dies Schreiben gebracht.

„Den Gefangenen laſſe man warten, bis ich befehlen werde, daß er eintrete," erwiederte der Meiſter, und öffnete das Schreiben des Komthurs, in welches ein anderes eingeſchloſſen war, deſſen Aufſchrift und Siegel der Meiſter aufmerkſam betrachtete, da es ihm unbekannt dünkte; dann las er:

„Edler Herr und Meiſter!

„Beifolgendes Schreiben brachte mir ein Bote, „der aus Mlava zu kommen vorgiebt; er hat es Euch „bald möglichſt zuzuſenden. Auf meine Frage, wer „ihn hierher ſchicke, erwiederte er, er kenne den Mann

---

*) Der Meiſter hatte zwei Ordensbrüder zu ſeinen Kumpanen, die eine Art von Kammerherren bei ihm waren, Tag und Nacht freien Zutritt hatten, und in ſeinem Schlafgemache ſelbſt, oder dicht daneben ſchliefen.

„nicht, der ihm Brief und Botenlohn gegeben, im „Schreiben würdet Ihr es ſchon finden. Da mir „nun die Sache verdächtig zu ſeyn ſcheint, habe ich „den maſoviſchen Boten in Gewahrſam behalten, bis „ich Eure Meinung weiß, was ich mit ihm thun „ſoll.“

Der Meiſter öffnete das Schreiben und las:

„Meiſter des deutſchen Ordens!

„Die Götter haben mich aus Eurer Gefangen„ſchaft befreit. Beklagt Euch nicht, daß ich mein „Handgelübde brach; ſeitdem ich erfuhr, daß Ihr je„den, der nicht Eures Glaubens ſey, Euren Eid bre„chen dürft, ohne gegen das Gebot Eures Gottes „oder Eurer Ehre zu fehlen, glaubte ich das näm„liche Recht gegen Euch zu haben. Ich ſende Euch „dies Schreiben, Euch für gute Behandlung zu dan„ken, denn Ihr ſeyd nicht in dem blutdürſtigen Geiſte „Eures Ordens mit mir verfahren. Zugleich bitte „ich Euch, Niemand, wer es auch ſey, wegen meiner „Flucht zur Verantwortung zu ziehen, denn Niemand „als die Götter und Alf haben mir beigeſtanden; „Euer Verdacht würde alſo nur einen Unſchuldigen „treffen. Auch verſichere ich Euch, ſolltet Ihr einſt „in meine Hände fallen, werde ich Euch eben ſo „menſchlich behandeln, aber beſſer verwahren als Ihr „mich.

„Die Götter mögen Euch ſchützen, den Orden „aber verderben, deſſen Feind ich ſeyn und bleiben

„werde, so lange das Feuer auf dem Altare des Don„nergottes brennt.“

Kayſtut, Großfürſt von Schamaiten.“

Der Meiſter las den Brief noch einmal. „Sonderbar!“ dachte er, „ſoll ich ſeinen Worten Glauben beimeſſen, oder ſoll es mich mehr in meinem Argwohn beſtärken? Nein, ich will es betrachten, als hätte ich das Schreiben gar nicht bekommen.“ — Nachdem er einige Zeit im Zimmer nachdenkend auf und abgegangen war, befahl er den gefangenen Withing hereinzuführen, und den Brief immer noch in der Hand, ſetzte er ſich nieder.

Walgune trat ein, heute mit klopfenderem Herzen, als da er vor kurzem auf der nämlichen Stelle vor ſeinem gebietenden Herrn ſtand. Dem Meiſter, deſſen ſtrenger Blick unverwandt auf den Gefangenen gerichtet war, entging die Unruhe Walgunes nicht. „Withing,“ nahm er das Wort. „So ſehr ich auch bisher Deiner Dankbarkeit und Treue vertraute, ſo iſt dies Vertrauen doch jetzt ſehr erſchüttert worden. Es ſpricht ſo viel gegen Dich, daß ich Dich verdammen muß, wenn Du Dich und Deine Tochter nicht von allen gegen Euch vorgebrachten Beſchuldigungen reinigen kannſt. Ehe ich Dich aber Deinen Richtern übergebe, wollte ich noch verſuchen, Dich zum freiwilligen Geſtändniſſe zu bewegen. Bedenke, nur dadurch kannſt Du vielleicht Deine Strafe mildern, nur dadurch vielleicht alles Unglück von Dir und Deinem Kinde abwenden.“

„Herr, an der Flucht des Gefangenen bin ich unſchul-

dig, ſo wahr mir Gott am Tage des Gerichts barmherzig ſeyn mag," erwiederte Walgune mit ziemlicher Faſſung.

„Kannſt Du das nämliche von Deiner Tochter betheuern?" fragte der Meiſter von neuem.

„Ich kann Euch betheuern, Herr, daß, ſo viel ich weiß und glaube, mein Kind keinen Theil an der Flucht des Großfürſten aus dem Gefängniſſe zu Marienburg hat."

Dieſe Antwort machte den Meiſter aufmerkſam. „Beförderte ſie ſeine Flucht ſpäterhin?" fragte er deshalb.

„Nein!" erwiederte Walgune gefaßt, „ſie beförderte ſie nicht."

„Wie kamſt Du in den Beſitz des Siegelringes Kayſtuts?"

„Ich fand ihn auf der Erde."

„Kannteſt Du ihn nicht?"

„Ich kannte ihn, Herr," erwiederte der Gefangene.

„Und zeigteſt es nicht an, zeigteſt den Ort nicht an, wo Du ihn gefunden, ſo daß man dadurch dem Flüchtigen auf die Spur hätte kommen können?"

Walgune ſchwieg; auch der Hochmeiſter fragte nicht weiter, vielleicht um dem Gefangenen Zeit zum Nachdenken zu geben. „Walgune," begann er dann, das Schweigen brechend. „Du wareſt mir ſtets ein ehrenwerther Mann, dem ich vertraute, und der meinem Vertrauen entſprach. Es thut mir leid, Dich jetzt ſo vor mir ſtehen zu ſehen, und Dich ſtrengeren Richtern übergeben zu müſſen, als ich bin; Richtern, die nach den gegen Dich ſprechenden Anzeigen, Dich leicht peinlich vernehmen könnten, und die dem ſtrengen Recht gegenüber, nicht das Mitleid

mit menſchlicher Schwäche in die Wagſchale legen können. Sey wahr gegen mich, Du ſtehſt dem Rande des Grabes ſo nahe als ich, bald treten wir Beide vor den göttlichen Richter, bei dem Reue und Buße, ſelbſt die zeitliche Strafe, das menſchliche Vergehen mildert. Gehe nicht von hier ohne die Wahrheit geſprochen zu haben. Iſt Dein Vergehen, für das ſo manches zeugt, nur irgend zu entſchuldigen, ſo will ich es gern, denn der Gedanke, Dich auf der Folter zu wiſſen, Dich, der in der Schlacht von Labiau ſein Haupt den Streichen der Feinde darbot, um mich zu retten, der ſchmerzt, ſchmerzt mich tief. — Doch, wenn das Wohl des Ordens es heiſcht" —

„Herr!" rief Walgune, durch des Meiſters Worte erſchüttert, und ſich das leinene Wamms aufreißend. „Seht die Wunden auf meiner Bruſt, ſeht den zerhauenen eisgrauen Schädel! Dieſe Wunden erhielt ich für den Orden, das Blut das aus ihnen floß, floß ihm. Und ſollte ein Mann, der bis zum Greiſesalter treu ſeinem Herrn blieb, ſollte der am Rande des Grabes ein Verräther werden können? Nein, bei Gott und allen Heiligen, der bin ich nicht!"

„So rede frei!" ſprach der Meiſter als der Gefangene ſchwieg; „ſprich wahr, und ich will Dir und Deinem Kinde, denn wie ich vermuthe, trifft ſie allein die Schuld, ein milder Richter ſeyn."

„Nun dann," begann der Withing und ſeine Bruſt hob ſich ſeufzend, „ſo mag mir Perunta verzeihen; ich will Euch Alles berichten. — Was früher geſchehen, wißt Ihr, Herr, und ich will nicht läugnen, daß meine Tochter eine ſtille Neigung zu dem Großfürſten gefaßt hat, die ſie auf thörichte Weiſe nähren mag, aber lieber den Tod

erduldet hätte, als ſich in ſeine Gewalt zu geben, das zeigte ihre muthige Vertheidigung bei dem Ueberfalle. Sie vor ſeinen Nachſtellungen zu retten, führte ich ſie zu meiner Schweſter, in den niederländiſchen Dörfchen am Wenſenſee. Vor einigen Tagen, als ſie um Mitternacht am Fenſter ſitzt, klopft ein Unglücklicher an die Pforte und bittet um Nahrung und Obdach, ſie weiſet ihn in eine Laube, bringt Speiſe und Trank hinunter, und findet einen zweiten Fremdling, in welchem ſie den Großfürſten erkennt. Sie will fliehen, er hält ſie zurück, bis ſich mein Kind ihm entwindet, und in's Haus zurückeilt. Was weiteres aus dem Fürſten geworden, weiß ſie nicht zu ſagen, ſie hat ihn nicht wieder geſehen, nichts wieder von ihm gehört. —

Am Morgen komme ich, um auf Euer Geheiß der Tochter die Trauerbotſchaft zu bringen, daß ſie den Schleier nehmen müſſe; ich finde ſie in der Laube, finde dort den Ring, will auf das Geſtändniß meiner Tochter, Kayſtut ſey in der Nacht auf ſeiner Flucht hier geweſen, es anzeigen, und laſſe mich durch die Bitten meines Kindes, durch die Vorſtellung, daß ihre Ehre dadurch einen Makel erleiden würde, bewegen, es nicht zu thun, und in dem Augenblicke traf der zum Verfolgen ausgeſendete Ordensbruder bei uns ein.

Gefehlt habe ich, gefehlt hat mein Kind; aber urtheilt ſelbſt, gnädiger Herr, ob das Mädchen ihn verrathen, ich den Bitten meines Kindes widerſtehen konnte Bedenkt dies Herr und ſeyd uns ein gnädiger Richter."

„Iſt Alles ſo wie Du mir geſagt? Haſt Du mir nichts verſchwiegen?" fragte der Hochmeiſter ernſt.

„Ich habe Alles, ich habe Euch die Wahrheit geſagt!"

erwiederte Walgune, und aus seinem Blicke sprach die Wahrheit.

„So geh und verzweifle nicht ganz," sagte der Meister und entließ ihn. Er wurde wieder in's Gefängniß zurückgeführt.

Werner hatte von dem, was Walgune und seiner Tochter begegnet war, auf seinem Siegbette Nachricht erhalten; die nähern Umstände hatte man ihm nicht sagen können, nur soviel erfuhr er, daß sie wegen Verbindung mit Kayslut gefänglich eingezogen wären. Ihm dünkte es unmöglich, daß Walgune, dieser treue, unbescholtene Mann, irgend etwas gethan haben könnte, das nicht ganz mit seinem rechtlichen Charakter übereinstimme. Bernuta jedoch wollte er in seinem Innern nicht ganz frei sprechen, ihre Neigung zu Kayslut ließ ihn fürchten, das lebhafte, schwärmerische Mädchen habe einen unvorsichtigen Schritt gethan, und vielleicht selbst fühlend, wie schwer es ist, seiner Leidenschaft zu widerstehen, glaubte er Bernuta hierzu noch weniger stark. Doch für sie zu thun was in seinen Kräften stand, hielt er für Pflicht, obgleich Bernuta jetzt durch ihre Anhänglichkeit an Kayslut, der, nach Werners strengen Begriffen von Ehre durch seine Flucht und sein unedles Betragen gegen ihn selbst, in seiner Achtung verloren hatte, nicht mehr in der heiligen Reinheit vor ihm stand wie sonst. Die Erschöpfung auf dem Siegbette ist oft ein sicherer Arzt, der statt der Schwärmerei die Vernunft zurückführt.

Da trat eines Tages der Komthur Otto mit dem hölzernen Beine zu ihm in's Zimmer. Rührend war das Wiedersehen und unaussprechlich die Freude des alten Mannes, als er

ſeinen jungen Freund, der Hoffnung gerettet zu werden, ſo nahe fand. Sorgſam, wie es nur ein liebender Vater ſeyn könnte, war er um den Kranken bemüht, Nächte durchwachte er bei ihm, und kein Vorwurf über das Geſchehene kam über ſeine Lippen, obgleich das, was er von dem Meiſter gehört, dem faſt jede Unterredung des Ordensbruders mit dem gefangenen Fürſten hinterbracht worden war, ihm gute Gelegenheit geben konnte; Bernutas erwähnte er nicht. Aber nicht lange, ſo lenkte der Kranke ſelbſt das Geſpräch auf ſie, beſchwor den Komthur ſich bei dem Meiſter für die Gefangenen zu verwenden, und bat ihn, dieſem zu erzählen, wie männlich ſich Bernuta bei dem nächtlichen Angriffe betragen, als ſie einen Lithauer mit dem Pfeile niedergeſchoſſen, was ſie doch nicht gethan haben würde, wäre ſie mit dem Feinde im Einverſtändniſſe geweſen. Der Komthur verſprach es, hielt Wort und verwendete ſich für die Gefangenen, da er mit dem Ordensbruder die Meinung theilte, daß Beide zu einer thätigen Verbindung mit dem Feinde des Landes unfähig wären.

Der Meiſter, dem in der Angelegenheit Kaypluts ſchon manche Unannehmlichkeit geworden war, gab ſeinem Freunde, dem Komthur, den Beſcheid, daß er die Sache Walgunes dem zuſammenberufenen Convente vortragen wolle; dieſer möge über die Gefangenen entſcheiden, die er nach ſeiner Ueberzeugung eines groben Vergehens nicht ſchuldig halte, ſie jedoch von aller Schuld nicht freiſprechen könne. Er würde eher für als wider ſie ſeyn, nur müßte das Verhältniß des Mädchens zu dem Fürſten auf irgend

eine Weiſe getrennt werden, da es ſonſt zu manchen Unheil führen könne.

Werner ſchien in dieſen Worten Beruhigung zu finden, er vertraute der Menſchlichkeit des Meiſters. Vielleicht glaubte er auch, nachdem er ſeine Meinung von Kapſtut geändert hatte, daß es Bernutas Glück ſey, wenn jedes Verhältniß zwiſchen Beiden zerriſſen werde. Doch als er erfuhr, wodurch es getrennt werden ſollte, ward er tiefſinnig, und den Komthur gereute es, daß er mit ihm von dieſem Mädchen geſprochen habe, das wie ein Dämon ſeinen Liebling verfolgte.

Bernutas Lage war indeſſen ſchrecklich. Von ihrem Vater getrennt, ſich ſelbſt überlaſſen, kein menſchliches Weſen um ſich ſehend als das widrige Weib des Schlieſſers, war ſie ganz ihrer Phantaſie überlaſſen, und dieſe führte ihr jetzt öfter den leidenden Ordensbruder vor. Mitleid war es nicht allein, aber eine Art Hochachtung, zu der ſie Werners Handeln zwang, was ſie den ſtillen, anſpruchsloſen, ſie über Alles liebenden Mann in einem ſchöneren Lichte als ſonſt erblicken ließ. Durch das Weib, das geſchwätzig wie Alle ihres Gleichen, war ſie von dem Vergangenen genau unterrichtet, wobei ſelbſt der befangenen Bernuta die Sorgfalt nicht entging, womit dieſe hierbei den Großfürſten zu entſchuldigen ſuchte. Das Weib war eine Polin, in dem Kriege des Ordens gegen Caſimir wurde ſie gefangen fortgeführt, und ihr Mann, damals ein reiſiger Knecht, machte die Gefangene zu ſeiner Herrin. Dieſer Umſtand erklärte Bernuta ihre Theilnahme an dem Großfürſten, dem Schwager des Herzogs von Maſovien.

Das Weib war verſchlagen, und nach manchem vergeblichen Verſuche gelang es ihr dennoch, die Gefangene trotz ihres Widerwillens, ſo weit für ſich zu gewinnen, daß ſie duldete, wenn ſie ihr von dieſem und jenem erzählte; ſie heuchelte überdies noch Theilnahme an ihrem Schickſale, erbot ſich zu jedem Liebesdienſte und gewann ſo allmählig das Zutrauen der Hülfloſen.

In dieſer Zeit trat unvermuthet des Meiſters Hofjuriſt in Bernutas Gefängniß; er hatte den Auftrag, ſie zu vernehmen, damit man ihre Ausſage mit der des Vaters vergleichen könne. Schon ſeit einigen Tagen durch das Weib des Schließers, das in der Hofburg manchen Freund haben mußte, der ihr Neuigkeiten zutrug, benachrichtigt, daß das Gerücht ſich verbreitet, ihr Vater habe dem Meiſter Alles offen geſtanden, was ihr auch bei dem Charakter des Vaters glaublich ſchien, entſchloß ſie ſich gleichfalls in dieſem Verhöre der Wahrheit getreu zu bleiben. Sie ſagte daher Alles, nur öffnete ſie nicht die Pforten des Herzens, die auch der förmliche Hofjuriſt nicht geöffnet wiſſen wollte.

Durch dieſe Ausſage noch mehr in ſeinem Glauben beſtärkt, trug der Meiſter die Sache im Convente vor; Komthur und Ritter theilten ſeine Meinung und ſo beſchloſſen ſie Walgune freizugeben, die Tochter aber in's Kloſter nach Thorn zu ſenden, dort unter dem Schleier für ihren Leichtſinn Buße zu thun. Der Großkomthur machte jedoch die Bemerkung, daß die Vorſicht erheiſche, Vater und Tochter noch einige Zeit im Gewahrſam zu halten, und ſollte es nur zur Strafe geſchehen, weil ſie den Aufenthalt Kayſtuts nicht verrathen hätten.

Diesem Vorschlag trat der Meister bei, und Walgunen sowohl als Bernuta wurde der Beschluß des Convents mitgetheilt.

Walgune fügte sich in sein Schicksal, er hatte ein strengeres Urtheil erwartet, Bernuta aber sprach ihren Kummer frei aus. Eher wollte sie sterben als ihr Leben hinter den Mauern des Klosters vertrauern, sie verbarg ihre Empfindungen nicht vor dem dienenden Weibe, und da sie Niemand hatte, dem sie ihren Kummer mittheilen konnte, so ward die Polin ihre Vertraute. „Helft mir zur Flucht," sprach sie in der Stimmung des Unmuthes, „und Kayslut wird Euch fürstlich lohnen." Das Weib grinste freundlich, zuckte die Achseln und meinte, daran möge sie nicht denken; die Gefangene sey nicht allein der Obhut ihres Mannes anvertraut, bei Nacht hätte dieser nicht einmal die Schlüssel des Thurmes, die der Hauptmann der Stadt, so wie es dämmere, abhole. Aber trotz diesen Erwiederungen machte sie Bernuta täglich mehr Hoffnung, daß sich ihr Schicksal gewiß noch glücklich gestalten würde.

Zwei Monden saß nun Bernuta schon in ihrer Haft; der Hofjurist und das alte Weib waren die einzigen menschlichen Wesen, die sie gesehen hatte, da öffnete sich eines Tages die Thür, und der Ordensbruder trat bleichen Antlitzes ein. Starr sah ihn anfangs Bernuta an, doch bald erkannte sie ihn. „Werner!" rief sie. „Seyd Ihr es, edler Freund?

„Ich bin es!" erwiederte er mit noch matter Stimme, aber eine brennende Röthe überflog sein Antlitz. „Bin ich denn, seit Kayspluts Schwert meine Seite durchbohrte, so verändert, daß ich Euch unkenntlich wurde?"

„Was bringt Euch her zu mir?“ fragte das Mädchen einer Antwort ausweichend. „Trieb Euch Theilnahme zu mir, und ſchlichet Ihr heimlich zu der armen Gefangenen?“

„Ich kam nicht heimlich, ich bin hier im Auftrage meines Meiſters. — Bernuta!“ fuhr er nach einigen Minuten fort und es ſchien, er bedürfe Zeit ſich zu erholen. „Mir ahnete, als Ihr mir in dem Hauſe Eures Vaters Lebewohl ſagtet, ich würde Euch nicht wiederſehen. Meine Ahnung hat mich betrogen, Ihr ſteht vor mir im Glanze Eurer Schönheit, des Kerkers dumpfe Luft vermochte nicht dies Engelsbild zu zerſtören, das ich ſo lieblich, ſchön und herrlich vor mir ſehe, wie ich es immer in meinem Herzen trug. — Ach es wäre wohl beſſer geweſen, ich hätte Euch nicht wieder geſehen.“

„Setzt Euch, edler Freund,“ bat das Mädchen. „Ihr ſcheint noch matt, ſcheint erſchöpft.“ —

„Stehe ich Euch gegenüber Bernuta,“ ſagte er mit glühendem Blicke ſie anſchauend, „ſo flammt die Lebenslampe auf, und hätte ihr letzter Funke nur noch geglimmt! — Ach, daß Alles vergänglich iſt in dieſer ſchönen Welt, daß Wolken die Sonne decken, und der Schleier, das ſchönſte Antlitz das Gott erſchuf, dem Auge verbergen ſoll.“

„Erklärt Euch, Ihr ängſtigt mich,“ bat Bernuta.

„Ich habe einen ſchweren Gang gethan. — Ich wünſchte Euch ſo gern noch einmal zu ſehen, ehe mein Leben ganz verlöſcht, da bat ich den Meiſter, er erlaubte es und befahl mir, Euch zu ſagen, daß, wenn der Voll-

mond eintritt und die einsamen Pfade beleuchtet, Ihr Euch zur Reise nach Thorn anschicken möchtet."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Bernuta und rang jammernd die Hände. „So bliebe mir keine Wahl als zwischen dem weiten Grabe des Klosters und dem engen der friedlichen Erde!"

„Wähle nicht Mädchen!" sprach der Ordensbruder, erhob sich von seinem Sitze, ergriff Bernutas Hand und schaute mit frommem Blicke in ihr trauerndes Antlitz. „Wähle nicht, durchwandle duldsam Deine irdische Bahn, wie Gott durch den Meister Dir befahl; Du bist anders nicht für die Ewigkeit zu retten."

Bernuta hob das gesenkte Haupt und warf einen ernsten Blick auf den Bruder.

„Zürne mir nicht, Bernuta, ich meine es gut und redlich mit Dir. — Was könnte Dir noch werden auf dieser Welt; folgst Du den Lockungen des Herzens, so ist Deine Seele verloren, widerstehst Du ihnen, so bricht der Gram Dein Herz! — Birg Deine Thränen nicht," fuhr er fort, als sie ihr entstürzten. „Sage der Welt Lebewohl mit so ruhigem Herzen, wie Du es einst dem Freunde sagtest, denke Du seyst eine Frühlingsblume, die der Himmel der Erde gab, ihr das köstlichste zu zeigen was er besitzt, er fordert sie zurück, und da welkt sie für diese Welt, um dort jenseits wieder schöner zu erblühen. Geh in das Kloster der frommen Schwestern zu Thorn! Ich werde dann oft nach dem frommen Hause wallfahrten, werde mich auf die steinerne Bank an die Blende der Heiligen setzen, hinüber schauen nach der Zelle wo Du weilst, und Gott bitten, mich wie jenen treuen Ritter, der aus Palä-

ſtina heimkehrte, dort in den Gedanken an Dich ſterben zu laſſen."

„Iſt keine Rettung mehr, ſoll ich lebendig mich begraben laſſen?" fragte das Mädchen plötzlich aus ihrem ſtummen Schmerz empor.

„Keine, Bernuta! Unabänderlich hat Meiſter und Convent das Wort geſprochen. Du biſt eine Gott Geweihte!"

„Meiſter und Convent!" rief ſie zornig. „Sind deren Worte Stimmen vom Himmel? Was können ſie, wenn Gott es anders will? Was iſt die Macht des Meiſters gegen des Menſchen unabänderliches Geſchick? Ich gehe nicht in's Kloſter, und ehe die Scheere dieſe Locken zerſchnitte, ein Schleier mein freiblickendes Auge deckte, eher nähme ich die Fackel" —

„Bernuta!" unterbrach ſie der Ordensbruder. „Euer Herz habe ich aufgegeben, Eure Seele noch nicht; frevelt nicht, Ihr ſeyd zu edel für ſolche That."

„Worte verhallen, der Gedanke entflieht, nur die That ſchlägt Wurzel und trägt Frucht!" ſagte ſie die Hand auf's Herz legend. „Vergeßt was ich ſagte; Unmuth, Verzweiflung erpreßten mir die Worte. Ich werde meinem Geſchicke folgen, wenn auch nicht geduldig folgen. Und nun lebt wohl! Ordensmantel oder Schleier richten eine Scheidewand zwiſchen uns auf, deshalb iſt es beſſer, Ihr vermeidet mich zu ſehen. Der Abſchied von Euch wird mir ſchwer, denn Ihr meint es gut mit mir — er würde mir immer noch ſchwerer werden. — Darum dürfen wir uns nicht wieder ſehen. — Sollter Ihr aber ihn wieder ſehen, ſo ſagt ihm — Doch nein — ſagt

ihm nichts von mir, Ihr könnt ihm kein freundlicher Bote seyn, die Wunde in Eurer Seite brannte zu heftig, und Freundliches wollte ich ihm doch von mir sagen lassen. Lebt wohl, der Himmel beglücke Euch!"

„Lebt wohl!" sprach der Ordensbruder, drückte die dargereichte Hand des Mädchens an das Kreuz seines Mantels, unter welchem sein Herz heftig pochte. „Lebe wohl, Engel meines Lebens!" Dies sagend wankte er hinaus.

14.

Unter einem wilden Apfelbaume, der seine belaubten Zweige schattend auf einen Hügel unweit Culmsee breitete, war der Ordensbruder Georg von Blumenthal mit vier Knechten, mit Walgune und seiner Tochter gelagert, sie nach Thorn zu geleiten. So aufgeweckt der Ordensbruder auch bisher gewesen war, so verdrießlich schien er seit der letzten Herberge bei Graudenz zu seyn, da dort die Nachricht sich verbreitet hatte, die Lithauer, im Verein mit den Russen hätten während des großen Jahrmarktes einen Anschlag auf Danzig gemacht. So unglaublich ihm dies auch dünken mochte, von Masovien aus, denn von wo anders her war es unmöglich, dies Unternehmen zu wagen, so hatte doch Kaystut schon manches noch Keckere unternommen, um dies unglaublich zu finden. Von dem Erfolge des Unternehmens waren widersprechende Gerüchte im Umlaufe, bald sollten die Russen von den Bürgern ermordet, die Lithauer

zurückgeschlagen, bald diese Herren der wichtigen Handelsstadt geworden seyn.

Blumenthal hatte sich schon den ganzen Morgen mit Walgune davon unterhalten, Bernuta aber wenig Theil daran genommen; sie wurde, je näher sie Thorn kamen, immer stiller. Sie sah in dem Kloster ihr offenes Grab, und ihre rege, wenig beschäftigte Einbildungskraft malte ihr Vergangenheit und Zukunft so lebhaft, daß die Sehnsucht nach Freiheit nur noch mächtiger in ihr wurde. Auch des Großfürsten Bild, dem sie nun auf ewig entsagen sollte, trat jetzt in aller Kraft und Schönheit vor sie, und die ununterbrochenen Prophezeihungen des polnischen Weibes, welches mit frecher Zuversicht ihr glauben zu machen gesucht, daß sie nicht in das Kloster gebracht werden würde, selbst wenn sie schon den Fuß gehoben hätte es zu betreten, schmeichelte ihren Wünschen und belebte ihre Hoffnung. Aber das traurige Ziel war nahe, die kommende Morgenröthe zeigte ihr die grauen Klosterthürme, und mit jedem Schritte vorwärts schien die trügerische Hoffnung sie zu verlassen.

Da gewahrten die Ordensleute einen Trupp Reisiger aus dem Walde auf sie zutraben, und obgleich der Ordensmantel die Ankommenden deckte, verriethen ihre kleinen flüchtigen Pferde doch, daß es Feinde waren. Schnell befahl der Ritter aufzusitzen und rückte gegen die jetzt im vollen Jagen Heransprengenden an, und ein ungleicher Kampf begann.

Bernuta, von einer leisen Ahnung durchschauert, es sey Kaystut, der zu ihrer Rettung nahe, war an den Baum gelehnt stehen geblieben, während ihr Vater sich auf sein Roß geschwungen und dem Kampfplatze zugeeilt

war. Hier stieß er auf den Führer des feindlichen Haufens, in dem Vernuta den Großfürsten zu erkennen glaubte und den Walgune muthig angriff, galt es doch sein Kind. Dieser aber schlug dem Greise mit einem Schlage das Schwert aus der Hand, ohne ihn jedoch weiter zu beschädigen, während der Ordensbruder mit seinen Knechten, trotz ihrer mannhaften Gegenwehr, bald unterlagen. Jetzt, sich wenig um die Gefallenen kümmernd, befahl der Anführer, der noch immer mit geschlossenem Visire auf seinem Rosse saß, Vernuta ein Saumroß zu besteigen, das ein Diener schon bereit hielt.

„Was soll mir dies Roß?" fragte Vernuta, „und wer ist unedel genug ein wehrloses Weib gewaltsam fortzuführen?" Der Diener zeigte auf den Anführer. „So öffnet Euer Visir," fuhr sie fort, und ihr Herz pochte laut, als es sich öffnete. „Ha!" rief sie. „Seyd Ihr es Herr?"

„Zögert nicht, Vernuta," nahm Kaystut das Wort. „Vor uns liegt das Kloster von Thorn, hinter uns die Marienburg. Jeder Augenblick kann Gefahr bringen; schwingt Euch auf Euer Roß und folgt mir!"

Vernuta gehorchte, die Reisigen nahmen Walgune in ihre Mitte, und Kaystut jagte nun vom Wege ab, landeinwärts einem Walde zu, der sich von hier bis an die Drewenz erstreckte.

„Ich habe nicht Wort gehalten," begann hier der Großfürst. „Im Glanze fürstlicher Pracht versprach ich zurückzukehren, und ich durchstreife noch einmal als Flüchtling diese Gegend. Aber ich wußte Euch in Gefahr, da flog ich selbst herbei Euch zu retten! — Verzeiht Herr

Walgune," sagte er dann sich zu dem Vater wendend, der vor Schreck erstarrt, kaum seinen Augen trauen zu können glaubte. „Verzeiht, daß ich auf solche gewaltsame Art um Eure Tochter werbe. — Konnte ich anders?" — Walgune schwieg, und kein Wort, keine Bewegung, kein Zeichen verrieth, was in ihm vorging. — „Zürnt auch Ihr mit mir, daß ich Euch den klösterlichen Mauern entriß?" fragte Kayslut jetzt das Mädchen.

„Wie könnte ich!" erwiederte sie mit bebender Stimme, „Wohin ich den Blick wende, gähnt mir ein Abgrund entgegen, rückwärts oder vorwärts, überall sehe ich Verderben!"

Kayslut faßte diese Worte nicht weiter auf; er hoffte von der Zeit und hatte Recht von ihr zu hoffen. „Ihr wundert Euch gewiß," sagte er einlenkend, „wie ich das über Euch verhängte Schicksal erfuhr? — Wißt, in Marienburg, selbst unter der Umgebung des Ordensmeisters, habe ich meine Spione; Gold wirbt mir leicht Verräther, auch unter Christen; stets habe ich dort Kundschafter, die mir alles berichten. Die Euch bedienende Polin war in meinem Solde, durch sie erfuhr ich, was in Eurem Innern vorging, erfuhr Tag und Stunde, wenn Ihr nach Thorn abgeführt werden solltet, und da ich selbst jenseits der Weichsel mit den Meinen verkleidet umherschwärmte, so gab ich einigen Getreuen den Auftrag, Euch auf dem Wege aufzuheben. Durch die Trunkenheit der Russen ward mein Anschlag auf Danzig verrathen, achthundert dieses Volkes waren schon als Kaufleute verkleidet in der Stadt, ich mit dreitausend in der Nähe. Die Trunkenbolde wurden ein Opfer, ich zog mich eilig mit den Mei-

nen zurück, zerstreute mich in Pomerellen, und durchschwamm mit einem kleinen Haufen die Weichsel, ein anderes Abentheuer selbst zu bestehen, das, den Göttern sey Dank, mir gelungen ist."

„Welcher Gefahr habt Ihr Euch ausgesetzt, Fürst!" sagte Wernuta, welche glaubte, durch diese Aufopferung, durch diese kühne That zu seiner ewigen Schuldnerin geworden zu seyn.

„Und war der Preis nicht tausendfach für das geringe Wagniß, und bin ich nicht dafür belohnt, königlich belohnt?"

Wernuta erröthete und wagte nicht zu antworten, trieb ihr Roß an, und schien eben so sehnsuchtsvoll als die Lithauer das Ufer des rettenden Flusses zu erwarten. Als die Nacht einbrach hörten sie ihn rauschen, und bei diesem Rauschen dünkte es Wernuta, sie höre die Klostermauern hinter sich zusammenstürzen, und frei athmete ihre Brust, freudig klopfte ihr Herz.

Aber daß sie nicht frei sey wie der Vogel in der Luft, den seine Schwingen freudig hintragen, wo es ihm gelüstet, fühlte sie nun bald, als sie an der Drewenz Halt machten, und die schweißtriefenden Rosse verschnaufen ließen. Die Nacht war finster, nur am jenseitigen Ufer brannte Licht in der Hütte des Fährmannes. Einer der Lithauer, welcher der Gegend wohl kundig seyn mochte, rief den Fährmann beim Namen und befahl, er solle herüber kommen, Reisende überzusetzen; aber der Fährmann mochte schlafen, er hörte sie nicht.

„Könnten wir auf unseren Rossen die Weichsel durchschwimmen," sagte der Großfürst, „so sollte uns die Dre-

wenz nicht aufhalten, wenn wir allein wären, so aber zündet nur Feuer an, die Nacht ist kühl, und Du, Corigul, setze hinüber, wecke den faulen Burschen und schicke ihn mit seinem Kahne hierher." Corigul gehorchte und bald prasselte ein munteres Feuer hell auf, um das sich die Lithauer lagerten; nur Walgune, der während des ganzen Weges mit Niemand ein Wort, selbst mit seiner Tochter nicht gesprochen hatte, blieb von fern stehen. Bernuta trat jetzt zu ihm.

„Ihr seyd so still, Vater," begann sie; er erwiederte nichts. — „Ihr seyd nicht Gefangener, Euer Loos wird schöner hier seyn als dort."

Der Vater schwieg immer noch, Bernuta wollte sich schmeichelnd an ihn schmiegen, er aber wies sie finster zurück. So standen sie eine Weile sich gegenüber, denn auch Bernuta wagte nicht weiter den Zürnenden anzureden, als dieser sie plötzlich fragte. „Willst Du wirklich mit dem Lithauer dort hinüber?"

„Ja!" erwiederte das Mädchen mit bebender Stimme.

„Fürst der Schamaiten!" begann jetzt Walgune vor Kayſtut tretend, „Ihr habt uns überfallen, wir sind in Eurer Macht; mit welchem Rechte Ihr dies gethan, darf ich nicht fragen. Mich dünkt jedoch, nicht die gefallenen Ordensleute, nicht ich waren der Zweck Eures Ueberfalles, es galt nur dieser, und ich bin nur ein lästiger Zeuge Eures Glückes. Gebt mir die Freiheit, erlaubt, daß ich, ein kinderloser Vater, nach meiner Heimath zurückkehren darf. Freiwillig folge ich Euch nicht."

„Ihr seyd frei, Herr Walgune!" sagte der Großfürst,

„doch bitte ich Euch, kommt mit mir an meinen Hof nach Rosienna, dort sollt Ihr den Edelsten gleich stehen, reich begabt werden mit Land und Leuten."

„Ich danke Euch Herr! Ich habe genug um mein kurzes Leben zu fristen. — Und somit frage ich Dich, Bernuta, mein einziges Kind, willst Du Deinem Vater folgen, oder diesem Manne? — Sprich! Gott hört Deine Worte, sprich sie aus. Willst Du Dich von der Vaterbrust losreißen, willst Du Dich, eine Dirne, an die Brust dieses Mannes werfen?"

„Vater!" bat Bernuta und ihr Herz war zerrissen. „Ich fliehe nicht von Euch, Gott ist mein Zeuge, ich fliehe nur das Kloster, das mir meines Lebens Blüthe zerknicken sollte. Folgt mir in die Freiheit, wo kein Gelübde meinen Willen bindet, keine Mauern mich von der Welt trennen." —

„Ich folge Dir nicht!" sagte der Alte mit schneidender Kälte. „Geh als Buhlerin eines Fürsten, der unserm Glauben fremd, unserm Volke ein Feind ist. Geh hin in ein fremdes Land, wo nach dem ersten verrauchten Rausche, Du aus einem furchtbaren Traume erwachen und Dich einsam finden wirst, geh hin Verlassene, die nicht einmal der Segen ihres Vaters begleiten wird. Wenn Du an Deinem Hofe zu Rosienna im Taumel Deiner Lust meinen Tod vernimmst, so denke Dir wie eine fremde Hand dem alten Manne die Augen zudrückte."

„Vater, Ihr tödtet mich!" rief das Mädchen seine Knie umfassend.

„Besser es wäre so, als daß Du das Land Deines

Glaubens verläßt. — Laß mich!“ rief er, sie unsanft von sich stoßend, schwang sich auf das Roß und jagte von Niemand aufgehalten, in den dunkeln Wald zurück.

13.

Als trieben ihn die Geister der Nacht, so sprengte Walgunne sein müdes Roß, das unter ihm wankte; bald trieb er es jedoch nicht mehr. Seine Sinne wurden stumpf, die Kräfte des Körpers verließen ihn, er ließ seinem Rosse die Zügel, das ihn nur langsam weiter trug. „Hu, wie einsam ist es hier!“ murmelte er vor sich hin, „wie grausig ist es, kinderlos am Rande des Grabes zu stehen. — Nein, fluchen will ich Dir nicht, Du bist meines Weibes Kind.“ jammerte er nach einer Weile und bemerkte jetzt erst, daß sein müdes Roß auf einem Hügel neben einer rieselnden Quelle stille stand. Er gab dem Thiere die Freiheit zu grasen und sich am Quell zu erquicken, er selbst ging den Hügel hinauf, wo die Morgenröthe über den Föhrenwald ihn begrüßend hervortrat. Mit ihrem Strahle kehrte das Bewußtseyn in ihm zurück, er warf sich auf die Knie nieder, erhob zu Gott sein stummes Gebet, und als er es geendet, setzte er sich unter einen Baum, durchdachte sein trauriges Geschick und entschlief.

Als er erwachte stand die Sonne schon hoch, das Roß weidete noch, er bestieg es und setzte seinen Weg nach Marienburg fort. Fest war es bei ihm beschlossen, sich dort vor seinem Richter zu stellen.

Als er am dritten Tage vor Marienburg ankam, sah er einen Ordensritter im Hauskleide auf sich zukommen, bald erkannte er in ihm den Bruder Werner von Windecken, der heute, seit seiner Verwundung, zum erstenmale wieder ein Roß bestiegen hatte; dieses Begegnen schien ihm eine gute Vorbedeutung zu seyn. Kaum erkannte ihn Werner, so gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte auf ihn zu. „Um Gottes Willen, Walgune!" rief er ihm entgegen, „kehrt um, Euch erwartet Furchtbares in Marienburg. Gestern ist die Nachricht der Entführung Beruutas dort eingetroffen, und der Meister hat die Gewißheit, daß es Kaystut selbst gewesen ist, der diesen Streich ausgeführt hat. Der Tod des Bruders und der vier Knechte, die man auf dem Platze gefunden, hat besonders den anwesenden Marschall empört, der Anschlag auf Danzig hat alle Gemüther in Unruhe gesetzt, und Ihr wagt viel, betretet Ihr die Stadt oder die Burg."

„Ich reite mit Gott ein, edler Herr!" erwiederte Walgune, „nur bitte ich," sagte er, als er sah, daß der Ordensbruder sein Pferd wenden wollte, „begleitet mich nicht; Ihr habt schon manches um unsertwillen erlitten, setzt Euch nicht neuer Gefahr aus. Spricht die Unschuld nicht für mich, so könnt auch Ihr mir nicht helfen."

„Wenigstens bis zum Ordenshause will ich Euch begleiten," erwiederte Werner, und kein Bitten Walgunes hielt ihn davon ab. Als sie in das Ordenshaus einritten, sah Alles verwundert auf den Withing, noch mehr als der Ordensbruder ihn verließ, er auf dem Burgplatze anhielt, einem Knaben sein Roß übergab und die Treppen zu des Meisters Gemach hinaufstieg. Mochte es seyn, daß

das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld ihm Muth gegeben hatte, er ging, zwar ein tiefgebeugter Vater, doch ein furchtloſer Mann, durch den langen Bogengang in das Gemach, das des Meiſters Kumpane bewohnten, meldete ſich hier und bat ihm Einlaß bei dem Herrn zu verſchaffen.

„Hatte ich nicht Recht, Marſchall!“ ſagte bei dieſer Nachricht Winrich von Kniprode, „daß Walgune unſchuldig iſt?“

„Bei Gott Ihr habt Recht, Meiſter, ſonſt würde ihn ſein böſer Stern nicht hierher führen,“ entgegnete dieſer.

Walgune mußte eintreten und dem Meiſter den ganzen Hergang der Sache erzählen.

„So lange dieſer Mann an der Spitze der Heiden ſteht,“ rief der Marſchall, nachdem der Withing ſeinen Bericht geendet hatte, „wird dem Orden nicht Ruhe, nicht Heil! Hättet Ihr ihn doch in einen Käfig geſperrt und verhungern laſſen. Sein Blut, daß Ihr nicht vergießen wolltet, wird noch viel chriſtliches Blut koſten.“

„Laßt die Vergangenheit ruhen, Marſchall!“ ſagte der Meiſter und ſeine Stirn umdüſterte ſich, „und Du Walgune ziehe in Frieden heim, Gott möge Dir Troſt ſenden, meine Worte können es nicht.“ — Walgune, nachdem er noch einmal Werner geſehen, hielt ſich nicht länger in Marienburg auf, zog nach langer Wallfahrt wieder heim; aber die Ruhe fand er dort nicht, er fand ja ſein Kind nicht wieder.

16.

An der Angerap zwiſchen Darkehmen und Angerburg ſammelte der Marſchall ein Heer, das theils aus dem Volke des Ordens, theils aus Kreuzfahrern beſtand, die ſeit der Schlacht von Kauen noch in Preußen zurückgeblieben waren. Unter dieſen befand ſich ein junger Rittersmann vom Rheine, der ſchon in der Kauener Schlacht ſich tapfer bewieſen, Walther von Stadion. Er hatte ſich längere Zeit in Marienburg aufgehalten, dort Werners von Windecken Bekanntſchaft gemacht, Freundſchaft mit ihm geſchloſſen und ihn dann zum Heere begleitet. Werner, nachdem er wieder ganz hergeſtellt, war in Johannisburg bei ſeinem väterlichen Freunde geweſen, und hatte bei dieſer Gelegenheit auch den alten Walgune beſucht, obgleich ihm jede Erinnerung an die vergangene, dort verlebte Zeit ſchmerzhaft ſeyn mußte, da Bernutas Bild, trotz des Kampfes gegen ſein Herz, ihn immer noch überall begleitete.

Bei dieſem Beſuche hatte ihn Walgune mit allem bekannt machen müſſen, was ſeit Kayſtuts Flucht zwiſchen dieſem und Bernuta vorgefallen war; nur mit Thränen im Auge konnte ihm der alte Mann erzählen, wie er ſich an der Drewenz von ſeinem Kinde getrennt habe. Der Ordensbruder hörte aufmerkſam zu, unterbrach oft den Alten, ihn über manches noch näher zu befragen, und als dieſer geendet hatte, ſprach Werner die tröſtenden Worte zu ihm. „Fürchtet nicht, Vater Bernutas, daß Euer Kind ihren Glauben verläugnen werde, hofft vielmehr, ſie werde den Heiden bekehren; was ich von Euch vernommen, giebt

mir den Glauben. Hoch, mit einer Glorie umgeben, ſtand Bernuta einſt vor mir, ſie war die Heilige, die ich im Stillen anbetete, und ſo tief kann ſie nie ſinken, daß ich ſie verachten müßte. Was ich ſchwacher Ordensbruder zu ihrer Rettung thun kann, ſoll geſchehen!" Mit dieſem Troſte, dieſer Verſicherung verließ er den Alten und kehrte nach Johannisburg zurück, um ſich auch dort von dem Komthur zu trennen und zum Heere zu ziehen.

Der Marſchall rückte nun in Feindes Land, ohne den Feind zu treffen. Wohin das chriſtliche Heer zog, ward die Gegend ringsum verwüſtet, Mann und Weib in die Gefangenſchaft geführt, und den Lithauern Gleiches mit Gleichem vergolten. Nirgends trat ihnen, zum Leidweſen des Marſchalls, ein feindliches Heer entgegen, und er mußte ſich einſtweilen mit der Belagerung der Feſte Szakie begnügen.

Während dieſer Belagerung hatte der Marſchall mehrere vertraute, der Gegend wohl kundige Männer tiefer in das Land hineingeſchickt, Erkundigungen von dem feindlichen Heere und dem Lande einzuholen. Da erhielt er die ungünſtige Nachricht, Kayſtut ſey mit einem Heere von Grodno aus nach der Grenze gezogen und bedrohe Subau und Natangen; zugleich erfuhr er aber auch, daß mehrere Meilen dieſſeits Roſienna, auf einem feſten Schloſſe, Kayſtut eine gefangene preußiſche Jungfrau verwahre, die der Beſchreibung nach Bernuta ſeyn mußte. Obgleich dies Schloß noch zehn Meilen von Szakie entfernt war, ſo glaubte doch der Marſchall dem Großfürſten keinen empfindlichern Streich ſpielen zu können, und ihn vielleicht von einem Einfalle in die Ordenslande ab- und

hierher locken zu können, als wenn er dieſes Schloß überfallen ließe und Vernuta, die er, ohne ſie zu kennen, bitter haßte, in ſeine Gewalt bekäm und ſie zur gerechten Strafe ziehen könnte. Die Verſicherung der Kundſchafter, zwar Schamaiten, aber ſchon durch langjährige Prüfung in ihrer Treue bewährt, daß ſie mit einem Knechte der ſchwachen Beſatzung des Schloßes, der ihnen eine Pforte zu öffnen verſprochen habe, im Einverſtändniſſe wären, beſtimmte den Marſchall noch mehr. Jedoch da trotz dieſer Verſicherung dies Unternehmen gefährlich war, und der abgeſandte Haufe leicht abgeſchnitten und aufgehoben werden konnte, ſo wollte er nicht gern die Schaaren des Ordens zu dieſer Unternehmung gebrauchen, und ſchlug ſie Walther von Stadion zur Ausführung vor. Gern übernahm ſie dieſer junge feurige Mann, und lud, Werner von Windeckens frühere Verhältniſſe kennend, dieſen zur Theilnahme ein, den der Gedanke, Vernuta dem Großfürſten zu entreißen, zu lockend war, um nicht mit Freuden ſeinem Freunde zu dieſem Unternehmen zu folgen. Der Marſchall gab ihm die Erlaubniß dazu.

Zehn Ritter vom Rheine mit ihren Reiſigen begleiteten Walther von Stadion, der den Befehl über dieſe Unternehmung führte; von dem Ordensheere war nur Windecken und einige Knechte dabei, der ganze Haufen mochte an dreihundert Reiter ſtark ſeyn. Mit dieſen rückte Stadion bis an die Memel vor, wo ihm die ſie begleitenden Kundſchafter, die beide ſtreng bewacht wurden, eine Furth zeigten, wo ſie ohne Gefahr durch den Fluß kommen konnten. Von hier ging nun der Zug durch unwegſame Wälder, jedes Dorf, ſelbſt jede Hütte vermeidend, immer ihrem Ziele näher,

und ſchon am andern Tage, faſt waren die Lebensmittel aufgezehrt, ſahen ſie die Thürme der alten Burg vom Abendroth erleuchtet.

Stadion blieb mit ſeinem Haufen in dem Walde verborgen, während einer der ſchamaitiſchen Führer nach dem Schloſſe geſchickt, der andere aber als Geißel zurückbehalten wurde. Bald kehrte der Ausgeſandte mit der guten Nachricht zurück: er habe jenen Knecht geſprochen, und dieſer ſey noch erbötig die Pforte, gegen das Verſprechen von einer Mark Silbers, die er ihm auch zugeſagt, um die Mitternachtsſtunde zu öffnen. Auch habe er gebeten, kein Blut zu vergießen und die kleine Beſatzung, die ſie in dem untern Stocke ruhig im Schlafe finden würden, zu ſchonen.

Da die Beſatzung nur gering war, ließ Stadion den größten Theil ſeines Volkes zurück, und von dem Ordensbruder, einigen Rittern und hundert Knechten begleitet, machte er ſich gegen Mitternacht auf den Weg.

Bei dem Schloſſe angelangt, wo ſich keine menſchliche Seele auf Thurm und Mauer blicken ließ, denn man glaubte ſich hier durch die Memel ſattſam geſchützt, und die Ordensritter für ſolch ein gewagtes Unternehmen zu vorſichtig, ließ Stadion die zu Roß zur Beobachtung des Haupteinganges zurück, und zog mit den Andern vor die bezeichnete Pforte, die ſie auch geöffnet fanden. Sie zogen nun in aller Stille durch den äußeren Hof, wo ſie Niemand als den Thorwart in tiefem Schlafe und die Zugbrücke zum innern Hofe niedergelaſſen fanden. Ungehindert drangen ſie ein, betraten das Schloß, wo ihnen der Knecht in der unteren Halle eine Thür öffnete, und

ſie in einem gewölbten Saale die ganze Beſatzung auf ärmlicher Streu ſchlafend fanden, deren Erwachen eben nicht freundlich ſeyn mochte.

„Und nun führe mich hinauf zu dem Gemache der fremden Dame!“ befahl der Ordensbruder dem Knecht; dieſer grinste tückiſch, faßte eine Kiehnfackel und ſchritt die breite Wendeltreppe hinan, Werner folgte, von ſeinen Knechten begleitet. Wie ein Träumender betrat er die Stufen, ſein Herz pochte nicht lauter als ſonſt, er war mehr in einem Zuſtande der Abſpannung als der Aufregung; aber ſeine Phantaſie, die ſonſt nur ihre reinen, heiligen Flügel ſchwang, ſchwirrte jetzt in mannichfaltigen üppigen Bildern vor ihm, deren er ſich kaum erwehren konnte. „Hier iſt das Gemach wo ſie ſchläft,“ raunte ihm jetzt der Führer leiſe zu. Bei dieſen Worten ſchrak der Ordensbruder zuſammen, es war als ſtände der Verſucher vor ihm, er faßte jedoch Muth, bekreuzte ſich, nahm die Kiehnfackel dem Knecht aus der Hand, und befahl ſeinen Begleitern, ihn hier zu erwarten.

Angſtvoll, zitternd, als wollte er ein Verbrechen begehen, drückte er leiſe an der Klinke, die Thür zu öffnen; ſie war verſchloſſen. „Das kümmere Euch nicht,“ raunte ihm der Knecht zu, „laßt nur dieſe Thüre bewachen und folgt mir. Dieſe,“ ſagte er, vor einer kleinen Thüre ſtehen bleibend, „blieb für mich geöffnet, ich will Euch den Eingang gönnen, kommt!“ Er öffnete die Thür, trat mit dem Ordensbruder ein, und eilte ſchnell nach einem Bett, aus dem ſich eine weibliche Geſtalt erhob. „Sprichſt Du ein Wort, Honeda!“ raunte er ihr zu, „ſo biſt Du des Todes!“

Das Weib ſchwieg. „Nun Herr Ritter geht durch jene Thür und Ihr werdet das Geſuchte finden.“

Der Ordensbruder öffnete die Thür und ſah ſich in einem prunkvoll verzierten Gemache, an deſſen Ende ein großes, mit Vorhängen behangenes Bette ſtand. Die Kienfackel noch immer in der Hand, war er jetzt unſchlüſſig, ob er Bernuta rufen, ob er hingehen und ſie wecken ſolle. Von neuem ſchwebten ihm wunderbare Gebilde vor ſeinen Augen, es hielt ihn zurück, es zog ihn hin, und wie von zauberiſcher Gewalt, der er nicht zu widerſtehen vermochte, ward ſein Fuß gehoben, und er wider Willen fortgeriſſen. Da ſtand er nun an ihrem Bette, hörte den leiſen Zug ihres Odems, ſeine Phantaſie malte ſie ihm in all ihrer Schönheit, ſchon hob er die Hand den Vorhang hinwegzuziehen, da ergriff den frommen, den reinen Jüngling ein Schauer, er bebte. Doch zu ſchwach ganz zu widerſtehen, wollte er ſich doch gegen den Verſucher waffnen, und betete zwei Ave Maria, wobei er wohl mehr an die Erdengeborene als an die Himmliſche dachte. So geſchützt wagte er es den Vorhang wegzuziehen. Doch wer ſchildert ſein Erſtaunen, er ſah — Bernuta war es nicht — ein liebliches Mädchen vor ſich liegen, den ſchneeweißen Arm um den blonden Lockenkopf gebogen, als ob ein Lilienſtengel ſich um eine kaum entfaltete Roſe ſchmiegt. Ein ſanfter Schlummer ſchloß ihre Augen, ein lieblicher Traum mochte ſie umſchweben, denn freundlich lächelte der roſige Mund. Werner glaubte einen ſchlafenden Engel vor ſich zu ſehen, war im Anſchauen verſunken, und gedachte in dieſem Augenblicke nicht an Bernuta. Solch frommes, ruhiges Antlitz hatte er noch nicht geſehen, noch keine Jungfrau geſehen, die

ſo dem Bilde einer Heiligen glich, das er ſich in mancher Stunde frommer Andacht geſchaffen, hatte noch keine auf einſamen Lager entſchlummert geſehen. Sein Auge ruhte verklärt auf der holden Schläferin und er bog ſich über ſie, ſie näher zu betrachten; da gewahrte er das Kreuz auf ſeinem Mantel und gedachte ſeiner Pflicht. „Dich wecke ich nicht, Unglückliche, Dein Beſchützer will ich ſeyn, nicht Dein Verderber," ſagte er leiſe vor ſich hin und ſchlich wieder hinaus. — „Wer iſt die Jungfrau, die in jenem Gemache ſchlummert?" fragte er hier den Knecht.

„Es iſt Meyda, des Großfürſten Tochter, die ich in Eure Gewalt gebe," erwiederte der Knecht.

„Und wo iſt die preußiſche Jungfrau?" fragte der Ordensbruder raſch.

„Sie lebt auf Kayſtuts Schloß zu Roſienna in Luſt und Freuden."

Dieſe Worte thaten dem Ordensbruder wehe. „Laß die Dirne aufſtehen, die Unglückliche zu wecken," befahl er jetzt. — „Gegen Kayſtuts Tochter darf ich nicht menſchlich ſeyn, und kann ſie nur gegen Unrecht ſchützen. — Komm!" Er verließ das Frauengemach, der Knecht folgte.

„Und was bewog Dich, Nichtswürdiger! die Tochter Deines Herren Feindes Hand zu überliefern?" fragte Werner den Knecht.

„Die Rache, Herr, nicht die elende Mark Silbers, die mein Lohn iſt!" erwiederte dieſer mit Ingrimm. „Jene Dirne, die Ihr ſahet, iſt Meydas Dienerin und war meine Braut. Zwei Jahre hatte ich vergebens um ſie geworben, und als ſie mich endlich erhört, kommt dem Großfürſten

im Weinrausche ein Gelüste an, das die Dirne befriedigen muß — und so räche ich mich!"

„Arme Bernuta!" seufzte Werner und ging hinunter, seinem Freunde das Vorgefallene zu berichten. Dieser war hoch erfreut, statt der preußischen Gefangenen die Tochter Kaysluts gewonnen zu haben, und gab nun den Befehl alles zur Rückkehr zu ordnen, doch erst das Schloß zu plündern; es anzuzünden fand er nicht für rathsam, da die Flamme den Feind hätte herbeilocken können.

„Walther!" sprach jetzt der Ordensbruder, als sie vor dem Zimmer der lithauischen Fürstentochter standen. „Wisse, ich habe, als ich die Schlummernde verließ, der heiligen Jungfrau gelobt, ihr Schutz und Schirm zu seyn, so lange es mir meine Ordenspflicht erlaubt; so gieb mir Deine ritterliche Hand, mein Gelübde weiter zu erfüllen, wenn meine Pflicht mich daran verhindert, und Dich der Unglücklichen anzunehmen mit Rath und That." Stadion versprach es und sie traten nun ein.

Meyda stürzte dem Ordensbruder zu Füßen. „Euren Schutz, Herr, flehe ich an!" rief sie außer sich. „Das Kreuz auf Eurer Brust soll für wilde Leidenschaft schützen, seyd mein Retter, bei allem, was Euch heilig seyn kann, beschwöre ich Euch. — Mein Vater wird ein königliches Lösegeld für mich zahlen!"

„Sorgt nicht, edle Jungfrau," erwiederte Werner, während Stadion das Mädchen aufhob. „Wir beide stehen zu Eurem Schutze bereit, doch folgen müßt Ihr uns."

Bei diesen Worten hatte Meyda nach seinem Begleiter aufgeblickt, und eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen; da ihr Auge den leuchtenden Blick des jungen Rit-

ters traf. „Ich muß und werde Euch folgen, wohin Ihr mich führt," wandte sie sich jetzt zum Ordensbruder, der in diesem Augenblicke auf die herrliche Gestalt, in das dunkelblaue sanfte Auge des Mädchens, das ihn jetzt nur an das Mitleid und an seine Pflicht erinnerte, mit Ruhe blickte. Die Phantasiegebilde, die ihn vorhin umgaukelt hatten, waren verschwunden.

Aber Walther von Stadion war nicht so ruhig bei ihrem Anblicke geblieben. Das Mädchen selbst war ihm eine noch schönere Beute, als die Tochter Kaystuts, und mit freudigerem Herzen ritt er neben ihr als der Ordensbruder, der seine Erwartung getäuscht und seine Hoffnung verschwunden sah. Nicht, daß er gleichgültig bei dem Anblicke dieser sanften Dulderin gewesen wäre, sie jammerte ihn; Stadions flammendes Auge, mit dem dieser sie anblickte, ließ ihn für das Mädchen fürchten, und nur das Vertrauen, das er in seinen Freund setzte, beruhigte ihn.

Sie traten nun, Beute beladen, den Rückzug an, der Knecht und sein Liebchen folgten freiwillig, die übrige Besatzung als Gefangene. Werner ritt den ganzen Weg über allein, seine Gedanken waren bei Bernuta; aber die Worte des Knechtes: Sie lebt auf dem Schloße zu Rostenna in Lust und Freude, tönten immer noch in sein Ohr und stimmten ihn traurig. Konnte sie der Tugend und ihrem Gotte ungetreu, sich dem Manne hingegeben haben, ohne daß er Christ und ihr Gatte geworden sey? Dieser Gedanke quälte ihn. Die stille sanfte Duldung, mit der Meyda, dies Engelbild, ihr Schicksal trug, obgleich sie eine Heidin war, stand mit der Lust und Freude im grellsten Kontrast, mit der Bernuta in Rostenna ihre Tage ver-

bringen sollte, und die christliche Jungfrau trat gegen die Heidin in Schatten. So quälte er sich den ganzen Tag, sein Geist beschäftigte sich nur mit ihr, und der Gedanke, der lichte Engel seines Lebens könne ein gefallener geworden seyn, war ihm qualvoll.

Am Abende, als die ermüdeten Pferde Stadion zwangen, noch ehe sie den Memelfluß erreicht hatten, Halt zu machen, schien es dem Ordensbruder Pflicht zu seyn, seine ganze Sorge der Gefangenen zu widmen. Der Knecht, der an die Bedürfnisse seiner Herrin gedachte, hatte ein Saumroß gepackt, so daß die Fürstentochter einige Bärenfelle fand, sie unter sich zu breiten, ein Kissen von Stroh, ihr Haupt darauf zu legen, das Fell eines Wolfes, sich damit decken zu können. Werner ließ von seinen Knechten eine Hütte von Eichenzweigen bauen, und während der thätige Stadion, obgleich sich sein Herz durch Meydas Anblick gefesselt fühlte, das Nöthige zur Sicherheit seiner Krieger anordnete, sorgte der Ordensbruder für die Jungfrau mit so zarter Schonung, daß er sich ihr nicht nahte, und nur aus der Ferne alles besorgte. Als aber die Nacht sich auf die Müden senkte, und das Kriegsvolk schlief, setzte sich der Ordensbruder unfern der Hütte, ihren Schlummer zu bewachen. Die Unglückliche schlief nicht, ihr trauriges Schicksal verscheuchte den erquickenden Schlaf, ihr waches Auge bemerkte wohl den Ordensbruder und dankbar erkannte sie seine edle Absicht.

Am andern Tage trafen sie wieder, ohne auf den Feind gestoßen zu seyn, beim Heere ein, das die Feste Szakie erobert und verbrannt hatte, und sich zum Rückzuge anschickte, da man die Nachricht erhalten hatte, Kaystut sey

wirklich in die Ordenslande eingebrochen und rücke gegen Ortelsburg. Die Gefangennahme der Fürstentochter war dem Marschall eine erfreuliche Begebenheit; er behandelte sie mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung, und sobald er in die Ordenslande zurückgekehrt war, ließ er sie nach Marienburg bringen.

Stadion wurde zu ihrem Begleiter gewählt, vielleicht hatte er sich auch im Stillen um dieses Amt beworben. Am Vorabende der Abreise, als er dem Ordensbruder Lebewohl sagte, ermahnte dieser seinen Freund noch zur Beharrlichkeit, und empfahl ihm das unglückliche Mädchen, das gleich einer Waise verlassen unter Fremde trete. „Du hast Dein Herz dem Liebreiz des Mädchens nicht verschlossen," sagte er mit Rührung, „verschließ es jeder strafbaren Leidenschaft. Ich habe Dir die Jungfrau übergeben, ich fordre sie auch von Dir zurück. Sie ist die Tochter eines mächtigen Fürsten, Gott wird sie erleuchten und ihr Herz zum rechten Glauben wenden, dann, wenn Du ihr werth geworden bist, reich ihr die Hand, führe sie heim, sey glücklich!" Noch einmal reichte ihm Walther Stadion die Hand zum Unterpfande und die Freunde trennten sich.

Auch zu der Fürstentochter, in der er immer nur einen frommen Engel sah, ging der Ordensbruder. „Tochter Kaystuts," sprach er, sich ihr ehrfurchtevoll nahend. „Ihr zieht jetzt von uns, immer ferner vom Vaterlande treibt Euch das harte Schicksal. Ihr sieht allein, nicht einmal dem großen Gotte könnt Ihr Euch zutrauensvoll übergeben, und Eure Götzen sind machtlose Wesen der Finsterniß, deshalb jammert Ihr mich, und ich armer Ordensbruder kann nichts für Euch thun, ich kann Euch nur

ermahnen, fest an der Tugend zu halten, und Euer Herz dem rechten Glauben zu öffnen, der allein im Unglücke dem Menschen Muth und Kraft zu geben vermag. Sehet auf mich; mein Gelübde untersagt mir des Lebens schönstes Glück, einsam stehe ich bis zu meinem Grabe, und die Hand eines geliebten Weibes, eines liebenden Kindes, wird mir in meiner Todesstunde nicht die Augen zudrücken, und doch giebt mir mein Glaube Kraft und Muth, freudig meine Pflicht zu erfüllen, mein Gelübde zu halten."

„Erfülltet Ihr es immer streng?" fragte das Mädchen erröthend. „Verzeiht mir edler Herr," sagte sie schnell, als sie des Bruders gesenkten Blick bemerkte. „Verzeiht! Euer zartes Benehmen gegen mich hat Euch ein dankbares Plätzchen in meinem Herzen bereitet, Eure Nachtwache vor meiner Laube, Eure Entfernung von mir, an der Ihr doch Theil zu nehmen scheint, das Alles hätte Euch mir werth gemacht, wenn Ihr auch nicht schon früher mir werth geworden wäret."

„Ich?" fragte Werner verwundert.

„Ihr kennt Bernuta Walgune. — Ihr liebtet sie," fuhr Meyda fort. „Sie selbst hat es mir gesagt, und Eurer oft mit Liebe gedacht, wenn sie von der Vergangenheit sprach."

„That sie dies?" fragte der Ordensbruder freudig. „Nun so segne sie Gott dafür! — O, fahret fort, sprecht von Ihr. Sie war mir theuer, ist es auch noch. Blieb sie ihrem Glauben getreu?"

„Sie blieb standhaft und entsagte ihrem höchsten Glücke, indem sie meines Vaters Hand ausschlug, da diese noch die Fackel zum blutigen Opferaltare trägt."

„So sey Gott gelobt!“ rief Werner und sah mit feuchtem Auge dankend gen Himmel. „Wäre dieser Stern untergegangen, so wäre fortan mein Leben eine finstre, ewige Nacht geworden. Ihr seht,“ fuhr er dann besonnen fort, „welche Kraft das Christenthum giebt, es erhielt mein Herz rein, und meine Liebe zu ihr wird dereinst nicht in mein Schuldbuch eingetragen. Auch Ihr, Meyda, bedürft des standhaften Muthes, den Euch Eure Götter nicht geben können. Wendet Euer Herz zum wahren Gott!“

„Veruuta hat ihm schon des Herzens Pforte geöffnet.“

„So möge die Liebe vollenden, was das edle Mädchen begann,“ sagte er freudig. „Und nun lebt wohl! Ich scheide getrost von Euch. Gott mit Euch! Lebt wohl und gedenkt des Ordensbruders in Eurem Gebete, wenn es zu dem wahren Gotte aufsteigt.“

Er verließ sie, und als er die Fürstentochter später in Marienburg wieder sah, konnte er sie als Maria begrüßen.

17.

Kaystut war indessen auf die Nachricht, daß der von den Lithauern so gefürchtete Marschall ein Heer an der Angarap zusammenziehe, nicht unthätig gewesen. Von seinem älteren Bruder Olgerd, dem Großfürsten von Lithauen unterstützt, hatte er gleichfalls bei Grodno in der Stille ein Heer versammelt, womit er, den Marschall ver-

meidend, in Golubien unvermuthet einbrach und gegen Ortelsburg rückte. Plötzlich aber, ehe noch die Nachricht von seinem Anmarsche sich verbreitet hatte, wendete er sich östlich nach Johannisburg, erschien in einer wilden Sturmnacht vor dem Orte, hob die Wachen auf und bemeisterte sich nach kurzem Gefechte der Burg.

Der Komthur Otto, von einer Krankheit auf dem Siechbette zurückgehalten, hatte die Nähe des Feindes nicht geahnet; das Waffengeklirr und der Lärm auf dem Burgplatze weckte ihn erst. Er sprang, so matt er noch war, von seinem Lager auf, schnallte sein hölzernes Bein an, warf den Ordensmantel um und zog sein gutes Schwert; so eilte er hinunter.

Welch Schauspiel zeigte sich ihm da. Sieben Ordensritter, sechs Priester und 65 Knechte, standen bei flammendem Fackelschein, vom lithauischen Kriegsvolk umringt, wie gemeine Verbrecher gebunden, und hatten eben durch Kaystuts Mund ihr Todesurtheil vernommen. Schon hoben die wüthenden Heiden Schwert und Streitart, die Mordbegier leuchtete aus ihren blitzenden Augen, als der alte Komthur auf Kaystut zutrat. „Unmensch!" rief er ihm zu, „dürstet Dich nach Blut, so nimm das meine, nur verschone die, für die ich willig sterben will!" Er warf sein Schwert unter die Menge, riß den Mantel auf und bot dem Fürsten die Brust zum Todesstoße dar.

„Bist Du nicht der Komthur Otto mit dem lahmen Beine?" fragte Kaystut beim Anblicke des alten Mannes.

„Der bin ich; ende bald mit mir und laß jene frei!"

Der Fürst betrachtete den Alten, dann sprach er und der wilde Blick seines Auges wurde sanfter. „Du bist

einem Ordensbruder mit väterlicher Liebe zugethan, ich meine den Bruder Werner von Windecken; ihm bin ich verschuldet, und um wenigstens einen Theil meiner Schuld zu bezahlen, will ich milder hier verfahren, als Ihr es mit meinem Volke gethan. Wähle viere unter den Deinen, doch keinen der Pfaffen, ziehe mit ihnen frei von hier, den übrigen schenke ich das Leben, doch nicht die Freiheit. — Und wisse Komthur! nicht allein dem Bruder Werner, auch Deinem Muthe verdanke Deine Freiheit, Kaystut weiß diesen auch am Feinde zu schätzen."

Mit Thränen im Auge verließ der kranke Mann mit vier durch das Loos bestimmten Rittern, die ihm anvertraute Burg, nachdem er noch die andern Gefangenen hatte fortführen sehen. Der Vorwurf, den er sich machte, die Burg sey durch seine Nachlässigkeit verloren gegangen, betrübte ihn am meisten; krank an Leib und Seele kam er nach Marienburg.

Der Hochmeister war bei dieser Nachricht entrüstet, doch ließ er es dem alten Komthur nicht entgelten. Boten flogen nun nach allen Enden des Landes, was nur Waffen tragen konnte aufzubieten, um zum Heere des Marschalls zu stoßen, denn eine Großthat sollte die Kühnheit Kaystuts verdunkeln. Auch verweigerte er ihm die Auslieferung seiner Tochter gegen ein bedeutendes Lösegeld, unter dem bittern Vorwande, Meyda sey im Begriffe sich taufen zu lassen, und er könne sie daher zum Heile ihrer Seele nicht dem Heiden zurucksenden.

Indessen hatte sich der Großfürst bei der Annäherung des Marschalls eiligst nach Lithauen zurückgezogen, nachdem er die ganze Gegend verwüstet und eine starke Be-

ſatzung in Johannisburg zurückgelaſſen hatte. Ehe er ſeinen Rückzug antrat, hatte er Walgune zu ſich auf die Burg entboten, der, obgleich jetzt ganz in der Hand des Siegers, doch eben ſo feſt wie an der Drewenz, ihm nach Roſienna zu folgen verweigerte. Auch diesmal zwang er ihn nicht, ließ ihn frei und ſandte ihm bedeutende Geſchenke, die der ſtolze Withing anzunehmen ſich weigerte.

Vom Marſchall verfolgt, zog ſich der Großfürſt nach Grodno zurück. Das Heer des Ordens, da es ſah, daß es den Feind nicht erreichen konnte, ließ bald vom Verfolgen ab und trat ſeinen Rückzug an, um ſich mit dem Heere zu vereinigen, welches der Meiſter in Angerburg ſammelte. Daß es der Belagerung eines wichtigen Ortes galt, konnte Jedermann ſehen, da eine Menge Belagerungsgeſchütz mitgeführt wurde, auch hatte ſich das Gerücht verbreitet, es ſolle Grodno gelten. Der thätige Kayſtut aber, dem es nie an Kundſchaftern fehlte, bekam bald ſichere Nachricht, welcher Feſte es gelte. Er ſammelte alle ſtreitbare Mannſchaft, das Landvolk der Umgegend mußte aufſitzen, aus den nördlich gelegenen Schlöſſern wurde die Beſatzung gezogen, und Woydat, der älteſte ſeiner Söhne, warf ſich mit dreitauſend entſchloſſenen Schamaiten in Kauen.

So ſchnell auch der Meiſter ſeine Streitkräfte ſammelte, ſo ſehr ihm auch alles Eile gebot, ſo waren die Lithauer doch mit ihm zugleich kampffertig. Kaum hatte er die Memel überſchritten, und mit einem Theile des Heeres die Stadt und Burg eingeſchloſſen, und den Marſchall mit dem andern zur Deckung der Belagerung aufgeſtellt, als Kayſtut mit den Lithauern erſchien, und auf dem nämlichen Felde bei Kauen, wo im vorigen Jahre die

blutige Schlacht geschlagen worden war, der Angriff begann. Zwei Tage dauerte die Schlacht mit abwechselndem Glücke, am dritten Tage erschien der Hochmeister mit dem Belagerungsheere und entschied den Sieg. Kayſtut mußte fliehen, Kauen, dem Muthe ſeines Sohnes überlaſſen, und ſich in's Innere des Landes zurückziehen.

Das Ordensheer ſchloß nun Kauen förmlich ein; dem Großkomthur Wolfram von Baldenheim, der in den Kriegen in Deutſchland ſo mancher Belagerung beigewohnt, und hier die neuere Kriegskunſt erlernt hatte, wurde die beſondere Führung der Belagerung übergeben. Willig, ohne Eiferſucht trat ihm der Marſchall dieſe Ehre ab. Baldenheim umgab nun das Lager mit einem Erdwall und hölzernen Thürmen, ſchützte es zugleich durch vorſichtig angelegte Werke gegen die Ausfälle der Belagerten, die Reiterei verwüſtete die Gegend, ſchaffte die nöthigen Lebensmittel herbei, und trieb das lithauiſche Landvolk zur Arbeit an den Verſchanzungen zuſammen.

Der Angriff der Stadt begann nun förmlich. Mit Wurfmaſchienen wurden ungeheure Steine in die Stadt geſchleudert, feurige Pfeile abgeſchoſſen, und mit neu erfundenen Sturmböcken die Mauern erſchüttert. Aber der Muth und die Ausdauer der Belagerten, warfen dem chriſtlichen Heere manches Hinderniß in den Weg, und die Belagerung zog ſich in die Länge. Da rückte Kayſtut mit einem neuen Heere zum Erſatz heran; der Marſchall zog bei dieſer Nachricht alle ausgeſandten Haufen ein, und das Heer des Ordens ſtand ruhig hinter ſeinen Verſchanzungen, während Kayſtut von der Höhe, auf welcher er ſich gelagert hatte, dem Fortgang der Belagerung un-

thätig mit zusehen mußte, da er es nicht wagen konnte, das Heer der Christen hinter den Verschanzungen anzugreifen. Schon lag die Mauer der Stadt an mehreren Orten nieder, und auf den Thürmen erblickte man das Nothzeichen.

Da bangte dem Vaterherzen vor dem Schicksale des muthigen Jünglings, der sich so heldenmüthig vertheidigte. Er versuchte, da Gewalt ihm unmöglich schien, das Letzte, hoffte durch Unterhandlungen vielleicht den Sohn und die Stadt zu retten. Er sandte deshalb einen Herold in's christliche Lager, und ließ den Hochmeister um eine Unterredung bitten; Winrich von Kniprode gestattete sie ihm. Friede wurde für diesen Tag in den Lägern ausgerufen, Geißeln gegenseitig ausgewechselt, und der Großfürst erschien mit starkem Gefolge vor dem Lager, wo ihn der Großkomthur, von mehreren Ordensbrüdern begleitet, empfing, und ihn zum Zelte des Hochmeisters geleitete. Zu des Großkomthurs Gefolge hatte der Meister, wohl absichtlich den Bruder Windecken beordert; er entging Kaystuts Blicken nicht, dem, als er ihn gewahrte, das Blut in die Wangen stieg, doch schien er sich wenig darum zu kümmern, und beachtete ihn weiter nicht.

Ein prachtvolles Mahl empfing den Fürsten. Was der Luxus damaliger Zeit nur fordern konnte, war hier vor Kaystut aufgestellt. Nicht wie in Marienburg saß er hier mit dem Meister allein am Tische, die Gebietiger und Komthure, auch viele fremde Kreuzesritter nahmen Theil an dem Mahle, unter ihnen auch Walther von Stadion. Während der Mahlzeit wurde von keinem Geschäfte gesprochen, sie schien ganz dem Frieden und der Freude ge-

widmet, die Geiger und sonstige Spielleute des Hochmeisters ließen sich hören, und des Meisters Narr spendete reichlichen Witz. Da wandte sich der Großfürst plötzlich zu dem Hochmeister und sagte mit halblauter Stimme. „Edler Herr, wir sitzen so friedlich beisammen, als wären wir Freunde und Brüder, deshalb glaube ich auch eine Bitte an Euch thun zu dürfen, die nicht Euer, nicht mein Land, nur meine Person allein betrifft, gebt mir mein Kind, meine Tochter Meyda frei, und bestimmt das Lösegeld, das Ihr für sie verlangt."

Den Hochmeister überraschte diese Bitte, dennoch schnell besonnen erwiederte er. „Großfürst, Euer Kind ist nicht meine Gefangene, keinem Ordensbruder ward sie zur Beute."

„Und doch," unterbrach ihn Kaystut, „nahm sie der Ordensritter Werner von Windecken gefangen."

„Und übergab sie dem Edlen Walther von Stadion, der den Zug anführte," fiel ihm der Meister schnell in die Rede, „jenem jungen Ritter, der dort Euch gegenüber sitzt."

Kaystut warf einen stechenden Blick auf Stadion, der erröthete. Der Vater glaubte den Grund dieses Erröthens zu ahnen, blickte finster auf den jungen Mann, seine Stirn umwölkte sich, sein Auge glühte zornig, die Faust ballte sich krampfhaft, und er sprach nun während des ganzen Mahles kein Wort mehr.

Der Meister führte nach aufgehobener Tafel den Großfürsten, der sich eben nicht in der besten Stimmung befand, in ein anderes Zelt. Hier suchte der Listige den Meister zu überreden, er verschwende vergeblich seine Be-

reskraft vor der unüberwindlichen Feste. „Seht Ihr nicht wie täglich Eure Stürme abgeschlagen, Eure Kriegsmaschienen zertrümmert, oder in Brand gesteckt werden?“ sagte er. „Glaubt es mir, Meister, wäre ich in Kauen, nie sollte Eure Fahne auf einem der Thürme wehen!“

„Glaubt Ihr?“ sagte der Hochmeister, von diesem Selbstvertrauen beleidigt. — „Nun wohlan, ich gebe Euch die Freiheit, mit so vielem Volke als Euch gerathen dünkt, in die Stadt zu ziehen. Es soll mir lieb seyn, denn dann würde ich Euch sicher noch einmal in Marienburg bewirthen, aber wahrlich besser verwahren als das Erstemal.“

„Ihr steht bis an die Zähne verschanzt,“ fuhr Kayslut in seinem Unmuthe fort, „zeigt Euren Feinden kaum die Spitzen Eurer Lanzen, als ob der alte Muth des Ordens Euch verlassen habe. Ständet Ihr im offnen Felde, längst hätte ich Euch über die Memel getrieben.“

„Großfürst!“ sagt der Meister kalt. „Ihr seyd ein so tapferer Mann, daß selbst die Feinde Euren Muth, Eure Einsicht ehren müssen, wozu diese unnütze Prahlerei. Auf jenem Felde, dort hinter der Höhe, auf der Ihr lagert, haben wir in Jahresfrist Euch zweimal fliehen sehen, warum sollten wir uns scheuen, Euch in offener Feldschlacht zu begegnen? Es bedarf keines neuen blutigen Sieges die Stadt zu erobern. Gelüstet Euch aber so sehr nach der Schlacht, so kommt herab von der Höhe, wir rücken Euch freudig in der Ebene entgegen, und Kauen sey der Preis des Sieges.“

Kayslut, sich der Schwäche seines Heeres bewußt, verbarg seinen Ingrimm. „Ihr seyd ein menschenfreundlicher Mann,“ fuhr er jetzt in gemäßigterem Tone fort,

habt keine Freude am Blutvergießen, darum biete ich Euch einen Waffenstillestand an, während dem wir unsre gegenseitigen Beschwerden ausgleichen können."

„Ich nehme ihn nicht an!" erwiederte der Hochmeister kurz.

„Ihr thut Unrecht, selbst Eures Glaubens wegen Unrecht! Wißt, Winrich von Kniprode; mein Herz neigt sich zu Eurer Religion, mir beginnt die blutige unsrer Waidlotten ein Greul zu werden. Längst würde ich den alten Göttern entsagt, und zu Eurem Gotte mich gewendet haben, wenn ich nicht die Stimmung meines Volkes fürchten müßte. So lange Krieg unter uns ist, muß ich meine Sehnsucht unterdrücken, nur im Frieden können sich die Völker nähern."

Der Hochmeister lächelte. „Die Fürsten Lithauens sind gewohnt, den Glauben Christi als ein Mittel zu betrachten, sich aus drückender Lage zu befreien," erwiederte er. „So that Gedemin, Euer Vater, so Olgerd, Euer Bruder, Beide schwuren Christen zu werden, und als die Gefahr vorüber war, blieben sie dem Götzendienste getreu. Und auch Ihr wiederholt dies trügerische Spiel mit dem Heiligsten der Erde."

„Ihr irrt in mir," nahm Kayslut das Wort. „Ihr wißt, daß ich ein Mädchen Eures Landes entführte, der ich mit wahrer Liebe zugethan bin, sie verweigert dem Heiden ihre Hand, selbst wenn ein Fürstenmantel ihn deckt. Sie hat mich bestimmt, hat mein noch wankendes Herz dem Glauben geöffnet, mich unterrichtet." —

„Folgt ihren Lehren," fiel ihm der Meister in die Rede. „Schwört dem Götzendienste ab, zertrümmert ihre

Altäre, weiht der Pflugschaar die ihnen geweihten Haine, laßt Euch mit Eurem Volke taufen, und der Meister des deutschen Ordens reicht dem christlichen Fürsten mit Freuden die Hand zum Frieden — bis dahin aber Krieg!"

„Nun wie Ihr wollt, stolzer, hoffärtiger Mann!" sagte Kayslut zornig, da er alle seine Listen, seine betrügerischen Worte verschwendet sah. „Mein Kind, mein Land, meine Schlösser wollt Ihr behalten, von meinem Fette wollt Ihr Euch mästen, thut es so lange Ihr könnt! Wenn dies Unglücksjahr für mich vorüber ist, dann wollen wir versuchen, ob das künftige für uns glücklicher seyn wird. Also Krieg, ewiger Krieg, kein Frieden bis ich ein Christ, oder Ihr ein Heide geworden seyd!"

Mit diesen Worten verließ er das Zelt, sprengte, die zerstörte Stadt und das Lager der Christen mit Ingrimm betrachtend, seinem Heere zu.

Auch der Gleichmuth Kuivrobes war durch diese Unterredung erschüttert, er beschied noch am Abende die Heerführer zu sich, mit ihnen eines Sturmes wegen zu berathen, der auch einstimmig auf den andern Tag beschlossen wurde.

Noch ehe der Tag graute, setzten sich die Schaaren der Christen zu ihrem blutigen Werke in Bewegung, das Fußvolk sammelte sich hinter den Wällen, die gegen die Stadt aufgeworfen waren, die Reiterei beobachtete das feindliche Heer. Die Priesterbrüder mischten sich unter die zum Sturm bestimmten Krieger, sprachen ihnen Muth ein, hielten ihnen das Bild des Gekreuzigten vor, für den sie fechten und sterben sollten, und stellten sich selbst, das Kreuz in der Hand, an die Spitze der Schaaren.

Als jetzt die Morgenröthe hinter dem Lager der Lithauer ihre rosigen Strahlen breitete, ward das Zeichen zum Angriffe gegeben. Nicht allein auf die durch das Geschütz schon halb zertrümmerten Mauern und Thürme ward der Angriff gerichtet, der ganzen Stadt galt es, auf allen Punkten rückten die Christen an. Wurfmaschienen schleuderten Steinblöcke auf sie herab, Balken rollten auf sie nieder, siedendes Oel, brennendes Pech wurde auf sie gegossen, ein Hagel von Pfeilen empfing die Anrückenden; hier aufgehalten, dort zurückgeworfen, rückten die Streiter Christi dennoch unaufhaltsam vor; und doch ließ der Muth der Belagerten den Kampf noch lange zweifelhaft. Oft hielt er ein, öfter noch wurde er erneuert, überall im Graben und an den Wällen sah man die Fahne des Kreuzes, keine noch nicht auf einem der Thürme Kauens wehen.

Jetzt, es mochte um die neunte Stunde seyn, war ein allgemeiner Stillstand, ohne Befehl ruhte von allen Seiten der Kampf, die Krieger bedurften Erholung. Der Meister durchritt die Glieder, feuerte die Streiter zur Tapferkeit an, zeigte auf das lithauische Heer, das in Schlachtordnung Zeuge des Kampfes war, und ihren Muth bewundern, oder ihre Feigheit verhöhnen würde, und beschwor das Kriegsvolk, eingedenk der heiligen Sache zu seyn, für die sie kämpften, keine Gefahr zu scheuen, die Leitern anzulegen, die Stadt zu stürmen. Der Marschall hatte indessen eine Anzahl Ritter und Reisige absitzen und zu dem Fußvolke stoßen lassen; unter ihnen befand sich der Ordensbruder Werner und Walther von Stadion, die unzertrennlichen Kampfgenossen. Sie gewahrte der Mar-

ſchall von ferne, gab ſeinem Goldfuchs die Sporen und jagte auf ſie zu. „He, Ihr beiden Geſellen!“ rief er ihnen zu, „zeigt, daß Ihr heute beim Sturme ſo viel Muth beſitzt, als bei den Frauen; denkt Stadion, dort in jener Burg habe Kayſtut noch eine Tochter verwahrt, und Du, Bruder Werner, denke, daß Du manchen Fehl zu büßen haſt, büße ihn hier mit Blut!“ Dieſer Spott, dieſer Vorwurf, trieb die Beiden, und als die Trompeten zum Sturm riefen, von allen Seiten das wilde Kriegsgeſchrei von neuem durch die Lüfte tönte, hier Sankt Georg und die heilige Mutter, dort Percunnas angerufen wurde, ſetzten ſich die Freunde an die Spitze ihrer Schaar, vereint die Mauer zu erſteigen oder zu ſterben. Aber im Getümmel des Angriffs wurden ſie getrennt, vereint ſollten ſie nicht ihre Lorbeern brechen.

Allgemein ward jetzt der Kampf; der Hochmeiſter war überall wo es Noth that, wo die Reiter wichen, feuerte der Marſchall ſie an und führte ſie wieder zum Kampfe. Da ſah man plötzlich auf der öſtlichen Seite der Stadt die Fahne des Kreuzes hoch auf der Mauer wehen, auch gegen Mittag flatterte ſie auf einem der Thürme. „Gott mit uns!“ erſchallte es von allen Seiten, keiner wollte der Letzte ſeyn, Siegesmuth, Beutedurſt ergriff die Streiter des Kreuzes, die Mauern, die Thürme wurden überall erſtiegen, und zur Ehre des barmherzigen Gottes wild gemordet.

Die Ordensfahne, welche der Bruder Werner von Windecken dem Träger aus der Hand riß, als er die Leiter anlegte, und ſich, der Erſte hinaufſchwang, wehte zuerſt auf den Trümmern der eroberten Mauer, Stadions Banner, mit

seinem Wappen und dem Kreuze geschmückt, blickte gleich darauf stolz vom Thurme herab. Auf dem Platze bei dem der Pogezana geweihtem Brunnen, stießen sie mitten in der schon flammenden Stadt auf einander. „Laß uns menschlich seyn um Meydas Willen!" rief Werner dem Freunde entgegen, Stadion gelobte es, sie sammelten ihre Krieger um sich, und während die Andern mordeten und plünderten, führten sie den Haufen gegen ein auf einer Höhe gelegenes steinernes Haus, das die Feinde noch inne hatten, und sich muthig gegen die angreifenden Christen wehrten. Stadion und der Ordensbruder rückten davor, und als die Lithauer sich umzingelt, nach tapfrer Gegenwehr sich verloren sahen, legten sie, unter Zusicherung ihres Lebens, die Waffen nieder und ergaben sich zu Gefangenen.

Wie erstaunte Stadion, als ein junger Mensch ihm sein Schwert reichte, dessen jugendliches Antlitz ihm sogleich Meydas Bild herbei rief; es war Woydat, Kaystuts Sohn, der sich mit dreißig Edlen in dieses Haus geworfen, und bis das Feuer auch dessen Dach ergriff, sich muthig gewehrt hatte. Seine Gefangenen zu schützen, war nun Stadions einziges Bestreben. Er ließ sie in ein noch von den Flammen verschontes Haus führen, besetzte es mit seinen Kreuzfahrern, und vertheidigte es gegen den Andrang der Plündernden, während der Ordensbruder, ihm dies gern überlassend, über Trümmer und Leichen nach der Burg zog, wohin die flüchtigen Lithauer sich gerettet hatten.

Der Großkomthur sammelte nun Alles, was er in dem Tumulte noch beisammen fand, und rückte gegen die Burg, die er alsbald mit brennenden Pfeilen beschießen

und die Maschinen herbeiholen ließ, Pechkränze hinein zu werfen. Die Zugbrücke stand zuerst in Flammen, und bald, ob durch Nachlässigkeit des Kriegsvolkes, oder durch die Maschinen und Pfeile der Christen, stand auch die hölzerne Burg im hellen Feuer; funfzehnhundert Lithauer fanden darin ihren Tod.

Während dem hatte das Feuer um sich gegriffen, auch das Haus, in welchem Stadion seine Gefangenen verwahrte, gerieth in Flammen; er mußte es verlassen, und nur mit Mühe konnte er die Unglücklichen der Wuth des herumschwärmenden Kriegsvolkes entziehen, und sie in's Lager nach dem Zelte des Hochmeisters bringen. Dieser gab nun Befehl, daß dem Morden und Plündern Einhalt geschehe, der strenge Marschall durchritt die Straßen der Stadt und rettete was noch zu retten war; dreitausend Lithauer, ohne die in der Burg verbrannten, waren unter dem Schwerte der Christen gefallen; die Stadt lag in Trümmern.

Kaystut mußte unthätig diesem furchtbaren Schauspiele zusehen; einmal versuchte er, sich auf die Reiterei der Christen zu werfen, aber seine Krieger, bei dem Anblicke der brennenden Stadt mehr entmuthigt als entrüstet, fochten nicht mit der gewohnten Tapferkeit und flohen. Der Großfürst sah mit Thränen im Blicke — eine seltene Erscheinung bei diesem unbeugsamen Manne — noch einmal auf die rauchenden Trümmer zurück, gedachte mit Wehmuth seines Sohnes, den er nie wiedersah, und gab, seine Rache auf günstigere Zeit versparend, den Befehl zum Rückzuge.

Ein Kundschafter, den er in's feindliche Lager sandte,

brachte ihm noch in der Nacht die Nachricht, daß sein Sohn lebe, aber gefangen sey. „Sollen denn alle meine Kinder in die Hände meiner Feinde fallen!" rief er schmerzlich und sah von der Höhe herab auf die brennende Stadt. „So weihe ich Dich," sprach er zu seinem Lieblinge Witold, die kräftige Faust auf das goldgelockte Haupt des einzigen Sohnes legend, der ihm noch blieb. „So weihe ich Dich zum Rächer, wenn der Gott des Todes mich abgerufen hat. Hier in dieser Schreckensnacht, wo noch die Brandstätte raucht, das Aechzen unserer sterbenden Brüder bis hierher aufsteigt, schwöre mir, Witold, ewigen Haß dem Orden, diesen gierigen entarteten Menschen, die die Freiheit abschworen und Sklaven sind, um Herren freier Männer zu werden. Schwöre ihnen ewigen Haß!" — Witold schwur. — „So segne Dich Potrimpos und lasse Dich glücklicher werden als Deinen Vater!" Er wandte der brennenden Stadt den Rücken, schwang sich auf sein Roß und jagte davon.

Am andern Tage zog der Hochmeister in die zerstörte Stadt ein, auf deren Trümmern der Bischoff von Samland ein: Herr Gott Dich loben wir, anstimmte, und Messe für die Seelen der hier gefallenen zwölfhundert Christen las. Dann, nachdem Kauen völlig zerstört war, zog der Meister mit dem Heere vor Pisten und Wielun, eroberte und zerstörte beide Festen und zog dann wieder heim.

Bei diesem Rückzuge folgte ihm Olgerd, der Großfürst von Lithauen, der seinem Bruder zur Hülfe herbeieilte, überfiel den Nachtrapp, machte fünfhundert Christen

nieder, und raubte so dem Hochmeister einen Theil seines Triumphes.

Der angetretene Winter ging nun unter Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge vorüber. Werner war während dem viel um Maria, die sich eifrig bemühte, ihren Bruder zu dem nämlichen Schritte zu bewegen, den sie gethan. Wie jede aus Ueberzeugung Neubekehrte glühend an dem Glauben hängt, dem sie geschworen, so glaubte auch Maria, daß es ihre heiligste Pflicht sey, ihren Bruder Woydat zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Es gelang ihr; das Beispiel der Schwester, vielleicht die tiefe Wahrheit des Glaubens selbst bestimmten ihn. Mit großer Feierlichkeit wurde auch dieses Kind des argen Christenfeindes ein Christ, und mehr noch als eine verlorene Schlacht verwundete diese Nachricht des Vaters Herz, den Stolz des Fürsten.

Maria gab sich nun ganz ihren süßen Hoffnungen hin. Stadion verbarg ihr seine Liebe nicht länger; Werner, der in diesem Augenblicke des Glückes bei ihnen eintrat, freute sich mit blutendem Herzen ihrer Liebe. Er fühlte das Glück, das ihnen geworden war, und das ihm nicht werden konnte, in diesem Augenblicke um so schmerzlicher.

„Zögre nur nicht länger," sagte er seinem Freunde, als sie allein waren. „Du bist ein freier, unabhängiger Mann. Reiche der holden Fürstentochter Deine Hand, führe sie morgen zum Altare, dann ziehe heim, verlaß dies Land des Kampfes und der Schlachten und lebe glücklich in stiller Einsamkeit auf Deiner Burg. Du hast den schönsten Preis errungen, ich habe ihm durch mein Gelübde entsagt." Aber Walther meinte, er müsse

seine alte Mutter ehren, und bevor er ihr die Gattin zuführe, die Braut ihr zeigen, erst in Mainz, oder auf seinem Schlosse müsse die feierliche Handlung geschehen.

Der Ordensbruder schüttelte unmuthig den Kopf. „Schiebe Dein Glück nicht auf, meinst Du es mit dem Mädchen redlich, meinst Du es nicht, so zerreiße das Band und laß sie hier."

Aber Walther betheuerte von dem Mädchen nie lassen zu wollen. zog von Maria und ihrem Bruder begleitet, aus Marienburg nach der Heimath und hielt sein dem Freunde gegebenes Wort schlecht. Maria ward nicht sein Weib, sie ward Nonne in einem Kloster zu Mainz; die Rose, die vom Hauche der Maiensonne sich glühend in Liebe entfaltete, verwelkte duftlos zwischen öden Klostermauern. — Dem Ordensbruder ward die Kunde nicht, die ihn an der Menschheit hätte verzweifeln lassen.

18.

Kaystut war nach Rostenna zurückgekehrt, nachdem er lange in Wilna bei dem Großfürsten Olgerd verweilt, und mit ihm die Zubereitungen zu dem künftigen Feldzuge, den sie mit gemeinschaftlicher Macht führen wollten, angeordnet hatte. Der Verlust einer so wichtigen Feste als Kauen, die Vormauer Lithauens, und ein gewisses Schamgefühl, daß er an der Spitze eines Heeres dem Verluste dieser Stadt unthätig habe zusehen müssen, raubten dem

ſonſt ſo feurigen kecken Manne, ſeinen unerſchütterlichen Muth, erweckten in ihm den Glauben, ſein Glücksſtern ſey untergegangen, und der Uebertritt ſeiner Kinder zum chriſtlichen Glauben vermehrte noch ſeinen Kummer. So abgeſpannt an Geiſt und Muth kehrte er aus Lithauen nach Roſienna zurück. Doch nicht lange verweilte er hier. Er eilte zu dem Wohnſitze der Waidlotten, in der Abſicht den Kriwe zu ſtimmen, daß er, im Fall ſich Vernuta endlich entſchließen könnte, ihm ihre Hand zu geben, nicht deshalb die Gemüther des Volkes gegen ihn aufbringe, wohl auch die Götter zu befragen, ob Glück, ob Unglück ihn bei dem bevorſtehenden Feldzuge begleiten würde. Obgleich Kayſtut wenig den Prieſtern und ihren Worten vertraute, war er doch nicht ganz vorurtheilsfrei, und nicht ſo ſehr über ſein Zeitalter erhaben, daß er nicht, beſonders in ſeiner jetzigen Stimmung, den Ausſpruch der Götter ſeinen Hoffnungen entſprechend gewünſcht hätte.

Der Oberprieſter, liſtig wie alle, die das Volk durch Wahn beherrſchen, kannte den Großfürſten zu gut, um nicht fürchten zu müſſen, daß offener Widerſtand ihn leicht zum Aeußerſten bringen könne. Er legte daher Kayſtut keine Hinderniſſe in den Weg, gab ihm die Verſicherung, daß die Götter nicht auf ihn zürnen würden, wenn er eine Chriſtin zum Weibe nähme, da das Weib ja nur des Mannes Sklavin ſey, und befragte unter Opfern und Gebeten die Götter ſelbſt über die Zukunft.

Als er ihren Ausſpruch vernommen, nahte er dem Fürſten und ſprach mit bebender Stimme. „Ich habe Dir nur Trauriges zu verkünden. Die Götter hängen Dein Glück an etwas, das kaum zu erwarten ſteht.

Wird Dich von heute bis zu dem Mondwechsel eine Jungfrau rein und makellos, schön wie Pagazana und ihre Gespielinnen, mit einem Kranze aus frisch duftenden Blumen bekränzen, so wird das Glück, frisch, wie diese Blumen, an der Hand dieser Jungfrau Dir blühen; sie begleite Dich zur Schlacht und Du wirst siegen. Ohne Kranz folgt Dir das Unglück!"

„Was sollen Blumen um meine Stirn, die nur der Helm decken soll?" fragte Kayslut unmuthig.

„Verlange keine weitere Deutung, Fürst; wenn die Götter reden, lauschen ihre Priester auf jedes Wort, zeichnen es im Buche ihres Gedächtnisses auf, und wie die Götter es ihnen eingaben, so deuten sie ihre dunklen Worte. Potrimpos, dem Gott des Seegens, dem schönen, ährenbekränzten Jünglinge, weihte ich ein blutiges Opfer, er der ewig Begränzte gab seinem Diener den Bescheid. Kehre nach Rosienna zurück und harre, ob die Jungfrau Dir in den rauhen Tagen, wo hier noch keine Blume der Erde entblüht, mit einem frischen Blumenkranze erscheint."

Kayslut verließ unwillig den heiligen Hain der Priester, und schämte sich zu solchem Gaukelspiele die Hand geboten zu haben. Wo sollten in dieser noch rauhen Jahreszeit die Blumen für ihn blühen? — Aber dies fürchtete der Kriwe nicht. An einer rieselnden Quelle des heiligen Haines schlängelte sich ein kleines, vor rauhen Nordwinden geschütztes Thal, hier pflegten die Waidlotten die Blumen, womit sie die Opferthiere schmückten. Erfahren in der Kunst sie zu pflegen, duftete schon jetzt das Veilchen, und Krokus und Schneeblume verkündete hier schon den nahenden Frühling. In der Nacht wurden die Blu-

men gepflückt, mit Epheu zum Kranze gewunden, Boten zu Pferde schon am Abende vorausgesandt, damit sie mit Blitzesschnelle die heilige, ihren Augen verborgene Gabe der Götter nach Rostenna dem Priester übergeben mußten, welcher den Dienst bei den stillen Opfern des Fürsten verrichtete. Die schöne Tochter eines schamaitischen Großen, der längst gehofft, der Fürst werde seiner Tochter die Hand reichen, wurde erwählt, Kaystut bei seiner Rückkehr den Kranz zu überreichen.

Kaystut aber, statt nach Rostenna zurückzukehren, wie der Kriwe ihm befohlen, jagte dem Nivianna zu, an dessen Ufern er sich ein Schloß gebaut, und es mit einem, für die damalige Zeit prächtigen Garten umgeben hatte. Ein Gärtner aus Sienna hatte ihn angelegt und trug Sorge für seine Erhaltung. Hier wohnte, seit sie dies Land betreten hatte, Vernuta, abgeschieden von der Welt, nicht wie jener Knecht dem Ordensbruder erzählt hatte, zu Rostenna in Lust und Freude. Nur einige Frauen, die sie bedienten, und eine Harfe, nicht die treue Gefährtin aus früherer Zeit, waren ihre Gesellschaft. In einer kleinen Kapelle, die sie neben ihrem Schlafgemache sich eingerichtet hatte, betete sie mitten unter Heiden zu ihrem Gotte, und einem Priester, den Danuta, Schwester Kaystuts, Gattin des Herzogs Janus von Masovien, ihr unter allerlei Vorwand zuweilen schickte, konnte sie beichten, und durch ihn die drückende, die ihr Gewissen beängstigende Last erleichtern.

Es war in der Mitte des Aprilmonats als Kaystut, nur von einem Diener begleitet, an den Ufern des Flusses hintrabte. Die Sonne schien warm, die grünen Keime brachen hervor, und die Erde schien ihren Busen zu öff-

neu, die warmen Strahlen einzufangen, da vernahm er, als er an dem den Garten umgebenden Graben hinritt, die Töne einer Harfe. „Sie ist es!“ rief er, wandte sein Roß, drückte ihm die Sporen in die Weichen, und setzte über den breiten Graben, als wäre er das Bett einer rieselnden Quelle. Doch bald verstummten die Töne der Harfe, er jagte dem Schloße zu; da sah er an des Gärtners Wohnung, unter Bäumen, die schon jetzt ihr Laub entfaltet hatten, Vernuta sinnend stehen. Bei seinem Anblicke schrie sie freudig auf, eilte ihm entgegen, und als Kayslut das Roß laufen ließ und auf sie zustürzte, riß sie einen Blumenkranz, den ihr so eben der Gärtner gewunden hatte, aus den Locken, drückte ihn auf des Fürsten Schläfe und sagte mit Rührung: „Kann ich auch meinen Helden nicht mit Lorbeern schmücken, schmücke ich ihn doch mit diesem duftenden Blumenkranze zu seinem Willkommen.“ — Kayslut erschrak bei diesen Worten, nahm den Kranz von seinem Scheitel und hielt ihn sinnend in der Hand, dann erst begrüßte er die Jungfrau, und immer noch nachdenkend begleitete er sie in das Schloß zurück.

„Vernuta!“ sagte er hier. „Seit dem Tage, da ich Dich zum erstenmale sah, hat mich das Glück verlassen. Wohl möglich, daß mich die Götter dafür strafen, daß ich es nur in Dir suche, es aus Deiner Hand verlange und diese es mir verweigert. Schlachten, Städte, Burgen, aber was mehr ist als dies, meinen Sohn, meine geliebte Meyda habe ich verloren. Nun ist es endlich Zeit, daß das Glück mir von neuem erblüht, und wo wäre dies möglich, wenn Du es mir nicht reichst. Ich kann nicht um Dich werben wie ein Jüngling bei seiner ersten Liebe, ich kann nicht

mit Dir zur Harfe ſingen, mein Geſang iſt das Schlachtlied, meine Harfe iſt das Schlachthorn. Zögere nicht länger, beglücke endlich den Mann, der ſo viel verlor, und durch Deinen Beſitz allein ſich tauſendfach entſchädigt fühlt. Oder hat der überwundene Fürſt ſeinen Glanz für Dich verloren, iſt Dir Kayſtut minder werth, weil er auf der Ebene von Kauen fliehen mußte, weil er Kauen ungerächt brennen ſah?"

„Wie könnt Ihr ſo von mir denken, Herr!" ſprach Vernuta bewegt.

„Monden ſind vorübergegangen und immer habe ich mich mit der Hoffnung begnügen müſſen," fuhr er fort. „Wie ein Bettler vor dem Thore des Reichen habe ich entfernt von Dir geſtanden, Deinen Anblick vermieden, um Herr meiner Leidenſchaft zu bleiben, denn wiſſe: Kayſtut bindet nicht immer ſeinen Willen ſo leicht und entbehrt wo er genießen könnte. Deshalb Kranzſpenderin, gieb Dich mir ganz, werde mein Weib."

„Werde Chriſt!" erwiederte Vernuta mit Zittern, „ich könnte nicht" —

„Vernuta!" unterbrach ſie der Fürſt unwillig. „Vaue nicht zu ſehr auf Deine Reize, nicht zu ſehr auf die Macht, die Du bisher an mir übteſt. Dich haben die Götter erwählt, mir das verlorne Glück wieder zu bringen, Du mußt die Meine werden, denn nur von der zur Schlacht begleitet, die mich mit einem duftenden Blumenkranze bekränzen würde, folgt mir der Sieg. Zaudre nicht länger! Bleib Deinem Glauben getreu, ich will Dich nicht daran hindern, laß mir den meinen, das Herz iſt dem Glauben nicht unterthan wie der Geiſt. — Die Zei-

ten ſind ernſt und ſchwer," fuhr er immer düſterer werdend fort. „Es gilt alles, was dem Menſchen theuer iſt, Gut und Leben, Thron und Erbe, deshalb darf ich nicht länger wie ein Tauber girren, ich muß wie ein Geier packen. Werde mein Weib, oder" —

„Drohet nicht, Großfürſt der Schamaiten!" rief das Mädchen zürnend, „drohend verſchließt Ihr Euch ſelbſt die Pforte zu meinem Herzen. Wo Liebe ſich nicht der Liebe hingiebt, da welken ihre Blumen und ihr Paradies wird zur Wüſte."

„Und ſoll ich ewig harren vor dieſem Paradieſe?" unterbrach ſie Kayſtut. „Soll meine Sehnſucht nie geſtillt, ſoll ich nie durch Dich glücklich werden?"

„Ihr ſollt glücklich werden!" ſagte Wernuta und legte weinend ihr Haupt an ſeine Bruſt.

19.

An dem nämlichen Tage des Maimondes, an welchem die dumpfe Glocke des Kloſterthurmes zu Mainz das Volk zur Kirche rief, ein neues Opfer, die Fürſtentochter, am Altare geweiht zu ſehen, war der Pallaſt des Großfürſten zu Roſienna feſtlich geſchmückt. In dem Vorhofe bildeten Bogen von Eichenlaub eine Halle, an deren Ende die Statue des finſteren Donnergottes ſtand, welche mehrere Waidlotten umgaben, die einen ſchwarzen Bock und einen Hahn von gleicher Farbe, beide mit Frühlingsblumen geſchmückt, zum Opfer bereit hielten. Neben dieſer Halle führte ein Thor

des Schloßes zu einer gewölbten Grotte, wo das hölzerne Bild der Laimele, der Göttin der Gebärenden aufgestellt war; es stand auf einem hohen Fußgestelle, das den heiligen Schlangen zum Aufenthalte diente, Immergrün umrankte das Bild, Priester gossen Milch einer jungen Ziege in die hölzerne Schale die Schlangen damit zu füttern, gierig krochen die seit vielen Tagen hungernden Thiere heraus, und soffen unter dem Gesange weißgekleideter Jungfrauen begierig. Die Umstehenden jauchzten, das auf dem Platze und dem äußeren Hofe versammelte Volk theilte den Jubel, und als in diesem Augenblicke zwei Störche mit lautem Flügelschlage über den Pallast nach Süden hinzogen, war das Jauchzen allgemein. Jeder hielt den Flug dieser Thiere nach einem befreundeten Lande für ein gutes Zeichen.

Jetzt öffneten sich die hohen Flügelthüren des Pallastes und Kayslut trat, umgeben von seiner Leibwacht, gefolgt von den Edlen seines Landes, im vollen Glanze seiner Würde heraus, schritt dem grünen Bogengange zu, nahte sich der Bildsäule des Percunnas, neigte sich dreimal vor ihr, und als der Priester das geweihte Messer vom Altare nahm, reichte einer der Edlen dem Fürsten auf reich gesticktem Kissen, einen goldnen Becher, in welchem er das Blut des Bockes auffing, und dem Gott zur Ehre in das aufprasselnde Feuer goß; das Feuer verlöschte nicht, es flammte nur noch freudiger. Dann that er das nämliche mit dem Hahne; Bock und Hahn wurden darauf in die Flammen geworfen und dem Donnergotte geopfert, der Becher aber auf den Altar als Opfergabe gestellt.

Jetzt nahte sich Kayslut dem Percunnas, ein Wald-

lotte stieß in sein Horn, daß der gellende Ton im hundertfachen Echo wiederhallte, zu gleicher Zeit sank der Bogengang nieder, der Gott wurde dem Volke sichtbar, das sich ehrfuchtsvoll auf das Antlitz warf. Ein neuer Schall des Hornes weckte die andächtig da liegende Menge, die sich, die Augen nach dem Götterbilde gewendet, erhob. Kayslut neigte sich nur dreimal vor dem Götzenbilde. Da gab der Erste der Priester dem Fürsten unvermerkt ein Zeichen, dieser sprach: „König des Himmels, der Du den Blitz sendest und den Donner aus Deiner mächtigen Hand rollst, schleudre Deine Blitze auf unsre Feinde, laß Deine Donner rollen, daß sie betäubt entfliehen, gieb uns den Sieg! Gieb uns ein Zeichen, daß Du unsre Bitte erhörst!" — Und prasselnd stieg die Flamme hell auf, daß sie des Fürsten Mantel versengte; das Volk jauchzte und trug jubelnd den Fürsten in den mit grünen Gewinden und Blumen geschmückten Pallast zurück. Hier trat er in den großen, mit eroberten Fahnen und allerlei Waffen aufgeschmückten Saal, befahl hier seine Rückkehr zu erwarten und entfernte sich.

Er begab sich nun nach Vernutas Gemach, die am Morgen mit ihm zur Feier des Festes von ihrem Schlosse angelangt war. In dem Gewande einer Fürstin, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, erwartete sie im Kreise zahlreicher Frauen den Fürsten, der, als er eintrat, ihre Hand ergriff, und sie zu folgen bat. Er führte sie nach dem Saale, bestieg mit ihr den zu diesem Feste aufgerichteten Thron, und sich an die versammelten Edlen Lithauens und Schamaitens wendend sprach er. „Seht hier, Ihr Edlen und Freien des Landes, Vernuta, mein Weib, von

jetzt an Eure Fürstin! Beuget Euer Knie vor der Herrscherin, und ehret sie so wie ich sie ehre!" Die Versammelten knieten nieder und bezeigten so ihre Unterwürfigkeit, späterhin durch lauten Jubel ihre Freude, die doch bei manchem nicht aus lauterer Quelle kommen mochte.

Nun führte Kayslut seine Gattin auf den Burghof; hier bestiegen sie die bereit stehenden Rosse und durchritten die Stadt, sich dem jubelnden Volke zu zeigen. Auf des Fürsten Antlitz strahlt Freude, Vernutas Antlitz umdüsterte stille Trauer, die sie doch, so viel sie vermochte, dem Auge des Volkes, dem Auge ihres Gemahles zu bergen suchte.

Nach der letzten Unterredung mit Kayslut auf dem Schlosse an der Novianna, wo sie ihr Haupt vom Gefühl überwältigt an die Brust des geliebten Mannes lehnte, hatte sie dieser mit seinem Besuche bei dem Kriwe, mit dem Ausspruche der Götter bekannt gemacht, nach welchem sie die Götter als seine Glücksgöttin bezeichnet, und er lange genug geharrt habe, und sich nicht länger dem Ausspruche der Götter widersetzen könne.

Vernuta, zu sehr jeder Aufregung ihrer Phantasie hingegeben, sah in dem Orakel und dem Kranze eine Schickung Gottes. Sie glaubte sich nun gerechtfertigt, fürchtete nicht mehr gegen ihren Glauben zu handeln, und vergaß hierbei ganz, daß es ein Orakelspruch fremder Götter sey, dem sie folgte. Sie sank noch einmal an seine Brust, sich ihm für's ganze Leben weihend. Doch mußte er ihr den freien Gebrauch ihres Gottesdienstes eidlich zusichern, und ihr versprechen, ehe er sie als sein Weib seinem Volke zeige, ehe er die zur Hochzeitfeier bei

ihm üblichen Gebräuche vollziehe, sich in ihrer kleinen Kapelle durch den christlichen Priester, auf christliche Weise mit ihr trauen zu lassen.

Am Vorabende des festlichen Tages war Kaystut nach dem Schlosse gekommen, der Priester, den die Fürstin von Masovien gesandt hatte, legte ihre Hände in einander, und Bernuta glaubte so ihre Seele gerettet, ihrem Glauben Gnüge geleistet zu haben. Aber kaum in Rosienna angelangt, überfielen sie Zweifel, und als sie die heidnische Zubereitung sah, als Kaystut sie verließ, dem Donnergotte sein Opfer zu bringen, da bebten ihre Knie, da klopfte ihr Herz; was sie einst in dem zerstörten Romove gefühlt, erschien ihr sündlich, sie entließ ihr Gefolge, eilte in ihr Schlafgemach, warf sich hier auf die Knie und wendete ihr Gebet reuevoll zu dem barmherzigen Gott.

Doch — sie war Kaystuts Weib, der Mann ihrer ersten Liebe ruhte in ihren Armen, Fürstenglanz umgab, und die Hoffnung begleitete sie, ihren Gatten zu bekehren und mit ihm sein Volk. Dies gab ihr auf kurze Zeit die Ruhe des Gemüthes wieder; aber späterhin sah sie wohl, daß die Götzenpriester den nämlichen Einfluß auf das Volk übten, als die Priester ihres Landes, und es gewagt seyn würde, wollte der Fürst ihre Macht jetzt schon zerstören. Lange genoß sie übrigens das Glück häuslichen Friedens in des Geliebten Armen nicht; die Trompeten riefen von neuem zum Kampfe, und sie, die das Glück an Kaystut binden, die ihn nach dem Ausspruche des Orakels zum Siege führen sollte, mußte gegen ihren Wunsch ihn zum Heere begleiten, das gegen ihre Glaubensbrüder, gegen ihr Land zog. Noch vor Monden hatte sie der Ge-

danke beglückt, an Kayſtuts Seite, an der Spitze eines Heeres, zur Rettung ihres Vaterlandes zu ziehen; aber die Täuſchung war jetzt vorüber. Seit ſie den Götzendienſt, ſeit ſie die Barbarei des Heidenvolks in der Nähe geſehen, hing ſie treuer, feſter an ihrem Glauben, der Wahn, ihr Volk durch Kayſtut frei zu ſehen, war verſchwunden, und nur mit Thränen im Auge folgte ſie dem Gatten zum Kampfe.

Olgerd und Kayſtut, wohl fühlend, daß ſie nur mit überlegener Streitkraft den Orden beſiegen könnten, hatten während des Winters ein Heer verſammelt, wie es Lithauen und Schamaiten noch nicht geſehen, hatten in Rußland, ſelbſt in der Tartarei geworben, und rückten nun auf zwei verſchiedenen Punkten in die Ordenslande ein. Olgerd ſollte gradeweges, ohne ſich mit der Eroberung irgend einer Feſte aufzuhalten, nach Samland, als der reichſten Provinz des Ordens rücken, während Kayſtut über Johannisburg auf Ortelsburg ziehen, die ſchlecht beſetzte Feſte nehmen, und ſich dann mit Olgerd in Samland vereinigen ſollte.

Kayſtut brach zuerſt auf, überließ das Heer, das er in Roſienna geſammelt hatte, dem Großfürſten von Lithauen, und begab ſich nach Grodno, wo ſich die weiter zurückgelegenen Völkerſchaften ganz in der Stille verſammelt hatten, ſo daß der Hochmeiſter durch Olgerds Aufenthalt in Roſienna, und das offene Zuſammenziehen des Heeres daſelbſt getäuſcht, ſeine ſüdöſtliche Grenze bloßgegeben, und ſeine Streitkräfte nur gegen Samland zuſammengezogen hatte.

Wetnuta hatte, von dem alten Gaſtold, dem Freunde

und Erzieher ihres Gatten begleitet, Kaystut folgen müssen, und betrat mit schmerzlichem Gefühle den Boden ihres Vaterlandes. Reue war es nicht was ihr Herz bestürmte, sie fühlte sich hierzu zu glücklich in Kaysluts Arm, aber das Gefühl, unrecht an Vater und Vaterland gehandelt, vielleicht selbst gegen Gott gesündigt zu haben, auch der Gedanke, wird Werner von Windecken noch mit Liebe der Gattin des heidnischen Fürsten gedenken, wird er sie nicht verachten? ließen sie oft für sich selbst erröthen, und trübten manchen seligen Augenblick der Liebe.

Kaum auf der Johannisburg angekommen, trieb es sie, so sehr sie auch den Zorn des alten Mannes fürchten mußte, nach ihrem Vaterhause. Auf dem Wege dahin begleitete die Erinnerung an die Zeit ihrer Jugend sie unaufhörlich. Sie hielt auf dem Hügel, von wo aus man die Gegend überschauen, ihr Haus deutlich erkennen konnte, an, und blickte mit feuchtem Auge hinüber. Es lag noch weiß und glänzend wie ehemals vor ihr, die beiden hohen Tannen schützten noch ihren kleinen Erker, und die hohe Linde — „Fort, fort!" rief sie, sprengte fort und hielt bald vor dem verschlossenen Thore. „Verweilet hier!" befahl sie ihrem Gefolge, stieg ab, pochte an die alte Pforte, und mußte lange warten ehe sich Jemand hören ließ Ihr aufzumachen. Endlich vernahm sie langsame Tritte, und eine ihr wohlbekannte Stimme fragte wer draußen sey.

„Bernuta ist es, Gregor!" rief sie. „Oeffne geschwind!"

Schloß und Riegel rasselte, die Pforte that sich auf, und ein Greis mit schneeweißem Haupte, die Mütze in der Hand, empfing tief gebückt, wohl auch tief gebeugt, die Tochter des Hauses.

„Iſt mein Vater oben?“ fragte die Fürſtin ſchnell.

„Seyd Ihr ſo fremd in Eurem Vaterhauſe geworden,“ antwortete der Alte, „daß Ihr nicht einmal wißt, daß der gute Herr ſchon lange nicht mehr hier wohnt?“

„Wo iſt er, wo?“

„Am Wenſenſee bei der Schweſter vertrauert er ſeine Tage; jetzt wird er wohl ſchon beim Heere ſeyn.“

„Was will der alte Mann dort?“ fragte Vernuta erſchrocken.

„Den Tod ſuchen, der uns Beiden das kummervolle Herz nicht vollends zerdrücken will.“

Vernuta erbleichte.

„Kommt näher, kommt nur herein,“ fuhr der Alte fort. „Ihr werdet es drinnen ein wenig einſam, aber alles noch finden, wie Ihr es verließet. Die Heiden, die überall geſengt und gebrennt haben, laſſen uns in Ruhe, als wären wir ihre guten Freunde; darum betritt auch kein Chriſt dieſe Wohnung des Jammers mehr, wo ich unglücklicher alter Mann der Kaſtellan ſeyn muß.“

Vernuta, ohne hierauf etwas zu erwiedern, folgte dem Alten, der ihr zuerſt das Zimmer des Vaters aufſchloß. „Seht, da hängt ſeine Armbruſt, da ſteht ſein Jagdſpieß noch, da liegt noch in der offenen Truhe der kleine Seckel mit Blechmünze für die Armen. — Jetzt klopft kein Armer mehr hier an, wenn ſie vorbei müſſen, bekreuzen ſie ſich. — Dort hängt ſein Wolfspelz, den er anzog, wenn er zu dem Nachbar ritt, jetzt ſteht dies Haus noch allein, das Feuer hat die Häuſer der Nachbarn verzehrt, unſres haben die Heiden verſchont, und doch können wir Gott nicht dafür danken. — Seht, dort ſteht ſein Bett; die

Hirschhaut ist noch darüber gebreitet, abgenommen wird sie nicht, das Lager bleibt leer; ihm wurde die Ruhe nicht wieder, dem alten kinderlosen Manne! — In Küche und Keller, in die Vorrathskammer führe ich Euch nicht," sprach er, als Veruuta das Zimmer des Vaters schnell verlassen hatte, und im Hausflur stand, „da war es Euch nie recht wohl; kommt nur herauf." — Wie träumend folgte Veruuta dem Diener und sahe starr auf alles, daß man hätte glauben sollen, sie wäre fühllos, denn keine Thräne näßte ihr vor sich hinstarrendes Auge. „Hier wollen wir auch vorübergehen," sagte der Alte mit Bitterkeit, „hier ist das Gemach Eurer Mutter, und das werdet Ihr wohl nicht betreten wollen?"

„Warum nicht?" fragte sie heftig.

„Auf dem kleinen Ecktische, an dem sie zu beten pflegte, steht noch das Kruzifix. Wollt Ihr dies sehen?"

„Oeffne!" befahl sie, der Alte schloß auf. Mit schmerzvollem Blicke sah Veruuta im Zimmer umher, dann trat sie vor den Gekreuzigten, kniete nieder und betete.

„So sey Gott gelobt!" sagte der Alte leise, um ihr Gebet nicht zu stören, kniete hinter ihr nieder, Freudenthränen quollen aus seinen Augen, und er dankte Gott, daß er die Herrin noch beten sah.

Als sich Veruuta erhob, kniete er noch. „Nun mag der Tod kommen," sagte er gerührt, „nun will ich gern sterben, da ich Euch habe beten sehen. O! könnte ich doch diesen Trost meinem guten Herrn senden, er würde ihn vielleicht vom Kampfe zurückhalten, oder ihm wenigstens sein letztes Stündlein weniger schwer machen."

Veruuta drückte des Dieners Hand und betrat nun

ihr kleines Gemach. Das Fenster war geöffnet, ihre Harfe, die der Vater hatte hierher bringen lassen, stand auf der gewohnten Stelle; die Thür hinter ihr war offen geblieben, und ein scharfer Westwind zog durch das Zimmer, die Saiten der Harfe berührend, die leise tönten, als greife eine Todtenhand in die abgespannten Saiten. Schaudernd blieb Veruna in der Mitte des Zimmers stehen, winkte dem Alten sich zu entfernen, setzte sich dann an's Fenster, ergriff die Harfe, lehnte ihr Haupt auf sie, und ihr war, als sey sie wieder Veruna die Jungfrau, die phantastischen Gebilde der Jugend schwebten gaukelnd vor ihr, sie griff unwillkührlich in die Saiten der Harfe, und ein wie driger Mißton weckte sie aus ihren Träumen. „Sie ist verstimmt wie ich," sprach sie schmerzvoll, setzte sie wieder an ihre Stelle und sah wehmüthig vor sich nieder. Da brachen die lindernden Thränen hervor. „Hin ist hin!" rief sie, „jene Zeit, jene Gefühle sind für immer verloren; ich muß vergessen oder vergehen! — Rein ist mein Herz, Vater im Himmel, wenn es auch schwach war — vergieb ihm, sey barmherzig gegen Dein Kind!"

Sie schritt nun getrost die Treppe hinab. „Gregor!" sprach sie, als sie ihr Hüfthorn erfaßte, dessen Ton das Gefolge herbei rief. „Geh zu meinem Vater, laß Hof und Haus nur offen stehen, Niemand soll etwas rauben, sag ihm, sein Kind dächte mit Wehmuth und Sehnsucht an ihn, lebe fromm in dem Glauben Christi, und wäre als Fürstin von Schamaiten noch immer sein gehorsames, dankbares Kind. — Solltest Du den Ordensbruder Werner von Windecken sehen, so sage ihm, ich gedächte noch oftmals seiner, und es wäre mir tröstlich, wüßte ich, daß auch ich

bei ihm noch in freundlicher Erinnerung stände. Und nun lebe wohl, alter Mann, schließe mich in Dein frommes Gebet!" Dies sagend schwang sie sich auf ihr Roß und ritt nach der Johannisburg zurück.

20.

Während Ortelsburg mit seiner schwachen Besatzung nach siebentägiger Belagerung in Kaysiuts Hände fiel, und dieser von hier aus auf dem kürzesten Wege, alles verwüstend gegen den Pregel rückte, wo er sich jenseit, bei Heiligenwald, mit dem Großfürsten Olgerd von Lithauen vereinigte, hatte der Hochmeister gleichfalls das Ordensheer zusammengezogen. Ein großer Theil unter dem Marschall stand schon bei Königsberg, Stadt und Land gegen den hereinbrechenden Feind zu vertheidigen, der Großkomthur rückte mit den Völkern aus Pomesanien und dem Culmer Lande über Heiligenbeil und Brandenburg nach Samland; der Spittler führte auf Schiffen der Danziger und Elbinger die Besatzungen und Convente von Pomerellen und Marienburg gen Pillau, wo sie landeten, und dann weiter auf Fischhausen, den Hauptsammelplatz des Heeres rückten.

Noch nie war der Orden in solcher Gefahr gewesen als jetzt, noch nie war in neuerer Zeit der Feind so tief mit einem so furchtbaren Heere in seine schönsten Provinzen gedrungen, denn das Heer der beiden Großfürsten war 70,000 Mann, das des Ordens nur 40,000 stark.

Der Hochmeister fühlte die Lage, in welcher er sich befand, nur zu gut. Das Land, welches der Feind sich zum Schauplatze des Krieges gewählt hatte, war beinahe eine Insel zu nennen; auf zwei Seiten umschloß es das Meer, südlich umfloß es der Pregel, östlich die Deine; eine verlorene Schlacht konnte auf beiden Seiten den Untergang des Heeres nach sich ziehen; wurden die Christen geschlagen, war Preußen für den Orden verloren.

Auf dem Felde bei Fischhausen hielt der Meister Heerschau, rückte dann nördlich nach der Feste Rudau, welche der Feind bedrohte, und hier hielt er seinen Kriegern eine herzerhebende Anrede, ermahnte sie, als Streiter Christi zu fechten, verhehlte ihnen die Gefahr, in der sie schwebten, nicht, und Thränen drangen dabei dem Helden in's Auge. Die Ritter schwuren zu siegen oder zu sterben, und ewige Schande solle den treffen, der dem Feinde den Rücken zeige; das Kriegsvolk jubelte laut, und der Ruf: Mit Gott und der heiligen Jungfrau, führe uns getrost zur Schlacht! erschallte durch alle Reihen. Dann kniete das Heer nieder, die Priesterbrüder sprachen den Seegen und zogen dann zum Theil an der Spitze der Schaaren, das Kreuz in der Hand, dem Feinde entgegen, dessen Hörner und Trompeten sie jetzt schon in der Ferne zum Angriffe blasen hörten.

Kaystut befehligte den rechten, Olgerd den linken Flügel des feindlichen Heeres, bei welchem Witold, der achtzehnjährige Sohn Kaystuts, und Jagello, Olgerds Sohn, der späterhin Polen und Lithauen unter einem Scepter vereinigte, sich befanden. Der Angriff der Heiden war furchtbar; mit gräßlichem Geschrei und gesenkten

Speeren brachen die Reiter Olgerds in die Haufen der Chriſten, ſprengten ihre Reihen aus einander, und wenig half den Rittern ihr Schwur, mancher brave Mann mußte dem Feinde den Rücken kehren. Da ſammelte der Meiſter die Flüchtigen wieder, führte ſie von neuem zum Kampfe, trieb die Feinde zurück, wurde aber ſchwer am rechten Arme verwundet, ſo daß er vom Schlachtfelde weggetragen werden mußte. Dies entmuthigte das Heer; nur Schindekopfs Ruhe und Beſonnenheit konnte die Schaaren zum Stehen bewegen, die überall von den Tartaren umſchwärmt, ſich nach allen Seiten zur Vertheidigung wenden mußten. Schon ſtand die Sonne hoch im Mittag und noch war der Sieg zweifelhaft, da ſammelte der Marſchall Alles, was er nur in der Eile ordnen konnte, auf ſeinem rechten Flügel, ließ die zum Rückhalte noch außer Kampf gebliebenen Haufen vorrücken, und beſchloß einen Angriff auf den Flügel, den Olgerd, der Großfürſt, befehligte. Bei dieſem Haufen befand ſich der Komthur Otto, der trotz ſeines hölzernen Beines ſich an den Sattel hatte feſtbinden laſſen, und heute den Schimpf über den Verluſt der Johannisburg wieder auslöſchen wollte, ihm zur Seite ritt Werner von Windecken. Der Withing Walgune war vom Anfange des Treffens an zu einem Haufen Samländer getreten, und hatte ſich, die Pike in der Hand, in ihre Reihen geſtellt, um, wie Gregor geſagt hatte, Sieg und Tod zu finden.

Olgerd ſah das Ungewitter ſich nahen, er ſah den gefürchteten Marſchall auf ſeinem Goldfuchſe die Schaaren ordnen, und das Vaterherz mahnte ihn bei dieſer nahen Gefahr. Er ſandte in dieſem entſcheidenden Augenblicke

Sohn und Neffen zurück, entmuthigte aber durch diese Vorsichtsmaßregel das Heer, und als nun der Marschall jetzt in dichten Haufen mit gesenkter Lanze eindrang, leistete man ihm keinen männlichen Widerstand; der feindliche Flügel wich. Aber noch hielt Kaystut, noch stand die Mitte, wo das Hauptbanner hoch flatterte. Dies gewahrte der Komthur Otto. „Sieh Werner," sagte er, das Hauptbanner ihm zeigend. „Dort weht ihre Fahne, bis dorthin müssen wir durchbrechen, sie zu gewinnen!" Mit dem Feuer der Jugend rief er seinen Reisigen zu, ihm zu folgen, spornte sein Roß und sprengte in den geschlossenen Haufen der Feinde. Werner rannte ihm voran Alles vor sich nieder, und als seine Lanze zersplitterte, schwang er den Streithammer und bahnte sich den Weg zu dem Banner, um das sich, es muthig vertheidigend, die Lithauer immer dichter und dichter schlossen. Aber nichts schwächte den Muth des alten Komthurs. „Nur immer drauf mein Sohn!" rief er, wacker um sich hauend. „Mir nach, muthige Gesellen!" Von allen Seiten strömten nun die Krieger herbei, der blutigste Kampf der Schlacht begann, die Kreuzesbrüder drangen bis zu dem Führer des Banners, den Werners Hammer niederwarf, während der Komthur dem Sinkenden die Fahne aus der Hand riß.

Mit dem Verschwinden des Banners sank der Muth der Lithauer auch hier, sie verließen in wilder Flucht den Kampfplatz; auch Kaystut konnte nicht mehr dem Andrange der Ordensbrüder widerstehen, er ward in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Die Jungfrau, schön wie Pagazana, die ihn bekränzt, hatte ihn nicht zum Siege geführt.

Als habe das feindliche Banner dem alten Komthur neue Kraft gegeben, so jugendlich muthig jagte er dem fliehenden Feinde nach, nachdem er durch einen Ordensbruder dem Meister das Siegeszeichen übersendet hatte. Von Werner begleitet ritt er jetzt im scharfen Trotte über den Wahlplatz, wo der erste Angriff statt gefunden, und das christliche Heer anfangs hatte weichen müssen. Furchtbar war der Anblick, verstümmelte, halbnackte Krieger lagen hier dem Tode ein Opfer, Sterbende murmelten noch ein leises Gebet, ihrer Seele den Weg nach dem himmlischen Paradiese zu bereiten, andre, die der Schmerz überwältigte, sahen fluchend und unter Verwünschungen den Tod sich nahen. Von den Lithauern lagen nur Todte unter ihren Feinden, der Tod hatte Christ und Heide versöhnt. Der Komthur, den bei dem Anblicke der Leidenden das Mitleid ergriff, hielt sein Roß an, und ward ungewiß, ob er dem Feinde folgen, ob er hier Hülfe und Beistand leisten sollte; da erblickte er Walgune an einen Fichtenstamm gelehnt. „Herr Ritter!“ rief der Sterbende, dem ein feindlicher Speer die Brust durchbohrt, dem Ordensbruder zu. „Solltet Ihr mein Kind auf dieser Welt noch sehen, so sagt ihr, ich hätte ihr im Tode vergeben.“ Dies sagend blickte er freundlich lächelnd den Ordensbruder an, sank zusammen und verschied. „Werner!“ rief der Komthur seinem jungen Freunde zu, der im Anschauen des Verschiedenen noch immer sein Roß anhielt. „Dem ist wohl, seine Seele ist bei Gott; nur drauf auf den Feind, ihn und die gefallenen Brüder zu rächen! — Hörst Du nicht in der Ferne Waffengetümmel?“ Er sprengte, nur von Werner und Wenigen gefolgt, dem Waf-

fengetöse zu, und traf noch zur rechten Zeit ein, Theil an einem Gefechte zu nehmen, das der Marschall mit der Nachhut des Feindes hatte, die sich bei ihrer Annäherung bald auf eilige Flucht begab.

„Heute, Komthur!" rief ihnen der Marschall zu, „muß ein großer Erndtetag werden, wir müssen sie mähen wie der Schnitter die Halme. Auf, mir nach! Hat mir zwar gestern ein altes Weib, das ich fast umgeritten hätte, zugerufen: ich solle morgen die Mähre besser anhalten, sonst liefe sie mit mir zuletzt noch zum Teufel; aber was kümmert mich ein altes Weib. Drauf, nur immer drauf Komthur!" Er gab seinem Goldfuchse die Sporen und jagte mit Blitzesschnelle hinter dem Feinde her, es wenig beachtend ob seine Krieger ihm folgten oder nicht.

Der alte Komthur, obgleich ermattet, jagte hinter dem Marschall drein, von Werner, mehreren Ordensbrüdern und wohl an hundert Reisigen gefolgt. Sie mähten nieder was Lanze und Schwert erreichen konnten, und stürmten immer, der Marschall an ihrer Spitze, vorwärts durch den Wald. „Seht wie sie fliehen, die feigen Heiden!" rief dieser sich nach den Seinen wendend. In diesem Augenblicke traf ein feindlicher Pfeil den Helden da, wo der Panzer auf den Beinschienen befestigt war, er stürzte und sein Streitroß jagte wiehernd davon. Pfeil auf Pfeil sauste nun aus dem Dickicht auf die christliche Schaar, die einen Haufen feindlicher Speerreiter auf sich zukommen sah. Schnell ward der Marschall fortgebracht, denn hier galt es Eile. Auch das Roß des Komthur Otto sank von einem Pfeile getroffen, und wälzte sich mit dem alten an den Sattel festgebundenen Mann auf dem Boden.

Das gewahrte Werner; nicht den nahenden Feind achtend, nicht ſich ſeinen Waffenbrüdern anſchließend, die den Anrückenden entgegengingen, ſprang er vom Roſſe, ein mächtiger Schlag mit dem Streithammer ſchlug das ſich wälzende Roß vollends nieder, und während die Ordensbrüder wacker kämpften, ſchnallte er den Komthur von dem Sattel los, und bemerkte nicht den Pfeilregen aus dem Dickicht, nicht die Flucht der Seinen. Erſt als dieſe vom Feinde verfolgt an ihm vorbeijagten, der Komthur ermattet ſich nicht aufrecht halten konnte, und ihm zurief. „Laß mich, Werner, rette Dich nur!“ ſah er die Gefahr. Schon umringt von den aus dem Dickicht Hervorbrechenden, hieb er wie ein Verzweifelter mit ſeinem Hammer um ſich, die Feinde von dem Komthur abzuwehren. Aber was konnte der Einzelne gegen die Menge; ſchon lagen viele der Feinde hingeſtreckt, ſchon blutete er aus mancher Wunde, als er von hinten gepackt, niedergeworfen und entwaffnet wurde.

Man führte ihn, den Komthur und noch zwei Ordensritter gebunden fort; ſie mußten auf Pferde geworfen den fliehenden Feinden folgen, die, mit ihrer Beute zufrieden, die Uebrigen ruhig ziehen ließen.

Glücklicher war der Marſchall geweſen, der dichte Wald, in den ſich ſeine Träger warfen, hatte ihn gerettet; er wurde nach Königsberg gebracht, wo dieſer Löwe nach drei Tagen in den Armen des Hochmeiſters ſtarb. Vor ihm war kein Ordensbruder ihm gleich an Muth geweſen, nach ihm hat keiner ihn übertroffen, keiner ihn erreicht; mit ihm begrub der Orden ſeinen erſten Helden und ſein Kriegsglück.

Die Schlacht war die blutigste des ganzen Krieges. 11000 Litbauer bedeckten den Kampfplatz; der Marschall, der Großkomthur, 26 Komthure, 200 Ritter und 2000 Knechte lagen jetzt friedlich zwischen ihnen. Der Sieg war theuer erkauft.

21.

Die wilde Flucht der Heiden ging auf verschiedenen Wegen der Memel zu; wo sie durchzogen, sengten und brennten sie alles nieder, und mit zerrissenem Herzen mußten die Gefangenen die Verwüstung ihres Landes mit ansehen, das wie ausgestorben war, da sich die Bewohner mit Weib, Kind und all ihrem Vieh in die Wälder und in die sumpfigen Gegenden geflüchtet hatten. Kayssut allein war mit dem Kerne seines Heeres noch beisammen, deckte die Flucht, und zog sich langsam vor den ihn verfolgenden Christen zurück.

Oft hofften die Gefangenen auf Befreiung, oft hörten sie in der Ferne die Trompeten der Ihrigen schmettern, der Komthur von Labiau fiel bei Hechlauken auf die Fliehenden, machte viel Beute und viele Gefangene, aber die gefangenen Ordensbrüder, von einem Haufen Speerreiter geführt, waren schon vorüber, sie konnte er nicht befreien. Auch der Komthur von Ragnit griff die Flüchtigen bei dem Uebergange über die Jeschuppe an, viele fanden hier ihren Tod, aber die Ordensbrüder ihre Freiheit nicht.

In ihr Schicksal ergeben, den sichern qualvollen Tod vor Augen, zogen die Ritter immer tiefer in's feindliche Gebiet. Sie wußten, daß Olgerd geschworen hatte, alle Gefangenen in dem heiligen Haine seiner Götter umbringen zu lassen, keine Hoffnung blieb ihnen, denn sie kannten des Großfürsten grausamen Sinn. Am tiefsten gebeugt war der Komthur Otto, der sich die Schuld von Windeckens Gefangenschaft beimaß; er hatte ihn zum Verfolgen angefeuert, sein Sturz mit dem Pferde war die Ursache, daß der kühne Bruder sich nicht mit kräftiger Faust den Weg durch die Feinde hatte bahnen können, und wenn ihn Werner trösten wollte, so drückte er ihm schmerzvoll die Hand und sagte. „Du weißt nicht, Werner, und kannst es auch nicht fühlen, wie tief betrübt ich bin."

Den langen Weg von Samland nach Schamaiten hatte mancher auf flüchtigem Rosse traurig zurückgelegt, Niemand aber mehr als Bernuta. Die Worte Kaysluts: Seit dem Tage, als ich Dich zum erstenmale sah, hat das Glück mich verlassen! begleiteten sie auf ihrem ganzen Wege. Sie hatte ihren Gemahl seit dem Morgen der Schlacht nicht wieder gesehen, hatte in dem Augenblicke, wo der Sieg sich zum Ordensheere neigte, von ihm den Befehl erhalten, den Kampfplatz schnell zu verlassen, und sich mit ihrer Begleitung, an deren Spitze sich Gastold, jener biedre Alte, befand, eiligst zurückzuziehen. Hierbei war sie auf Olgerd gestoßen, der seinem Bruder die Mühe, den Rückzug zu decken, überlassen, und mit ihm, der eben nicht freundlich gegen sie war, hatte sie die Flucht fortgesetzt. Mit Sehnsucht erwartete sie ihren Gatten, obgleich sie seine Ankunft fürchten konnte, da er seine Hoffnungen

durch sie nicht erfüllt gefunden, aber sie glaubte, er bedürfe ihres Trostes, und dies war ihr genug, seine Gegenwart zu wünschen.

Der erste ruhige Augenblick nach jener unglücklichen Schlacht, war für Wernita der, wo der Großfürst von Lithauen hinter der Memel Halt machen, eine Brücke schlagen und die übergeschifften Flüchtlinge wieder sammeln ließ. Sie sah diesem nicht erfreulichen Schauspiele aus einer erbärmlichen Hütte am Strande zu, denn Olgerd hatte sie nicht bewegen können, sich sogleich nach Rossenna zu begeben; sie wollte an dem Ufer der Memel ihren Gatten erwarten, von dem sie, seit jenem Befehle, keine weitere Nachricht erhalten hatte, und um den sie mit Recht bangte. Als sie nun mit ihren Frauen am Fenster stand, erblickte sie am jenseitigen Ufer die gefangenen Ordensbrüder, ihr Mitleid, ihre Aufmerksamkeit wurde rege. Als nun die Gefangenen von ihren Rossen stiegen, um das Schiff zu betreten, glaubte sie den Komthur Otto zu erkennen. Der Gedanke, auch Windecken könne des alten Freundes Schicksal theilen, ergriff und quälte sie, sie sah unverwandt nach dem Kahne, und als er näher kam, sie alles deutlich erblicken konnte, erkannte sie Werner. „Edler, unglücklicher Mann!" sagte sie leise vor sich hin, doch Freude blitzte plötzlich aus ihrem Auge. „Ja!" dachte sie, und der Gedanke ward zum festen Entschlusse. „Ich kann ihm nun seine treue Liebe dankbar vergelten, Alles will ich daran wagen ihn zu retten, und das Leben, ihm durch Wernita erhalten und wieder gegeben, wird den Reiz wieder gewinnen, den es für ihn verloren hatte."

Jetzt stiegen die Gefangenen an das diesseitige Ufer

mit dem Schritte aus dem Kahne ließen sie die Hoffnung befreit zu werden zurück. Sie verweilten einige Zeit am Ufer, bis die Rosse herübergeschwommen waren, und Vernuta, nachdem sie sich noch einmal überzeugt hatte, er sey es, trat von der Fensteröffnung zurück, denn es war ihr zu schmerzlich, die gefangenen Glaubensbrüder vorüberziehen zu sehen.

Als sie am Abende das Schloß eines Edlen, welches unfern des Ufers lag, bezog, ließ sie den Großfürsten Olgerd ersuchen, zu ihr zu kommen. Er kam, sie neigte sich vor ihm als den obersten gebietenden Herrn der lithauischen Völker, dann sagte sie, in Blick und Ton allen Liebreiz legend, der ihr zu Gebote stand: „Großfürst! keine Bitte hat noch die Gemahlin Eures Bruders an Euch gethan, die erste, die sie thut, wollet Ihr nicht abschlagen. Eure erste Gemahlin war eine Christin, deshalb könnt Ihr die Christen um ihres Glaubens Willen nicht hassen, wie hättet Ihr Eure Gattin lieben können. — So bitte ich Euch, nehmt das furchtbare Wort zurück, das Ihr gesprochen, schont das Leben der Gefangenen und wechselt sie aus."

Olgerds Auge sah bei diesen Worten finster auf die Gattin seines Bruders, die er überhaupt nicht liebte, da diese ganze Verbindung ihm und den Priestern unangenehm war, mit denen der Großfürst im weit besseren Vernehmen stand, als Kaystut. „Mein Wort steht fest wie die Eiche Percunnas!" erwiederte er. „Nie breche ich es, am wenigsten einiger elenden Christen wegen, die den Göttern zum Sühnopfer bluten müssen!"

Diese Antwort, überdies rauh und unfreundlich ge-

ſprochen, reizte Vermutas Stolz. „Wiſt Ihr auch, Herr,“ ſprach ſie, „daß alle Gefangenen, die hier vorbeizogen, durch die Speereiter Kayſtuts gemacht wurden, mithin nur er über ihr Schickſal zu gebieten hat?“

„Er trägt Schamaiten von mir zur Lehn, ich bin ſein Oberherr, und er wird und kann meinem Willen nicht entgegen ſeyn!“ erwiederte Olgerd beleidigt.

Vermuta, in dieſem Augenblicke ſchnell überlegend, welche nachtheiligen Folgen ihr raſch geſprochenes Wort für die Gefangenen haben könne, verneigte ſich, als beuge ſie ſich vor ſeinem Willen und ſchwieg. Bald darauf aber, als der Unmuth Olgerds ſich verloren zu haben ſchien, fragte ſie. „Wo wurden die Gefangenen hingebracht?“

„In einen der Thürme des Schloſſes!“

„Erlaubt Ihr, Herr, daß ich meine Glaubensbrüder mit Speiſe, Trank und Troſt erquicken darf?“ fragte ſie weiter.

„Thut, was Ihr vor Eurem Herrn und Gemahl verantworten zu können glaubt,“ antwortete er trocken, und verließ ſie bald. Da ſchickte ſie nach dem alten Gaſtold „Gaſtold!“ redete ſie ihn an. „Unter den gefangenen Ordensbrüdern befinden ſich zwei, die mir werth ſind, der Komthur Otto, den mein Gemahl, wie Ihr wiſt, auf der Johannisburg Leben und Freiheit ſchenkte, und der Ordensbruder Werner von Windecken, der des Herrn Freund und Geſellſchafter war, als er auf Marienburg gefangen ſaß, und den er, ſich ſelbſt zu retten, niederſtoßen mußte. Den Beiden wünſchte ich Troſt zuzuſprechen, ſie bedürfen ſeiner. — Glaubſt Du, daß mein Gemahl mir deshalb nicht zürnen wird, ſo führe ſie hierher zu mir, in Deiner,

in Weidunens, meiner Zofe, Gegenwart will ich ſie ſprechen, auch ich bin in ihrer Schuld, ich will ſie bezahlen, ſo viel ich vermag."

„Ich glaube nicht, daß Kayſtut zürnen wird, wenn Ihr Dankbarkeit übt," ſagte der Alte nach einigem Nachſinnen, „Troſt in der Noth iſt dem Unglücklichen eine ſtärkende Erquickung; und ſollte ſein Zorn losbrechen, ſo ſtehe ich Euch, edle Fürſtin, treulich zur Seite, und mein grauer Schädel und Euer ſtrahlender Blick werden wohl die Gewitterwolken brechen. Doch Vorſicht iſt nöthig; es muß für die neugierige Menge Geheimniß bleiben, ich fürchte Olgerd. — Aber Euch zu Liebe, Fürſtin, muß ich ſchon etwas wagen. — Entfernt nur Euer Gefolge bis auf Weiduna, ſo bald Ihr könnt." — Werunta that wie er ihr gerathen hatte.

„Komthur Otto und der Ordensritter Werner von Windecken mögen mir folgen!" befahl Gaſtold, als er in das dumpfe Gefängniß des Thurmes trat, wo die Ordensbrüder gefangen lagen.

„Kommt, lieber Herr!" ſprach, als ſie dieſen Befehl vernommen hatten, Werner und erfaßte des alten Komthurs Arm. „Laßt uns getroſt ſeyn, gehen wir doch zuſammen und wäre es der Weg zum Tode!"

„Zum Tode!" fuhr der Komthur auf. — „Jetzt ſchon, ehe ich" —

„Macht fort!" unterbrach ihn Gaſtold ungeduldig. „Die Minuten ſind gezählt, kommt."

„Nun mit Gott mein Sohn!" ſagte der alte Mann, gegen die Gewohnheit im Orden Werner heftig an ſich drückend. — „Hier oder dort iſt wohl gleichviel!"

Eben als ſie heraustraten kamen Männer mit Speiſe und Trank ihnen entgegen, die ſie zu den Gefangenen brachten. „Wir ſollen nicht von der Henkersmahlzeit eſſen!“ ſagte der Komthur leiſe zu Werner. — „Aber noch eins muß ich Dir ſagen. Siehſt Du, daß der Todesſtreich uns treffen ſoll, ſo nahe Dich mir, daß Du noch meine letzten Worte vernehmen kannſt.“ Werner nickte ihm bejahend zu.

Mit Mühe war nun der alte Komthur, den Werner ſorgfältig führte und unterſtützte, die Treppe hinaufgeſtiegen. „Wahrlich, Herr!“ ſprach Gaſtold zu dem Ritter. „Wer das Alter ehrt, den ſegnen die Götter. Geduldet Euch nur noch eine Weile, bald ſind wir am Ziele.“ Er hielt jetzt an, klopfte leiſe an eine Thür, welche eine junge Lithauerin öffnete und ihnen freundlich ſagte. „Tretet nur ein!“

Der Anblick des jungen Mädchens verſcheuchte zwar den Glauben, ſie würden zum Tode geführt, doch konnten ſie nicht erwarten was ihnen bevorſtand, als ſie plötzlich bei hellem Kerzenſchein die Thür ſich öffnen und Bernuta heraustreten ſahen. Der Komthur war erſtaunt, Werners Auge ruhte lange wehmüthig auf ihr, dann ſenkte er den Blick und ſah nicht mehr nach ihr auf.

„Ich komme, Komthur, der ehemaligen Nachbarſchaft wegen,“ begann Bernuta den alten Mann anzureden, „Euch den Troſt zu bringen, daß ich Alles thun werde, auf irgend eine Weiſe Euch aus der Gefangenſchaft zu befreien. Es wird meinem Herzen wohl thun, meinen Glaubensgenoſſen eine Retterin aus der Gefahr geweſen zu ſeyn, und wenn Ihr mir auch früher oftmals gezürnt und an

der Reinheit meines Glaubens gezweifelt habt, so will ich Euch doch jetzt überzeugen, daß Ihr mir Unrecht thatet."

„Ich danke Euch, Fürstin," erwiederte nach einigem Besinnen der Komthur, der von so manchem überrascht seyn mochte. „Freiheit ist jedem Menschen, am meisten einem Ordensbruder, eine köstliche Gabe, und wer sie uns giebt, dem danke ich vom Herzen."

„Ihr, Herr Werner von Windecken, zürnt mit mir, wie es scheint. Wollt Ihr nicht in mein Antlitz schauen?" wendete sie sich schnell zu diesem. „Fürchtet Ihr es zu erblicken?"

„Bei Gott, nein!" rief der Ordensbruder, das ernste Auge auf sie richtend. „Ich fürchte es nicht — Ich fürchte nur die Glorie verschwunden zu sehen, die Euch sonst in meinen Augen umgab."

„Und ist sie verschwunden?" fragte sie mit dem Zauber ihrer Stimme und stand im vollen Liebreiz vor dem Ritter, der sie unverwandt ansah, als wolle er genau untersuchen ob er sich irre oder nicht.

Er schwieg eine Weile während dem sein Antlitz immer verklärter wurde. — „Ja," sprach er dann mit Feuer, sie mag wohl noch um dies Himmelsantlitz schweben. — Mir ist sie aber dennoch verschwunden!"

Tief erschütterten Bernata diese Worte aus dem Munde eines Mannes, den sie ehren mußte. Auch fürchtete sie, das Gespräch möchte den Anwesenden über ihr früheres Leben ein sonderbares Licht verbreiten, sie erwiederte daher nichts und sah sich nach ihnen um; beide aber hatten sich entfernt. Gastold, glaubend seiner Fürstin

Mistrauen zu zeigen wenn er bliebe, hatte Weiduna ein Zeichen gegeben, daß auch sie sich entferne.

Es war nun eine tiefe Stille eingetreten; Vernuta nahm zuerst das Wort wieder. „Ihr seht, Herr Werner, wie sehr Ahnungen trügen," sprach sie. „Ihr glaubtet mich im Vaterhause zum letztenmale gesehen zu haben und Ihr sahet mich eine Gefangene; jetzt sehe ich Euch als Gefangenen vor mir stehen. Hoffentlich werden wir uns Beide in Freiheit wieder sehen."

„Ja es ist wunderbar, wie das Schicksal oft den Menschen führt," sagte der Ordensbruder halb vor sich hin, „und das Herz des Menschen ist oft noch wunderbarer. Sehe ich Euch so vor mir in dem prachtvollen Gewande einer Fürstin, denke ich mir Vernuta, des Withings Walgune Tochter — Ich habe einen Auftrag an Euch, Fürstin," brach er schnell seine Rede ab. „Ich habe Euch einen Gruß von Eurem Vater zu bringen."

„O sprecht!" rief sie, unwillkührlich seine Hand erfassend, die er schnell ihr entzog, denn ihn durchzuckte es, als er sie in der seinigen fühlte. „Sprecht!"

„Es ist sein letzter!"

„Todt!" rief Vernuta, „todt! Fiel er in der Schlacht?"

„Ein Lanzenstich traf ihn" —

„Ich habe den alten Mann dem Tode entgegengejagt!" rief sie ehe Werner noch enden konnte, und der Schmerz raubte ihr fast die Sinne. „Ich habe ihn in's Verderben gestürzt, ihm die letzte Stunde verbittert, ihm nicht die Augen zugedrückt, und sein letzter Athemzug war — Fluch über mich!"

„Nein, Vermuta!“ ſprach der Ordensbruder, den das Mitleid Vergangenheit und Gegenwart vergeſſen ließ. „Sein letzter Athemzug war Segen. Sagt meinem Kinde, ſo ſprach der Sterbende, ich hätte ihr im Tode vergeben. Dann ſank ſein Haupt und er verſchied ſanft.“

„Dank Dir, Dank Dir Vater!“ rief ſie bewegt und Thränen entſtürzten ihrem Auge. „Wenn Du jetzt über mir ſchwebſt, und verſöhnt auf mich blickſt, ſo ſegne auch mich aus jenen Höhen, wo Du das Herz Deines Kindes in ſeiner tiefſten Tiefe erkennen kannſt.“ Sie faltete hierauf die Hände und betete leiſe vor ſich hin. — „Ich danke Euch, Herr Werner,“ ſagte ſie dann. „Was mir noch von Euch geworden iſt, war ſtets nur Gutes.“

„Fürſtin!“ rief der mit Weiduna eintretende Gaſtold. „So eben naht Großfürſt Olgerd Eurem Gemache. Soll ich es ſchließen? Soll ich die Ordensleute verbergen?“

„Bleib, Gaſtold, laß die Ordensbrüder nur hier, ich werde den Großfürſten empfangen,“ erwiederte ſie mit Ruhe.

Kaum hatte ſie dies geſagt, als die Thür ſich öffnete und der Großfürſt von einigen ſeiner Edlen begleitet, eintrat. Man hatte ihm beim Mahle die Nachricht gebracht, daß die Fürſtin gefangene Ordensbrüder habe zu ſich führen laſſen, worauf er vom Weine erhitzt ſchnell aufgeſprungen war, und ſich nach ihren Gemächern begeben hatte. „Verzeiht, Fürſtin!“ redete er ſie an, „daß ich Euch ſtöre. Ich hörte im Vorbeigehen in Eurem Zimmer laut ſprechen, das zeigte mir, daß Ihr Geſellſchaft hättet, ich trat ein, und finde wahrlich ſonderbare Geſellen hier.

Ha!" rief er, die Beiden betrachtend, „der Alte da mit seinem hölzernen Beine, braucht meinem Bruder keine Sorge zu machen; aber der hier, der so trotzig seinen Ordensmantel um sich schlägt und mich so keck anblickt, das ist ein flinker Bursche. Wohl eine Bekanntschaft aus vergangener Zeit?"

„Wer giebt Euch ein Recht, Großfürst, in meinem Gemache solch unziemliche Reden zu führen?" fragte Bernata mit Stolz auf ihn zu tretend.

„Ihr habt geweint, noch rollen die Thränen über Eure frischen Wangen," fuhr er unbekümmert ihres Zornes fort. „Es muß ein herzzerreißendes Wiedersehen gewesen seyn!"

„Ich erhielt so eben die Nachricht von dem Tode meines Vaters, und sollte ich da nicht weinen?" erwiederte Bernata. „Ueberdies bin ich nur meinem Herrn und Gemahl Rechenschaft von meinen Thränen schuldig, nicht Euch, seinem Bruder."

„Wer wagte es die Christen herzuführen?" fuhr Olgerd, unter die Versammelten blickend, immer heftiger werdend auf. „Mein Zorn soll ihn treffen, mein Schwert seinen Schädel spalten!"

„Ich Herr!" sagte Gastold. „Hier ist mein grauer Kopf, lüstet Euch, so spaltet ihn, nur schone Eure Zunge die edle Frau. — Geht lieber nach Eurem Gemache und legt Euch zur Ruhe."

„Du alter Graukopf!" sagte er höhnend, doch ließ seine Hand den Schwertgriff los, denn er hatte Ehrfurcht vor seinem alten Lehrer, diesem treuen Diener. „Kannst

Du Dein Mitleid immer noch nicht unterdrücken, haben die Jahre Dich nicht auch hier abgekühlt?"

„Den Göttern sey Dank, nein!" erwiederte der Alte.

„Ha, Bursche! Dein Name?" wendete sich der Großfürst zu Werner, der ihm keine Antwort gab. — „Wirst Du reden?" fuhr ihn Olgerd an.

„Fragt mich, Herr, wie es sich ziemt," erwiederte der Jüngling. „Ein Ordensritter, wenn er auch gefangen ist, bleibt ein ehrenwerther Mann, der die Achtung seiner Feinde verdient."

„Welcher Stolz! Hüte Dich, daß mein Schwert ihn nicht kühle!" rief Olgerd entrüstet.

„Gastold!" befahl jetzt Bernuta. „Bringe die Gefangenen in den Thurm zurück; Du stehst mir und meinem Gemahl für ihr Leben!" — Gastold führte sie ab und Olgerd ließ sie ungehindert gehen. „Nun Großfürst!" wendete sie sich zu diesem, „bitte ich mich zu verlassen, denn ich bedarf der Ruhe." Sie verbeugte sich, und als Olgerd nicht ging, verließ sie das Gemach.

„Ein stolzes Weib!" rief der Großfürst mit Ingrimm, „aber ich will sie beugen, sollten auch Lithauens Fürsten sich darüber entzweien" —

„Und zu Grunde gehen," murmelte ein Greis aus seinem Gefolge.

Am andern Tage gab er den Befehl, daß der Komthur und die Ordensritter nicht nach Rostenna, sondern nach der Stadt der Priester gebracht werden sollten. Dieser Befehl erschreckte Bernuta, sie vermochte Gastold, die

Gefangenen zu begleiten und wo möglich zu schützen. Sie selbst blieb in dem Schlosse zurück, Kaystut zu erwarten.

22.

Am andern Tage traf dieser mit seinem Heere, von dem Komthur von Insterburg verfolgt, an dem Ufer der Memel ein, brach die Brücke hinter sich ab, zerstörte alle Fahrzeuge, die den Christen hätten zum Uebergange dienen können, und ließ nun seine ermüdeten Krieger hier ausruhen, wozu ihnen auch das Ordensheer Muße gab, da es keine Anstalten machte den Fluß zu überschreiten.

Bernuta war durch die Nachricht von dem Tode ihres Vaters tief erschüttert; die Worte des Ordensbruders hatten ihren Eindruck nicht verfehlt, die Niederlage ihres Gatten sie tief gebeugt. So manches was sie sah, die Rohheit des Volkes, die blutigen Opfer des Heidenthums hatten die glänzenden Bilder ihrer früheren Phantasie getrübt, und sie hatte nie so tief als jetzt gefühlt, welche Beruhigung der christliche Glaube gebe. Zweifel, ob sie recht gethan, stiegen in ihr auf, und die Liebe vermochte nicht den Zwiespalt ihres Inneren zu lösen, ihre Ruhe war hin. Selbst die Nachricht, daß Kaystut im Anmarsche sey, ergriff sie nicht so freudig, daß sie ihre Thränen getrocknet hätte. In dieser Stimmung ritt sie ihm bis jenseit der Memel entgegen, wo er sie mit aller Achtung, jedoch nicht so herzlich, als sie es sonst gewohnt, empfing.

„Bernuta!“ sagte er, als sie auf dem Schlosse sich allein befanden. „Du hast mir nicht den Sieg gebracht, der Ausspruch der Götter war falsch, Dein ist jedoch die Schuld nicht. Wie konnte ich auch denken, daß Du, eine Christin, mir Sieg über das Heer Deiner Glaubensbrüder bringen könntest. Entschuldige Dich nicht, Bernuta, mein Herz entschuldigt Dich schon genug,“ sagte er, da sie ihn unterbrechen wollte. „Warum auch solches Gaukelspiel, das mir mein Verstand als Thorheit und Betrug schildern muß. — Aber ich bin gebeugt, tief gebeugt; der Kern meines Heeres tränkte mit seinem Blute die Felder von Samland, viele meiner Edlen, selbst die meinem Herzen theuer sind, wurden gefangen, und schmachten vielleicht im Kerker.“

„Du hast ein Mittel sie zu befreien,“ sagte Bernuta. „Wechsle sie gegen die gefangenen Ordensbrüder aus, die zu Ortelsburg und in der Schlacht in Deine Hände fielen. Auch ist Einer unter ihnen, den zu befreien Dir Pflicht ist.“

„Wer ist dies?“ fragte Kaystut verwundert.

„Der Ordensbruder Werner von Windecken. Gastold hat ihn zu mir geführt, ich habe ihn gesprochen und ihn getröstet, auch hat er mir traurige Kunde von meinem Vater gebracht. Er ist todt!“

„Armes Weib!“ sagte der Fürst, da er die Thräne in ihrem Auge sah. „Der Verlust eines Vaters ist ein schmerzlicher Verlust, das habe ich tief empfunden, als Gedemir starb; kein Trost heilt diese Wunde. Daß Du den Ordensbruder über sein Schicksal getröstet hast, freut

mich. Ich bin ihm verpflichtet, ich will meine Schuld redlich abtragen."

„Dein Bruder hat den Gefangenen den Tod geschworen, sie seinen Göttern zum Sühnopfer bestimmt," berichtete Vernuta.

„Wenn sie noch leben, so schütze ich sie. Sind sie in Rosienna?"

„Er hat sie nach der Stadt der Waidlotten bringen lassen," erwiederte Vernuta.

„Ich verstehe Dich, Olgerd!" sagte Kaystut dumpf vor sich hin. „So könnte mir doch seine Freiheit mehr kosten als ich glaubte!"

„Wie meinst Du das?" fragte Vernuta ängstlich.

„Wir müssen hin nach jener Priesterstadt, schnell mit meinen Speerreitern hin, sonst sind sie verloren!" — Er gab sogleich die nöthigen Befehle, übergab einem der Heerführer die zurückbleibenden Schaaren, und da die Christen sich ganz von dem Ufer der Memel entfernt hatten, brach er noch am Abende mit seinen Reitern auf.

Das Pflichtgefühl den Mann zu retten, der so theilnehmend gegen ihn gewesen, und dem er so blutig dafür gelohnt, war es wohl hauptsächlich, was den Großfürsten bestimmte, den Wunsch seiner geliebten Gattin zu erfüllen; aber noch mancher Beweggrund mochte im Hintergrunde liegen. Ihm war darum zu thun, daß keine grausame That das gute Vernehmen, welches er mit dem Hochmeister anzuknüpfen wünschte, unmöglich mache; der Verlust Kauens, die verlorene Schlacht, wohl auch Sehnsucht nach Ruhe, um den Besitz eines geliebten Weibes ganz genießen zu können, machten den Wunsch in ihm reger als je. Auch

neigte sich wohl Herz und Geist bei ihm zum Christenthume; schon lange waren ihm die blutigen Opfer seiner Priester ein Gräul. Mehr aber noch als alles dies, trieb ihn ein heimlicher Groll, den er schon lange gegen seinen Bruder im Herzen trug, der auch schon einmal zur offenen Fehde ausgebrochen war, und welchen der Orden trefflich benutzt hatte. Digerd und Kaystut hatten nach ihres Vaters Tode, den von Gedemin zu seinem Nachfolger ernannten jüngsten Sohn Jawnut vom Throne gestoßen und sich in seine Länder getheilt, wobei Digerd, als dem ältesten, der ungleich größere Theil und eine Art Oberherrlichkeit geblieben war, die er oft mit verwundendem Stolze geltend machte. Anfangs war Digerd ein tapferer Kriegsheld, ein unternehmender Mann, nach und nach überließ er fast immer Kaystut den Befehl des Heeres, und um desto drückender mußte diesem nun der Stolz des Bruders seyn. Seine Ehe mit Bernuta hatte die Waidlotten gegen ihn aufgebracht, und diese alles gethan, das überdies schwierige Verhältniß der Brüder zu zerstören. So kam es, daß Kaystut mehr aus Eifersucht gegen Digerd, aus Stolz und Rache gegen die Priester, deren Einflusse er sich längst gern entzogen hätte, als aus wahrhaft edler Absicht, die Ordensritter um jeden Preis zu retten versuchen wollte.

Als er in der nicht fernen Stadt der Waidlotten angekommen, und sich von der Lage der Dinge durch Gastold hatte unterrichten lassen, sah er wohl, daß ihm Schweres bevorstehe. Digerd, der auch anwesend war, hatte die Priester, wenn auch nicht den Kriwe, ganz für sich gewonnen; die Gefangenen, den Göttern zum Opfer,

den Waidlotten übergeben, und so, den heidnischen Gebräuchen nach, der Macht des Fürsten entzogen. Aus den Händen der Priester mußten nun die Schlachtopfer gerettet werden, und dies war schwer, denn schon hatten sie Tag und Stunde bestimmt, wenn der Holzstoß angezündet werden sollte, schon trugen die Dienenden das hierzu nöthige Holz herbei, auf welchem der Komthur und die zwölf gefangenen Ordensbrüder den Feuertod sterben sollten; denn noch herrschte die barbarische Gewohnheit bei diesen Völkern, Gefangene, besonders Ordensritter, in völliger Rüstung, selbst mit ihren Streitrossen, auf dem Holzstoße zu verbrennen, um die Götter zu versöhnen. Auch wußte Kaystut nur zu gut, daß er den Waidlotten verhaßt sey, obgleich der Kriwe aus früherer Anhänglichkeit dem Helden nicht ganz abgeneigt war.

Kaystut suchte seine Besorgnisse vor Bernuta zu verbergen, aber es gelang nicht, sein Ernst, sein Unmuth verriethen ihn. Sie drang in ihn, seine Sorgen ihr mitzutheilen und er that es, der Widerstand, gegen den er zu kämpfen hatte, stählte ihren Muth. Sie sann auf Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, ohne das Aeußerste zu wagen, und fand am sichersten, den Komthur und Werner Mittel zur Flucht zu verschaffen, denn allein, das wußte sie, würde schwerlich Windecken ein Mittel zu seiner Freiheit benutzt und den alten Mann zurückgelassen haben. Für jeden Fall bat sie Kaystut zu suchen, seinen Bruder und den Kriwe für sich zu gewinnen.

Kaystut ging nun zu Olgerd, machte ihn mit seinem Verhältnisse zu dem jungen Ordensritter bekannt,

und bat — so schwer ihm die Bitte auch wurde, ihm zur Freiheit der beiden Gefangenen behülflich zu seyn.

Digerd schlug es ihm gradezu ab. „Mein Eid bindet mich, ich habe bei dem ewigen Feuer des Donnergottes geschworen" —

„Hat er unsere Gebete erhört, hat er auf unser Opfer geachtet, als wir ihn um Sieg über die Christen flehten?" fiel ihm Kaystut mit Heftigkeit in die Rede. „Trafen seine Blitze ihre Schaaren, und schreckten sie seine Donner? — So wird er auch Deines Eides nicht geachtet haben, wie unserer Gebete."

„Vergiß nicht, Kaystut!" unterbrach ihn Digerd finster, „daß Jagello, mein Sohn hier steht. Die hohe Achtung, die er Dir zollt, möchte sich durch Deine unheiligen Worte schwächen."

„Wäre er ein Thor," erwiederte Kaystut, „und reichte sein Verstand nicht so weit, um über die Opfer und Gebräuche der Priester zu lächeln, könnte er ihnen vertrauen, so müßte ich ihn bedauern, und ihm rathen, mehr auf sich selbst, als auf den Beistand der Götter zu vertrauen. Dann würde er nicht das Schlachtfeld verlassen, und durch seine Flucht unsre Völker entmuthigt haben."

„Entfernte sich Euer Sohn Witold doch auch!" fiel ihm Jagello keck in die Rede.

„Auf Deines Vaters Befehl!" erwiederte Kaystut zornig, „sonst wäre Kaystuts Sohn wahrlich nicht geflohen. Hat er Dich nicht gebeten, mit ihm zum Kampfe zurückzugehen? Hast Du es nicht verweigert?" Jagello biß sich ingrimmig auf die Lippen. „Diese Worte vergebe

ich Dir nie," murmelte er für sich, und dieser Augenblick entschied späterhin über Kaystuts Schicksal.

„Du willst also nicht, Olgerd?" wendete sich Kaystut jetzt zu seinem Bruder, und erhielt ein bestimmtes „Nein!" zur Antwort.

„Du hattest vergessen," fuhr Kaystut fort und suchte seine Heftigkeit zu mäßigen, „daß die Gefangenen mir gehörten, deshalb ist es Dir Pflicht" —

„Mir, als dem Fürsten aller Lithauer," sagte Olgerd stolz. „Mir gehört was ich mein nennen will; was Du besitzest, hast Du nur von mir!"

Kaystut lächelte verächtlich. „Und wo wärest Du Fürst aller Lithauer," sprach er, „hätte Dich nicht Kaystuts Arm beschützt? Was könntest Du Dein nennen, hätte nicht Kaystuts Schwert Deinen Thron, Deine Lande Dir erhalten? — Doch handle wie Du willst. Ich gehe meinem Ziele unverrückt entgegen, und sollte deshalb noch einmal der Bruderkrieg sich entflammen. Stelle Dich mir in die Schranken offen gegenüber, wirke heimlich gegen mich, mir gleichviel, ich wage Alles meinen Willen durchzusetzen, den jeder Widerstand nur noch unerschütterlicher macht. — Bedenke Olgerd," sagte er, sich ihm endlich dennoch zutraulich nahend, „der Gegenstand unsres Streites ist so klein, die Folgen davon können so groß seyn. Gieb nach um unsres Vaters Geremin willen. — Hilf mir die Ritter befreien!"

„Meine Eide breche ich nicht," erwiederte der Großfürst kalt. „Du giebst den Bitten eines schönen Weibes nach, ich den Wünschen des Volkes, das aus allen Theilen meines Landes herbeiströmt und Christenblut für die

Ströme Blutes verlangt, die in der unglücklichen Schlacht floſſen."

Kayſtut ſah ſtolz auf ihn nieder, wandte ihm den Rücken und ging.

„Ich glaube faſt, Vater," ſagte Jagello als Kayſtut das Gemach verlaſſen hatte, „der Oheim hängt mehr an den Chriſten, als an Euch, hütet Euch, daß er ſich nicht mit dem Orden gegen Euch verbindet. Kommt lieber durch ein ſchnelles und kurzes Mittel dem zuvor."

„Nein!" fuhr Olgerd nach kurzem Sinnen auf. „Nein! Er iſt meines Vaters Sohn!" — Jagello lächelte, ihm ſchien dies kein wichtiger Grund.

23.

Noch am nämlichen Abende begab ſich Kayſtut zu dem Oberprieſter. Dieſer ſchien auf des Fürſten Beſuch ſchon vorbereitet, empfing ihn freundlich, wie immer, hörte ruhig an was er ihm ſagte, und verſprach die Götter deshalb zu befragen.

„Befragt Euch lieber ſelbſt, ehrwürdiger Vater!" ſagte Kayſtut unumwunden. „Erinnert Euch des Ausſpruches der Götter, daß mir der Sieg werden würde, wenn die Kranzſpenderin mir zur Schlacht folgte. Sie iſt mir gefolgt, der Sieg iſt mir nicht geworden."

„Gingſt Du nach Roſienna, wie Dir die Götter durch uns befahlen?" ſagte der Kriwe verweiſend. „Glaubſt Du, Potrimpos ſpende ſein Glück durch die Hand einer Chri-

ſtin? — Fürſt!“ fuhr er nach einem ernſten Schweigen fort. „Du biſt mein Zögling, als Knabe warſt Du mir theuer, auch noch als Mann biſt Du mir werth“ —

„So erfülle meinen Wunſch, rette die Gefangenen!“ unterbrach ihn Kayſtut.

„Wie könnte ich gegen den Willen der Götter“ —

„Sprich das Wort nicht aus, alter Mann! — Dein Geiſt ſteht höher als Deine Worte,“ unterbrach ihn der Fürſt noch einmal. „Selbſt wenn Du lebensmüde den Holzſtoß beſteigſt, Dich dem freiwilligen Flammentode weihend, ſo hoffſt Du nicht den bleichen Greis Pyculus dort zu finden, noch Giltinen die Todesgöttin, Du legſt lebensmüde Dich zur Ruhe, ohne die Morgenröthe zu kennen, die Dich erwecken wird.“

Der Kriwe ſchwieg. „Daß ich Dich liebe, zeige Dir mein Schweigen“ — ſprach er nach einer langen Pauſe. „Bedenke was Du ſprichſt, bedenke mit wem Du ſprichſt! — Hoffnung kann ich Dir nicht geben,“ fuhr er dann fort. „Du fürchteſt das Volk, ſonſt ſtürmteſt Du in unſre Hütten und entriſſeſt uns die Gefangenen; ich fürchte die Prieſter wie Du das Volk — ich vermag viel, wie Du, doch nicht alles. Wenn der Sturm das Meer bewegt, die Wellen ſich thürmen und brauſend an die felſige Küſte ſchlagen, ſo verlangt das Meer ſein Opfer, fällt es ihm anheim, ſo ſchweigt der Sturm, das Meer beruhigt ſich, ſein blauer Spiegel wird klar, und ſchaukelnd ſchwimmt das Schiff auf ſeinem unermeßlichen Rücken. Mache ſelbſt die Anwendung. Die Götter verlangten durch mich blutige Opfer, ihr Ausſpruch iſt unwiderruflich, iſt nicht mehr anders zu deuten. Ein Opfer muß fallen, mehr

kann ich nicht für Dich thun. — Nun geh mein Sohn, die Stunde naht, wo mich die Götter zur Berathung rufen. Ich muß Dich verlassen.“ Er blickte mit Wohlgefallen auf seinen Zögling und ließ ihn allein.

„Also ein Opfer gnügt Dir, Blutgieriger,“ sagte Kayſtut im Nachhausegehen vor ſich hin. „Nur immerhin, der Eine ſoll er nicht ſeyn Das Loos entſcheidet, und träfe es ihn, ſo weiß Kayſtut, daß das Volk ihn liebt, die Prieſter ihn fürchten!“

Während er nachdachte, wie er ſich für jeden Fall waffnen ſollte, wollte Gaſtold verſuchen, das Ungewitter, was der verſtändige Alte ſich nahen ſah, durch die Flucht der beiden Ordensritter zu beſchwören, allein die Prieſter hatten zu gute Maßregeln genommen, und jeder Verſuch war vergeblich, Vernutas Hoffnung auf dieſe Rettung verloren.

24.

Nach der Zerſtörung des heiligen Haines der Götter in Preußen, war der Ueberreſt der Prieſter nach Schamaiten geflüchtet, hatte ſich an der Novianna angeſiedelt, einen Kriwe erwählt und ein neues Romove gegründet. In dieſem, den Göttern geweihten Orte, ſtand der heilige Hain, und in deſſen Mitte die immer grünende Eiche. Um dieſe Eiche waren die Bildſäulen der drei Götter, Perkunnas des Donnergottes, Potrimpos des Gottes des Seegens und Pyculkus des finſtern, unheilbringenden, aufge-

stellt. Eine Wand von köstlichen Tüchern verbarg das Heiligste dem Auge der Ungeweihten, und nur die Priester durften ihm nahen, so wie nur die Fürsten Zutritt zu dem Kriwe hatten, welcher Priester, Fürsten und Volk beherrschte. Die Stadt selbst bestand aus freundlichen Häusern, wohl eigentlich Hütten, wo die Priester abgeschieden von der Welt, in Lust, Freude und Ueberfluß lebten. Ein stattliches Haus, zur Wohnung der Fürsten bestimmt, war, außer der Wohnung des Kriwe, das einzige ausgezeichnete Gebäude; diese Wohnung war groß, geräumig und prachtvoll. Zwischen ihr und der heiligen Eiche lag ein freier, mit Bäumen umgebener Platz, der viele tausend Menschen fassen konnte; seitwärts dieses Platzes, mitten in einem finstern Gehölze, befand sich ein niedriger Thurm, in dessen Innerem Gefängnisse waren, wo die den Göttern geweihten Opfer, unter Aufsicht der Priester, verwahrt wurden. Das Ganze umgab ein Haag von Dornen, dicht wie eine undurchdringliche Mauer, zwei Thore führten durch denselben, vor welchem breterne Hütten aufgeschlagen waren, das bei besondern Festen hierher strömende Volk aufzunehmen. Auch jetzt waren schon viele Tausende daselbst gelagert, und erwarteten mit blutdürstiger Andacht das flammende Sühnopfer ihrer Götter. Auch die Speerreiter Kaysluts, meist Russen, mithin dem christlichen Glauben zugethan, hielten sich draußen bereit, der Befehle des Fürsten gewärtig. Auf dem großen Platze, zwischen der Wohnung des Kriwe und der heiligen Eiche, standen 13 Holzstöße bereit, die Geharnischten aufzunehmen. Sie waren hoch und breit, besonders der mittlere, für den Komthur bestimmte, war von ansehnlicher Größe. Höher

aber als alle, erhob ſich der Holzſtoß unfern der heiligen Eiche, von welchem herab der Kriwe, jedoch nur ſelten, das Volk anredete, und ſich hier, wenn Alter und Sorgen ihn drückten, dem Flammentode weihte.

In jedem dieſer, für die Gefangenen beſtimmten Holzſtöße waren ſtarke Pfähle von grünem Eichenholze eingerammt, die oben mit ſchweren eiſernen Ringen verſehen, dazu dienten, die Füße der Roſſe mit Ketten daran zu befeſtigen, ſo daß ſie unbeweglich den grauſamen Tod leiden mußten. Zu jedem der Holzſtöße führte eine ſchräglaufende Brücke, damit der Reiter auf ſeinem Roſſe bequem hinauf kommen konnte.

Für die Fürſten und ihr Gefolge war, den Holzſtößen gegenüber, eine Erhöhung mit Teppichen belegt, auf der ſie dieſen Menſchenopfern zuſehen konnten. Es war, als ſey es ein Feſt der Freude, denn ſchon am Abende war Alles mit Kränzen und Blumen geſchmückt, während die Götter um die alte Eiche verhüllt, ſich den Blicken des nur in der Entfernung ſtehenden Volkes verbargen.

In der peinlichſten Unruhe durchwachte Vernuta die Nacht, und während Kayſtut mit ſeinen Getreuen berathſchlagte, ſaß ſie einſam in ihrem Zimmer und blickte hinaus, wo der Vollmond über den dunkeln Eichenhain ſein bleiches Licht breitete. — „Meine Ruhe iſt hin!“ rief ſie bewegt, „meine Träume ſind verſchwunden, die Sehnſucht meines Herzens geſtillt, und doch klopft es noch ſtürmiſch. — Nur bleich gehſt Du jetzt vor mir auf, Sohn der Nacht; ein Leichentuch breiteſt Du über die Natur, keinen ſilbernen Schleier mehr mit ſeinem magiſchen Glanze. — Alles was mich ſonſt mit glühenden Farben anlächelte, grinſt

mich jetzt mit bleicher Todesblässe an; im Arme des Geliebten weckt mich die mahnende Stimme des Gewissens aus meinem Rausche, der sterbende Vater steht vor mir, und zeigt mir die klaffende Wunde seiner gespaltenen Brust — die schlugst Du mir! ruft er mir zu, ich schrecke vom Lager auf, und da breitest Du, bleicher, schauerlicher Wanderer der Nacht, Dein Leichentuch vor mir aus, und malest mir das Todtengefilde von Rudau. Wenn die Morgenröthe Dich überstrahlt, tritt sie feurig und blutig hervor; ich sehe in ihren Strahlen die Flammen des Holzstoßes, sehe ihn auf gewapnetem Rosse, fest wie seine Treue, in den Flammen stehen, nicht aufschreiend wenn sie ihn verzehren, so wie er auch schwieg, wenn ich sein Herz verwundete. — Vergieb mir, treuer, edler Freund, vergieb mir!" sprach sie jetzt von Wehmuth ergriffen. „Ich bin nicht glücklicher als Du, auch mich verzehren Flammen, statt mich wohlthuend zu erwärmen. Den Zwiespalt in meinem Innern hat die Liebe, die beglückte Liebe nicht gelöst, ich bin nicht glücklich! — Fahr hin, fahr hin! Dort werden wir uns — — Dort? — werden wir uns dort wieder finden, wo Deiner frommen Seele die Himmelspforte geöffnet steht, und mir Sündigen verschlossen ist? Erbarme sich Gott meiner!"

Sie versank in tiefe Schwermuth und blickte mit bangen Sorgen nach Osten; aber noch deckte die Nacht das Gefilde, noch war die Morgenröthe fern.

Auch bis zu dem Gefängnisse der Ordensbrüder war die Nachricht des morgenden Todesfestes gedrungen. Daß nur Einer unter ihnen sterben sollte, blieb ihnen verborgen, nicht Olgerd, nicht die Priester wußten es in diesem Au-

genblicke; ſelbſt Kayſlut fürchtete, der Krive habe dies mitleidige Wort nur zu ſeiner Beruhigung geſprochen. Sie bereiteten ſich bei dieſer Nachricht zum Tode, beichteten einander, da ſie keinen Prieſter ihres Glaubens hatten, und ſchwuren ſtandhaft und ohne Klagen zur Ehre Gottes zu leiden, und freudig als Märtyrer ihres Glaubens zu ſterben.

Nicht in gleich andächtiger Stimmung befand ſich der Komthur und Werner von Windecken, die auf Gaſtolds Veranlaſſung ſich in einem abgeſonderten Kerker befanden. Schon nahte die Mitternacht und ſie ſprachen noch von der alten Burg am Rheine, von Nonnenwerth und der Schweſter Agneſe, als der dumpfe Schlag auf ein ehernes Becken ihnen ſagte, Mitternacht ſey vorüber und der Tag ihres Todes beginne. Mit dem letzten Schlage erhob ſich der Komthur von ſeinem Sitze, ſah mit verklärtem Antlitz zum Himmel, ſo daß er beim Schein der ärmlichen Lampe einem Petrus glich, der den Himmel offen und ſeinen Gott, mit ihm verſöhnt, vor ſich ſieht.

„So iſt die Stunde gekommen, wo ich mein Herz Dir öffnen darf," ſagte er bewegt, „ſo iſt mein thörichter Eid gelöſt: Zur Büßung meiner Sünden dem Herrlichſten der Erde bis zum Tage meines Todes zu entſagen. — Wiſſe Werner, Du ſollſt nicht eine älternloſe Waiſe ſterben, ſollſt dort in jenen lichten Höhen, Vater und Mutter erkennen, ſollſt in Deiner Todesſtunde an der Bruſt Deines Vaters ruhn! Komm mein Sohn!" rief er die Arme nach ihm ſtreckend. „Ich bin Dein Vater, Agneſe war Deine Mutter!"

„Drei und zwanzig Jahre habe ich gedarbt," fuhr er

dann fort, nachdem der Sohn lange an seiner Brust geruht, „habe im Geiste tausendmal die Arme nach Dir ausgestreckt, und sie durften sich nicht heben Dich zu umfangen. Meinen Sohn sah ich vor mir und durfte ihn nicht an die Vaterbrust schließen, mein Kind wandelte fromm und ehrbar vor meinen Augen, und ich durfte ihm nicht sagen: Komm her mein Sohn, fühle wie das Vaterherz schlägt! — Jahre lang habe ich nach diesem Labetrunke geschmachtet, und erst in der Todesstunde darf ich den Becher, den ich tropfenweise geschlürft hätte, an meine durstigen Lippen setzen, um ihn auf einen Zug schnell zu leeren, damit mich der Tod nicht dabei ereilt. Doch Gott sey gedankt, daß uns der Tod vereint trifft."

„Gelobt sey Gott!" sagte Werner, den Alten mit Heftigkeit an sich drückend. „Nun wird mir der Tod leicht, da meine Sehnsucht, meine Ahnung erfüllt ist. — Mein Herz hat mich nicht betrogen; ehe ich noch wußte, daß Euch ein Sohn geboren war, fühlte ich schon kindliche Liebe und Ehrfurcht für Euch, seit jenem Tage, wo Ihr mir von Eurer Jugend erzähltet, war es mir immer, als müsse ich Euer Sohn seyn, doch Euer Schweigen ließ mich an meinem Glücke zweifeln."

„Ich mußte schweigen, dies gebot mir der Meister. Du hättest ja als mein Sohn nicht können in den Orden aufgenommen werden, deshalb dies Geheimniß. — Doch nun laß uns die letzten Stunden noch recht genießen, für das was wir entbehren mußten, mit den letzten Augenblicken geizen. Gott wird es mir verzeihen, sind doch die Vaterfreuden das herrlichste Gebet, die Freudenthränen eines Vaters das herrlichste Opfer! Bleib nur an dieser Brust,"

bat er, ihn immer feſter an ſich drückend, „trenne Dich keinen Augenblick mehr von mir. Ach dürften wir uns nur im Tode nicht trennen.“

„Ich umfaſſe Euch mit ſtarkem Arme und verlaſſe Euch nicht!“ rief Werner, den Vater ſo feſt an ſich drükkend, als ſtänden die Schergen ſchon bereit, ſie aus einander zu reißen.

„Zu Roß müſſen wir ſitzen, mein Sohn, gewappnet wie zur Schlacht. Dann ſprengen wir in die Flammen, Du hier, ich dorthin, ſo trennt uns die Spanne Leben, doch bald hat uns der Tod wieder vereint.“

„Der Tod vereint!“ wiederholte Werner vor ſich hin. — „Ja der vereint. — Ob ſie wohl wird zugegen ſeyn?“

„Denkſt Du in dieſer heiligen Stunde an ſie?“ erwiederte der Alte, den dieſe Frage tief geſchmerzt hatte.

„Ich ſehe den Holzſtoß vor mir, an deſſen Fuß ich Euch umſchlungen,“ fuhr der Ordensbruder wie träumend fort. — „Da ſteht ſie mir gegenüber, winkt, und ich ſtürze mich jauchzend in die Flammen — Denn der Tod vereint!“

„Der Tag bricht an,“ ſprach der Vater ernſt. „Die Morgenröthe mahnt zum Gebete, wende Dein Auge zu Gott, vor deſſen Richterſtuhle wir bald ſtehen werden, blicke nicht in das Irdiſche zurück.“

Vater und Sohn knieten. Mit lauter, feſter Stimme ſprach der Alte ſein Gebet, mit tiefer Wehmuth, doch nicht bebend, ſprach es der Sohn mit ihm, und als ſie geendet, ſich vom Gefühl überwältigt in die Arme ſanken, raſſelte die Thür des Kerkers auf. Heidniſche Prieſter traten mit

Dienern, die ihre Rüſtungen und den Ordensmantel brachten, herein. „Wappnet Euch, Ihr den Göttern Geweihte, die Pyculus in ſeine Wohnung aufnehmen wird, Ihr werdet den bleichen graubärtigen Greis ein Leichentuch um ſein Haupt gewickelt, mit hohlen Augenhöhlen Euch anſtarren ſehen, beugt Euch vor ihm und bittet ihn auch uns bald abzurufen.“

Dies ſagend wandten ſie ſich zu den Dienern. „Thut, wie wir Euch befahlen. Wenn das Zeichen das erſtemal tönt, haltet Euch bereit!“ Dann verließen ſie das Gefängniß.

Freudigen Muthes, der nur dem Chriſten in der Todesſtunde wird, wappneten ſich die Ordensbrüder, warfen den Mantel um, küßten das heilige Kreuz, ſchloſſen ſich noch einmal in die Arme, und als das Zeichen der drei Schläge ertönte, ſtanden ſie bereit. — Als das Zeichen das zweitemal erſchallte, hörten ſie draußen das Wiehern der Roſſe. „Dies iſt nicht das Wiehern meines Rappen,“ ſagte der Komthur traurig, „der ruht in dem Walde an der Rudau, und kann mich heute nicht dem Tode entgegen tragen.“

„Kommt!“ ſagte einer der Diener, „man wartet auf Euch!“ Die Ordensbrüder traten heraus, ſchon ſtanden die andern Brüder wie zum Kampfe gerüſtet, doch ohne Lanze und Schwert, neben ihren Roſſen. Der Komthur und Werner gaben den Brüdern den Friedenskuß, dann beſtiegen ſie ihre Roſſe und erwarteten das Zeichen zum Tode.

25.

Das Volk hatte sich seit Anbeginn des Tages auf dem großen Platze vor der Wohnung des Kriwe versammelt, und Olgerd und Kaystut, Vernuta in ihrer Mitte, traten mit ihrem Gefolge aus der Wohnung der Fürsten, gingen unter lautem Jubel des Volkes nach dem den Göttern geweihten Platze, und bestiegen das für sie festlich geschmückte Gerüst.

Vernuta hatte anfangs ihrem Gemahl nicht hierher folgen wollen. Dieses Fest zur Versöhnung der Götter mußte ihr Gräuel seyn, mehr noch graufete ihr vor dem Schauspiele, das sie dort zu sehen fürchtete, und Kaystuts heiliges Versprechen, es werde kein Opfer fallen, eher wolle er sich in dem Blute der Priester baden, konnte sie nicht ganz beruhigen; eine traurige Ahnung hatte sie ergriffen. Bald glaubte sie, Kaystut könne sie hintergehen, bald fürchtete sie, wenn er den Ordensbruder retten wolle, würde er sich selbst der Gefahr aussetzen, von dem, durch die Waidlotten, selbst durch Olgerd aufgeregtem Volke ermordet zu werden, und nur die Vorstellung ihres Gemahls, daß ihre Abwesenheit das Volk erbittern, und den Priestern leichtes Spiel machen würde es aufzuregen, hatte sie bewogen ihm zu folgen. Sie betrat mit qualvoller Angst das blutgetränkte Feld, die Hoffnung schien mit jedem Schritte sie mehr und mehr zu verlassen.

Als die Fürsten ihre Sitze eingenommen, schlug ein Waidlotte dreimal auf das große eherne in der Mitte des Platzes stehende Becken. Eine heilige Stille erfolgte. „Der Kriwe befragt die Götter!“ rief er dann mit lauter

Stimme, „wage keiner den Vertrauten Percunnas zu stören.“ Das Volk warf sich auf die Erde, keinen Athemzug vernahm man, auf dem weiten menschenbedeckten Platze war es still wie auf einem menschenleeren Friedhofe; selbst die Fürsten hatten ihre Häupter gesenkt. Da weckten drei Schläge die wie im Todesschlafe liegende Menge, und mit dieser Erweckung vernahm man Hörner und Trompetenschall in der Ferne. Die zwölf Ordensbrüder, der Komthur an ihrer Spitze, kamen, von der Leibwacht des Oberpriesters umgeben, mit geschlossenen Visiren feierlich einhergezogen. Ihnen folgten, ohne rauschenden Trompetenschall, die Speerreiter Kayfluts.

„Was sollen auf diesem heiligen Felde Deine Krieger?“ fragte Olgerd den Bruder.

„Sie sind es, die das Heer vom Verderben retteten, Ihnen gebührt die Ehre, ihre unbesiegten Waffen von den Priestern zu neuen Siegen geweiht zu sehen,“ erwiederte Kayflut.

Da trat einer der Auserwählten der Waidlotten, gefolgt von einer bedeutenden Schaar der Priester an ihn heran. „Die Götter haben dem Kriwe milde Worte vertraut,“ sprach er, „doch bevor er sie Euch und dem Volke verkündet, sollen die Krieger sich von diesem heiligen Platze entfernen.“

„Sag dem Kriwe,“ erwiederte Kayflut, sich von seinem Stuhl erhebend. „Der Großfürst der Schamaiten ließe dem heiligen Dolmetscher der Götter ehrfurchtsvoll seinen Gruß entbieten und ihm sagen: Jene gewappneten Speerreiter, die muthigsten Krieger des Heeres, seyen hier, ihre Waffen zum neuen Kampfe weihen zu lassen. — Nicht

Percunnas der mächtige Donnergott, noch der Gott des Todes habe ſie zu fürchten, auch ſeine Diener nicht, die gerechten Waidlotten, die milden Vollſtrecker der Befehle der Götter. — Sie bleiben!" ſchloß er mit lauter, feſter Stimme, und ſeine Geſtalt ſchien bei dieſen Worten noch rieſenhafter. „Das Volk vernehme den Ausſpruch der Götter!" Er gab ein Zeichen, daß die Prieſter ſich entfernen möchten, die auch unter dem Murren des erſtaunten Volkes über des Fürſten Kühnheit, nach der heiligen Eiche zurückgingen.

„Kayſlut!" raunte ihm der Großfürſt Olgerd zu.

„Kein Wort, Bruder! bei Gedemins Aſche, kein Wort!" fiel ihm Kayſlut ſchnell in die Rede, „willſt Du nicht, daß Ströme Blutes fließen ſollen. Mich dünkt überhaupt, es gelte heute den Kampf, ob Prieſter, ob Fürſt höher ſtehe, darum laß mich walten, wenn Du keinen Muth dazu haſt." — Vernuta, das Auge nur auf die heranziehenden Ordensbrüder gerichtet, hatte wenig auf das Vorgegangene gehört, es würde ſie auch nur noch mehr geängſtigt haben; ihr Auge ſuchte Werner, und obgleich der Mantel ſeine Geſtalt, das geſchloſſene Viſir ſein Antlitz ihr verbarg, erkannte ſie doch ſein Streitroß wieder und ſomit auch ihn.

Jetzt mußten ſich die Ordensritter, ſtets den Komthur an der Spitze, vor dem mittelſten der Scheiterhaufen aufſtellen. Ein Haufen Waidlotten kam raſchen Schrittes mit Fackeln in den Händen, die ſie an Percunnas heiligem Feuer angezündet hatten, und vertheilten ſich ſo, daß bei jedem Scheiterhaufen zehn Prieſter ſtanden; ſo erwarteten ſie blutdürſtig ihre Opfer. Aller Augen waren auf die

heilige Eiche gerichtet, durch deren Zweige rauschend der Nordwind fuhr. Da trat der Aelteste der Auserwählten aus dem Heiligthume hervor, und bestieg den Holzstoß, von welchem die Priester zu dem Volke zu reden pflegten.

„Fürsten, Edle und Völker von Lithauen und Schamaiten!“ begann er. „Der Kriwe, Euer Herr, ist noch mit den Göttern in Unterhaltung begriffen; er läßt Euch daher durch mich den Ausspruch der Götter verkünden. Nur eines der Opfer soll fallen, so sprachen die Götter; dies genüget den Milden, denn ihr Zorn ist verraucht, sie blicken wieder gnädig auf uns nieder.“ — Das Volk begann bei diesen Worten unruhig zu werden, ihm war das Schauspiel zu klein, des Blutes zu wenig. „Wagt Ihr gegen den Ausspruch der Götter zu murren?“ rief der Waidlotte zornig. „Soll Percunnas seine Blitze unter Euch schleudern?“ Das Volk schwieg; tiefe Stille, die nur das Wiehern der Rosse unterbrach, trat jetzt ein.

Da nahte sich der Auserwählte den Gefangenen. „Die Götter üben Milde an Euch, nur ein Opfer verlangen sie, die übrigen mögen dann in die Knechtschaft ihrer Sieger zurückkehren. Das Loos entscheide, wer der Glückliche ist, den die Götter erwählen.“

„Genügt den Göttern an einem Opfer, nun so mögen sie mich nehmen, ich weihe mich freiwillig dem Feuertode!“ rief der Komthur. „Was bedarf es hier weiter des Looses!“

Der Waidlotte sah an dem alten Manne verächtlich lächelnd auf. „Bock und Stier, die wir zum Opfer wählen, müssen ohne Fehl seyn, und Dir mangelt ein Bein, deshalb bist Du zu schlecht, den Göttern zum Opfer zu

dienen. Uebrigens muß das Loos entscheiden; das Todesloos bezeichnet den, den sich die Götter erwählen."

Während ihm ein anderer Priester die irdene Todesurne reichte, fragte er. „Wer ist der Jüngste unter Euch? der ziehe zuerst."

„Der bin ich," sprach Werner von Windecken sein Visir aufschlagend.

„So greife in die Urne, nimm Dein Loos, die Götter mögen Deine Hand führen." — Während er auf den Ordensbruder zuging bebte Vernuta. — „Er zieht das Todesloos," sagte sie leise zu ihrem Gatten, der kein Auge von dem Priester gewendet, gedankenlos erwiederte. „Ich glaube es selbst."

„Brich das Stäbchen entzwei," sagte jetzt der Priester, da Werner ein Loos aus der Urne ergriffen. „Ist das was es verschließt, rosenfarben, verachten Dich die Götter, ist es schwarz, so bist Du der Glückliche den sie wählen."

Mit fester Hand brach Werner das Stäbchen aus einander, eine schwarze Kugel rollte heraus.

„Percunnas sey gesegnet!" rief die Menge, während Kayslut, nicht um die erbleichende Vernuta sich kümmernd, schnell seinen Platz verließ, sich auf das bereit stehende Roß schwang, und durch die staunende Menge hin zu dem Priester sprengte, der im Begriff war das Zeichen zu geben, den Holzstoß anzuzünden.

„Hier waltet ein Irrthum ob!" rief er, rasch die Urne ergreifend, dem Priester zu. „Einer der Schutzgeister, welche die Götter öfter den Menschen zur Warnung sen-

den, flüſterte mir zu: Giltine*) habe ihr tödtendes Gift in die Urne geträufelt, und ſo das Leben in Tod verwandelt. — Seht her!" Er nahm ein Loos heraus, zerbrach es, und eine ſchwarze Kugel rollte vor ihm nieder, er öffnete ein zweites, auch dies war ein Todesloos, und ſo Alle.

„Dank Euch, Fürſt, Liebling der Götter!" ſagte der Auserwählte der Waidlotten mit ſchneller Faſſung, „daß ſie Euch durch Euren Schutzgeiſt wiſſen ließen, daß die Unheilbringende ihr Gift in die geweihte Urne geträufelt habe. Der Wille der Götter iſt dadurch zweifelhaft geworden, noch einmal mögen ſie entſcheiden!" Er ſchritt ruhig lächelnd nach der heiligen Eiche zurück.

Bernuta lebte bei dieſen Worten auf, das Blut ſtieg wieder in ihre bleichen Wangen, ſie ſah bald auf ihren Gatten, der ruhig und allein mitten unter dem Volke, vor den eiſernen Männern hielt, die bewegungslos unter den ſie umgebenden Prieſtern hielten, bald auf Gaſtold, der wie ſein Herr ein Roß beſtiegen hatte, und an den Reihen der Speerreiter herunter ritt.

Der Prieſter kehrte aus dem Heiligthume zurück, hob die blutbeſprengte Todesurne hoch in die Höhe. — „Heiliges Opferblut hat ſie benetzt!" rief er, „Giltinens Gift iſt nun machtlos! — Wer iſt der älteſte unter Euch?" wandte er ſich jetzt zu den Ordensbrüdern.

„Der bin ich!" erwiederte der Komthur.

„Du biſt den Göttern zu ſchlecht," ſagte der Prieſter, ihm den Rücken wendend, und ging an ihm vorüber.

---

*) Giltine, die Todesgöttin.

„Elender!“ rief der Komthur und hob den wehrlosen Arm; doch besann er sich schnell, mäßigte seinen Zorn und ließ den Priester ungehindert gehen, der sich auch wenig um seinen Grimm zu kümmern schien.

„Wer ist der Aelteste unter Euch?“ fragte er zu dem ersten Ritter tretend.

„Wir stehen nach unserm Alter geordnet, wie es bei uns Gebrauch ist,“ erwiederte dieser.

„So nehmt Euer Loos, rosenfarbig ist das Leben, schwarz der Tod.“ — Der Ritter zog, ein Lebensloos ward ihm zu Theil, so dem zweiten, so dem dritten. Da ritt Kayflut näher und kümmerte sich wenig um das dumpfe Murren des Volkes, welches die zornigen Blicke der Priester wohl bemerkte, die sie auf Kayflut wandten, da er sie in ihren Verrichtungen störte, und das Volk durch Gebehrden des Unwillens aufzuwiegeln suchten. Er sah scharf beobachtend in die Urne, und als auch das eilfte Loos gezogen und ein Lebensloos war, und nur noch das Todesloos darinnen seyn konnte, rief er zornig. „Haltet ein, hier ist Betrug! Gebt mir die Urne!“ Der Priester gab sie ihm mitleidig lächelnd und Kayflut bemerkte dabei eine rasche Bewegung seiner Hand. „Hat Euer Schutzgeist Euch wieder Neues berichtet?“ fragte der Priester, und als Kayflut in die Urne blickte, sich zu überzeugen ob noch ein Loos darin sey, sagte der Waidlotte mit furchtbar zornigem Blicke. „Störe nicht durch Unglauben das heilige Werk, frevle nicht und wecke nicht den Zorn der Götter!“ Da gab ihm Kayflut die Urne zurück, denn ein Loos lag noch darin, er konnte den Betrug nicht aufdecken, obgleich er überzeugt war, nur Lebenslose waren

in der Urne, das Todesloos war zuletzt hineingeworfen worden.

Olgerd oder der Kriwe mußten dies bewerkstelligt haben, das war ihm gewiß; der Tod des Ordensbruders war, ihn und Bernuta zu verwunden beschlossen, nur noch mit dem Schwerte in der Faust Rettung möglich. Er warf, während der Ordensbruder mit ruhiger Hand das sichere Todesloos faßte, einen zornigen Blick auf Olgerd, und erst als das Volk jauchzte und rief. „So muß er doch sterben!" wandte er den Blick auf den Bruder, und rief mit lauter zorniger Stimme durch das Gebrüll des Volkes. „Und er soll nicht sterben!"

Bei diesen Worten kehrte der Muth in Bernutas Herz zurück; nie hatte sie ihren Gatten so geliebt, nie ihn so geehrt, als in diesem Augenblicke, wo er mitten unter die Menge sprengte und mit seiner starken Stimme rief. „Ihr Edlen Lithauens, Du mein treues Volk der Schamaiten! die Ihr alle mit mir gekämpft, geblutet, Noth und Elend, Glück und Unglück getheilt, die mit mir Ihr Schwert zum Schutze Ihres Heerdes und Ihrer Götter gezogen, die Ihr mich oft Euren Fürsten, öfter noch Euren Vater nanntet, hört mich, hört auf mein Wort! Jener Ordensbruder, der dem Flammentode geweiht werden soll, hat Euren Fürsten, Euren Vater seine Gefangenschaft versüßt, ihn wie einen Freund sorglich behandelt, und mein Schwert hat ihn durchbohrt. Hört es, Völker Schamaitens, schon einmal weihte ihn diese Hand dem Tode und die Götter beschützten ihn, so mögen sie ihn auch jetzt durch diese Hand beschützen. Soll der Mann, der Freund Eures

Fürsten sterben, hier unter meinen Augen sterben? Nein, das wollt Ihr nicht!"

„Er sterbe!" riefen die Priester, „die Götter gebieten es!" — „Er sterbe!" hallte im tausendfachen Echo im Volke wieder.

„Kennt Ihr Thoren Kaystut nicht besser?" rief er zornentglüht, zog sein Schwert, sprengte alles vor sich niederreitend aus dem Gedränge, und als sein blitzendes Schwert sich erhob als Zeichen, begannen die Trompeten zu schmettern, die zweitausend Speerreiter senkten ihre Lanzen, des Winkes ihres Führers gewärtig, der ihnen entgegen sprengend, mit lauter Stimme ihnen zurief. „Hierher meine Kriegsgenossen, hierher zu Eurem Feldherrn!" —

Da hob sich in diesem entscheidenden Augenblicke der Vorhang, der das Heiligthum dem Auge des Volkes verbarg, Percunnas Bild mit glühender Wange, krausem Barte und flammendem Haupte ward sichtbar, und der wilde aufgeregte Hause, nicht mehr der Gefangenen, nicht mehr der Speerreiter gedenkend, warf sich vor seinem Götzen auf das Antlitz zu Boden. Die Reiter hielten die Rosse an, erhoben die gesenkten Speere, und zu gleicher Zeit trat ein ehrwürdiger Greis, der Kriwe, der sich schon seit mehreren Jahren dem Anblicke des Volkes entzogen, aus dem Heiligthume hervor. Der Vorhang rollte hinter ihm nieder und von den Waidlotten bis an den Fuß des für ihn geweihten Holzstoßes geleitet, bestieg er ihn, und alsbald gaben die Becken das Zeichen. Das Volk erhob sich nun mit stiller Andacht, die Worte des mächtigen Oberpriesters zu vernehmen.

„Fürsten und Völker von Lithauen!“ sprach er. „Ich, ein wankender Greis, trete unter Euch, das Wort des Friedens zu verkünden. Fürst und Volk haben sich den Göttern gleich werth gemacht. Dieser tapfre Fürst, das Schild Lithauens, hat die Prüfung bestanden, welche die Götter seinem edelmüthigen Herzen auflegten, er hat den Freund, dem er verschuldet war, mit seinem Leben retten wollen. Das Volk hat, indem es den Ausspruch der Götter ehrte und vollstreckt wissen wollte, gezeigt, daß es der Religion seiner Väter getreu, den Dienern der Gottheit gehorsam sey. Beide, Fürst und Volk haben den Göttern genügt; die Prüfung ist vorüber.

Noch einmal wird das Loos, aber jetzt unwiderruflich, entscheiden. Lege selbst die Loose in die Urne, Fürst der Schamaiten, so wollen es die Götter, die Deine kräftige Faust zu dieser heiligen Handlung wählen, und reiche sie den Gefangenen, daß sie daraus Leben oder Tod ergreifen. Zaudre nicht! Wo die Götter befehlen, gehorche der Mensch; wo diese Starken gebieten, ist auch die Kraft des Stärksten ein leiser Westhauch gegen den Flügelschlag des Sturmes. Nimm und vollbringe, was die Götter Dir durch mich geboten.“

Kayſtut, einen neuen Fallstrick befürchtend, ergriff die verhängnißvolle Urne, untersuchte die Loose genau und legte sie hinein, dann sich vor dem Kriwe neigend, sprach er. „Ehrwürdiger Herr und Vater, ich thue wie Du mir geboten,“ und begab sich, von zwei Waidlotten begleitet, zu den Gefangenen, die immer noch mit ernstem Schweigen unverrückt auf ihren Rossen saßen, während die Priester von allen Holzstößen herbeieilten, und mit ihren bren-

nenden Fackeln in der Hand, den zum Opfer bestimmten Holzstoß umgaben.

Vorsichtig schüttelte Kaystut die Loose, überdachte noch einmal, ob wohl irgend ein Betrug statt finden könnte, warf einen Blick voll Zuversicht auf Vernuta, dann bot er dem Ersten der Ordensbrüder die Urne, der ein Lebensloos zog, der Zweite gleichfalls, an dem Dritten ging er vorüber und reichte sie dem Vierten, dann dem Siebenten, keiner zog das Loos des Todes. Da begann Kaystut zu bangen, er trat rasch vor Werner. „Freund, ich that was ich vermochte," sagte er halbleise. „Dein Gott möge Deine Hand führen." Nicht ohne sichtbare Bewegung reichte er Werner die Urne, und als dieser hineingriff, blickte die Menge erwartungsvoll, kein Laut, kein Athemzug verkündete, daß Tausende in quälender Unruhe standen. Nur der Sturm, der sich erhob und wie eine Windsbraut durch die heilige Eiche fuhr, brauſete über die Versammlung hin.

Das Loos war gezogen; ohne Zittern brach der Ordensbruder das Stäbchen, die schwarze Kugel rollte heraus. —

„Gott will es, Fürst!" rief der junge Ordensbruder Kaystut zu, der eben den Speerreitern das Zeichen zum Anrücken geben wollte. „Ehre seinen Willen! — Oft bat ich im stillen Gebete, vor ihrem Angesichte sterben zu können, mein Gebet ist erhört. Leb' wohl, Vater! lebt wohl, meine Brüder! Gott sey meiner Seele gnädig!" Dies sagend wendete er sein Roß, sprengte über die Brücke den Scheiterhaufen hinauf. Die blutdürstigen Priester zündeten mit hundert Fackeln — und ehe sich Kaystut von

seinem Erstaunen erholt, ehe noch das Streitroß festgebunden werden konnte, schlugen die Flammen hell auf. „Gelobt sey Jesus Christus, mein Heiland!" hörte man ihn beten, dann war es still.

Trauer erfüllte alle Gemüther, selbst der roheste Heide, selbst die Priester blickten theilnehmend in die Flammen und ihre Jubellieder verhallten. Der Komthur warf das Visir zurück, wandte sein Roß und sah mit freundlichem Lächeln in die aufwallende Gluth. „Du wolltest mich mit starken Armen halten, mein guter Sohn!" sagte er freudig. „Halte den Alten fest mein Werner!" Er drückte bei diesen Worten dem Rosse die Sporen in die Weichen, sprengte unter lautem Wehgeschrei der Menge die Brücke hinauf; sein Roß bäumte sich, wollte zurück, er aber trieb es an, es that einen mächtigen Sprung — die Flammen verschlangen Vater und Sohn.

Noch prasselte das Feuer, noch starrte die Menge ob dieses Heldentodes, da ritt Kaystut langsam zurück, seine Speerreiter folgten, doch schwiegen die Trompeten, und waren die Lanzen nicht gesenkt. Als er sich dem Gerüste der Fürsten nahte, trug man die bleiche Gattin hinweg. Eine Thräne rollte über seine Wange, dann trat er zu Olgerd. „Du folgst mir und gehst nicht von meiner Seite, oder ich bohre Dich hier vor versammeltem Volke nieder," raunte er ihm mit unterdrücktem Grimme zu. „An ihr Leben ist das Deine gebunden." Olgerd folgte und wagte es nicht, sich in dieser Stimmung dem Wüthenden zu widersetzen.

26.

Das Leben kehrte in Vernuta zurück, nicht die Freude. Wenn die Sonne in Westen, ein Gluthmeer, sich hinter die Wälder senkte, da schauderte sie bei diesem Anblicke zusammen, und glaubte die Flammen zu sehen, die den treuen Freund, den frommen Ordensbruder verzehrten. Die Saiten ihrer Harfe sprangen unberührt, freudelos war ihr fortan das Leben, der hohe Schwung ihres Geistes gelähmt.

Kaystut schloß bald mit dem Orden einen Waffenstillstand, doch das Feuer des Krieges brach schnell wieder los. Die Ordensbrüder drangen bis Wilna vor, und Olgerd sah seine Residenz verwüstet; kurz darauf starb er; Jagello ward sein Nachfolger. — Bald entzweiten sich Neffe und Oheim; Jagello fiel in Kaystuts Hände, auf Bitten seines Sohnes Witold ließ er ihn frei. Da verband sich Jagello mit dem Orden; Kaystut zog ihn zu strafen vor Treki. Jagello eilte mit dem Ordensheere herbei, lud Vater und Sohn zu einer friedlichen Unterhandlung ein, ward wortbrüchig und ließ Beide in Ketten werfen; Witold entfloh durch Hülfe Vernutas, Kaystut ward zu Wilna im Gefängnisse ermordet. Lange überlebte ihn Vernuta nicht, die den fürstlichen Glanz theuer mit der Ruhe ihres Herzens bezahlen mußte.

Der Zweikampf.

1.

Unfern Neuſtadt's an der Hard, liegt die Burg Spanberg auf hohem, mit Gebüſch und einzelnen Eichen bewachſenem Felſen, an deſſen Fuße der Speierbach ſich rauſchend über Felsſtücke herabſtürzt, um ſich bald in das Bett des majeſtätiſchen Rheines zu verlieren. Er bildet hier eine tiefe, von Buchen und Eichen beſchattete Schlucht, deren üppiges Grün, wenn die Sonne ſich ſenkt und es zu dämmern beginnt, das Wild einladet, hier zu graſen und ſich in den kühlen Fluthen zu erquicken. Ungefähr tauſend Schritte von der alten, nun ſchon längſt verfallenen Burg, bildet ſich längs der Schlucht, da wo der Speierbach am wildeſten herabſtürzt, ein kleines freundliches Thal, das ſich ſanft die Höhe hinanzieht und von breitäſtigen Kaſtanienbäumen beſchattet wird.

Unter dieſen Bäumen hatte ſich ein alter Kriegsknecht ein Hüttchen gebaut, um ſeine Sünden in Abgeſchiedenheit von der Welt zu büßen, und ſeine noch wenigen Tage im frommen Gebete zu verbringen. Der Herr der Burg

und die an dem Hardgebirge ſich Angeſiedelten ſorgten für ſeinen Unterhalt, und glaubten in ſeinem Gebete und ſeinen Prophezeihungen ſattſame Zahlung für ihre, oft karge Gabe zu erhalten. Es war ein liſtiger, verſchlagener Alter, der den Aberglauben ſeiner Landsleute wohl zu benutzen verſtand.

An einem heißen Nachmittage ſah man der Klauſe gegenüber, auf ungebahntem Wege, einen Kriegsmann und eine Dame, von einem jungen Knappen, mehreren Frauen und wohlbewaffneten Knechten begleitet, ihre Pferde am Zügel führend, die Höhe herab, grade auf die Einſiedelei zukommen. Der Anführer ſchien ein vornehmer Herr zu ſeyn; ein ſchön geſtickter dunkelfarbiger Wappenrock barg den ſtählernen Panzer, ein Strauß Reiherfedern gab ſeinem Barret ein keckes Anſehen, und ſein ſtolzes Pferd tanzte wiehernd neben ihm her; ſein ganzes Anſehen ließ eher glauben, er wolle zum Banket gehen, als daß er ſich auf einer langen Reiſe befinde. Die Dame aber war in Reiſekleidern; ein ſchwarzes Ueberkleid deckte ihre ſchlanke Geſtalt, und ein Kopfputz von gleicher Farbe, mit Straußenfedern geſchmückt, erhob ihre Schönheit, ohne ſie jedoch gegen die Gluth der Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Der ihr folgende Knappe, wohl kaum zwanzig Jahre alt, hatte ein keckes, munteres Anſehen, war ſorgfältig und reich gekleidet, und beſorgt, die Dame möchte auf dem ungebahnten, ſteinichten Wege ſtraucheln, hatte er nur Augen für ſie. Die Knechte ſchienen brave Haudegen zu ſeyn.

Als die Reiſenden die Höhe herabgeklimmt waren, eilte der Knappe nach der Klauſe voraus und pochte an. „Ehrwürdiger Bruder, macht auf!“ bat er, ſein Ohr an

die Thür legend, da Niemand ihm antwortete. „So macht doch auf!“ rief er gleich darauf. „Eine Dame ſteht draußen, eine fremde, ſchöne Dame!“ aber Niemand ſchien ihn zu hören, viel weniger zu beachten; ungeduldig kehrte er um und band ſein Roß an eine junge Birke. „Ihr müßt nun heute mit den Gaben unſers Querſackes, und dem Quellwaſſer, das hier aus dem Felſen ſehr ſparſam tröpfelt, vorlieb nehmen, edle Frau,“ ſagte er mit fröhlicher Laune, „denn den letzten Krug Wein hat der Tölpel von Jaquinot im Vorbeijagen an einer Eiche zerbrochen.“

„Schweig, unnützer Schwätzer!“ unterbrach ihn Herr Claude de Batre, einer der berühmteſten Ritter am Hofe Karls des achten von Frankreich. „Jaquinot wiegt ſechs ſolche auf wie Du biſt.“

„Das glaube ich, geſtrenger Herr! Dem Gewichte nach mögt Ihr Recht haben.“

„Kein Wort weiter, Conſtant!“ unterbrach ihn die Dame, und der ernſte Blick ſchmerzte ihn vielleicht noch mehr, als das harte Wort.

Halb brummend, halb ſingend kehrte er zu ſeinem ſcheckigen Roſſe zurück, ſtreichelte es, und bald dieſes, bald die Dame anblickend, ſang er vor ſich hin:

„Und wär keine Blume auf Erden mehr
Zög' ich ſchnell nach dem Paradies,
Und ſuchte dort ſorgſam die Kreuz und die Queer
Die Blume, die Sie mir verhieß.
Ich würde ſie finden, ich würde ſie brechen,
Und ſollte ihr Dorn auch blutig mich ſtechen.“

„Es iſt verdrießlich, daß der Klauſner nicht zu Hauſe iſt," unterbrach Meſſire Claude den Geſang.

„Und was könnte es Euch nützen?" fragte die Dame. „Warum ſind wir überhaupt hier vom Wege abgegangen?"

„Es iſt ein frommer Mann und mit dem Geiſte der Wahrſagung begabt," erwiederte der Ritter. „Von der Maas bis zum Rheine iſt er bekannt, und Jung und Alt wallfahrtet zu ſeiner Klauſe."

„Alſo wir ſind deshalb den ſteilen Felſen herabgeklimmt?" ſagte die Dame lächelnd. — „Und warum ſoll er Euch die Zukunft aufdecken? Eures Kampfes wegen? — O Herr Claude, ruht das Vertrauen nicht in Eurer Bruſt, wird der Ausſpruch des Einſiedlers Euch wahrlich nicht zum Siege führen."

„Wenn Ihr es erlaubt, Dame, ſo weilen wir hier bis er kömmt," ſagte der Ritter, ohne ſich auf eine weitere Erörterung einzulaſſen. — Die Dame nickte bejahend. — „Bernhard, packe das Maulthier ab, wir wollen hier ausruhen," befahl jetzt der Ritter einem der Diener, „und Du Conſtant, breite die Decken aus, daß ſich die Dame bequem ausruhen kann, und ſorge dann für ihren Zelter."

„Das mag Jaquinot thun," unterbrach ihn der Knappe.

„Bube!" rief der Ritter heftig aufſpringend.

„Herr Claude," ſagte der Jüngling mit verbiſſener Wuth und errang ſich nur mit Mühe Faſſung. „Wer meinem Vater ſagen würde, ſein Sohn Conſtant ſey ein Bube, den würde er einen elenden Lügner geſcholten, und ihm den Fehdehandſchuh in's Geſicht geworfen haben."

„Was kümmert mich Dein Vater, weiß ich doch nicht einmal wer er iſt.“

„Ueberdies,“ fuhr Conſtant fort, „diene ich dieſer Dame als Page ſo freiwillig, wie Ihr Euch ihrem Dienſte als Ritter geweiht habt, deshalb bitte ich mich mit mehr Schonung zu behandeln, Herr Claude, denn was ich bisher aus Rückſicht für meine Herrin von Euch erduldet habe, erdulde ich ferner nicht mehr.“

„Auch ich bitte Euch, Herr Ritter,“ nahm die Dame ſchnell das Wort, „meinen Pagen mit mehr Achtung zu behandeln als bisher. Er iſt aus einem alten, wenn auch verarmten Geſchlechte, und mir freiwillig gefolgt.“

„Euer Wunſch iſt mir Befehl,“ ſagte Herr Claude zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit. „Ich werde Euren Schützling ferner nur als ſolchen, nicht als Euren Diener betrachten.“

„Thut dies, Meſſire!“ ſagte die Dame freundlich, zog den Handſchuh von ihrer Linken, und reichte dem Ritter ihre wunderſchöne Hand zum Kuß. Conſtant machte ſich nun, ein luſtiges Liedchen trällernd, an die Arbeit, breitete koſtbare Decken über die Raſenbank, öffnete den Querſack und holte den letzten Reſt des Vorrathes heraus, eilte mit dem vergoldeten Becher zum ſprudelnden Felsquell, füllte und reichte ihn der Dame knieend, die, nachdem ſie getrunken, das Haupt an den Stamm eines Kaſtanienbaums gelehnt, von Ritter und Pagen bewacht, ſanft einſchlummerte.

Herr Claude de Batre war wohl am Hofe des Königs von Frankreich der geſchickteſte Herr eine Lanze zu brechen und Schwert und Streitaxt zu führen; ſeinen Muth hatte er in ſo manchem Zweikampfe, und mehr noch als dies, in

der Schlacht von St. Aubin bewiesen. Von mehr als gewöhnlicher Größe, mit außerordentlicher Kraft ausgestattet, durch stete körperliche Uebung gewandt, war er in allen Turnieren Sieger geblieben und sein Ruf durch alle Lande erschollen. Aber so stark und kraftvoll er den Männern gegenüber auftrat, so schwach stand er neben. Adelaide von Monbusson, der zwanzigjährigen Wittwe eines Grafen aus der Bretagne, der wegen seiner Anhänglichkeit an den Herzog von Orleans nach den Niederlanden hatte flüchten müssen, und dort gestorben war. Jung und schön war sie an dem Hofe Anna's von Bretagne, trotz ihrer Armuth die Perle, um die alle Ritter warben, jedoch schien sie mit der immer steigenden Gunst der Königin zufrieden, jedes andere Glück verschmähen zu wollen; man nannte sie deshalb nur am Hofe die stolze Wittwe. Da kehrte nach langer Abwesenheit Messire Claude von dem Heere nach dem Hoflager der Königin zurück, sah die junge Wittwe, trug im nächsten Turnier ihre Farbe, reichte ihr die Perlenschnur, die er als Preis gewonnen hatte, und weihte sich nun, nach der Sitte der damaligen Zeit, von nun an ganz ihrem Dienste. Aber auch der wirklich schöne, kraftvolle Mann, vermochte nicht durch seine Gestalt, nicht durch seinen Muth ihr Herz zu fesseln, sey es, daß die Anmuth seines Geistes nicht der Anmuth und Kraft seines Körpers glich, sey es, daß die Rückerinnerung an ihre erste unglückliche Ehe, sie von jeder ferneren Verbindung abhielt, sie wies seine Bewerbungen zurück. De Vatre aber blieb standhaft, trug stets ihre Farbe, zeigte sich überall als ihren dienenden Ritter, und mußte dadurch endlich das Herz der Dame erweicht haben, denn sie gab

plötzlich seinen Wünschen Gehör und versprach die Seinige zu werden, wenn er gen Worms zum Reichstage, welchen Kaiser Maximilian der erste dort ausgeschrieben hatte, zöge, und jeden der Ritter deutscher Nation, der den Muth habe ihm zu stehen, zum Zweikampfe auf Leben und Tod öffentlich auffordere und besiege; sie wolle ihm dann der Preis des Sieges seyn.

Am Hofe Karls des achten ging freilich das Gerücht, dies Alles sey auf Anstiften König Karls geschehen, Kaiser Maximilian, seinen Gegner, und die deutsche Nation durch diesen im Zweikampfe für unüberwindlich gehaltenen Ritter zu kränken, auch vermuthete man noch eine geheime Absicht, welche die strenge tugendhafte Anna von Bretagne bestimmt haben konnte, Adelaide von Monbuffon zu diesem Schritte zu bewegen. Daß diese den Ritter nach Worms begleiten wollte, war allen ein Räthsel, und die wohl unterrichteten Hofleute sahen darin nur ein Opfer, das sie der Königin brachte. Zwar fand sie dort mehrere Frauen ihrer Bekanntschaft, die ihren Männern dorthin gefolgt waren, sie konnte sich ihnen anschließen und durfte sich dort nicht dem Schutze des Ritters anvertrauen, aber demungeachtet blieb ihre Reise mit Herrn Claude jedermann räthselhaft.

Als sie ihr erstes Nachtquartier zu Meaux verließen, gesellte sich der junge Constant zu ihnen. Messire Claude war über diesen neuen Reisegefährten nicht wenig erstaunt, den die Dame seines Herzens gar wohl zu kennen schien. „Der Sohn eines Edlen aus der Provence, den mir die Königin sendet," sagte Dame Adelaide. Der Ritter, einen finstern Blick auf den jungen Mann werfend, schwieg,

ſagte aber doch ſpäterhin ſeiner Dame: „Mich dünkt es ſonderbar, daß die Königin glaubt, Ihr bedürftet eines andern Dieners als mich, und Euch einen ſolchen jungen Fant ſendet, der neben ſeinem Wehrgehenke das Band einer Laute trägt; ich dächte doch es wäre beſſer, Euer Page legte die Laute ab. Wir ziehen ſo ernſten Dingen entgegen, daß uns ſolch ein Troubadour aus der Provence zur Begleitung nicht ziemt.“ Conſtant hatte hierauf, zu ſeinem großen Verdruße, ſeine Laute ablegen müſſen, aber dem ungeachtet ſeine provencalen Lieder während des ganzen Weges geſungen.

In dieſer Stimmung waren ſie bis zur Klauſe gekommen, deſſen Bewohner vielleicht einem Sterbenden die Wallfahrt in jene Welt durch frommen Zuſpruch erleichternd, immer noch nicht heimgekehrt war; ſie hatten ſchon lange gewartet, als Adelaide erwachte. Herr Claude gab nun den Befehl, daß die Diener das Nöthige zur weitern Reiſe ordnen ſollten, und die Dame trat in Gedanken verſunken abwärts und überdachte mit trauerndem Antlitze ihr Geſchick; da trat Conſtant leiſe zu ihr und ſprach:

„Wenn auch ſchon der letzte Stern uns ſchwand,
Reicht uns doch die Hoffnung noch die Hand.
Auch den Muthigſten verläßt das Glück,
Darum aufwärts nur den Himmelsblick!“

„Guter Conſtant!“ ſagte ſie zu ihm, doch die Ankunft des Klausners unterbrach ſchnell ihre Rede. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ rief er ſchon in der Entfernung, ſeine Hand zum Segen hebend, ihnen zu. „Willkommen edler

Adelaide v. Montmorency

Herr, Willkommen edle Dame in meiner niedern Klause.“ Er löste bei diesen Worten den Schlüssel von dem Stricke, der sein wollenes Gewand umgab, und ladete sie ein, in die Hütte zu treten. Messire Claude folgte, Adelaide blieb zurück.

„Ehrwürdiger Herr!“ nahm der Ritter das Wort, indem er den kleinen, golddurchwirkten Beutel öffnete, der an dem Gefäße seines Schwertes hing, und eine halbe Zechine herausnahm. „Fändet Ihr Euch wohl bereitwillig, für diese kleine Gabe, mir Euren Segen zu meinem Vorhaben zu ertheilen, und mir den Schleier der Zukunft zu heben?“

Der Einsiedler, anfangs über diese sonderbare Weise einen Segen zu erhandeln, betroffen, schien die Münze, die in seiner Hand ruhte, zu wägen. „Nehmt sie ehrwürdiger Herr!“ fuhr Herr Claude fort, „es ist echt venetianisches Gepräge, und zur himmlischen Wallfarth muß man eben so gut den Seckel öffnen, als zur irdischen. Nehmt nur!“

„Der Herr sey mit Euch, wandelt Ihr auf frommen Wegen!“ sagte der Klausner, die halbe Zechine einsteckend, dann fragte er ihn. „Warum soll ich Euch die verschlossene Pforte der Zukunft öffnen, was wollt Ihr dort sehen?“

„Werde ich in dem Kampfe auf Leben und Tod, dem ich entgegen ziehe, Sieger seyn oder unterliegen?“ fragte nun der Ritter.

Der Bruder Klausner sah ihn starr an, schien seine Gestalt, jedes seiner Glieder zu messen, dann sagte er. „Werdet Ihr mit einem ebenbürtigen Gegner kämpfen, dann wird Euch sicher der Sieg.“

„Nichts weiter als dies!“ rief Herr Claude zufrieden.

Gegen einen, der ihm nicht ebenbürtig iſt, legte Claude de Batre noch nie die Lanze ein."

Als er dieſen Namen hörte, beugte ſich der Einſiedler vor dem Ritter. „Heil meiner Hütte, die heute die Krone franzöſiſcher Ritterſchaft unter ihrem niedern Dache weilen ſah; Glück und Segen mögen Euch folgen!" — Meſſire Claude, über dieſe Worte erfreut, öffnete ſchnell noch einmal ſeinen Seckel, und noch eine halbe Zechine rollte in des Klausners Hand, der ſie diesmal ohne Bedenken annahm.

Der Ritter trat nun mit ihm zur Frau von Monbuſſon heraus, die ſich mit dem Pagen unterhielt. „Entſchleiert auch dieſer ſchönen Frau ihre Zukunft," ſagte er dem Einſiedler, der, während die Dame es freundlich verbat, ſie ſcharf ins Auge faßte. „Edler Herr!" ſagte er dann. „Nur für Männer giebt mir der Himmel zuweilen die Gabe der Vorausſagung, das Auge der Frauen iſt nur ſelten der Spiegel ihres Herzens, darum kann ich auch nicht aus ihm die Zukunft leſen. Der Herr ſey mit Euch!" —

„Ach wäre dies ein Wort, das meine Zukunft enthüllte!" ſagte Adelaide raſch. „Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder. — Aber die Sonne ſenkt ſich ſchon hinter die Berge, Meſſire," wandte ſie ſich dann zu dem Ritter und winkte dem Diener ihren Zelter zu bringen. „Ich dächte wir ſetzten unſere Reiſe fort."

„Wie Ihr befehlt," erwiederte Herr Claude, empfahl ſich dem Klausner und ſetzte, einer Hoffnung reicher, einer Zechine ärmer, ſeine Reiſe fort, wo ſie dann bald nach Neuſtadt gelangten und am andern Tage in Frankenthal

eintrafen. Hier fand der franzöſiſche Ritter einen Bekannten, der Worms verlaſſen hatte und nach Lothringen heimwärts zog. Herrn Claude war es zu wichtig, über Worms Erkundigungen einzuziehen, er blieb deshalb den Abend bei dem Lothringer und zechte mit ihm worüber Dame Adelaide, die nun ohne ihn den Abend zubrachte, nicht ungehalten war, denn ihr ſchien das Geſpräch mit ihrem Pagen lieber zu ſeyn, als das Geſpräch des Ritters, der ſie nur von ſeinen Thaten oder ſeinem verwundeten Herzen unterhielt; beides langweilte ſie.

Auch heute hatte der Jüngling durch ſeine Lieder, die er gar anmuthig vorzutragen verſtand, ſeine Herrin aufgeheitert, und ſein Geſpräch ſchien kurz darauf eben ſo leicht ihren Unmuth zu verſcheuchen, wie der Geſang.

Dies führte ſie nach dem Hofe zu Paris, auf die Königin und den Herzog von Orleans, nachmaligem König Ludwig den zwölften, der erſt ſeit einigen Jahren ſeiner Haft entlaſſen war, und unvermerkt ging das Geſpräch auf die Dame ſelbſt über. „Aber ſagt mir nur, edle Frau," hob plötzlich der Page theilnehmend an, „wie kömmt es, daß unter allen Männern des Hofes keiner Euer Herz und Eure Hand gewinnen konnte, daß Ihr die ſchönſten, edelſten Ritter unbeachtet an Euch vorübergehen ließet, und Ihr noch ſtrenger als die Königin über Euer Herz wachtet, denn jedermann weiß doch, daß ſie dem Herzoge von Orleans noch gewogen iſt. Wie kommt es, daß Ihr endlich mit Meſſire Claude" —

„Schweig!" unterbrach die Dame ihren geſchwätzigen Pagen, ſtützte ihr Haupt auf den Schwanenarm und verfiel in Nachdenken. Conſtant ſah ſie lange unverwandt

an, dann ſeufzte er tief auf und ſang mit unterdrückter Stimme.

„Senke nicht Dein Haupt Du holde Roſe,
Oeffne Deinen Kelch dem Thränenthaue nicht,
Aus der Zukunft nächtlich dunkelm Schoße
Bricht hervor für Dich ein Himmelslicht,
Dir zur Wonne oder Qual, ich weiß es nicht! —
Aber lächeln mußt Du, wenn Dein Herz auch bricht!“ —

„Könnteſt Du dann lächeln, wenn das Herz Dir bricht?“ unterbrach Adelaide den Sänger.

„Ob ich das könnte? fragt Ihr mich. Ich lächle ja immer, und was in meinem Herzen vorgeht, wißt Ihr nicht — und ſollt es auch nie erfahren,“ ſetzte er mit einer Art Trotz hinzu.

Die Dame erröthete, nickte ihm freundlich zu und winkte, daß er ſich entfernen möchte. Conſtant gehorchte. „Und wenn auch ihr Dorn mich blutig ſticht,“ murmelte er vor ſich hin, — „die Roſe verlaß ich dennoch nicht!“

2.

Schon ſeit einigen Monaten waren die Fürſten und Herren deutſcher Nation und die Abgeordneten der Städte in Worms verſammelt, und noch war kein Entſchluß gefaßt. Die wie eine ſchwere Gewitterwolke heranziehende Macht der Türken und König Karls von Frankreich Einfall in Italien, waren, nebſt dem Landfrieden die Hauptpunkte, weshalb

Maximilian den Reichstag verſammelt hatte, und weshalb er, in ſteter Geldnoth, Hülfe an Geld und Mannſchaft von den Ständen verlangte. Wenn auch die Fürſten ſich meiſtens bereitwillig zeigten, ſo berechneten doch die Städte zu ſehr nur ihren, nicht der Nation Vortheil, um nicht jeder Geldbewilligung ſo viel Hinderniſſe als möglich in den Weg zu legen. Deshalb vermochte der römiſche König die verlangte unbedeutende Beiſteuer von 100000 fl. Rheiniſch von ganz Deutſchland nur erſt, nachdem er auf jede Stellung an Mannſchaft Verzicht leiſtete, nach langen Bitten und Unterhandlungen zu erlangen.

Ueber die Langſamkeit der Unterhandlung und den Kaufmannsgeiſt der Städte, denen er durch ſo manche Privilegien bedeutende Vortheile gewährt hatte, mit Recht aufgebracht, verlebte dieſer Fürſt, damals in der Blüthe des männlichen Alters, es war im Jahre 1495, ſehr langweilige Tage in Worms, und ſelbſt die Anweſenheit ſeiner jungen Gemahlin Blanca Maria, konnte ihm nicht den Aufenthalt angenehm machen, wo er von ſo wenigen Kriegsleuten umgeben, unter friedliebenden Fürſten und Rechtsgelehrten, ſich an ſtete Proteſtationen und Klagen gewöhnen mußte. Der einzige Herzog Albert von Sachſen, ſein Statthalter in den Niederlanden, und der neue Herzog Eberhard von Würtemberg, waren ſeine lieben Geſellen, mit denen der kampfluſtige Fürſt von Krieg und Schlachten reden konnte.

So ſich langweilend ſah er dem Ende des Reichstages mit Sehnſucht entgegen, aber überall ſtieß er auch jetzt noch auf Hinderniſſe; bald zögerten die Stände, den Herzog Albrecht, ſo wie es König Maximilian ihnen vorgeſchla-

gen hatte, als Obersten-Hauptmann des Bundesheeres zu bestätigen, und feilschten mit ihm um seinen Sold, bald trugen sie neue Beschwerden vor und drangen endlich, und dies wohl mit Recht, auf Feststellung eines allgemeinen Landfriedens in den deutschen Landen, ohne welchen sie nichts zu bewilligen drohten.

Maximilian sah die Nothwendigkeit dieses, das Eigenthum sichernden Friedens wohl ein, aber eben so wenig konnte es ihm entgehen, daß dadurch der Geist des Adels, damals die einzige Stütze kaiserlicher Gewalt, eine andere Richtung bekommen würde, denn die Ritterschaft stand noch allein freiwillig auf und folgte dem Reichsbanner, wenn Fürsten und Städte sich zur thätigen Hülfe nicht eher bereitwillig fanden, als wenn der günstige Augenblick vorüber war und die Hülfe zu spät kam. Zwar schon früher, bei den Lebzeiten seines Vaters, Kaiser Friedrich des dritten, mit dem Gange der Reichstage vertraut, konnte ihn diese bedächtige, alles hemmende Langsamkeit nicht verwundern, mußte ihn jedoch zu sehr langweilen, um ihm nicht den Aufenthalt in Worms unerträglich zu machen. Den Blick nach Italien gewendet, führte ihn seine Sehnsucht an der Spitze eines Heeres über die Alpen, den Franzosen entgegen, wo sein kühner, oft tollkühner Geist, sich neue Lorbeeren zu pflücken hoffen konnte.

Eines Tages, als er, seinen Unmuth zu zerstreuen, mit einem kleinen Jagdgefolge auf die Reiherbeize ritt, stieß er auf Herrn Claude, der seiner Dame vorausgeeilt war. Das stattliche Ansehen des Kriegsmannes mochte dem Könige aufgefallen seyn, denn nachdem er den Gruß des Ritters, der ihn nicht kannte, freundlich erwiedert hatte,

hielt er an, sah ihm nach und sandte einen Kämmerer hinter ihm drein, sich nach seinem Stande und Namen zu erkundigen. Er heiße Claude de Batre, sey ein Ritter vom Hofe Karls des achten, und man werde schon weiteres von ihm erfahren; dies war die Antwort, die er dem Kämmerer gab. Als der König sie vernahm, rief er zornig. „Hoffärtig wie alle Franzosen! Sicher kommt er nicht in guter Absicht hierher, denn was von dort kommt ist voller Trug und Falschheit!"

„Ihr habt schon manche traurige Erfahrung hierüber gemacht," sagte jetzt Herzog Albrecht, der ihm zur Seite ritt. „Wer entriß Eurem Sohn einen Theil seines Erbes, wer unterstützte die rebellischen Flanderer, als Frankreich? Wer will jetzt in Italien den Glanz der deutschen Kaiserkrone verdunkeln, als eben Frankreich?"

„Darum möchte ich auch ob Eurer Bedenklichkeiten verzweifeln," unterbrach ihn König Maximilian. „Berather, statt zu handeln, mit Kaufmannsgeist da, wo man das deutsche Herz in die Wage werfen sollte, das, bei Gott! noch schwerer wiegt als Gold, und feilscht um ein paar tausend Gulden, als ob das heilige römische Reich ein zerrissener Bettelsack sey, aus dem die letzte Brodrinde gefallen wäre. — Vetter von Sachsen, der alte Sinn geht unter, deutscher Muth erlahmt, und wenn erst der Adel statt des Schwertes den Pflug wird ergreifen müssen, dann kann ein Kaiser, wie ein Franziskaner durch Deutschland ziehen, und um Gottes Willen sich eine Schaar Reisige zusammen betteln!"

„Aber der Landfriede, gnädiger Herr, ist ein so heilsames Werk," nahm Herzog Albrecht das Wort, wohl

wissend, worauf der Kaiser ziele, „ohne ihn blüht kein Handel, und wahrlich der Adel, statt seinem Lehnsherrn zu folgen, zieht nur aus zur eigenen Fehde und Wegelagerung."

„Ich fühle das," unterbrach ihn der König, „deshalb betreibe ich den Landfrieden aus aller Macht; aber lieber Vetter," sprach er mit der lächelnden Miene, wodurch er so gern ein bittres Wort versüßen wollte; „trifft auch hier nicht das Sprichtwort ein: „Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen." Dem Adel untersagt man die Fehden, und die Fürsten Deutschlands mögen Krieg führen mit wem sie wollen."

Ehe noch Herzog Albrecht hierauf antworten konnte, störte die Ankunft der Frau von Monbuſſon, die mit ihrem Gefolge sich nahte, das ernste Gespräch. „Siehe da!" sagte Maximilian lachend, „eine gute Vorbedeutung; erst der Falke, dann die Taube! Aber wahrlich, die Dame scheint schön zu seyn, eine herrliche Gestalt." Sie war indessen ihnen näher gekommen, der König grüßte sie freundlich, obgleich der Schleier ihn in Zweifel ließ, ob er ein schönes, ob er ein häßliches Gesicht verberge. Die Frau von Monbuſſon, welche den König in Brüſſel und Gent oftmals gesehen hatte, erkannte ihn, verneigte sich ehrfurchtsvoll und hielt dabei ihren Zelter an, aber schnell trieb sie ihn wieder vorwärts, und jagte an Maximilian und seinem Gefolge vorüber.

„Heda, junger Fant!" rief jetzt der König Constant zu, der sich verspätet haben mochte und eilig seiner Dame folgend, ohne den König zu beachten vorbeisprengen wollte,

auf den Zuruf Maximilians aber ſein Roß anhielt. „Wer iſt die Dame, die eben hier vorbei zog, und zu deren Gefolge Du zu gehören ſcheinſt?“

„Die ſchönſte Dame an dem Hofe zu Paris!“ erwiederte Conſtant mit Feuer, „die Perle der Frauen, um deren Beſitz ſich die edelſten Ritter willig in Kampf auf Tod und Leben ſtürzen und freudig ihr Blut vergießen würden. Die Gräfin Monbuſſon, meine Herrin, iſt es!“

„Die Gräfin Monbuſſon!“ rief der König lebhaft aus. „Erinnert Ihr Euch noch der ſchönen Dame aus Bretagne,“ wandte er ſich zum Herzoge, „die mit ihrem Manne nach Brüſſel geflüchtet war und dort ſo zurückgezogen lebte? Der junge Franzoſe hat wahrlich Recht, ſie die Perle der Frauen zu nennen. Doch wer biſt Du, junger Mann?“ fragte er dann Conſtant, der ihn mit einer Art Ehrfurcht anblickte. „Du biſt wahrſcheinlich im Dienſte der Dame.“

„Ja Herr!“

„Dein Name?“

„Conſtant.“

„Der Name Deines Vaters?“ fragte Maximilian, dem der Jüngling zu gefallen ſchien.

„Meines Vaters Namen darf ich Euch nicht nennen,“ erwiederte er und ſeine Wangen erglühten. „Er iſt zu hoch und zu niedrig für mich.“

„Du biſt ein ſonderbarer Burſche,“ erwiederte der König lächelnd; „und würdeſt Du mir ein Gleiches antworten, wenn ich Dich nach Deiner Mutter fragte?“

„Ich würde Euch erwiedern Herr:

„Nicht jede Roſ' entfaltete die Sonne,
Auch manche hat die Sturmnacht ſchon zerknickt,
Es folgt der Gram ſo oft der höchſten Wonne,
Der ew'ge Schmerz dem ſel'gen Augenblick!"

Doch gehabt Euch wohl, edler Herr, der ſo ſtattlich und königlich auf ſeinem getiegerten Roſſe ſitzt, als wäre er König Maximilian ſelbſt. Meine Herrin bedarf meiner, ich muß ihr nach!" Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und jagte fort.

„So Gott mir helfe!" ſagte der König ihm nachblickend „Das iſt ein Provencale, ſo eine Art Troubadour, wie man ſie dort ſeit Rene's Zeiten immer noch trifft. Am Ufer der Düranee, da erwärmt noch das Lied den Menſchen, da iſt es glühend wie ihre Sonne, und der Gedanke ſtrömt feurig aus dem Herzen, und geſtaltet ſich zu Wort und Geſang. So war es einſt auch bei uns in dem goldnen Zeitalter Deutſchlands, als das große Geſchlecht der Hohenſtaufen die Leier und das Schwert ehrte, und der Minneſänger, trotz der blutigen Zeit, am Hofe der Fürſten ein geehrter, willkommener Gaſt war. — Jetzt zwängen unſre Meiſterſänger die kargen Gedanken in eintöniges Silbenmaas ein, klappern muß es im Takt, wie eine wohlgeordnete Mühle, der Zuſchnitt iſt ihnen Alles, der Stoff gar wenig, der Gedanke nichts! — Doch wohin führt mich dies — Truchſeß!" rief er dem von Waldburg zu, „reite zurück, den Fremden nach, ſiehe in welche Herberge ſie einkehren, forſche nach ihren Thun und Treiben, und wenn ich von der Beize heimkehre, ſage mir Beſcheid. — Und nun," wandte ſich König Max zu ſeinem Gefolge,

„da ſo Glückliches uns begegnet iſt, ein tüchtiger Ritters-mann, ein ſchönes Weib und ein freundlicher Sänger, müſſen wir einen guten Fang thun, und ſomit luſtig an's Werk!" Das Tiegerroß fühlte die Sporen ſeines Herrn, und ſprengte wiehernd mit ihm dem Bruche zu, wo man den Reiher zu finden hoffte.

3.

Schon am Abende erfuhr der König, daß die Gräfin Monbuſſon mit ihren Frauen bei dem Herrn von Guiche, dem franzöſiſchen Geſandten, abgeſtiegen, der Ritter aber in die Herberge zum Einhorn eingezogen ſey und ſich dort ganz ruhig verhalte. Schnell hatte ſich durch ganz Worms die Nachricht von ſeiner Ankunft verbreitet, und eben ſo ſchnell das Gerücht, daß er der unternehmendſte, gewandteſte Ritter Frankreichs ſey, und Jedermann wun-derte ſich, daß ein ſolcher Mann, zu einer Zeit, wo ſein Herr, an der Spitze eines Heeres, Neapel erobere, gleich einem fahrenden Ritter auf Abenteuer umherziehe.

Aber ſchon am nächſten Morgen wurde die Abſicht, weshalb er nach Worms gekommen, klar. Unter des Rit-ters Fenſter ſah man ſein ſchön gemaltes Schild aufge-hangen; es war ein Fels, auf welchem eine Lilie, mit der Umſchrift prangte: Sie ſteht feſt auf Felſengrunde. Zu gleicher Zeit ſprengte ein Herold, dem ein Trompeter vor-ausritt, unter die gaffende Menge. Der Trompeter ſtieß drei Mal in die Trompete, und dann rief der Herold mit lau-

ter Stimme: „Dafern ein deutſcher Ritter auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe, mit Claude de Batre zu kämpfen Luſt hat, will derſelbe den Kampf auf alle Weiſe annehmen!“ So durchzog er alle Straßen Worms, überall erſcholl die Trompete und des Herolds kecke Aufforderung; ſelbſt vor des Königs Herberge hieb er halten, und verkündete dort ſeine prahlenden Worte.

„Daß Gott mir helfe!“ rief Maximilian und unwillkührlich fuhr die Hand nach des Schwertes Griff. Es wird ſich doch ein deutſches Herz finden, mannhaft genug, ſich dem kecken Franzmanne gegenüber zu ſtellen, eine deutſche Fauſt, ſtark genug, den Prahlhans in den Sand zu ſtrecken!“ Er ſah ſich hierbei in dem Kreiſe ſeiner Umgebenen um, blickte an ſeinem Kanzler vorbei auf die Hofſchranzen, und wandte ſich dann unmuthig von ihnen ab.

„Herzog Albert,“ fragte er noch am nämlichen Tage dieſen ritterlichen Fürſten, „habt Ihr noch nicht gehört, ob das Schild eines deutſchen Edlen neben dieſer Feſtilie hängt!“

„Nein, Majeſtät.“

„Sie beſinnen ſich lange die Herren,“ fuhr der Kaiſer fort. „Gilt es einer Fehde oder Wegelagerung, ſind ſie ſchneller bei der Hand. Hier gilt es nicht ihre, nur die Ehre deutſcher Nation, und die zu vertheidigen überläßt gern Einer dem Andern.“

„Ihr urtheilt ſtreng, gnädiger Herr!“ unterbrach ihn der Herzog.

„Streng?“ ſagte der König und ſein feuriges Auge ſchien den Herzog zu meſſen. „Glaubt Ihr, daß wenn ein deutſcher Ritter smann ſein Schild in Paris aufhinge und

den Adel Frankreichs zum Kampfe aufforderte, nicht schon zwanzig Schilde neben dem Schilde des Abentheurers hingen?"

„Ich glaub' es wohl, Majestät," nahm der Herzog das Wort. „Am Hofe des Königs von Frankreich umgiebt Ritterschaft und Adel den Monarchen, auf einem Reichstage aber den König der Deutschen nur die Fürsten Deutschlands, ihre Räthe und Höflinge und die friedliebenden Abgeordneten der Städte. Die Kriegsleute bleiben fern, da wo die Feder mehr gilt als das Schwert, das Wort mehr als die That."

„Das weiß der barmherzige Gott!" rief Maximilian unmuthig aus. „Aber," fuhr er nach kurzem Schweigen fort. „Sind denn die Fürsten nicht hier?" Ist ihnen des deutschen Muthes weniger geworden als dem Adel, und deutsche Ehre weniger werth als mir?"

Der Herzog schwieg, seine Stirn umwölkte sich, der König bemerkte es. „An Euch dachte ich in diesem Augenblicke nicht, als ich das harte Wort sprach, Herzog Albrecht," sagte er freundlich. „Ihr habt mannhaft für mich gekämpft, Leib und Leben, Gut und Blut daran gesetzt, mir zu helfen."

„Und um das noch öfter zu können," fiel ihm der Herzog mit Feuer in die Rede, „will ich mein Leben nicht auf die Lanzenspitze eines Abentheurers setzen, der ein Gewerbe daraus macht, mit seiner Riesengestalt von Turnier zu Turniere zu ziehen, und wahrlich nicht absichtslos von König Karl hierher geschickt worden ist. — Gnädiger Herr!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort, da der König schwieg und über das Gesagte nachzudenken schien.

„Ein Fürſt muß nur mit Geiſt, Muthe und mit ſeinem edlen Herzen wirken, nicht mit der Fauſt; das überlaſſe er den Reiſigen und Lanzknechten, ſein Leben iſt ſeinem Lande zu theuer, um es unnütz in die Schanze zu ſchlagen.“

„So Gott mir helfe, Herzog!“ fuhr der König aus ſeinem Sinnen auf. „Da wäre ja ein Fürſt ein elender Wicht, wenn er zur Schlacht zöge und es nicht an Muth dem gemeinſten Knechte gleich thun ſollte; wenn ihm das Blut ſo lauwarm durch die Adern flöße, daß er die liebe Vernunft bei jedem Schwerthiebe, bei jedem Lanzenſtoße erſt befragen müßte, wie der Schulknabe ſeinen Meiſter; wenn er ruhig in der Ferne die Schwerter klirren, die Panzer raſſeln hörte, und er mit kaltem Lächeln ſpräche: Laßt Euch nur für mich todtſchlagen, Ihr Narren, ein Tropfen von meinem Blute iſt tauſendmal mehr werth, als die Ströme Blutes, die Ihr für mich vergießt! Nein, wahrlich! da dünke ich mich gleich einem geringen Knechte und fechte und kämpfe, denn es gilt mein Land und Gut und meine Ehre! warum ſoll ich da weniger thun als ein armer Lanzknecht? — Nein, Herzog!“ rief er, und ſeine Hand erfaßte heftig des Herzogs Hand, „das ſprach mein Sachſe Albrecht nicht aus ſeinem Herzen, darauf kenne ich ihn zu gut. Wenn das Geſchütz donnert, der Kampf beginnt, das Handgemenge immer heftiger, der Sieg ungewiß wird“ —

„Ja, dann ſtürze ich mich auch in die dichteſten Reihen, wenn ich mit meinem Blute den Sieg erkaufen kann,“ unterbrach ihn der Herzog, „für ſolchen Augenblick muß Fürſt und Feldherr das Leben opfern!“

„Siehſt Du mein alter Waffengeſell," ſprach Maximilian zufrieden lächelnd. „Schon bei dem Gedanken biſt Du Feuer und Flamme. — Wußt ich es doch, daß es nicht aus dem Herzen kam," ſagte er dann ruhiger. „Ihr wißt, daß der tolle Muth mich oft zu weit führt, und da wolltet Ihr dem unbändigen Roſſe einen Zügel anlegen. Hab ich nicht Recht?"

„Und doch muß ich gegen Eure Majeſtät behaupten," erwiederte der Herzog: „Ein Fürſt darf gegen ſolchen Abentheurer nicht in die Schranken treten; der Zweck iſt zu klein für das gewagte Mittel."

„Zu klein die Ehre deutſcher Nation?" nahm der Kaiſer nicht ohne einige Empfindlichkeit das Wort. „Doch warum ſtreiten wir uns. Es wird ſich wohl noch ein wackerer Rittersmann finden. Ja, Herzog Albrecht, er wird ſich finden!"

Eben riefen die Trompeten in den Speiſeſaal, die Flügelthüren öffneten ſich, die Hofleute traten ein und ſtörten das Geſpräch der Fürſten, das leicht noch eine ernſte Wendung hätte nehmen können.

Nicht allein der König, ganz Worms, der ganze Reichstag war durch die ſtolze Aufforderung des Franzmannes in Bewegung gekommen, der ihm vorangegangene Ruf ließ manchen fürchten, noch mehr die Rieſengeſtalt und die feſte Zuverſicht, mit der er ſich öffentlich zeigte. Die Abgeordneten der Städte ſagten öffentlich: Nun werden wir ſehen, ob die Herrn vom Adel den feindlichen Kämpfer ſo ſchnell aus dem Sattel, als unſre mit Gütern beladenen Roſſe niederwerfen werden. Die weltlichen Fürſten ſuchten in ihrem Gefolge vergeblich den Kriegsmann,

der sich dem Ausforderer entgegen stellen könnte, die geistlichen Fürsten meinten, der König müsse den Kampf untersagen und den Franzosen als einen Reichsfeind verhaften lassen. Maximilian aber verwarf dies, als für die deutsche Nation schimpflich, und erwartete mit Ungeduld den Ritter vor sich zu sehen, der für die Ehre seines Vaterlandes kämpfen würde.

4.

Während Messire Claude ganz Worms in Bewegung gesetzt hatte, war auch er so wenig ruhig wie seine Dame. Ihm machte der Page Kummer und es gereute ihn, daß er den langweiligen Sänger, wie er ihn nannte, nicht schon in Meaux fortgejagt hatte, denn schon lange glaubte er bemerkt zu haben, daß Dame Adelaide ihren Pagen mit nur zu günstigen Augen anschaue, und zu vertraut gegen ihn, als ihren Diener sey. Jetzt, da er von ihr getrennt, der Page aber um sie war, brach die, aus Stolz bisher zurückgehaltene Eifersucht hervor, ließ ihm keine Ruhe, und so ergriff er jede schickliche Gelegenheit die Frau von Monbusson zu sehen, obgleich es ihm unangenehm seyn mußte, das Haus des Herrn von Guiche zu betreten, mit dem er bis jetzt in Feindschaft gelebt hatte. Der Zweikampf störte übrigens seine Ruhe nicht, der Niedesiegte dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß ihn das Glück verlassen könne, nur bei der Dame fürchtete er dessen Unbestand.

Die Frau von Monbuſſon war von ihrer Jugendfreundin, der Frau von Guiche herzlich empfangen worden, die nicht wenig verwundert war, ſie ſo unerwartet in Worms, und mehr noch, in Geſellſchaft des Ritters de Batre zu ſehen, und kaum befanden ſie ſich allein, ſo gaben die theilnehmenden Fragen der Frau von Guiche Adelaiden Gelegenheit, ihren Kummer und ihre Sorgen an der Bruſt der Freundin auszuſchütten.

„Es wundert mich nicht," ſagte ſie, „daß Du erſtaunt biſt, mich hier, und in der Geſellſchaft jenes Mannes zu ſehen, der außer ſeinem Muthe und ſeiner Rieſengeſtalt nichts Anziehendes für ein weibliches Herz hat. Stolz auf ſeine Siege, ungebildet, ſonder Geiſt, muß er jedem zartfühlenden Weſen zuwider ſeyn."

„Und wie konnteſt Du Dich entſchließen, die ſtolze Monbuſſon ſich entſchließen?" unterbrach ſie Frau von Guiche.

„Höre mich an, ehe Du mich verdammſt. Dir bin ich es ſchuldig mein Geheimniß zu vertrauen," nahm Frau von Monbuſſon das Wort. „Du weißt, daß ich eine Verbannte war, daß ich arm bin, und nur von der Milde meiner Freunde lebte, ehe ich nach Paris kam. Durch die Vorſprache der Königin, verzieh mir Unſchuldigen König Karl, die Schuld meines Gatten, ich durfte am Hofe erſcheinen, und die Wohlthaten der Königin ſetzten mich in die Lage, dort meinem Stande gemäß aufzutreten und nicht mehr das demüthigende Gefühl zu haben, meinen Freunden zur Laſt fallen zu müſſen. Mehr noch als dies feſſelte mich die Neigung, das Zutrauen der Königin, mit dem ſie ſonſt ſo karg iſt, und das ſie mir dennoch ſchenkte.

Oft weinte ich mit ihr im Stillen, denn Du weißt, ihr Herz hängt immer noch an Ludwig von Orleans, und sie fühlt sich auf dem Throne Frankreichs nicht glücklicher als ich, die kein Hüttchen das ihre nennen kann, und so wurde ich ihr durch Dankbarkeit und Liebe ganz ergeben. In dieser Zeit bewarben sich viele edle Männer des Hofes um meine Hand, um mein Herz, vielleicht auch nur um meine Gunst, auch Einer, den Du errathen magst, den ich Dir aber nicht nennen darf, und dessen Rache mich hierher geschickt hat. Ich wies jeden, auch ihn zurück" —

„Und ist Dein Herz wirklich so kalt, Adelaide? Ist es jeder Liebe verschlossen?" fragte Frau von Guiche.

„Jeder? Nein!" —

„Also doch!" sagte Frau von Guiche rasch. — „Sollte" —

„Strenge Deinen Scharfsinn nicht an, mein Geheimniß zu durchschauen, Elisabeth — es ist undurchdringlich, unterbrich mich nicht mehr, ich bitte Dich! — Ich wies alle Bewerbungen zurück," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, in der sie ihr aufgeregtes Gemüth vergebens zu beruhigen gesucht hatte, „theilte der Königin alles mit was mich betraf, und nur die Bewerbung des Einen, den der Krieg in Italien vom Hofe entfernte, mußte ich ihr verschweigen. — Es mag jetzt wohl ein Monat seyn, als die freudige Kunde in Paris erscholl, der König sey in Neapel eingerückt. Alles jubelte, Feste folgten auf Feste und die Königin schien die Beglückteste von allen. An einem dieser Feste winkte sie mir, ihr in ihr Kabinet zu folgen; dort angelangt, ergriff sie meine Hand, und ihr schönes

Auge, ihr freundlicher Blick, dem nichts zu widerstehen vermag, ruhte lange auf mir, ehe sie sprach. — Adelaide, hob sie endlich an. — Ich habe Dich lieb, ich nehme Theil an Dir, und ich habe wohl Ansprüche an Deine Dankbarkeit. Wärest Du wohl fähig, mir ein Opfer zu bringen?

Mit Freuden! rief ich, und preßte gerührt ihre schöne Hand an meine Lippen.

Versprich nicht so leichtsinnig, fuhr sie fort. Es könnte Dich gereuen, und ich wünschte nicht Dich unglücklich zu sehen.

Meine Königin will mein Unglück nicht! rief ich von der leidenschaftlichen Spannung ergriffen, um derentwillen Du mich immer eine Schwärmerin nanntest. Je größer das Opfer, desto größer die Freude beweisen zu können, wie tief mein Herz von Dankbarkeit durchdrungen ist. — Was ich Dir sage, begann nun die Königin, und ihr Blick wurde ernst, ihre Wange röthete sich unmerklich — geschieht auf Befehl des Königs meines Herrn, der selbst noch im Feldlager warmen Antheil an Dir nimmt. Ich muß seinen Wünschen entgegen kommen, Du wirst ihm gehorchen.

Für meine Königin thue ich alles! rief ich außer Fassung.

Für ihn nichts? unterbrach sie mich schnell. — Doch höre! — Der König wünscht Dich vermält, auch mein Wunsch war es längst, denn in Deinen Jahren taugt es nicht so allein zu stehen; er hat für Dich gewählt.

Für mich gewählt? fiel ich ihr mit Heftigkeit in die Rede.

Wundert Dich dies? sagte die Königin, und ihr Auge blickte so ernst auf mich, wie ich sie noch nie gesehen, doch schnell wurden ihre Züge wieder freundlich. — Der König hat einen edlen, reichen, geehrten Mann gewählt, der schon seit einiger Zeit um Dich geworben hat, Herrn Claude de Batre. Bei diesen Worten erbebte ich, Thränen stürzten aus meinen Augen, ich sank zu den Füßen der Königin. „Reu't Dich Dein Versprechen schon jetzt? sagte sie unmuthig und ließ mich vor sich knieen, reu't es Dich des Gewählten oder des Wählers wegen?

Ich verstand ihr, bis in das Tiefste meines Herzens schneidend dringendes Wort, sprang auf, und stolzer als die Fürstin auf mich blickte, trat ich vor sie. Die Königin hat über meine Hand zu befehlen, ich werde gehorchen, sprach ich.

Ach Elisabeth!" sagte Frau von Monbusson und sank an die Brust der Freundin. „Das Herz einer Königin ist wahrem Gefühle verschlossen; gewohnt, die Menschen als ihre Diener zu sehen, würdigen sie sie keiner wahren Theilnahme; Mitleid, Wohlwollen, was dem eigenen Interesse schnell geopfert wird, ist Alles, was man von ihnen erwarten kann. Mit Geld und einem huldvollen Lächeln glauben sie Alles zu bezahlen, Freundschaft kennen sie nicht. Doch ich will fortfahren, will den Wehrmuthbecher ganz leeren, da ich ihn einmal an meine Lippen gesetzt habe. Höre weiter, und das Benehmen der sonst so ernsten Fürstin wird Dir noch räthselhafter werden.

„Gieb nicht alle Hoffnung auf, wenn Dir Dein Loos traurig erscheint," sagte sie nach einer Pause, „der König hat Deinen Besitz noch an eine Bedingung geknüpft, die

Dich vielleicht retten kann. Der Ritter de Batre wird zum Reichstage nach Worms ziehen und wird Dich dahin begleiten, Du kannſt bei Deiner Freundin, der Frau von Guiche abſteigen. Dort wird Dein Ritter jeden deutſchen Ritter zum Zweikampfe auffordern, und Du wirſt die Seine als Preis des Sieges.

Ich war zerknirſcht, war tief im Innerſten meiner Seele betrübt, mein Stolz, mein weibliches Gefühl war verwundet, und doch ſchwieg ich; mehr mein gegebenes Wort als die Dankbarkeit hielt mich zurück.

Und das zweite Opfer das ich bringen ſoll? fragte ich nicht ohne Bitterkeit.

Dies wird Dir zu erfüllen leichter werden, erwiederte die Königin lächelnd. Morgen Abend ſollſt Du es erfahren, nur empfehle ich Dir Verſchwiegenheit. Mit dieſen Worten entließ ſie mich.

Ich durchwachte eine traurige Nacht, verlebte den folgenden Tag unter ſteter Angſt und erwartete mit klopfendem Herzen den Abend. Der Mond, der durch die kleinen Scheiben meines Fenſters blickte, ſchien allein mir Troſt bringen zu wollen, denn ich fühlte mich ſo einſam und verlaſſen, und es war mir, als ob ſich mein Schickſal in dieſer Stunde noch entſcheiden müßte. Ich konnte nicht länger in meinem Zimmer dauern, es trieb mich hinunter in die Laube meines kleinen Gärtchens, wo wir ſo oft traulich zuſammen ſaßen. Hier warf ich mich auf die Raſenbank und ſah in die leiſe murmelnden Fluthen der Seine, in deren blauen Wellen der Mond ſich ſpiegelte. Da vernahm ich eintönigen Ruderſchlag, hörte das Plätſchern der Wellen an dem rauſchenden Kahne, und zwi-

ſchen dieſen einzelne Lautentöne, die gar ſchauerlich durch Rauſchen und Plätſchern zu mir herübertönten. Bald vernahm ich Geſang, und da der Kahn immer näher und der Abendwind mir die Töne zuführte, konnte ich auch die Worte verſtehen. Es war eine jugendlich friſche Stimme die ſang" —

„Aber horch!" unterbrach ſie die Frau von Guiche, „hörſt Du nicht unten Lautentöne?"

„Es ſind die nämlichen, die mir damals klangen." — Frau von Guiche lauſchte und vernahm:

„Immer nur vorwärts mein ſchaukelnder Kahn,
Gleit' über rauſchende Wellen,
Blitzſchnell eile dem Ufer zu nah'n,
Das dort die Sterne erhellen,
Dort iſt die ſchönſte der irdiſchen Frau'n
Strahlender, ſchöner als ſie noch zu ſchau'n.

Was iſt ein Glanz, den das Morgenroth bleicht,
Den jede Wolke verhüllet,
Strahl Ihrer Augen, was iſt's das Dir gleicht,
Das ſo mit Sehnſucht erfüllet?
Sonnenlicht, Sternenglanz, Morgenroth,
Neben Dir ſind ſie erbleichet und todt!

Blume des Edens auf Erden erblüht,
Perle der irdiſchen Frauen!
Darf ich, wenn dieſes Herz auch erglüht,
Darf ich Dich Heilige ſchauen?
Leben — das darf ich ja nimmer für Dich,
O ſo laß mich nur ſterben für Dich!"

„Sonderbar!“ ſagte Frau von Monbuſſon, als der Sänger ſchwieg. „Dies iſt das nämliche Lied, das er damals ſang. Doch ich will in meiner Erzählung fortfahren. — Ich hatte dem Liede aufmerkſam zugehört,“ begann ſie, „ohne nur im mindeſten zu ahnen, daß ich Unglückliche die Blume des Edens ſey, aber bald ſollte ich auf wunderbare Art davon überzeugt werden. Der Kahn hielt am Ufer meines Gartens an, und ich ſah im Mondſcheine einen jungen, phantaſtiſch gekleideten Mann allein ausſteigen, die Stufen hinaufgehen, und forſchend im Garten umherblicken. Ich war ungewiß, ob ich mich in der Laube verbergen, oder ihm entgegen gehen ſollte, denn ich vermuthete faſt, daß dieſer junge Mann, den ich ſchon einigemale geſehen zu haben glaubte, mit dem von der Königin von mir geheiſchten Opfer in Verbindung ſtehe. Die Angſt trieb mich aus der Laube, und kaum erblickte er mich, als er wie gebannt ſtehen blieb, plötzlich aber mit eiligem Schritte auf mich zutrat und vor mir das Knie beugte.

Mich ſendet die Königin, edle Dame, ſprach er mir ein Schreiben überreichend. Weiſet Ihr mich nicht zurück, ſo iſt fortan mein ganzes Leben Eurem Dienſte geweiht.

Ich wies ihn nicht zurück, befahl ihn am andern Tage wieder zu kommen, und eilte auf mein Zimmer, den Brief der Königin zu leſen; ich erbrach ihn mit zitternder Hand, Furcht und Neugier trieben mich, ich las:

„Der Jüngling, der Dir dies Schreiben überbringen wird, wünſcht ſehnlich in Deine Dienſte zu treten, und da Du auf Deiner Reiſe nach Worms

einen Pagen gebrauchen kannſt, er Dir ſicher treu, vielleicht nur zu treu dienen wird, ſo bitte ich Dich, liebe Adelaide, ihm zu erlauben, um Dich zu ſeyn. Ich nehme ſchon ſeit Jahren viel Theil an dieſem jungen Manne, und weiß ihn keiner beſſern Obhut anzuvertrauen als der Deinen, oder vielmehr, um aufrichtig zu ſeyn, ich konnte ſeinen Bitten, in Deiner Nähe zu ſeyn, nicht länger widerſtehen. Er iſt ein junger Troubadour, der Dich durch ſeinen Geſang gewiß oft aufheitern wird. Dulde ihn um Dich."

Ich begriff bei Durchleſung dieſes Briefes die Königin nicht, und erſt als ich ſie am andern Tage ſprach, entdeckte ſie ſich mir, ohne daß mir jedoch alles klar wurde. Auch ich vertraue meiner Freundin das Geheimniß an; Conſtant, mein Page, iſt der Sohn des Herzogs von Orleans, ein Kind der Liebe, aus einer Zeit, wo der Herzog noch faſt ſelbſt ein Kind war, ſeine Mutter, ein armes Fiſchermädchen aus der Provence, das gleich nach ſeiner Geburt ſtarb. Der Herzog hatte von dieſem Sohne nie etwas erfahren, die Königin aber war zufällig davon unterrichtet worden, hatte ſich anfangs in der Stille Conſtants angenommen, ihn erziehen laſſen und erſt ſeit einem Jahre hielt ſie es für Pflicht, den Herzog mit der Sache bekannt zu machen. Ihn als ſeinen Sohn öffentlich anzuerkennen, hielt der Herzog, den Stand der Mutter berückſichtigend, für unthunlich, und da der König etwas von der Sache erfahren, und ihm das Intereſſe, das die Königin an dieſem Sohne der Liebe genommen, unangenehm ſeyn mochte, ſo übergab ſie mir ihren Schützling,

der mir ſeiner Leidenſchaftlichkeit wegen viel Sorge, ſeines edlen Gemüthes, ſeiner Anhänglichkeit wegen, viel Freude macht."

„Sey auf Deiner Huth, Adelaide," warnte Frau von Guiche.

„Sorge nicht, Eliſabeth," erwiederte Frau von Montbuſſon, „mein Herz — doch ſtill, ich höre Tritte — ja er iſt's — o könnte ich mich doch entfernen!" Aber es war zu ſpät, Herr Claude trat ſchon ein und ſtörte das Geſpräch der Frauen.

5.

Es war am zweiten Abende, nachdem der Herold ſtolz durch die Straßen von Worms geritten, als mehrere Fürſten und Grafen bei König Maximilian, wo ſie während des Mahles wacker bankettirt hatten, eben von der Tafel aufſtanden. Der König hatte ſich gezwungen freundlich zu ſcheinen, aber jeder, der ihn kannte, ſah, daß er heute gegen ſeine Gewohnheit ſcheinen wollte was er nicht war. Da trat Konrad Stürzel, einer ſeiner Räthe zu ihm und raunte ihm etwas in's Ohr, der König nickte mit dem Kopfe und ſagte dann zu den Churfürſten von Trier und Mainz, mit denen er eben im Geſpräche begriffen geweſen war: „Verzeiht liebe Herren, daß ich Euch auf einen Augenblick verlaſſen muß, es ſind ſchon wieder Nachrichten aus Italien eingetroffen, und von daher kommt ſelten es-

was Erfreuliches für Deutschlands Oberhaupt.“ Dies sagend entfernte er sich.

„Hier, Majestät!“ sprach Konrad Stürzel, ihm in seinem Kabinete ein Schreiben überreichend. „Dies kam mit einem Eilboten von dem Kardinal von Gurk.“ Der König erbrach, durchflog es rasch und legte es dann gleichgültig neben sich. „Pabst bleibt Pabst und wenn ihm auch das Messer an der Kehle steht,“ sagte er spöttisch, „sein Stolz beugt sich nicht. — Nun diesmal mag es gehen, ist es doch zu unserm Vortheile.“

„Der nämliche Eilbote brachte dies vom Herzoge von Mailand,“ fuhr der Rath fort, ihm ein anderes Schreiben überreichend, das Maximilian lange sinnend in seiner Hand wog. „Wollte fast wetten ich kenne den Inhalt: leere Worte und kein Geld! Da lies!“ sprach er, es Konrad gebend, der ihm dagegen ein Schreiben der Republik Venedig einhändigte.

„Nimmt es denn heute kein Ende, Konrad?“ sagte der König verdrießlich. „Was wollen die stolzen Herren der Republik wieder? Was aus den Lagunen kommt, riecht mir immer nach Moder — Maximilian und Venedig werden nie wahre Freunde werden.“

„Die jetzigen Zeitumstände Ew. Majestät,“ nahm achselzuckend der Rath das Wort.

Der König sah ihn scharf an und der kleine Mann schwieg. „Konrad, Konrad!“ sagte dann der König mit dem Finger drohend. „Du lernst mir seit kurzem das Gepräge der venetianischen Zechinen zu gut kennen. Lies den Brief vom Herzog Ludwig, und bekümmre Dich nicht

um die edle Republik, deren Advokaten von ihr mit ſchlechter Münze bezahlt werden!"

Herr Stürzel erbrach und las das Schreiben. „Wie Ew. Majeſtät vermutheten, kein Geld aber viele Worte."

Der König brummte vor ſich hin, brach das Schreiben von Venedig auf und gab es ſeinem Rathe. — „6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter will die Republik ſtellen," las dieſer.

„So Gott mir helfe, wenn da nicht die Hälfte Albaniſch Volk iſt, leichtes Geſindel, das, wenn hundert deutſche Lanzen geſchloſſen auf ſie eindringen, wie Spreu im Winde auseinander ſtiebt, will ich nicht Maximilian von Oeſtreich ſeyn."

„Die Schaaren der Republik fochten doch ſonſt immer tapfer," meinte Herr Konrad etwas vorſchnell.

„Was weißt Du davon?" fiel ihm der König verdrießlich in die Rede, „und — doch — von heute haſt Du die niederländiſchen Angelegenheiten unter Dir, die italieniſchen mag ſtatt Deiner Bothmer übernehmen. — Hörſt Du?"

Herr Konrad verneigte ſich und wollte gehen. „Höre!" rief ihn Maximilian zurück. „Hängt noch kein deutſches Schild neben dem Schilde des Franzmannes?"

„Ich ſah noch keins, Ew. Majeſtät!"

Raſch griff der König nach ſeinem Barret und verließ das Gemach mit ſchnellen Schritten, doch ehe er die Thür zum Saale öffnete hielt er an. „Am Ende iſt es ſo am Beſten!" ſagte er vor ſich hin und trat in den Saal, wo die verſammelten Fürſten und Herren ſchon lange neugierig auf ſeine Rückkehr gewartet hatten. Alle

glaubten der König müsse die freudigsten Nachrichten aus Italien erhalten haben, denn er ging mit heiterem Gesichte in ihrem Kreise umher, sprach mit diesem und jenem, doch von Italien und den erhaltenen Nachrichten sagte er kein Wort. Als er jetzt zu Herzog Albrecht von Sachsen trat, lächelte er. „Nun Herzog," sprach er, „hat sich noch kein wackerer deutscher Kriegsmann gefunden, der sein Schild neben dem Schilde des Franzmannes aufhängen wird?"

„Noch keiner!" erwiederte der Herzog unmuthig.

„Doch, doch!" nahm der König schnell das Wort, „ich habe eben mit ihm gesprochen."

„So?" meinte Herzog Albert verwundert. „Und wer ist es der dies Wagstück unternehmen will? Der französische Ritter ist, so viel ich vernahm, ein tüchtiger Mann, ihm wenige an Stärke und Geschicklichkeit gleich" —

„Sorget nicht!" unterbrach ihn König Maximilian. „Ich glaube es ist ein wackerer Degen, der sich ihm herzhaft entgegen stellen wird, ein schlichter Kriegsmann mit deutscher Faust und deutschem Herzen. Morgen bei Tagesanbruch wird er sein Schild neben den Felslilien aufhängen lassen, und auf Leben und Tod mit dem Prahlhanns kämpfen. Ich bin gewiß, Ihr werdet nichts an ihm auszusetzen haben, wenn Ihr auch nicht mit der Person zufrieden seyn solltet, obgleich er ein wackrer Degen und einer Eurer alten Kriegsgesellen ist."

„Darf man seinen Namen nicht wissen?" fragte der Herzog.

„Morgen," sagte Maximilian lächelnd, „morgen sollt Ihr ihn erfahren; heute aber könnt Ihr den Anwesenden

dreist verkünden, daß sich endlich ein deutsches Herz gefunden hat, sich dem Franzmanne gegenüber zu stellen."

Der Herzog machte von Maximilians Erlaubniß Gebrauch und schnell verbreitete sich das Gerücht im Saale, daß sich ein Ritter gefunden, der den Fehdehandschuh aufzuheben bereit sey, der König habe ihn so eben gesprochen, wolle jedoch seinen Namen heute nicht nennen. Dies bewog den Churfürsten von Mainz, den zuweilen die Neugierde plagte, sich hinauszuschleichen, und unter den ihm ergebenen Dienern des Königs zu forschen, wer nach Tafel in dessen Kabinet gewesen sey, und so erfuhr er, daß Niemand dort aus oder eingegangen sey, als Herr Konrad Stürzel, der vertraute Rath.

Diese Nachricht, die dem Churfürsten fast selbst unglaublich dünkte, theilte er doch einigen Freunden mit, und so gelangte sie zu Herzog Albrecht, der, so wenig er auch glauben konnte, daß der kleine, in Waffen ungeübte Mann der Kämpfer seyn sollte, der für Deutschlands Ehre den Fehdehandschuh angenommen habe, doch nicht umhin konnte den König zu fragen, ob es wahr sey, daß sein Rath Konrad Stürzel der Ritter sey, der den Streit mit dem Franzmanne bestehen wolle?

König Max lachte hell auf. „So Gott mir helfe, Herzog!" rief er. „Wie kommt Ihr zu diesem Gedanken? Da könnte sich eben so gut Meister Bastian, der Hofnarr in die Schranken stellen, als mein gichtbrüchiger Rath."

„Ew. Majestät sagte mir, sie hätte so eben mit ihm gesprochen," fuhr der Herzog fast unwillig fort. „Neugierde trieb einen geistlichen Herrn in Euer Vorzimmer,

und da erfuhr er, daß nur Konrad Stürzel, sonst Niemand bei Euch gewesen sey."

Der König lächelte. „Man hat dem Neugierigen die Wahrheit berichtet," sagte er, „und ich Euch dennoch die Wahrheit gesagt."

Staunend sah ihn der Herzog an. — „Solltet Ihr!" fuhr er plötzlich auf. Doch ein ernstes „Laßt uns von etwas Anderm reden," womit ihn der König unterbrach, gab dem Gespräche schnell eine andere Richtung; auch verließ der König bald darauf den Saal und die Versammlung ging aus einander.

6.

Am andern Morgen hatte Frau von Guiche und Frau von Monbusson, von ihrem Gatten, Constant und einigen Dienern begleitet, ihre Rosse bestiegen, um jenseit des Rheines den freundlichen Rosengarten zu besuchen, als ihnen in der Straße, in welcher die Herberge lag, wo Messire Claude sein Schild aufgehangen hatte, eine Masse Volkes unter lebhaftem Jauchzen entgegen wogte. Anfangs glaubten sie es gelte Herrn Claude selbst, den der Pöbel für seine Anmaßung bestrafen wollte, sie hielten deshalb die Pferde an, unschlüssig ob sie nicht umkehren und sich nach ihrer Wohnung zurückbegeben sollten, bald aber sahen sie, unter Trompetengeschmetter, einen Herold, in der Farbe von Oestreich, der Herberge zuziehen, und dort unter dem Fenster des französischen Ritters halten.

„Thue wie ich Dir befahl," ſprach jetzt der Herold. Ein königlicher Diener hing nun das Doppelſchild von Oeſtreich und Burgund neben dem Schilde des franzöſiſchen Ritters auf, und ohne weiter etwas zu verkünden, oder den Namen des Ritters zu nennen, ritt der Herold beim Schalle der Trompeten weiter.

Auch die Frauen kehrten in ihre Wohnung zurück, denn der Andrang des Volkes, das ſich unter ſtetem Jauchzen und mit dem Rufe: „Es lebe Oeſtreich und Burgund, es lebe König Maximilian!" immer mehr und mehr vor der Herberge verſammelte, ließ ſie gewaltthätige Auftritte befürchten. Conſtant aber, neugierig wer der öſtreichiſche Ritter ſey, der das Wagſtück unternehmen wollte, ſtieg ab, miſchte ſich unter die Menge und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen bald, daß nur König Maximilian das Doppelſchild von Oeſtreich und Burgund habe aufhängen laſſen können, und dieſer ritterliche Fürſt ſelbſt den Handſchuh aufgenommen habe. Mit dieſer Nachricht kam er zurück und fand die beiden Frauen noch im Geſpräche über die Angelegenheit, denn von dem Augenblicke an, wo Frau von Monbuſſon das Schild hatte aufhängen ſehen, glaubte ſie den Retter nahe, der ſie von dem läſtigen Chevalier befreien ſollte. Mit Anſtand und Ernſt trat jetzt der Page vor ſie, beugte ſein Knie und ſprach: „Dame, für Euch hat ein würdiger Held den Fehdehandſchuh ergriffen!"

„Wer iſt es?" unterbrach ihn Adelaide, von Ahnung erbebend.

„Der König der Deutſchen ſelbſt," ſprach der Page, und ſo ganz vom freudigen Gefühl ergriffen, daß der König Max, dieſer ritterliche Fürſt, den ihm verhaßten

de Batre bekämpfen wollte, bemerkte er im erſten Augenblicke nicht, daß ſeine Herrin laut weinend an die Bruſt der Freundin ſank.

„Verlaßt uns einen Augenblick, Conſtant," bat die Frau von Guiche; der Page gehorchte, aber verließ nur ungern ſeine Gebieterin in einem Augenblicke, wo ſie durch ſeine Nachricht ſo tief, ſo ſchmerzvoll ergriffen ſchien; war es Zufall, war es Abſicht, er ließ die Thür geöffnet, war es Neugierde oder Theilnahme, er lauſchte hier auf jedes Wort, das er im Nebenzimmer vernahm.

„Was iſt Dir?" fragte jetzt Frau von Guiche die immer noch Weinende. „Welcher Schmerz ergreift Dich ſo plötzlich, Adelaide? — Sollte mich meine Ahnung nicht betrogen haben, ſollte König Maximilian?" — Die Frau von Monbuſſon ſchmiegte ſich inniger an der Freundin Bruſt. — „Vertraue Dich mir, der Du ſchon oft einen Blick in Dein ſonſt ſo verſchloſſenes Herz thun ließeſt!" — Adelaide ſchwieg — „Seit Deiner Rückkehr an den Hof, wo Dich jedermann Deiner Gleichgültigkeit, Deiner Kälte wegen, die nach und nach alle Männer von Dir zurückſtieß, bewunderte und zugleich verdammte, glaubte ich Dein Betragen in einer verborgenen Neigung ſuchen zu müſſen, die Dein ſonſt ſo weiches, gefühlvolles Herz jedem neuen Eindrucke verſchließe. Ich beobachtete Dich ſorgfältig und Deine Unruhe, Dein Erröthen bei dem Namen des Königs der Deutſchen, verriethen Dich mir. — Verbirg Dich nicht länger, entdecke Dich mir. In welchem Verhältniſſe ſtehſt Du zu Maximilian?"

„In welchem Verhältniſſe?" unterbrach ſie Frau von

Moubuſſon, ſich ihren Armen entwindend. „Kannſt Du glauben“ —

„Gute Adelaide!“ fiel ihr Frau von Guiche lächelnd in die Rede. „Das Herz iſt ſchwach, die Liebe allmächtig.“ —

„Ich ſtehe mit dem Könige in keinem Verhältniſſe, wenn ich auch dem tapfern, edlen Fürſten Bewunderung zolle, mein Herz für ihn, für den einzigen Mann der Welt nicht gleichgültig ſchlägt.“

„Und er?“ fiel Frau von Guiche ihr raſch in die Rede.

„Er weiß, er ahnet es nicht. Glaubſt Du, Eliſabeth, ich könnte ſo ſchwach ſeyn, einem Könige meine thörichten Empfindungen laut werden zu laſſen? Was kann er mir ſeyn, was kann ich ihm ſeyn? Nein, Eliſabeth, dazu bin ich zu ſtolz. In ihm fand ich das Ideal meiner jugendlichen Träume verwirklicht, und wie in jener Zeit, als die Gefühle meines Herzens zuerſt mir kund wurden, dies mir ſelbſt geſchaffene Bild mit all ſeinen lieblichen Farben, mit all ſeinem Schmelz mich wachend und träumend begleitete, ſo iſt, ſeit ich ihn in Brüſſel ſah, ſein Bild mein treuer Begleiter, mein Schutzgeiſt geweſen, der mein Herz vor den Thorheiten der Eitelkeit, ſelbſt vor den Thorheiten der Liebe bewahrte.“

„Und hat Dich dies glücklich gemacht?“

„Ja, Freundin! — Das Bild von ihm erhalte ich mir ewig friſch, die Hoffnung, wenn ich auch weiß es iſt eine trügeriſche, zeigt es mir täglich, ſtündlich in ſeinen reizenden Farben, ſo bleibt es wie ich es mir geſchaffen habe, und der tiefe Eindruck, den es auf mich machte, iſt unauslöſchlich. Was bliebe mir, hätte ich ein anderes

Ziel der Sehnsucht erreicht? Mit dem Besitze geht die Zaubermacht der Phantasie verloren, der klare, ruhige Blick zeigt das, was uns göttlich dünkte, menschlich und schwach, und der süße Zauber ist zerronnen."

„Aber auch Deinen Zauber wird die Zeit zerstören," meinte Frau von Guiche, „leicht wird der Flügelschlag der Phantasie gelähmt, wenn die Hoffnung sie nicht begleitet."

Adelaide wiegte verneinend das Haupt und ein holdes Lächeln umzog dabei ihren reizenden Mund, als ob er sagen wollte: Sie erlahmt nicht!

„Liebe ohne Gegenliebe," fuhr Frau von Guiche fort, „ist das Lämpchen der Psyche, in welche die Hoffnung kein Oel mehr träufelt, es verzehrt sich selbst und verlischt. Nur Liebe kann Liebe beleben, nur Gegenliebe die Gluth erhalten."

„Du irrst, Elisabeth!" sagte Frau von Monbusson mit Feuer. „Die Gluth der Liebe will Nahrung, aber ihre heilige Flamme bedarf ihrer nicht, die verzehrt sich nicht, geht nicht unter im Genuß und Entsagen, in Freude und Schmerz; ihr bleibt die Hoffnung unzertrennlich zur Seite, denn was sie schöpfen will, schöpft sie aus eigenem Quell. Er weiß es nicht, daß ich ihn liebe, er ahnet es nicht und das eben macht mein Glück, mein einziges Glück."

„Und wenn auch ihr Dorn mich blutig sticht, die Rose verlasse ich dennoch nicht!" hallte es jetzt im Nebenzimmer.

„Mein Gott!" rief Frau von Monbusson, während

ihre Freundin nach der Thür eilte. — „Conſtant hat uns belauſcht, er kennt mein Geheimniß!“

„Das iſt ſchlimm,“ erwiederte dieſe, da ſie zurückkehrte, ohne Conſtant gefunden zu haben. „Mich dünkt, auch er nährt hoffnungsloſe Liebe. — Mich dünkt,“ fuhr Frau von Guiche fort, nachdem ſie lange auf Adelaidens Antwort gewartet hatte, „auch er überläßt ſich ſeiner Phantaſie, ſeinen unerreichbaren Hoffnungen, und ſein Herz wird endlich brechen.“

„Armer Conſtant!“ ſeufzte Frau von Monbuſſon.

„Warum beklagſt Du ihn?“ fuhr Eliſabeth fort. „Iſt er nicht glücklicher als Du? — Du ſiehſt täglich vor ſeinem Blicke, ſein Auge darf ſich in Deiner Gegenwart an Deinen holden Zügen weiden, und biſt Du fern von ihm, malt die Phantaſie Dein Bild mit den lieblichſten Farben, und er haucht ſeine Empfindungen in Wort und Ton aus. — Oder ſollte er ſich dabei unglücklich fühlen? Sollte das unerreichbare Ziel, das, hätte er es erreicht, ihn entzaubern würde, ſchmerzliche Sehnſucht in ihm erwecken?“

„Du willſt mir wehe thun, Eliſabeth,“ unterbrach ſie Frau von Monbuſſon, „laß uns lieber davon ſchweigen.“

„Wehe wollte ich Dir nicht thun, aber Dich warnen,“ erwiederte Frau von Guiche. „Adelaide, Du ſiehſt, trotz Deiner Tugend, zwiſchen zwei feindlichen Dämonen, und ich fürchte, Du unterliegſt dem einen. Binde die Flügel Deiner Phantaſie, verſchließe Dein Herz der Theilnahme, dem Mitleid, auch Conſtant.“

Unmuthig erhob ſich Frau von Monbuſſon von ihrem Platze und verließ das Zimmer.

7.

Von einem, ihm bis jetzt unbekannten Gefühle ergriffen, hatte der Page Conſtant das Haus verlaſſen, und irrte auf den Straßen und vor den Thoren Worms umher. Adelaide von Monbuſſon war ihm bis jetzt das Ideal geweſen, dem er ſeine Lieder, ſeine Dienſte, ſein ganzes Leben geweiht hatte; daß ſie ihm nicht mehr ſeyn könne, hatte er ſich tauſendmal geſagt, er hoffte, er erwartete nichts, als daß er ſie ſehen, ihr folgen, ſie anbeten dürfe. Er glaubte ihr Herz der Liebe, ſein Herz der Hoffnung verſchloſſen, doch mit dem Augenblicke, da er aus ihrem Munde ſelbſt erfuhr, daß ſie liebe, war ſein ganzes Innere plötzlich verändert, und die Eiferſucht trieb ihn umher. Aber dieſer Zuſtand währte nicht lange. — „Welche Anſprüche habe ich an ſie, was kann ich von ihrem Herzen fordern?“ rief er als er ſich unter eine ſchattige Ulme warf. „Treu, uneigennützig ihr zu dienen, war ja Alles was ich begehrte, mein Wunſch ward erfüllt, nun iſt es mir Pflicht, die thörichte Stimme meines Herzens zu unterdrücken, und nur wie zu einer Heiligen mein Auge zu ihr zu erheben. Ja!“ fuhr er nach kurzem Sinnen auf, „ja, ich will ihr zeigen, daß ich ihr mehr opfern kann als mein Leben!“ Dies ſagend ſprang er auf, kehrte nach der Stadt zurück und ging unwillkührlich der Wohnung des Königs zu, als die Worte: „So eilig, junger Herr?“ und eine derbe Fauſt die ihn anpackte, ſeine raſchen Schritte plötzlich hemmten, denn der Klausner von Speierbach ſtand hinter ihm und hielt den Eilenden beim Mantel feſt. „Wohin wollt Ihr denn ſo raſchen Schrittes?“ fragte er neugierig.

„Grüß Euch Gott!“ erwiederte Conſtant, der wie aus einem ſchweren Traum erwacht, jetzt erſt nach langem Anſtarren den Klausner erkannte und ſich von ihm los machen wollte; dieſer aber hielt ihn feſt. „Nun wie ſteht es mit Eurem Ritter und ſeiner Dame?“ begann der Klausner von Neuem, „ſagt ihm nur, er ſolle meiner Prophezeihung gedenken, denn kein Ebenbürtiger trat ihm gegenüber.“

„Ich verſtehe Euch nicht!“ unterbrach ihn Conſtant.

„Glaub' es wohl, junger Mann, den Einſiedler vom Speierbach verſteht man oft nicht, und hält doch ſeine Worte in Ehren. Bringt nur, was ich Euch eben geſagt, zu den Ohren Eures Ritters.“

„Meines Ritters!“ fuhr der Page unwillig auf. „Da ſey Gott für, daß dies mein Ritter und ich ſein Knappe wäre. Ich diene nur der Dame!“

„Glaube wohl, daß der Dienſt angenehmer ſeyn mag,“ meinte der Klausner, blieb plötzlich ſtehen und fragte dann. „In welcher Herberge wohnet Ihr?“ Conſtant gab ihm Beſcheid. „So ſehe ich Euch bald wieder,“ fuhr der Waldbruder fort, „doch jetzt muß ich mich von Euch trennen. Ich muß zu des Königs Majeſtät,“ raunte er ihm wichtig, aber dennoch leiſe zu.

„Zu König Maximilian wollt Ihr?“ wiederholte Conſtant, und dieſe Nachricht ſchien in ihm plötzlich einen Gedanken, einen Wunſch erweckt zu haben. — „O könnte ich doch auch zu ihm!“

„Nichts leichteres als das,“ meinte der Klausner. „Der König iſt Jedem, auch dem Niedrigſten zugänglich und verſagt keinem Gehör. — Kommt mit mir, wenn

Ihr Geduld habt im Vorzimmer bis zum Abende zu warten, denn ich sehe dort mehrere Fürsten des Königs Wohnung zuziehen, da giebt es Geschäfte, und an Euch möchte dann die Reihe, vorgelassen zu werden, lange nicht kommen."

Der Page wurde nachdenkend. „Gehabt Euch wohl, frommer Bruder!" sagte er dann plötzlich, wandte sich und schritt rasch nach seiner Wohnung zurück.

Auch des guten Klausners Geduld wurde in dem Vorzimmer des Königs auf eine harte Probe gestellt, denn sämmtliche in Worms anwesende Fürsten hatten sich, einer wichtigen Angelegenheit wegen, zu dem Könige begeben. Durch die Nachricht, Maximilian selbst wolle den Kampf mit dem französischen Ritter bestehen, war der ganze Reichstag in Bewegung gekommen; die Fürsten hatten sich noch am nämlichen Morgen versammelt, und einmüthig beschlossen, sich zu dem Könige zu begeben, um ihn von diesem, ihrer Meinung nach mit seiner Würde nicht übereinstimmenden Schritte abzuhalten.

Maximilian, den Zweck dieser feierlichen Sendung leicht ahnend, empfing sie heute feierlich auf seinem Throne, jedoch mit gewohnter Huld, und fragte die Fürsten dann nach ihrem Begehren. Da trat der Churfürst von Mainz hervor, und begann im Namen der Versammelten den König anzureden:

„Gnädiger Herr und König! Eure Weisheit hat für gut befunden, Euer hoher Muth hat Euch bestimmt, das Schild von Oestreich und Burgund neben dem Schilde jenes französischen Abentheurers aufzuhängen, der es gewagt hat, durch prahlende Ausforderung deutscher Nation

Hohn zu sprechen. So sehr dies auch unsre Herzen mit Bewunderung erfüllt, so bekümmert macht es uns doch, daß der Erste unter uns, der Fürst so vieler Fürsten, der erste König der Christenheit, sich einem Abentheurer gegenüber stellen und auf Leib und Leben mit ihm kämpfen will. Zu jeder Zeit, wie vielmehr in dieser bedrängten, ist das Leben unsres Königs uns werth und theuer, da wir auf Eure Weisheit, Euren Muth rechnend, einer bessern Zukunft für unser deutsches Vaterland entgegen sehen. Wir, die hier versammelten Fürsten deutscher Nation, die Grafen und Herren und die Abgeordneten der Städte, bitten daher Eure Majestät dringendst, Ihr wollet das kühne Vorhaben zu Nutz und Frommen des gemeinsamen Vaterlandes aufgeben, den frechen Franzosen aus Stadt und Land verweisen und, verzeihet, gnädiger Herr, die herrliche Krone, die auf Eurem Haupte strahlt, nicht so tief herabsetzen, indem Ihr mit einem Abentheurer in die Schranken tretet."

Bei diesen Worten erhob sich König Max mit Heftigkeit von seinem Sessel. Der Churfürst schwieg; der König jedoch, ohne etwas zu sagen, blickte mit einem Lächeln, das Manchem verächtlich dünken mochte, im Kreise der Versammelten umher, setzte sich dann wieder und winkte dem Churfürsten fortzufahren.

„Noch einmal wiederhole ich meine Bitte, noch einmal beschwöre ich im Namen des hartbedrängten Volkes Eure Majestät," fuhr dieser fort, „Ihr wollet von einem Vorhaben abstehen, das in der Geschichte deutscher Nation und ihrer Kaiser beispiellos ist."

Der Churfürst schwieg und trat in die Reihen der

der Fürſten zurück, von denen mehrere ſich dem Könige nahen und wahrſcheinlich die Bitte des geiſtlichen Fürſten unterſtützen wollten, doch Maximilian erhob ſich und mit ernſtem Antlitze begann er:

„Ich danke Euch, edle Herren, für die Theilnahme, die Ihr mit ſo viel Eifer an meiner Perſon nehmt, ich erkenne und weiß ſie zu ſchätzen, und doch kann ich Euch Euren Wunſch nicht gewähren. Das Schild Maximilians von Oeſtreich hängt neben dem Schilde des franzöſiſchen Ritters, und wird dort hängen bleiben bis Blut es löſet. Ich habe den Kampf auf Tod und Leben angenommen und werde ihn als Rittersmann vollführen. — Glaubt Ihr, edle Fürſten Deutſchlands, die Ehre der Nation ſoll Eurem Könige nicht ſo theuer ſeyn wie dem Kleinſten unter Euch, er ſolle nicht freudig Blut und Leben dafür opfern? Glaubt Ihr, das Blut eines Königs ſey zu theuer für den Preis der Ehre? Deutſchlands Ehre iſt auch die meinige, nichts Edleres habe ich zu vertheidigen als ſie, und darum muß auch der Erſte unter Euch bereit ſeyn, für dies Heiligthum zu kämpfen, da kein Zweiter, da kein deutſcher Mann ſich fand, den Fehdehandſchuh aufzuheben. — Daß ein ſolcher Kampf in der Geſchichte deutſcher Nation, in der Geſchichte ihrer Kaiſer beiſpiellos iſt, kann mich nicht davon abhalten; beiſpiellos iſt es auch, daß Euer König dies Amt übernehmen mußte. — Nicht freiwillig, nicht aus keckem Uebermuthe oder Kampfluſt," fuhr er fort und ſeine Stirn umwölkte ſich, „habe ich den Fehdehandſchuh aufgehoben, den mir mein Bruder von Frankreich, durch jenen rieſenhaften Mann hinwerfen ließ. Drei Tage habe ich gewartet, ob einer der Fürſten, Grafen oder

Ritter den Kampf annehmen würde; Niemand erschien, triumphirend wäre der Franzose heimwärts gezogen und hätte in seiner Heimath verkündet: Kein deutscher Arm fühlte sich kräftig, kein deutsches Herz muthig genug, sich mir entgegen zu stellen! So mußte der König der Deutschen selbst die Ehre der Nation retten, da keiner seiner Fürsten und Vasallen es that, so werde ich kämpfen mit Gott und meinem angestammten Muthe und als ein wackrer deutscher Ritter mich in den Schranken zeigen. Ich sprach meinen Willen öffentlich aus, nichts wird ihn ändern!" — Er stieg, als er geendet, die Stufen des Thrones herab, der finstre Ernst war von seiner Stirn geschwunden und er trat freundlich unter die Fürsten, die noch immer mit Bitten in ihn drangen, sein Vorhaben aufzugeben; er blieb standhaft und zeigte nun deutlich, daß es ihm unangenehm sey, ferner mit diesen Vorstellungen belästigt zu werden.

Die Fürsten mußten unverrichteter Sache und mit betrübtem Herzen heimkehren, denn so sehr sie auch dem erprobten Muthe, der Stärke und Geschicklichkeit des Königs vertrauten, fürchteten sie doch den riesenhaften Mann, von dem das Gerücht Wunderdinge verbreitet hatte. Alle zagten, nur Maximilian zagte nicht; sich seiner gerechten Sache, seines Muthes bewußt, erschien ihm der zum Kampfe bestimmte Tag als ein Freudentag, und er kehrte nach seinem Gemache zurück, zufrieden, daß er die ihm unangenehme Einmischung der Fürsten für immer beseitigt habe.

Aber er sollte noch nicht jeder Einmischung enthoben seyn, denn kaum war er in sein Gemach zurückgekehrt,

als ihm gemeldet wurde, der fromme Klausner vom Speierbach, Ambrosius sey draußen und bitte um Gehör, auch trat Herzog Albrecht von Sachsen in dem nämlichen Augenblicke ein.

„Majestät!" begann der Fürst. „Als ich vorher im Kreise der versammelten Fürsten stand, schwieg ich, und überließ es ihnen, ihre Bitten vor dem Throne des Königs auszusprechen. Der Churfürst von Mainz sprach aus meiner Seele und ich hätte als Reichsfürst nichts hinzufügen können; jetzt aber, da Maximilian von Oestreich mich so oft seinen Freund, seinen Waffengefährten genannt, glaube ich ihm noch ein ernstes Wort sagen zu dürfen. Setzt Euren hohen Ruf, das Ansehen, das Euch in der Christenheit gebührt, setzt die Ehre der deutschen Krone nicht so auf's Spiel, daß dies Alles von einem glücklichen oder unglücklichen Lanzenstoße abhängt. Erlaubt mir Euer Wort zu lösen, und statt Eurer den Kampf zu bestehen. Muß es einmal seyn, so ist es besser, ein deutscher Fürst spielt das kecke Spiel, als ein deutscher König!"

Der Herzog schwieg. Maximilian schien einen Augenblick unschlüssig, wie er ihm antworten sollte, nicht, daß sein Entschluß nicht fest gestanden hätte, nur suchte er Worte, die dem edlen Fürsten nicht wehe thun sollten; seine Leidenschaftlichkeit übermannte ihn jedoch. „Dazu hättet Ihr Euch früher erbieten sollen, Herzog Albrecht!" erwiederte er endlich mit Heftigkeit, „vor drei Tagen war es Zeit, jetzt soll mich keine Macht der Erde hindern, mein Wort selbst zu lösen."

Herzog Albrecht, den König nur zu gut kennend, schwieg, von Maximilians Vorwurfe in seinem Innersten

gekränkt, aber zürnte ihm dennoch nicht, der raſch die Thür öffnete und einem Diener befahl, den Klausner hereinzuführen. „Kennt Ihr den frommen Mann, Herzog Albrecht?“ fragte er dieſen, wahrſcheinlich dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben.

„Ich habe mancherlei von ihm gehört, geſehen habe ich ihn nie,“ erwiederte dieſer.

„So bleibt Herzog,“ bat Maximilian. „Ich bin begierig zu erfahren was der fromme Mann will.“

In dieſem Augenblicke trat der Klausner ein, ſah den König mit Wohlgefallen an, als ob er ſich ſeiner freue, und neigte ſich, ohne den, den heiligen Männern ſonſt ſo gewöhnlichen Stolz vor dem Könige.

„Was bringt Euch her, frommer Bruder?“ fragte ihn Maximilian.

„Großmächtigſter König, Herr aller Deutſchen!“ hob der Waldbruder an. „Das Gerücht drang bis zu meinem Ohre, Ihr wolltet den Kampf mit dem franzöſiſchen Ritter Claude de Batre beſtehen. Da befahl mir Gott mich zu Euch zu begeben.“

„Nun?“ fragte Maximilian, da der Klausner in ſeiner Rede ſtockte, verdrießlich, daß auch er dieſes Kapitel berühre. „Was befahl Euch der Herr?“

„Geh hin zu meinem frommen Knechte Max von Oeſtreich,“ ſprach er, „und weihe ſeine Waffen zum Siege! — Ich gehorchte und ſtehe in dieſer Abſicht vor meinem Könige. Meine Hand hat Blinde ſehend, Lahme gehend gemacht, und mein Gebet ward oft vom allmächtigen Gott erhört, zu deſſen Thrones Stufen es drang. Erlaubt daher“ —

„Bruder Ambroſius, Ihr ſcheint es gut mit mir zu meinen," ſagte der König mitleidig lächelnd. „Ihr ſeyd ein frommer Mann, wie der Ruf von Euch ſpricht, ſteht nach Euren eigenen Worten in gar genauer Verbindung mit dem lieben Gott, und doch, verzeiht mir guter Bruder, doch vertraue ich meinem Muthe, meinem Arme, meinem Schwerte und dem höchſten Gott auch ohne Fürſprecher ſo viel, daß es keiner Weihe meiner Waffen bedarf, mir den Sieg zu erringen. Hat mein Muth, hat die Kraft meines Armes die Weihe nicht erhalten, ſo möchte wohl das fromme Wort, das Ihr über meine Waffen ſprecht, wenig nützen, und die Hand, die Ihr ſegnend auflegt, von geringerer Kraft ſeyn als die Fauſt, die die Waffen führen muß."

„Der Klausner war bei dieſen Worten nicht im mindeſten betroffen, er neigte ſich tief. „Wie Ihr befehlt, Herr und König!" ſprach er. „Ich erfüllte blos das, was mir der Herr zu thun eingab; aber dennoch möchte ich gern für Euch und für Deutſchlands Ehre wirken, wie es einem alten Soldatenherzen geziemt."

„Waret Ihr früher ein Kriegsmann?" fragte Maximilian, dem jeder Krieger werth war.

„Ja, Ew. Majeſtät!" erwiederte der alte Waldbruder und vergaß in dieſem Augenblicke ganz Demuth und Salbung. „Ich habe manchen Strauß unter Kaiſer Friedrich glorreichen Andenkens mit gemacht, war mit in Ungarn und vor Neuß, und ſelbſt unter Herzog Albrecht, der ſo finſter neben Euch ſteht, focht ich gegen die Frieſen."

„Und was bewog Euch, das Schwert mit der Kutte zu vertauſchen?"

„Gnädigſter Herr, das Kriegsleben iſt ein gar ungewiſſes Ding. Ruft die Trommel zu der Fahne, ſo wirft man Schaufel und Spaten von ſich, greift nach dem Schwerte, putzt den Roſt von der alten Pickelhaube, zieht ſein beſtes Wams an, verläßt die Hütte, verkauft für ein Paar Gulden ſein ärmliches Leben, und ſo zieht man freudig, im Geiſte ſchon ſchwer mit Beute beladen, ſeiner Fahne zu. Dort hofft man Schätze und Ruhm zu erwerben; Wunden werden ſtatt Goldes zu Theil, und den Ruhm behalten die Großen für ſich, dem Lanzknecht wird kaum ſein Viechen Sold, der auch gar öfters ausbleibt. Dann muß er rauben und plündern, um das Leben zu friſten, das ewige Heil geht darüber verloren, und von dem Irdiſchen gewinnt man auch nur die Krumen, die von der Großen Tiſche fallen. Und wie lange dauert überdies die Herrlichkeit? Kaum hat man ſich an dieſe wilde Lebensart gewöhnt, ſo machen die Großen Frieden, man wird heimgeſchickt und hat nichts gewonnen, als die Luſt zum Nichtethun. Zu Hauſe iſt einem alles zuwider, der alte Vater iſt älter, die Mutter verdrießlicher geworden, und hat man gar Weib und Kinder, ſo iſt es noch ärger.“ —

„Aber wie kamt Ihr auf den Gedanken ein Klausner zu werden, und eine Lebensweiſe zu wählen, die der eines Kriegers ganz entgegengeſetzt iſt?“ unterbrach ihn der Herzog.

„Glaubt nicht, Ihr Herren, daß das Leben Beider ſo verſchieden iſt,“ erwiederte der Waldbruder, der durch Maximilians Herablaſſung immer treuherziger und redſeliger geworden war. „Beider Leben hat viel Gleiches: Beide leben auf Unkoſten Anderer, Beide ſcheuen die Arbeit, Beide benutzen liſtig den Unverſtand Anderer zu ihrem Vortheile.

Doch verzeihe mir Eure Majestät, daß ich so offen rede," unterbrach er sich selbst, da er wohl fühlen mochte zu viel gesprochen zu haben, „und erlaubt mir eine Bitte zu thun."

„Geht morgen zu meinem Seckelmeister, auch ich will zu denen gehören, auf deren Unkosten Ihr lebt," sagte der König lächelnd.

„Ich danke, Ew. Majestät," erwiederte der Waldbruder, „daß Ihr meiner Armuth eine milde Beisteuer geben wollt; wenn nur nicht zu viel in der Hand des Seckelmeisters kleben bleibt. Doch dies war meine Bitte nicht. Ein junger Fant, der Page einer französischen Dame" —

„Der Frau von Moubusson!" unterbrach ihn der König rasch.

„Den Namen der Dame kenne ich nicht," fuhr der Klausner fort, „nur so viel weiß ich, daß sie mit dem französischen Klopffechter, den Gott verderben möge, hieher kam. Dieser Page, ein wackrer, feiner, junger Herr, wünscht bei Ew. Majestät Gehör zu erlangen."

„Er mag kommen, heute Abend um die sechste Stunde," sagte Maximilian nach einigem Bedenken. „Bin neugierig, was er von mir will. — Und nun gehabt Euch wohl, Bruder Ambrosius, und seyd gegen den Churfürsten von Mainz weniger offenherzig als gegen mich, es könnte Euch sonst Klause und Heiligkeit kosten." Mit diesen Worten entließ er ihn.

„Ein arger Schalk," meinte Herzog Albrecht, „der unter dem Mantel der Treuherzigkeit vielleicht arge Tücke verbirgt. Was soll der Page der französischen Dame bei Euch?"

„Das mag Gott wissen," erwiederte der König, „aber gewiß nichts Böses, dafür bürgt mir sein ehrlich Gesicht. Ich sah ihn schon einmal" —

„Und auch die Dame?" fragte der Herzog schnell.

„Sie sah ich öfters in Brüssel!"

„Nun dann ist mir das Räthsel gelöst," sagte Herzog Albrecht lächelnd.

„Ich glaube kaum, Ihr irrt Euch in ihr," erwiederte Maximilian ernst. „Ich sah sie oft an meinem Hofe zu Brüssel, wo sie für die schönste, aber auch die edelste der Frauen galt. Was der Page will, bleibt mir dennoch unerklärlich."

Herzog Albrecht, dem das Wohl des Königs zu sehr am Herzen lag, versuchte nun noch einmal den Zweikampf zu berühren, Maximilian aber bat ihn inständig hierüber zu schweigen, und so konnte der Herzog seinen königlichen Freund nur mit kummervollem Herzen verlassen.

8.

Während Bruder Ambrosius im Vorzimmer mit der Geduld eines Heiligen geharrt und den Pagen nicht vergessen hatte, war dieser, wie von einem Dämon getrieben, seiner Wohnung zugeeilt. Das Geheimniß seiner Herrin belastete ihn schwer, eben so drückend war ihm das Gefühl, er habe gelauscht, und der rege Wunsch, den König zu sprechen, beunruhigte ihn um so mehr, da er sich nicht einmal Rechenschaft geben konnte, was er reden wolle.

Dem Könige das Geheimniß der Frau von Monbuſſon zu vertrauen, das wollte er um keinen Preis, und doch wünſchte er, Maximilian möge als Ritter ſeiner Herrin in die Schranken treten, denn er meinte, der Gedanke, er kämpfe für ſie, müſſe ihn unüberwindlich machen. Daß der König den zudringlichen Fremden hart zurückweiſen könne, das fiel ihm nicht ein, Conſtant lebte zu ſehr in der Zauberwelt ſeiner Phantaſie, um die wirkliche zu kennen, und die ideale Höhe, auf welche er Frau von Monbuſſon ſtellte, ließ ihn glauben, Jedermann müſſe ſie gleich ihm anbeten. Dieſe Gedanken, dieſe Gefühle durchkreuzten ſich während des ganzen Tages in ihm, je näher er der Wohnung kam, deſto ängſtlicher klopfte ſein Herz; wie ſollte er vor der Herrin erſcheinen?

„Ich bin ja nicht ſtrafbar," ſprach er ſich Muth ein, als er die Treppe hinaufſchritt. „Kann ich mein Ohr ſchließen, wenn ich ihre ſüße Stimme vernehme? Muß ich nicht auf jedes Wort von ihr, auf jeden Athemzug lauſchen?" Durch dieſen Gedanken ermuthigt, ging er nach dem Zimmer, wo er die laute Stimme von Meſſire Claude vernahm. Dies gab ihm noch mehr Muth einzutreten, ſtand er doch jetzt ſeiner Herrin nicht allein gegenüber, und ſo läſtig ihm auch ſonſt des Ritters Gegenwart geweſen war, ſo lieb war ſie ihm jetzt.

Als er eintrat und ſich vor der Dame neigte, überflog ſie eine leichte Röthe, doch ſchien ſie nicht weiter auf ihn zu achten. „Fahret fort Meſſire," ſagte ſie zu dem Ritter, „und laßt Euch durch die Gegenwart des Pagen nicht ſtören."

„Mithin, holde Dame," knüpfte Herr Claude ſeine Rede wieder an, „erwartet Euch der ſchönſte Triumph!

Der Sieg über Deutschlands König ist die herrlichste, glänzendste Mitgabe, die Euch geboten werden kann, und ich freue mich gewiß zu seyn, den mächtigsten Potentaten der Christenheit als Ueberwundenen Euren schönen Händen übergeben zu können."

„Seyd Ihr Eurer Sache so gewiß, Herr Ritter?" unterbrach ihn Frau von Monbusson, und vermochte nicht ihren Unwillen zu verbergen. „Der König der Deutschen ist ein tapfrer, in Waffen erfahrener Mann, er ist Ritter und König zugleich. — Ich meine doch" —

„Fürchtet nichts Dame," unterbrach sie Herr Claude, empfindlich über ihr weniges Zutrauen. „Noch keiner fürchtete für Claude de Batre, wenn er auf seinem Streitrosse saß, noch keiner blieb ihm gegenüber sattelfest, und überdies, wer für Euch kämpft, Dame! wem Ihr als der herrlichste Preis der Erde zu Theil werden sollt, der muß sich unüberwindlich fühlen."

„Herr Ritter," unterbrach jetzt Constant das Gespräch, den die stolze Zuversicht de Batres verdroß. „Ich begegnete heute früh dem Klausner vom Speierbache, er läßt Euch grüßen und trug mir auf, Euch zu sagen, Ihr möchtet doch an seine Prophezeihung denken, kein Ebenbürtiger träte Euch gegenüber in die Schranken."

Wie vom Donner gerührt stand bei diesen Worten der Ritter vor Constant. „Bei Gott!" sagte er endlich, „daran hatte ich nicht gedacht. Doch!" fuhr er plötzlich auf, und schritt mit stolzer Haltung im Zimmer auf und ab. „Was achte ich auf die Worte eines armen Klausners, der für einige Sous jedem vorausſagt, was er nur wünscht; Thorheit wäre es auf solch Geschwätz zu hören."

„Nennt dies nicht Thorheit," erwiederte der listige Provenzale. „Er durchzieht die Stadt und verkündet Jedermann, Gott habe ihm im Traume Euch als Ueberwundenen gezeigt, und seinen Worten glaubt Jeder. Als ich ihm begegnete, war er eben auf dem Wege zum Könige, wahrscheinlich" —

„Behaltet Eure Berichte für Euch, Herr Constant, was kümmert mich das Thun und Treiben des Waldbruders!" unterbrach ihn de Batre zornig. „Wer wie ich von hundert Turnieren siegreich heimzog, wen kein Gegner, selbst nicht in der Schlacht, bügellos machte, was hat der zu befürchten, und träten alle Potentaten der Erde gegen ihn in die Schranken, prophezeihten ihm alle Klausner des deutschen Reiches auch bittre Schmach!"

„Aber warum mußten wir denn über unwegsame Felsen hinab nach der Klause des frommen Mannes klimmen?" fragte Constant nicht ohne Tücke. „Warum ließet Ihr, Herr Ritter, Euch die Zukunft von dem armen Klausner enthüllen?"

„Schweig, Constant!" befahl die Dame, den Ausbruch des Zornes zu hemmen, den sie eben auf de Batres Gesicht hervorbrechen sah. „Wohl Euch," wandte sie sich dann zu diesem, „daß das Vertrauen zu Euch stärker ist als ein Wahnglaube."

„Ja, Dame!" fiel ihr der Ritter schnell in die Rede. „Sorgt nicht für die Zukunft. Der König, mein Herr, der einzige Mann der Christenheit, vor dem ich meine Lanze senke, hat mir einen zu schönen Preis des Sieges gestellt, Ihr selbst habt Euch schon im Voraus für überwunden erklärt, wenn ich als Sieger vor Euch trete, wie

wäre es möglich, daß mein Muth, meine Kraft, daß das Glück, deſſen ich eigentlich nicht bedarf, mich verlaſſen könnte, da Euer Bild, Euer Segensruf mich begleitet! Deshalb bitte ich Euch, habt ein feſtes Vertrauen zu mir," hier beugte er ſein Knie, „und verehrt Eurem Ritter irgend ein Zeichen Eurer Huld, das er beim Kampfe trage, damit er, dadurch Eurer eingedenk, unüberwindlich werde."

„Bedürft Ihr ſolcher Erinnerung?" nahm der Page vorlaut das Wort, als Frau von Monbuſſon durch dieſe Bitte verlegen ſchwieg, und nachdenken mochte wie ſie ihre Erfüllung umgehen könne. „Ich dächte wer" —

„Herr Ritter!" unterbrach die Dame ſchnell ihren vorlauten Pagen. „Ich bitte Euch, nicht dieſe anbetende Stellung. Erhebt Euch; ich ſehe den Mann lieber ſtolz vor mir ſtehen, als demüthig zu meinen Füßen." De Batre erhob ſich. „Ihr verlangt etwas von mir, das ich Euch abſchlagen muß, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt."

„Ihr ſchlagt mir dieſe Kleinigkeit ab!" fuhr der Ritter mit ungewohnter Heftigkeit auf.

„Iſt es Euch Kleinigkeit," erwiederte Frau von Monbuſſon empfindlich ſcheinend, „ſo wird Euch mein Verweigern nicht wehe thun. Aber nicht Mangel an Achtung für Euch iſt es, was mich dazu zwingt, ein Gelübde verbietet es mir."

„Ein Gelübde?" fragte de Batre erſtaunt, während Conſtant ſeine Freude kaum zu mäßigen wußte, und neugierig war, wie ſich ſeine Herrin aus dieſer Verlegenheit ziehen werde.

„Ja, ein Gelübde," fuhr Frau von Monbuſſon fort. „Wem ich noch irgend ein Zeichen des Wohlwollens gab,

das er zu Schimpf oder Ernst tragen mochte, der war unglücklich, und als mein Gemahl, als Verlobter, mich auf dem Turnier zu Orleans um eine Gabe bat, und ich sie ihm nicht verweigerte, wurde er beim ersten Stechen niedergerannt. Seitdem gelobte ich, Niemand, wer es auch sey, ein Zeichen meiner Theilnahme bei solcher Gelegenheit zu geben, und somit müßt Ihr mir verzeihen, Herr Ritter, wenn Ihr Euch mit meinem Bilde, das, wie Ihr mir selbst gesagt, Euch stets begleitet, genügen lassen müßt." —

Herr de Batre schwieg eine Weile, dann faßte er sich und sagte galant. „Zwar glaubte ich die schöne schwarz und goldene Feldbinde, an der Ihr in Paris so emsig sticktet, und die eben jetzt über jenem Sessel hängt, würde mir zu Theil werden, da leider schwarz Eure Farbe ist, aber ich will mich bescheiden, will ohne Pfand Eurer Huld in die Schranken treten, und werde ohne diesen Talismann dennoch siegen.

„Auf welche Bedingungen hat König Maximilian den Kampf angenommen?" fragte Adelaide das Gespräch abzulenken.

„Auf Leben und Tod!" erwiederte Herr de Batre.

„Mein Gott!" rief sie aus, und eine hohe Röthe überzog bei diesen Worten ihr holdes Antlitz.

„Fürchtet nicht für mich," sagte der Ritter sie beruhigen wollend. „Dieser Kampf war unter allen Bedingungen ein Kampf auf Leben und Tod, denn Ihr seyd der Preis; Euch verlieren wäre mehr als das Leben. Fürchtet nicht, holde Dame, dieser Arm ist stark und in diesem Herzen lebt Euer Bild; weshalb dürft Ihr noch zagen? —

Lebt wohl, Dame meines Herzens, vertraut meinem Muthe und meiner Kunst die Waffen zu führen, und nun stärke Gott Euer Vertrauen, und bleibt meiner Liebe eingedenk!" — Adelaide reichte ihm die Hand zum Kusse und er empfahl sich zu ihrer, zu Constants Freude.

Als er sich entfernt hatte, blieben Beide eine Zeitlang stumm. — Der Page fand schuldbewußt und fern von seiner Gebieterin, diese hatte sich in das Fenster gesetzt, war in tiefe Gedanken versunken, die wohl nicht auf den Pagen gerichtet seyn mochten, und schien auf nichts um sich her zu achten. So hatte sie eine Weile gesessen, als Constant, so sehr er auch ihre Vorwürfe fürchten mußte, doch endlich ungeduldig wurde, und die Ungewißheit, ob sie ihm zürne oder nicht, nicht länger ertragen konnte. Er nahm die an der Wand hängende Laute seiner Herrin und griff einige Akkorde. Frau von Monbusson erwachte aus ihren Träumen, fuhr auf und sah den Pagen in bittender Stellung vor sich stehen. Einige Augenblicke war sie ungewiß was sie sagen sollte, bald aber faßte sie sich. „Constant," sprach sie, mehr Ernst als gewöhnlich in ihren Ton legend. „Hast Du diesen Morgen gelauscht?"

„Nein, Herrin!" erwiederte er ruhig. „Und doch! — Höre ich den Ton Eurer Stimme, so bin ich festgebannt."

„Laß das," unterbrach ihn Frau von Monbusson, „und antworte mir lieber mit Offenheit. Hast Du gehört, was ich Frau von Guiche vertraute?"

„Ich habe es gehört, Herrin!" sagte er das Haupt beugend, und die Hand auf sein klopfendes Herz legend. „Aber was ich vernommen habe ruht, wenn es mich auch

ſchmerzt, in meiner Bruſt verſchloſſen, keine Macht der Erde ſoll es mir entlocken."

„Was Du vernahmſt, verwahre es treu," ſagte nach einigem Zögern Adelaide erröthend; „erwähne gegen Niemand, nicht gegen mich das kleinſte Wort."

„Nicht gegen Euch?" ſagte er wehmuthsvoll. „Das wäre hart, ein ſchmerzvolles Geheimniß zu bewahren, und nicht einmal des Vertrauens werth zu ſeyn."

„Conſtant!" zürnte Frau von Menbuſſon.

„Ja Herrin, hart wäre es!" ſagte er mit Heftigkeit. — „Doch es iſt ja nicht das Erſtemal, daß ich am Ziele meiner Hoffnungen ſtehe," ſprach er nach kurzem Schweigen, während Adelaidens Auge theilnehmend auf ihm ruhte. „Es iſt mir in dieſem Augenblicke, als ſtände ich wieder vor dem Luſtſchloſſe des Herzogs von Orleans. Aus meinem einſamen Häuschen am brauſenden Meere führte mich mein Pflegevater, auf nie betretenen Straßen, in eine neue, für mich gar ſonderbare Welt die nicht im mindeſten der Welt glich, die ich mir in meiner Einſamkeit aus den Minneliedern unſrer Troubadours gebildet hatte. Staunend, aber nicht erfreut, folgte ich meinem Führer bis in Gegenden, wo kein Oelbaum grünte, keine Feige mich erquickte, kein Mandelbaum mit ſeinen roſigen Blüthen mein Auge erfreute. So gelangten wir bis an einen Hügel, auf welchem ein prachtvolles Schloß ſtand. Dort ſind wir am Ziele, ſagte, nach dem Schloſſe zeigend, mein Pflegevater mit tiefbewegter Stimme. Conſtant, dort oben auf dem Schloſſe findeſt Du ein Gut, was Du lange vermißt, wonach Du Dich ſo lange geſehnt haſt, Du findeſt dort Deinen Vater. Bei dieſen Worten trieb

ich mein Maulthier an und ſagte, unbekümmert den alten Pflegevater zurückzulaſſen, mit verhängtem Zügel die Höhe hinauf. Aber ſchneller als mein träges Thier war der Flug meiner Phantaſie. Du darfſt an der Vaterbruſt ruhen, Du darfſt einen Mann Vater nennen, biſt nicht mehr eine verſtoßene Waiſe ohne Mutterbruſt, ohne Vaterherz, an denen Du Dich ausweinen kannſt, dies waren meine Gedanken, meine Hoffnungen. Mit ihnen betrat ich das Schloß, betrat ein Zimmer mit köſtlichen Gemälden behangen, in das man mich führte, und mich lange harren und faſt vor Sehnſucht vergehen ließ. Endlich öffnete ſich die Thür — o! Ihr wiſt das Weitere, Herrin. — Ich fand einen Vater, aber kein Vaterherz, der Sohn ſtand vor dem Vater und durfte ihn nicht Vater nennen, ein Geheimniß mußte ich in meiner Bruſt verſchließen, das damals alles Glück, alle Hoffnung meines Lebens vereinte. — So ergeht es mir auch jetzt. Ich muß ein Geheimniß bewahren, daß alle thörichten Hoffnungen meines Lebens endet, das ich mit mir ſchleppen muß wie eine ewige Laſt, die ich nie abſchütteln darf."

„Armer Conſtant!" ſagte Frau von Monbuſſon ſich vergeſſend.

„Ich dünkte mich reich, wenigſtens in meinen Phantaſien," fuhr er fort. „Jetzt bin ich ſo arm, daß mir ſchon die Gabe genügen muß, welche das Mitleid reicht, und dennoch danke ich Euch dafür, Herrin, es iſt doch etwas das mir blieb, wenn auch nur wenig. — Aber ich bin ein thörichter Knabe, jammere um den Verluſt eines unerreichbaren Gutes und habe doch hundertmal geſungen:

Und wenn mich ihr Dorn auch blutig ſticht,
Die Roſe verlaſſe ich dennoch nicht!

Darum Muth! — Herrin!" ſagte er dann vor ihr niederkniend. „Nehmt Euer hartes Wort zurück; gern will ich Euer Geheimniß in meiner ſchmerzvollen Bruſt verſchließen, aber ſchenkt mir nur Euer Vertrauen, ich mißbrauche es wahrlich nicht. Ich muß wirken und ſchaffen für Euch, dies iſt ja der Zweck meines ganzen Lebens. Gebt mir hierzu Gelegenheit."

Frau von Monbuſſon befahl ihm aufzuſtehen, er gehorchte. „Verlaß mich, nach einer Stunde kehr: zurück," ſagte ſie ernſt.

„Herrin!" ſagte Conſtant faſt außer ſich. „Iſt das Alles, was Ihr mir zu ſagen habt?"

„Gehorche!" befahl ſie.

Der Page warf einen durchdringenden trotzigen Blick auf ſeine Gebieterin. „Ihr übt Eure Zaubermacht auf ſchonungsloſe Weiſe," ſprach er, und er würde vielleicht in ſeiner aufgeregten Stimmung ſein ganzes Herz ihr ausgeſchüttet haben, hätte es nicht leiſe an die Thür geklopft, und wäre nicht Bruder Ambroſius hereingetreten.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! Der Herr ſegne die Bewohner dieſes Hauſes!" ſprach er mit Salbung.

„Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder," erwiederte die Dame, welcher dieſe Störung ſehr gelegen zu kommen ſchien.

„Ich freue mich Euch hier zu ſehen," fuhr der Klausner fort, „obgleich mein Beſuch ſo eigentlich nicht Euch, ſondern Eurem Pagen galt. Ziehet Euer beſtes Wams an, junger Herr," wandte er ſich zu dieſem, „ſchmückt

Euch mit einer wohlgefalteten Krauſe, hängt Euer ſchönſtes Wehrgehenk um, denn in der ſechſten Stunde wird Euch das Glück vor König Maximilian zu ſtehen, der Eure Bitte gewährt und Euch um dieſe Zeit Gehör geben will."

„Bruder Ambroſius!" rief Conſtant außer ſich vor Freude, und preßte, ganz die Gegenwart ſeiner Gebieterin vergeſſend, den Waldbruder ſtürmiſch an ſich. „Dank, tauſend Dank! Eure Botſchaft giebt mir neue Thatkraft, neues Leben! Ja, ich will handeln, und ſollte ich darüber all mein Glück verſcherzen.

„Conſtant!" drohte Frau von Monbuſſon.

„Diesmal muß ich ungehorſam ſeyn; vergebt!" erwiederte er auf dieſe Drohung.

„Conſtant!" bat Adelaide.

„Ich ſchließe mein Ohr den Zaubertönen!" rief er mit Haſt. „Ihr befahlt mir Euch zu verlaſſen, ich gehorche!" Dies ſagend eilte er fort.

„Ein ſonderbarer, aber recht liebenswürdiger junger Mann," ſagte der Waldbruder zu Frau von Monbuſſon, die dem Pagen, wahrſcheinlich ihn zurückzuhalten, bis zur Thür des Zimmers raſch gefolgt war, plötzlich aber ſtehen blieb und gedankenvoll nach ihrem Sitze zurückging. „Etwas heftig, leidenſchaftlich, und trügt mich meine Menſchenkenntniß nicht, ſehr zärtlichen Gemüthes," fuhr der Klauſner fort. „Es ſcheint, Ihr habt einen treuen Diener an ihm, ſein Auge blickt nur auf Euch, Eure Befehle zu erwarten. — Doch, Dame, es ſcheint Ihr hört nicht auf mich, Eure Gedanken folgen vielleicht dem Diener nach dem königlichen Hoflager. Bin ich Euch läſtig, ſo gehe

ich, und nur mein Segen bleibt zurück.“ Er neigte ſich. „Der Herr beſchütze Euch!“ ſprach er.

„Das möge er, ich bedarf ſeines Schutzes,“ unterbrach ihn Frau von Monbuſſon, die dieſe Worte gehört haben mußte und jetzt nach ihm aufblickte.

„O, wer wie Ihr den tapferſten Ritter der Erde zu ſeinem Schutze hat, der bedarf wohl eigentlich keines andern Schutzes,“ ſagte der Waldbruder ſpottend.

„Guter Bruder,“ unterbrach ihn die Dame, „Ihr irrt.“

„Wohl möglich,“ nahm Ambroſius das Wort. „Maximilian von Oeſtreich iſt ein ſtreitbarer tapferer Herr, legt ſeine Lanze ein trotz dem Beſten, tummelt ſein Roß wie Keiner, und iſt im Schwertkampfe Meiſter; ſo könnte es wohl leicht ſeyn, daß Herr de Batre, trotz ſeiner prahlenden Aufforderung in den Sand geſtreckt würde, es könnte nicht allein ſeyn, es wird gewiß geſchehen.“

„Meint Ihr?“ fuhr Frau von Monbuſſon raſch auf, kaum ihre Freude verbergend. „Habt Ihr ſolch Vertrauen zu der Tapferkeit Eures Königs?“

„Ja wahrlich gnädige Frau, das habe ich und mit mit mir ganz Deutſchland!“ rief der Klauener, Kutte und Stand vergeſſend, feurig aus. „Ihr ſolltet ihn kennen, ihn ſo von Angeſicht ſehen, wie ich ihn noch vor einer Stunde ſah. Ein Fürſt braucht ſonſt nur halbweges ein Menſch zu ſeyn, ſo ſtaunt ihn die Menge an, als ſey er etwas Außerordentliches, König Max aber, und ſtäk' er in dem leinenen Kittel eines Lanzknechtes, hätte er ſtatt ſeiner Krone nur den Eiſenhut auf dem Kopfe, blieb immer noch ein König, ſo majeſtätiſch iſt ſeine Geſtalt, ſo mild und

königlich ist sein feuriger Blick. Sähet Ihr ihn nur in Kampf und Schlacht, wie furchtbar, und doch wie menschlich. Seit Kaiser Rudolf, dem Ahnherrn des Geschlechtes der Habsburger, gab es kein so ritterliches Oberhaupt der Deutschen, und nach ihm wird auch wohl keines wieder auf dem deutschen Throne sitzen. — Doch verzeiht, daß ich Euch mit Dingen belästige, die Euch nur unangenehm seyn müssen."

„Mein guter Bruder! fahrt nur fort," bat Frau von Monbusson, der seine Rede gar nicht unangenehm zu seyn schien.

„Ei, wie könnte ich so ungalant gegen eine Dame seyn, da mein König der Gegner Eures Ritters ist! — Traut dem alten Kriegsmann so viel Klugheit zu, Jedermann lieber etwas Angenehmes als Unangenehmes zu sagen, lieber vom Himmel als von der Hölle zu reden. Ueberdies wüßte ich kein Wort hinzuzusetzen; ein ritterlicher Fürst ist mir das Höchste der Welt, ein menschlicher Herr das Edelste der Erde"

Bei diesen Worten griff Frau von Monbusson in ihre kleine geflickte Tasche, holte ein Beutelchen heraus und reichte dem Klausner eine Gabe. „Ich bin nicht reich," sprach sie, „deshalb nehmt diese Kleinigkeit, ich gebe sie mit gutem Herzen."

Der Klausner, dem jede Gabe willkommen war, nahm sie dankbar an, und wollte der Frau von Monbusson zeigen, daß sie doppelten Werth für ihn habe. „Dame!" sagte er geheimnißvoll, und sein Auge blickte listig auf sie, es suchte zu erforschen, ob seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten. „Zum Dank für Eure Milde will ich Euch

etwas offenbaren, was Euch nützlich seyn kann. Euer Ritter spielt, sey er Ueberwundener oder Sieger, ein gefährliches Spiel. Im ersten Falle dürfte ihn wohl Maximilians Lanzenstoß so derb getroffen haben, daß er das Aufstehen vergäße; im andern Falle würde wohl Herr de Vatre, trotz freien Geleites, trotz seiner Bedeckung, und gewiß gegen des Königs Willen, nicht mit heiler Haut aus Worms ziehen; das Volk, das seinen König liebt, fast verehrt, schlüge ihn todt! — Nun Ade, holde Frau, Gottes Segen für Eure Gabe, und nehmt diesen von mir geweihten Rosenkranz zum Dank von mir an, er hilft für mancherlei." Er neigte und entfernte sich.

Der gute Bruder hatte bei Frau von Monbuffon sein Ziel verfehlt. Er hoffte, sie solle dem Ritter seine Warnung mittheilen und dies seinen Muth schwächen, somit glaubte er für König Max, den er, als ein alter Kriegsmann, über Alles werth hielt, am besten gewirkt zu haben; dies war auch die Ursache, weshalb er den Ritter durch den Pagen an seine Prophezeihung hatte erinnern lassen. Hätte der König seine Dienstfertigkeit erfahren, er würde sie ihm schlecht gelohnt haben.

9.

Während der Klausner, ohne es zu wollen, der Frau von Monbuffon durch die Beschreibung König Maximilians eine hohe Freude bereitet, und sie in eine höchst aufgeregte Stimmung versetzt hatte, war der geschäftige Page

mit einem kecken Raube auf dem Wege zum Könige. Aber noch hatte die sechste Stunde nicht geschlagen und er mußte noch auf den Straßen umher irren, sinnend, was er eigentlich dem Könige sagen wollte; sein Ziel stand klar vor ihm, wie er es aber erreichen sollte, war ihm noch dunkel. Er mochte sich noch so oft sagen, ein König sey nichts mehr als ein anderer Mensch, und einem Sänger gegenüber oft nur ein sehr gewöhnlicher Mensch, so überfiel ihn doch eine Art Scheu, wenn ihn seine Phantasie in Maximilians Gemach führte, und er sich dem Könige gegenüber dachte, der ihn vielleicht seiner Keckheit wegen, unfreundlich zurückweisen könnte. Mancherlei Vorsätze wurden in ihm rege, mancherlei schöne Worte, mit denen er den König anreden wollte, hatte er sich im Stillen vorgesagt, und als die Glocke vom Domthurme die sechste Stunde verkündete und ihn seine Schritte zu beeilen mahnte, war er noch so unentschlossen und ungewiß als vorher, und mit hochklopfendem Herzen trat er in das Vorzimmer.

Man hatte ihn ungehindert eingelassen. Von einer Menge Diener, die sich heimlich in das Ohr flüsterten, begafft, stand er in einem Erkerfenster, dachte nur an den nahen, entscheidenden Augenblick und bemerkte kaum die Höflinge, die an einem langen Tische saßen, und mit dem Brettspiel die Langeweile zu verscheuchen suchten. „Heda, junger Mann!“ rief ihm der eine zu, der eben sein Spiel verloren hatte, und winkte ihm näher zu treten, „Ihr seyd im Dienste der Frau von Moukuſſon?“

„Ja, Herr!“

„Sie ist die Dame des Abentheurers, der an die

deutsche Ritterschaft eine so kecke Aufforderung ergehen ließ?"

„Das weiß ich nicht!" erwiederte Constant kurz.

„Was wollt Ihr bei dem Könige?" fragte jener weiter, und eben nicht im freundlichsten Tone.

„Lieber Herr!" erwiederte der Page, den diese Fragen verdrossen. „Ihr seyd nicht mein Beichtiger, deshalb erlaubt" —

„Was verbirgst Du so sorgfältig unter Deinem Mantel?" fiel ihm aufspringend der Höfling plötzlich in die Rede.

„Einen Talismann," erwiederte Constant lächelnd, „der Euren Herrn unüberwindlich machen soll."

„Bursche!" fuhr ein alter Kriegsmann auf, der bisher still hinter dem Tische gesessen hatte. „Scher Dich mit Deinem Talismann zum Henker, solche Gaukelpossen bedarf König Maximilian nicht, um einen französischen Prahlhans bügelles zu machen. Spare diese Thorheiten für Deinen Ritter auf, der mag ihrer eher bedürfen.

„Herr," erwiederte der Page und ging auf den Alten zu. — „Ihr habt mich zwar auf eine nicht freundliche Weise angeredet, und doch hat es mich gefreut, denn Ihr habt Liebe und Vertrauen zu Eurem Herrn, und das ist ein gar gutes Ding. Es war übrigens nur ein Scherz, was ich vorhin sagte, ein Troubadour aus der Provence verabscheut dergleichen Gaukelpossen. Eine Blume seiner Schönen, eine Schleife von ihrem Busen, das ist der Talismann, der ihn bezaubern, ihn unüberwindlich machen kann, nicht Amulete oder geweihte Dinge."

„Bist Du ein Troubadour, so singe uns ein Lied, ich

liebe den Geſang und Du gefällſt mir," ſagte der alte Kriegsmann, während die Hofleute und ſelbſt die Diener neugierig um den Pagen einen Kreis ſchloßen. „Der König iſt ausgeritten, bis er heimkehrt werden wir vielleicht noch lange warten müſſen, deshalb ſinge uns ein Lied."

„Von welchem Inhalte wünſcht Ihr es?" fragte Conſtant.

„Singe uns ein Lied zum Lobe unſres Königs," bat der Alte.

„Er ſteht dem Könige Karl von Frankreich feindlich gegenüber," erwiederte Conſtant beſcheiden, „und ſo darf ich wohl kein Lied zu ſeinem Lobe ſingen, obgleich er ein ſo ritterlicher Fürſt iſt, und ich in ſeinem Vorzimmer und unter ſeinen Dienern ſtehe. Ein Liebeslied will ich Euch wohl ſingen, wenn Ihr nur eine Laute bei der Hand habt, denn ohne Begleitung iſt das Lied wie der Donner ohne Echo."

Man brachte ihm bald eine Laute, denn an König Maximilians Hofe ſtand Dichtkunſt und Geſang in hohen Ehren. Der Page ergriff ſie raſch. „Nun ſollt Ihr etwas aus meinem Herzen und dabei des edlen Arnold von Maraviglia Wahlſpruch hören, der auch der meinige iſt und bleiben wird." Er ſang:

„Schweig' mein Herz, ruf nicht ihr Bild zurück,
Töne nicht ſo heiter liebe Laute,
Denn die Holde, der ich mich vertraute
Labt mich nicht mit einem Himmelsblick.

All mein Fleh'n, mein Sehnen war vergebens,
Dennoch bleibt der Wahlſpruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieſes Herz, mir die Ehre dies heilige Gut!

Während er dieſe Strophe ſang, hatte ſich die Thür zum Gemache des Königs leiſe geöffnet, und Maximilian trat, von dem Troubadour nicht bemerkt, heraus, winkte den Hofleuten ruhig zu bleiben, und Conſtant, zu ſehr im Gefühle ſeines Liedes verſunken, bemerkte ihr Aufſtehen nicht, oder glaubte vielleicht es wäre ſein Lied, das dieſe Bewegung unter ihnen verurſachte. Er fuhr ungeſtört fort:

Sollt' ich auch vergehen in Liebesſchmerz,
Sollt' auch mein Geſang nur klagend tönen,
Müßt' ich flieh'n die Schönſte aller Schönen,
Bräch' auch Gram mein tiefgekränktes Herz,
Und erreicht' ich nie das Ziel das Strebens,
Dennoch blieb der Wahlſpruch meines Lebens:
Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Ihr dieſes Herz, mir die Ehre dies heilige Gut!

„Seht Ihr, Herr!" ſagte er nun als er die Laute weggelegt, „ſo ſind wir Provenzalen, Gott, dem Könige und unſrer Dame treu, treuer aber noch der Ehre. Für Gott und unſern Glauben zu ſterben iſt uns Pflicht, für den König Blut und Leben zu opfern, das thun wir freudig, bricht das Herz in Liebes- und Todespein, für unſere Dame jauchzen wir jubelnd im Todesſchmerze auf und dünken uns glücklich. Aber für unſere Ehre zu ſterben — ja Ihr Herren, wie erkläre ich Euch das — das befiehlt

nicht die Pflicht, es iſt kein Todesſchmerz und kein Glück, es iſt ein ernſter, feſter Wille, der mit uns ſo innig verwebt iſt, als ob es nicht anders ſeyn könne; ich glaube Gott, König und ſelbſt die Dame unſers Herzens könnten wir laſſen, forderte es die Ehre, ſie geht uns über Alles."

König Maximilian zog ſich jetzt, ohne von dem Pagen der reizenden Frau von Monbuſſon bemerkt zu werden, in ſein Gemach zurück, und kaum hatte Conſtant für ſein Lied den Dank, der jetzt gegen ihn ganz freundlich geſtimmten Hofleute empfangen, als der Befehl kam, ihn zum Könige zu führen. „Wird mir doch ſonderbar zu Muthe," ſagte er als er dies vernahm, „habe ich mich doch auf dieſen Augenblick ſo ſehr gefreut, und da er erſcheint überfällt mich" —

„Geht nur junger Mann," fiel ihm der alte Krieger traulich in die Rede, „faßt ein Herz, verliert den Muth nicht."

„Alter Herr!" erwiederte Conſtant lächelnd. „Den Muth verliere ich nie, wohl aber iſt die Keckheit hin, mit der ich vor den König zu treten gedachte. — Nun es ſey!" Er grüßte die Höflinge freundlich, ſchritt mit klopfendem Herzen durch mehrere Zimmer, jetzt öffnete ſich eine Thür, er trat ein und ſtand vor König Maximilian.

„Was iſt Euer Begehr?" redete ihn der König freundlich an.

„Mein Begehr, Herr!" ſtammelte Conſtant, und die Verlegenheit, mit der er eingetreten war, hatte ihn noch nicht verlaſſen. „Ich begehre nichts für mich, nur wünſchte ich" —

„Und was wünſcht Ihr?"

„Majestät! habt Geduld mit mir," sagte der Page treuherzig, „ich kann nicht sogleich die Worte, meinen Wunsch Euch vorzutragen, finden. Beträfe er nur mich, würde ich mich kühn dem Könige nahen und mit Zuversicht sprechen: Herr gewährt mir meine Bitte, aber so" —

„Nun redet deutlicher, faßt Zutrauen zu mir, aber faßt Euch kurz," sagte der König mit Milde, da Constant wieder stockte, endlich ein Päckchen aus seinem Wamms zog, es küßte und es knieend dem König überreichte.

Maximilian ward neugierig, er nahm das Päckchen, entfaltete es und eine schwarz und goldene Feldbinde rollte herab. „Wer schickt mir das?" fragte er verwundert.

„Diese Feldbinde möge den Harnisch des edlen Königs der Deutschen in dem Kampfe mit dem französischen Ritter schmücken; eine schöne Hand webte sie" —

„Wer schickt sie mir?" frugte Maximilian ungeduldig werdend.

Der Page erröthete. „Wer sie Euch sendet, Majestät, fragt Ihr mich? Die Schönste, die Edelste der Christenheit, die Rose der Frauen, strahlend wie diese rothe, keusch wie diese weiße Blume — hat sie gestickt."

„Wer, wer?" fragte der König immer ungeduldiger werdend.

„Die Frau von Monbusson," erwiederte nach langem Kampfe Constant hoch erröthend.

„Sie schickt sie mir!" rief der König mehr verwundert als erfreut.

„Nein, Herr!" sagte Constant schnell und fast durch Maximilians Gleichmuth gekränkt, „Sie hat sie nur gestickt, und ich glaubte nicht gegen ihren Wunsch gehandelt zu

haben, als ich sie nahm und Euch in der Hoffnung brachte, es müßte ein Talismann seyn, der Euch unüberwindlich machte, ein Geschenk seyn, das selbst einem König — werth seyn müßte. — Ich habe mich geirrt, verzeihe mir die Majestät meine Keckheit. — Ich bitte, Herr, gebt mir die Feldbinde wieder," sagte er dann, „und verzeiht." Er streckte hierbei, immer noch knieend seine Rechte nach dem Kleinod aus, das aber der König auf einen Tisch neben sich legte.

„Steht auf, junger Mann!" befahl dieser mit ernstem Blicke, „steht auf! Uebrigens verstehe ich Euch nicht, Euer Benehmen ist mir räthselhaft. Spräche nicht aus Eurem Auge, aus Eurem ganzen Wesen ein edler Sinn, ich müßte glauben, Euch hätte ein eigennütziger Zweck zu dieser zweideutigen Handlung verführt."

„Glaubt das nicht, Herr!" rief der Jüngling aufspringend, „und erniedrigt mich nicht so tief einer unüberlegten Handlung wegen, die mir zu thun schwer, sehr schwer wurde. Gebt mir die Feldbinde zurück und verzeiht." —

Maximilian sah mit durchdringendem Blicke in des Pagen Auge, der immer noch bittend an ihn aufsah. Schon streckte er die Hand nach der Feldbinde, sie ihm wieder zu geben, doch zog er sie schnell zurück. „Um Eurer selbst willen wünschte ich den wahren Zusammenhang der Sache zu kennen," sagte er dann freundlicher. „Ein Mann, der in seinem Wahlspruche Seele, Herz und Leib Gott, dem Könige und seiner Dame weiht, Alles freudig opfert, und nur die Ehre, das dem Menschen theuerste Gut, für sich behält, wie kann der, ohne seinen Wahl-

ſpruch zu vergeſſen, ſo handeln wie Ihr? Ihr begeht einen Betrug und ſo fehlt Ihr gegen Gott, Ihr wollt mich unüberwindlich machen, ſo fehlt Ihr an der Treue gegen Euren König, der mich weder hier noch irgendwo als Sieger zu ſehen wünſcht, Ihr ſetzt die Ehre Eurer Herrin auf's Spiel und Eure eigene. Wie ſoll ich dies deuten?"

Beſchämt, in ſeinem Innern zerknirſcht, ſtand der Jüngling vor dem Könige, das Gefühl ſeines Unrechts erhöhte noch ſeine Beſchämung. Endlich nach langem Schweigen, während deſſen ihn der König mit Wohlgefallen beobachtete, faßte er Muth und überwand das drükkende Gefühl, das ihn niederbeugte. „Gnädigſter Herr," ſprach er, einen Schritt dem König näher tretend, „beurtheilt mich nicht ſtreng, hört mich gnädig an; ich will Euch die Wahrheit ſagen, ſo wahr mir Gott helfe und mich als einen redlichen Mann ſterben laſſen mag" —

„Sprich!" unterbrach König Maximilian des Jünglings Betheurung, indem er ſich auf einen Seſſel niederließ. „Sprich ohne Scheu, was Du mir auch ſagen könnteſt, ſoll als Dein Geheimniß ſicher bei mir ruhen."

„Nach dem Willen der Königin, wohl mehr noch König Karls von Frankreich, meines gnädigen Herrn," begann nun der Page, „mußte Frau von Monbuſſon dem Ritter Claude de Batre das Verſprechen geben, ihm als Gattin ihre Hand zu reichen, wenn er im Zweikampfe zu Worms ſiegend die Bahn verließe. Wider ihren Willen gab ſie ihr Wort, denn ſie haßt den Ritter, deshalb wünſcht ſie ihn von Eurer Hand überwunden" —

„Weißt Du das aus ihrem Munde?“ unterbrach ihn der König.

„Ja, Herr!“

„So fahre fort.“

„Sie hatte schon früher zu Paris die Feldbinde gewirkt, und da es die Farben von Oestreich sind, so glaubte ich“ —

„Was glaubtest Du? Nur weiter!“

„Sie würde mir nicht zürnen, wenn ich sie Maximilian von Oestreich mit der Bitte überreichte, sie am Tage des Kampfes ihr zu Ehre und Liebe zu tragen — und ihr Ritter zu seyn.“

„Was veranlaßte Dich zu diesem Glauben?“ fragte der König den Schweigenden, der, statt Antwort, sein Haupt neigend, die rechte Hand auf das Herz legte.

Der König verstand, was er damit sagen wollte, und sprach lächelnd. „Ein edler Ritter trägt an solchem entscheidenden Tage nur die Farbe seiner Dame. Wird Frau von Monbusson die Dame Maximilians von Oestreich seyn wollen?“

„Die tugendhafte Frau wird, so glaube ich, sich geehrt fühlen, daß der Erste der Könige sie zu seiner Dame erwählt,“ erwiederte Constant. „Ich glaube es Majestät.“

„Sag Deiner Herrin, der Frau von Monbusson,“ nahm nun der König nach einigem Nachdenken das Wort, „Mit Gott und meinem Schwerte hoffte ich sie von dem Ritter zu befreien, den ihr mein Bruder von Frankreich zum Gemahl bestimmt hat, sage ihr, Maximilian von Oestreich wolle am Tage des Kampfes sie zu seiner Dame

wählen, ihr Ritter seyn, und ihre Farbe, die auch die seinige ist, tragen."

„Lohn's Euch Gott, Herr!" rief Constant, der aus Freude den König kaum hatte aussprechen lassen können, und den mit diesen Worten Maximilians eine Centnerlast vom Herzen gefallen war; „lohne es Euch Gott und die heilige Jungfrau!"

„Du scheinst ein treuer Diener Deiner Herrin zu seyn," begann der König mit besonderem Wohlgefallen, den Troubadour immer fester ins Auge fassend. „Du sprichst mit vielem Feuer von der Dame, deren Schönheit ich oft in Brüssel bewunderte. Welchen Lohn erwartest Du von ihr?"

„Ich? — keinen Majestät! — Ein armer Troubadour," fuhr er fort, und seine Rede wurde immer lebendiger, der Ton seiner Stimme bewegter, „ein armer Troubadour darf nur die Rose betrachten und anstaunen, sie darf für ihn nur im Liede, nur in der Phantasie blühen, nur träumend darf er sie sein nennen, aber nie die Hand nach ihr strecken Sie steht zu hoch für ihn, und obgleich dornenlos, würde der Freche, wollte er nach ihr greifen, die Hand sich blutig stechen. Nur wie die Heilige, vor deren Bilde er kniet, von deren himmlischen Antlitz sein Herz erfüllt ist, zu der er mit Inbrunst betet, so fern, so unerreichbar steht auch sie vor ihm; die Sehnsucht treibt ihn zu ihr hin, doch der Heiligenschein, der sie umstrahlt, weiset ihn streng zurück."

„Du bist ein sonderbarer Mensch," sagte der König, da Constant, nur an Adelaide denkend, mit verklärtem Blicke aufwärts sah. „Du gefällst mir, Du scheinst einer

von denen Schwärmern zu ſeyn, die ſich in die Flammen ſtürzen, und vor Schmerz und Wonne zugleich aufſchreien. — Du liebſt Deine Herrin!"

„Gnädigſter Herr!" ſagte der Page hoch erröthend, und der gehobene Blick ſenkte ſich tief. „Wie könnte ich es wagen, die Herrliche zu lieben? — Anbetung iſt die Gluth, die mich durchſtrömt, nur im Gefühle meiner Niedrigkeit wage ich nach ihr aufzublicken, und der freudige Gedanke für ſie ſterben zu können, erhält mir das Leben. — Daß Eure Majeſtät dieſe Feldbinde tragen, ſie zu Ihrer Dame erwählen wollen," fuhr er fort, nachdem er verſucht hatte, ſeine glühenden Empfindungen zu dämpfen, „das macht mich ja glücklich, da ich weiß, es wird ſie — Darf ich ihr die beruhigende Nachricht bringen," lenkte er ſchnell ein, ſein Knie vor dem Könige beugend, „ſo erlaubt, daß ich mich entfernen und zu ihr eilen darf."

„Geh' mit Gott!" ſprach Maximilian. „Ich wünſche Dir Gutes, denn Du ſcheinſt ein braver Jüngling zu ſeyn. Aber eben deshalb rathe ich Dir, vertauſche die Laute bald mit dem Schwerte, zieh' in den Krieg und ringe nach einem erreichbaren Ziele; in die Nähe der Frau von Montbuſſon taugſt Du nicht. — Kann ich Dir mit irgend etwas eine Freude machen, ſo nenne es mir, ſteht es in meiner Macht, ſo thue ich es gern."

„Reicht mir Eure ritterliche Rechte, daß ich ſie küſſen darf," bat Conſtant, und der König reichte ihm mit Wohlwollen ſeine Hand, auf welche der Page, ſie mit Wohlgefallen betrachtend, ſeine Lippen feurig preßte. „Du führſt das Scepter wie das Schwert gleich gut, Du ſpendeſt Milde aus, dem Fürſten wie dem armen Troubadour,"

ſprach er, die Hand noch immer in tiefer Bewegung betrachtend, „möge Gott Dir Kraft verleihen, den Frechen in den Sand zu ſtrecken, und Deinen Heldenruhm noch mehr zu verherrlichen!“ Noch einmal drückte er ſie an ſeine Lippen, erhob ſich, ſein Blick überflog noch einmal die königliche Geſtalt Maximilians, dann ſagte er raſch: „Gehörte ich nicht König Karl von Frankreich an, keinen anderen Herrn würde ich mir wählen, als Maximilian von Oeſtreich!“ Er verneigte ſich ehrerbietig und verließ dann das königliche Gemach.

10.

Als habe er ſeiner Herrin die freudigſte Botſchaft zu verkündigen, ſo ſchnell eilte Conſtant nach Hauſe, triumphirend, daß ſein Wunſch erfüllt, ſeine Hoffnung erhöht war. Der Gedanke, er könne durch das ohne Adelaides Wiſſen Geſchehene, ihre Gunſt verſcherzt haben, fiel ihm nicht ein; raſch ſprang er die Treppe hinauf, aber an der halb offnen Thüre blieb ſein Fuß wie gebannt. Starr ſah er durch die Oeffnung, ſein Blick wurde immer lebendiger, ſein Auge glühender, ein wehmüthiges Lächeln umſchwebte jetzt ſeinen Mund und der Anblick Adelaidens hielt ihn hier feſt gebannt. Von dem letzten Schimmer der Abendröthe wie mit einem Heiligenſcheine umgeben, ſaß ſie am Erkerfenſter, ihr Haupt auf den blendend weißen Arm geſtützt, während die andere Hand auf der in ihrem Schooße liegenden Laute ruhte. Jetzt ſeufzte ſie tief auf, hob den

geſenkten Blick, griff einige Töne, ſprang auf und legte die Laute raſch, faſt mit Unmuth weg. Conſtant ward durch dieſe heftige Bewegung aus ſeinen Träumen geweckt, er ſah eine Thräne in dem Auge ſeiner Gebieterin, und nichts hielt ihn mehr zurück. „Herrin!“ rief er, in der Meinung ihr ſicheren Troſt zu bringen, die über ſein plötzliches ungeſtümes Eintreten erſchrocken zuſammenfuhr. „Herrin, weinet nicht, der Retter naht! Bald werden die Trompeten ſchmettern, die Kämpfer in die Schranken zu rufen und Euer Ritter wird ſiegen, denn er trägt einen Talismann, der ihn unüberwindlich machen muß — er trägt die Farben ſeiner Dame, trägt die von Euch gewirkte Feldbinde, und ſein Gegner liegt ſicher vor ihm im Staube!“

Dieſe Adelaiden noch unverſtändlichen Worte, hatte Conſtant mit ſolcher Haſt, mit ſolcher Leidenſchaft ausgeſprochen, daß die Dame erſtaunt, faſt erſchrocken auf ihn blickte. „Was iſt Dir, Conſtant?“ ſagte ſie endlich. „Was ſollen dieſe mir räthſelhaften Worte bedeuten? — Wo iſt die Feldbinde, die über dieſem Seſſel hing?“ fragte ſie jetzt ängſtlich, da ihr ſie ſuchender Blick nur die leere Stelle traf. „Wie kam ſie in die Hände des Ritters Claude?“

„O! nicht in ſeine Hände kam ſie!“ rief Conſtant triumphirend. „Er iſt nicht Euer Ritter, ſoll nicht Euer Ritter ſeyn; da bewahre mich Gott, daß ich ſolchen Gedanken nur faſſen, geſchweige ihn je Euren Ritter nennen könnte. — Ein Anderer iſt es!“ —

„Und wer?“ fragte Adelaide immer geſpannter.

„Ein Mann, Eurer werth, der einzige, den ich, wenn auch mit blutendem Herzen, Eure Farbe tragen ſehen

kann, ohne daß meine Hand zuckt nach dem Schwerte zu greifen."

„Laß diese Thorheit und sag mir kurz, von wem sprichst Du?"

„Vom Könige der Deutschen, von Maximilian von Oestreich!"

„Unglücklicher, was hast Du begonnen!" rief Frau von Monbusson, und ihr zürnendes Auge traf den Pagen, der mit verklärtem Antlitze vor ihr stand. —

„Dame!" sprach er jetzt, da Frau von Monbusson, ohne ihm weitere Vorwürfe zu machen, in Verzweiflung auf und abschritt, und die hellen Thränen in ihrem Auge perlten. — „Ich fühle in diesem Augenblicke, daß Ihr vielleicht Recht haben könnt auf mich zu zürnen, ich handelte ohne Euren Befehl und that schon deshalb Unrecht — aber ich mußte! — Erlaubt," fuhr er fort, da Frau von Monbusson nicht auf ihn zu achten schien und seine Leidenschaft immer mehr hervorbrach. „Erlaubt, daß ich zum erstenmale mein Herz vor Euch ausschütten, laut sprechen darf."

„Schweig!" befahl Adelaide ihr Gesicht abwendend. „Schweig Unglücklicher!"

„Ich schweigen? — Könnt Ihr der Saite gebieten zu schweigen, wenn die Töne schon durch die Lüfte schwirren? — Könnt Ihr dem Munde gebieten zu verstummen, wenn das lang verschlossene Herz sich gewaltsam geöffnet hat? Nein, wahrlich nein! Ich muß reden, und sollte ich auch von Eurem Angesichte scheiden müssen; ich muß in dieser entscheidenden Stunde reden, denn in jeder andern fehlte mir der Muth dazu!"

Halb unwillig, doch von Mitleid, vielleicht selbst von Neugierde verlockt, gab ihm Frau von Monbuſſon ein Zeichen der Einwilligung, ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſah unverwandt nach der Stelle, wo die Feldbinde gehangen hatte, und mochte wohl in dieſem Augenblicke mehr an jene, als an den Pagen denken.

„Von dem Tage, an dem ich Euch das erſtemal ſah,“ begann dieſer mit freudiger Ergebung, gleich einem Märtyrer, der ſeinen Tod furchtlos erwartet, „fühlte ich, daß Ihr es wäret, die mir in meinen wachen Träumen ſchon ſo lange vorgeſchwebt, die mein Lied begeiſtert, meiner Laute die ſchmelzenden Töne entlockt hatte, ich fühlte, daß meine Seele, ſo lange ich athmen würde, an Euch feſtgebunden ſey. Ich bat die Königin mich in Eure Nähe zu bringen — warum ſie gern mir meine Bitten gewährt, wißt Ihr — und als ich in meinem Kahne nach Eurer Wohnung an der Seine fuhr, mich Euch als Euren Pagen vorzuſtellen, da weihte ich mich Euch feierlich durch's ganze Leben.

Daß ich mit dieſer Weihe mein Herz dem Grame übergäbe, daß es früh brechen würde, fühlte ich wohl, und doch jauchzte ich freudig auf, doch gelobte ich zu tragen, zu dulden, jeder Hoffnung zu entſagen, wenn es nur zu Eurem Wohle ſey, und ich habe redlich mein Gelübde erfüllt. Ich glaubte Euer Herz jeder fremden Neigung verſchloſſen, und habe dennoch keine Hoffnung genährt, wie hätte ich das auch gekonnt; doch träumte ich mich glücklich, und zerfloſſen die Träume auch bald, ſo legte ich muthig die Hand auf mein klopfendes Herz und ſuchte es zu beruhigen. — Ich vernahm,“ fuhr er mit gepreßter Stimme

fort — „daß Ihr liebtet, und grub freiwillig und schnell auch dem schwachsten Schimmer von Hoffnung, jeder Lebensfreude ihr Grab, und habe keine Thräne darum geweint, ich habe es mit freudigem Herzen gethan. Muthig habe ich begonnen, und da ich geendet, glücklich geendet habe, bin ich freudig wie ein Kind, das sich über die Natter freut, die es, ohne zu ahnen, daß sie ihm den Tod bringt, lächelnd an seine schuldlose Brust legt. — Ich ahnete es wohl und jauchze doch!"

„Constant!" unterbrach ihn Frau von Monbusson, die ihn, obgleich zürnend, doch mit Theilnahme angehört hatte. „Der Zufall hatte Dir das Geheimniß meines Herzens verrathen, Du hast es gemißbraucht, und hast, ich will es glauben, daß Du es nicht gewollt, meine Ehre, meinen unbescholtenen Ruf auf's Spiel gesetzt. Wäre der König der Deutschen nicht ein so ehrenwerther Mann, so wüßte morgen ganz Worms, daß ich ihn habe zu meinem Ritter werben lassen, und mit welchem Makel bedeckte solches Gerücht meine Tugend? Wie konnte die Pflicht des Dieners, wie das Zartgefühl des Troubadours, das Ehrgefühl des Sohnes, wenn auch des unehelichen Sohnes Ludwigs von Orleans, sich — und mich so vergessen? — Noch Niemand, dem ich wohl wollte, hat mein Herz so tief verwundet als Du."

„Das wollte ich nicht!" unterbrach kaum hörbar Constant die Dame, denn er wagte nicht Haupt, nicht Blick, nicht Stimme zu seiner Vertheidigung zu erheben; gebeugt, seinen Fehl tief fühlend, kniete er vor seiner Gebieterin, deren Herz wohl zur Verzeihung geneigt gewesen wäre, hätte nicht Pflichtgefühl es verschließen müssen.

„Constant!“ sprach sie dann und auch in ihr Auge drang eine Thräne, das für den Jüngling so furchtbare Wort: „Wir müssen uns trennen! Du selbst hast das Band zerrissen, das Dich an mich knüpfte, Deine thörichte Leidenschaft hat mein Wohlwollen unterdrückt, Du mußt schon heute von mir! — Ziehe in Frieden, meine guten Wünsche werden Dich begleiten,“ setzte sie sanfter hinzu. — „Ich zürne Dir nicht mehr, Constant,“ fuhr sie immer wehmüthiger werdend fort, da sein stummer Schmerz sie noch mehr rührte als es die glühendsten Worte gekonnt hätten. Es wird mir schwer Dich von mir zu schicken, es schmerzt mich, aber ich muß! — Lebe wohl!“

„Lebt wohl!“ rang sich aus seiner tief bewegten Brust, doch wagte sein Auge immer noch nicht nach ihr aufzublicken, immer noch vor ihr knieend, schien er wie sein Thränengetrübter Blick an den Boden gefesselt zu seyn. Endlich fand sein Schmerz Worte. „Stern meines Lebens, du sinkst, Sonne meines Glückes, du gehst für mich unter!“ sprach er dumpf vor sich hin. „Wie ein Wanderer in ewiger Nacht wandle ich fortan meine Pilgerfahrt, für mich ist nur der Tod noch Leben!“

„Nicht diese Schwärmerei, Constant,“ sprach Adelaide, „sage mir ein männliches Lebewohl. Wir sehen uns ja vielleicht wieder!“

Bei diesen Worten erhob er sich mit Heftigkeit, bald aber ward er ruhig und sein Auge sah wehmüthig auf die Dame. „Vielleicht?“ wiederholte er dann schmerzvoll lächelnd — „O! was soll mir diese ärmliche, tröstende Hoffnung eines Bettlers. — Lebt wohl!“

„Laß die Hoffnung, laß den Muth nicht sinken!“

ſprach Frau von Monbuſſon mit dem Zauber, dem er nicht widerſtehen konnte, und reichte ihm die Hand zum Kuſſe, und als er ſich beugte, die bebende an ſeine Lippen zu preſſen, zog Mitleid, Theilnahme — wer kennt alle die Triebfedern, die das weibliche Herz oft ſo heftig bewegen — auch ſie zu ihm herab, und ihre Roſenlippen berührten leis und zart des Jünglings glühende Stirn.

„Nun bei Gott, ich komme, ſo wie ich ſehe, ſehr zur ungelegenen Zeit, Dame!“ rief in dieſem Augenblicke die rauhe Stimme Claudes de Batre. „Bei St. Georg, das hätte ich von der ſtolzen Wittwe nicht erwartet. Lehnet Ihr ſo ſüß ein Minnelied, ſo will ich ſchnell das Schwert wegwerfen und die Laute ergreifen.“

Frau von Monbuſſon ſowohl als der Page waren bei dieſen Worten des, durch die halb offen gebliebene Thür unbeachtet hineingetretenen Ritters, anfangs überraſcht und erſchrocken, ſchnell faßte ſich jedoch Conſtant, ſchneller noch die Dame. „Ich lohnte kein Minnelied, ſondern vormalige treue Dienſte,“ ſagte ſie mit Ruhe; „ich gab dem Pilger einen Gotteslohn mit auf ſeine Wallfahrt.“

„Auf ſeine Wallfahrt?“ fragte mit immer noch trotzigem Tone der Ritter.

„Ja, Herr Claude!“ erwiederte die Dame. „Conſtant verläßt noch heute meine Dienſte und zieht heim, oder wohin es ihm ſonſt gefällt.“

„So! — noch heute?“ meinte Herr Claude. „Nun ſeine Entfernung allein könnte auch, wenigſtens für die Zukunft, mir die Verſicherung geben“ —

„Herr Ritter!“ unterbrach ihn Frau von Monbuſſon

ſchnell und trat ihm ſtolz entgegen. „Denkt nicht zu voreilig an die Zukunft, in die ich etwa verflochten ſeyn könnte; ſollte ſie Euch aber auch im Ganzen bedenklich erſcheinen, ſo hängt es ja nur allein von Euch ab, ſie Euch anders und ganz nach Eurem Willen zu geſtalten.“

Der gute Ritter, der wohl immer ſeinen Feinden gegenüber ein ſtolzes Herz, einen kecken Muth zeigte, war einer ſchönen Frau gegenüber, hier und da eine üble Laune abgerechnet, die er nicht immer verbergen konnte, ein ſchwacher Held. In Allem, wo er nicht mit dem Schwerte drein ſchlagen konnte, ſchien ſeine Männlichkeit von ihm gewichen, um ſo mehr der Frau von Monbuſſon gegenüber, obgleich ihre Engelſanftmuth es zuweilen duldete, daß er ſeine natürliche Rohheit ungeſtraft zeigen durfte. „Dame!“ ſagte er im unterwürfigen Tone, „Euch wollte ich nicht kränken, da ſey Gott vor; verzeiht mir was ich ſagte. Aber dennoch kann ich meine Freude nicht bergen, endlich dieſen Narren von Euch entfernt zu ſehen.“

„Ritter Claude!“ trat mit anſcheinender Ruhe Conſtant hervor. „Wer giebt Euch ein Recht mich zu ſchelten?“

Ohne auf ihn zu achten oder ihn einer Antwort zu würdigen, drehte ihm der Ritter den Rücken zu, und wollte eben das Geſpräch mit Frau von Monbuſſon fortſetzen, als Conſtant noch einmal begann:

„Ritter Claude, ſteht mir Rede! Ich frage Euch zum zweitenmale, wer Euch das Recht giebt, mich im Angeſichte dieſer Dame zu beſchimpfen?“

„Schweig!“ fuhr ihn der Ritter zornig an, „und packe Dich!“

Ohne auf den bittenden Blick Adelaidens zu achten,

ohne die drohende Stellung des Ritters zu fürchten, blieb Conſtant ruhig auf ſeinem Platze und ging nicht; es ſchien die Plumpheit Claudes habe ſein Blut gekühlt. Mit ſtolzem Blicke den Ritter meſſend ſagte er dann furchtlos. „Ihr heißt mich gehen, häuft Beleidigung auf Beleidigung, hofft, der Troubadour werde nach ſeiner Laute greifen, gehorchen und in einem ſchmelzenden Liede ſeinen Unmuth auszuhauchen; er greift nach dem Schwerte!“ —

„Conſtant!“ unterbrach ihn Frau von Monbuſſon. „Ich bitte Dich, geh!“ —

„Verzeiht, gnädige Frau!“ erwiederte er, ſich beſcheiden vor ihr neigend, „verzeiht, daß ich diesmal Euch nicht gehorche. Ihr habt mich Eurer Dienſte entlaſſen, und ſo erkenne ich keine andere Gebieterin als meine Ehre:

Gott meine Seele, dem König mein Blut,
Der Dame mein Herz, mir der Ehre heiliges Gut!

Das iſt mein Wahlſpruch und wird es bleiben, ſo lange ich athme. Seht nicht ſo ſpöttiſch auf mich, geſtrenger Herr Ritter Goliath,“ wandte er ſich jetzt raſch und mit Heftigkeit nach Herrn Claude. „Ihr glaubt wohl unter dem Panzer allein könne ein muthiges Herz ſchlagen, auch unter dieſem Wamſe ſchlägt es“ —

„Conſtant!“ bat Frau von Monbuſſon noch einmal. Er aber, nicht auf den bittenden Ton ihrer Stimme hörend, taub für Alles, fuhr gegen den Ritter gewendet fort. „Mein alter Pflegevater, Meſſire Enguerraud Euſſi, der vielleicht nicht in ſo viel Turnieren als Ihr Sieger war, aber der Erſte auf den Mauern von Pontoiſe ſtand, hat mich Schwert und Lanze führen, mein Roß tummeln ge-

lehrt. Mein Bolzen aber, der trifft so sicher wie die Schleuder Davids des Prahlers Goliath Stirn, jedem der es wagt meiner zu spotten. Deshalb, hier liegt mein Handschuh, hebt ihn auf!"

Statt ihn aufzuheben schleuderte ihn Herr Claude verächtlich mit dem Fuße weit weg. Constant aber, ohne etwas zu erwiedern, hob ihn auf, neigte sich ehrfurchtsvoll vor Adelaiden. „Lebt wohl!" sagte er mit gepreßter Stimme zu ihr. „Lebt wohl, gütige Herrin! — Ihr zahlt mir wahrlich Eure Schuld!" wandte er sich dann zum Ritter und verließ das Gemach.

„Herr Claude de Batre!" nahm jetzt Frau von Monbusson schnell das Wort, ehe der Ritter noch irgend eine Entschuldigung vorbringen konnte. „Ihr habt gegen den Anstand und gegen mich gröblich gefehlt, Euch in meiner Gegenwart betragen, wie ich es nicht von der Galanterie eines französischen Ritters erwarten konnte; solches unfeinen Benehmens nicht gewohnt, muß ich Euch bitten mich zu verlassen."

„Dame!" erwiederte der Ritter, ungewiß, ob er den Zürnenden oder den Demüthigen spielen sollte. „Ihr rechnet mir die Züchtigung eines vorlauten Burschen sehr hoch an. Daß dies in Eurer Gegenwart geschah, ist mir unangenehm, wie sollte ich aber anders? Ich komme hierher Euch zu bitten, am Tage des Zweikampfes andere Farben zu Eurem Anzuge zu wählen, da schwarz und der goldene Gürtel, der Euren schönen Leib umschließt, die Farben meines Gegners sind. Ich wollte Euch bitten, mir die Farbe zu sagen, die Ihr statt dessen tragen würdet, um sie zu der meinigen zu machen, und statt dessen" —

„Tragt welche Farbe Ihr wollt, Herr Ritter!“ unterbrach ihn Adelaide kalt.

„Wie?“ fuhr Claude auf.

„Ja, Herr Ritter, tragt welche Farbe Ihr wollt, mir gleichviel!“ — Dies sagend verbeugte sie sich und ließ ihn allein.

Wie vom Donner gerührt stand der riesenhafte Mann da, den Blick auf die Thür geheftet, die sich hinter ihr schloß. „War das die sanfte, duldende Frau? War das Adelaide von Monbusson, die den girrenden Tauber küßte? Ha! wo ich dich finde, Knabe!“ rief er dann mit donnernder Stimme, „will ich dich unter meinen Füßen zermalmen, daß keine Spur von dir bleibt!“ Immer auf diese Weise vor sich hin fluchend, verließ er tobend das Gemach.

11.

Die Sonne stand schon hoch und vergoldete den Saum des Odenwaldes, der, ein dunkler Riese mit goldenem Diadem, in ihren Strahlen erglühte, die ganze Natur war durch einen warmen Gewitterregen erquickt, der die durstigen Felder getränkt und Wiese und Baum mit neuem üppigen Grün überzogen hatte. Die Vögel flogen lustig singend von Zweig zu Zweig, und die am Abende noch fast verschmachteten Blumen boten freudig ihre Kelche den Strahlen der Morgensonne dar, um mit ihrem krystallenen Thau, wie funkelnde Brillante in dem einfachen

Haare der bescheidenen Jungfrau, die Flur mit buntem Farbenspiel zu schmücken. Ein balsamischer Duft verbreitete sich unter den alten Ulmen des Rosengartens, durch deren dichtbelaubte Zweige der Sonne Erstlingsstrahlen blitzten. Es war ein herrlicher Sommermorgen, den die Städter auf ihrem Lager noch verschliefen, oder an ihrer Arbeit unter Schweiß statt Thautropfen verbrachten.

Nur einzelne Landleute, Lebensmittel nach Worms tragend, zogen hier und da dem Rheine zu, und grüßten ehrfurchtsvoll einen frommen Mann, der, seinen Rosenkranz in der Hand, schweigend unter den Ulmen wandelnd, sein Morgengebet verrichtete. Es war der Bruder Ambrosius vom Speierbache, der hier in aller Frühe die Einsamkeit suchte, und in tiefen Betrachtungen versunken zu seyn schien. Obgleich seine Finger an den Perlen des Rosenkranzes auf und abliefen, konnte doch der aufmerksame Beobachter leicht sehen, daß seine Gedanken mehr der Welt als dem Himmel angehörten. Was ihn so absonderlich beschäftigte, mußte ihm sehr wichtig seyn, denn obgleich er jedem Vorübergehenden auf sein: Gelobt sey Jesus Christus! ein eintöniges: In Ewigkeit! erwiederte, obgleich seine Lippen sich ohne Aufhören bewegten, so dachte er gewiß nicht an Gruß noch Gebet, denn sein Auge blitzte manchmal gar zu listig auf, sein Mund verzog sich zu oft zum grinsenden Lächeln, und das wohlgefällige Nicken seines kahlen Scheitels zeugte zu sehr von Selbstzufriedenheit, als daß er an sein Ave maria hätte denken sollen.

Jetzt verließ er den breiten Weg, schlug einen Fußpfad ein und wanderte der großen Eiche zu, an deren

Fuße ſich ein murmelnder Bach ſchlängelte, und wo wohl an Sonn- und Feiertagen ſchon ſo manches liebende Paar traulich gekoſet hatte. Wahrſcheinlich trieb ihn das immer ſtärkere Wogen der nach der Stadt Ziehenden zu dieſem einſamen Plätzchen, oder er wollte den Fußpfad verfolgen, der zu der Kapelle führte. Aber auch hier ſollte er nicht allein ſeyn, denn als er jetzt die Augen aufſchlug, ſah er einen Schlafenden regungslos unter dem Baume liegen, er wollte an ihm vorübergehen, aber die Kette ſeiner Gedanken war nun einmal zerriſſen, und ſein Auge blieb auf den Schläfer gerichtet.

Als er vor ihm ſtand, ſtutzte er nicht wenig einen Bekannten zu finden. „Heda, Freund Troubadour!“ rief er hell lachend. „Hat Euch der Böſe hierher gebannt? — Trieft wie eine erſäufte Maus, und habt trotz dem Bade einen Schlaf, als wäret Ihr auf dem weichſten Flaume trocken gebettet. Heda, wacht auf!“ Conſtant, von dieſer Anrede erwacht, ſprang auf, rieb ſich die Augen und ſtarrte den Klausner verwundert an. „Nun ermuntert Euch nur!“ fuhr dieſer fort. „Seht nur, wie die Saiten Eurer Laute ſchlaff herabhängen, verſucht einen Ton zu greifen, und ſie iſt gewiß verſtimmt.“

„Wie ich!“ murmelte der Troubadour unmuthig vor ſich hin. „Wie mein Herz ſind auch ihre Saiten zerriſſen!“ —

„Helf Euch Gott, Herr Page!“ fiel ihm der Alte in die Rede, wickelte ſeinen Roſenkranz zuſammen, und befeſtigte ihn wieder an dem Knotengürtel. „Mit einem zerriſſenen Herzen ſchläft es ſich nicht ſo feſt unter Donner und Blitz, im Sturm und Regen.“

„Ich ſchlief nicht, ich träumte nur“ —

„Nun das muß ich geſtehen!“ hob Bruder Ambroſius lachend an. „Schnarchtet ſo laut, daß Ihr alle Sangvögel auf der grünen Eiche zum Schweigen gebracht habt, und ich es ſchon auf hundert Schritte von hier hörte, meinend, daß es ein Dachs ſey, der knurrend ſein Loch grübe. Nein, ſolchen Schlaf gebe Gott jedem Gerechten. Aber ſagt, junger Herr, wie wollt Ihr zur Stadt kommen? Euer Wams iſt durchnäßt, Euer Mantel ſieht aus, als hätten die Raben ſich ein Neſt darin gebaut. — Was iſt Euch ſo eigentlich begegnet? Ihr ſchaut finſter vor Euch hin, ſeht ſelbſt auf den alten Klausner unwirſch, der Euch doch die Audienz bei des Königs Majeſtät auswirkte.“

„O! hättet Ihr es nie gethan, hätte ich nie das königliche Gemach betreten!“ rief Conſtant ſchmerzvoll.

„Drückt Euch der Schuh da, Freund?“ erwiederte der Klausner. „Habt wohl im Vorzimmer viel Langeweile gehabt, die Hofleute haben Euch wohl angeſtarrt, und die junge Dienerſchaft Euch weidlich geneckt? Ja das geht nicht anders am Hofe, da muß man duldſam ſcheinen wie ein Lamm, und demüthig wie ein Bettelmönch mit leerem Sacke. Aber vertraut mir was Euch begegnet iſt, zuweilen weiß ich guten Rath, beichtet mir nur!“ Conſtant aber ſchien auf die treuherzige Rede des Alten wenig zu achten, ſchüttelte ſtatt Antwort ſeine immer noch triefenden Locken und ſchwieg. — „So kommt wenigſtens mit mir zu dem Meſſner der kleinen Kapelle im Birkenwäldchen, welche die jungen Frauen ſo gern beſuchen, dort könnt Ihr Euch am warmen Heerde die Kleider trocknen, und dann zurück zur Frau von Monbuſſon gehen, die

über Euer Ausbleiben nicht wenig in Sorge gewesen seyn wird!" — „Zur Frau von Monbuſſon?" wiederholte Conſtant halb wehmüthig. — „Nun ja, zu ihr!" ſprach der Klausner, ergriff ſeine Hand und zog ihn mit ſich fort. „Kommt nur, junger Herr, ich habe nicht lange Zeit!" — Conſtant folgte ihm mechaniſch, aber ehe ſie noch die Kapelle erreichten, hatte der ſchlaue Waldbruder den Schlüſſel zu des Pagen Herzen gefunden, der überdies wohl das Bedürfniß fühlen mochte, ſeinen Kummer Jemandem mitzutheilen.

„Da ſtehen die Sachen für Euch immer noch nicht ſchlecht," meinte der Klausner, nachdem er Conſtant ganz ruhig angehört hatte. „So wenig ich mich auch auf Liebe und dergleichen verſtehe, ſo ſollte ich doch meinen, Ihr hättet bei der Sache eher gewonnen als verloren. Was den groben Rittersmann betrifft, ſo ſchiebt Eure Rache bis nach dem Zweikampf auf, jetzt wäre es Thorheit und hoffentlich wird König Max ſie für Euch mit übernehmen. — Doch kommt Zeit, kommt Rath! — Jetzt laßt uns zu den Meſſner gehen, ich habe mit ihm zu ſprechen und habe Eile, kommt, und habt Ihr noch keine Herberge aufgeſucht, ſo kommt mit mir, ich theile meine Zelle, die die guten Kloſterbrüder mir eingeräumt haben, willig mit Euch, und es ſoll Euch dort nicht ſchlecht behagen. Kommt nur."

Bald langten ſie bei der Kapelle an, wo ein tüchtiges Feuer den Durchnäßten trocknete, während Klausner und Meſſner vor der Kapelle auf und abgingen und mancherlei zu verhandeln haben mochten.

Conſtant, der, ſeit ihn Frau von Monbuſſon entlaſſen

hatte, trotz Sturm und Wetter im Freien umher geschwärmt war, und noch an keine Herberge gedacht hatte, folgte späterhin dem Waldbruder in die Zelle des Franziskanerklosters, wurde dort von einem dienenden Bruder mit allem Nöthigen reichlich versorgt, und bald von dem Einsiedler verlassen.

Der Klausner nahm seinen Weg nach der Wohnung der Frau von Monbusson, da er aber vor der Herberge des Ritters Claude vorüber mußte, so konnte er dem Gelüste nicht widerstehen, den kecken Ritter zu besuchen und den Abergläubigen zu ängstigen. Er fand ihn mitten unter seinen Waffen mit einem Waffenschmidt beschäftigt, der Stück vor Stück gehörig untersuchen mußte, und den er jedoch mißtrauisch beobachtete. Eben wiegte er sein breites Schwert, das ein Scharnachthal in der Schlacht bei Granson nicht zu leicht befunden haben würde, in seiner starken Faust und besah Spitze und Schneide, als das „Gelobt sey Jesus Christus!" des Bruders ihn in seiner Untersuchung störte. Der Klausner schien ihm eben nicht willkommen zu seyn, er erwiederte dessen Gruß nur kalt, und bot ihm auch keinen Sessel an, sich darauf nieder zu lassen. Ambrosius schien auch keinen Wunsch danach zu haben, blieb schweigend neben dem Ritter stehen und besah aufmerksam die Waffen. — Endlich brach Claude das Schweigen. „Was führt Euch zu mir, ehrwürdiger Bruder?" fragte er rasch.

„Ein Traum, Herr!" erwiederte der Klausner. „Doch laßt Euch durch mich nicht stören, ich habe Zeit, ich bete indessen einige Aves, und diesem Ehrenmanne, Meister Wolf dem Waffenschmidt, sind seine Stunden köstlich, denn

in seiner Werkstatt glüht der Heerd wie eine Hölle, und auf zehn Ambosen tanzen die Hämmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Eben sah ich den Waffenschmidt des Königs bei ihm eintreten, Diener trugen eine schwarze Rüstung, ich glaube" —

„Ei so muß ich eilen nach Hause zu kommen," unterbrach ihn der Waffenschmidt. „Verzeiht Herr Ritter, ein anderes Mal bin ich wieder zu Euren Diensten!" Dies sagend verließ er schnell das Zimmer.

„Traut dem nicht, gestrenger Herr," begann jetzt der Klausner. „so wenig wie dem großen Turnierschwerte, das Ihr in Eurer Hand wiegt, beide habe ich im Traum gesehen."

„Wie so?" fragte der Ritter gespannt.

„Ich träumte — es mochte um die vierte Stunde des Morgens seyn, daß ich mit Euch in einer großen Rüstkammer stand, und Ihr mich batet, Euch ein Schwert auszusuchen, das ich Euch weihen solle. Als ich nun nach einem griffe, das mir recht blank und scharf dünkt, tritt ein Mann vor mich, in dem ich jetzt den Waffenschmidt Meister Wolf erkenne, der schiebt mich bei Seite, nimmt ein großes breites Schwert, wie es die Eidgenossen zu tragen pflegen, und dem, das ihr noch in der Hand haltet, ganz ähnlich,' giebt es Euch und spricht: Ich muß es besser verstehen als der Pfaff! Ihr nahmt es, er ging — ich blieb, und kaum, daß Ihr es in der Faust wiegtet, als es lichterloh brannte, Ihr es weit weg warft und zu Boden sankt. Ich wachte vor Schreck auf und eilte hierher um zu sehen, ob Euch vielleicht ein Unglück begegnet sey, und fand den Mann und das Schwert, was mir gar seltsam

bar dünkt. Aber Gottlob! Euch finde ich munter und frisch, wohlgemuth und vergnügt, gebe Euch deshalb meinen Segen und verlasse Euch beruhigt."

„Verweilt nur noch einen Augenblick!" bat jetzt Herr Claude, der, wie der listige Bruder wohl vorausgesehen hatte, durch die Mittheilung des Traumes, den Ambrosius wohl nie geträumt haben mochte, unruhig geworden war. „Verweilt einen Augenblick und stärkt Euch durch ein Glas guten Rheinweines." —

„Danke Euch, Herr!" erwiederte der Klausner, „muß heute fasten, kein Tropfen darf meinen trocknen Gaumen netzen, kein Krümlein Brot meine Lippen berühren. — Nehmt das Schwert nicht; hütet Euch vor dem Waffenschmidt!" und während der Ritter noch sinnend auf das Schwert sah, schlich er zur Thür hinaus.

„Bin ich nicht ein Thor," sprach er auf der Gasse, als er nach der Wohnung der Frau von Montbuffon ging, „daß ich dergleichen kleinliche Mittel anwende, das Selbstvertrauen dieses kecken Prahlhanses zu schwächen. Kann ich nicht dem Muthe, der Gewandheit des Königs vertrauen, und Gott die gerechte Sache anheimstellen? — Nun! ihm ergeben mit Leib und Seele thue ich nach Kräften. Wüßte er es, er würde mir es schlecht lohnen."

12.

Es mochte wohl um die fünfte Stunde des Nachmittags seyn, als zwei verschleierte Frauen, von einem Die-

ner in der Entfernung gefolgt, an der nämlichen Eiche vorbeigingen, unter welcher der Klausner am Morgen Constant schlafend gefunden hatte. Auch sie nahmen ihren Weg nach St. Annas Kapelle, wo sie der Meßner schon zu erwarten schien, denn er saß, die Schlüssel in der Hand, vor seinem Häuschen, und kaum daß er sie gewahrte, als er die mit schönem Schnitzwerk verzierte Thüre der Kapelle aufschloß, schnell noch Einiges ordnete, und die Frauen einzutreten bat.

Die Eine nahte sich dem Altare, kniete nieder und verrichtete ihr Gebet, die Andere blieb unfern der Thüre stehen. Dem Diener öffnete der Meßner sein Haus, dort die Rückkehr der Gebieterin abzuwarten, er selbst schritt auf und ab, als müsse er eines noch Kommenden harren.

Es war eine heilige Stille rings umher, die nur das Rauschen des Abendwindes in den Birkenzweigen, oder das Aufflattern eines Rebhuhnes unterbrach, und welche der Meßner sorgfältig bewachte, denn er blieb, die Hände gefaltet, vor der Thür stehen, spähte rechts und links, und winkte jedem zufällig Vorübergehenden sich zu entfernen, vermuthlich damit nichts die Andacht der Frauen stören möge. Aber dennoch ward die einsame Stille bald unterbrochen. Ein stattlicher Mann in Jagdkleidung kam, als habe er sich verirrt, auf einem ungebahnten Wege der Kapelle zu, winkte dem Meßner, der ihn wohl kennen mochte, ruhig zu bleiben, und setzte sich dann auf die Rasenbank vor dem Häuschen, ohne die Andacht der Frauen zu stören.

Die vor dem Altare Knieende erhob sich jetzt, winkte der Andern ihr zu folgen, drückte dem Meßner eine kleine

Gabe in die Hand und wollte sich eben entfernen, als sie den Jägersmann auf sich zukommen sah, ein lauter Schrei ihr entfuhr, und sie wie gebannt an dem Eingange der Kapelle stehen blieb.

„Verzeiht, edle Frau von Meubusson!“ redete sie der Jäger an, während sie ihrer Dienerin ein Zeichen gab sich entfernt zu halten. „Verzeiht, daß ich den so günstigen Zufall, Euch hier zu finden, benutze, um Aufschluß über eine Sache zu erhalten, die für mich viel Werth hat. Habt die Güte einen Augenblick zu verweilen.“

„Sire!“ erwiederte die Dame sich tief verneigend. „Ihr habt hier zu befehlen.“

„Euer Page,“ begann nun König Max, denn er war es für den der Waldbruder, ohne der Frau von Meubusson Wissen dieses Zusammentreffen veranstaltet hatte. „Euer Page hat mir gestern eine von Euren schönen Händen gestickte Feldbinde gebracht. Er hat dies, wie er mir selbst sagte, nicht in Eurem Auftrage gethan“ —

„Nein, Sire!“ unterbrach Adelaide des Königs Rede mit Hast. „Ich gab ihm keinen Auftrag dazu“ —

„Das bin ich überzeugt,“ fuhr der König fort. „Dazu hatte ich schon in Brüssel Gelegenheit Euren streugen und tugendhaften Wandel kennen zu lernen. Der Page versicherte mir zwar, Ihr würdet ihm nicht zürnen, daß er so eigenwillig und keck“ —

„Ich habe ihn deshalb aus meinem Dienste entlassen!“ unterbrach sie hocherröthend den König.

„Das thut mir leid, er schien mir ein braver Bursche und Euch treu ergeben zu seyn, noch mehr leid aber thut es mir und schmerzt mich, daß Ihr seine Handlung nicht

gut heißt. Ich würde mich geſchmeichelt fühlen, könnte ich an ſolchem Tage ein Zeichen der Gunſt von Euch, ſchöne Frau, tragen. Mit Freuden würde ich für dieſen Tag Euer Ritter geweſen ſeyn, wenn auch Pflicht und Neigung mich für die übrigen Tage zum Ritter meiner Gattin Bona von Mailand gemacht hätten. Da ich nun ſo wenig als König wie als Ritter ein Zeichen der Huld tragen mag, das ich der Vereiligkeit eines Dieners, nicht dem Wohlwollen der Dame zu danken habe, ſo erlaubt, daß ich Euch dies Feldzeichen von Oeſtreich zurückſchicken darf."

„Behaltet es, Sire!" ſagte Frau von Montbuſſon von dem Augenblicke überraſcht, „behaltet es! — Doch thut damit nach Eurem Gefallen, Herr!" ſetzte ſie ſchnell und beſchämt über das was ſie geſprochen hatte hinzu.

Der König bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er mit zutraulich herzlichem Tone. — „Ich freute mich als mir Euer Page dies Zeichen Eurer Huld brachte, ich fühlte mich geehrt, geſchmeichelt, gern war ich Euer Ritter, da ich weiß, Euer Schickſal hängt von dieſem Zweikampfe ab. — Es ſchmerzt mich die Feldbinde Euch zurückſchicken zu müſſen."

„Behaltet ſie, Sire!" wiederholte mit bebender Stimme Adelaide. „Auch ich ſehe ſie gern in Eurer Hand und bitte Eure Majeſtät, doch nur an dieſem Tage, mein Ritter zu ſeyn."

„Ich werde es mit Freuden!" erwiederte der König mit der ihm angeborenen Galanterie. „Für Deutſchlands Ehre, meinen Ruhm und Euer Heil werde ich kämpfen.

und wenn ich auch nicht mehr Euer Ritter ſeyn darf, werde ich doch Euer Beſchützer, Euer Verehrer bleiben."

Dies letzte Wort ergriff Frau von Montuſſon auf ſonderbare Weiſe, ihr Muth erwachte. „Sire!" ſprach ſie, „ich fürchte Ihr mißkennt mich, deutet meine Worte anders" —

„Fürchtet nichts," erwiederte Maximilian. „Ich ſtelle weibliche Tugend zu hoch um ſie nicht zu verehren, ich kenne die edle Frau von Montuſſon zu gut, um ſie nicht in jedem Verhältniſſe hochachten zu müſſen. — Ich weiß," ſetzte er betonend hinzu, „daß eine Krone auf dem Haupte bei ihr zu keiner größeren Erwartung berechtigt; mein königlicher Bruder Karl hat es bewieſen. — Und nun, edle Frau, da ich weiß, daß es nicht gegen Euren Willen iſt, was Euer Diener that, ſo will ich Euch nicht länger läſtig fallen und mich entfernen; ſorgt nicht, daß Maximilian von Oeſtreich Euch je verkennen würde. Doch kein Ritter geht von ſeiner Dame ohne Gabe, deshalb bitte ich, und ich glaube meine Bitte iſt beſcheiden, ſchlagt nur für einen Augenblick Euren dichten Schleier zurück, der mir ganz Euer holdes Angeſicht verbirgt. Es könnte ja ſeyn," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß ich mich in der Perſon geirrt, und mich Gott weiß wem zum Dienſte geweiht hätte."

Frau von Montuſſon zögerte einen Augenblick, dann warf ſie den Schleier zurück, ließ ihn jedoch ſchnell wieder fallen und Maximilian erblickte die wohlbekannten herrlichen, regelmäßigen Züge, die eine Purpurröthe überfloß.

„Ich danke Euch, Dame!" ſprach jetzt der König, noch den Blick auf den weißen Schleier geheftet. „Lebt

wohl, habt Vertrauen zu meinem Muthe, und verzweifelt nicht an Eurem Geschicke."

Er neigte sich verbindlich und wollte sich entfernen, da sagte Adelaide mit kaum hörbarer Stimme, indem sie eine Schleife von ihrem Busen nahm. „Jeder Ritter muß ein Pfand der Treue aus der Hand seiner Dame empfangen, nehmt diese Schleife, Sire! — Sie ist schwarz, mithin nicht der Freude, nicht der Hoffnung geweiht, darum darf ich sie mit Zuversicht Euch geben, denn Hoffnung und Glück werden, müssen mir stets fern bleiben." Dies sagend wandte sie sich schnell, winkte ihrer Dienerin und eilte, als folge ihr ein Verbrechen, den Weg nach Worms zurück.

König Maximilian stand noch eine Weile sinnend, den Blick auf die Schleife geheftet. „Sie hat Recht, die edle Frau," sprach er dann vor sich hin, „nicht Glück, nicht Hoffnung kann ich ihr geben, nichts ihr zollen als meine Hochachtung. Nun die soll ihr bleiben, treu will ich das stumme Pfand ihrer Neigung bewahren, der holden, züchtigen Spenderin gedenken so lange ich lebe."

Er hat redlich Wort gehalten; noch bis in die Jahre des Alters hat er in Inspruck die Schleife unter seinen Kleinodien verwahrt, und Adelaidens mit Achtung und Liebe gedacht.

13.

Der zum Zweikampfe bestimmte Tag nahte. Ganz Worms war in Bewegung, von nah und fern strömten

Ritter, Bürger und Landleute herbei, das nie erhörte Schauspiel, den Zweikampf eines ritterlichen Königs zu sehen. Schon waren die Schranken aufgerichtet, der Marktplatz, wo der Kampf gehalten werden sollte, mit fußhohem Sande befahren, ein prachtvoller Altan für die Königin und ihren Hofstaat gebaut, und alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen, diesen Tag so herrlich als möglich zu machen.

Es war zwar kein Freudentag den man erwartete. So sehr auch Deutschland dem Muthe und der Mannheit seines Königs vertraute, so trat doch das bange Gefühl in jedwede Brust, das so wandelbare Glück könne sich zu dem fremden Rittersmanne wenden. Dieser Gedanke schlug jede Freude nieder, und vielleicht war Maximilian der Einzige, der mit vollem Vertrauen dem Tage entgegen sah, und selbst der Vorfall mit der Feldbinde hatte wo möglich seinen ritterlichen Geist noch mehr entflammt. Zwar mußten ihm an dem Tage vor dem Kampfe die Fürsten mit einem Handschlage versprechen, daß, im Fall das Glück ihm abhold sey, sie den französischen Ritter mit gesammter Hand gegen das Volk schützen, und ihn bis an die Grenze Frankreichs geleiten wollten, diese Vorsicht entsprang aber mehr seinem edlen Herzen, als der Besorgniß, das Glück könne ihm wirklich treulos werden.

Während dieser Zeit hatte Herr Claude wohl sehr oft den französischen Abgesandten besucht, Frau von Moubuſſon aber seit jener für ihn demüthigenden Scene nicht wieder gesehen. Auch Constant war still in seiner Zelle geblieben und hatte sie mit keinem Tritte verlassen. Am Vorabende des Kampfes gab er jedoch ein Zeichen seines Daseyns;

er sandte Herrn Claude de Watre einen Absagebrief, folgenden sonderbaren Inhalts:

„Messire!

„Da wir uns in einem Lande befinden, wo jeder „Streit, jede Beleidigung, nicht immer im Zweikampfe, „wo dem Stärkeren der Sieg gewiß ist, sondern in „blutiger Fehde abgemacht wird, so sende ich Euch „nach deutscher Sitte diesen Absagebrief. Wo und „wie ich Euch nach drei Tagen finde, fordre ich von „Euch blutige Rechenschaft wegen des, mir im Beisein „der Frau von Montbusson, meiner Herrin, angethanen Schimpfs. Rettet Euch Euer Glück von dem „Schwerte des deutschen Königs, soll es Euch nicht „von meinem Bolzen retten. Also auf Tod und „Leben.

Constant."

Der hochfahrende Mann war über die Keckheit des Knaben, wie er ihn nannte, entrüstet. „Gott möge mich verdammen!" rief er, das Schreiben zerreißend, „wenn ich den Buben dafür nicht züchtigen will, daß er ewig Claude de Watres gedenken soll!"

Niemand war aber wohl während dieser Tage in einer bewegteren Stimmung, als Adelaide von Montbusson. Ihren Grundsätzen nach hatte sie dem Könige zu offen ihr Herz gezeigt, sie glaubte Unrecht gethan zu haben, als sie sich vor ihm entschleierte, und doch freute sie sich, daß der Mann ihrer stillen Neigung es nun wissen konnte, daß er ihr nicht gleichgültig sey, es freute sie, daß er ihr Theil-

nahme, Achtung bewiesen, daß der erste Schritt gethan sey, obgleich sie den zweiten um alles in der Welt nicht hatte thun mögen.

Am peinlichsten war es ihr, daß sie dem Gebrauche gemäß, bei dem feierlichen Kampfe gegenwärtig seyn mußte. Jeder blutige Kampf war ihr ein Gräul, wie viel mehr mußte es ihr dieser seyn, wo ihr Herz so sehr im Spiele, sie gewissermaßen der Preis des Sieges war. Sonderbar mußte es ihr seyn, als Dame beider Kämpfer dem blutigen Schauspiele beizuwohnen, wo keiner sich öffentlich zu ihrem Ritter bekennen durfte; der König aus Schonung für sie, vielleicht auch seiner Gemahlin wegen, der Ritter, weil zufällig ihre Farbe die Farbe seines Gegners war, die er um nichts in der Welt getragen hätte.

Am Abende als ihre Freundin, die Frau von Guiche, sie eben verlassen hatte, trat Herr von Guiche in ihr Gemach, der ganz in seine Geschäfte vertieft, sich sonst wenig um seinen schönen Gast bekümmert hatte. „Ich komme," begann er mit steifem Ceremoniel, „als Abgesandter des Ritters de Batre, den Ihr, holde Frau in einem Anfalle von übler Laune so hart behandelt habt. Morgen ist der Tag des Kampfes, der entscheiden wird, ob Frankreichs Ritterschaft den Sieg über die deutsche davon trägt oder ihr unterliegen wird. Der Umstand, daß König Maximilian selbst den romantischen Einfall gehabt hat, statt eines tüchtigen Handegens den Fehdehandschuh aufzunehmen, gibt der Sache einen noch höheren politischen Werth; für Euch aber werthe Dame ist dieser Tag entscheidend, an ihn ist Euer künftiges Loos geknüpft. Herr Claude de Batre

wünſcht daher Euch noch einmal zu ſprechen, ehe er in die Schranken tritt" —

„Er mag kommen!" fiel Adelaide dem Herrn von Guiche ſchnell in die Rede.

„Und hofft," fuhr jener fort, „daß Ihr ihn, wie es Sitte iſt, ein Zeichen Eurer Gunſt geben möget, daß ihn, nach dem Glauben der alten Ritterſchaft, ſtärken und unüberwindlich machen ſoll."

„Wie wäre dies möglich?" fragte Frau von Monbuſſon lächelnd.

„Das weiß ich freilich nicht," erwiederte der Hofmann, „und mir dünkt dergleichen mehr ein alter Gebrauch, ein Opfer der Eitelkeit zu ſeyn, als daß eine ſolche Gabe irgend eine geheime Kraft haben könnte; doch hierüber zu urtheilen liegt mir nicht ob, ich richte meinen Auftrag aus, und bitte Frau von Monbuſſon den Ritter zu beglücken."

„Herr von Guiche!" nahm dieſe jetzt das Wort. „Ich zog auf Befehl der Königin hierher; was ich that, geſchah, ich geſtehe es jetzt offen, wider meinen Willen, nur aus Dankbarkeit für meine Wohlthäterin, mein Herz — blieb außer dem Spiele. Ich verſprach dem Ritter meine Hand, wenn er als Sieger vom Kampfplatz träte, und ich halte mein Wort, ſollte auch mein Herz brechen. Ihm aber einen Beweis meiner Gunſt zu geben? Nein, werther Herr, das thue ich nicht, ich würde ihn täuſchen und das will ich nicht."

„Und wenn er überwunden den Kampfplatz verließe?" fragte Herr von Guiche, ohne weiter ihre Antwort zu berückſichtigen.

„So hätte Gott mich meines Wortes, meines Eides entbunden.“

„Liebe Dame!“ nahm der Herr von Guiche das Wort und rückte seinen Stuhl dem ihren näher. „Ich fürchte es ist der Wille der Königin, mithin hier auch der Wille des Königs, daß Ihr in jedem Falle Herrn Claude Eure Hand reicht. Ich bin von Allem unterrichtet,“ setzte er, immer leiser redend, sich immer schüchterner umsehend, ob ihn nicht Jemand belausche, hinzu, „weiß weshalb die Königin Euch vermählt zu sehen wünscht, weshalb es der König wünschen muß. Ich will Euch vertrauen, daß ich geheime Befehle“ —

„Was für Befehle?“ fuhr Frau von Montbuſſon auf.

„Erlaubt, daß ich schweige und Euch Mäßigung anrathe. Der Königin Wille ist unabänderlich. Tragt morgen andere Farben, nennt sie dem Ritter, gebt ihm ein Pfand Eures Wohlwollens, wenn auch nicht Eurer Neigung, und erfüllt so seinen gerechten Wunsch.“

„Nein!“ erwiederte nach reiflichem Nachdenken die Dame, „das kann ich nicht thun!“

„Ihr verschlimmert Eure Lage.“

„Bin ich doch im deutschen Lande, wo die Unschuld schon einen Arm finden wird, der sie schützt.“

„Und sollte es der eines Königs seyn, nicht wahr?“ fiel ihr der Abgesandte Karls des achten schnell in die Rede, neigte und empfahl sich, und ließ Adelaide von Schaam erglüht allein.

14.

Die Fürsten und Großen deutscher Nation waren jetzt in dem Thronsaale des Königs versammelt, um vor dem Augenblicke des Kampfes ihren Herrn noch einmal zu begrüßen, ihm noch einmal Glück zu wünschen und ihre Theilnahme zu bezeugen. Von allen deutschen Ländern waren kampflustige Ritter herbeigezogen, die gern statt ihres Fürsten in die Schranken getreten wären, allein sie kamen zu spät, der Erste deutscher Nation sollte heute auch die deutsche Ehre retten.

Eine drückende Stille herrschte in der Versammlung, hier bangte die Freundschaft vor dem Freund, da der Diener vor seinem gütigen Herrn, und wo kein persönliches Interesse obwaltete, der Deutsche für den Deutschen. Jeder fühlte, daß der König bei seinem ritterlichen Unternehmen Alles verlieren und wenig gewinnen konnte, der Ruhm war das Einzige was ihm blieb, und den die bedächtigen Fürsten nicht mit ihm theilten.

Die elfte Stunde war die zum Kampfe bestimmte. Schon wogte die Menge nach dem Marktplatze, schon waren die Fenster aller Häuser besetzt, die Dächer fast abgedeckt, und jeder Ziegel schien Leben bekommen zu haben. Die Glocke der Domuhr hatte schon zehn geschlagen, die Kampfrichter zogen feierlich unter Trompetenschall ein, und die Griesswärtel, die Schranken bewachend, hatten schon vollauf zu thun, das andrängende Volk zurückzuweisen. Wie es still in dem königlichen Saale war, so war hier ein Jubel und Lärmen der Menge, die fest auf ihren Maximilian vertrauend, schon im Siegestaumel jauchzte.

Die Fürſten waren nicht von gleichem Vertrauen beſeelt, in der Bruſt der meiſten wohnte eine düſtere Ahnung und alle ſahen erwartungsvoll nach der Flügelthüre, die aus dem königlichen Gemache führte. Jetzt öffnete ſie ſich, aber nur Herzog Albrecht von Sachſen trat heraus und nahm ernſt und ſchweigend unter den Fürſten Platz. Aber bald ſollten ſie nicht länger harren; noch einmal thaten ſich die Flügelthüren auf und Maximilian trat in den Saal. Es war ein freudiger, herrlicher Anblick, den Fürſten in der vollen Kraft männlichen Alters eintreten zu ſehen. Er war ganz einfach gewappnet, eine ſchwarz angelaufene Rüſtung, wie er ſie zur Schlacht zu tragen pflegte, deckte ſeinen kräftigen Körper, ein ſchweres Schlachtſchwert, den meiſten der Anweſenden wohl zu ſchwer, hing an einfach ledernem Wehrgehenke, über das die ſchwarz und golden gewirkte Feldbinde der Frau von Monbuſſon, der einzige Schmuck des Königs, geworfen war. Sein Haupt war unbedeckt, und ſein gelbes Haar rollte über Helmkragen und Panzer herab. Zwei junge Edelknechte, einer in der Farbe von Oeſtreich, der andere in der von Burgund, trugen Streitaxt und Helm, an welchem neben den gelb und ſchwarzen Federn faſt unbemerkt die ſchwarze Schleife Adelaidens flatterte. So trat König Maximilian in den Kreis ſeiner Fürſten heiter und zufrieden, als gälte es heute den Reigen mit einer ſchönen Frau aufzuführen.

„Ihr lieben Herren und Freunde!“ ſprach er jetzt, an den Fuß des Thrones tretend, „Ich freue mich, Euch hier um mich verſammelt zu ſehen. Die Stunde naht, die entſcheiden wird, ob franzöſiſche Prahlerei oder deut-

sche Kraft den Sieg davon tragen soll, und ich sehe ihr mit freudiger Zuversicht entgegen, denn wer für seine Ehre, für die Ehre seines Landes streitet, wer für gerechte Sache das Schwert zieht, mit dem ist Gott! darum, Ihr lieben Herrn, laßt die finsteren, Unglück weissagenden Gesichter, seht fröhlich auf die kommende Stunde, seht zutrauensvoll auf mich. Noch ist der Arm, der den Löwen bändigte, kräftig genug einen französischen Bären zu zerdrücken, noch schlägt das Herz eben so muthig unter dem Panzer, als es in so mancher Schlacht schlug, der Muth, die Kraft ist noch nicht von mir gewichen, und das Vertrauen, ein kräftiger Freund in der Noth, ruht fest in meiner Brust. Darum ziehet getrost zum Kampfplatze, wo der Ruhm deutscher Nation verherrlicht, der Ruhm Eures Königs für die Nachwelt aufgezeichnet werden soll. — Mit mir ist Gott, in mir ein deutsches muthiges Herz, unter mir mein Streitroß, das mich schon in so manchem Kampfe dem Siege entgegen trug, und um mich sehe ich meine Freunde, meine Fürsten, und was bedarf ich mehr um des Sieges gewiß zu seyn?" —

Er nahm bei diesen Worten den Helm aus der Hand des Edelknechts, setzte ihn auf sein Haupt, und stand dem Kriegsgotte gleich, herrlich und kraftvoll da. — „Ziehet hin," fuhr er dann fort, „bald folge ich Euch!" Er trat dann in den Kreis, reichte diesem die Hand, sprach mit jenem einige freundliche Worte, dann sagte er zu den Versammelten: „Nun mit Gott sehen wir uns heute hier zum Bankett wieder!" grüßte noch einmal freundlich und verließ den Saal.

Die Fürſten zogen nun mit ihrem Gefolge nach dem Marktplatze, wo ſie kaum durch das herbeiſtrömende Volk ſich einen Weg bahnen konnten, um die für ſie beſtimmten Sitze einzunehmen. Wie das Summen eines ausfliegenden Bienenſchwarmes, oder vielmehr wie das Rollen eines fernen Donners, hallte das Gemurmel des ungeduldigen Volkes, das dicht zuſammengedrängt hinter den Reihen der königlichen Hellebardiere und Lanzknechte, vom Marktplatze bis in die entfernteſten Straßen wogte. Auf dem mit koſtbaren Decken behangenen Altane für die fremden Geſandten und ſonſtige Anweſende, ſaß mit ängſtlich klopfendem Herzen Adelaide von Montuſſon, an der Seite der Frau von Guiche; das Auge auf den Boden geheftet, wagte ſie nicht aufzublicken, fürchtend, jeder der ſie ſähe, könne bis in die Tiefe ihres Herzens ſchauen und ihr Geheimniß errathen. Jetzt aber hob ſie doch von Neugierde getrieben den Blick, und ihr Auge traf Conſtant, der, um ſich dem Volke unkenntlich zu machen, in dem Anzuge eines deutſchen Edelknechtes ihr gegenüber ſein Auge glühend auf ſie geheftet, auf einer Erhöhung von Bretern ſtand. Auch zeigte ſich ihr jetzt eine Bewegung unter dem Volke, jeder ſuchte einem Herbeikommenden Platz zu machen, und auch hier fand ſie einen Bekannten, den Einſiedler vom Speierbach, der ſich nach dem Eingange der Schranken drängte, und dort endlich angelangt, Poſto faßte.

Mit dem erſten Schlage der Domuhr vernahm man aus der Ferne Trompetenſchall. Aller Augen waren nach der Gegend gerichtet, jedermann glaubte es ſey König Max, und als das Geſchmetter näher kam, wollte ſchon das Volk ſeinen Jubel anſtimmen, aber plötzlich verſtummte

es, und ein leises Murmeln, das von Minute zu Minute stärker wurde, empfing Herrn Claude de Batre, der mit geöffnetem Visir, in glänzender Rüstung, von allen anwesenden französischen Edlen, selbst von Herrn von Guiche begleitet, auf prachtvollem andalusischen Rosse einherritt. Sechs Trompeter zogen ihm voran, eine Menge reich gekleideter Diener folgte ihm, so daß die Pracht, mit welcher er aufzog, einen Augenblick das Zeichen des Mißfallens verstummen ließ. Als er sich nun den Schranken nahte, traf sein Auge den Bruder Ambrosius, der ihm freundlich grüßend zurief: „Schade nur Herr Ritter, daß Ihr Eurem Gegner nicht ebenbürtig seyd.“ Schon wollte der durch diese Worte Entrüstete sein Roß wenden, und auf den Waldbruder eindringen, aber schnell besann er sich eines Besseren, denn jede Beleidigung des heiligen Mannes hätte sicher die Wuth des Volkes gegen ihn noch mehr entflammt. Er that als bemerke er ihn nicht, ritt in die Schranken ein, grüßte die Frauen, neigte seine Lanze tief vor der Königin, und ritt nun auf den, ihm von den Kampfrichtern angewiesenen Platz.

Kurze Zeit darauf — doch etwas mußte Herr Claude wohl warten — zog auch König Maximilian daher. Ohne Prunk, nur von zwei Edelknechten zu Fuß begleitet, wie ein schlichter Rittersmann, nahte er sich den Schranken, grüßte freundlich rechts und links die jubelnde Menge, und Heiterkeit umfloß sein offenes, wahrhaft königliches Antlitz. So gelangte er an den Eingang der Schranken, wo Bruder Ambrosius noch auf seinem Posten stand, und die Hand segnend nach ihm ausstreckend, feierlich sprach: „Der Herr segne und beschütze Dich, König der Deutschen,

die Stärke Deines Armes gleiche der Stärke Deines Muthes, gebrauche ihn zur Ehre deutscher Nation!"

„Du hast Recht Waldbruder!" erwiederte der Kaiser huldvoll. „Deutschlands Ehre wird durch mich nicht untergehen." Dies sagend, gab er seinem großen friesischen Rappen die Sporen, der ihn, unter dem lauten Jubelrufe des Volkes, mit einem Bogensatze in die Schranken trug.

Jetzt gab Veit von Wolkenstein, der oberste der Kampfrichter, das Zeichen, daß Alles still seyn solle, und las nun mit lauter Stimme die Kampfbedingungen. Der Kampf geschah mit spitzer Lanze und scharfem Schwerte, auf ritterliches ehrliches Gefängniß und müsse es seyn, auf Leben und Tod. Dann verkündete ein Herold, der durch die Stadt ritt, dem Sieger Sicherheit an Leib und Leben und frei Geleit aus der Stadt, ermahnte die Bürger dieses Befehles ihres Königs eingedenk zu seyn, und zeigte auf die königlichen und fürstlichen Schaaren, die in der Entfernung aufgestellt waren, diesen Befehl zu vollführen.

Die Kämpfer hielten jetzt einander gegenüber. Todtenstille herrschte, man hätte meinen sollen Worms sey ausgestorben, und doch waren Tausende hier versammelt. Da begrüßte der König noch einmal freundlich seine Gemahlin, grüßte durch Senken der Lanze Frau von Montbuisson, deren Auge ihn eben traf, ohne daß irgend Jemand errathen konnte, wem diese Huldigung eigentlich gelte, dann schloß er das Visir und sein wiehrendes Roß erwartete mit Ungeduld, gleich ihm, das wohlbekannte Zeichen.

Es erschallte. Zum zweitenmal schmetterten die Trompeten, und ängstlich, erwartungsvoll sah das Volk auf

seinen König. Da legten die Kämpfer die Lanzen ein, bald gab der dritte Ruf das Zeichen zum Angriff, nun drückten die Streiter fest die Lanzen an ihre ehernen Panzer, daß kein Fähnlein sich bewegte, und rannten im vollen Jagen gegen einander an. Die Lanzen trafen, glitschten ab, und keiner wankte im Sattel. Da sprangen sie von ihren Rossen, zogen ihre Schwerter und ein furchtbarer Schwertkampf begann. Beide gleich gewandt, Beide gleich stark, folgte Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß. Bei jedem furchtbaren Streiche, den Maximilian führte, schrie das Volk freudig auf, jeder, der ihn traf, ließ es angstvoll verstummen; so dauerte der Kampf mit abwechselndem Vortheil. Bleich sah die Königin, fast ihrer Sinne nicht mächtig Adelaide dem furchtbaren Schauspiele zu, während Bruder Ambrosius bald für den König sein Gebet zum Himmel aufsteigen ließ, bald, von seiner Kriegslust verführt, mitten im Murmeln des Gebetes ausrief: „Nur drauf, drauf wackrer Kämpfer, gieb ihm den Gnadenstoß!“ Der Troubadour, von diesem Schauspiele ergriffen, sang leise eine Romanze vor sich hin, und sein glühendes Auge sah jetzt mehr auf den König als auf Adelaide.

Jetzt — es war ein fürchterlicher Hieb, den Messire Claude führte, und der von dem Schilde von Oestreich abglitschend, den linken Arm des Königs traf — jetzt sah man das erste Blut quillen, es floß über des Königs Armschienen herab, und ein wildes Geschrei erschallte rings um die Schranken. Doch der König — so sagt die alte Chronik — als er dies empfunden, ward er erst recht muthig, und begannte, als wenn er zeither mit seinem Gegner nur gespielt hätte, mit starken Stößen und Streichen seinem

Widerpart so heftig zuzusetzen, daß selbiger dieselben nit alle versetzen und ausnehmen konnte.

Auch Claude blutete schon aus mancher Wunde, doch kämpfte er noch ritterlich und unverzagt, aber ein Stoß, der ihn unter dem Herzen traf, warf ihn zu Boden, er gab sich überwunden und sagte zu, sich an des Königs Heflager gefangen zu stellen.

Laut begrüßte Trompetenschall und der Jubel des Volkes den königlichen Sieger, der, ohne an seine Wunden zu denken, die nöthigen Befehle gab für Herrn Claude de Batre zu sorgen und ihn in seine Herberge zu schaffen, dann begrüßte er seine Gemahlin, blickte hinauf nach Adelaiden, deren Herz vor Freude laut schlug, und ritt, von der jauchzenden Menge begleitet, so gleichgültig der Pfalz zu, als kehre er von der Reiherbeize heim.

15.

In der Wohnung des Herrn von Guiche herrschte am Abende dieses Tages eine ungewohnte Stille, der Frau von Guiche erlaubte es der Nationalstolz nicht, sich über den Ausgang des Kampfes zu freuen, die Frau von Montbuffon unterdrückte jeden Ausbruch der Freude, und ihr stand die Unterredung mit Herrn von Guiche noch im zu guten Andenken, als daß sie nicht vorsichtig hätte seyn sollen. Sie suchte die Einsamkeit, um sich ganz ihren Gedanken zu überlassen, ganz ihr Glück zu fühlen. So viel hatte sie nicht erwartet als sie in

Worms einzog, nicht erwarten können, daß sie durch den Mann ihrer stillen Liebe von dem lästigen Bewerber befreit, ihrer Verpflichtungen gegen die Königin entbunden werden sollte. Sie fühlte sich nun frei wie der Vogel, der seinem Käfige entschlüpft, von Zweig zu Zweig flatternd, die Wonne der Freiheit genießt, sie träumte sich — doch jeder Traum verschwand nur zu schnell, war er auch noch so süß, denn sie gedachte an ihre Worte als sie dem König die schwarze Schleife gab: Nicht Hoffnung, nicht Freude kann mir werden! Zuweilen trat auch Constant in dem Bilde vor sie, es war eine freundliche Erscheinung, ein jugendlicher Knappe, der bescheiden im Hintergrunde neben dem stattlichen Ritter stand, die Erinnerung an ihn that ihr wohl, sie hätte ihn selbst gern in ihre Träume verflochten, aber sein Erscheinen war so flüchtig, so schnell vorübergehend, daß die Phantasie ihn nie festzuhalten vermochte.

In dieser Stimmung fand sie Bruder Ambrosius, der durch seine Theilnahme an König Maximilian ihr werth geworden war. „Gnädige Frau!" begann er, „ich komme im Auftrage des Königs — Erröthet nicht, ich kenne Euer Geheimniß. Er läßt Euch durch mich um eine Gabe bitten."

„Sein Wunsch ist mir Befehl," erwiederte die Dame sich verneigend.

„Ihr möchtet Eurem Pagen verzeihen, und ihm erlauben, wieder in Eurer Nähe zu seyn."

„Wenn es der König wünscht, so ist es mir Pflicht —"

„Halt Dame!" fiel ihr der Waldbruder, schnell aus der Rolle des Abgesandten in die des derben Kriegsman-

nes fallend in die Rede. „Es muß Euer freier Wille seyn, sonst protestire ich Euch, Freund Constant kehrt nicht zurück, so fest ihn auch, Gott weiß welch' Zauberwerk an Euch fesselt. Sein Stolz ist, glaub' ich, stärker, als seine Thorheit, und eine Gabe des Mitleids möchte er leicht verschmähen. Auch läßt Euch der König Schutz, gegen wem es auch sey, anbieten."

„Ich danke dem edlen Fürsten dafür, und hoffe des Schutzes nicht zu bedürfen," erwiederte Frau von Monbuisson, die jedoch recht gut wußte, daß sie wohl des Schutzes bedürfen könnte. „Constant sagt," fuhr sie dann fort, „daß ich mich freuen würde, ihn, wenn ich von hier zurück nach Paris zöge, und das wird bald seyn, in meinem Gefolge zu sehen, um ihn der Königin wieder übergeben zu können."

Bruder Ambrosius schüttelte bedenklich den Kopf. „Dame! Ihr seyd sehr karg mit Eurer Gabe" sagte er halb verdrießlich, „Doch ich kenne die Gründe nicht, die Euch zwingen so zu handeln, und schweige deshalb. Habt Ihr sonst etwas an den König gelangen zu lassen, so werdet Ihr einen treuen, verschwiegenen Boten an mir finden."

„Ich wüßte nicht, was ich dem Könige wissen lassen sollte," erwiederte Adelaide erröthend. „Bittet ihn," fuhr sie jedoch nach einer Weile fort, „daß er stets meiner mit Huld gedenke."

Auch hier schüttelte Ambrosius wieder unzufrieden den Kopf, ihm, der das Gemüth einer edlen Frau so wenig kannte, war dies Alles zu wenig, und faßte nicht in seinen Plan, denn sein Eigennutz war fast so groß als

seine Gutmüthigkeit. Er mußte ohne andern Bescheid sich entfernen.

Noch am nämlichen Abende, während auf allen Höhen der ganzen Umgegend Freudenfeuer brannten, der ärmste Bettler seinen letzten Heller nahm, einen Becher auf das Wohl seines Königs zu leeren, und Trompeten- und Paukenschall, Zimbeln und Geigen in allen Straßen die Freude verkündeten, machte Adelaide Herrn von Guiche mit ihrem Vorsatze bekannt, in wenigen Tagen die Rückreise nach Paris anzutreten. Die Zusammenkunft mit dem Könige bei der Kapelle hatte ihr die Schwäche ihres Herzens entdeckt, sie fürchtete, bei längerem Verweilen könnte sie vielleicht zu einem Schritte verleitet werden, den sie zu bereuen habe, und so schwer es ihr auch wurde, den Ort zu verlassen, wo der Mann ihres Herzens weilte, so befahl ihre Vernunft, und dieser gehorchte sie stets. Ein zweiter Grund war wohl, sich von der Zudringlichkeit, vielleicht gar von der lästigen Begleitung des Herrn Claude zu befreien. Würden ihn auch seine Wunden nicht so lange zurückhalten, so durfte er doch der vierzehntägigen Haft wegen, in die er verfallen war, Worms in dieser Zeit nicht verlassen; sie gewann einen Vorsprung, hoffte vor ihm Paris zu erreichen, und dann durch freiwillige Verbannung vom Hofe, den Unwillen der Königin abzuwenden.

Wie erstaunte sie nicht, als ihr der Herr von Guiche auf die ihm gegebene Nachricht von ihrer Abreise unumwunden sagte, daß er den Befehl habe, sie nicht ohne Herrn Claude de Vatre, und nur als dessen Gattin zurückkehren zu lassen. Er stellte ihr mit den lebhaftesten

Farben ihre Verpflichtung gegen die Königin vor, und wie sie nur auf diese Weise dem Herzen Anna's von Bretagne die Ruhe wiedergeben könne; er bat, er beschwor sie, ihn nicht zu Maaßregeln zu zwingen, die ihm so unangenehm seyn müßten, und setzte endlich hinzu, er hoffe, daß sie sich nicht so weit vergessen werde, den Beistand des deutschen Königs anzuflehen.

Frau von Monbuffon war über dieses Alles wie vom Donner gerührt, das hatte sie nicht erwarten können, diese Behandlung von Seiten der Königin nicht verdient. In Paris hatte Dankbarkeit und eine Art Schwärmerei, mit der sie an ihrer königlichen Freundin hing, sie wohl zu dem furchtbaren Opfer bewegen können, ihre Hand einem Manne, der ihr zuwider war, zu versprechen. Jetzt aber, wo diese Schwärmerei sehr abgekühlt war, wo sie König Maximilian gesehen, gesprochen, in ein Verhältniß, wenn auch in ein zartes, mit ihm getreten war, jetzt, wo sie ihres Versprechens entbunden, sich frei dünkte, da wäre es ihr unmöglich gewesen, sich auf so grausame Weise zu opfern. Sie war jedoch so sehr von dem überrascht, was sie eben von Herrn von Guiche gehört hatte, daß sie sich anfangs nicht zu fassen wußte, endlich jedoch die beste Partie ergriff, schwieg, und jeder bestimmten Antwort auswich. Ihr hatte der Abend die Freude des Tages sehr verbittert.

46.

Nach manchen Vorkehrungen, die Adelaide im Hause treffen sah, wurde es ihr nun klar, daß ihr zur Rettung aus dieser Verlegenheit nichts übrig blieb, als den Schutz Maximilians anzunehmen; so schwer es ihr auch wurde, mußte sie sich doch sagen, daß ihr kein anderes Mittel zu Gebote stand. Wie gern hätte sie jetzt den guten Waldbruder dazu gebraucht, wie gern seinen Rath, seinen Beistand benutzt, aber schon waren drei Tage verflossen, und Ambrosius hatte sich nicht blicken lassen. Sie glaubte ihn durch das strenge Zurückweisen seines freundlichen Anerbietens beleidigt zu haben, und da es ihr nicht einfiel, daß man ihm den Zutritt zu ihr verweigern könne, so hoffte sie noch von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde auf ihn, aber der vierte Tag ging vorüber, und weder er noch Constant ließen sich blicken. Desto öfter erhielt sie Nachricht vom Befinden Herrn Claude de Batres, dessen Wunden nur unbedeutend, und den der Stoß unter dem Herzen augenblicklich mehr betäubt als verwundet hatte, so daß er nach ausgestandener Haft, die er in seiner Herberge auf königliche Kosten hielt, sich zur Rückreise anschicken zu können glaubte.

Diese Nachrichten schlugen ihre Hoffnungen noch mehr darnieder, sie kannte den festen Charakter Anna's von Bretagne, und mußte daher Alles fürchten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, saß sie an einem Abende in ihrem einsamen Stübchen, dessen Fenster in ein kleines Würzgärtchen gingen, als sie in der Ferne einige Lautentöne vernahm; sie kamen näher, Adelaide glaubte diese Töne

zu kennen und irrte ſich nicht, denn jenſeits der das Gärtchen umſchließenden Mauer vernahm ſie die Stimme Conſtants. Er ſang:

Wach auf! wach auf! Dein Retter naht,
Es naht Dein treuer Knappe;
Auf dunkelm, ungebahnten Pfad
Scharrt ſchon der muth'ge Rappe.
Komm nur herab, komm ſchwinge Dich
Auf's wilde Roß, es harrt auf mich,
Vertraue meinem Worte:
Fort, fort von dieſem Orte!
Wach auf! wach auf! Du edle Maid,
Wach auf aus Deinem Schlummer,
Zur Seite ſteht Dir Herzeleid
Und in der Ferne Kummer.
Komm nur herab und folge mir,
Trau meinem Wort, nur fort von hier!
Ich bin kein läſt'ger Freier,
Ich bin ja Dein Getreuer!
Und folgſt Du Deinem Knappen nicht,
So rette Dich Dein Ritter.
Des Starken Kraft gar leicht zerbricht
Des Kerkers feſtes Gitter,
Dann biſt Du frei. — Wenn auch Dein Herz
Vergeht und bricht in Liebesſchmerz —
Aus dieſen ſtarken Ketten
Kann ich Dich nicht erretten.
Gieb Antwort mir und ſchweige nicht,
Ich kann, ich muß Dich ſchützen,
Für Dich zu ſterben iſt mir Pflicht! —

Er hielt an. Frau von Monbüſſon, die im Nebenzimmer ein Geräuſch vernahm, griff ſchnell zu ihrer Laute und ſang als Antwort:

„Geh' heim! — Gott wird mich ſchützen!"

ſchloß das Fenſter, und kaum hatte ſie ſich wieder niedergeſetzt, als Herr und Frau von Guiche eintraten, und ſich unter nichtigem Vorwande, ſo ſpät noch ihr läſtig zu fallen entſchuldigten. Adelaide ſchien das Auffallende dieſes Beſuches nicht zu bemerken, ſprach über gleichgültige Dinge und verrieth weder durch Blick noch Wort, wie ſehr ſie wünſche allein zu ſeyn. Herr von Guiche verließ ſie mit ſeiner Gattin wieder, ohne ſich über den Zweck des Beſuches näher zu erklären, der kein anderer war, als den Sänger, von dem ſie leicht vermuthen konnten, daß es Conſtant ſey, durch ihre Gegenwart zu ſtören.

Als Frau von Monbüſſon am andern Morgen das Haus allein verlaſſen und zur Meſſe gehen wollte, verweigerte es ihr der Thürſteher mit dem Bedeuten, er habe ausdrücklichen Befehl von ſeinem Herrn ſie nicht herauszulaſſen. Auf ihre desfallſigen Vorſtellungen bei Herrn von Guiche ſagte ihr dieſer unumwunden, daß ſie bis zur Geneſung des Ritters de Batre ſich dieſe Einſchränkung gefallen laſſen müſſe. Der Ritter habe ſie hierher begleitet, er müſſe ſie auch der Königin wieder übergeben, wenn ſie es nicht für angemeſſener hielte, ihr Verſprechen zu erfüllen, wodurch alle Irrungen mit einemmale beſeitigt ſeyn würden. Adelaide, deren Stolz zu tief beleidigt war, erwiederte hierauf nichts, ſchwieg, entfernte ſich, und der Wunſch, daß ihr Page noch einmal aus eigenem Antriebe für ſie handeln möchte, ſtieg jetzt lebhaft in ihr auf.

Dieſer Wunſch ſollte nicht lange unbefriedigt bleiben. Ein königlicher Kämmerer traf noch am nämlichen Tage bei dem franzöſiſchen Abgeſandten ein; kurze Zeit darauf erſchien Herr von Guiche bei Adelaiden, und ſagte ihr mit einem Tone, der eben nicht der Ton ſeiner Galanterie war, daß König Maximilian ſie in ſeinen beſondern Schutz genommen habe, ſie mithin ſein Haus verlaſſen könne wenn ſie wolle, was er jedoch bald zu thun ſie erſuche, da er ſie, die ſolch ein Mittel ergriffen habe, ſich dem Willen ihres Souverains zu entziehen, nicht mehr für eine Franzöſin erkennen könne.

Adelaide, durch dieſe Anrede überraſcht und heftig erſchüttert, wußte anfangs nichts zu erwidern, doch bald errang ſie ſich Faſſung und verſicherte dem Herrn von Guiche, daß König Maximilian ohne ihr Zuthun ſich ihrer annehme, daß ſie ihm zwar dankbar dafür ſey, aber deshalb keinen Augenblick aufgehört habe mit ganzer Seele Franzöſin und ihrer Königin treu ergebene Dienerin zu ſeyn. Dies zu beweiſen würde ſie, ſobald ſie das Nöthige zu ihrer Abreiſe geordnet habe, den Weg nach Paris, aber ohne Herrn de Batre, antreten.

Herr von Guiche ſtellte dies in ihren Willen und entfernte ſich; auch Frau von Guiche ſchien ihre Jugendfreundin vergeſſen zu haben, und ließ ſich den ganzen Tag über nicht ſehen, nur Bruder Ambroſius hatte ſich, trotz der höhnenden Geſichter der Dienerſchaft, den Weg bis zu ihr gebahnt, und erſchien ihr in dieſem Augenblicke als ein willkommner Freund. Er benachrichtigte ſie, daß König Maximilian durch ihn von dem widerrechtlichen Benehmen des Herrn von Guiche gegen ſie unterrichtet,

sogleich die nöthige Anordnung getroffen habe, und daß ihr völlige Freiheit würde, nach Gefallen zu handeln, wie sie wolle. Auch sagte er ihr, daß Constant, der sein Leben gegen einen Rosenkranz verwetten wollte, daß sie sobald als möglich Worms verlassen würde, Alles zu ihrer Abreise anordne, worüber Frau von Monbüsson sehr erfreut zu seyn schien.

Der Waldbruder, das Zartgefühl eines weiblichen Herzens wenig kennend, mochte wohl in die Aufrichtigkeit dieser Freude einige Zweifel setzen, und blickte sie, indem sie dies sagte, mit seinen listigen Augen forschend an. „Wünscht Ihr denn nicht Eurem königlichen Freunde Lebewohl zu sagen?" fragte er jetzt, da die Dame in Gedanken versunken ihn kaum zu bemerken schien. „Ich glaube doch, es wäre Eure Pflicht." Frau von Monbüsson hatte dies nicht gehört und schwieg noch immer sinnend, so daß der Klausner seine Frage wiederholen mußte, die sie sonderbarerweise jetzt eben an sich selbst gethan hatte. Sie vernahm sie nun und erröthete, daß der Alte ihre Gedanken errathen habe. „Ich glaube wohl, daß es meine Pflicht wäre, dem Könige meinen Dank abzustatten," sagte sie schnell, „allein der Anstand verbietet mir es selbst thun. Ich bitte deshalb Euch frommer Bruder, übernehmt es für mich, sagt dem Könige, daß ich seine Güte, daß ich den Tag des Turnieres nie vergessen, daß mein Herz ewig — ewig dankbar für ihn schlagen würde."

Ambrosius lächelte von neuem. „Ihr kasteiet Euch unnützerweise Dame!" sagte er treuherzig. „Wozu dies? Oder hättet Ihr wirklich Eurem Ritter nichts weiteres zu

sagen, wünschtet Ihr wirklich nichts weiter aus seinem Munde zu vernehmen?"

„Ich wünsche nichts von ihm und — hat Constant Alles angeordnet, so reise ich morgen."

Kopfschüttelnd verließ sie der Klausner, ihm war Adelaidens Benehmen sonderbar und dieser schnelle Entschluß, das Verweigern, den König noch einmal zu sehen, unerklärbar. Er begab sich indessen zu Constant, um ihm Nachricht von ihrem Entschlusse zu bringen und ihm seine Zweifel mitzutheilen.

„Habe ich es Euch nicht gesagt, sie würde nicht in Worms verweilen?" rief dieser freudig aus. „Ich bin mit Allem fertig, nur mit Messire Claude noch nicht!"

„Spart dies auf bis zu anderer Zeit!" unterbrach ihn Ambrosius, „Dem verwundeten Feinde nicht einmal ein hartes Wort!"

„So werde ich morgen früh mit den Rossen vor ihrer Wohnung halten, wenn Ihr mir keinen andern Befehl von ihr bringt, guter Bruder," erwiederte nach kurzem Besinnen der Page. „Herrn Claude werde ich schon an einem andern Orte treffen!"

„Wollt Ihr nicht selbst die Befehle Eurer Herrin einholen? fragte ihn der Klausner.

„Nein!" antwortete Constant trotzig. „Sie wollte mich nur, wenn sie von hier zöge, in ihrem Gefolge sehen, so mag ich auch jenes Haus nicht wieder betreten, aus dem ich verwiesen wurde."

„Sonderbare Menschen!" murmelte der Klausner vor sich hin, als er allein seine Straße weiter ging, „Kasteien und geißeln sich trotz der frömmsten Nonne, verschließen

ſich ſelbſt den Himmel, und jammern doch an der verſchloſſenen Pforte, daß ſie ihnen nicht geöffnet ſey!“

15.

Kaum graute der Morgen als der Page ſchon mit den Roſſen vor der Wohnung des Herrn von Guiche hielt und ungeduldig erwartete, daß das Haus ſich öffnen ſollte. Er hatte für Alles geſorgt, den Zelter aus Limoſin, den ſeine Herrin am liebſten zu reiten pflegte, aus Herrn Claude de Batres Stall, wo er bisher verpflegt worden war, ohne daß es ihm Jemand verwehrt hatte, ohne Weiteres gezogen, und Maulthiere für Adelaidens Frauen gekauft, ſeinen Klepper ſtattlich ausgeſchmückt, und für zwei tüchtige Knechte, die gern Herrn de Batre den Dienſt aufgekündigt, und ihm gefolgt waren, ein Paar ſtattliche Roſſe in aller Eile gekauft. Ihn ſelbſt erblickte man nicht mehr in ſeiner phantaſtiſchen Kleidung; ein leichter Panzer deckte ſeine Bruſt, eine Stahlhaube ſein lockiges Haupt, und außer dem Schwerte hing noch ſeine Lieblingswaffe, die Armbruſt über der Schulter. Er ſah jetzt mehr einem jungen Kriegsmanne als einem Troubadour ähnlich.

So erwartete er mit Ungeduld, daß das Haus geöffnet würde, aber es ſchien alles darin ausgeſtorben zu ſeyn, und ſchon zeigte der Schlag der Domuhr die fünfte Stunde, als er, immernoch in ſeinem Unmuthe, ſich bald ſeinen Träumen, bald ſeiner Ungeduld überlaſſend, auf einem Eck-

steine saß, von wo ihn jedoch jetzt ein freundliches „Guten Morgen Herr Constant!“ aufjagte, denn, als er aufblickte, hielt Bruder Ambrosius, die Kapuze tief über das Gesicht gezogen, auf einem stattlichen Grauchen vor ihm. „Guten Morgen Herr Constant!“ wiederholte er. „Hier seht Ihr einen neuen Reisegefährten, der Euch eine Strecke begleiten wird, wenn Ihr ihn nicht von Euch treibt.“

„Mit nichten!“ sagte der Page ihm freundlich die Hand reichend; „Ihr habt mir so viel Liebes und Gutes bewiesen, daß Eure Gegenwart mir nur Freude machen kann. Ziehet Ihr mit uns, so begleitet uns ja der Seegen des Herrn. Aber seht nur, schon halte ich wohl eine Stunde vor dem verwünschten Hause, und Niemand öffnet es mir.“

„Nun habt Ihr denn schon nach ächter Troubadourweise mit einem Liedchen Eure Herrin geweckt, oder nach Art vorlauter Pagen einen wüthenden Lärm gemacht, daß das ganze Haus aufgewacht ist?“ fragte der Klausner.

„Keines von beiden!“

„Ja dann wundert es mich nicht.“ Dies sagend faßte er den schweren messingenen Klopfer und schlug so gewaltig an die Thür, daß sie bald geöffnet ward und dem harrenden Constant die Nachricht wurde, Frau von Monbusson sey zur Abreise bereit und werde bald erscheinen.

„Mehr Ruhe, junger Herr, und etwas Geduld,“ sagte nach einer Weile der Klausner zu dem Troubadour, der bald sein Roß streichelte, bald ein Liedchen brummend unruhig auf und abschritt. „Mit beiden geht es gar leicht durch die Welt, selbst im Kriege sind sie oft dem Feldober-

sten eine schöne Gottesgabe. Zum Beispiel als ich in Neuß lag, Herzog Carl der Kühne mit mächtiger Rüstung davor stand — doch Ihr hört nicht auf mich, starrt unverwandt nach der Thüre. — Nun sie wird sich öffnen und die sehnlich Erwartete heraustreten."

So geschah es auch, denn kaum hatte der Klausner dies gesprochen, als sie sich wirklich öffnete, und Frau von Monbusson, von Frau von Guiche und ihren Dienerinnen begleitet, heraustrat.

Frau von Guiche hatte, nach dem Willen ihres Gatten, am vergangenen Abende noch einmal versucht, ihre Freundin zu bewegen, nur unter Begleitung des Ritters de Batre ihre Rückreise anzutreten, sie hatte hierbei die zartesten und stärksten Saiten des weiblichen Herzens berührt, aber Adelaide unbeweglich gefunden, die, das eigene Herz nur zu gut kennend, mehr dessen Schwäche als die Macht Anna's von Bretagne fürchtete. Frau von Guiche ließ alle Hoffnung sinken, gestand, daß sie eben so wie Adelaide gehandelt haben würde, und war von diesem Augenblicke an wieder die theilnehmende Freundin, der jedoch Frau von Monbusson ihr Herz nicht mehr aufschloß.

Als Adelaide sich nicht ohne Rührung und einem gewissen bangen Gefühl von Frau von Guiche getrennt hatte, sagte sie freundlich zu Constant und dem Klausner „Seyd mir willkommen meine werthen Reisegefährten!" schwang sich dann auf ihr Roß, ihr kleines Gefolge that ein Gleiches, und der Klausner, der sich noch ziemlich behend auf seinen Grauen geschwungen hatte, führte nun den Zug an.

Der Weg brachte sie vor der Wohnung Maximilians vorüber. Mit klopfendem Herzen warf Adelaide einen ver-

ſtohlenen Blick nach dem breiten Erker, wo der König wohl zuweilen zu ſitzen pflegte; heute aber war er leer. Ob ihr dies lieb war, ob es ſie ſchmerzte, wußte ſie ſelbſt nicht, nur fühlte ſie die ſtille Trauer, die ſie ergriffen hatte, noch vermehrt. So zogen ſie weiter und bald lag Worms ihnen im Rücken.

Conſtant, der in einiger Entfernung hinter ſeiner Herrin ritt, hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, er wollte ihre ſtille Trauer nicht ſtören, obgleich die Freude, ſich wieder in ihrer Nähe, vielleicht auch ſie von Worms entfernt zu ſehen, tauſend Worte auf ſeine Lippen drängte. Endlich mußte er ſich durch ein Lied, das er vor ſich hin murmelte, Luft ſchaffen; dies weckte Frau von Monbuſſon aus ihren Träumen, ſie wandte ſich nach ihm zurück, winkte ihm näher zu kommen und begann ein Geſpräch, das, wenn auch über gleichgültige Gegenſtände, doch den guten Conſtant in Entzücken verſetzte. Aber jedesmal, wenn ſeine innere verhaltene Gluth losbrechen wollte, wies ſie ein ſtrenger Blick Adelaidens in ihre Schranken zurück.

Bruder Ambroſius hingegen ſchien ſich um alles dies wenig zu kümmern, er überließ ſeinem Thiere die Zügel, nahm den Roſenkranz zur Hand und betete, Gott weiß wie viele Gebete, denn ohne nur einmal rückwärts zu ſchauen, trieben ſeine Ferſen das faule Thier ununterbrochen an, während ſeine Hände eben ſo geſchäftig an dem Roſenkranze auf und abliefen, und ſeine Lippen unverſtändliche Worte murmelten.

So waren ſie wohl ſchon eine gute Strecke fortgezogen, die Sonne ſtand bereits hoch und die Hitze war

drückend, da hielt der Klausner plötzlich in einem Buchenwalde an, da, wo man in einiger Entfernung einen rieselnden Quell durch üppige Wiesen sich schlängeln sah. „Hier," meinte der Alte, „müßte es gut ruhen seyn, um Roß und Reiter durch einen kühlen Trunk zu stärken. Wann es Euch genehm ist, edle Frau, so weilen wir hier einige Zeit, lassen die Rosse da unten tränken, und einer Eurer Reisigen ist wohl so gut und gönnt meinem Thiere auch einen erquickenden Trunk." Die Dame hatte nichts dagegen einzuwenden und stieg ab, die Diener führten die Pferde zu dem Quell, und sie selbst nahm Platz unter einem schattigen Baume, wo der geschäftige Constant, der für Alles gesorgt hatte, schnell das Frühstück auf dem Rasen auftragen ließ.

Doch wollte es heute der Dame nicht munden, auch Constant leerte den Becher heute nicht so oft, wie er sonst bei fröhlicher Laune wohl zu thun pflegte, wenn er Adelaiden gegenüber durch phantastische Bilder doppelt belebt war. Er sowohl als Frau von Monbusson fühlten sich beklommen, ihr Gemüth war in dem ängstlichen Zustande wie der Körper wohl zu seyn pflegt, wenn eine schwüle Gewitterluft die Brust beengt. Nur der Klausner hatte heute keinen Fasttag, der Hirschrücken schmeckte ihm trefflich, und er füllte seinen hörnernen Becher im reichlichen Maaße, aus der mit Liebfrauenmilch gefüllten Kürbisflasche, und dieser Labetrunk setzte ihn in gar fröhliche Stimmung.

Die Zofen der Damen hatten sich indessen in einiger Entfernung gleichfalls ein schattiges Plätzchen ausgesucht. Constant stand unter einem seiner Herrin gegenüber befind-

lichen Baume, ſtimmte ſeine in Worms erkaufte Laute, und der Waldbruder leerte eben wieder den bis zum Rande gefüllten Becher, als der Schall eines Hifthornes die Stille unterbrach; zu gleicher Zeit ſah man einen Reiher vorüberziehen, dem ein Falke die Höhe abzugewinnen ſuchte.

„Ein herrliches Thier! Seht nur wie ſchnell, wie hoch ſich der Falke hebt!“ rief Conſtant aus, zu dem in dieſem Augenblicke Bruder Ambroſius trat und ihm ins Ohr raunte: „Junger Herr! geht mit den Frauen hinunter, wo die Roſſe am Quell weiden, hier ſeyd Ihr nichts nütz.“ Conſtant ſah ihn verwundert an, denn er konnte nicht begreifen, weshalb er ſeine Herrin verlaſſen ſollte, aber bald ward es ihm klar, warum man ihn entfernen wolle, denn er ſah einen Jägersmann, in dem er bald König Maximilian erkannte, aus dem Walde auf ſie zu jagen. „Entfernt Euch doch!“ wiederholte der Klausner, aber Conſtant blieb, als ſey er an ſeine Buche gebannt.

Indeſſen war der König näher gekommen, hatte ſein Roß einem Diener gegeben und nahte der Frau von Monbuſſon, die ihn ſogleich erkannt hatte, und mit klopfendem Herzen auf ſich zukommen ſah. Was er hier wolle, war der einzige Gedanke, der ſie beſchäftigte, ſie fürchtete einen Augenblick, aber je näher der König kam, je deutlicher ſein edles offenes Antlitz ſich ihr zeigte, deſto beruhigter ward ſie.

„Ich komme, Frau von Monbuſſon!“ begann Maximilian, „Euch Lebewohl zu ſagen. Ich konnte Euch nicht ohne Abſchied von dannen ziehen ſehen, meine Achtung für Euch iſt zu groß, und ich kenne zu gut die Pflicht des Ritters gegen ſeine Dame, als daß ich nicht den Augen-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18737/017

blick benutzen sollte, den mir, ich gestehe es Euch, nicht der Zufall bereitet hat, sondern den ich selbst aufgesucht habe. Ich komme mit einer Bitte zu Euch, die Ihr mir nicht falsch auslegen müßt, denn sie kommt, bei Gott! aus einem Euch wohlwollenden Herzen."

Frau von Monbusson verneigte sich verbindlich und war froh, daß der herabgelassene Schleier dem Könige ihre Verlegenheit verbarg. „Und was ist Euer Begehren gnädiger Herr?" fragte sie dann mit bebender Stimme.

„Kehrt nicht nach Frankreich, nicht an den Hof Annas von Bretagne zurück, Ihr geht in Euer Verderben!" sagte Maximilian, und herzliche Theilnahme sprach sich dabei deutlich aus. „Ich kenne alle Verhältnisse Eurer Lage, kenne die Königin nur zu gut, um nicht die Gewißheit zu haben, daß sie Euch nie vergeben wird. Bleibt in Deutschland, wo ich Euer treuer Freund seyn und bleiben werde, bestimmt selbst Euren Aufenthalt; so weit meine Macht reicht, soll Euch Schutz und Alles werden, was Euch zu bieten in meiner Macht steht. Die Königin, meine Gemahlin vereint ihre Bitte mit der meinigen. Geht nicht nach Frankreich zurück!"

Frau von Monbusson war von diesem Antrage zu sehr überrascht, um sogleich Wörte zur Antwort zu finden. Es that ihrem Herzen wohl, daß der einzige Mann, für den es noch liebend geschlagen hatte, so viel Theilnahme an ihrem Schicksale zeigte, aber sie fühlte auch zugleich, wie sehr sie in diesem Augenblicke ihr Herz schweigen lassen müsse.

„Ihr scheint der Redlichkeit meiner Bitte zu mißtrauen?" fuhr Maximilian fort, da Adelaide immer noch

nicht geantwortet hatte. „Nehmt mein königliches Wort, und das brach Maximilian von Oeſtreich noch nie, ich ſehe Euch nicht eher wieder, als bis Ihr es ſelbſt begehrt.“

„Gnädiger Herr!“ begann nach langem Zögern die Dame. „Das Herz ſehnt ſich nach dem Vaterlande, dort iſt mir nichts fremd und hier wäre ich es Allem. Ueberdies ruft mich meine Pflicht dahin zurück, ſie iſt die laute Stimme, der ich immer folge, ſie iſt meine Gebieterin! Ich gehe zurück nach Paris, aber tief fühle ich die Güte Eurer Majeſtät, tief und ewig. So lange ich athme wird die Erinnerung mich beglücken, wird mir das Andenken an meinen Ritter theuer ſeyn. —

Ich habe in dieſem Augenblicke vielleicht zu viel geſagt,“ fuhr ſie nach kurzer Pauſe und am ganzen Körper bebend fort, „doch es iſt der Augenblick ewiger Trennung und ſo ſey's. Lebt wohl, gnädiger Herr! und iſt Eure Achtung gegen mich ſo groß als Ihr ſagt, ſo verlaßt mich ſogleich, verlaßt mich ohne mir ferner noch ein Wort zu ſagen, jedes Wort von Euch, wäre es freundlich, wäre es bitter, würde mir ſchmerzvoll ſeyn.“

Der König ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, dann winkte er, daß man ihm ſein Roß bringe. „Lebe wohl, holde geknickte Roſe!“ ſagte er mit Rührung und ſchwang ſich auf ſein Roß, „Gott ſey mit Dir!“ und als er ſich jetzt wandte, Adelaide unwillkührlich den Schleier zurückgeworfen hatte, ſtürzte des Königs Leibfalke, einen blutenden Reiher in den Klauen, zu ſeines Herren Füßen, ſo daß das Roß Maximilians ſich bäumend wandte und er die holde Frau hocherrötheud vor ſich ſah. „Lebt wohl!“ rief er noch einmal und ſprengte davon. Anfangs war der

Blick der Frau von Monbuſſon auf den zu ihren Füßen blutenden Reiher, den der Falkenier in der Eile zurückgelaſſen hatte, gerichtet, das Bild des vom Falken Zerriſſenen ſchien ſie lebhaft zu beſchäftigen, bald aber folgte ihr Auge dem Dahinſprengenden.

Conſtant hatte indeſſen neben Bruder Ambroſius, den Blick auf Frau von Monbuſſon und den König gerichtet, dageſtanden, und von dem Klausner feſtgehalten, ſeinen Platz nicht verlaſſen können, der König hatte ihn wahrſcheinlich nicht bemerkt, Adelaide ſeiner nicht gedacht. Jetzt, da ihn die derbe Fauſt des Klausners los ließ, hielt ihn der trauernde Blick der Dame zurück, die unverwandt dem Könige nachſah. Er bemerkte die Thräne in ihrem Auge, ſah den Seufzer, der ihre Bruſt hob, und wagte es nicht ſie in dieſer Stimmung zu ſtören. Als aber der König ihrem Blicke entſchwunden war, ſie das Auge gen Himmel hob, ihre Hände ſich falteten, und ſie dann wie von einer ſchweren Laſt befreit, aufathmete, da nahte er ſich ihr, beugte ſeine Knie und — „Ewig bis zum Tode ſey Dir Heiligen in Demuth mein Leben geweiht," mit unausſprechlicher Rührung ſagend, ergriff er ihre Hand und preßte ſie an ſeine Lippen.

16.

Die kleine Caravane, den Waldbruder an der Spitze, hatte ſo eben Neuſtadt um die Mittagsſtunde verlaſſen, um über Kaiſerslautern ihren Weg fortzuſetzen, als ſich Frau

von Monbuſſon plötzlich unwohl fühlte, und die Einladung des Einſiedlers in ſeiner Klauſe zu raſten annehmen mußte. Sie trieben die Roſſe an und bald gelangten ſie an den Fuß des Spanberges, wo Ambroſius, ſo gut es ſich thun ließ, ein Lager für die Kranke bereitete, die ſich ſehr matt und angegriffen fühlte. Anfangs fürchtete Conſtant Adelaide habe Gift bekommen, der Klausner aber, nicht ganz unerfahren in der Heilkunde, fand keine Symptome, die ihn dies hätten fürchten laſſen ſollen. Er hatte auch Recht. Die Begebenheiten der letzten Tage, das unverhoffte Erſcheinen Maximilians, ſelbſt der ſterbende Reiher, in dem ſie eine Warnung des Himmels erblickte, hatten ihr Gemüth aufgeregt, und auf ihren zarten Körper gewirkt, ſo daß ſie ſich mehr ſchwach als krank fühlte, und der Klausner bald fand, daß Ruhe ihr das beſte Heilmittel ſeyn würde. Er beſorgte daher aus der Umgegend die nöthigen Lebensmittel, der Ritter von Spanberg ſchickte alles was zur Bequemlichkeit der Frauen nothwendig war, hinunter, da Frau von Monbuſſon es verweigert hatte, ſich auf die Burg bringen zu laſſen, und die Kranke nahm nun mit ihren beiden Frauen alleinigen Beſitz von der Einſiedelei, während die Landleute aus der Umgegend in größter Schnelligkeit eine Hütte von friſchen Buchenzweigen bauten, in welcher Ambroſius und Conſtant ihren Wohnſitz aufſchlugen. Da man in der heiligen Klauſe Frau von Monbuſſon für ſicher genug hielt, ſo wurden die beiden Knechte mit den Roſſen nach Neuſtadt geſandt, und nur das Grauchen des frommen Mannes blieb in ſeinem gewohnten Stalle von Baumrinde, und weidete wie ſonſt auf der Wieſe am Speierbache.

Schon nach einigen Tagen fühlte sich die Kranke gestärkt, und obgleich Constant, der sie während dieser ganzen Zeit nicht gesehen hatte, auf die Abreise drang, behauptete doch Bruder Ambrosius, sie sey noch zu schwach sich auf den Weg zu begeben. Bei Adelaiden schien die Sehnsucht nach ihrem Mutterlande sich vermindert zu haben; sie trat, vielleicht auch ihre körperliche Schwäche fühlend, der Meinung des Klausners bei, und als sie Constant zum erstenmale wieder sah, und er sie dringend bat, hier ja nicht länger zu verweilen, gestand sie ihm unverholen, daß der Gedanke, vor der Königin zu erscheinen, ihr jetzt schrecklich sey, und eine düstre Ahnung sie von Paris zurück halte. Constant sprach ihr Muth ein; je näher jedoch der endlich bestimmte Tag der Abreise kam, desto ängstlicher, desto ungewisser wurde sie.

Endlich erschien er. Die Rosse standen gesattelt und gepackt, selbst das fromme Thier des Klausners war zur Reise bereitet, denn der gutmüthige Alte wollte seine Freunde bis an die lothringische Grenze geleiten, und Frau von Monbusson, die mit schwerem Herzen der Hütte Lebewohl gesagt, war im Begriffe ihr Roß zu besteigen, als eine unerwartete Erscheinung sie hinderte. Der Ritter de Vatre, von einem der Knechte, die Constant zum Schutze seiner Herrin geworben, von allem benachrichtigt, hatte sich, trotz dem, daß er sich noch schwach fühlte, mit seinem, durch die Leute des Herrn von Guiche und mehreren französischen Edlen, die sich ihm angeschlossen hatten, noch verstärkten Gefolge, eiligst auf den Weg nach Neustadt gemacht, wo er eben zur rechten Zeit eintraf, um

ſich Frau von Monbuſſon zum läſtigen Begleiter aufdrin-gen zu können.

Dieſe war nicht wenig erſtaunt, den ihr ſo widerli-chen Mann, und ſich in ſeiner Gewalt zu ſehen. Sie dankte ihm höflich für ſeine Bemühung, verſicherte ihm, als er darauf nicht zu achten ſchien, daß ſie lieber in Deutſchland zurückbleiben, als ihm folgen würde, aber nichts brachte den Ritter von ſeinem Vorſatze ab. An-fangs hatte er der Dame ſeinen Wunſch mit der Unter-würfigkeit und Courtoiſie vorgetragen, mit welcher er ſich ſtets gegen ſie benommen hatte, jetzt aber, nachdem Frau von Monbuſſon auf alles dies wenig achtete, trat Hohn und Uebermuth an die Stelle franzöſiſcher Höflichkeit. „Verzeiht Dame" ſagte er lachend, „daß ich mich Euch als Begleiter aufdringen muß; nur kurz iſt noch der Weg den Ihr auf deutſchem Boden, und unter dem Schutze Eures mächtigen königlichen Freundes zu ziehen habt, auf dem weit längeren Wege nach Paris iſt es mir doppelte Pflicht Euer Begleiter zu ſeyn, und ich muß Euch daher bitten, mir zu erlauben, auch den kurzen Weg Euch zu be-gleiten. Wahrlich es ziemt der Dame des Ritters de Ba-tre nicht, mit einem Narren von Einſiedler und einem verlauten Lautenſpieler der Hauptſtadt Frankreichs entge-gen zu ziehen."

Frau von Monbuſſon ſetzte dieſem Hohn edlen Stolz und Ruhe entgegen. Der Ritter de Batre aber ſagte ihr unumwunden, daß nichts ihn abhalten würde, ſie zu be-gleiten, und ſollte er ſie mit Gewalt von hier führen. „Ich bin durch Euer Wort und des Königs Befehl Euer Verlobter; war mir das Glück auch einen Augenblick zu-

wider, und seyd Ihr auch streng genommen dadurch Eurer Zusage entbunden, so wäre es doch unedel von Euch, eines unglücklichen Schwertstoßes wegen, mich dem Hohn und dem Gespötte des ganzen Hofes, dem Gespötte von ganz Frankreich Preis zu geben. Ich will daher ertrotzen, was ich nicht erbitten kann. Sattelt das edle Thier, das mit seinem widrigen Geschrei mich so unhöflich unterbricht; sattelt es ab!" befahl er jetzt den Seinen. „Bruder Ambrosius, der fromme Waldbruder, mag mit ihm zurück nach Worms zum Reichstage reiten, wenn es ihm beliebt, was kümmert das mich, nur uns soll er nicht ein lästiger Begleiter seyn. Dem Rosse des Lautenspielers haut die Flechsen ab," fuhr er fort, „mag sich der junge Fant seines Flügelrosses bedienen, um zurück an die Ufer der Durance zu kommen, mir gleichviel, uns soll weder sein Gesang noch die Melodie des Grauschimmels weiter stören. Waldbruder und Troubadour mögen dem Himmel danken, daß ich Ihnen meinen Zorn nicht bittrer empfinden lasse!"

Aber während der hochfahrende Ritter also sprach, war Bruder Ambrosius als ein alter Kriegsmann, schon längst auf Rettung bedacht gewesen, und eine Höhe hinaufgeklimmt, wo er schnell einen bereit stehenden Haufen Reisig zum Nothsignal anzündete, überzeugt, daß ihm von der Burg und dem Landvolke Hülfe kommen würde. Constant aber hatte sich, wie der listige Fuchs in seinen Bau, in die Klause zurückgezogen, lugte durch einen halb offenen Laden, beobachtete und vernahm jedes Wort, jede Bewegung des stolzen Ritters.

Jetzt trat dieser noch einmal zu Frau von Monbuisson, die sich unfern der Hütte auf eine Rasenbank gesetzt

hatte. Sein Gefolge hielt in einiger Entfernung, die franzöſiſchen Edlen, die ihn begleiteten, hatten einen Kreis gebildet, berathſchlagten ſich und ſchienen mit dem Betragen ihres Anführers nicht ganz zufrieden, der jetzt die Dame erſuchte, ihr Roß zu beſteigen, und ihn nicht in die Nothwendigkeit zu verſetzen, ſie mit ſtarken Armen auf das ſeine zu heben; Frau von Monbuſſon verweigerte es ſtandhaft. Da winkte der Ritter einigen ſeiner Leute, und er ſelbſt ſchickte ſich an, vom Roſſe zu ſteigen. In dieſem Augenblicke trat Conſtant aus der Klauſe. „Ritter de Vatre!“ rief er ihm zu, „ich habe Euch Fehde angekündigt und ſtehe nun kampfgerüſtet zum Schutze dieſer Dame hier, wagt es nicht ſie anzurühren!“

„Knabe!“ rief der Ritter, mit Verachtung auf den Jüngling blickend, der dem Anſcheine nach wehrlos ihm gegenüber an der Thür der Klauſe ſtand, gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte mit gezogenem Schwerte auf ihn zu. „Knabe!“ rief er noch einmal, „da nimm Deine Züchtigung!“ Doch kaum hatte er dies Wort geſprochen, als ein Bolzen von Conſtants Armbruſt ihn zwiſchen Helm und Panzer traf und der rieſenhafte Mann von ſeinem Roſſe taumelte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, und ehe noch die Freunde des Ritters und ſein Gefolge herbeieilten, hatte der behende Troubadour ſeine Armbruſt wieder geſpannt und ſchon die Felſen, wohin ihm kein Gewaffneter, weder zu Roß noch zu Fuß folgen konnte, mit flüchtigem Fuße erklimmt. „Edle Frau!“ rief er von da herab der Frau von Monbuſſon zu, die vor Schreck ohnmächtig ihren Frauen in die Arme geſunken war. „Er-

muthigt Euch! Sammelt Eure Kräfte, kommt schnell hier herauf, ich sehe schon Rettung sich nahen!" Aber Adelaide hörte ihn nicht, das Entsetzen hatte ihr die Sinne benommen, sie lag leblos.

Da trat der Klausner, der dies blutige Schauspiel wohl nicht erwartet hatte, in den Kreis der Gewaffneten. „Zieht Euch zurück Ihr Herren, eilig zurück!" sprach er. „Seht von nah und fern kommen die Landleute herbei, bald wird der Ritter von Spanberg mit seinen Reisigen zu unsrer Hülfe erscheinen, und rückt der Haufe von Neustadt heran, den König Maximilian gestern zum Schutz der Dame sandte, so seyd Ihr verloren." Hierauf untersuchte er die Wunde des Ritters. „Messire!" sagte er, „wendet Eure Seele zu Gott, vor dessen Throne Ihr bald stehen werdet, Euer Stündlein wird bald schlagen, denn Euer Sand ist verronnen und keine Hülfe mehr möglich."

„Deshalb wünschte ich auch mit meinem Feinde versöhnt von dieser Welt zu scheiden," erwiederte der Ritter mit matter Stimme: „Ruft ihn herbei, daß ein freundliches Wort von ihm mir meinen Heimgang erleichtere."

„Ist das Eure wahre reine Absicht und keine Tücke dahinter verborgen?" fragte der Klausner mißtrauisch. Der Ritter nickte bejahend. Da ging der Klausner, nachdem er erst noch für die Ohnmächtige Sorge getragen hatte nach der Stelle, wo Constant mit gespannter Armbrust, schon von einer Menge bewaffneter Landleute umgeben, auf einer Felsspitze stand, und rief ihm zu herabzukommen, um dem Sterbenden den letzten Trost zu reichen. Der gutmüthige Provenzale säumte keinen Augenblick, sah er doch in der Ferne die Reisigen von Spanberg heran-

ziehen, begleiteten ihn doch die wackern Landbewohner. Ohne Mißtrauen nahte er dem Ritter, der ihm seine Linke zur Versöhnung entgegenstreckte, aber während Constant sie ergriff, faßte die Rechte rasch nach dem Dolche; mit aller Kraft, die ihm noch blieb, zog de Batre den Jüngling zu sich nieder, und führte einen tödtlichen Stoß nach ihm. Glücklicherweise entging der Troubadour durch eine schnelle Biegung dem hämischen Streiche und der Dolch drang nur, ihn leicht verwundend, in die Hüfte. Da sagte er, über diese Unthat ergrimmt, ehe Jemand zu des Ritters Hülfe herbeieilen konnte, ihm den Bolzen durchs Hirn.

In diesem entscheidenden Augenblicke kamen von allen Seiten Reisige und Landvolk herbei, und stellten sich zum Schutz des Pagen auf, während die Franzosen, ihren Ritter zu rächen, die Waffen zogen. Der Waldbruder, das Crucifix in der Hand, trat aber schnell in ihre Mitte vor Constant, auf welchen die Begleitung des französischen Ritters eindrang und rief mit donnernder Stimme: „Halt Friede, ehret die Todten, ehret die vielleicht Sterbende! kein Blut fließe mehr an diesem Orte des Friedens! — Ihr Herren von Frankreich nehmet den Todten, ziehet mit ihm heim, und hofft nicht, ihn rächen zu können. Schaut um Euch und sehet die zum Streite bereit Stehenden. Ihr aber meine Freunde, ehret den Ort Eurer frommen Andacht, laßt die Schwerter in den Scheiden ruhen!“

Jedermann gehorchte den Worten des Waldbruders. Die Fremden erkannten die Gefahr und als mehrere Landleute sich nun erboten, den Todten nach Pirmasens zu tragen, zogen die Franzosen mit dem Leichnam des einst

so gefürchteten Rittersmannes friedlich ihrer Heimath zu, die Reisigen und das Landvolk gingen auseinander, nur Bruzer Ambroslus und Constant blieben bei der immer noch Ohnmächtigen zurück.

17.

Erst nach manchen Bemühungen war es dem Klausner gelungen, sie ins Leben zurückzurufen. Wie aus einem schweren Traume erwacht, blickte Frau von Moubusson um sich her, und sah Constant vor sich knieen. Mit einer Art Abscheu wandte sie sich von ihm, als sie aber das Blut aus seiner sich wieder öffnenden Wunde quellen, als sie sein thränenfeuchtes Auge, den bittenden Blick sah, den er nach ihr aufschlug, als die laute Freude auf seinem Antlitze sich aussprach, sie wieder zum Leben erwacht zu sehen, da konnte sie ihm nicht mehr zürnen, und mit freundlichem Lächeln bat sie ihn aufzustehen.

In der Brust des Jünglings stürmten in diesem Augenblicke mancherlei Empfindungen. Er wollte sie eben in glühende Worte ausströmen, als Frau von Moubusson ihn und den Einsiedler bat, sie auf einen Augenblick zu verlassen. Beide gehorchten, erwartungsvoll, was sie beginnen würde. Lange sollten sie nicht in Zweifel seyn, denn bald trat sie aus der Hütte zu ihnen. „Lieber Constant, treuer Freund," sprach sie mit Engelsmilde, „wir müssen uns trennen! — Fortan muß ich einsam auf dieser Welt stehen, ohne Freund, ohne Beistand; nicht Vaterland, nicht

Freund, nichts darf mir bleiben. — Ziehet heimwärts, ſagt der Königin, daß ich den Schritt, den ich thue, mit Freuden gethan, daß ich mich ihrer Wohlthaten dankbar erinnere, ihr verzeihe, und ſie in mein Gebet einſchließen werde, ſo lange ich athme. Euch aber Conſtant, ſage ich ein ſchmerzliches Lebewohl. Dank für Eure Treue, Dank für die Anhänglichkeit die Ihr mir bewieſen; möge Euch ein treues Herz mit treuer Liebe lohnen, wie Ihr es um mich verdient habt. — Kein Wort guter Conſtant, keine Thräne. Der Himmel befiehlt die Trennung, gehorcht ohne Murren. — Euch guter Bruder bitte ich, mich nach irgend einem ſtillen Aſyle zu geleiten, wo ein gebrochenes weibliches Herz, bis der Tod es ganz zerdrückt, Ruhe und Troſt finden kann. Ich habe mich von Allem, was mich auf Erden band, freiwillig losgeriſſen, ich will mich auch dem Himmel weihn. Führt mich in ſeine irdiſchen Hallen, begleitet mich in friedliche Mauern."

„Habt Ihr auch reiflich Alles erwogen?" fragte der Waldbruder gerührt und überraſcht, während Conſtant kaum ſeinen Sinnen trauend, das Auge unverwandt auf ſie geheftet hatte. „Habt Ihr auch Alles reiflich erwogen?"

„Alles!" erwiederte ſie mit feſter Stimme.

„Auch, daß ein treues Herz brechen muß, wenn Ihr auf Eurem Entſchluſſe beharrt?" rief Conſtant, ſeiner nicht mehr mächtig.

„Auch das guter Conſtant. Euer Herz wird nicht brechen, Euren Schmerz werdet Ihr in Worte und Töne aushauchen, Ihr werdet Euch, wie es ſich für den Sohn eines edlen Vaters ziemt, mit dem Schwerte in der Hand in Gefahr und Tod ſtürzen, und ich werde Euch dann

nur noch eine freundliche Erinnerung bleiben, deren Bild Euch zu Thaten befeuern mag, bis der Tod Euch abruft und das Bild verlöscht."

„Noch eine Bitte habe ich an Euch zu thun Conſtant" fuhr ſie fort, „es iſt die letzte! Bringt der fromme Bruder die Nachricht, daß ſich des Kloſters Pforte hinter mir geſchloſſen hat, ſo zieht nach Worms, ſagt ihm" — Sie hielt inne, Thränen entſtürzten ihren Augen „ſagt ihm — ich würde ihn nie, nie vergeſſen! — Mein Roß!" rief ſie dann plötzlich und mit ängſtlicher Haſt, „führt mein Roß herbei, daß ich die Stunden des ewigen Scheidens von Liebe und Leben, von Freund und Freude kürze. — Gott mit Euch!" Dies ſagend ſchwang ſie ſich auf ihr Roß, als ob ſie einen Feind flöhe, und als Conſtant mit dem Tone der Verzweiflung ſie fragte: „Darf ich Euch nicht bis zum Kloſter folgen?" rief ſie vom ſchmerzlichſten Gefühle durchdrungen „Nein! Wenn Ihr mich wahrhaft geliebt habt, nein!"

Sie folgte dem Waldbruder nach Speier, dort verlebte ſie in einſamer Zelle die traurigen Tage freudeloſer Jugend. Die Zeit milderte ihren Schmerz, die Erinnerung an den Mann ihrer Liebe konnte ſie nicht ſchwächen, die Erinnerung an den treuen Jüngling war ihr auch ſpäterhin noch wohlthuend. Als ihr die Kunde wurde, er ſey in der Schlacht von Ravenna gefallen, weihte ſie ihm eine ſtille Thräne, doch freute ſie ſich, daß ſein Herz ſo bald die Ruhe gefunden hatte, nach der ſie ſich vergeblich ſehnte. Erſt ein Jahr vor Kaiſer Maximilians Hintritt reichte ſie ihr der Tod, der auch ihren letzten Freund, den Waldbruder, ſchon vor ihr abgerufen hatte.

Die Verennung Hohentwiels.

1.

In der Würtembergiſchen Feſte Hohentwiel, die der mannhafte Oberſt Widerhold für die proteſtantiſchen Bundesgenoſſen ſo viele Jahre lang tapfer vertheidiget hatte, war im Sommer des Jahres 1644 alles in Bewegung, denn ein Bairiſches Heer unter General Mercy zog ſich bei Stockach zuſammen und bedrohte die Feſte. Da befahl Widerhold, daß jeder nicht Waffenfähige ſie verlaſſen müſſe, und er ſelbſt ging der Beſatzung mit ſeinem Beiſpiele voraus. Seine Gattin und ſein eigenes einziges Kind mußten ſich trotz ihrer Bitten reiſefertig machen, denn er führte in ſeinem Hauſe, wie in der Feſtung, ein ſtrenges Regiment. Seiner Gattin war es ſchmerzvoll, ſich in dem Augenblicke der Gefahr von ihm zu trennen, die achtzehnjährige Johanna aber wurde nicht allein von Kindesliebe zurückgehalten, eine andere Liebe noch, mächtiger als jene, kettete ſie an das einſame Hohentwiel, und ſchuf ihr diesen finſtern Aufenthalt zum Paradieſe.

Es mochte nun wohl über ein Jahr seyn, als Oberst Widerhold einen Streifzug nach dem Bodensee unternommen, und in der Gegend von Bodmann einen Hauptmann, einen Lieutenant und mehrere baierische Knechte zu Gefangenen gemacht hatte. Sie waren ihm auf Hohentwiel lästig, und er schickte bei der nächsten Gelegenheit Offiziere und Gemeine, die er nicht unter seine Besatzung gesteckt hatte, dem General Erlach nach Breisach. Die Gefangenen freuten sich wohl alle, aus diesem Burgzwinger erlöst zu werden, nur der Lieutenant Paul Werner nicht, der Hohentwiel gar ungern verließ, wo Johanna Widerhold, ohne daß sie es ahnen mochte, ihn mit festen Banden gekettet hatte. Der sonst etwas grämliche Oberst mochte den jungen Mann, der sich in dem Gefechte mannhaft gewehrt hatte, und schwer verwundet nach Hohentwiel gebracht worden war, wohl leiden. Der Mutter gefiel der feine stattliche Mann, und ihr Kind, eine blühende, sich entfaltende Knospe, mochte auch wohl dem jungen Manne nicht abgeneigt seyn, doch verschloß ihr Ehrbarkeit und Zucht den rosigen Mund, und da die letzten Tage, welche Paul Werner auf Hohentwiel war, der Zufall, oder vielleicht sie selbst, jede Zusammenkunft hintertrieben, hatte der Arme die Feste verlassen müssen, ohne sein Herz dem Mädchen ausschütten zu können.

Wie erstaunte nicht Oberst Widerhold, als nach einem halben Jahre Werner mit schwedischem Feldzeichen und einem Briefe des Generals Erlach, unter dessen besondern Befehlen die schwedischen und französischen Besatzungen in Oberschwaben standen, vor den Thoren Hohentwiels hielt, und Einlaß begehrte; wie viel mehr erstaunte er,

als ihn das Schreiben unterrichtete, daß der bairische Lieutenant in schwedische Dienste getreten, und künftig einen Theil der Garnison von Hohentwiel ausmachen sollte. Kopfschüttelnd und unmuthig legte der alte Kriegsmann den Brief neben sich, blickte den Ueberbringer eben nicht freundlich an, und antwortete auf dessen Frage, daß es ihm scheine, er sei ihm nicht willkommen, mit einem raschen „Nein! — denn ich liebe das Wechseln der Farbe nicht und mißtraue jedem Ueberläufer!" — Beschämt mußte Werner abtreten, und in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf der Feste sah er sich absichtlich von dem Kommandanten und seiner Familie entfernt, und bei jeder Gelegenheit sprach sich des Obersten Mißtrauen gegen ihn aus.

Jedoch eine Expedition, welche Widerhold nach Engen unternahm, und wobei sich Werner mit ausgezeichnetem Muthe benommen, unterdrückte nach und nach den Groll, welchen der Alte gegen ihn gefaßt hatte, und da Werner Gelegenheit fand, sich der Mutter Johannas, und zuweilen auch ihr zu nähern, und diese Gelegenheit gut zu benutzen wußte, so wurde es ihm nicht schwer, sich wieder wie früher in dem Familienkreise des Kommandanten zu sehen, wo sein bescheidenes Betragen ihm bald Aller Herzen, wohl aber am meisten das Herz Johannas gewann.

Als aber die Mutter, der er sowohl, wie Johanna, ihr ganzes Zutrauen geschenkt, und sie zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht hatte, eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, mit ihrem Gatten über das Verhältniß zu sprechen, erstaunte sie nicht wenig, ihn im vollen Zorne aufspringen zu sehen, und ein heftiges: „Nun und nimmermehr!" ausstoßen zu hören. „Hätte ich das

ahnen können," rief der Erzürnte, „so hätte ich dem Meineidigen lieber bei Bodmann die Kugel durch den Kopf jagen lassen, als hier die Schlange an meinem Busen zu nähren. Glaubst Du Thörin, daß wer seiner Fahne untreu wird, seinem Weibe treu bleibt? Willst Du Deinen Eidam bei dem ersten Glückswechsel, dem auch der bravste Soldat unterworfen ist, am Galgen hängen sehen, wenn er den Baiern in die Hände fällt? Des Obersten Widerhold Eidam muß ein makelloser Mann, seine Ehre unbefleckt seyn, mithin wird der Lieutenant Paul Werner nie der meinige."

Von dem Tage an ward er aus dem engen Familienkreise, doch nicht aus Johannas Herzen verbannt, und sicher würde der Alte Mittel gefunden haben, ihn ganz aus Hohentwiel zu entfernen, wenn ihm nicht das Heranrücken der Baiern Gelegenheit gegeben hätte, sein Kind selbst von sich zu thun, und so die Beiden zu trennen.

Johannas Herz hing ganz an Werner; Trennung, das fühlte sie zwar, konnte die Gluth ihrer Liebe nicht mindern, konnte sie nur noch anfachen, auch Paul hatte das feste Vertrauen zu ihrer Liebe und Treue, und dennoch war beiden die Nachricht, sich trennen zu müssen, schreckbar, und die wenigen Tage, die ihnen noch gegönnt waren, benutzten sie emsig, wie die Biene den flüchtigen Sonnenstrahl eines trüben Tages zum Einsammeln des Honigs. Ihre Liebe wuchs mit jeder Stunde, und in die Brust des so ruhigen sittlichen Mädchens ward die stille Gluth zur Flamme.

Der Tag der Abreise nahte. Die Baiern zogen sich immer dichter zusammen, Alle, die Hohentwiel verlassen

ſollten, waren ſchon entfernt, nur die Mutter und Johanna ſäumten und geizten mit jeder Stunde, die ſie noch dort verweilen konnten. Dieſe Säumniß war für ſie nicht von Gefahr; General Mercy hatte ſchon früher verſucht mit Widerhold in Unterhandlung zu treten, jedoch ward von dem rechtlichen Kriegsmanne jede Bedingung verworfen, die ſein perſönliches Intereſſe betraf, und von ihm waren ſolche vorgeſchrieben worden, die ganz das Wohl ſeines Herrn, des Herzogs von Würtemberg begründen mußten, und er hatte ſich ſo beſtimmt für dieſen Zweck ausgeſprochen, daß Jedermann gar leicht einſehen konnte, daß der Wiener Hof ſie nicht genehmigen würde. So geſchah es auch; Mercy erhielt von Wien den Befehl, ſtatt zu unterhandeln, die Feſtung zu belagern, aber auch den geheimen Befehl von dem Churfürſten von Baiern, die Unterhandlung mit Widerhold wieder anzuknüpfen, und nichts Ernſtliches gegen Hohentwiel zu unternehmen. Deshalb konnte auch Oberſt Widerhold, hiervon unterrichtet, die Seinen ruhig nach dem nur drei Stunden entfernten, unbeſetzten Radolfzell, mit der Ueberzeugung und mit der Gewißheit ſchicken, der bairiſche General werde, ſo wie er es verſprochen, alles Nöthige zu ihrem Schutze anordnen.

Am Abend vor der, nun endlich beſtimmten Abreiſe, ſaßen Vater, Mutter und Tochter in dem Schloßgarten zuſammen, und den alten Mann, der ſonſt ziemlich früh zur Ruhe ging, ſchien heute der Schlaf zu fliehen. Er war bewegter als je, und man ſah es ihm deutlich an, daß ihn etwas beunruhigen mußte. Schon ſeit jener Unterredung mit der Mutter, hatte er es immer vermieden, von Werner zu ſprechen, und ſo oft Mutter oder Tochter

seiner erwähnten, brach er das Gespräch ab. Heute aber fing er, nach langem Kampfe mit sich, selbst an, das Gespräch auf ihn zu bringen. „So ungern ich es thue," begann er, „eine Sache zu erwähnen, die mir schon den Schlummer mancher Nacht gekostet hat, so muß ich es doch in dem Augenblicke unserer Trennung thun, da ich nicht wissen kann, was Gott über mich verfügen wird. Ich meine, Johanna, Dein thörichtes Verhältniß zu Paul Werner." Er sprach diese Worte mit finsterem Unmuthe aus, drückte jedoch, von dem Vaterherzen überwältigt, sein Kind innig an die Brust. „Vergiß ihn," fuhr er, immer bewegter werdend, fort, „Segen könnte Dir ja nicht folgen. Sieh meine Johanna! wenn ich mir sonst dachte, daß ich Dich einmal an der Hand eines braven Mannes sehen würde, zufrieden und glücklich, wie ich es war und noch bin, so klopfte mein Herz vor Freude, denn mir ist die Ehe, obgleich ich ihr Glück nur in stürmischer Zeit genoß, ein Paradies, worin es mir wohl ergangen bis auf den heutigen Tag, und deshalb verjüngte mich der Gedanke, und ich hoffte immer durch Dich noch einmal die schönen Jahre meines häuslichen Glückes durchleben zu können. Jetzt aber — Wo an der Ehe des Mannes ein Makel hängt, ist sie unwiederbringlich verloren, und ich könnte einen solchen Mann nicht als meinen Sohn mit freudigem Muthe an das Herz drücken. So brav, so gut Herr Werner auch seyn mag, so sehr Zeiten und Beispiele es auch entschuldigen mögen, so kann ich mich doch diesem Manne nicht vom Herzen nahen, denn sein Meineid führt eine unersteigliche Scheidewand zwischen uns auf. Darum versprich mir, ihm zu entsagen, alle Verbindung mit ihm zu zerreißen;

verſprich es mir Johanna in der feierlichen Stunde der Trennung!"

Das Mädchen lag weinend an der Vaterbruſt und ſchwieg.

„Rede!" rief der Alte, ſchon heftig werdend. „Rede, antworte mir!"

„Was ſoll ich Euch antworten Vater!" ſagte endlich nach langem Zögern Johanna. „Die Wahrheit wollt Ihr, und die würde Euch betrüben. Was Ihr von mir verlangt, kann ich nicht erfüllen, verſpräche ich es, würde ich Euch und mich betrügen."

„Alſo nicht!" unterbrach ſie der Vater, doch ſchien ſein ſonſt ſo heftiges Gemüth ruhig, denn er ſchob ſein Kind nur ſanft von ſich. „Nun, ſo muß ich es dem Himmel, der Zeit und meiner Vorſicht überlaſſen. Jetzt lege Dich zur Ruhe," fuhr er faſt gleichgültig fort, „aber wiſſe, daß die Thüre Deiner Kammer verſchloſſen bleibt, und Dein Vater unter Deinen Fenſtern Wache hält. Sprechen ſollſt Du ihn nicht mehr."

Johanna warf ſich, bei dieſen ſie zermalmenden Worten, laut weinend an ſeine Bruſt. „Tauſend Thränen mein Kind," ſagte er mit Bitterkeit, „ſind leichter geweint, als eine gute That gethan! Spare die Thränen auf bis an Deines Vaters Grabe —"

„Mann!" fiel ihm die Mutter in die Rede, doch ein zorniger Blick Herrn Widerholds hieß ſie ſchweigen. Sie nahm die Weinende unter den Arm und führte ſie in ihr Kämmerlein.

„Mutter!" ſagte Johanna plötzlich. „Weinet nicht um mich. Des Vaters hartes Wort hat mir Kraft und

Muth gegeben. Wahre Liebe vermag keine irdische Macht zu trennen, das fühle ich jetzt in diesem schmerzvollen Augenblicke, und könnte sie getrennt werden, dann war sie nicht heilig und rein, und sie wäre dann nicht der Thränen werth, die man um sie weinte."

Ohne Werner noch gesprochen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben, verließ Johanna mit ihrer Mutter Hohentwiel, und bezog bei einer weitläuftigen Verwandten eine kleine Wohnung in Radolfzell am untern Bodensee. Sie hatte den einzigen Trost noch mit sich genommen, daß sie Werner, als sie in den Wagen stieg, noch gesehen, und ihm einen tröstenden Blick hatte zuwerfen können. Dieses Blickes bedurfte er auch, dem am vergangenen Abende jeder Versuch, Johanna zu sehen, mißglückt war, denn überall war ihm Oberst Widerhold entgegen getreten, der ihn überdies seit längerer Zeit recht unfreundlich behandelte.

2.

Auf Hohentwiel lebte fast seit dem Anfange des so lange dauernden, Deutschland verwüstenden dreißigjährigen Krieges, ein sonderbarer alter Mann, dem schon lange das wichtige Amt eines Ober-Konstablers auf der Festung übertragen, und der dem Obersten, seiner Brauchbarkeit wegen, werth war. Benedikt Kraaz hieß der Mann, der seit 26 Jahren den Berg nicht verlassen und dort so eingewohnt war, daß er jeden Morgen den lieben Gott bat, ihm nur auf Hohentwiel sein Grab zu gönnen. Seinem

Aeußern nach, hätte man nicht einen Oberkonstabler in ihm gesucht, denn er war ein kleines, zusammengeschrumpftes Männlein, das sich hinter einer Kartbaune gar drollig ausnahm, sie aber demungeachtet recht geschickt zu richten, und sein Ziel fast immer zu treffen wußte. Von Jedermann in der Feste gefürchtet, schloß er sich auch an Niemand an, lebte ganz für sich, und die alten Thürme, die Zugbrücke, jeder Stein in seinem runden Zimmer, auf den er mit gar geschickter Hand mancherlei eingegraben hatte, waren ihm werther als die Menschen um ihn. „Ziehen sie doch aus und ein, kommen und gehen wie es ihr Vortheil heischt," sagte er oft, „und die alte Feste ist ihnen ein Gräul, und Thurm, Wall und Mauer hat nur Werth für sie, weil sie ihnen Schutz geben. — Die alten Thürme aber stehen schon Jahrhunderte auf derselben Stelle, die Zugbrücke rasselt schon so lange ich hier bin auf und nieder, und die schön gehauenen Steine meines Thurmstübchens stehen so unwandelbar, und sind so geduldig, wenn ich in müßigen Stunden meine Laune an ihnen auslasse, daß es eine Freude ist, solch Beständiges um sich zu sehen. Wollte ich meine Gedanken in das Herz eines Menschen trägen, wie hier auf diese Steine, würde er mir bald das Herz verschließen, und meine treuherzigen Mittheilungen wären ihm als eine zudringliche Gabe eines alten Mannes lästig, er ginge mir dann aus dem Wege, während Thurm, Brücke und Steine fein ruhig auf ihre Stelle bleiben, und abwarten, bis ich komme, mich mit ihnen zu unterhalten."

Oberst Widerhold allein fand zuweilen Gnade vor seinen Augen; theils zwangen ihn die Verhältnisse oft mit

dem Kommandanten manche lange Unterredung zu pflegen, theils behagte ihm der ernste, strenge Kriegsmann, der eben so unerschütterlich auf seinem Willen bestand, wie die halben Kartbaunen auf ihren Blöcken standen; zuweilen, doch nur selten, erzählte er ihm von vergangenen Zeiten, und klagte dann immer, wie zu Kaiser Matthias Zeiten der Soldat zwar ein gefürchteter, aber ein gar wenig geachteter Mann gewesen sey.

Nur seit Paul Werner auf Hohentwiel war, schien die trockne, einförmige Natur des Alten sich verändert zu haben, und er dem Lebenden mehr Theilnahme zu schenken als dem Todten. Es mußte in dem jungen Manne für ihn eine besondere anziehende Kraft liegen, denn bald sah man ihn neben den Lieutenant auf dem Walle spazieren gehen, ihm die Geschichte jedes Geschützes erzählen, und ihm berichten, wer sie gegossen, wie sie auf Hohentwiel gekommen, und was für Hauptschüsse er aus ihnen gethan habe. Sogar sah man den Lieutenant das Thurmstübchen betreten, eine Gunst, deren sich außer dem alten Klaus, dem Stubenheizer, noch Niemand rühmen konnte. Jedermann war es unerklärbar, daß der das Beständige, Unwandelbare so streng Liebende, eine fast väterliche Neigung gegen Herrn Werner gefaßt hatte, der durch seinen Uebertritt die Beständigkeit nicht eben beurkundete. Als ihn einst der Oberst um die Ursache befragte, und von ihm wissen wollte, was ihn denn eigentlich zu dem jungen Manne hinzöge, antwortete der Alte treuherzig, „das wüßte ich Euch wahrlich nicht zu sagen Kommandant, das liegt im Menschen und nistet sich da ein, und man weiß nicht so recht wie und warum. So wie ich lieber ein Stück

Geſchütz losbrenne als das andere, und eine Vorliebe für dieſes und jenes habe, ſo zieht es mich auch nach Werner hin, und ich könnte Euch keine Rechenſchaft geben weshalb."

Auch Werner war gern bei dem kleinen Männchen, und ließ ſich willig von ihm in der, damals noch nicht weit getriebenen Kunſt eines Konſtablers unterrichten, und wenn er nicht in dem Familienkreiſe des Oberſten war, der ihn freilich ſtärker anzog als das Thurmſtübchen des Alten, ſo war er bei Benedikt Kraaz und ſeinen Karthaunen.

In der jetzigen Zeit, wo der Feind ſo nahe war, und man jeden Augenblick die Feſtung berennt ſehen konnte, hatte freilich der Oberkonſtabler viel zu thun, das Geſchütz gehörig aufzuſtellen, die Munition zu unterſuchen, und die Ladungen füllen zu laſſen. Jeder Punkt, auf welchem der Feind allenfalls Geſchütz gegen die Feſte aufführen konnte, wurde berückſichtigt und die Karthaunen und Feldſchlangen dahin gerichtet. Um ganz Hohentwiel war gewiß kein Fleckchen, deſſen Entfernung der Oberkonſtabler nicht gemeſſen, und ſeine Maßregeln darnach getroffen hatte, und ſo wie der Oberſt Widerhold jede Steinlücke in Thurm und Mauer jetzt ſorgſam ausbeſſern ließ, ſo war gewiß keine Schießſcharte, kein Schanzkorb, kein Block, an dem das mindeſte gefehlt hätte.

An dem nämlichen Morgen, an welchem Johanna und ihre Mutter Hohentwiel verlaſſen hatten, und Paul Werner neben dem Oberkonſtabler ſtand, mit traurigem Blicke nach dem Wege ſehend, der nach Radolfzell führte, trat Oberſt Widerhold zu ihnen. „Nun Alter," ſprach er den Konſtabler an, nachdem er ſeinem Lieutenant einen kalten Morgen-

gruß gesagt hat, „Nun Alter, mögen die Ligistischen kommen; das Nest ist rein gefegt, alles Unnütze hinausgeschafft, die Magazine sind gefüllt, an Munition fehlt es auch nicht' — so kann denn in Gottes Namen der Tanz beginnen."

„Und die alten Karthaunen brummen," fiel ihm Benedikt Kraaz in die Rede, „haben lange genug schweigen müssen, und wie die Narren das Maul aufgesperrt, ohne ein vernünftiges Wort reden zu können. Nun mit Gott, Herr Kommandant! Nun wird die Langeweile ein Ende haben, und ich wette ein Maas Rheinfall gegen ein Maas Neckarwein, die Schlange mit ihrem langen Halse zischt zuerst und schießt ihr Gift dahinunter nach der Brücke von Singen. Gebt Acht, dort werfen sie die erste Schanze auf."

„Ich meine, sie setzen sich zuerst auf Staufen fest," unterbrach ihn Werner.

„Euer Wort in Ehren, junger Herr," unterbrach ihn der Konstabler, „das glaube ich nicht! Dies ist das siebente Mal, daß der Feind Hohentwiel berennt, und jedesmal beginnt er sich dort festzusetzen."

„Eben deshalb," meinte der Lieutenant, „wird General Mercy es nicht thun. Er folgt selten dem Wege, den Andre vor ihm einschlugen. Ich nehme Eure Wette an, Oberkonstabler, aber Rheinfall gegen Rheinfall!"

„Ihr scheint genau von der Absicht des Feindes unterrichtet zu seyn, Lieutenant Werner," unterbrach Oberst Widerhold das Gespräch, einen zweideutigen Blick auf jenen werfend. „Gebt indessen mit der nöthigen Mannschaft hinaus, laßt die wenigen Vorräthe aus dem Maier-

bose herauf schaffen und bereitet Alles, daß er zu jedem Augenblicke angezündet werden kann; wir wollen uns doch die guten Baiern so weit vom Halse halten als möglich."

Als Paul Werner sich entfernt hatte, und der Oberst ihm kopfschüttelnd nachsah, nahm der Konstabler das Wort und begann gegen seine Gewohnheit das Gespräch. „Herr Kommandant, Ihr seyd unzufrieden mit dem Manne," hob er an.

„Ja!"

„Und weshalb?"

„Laßt Euch das nicht kümmern Benedikt, sorgt nur für einen tüchtigen Empfang der Baiern," erwiederte Oberst Widerhold.

„Soll nicht fehlen Kommandant! Aber sagt mir, was habt Ihr seit einiger Zeit gegen den Mann," fuhr der Konstabler fort

Dem Obersten mußte diese Redseligkeit auffallend seyn, doch wollte er den Alten nicht ohne Antwort lassen. „Benedikt," sagte er, „wenn Jemand die Schlange dort, oder hier den Pelikan von der Stelle rücken, oder ihnen eine andere Richtung geben wollte, und diesen könntet Ihr überdies noch als Konstabler nicht achten, wäret Ihr damit zufrieden?"

„Nein!" erwiederte der Alte.

„Wenn Jemand die glatt geschliffenen Steine Eures kleinen Gemachs, auf die Ihr manche Karthaune, manch Bollwerk, auch manche Fratze gekratzt habt, wenn da eine geschäftige Hand den Meißel ansetzte und Euch alles verdürbe, bliebt Ihr da gleichgültig?"

„Nein Obrist!"

„So geht es auch mir mit dem Lieutenant. Er freit um mein Kind und ich mag es ihm nicht geben, er will es von dem Herzen des Vaters reißen, und das dulde ich nicht. Ein falsches Reis will sich auf den alten Stamm der Widerholde pfropfen, und dahin gehört nur ein makelloses."

„Hm!" brummte Benedikt Kraaz — „Er ist doch ein Ehrenmann!"

„Ein Ueberläufer ist er!"

„Und ficht jetzt für die gute Sache," unterbrach ihn der Konstabler; „besser spät zur Erkenntniß gekommen, als gar nicht."

„Benedikt!" fuhr der Oberst auf. „Ich erkenne Euch nicht mehr. Sagt mir, Ihr Menschenfeind, der alle Welt, und den alle Welt sonst mied. Was fesselt Euch an den Menschen? — er ist der Einzige —"

„Und wird auch der Einzige bleiben!" fiel ihm der Konstabler ins Wort, dann schwieg er und sah starr vor sich nieder. „Mache Dir Luft, Herz!" brummte er dann vor sich hin, und sein Blick sonst so stechend blickte fast wehmüthig auf.

„Ein Landmädchen gab mir einen Sohn und starb," begann er nun mit bebender Stimme. „Was ich an ihr verbrochen, wollte ich durch das Kind wieder gut machen. Es war ein lieber Knabe, mein Herz hing an ihm mit beispielloser Liebe. War ich nicht im Kriege, so war ich bei ihm, unterrichtete ihn in Allem, damit er einst ein guter Konstabler werden könne, und lebte nur in dem Kinde. Er wuchs freudig heran, 18 Jahre hatte ich ihn aufblühen sehn, als er mir nach Prag zu König Friedrich folgte.

In der Prager Schlacht ſollte er ſein Probeſtück ablegen — eine Kugel riß ihm an meiner Seite den Kopf vom Rumpfe —

Seit dem Tage," fuhr Benedikt fort und preßte die Thräne gewaltſam zurück, „iſt die Liebe zu den Menſchen von mir gewichen — er nahm ſie mit ſich.

Paul Werner iſt ſein Ebenbild, ſein ſprechendes Ebenbild — und darum die Liebe zu ihm! — Könnt Ihr es faſſen Oberſt!" rief er mit Heftigkeit, „könnt Ihr ein Vaterherz begreifen, das das Schickſal ſo furchtbar traf, und um ihm einen kleinen Troſt zu reichen, ihm ein Contrefei des Verlorenen zum Erſatz giebt?"

„Armer Mann!" unterbrach der Obriſt die eingetretene Stille.

„Hm!" brummte der Alte, den dieſer Ausruf des Mitleids unangenehm berühren mochte. „So arm bin ich nicht! Dort bei der Nachtigall habt Ihr mir erlaubt meine Grabſtätte ausmauern zu laſſen, und was will der Menſch am Abend ſeines Lebens mehr, als ſein Ruhebett bereitet zu wiſſen."

Obriſt Widerhold war durch dieſe Erzählung überraſcht; er drückte dem Alten herzlich die Hand. „Ich wollte ein beſſerer Mann hätte Eurem Sohne geglichen," ſagte er dann, „der nicht wie eine Wetterfahne ſich heute von dem Wind aus Baiern, morgen von dem aus dem Schwedenlande drehen läßt."

„Herr!" erwiederte der Konſtabler, ohne daß ihn jedoch ſein Gleichmuth verließ. „Die Steine zu jenem Thurme lagen auch ruhig in dem Steinbruche, als aber der Steinmetz ſie herausbrach mußten ſie auch wandern,

und jeder iſt jetzt der Theil eines beſſeren Ganzen wie früher; ſo auch Werner, er, ein Proteſtant, verließ die Papiſten" —

„Eines glatten Geſichtes wegen!" fiel ihm der Oberſt mit Heftigkeit in die Rede.

„Das kann ich kaum glauben, lieber Herr," meinte Benedikt. „Doch wäre es ſo, hätte ihn nicht die Ueberzeugung, nur ein glattes Frauengeſicht zu uns geführt, ſo wäre es freilich beſſer, ich hätte meines Herzens Kummer verſchloſſen gehalten, und mich ruhig auf den Pelikan, den alten Brummer geſetzt, als mich einmal, wie ein alter Narr, an einen Menſchen gehangen. Doch dem will ich bald auf den Grund kommen! Aber ſeht nur, Herr," brach er auf einmal das Geſpräch ab, „ſehe ich recht, ſo kommt dort zwiſchen Hohenkrehen und der Staufenburg Kroatenvolk hinter dem Berge hervorgeſprengt, und grade auf den Meierhof zu. Soll ſie der Pelikan begrüßen, und zugleich dem Lieutenant da unten ein Signal geben, daß er ſich zurückzieht?" Bei dieſen Worten ergriff er raſch eine bereit ſtehende brennende Lunte, Oberſt Widerhold aber verbot es. „Das Geſindel iſt keinen Schuß aus einer Karthaune werth," ſagte er, „und mag ſich der Lieutenant da unten allein helfen ſo gut er kann."

„Kommandant!" ſagte der Alte, die Lunte neben den Pelikan ſteckend. „Verſteh' ich Euch recht, ſo" —

„Thut, wie ich befehlen, und bekrittelt meine Worte nicht," ſagte Widerhold, trat dann auf die Bruſtwehr des Walles, wohin ihm Benedikt folgte, und ſah, doch nicht ohne Beſorgniß, nach dem Meierhofe hinunter, wo das Vieh eben die Höhe hinaufgetrieben wurde, zugleich bemerkte

er, wie die feindlichen Reiter sich auf der Ebene zerstreuten und einzeln, im Galopp der Meierei zu jagten.

„Soll ich immer noch nicht?“ fragte jetzt der Alte, der dem Allen mit weniger Ruhe zugesehen hatte als Widerhold.

„Keinen Karthaunenschuß sind sie werth,“ wiederholte dieser. „Wir müssen unser Pulver für Besseres sparen.“

Doch Werner schonte das Pulver nicht, denn in diesem Augenblicke empfing seine hinter Hecken und Mauern aufgestellte Mannschaft die wild Heranſprengenden, daß sie schnell zurückprallten und auf ein Reiterregiment, welches die Straße von Duttlingen herabzog, zujagten. Die feindlichen Reiter gewahrend, schaffte Werner noch Alles, was wegzubringen war, den Berg hinauf, und folgte ohne vom Feinde weiter belästigt zu werden.

Der Feind breitete sich um die Festung aus. Ein Theil, meist Fußvolk, besetzte, wie der Konstabler es vorausgesagt hatte, den Uebergang bei Singen, die Reiterei lagerte sich auf dem Wege nach Duttlingen, und die Kroaten schwärmten von dem Eselsgraben bis an den Singerwald. Oberst Widerhold sah dem Allen ruhig zu, sich auf seine Festungewerke verlassend fürchtete er nicht einen Augenblick den feindlichen Angriff, und war auch fast gewiß, daß General Mercy nichts Ernstliches unternehmen würde.

Niemand war an diesem Tage auf Hohentwiel verdrießlicher als Benedikt Kraaz. Er ging mit mürrischem Gesichte, immer vor sich hin brummend, von Mauer zu Mauer, von Wall zu Wall, sah nach allen Seiten und hoffte immer, ein feindlicher Trupp selle sich auf Schuß-

weite nähern, damit er nur ein Geschütz losbrennen könne; aber immer vergebens, überall blieb der Feind in gehöriger Entfernung, und Schlange und Pelikan, Nachtigall und Rabe mußten schweigen, denn auf einzelne Reiter zu schießen, hatte der Kommandant streng verboten.

„Hm!" brummte er, als er sich am Abend verdrießlich neben die Nachtigall gesetzt hatte, und Lieutenant Werner, freundlich grüßend, zu ihm trat. „Hm! das Ding gefällt mir nicht! Schonen wir doch das Pulver, als ob kein Salpeter mehr im deutschen Reiche zu finden wäre, und die da draußen schleichen um die Feste wie der vorsichtige Marder um den Taubenschlag. Mir scheint die Sache kein rechter Ernst und eitel Spiegelfechterei zu seyn. Nehmt Euch in Acht, Herr Paul," wandte er sich jetzt zu diesem, „Ist der Kommandant mit Mercy einverstanden, haben sie in Wien dessen Vorschläge genehmigt, so könnte Euch übel mitgespielt werden."

„Wie so?" fragte Paul Werner verwundert.

„Es wäre eine gute Art einen lästigen Freiwerber los zu werden," brummte der Konstabler immer vor sich hin. — „Doch schweig alte Unke!" rief er plötzlich, „und sagt mir lieber junger Freund, was Euch eigentlich von den Baiern fort, und hierher getrieben hat. Denke ich an Euern Uebertritt, ist es mir immer, als ob ich Euch feindlich den Rücken wenden müßte, statt Euch herzlich die Hand zu drücken."

Werner, dem aus manchen Gründen an dem Wohlwollen des alten Mannes gelegen, und der ihm auch wahrhaft gewogen war, stutzte bei dieser Frage nicht wenig, und da der Alte bei Werners augenblicklichem Schweigen

rasch fortfuhr und sagte: „Eure Feinde geben Euch Schuld, Johanna Widerhold sey der Magnet gewesen, der Euch vermocht habe, Euren Eid zu brechen und zu uns zu kommen," so blieb dem jungen Manne nichts weiter übrig, als den Konstabler, so viel er vermochte, eines Besseren zu belehren. Er berichtete ihm, daß er in Onolzbach geboren, in dem Glauben Lutheri erzogen, früh eine Waise, zu einem Verwandten nach Donauwerth gebracht worden sey, der väterlich für ihn gesorgt, und ihm dann Mittel gegeben habe, sich dem Kriegshandwerke zu widmen. So wär er unter General Mercys Regimente gekommen, wo er schnell befördert, aber auch bald gefangen worden sey. „Mir gefiel das Leben bei den Baiern nicht," fuhr er fort, „sie mißtrauten mir, da ich kein Papist war, zu Gottes Tische konnte ich auch nicht gehen, nicht in meiner Kirche Gott verehren, da ward mein Gewissen rege. In Breisach, wo ich den Umgang mit gelehrten frommen Leuten suchte und fand, faßte ich den Entschluß, nicht für elenden Sold allein, sondern auch für meinen Glauben zu fechten, trug meinen Wunsch dem General Erlach vor, er nahm mich in Dienst und, gestehen muß ich es, daß ich es vorzog, mich in diesem Rattennefte einzuschließen" —

„Herr Werner!" unterbrach ihn der Konstabler unwillig. „Nennt mein gutes Hohentwiel kein Rattennest, ich bitte Euch sehr. Seine Mauern und Thürme gaben schon manchem braven Mann Schutz und trotzten dem Sturm und Wetter und den eisernen Kugeln, die der Feind heraufschickte. Seht das alte Gebäude, wie stolz es dasteht, nichts fehlt — doch ja, die Wetterfahnen fehlen, die habe ich in der Stille abnehmen lassen, weil mich die

ewig kreiſchenden, von jedem Lüftchen hin und her gewehten Dinger ärgerten. Doch laßt Euch dadurch nicht ſtören und fahrt in Eurer Erzählung nur fort."

Herr Werner hatte ſchon gehofft, der Alte würde über das Lob Hohentwiels ihn und ſeine Erzählung vergeſſen haben, und mußte nun wider Willen den abgeriſſenen Faden von neuem anknüpfen. „Nun ja," begann er, „daß ich hierher zu kommen mich bemühte, ſtatt mit irgend einem Regimente zu Felde zu ziehen und ein freies Soldatenleben zu führen, daran war freilich Johanna Widerhold Schuld, und Ihr müßt mir gewiß beipflichten, daß Ihr wohl nie etwas Schöneres ſahet, als dies holde Mädchen, nicht Schöneres hörtet, als ihre Silberſtimme, wenn ſie zur Laute ſingt."

„Mit nichten, junger Freund!" unterbrach ihn der Konſtabler. „Seht hier meine Nachtigall, Hans Freigang von Augsburg hat ſie gegoſſen; ſeht nur die herrliche Arbeit, ſchaut hier das Wappen von Würtemberg, und die Nachtigall darunter, ſo täuſchend als lebte ſie. Iſt wohl ein Frauenantlitz ſo blank, widerſteht es ſo der Zeit, iſt ein Weib ſo treu wie dieſe? Funfzig Jahre ſteht ſie ſchon hier auf dem nämlichen Flecke, kein Auge von der Brücke von Singen verwendend. Und ihr Geſang — wie der Donner Gottes brüllt ſie im hundertfachen Echo, bis Engen hört man ſie, und traun, junger Herr, was ſie ſagt, hat ganz andere Kraft als ſo ein thöricht Liebeskind. Jungfer Johanna mag eine fromme Dirne ſeyn, ſittſam und wohlgezogen, ich will es glauben, aber immer nur ein gebrechlich Weſen von unhaltbarem Schrote, ſich bald hier, bald dorthin neigend, wie die alten Wetterfahnen,

plaudernd wenn es ihr beliebt, indeß meine Nachtigall nur singt, wenn ich sie losbrenne, und von reinem ächten Glockengute ist — Gott erhalte sie. — Doch Ihr hört ja nicht auf mich, obgleich ich wider Gewohnheit meine Lunge anstrenge."

„Wo sie jetzt weilen mag, ob sie auch wohl meiner gedenkt wie ich ihrer?" fragte Werner vor sich hin. Der Konstabler horchte auf, da er ihn nicht ganz verstand. „Ihr glaubt nicht, lieber Benedikt," fuhr der Träumende dann auf, „wie mich die Sehnsucht ergreift sie zu sehen, und ihre holde Stimme zu hören."

„Glaub' es, glaub' es!" fiel ihm der Konstabler in die Rede. „So ging es auch mir den ganzen Tag über, die Sehnsucht eine meiner Karthaunen brummen zu hören, ließ mir keine Ruhe, und wahrlich, wäre es nicht so ganz gegen Kriegsgesetz, ich nähme die Lunte, zündete die erste beste an, und schickte eine Kugel auf gut Glück in die weite Welt. Doch solche Thorheit wird der alte Benedikt Kraaz nicht begehen. Aber arg bleibt es doch — dort der Feind, der uns mit Schanzen umgeben wird, wie die Spinne mit ihrem Gewebe die zappelnde Fliege, und keinen Schuß, kein Zeichen von Leben und Muth. Aber das macht das Unterhandeln, da ist nirgends rechter Ernst, überall nur ein halbes Herz."

„Alter Herr!" unterbrach ihn Werner, der sich wohl gern seinen Gedanken an Johanna überlassen hätte, „Ihr seyd ja heute von sonderbarer Redseligkeit, sprecht in einer Stunde mehr, als sonst in einer Woche." —

„Ihr habt Recht, Herr Werner," sagte der Alte. „Es ist heute so ein sonderbarer Tag, und mir ist, als

ob ich reden müßte, da meine Kinder, die Karthaunen, stumm sind. Aber gut, daß Ihr mich daran erinnert. Gute Nacht!" sagend, setzte er sich wieder neben die Nachtigall hin, und da der Lieutenant ihm gleichfalls gute Nacht gewünscht und sich entfernt hatte, murmelte der Alte sein Abendgebet, sang dann mit kreischender Stimme ein Abendlied, und machte noch einmal die Runde auf dem ganzen Walle, ehe er sich in seinem Thurme zur Ruhe legte.

5

Während die Feinde Hohentwiel mit Schanzen, jedoch außer der Schußweite umgaben, der Oberkonstabler sich täglich mehr und mehr ärgerte, daß noch kein Pfund Pulver verschossen war, und Lieutenant Werner, von den mit dem General Mercy gepflogenen Unterhandlungen unterrichtet, zu fürchten begann, daß dies auf ihn einen traurigen Einfluß haben könne, saß Johanna Widerhold einsam und niedergeschlagen in Radolfzell. Ihr einziger Trost war ihre Mutter, der sie ihr ganzes Herz vertrauen, mit ihr von dem Geliebten sprechen, ihr ihre Hoffnungen und ihre traurigen Ahnungen mittheilen konnte. Johanna war eines jener sanften Wesen, die zum Dulden geboren sind, ihr ruhiges Gemüth schien keiner heftigen Leidenschaft fähig, ihr Herz eher verschlossen, als jedem Eindrucke schnell geöffnet zu seyn, und dennoch, hatte einmal eine Neigung in diesem stillen Paradiese ein Plätzchen gefunden, so wurde sie auch mit Beharrlichkeit gepflegt, und

was der Liebe am Flackern der wild ausbrechenden Flamme gebrach, das ersetzte die stille, nicht verlöschende, sorgfältig verborgene Gluth. Sie hatte von dem ersten Augenblicke an, wo sie Werner kennen lernte, ihn geliebt, lange gegen ihre Neigung wie gegen etwas Strafbares gekämpft, und da sie zu mächtig in ihr wurde länger zu widerstehen, sich ihr ganz hingegeben.

Nicht durch die Trennung allein fühlte sie sich unglücklich. Sie kannte des Vaters eisernen Sinn, kannte seine böse Laune, die er nur zu oft Werner hatte fühlen lassen, und konnte diesen nun nicht, weder durch Blick noch Wort dafür entschädigen. Das machte sie so traurig, und furchtbare Ahnungen, diese finsteren Dämonen, die ein zartes weibliches Herz so tückisch verfolgen, quälten sie unablässig; nur in der Einsamkeit, wo sie sich ihren Träumen, oft auch ihren Hoffnungen überließ, fand sie noch Trost.

Am Ufer des Bodensees hatte sich eine kleine, von vier alten Ulmen beschattete Bucht gebildet, unter deren grünem Laubdach eine freundliche Aussicht auf die lachende Gegend dem Auge wohlthat. Dies Plätzchen hatte sich Johanna zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt, hier störte sie nichts, hierher führte kein gebahnter Weg, selbst der gleitende Kahn schwamm schaukelnd der kleinen unbekannten Bucht vorbei, die wohl nie von Menschen besucht worden wäre, wenn nicht zuweilen ein Fischer sein Netz hier ausgeworfen hätte. Hier unter dem Schatten der hohen Ulmen, auf einem dicht am Ufer unter einem der Bäume ruhenden Steine, saß Johanna, die Laute im Arme, fast alle Morgen, alle Abende, und sang unbelauscht

ein Liedchen der Liebe, oder pflückte am Ufer die wilde Rose und den gelben Ginster, wand Feldblumen zu einem Kranze und überließ sich dann den Träumen ihrer Sehnsucht.

Eines Abends hatte sie Radolfzell früher verlassen als gewöhnlich und war nach ihrem Lieblingsplätzchen gewallfahrtet. Der kleine Ort war ihr heute überdieß zu geräuschvoll, denn General Mercy war mit einer starken Bedeckung dahin gekommen, um von hier aus eine Recognoscirung an den Ufern des Bodensees zu machen. Schon früher hatte er die nöthige Fürsorge getragen, daß der Gattin des Obersten Widerhold Schutz und Sicherheit in ihrem stillen Aufenthalte wurde, und heute ließ er ihr wissen, daß er nach seiner Zurückkunft sie begrüßen werde, ein Grund mehr, weshalb sich Johanna durch den Garten nach dem Erlengebüsche schlich, das sie zu ihrem Schatteurlätzchen am See führte. Sie war heute besonders traurig gestimmt, und während sie Blumen am Ufer pflückte, waren ihre Gedanken nur auf Hohentwiel bei ihm. Als nun die Sonne schon zu sinken begann, und sie, vom Wandern ermüdet, sich auf den Stein setzte, überließ sie sich ganz ihren Träumen. Sie flocht die Blumen zum Kranze, flocht sie wieder auseinander, und ihre Gedanken waren nicht bei den Blumen, nur bei dem Geliebten. Sie hatte heute ihre Laute nicht mitgenommen, und dennoch stimmte sie, von dem eintönigen Plätschern der Wellen, von dem Rauschen des Abendwindes durch die dunkeln Zweige der Ulme verlockt, ein Liedchen an, dessen Worte und dessen Melodie vielleicht ihr selbst unbewußt, ihrem Innern entquoll. Sie sang

Le matin

wehmüthig, das Auge auf die Blumen in ihrem Schooße geheftet:

Blumen des Frühlings, wie welkt Ihr so bald!
Kaum noch zum Kranze gewunden,
Eh' Ihr die Locken der Liebe umwallt,
Habt Ihr das Grab schon gefunden.
Blumen des Frühlings in Liebe und Lust
Drück' ich Euch Duftende an meine Brust;
Drück' ich Euch Blumen in Liebe und Schmerz,
Welkende Kinder des Frühlings an's Herz.

Während sie sang, zerpflückte sie den Kranz, warf den Entblätterten in die Fluth, seufzte tief auf und sang dann weiter:

Wonne der Liebe, wie welkst Du so bald!
Kaum, daß das Herz Dich empfunden,
Kaum, daß die Sehnsucht es freudig umwallt,
Bist Du auch wieder verschwunden.
Wonne der Liebe! In Liebe und Lust,
Drückt' ich Dich Himmlische an meine Brust;
Drück' ich jetzt weinend, in Liebe und Schmerz
Fliehende, hoffnungslos Dich an mein Herz!

Die Blumen hatte sie, während sie sang, alle, bis auf eine wilde Rose in die Fluthen geworfen; sie drückte jetzt diese an ihre Lippen. — „Hoffnungslos!" rief sie weinend aus, „O! es ist hart, daß auch dieser Stab mir gebrochen ist. Nun so sollst auch Du Deinen Schwestern folgen!"

Dies ſagend zerpflückte ſie die Roſe und warf ſie in den plätſchernden See, doch plötzlich hielt ſie inne und ſprang auf, denn ſie hörte Ruderſchlag und das leiſe Murmeln von Stimmen. Sie lauſchte wie das ſcheue Reh, wandte ſich und wollte fliehen, als zwei bärtige Kriegsleute hinter ihr ſtanden, und, ſie ziemlich barſch begrüßend, fragten. „Habt Ihr kein Schiff von Ueberlingen heraufkommen ſehen?"

„Ich ſah keines," erwiederte Johanna, über dieſen unerwarteten Anblick erſchrocken.

„Zeigt uns doch den Weg zu einem Orte, wo man den See überſehen kann," verlangte der Eine, welcher der Vornehmere zu ſeyn ſchien.

„Ich bin hier fremd und verließ dieſe Stelle noch nicht." antwortete die Jungfrau in höchſter Verlegenheit.

„Das macht einem Andern weiß," unterbrach ſie der nämliche. „Ziert Euch nicht und kommt."

„Ich höre Ruderſchlag," ſagte der Andre, „laßt die Dirne Korporal. Seht dort um die Bucht kommt ein Kahn, und bei Gott der General iſt drauf; konnten es ja wahrlich nicht beſſer treffen."

Bei dieſer Nachricht wollte ſich Johanna entfernen, aber der barſche Kriegsmann hielt ſie zurück. „Ihr werdet doch wohl den General Mercy ſehen und ihn begrüßen wollen, er iſt gar großer Freund von ſchönen Mädchen!" ſagte er widerlich grinſend.

Indeſſen war der Kahn näher gekommen und General Mercy ſtieg, nur von einigen Offizieren begleitet, an's Land. „Ihr ſeyd gewiß die holde Sängerin, die mich hierher gelockt hat!" rief er Johanna freundlich grüßend

zu, während der Korporal von des Rauſchenbergs Regimente mit ſeinem Gemeinen in ſteifer Poſitur da ſtand, und den Augenblick erwartete, wo er ſein Wort bei dem General anbringen konnte.

Johanna hatte die Frage des Generals nicht beantwortet, ſie fühlte ſich in ihrer Lage zu gedrückt um unbefangen bleiben zu können, und erſt als Mercy ſeine Frage wiederholte, ſtammelte ſie ein leiſes „Ja!“

„Schönes Kind, Du biſt wahrſcheinlich aus Radolfzell?“ fuhr General Mercy fort, doch ehe diesmal noch Johanna ihr „Nein!“ ausſprechen konnte, nahm der Korporal das Wort, dem wohl bange werden mochte, die Unterredung mit dem ſchönen Kinde möchte zu lange dauern. „General!“ ſagte er, ſich gravitätiſch reckend. „In Radolfzell wartet ein Eilbote aus München auf Euch, ich bin beordert Euch dies zu melden.“

„Gut, ich werde gleich folgen,“ ſagte Mercy und wandte ſich dann zu Johanna. „Ihr habt wohl die Güte, uns den Weg zur Stadt zu zeigen, und uns dorthin zu begleiten.“

„Das würde wohl gegen Zucht und Sitte ſeyn,“ erwiederte ſie hoch erröthend.

„Sind denn die Jungfrauen in Radolfzell alle ſo züchtig wie Ihr, die wie Purpur glühend vor mir ſteht?“ fuhr Mercy fort und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie ſchnell zurückzog.

„Ich bin fremd in Radolfzell,“ erwiederte Johanna, welcher der gekränkte Stolz den Muth wiedergegeben hatte, „ich kenne nicht die Sitten der dortigen Jungfrauen, nur weiß ich, daß die Tochter des Oberſten Widerhold auf

Zucht und Sitte hält, und Eure Begleitung, General Mercy, sich verbitten muß."

„Ihr seyd des braven Kommandanten von Hohentwiel Tochter? — Seyd mir willkommen edle Jungfrau!" sagte er, seinen Hut ziehend, und sie nun achtungsvoll begrüßend. „So werde ich Euch noch heute Abend bei Eurer Mutter sehen, bis dahin lebt wohl, da Ihr meine Begleitung verschmäht." Er mußte in diesem Augenblicke sich des Eilboten aus München erinnern, denn er grüßte jetzt und entfernte sich schnell. Johanna schlich auf einsamem Pfade, traurige Ahnung im Herzen, nach Hause. Hier erzählte sie der Mutter was ihr begegnet war, theilte ihr die Furcht mit, die ihr der Besuch des Generals einflößte, und die Mutter, die hierbei nichts zu fürchten fand, suchte sie, jedoch vergebens, zu beruhigen.

Am Abende erschien der Gefürchtete, der, hätte er auch nicht gewußt, das schöne Mädchen dort zu finden, schon aus andern Absichten der Gattin Widerholds seinen Besuch abgestattet haben würde, da ihm in dieser Zeit Alles daran liegen mußte, irgend eine friedliche Uebereinkunft mit dem Kommandanten von Hohentwiel zu treffen. Er zeigte die größte Bereitwilligkeit den Frauen in Allem gefällig zu seyn, bot seine Dienste mit aufrichtiger Treuherzigkeit an, und scherzte mit Johanna über das sonderbare Zusammentreffen am See, wo ihn der Klang ihrer Stimme aus seinem Schiffe in einen Kahn und nach der Bucht gelockt hätte. Sein Benehmen gegen das Mädchen war mit so viel Anstand, fast ehrfurchtsvoll, daß bald aus Johannas Brust die Furcht vor dem Manne schwand, der sie in der Ulmenbucht so geängstigt hatte.

Das Gespräch glitt nun über allgemeine Gegenstände leicht hinweg und berührte bald Hohentwiel, wobei Mercy die Frauen bedauerte, daß sie die schöne Zeit zwischen den Mauern einer Festung verleben mußten; Johanna widersprach ihm jedoch mit Lebhaftigkeit und schilderte ihm die Einsamkeit auf Hohentwiel als gar reizend. Mercy that noch mehrere unbedeutende Fragen, die Bergfeste betreffend, welche die besonnene vorsichtige Mutter, so gleichgültig sie ihr auch schienen, doch unbeantwortet ließ. Jetzt wandte er sich aber, jedoch gewiß nur zufällig, an Johanna und fragte sie. „Ist nicht ein Lieutenant Paul Werner bei der Besatzung?" Das Mädchen, hoch erröthend, stammelte, die Augen niedergeschlagend, ein leises „Ja!" und bemerkte die verweisenden Blicke der Mutter nicht, die ihr Schweigen gebieten sollten.

„Es ist ein Taugenichts," fuhr General Mercy fort, „ein Undankbarer, dem ich viel Gutes that, das er mir schlecht lohnte, ein Ueberläufer, dem der Strang gewiß ist, wenn er in meine Hände fällt. Doch ich hoffe, Oberst Widerhold verachtet wie ich, solch wetterwendisches Gesindel, das jetzt in Deutschland seine Heimath gefunden zu haben scheint, und wird gewiß nicht anstehen, mir auf diesem Punkte willfährig zu seyn. Doch was ist Euch Jungfrau?" rief er plötzlich, da er Johanna erbleichen sah „Ist Euch nicht wohl?"

Die Mutter, sich bei Mercy entschuldigend, führte die Tochter eilig in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile zu dem General zurück, der sich nicht mehr lange aufhielt, und ehe er sich empfahl, sie benachrichtigte, daß er morgen in aller Frühe einen Parlementair nach Ho-

hentwiel an den Oberſten ſenden werde, der mit Freuden Briefe, und was ſie ſonſt noch ihrem Gatten zu ſchicken habe, beſorgen würde. „Er ſoll noch dieſen Abend zu Euch kommen werthe Frau, und Ihr könnt dem Worte Mercy's glauben, daß, was Ihr ihm anvertraut, ſicher und unverletzt in Eures Mannes Hände kommen wird.“

Frau Widerhold nahm dies Anerbieten dankbar an, und der General verließ ſie kurz darauf.

4.

Am andern Morgen rief ein Trompeter, der mit einem Offizier am Fuße des Berges hielt, durch ſein Geſchmetter die Beſatzung von Hohentwiel auf die Mauer. Als Oberſt Widerhold ihn erblickte, ſchickte er den Lieutenant Werner hinab, ſich zu erkundigen, was ſein Begehr ſey, gab ihm aber die Weiſung, im Fall der Parlementair eingelaſſen zu werden begehre, es abzuſchlagen, habe er aber ein Schreiben zu übergeben, es ihm abzunehmen.

Werner begab ſich nun, mit einer kleinen Bedeckung, durch das nach dem Eſelsbrunnen führende Thor, den Berg hinab, und nach gegenſeitiger Begrüßung vernahm er den Wunſch des bairiſchen Offiziers eingelaſſen zu werden, was Werner ihm rund abſchlug. Hierauf übergab ihm der Baier ein Schreiben vom General Mercy und noch ein anderes, es dem Kommandanten einzuhändigen, und reichte ihm heimlich noch einen Brief, die Bitte leiſe beifügend, es ja in die rechten Hände, doch wo möglich

unter vier Augen zu geben. Werner warf einen flüchtigen Blick auf den Brief, erkannte Johanna's Handschrift und staunte nicht wenig, daß er an den Oberkonstabler gerichtet war. Schnell verbarg er ihn in seinem Wamse, kehrte nach der Festung zurück, überreichte dem Obersten die erhaltenen Schreiben und begab sich dann eiligst zu seinem alten Freunde, der eben so erstaunt wie er war, von Jungfrau Johanna ein Sendschreiben zu erhalten. Der Konstabler erbrach es und fand ein zweites Briefchen für Herrn Werner darin.

Die Jungfrau bat in wenigen Zeilen den Konstabler, seinem jungen Freunde die Einlage, jedoch nur insgeheim zu geben; an Werner selbst schrieb sie:

Theurer, werther Freund!

So sehr ich mich auch sträube von meinem Vater zu glauben, daß er einer Handlung fähig sey, die mit den Gesetzen der Ehre und der Rechtlichkeit nicht übereinstimmt, so halte ich es doch für Pflicht, Dich zu warnen. Es zieht sich ein Gewitter über Dir zusammen, General Mercy verlangt Deine Auslieferung, seiner Aeußerung nach ist dies eine Bedingung bei der Unterhandlung mit dem Vater. Sey auf Deiner Huth, fielst Du in Mercy's Hände, erwartete Dich ein schreckliches Loos.

Ach wie sehne ich mich nach Dir, mein Geliebter! wie furchtbar ist mir die Einsamkeit, wie umziehen mich dann trübe Gedanken und grausige Ahnungen, die mich jetzt gar nicht mehr verlassen wollen, seit Dein freundlicher Blick, Dein trauliches Wort mich

nicht mehr tröſtet. Selbſt bei meiner guten Mutter fühle ich mich einſam, und die Worte des Troſtes, die ſie zu mir ſpricht, finden nicht den Eingang zu meinem Herzen. Ich bin recht elend und verlaſſen ohne Dich, und ſeit ich Mercy's Drohung hörte, recht ſorgenvoll. Rette Dich, da es noch Zeit iſt! — Gott möge dieſen Brief in Deine Hände kommen laſſen.

„Habt Ihr ſchlechte Nachricht bekommen Herr Werner?" unterbrach der Konſtabler das Schweigen, da er die Furchen auf Pauls Stirn bemerkte. „Das Blut iſt von Euren Wangen gewichen, Ihr blickt ſtarr vor Euch hin, daß es einen grauſt Euch anzuſehen. Was ſchreibt Euer Liebchen? Einen Abſagebrief, nicht wahr! — Je nun! es giebt mehr Dirnen im Schwabenlande, und die Treuprobe kann keine ganz beſtehen, darum tröſtet Euch. Oder iſt ſonſt etwas vorgefallen? — Theilt es mir mit."

„Da leſt!" ſagte Werner und reichte ihm das Schreiben. Der Alte las kopfſchüttelnd. „Was ich gefürchtet habe, trifft ein," ſagte er dann, und aus ſeinem ganzen Geſicht: ſprach bittrer Hohn. „Oberſt Widerhold iſt um keinen Kreuzer beſſer als das ganze Menſchengeſchlecht. — Er will Euer Verderben, will Euch dem Feinde ausliefern — Seyd auf Eurer Huth!" —

Ein Diener des Oberſten unterbrach die Rede des Alten; er ſuchte den Lieutenant, ihn zum Kommandanten zu rufen. Werner, ſeinem menſchenfeindlichen Freunde die Hand dankbarlich drückend, folgte dem Diener.

„Lieutenant Werner!" redete ihn der Oberſt an, um den noch einige Offiziere der Beſatzung verſammelt wa-

ren. „Habt Ihr mir alle Briefe eingehändigt, die Euch heute früh der bairische Offizier übergeben hat?"

„Ja Obrist!" erwiederte Werner, der leicht das Weitere errathen konnte. „Es waren zwei Briefe für Euch, und die habe ich Euch richtig übergeben."

„Und der den Ihr empfingt und in Euer Wams stecktet?" fragte Widerhold weiter.

Auf diese Frage vorbereitet, erwiederte Werner ein keckes: „Ich erhielt keinen, konnte also auch keinen in mein Wams stecken!" Um Alles in der Welt hätte er nicht Johanna verrathen.

„Ruft die Mannschaft herein, welche den Lieutenant begleitet hat!" — Sie trat ein, alle sagten auf Befragen einstimmig aus, daß sie es gesehen hätten, wie Lieutenant Werner noch einen Brief bekommen, wobei der feindliche Offizier ihm etwas heimlich zugeraunt, hierauf habe er den Brief rasch weggesteckt.

„Und läuguet Ihr noch?" fragte Oberst Widerhold sich zu Werner wendend.

„Stehe ich denn vor den Richtern der spanischen Inquisition, daß ich ein Verbrechen gestehen soll, das ich nicht begangen habe?" erwiederte Werner trotzig. „Ich habe keinen Brief erhalten, als den ich Euch gab!"

„Gebt Euer Schwert dem Hauptmann und geht ins Gefängniß!" befahl der Oberst. Werner gehorchte schweigend und wurde abgeführt.

Der Oberst befahl nun, daß sich der Kriegsrath in einer Stunde versammeln solle. Bis dahin überlegte der würdige Mann reiflich, ob Pflicht oder Leidenschaft ihn antreibe, gegen den jungen Mann streng zu handeln,

und ehe noch die Stunde vorüber war, war er mit sich einig, daß nur die strenge Pflicht ihn leite. Obgleich ihm das Verhältniß Werners zu Johanna unangenehm war, er den festen Vorsatz hatte nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben und er, des Uebertritts wegen, seinen strengen Grundsätze nach, Wernern den Grad von Achtung entziehen mußte, den er mit seinem Eidam sich nur unzertrennlich denken konnte, so war er dem jungen Manne doch wohlgewogen, der durch sein feines, einnehmendes, stilles Betragen, durch seine Brauchbarkeit ihn zu gewinnen gewußt hatte. Als seinen Lieutenant hätte er den Fehler mit der Zeit vergessen, als seinen Eidam konnte er es nie. Er trat deshalb nicht ohne sichtbare Bewegung in den Kreis seiner Offiziere.

Auch der Oberkonstabler ging heute mit einer Unruhe, die ihm sonst fremd war, zum Kriegsrathe, wohin ihn seine Stelle als Befehlshaber der Festungsartillerie berief. Er hatte schon gehört, daß auf seinen jungen Freund, eines Briefes wegen, Verdacht gefallen und er arretirt sey. Leicht konnte er nun ahnen, daß der Kriegsrath deshalb versammelt würde, und er überlegte, ob und wie er Werner retten könne. Daß er den von seiner Geliebten bekommenen Brief abgeläugnet, war ihm räthselhaft, da ihm das Zartgefühl der Liebe fremd war, doch glaubte er, Werner müsse seine Gründe haben, warum er es verschweige, und so beschloß auch er zu schweigen, und die Wahrheit nur im äußersten Nothfalle aufzudecken. — Mit diesem Entschlusse trat er in den, mit einer Menge Hirschgeweihen und den Bildnissen einiger Grafen und Herzöge von Würtemberg ausgeschmückten Saal, wo der

Kriegsrath bei wichtigen Angelegenheiten ſich zu verſammeln pflegte. Er war der Letzte, und kaum hatte er Platz genommen, begann der Oberſt ſeinen Vortrag.

„Ihr wißt, liebe Herren und Freunde, daß ich nichts Wichtiges unternommen, ohne Euch um Rath zu fragen, und mich mit Euch zu beſprechen, und meinen Kriegsgenoſſen immer offen mein Thun und Handeln vorgelegt habe. Deshalb habe ich Euch auch von der Unterhandlung in Kenntniß geſetzt, welche ich mit dem Churfürſten von Baiern von Neuem angeknüpft habe. Nicht Eigennutz oder Eitelkeit haben mich dazu beſtimmt, nur allein die Liebe zu meinem angeborenen Herrn, dem Durchlauchtigſten Herzoge von Würtemberg, der mich hier zum Kommandanten eingeſetzt hat. Ihm die Feſtung zu erhalten, mich von fremdem Einfluſſe zu befreien, habe ich dem Churfürſten vorgeſchlagen, mir Hohentwiel im Namen meines Herrn von Würtemberg zu überlaſſen, ſo daß die umliegenden Landſchaften Sold und Lebensmittel der Beſatzung geben, und wir neutral und unangetaſtet bleiben. Auch habe ich verlangt, daß im Fall die Kronen Schweden und Frankreich dieſe Neutralität nicht anerkennen wollen, mir Kaiſer und Reich mit bewaffneter Hand Hülfe leiſte. Dieſen Vertrag verlangte ich von des Kaiſers Majeſtät höchſt eigenhändig unterſchrieben. In Wien hat man dies aber verweigert und den Churfürſten von Baiern dahin vermocht, ſeinen General Mercy mit dem Heere abzuſchicken, uns zu belagern. Nun mit Gott und unſrer Artillerie wollen wir es ruhig und unbekümmert abwarten, die Beſatzung iſt vollzählig und guten Muthes, die Magazine für ein Jahr gefüllt, und bis dahin wird Gott weiter helfen.

Heute habe ich nun ein Schreiben friedlicheren Inhaltes von Mercy erhalten. Er wünscht die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, und hofft noch immer, daß man zu Wien den Vertrag unterzeichnen werde; er schlägt mir deshalb vor, unter uns stillschweigend alle Feindseligkeiten zu vermeiden, droht etwas prahlend mit seiner Macht, und fordert endlich, zum Beweise meiner aufrichtigen Neigung zu einer friedlichen Uebereinkunft, die Auslieferung des, ehemals in seinem Regimente gestandenen Lieutenants Paul Werner, unter dem Versprechen im gleichen Falle gleiche Gefälligkeit zu üben."

„Und werdet Ihr das thun?" unterbrach ihn der Oberkonstabler mit finsterm Ernste.

„Ihr, sonst mit Worten so karg," erwiederte der Kommandant hierauf, „seyd heute so rasch mit einer ganz überflüssigen Frage. Wer unter Euch könnte dem Obersten Widerhold so etwas zutrauen? und obgleich General Mercy seine Auslieferung zur unerläßlichen Bedingung gemacht hat, so könnte doch nur das allgemeine Beste, oder sonst eine wichtige Rücksicht mich zu solcher Handlung bestimmen.

Ich muß jedoch," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Euch Ihr Herren und Kriegsgenossen auf etwas aufmerksam machen. General Mercy ist ein Ehrenmann, und ich glaube auch mich erkennt er für einen solchen, auffallend ist es mir daher, daß er mir einen solchen entehrenden Vorschlag macht. Nun habe ich erfahren, und die feste Ueberzeugung erlangt, Lieutenant Werner hat heute früh von dem nämlichen Offizier, der mir das Schreiben des Generals brachte, auch eins erhalten, er läugnet es

und giebt mir dadurch gegründeten Verdacht. Wie wenn Mercy mit ihm in Verbindung stände — wer einmal meineidig wurde, dem wird es das zweitemal leichter. — Wenn er Werners Auslieferung verlangt hätte, blos um mich sicher zu machen, und jeden Verdacht einer Verbindung mit diesem Ueberläufer abzuwenden? Das wäre wohl ein Streich des listigen Mercy's würdig. Sein Vorschlag, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen, sollte uns vielleicht einschläfern und sicher machen, die halbe Besatzung besteht aus Gefangenen und Ueberläufern, es wäre ein böses gefährliches Ding. Für diesen Fall wäre es freilich am sichersten, dem feindlichen General zu willfahren, Werner auszuliefern, und so das Komplott mit einemmale zu trennen."

Der Konstabler hatte dem Obersten aufmerksam zugehört, und in dessen Rede den festen Vorsatz zu finden geglaubt, daß er jede Gelegenheit, sich Werners zu entledigen, benutzen wolle. Als die Reihe seine Meinung zu sagen an ihn kam, sagte er kalt: „Der Mensch ist zwar zu Allem fähig, selbst zu dem Schlechtesten, doch den Angeschuldigten halte ich solch einer schlechten Handlung nicht fähig, und Ihr werdet nicht auf bloßen Verdacht hin einen Ehrenmann ins Verderben stürzen."

„Aus bloßem Verdacht werde ich Niemand, wäre er selbst auch kein Ehrenmann, ins Verderben stürzen," erwiederte der Oberst. „Aber Vorsicht ist Noth. Zwanzig Jahre vertheidige ich die Feste für meinen Herrn, habe sie mit den Waffen in der Hand gegen Oestreich und die Liga geschützt, durch Unterhandlung bin ich, so weit es sich thun ließ, von Schweden und Frankreich unabhängig ge-

blieben, und kein Opfer dünkt mich zu groß, Hohentwiel seinem rechtmäßigen Herrn zu erhalten. Nach diesem Grundsatze werde ich handeln, und nichts scheuen; für die Erhaltung der Feste ist mir nichts zu theuer, es ist meines Lebens Zweck und Ziel.

Deshalb bleibe Lieutenant Werner im strengen Gewahrsam, beweiset er seine Unschuld, will ich mit Freuden mein Unrecht bekennen, finde ich ihn schuldig, dann werdet Ihr über ihn Gericht halten. Wenn wir aber ihn nicht für schuldig, nicht für unschuldig erkennen, wenn starker Verdacht auf ihn lastete ohne sichern Beweis, wäre es da nicht Pflicht, lieber ein Opfer fallen zu lassen, als Alles auf's Spiel zu setzen? Sagt mir Eure Meinung unumwunden Ihr Herren!" sagte er jetzt, im Kreise umherblickend, „Ihr wißt, ich habe fremde Meinung anzuhören, oft auch zu befolgen gelernt!" — Alle Anwesenden pflichteten ihm bei, nur Benedikt schwieg.

„Wollt Ihr Eure Meinung nicht sagen?" fragte ihn der Oberst.

„Werner hat keinen Brief vom General Mercy oder irgend einem Feinde bekommen," erwiederte er kalt.

„Könnt Ihr dies beweisen?" fragte einer der Offiziere.

„Ich las den Brief."

„Habt Ihr ihn gelesen," fuhr Oberst Widerhold auf, „so müßt Ihr seinen Inhalt, müßt den Schreiber kennen!"

Des Alten Gesicht sprach in diesem Augenblicke lebhafte Schadenfreude aus. „Würde ich meinem jungen Freunde nicht wehe thun," sagte er hämisch lachend, „so würde es mir eine wahre Freude seyn, Euch Herr Kommandant in Gegenwart dieser Herren mit Inhalt und Schreiber

des Briefes bekannt zu machen, so aber muß und werde ich schweigen. Nur so viel versich're ich Euch Ihr Herren, Lieutenant Werner ist unschuldig, dies verbürge ich mit meinem Worte, und dem werdet Ihr doch glauben?"

Oberst Widerhold mochte ahnen, von woher der Brief gekommen sey, denn es fiel ihm in dem Augenblicke ein, daß er ja selbst einen Brief seiner Gattin durch den feindlichen Offizier erhalten habe, und seine Tochter leicht die Thorheit hatte begehen können, an Werner zu schreiben. Er schwieg deshalb, und hob die Sitzung früher auf, als er vielleicht gewollt.

5.

Nach einer Stunde, als der Konstabler finster vor sich hinstarrend, in seinem Thurmstübchen auf und niederging, trat Oberst Widerhold zu ihm. „Ihr wißt um den Brief, den der Lieutenant bekommen hat," redete er ihn an, „seyd Ihr wirklich sein Freund, so sagt mir jetzt unter vier Augen die Wahrheit, ich gebe Euch mein Wort zu schweigen."

„Fremd Geheimniß ist anvertrautes Gut!" erwiederte Benedikt kalt.

„Habt Ihr auch bedacht, daß ich Mittel habe Euch zum Reden zu zwingen, alter Freund?" — Der Konstabler lächelte — „Daß es meine Pflicht ist," fuhr der Oberst fort, „denn hier gilt es das Wohl der Festung."

„Zwingen?“ wiederholte der Konstabler, und die Augen des kleinen Männchens blitzten luchsartig auf seinen Befehlshaber.

„Ungewißheit, lieber Alter,“ nahm der Oberst das Wort, „schadet Eurem Freunde mehr als Alles. Ist er unschuldig, muß ich ihn frei geben; ist er schuldig, ihn richten lassen; der Verdacht aber könnte mich zu etwas zwingen, wogegen sich mein Innerstes sträubt.“

„So!“ meinte Benedikt und faßte den Kommandanten scharf ins Auge.

„Ich gestehe, Werner beunruhigt mich,“ fuhr Widerhold fort. „Ich will ihm wohl und nicht wohl; ich möchte ihm vertrauen und kann doch kein rechtes Herz zu ihm fassen — Summa! — Ich wünschte er wäre wo anders als auf Hohentwiel, und doch — möchte ich ihn deshalb nicht gern ins Verderben stürzen.“

„Hm!“ brummte der Alte vor sich hin, und zeichnete mit dem Stabe, den er eben in der Hand hielt, allerlei Figuren auf den Boden.

„Habt Ihr mich verstanden, so soll es mir lieb seyn Benedikt,“ sagte jetzt der Oberst nach seinem Hute greifend. „Verstanden!“ murmelte der Alte vor sich hin, grüßte den sich entfernenden Obersten, und zeichnete dann, immer noch wie in Gedanken, auf dem Estrich fort.

„Also das war es, Du willst ihn los seyn!“, brummte er vor sich hin. „Er soll fort und Du willst Dir einen Schurkenstreich ersparen, und Benedikt Kraatz soll — Hm, hm! Wohin soll die Liebelei auch führen? Liebe ist Täuschung und Betrug, weiter nichts, der Ehestand ein Wehestand. — Ein Weib! — Gott bewahre jeden Adamssohn

vor dieſen Schlangen. — Was verliert er, wenn er geht? Nichts als ſeinen Sold, nun den hat ein braver Mann überall Gelegenheit zu verdienen. — Was gewinnt er? — Seinen Hals, denn mich dünkt, Oberſt Widerhold hat große Luſt ihn dem Mercy zu verhandeln. Drum fort, wenn es mich auch ſchmerzt. — Deſto beſſer! — Auch er hätte mich gewiß noch betrogen und meine Affenliebe mit Undank gelohnt. Fort Paul Werner, Du taugſt hier nicht!" Dies ſagend warf er den Stab, mit welchem er gezeichnet hatte, in eine Ecke, ſann einige Augenblicke, ſtrich den langen ſpitz zulaufenden Bart, und verließ mit einer gewiſſen Haſt ſeinen Thurm.

Bald ſtand er auf der Mauer, ließ die kleine Zugbrücke herab, welche nach einem vorſpringenden Erdwalle führte, wo zwei halbe Karthaunen ſtanden. Hier blickte er ſorgſam hinunter in die Tiefe, kehrte dann wieder zurück, und bald ſah man ihn in dem unteren Waffenplatze bei der äußeren Verſchanzung, wo er ſpähend auf und abging.

Als es Abend wurde, begab er ſich nach dem Thurme, wo der Lieutenant gefangen ſaß. „Paul Werner!" redete er ihn an. „Ihr müßt von hier, Ihr ſteht in Gefahr ausgeliefert zu werden; zu Eurer Flucht ſoll Alles bereit ſeyn. Hier iſt ein Schreiben nach Schaffhauſen an meinen Bruder, ob er noch lebt weiß ich nicht, hier mein Sparpfennig!" er warf einen ledernen Beutel auf den Tiſch. „Um Mitternacht komme ich wieder, bis dahin überlegt wohin Ihr wollt." Ohne Werners Antwort abzuwarten entfernte er ſich.

Dieſem war des Konſtablers Erſcheinen, mehr noch ſeine Worte überraſchend; einen triftigen Grund mußte

der Mann haben, sonst würde er ihn nicht zu diesem gefährlichen Unternehmen auffordern, und sich selbst der Gefahr aussetzen, in sein Schicksal verwickelt zu werden. Aber wohin fliehen? Und Johanna auf ewig verlassen? — Nein! dies war ihm unmöglich, dieser Gedanke hielt ihn zurück. „So schlecht kann Oberst Widerhold nicht handeln!“ rief er aus, „und doch — Johannas Warnung, des Obersten feindliches Benehmen gegen ihn, des alten Freundes frühere Warnung.“ — Alles dies überdenkend wankte sein Entschluß. Plötzlich bestimmte ihn des Konstablers Rath zu befolgen, das, was ihn früher auf Hohentwiel festgehalten hatte; ein Gedanke, eine Hoffnung stieg in ihm auf, eine paradiesische Zukunft zeigte sich seinem Blicke, und er war nun fest entschlossen, dem Rathe des Alten zu folgen.

Um Mitternacht trat der Konstabler in's Gefängniß ein. „Kommt!“ sagte er, sein Blendlaternchen unter dem Mantel hervorholend.

„Wohin?“ fragte Werner.

„Schweigt und kommt!“ Werner folgte nun ungesäumt.

Bald waren sie an der kleinen Ausfallpforte, die aus dem eigentlichen Schlosse nach dem überbauten Mauergange führte, sie war geöffnet, so wie die Zugbrücke niedergelassen, die von der Mauer nach dem vorspringenden Erdwalle führte; der Schildwache gab der Konstabler das Losungswort, und sie ließ sie nun ungehindert gehen; auf dem Walle stand keine. Hier führte der Alte Werner zu einer Strickleiter, die er an einer halben Karthaune befestigt hatte. „Nun frisch hinunter!“ sagte er. „Habt Ihr

festen Fuß, dann geht vorsichtig über den Waffenplatz gerade auf das steinerne Kreuz los, das zwischen den beiden Schilderhäusern steht, dort werdet Ihr einen Strick befestigt finden, laßt Euch den Felsbang hinab, er reicht gewiß, und seyd Ihr unten, so gebt mir durch Pfeifen ein Zeichen, daß Ihr gerettet seyd. — Im Singer Wäldchen stehen keine feindlichen Posten so viel ich weiß. Und nun an's Werk. Ade!"

„Wie soll ich Euch danken," sagte Werner und wollte den Alten in seine Arme schließen, dieser aber schob ihn zurück. „Dank ist falsche Münze, Gott mit Euch!" Er ging rasch über die kleine Zugbrücke zurück, hob sie vorsichtig auf, blickte noch einmal nach dem Walle, und da er Werner nicht mehr sah, blieb er an der Brustwehr der Mauer stehen und ärgerte sich, daß sein Herz so laut klopfte und es ihm doch so beklommen war. „Schweig!" brummte er dann. „Was steht weiter dabei auf dem Spiele als das elende Leben eines noch elenderen Menschen!" Nach einer Weile aber hielt er oft den Athem an und lauschte — da drang endlich ein leises Pfeifen zu ihm herauf. „So hat er nicht den Hals gebrochen, nun das ist gut," sagte er vor sich hin, und ging nach der Ausfallepforte zurück.

Als er in sein Thurmstübchen trat, die Blendlaterne auf den Tisch setzte und den Mantel abwarf, sah er in dem Zimmer umher. „Hu wie einsam!" rief er, „mich friert, fort zu Bette!" Er löschte das Lämpchen aus, aber legte sich nicht zur Ruhe, öffnete das Fenster, das die Aussicht nach Singen hatte, sah hinaus, und zum

erſtenmale ſeit vielen, vielen Jahren, ward es ihm weich um's Herz. „Ade!“ rief er jetzt plötzlich, warf das Fenſter zu und ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl.

6.

Die durch die runden Scheiben von Johannas Schlafkammer dringenden Strahlen der Morgenſonne fanden die Jungfrau ſchon wach; unruhige Träume hatten ihren Schlaf geſtört, und das bange Schlagen ihres Herzens ſie nicht wieder Ruhe finden laſſen. Sie hatte eben ihr Morgengebet in der Stille verrichtet, und ihr thränentrübes Auge ruhte jetzt auf der Mutter, die neben ihr noch ſanft entſchlummert lag, als ein leiſes Klopfen an der Hausthüre ſie erſchreckte. Johanna horchte auf — noch einmal klopfte es, da weckte ſie die Mutter. — „Horcht Mutter!“ ſagte ſie ängſtlich, „es klopft ſchon lange an unſrer Thüre, und immer noch.“ — „Wirf Deinen Mantel um und ſieh wer es iſt!“ rief die kaum Erwachte, „vielleicht iſt es ein Bote vom Vater, oder ein Unglücklicher, der unſrer Hülfe bedarf; es iſt heller Tag, Du haſt nichts zu fürchten.“

Nur mit Zagen gehorchte Johanna, warf ihren Mantel um, warf einen Blick in den kleinen, neben dem Bette hängenden Spiegel, wahrſcheinlich um zu ſehen, ob ſie ſich auch züchtig und ordentlich zeigen könne, öffnete dann mit zitternder Hand das Fenſter, ſah hinunter und warf es mit einem lauten Schrei wieder zu. Am ganzen Leibe

zitternd ſtürzte ſie laut weinend über die Mutter, und nur die Worte: „Da unten, da unten!“ vermochte ſie auszuſtoßen.

„Gerechter Gott, wer iſt unten?“ fragte die Erſchrockene.

„Er! Er!“

„Mein Himmel wer? — Erhole Dich nur, mein Kind!“ bat ſie die immer noch Zitternde, „und ſage mir nur, wer iſt vor der Thür!“

„Werner!“ rang ſich endlich aus des Mädchens gepreßter Bruſt.

„Er, mein Gott! Da iſt ihm, oder meinem Manne ein Unglück begegnet. Rufe das Mädchen!“ rief ſie aufſpringend, warf gleichfalls ihren Mantel um und trat an's Fenſter. „Verweilt nur einen Augenblick, es ſoll gleich aufgemacht werden Herr Werner!“ rief ſie hinab.

„Still, um Gotteswillen ſtill, nennt meinen Namen nicht!“ bat dieſer mit gepreßter Stimme. „Laßt nur geſchwind öffnen!

Während die Magd beſchäftigt war, die Thür aufzuſchließen, kleidete ſich Frau Widerhold eiligſt an, auch Johanna wollte ein gleiches thun, aber die Kräfte verſagten ihr. Sie war zu angegriffen, als daß ſie die nöthige Faſſung hätte gewinnen können. Die Mutter ging allein Werner zu empfangen, der indeſſen in das Wohnzimmer getreten war. „Was führt Euch hierher?“ fragte ſie ihn ängſtlich. „Gutes iſt es nicht, Herr Werner, was Ihr uns bringt!“

„Nennt meinen Namen nicht,“ bat er mit Haſt. „Ich bin ein Flüchtling, von Freund und Feind geächtet.“

„Mein Gott!“ unterbrach ihn Frau Widerhold. „Was iſt auf Hohentwiel vorgegangen? Haben die Feinde es überfallen? Was iſt aus meinem Manne geworden? Redet, ich bitte Euch!“

„O ſorgt nicht für den!“ unterbrach ſie Werner mit bittrem Hohn, „der ſitzt ruhig auf ſeiner Feſte und herrſcht dort nach wie vor tyranniſch.“ „Herr Werner!“ unterbrach ihn die Mutter verweiſend.

„Ja, wie ein Tyrann,“ fuhr der Gereizte fort. „Mich wollte er den Baiern ausliefern, Gott weiß um welchen Preis.“

„Mit dergleichen verſchont mich, Lieutenant Werner, dieſe Sprache beleidigt mein Ohr!“ nahm Frau Widerhold das Wort, und ſchickte ſich an ſich zu entfernen. „Solcher Handlung iſt mein Gatte nicht fähig, und Ihr thut Unrecht irgend Jemand, beſonders mir, dergleichen zu ſagen.“

„Und doch iſt es ſo!“ fuhr Werner fort, ihre Hand ergreifend, und hielt ſie feſt. Dann erzählte er, was ſeit ihrer Abreiſe auf Hohentwiel vorgefallen war, jedoch ohne dabei den Oberkonſtabler zu erwähnen, und als er eben berichtet hatte, wie er gerettet war, wie er ſich glücklich durch die feindlichen Vorpoſten geſchlichen und Radolfzell erreicht hatte, ſtürzte Johanna herein und lag in ſeinen Armen.

Glaubte die Mutter, daß es hart ſey, den Liebenden den Augenblick ewiger Trennung, denn dafür mußte ſie dieſe Stunde halten, zu ſtören, oder war ſie ſchwach genug dem Herzen der Tochter in allem zu willfahren, ſie

vergaß in diesem Augenblicke was Werner ihr gesagt, verließ das Zimmer und ließ Beide allein.

In dem ersten ruhigen Augenblicke, der nach der stürmischen Wonne des Wiedersehens eintrat, theilte Werner der Geliebten sein Schicksal mit. Unter Thränen hörte sie ihm zu; die Angst trieb die hellen Tropfen auf ihre Stirn als er erzählte, wie er beim Kreuz die steile Felswand sich hinabgelassen, wie ihn nur ein gewagter Sprung den Händen der Kroaten entrissen, ein Baum ihn vor den Kugeln der Feinde geschützt habe. „Und nun," fuhr er fort, „da ich hier vor Dir stehe meine Johanna, ein Bettler an Ehre und Gut, so arm, daß, wenn Du mich verläßt, selbst Kraft und Muth mir fehlt, nur einen kühnen Schritt vorwärts zu thun, jetzt frage ich Dich: Ist Deine Liebe unwandelbar geblieben? Hängst Du noch mit gleicher Neigung an dem Unglücklichen, wie einst an dem Glücklichen?"

„Mit gleicher Liebe, mein Paul!" rief das Mädchen ihn fest umklammernd. „Dein Unglück giebt meiner Liebe neues Leben, wäre es möglich, daß sie ersterben könnte!"

„Nun denn, so folge mir! Geld habe ich genug; an Deiner Seite stärkt sich mein Muth und das Vertrauen, der Blick in die Zukunft wird wieder frei. — Folge mir, aber noch in dieser Stunde, denn ich muß schnell von hier nach dem Lande der Freiheit."

„Werner!" sagte das Mädchen, ihre Arme sanken schlaff von seinem Nacken herab und eine heiße Thräne rollte aus ihrem Auge, „Werner! Leben und Glück opfert Dir freudig mein Herz, aber was mir Tugend und Religion ins Herz legte, das kann ich Dir nicht opfern, das

iſt nicht mein Eigenthum, das habe ich von Gott und meinen guten Eltern. Sollte ich meine gütige Mutter verlaſſen, meinem Vater ein frühes Grab öffnen? Nein, das verlangſt Du nicht von mir! Könnteſt Du mich achten, wenn ich Dir folgte? Müßte Deine Liebe nicht ſchwinden, meine Liebe nicht in Gram und Schmerz untergehen? Fordre das Unmögliche nicht von mir! Treu will ich Dir bleiben in Glück und Unglück; an Deiner Bruſt oder ferne von Dir, aber Vater und Mutter verlaſſen, von meiner Pflicht, von der Tugend laſſen, nein! das kann ich nicht mein Geliebter!" — Werner ſah finſter vor ſich hin und ſchwieg. — „Sey nicht ungerecht Paul!" fuhr Johanna fort. „Sey nicht ungerecht gegen mich. Fühlteſt Du meinen Schmerz, nähmſt Du die Ueberzeugung mit, daß mit Dir mein ganzes Lebensglück mich verläßt, ſo würdeſt Du — wenn es geſchieden ſeyn muß, zu mir ſagen: Ich weiß, Du kannſt mir Alles opfern, nur nicht Dein Seelenheil, und das wäre verloren, folgte ich Dir. — Sey menſchlich! — Blicke nicht ſo verzweiflungsvoll vor Dich hin, faſſe Muth! Es waltet ein Gott über uns, zu ihm wende Dich! —"

Werner hob jetzt den geſenkten Blick. „Du haſt mich an meine Pflicht gemahnt, ich werde Deiner Mahnung folgen!" ſprach er von des Mädchens frommen Worten gerührt. „Ich verlaſſe Dich, will allein, ein Geächteter umherirren, nicht auch Dich reines engelgleiches Weſen mit mir ins Verderben ſtürzen. Leb' wohl! Mit Dir entſage ich jedem irdiſchen Glücke!"

In dieſem Augenblicke ſtürzte die Mutter herein. „Bewaffnete Reiter jagen durch die Stadt!" rief ſie.

„Gilt es vielleicht Euch Herr Werner, so eilt von hier, daß man Euch nicht hier finde, um Alles wünschte ich das nicht. — Flieht durch den Garten, die Pforte steht auf, sucht das Erlengebüsch zu erreichen, es führt an den See, nur geschwind!“

„Um unsrer Liebe willen flieh!“ bat Johanna und ihre Knie wankten, sie sank zu Boden.

„Soll ich fliehen und sie im Todeskampf zurücklassen?“ rief er verzweiflungsvoll aus.

„Reitet Euch und überlaßt mir die Sorge für mein Kind!“ bat die Mutter, Johanna in ihre Arme schließend, die mit einer leisen Bewegung der Hand Werner zu bitten schien, sich zu entfernen. Da drückte er einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. „Jenseits sehen wir uns wieder!“ rief er und stürzte fort.

Erst nach einer qualvollen Stunde gelang es der Mutter, Johanna wieder zum Leben zurückzurufen. Mit Werners Flucht war auch die Hoffnung geflohen, und als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde und ihre Gedanken zu ordnen vermochte, da fühlte sie schmerzvoll die Kluft, die sie nun unabänderlich von ihm trennte. Sie wies den Trost der Mutter nicht zurück, aber er glitt nutzlos an ihrem Herzen vorüber und träufelte keinen Balsam auf das zerrissene; nur ein Thränenstrom schien ihr Linderung bringen zu wollen, aber er öffnete nur dem Schmerz die Pforte, daß er in Worten hervorbrechen konnte. Da unterbrach ein Getümmel auf der Straße ihre laute Klage, aufgereizt wie sie war, glaubte sie Alles in Beziehung auf sich — ach sie irrte diesmal nicht — sie eilte an's Fenster und sah — Werner in der Mitte bairischer Reiter

vorbei führen. Gab ihr Gott in diesem furchtbaren Augenblicke die Kraft, oder war die Spannung zu groß, in welcher dieser Anblick sie versetzte, sie sank nicht zusammen, wandte das Auge nicht von dem Unglücklichen, und als der Zug sich um die Straßenecke bog, warf sie sich auf ihre Knie, hob die Hände betend zu dem Barmherzigen auf, und konnte nur die Worte lallen. „Herr sey deinem Kinde gnädig!" dann stand sie auf und setzte sich neben die weinende Mutter. „Gott wird helfen, liebe Mutter!" sprach sie vertrauensvoll. „Laßt mich nur machen und hindert mich nicht in meinem Vorsatze!" Die Zuversicht, das Vertrauen auf Gott, hatte dem schwachen Mädchen Muth und Kraft gegeben.

7.

Werner, den die feindlichen Reiter von Hohentwiel aus verfolgt hatten, und der nur, da sie seine Spur verloren, auf unbekannten, ungebahnten Fußpfaden ihnen entgangen und einen Vorsprung gewonnen hatte, war glücklich bis an den See gekommen, wo er aber leider keinen rettenden Kahn fand. Nachdem er sich eine Zeitlang verborgen, entdeckte ihn ein feindlicher Reiter, und er wurde, da er unbewaffnet war, leicht gefangen.

Im Lager des feindlichen Heeres hatte man bei der ersten Nachricht, daß sich ein Mann von Hohentwiel durch die Posten geschlichen, die Vermuthung gehabt, es sey ein Bote, der dem französischen General Nachrichten aus der

Feſtung bringen ſollte; dieſer Glaube war die Urſache, daß man den Flüchtling ſo eifrig verfolgen ließ. Deshalb wurde er auch bei ſeiner Gefangennehmung genau durchſucht, ob man keine Briefſchaften bei ihm fände; Briefe fanden ſie nicht, wohl aber den Sparpfennig des alten Benedikt, der ihnen noch willkommener war. Er wurde nach dem Schloſſe Roſenegg, dem Hauptquartier des General Mercy, gebracht.

Wie erſtaunte dieſer, in dem Gefangenen den ehemaligen Lieutenant ſeines Regimentes zu finden, den er um jeden Preis in ſeine Hände zu bekommen geſucht hatte. Mercy hatte, als Werner noch gemeiner Reiter war, ihn bei einem Scharmützel, ſeines ausgezeichneten Muthes wegen, bemerkt, ihn liebgewonnen, von Stufe zu Stufe befördert, und ihn wie einen Sohn behandelt. Seine Gefangenſchaft ſchmerzte ihn, er ſuchte, wiewohl vergeblich, ihn auszuwechſeln, ſein Uebertritt aber, den er für den ſchwärzeſten Undank hielt, kränkte ihn ſo tief, daß die ehemalige Zuneigung ſich in bittren Haß verwandelte.

Von dem Augenblick an, wo Werner in die Hände Mercy's gefallen war, ſah er ſein Schickſal voraus, er kannte den General zu gut, um Gnade hoffen zu können, und er beſchloß, als Mann dem Tode entgegen zu gehen. Als er daher vor den General geführt wurde, dieſer ihn erkannte, anfangs mit ſtummer Verachtung ſich von ihm wendete, doch endlich die Frage an ihn that. „Was bewog Dich, Elender, meineidig zu werden und meine Fahne zu verlaſſen, unter deren Schutze es Dir ſo wohl ging?“ ward auch Werners Herz weich, da er ſich ſeinem Wohlthäter gegenüber ſah.

„General!“ sagte er mit tiefer Rührung: „Liebe zu einem Mädchen und meine Religion bestimmten mich. Mit dankbarem Gemüthe habe ich stets des Guten gedacht, das Ihr mir gethan, und mit diesem Gefühle werde ich auch dem Tode entgegen gehen. Die einzige Bitte, die ich noch zu thun wage, ist: entscheidet schnell über mein Schicksal.“

„Die Bitte sey Dir gewährt!“ erwiederte Mercy. „Man führe ihn in das Lager meines Regiments, dort richte man vor der Front einen Galgen auf, und hänge ihn ohne weiteres Urthel und Recht.“

„General!“ fuhr Werner auf. „Laßt mich einen ehrlichen Tod sterben, gönnt meinem Herzen eine Kugel, laßt mich durch Soldatenhand sterben.“

„Man führe ihn ab, und thue was ich befohlen,“ sagte Mercy ernst. — Werner wurde abgeführt.

Da trat ein alter Offizier, ein Freund des Generals zu ihm, der durch lang erprobte Ergebenheit sich ein Recht erworben hatte, zuweilen ein Wörtchen mitzureden. „General!“ sagte er, „Ihr habt wohl etwas zu leidenschaftlich ein strenges rasches Wort gesprochen, das Euch vielleicht gereuen könnte. Er hat den Tod verdient, aber nicht Ihr müßt sein Richter seyn.“

„Du magst Recht haben Alter,“ erwiederte der General nach einigem Nachdenken, und gab den Befehl, daß die Exekution verschoben, der Gefangene einem Kriegsgerichte zu übergeben sey und nach dessen Urtheil gerichtet werden solle. Auch schrieb er an den Obersten Widerhold, zeigte ihm an, daß Lieutenant Werner in seiner Gewalt sey, und das Kriegsgericht noch heute über ihn sprechen

würde; habe er noch etwas wegen ihm zu verfügen, so möge er es bald thun. Ihr habt mir seine Auslieferung standhaft verweigert, schloß das Schreiben, nun hat er sich mir selbst in die Hände geliefert. Diesen Brief sandte er durch einen Trompeter nach Hohentwiel.

Dort hatte die Flucht Werners, die man am Morgen erst erfuhr, Alles in Bewegung gesetzt, Widerhold ahnete den Zusammenhang, und erhielt Gewißheit, als man ihm ein von dem Entflohenen im Gefängnisse zurückgelassenes Schreiben überbrachte. Werner schrieb ihm:

Das Schreiben, weshalb Ihr einen Verdacht auf mich warft, war nicht aus dem feindlichen Lager; Euch wissen zu lassen woher es kam, verbietet mir die Pflicht, und auch die Ueberzeugung, daß Ihr es nur zum Vorwande nahmt, mich unglücklich zu machen. Die Liebe zu Eurem Kinde ist mein Verbrechen, darum suchtet Ihr mich zu verderben, nicht weil Ihr meiner Treue mißtrautet. Deshalb wolltet Ihr mich, weiß Gott für welchen Preis, den Baiern ausliefern, und warfet so auf Euer sonst so ehrenvolles Leben einen Makel, den nichts auslöschen wird. Die Gewißheit, daß mich, bliebe ich länger in Eurer Gewalt, ein schreckliches Schicksal erwartet, zwingt mich zur Flucht. Tausend Gefahren gehe ich freiwillig entgegen, um der einen zu entgehen, die mich durch Euch bedroht.

Ich bin Euch für manches Dank schuldig, den ich Euch hiermit vom Herzen sage, thätig beweisen kann ich ihn Euch fürder nicht mehr. Was mir auch be-

gegne, welches traurige Schickſal mich auch treffen mag, ſo verzeihe ich Euch um Eures Kindes willen, das ich ewig und trotz Euch lieben werde. Gott möge Euch nicht Böſes durch Böſes vergelten.

Dieſer Brief erſchütterte den Oberſten tief. Er mußte ſich geſtehen, daß er ſich ſelbſt getäuſcht und wohl mehr aus perſönlichen Rückſichten, als aus Dienſtpflicht gehandelt, und wahrſcheinlich durch ſeine abſichtlichen Aeußerungen im Kriegsrathe und gegen den Oberkonſtabler den jungen Mann in's Verderben geſtürzt habe. Auch ſeiner Johanna gedachte er, und wie unglücklich ſie ſich durch Werners Flucht fühlen würde, und auch dies ergriff ihn ſchmerzvoll. Widerhold war ein zu edler Mann, als daß ihm die Ueberzeugung, er habe abſichtlich zu dem Unglücke eines Menſchen beigetragen, gleichgültig hätte laſſen können, und gern hätte er jetzt alles Vorgefallene ungeſchehen gemacht.

Als der Oberkonſtabler zur gewöhnlichen Zeit in der eilften Stunde, zu ihm kam, ſeine Befehle zu empfangen, fragte er ihn, ob er ſchon wiſſe, daß Werner entflohen ſey.

„Ich weiß es ſchon lange!“ erwiederte der Alte, auf deſſen Geſicht heute der Unmuth ſich noch ſchärfer ausſprach als gewöhnlich.

„Es hat mich überraſcht, unangenehm überraſcht,“ fuhr der Oberſt fort.

„Das wundert mich!“ meinte der Konſtabler. „War es doch noch geſtern Euer ſehnlichſter Wunſch.“

„Den Ihr zu erfüllen die Hand geboten.“

„Ja! — Mußte ich, ſollte ich nicht?“ erwiederte der Alte.

„Und wie entkam er?"

„Das kann Euch gleichgültig seyn, Kommandant, Niemand weiß darum als ich."

„Der arme Werner, wenn er in die Hände der Baiern fällt!" sagte der Oberst unwillkürlich vor sich hin.

„So trifft Euch allein die Schuld!"

In diesem Augenblick vernahmen sie das Schmettern einer Trompete, und kurz darauf wurde dem Obersten der Brief des Generals Mercy überbracht, den er ihn wegen Werner geschrieben hatte. „Meine Furcht ist gegründet," sagte Widerhold tief erschüttert, nachdem er den Brief gelesen. „Werner ist in die Hände der Baiern gefallen — er ist ohne Rettung verloren!"

„Noch nicht!" brummte Benedikt, und sah nachdenkend vor sich hin.

„Was könnte ich zu seiner Rettung thun?" rief der Oberst, dem sein Gewissen mahnend zurief: Du hast ihn in's Verderben gejagt, Du mußt ihn retten. —

„Ihr wolltet zu seiner Rettung beitragen?" rief der Konstabler höhnisch.

„Mit Freuden!" entgegnete Widerhold.

„Sonderbar!" brummte der Alte wie gewöhnlich vor sich hin. — „Nun so erlaubt, daß ich zu Mercy gehe," sagte er nach einer Weile.

„Wollt auch Ihr mich verlassen?" fuhr der Oberst auf.

„Euch? Hm! — Hohentwiel verlaß ich nicht! — darf ich?" —

„Geht mit Gott," sagte Widerhold. „Thut was Ihr könnt, kein Opfer ist mir zu groß!"

Der Alte verließ nun ſogleich, ſeit vielen Jahren zum erſtenmale, die Feſte, und ging, von einem Trompeter begleitet, dem feindlichen Lager zu. Ohne noch deutlich zu wiſſen, was er eigentlich dort zu Werners Rettung thun wollte, ſchritt er dennoch getroſt, und auch nicht ganz von Hoffnung verlaſſen, den Berg hinab.

8.

Das Kriegsgericht, dem Werner übergeben worden war, hatte ſich ſchnell verſammelt, und da die Beiſitzer die Anſicht ihres Generals auf dieſem Punkt zu kennen glaubten, ſo beeilten ſie ſich, die Sache in aller Kürze abzumachen. Werner wurde vorgeführt, und da er nichts zu ſeiner Entſchuldigung ſagen konnte, zum Strange verurtheilt. Mercy, dem jedoch noch ein Reſt von Anhänglichkeit geblieben war, milderte die Sentenz, indem er den Strang mit Arquebuſiren vertauſchte.

Bald war im Katzenthale, wo des Mercy's Regiment im Lager ſtand, das Nöthige zur Exekution bereitet, das Regiment rückte aus, die Mannſchaft, aus der Kompagnie gezogen, bei welcher Werner geſtanden, war bereit, und der Gefangene, von einem katholiſchen Prieſter begleitet, wurde auf den Richtplatz geführt. Er ſchritt mit Faſſung einher, grüßte hier und da einen alten Bekannten, kümmerte ſich wenig um das Gebet und die Ermahnung des Geiſtlichen, und betrat, ſeine Seele Gott empfehlend, den kleinen Hügel an der Waldecke, auf dem ihm der Tod werden ſollte.

Als man ihm die Augen verbinden wollte, weigerte er ſich, kniete nieder, ſprach ein kurzes Gebet, und die ſechs, zur Exekution beorderten Schützen, ſteckten die Haken in den Boden, legten ihre Musketen darauf, ergriffen die Lunten und klopften die Aſche ab, damit ſie deſto ſchneller zündeten. Eben als der Korporal den Stab zerbrach, und das Wort: Feuer! ausſprechen wollte, ſprengte um die Waldecke plötzlich ein Mädchen mit verhängten Zügeln hervor, ritt, „Halt!“ ſchreiend, die ſchon im Anſchlage Begriffenen faſt um, und hielt mit ſo kräftiger Hand das jagende Roß vor dem Knienden an, daß es hoch aufbäumte und ſtand. „Haltet ein, um der Wunden des Heilandes willen, haltet ein!“ rief ſie. — „Habt Barmherzigkeit!“ dann wandte ſie ſich zu dem Nächſtſtehenden, „nennt mir den, der hier befiehlt, ruft ihn her!“ bat ſie.

Durch dieſe plötzliche unerwartete Erſcheinung war die Exekution unterbrochen. Die Schützen waren aufgeſprungen, und das Wort: Feuer! in dem Munde des Korporals erſtorben. — „Wer iſt hier der Befehlende?“ rief noch einmal das Mädchen, ängſtlich umherſchauend, und als man ihr ſagte, dort komme Oberſtlieutnant Graf Rechberg herbei, ſie ſolle nur getroſt zu ihm reiten, ſo erwiederte ſie, angſtvoll nach Werner blickend, der jetzt vom Kriegsvolk umgeben, auf dem Hügel ſtand. „Ich weiche nicht von hier, bittet den edlen Herrn, zu mir zu kommen.“

Graf Rechberg kam. Staunend ſah er auf das ſchöne Mädchen, das, mit fliegenden Haaren, immer noch auf dem keuchenden Roſſe ſitzend, ihn mit heftiger Ungeduld erwartete. „Herr!“ rief ſie ihm entgegen. „Schlägt ein

menſchliches Herz in Eurer Bruſt, iſt es nicht ganz dem Mitleide verſchloſſen, ſo haltet mit der Vollführung des Bluturtheils ein, bis ich mit General Mercy geſprochen. Verſprecht es mir, tröſtet ein angſterfülltes Mädchen, die das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, auf Menſchenmilde noch nicht ganz verlaſſen hat. — Wartet bis ein neuer Befehl Gnade oder Tod bringt."

„Ich darf nicht!" erwiederte Graf Rechberg.

„Ihr dürft der Stimme der Menſchlichkeit nicht Gehör geben?" fiel ihm das ſonſt ſo ſanfte Mädchen mit Heftigkeit in die Rede. „O Ihr armer Unglücklicher! — Ich bitte ja nicht um ſein Leben, nur um Aufſchub ſeines Todes!"

„Die Bitte könnt Ihr wohl der Tochter des Oberſt Widerhold gewähren!" erſcholl in dieſem Augenblick eine, Johanna bekannte Stimme, ſie wandte ſich nach ihr und ſah den alten Oberkonſtabler, der, mit verbundenen Augen, ſo eben von der Kroatenwache die Höhe heraufgebracht wurde.

„Seyd Ihr die Tochter des Kommandanten von Hohentwiel?" fragte jetzt Graf Rechberg Johanna.

„Die bin ich," erwiederte ſie, „und wiederhole meine Bitte!"

Der Oberſtlieutenant beſprach ſich mit einigen Offizieren, dann ſagte er zu der ängſtlich Harrenden. „Euer Wunſch ſey Euch gewährt, die Exekution ſey bis auf weitere Befehle des Generals aufgeſchoben."

„Darf ich Euren Worten trauen?" rief das Mädchen, Freude glänzte aus ihrem Auge, und ihre Hand faßte ſchon die Zügel ſtraffer, das Roß zu lenken.

„Mein Wort ist mir heilig, reitet mit Gott nach Rosenegg, ich werde Euch begleiten lassen.“

„Erlaubt, daß die Tochter meines Obersten mit mir dahin geht,“ nahm der Oberkonstabler das Wort, aber ehe er noch ausgesprochen, hatte Johanna schon ihr Roß gewendet, und sprengte im vollen Jagen dahin.

„Herr!“ bat der Alte, „so laßt mich nur schnell ihr nach.“ Man nahm ihm die Binde von den Augen und es traf Werner. Er warf einen traurigen Blick auf den Gefangenen. „Muth!“ rief er ihm zu, und schritt nun mit Hast nach Rosenegg hinauf.

General Mercy, der eben unter einer Linde mit Oberst Winneberg beim Pokale saß, war nicht wenig erstaunt, als er die Reiterin, in der er sogleich die Tochter des Obersten Widerhold erkannte, auf den Schloßhof sprengen sah. „Mein Gott, was ist Euch begegnet?“ fragte er auf sie zueilend, und dem schäumenden Rosse in die Zügel fallend. „Wo kommt Ihr her?“

„Ich komme,“ rief Johanna vom Pferde springend, „Euch um Gnade für Paul Werner zu bitten. Seyd mitleidig, seyd barmherzig, seyd menschlich!“

„Holde Jungfrau!“ erwiederte der General. „So gern ich mich auch der Tochter des Obersten Widerhold gefällig zeigen möchte, so steht das nicht in meiner Macht; nur mein Herr, der Churfürst von Baiern, könnte ihn begnadigen.“

„Nun so haltet wenigstens die Vollstreckung des Urtheils so lange zurück, bis ich von München wiederkomme. — Ich will dahin wallfahrten, will den Churfürsten fußfällig

bitten — O! er wird mich anhören, wird nicht hart, nicht grausam gegen mich seyn!"

General Mercy mußte über die kindliche Einfalt des Mädchens lächeln. — „Wie kommt es," fragte er plötzlich, „daß Ihr so viel Theil an dem Gefangenen nehmt? — Ist es mehr als Mitleid, was Euch mit diesem Feuer für ihn sprechen läßt?"

Johanna erröthete und schwieg; sie war durch die Frage beschämt, und erst in diesem Augenblicke fühlte sie ganz, was sie unternommen hatte. Doch faßte sie auch bei diesem sie niederbeugenden Gefühl, den festen Entschluß, Alles zu seiner Rettung zu wagen.

Da erschien ihr noch ein Gehülfe. Der alte Konstabler kam keuchend auf den Schloßplatz und schritt grade auf den General Mercy zu. „Ich komme vom Oberst Widerhold gesendet, er reklamirt den Lieutenant Werner, der in gestriger Nacht ohne Erlaubniß die Festung verlassen hat, um ein Liebesabentheuer zu bestehen, und ich hoffe, General, Ihr werdet des Obersten gerechtem Wunsche willfahren."

„Hätte Lieutenant Werner nicht früher meine Fahne verlassen, würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, Eurem Obersten gefällig zu seyn!" erwiederte Mercy. „So hatte ich aber noch gestern selbst seine Auslieferung als Ueberläufer verlangt."

„Bedenkt General, die Uebereinkunft, keine Feindseligkeiten zu üben —"

„Dies hindert nicht," fiel ihm Mercy schnell in die Rede, „daß ich mein Eigenthum zurücknehme, wo es wieder in meine Hände fällt."

„Wißt Ihr auch," raunte jetzt der Konſtabler dem General heimlich zu, während Johanna in der qualvollſten Angſt auf jedes Wort, jeden Blick lauſchte. „Wißt Ihr auch, daß der Gefangene der Verlobte der Jungfrau iſt — Jede Unterhandlung wäre durch ſeine Hinrichtung abgebrochen, jede fernere Annäherung unmöglich gemacht. Und ſo wahr ich Benedikt Kraaz, der Oberkonſtabler zu Hohentwiel bin, krümmt Ihr Paul Werner ein Haar, mache ich morgen ein mörderiſches Feuer, brenne alle Karthaunen los, beginne die Feindſeligkeiten, und ſollte ich darüber arquebuſirt werden!"

„Verſucht's!" ſagte Mercy empfindlich, „verſucht's nur, Herr Konſtabler!" — Doch Oberſt Winneberg, dem dieſe Aeußerung des Konſtablers nicht entgangen war, nahm Mercy bei Seite. „General!" ſagte er. „Hier gilt es Hohentwiel, was iſt in dieſer Wagſchale das Leben eines elenden Ueberläufers."

Auf den General Mercy ſchienen dieſe Worte Eindruck zu machen. „Johanna Widerhold," ſagte er freundlich zu dem Mädchen, „Ihr ſeyd die Verlobte des Lieutenants Paul Werner?"

„Die bin ich!" erwiederte ſie hoch erröthend.

„Nun ſo will ich um deswillen, und mich Eurem Vater gefällig zu zeigen, das Urtheil des Kriegsgerichts aufſchieben, bis ich weitere Befehle von meinem Herrn empfangen habe; ſeyd überzeugt, holde Braut, daß ich mich für ihn bei dem Churfürſten verwenden werde."

Johanna wollte Mercy's Hand ergreifen und ſie küſſen, er aber litt es nicht, zog das Mädchen zu ſich und küßte ihre Stirn. — „So iſt er frei!" rief die Hocherröthete

und griff nach ihres Roſſes Zügel, um ſich darauf zu ſchwingen, und die Erſte zu ſeyn, die ihm die frohe Botſchaft bringe.

„Die Freiheit darf ich ihm nicht geben, er bleibt in meinem Gewahrſam," erwiederte der General, und ſchlug damit des Mädchens Freude nieder. „Kehrt zu Eurem Vater zurück, grüßt ihn von mir, und überlaßt Euch der ſchönſten Hoffnung." Dann wandte er ſich zu dem Oberkonſtabler. „Ihr ſeyd alſo der berühmte Konſtabler Benedikt Kraaz?"

„So heiß' ich!" —

„Ihr ſeyd durch ganz Schwaben berühmt als ein furchtbarer Schütze, der mit einer Karthaune ſo ſicher trifft, als der beſte Scharfſchütze mit einem gezogenen Rohre."

„Wohl möglich!" war die kurze Antwort des Wortkargen.

„Ihr ſeyd ein alter Mann, Euer Haar iſt gebleicht, in Eure Stirn hat die Zeit tiefe Runzeln gegraben, und dennoch habt Ihr nicht gelernt, Eure Worte zu zügeln, und kennt mich ſo wenig, mich mit leeren Drohungen ſchrecken zu wollen!"

„Drohungen!" wiederholte der Konſtabler. „Verſucht's General! Jeden Schuß Eurer Schützen auf ihn, erwiedere ich hundertfältig mit meinen Karthaunen!"

Mercy lächelte. „Nun ſo weit wird es nicht kommen, und ich hoffe, Ihr werdet bald da oben ruhen können."

„Leider!" brummte der Alte kopfſchüttelnd. „Doch gehabt Euch wohl, gnädiger Herr, Dank für freundliche Aufnahme und guten Beſcheid. Kommt Jungfer Johanna," wandte er ſich dann zu dieſer, „kommt zum Vater." Er grüßte höflich; Johanna, die nicht wußte, ob ſie aufjauchzen, ob ſie weinen ſollte, dankte Mercy gleichfalls, wandte ihr Roß und wollte hinunter jagen, Werner die Entſchei-

dung des Generals mitzutheilen, aber Benedikt ergriff die Zügel ihres Roſſes, und hielt ſie zurück. „Im Angeſichte verſammelten Kriegsvolkes ziemt es Euch nicht, von Lager zu Lager zu ſagen; jener Offizier, der vor uns hinab ritt, wird ſchon die nöthigen Befehle überbracht haben.“ Sie mußte nun langſam und von quälender Ungeduld gepeinigt, neben dem Alten herreiten, der den Zügel nicht fahren ließ.

Als ſie an den Hügel kamen, auf welchem der Gefangene gekniet hatte, den Todesſtreich zu empfangen, fanden ſie die Stelle leer und alles Kriegsvolk wieder in's Lager zurückgekehrt. Da hielt Johanna ihr Roß an, blickte auf die leere Stelle, und ihr thränenvolles Auge hob ſich dankbar gen Himmel. „Du haſt bis jetzt Barmherzigkeit geübt, Vater im Himmel, ſchütze ihn auch weiter!“ betete ſie.

Sie ritt nun nach Hohentwiel. Dort fand ſie ſchon die Mutter, die in Sorgen um ſie, ſich ſchnell zu ihrem Gatten begeben hatte; Niemand vom Feinde hatte ſie auf ihrem Wege aufgehalten, jeder ſie ungehindert zur Feſtung ziehen laſſen. Der Vater zürnte über Johanna's unſinniges Handeln, er empfing ſie ernſt und kalt, und ſelbſt die Nachricht, die ſie brachte, konnte ihn nicht verſöhnen. „Dirnen müſſen in Geduld und Demuth ertragen, nicht handelnd mit thörichtem Muthe in das Rad ihres Schickſales eingreifen,“ ſagte er. „Beſteige nie wieder ein Roß!“

„Daß Ihr der Sache ſolche Wendung gegeben, dafür danke ich Euch, Benedikt!“ ſprach er, als er allein mit dem Konſtabler war, „nur wünſchte ich, Ihr hättet meine Tochter nicht als Verlobte jenes Mannes genannt. Ich werde thun, was meine Pflicht erlaubt, ihm das Leben zu retten; aber nie wird ſie die Seinige!“

„Der Mensch ist doch ein bösartiges Thier! brummte der Oberkonstabler vor sich hin, als er den Obersten verließ.

9.

General Mercy hoffte das Vorgefallene zu seinem Vortheile zu benutzen, und Widerhold zur Abänderung der vorgeschlagenen Bedingungen zu vermögen; dieser aber gab in nichts nach, und erklärte unumwunden, daß er die Freilassung Paul Werners dankbar erkennen würde, aber sie ihn zu keinem Schritte bewegen könne, der nicht mit seiner Ehre und Pflicht verträglich wäre. Als nun die Begnadigung von München anlangte, gab Mercy Werner die Freiheit, der jedoch nicht nach Hohentwiel zurückkehren durfte, sondern Schafhausen zum Aufenthalte wählte.

Widerhold blieb für die Bitten seiner Gattin und seines Kindes unerbittlich, und erst, als nach einigen Jahren der Tod ihn von den Seinen abrief, segnete die Mutter den Bund treuer Liebe. Der Konstabler verließ auf einige Tage Hohentwiel, ging zur Hochzeit nach Schafhausen, wohin die Mutter gezogen war, und erhöhte die Freude des jungen Paars. Als Paul Werner ein Jahr darauf nach Hohentwiel kam, seinen alten Freund zu bitten, den Neugebornen aus der Taufe zu heben fand er ihn auf dem Siechbette. „Ihr habt mich mit den Menschen versöhnt!“ waren die einzigen und letzten Worte, die er zu Werner sprach, in dessen Armen er verschied. Werner drückte ihm die Augen zu und begleitete ihn zur Gruft, die der Alte sich selbst neben der Nachtigall hatte ausmauren lassen. Wenn sie singt, wacht er nicht auf, fest ist sein Schlaf und sanft.

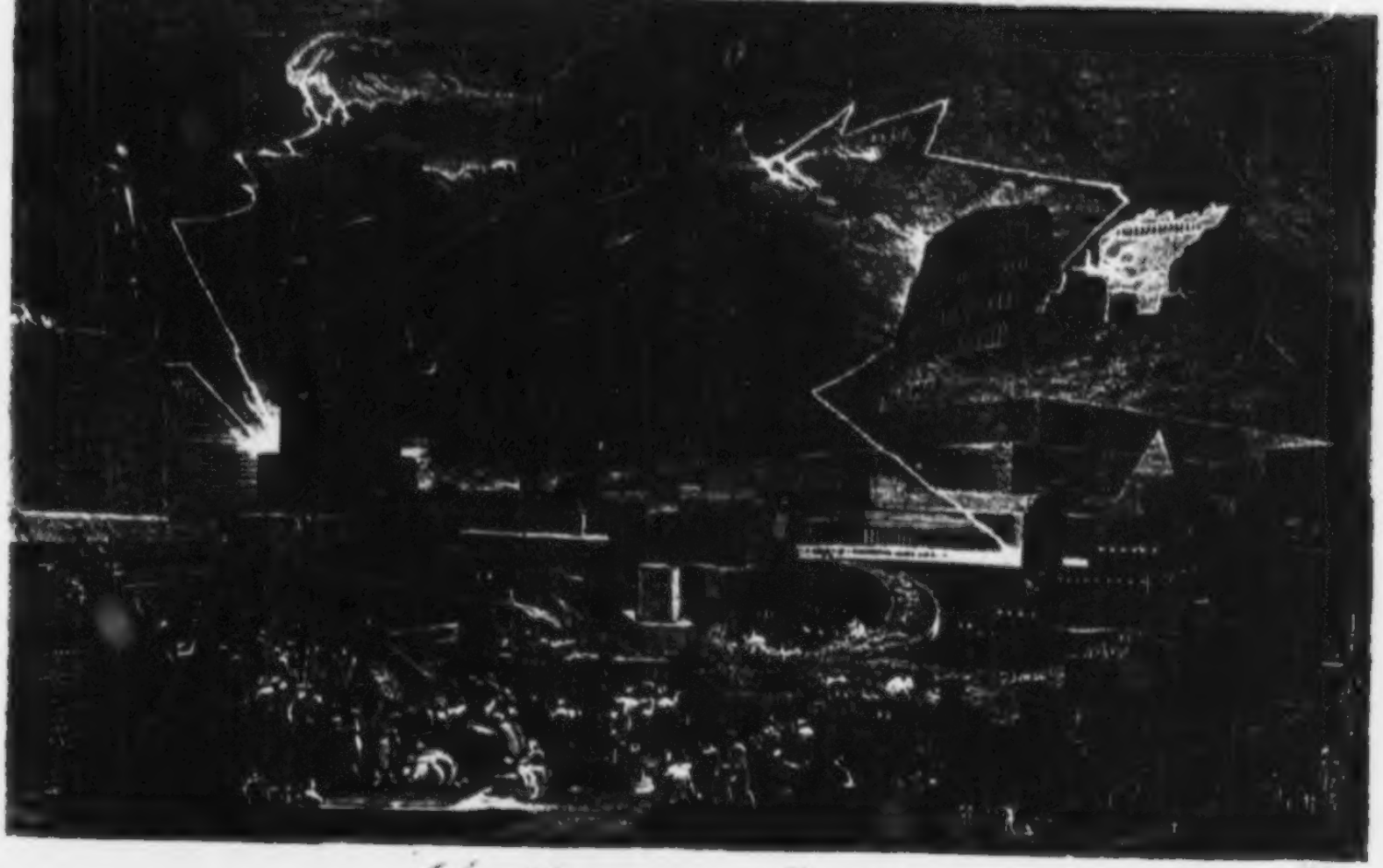

Die Zerstörung Babylons

Die Zerstörung Babylons *).

Da steht in hoher unerreichter Pracht
Die mächt'ge Stadt, das stolze Babylon.
Millionen Hände trugen seit Jahrzehnten
zu diesem stolzen Baue Stein auf Stein;
von Süd und Nord, von Ost und Westen zogen
viel Tausend schwer beladene Kameele
aus Ferne, wie das Nahe willig bringend.
bald hoben sich Paläste aus der Erde,
die schweren Säulen trugen bald das Dach
der Götzen Tempel, wo auf hundert Stufen
geschliff'nen Porphirs nun die Priester wall'n.
Um dieser Tempel hohen Zinnen standen
die heil'gen Elephanten von Granit,
die goldne Kugel auf dem Haupte tragend;
sie standen da, als trotzten sie der Zeit,
als könne nichts die Mächtigen erschüttern!

Und aus der Mitte der Paläst' und Tempel
hob sich, gleich einem Riesen hoch, ein Thurm,
mit zwanzig ehrne Thore stolz umgeben
von Mauern von porphirnen Quadern kühn

*) Artistische Zugabe der Verlagshandlung.

Erheben, gegen jeden Angriff schützend;
Durch tausend hohe Fenster dringt das Licht,
Die köstlichen Gemächer zu erhellen.
Es war ein Wunder, herrlich anzuschauen! —

Es stand der König auf der höchsten Zinne,
Die Stadt der Wunderwerke überblickend.
„Das ist mein Werk!" rief er im stolzen Wahn,
„Ich habe Dich, mein Babylon, erschaffen,
Ich bin Dein Schöpfer, Königin der Welt! —
Und daß die Erde nicht allein die Macht
Des mächt'gen König Babylons erkenne
Soll dieser Thurm den Himmel selbst erreichen,
Und um sein Haupt die grauen Wolken ziehn,
Und ihnen ernst gebieten: theilet Euch! —
Ich bin der Herr, und keiner neben mir!"

O stolzer Thor! o Mensch voll eitlen Wahns!
Du hoffest für die Ewigkeit zu schaffen? —
Dein eignes Seyn ist ja nur eine Spanne,
Ein Augenblick im flücht'gen Lauf der Zeit? —
Was Du geschaffen, ist ein kleiner Punkt,
Kaum sichtbar auf der Erde weitem Runde,
Die Erde selbst, ein kleiner lichter Punkt,
Im weiten Meer der Unermeßlichkeit.
Millionen bau'n, Jahrhunderte verschwinden
Im Strom der Zeit, eh' sie vollendeten,
Und was Dein Geist, Dein Genius geschaffen,
Was mühsam Stein auf Stein Du aufgethürmt —
Ein Wort des Herrn — Dein Wunder liegt zertrümmert! —

Und als der König Babylons das Wort,
Das eitle stolze Wort gesprochen: Ich,
Ich bin der Herr, und keiner neben mir!
Da roll'n die Wolken, die durch jenes Thurmes
Erhabne Zinnen sich zertheilen sollten,
Nun mehr und immer mehr in dichten schwer
Beladnen Massen furchtbarlich zusammen,
Und zieh'n gleich finstern Geistern, ernst und drohend
Hin über Babylon und seinen König. —
Jetzt ruhen sie und senken immer tiefer
Ihr schweres Haupt und ihre feuchten Schwingen.
Und als der Herr dem Engel des Verderbens
Befiehlt, stürzt der hernieder und gebietet
Den Dienern seiner furchtbar'n Macht, dem Sturm,
Dem Hagel und den schreckbar wilden Wettern,
Und es beginnt nun das Gericht des Herrn! —
Die Wolken theilen sich in Sturmgebraus,
Entladen sich der unglückschwangern Flammen,
Und zuckend fährt auf regelloser Bahn,
Ein Blitzstrahl auf des Thurmes Zinnen nieder,
Ihn stürzend von der stolzen Höh' herab.
Und Blitz auf Blitze sendet nun der Engel,
Sie zünden hier den Tempel, den Pallast,
Zertrümmern dort den Riesen-Elephanten,
Die Mauern brechen, stürzen ein und furchtbar
Roll'n ihre Trümmer über Trümmer hin.
Der Donner brüllt in tausendfachem Echo,
Und wie ein Grabtuch breiten ihre Flügel
Die dunkeln Wolken vor die Abendsonne,
Die bebend sich ins Wellenmeer verbirgt.

Nacht iſt's, und finſtre ſchwarze Rabennacht,
Ob ſchon ein weites Feuermeer der Himmel,
Ganz Babylon nur eine Fackel iſt! —

Der Menſch erbebt — flieht — jammert — doch wohin,
Wohin kannſt Du entfliehn, wo Dich der Arm,
Wo Dich die Boten Gottes nicht ereilten;
Du Ebenbild der Gottheit — Erdenwurm!
Wohin iſt nun Dein Babylon, o König? —
Es iſt nicht mehr! —

Im ſtolzen Wahne glaubt
Der Menſch, er ſchaffe für die Ewigkeit,
Und ehe noch der Tod ihn ſelbſt vernichtet,
Liegt ſchon ſein Werk zerſtört, zertrümmert da. —
O Wahn des Thoren, der gleich Tagesfliegen,
Heut' kommt und geht, und dennoch glaubt,
Für Ewigkeit ein ſtolzes Werk zu ſchaffen!

In den frühern Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs ſind folgende Erzählungen enthalten.

In 1828.

Johanna Lavil.
Die drei Wünſche. Eine ſchwäb. Sage aus den Zeiten des 30jährigen Krieges.
Die Schlacht von Marignano.

In 1829.

Der Tag von Granſon.
Der Troubadour.
Biondina.
Sängerliebe.

In 1830.

Die Belagerung von Candia.
Julia Gonzaga.
Die Vierhundert von Pforzheim.

In 1831.

Das Mädchen von Eßlingen.
Tſcheſme.
Die ſeltſame Wette.

In 1832.

Der Brauer von Gent.
Das Bild.
Der Alte von Furnatſch.

Anmerk. Die drei Jahrgänge 1828, 1829 und 1830 werden jeder à 1 Thlr. verkauft.

Im Industrie-Comptoir zu Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1833. Von F. A. von Kurländer. 23r. Jahrgang. Mit 6 illum. Kupfern. In 12. Elegant gebunden. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt des Jahrgangs 1832.: Die Ehescheidung. Lustspiel in zwei Aufzügen. — Der Unglücksvogel. Lustspiel in einem Aufzuge. — Der Pflegesohn. Lustspiel in einem Aufzuge. — Erstes und letztes Capitel. (Erste Abthl.: Schön Klärchen.. Zweite Abthl.: Frau Klara.)

Topographisch-historische Charte von Palästina, mit 96 Vignetten, entworfen von J. T. Assheton, durchgesehen und verbessert von Prof. Dr. C. F. K. Rosenmüller. 45 Zoll hoch, 33 Zoll breit, auf dem feinsten Schweizerpapier. Preis 2 Thlr.

Spieker, Dr. Chr. W., christliche Religionsvorträge, Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. (26 Bogen.) 1 Thlr. 12 Gr.

Parabeln, zur Nahrung für Geist und Herz der reifern Jugend und insbesondere zum Behufe des Religionsunterrichtes; nebst einem alphabetischen Register über die Gegenstände, welche versinnlicht werden sollen und einer Literatur der Parabeln, gesammelt von Dr. H. Palmer, und K. Zimmermann. (24 Bogen.) broch. in gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

System der Schädellehre über die Fähigkeiten und Kräfte der Menschen und die Verrichtungen des Gehirns. Nach den letzten von Dr. Gall kurz vor seinem Tode gemachten Beobachtungen. — Eine schön gedruckte Tafel im größten Imperial-Format, mit vielen lithographischen colorirten Abbildungen. Preis 16 Gr.

Lettres et épitres amoureuses
d'Heloise et d'Abailard
precédées de leur vie. Mit grammatischen und erläuternden Noten, Hinweisungen auf die Sprachlehren von Frings, Hirzel, Mozin und Sanguin und einem Wörterbuche. broch. 12. Preis 12 Gr.

Heldenbuch.

Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808 bis 1815. Deutschen Vaterlands Freunden und besonders der Jugend gewidmet von E. Niemeyer. Sechste sorgfältig berichtigte Auflage. Mit 48 Portraits und einer militairischen Gruppe. gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Constant's, ersten Kammerdieners des Kaisers Napoleon,
Denkwürdigkeiten
über Napoleons Privatleben, seine Familie und seinen Hof. Vier Bände. gr. 8. broch. Preis 16 Gr. — 2 Thlr. 10 Gr.

W. Shakspeare's,
King Henry IV.,
Drama in two Parts. Mit kritischen, historischen, besonders aber mit erklärenden Noten für den Gebrauch in höhern Lehranstalten, von Fr. E. Feller. gr. 8. (15½ Bogen.) broch. Preis 1 Thlr.

Spielkarten.

Die feinsten Französischen, Deutschen, Spanischen und Tarok-Karten sind fortdauernd bei einer Auswahl von 32 verschiedenen Sorten und zu billigen Preisen in unserer Fabrik zu haben.

Spielkartenfabrik des Industrie-Comptoirs.
(Baumgärtner.)

VIELLIEBCHEN.

1834.

INDUSTRIE COMPTOIR IN LEIPZIG.

Baumgärtner

Vielliebchen.

istorisch-Romantisches Taschenbuch

für

1 8 3 4.

1901,885

Von

A. von Tromlitz.

(Mit 8 Stahlstichen.)

Die Günstlinge. . . . . Seite 1.
Schloß Rödelheim. . . . . — 253.
Constanze von Clermont. . . — 356.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Verzeichniß der Stahlstiche.

Louise Lafayette (Titelkupfer)	Seite	—
Titelvignette	—	—
Maria Gonzaga	—	58
Die Scene mit der knieenden Dame und dem Falken	—	98
Spinola	—	283
Die Scene mit dem Mädchen und dem Schlüssel	—	332
Constanze von Clermont	—	398

Spoletto. (Artistische Zugabe der Verlagshandlung.)

Die Günstlinge.

Gemälde aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des 13ten.

1.

In einem kleinen Gehölze, das unfern St. Germain auf einem sanften Abhange sich schattend breitet, erhob sich eine mit Baumrinde bekleidete Hütte, die von außen das Ansehen einer stillen Klause hatte, im Inneren aber einen ganz andern Anblick darbot, denn ein kleines Betstübchen abgerechnet, in welchem auf schwarz beschlagenem Altar ein Kruzifix und zwei Leuchter von Zinn und als sonderbarer Contrast ein Bretspiel standen, war nichts einer Einsiedelei ähnliches zu sehen. Ein geräumiges, mit Eichenholz künstlich getäfeltes Zimmer, in dem ein großer Tisch, ein alter mit grünem Sammet beschlagener Lehnstuhl und noch drei andere Stühle standen, zeigte durch allerlei Geräthschaften, als Vogelnetze, Armbrust und ein Paar schlechte Pistolen, daß hier, wenn auch nicht immer, ein Jägersmann hause. Heute saß wirklich ein solcher an einem der kleinen Fenster, das nach

einem Platze, wo ein Vogelheerd stand, die Aussicht hatte. Der Jäger war von mittler Größe, blassen Antlitzes, eine gebogene Nase erhob sich in dem ernsten kalten Gesichte und machte es nicht ausdrucksvoller. Ein dunkelgrüner sammetner Leibrock, der, so abgetragen er auch schien, doch den Mann von Stand bezeichnete, eine Mütze von gleichem Stoff und Farbe, die, bis über die Ohren herabgezogen, dem Gesichte ein finsteres Ansehen gab, ein mit feinen Spitzen besetzter Halskragen, dessen Falten verschoben und geknittert waren, so wie die großen beschmutzten Reiterstiefeln, zeigten, daß der Jäger eben nicht eitel und gefallsüchtig war. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit sah er erwartungsvoll nach dem aufgestellten Netze, setzte einige Male eine kleine hörnerne Pfeife an den Mund und schnell wieder ab, und hatte für nichts Augen und Gedanken als für seinen Vogelfang.

Diese Aufmerksamkeit schien ein junger Mann nicht mit ihm zu theilen, der, fast stutzermäßig gekleidet, an dem mit allerhand Speisen besetzten Tische saß und an einem Rebhuhnbeine nagte. Es war ein schöner, kaum zum Jünglingsalter gereifter junger Mann, auf dessen Gesichte, selbst durch das langsame Kauen des Rebhuhns die Langeweile sich ausdrückte; er schenkte sich eben den silbernen Becher voll, aber auch der Wein schien ihm nicht zu munden, denn er schlürfte ihn und zernagte sein Rebhuhn so langweilig, daß jeden, der ihn gesehen, dieser Dämon auch leicht hätte ergreifen können. Endlich machte sich sein Unmuth Luft. Als der Jäger eben mit funkelndem Auge nach dem Vogelheerde starrte und das Pfeifchen zur Hand nahm, wahrscheinlich das Signal zum Zuziehen zu geben,

begann der sich Langweilende mit lauter Stimme zu singen:

„Jeunes fillettes —" Aber noch war ihm nicht das letzte Wort entschlüpft, als der Jäger mit Heftigkeit aufsprang, und „Purr! da fliegen sie hin!" ausrufend, das halb offene Fenster zuwarf. „Bei St. Denis! Cinq Mars! das ist schon das zweite Mal, daß Du mir den Streich spielst, hüte Dich ihn noch einmal zu wiederholen. Fort sind die Vögel, der ganze Tag ist mir verdorben."

„Sire!" wollte sich Cinq Mars entschuldigen, denn Ludwig der 13te war der Vogelsteller.

„Schweig!" befahl dieser, öffnete das Fenster und rief hinaus: „Jerome! hab' Acht und gieb das Zeichen, wenn sich wieder etwas blicken läßt." Dann setzte er sich an den Tisch, nahm eine Poularde, zerschnitt sie, legte Cinq Mars einen Flügel auf den Teller, aß den andern und nippte kaum von dem Weine, den ihm dieser eingeschenkt hatte.

„Gott gelobt, Sire! daß Ihr wenigstens eßt," unterbrach Cinq Mars das eingetretene Schweigen, „sehe ich doch Eure Kinnbacken sich bewegen, wenn auch nicht Eure Lippen."

„Sind Dir meine Worte immer angenehm, Heinrich!" fragte der König.

Cinq Mars lächelte. „Seyd Ihr auch nicht immer bei Laune mir etwas Angenehmes zu sagen, gnädigster Herr, so ist Euer Schweigen mir doch noch drückender, denn dann ist auch mir der Mund verschlossen."

„Warum nimmst Du keinen Theil an meinem Ver-

gnügen? dann würde Dich die Langeweile nicht so plagen," fuhr der König fort.

„An Allem will ich Theil nehmen, Sire," erwiederte der Günſtling, „nur nicht am Vogelfang."

„Warum nicht?" fragte Ludwig.

„Mir wird dabei immer unheimlich," fuhr Cinq Mars mit keckem Freimuthe fort. „Mir iſt es dann, als ſähe ich den verſchlagenen Jerome in einem Kleide von Purpur, Euer Pfeifchen in der Hand, den Faden des Netzes halten, und Euch, Sire! während er es zuſammenzieht, darunter, ſtatt daß Ihr hier am Fenſter ſitzend über das Schickſal der Vögel allein beſtimmt."

Der König ſchlürfte aus einem kleinen goldnen Becher den ſchäumenden Champagner hinunter, wahrſcheinlich um die Pille zu verſchlucken, ſetzte ſich wieder an's Fenſter und ſah hinaus, aber keine Vögel kamen. „Was ſpricht man in Paris?" fragte er dann, ſich wieder zu Cinq Mars an den Tiſch ſetzend.

„Wenig vom Kriege, viel vom Hofe."

„Und was ſpricht man da?"

„Viel vom Kardinal und —" Cinq Mars ſtockte.

„Und wenig von mir! Nicht wahr, Heinrich, das wollteſt Du ſagen? — Rede offen, Du weißt, ich habe Dir einen Freibrief gegeben, von Allem was Du willſt mit mir zu reden, wenn wir allein ſind. Darum befehle ich Dir zu ſagen, was man von mir und Richelieu ſpricht." — Der Großſtallmeiſter ſchwieg — „Fürchteſt Du vielleicht auch den Miniſter mehr als den König?"

„Sire, eben weil ich den König fürchte, ſchweige ich," erwiederte Cinq Mars.

„Wie ſo?“

„Wie Viele büßten ſchon das offene Wort, das ſie Ew. Majeſtät ſagten. Der Kardinal erfuhr's durch Euch und ſie waren verloren.“

Der König ſchwieg und ſpielte mit den Fingern auf dem Tiſche, ein Zeichen, daß er verlegen war, doch bald änderte eine wichtige Begebenheit die Szene. Ein Stoßvogel war auf die Lockvögel herabgeſchoſſen, hatte ſich in das Netz verwickelt und gefangen. Das hierdurch verurſachte Geräuſch und der Ruf Jerome's brachten den König wieder eilig an das Fenſter, wohin ihm Cinq Mars folgte. Eben als Jerome den Stoßvogel faſſen wollte, zerriß dieſer das Netz und ſchwang ſich frei in die Luft.. „Seht, Sire, wie leicht es der Kraft iſt ein Netz zu zerreißen, das die Schlauheit um ſie geworfen hat,“ ſagte der Großſtallmeiſter. „Ein feſter Entſchluß —“

„Du liebſt den Kardinal nicht, Heinrich?“ fiel ihm der König in die Rede.

„Sire, die Frage, wißt Ihr, beantworte ich nie; die Wände haben Ohren, und eher will ich Euch geſtehen, daß ich den Teufel haſſe und das kalte Fräulein Lafayette liebe.“

„Wen nennſt Du da?“ unterbrach ihn der König, und ſein bleiches Antlitz bekam Farbe.

„Seht, gnädigſter Herr!“ nahm Cinq Mars mit gutmüthiger Offenheit das Wort. „Ihr verlangt von mir Euch zu ſagen, wen ich nicht liebe, und deren ſind gar Viele, und Ihr verbergt mir, vielleicht Euch ſelbſt, den Namen der Einzigen, die Euer Herz gefangen hält —“

„Fahr' fort!" befahl der König, durch des Günstlings Freimüthigkeit nicht beleidigt.

„Ihr habt auf Verlangen des Kardinals das Fräulein d'Hautefort vom Hofe entfernt, obgleich Jedermann glaubte, Ihr liebtet sie. Sie war stolz und hoffärtig, deshalb hätte sie Niemand bedauert, wäre sie nicht durch den Willen Richelieu's verdrängt worden. Ihr sucht nun wieder eine Gesellschafterin, Euch in den drückenden Abendstunden bei der Königin die Langeweile zu vertreiben, da fällt Euch die braune Louise Lafayette auf, Ihr überwindet Euch mit ihr zu reden, und das Muster der Tugend und Sittsamkeit, die mit rosigen Lippen nur fromme Worte spricht und ihre flammenden Augen nur gläubig himmelwärts zu heben versteht, bleibt nicht unempfänglich für die Auszeichnung des Königs."

„Bist Du jetzt schon eifersüchtig über die Auszeichnung, mit der ich sie behandle?"

„Nein, mein König, wahrlich nein! Wäre Fräulein Lafayette der Liebe fähig, würde ich mich von Herzen über Eure Wahl freuen, so aber —"

„Nun?"

„Mag sie zur Freundschaft taugen, für die Liebe aber ist sie nicht geschaffen. — Ihr habt mir, gnädigster Herr, seit einem Monat zu verbergen gesucht, was der ganze Hof, selbst die Königin, Eure Gemahlin, schon früher wußte; man hat mich bedauert, da man wissen will, der Kardinal betrachte sie als ein Gegengewicht für mich und desbalb erlaube er, so lange es ihm gutdünkt —"

„Du irrst, Cinq Mars!" unterbrach ihn der König.

„Ich irre nicht, Sire, denn mich ſelbſt hat Richelieu in ein Komplott gegen ſie verwickeln wollen.“

„Peste!“ rief der König in ſeinem ohnmächtigen Zorn.

„Ich freue mich Eurer Neigung, gnädigſter Herr; ich verdanke Euch ja all' mein Glück, warum ſollte ich Euch nicht das höchſte Glück des Lebens wünſchen, und ohne Liebe iſt alles Andere nur ſchales Getränk gegen glühenden Cyperwein.“

Der König ſah ihn bei dieſen Worten durchdringend an. „Liebſt Du?“ fragte er.

„Meinen König, die Ehre und mein Vaterland! Dies ſind die heiligen Drei, die vereint in meinem Herzen ſtehen!“ rief Cinq Mars mit Feuer.

„Nicht auch eine Vierte?“ fragte der König ernſt. — Cinq Mars ſchwieg. — „Verläugneſt Du Marie Gonzaga? — Höre Heinrich, Du weißt, ich habe Dich lieb und will Dein Glück,“ fuhr der König fort, „doch hüte Dich zu hoch ſteigen zu wollen, denke an den ſchnellen Fall. Dein Liebeln iſt hier Thorheit. Die Prinzeſſin ſaß ſchon einmal in Vincennes, als ſie ihr Auge zu hoch nach meinem Bruder von Orleans richtete, leicht könnte ihr noch ein ſchlimmeres Loos werden, ſuchte ſie ihr Glück ſo tief unter ihrem Stande. Beherzige meine Warnung, Heinrich,“ ſetzte der König mit einer Art Gutmüthigkeit hinzu. „Was ich weiß, weiß ich vom Kardinal —“

„Dem Allwiſſenden!“ unterbrach Cinq Mars beleidigt ſeinen Herrn, und von dieſem Augenblicke an waren Beide geſpannt, was ſehr häufig geſchah, aber ſelten lange dauerte. Den Einen ließ Gewohnheit und Langeweile

bald den Günſtling zurückrufen, dieſem befahl die Klugheit, ſchnell dem Rufe zu folgen. Da aber Cinq Mars heute kein Wort mehr ſprach, die Vögel durch das Trällern der: Jeunes fillettes wie verbannt waren und Jerome, der geduldige Vogelſteller, ſelbſt ankündigte, die Zeit ſey vorbei, beſtieg der König ſein Roß und ritt, von dem ſtummen Stallmeiſter begleitet, nach Saint Germain zurück, wo der Hof ſich ſchon ſeit einiger Zeit aufhielt.

2.

Während Beide ſchweigend neben einander ritten, ſaß der Kardinal Richelieu allein in einem Kabinette ſeines neuerbauten Pallaſtes zu Paris. Er durchblätterte flüchtig eine Menge vor ihm liegender Papiere, und wer zugegen geweſen wäre, hätte deutlich ſehen können, daß, ſo wichtig ſie auch vielleicht waren, ſie doch in dieſem Augenblicke ſeine Aufmerkſamkeit wenig feſſelten. Er ſchien Jemand zu erwarten, denn oft richtete er den Blick nach der Thüre. Endlich trat der wahrſcheinlich Erſehnte ein; es war der königliche Kriminalrichter Lafemas, einer der Wenigen, die freien Zutritt in das Kabinet des Kardinals hatten.

„Wie ſtehts?" rief ihm Richelieu entgegen.

„Noch immer auf der nämlichen Stelle," erwiederte Lafemas. „La Porte läugnet hartnäckig, und wenn Ihr nicht die Tortur anwendet —"

„Nein!" unterbrach ihn Richelieu. „Hier nicht, hier verlohnte es ſich nicht der Mühe. Die Folter erpreßte ihm

vielleicht Geständnisse, welche die Königin zu sehr compromittiren würden, und dies soll nicht seyn. — Habt Ihr ihm gar nichts entlocken können, nicht das Geständniß, daß er die Briefe der Königin an den König von Spanien oder an die Herzogin von Chevreuse heimlich befördert habe?"

„Er läugnet Alles," erwiederte der Kriminalrichter, „weicht den verfänglichsten Fragen so geschickt aus, daß wir ihn auch nicht eines Widerspruches in seinen Aussagen zeihen konnten."

„Ich habe aber die feste Ueberzeugung, die Gewißheit, daß die Briefe durch ihn gegangen sind," nahm der Kardinal mit einer gewissen Heftigkeit das Wort. „Indessen ist es mir nicht unlieb, daß er sich so gut vertheidigt; ich muß den Mann seiner Treue wegen achten, sie ist in dieser verderbten Welt eine seltene Tugend geworden. Glücklich würde ich mich schätzen, nur Einen solchen treuen Diener zu haben, wie La Porte der Königin ist."

„Eminenz!" unterbrach ihn Lafemas. „Wem so wie Euch jeder Franzose ein treuer Diener ist —"

„Laßt die Worte, Lafemas," fiel der Kardinal ihm in die Rede. „So lange ich Frankreich beherrsche, jauchzt mir die Menge entgegen und kriecht vor mir. Dies gierige Volk dürstet nach Stellen und Ehre, und wer ihm Beides geben kann, vor dem beugt es sich und ist sein treu ergebener Diener, und wäre es auch der Teufel selbst; dem ohnmächtigen Richelieu folgte keiner in die Verbannung, keiner opferte sich, ihn zu erhalten. Ich kenne die Welt, ich kenne die Franzosen! Doch laßt uns davon schweigen. — In La Porte's Angelegenheit verbiete

ich Tortur und jeden Gewaltſtreich, ich will dem Manne, ſeiner ſeltnen Treue wegen, wohl, und mein Zweck iſt auch jetzt ſchon halb erreicht. Fahrt fort in der Unterſuchung und laßt Euch nicht durch ſeine Beharrlichkeit ermüden.“ Lafemas empfahl ſich, heute mit ſeinem Gönner nicht ganz zufrieden, und ſtatt ſeiner trat ein Jeſuit ein.

„Ihr habt mich rufen laſſen, Eminenz!“ begann er im Hereintreten.

„Ja, ſetzt Euch, Pater,“ erwiederte der Kardinal, „doch habt vorher die Güte das Vorzimmer zu verriegeln.“ Der Jeſuit gehorchte.

„Was ſteht zu Eurem Befehl?“ fragte er, als er wieder eintrat und Richelieu nicht gleich zu reden begann.

„Ihr wißt, wie ſehr mir das Wohl des Königs, ſein irdiſches, wie ſein Seelenheil, am Herzen liegt, Pater Cauſſin,“ begann nun der Kardinal, „deshalb hielt ich es für Pflicht, den Monarchen, ſo viel es in meinen ſchwachen Kräften ſtand, von Allem abzuhalten, was ihn von der Königin entfernt.“

„Ich weiß es,“ ſagte der Beichtvater des Königs mit ſo zweideutigem Tone und mit echt jeſuitiſchem Lächeln, daß ſelbſt der ſchlaue Richelieu ihn nicht durchſchauen konnte.

„Eine neue Intrigue ſcheint den König in dieſem Augenblicke zu beſchäftigen. Kennt Ihr das Hoffräulein der Königin, Louiſe Lafayette?“

„Sehr gut, Eminenz!“

„Sie ſoll fromm und tugendhaft ſeyn?“

„Ich bin es überzeugt —“

„Deshalb wäre es doppelt Unrecht, sie verderben zu lassen.“

„Gewiß, Eminenz.“

„Ihr kennt ihren Beichtvater?“

„Er ist mein Freund.“

„Nun wohl, so wird die Sache leichter. Da, wo die weltliche Macht nicht hinreicht, muß der mächtige Arm der Kirche wirken. Diese Verbindung muß gestört werden.“

„Sie mißfällt Euch also?“ fragte der Jesuit und sein Gesicht war hierbei wieder räthselhaft. Stumme Unterwürfigkeit drückte es aus und doch war das Lächeln um die hagern Lippen so ironisch, daß man hätte meinen sollen, der Kardinal könne sich alle fernern Worte ersparen, der Jesuit verstehe ihn ganz.

„Pater Caussin,“ erwiederte Richelieu, „ob diese Verbindung mir angenehm ist oder nicht, wäre wohl ziemlich gleichgültig, aber sie betrifft das Wohl des Staates und deshalb ist sie von Gewicht. Der König hat nur zwei Prinzen, sein Bruder, der Herzog von Orleans, nur eine Tochter, und so könnte leicht die herrliche Krone Frankreichs auf das Haupt Condé's kommen. Könnt Ihr das wünschen?“

„Sie würde neben dem Lorbeer das jugendliche Haupt des Herzogs von Enghien schön schmücken,“ sagte Pater Caussin.

„Ihr scherzt!“ fuhr Richelieu heftig auf.

„Nur selten, Eminenz,“ sagte der Beichtvater des Königs. „Ihr wißt, unser Orden handelt gewöhnlich ernst und mit dem Kardinal Richelieu scherzt er nie. Doch

was soll ich bei dieser Sache thun? Euer Wunsch ist mir stets Befehl, sprecht es aus, und ohne zu klügeln, ohne zu wägen, will ich Euren Wünschen gemäß handeln."

„Benutzt die Frömmigkeit des Königs, mein lieber Pater Caussin," nahm jetzt Richelieu freundlich das Wort. „Macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm durch solche Verbindungen droht, zeigt ihm, wie leicht sein Seelenheil — doch wozu Euch unterrichten, Ihr kennt meine Wünsche, Euer Scharfblick weiß stets die besten Mittel zum Zwecke zu finden, deshalb handelt nur wie Pflicht und Weisheit es Euch gebieten. Den Beichtvater der Lafayette sucht zu gleichem Wirken zu stimmen und versichert ihn meiner Gnade. Darf ich nun ganz auf Euch rechnen?"

Der Jesuit verbeugte sich schweigend. In diesem Augenblicke vernahm man ein leises dreimaliges Klopfen an der Thüre des Vorgemachs. „Habt die Güte, durch diese Tapetenthür zu treten, sie führt — doch ich geleite Euch selbst," sagte der Kardinal. Er ging ihm voran und brachte Pater Caussin durch ein kleines verriegeltes Zimmer nach einer Wendeltreppe. „Steigt nur da hinab, die erste Thür führt auf den Corridor. Lebt wohl!" Er ging zurück, riegelte das kleine Gemach sorgfältig hinter sich zu und eilte in das Vorzimmer, dessen Thüre dem Harrenden zu öffnen. Es war der Minister Chavigny, eine Kreatur des Kardinals.

„Eminenz," begann dieser, „Thionville ist entsetzt."

„Verdammt!" rief Richelieu, mit dem Fuße den Boden stampfend. „Eine unangenehme Begebenheit, die mich eben jetzt in Verlegenheit setzt."

„Feuquières ist gefangen nach Thionville gebracht."

„So hat er sein Wort gelöst. Er schwur, ich solle ihn nicht wieder sehen, wenn er nicht in Thionville einzöge," unterbrach ihn der Kardinal.

„Das Heer ist zerstreut, alles Geschütz, das Fußvolk ging verloren, nur ein kleiner Theil der Reiterei ist nach Metz entkommen."

„Und Chatillon?" fragte Richelieu.

„Er kam zu spät."

„Wie immer! Bei Gott, Chavigny, der Admiral Coligny, sein großer Ohm, kam seinen Feinden immer zu früh; der Neffe gleicht dem Ohm nicht. — Wo steht er mit seinem Heere?"

„Bei Ivoix," berichtete der Minister.

Der Kardinal trat vor eine an der Wand hängende Landcharte, betrachtete sie nachdenkend, dann sagte er: „Piccolomini ist vorsichtig, kein unternehmender Gegner, noch ist nichts verloren. Chatillons Heer ist nicht unbedeutend. Chavigny! schickt ihm den Befehl, Piccolomini zu folgen, jedoch ein Treffen zu vermeiden, bis er Verstärkung erhalten hat. Habt Ihr Nachricht von Breisach?"

„Nichts Bestimmtes, Eminenz," erwiederte der Minister.

„Die Deutschen sind doch ein gar zu vorsichtiges Volk," fuhr der Kardinal verdrießlich fort, „schnappen nicht so schnell nach dem Köder, den man ihnen vorwirft, wie unsere Landsleute, und prüfen und wägen alles mit einer langweiligen Genauigkeit. Glaubte ich doch mit dem Tode des Herzogs Bernhard alles abgemacht zu haben, und die Sache zieht sich auf unangenehme Weise in die Länge."

„Ich hoffe noch, sie endet nach Euren Wünschen und wir sind dem Ziele nahe," meinte Chavigny.

„Das gebe Gott!" seufzte der Kardinal und warf sein Auge noch einmal auf die Landcharte, sie aufmerksam betrachtend, ohne daß ihn Chavigny darin nur mit einem lauten Athemzug gestört hätte. Da trat eine schöne, reichgekleidete Dame in das Zimmer, Richelieu schien sie nicht zu bemerken, Chavigny aber verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ergriff schnell seinen Hut. „Eminenz," sprach er, „habt Ihr mir sonst noch einen Auftrag zu geben?

„Nein, mein Freund!" erwiederte der Kardinal, ohne von der Landcharte wegzublicken und ohne die Dame zu berücksichtigen. „Geht mit Gott!" Der Minister schlich sich fort und die Dame setzte sich in einen Lehnstuhl, der dem des Kardinals gegenüberstand. Sie mußte eine lange Zeit unbeachtet sitzen, denn Richelieu hatte nur Augen für Lothringen, wo er mit dem Zeigefinger, wie einst Pater Joseph im Beiseyn Herzog Bernhards, auf der Charte herumfuhr. Endlich schien er zu einem Resultate gekommen zu seyn. „Gut, gut!" murmelte er vor sich hin, wandte sich und erblickte die Dame, die schnell aufstand, ihn zu begrüßen.

„Woher zu dieser ungewöhnlichen Zeit, meine Nichte?" fragte er, sie auf die Stirn küssend. „Setzt Euch!" Er rückte ihr selbst den Sessel näher.

„Ich komme von Saint Germain," erwiederte die Herzogin von Aiguillon.

„Nun was giebt es da Neues?" fragte Richelieu.

„Nicht viel, lieber Ohm, und es ist auch, dächte ich, für uns am besten, wenn es beim Alten bleibt. Die

Hautefort ist trotz des finstern Gesichts des Königs noch am Hofe, und die Königin behandelt die Lafayette mit ausgezeichneter Kälte."

„Die Frauen sind doch sonderbar!" unterbrach sie der Kardinal. „Als der König der Hautefort, von der die Königin zu fürchten hatte, den Hof machte, verdoppelte Anna von Oestreich ihre Gunst gegen die Erwählte, und da der König jetzt die kalte strenge Lafayette auszeichnet, läßt sie diese ihre Launen empfinden. Erklärt mir das!"

„Nichts leichter als dies!" erwiederte die Herzogin. „Der Stolz der Hautefort fühlte sich durch die Auszeichnung des Königs geschmeichelt, ihrem Herzen war der Mann zuwider, sie hinterbrachte der Königin jedes Wort, jede Klage Ludwigs, und Beide spöttelten über den Mann, der wohl Vögel, aber keine Herzen zu fangen versteht. Die Lafayette liebt den König."

„Nicht möglich!" rief der Kardinal, von seinem Sessel aufspringend und verbarg die Unruhe nicht, in welche ihn diese Nachricht versetzt hatte.

„Nicht möglich, meint Ihr, Ohm?" setzte die Herzogin das Gespräch fort. „Das weibliche Herz ist das launenhafteste Ding von der Welt, heute huldigt es der Schönheit, morgen fühlt es sich vom Häßlichsten angezogen, jetzt glüht es nur, wenn eine verzehrende Flamme es entzündet, kurz darauf genügt ihm Theilnahme und Zutrauen. — Vertrauensvoll schüttet der König seinen Unmuth und alle seine Klagen vor ihr aus, sie hört ihn ruhig an, glaubt Mitleiden mit dem gedrückten Manne fühlen zu müssen, dies Vertrauen, welches sie nie

mißbrauchen wird, ſchmeichelt ihr, und da ſie ſeine langweilige Unterhaltung ohne Langeweile anhören kann, ſo findet er alles in ihr, was er ſucht, und ſie in ihm, was ſie bedarf."

„Dies Verhältniß muß zerriſſen werden!" unterbrach ſie Richelieu.

„Und weshalb? Was habt Ihr dabei zu befürchten? Ein weniger gefährliches Weſen als Louiſe Lafayette giebt es am Hofe nicht."

„Hier irrt Ihr, Herzogin!" ſagte der Kardinal immer noch aufgeregt. „Eben dieſe Ruhe, mit der ſie ihn anhört, dieſe Verſchwiegenheit, mit der ſie ſeine Geheimniſſe bewahrt, rühren ihn und erwerben ihr ſeine Achtung; um ihr nachzuahmen, wird auch er verſchwiegen.— Glaubt Ihr wohl, Nichte, daß er mir noch kein einziges Wort von dem geſagt, was er mit der Lafayette geſprochen hat, ſo viel Mittel ich auch angewendet habe, es zu erforſchen. Jedes Witzwort des unüberlegten Cinq Mars theilte er mir mit, ſelbſt jede Aeußerung über mich, die der Günſtling in ſeinem kindiſchen Uebermuthe machte, konnte er mir nicht verſchweigen, und jetzt, ſeit er in dem Netze der Lafayette liegt, ſchweigt er auch von ihm."

„Ihr könntet Recht haben," meinte die Herzogin, „nur wundert es mich, daß Ihr, dergleichen fürchtend, ſo gleichgültig gegen die ſich täglich mehrende Gunſt des Königs gegen Cinq Mars ſeyn könnt. Der ganze Hof liebt, die Frauen vergöttern ihn."

„Auch Ihr?" fragte Richelieu ſarkaſtiſch. Die Herzogin lächelte, wie man eine Sache zu belächeln pflegt, die man nicht der Mühe werth hält zu beantworten.

„Man ſagt," fuhr ſie fort und betonte die Worte ſtark, „ſeit Maria von Nevers ſich ihm geneigt zeige, ſey ſein beſcheidenes Gemüth hoffärtig geworden, er trachte nach dem Stab des Connetabels, und der König ſoll ſich geäußert haben —"

„Der König! — Wie viel Werth hat eine Aeußerung dieſes Königs? Ein falſches Souesſtück hat wahrlich mehr Werth, als ſein Wille," fiel ihr der Kardinal in die Rede, „und," fuhr er fort, „den jungen Fant, den Glückspilz, den ich dem Könige zum unſchädlichen Spielwerke raſch aufſchießen ließ, zertrete ich, wenn er mir läſtig werden ſollte."

„Und warum thut Ihr es nicht?"

„Nichte!" unterbrach ſie der Kardinal, ſchnell vom Zorne zur Ruhe übergehend. „Als man Euch noch die Dame von Combalet nannte, kannte ich Euch und Euer Herz ſchon zu gut, um die Herzogin von Aiguillon nicht durchſchauen zu können. Cinq Mars hat Euch beleidigt, Ihr warft Euer Auge auf ihn, er ſchien es nicht zu bemerken, nun iſt er der Gegenſtand Eures Haſſes und ich ſoll Eure Liebesthorheiten theilen — das wird wohl nie geſchehen! Der König muß Jemand um ſich haben, den er mit ſeinen Launen plagen, der ihm die Langeweile vertreiben kann. Wen ich ihm gebe, iſt gleichviel; Alle würden, kleine Schattirungen abgerechnet, ſo ziemlich ſich gleich ſeyn. Dieſe Günſtlinge ſind anfangs die dankbarſten Gemüther von der Welt, ſind meine bereitwilligen Diener, handeln nur nach meinen Vorſchriften; wenn ſie jedoch ſpäterhin glauben ſich in des Königs Gunſt feſtgeſetzt zu haben, wird ihnen die Abhängigkeit von mir läſtig, ſie gehorchen,

aber mit Widerwillen, dulden die Zügel, aber mit Murren, bis der Uebermuth ſie ergreift, ſie das Gebiß zwiſchen die Zähne nehmen und durchzugehen verſuchen; meine geſchickte Fauſt weiß jedoch zu rechter Zeit den Tollkühnen Einhalt zu thun. Stürze ich Cinq Mars, müßte ich einen Andern an ſeine Stelle ſetzen, der die Sauen mit hetzen und die Vögel fangen hilft, die Launen des Herrn erträgt und ſeine Klagen über mich anhört. Ein jeder wird am Ende in das Lied des Königs mit einſtimmen und mich bekritteln, doch darum kümm're ich mich nicht, ſolche Gegner habe ich nicht zu fürchten. Aber ſollte es je einer Tochter Eva's gelingen, den ſchlummernden Funken in dem Könige zu wecken, die Flamme anzublaſen und Ludwig den Muth geben, ſelbſt zu herrſchen, dann wanderte der Kardinal Richelieu nach Rom, um ſich dort unter dem Haufen der anderen Kardinäle zu verlieren, in Ruel prunkte die Maitreſſe, die Herzogin von Aiguillon ſtände wieder als ehrſame Dame von Combalet unbeachtet hinter dem Stuhle ihres mürriſchen Oheims, und von allem Glanze wäre mir nichts geblieben, als das Stückchen Purpur, um uns vor Noth zu ſchützen. Ein Weſen wie die Lafayette iſt einem Manne wie Ludwig der 13te gefährlicher, als eine ſchöne Gabriele es ſeyn würde. Der furchtſame, bigotte König flieht das Laſter, und hätte es ihn auch in einem ſchwachen Augenblicke überraſcht, würde ihn die Furcht vor der Hölle doch ſchnell wieder auf den Himmelsweg zurückführen. Die Tugend aber, wenn ſie ihm nicht in ſo hoffärtiger Geſtalt als bei der Hautefort erſcheint, kann ihn feſſeln und aus dem Schwächling einen Mann machen."

„Aber Oheim," nahm jetzt die Herzogin das Wort, „da überall die Klugheit Eure Schritte leitet, warum ſucht Ihr nicht die Königin zu gewinnen?" Richelieu ſchwieg. — „Der Zufall führte geſtern das Geſpräch auf ihren Kammerdiener La Porte, den Ihr habt in die Baſtille ſetzen laſſen; bei dieſer Gelegenheit überraſchte ſie ihr Unmuth und ſie brach in laute Klagen gegen Euch aus. Ich ſuchte Euch zu entſchuldigen, verſicherte ſie Eurer Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und ließ ihr nicht undeutlich merken, daß Ihr nichts weniger als ſie haßtet. Großer Gott! rief ſie aus, des Kardinals Liebe wäre dann ſonderbarer Art, ſie ſpräche ſich nur durch Haß aus."

„Ihr ſeyd unvorſichtig, ſehr unvorſichtig geweſen, Nichte!" ſprach der Kardinal verweiſend.

„Jedes meiner Worte hatte einen Doppelſinn, überdies waren wir allein, und welche Frau hört unter allen Umſtänden dergleichen nicht gern? — Wißt Ihr ſchon, daß der Hof morgen nach Paris zurückkommt?"

„Ohne meinen Willen?" fuhr der Kardinal heftig auf, klingelte, befahl dem hereintretenden Diener, daß ſeine Karoſſe ſogleich angeſpannt werde, ließ Chavigny rufen, und gab dieſem die nöthigen Befehle für ſeine Abweſenheit; dann ſetzte er ſich in den Wagen und fuhr, von der Herzogin begleitet, nach St. Germain.

3.

Es war eine ſchöne mondhelle Sommernacht, als des Kardinals Wagen, mit ſechs normänniſchen Hengſten be-

spannt und von seiner Leibwacht zu Pferde begleitet, über den damals sehr holprichen Weg nach dem königlichen Lustschlosse fuhr. Jeder Wagen, dem sie begegneten, wurde angehalten, die darin Sitzenden ausgefragt, damit, wenn ja etwas Neues in St. Germain vorgefallen sey, der Kardinal bei Zeiten davon benachrichtigt würde. Jetzt kam ihnen eine kleine, nur mit zwei Pferden bespannte Postkalesche entgegen. „Halt!" rief der Hauptmann von Richelieu's Leibwache dem Kutscher zu, doch, statt daß der Wagen anhielt, hörte man den Ruf: „Kehre Dich an nichts, Battiste, und fahre zu!" — „Halt, oder ich renne Eure Pferde nieder!" rief der Offizier, als ein lautes: „Nur gemach, Herr, wenn nicht eine Kugel Eure Grobheit beantworten soll!" aus dem Wagen gerufen wurde. „Darf selbst der Großstallmeister des Königs nicht ungehindert von St. Germain nach Paris fahren?"

„Verzeiht, gnädiger Herr," sagte der Offizier, der in diesem elenden Wagen den Günstling des Königs nicht erwarten konnte, und stammelte noch einige Entschuldigungen, die Cinq Mars sehr überflüssig schienen. Er befahl seinem Kutscher rasch fortzufahren, und eilte, ohne sich um den Kardinal zu kümmern, an dessen Wagen vorbei.

Richelieu, dem dies gemeldet wurde, schien es ziemlich gleichgültig zu vernehmen, nicht aber, als man ihm anzeigte, das Fräulein d'Hautefort sey so eben in königlicher Equipage dem Großstallmeister gefolgt. Dies gab dem Kardinal Stoff zum Nachdenken; die Hautefort bei Nacht, dicht hinter Cinq Mars, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet nach Paris reisend, das konnte nicht ohne triftige Gründe geschehen. Er ließ halten, be-

fahl einem seiner Sekretaire, dem Fräulein zu folgen und jeden ihrer Schritte zu belauschen; nun erst setzte er seine Reise fort.

Der König schien über des Kardinals unerwartete Ankunft eben nicht erfreut zu seyn, und hatte selbst den Muth, seinen Verdruß merken zu lassen. Richelieu aber nahm den Unfall bei Thionville zum Vorwande, und behauptete, dem Könige deshalb so viel vortragen zu müssen, daß dieser gern schwieg und die Gegenwart des allgewaltigen Ministers, die ihm meistens lästig war, ruhig duldete. Der Kardinal begann nun sogleich von einer Menge Geschäften zu reden, die er längst abgemacht hatte. Er trug dem Könige die Anordnungen hinsichtlich der Armee vor, stattete ihm Bericht über die Unterhandlungen mit dem weimarischen Heere ab, kam allmälig von den äußern Angelegenheiten auf die innern, und zuletzt auf Cinq Mars. Hier erfuhr er denn bald, daß Ludwig am Tage vorher sich mit demselben entzweit, was der arme Mensch sich so zu Herzen genommen habe, daß er krank sey und das Bett hüten müsse.

Eine kleine Strafe verdiente nun wohl Cinq Mars, weil er in vergangener Nacht, ohne den Kardinal zu begrüßen, an ihm vorübergefahren war. „Er thut mir leid," sagte deshalb Richelieu, „und da Ew. Majestät Mitleid mit dem Kranken fühlen, so ist es wohl meine Pflicht, ihm selbst diesen Trost zu bringen."

„Thut das, Kardinal," fiel ihm der König in die Rede. „Eure besondere Aufmerksamkeit muß ihn glücklich machen. Thut es, Kardinal!"

Richelieu ging, der König schlüpfte durch eine Seitenthür hinaus, setzte sich zu Pferde, und saß bald am kleinen Fenster der Hütte bei dem Vogelbeerde, erfreut, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu seyn. — Der Kardinal begab sich nun zu Cinq Mars. „Wo ist Dein Herr?" fragte er den Kammerdiener, den er im innern Vorzimmer fand.

„Er liegt krank zu Bett, Ew. Eminenz!" bei dem Anblick des Allgewaltigen mehr erschreckt als erfreut.

„Führe mich zu ihm!"

„Er ist eben nach einem heftigen Fieberanfalle ein wenig eingeschlafen," erwiederte dieser zögernd.

„Rasch fort!" befahl Richelieu, einen zornigen Blick auf den Lügner werfend, der nun eilte, die Flügelthüren zu öffnen und den Kardinal durch das Wohnzimmer in das Schlafgemach zu führen. Ehe er jedoch die Vorhänge zurückzog, steckte er den Kopf hindurch und sah in das Bett. „Er schläft noch," sagte er leise, „stört ihn nicht, gnädigster Herr."

„Bube!" brummte Richelieu, zog selbst die Vorhänge auf und fuhr mit einem lauten „Ha!" zurück, denn er sah wirklich Cinq Mars, den er in Paris glaubte, in seinem Bette liegen. Der laute Ausruf des Kardinals hatte den Schläfer geweckt. „Ew. Eminenz!" sagte er, sich die Augen reibend, da er ihnen kaum trauen konnte, als er Richelieu vor sich sah. „Wie komme ich zu der Ehre?"

Der Kardinal, dem trotz der Ueberraschung die Sache jetzt lächerlich erschien, bot ihm freundlich einen guten Morgen und sagte dann, daß es wohl keiner Entschuldi-

gung bedürfe, ihn in seinem Schlafe gestört zu haben, da er ihm die gute Nachricht brächte, daß der König nicht mehr auf ihn zürne; der Botschaft und des Boten willen würde er wohl die Störung verzeihen.

So leichtsinnig Cinq Mars auch war, hatte er doch zu viel Gewandtheit, um dem Kardinal nicht manches Verbindliche über sein Hierseyn zu sagen; er versicherte ihm, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sey und daß er nicht wisse, ob er die Botschaft oder den Boten höher stellen solle. Richelieu hörte so etwas gern, wenn gleich sein heller Verstand ihm sagte, daß es nur Worte wären; er nahm auf einige Augenblicke am Bette Platz, erkundigte sich nach des Kranken Befinden und verließ ihn dann bald wieder. Es blieb ihm räthselhaft, wer sich in vergangener Nacht mit so viel Keckheit für Cinq Mars ausgegeben hatte, er glaubte dies mit der Reise des Fräuleins d'Hautefort in Verbindung setzen zu müssen, und auf dem Rückwege zum Könige verlor er sich hierüber in allerlei Vermuthungen, statt an das Einfachste zu denken, daß nämlich Cinq Mars umgekehrt und mit ihm zugleich in St. Germain eingetroffen, sich in das Bett gelegt habe, um auszuruhen. So war es auch wirklich. Der Günstling hatte, den Unmuth des Königs benutzend, sich krank gestellt, und sobald es dunkel wurde, in aller Stille eine Postchaise bestiegen, um zu seiner Geliebten nach Paris zu eilen. Das Begegnen Richelieu's hatte aber seinen Plan geändert, er fürchtete verrathen zu werden, und es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als umzukehren und die Rolle des Kranken fortzuspielen.

So überrascht Richelieu gewesen war, Cinq Mars zu

finden, eben so war er es, den König nicht zu finden; jedoch als er dessen Beschäftigung erfuhr, kümmerte er sich nicht weiter darum, empfing die Hofleute, die sich, ihre Aufwartung zu machen, um ihn drängten, und theilte ihnen mit, daß der König beschlossen habe, noch einige Zeit in St. Germain zu bleiben, worauf sogleich alle Anordnungen zur Abreise eingestellt wurden. Cinq Mars, der sich von dem Vogelheerde bei St. Germain nach Paris sehnte, war bei dieser Nachricht außer sich.

4.

Der treue de la Porte war nicht der Einzige, der seine verlorene Freiheit in der Bastille zu beklagen hatte, er theilte dies Schicksal mit einer Menge angesehener Männer, die sich den Haß des Kardinals zugezogen hatten. Der Marschall Bassompierre und der Chevalier de Jars saßen schon seit mehreren Jahren daselbst als Staatsgefangene, genossen jedoch mancherlei Freiheiten und standen sich mit den Aufsehern ganz gut, die immer auf dergleichen Gefangene Rücksichten nehmen mußten, da sie nicht wissen konnten, wie bald diese Herren vom Hofe ihre Freiheit wieder erhielten, und sie dann ihrer Rache ausgesetzt waren. So hatte der Chevalier schon manches kleine Liebesabentheuer in der Bastille bestanden, und man sah durch die Finger, wenn zuweilen statt der vereideten Wäscherin ein hübsches freundliches Mädchen die Wäsche brachte. Sie wurde zwar immer von der Frau des Auf-

sehers visitirt, damit sie den Gefangenen nicht Briefe oder sonst verdächtige Sachen zutrüge; im Ganzen war man aber nicht sehr streng, da gemeinhin dergleichen Gefälligkeiten gefahrlos waren und sich reichlich belohnten. Auch am andern Tage nach der Abreise des Kardinals nach St. Germain meldete sich ein sehr schönes Mädchen, dem Chevalier die Wäsche zu bringen; sie wurde zur Frau des Aufsehers geführt, die sie verwundert betrachtete, denn noch nie hatte sie unter dieser Art Dirnen eine solche gesehen. Das Mädchen war zart und schön und so fein gebaut, daß Wuchs und Gesicht der ersten Dame am Hofe Ehre gemacht haben würden. Die vorsichtige Frau untersuchte die Wäsche genau, fand die nämliche Zahl, die abgeholt worden war, besah sich das Mädchen noch einmal aufmerksam, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte dann: „Kind, selbst gewaschen hast Du die Wäsche wahrlich nicht, denn dazu sind Deine Hände zu weich und weiß." Das Mädchen lächelte, dankte für das Lob ihrer Hände, und bat, sie nur zum Chevalier zu führen. Die Frau war unschlüssig und rief ihren Mann; auch dieser betrachtete das Mädchen genau, sprach dann einige leise Worte mit seiner Frau und überließ das Weitere ihr, die sie nun zu dem Chevalier führte.

Bei ihrem Eintreten fuhr de Jars erschrocken auf. „Wahrlich!" rief er aber sogleich, und die Gewandtheit des Hofmannes verließ ihn auch im Kerker nicht. „Frau Margarethe konnte mir keine schönere Botin schicken. Setz' Dich, schönes Mädchen!" Bei diesen Worten faßte er sie unter das Kinn, liebkos'te ihr, und es schien, daß sein Betragen noch freier seyn würde, wenn die Gegenwart

der Frau des Aufſehers ihn nicht in den Schranken hielt. „Gute Dame Adele!“ raunte er dieſer zu, ihr ein Goldſtück in die Hand drückend, „laßt mich nur eine Stunde mit dieſem ſchönen Mädchen allein, Gott und Sankt Antonius werden es Euch lohnen.“ Dame Adele verſtand den Wink, ging und verſchloß die Thüre ſorgfältig hinter ſich.

„Fräulein d'Hautefort!“ rief jetzt der Chevalier mit gedämpfter Stimme. „Was führt Euch hierher in die Baſtille? Für wen wagt Ihr dies Ungeheure?“

„Für meine Königin!“ erwiederte das Fräulein.

„Verzeiht, daß ich vorhin —“

„Keine Entſchuldigungen, Chevalier,“ unterbrach ſie ihn, „Ihr mußtet ſo handeln, um zu täuſchen. Doch ſchnell zur Sache. — Habt Ihr Gelegenheit, de la Porte einen Brief zukommen zu laſſen?“

„Vielleicht,“ erwiederte der Chevalier und ſann nach. — „Ja, ſo könnte es geſchehen. — Wenn wir auf der Gallerie des Thurmes ſpazieren gehen, ſo finde ich vielleicht Gelegenheit. Er ſitzt in dem Thurme ſelbſt, im engen Kerker, eine gewölbte Oeffnung führt in ſein kleines Gemach, gebt mir den Brief, ich werde ſchon Sorge tragen.“

Das Fräulein zog ein Briefchen, das ſie an ihrer Bruſt verborgen hatte, hervor und gab es dem Chevalier. „Bei Gott!“ rief dieſer. „Schwer wird es mir werden, mich von Dir zu trennen, da Du geruht haſt, wo es gewiß noch keinem Sterblichen vergönnt war!

„Laßt das, Chevalier, ſorgt nur, daß es bald in die

rechten Hände kommt," unterbrach ihn das Fräulein, „und macht, daß ich Euch wieder verlassen kann."

„Dame," erwiederte der Chevalier lachend, „da müßt Ihr Euch noch eine Stunde gedulden, eher wird nicht aufgeschlossen, und so lange seyd Ihr zu einem Rendezvous mit dem Chevalier de Jars verdammt, der am Hofe nicht im besten Rufe stand, in der Bastille aber zum wahren Heiligen geworden ist, und den sein Glück nicht einmal übermüthig machen kann. Er setzt sich ehrfurchtsvoll der schönsten Dame des Hofes gegenüber, die mit ihm in einem so engen Stübchen eingeschlossen ist, daß ihm kaum so viel Platz bleibt, sich ihr zu Füßen zu werfen. Aber, schönes Fräulein, ich bitte Euch, erzählt mir, wie es am Hofe zugeht; vier Jahre schon hier eingesperrt, lechze ich nach Neuigkeiten, wie ein Verschmachteter in Syriens Wüsten nach einem Thautropfen; hauptsächlich sagt mir, wie Ihr, das stolze Fräulein d'Hautefort, hierher kommt, denn wahrlich, habt Ihr es blos aus Liebe zu Eurer Gebieterin gethan, so habt Ihr der Königin ein großes und gefährliches Opfer gebracht."

Das Fräulein war gefällig genug, dem Chevalier, dem sie früher eben nicht gewogen gewesen, alles zu erzählen, was seit seiner Gefangenschaft am Hofe vorgefallen war; über das, was sie hierher geführt hatte, sprach sie sich weitläuftiger aus. Es war nämlich dem Kardinal verrathen worden, daß die Königin mit ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, und mit der Herzogin von Chevreuse, ihrer durch Richelieu verbannten Favoritin, auf geheimen Wege im Briefwechsel gestanden habe, hierbei sollte La Porte, der Kammerdiener der Königin, der Zwi-

schenträger gewesen seyn, und deshalb saß dieser in der Bastille, wo er jedoch in keinem Verhör etwas zum Nachtheile der Königin gestand. Jetzt war dem Kardinal ein in Chiffern geschriebener Brief der Königin an die Herzogin von Chevreuse in die Hände gefallen, den die Königin nicht ableugnen konnte. Damit nun die frühere Aussage La Porte's Glauben behielt, mußte er hiervon unterrichtet seyn und es selbst angeben, daß die Königin einen solchen Brief an die Herzogin geschrieben habe. Da Niemand ein Mittel kannte, La Porte davon zu benachrichtigen, hatte das Fräulein d'Hautefort, sey es aus wahrer Anhänglichkeit an die Königin, sey es aus Sucht, etwas Außerordentliches zu thun, oder aus Schwärmerei das gefährliche Wagstück unternommen, sich als gemeine Dirne in die Bastille zu schleichen. Sie hatte die Wäscherin der Gefangenen bestochen, die sie statt ihrer abschickte, und bis jetzt war ihr alles gelungen.

Dem Chevalier verging bei dieser Erzählung die Zeit wohl schneller als dem Fräulein, dem der Boden der Bastille unter den Füßen brannte und deren Brust erst wieder frei zu athmen begann, als die Schlüssel rasselten, der Aufseher mit dem Schließer eintrat, und, das Mädchen mit höhnischem verächtlichem Blicke messend, es ersuchte, sich zu entfernen. Gern gehorchte sie; der Chevalier, die Täuschung zu vermehren, drückte ihr, doch so, daß es der Aufseher bemerken mußte, heimlich zwei Schild-Louisd'ors in die Hand, sagte ihr ein vertraulich Ade, und bat sie, ihr Versprechen zu halten und recht bald wieder zu kommen. Sie versprach es und folgte dem Aufseher, der, als er sie die Treppe hinunter begleitet hatte,

sie anhielt. „Jungfer!“ sagte er frech. „Hier theilt man, mir gehört die Hälfte des Lohnes.“ Das Fräulein sah ihn verwundert an, denn sie verstand ihn nicht. „Was sie da in der Hand hält, theile sie mit mir, oder diese Thüre bleibt für sie in der Zukunft versperrt.“ Das Fräulein gab ihm erröthend einen Schild-Louisd'or, den andern behielt sie für sich und verwahrte ihn stets als Andenken an das gefährliche Abentheuer. Erst auf dem Platze der Bastille athmete sie frei auf, warf sich in die Karosse, die in einer Seitenstraße auf sie wartete, und da sie gehört hatte, daß der Hof nicht nach Paris zurückkehre, war sie am andern Tage wieder in St. Germain.

5.

Die Nachricht, daß der Hof noch in St. Germain bleibe, hatte sich mit Blitzesschnelle in Paris verbreitet, so wie die, daß der Kardinal dorthin abgereist sey. Es trieb nun eine Menge Höflinge nach St. Germain zurück. Auch die Prinzessin Marie Gonzaga, Tochter des Herzogs von Nevers, fand sich dort ein. Sie war in diesem Augenblicke die Glückliche, die das flatterhafte Herz des Cinq Mars gefesselt hatte, und ihr sollte sein vereitelter Besuch in Paris gelten.

Der Großstallmeister befand sich schon wieder hergestellt, denn die Nachricht, daß der König nicht mehr zürne, und der Besuch Richelieu's mußten jedem Hofmanne, und hätte er in den letzten Zügen gelegen, die Gesundheit

wiedergeben. Auch Cinq Mars verließ das Bett, und sobald der König von der Jagd zurückgekehrt war, eilte er zu ihm, sich ihm zu Füßen zu werfen; doch der König litt es nicht, reichte ihm die Hand zum Kusse, klopfte ihn freundlich auf die Schulter, ein Zeichen, daß er bei guter Laune war, und erzählte ihm nun von seinem glücklichen Fange. Als er jedoch im Laufe des Gespräches erfuhr, daß der Kardinal bei ihm gewesen sey, befahl er dem Günstlinge, sich sogleich zu Richelieu zu verfügen und ihm für die Ehre seines Besuchs zu danken; Cinq Mars wollte es nicht recht einleuchten, warum er, Günstling und Großstallmeister des Königs, der sich im jugendlichen Uebermuthe dem Kardinal gleichstellte, diesem für einen Besuch, der seinen Schlaf gestört hatte und sicher nicht in guter Absicht geschehen war, noch danken sollte; allein der König hatte es befohlen, er mußte gehorchen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß selbst die Prinzen von Geblüte diesen allgewaltigen Mann mehr fürchteten und ihm mehr Aufmerksamkeit widmeten, als dem Könige selbst.

Auf dem Wege zu den Zimmern Richelieu's schlich ein verschmitzter Page, der die Livree von Gonzaga trug, an ihn heran, schob ihm heimlich ein Billet in die Hand und war sogleich wieder verschwunden. Cinq Mars, ahnend, wer es ihm schicke, öffnete es schnell und fand sich nicht getäuscht, es war von der Prinzessin Marie, die ihn in Eile von ihrer Ankunft benachrichtigte, und ihm heute Abend um zehn Uhr ein Rendezvous bei der Bildsäule der Diana im königlichen Garten gab. Ungewiß, ob er die Zeit abwarten oder gleich zu ihr hineilen sollte, blieb er sinnend stehen, steckte, da mehrere Hofleute an ihm vorüber-

gingen, das Billet ſchnell ein und war immer noch unſchlüſſig, ob er zum Kardinal oder nach der Wohnung der Prinzeſſin eilen ſolle. Diesmal folgte er jedoch dem Verſtande und nicht dem Herzen und ging zum Kardinal.

In den Vorzimmern des Königs hatte er nur nöthig gehabt, die wenigen dienſthabenden Hofleute zu begrüßen, hier aber, in dem Verſammlungsſaale, drängte ſich Alles, dem allmächtigen Kardinal die Aufwartung zu machen. Der Herzog von Orleans, der Prinz Condé waren unter der Menge, und Cinq Mars hatte Mühe, ſich bis zum Kammerdiener hindurchzuwinden und ihm zu ſagen, daß er ihn bei dem Kardinal melden ſolle. Der Kammerdiener zuckte die Achſeln. „Se. Eminenz arbeiten, es iſt eben ein Courier aus Paris gekommen.“

„Ich komme auf Befehl des Königs!“ fuhr Cinq Mars ärgerlich fort.

„Gnädiger Herr, geduldet Euch mit den Andern, der Herr wird gleich erſcheinen,“ erwiederte er, regungslos ſtehen bleibend.

Cinq Mars, den es zu der Prinzeſſin trieb, hätte vor Ungeduld vergehen mögen, es blieb ihm jedoch nichts übrig, als ſich mit den Andern in Geduld zu fügen. Er miſchte ſich in den Kreis der Hofleute, die gruppirt zuſammenſtanden, und ſah ſich hier von den ſtolzen Großen Frankreichs umgeben, die es nicht unter ihrer Würde hielten, dem kaum zwanzigjährigen Jünglinge den Hof zu machen. Nur der Herzog von Enghien, der nachmalige große Condé, obſchon mit Cinq Mars in gleichem Alter, ging ſtolz an ihn heran und fragte mit höhniſchem Tone: „Herr

Großstallmeister, wie viel Vögel hat heute der König gefangen?"

„Hoheit!" sagte Cinq Mars. „Mehr, als Ihr Schlachten gewinnen werdet, denn" setzte er gutmüthig hinzu, „der König soll heute, wie er mir gesagt, einen außerordentlichen Fang gethan haben."

„Ich glaub' es wohl," erwiederte der Herzog. „Vögel sind leichter zu fangen, als Schlachten zu gewinnen."

In diesem Augenblicke trat der Kardinal ein; Alles ward still und verneigte sich tief vor dem Manne, der seinen Herrn zum Sklaven und zugleich zum gefürchtetsten Monarchen Europa's machte. Nur auf die Prinzen vom Geblüte ging Richelieu zu und grüßte sie ehrfurchtsvoll. Nachdem er aber ihrer Geburt diesen Tribut gebracht, behandelte er sie eben so stolz, wie alle übrigen, und nur auf den jungen Herzog von Enghien schien er mehr Rücksicht zu nehmen. Er ging in dem sich um ihn gebildeten Kreise umher, sagte fast jedem ein Paar flüchtige, oft verbindliche, zuweilen auch bittere Worte, und schritt dann auf Cinq Mars zu. „Herr Großstallmeister," redete er ihn an, „da Ihr im Auftrage des Königs kommt, so ersuche ich Euch, in mein Kabinet zu treten, ich werde sogleich dort seyn und vernehmen, was Ihr mir zu sagen habt." Ehe noch Cinq Mars etwas entgegnen konnte, sprach er schon wieder mit einem Andern, und dem Großstallmeister blieb nichts übrig, als nach kurzem Verweilen in das Kabinet des Kardinals zu gehen. Dort fand er die Herzogin von Aiguillon, und es war ihm nicht unlieb, hatte er doch Jemand, mit dem er bis zur Ankunft Richelieu's plaudern konnte.

„Sagt mir doch, Marquis," fragte sie ihn nach kurzer kalter Begrüßung, „warum habt Ihr so schnell Eure Marschroute von gestern verändert? Erst stellt Ihr Euch krank, dann eilt Ihr nach Paris; da Ihr uns begegnet, kehrt Ihr um und legt Euch in St. Germain zu Bette, die Krankenrolle fortzuspielen."

„Gnädige Frau," erwiederte Cinq Mars, durch diese mit Bestimmtheit gesprochene Behauptung nicht außer Fassung gebracht, „hätte ich, obgleich in St. Germain, auch auf dem Wege nach Paris seyn können, so könntet Ihr Euch am leichtesten erklären, warum ich wieder umgekehrt wäre."

„Nun, ich bin doch neugierig," meinte die Herzogin.

„Der Zauber, der alle Männer an Euch fesselt, hätte auch mich ergriffen, ich hätte Euch folgen müssen." —

„Laßt diese faden, tausendmal schon wiederholten Schmeicheleien," unterbrach ihn die Herzogin. „Sagt mir lieber offen: Was trieb Euch nach Saint Germain zurück?"

„Gnädige Frau," sprach Cinq Mars lachend. Offen gestanden, ich bin nicht aus meinem Bett gekommen und habe so süß von Euch geträumt —"

„Das ist unausstehlich!" fuhr die Herzogin unmuthig auf. „Fade Schmeicheleien werden lästig! Habt Ihr am Hofe nichts mehr gelernt, als das Alltägliche, so thätet Ihr besser, Ihr schwieget."

„Gnädige Frau!" erwiederte Cinq Mars, den das Alltägliche verdrossen hatte. „Jedem das Seine ist mein Wahlspruch."

Eine Wespe, die in diesem Augenblicke nahe an dem Kopfe der Herzogin summte, zog sie aus der Verle-

genheit, Cinq Mars antworten zu müſſen; ſie ſprang auf, das läſtige Thier abzuwehren, Cinq Mars aber, den ſeine Gutmüthigkeit ſchon längſt den Stich des Alltäglichen hatte vergeſſen laſſen, zog raſch ſein Schnupftuch, die Herzogin wenigſtens vor dem Wespenſtiche zu ſchützen, zog aber dabei das Billet der Prinzeſſin von Nevers aus der Taſche. Der Falkenblick der Herzogin bemerkte es ſogleich, ſie ſetzte ihren ſchönen Fuß darauf, und während er das läſtige Thier zum Fenſter hinaustrieb, nahm ſie unvermerkt das Billet auf und verbarg es ſchnell. In dieſem Augenblicke trat der Kardinal ein und die Herzogin entfernte ſich.

„Ihr ſeyd im Namen des Königs hier, Marquis,“ nahm Richelieu das Wort. „Was befiehlt Se. Majeſtät?“

„Ich kam von dem Könige, aber mit keinem Auftrage,“ antwortete Cinq Mars. „Ich kam und bin hier, Ew. Eminenz meinen unterthänigen Dank für den Beſuch abzuſtatten.“

„Ich danke für Eure Güte,“ erwiederte Richelieu. „Nehmt Platz!“ — Cinq Mars ſetzte ſich. — „Wie lange ſeyd Ihr ſchon am Hofe?“

„Es ſind nun vier Jahre,“ erwiederte der Großſtallmeiſter.

„Eine kurze, eine glückliche Zeit,“ fuhr Richelieu fort. „Mancher ſetzt ſein ganzes Leben daran, um nur die Hälfte ſo hoch zu ſteigen, als Ihr in dieſen wenigen Jahren, und es gelingt ihm nicht — und doch ſeyd Ihr mit Eurem Looſe noch nicht zufrieden und ſtrebt nach Höherem. Als Ihr, kaum 17 Jahre alt, mir von Eurem würdigen Vater, meinem treuen Freunde, vorgeſtellt wurdet, und ich Euch hier auf dieſer nämlichen Stelle, zum

Hauptmann der königlichen Leibwache ernannte, da küßtet Ihr vor Entzücken die Hand, die Euch das Diplom gab, und verſprachet mein ewiger Schuldner, mir treu und ergeben zu bleiben. — Habt Ihr Wort gehalten?"

„Eminenz!" erwiederte Cinq Mars. „Könnte ich je das Gute vergeſſen, das Ihr mir meines Vaters wegen erzeigtet, würde es nur durch die häufigen Erinnerungen daran ſeyn können, die ich aus Eurem Munde hören muß."

Den Kardinal kam dieſe Antwort unerwartet; ohne ſie weiter zu berückſichtigen, fuhr er fort: „Ich machte den König auf Euch aufmerkſam, und nicht lange darnach nahm er Euch in die Nähe ſeiner Perſon, die Hofleute bewarben ſich um die Gunſt des neuen Günſtlings, und der 17jährige d'Effiat, den ohne meine Protektion Niemand beachtet hätte, ward eine bedeutende Perſon am Hofe. Das Jahr darauf ſchenkte Euch der König anſehnliche Güter, machte ſie zum Marquiſat, und kaum war ein halbes Jahr vergangen, ſo wurde der neue Marquis von Cinq Mars zum Großmeiſter der Garderobe ernannt. Doch das genügte Euch noch nicht. — Ich bot Euch die Stelle des Oberſtallmeiſters an, ſie war Euch zu gering, der alte Herzog von Bellegarde, der Freund Heinrichs des 4ten, mußte Euch die Großſtallmeiſter-Würde abtreten, und dennoch iſt Euer Ehrgeiz nicht befriedigt, dennoch ſtrebt Ihr nach Höherem."

„Eminenz!" unterbrach ihn Cinq Mars mit unüberlegter Offenheit, die den Jünglingsjahren ſo eigen iſt. „Nach Höherem ſtrebt jeder Menſch. Als Auguſtus Imperator der Römer war, wollte er Gott ſeyn. Und Ihr

Premierminiſter des Königs wurdet, wolltet Ihr König ſeyn, und ſeyd es auch in der That geworden."

Richelieu mußte bei dieſen Worten lächeln; er ſah es gern, daß man den Platz erkannte, auf den er ſich geſtellt hatte, nur in dieſer Zuſammenſtellung mußte er die Thorheit des jungen Mannes bemitleiden, der es wagen konnte, ihm dies auf eine ſo wenig verbindliche Weiſe zu ſagen. „Ihr ſprecht ſehr kühn, Marquis!" fuhr er nach kurzer Pauſe fort. „Säße der Kardinal Richelieu, und nicht der Freund Eures Vaters vor Euch, oder hätte der König Eure unbedachten Worte vernommen, ſtiege wahrlich der Großſtallmeiſter von Frankreich noch höher, ſogar bis in den Donjon der Baſtille. Ich will es vergeſſen, was Ihr geſagt habt, vergeßt aber Ihr nicht, was ich Euch jetzt ſagen werde. Wer um den Staat kein anderes Verdienſt hat, als die Launen des Monarchen zu ertragen, mit ihm einen Reiher zu beizen und Vögel zu fangen, wer für dieſes, vielleicht langweilige Amt, 120 000 Livres Einkommen hat, der ſollte hübſch beſcheiden ſein Glück genießen, die langweiligen Stunden als ſeine Arbeit, die fröhlichen als ſeinen Lohn betrachten, und wenn die Sucht, höher zu ſteigen, unerſättliche Begierde in ihm wäre, dem Manne, der ihn heben und fallen laſſen kann, treu ſeyn und ihm nie entgegen arbeiten. — Bis hierher, Herr Großſtallmeiſter, ſprach der Freund Eures Vaters, jetzt ſteht der Kardinal von Richelieu vor Euch, und künftig wird nur er vor Euch ſtehen, denn meine Geduld hat ein Ende."

„Der König hat mir ſchon vor einiger Zeit aufgetragen," fuhr Richelieu fort, „Euch zu ſagen, daß er

über Euer Verhältniß zu der Prinzeſſin Maria unzufrieden iſt. Was wollt Ihr bezwecken? In jedem Falle ſteht die Prinzeſſin für Euch zu hoch, für den Ernſt wie für den Scherz.“ — Unwillkührlich griff Cinq Mars bei dieſen Worten in die Taſche nach dem Billet, er griff und griff und konnte es nicht finden, ſeine Verlegenheit ſtieg auf's Höchſte, dieſer Verluſt war ihm unangenehmer, als alle Worte des Kardinals. „Der König verlangt,“ fuhr Richelieu fort, „daß Ihr auf ſchickliche Weiſe dieſe Verbindung abbrecht; Ihr kennt den König auf ſolchem Punkte, er würde unerbittlich ſtreng ſeyn und ich nichts für Euch thun können noch thun wollen. Seyd mithin klug, ſucht unter den Damen des Hofes Euch einen andern Gegenſtand aus. Wenn auch die Häuſer Guiſe, Rohan und Vendome es verſchmähen würden, ſich mit dem Marquis von Cinq Mars zu verbinden, ſo giebt es doch noch ſo viele ſchöne reiche Erbinnen, deren ſich der Sohn des Marſchalls d'Effiat nicht zu ſchämen brauchte. Seht zum Beiſpiele die ſchöne Louiſe Lafayette.“

„Ihr beliebt mit mir Scherz zu treiben,“ unterbrach ihn Cinq Mars.

„Weshalb?“ fragte Richelieu. „Haßt Ihr ſie? — Ihr könntet wohl Urſache dazu haben, denn das tugendſame Fräulein könnte Euch gefährlicher werden, als ſelbſt der Kardinal Richelieu. Deshalb, meinte ich, könntet Ihr zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, Euch eine ſchöne Frau und zugleich eine Nebenbuhlerin gewinnen.“

„Wollte Gott, ſie wäre das Letztere, für das Erſtere will ich danken!“ erwiederte Cinq Mars.

„Verſteh' ich Euch recht?" fragte der Kardinal verwundert.

„Ich hoffe es, Eminenz! Meint Ihr es wahrhaft gut mit dem Könige, ſo müßt Ihr wünſchen, daß endlich eine Neigung die Rinde ſprenge, die das gütige Herz Ludwigs des 13ten umſchloſſen hält, und die den Ernſt zum Frohſinn, den Trübſinn zur Lebensluſt umgeſtaltet. Nur die Liebe vermag dies, und vermag es die Königin nicht, ſo ſey es die Lafayette oder jede Andere.

„Junger Mann!" fuhr der Kardinal auf. „Welch' thörichte Wünſche — und was würdet Ihr dann?"

„Der Freund des Königs bleiben, dem ich von Herzen nur ein Theilchen meines Lebensmuthes wünſche. Dann würde der Hof ein freundlicher Aufenthalt der Liebe und Luſt, da er jetzt ein finſterer Kreis iſt, in dem ſich jeder nur ängſtlich bewegt; ſtatt der Vögel finge man Frauen in den Netzen, und ſtatt der Eber hetzte man die alten griesgrämigen Pedanten, die das junge, feurige, ſtrommeis rinnende Blut nach den Tropfen abwägen, die bei ihnen nur kalt und langſam ſchleichen — Doch verzeiht, Eminenz," fuhr er, ſich beſinnend, fort, „daß mein jugendliches Blut mich ſo weit von der Bahn führte und ich vergaß, daß Ihr wichtigere Dinge zu thun habt, als einen aufbrauſenden Jüngling anzuhören."

Richelieu's Mund umzog das ſarkaſtiſche Lächeln, das bei ihm ein Zeichen von Bemitleidung war. „Ihr habt Recht, Herr Marquis," ſagte er, „meine Zeit iſt mir koſtbar, deshalb lebt wohl und beherzigt, was Euch der König durch mich ſagen ließ."

Froh wie ein Gott, daß er entlaſſen war, eilte Cinq Mars fort. Der Kardinal ſah ihm lange mit ernſtem Blicke nach, dann ſagte er: „Der iſt reif!“

6.

Als der Marquis in ſeine Wohnung trat, erwartete ihn die Schreckensbotſchaft, daß der König zweimal nach ihm geſchickt habe. „Alſo bis zehn Uhr Geduld,“ brummte er vor ſich hin und ging zu dem Könige, der ihn verdrießlich mit den Worten empfing: „Zweimal habe ich ſchicken müſſen, Du weißt, ich liebe nicht zu warten.“

„Ich war auf Befehl Ew. Majeſtät bei dem Kardinal.“

„Nun dann iſt es gut, Heinrich,“ ſagte König Ludwig ſogleich beſänftigt. „Was ſprachſt Du mit ihm?“

„Mancherlei, Sire!“ erwiederte Cinq Mars. „Ich weiß nur nicht, ob ich es Euch wiederſagen darf.“

„Narr, warum nicht? Ich befehle es Dir ſogar.“

„Er ſagte, er habe den Auftrag von Ew. Majeſtät, mir zu verbieten, die Prinzeſſin von Nevers ſchön zu finden.“

„Das Verhältniß iſt mir unangenehm, aber Dir dies zu ſagen, befahl ich ihm nicht.“

„Dann gab er mir den Rath, mir unter den Damen des Hofes eine andere Schöne zur Frau auszuſuchen. Schwerlich wird Ew. Majeſtät errathen, wen er mir vorſchlug.“

„Vielleicht das Fräulein d'Etrées?"

„Nein, Sire."

„Wohl gar die Tochter der Herzogin von Chevreuſe, die er haßt wie die Sünde, und Mutter und Tochter durch Dich beſtrafen will."

„Ich danke für die gute Meinung, Ew. Majeſtät, aber das Fräulein von Chevreuſe war es auch nicht."

„Nun ſo ſag's!" ſprach der König ungeduldig. „Ich könnte am Ende alle Damen des Hofes vergebens rathen."

„Wohl möglich, Sire, denn nie würdet Ihr auf das Fräulein von Lafayette gekommen ſeyn."

„Sie ſchlug er Dir vor?" rief der König erſtaunt. „Ja, ja, ich verſtehe den Kardinal. Alles, was mir theuer wird, will er von mir entfernen. Hätte ich nicht ſo oft Gelegenheit, mit Dir unzufrieden zu ſeyn und mich bei ihm deshalb zu beklagen, würde er gewiß ſchon längſt verſucht haben, Dich von meiner Perſon zu entfernen. Aber das ſoll Dir nicht gelingen, Kardinal! Nicht Dich, nicht die gute Lafayette ſoll er von mir reißen. Komm zur Königin, Heinrich, dort will ich mein Herz ausſchütten!" Er klopfte dabei Cinq Mars traulich auf die Schulter und ſein Auge glühte. Er entfernte ſich ſo ſchnell, daß es dem Großſtallmeiſter nicht möglich war, die ſo ſeltne Stimmung des Königs zu benutzen, wie er wohl gern gewollt, er mußte folgen. Vielleicht fand er die Prinzeſſin Marie dort, dieſe Hoffnung war der einzige Troſt für den langweiligen Abend, der ihn erwartete. Seine Hoffnung täuſchte ihn, die Gemächer der Königin Anna waren zum Erſticken voll, die Prinzeſſin aber nicht gegen-

wärtig, sie hatte sich mit Unwohlseyn bei der Königin entschuldigen lassen.

Alle Abende pflegte sich dort der Hof zu versammeln, wo gemeiniglich der König auch erschien; man langweilte sich fast immer hier, besonders seit der König Gefallen an dem Fräulein d'Hautefort und jetzt an Louise von Lafayette gefunden hatte, und sich nun länger als sonst dort aufhielt. Früher pflegte er nur der Königin ein Paar Worte zu sagen und sich dann schnell zu entfernen, jetzt hielt ihn die Lafayette fast den ganzen Abend fest.

Eine solche Versammlung war für den, der nicht Hofmann war, die sonderbarste Erscheinung. Die Gemächer der Königin bestanden aus einer Reihe Zimmer, wovon das letzte ihr Schlafzimmer war. Hier hielt sie sich gewöhnlich auf, empfing Fremde und Hofleute, und, befand sie sich unwohl, sogar nach französischer Sitte in ihrem prachtvollen Bette, das ungefähr zwei Schritte von der Wand abstand; diesen Zwischenraum nahmen dann die vertrauten Damen ihres Hofstaates ein. So empfing sie oft fremde Gesandte, Deputationen und die Minister. Um das Bett, oder, war die Königin auf, um ihren Lehnstuhl stand ein Kreis von Tabourets diese Sehnsucht erregende Lockspeise der Großen; für die königliche Familie standen Lehnstühle bereit. Das Recht, sich in Gegenwart der Königin auf ein solches Tabouret zu setzen, war eine Auszeichnung, die nur den Prinzessinnen und Herzoginnen und einer kleinen Zahl Begünstigter ward. Die Erlaubniß oder Verweigerung des Tabourets war eine Staatsangelegenheit, und brachte den Adel mehr in Bewegung, als irgend ein Krieg mit dem Auslande; oft war dies der erste

Grund zu bürgerlichen Kriegen, öfter noch der Grund blutiger Zwistigkeiten der Familien unter einander. Nur die Auserwählten und die ersten Großen des Reiches hatten Eintritt in dies Gemach, und die folgenden Gemächer verloren nach ihrer Entfernung vom Schlafgemach ihre Bedeutsamkeit, doch ein kleines offenstehendes Kabinet unfern des Bettes, war für Jedermann unzugänglich, den nicht der König oder die Königin zu einer geheimen Unterredung dahin einlud, wobei jedoch selten die Thüren geschlossen wurden.

Die Prinzen vom Geblüte kamen zu diesen Versammlungen, von ihren Hofleuten und dem Theile des Adels umgeben, der öffentlich zeigen wollte, daß er zur Parthei des Anführers gehöre; je größer das Gefolge war, desto mächtiger dünkte sich der Prinz. Auch die andern Prinzen und die Großen erschienen mit mehr oder minderem Gefolge, das jedoch in weiter Entfernung von dem Könige und der Königin blieb, die sich nur selten in einen der anderen Zimmer begaben, was nur dann geschah, wenn sie irgend Jemand sprechen oder besonders auszeichnen wollten.

Sobald sich der Monarch entfernt hatte und die Königin des Gewühls überdrüssig war, machte sie zuerst den Prinzen, dann den Uebrigen eine Verbeugung und zog sich mit ihrer Dame d'honneur in das kleine Kabinet zurück, das sich hinter ihnen schloß, dies war das Signal des Aufbruchs, welcher streng dem Range nach geschah. Nur diejenigen blieben, die zum besondern Hofstaate der Königin gehörten und deshalb noch da bleiben mußten, oder denen die Königin hierzu besondere Erlaubniß gegeben hatte. Aber auch ihnen wurden die Thüren des Schlaf-

zimmers verschlossen, zu dem alsdann nur noch die von der Monarchin besonders Verlangten Eintritt hatten.

Der Kardinal Richelieu kehrte sich an dies ganze Ceremoniel nicht; er hatte überall freien Zutritt; aus seinen Zimmern führten geheime Gänge zu den Zimmern des Königs und der Königin, bei welcher er nie mit großem Gefolge, gewöhnlich nur mit einem Staatssekretair oder ganz allein erschien. Er wollte wahrscheinlich hierdurch zeigen, daß er, um Achtung einzuflößen, keines Gefolges bedürfe, er, der Alle für seine gehorsamen Diener hielt. Daß diese Versammlungen nur der Eitelkeit, nicht aber dem Vergnügen Nahrung geben konnten, war gewiß, besonders da sie sich in der Regel alle Abende wiederholten, wo sie denn freilich mehr oder minder zahlreich waren.

Als heute der König eintrat, war schon der Hof versammelt. Er grüßte die Umstehenden nur flüchtig und man sah ihm an, daß er mehr aufgeregt als gewöhnlich war, denn die Paar Worte, die er seinem Bruder und dem Prinzen Condé sagte, waren weniger abgemessen und rascher gesprochen als sonst; auch sein Benehmen gegen die Königin war heute zuvorkommender, er begrüßte das Fräulein von Lafayette mit weniger Zwang, als er wohl sonst zu thun pflegte, und unterhielt sich einige Zeit mit ihr, selbst das Fräulein d' Hautefort schien er mit Vergnügen zu bemerken. Als er das Fräulein Lafayette verlassen hatte und in einem Gespräche mit dem Herzoge von Orleans begriffen war, dem er wahrscheinlich von seinem glücklichen Vogelfange erzählte, trat Cinq Mars zu der Lafayette, die, allein in einer Fensterbrüstung stehend, mit ernstem Blicke das Gewühl überschaute und zuweilen auch

auf dem Könige das Auge ruhen ließ. „Verzeiht, daß ich Euch störe," redete er sie an, „ich muß Euch etwas Wichtiges vertrauen."

„Mir?" sagte sie verwundert, obgleich sie mit dem Günstlinge sonst in einem so guten Vernehmen stand, als der strenge Ernst mit dem gutmüthigen Leichtsinn stehen kann.

„Ja Euch, Fräulein Lafayette." Er trat ihr näher und raunte ihr leise zu: „Ich soll Euch heirathen!"

„Marquis Cinq Mars!" fuhr diese, über den vermeinten Scherz empfindlich, auf, und ihr großes sprechendes Auge sah stolz auf den Günstling herab.

„Dame, so verwundert Ihr seyd, war ich auch, als man mir diesen Vorschlag that, so wenig Neigung ich dazu hatte, scheint Ihr auch zu haben," fuhr Cinq Mars lächelnd fort. „Den Namen dessen, der es wünschte, nenne ich Euch nicht, dieser Name hat in Frankreich etwas Magisches, die Wände öffnen sich, wenn sein Schall sie berührt, und verrathen, daß man ihn genannt — mit einem Worte, man will Euch von dem Könige trennen, und das Werkzeug hierzu soll ich seyn. Doch davor bewahre mich Gott, so wenig wie meine Denkweise mit der Eurigen übereinstimmen mag, so bin ich Euch doch von Herzen zugethan."

„Ich bitte, erklärt Euch deutlicher, Marquis," unterbrach ihn das Fräulein mit ihrer gewöhnlichen Gelassenheit.

„Ich bitte Euch, laßt mich aussprechen," fuhr der Großstallmeister fort. „Da wir nun nicht zusammen in Liebe leben wollen, liebes Fräulein, so laßt uns in Freund-

ſchaft leben. Ich achte Euch; vielleicht, daß Ihr den Trübſinn des gewiß guten Königs verſcheuchen und ihm das verlorne Selbſtvertrauen wiederzugeben vermögt, das ihm, ſeit ſein Zuchtmeiſter die Schranken ihm ſo eng ſetzte, völlig mangelt; dann wäre uns Beiden geholfen. Ihr hättet ein gutes Werk gethan, wofür Euch ganz Frankreich ſegnen würde, und mir ginge auch ein freudigeres Leben auf, da die Liebe alles um ſich her verſchönt und auch die Langeweile verſcheucht. Nehmt meine Offenheit nicht ungütig auf, ich meine es wahrlich gut mit Euch, und ſehe ohne Neid, wie der König Euch mit jedem Tage mehr auszeichnet."

„Ich bin es überzeugt, Marquis," erwiederte Louiſe Lafayette, „es ſoll mich freuen, wenn Ihr in jeder Lage meines Lebens mein bewährter Freund bleibt."

„Gewiß, das werde ich!" verſicherte Cinq Mark, als eben die Frau von Senecé, die Oberhofmeiſterin der Königin, zu dem Fräulein trat und ihr in's Ohr raunte: „Louiſe, Du wirſt beobachtet." Das Fräulein verſtand den Wink und trat hinter die Königin.

„Das war eine lange Unterredung mit dem Großſtallmeiſter, Fräulein Lafayette," ſagte Anna von Oeſtreich, ſie zu ſich rufend. „Ihr wißt, ich liebe dies nicht in meiner Gegenwart."

Das Fräulein verneigte ſich, ohne ſich zu entſchuldigen, und trat zurück, unglücklicherweiſe aber ſo, daß ſie ſich der Thür des Kabinets näherte. Dies mochte der König bemerken, er ging raſch auf ſie zu, ſprach mit ihr, ging einen Schritt ſeitwärts, die Lafayette mußte folgen, der König wiederholte dies einige Male, und bald befan-

den ſie ſich allein in dem Kabinet. Nach der Sitte damaliger Zeit, wo die Könige nicht für nöthig hielten, einen Schleier über ihre Neigungen zu werfen, fiel dies nicht auf und das Fräulein von Lafayette war nicht im mindeſten deshalb verlegen, nur der Königin ſchien es zu mißfallen.

„Gott gelobt, daß ich aus dem Gewühle bin!“ begann der König wider Gewohnheit das Geſpräch. „Es iſt heute ein glücklicher Tag für mich. Am Morgen entſchlüpfte ich dem Kardinal, ging nach dem Vogelheerde und that einen guten Fang, während des ganzen Tages habe ich den Läſtigen nicht geſehen, und heute Abend ſtehe ich an Eurer Seite.“ — Das Fräulein verneigte ſich. „O Ihr glaubt nicht,“ fuhr der König fort, „wie läſtig, wie ungefällig der Kardinal iſt, immer ſetzt er meinen Wünſchen, meinem Willen das Wohl des Staats entgegen, und der Staat, weshalb Alles geſchehen ſoll, iſt nur Er.“

„Aber, Sire, das hängt doch nur von Euch ab,“ unterbrach ihn das Fräulein. „Wollt Ihr befehlen, ſo muß er gehorchen, Ihr ſeyd nicht zu beklagen.“

„Es ſchmerzt mich, dies von Euch zu hören,“ erwiederte Ludwig empfindlich. „Ich erwartete Theilnahme von Euch.“

„Die fühlt mein ganzes Weſen für Euch, Sire!“ ſprach das Fräulein mit Wärme. „Aber eben deswegen höre ich Eure Klagen, ſehe ich Euren Mißmuth nicht gleichgültig an. Ich möchte Euch die Stimme des Volkes ſeyn und Euch zurufen: Nehmt die Zügel der Regie-

rung in die eigene Hand, gebraucht die Talente Richelieu's zum Wohle des Staates, aber seyd nicht sein Sklave."

„Fräulein!" fuhr der König empfindlich auf.

„Ja, Sire, ich muß reden," fuhr sie fort. „Ihr haßt den Kardinal, seyd eifersüchtig auf seine Macht, fürchtet seine Kreaturen, die er mit Wohlthaten aus Eurem Seckel sich erworben hat, und doch bedarf es nur eines einzigen ernsten Wortes, so ist seine Macht zertrümmert, seine Anhänger, die nur der Eigennutz an ihn band, verlassen ihn und Ihr seyd Herr! O wer das, was ihm das Leben verbittert, mit einem Worte abschütteln kann, der ist wahrhaft nicht zu bedauern, wenn er es unterläßt."

Der König trommelte mit den Fingern auf den Tisch, er fühlte, das Fräulein hatte Recht. Aber seit früher Jugend an Abhängigkeit gewöhnt, konnte er sich nicht von einem Manne wie Richelieu losreißen, dessen überwiegender Geist ihn in Banden hielt. Der Kardinal, den König genau kennend, hatte zwei untrügliche Mittel angewendet, den Monarchen zu beherrschen. Die Furcht vor den Prinzen und Großen des Reiches, die nur auf Unkosten des königlichen Ansehens und der königlichen Macht nach größerer Gewalt strebten und die selbst von seinem großen Vater nicht ganz im Zaume gehalten, während der Minderjährigkeit des Königs wie eine Hydra ihr Haupt wieder erhoben hatten, war eines der Schreckbilder, die der Kardinal dem Könige vorhielt, und dann die Macht der Hugenotten, die bis zur Eroberung von Rochelle einen Staat im Staate bildeten und so dem Ansehen des Königs gefährlich waren. Beide waren von Richelieu unter-

drückt, und nie hatte ein König von Frankreich sein Reich mit größerer Macht beherrscht, als der kraftlose Ludwig. Dies fühlte er und hielt deshalb auch den Kardinal sowohl seiner Person als dem Staate für unentbehrlich, obgleich er ihn haßte, und die Macht, die er übte, drückender fand, als irgend einer in Frankreich. Am meisten aber erhielt sich der Kardinal wohl durch sein abgemessenes Betragen gegen die Persönlichkeit des Königs, der außerordentlichen Werth auf die äußere Form legte. Nie sprach der Kardinal anders mit ihm, als in tiefer Unterthänigkeit, und selbst wenn er dem Könige widersprach und ihn zwang, das Gegentheil von dem zu thun, was Ludwig thun wollte, geschah das nur in unterwürfigem Tone und Stellung. Oeffentlich gab es keinen unterthänigern Diener, als den Kardinal, aber wehe dem, der sich vor ihm nicht tiefer beugte, als vor dem Könige, der sich in des Königs Vorzimmer sehen ließ, ohne erst in dem des Kardinals gewesen zu seyn.

Das Fräulein von Lafayette hatte schon wahre Theilnahme für den König gefaßt, ehe sie ihn noch liebte. Das unbegrenzte Zutrauen, das er ihr schenkte, und die achtungsvolle Art, mit der er sich gegen sie benahm, hatte nach und nach eine Neigung bei ihr entstehen lassen, von der sie vielleicht selbst nichts ahnete. Ohne sich in irgend eine Kabale einzulassen, ohne den festen Plan zu haben, dem Kardinal schaden zu wollen, war doch das Ziel ihres Strebens, den König der Gewalt Richelieu's zu entreißen. Wenn Ludwig ihre Liebe verdienen wollte, mußte er wahrhaft König seyn, und ohne daß sie die Macht mit ihm theilen wollte, sollte er doch, außer der Krone auf

ſeinem Haupte, auch Szepter und Schwert in kräftiger Hand führen. Deshalb, ſo oft er mit ihr ſprach, ſpornte ſie ihn an, kräftig zu handeln, tadelte ſie ihn oft bitter wegen ſeiner Schwäche, und der König, der ſonſt nicht viel Widerſpruch, viel weniger Spott ertragen konnte, wurde nie ungeduldig, ſie verlor nicht in ſeinem Herzen, und als er ihr heute, vielleicht offener als er es noch je gethan, geſtand, daß er ſie ſehr hochſchätze, daß er ſie liebe, ſagte ſie ihm, daß der Mann, den ſie liebe, ein freier Mann, nie der Sklave eines Andern ſeyn dürfe, und ſchmücke eine Krone ſein Haupt. Der König erröthete, es war das erſte Mal, wo die Worte des Fräuleins ihn tief ſchmerzten, doch ſagte er mit Ruhe: „Louiſe, nähme ich allein Rückſicht auf mich, ſo würde ich noch heute Richelieu entfernen, aber Frankreich liegt mir am Herzen, und für das, geſteht es ſelbſt, iſt er ein großer Mann. Hatte mein edler Vater, trotz ſeinem Sully, die Macht, die Mittel in Händen, die mir zu Gebote ſtehen? War die königliche Gewalt im Innern ſo feſt begründet, fürchteten die Mächte Europa's ſo Frankreichs Macht? Das iſt, ich muß es geſtehen, ſein Werk, nicht das meinige."

Das Fräulein warf einen wehmüthigen Blick auf den König, den er zu verſtehen ſchien, und deshalb ſchwieg. In dieſem Augenblicke ſtörte ein Geräuſch die Unterhaltung; in den Gemächern gerieth alles in Bewegung, ſelbſt in dem Schlafzimmer der Königin ſtanden die Damen von ihren Sitzen auf und die Großen verneigten ſich ehrerbietig. „Der Kardinal iſt gekommen," ſagte der König, „laßt uns zur Geſellſchaft gehen." Keinen wehmüthigen,

einen mitleidigen Blick warf jetzt das Fräulein von Lafayette auf ihren königlichen Verehrer und folgte ihm.

Das Erſcheinen Ludwigs, der eben in das Zimmer trat, als der Kardinal die Königin begrüßte, machte nur eine kleine Störung. Richelieu wendete ſich ſogleich zu ihm. „Verzeiht, Sire, daß ich Ew. Majeſtät geſtört, ich habe aber eine wichtige Depeſche erhalten, die mich zwingt, Euch, gnädigſter Herr, zu erſuchen, mir eine Stunde Gehör zu ſchenken."

Kaum hatte er dies geſagt, als der König, ohne zu antworten, auf die Königin zuging, ihr gleichgültig „Gute Nacht!" ſagte, einen freundlichen Blick auf das Fräulein Lafayette warf, die Umſtehenden mit ernſter Beugung des Hauptes begrüßte und durch eine Seitenthüre ſich entfernte.

Niemand war froher als Cinq Mars, der ſchon eine geraume Zeit mit der größten Ungeduld auf dieſen Augenblick gewartet hatte, denn nur noch eine halbe Stunde fehlte an der beſtimmten Zeit des Rendezvous, und kaum war er mit dem Könige aus dem Zimmer, als er ſich hinter ihm wegſchlich, einen Mantel umwarf und nach der Statüe der Diana eilte.

7.

Als jetzt die weiße marmorne Bildſäule der Göttin der Keuſchheit im Halbdunkel des Sternenlichtes, wie ein Geſpenſt über die verſchnittenen Buchenhecken aus der Ferne

ihm entgegen blickte, mußte er über den Ort lachen, wohin ihn die Prinzeſſin beſtellt hatte. „Das dachteſt Du wohl nicht, Dame Luna, daß Du einem luſtigen Abentheurer zum Wegweiſer dienen ſollteſt," ſagte er, neben ſie tretend, als ein Geräuſch ihn in ſeinem Selbſtgeſpräche ſtörte. Er blickte auf und gewahrte die Prinzeſſin, die, ſo viel er ſehen konnte, ihr zu folgen winkte. Er ſäumte keinen Augenblick, ſie war allein, ohne die läſtige Kammerfrau. — Jetzt bog ſie in einen andern Gang, der nach der Grotte des Neptuns führte. — Sie eilte, er verdoppelte ſeine Schritte; Hoffnung, Ahnung, Sehnſucht, er wußte ſelbſt nicht was alles, trieb ihn hinter ihr her — jetzt trat ſie in die Grotte, auch er und lag zu ihren Füßen.

„Aber mein Gott, Marquis Cinq Mars, was verfolgt Ihr mich? Je mehr ich eilte, Euch aus dem Wege zu gehen, deſto eifriger folgt Ihr mir — oder habt Ihr Euch getäuſcht und erwartetet vielleicht jemand anderes?" ſagte eine ihm wohlbekannte Stimme.

„Verzeiht, Herzogin!" erwiederte Cinq Mars, der trotz der Finſterniß ſogleich die Herzogin von Aiguillon an der Stimme erkannte und in dem nämlichen Augenblicke des verlornen Billets gedachte. „Ich ging auf ein Abentheuer aus und habe es gefunden."

„Gefunden?" unterbrach ihn die Herzogin und wollte entrüſtet ſcheinen.

„Nun, bei Gott, Dame, wenn Ihr das nicht für ein Abentheuer haltet!" fuhr Cinq Mars ſcherzend fort. „Ich ſtehe an die Bildſäule der Diana gelehnt, da kömmt

eine Dame zwiſchen den Bogenhecken auf mich zu, winkt mir —"

„Winkt Euch?" —

„Nun ja, ſo deutlich, daß ich es ſelbſt beim Sternenlichte ſehen konnte, dreht um, ich folge, und hier in dieſer dunkeln einſamen Grotte knie ich vor der Herzogin von Aiguillon, die von meiner Gegenwart ſo ergriffen iſt, daß ſie es duldet, wenn ich ihre Kniee umfaſſe, und mich nicht einmal nöthigt, aufzuſtehen."

„So ſteht in Gottes Namen auf, Marquis," ſagte die Herzogin lachend, während Cinq Mars ruhig aufſtand und ſie fragte: „Was ſteht nun eigentlich zu Eurem Befehl?"

„Daß Ihr Euch entfernt und mich allein laßt, ich habe Euch nicht aufgefordert, mir zu folgen."

„Schöne Herzogin!" nahm der Großſtallmeiſter das Wort. „Ihr ſeyd nicht ohne Abſicht hier, der Zufall führte Euch nicht zu der keuſchen Diana, und Ihr winktet mir abſichtlich. Ja, träte Lancelot vom See und ſelbſt König Artus mit ſeiner ganzen Tafelrunde vor mich und wäre mir widerſprechen, ich würde trotz der Paladins behaupten: Die Herzogin von Aiguillon hat mir gewinkt, ihr nach der Grotte des Neptuns zu folgen."

„Ihr ſeyd ein unbeſonnener, zudringlicher Menſch!" unterbrach ſie ihn. „Eure Eitelkeit läßt Euch glauben, jede Dame, die in den Gärten von St. Germain die Kühle des Abends genießen will, erwarte Euch bei der Bildſäule der Diana, weil Eine vielleicht jetzt vergebens Eurer harrt? Geſteht es mir, Marquis, Ihr erwartetet eine Andere, nicht mich?"

„Ehrlich geſagt, ja!“ erwiederte Cinq Mars mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit. „Aber geſteht auch Ihr eben ſo ehrlich, daß Ihr ein an mich gerichtetes Billet gefunden habt, und gebt es mir zurück.“

„Gefunden habe ich es, zurückgeben werde ich es nie!“ ſagte die Herzogin empfindlich.

„Das wird eine langweilige Nacht werden!“ ſeufzte Cinq Mars, und ſetzte ſich auf einen Stein am Eingange der Grotte.

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte die Herzogin.

„Hätte ich doch nie geglaubt, daß auch ich einmal die Paſſion des Königs, Vögel zu fangen, theilen würde. Sitz' ich doch hier auf dieſem harten Steine ſo feſtgebannt, wie der König auf ſeinem alten grünen Lehnſtuhle, und bewache das Vögelchen, das ich gefangen habe.“

„Marquis, ich hoffe nicht, daß Ihr es wagen werdet!“ —

„Ein treuer Ritter wagt Alles zur Ehre ſeiner Dame!“ fuhr Cinq Mars im ſcherzenden Tone fort. „Doch bitte ich ernſtlich, gnädige Frau, mir das Billet zurückzugeben, denn ich gebe Euch mein Wort, Ihr kommt nicht eher aus der Grotte des Neptuns.“

„Wollt Ihr mich zwingen, nach Hülfe zu rufen?“ ſagte die Herzogin, welcher der Scherz zu lange dauerte.

„Wie es Euch beliebt, Madame,“ erwiederte Cinq Mars gleichgültig. „So hart es ſich auch auf dem Steine ſitzt, ſo langweilig das Abentheuer auch iſt, ich bleibe, bis ich das Billet habe. Beim Hülferufen würdet Ihr auch nichts gewinnen, ich hätte morgen nicht allein die Lacher, auch die Frauen auf meiner Seite, die mich loben wür-

den, daß ich mich für die Ehre meiner Dame, der Nichte des Kardinals keck gegenüber gestellt habe, wenn auch einige Männer mich tadeln würden, meine Zeit nicht besser benutzt zu haben."

„Marquis, Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet!"

„Madame, dies Uebel bringt die Langeweile jedes Mal bei mir hervor; langweile ich mich, so vergesse ich mich stets. Sogar neulich bei dem Vogelheerde plagte mich die Langeweile, ich vergaß mich in Gegenwart des Königs so weit, jeunes fillettes zu singen, die Vögel flogen fort; heute wenigstens will ich mich hüten, das Lied zu wiederholen."

„Cinq Mars!" begann jetzt die Herzogin, den Ton herabstimmend. „Laßt den Scherz, er ist hier am unrechten Orte; überdies habe ich das Billet nicht bei mir, es ist mir also unmöglich —"

„Ihr hättet es nicht bei Euch, solltet einen so köstlichen Fund ruhig neben Euer Gebetbuch gelegt haben? Zehnmal habt Ihr es gelesen und Euch nicht davon getrennt."

„Herr Großstallmeister!" fuhr jetzt die Herzogin heftig auf. „Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung, fürchtet meine Rache!"

„Ich fürchte nur mein Billet nicht wieder zu bekommen," sagte er ruhig, und brachte mit seiner Kälte die Herzogin fast zur Verzweiflung.

„Nun gut, thut was Ihr wollt, Herr Marquis, bleibt ruhig auf Eurem harten Steine sitzen, ich werde auf dem Kanapee, trotz seiner häßlichen Kissen, mich doch etwas

beſſer befinden, als Ihr. Langweilt Euch, ich werde ein Gleiches thun."

„Verdammt, die Sache zieht ſich in die Länge!" dachte Cinq Mars. „Nun, mein Abentheuer iſt einmal verdorben, ſo muß ich mich denn wohl in Geduld fügen. Ich gab mein Wort, nicht eher wegzugehen, bis ich das Billet habe, ich muß Wort halten, und ſollte ich hier ſitzen bleiben, bis die Sonne aufgeht ſtatt des Mondes, der eben über die Hecken hervorſieht."

Der aufſteigende Mond, der ſein Zauberlicht durch den Eingang in die Grotte warf, veränderte die Situation. Cinq Mars konnte jetzt die Herzogin erkennen, die das alte Ruhebett dem Eingange gegenüber eingenommen hatte; Neptun und ſeine Tritonen, aus deren Hörnern das Waſſer ſtrömte, verbargen ihm nicht ganz die nachläſſig hingeworfene ſchöne Geſtalt der Dame, das Mondlicht, die Grotte magiſch erleuchtend, theilte auch ſeinen Zauber der immer noch reizenden Frau mit, und nach einigem Kampfe ſprang Cinq Mars plötzlich von ſeinem Steine auf, und ehe noch die Herzogin ſich recht beſinnen konnte, ſaß er ſchon an ihrer Seite. – Von dieſem Augenblicke an ſchien die Langeweile diesmal ſich ſelbſt und das Billet vergeſſen zu haben, denn es war bei Beiden davon keine Rede mehr. Er ſagte der Herzogin ganz freundlich, daß er es für ungalant halte, eine ſchöne Frau bei einem tête à tête nicht zu unterhalten, verſtand dies ſo gut, daß ein Lauſcher wahrlich nicht geahnet hätte, zwei feindliche Weſen hier neben einander ſitzen zu ſehen, bis plötzlich ein lauter Schrei die Eintracht ſtörte, Cinq Mars lachend aufſprang, das der Herzogin entriſſene Billet triumphirend

in die Höhe hielt, und dabei tausend Entschuldigungen, tausend Artigkeiten sagte, die Erbitterte zu besänftigen. Diese aber erwiederte auf alles dies nichts. „Reicht mir Euren Arm, Marquis," sagte sie mit anscheinender Ruhe, aber ihr Arm zitterte in dem seinigen. „Führt mich nach dem Schlosse zurück!" Er gehorchte; in der untern Halle dankte sie für seine Begleitung und ließ ihn stehen.

8.

Zum Glück für Cinq Mars zwang die Unterredung, die der Kardinal mit dem Könige gehabt, diesen, heute einer Berathung seiner Minister beizuwohnen, so daß er also nicht auf die Jagd gehen, und der Günstling seine Zeit nach eigenem Gefallen benutzen konnte. Die Depesche, welche der Kardinal am vergangenen Abende erhalten hatte, war nichts, als ein Bericht des Kriminalrichters Lafemas. La Porte, eben so verschmitzt als treu, hatte den Brief, welchen das Fräulein d'Hautefort in die Bastille gebracht, durch des Chevalier de Jars Vermittelung glücklich erhalten. Sogleich ließ er dem Kriminalrichter Lafemas sagen, daß er ihm ein wichtiges Geheimniß zu vertrauen habe, und da dieser sich zu ihm in die Bastille begab, sagte ihm La Porte, daß er, seines Gefängnisses müde, keine weiteren Rücksichten auf die Königin nehmen und alles, was er wüßte, gestehen wolle. Er entdeckte ihm hierauf, daß die Königin einen Brief in Chiffern geschrieben, dessen Inhalt von Wichtigkeit seyn

sollte, was Lafemas schon wußte, bestärkte diesen, so wie den Kardinal, dadurch in dem Glauben, er habe Alles gesagt, was er wisse, und sey von den Geheimnissen der Königin nicht weiter unterrichtet. Der König, durch das Fräulein von Lafayette für seine Gemahlin gewonnen, rief, als ihm der Kardinal diese Sache vortrug, freudig aus: „Sagte ich es nicht immer, Kardinal, daß die Königin unschuldig sey, und somit wünsche ich die Sache bald beendet!" Richelieu, der alles dies nur eingeleitet hatte, der Königin sein Uebergewicht fühlen zu lassen und sie wo möglich von sich abhängig zu machen, hatte, da er noch nicht am Ziele war, allerlei Einwendungen, doch bestand der König, wohl noch der Worte des Fräuleins Lafayette eingedenk, mit seltener Festigkeit darauf, und Richelieu, zu klug, um die Sache weiter zu treiben, und in der Hoffnung, König Ludwig werde bis zum Conseil seine Meinung ändern, schwieg. Aber er irrte diesmal; der Brief in Chiffern wurde auf Verlangen des Königs vernichtet, und La Porte verließ einige Tage darauf die Bastille und trat seinen Dienst bei der Königin wieder an.

Sich um alles dieses wenig kümmernd, denn in Staatsangelegenheiten mischte sich Cinq Mars nie, eilte dieser zu Marie Gonzaga. Nie hatte man wohl ein ähnlicheres Paar gesehen. Die Prinzessin, reizend und schön, schien schon von ihrer frühesten Jugend an für Abentheuer bestimmt zu seyn; sie hatte Eindruck auf Gaston, Herzog von Orleans gemacht, und war auch gar nicht abgeneigt gewesen, dem Bruder des Königs von Frankreich Herz und Hand zu geben. Doch dieß verdroß die damals allgewaltige verwittwete Königin Maria, die, obgleich aus dem Hause Medicis, es doch

für einen Schimpf für ihre Familie hielt, wenn einer ihrer Söhne die Erbin des Herzogs von Mayenne heirathete. Die junge Prinzessin mußte ihre Leidenschaft im Schlosse zu Vincennes in einjähriger Gefangenschaft abkühlen, und nach manchem kleinen Zwischenabentheuer schenkte sie ihr Herz an Cinq Mars. Schön, als sey sie die vierte Grazie, klug, listig, unternehmend, gutmüthig, aber auch im höchsten Grade leichtsinnig, gab sie sich dieser Neigung ganz und mit seltener Treue hin. Als Mann war, an Schönheit und Leichtsinn, Cinq Mars ihr völlig gleich.

Als er bei ihr eintrat, fand er sie, einfach, aber um desto lockender gekleidet, auf ihrem Ruhebett sitzend; sie schaute ihn mit ihren feurigen Augen so schalkhaft an, lächelte ihm so freundlich entgegen, daß er leicht sehen konnte, sie zürne ihm wegen des verunglückten Rendezvous nicht. Er entschuldigte sich nun bei ihr, schwur bei seiner Liebe, bei seinem Herzen, beides gar wandelbare Dinge, daß ihn ein unvorhergesehener Zufall von der Statüe der Diana, wo er treulich auf sie gewartet, abgerufen habe, und bat, ihm nicht zu zürnen.

„Wo waret Ihr, als ich arme Verlassene mit meiner hinkenden Duenna an der langweiligen Bildsäule Eurer harrte?" fragte sie und wollte ernst dabei scheinen. „Steht mir Rede, denn es ist weder fein, noch Sitte, die Dame seines Herzens in finsterer Nacht vergebens auf sich warten zu lassen."

„Ich darf es Euch nicht sagen, Prinzessin, die Pflicht verbietet es mir," antwortete er.

Marie ... Vierge.

„Gewiß verlockte Euch ein anderes Abentheuer.“

„Ja wohl ein anderes, aber wahrlich kein ſüßes, holde Marie!“

„Ich muß es wiſſen!“ ſagte ſie mit der Heftigkeit, die den Frauen eigen iſt, wenn ſie etwas ertrotzen wollen. „Nicht ein freundliches Wort, kein Liebesblick, kein Kuß wird Euch mehr, bekennet Ihr nicht in dieſem Augenblicke.“

„Dame meines Herzens!“ rief Cinq Mars, vor ihr niederknieend. „Sprecht nicht ein ſo furchtbares Urtheil. Sprächet Ihr kein Wort mit mir, müßte ich auch ſchweigen, blicktet Ihr mich nicht an, ſähe ich meinen Himmel nicht mehr offen — und verſagtet Ihr mir dieſe Roſenlippen zum Kuß, ſo ſtände ich, ein Durſtiger, an dem reinſten Quell, und dürfte, die Gluth zu löſchen, die mich verzehrte, das Labſal nicht an meine Lippen bringen.“

Die Prinzeſſin konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; ſie beugte ſich nieder, ihn aufzuheben, da fiel eine Aſter aus ihren braunen Locken, Cinq Mars ergriff ſie, ſprang auf, beſah die Blume, ſah auf die Prinzeſſin und ſagte dann: „Wie kommt Ihr, liebliches Bild des Frühlings, zu dieſer duftloſen Herbſtblume? Roſe und Myrthe muß ſich durch Euer Haar winden, nicht dieſer Nachklang verhallter Töne, nicht dieſes letzte Opfer des hinſterbenden Sommers!“

„Ich pflückte ſie aus Mißmuth, während Ihr mit der Herzogin von Aiguillon in der Grotte des Neptun ſaßet,“ erwiederte die Prinzeſſin.

„So wißt Ihr es? Nun, das iſt mir lieb!“ rief Cinq Mars freudig aus. „So bin ich meiner Pflicht, die

mir zu ſchweigen befahl, entbunden, und ich darf Euch Alles erzählen, was vorgefallen iſt."

„Bemüht Euch nicht, Cinq Mars!" unterbrach ihn die Prinzeſſin. „Ich weiß Alles, ſtand nicht fern vom Eingange der Grotte und habe jedes Wort gehört. Mein Herz hat freudig geklopft, und Ihr hättet mir keinen ſchönern Beweis Eurer Liebe geben können." Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte ſie an ſeine Lippen und Wort, Auge und Mund der Prinzeſſin waren ihm nicht mehr entgegen. „Was aber werden die Folgen jener nächtlichen Scene ſeyn?" ſagte ſie lange darauf. „Fürchtet Ihr nicht die Rache der beleidigten Frau, nicht die Rache Richelieu's, der ſeine Nichte mit größerer Zärtlichkeit liebt, als es einem Fürſten der Kirche wohl ziemen mag?"

„Holde Marie, daran habe ich nicht gedacht. Alle meine Gedanken waren bei Euch, und ſelbſt im Traume erſchient Ihr mir, wie konnte ich an die Herzogin von Aiguillon und an des Kardinals ewiges Hofmeiſtern denken!"

„Denkt oft an ihn, Cinq Mars!" ſprach die Prinzeſſin warnend. „So lange Ihr ſeine Kreatur waret, ließ er dem Könige die Puppe zum Spielen, ſeit Ihr aber in der Gunſt des Königs geſtiegen, ſeit Ihr Euch des Zuchtmeiſters entwachſen fühlt, fürchtet Alles von ihm!"

„Was hätte ich zu fürchten, da der König mich liebt?" ſagte der Günſtling zuverſichtlich.

„Eben deshalb viel, ſehr viel. — An dem Sohne des Marſchalls d'Effiat wäre Richelieu unbeachtend vor-

übergegangen, der Günſtling des Königs aber muß entweder ein Werkzeug in ſeiner Hand ſeyn, oder zertrümmert werden." — Cinq Mars wurde nachdenkend. — „Hat er Euch nie von dem Fräulein von Lafayette geſprochen?" fuhr die Prinzeſſin fort.

„Schon oft."

„Euch nie aufgefordert, gegen ſie zu handeln?"

„Erſt vor kurzem."

„Und was habt Ihr erwiedert?"

„Daß ich mich über des Königs Liebe freue, denn Liebe allein beglücke das irdiſche Leben, Liebe allein —"

„Ruhig, ruhig, mein Freund!" unterbrach ihn Marie Gonzaga. „Fliegt nicht zu weit vom Ziele. Ihr habt als rechtlicher, aber nicht als kluger Mann geantwortet. Ihr mußtet in den Plan des Kardinals eingehen und dennoch handeln, wie es Euch Euer Herz befahl."

„Verſtellung iſt mir fremd, Marie!"

„Am Hofe aber nöthig, und am nöthigſten am Hofe von St. Germain, wo Alles in Friede und Liebe vereinigt ſcheint und dennoch ſich Alles haßt. Der König, die Königin, der Herzog von Orleans, der Prinz Condé, die Großen, die den Prinzen, die, ſo dem Kardinal anhangen, alle ſcheinen ſich zu lieben und übertreffen ſich in Höflichkeitsbezeigungen, und Alle haſſen ſich, überall iſt Täuſchung, und wer nur ſeine Rolle am verſchmitzteſten ſpielt, bleibt am Ende Sieger. Und unter allen dieſen Partheien ſteht Richelieu lächelnd, behält die Zügel der Gewalt ſtraff in ſeiner Hand, und ſtraft, oder vertheilt auf Unkoſten des Staates ſeine Gnade, wie es ſein Vortheil erheiſcht."

„Ein schönes Bild des Hofes!"

„Kein schönes, aber ein treffendes," und die sonst so heitern Züge der Prinzessin wurden ernst. „Heinrich!" sagte sie, und zum ersten Male nannte sie ihn bei diesem traulichen Namen. „Oft schon sah ich mit Furcht Euch an dem Abgrunde stehen, an den die Verhältnisse jeden Günstling stellen; nichts konnte mich trösten, als die Hoffnung, der lebensfrohe, leichte Sinn, der Euer glückliches Erbtheil ist und den der jahrelange Umgang mit dem lebensmüden Ludwig nicht hat tödten können, werde Euch über die Klippen führen und Euch in Richelieu's Augen unbedeutsam erscheinen lassen. Ihr suchtet Ehre ohne Ehrgeiz, Geld ohne Habsucht, des Königs Gunst war Euch werth, weil Ihr ihn wahrhaft liebt, die Freundschaft des Kardinals, weil sie Euch das Bequemste auf der Welt dünkte—"

„Wie aus meiner Seele gesprochen!" fiel ihr Cinq Mars in die Rede.

„Aber seit einiger Zeit wird der schöne Trieb nach Ehre zur Ehrsucht, und daran bin ich vielleicht schuld. Ihr liebt das Geld, um es zu verschwenden, des Königs Gunst fängt an, Euch Langeweile zu machen, und in des Kardinals Freundschaft seht Ihr eine lästige Abhängigkeit."

„Leider wahr, Marie!" unterbrach er sie von Neuem.

„Nun, so bitte ich, beschwöre ich Euch bei der Liebe, die ich wirklich treu und wahr in Eurem flatterhaften Herzen glaube, mischt Euch jetzt nicht in die Händel des Staates, stellt Euch nicht feindlich dem Kardinal gegenüber, Ihr verderbt Euch selbst. Ihr seyd für die Kabale ein viel zu offener Mensch, würdet von Andern nur ge-

mißbraucht werden und für sie büßen. Geht zur Herzogin von Aiguillon, entschuldigt Euch, versöhnt Euch mit ihr, Ihr bezahlt sonst die Begebenheit von gestern theuer."

„Das kann ich nicht!" erwiederte Cinq Mars verdrießlich.

„Vermögen meine Bitten so wenig über Euch?" fuhr die Prinzessin fort. „Schon die Galanterie fordert dies Opfer. Geht noch heute zu ihr!"

„Fordert Ihr es, verlangt es die Galanterie, dann muß ich wohl gehorchen," erwiederte Cinq Mars, und Blick und Mund der Prinzessin lohnten den Folgsamen.

9.

Nicht so glücklich, wie der Großstallmeister, war der Kardinal Richelieu bei seinem Gange zur Königin Anna. Die schöne Frau, vielleicht auch nur die Königin, hatte sein Herz gefesselt, so daß er all' seines Verstandes, aller seiner Gewalt über sich bedurfte, seine Leidenschaft ihr und der Welt zu verbergen. Er hatte anfangs gesucht, sie auf dem gewöhnlichen Wege zu gewinnen, den er jedoch so leise und behutsam betreten hatte, daß ihm die Freiheit geblieben war, unbemerkt zurückzugehen, aber die stolze, kalte Fürstin, wohl ahnend, was die Freundschaft Richelieu's bezwecke, hatte ihn vielleicht zu rücksichtslos behandelt. Nun schlug er einen andern Weg ein, den ihm sein beleidigter Stolz zugleich mit seinem Scharfblicke eingab.

Er trat als entschiedener Gegner der Königin auf, die als spanische Prinzessin, da Frankreich mit Spanien im Kriege begriffen war, sich in einer peinlichen Lage befand. Einige Winke des Kardinals waren hinreichend, den mißtrauischen König, der seine Gemahlin nie geliebt hatte, gegen sie einzunehmen und ihre Liebe zu ihrem Bruder, Pilipp IV. von Spanien, ward ihr zum Verbrechen angerechnet. Hierzu kam noch der Umstand, daß die vom Hofe verbannte Herzogin von Chevreuse, die Freundin der Königin, nach Madrid ging, und dort mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Die Königin ward beschuldigt, mit ihr und mit dem Bruder im geheimen Briefwechsel zu stehen, und deshalb hatte La Porte lange Zeit in der Bastille sitzen müssen. Das Vernehmen zwischen der Königin und dem Kardinal war also ein feindliches, und Beide wünschten, jedoch auf verschiedene Weise, eine Aussöhnung herbeizuführen; das Phlegma der Königin wünschte Ruhe, das Herz des Kardinals Erwiderung.

Die Königin empfing den Kardinal, der um eine geheime Unterredung hatte bitten lassen, allein in ihrem Gemach, wahrscheinlich war sie von irgend Jemand aus dem Conseil von der Beharrlichkeit des Königs, mit der er auf Beendigung der Sache gedrungen, in Kenntniß gesetzt worden, denn sie empfing den Kardinal stolzer als je, machte ihm, ehe er noch zu sprechen beginnen konnte, die bittersten Vorwürfe über sein feindliches Benehmen gegen sie, und ließ im Eifer ihrer Rede nicht undeutlich merken, daß sie ihn durchschaut und recht gut den Grund seiner Feindschaft kenne. In diesem Tone hatte die Königin,

hatte es noch keiner gewagt, mit ihm zu sprechen; er erinnerte sich der unerwarteten Beharrlichkeit des Königs, und die Sache vielleicht ernster nehmend, als sie es verdiente, glaubte er nicht nachgeben zu müssen. Statt die Königin mit dem Willen ihres Gemahls bekannt zu machen, sagte er kalt, daß es ihm scheine, die Königin sey heute nicht in der Stimmung, ihn anzuhören, und empfahl sich zum großen Erstaunen Anna's von Oestreich, die etwas ganz Anderes erwartet hatte und nun wohl einsah, welchen nicht mehr gut zu machenden Fehler sie begangen habe, besonders da sie die Eitelkeit des Kardinals so tief gekränkt hatte.

Richelieu schritt eben in seinem Zimmer auf und ab, und überlegte, was er thun solle; er glaubte, daß ihm nichts Anderes übrig bliebe, als sich dem Willen des Königs geradezu zu widersetzen, wobei er zwar das Gewagte des Unternehmens fühlte, da es ihm klar war, daß irgend Jemand auf den König wirken müsse, und seine Unruhe nahm mit jeder Stunde zu, als Cinq Mars bei ihm eintrat. „Eminenz!" sagte er, „ich komme von Sr. Majestät mit dem Auftrage, wenn Ihr noch nicht bei der Königin gewesen seyd, nicht eher hinzugehen, als bis Ihr Se. Majestät gesprochen habt!"

„Wie kommt es, Herr Großstallmeister, daß Ihr mir diese Botschaft bringt?" fragte Richelieu.

„Ich war auf dem Wege zur Herzogin von Aiguillon."

„So!" unterbrach ihn der Kardinal. — „Kennt Ihr die Ursache dieses Befehles, Marquis?" fragte er nach kurzem Schweigen.

„Ich kenne ſie nicht!“ erwiederte dieſer, „nur weiß ich, daß der König nach dem Conſeil ohne mich auf die Jagd geritten war, mürriſch kehrte er zurück, begab ſich zur Königin, und iſt mit ſehr übler Laune in ſein Gemach getreten.“

Der Kardinal klingelte. „Die Herzogin von Aiguillon!“ befahl er dem eintretenden Diener. „Ich werde ſogleich zum Könige eilen,“ ſagte er ſodann zu Cinq Mars, den er wahrſcheinlich für dieſen Augenblick von der Perſon des Königs entfernt halten wollte. „Verweilt einen Augenblick, meine Nichte wird ſogleich kommen.“ Sie trat eben ein, Richelieu entfernte ſich und Cinq Mars hatte nun die beſte Gelegenheit, ſich wegen des Vorfalls der vergangenen Nacht zu entſchuldigen.

Die Herzogin hörte ihn ruhig an, erwiederte, ohne empfindlich zu ſcheinen, daß ſie ſein Benehmen von geſtern der Jugend und Unbeſonnenheit zuſchreiben wolle, und deshalb nicht auf ihn zürne, auch freue es ſie, daß er wenigſtens die Artigkeit gehabt, ſich bei ihr zu entſchuldigen. Was übrigens das Billet der Prinzeſſin beträfe, ſo könne dieſe ganz auf ihre Verſchwiegenheit rechnen, beſonders jetzt, da ſie glaube, die Prinzeſſin habe ihn hierher geſchickt. Cinq Mars läugnete dies nicht, und war zufrieden, ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, beſonders da die Herzogin ſich bald entfernte.

Auch Richelieu kehrte zufrieden von dem Könige zurück; ein ſonderbarer Zufall hatte ihn aus aller Verlegenheit gezogen. Der König war mißmuthig von der Jagd zurückgekommen. Unzufrieden, daß man Cinq Mars, der ihn begleiten ſollte, nicht hatte auffinden können, unzu-

frieden mit ſeinen Hunden, die ihre Schuldigkeit nicht gethan, ward die Jagd bald beendet. Als er wieder in das Schloß einritt, ſah er ſeine beiden Prinzen am Fenſter der Königin. Sonſt war er eben kein zärtlicher Vater, heute zogen ihn die Kleinen hinauf, und er trat, ſo wie er von der Jagd zurückgekehrt war, in die Zimmer der Königin. Den Dauphin, der ihm entgegen lief, fragte er zufällig: „Wie heißt Du?" Der Kleine antwortete mit kindiſcher Unbefangenheit, was ihm vielleicht eine vorwitzige Wärterin gelehrt hatte: „Ludwig der 14te." —„Noch nicht, noch nicht!" rief der König mit Heftigkeit und mochte dabei wohl zornig auf den Dauphin geblickt haben, denn dieſer lief ſchreiend davon, und, ſich vor dem Könige fürchtend, war er nicht wieder zu ihm zu bringen. „Madame!" ſagte Ludwig, durch die Worte und die Furcht des Dauphins aufgebracht. „Ich ſehe, Ihr impft früh Euren Kindern den Haß gegen den Vater ein, und lehrt ihnen bei Zeiten an meinen Tod denken!" Er verließ zornig die Königin, ging nach ſeinem Gemach, und ohne Cinq Mars, den er dort ſeiner harrend fand, Vorwürfe zu machen, befahl er ihm, den Kardinal zu rufen, um dieſem ſein Herz auszuſchütten. Jener geringfügige Umſtand änderte ſchnell ſeine günſtigen Geſinnungen für die Königin, und gab der Rache Richelieu's ein neues Feld.

10.

So ſchwer es auch einem Jeſuiten werden mußte, mit dem Prieſter eines andern Ordens etwas zu verhandeln,

war doch Pater Cauſſin gezwungen, ſeinen Freund, den Karmelitermönch Antonio, mit dem Auftrage des Kardinals bekannt zu machen. Wenn ihm auch ſonſt Antonio werth war, ſo ward ihm heute dieſer Beſuch ſchwer, da er vorausſah, daß ſie Beide verſchiedener Meinung ſeyn würden. Er hatte von ſeinen Obern die Weiſung erhalten, dem Kardinal öffentlich zu ſchmeicheln und ihm in Allem gefällig zu ſeyn, im Geheimen aber an ſeinem Sturze zu arbeiten, da der ſchwache König ihnen leichteres Spiel gab, als der gewandte Miniſter mit ſeinem unbeugſamen Willen, und ſo mußte er nach dieſer Vorſchrift handeln. Pater Cauſſin war kein gewöhnlicher Jeſuit; bei aller Gewandtheit und Verſchlagenheit ſeines Ordens war ihm ein fühlendes Herz geblieben, das freilich nur da ſprechen durfte, wo es den Vortheil des Ordens nicht betraf. Den König genau kennend, hatte er ihn ohne Kampf dem Kardinal ganz überlaſſen, und ſo Richelieu getäuſcht, der auf die Anhänglichkeit des Beichtvaters und ſeines Ordens feſt rechnen zu können glaubte. Der Pater kannte zu gut das Uebergewicht Richelieu's über den König, deſſen ewigen Wankelmuth, und wie der Kardinal mit einer Art Zauberkraft ihm Alles entlocken konnte, was ihm mitgetheilt wurde. Er hütete ſich daher wohl, bei dem Könige auch nur den kleinſten Verſuch zu machen, dem Kardinal zu ſchaden, und mit beiſpielloſer Geduld auf eine Gelegenheit lauernd, wodurch er ſich des Allgewaltigen entledigen könne, ſchien er auch dem ſchärfſten Beobachter ein unthätiger gleichgültiger Zuſchauer der Hofintriguen zu ſeyn.

Ihm war die Liebe des Königs zu dem Fräulein von

Lafayette erwünſcht; nur eine Leidenſchaft, glaubte er, könne dem abgeſpannten Charakter Ludwigs neue Schwungkraft geben, und das Fräulein genau kennend, hatte er die Ueberzeugung, daß dies ſchwere Werk ihr allein gelingen könne. Sie war bei weitem nicht die größte Schönheit des Hofes, die friſchen Roſen ihrer Wangen glühten auf zu dunkelm Grunde, aber ihr Geſicht war dennoch höchſt anziehend, ihr braunes Auge ſprechend und mild, ihr Mund freundlich und ſchön geformt, die Geſtalt vollendet, und über das Ganze floß der Zauber, ohne den die Jungfrau wohl ſchön, aber nicht unwiderſtehlich ſeyn kann, der Zauber, den Wehmuth gleich ſanftem Mondlichte über das Antlitz eines Mädchens breitet. Dieſer Zauber hatte auch den ernſten Ludwig gefeſſelt, und in ihren Augen hatte er die ungleich ſchönere d'Hautefort, die jedem Meiſel zum Muſter dienen konnte, ſchnell vergeſſen.

Mit inniger Freude hatte Cauſſin den König angehört, als er ihm, von manchen Gewiſſensbiſſen gequält, ſeine Neigung zu dem Fräulein von Lafayette gebeichtet hatte. Es war dem Jeſuiten gelungen, des Königs Zweifel zu löſen, und mit echt jeſuitiſcher Kunſt ſein Verhältniß zu ihr mit der ſtrengen Pflicht des Gatten zu verbinden.

Ganz anders hatte der Karmeliter gehandelt; er glaubte, ſey es ein König, ſey es ein Bettler, ſo wäre jede Verbindung ſtrafbar, die das Band der Ehe nicht heiligte. Ihn kümmerte nicht Politik, nicht Richelieu, das Seelenheil ſeines Beichtkindes lag ihm allein am Herzen, und je mehr er ſah, daß ihr Herz an dem Könige hing,

deſto mehr bekämpfte er ihre Neigung. Anfangs hatten ſeine Ermahnungen einen ganz andern Erfolg, als er erwartete, ſie fachten die Flamme in des Mädchens Bruſt an, ſtatt ſie zu dämpfen. Der gute Alte hatte, das weibliche Herz nicht genau kennend, den Schleier zerriſſen, der ihre Neigung ihr ſelbſt verbarg; mit dem Augenblicke aber, wo ſie ſich wiederholen mußte, was der Beichtvater ihr nun ſo oft ſagte, fühlte ſie auch in ihrer Liebe Kraft und Muth genug, dieſe Neigung rein zu erhalten. Sie glaubte den König glücklich machen zu können, ohne ſelbſt unterzugehen, und der Gedanke, der Schutzgeiſt Frankreichs zu werden, hatte für das zur Schwärmerei geneigte Mädchen ſo viel Lockendes, daß ſie dies nicht allein zum Zweck ihres Lebens machte, ſondern es auch als Mittel betrachtete, das Heil ihrer Seele zu gründen. Mit Schrecken ſah der gute Pater Antoine, daß die Flamme, durch religiöſe Schwärmerei unterhalten, immer mehr um ſich griff, und er ſuchte nur noch Rettung in der Demuth des Mädchens, dem er das Frevelnde ihres ſtolzen Vertrauens auf ſich ſelbſt zeigte. Hierdurch gelang es ihm endlich, ihren Entſchluß wankend zu machen und ihren Muth zu beugen.

In dieſer Zeit trat Pater Cauſſin bei ihm ein, ihn mit den Wünſchen des Kardinals bekannt zu machen. Der Jeſuit, gewöhnt, nie den geraden Weg zu gehen, wenn er auch wiſſen konnte, er führe am leichteſten zum Ziele, kam erſt nach manchem Umſchweife auf ſeine Sendung, und theilte nun dem Karmeliter ſeinen Auftrag mit. „Ich kenne Eure Anſichten nicht, Pater Antoine“ ſagte er zutraulich, „ich weiß nicht, ob Ihr alles Glück, alles Heil

in den Mauern eines Kloſters zu finden glaubt. Ihr wißt, daß hierin unſer Orden anders denkt; ich würde es daher ſehr bedauern, wenn ein ſo edles Geſchöpf, als das Fräulein von Lafayette, ſich in Kloſtermauern verſchließen wollte, da ſie in der Welt noch manches Gute ſtiften —"

„Und darüber zu Grunde gehen könnte!" fiel ihm der Karmeliter in die Rede. „Ihr liebt den Kardinal nicht, und habt als Beichtvater des Königs auch wohl keine Urſache, ihn zu lieben; Ihr hofft durch das Fräulein den Kardinal zu ſtürzen, und ich billige in Eurer Seele den Wunſch. Ihr glaubt dem Staate zu nützen, oder vielmehr Eurem Orden, mir gleichviel. — Ich, der unbedeutende Karmeliter, habe ein ganz anderes einfaches Ziel. Mich kümmern die Welthändel nicht, ich habe keinen Auftrag von meinen Obern, mich darein zu miſchen, ich habe nur das Heil einer Seele vor Augen, die am Abgrunde ſteht und die ich dem Verderben entreißen will."

„Nun wahrlich, Pater Antoine," nahm der Jeſuit das Wort, „Ihr müßt die Tugend des Fräuleins für ſehr ſchwach halten, wenn Ihr unter ſolchen Verhältniſſen ſchon für ſie zittert."

„Des Menſchen Herz iſt ſchwach, des Menſchen Sinn leicht zu verführen," erwiederte der Karmeliter.

„Fürchtet Ihr, der König könnte —" fuhr Pater Cauſſin fort. „Ein Wort von mir, ein Wort, das ihm die Qualen der Hölle ſchildert, iſt hinreichend, jedes Menſchliche in ihm zu unterdrücken."

„O laßt ihn menſchlich ſeyn!" unterbrach ihn der Karmeliter. „Es iſt ſo ſchön, wenn ein König auch ein Menſch iſt!"

„Ihr verſteht mich unrecht, werther Freund!“ entgegnete der Jeſuit. „Ich meine nur das Menſchliche, was Eurem Schützlinge gefährlich werden könnte. Ueberdies, was iſt eine Tugend ohne Prüfung! Laßt das Fräulein erſt ihr Werk zum Heile Frankreichs vollbringen, dann ziehe ſie, von dem Segen der Millionen begleitet, in das Kloſter ein, und was ſie gethan, wird ihr auch dort die Ruhe des Herzens geben.“ Der Karmeliter lächelte. — „Träte ſie jetzt aus der Welt, würde man ſagen, ſie fühlte ſich zu ſchwach, dem Könige zu widerſtehen, und fliehe nur deshalb in das Kloſter. Darum dächte ich, wenn Euch anders die Furcht vor dem Kardinal nicht zum Gegentheil beſtimmt, Ihr arbeitetet mit mir vereint an einem verdienſtlichen Werke —“

„Lieber Pater Cauſſin“ unterbrach ihn der alte Karmeliter, und ſein Auge blickte freundlich und wohlwollend auf den Jeſuiten. „Handelt nach Eurer Ueberzeugung und laßt mir die meinige, jeder von uns glaubt dann recht zu thun. Ihr wollt das Fräulein in den Strudel der Welt ſtürzen, um ſie zum Mittel zu Eurem Zwecke zu gebrauchen, ich ſuche ſie aus dem Strudel zu retten, und ihr Heil iſt mein Zweck. Was Ihr von Furcht vor dem Kardinal ſagt, trifft mich nicht, ich fürchte nur Gott und ſcheue keinen Menſchen!“

Der Beichtvater verſuchte noch manches, den Alten zu bewegen, aber nichts wollte gelingen; ſo mußte er ihn endlich verlaſſen, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, und an ein anderes Mittel denken, auf den Entſchluß des Fräuleins zu wirken.

11.

Fräulein von Lafayette, welche die Herzogin von Aiguillon, außer bei der Königin, wenig sah, hatte heute einer Einladung dieser mehr gefürchteten als geliebten Frau nicht entgehen können, und saß, während Pater Caussin bei dem Karmeliter sich befand, in dem Kabinet der Herzogin, sich von gleichgültigen Dingen unterhaltend, als eine Tapetenthür sich öffnete und der Kardinal eintrat. Die Herzogin schien durch seine Gegenwart unangenehm überrascht, das Fräulein von Lafayette begrüßte ihn mit Artigkeit, jedoch gleichgültig, und wollte diese Gelegenheit ergreifen, sich zu entfernen, die Herzogin aber bat sie so dringend zu bleiben, daß sie der Schicklichkeit wegen nachgeben zu müssen glaubte.

Richelieu, heute sehr gesprächig, suchte sich durch allerhand Aufmerksamkeiten liebenswürdig zu zeigen, was sonst nicht immer der Fall war. Mit seltener Gewandtheit wußte er den Faden des Gespräches festzuhalten und hinzulenken, wohin es ihn gutdünkte. So sprach er jetzt nur von gleichgültigen Dingen, die den Hof betrafen, dann kam er allmählig auf die Königin, auf das Fräulein d'Hautefort und auf den König. Er suchte hierbei die Lafayette unvermerkt in das Gespräch zu verwickeln, und sie zu vermögen, über manches sich offen auszusprechen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, Louise Lafayette war auf ihrer Hut, antwortete kurz und ausweichend auf seine Fragen, und als das Gespräch den König betraf, schwieg sie ganz. Da durchschnitt der Kardinal plötzlich den Knoten.

„Ihr scheint kein Zutrauen zu mir zu haben, Fräulein?“ sagte er, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

„Ich habe noch keine Ursache gehabt, Zutrauen oder Mißtrauen zu Euch, Herr Kardinal, zu fassen,“ erwiederte sie. „In meinen eingeschränkten Verhältnissen entgehe ich Eurer Beachtung und wir können uns wohl nie auf unserm Lebenswege begegnen.“

„Nie?“ unterbrach sie der Kardinal.

„Vor Eurem Auge steht die Welt,“ fuhr sie fort, „Euer Geist umfaßt das Wohl des Reiches, Euer Scharfblick dringt in die Geheimnisse der Höfe Europa's, wie soll da ein unbeachtetes Hoffräulein einer unbeachteten Königin hoffen können, der Kardinal Richelieu nähme Theil an ihr, wie könnte sie Zutrauen zu einem Manne fassen, dem ein unbedeutendes Wesen wie ich vielleicht nur lästig werden kann, und Mißtrauen habe ich gegen Niemand, der nicht mein Feind ist.“

„Ihr habt mich nie um etwas gebeten, mir noch nie Gelegenheit gegeben, irgend einen Eurer Wünsche zu erfüllen, um zu zeigen, wie sehr ich Euch gewogen bin.“

Das Fräulein lächelte. „Herr Kardinal,“ erwiederte sie mit der ihr eigenen Ruhe, „das wird auch nie geschehen. Den einzigen Wunsch, den ich haben könnte, habt Ihr schon erfüllt.“

„Und der wäre?“ fragte er verwundert.

„Mich unbeachtet zu lassen!“

„Fräulein!“ fiel ihr der Kardinal mit Hast in die Rede. „Da irrt Ihr. — Wer sich auf den Platz gestellt hat, den Ihr einnehmt, der kann, der will nicht unbeachtet bleiben.“ Er schwieg. Das Fräulein wartete ruhig

ab, ob er weiter reden würde, der Kardinal aber hoffte auf eine Antwort, und so schwiegen Beide.

„Fräulein!" begann endlich Richelieu von Neuem. „Ihr steht dem Könige so nahe, auch ich, deshalb wäre es gut, wir wären Freunde und handelten hier gemeinschaftlich. — Es ist das erste Mal," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, in welcher das große, lebendige Auge der Lafayette ruhig auf ihn geheftet blieb. „Es ist das erste Mal, daß ich irgend Jemand meine Freundschaft anbiete — ich hoffe —"

„Hofft von mir nichts, Eminenz!" unterbrach sie ihn ernst. „Um das Mittel zu irgend einem Zwecke in irgend einer Hand zu seyn, dazu bin ich zu stolz, um das Mittel zu seyn, den Kardinal Richelieu in der Gunst des Königs zu befestigen, zu schwach."

„Ihr seyd offen und bescheiden, zwei seltene Tugenden in Eurer Lage, Fräulein," sagte der Kardinal verbindlich und vermochte doch nicht seine Empfindlichkeit zu verbergen. „Wer so, wie Ihr, das Herz des Königs beherrscht, der muß —"

„Sich damit begnügen, meint Ihr?" fiel sie ihm in die Rede. „Ihr mögt vielleicht Recht haben, und ich glaube, ich gehöre unter die Genügsamen, denen dies genug seyn könnte. Doch wozu die Worte? — Die Frau Herzogin hat mich, so wie ich sehe, hierher beschieden, um Euch Gelegenheit zu geben, mich zu Euren Zwecken zu werben. Ihr sagtet vorhin, ich sey offen, nun so will ich es auch seyn, um Euch manche Frage und manches Wort zu ersparen. Fürchtet nie, daß ich mich in irgend eine Hofkabale gegen Euch einlasse, diese Waffe verachte ich;

hofft aber auch nie, mich zu irgend einem Zwecke benutzen zu können. Nie werde ich, wenn ich auch den Einfluß hätte, den König zu bewegen suchen, Euch zu entfernen, dazu kenne ich Euren Werth für mein Vaterland zu gut, aber stets werde ich dem Könige zurufen: Schüttelt die Fesseln ab, Sire, die Euer Diener Euch anlegt und seyd Herr! Nach dem, was ich Euch jetzt gesagt habe, Herr Kardinal," sagte sie aufstehend, „weiß ich, was ich künftig von Euch zu erwarten habe und bin auf Alles gefaßt!"

Der Kardinal lächelte, küßte mit zweideutiger Galanterie ihre Hand und meinte, selbst das Bitterste würde, von solchen schönen Lippen gesprochen, süß, und sein Betragen gegen sie solle ihr beweisen, daß er es, selbst nach dieser Erklärung, treu und redlich mit ihr meine.

Eine Verbeugung dankte ihm für diese verbindlichen Worte, ein bitteres Lächeln, das ihren schönen Mund umzog, sagte ihm, daß sie ihn durchschaue. Sie empfahl sich der Herzogin, verbeugte sich kalt gegen den Kardinal und entfernte sich.

„Ein gefährliches Wesen!" rief Richelieu, seinem Verdrusse Luft machend. „Ein solcher fester Sinn vermag selbst einem Ludwig seine Kraft mitzutheilen. Nichte!" wandte er sich zur Herzogin, „hätte die Natur diesem Mädchen nicht das Ueberspannte und die Andächtelei zugesellt, sie hätte die Kraft und den Muth, ganz Frankreich umzustürzen und Ludwig den 13ten zu einem Könige zu bilden!"

12.

Kaum war das Fräulein von Lafayette in ihr Zimmer getreten, als ſie auch ſchon zur Königin gerufen wurde. Es war zur ungewöhnlichen Zeit, das fiel ihr auf und ſie ahnete nichts Erfreuliches. Sie fand Anna von Oeſtreich mit ihrer Oberhofmeiſterin im Schlafzimmer allein, und der Ernſt, der ſich auf Anna's Antlitz ausſprach, beſtätigte ihre Ahnung.

„Louiſe!“ redete die Königin ſie an. „Seit einiger Zeit mißfällt mir Dein Benehmen. Ich gab Dir auf Bitten Deiner würdigen Verwandtin, der Frau von Senecé, eine Stelle unter meinen Hoffräuleins, Dein frommes ſittliches Betragen nahm mich für Dich ein, ich glaubte eine dankbare Dienerin an Dir zu gewinnen, und ſtatt deſſen —“

Die Königin hielt inne, und ihr zorniger Blick begegnete dem ruhigen des Fräuleins.

„Meine Königin zürnt auf mich!“ nahm endlich Louiſe von Lafayette das Wort. „Und doch kenn' ich die Urſache nicht, weshalb.“

„Die kennſt Du nicht?“ fuhr die Königin auf.

„Nein, gnädige Frau! Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Nennt mir, ich bitte Euch, nennt mir mein Verbrechen.“

„Ich bin zu ſtolz, es zu nennen!“ ſagte die Königin, einen verächtlichen Blick auf ſie werfend. „Es iſt aber von der Art, daß, wüßte ich nicht, Du würdeſt von höherer Hand beſchützt und daß mithin mein Wille nicht hinreicht, ich Dir den Hof verböte.“

„Dies genügt, um mich von der Person Ew. Majestät zu entfernen," sagte das Fräulein, sich verbeugend, und wollte sich entfernen.

„Bleib!" befahl die Königin; sie gehorchte.

Es trat jetzt eine kleine Pause ein. Die Königin sprach leise mit der Frau von Senecé, und warf mitunter zornige Blicke auf die Lafayette, die im Gefühle ihrer Unschuld mit Ruhe sie ertrug und bescheiden vor ihrer Gebieterin stand.

„Zwinge mich nicht," begann jetzt die Königin von Neuem, „zwinge mich nicht, zum ersten Male, seit ich auf Frankreichs Thron sitze, den Kardinal Richelieu um etwas bitten zu müssen; ich glaube, so getrennt ich auch von ihm bin, so träfen wir hier auf gleichem Wege zusammen."

„Meine theure Gebieterin!" nahm jetzt das Fräulein, mit dem sanften, dem Innersten ihres Herzens entquollenen Tone ihrer Stimme das Wort. „Befehlt nur, und ich gehorche gern. Was soll hier der Kardinal, was bedarf es eines Andern als des Willens meiner Königin? Ich soll den Hof meiden — Gut, ich will es."

„Wird es der König zugeben?" fragte die Königin etwas besänftigter.

„Vielleicht!" —

Die Königin bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie rasch: „Geh' auf Dein Zimmer, das Uebrige wird Frau von Senecé mit Dir besprechen."

Louise ging. Bald darauf trat die Oberhofmeisterin bei ihr ein, um mit ihr die schicklichste Art und Weise zu verabreden, den Hof mit Anstand zu verlassen.

„Noch steht zwar mein Entschluß nicht fest," erwiederte die Lafayette, „aber überlaßt das nur mir, mit Anstand trete ich gewiß vom Schauplatze ab. Ich bitte Euch nur, der Königin zu sagen, daß ich mit meiner Entfernung kein Opfer brächte, ich tauge nicht hierher in diese Flitterwelt voll bunter Eitelkeit, mein Herz sehnt sich nach Höherem."

„Nach Höherem?" unterbrach sie Frau von Senecé verwundert, denn sie gab den Worten eine falsche Deutung; das Fräulein, dies bemerkend, lächelte mitleidig. Die Frau von Senecé berührte jetzt ihr Verhältniß zum Könige, und konnte die Furcht nicht verbergen, der Monarch werde es nie erlauben, daß sie den Hof verlasse. „Dies fürchte auch ich," erwiederte Louise; „doch Gott wird des Königs Herz nach seinem Willen lenken." Die würdige Dame wollte nun in das Verhältniß noch tiefer eindringen, das Fräulein wich aber jeder Frage aus und die Oberhofmeisterin mußte sich unbefriedigt entfernen.

Louise von Lafayette hatte sich, vielleicht vom Pater Karmeliter dazu aufgefordert, schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Hof zu verlassen, und in einem Kloster in frommer Einsamkeit die Tage ihres Lebens zu verbringen. Die Auszeichnung des Königs bestärkte sie zuweilen in ihrem Vorsatze, zuweilen machte sie dies wankend. Ueberschaute sie klaren Blicks das Gefährliche ihrer Stellung, so zog es sie in's heilige Asyl; gedachte sie hingegen des Guten, das ihr in ihrem Verhältnisse zu wirken vergönnt seyn möchte, so glaubte sie sich wieder vom Himmel zu einem Platze bestimmt, auf dem sie thätig für das Beste der Menschheit handeln könne, während ihr im Kloster nur erlaubt sey, zu beten. So

war in ihrem Innern ein Zwiespalt entstanden, der in gleichem Maße mit der Neigung zum Könige wuchs; auch jetzt, da sie sich allein auf ihrem Zimmer befand, störten diese gegen einander kämpfenden Gefühle jede ruhige Ueberlegung, und als ihre Zofe eintrat und ihr meldete, der Großstallmeister wünsche sie zu sprechen, stand ihr Entschluß noch nicht fest.

„Ich komme vom Könige mit einer sonderbaren Sendung, holdes Fräulein," redete Cinq Mars sie an. „Ich muß im voraus um Verzeihung bitten —"

„Jede Botschaft Sr. Majestät empfange ich mit Dank und schuldiger Ehrfurcht."

„Nun, es ist mir lieb, daß Ihr mir die Sache leicht macht," nahm Cinq Mars schnell das Wort, „denn wahrlich, es betrifft nichts Geringeres, als daß Euch der König um eine Zusammenkunft bitten läßt. Es haben sich am Hofe allerlei beunruhigende Gerüchte verbreitet, er wünscht daher Euch noch heute, ehe er zur Königin geht, insgeheim zu sprechen."

„Sagt Sr. Majestät," erwiederte das Fräulein, und konnte ihre Gemüthsbewegung nicht verbergen, denn eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, „sagt Sr. Majestät, daß ich zu jeder ihm beliebigen Stunde ihn hier in diesem Zimmer erwarte, jedoch nur unter der Bedingung, daß unsre Unterredung vor einem Zeugen geschieht."

„Dies wird den König belästigen," meinte Cinq Mars. „Ich glaube, er wird dann weniger offen gegen Euch seyn."

„Ohne diese unerläßliche Bedingung kann ich ihm keine Zusammenkunft gestatten, Herr Marquis; sagt dies dem Könige, er wird mir deshalb nicht zürnen."

Cinq Mars schüttelte lachend sein lockiges Haupt und meinte, diese Nachricht würde die keinesweges rosenfarbige Laune Sr. Majestät nicht besser stimmen, da aber das Fräulein darauf bestand, nur unter dieser Bedingung den König zu sprechen, so mußte sich der Großstallmeister mit dieser Antwort begnügen.

Kaum hatte sich die Thür hinter Cinq Mars geschlossen, als eine unbeschreibliche Angst sich des Fräuleins bemächtigte. Der Wunsch des Königs war ihr lieb gewesen, sie wollte diese Gelegenheit ergreifen, ihm ihren Entschluß bekannt zu machen, aber sie fühlte auch, daß die kommende Stunde über ihr ganzes Leben entscheiden könne, selbst der Gedanke einer Zusammenkunft mit dem Könige regte sie auf. — Sie schritt ängstlich im Zimmer auf und ab, jedes Geräusch auf dem Vorsaale machte sie zittern, bei jedem Fußtritte glaubte sie, es sey der König, und nur im stillen Gebete zum Himmel hatte sie die nöthige Fassung erlangt, als Ludwig bald darauf mit Cinq Mars eintrat.

„Ihr wollt mich nicht ohne Zeugen sprechen?" redete er sie an. „Dies Mißtrauen hat mir wehe gethan, Louise!"

„Um mir die Achtung Ew. Majestät zu erhalten, bat ich darum; Euer Begleiter darf ja wohl hören, was Ihr mir zu sagen habt," erwiederte das Fräulein verlegen, während Cinq Mars, nichts hören wollend, sich in die andere Ecke des Zimmers zurückzog und die an der Wand aufgehangenen Heiligenbilder betrachtete.

Der König hatte indessen das Fräulein an ein Fenster geführt, sie zum Sitzen genöthigt und neben ihr Platz

genommen. „Louise!“ sagte er hier mit halbgedämpfter Stimme. „Unter den Hofleuten hat sich ein Gerücht verbreitet, als wolltet Ihr den Hof verlassen und Euch in ein Kloster zurückziehen.“

„Das Gerücht hat diesmal nicht gelogen,“ sagte sie beklommen.

„Nicht!“ rief der König, von seinem Sitze emporspringend, heftig aus. „Wer zwingt Euch dazu? Ist es die Königin, ist es der Kardinal? Nennt mir den, der es wagte!“ —

„Mein eignes Herz, kein fremder Wille bestimmte mich,“ erwiederte sie mit tiefer Bewegung. „Schon lange schienen mir die heiligen Mauern eines Klosters ein würdiges Asyl.“

„Und Ihr wollt mich verlassen, Louise?“ sprach der König, von seltener Rührung ergriffen. „Das einzige Wesen, in dessen Brust ich zutrauensvoll meinen Kummer niederlegen kann, das einzige Herz, das mit Treue und Ergebung an mir hängt, will mich verlassen?“ —

„Muß ich nicht, Sire?“ unterbrach ihn das Fräulein. „Stehe ich so rein und makellos vor der Welt, als vor Euch und meinem Gott? Spricht nicht der Schein wider mich und Euch? Lese ich nicht in dem Auge der Königin täglich den Schmerz, den ihr die Auszeichnung, welche Ihr mir gewährt, mit Recht verursachen muß? Soll ich feindlich zwischen Euch und Eure edle Gattin treten, die wahrlich Eure Liebe verdient?“

„Die Spanierin konnte mit Gleichgültigkeit meine thörichte Vorliebe für das Fräulein d'Hautefort sehen,“ sagte der König mit Bitterkeit. „Sie schwieg und schien

ganz damit zufrieden. Iſt die Hautefort nicht noch jetzt um ihre Perſon? Und ob ich dieſe liebte oder eine andere, war ihr gleichviel, wußte ſie doch, daß nur die Eitelkeit dieſer Stolzen, nicht ihr Herz an mir hing. Aber Euer Wohlwollen, Eure Freundſchaft, ja, daß ich es ausſprechen darf, Eure Liebe gönnt ſie mir nicht. Ich weiß es," fuhr er, immer heftiger werdend, fort, „ſie iſt die Natter, die ihr Gift auf Euch Unſchuldige ausgeſpritzt hat, ſie will Euch vom Hofe entfernen, ſie hat Euren Beichtvater beſtochen; geſteht es nur, Louiſe, die Königin hat Euch zu dem unglücklichen Entſchluſſe beſtimmt."

„Meine Pflicht, Sire, der Gedanke an jene Welt beſtimmte mich allein," erwiederte das Fräulein. „Ich ſehe hier einen Abgrund vor mir — noch iſt es Zeit —"

„Ja, noch iſt es Zeit, die Sache zu ändern," fiel ihr der König in die Rede, „noch iſt es Zeit, Euch von dieſem Entſchluſſe zurückzubringen; nie gebe ich meine Einwilligung dazu. Alle Aebtiſſinnen, alle Vorſteherinnen der Klöſter erhalten noch heute den ſtrengen Befehl, Euch nicht aufzunehmen, und wehe, wer nicht gehorcht! — Oeffentlich will ich Euch gegen Jeden in Schutz nehmen, noch heute Abend es dem ganzen Hofe verkünden, daß, wer Euch beleidigt, meine Ahndung zu fürchten hat!"

„Wollt Ihr mich verderben, Sire?" ſagte Louiſe Lafayette mit Thränen im Auge. „Wollt Ihr meinen unbeſcholtenen Ruf, meinen guten Namen zu Grunde richten? Nein, Sire, fühlt Ihr wirklich Theilnahme für mich, ſo laßt mich allein handeln. Ihr verweigert mir die Erlaubniß, den Hof zu verlaſſen; nun wohl, ſo muß ich gehorchen. Sprecht Euren Willen ohne Zorn gegen die Königin aus,

und ich muß einen andern Zeitpunkt abwarten, wo er sich nur dem Willen Gottes zu beugen braucht. Ja, Sire, ich will am Hofe bleiben, wenn es Euer fester Wille ist, ich bleibe, bis eine höhere Pflicht mich zwingt, auch gegen Euren Befehl Hof, Welt und Euch zu verlassen.

„Und würde Euch das so leicht werden, Louise?" fragte der König, durch ihr Versprechen beruhigter geworden.

„Leicht würde es mir nicht, Sire. Ich erkenne Eure Güte, mein Herz fühlt sie tief, es würde mir schwer werden, mich von Euch zu trennen, da ich Euch Trost gewähren kann, aber nicht jeden Schritt wandelt der Mensch auf Rosen, oft stechen ihn die Dornen blutig, und doch muß er ihn thun."

„Ihr liebt mich so redlich," sagte der König, seinen Arm um ihren zarten Leib schlingend, was er noch nicht gewagt.

„Und uneigennützig und doch von Herzen," sagte das Fräulein, von dem Augenblicke überrascht; doch kaum hatte sie das Wort gesprochen, als sie aufsprang, erröthend über das, was sie gesagt, in Gegenwart von Cinq Mars gesagt, eine Entschuldigung zu stammeln begann, und dann den König mit leiser Stimme bat, sich zu entfernen.

„Schon jetzt?" sagte der König und erfaßte ihre Hand.

„Jetzt, jetzt!" bat sie, duldete es jedoch, daß er die Hand an Herz und Lippe drückte.

„So lebet wohl, Louise!" sagte Ludwig, vielleicht zum ersten Male das Entzücken der Liebe fühlend, „und haltet Wort!"

„Ja, Sire, ich halte Wort!“ erwiederte ſie, ſich vor dem Könige neigend, und mochte es Cinq Mars wohl Dank wiſſen, daß er dem Könige folgte, ohne ſie weiter zu beachten. Er ſah ihre Verlegenheit, und war gutmüthig genug, lieber unhöflich zu ſcheinen, als dieſelbe zu vermehren.

13.

Haſtig, aber ſchweigend ſchritt der König über den langen Gang, der nach dem andern Flügel des Schloſſes zu ſeinen Gemächern führte. Als er dort eingetreten war, klopfte er Cinq Mars mehrere Male vertraulich auf die Schulter. Heinrich!“ ſagte er, ſo wie es ſchien, mit ſich zufrieden. „Haſt Du es gehört, haſt Du ſie ſprechen hören?“

„Ja, Sire!“ erwiederte Cinq Mars. „Aber auch Eure Worte habe ich vernommen und ſie tief in mein Gedächtniß geprägt; haltet nur Wort, ſprecht Euren Willen noch heute beſtimmt aus, und opfert das edle Mädchen weder dem Kardinal, noch der Königin.“

„Cinq Mars!“ rief der König entrüſtet.

„Ja, Sire, ich wiederhole es, haltet Wort! Manche traurige Erfahrung läßt mich fürchten, Ihr werdet Euch dem Willen des Kardinals nicht widerſetzen, und daß er ſie von Euch entfernen will, weiß ich gewiß.“

„Woher weißt Du das?“

„Von ihm selbst, Sire! — Wer Euch wohl will, ist sein Feind, wer Euch treu dient, in seinen Augen ein Verbrecher. Doch, was brauche ich Euch von diesen Dingen zu unterhalten, die Ihr besser wißt, als ich, und von denen morgen doch der Kardinal aus Eurem Munde erfährt, daß ich sie gesagt habe."

„Schweig, unnützer Schwätzer!" rief der König drohend.

„Ihr habt mir das Vorrecht gegeben, offen zu Euch zu reden, ich thue es, obgleich ich weiß, es führt mich in's Verderben. Sprecht heute noch Euren bestimmten Willen in Hinsicht der Lafayette aus, morgen habt Ihr den Muth dazu schon nicht mehr." Der König, wohl zuweilen jähzornig, griff bei diesen Worten nach seinem Stocke. Cinq Mars aber erfaßte seine Hand, küßte sie und sagte mit Herzlichkeit: „Sire, ich meine es wahrlich gut, ich habe ein dankbares Gemüth, zürnt nicht." Der König, dessen Zorn schnell vorübergehend war, ward durch diese gemüthliche Aeußerung besänftigt. „Ich weiß es, Heinrich, daß Du es gut mit mir meinst," sprach er, „aber Deine Worte verwunden mich oft zu tief, sey vorsichtiger, ich könnte mich auch einmal übereilen." Er ergriff bei diesen Worten die Klingel und schellte. „Damit Du siehst, daß ich auch zuweilen Deinen Rath befolge, so will ich Deinen Wunsch sogleich erfüllen." Er befahl dem eintretenden Kammerdiener, zu dem Kardinal zu gehen und ihm zu sagen, daß der König ihn sogleich zu sprechen wünsche. „Durch ihn," wandte sich nun Ludwig zu Cinq Mars, „soll die Königin meinen Willen erfahren,

und ich fürchte nicht, daß er hierin mir entgegen seyn wird."

„Ich fürchte, Sire!" meinte der Günstling.

„Bei dem, was mein Herz trifft, mag er es versuchen," sagte der König mit Zuversicht.

„Erlaubt wenigstens, daß ich mich entfernen darf, wenn er kommt," bat Cinq Mars, „denn wehe dem, der zugegen wäre, wenn er Euch gehorchen müßte."

„Thue das," meinte der König, „aber bleib an der Tapetenthür stehen, da kannst Du jedes Wort hören." Indem kam der Kammerdiener zurück. „Se. Eminenz lassen sich entschuldigen, dringende Geschäfte hielten ihn an seinen Schreibtisch festgebannt, sobald er sie beendet habe —"

„Geh' zurück und sag' ihm, sag' dem Kardinal, er solle sogleich kommen, ich beföhle es!" rief der König, durch das laute Lachen von Cinq Mars noch mehr aufgebracht.

„Der arme Pierre Corsart!" sagte dieser, während der König heftig im Zimmer auf und ab schritt. „Wie wird er sich winden und drehen müssen, um Euren Befehl auszurichten."

„Kömmt er nicht, dann wehe ihm!" sprach der König in abgebrochenen Sätzen vor sich hin. „Noch heute soll er fort — heute noch will ich das Sklavenjoch abschütteln, das mir lästig zu werden beginnt."

„Das gebe Gott!" murmelte der Marquis gleichfalls vor sich hin, immer aufhorchend, ob er die Tritte des Kardinals höre, damit er sich schnell in sein Versteck flüchten könne.

„Er soll mein Herz nicht von dem Mädchen reißen," fuhr der König in seinem Selbstgespräche fort — „nicht er, nicht die stolze Spanierin, das schwöre ich."

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein. „Se. Eminenz folgen mir auf dem Fuße," sagte er. Bei diesen Worten entschlüpfte Cinq Mars durch die Tapetenthür, und des Königs Selbstgespräch, so wie sein rasches Auf- und Niedergehen, war unterbrochen.

Mit großer Eile trat jetzt Richelieu ein. „Was ist vorgefallen, Sire, daß Ihr mich so dringend zu Euch rufen laßt? Droht dem Staate irgend eine Gefahr, habt Ihr eine Verschwörung entdeckt? Theilt es mir mit, daß wir schnelle Hülfe suchen können!"

Durch diese Anrede war der König in der seinigen, die zu halten er sich vorgenommen hatte, etwas gestört worden, doch faßte er sich. „Ich liebe nicht, zweimal zu schicken, Kardinal!" sagte er jetzt, ohne seinen Unmuth zu verbergen, „und um so mehr wundere ich mich jetzt, daß Ihr auf meine erste Aufforderung nicht kamt, da Ihr glaubt, dringende Staatsgeschäfte riefen Euch hierher."

„Verzeihet, Sire," erwiederte Richelieu, von diesen ernsten Worten doch etwas überrascht. „Es fehlt der Armee an Geld, die Kassen sind leer, alle Hülfsmittel erschöpft, ich saß, als Euer Kammerdiener bei mir eintraf, eben mit Bouthillier, rechnete und überlegte, wie das Geld herbeizuschaffen sey. Manchen Vorschlag, den er that, mußte ich verwerfen, da ich ihn für das schon so sehr erschöpfte Land zu drückend fand, und eben glaubten wir am Ziele zu seyn, als der zweite Befehl Ew. Majestät— Doch was ist der Wunsch meines Königs, was habt Ihr

mir zu sagen? Ich bin in der höchsten Unruhe, bis ich weiß, welch wichtiger Grund Ew. Majestät bewogen hat, mich auf so ernste, bestimmte, ich möchte fast sagen harte Weise, hierher bescheiden zu lassen."

„Corsart hat doch nicht gewagt?" — unterbrach ihn der König.

„Er hat gewiß weniger gesagt, als ihm befohlen wurde," erwiederte Richelieu. — „Was habt Ihr zu befehlen, Sire?"

„Kardinal!" begann nun der König, und man sah, daß es ihm schwer wurde, von seinen Herzensangelegenheiten zu reden, da Richelieu so Wichtiges zu erwarten schien. „Kardinal, durch Mancherlei, das ich nicht erwähnen mag, ist das Fräulein Lafayette bewogen worden, den Hof zu verlassen und den Schleier zu nehmen. Habt die Güte, der Königin meinen festen Willen wissen zu lassen, daß dies nicht geschehen soll, meldet ihr, daß ich jedes dem Fräulein gesagte harte Wort als mir gesagt betrachten werde, und daß, wer ihr Feind ist, auch der meinige sey."

„Ich werde es der Königin kund thun," erwiederte Richelieu, gleichgültig scheinend. „Nur frage ich Ew. Majestät, ob ich es mit den nämlichen harten Worten sagen soll, oder meinen Auftrag schonender vortragen darf."

„Wiederholt, was ich gesagt!" erwiederte der König kurz.

„Sire, Ihr wißt, daß ich nicht zur spanischen Parthei, mithin nicht zur Parthei der Königin gehöre, aber dennoch finde ich hart, was ich Eurer Gemahlin sagen soll. Ihr zeichnet eine Dame ihres Hofstaates auf eine Weise aus, die dem ganzen Hofe Grund zu manchen Bemerkungen giebt.

Geschäftige Zwischenträger brachten dies wahrscheinlich zu den Ohren der Königin, sie faßt einen Groll gegen das Mädchen, wünscht sie von ihrer Person entfernt und läßt es ihr vielleicht auf eine empfindliche Weise merken. Könnt Ihr das der Königin verargen, Sire? Verdient sie nicht Schonung? Soll sie die einzige Gattin in Frankreich seyn, die ihre Nebenbuhlerin um sich dulden muß?"

„Kardinal, vergeßt Euch nicht!" fiel ihm der König verdrießlich in die Rede.

„Sire!" fuhr dieser fort, sich tief vor seinem Herrn neigend. „Ich werde es nie vergessen, daß ich vor meinem Herrn und Könige stehe, aber auch als Minister, und dürfte ich es wagen, mich des Ausdrucks zu bedienen, auch als Freund meines Königs darf ich meine Pflicht nicht vergessen. Sully hatte den Muth, den Ehecontrakt, den Euer großer Vater mit seiner Geliebten geschlossen hatte, in seiner Gegenwart zu zerreißen, und ich sollte es nicht wagen, jetzt, da es noch Zeit ist, meinen König, dem die Tugend höher steht als Alles, vor dem Abgrunde zu warnen, an den er tritt?"

„Ich weiß es, Kardinal," unterbrach ihn der König, der sich von seiner schwächsten Seite gefaßt sah. „Ihr liebt das Fräulein nicht, Ihr fürchtet ihren Einfluß.'"

„Wer sollte die tugendhafte Louise Lafayette, dieses fromme Mädchen, nicht lieben? Aber eben weil ich sie liebe, möchte ich sie vom Verderben retten, und auch Euch, mein König, dessen Seelenheil mir so sehr am Herzen liegt als seine irdische Macht —"

„Ihr wollt mich glauben machen, Ihr wolltet dem Fräulein wohl — Ihr täuscht mich nicht, Kardinal," fuhr

der König fort, „denn in diesem Augenblicke hintergeht Ihr mich. Doch kurz, ich will, daß das Fräulein am Hofe bleibe, und verlange, daß Ihr der Königin meinen Willen kund thut."

Richelieu, diesen festen Ton aus dem Munde des Königs nicht gewohnt, stutzte anfangs, dann besann er sich schnell. „Der Wille Ew. Majestät ist mir stets Befehl; wollt Ihr Eure, wollt Ihr die Tugend des Fräuleins auf das Spiel setzen, so thut es, aber ändert nur Eure Meinung von mir, und glaubt nicht, daß ich das Fräulein hasse. Ihr verdammt mich ohne Beweise."

„Ohne Beweise?" fuhr der König fort. „Ich habe die sprechendsten!"

„Habt die Gnade, sie mir mitzutheilen," bat Richelieu.

„Habt Ihr nicht das Fräulein Jemandem zur Ehe vorgeschlagen, habt Ihr nicht Andere bereden wollen, sich gegen sie zu verschwören?"

„Nie, Sire!"

„Nie?"

„Wem habe ich sie vorgeschlagen und mit wem mich gegen sie verschwören wollen?" fragte der Listige, der aus der Sache wenigstens den Nutzen ziehen wollte, seinen Gegner kennen zu lernen. „Ich bitte Euch, Sire, nennt ihn mir!"

„Meinem Großstallmeister habt Ihr sie zur Gattin vorgeschlagen, ihn bewegen wollen, den Versuch zu wagen, mich von ihr loszureißen," sagte der König, von der Ruhe des Kardinals zur Heftigkeit verlockt.

„Sire, er hat es gewagt, Euch zu hintergehen,"

ſagte Richelieu mit kalter Ruhe. „Nie habe ich über dieſen Gegenſtand ein Wort mit ihm gewechſelt.“

„Nie?“ rief der König bitter lachend aus, riß die Tapetenthür auf und rief dem plötzlich vor dem Kardinal Stehenden zu: „Cinq Mars, tritt her und wiederhole, was Du mir geſagt haſt.“

Von dem Augenblicke an, wo Richelieu Cinq Mars vor ſich ſah, war er ganz umgeändert. Der Anſtrich von Unterthänigkeit, mit dem er vor dem Könige geſtanden, wich der ernſten Würde. Mit durchdringendem Blicke, mit finſterm Ernſte ſah er auf den Günſtling herab, der anfangs verlegen, bald aber mit ſeinem gewöhnlichen Leichtſinn die Sache als eine luſtige Scene zu betrachten ſchien.

„Herr Großſtallmeiſter!“ brach endlich Richelieu das Schweigen, das dem Könige ängſtlich zu werden begann. „Ich erſuche Euch, das im Beiſeyn Sr. Majeſtät und in meinem Beiſeyn zu wiederholen, was ich Euch über das Fräulein von Lafayette geſagt haben ſoll.“

„Was Se. Majeſtät Ew. Eminenz vorhin ſagte, habe ich dem Könige wahrhaft berichtet, und ich werde es auch in Eurer Gegenwart nicht widerrufen,“ ſagte Cinq Mars zuverſichtlich.

„Sire! nahm Richelieu das Wort und trat mit ſtolzer Haltung vor den König. „Hier ſteht Euer erſter Miniſter, dem Ihr das Wohl von ganz Frankreich anvertrauet habt, vor Euch, und dort ein leichtſinniger Jüngling, dem Ihr keine andere Sorge anvertrauen könnt, als Euch die Langeweile zu vertreiben. Wem glaubt Ihr, ihm oder mir?“

Der König ſtand verlegen zwiſchen Beiden und ſuchte

einen Ausweg zu finden, versicherte, ohne jedoch Mißtrauen in die Worte Cinq Mars auszusprechen, den Kardinal seines vollen Vertrauens, sagte ihm manches Verbindliche, und war wohl von allen Dreien der am meisten Verlegene. Der Kardinal schien damit zufrieden, fragte den König kalt, ob er ihm sonst noch etwas zu sagen habe, und da dieser es gern verneinte, empfahl er sich mit fast beleidigendem Stolze, ohne jedoch Cinq Mars nur eines Wortes oder Blickes zu würdigen.

Der König fühlte sein Unrecht und war verlegen, als er sich mit Cinq Mars allein befand. Dieser aber, schon gewohnt, sich auf diese Weise von seinem Herrn compromittirt zu sehen, nahm die Sache anfangs von der leichten Seite. „Sire!" sagte er, das Stillschweigen brechend. „Morgen lasse ich meinen Schneider kommen, mir das Maaß zu zwei neuen Anzügen zu nehmen. Der eine Anzug," fuhr Cinq Mars fort, „wird ein schlichter grüner Leibrock ohne alle Verbrämung, so wie ihn die verarmten Adlichen in Languedoc tragen, wenn sie ihr Vermögen am Hofe durchgebracht, und auf ihr letztes halbverfallenes Schloß verwiesen, Füchse und Hasen jagen; dies für den glücklichen Fall. Für den unglücklichen lasse ich mir ein Armes-Sündergewand machen, damit ich doch in meinem eigenen Kleide das Blutgerüst besteigen kann."

„Cinq Mars!" fuhr der König mehr erschrocken als entrüstet auf.

„Ja, Sire! Als der Kardinal Euch die Wahl ließ, mir oder ihm zu glauben, da rief mir mein Dämon zu: Er oder Du! — Eure Unentschlossenheit in diesem entscheidenden Augenblicke, seine stolze königliche Haltung, mit der

er vor Euch ſtand, ſagten mir, ich ſey das Opfer, Sire!" fuhr er plötzlich auf und trat mit Heftigkeit vor den König. „Sire, gebt mir Euer königliches Wort, nie mein Todesurtheil zu unterſchreiben."

„Wie ſollte ich!" ſagte der König verlegen. „Das ſind Thorheiten, kindiſche Phantaſien!"

„Nein, Sire!" fiel ihm Cinq Mars in die Rede. „Was man mit dem Manne, der einem Montmorency den Kopf abſchlagen ließ, zu thun hat, iſt blutiger Ernſt. — Gebt mir Euer königliches Wort."

„Wenn Du es wünſcheſt, ſo ſey's," erwiederte Ludwig verdrießlich. „Hier haſt Du meine königliche Rechte, nie ſoll ſie Dein Todesurtheil unterzeichnen, Gott ſey Zeuge meines Verſprechens. Aber nun komm fort von hier, mir graut in dieſem Zimmer; ſprich mir nicht wieder von Tod und Schaffot!" Mit Haſt verließ der König ſein Gemach, Cinq Mars folgte ihm.

14.

Einige Tage darauf ritt der König des Morgens auf die Falkenjagd. Er hatte von Cinq Mars einen weißen Isländiſchen Falken zum Geſchenk erhalten, der nach deſſen Verſicherung alle Vögel der königlichen Falknerei übertreffen ſollte. Der Monarch wollte heute die Kunſt des ſchönen Thieres verſuchen, das er ſelbſt auf der Hand hielt und während des Reitens liebkoſete. Jetzt flog ein Reiher aus dem nahen Teiche auf, der König zog raſch

seinem Falken die Haube ab, er stieg, seine Beute schnell in's Auge fassend, pfeilgeschwind in die Höhe und suchte sich über den Reiher zu schwingen. Doch dieser, seinen Feind erblickend, strengte alle Kräfte an, ihm zu entgehen, und als er nach vergeblichem Mühen den Falken über sich sah, bog er den langen Hals, streckte den spitzen Schnabel in die Höhe, und erwartete so seinen Gegner. Dieser stieß mit Blitzesschnelle und so geschickt auf ihn herab, daß er, ohne sich aufzuspießen, die Beute mit seinen Zängen fassend niederdrückte.

Anfangs, als noch der Reiher durch raschen Flug zu entkommen suchte, war der König im vollen Galopp dem Fluge des Thieres gefolgt, jetzt spornte er sein Roß noch mehr, und die Jäger lockten den Falken, der aber nicht auf sie zu hören schien und mit seiner Beute schnell ihren Blicken entschwand. Die Falkner zerstreuten sich nach allen Seiten, der König aber ritt indessen einen Hügel hinauf und hielt mit Cinq Mars, der trostlos über die Begebenheit war, unter einer Eiche, von wo er die ganze Gegend übersehen, und wenn der Falke wieder aufstieg, ihn gut bemerken konnte; aber er sah und sah nach allen Seiten hin, kein Falke stieg auf und ließ sich blicken, ein Falkner nach dem andern kehrte zurück, und keiner hatte das Thier auffinden können.

„Da hast Du etwas rechtes eingehandelt, Heinrich," sagte der König, vom Pferde steigend. „Willst Du mir ein Geschenk machen, so sieh Dich ein andermal besser vor. Was hilft mir ein schönes Thier, wenn es so schlecht abgerichtet ist."

„Sire, ich habe ihn früher schon oft steigen lassen

und mich von seinem Geschick und seiner Folgsamkeit überzeugt; auf den leisesten Ruf kehrte er auf die Hand zurück, die ihn trug.

So muß ich dazu verdammt seyn," fiel ihm der König in die Rede, „daß mir niemand, selbst nicht ein Falke gehorcht. — Laß das Frühstück bringen, Heinrich!" fuhr er immer noch verdrießlich fort, „mir ist heute die Lust zu jagen fast vergangen." Cinq Mars gab die nöthigen Befehle; bald ward ein bepacktes Saumroß abgeladen, und es dauerte zu des Großstallmeisters Freude nicht lange, so war ein Teppich auf den Rasen gebreitet und allerhand Speisen und Wein darauf gesetzt. Das Gefolge zog sich in den Hintergrund zurück.

„Bei St. Denis!" rief der König, den ihm von Cinq Mars kredenzten Becher in die Hand nehmend. „Wer mir den Falken wiederbrächte, ich gewährte ihm eine Bitte, wenn sie nicht gar zu unbescheiden wäre!" — Mehrere der Falkner, die dies gehört hatten, schlichen sich fort, noch einmal ihr Glück zu versuchen, Cinq Mars aber, so sehr ihm auch aus manchen Gründen der Verlust des Thieres zu Herzen gehen mochte, ließ sich doch das Frühstück wohl schmecken und leerte einen Becher nach dem andern.

„Heinrich!" begann jetzt der König und gab ihm den leeren Becher zurück. „Ich ärgere mich mehr über mich, als über den elenden Falken; daß ich in solchen kleinlichen unbedeutenden Dingen immer etwas Unangenehmes für mich auffinde. Seit der Falke fort ist, ist der Gedanke in mir aufgestiegen: nach und nach werde Jedermann mich verlassen, dem Kardinal anhangen und ich stände am Ende allein, ohne einen Freund zu haben, ein König, der ar-

mer wäre, als ein Bettler, denn mir bliebe am Ende kein treues lebendes Wesen, als hier die Juno, die mich nie verläßt.“ Er zeigte hierbei auf das Windspiel, das zu seinen Füßen lag und an ihm aufblickte.

„Sire, daran wäret Ihr allein Schuld!“ erwiederte der kecke Günstling. „Bindet Eure Freunde durch Huld und Zutrauen, verrathet und opfert sie nicht dem Kardinal, und Ihr werdet Tausende finden, die Euch anhängen.“

„Ja, die der Eigennutz an mich bindet!“ fiel ihm der König mit Heftigkeit in die Rede. „Können sie von Richelieu mehr erwarten, als von mir, so verlassen sie mich, und hätte ich sie mit noch so viel Wohlthaten an mich gekettet. Wo der meiste Honig ist, da versammeln sich die Wespen, und der Mensch ist nicht besser als dies schmarotzende Thier!“

„Armer König!“ murmelte Cinq Mars vor sich hin. Dies mußte Ludwig gehört haben, denn sein Auge ruhte mißtrauisch auf dem Günstlinge, und die Frage schwebte auf seinen Lippen: Wie meinst Du das?

In diesem Augenblicke hörte man von St. Germain her den Hufschlag jagender Rosse. „Wer naht so eilig?“ sagte der König. „Gewiß wieder Abgesandte vom Kardinal, die mich zurückrufen sollen, irgend einem seiner Befehle mit meiner Unterschrift Kraft zu geben; er gönnt mir nicht einmal das Vergnügen, einen Reiher zu beizen. — Doch nein!“ rief er, da die Reiter um ein Erlengebüsch bogen und man sie jetzt deutlich erkennen konnte — „Das ist eine Dame und kein Diener Richelieu's und — seh' ich recht, Heinrich — so trägt sie einen Falken auf der Hand; vielleicht ist es der unsrige.“

Cinq Mars, dessen Auge schärfer sah, erkannte sogleich, daß es die Prinzessin von Nevers war, die wirklich den Verlornen zurückbrachte. Der schöne Vogel gehörte der Prinzessin, und sie hatte ihn, obgleich er ihr Leibfalke und ein ganz vorzüglich abgerichtetes Thier war, Cinq Mars zum Geschenk für den König überlassen. Da sie, eben als er seine Beute gepackt, zufällig des Weges ritt, hatte sie ihn aus Scherz und ganz absichtslos zu sich gelockt, und der Vogel, williger dem Rufe seiner Herrin als dem der königlichen Falkner folgend, hatte ihr den Reiher gebracht.

Als die Prinzessin in die Nähe des Königs kam, hielt sie an, sprang von ihrem braunen andalusischen Rosse, schritt auf Ludwig zu, beugte ein Knie vor ihm, und überreichte ihm in dieser Stellung den Falken, der wieder mit der Haube bedeckt, sich geduldig auf die Hand des Königs setzte. „Sire!" sprach sie. „Ich bringe Euch einen Flüchtling zurück, der sich zu mir verirrt hat, nehmt ihn gnädig auf und schenkt der Ueberbringerin Eure Wohlgewogenheit." Bei diesen Worten hatte sie dem Winke des Königs, sich zu erheben, Folge geleistet.

„Mit Freuden nehme ich den Falken von so schönen Händen an," sprach er verbindlich. „Aber sagt mir nur, Prinzessin, wie kam er zu Euch, wo fandet Ihr ihn?"

„Ehe Ihr noch dem Könige etwas hierauf erwiedert," sagte Cinq Mars rasch, „muß ich Euch, holde Dame, vorher berichten, daß der König demjenigen, der ihm den Falken wiederbringen würde, die Erfüllung eines bescheidenen Wunsches versprochen hat. Habt Ihr daher einen Wunsch, so ist es jetzt, glaube ich, der rechte Zeitpunkt."

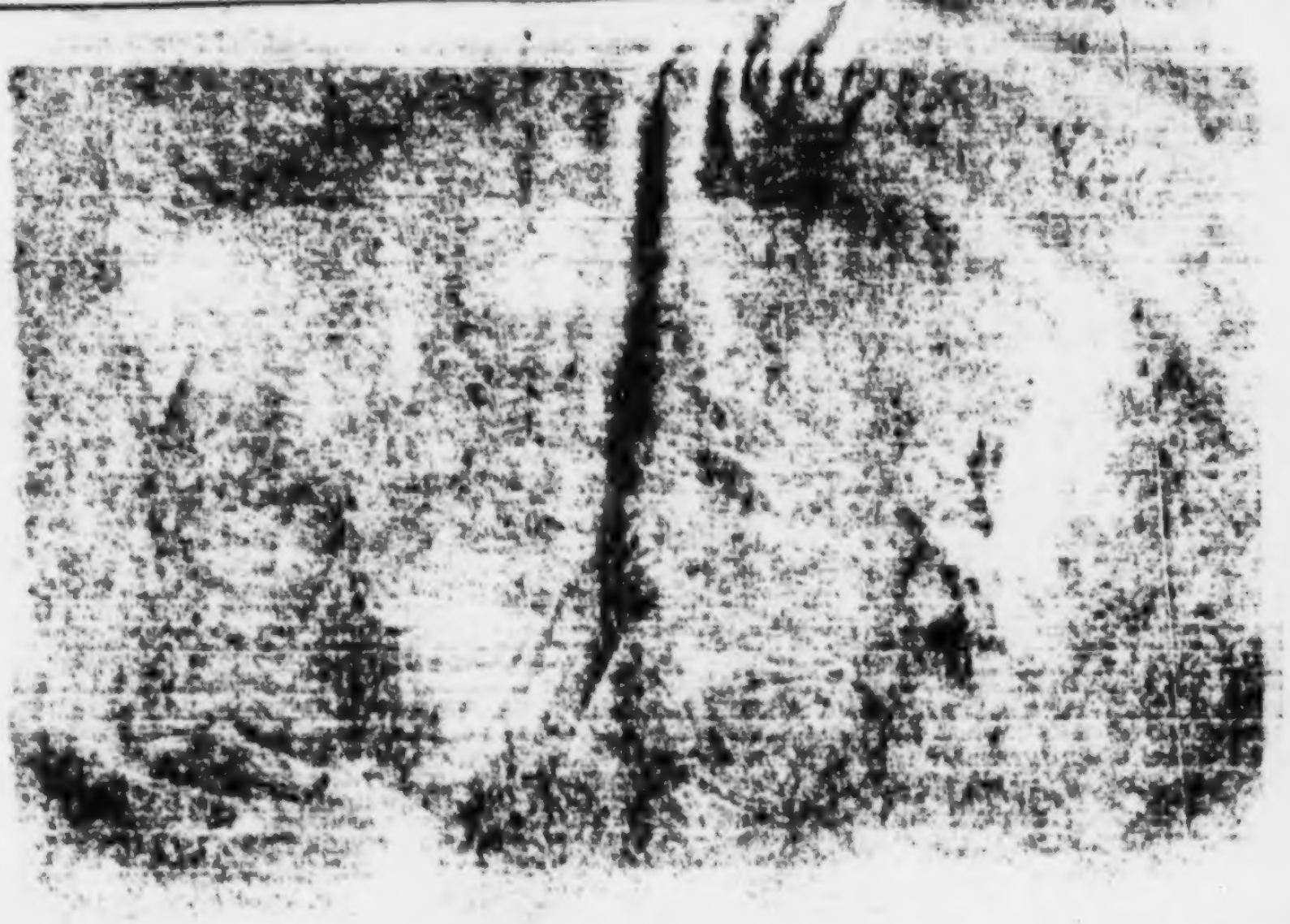

„Ja, Prinzeſſin, ich habe es verſprochen," ſagte der König ſchon halb verdrießlich.

Die Prinzeſſin bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach ſie: „Sire, erlaubt, daß ich meinen Wunſch bis zu einer gelegeneren Zeit aufſpare."

„Wie es Euch beliebt," erwiederte Ludwig, den Falken ſtreichelnd, und hatte nun keine Ruhe mehr, bis er die Jagd wieder beginnen konnte, woran ihn freilich die Gegenwart der Prinzeſſin hinderte. Seinem Jagdvergnügen opferte er Alles, er vergaß, was er in Hinſicht Mariens von Nevers ſchon ſo oft Cinq Mars geſagt hatte, und ſich jetzt zu ihm wendend, befahl er ihm, die Prinzeſſin, die ſich ſeinetwegen ſo weit herbemüht habe, zurück nach Saint Germain zu begleiten.

Nichts konnte Cinq Mars erwünſchter ſeyn. Er ließ das Pferd des Königs vorführen, der es, ſich bei der Prinzeſſin entſchuldigend, raſch beſtieg und mit verhängten Zügeln davon ſprengte.

Auch Maria von Nevers hatte ſich ſchnell auf ihren Zelter geſchwungen, und ritt, den Geliebten an ihrer Seite, langſam St. Germain zu. „Glücklicheres konnte mir nicht wiederfahren," ſagte er lächelnd, „ſtatt meinen launiſchen Herrn zu begleiten, reite ich an der Seite meiner Herrin, die ich heute nicht von meinem Herzen, das ſie nur zu gut kennt, ſondern mit einer Neuigkeit unterhalten will, die ihr gewiß intereſſant ſeyn wird."

„Ihr ſpannt meine Neugierde, Cinq Mars," ſagte die Prinzeſſin.

„Das Fräulein Louiſe Lafayette will in ein Kloſter."

„Und der König?" unterbrach ihn die Dame.

„Giebt es nicht zu.“

„Wer gab ihm den Muth?“ fragte sie verwundert.

„Die Liebe, holde Dame, die einem Schmetterlinge die Flügel zu binden versteht, hat auch einem Könige die Kraft gegeben: Ich will! auszusprechen.“

„Da hat sie wahrlich ein Wunder gethan, und ich hoffe nun —“

„Hofft wenigstens deshalb nichts für uns,“ fiel ihr Cinq Mars in die Rede. „Auch bei dieser Gelegenheit blieb sich der König gleich, er verrieth mich an Richelieu und stellte mich ihm feindlich gegenüber.“

„Erzählt mir alles genau, Cinq Mars,“ bat die Prinzessin, „verschweigt mir kein Wort, nicht den kleinsten Umstand, jeder ist mir wichtig.“

Cinq Mars erzählte ihr nun ausführlich die ganze Szene zwischen dem Könige, Richelieu und ihm, sie hörte ihm aufmerksam zu, und da ihr lebhafter Geist sich leicht und gern mit Intriguen beschäftigte, so schien sie mehr Wohlgefallen an dieser Begebenheit zu haben, als Cinq Mars, dem der Augenblick, wo die Thür sich aufthat und er beschämt vor Richelieu stand, auch jetzt noch ein unangenehmes Gefühl erregte. Sie überlegte einen Augenblick, dann sagte sie schnell: „Für uns, Cinq Mars, sehe ich nun kein anderes Mittel, zum Ziele zu gelangen, als die Liebe des Königs zu dem Fräulein Lafayette, und den Sturz des Kardinals zu befördern.“

„Zwei schwer zu erreichende Dinge,“ unterbrach sie Cinq Mars.

„Dünken sie Euch zu schwer, Marquis?“ fragte Maria von Nevers empfindlich.

„Prinzeſſin!“ nahm Cinq Mars das Wort. „Mir ſollten ſie zu ſchwer dünken, mir, der mit Freuden ſein Leben für Euren Beſitz wagen würde? Wie könnt Ihr das Wort nur ausſprechen! Aber ſchwer wird es mir, ich geſtehe es gern, zum Untergange eines Mannes mitzuwirken, der meines Vaters Freund und mein Wohlthäter war.“

„War, Cinq Mars, aber nicht mehr iſt!“ fiel ſie ihm in die Rede. „In ganz Frankreich habt Ihr keinen unverſöhnlichern Feind, als ihn. Er muß fallen oder Ihr! Durch dieſen Vorfall hat ſich Alles umgeſtaltet.“

„Und doch,“ meinte Cinq Mars, „ſo ſehr ich auch die Wahrheit Eurer Worte fühle, ſträubt ſich in mir ein gewiſſes Etwas dagegen. Muß ich zu meiner Selbſterhaltung feindlich gegen den Kardinal handeln, ſo thue ich es ungern, denn wenn auch der Mann mir läſtig iſt, ſo bin ich ihm doch Dank ſchuldig. Wollte Gott, es würde mir dies ſo leicht, als des Königs Liebe zu befördern!“

Die Prinzeſſin lächelte bei dieſen Worten. „Nun, Cinq Mars, ſo führt heute Abend um die zehnte Stunde den König unter irgend einem Vorwande in den Garten, dort ſoll der erſte Akt unſeres Luſtſpiels beginnen. Ueber das Trauerſpiel morgen ein Mehreres. Jetzt kommt raſch zurück nach St. Germain, und an's Werk, unſeren Plan auszuführen.“ Sie ſetzte ihr Roß in Galopp und ſprengte der Stadt zu.

15.

„Sire! Ihr ſcheint Euch heute gar nicht nach dem Bette zu ſehnen,“ ſagte Cinq Mars zu dem Könige, der

heute, wahrscheinlich seiner Gemahlin und Richelieu, vielleicht selbst dem Fräulein von Lafayette auszuweichen, nicht bei dem Abendcercle erschienen und in sonderbarer Aufregung mit Cinq Mars in seinem Gemach allein geblieben war. Nur an die Lafayette denkend, theilte er offener als je seine Befürchtungen, daß sie auch gegen seinen Willen den Schleier nehmen würde, Cinq Mars mit.

„Ihr seyd heute gar zu trübe gestimmt, Sire!" erwiederte dieser. „Ihr braucht ja nur zu wollen, und Ihr seyd glücklich. Warum macht Ihr Euch Bedenklichkeiten, wo jeder Andere —"

„Wie meinst Du das, Cinq Mars?" fragte Ludwig ernst.

„Ein König braucht nur zu wollen, und Keine widersteht ihm."

„Du kennst Louise Lafayette schlecht, guter Cinq Mars!"

„Sire, sie ist ein Weib, deshalb schwach und eitel, wie alle anderen Töchter Eva's. Freilich, so lange Ihr sie als eine Heilige anbetet, spielt sie die Heilige und dünkt sich am Ende selbst eine Auserwählte zu seyn. Aber versucht nur —"

„Schweig!" sagte der König unwillig. „Zwischen Deinen und meinen Grundsätzen ist in diesem Punkte ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Louise Lafayette und Deiner Prinzessin —"

„Meiner Prinzessin?" rief Cinq Mars lebhaft, ergriff die Hand des Königs, preßte sie an die Lippen und beugte sein Knie. Tausend Dank, Sire!" rief er „Ihr habt mir mit diesem einen Worte die höchste Gunst gewährt!"

„Eitler Narr!“ fuhr ihn der König heftig an, „rede nicht so wahnwitzig; nie wieder ein Wort davon!“

Cinq Mars erhob sich; eine stumme Verbeugung sagte dem Könige, daß er gehorchen und schweigen, aber auch ganz schweigen würde, und dies war stets das Zeichen, daß er mit seinem Gebieter schmollte. Oft reizte dies Benehmen den König zum Zorn, und dann mußte Cinq Mars schnell auf geschickte Weise wieder einlenken, öfters aber gab der König nach, den bei dem Schweigen seines Lieblings bald die Langeweile zu plagen begann. Auch heute, wo so manches ihn aufregte, suchte er eine Gelegenheit, Cinq Mars wieder in frohe Laune zu setzen. „Du hast 50000 Livres borgen wollen, den schönen Wald bei Deinem Schlosse zu kaufen?“ fragte er, ihn auf die Schulter klopfend.

„Ja, Sire!“

„Bouthilliers soll sie Dir morgen auszahlen.“

„Wird ihm der Kardinal oder Eure Majestät den Befehl dazu geben?“ fragte Cinq Mars immer noch mürrisch.

Der König, ohne auf diese bittere Frage zu antworten, fuhr fort: „Ich mache Dir ein Geschenk damit, Heinrich, wende aber auch das Geld zum Ankauf an, verschwende es nicht mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinn. Morgen in aller Frühe,“ sagte er, nachdem ihm Cinq Mars mit Herzlichkeit für dieses Geschenk gedankt hatte, „morgen geh' zum Fräulein Lafayette und suche sie zu überreden, mir nur für eine Stunde geheimes Gehör zu schenken. Vermagst Du dies, so verspreche ich Dir —“

„Daß auch ich glücklich seyn darf! Nicht, Sire?“

„Ich fürchte, Du biſt es ſchon mehr, als gut iſt,“ erwiederte der König. „Doch davon jetzt nicht weiter. — Ich muß das Fräulein ſprechen.“

„Sire, keine beſſere Gelegenheit könntet Ihr haben, als ſie ſich in dieſem Augenblicke darbietet. Irrte ich nicht, ſo ſah ich jetzt das Fräulein, Arm in Arm mit einer andern Dame, durch die Buchenhecken des Parks gehen.“

„Wo, wo?“ rief der König, an das Fenſter eilend.

„Eben bogen ſie in eine andere Allee,“ erwiederte Cinq Mars. „Sire, werft Euren Mantel um und beſteht auch einmal ein Abentheuer.“

Der König bedachte ſich, aber der geſchäftige Cinq Mars ließ ihn nicht zur Beſinnung kommen, warf ihm den Mantel um, drückte ihm den Hut in die Hand, und zog ihn halb mit Gewalt mit ſich fort.

Während der Günſtling durch eine ſchmollende Miene 50000 Livres gewonnen und den König zu einem Abentheuer verlockt hatte, war die fromme Louiſe Lafayette durch Maria von Nevers gleichfalls zu einem nächtlichen Spaziergange überredet worden. Die Prinzeſſin mochte manche Liſt angewendet haben, ehe ſie die ruhige Lafayette dazu vermögen konnte, den ſchönen mondhellen Abend, ſtatt vor ihrem Bettiſche, im Park von St. Germain zuzubringen; es war ihr jedoch gelungen. Sie hatten ſich von ernſten Dingen unterhalten, waren aus einem Gange in den andern gewandert, bis ſie zu dem kleinen See kamen, der zwiſchen umſchattendem Gebüſch ſeine klaren Waſſer dem leuchtenden Monde zum Spiegel bot. Das ſanfte Plätſchern der Wellen, das Säuſeln des Abendwindes in den Zweigen, die heilige Stille lockte Louiſe, einen Kahn

zu beſteigen, der zu ihren Füßen hin und her ſchaukelte. Sie band ihn los, trat hinein, und lud die Prinzeſſin ein, mit ihr die ruhige Fluth zu durchſchiffen. Doch dieſe fürchtete vielleicht, ſich einer unkundigen Schifferin anzuvertrauen, vielleicht auch aus andern Gründen, ſie folgte der Einladung nicht und ſetzte ſich auf eine Raſenbank unfern des Ufers, wahrſcheinlich auf die Ankunft ihres Geliebten und des Königs harrend.

Das Fräulein, durch die feierliche Stille des Abends, durch das, was in ihrem Innern ſie ſo tief bewegte, aufgeregt, führte zwar mit ſicherer, gewohnter Hand das zierliche Ruder, aber ihre Gedanken begleiteten nicht deſſen leiſen Schlag, ſie ſchweiften über den See und ſeine Ufer, zu dem Manne ihrer Liebe hin, den ſie vergeſſen wollte, jedoch nicht vergeſſen konnte. „Ach, wäre mein Herz doch ſo ruhig, wie dieſer klare Spiegel!“ ſeufzte ſie auf, als ſie ſchon weit vom Ufer entfernt war, und ihr von Thränen feuchtes Auge auf die ſpiegelhelle Waſſerfläche richtete. „Wogte es doch ſo ſanft, wie dieſe Wellen, die kein leiſes Lüftchen bewegt! — Wäre doch der Zwieſpalt meines Inneren gelöſet, gäbe mir der Himmel die Kraft, meiner Liebe ganz zu entſagen, oder mich ihr ganz hinzugeben!“ Ihr Auge blickte dabei nach dem ſternenhellen Dome, die Hände falteten ſich zum frommen Gebete; das Ruder entſank ihr, ſie bemerkte es nicht, ein Geräuſch ſcheuchte die Vögel aus ihrem ſichern Neſte, ſie hörte es nicht, der Kahn ſchaukelte hin und her, das Ruder ſchwamm, von dem leiſen, kaum bemerkbaren Hauche des Abendwindes getrieben, dem Ufer zu, ſie ſah es nicht — Auge und Herz waren zum Himmel gerichtet, ihr Gedanke ein frommes Gebet.

In dieſem Augenblicke trat der König mit Cinq Ma
aus dem Gebüſch, unfern der Stelle, wo die Prinzeſſ
ſaß, die dem Könige entgegen ging, ihn zu begrüße
Dieſer, unwillig, ſie hier zu finden, dankte mürriſc
„Was treibt Euch noch ſo ſpät und allein in den Park
fragte er im verweiſenden Tone.

„Sire!“ erwiederte Maria, „Ich bin nicht allein, d
Fräulein Lafayette iſt meine Begleiterin.“

„Wo iſt ſie?“

„Sie nahm das Ruder, beſtieg einen Kahn — i
wollte mich ihr nicht anvertrauen, und blieb zurück.“

Ohne etwas zu erwiedern, eilte Ludwig mit Ci
Mars längs dem Ufer hin, wo er auch ſogleich das Frä
lein erblickte, die, von den Wellen hin und her getrieb
jetzt den König ſah, aber ohne Ruder nicht vermöge
war, ihm zu nahen oder ihn zu fliehen. Cinq Mars
merkte das ſchwimmende Ruder, ſah die Verlegenheit d
Fräuleins, die Ungeduld des Königs, beſann ſich ni
lange, warf den Mantel weg und ſtürzte ſich in die Flu
Ein lauter Schrei der Prinzeſſin, das zürnende Wort
Königs, der in dem Augenblicke den Zweck des Wagni
nicht kannte, begleitete den geübten Schwimmer, der
das Ruder zu ereilen ſuchte, dann dem ſtill ſtehen
Kahn nahte, ſich hinein ſchwang und der Stelle zurude
wo Ludwig und die Prinzeſſin ängſtlich harrten.

„Verzeiht!“ war Alles geweſen, was Cinq Mars,
in den Kahn ſchwingend, geſagt hatte. Das Fräul
hatte nichts darauf erwiedert, ſie war zu überraſcht,
Inneres zu ſehr ergriffen, der feierliche Abend,
Schwung ihrer Phantaſie, den ſelbſt ihr Gebet nicht g

von seiner irdischen Bahn hatte ableiten können, alles dies versetzte sie in eine Stimmung, wo Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz mit einander stritten; das Menschliche siegte, und als der König ihr die Hand bot, sie aus dem Kahne zu heben, konnte er einen leisen Druck spüren, den er, von einem seelenvollen Blicke begleitet, nur dem Herzen zuschreiben mußte.

Ohne sich weiter um den ganz durchnäßten Cinq Mars zu kümmern, bot Ludwig dem Fräulein den Arm, und überließ den Günstling der Prinzessin, die ihren Geliebten inständig bat, nach dem Schlosse zurückzueilen und sich umzukleiden. Dieser meinte aber, die Flamme, die in ihm glühe, die Sonnen, die aus ihren Augen ihn bestrahlten, ließen ihn nicht Nässe, nicht Kälte empfinden; er wollte sich in seinen Mantel wickeln, doch die Prinzessin befahl ernstlich, und so mußte er, sich umzukleiden, in das Schloß zurück.

War es die drohende Gefahr, das Mädchen zu verlieren, das bis jetzt allein seinem Herzen so nahe gestanden hatte, war es die Stimmung, in die ihn der schöne Abend und das Gespräch mit Cinq Mars gewiegt hatte, der König war, während die schöne Lafayette sinnend an seinem Arme hing, offener, traulicher als je. Auch ihre Stimmung war zu weich, zu aufgeregt, um durch ernste Worte den König abzuschrecken, endlich einmal die Gluth seiner Leidenschaft auflodern zu lassen. So gelangten sie bis an die verhängnißvolle Grotte des Neptuns, und ohne sie zu betreten, setzten sie sich an den Eingang, auf die nämliche Stelle, wo damals Cinq Mars die Herzogin von Aiguillon bewacht hatte.

Während König Ludwig ein ihm bis jetzt unbekanntes Glück genoß und seine Gefühle mit Leidenschaft und Wärme der Geliebten mittheilte, war Cinq Mars zurückgekehrt und saß mit der Prinzessin unfern der Grotte auf einer mit Gebüsch umgebenen Rasenbank, und fühlte sich gewiß eben so glücklich, als sein Gebieter. Da Beide von dem Abentheuer Ludwigs die glückliche Wendung ihres eigenen Schicksals erwarteten, waren sie auf jedes Wort gespannt, das sie aus der Ferne zu vernehmen sich bemühten. Anfangs hörten Beide auch Manches, was ihnen die Hoffnung gab, Ludwig habe heute seine Schüchternheit, das Fräulein den strengen Ernst abgelegt, und diese beglückende Hoffnung machte sie freudetrunken. In dem Rausche ihres Glückes nur mit sich beschäftigt, hörten sie bald nicht mehr auf die immer leiser und seltener zu ihnen herüberdringenden Worte, sie lebten nur sich, lebten nur ihrer Liebe.

Doch plötzlich störte sie aus diesem Rausche die heftige Rede des Königs, der mit Leidenschaft und nicht ohne Unmuth ausrief: „Nein, Louise! Ihr seyd hart, seyd streng gegen mich, vielleicht selbst gegen Euch; nur aus meinem, Euch treu ergebenem Herzen floß die Bitte."

„Sire!" hörten sie jetzt das Fräulein sagen. „Kommt, laßt uns zurück nach dem Schlosse gehen, weckt mich nicht aus meinem schönen Traume. Schon zu lange vergaß ich, daß ich nicht an diesem Orte, nicht um diese Zeit mit Euch allein seyn durfte."

„Ihr habt mir Euer Herz, Euer liebendes Herz heute geöffnet, Louise," sagte der König. „Ich wähnte mich glücklich, und jetzt —"

„Ehrt meine Liebe, ehrt meine Schwäche, Sire! Laßt mich zurück!“ vernahmen die Lauscher dann. „Nein, Sire, ich muß!“ rief nach einer langen Stille das Fräulein. „Lebt wohl!“

Dies Lebewohl und ein Geräusch, das ihnen sagte, der König sey aufgestanden, auch die vernehmbaren Tritte, bestimmten sie, gleichfalls aufzubrechen und dem Könige zu folgen, den sie an des Fräuleins Seite schweigend dem Schlosse zugehen sahen. Sie beeilten ihre Schritte, und betraten mit dem Könige zugleich die Treppe, die in das Schloß führte. Hier neigte sich das Fräulein vor dem Monarchen, ergriff mit Hast seine Hand, drückte sie mit glühender Leidenschaft an ihre Lippen, und: Lebt wohl! stammelnd, eilte sie durch die offene Thüre nach ihrem Gemache.

Der König stand eine Weile sprachlos da, den Blick auf die Thür geheftet, durch welche das Fräulein von Lafayette sich ihm entzogen hatte, dann murmelte er einige unverständliche Worte, drückte mit Heftigkeit seinen Hut in die Augen, und trat, ohne sich um Cinq Mars und die Prinzessin zu kümmern, in das Schloß.

„Diese Hoffnung ging zu Grabe,“ meinte die Prinzessin, doch ein glühender Kuß von Cinq Mars ließ sie ihre ernsten Betrachtungen nicht schließen. „Gute Nacht, Marie, ich muß ihm nach!“ rief der Leichtsinnige, und folgte eilig dem Könige, der ihn in seinem Gemach mit einem einsilbigen: Gute Nacht, Heinrich! entließ.

16.

Der folgende Morgen war ein merkwürdiger für die Hofleute von Saint Germain. Man hätte glauben sollen, der Feind rücke vor die Thore der Residenz, so geschäftig lief Alles im Schlosse hin und her, brachte Nachrichten, oder hoffte welche zu vernehmen, und dem ruhigen unbefangenen Beobachter mußte es ein interessantes Schauspiel seyn, den ganz verschiedenen Ausdruck auf den Gesichtern der Hofleute zu bemerken. Am meisten schien der Pater Caussin beschäftigt zu seyn, denn schon in aller Frühe sah man ihn nach den Zimmern des Kardinals gehen, der ihn zu dieser ungewohnten Zeit zu sich beschieden hatte.

„Ich bin von Allem unterrichtet, Pater, was in dieser Nacht vorgefallen ist," redete ihn der Kardinal an. „Ich weiß, was der König im Garten mit Fräulein Lafayette geredet hat, weiß, daß Ihr vor Sonnenaufgang schon zum Könige gerufen und dort zwei Stunden geblieben seyd. Ich verlange von Euch nicht, daß Ihr mir irgend ein Geheimniß entdecken sollt, mir habt Ihr keines zu verbergen, nur so viel will ich Euch mit kurzen Worten sagen: Der heutige Tag, Herr Pater, macht uns zu Freunden oder Feinden, erklärt Krieg oder schließt den Frieden zwischen uns! — Ihr versteht mich!" — Der Jesuit neigte sich, ohne etwas zu erwiedern. — „Ich weiß," fuhr Richelieu fort, „daß der Krieg mit Spanien mir leichter zu führen wird, als es der mit Eurem Orden werden würde, — doch wozu Euch Weiteres sagen! Beherzigt meine Worte!" — Er sprach dies mit dem ernsten, gebietenden Tone, der ganz Frankreich zittern machte, reichte aber

ſchnell dem Pater die Hand, und ſein Geſicht war dabei ganz verändert. „Gehabt Euch wohl, Pater Cauſſin,“ ſagte er, „und handelt — als Jeſuit.“ — Er grüßte ihn freundlich und trat dann in ſein Kabinet.

Kaum hatte der Beichtvater das Zimmer des Kardinals verlaſſen, als der Diener des Fräuleins von Lafayette auf ihn zutrat und ihn inſtändigſt bat, nur auf einen Augenblick zu ſeiner Herrin zu kommen.

„Die Sache kömmt zur Exploſion,“ ſprach der Beichtvater für ſich, und folgte dem Diener.

„Ihr habt mich rufen laſſen,“ redete er das Fräulein beim Eintritt in ihr Zimmer an, „Ihr habt mich in einer Stunde rufen laſſen, wo, wie ich ſehe, Euer Gemüth aufgeregt iſt und in Eurem Auge die Thräne noch ſchwimmt, die zurückzuhalten Ihr vergebens Euch bemüht. Was wünſcht Ihr von mir, welchen Troſt kann ich Euch bringen?“

„Ehrwürdiger Herr!“ begann das Fräulein, und ſie hatte Gewalt genug über ſich, die Gefühle, welche ihr Inneres bewegten, wenigſtens für den Augenblick zu unterdrücken. „Ihr vermögt als Beichtvater viel auf den Willen des Monarchen zu wirken, beſonders da, wo es nicht den Staat, wo es ſein Seelenheil betrifft, deshalb wende ich mich an Euch, mir vom Könige die Erlaubniß zu verſchaffen, den Hof verlaſſen und mich in ein Kloſter zurückziehen zu dürfen. Ihr wißt, die Sitte des Hofes macht dieſe Erlaubniß nothwendig, und ſo will auch ich ihr folgen, ſo unabänderlich, ſo feſt auch mein Wille ſteht.“ — Ihre Stimme war, als ſie dies ſprach, weicher geworden, und als ſie jetzt ſchwieg, wendete ſie ihr Geſicht ab,

die Thränen zu verbergen, die sie nicht länger zurückzuhalten vermochte.

„Fräulein!“ begann der Jesuit, und sein Herz war in diesem Augenblicke nicht ohne Gefühl. „Habt Ihr auch reiflich den Schritt überlegt, den Ihr thun wollt? Habt Ihr auch bedacht, daß es ein Schritt ist, den man nicht wieder zurückthun kann, und der Euch unwiederbringlich von der Welt trennt? Habt Ihr bedacht, daß mit der hinter Euch sich schließenden Klosterpforte das schöne Frühlingsleben erstirbt, und ein ernstes, freudeloses Euch bis zum Grabe begleitet? Ich kenne die Ursache, die Euch zu diesem schon lange genährten Entschlusse so rasch bestimmt, ich ehre Eure Grundsätze, und doch möchte ich den Entschluß verdammen. Wie herrlich könntet Ihr in Euren Verhältnissen für das Wohl der Menschheit, für das Vaterland wirken —“

„Das glaubte ich und irrte!“ fiel ihm das Fräulein mit einer Art Heftigkeit in die Rede. „Aber es hält ein mächtiger Dämon den Willen des Königs gebunden, ich bin zu schwach, vielleicht auch zu stolz, mit ihm in die Schranken zu treten, und der König ist so schwach, selbst — Doch keine weiteren Erörterungen, Herr Pater. Kennt Ihr die Gründe, die mich so schnell bestimmten, so werdet Ihr als ein frommer Mann sie ehren und meine Bitte gern erfüllen. Ich verlasse mit der Erlaubniß des Königs den Hof und verschließe mich in ein Kloster, oder ich suche, selbst gegen den Willen des Monarchen, ein heiliges Asyl, und sollte ich es in einem fremden Lande suchen müssen.“

„Und wird Euch dieser Schritt so leicht?“ fragte der Jesuit.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

„Leicht und ſchwer!“ antwortete das Fräulein. — „Hierüber bin ich jedoch nur meinem Beichtvater Rechenſchaft ſchuldig. Leicht oder ſchwer, gleichviel, ich erfülle dennoch meine Pflicht. Geht zum Könige, ehrwürdiger Herr,“ fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „tragt ihm meine Bitte vor, unterſtützt ſie, und mein Dank, der Segen des Himmels wird Euch lohnen.“

Der Pater Cauſſin ſah nun wohl, daß der Entſchluß des Fräuleins feſt ſtand, auch mochte er ſich jetzt der Worte des Kardinals erinnern; er gab ihr deshalb das Verſprechen, zu verſuchen, den König, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, zur Einwilligung zu bewegen, und entfernte ſich, immer noch mit ſich nicht einig. Hätte er ſeinem Herzen folgen können, ſo würde er nicht einen Augenblick angeſtanden haben, ſeine Macht über das ſchwankende Herz des Königs zu benutzen, um die Wünſche der Lafayette zu erfüllen, aber der Sturz des Kardinals war der Wunſch ſeines Ordens, alle erhaltenen Inſtructionen hatten dieſen Zweck, wobei ihm jedoch vorgeſchrieben war, nur im äußerſten Nothfalle, oder bei feſter Ueberzeugung des Gelingens, offene feindliche Maßregeln gegen Richelieu zu ergreifen, die, wenn ſie mißlangen, den Kardinal zum Feinde des Ordens machen konnten. Er überlegte auf dem Gange zum Könige reiflich die Sache, doch der beſtimmte, unzweideutige Ausſpruch des Kardinals entſchied; er und ſein Orden hätten einen harten Kampf gegen dieſen mächtigen Fürſten der Kirche, gegen dieſen Regenten Frankreichs zu beſtehen gehabt.

17.

Schon war es Mittag, und immer noch vergebens erwartete die Prinzessin Maria ihren Geliebten. Sie hatte sich vorgenommen, mit ihm zu schmollen, weil er sie in der vergangenen Nacht allein auf der Schloßtreppe stehen gelassen, obgleich ihre Diener mit einer Sänfte am Eingange des Gartens sie erwarteten; sie hatte sich mancherlei ausgedacht, womit sie ihn bestrafen wollte, aber er kam immer noch nicht. Da fürchtete sie endlich, seine Wasserfahrt möchte ihm geschadet und Unwohlseyn ihn abgehalten haben, und sandte daher ihren vertrauten Diener in den Pallast, der bald mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Großstallmeister schon seit dem frühen Morgen beim Könige sey und am Hofe Wichtiges vorgehen müsse, da Hohe und Niedere in Bewegung wären, und man überall Gruppen versammelt sähe, die leise mit einander sprächen. Dies vermehrte die Unruhe der Prinzessin noch mehr, da sie wohl eine dunkle Ahnung von dem hatte, was wirklich vorgegangen war, aber nicht glaubte, daß die Katastrophe so schnell konnte herbeigeführt seyn. — Endlich, nach langem, vergeblichem Harren, sah sie Cinq Mars durch die kleine Gartenpforte hereinschlüpfen. Neugierde, wohl auch Angst über das, was geschehen sey, ließen sie allen Groll vergessen, und zufrieden, daß sie ihn nur sah, daß ihm nichts begegnet war, sank sie in seine Arme. „Was ist vorgefallen, Cinq Mars?" fragte sie nach der ersten Bewillkommnung. „Betrifft es Louise Lafayette?"

„Es betrifft das Fräulein," erwiederte Cinq Mars. „Die Hoffnung, die wir auf sie bauten, ist verloren; sie geht in das Kloster der heiligen Jungfrau."

„Und der König?"

„Schwankt wie immer, tobt jetzt wie ein Fürst, dem man den Willen nicht thut, und weint dann wie ein Verliebter. Der Beichtvater war am Morgen zweimal bei ihm; das erstemal sprach, so wie mir der König sagte, der Jesuit, das zweite Mal die Kreatur des Kardinals, und auch er ist, gegen mein Erwarten, für die Trennung. Noch war der Kardinal nicht beim Könige, sollte dieser aber keinen Entschluß fassen können, dann wird der tyrannische Mentor der Ungewißheit ein Ende machen, und Ludwig wird gehorchen."

„Und was bewog die Lafayette so plötzlich, den schon einmal aufgegebenen Vorsatz doch noch auszuführen?" fragte die Prinzessin.

Cinq Mars besann sich einen Augenblick, dann sagte er ernster, als er sonst zu seyn pflegte: „Vor Euch kann ich kein Geheimniß haben, Marie, selbst das mir anvertraute nicht, das außer mir bloß der Beichtvater kennt. Hört denn, was gestern, während wir, traulich kosend, den König zu beobachten vergaßen, zwischen ihm und dem Fräulein vorgegangen ist. — Meiner Einflüsterung, meinem Rathe folgend, hatte Ludwig ein Herz gefaßt, seiner Leidenschaft freien Lauf zu lassen, und seine Gefühle nicht länger ängstlich und bedachtsam in sich zu verschließen. Die Stimmung der Lafayette kam ihm zu Hülfe, auch sie räumte endlich einmal ihrem Herzen die Gewalt über ihren kalten, ruhigen Ver-

ſtand ein, ſie gab ſich ihrer Neigung hin, duldete, daß der ermuthigt: Ludwig ſie an ſein Herz, und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, und ſo fühlte ſich, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, der ewig noch Entbehrende einmal glücklich. Hierdurch ermuthigt, beging er die Thorheit, durch Worte, ſtatt durch Handeln, ſie ganz ſich zu eigen machen zu wollen, ſchlägt ihr vor, ſie in Verſailles einzurichten, und erzählt ihr, was er alles für ſie thun will, kurz, ſtatt den günſtigen Augenblick zu benutzen, baut er Schlöſſer für die Zukunft, und zerſtört damit die kleine duftende Laube, welche in der Stille der Nacht die Liebe über ihn gewölbt hatte. Die Lafayette erwacht aus ihrem Rauſche, ein Augenblick der Beſinnung iſt hinreichend, ihren edlen Sinn allein ſprechen zu laſſen, ſie weiſt die Anträge des Königs zwar herzlich, aber doch ſtreng zurück, und ich glaube, nicht Pater Cauſſin kann dem armen Ludwig ſo in's Gewiſſen geredet haben, als ſie in dieſem verfehlten Augenblicke; er war verloren und hatte zu nichts genutzt, als ſie mit der Schwäche ihres ſtark geglaubten Herzens bekannt zu machen und den Entſchluß in ihr zu befeſtigen, ſich dem Hofe und dem Könige zu entziehen, um in einem Kloſter für jede neue Verſuchung ſicher geſtellt zu ſeyn."

„O die Thörin!" rief die Prinzeſſin unwillkührlich aus.

„Eine Thörin iſt ſie freilich, fuhr Cinq Mars mit Laune fort, „aber eine, deren Thorheit man ehren muß; ich ärgere mich über ihr Betragen, und doch muß ich ſie deshalb doppelt achten."

„Ihr ſeyd heute ſehr ernſt, ſehr fremm, aber wenig

galant, Herr Großstallmeister," unterbrach ihn die Prinzessin. „Gestern Abend ließet Ihr mich in der Dunkelheit der Nacht allein stehen, jetzt verdoppelt Ihr Eure Galanterie. Es thut mir leid, daß ich mehr bemüht war, Euch Liebe, als Achtung einzuflößen."

„Maria!" fiel Cinq Mars der Zürnenden in die Rede, „deutet meine Worte nicht falsch. Gott weiß es, Ihr seyd mir das Liebste, das Höchste der Welt, Eure Liebe, Eure beglückende Liebe allein schafft mir diese Erde zum Paradiese, und hat dem Flatternden die Flügel für immer gebunden."

„Für immer?" fragte die Prinzessin spöttisch.

„Ich glaube es," fuhr er fort. „Aber ehren muß ich die Tugend, ehren muß ich ein Mädchen, das dem freiwillig entsagt, nach dem alle Frauen des Hofes sehnsuchtsvoll trachten, dem freiwillig entsagt, was der Eitelkeit die höchste Nahrung, der Ehrsucht freies Spiel, der Habgier Millionen bietet. Ja ehren muß ich Louise Lafayette, so langweilig und verdrießlich es mir auch gewesen wäre, hätte ein neckender Dämon mein Herz zu ihr verlockt."

„Erzählt nur weiter," begann die Prinzessin, die bei manchem Worte des Cinq Mars erröthet war, „erzählt nur weiter, was sich ferner begeben hat, und spart die Bewunderung der Tugend für einen Monolog, wenn Ihr Euch auf Eurem einsamen Zimmer langweilt." —

Cinq Mars, wohl durch diese Worte ein wenig gekränkt, sah sie verwundert an, doch ein schmeichelnder Blick reichte hin, ihn zu versöhnen, er fuhr fort: „Der König entließ mich, ohne mir über das Vorgefallene nur ein Wort anzuvertrauen, dann legte er sich zur Ruhe,

ſelbſt ungewiß war, was mir doch nicht leicht begegnet, da mein Entſchluß mit dem Gedanken ſchnell zum Worte wird. Ich ſah die Sache für verloren an, konnte mir leicht ſagen, daß, wenn des Kardinals Wort ſich neben die Gewiſſensangſt des Königs in die Wagſchale lege, ſie ſicher ſinken würde, auch beſtimmte mich vielleicht die Achtung für das Fräulein, ich rieth — wahrſcheinlich zürnt Ihr mir deshalb — ich rieth dem Könige, dem Fräulein die Erlaubniß zu geben, in das Kloſter zu gehen."

„Hat Euch Klugheit, nicht die Furcht vor dem Kardinal zu dem Entſchluſſe gebracht, Cinq Mars," nahm die Prinzeſſin jetzt das Wort und drückte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen, „ſo habt Ihr dieſen Kuß zehnfach verdient."

„Ihr ſpendet heute bitterſüße Gaben," erwiederte der Großſtallmeiſter, ohne ſich den zehnfachen Lohn zu nehmen. „Glaubt Ihr, Furcht könne mich zu irgend etwas beſtimmen? O, ich hätte nicht gedacht, daß Maria von Nevers einen Zaghaften zu ihrem Ritter erwählen könnte! Furcht kenne ich nicht, ſelbſt nicht die Furcht, die ganz Frankreich zugleich mit ſeinem Könige theilt, die Furcht vor Richelieu. Aber er iſt mein Wohlthäter, und deshalb vermeide ich gern jede offene Fehde mit ihm."

„Alſo der König iſt noch nicht entſchloſſen?" fragte die Prinzeſſin, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben.

„Noch nicht," erwiederte Cinq Mars ſchmeichelnd.

„Und was glaubt Ihr, daß er thun wird?"

„Er wird ſicher in die Wünſche der Lafayette willigen."

„Cinq Mars!" nahm nach kurzem Schweigen die Prinzessin das Wort. „Die Sache kann für uns von ernsten Folgen seyn; entweder wird sie Euch mit dem Kardinal ganz entzweien, dann bleibt Euch nichts übrig, als ein offener Kampf, und der ist gefährlich, oder er bringt Euch dem Allgewaltigen näher, und es hilft zu nichts, als daß er Euch Euer langweiliges Hofleben in Ruhe fortleben läßt, denn nie werdet Ihr in seinen Augen so hoch stehen, daß er Euch zu Gefallen etwas thun sollte, was ihm unangenehm wäre. Deshalb beschwöre ich Euch, Cinq Mars, bei dem heiligen Bande, das die Natur zwischen uns geknüpft hat und das mir ein Recht an Euch giebt, handelt vorsichtiger, als bisher, sucht Euch noch fester in die Gunst des Königs zu setzen, seyd dem Aeußern nach dem Kardinal gefällig, schließt Euch aber im Geheimen seinen Feinden an, und öffnet dem Könige, jedoch mit Vorsicht, die Augen über seine entehrende Stellung gegen den allgemein gehaßten Mann. So lange er am Ruder sitzt, gelangen wir nicht in den Hafen des Glücks, und was würde dann aus mir?"

Cinq Mars sah bei diesen Worten wehmuthsvoll auf die Geliebte, dann schloß er sie stürmisch in seine Arme. „Welchen Zauber übst Du doch an mir, Marie!" rief er erglüht. „Was läßt mich, denke ich an Dich, so ernst in die Zukunft blicken? Wohin ist mein Uebermuth, wohin ist das leichtsinnige Vertrauen auf die Beständigkeit meines Glückes? Die bunten Schwingen meines leichten Sinnes sind bleiern geworden, und kaum wage ich jetzt noch, mich aus dem Becher der Gegenwart zu berauschen, immer

ſteht eine düſtere Zukunft vor mir, und doch ſollte es eine roſige ſeyn, da ich Dich darin erblicke."

„Halte Deinen Muth feſt, Cinq Mars," ſprach die Prinzeſſin, traulich ihre Hand auf ſeine Schulter legend, „laß Dich es nicht kümmern, daß der Uebermuth Dich verlaſſen hat, wohl Dir, daß das Leben Dir jetzt ernſt erſcheint; ich fürchte, es beginnt für uns ſehr ernſt zu werden. Gieb Dich nicht mehr Jedermann, nicht dem Könige ſo offen hin, mein Geliebter, Dein Herz, Deine Gedanken ſchweben ſtets auf Deiner Zunge, und Du wirſt dadurch Dein eigener Verräther. Doch jetzt nichts mehr davon. Kehre geſchwind in das Schloß zurück, dort iſt Deine Gegenwart nöthig, beobachte, berichte mir Alles, und höre auf meinen Rath, ich kenne, ſo jung ich auch bin, leider ſchon die Welt, noch mehr den Hof."

So ſchwer es auch Cinq Mars wurde, ſich in dieſem Augenblicke von der Geliebten zu trennen, folgte er doch ihrem Rathe und eilte in den Pallaſt. Als er das Zimmer des Königs betrat, folgte ihm der Kardinal auf dem Fuße.

„Sire! ich wünſche mit Ew. Majeſtät allein ſprechen zu dürfen," ſagte Richelieu im Hereintreten, und ſein Auge traf hierbei Cinq Mars, der auf einen Wink des Königs ſich entfernte.

„Was habt Ihr mir zu ſagen?" begann nun der König, dem die Gegenwart Richelieu's nicht angenehm zu ſeyn ſchien, und der, während er ſprach, in dem Zimmer auf und abging. „Warum wünſcht Ihr mich allein zu ſprechen? Sind es etwa Staatsgeheimniſſe? — Nein, nein! ich weiß ſchon, was Ihr von mir wollt, ich weiß

es! — O, da hättet Ihr Cinq Mars nicht zu entfernen nöthig gehabt, er ist einerlei Meinung mit Euch."

Der Kardinal hatte, während der König sprach, ihn unverwandt und forschend angeblickt, und war jeder seiner Bewegungen gefolgt; er wußte, daß solch starres Ansehen den König stets in Verlegenheit setzte und unangenehm war. — „Nun, so sagt doch, Kardinal, was Ihr von mir wollt, meine Laune ist heute eben nicht von der Art, sich willig nach den Launen Anderer zu richten."

„Ich schweige, den Augenblick erwartend, wo mein König in ruhiger Fassung ist, mich anzuhören."

„So schweigt oder redet, mir gleichviel!" sagte der König unwillig, und seine Schritte wurden immer rascher. Doch jetzt wandte er sich plötzlich zu dem Kardinal. „Ich will Euch die Mühe des Redens ersparen, will Euch selbst sagen, was Ihr hier wollt. Ich soll dem Fräulein von Lafayette die Erlaubniß geben, den Hof zu verlassen, das Wohl des Staates hängt davon ab — nicht wahr? Das Heil meiner Seele ist gefährdet, und blos darum dringt Ihr in mich. Ihr haltet es für Pflicht, mir diese Vorstellung zu machen, Ihr hängt zu treu an mir, liebt mich zu sehr, um nicht meine Ungnade zu wagen, und steht vor mir, ein bereites Opfer Eurer Treue! — Habe ich richtig gerathen, Kardinal?"

„Ihr habt ganz aus meiner Seele gesprochen, Sire!"

„Aus Eurer Seele? Nein, wahrlich nein!" fuhr der König, immer heftiger werdend, fort. — „Aber jetzt will ich aus Eurer Seele sprechen. Ihr fürchtet die Lafayette, fürchtet ihren Einfluß auf mich, glaubt, sie könne mich vielleicht einmal vermögen, eine Stelle einem Andern als

einer Kreatur von Euch zu geben, und ehe Ihr das duldetet, könnte Euer König, den Ihr so treu ergeben liebt, lieber einsam stehen, ohne ein Herz zu finden, das mit Liebe an ihm hängt."

„Das Herz der Königin wird Euch nie verschlossen seyn," sagte der Kardinal, ohne sich von der Heftigkeit Ludwigs entmuthigen zu lassen.

„Das Herz der Königin?" unterbrach ihn der Monarch schnell. „Kardinal!" sprach er, und sein Auge sah flammend auf Richelieu, dem ein solcher Blick neu war. „Kardinal, sprecht mir nie von der Königin, ich höre es nicht gern, und von Euch am wenigsten."

„Nach dem, was gestern an der Grotte des Neptun vorgefallen," lenkte der Kardinal ein.

„Bin ich denn überall von Spionen umgeben?" fuhr der König auf. „Wie theuer besoldet Ihr sie aus meiner Kasse?"

„Sire, Ihr scheint gegen mich aufgebracht," sagte Richelieu mit Ernst und Ruhe, und Stellung, Blick und Ton der Stimme waren mehr stolz als demüthig. „Womit ich die Ungnade Ew. Majestät verdient habe, weiß ich nicht. Freilich sollte ich mich nur um die Angelegenheiten des Staates bekümmern, und das Uebrige einem Cinq Mars überlassen, dem für seine Liebeleien nichts erwünschter seyn könnte, als die nächtlichen Abentheuer im Park von Saint Germain."

„Wollt Ihr auch ihn von mir entfernen? Glaubt Ihr, er sey meinem Herzen so theuer, daß Ihr ihn nicht länger um mich dulden könnt?"

„Er ist ein Undankbarer," erwiederte Richelieu, „ein

Undankbarer, den ich aus Achtung für seinen Vater der Person Ew. Majestät näher brachte, und der mir schlecht lohnt, indem er mich bei meinem Herrn verläumdet."

„Richelieu!" unterbrach ihn der König, legte seine Hand auf des Kardinals Schulter, und sah ihm durchdringend in's Auge. „Ist denn Dankbarkeit eine Kardinaltugend? O Mutter, Mutter! Deine letzten Worte, als Du, durch diesen Mann verbannt, Frankreich verlassen und im Exil darben mußtest, waren prophetische Worte. Der Undankbare, sprach sie, wird auch Dir mit Undank lohnen, wie er mir gelohnt; Alles wird er von Dir entfernen, um allein die Sonne von Frankreich zu seyn. Er wird schwelgen in Reichthum und Macht, und Du wirst darben müssen; er wird Dir Treue und Liebe heucheln, und wird Dich dennoch hassen. Wer Deinem Herzen theuer ist, den wird er verderben, wer Dich liebt, den wird sein Haß verfolgen. Ist meiner Mutter Prophezeihung eingetroffen, Kardinal?"

Richelieu lächelte bei dieser Frage. „Die Königin Mutter lebt noch," sagte er ruhig. „Es bedarf ja nur eines Wortes von Euch, und sie kehrt, so krank sie auch ist, von Cöln nach Paris zurück, der Undankbare wandert in's Exil nach Rom, schüttelt die drückende Last der Staatsverwaltung von sich ab, und lebt fortan nur sich und seinem Gotte. Sprecht das Wort aus, Sire," fuhr er mit stolzer Haltung fort, „übernehmt selbst die Zügel des Regiments, oder gebt sie Eurer Mutter wieder; erntet, was ich gesäet, führt den Krieg zu Ende, den ich glücklich begann, und schließt einen Frieden, worin Ihr die Früchte meiner Siege opfert. Schöpft aus dem ausgetrockneten

Quell des Staates das Geld, das ich nur mühsam zu den Bedürfnissen hervorrief, zügelt die Großen, die jetzt vor Euch kriechen, da sie sich kaum vor Eurem großen Vater beugten, kämpft gegen diesen anmaßenden Adel auch ohne Richelieu, der dann in Ruhe, aber mit Schmerz, auf die Trümmer seines großen Gebäudes blicken wird, das ohne ihn zusammenstürzen muß. — Ich erwarte nur die Befehle Ew. Majestät," fuhr er, plötzlich den Ton der Rede ändernd, fort, „ob und wohin ich mich entfernen, oder ob ich bleiben soll. Beides ist mir gleich."

Der König, den sein Unmuth zur seltenen Heftigkeit hingerissen hatte, war bei dieser ernsten Aeußerung des Kardinals in nicht geringer Verlegenheit. Die Last der Regierung von Richelieu ab und auf sich zu wälzen, war ihm ein furchtbarer Gedanke, noch furchtbarer, drückender, als das Gefühl: er ist der wahre König Frankreichs, nicht ich. Er stand vor seinem Minister zweifelhaft und ungewiß, und hoffte, Richelieu würde den Faden des Gesprächs ergreifen, um wieder einzulenken. Aber dieser stand unbeweglich, stolz und entschlossen vor seinem Könige, und kein Blick verrieth die Furcht seines Inneren, der König möchte heute einmal ein entscheidendes Wort sprechen. Endlich war es der Monarch, der das Schweigen brechen mußte. „Ihr nehmt meine Worte zu ernst, Kardinal!" sagte er mehr unmuthig als freundlich. „Ich erkenne Euren Werth für den Staat, wünschte nur, Ihr meintet es mit meiner Person so gut, als mit Frankreich."

„Soll ich dem Fräulein Lafayette die Erlaubniß bringen, den Hof verlassen zu dürfen?" fragte Richelieu jetzt so gleichmüthig, als ob nichts zwischen ihm und dem Könige

vorgefallen ſey. Dieſer ſchwieg, trat dann an's Fenſter und ſpielte, nach ſeiner Gewohnheit, wenn er verdrießlich war, mit den Fingern an den runden Scheiben, daß ſie klapperten und klirrten.

„Sire, noch einmal muß ich die für mich entſcheidende Frage thun," unterbrach der Kardinal dieſes Gedankenſpiel. „Soll ich dem Fräulein Lafayette die Erlaubniß bringen, den Hof verlaſſen zu dürfen?"

„Nun ja, ſo bringt ſie ihr!" fuhr der König auf, ſich raſch wendend. „Geht und triumphirt!" — Der Kardinal verneigte und entfernte ſich. — Ludwig, mit ohnmächtigem Trotze den Boden ſtampfend, ſah ihm noch mit glühenden Augen nach, als Cinq Mars mit Haſt in das Zimmer trat und ſich dem Könige zu Füßen warf. „Sire!" rief er faſt in Verzweiflung. „Bei dem Geiſte Eures großen Vaters beſchwöre ich Euch, nehmt Euer Wort zurück, das Ihr eben geſprochen, laßt mich den Kardinal zurückrufen, und ſchickt ihn in ein Kloſter, ſtatt der armen Lafayette. Ich habe Alles gehört," rief er, da der König ſich von ihm losmachen wollte, „habe jedes Wort belauſcht, mein Herz hat ſo ſtürmiſch geklopft, daß ich glaubte, es hämmere die Rippen von einander, als in einem Worte, in einem einzigen, von Euch geſprochenen kräftigen Worte das Glück meines Königs, das Glück von Millionen hing — und Ihr ſprachet es nicht! Hättet Ihr es geſprochen, läge ich hier anbetend vor meinem Könige, da ich jetzt nur trauernd und ſchmerzvoll an ihm aufblicke."

„Steh' auf, Heinrich!" befahl der Monarch, und Cinq Mars ſprang mit Heftigkeit empor, ergriff des Kö-

nigs Hand, preßte ſie an ſeine Lippen, und eine Thräne rollte auf die königliche Rechte. „Noch iſt es Zeit, Sire!“ rief er noch immer außer ſich. „Ein Wort von Euch, und ich eile hin zu dem allmächtigen Kardinal, und ſo wahr mir Gott gnädig ſey, ich ſchleppe ihn in einem Wagen nach der Baſtille. Der ärmſte Knecht Eures Hofſtaates, wie Euer erſter Diener, jeder Straßenjunge von Paris reicht mir hülfreiche Hand, gilt es die Verhaftung des Kardinals!“ — Der König ſchüttelte ungläubig den Kopf. — „Ihr glaubt es mir nicht!“ rief jetzt der Unvorſichtige. „Denkt an den Marſchall d'Ancre, den Muth eines Luynes habe auch ich!“

Dieſer Schlag traf, doch nicht zu des Jünglings Heil. „Du biſt ein Unſinniger, Cinq Mars, daß Du mich an den Tod des Marſchalls erinnerſt,“ ſprach der König zornig. „Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wäre die That nicht geſchehen, ſie hat mir manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet, und ſie iſt es, die mich ſo nachſichtig gegen den Kardinal ſtimmt — erwähne ſie nie wieder!“

„Gebt den Befehl, Sire!“ wagte Cinq Mars noch einmal zu bitten, „und ſo wahr ich Euch liebe, mein theurer Herr, ſo wahr ich meinen Gott liebe, ſchwöre ich Euch, es ſoll kein Blut fließen.“

„Es iſt zu ſpät, mein Wort nehme ich nie zurück,“ ſagte der König ernſt. „Vielleicht ein anderes Mal!“

„Ach, das Vielleicht giebt mir keine Hoffnung!“ rief Cinq Mars, ſich vergeſſend, „es ſchmilzt wie Wachs vor der Sonne Richelieu's, und Alle, die Euch treu dienen, ſind nun verloren. Wahrlich, Sire, man ſollte fürchten müſſen, Eure Gnade ſich erworben zu haben!“

„Fürchte nur, ſie zu verlieren!“ unterbrach ihn der König ernſt, „ſchweige deshalb. Geh' zu dem Fräulein,“ fuhr er dann milder fort, und man hörte es an dem Tone ſeiner Stimme, daß er tief bewegt war. „Sie ſoll aus Deinem Munde es zuerſt vernehmen, wie ſehr ich ſie achte, indem ich mir ſelbſt alle Hoffnung raube, und ihren Wunſch erfülle. Geh', ſag' ihr, wie ſchmerzlich es mir war, ſag' ihr — doch geh' nur, Heinrich, und kehre bald zurück!“

Cinq Mars gehorchte, und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als ihn der König zurückrief. „Höre,“ ſprach er im väterlichen Tone, „Du biſt ein guter Menſch, meinſt es ehrlich und treu mit mir, liebſt mich um meiner ſelbſt willen, deshalb bitte ich Dich, kabalire nicht gegen den Kardinal, ich könnte Dich doch am Ende nicht vor ſeiner Rache ſchützen, hörſt Du? — Nun geh'!“

18.

Der Großſtallmeiſter fand das Fräulein dem äußern Anſcheine nach ruhig, nur verrieth ihr Auge die ſchlafloſe Nacht und die Thränen. Sie empfing ihn freundlich, und da ſie leicht ahnen konnte, daß er ihr Botſchaft vom Könige bringe, bat ſie ihn, ſie mit dem Willen des Monarchen bekannt zu machen.

Cinq Mars entledigte ſich nun ſeines Auftrages. Das Fräulein empfing dieſe Nachricht mit augenſcheinlicher Freude, doch war dieſe Freude nicht rein; ohne es ſich ge-

stehen zu wollen, schmerzte es sie, daß der König so leicht ihre Wünsche gewährt, daß er die Kraft gehabt hatte, sich von ihr loszureißen. Einige Aeußerungen, die ihr entschlüpften, ließen Cinq Mars einen Blick in ihr Herz thun, und er glaubte, daß es vielleicht noch Zeit sey, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Er versicherte ihr, daß der König sich nur mit betrübtem Herzen von ihr trenne, daß nur das Zureden des von dem Kardinal bestochenen Beichtvaters, nur die Drohungen Richelieu's ihn vermocht hätten, gegen den heißen Wunsch seines Herzens zu handeln, er beschwor sie, ihren Entschluß zu ändern, sagte ihr, daß es nur eines Wortes von ihr bedürfe, so versage ihr der König die Erlaubniß, und sie stehe dadurch gerechtfertigt vor der Welt. Aber ihr Entschluß stand fest und unwandelbar. „Ich verlasse die Welt, weil ich muß," sagte sie zu dem in sie Dringenden, „ich scheide von ihr, von ihm mit schwerem Herzen, aber in dem Gefühle, meine Pflicht zu erfüllen."

„Mit Euch scheidet der Genius, der den König beschützte!" unterbrach sie Cinq Mars mit Feuer, „Die Hoffnung aller Edeln, aller Guten des Hofes schwindet; Euer Gang nach dem Kloster ladet eine schwere Verantwortung auf Euch, da Ihr den schönen Platz verlaßt, auf den Euch Euer Schicksal stellte."

„Herr Großstallmeister!" sagte das Fräulein mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit. „Richtet nicht mit mir, Ihr versteht mich nicht, Euch muß freilich mein Handeln ein Räthsel seyn."

„Nicht so ganz, wie Ihr denkt," erwiederte er freimüthig; „ich verstehe Eure Tugend wohl, denn ich ehre

sie, obgleich ich eigentlich nicht recht weiß, warum. Mangelt Euch das Zutrauen an ihre Festigkeit, können sie nur Klostermauern schützen, dann freilich möchte ich sagen, wäret Ihr um nichts besser, wenigstens nicht glücklicher als Cinq Mars, der der Gefahr freudig entgegen geht, und ihr freudig unterliegt."

Ein Billet des Kardinals unterbrach das für das Fräulein eben nicht angenehme Gespräch, wobei der lebensfrohe Günstling seinen Kummer schon vergessen zu haben schien. Das Fräulein erbrach schnell das Billet, durchlas es, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen. „Verzeiht," wandte sie sich dann an Cinq Mars, setzte sich an ihren Schreibtisch, schrieb einige Zeilen und sendete sie dem Kardinal als Antwort, dann wandte sie sich wieder zu Cinq Mars. „Herr Großstallmeister!" sprach sie mit ihrem gewöhnlichen Ernste. „Ich danke Euch für Eure Bemühung; Ihr habt mir wenigstens den Willen des Königs schonender vorgetragen, als der Kardinal. Sagt Sr. Majestät, ich dankte ihm für seine Gnade, ich würde, dem Wunsche des Kardinals gemäß, den Hof so schnell als möglich verlassen. Sagt ihm — ich würde ihn stets in mein Gebet schließen — ich würde —" Hier brachen Thränen hervor und hemmten ihre Rede. „Lebt wohl, Gott mit Euch!" — Dies sagend, eilte sie in ihr Kabinet.

„Euer Engel weicht von Euch, Sire!" sagte Cinq Mars, als er zum Könige zurückkehrte. „Ihr seyd nun ganz in die Hand des Kardinals gegeben, und habt heute viel, sehr viel verloren, mein gnädiger Herr!" König Ludwig seufzte bei diesen Worten tief auf; es war der

ohnmächtige Schmerz des Schwächlings, der ſich in dieſem Seufzer ausſprach.

19.

Die Neugierde hatte am heutigen Abende Alles, was ſich vom Hofe in Saint Germain befand, in den Gemächern der Königin verſammelt. Es war das lezte Mal, daß das Fräulein Lafayette am Hofe erſchien, denn ſchon am andern Morgen wollte ſie ihn verlaſſen, und ihren Einzug in das Kloſter der heiligen Maria halten. Jedermann war geſpannt, wie ſie ſich benehmen, ob die Königin ſie gnädig oder ungnädig aufnehmen, und ob der König wie gewöhnlich erſcheinen würde. Das Fräulein Lafayette, das ſich ſchon nicht mehr im Gefolge der Königin befand, trat erſt ſpäter, begleitet von ihrer Tante, der Frau von Sencé, in die Verſammlung ein. In ihrer ganzen Haltung, auf ihrem ruhigen, ernſten Antlitze, hätte man unmöglich die Bewegung ihres Innern leſen können, ehrfurchtsvoll, aber nicht niedergebeugt, nahte ſie ſich der Königin, dankte ihr für alle ihr erwieſenen Wohlthaten, und bat um ihre Verzeihung, wenn ſie gegen ſie je gefehlt habe.

Die Königin, zwar immer kalt, aber ſelten unfreundlich, erwiederte mit froſtigem, faſt feindlichem Tone: „Fräulein Lafayette, durch den Entſchluß, den Schleier zu nehmen, habt Ihr alle Eure Fehler gut gemacht, ſie ſind Euch verziehen!“ Dann gab ſie ihr einen Wink, ſich

zu entfernen, und das Fräulein trat, von dieſer kalten Verabſchiedung zwar tief gekränkt, doch immer noch ungebeugt, in den Kreis der andern Damen zurück, wo ſie manches Herz fand, das theilnehmend ihr entgegen ſchlug, mehrere aber auch, die ihre hämiſche Freude, ſie vom Hofe entfernt zu ſehen, nicht verbergen konnten.

Der König trat in dieſem Augenblicke, heute früher als gewöhnlich, ein; man konnte ihm leicht anſehen, daß er aufgeregt und nicht in der gleichmüthigen Stimmung war, wie ſonſt. Er begrüßte die Verſammlung mit einem flüchtigen Kopfnicken, und ging gerade auf die Königin zu, die eben mit dem Fräulein d'Hautefort ſprach, ſich aber ſchnell nach ihm hinwandte, und ehe er ſie noch anreden konnte, ihn mit den laut ausgeſprochenen Worten empfing: „Sire, ich danke Euch im Namen des Fräuleins von Lafayette, daß Ihr die erbetene Erlaubniß, den Hof zu verlaſſen, nicht verweigert habt."

„Madame!" erwiederte der König, von dieſer unerwarteten Anrede beleidigt. „Mir ward es ſchwer, dem Fräulein dieſe Erlaubniß zu geben, denn ſie iſt mir theuer und werth geworden, aber wo Gott befiehlt, darf ich kein Hinderniß in den Weg legen. Ich ſehe, Madame, es iſt Euch lieb, ſie aus Eurem Hofſtaate ſcheiden zu ſehen, obgleich ſie deſſen ſchönſte Zierde war. Gut! Aber ſo wünſche ich auch darin Niemand mehr zu finden, der mir unangenehm iſt," — ſein Blick traf hierbei die Hautefort — „und ich hoffe, meine Befehle werden künftig beſſer befolgt werden, als bisher." Dies ſagend, wandte er ſich ſchnell, ohne ihre Antwort abzuwarten, von ihr ab und ging mit raſchen Schritten auf das Fräulein von Lafayette

zu, die, ſich ſeinen Blicken zu entziehen, ſich im Kreiſe der Menge verborgen hatte.

Das Fräulein erröthete zwar, als der König nahte, doch verrieth ſie nicht die geringſte Verlegenheit. „Ihr wollt uns verlaſſen?“ redete der Monarch ſie mit bewegter Stimme an, „ſchon morgen uns verlaſſen?“

„Mein Beruf zieht mich von der Welt ab, Sire! Gott will es!“ erwiederte ſie, und ſie folgte ihm, der ihre Hand ergriffen hatte, unbefangen in das kleine Kabinet. Alle Augen waren nun dahin gerichtet, obgleich ein jeder den Schein, den König zu beobachten, zu vermeiden ſuchte; die Königin allein ſchien es gar nicht zu bemerken, und unterhielt ſich heute beſonders viel mit der Prinzeſſin von Nevers.

Ludwig war bei ſeiner Unterhaltung ſehr bewegt, man wollte ſelbſt Thränen in ſeinem Auge bemerkt haben, das Fräulein aber verlor die Faſſung nicht und hielt ihre Thränen zurück, und als Ludwig ſich wegen des Vorfalles im Park entſchuldigen wollte, brach ſie das Geſpräch kurz ab und vermied augenſcheinlich, dieſen Punkt zu berühren. Sie ſagte dem Könige, daß keine weltliche Rückſicht, nur allein die Sehnſucht, ſich ausſchließend dem Dienſte des Himmels zu weihen, ſie zu dem Entſchluſſe gebracht habe, den Schleier zu nehmen. Als aber der König von dem Schmerze der Trennung ſprach, und wie er ſeine einzige treue Freundin an ihr verliere, erwiederte ſie mit einer Art Heftigkeit. „Sire! meine Freundſchaft nützte Euch zu nichts, mich nur konnte ſie verderben. Ich habe vergebens verſucht, Euch von den ſchimpflichen Banden zu be-

freien, mit denen Richelieu Euch umgeben hat, der Freundschaft gelang es nicht —"

„So wäre es der Liebe gelungen!" unterbrach sie der Monarch.

„Nein, Sire!" entgegnete Louise Lafayette und warf einen mitleidigen Blick auf den König. „Der Liebe konnte es nicht gelingen — denn erst mußte der Ritter seiner Bande entledigt seyn, ehe er um die Gunst seiner Dame werben konnte!"

Diese Worte überraschten den König, vielleicht das Fräulein selbst noch mehr. Nie, so gestand späterhin Ludwig seinem Günstling, hätten Worte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als diese, von der Lafayette im Augenblicke der Trennung gesprochenen. Aber auch sie fruchteten nicht, der Kardinal blieb mächtig, der König blieb schwach.

Als Ludwig mit dem Fräulein wieder in das Zimmer trat, küßte er ihr vor dem ganzen Hofe die Hand. „Lebt wohl!" sprach er, so daß es Jedermann hören konnte. „Nehmt die Versicherung meiner steten Anhänglichkeit, meiner hohen Achtung, und schließt mich in Euer frommes Gebet!" Dann entfernte er sich rasch. Auch die Königin zog sich gleich darauf in ihr Kabinet zurück, die Thüren schlossen sich hinter ihr, und das Fräulein sah sie nie wieder.

Als der König am andern Morgen den Reisewagen der Lafayette bepackt auf dem Schloßhofe stehen sah, hielt es ihn nicht länger in seinem Gemach; er ließ anspannen und fuhr, von Cinq Mars und Jerome begleitet, nach dem Vogelheerd. Mit Thränen im Blicke hatte ihn Louise

Lafayette einſteigen und abfahren ſehen. „So werde ich ihn nicht wieder ſehen!“ ſeufzte ſie, warf den Mantel um, beſtieg den Wagen und fuhr nach Paris. Sie verließ St. Germain, ſich dem Himmel zu weihen, er, ſeinen Schmerz durch Vogelfang zu lindern.

20.

In dieſer Angelegenheit blieb doch der König nicht ſo gleichgültig, wie er es ſonſt, bei mancher ihm unangenehmen Sache zu thun pflegte, wenn er nur den erſten Verdruß überwunden hatte. Zum erſten Male war ſein Herz ſchmerzlich ergriffen. Seit Monaten gewohnt, wenn die Stunde der Verſammlung bei der Königin ſchlug, dort zu ſeyn, Louiſe Lafayette zu treffen und ihr ſeinen Kummer vertrauen zu können, ward er jeden Tag unmuthig, wenn die ſechste Stunde ſchlug und er die Karoſſen rollen hörte; er blieb dann gewöhnlich auf ſeinem Zimmer, und dem armen Cinq Mars lag es dann ob, ihm durch das Bretſpiel oder allerhand Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Dies war Cinq Mars um ſo beſchwerlicher, da es ihm wie ſeinem Herrn erging, indem ſein Herz auch zum erſten Male von einer Neigung ergriffen war, von der er fühlte, ſie ſey ernſterer Natur, als die unzähligen Galanterien, die ihm ſonſt das langweilige Hofleben verſüßt hatten. Seitdem ihm die Prinzeſſin ein zartes, aber trauriges Geſtändniß gemacht hatte, beſchäftigte den ſonſt ſo Leichtſinnigen die Zukunft mehr als die Gegenwart, und

er ſah nun wohl ein, daß er ſich durch die Gunſt des Königs höher heben, oder die königliche Gnade der Prinzeſſin die Erlaubniß geben müſſe, zu ihm herabzuſteigen. Eines von beiden zu erlangen, war das Ziel ſeines Strebens, und in Beiden ſtand ihm der Kardinal im Wege. Nie, das wußte er, würde Richelieu ihm, wenn er ſich ihm auch ganz hingab, darin behülflich ſeyn, denn nie würde er in den Augen des Kardinals ſo viel Gewicht erhalten, daß dieſer kluge Hofmann ſich den Unwillen aller Großen ſeinetwegen zuziehen ſollte; ſo blieb ihm nichts weiter übrig, als dem allmächtigen Miniſter in die Schranken gegenüber zu treten.

So ſehr auch Richelieu von ſeiner Höhe mit Verachtung auf Cinq Mars herabſah, ſo mußte ihm doch das Schickſal des allgewaltigen Marſchalls d'Ancre als warnendes Beiſpiel vor Augen ſtehen, der als Günſtling der Königin Mutter, ſeinen jungen Monarchen rückſichtslos beherrſchte, und endlich, auf Befehl des Königs, von deſſen Günſtling ermordet wurde. Richelieu wußte zu gut, daß es nur eines unglücklichen Augenblickes bedürfe, um den König zu bewegen, ihm ein gleiches Schickſal zu bereiten. Auch beunruhigte ihn das Verhältniß des Großſtallmeiſters zur Prinzeſſin von Nevers, das ihm, wenn auch nicht mit ſeinen ganzen Folgen, bekannt war, doch wußte er, daß es nicht bloß eine flüchtige Galanterie, ſondern die Prinzeſſin feſt entſchloſſen ſey, Cinq Mars ihre Hand zu geben. Er kannte ihre Verſchlagenheit und Gewandtheit zu intriguiren, die ihn ſelbſt ſchon einmal hintergangen hatte, und ihm wurde vielleicht durch dieſe Verbindung Cinq Mars wichtiger, als er es ſonſt geweſen wäre. Dem

allen entgegen zu kommen, und den König seine Unentbehrlichkeit desto stärker fühlen zu lassen, ergriff der Kardinal das bisher untrügliche Mittel, den König mit Arbeiten so zu überladen, daß ihm jede ernste Beschäftigung verbaßt werden mußte. Er holte über die geringfügigste Sache, die vielleicht schon längst durch ihn beseitigt war, die Befehle des Monarchen ein, besonders stimmte er täglich Klagen über die Leere der Kassen an, schlug nur Mittel vor, dem Mangel für den Augenblick abzuhelfen, die aber alle von der Art waren, daß sie das ohnedies schon hart gedrückte Volk aufbringen mußten, und trug ihm mit einem Worte so viel Unangenehmes vor, daß der von Natur träge König alles auf ihn zurückwarf, und ihm der Gedanke des Selbstregierens schreckbar wurde.

Sonst hatte Cinq Mars diese ganzen Verhältnisse leichtsinnig übersehen, wohl dem Könige in Stunden, wo auch ihn des Kardinals Allmacht gedrückt hatte, gerathen, zu befehlen, aber ihm nie zugeredet, zu regieren. Jetzt, wo ihm theils das Ernste seiner Lage, theils der scharfe Blick der Geliebten, die Verhältnisse aus einem andern Gesichtspunkte zeigte, that er alles mögliche, den König zur Thätigkeit anzuspornen, und er hatte ihn auch schon einige Male dahin vermocht, daß er in die Vorträge des Kardinals tiefer einging, sich Sachen vorlegen ließ, sie gehörig durchlas und die nöthigen Befehle deshalb gab, aber der gewohnte Hang des Königs zum Nichtsthun und der natürliche Leichtsinn des Günstlings ließ Beide nicht stet auf diesem Wege fortgehen, und Richelieu sah bald, daß, selbst ohne sein Zuthun, die Sache im alten Gleise blieb.

Plötzlich aber störte ein an sich gleichgültiger Vorfall seine Sicherheit. An einem Morgen hielt der Reisewagen des Königs, ohne daß der Kardinal das mindeste davon erfahren hatte, im Schloßhofe, und Guitaut, Hauptmann der königlichen Garde, stand mit 20 Arkebusirern zu seiner Begleitung bereit. Ehe noch der Kardinal sich angekleidet hatte, um den König über diesen unerwarteten Vorfall zu befragen, war dieser schon mit Cinq Mars eingestiegen, und der Wagen rollte über die Zugbrücke dahin. Noch mehr erstaunte Richelieu, als er erfuhr, daß auch die Königin Befehl erhalten habe, am andern Tage mit dem ganzen Hofe ihrem Gemahl nach Paris zu folgen.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, begab sich der Kardinal zur Königin, wo er die Nachricht bestätigt, und diese, welche der Aufenthalt in Saint Germain langweilen mochte, bereit fand, dem Befehle des Königs Folge zu leisten. Vergebens stellte ihr der Kardinal vor, daß in diesem Augenblicke nicht einmal so viel Geld sich in den Kassen befände, die Reisekosten des ganzen Hofstaates zu bestreiten, und daß in Paris nichts geordnet sey, den Hof aufzunehmen; nichts half. Die Königin gab den Befehl, aus ihrer Chatoulle die nöthigen Gelder zu der überdies nur kleinen Reise zu nehmen, und schien sich wenig darum zu kümmern, ob sie die Gemächer des Louvre eingerichtet fände oder nicht.

Der Kardinal war außer sich. Dergleichen ohne seinen Willen zu unternehmen hatte man noch nie gewagt, und obgleich er von dem ersten Augenblicke an seinen Unmuth zu verbergen wußte, schäumte er doch vor Wuth, da er die Freude der Prinzen und Hofleute sah, die wohl

eben ſo groß darüber war, daß etwas ohne des allgewaltigen Kardinals Willen geſchah, als daß ſie das einſame Saint Germain mit dem fröhlichen Paris vertauſchen konnten. Er ahnete eine Verſchwörung gegen ſich, glaubte, die Reiſe des Königs hänge mit wichtigen Dingen zuſammen, und alle ſeine Kreaturen und Spione wurden in Bewegung geſetzt, den Zweck dieſer Begebenheit zu erforſchen.

Die Sache war aber diesmal nicht ſo bedeutend, als der kluge Kardinal es fürchtete, ſie konnte jedoch in ihren Folgen Bedeutſamkeit gewinnen. Der einzige Hebel dieſer Begebenheit war die Prinzeſſin von Nevers, die ſie als den Anfang größerer Ereigniſſe betrachtete. Ihre Abſicht war, durch Cinq Mars den König zu vermögen und gewiſſermaßen zu gewöhnen, gegen den Willen des Kardinals ſelbſtſtändig zu handeln; ſie war überzeugt, daß, ſaben der Hof und die Staatsdiener, der Wille des Königs gelte auch, die Allgewalt des Kardinals von ihrem Anſehen verlieren werde. Cinq Mars, mit dieſem Plane vertraut, hatte ſeit einigen Tagen, wenn er mit dem Könige allein war, das Geſpräch immer auf das Fräulein Lafayette zu bringen gewußt, und dabei den König zu überreden geſucht, daß der Eintritt in das Kloſter nur eine von dem Augenblicke herbeigerufene religiöſe Grille des Fräuleins geweſen ſey, die ſie ſicher jetzt ſchon bereue. Er hinterbrachte ihm mancherlei, was den König von der Liebe der Lafayette überzeugen mußte, ſchilderte den Schmerz, den ſie beim Scheiden von der Welt und von ihm empfunden, mit den glühendſten Farben, ließ die Hoffnung in ihm aufgeben, daß noch nicht Alles verloren

und ſie wohl noch von ihrem Entſchluſſe abzubringen ſey, da ſie den Schleier noch nicht genommen habe. Dazu gehöre nun freilich, daß der König ſie ſehen, ſprechen, mithin in Paris ſeyn müſſe.

Endlich, nach manchem inneren Kampfe, nachdem er ſich erſt ſeinem Beichtvater anvertraut, und dieſer auf liſtige Weiſe ſich aus der bedenklichen Lage gezogen hatte, entweder dem Könige zu mißfallen, oder den Kardinal gegen ſich aufzubringen, und nachdem er dem Monarchen eine Antwort ertheilt hatte, die ihn weder ermuthigen noch entmuthigen konnte, faßte der König den Entſchluß, plötzlich, um allen Gegenreden des Kardinals auszuweichen, Saint Germain zu verlaſſen, und den Hof nach Paris zu verlegen. Dies letztere war auch Zweck der Prinzeſſin von Nevers, welcher die Hauptſtadt zu ihren Abſichten weit gelegener war, als das enge Saint Germain, wo es dem Kardinal ſo leicht wurde, alles belauſchen und auskundſchaften zu laſſen.

Nicht ganz ohne Grund war daher die Furcht des Kardinals, daß eine geheime Triebfeder den König bei dieſem unerwarteten Entſchluſſe geleitet habe, nur ſah er die Gefahr näher und glaubte nicht, daß Cinq Mars allein den Muth haben könne, ihm entgegen zu handeln. Es blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als den Staatsſekretair Chavigny ſogleich zur Beobachtung nach Paris zu ſenden, für ſich ſelbſt aber am andern Tage mit dem Hofe Saint Germain zu verlaſſen. Um jeden Schein zu vermeiden, als ob er auf Befehl des Königs ihm folge, ging er auf mehrere Tage nach ſeinem Schloſſe Ruel, beſchäftigte ſich hier, obgleich ſorgenvollen Herzens, mit ge-

ringfügigen Anordnungen zur Verſchönerung dieſes prachtvollen Gebäudes, und traf erſt nach acht Tagen, auf inſtändiges Bitten Chavigny's, in Paris ein.

21.

Indeß Vertraute dem Kardinal täglich Nachricht von dem, was in Paris vorging, insgeheim nach Ruel brachten, war die Prinzeſſin von Nevers nach dem Kloſter Sainte Marie, in der Straße St. Antoine, zu dem Fräulein von Lafayette gegangen, und theilte ihr den Wunſch des Königs, ſie zu ſehen, mit. „Des Königs Wille iſt mir Befehl," erwiederte das Fräulein, und als die Prinzeſſin, im Laufe des Geſprächs, auf den Entſchluß der Lafayette zurückkam, den Schleier zu nehmen, und ſich für ewig in dieſe Mauern einzuſchließen, erwiederte ſie mit einem heitern Lächeln: „Iſt mir auch jetzt noch zuweilen der Gedanke, bis zu meinem Tode, von der Welt abgeſchieden, hier zu leben, ein trüber, ſo bin ich doch gewiß, es braucht nur kurze Zeit noch, und er wird mir ein beruhigender ſeyn. Führt den König Theilnahme zu mir, will er der Schweſter Thereſe ſeinen Kummer ausſchütten, wird es mich immer freuen, ihn an dem Sprachgitter zu ſehen, es wird mir ein Beweis ſeyn, daß er meiner mit Liebe gedenkt, und ſein Vertrauen zu meinem Herzen noch nicht erloſchen iſt. Dies Bewußtſeyn wird mich auch hier beglücken."

„Aber," unterbrach ſie die Prinzeſſin. „Wie könnt

Ihr bei diesen Gefühlen, bei dieser Neigung für den König, Euer Glück so muthwillig von Euch stoßen?"

„Mein Glück!" fiel das Fräulein rasch ein. „Prinzessin! Ihr sucht das Glück in dem flüchtigen Rausche der Liebe, ich suche das meinige in der Ewigkeit. — Eben weil ich den König liebe, trennte ich mich von ihm; früh oder spät wäre die Reue der That gefolgt, und aus unserem Rausche erwacht, hätten wir uns unglücklich fühlen müssen. Machte Euch die Liebe glücklich?" fragte sie jetzt mit gutmüthiger Theilnahme. „Habt Ihr in ihrem Becher den ungetrübten Zaubertrank gefunden, den Ihr darin gesucht? Reichte sie Euch je eine Rose ohne Dornen, und schlichen nicht hinter den flüchtigen Augenblicken ihres Glükkes trübe Tage der Reue? — Dies zu vermeiden, zog ich mich hierher zurück; als mein Herz schwach zu werden begann, da stärkte ich es durch Gebet, und es gewann Kraft, sich zu beherrschen."

„Gute Lafayette," sagte die Prinzessin gerührt. „Ihr möget Recht haben, es mag eine Wohlthat des Himmels seyn, selbst hier, in einer Zelle, sich glücklich fühlen zu können, ich achte Euch deshalb und könnte Euch fast beneiden. — Aber nein!" rief sie plötzlich. „Ein seliger Augenblick, und wäre es auch nur ein Rausch, der uns ihn zauberte, ist doch zu köstlich, um ihn nicht willig gegen ruhige, freudelose Tage zu vertauschen; ein Tropfen aus dem Becher der Liebe beglückt, wenn auch nur in der Erinnerung, für das ganze Leben!"

„Ihr fühlt auch jetzt diesen Tropfen an Euren Lippen, Prinzessin, und saugt ihn mit Gier, der Zauber ist noch nicht vorüber!" sagte Louise Lafayette wehmüthig.

„Gebe Gott, daß Ihr heiter aus dieſem Rauſche erwacht, daß keine Thränentropfen den geleerten Becher füllen mögen. Schütze Euch Gott und die Tugend!"

Die Prinzeſſin war von dieſen Worten erſchüttert, ſie ſchwieg und eine trübe Ahnung mochte ſie durchſchauern, da ſtörte das Fräulein ihr Sinnen vielleicht abſichtlich. „Bringt Cinq Mars meinen Gruß," ſprach ſie, „ſagt ihm, daß ich ihm manche ſeiner Thorheiten, die mir wehe gethan, verzeihe, daß ich ihn aber ſeines offenen Gemüthes und ſeiner Herzensgüte wegen liebe. Warnt ihn," fuhr ſie fort, ihre Worte ſtark betonend, „daß er ſich nicht dem Kardinal feindlich gegenüber ſtellt. Alle die Großen, die ſich ihm zum Fall des Allgewaltigen anſchließen, werden ihn in dem Augenblicke der Noth verlaſſen, und Ihr kennt den König mit ſeinem ſchwachen Willen, Ihr kennt Richelieu's Macht!" — Da rief die Glocke zur Veſper. — „Lebt wohl, Prinzeſſin!" ſprach das fromme Mädchen. „Lebt wohl, Gott mit Euch!" Dies ſagend, verließ ſie die Prinzeſſin, die noch lange vor ſich hinſah, und mit ſchwerem Herzen ſich aus dem Kloſter entfernte.

22.

Am andern Tage ſtand der König am Gitter des Sprachzimmers und Cinq Mars bei ihm. Sie hatten wohl ſchon eine Viertelſtunde der Ankunft des Fräuleins geharrt, als ſtatt ihrer die Priorin, eine alte ehrwürdige Dame, erſchien, dem Könige zu danken, daß er ihr Got-

teshaus mit seinem Besuche beehrt habe. Der König aber bat sie dringend, das Fräulein zu ersuchen, ihn nicht länger harren zu lassen, und eben hatte sie sich deshalb entfernt, als Cinq Mars seinen Unmuth nicht länger zurückhalten konnte. „Bei Sankt Hubertus, Sire!" rief er, „das Abentheuer fängt langweilig an, ich fürchte, es wird noch langweiliger enden. Ist es mir doch immer, wenn ich ein Kloster betreten muß, als hätte ich einen Vorgeschmack vom Fegefeuer; diese verschleierten oder bekutteten Gestalten, die so leise und langsam einherschleichen, daß man immer glauben muß, sie fürchteten, Gott möchte ihre Tritte hören, dünken mich oft Teufel zu seyn, die sich mir leise nahen. Nur zwei Sachen fürchte ich im Leben: ein Kloster und das Schaffot!"

„Wie kömmst Du auf den wahnsinnigen Gedanken, und hier?" fragte der König unwillig.

„Eben hier trat dieser Gedanke lebhaft vor mich," erwiederte der Günstling. „Hat nicht der Kardinal, blos um ihren Einfluß nicht mehr fürchten zu dürfen, durch List und Trug Louise Lafayette verlockt, in diesen Mauern Eurer Liebe zu entgehen? War jene alte Priorin nicht aus dem Geschlechte der Montmorency, und war es nicht Richelieu, der den Konnetable auf das Blutgerüst brachte?"

„Und mit Recht!" fuhr der König heftig auf. „Warum wagte es Montmorency, gegen seinen Monarchen sich aufzulehnen?"

„Gegen Euch? Nein, bei Gott, nein, Sire! Der edle Montmorency hätte nie das Schwert gegen seinen rechtmäßigen König gezogen; nur gegen den Usurpator königlicher Macht, gegen Richelieu zog er es. Euch von

dem Kardinal zu befreien, starb er auf dem Blutgerüste!" — Der König wurde nachdenkend. — „Und könnte ich nicht aus Liebe, aus Anhänglichkeit an meinen König das nämliche versuchen?" fuhr Cinq Mars fort. „Wer schützte mich dann, wenn es mißglückte?"

„Mein Dir gegebenes Wort, Heinrich!" unterbrach ihn der König mit Feuer und reichte ihm seine Rechte. „Noch einmal schwöre ich Dir, hier an diesem heiligen Orte, nie unterzeichne ich Dein Todesurtheil, darum fürchte nicht!" —

Nicht wie das erste Mal, als der König ihm die nämliche Versicherung gab, drückte Cinq Mars die Hand an seine Lippen, ein mitleidiges Lächeln schwebte heute um seinen Mund, der sich eben öffnen wollte, wahrscheinlich dem Könige etwas Bitteres zu sagen, als die Thür des Sprachzimmers aufging, und das Fräulein Lafayette verschleiert hereintrat. Richelieu und Montmorency waren vergessen, Ludwig hatte nur Auge und Sinn für die Geliebte, die ihn mit bebender Stimme begrüßte. Der König erwiederte den Gruß mit einem stummen schmerzvollen Blick, befahl dann der Priorin, sich zu entfernen, und als diese gehorchte, bat er das Fräulein, den Schleier zurückzuschlagen.

„Warum wollt Ihr mein Gesicht sehen, Sire?" erwiederte das Fräulein. „Was sollen Euch diese traurigen Züge sagen, die höchstens eine schmerzhafte Erinnerung in Euch zurückrufen könnten, laßt den Schleier sie bedecken, bald —" sie stockte. Der König aber bat so dringend, daß sie ihn endlich zurückwarf, und ihr verweintes Auge mit sanfter Schwermuth auf ihn heftete.

Ludwig war so tief erschüttert, daß er schwankte und sich an dem eisernen Gitter festhalten mußte, auch das Fräulein bedurfte all' ihrer Kraft, sich zu fassen. Sie mochte in diesem Augenblicke fühlen, daß die Zeit, wo der Gedanke an die Welt ihr nur ein beruhigender, kein trüber seyn würde, noch weit entfernt sey. Endlich brach der König das Schweigen, bat und beschwor sie, ihren Entschluß aufzugeben, der, wie er nun sähe, die Rosen ihrer Wangen bleiche und ihr schönes Auge trübe. Noch sey es Zeit, sie sey ja nicht genöthigt, am Hofe zu leben, wenn sie das Geräusch der Welt, wenn sie ihn fliehen wolle, sie könne ja fern von Paris ihre Tage in frommer Zurückgezogenheit verbringen, nur solle sie das Kloster verlassen, wo sie einzig für sich, nicht für Andere leben könne. Aber kein Bitten, kein Schmeichelwort konnte den festen Entschluß des Fräuleins erschüttern. Sie dankte dem Könige, dem Aeußern nach mit Ruhe, für seine Theilnahme, bat ihn, er möge immer mit Güte und Liebe ihrer gedenken; aber Wort und Ton verriethen das unterdrückte Gefühl, ja als sie sich entfernen mußte, vermochte sie kaum zu sprechen, sie wankte hinaus und ließ dem Könige noch einen Schimmer von Hoffnung zurück.

Cinq Mars hatte während der ganzen Unterredung in der Entfernung gestanden, und sein Auge war mit einer Art Verehrung unverwandt auf das Fräulein gerichtet gewesen. „Bei Gott, Sire! wenn Jemand in der Welt im Stande wäre, mich in eine Mönchskutte zu stecken und mich zum frommen Menschen zu machen, so wäre sie es, denn noch nie hörte ich die Moral von so schönen Lippen noch nie sah ich eine so reizende mater dolorosa."

Der König mochte nicht viel auf ſeine Worte gehört
ben, denn als Cinq Mars ſchwieg, ſtand er immer noch
zungslos, den Blick auf den Boden geheftet, da.
Komm!" ſagte er endlich. „Komm, Heinrich! — Ach,
habe an dem Mädchen Alles verloren!"

Von jetzt an beſuchte der König faſt täglich das Klo-
r, und immer werther wurde ihm Louiſe Lafayette; aber
mehr er in ſie drang, ſeinen Bitten nachzugeben, wie-
r in die Welt zurückzukehren, deſto feſter wurde ſie in
rem Entſchluſſe, und zuletzt bat ſie ſelbſt den König in-
ndigſt, dieſen Punkt nicht mehr zu berühren.

Niemandem war übrigens dieſe tägliche Wanderung
angenehmer, als Cinq Mars, der ſeinen Herrn jedes
al dahin begleiten mußte. „Mich wird die Langeweile
ch tödten," klagte er eines Tages der Prinzeſſin. „Ver-
nmt zu ſeyn, einen verliebten, gottesfürchtigen König
d eine Heilige ſtundenlang ſprechen zu hören, iſt doch
llenqual. Es hilft zu nichts, Marie," ſagte er dann
drießlich, „an der Angſt dieſer Schwärmerin vor der
lle ſcheitert unſer Plan, ſie wird Nonne, und der Kar-
al bleibt der Allgewaltige. Gottlob, daß ſie mit jedem
ge langweiliger wird, und daß ſie, ſtatt ſonſt ſich die
gebliche Mühe zu geben, den König zu vermögen,
bſtſtändig zu werden, jetzt ihn zu bekehren ſucht — ich
ffe, ſie langweilt ihn eben ſo damit, wie mich."

Hierin hatte ſich Cinq Mars nicht ganz getäuſcht.
tatt ſeinen Unmuth ihr vertrauungsvoll ausſchüttend,
en Rath, ihre Theilnahme zu vernehmen, mußte der
nig jetzt fromme Ermahnungen hören, und wie ſie ſich
Welt entzogen, wollte ſie ſich auch den Welthändeln

entziehen, und mit Sinn und Wort nur dem Himmel angehören. Die steten Ermahnungen begannen den König zu langweilen, doch hätte dies so wenig wie manche Spöttelei des Günstlings ihn vermocht, Louise Lafayette seltener zu sehen, sein Herz, vielleicht mehr noch die Gewohnheit hätten ihn dennoch hingezogen, aber der Kardinal setzte seine Maschinen in Bewegung, und diesem seinem Dämon konnte er nicht widerstehen. Richelieu, der die Menschen zu sehr verachtete, um glauben zu können, daß ein Weib der Tugend das Opfer bringen und die Liebe eines Königs zurückweisen könne, fürchtete immer, daß das Fräulein Lafayette das Kloster zu einer Lockspeise gebrauche, den König fester zu umgarnen, und daß dies alles hauptsächlich auf seinen Sturz berechnet sey. Er hatte daher den Pater Caussin, der indessen von seinen Obern die Weisung erhalten, dem Kardinal in Allem gefällig zu seyn, zu sich kommen lassen, und ihm den Auftrag gegeben, die Besuche in dem Kloster dem Könige als sündlich vorzustellen und sie zu hintertreiben; er selbst ließ alle Minen springen. Von jeder Seite wurde den König glauben gemacht, ganz Paris nehme an diesen Besuchen ein Aergerniß, und das Fräulein d'Hautefort selbst, auf deren Entfernung er früher gedrungen, und die jetzt wirklich den Hof hatte meiden müssen, jedoch die Königin noch oft in Val de grace, dem Orte ihrer frommen Bußübungen sprach, suchte er zu gewinnen. Es gelang ihm, und sie vermochte die Königin, öffentlich, nicht den König, sondern das Fräulein zu tadeln, daß sie täglich die Besuche des Monarchen annehme, ja ihre Oberhofmeisterin mußte hin, ihr das Unschickliche eines solchen Be-

tragens vorzustellen, und ihr die Unzufriedenheit der Königin kund zu thun.

Dies alles zusammen, wohl am meisten die Langeweile, die der König bei seinen Besuchen zu fühlen begann, ließen sie immer seltener werden, und da die Lafayette ihm eines Tages meldete, daß sie in Kurzem den Schleier nehmen würde, sagte ihr der, keiner wahren Leidenschaft fähige Ludwig ein ruhiges Lebewohl, und besuchte das Kloster fortan nicht mehr. Alle Parteien schienen damit zufrieden, der König, der Kardinal und Cinq Mars.

23.

Jetzt hatte der Großstallmeister vollauf zu thun, die immer mehr und mehr zunehmende üble Laune seines Herrn zu ertragen; kam die Stunde, wo dieser gewohnt war, nach dem Kloster zu gehen, so halfen Brettspiel und Fabliaux nicht, und die chronique scandaleuse des Hofes reichte nicht aus, den Dämon Langeweile zu verscheuchen. Die Jagd war fast noch das einzige Mittel, die Zeit zu tödten, und so war Cinq Mars jetzt mehr auf den königlichen Schlössern als in Paris. Dies war ihm, besonders in dieser Zeit, unlieb, denn sey es nun, daß der Kardinal, vielleicht durch die Herzogin von Aiguillon, die näheren Umstände seiner Verhältnisse mit der Prinzessin erfahren hatte, oder war es Zufall, daß die Königin, die sonst wenig Theil an Marie von Nevers nahm,

sie plötzlich in ihr Herz geschlossen zu haben schien, und jetzt selbst bemüht war, sie ihrem Stande gemäß zu verheirathen, es mußte Cinq Mars auffallend seyn, daß die Königin ihr plötzlich so gewogen schien. Der Tochter des Markgrafen von Mantua fehlte es nicht an Bewerbern, und Anna von Oestreich that ihr so manche Vorschläge, die sie zurückwies, und wodurch sie öfters in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Die Königin wurde zuletzt darüber empfindlich, und ließ es sich nicht undeutlich merken, daß der Graf von Langeron, welcher der Prinzessin jetzt von Neuem auf eine auffallende Weise den Hof machte, wohl die Ursache ihrer Abneigung gegen jede anständige Verbindung seyn könne, und wirklich schien auch die Prinzessin dem Grafen nicht abgeneigt. Er war einer der schönsten Männer des Hofes, kühn, unternehmend, gewandt, hatte schon früher Marien den Hof gemacht, und war, wie die böse Welt sagte, dabei nicht unglücklich gewesen. Eine kleine Zwistigkeit hatte dies Verhältniß getrennt, er sich zur Armee begeben, und Cinq Mars indessen das Herz der Prinzessin gewonnen.

Unerwartet kehrte Langeron von dem Heere an den Hof zurück, und begann seine Bewerbung von neuem. So listig die Prinzessin, so sehr sie auch in die Hofintriguen eingeweiht war, so sah sie diesmal doch die Falle nicht, die man ihr stellte, und ergriff, trotz des Abrathens von Cinq Mars, einen falschen Weg. Sie glaubte Langeron öffentlich auszeichnen zu müssen, um die Blicke des Hofes von ihrer innigen Verbindung mit Cinq Mars abzuleiten, und nahm seine Bewerbungen dem Scheine nach freundlich an, worüber es denn zuweilen mit dem Groß-

ſtallmeiſter zu heftigen Scenen kam. Obgleich nicht zur Eiferſucht geneigt, mißbilligte er dennoch ihr Betragen, und es that, bei völligem Vertrauen auf das Herz ſeiner Geliebten, ſeiner Eitelkeit wehe, daß der Hof denken könne, er theile die Gunſt der Prinzeſſin mit einem Zweiten. Doch Marie wußte ihn endlich zu überreden, und er ließ ihr freie Gewalt, nach Gutdünken zu handeln.

In dieſe Zeit fielen die ihm läſtigen häufigen Jagdpartien des Königs, der bald in Verſailles, bald in Meudon, ſelbſt in St. Germain ſich aufhielt, ſich dort einige Tage vergnügte, bis ihn auch dies langweilte, und er wieder nach Paris zurückkehrte. Eines Nachmittages, als der König eben von Meudon zurückkam, fand Cinq Mars ein Schreiben von unbekannter weiblicher Hand, und ohne Unterſchrift, deſſen ſonderbarer Inhalt folgender war:

„Marquis!

Ihr glaubt Euch geliebt und täuſcht Euch eben ſo ſehr, wie Ihr ſchon Manche getäuſcht habt, denen Ihr Liebe ſchwuret; Marie von Nevers iſt Euch ungetreu. Glaubt Ihr meinen Worten nicht, ſo geht heute Abend um die zehnte Stunde nach ihrem Palaſte, langweilt Euch nur ein Viertelſtündchen auf der Straße, und Euer glücklicher Nebenbuhler, den Ihr leicht werdet errathen können, wird ſich, in der Hoffnung, daß Ihr noch in Meudon ſeyd und er ſein Abentheuer beenden kann, dort einſtellen."

Cinq Mars warf den Brief unmuthig auf den Tiſch, wollte lachen, aber er vermochte es nicht, die Sache ſchien ihm endlich doch zu ernſthaft, obgleich ſein leichter Sinn

und sein Vertrauen zu Marien stark genug war, ihn über allen Verdacht zu erheben. Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihm, mancherlei Vorsätze wurden gefaßt und schnell wieder verworfen; einmal wollte er mit diesem Schreiben sogleich zur Prinzessin gehen, sie zur Rede zu stellen, und schon half ihm der Kammerdiener sich ankleiden, als er überlegte, wie kränkend der Geliebten ein solcher Verdacht seyn müsse. Dann faßte er den bereitschen Entschluß, heute nicht mehr das Louvre zu verlassen und morgen erst die Prinzessin von dem Briefe zu benachrichtigen und ihr so den größten Beweis seines Vertrauens zu geben. Da neckte ihn aber doch bald der Dämon der Eifersucht, und er meinte, die beste Ueberzeugung gewähre es ihm, wenn er um die zehnte Stunde vor dem Palaste die Runde mache, und so die Gewißheit erhalte, daß man ihn habe hintergehen wollen. Aber wenn das Ganze nur eine Mystification wäre, wenn die Prinzessin selbst — „Nein, nein!" rief er, im Zimmer auf und abgehend, „dem Gespötte gebe ich mich nicht preis, Mystification ist es gewiß — und doch! —" Tausenderlei Gedanken und Vorsätze durchkreuzten sich von neuem, und er begann nun jeden Gedanken, jeden Vorsatz genau zu wägen, bis er den sonderbarsten ergriff. Er eilte zum Könige. „Sire!" redete er ihn an. „Ihr habt die Gnade gehabt, Eurem Diener schon manches zu vertrauen und meinen Rath zu verlangen, jetzt unterstehe ich mich, meinen König um seinen Rath zu bitten."

„Das ist mir neu!" unterbrach ihn Ludwig.

„Ich finde dieses, kurz vor meiner Ankunft gebrachte

Schreiben auf meinem Zimmer; habt die Gnade, es zu lesen, Sire, und sagt, was ich thun soll."

Der König nahm das Schreiben, las es und gab es lachend zurück. „Das hat eine Freundin von Dir geschrieben, die es nur zu wohl mit Dir meint, und Dich von Deiner Thorheit heilen will," sagte der König. „Habe ich Dir es nicht oft gesagt, Heinrich, daß die Prinzessin nicht eine Louise Lafayette ist."

„Dafür sey Gott gedankt!" unterbrach Cinq Mars unwillkührlich seinen königlichen Rathgeber.

„Sie ist eine leichtsinnige Person," fuhr Ludwig fort, ohne sich durch den Ausruf seines Günstlings stören zu lassen, „eine Person, die sich schon in frühester Jugend mit Liebesabenteuern beschäftigte. Meinen Bruder Orleans wollte sie verlocken, und der Kardinal schickte sie zur Abkühlung nach Vincennes."

„Woraus er sie entließ, als sie dem Herrn Kardinal gefällig zu seyn versprach!" fiel Cinq Mars ein. „Sie hat ihm aber schlecht Wort gehalten!"

„Weißt Du auch von der Sache? Doch ein andermal davon," fuhr der König in seiner Apologie der Prinzessin fort. „Dann hatte sie eine Intrigue mit dem jungen Grafen Langeron, die sie, wie mir die Königin gesagt, jetzt von Neuem angeknüpft hat. Deshalb, Cinq Mars, rathe ich Dir, heute Abend zur bestimmten Stunde, also um zehn Uhr, nach ihrem Palaste zu gehen, um Dich dort zu überzeugen, daß Du ein Thor bist, Dich an eine Dame zu hängen, die Deiner Eitelkeit so wehe thut, und die zu hoch über Dir steht, um je auf ihre Hand hoffen zu können."

„Wäre es denn eine Mißheirath, wenn ſie einem Pair von Frankreich die Hand gäbe?" fragte Cinq Mars beleidigt.

„Einem Pair von Frankreich? Biſt Du denn Pair?" fiel ihm der König in die Rede. „Wie oft ſoll ich Dir wiederholen, daß Du ein Thor biſt. Strebe nicht nach höheren Dingen, zähme Deinen Ehrgeiz, der im Grunde nur Eitelkeit iſt; begnüge Dich mit dem, was Du haſt, und mit der Gunſt Deines Königs."

„Begnügte ſich Luynes damit?" fragte der Großſtallmeiſter keck.

„Luynes und immer Luynes!" fuhr der König auf, und ſtampfte heftig mit dem Fuße. „Warum Dich immer mit ihm vergleichen, Dich ihm gleichſtellen? Er war der Geſpiele meiner Kindheit, theilte das Elend meiner Jugend mit mir, mein ſchlechtes Lager, meine ärmliche Koſt und meine ſpärlichen Vergnügungen; ihm konnte ich nicht ein Marquiſat ſchenken, wie Du von mir erhielteſt, arm war er und blieb arm, wie ich, dem die Mutter, dem der Marſchall d'Ancre nicht ſo viel gaben, einen Bettler glücklich zu machen, geſchweige denn einen nimmerſatten Günſtling, und dennoch hing er ohne Launen, ohne ewige Forderungen, uneigennützig an mir, opferte ſein Leben für mich und befreite mich von meinem Tyrannen."

„Das kann auch ich!" fiel Cinq Mars dem Könige ſchnell in die Rede. „Richelieu iſt ein ſo arger Tyrann, wie es d'Ancre nie war. Ich habe meinen König verſtanden, ſein Wort iſt nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen!"

„Tollkühner Menſch!" unterbrach ihn Ludwig und hielt ihn feſt, als ob er fürchtete, jener ſchreite ſchon jetzt

zur That. „Nicht von der Stelle! — Wälze auch Du eine Centnerlaſt auf mich, wenn Du wähnſt, mich von einer anderen zu befreien. — Kein Blut mehr, Heinrich, kein Blut um mich, jeder Tropfen fällt in mein Schuldbuch, und dort oben muß ich dafür büßen."

„Wird das Blut Montmorency's dort nicht eingetragen?" fragte Cinq Mars.

„Ihm ſprach das Geſetz das Leben ab, meine Unterſchrift gab nur dem Geſetze Kraft," ſagte der König mit finſterm Ernſt. „Doch ſchweige hiervon, ſchon einmal habe ich es Dir befohlen." —

Cinq Mars gehorchte und ſchwieg. Der König ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und ab. „Setze Dich, Heinrich, hier dicht neben mich. Doch nein, geh' erſt hinaus, verſchließ das Vorzimmer, während ich dieſe Tapetenthüre unterſuche, ob niemand uns belauſcht, und dann komm zurück. — So — nun ſetze Dich zu mir, und höre aufmerkſam zu, denn ich werde aus Vorſicht leiſe reden. — Ich haſſe den Kardinal wie den Teufel, ich fürchte ihn auch, wie ich dieſen fürchte, denn er hat mit der Macht des Menſchen über das Gemüth, auch die Macht eines Teufels über den Geiſt. Träte er von ſelbſt zurück, könnte ich ihn los werden, wollte ich das größte Opfer bringen, das Liebſte entbehren, was ich habe, denn der Mann iſt mir mit ſeiner Gewalt und ſeiner Herrſchſucht läſtig, und ſo tief er ſich auch vor mir bückt, weiß ich doch, daß er ſich höher dünkt, als ich. Glaubſt Du, Heinrich, ich bemerke nicht, wie die Höflinge nur zum Schein und der Sitte wegen ihr Knie vor mir beugen? Vor dem Kardinal aber

beugen sie sich aus Furcht und Eigennutz. — Er ist König, nicht ich!" —

„Aber, Sire —" fuhr Cinq Mars auf.

„Ruhig, Heinrich, die Wände haben Ohren! — Höre mich weiter an, denn ich will Dir heute ganz mein Herz öffnen. — Du willst sagen," fuhr der König fort: „Sire, es bedarf ja nur, daß Ihr bei versammeltem Hofe oder im Conseil den Muth habt, zu sagen: Kardinal Richelieu, ich danke Euch für Eure Dienste, ich bedarf ihrer nicht mehr, geht auf Eure Güter nach Poitou — und die Sache ist abgethan, kein Höfling zieht das Schwert für ihn, keine Provinz bewaffnet sich, ihn auf seinem Platze zu erhalten; nicht wahr? Aber was dann? — Soll ich die Zügel der Regierung fassen? Das verstehe ich nicht und es langweilt mich, denn ich bin seit meiner frühesten Jugend absichtlich zum Müssiggang erzogen. Soll ich einen andern Premierminister ernennen? Nenne mir einen, der diesen Platz ausfüllen könnte. Chavigny, Boutbilliers, den Kanzler vielleicht? Wer hat das Genie Richelieu's, wer seinen Muth, seine Kraft? Alle würden die Geschicklichkeit haben, mich zu beherrschen, keiner die Kraft, Herrscher Frankreichs zu seyn; ich hätte nur mit der Person gewechselt, und mir hätte es nichts genützt, nur meinem armen Lande, meinem Frankreich hätte ich den Mann genommen, der es bisher so groß gemacht hat. Darum dulde ich und schweige. Doch sollte es mir länger zu ertragen lästig werden, so —" er stockte, eine hohe Röthe überflog seine Wangen, und Cinq Mars dachte, ohne es auszusprechen: Dann, armer König, hättest Du doch nicht den Muth, die zwei Worte zu sagen: Geht, Kardinal!

Der König ſtand auf, trat an das Fenſter, ſah hinaus und ſchien nicht mehr Luſt zu haben, das Geſpräch fortzuſetzen; Cinq Mars nahte ſich ihm. „Ich glaubte, Sire, vorhin Euch verſtanden zu haben; Blut ſoll nicht fließen, gut! Sollte aber ohne Blut?“ — Der König nickte beifällig mit dem Kopfe, dann wendete er ſich raſch nach Cinq Mars, und ſagte mit Heftigkeit: „Der Stolze wird mir von Tage zu Tage läſtiger! Ich wollte —“ Das Ende der Phraſe ſprach er nicht aus, nahm das Bretſpiel, und Cinq Mars, den tauſend Gedanken beunruhigten, mußte ein Spiel nach dem andern mit ihm ſpielen, dann ihm zur Königin folgen und mit ihm allein zur Nacht eſſen. Als jedoch die Glocke neun und zwei Viertel ſchlug, ſtand der König auf und ſagte: „Nun geh', Heinrich, und überzeuge Dich ſelbſt, daß Du ein Thor biſt, aber keine Händel, wenn Du meine Ungnade nicht empfinden willſt.“

„Keine Händel und mich überzeugen, daß ich ein Betrogener bin?“ brummte Cinq Mars, als er nach ſeinem Zimmer ging. „Guter König, Du kennſt den Mann nicht, wenn er, beleidigt, hintergangen, die Hand an's Schwert legt, es muß gezückt werden, trotz Deines Befehls!“

24.

Noch hatte die Glocke von Notre dame ihre zehn Schläge nicht ganz beendet, als Cinq Mars, in den Mantel gehüllt, den guten ſpaniſchen Degen an ſeiner Seite,

dem Palaſt Nevers gegenüber ſtand, und halb mit Beklemmung, halb mit guter Zuverſicht, daß der ganze Brief nur Scherz oder Bosheit geweſen ſey, ſich an ein gegenüber ſtehendes Haus drückte, von wo er den ganzen Palaſt überſehen konnte. Doch bald wurde er überzeugt, daß die Briefſtellerin nicht geſcherzt habe, denn es nahte ſich ein, gleichfalls in den Mantel gehüllter ſtattlicher Mann dem Palaſte, blieb ſtehen, und gab jetzt durch dreimaliges Klatſchen ein Zeichen. Als er dies noch einmal wiederholte, öffnete ſich ein Fenſter im Entreſol, und Cinq Mars hörte eine weibliche Stimme leiſe rufen: „Geduldet Euch nur einen Augenblick, ſobald ich kann, öffne ich die Pforte.“ Bis jetzt hatte der Großſtallmeiſter, des Befehls des Königs eingedenk, ſeine Wuth zurückgehalten, nun konnte er nicht länger, er trat vor und fragte mit barſchem Tone den Harrenden: „Was ſucht Ihr hier?“

„Was Euch nichts angeht,“ erwiederte dieſer und wollte ſich entfernen.

„Steht mir Rede!“ rief Cinq Mars. „Sonſt kommt Ihr nicht von der Stelle!“

„Ihr ſeyd ſehr zudringlich, junger Mann!“ ſagte der dicht in den Mantel Verhüllte, der bei hellem Sternenlichte den Andern erkennen konnte. „Ihr thätet beſſer, dem Könige die Langeweile zu vertreiben, als die hier Vorübergehenden in ihren Geſchäften aufzuhalten.“

„Was ſucht Ihr hier in dem Palaſt?“

„Nichts, was Euch zu kümmern braucht,“ erwiederte der Fremde immer noch ruhig.

„Was ſucht Ihr hier im Palaſte Nevers?“ wiederohlte Cinq Mars, die Hand an den Degen legend.

Der Gefragte gab die vorige Antwort.

„Zieht und ſetzt Euch zur Wehre!“ rief der Großſtallmeiſter, ſeiner nicht mehr mächtig. „Zieht, oder Ihr ſeyd ein Feiger!“

„Nun, wenn es ſeyn muß, wie es Euch beliebt!“ erwiederte Jener, zog ſeinen Degen, und, den Rücken an eine Mauer gelehnt, erwartete er den Angriff.

Cinq Mars, Meiſter in allen körperlichen Uebungen, drang muthig auf den Unbekannten ein, der anfangs mit kaltem Blute die Stöße ſeines Gegners parirte und ihn zu ermüden ſuchte, doch jetzt auch raſch auf ihn eindrang und, war es Zufall, war es die Geſchicklichkeit des Großſtallmeiſters, plötzlich mit dem Ausrufe: Gerechter Gott! von der Klinge Cinq Mars durchbohrt, zu Boden ſank.

In dem nämlichen Augenblicke öffnete ſich die Pforte, Cinq Mars ſprang hinzu, ſtieß das Mädchen, das ihn nicht einlaſſen wollte, zurück, ſtürzte nach dem Zimmer, wo er die Diener der Prinzeſſin zu finden wußte, und befahl ihnen, ſogleich einen Verwundeten von der Straße hereinzuſchaffen und einen Wundarzt zu holen.

Indeß die Diener ſchnell ſeine Befehle erfüllten, eilte er mit Haſt und von Eiferſucht getrieben, die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Prinzeſſin, die mit ihrer Geſellſchafterin, dem Fräulein Adelaide de Pons, ruhig in ihrem Zimmer ſaß. Der raſche, unerwartete Eintritt Cinq Mars erſchreckte ſie, Marie von Nevers ſprang auf. „Madame!“ ſagte er mit bitterm Spott und ſein Auge rollte wild. „Verzeiht, wenn ich den verwundeten Grafen Lan-

geron in Euren Palaſt bringen ließ, und ſo ſeine Wünſche erfüllt habe; ich übergebe ihn Eurer Pflege!" —

„Langeron verwundet?" fragte die Prinzeſſin, mehr über den Anblick ihres Geliebten, als über die Begebenheit ſelbſt erſtaunt. „Hat er die Züchtigung verdient, ſo geſchieht ihm Recht."

Cinq Mars wurde von der Ruhe, mit der die Prinzeſſin dies ſprach, noch mehr erbittert. „Ihr ſcheint bei dieſer Nachricht ſehr gleichgültig!" ſagte er.

„Warum nicht?" erwiederte Marie von Nevers. „Nur iſt es mir unlieb, daß Euer Zweikampf in der Nähe dieſes Palaſtes vorfallen mußte, und daß Ihr den Grafen hierher bringen ließet."

„Mußte ich nicht?" erwiederte Cinq Mars, jedoch durch den anhaltenden Gleichmuth der Prinzeſſin jetzt etwas irre geworden. „Die Pforte des Palaſtes öffnete ſich dem Glücklichen auf ſein Zeichen in dem Augenblicke, wo er von mir durchbohrt niederſank. Konnte ich anders, als ihn hereinbringen laſſen? Konnte ich ahnen, daß es Euch unlieb ſeyn würde?"

„Mein Gott, Adelaide! Du erbleichſt, Du zitterſt!" wandte ſich jetzt die Prinzeſſin zu ihrer Freundin.

„Erlaubt," ſagte dieſe, „daß ich mich entferne," und eben, als ſie aufſtand, um ſich hinweg zu begeben, trat ein Diener ein und meldete dem Großſtallmeiſter, daß der verwundete Herr ihn ſogleich zu ſprechen wünſche.

Die Ehre wie der Anſtand riefen Cinq Mars zu ſeinem Gegner; er überließ das wankende Fräulein der Obhut der Prinzeſſin und eilte zu dem Verwundeten, den er in einem Zimmer des unteren Stockes auf einem Ruhe-

bette liegend, und zu seinem Schrecken nicht den Grafen Langeron, sondern einen fremden Mann in ihm fand.

„Herr Großstallmeister!" redete dieser ihn an. „Weshalb Ihr mich zum Zweikampfe zwanget, ist mir nach einigem Nachdenken klar geworden, sicher fand hier ein Irrthum Statt. Ich bitte daher, laßt mich in aller Stille nach meiner Wohnung bringen, meine Wunde scheint nicht so gefährlich, als ich anfangs dachte."

„Wer seyd Ihr, Herr, und wohin soll ich Euch bringen lassen?" fragte Cinq Mars, über dies unglückliche Mißverständniß in Verzweiflung.

„Ich wohne in der rue d'enfer No. 20, und bin de Thou, Requetenmeister und Bibliothekar des Königs," erwiederte dieser.

„Verzeihung!" unterbrach ihn Cinq Mars. „Verzeihung, daß ich an dem Unglücke eines so edlen Mannes schuld bin, den, ohne daß ich ihn kenne, der Ruf mir so achtenswerth geschildert hat. Verzeiht! Ich bin über den Vorfall außer mir! Womit kann ich es wieder gut machen?" fuhr er mit der Herzlichkeit fort, in der sich sein ganzes Gefühl aussprach.

„Mit der Verheimlichung des Vorgefallenen," erwiederte de Thou. „Meiner Stellung nach könnte mir das Bekanntwerden des Abentheuers mehr schaden, als Euch, Herr Marquis."

Der Wundarzt trat ein, und während er die Wunde untersuchte, stand Cinq Mars besorgt an de Thou's Lager und beobachtete ängstlich jede bedenkliche Miene des Arztes. Endlich, nachdem er den ersten Verband angelegt hatte, gab ihm dieser die Beruhigung, daß allem An-

ſcheine nach keine edlen Theile verletzt wären, mithin keine Gefahr vorhanden ſey, und der Verwundete, ſeinen Wünſchen gemäß, bei gehöriger Vorſicht wohl nach der rue d'enfer gebracht werden könne. Schnell ordnete Cinq Mars, den die Diener der Prinzeſſin ſchon als ihren Gebieter zu betrachten gewohnt waren, das Nöthige an, und erſt als alles beſorgt und de Thou weggebracht worden war, eilte er zu der Prinzeſſin, die er nicht in ihrem Zimmer, ſondern noch mit der kranken Freundin beſchäftigt fand.

Als ſie endlich eintrat, eilte Cinq Mars auf ſie zu, bat wegen des Vorgefallenen um Verzeihung, und erhielt ſie auch leicht, nachdem er den ganzen Vorfall ihr offen erzählt und ihr geſagt hatte, wie der König ihn zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, ſich von ihrer Untreue zu überzeugen. Sie verzieh ihm um ſo eher, da ſie ſich hierbei nicht ganz ſchuldlos fühlte.

Der unglückliche de Thou, der beglückte Verehrer des Fräuleins de Pons, hatte ſchon mehrere Rendezvous durch Hülfe ihrer Kammerfrau gehabt, auch heute ging er dieſem Glücke entgegen, das ſich ſo tückiſch in Unglück für ihn verwandelte. Das Fräulein, von dem Vorfalle erſchüttert, lag ſchwer krank darnieder, und ſo mußte Cinq Mars, mit betrübtem und doch beglücktem Herzen, da er die Geliebte treu und bewährt gefunden, heute bald von ihr ſcheiden.

25.

Dieſesmal war der fein angelegte Plan der Herzogin d'Aiguillon geſcheitert. Auf ihre Bitten nämlich hatte der Kardinal den Grafen Langeron, auf deſſen Ergebenheit er rechnen konnte, von dem Heere nach Paris gerufen, wo ihn die Herzogin von ihrem Plane unterrichtete. „Graf!" ſagte ſie gleich bei der erſten Zuſammenkunft. „Ihr ſtandet mit Marie von Nevers in Verbindung. Der Großſtallmeiſter wirbt um ſie, er iſt des Königs Liebling, ein Wort des Monarchen, noch eine Dotation, das Marquiſat wird zur Pairie erhoben, und nichts ſteht ſeiner Verbindung mit der Prinzeſſin im Wege; dies wünſcht der Kardinal zu hintertreiben. Doch wozu dieſe Umſchweife! Wißt, ich ſpreche im Namen meines Oheims mit Euch. Er kennt ſo gut als ich Eure frühere Verbindung mit der Prinzeſſin, und ſo wenig er ſich um Liebe kümmert und ſie kennt," — Langeron lächelte, die Herzogin erröthete— „weiß er doch, daß die erſte Liebe auch ſpäterhin noch immer eine ſeltene Macht über das Herz übt. Ihr ſollt gegen Cinq Mars in die Schranken treten; die Hand der Prinzeſſin, die ſie nur einem Herzog und Pair von Frankreich reichen kann, ſey der Preis Eures Sieges. Euch dieſes Preiſes würdig auszuſtatten, dafür laßt den Kardinal ſorgen."

Der Graf ſträubte ſich lange, ehe er in dieſen Plan einging, er fürchtete ſein Mißlingen, wobei es ſehr leicht geſchehen konnte, daß er nicht in dem vortheilhafteſten Lichte erſchien. „Wer in der Liebe ſo flatterhaft iſt, wie Marie von Nevers," wandte er der Herzogin ein, „dem

iſt erſte und letzte Liebe gleichgültig, nur die neue hat Reiz für ihn; ich fürchte, Cinq Mars nicht aus dem Sattel heben zu können."

„So ſteht noch ein Weg offen. Stellt Euch mit dem Degen in der Fauſt Eurem Nebenbuhler entgegen!"

„Der Günſtling des Königs muß für jeden klugen Höfling eine heilige, unantaſtbare Perſon ſeyn," erwiederte Langeron.

„Für die Folgen laßt den Kardinal ſorgen," erwiederte die Herzogin zuverſichtlich. „Beginnt nur Euer Werk!"

Der Preis war zu ſchön, die Gunſt des Kardinals als Zugabe zu lockend, als daß Langeron nicht endlich hätte in den Plan eingehen ſollen. Er machte der Prinzeſſin den Hof, und ward öffentlich zuvorkommend von ihr behandelt, doch wie er einſt, als ſie ſich zufällig beide allein befanden, raſcher zur Ausführung ſeines Planes ſchreiten und der Prinzeſſin von ſeiner nie erloſchenen Gluth ſprechen, ihr ſeine einzige unwandelbare Liebe verſichern wollte, erwiederte ſie kalt: „Wenn ich es öffentlich dulde, daß Ihr mir den Hof macht, Graf Langeron, ſo dankt es wenigſtens nicht einem längſtzerriſſenen Verhältniſſe, und erwartet übrigens von der Gegenwart nichts."

Der Stolz des Grafen war durch dieſe Worte beleidigt, und er gab ſich nun aus Rache ganz den Plänen der Herzogin hin. Sie ließ den Brief an Cinq Mars ſchreiben, bewog den Grafen, ſich um die zehnte Stunde vor dem Palaſte Nevers einzufinden, und dort Rache an ſeinem Nebenbuhler zu nehmen, gab ihm den Rath, nicht

der Angreifende zu seyn, und versicherte ihn nochmals des Schutzes ihres Oheims.

Der unglückliche de Thou ward das Opfer dieser Kabale, die auf den Sturz des Cinq Mars berechnet war. Die Herzogin wußte, wie wenig der König mit der Liebe seines Großstallmeisters zufrieden war, wußte, wie sehr er den Zweikampf verabscheute und ihn meist streng bestrafte. Sie hoffte, wenn Langeron fiel und Richelieu auf Bestrafung des Thäters dränge, würde der König seinen Günstling dem Kardinal und dem Gesetze opfern; fiel Cinq Mars, so mochte der Graf im Auslande sein Glück suchen, ein Paß des Kardinals sicherte ihm die Flucht; was weiter aus ihm werde, kümmerte sie jetzt noch wenig.

Gleich nachdem der Requetenmeister verwundet in den Palast gebracht worden, war Graf Langeron auf dem bestimmten Platze erschienen, und fand ihn leer. Das eilige Hin- und Herlaufen der Diener, das Kommen des Wundarztes war ihm zwar auffallend, doch konnte er unmöglich den wahren Vorgang der Sache errathen; er ging noch einige Zeit auf und ab, dann kehrte er in dem Glauben nach Hause zurück, Cinq Mars müsse den empfangenen Brief als einen boshaften Scherz betrachtet und ihn unberücksichtigt gelassen haben.

Als Cinq Mars am andern Morgen zum Könige kam, fragte ihn dieser gleich beim Eintritte. „Nun, Heinrich, hast Du Dich überzeugt, daß Du ein Narr bist?“

„Nein, Sire! denn ich habe den Grafen Langeron mit keinem Auge gesehen.“

Der König blieb ungläubig und war der Meinung, der Günstling habe sicher mit dem Grafen Langeron ein

Rencontre gehabt, das er ihm verschweigen wolle, und erst, als er am Abende bei der Königin diesen wohl und gesund sah, glaubte er jenen Worten.

Sobald sich Cinq Mars von dem Könige entfernen durfte, eilte er nach der rue d'enfer zu dem Verwundeten. Alles, was nur ein gutmüthiger Mensch sagen kann, um sein Unrecht wieder gut zu machen, um seine Theilnahme auszudrücken, sagte er dem Kranken, der sich wohler befand, als er es hatte hoffen können, und der auf biedere Weise ihn über das Vorgefallene zu trösten suchte, so daß schon bei dieser Zusammenkunft sich das Freundschaftsband knüpfte, das bis an das Ende ihres Lebens fest und dauerhaft blieb. Den ernsten de Thou freute die aufrichtig und herzlich sich aussprechende Reue des jungen Mannes, sein Schmerz, der sich so unverstellt zeigte. Cinq Mars bewunderte die Resignation des Verwundeten, und die Schonung, mit der er sich gegen ihn benahm; so schied er nach einer kurzen Stunde voll Begeisterung von seinem, mit Blut erworbenen Freunde.— Sein Weg führte ihn, wie natürlich, zur Prinzessin, wo er noch manches gut machen zu müssen glaubte; er fand sie, das bewußte Schreiben in der Hand, in sehr ernster Stimmung. Auf seine Entschuldigung über den Vorfall von gestern, erwiederte sie nur: „Ich habe Dir ja schon vergeben, mein Geliebter, denn ich bin vielleicht die Schuld an dieser unglücklichen Begebenheit. Hätte ich, Deinen Wünschen gemäß, nicht geduldet, daß Graf Langeron mir öffentlich den Hof mache, würde kein böses Weib auf den Gedanken gekommen seyn, Dich zu dem Abentheuer zu verlocken. — Die ganze Sache war sicher kein Scherz, wie Du

wähnst," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, während sie einen andern Brief ergriff, der neben ihr lag. „Besieh diese beiden Briefe genau, ist es nicht eine und die nämliche Handschrift? — Mein Verdacht fiel schon gestern auf die Herzogin von Aiguillon, und da ich wußte, daß ihre Kammerfrau, mit welcher der Bruder meiner Jeannette in Verbindung steht, die Vertraute der Herzogin ist, so suchte ich einen Brief von dieser zur Ansicht zu erhalten; es gelang mir, Du siehst, es ist die nämliche Handschrift und keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der tückische Anschlag aus dem Hotel Richelieu kam. Meine Prophezeihung trifft ein, Cinq Mars! Du hast die Herzogin schwer beleidigt, auf eine Art beleidigt, die eine Frau in ihren Jahren nie vergiebt. Sey auf Deiner Hut, denn jetzt bin ich gewiß, der Kardinal ist Dein unversöhnlicher Feind."

„Drei Personen," fuhr sie fort, „standen noch vor Kurzem in der Gunst des Königs und zogen die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich. Oben an steht Richelieu; hat er auch keinen Platz in dem Herzen des Monarchen, so ist doch der Platz, auf den er sich gestellt hat, so hoch, daß sich Alles vor ihm beugt. Neben ihn erhob der König das Fräulein Lafayette, und Richelieu, wohl wissend, was ein geliebtes Weib über das Herz des Mannes vermag, that Alles, sie von dem Könige zu trennen. Hätte Louise Lafayette ihre religiöse Schwärmerei opfern können, hätte sie den Sturz des Kardinals zur Bedingung ihres Etablissements in Versailles gemacht, er lebte jetzt schon längst im Exil; so aber war sie die Erste, die der Kardinal verdrängte. Du bist als der Dritte noch übrig. Jahrelang

erbieltest Du Dich, ohne von Richelieu gefürchtet zu werden, da er Deine Jugend, besonders Deinen gutmüthigen Leichtsinn für so unschädlich hielt, daß er glaubte, er brauche Dich nicht zu fürchten; Du warst sein Werk, das er erhoben, aber auch, wie und wann es ihm beliebt, wieder zertrümmern zu können wähnte. Da zeigt der König, daß er Dich liebt, daß Dein Umgang ihm zur Gewohnheit, zur Nothwendigkeit geworden ist, und Richelieu wird aufmerksam, Du wagst ihm in den Weg zu treten, Dein Fall ist beschlossen, und so wirst Du der Zweite seyn, der von der Bühne abtritt, denn wahrscheinlich wird nur Gott den Kardinal von seiner Stelle abrufen, der König nie. Deshalb mußt Du jetzt mit Richelieu den Kampf auf Leben und Tod beginnen, es bleibt Dir keine andere Wahl, ihn mußt Du stürzen, oder selbst zu Grunde gehen. Hast Du Muth, hast Du Gewandtheit genug, dem Allgewaltigen obzusiegen, so ist meine Hand Dein Lohn, denn ich weiß, sie ist jetzt das Theuerste, wonach Du strebst. Daher List und Behutsamkeit; öffentlich sey des Kardinals Diener, wie ich mich der Herzogin von Aiguillon anschließen werde, heimlich sey sein Feind."

„Verstellung wird mir schwer, Marie."

„Wo Alles auf dem Spiele steht, muß der Mensch auch Alles über sich vermögen. Gegen den König sprich nur dann vom Kardinal, wenn er selbst das Gespräch von ihm beginnt, suche ihm den Glauben zu benehmen, daß Du sein Feind bist, desto tiefer werden alsdann Deine schneidenden Worte seinen königlichen Stolz verwunden, denn mit Gewalt wirst Du bei dem schwachen Könige nichts ausrichten, ein strenger Blick Richelieu's zerstört,

was Du mit tausend Worten aufgebaut zu haben glaubst. Suche bei jeder Gelegenheit Ludwig fühlbar zu machen, daß Frankreich ihn nur als einen Schattenkönig betrachtet, ihn beklagt, aber auch verachtet."

„Gäbe mir doch Gott zu alle diesem Deinen Geist, Dein Gemüth, Marie!" unterbrach sie Cinq Mars. „Wahrlich, es wird mir bange, höre ich Dich so reden."

„Schon seit meiner frühen Jugend hat mich ein ungünstiges Schicksal verfolgt." fuhr die Prinzessin fort. „Früh verlor ich meine Mutter, vor wenigen Jahren meinen Vater, der mir nicht Reichthum, nur einen Stand hinterließ, der mehr Forderungen an das Leben macht, als ich ihm gewähren kann. Sechs Monate meiner Jugend verweinte ich in Vincennes, und da ich endlich durch Deine Liebe mich beglückt fühle, wird die Liebe der Quell meiner Sorgen. Doch wir bedürfen Muth, und deshalb keine Klagen mehr, jeder Seufzer lähmt Kraft und Ausdauer, und Beides, ich ahne es, wird nöthig seyn, um an das Ziel zu gelangen."

Cinq Mars versprach ihren Rath in jeder Art zu befolgen, und vorsichtiger zu handeln, als bisher. Der leichte Sinn beider Liebenden schien in Schwermuth verwandelt zu seyn, und heute, vielleicht zum ersten Male, schieden sie traurig.

26.

Cinq Mars befolgte Mariens Rath, ertrug die Launen des Königs mit beispielloser Geduld, und zügelte bei

jeder Gelegenheit seinen Unmuth, so daß er dadurch sich immer fester in die Gunst des Königs setzte. Je mehr er darin stieg, je mehr er dem Monarchen werther wurde, desto mehr Nahrung fand des Königs Haß gegen den Kardinal, den Cinq Mars jetzt auf eine versteckte Weise als sonst anzufachen bemüht war. Eines Tages, als ihn der König eiligst hatte zu sich rufen lassen, sah der mißtrauische Ludwig ein Papier aus der Tasche seines Günstlings hervorblicken, das dieser zu verbergen suchte. „Was hast Du da, Heinrich?" fragte er ihn. „Zeig her!"

„Sire!" stammelte Cinq Mars, verlegen scheinend und verbarg das Papier.

„Gieb, ich muß es sehen!" befahl der König. Cinq Mars gehorchte, übergab dem Könige das Verlangte und bat um Entschuldigung, daß er in einer müßigen Stunde sich mit dergleichen Thorheiten beschäftige. Der König rollte es auseinander und las: Liste der Festungen und ihrer Befehlshaber. „Das ist ja ein sonderbarer Zeitvertreib," sagte er und durchflog die Liste, wo er hinter dem Namen der Gouverneure jedesmal die Bemerkung fand: Kreatur des Kardinals.

„Was soll das?" fragte der König, den Blick immer noch auf die Papierrolle geheftet, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete. — „Wozu diese Arbeit? So wie ich sehe, steht hinter jedem Namen: Kreatur des Kardinals, nur bei Sedan nicht, das dem Bouillon gehört. — Versteh' ich Dich recht?"

„Ich weiß nicht, Sire!"

„So sprich, was soll diese Liste?"

„Ich konnte nicht schlafen," begann nun Cinq Mars,

„unruhige Träume quälten mich, da ſtand ich auf und überließ mich meinen Gedanken; wie immer, waren ſie bei Euch, Sire, und wie immer dachte ich an die Abhängigkeit, in der Richelieu ſeinen König hält. Da ſtieg der ſo lang erſehnte Augenblick recht lebhaft vor mir auf, wo Ihr den ſtolzen Kardinal von Euch entfernt hättet, ich ſah ihn niedergebeugt, zerſchmettert ſich vom Hofe entfernen, aber es ſtieg auch der Gedanke in mir auf: Wenn nun Richelieu Muth genug hätte, in dieſem entſcheidenden Augenblicke die in Händen habende Gewalt zu gebrauchen, wenn ein Guiche, ein Meilleraye, ein Lamotte ſich an die Spitze der Miethlinge ſtellte, ſich mit der Leibwache des Kardinals, die ſtärker iſt als die des Königs, vereinigte, wo müßte, wo könnte der König mit ſeiner Familie für den erſten Augenblick der Gefahr ſich hinwenden, wo mit Ruhe erwarten, daß der Adel Frankreichs ſich um den Thron ſammle, ihn gegen einen Rebellen zu vertheidigen?"

„Deine Phantaſie iſt ſehr geſchäftig, Heinrich, und ſchweift in ſonderbaren Regionen umher, ſie thäte beſſer, Dir Deinen König in anderen Situationen zu zeigen," unterbrach ihn Ludwig.

„Da führte ich Euch aus Paris," fuhr Cinq Mars fort, „fand in allen Weltgegenden keinen Ort, wo ich mit Sicherheit eine Zuflucht für Euch gefunden hätte, und überzeugte mich nun durch dieſen flüchtigen Entwurf, daß Frankreichs König in ſeinem Reiche nicht einen feſten Platz habe, über den er mit Beſtimmtheit gebieten könne; alle ſtehen in der Gewalt des Kardinals, alle — außer Sedan, das Eigenthum des Herzogs von Bouillon, der es ſicher mit Freuden ſeinem Beherrſcher öffnen würde."

Der König hatte sich, während Cinq Mars das Letztere gesprochen, an den Tisch gesetzt und durchlas noch einmal die Liste. „Hm!" murmelte er während des Lesens vor sich hin. „Vincennes, Chavigny — Corbeil, St. Juste — Metz, der Marschall Meilleraye — Arras, St. Preuil. — Großer Gott!" fuhr er auf. „Lauter Kreaturen Richelieu's! Bin ich denn wirklich so arm in meinem eigenen Lande, daß ich nicht einmal ein sicheres Plätzchen habe, mein Haupt niederzulegen?" Cinq Mars zuckte die Achseln. — „Das muß anders werden!"

Der Großstallmeister wollte eben den glücklichen Augenblick ergreifen, als die Thür sich öffnete und der Kardinal eintrat. Kaum hatte Cinq Mars noch Zeit genug, die Rolle Papier zu verbergen, die jedoch der Kardinal bemerkt hatte.

Richelieu, selten ein Bote guter Nachrichten, begann sogleich im Hereintreten: „Der Graf von Soissons und der Herzog von Bouillon, Sire, haben das Maaß ihrer Verbrechen erfüllt. Der Vertrag, den sie mit Spanien abgeschlossen haben, ist keinem Zweifel mehr unterworfen, denn Lamboy, der kaiserliche General, ist schon im Anzuge gegen die Maas. Ich habe daher dem Marschall Chatillon den Befehl gegeben, schnell vorzurücken, die Vereinigung der Rebellen mit dem kaiserlichen Heere zu hindern, und Sedan, es koste was es wolle, zu nehmen. Wir dürfen die sich jetzt uns so schön bietende Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Sire, diesen Schlupfwinkel in unsere Gewalt zu bekommen, wo alle Flüchtlinge aus Frankreich ein sicheres Asyl finden."

Der König mochte in diesem Augenblicke der Worte

des Cinq Mars gedenken, ſein Geſicht überflog eine dunkle Röthe, ein ſicheres Zeichen, daß ſein Gemüth heftig aufgeregt war. Er ſah ſtarr vor ſich hin, ſprach kein Wort, und man ſah es ihm an, daß ein Entſchluß in ihm reife. Richelieu blickte bald ihn, bald den Großſtallmeiſter an, und erwartete nicht ohne Unruhe die Exploſion. „Chatillon bleibe bei Rheims ſtehen, bis ich ihm weitere Ordre geben werde!" fuhr plötzlich der König auf, dann wandte er ſich zu Cinq Mars. „Laß alles zur Abreiſe bereiten, ich will ſpäteſtens übermorgen ſelbſt zum Heere!"

Der Kardinal war überraſcht, doch ſagte er mit anſcheinender Ruhe: „Ew. Majeſtät verzeihen —"

„Nie, wenn man meinen Befehlen nicht gehorcht!" unterbrach ihn der König, und als ob er fürchte, ſeine Kraft werde gegen dieſen Mann nicht lange aushalten, grüßte er ihn mit kurzer Kopfneigung und verließ ſchnell das Zimmer. Richelieu war einen Augenblick überraſcht, dann lächelte er. „Ohnmächtiger Trotz!" ſagte er vor ſich hin, warf ſchnell noch einen Blick auf den Tiſch, auf dem die Papierrolle gelegen, und eilte nach Haus, um die jetzt nöthigen Befehle ſo zu geben, daß, ohne des Königs Willen nicht zu vollziehen, doch der ſeinige geſchehe.

27.

Der König hatte ſich nicht deutlich ausgeſprochen, ob er zum Heere des Marſchalls de la Meilleraye gehen, welches Aire belagerte, oder ſich zur Armee Chatillons bege-

ben wolle. Da er erſt ſpät von der Jagd zurückkehrte, war Richelieu den ganzen Tag in Ungewißheit geblieben, und erſt am andern Tage erfuhr er, daß des Königs Abſicht ſey, nach Rheims zu gehen. Natürlich begleitete er ihn dahin, natürlich war es, daß Chatillon den Befehl zu ſpät erhalten hatte, und dieſer ihn erſt nach ſeinem Uebergange über die Aisne in Rhetel, der König das Heer nicht mehr in Rheims traf. Wider Vermuthen folgte jedoch der König der Armee auch bis dahin, und Richelieu's Vertrauen in ſeine Allgewalt ward jetzt wankend, ſo ſelbſtſtändig hatte er den König noch nicht handeln ſehen. Dieſer gab Chatillon den Befehl, bei Rhetel ein Lager aufzuſchlagen, denn er blieb gegen des Kardinals Verſicherung immer der Meinung, der Graf von Soiſſons, dieſer Prinz von königlichem Geblüte, könne nicht ſo treulos gegen ſein Vaterland handeln und ſich mit Spanien verbinden. In dieſem Glauben beſtärkte ihn das von den Prinzen erlaſſene Manifeſt, worin ſie unumwunden erklärten, in dem Augenblicke die Waffen niederzulegen und zu ihrer Schuldigkeit zurückkehren zu wollen, in welchem der Kardinal aus dem Conſeil und vom Hofe entfernt würde.

Ludwig hatte ſich jedoch diesmal geirrt, denn nach einigen Tagen kam die beſtimmte Nachricht, daß Lamboy über die Maas gegangen ſey und ſich mit dem Heere der verbündeten Prinzen bei Sedan vereinigt habe. Einen Aufſtand gegen den Kardinal konnte Ludwig leicht vergeben, eine Vereinigung mit den Spaniern nicht. Noch am nämlichen Tage erhielt Chatillon den Befehl, gegen Sedan aufzubrechen, und der König, da er ſah, Riche-

lieu habe auch hier wieder Recht gehabt, überließ ihm wieder wie ſonſt alle Anordnungen.

Cinq Mars konnte dieſe Veränderung nur ungern ſehen. Obgleich nicht in direkter Verbindung mit den unzufriedenen Großen, war er doch natürlich ganz auf ihrer Seite, da der Sturz des Kardinals Hauptzweck ihres Unternehmens war, und er baute in der Stille ſeine ganze Hoffnung auf ſie. Der Graf von Soiſſons war unter den königlichen Prinzen der von allen Ständen geliebteſte; in der Champagne, ſeinem Gouvernement, an deren Grenze er ſtand, vergötterte man ihn eben ſo, wie man Richelieu verabſcheute, und ſo bedurfte es nur einer glücklichen Begebenheit, und Tauſende geſellten ſich zu den Prinzen. Je gefährlicher der Aufſtand wurde, deſto leichter mußte der König zu bewegen ſeyn, ihn durch die Entfernung des Kardinals zu ſtillen, der trotz ſeines Muthes das Gefahrvolle ſeiner Lage nicht überſah und mit Unruhe auf Nachrichten von Chatillon harrte.

Sie kamen endlich. Chatillon war mit dem königlichen Heere bei Marfée total geſchlagen worden, und der Kardinal gab ſchon den Befehl, daß die Belagerung von Aire aufgehoben werden, und der Marſchall Meilleraye mit Eilmärſchen zur Deckung der Hauptſtadt heranrücken ſolle. Schon ſchickte ſich der König zur Rückreiſe nach Paris an, ſchon triumphirte Cinq Mars, als noch am nämlichen Abende ein zweiter Kourier zwar den Verluſt der Schlacht beſtätigte, aber auch die Nachricht brachte, der Graf von Soiſſons ſey mitten unter den Seinen auf eine unerklärbare Weiſe getödtet worden. Dies änderte Alles. Der Graf von Soiſſons war die Seele des Unter-

nehmens gewesen; ohne einen königlichen Prinzen an der Spitze zerfiel der Aufstand in nichts, und der Kardinal gewann durch den Tod des Grafen mehr, als er durch die Schlacht verloren hatte. Bouillon unterwarf sich dem Könige, entließ seine Armee, Aire ging über, und Richelieu führte nun den König triumphirend nach Paris zurück, wohin ihm Bouillon folgte.

28.

Cinq Mars begleitete den König trostlos in die Hauptstadt; es war ihm nun wieder eine Hoffnung zertrümmert, und die Gewalt des Kardinals größer als je, nur schien auch die Abneigung des Königs gegen Richelieu stärker, als sie je gewesen war, denn auf der ganzen Reise, wo er sich mit Cinq Mars allein befand, klagte er beständig über die Fesseln, die ihm unerträglich zu werden begönnen. Dies gab dem Günstling noch einigen, wenn auch schwachen Trost. Kaum in Paris angelangt, begab er sich zur Prinzessin, und vergaß, leider nur für kurze Augenblicke, an der Brust der Geliebten seinen Kummer. Aber vergebens hoffte er hier Trost zu finden, die Prinzessin sah die Gefahr noch größer, noch näher, und kein anderes Mittel, als sich innig an die Feinde des Kardinals zu schließen, und Alles zu seinem Untergange zu wagen. Der Chevalier Fontrailles, der Freund von Cinq Mars, berichtete sie diesem, sey bei ihr gewesen, und habe ihr nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sein Herr, der Herzog

von Orleans, ſich wohl an die Spitze der Partei ſtellen würde, wenn er nur nicht die Ungnade des Königs befürchten müßte. Sie rieth nun Cinq Mars, ſich dem Herzoge, dieſem Wankelmüthigen, jedoch mit aller Vorſicht zu nähern, und beſchwor ihn, jeden Schritt, den er thun wolle, erſt reiflich zu überlegen, da er ſich ſelbſt überlaſſen bliebe. „Ich muß mich auf mehrere Monate von Dir trennen, und mich auf ein Gut meiner Mutter nach Languedoc begeben," ſagte ſie tief betrübt, „ich kann Dir nicht mehr mit meinem Rathe zur Seite ſtehen, denn morgen muß ich ſchon von hier!"

Dieſe, obgleich nicht unerwartete Nachricht, drückte Cinq Mars ſchwerer nieder, als alle Furcht vor Richelieu, und die tröſtenden Worte Maria's konnten ihn nicht ermuthigen. „Mit Schmerz trenne ich mich von Dir," ſprach ſie, „aber doch nicht muthlos, obgleich meine Lage tauſendmal unglücklicher iſt, als die Deinige. Ich muß mich der Welt verbergen, Dich Deinem Schickſale überlaſſen, und kann nichts für Dich thun, mein Geliebter! Ich ſehe Dich dem Abgrunde nahe, und kann Dir keine hülfreiche Hand leiſten. Ich kann nichts, als mein Unglück verbergen!" rief ſie im höchſten Schmerz.

Niedergeſchmettert ſtand Cinq Mars vor ihr. „Ich habe Dich unglücklich gemacht, Marie," ſagte er mit Wehmuth; „erſt Dein Unglück ſollte mich aus dem Rauſche jugendlicher Leidenſchaft wecken. Fortan! — Doch wozu die Zukunft herbeirufen, da die Stunden der Gegenwart ſo ſchnell entfliehen. Weiß Gott, ob wir uns wiederſehen werden!"

Auch die Prinzessin mochte von dieser trüben Ahnun ergriffen seyn, denn sie schwieg und hatte keine Worte d Trostes für ihn; da trat sein treuer Kammerdiener keuche ein und meldete, daß der König schon zweimal nach ih geschickt habe, ein Wagen stände an der hintern Pforte b reit, ihn schnell nach dem Louvre zu bringen. Cinq Ma durfte nicht länger bleiben. „Ich komme heute Abe wieder," sagte er, sie heftig an sein Herz drückend, v ließ sie nach kurzer Umarmung, warf sich in den Wag und eilte zum Könige.

„Du läßt lange auf Dich warten, Heinrich," sag dieser mehr niedergeschlagen als zürnend. „Ich befin mich heute gar nicht wohl, bin so traurig gestimmt, u doch ist mir nichts Verdrießliches begegnet, denn sel der Kardinal hatte mir nichts Unangenehmes zu sage Von dem Heere aus den Niederlanden und aus Deutsc land waren gute Nachrichten eingegangen, und was d Sonderbarste war, er sprach sehr vortheilhaft von Dir."

„So ist das Ende der Welt nahe, Sire!" mei Cinq Mars.

„Er sprach allerhand von Deiner Treue gegen mi von Deiner Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu seyn, u daß Du wohl eine Auszeichnung verdientest, da Du a ßer den 50000 Franken, die ich Dir zum Ankaufe d Waldes gab, seit lange keinen Beweis meiner Gnade e halten hättest."

„Ich beginne neugierig zu werden, Sire!"

„Er bat mich, Dir das Gouvernement von Tourrai zu verleihen. Da Deine Güter in dieser Provinz liege so that ich es um deste lieber, und wünsche dem 22jäh

gen Gouverneur einer Provinz Glück zu seinem neuen Posten."

„Der Kardinal ist sehr gnädig!" sagte Cinq Mars mit Ironie, statt dem Könige zu danken. „Er glaubt gewiß, ich soll dem alten Herzog d'Epernon, den er in seinem 88sten Jahre nach Loches verwiesen hat, dort Gesellschaft leisten. Nein, Sire, Gutes hat er hierbei nicht im Sinn. Er will mich nur von Eurer Person entfernen, das ist seine wahre Absicht. Nicht sein Wohlwollen giebt mir das Gouvernement, wo er alle Augenblicke etwas geschehen ließe, das die Gegenwart des Gouverneurs dort nöthig machen würde. Sire! erlaubt, daß ich für Eure Gnade danken darf, ich will gern aller Ehre entsagen, gern auf die Eitelkeit verzichten, mir gnügt, was ich bin und habe, darf ich nur um die Person meines gnädigen Herrn bleiben, darf ich ihm nur ein Trost bei seinem Kummer seyn!" Er sank vor dem Könige nieder, ergriff dessen Hand und preßte sie mit Heftigkeit an die Lippen, dann sah er bittend an ihm auf.

Ludwig mußte gegen seine Gewohnheit in diesem Augenblicke es tief fühlen, daß Cinq Mars mit wahrer Theilnahme, aus seines Herzens Grunde zu ihm sprach, denn er übersah ganz den Egoismus, der in dem Zurückweisen der königlichen Gnade lag, und glaubte, nur Anhänglichkeit an seine Person bestimme ihn dazu. Er war gerührt, streichelte dem Günstling die Wange, und, was er noch nie gethan, schloß ihn in seine Arme. Auch Cinq Mars war erschüttert, und schwur, diesen Tag der Gnade dem Könige nie zu vergessen.

„Geh' nun zum Kardinal, danke ihm für seine Güte

und verweigere in bescheidenen, nicht in stolzen Ausdrücken das Gouvernement von Tourraine," sagte jetzt der König. „Geh und komm bald zurück, Heinrich; mir würde es heute ohne Dich besonders einsam seyn." Cinq Mars versprach es mit gutem Herzen, denn es lag ihm gar nichts daran, sich lange bei dem Kardinal aufzuhalten; er warf sich schnell in einen Wagen und fuhr nach dem Palaste Richelieu.

Da er sich nicht als im Auftrage des Königs kommend hatte anmelden lassen, mußte er einige Zeit im Vorzimmer warten, wo ihm endlich die Zeit so lang wurde, daß er trotz der Widerrede des Portiers die Thür öffnete, durch ein zweites Zimmer schritt und unerwartet in das Kabinet des Premierministers trat. Dieser war durch solche Kühnheit überrascht, doch empfing er ihn höflich, und bat den Staatssekretair für die Kriegsangelegenheiten, de Noyers, der mit ihm im Kabinet arbeitete, sich einen Augenblick zu gedulden.

„Ich komme," begann jetzt Cinq Mars, „Ew. Eminenz für die mir zugedachte Gnade zu danken. Ich erkenne die gütige Absicht, darf aber keinen Gebrauch davon machen, da ich den ehrenvollen Posten nicht ganz ausfüllen könnte. Meine erste Pflicht ist mir bei der Person Sr. Majestät angewiesen, und so würde ich meinem Gouvernement wenig nützen können."

„Ihr seht die Sache zu ernst an, Herr Großstallmeister," nahm Richelieu lächelnd das Wort. „Der Posten des Gouverneurs der kleinen, unbedeutenden, ruhigen Provinz, wo außer Tours sich kein fester Platz befindet, bedarf so wenig Eurer Gegenwart —"

„Wenn dem ſo wäre," fiel ihm Cinq Mars in die Rede, „ſo würde ich es für Unrecht finden, 20000 Livres jährlich zu ziehen, ohne etwas dafür zu leiſten."

„Was thut Ihr denn für die 80000, die Ihr jetzt vom Staate zieht?" fragte der Kardinal mit Hohn. „Ihr amüſirt den König, und thut dies manchmal noch ſchlecht."

„Eminenz! Mich führte die Höflichkeit und der Befehl des Königs hieher, Euch für eine ſcheinbar gute Abſicht zu danken," unterbrach ihn Cinq Mars beleidigt. „Ich kam nicht, um Bitterkeiten anzuhören." Er verneigte ſich und wollte gehen.

„Herr Großſtallmeiſter!" rief Richelieu dem Abtretenden nach. „Noch ein Wort, ehe Ihr geht! Ihr ſeyd mir bisher jedes Mal auf dem Fuße gefolgt, wenn ich bei dem Könige eintrat, ſeyd gegenwärtig geblieben, wenn ich die wichtigſten Sachen vortrug. Wiſſet, Eure Gegenwart iſt mir läſtig, es taugt nicht, daß Ihr zu ſehr in die Staatsgeheimniſſe eingeweiht ſeyd, und deshalb erſuche ich Euch, künftig nicht mehr meinem Vortrag bei dem Könige beizuwohnen."

„Nur dann, wenn es mir mein Herr und Monarch befiehlt, werde ich gehorchen," erwiederte Cinq Mars keck.

„Wie Ihr wollt, Marquis. Was ich Euch ſagte, geſchah auf ſeinen Befehl," erwiederte Richelieu, beugte mit Stolz ſein Haupt ein wenig, und ein Zeichen mit der Hand gab ihm zu verſtehen, daß er ſich nun entfernen könne.

Cinq Mars, durch dies Benehmen gereizt, wollte bleiben, beſann ſich jedoch ſchnell eines Beſſeren, verbeugte ſich, wie es der Anſtand erforderte, und ging. — Raſcher

noch, als er den König verlassen hatte, eilte er nun zu ihm zurück, und glücklich, daß er, ehe er bei ihm eintrat, noch der Worte Mariens gedachte. Er suchte Herr seines Unmuthes zu werden, berichtete dem Könige, was vorgefallen war, und fragte ihn mit Ruhe, ob er wirklich dem Kardinal den Befehl gegeben habe, ihn von dem Conseil auszuschließen.

„Ich gab seinem halsstarrigen Begehren nach," erwiederte der König. „Und was schadet es Dir, Du erfährst durch mich doch Alles, was zwischen mir und dem Kardinal verhandelt wurde."

Cinq Mars schwieg, ohne dem Könige weitere Vorwürfe zu machen, der mit dieser Resignation sehr zufrieden, und heute, so unwohl er sich auch fühlen mochte, herzlicher gegen Cinq Mars war, als je.

Zu des Großstallmeisters Freude speiste der König früher zu Nacht, als gewöhnlich, und legte sich bald zu Bett, denn es trieb ja Cinq Mars nach dem Palast Nevers, aber wie erschrak er, als Ludwig bat, die Nacht bei ihm zu bleiben, um ihm, wenn er nicht schlafen könne, die einsamen langen Stunden der Nacht zu verkürzen. Er mußte gehorchen; schnell ward eine Matratze für ihn in das Nebenzimmer gebreitet, Decken bereit gelegt, und nur unter dem Versprechen, gleich wieder zurückzukehren, erhielt er die Erlaubniß, einen Augenblick auf sein Zimmer zu gehen.

Er hielt Wort und war schnell wieder bei dem Könige, setzte sich an das Bett und unterhielt ihn, so gut er konnte. Schon schlug es zehn, und Ludwig wachte noch immer, da nahm der Ungeduldige in seiner Ver-

zweiflung den Heptameron der Königin von Navarra, begann zu lesen, doch erst, als die eilfte Stunde schlug, war er so glücklich, den König schnarchen zu hören. Er hielt im Lesen an, blieb noch einen Augenblick, den Schlafenden beobachtend, ruhig sitzen, und als er sich überzeugt hatte, daß dieser fest schlafe, öffnete er leise die Thüre und schlich unbemerkt hinaus. Unweit des Louvre hielt sein Wagen, er warf sich hinein und fuhr im Galopp davon.

Der Vorsicht wegen stieg er aus, ehe er den Palast erreicht hatte, ließ den Wagen halten und eilte allein den kurzen Weg zu der Geliebten. Plötzlich aber fühlte er sich an seinem Mantel festgehalten. „Herr, wo wollt Ihr hin?" sagte ein junges Mädchen. „Meine Gebieterin wartet ja auf Euch, tretet nur ein!"

Das Gesicht des Mädchens, welches der matte Schein einer Lampe ihm zeigte, schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht besinnen, wo er sie gesehen hatte. Die Lust zu Abentheuern riß ihn hin, und ließ ihn den König, nur die Prinzessin nicht vergessen, doch war er von ihr überzeugt, daß sie ihn noch bis Mitternacht erwarten würde. Neugierde trieb ihn, zu wissen, wer die Dame, ob sie schön oder häßlich, jung oder alt sey, und da es ja in seinem Willen lag, das Abentheuer abzukürzen, so viel er wollte, folgte er, tief in den Mantel gehüllt, dem Mädchen, trat durch eine kleine Pforte in ein Hintergebäude, schritt dann über einen weiten, menschenleeren Hof, stieg eine dunkle Treppe hinauf — eine Thür öffnete sich — „Endlich, endlich kommt Ihr!" rief es ihm entgegen, und er stand vor der Herzogin von Aiguillon, die, als er hell

lachend seinen Mantel zurückwarf und sie ihn erkannte, erschrocken zusammenfuhr, doch, schnell sich fassend, auch zu lachen begann.

„Marquis!" sagte sie scherzend. „Wir Beide lachen, eines von uns hat gewiß nicht Ursache dazu."

„Gewiß," sagte Cinq Mars, von seinem Leichtsinn auch jetzt verlockt.

„Und wer könnte das wohl seyn?" fuhr sie fort.

„Ihr, schöne Dame, der ein Rendezvous durch mich gestört wird."

„Da bin ich gutmüthiger, als Ihr, Herr Marquis!" fiel ihm die Herzogin in die Rede. „Ihr wolltet mir ein Rendezvous stören und eine Freude rauben, und ich will Euch dem Schmerze eines bittern Lebewohls entheben. Ich wußte, daß morgen in aller Frühe und in aller Stille Marie von Nevers Paris verläßt, konnte leicht vermuthen, daß Ihr Euch heute noch in ihren Palast schleichen würdet, ihr Lebewohl zu sagen, kannte Euren Leichtsinn, selbst in solchen Momenten keinem Abentheuer aus dem Wege zu gehen, deshalb ließ ich Euch hierher locken und Ihr ginget in die Falle. An wem ist es nun, zu lachen? Doch ernstlich, Herr Großstallmeister, List um List, Rache um Rache. In der Grotte des Neptuns hieltet Ihr mich gefangen, bis das Billet in Eurer Hand war, hier halte ich Euch gefangen, bis ich weiß, die Prinzessin hat Paris verlassen. Gute Nacht! Langweilt Euch nicht zu sehr!" Dies sagend, schlüpfte sie durch eine Thür, die sich hinter ihr schloß.

Cinq Mars war in Verzweiflung; alle Thüren fand er verschlossen, kein Ausweg, aus diesem Zimmer zu kom-

men, und nach einigem Nachdenken war er überzeugt, daß er sich im Palaste des Kardinals befinde. Lärm zu machen und sich mit Gewalt einen Weg zu bahnen, wäre thöricht gewesen, selbst wenn er einen kühnen Sprung hätte wagen wollen, hinderten ihn die bärtigen Hellebardiere, die unter dem Fenster gravitätisch auf- und abgingen; es war nichts zu thun, als sich in sein Geschick zu ergeben und das Ende des Abentheuers ruhig abzuwarten. Er warf sich in einen Sessel, überdachte seine Thorheit und es ärgerte ihn am meisten, daß er durch unverzeihlichen Leichtsinn sich allein die Schuld beizumessen habe, wenn er die Ungnade des Königs sich zuziehen würde; auch that es ihm leid, die geliebte Marie, die sehnsuchtsvoll auf ihn harrte, hintergangen, und der Herzogin eine so schöne Gelegenheit gegeben zu haben, sich auf eine so empfindliche Weise an ihm zu rächen. Zähneknirschend saß er da, wie der gefangene Löwe im eisernen Käfig, und verdammte sich von neuem mit jedem Schlage der Glocke von Notre Dame.

Schon war Mitternacht vorüber, und die einzige Kerze brannte tiefer und tiefer und war jetzt dem Verlöschen nahe, als er leise das Schloß der einen Thür öffnen hörte. Ein Schauer überlief ihn; er glaubte Mörder, von dem Kardinal gedungen, würden eintreten, und fest entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, zog er den Degen. Doch wie erstaunte er, als er das nämliche Mädchen, das ihn eingeführt, mit einer Blendlaterne eintreten und schweigend die Fenster öffnen sah, die ihm dann winkte, ihr zu folgen, die Thür wieder vorsichtig hinter sich verschloß, und ihn den nämlichen Gang, den er gekommen war, zurück

bis zu der geöffneten Hinterpforte führte. „Ich bin an Eurer Verlegenheit Schuld," sagte sie hier, „sah Euch für den Grafen Langeron an," und ehe noch Cinq Mars danken, ihr seine Börse in die Hand drücken konnte, flog sie an seinen Hals, preßte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, und entschlüpfte schnell durch die sich wieder schließende Pforte.

Einen Augenblick stand er von dieser neuen Begebenheit überrascht, dann aber eilte er schnell nach dem Palaste Nevers, sah noch Licht in Mariens Zimmer, fand das Pförtchen offen und stand bald vor der Zürnenden, die schon seit Stunden mit Ungeduld seiner geharrt hatte. Er erzählte ihr nun, wie ihn der König zurückgehalten und wie lange er vergebens gehofft habe, bis die Novellen der Königin Margarethe von Valois den Monarchen endlich in den Schlaf gewiegt und er hierher geeilt sey; von dem bestandenen Abentheuer aber schwieg er.

Die Prinzessin war zu besonnen, um nicht die unangenehmen Folgen einzusehen, die seine Entfernung von dem Krankenlager des Königs für ihn haben könnte, sagte ihm ein kurzes, aber schmerzliches Lebewohl, bat ihn nochmals, beharrlich auf den Sturz des Kardinals hinzuwirken, jedoch dabei vorsichtig zu seyn, und trieb ihn nun selbst an, sich zu entfernen. Cinq Mars gehorchte, bald saß er wieder in seinem Wagen, befand sich in dem innern Hofe des Louvre, schlich ungestört an den Wachen vorüber, die ihn wohl kannten, und stand jetzt vor dem Zimmer des Königs, wo er die Thür nur angelehnt fand und sich hineinschlich; zu seinem Schrecken vernahm er die Stimme Ludwigs, der mit Pierre Corsart, seinem Kammerdiener, sprach.

„Gieb mir die Medizin, Pierre, dreißig Tropfen," ſagte eben der König. — Der Kammerdiener mochte ſie ihm gereicht haben, denn der Monarch ſagte gleich darauf: „Hu, die Tropfen ſind bitter, ſo bitter, wie oft die Worte des Kardinals! — Schläft Cinq Mars noch?" fragte er nach einer kurzen Pauſe.

„Ich glaube," erwiederte Corſart verlegen.

„Ich ſchellte nur leiſe, damit ich den armen Jungen nicht weckte," fuhr Ludwig fort. „In ſeinen Jahren iſt der Schlaf ein Glück, denn keine Sorgen ſtören ihn. Er hat ſüße Träume, wenn mich Unruhe und Beklemmung nicht ſchlafen laſſen. Ach Corſart, wenn uns auch auf dem weichſten Lager der Schlaf flieht, da iſt es traurig, König zu ſeyn, da tritt manches vor uns, woran wir beim Scheine der Sonne, im Glanze des Thrones nicht denken. Zum Beiſpiel —"

„Seyd Ihr wach, Sire?" unterbrach Cinq Mars aus Gutmüthigkeit des Königs Geſpräch. „Verzeiht, daß ich nicht eher erwachte." Er trat zur Freude des Kammerdieners, der ihn wohl vermißt hatte, in das Schlafgemach. „Wie iſt Euch, Sire?" fragte er theilnehmend.

„Leidlich, nur quälen mich unruhige Träume, die mir den Schlaf rauben," erwiederte der König. „Komm, ſetze Dich her zu mir, lies mir eine Novelle meiner Stiefmutter vor, ich ſchlief geſtern Abend ſo ſchön darüber ein." Cinq Mars begann zu leſen, der Kammerdiener entfernte ſich, und Leſer und Zuhörer ſchnarchten bald um die Wette, bis der Morgen ſie weckte.

29.

Kaum hatte am andern Tage Cinq Mars sich von der unruhigen Nacht ausgeruht, begab er sich, als der König in das Conseil mußte, zu de Thou, den er, seit er den Monarchen nach Rhetel begleitet, nicht gesehen hatte. Er fand ihn wieder ganz hergestellt und im Begriff, zu dem Herzog von Bouillon zu gehen, dem er sich schon lange angeschlossen hatte, doch die Ankunft des Großstallmeisters hielt ihn zurück. Das Wiedersehen war herzlich. Die Schlacht von Marfée führte sie bald auf die jetzigen Begebenheiten des Hofes, Beide sprachen sich hier gegenseitig offen aus, Beide waren von gleich glühendem Haß gegen den Kardinal durchdrungen, obgleich dieser Haß bei ihnen wohl ganz verschiedenen Quellen entsprang. Cinq Mars drückte die Abhängigkeit, in der ihn der Kardinal hielt, und die Geringschätzung, mit der er ihn oft behandelte; de Thou, dessen edles Herz über jede Privatkränkung erhaben gewesen wäre, berücksichtigte nur das Elend des Staates, das ihn gegen den Mann empörte, der zwar Frankreich in den Augen des Auslandes groß, im Innern aber durch Auflagen und Tirannei so elend gemacht hatte, daß nur eine Aenderung in der Regierung und baldiger dauernder Friede seinen Wohlstand wieder herstellen konnte. So lange der Kardinal die Zügel der Regierung hielt, war aber an den Frieden nicht zu denken, der Krieg machte ihn seinem Herrn unentbehrlich. Wer sollte ohne ihn die Operationen der verschiedenen Heere leiten, und die nöthigen Summen, die der Krieg kostete, herbeischaffen, wer ohne ihn die

verwickelten Unterhandlungen mit den auswärtigen Höfen leiten, wer der Macht des Hauses Habsburg widerstehen? Das wußte Richelieu zu gut, darum war der Krieg seine festeste Stütze, Frieden zu schließen ihm ein quälender Gedanke. Dies durchschaute de Thou, und darum haßte er ihn und hoffte Alles von seinem Sturze. Er glaubte die Freundschaft des Großstallmeisters mit einer Wunde nicht zu theuer erkauft zu haben, denn ihn hielt er für den sichersten Mann, den Kardinal zu stürzen. Der edle de Thou kannte Ludwig den 13ten zu wenig, um glauben zu können, daß ein König, der seinen Minister haßte und fürchtete, nicht in einer Stunde der Entschlossenheit so viel Muth fassen könnte, ihn zu entfernen; auf den König baute er seinen Plan, und hatte auf seichten Grund gebaut.

Cinq Mars, den König und seinen Wankelmuth besser kennend, stimmte für gewaltsame Mittel, als das Einzige, was zum Zwecke führen konnte, de Thou verwarf sie, obgleich er sich selbst sagen mußte, daß, wäre die That, auch ohne Vorwissen des Königs, einmal geschehen, dieser sie gewiß nicht bestrafen würde. Seinen weniger gewaltsamen Planen folgend, lud er Cinq Mars zu einer Unterredung mit dem Herzoge von Bouillon ein, der, nur dem Scheine nach mit dem Kardinal versöhnt, im Begriff stand, sich zu seinem Untergange von Neuem mit dem Herzoge von Orleans zu verbünden. Die Unterredung mit dem Herzoge fand hierauf heimlich in der Wohnung de Thou's statt, und Beide schieden zufrieden von einander. Bald auch trat der Großstallmeister, durch Fontrailles Vermittelung, in nähere Verbindung mit dem Herzog

von Orleans, und so ward eine Verbindung geschlossen, die, allem Anscheine nach, dem Kardinal das gewisse Verderben bringen mußte. Die Verbündeten beschlossen sogar Cinq Mars den Auftrag zu geben, den König, jedoch auf vorsichtige Weise, mit in die Verschwörung zu ziehen, und Cinq Mars, dessen Eitelkeit von allen Seiten geschmeichelt wurde, übernahm willig den gefährlichen Auftrag, da man ihm die Pairie, die Würde eines Connetables und die Hand der Prinzessin Marie von Nevers zum Lohne versprochen hatte.

Wäre der 22jährige Jüngling erfahrener und besonnener gewesen, hätte Marie Gonzaga mehr ihrem hellen Verstande gefolgt und sich nicht von der Nothwendigkeit hinreißen lassen, ihr Schicksal rasch zu bestimmen, das freilich einer raschen Entscheidung bedurfte, so hätte Beiden die Klugheit anders rathen müssen. Cinq Mars hätte ruhig, ohne dabei eine Rolle zu übernehmen, das Gewitter über dem Haupte Richelieu's aufsteigen lassen, und auf seinem Posten die Begebenheiten abwarten können, die, sie mochten ausfallen wie sie wollten, ihm nützlich werden mußten. Ohne Kreatur des Kardinals zu seyn, brauchte er ihm nur nicht feindlich entgegen zu treten, und im Fall der Anschlag mißlang, mußte ihm der Kardinal schon dadurch verpflichtet seyn, daß er in seiner Stellung nichts gegen ihn unternommen hatte; gelang das Unternehmen, so hatte er als Günstling des Königs ganz freies Spiel, und jeder mußte sich um seine Gunst bewerben. Mehr aber noch als alles dies hätte ihn der Gesundheitszustand des Kardinals, der von Tage zu Tage bedenklicher wurde, selbst die Krankheit des Königs von jedem Ge-

waltſtreiche abhalten müſſen. Aber die mannigfach von dem Kardinal gekränkte Eitelkeit des Günſtlings, die Eitelkeit, ſich an der Spitze einer Verſchwörung zu glauben, woran der Bruder des Königs und die Großen des Hofes Theil nahmen, verblendeten ihn eben ſo ſehr, wie die Liebe, die kein Mittel zu gewagt fand, um nur raſch an das Ziel zu gelangen. Selbſt de Thou, der wirkliche Freundſchaft für Cinq Mars gefaßt hatte, ſah hier nicht ſcharf genug, ſein edles Herz würde ſonſt gewiß dem jungen Freunde von ſeinem gefährlichen Beginnen abgerathen haben.

Die Verbindung zwiſchen den Herzögen von Orleans und Bouillon, ihrem Anhange und Cinq Mars wurde immer inniger, und ſchon hatte dieſer verſucht, dem Könige manche Winke zu geben, die Ludwig nicht ungnädig aufgenommen hatte; der ewig geſchäftige Fontrailles reiſete ſchon hin und her, zu dieſem Zwecke Theilnehmer zu werben und alles vorzubereiten. Da erhielt der Kardinal, jedoch nur unbeſtimmte Nachricht, daß irgend etwas gegen ihn im Werke ſey, und die Herzöge von Orleans und Bouillon an der Spitze der Unzufriedenen ſtänden. Schnell war ſein Entſchluß gefaßt; der Herzog von Bouillon mußte ſogleich nach Italien, um den Befehl des Heeres zu übernehmen, wobei ihm der Graf Pleſſis Praslin als Aufſeher zugeſellt war, und da der Kardinal keine ſchickliche Gelegenheit fand, den Herzog von Orleans, ſo wenig wie Cinq Mars von Paris zu entfernen, ſo verfiel er auf ein anderes Mittel, Beide zu trennen.

Catalonien hatte ſich gegen ſeinen Herrn, den König von Spanien, aufgelehnt, und Geſandte nach Paris ge-

schickt, sich Frankreich zu unterwerfen; Barcellona war im Besitze der Franzosen, und die Belagerung von Perpignan wurde beschlossen. Richelieu suchte nun den König zu bestimmen, trotz dessen Kränklichkeit und seiner eigenen geschwächten Gesundheit, sich zur Armee zu begeben und in Person die Belagerung zu leiten. Ihm war es gleich, ob der schwächliche Körper des Königs den Strapatzen des Krieges unterlag, hatte er nur seinen tiefdurchdachten Plan ausgeführt. Der König blieb lange unentschlossen, leider aber stimmten diesmal die Wünsche Cinq Mars mit denen des Kardinals überein; war doch der Aufenthalt Mariens von Nevers in der Gegend von Alet in Languedoc, sie zu sehen, sie als Mutter zu begrüßen, seine höchste Sehnsucht. Thörichte Liebe ließ ihn alles Gefährliche übersehen, und ehe er sich noch mit seinen Freunden hierüber berathen, hatte er schon den König bestimmt, dem Willen des Kardinals zu folgen.

Dies geschah an dem Tage vor der Abreise des Herzogs von Bouillon zur Armee. Am Abende war Cinq Mars zu dem Herzoge von Orleans geladen, zu dem er sich auch heimlich begab, wo er den Herzog von Bouillon und Fontrailles, sonst aber Niemand fand; de Thou war zu dieser Zusammenkunft nicht eingeladen worden. Als der Großstallmeister ihnen die Nachricht mittheilte, daß der König sich bestimmt habe, Paris zu verlassen und zum Heere zu gehen, geriethen Alle in Bewegung. „Wir sind verrathen!" sagte Bouillon, „Der Kardinal durchschaut unsern Plan, er trennt uns, um uns einzeln zu vernichten." Der Herzog von Orleans, ewig schwankend und nie eines festen Entschlusses fähig, wollte auf diese bloße

Vermuthung sich eiligst nach Sedan zurückziehen, selbst Bouillon schwankte, ob er zur Armee abgehen, oder auch in Sedan Sicherheit suchen solle, nur Cinq Mars, der die Gefahr nicht so nahe sah, war bestimmt, bei dem Könige zu bleiben und ihr zu trotzen. Fontrailles aber meinte, daß ohne die Unterstützung von Spanien ihnen Sedan nur auf kurze Zeit Schutz gewähren könne, und rieth, sich auf den schlimmsten Fall einer günstigen Aufnahme in den Niederlanden zu versichern. Er erbot sich, mit Vollmacht versehen nach Madrid zu gehen und die Unterhandlung zu betreiben; die Herzöge stimmten seiner Meinung bei, und auch Cinq Mars, wohl nicht die Wichtigkeit des Schrittes bedenkend, unterschrieb die schnell entworfene Vollmacht. So band er sich fest an die Verschwornen, und kettete sein Schicksal unwiderbringlich an den Erfolg des Unternehmens.

30.

Bald darauf reisete der König mit einem kleinen Gefolge nach Fontainebleau, von wo er sich nach kurzem Aufenthalte nach Lyon begab, dort mehrere Monate zu bleiben, bis die Jahreszeit zur Eröffnung des Feldzugs weit genug vorgerückt wäre, um dann nach Roussillon zu gehen. Den Tag vor seiner Abreise hatte der König gegen Cinq Mars den Wunsch geäußert, das Fraulein Lafayette noch einmal zu sehen, da aber dem Großstallmeister an dieser Zusammenkunft wenig gelegen war, redete er ihm nicht weiter zu;

so unterblieb es, und Ludwig gab seiner ehemaligen Geliebten auch nicht einmal diesen kleinen Beweis von Anhänglichkeit.

Da das Gefolge des Königs, und besonders das des Kardinals so groß war, daß sie füglich nicht einen Weg nehmen konnten, so hatte Cinq Mars Zeit und Gelegenheit, hier seinen Plan auszuführen und dem Könige einen Wink zu geben, daß eine Verschwörung gegen den Kardinal im Werke sey. Er wagte es selbst, dem Könige noch einmal den Vorschlag zu machen, sich zum Wohle des Staates auf rasche Weise des Kardinals zu entledigen, und der König schien diesmal seinen Vorschlag mit weniger Widerwillen anzuhören, als in St. Germain. Die Anwesenheit des Kardinals war ihm jetzt doppelt lästig, besonders da er in Montargis, dem ersten Orte ihres Zusammentreffens auf der Reise, sich unterstanden hatte, einen Theil des königlichen Gefolges aus Ersparniß zurückzuschicken, obgleich das seine viel bedeutender war. So sehr es der Eitelkeit des Königs schmeichelte, sich an der Spitze eines Kriegsunternehmens zu sehen, so fühlte er doch, daß er nirgends so von dem Kardinal abhängig seyn würde, als eben beim Heere, wo alle Stellen mit dessen Kreaturen besetzt waren, und schon gereute es ihn, St. Germain verlassen zu haben. Ueberdies mochte er wohl einen tiefern Blick in die Absichten des Kardinals durch Cinq Mars gethan haben, der ihm in einer vertraulichen Stunde mittheilte, wie man am Hofe der Meinung sey, daß Richelieu, in der Hoffnung, die Strapatzen des Krieges würden die Gesundheit des Königs ganz untergraben, alle Vorkehrungen getroffen habe, sich nach Ludwigs Tode

die Regentschaft zu sichern. Dieses flüchtig als eine Sage hingeworfene Wort faßte tiefe Wurzel in dem Herzen des Königs, und von diesem Tage an nahm die Abneigung gegen den Premierminister so zu, wie die Vorsicht und das Mißtrauen des immer mehr kränkelnden Kardinals. Auch mochte sich der König erinnern, daß Richelieu verlangt habe, die Königin solle während seiner Abwesenheit mit ihren Kindern in Vincennes residiren, dessen Gouverneur der ihm treu ergebene Chavigny war; alles dies bestärkte den König in dem Glauben, Richelieu wünsche seinen Tod und habe schon die nöthigen Vorkehrungen für diesen Fall getroffen.

Mißgestimmt kam er nach Lyon, denn selbst die Nachricht von dem bedeutenden Siege Guebriants, den dieser bei Kempen über die Kaiserlichen unter Lamboy errungen hatte, konnte ihn nicht erheitern. Auch der Kardinal war nicht von besserer Laune, und befand sich jetzt kränker, als da er Paris verlassen hatte, Cinq Mars hingegen war voller Muth und schöner Hoffnungen. Er hatte mehrere hundert Edelleute aus Auvergne zu sich nach Lyon berufen, ihm im Fall der Noth zu seinem Unternehmen behülflich zu seyn, denn es war schwer, der Person des Kardinals beizukommen, der, von einer stärkern Leibwache als der König umgeben, selbst nur von dieser begleitet zu seinem Herrn ging.

Endlich, nach langem Zögern, hatte der König Cinq Mars zu seinem Unternehmen die Erlaubniß gegeben, der immer nur Luynes und den Marschall d'Ancre vor Augen, den großen Unterschied zwischen der Ermordung eines italienischen Aventüriers und der eines Fürsten der Kirche

nicht zu berücksichtigen schien. Der Tag der Ausführung war bestimmt. Schon waren die Edelleute aus Auvergne versammelt, den Anhängern des Kardinals Richelieu die Spitze zu bieten, und Cinq Mars erwartete in den Zimmern des Königs mit Ungeduld die Ankunft des Kardinals, als der König diesen, nur von de Bar, dem Hauptmann seiner Leibwache begleitet, über den Schloßhof kommen sah. „Cinq Mars!" rief er, bei seinem Anblicke den Muth verlierend. „Morgen, heute nicht!"

„Ich habe Euer Wort, Sire!" entgegnete der Großstallmeister, und in diesem Augenblicke trat der Kardinal ein. Bei seinem Anblicke entfärbte sich der König. Cinq Mars, unschlüssig, was er unter diesen Umständen thun sollte, nahte sich dem Könige und fragte leise: „Darf ich, Sire?" und da der König ein bestimmtes „Nein!" antwortete, war der Kardinal für dieses Mal gerettet.

Kurz darauf trat der König seine Reise nach Narbonne an, wo er bis zur Eröffnung der Belagerung zu bleiben gedachte. Der Kardinal folgte ihm dahin, und auf dieser Reise machte er den letzten Versuch, Cinq Mars von der Person des Monarchen zu entfernen. Jedoch die Art und Weise, wie der König sich seinen Wünschen widersetzte, zeigte ihm deutlich, daß die Zeit seiner unumschränkten Macht vorüber sey, und er gelindere Saiten aufziehen müsse. Von diesem Tage an unternahm er nichts mehr gegen Cinq Mars und war in allem dem Könige gefällig, ohne daß jedoch diese Veränderung seines Betragens in dem Benehmen des Königs gegen ihn nur die mindeste günstige Wirkung hervorgebracht hätte; im Gegentheil

schien in dem Grade, in welchem sich Richelieu gefällig zeigte, er dem Könige verhaßter zu werden, und so setzte er die Reise unter traurigen Aussichten fort.

31.

Einsam und von bangen Ahnungen gequält saß Marie von Nevers mit ihrer Freundin, dem Fräulein von Pons, auf dem einsamen Schlosse ihrer Ahnen, dessen Fuß die Wellen der Aude bespülten. Sie hoffte mit jeder Stunde von der Ankunft des Königs in Narbonne Nachricht zu erhalten, denn die Briefe, die sie bisher von ihrem Geliebten bekommen hatte, sprachen zwar ganz die unwandelbare Treue seines Herzens aus, waren aber aus Vorsorge über seine Angelegenheiten immer dunkel abgefaßt, und nur durch de Thou, der auf einer Reise nach Perigord diesen großen Umweg, wahrscheinlich des Fräuleins wegen gemacht, hatte sie Manches erfahren, das ihre Besorgniß noch vermehrte.

Sie saß heute an der Seite ihrer Freundin zum ersten Male wieder in der frischen erquickenden Luft, unter der hundertjährigen Linde ihres alten Schlosses, und blickte sehnsuchtsvoll nach der Straße, die von Narbonne her führte. Neben ihr auf einem alten abgehauenen Eichstamme saß eine Bäuerin aus dem Ländchen Saut, eine frische, rothwangige Dirne, die ein liebliches Kind an ihrer Brust nährend, mit gutmüthigem Lächeln auf den kleinen Pflegling herabblickte. Auch das Fräulein sah wohl-

gefällig nach dem Kinde, nur die Prinzessin schien es in diesem Augenblicke zu vergessen, denn ihre Gedanken waren in Narbonne, von wo eben ein Eilbote ihr von Cinq Mars die wenigen Zeilen gebracht hatte: „Eben ziehen wir hier ein, Alles geht gut, Geliebte, bald hoffe ich Dich zu umarmen.“ In süßer Erwartung strahlte ihr dunkles Auge freudig, ihr ganzes Wesen war in diesem Augenblicke nur eine süße Hoffnung. Sie ergriff jetzt das Kind, hob es hoch empor und hielt es der Straße nach Narbonne entgegen, dann drückte sie es stürmisch an das Herz, an die Lippen, und benetzte es mit Freudenthränen. Die Kleine ward über die heftigen Liebkosungen nicht unwillig, sie duldete sie ruhig, griff mit den kleinen Händchen in die herabrollenden braunen Locken, und ihre großen Augen sahen freundlich an ihr auf. Ueber die Heftigkeit der Prinzessin besorgt, nahm jetzt die Wärterin das Kind wieder aus ihren Armen, und trug es, ein baskisches Lied singend, längs dem Ufer hin.

„Alles geht gut!“ rief jetzt Marie von Nevers freudig aus. „Bald wird er hier seyn!“

„Mäßigt Eure Freude, Prinzessin!“ unterbrach sie das Fräulein. „Baut nicht zu fest auf die trügerische Hoffnung. Ihr wißt, auch mein Schicksal ist durch de Thou sonderbar an das des Großstallmeisters geknüpft, und de Thou fürchtete immer noch. Hoflaunen, wißt Ihr ja selbst, sind wie Sonnenblicke im April, bald sind sie warm und erquickend, bald treibt der Sturm die Schneeflocken, und Niemand weiß dann recht, wohin er sein Schiff lenken soll.“

„Laß mir meine Hoffnung, laß mir mein Glück!“

unterbrach ſie die Prinzeſſin. „Hätte ich mich auch getäuſcht, ſo gab mir die Täuſchung wenigſtens glückliche Augenblicke, die, nur Trauriges ahnend, die Furcht mir verbittert hätte. Fühle nur, Adelaide, wie mild der Wind vom Meere her weht, ſanft und erquickend führt er uns auf ſeinen Schwingen Kühlung und ſüße Düfte zu, die er auf ſeinem Fluge durch blumige Auen den Kelchen ſtahl. Willſt Du Dich nicht an ihm erquicken? Willſt Du dieſe Düfte nicht einathmen, weil er ſich wenden und von den Pyrenäen kalt und unfreundlich zu uns herüberſtürmen kann? Iſt der Blick in die Zukunft nur heiter, ſo trübe ihn die Furcht vor Täuſchung nicht! Treibe die milde Tröſterin Hoffnung nicht frevelnd von Dir, was ſollte ohne ſie aus mir, aus jenem Kinde werden?" — Ein Seufzer, der ſich unwillkührlich der Bruſt Adelaidens entrang, war ihre Antwort.

„Armes Mädchen!" fuhr die Prinzeſſin fort. „Dir hat die Natur das traurige Erbtheil Schwermuth gegeben! Macht ſie Dich denn glücklicher, als mich der leichte Sinn? Hat ſie Dein Herz beſſer vor der Thorheit der Liebe bewahrt?"

„Ja!" erwiederte das Fräulein raſch, und ihr Blick fiel auf das eben ſchreiende Kind. Aber ſchnell mochte ſie den harten Vorwurf fühlen, der in dieſem einem Worte lag. „Ja, Prinzeſſin," fuhr ſie fort. „Der Liebe vermag keine Gewalt die Herzenspforte zu verſchließen, Schwermuth und leichter Sinn, Beide öffnen ihr ſtets das Unbewachte."

„Adelaide!" rief jetzt die Prinzeſſin, die gar nicht auf die Worte des Fräuleins gehört hatte. „Sieh, dort

bei der einſamen Kirche von Miſſegre kommt ein Reiter gejagt, jetzt ſprengt er in den hohlen Weg hinab — bald muß er wieder auf der Höhe ſeyn; — jetzt — ſieh! Ja, er iſt's! Cinq Mars iſt's!" ſchrie ſie auf, ſtürzte hinunter an das Ufer, wo die Bäuerin Blumen für die Kleine pflückte, entriß ihr das Kind, und, es hoch in die Höhe haltend, ſtürzte ſie dem Reiter entgegen. „Da nimm!" rief ſie, und legte dem vom Roſſe Geſprungenen das Kind in die Arme.

Cinq Mars, in dem einen Arme ſein Kind, in dem andern die Geliebte, hatte keine Worte für ſein Gefühl, auch Marie lag ſprachlos an ſeiner Bruſt und weinte, nur die herbeieilende Adelaide hatte Beſinnung genug, beim Erblicken der ihrem Herrn folgenden Diener das Kind zu entfernen. — Arm in Arm gingen ſie nun in das Schloß; während des ganzen Weges hatte Marie von Nevers ihr Auge auf Cinq Mars geheftet. „Ja!" raunte ſie ihm zu und preßte ſeinen Arm an ihr Herz. „Sie hat Dein ſprechendes dunkelblaues Auge, Deinen freundlichen Mund, das kaum bemerkbare Grübchen im Kinn, Alles gleicht Dir, doch — Freuſt Du Dich auch über die Kleine, Cinq Mars?" fragte ſie plötzlich, da ſie ſeinen Ernſt bemerkte. „Oder iſt ſie Dir ein verwundender Dorn? — Schenke ihr Deine Liebe, Heinrich, was kann das unglückliche Kind dafür? — Ehe es den Vaternamen lallen kann, wird es Dich ja ſo nennen dürfen, nicht wahr, mein Geliebter? — Du ſeufzeſt?" fragte ſie ängſtlich, als ſie in das finſtere Thor des alten Schloſſes traten. „Statt freudiger Antwort ein Seufzer?"

„Die Freude Dich wiederzuſehen, Marie, hat mich

ſo ſonderbar ergriffen," erwiederte Cinq Mars, und trat mit ihr unter das Portal. „Meine Wonne hat keine Worte —"

„Aber Seufzer," unterbrach ihn die Prinzeſſin.

„In dem Augenblicke, wo ich mein Glück umfangen halte, überfällt mich ein Schauer trüber Ahnung. — Als ich das Kind in meinen Armen hielt, ergriff mich eine Wehmuth; laß mich davon ſchweigen, Marie!"

„Ich bitte Dich, rede, Cinq Mars!" bat die Prinzeſſin, als ſie ſich in ihrem Zimmer allein befanden, „verſchweige mir nichts!"

„Was hätte ich Dir zu verſchweigen, als ein kindiſches Spiel meiner Phantaſie."

„Nun, rede!" bat die Prinzeſſin.

„Als wir der alten Linde nahten, die auf jenem Hügel am Ufer der Aude ſo mahleriſch ſteht, ſah ich nicht weit davon einen abgehauenen Baumſtamm. Mir erſchien er in dieſem Augenblicke wie der Block des Nachrichters."

„Thörichte Phantaſie!" unterbrach ihn die Prinzeſſin, obgleich ſie doch ſelbſt von dieſem Gedanken erſchüttert war. „Wie kannſt Du Dich mit ſolchen Dingen beſchäftigen, Dir von ſolchen Träumen die Wonne des Wiederſehens ſtören laſſen! Haſt Du nicht Urſache, in eine frohe Zukunft zu blicken? Was kümmert Dich ein Baumſtamm, was könnte Dich ſelbſt der Anblick des Henkerblockes erſchüttern?"

„Du haſt Recht, Marie!" erwiederte er lachend. „Ich war ein Thor, es war ein Augenblick der Narrheit, der mich ergriff. Es geht ja alles gut, Geliebte, ich ſtehe in der Gunſt des Königs feſter als je, Dein Rath, mich

seinen Launen ganz, ohne eigene Launen zu fügen, war heilsam. Der Kardinal sinkt und ich steige auf seinen Trümmern empor."

„Gebe es Gott!" sprach die Prinzessin. „Es ist ja das Einzige, was mich meinem Ziele näher führen kann!"

„An die Stelle Richelieu's zu treten, habe ich verzichtet," fuhr er fort, „ich fühle selbst, daß die Last mich zu Boden drücken würde, denn ich bin diesem Platze nicht gewachsen. Die Pairie, das Schwert des Konnetable und die Hand meiner Marie genügt mir, was könnte ich mehr verlangen, als dies, ohne ungenügsam zu seyn?"

„Gelobt sey Gott, daß Du den thörichten Wunsch unterdrücktest, Richelieu zu ersetzen! Bei dem Könige könnte es Dir gelingen, dem Staate ersetztest Du ihn nie. Aber Heinrich," sagte sie plötzlich, „wird der König nicht zürnen, wenn er Dich vermißt und erfährt, daß Du hier warst?"

„Er weiß es, er hat es mir selbst erlaubt, Dich wieder zu sehen; schließ hieraus auf seine Gunst."

„Mißbrauche sie nur nicht; laß ihn nicht lange allein, nicht mit dem Kardinal allein."

„Noch in der Nacht eile ich zurück, Pferde stehen bereit, ich bin morgen bei seinem Lever zugegen. Sey nicht für meinen Leichtsinn bange, mich hat die Erfahrung Vorsicht gelehrt. Selbst auf den schlimmsten Fall bin ich gefaßt, selbst wenn der Kardinal siegte und am Ruder bliebe."

„Sprich," rief die Prinzessin ungeduldig; „sprich, Cinq Mars, wie bist Du auf diesen Fall bereit?"

„Fontrailles ist nach Madrid, dort für uns zu un-

terhandeln; Sedan iſt unſere Zuflucht, bis Hülfe aus Spanien kommt.“

Schlaff ſanken bei dieſen Worten die Hände der Prinzeſſin, die auf ſeiner Schulter geruht, nieder, bleich, als habe der Tod ſie angehaucht, waren ihre Wangen. „Unglücklicher!“ rief ſie. „Was haſt Du begonnen! Wie haſt Du ſelbſt Dein Glück zerſtören, wie leichtſinnig dem Kardinal die Waffen gegen Dich in die Hand geben können! Hoffſt Du, daß ihm dies verborgen bliebe, daß Kontrailles den Augen ſeiner Spione in Madrid entgehen könne? Hoffſt Du, daß der König einer lebenden Seele je verzeihen wird, die mit Spanien gegen Frankreich unterhandelt hat?“

„Verzieh' er doch kürzlich dem Herzog von Bouillon,“ ſagte Cinq Mars empfindlich.

„Er mußte den Sieger von Marfée fürchten, darum verzieh er ihm,“ nahm Marie das Wort, „ſeine Verzeihung brachte dem Könige, brachte dem Lande Nutzen. Aber was kümmert ſich Frankreich um Heinrich d'Effiat, ob er auf dem Blutgerüſte ſtirbt, oder auf ſeidenem Pfühl; was giltſt Du in der Wagſchale des Staates, ob Du ſinkſt oder ſteigſt. Glaube mir, je höher Du in der Gunſt Deines Herrn ſtehſt, deſto tiefer wird er den Undank fühlen, und ihn deſto furchtbarer ſtrafen. — Nur ein Mittel ſehe ich noch!“ rief ſie plötzlich aus. „Eile zurück, wirf Dich dem Könige zu Füßen, bekenne ihm Alles, ſage ihm, die Furcht vor dem Kardinal habe Dich zu dem verzweifelten Entſchluß gebracht, Dich Gaſton von Orleans anzuſchließen, und Sicherheit Deines Lebens in Spanien zu ſuchen. Vielleicht iſt es noch Zeit, vielleicht ſo noch Ret-

tung möglich. Auf jeden Fall laß Deine Pferde von hier bis Narbonne ſtehen, ich will dafür ſorgen, daß bis an die Grenze Spaniens andere für Dich bereit ſind. Biſt Du nach Deinem Geſtändniſſe der Verzeihung des Königs nicht ganz ſicher, ſo wirf Dich mit dem Augenblick, wo Du ſein Zimmer verläſſeſt, auf Dein Roß und fliehe."

„Marie, ich verkenne Dich!" ſagte Cinq Mars, die Unglückliche, die außer ſich war, mit Innigkeit an ſich drückend. „Hältſt Du den Kardinal für allwiſſend? Noch hat ja Fontrailles nichts abgeſchloſſen, was könnte er denn jetzt ſchon erfahren? Und überdies, Marie, ſoll ich ſo feig, ſo ehrlos ſeyn, zum Verräther an meinen Freunden zu werden? Soll ich wie ein Schulknabe beichten, ehe noch die Sünde begangen iſt? Willſt Du, daß ich mich vor ganz Frankreich entehren ſoll? Nein, Marie!" rief er heftig, „und würde jener Block da draußen bei der Linde zu meinem Richtblocke, ſtünde der Nachrichter mit gehobenem Beile ſchon vor mir, und müßte ich mein Haupt darauf legen, ſo wollte ich lieber durch den Henker ſterben, als ſchmachvoll leben. Den unglücklichen Cinq Mars würde man beklagen, den glücklichen Cinq Mars verachten!"

Starr ſah ihn die Prinzeſſin bei dieſen Worten an, die er mit Entſchloſſenheit geſprochen hatte, dann riß ſie ſich von ihm los, eilte aus dem Zimmer, und kehrte mit dem Kinde auf dem Arme ſchnell wieder zurück. „Heinrich!" ſprach ſie mit Thränen im Blicke, „Du ſtehſt nicht mehr allein auf dieſer Welt, hier blickt dies Kind an Dir auf, es bittet Dich mit ſtummer Beredſamkeit: Gieb der Vaterloſen einen Vater, der Namenloſen einen Namen.

Hier ſteht eine Unglückliche vor Dir, die Dir Alles opferte, die für die Liebe Stand und Ehre hingab, die Dein Unglück noch tauſendfältiger elend macht, als Dich; höre ihre Bitten, ſieh die ſtumme Sprache dieſes kindlichen Auges — Kehre zurück nach Narbonne, wirf Dich dem Könige zu Füßen —"

„Nie, nie, um mich zu entehren, Marie!" unterbrach ſie Cinq Mars mit finſterem Ernſte. „Wie ich Dich liebe, weißt Du, wie mein Herz an dieſem Kinde hängen muß, kannſt Du wiſſen, da Du mein Herz kennſt, Alles will ich Euch Beiden opfern, nur meine Ehre nicht, die muß mir das Heiligſte ſeyn."

„Weine, Kind, weine, Dein Vater verläßt Dich!" rief Marie verzweiflungsvoll, und ſchüttelte die Kleine ſo heftig, daß ſie auch wirklich zu ſchreien begann. „So recht, Kind," fuhr ſie fort, „mir ahnet, Thränen und Klagen werden fortan Dein Wiegenlied werden, mein Loos ſeyn!" Sie liebkoſete dem Schreienden, drückte es an ihre Bruſt, und trug es dann wieder zur Wärterin. „Cinq Mars," ſagte ſie, als ſie zurückkam. „Liebte ich Dich weniger, würde jetzt meine Liebe erkaltet ſeyn und ich Dich bitten, mich zu verlaſſen, da Du ſo lieblos gegen Mutter und Kind handelſt. So aber bin ich zu ſchwach, das harte Wort der Trennung auszuſprechen, und ich kann Dich nur bitten — Doch meine Bitten dringen ja nicht mehr in Dein Herz, und darum will ich ſchweigen."

„Was verlangſt Du von mir? ſage es, Geliebte."

„Kehre ſchnell nach Narbonne zurück, Du haſt mich, haſt Dein Kind geſehen, das genüge Dir; Beide verzeihen Dir, wenn Du ſie auch elend machen ſollteſt. Kehre

zum Könige zurück," bat sie noch einmal, „und gieb mir alle Tage Nachricht von Dir, doch erwähne nichts von Spanien, Richelieu könnte Deine Briefe auffangen, und Du wärst verloren. Sey vorsichtig, halte immer alles zur Flucht bereit, warte das Aeußerste nicht ab, trotze nicht dem Gewitter, suche lieber Dich ihm zu entziehen, denn was Du begonnen, kann, endet es unglücklich, nur blutig enden. Kehre bald nach Narbonne zurück, so lange ich Dich ferne vom Könige weiß, zerreißt mir die Angst das Herz."

„Dein muthiges Herz ist zaghaft geworden, Marie—"

„Es ist ein Mutterherz geworden," sagte sie bewegt, „und das bangt so leicht. Schone es, Heinrich, daß der Gram es nicht bricht."

„Ich will Dir folgen," sagte er nach kurzem Sinnen und blieb nur wenige Stunden, dann schwang er sich verstimmt auf sein Roß und jagte Narbonne zu.

32.

Der König war erfreut, als er Cinq Mars so bald wieder zurückkehren sah, und schien jede Gelegenheit zu ergreifen, es öffentlich zu zeigen, wie hoch der Großstallmeister in seiner Gunst stehe. Das Ansehen Richelieu's, dessen Gesundheit täglich schlechter wurde, sank immer mehr, und nur die Furcht, der König möchte seine Gesinnungen schnell ändern, hielt die Hofleute noch um ihn. Ludwig besuchte den Kardinal während seiner Krankheit nur sel-

ten, und gewöhnte ſich ſo an ſeine Abweſenheit, wodurch es dem Kardinal ſchwer wurde, von Neuem die Gunſt ſeines Monarchen zu gewinnen. Er verhehlte ſich das Gefahrvolle ſeiner Lage nicht, und dachte auf Mittel, ſich ſicher zu ſtellen.

Nach der Uebergabe von Collioure rückte der Marſchall Meilleraye vor Perpignan, das eine hinreichende Beſazzung, gute Feſtungswerke, aber nicht gehörigen Proviant hatte. Auch der König beſchloß nun, ſich zur Armee zu begeben, und ſchnell wurde das Nöthige zu ſeiner Abreiſe bereitet. In dieſer Zeit beſuchte Cinq Mars noch einmal mit Bewilligung des Königs die Prinzeſſin auf ihrem Schloſſe, und fand ſie heiterer, als er ſie verlaſſen hatte.

Richelieu ſah mit Schrecken die Abreiſe des Königs ſich nahen. Er konnte bei ſeinem Geſundheitszuſtande ihm nicht in's Lager folgen, und mußte ihn ganz Cinq Mars überlaſſen. Von dem Anſchlage auf ſein Leben unterrichtet, zitterte er, daß man jeden Augenblick den kaum noch glimmenden Funken auslöſchen könne, daß ſeine Feinde, wenn die Gegenwart des Königs ihn nicht mehr ſchüze, es gewiß nicht unverſucht laſſen würden, auf ſchnellere Weiſe ſich ſeiner zu entledigen. Die Selbſterhaltung befahl ihm, ſich freiwillig zurückzuziehen, aber die ſüße Gewohnheit zu herrſchen, und das Vertrauen auf das Glück, das bisher alle ſeine Unternehmungen gekrönt hatte, trieben ihn an, auch das Lezte noch zu verſuchen, um von Neuem die ſchwindende Allgewalt wieder zu gewinnen. So matt, ſo ſehr von Schmerzen geplagt er auch war, ließ er ſich dennoch den Tag vor der Abreiſe des Königs, in einer Sänfte zu ihm tragen, und ſo ſehr auch Körper

und Geist niedergebeugt waren, trat er doch mit Stolz und Würde vor Ludwig, vor dem er ja noch nie gezittert hatte. „Sire!" sagte er. „Da ich Euch wahrscheinlich nicht wiedersehen werde, so komme ich, Euch Lebewohl zu sagen, und mich Ew. Majestät Gnade zu empfehlen. Ich will meinen König nicht mit dem, was ich für ihn und für Frankreich gethan habe, nicht von meiner Person unterhalten, es könnte Ew. Majestät unangenehm seyn; ich komme, meinen König zu bitten, mich zurückziehen zu dürfen." Er hielt inne, der König schwieg. „Mein König kann seine Gewalt an mir üben, kann mich seine Ungnade auf die bitterste Weise fühlen lassen; ich werde es, im Bewußtseyn meiner Unschuld, standhaft ertragen. Aber wenn eine ernste Zeit kommen sollte, wo er meiner bedarf, wenn seine heilige Person, wenn der Staat in Gefahr ist, so wird mich jeder Augenblick zu seinem Dienste bereit finden."

„Ich wünsche Euch gute Gesundheit, Kardinal!" war des Königs kurze Antwort.

Richelieu warf einen zerschmetternden Blick auf ihn, seine Lippen bebten, harte Worte wollten hervor, aber der Hofmann drängte sie zurück, neigte sich, jedoch furchtlos vor dem Manne, der oft ihm gegenüber gebebt hatte, und seine letzte physische Kraft zusammen nehmend, verließ er stolz und ungebeugt das Zimmer.

„Gott sey gedankt!" rief der König, als der Kardinal sich entfernt hatte, „dies war überstanden." „Gott gedankt!" sagte auch Cinq Mars.

„Mit welchem Stolze schied er," sprach der König vor sich hin, „nicht wie ein Hofmann, den meine Ungnade

niedergebeugt, verließ er mich. — Wie ein zürnender Feind ſchritt er durch dieſes Zimmer."

„Sein Stolz iſt unerträglich, wie konntet Ihr ihn ſo lange dulden, Sire!" ſagte Cinq Mars, dem eine Centnerlaſt vom Herzen gewälzt war. „Wie konntet Ihr ihn dulden?"

Der König ſchritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab, dann rief er unwillkührlich aus: „Und dennoch iſt er ein großer Mann, der größte Miniſter, der je Frankreich beherrſchte!"

In dieſem Augenblicke trat Des Noyers herein, ſein Geſicht kündigte nichts Freudiges an. „Was giebts?" fragte Ludwig, unmuthig, in ſeiner Freude geſtört zu werden. „Was iſt vorgefallen?"

„Ein Kourier aus Flandern bringt die Nachricht, daß die Spanier Lenz und La Baſſée genommen, und die Armee des Marſchalls von Guiche, die im völligen Rückzuge iſt, bei Honnecourt total geſchlagen haben." — Der König ſtampfte zornig mit dem Fuße und ſah ſtarr vor ſich nieder. — „Was befehlen Ew. Majeſtät, das geſchehen ſoll?" fragte Des Noyers.

„Geht zum Kardinal," ſagte der König verdrießlich.

„Zum Kardinal Richelieu?" wiederholte der Staatsſekretair.

„Nun ja, zum Kardinal Richelieu, oder meinethalben zum Teufel!" fuhr der König auf, bekreuzte ſich aber ſchnell und ſprach ein leiſes Ave Maria, während Des Noyers das Zimmer verließ.

Cinq Mars hatte geſchwiegen, während der Staatsſekretair zugegen war, und ſchwieg auch jetzt noch; er hatte

gelernt, seinen Worten den Zügel anzulegen, und wußte recht wohl, daß der König sich schämte, jetzt schon wieder seine Zuflucht zu der Einsicht des Kardinals nehmen zu müssen, die Klugheit gebot ihm daher, still zu seyn. Der König schien sein Schweigen dankbar zu erkennen. „Du hast das andalusische Roß so schön gefunden, das mir Bréze von Barcellona geschickt hat" sagte er, „ich fürchte, es ist mir zu unruhig, nimm es zum Geschenk, Du wirst es schon bändigen." Cinq Mars war gerührt, nicht des Rosses wegen, die Güte des Königs freute ihn; er erwähnte den ganzen Tag über den Kardinal mit keiner Sylbe, und Niemand trat die kurze Reise in das Lager bei Perpignan mit so freudigem Herzen an, als er, der nun in der Gunst des Königs allein stand.

Der König war kaum eine Stunde gefahren, als er sich unwohl fühlte, und man konnte heute nur den kurzen Weg längs dem Meere bis Sigeau zurücklegen, wo er mit einem kleinen Theile des Gefolges blieb, und in dem Hause eines Apothekers sein Quartier nahm. Wie erstaunte Cinq Mars, als er hier seine Befreierin aus der Haft im Palast Richelieu fand. Sobald es sich thun ließ, suchte er sie auf, und erfuhr nun, daß die Herzogin von Aiguillon, trotz dem Aufmachen des Fensters, Verdacht geschöpft, sie aus ihrem Dienste gejagt und ihr den Befehl gegeben hatte, Paris zu verlassen. Sie habe gehorchen und sich zu ihrer Mutter nach Narbonne begeben müssen, dort hätte sie ihn oft gesehen, nie aber den Muth gehabt, sich ihm zu zeigen; jetzt sey sie bei ihrem Oheim, dem Apotheker, auf kurze Zeit zum Besuche, der ein sehr strenger Mann sey. Er bewährte es auch in dem nämlichen

Augenblicke, denn er ließ ſeine Nichte herausrufen, und Cinq Mars konnte, trotz aller Bemühungen, ſie nicht wieder zu ſehen bekommen, nur dies erfuhr er noch, daß die Dame Burgos ihre Mutter, ihr Vater ein Salpeterfabrikant in Narbonne ſey, auch ihre Wohnung ließ er ſich ſagen.

Der König, der ſich etwas beſſer befand, ſetzte ſeine Reiſe fort, und traf noch am nämlichen Tage im Lager vor Perpignan ein, wo er mit allem möglichen militairiſchen Pomp empfangen wurde. Aber die Spanier hatten nichts dazu beitragen wollen, dem Könige von Frankreich den Aufenthalt vor ihrer Stadt angenehm zu machen, denn ſie hatten alle Häuſer in der Umgegend verbrannt und alle Bäume niedergehauen, ſo daß der König ſein Quartier in dem Erdgeſchoſſe eines kleinen ärmlichen Häuschens nehmen mußte, das kaum für ihn und ſeine nähere Umgebung Raum hatte; die übrigen Umgebungen mußten um ihn herum in Zelten kampiren.

Die Belagerung von Perpignan, oder vielmehr deſſen Blokade, gab wenig Stoff zur Unterhaltung. Die Spanier machten keine Ausfälle, die Franzoſen keinen Angriff, ſo daß ſich Jedermann wunderte, weshalb der König bei ſeinen häufigen Gichtanfällen und ſeiner überhaupt ſchwachen Geſundheit, alle Bequemlichkeiten entbehre, um die langweilige Einſchließung einer Feſtung zu kommandiren. Anfangs war wohl der Kardinal, der den König von Paris entfernen wollte, die Urſache dieſer Reiſe geweſen, jetzt war es der König ſelbſt, der vom Kardinal entfernt bleiben wollte, was er auch bezweckte.

Nach einigen Tagen traf ein Schreiben Richelieu's ein, worin er den König um Erlaubniß bat, zur Herstellung seiner Gesundheit die Bäder von Tarascon an der Rhone zu gebrauchen. Der König bewilligte sie gern, und am Ende des Maimonats reiste der Kardinal, von seiner Leibwache begleitet, dahin ab; so waren der König und Cinq Mars von diesem lästigen Manne befreit. Jetzt erst athmete Cinq Mars frei, jetzt erst glaubte er sich ganz sicher in der Gunst des Königs, und triumphirend schrieb er an die Geliebte, die seine Freude und Zuversicht nie recht theilen wollte.

Auch de Thou hatte sich einige Male im Lager vor Perpignan bei ihm eingefunden, um sich mit ihm über die Verhältnisse zu berathen, aber er schien nicht von gleichem Zutrauen beseelt, und seitdem ihm die Königin Anna, da sie ihn von Allem unterrichtet glaubte, in St. Germain von der Verbindung mit Spanien gesprochen hatte, war aller Glaube an eine glückliche Beendigung der Sache in ihm verschwunden, und er theilte seine Furcht der Prinzessin mit, der er oft, des Fräuleins von Pons wegen, seine Aufwartung machte.

In dieser Zeit kam Fontrailles von Madrid zurück, wo er mit dem spanischen Minister Olivarez den Traktat abgeschlossen hatte; er wagte nicht in das Lager zu kommen, und sah Cinq Mars heimlich in Salces, wo sie sich zuweilen trafen. Der Großstallmeister war mit diesem, nur für Spanien vortheilhaften Traktate unzufrieden, besonders da er ihn bei den jetzigen Verhältnissen und bei den Gesundheitsumständen des Kardinals für überflüssig hielt. Einmal faßte er sogar den kühnen Gedanken, das

Original zu verbrennen, Fontrailles hielt ihn aber davon ab, indem er ihm bemerklich machte, daß er dadurch das Geschehene nicht ungeschehen, wohl aber sich den Herzog von Orleans für immer zum Feinde machen würde. Unglücklicherweise beachtete Cinq Mars diese Vorstellung, und das Original wurde durch d'Aubijoux dem Herzoge überschickt.

33.

Von dem Augenblicke an, wo Marie von Nevers durch de Thou von der Ankunft Fontrailles und von der Unterzeichnung des Traktates mit Spanien unterrichtet war, überfiel sie eine unbeschreibliche Angst. Seit sie diese Verbindung mit Spanien erfahren, hatte eine trübe Ahnung sie nicht verlassen, und noch bei der letzten Anwesenheit Cinq Mars war sie unermüdet gewesen, ihn zu bitten, sich dem Könige zu entdecken. Jetzt, wo die Sache der Entwickelung nahe war, wo die kleinste Unvorsichtigkeit, der leiseste Verdacht über das Schicksal des Geliebten entscheiden konnte, hielt sie es nicht länger auf ihrem Schlosse. Ohne sich de Thou, ohne sich ihrer Freundin anzuvertrauen, deren Obhut sie ihr Kind übergab, ohne Cinq Mars zu benachrichtigen, verließ sie ihre einsame Wohnung, und nahm unter anständiger Begleitung den Weg nach Perpignan. Als sie von Estagel, wo sie übernachtet hatte, am andern Morgen den Weg fortsetzen wollte, stiegen Zweifel in ihr auf, ob sie recht, ob sie

klug handle, ſie zögerte eine Weile, ehe ſie ihr Roß beſtieg, endlich faßte ſie Muth, ſchwang ſich auf, trabte weiter, und bald ſah ſie das franzöſiſche Lager vor ſich ausgebreitet.

Es war Mittag. Die an den ſchönen Sommertagen vor ihren Zelten ſitzenden Soldaten verzehrten eben ihr ſpärliches Mahl, und waren nicht wenig verwundert, eine vornehme Dame hier zu ſehen, welche den Weg nach den Zelten des Königs nahm, ſie begrüßten ſie freundlich; ſie hielt dies für ein gutes Zeichen und ritt nun getroſt dem kleinen Häuschen zu, wo die Menge der ſtattlichen Zelte leicht das Quartier des Königs bezeichneten.

Ludwig war eben von der Tafel aufgeſtanden und ſaß mit Cinq Mars beim Bretſpiel, Letzterer mit dem Geſicht, der König mit dem Rücken nach der Thür, einem Spiegel gegenüber, in dem er alles beobachten konnte, was in dem Zimmer vorging. Cinq Mars war heute, gegen ſeine Gewohnheit, unglücklich im Spiele, und der König, der von beſonders guter Laune war, ſcherzte mit ihm deshalb, als Corſart eintrat, und dem Großſtallmeiſter ein Zeichen gab, herauszukommen. Dies hatte der König bemerkt, und als nach eben beendetem Spiele Cinq Mars um die Erlaubniß bat, ſich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, fragte er, ſich zu dem Kammerdiener wendend. „Was ſoll der Marquis, was bedeutete das Zeichen?"

„Es hält eine Dame draußen, Sire," ſtammelte Corſart.

„Die zu ihm will?" fragte der König.

„Sie wünſcht Ew. Majeſtät zu ſprechen."

„Was ſoll der Großſtallmeiſter dabei?" fuhr der Kö-

nig auf. „Glaubst Du, Pierre, ohne seine Erlaubniß dürfe Niemand mich sprechen? Wer ist die Dame?"

„Die Prinzessin von Nevers!" erwiederte Corsart.

„Marie von Nevers?" wiederholte der König, und ein fast zorniger Blick traf den Günstling. „Gilt der Besuch mir oder Dir?" — Cinq Mars zuckte verlegen die Achseln. — „Was kann sie von mir wollen? Gewiß eine thörichte Bitte, die Eure noch thörichtere Liebe betrifft. Ich mag sie nicht sprechen!"

„Ich glaube selbst, daß es ein thörichter Einfall ist, der sie hierher führen mag," sagte Cinq Mars wohl sehr zur Unzeit, denn der mißtrauische Ludwig lächelte höhnisch, wandte sich dann zu Corsart. „Sie mag kommen; bin ich doch neugierig, zu erfahren, was sie will." Der König trat bei diesen Worten an das Fenster, sah hinaus und Cinq Mars blickte, von einer furchtbaren Ahnung gequält, über die Schulter des Königs nach der Geliebten, deren Anblick ihm wohl heute zum ersten Male peinlich seyn mochte. Als die Prinzessin abgestiegen und dem Hause schon ganz nahe war, sagte der König, von dem Fenster wegtretend: „Cinq Mars, geh' ihr entgegen, und führe sie, des Anstandes wegen, herein."

Cinq Mars flog hinaus und hatte nur so viel Zeit, Marien zuzuraunen: „Du giebst mir den Tod, sprichst Du von Spanien!" denn der König, mißtrauisch und neugierig, hatte das Zimmer geöffnet, und so war kein längeres Verweilen mehr möglich. Durch die Worte des Geliebten außer Fassung gebracht, nahte sich die Prinzessin zitternd dem Könige, und kaum vermochte sie die Bitte zu stammeln, ihr zu erlauben, ihn ohne Zeugen zu spre-

chen. Ludwig winkte Cinq Mars, das Zimmer zu verlaſſen, was er auch, jedoch in peinlicher Unruhe, that.

„Sire!“ begann nun die Prinzeſſin, die noch immer, von den Worten des Großſtallmeiſters tief erſchüttert, in ihrem Entſchluſſe wankend war, und nicht wußte, was ſie nun dem Könige ſagen ſollte. „Sire, von meiner frühen Jugend an bin ich an dem Hofe Ew. Majeſtät erzogen worden, die Königin Mutter hat mir ſo viel Gnade erwieſen —“

„Daß ſie Euch nach Vincennes ſchickte,“ unterbrach ſie der König etwas ungalant.

„So daß ich hoffen kann, auch Ihr werdet eben ſo gnädig gegen mich ſeyn“ — Während ſie ſtockte, lächelte der König über dieſe ſonderbare Schlußfolge. — Doch ein glücklicher Gedanke ſtieg indeſſen in der Bedrängten auf— „und mir,“ fuhr ſie fort, „Euer königliches Wort halten.“

„Das brach ich noch nie, doch erinnere ich mich nicht, Euch je mein Wort gegeben zu haben,“ erwiederte der König überraſcht.

„Als ich Euch den Falken bei St. Germain zurückbrachte, wolltet Ihr mir einen Wunſch gewähren; ich bat, ihn für eine gelegenere Zeit aufſparen zu dürfen, Ihr waret ſo gnädig, es mir zu bewilligen.“

„Ja, ja, ich erinnere mich, ich gab Euch mein Wort, und ich werde es halten, aber laßt mich den Falken nicht zu theuer bezahlen,“ ſagte der König. Die Prinzeſſin beugte bei dieſen ziemlich freundlich geſprochenen Worten das Knie, und wollte in dieſer demüthigen Stellung ihre Bitte vortragen, doch Ludwig litt es nicht, hob ſie auf und ſagte lächelnd: „Prinzeſſin, weniger Demuth in Eu-

rer Haltung, lieber Bescheidenheit in Eurer Bitte — Was wünscht Ihr? Sagt es mir kurz."

„Sire, ich bitte um Verzeihung und Gnade für einen Ew. Majestät treu ergebenen Mann, der Leib und Leben mit Freuden für seinen Herrn geben würde, den aber die Furcht vor dem Kardinal zu einer Thorheit verleitete." — In diesem Momente erblickte sie Cinq Mars, der an das niedere Fenster getreten war, bittend nach ihr hinsah und schnell wieder verschwand, sie stockte. Glücklich, daß der König, zu sehr mit der Bittenden beschäftigt, ihn nicht bemerkt hatte.

„Fahrt nur fort," sagte der Monarch, schon ungeduldig werdend. „Ich ahne schon, wen und was Ihr meint."

Die Prinzessin, durch den Anblick von Cinq Mars bestimmt, hatte schnell ihren Entschluß geändert. „Ja, Sire!" sagte sie muthig, „Cinq Mars ist der Schuldige, der aus Furcht vor dem Kardinal das Zutrauen vergaß, das er zu seinem Könige, zu seinem Wohlthäter hätte haben müssen, der Ew. Majestät verschwieg —"

„Glaubt Ihr, ich hätte seine thörichte Neigung nicht schon gekannt? Da irrt Ihr!" fiel ihr der Monarch in die Rede. „Habe ich ihm nicht selbst die Erlaubniß gegeben, Euch auf Eurem Schlosse zu besuchen? — Aber was hat die Furcht vor dem Kardinal damit zu thun?"

„Sire!" stammelte die Prinzessin, von dieser Frage außer Fassung gebracht. „Sire, wie vor meinem Beichtiger, wie vor meinem Vater stehe ich hier vor Euch" — sie ergriff des Königs Hand und preßte sie an ihre Lip-

pen — „und beichte meine Schuld. — Das Band der Ehe muß mich und Cinq Mars einen — oder ich bin —"

„Was seyd Ihr?" fragte Ludwig, immer ungeduldiger werdend, aber doch gespannt.

„Was ich bin?" rief die Prinzessin, und die Verzweiflung gab ihr Muth. — „Ich bin Mutter!"

„Bei der heiligen Jungfrau!" fuhr der König auf und bekreuzte sich. „Dies Vertrauen ist ein wenig stark! Ihr sehnt Euch wohl wieder nach Vincennes?"

„Da sey Gott vor, Sire!" fiel ihm die Prinzessin schnell in die Rede. „Ich sehne mich nur darnach, daß der König sein Wort löse, und meinen heißesten Wunsch erfülle."

„Hm!" meinte der König und blickte durch die Scheiben hinaus, wo er seinen Günstling in Verzweiflung auf und abgehen sah, er mochte ihn dauern. — „Wie wäre das möglich?"

„Hatte nicht Luynes, nachdem er Herzog, Pair und Connetable wurde, mit Eurer Bewilligung, Sire, die reiche Marie von Rohan geheirathet?" erwiederte die Prinzessin. „Sollte Cinq Mars nicht um die Hand der armen Marie von Nevers werben können, wenn es der Wille Ew. Majestät wäre, ihr Wort zu halten und ihn glücklich zu machen."

„Kind!" sagte der König immer noch freundlich, „da müßte erst Cinq Mars Herzog, Pair und Connetable seyn, und die Thorheit begehe ich nicht zum zweiten Male, einen jungen Narren so hoch zu heben; das Schwert des Connetable gehört in eine kräftige, männliche Hand, oder besser, es bleibt auf der Rüstkammer in der Scheide.

Ueberdies war Marie von Rohan nicht die Tochter eines regierenden Fürsten. — Doch wir wollen sehen, wenn ich nach Paris zurückkomme und immer noch mit Cinq Mars zufrieden bin. Geduldet Euch, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt. Hofft von meiner Gnade, so viel Ursache ich auch hätte, Euch zu zürnen und selbst den Hof zu verbieten, denn Ihr wißt, Verbrechen, die wider die Religion und die Sitten sind, vergebe ich nicht leicht; doch Ihr habt mein Wort. Seyd vorsichtig," fuhr er fort, da ihm Marie dankerfüllt die Hand küßte, „und macht meine Gemahlin nicht etwa so leichtsinnig zu Eurer Vertrauten, wie mich. Verlaßt sogleich Euer Schloß an der Aude und geht nach Paris an den Hof der Königin zurück. In vier Tagen hoffe ich Euch nicht mehr in Languedoc zu wissen." Er trat dann an das Fenster und rief Cinq Mars. „Begleite die Prinzessin aus dem Lager und kehre bald zu mir zurück!" befahl er im unfreundlichen Tone.

Cinq Mars begleitete die Prinzessin, und als sie das Lager hinter sich hatten, unterrichtete ihn Marie von dem, was bei dem Könige vorgefallen war; sie theilte ihm ihre Hoffnungen mit, aber die Furcht wegen des Traktates mit Spanien war noch nicht in ihrem Herzen erloschen, sie drängte die freundliche Hoffnung zurück.

Zwischen Estayel und Buras zieht sich ein kleines freundliches Thal die Höhe herab, von der ein Krystallquell herunter fließt, die blumigen Wiesen von Estayel zu tränken. Hier hatte sich ein Klausner eine Hütte gebaut, und Cinq Mars war schon einige Male mit dem Könige zu dem frommen Manne gewallfahrt. Dorthin lenkte er sein Roß und ließ das Gefolge zurück, um hier, vor dem

Augenblicke der Trennung, noch einige Worte mit der Geliebten ins Geheim ſprechen zu können. Sie fanden die Klauſe verſchloſſen, den Einſiedler nicht gegenwärtig, banden ihre Roſſe an die nahen Bäume und ſetzten ſich auf eine Raſenbank, die mit duftendem Jasmin und Oleander umwachſen, neben einem Kruzifix von frommer Hand errichtet war. Hier in der ſtillen Einſamkeit gelobte Cinq Mars noch einmal Vorſicht, ſchwor, ſich nie wieder in eine Unternehmung einzulaſſen, die dem Könige unangenehm ſeyn könnte, und ſuchte ſie über die Folgen ſeines Leichtſinnes zu beruhigen. Auch über ihr Kind ſprachen ſie, bauten Schlöſſer in die Zukunft und vergaßen darüber die Sorgen des Augenblicks, bis Marie, der Worte des Königs eingedenk, ſich plötzlich aus ſeinen Armen wand. „Die Zeit verrinnt," ſprach ſie, „Du mußt fort zum König."

„Jetzt ſchon ſollen wir uns trennen?" ſagte er traurig.

„Jetzt ſchon, Heinrich," erwiederte ſie gefaßter. Doch plötzlich mochte ein trübes Vorgefühl ſie ergreifen, der Schmerz der Trennung erfaßte ſie und ſie ſagte wehmüthig: „Wo werden wir uns wiederſehen?"

„Da oben, wo Gott die Seinen aufnimmt!" ertönte eine rauhe Stimme hinter ihnen; ſie wandten ſich erſchrokken und ſahen den Klausner vor ſich. „Dort werdet Ihr Euch ſicher wiederſehen, dort wird Euch die Pforte des Paradieſes geöffnet!" Unwillkührlich beugten ſie ihr Haupt vor dem frommen Manne. „Ziehet hin in Frieden," ſprach er, ſeine Hände auf ihre Stirnen legend. „Gott möge Euch begleiten!" Er grüßte ſie freundlich und trat in ſeine Hütte.

Von einem ſonderbaren Gefühle durchbebt, ſtanden

Beide sprachlos sich gegenüber, dann warf sich Marie an seine Brust. „Also dort, Geliebter, dort nur sollen wir uns wiedersehen?"

„Possen!" rief Cinq Mars. „Wie weiß der Alte, was der Himmel über uns beschlossen hat! Sey es auch, was es sey, Marie, mein Herz bleibt Dein, und meine Ehre, dies heilige Gut, kann mir Niemand rauben; so wollen wir dem Schicksal getrost und mit fröhlichem Herzen entgegen gehen, wenn auch alle Klausner von Languedoc uns Unheil prophezeiten." Er drückte sie noch einmal an seine Brust. „Küsse unser Kind," sprach er, ihr das Pferd bringend, „habe guten Muth und nimm noch den letzten Kuß!"

„Den letzten!" sagte Marie, schüttelte traurig das lockige Haupt, schwang sich auf ihr Roß und ritt schweigend zu ihrem Gefolge; dort trennten sich die Liebenden.

34.

Einige Tage darauf ließ sich der Staatssekretair Chavigny, der in Narbonne zurückgeblieben war, bei dem Könige melden, Cinq Mars war eben zugegen. Chavigny bat den König um geheimes Gehör; Cinq Mars mußte Schicklichkeits halber abtreten und hatte hier keinen Versteck, wie in Saint Germain, wo er Alles belauschen konnte, was in den Zimmern des Königs gesprochen wurde. Chavigny blieb lange bei dem Monarchen, der Großstallmeister ward unruhig, und wurde es noch mehr, da ihn der

König, als der Staatssekretair abgetreten war, nicht zu sich rufen ließ, sondern allein blieb. Erst am Abende, als Ludwig sich schon zur Ruhe gelegt hatte, ließ er ihn kommen, empfing ihn zwar freundlich, sprach viel und mancherlei mit ihm, wobei er oft auf die Herzöge von Orleans und Bouillon zu reden kam, brach aber immer kurz das Gespräch wieder ab, so daß dies dem Günstling auffallen mußte; erst spät entließ ihn der König. — Mehrere Tage vergingen, ohne daß Cinq Mars den König erforschen konnte; das sah er wohl, daß dieser gegen ihn verdrießlich scheinen wollte, und zwar besonders, wenn sie allein waren. Chavigny kam in dieser Zeit oft, auch wurde der Marschall Schomberg einige Male gerufen, und das gewöhnlich, wenn Cinq Mars abwesend war. Jetzt fing dieser an zu fürchten, doch sein natürlicher Leichtsinn suchte immer sich selbst zu täuschen. Bald war es diese, bald jene Nachricht, von der er glaubte, sie habe den König verstimmt, bald war es die Kränklichkeit Ludwigs, die so zunahm, daß er das Bett hüten mußte, und die Aerzte selbst für ihn besorgt machte. Doch schied er während der Krankheit des Königs fast nicht von seinem Bette, und glaubte zu bemerken, daß diese Aufmerksamkeit von Ludwig beachtet werde. Wenn er allein bei ihm war, so reichte ihm der König wohl noch zuweilen traulich die Hand, wobei sich ein wehmüthiges Gefühl in seinen Blikken aussprach, und dies gab Cinq Mars immer noch wieder neue Hoffnung. Daß der Monarch von der Unterhandlung mit Spanien unterrichtet sey, daran dachte er nicht; er glaubte Ludwig zu gut zu kennen, als daß er so lange etwas, besonders einen Unmuth gegen ihn, auf dem

Herzen behalten könne, und ſchob die Schuld auf das Geſtändniß der Prinzeſſin, wenn des Königs Gunſt ſich nicht mehr ſo laut und öffentlich ausſprach, als ſonſt.

In dieſem Zeitraume erhielt der Großſtallmeiſter eine Einladung von Fontrailles, nach Salces zu kommen. Er eilte hin, und dieſer verſchmitzte Mann ſagte ihm unumwunden, daß er faſt die Ueberzeugung habe, der Kardinal ſey von dem Traktate mit Spanien unterrichtet, wie und was er davon wiſſe, ſey noch dunkel, den Traktat müſſe er aber nicht genau kennen, denn ſonſt wäre ſchon etwas Bedeutendes erfolgt, allein ſo manches gäbe ihm die Gewißheit, daß man der Sache auf der Spur ſey. Er riethe dem Großſtallmeiſter, obgleich er gewiß wäre, daß alle ſeine Schritte ſchon jetzt beobachtet würden, ſchleunig das Lager zu verlaſſen, ſich nach Sedan zurückzuziehen, um dort das erſte Gewitter vorübergehen zu laſſen, ja im Falle der Noth ſelbſt nach Spanien zu entfliehen. Cinq Mars behauptete dagegen, er kenne den König zu gut, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß, wenn er von dem Traktat wiſſe, er ihn längſt hätte verhaften laſſen, und ſo war er, aus Starrſinn oder Leichtſinn, nicht eines Beſſeren zu überzeugen. „Nun wohlan!“ ſagte Fontrailles, der ſehr kleiner Statur war, mit ſeiner ihn nie verlaſſenden Laune. „Ich gehe von hier nach England und ziehe mich aus der Schlinge; wollt Ihr bleiben, gut; Ihr freilich, Herr Großſtallmeiſter, ſeyd ein ſo großer ſtattlicher Mann, daß, wenn Ihr auch einen Kopf kleiner werdet, Ihr doch noch immer anſehnlich bleibt; ſchlüge man mir aber den Kopf ab, bliebe gar nichts an mir. Lebt wohl! So hoch Ihr gegen mich ſteht, wünſche ich doch

nicht Euer Schicksal zu theilen!" Er verließ Salces, schiffte sich in Bordeaux ein und entkam glücklich nach England.

Auch von mehreren seiner Freunde wurde nun Cinq Mars gewarnt, aber da man ihm nichts Bestimmtes sagen konnte, obgleich durch das ganze Lager das Gerücht lief, die Gnade des Königs gegen ihn habe abgenommen, und sey bald ihrem Ende nahe, so glaubte er ihnen nicht. De Thou warnte, aber Cinq Mars, entweder der Neigung des Königs zu sehr vertrauend, oder glaubend, der Kardinal lasse diese Gerüchte ausstreuen, um ihn einzuschüchtern, beachtete sie nicht und blieb. Da erhielt er durch einen Vertrauten einen Brief der Prinzessin, die schon seit mehreren Tagen in Paris war. „Rette Dich," schrieb sie, „Dein Unternehmen weiß in Paris Jedermann so gewiß, als daß die Seine unter dem Pont neuf fließt!" Dies erschütterte ihn, er traf nun endlich allerlei Vorkehrungen zur Flucht, aber der Befehl, morgen dem Könige nach Narbonne zu folgen, machte auch diese unnütz.

Der Kardinal war in seinem Exil zu Tarascon auf eine Weise von Fontrailles Unterhandlungen in Madrid unterrichtet worden, die bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben ist; sobald er aber davon benachrichtigt war, hatte er es sofort durch Chavigny dem Könige melden lassen. Ludwig, die Verschwörung gegen den Kardinal wohl kennend, hatte bei dem, was Spanien betraf, seinen Günstling zu entschuldigen gesucht, und war bei dieser Gelegenheit so unvorsichtig gewesen, einiges von der Verbindung Orleans, Bouillons und Cinq Mars gegen Chavigny fallen zu lassen. Dieser berichtete dem Kardinal jedes

Wort des Königs, und Richelieu hatte nun einen Leitfaden, um das Nähere der Verschwörung zu erforschen. Chavigny trieb den König an, Cinq Mars in Verhaft nehmen zu lassen, stellte ihm vor, wie das Beste des Staates es verlange, wie es dem Könige, wenn Cinq Mars wirklich unschuldig befunden würde, leicht sey, ihm durch neue Gnadenbezeugungen das erlittene Unrecht zu vergüten, der König aber verlangte Beweise, und die konnte man ihm nicht geben. Aus dieser Ungewißheit entstand sein sonderbares Benehmen gegen den Günstling, er mißtraute ihm und wollte es doch nicht. Der Kardinal aber hatte endlich, Gott weiß, durch welche Mittel, sich eine Abschrift des Traktates zu verschaffen gewußt, dessen Original der Herzog von Orleans verbrannt und nur eine Kopie zurückbehalten hatte. Eine Abschrift, die Chavigny dem Könige davon überreichte, hätte diesen fast vermocht, den Befehl zur Verhaftung des Marquis zu geben, wenn ihn nicht die Vorliebe für diesen davon zurückgehalten, und er nicht noch geglaubt hätte, alles wäre eine Erfindung des Kardinals, um den Großstallmeister zu stürzen.

Die Neigung des Königs für seinen Günstling mußte groß seyn, da er sich nach Durchlesung des Traktates, der die empfindlichsten Saiten seines Herzens feindlich berührte, nicht sogleich zur Verhaftung entschließen konnte. Der Traktat enthielt, außer daß Spanien 15000 Mann zur Disposition der Herzöge stellte und ihnen eine bedeutende Summe zur Anwerbung von Truppen gab, noch, daß Richelieu solle gestürzt und der König gezwungen werden, Friede mit Spanien zu schließen, wobei gegenseitig alle Eroberungen zurückgegeben werden sollten. Dies kränkte

den König, da aller Vortheil auf der Seite der Spanier war, doch mehr noch als dies empörte Ludwig der Punkt, wo von seinem nahen Tode und von der Regentschaft gehandelt wurde.

Aber ein an sich geringfügiger Umstand entschied über das Schicksal des Großstallmeisters. Pater Caussin, der listige, aufgeklärte Jesuit, der heimliche Feind Richelieu's, war nicht mehr Beichtvater des Königs, Pater Sirmond, eine Kreatur des Kardinals, war an seine Stelle gekommen, und hatte von seinem Protektor den Auftrag, das Gewissen des Monarchen bei dieser Sache zu beunruhigen. Bei Ludwigs Ankunft in Narbonne, während Cinq Mars endlich die Gefahr ahnend, Vorkehrungen zur Flucht traf, kam der Beichtvater zu dem Könige und stellte ihm vor, wie sehr es gefrevelt sey, dem Himmel die Bestrafung eines Verbrechens überlassen zu wollen, das zu bestrafen ihm Pflicht sey. Die Sicherheit seiner geheiligten Person, die Sicherheit und das Wohl des Staates verlangten es, und nicht seinen Bruder, keinen der Verschwornen dürfe er schonen, denn der gerechte Gott verlange strenge Gerechtigkeit von seinen Stellvertretern. Der König, dessen Gewissen von seinem Beichtvater beunruhigt war, ließ ihn zwar ohne eine bestimmte Antwort geben, kaum befand er sich aber allein, so warf er sich auf die Knie, betete und bat Gott, ihm in dieser immer noch zweifelhaften Sache einzugeben, was er thun solle. Als er sein Gebet beendet, war er entschlossen, ließ den Grafen Charrost, Hauptmann seiner Leibwache, rufen, und gab ihm mit Thränen in den Augen den Befehl, den Großstallmeister zu verhaften. Dieser war eben bei dem Gouverneur zur Tafel, als er von einem

seiner Freunde, vielleicht von Charrost selbst, die Nachricht erhielt, daß er verhaftet werden solle. Schnell verließ er unter einem schicklichen Vorwande die Gesellschaft, warf sich auf ein Pferd und jagte nach dem Thore, das er jedoch, so wie alle andern, verschlossen fand; ihm blieb keine Rettung übrig, als sich der Dame Burgos und ihrer Tochter anzuvertrauen. Er war so glücklich, in das abgelegene Haus zu schlüpfen, traf den Mann nicht zu Hause, Mutter und Tochter aber bereitwillig, ihn zu verbergen.

Der König, dem noch vor einer Stunde die Thränen im Auge standen, da er den Verhaftsbefehl gab, war höchst aufgebracht, als Charrost ihm die Meldung machte, daß er Cinq Mars nirgends getroffen habe. Als könne er den Augenblick nicht erwarten, wo er den Günstling auf dem Blutgerüste sehen sollte, gab er den strengsten Befehl, Haussuchung zu thun, drohte dem mit Todesstrafe, der den Flüchtling verbergen oder seinen Zufluchtsort nicht bekannt machen würde; doch nichts konnte den Muth der Frauen erschüttern, die fest entschlossen waren, ihn wo möglich zu retten. Da kam unglücklicherweise der Mann zurück, erfuhr von einem seiner Diener, daß ein junger Edelmann sich in dem Hause verborgen habe, und da er sich sofort überzeugt hatte, daß es der Großstallmeister sey, eilte er zum Gouverneur und zeigte dessen Aufenthalt an, obgleich der Flüchtling eine bedeutende Summe für seine Rettung geboten hatte. Cinq Mars wurde verhaftet und in den Palast des Erzbischofs gebracht, in welchem Ludwig seine Wohnung hatte.

Der Gefangene schrieb aus seiner Haft sogleich an

den König und bat ihn nur um eine Stunde Gehör, Ludwig schickte den Brief uneröffnet zurück. Er bat den Grafen Charrost, dessen Bewachung er übergeben war, den König an das Versprechen zu erinnern, nie sein Todesurtheil zu unterschreiben. Der edle Charrost hatte den Muth, des Freundes Bitte zu erfüllen, und die Ungnade des Königs zu wagen; Ludwig zürnte ihm deshalb nicht und erwiederte ruhig: „Ich werde mein Versprechen halten."

Am andern Morgen wurde auch de Thou im Lager vor Perpignan verhaftet, wo man jedoch so schonend mit ihm verfuhr, daß man ihm Zeit ließ, alle Papiere zu verbrennen. Der Herzog von Bouillon wurde in Alessandria an der Spitze seines Heeres von dem Grafen du Plessis arretirt, nur Gaston von Orleans blieb vor der Hand noch frei.

Um Cinq Mars alle Gelegenheit zu nehmen, den König zu sprechen, wurde er schon am andern Tage nach der Citadelle von Montpellier, de Thou aber nach Tarascon zu dem Kardinal gebracht, der durch dieses glückliche Ereigniß, wenn auch nicht die Gunst des Königs, doch seine Macht ganz wieder erhalten hatte.

35.

Auf dem alten Schlosse zu Tarascon, das in einer reizenden Gegend an der Rhone, Beaucaire gegenüber liegt, hatte Richelieu sein Krankenbett an den geöffneten

Balkon rollen lassen, um nach der Straße von Montpellier sehen zu können; neben ihm saß die Herzogin von Aiguillon, und hinter ihm stand sein treuer Chavigny. Diener waren im Zimmer beschäftigt, noch ein Krankenbett aufzuschlagen.

Richelieu sah mit Wohlgefallen auf die Herzogin und sagte mit einer Art Galanterie, die ihn auch auf dem Krankenbette nicht verlassen hatte: „Meine Nichte! Ihr seyd sehr gütig, mich so treu zu pflegen und mich in meiner Krankheit nicht zu verlassen. Gott und mein Testament werden es Euch lohnen, doch hoffe ich, morgen wird es schon besser mit mir seyn, denn ein Tag wie der heutige muß einen kranken Staatsmann stärken. Chavigny!" wandte er sich dann zu diesem. „Wie schrecklich ist es doch, wenn der Geist noch stark und kräftig, und der Körper leidend und schwach ist, jener immer verwärts strebt, dieser seinen Aufflug stets zurückhält. — Erinnert Ihr Euch noch der Tage, wo ich jenes alte Schloß da drüben, dieses Bollwerk der Hugenotten, niederreißen ließ? Wie kraftvoll stand ich da und hielt streng Gericht über die Ketzer — jetzt — nun, ich freue mich auch noch der Trümmer, denn sie sind mein Werk; aber da mahnen mich die Schmerzen und mein verdorrter Arm, daß ich nur noch die Trümmer Richelieu's bin. — Doch nein! so lange noch Leben in dieser Trümmer ist, soll sie furchtbar bleiben. — Aber wo er nur bleiben mag, er läßt lange warten."

„Irre ich nicht," sagte die Herzogin, „so zeigen sich dort auf der Höhe die Mousquetaires; ja, so ist es, einzelne Reiter kommen gesprengt."

„Klingelt!" befahl jetzt der Kardinal, „und laßt

dann mein Bett wieder an seine Stelle rücken, daß er mich nicht etwa am Fenster sieht und glauben könne, ich erwarte ihn mit Ungeduld. — Schließt die Thüren des Balkons. So, nun mag er kommen!" — Die Herzogin blieb am Fenster stehen und berichtete, was sie sah. „Schon sind die Mousquetaires über die Schiffbrücke," sagte sie— „jetzt kommt Eure Sänfte mit dem kranken Könige; trotz des Federschmuckes und der niederländischen Glöckchen schreiten heute die Maulthiere ganz traurig einher, als ob sie wüßten, daß sie nicht ihren Herrn, den Kardinal Richelieu trügen; jetzt kommen sie über die Brücke, Charrost ist dicht bei dem Könige —"

„Nun, so muß er bald hier seyn," unterbrach Chavigny die Berichte der Herzogin, und ergriff seinen Hut, „ich will doch hinunter, Se. Majestät zu empfangen."

„Bleibt nur, Chavigny," sagte der Kardinal, zwar im freundlichen, aber doch befehlenden Tone, „ich habe Niemand von meiner Hofhaltung um mich gerufen, ich muß doch Jemand bei mir haben, wenn ich den König empfange. Ihr habt doch den Befehl gegeben, daß bei seiner Ankunft die Kanonen des Schlosses nicht gelöset werden, es würde mich zu sehr erschüttern."

„Ich gab den Befehl," erwiederte Chavigny, der diesmal nur ungern dem Kardinal gehorchte, und, als er den König nahen hörte, es doch nicht unterlassen konnte, nach der Thüre zu gehen. — Jetzt öffnete sie sich, und der kranke Monarch, von dem Grafen Charrost geführt, trat ein, Chavigny war der Erste, der ihm entgegenging und sich tief vor ihm neigte. „Ich hatte Euch schon früher erwartet," sagte Ludwig, der nicht leicht einen Fehler des

Ceremoniels verzieh, dankte Charrost für seine Mühe, begrüßte die Herzogin, die sich sogleich entfernte, nur flüchtig, gab Chavigny einen Wink, ihr zu folgen, und nahte dann, auf eine Krücke gestützt, dem Bette des Kardinals, der sich aufgerichtet hatte, die Hand des Königs ergriff und sie küßte. „Sire!" sagte er, doch wohl von diesem Augenblicke ergriffen. „Wie sehen wir uns wieder? — Gott, der uns über unsere Feinde triumphiren ließ, wird ja auch so barmherzig seyn, und uns die Gesundheit wieder schenken."

„Das ist mein tägliches Gebet," erwiederte der König, und ließ sich langsam auf einen Sessel an Richelieu's Bette nieder.

Es trat eine augenblickliche Stille ein. — „Ich komme," sagte endlich der König, „Euch einen neuen Beweis meiner Achtung zu geben, und ganz Frankreich zu zeigen, wie tief ich den Werth fühle, den Ihr für mich und den Staat habt."

„Es freut mich, Sire, wenn Ihr es endlich erkennt, daß ich Euer treuester Diener bin," erwiederte Richelieu. „Wer, wie ich, die Last der Regierung seinem Könige tragen helfen muß, kann nicht immer Angenehmes vorzubringen haben, und so kommt es denn zuweilen, daß man lästig wird." — Der König holte tief Athem. — „Ihr habt mich verkannt, Sire," fuhr der Kardinal fort, „habt einem jungen, unerfahrnen, ehrgeizigen Manne, einem Undankbaren mehr geglaubt, als mir, mir Euer Zutrauen entzogen und es ihm geschenkt; Ihr habt die Früchte gesehen, ohne meine Vorsicht stünde Frankreich am Rande des Verderbens—"

„Ich erkenne meinen Fehler, meine Gutmüthigkeit riß mich hin, warum ließ ich mich auch von irgend Jemand leiten," unterbrach ihn der König verdrießlich, und Richelieu bemerkte sogleich, daß in seiner Abwesenheit Ludwig nicht mehr so fügsam geblieben war, als sonst, denn Unmuth und Ungeduld sprachen sich in allen seinen Zügen aus. Der Kardinal, der seiner Eitelkeit nun ein sattsames Opfer gebracht zu haben glaubte, fuhr in diesem Thema nicht weiter fort. „Ich habe mich unterstanden, hier in mein Krankenzimmer ein Bett für Ew. Majestät bringen lassen," sagte er, „ich weiß, das Sitzen wird Euch schwer, Sire, und da wir doch noch so manches zu sprechen haben—"

„Diese Fürsorge freut mich, ich danke Euch! — Laßt nur meine Leute kommen," sagte der König. Richelieu schellte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, die Bedienung des Königs zu rufen. Sogleich erschienen eine Menge Hofbediente, vom ersten Kammerherrn bis zum Kammerdiener, und während jedes Kleidungsstück, das man dem Könige auszog, mit einer Art Ceremonie aus einer Hand in die andere ging, und eben so sein Nachtzeug ihm gebracht wurde, war er bald entkleidet und legte sich ganz entkräftet zu Bette. Sein Leibarzt, der jetzt hereintrat, untersuchte den Puls, verordnete einige Medizin, und nachdem er die Speisen für den König angegeben hatte, trat er wieder ab, und außer dem Kammerdiener des Königs blieb Niemand im Zimmer.

Der Kardinal hatte sein Bett dem des Königs näher rollen lassen, damit Beide ohne Anstrengung mit einander sprechen konnten, und Cersart einen Wink gegeben, sich

zu entfernen, „Sire," begann er nun, „was befehlt Ihr, daß geſchehen ſoll?"

„Handelt nach Eurer Einſicht," erwiederte der König.

„Wie ſoll ich gegen den Herzog von Orleans verfahren?" fragte Richelieu weiter.

„Mit Schonung, er iſt mein Bruder."

„Gegen den Herzog von Bouillon?"

„Wie Ihr wollt!"

„Nun dann," ſagte Richelieu, „mild, tritt er Sedan der Krone ab; ſtreng, thut er es nicht. Und Cinq Mars, Sire?"

„Ich gab ihm mein feierliches Verſprechen, nie ſein Todesurtheil zu unterzeichnen."

„So unterzeichne ich es!" fiel ihm der Kardinal raſch in's Wort.

„Iſt Eure rechte Hand nicht gelähmt?" ſagte der König, durch das Geſpräch ſehr angegriffen. „Sollte das nicht ein Fingerzeig Gottes ſeyn, kein Blut zu vergießen, Kardinal? Ihr könnt ja nicht mehr unterzeichnen."

„So thut es ein Anderer für mich," ſagte der Kardinal herriſch. „Enden dergleichen Verſchwörungen ohne Blut, ſo werden ſie ſtatt warnender Beiſpiele nur Lockſpeiſen für jeden unruhigen Kopf. Jeder wagt ſie, um dabei zu gewinnen, da er nichts oder nur wenig dabei verlieren kann."

„Hat das Beiſpiel Montmorency's und Marillac's gewirkt?" fragte der König.

„Um ſo mehr muß dieſem Beiſpiele Wirkſamkeit gegeben werden, Sire!"

„Nun, ſo thut, wie die Gerechtigkeit es verlangt,"

erwiederte der König verdrießlich. „Ihr habt, was geſchehen wird, vor Gott zu verantworten.“ — Richelieu lächelte über die Verantwortlichkeit, die der König von ſich abwälzte, da er aber bemerkte, daß Ludwig ihn wegen dieſes Lächelns ſcharf und mißbilligend anſah, änderte er ſogleich den Ton. „Gott der Gerechte,“ ſagte er, „wird den Willen ſeines Knechtes nicht verkennen; ich werde handeln, wie die Geſetze des Staates es gebieten.“

Der König wandte ſich jetzt um und ſchloß die Augen; ob er wirklich ſo ermüdet war, oder ſich nur ſo ſtellte, um die Unterhaltung abzubrechen, blieb unentſchieden. Richelieu kümmerte es übrigens wenig, hatte doch der kranke König Frankreich und der Welt ein nie geſehenes Schauſpiel gegeben, das ſeiner Eitelkeit und ſeinem Ehrgeize nur zu ſehr ſchmeicheln mußte; hatte der König doch, ſo hinfällig er auch war, ſeinen kranken, vor Kurzem noch in Ungnade entlaſſenen Miniſter zu beſuchen, einen Umweg von 60 Meilen gemacht. Es konnte keinen größeren Beweis von der Schwäche des Königs und der Macht des Kardinals geben, und ſo beklagte es Richelieu gewiß nicht, daß der König ſchon am andern Morgen Tarascon verließ. Ludwigs Haß gegen den Kardinal, ſo wie deſſen Mißtrauen gegen den König war noch nicht vermindert; Ludwig fühlte von Neuem das drückende Uebergewicht ſeines Miniſters, der Kardinal durchſchaute den Monarchen, und ihm entging der Widerwille nicht, mit dem er ſich ſeinen Anſichten fügte.

36.

Die einzige Sorge des Kardinals war nur noch, sich das Original, oder wenigstens eine treue Kopie des Traktates zu verschaffen, denn so lange dieser juristische Beweis fehlte, konnte kein Gerichtshof den Großstallmeister, der immer beim Leugnen blieb, verurtheilen. In der Meinung, de Thou sey von Allem unterrichtet, versuchte es der Kardinal, diesen durch das Versprechen zu verlocken, daß er durch offenes Geständniß vielleicht begnadigt werden könnte, aber de Thou, zu edel, seine Freunde zu verrathen, schwieg, und jede List des Kardinals, der ihn selbst verhörte, scheiterte an dem edlen, festen Charakter dieses Mannes.

Er wandte sich nun an den feigsten, elendesten Menschen Frankreichs, an den Herzog von Orleans, der schon an der Spitze zweier Verschwörungen, jedesmal seine Parthei verrathen und aufgeopfert hatte; er bearbeitete den feilen Abbé de la Riviere, den Unterhändler und Vertrauten des Herzogs so geschickt, daß er ihn ganz für sich gewann, und da der Kardinal den Herzog kannte, wußte er ihm durch den Abbé solche Furcht einzujagen, daß dieser nach einigem Zaudern endlich die durch seine und seines Sekretairs Unterschrift gerichtlich bestätigte Kopie des Traktates dem Kardinal einschickte, und dafür die Erlaubniß erhielt, nachdem er alle seine Chargen niedergelegt haben würde, seine Apanage ruhig in Blois verzehren zu können.

Jetzt hatte der Kardinal, was er zu haben wünschte,

nun hatte er den Beweis und das Mittel in den Händen, seine Rache zu stillen und Cinq Mars auf das Blutgerüst zu bringen, nun hielt er den Sieg fest, denn selbst der König hatte sich so weit erniedrigt, eine schriftliche Erklärung gegen Cinq Mars auszustellen, worin er sagte, daß er schon seit einiger Zeit Verdacht in seinen Großstallmeister gesetzt, und, um ihn auszuforschen, ihn frei über alles habe sprechen lassen. Hierdurch habe er die feindliche Gesinnung von Cinq Mars gegen den Kardinal erfahren, und der Marquis habe sich selbst gegen ihn geäußert, man müsse durch ein blutiges Mittel die Katastrophe herbeiführen, was er ihm jedoch bei Strafe seiner Ungnade streng untersagt habe.

Der König übergab hiermit Cinq Mars ganz den Händen seines Feindes, der ihn, den Herzog von Bouillon und de Thou nach Lyon bringen ließ, um dort verhört und gerichtet zu werden; in dieser Stadt hatte Cinq Mars den Kardinal ermorden wollen, dort sollte auch er sterben. Richelieu beschloß, trotz seiner Krankheit, sich dahin zu begeben. Er ließ ein Häuschen von Bretern zimmern, worin sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl Raum hatten, und anstatt die Rhone hinaufzufahren, ließ er sich in diesem Häuschen durch 18 Mann seiner Leibwache von Tarascon nach Lyon tragen, um alles den Prozeß Betreffende dort selbst anordnen zu können.

Dem Kanzler Seguier war die Untersuchung übergeben. Obgleich Cinq Mars ihn einmal, als der König, gegen ihn aufgebracht, ihm die Siegel nehmen wollte, gerettet hatte, suchte diese Kreatur Richelieu's dennoch alles hervor, um Cinq Mars in mehreren Privatunterredungen

zum Geſtändniß zu bringen. Der Großſtallmeiſter aber läugnete fortwährend Alles, ſelbſt die Deklaration des Herzogs von Orleans brachte ihn nicht zum Geſtändniß, nur war er oft wieder unvorſichtig gegen Andere, denen er geradezu ſagte, er habe zwar manches zu geſtehen, müßte aber ein Thor ſeyn, ſich ſelbſt anzuklagen, ohne die Gewißheit der Begnadigung zu haben. Der Erſte, der Alles geſtand, war der Herzog von Bouillon, er wurde gleich darauf mit Cinq Mars konfrontirt, wobei dieſer jedoch beim Läugnen blieb und ſeine Richter dadurch in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Aber endlich gelang es dem Kanzler, ihn unter unbeſtimmten Verſprechungen der königlichen Gnade zum Geſtändniß zu bringen, das er gleich darauf vor Gericht wiederholte, und wobei er noch ausſagte, daß de Thou von der Verſchwörung unterrichtet geweſen ſey. Obgleich dieſer noch Gelegenheit gehabt hätte, ſich dem blutigen Spruche ſeiner Richter zu entziehen, geſtand er doch nun, was er wußte; war aber zu edel, die Königin zu kompromittiren, und gab Fontrailles als den an, der ihn von dem Traktate mit Spanien unterrichtet habe. „Ich wünſche den Tod," ſagte er mit Hingebung, „was könnte mir das Leben noch nützen? Man würde mich auf die Folter bringen, und wäre ich auch ſtark genug, da zu ſchweigen, ſo müßte ich im ewigen Gefängniß verſchmachten, und dafür lieber den Tod." So wurde denn nach dieſer Ausſage der andere Tag beſtimmt, das Urtheil über die beiden Gefangenen zu ſprechen, die nicht, wie Bouillon, ein Sedan als Preis ihrer Freiheit zu bieten hatten.

Der Kardinal, vergnügt, daß die Sache endlich ſo

weit gediehen war, hatte ſchon auf den folgenden Tag Befehl zu ſeiner Abreiſe nach Paris gegeben; es mochte ihm doch zu grauſam dünken, die Hinrichtung abzuwarten. Er ſprach eben mit der Herzogin von Aiguillon davon, als ein Tumult im Vorzimmer entſtand, der ihn nicht wenig beunruhigte, da er ſeit ſeinem Aufenthalte in Lyon ſtets in der Furcht war, man trachte ihm nach dem Leben. Der Tumult kam näher; die Herzogin von Aiguillon, endlich ſelbſt unruhig geworden, ſprang auf, eilte nach der Thüre, die mit Heftigkeit aufgeriſſen wurde, und Marie von Nevers ſtürzte ihr entgegen, und warf ſich an dem Bette des Kardinals nieder. „Eminenz!" rief ſie mit dem Tone der Verzweiflung. „Durch Eure Wachen hat ſich Marie Gonzaga einen Weg bahnen müſſen, um hier an Eurem Krankenbette knieend Gnade für Cinq Mars erflehen zu können. Die Tochter des Markgrafen von Mantua kniet vor Euch! Denkt, daß auch Ihr eines milden Richters bedürft, und daß Ihr bald vor deſſen Richterſtuhl treten werdet!"

„Steht auf, Madame!" ſagte Richelieu, von dem wilden Anblicke der Prinzeſſin anfangs erſchreckt, der Herzogin von Aiguillen einen Wink gebend, ſie aufzuheben, aber dieſe ſchwelgte in dem Anblicke, die Geliebte des Cinq Mars ſo erniedrigt vor ſich zu ſehen, und wollte ihn nicht verſtehen. „Steht auf, Madame!" wiederholte Richelieu, „denn ſtehend oder knieend, werdet Ihr das Wort der Gnade nicht aus meinem Munde vernehmen."

Die Prinzeſſin ſprang bei dieſen Worten auf. „Kardinal!" ſprach ſie, „Ihr müßt es fühlen, was mich der Entſchluß gekoſtet hat, hierher zu kommen, und Euch um

Gnade zu bitten; laßt mich nicht vergebens einen Schritt gethan haben, bedenkt!" —

„Madame!" unterbrach sie Richelieu mit furchtbarer Kälte. „Das Urtheil wird vollzogen, so wahr der Kardinal Richelieu trotz seiner Feinde noch lebt, und träte in diesem Augenblicke ein Kourier mit der königlichen Begnadigung hier ein, es würde dennoch vollzogen — "

„So hab' ich freilich nichts zu hoffen," fiel ihm die Prinzessin in das Wort, „und nur noch Gott zu bitten, Herr Kardinal, daß er dereinst für Euch das Erbarmen nicht kennen und Euch von diesem Krankenlager nicht aufstehen lassen möge. Ist es mir nicht vergönnt, ihn noch einmal in seinem Gefängnisse zu sehen?" sagte sie dann mehr fragend als bittend. Der Kardinal bedachte sich eine Weile, dann erwiederte er: „Ich werde den Befehl geben, daß man Euch zu ihm lasse, und Ihr sollt benachrichtigt werden, zu welcher Zeit dies geschehen kann."

„Ich danke Euch," sagte die Prinzessin wenig verbindlich und wendete sich nun zu der Herzogin. „Ich höre, daß die Briefe, die ich an Cinq Mars schrieb, und die man bei der Durchsicht seiner Papiere im Louvre gefunden hat, sich in Euren Händen befinden. Eine Frau fühlt zu zart, als unter solchen Umständen einer andern den Wunsch zu versagen, ihr diese Briefe zurückzugeben."

„Glaubt Ihr, Madame," erwiederte die Herzogin höhnisch, „daß ich dazu bestimmt bin, immer Eure Liebesbriefe zu verwahren?"

„Prinzessin!" fiel Richelieu seiner Nichte schnell in das Wort. „Die Briefe sollen Euch in Paris zugestellt

werden, bekümmert Euch nicht weiter darum, Ihr habt mein Wort."

„So muß ich Euch doch Dank schuldig seyn," sagte Marie von Nevers. „Ich danke Euch, Kardinal!" Dann einen verächtlichen Blick auf die Herzogin werfend, verließ sie das Zimmer. Mit verbissener Wuth sah diese ihr nach. „Warum versprachet Ihr, der Närrin die Briefe ausliefern zu lassen?" fragte die Herzogin, ihren Unmuth nicht mehr verbergend.

„Dame von Combalet!" antwortete der Kardinal, über diesen Vorwurf beleidigt. „Das kümmere Euch nicht, Liebesbriefe sind keine Staatsgeheimnisse, und die Artigkeit gegen Damen fordert, daß man über dergleichen einen Schleier werfe."

„Ihr scheint sehr gütig gegen die Prinzessin zu seyn!" fuhr sie in ihrem Unmuthe fort. „Ich wundere mich, daß ihr die Erlaubniß geworden ist, Cinq Mars noch einmal zu sehen."

„Ihr wundert Euch darüber?" rief Richelieu höhnisch lachend. „Soll ich diesem Knaben den Schmerz nicht gönnen, dem Weibe, das er liebt, Lebewohl zu sagen? Jede Thräne, die er dabei weinen wird, kühlt die Schmerzen, die mich brennen, denn diese Milde ist das bitterste Gift, das meine Rache ihnen geben kann."

„Weiser Mann, der Frankreich und seinen König mit schwacher Hand so leicht regiert, wie ein Knabe die brüllende Heerde," unterbrach ihn die Herzogin, von dem Gedanken an Cinq Mars so sehr aufgeregt, daß sie ganz aus ihrer gewohnten Stellung zu dem Kardinal trat. „Mann, dessen Blick scharf ist, wie der Blick des beute-

gierigen Adlers, deſſen Verſtand die Geheimniſſe durchdringt, und wären ſie unter dem Siegel Salomonis verſchloſſen, Alles kennt Ihr, nur die Liebe nicht, die blieb Euch fremd. Wißt, der Schmerz, den Ihr ihnen bereiten wollt, wird ſelbſt im Tode zur Wolluſt, die Thränen des Scheidens werden zu Tropfen der Wonne, das Lebewohl ſöhnt ſie mit ihrem Schickſale aus!"

Staunend ſah der Kardinal die Herzogin an, mancherlei Empfindungen zeigten ſich auf ſeinem bleichen, hageren Antlitz, bis er endlich lachend ausrief: „Wahrlich, in dieſem Punkte ſeyd Ihr mein Meiſter! Der Kerker bleibe ihr verſchloſſen!"

37.

Die Angeklagten wurden am andern Tage vor Gericht geführt. Das Protokoll ihrer Ausſagen ward ihnen nochmals vorgeleſen, und da ſie auch heute dieſe nicht zurücknahmen und ſich für ſchuldig bekannten, wurden ſie abgeführt, und die Richter, dieſe feilen Kreaturen, traten zuſammen, um einſtimmig das Urtheil zu fällen, daß ſie mit dem Beile hingerichtet werden ſollten. Nach einer Bemerkung des Kanzlers, wie nothwendig und heilſam es für den Staat ſey, wenn man alle Theilnehmer der Verſchwörung und vielleicht manche bis jetzt noch unbekannte wichtige Umſtände kennen lernte, beſchloſſen die Richter, Cinq Mars noch vor der Hinrichtung die gewöhnliche und außergewöhnliche Tortur erleiden zu laſſen.

Als Cinq Mars und de Thou wieder hereingeführt wurden, hörten ſie mit Ruhe das Urtheil an, das ihnen jetzt publizirt wurde; der Ausdruck ihres Geſichts blieb ſich gleich, keine Furcht ſprach ſich aus, keine Bläſſe überzog die Wangen, Würde und Heiterkeit verließen ſie nicht. Nur als Cinq Mars zuletzt den Punkt wegen der Folter vernahm, ſagte er zu den Richtern: „Das finde ich hart, Ihr Herren! Ein Mann von meinem Stande und meiner Jugend ſollte doch mit ſolchen unnützen Formalitäten verſchont bleiben; ich habe Alles geſtanden, was ich wußte, und ſterbe willig. Desbalb, Ihr Herren, iſt die Tortur unnöthig, denn ich geſtehe gern meine Schwäche, ich fürchte die Folter, und ihre Schmerzen werden mir die Sinne verwirren.“

Als Seguier ihm hierauf erwiederte, daß es bei dem Beſchluſſe und dem Urtheile bleiben müſſe, verließen ihn Geduld und Faſſung, und alles, was die Verzweiflung ihm nur eingeben konnte, ſagte er ſeinen Richtern. Dem Kanzler Seguier warf er ſeinen Undank und manches vor, das ihm in ſeinen Verhältniſſen bekannt geworden war, und den alten herzloſen Mann erröthen ließ, manchem der Richter deckte er ſeine Blößen auf, aber es half ihm nichts, er wurde zur Folterkammer abgeführt.

Als er durch einen mit Verbrechern angefüllten Kerker kam, ſchauderte ihm bei dem Anblicke dieſer Unglücklichen. „Das iſt das Fegefeuer,“ ſagte er vor ſich hin, „bald kommt die Hölle!“ Jetzt trat er in die Kammer, wo die Marterwerkzeuge lagen, er betrachtete ſie genau, und wie durch ein Wunder, vielleicht aus Verzweiflung, kehrte bei ihrem Anblick Muth und Beſonnenheit zurück.

Als nun der Rath Laubardemont eintrat, um seine während der Marter gethane Aussage zu protokolliren, nahte sich ihm Cinq Mars und verlangte ihn allein zu sprechen, da das, was er ihm zu sagen habe, nicht vor Zeugen gesagt werden könne. Laubardemont ließ Alle abtreten, und nun begann Cinq Mars mit beispielloser Besonnenheit: „Setzt Euch, mein Herr, schreibt, und wenn Ihr dann glaubt, ich könne Euch noch mehr entdecken, so laßt mir die Tortur geben. Aber dann schreie ich das, was ich Euch jetzt im Vertrauen sage, öffentlich aus, daß Gerichtsdiener und Henkersknechte es hören und durch ganz Frankreich verbreiten sollen."

Die Ruhe, mit der der Gefangene dies sagte, setzte den Richter in Verlegenheit, er nahm Platz, ergriff mit gespannter Aufmerksamkeit die Feder und horchte auf.

„Den 19ten Februar befahl oder erlaubte, Beides ist ziemlich gleich, erlaubte mir der König, den Kardinal Richelieu um's Leben zu bringen," begann Cinq Mars, und die Feder entsank der Hand Laubardements. — „Schreibt nur, Herr, oder läßt Euch der Gedanke, daß der Tod dem Kardinal so nahe stand, noch jetzt erbeben? Er steht noch mit gehobener Sense vor Eurem Meister, wenn er sie mir auch damals nicht lieh. — Habt Ihr beendet?" fragte er den Erschrockenen, dieser bejahte es. „An dem nämlichen Tage," fuhr Cinq Mars fort, „kam der Kardinal, nur von dem Hauptmann seiner Leibwache begleitet, zum Könige, der Augenblick war günstig, doch dem Könige fehlte der Muth, er befahl mir leise, es bis morgen aufzuschieben, da er heute noch nicht genug gebetet hätte. — Habt Ihr geschrieben?" — Laubardemont nickte

bejahend. „Durch diese Unentschlossenheit des Königs vorsichtiger gemacht," sagte nun der Großstallmeister, „ließ ich mir noch am nämlichen Abende den Befehl — hört Ihr, den Befehl zur That schriftlich geben, und seitdem rettete zweimal ein Zufall den Kardinal; späterhin bestimmte mich der Wunsch des Königs, vielleicht auch Mitleid mit dem kranken, hinfälligen Manne, die Ausführung noch zu verschieben." — Laubardemont schrieb emsig, als er fertig war, trat er auf Cinq Mars zu und bat ihn höflich, ihm den schriftlichen Befehl des Königs zuzustellen, dies würde gewiß günstig auf sein Schicksal wirken, und ein großer Beweis für ihn seyn.

„Wie könnte es das, Herr?" erwiederte der Großstallmeister. „Heute früh hat ja schon der Kardinal Lyon verlassen, und wer von Euch würde es wagen, ohne seinen Befehl die Exekution auch nur einen Augenblick zu verschieben? — Die Ordre kann ich Euch nicht ausliefern, denn sie ist nicht mehr in meiner Hand."

„So ist das Ganze erdichtet!" fuhr der Richter auf. „In wessen Händen befindet sie sich?"

„In den Händen des Herrn von Fontrailles, der, klüger wie ich, wie Ihr wißt, nach England flüchtete. Ich gab sie ihm, als wir uns in Salces das letzte Mal sahen, und ließ mir aus Liebe zum Könige das Versprechen geben, vor der Hand keinen Gebrauch davon zu machen, und sie nur zu meiner Rechtfertigung der Oeffentlichkeit zu übergeben, wenn man bei meinem Tode grausam gegen mich verführe. — Wollt Ihr mir noch die Folter geben lassen? Wollt Ihr noch mehr wissen, als ich gesagt?"

Laubardemont rief die Huissiers herein, und verfügte sich, ohne zu antworten, sogleich zum Kanzler, der, über diese Aussage erschrocken, den Großstallmeister schnell nach seinem Gefängnisse zurückführen ließ. Hier fand er den ihm zugeordneten Beichtvater. Ganz in sein Schicksal ergeben, aber nun auf keine Begnadigung mehr hoffend, lebte er noch die letzten Augenblicke seinem ewigen Heile, und so wenig er früher im leichtsinnigen Uebermuthe sein Herz zu Gott gewendet hatte, so sehr schien er in dem Augenblicke des Scheidens von der Welt den Blick nur nach dem Himmel zu richten. Als er seine Beichte geendet hatte und der Kerkermeister ihm sagte, daß er sich bereit halten möchte, dankte er dem Jesuiten für den Trost, den er ihm gereicht, und rief, als habe er nun seine Rechnung mit dem Himmel ganz abgeschlossen. „Nun will ich noch die letzte Stunde der Welt leben!" ließ seinen Kammerdiener kommen, gab ihm noch Aufträge an die Prinzessin Marie, kleidete sich prachtvoll an, und erwartete so den Augenblick, wo der Tod an seine Pforte klopfen würde.

38.

Auf dem Platze Ternaux, wo 150 Jahre darauf das Blut in Strömen floß, versammelte sich, als kaum der Mittag vorüber war, eine Menge Neugieriger, das blutige Schauspiel zu sehen. Das Gerüst war schon am Morgen, gleich nach der Abreise des Kardinals aufgerichtet worden, und es bedurfte nicht viel Zeit dazu, da alles

ſchon ſeit mehreren Tagen bereit lag; hatte doch der Kardinal ſchon längſt das Todesurtheil geſprochen, wie hätten die feilen Richter es wagen können, einen von ihm Verdammten freizuſprechen? Eines nur hatte ſie am Morgen in Verlegenheit geſetzt. Der Nachrichter hatte am Abende vorher das Bein gebrochen, Grenoble war zu weit entfernt, um den dortigen kommen zu laſſen, und die Exekution nur eine Stunde aufzuſchieben, hätte keiner den Muth gehabt. Es mußte daher am frühen Morgen der Kanzler von Frankreich zu dem Kardinal gehen, ihm dieſe Botſchaft zu bringen und um ſeine Befehle zu bitten.

„Weiſer Ludwig XI., Du Muſter aller Könige!" hatte Richelieu ausgerufen, „wie klug warſt Du, ſtets Deinen treuen Triſtan l'Hermite und ſeine Geſellen um Dich zu haben. Du kamſt nicht in Verlegenheit, wenn es galt, ein Paar Köpfe abſchlagen zu laſſen. Kanzler!" hatte er ſich dann zu dieſem gewendet, „die Exekution muß noch heute vor ſich gehen. Für Gold wirbt man ja Freunde und Diener, warum nicht auch einen Scharfrichter, oder wenigſtens einen Arm, der das Beil gut führen kann. Alſo ohne Aufſchub. — Auf Wiederſehen in Paris!" Er hatte ſich dann, ohne aus dem Bette zu ſteigen, in das Breterhaus tragen laſſen, und ſchlief bis nach Trevoux ſo gut, als ob die edelſte That ihn in ſanften Schlummer gewiegt habe.

Nach langem Suchen hatte man endlich einen alten, noch rüſtigen Packträger gefunden, der für 100 Livres das Amt des Nachrichters übernehmen wollte. Er ſtand ſchon, das Beil unter dem Mantel, begierig, ſein neues Geſchäft zu verrichten, auf dem Gerüſte, und erwartete mit

der neugierigen Menge, unter der doch manches Herz mitleidsvoll schlug, sein Opfer.

Mit dem Glockenschlage Zwei wurden die Gefangenen aus ihrem Kerker geführt, und hier durften Cinq Mars und de Thou sich zum ersten Male sprechen. „Freund!" rief der Großstallmeister, ihn umarmend. „Vergebt mir! Ich bin an Eurem Unglücke Schuld, wie bedaure ich Euer Schicksal!" — „Der Tod ist uns eine Wohlthat, Herr," erwiederte de Thou, „laßt uns Gott dankend, muthig, aber demuthsvoll ihm entgegen gehen!" Sie bestiegen nun einen bereitstehenden schlechten Wagen, und fuhren, von der Leibwache des Kardinals begleitet, nach dem Richtplatze.

Ganz verschieden dem Aeußeren nach und in ihrem Innern, saßen die dem Tode Geweihten sich gegenüber. Cinq Mars voll kräftigen Lebensmuth, fest entschlossen, daß sein Stolz und auch seine Eitelkeit ihn bis auf das Blutgerüst begleiten sollte, war prachtvoll gekleidet. Ein seidener nußbrauner, mit gelben Fransen besetzter Rock deckte seinen schlanken Körper, unter einem schwarzen, mit weißer Feder geschmückten Hute, die einst die Prinzessin von Nevers getragen, rollten die braunen Locken über Nacken und Schultern herab, grüne seidene Strümpfe, über welche weiße seidene mit Spitzen besetzte gezogen waren, umschlossen das Bein, und ein Mantel von hochrothem Sammet hing über seine Schulter, so trat er aus dem Wagen, und bei dem Anblicke des schönen 22jährigen Jünglings wurde von den Balkonen, aus den Fenstern, selbst unter der gaffenden Menge ein lauter Ausruf der Theilnahme gehört.

Jetzt verließ auch de Thou, in Trauer gekleidet, mit

entblößtem Haupte den Wagen. Ruhig und still sah er umher, warf noch einen Blick gen Himmel, zog noch einmal die reine Aetherluft, als die letzte Gabe des scheidenden Lebens, ein, dann neigte er sich vor dem Großstallmeister. „Geht voran, Herr," sagte er, „Euch gebührt die Ehre, zeigt, daß Ihr als Mann sterben könnt!" Cinq Mars umarmte ihn. „Dort oben, wo wir keinen Kardinal treffen werden, sehen wir uns wieder!" sagte er, und stieg nun mit Anstand und Stolz die ersten Stufen hinauf. Als er die dritte betrat, nahm ein frecher Söldner des Kardinals ihm den Hut vom Kopfe. „Herr, hier ziemt Euch mehr Bescheidenheit!" rief er ihm zu, doch Cinq Mars, sich rasch wendend, entriß ihm den Hut, setzte ihn wieder auf, warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden und ging nun so muthig die Stufen hinauf, als ginge es zum Sturme. Oben angekommen, grüßte er das versammelte Volk, und umschritt das Schaffot mit dem nämlichen Anstande, als befände er sich noch in den Zimmern des Königs. — Jetzt fiel sein Blick auf den Richtblock und den Henker, er bebte nicht, wandte sich dann zu dem Jesuiten, der ihn zum Tode begleitet hatte, betete mit ihm, warf einen freudigen Blick gen Himmel, zog dann eine Kapsel mit dem Portrait der Prinzessin, das er stets an seinem Herzen getragen hatte, hervor, gab es nebst einem werthvollen Ringe dem Jesuiten, und bat ihn, das Portrait zu verbrennen, den Werth der Kapsel und des Ringes aber unter die Armen zu vertheilen. Dann ersuchte er seinen Beichtvater, ihm die Haare abzuschneiden, damit ihn des Nachrichters Hand nicht berühre, und als der Jesuit seine Bitte erfüllt hatte, begrüßte er noch ein-

mal die Umſtehenden, kniete nieder, umfaßte den Block und fragte mit bewundernswerthem Muthe den Henker: „Liege ich ſo recht?“ — „Ja, Herr!“ antwortete dieſer. Da drückte er ſein jugendliches Haupt feſter auf den Block. „Hau zu!“ rief er, der Henker holte das Beil unter dem Mantel hervor, mit einem Hiebe ſank der Kopf vom Rumpfe, und rollte blutend hin, der Körper blieb ohne das mindeſte Zeichen des Lebens ruhig liegen.

Ein lauter Schrei durchhallte die Luft, eine ängſtliche furchtbare Stille folgte dem Ausrufe des Mitleids. Da beſtieg de Thou ruhig, aber nicht gleichen kecken Muthes das Blutgerüſt, begrüßte gleichfalls die Menge und redete ſie an. Als ſein Beichtvater auch ihm das Haar abſchneiden wollte, verbat er es, und verlangte dieſen Dienſt von dem Nachrichter. „Verbindet mir die Augen, Freund,“ ſagte er dann zu dieſem, „ich bin ein Menſch und fürchte den Tod — und jener dort,“ auf Cinq Mars blutigen Leichnam zeigend, der nur nachläſſig mit einem Teppich bedeckt war, „beunruhigt mich und bricht meinen Muth.“ Der Nachrichter hatte kein Tuch, da flogen mehrere aus dem Kreiſe der Zuſchauer zu ihm herauf, er ergriff das eine, dankte dem mitleidigen Geber, und als ihm die Augen verbunden waren, kniete er nieder, legte das Haupt auf den noch vom Blute des Freundes rauchenden Block, und nicht ſo glücklich, als ſein Freund, ſank es nicht von dem erſten Streiche. Beide ſtarben heldenmüthig, der eine wie ein kühner Kriegsmann dem Tode trotzend, der andere als ein Chriſt, aus dem Tode neues Leben erwartend.

Marie von Nevers, die bis ſpät in die Nacht auf den

Boten gewartet hatte, der sie zu ihrem Geliebten führen sollte, war über des Kardinals Wortbrüchigkeit empört, und wollte, ihm, ihrem Schicksale, der Weiblichkeit trotzend, den Geliebten noch einmal sehen, und sollte es ihr das Leben kosten. Sie trat an das Fenster eines Hauses auf dem Platze Ternaur, klammerte sich fest an die eisernen Stäbe desselben, ihre treue Jeannette unterstützte sie, und so erwartete sie seine Ankunft. Der Wagen kam, hielt dicht unter dem Fenster, Cinq Mars stieg aus — „Heinrich!" schrie sie auf und sank bewußtlos nieder. Der sanfte Bruder des Todes schloß ihr Auge, sie sah das blutige Haupt nicht rollen, noch schön, lieblich, in voller Lebensfrische war er noch, als sie ihn gesehen, und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, schlummerte der Geliebte schon im engen Hause der ewigen Ruhe.

39.

Von den drei von Ludwig Begünstigten war Richelieu allein noch übrig. Durch seine Intriguen, von ihrer Schwärmerei verlockt, trauerte Louise von Lafayette in einem Kloster. Durch eigenen Leichtsinn und durch die Rache des Kardinals auf das Schaffot gebracht, starb Cinq Mars, und Richelieu feierte seinen Triumph. Mit unumschränkterer Macht als je regierte er Frankreich und dessen schwachen König, und wenn sich dieser auch zuweilen gegen seine Fesseln sträubte, mußte doch der Wille des Kardinals geschehen. Je mehr der König ihm

seine persönliche Abneigung zeigte, desto weniger glaubte Richelieu nöthig zu haben, ihn zu schonen. Beide krank, hoffte jeder auf des Andern Tod; der Kardinal, um die Regentschaft an sich zu reißen, der König, des lästigen, herrischen Ministers endlich los zu werden.

Aber der Himmel schien eher die Wünsche des Königs zu erhören. Richelieu wurde immer leidender. Nicht die guten Nachrichten von der Armee von Spanien, nicht Guebriants und Torstensons Glück konnten seine Schmerzen lindern. Oft wenn er in schlafloser Nacht auf einsamem Lager sich wand, seine Phantasie ihm blutige Bilder aus der Vergangenheit vorführte, traten Montmorency und Cinq Mars an sein Bett und rollten ihre blutigen Häupter über ihn weg; Cinq Mars nahm den Kardinalshut, der neben dem Bette lag, setzte ihn seinem blutigen Haupte auf, und der Kopf grinsete dann hämisch lächelnd den Kardinal an, und nicht eher verließen ihn die gespenstigen Bilder seiner fieberhaften Einbildungskraft, als bis er hell aufschrie und seine Leute herbeikamen. „Wischt die Blutflecken von der Decke!" befahl er, aber die Decke war rein, die blutigen Flecken nur in seiner blutdürstigen Seele. Cinq Mars hatte am 12ten September schmerzlos geendet, Richelieu starb nur wenige Monate nach ihm, am 4ten December elend und schmerzvoll. Theuer und blutig hatte er sich die kurze Macht, die wenigen Tage voll Unruhe und Sorge erkauft.

Frei athmete Ludwig, als er die Leiche des Kardinals durch die Straße Richelieu ziehen sah. Er hatte Cinq Mars nicht bedauert, seinem Günstlinge keine Thräne, keine reuige Erinnerung geweiht, den Kardinal bedauerte

er noch weniger, seinem Tode hätte er Freudenthränen weinen mögen. Er wollte nun selbst regieren und hatte doch keine Kraft, sein Geist war schwach wie sein Körper, schon beherrschte ihn Mazarin, als im folgenden Jahre, am 4. Mai, auch ihn der Tod ereilte.

Marie von Nevers lebte lange, abgeschieden von der Welt, in der Erinnerung an Cinq Mars. Sie blieb schön und blühend; die Jugend siegte über den Schmerz, aber auch die Zeit, die ihn linderte. Sie kehrte an den Hof der Königin Anna von Oestreich zurück, bekam wichtigen Einfluß und gab sich mehr den Hofintriguen als ihrem Herzen hin, bis in den Jahren, wo schon die erste Blüthe vorüber war, ihr noch zweimal die Krone von Polen zu Theil ward.

Schloss Rödelheim.

Während Churfürst Friedrich von der Pfalz in Prag Hof hielt und ein Heer zusammenzog, die ungewisse böhmische Krone zu behaupten, hatte er seine Erblande, die schöne Pfalz, der eigenen Vertheidigung überlassen. Ein drohendes Ungewitter zog sich über ihr zusammen. Ambrosius Spinola, der Eroberer von Ostende, rückte aus den Niederlanden mit seinen alten spanischen Regimentern längs dem Rheine heran, während das Heer der Union, unter dem Oberbefehle des Markgrafen von Ansbach, zur Vertheidigung der Pfalz sich bei Oppenheim lagerte. War auch das Heer der Unirten, besonders an Reiterei, dem spanischen überlegen, so bestand es doch nur aus neu geworbenem Volke, da jenes aus den alten kriegsgewohnten Schaaren Spaniens zusammengesetzt war, und einen Mann an der Spitze hatte, der damals für den größten Feldherrn Europa's galt.

Ambrosius Spinola, der dritte Sohn Philipps Spinola, Marchese von Venafro, aus einem der vornehmsten genuesischen Geschlechter, hatte von früher Jugend an sich ganz den Wissenschaften widmend, keine Neigung gefühlt,

die Bahn seiner älteren Brüder zu betreten, von denen der Aelteste in den niederländischen Kriegen als spanischer General blieb, der Andere aber die Flotte dieser Macht an den Küsten der Niederlande befehligte. Ambrosius lebte ruhig, ohne Ehrgeiz in Genua, und verwaltete das große Vermögen seines Vaters. Schon war er 30 Jahre alt, als es in dem letzten Jahre des 16ten Jahrhunderts seinem Bruder gelang, den schlummernden Funken in ihm zu wecken, und ihn zu bestimmen, dem Könige von Spanien seine Dienste anzubieten. Er that es, und schon hierbei zeigte sich sein Genius, besonders der umsichtige Blick und die feste Beharrlichkeit, dieser Grundzug seines Charakters. Er erbot sich, auf eigene Kosten 10000 Mann, theils Fußvolk, theils Reiterei, zu werben, sie mit dem dazu gehörigen Geschütz zu versehen und nach den Niederlanden zu führen, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieses Volk unter seinem Befehl bleibe, der Sold von ihm ausgezahlt werde, und er offene Anweisung auf alle königlichen Kassen habe, sich die diesfallsigen Vorschüsse zurückzahlen zu lassen. Das Geld, was die Werbung ihm gekostet, könne ihm Spanien in liegenden Gründen bezahlen.

Ganz in dem Geiste des 15ten Jahrhunderts sammelte er als Condottiere die alten Soldaten, die sich häufig in Italien zerstreut fanden. Mehr Vertrauen in den Reichthum Spinola's setzend, als in die oft leeren Kassen der Vicekönige, ging die Werbung rasch von Statten, die Regimenter waren schnell vollzählig, und er zog mit ihnen über die Alpen den Niederlanden zu. Hier zeigte er bald sein Feldherrntalent, und schon im zweiten Jahre nach seiner Ankunft übergab ihm der Erzherzog Albrecht den

Befehl über das Heer und die Führung der Belagerung von Oſtende, vor welcher Stadt der Erzherzog zwei Jahre vergeblich gelagert hatte.

Obgleich Spinola den gewandten Moritz von Oranien gegen ſich hatte, überwand er doch alle Hinderniſſe, eroberte, freilich erſt nach beinahe zwei Jahren und nach einem furchtbaren Opfer von Menſchen und Geld, Oſtende, und hinderte die Fortſchritte des kühnen Oraniens, der an ihm einen würdigen Gegner fand. Nur die Verluſte zur See, die Spanien erlitt, zwangen den König, Spinola nach dem Haag zu ſenden, um dort einen 12jährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen.

Noch war ein Jahr bis zum Ablauf deſſelben übrig, als Spinola den Befehl erhielt, in die Pfalz zu rücken. Schnell waren alle nöthigen Anſtalten getroffen, und ſtatt ihm den Uebergang über den Rhein bei Coblenz zu verwehren, verſchanzten ſich die uniirten Fürſten bei Oppenheim, und erwarteten, wohin ſich der ſpaniſche Feldherr wenden würde. Leicht wurde es dieſem, den unentſchloſſenen Markgrafen zu hintergehen, ſelbſt als Prinz Heinrich von Oranien mit engliſchen Hülfsvölkern zu den Uniirten ſtieß, verloren ſie einen Ort nach dem andern, und endlich durch ihre Nachläſſigkeit die ganze Pfalz auf dem linken Rheinufer. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag machte die Fürſten der Union noch unſchlüſſiger, ſie unterhandelten, thaten nichts, die Pfalz zu retten, und die Spanier konnten ungehindert in dieſem unglücklichen Lande nach Gefallen hauſen und Winterquartiere beziehen. Spinola nahm ſein Hauptquartier in Kreuznach.

1.

Unfern Frankfurt liegt auf einer kleinen Insel, welche die Nidda bildet, das Städtchen Rödelheim mit [illegible] bedeutenden Schlosse, das Graf Friedrich von Sol[illegible] damalige Besitzer, stark befestigen und mit allem zur [illegible] theidigung Nöthigen hatte versehen lassen. Durch den [illegible] marsch der Spanier bewogen, verließ er jedoch seine feste Burg und ging nach Nürnberg, um weit genug von dem Kriegsschauplatze zu seyn. Die Vertheidigung des Schlosses übergab er seinem Hauptmann Hans Sperreuter, den er schon seit dem Waffenstillstande der Holländer mit den Spaniern in seine Dienste genommen hatte. Sohn eines armen Seilers aus Rödelheim, war dieser nach den Niederlanden gezogen, und hatte sich dort von der untersten Stufe bis zum Hauptmann geschwungen, jedoch als der Waffenstillstand den Krieg in den Niederlanden beendete, war er nach seiner Vaterstadt zu seinem Weibe zurückgekehrt, das er seit zehn Jahren nicht gesehen, und seiner Aeußerung nach ziemlich verändert wiedergefunden hatte. Hier auf einen neuen Krieg hoffend, lebte er anfangs in Unthätigkeit ein verdrießliches Leben, bis der Graf von Solms Gefallen an ihm fand, ihn zu sich auf das Schloß nahm, und ihm die Aufsicht über seinen Marstall, Küche und Keller gab. So wurde der Hauptmann einer Fahne Musketiere plötzlich eine Art Hofmarschall an diesem kleinen Hofe, wo er bald durch Aufsicht und Ordnung die zerrütteten Finanzen des jungen Grafen auf einen guten Fuß brachte, und bald in Rödelheim durch des Grafen

Auszeichnung in großem Ansehen stand, durch sein treuherziges, freundliches Benehmen aber sich die Liebe Aller erwarb. Es ging ihm in seiner neuen Laufbahn recht wohl, Essen, Trinken hatte er für sich und die Seinigen vollauf, alle Jahre brachte ihm der Graf von der Frankfurter Messe Tuch zu einem neuen Rock und Zeug zum Kleide für sein Weib und seine Tochter Felicitas mit, das einzige Kind, das er hatte; auch empfing er noch überdies einen Gehalt von 30 Gulden Rheinisch, so daß er das im niederländischen Kriege ersparte Sümmchen nicht angreifen, sondern es eher noch vermehren konnte, da ein Verwandter seiner Frau in der Handelsstadt Frankfurt von einem armen ein reicher Mann geworden war, und seine Verwandten zuweilen mit ganz anständigen Geschenken unterstützte, besonders seit sich der Hauptmann nach langem Weigern entschlossen hatte, eine alte mürrische Muhme seiner Frau zu sich zu nehmen.

Dem Grafen Friedrich, der nur selten in seiner Residenz sich aufhielt, war es gleichgültig, ob einige Laib Brod mehr verzehrt, und einige Tonnen Bier mehr getrunken wurden, deshalb gestattete er ihm auch, einen alten Kriegsgenossen, seinen Rüstmeister Peter Drilling mit auf das Schloß zu bringen, der bald vom Aufseher über die Arbeiter bis zum Kastellan stieg. Trotz seines einen Auges hatte er ein Auge auf Alles, lebte, so brummig sein Aeußeres auch war, mit Allen im guten Frieden, nur nicht mit Jungfer Ursula, der alten Muhme, die, obgleich schielend, bei jeder Gelegenheit ihm den Verlust seines Auges vorwarf, das er doch auf rühmliche Weise bei der Belagerung von Ostende verloren hatte.

So lebte Hans Sperreuter ein ganz gemächliches sorgenfreies Leben auf dem Schlosse Rödelheim, und hätte ihm nicht oftmals Peter Drilling die schönen Zeiten ihres Waffenruhmes zurückgerufen, der alte Kriegsmann würde sich so an das einförmige Leben gewöhnt haben, daß er Krieg und alles wilde Treiben darüber vergessen hätte, denn ihm behagte es, in Abwesenheit des Grafen gebieten zu können und Niemand über sich zu wissen. Mit seiner Frau, die ein sanftes Geschöpf war, lebte er trotz der Abnahme der Schönheit zufrieden, sah in Felicitas sie von Neuem wieder aufblühen, und seine Kompagnie, wenn sie vor Prinz Moritz aufmarschirt war, hatte ihn nicht so erfreut, wie der Anblick dieses Mädchens, die auch schön, lieb und gut, nur nicht so still und in sich gekehrt war, wie die Mutter, sondern für eine sittige Jungfrau wohl etwas zu lebhaft war.

Aber jedes irdische Glück ist wandelbar und alles unter dem Monde vergänglich; dies erfuhr auch Hauptmann Sperreuter, denn seine treue Ehehälfte legte sich auf das Siechbette und starb, und da seine Muhme Ursula immer etwas mit der Tochter zu schelten hatte, so mußte er endlich den Bitten des Mädchens nachgeben, sie auf einige Zeit zu dem reichen Verwandten nach Frankfurt zu schicken, der in der Eschenheimer Straße ein recht hübsches Haus bewohnte, wo die lebenslustige Dirne mehr Gelegenheit hatte, ihren Sonntagsstaat anzuziehen, zu sehen und gesehen zu werden. Die Trennung von dem Mädchen wurde ihm recht schwer und Rödelheim zur Einöde.

Aber bald gab es ein anderes Leben. In dieser Zeit zog Ambrosius Spinola aus den Niederlanden herauf und

die Uniirten heran. Graf Friedrich verließ Rödelheim, ernannte seinen Hofmarschall zum Hauptmann und Kommandanten von Stadt und Schloß, und ließ ihm auch alle Mittel zurück, die kleine Besatzung bis auf 50 Mann zu verstärken.

Seit diesem Tage war der alte Soldatengeist wieder in den Hauptmann und seinen Rüstmeister gefahren. Die alten Rüstungen wurden hervorgeholt, geputzt, und Niemand sah den Hauptmann mehr ohne Degen über den Schloßhof gehen. Peter Drilling lag den ganzen Tag in der Rüstkammer, suchte aus, ordnete, setzte in Stand, kurz war ganz in seinem Elemente, denn es galt ja seinem Erbfeinde, dem Spanier. Auch zur Werbung wurde geschritten. Die 4 Konstabler zur Bedienung der 12 Geschütze wurden mit noch 5 vermehrt, sechs Invaliden von der 15 Mann starken Besatzung verabschiedet, und in der Wetterau und im Hessischen geworben, wobei Peter Drilling hauptsächlich im Auge hatte, einen tüchtigen Trommelschläger zu finden, der das Kalbfell brav rühren und tüchtigen Lärm machen konnte, denn ein guter Trommelschläger dünkte ihm der erste Musikus der Welt und für jeden Kriegshaufen ein unentbehrliches Stück.

So wurde von den beiden alten Kriegsgesellen Tag und Nacht mit Thätigkeit gearbeitet und angeordnet, der nöthige Proviant herbeigeschafft, daß die Besatzung auf ein halbes Jahr im Ueberflusse zu leben hatte, und überhaupt so für die Vertheidigung gesorgt, als ob die Wohlfahrt der protestantischen Kirche und des ganzen Deutschlands vom Schlosse Rödelheim abhinge. Bei jedem, was sie unternahmen, war Ostende ihr Vorbild, wie der tapfere

Befehlshaber Daniel von Marquette dort gehandelt, so wollten sie hier auch thun. Einen treueren, thätigeren Kommandanten hätte Graf Friedrich auf sein Schloß nicht setzen können, aber auch keinen stolzeren, denn er dünkte sich Oberbefehlshaber der Kriegsvölker Graf Friedrichs von Solms, die freilich mit Einschluß seiner und Drillings, der vom Rüstmeister zum Lieutenant sich aufgeschwungen hatte, nur aus 61 Mann bestanden.

2.

Die Spanier, im Besitz der ganzen Pfalz auf dem linken Rheinufer, richteten nun ihre Augen auch auf das rechte Ufer, wo sie das reiche Frankfurt lockte, und die Besitzungen der Wetterauischen Grafen, die, fast alle protestantischen Glaubens, der Union angehangen hatten, eine gute Beute zu seyn schienen. Auch der Landgraf von Hessenkassel hatte nach ihrer Meinung eine Züchtigung verdient, und so beschlossen sie den Uebergang. Frankfurt, damals eine bedeutend feste Stadt, war jedoch ihr Hauptaugenmerk. Mit Gewalt es zu nehmen, dünkte selbst Spinola gefährlich, und so beschloß er um so mehr den Weg der Unterhandlung einzuschlagen, da überdies jetzt das lockere Band der Union seiner Auflösung nahe zu seyn schien, und er überzeugt war, daß Kaufleute lieber einen kleinen Verlust tragen, als Alles opfern würden. Er schickte deshalb den Grafen von Isenburg, der seines benachbarten Landes wegen, manche Verbindungen in der

Stadt hatte, mit der Weiſung dahin ab, wenn er auch nicht den Rath bewegen könne, ſpaniſche Beſatzung einzunehmen, die Stadt wenigſtens zu vermögen eine bedeutende Summe als Kriegskontribution zu zahlen.

Unter den Umgebungen Spinola's befand ſich ein junger Mann, Franz van Sluys, ein Niederländer, der, Rittmeiſter einer brabanter Fahne, und faſt immer um die Perſon des Generals war. Schon ſeit des Mannes früheſten Jugend hatte Ambroſius Spinola ſich ſeiner angenommen, ihn erziehen laſſen, und mit faſt väterlicher Liebe behandelt. Ein dumpfes Gerücht, als ſey er ſein Sohn, hatte ſich in Brüſſel verbreitet, allein das Gerücht hatte hier, wie ſo oft, gelogen, denn die Abkunft des jungen Mannes war ſelbſt Spinola ein Geheimniß. Nach dem Tode ſeines geliebten Bruders Friedrich, der in einem Seetreffen gegen die Holländer vor Oſtende geblieben war, hatte ihm ein angeſehener Handwerksmann aus Sluys den damals zehnjährigen Knaben mit einem Briefe ſeines Bruders gebracht, der den im Teſtamente anſehnlich Bedachten empfahl. Mit gewiſſenhafter Treue hatte Spinola den Wunſch des Verſtorbenen erfüllt, ihn, als ſey er einer ſeiner Verwandten, erziehen laſſen, und ihn dann zu ſich genommen. Die äußere Bildung ſowohl, als die Geiſtesanlagen des jungen Mannes konnten Spinola erfreuen, und die treue Ergebenheit, mit welcher er an ſeinem Wohlthäter hing, lohnte dieſem die Sorge für die Erziehung. Es war ein ſchöner junger Mann voll Geiſt und Leben, unternehmend und gewandt, wie es Spinola an einem Kriegsmanne liebte, ſo daß er ihn ſchon zu manchem wichtigen Geſchäfte gebraucht hatte, und ihn auch jetzt dem

Grafen Isenburg mit nach Frankfurt gab, da er der Meinung war, ein junger, schöner, gewandter Mann könne bei dergleichen Unterhandlungen zuweilen von gutem Nutzen seyn.

Während seine Kriegsgesellen sich noch mit dem Ritter Vere, der die englischen Hülfsvölker in der Pfalz befehligte, und mit dem wackeren Obersten Obentraut, dem General der Pfälzer, herumtummelten, saß Franz van Sluys ruhig in Frankfurt in der Eschenheimerstraße, wo der Graf von Isenburg sein Quartier genommen hatte, und lugte hinüber nach dem hübschen Bürgermädchen, das, die Spindel in der Hand, fittig auf ihren Faden, oft auch verstohlen nach ihm aufblickte. Unter allen den Jungfrauen, die er in der Kirche, wohin er zwar als Katholik nur verstohlen schleichen durfte, oder bei manchem Banket zu sehen bekam, fand er keine schöner, keine lockender, als das Mädchen gegenüber, deren Wuchs schlank und doch üppig, deren Mund ihm eine aufgesprungene Kirsche, deren lebendige Augen ihm zwei funkelnde Sterne zu seyn schienen. Sie war ihm nicht abhold, dies zeigte sich deutlich darin, daß sie die bunten Vorhänge ihres Fensters nicht herabließ, sich, wenn er zu Hause war, nur selten von dem Fenster entfernte, und wenn sie ausging und die Hausthüre hinter sich schloß, jedesmal verstohlen nach ihm aufblickte.

Wenn die Liebe reden will, braucht sie nicht immer Worte, das Auge ist der geschäftigste Bote, und seine stumme Sprache versteht ein Jeder, dessen Herz feurig und jugendlich im Busen schlägt. Auch Franz und Felicitas, denn dies war die fleißige Spinnerin am Fenster,

verſtanden ſich, ohne je ein Wort gewechſelt zu haben; ſein erſtes freundliches Zunicken, das ſie nicht zu bemerken ſchien, aber gar wohl bemerkte, ſagte ihr: ich gefalle ihm, und der freundliche Blick, mit dem ſie, das Geſangbuch in der Hand, nach ihm aufſah, als ſie ſpäter hinter ihrer Muhme in die Kirche ging, ſagte ihm: Sie mag mich wohl leiden. So drang die Gewißheit gegenſeitiger Neigung bald in Beider Herzen, und der Wunſch, ſich zu nähern, war ſo natürlich, daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, ſich zu verſtändigen.

Einem jungen Kriegsmanne fehlt es gewöhnlich nicht an Unternehmungsgeiſt zu dergleichen, und was dem Mädchen vielleicht an Muth mangelt, erſetzt die Liſt bei ihr, und wenn Beides nicht hinreicht, ſo iſt die Liebe ſelbſt eine ſo gutmüthige Kupplerin, daß ſie bald eine freundliche Gelegenheit herbeiführt. Auch die Beiden ſchien ſie begünſtigen zu wollen, denn ein Diener Franzens und die Magd der Muhme, denen die Schicklichkeit nicht ſo enge Grenzen ſetzte, fanden Gefallen an einander, und ſo war die Leiter angelegt, auf der ihre Wünſche ſich begegnen konnten. Ein Briefchen des jungen Niederländers war der erſte Pfeil, der abgeſchoſſen wurde, er traf, blieb aber ohne Beantwortung; ein zweites wurde durch die züchtige Bitte, ſie mit einem dritten zu verſchonen, beantwortet, das dritte dennoch angenommen, am Fenſter, ſo daß er es ſehen konnte, an die Lippen gedrückt, und ſo war der Liebesbund, wenn auch ſchweigend, zwiſchen Beiden geſchloſſen.

Zum Glück für die Liebenden waren die ehrwürdigen Herren vom Rathe nicht ſo geneigt, die Verſchläge anzu-

hören, die ihnen der Marcheſe Spinola durch den Grafen Iſenburg machen ließ, als es Felicitas war, die Bitte um eine Unterredung, die ihr die Magd vortrug, zu gewähren, aber ſtatt einer geheimen Zuſammenkunft, wie es Franz erwartet hatte, ließ ſie ihn wiſſen, daß, wenn morgen, am Sonntage, ein ſchöner Tag ſey, die Muhme mit ihr nach dem Holzhäuſer Hofe gehen würde, er möchte die Gelegenheit wahrnehmen, ſie dort zu ſehen.

Dieſe Nachricht machte dem ſpaniſchen Rittmeiſter eben nicht viel Freude. Es war ihm Pflicht, öffentlich den äußeren Anſtand genau zu beobachten, und ſeiner Würde nichts zu vergeben; das Mädchen und ihre Muhme, wenn ſie auch zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt ſich zählen konnten, gehörten doch nicht zu den Angeſehenen, denn bei keinem Banket, bei keiner Feſtlichkeit hatte er ſie noch getroffen, und überdies legte ihm die Gegenwart der Muhme einen verdrießlichen Zwang auf. Als er aber am Nachmittage das Mädchen, mit Sorgfalt geſchmückt, im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, gleich einer eben aus der Knospenhülle aufgeſprungenen Roſe, aus der Thür treten und einen ſprechenden Blick nach ſeinem Fenſter werfen ſah, da widerſtand er nicht länger, er ließ ſein ſchönſtes Roß ſatteln, befahl aber dem Diener, der ſein Liebesbote war, ſeinem Klepper ein Hintereiſen abreißen zu laſſen und ihm auf ſeinem Ritte zu folgen, ſchmückte ſich auf das Beſte, und in einer Stunde trabte er dem Holzhäuſer Hofe zu.

Der Umſtand, daß ſeines Dieners Gaul ein Eiſen verloren hatte, gab ihm Gelegenheit, hier anzuhalten und nach einem Schmidt zu fragen. Bei dieſer Gelegenheit

wurde der junge Mann in ein kleines reinliches Stübchen geführt, wo er seine schöne, bei seinem Anblicke hocherröthende Nachbarin, mit ihrer Muhme und der Wirthin an dem Tische fand, die sich wegen allerlei Einkäufen berechneten. Die Muhme erwiederte unfreundlich seinen Gruß, desto freundlicher, wenn auch nur verstohlen, dankte Felicitas, und ehe jene ihre Rechnung geschlossen, der Schmidt ein Eisen aufgeschlagen, hatte er einen glücklichen Augenblick benutzt, in größter Hast des Mädchens Hand zu drücken und ihren Gegendruck zu entnehmen.

Sobald die Alte ihr Geschäft beendet und sich zum Fortgehen angeschickt hatte, suchte der Rittmeister Gelegenheit, sie zu unterhalten, bekümmerte sich nur so viel um das Mädchen, als es nothwendig war, sein Spiel zu verbergen, und wußte die Muhme so gut zu unterhalten, daß sie gewiß länger blieb, als sie anfangs wollte, und es nicht unfreundlich zu bemerken schien, als Franz sie ein Stück Weges begleitete. — Eine jede Aufmerksamkeit verfehlt bei alten Frauen ihre Wirkung nur selten, es thut dem Alter wohl, wenn die Jugend so rücksichtsvoll ihm seine Zeit widmet. Auch die Muhme schien an dem Gespräche des jungen Kriegsmannes Behagen gefunden zu haben, und dankte ihm freundlich für seine Begleitung, als er sich vor dem Thore auf sein Roß schwang und davon sprengte.

„Felicitas!" sagte sie dann, und das freundliche Gesicht der Alten ward plötzlich ernst. „Dies ist auch eine von den Wespen, die den Honig naschen mögen, wo sie ihn finden. Dir galt jedes artige Wort, das er mir sagte, ich wußte es wohl, er kennt das alte Sprichwort und

hielt mich für blind genug, ihn nicht zu durchschauen; da irrt der junge Herr, ich habe ihn, und ich glaube auch Dich, längst durchschaut. Hüte Dich, oder Du wanderst zurück nach Rödelheim!" So brummend kamen sie nach Hause. Schon am andern Tage nahm die argwöhnische Alte Felicitas zu sich in ein Hinterstübchen, ihr dadurch jede Gelegenheit abschneidend, den Niederländer zu sehen.

Aber die gute wohlmeinende Muhme betrog sich und wurde betrogen. Seit Felicitas ihren Geliebten nicht mehr am Fenster sehen konnte, sann sie auf Mittel, die Alte zu überlisten, und wer kann ein Mädchen hüten, dessen Scharfsinn die Liebe noch stählt. Jeder Augenblick, der sich darbot, sich heimlich zu sehen, wurde benutzt, und inniger und näher brachte ein solcher kurzer Moment die Geliebten, als tagelanges Sitzen am Fenster, wo nicht Herz an Herz ruhen, nicht Lippe an Lippe gepreßt werden konnte, wo nur die Blicke sich begegneten und die Sehnsucht auf Phantasiefügeln das Glück herbeizaubern mußte.

3.

Während Jungfer Felicitas nun Tag und Nacht sann, wie sie ihre Muhme betrüge, was ihr zuweilen gelang, oft aber mißglückte, saßen der Hauptmann Sperreuter, sein Lieutenant und zuweilen auch der Korporal der Konstabler, der von Frankfurt herübergekommen war, und als ein Reichsstädter sich klüger dünkte, als die alten Kriegsleute, zusammen und berathschlagten, was bei obwalten-

den bedenklichen Umſtänden zu thun ſey. Keine Vorſicht wurde vergeſſen, alles, bis auf das Kleinſte, wo möglich wie in Oſtende ausgeführt, Kundſchafter gingen über den Rhein, oft nach Kreuznach, und ſelbſt mit dem Rathe von Frankfurt hatte ſich der Hauptmann in einen Briefwechſel eingelaſſen und gebeten, ihm als befreundete Macht doch ja von Allem Nachricht zu geben, was den gemeinſchaftlichen Feind beträfe. Hauptmann und Lieutenant waren ziemlich einſtimmig, nur der Korporal machte zuweilen bittere Bemerkungen. Zum Beiſpiel, als eines Tages das Kapitel der Verproviantirung des Schloſſes zur Sprache kam, und Hauptmann Sperreuter mit Selbſtzufriedenheit den Beſtand der Vorräthe vorlegte, nach welchen die Beſatzung des Schloſſes, nebſt allen ſeinen ſonſtigen Bewohnern, bei reichlichen Portionen 6 Monate hinlänglich verſorgt waren, fragte der Vorlaute: „Geſtrenger Hauptmann, häuft Ihr dieſe Vorräthe für die Spanier oder für uns auf? Glaubt Ihr, das Schloß würde 6 Monate dem Feinde widerſtehen können? Nicht 6 Wochen, kaum 6 Tage.“

„Gebt zu Euren Arbeitern, die im Pulverthurme Patronen machen!“ befahl der Hauptmann, von dieſer Bemerkung beleidigt. „Sorgt dafür, für die Vertheidigung laßt mich ſorgen!“ Als der Konſtabler ſich entfernt hatte, ſaßen die beiden Kriegsgeſellen noch eine Weile ſinnend und ſchweigend einander gegenüber, bis der Hauptmann endlich begann: „Bei Oſtende und ſeinen braven Vertheidigern!“ rief er, auf den Tiſch ſchlagend, zornig aus. „Der naſeweiſe Herr Konſtabler aus Frankfurt wird nie wieder zum Kriegsrathe gezogen, wir wollen ohne ihn

ſchon deliberiren. Wagt es der Narr, dem Hauptmann Sperreuter zu ſagen, das Schloß, das er vertheidige, könne ſich nicht ſechs Tage halten. Elender Wicht, wäreſt du mit bei Oſtende geweſen, und hätteſt du geſehen, was eine Handvoll Menſchen gegen die Uebermacht vermag, du würdeſt anders ſprechen."

„Aber werther Herr," unterbrach ihn Peter Drilling, „ſo ganz Unrecht hat der Mann nicht. Seht, als wir vorhin ſo ſtill einander gegenüber ſaßen, dachte ich reiflich darüber nach, und da fand ich, daß es wohl unmöglich ſey, uns ſechs Monate lang hier zu vertheidigen."

„Bedenkt Oſtende!" fuhr der Hauptmann auf.

„Ja, lieber Herr, das habe ich eben bedacht," fuhr Jener fort. „Dort hatten wir Wall, Graben, Baſtionen, halbe Monde, bedeckte Wege, Gott weiß, was Alles in Hülle und Fülle, die See war uns offen, wurde ein Geſchütz unbrauchbar, brachten die Holländer zwei andere dafür, wurden zehn Mann verwundet, gleich landete friſche Mannſchaft, wurde ein Werk genommen, gleich wurde ein anderes dahinter aufgeführt. Das ging alles gar gut. Aber hier? Wer bringt uns hier Waffen, Pulver und Mannſchaft? Auf jeder Baſtei ſtehen zwei halbe Karthaunen, auf jedem Thurme ein Falkonetlein, rückt der Feind mit Ernſt heran und ſchießt uns eine Baſtei nieder, was bleibt uns dann, als das Schloß mit ſeinem Graben und ſeinen Mauern. Ja eine Feldſchlange verſpotten die Mauern, eine Kugel aus einer halben Karthaune mögen ſie ſich zur Noth auch noch abſchütteln, aber wenn ſie von ganzen Karthaunen und von Steinmörſern beſchoſſen werden ſollten, dann gute Nacht, Hauptmann, dann ſtürzt

das alte Nest zusammen, besonders wenn die Feinde wissen, wie es auf der Südseite zusammengeflickt ist, dann heißt es: Chamade geschlagen."

„Sprecht nicht so einfältig, Peter Drilling!" unterbrach ihn der Hauptmann zornig. „In der Schule, wo wir gelernt haben, sprach man wahrlich nicht vom Schlagen der Chamade, wenn der Feind noch nicht einmal vor dem Thore stand. Schämt Euch; solche Reden erlaube ich ferner nicht mehr. Geht lieber hinunter und gebt Achtung, daß die Rottmeister die Neugeworbenen fleißig einüben, damit wir mit Ehren bestehen, wenn die Donnerbüchsen knallen."

Auch Peter Drilling ging brummend und kopfschüttelnd von dannen, und so blieb der Präsident des Kriegsrathes allein auf seinem Sessel sitzen und dachte nun ernst über alles nach. So ganz konnte er weder dem Konstabler noch seinem Lieutenant Unrecht geben, Rödelheim war kein Ostende, sein Graf nicht die hochmögenden Herren, und er selbst mochte sich wohl bei allem Selbstgefühl nicht Herrn Daniel von Marquette gleichstellen. „Nun!" rief er. „Nicht alle Menschen können Könige, nicht alle Schlösser uneinnehmbare Festungen seyn. Man thut auf dem Platze, wo man steht, seine Schuldigkeit, mehr vermag der Mensch nicht, und so kann ich meinen Posten 6 Tage oder 6 Wochen behaupten, ehrenvoll will ich ihn verlassen, oder zu Grunde gehen!" Dieser Gedanke, dem er freudig nachhing, setzte ihn in fröhliche Laune. Mit der Menge des Proviants," meinte er, „hat der Konstabler Recht. Statt täglich die Mundportionen zu kaufen, soll die Hälfte des Magazins geleert, und heute gleich der Anfang gemacht

werden.“ Er gab den Befehl, daß die Konstablers mit ihrer Arbeit aufhören sollten, und schickte ihnen zur Vesper ein Tönnchen Höchster Bier, seinen Lieutenant aber ließ er zu sich entbieten, der ihn bei einem Kruge echtem Hofheimer fand. — „Nichts für ungut, Herr Kriegskamarad!“ rief er ihm entgegen und reichte ihm zur Versöhnung die Hand, die Jener auch treuherzig schüttelte, denn die Liebe zum Hauptmann stand fest in seinem Herzen. Beim Becher, den sie fleißig leerten, kam das Gespräch, obgleich der Hauptmann es zu vermeiden suchte, auf die Vertheidigung des Schlosses, und mit jedem geleerten Becher wurde es lebhafter.

„Hauptmann!“ begann endlich Peter Drilling. „Wenn die Spanier es ernstlich meinen und ihnen etwas daran liegt, dies Schloß zu nehmen, so können wir uns kaum 14 Tage, höchstens 3 Wochen halten, und wir haben dann gewiß als brave Männer unsere Schuldigkeit gethan. Ich glaube aber, sollten uns die stolzen Herren einen Besuch machen, so werden sie uns auffordern, uns im Vorbeigehen einige Kugeln zuschicken, und so unsern Muth auf die Probe stellen. Sehen sie, daß sie eine harte Nuß zu knacken haben, so ziehen sie ab, denn das Schloß kann keinen großen Werth für sie haben.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sagte der Hauptmann, und schenkte seines Freundes Becher wieder voll.

„Sollten sie es aber ernstlich meinen, so halten wir uns wie wackere Männer, und dann hätte ich etwas Absonderliches im Sinne.“

„Theilt es mir mit, Kamarad,“ sagte der Hauptmann, „ich bin begierig.“

„Giebt es eine wirkliche Belagerung, so eine recht ernstlich gemeinte, wie die von Ostende, so müssen wir uns vertheidigen, daß die Welt eben so von uns spricht, als von den Holländern —"

„Das ist mein fester Wille!" fiel ihm der Hauptmann in die Rede.

„Nun seht!" fuhr der Andere fort, „Haben wir Alles gethan, ist unser Geschütz zum Schweigen gebracht, die Bastei zusammengeschossen, wackeln die alten Mauern und stürzen sie wie die Kartenhäuser zusammen, ist eine tüchtige Bresche geschossen, so stellt Ihr Euch mit der ganzen Besatzung dahinter und wehrt Euch als Verzweifelte, ich schleiche indessen in den Keller —"

„In den Keller?" rief der Hauptmann verwundert.

„Nun ja, in den Keller! Ein Mann mehr oder weniger macht oben nicht viel aus, da unten aber ist er viel werth. Da sitze ich nun ruhig mit brennender Lunte, vorsichtig zwar, daß nicht zur Unzeit ein Unglück geschieht, auf einer leeren Tonne, beichte Gott meine Sünden, bete noch ein Vaterunser und erwarte so mein Stündlein. Also habe ich vorher geordnet, unter jedem Thurme stehen die Pulvertonnen bereit, denn, Gott sey Dank, Pulver haben wir, ganz Frankfurt in die Luft zu sprengen, und wenn ich dann die beutegierigen Spanier in den Keller stürzen sehe, wohin sie ihr Plünderungsinstinkt gemeiniglich zuerst führt, und ich nun weiß, daß es da oben mit meinem guten Hauptmann Sperreuter und seiner Besatzung aus ist, da klopfe ich meine Lunte ab, zünde an und Heidi! geht's in die Luft!" —

„Und die armen Frauen?“ unterbrach ihn der Hauptmann.

„Die Frauen? Beſſer todt, als entehrt,“ murmelte der Alte vor ſich hin und goß einen Becher mit Wein hinunter. — „Die Frauen?“ fuhr er dann fort. „Großer Gott, wer iſt denn im Schloſſe? lauter alte Hexen, die gewiß in jeglicher Walpurgisnacht eine Luftfahrt verſucht haben, was iſt an ihnen gelegen? Jungfer Felicitas iſt in Frankfurt — und die alte Muhme? Dürft' ich, ſo ſetzte ich ſie ſelbſt auf ein Pulverfaß, daß ſie recht ordentlich nach allen vier Winden zerſtöbe. Wenn das keine Hexe iſt, will ich des Teufels ſeyn.“

Der Hauptmann mochte wohl die Apologie der Jungfer Urſula überhört haben, denn er erwiederte nichts darauf, ſondern ſchien über den Vorſchlag ſelbſt nachzudenken. „Die Sache wäre freilich ſo übel nicht,“ meinte er endlich. „Es wäre eine ehrenvolle Art, vom Schauplatze abzutreten, und ſo mit einem Male, mit der ganzen Armada des Grafen von Solms-Rödelheim in die Luft zu fliegen, aber was wird der Herr ſagen, wenn er die Zerſtörung ſeines Schloſſes vernimmt?“

„Laßt ihn ſagen, was er will,“ erwiederte lachend Peter Drilling. „Was kümmert uns das. Weiß Gott, wo nach ſolcher Himmelfahrt unſere Ohren liegen mögen— ſpricht nur die Welt von unſerer That.“

„Und das viele Menſchenblut,“ ſagte kopfſchüttelnd der Hauptmann, „Um unſeres Ruhmes willen vielleicht tauſend Menſchen opfern!“

„Tauſend?—Und wären es zehntauſend!“ fiel ihm der Lieutenant heftig in die Rede. „Sind die Spanier auch

Menſchen, haben ſie ein menſchliches Herz in ihrer ausgedörrten Bruſt? Kennen ſie Mitleid, wiſſen ſie, was es heißt, rechtlich, menſchlich zu handeln? — Tiger ſind es, Unmenſchen, die Gott nur duldet, die Welt zu ſtrafen. Seht!" rief er, ſprang auf, und ſein Auge glühte wild, „Könnte ich eine Tonne zimmern, zehntauſendmal größer als das Heidelberger Faß, daß alle Spanier, Alt und Jung, darauf Platz hätten, könnte ich ſie mit Pulver füllen, und hätte ich Gewalt, ſie alle darauf zu ſchichten, wie die Holländer ihre Heringe, ſo thäte ich es, ſtellte den Spinola oben auf den ſataniſchen Haufen, ſänge mein: Herr Gott dich loben wir, und zündete ſo kaltblütig das Pulver an, als wenn ich das Feuer anzünde, mir meinen Morgenbrei zu kochen."

„Menſch!" fuhr der Hauptmann auf. „Biſt Du raſend?"

„Und wenn dann die ganze Nation zertrümmert, zerfetzt umherläg'," fuhr er unbekümmert fort, „fühlte ich mich geſtärkt, wie nach einer guten That, denn ich hätte die Welt von der ſpaniſchen Peſtilenz befreit."

„Peter Drilling!" rief noch einmal der Hauptmann, und ſchüttelte den Alten gar unſanft, doch dieſer, zu ſehr in ſeinem Werke vertieft, hörte, immer weiter redend, nicht darauf.

„Dann ſchlich ich mich um die Mitternachtsſtunde wieder hin, wo die furchtbare Exploſion geſchehen, und hätte meine Freude daran, wenn die verdammten Seelen ängſtlich auf dem großen Todtenacker umherliefen und ihre Gebeine ſuchten, der ein falſches Bein, jener eines Andern Kopf, dieſer einen fremden Arm erfaßte, und der Teufel,

während sie suchten, wie der Falke auf ein Volk zersprengter Rebhühner herabstieß und einen nach dem andern holte, sich wenig kümmernd, ob er sein rechtes Gebein habe oder nicht. Das wäre mir ein Gaudium!"

„Hört einmal, Lieutnant Peter Drilling," sagte der Hauptmann sehr ernst und erhob sich aus seinem Lehnstuhle. „Habt Ihr vielleicht einen Anfall vom hitzigen Fieber, oder seyd Ihr sonst in einen Paroxismus gefallen, denn solche unchristliche, gottlose Worte möchte ich sagen, hörte ich noch nie aus Eurem Munde."

„Nun ja, Hauptmann!" erwiederte Peter Drilling, tief Athem holend. „Ihr mögt Recht haben, Euch über mein Geschwätz zu verwundern, aber was in mir kocht und tobt, muß sich manchmal Bahn brechen. Seyd nicht ungehalten, wenn ich vergaß, daß ich in Eurer Gesellschaft und Euer Gast war."

„Ei böse bin ich Euch nicht," erwiederte der Gutmüthige, „aber erstaunt, erschrocken, ich kann noch nicht begreifen, wie ein guter Christ solche diabolische Gedanken fassen kann, das kommt aber von Eurem vielen Lesen und Schreiben, da mögt Ihr manchmal auf Dinge stoßen—"

Statt Antwort reichte ihm Drilling die Hand, und sein Blick sprach den Wunsch aus, daß er schweigen möchte.

Der Hauptmann verstand ihn, ergriff die zinnerne Kanne, wollte die Becher voll schenken, da er aber alles leer fand, nahm er die Kellerschlüssel und entfernte sich; bald kam er wieder. „Habt Ihr mir doch den Gang nach dem Keller ordentlich verleitet," sprach er, die Kanne auf den Tisch stellend. ‚Ueberall sah ich Euch beim Scheine meiner Laterne,

die brennende Lunte in der Hand auf einer Tonne ſitzend, und nahte mich ordentlich mit Verſicht dem Hochheimer Mutterfäßchen, das ich anzapfte. Aber laßt das traurige Geſicht! Seht, ich habe vom Aelteſten gebracht, beſſer wir trinken den alten Firnewein, als die Spanier; kommt, ſtoßt an, auf gut Glück!"

„Auf gut Glück!" wiederholte Peter Drilling mechaniſch.

„Kann uns noch manche Freude in der Welt blühen, und bis jetzt ging es uns ja noch ganz gut," fuhr der Hauptmann fort. „Ich bin wieder, was ich vor eilf Jahren war; damals hatte ich viele Herren, jetzt nur einen, damals nur den Schlüſſel zu meinem Mantelſack, jetzt zum gut beſetzten Weinkeller des Grafen; Ihr ſeyd vom Rüſtmeiſter zum Lieutnant geſtiegen —"

„Das hab' ich Euch zu danken," unterbrach ihn Drilling.

„Laßt das gut ſeyn, wir waren Freunde, als wir noch im Range weit von einander ſtanden, wollen es auch hier in Freude und Noth ſtets bleiben und guten Muthes in die Zukunft blicken. Da habe ich nun freilich viel vor Euch voraus, ich habe ein Kind, ein hübſches, lebendiges Mädchen, die mir jeden Tag den Schwiegerſohn in das Haus führen kann. Ja wahrlich, alter Kriegsgeſell, Vaterfreuden ſind doch das Herrlichſte auf der Welt, und mit meinem Weibe, obgleich ich ſie alt und kränklich wiederfand, habe ich doch auch recht vergnügte Tage durchlebt; Gott ſchenke ihr das ewige Leben. — Aber was iſt Euch? Sehe ich ja dicke Thränen in Euren Augen, habe

ich eine schmerzhafte Saite berührt, ohne es zu wissen, so verzeiht —"

„Laßt nur gut seyn, Hauptmann," sagte der Alte, und suchte vergeblich nach Fassung. „Jeder Mensch hat seinen verwundbaren Fleck — auch ich."

Der Hauptmann schwieg, aber es gelang weder ihm noch dem Weine, den Traurigen wieder aufzuheitern. Der Mann, der alle Spanier, Jung und Alt, auf die Pulvertonne setzen und sie mit kaltem Blute in die Luft sprengen wollte, war weichherzig geworden.

4.

Während der Vater mit einer Art Wohlbehagen an den Augenblick dachte, wo ihm seine Felicitas den Eidam ins Haus führen würde, war diese auch gewissermaßen damit beschäftigt. Sie hatte schon häufig Gelegenheit gehabt, ihren Geliebten heimlich zu sehen und zu sprechen, doch immer nur in Gegenwart der Magd, die wohl so viel Takt und Erfahrung hatte, sie zuweilen, wenn auch nur auf Augenblicke, allein zu lassen, die dann der Rittmeister weislich benutzte. Aber die Liebe ist ein Nimmersatt, je mehr man ihr bietet, je mehr verlangt sie, und so bat er eines Tages seine geliebte Felicitas im zärtlichsten Briefchen, ihm endlich einmal eine unbewachte Unterredung zu schenken. Auf das Briefstein, das der treue Diener seiner Schönen zur Besorgung übergeben hatte, kam bald befriedigende Antwort. Die zehnte Stun-

de, wo Vetter und Muhme schon im Schlafe ruhten, war zur längst ersehnten, des Vetters kleine Schreibstube unten im Hause zum Orte bestimmt, wo sie ohne Zeugen sich sprechen und Plane für die Zukunft verabreden wollten. Tausendmal drückte van Sluys das Briefchen an seine Lippen, es waren ja die ersten Zeilen, die er von der Hand der Geliebten erhielt, sorgsam hob er es als ein köstliches Kleinod auf, und kein Tag im Leben war ihm noch so lang geworden, als der heutige. Endlich nahte der ersehnte Augenblick, die Lichter in dem Hause gegenüber verloschen, und noch ehe es zehn schlug, glimmte drüben keine Kerze mehr. Jetzt schlug die Stunde des Glückes, er eilte hinunter, fand die Hausthür nur angelehnt, schob sie vielleicht ein wenig zu ungestüm zurück, der matte Schein einer Lampe zeigte ihm eine halb geöffnete Thür, er stürzte hinein, die Lampe verlosch und Felicitas lag in seinen Armen.

Schon einigemale, wenn auch nur auf Augenblicke, hatte sie früher in seinen Armen gelegen, und so bemerkte er wohl, daß er sich auf unangenehme Weise getäuscht habe. Er ließ seine Beute schnell los, tappte im dunkeln Zimmer nach der Thür umher, konnte aber den Ausgang nicht finden. Doch bald ward er aus dieser Verlegenheit gerissen, um in eine noch größere zu kommen, die Thür öffnete sich, der Hausherr trat mit einer Kerze herein, begrüßte ihn freundlich, und ohne ihm etwas Unangenehmes zu sagen, leuchtete er ihm aus dem Zimmer zur Hausthüre hinaus, die sich schnell hinter ihm schloß.

Erbittert stand der Rittmeister auf der Straße und schaute ingrimmig nach dem ruhigen Hause, das wie aus-

gestorben schien, trat unmuthig in sein Zimmer, und es schauderte ihn, dachte er, daß er mit Inbrunst die alte Muhme an sein Herz gedrückt hatte, denn sie stand vor ihm, als der Hausherr mit der Kerze eintrat. Die Sache war ihm unangenehm, er fühlte wahre Neigung für das Mädchen, und mußte sich sagen, daß er sie durch seine Unvorsichtigkeit in große Verlegenheit gebracht habe. Er sann auf Mittel, wieder gut zu machen, aber was konnte er thun, er mußte sich, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, sorgenvoll zur Ruhe legen. Als er nach einer fast schlaflosen Nacht spät erwachte, stand sein Diener schon vor dem Bette und begrüßte ihn mit der Trauernachricht, daß seine Schöne schon in aller Frühe das Haus habe verlassen müssen, und auch Jungfer Felicitas wahrscheinlich noch heute zu ihrem Vater nach Rödelheim gebracht werden würde. Dies war dem Rittmeister ein Donnerschlag, er sprang auf, zog sich in aller Eile an, und sann, wie er das hintertreiben könne, fand aber kein passendes Mittel, denn Gewalt konnte und durfte er nicht anwenden. Als er, darüber unmuthig, das Fenster aufriß, um noch einmal hinüber nach dem Orte zu sehen, wo so oft seine geliebte Felicitas gesessen, traf sein Blick auf ein altes griesgrämiges Gesicht, das ihn höhnisch lächelnd angrinste und ihn scharf in's Auge faßte. Es war ein alter Kriegsmann mit spitzem Gesichte und langem Knebelbarte, Niemand anders, als Peter Drilling, den der Hauptmann auf die Mahnung seines Verwandten abgeschickt hatte, die Sünderin nach Rödelheim zurückzuführen. Bald sah er auch den Alten, Jungfer Felicitas am Arme, aus dem Hause treten; während sich Jener den Bewohnern des Hauses

empfahl, hatte das Mädchen Zeit, mit einem traurigen Blicke dem Geliebten Lebewohl zu ſagen.

Dieſer traurige Blick entflammte ihn. Sollte er ſein Roß beſteigen, dem Kriegsmann folgen und ſie ihm entreißen? Ehe der alte Mann Rödelheim erreichte, konnte er ihn längſt eingeholt haben, doch war keine Zeit zu verlieren. Gedacht, gethan; er befahl das Roß vorzuführen, und obgleich er ſich fragen mußte, was er, wenn auch die Sache gelänge, mit dem Mädchen anfangen wolle, hielt ihn dies nicht zurück, und der Unbeſonnene ſprengte zum Thore hinaus.

Aber hatte er gehofft, den alten holländiſchen Rüſtmeiſter unvorbereitet zu finden, ſo irrte er. Schon in der Ferne erblickte er eine alte, von zwei wohlbeleibten Pferden gezogene Karoſſe, und neben und hinter ihr vier ſtattliche Reiter, die mit gezogenen Schwertern den Wagen begleiteten, überdies ſah er noch Herrn Drilling, eine lange Piſtole in der Hand, in dem Wagen neben Jungfrau Felicitas ſitzen, der feſt entſchloſſen ſchien, die ihm Anvertraute mit Gefahr ſeines Lebens heimzuführen. Der Rittmeiſter, dieſem Zuge in einiger Entfernung folgend, konnte aus den Vorbereitungen ſchließen, daß er kein leichtes Spiel haben würde, und bei ruhiger Ueberlegung mußte ihm die Thorheit ſeines Unternehmens einleuchten; er ritt daher bis dicht vor Rödelheim dem Zuge nach, und als er die Karoſſe und ſeine Felicitas über die Zugbrücke in das Schloß einziehen ſah, warf er noch einen ſehnſuchtsvollen Blick auf die alten Mauern, wandte ſein Roß und kehrte, den Pfeil im Herzen, nach Frankfurt zurück.

5.

Die Bewillkommnung, mit der Felicitas von allen Seiten empfangen wurde, war eben nicht geeignet, ihr die Thränen zu trocknen, die über die frischen Wangen wie Thautropfen über ein Rosenblatt rollten, vorzüglich hielt ihr Muhme Ursula anfangs einen strengen Sermon, weniger hart war der Vater gegen sie, den zwar der Brief des Frankfurter Verwandten in Harnisch gebracht, der aber bis zu ihrer Ankunft sich sattsam abgekühlt hatte. Niemand aber schien über den ganzen Vorfall aufgebrachter, als Peter Drilling, dem der Anblick eines spanischen Kriegers von Neuem seinen Haß aufgeregt hatte, und der hierdurch, während er neben dem Mädchen im Wagen saß, das Phantasiestück von gestern mit allen Pulvertonnen sich zurückgerufen hatte. „Nun ist Felicitas im Schlosse," hatte er still für sich geseufzt, „wie wird es nun mit der Explosion?" Auch fürchtete er, und wohl nicht ganz mit Unrecht, Felicitas könne der Magnet seyn, der die Spanier nach Rödelheim ziehe, die Sache war ihm deshalb doppelt unangenehm, und er ließ dies dem Mädchen zuweilen empfinden, deren Thränen den Vater oft weichherzig, öfter noch ungeduldig machten.

Das arme Mädchen fand keine Brust, an der es seinen Kummer ausschütten konnte. Da erschien ihr plötzlich ein Freund in der Noth, den sie wohl nicht erwarten konnte; die Muhme Ursula, diese ewige Antipodin des wackern Lieutnants Drilling. Sie näherte sich jetzt Felicitas, beklagte sie, daß man sie hier so streng bewache,

und von einer kleinen Herzensangelegenheit ſo viel Geſchrei erhebe, hörte aufmerkſam den Erzählungen des Mädchens zu, das ſich ihr ganz anvertraute, und war ſelbſt auf Felicitas Bitten ſo gefällig, auf den Thurm zu ſteigen, um zu ſehen, ob der Ritter nicht nahe. Jungfrauen in einem gewiſſen Alter ſind bei jeder Liebesangelegenheit entweder unbarmherzige Sittenrichterinnen, oder ſie miſchen ſich darein und nehmen ſie in Schutz; ohne auf irgend eine Weiſe die Hände mit im Spiele zu haben, können ſie ſo etwas nicht mit anſehen; auch Urſula mußte in dieſer Sache thätig eingreifen. Hätte der Lieutnant Drilling Felicitas entſchuldigt, ſo würde ſie gewiß mit Argusaugen das Mädchen bewacht haben, ſo aber trat ſie auf ihre Seite und ward heimliche Verbündete.

Schon am andern Tage, als Urſula aus einem kleinen Fenſter des Thurmes nach Frankfurt hinlugte, ſah ſie einen Reiter auf kaſtanienbraunem Roſſe, von einem Diener gefolgt, dem Schloſſe zureiten; er hielt in einiger Entfernung ſtill, dann ließ er ſeinen Knecht zurück, nahte allein und umritt immer näher und näher das Schloß. Nach Felicitas Beſchreibung mußte es der Rittmeiſter ſeyn, und ſo nahm Urſula das weiße linnene Tuch von ihrem Halſe, und winkte dem eben Vorbeireitenden ſo anhaltend, daß er es bemerken mußte, ſeinen Hut zog und freundlich grüßte. Dies wiederholte ſich drei Tage und wurde jedesmal treulich Felicitas berichtet, die es ſchmerzvoll beklagte, daß ſie das Zimmer nicht verlaſſen, nach dem Thurme eilen und dort den Geliebten begrüßen durfte. Am vierten Tage ſchlich ſie, trotz des Verbotes, mit der Muhme dahin, lugte und harrte, aber immer vergebens, kein Rei-

ter erſchien, traurig kehrte ſie zurück, wagte es am folgenden Tage noch einmal, aber auch heute erſchien Niemand, und Urſula hielt der Weinenden eine lange Rede über den Unbeſtand der Männer, die Felicitas mit Kopfſchütteln und einem tiefen Seufzer beantwortete.

6.

Die Union hatte ſich aufgelöſt, die Stadt Frankfurt unterhandelte in Wien, ging deshalb auf keinen Vorſchlag des Grafen von Iſenburg ein, und ſo hatte dieſer, da ſeine Anweſenheit dort unnütz war, den Befehl erhalten, die Stadt zu verlaſſen. Dies war der Grund, warum der Rittmeiſter ſich nicht mehr bei Rödelheim ſehen ließ, denn er hatte dem Grafen nach Creuznach folgen müſſen. Hier fand er mancherlei Vorbereitung zum nahen Uebergange über den Rhein; der Graf Iſenburg zog bei Bingen mehrere Regimenter zuſammen, um von hier ſeine Operationen zu beginnen. Der Marcheſe Spinola mochte hierbei wohl die Abſicht haben, ſich in der Nähe von Frankfurt feſtzuſetzen, um die Stadt deſto eher zur Zahlung von Contributionsgeldern zu zwingen, überhaupt tiefer in das Herz von Deutſchland einzudringen.

Kaum hatte van Sluys dies erfahren, als er zum Marcheſe eilte, und ihn um die Erlaubniß bat, den Grafen auf ſeinem Zuge begleiten zu dürfen. Spinola beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er freundlich. „Zieh' mit Gott an der Spitze Deiner Fahne über den Rhein,

Wambua Mbuvi

ich werde bald folgen." Van Sluys wollte ſich ſchnell entfernen, das Nöthige zu beſorgen, der Marcheſe rief ihn jedoch zurück, ſchloß ein kleines Käſtchen auf, aus dem er einen verſiegelten Brief nahm. „Van Sluys," ſagte er, „Du warſt bisher über Deine Geburt im Dunkel, Du kennſt Deine Eltern nicht, und haſt Niemand auf der Welt, dem Du angehörſt."

„Als Euch, mein gnädiger Herr!" rief der junge Mann, mit tiefer Rührung die Hand des Marcheſe küſſend. „Und habe ich da nicht genug?"

„Für Dein Glück, ja; für Dein Herz wohl nicht," erwiederte Spinola. „Elternlos zu ſeyn, iſt hart, und ich habe Dich oft deshalb bedauert."

„Wem der Marcheſe Spinola ein gütiger Vater iſt, der iſt wahrlich nicht beklagenswerth, — Doch nein, Herr, ich muß aufrichtig ſeyn! — Oft habe ich an meine Eltern gedacht, Tag und Nacht mich mit ihnen beſchäftigt, und mich überfiel jedesmal eine Traurigkeit, dachte ich, daß ich ſo allein auf der Welt ſtände, und ſelbſt der Gedanke an Euch, edler Mann, konnte meinen Kummer nicht ganz mindern."

„Wann iſt der Tag Deiner Geburt?" fragte Spinola.

„So viel ich weiß, der zwölfte Januar." —

„Vielleicht wird er Dir und auch mir zu einem Tage der Freude." Er bedachte ſich einen Augenblick bei dieſen Worten, dann legte er das verſiegelte Schreiben, welches er in der Hand hielt, wieder in das Käſtchen, und ſchloß es vorſichtig zu. „Sage mir," begann er nun plötzlich, im Geſpräche eine andere Wendung gebend, „Haſt Du

während Deines Aufenthaltes in Frankfurt vielleicht Gelegenheit gehabt, das Schloß Rödelheim zu sehen?"

„Aus der Ferne," erwiederte der Rittmeister, durch die Frage fürchtend, Spinola kenne sein Liebesabentheuer.

„Hast Du Niemand aus der Stadt oder dem Schlosse zufällig kennen gelernt?"

Van Sluys stockte mit der Antwort, endlich erwiederte er: „Ja, Herr, die Tochter des Hauptmanns Sperreuter."

„Nun die Bekanntschaft würde wohl wenig nützen können, denn wenn sie schön war, so bist Du gewiß so galant gewesen, sie von ihrer Schönheit zu unterhalten, war sie häßlich, so hast Du wenig oder gar nichts mit ihr gesprochen. — Nein Franzesco, ich meine, ob Du Niemand dort kennen gelernt hast, der Dir vom Schlosse, seiner Lage, den Mitteln zu seiner Vertheidigung und dergleichen interessanten Sachen hätte Auskunft geben können."

„Nein, Herr," erwiederte van Sluys, eine Centnerlast war ihm abgenommen, und er konnte mit leichtem Herzen das Zimmer verlassen, als eben der Graf von Isenburg angemeldet wurde.

„Ich komme, Ew. Excellenz weitere Befehle zu vernehmen," begann dieser. „Alles ist zum Aufbruche bereit, die zur Brücke nöthigen Schiffe liegen bei Bingen, und ich erwarte nur, daß Ihr mir den Tag des Ueberganges bestimmt."

„Morgen, übermorgen, wenn Ihr wollt, je eher, je besser," erwiederte der Marchese. „Der Zug soll den deutschen Fürsten, die es wagten, sich gegen ihr Ober-

haupt, den Kaiſer, zu verbinden, zeigen, daß Spanien wenigſtens, nicht gewohnt iſt dergleichen ungeſtraft zu dulden. Wegen der Pfalz allein, Graf Iſenburg, verließ ich die Niederlande nicht und zog hierher; der Waffenſtillſtand mit den Holländern iſt in acht Monaten zu Ende, und wir müſſen uns in dem proteſtantiſchen Deutſchland feſtzuſetzen, daß es dem Oranier keine Hülfe ſchicken kann." — Graf Iſenburg ſah finſter vor ſich hin. — „Ihr ſeyd doch eine ſonderbare Nation," fuhr Spinola fort, dem der finſtere Blick des Grafen nicht entgangen war. „An hundert Herren vertheilt, habt Ihr doch einen gewiſſen Nationalſtolz, der ſich jeden Augenblick beleidigt fühlt; glaubt, Ihr ſeyd ein Volk, und Sitte und Religion trennt Euch doch ſo gewaltig. Ihr zieht in den Krieg für jede Krone, wenn ſie Euch bezahlt, verwüſtet Euer Vaterland mit eigener Fauſt, und ſeyd doch ſtolz, Deutſche zu ſeyn, wenn Ihr auch für fremden Sold gegen Euer Land ſtreitet. Sprecht von Euren Gewohnheiten, von der Anhänglichkeit an die Sitten der Altvordern, und kleidet Euch ſpaniſch, ſprecht nicht zwanzig Worte deutſch, ohne ein ſpaniſches mit eingeflochten zu haben, ſeyd das Nachbild aller Nationen, und doch ſtolz, daß Ihr Deutſche ſeyd. — Verzeiht mir, Graf, daß ich Euch mit dieſen Worten vielleicht verwunde, ſie ſind nicht böſe gemeint, Ihr wißt, ich ehre Eure Nation, liebe ſie als Soldat und werde es nie vergeſſen, daß, als mir alle Regimenter den Gehorſam verſagten, das Fort auf dem Sandhügel zu ſtürmen, zwei deutſche Regimenter es waren, die allein dem Rufe ihres Feldherrn folgend, ſtürmten, ſiegten und mir ſo den Weg zur Eroberung von Oſtende bahnten. Ja, ich liebe

die Deutschen, und wären sie wirklich eine Nation, beherrschte sie ein Haupt, so möchte wohl schwerlich ein fremder Kriegerhaufen ihre Fluren durchstreifen. — Zieht über den Rhein," fuhr er dann einlenkend fort, „besetzt anfangs nur die wenigen Besitzungen des Churfürsten von der Pfalz, dann rückt Frankfurt näher, laßt denen Grafen zu Solms das Vergeltungsrecht empfinden, besetzt ihr Schloß Rödelheim und setzt Euch so bei Frankfurt fest, daß wir die Handelsherren zwingen, Contribution zu zahlen; dann streift gegen Friedberg, brandschatzt im Hessischen, jedoch entfernt Euch dabei nicht zu weit vom Rheine. Ich habe Euch zu diesem Unternehmen gewählt, weil Ihr ein Deutscher seyd und mit Eurem Vaterlande menschlich verfahren werdet, denn Ihr wißt, ich verlange strenge Mannszucht und will den Krieg nicht als einen Verheerungskrieg führen. Was sich freiwillig unterwirft, muß mild behandelt werden, selbst den, der als tapfrer Kriegsmann sich vertheidigt, muß man seines Muthes wegen ehren und ihn mit Großmuth behandeln. — Kennt Ihr das Schloß Rödelheim?"

„Ja, Excellenz."

„Ist es stark besetzt?"

„Ein alter niederländischer Hauptmann steht mit 50 Mann darin. Ich glaube nicht, daß er einen Schuß thun läßt."

„Hofft nicht zu viel," meinte Spinola. „Wer aus der Schule des Oraniers kommt, der ist nicht so schnell mit der Uebergabe bei der Hand. — Habt Ihr vielleicht Verbindung im Schlosse?"

„Ich glaube mich auf einen Mann verlassen zu dürfen, der dort einen Posten hat, wo er uns nützlich seyn kann."

„So benutzt ihn, und schont weniger das Geld, als die Menschen, Geld findet man überall, tapfere Kriegsleute nicht." Hierauf gab Spinola dem Grafen noch einige Instruktionen, und der Uebergang ward auf den folgenden Tag beschlossen.

7.

Hauptmann Sperreuter saß eben mit seinem Lieutnant im ernsten Gespräche vertieft, als ein Eilbote von dem Kastenvoigte aus Wiesbaden mit einem Schreiben eintrat, worin dieser den Hauptmann benachrichtigte, daß die Spanier diesseits Bingen eine Schiffbrücke geschlagen und über den Rhein gesetzt hätten; dem Gerüchte nach gelte es der Wetterau und Frankfurt.

„Da haben wir's," sagte der Hauptmann, „das Ungewitter zieht heran, und an uns gewiß nicht vorbei. Nun, wie Gott will!"

„Hm!" brummte Peter Drilling, nahm sein Käppchen vom Scheitel und murmelte vor sich hin.

„Ihr betet wohl gar?" fragte Sperreuter, der seinen Waffengefährten verwundert angesehen hatte.

„Ja, Hauptmann, das that ich, doch glaube ich kaum, daß mein Gebet erhört werden wird, denn es war kein frommes Gebet. Ich bat Gott, meinen Wunsch zu

erfüllen, mich mit den Spaniern in die Luft sprengen zu können."

„Ihr seyd ein sonderbarer Mensch!" versetzte der Hauptmann. „Wenn andere Leute beten, flucht Ihr, wenn Andere fluchen möchten, betet Ihr." Der Lieutenant lächelte. „Laßt uns lieber jetzt an unsere Vertheidigung denken."

„Und hauptsächlich an Jungfer Felicitas, die muß aus dem Schlosse!" fiel ihm Drilling mit Hast in die Rede. „Wo die Spanier hausen, darf kein ehrbares Weib, keine sittsame Jungfrau weilen. Deshalb muß sie fort."

„Aber wohin, werther Kamarad?"

„Nach Frankfurt oder wohin Ihr wollt, aber nur fort von hier; folgt meinem Rathe, Hauptmann. Die Spanier, dieses kannibalische Volk, könnten Euch wahrlich eine Wunde schlagen, die nie heilt. Ihr lächelt! Nun, versucht's! Ich habe eine bittere Erfahrung gemacht; hier haben sie mich getroffen!" rief er, mit der Hand heftig an sein Herz klopfend, „hier mich verwundet, und es heilt nie!"

„Wie so, Freund?" fragte der Hauptmann theilnehmend.

„Nun, Euch zur Warnung will ich sprechen, noch habe ich mein Leid Niemand anvertraut; hört, und mein unversöhnlicher Haß gegen die Spanier wird Euch nicht mehr wundern. Noch in meinen kräftigsten Jahren liebte ich ein Mädchen. — Ja — Eure Felicitas ist eine schmucke Dirne, das Mädchen aber, das ich liebte, war doch noch ein Engel gegen sie. Ich warb um ihre Hand, sie ward

wir, und kaum 4 Monate verheirathet, muß ich zu Schiff, um nach Oſtende zu gehen; mein junges Weib folgte mir. Ein Sturm zerſtreute das Geſchwader, unſer Schiff fiel den Spaniern in die Hände, wir wurden gefangen — mein Weib habe ich nie wiedergeſehen!" — Er hielt inne und ſuchte die Thräne zu verbergen, die ſich unwillkührlich hervordrängte, und erſt als der Hauptmann ihn bat, fortzufahren, erzählte er weiter: „Die Gefangenen wurden an das Land geſetzt, und man ging unmenſchlich mit uns um, doch das kümmerte mich wenig, ich dachte nur an mein Weib und an ihr Schickſal, erkundigte mich bei Allen, bei Freund und Feind nach ihr, und erfuhr endlich von einem flandriſchen Soldaten, der mit zu Schiffe geweſen war, daß eine junge hübſche Frau bei der Wegnahme unſers Schiffes einem ſpaniſchen Offizier zu Theil geworden ſey. Ich konnte nun leicht ihr Schickſal ahnen, die Verzweiflung ergriff mich, ich ſchwor den Spaniern ewige Rache, wagte es in der Nacht, mit Gewalt mir durch die Wachen Bahn zu machen, entrann glücklich, beſtieg ein Boot und kam nach Oſtende, wo ich unter einem andern Namen Dienſte bei Euch nahm."

„Und Euer Weib?" fragte der Hauptmann theilnehmend.

„Ich habe nichts weiter von ihr gehört," ſagte der Unglückliche, und zeigte mit der Hand auf den Boden. „Da unten wird ſie wohl ruhen."

„Und warum verändertet Ihr Euren Namen?"

„Wie könnt Ihr doch ſo ſonderbar fragen!" erwiederte Peter Drilling. „Fiele ich den Spaniern wieder in die Hände und ſie fänden meinen Namen in der Liſte

der desertirten Gefangenen, so stürbe ich am Galgen, und die Freude wollte ich ihnen nicht gönnen, ich sehne mich nach einem ehrenvollen Tode. Aber laßt ruhen, was hinter uns ist, denkt nur an die Gegenwart, schickt Felicitas fort, und wissen wir die erst in Sicherheit, dann wollen wir auch mit ruhigem muthigem Herzen an die Arbeit gehen."

Der Hauptmann war ganz der Meinung seines Lieutnants, schrieb sogleich an seinen Verwandten in Frankfurt, berichtete ihm den Uebergang der Spanier bei Bingen, theilte die Besorgniß mit, daß der Feind Rödelheim angreifen würde, und bat dringend, bis das Gewitter vorüber sey, seine Tochter bei sich aufzunehmen. Ein Bote wurde sogleich nach Frankfurt mit dem Briefe gesendet, und, der Gewährung seiner Bitte gewiß, der Muhme Ursula der Auftrag gegeben, Kleidung und Wäsche für die Tochter einzupacken, die sich zur Abreise bereit halten sollte.

Niemand war hierüber erfreuter als Felicitas, denn erst vor wenigen Augenblicken hatte Ursula sie mit der Nachricht entzückt, daß, wenn sie sich nicht irre, sie den Rittmeister wieder auf seinem kastanienbraunen Rosse, das Schloß umreitend, gesehen. Sie habe ihm zwar nicht winken können, da Lieutnant Drilling eben auf der Bastei gestanden und den Reiter beobachtet habe; sie wolle aber Alles darauf verwetten, daß es der Geliebte gewesen sey. Um wie viel mehr mußte Felicitas jetzt die Nachricht erfreuen, wieder nach dem schönen Frankfurt zurückzukehren, da sie den Geliebten dort wußte; mit welcher Eile packte sie ihre schönsten Sachen ein, und mochte wohl bei je-

dem Stücke denken, wie ſie ſich für ihn damit ſchmücken wolle.

Aber zu Aller Schrecken brachte der Bote eine Antwort des Frankfurter Vetters zurück, die eben nicht tröſtlich war. Er dankte zwar dem Hauptmann in den höflichſten Ausdrücken für das Zutrauen, ihm im Augenblicke der Gefahr ſein Kind anvertrauen zu wollen, ſchlug es aber rund ab, da ſeit geſtern Abend der nämliche ſpaniſche Offizier, der ihnen ſchon einmal ſo viel Unruhe verurſacht, wieder ſein Quartier gegenüber bezogen habe, und ſeine Frau ſo wenig als er ſich noch einmal die Laſt aufbürden wollten, eine junge leichtſinnige Dirne zu bewachen.

Der Vater war bei dieſer Nachricht wie vom Donner gerührt; er ſah ſchon im Geiſte ſein Kind eine Beute der Spanier, jammerte und klagte, als ob ſchon das Unglück eingetreten ſey, während Peter Drilling unruhig auf und abging, über etwas nachzudenken ſchien, und nur zuweilen einen wüthenden Blick auf die hämiſch grinſende Urſula warf. Sie kehrte ſich wenig an dieſe zornigen Blicke, ſondern nahm das Wort. „Ihr werthen Herren ſcheint mir bei dieſer Nachricht etwas den Kopf verloren zu haben,“ ſagte ſie. „Iſt dem ſo, und wollt Ihr mir erlauben, Euch nur ein Weilchen den meinigen zu borgen, ſo möchtet Ihr nicht übel dabei fahren. Iſt es mir erlaubt, einen guten Rath zu ertheilen?“

„Redet nur,“ ſagte der geängſtete Vater, während Peter Drilling vor ſich hinbrummte: „Es möchte wohl der Rath Ahitophels ſeyn!“

„Alles kömmt darauf an, im Fall eines Unglücks Felicitas zu retten,“ begann nun die Alte, „und hierzu bie-

tet ſich ein ganz leichtes, einfaches Mittel. Der ſpaniſche Offizier, der ihr in Frankfurt nachgelaufen iſt, ſoll, ſo wie ich vernemmen habe, bei dem General Spinola ſehr gut angeſchrieben ſtehen."

„Von wem habt Ihr dies vernemmen, Jungfer Urſula?" fragte der Lieutnant, aufmerkſam geworden.

„Das kümmere Euch nicht," erwiederte ſie. — „Den Spanier alſo in Eure Gewalt zu bekommen, muß Euer Hauptaugenmerk ſeyn, vielleicht entgeht Ihr dadurch ſogar der Belagerung, im ſchlimmſten Falle würde er ſein Liebchen gewiß ſchützen."

„Ja, ſchützen," fiel ihr Peter Drilling in die Rede, „wie der Stoßvogel die Taube. — Doch fahrt nur fort."

„Wenn wir nun Felicitas vermöchten, ihn hierher zu locken. Fändet Ihr ihn im Schloſſe, ſo könntet Ihr ihn auch, wie ich glaube, nach Kriegsgebrauch als Spion feſtnehmen, und Ihr hättet auf jeden Fall eine Geißel."

„Was meint Ihr, Lieutnant?" meinte jetzt der Hauptmann, dem der Verſchlag nicht zu mißfallen ſchien.

„Laßt ſie abtreten," erwiederte dieſer, „denn es ziemt ſich nicht, daß dergleichen Frauenzimmer einem Kriegsrathe zweier Offiziere beiwohnen." Urſula mußte ſich wider Willen entfernen. — „Ihr verlangt meine Meinung," begann er nun. „Leider iſt ſie von der Art, daß ich mich darüber ärgere, denn die Alte hat Recht. Haben wir den Spanier in unſerer Gewalt, und dies könnte wohl geſchehen, ohne den Kriegsgebrauch zu verletzen, ſo haben wir ein Pfand für Felicitas Sicherheit. Lieber ſähe ich freilich, Ihr wüßtet einen Ort, wo Ihr ſie hinſchaffen könntet."

„Ja, wüßte ich nur einen!“ fuhr der Hauptmann verdrießlich auf. — „Nach Wiesbaden, dahin iſt die Straße nicht mehr ſicher; nach Homburg zu meinem Freunde, dem Pfarrer! Du lieber Gott, ein proteſtantiſches Pfarrhaus iſt für die Spanier ein Freudenhaus, da iſt ſie noch weniger ſicher, als hier. Mich dünkt der Vorſchlag Urſula's wohl annehmbar.“

„Hätte ſie ihn nur nicht gethan!“ brummte Peter Drilling vor ſich hin.

„Ei, werther Kriegsgenoſſe, wer wird doch in ſeinem Haſſe ſo halsſtarrig ſeyn, und weil Ihr die Muhme nicht leiden könnt, auch ihren Rath verachten.“

„Ein böſes Weib giebt immer nur böſen Rath; doch Hauptmann, da ich keinen beſſeren weiß, mich auch vielleicht Partheilichkeit ungerecht macht, ſo habe ich nichts dawider. Befolgt ihn, verſucht's, ob Ihr den Spanier in Eurer Tochter Liebesnetz fangen könnt, aber was Ihr thun wollt, thut raſch, damit wir mit Ernſt an unſ're Vertheidigung denken können. Welchen Poſten werdet Ihr mir dabei anvertrauen?“

„Ich behalte mir die Oſt- und Weſtthürme vor, Ihr übernehmt die von Süd und Nord,“ erwiederte der Hauptmann.

„Da ſeyd Ihr ungerecht, Hauptmann,“ ſagte Drilling mit barſchem Tone; „da übernehmt Ihr den ſchwächſten Theil und der gewiß angegriffen wird, ich dächte, Ihr theiltet anders.“

„Nun, wie Ihr meint; ſo nehme ich den Südthurm, und Ihr den nach Weſten dafür.“

„Topp!“ rief freudig der Lieutnant, „So habe ich

es mir gewünscht! Und was hat der Korporal der Konstabler zu thun?"

„Er besorgt das Geschütz."

„Unter meiner besondern Aufsicht, bitte ich, Hauptmann," unterbrach ihn Drilling. „Ich traue dem Reichsbürger nicht."

„Auch ich nicht!" meinte der Hauptmann.

„So schickt ihn fort, bei Zeiten fort!" Herr Sperreuter wollte sich jedoch hierbei nicht übereilen, und so blieb vor der Hand der Konstabler an seinem Posten. Ein Jeder ging nun an seine Arbeit, die beiden Kriegsleute nach ihren Thürmen, Muhme Ursula, die des Vaters Einwilligung zur Ausführung ihres Vorschlags erhalten hatte, zu Felicitas.

Ohne diese mit der wahren Absicht bekannt zu machen, beredete Ursula mit leichter Mühe das Mädchen, an Herrn van Sluys zu schreiben und ihn einzuladen, wo möglich noch diesen Abend nach Schloß Rödelheim zu kommen, wo ihn unter der hohen Buche auf der Frankfurter Straße eine treue Freundin erwarten und ihn sicher in den kleinen Garten der Bastei führen würde. Was heiße, jugendliche Liebe nur Zärtliches fühlen kann, sprach sich in Felicitas Brieflein aus, das Ursula durch einen Boten alsbald nach Frankfurt besorgte. Mit Ungeduld erwartete Felicitas die Rückkehr des Boten, erst gegen Abend erschien er. Van Sluys, durch das verunglückte Abentheuer in Frankfurt nicht vorsichtiger geworden, versprach zu kommen, traf auch um die bestimmte Stunde ein, und wurde von Ursula, die ihn erwartet hatte, durch

ein offenes Pförtchen in den kleinen Würzgarten der Südbastei geführt.

Diesmal ruhte wirklich die geliebte Felicitas an seiner Bruſt, ſein treues Herz ſchlug ihr freudig entgegen, und wenn auch die Gegenwart Urſula's Beide ihre Empfindungen nicht frei ausſprechen ließ, fühlten ſie ſich doch unendlich glücklich, denn ſie liebten ſich wahrhaft. Aber das Glück war nur von kurzer Dauer, ein Geräuſch ſtörte ſie; in der Dämmerung ſah der Rittmeiſter Bewaffnete auf ſich zukommen. „Falſche!" rief er, die Geliebte von ſich ſtoßend. „So hintergeht man mich von Neuem!" Er zog ſein Schwert, ſuchte das Pförtchen zu gewinnen, fand es aber verſchloſſen; da warf ſich Felicitas an ſeinen Hals, betheuerte ihre Unſchuld, beſchwor ihn, ſich nicht tollkühn gegen die Uebermacht zu ſetzen, hielt ſeinen Arm zurück, als er auf den Erſten, der ſich ihm nahte, einen Streich führen wollte, und ſo ward er ſchnell entwaffnet und nach dem untern Stock in ein anſtändiges Gefängniß gebracht, wo, wie es ſchien, ihm nichts fehlen ſollte, als die köſtliche Freiheit.

8.

Die Arretirung des ſpaniſchen Rittmeiſters hatte bei den das Schloß bewohnenden Hauptperſonen eine ganz verſchiedene Wirkung hervorgebracht. Felicitas weinte, Urſula, die Alle betrogen zu haben glaubte, lachte, der Hauptmann ſchritt gedankenvoll in ſeinem Zimmer auf

und ab, und ſann, ob man nach dem Kriegsgebrauche recht oder unrecht gehandelt habe, Peter Drilling, zufrieden, einen Spanier in ſeinem Gewahrſam zu wiſſen, kümmerte ſich wenig um das Recht oder Unrecht, ſondern überlegte nur, wie man die Sache am beſten benutzen könne. Der Gefangene hingegen war wüthend, daß er ſich ſo unvorſichtig in die Falle hatte locken laſſen, wüthend, daß das Mädchen, an dem er mit ſo vieler Liebe hing, ihn ſo tückiſch betrogen habe; doppelt ſchmerzte ihn ſein Unglück, da er in geheimen Aufträgen von dem Grafen von Iſenburg nach Frankfurt geſchickt worden war, er überdies ohne Begleitung die Stadt verlaſſen hatte, mithin Niemand ſein Schickſal ahnen konnte. Er glaubte deshalb Alles an ſeine Befreiung ſetzen zu müſſen, und ließ durch den Diener, der ihm ſeinen Nachttrunk brachte, bitten, daß der Hauptmann oder ſonſt ein Offizier der Beſatzung noch heute zu ihm kommen möchte, da er mit ihm zu ſprechen habe.

Der Hauptmann, noch voller Unruhe und ſeines Kindes wegen gegen den Gefangenen aufgebracht, ſchickte den Lieutnant, und van Sluys ſah nun das nämliche ernſte Geſicht mit dem Knebelbarte, das ihn ſchon in Frankfurt ſo widrig angeblickt hatte, bei ſich eintreten.

„Grüß Euch Gott, junger Herr!“ redete ihn Drilling noch ziemlich freundlich an. „Was iſt Euer Begehr?“

„Ihr habt mich,“ begann der Gefangene, „auf eine widerrechtliche Weiſe durch eine feile Dirne hierher locken laſſen —“

„Halt, junger Mann!“ unterbrach ihn Peter Drilling. „Ich bitte mit mehr Achtung von Jungfer Felicitas

zu ſprechen, ſie war bisher eine ehrenwerthe Dirne, ehe die tolle Liebe zu Euch ihr den Kopf verrückt hat."

„Mir gleichviel!" ſagte der Rittmeiſter ziemlich unwirſch. „Doch zur Sache. Was verlangt Ihr Löſegeld?"

„Um Löſegeld handelt es ſich hier nicht," erwiederte Drilling kalt.

„Um was ſonſt?"

„Das werdet Ihr ſchon zu ſeiner Zeit erfahren."

„Ich warne Euch!" fuhr van Sluys heftig auf. „Der Marcheſe Spinola nimmt Theil an meinem Schickſale."

„Das wiſſen wir."

„Und es könnte Euch leicht gereuen und Rache an Euch genommen werden!"

„Darauf ſind wir gefaßt. Auch ohne Euch zöge der ſaubere Graf von Iſenburg, unſer guter Nachbar, nicht an Rödelheim vorbei, ohne ſein Müthchen an dem Schloſſe des Grafen von Solms gekühlt zu haben. Deshalb fürchten wir nicht, daß uns Euretwegen beſonderer Schade zugefügt werde, wohl aber ſollt Ihr uns ein Schutz für Jungfer Felicitas ſeyn, denn habt Ihr auch Grund, auf uns zu zürnen, die wir Euch in die Falle lockten, ſo habt Ihr doch keinen, es dem Mädchen entgelten zu laſſen, die in ihrer Liebestollheit an Euch ſchrieb, aber dabei wahrlich nicht glaubte, Euch uns in die Hände zu liefern."

„Ihr bringt mir wenigſtens einen Troſt —"

„Das freut mich," fuhr Drilling fort. „Troſt einem Gefangenen zu bringen, iſt Chriſtenpflicht, ich war auch gefangen. — Doch weg, weg mit dieſer Erinnerung."

„Wer ſeyd Ihr, ſonderbarer Mann, der mich zuwei-

len ſo feindlich abſtößt und dennoch mich anzieht?" fragte van Sluys mit Theilnahme.

„Von Abſtoßen und Anziehen verſtehe ich zwar nichts; wer ich bin, will ich Euch aber ſagen. Ich heiße — oder bin vielmehr Peter Drilling, Lieutnant in Dienſten des Grafen Friedrich von Solms."

„Und dientet früher?"

„Den Generalſtaaten. In Oſtende ſtand ich ſchon einmal Eurem General gegenüber. Doch wer ſeyd Ihr?"

„Ich bin Rittmeiſter im Dienſte des Erzherzogs und heiße Franz van Sluys."

„Hm!" brummte der Alte vor ſich hin, „alſo eigentlich kein Spanier —"

„Spanier mit Leib und Seele!" fiel ihm van Sluys in die Rede. — Drilling ſah ihn bei dieſen Worten durchbohrend an. — „Aber ſagt mir nur," fuhr der Gefangene fort, „hofft Ihr Euch denn wirklich in dieſem Schloſſe zu halten, alter Mann?"

„Mit Gott und mit dem Muthe, der auch das Alter nicht verläßt!" erwiederte Drilling mit ruhigem Selbſtvertrauen.

„Hofft der ganzen ſpaniſchen Armada zu widerſtehen?"

„Warum nicht? ſo lange es geht. Stürzen die alten Mauern, ſo begraben ſie mich und Euch, Alt und Jung, Alles durch einander, und dann iſt doch die Ehre, wenn auch nicht das Leben gerettet."

„Ihr dauert mich —"

„Ihr bedauert mich? Sonderbar! Weshalb? — Warum ich zu bedauern bin, das kennt Ihr nicht, und

ſonſt ergeht es mir ſo wohl, daß ich Eures Mitleids wahrlich nicht bedarf."

„Euer Schickſal wird hart ſeyn, und das thut mir leid. Trotz Eures unfreundlichen Weſens will ich Euch wohl, und weiß eigentlich nicht, warum."

„Und trotz Eurer gleißneriſchen Worte haſſe ich Euch.',

„Und weshalb?" fragte der Rittmeiſter verwundert.

„Weil Ihr Spanien anhängt und darum ſo gut als ein Spanier ſeyd. Doch Herr," lenkte der Alte plötzlich ein, „was ſteht ſonſt noch zu Euren Dienſten? Sagt es kurz, meine Zeit iſt koſtbar, ich muß noch die Runde gehen."

„Ich biete Euch jedes billige Löſegeld, das Ihr fordern könnt," ſagte jetzt van Sluys, „und verſpreche Euch, wenn ich überzeugt bin, daß Felicitas an meinem Unfalle unſchuldig iſt, ihretwegen Alles zu thun, um den Kriegszug von Rödelheim abzuwenden."

„Herr Rittmeiſter!" nahm der Alte mitleidig lächelnd das Wort. „In dem Heere des Prinzen Moritz von Oranien konnte ein Rittmeiſter nicht mehr thun, als ſeine Kornette gut führen; ob Spinola Euch zum Kriegsrathe rufen läßt, weiß ich zwar nicht, doch bezweifle ich es. Uebrigens könnt Ihr meinen Worten glauben, daß Felicitas unſchuldig iſt, und ſollte Gott über uns verhängen, und der Spanier in dies alte ehrwürdige Schloß dringen, ſo ſchützt als ein Ehrenmann das Mädchen, als ein Ehrenmann, meine ich, Ihr werdet mich ja wohl verſtehen? Nun gute Nacht! Euer Lager wird nicht hart, der Nachttrunk nicht ſchlecht ſeyn." Bei dieſen Worten grüßte er van Sluys und verließ ihn.

Während der Lieutnant bei dem Gefangenen war, saß Muhme Ursula vor dem Bette der weinenden Felicitas. Anfangs zürnte das Mädchen auf sie, die sie zum Schreiben des Briefes verlockt hatte, und es gehörte Ursula's Suada dazu, sie zu überreden, auch sie sey getäuscht worden, und alle Schuld mußte der hämische Peter Drilling tragen. Jetzt suchte sie mit mancherlei Trostgründen die Arme zu beruhigen. „Ist er doch unter einem Dache mit Dir, ganz nahe Deinem Stübchen," sprach sie. „Wenn man von dem langen Gange bei des Grafen Rüstkammer durch die offene Halle geht, stößt man gleich auf die eiserne Thür, die sein Gefängniß verschließt."

„Der Arme!" seufzte Felicitas. „Wie wird er auf mich zürnen!"

„Es geht ihm da unten ganz wohl, wie ich vernommen habe. Ein gutes Bett, die freundliche Aussicht nach dem Schloßgarten und der Brücke, ein weicher Lehnstuhl, gute Speisen, alter Wein und seine Felicitas in der Nähe —"

„Wie könnt Ihr mit meinem Leiden noch Scherz treiben, Muhme!" unterbrach sie das Mädchen unwillig.

„Warum nicht, Kind? Morgen Abend sollst Du ihn sehen, sprechen —"

„Ja, sehen, sprechen!" rief das Mädchen, und erhob sich so schnell von dem Lager, als ob der morgende Abend sie schon zu ihm riefe.

„Laß mich dafür sorgen, Du sollst ihn morgen und alle Abende sehen. Doch in meinem Beiseyn," setzte sie mit Ehrbarkeit hinzu, und schenkte mit diesem Versprechen dem Mädchen süßen Schlaf und liebliche Träume.

Dem guten Peter Drilling wollte das Trostsprechen bei seinem Hauptmann nicht so wohl gelingen, als der Muhme bei Felicitas. Herrn Sperreuter war erst jetzt eingefallen, daß er den Fuchs in den Taubenschlag eingesperrt, und es den Liebenden vielleicht recht bequem eingerichtet habe; auch fürchtete er immer noch, daß des Rittmeisters Gefangennehmung die Spanier vor Rödelheim ziehen könne, und er wäre dann aus Privatabsichten Schuld, daß seinem gütigen Herrn das Schloß verheert und bedeutender Schade zugefügt würde. Der Lieutnant, der eigentlich wohl in seinem Herzen die Spanier herbeiwünschte, um ihnen wieder einmal feindlich gegenüber stehen zu können, übrigens dem Grafen Solms sich weiter nicht besonders verpflichtet glaubte, theilte die Furcht des Hauptmanns nicht. „Was aber die beiden Verliebten beträfe," meinte er, „dafür solle man ihn nur sorgen lassen, er wolle sie schon wahren." Der gute Mann, der ein solches Amt wohl noch nie verwaltet haben mochte, wußte gewiß nicht, wie schwierig es ist.

Auch Ursula hatte die Erfüllung ihres Versprechens für eben so leicht gehalten, als Peter Drilling das Amt eines Wächters. Alle Schlüssel, mit Ausnahme der Thor- und Pfortenschlüssel, auch die zur Wirthschaft gehörigen, hingen in einem Schranke in der Stube des Hauptmanns, und der Schlüssel dazu wurde ihr nicht verweigert, da sie oft in dem Keller und den Vorrathsgewölben zu thun hatte. Es konnte ihr deshalb nicht schwer werden, Abends, wenn alle Schlüssel abgeliefert waren, eine Gelegenheit zu finden, den Schrank zu öffnen, dann brauchte sie nur den Schlüssel herauszunehmen, und konnte

ungehindert den Gefangenen zu der Geliebten führen. Wie erstaunte sie aber, als sie am andern Morgen eine griesgramige Schildwache in der Halle vor dem Gefängnisse auf- und abschreiten sah, die eben nicht geneigt schien, sich in freundschaftliche Unterhandlungen einzulassen. Aber dies schreckte die alte Jungfrau nicht ab, sie grüßte den Mann freundlich, that, als ob sie etwas vergessen habe, kehrte um, kam bald mit einem großen Bunde Schlüssel wieder, öffnete eine Kellerthür und stieg hinab. Sie blieb dort nicht lange und kam mit einem Kruge Wein zurück. Ohne ein Wort zu sagen, reichte sie dem Kriegsmanne die zinnerne Kanne, und welcher alte Soldat könnte einen Trunk Wein ausschlagen? So war die erste Annäherung geschehen. Abends um die neunte Stunde, da der nämliche Soldat den Posten wieder bezogen hatte, trieb sie dasselbe Spiel, nur setzte sie schweigend die volle Kanne neben ihn und winkte ihm, zuzulangen. Auch diesmal verschmähte der Soldat den Abendtrunk nicht. In einer Stunde war die Kanne leer, und die Schildwache saß schnarchend auf einem Steine, denn wahrscheinlich hatte Ursula etwas Betäubendes in den Wein gemischt. Jetzt erschien sie, schloß das Gefängniß auf, und führte den Rittmeister mit aller Vorsicht zu Felicitas.

Nur eine halbe Stunde konnte sie den Liebenden gönnen, denn zur elften Stunde bezog ein anderer Mann den Posten, und das Gefängniß mußte wieder geschlossen seyn, aber sie war hinreichend, van Sluys von Felicitas Unschuld zu überzeugen und sich gegenseitig ewige Treue zu schwören. Küsse besiegelten den für die Ewigkeit geschlossenen Bund, und als die Stunde der Trennung schlug,

hatte Urſula volle Mühe, ſie zum Abſchied zu bewegen. „Was Ihr Euch noch zu ſagen habt, verſpart auf morgen Abend," tröſtete ſie, und dieſe freudige Ausſicht vermochte endlich den Rittmeiſter, für heute Lebewohl zu ſagen. Noch ſchlief die Schildwache, und als Urſula den Rittmeiſter wieder eingeſchloſſen, hatte ſie Noth, den Schlafenden aufzurütteln. Endlich gelang es ihr, der Erwachte verſprach, in der Hoffnung eines nochmaligen Schlaftrunkes, morgen wieder die Wache zu beziehen, und ſo ging Alles für heute gut ab.

9.

Die Nachricht, daß die Spanier Wiesbaden und Idſtein beſetzt hatten, und allem Vermuthen nach gegen Frankfurt rücken würden, beunruhigte die ganze Gegend, nur Frankfurt nicht, da man die Stärke des Iſenburgiſchen Heerhaufens, der nur aus 5000 Mann beſtand, genau kannte und mithin nichts zu befürchten hatte. Hauptmann Sperreuter aber glaubte des Beſuches der Spanier gewiß zu ſeyn, beſonders da er am Nachmittage erfuhr, daß ſie in dem mainziſchen Städtchen Epſtein eingerückt wären und dort gute Mannszucht hielten. „Nun ſie mögen kommen," ſagte er zu ſeinem Lieutnant, der eben die vier berittenen Mann auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte. „Wir ſind bereit, und es fehlt uns zur Vertheidigung nichts —"

„Als die Pulvertonnen unter die Thürme bringen zu laſſen," fiel ihm Drilling in die Rede.

„Seyd Ihr toll?" rief der Hauptmann heftig. „Vergeßt Ihr, daß mein Kind im Schlosse ist?"

„Schickt sie fort, Herr," rieth nochmals der Lieutnant, „heute ist es noch Zeit, vielleicht morgen nicht mehr."

Aber Sperreuter wußte nicht wohin mit ihr, und so blieb Felicitas, und hätte auch jetzt um Alles in der Welt Rödelheim nicht verlassen mögen, denn die Hoffnung, heute Abend wieder in des Geliebten Armen zu ruhen, machte ihr das Schloß zum Feenpalast.

Der so sehnlich herbeigewünschte Abend erschien, die nämliche Schildwache schritt um die nämliche Stunde in der Halle auf und ab, und es bedurfte heute nur des reinen Weines, um ihr die Augen zu schließen, als Ursula kam, den Rittmeister aus dem Gefängnisse in die Arme der geliebten Felicitas zu führen. Wahrscheinlich mit Wein oder Geld bestochen, that der Söldner, als ob er schliefe, und kümmerte sich um den Gefangenen nicht, der mit Ursula davon eilte.

Straff ging, als die Beiden fort waren, die Schildwache auf und ab, zuweilen unbesorgt der noch nicht leeren Kanne zusprechend, als sie ein Geräusch vernahm, und gleich darauf der Lieutnant mit einigen Mann, die Runde gehend, in die Halle trat. Weder die Weinkanne, noch die nur angelehnte Gefängnißthür entging dem Aufmerksamen, die Schildwache wurde sogleich arretirt, und nach einem scharfen Examen gestand der halb Trunkene Alles, versicherte jedoch, nicht zu wissen, wohin die Jungfer den Gefangenen geführt habe, vor seiner Ablösung würden sie aber sicher zurückkommen.

Aus dem Schlosse konnte Ursula den Spanier nicht führen, dazu waren alle Vorsichtsmaßregeln zu gut getroffen, also zu Jungfer Felicitas mußte ihn die Kupplerin bringen. — Was war nun zu thun? Wollte er hinauf und sie dort überraschen, so gab es Lärm, und der Ruf des Mädchens erhielt einen Makel, überdies gingen mehrere Wege hinauf, wie leicht konnte er nicht den verfehlen, auf dem sie ihren Rückweg beginnen würden, und Ursula auf der That zu ertappen, war ihm zu wünschenswerth. Auch hatte die Glocke schon drei Viertel auf eilf geschlagen, und sie mußten, der Aussage der Schildwache nach, ohnedies gleich kommen; er beschloß daher, sie hier zu erwarten, ließ einige Mann sich für jeden Fall bereit halten, die neue Schildwache mußte auch den Schlafenden spielen, er selbst setzte sich, das Laternchen unter dem Mantel, in das Gefängniß und erwartete seine Feindin.

Sie trat auch bald unbesorgt mit dem Gefangenen ein, dessen Dank ihr im reichen Maaße wurde, und als sie ihm gute Nacht sagte und sich wandte, ihn zu verlassen, erblickte sie Peter Drilling ruhig auf einem Sessel sitzend, that einen lauten Schrei, war aber dennoch besonnen genug, schnell das Lämpchen ihrer Laterne auszulöschen. Der Lieutnant aber zog die seine unter dem Mantel hervor, leuchtete ihr unter die Augen, erfaßte sie wohl unsanft am Arme, und ehe noch van Sluys etwas zu ihrer Hülfe thun konnte, schob er sie hinaus und verschloß schnell das Gefängniß.

„Ehrbare Jungfrau, Muster der Sittsamkeit, Spiegel der Tugend, schielendes Weib!" redete sie Peter Drilling eben nicht im sanftesten Tone an. „Lohnt Ihr so

die Wohlthat, die man Euch Heimathloser erzeigte, daß man Euch aufnahm, Obdach, Speise, Trank reichte, und vom Hungertode rettete? Ehrlose Kupplerin, hätte ich über Dich zu gebieten, so bauneltest Du morgen am Galgen!"

„Ehrenwerther, fester, mannhafter Peter Drilling!" begann jetzt bei dem ersten freien Athemzuge, den ihr des Lieutnants derbe Faust zu thun erlaubte, Ursula kreischend. „Muster aller Rustmeister, einäugiger Büttel, den Gott für seine Sünden zeichnete, bist Du etwa so aufgebracht gegen die zarte Neigung des Herzens, weil Dich die Spanier zum Hahnrei machten?"

„Weib!" rief der Alte, sich vergessend. „Welcher Satan hat Dir das entdeckt?"

„Der Satan waret Ihr, als Ihr Euer Herz dem Hauptmann ausschüttetet, ich lauschte, hörte es und hatte recht meine Freude daran, daß es Euch so ergangen war. Nun will ich es ausposaunen, durch das ganze Schloß, von allen vier Thürmen will ich es herunterschreien, und alle Morgen eine frische Feder dem Haushahn ausrupfen, und sie an Euren Hut stecken."

„Thut das," sagte Drilling jetzt mit Ruhe, da er wohl sein Unrecht fühlen mochte, so vor dem Kriegsvolke die Alte mit Worten gemißhandelt zu haben. „Was ein böses Weib spricht, verhallt im Winde. — Kommt nun zu Eurem Richter, dem Hauptmann, er mag über Euch verfügen."

„Bist Du schon mürbe, hartherzige Seele?" ließ Ursula ihrer Wuth freien Lauf. „Haben die Worte einer Jungfrau Deinen frechen Muth so bald gebeugt, stolzer

Küſtmeiſter von Oſtende? Führe mich hin, wohin Du willſt, nur daß ich Dich nicht mehr ſehe und Dein einäugiges Geſicht, Dich, dem ich alles Böſe wünſche, was auf der Welt und in der Hölle iſt, dem ich jede Freude vergiften möchte, ſo wie jeden Tropfen Wein!"

„Sprecht nur weiter, Jungfer Urſula, der Weg bis zum Hauptmann iſt noch weit," ſagte der Lieutnant mit Gleichmuth.

Aber Urſula ſprach kein Wort mehr und folgte ihm zum Hauptmann, der ſchon in ſüßer Ruhe lag und nicht wenig über das Vorgefallene erſtaunt war. Ohne Urſula Vorwürfe zu machen, ließ er ſie in Gewahrſam bringen, und überlegte dann mit ſeinem Lieutnant, was mit ihr anzufangen ſey.

„Macht mit ihr, was Ihr wollt, Herr," erwiederte dieſer; „ich ließe einen Galgen aufrichten und ſie daran hängen."

„Dafür bewahre mich Gott!" ſagte Sperreuter. „Aber fort muß ſie, morgen mit dem Frühеſten. Der Vetter in Frankfurt mag ſehen, wie er mit ihr fährt. Wollte er meine Felicitas nicht, mag er nun ſeine Urſula wieder aufnehmen."

Am früheſten Morgen wurden ihre Sachen gepackt, der alte Wagen angeſpannt, den Urſula beſteigen mußte, um eben nicht in ein Himmelreich einzuziehen. Sie trennte ſich auf dem Schloſſe von Niemand ungern, nur dem Korporal der Konſtabler weihte ſie eine ſtille Thräne, denn mit ihm hatte ſie in trauten Verhältniſſen geſtanden, und

er war es auch wohl gewesen, der sie, des Gefangenen wegen, zur Theilnahme an Felicitas Schicksale bewogen hatte.

10.

Kaum war die Zugbrücke hinter dem alten Wagen wieder aufgezogen worden, als plötzlich eine neue Erscheinung ganz Rödelheim in Bewegung setzte. Ein Trompeter sprengte aus einem kleinen Gebüsche dem Schlosse zu, und ließ seinen schmetternden Ruf erschallen. „Ein spanischer Trompeter!" rief Lieutnant Drilling, der auf der Bastei stand, um Ursula abfahren zu sehen. „Nun geht es los!" In diesem Augenblicke kam auch der Hauptmann, und rief schon von weitem: „Nehmt einige Mann, geht hinaus und fragt, was er will!" Der Lieutnant gehorchte, nahte sich mit militairischem Anstande dem Trompeter und nahm das Schreiben, das dieser ihm überreichte. Dann ließ er den Spanier absitzen, ihm die Augen verbinden und in's Schloß führen, wo er in einem Zimmer, das die Aussicht nach dem inneren Hofe hatte, gut bewirthet wurde.

Der Hauptmann erbrach im Beiseyn seines Lieutnants das Schreiben. Es war von dem Grafen von Isenburg, und enthielt die Aufforderung, das Schloß dem heranrükkenden Heerhaufen sogleich zu übergeben, wobei der Kommandant sich gute Bedingungen versprechen könne, in dem Falle aber, daß man thöricht genug wäre, Widerstand zu leisten, so würde das Schloß angezündet werden, und die

Beſatzung über die Klinge ſpringen müſſen. Zwei Stunden gebe er dem Kommandanten Bedenkzeit.

„Zwei Minuten ſind hinreichend," ſagte der Hauptmann mit der ihm eigenen Ruhe. „Habt die Güte, Euch zu ſetzen, Herr Drilling, und meine Antwort niederzuſchreiben."

„Excellenz!" diktirte Herr Sperreuter. „Mir ward von meinem Herrn, dem Grafen Friedrich von Solms, aufgetragen, ſein Reſidenzſchloß Rödelheim zu vertheidigen, nicht es zu übergeben, und ſomit muß ich, den Befehlen meines Herrn folgend, Euren Angriff abwarten." —

Als er dies unterzeichnet hatte, faltete er die Hände. „Wie Du willſt, mein Gott, ſo geſchehe mir, ich that meine Pflicht!" ſprach er mit feſtem Vertrauen auf die Vorſehung.

„Sorgt nicht, Hauptmann," ſagte Peter Drilling, während er den Brief faltete. „Gott iſt Freund der tapfern Kriegsleute, nur die Feigen, und auch die Unmenſchlichen," ſetzte er hinzu, „ſind dem Teufel verfallen. Ihr habt in dieſem Briefe geſprochen, wie es einem wackern Kommandanten geziemt; was auch daraus entſtehen mag, Euch trifft hier und dort keine Schuld!"

Der Trompeter ritt nun mit dieſer Antwort zurück, und Sperreuter verſammelte die Beſatzung, theilte ihr die Aufforderung und ſeine Antwort mit, und ermahnte ſie, treu und muthig bei ihm auszuhalten, was ſie ihm auch verſprachen.

Indeſſen dies auf dem Schloſſe vorgegangen war, hatte Felicitas von ihrem Geliebten ſüß geträumt, und

wachte, nichts Trauriges ahnend, eben auf, als der Trompeter abritt. Sie hörte im Schloſſe ungewöhnlichen Lärm, ſprang raſch von ihrem Lager auf, kleidete ſich an und eilte zu Urſula. Wie erſtaunte ſie, als ſie das kleine Zimmer leer fand, die Truhen auf, den Schrank, worin ihre Kleider gehangen hatten, ausgeleert. Im erſten Augenblik glaubte ſie, der Feind ſey im Schloſſe, und habe bei der Mahme mit der Plünderung angefangen, als ſie jedoch den wahren Hergang der Sache erfuhr, und daß der Vater die gute Urſula ſo hartherzig verſtoßen habe, weinte ſie bitterlich, ſah nun alle ihre ſchönen Träume mit einem Male verrennen, und es kümmerte ſie wenig, als ſie nach einigen Stunden von mehreren Seiten her Haufen Kriegsvolk dem Schloſſe zuziehen ſah.

Es war der Graf Iſenburg, der mit einem ſpaniſchen Regimente und 200 Reitern Rödelheim umſchloß, es noch einmal auffordern, und da nochmals die nämliche Antwort erfolgte, in einiger Entfernung ein Lager aufſchlagen ließ, ohne jedoch für heute etwas Feindſeliges zu unternehmen. Poſten wurden in Kanonenſchußweite ausgeſtellt, und am Nachmittage kamen einzelne Reiter näher, die Lage des Schloſſes auszukundſchaften. „Wollen wir die alten Büchſen brummen laſſen, und ſo die neugierigen Herren zurückweiſen?“ fragte Drilling den Hauptmann.

„Nein!“ befahl dieſer, „das wollen wir nicht. Laßt ſie reiten und ſchauen, was ſie von dort aus beobachten können, kann uns nichts ſchaden. Ich möchte nicht gern den erſten Schuß thun.“

„Viel zu viel Umſtände,“ meinte der Lieutnant und ſchwieg.

Jetzt ritten die Reiter wieder nach dem Lager zurück, wo Alles ruhig blieb, nur hörte man das Jauchzen und Lärmen der Soldaten; und Felicitas, die Alles aus ihrem Stübchen mit ansehen konnte, wurde ganz ängstlich, und das sonst so kühne Mädchen ward verzagt.

Die Nacht verging ruhig, nicht ein Schuß fiel, kein Feind nahte sich dem Walle, Pulver und Kugeln lagen bereit, sie zu empfangen, und die Hälfte der Besatzung, zu der sich noch die zurückgebliebene Dienerschaft nebst einigen Bürgern und Landleuten gesellt hatte, blieb die Nacht unter dem Gewehr. Man hörte wohl die Bewegung im Lager der Feinde, auch konnte man nach Mitternacht deutlich das Rasseln von Wagen vernehmen, woraus der Hauptmann schließen wollte, die Feinde hielten es nicht der Mühe werth, vor dem Schlosse ihre Zeit zu verlieren, und zögen ab; Peter Drilling aber war nicht der Meinung, sondern ging nach dem südlichen Thurme, auf der Seite, sagte er, wäre es nicht geheuer.

Noch war es Nacht, nur ein matter Schimmer des Tages breitete sich in Osten aus, als ein dumpf dröhnender Morgengruß die Schloßbewohner weckte, und die Kugel einer ganzen Karthaune pfeifend über das Schloß hinfuhr. Drilling nahm bei diesem Gruß den Hut ab. „Ich danke Euch, Ihr Herren, für den Willkommen! Könnt Ihr nicht besser treffen, so schießt, so viel Ihr wollt; laßt es nur Tag werden, so wollen wir Euch schon antworten."

Dieser eine Schuß hatte alle Bewohner des Schlosses in Bewegung gesetzt, jeder eilte auf seinen Posten, die Weiber in das ihnen angewiesene Kellergeschoß, Felicitas

mußte auch hinunter und in den nördlichen Thurm, weit von ihrem Geliebten wandern.

Mitten unter diesem Hin- und Herlaufen stand Hauptmann Sperreuter ruhig auf der Südbastien und erwartete den anbrechenden Tag. „Bereitet Alles vor," befahl er dem Korporal der Konstabler, „daß die ganze Karthaune hierher gebracht werden kann, nehmt alle Pferde, alle Mannschaft zu Hülfe, denn ich glaube, der Feind ist nicht schlecht unterrichtet, und auf dieser Seite des Schlosses geschieht der Angriff." Der Korporal ging und Drilling nahte sich dem Hauptmann. „Werther, lieber Herr," raunte er ihm zu, „als Ihr eben mit dem Frankfurter spracht, beobachtete ich sein diabolisches Gesicht, und es verzog sich so grinsend, daß wahrlich der Teufel selbst nicht teuflischer hätte lächeln können. Setzt ihn gefangen, dem Menschen traue ich nicht, umsonst hat er sich nicht hier in das alte Schloß eingesperrt."

„Erst Beweise, ehe man verdammt," erwiederte der Hauptmann. „Laßt uns ein wachsames Auge auf ihn haben." Drilling brummte statt Antwort vor sich hin, und zählte die Kugeln der Geschütze auf den Kugelhaufen.

Indessen war der Tag angebrochen, und man sah außer dem Lager, das schon gestern bei Hausen aufgeschlagen war, noch ein anderes in dem Holze, durch welches der Weg nach Frankfurt führt, besonders bemerkte man hier viel Reiterei und mehrere Geschütze. Jetzt war es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Feind ernstliche Absichten habe, und diese Seite, als die schwächste, angreifen werde. Hier war die Nidda am seichtesten, die Bastei am kleinsten, und der den Kugeln ausgesetzte Theil

des Schlosses bedurfte am meisten der Reparatur; doch war im Ganzen das Schloß ziemlich fest und einer muthigen Vertheidigung werth. Es lag mit dem Städtchen auf einer Insel der Nidda, und war von diesem noch durch einen breiten Wall und Graben getrennt; das Städtchen war übrigens ohne Vertheidigung, nur die hölzerne Brücke über den Fluß aus Vorsorge abgetragen.

Sperreuter ließ nun seine einzige Karthaune nicht ohne viele Mühe auf die Südbastion bringen, und während der Feind heftig aus seinem Geschütz, jedoch in bedeutender Entfernung, schoß und nur einmal den Thurm traf, wurde statt einer halben die ganze Karthaune aufgestellt. „Nun zeigt Euer Geschick, Herr Korporal!" befahl der Hauptmann. „Richtet gut, dorthin, wo die beiden Stücke am Wege stehen, und nun brennt in Gottes Namen los!"

Das Geschütz krachte, daß die Fenster im Schlosse sprangen, und hoch über den Wald weg flog die Kugel.

„Das war zu viel Pulver," meinte der Konstabler, lud das Geschütz von Neuem und brannte wieder los, die Kugel erreichte ihr Ziel nicht.

Der Hauptmann schüttelte verdrießlich den Kopf. „Ihr habt kein Glück oder kein Geschick," sagte er. „Versucht es doch einmal, Lieutnant Drilling, ein alter Rüstmeister ist sonst in Bedienung des Geschützes nicht unerfahren." Dieser, der jede Bewegung, jeden Handgriff des Korporals beobachtet hatte, wog jetzt bedachtsam das Pulver, ließ dann das Geschütz laden, zielte, die Kugel schlug dicht vor den feindlichen Stücken ein, und setzte, jedoch ohne Schaden zu thun, über sie weg. „Es war

ein wenig zu kurz," bemerkte der Hauptmann, „und, glaube ich, die Entfernung iſt zu groß, um mit Vortheil feuern zu können, wir wollen unſer Pulver zu ſichereren Schüſſen verſparen." Er ſah ruhig zu, als der Feind die Baſtion ohne Wirkung beſchoß, und traf auch hier und da eine Kugel, ſo verurſachte ſie doch nur geringen Schaden, der überdies gleich wieder ausgebeſſert ward. So ging es den ganzen Tag, alle halbe Stunden ungefähr fiel ein Schuß, und der Feind ſchien gleichfalls das Pulver zu ſchonen.

Felicitas, dies ſonſt ſo kecke und unternehmende Mädchen, bebte bei dem Kanonendonner wie ein Espenlaub in ihrem Kellerſtübchen. Bei jedem Schuſſe glaubte ſie, das Schloß müſſe zuſammenſtürzen, und ſie war nur froh, daß nicht mehr von der Baſtion geſchoſſen wurde, denn der Knall und das dumpfe Dröhnen nahmen ihr alle Beſinnung; ihr einziger Troſt war, daß der Geliebte in einem dem Feuer nicht ausgeſetzten Thurme, und folglich, ihrer Meinung nach, außer Gefahr ſey. Uebrigens war Alles im Schloſſe in Luſt und Freude, und der Hauptmann, nun wohl einſehend, ſein Proviant reiche für zehn Belagerungen, ließ ſämmtlicher Mannſchaft doppelte Portionen Fleiſch, und jedem überdies täglich zwei Maas Bier und ein Maas Wein reichen, ſo daß man mehr fröhliche als traurige Geſichter fand.

Peter Drilling aber, während man oben zechte und jubelte, hatte mit einem alten Diener des Grafen, der ſtets mit beſonderer Freundſchaft an ihm gehangen, ein ganz anderes, ernſteres Geſchäft. Dem Maulwurfe gleich arbeitete er mit ſeinem Gehülfen unter der Erde, und ſein

Projekt noch nicht aufgebend, ward ein Tönnchen Pulver nach dem andern aus dem feuerfesten Magazine in die abgesonderten Keller unter die Thürme gerollt. Niemand durfte es wissen, denn obgleich die Anwesenheit der Felicitas ihn in seinem Plane irre machte, glaubte er doch Alles dazu vorbereiten zu müssen; doch den Hauptmann, seines Kindes wegen, nicht vor der Zeit zu ängstigen, betrieb er dies alles insgeheim, und nur dann, wenn seine Gegenwart oben im Schlosse nicht nothwendig war.

Während der Nacht war den Vertheidigern die Gefahr näher gerückt; die Spanier hatten ihr Geschütz um vieles weiter herangebracht, und von einem heftigen Nordostwinde begünstigt, der im Schlosse die Arbeit nicht hören ließ, mit ausgefüllten Schanzkörben eine Brustwehr erbaut, hinter welche sie sechs Geschütze aufgefahren hatten; von hier aus beschossen sie am andern Morgen das Schloß heftig, aber immer noch ohne Erfolg. Lieutnant Drilling versuchte seine Geschicklichkeit auch heute und that manchen guten Schuß, aber von beiden Seiten wurde das Pulver nutzlos verschwendet, und schon am Nachmittage das Schießen ganz eingestellt. Das Schloß war nur an einer Ecke beschädigt, wo ein Quader herausgeschossen war, der Wall aber wurde nicht getroffen, und an den Thürmen prallten die Kugeln ab, ohne Schaden zu thun.

An diesem Abende erschien plötzlich wieder ein Trompeter vor dem Schlosse und überbrachte ein Schreiben des Grafen von Isenburg, über dessen Inhalt der Hauptmann nicht wenig erstaunte, da er nur glauben konnte, es enthalte eine neue Aufforderung. Es betraf den Gefangenen. Der spanische General verlangte mit drohenden Wor-

ten seine Auslieferung, erbot sich, wenn zu gleicher Zeit das Schloß übergeben würde, 2000 Fl. Lösegeld für den Rittmeister zu zahlen, im Weigerungsfalle aber das Schloß zu zerstören und die Besatzung niederhauen zu lassen. Auch schloß der Graf mit der Drohung, in diesem Falle die Verwandte des Kommandanten, die in seine Gewalt gefallen sey, im Angesichte des Schlosses aufknüpfen zu lassen.

„Thut das, thut es nur, Graf Isenburg!" rief Peter Drilling, als er dies las, „so erhält sie ihren verdienten Lohn. — Doch Hauptmann," fuhr er plötzlich auf, „die hängen sie nicht, die gebrauchen sie zum spioniren; durch sie wissen sie des Schlosses schwächsten Punkt, denn oft haben wir Unvorsichtige in ihrer Gegenwart von dergleichen Dingen gesprochen. Gebt Achtung, die alte Hexe rührt uns einen bösen Brei ein."

„Wohl möglich!" meinte Herr Sperreuter, doch hielt ihn die Furcht vor der Rache Ursula's nicht ab, darüber nachzudenken, was er dem Grafen antworten solle.

„Gebt den Gefangenen nicht frei, Eure Tochter ist sonst verloren," rieth der Lieutnant.

„Im Grunde ist Euer Rath sonderbar," sagte der Hauptmann. „Ich soll mein Kind einem feindlichen Offizier anvertrauen, der ihr schon lange nachgestellt hat, soll sie ihm anvertrauen, daß er ihr Beschützer wird und mir die Jungfrau wieder überliefere. Und wenn ich nun unter den Trümmern des Schlosses begraben werde, was dann?"

„Und was soll denn aus ihr werden ohne ihn?" entgegnete Drilling. „Hier könnt Ihr nur unter zwei Uebeln das kleinste wählen!" —

Der Hauptmann ſank in tiefes Sinnen, dann ſagte er plötzlich: „Das Mädchen macht mir mehr Sorge, als die ganze Vertheidigung. — Habt die Güte, darauf zu ſehen, daß es dem Trompeter an nichts fehle, er mag ſich noch ein Weilchen gedulden!“ Er entfernte ſich raſch, ohne, wie er es ſonſt wohl zu halten pflegte, ſeinem Lieutnant anzuvertrauen, was er thun wolle.

11.

Mit ſchnellen Schritten ging der Hauptmann durch die hohe Waffenhalle, ſchüttelte hier traurig ſein greiſes Haupt, da er die alten Rüſtungen der Grafen zu Solms ſo verroſtet hängen ſah. „Was wird aus euch werden?“ dachte er. „Werdet ihr unter dem Schutte dieſes Hauſes begraben, oder prunkt und wappnet ſich ein feindlicher Kriegsmann mit euch, die Brüder des proteſtantiſchen Glaubens zu bekriegen? — Nun, wie Gott will!“ ſprach er, und ſo oft er dies ſprach, kehrte immer Troſt und Muth bei ihm ein. Als er jetzt in die Vorhalle des Gefängniſſes trat, ließ er ſeine Begleiter zurück, und ging zu van Sluys, der nicht wenig überraſcht war, den ihm fremden Kriegsmann bei ſich eintreten zu ſehen.

„Herr!“ redete ihn dieſer an, „Ich bin Hauptmann Sperreuter, Kommandant dieſes Schloſſes und Felicitas Vater. Obgleich Ihr gefangen ſeyd, bin ich doch in ſchlimmerer Lage als Ihr, der Feind ſteht vor Rödelheim, wie der Kanonendonner es Euch verkündet haben wird,

und ich übergebe das Schloß unter keiner Bedingung, mithin werde ich mit meinem Kinde unter seinen Trümmern begraben, was wohl das Gnadigste wäre, das der Himmel über mich verhängen könnte; oder die Spanier nehmen es mit Sturm, dann wißt Ihr selbst, wie die Kriegsfurie hauset, und was Felicitas zu erwarten hat. Für diesen Fall, wenn Ihr nämlich das Mädchen wahrhaft liebt, wie sie mir gesagt, übergebe ich sie Euch, schützt sie und versprecht mir mit Hand und Mund, sie nach Frankfurt zu ihren Verwandten zu bringen, deren Wohnung Ihr kennt."

Van Sluys war bei dem Anblicke des ehrwürdigen Mannes, auf dessen Gesicht sich der Kummer und die Ergebung zugleich aussprach, gerührt. „Gern würde ich Euch mit Handschlag und Eid die Versicherung geben, Euer Kind mit meinem Leben zu schützen," sprach er, „wenn Ihr selbst es mir nicht unmöglich gemacht hättet. Ich bin gefangen, kann die Thüre meines Kerkers nicht sprengen, wenn der Augenblick der Gefahr da ist, und oft, Ihr wißt es, nahet er schnell und unvorhergesehen. Wär' ich frei!" —

„Der Graf von Isenburg verlangt Eure Freiheit. Ein Trompeter brachte mir ein Schreiben von ihm. Habt Ihr vielleicht Eurem General etwas wissen zu lassen, was Euch allein betrifft, habt Ihr Bedürfnisse, die man Euch senden soll, so kann der Trompeter es besorgen, nur muß Euer Schreiben offen seyn."

„Ich werde von Eurer Güte Gebrauch machen," erwiederte van Sluys, „und hier habt Ihr meine Hand, hier mein Wort, das ich noch nie brach: Was ich für

Felicitas thun kann, thue ich mit Freuden. Ja, ich gestehe es Euch, ich liebe Eure Tochter, ich liebe sie von ganzem Herzen, und schon deshalb werde ich Alles für sie thun, was ich vermag. — Doch Vater meiner Felicitas," begann er nach einer Pause. „Ihr versichertet vorhin, unter keiner Bedingung das Schloß zu übergeben. Von wo kann Euch Entsatz kommen? Welches Heer steht dem Heere Spinola's noch gegenüber? Und Ostende hat Euch gezeigt, daß der Mann auch beendet, was er einmal begonnen hat. Was kann es Euch, was Eurem Herrn nützen, wenn sein Schloß ein Trümmerhaufen wird? Ich habe vielleicht so viel Einfluß bei dem Marchese, um zu bewirken, daß Euch eine ehrenvolle Kapitulation zugestanden, Eurem Herrn nur geringer Schade geschehen wird. Darf ich deshalb an den Feldherrn schreiben?"

„Nein, Herr!" begann der Alte. „Auch ich beende, so gut wie jener große Kriegsmann, was ich begonnen habe. Ich will Deutschland ein Beispiel geben, wie sich mein Vaterland, wie sich meine Glaubensbrüder gegen das spanische Joch sträuben, gegen fremde Macht vertheidigen sollen, und wenn nur Einige mir folgen, hat mein Samenkorn, ob auch in die Schutthaufen dieses Schlosses gesäet, reichliche Früchte getragen. Ueberdies, wie würde Spinola den spanischen Kommandanten von Rödelheim empfangen, wenn er das Schloß mit seinen von der Nidda umgebenen Bastionen dem Feinde überlieferte, der ihm kaum einen Stein verrückte? Ließe er ihn nicht aufhenken?" — Van Stuys zuckte statt der Antwort mit den Achseln. „Glaubt Ihr, ein deutsches Herz dürfe weniger muthvoll schlagen, als ein spanisches?"

Hierauf konnte nun freilich der Rittmeiſter nichts entgegnen, konnte nur nochmals den Vater über Felicitas zu beruhigen ſuchen, und ſo trennten ſie ſich, Beide mit einander zufrieden. Der Alte hatte van Sluys Achtung eingeflößt, dieſer dem Hauptmann gefallen, und er konnte es ſich gar freundlich denken, wenn ihm Felicitas dieſen Mann als Eidam zuführe.

Peter Drilling ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er erfuhr, Herr Sperreuter ſey bei dem Gefangenen geweſen. So viel Reſpect er auch vor ſeinem Hauptmann, beſonders noch aus früherer Zeit hatte, ſo war er doch zu ſehr daran gewöhnt, daß ihn dieſer bei allen Gelegenheiten um Rath fragte, wenn er ihn auch nicht immer befolgte, daß es ihn verdroß, wenn es nicht geſchah; deshalb war er jetzt ein wenig brummig, hörte jedoch aufmerkſam zu und ließ ſich alles genau erzählen, was der Gefangene geſprochen habe.

„Hauptmann," ſagte er, da dieſer ſeinen Bericht beendet hatte. „Glaubt Ihr wirklich, der Spanier meine es redlich mit Eurem Kinde und liebe ſie in Zucht und Ehren, ſo laßt Euch ja auf kein Löſegeld ein, behaltet ihn hier, und meint er es wirklich ſo, ſo gebt ihm in Gottes Namen Euer Kind; ein Prieſter wird ſich wohl finden, den Segen über ſie zu ſprechen, und dann ſeyd Ihr aller Sorgen quitt. Laßt Euch aber nicht durch ſchöne Worte hinter das Licht führen, und bleibt ſtandhaft in der Vertheidigung des Schloſſes."

Eben brachte man dem Hauptmann das Schreiben des Gefangenen an den Grafen von Iſenburg, das nur die wenigen Worte enthielt: „Ich werde hier freundlich

und menſchlich behandelt, ich bitte deshalb Ew. Gnaden, gegen dies Schloß und ſeine Bewohner zu ſeiner Zeit mild zu verfahren."

„Hm!" meinte Drilling. „Die Worte gefallen mir, ſo ſpricht nur ein Biedermann. Doch was wollt Ihr dem Grafen antworten?"

„Ich will nichts von der Uebergabe wiſſen, und der Rittmeiſter wird jetzt nicht ausgelöſet."

„Brav, Hauptmann!" ſagte Drilling. „Gern will ich ein höfliches Schreiben mit dieſer Antwort aufſetzen." Er ging, kurz darauf ritt der Trompeter wieder von dannen, und der Feind machte nun aus ſeinen ſechs Geſchützen ein mörderiſches Feuer.

Bisher war dies ohne Wirkung geweſen, die Spanier ſchoſſen gemeiniglich zu hoch, und die Ziegel des Schloſſes litten mehr als die Menſchen; heute aber ſollte das erſte Blut fließen. Die Kugel einer halben Kartbaune traf einen Bürger aus dem Städtchen, der zur Vertheidigung auf das Schloß gekommen war, und ſchmetterte ihn zu Boden.

„Welch herrlicher Tod!" rief Peter Drilling, der neben dem Getroffenen ſtand, freudig aus. „Möchte doch jeden ehrlichen Mann des Klapperbeins Senſe ſo mit einem Hiebe niedermähen. Bat mich der Todte doch eben, ihm einen Trunk Wein reichen zu laſſen, und indem er den Wein in Gedanken ſchon hinunterſchlürft, trifft ihn die Kugel, ausgeblaſen iſt das Lebenslicht, ohne Schmerz und Pein, ohne Reue und Buße, ohne Furcht vor der Hölle. Das iſt ein echter Soldatentod, möge er auch mir ſo werden. Aber das heiſcht Revange, Konſtabler, brennt los!

Zwar ist Euer Korporal nicht da, vielleicht geht's aber desto besser." Es begann nun von der Bastei ein solch mörderisches Feuer wie noch nie, und mit freudigem Herzen zeigte Drilling dem herbeieilenden Hauptmann, wie trefflich seine Konstabler schössen, wie die feindliche Brustwehr auseinander stiebe und ein Geschütz zum Schweigen gebracht war.

12.

Am fünften Tage ihres Hierseyns fingen die Spanier die Belagerung ernstlicher an; sie begannen die Laufgräben, und trotz dem Feuer der Belagerten ging ihre Arbeit von Statten, sie konnten schon in der Nacht eine Batterie errichten, die am Morgen mit bedeutender Wirkung schoß, doch gelang es ihnen nicht, das Feuer der Belagerten zum Schweigen zu bringen. In der darauf folgenden Nacht hatten sie eine zweite Batterie errichtet, die sie mit vier Geschützen besetzten, und womit sie die Bastion beschossen. Die Karthaune der Südbastion ward bald unbrauchbar, Brustwehr und Wall stürzten ein, und nur in der Nacht gelang es dem Hauptmann, das Geschütz wegbringen zu lassen und nur noch vom Ostthurme wurde gefeuert. Am Morgen beschossen die Spanier hauptsächlich diesen und das Schloß, und bald lag ein Theil des Flügels in Trümmern, der die Aussicht nach Frankfurt hatte. Jetzt ließ der Graf von Isenburg noch einmal den Hauptmann auffordern, noch einmal verweigerte er die Uebergabe. Zu

Aller Verwunderung hörte, trotz dieser abschlägigen Antwort, das Feuer der Feinde auf, und während der ganzen Nacht geschah kein Schuß. Da kam am andern Morgen der nämliche Trompeter wieder, der nun schon einige Male den Weg gemacht hatte, und brachte ein Schreiben, heute nicht von dem Grafen von Isenburg, sondern von dem Marchese Spinola selbst, mit der Aufforderung: Der Kommandant oder sonst ein Offizier möge sich in das Hauptquartier nach Hausen bemühen, dort mit ihm zu unterhandeln.

„Ich darf als Kommandant das Schloß nicht verlassen," sagte der Hauptmann nach Durchlesung dieses Schreibens. „Aber so wenig ich auch zum Unterhandeln Lust habe, so erfordert es doch die Höflichkeit gegen einen so großen Feldherrn, als Ambrosius Spinola, seinen Wünschen zu willfahren. Ich dächte, werther Waffengenosse, Ihr machtet Euch auf den Weg und hörtet, was der General von mir will."

„Ich?" fragte Peter Drilling erstaunt.

„Ja, Ihr zieht Euer bestes Wams an, nehmt mein gesticktes Wehrgehenk, besteigt mein altes dänisches Roß, und reitet hinaus, vielleicht ist es zu unser Aller Heil."

„Wenn Ihr befehlt, so muß ich gehorchen, doch thue ich es ungern," erwiederte der Lieutnant, zog sich so stattlich als möglich an, wollte jedoch des Hauptmanns Wehrgehenk nicht annehmen, denn sein hirschledernes, meinte er, das er in Schlacht und Kampf getragen, wäre wahrlich gut genug zu solchem Gang. Er bestieg den alten Rappen und ritt übler Laune mit dem Trompeter nach Hausen.

„Mich, den Lieutnant Peter Drilling, sendet mein Hauptmann, zu vernehmen, was Ew. Excellenz von uns will," redete er hier den General an.

Spinola maß von oben bis unten die lange, hagere, auffallende Gestalt des Mannes, sein Auge ruhte auf dem blassen Gesichte des Einäugigen, der furchtlos vor ihm stand. „Ihr dientet schon früher, Lieutnant," sagte jetzt der Marchese, „ich sehe es an Eurem militairischen Anstande."

„Ja, Herr, ich und mein Hauptmann dienten unter Moritz von Oranien, im Regimente Hemskerk."

„So standet Ihr mit in Ostende?"

„Zu dienen, Herr, da schoß ein Lump von Wallonen mir das rechte Auge aus."

„Ihr habt Euch in Ostende brav gewehrt!"

„Und wollen es auch in Rödelheim." — Spinola lächelte. — „Excellenz!" fuhr Peter Drilling fort, dessen Stolz sich durch das Lächeln gekränkt fühlte. „Ein Jeder thut das Seinige nach Kräften. Ein Oberst, der mit seinem Regimente Schanze auf Schanze nimmt und den Feind vor sich her treibt, thut oft so viel, als der Feldherr, der mit seinem Heere von Sieg zu Sieg geht. Rödelheim ist kein Ostende, doch werden wir es vertheidigen, so lange wir können."

„Das ist Tollkühnheit und einer strengen Ahndung werth," sagte der General. „Wißt Ihr, was Kriegsgebrauch ist? 6000 Mann stehen vor dem Neste, das ich, wenn ich Freude daran hätte, in 24 Stunden in einen Schutthaufen verwandeln könnte. Dies mit 50 Mann

vertheidigen zu wollen, ist Raserei, und Ihr verdient Alle den Galgen."

„Eine tapfere Vertheidigung verdient Achtung, selbst vom Feinde, das habt Ihr schon oft bewiesen, Herr General," erwiederte Peter Drilling mit heiterem Lächeln, „und der Hauptmann und ich hoffen, daß wir uns Eure Achtung erwerben wollen. Ueberdies, Excellenz, ist es im Kriege ein eigenes Ding, der Eine sucht das Glück hier, der Andere da, dem Einen ist es nur um Titel, Rang und Gut im Leben zu thun, dem Andern gnügt ein ehrenvoller Tod. Wie, wenn wir nun den Entschluß gefaßt hätten, uns nicht zu ergeben, und lieber mit Fleisch und Bein gen Himmel zu fliegen, was kümmerten uns da die 6000 Mann, die zum Theil die Luftfahrt mitmachen müßten, was kümmerten uns Eure Galgen?"

„Wäret Ihr wirklich zu solch tollem Unternehmen entschlossen?" fragte Spinola gleichgültig.

„Es könnte seyn, Excellenz, und so hätte der gefangene Rittmeister eine lustige Brautfahrt."

„Brautfahrt?" wiederholte Spinola verwundert. „Wie meint Ihr das?"

„Je nun, der junge Herr liebt unsres Kommandanten Tochter, Jungfer Felicitas, und da sie Beide zugleich gen Himmel fahren, so nenne ich das ihre Brautfahrt. Oft, Excellenz, wäre eine solche Brautfahrt besser, als wenn man vor den Altar tritt."

„Nun verstehe ich Euch, Lieutnant, doch zur Sache. Aus mancherlei Gründen wünschte ich das Schloß zu schonen."

„So zieht ab, Excellenz."

„Vertrüge sich das mit meiner Ehre, könnte es vielleicht seyn," sagte Spinola, die Sache gleichgültig nehmend. „Da dies aber nicht seyn kann, ich Rödelheim in Besitz nehmen muß, und es doch aus Gründen gern schonen möchte, bewillige ich Euch die vortheilhaftesten Bedingungen. Ihr übergebt das Schloß, ich werde es nur einen Tag besetzen lassen, dann ziehe Euer Hauptmann wieder ein und bleibe im Namen seines Herrn Befehlshaber. Stadt und Schloß zahlt eine geringe Kontribution, und wir ziehen weiter."

„Ich werde es meinem Hauptmann berichten, Herr General," erwiederte der Alte, „doch glaube ich kaum, daß er die Bedingungen annimmt, so ehrenvoll und fast gnädig sie auch sind. Es ist ein alter fester Mann, der bei aller Sanftmuth ein wenig halsstarrig ist und den einmal gefaßten Entschluß nicht gern ändert. Ueberdies, wer giebt uns Bürgschaft?"

„Mein Wort!"

„Euer Wort, Excellenz, war, so viel ich vernommen, stets ein wichtiges festes Wort, dem man eher sein Geld anvertraute, als der Krone Spanien. — Ob das hier genügen kann? — Doch darüber entscheide mein Hauptmann."

„Lieutnant Drilling!" nahm jetzt Spinola das Wort und klopfte den Alten traulich auf die Schulter. „Ihr scheint mir ein erfahrener Kriegsmann zu seyn, und so werdet Ihr leicht einsehen, daß das Schloß sich nicht drei Tage mehr halten kann. Desbalb ist es Eure Pflicht, dem Hauptmann Vorstellungen zu machen, thut es, und tausend Gulden sind Euer Lohn."

„Herr!“ sagte der Alte und sein Auge glühte. „Stehe ich denn so erbärmlich vor Euch, daß Ihr mir einen solchen entehrenden Antrag machen könnt!“

„Nur gemach, Alter“ unterbrach ihn Spinola, ihm die Hand reichend, „nichts weiter davon. — Ich wünschte, daß Ihr den Gefangenen losgäbet,“ begann er ein anderes Gespräch.

„Auch das wird nicht geschehen können. Der Gefangene hat auf dem Schlosse ein Amt übernommen, weshalb wir ihn nicht entlassen können.“

„Ein Amt!“ fragte Spinola verwundert. „Darf man wissen, welches?“

„Das Mädchen zu beschützen, wenn Eure Völker eindringen sollten,“ erwiederte Drilling.

„Bedarf sie bei Eurer Brautfahrt des Schutzes?“ fragte Spinola lächelnd.

„Die Himmelfahrt ist mein Werk, der Hauptmann weiß nichts davon.“

Spinola bedachte sich bei diesen Worten, ob er den Lieutnant, der ein entschlossener, gefährlicher Mann zu seyn schien, zurückbehalten solle oder nicht; doch hielt er es für Pflicht, dem Manne, dem er sicheres Geleit versprochen, sein Wort nicht zu brechen, er entließ ihn, ohne wegen der Uebergabe und des Gefangenen weiter in ihn zu dringen. „Wahrlich,“ sagte er an dem nämlichen Tage zu dem Grafen von Isenburg, „wenn jedes Schlößchen der Wetterau uns so viel Zeit und Pulver kosten sollte, so wäre es besser, wir gingen wieder über den Rhein zurück.“

13.

Der Lieutnant rapportirte treulich seinem Hauptmann jedes Wort, das er mit dem General gesprochen hatte, nur verschwieg er ihm die Braut- oder vielmehr die Himmelfahrt, denn seine freiherzige Offenheit gegen Spinola in diesem Punkte war eine Kriegslist gewesen, da er hoffte, diesen dadurch vielleicht zur Aufhebung der Belagerung zu vermögen. Doch weit entfernt, diese aufzuheben, rückten die Spanier mit ihren Arbeiten immer näher, legten die Batterien weiter vor und begannen ein anhaltendes Feuer, wodurch der südliche Theil des Schlosses ganz, doch nicht so zusammenstürzte, daß er den Graben gefüllt und die Nidda gehemmt hätte, die fast noch die einzige Schutzwehr des Schlosses war.

Hauptmann Sperreuter verlor jedoch den Muth nicht, ließ bei Tag und Nacht hinter dem Schutthaufen von den Trümmern eine Vertheidigung errichten, und obgleich ihm die von Spinola gemachten Anträge fast annehmbar dünkten, so hatte er in eine ausgezeichnete Vertheidigung, von der die ganze Welt sprechen sollte, und von der er selbst vielleicht schon zu viel gesprochen hatte, zu sehr sein Glück gesetzt, um dies aufgeben zu können. Selbst Felicitas wurde im Drange der Sorgen und Arbeit oft vergessen, und nur am andern Tage, da das mörderische Feuer der Feinde den Thurm sehr beschädigt hatte, und dieser den Einsturz drohte, er auf manchem Gesichte seiner Mannschaft nicht mehr die Zuversicht und den Muth zu erblicken glaubte, mochte wohl der Gedanke: die Sache könne un-

glücklich ablaufen, in ihm aufsteigen, dabei dachte er an sein Kind und ging zu ihr, auf alle Fälle das Nöthige mit ihr zu verabreden.

„Felicitas," sprach er. „Du weißt, wo mein Gebetbuch in der Stube liegt, darunter verwahre ich den Schlüssel zu dem Gefängnisse des Rittmeisters. So wie Du hörst, der Feind rücke zum Sturme an, sey es bei Tage oder Nacht, eilst Du hinunter, öffnest das Gefängniß und stellst Dich unter den Schutz des Mannes, der mir ein Biedermann zu seyn scheint. Aber gieb mir Dein Wort, den Schlüssel nicht eher von dort wegzunehmen, bis die Gefahr da ist, mein Fluch würde Dich treffen, mißbrauchtest Du mein Vertrauen." Felicitas versprach es, und hatte auch den Willen, Wort zu halten, aber mit jeder schwindenden Stunde wurde die Eva immer lüsterner nach dem verbotenen Apfel, und der Gedanke, daß es nur eines Entschlusses von ihr bedürfe, den Geliebten zu sehen, bestimmte sie endlich, den Befehl des Vaters zu umgehen. Ein armer elternloser Knabe, den der Hauptmann auf das Schloß genommen und für den sie liebevoll gesorgt hatte, war während der Belagerung eine Art Diener der furchtsamen Frauen geworden, und hatte besondere Sorgfalt für sie gezeigt, ihn schickte sie, als es finster ward, in des Vaters Stube, den Schlüssel zu holen; hatte sie doch nur versprochen, dies nicht selbst zu thun, und machte sich dann in der Stille mit ihrem kleinen Vertrauten auf den Weg. Sie mußten unter Kanonendonner durch manchen finsteren Gang, Treppe auf, Treppe ab, ehe sie in die Rüstkammer kamen, hier aber fuhr eine Kugel plötzlich durch das Fenster, riß eine aufgehangene Rüstung herab, die

praſſelnd niederfiel, und ein Stück Mauer ſtürzte vor ihnen nieder.

Aller Muth des Mädchens war dahin; im Gefühle ihrer Schuld floh ſie, den Knaben hinter ſich, wie ein ſchüchternes Reh in ihr Kellergeſchoß zurück, und ſchnell mußte der Schlüſſel wieder an ſeinen Ort getragen werden. Die Kugel hatte ſie wahrſcheinlich von einer Thorheit gerettet.

Acht Tage war nun ſchon das Schloß belagert worden, die Feinde waren bis nahe an den Graben vorgerückt, Alles war in Rödelheim in banger Erwartung, als plötzlich des Nachts das Feuern aufhörte, man einen bedeutenden Lärm in den Laufgräben vernahm, und am Morgen kein Geſchütz mehr in den Batterien zu ſehen war, jedoch hielt das ſpaniſche Kriegsvolk noch die Laufgräben beſetzt. Freude war auf allen Geſichtern. „Nun hätten wir uns die Mühe erſparen können," ſagte der Lieutnant zu ſeinem Gehülfen, „es hat uns manchen vergeblichen Schweißtropfen gekoſtet, die Fäſſer hinzurollen!" Der Hauptmann war zwar erfreut, aber ſeine Freude war durch den Anblick des in Trümmern liegenden Schloßflügels und durch eine düſtere Ahnung getrübt. „So lange ich noch die Spieße in den Laufgräben ſehe," ſagte er, „ſo lange kann ich mich nicht recht freuen." Auch Peter Drilling wurde bedenklich, die Mehrzahl der Beſatzung nahm wenigen Theil an der frohen Ausſicht, nun wahrſcheinlich bald der Gefahr entgangen zu ſeyn, denn ſchon waren zehn wackere Mann auf der Nordbaſtei begraben worden, auch der Korporal ging ſo höhniſch lachend umher, als ob er mit dem Teufel um die Wette grinſte

Dies gefiel dem Lieutnant nicht, er fürchtete in der Nacht irgend einen böſen Anſchlag, und beſchloß alle nur mögliche Vorſicht anzuwenden. Als er aber auf die höchſte Spitze eines der Thürme ging, von wo man weit umher ſehen konnte, und von hier den Abzug mehrerer Regimenter auf dem Wege nach Homburg gewahrte, da zweifelte er nicht länger an der Retirade des Feindes, und war ſeines Hauptmanns und Felicitas wegen darüber von Herzen froh, für ihn hätte der Feind in Gottes Namen eindringen können, er hätte mit Freuden die Himmelfahrt begonnen, um nur bald bei ſeiner lieben Anna zu ſeyn, denn daß dieſe ihr Schickſal nicht überlebt habe, deſſen war er gewiß.

Auch bis zu den Frauen war die frohe Botſchaft gedrungen, und der Vater ſelbſt hatte Felicitas davon unterrichtet, in der die ſonderbare Luſt von Neuem rege ward, dem Geliebten die freudige Nachricht zu bringen, als ob ihm der Abzug der Spanier Freude verurſachen könne. Sie vermochte der Sehnſucht nicht zu widerſtehen, und befahl ihrem treuen Knappen, ſobald der Schließer dem Gefangenen das Eſſen gebracht und den Schlüſſel wieder an den gehörigen Ort gelegt habe, ſich in des Vaters Stube zu ſchleichen, ihn zu entwenden und ihr zu bringen. Sie hatte beſchloſſen, hinüberzugehen, während der Vater mit dem Lieutnant bei Tiſche ſaß, hatte ihre Furcht vergeſſen, das jungfräuliche Gefühl ward von dem heißen Wunſche übertäubt, und kurz vorher, ehe die Glocke zwölf ſchlug, ſchwebte ſie leiſe mit ihrem kleinen Diener durch Gänge und Zimmer, und gelangte, von Niemand bemerkt, in die Rüſtkammer. Aber als ob dies

für sie stets der Ort des Schreckens seyn sollte, so vernahm sie bei ihrem Eintritte einen furchtbaren Lärm, sie stürzte an's Fenster, sah die Spanier aus den Laufgräben springen und zu Fuß und zu Roß nach der Zugbrücke eilen, die, als ob hülfreiche Freunde nahten, niederfiel, sie einzulassen. Der Schreck nahm ihr glücklicherweise die Besinnung nicht ganz. „Da nimm geschwind!" rief sie, eine Rüstung ergreifend, die sie theils dem Knaben auflud, theils selbst trug. „Komm, folge mir!" Sie verließ die Rüstkammer, eilte in die Halle, wo sie den Feind über die Brücke eindringen sah, und im Innern des Schloßhofes Waffengeklirr hörte. Mit bebender Hand versuchte sie das große Schloß der eisernen Thüre zu öffnen, es gelang, und mit dem Schrei: „Rette mich, rette den Vater!" sank sie leblos in van Sluys Arme.

Dieser legte die Ohnmächtige schnell auf sein Ruhebett, ergriff Schwert und Helm, schloß das Gefängniß hinter sich und stürzte hin, wo er den Lärm vernahm. Da stieß er auf Peter Drilling, der, eine Laterne in der Hand, die Kellerthüre aufzuschließen im Begriff war. „Rasender!" rief er, ihm den Schlüssel entwindend, den er durch eine Luke in den Graben schleuderte. „Was willst Du beginnen?"

Starr sah ihn der Lieutnant an, er schien durch des Rittmeisters plötzliches Erscheinen überrascht, betäubt zu seyn, doch nun zog er das Schwert. „Wenn auch nicht Tausende, so soll doch wenigstens Einer mir vorangehen!" rief er, auf van Sluys eindringend, der Mühe hatte, sich gegen die Streiche des alten Mannes zu decken, der immer wüthender ward, je ruhiger der Spanier seine An-

griffe abwehrte, ohne auf ihn einzudringen. Schon wurden die Hiebe des Alten matter, schon mochte er selbst fühlen, daß er im ungleichen Kampfe begriffen war, da sah er den Korporal der Konstabler mit einigen Mann athemlos auf sich zukommen. „Stoßt ihn nieder!" rief er, doch statt den Rittmeister niederzustoßen, fiel der Korporal dem Ermatteten in die Arme, und Peter Drilling wurde entwaffnet. „Judas!" rief er dem höhnisch lächelnden Konstabler zu, und sah mit Verachtung auf den Nichtswürdigen, indeß der Rittmeister ihn bat, zu folgen, da er zur Rettung des Hauptmanns hinauf eilen müsse.

„Es braucht keine Eile, Herr," sagte der Konstabler. „Blut ist wenig geflossen, der Hauptmann hat einige leichte Wunden, und sonst ist oben nichts mehr zu thun, das Schloß ist in Eurer Gewalt."

„Folgt mir nur," bat der Rittmeister den Verstummten, der zähneknirschend die Faust ballte und Lust zu haben schien, seine Wuth an dem Konstabler auszulassen; endlich gab er den Bitten van Sluys nach, der mit ihm nun nach dem Thurme zu Felicitas ging. Er fand sie erwacht. „Mein Vater!" rief sie, „wo ist mein Vater?"

„Er lebt, kommt, wir wollen zu ihm!" sagte van Sluys, ihr den Arm bietend, sie aber stürzte fort, er, für sie bangend, ihr nach, und Peter Drilling blieb allein zurück.

„Schicksal!" rief er, mit dem Fuße den Boden stampfend. „Vermaledeites Schicksal, das mich mit tückischer Gewalt an einem Leben festhält, welches ich so gern abschütteln möchte, denn es läßt mich mit Schande in die Grube sinken. — Anna, Anna!" rief er schmerzvoll. „Jetz

wäre ich bei Dir, hätte der Spanier mich nicht in meinem Todeslaufe aufgehalten, die That wäre geschehen und Gott hätte sie mir sicher vergeben. Aber ist es nicht jeden Augenblick noch Zeit, der Welt Valet zu sagen, eine Kugel vor den Kopf, ein scharfes Eisen in das gequälte Herz, so ist es auch geschehen! — Aber nein, das ist Selbstmord, kein Soldatentod, und den vergiebt Gott nicht. — O, kein Schwert, keine Waffe mehr, meinem Grimme ein Opfer zu suchen!" fuhr er wüthend auf. „Doch halt, dort ist ja die Rüstkammer, dort finde ich, was ich brauche!" Er eilte hin, ergriff in blinder Wuth eine stumpfe Partisane und stürzte die Treppe hinauf. Das Schicksal führte ihm den Korporal entgegen, der eben mit einigen silbernen Pokalen auf der Flucht war. „Halt!" donnerte er ihm zu. „Steh', Nichtswürdiger, und wehre Dich!" Der Konstabler warf seine Beute weg und zog das Schwert; ohne auf dieses zu achten, schlug der Alte auf ihn ein, fühlte nicht die Wunde im linken Arme, nicht das Blut, das von seinem gespalteten Schädel rann, er hieb unaufhaltsam auf seinen Feind, bis ein furchtbarer Schlag des stumpfen Eisens den Konstabler zu Boden warf; der Kopf war zerschmettert, er befand sich nicht mehr unter den Lebenden.

„Wieder ein Todter," sagte Peter Drilling, nun ruhig auf den Sterbenden blickend, und ich bin es noch nicht, ich fühle mein Herz noch schlagen, fühle immer noch die Begierde, in dem Blute der Spanier meinen Schmerz zu kühlen, und es will mir Keiner den Reisepaß zu meiner Anna geben. — Vielleicht — doch es wird mir so dunkel vor dem Gesicht — mir ist, als wäre es mit

BIBL. VNIVERS. LIPS.

mir bald zu Ende.“ Dies ſagend ſank er neben dem Konſtabler nieder und ſchloß die Augen.

14.

Peter Drillings Liſt, durch ſein treuherziges Geſtändniß, das Schloß in die Luft zu ſprengen, hatte Spinola bewogen, ein anderes Mittel als Gewalt anzuwenden, denn ihn ſchauderte vor dem Gedanken, daß ſein Franziskus ein Opfer jenes tollkühnen Entſchluſſes werden ſollte. Er benutzte das Verſtändniß, das der Graf von Iſenburg ſchon lange mit dem Korporal der Konſtabler gehabt, und das durch Urſula ſpäter unterhalten wurde, die Beſatzung mit glänzenden Verſprechungen, und wenn ſie ſich nicht fügen wollte, mit furchtbaren Drohungen dahin zu bewegen, das Schloß zu übergeben. Der Korporal leitete das Ganze, es war ihm leicht, bald einen Theil der Beſatzung zu verführen und ihn auf ſeine Seite zu bringen. Durch Urſula, die alle Gelegenheiten kannte, erhielt er jeden Abend ſeine Verhaltungsbefehle, und ſo ward der Ueberfall bei hellem Tage verabredet. Blos die mit dem Korporal Verbündeten ſtanden an dieſem Tage auf den Poſten, und während der Hauptmann und die Uebrigen bei Tiſche ſaßen und nur von dem Abzuge der Feinde ſprachen, beſetzte der Korporal mit den Meuterern die Zugbrücke, um ſie bei Annäherung der Spanier fallen zu laſſen. Alles gelang nach Wunſch, der Feind brach aus den Laufgräben hervor, keine Schildwache machte Lärm, die Zugbrücke

ſank, die Spanier drangen ein, zu ſpät ſammelte der Hauptmann ſeine Getreuen und ſetzte ſich zur Wehre. Verwundet wurde er bald überwältigt, und da Lieutnant Drilling, der tapfer an ſeiner Seite gefochten, ſah, daß keine Rettung mehr war, verließ er den Kampfplatz, ſein Werk zu vollenden. Aber der Korporal, beſonders darauf angewieſen, ſich des Lieutnants zu verſichern, hatte ihn nicht aus den Augen gelaſſen, ihm nähern konnte er ſich freilich nicht, denn der alte Kriegsmann hatte ſo wacker um ſich gehauen, daß es nicht rathſam war, ihm beizukommen. Jetzt vermißte ihn der Verräther, eilte ihm nach und fand ihn im Kampfe mit van Sluys.

Die Spanier waren nun Meiſter des Schloſſes. Den verwundeten Lieutnant hatte man gefunden, ihn wieder zum Leben und hinauf gebracht, auch ihn verbunden. Spinola ritt mit dem Grafen von Iſenburg ein, neugierig, das Schloß und ſeinen Kommandanten, auch wohl van Sluys zu ſehen. Schon am Morgen war der ſtrenge Befehl gegeben worden, bei der Einnahme des Schloſſes nicht zu plündern und Niemand Leid zuzufügen, die Gegenwart der Generale ließ dieſen Befehl pünktlich befolgen.

„Du biſt hier in ein Liebesabentheuer verwickelt?“ redete der Marcheſe den Rittmeiſter ziemlich ernſt an, als ſie ſich allein befanden. „Dies hat Dich, wie ich vermuthe, in die Gefangenſchaft gebracht, ſo haſt Du für Deine Thorheit, und mit Recht gebüßt. Wo iſt das Mädchen? Was iſt aus ihr geworden?“

Van Sluys war bei dieſer Anrede anfangs verlegen, doch bald auf des Generals Gewogenheit vertrauend, faßte er den Entſchluß, ihm offen ſein Herz auszuſchütten. Er

versicherte ihm nun, daß er das Mädchen treu und wahrhaft liebe, daß er — hier stockte er.

„Daß Du eine Thorheit mit einer größeren gut machen willst," fiel ihm Spinola in die Rede. „Du willst das Mädchen ehelichen? Was soll aber dem Kriegsmanne ein Weib? es hängt sich bleiern an jede seiner Unternehmungen und hält ihn von jedem kühneren Aufstuge ab. Ueberdies, Franziskus, mußt Du erst den Tag abwarten, der Dir Licht über Dich selbst giebt, Du möchtest leicht so hoch stehen, daß Dir Deine Felicitas nicht Felicitas seyn könnte; bis dahin schweigen wir von der Sache. Führe mich zu dem alten Kommandanten, der, wie ich höre, verwundet ist, ich will ihm einigen Trost bringen."

Als Spinola in das Stübchen des Hauptmanns trat, zeigte sich ihm ein auffallendes Gemälde. Hauptmann Sperreuter, in die Hand und den Schenkel verwundet, lag auf seinem Ruhebette, vor ihm kniete die weinende Felicitas. Auf dem Lehnstuhl neben dem Bette saß der Einäugige, dessen fehlendes Auge die Binde, womit die Wunde seines gespaltenen Schädels verbunden war, sattsam deckte, den linken Arm trug er in der Binde. Das lange hagere Gesicht war bleich und fahl, und sein sonst glühendes Auge sah nur matt unter den Brauen hervor. Bei Spinola's Eintritt versuchte er aufzustehen, zu matt, sank er jedoch wieder in den Sessel zurück.

„Bleibt sitzen," rief ihm der Marchese zu, von dem grausenhaften Anblick der Todtengestalt ergriffen. „Bleibt ruhig, Lieutnant!"

„Excellenz," begann er jedoch mit leiser Stimme, „Der Tod hat mit mir gespielt, wie die Katze mit der

gefangenen Maus, er hat mich gepackt, unſanft gerüttelt und mich wieder losgelaſſen."

„Iſt das der Kommandant des Schloſſes?" wandte ſich Spinola raſch zu dem Hauptmann.

„Er war es!" erwiederte Sperreuter.

„Und dies junge Mädchen Eure Tochter Felicitas?"

Bei dieſen Worten ſah die immer noch Knieende auf, erblickte Spinola, erblickte den Geliebten, ſprang auf, und ohne ſich um die Zeugen zu kümmern, ſank ſie an ſeine Bruſt.

„Felicitas!" zürnte der Vater; aber ſie hörte nicht auf das zürnende Wort, ſie weinte an der Bruſt des Geliebten, und Schmerz und Wonne durchſchauerte ſie.

„Hauptmann!" begann der Marcheſe, warf noch einen Blick auf das Mädchen, und ſchien ſich dann nicht weiter um ſie und Franziskus zu kümmern. „Ihr habt Euch bei der Vertheidigung dieſes Schloſſes nicht wie ein verſtändiger, wohl aber wie ein tapferer Kriegsmann benommen, deshalb ehre ich Euch und zürne nicht. So wie Ihr Euren Gefangenen freundlich behandelt habt, ſollt auch Ihr und Euer alter Kriegsgeſell von Oſtende behandelt werden. Ihr könnt bis auf Weiteres in dem Schloſſe bleiben, zu deſſen Kommandanten ich vor der Hand dieſen jungen Mann ernenne, von dem ich aus mancherlei Gründen überzeugt bin, daß er für Euch Sorge tragen wird." — Schnell waren bei dieſen Worten Felicitas Thränen getrocknet. — „Nur verlange ich," fuhr Spinola fort, „daß Ihr Euch für einige Zeit von Eurer Tochter trennt, es dürfte nicht gut ſeyn, die Beiden zuſammen zu laſſen; thut mir deshalb Eure Wünſche kund. Nun gehabt Euch

wohl. — Und Ihr, alter Mann, der diesen Verliebten zu ihrer Brautfahrt die Fackel zünden wollte, seyd Ihr nun von Eurer Raserei geheilt?"

Drilling lächelte bitter und schwieg. Da reichte ihm, sein Unrecht fühlend, der edle Spinola freundlich die Hand. „Es gehe Euch wohl, alter Kriegsmann!" sprach er und entfernte sich, van Sluys mußte ihm folgen.

15.

Diesmal schlug es der Vetter in Frankfurt nicht ab, Felicitas zu sich zu nehmen, obgleich Ursula, als sie den Tod des Korporals vernommen, wieder bei ihm eingezogen war. Felicitas ging zu ihrem großen Kummer am folgenden Tage dahin ab, und nahm die trübe Aussicht mit, recht lange den Geliebten nicht zu sehen, der seinem General das Wort geben mußte, sich vor der Hand von ihr entfernt zu halten; so blieben ihr nur seine Briefe, welche alle Tage ein Bote brachte, und die sie mit Erlaubniß des Vaters beantworten durfte.

Jedem, der die Verhältnisse kannte, war es ein Räthsel, was den Marchese vermochte, den Rittmeister zum Befehlshaber von Rödelheim zu ernennen, und ihn nicht wie sonst um seine Person zu behalten; Jeder suchte hierin einen besondern Grund. Die Ursache war ganz einfach; Spinola hatte für den Hauptmann und Peter Drilling Wohlwollen gefaßt, wollte sie gut behandelt wissen, und Niemand konnte er sie wohl sicherer anvertrauen, als van

Sluys; übrigens wußte er, daß er ſeinen Pflegbefohlnen dadurch glücklich machen würde, und da keine Unternehmung von Wichtigkeit im Werke war, ſo glaubte er gegen den jungen Mann gefällig ſeyn zu können. Vielleicht hatte ihn auch Felicitas Anblick dazu geſtimmt, denn nachdem er ſie geſehen, fand er es weit weniger befremdend, daß van Sluys mit ſo viel Liebe an dem Mädchen hing.

Das ſpaniſche Heer rückte nun in die Wetterau und gegen Friedberg vor, van Sluys blieb mit 200 Brabantern in Rödelheim zurück. Alle Diener des Grafen durften bleiben, und der Feind hatte ſich mit der geringen Kontribution von 6000 Gulden begnügt. Außer dem eingeſchoſſenen Flügel blieb Alles im Stande, und nur wenig war entwendet worden, die zerſtörte Baſtei ward ſchnell wieder aufgebaut, der Thurm ausgebeſſert, ſo war alles wie früher, nur das Vorrathshaus und die Keller wurden ſchneller leer als ſonſt. Dem Hauptmann, den van Sluys mit wahrer kindlicher Liebe pflegte, ging es beſſer, und er konnte ſchon ſein Lager verlaſſen; auch Peter Drillings Wunden heilten, nur ſchmerzte ihn die Kopfwunde noch bedeutend.

Beide Freunde ertrugen ihr Schickſal auf ganz verſchiedene Weiſe. Der Hauptmann war gelaſſen, der Gedanke, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, beruhigte ihn, und da er ſah, daß der Schade, der ſeinem Herrn geſchehen, noch zu ertragen war, van Sluys auch des Grafen Intereſſe, vielleicht mehr als er ſollte, wahrnahm, ſo ergab er ſich in Geduld und dankte Gott, daß kein größeres Unglück entſtanden ſey.

Auf den Lieutnant aber hatte die Begebenheit einen

ſchmerzhafteren Eindruck gemacht. Ohne es ſich geſtehen zu wollen, hatte er, ſeit ſeine liebe Anna von ihm geriſſen wurde, den Tod geſucht; ſein Muth, mit dem er ſich freiwillig in die Gefahr ſtürzte, war mehr Verzweiflung, und Beide neben einander geſtellt, war der ruhige Sperreuter vielleicht muthigeren Herzens, als der wilde, jede Gefahr aufſuchende Peter Drilling. Faſt in jedem Gefechte verwundet, konnte er den Tod nicht finden, und der Wunſch zu ſterben, um bei ſeiner Anna zu ſeyn, hatte faſt eben ſo viel zu dem Entſchluſſe, das Schloß in die Luft zu ſprengen, beigetragen, als ſein Haß gegen die Spanier. Seit der Einnahme des Schloſſes aber hatte ſich der Gedanke bei ihm feſtgeſetzt, der Tod treibe ſein Spiel mit ihm und er ſolle nicht ſterben. Er verſchloß dieſen quälenden Gedanken feſt in ſich, verließ ſein Zimmer nicht, trat, damit er keinen Spanier ſehe, nie an's Fenſter, war ſtets einſilbig und wortkarg, und nur wenn er mit dem alten Diener, der ihm bei den Pulverfäſſern geholfen hatte, allein blieb, wurde er redſelig und zutrauensvoll. Gegen van Sluys benahm er ſich zurückhaltend und kalt, ſo daß faſt ein feindſeliges Verhältniß zwiſchen Beiden Statt fand. Der alte Mann hatte nur noch einen Wunſch, den Wunſch zu ſterben.

So vergingen Wochen; Felicitas ſchrieb und empfing täglich Briefe, und war von des Geliebten Treue feſt überzeugt; der Hauptmann wurde mit jedem Tage ruhiger und fand ſich in ſein Schickſal, beſonders da ihm Graf Friedrich zu Solms eine gnädige Antwort auf ſeinen Bericht hatte zukommen laſſen. Nur Peter Drilling wurde immer finſterer und verſchloſſener, und der Wund-

arzt meinte, ſein Gehirn müſſe durch die Wunde gelitten haben; er ſprach jetzt nur von ſeiner Anna, ſah ſie im Wachen und Träumen, und jeden Abend, wenn er ſich zur Ruhe legte, bat er Gott um einen ewigen Schlaf.

Unter dieſen Umſtänden nahte der zwölfte Januar, dieſer für van Sluys ſo entſcheidende Tag. Ein Feſtmahl ſollte ihn verherrlichen, und aus allen benachbarten Garniſonen wurden die ſpaniſchen Offiziere, auch Hauptmann Sperreuter und ſein Lieutnant dazu eingeladen. Der Hauptmann, obgleich ſein Herz blutete, dachte er an den ſchönen alten Wein, der beim Banket getrunken werden würde, glaubte es nicht abſchlagen zu dürfen, der Lieutnant aber, der eher mit Satan und ſeinen Geſellen an einem Tiſche hätte ſitzen mögen, als mit den Spaniern, ſchlug es rund ab, überdies ſchmerzte ihn auch heute ſein Kopf ſo ſehr, daß es ihm faſt unmöglich geweſen wäre.

Mit mehr Ungeduld, als er ſeine Gäſte erwartete, hatte der Rittmeiſter an dieſem Tage auf ein Schreiben Spinola's gehofft, aber ein Gaſt kam nach dem andern, und kein Bote des Marcheſe. Immer nur an die Entſcheidung ſeines Schickſals denkend, ſetzte er ſich zur Tafel, und war heute ſo wenig wie Hauptmann Sperreuter der Vergnügteſten einer. Schon begann es zu dämmern, und noch war kein Bote gekommen, da hörte man plötzlich die Zugbrücke niederraſſeln, der Marcheſe ſelbſt ritt ein.

Van Sluys eilte ihm entgegen, ließ bald darauf ſeinen Gäſten ſagen, daß ſie verzeihen möchten, wenn des Generals Gegenwart ihn entfernt halte, und da Spinola eben kein Freund von Zechgelagen war, endeten ſie bald ihr Mahl und ritten fort. Der Marcheſe blieb mit dem

Rittmeiſter auf ſeinem Zimmer, und Niemand wurde zu ihnen gelaſſen.

Während des Bankets hatte Peter Drilling in ſeinem Stübchen allein geſeſſen und hörte mit Ingrimm den Jubel und das Klirren der Pokale im jenſeitigen Flügel. „Leben und nichts als Leben!“ rief er, „dort zechen ſie von meines Herrn Wein, und meines Freundes Tochter wird vielleicht auch bald ihr Opfer. Hm!“ ſagte er endlich und erfaßte den noch immer verbundenen Kopf. „Ha, da durchzuckt mich ein Gedanke, nicht ſchmerzvoll wie das Zucken in meinem Hirn, nein, freudevoll wie die Erwartung frohen Wiederſehens! — Ja, ſo iſt meinem Freunde und mir geholfen, und ich brauche meinen alten ſchweren Kopf nicht länger zu tragen, und zwinge den Tod, wie der Beſchwörer den Geiſt, mir zu erſcheinen. So geſchehe es!“

Er ſetzte ſich an den kleinen Tiſch, wo er zu ſchreiben pflegte, ſchrieb noch Einiges, dann ſuchte er unter ſeinem Rüſtzeuge einen alten verroſteten Dolch hervor, putzte und ſchärfte ihn, brummte und ſang dabei, daß man ſchwerlich hätte errathen können, ob er ſinge oder bete, und als es im jenſeitigen Flügel ſtill wurde, legte er ſich auf ſein Ruhebett und ſchloß die Augen. Der Hauptmann kam, er ſchlug die Augen auf, reichte ihm die Hand und ſagte ihm ein wehmüthiges: „Gute Nacht, Freund!“ Der alte Diener kam auch und fragte, ob er noch etwas bedürfe. „Schlaf, Andreas,“ erwiederte er, „und recht langen Schlaf!“ Dann ſchlief er auch wirklich ein bis Mitternacht, wo ihn der dumpfe Schall der Glocke weckte. Er ſtand auf, zündete Licht an, ſteckte den Dolch in den Gür-

tel, nahm das Lämpchen, und ſchlich, eine Geiſtergeſtalt, langſam durch den hohen Gang, wo die Ahnherren des Schloſſes abgebildet hingen. Jetzt ſtand er vor dem Zimmer, das van Sluys bewohnte, er wollte die Thür öffnen und fand ſie verſchloſſen. „Hm," brummte er, „der Marder kennt alle Schliche, wenn er auf Raub ausgeht." Er kehrte wieder um, öffnete die Thür eines kleinen Corridors, und ging hier durch mehrere Zimmer in das Schlafgemach des Rittmeiſters.

Ein Nachtlämpchen brannte noch auf dem Tiſche und verbreitete ein ſchauerliches Halbdunkel. Drilling ſchlich ſich zum Bett und fand den Rittmeiſter ſanft ſchlafend, unbeſorgt des Schickſals, das ihm bevorſtand. „Ein Stoß," dachte in dieſem Augenblicke der Lieutnant, „Felicitas iſt außer Gefahr, und Dir ſchließt eine mitleidige Kugel das Ruheplätzchen auf, wo die Wunde des Kopfes nicht mehr brennt, die Wunde des Herzens nicht mehr ſchmerzt. Jetzt ſpotte ich Deines zaudernden Spieles, bämiſcher Tod, jetzt halte ich Dich feſt und beſchwöre Dich mit dieſem Dolche! — Aber er ſchläft ſo ſanft, ihm müſſen ſie kein Weib geſtohlen haben, ſonſt ſchlummerte er nicht ſo ruhig, er muß kein böſer Menſch ſeyn, ſonſt ruhte er nicht ſo ſanft. Soll ich den Wehrloſen im Schlafe morden? Mich ſchaudert bei dieſem Gedanken!" In ſeinem Entſchluſſe wankend wandte er den Blick von der ruhig athmenden Bruſt des Schläfers, und er fiel auf ein offenes Schreiben, das auf dem Nachttiſche neben der Lampe lag, ſein Auge mußte darin etwas erblicken, was ſeine Aufmerkſamkeit erregte, er nahm und durchflog es, und je weiter er las, deſto ſtärker bebte ſeine Hand, deſto

häufiger rollte die Thräne die welken Backen herab. Jetzt faltete er die Hände, wollte beten, doch seine Knie wankten, er sank neben dem Bette nieder.

Van Sluys erwachte von dem Gepolter, sprang auf, klingelte und erschrak bei dem Anblicke des Mannes, der, den Dolch noch in der Hand, sich nur mühsam aufzurichten versuchte. Schnell faßte der Rittmeister nach seinem Schwerte. „Laßt es in seiner Scheide," sagte Drilling, „ich erwarte ruhig mein Schicksal und den Tod, nur nicht den Tod von Eurer Hand." Van Sluys, bei des Mannes verstörtem Ansehen immer noch fürchtend, riegelte die Thür auf und ließ Diener und Wachen herein. „Bringt den Mann in Gewahrsam!" befahl er, „doch geschehe ihm kein Leid." Ohne Murren, heiteren Antlitzes, als solle er zum Festmahle gehen, folgte Drilling der Wache, wandte sich aber noch einmal zu van Sluys, drückte ihm die Hand, und über das Todtengesicht verbreitete sich ein so schmerzlicher und doch freudiger Ausdruck, daß der Rittmeister, davon ergriffen, ihm sagte: „Ihr dauert mich, Unglücklicher."

„Gott lohne Dich Deines Mitleids wegen!" erwiederte der Lieutnant, warf noch einen freundlichen Blick auf van Sluys und folgte seinen Führern.

Als am andern Morgen van Sluys dem General das Vorgefallene meldete, ward dieser, der eben nicht von der besten Laune zu seyn schien, gegen seine Gewohnheit aufgebracht. „Meine Nachsicht hat ein Ende!" sagte er. „Der tolle Mensch könnte in seinem Wahnsinn das Schrecklichste vollbringen; das Kriegsrecht mag über ihn sprechen!"

„Dann, gnädiger Herr, bitte ich wenigſtens, laßt mich nicht einer ſeiner Richter ſeyn," ſprach van Sluys. „Mein Gefühl ſträubt ſich, das Todesurtheil über einen Mann zu ſprechen, der meinetwegen den Tod leiden ſoll."

„Weichherzigkeit ziemt dem Soldaten nur bis auf einen gewiſſen Grad," unterbrach ihn Spinola; „ich kenne und übe Mitleid, aber dieſer tolle Menſch verdient es nicht. Doch Dein Wunſch werde erfüllt, Du ſollſt nicht Richter, aber Vollſtrecker des Urtheiles ſeyn."

Van Sluys kannte die Feſtigkeit Spinola's zu gut, um noch etwas einzuwenden, er ſchwieg. — Am nämlichen Morgen verſammelte ſich das Kriegsgericht, Peter Drilling läugnete nicht, daß er, in der Abſicht ihn zu ermorden, ſich in des Rittmeiſters Schlafgemach geſchlichen habe, und man ſprach das Todesurtheil über ihn, das am ſelbigen Tage vollzogen werden ſollte.

Mit heiterm Lächeln hörte er das Urtheil, mit heiterm Lächeln empfing er den Hauptmann und den alten Diener, denen es vergönnt war, ihn noch einmal zu ſehen. „Beklagt mich nicht, Ihr Freunde!" ſagte er, „denn mir iſt wohl, wohler, als es mir ſeit vielen Jahren war. Mein Kopf iſt leicht, die Wunde brennt nicht mehr, und meine Gedanken, die ſeit einiger Zeit düſter und irre umherſchweiften, ſind heiter und geordnet. Mein Herz ſchlägt ruhig und Gott hat mein Gebet ſo gnädig erhört, als ich Sünder es wohl nicht verdiente. Ich finde den Tod, ohne eine blutige That begangen zu haben. — Hauptmann!" wandte er ſich zu dieſem. „Seit dem Tage, wo ich unter Eure Fahne trat, habe ich ihn geſucht und nicht gefunden, Wunden genug, aber kein Ende meiner Qual,

darum iſt mir ſo wohl am Ziele, denn bald bin ich bei ihr. Lebt wohl, Dank Euch für Eure Freundſchaft, ſie hat mir mein trauriges Leben oft erheitert. — Dir, mein guter Andreas, danke ich auch jetzt noch, daß Du mir ſo treulich die Pulverfäſſer zu unſerer Himmelfahrt rollen halfſt. Wir gehen nicht zuſammen, wie wir hofften, ich gehe Dir voran, will Dir aber da oben einen guten Empfang bereiten. Auf baldiges Wiederſehen, treue Seele! — Aber nun ſendet mir den Prediger, daß ich ihm meine Sünden beichten kann; ich habe zwar lange ſchon mit Gott abgeſchloſſen, aber es gehört ſich nun einmal ſo, darum will ich es auch thun. Lebt wohl! Wenn Ihr es knallen hört, denkt, nun iſt er bei ihr."

Unter Thränen trennten ſich die Freunde, er blieb heiter, drückte Jedem die Hand, trat an's Fenſter und blickte noch einmal in die goldene Sonne. Dem Prediger beichtete er mit wenigen Worten, ſagte, daß Gott ihm verzeihen möge, wenn er ein Geheimniß mit hinübernähme, er thäte es aber, um Niemand zu ſchaden. Und als er auch dieſe fromme Handlung beendet, und die Wache hereintrat, ihn abzuholen, folgte er, ſeine letzten Kräfte ſammelnd, mit feſtem Schritte und männlicher Haltung nach der Südbaſtion, wo die Mannſchaft zur Exekution ſchon bereit ſtand.

Furchtlos kniete er nieder, und als man ihm die Augen verbinden wollte, ſagte er ſcherzend: „Was wollt Ihr Euch mit dieſem einen Auge bemühen, laßt mich den Tod getroſt kommen ſehen!" Da trat van Sluys vor, das ihm ſo ſchmerzliche Kommandowort zu ſprechen. Bei ſeinem Anblicke erſchrak Drilling, erhob ſich, und ſein Muth

schien gebrochen. „Ihr wollt das Todeswort aussprechen?" rief er ihm entgegen. „Dazu seyd Ihr zu edel, das wäre eine kleinliche Rache, überlaßt das einem Andern."

„So schmerzlich mir es ist, so muß ich es auf bestimmten Befehl des Generals," erwiderte van Sluys.

„Ich habe noch keinen Spanier um eine Gnade gebeten," sagte jetzt der Delinquent, „und es ist hart, daß ich es noch in dem letzten Augenblicke soll; aber gebt zu dem Marchese, bittet ihn in meinem Namen, einen Andern zu schicken, der mir die Lebenslampe ausblasen läßt. — Ihr zögert? Was ist der Krone Spanien daran gelegen, ob ich einige Minuten früher niederstürze — Geht!"

Der Rittmeister, zwar den Zorn Spinola's fürchtend, ging, kam aber mit der Nachricht wieder, der General wolle den einmal gegebenen Befehl nicht ändern.

Purpurröthe überflog bei diesen Worten das bleiche Gesicht Drillings, als ob alles Blut des siechen Körpers sich da hinauf zusammengedrängt hätte. „Nun so muß ich!" rief er. „Sagt dem General, ich habe ihm ein Geheimniß zu entdecken, das er mir danken und das ihn zwingen würde, seinen Befehl zurückzunehmen. Glaubt nicht, ich suchte Aufschub, um noch einige Athemzüge mehr zu thun, sie heben meine Brust nicht freudig, und mir wird erst da unten wohl."

Niemand hätte es wohl gewagt, noch einmal den General in dieser Sache zu behelligen; van Sluys, von Mitleid ergriffen, that es, und diesmal war Spinola's Antwort befriedigend. Er hatte befohlen, den Delinquenten zu ihm zu bringen. Dieser war so abgespannt, daß man

ihn bis in's Zimmer des Generals führen mußte, dort aber angelangt, raffte er ſich zuſammen, um nicht gebeugt vor dem Spanier zu ſtehen.

Als Spinola auf ſein Begehren die Umſtehenden entlaſſen hatte, fragte er: „Was habt Ihr mir zu ſagen? Hofft nicht mich zu täuſchen und vielleicht Gnade zu erhalten.“

„Dafür bewahre mich Gott, Excellenz!“ ſagte Drilling faſt lachend, „Kennt Ihr meinen Namen?“

„Was kümmert mich der?“ erwiederte Spinola ungeduldig.

„Ich heiße Franz Verloon,“ ſagte der Alte mit Ruhe, „und nun habt den Muth, Marcheſe, mich durch Rittmeiſter van Sluys niederſchießen zu laſſen. Durch jeden Andern in Gottes Namen.“

„Mann!“ rief Spinola. „Woher weißt Du? —

„Als ich den Schlafenden ruhig entſchlummert fand, wankte mein Entſchluß und ich wendete mein Auge von ihm, da fiel es auf den Brief Eures Bruders, den Gott verdammen — nein, dem der barmherzige Gott vergeben möge, der mich abhielt, der Mörder meines Sohnes zu werden.“

„Und warum entdecktet Ihr Euch nicht gleich?“

„Mich treibt die Sehnſucht nach oben zu meinem Weibe, hier unten habe ich lange genug gelitten. Sollte ich den Sohn ſeinen erſchoſſenen Vater beweinen laſſen? — Nein, Herr, dazu liebe ich das Kind meiner Anna zu ſehr, wenn er auch ein Spanier iſt. Ich unterdrückte das Vatergefühl, band meine Zunge, hielt die Thräne zurück, o! es war der ſchwerſte Kampf in meinem elenden Leben. Als ich ihn aber bereit ſah, Vatermörder zu werden, da

brach es hervor, und ich mußte betteln, daß Ihr mir einen andern Henker ſandtet als den eigenen Sohn; jetzt, Excellenz, bitte ich Euch, verſchweigt ihm, daß ich ſein Vater bin, mag er Franz Verloon in allen Welttheilen ſuchen, nur wiſſe er nicht, daß ich es bin. Beordert einen Andern, ſeyd mild und ſchickt mich bald zu meinem Weibe."

„Wie könnt Ihr glauben," ſagte der General, „daß ich ſo blutgierig wäre, Franziskus Vater niederſchießen zu laſſen; Ihr habt Pardon!"

Bei dieſen Worten faßte der Alte raſch nach ſeinem Schädel, und ſtand vor Spinola, wie Einer, der plötzlich in tiefes Nachdenken verſunken iſt. „So haſt Du doch wieder Dein hämiſches Spiel mit mir getrieben?" ſagte er dumpf vor ſich hin, „Haſt Deinen klappernden Arm wieder einmal nach mir geſtreckt, ziehſt ihn hohnlachend zurück und rollſt mir von Neuem den ſchweren Schädel auf den Rumpf! Soll ich denn nie ſterben, wie der ewige Jude! — Habe ich doch meinen Herrn nie geläſtert und bin ihm und meinem Weibe treu geblieben, warum ſoll ich denn ewig mit dem ſchweren Kopfe und dem zerriſſenen Herzen wie ein Verdammter, ein Spiel des Todes, umher wandeln?" — Spinola ſchellte. — „Iſt denn keine Himmelspforte für mich offen?" fuhr er fort, nach einem Seſſel wankend. „Nun, ſo will ich mich hinſetzen vor die Thüre, und geduldig warten, bis ſie ſich öffnen wird."

„Bringt den Kranken zu Bett!" befahl Spinola den Eintretenden. „Die Exekution findet nicht Statt!" Er

winkte van Sluys, ihm in sein Kabinet zu folgen; den Ermatteten brachten die Soldaten in sein Stübchen und legten ihn dort auf das Ruhebett.

16.

Der verhängnißvolle Brief, den Spinola am vergangenen Abende in Franzens Gegenwart erbrochen hatte, war Beiden nicht freudigen Inhaltes gewesen, denn sie waren in ihren Erwartungen getäuscht worden. Spinola hatte immer gehofft, van Sluys wäre der natürliche Sohn seines Bruders, auch Franz glaubte dasselbe, und nun war er der Sohn eines gemeinen Soldaten, dessen schönes Weib, von ihrem Manne getrennt, die Beute des Admirals wurde, der die Macht des Siegers mißbrauchend die Arme unglücklich machte. Fünf Monate nach diesem Unfalle gebar sie einen Sohn und starb vor Gram, das Kind ihres geliebten Mannes Spinola empfehlend. Dieser suchte auf edle Weise seinen Fehler gut zu machen, sorgte väterlich für den Knaben, verschrieb ihm, da er kinderlos war, eine bedeutende Summe, und wohl wissend, wie leicht im Kriege der Tod mit seiner Sense alle menschlichen Pläne durchschneiden kann, schrieb er an seinen geliebten Bruder Ambrosius, empfahl ihm für diesen Fall den Knaben und fügte den Brief bei, den er ihm erst an seinem 24sten Geburtstage, dessen Datum er bezeichnete, übergeben sollte. Die Absicht des Admirals hierbei war wohl, seinen Bruder glaubend zu machen, der Knabe

wäre sein Sohn, und ihn dadurch zu vermögen, sich seiner mit besonderer Sorgfalt anzunehmen, was ihm auch gelang.

Der Brief enthielt die näheren Umstände und den Namen des Vaters und der Mutter, und dieser Name, der dem Lieutnant in die Augen fiel, führte die Katastrophe herbei. Van Sluys, der von dem Orte, wo er geboren, so genannt war, fühlte sich in seiner getäuschten Hoffnung weniger betrübt als der Marchese, denn der Worte Spinola's gedenkend, war nun die Kluft geschlossen, die ihn von Felicitas getrennt hatte; nur an sie denkend war er ruhig eingeschlafen, und träumte gewiß von ihr, als sein Vater mit dem gezückten Dolche an das Bett trat.

Als ihn jetzt Spinola von dem Vorgefallenen unterrichtete und er erfuhr, daß Peter Drilling Franz Verloon und sein Vater sey, durchschauerten ihn mancherlei Gefühle. Er konnte sich nicht recht freuen, in dem Manne, der ihm immer feindlich gegenüber gestanden, den er in der Absicht, ihn zu morden, den gezückten Dolch in der Hand, an seinem Bette gefunden hatte, seinen Vater zu erkennen, ihn schauderte bei dem Gedanken, daß er ihn statt eines Spinola Vater nennen sollte. Dachte er aber wieder, wie muthig, wie bieder und kraftvoll der Mann gehandelt, wie ruhig er dem Tode entgegengegangen war, dachte er, daß er nun nicht mehr eine Waise sey, dem Mitleid Fremder überlassen, da fühlte er sich zu dem Alten hingezogen, da dankte er Gott, daß der Mann ihm so nahe stand, den in späten Jahren die Sehnsucht nach seiner Mutter fast zur gräßlichsten That verleitet hätte. Er wollte zu ihm, aber Spinola hielt ihn zurück. „Dein

Anblick könnte ihm leicht den Kopf ganz verwirren," sagte er, „warte es ab, bis es der Arzt erlaubt, den ich bei ihm lassen werde. Auch sey überzeugt, Franziskus, daß ich Dir immer ein gutiger Vater seyn werde, bist Du auch nicht der Sohn meines Bruders. In andere Verhältnisse versetzt, magst Du nun nach eigenem Willen handeln, Du hast Kraft und Mittel dazu, und so entbinde ich Dich Deines Versprechens, Felicitas nicht zu sehen. Bleibe als Befehlshaber zu Rödelheim, der Ehrgeiz ruft Dich nicht zum Heere, dort fände er jetzt nur wenig Nahrung; wenn ich aber wieder nach den Niederlanden ziehe, dann höre auf meinen Ruf und folge mir. Lebe wohl, werde glücklicher als Deine Eltern!" Noch in der nämlichen Stunde verließ Spinola das Schloß.

17.

Durch die Hülfe des Arztes, durch Felicitas Pflege genas der Alte, doch blieb er immer noch schwach. Die leiseste Erschütterung verursachte ihm Schmerzen am Kopfe, die mindeste Gemüthsbewegung hatte Einfluß auf seinen Geist, der dann sich immer mit dem Tode und seiner Anna beschäftigte. Er war in ruhigen Stunden herzlich gegen den Sohn, und dessen Liebe zu Felicitas machte ihn besonders glücklich. Am Tage ihrer Verbindung, ehe sie zur Trauung gingen, sagte er zum Hauptmann: „Freund, unser Bund war fest, er begann am ersten

Tage, an dem ich Euch sah, er wird dauern, bis Einer von uns dem Andern die Augen zudrückt, und dann lebt er im Bunde unserer Kinder fort. Gebe ihnen nur Gott längeres Glück, als er mir gab."

Als sie in die Schloßkapelle traten, trübte jedoch ein Vorfall, an den Keiner gedacht, die Freude des Tages. So wie der Alte den Feldkaplan, einen Kapuziner, am Altare stehen sah, wandte er sich plötzlich, verließ die Kapelle, und kein Bitten seiner Kinder, keine Vorstellung seines Freundes konnte ihn vermögen, der Trauhandlung beizuwohnen, die nun ohne ihn geschehen mußte. Man fand ihn trauernd auf seinem Bette sitzen, und den ganzen Tag, an dem er das Zimmer nicht verließ, sprach er mit seiner Anna und betete, daß Gott den Sohn des Glaubens wegen nicht verdammen möge. Er kränkelte seit dem Tage immer mehr, Felicitas allein vermochte zuweilen ihn aufzumuntern, aber oft kehrte Geistesabwesenheit zurück und er wurde nie wieder ganz heiter.

Als nach Monaten der Sohn den Befehl bekam, Hauptmann Sperreuter das Schloß zu übergeben und dem Marchese nach den Niederlanden zu folgen, da brach sein dumpfer Schmerz laut hervor. „Gegen den Oranier willst Du ziehen?" rief er. „Für Spanien fechten, unter einem Spinola fechten, von denen der Eine Deine Mutter unglücklich gemacht, der Andere Deinen Vater erschießen lassen wollte?" — Und als der Sohn ihm vorstellte, wie viel er Spinola schuldig sey, wie er von frühester Jugend an Vaterstelle bei ihm vertreten, und er

in dem ſpaniſchen Heere gedient habe, das er in dieſem Augenblicke nicht mit Ehren verlaſſen könne, erwiederte der Alte unmuthig: „So thue nach Deiner Pflicht!“

Von dieſem Augenblicke an ſprach er nicht mehr; kam der Sohn oder Felicitas, ſchloß er die Augen und that, als ob er ſchliefe, ſein alter Freund erhielt noch zuweilen einen freundlichen Blick, nur mit dem alten Andreas ſprach er, aber unzuſammenhängende Worte.

Als nun der Tag der Abreiſe kam, wo auch Felicitas, ihrem Gatten folgend, das Schloß verlaſſen ſollte, als die Pferde ſchon im Schloßhofe ſtampften, und der Kranke auf ſeinem Lager ihr Wiehern vernahm, wurde er aufgeregt, hatte die Kraft, ſich im Bette aufzuſetzen, und da ſeine Kinder eintraten, ihm Lebewohl zu ſagen, ſtreckte er ſeine Hand nach ihnen und ſegnete ſie.

„Hätten die Holländer nicht Sluys beſetzt,“ ſprach er, „dann würde ich Dich bitten, Deiner Mutter Grab aufzuſuchen, einen friſchen Roſenkranz darauf zu legen und ihr zu ſagen, den ſchicke ich ihr. — Nun gute Nacht, mein Sohn!“ Er legte ſich wieder ruhig hin, ſchloß die Augen und ſagte den Kindern kein Wort mehr, die auch ſo von ihm ſcheiden mußten. Als jedoch Felicitas, ſich eben aus den Armen ihres Vaters windend, ihr Roß beſteigen wollte, rief ſie plötzlich: „Nein, ich muß noch einmal hinauf zu dem alten Manne, er muß mir ein Lebewohl ſagen, ſo kann ich nicht von ihm ſcheiden!“ Sie lief hinauf, Franz folgte ihr. „Vater!“

rief sie, da er noch immer die Augen schloß. „Nur noch einen freundlichen Blick, nur noch ein herzliches Lebewohl Eurer Felicitas!“ Aber der Alte wollte nicht hören, da bog sie sich über ihn, ihn noch einmal zu küssen — kalt waren die Lippen, das Auge für immer geschlossen; er war bei seiner Anna.

Constanze von Clermont.

1.

Unter den Schatten verbreitenden Aesten einer hohen Pinie saß auf der Landzunge, auf welcher Gaëta in den Golf hinausragt, die Königin Constanze von Neapel; zu ihren Füßen ruhte, auf duftenden Rasen gelagert, die schöne Bianca d'Altavilla, der Königin Hoffräulein und innigste Freundin, in ihrer schön geformten Hand eine Laute nachlässig haltend. Die Königin hatte den Blick nach der untergehenden Sonne gerichtet, die ihre letzten Strahlen glühend über das dunkle, von keinem Windhauch bewegte Meer breitete; sie war im Anschauen dieses herrlichen Schauspiels versunken; Bianca schien sich um den Untergang der Sonne nicht zu kümmern, ihr Auge schweifte auf dem Meere umher.

„Da kommen sie!" rief sie plötzlich und sprang auf.

„Gott gelobt! ich bangte für meinen Gemahl!" sagte die Königin, sich von ihrem Sitze erhebend. „Ich glaubte fast, es wäre ihm ein Unfall begegnet." Hierbei wendete sich ihr Auge nach einem Fahrzeuge, das so eben die Spitze des Golfs umschiffend, mit raschem Ruder-

ſchlage die Fluthen durchſchnitt und jetzt unter der Felsſpitze hielt, ſo daß man es von der Höhe herab nicht mehr ſehen konnte.

„Kommt, gnädige Frau, kommt zurück in den Palaſt!“ bat das Fräulein, doch die Königin folgte der Einladung nicht, blieb ruhig ſitzen, das Auge wieder nach der untergehenden Sonne gerichtet, die ſich jetzt immer tiefer und tiefer in das dunkle Meer ſenkte. Als ihr letzter Strahl ſchwand, nur Purpurröthe noch die Bahn der Scheidenden bezeichnete, ſeufzte die Königin tief auf. „Bianca!“ ſagte ſie ſchmerzvoll. „Ich fühle mich glücklich, und kann doch niemals Herrin einer trüben Ahnung werden, die mich jedesmal ergreift, wenn ich die Sonne ſinken ſehe. Mir iſt es dann, als ſähe ich das Bild meines Lebens vor mir. Freundlich war meine Jugend, ich träumte nur von Roſen, die ich in mein Haar flechten wollte, und das Schickſal wob ein Diadem durch meine Locken. Mit blutendem Herzen, Du weißt, Du kennſt es, trat ich mit dem 16jährigen Könige zum Altar — ich opferte damals viel für eine Krone, und jetzt — dünkt mich das Opfer nicht mehr zu groß.“ —

„Nicht mehr?“ unterbrach ſie Bianca.

„Nicht mehr, Bianca!“ ſagte die Königin mit Feſtigkeit. „Ich liebe meinen Gemahl, ich ehre den jungen Helden, der unerſchütterlich für den Thron ſeiner Väter kämpft, der in dieſen drei Jahren, die ich an ſeiner Seite verlebte, ſolch ritterlichen Muth bewies, daß ich nur ſtolz ſeyn darf, Ladislaus mein nennen zu können, und wenn auch die Krone Neapels nicht ſein kühnes Haupt ſchmückte.“

„Armer Bruder!“ ſeufzte Bianca.

Bei dieſen nur halb laut geſprochenen Worten erhob ſich die Königin ſchnell. „Schweig!“ ſagte ſie unmuthig. „Jene Zeit iſt vorüber, muß vorüber ſeyn. — Komm!“

Sie ging jetzt nach dem Palaſte zurück. Auf dem kurzen Heimwege fragte Bianca plötzlich; „Beſtätigen ſich die Nachrichten von dem Unglück Eures edlen Vaters?“

„Sie beſtätigen ſich leider!“ erwiederte die Königin, und ihr ſonſt ſo heiteres Auge umwölkte ſich.

„Und will der König nicht ihm zur Hülfe nach Sizilien ziehen?“

„Wie könnte er dies, ſo lange ſein Gegner Ludwig von Anjou noch im Beſitze Neapels iſt?“

„O, der Liebe iſt Alles möglich!“ rief Bianca mit Feuer. „Ich kenne Männer, die für Euch ſich mit Freuden in den Tod geſtürzt hätten!“

„In den Tod?“ unterbrach ſie die Königin mit Bitterkeit. „Sie leben noch —“

In dieſem Augenblicke trat der junge König, von zwei ſtattlichen Männern begleitet, hinter einer Lorbeerhecke hervor. Ladislaus, von hohem, kräftigem Wuchſe, körperlich wie geiſtig ſeinen Jahren weit voraus geeilt, grüßte die Königin freundlich, bot ihr den Arm und ſagte, indem er ſie jetzt die Treppe zu dem alten Palaſt der Könige hinauf führte: „Ich werde Euch einen Mann vorſtellen, der von ſo hohem Werthe für mich iſt, daß Ihr ihm Eure Auszeichnung nicht verſagen werdet.“

Die Königin hatte in der Dämmerung die näheren Begleiter des Königs nicht genau erkennen können, und ohne zu wiſſen, wen ſie mit Auszeichnung empfangen ſollte, erwie-

deute ſie verbindlich: „Wer mir von meinem Gemahl a
ihm werth vorgeſtellt wird, iſt es mir gewiß auch ſcho
deshalb.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie in einen hellerleuch
teten Saal getreten, wo die Hofleute ihren Gebieter e
warteten. Ladislaus führte die Königin in ihre Mitte
dann wandte er ſich plötzlich. „Tretet näher, meine Ge
mahlin zu begrüßen,“ ſagte er jetzt, und eine hohe rieſen
hafte Geſtalt trat auf die Königin zu, neigte ſich ehr
furchtsvoll und blickte dann mit zwei ſprechenden Auge
die ſchöne Frau, wie es ſchien, bewundernd an, die übe
das finſtere und doch ehrwürdige Anſehen des benarbte
Mannes erſtaunt war.

„Graf Alberic von Barbiano, der erſte Feldherr Ita
liens,“ nahm jetzt der König das Wort. Ihn hat uns
ein Jugendfreund geworben, der zwei Jahre treulos ſei
nen König verließ, um unter den Fahnen des edlen Gra
fen zu fechten. Tritt auch Du näher, Andreas,“ befahl
er einem jungen Manne, der im dichten Kreiſe der An
weſenden verborgen ſtand, „birg Dich nicht zu beſcheiden
unter die Menge, auch jetzt noch biſt Du meinem Herzen
theuer.“ Ein Mann in der ſchönſten Blüthe des männli
chen Alters, edel und kraftvoll, trat nun hervor, nahte
ſich der Königin mit unſicherm Schritte, und ohne ſein
dunkles Auge nach ihr aufzuheben, beugte er das Knie
vor ihr. „Laß' die Furcht!“ ſagte Ladislaus faſt unwil
lig, „biſt ja ſonſt ein ſo kühner Mann. — Wenn Du
auch von der Königin Stolz und Kälte gehört haſt, ſo
kümmere dies Dich nicht. Wen ich liebe, auf den darf
Niemand zürnen!“

„Möge deshalb die Königin nicht zürnen, wenn ich ihr unter die Augen zu treten wage," sagte der junge Mann und sah hocherröthend nach ihr auf, die einen raschen Blick auf ihn werfend, kalt erwiederte: „Wem der König, mein Herr, seine Achtung schenkt, der könnte die meine nur freventlich verlieren."

„Ewige Sittensprüche!" sagte Ladislaus vor sich hin, ergriff die Hand des Grafen Alberic und führte ihn in eine Fenstervertiefung, mit ihm im Geheimen zu sprechen; die Königin aber verließ den Saal und begab sich mit Bianca in ihre Gemächer.

„Wußtest Du, daß Dein Bruder hier war?" fragte sie hier die Verlegene.

„Ja, gnädige Frau!"

„Und benachrichtigtest mich nicht davon?"

„Durft' ich? Habt Ihr mir nicht streng untersagt, nicht einmal seinen Namen vor Euch zu nennen?"

„Von wem wußtest Du es?" fragte die Königin nach kurzem Sinnen, die Erröthende scharf beobachtend.

„Nur von ihm selbst," erwiederte Bianca, und da Constanze nichts weiter fragte, schwieg auch sie.

2.

Andreas d'Altavilla, stets dem Herrscherstamme der Durazzo ergeben und Feind der Parthei der Anjou war in früherer Zeit vom König Ladislaus, dem von seinem ganzen Erbe nur noch Gaëta geblieben war, nach Palermo

geſchickt worden, dort Hülfe zu ſuchen. Hier hatte ihn Manfred Graf von Clermont, der Königin Vater, freundlich aufgenommen, und ihm für den jungen König manche Unterſtützung an Geld und Mannſchaft zukommen laſſen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er Conſtanze kennen gelernt, und Beide hatten ſich in der Stille lieb gewonnen; doch da ſie wohl wußten, daß der Graf von Clermont, der reichſte und mächtigſte Baron Siziliens, ſein einziges Kind dem armen Vertriebenen nicht zur Gattin geben würde; ſo ſuchte er ſeine Leidenſchaft, die er für das ſchöne Mädchen gefaßt hatte, zu bemeiſtern, und Conſtanze war ſtolz und beſonnen genug, ihre Neigung vor ihm zu verbergen. Aber wo iſt die Liebe, die der Liebe verborgen bleiben könnte! Vermied auch Conſtanze jedes Alleinſeyn mit Andreas, war auch jedes ihrer Worte kalt und abgemeſſen, ſo ſprach doch ihr Auge zu deutlich, als daß er länger an ſeinem Glücke hätte zweifeln können. Die Hoffnung, das ſchöne reiche Mädchen zu gewinnen, erwachte nun in ihm trotz aller Hinderniſſe, und er verbarg ihr ſein Herz nicht mehr, ſeine Liebe ſprach ſich laut aus, ohne erhört, ohne zurückgewieſen zu werden.

Aber die Hoffnung täuſchte ihn. König Ladislaus, damals erſt 16 Jahre alt, hatte faſt ſein ganzes Erbe an Ludwig von Anjou verloren, und nur von dem Papſte Bonifacius dem 9ten unterſtützt, verließ ihn Alles, nur der kühne Muth nicht; ſein verlornes Reich zu erobern war Zweck und Ziel ſeines Lebens, dem er Alles opferte. Da faßte ſeine verſchlagene Mutter, vielleicht ſelbſt durch manches Wort d'Altavilla's bewogen, den Entſchluß, für ihren Sohn um die reiche ſizilianiſche Erbin zu werben.

Geld war dem Könige das Nöthigſte, und dieſer, dem oft ſein Liebling die Schönheit Conſtanzens gerühmt hatte, dem jedes Mittel erlaubt ſchien, wenn es ihn nur zum Ziele führte, ergriff dieſe Gelegenheit, warb um die ſchöne edle Sizilianerin, und Graf Manfred, den Glanz ſeines Hauſes, durch eine Königskrone auf dem Haupte ſeiner Tochter noch erhöht ſehend, zahlte ein anſehnliches Heirathsgut, und ſchickte ſeinem Eidam 2000 Söldner und 200 Gebarniſchte, die er aus eignen Mitteln warb und beſoldete, zur Hülfe.

Conſtanzens Wille kam hierbei nicht in Betracht, ſie durfte gegen die Krone Neapels ihre Neigung nicht in die Wagſchale legen, mußte mit blutendem Herzen an den Altar treten, und dem Könige, der einige Jahre jünger war als ſie, die Hand reichen. Ob der Anblick des kräftigen, wahrhaft ſchönen Jünglings, ob die Krone auf ihrem Haupte manchen Tropfen lindernden Balſams in ihr Herz geträufelt haben mochte, konnte man wohl bei der anſcheinenden Ruhe ihres Gemüthes und bei der Gewalt, die ſie über ſich hatte, in dem erſten Augenblicke ſchwer errathen. Späterhin ſchien ſie in ihr Geſchick ergeben, hing mit treuer Liebe an ihrem Gemahl, obgleich dieſer ihr wohl oft mit jugendlichem Leichtſinn und einer gewiſſen Rohheit, die aus ſeinem Hange zum Kriegsleben, vielleicht auch aus dem Drange der Verhältniſſe ihm geworden war, Gelegenheit gab, ihres erſten Geliebten vergleichend zu gedenken. Aber manche glänzende Eigenſchaften des jungen Königs ließen ſie bald ſeine Uebereilungen vergeſſen, und ſo lange er mit leidenſchaftlicher Liebe zu ihr zurückkehrte, hielt ſie ſich in ihrer Pflicht, in ihrer Liebe

glücklich. Sie hatte der, ihr zum Hoffräulein gegebenen Bianca d'Altavilla ſtreng verboten, des Bruders zu erwähnen, und durch die Feſtigkeit ihres Charakters, vielleicht auch ſich in ihrem Glanze behaglich fühlend, war es ihr gelungen, ganz Herrin ihrer Neigung zu werden und die erſte Liebe zu vergeſſen, wenn es möglich wäre, dieſe Erſtlingsblüthe des paradieſiſchen Lebens je ganz vergeſſen zu können.

Politik und Nothwendigkeit, nicht Neigung hatte Ladislaus zur Wahl Conſtanzens beſtimmt. Der Anblick der ſchönen Braut hatte zwar die Leidenſchaft des Jünglings entflammt, den Leidenſchaft und Heftigkeit durch ſein ganzes Leben begleiteten, aber je höher dieſe Flamme emporflackert, deſto ſchneller verliſcht ſie. Die Schönheit der Königin ließ ihn bald gleichgültig, ihr ruhiges, ernſtes Benehmen war ihm nicht aufmunternd, ihre ſtrenge Tugend oft langweilig, und ſo verminderte ſich ſchon im zweiten Jahre ihrer Ehe die Gluth, mit der er anfangs an ihr gehangen hatte. Hierzu kam noch, daß, als er kaum das männliche Alter erreicht hatte, ſie ſchon aus den Jahren der erſten Blüthe trat und wohl die Veränderung bemerkte, die in dem Innern ihres Gemahles verging, es aber verſchmähte, durch mancherlei Künſte, die dem liſtigen Weibe zu Gebote ſtehen, der Liebe neuen Reiz zu geben. Am meiſten trugen aber wohl zu dieſer Veränderung die Unfälle bei, die dem Grafen von Clermont und ſeiner Parthei begegneten; er unterlag ſeinen Feinden, mußte ſeine Krieger zur eigenen Vertheidigung nach Sizilien zurückrufen, und ſo bot Conſtanze dem ehrſüchtigen Könige keine Entſchädigung für den Mangel fürſtlicher Geburt.

D'Altavilla, den der junge König ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren allen andern ihm treu gebliebenen Baronen vorzog, hatte an dem Tage, wo Ladislaus, ſeine ſchöne Braut abzuholen, nach Palermo überſchiffte, das Hoflager von Gaëta heimlich verlaſſen und ſich den Schaaren Alberics von Barbiano angeſchloſſen, wo er ſich durch Tapferkeit und manche kühne That auszeichnete. Dem Könige, dem er weislich die Urſache ſeiner Entfernung verſchwieg, that es leid, den Mann, vielleicht den einzigen, den er wahrhaft liebte, entfernt zu ſehen, er verſuchte alles mögliche, ihn zurückzubringen, aber immer vergebens, bis es deſſen Schweſter Bianca endlich gelang.

Der König hatte, aus Anhänglichkeit an den Bruder, Bianca den Ehrenpoſten bei ſeiner Gemahlin zugetheilt; Conſtanze war ihm dafür dankbar, denn bald knüpfte ſich ein Freundſchaftsband zwiſchen Beiden, obgleich Beider Charaktere ſich nicht im mindeſten glichen; vielleicht trug hierzu, ohne daß ſie ſelbſt es ahnete, die, wenn auch ſchwindende Neigung der Königin etwas bei. Bianca's lebensfroher Sinn, der faſt an Leichtſinn grenzte, ihre ewig neckende, ſcherzende Laune, ihre Luſt an Vergnügungen, ſtimmten nicht mit der ernſten, beſonnenen Handlungsweiſe Conſtanzens, und dennoch war Bianca's Umgang ihr zum Bedürfniß geworden, beſonders in der letzten Zeit, wo düſtere Ahnungen das Herz der Königin betrübten, ſo daß ſelbſt manches hingeworfene Wort übelgeſinnter Menſchen, mancher unbelauſcht geglaubte Blick ihres Gemahls, der ſie leicht zur Eiferſucht hätte entflammen können, das Zutrauen zu ihr dennoch nicht erſchütterte. Ein inniges, freundliches Wort des Mädchens, ein ſanftes Anſchmiegen,

das so ganz aus der Tiefe des Herzens zu kommen schien, verwischte schnell jeden Eindruck, und so ernst und abgemessen die Königin sie auch öffentlich behandelte, so freundlich und herzlich blieb sie, wenn sie in ihrem Gemache allein mit ihr war.

Das unerwartete Erscheinen d'Altavilla's schien zwar eine plötzliche Veränderung in dem Benehmen der Königin gegen Bianca hervorgebracht zu haben, doch diese blieb sich gleich, schien es nicht zu bemerken, und ihr durchdringender Verstand glaubte darin mehr eine Waffe der Königin gegen sich selbst, als eine Abnahme ihrer Gunst zu sehen. Die Listige mochte nicht Unrecht haben, denn der Anblick des Geliebten hatte jetzt so manches verschwunden geglaubte Bild wieder zurückgerufen, so manches schlummernde Gefühl geweckt, daß Constanze nach strenger Prüfung ihres Herzens beschließen mußte, streng über sich zu wachen. Erfreut hatte sie seine Ankunft nicht, und wäre sie mißtrauisch gewesen, hätte sie ängstlich und streng manche Verhältnisse gewägt, so hätte sie leicht auf den Gedanken kommen können, d'Altavilla sey nicht ohne Absicht an den Hof ihres Gemahls zurückgekehrt.

Daß der König sie jetzt mehr als je vernachlässigte, that ihr zwar weh, doch tröstete sie sich mit dem Gedanken, er gebe sich mit seinem gewohnten Ungestüm dem so lang entbehrten Liebling ganz hin, auch wußte sie, daß ein geheimer Plan ausgeführt werden sollte, denn täglich war der zum Connetable des Reiches ernannte Graf Alberic von Barbiano bei ihrem Gemahl, und von allen Seiten zogen die dem Hause Durazzo treu gebliebenen Barone mit ihren Kriegsvölkern nach Gaëta heran. Wie

ſollte der tapfere, jugendliche, mit der Eroberung ſeines Königreiches beſchäftigte Fürſt, nicht die Liebe für einige Zeit dem Ehrgeize nachſetzen? Sie ſuchte zu ihrem eigenen Troſte jeden Grund hervor, der ihren Gemahl entſchuldigen konnte, aber ihr geheimer Kummer mehrte ſich auch mit jedem Tage, obgleich ſie zu ſtolz war und zu viel Charakterſtärke beſaß, irgend Jemandem, ſelbſt Bianca nicht, ſich mitzutheilen; öffentlich zeigte ſie ein heiteres Geſicht.

3.

Eines Abends ſaß Conſtanze wieder auf ihrem Lieblingsplatze unter der Pinie und blickte ſinnend auf eine Galeere, die im Golf vor Anker lag und am andern Tage den König nach Rom bringen ſollte. Obſchon an die häufigen Entfernungen ihres Gemahls gewöhnt, war ihr doch die jetzige Reiſe doppelt unangenehm, wußte ſie auch ſelbſt nicht recht warum. Der Zweck der Reiſe war ihr bekannt, der König ſuchte bei dem Papſte Hülfe an Mannſchaft und Geld, die ihm auch Bonifaz bereitwillig gegeben hätte, wäre er nur nicht ſelbſt ſo arm geweſen, da die meiſten Länder, die wahren päpſtlichen Goldgruben, den Gegenpapſt Clemens, der zu Avignon reſidirte, als den wahren Papſt anerkannt hatten. Frankreich, und hauptſächlich Ludwig von Anjou, der mit einem Heere Provencalen das ganze Königreich Neapel, außer Gaëta, in Beſitz hatte, unterſtützten Clemens, Grund genug, daß Bonifaz Ladislaus als den rechtmäßigen König von Neapel aner-

kannte. Dieſer Zweck konnte der Königin nur angenehm ſeyn, aber ſie fürchtete vielleicht, d'Altavilla, obgleich er ſich bisher in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihr zurückgezogen hatte, werde in Gaëta bleiben und ſich ihr zu nähern ſuchen, oder ſie hatte ſonſt einen geheimen Grund, dieſe Reiſe zu fürchten.

Bianca verließ die Königin unter irgend einem Vorwande, ſie war mithin allein und ihren trüben Ahnungen hingegeben, als ſie plötzlich ein leiſes Geräuſch hinter ſich vernahm; ſie ſprang auf, und d'Altavilla ſtand vor ihr. Im erſten Augenblicke war ſie überraſcht, auch er ſchien verlegen und ſtammelte einige Entſchuldigungen, bald aber gewann ſie wieder Faſſung und fragte mit dem ihr eigenen Ernſte: „Was führt Euch hierher? Zum Luſtwandeln iſt der Garten des Palaſtes, ſelbſt für den Liebling des Königs, kein angemeſſener Ort.“

„Königin!“ erwiederte d'Altavilla, ſich ehrfurchtsvoll neigend. „Haltet es nicht für Zudringlichkeit, daß ich die Gelegenheit ergreife, die der Zufall mir bietet.“

„Der Zufall?“ unterbrach ihn die Königin.

„Ja, gnädigſte Frau, der Zufall führt mich in Eure Nähe; ich ſuchte meine Schweſter —“

„Im Palaſte werdet Ihr ſie finden, begebt Euch nur dorthin.“

D'Altavilla war einige Augenblicke unſchlüſſig, ob er ſeinem Stolze, ob er ſeinem Herzen folgen ſolle; er blieb. „Zwei Jahre habe ich mich freiwillig aus Eurem Zauberkreiſe verbannt,“ begann er dann, „zwei Jahre fern von Euch mein verlorenes Paradies betrauert, habe meinen Schmerz männlich in meine Bruſt verſchloſſen und geſchwie-

gen; wußt' ich doch, daß auch Ihr mit blutendem Herzen das ewig bindende Wort spracht. Auf Befehl des Königs bin ich in Eure Nähe zurückgekehrt, nicht aus freiem Willen, denn welches Glück konnte ich hier erwarten?" —

„Endet!" unterbrach ihn die Königin unwillig.

„Ihr müßtet nicht Constanze von Clermont seyn, Königin! wenn Ihr freudigen Herzens mich anhören könntet, Ihr müßt mir in diesem Augenblicke zürnen, in dem andern aber werdet Ihr mir verzeihen. Nur um einen Augenblick des Mitleids flehe ich zu Euch, um ein Wort, das über mein Schicksal, vielleicht über das Eurige entscheiden könnte, eines nur erwiedert mir; laßt dabei Stolz und Pflicht schweigen, laßt das Herz nur sprechen. Darf ich eine Frage an Euch thun, von deren Beantwortung das Glück meines Lebens abhängt?"

„Warum nicht?" antwortete die Königin, und in dem Tone, womit sie dies sprach, mochte für ihn wohl ein Nachklang vergangener Zeiten liegen, denn er fühlte das Bittere nicht, das sie wohl eigentlich hinein legen wollte.

„Nun denn, so möge Gott mir die rechten Worte geben, daß ich Euch nicht beleidige," sprach er in sonderbarer Verlegenheit und mit der Hast, die jeden gewagten Entschluß begleitet.

„Beeilt Euch!" sagte die Königin rasch und ließ den zurückgeworfenen Schleier fallen.

„Königin von Neapel!" begann er stockend, „fühlt Ihr noch, so weit es Eure Pflicht als Gattin erlaubt —

oder vielmehr, denkt Ihr noch jener ſeligen Tage in Palermo mit Rührung, wenn auch nicht mit Liebe? —"

Trotz dem, daß er mit Zagen dieſe Worte ſagte, daß in jedem tiefer Schmerz, tiefes Gefühl ſich ausſprach, wendete ſich die Königin plötzlich, ohne ein Wort zu erwiedern, von ihm ab, ging dem Palaſte zu, und da er, wahrſcheinlich ſie zurückzuhalten, nacheilte, brach ſie mit Haſt eine halb entblätterte Roſe und ließ ſie fallen. D'Altavilla hob ſie ſchnell auf. „Darf ich ſie als Antwort deuten?" rief er und glaubte eine kaum bemerkbare bejahende Bewegung ihres Hauptes zu ſehen. Ohne noch auf die Roſe zu blicken, folgte ſein Auge der Königin, die mit eilendem Schritte nach dem Palaſte zurückkehrte, und ſeinem Blicke bald entſchwunden war.

Jetzt erſt betrachtete er die Roſe, die er als ein Zeichen der Huld aufgehoben hatte, und fühlte jetzt erſt den blutigen Stich ihres Dornes. „Entblättert, halbverwelkt!" rief er ſchmerzvoll. „Haben dieſe Thautropfen, welche der Abend zur Erquickung auf die matten Blätter ſenkte, auch Bedeutung? — O Liebe, Liebe, wie ſchnell iſt Dein Frühling vorüber! Wie vergänglich iſt Deine Ewigkeit! Lockt eine Königskrone, dann welken Deine Roſen ſchnell, und die Ehrſucht tauſcht freudig das Diadem für Deinen Kranz. Aber in einer einſamen Stunde, in einer Stunde, wo die vergangene Seligkeit ſchmerzvoll uns entgegen tritt, da ſollte man doch noch aus Mitleid dem Bettler eine unverwelkte Roſe reichen, daß er bei ihrem Anſchauen den ſchönen hingeſchwundenen Traum noch einmal träumen könnte. Das war grauſam, Conſtanze, nicht der Dorn der Roſe allein verwundete mich, auch Du!" Träumend

verließ er nun den Garten, zerpflückte die letzten Blätter der Welkenden und übergab sie dem Abendwinde. „Nein, ohne Liebe möchte ich selbst den Juweel nicht!“ rief er aus. Sein Weg führte ihn nun zu dem Könige, der ihn schon längst erwartete.

„Begleite mich zu meiner Gemahlin!“ sagte Ladislaus. „Ich möchte heute nicht gern ohne Dich zu ihr gehen, ich muß ihr Lebewohl sagen.“

„Laßt mich zurück, Herr!“ bat d'Altavilla.

„Weshalb? — Du weißt, es ist mir ein schwerer Gang, Verstellung ist mir fremd und doch hier nothwendig. Auch muß ich noch manches, unsern Plan betreffend, mit Deiner Schwester verabreden, indessen Du die Königin unterhalten wirst.“

„Ich?“ unterbrach ihn d'Altavilla, sich vergessend.

„Ja, Du! — Sprich mit ihr von vergangener Zeit, von Deinem Aufenthalte in Palermo — Ihr habt Euch ja früher gekannt — unterhalte sie, so gut Du es vermagst, damit ich nicht gestört werde.“

„Mein König!“ bat Andreas, dem das geheime Gespräch des Fürsten mit seiner Schwester nicht gefallen konnte; doch die Heftigkeit des jungen Monarchen bei dem geringsten Widerstande kennend, folgte er ihm, da dieser mit schnellen Schritten voranging.

Die Königin war nicht wenig von diesem Besuche überrascht, der eben ein ernstes Gespräch zwischen ihr und Bianca unterbrach. Sie war in diesem Augenblicke zu bewegt, um den König mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, der es auch nicht zu bemerken schien, und nach einigen höflichen Worten, mit denen er ihr seine

morgende Abreiſe nach Rom ankündigte, die ihr doch ſchon längſt bekannt war, trat er mit Bianca bei Seite und unterhielt ſich mit ihr, dem Anſchein nach, von wichtigen Dingen, denn Ladislaus war hierbei ernſt und bewegt. Unterdeſſen nahte ſich d'Altavilla der Königin. „Das Entblätterte," ſagte er mit halbleiſer Stimme, „iſt ein Zeichen der Vergänglichkeit."

„Werdet Ihr Eurem Herrn nach Rom folgen?" fragte ihn die Königin mit lauter Stimme, ohne auf ſeine Rede etwas zu erwiedern.

„Ja, gnädigſte Frau!"

„Wenn Ihr dort Gelegenheit habt, mit dem heiligen Vater von mir zu ſprechen —"

„Gewiß," fiel ihr d'Altavilla mit ſonderbarer Eile in die Rede.

„So bittet ihn, daß er mich in ſein frommes Gebet ſchließen und mir, als einer gehorſamen Tochter, ſeinen heiligen Segen ertheilen möge."

„Das werd' ich, hohe Frau!"

„Sebt Ihr dort den Kardinal von Clermont, meinen würdigen Ohm, ſo bittet ihn, daß er ſich meines bedrängten, von Allen verlaſſenen Vaters annehme."

„Mit Freuden werde ich dem frommen Fürſten der Kirche die Bitte meiner Königin vertragen."

„Und Euch, mein theurer Gemahl, erſuche ich," begann ſie die Unterredung des Königs mit Bianca zu unterbrechen, „Euch erſuch' ich, in dieſer Stadt der Welt Eure Gemahlin nicht ganz zu vergeſſen, und mir irgend eine Reliquie von dem heiligen Vater mitzubringen."

„Ich hoffe Euch ſicher etwas von dem heiligen Vater

mitbringen zu können," erwiederte der König kurz, aber mit Bedeutung, und verließ, über das Abbrechen seines Gespräches mit Bianca, vielleicht über das Gespräch selbst unzufrieden, mit seinem Begleiter das Zimmer der Königin, die, als sie mit Bianca allein war, keine Frage an diese über die Unterredung mit dem Könige richtete, obgleich ihr das Benehmen desselben gegen ihr Hoffräulein auffallender als sonst erscheinen mußte. Sie kannte Bianca's schwärmerische Liebe zu dem Bruder, sie kannte dessen Anhänglichkeit an den König, wußte, wie der Ehrgeizige kein Opfer scheut, Fürstengunst zu erhalten, und so stiegen zum ersten Male Zweifel an der Treue ihrer Freundin in ihr auf, und ihr gekränkter Stolz erwachte. Unruhig verbrachte sie den übrigen Theil des Abends, entließ bald ihre Frauen, und statt sich zur Ruhe zu legen, setzte sie sich an das offene Fenster, wo sie den Golf und das weite dunkle Meer vor sich liegen sah. Hier überließ sie sich ihrem Unmuth und ihrem Schmerz. Die Natur war so stürmisch geworden, wie ihr Inneres, der Wind brauste, die Wellen schlugen rauschend an die Felsklippen, dunkle Wolken jagten an dem Monde vorüber, bedeckten hier ein funkelndes Sterngebild, und ließen dort ein anderes im strahlenden Glanze hervorblicken; es war eine schöne Sturmnacht.

Während sie diesem Schauspiele zusah, schweifte ihr Blick auch zufällig über den Garten, aus welchem Orangen- und Blumendüfte erquickend zu ihr heraufstiegen. Da sah sie eine dunkle Gestalt in einen Mantel gehüllt durch die Lorbeerhecken schreiten, sie ging auf und ab, sich wenig um den Sturm kümmernd, der den weiten Mantel rauschend über ihr zusammenschlug; bald nahte die Gestalt

dem Palaſte, bald entfernte ſie ſich wieder, um bei dem Lieblingsplätzchen an der hohen Pinie zu verweilen. Conſtanzens Herz klopfte. „Sollte er es wagen, ſollte das d'Altavilla ſeyn?" fragte ſie ſich. — Doch nein, er war es nicht; eine weibliche Geſtalt trat jetzt aus einer, ſonſt immer verſchloſſenen Thür des Palaſtes, bei deren Anblick die Königin ſich ſchnell hinter den Vorhang barg, um ungeſehen zu lauſchen. Sie ſchritt nach dem Geſtade, der Mann mochte ſie ſehen, er ging mit raſchen Schritten auf ſie zu, ſie beeilte zwar die ihrigen nicht, vermied ihn aber auch nicht, und Beide waren bald dem Auge Conſtanzens entſchwunden.

Sollte das der König und Bianca ſeyn? Dies war der Gedanke, der in dieſem Augenblick in ihr aufſtieg. Sie warf ſchnell den Mantel um, nahm eine Kerze, öffnete leiſe und ängſtlich ihre Thür, als ob ſie ſelbſt den Weg des Verbrechens gehe, ſchlich über den Gang und ſtand vor der nur angelehnten Thür Bianca's; zitternd trat ſie ein, ſchob den Vorhang des Bettes zurück — es war leer, Bianca nicht hier. Da entquoll ein tiefer Seufzer Conſtanzens bewegter Bruſt, ein Gefühl, ihr bisher fremd, das ihr Herz, ihr liebendes Herz, ſo wie ihren Stolz zugleich zermalmte, hatte ſich ihrer bemächtigt. „Liebe, Freundſchaft, was ſeyd Ihr!" rief ſie unmuthig aus und blieb in der Mitte des Zimmers unentſchloſſen ſtehen. Mancherlei Empfindungen ſtritten in ihr, endlich ſiegte der Stolz. „Ich will meinen Schmerz verbergen," ſagte ſie vor ſich hin, „aber ſie ſoll als Sünderin vor mir ſtehen, ſoll wiſſen, daß ich ſie durchſchaut habe!" Sie nahm eine kleine Perlenſchnur von ihrem blendenden Halſe,

legte sie auf ein Tischchen, das vor Bianca's Bette stand, und entfernte sich wieder, um an dem Fenster zu lauschen. Ohne Jemand zu sehen, saß sie lange dort, endlich kamen die beiden Gestalten Hand in Hand durch den Ulmengang herauf, doch als sie näher kamen, trieb der Sturm die Wolken mit tückischer Eile vor den hell leuchtenden Mond, sein Licht verlosch, die Königin konnte sie nicht erkennen.

4.

Mit dem ersten Schimmer des Tages liefen noch drei päpstliche Galeeren in den Hafen ein und legten unter dem Felsen an, während das Gepäck des Königs in der schon vor Anker liegenden eingeschifft wurde. Constanze, welcher der Kummer den Schlaf geraubt hatte, stand schon am frühen Morgen an dem Fenster und sah, ohne es zu beachten, auf das Gewirr und das geschäftige Hin- und Herlaufen der königlichen Diener und des den Fürsten begleitenden Gefolges. Da gab ein Trompetenstoß das Zeichen, daß der König komme, und ohne recht zu bedenken, was sie that, eilte sie in den Garten der Pinie zu, von wo sie die Abfahrt der Galeere, wenn auch nicht das Einschiffen ihres Gatten sehen konnte. Wie wurde sie überrascht, als sie Bianca schon hier fand, die, wenn auch im ersten Augenblicke leicht erröthend, doch mit gewohnter Freundlichkeit die Hand der Königin ergriff, sie begrüßte und mit unschuldigem, ruhigem Lächeln sagte: „Ihr werdet auf mich zürnen, Gebieterin, daß ich noch spät in der Nacht auf Abentheuer aus-

ging; die Perlenschnur, die ich auf meinem Tische fand, zeigte mir, daß Ihr mich auf meinem Lager gesucht hattet. Was ich that, geschah für Euch, und mich zu rechtfertigen muß ich leider den Bruder anklagen. Seine thörichte Leidenschaft trieb ihn gestern in den Garten, dort sah ich ihn unter Eurem Fenster auf und ab schreiten, ich fürchtete, er möchte eine Thorheit begehen, möchte es vielleicht wagen, seine Empfindungen durch Gesang auszusprechen —"

„Das wagt Andreas d'Altavilla nicht, dazu kenne ich ihn, er mich zu gut!" unterbrach sie die Königin.

„Und doch fürchtete ich es, gnädige Frau," fuhr Bianca fort, ohne sich durch diese Bemerkung irre machen zu lassen. „Ich eilte hinunter —"

„Wie kamst Du durch die verschlossene Pforte?" fragte die Königin.

„Ich fand sie offen," erwiederte das Fräulein, „ging hindurch und sah —"

Eben verkündeten Trompeten und der Klang von Cymbeln und anderen Instrumenten die Abfahrt des Königs. Bianca sprang nach der äußersten Felsspitze, die Königin folgte ihr langsam, sie mit zweifelhaftem Blicke betrachtend. Ein sanfter Südost schwellte die Segel, die Ruderer begannen ihr Lied, taktmäßig peitschten sie die schäumenden Wellen, und leicht glitten die Galeeren über die blaue Fluth des Golfes hin. König Ladislaus, auf der mittelsten Galeere stehend, grüßte im Vorüberfahren die Damen freundlich, unter lautem Jubel schwamm die kleine Flotte dahin und war bald hinter dem Felsen dem Auge der Frauen entschwunden.

Die Königin war nicht für Mißtrauen empfänglich; ihr reines Gemüth, jeder Schuld fremd, hielt Andere für gleich tugendhaft und sittlich, und so bald es sie selbst betraf, kämpfte ein edler Stolz gegen jedes Einflüstern des Mißtrauens; so war es auch jetzt, sie wünschte sich getäuscht zu haben. So wenig sie auch glauben konnte, der bescheidene d'Altavilla könne bei Nacht unter ihrem Fenster wie ein verliebter Ritter girren, so überredete sie sich doch gern, daß das Kriegsleben den Bescheidenen zum Kecken umgeschaffen hätte, und er jetzt wohl solcher Thorheit fähig sey. Sie berührte deshalb den nächtlichen Vorfall mit keiner Silbe mehr, auch Bianca hütete sich, ihn weiter zu erwähnen.

Graf Alberic von Barbiano war dem Könige nicht nach Rom gefolgt. Frühere Verhältnisse, in denen er dem römischen Stuhle feindlich gegenüber gestanden hatte, machten dem Papste seine Gegenwart nicht wünschenswerth; so blieb er in Gaëta zurück und ordnete während der Abwesenheit des Königs Alles zu dem bevorstehenden Feldzuge. Er war sehr viel um die Person der Königin, gegen die er sich mit Auszeichnung benahm; es war nicht bloß die ihrem Stande schuldige Achtung, es war eine Art Verehrung, die er ihr zeigte, und an welcher die Dankbarkeit vielleicht eben so viel Theil hatte, als die wahrhaft herrlichen Eigenschaften der edlen Frau. Sie war bei all' ihrem Ernste, der nur dem Zudringlichen als zurückschreckender Stolz erscheinen konnte, allgemein beliebt, voll Milde, eine Mutter der Armen. Ein Muster der Tugend und Sanftmuth, ertrug sie die Härten des jungen, leicht aufbrausenden Gemahls mit so viel edler Ruhe, selbst mit Stolz, daß er

beschämt oft seinen Fehler erkannte. Und bei allen diesen inneren Vorzügen hatte die Natur sie auch körperlich so herrlich ausgestattet wie Keine. Ein majestätischer Wuchs, ein dunkles Auge, aus dem stille Schwermuth sprach, ein Mund, zum Küssen geformt und doch von Wehmuth umflossen, ein Hals, wie kein Meisel ihn üppiger bilden konnte, dies Alles machte sie zur schönsten Frau Italiens; die Krone der Schönheit hätte sie geschmückt, wenn auch die Krone Neapels ihr nicht geworden wäre.

In früherer Zeit, ehe noch Graf Alberic an der Spitze der Heere stand, war er im Kriege gegen die Florentiner gefangen worden, und da er arm und ohne Mittel war, das Lösegeld zu bezahlen, mußte er in langer Gefangenschaft schmachten. Graf Manfred von Clermont, zufällig in Florenz, und in dem Jünglinge schon damals den Helden erkennend, nahm sich seiner an, zahlte das Lösegeld für ihn, gab ihm durch seine Unterstützung Gelegenheit, selbst einen Haufen Kriegsvolk zu werben und so die Laufbahn, auf der er sich bis zum ersten Feldherrn Italiens schwang, muthvoll zu beginnen. Nie vergaß dies Alberic von Barbiano, und er zeigte sich dem edlen Sizilianer stets dankbar. Auch der Königin wünschte er für die Wohlthaten des Vaters Erkenntlichkeit beweisen zu können, und um so mehr, da ihr Vater von seiner Höhe gesunken war, und seinem Scharfblicke die gefährliche Stellung der Königin in Hinsicht ihres Gemahls nicht entging. Dies mochte auch wohl der Grund seyn, weshalb er sich mit unverstellter Kälte gegen den Günstling benahm, und an der schönen, allgemein gefeierten Bianca

d'Altavilla unbeachtend vorüber ging. Wäre der Connetable nicht ein ſo ernſter, über jeden Vorwurf erhabener Mann geweſen, ſo hätte man bei ſeiner ſteten Aufmerkſamkeit für die Königin leicht glauben können, ihre Reize hätten ihn zu einer Thorheit verlockt.

Conſtanze ſelbſt wurde zuweilen an ihm irre. Traf es, daß ſie ſich mit ihm allein befand, ſo glaubte ſie eine gewiſſe Verlegenheit an dem ſonſt ſo offenen, kühnen Manne zu bemerken, es ſchien ihr dann, als ſchwebe ein Geſtändniß auf ſeinen Lippen, und als habe er doch nicht den Muth es auszuſprechen. Das that der Königin wehe, denn ſie fühlte wahre Hochachtung für den gefeierten Helden, deſſen Thaten die Dichter beſungen hatten, und der dadurch in dem Munde von ganz Italien lebte. Auch Bianca, vielleicht ſich wegen ſeines an Verachtung ſtreifenden Gleichmuthes zu rächen, machte die Königin aufmerkſam und nannte ihn ſcherzweiſe der Königin Ritter, doch dieſe, jetzt nur ſelten zum Scherz aufgelegt, übrigens ſeit jener nächtlichen Szene weniger Vertrauen mehr in Bianca ſetzend, legte dann oft ihrer neckenden Laune den Zügel an und verwies es ihr ernſt.

So verſtrichen die Tage während der Abweſenheit des Königs einförmig, faſt traurig. Von keinem Orte trafen freudige Nachrichten ein. Conſtanzens Vater war krank, ſeine Parthei kämpfte noch mit letzter Kraft wider die Gegner. Eine Flotte der Provenzalen ſegelte den Golf vorüber und feuerte wie zum Hohn ihr Geſchütz auf Gaëta ab. Immer mehr befeſtigte ſich die Macht Anjou's in Neapel, immer wankender wurde die Treue der neapolitaniſchen Barone, die bisher noch dem Hauſe Durazzo an-

gehangen hatten, und selbst der König schien in Rom nicht zufrieden, obgleich er daselbst feierlich empfangen worden war, und Segen, Versprechungen und Bullen so viel er nur wünschte, nur kein Geld und kein Kriegsvolk haben konnte. Noch hielt der Ruf Alberics das von ihm geworbene Heer zusammen, aber da er selbst alle seine Mittel erschöpft hatte, blieb ihm wenig Aussicht, noch länger ohne Geld die Forderungen der Söldlinge zu befriedigen und die schon glimmende Meuterei zu beschwichtigen, doch that er alles nur mögliche, denn auf dem Heere allein beruhte ja Ladislaus Hoffnung und auch die seine.

5.

Dem jungen Könige wurde der Aufenthalt in Rom mit jedem Tage unangenehmer. Mancherlei zog ihn nach Gaëta zurück, überdies wollten seine Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, und leere Vertröstungen hielten ihn von einer Woche zur andern hin. Er sah klar, daß er außer geistlicher Hülfe wenig vom Papste zu erwarten habe, der nicht einmal Herr in Rom war, sondern ganz von dem Volke abhing. Die Kardinäle, deren Existenz mit der des Papstes verbunden war, schossen endlich einiges Geld zusammen, doch war dies nicht hinreichend, dem Kriegsvolke nur einen Monat Sold zu zahlen.

Der König hatte 300 Mann seiner Leibwache, versuchte Bogenschützen, zu seiner Bedeckung mit nach Rom

gebracht. Dieſer ſonſt an ſich unbedeutende Umſtand gab für den Augenblick ſeinen Verhältniſſen einen raſcheren Gang. Die Banderesen (Hauptleute der Stadtſoldaten), unzufrieden mit dem Papſte, wiegelten das Volk auf und beſtürmten plötzlich den Vatikan, wo dem heiligen Vater ohne die ſchnelle Hülfe König Ladislaus, der ſich an der Spitze ſeiner Leibwache mit tollkühnem Muthe den Römern entgegenwarf und ſie in die Stadt zurücktrieb, nicht ſo viel Zeit geblieben wäre, ſich nach der Engelsburg zu flüchten. Bei der Verfolgung der Bürger verübte der umſichtige Fürſt keine Grauſamkeit, hielt ſtrenge Mannszucht, ließ aus weiſer Politik, um ſich den Römern gefällig zu zeigen, die Gefangenen, ſelbſt die Anführer los, und begann am andern Tage die Unterhandlungen zwiſchen dem Papſte und der Stadt, die er in Kurzem zu beiderſeitiger Zufriedenheit endete. Die Römer liehen ihm aus Dankbarkeit **100000** Kronen, der Papſt und die Kardinäle leerten zur Unterſtützung ihres jugendlichen Beſchützers jetzt williger die Seckel, auch verſprach der Papſt ihm in einer Sache gefällig zu ſeyn, worin er ihm früher immer entgegen geweſen war. So konnte Ladislaus wenige Wochen darauf mit einer ziemlich anſehnlichen Summe Geldes, mit 200 Schwergepanzerten und **1000** Bogenſchützen verſtärkt, den Rückweg nach Gaëta antreten.

Hier angelangt, ſäumte er keinen Augenblick, das Nöthige zum Angriff Neapels in Stand zu ſetzen. Krieger aus Ehrgeiz und Thatendurſt, ſchien er alles Andere zu vergeſſen. Täglich war er im Lager, ordnete Alles in Perſon, war der thätigſte, gewandteſte ſeiner Krieger, und der Connetable ſelbſt konnte ihm ſeine Bewunderung

nicht versagen. „Läßt Euch Gott das Leben, gnädiger Herr," sagte er ihm, „und seyd Ihr nicht zu besonderem Unglück bestimmt, so wird die Krone von Neapel nicht die einzige seyn, die Euer königliches Haupt schmückt!"

Aber die Königin war mit ihrem Gemahle nicht so zufrieden, denn seit der Rückkehr von Rom vernachlässigte er sie augenscheinlich, und hielt es fast nicht mehr der Mühe werth, seine Aufmerksamkeit für Bianca zu verbergen. Dem Hofe, dem Heere blieb dies kein Geheimniß mehr, und in je höherer Achtung die Königin stand, desto stärker war der Tadel, der sich über den jungen leichtsinnigen Monarchen aussprach. D'Altavilla, von dem man glaubte, er wolle sich durch seine Schwester noch mehr in der Gunst des Königs befestigen, erntete allgemeinen Haß, doch Alles schwieg; nur der Connetable, der nie um die Gunst des Königs gebuhlt hatte und den jeder Fürst gern mit seinen Gebarnischten in seine Dienste genommen hätte, fürchtete nicht das Wohlwollen des Königs zu verlieren, und hatte den Muth, offen mit ihm über sein Verhältniß zur Königin zu sprechen.

Doch Ladislaus liebte dergleichen Zurechtweisungen nicht. „Connetable!" erwiederte er, nachdem er ihn ruhig hatte ausreden lassen. „Jeder ist in seinem Hause Herr, der Herr des Landes, der König wohl am meisten. In Kriegssachen sprecht unaufgefordert, ich werde Euch anhören und Euren Rath beherzigen, aber im Uebrigen bitte ich Euch, nicht zu glauben, ich sey meiner Jugend wegen noch nicht dem Hofmeister entwachsen, da irrt Ihr in mir!" Der Connetable schwieg, aber von diesem Augenblicke an

trat ein feindſeliges Verhältniß ein, das in der Zukunft auf Beide nachtheilig wirkte.

Auch zu den Ohren der Königin war die Nachricht von dem Zwiſte ihres Gemahls mit dem Connetable gekommen, da an einem Hoflager kein Wort unbelauſcht bleibt, und es dann wie ein tauſendfaches Echo, als öffentliches Geheimniß, von Mund zu Munde geht. Was die Urſache der Unzufriedenheit des Königs geweſen ſey, erfuhr ſie nicht, daß ſie der Gegenſtand war, wagte ihr Keiner zu ſagen, und obgleich ſie es ahnete, forſchte ſie weiter nicht danach. Sie fühlte ſich durch alles dies nur noch unglücklicher, zog ſich jetzt ganz zurück und zeigte ſich nur ſelten öffentlich. Auffallend mochte es einem jeden Unterrichteten ſeyn, daß ſie Bianca d'Altavilla nicht von ſich entfernte, aber noch fehlten der Königin die Beweiſe, ſie zu verdammen, noch blieb ſich das Fräulein in ihrem Benehmen gegen ſie gleich, und hing mit gleicher Liebe wie ſonſt an ihr. Die Klugheit rieth ihr zu Mißtrauen, das Herz konnte ſich nicht dazu entſchließen.

Eines Abends, als Bianca gedankenvoll vor ihr ſaß und ſie das ſchöne Antlitz des Mädchens aufmerkſam betrachtete, ſchien es ihr unmöglich, daß ein ſo offenes, unſchuldvolles Geſicht hinterliſtig und ſchlecht handeln könne. „Bianca!“ ſagte ſie, von ihrem Gefühle überwältigt, und ſchaute ihr dann feſt in das dunkelblaue Auge. „Sprich! Biſt Du mir auch treu, iſt Dein Herz rein und haftet keine Schuld auf Dir?“

„Rein iſt mein Herz, wie das Herz meiner Königin!“, erwiederte das Fräulein, und ihr ſeelenvolles Auge blickte ſchuldlos auf die Gebieterin. „Treu bin ich Euch, wie

Keiner es iſt, denn ich könnte Alles für Euch opfern, und nur Einer iſt es, der in meinem Herzen neben Euch ſteht."

„Und der Eine iſt?" fragte die Königin raſch.

„Mein Bruder!"

„Und haftet keine Schuld auf Dir?"

Das Fräulein erröthete. „Herrin, ich bin ſchuldlos! Hätte ich Theil an einem Verbrechen, ſo ſündigte ich, ohne zu wollen."

„Du umgehſt meine Frage, Bianca."

„Ich muß!" rief ſie, zu den Füßen der Königin ſtürzend, und Thränen rollten über ihre Wangen. „Fragt mich nicht weiter, ſeyd mir eine milde Gebieterin, fragt mich nicht weiter, denn was ich Euch ſagen könnte, würde Euch nicht glücklicher machen."

„Steh' auf, Bianca!" befahl die Königin. „Was Du mir auch ſagen könnteſt, würde doch den Zwieſpalt in meinem Innern nicht zu löſen vermögen."

„Das eben iſt es, unglückliche Frau," rief Bianca mit Heftigkeit aufſpringend, „wofür ich mit Freuden mein Leben und mehr noch als dies opfern will. O ſchenkt mir noch einmal, ſchenkt der armen verkannten Bianca nur noch einmal Euer Vertrauen, ſeyd nur noch einmal offen gegen ſie, die Ihr ſonſt Freundin nanntet. Sagt mir — liebt Ihr noch meinen Bruder?"

Die Königin war, ſchon ehe Bianca dieſe ſonderbare Frage an ſie that, durch das leidenſchaftliche, aber ſo innige Benehmen des Mädchens bewegt worden, jeder Groll war verſchwunden, das alte Wohlwollen hatte ſich wieder in ihr Herz geſchlichen, deshalb überraſchte ſie dieſe Frage

um ſo mehr, um ſo unangenehmer, und ſie zögerte, zu antworten. „Königin!“ begann Bianca von Neuem. „Um Alles, was Euch werth und theuer iſt, um Eures Glückes, Eurer Seligkeit willen beſchwör' ich Euch, ſchenkt mir Euer Zutrauen, ſagt mir —“

„Bianca!“ unterbrach ſie die Königin. „Du ſagteſt vorhin, Dein Herz ſey rein, wie das Herz Deiner Königin; könnte ich reines Herzens ſeyn, liebte ich einen Andern, als meinen Gemahl? Aber ſchwach iſt das Weib, ſchwach iſt das Herz, unſere Gedanken ſind oft Kinder der Phantaſie, ſie verlocken uns in ein verlorenes Paradies, darum ſagt man auch, die erſte Liebe erlöſche nie ganz.— Doch wohin führt mich unſer Geſpräch; nimm Deine Laute und ſing' mir ein Lied.“

Bianca ergriff die Hand der Königin und preßte ſie ſtürmiſch an ihre Lippen. „Dank, Dank!“ ſtammelte ſie und ein „Gelobt ſey Gott!“ rang ſich aus ihrer Bruſt. Als ſie jedoch die Laute ergriff und ſingen wollte, konnte ſie nicht Worte, nicht Töne finden. „Laß nur!“ ſagte die Königin, lege die Laute weg, aber ſchweige.“ Bianca gehorchte, und auf einen Wink der Gebieterin verließ ſie das Gemach.

Das Geſtändniß, das wohl in den Worten der Königin lag, hatte ihr die Stimmung des Augenblickes entlockt, ſie war überraſcht worden, und es that ihr leid, daß ſie das, was ſie ſich ſelbſt gern verbergen wollte, einer Andern enthüllt hatte. Je mehr ſie bei ruhigem Nachdenken fühlte, ſie habe einen richtigen Blick in ihr Herz gethan, und das Bild des Mannes ihrer erſten Liebe ſtehe noch ſorgſam bewahrt darin, deſto tiefer fühlte ſie ihr

Unrecht. Sie wäre gern in Bianca gedrungen, ihr die Urſache zu ſagen, warum ſie mit dieſer Beharrlichkeit ihr Herz ausgeforſcht habe, aber eine gewiſſe Scheu, das Geheimniß zu enthüllen, hielt ſie zurück. Sie fühlte ſich grenzenlos unglücklich.

Seit der König von Rom zurückgekehrt war und ſie von Tage zu Tage immer kälter behandelte, blieb Andreas d'Altavilla in noch beſcheidenerer Entfernung von ihr, jedoch der Gram ſprach ſich immer deutlicher auf ſeinem Geſichte aus; ſeit dieſer Zeit, mußte ſie ſich ſelbſt geſtehen, waren die Bilder der Vergangenheit heller, glühender vor ſie getreten. Der Gedanke: ich bin nicht glücklich, vielleicht wäre ich es an ſeiner Seite geworden! überraſchte ſie zuweilen; aber dann dachte ſie ſchnell jener, zwar nur kurzen Zeit, in welcher ihr Gemahl mit Gluth an ihr hing; die Pflicht erwachte, die Phantaſie ſchuf nicht mehr, das Herz ſchwieg, und ihr blieb dann nichts als das Gefühl einer traurigen Gegenwart.

6.

Der Tag des Abmarſches nahte. Der König glühte vor Ungeduld, der Connetable war mürriſch und prophezeite nichts Glückliches. Der junge Fürſt, ſonſt das Kühnſte mit Feuer ergreifend, hatte den Plan des erfahrenen Feldherrn verworfen, und das kränkte dieſen. Ladislaus war ein leidenſchaftlicher Mann, der den abgefallenen Barenen faſt mehr zürnte, als ſeinem Gegner Lud-

wig von Anjou. Daß dieſer mit ihm um die Königskrone kämpfte, hielt er für ritterlich und recht, daß aber die Barone, aus Eigennutz wie er glaubte, die Gegenparthei ergriffen, konnte er ihnen nicht vergeben. Oft hatte er dies laut geäußert und die Abſicht verrathen, ſie ſolle zuerſt ſeine Rache treffen; deshalb hatten die San Severino's und die Orſini's, die beiden angeſehenſten Familien der franzöſiſchen Partbei, während ſeiner Zurüſtungen alle ihre Völker aus Neapel in ihre Beſitzungen zurückgezogen, um hier den ſie bedrohenden Sturm kräftig erwarten zu können. Der Connetable, davon unterrichtet, rieth dem Könige, den Augenblick zu benutzen, ſchnell gegen Neapel zu rücken und den Herzog von Anjou daraus zu vertreiben, der, von ſeinen Baronen verlaſſen, nur die Provenzalen um ſich hatte. War es Begierde, ſich an den San Severino's zu rächen, war es der Geiſt des Widerſpruchs, um den Connetable zu kränken, oder der Glaube: ſo ſey es beſſer, Ladislaus beſchloß Neapel zu umgehen und mit ſeiner ganzen Macht die Barone zu züchtigen.

Mit dieſem Entſchluſſe verließ der König an der Spitze ſeines, aus 6000 Reitern und 6000 Mann Fußvolk beſtehenden Heeres Gaëta, nur eine ſchwache Beſatzung blieb daſelbſt zurück. Er hatte ſich mit Kälte von ſeiner Gemahlin getrennt, die ſich nicht überwinden konnte, auch nur die leiſeſte Frage nach der Urſache dieſes ſo auffallenden Betragens an ihn zu richten. Sie ertrug ihr Schickſal mit ſtolzer Ergebung, und ſo ſehr ihr Herz blutete, denn noch liebte ſie den König, ſo ſehr ſuchte ſie ihren Kummer Jedermann, beſonders ihm zu verbergen.

Ohne sich mit der Belagerung irgend eines Platzes aufzuhalten, rückte das Heer nach Benevent und von da unaufhaltsam durch die Basilicata nach Kalabrien vor. Keine Stadt weigerte sich, die Thore zu öffnen, nur die festen Schlösser der Barone blieben ihm verschlossen, besonders als sie sahen, der Fürst zieht ruhig an ihnen vorüber. Bei Policastro stieß er auf den ersten Widerstand, hier begannen die Besitzungen der San Severino's, die sich von hier durch ganz Kalabrien erstreckten. Ihren Schlössern ging Ladislaus nicht mehr friedlich vorüber, er belagerte, plünderte und verbrannte sie, und zog dann mit Beute beladen weiter. Diese Art Krieg zu führen kostete ihm viel Zeit und Menschen; die Reihen der letzteren wußte er zwar durch neue Werbungen wieder auszufüllen, aber die verlorne Zeit, welche seine Feinde klüglich benutzten, war dahin. Während Ladislaus von einem Schlosse zum andern zog, sammelten die Orsini's und die übrigen Barone in Manfredonia ihre Völker, schifften sie ein und führten sie nach Kalabrien. König Ludwig bemannte zu gleicher Zeit alle seine Galeeren, sie liefen in dem Golfe von Santa Eupbemia ein, wo bedeutende Streitkräfte landeten, so daß die San Severino's ein Heer sammeln konnten, das dem des Königs an Stärke gleich war. Auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umschwärmt und ohne Flotte, mangelte Ladislaus jede Nachricht; zufrieden, daß fast alle Städte ihm die Thore geöffnet und ihn als König anerkannt hatten, ahnete er nicht die ihm drohende Gefahr und glaubte nicht, daß die San Severino's sich ihm im Felde würden entgegenstellen können. In diesem Glauben schritt er zur Belagerung Co-

senza's, der ersten Stadt, die sich ihm widersetzte. Sie wurde von den Baronen der französischen Parthei vertheidigt und leistete hartnäckigen Widerstand; acht Tage schon lag das königliche Heer vor ihren Mauern, am neunten sollte der Sturm beginnen. Doch in der Nacht überfielen die in aller Stille herangerückten Feinde das Lager, und so tapfer sich auch der König an der Spitze seiner Reiterei wehrte, so oft er auch die Reihen der Feinde durchbrach, so redlich das Fußvolk, zu welchem im Tumult zufällig der Connetable gekommen war, seine Schuldigkeit that, war doch die Ueberraschung, die Uebermacht zu groß, der Angriff zu allgemein, und der König, an der Spitze von 4000 Gebarnischten, konnte sich kaum Bahn durch das feindliche Heer brechen. Der Connetable, schwer verwundet, wurde mit dem ganzen Fußvolke gefangen, und das Geschütz, so wie alle die Städte, die im Durchfluge dem Könige Ladislaus gehuldigt hatten, gingen verloren.

Ruhig, ohne die Besonnenheit zu verlieren, trat der König seinen Rückzug durch ein jetzt überall feindlich gesinntes Land an. Die Provenzalen eilten auf ihren Galeeren zurück, landeten bei Salerno und wollten den kleinen sich zurückziehenden Haufen von Gaëta abschneiden. Aber der Geist des Königs, der auf diesem Rückzuge zum ersten Male Gelegenheit hatte, das Talent des Kriegers zu zeigen, das er später so glänzend entwickelte, theilte sich seinen Schaaren mit, überall machten sie sich Bahn, und nach langem gefährlichen Marsche langte er mit dem Reste seines Heeres besiegt, aber nicht entmuthigt in Gaëta an. Hier entließ er den größten Theil der

:Reitercі, und, beſſere Zeiten erwartend, beſchränkte er ſich bloß auf die zur Vertheidigung der Stadt nöthige Mannſchaft.

7.

Statt daß man hätte glauben ſollen, an dem kleinen Hofe zu Gaëta würde nach dem Verluſte des Heeres alles ſtill und niedergeſchlagen ſeyn, lebte man im Gegentheile dort in Luſt und Freude; Feſte folgten auf Feſte, an denen Ladislaus mit Leidenſchaft Theil nahm, die Königin aber nie zugegen war. Bianca d'Altavilla erſchien an ihrer Stelle als Königin der Feſte, ſo ſehr zeichnete ſie der König aus. Selbſt bei einem Ringelrennen, das er außerhalb Gaëta anordnete, war Conſtanze abweſend, und Bianca mußte an ihrer Stelle die Preiſe vertheilen.

Was die Hofleute am meiſten verwunderte und ihnen manchen Stoff zum Nachdenken gab, war das Betragen der Geſchwiſter. Andreas d'Altavilla wurde mit jedem Tage ernſter, nahm wenig Theil an den Freuden und war ganz das Gegentheil von dem, was gemeiniglich die Günſtlinge der Monarchen ſind, er war beſcheiden, höflich gegen Jedermann und aller Anmaßung fremd. Seine Schweſter Bianca ſchien mit mehr Luſt den Freudenkelch, der ſich ihr bot, zu leeren, ihre Eitelkeit fand ſich in der Auszeichnung des Königs geſchmeichelt, die allgemeine Aufmerkſamkeit der Hofleute, die ſie für die Geliebte des Königs halten mußten, that ihr augenblicklich wohl, war

aber dieſer Rauſch vorüber, ſaß ſie zu den Füßen ihrer Gebieterin, die durch die Gefangenſchaft des Connetable ihre letzte Stütze verloren hatte, ſah ſie die Thränen in deren Augen hervorbrechen, dann war Freude und Luſt verſchwunden, und man hätte glauben ſollen, es ginge ihr wie einem Kinde, das weinen ſieht und mit weinen muß, ohne zu wiſſen warum, ſie überließ ſich dann ganz der Theilnahme und ſchien den Schmerz der Königin tief mitzufühlen.

Eines Abends, als ſchon alles aus den Gemächern der Königin ſich zurückgezogen hatte, und dieſe eben, wie ſie wohl zuweilen ſpät noch zu thun pflegte, zu Bianca gehen wollte, ſah ſie auf dem langen Gange einen Diener des Königs auf ſich zukommen. Sie blies ſchnell ihre Kerze aus, blieb vor der Thür ſtehen, und erwartete, was der Diener hier noch ſo ſpät wolle. Dieſer, der ſie in der Ferne nicht erkannt hatte, kam näher. „Gieb," ſagte die Königin leiſe, ſtreckte die Hand nach ihm, und bald fühlte ſie auch ein Briefchen in derſelben. Sich nicht zu verrathen, trat ſie einen Augenblick bei Bianca ein, fand ſie noch auf, ſprach einige Worte mit ihr und verließ ſie dann ſchnell.

In ihr Zimmer zurückgekehrt entfaltete ſie mit zitternder Hand den Brief und las:

„Ich muß Dich ſprechen, ſo eben iſt ein Eilbote von Rom angekommen; ich erwarte Dich an dem bewußten Orte bei der hohen Pinie."

Der Brief war ohne Unterſchrift, und in damaliger Zeit, wo die Schreibekunſt noch in ihrer Kindheit war, mancher Große nicht einmal ſchreiben konnte, war es

schwer, Handschriften zu erkennen. Auch war der Brief an Niemand gerichtet; zwar schien es der Königin gewiß, daß er in Bianca's Hände kommen sollte, eben so gewiß aber auch, daß er vom Könige kam, von dem sie jedoch nur die Namensunterschrift kannte. Ohne sich lange zu bedenken, warf sie Mantel und Schleier um, schlich über den Gang, die Wendeltreppe hinunter, und befand sich bald in dem Garten.

Es war finster, nur hier und da erhellte das Funkeln eines Sternes die Dunkelheit, aber der Wege wohl kundig, wand sie sich durch Hecken und Gänge hindurch und kam zu ihrer geliebten Pinie, unter deren Zweigen sie wohl nie geglaubt hätte, eine nächtliche Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu haben. Sie fand ihn noch nicht hier, setzte sich, von ängstlicher Erwartung bewegt, unter den Baum, und überdachte hier erst, welch' gewagten Schritt sie gethan habe. Was wollte sie dem Könige sagen, welchen Grund ihres Hierseyns angeben? Mußte sie ihm nicht gestehen, daß der Brief an Bianca in ihre Hände gekommen sey? Mußte das nicht zu Erörterungen führen, denen sie so lange ausgewichen war? Sollte sie in Klagen und Vorwürfe ausbrechen, sollte sie mit Bitten in ihn stürmen, oder mit Stolz dem treulosen Gatten Verachtung zeigen? Sie überlegte dies alles, sah keinen Ausweg, der ihr gnügte, und bereute den raschen Schritt, den sie gethan. Da hörte sie Tritte in der Ferne, ihr Herz pochte gewaltig, sie bebte vor Erwartung und Furcht, und ihr war es, als hänge von dieser Stunde das ganze Glück ihres Lebens ab. Jetzt kamen die Tritte näher, es rauschte hinter ihr im Rosengebüsch, sie sprang,

von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, auf, und als sie die Worte vernahm: „Du bist schon hier, meine Bianca?“ erstarrte jeder Blutstropfen in ihr. — Es war nicht die Stimme des Königs, es war die Stimme d'Altavilla's.

Doch schnell gewann sie Fassung. „Die Ihr sucht, ist nicht hier, Ihr steht vor Eurer Königin!“ sagte sie noch bebend.

„O verzeiht, verzeiht!“ rief d'Altavilla überrascht und außer sich, stürzte zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand, die er stürmisch, noch ehe sie sie ihm entziehen konnte, an seine Lippen preßte. „Verzeiht, Königin!“ rief er, mehr vom Schmerz ergriffen, als vom Entzücken. „Gott wollte es, daß ich Euch hier treffe, und so muß ich den Augenblick benutzen, wenn ich auch thöricht und gegen meine Pflicht handle.“

„Steht auf, verlaßt mich und schweigt!“ befahl die Königin mit Strenge und suchte sich von ihm loszumachen.

„Ich verlasse Euch nie, so wahr ein barmherziger Gott über mir lebt!“ sagte er leidenschaftlich. „Ich halte Euch fest, nichts soll mich furder von Euch trennen —“

„Wahnsinniger!“ rief die Königin zornig, und versuchte von Neuem, sich von ihm loszureißen.

„Wäre ich ein Wahnsinniger, Königin, so wäre ich glücklich, ich kennte Euer und mein Elend nicht!“ sagte er verzweiflungsvoll und hielt ihre Hand immer noch fest.

„Laßt mich los, oder ich rufe nach Hülfe!“

„Ihr seyd hülflos, so laut Ihr auch ruft. Käme selbst der König in diesem Augenblicke, er würde lächeln und Eure Hand in der meinigen lassen.“

„Nun wohl!“ sprach die Königin mit Fassung. „Bisher habe ich Euch geachtet, habe Euch — Jetzt verachte ich Euch!“

Bei diesen Worten ließ er ihre Hand los. — „Ich habe es redlich mit Euch gemeint,“ sagte er erschüttert, „Jetzt möge Gott walten. Wohin befehlt Ihr, daß Euch der Verachtenswerthe geleite?“

„Ich bedarf Eurer Begleitung nicht,“ erwiederte Constanze, „ich kenne den Weg nach dem Palaste.“ Dies sagend wandte sie ihm den Rücken und ging.

„Sie verachtet mich,“ murmelte d'Altavilla vor sich hin. — „Nein, Königin, ich will Dich zwingen, mich achten zu müssen!“ Auch er kehrte mit schmerzvoll verwundetem Herzen nach dem Palaste zurück.

Durch nichts hatte sich die Königin noch so tief erschüttert gefühlt, als durch die Begebenheit dieser Nacht. „War das d'Altavilla, der bescheidene, ehrenwerthe Mann, der sein Unglück so edelmüthig, so ruhig ertragen konnte! War das der Mann, in dem ich das Glück meines Lebens zu finden glaubte!“ sprach sie wehmuthsvoll. „O es schmerzt mich, daß dieser Mann so tief gesunken ist.“ — Auch that es ihr leid, daß sie der Freundin Unrecht gethan, und sie einer nächtlichen Zusammenkunft mit dem Könige fähig geglaubt hatte; sie war deshalb am andern Morgen herzlicher gegen sie, als sie es seit langer Zeit gewesen, und dies veränderte Benehmen ihrer Gebieterin schien Bianca wohl zu thun, sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und die Königin bemerkte heute Thränen in des Fräulein's Auge, wenn sie sie liebkoste oder ihr Freundliches sagte.

Gegen Abend, als der König von der Jagd gekommen war, und von ſeinem Günſtling allein begleitet bei der Königin eintrat, ſagte er zu dieſer, und der Ton ſeiner Rede drückte bittern Hohn aus. „Da Ihr nicht bei öffentlichen Feſten, wie es meiner Gemahlin ziemt, an meiner Seite erſcheint, ſo beſſe ich doch, daß Ihr, wo es der heiligen Religion gilt, nicht zurückbleiben und dem Hochamte beiwohnen werdet, das zur Feier San Giovanni morgen gehalten wird. Ich verlange, daß Ihr Euch hierzu königlich ſchmückt und mich erwartet, ich ſelbſt werde Euch abholen und zur Kirche führen.“ Nachdem er dies geſagt, wandte er ihr, ohne Antwort abzuwarten, ſchnell den Rücken und ſprach leiſe mit Bianca, die heute ſeine freundlichen Worte nicht mit gleicher Freundlichkeit zu erwiedern ſchien.

Indem der König mit dem Fräulein ſich unterhielt, nahte ſich, trotz ihres ernſten, zurückſchreckenden Blickes, d'Altavilla der Königin. „Stellt Euch krank, geht um Alles in der Welt morgen nicht mit dem Könige zum Hochamt,“ raunte er ihr zu und trat dann ſchnell wieder zurück. Aber die Königin achtete nicht auf ſeine Warnung. Sie erwiederte ihrem Gemahl, als er ihr gleich darauf im nämlichen höhniſchen Tone ſagte: „Schlaft wohl, Königin von Neapel!“ — „Ich werde ruhig ſchlafen, mein Gemahl, mein Bewußtſeyn ſtört meinen Schlummer nicht; morgen erwart' ich Euch zum Gange nach der Kirche!“

„Geht nicht!“ bat Bianca, als ſie mit der Königin allein war. „Geht nicht, meine edle Gebieterin!“

„Was könnte mir in dem Hause Gottes Unglückliches begegnen?“ erwiederte dieſe heiter lächelnd. „Warum ſollte ich nicht? Der Menſch entgeht ſeinem Schickſale nie.“

„Mich überfällt eine unbeſchreibliche Angſt,“ ſtammelte das Fräulein. „Der morgende Tag — er iſt —“

„Rede!“ befahl die Königin.

„Meine Worte ſind gefangen, meine Zunge iſt gebunden,“ ſprach Bianca, die Hände ringend. „Der morgende Tag — führt Euch dem Glücke — Ach wäre ich allwiſſend und könnte nur einen Blick in das Innerſte Eures Herzens thun. — O Ihr ſeyd ſo gut, ſo mild gegen mich, wenn auch der Schein mich verdammt, aber, bei der heiligen Mutter ſey es geſchworen, ich bin Euch treu ergeben, bin es bis in den Tod! —“

„Geh' zu Bett, Bianca,“ ſagte die Königin, „Du biſt außer Dir, Du zitterſt — Du fürchteſt für mich? Sieh Mädchen,“ ſprach ſie und legte ihre Hand wie zum Segnen auf die Stirn der vor ihr Niederknieenden. „Ein reines Gewiſſen ſtählt den Muth im Unglück, ein reines Herz erbebt nicht vor der Gefahr, denn Gottes Engel wehren ſie ab, oder wenden ſie zum Heil. Mich ſoll ein Unglück treffen, und ich bin ruhig und gefaßt — Du fürchteſt für mich und knieſt muthlos vor mir, und Deine Thränen benetzen meine Hand. Was auch geſchehen mag,“ ſprach ſie dann mit tiefer Rührung, „welchen Theil Du auch daran haben magſt, ich vergebe Dir Deine Schuld. — Nun ſtehe auf und leg' Dich zur Ruhe, auch ich bedarf ihrer.“

Bianca erhob ſich, warf einen ſeelenvollen Blick auf

die Königin. „Ja, Engel ſtehen dem Menſchen ſchirmend zur Seite, das fühle ich, indem ich Eure Worte höre!“ Sie küßte noch einmal die Hand der Königin und verließ das Gemach.

„Barmherziger Gott!“ betete Conſtanze, als ſie allein war, und ſank auf ihre Knie. „Was Du auch über mich verhängt haſt, ich ergebe mich demuthsvoll in Deinen Willen. Was mir begegnen könnte, ahne ich nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und ſo übergebe ich Seele und Leib Dir, Du wirſt mir ein milder und gerechter Richter ſeyn. Habe ich auch darin gefehlt, daß ich nicht alles vergeſſen konnte, habe ich ſein Bild, die Erinnerung an jene Tage der erſten Liebe nicht ganz verwiſchen können — ach warum ſchufſt Du mich ſo ſchwach! Treu habe ich ja meine Pflicht erfüllt, geduldet und getragen, mich ſelbſt getäuſcht, daß ich glaubte, ich hinge mit wahrer Liebe an dem Manne, an den mich nicht das Herz, nur die Sinne banden. Was konnte ich mehr thun, ich habe muthig gekämpft und habe nicht unterlegen. Halte kein ſtreng Gericht mit der Schwachen, ſey mild und barmherzig, gerechter Gott!“

Geſtärkt erhob ſie ſich und begann nun auf Alles zu ſinnen, was möglicherweiſe ihr begegnen könne, aber die Ahnung ſchwieg. Sie ergab ſich in ihr Schickſal und legte ſich zur Ruhe; auch hier brachte ein reines Gewiſſen den erquickenden Schlummer, und an Geiſt und Körper geſtärkt fand ſie der nächſte Morgen.

8.

Dumpfes Glockengeläute verkündete mit feierlichem Tone das Fest des heiligen Johannes des Täufers. Aus jeder Truhe wurde von Alt und Jung das beste Kleid genommen, sich zu der heiligen Feier zu schmücken. Auch die Königin wählte, wenn auch nicht das kostbarste, doch ein reiches Gewand, um dem Befehle des Königs zu gehorchen, und gebot ihren Frauen, sie sorgfältig zu kleiden; sie selbst war zu sehr in Gedanken versunken, um etwas zu ordnen, sie überließ es ihnen, und bald war es geschehen, denn es bedurfte nicht der Kunst, um die Schönheit zu schmücken. Nur als die Frauen die Kästchen mit Juwelen vor der Herrin ausbreiteten und den Schmuck um das weiße Tuch von Goldstoff, an das der durchsichtige Schleier befestigt war, winden, als sie mit dem Kreuze von Diamanten den vollen, blendend weißen Hals schmücken wollten, wies sie sie zurück. „Heute keine Juwelen," sagte sie traurig, „heute mögen mich nur Perlen schmücken, sie bedeuten ja Thränen!" und die Schnur großer Perlen, das Erbstück der edlen Mutter, rollte vom Halse über den Busen, andere umflochten ihren Kopfputz, und ohne Juwelen stand sie da, selbst der herrlichste Juwel. Da warf sie einen Blick in den hohen venetianischen Spiegel, überschaute ihre herrliche Gestalt, ihr schönes Antlitz, Wehmuth umzog den Purpurmund, und der Gram sprach aus ihrem Auge. „Verwelkt, verwelkt nur, ihr Blüthen," dachte sie, „ohne Wonn' und Liebe verwelkt ja die Rose so bald!"

„Wo iſt Bianca d'Altavilla?" fragte ſie jetzt plötzlich. „Wie kömmt es, daß ſie nicht bei meinem Ankleiden gegenwärtig war?"

„Sie iſt krank und liegt noch zu Bett," berichtete eine der Frauen.

„Die Arme!" ſagte die Königin. „Sollte der König, mein Gemahl, kommen, ehe ich zurück bin, ſo ruft mich." Sie eilte nach der Thür, die Kranke zu beſuchen, doch die Ankunft des Königs hinderte ſie daran. Er blieb bei ihrem Anblick ſtaunend an der Thüre ſtehen, winkte ſeinem Gefolge, zurückzubleiben, auch die Frauen der Königin entfernten ſich. „Bei Gott, Conſtanze," ſagte er, nachdem er ſie eine Weile mit glühenden Augen betrachtet hatte, „bei Gott, ſo ſchön ſah ich Euch nie!"

„Kann die Schönheit der Tochter des armen Grafen von Clermont noch Eindruck auf Euch machen?" entgegnete ſie kalt. „Das wundert mich!"

„Auch mich," ſagte der König, der von dieſer kalten, faſt bittern Antwort ſeiner Gemahlin gekühlt, in ſeinem, vielleicht wankenden Vorſatze beſtärkt ward. — „Kommt!" Er reichte ihr die Hand, ſchritt mit ihr durch die Reihen der Großen und Höflinge, in deren Mitte ſie heute Andreas d'Altavilla nicht bemerkte.

Unter Trompetenſchall ging der Zug nach der Kirche, an deren Portal der Biſchof ſie erwartete und ihnen das Weihwaſſer reichend, den Segen über ſie ſprach. Dann ſchritt er mit der Geiſtlichkeit dem königlichen Paare voraus, und führte ſie unter einen im hohen Chore errichteten Thronhimmel; dort nahm Conſtanze Platz an der Seite ihres königlichen Gemahls, und die Meſſe begann.

Als sie beendet war, blieb der Bischof gegen den Gebrauch vor dem Altare stehen, und begann mit lauter Stimme: „Im Namen und auf Befehl des heiligen Vaters Bonifacius des Neunten, des Stellvertreters Christi, dem Gewalt gegeben ist, zu binden und zu lösen, löse ich hiermit, Kraft der Gewalt, welche mir übertragen ward, die Ehe, welche der treue Sohn und Lehnsträger der Kirche, König Ladislaus von Neapel mit Constanze Gräfin von Clermont geschlossen, da er dies Band als Kind knüpfte, wo ihm noch die Einsicht mangelte, die ihm späterhin Gott gegeben zum Heil der Kirche und seines Landes. Wie ich dieses Band zerreiße, ist das Band des heiligen Sakraments aufgelöst und zerrissen."

Schreckliches hatte Constanze erwartet, sich während der heiligen Messe durch Gebet zu dem Furchtbarsten vorbereitet, aber dieser Schlag traf ihr Herz, ihren Stolz, traf sie unerwartet. „Muth, Muth!" hatte sie sich zugeraunt, während der Bischof die Scheidung ausgesprochen, „Muth!" wiederholte sie, als er den Altar verließ und dem Thronhimmel zuschritt. „Constanze von Clermont!" sprach er, ohne sich vor ihr zu neigen. „Uebergebt mir den Ring, den Ihr als Zeichen des geschlossenen, jetzt aufgelösten Bundes von dem Könige empfangen habt."

„In wessen Namen fordert Ihr ihn von mir?" fragte die Königin, und Aller Augen, Aller Herzen wandten sich nach der edlen Frau.

„Im Namen und auf Befehl des heiligen Vaters Bonifacius des Neunten," erwiederte er.

„Ich erkenne nur Clemens den Siebenten als rechtmäßigen Papst, denn diesen nur erkennt Sizilien, mein

Vaterland, erkennt Frankreich und Spanien als sein geistliches Oberhaupt, deshalb bleibt vor meinem Gewissen das fest verbunden, was Bonifacius gelöst, und Euer Wort, Bischof von Gaëta, war nicht das Wort des Herrn, denn es verhallte in den Wind. Feierlich, im Angesichte Gottes und des versammelten Volkes, verwerfe ich den Ausspruch des falschen Papstes und werde als Königin von Neapel leben und sterben!"

Diese Festigkeit, diesen Muth hatte der König so wenig als der Bischof erwartet. „Man thue, wie ich schon früher befohlen!" sagte Ladislaus, stand auf, verließ, von seinem Hofstaate gefolgt, die Kirche, auch die Frauen der Königin mußten sich entfernen. Der Bischof, dem für solchen unvorhergesehenen Fall die nöthigen Befehle von Rom mangelten, schlich sich mit der Geistlichkeit fort, nur ein Offizier der königlichen Leibwache blieb mit einigen Bogenschützen zurück, Constanze nach der für sie bestimmten Wohnung zu führen. Aber er und seine Bogenschützen waren nicht allein zurückgeblieben, das ganze anwesende Volk drängte sich um die Königin. „Märtyrin, Heilige, arme unglückliche Frau!" hörte man von allen Seiten rufen; es hätte nur eines Winkes von Constanzen bedurft, und das Volk wäre zu ihrer Rettung aufgestanden. Doch die edle Frau verschmähte solche Hülfe. — „Gott ist Richter zwischen mir und dem Könige!" sprach sie zu dem Volke. „Geht ruhig nach Hause, meine Freunde, und betet für Eure Königin!" Sie folgte dem Offizier der Leibwache und begab sich nach der für sie bestimmten Wohnung.

9.

Die der Königin angewieſene Wohnung war nich
geeignet, ihren Trübſinn zu verſcheuchen. Es war ein al
tes, abgelegenes, mit hohen Mauern umgebenes Gebäu
de, das eher einem Kloſter als einem Palaſte ähnlich ſah
und deſſen frühere Beſtimmung unbekannt war, ſpäter,
ſeit Anjou die Hohenſtaufen von Neapels Throne geſtürz
hatte, war es zu einem Staatsgefängniß gebraucht wor
den, jetzt, bei der geringen Macht des Königs, ſtand es
leer und unbewohnt, außer einem alten Kaſtellan und
Ratten und Eulen, hatte ſeit Jahren kein lebendes Weſen
hier gehauſt.

Um den Leidensbecher der unglücklichen Frau noch
mehr zu füllen, hatte ihr keine ihrer Frauen folgen dür
fen; zwei alte Weiber, aus der Hefe des Pöbels gezogen,
waren ihr zur Bedienung gegeben, und von Kindheit an
an Ueberfluß und Wohlleben gewöhnt, mangelte ihr, die
dem Könige 200000 Kronen Mitgift zugebracht hatte, das
Nothdürftigſte. Altes, von Würmern zernagtes Geräth,
ein Bett, in dem ſchon mancher Unglückliche den Schlaf
vielleicht vergebens geſucht, nur die nothwendigſte Klei
dung, die man ihr hatte zukommen laſſen, war Alles,
was der königlichen Frau von ihrer Pracht und Größe
geblieben war. Der junge leichtſinnige Monarch, in
der Schule des Unglücks gereift, hätte doch das Un
glück kennen, achten lernen ſollen; ſtatt deſſen verſpottete
er es und ſpielte mit ihm ſo freventlich, als ob es ihn
nie erreichen könnte. In dieſer traurigen Lage verlebte

Constanze bei ärmlicher Kost und drückender Einsamkeit ihre Tage; abgeschnitten von der ganzen Welt, denn die Pforte des Hauses blieb ihr verschlossen, sah sie Niemand; Keiner, den sie mit Wohlthaten überhäuft, Keiner, den sie durch Milde sich verpflichtet hatte, kam sie zu trösten. Am meisten schmerzte es sie, daß Bianca fern blieb. Anfangs glaubte sie, Krankheit halte diese zurück, als aber Wochen verflossen und sie nicht erschien, da verzweifelte die edelgesinnte Frau fast an dem Herzen der Menschen, und eine Bitterkeit bemächtigte sich ihrer, die den lindernden Thränenquell vertrocknete.

Der Erste, der sich ihr zeigte, war ein ihr immer willkommen gewesener Mann. Unfern Gaëta wohnte in einer Felshöhle, deren Eingang oft die Wellen des Meeres bespülten, ein frommer, im Rufe der Heiligkeit stehender Bruder. Alt und Jung wallfahrtete nach seiner durch ein einfaches Kreuz bezeichneten Höhle, auch die Königin hatte sie oft besucht und ihm gebeichtet. So oft er in die Stadt kam, war er dem Palaste nie vorübergegangen, war bei der Königin gewesen, hatte aber nie auch nur das kleinste Geschenk von ihr angenommen; deshalb achtete ihn Constanze, da sie seine Anhänglichkeit frei von Eigennutz wußte; sein Erscheinen war der erste Lichtstrahl in ihrer freudelosen Nacht.

„Gott segne die Königin und gebe ihrem Herzen Ruhe und Frieden!" war der Gruß, den er ihr entgegen rief, und nachdem sie seinen Segen empfangen hatte, fuhr er fort: „Ich komme auf Befehl des Bischofs, wahrscheinlich auch auf Befehl des Königs."

„Wäret Ihr sonst nicht zu mir gekommen, frommer Bruder?"

„Wäre Eure Pforte nicht Jedem, auch mir verschlossen gewesen, sicher würde ich gekommen seyn, mit Euch zu beten. Jetzt komme ich, Euch zu überreden, Euch willig und unterwürfig dem Ausspruche des heiligen Vaters zu fügen, ihn öffentlich und feierlich als das Oberhaupt der Kirche anzuerkennen und so Euer trauriges Loos zu verbessern."

„Habt Ihr [illegible]endet, Bruder?" fragte nun die Königin.

„Ja!" erwiederte der Klausner.

„Und was rathet Ihr mir?"

„Meine Pflicht ist es, Friede und Versöhnung zu predigen."

„Ihr rathet mir also?"

„Euer Herz und Gott zu befragen."

„Mein Herz ist verstummt und Gott hat mich verlassen!" erwiederte sie, aber ihr Auge sah dennoch auf zu dem Erbarmer.

„Gott verläßt Keinen, selbst den nicht, der ihn verließ! — Aber, edle Frau, Euch lockt die Welt, lockt die Krone, die man Euch genommen."

„O Ihr irrt, frommer Bruder!" unterbrach sie ihn mit Feuer. „Alles habe ich zwar einer Krone opfern müssen, die selbst auf dem Haupte meines Gemahls von geringem Werthe ist, die Frühlingszeit meines Lebens, Glück, kurz Alles, was die Welt uns lockend erscheinen läßt; was könnte diese Krone noch für Werth für mich haben! Und wahrlich, ich bin stolzer, daß man mich eine edle Frau, als

daß man mich Königin nennt. Aber ich bin eine Verſtoßene, eine unſchuldig Verſtoßene, das Schickſal nahm mir nicht die Krone, dieſes zweideutige Gut, der eigene Gatte riß ſie von meinem Haupte — vielleicht ſie einer Buhlerin zu geben. — Doch wohin führt mich meine Heftigkeit! — Oeffentlich bin ich beſchimpft," fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort, „öffentlich muß mir Genugthuung werden."

„Wäre die Welt gerecht, Königin, ſo würde es geſchehen. Da ſie es nicht iſt, da den König Leidenſchaften beherrſchen, und, ſo hoher Sinn in ihm flammt, er doch nur ihr Sklav' iſt, ſo kann ich Euch nur rathen: Fügt Euch in Euer Schickſal, fügt Euch in den Willen einer höhern Macht."

„In den Willen Gottes, und wollte er mich auch noch tiefer niederbeugen, mit Demuth und Freude, in den Willen Bonifazens, in den Willen des despotiſchen Königs — nie!"

„So habe ich das Meine gethan und meine Sendung iſt beendet," ſagte der Bruder. „Kann ein armer Klausner Euch einen Dienſt leiſten, ſo ſagt es mir."

„Wie lebt, was macht Bianca d'Altavilla?" fragte die Königin raſch.

„Ich kümmre mich nicht um das Treiben der Welt, noch weniger um das, was am Hofe vorgeht," erwiederte er, und man konnte leicht ſehen, daß er die Antwort umgehen wollte. Conſtanze drang nicht weiter in ihn, und der Alte, vielleicht mehrere ähnliche Fragen befürchtend,

verließ hierauf die Königin bald. Die unglückliche Frau blieb von aller Welt abgeschnitten, in ihrer Einsamkeit zurück.

10.

Mehrere Wochen waren schon vergangen, und noch hatte Constanze Niemand als die alten Frauen und den Kastellan gesehen. Der König gab von dem Gelde, das ihm der Papst sandte, Feste auf Feste, kümmerte sich nicht um ihr Schicksal, und er, so wie Ludwig von Anjou, lebten in sorgloser Ruhe, als ob jeder von ihnen unerschütterlich auf dem Throne von Neapel säße; statt um die Krone zu kämpfen, wetteiferten sie, wer das meiste Geld vergeuden könne.

Bianca hatte gegen den Willen des Königs seit jenem Unglückstage mit ihrem Bruder den Palast verlassen und eine Wohnung in der Stadt bezogen. Der König zürnte deshalb auf seinen Günstling, dem die Ehre höher stand, als die königliche Gunst, und als ihm Ladislaus zu verstehen gab, seine Schwester könne wohl einmal den Platz Constanzens einnehmen, gab er ihm die kurze, aber treffende Antwort: „Um ihn eben so bald als die unglückliche Constanze von Clermont wieder zu verlassen!" Doch Ladislaus, zu sehr an d'Altavilla's Umgang gewöhnt und Bianca mit grenzenloser Leidenschaft liebend, zürnte nicht lange, erhob d'Altavilla zum Grafen von Capua, ohne selbst in dem Besitze von Capua zu seyn, und dieser stand

nun in höherer Gunſt als je, obgleich er ſtets wie ein ſchützender Geiſt zwiſchen ſeinen Herrn und ſeine Schweſter trat.

Andreas und Bianca hatten ſich von Jugend auf ſchwärmeriſch geliebt. Obgleich in ihrem Charakter verſchieden, waren ſie doch in manchen Grundzügen ſich gleich; Beide waren gut von Gemüth, Beide wollten das Beſte, Beide folgten nur zu oft den Schwingen ihrer Phantaſie, aber auf ganz verſchiedenen Wegen. Andreas ging den graden, offenen Weg, und auffallend mußte es ſeyn, daß dies es hauptſächlich war, was den jungen, keinen Widerſtand duldenden König ſo ſehr an ihn feſſelte. Mit dieſer Offenheit verband d'Altavilla ein liebenswürdiges, beſcheidenes Weſen, das ihm alle Herzen gewann. Bianca hingegen hatte einen Hang zur Intrigue, und ſo überſpannt ſie in Liebe und Freundſchaft war, ſo willig ſie ſich auch für Beides geopfert hätte, ſo konnte ſie doch dem Reiz nicht widerſtehen, den es für ſie hatte, im Geheimen Plane zu entwerfen und ſie dann mit Schlauheit und Thätigkeit auszuführen. Höher als alle Welt ſtellte ſie ihren Bruder, dann fühlte ſie ſich durch ſonderbaren Zauber an die Königin gebunden, und von dem Augenblicke an, wo ihr der Bruder ſein früheres Verhältniß zu Conſtanzen vertraut hatte, ſann ſie Tag und Nacht, wie ſie dies wieder anknüpfen könne. Daß die tugendhafte Königin die Bande, die das Geſchick zerriſſen hatte, als Gattin eines Andern wieder anknüpfen ſollte, daran dachte, das hoffte ſie nicht, dazu kannte ſie das edle Gemüth Conſtanzens zu gut, aber als ſie das unglückliche Verhältniß, in welchem dieſe zu ihrem Gemahl ſtand, deutlich ſah, als deſſen

Bewerbung um sie, seine Aeußerungen über die Gattin ihr die Ueberzeugung gaben, er liebe sie nicht mehr, sie sey ihm gleichgültig, selbst zuwider, da entwarf sie einen kühnen und gefährlichen Plan, an dessen Ausführung sie mit Beharrlichkeit arbeitete.

Zuerst warf sie ihr Netz nach dem Könige aus, vielleicht war ihre eigene Persönlichkeit dabei eben so sehr im Spiele, als der Wunsch, ihrem Bruder zu nützen; dann überredete sie diesen, am Hofe zu erscheinen, suchte ihn, der noch mit stiller, aber mächtiger Liebe an der Königin hing, für ihren Plan zu gewinnen, was ihr lange nicht gelingen wollte, und nun war ihr ganzes Bestreben, Gewißheit zu erhalten, ob die Königin ihren Bruder noch liebe, denn nur für diesen Fall war sie entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Sie glaubte diese Gewißheit zu haben, d'Altavilla aber, dessen Herz von dem Anblicke der Königin zwar noch mehr entflammt, der aber zu edel war, einen Schritt zu thun, welcher das Idol seines Herzens vielleicht unglücklich machen könnte, vertraute sie ihren gefährlichen Plan nicht, und arbeitete im Stillen an der Trennung der Ehe Constanzens; es gelang ihr, sie war ihr Werk.

Der junge leidenschaftliche König ahnete ihre Absicht nicht, und glaubte durch die Trennung von seiner Gattin ihr ein Opfer gebracht zu haben, das wohl eine süße Belohnung verdiente; er war daher nicht wenig erstaunt, als er sich so fern vom Ziele seiner Wünsche sah. Doch zu Bianca's Plane war es nöthig, den König in ihrem Netze festzuhalten, vielleicht verlangte es ihr Herz eben so sehr, und vielleicht ließ ihre rege Phantasie sie an der Hand

des Königs den Thron Neapels besteigen, wobei sie freilich das Schicksal Constanzens vergaß. Sie wies daher seine Bewerbung nicht zurück, gab so wenig, verlangte so viel, daß Ladislaus oft ungeduldig den Entschluß faßte, die Fesseln gewaltsam zu sprengen. Aber mit Wort und Blick spann die holde Zauberin ihr Netz immer fester um ihn, und er versuchte vergebens, es zu zerreißen, immer enger und enger fühlte er sich umschlungen, und gab dann von Neuem sich willig der so oft ihn getäuschten Hoffnung hin.

Monate waren vergangen, weder der Graf von Capua noch seine Schwester hatten die Verstoßene gesehen, so lag es in dem Plane Bianca's. Den Bruder hielt wohl mehr Bescheidenheit, als der Wunsch der Schwester, oder vielmehr der strenge Befehl des Königs ab, die Unglückliche zu trösten, wenn er ihr Trost zu bringen fähig war. Oft schlich er an dem alten Gebäude umher, wo die Königin wie eine Gefangene gehalten wurde; die Pforten waren verschlossen, Niemand als einen alten Koch und die beiden Weiber ließ der Kastellan ein und aus, und so lebte Constanze, abgeschieden von der Welt, ein ärmliches, trauriges Leben.

Eines Abends, als der Graf, von seiner Neigung hingezogen, unter der alten halbverdorrten Pinie am Eingange des Gebäudes stand und mit sich kämpfte, ob er, Einlaß begehrend, anklopfen, oder wieder trostlos heimkehren sollte, sah er einen zerlumpten Bettler sich dem abgelegenen Hause nahen und gerade auf die Pforte zugehen; neugierig, was der hier suche, verbarg er sich hinter dem Gemäuer und lauschte. Der Bettler, den er in der

Dämmerung nicht erkennen konnte, klopfte ſtark an die Pforte, ſie ward geöffnet und der Kaſtellan trat heraus. „Was wollt Ihr hier?“ fuhr er den Zerlumpten an. „Hier wohnt das Glück nicht, das Almoſen austheilen könnte; zieht Eurer Wege, verlaßt das Haus des Unglücks, denn hier findet Ihr wahrlich nicht, was Ihr ſucht.“

„Doch kann ich es hier nur finden, guter Alter!“ erwiederte der Bettler, „wenn Ihr mir nur einen Freundſchaftsdienſt erweiſen wollt.“

„Euch einen Freundſchaftsdienſt?“ fragte der Kaſtellan höhniſch.

„Nehmt dieſes Goldſtück, Herr; meiner Tochter Gatte gab es mir einſt, es iſt das letzte, das ich habe, darum nehmt meine ganze Habe, nur laßt mich eine Stunde mit der Königin allein ſprechen.“

Der Kaſtellan betrachtete den Mann mit ſeinem zerlumpten Mantel genau, ſah, ſo gut es die Dämmerung zuließ, ihm ſcharf in's Auge, ſchüttelte über ſein ſonderbares Verlangen den Kopf, gab ihm das Goldſtück zurück und meinte, er ſolle lieber dieſen Sparpfennig für die Zeit der Noth aufheben; wenn er glaube, die Königin werde ihn wegen einer Botſchaft oder ſonſt etwas belohnen, ſo irre er, denn er wäre mit dieſem Goldſtücke wohl reicher als die Fürſtin.

Der Bettler murmelte einige unverſtändliche Worte, die er mit Leidenſchaft hervorzuſtoßen ſchien, dann drückte er das Goldſtück dem Kaſtellan in die Hand und bat ihn um aller Heiligen willen, es anzunehmen, und ihn nur eine kurze Stunde mit der Königin allein zu laſſen. Durch-

ſucht mich," ſagte er im bittendem Tone, „ob ich Waffen, Briefe oder ſonſt etwas bei mir führe. — Laßt mich ein!" —

„Nein!" erwiederte der Kaſtellan, ungeduldig werdend. „Was kannſt Du bei der Königin wollen als Böſes, nimm Dein Geld zurück!" Er warf es ihm vor die Füße. „Und nun packe Dich, oder ich pfeife meinen Hunden und hetze ſie auf Dich."

„Elender!" rief der Bettler, der bei dieſen Worten den Kaſtellan mit kräftiger Fauſt bei der Gurgel faßte, ſo daß er nicht um Hülfe rufen konnte, und zog ihn in die offene Thür des Hauſes.

Der Graf von Capua hatte von ſeinem Schlupfwinkel aus dem allen aufmerkſam zugehört, die Stimme des Bettlers ſchien ihm zwar bekannt, doch hatte er geſchwiegen, jetzt aber, da er den Kaſtellan gewaltſam hineinſchleppen ſah, ſprang er hinzu, entriß den Stöhnenden dem Bettler, der eben im Begriffe war, ihn zu knebeln. „Wer biſt Du, Elender?" rief er, den Dolch zückend.

„Ein Unglücklicher!" antwortete der Bettler gelaſſen.

„Was willſt Du hier?"

„Laßt mich los, wenn ich Euch antworten ſoll," ſagte er mit faſt befehlendem Tone, „leicht könnte ſonſt meine Fauſt wie ein ſchwerer Hammer auf Euren Schädel fallen. Laßt mich los!" —

„Verächtlicher Böſewicht!" rief d'Altavilla und packte ihn feſter, doch der Bettler riß ſich in dem nämlichen Augenblicke los, als der Kaſtellan, der ſich eilig davon gemacht hatte, in der einen Hand ein verroſtetes Schwert, in der andern eine Fackel, herbeigelaufen kam.

„Laß!“ befahl der Graf von Capua, „und beleuchte mir den kecken Lumpenmann, denn wahrlich, für einen Bettler hat er Muth.“ — Der Kastellan, den Grafen erst jetzt erkennend, gehorchte, und beleuchtete das blasse, hagere Gesicht des Bettlers.

„Habt Ihr mich genug betrachtet, d'Altavilla?“ fragte dieser jetzt. „Nun so hoffe ich, Ihr habt mich erkannt und werdet mich zur unglücklichen Königin führen.“

Ein unwillkührliches „Ha!“ entfuhr jetzt dem Grafen, der sich zu dem Kastellan wandte. „Kennst Du mich?“

„Ja, mein gnädigster Herr, Ihr seyd der edle Graf —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn d'Altavilla, „so wirst Du meine Befehle pünktlich erfüllen. Du gehst hinauf, sorgst, daß die Frauen der Königin entfernt werden, und Niemand den Mann sieht, den ich zu der Fürstin führe. Keine menschliche Seele erfährt, daß dieser Mann, daß ich hier war. Verstehst Du mich?“

„Der Kastellan verneigte sich bejahend, warf einen scheelen Blick auf den Zerlumpten und ging hinauf.

„Folgt mir!“ sagte jetzt der Graf zu dem Bettler. „Ich hoffe heute einen kleinen Theil meiner Schuld an Euch abzutragen.“ Jener lächelte bitter und folgte schweigend. Aber schon oben auf der Treppe mußten sie halten, rechts und links gingen düstere Gänge, und sie wußten nicht, welchen sie einschlagen sollten, doch der eben zurückkehrende Kastellan hob ihre Zweifel. „Dort rechts die zweite Thür, gnädiger Herr,“ sagte er. „Ihr werdet die Königin allein finden.“ Auf einen Wink des Grafen entfernte er sich.

Als ſie vor der zweiten Thür ſtanden, ſagte d'Altavilla: „Tretet ein, Herr, ich warte, bis Ihr zurückkommt.“ Der Fremde dankte und öffnete das Zimmer; er fand es leer, von einer kaum noch glimmenden Lampe erleuchtet, erſchien ihm das düſtere Gemach nur noch düſterer und grauſiger. Der Bettler lachte höhniſch, als er ſich hier umſah, und Alles, wie es ſchien, neugierig betrachtete. Bei dem von Würmern zernagten, in der Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſche ſchüttelte er traurig ſein greiſes Haupt, und als er die zinnerne Kanne ergriff, die neben einem Stücke Brod und zwei Eiern, wahrſcheinlich dem ärmlichen Nachteſſen der Königin, ſtand, und den Deckel öffnete, rollten helle Tropfen über ſeine Wange und vermiſchten ſich mit dem Weine. Da pfiff der Wind durch die zerbrochenen Scheiben des Bogenfenſters und durchwühlte ſeine grauen Locken, er hob das flackernde Licht und ſah hinauf nach den klappernden Scheiben, mit denen der Seewind ſpielte. „Schickſal, Schickſal!“ rief er vor ſich hin und trat dem Erker zu, wo noch ein kleiner Tiſch mit allerlei weiblichen Arbeiten ſtand, beſah dieſe genau und ſchien Freude daran zu haben, bis ſein Auge den alten hölzernen Schemel traf, auf deſſen hartem Brette wahrſcheinlich die Königin zu ſitzen pflegte. Bei dieſem Anblicke ſchwand Freude und Trauer von ſeinem Antlitz, ſein Auge ſtarrte verzweiflungsvoll gen Himmel, dann packte er mit Heftigkeit den Seſſel und hob ihn mit kräftiger Fauſt hoch empor. „Du biſt der Thron Conſtanzens von Clermont, Dich habe ich mit 200000 Kronen und meinem Glücke erkauft, darum darf ich Dich auch zertrümmern!“ Er ſchleuderte wüthend den Schemel zu Boden,

daß er laut krachend zerbrach, d'Altavilla hereinstürzte und zugleich auch die Königin aus einer Nebenthür mit den Worten: „Was giebt es hier?" hereintrat.

„Königin von Neapel!" sagte der Bettler, während der Graf von Capua sich leise wieder aus dem Zimmer geschlichen hatte. „Ich habe den Thron zertrümmert, auf den man Euch gesetzt hat!"

Die Königin erschrak bei dem unerwarteten Anblicke des fremden Mannes, und trat zitternd zurück, als er, die Kerze in der Hand, auf sie zuging. „Constanze von Clermont," sagte er, „hat denn das Unglück meine Züge so entstellt, daß Du mich nicht mehr kennst?"

Constanze schrie bei diesem Tone, bei diesen Worten auf und stürzte sich in die Arme des Bettlers, an dessen Brust sie sprachlos lag.

„Heiliger Gott, Vater des Guten und Bösen, Lenker des irdischen Geschickes!" rief der Bettler, Graf Manfred von Clermont. „Warum hast Du diese Blume geknickt, warum dieses fromme Herz gebrochen? — War es nicht genug, daß mein Glanz untergehen, ich elend werden mußte? — Erwache, Constanze, erwache aus Deinem Todesschlaf, oder besser, schließe Dein Auge nicht wieder auf, bis die Gräber sich öffnen zum Tage des Gerichtes; Du würdest nur Deinen Vater in seinem Elende erblikken! — Bleich wie der Tod ist Dein Antlitz, holdes Kind, und doch bist Du noch schön," sagte er jetzt, mit thränendem Auge auf die Ohnmächtige blickend, „noch rollen Deine braunen Locken über die kalte Stirn, wenn auch keine Königskrone sie bedeckt; bleich ist Deine Purpurlippe, die ein frecher Jüngling, ein König ohne Land zu küssen

verschmäht. Schlage Deine Augen auf, Constanze, und laß mich sehen, ob die Thränen ihre Gluth verlöschen konnten, schlag sie auf und blicke auf Deinen Vater, wenn er auch in Lumpen vor Dir steht." —

Lange hielt er sie an seine Brust gedrückt, ehe sich ihr Busen hob, die bleiche Lippe sich röthete und sie das Auge nach dem Vater aufschlug, um es schnell wieder zu schließen. „Nein, ich kann Euch so nicht sehen, meinen edlen Vater nicht so in Lumpen gehüllt sehen — o Tag des Jammers!" rief sie, sank vor ihm nieder und umklammerte seine Knie.

„Steh' auf, Kind!" rief Graf Manfred, sie aufhebend. „Eine Königin von Neapel darf nicht vor einem Bettler knien! — Doch ja — Du bist ja so arm wie ich und doch sind wir reich. Dir blieb die Tugend, mir der Muth, darum wird uns Gott nicht verlassen. Setze Dich zu mir, Constanze, nur Augenblicke darf ich noch bei Dir seyn, und Dein Todesschlaf hat mir die Hälfte von ihnen geraubt. Sieh, ich will Dein ärmliches Mahl mit Dir theilen, Dein Brod will ich essen und Deinen Wein aus zinnerner Kanne trinken, der ich einst Syrakuser nur aus goldenem Pokale trank." Er öffnete den Deckel der Kanne. „Gott meinen Dank, daß ich Dich, noch eine frische, blühende Rose wiedersehe, d'Altavilla meinen Dank, der mich zu Dir führte."

„Er führte Euch hierher?" fragte Constanze erschrocken.

„Ja Kind" erwiederte der Vater und setzte die Kanne wieder auf den Tisch. „Bei Gott und St. Christoph! Schlechtern Wein trank ich noch nie, er ist so herbe, wie

Dein Schickſal. — Fluch dem Elenden, der ſein verſtoßenes edles Weib ſo darben laſſen kann!"

„Vater, wie führte Euch der Graf von Capua hierher?" fragte die Königin, und konnte nicht ganz Herrin ihrer Aufregung werden.

„Höre mir zu, nimm jenen noch übrigen Schemel, der Tiſch ſey mein Platz." Conſtanze gehorchte. „Ich unterlag meinen Feinden," begann er, „und mit jedem Schloſſe, das ich verlor, verlor ich auch ſicher einen Freund, denn nur das Glück hält feſt, das Unglück trennt jedes noch ſo innige Band. Da ſandte ich Boten an Ladislaus und bat um Hülfe, bat, in der Zeit der Noth Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er ſchlug es ab."

„Vielleicht konnte er nicht, Vater — ſelbſt hülflos —"

„Hülflos! O wer den Papſt zum Freunde hat, geht nie unter," fuhr der Graf Manfred fort. „Ich hatte ihn nicht zum Freunde und ſank. Chiaramonte blieb mir noch; da ſandte ich, mein Schickſal ahnend, noch einmal zu Deinem Gatten und bat ihn um ein Aſyl in Gaëta; mein Abgeſandter kam noch zur rechten Zeit, um in der Kirche Zeuge der Trennung Deiner Ehe zu ſeyn — Ich mußte aus Chiaramonte fliehen, entkam glücklich meinen Verfolgern, und es gelang mir, jene Inſel als ein Flüchtling zu verlaſſen, wo ich während der Minderjährigkeit Mariens faſt unumſchränkt geherrſcht hatte. In Lumpen gehüllt beſtieg ich einen Nachen und landete glücklich in Kalabrien; von dort bin ich unerkannt hierher gewandert, wo das Maas meiner Leiden ſich füllt, da ich Dich ſo wiederfinde. — Mit blutendem Herzen umſchlich ich heute das alte Gebäude, lugte nach jedem Fenſter hinauf und

glaubte Dich zu erblicken; nur krächzende Dohlen sah ich durch das verfallene Gemäuer flattern, nur ein Paar alte grinsende Gesichter blickten wie Harpyen auf mich herab, aber nicht mein Kind, meine Constanze. Da faßte ich nach dem letzten Goldstücke, das mir geblieben war, ging nach der Pforte und pochte an, der Kastellan öffnete, ich bot ihm meine ganze Habe, wenn er mich zu Dir führen wollte, und er warf es verächtlich mir vor die Füße; mich übermannte der Schmerz, ich wollte Dich sehen, und sollte es mir auch das elende Leben kosten, packte den alten Wächter bei der Gurgel und wollte ihn knebeln, als d'Altavilla zu seiner Rettung herbeikam. Er erkannte mich und führte mich hierher in Dein Zimmer."

„Und wo blieb er?" fragte Constanze.

„Er wartet draußen auf meine Rückkehr, der Bescheidene wollte den Augenblick des Wiedersehens nicht stören."

„Daran erkenne ich ihn!" unterbrach Constanze den Vater und erröthete.

„Ich habe Dich nun gesehen, mein Kind," fuhr dieser fort, „habe Deine bejammernswürdige Lage gesehen und kann Dir nicht helfen; bin ich doch selbst hülflos. Mein heißester Wunsch ist erfüllt, vielleicht verbirgt mich d'Altavilla vor dem unbärtigen Tyrannen, führt mich noch manchmal zu Dir, vielleicht —"

Ein Geräusch vor der Thür unterbrach seine Rede, Constanze erkannte d'Altavilla's Stimme und erbebte; da trat er ein, begrüßte ehrfurchtsvoll die Königin, wandte sich dann zu Manfred und sagte: „Ich bitte Euch, Herr, mir zu folgen."

„Wohin?" fragte dieſer.

„Zum Könige! Eine der hier hauſenden alten Frauen hat Euren Aufenthalt verrathen, der König ſandte Bewaffnete, Euch zu verhaften, ſein Wille muß geſchehen. Doch werde ich Euch zu ihm begleiten, und, wo möglich, Euch vor jedem Unrecht ſchützen." Ein Blick der Dankbarkeit traf ihn aus Conſtanzens Auge. „Kommt, Herr!" bat er von Neuem, und als Manfred die Tochter an ſeine Bruſt ſchloß, durfte d'Altavilla's Auge lange und ſchmerzvoll auf der Himmelsgeſtalt der Geliebten ruhen. „Leb' wohl, meine Tochter," rief jetzt Graf Manfred, „leb' wohl, Gott ſchütze Dich!" Er entwand ſich ihren Armen und folgte d'Altavilla.

11.

„Herr," ſprach der Graf von Capua, als er bei dem Könige eintrat. „Draußen ſteht ein in Lumpen gekleideter Mann, dem Ihr hoch verſchuldet ſeyd. Es iſt Graf Manfred, der, aus Sizilien vertrieben, Hülfe bei Euch ſucht. — Darf er kommen?"

„Haben ſie ihn gefunden?" ſagte der König. „Gut, daß er verhaftet iſt, ihn zu ſprechen iſt nicht nöthig. Die Wache ſoll ihn in das alte Kaſtell bringen und dort gut verwahren."

„Wollt Ihr den Mann nicht ſprechen, der Euch ſo treu und mit ſo viel Aufopferung unterſtützte?"

„Nein!" sagte der König kurz. „Geh und befolge, was ich Dir befahl!" — Der Graf von Capua blieb dennoch, und sein Auge ruhte gedankenvoll auf dem Könige.

„Nun!" fuhr der König auf. „Oder glaubst Du jetzt schon meine Befehle meistern zu können?"

„König! mein Freimuth gewann mir Euer Herz," sagte d'Altavilla, ohne durch Ladislaus zornigen Blick entmuthigt zu seyn, „deshalb soll er mir auch heute Euer Herz öffnen. Draußen vor der Thüre steht, Euren Dienern zum Gespött, Graf Manfred von Clermont, der Vater der Königin, in Lumpen gehüllt. Er verlangt das Heirathsgut seiner verstoßenen Tochter zurück — könnt Ihr ihm geben, was er mit Recht fordern kann?"

„Bist Du toll, Andreas?" fuhr der König halb lachend, halb zornig auf. „Hätte ich jetzt 200000 Goldgülden, dünkte ich mich der reichste Fürst Italiens. Ich wollte heute Deiner Schwester ein kleines Geschenk machen, und mein Schatzmeister hatte nicht einmal die lumpigen 20 Goldgülden, die es kosten sollte, im Seckel."

„Herr, die Geschenke, die Ihr meiner Schwester gebt, sind vergeudet und betrüben mich überdies noch."

„Narr!" sagte der König verdrießlich, doch d'Altavilla fragte nochmals: „Darf ich den Grafen hereinführen?"

Ladislaus bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Führe ihn herein!"

Der König, in seinem jugendlichen Leichtsinne mehr seine innere Kraft als seine äußere Macht berechnend, sah nicht die Gefahr, die ihn umgab. Ohne einen andern Bundesgenossen als den Papst Bonifacius, stand er ohne

Geld, ohne ein Heer, blos auf das feste Gaëta beschränkt, seinem Gegner gegenüber, der zu seinem Glücke sein Leben in üppiger Trägheit vergeudete. Der tapfere Alberic von Barbiano, welcher durch seinen Ruf allein ihm ein neues Heer hätte schaffen können, war gefangen und Ladislaus ohne Mittel, vielleicht selbst ohne den Willen, ihn auszulösen, aber dies alles beugte seine stolze Zuversicht nicht, er trotzte Jedem, herrschte in Gaëta mit tyrannischer Gewalt, und hatte es gewagt, seine allgeliebte Gattin zu verstoßen. Wenn auch Bianca d'Altavilla glauben mochte, es sey dies blos geschehen, um zu ihrem Besitze zu gelangen, wenn sie auch vielleicht selbst die trügerische Hoffnung nährte, den Platz Constanzens einzunehmen, so schüttelte doch der besonnenere Bruder bedenklich das Haupt, und meinte, der König habe die unglückliche, ihm keine Macht mehr zuführende Constanze verstoßen, um durch eine neue Verbindung sich neuen Beistand zu gewinnen. In dieser Stimmung, rücksichtslos auf Zukunft und Vergangenheit, erwartete Ladislaus den Eintritt des Mannes, bei dem er noch vor wenigen Jahren um die Hand der Tochter geworben, und durch dessen Hülfe er, wenn er den Rath Barbiano's befolgte, den Thron seiner Väter besiegen hätte.

Nicht mehr im Bettlergewande, d'Altavilla wollte den Greis nicht in solch ärmlicher Kleidung vor dem jungen Könige erscheinen lassen, reich gekleidet trat Graf Manfred ein. Stolz war seine Haltung, stolz die Beugung seines Hauptes, mit der er den König begrüßte, stolzer noch erwiederte dieser die Bewillkommnung; so standen sie sich gegenüber, aber Keiner sprach.

„Wie kenntet Ihr es wagen, Manfred von Clermont," nahm aus Ungeduld Ladislaus endlich das Wort. „Wie kenntet Ihr es wagen, als Bettler verkleidet, ohne meine Erlaubniß in meine Residenz zu kommen?" Der Graf lächelte bitter und schwieg immer noch. „Was wollt Ihr hier, was sucht Ihr hier?" fuhr der König fort, durch das Schweigen und Hohnlächeln Manfreds immer mehr gereizt. „Redet oder geht!"

„Was ich hier will, was ich hier suche? — Meine Tochter suchte ich und habe sie gefunden; ihr Heirathsgut verlange ich von Euch, König Ladislaus. Hätte mich das Glück nicht verlassen, so sandte ich meine Mannen über das Meer, Tochter und Heirathsgut mit den Waffen von Euch zu fordern, so komme ich selbst, ein Bettler, denn dieser Flitterstaat ist erborgt, und verlange von meinem Eidam, was mir von rechtswegen gebührt."

„Graf Manfred!" erwiederte der König, dessen hoher Sinn von des Mannes Worten doch ergriffen seyn mochte. „Geld habe ich nicht, das wißt Ihr, sonst wäre ich nicht hier, ich stünde an der Spitze eines Heeres, auch kann ich nicht aus der Klinge meines Schwertes Goldmünzen schlagen, noch meinen Harnisch ausprägen lassen. — Eure Tochter! — Nun die könntet Ihr wohl mit Euch nehmen, was kümmert mich das! Aber Ihr habt ja keine Burg mehr, die Euch aufnimmt, kein Dach, das Euch vor Regen und Wetter schützt, keinen Mantel, den Ihr der Tochter umhängen, kein Stück Brot, das Ihr der Hungrigen reichen könntet."

„Herr!" unterbrach ihn Manfred mit verbissenem Grimme. „Und müßte ich von Hütte zu Hütte wandern

und ſprechen: Gebt aus Barmherzigkeit Graf Manfred von Clermont, gebt ſeiner Tochter, der verſtoßenen Königin von Neapel, ein Obdach, einen Trunk, ein Stück Brot und einen Schemmel, die müden Glieder darauf auszuruhen, bei Gott, König von Gaëta! jeder Hirt in den Thälern der Abruzzen gäbe uns ein freundlicheres Obdach, als die öde Wohnung Eurer Gemahlin, er reichte uns einen beſſeren Trunk aus dem irdenen Kruge, als den ich in der zinnernen Kanne der Königin fand, ſein Brot wäre kräftiger, als das ausgetrocknete, das Ihr Conſtanzen von Clermont zu ihrem Nachtmahle reichen laßt, und der Schemmel, den der mitleidige Hirt der Ermatteten bringen würde, wäre nicht ſo von Würmern zernagt, als der, worauf die unglückliche Königin im ärmlichen Gewande ſitzen muß. Wo ſind ihre Juwelen und die reichen Kleider, die ſie nach Gaëta brachte, wo der königliche Hausrath, mit dem Graf Clermont Euren verödeten Palaſt ſchmückte? Strecken Eure Buhldirnen die wollüſtigen Glieder auf den ſeidenen Ruhebetten der Königin, und ſchmücken die Juwelen meines Kindes ihre üppigen Lokken! — Bei Gott, hätte ich ein Schwert an meiner Seite —"

„Graf Andreas!" befahl der König, die heftige Rede des Greiſes unterbrechend. „Bringt den Wahnwitzigen in enge, aber freundliche Haft. Man reiche ihm dort das feinſte Weizenbrod auf ſilbernem Teller, den beſten Syraluſer im goldenen Pokale, und er ſitze dort auf dem reichſten Seſſel, der in meinem Palaſte zu finden iſt."

„Armer König!" ſagte Graf Manfred, bei dieſem Hohne mitleidig lächelnd.

„Armer König!“ wiederholte Ladislaus mit einer Gelassenheit, die sonst eben nicht die Tugend des aufbrausenden Jünglings war, und schien hierbei den bittenden Blick d'Altavilla's nicht zu bemerken. „Ja, Graf Manfred von Clermont, noch bin ich ein armer König, aber dennoch ein König. Ungestraft läßt sich die Majestät nicht höhnen, und ungestraft darf man selbst die Wahrheit an des Thrones Stufen nicht frech aussprechen. Ihr habt mir früher manchen guten Dienst gethan; es geschah nicht um mich, nur meiner Krone wegen, die Ihr so leichter auf das Haupt Eurer Tochter setzen konntet, als die Krone Siziliens auf Euer Haupt; der Eigennutz leitete Eure Schritte, der Eigennutz leitete auch die meinen. Eine Fürstin, nicht die Tochter eines geächteten sizilianischen Barons, muß auf dem Throne von Neapel sitzen, wenn die Großen dieses Reiches mir anhangen sollen, deshalb sind wir quitt. — Graf von Capua, thut, was ich befohlen!“ Dies sagend wandte er Manfred den Rücken und verließ das Zimmer.

D'Altavilla mußte wider seinen Willen des Königs Befehl vollziehen. „O hättet Ihr den jungen Löwen nicht durch Eure verwundenden Worte gereizt, vielleicht wäre Alles noch gut gegangen,“ sagte er sanft verweisend. „Ihr habt Oel in die lodernde Flamme gegossen.“

„So mag sie brennen so lange sie will,“ erwiederte der Greis, „was schadet es mir? Höchstens kann sie mir die Lumpen versengen, die ich mir wieder von Euch zurück erbitte. Oder hätte ich mich vor dem Könige ohne Land beugen sollen? Nein, bei Gott, d'Altavilla, so tief bin ich noch nicht gesunken!“

Als ſie in dem Kaſtell in ein freundliches vergittertes Zimmer getreten waren, ließ d'Altavilla nach langem Zögern die Lumpen bringen. Froh, den erborgten Tand ablegen zu können, warf Manfred die reichen Kleider von ſich, und bald ſtand der Bettler wieder da. „Nun iſt es mir wohl!“ ſprach er tief aufathmend. „D'Altavilla!“ fuhr er dann fort, die Hand des jungen Mannes ergreifend. „Ihr ſeyd noch jung, Euch ſteht die Welt mit allen ihren trügeriſchen Hoffnungen noch offen, Ihr blickt in eine ſchöne Zukunft und geht nur, wie das mit Blumen und Kränzen geſchmückte Opferthier zum Altar, dem Verderben entgegen. Wehe Euch, Ihr habt noch viel zu verlieren! Wohl dem, der nichts mehr hat, als Lumpen und ein elendes Leben, das Schickſal und der Tod machen nur ſchlechte Beute! — Ihr aber,“ fuhr der Alte mit ungeheuchelter Theilnahme fort, „Ihr ſteht am Krater des Aetna und Eure Schweſter neben Euch; ein Vergeſſen, ein unbewachter Augenblick, und ſie ſtößt Euch in den Abgrund, wo Euch der Tod nicht erfaßt, nein, ein tückiſcher Dämon Euch auffängt und in ein Leben voll Schande zurückführt. Ich habe Euch geliebt, ſeit ich Euch das erſte Mal ſah, meine Liebe ward Hochachtung, als Ihr ſo ſchnell Palermo verließet, und ſtände dieſe nicht ſo feſt, ich müßte Euch jetzt verachten, wie ich Bianca d'Altavilla, Eure Schweſter, verachte.“

„Graf Manfred!“ fuhr Andreas auf. „Dieſe Worte heiſchen Blut!“

„Blut? — Wollt Ihr mir es durch einen Henkersknecht abzapfen laſſen? Wollt Ihr mit Eurem Schwerte dieſe nur matt ſich noch hebende Bruſt durchbohren? Gut,

ſo verweilt nur noch einen Augenblick, bis ich mein Teſtament gemacht habe. Hört es und ſeyd deſſen Vollſtrecker. — Dem Könige vermache ich dieſe Lumpen, er kann ſie vielleicht bald gebrauchen, Eurer Schweſter meinen Fluch, meinem Kinde meinen Segen und Euch meine Verzeihung. — Nun!" rief er dem Staunenden zu und riß die Fetzen ſeines Gewandes aus einander. „Stoßt zu, junger Mann, das Blut von Conſtanzens Vater röthe Euer Schwert —"

„Unglücklicher Greis!" ſagte d'Altavilla und ſank an die benarbte Bruſt. „Es ſey fern von mir, meine Hand mit dem Blute eines wehrloſen Mannes zu beflecken. Ich verzeihe Euch mit gutem Herzen, was Ihr geſprochen, dem Vater Conſtanzens verzeihe ich Alles!" Bei dieſen Worten ſah ihn der Alte ſcharf und finſter an. — „Ihr thut meiner Schweſter Unrecht," fuhr Andreas fort. „Sie liebt die Königin, ſie meint es gut mit ihr, fehlte ſie, ſo war es Irrthum."

„Wie kann der Yſop glauben, der Sturm ziehe über die Gipfel der Ceder ſo lautlos wie über ihn dahin? Wie kann Bianca das Herz Conſtanzens nach ihrem Herzen meſſen? Dem Großen gnügt nur das Große; wer auf einem Throne ſaß, ſteigt nie freudigen Herzens herab, und träte er auch von den Stufen des Thrones in die Hütte der Liebe. Von der Höhe herabſteigen iſt ein ſchwerer Gang, Graf Andreas; ich habe ihn thun müſſen. Ich ahne jetzt die Abſicht Eurer Schweſter, ſie mag ihr gut dünken und ich will glauben, ſie täuſcht ſich ſelbſt. Sie hoffte, in Euren Armen werde meine Tochter ihr Glück finden. — Glaubt das nicht, d'Altavilla, wer eine Krone trug, kann ſich ohne Krone nicht mehr glücklich fühlen. Bei Tag und

Nacht, wachend und träumend wird sie die verlorene suchen, und der Kranz von Rosen, den Ihr dafür bietet, könnte sie vielleicht einen Augenblick mit seinem Dufte betäuben, aber diese Betäubung ist so kurz, das Erwachen aus ihr so lang." —

In Altavilla's Brust erlosch bei diesen Worten ein Hoffnungsstern nach dem andern. „Bianca, Bianca!" rief er unwillkührlich und schmerzlich aus.

„Ja, diese Bianca wird die Früchte des Baumes nicht pflücken, aus dessen Schatten sie ihre Königin vertrieb!" rief der Alte im prophetischen Tone. „Sie kann die Buhlerin eines Königs — nie Königin werden! — So erwacht doch aus Euren Träumen," sagte er, d'Altavilla unsanft rüttelnd. „Ich will Euch eine Mähr erzählen, die selbst dem Günstlinge des Königs neu seyn soll, eine freudige Mähr, die die Hoffnungen Eurer Schwester verwehen wird, wie der Sturm die Blüthen. Wißt, der königliche Kämmerer Gurello Tocco hat sich heimlich in Salerno eingeschifft und ist nach Cypern gesteuert, dort um die Hand der Prinzessin Maria für Euren König zu werben."

„Nicht möglich!" fiel ihm d'Altavilla in die Rede. „Ich müßte doch etwas davon wissen."

„Ihr?" erwiederte Graf Manfred lächelnd. „Ihr und Eure Schwester seyd die Letzten, die es erfahren sollen. Glaubt es mir, ich selbst habe Gurello gesprochen, und die Schwatzhaftigkeit eines alten Freundes benutzt, um ein Geheimniß auszuforschen. Wäre ich in Freiheit, so könnte ich Euch in dieser Sache wohl nützlich seyn, ich bin am Hofe des Königs von Cypern bekannt."

Der Graf von Capua war durch dieſe Nachricht wirklich überraſcht, aber ſie traf ihn nicht verwundend. Nie hatte er ſich die Möglichkeit gedacht, daß ſeine Schweſter auf den Thron Neapels erhoben werden könne, ihre Verbindung mit dem Könige war ihm ſelbſt unangenehm, und doch hatte er nicht Kraft und Feſtigkeit genug, ſie zu trennen. Ihn trieb es jetzt hin zu ihr. Mit dem Verſprechen, Alles für Graf Manfreds Befreiung zu thun, verließ er ihn, als eben Diener auf Befehl des Königs einen Seſſel mit venetianiſchem Sammet beſchlagen und mit goldenen Franzen geziert, einen goldenen Pokal und auf einer ſilbernen Schüſſel ein Weizenbrod dem Gefangenen brachten.

12.

König Ladiſlaus ſaß am andern Tage unter der Pinie, die auf dem Felſen am Meere ihre Fächerkrone breitete, mit Gurello Tocco ſprechend, der eben von ſeiner Reiſe nach Cypern zurückgekehrt war und dem Könige gute Nachrichten gebracht haben mochte, denn der König war heiter und fröhlich, und entließ den Kämmerer mit augenſcheinlichen Beweiſen ſeiner Huld. Gleich darauf trat er zu Peppo, ſeinem Narren, der, auf einer Felsſpitze ſitzend, Steine in das Meer rollte und ſich an ihrem Springen und Hüpfen zu ergötzen ſchien. „Was machſt Du da?“ fragte der König.

„Ich rolle die Steine hinunter, Herr, und mache dabei meine Betrachtungen," erwiederte der Narr. „Seht diesen tüchtigen Stein, schwer und gewichtig, seht wie er rollt, erst langsam, dann immer rascher und rascher, bis er da unten über die Klippen springt und sich nun mit reißender Gewalt hinunter stürzt. Da plumpt er ins Meer, ein wenig Schaum ist Alles, was Ihr noch von ihm seht."

„Und was soll das?"

„Da dachte ich, Herr, wie viel Zeit ich wohl gebrauchen würde, den Stein vom Strande hier herauf zu rollen, wie oft ich ausgleiten, er wieder rückwärts laufen würde, ehe ich ihn wieder auf seine alte Stelle brächte. So geht es auch dem Menschen! Mühsam strebt er aufwärts, ringt mit dem Glücke, drängt und plagt sich, die Höhe zu erreichen, und ist es Einem unter Tausenden endlich gelungen, da bedarf es nur der Hand eines Narren, um ihn von seiner Höhe wieder herabzuschleudern."

„Wie kommst Du heute auf die ernsten Gedanken, Narr?"

„Ich sah Graf Manfred, meinen Kumpan, am Fenster."

„Deinen Kumpan?" fragte Ladislaus neugierig.

„Nun ja, daß er ein Narr ist, wißt Ihr am besten. Gab er nicht 200000 vollwichtige Kronen, um eine Dornenkrone auf das Haupt seiner Tochter zu setzen? Schickte er Euch nicht seine Reisigen, während die Arragonier ihm ein Schloß nach dem andern nahmen?"

„Narr!" drohte der König, doch Peppo kehrte sich nicht an die Drohung, sondern fuhr fort: „Als ich ihn

in Lumpen gehüllt mit Ingrimm an den eisernen Gittern des Thurmfensters rütteln sah, da gedachte ich, wie stattlich der Mann war, als er Euch in Palermo und auf seinem Schlosse Chiaramonte empfangen hatte. Ich gedachte der Feste und Turniere, die uns als Zauber erschienen, da wir an Eurem Hofe kaum eine mersche Lanze zum Ringelrennen vorfinden konnten, auch erinnerte ich mich des schwarzen Wamses und des feuerrothen Mantels, die der Graf damals Eurem Narren verehrte, damit er seine abgetragene Jacke ablegen, und ehrbar bei dem Vermählungsfeste der Grafentochter erscheinen konnte. Ich habe Mantel und Wams noch, und wäre es dem armen alten Manne nur nicht zu klein, ich gäbe es ihm gern, seine Blöße damit zu decken."

Dem Könige mochte wohl jene Zeit vorschweben; er war nachdenkend geworden und schien nicht auf seinen Narren zu hören, dessen Redseligkeit, einmal im Zuge, nicht leicht wieder aufzuhalten war. „Was wollt Ihr mit dem alten Manne machen, Herr?" fuhr er fort, „Wollt Ihr ihm im Kerker Eure Schuld abtragen? Was wollt Ihr mit Frau Constanzen machen? Sie ist wahrlich jetzt noch ein von zwei alten Drachen bewachter Schatz, der es wohl werth wäre, von einer treuen edlen Hand gehoben zu werden. — Gott möge Euch vergeben, was Ihr an ihr gethan!" Bei diesen Worten begrüßte der Stecken, mit dem der König eben spielte, den Narren auf unfreundliche Weise. „Schlagt nur immer zu, Herr," sprach er, geduldig den Rücken hinhaltend; „wegen dieser frommen Dulderin duldet Peppo mit Freuden Eure Schläge."

Ladislaus hielt mit der Züchtigung ein, theils über die trotzige Stellung des Männchens lachend, theils auch mäßigte der Anblick Bianca's seinen Zorn, die er in der Ferne auf sich zukommen sah. „Geh und komm mir heute nicht wieder vor die Augen!" befahl er dem Narren.

„So gehe ich nach dem alten Kastell," erwiederte Peppo ziemlich keck, „sehe hinauf nach dem eisernen Gitter und labe mich an dem Anblicke des stattlichen Mannes in Lumpen. — Gebe Gott Euch Glück, König! da sehe ich Eure Schlange sich nahen, nehmt Euch vor ihr in Acht, daß sie Euch den Cyperwein, den Ihr Euch einschenkt, nicht auf den Boden gießt."

Dem Könige schienen diese Worte nicht ohne Bedeutung gesagt zu seyn, aber ehe er dem Narren eine Erklärung abfordern konnte, war dieser hinter eine Hecke geschlüpft und Bianca ihm schon nahe. „Ei stolze Dame!" rief ihr Ladislaus entgegen. „Was führt Euch heute zu mir? Was hat Euch so barmherzig gestimmt, mir den Weg zu Euch zu ersparen? Freudiges mag es nicht seyn, dies zeigt mir Euer ernstes Gesicht."

„Und doch ist es Freudiges, was mich hierher führt," rief Bianca, sich tief vor dem Könige neigend. „Ich komme, Euch Glück zu wünschen, Herr."

„Mir?" unterbrach sie der König erstaunt. „Wahrlich, das Glück blieb mir seit meiner Kindheit so fern, daß ich nicht wüßte, wie es sich mir anders nahen könnte, als durch Euch, eigensinnige Dame Fortuna."

„Könnte ich Euch Glück bringen, Herr, ich brächte es Euch gewiß," erwiederte Bianca, „doch dazu bin ich zu schwach."

„Zu ſchwach? — Zu ſtark ſeyd Ihr, oder vielmehr zu ſtolz, es mir zu reichen," fiel ihr Ladislaus in die Rede. „Wie der Bettler vor des Geizigen Thüre habe ich vor Euch geſtanden, und Ihr habt mir nicht die kleinſte Gabe gereicht."

„Herr!" ſagte Bianca und blickte ſtolz auf den König. „Dieſe Gaben auszutheilen überlaſſe ich Marien von Cypern."

„Auch Ihr wißt?" —

„Ja, Herr, ich weiß Alles, vielleicht mehr als Ihr. Was auch Euer Abgeordneter berichtet haben mag, ſo brachte er mehr Hoffnung, als er bringen ſollte. Ja, der König von Cypern will es wagen, ſeine Tochter Eurem ungewiſſen Schickſale anzuvertrauen, aber die Prinzeſſin ſträubt ſich, dem Manne ihre Hand zu geben, deſſen Eheband nach ihrem Glauben ein falſcher Papſt löſete. So lange die Königin Conſtanze ſich als Eure Gattin betrachtet und öffentlich gegen den Ausſpruch des Papſtes proteſtirt, ſo lange glaubt ſie Euch an die Verſtoßene gebunden, und wird Euch nie ihre Hand reichen."

„Von wem wißt Ihr das?" fragte der König raſch.

„Das kümmere Euch nicht, Herr, ich weiß es aus guter Quelle."

„Seyd Ihr deſſen gewiß, was Ihr geſagt?" fragte der König raſch, Bianca ſcharf ins Auge faſſend.

„Ich bin es gewiß," erwiederte ſie beſtimmt.

Der König wurde nachdenkend, ſeine Stirn umwölkte ſich, ſein Blick war nur auf die Wellen gerichtet, die der Sturm brauſend an die Klippen hinan trieb. Plötzlich ſtieß er zornig einen lockern Stein mit dem Fuße den Fel-

ſen hinunter, und lachte höhniſch, als er hüpfend und rollend jetzt in die Fluthen verſank. „Für immer begraben!“ murmelte er, und aus ſeinen Träumereien erwachend, wandte er ſich wieder zu Bianca, die jede ſeiner Mienen, jede ſeiner Bewegungen aufmerkſam beobachtet hatte. Auch die dumpf vor ſich hin geſprochenen Worte des Königs waren ihr nicht entgangen, und ihren düſtern Sinn ahnend, ſagte ſie, ſich ruhig auf die Raſenbank unter der Pinie ſetzend. „Herr, Conſtanze ſteht Eurem Glück im Wege, ſie allein —“

„Ja wohl, ſie allein!“ unterbrach ſie der König mit Heftigkeit. „Aber Bianca d'Altavilla,“ lenkte er plötzlich ein, und ſein flammendes Auge traf jetzt forſchend das Fräulein. „Euch muß meine Vermählung mit der Prinzeſſin von Cypern ſchmerzen.“

„Laßt Euch von dem Scheine nicht trügen, Herr,“ fiel ſie dem Könige in die Rede, „mich ſchmerzt ſie wahrlich nicht.“

„Weshalb beſtimmtet Ihr mich zur Trennung von Conſtanzen?“

„Weil ich die Königin liebe und wußte, daß ſie ſich an Eurer Seite unglücklich fühlte.“

Dies mußte den Stolz und die Eitelkeit des Königs beleidigen, und dennoch ſagte er der darüber Erſtaunten: „Nun das iſt mir zu hören angenehm, mir angenehm, daß ich weiß, Conſtanze liebte mich nicht. — Ja, bei Gott!“ rief er, ſich vergeſſend, „ſo wie ſie mit ihrer kalten Tugend, mit ihrem läſtigen Beiſpiele zwiſchen mich und Euch trat, ſo ſtellt ſie ſich wieder zwiſchen mich und die Prinzeſſin von Cypern. Sie iſt mir läſtig, ſie muß

untergehen! — Bianca!“ wandte er sich dann zu dieser. „Ihr seyd so ruhig bei der Nachricht meiner Vermählung, macht mir keine Vorwürfe, ich erkenne Eure Nachsicht und werde mich dankbar dafür beweisen.“

„Hätte ich zur Nachsicht Grund?“ fragte Bianca, mit aller Gewalt Fassung suchend.

„Eigentlich wohl nicht, räthselhaftes Wesen, das mich in unzerreißbaren Banden hält, und mich doch willig meiner Gefangenschaft entläßt. Ihr habt Euch meinen Bewerbungen nicht entzogen, habt mir jede Wonne in Eurem Zauberspiegel gezeigt, und wollte ich sie erfassen, ließet Ihr die süßen Bilder in Nebel zerfließen, Euer Auge hat mir hundertmal Liebesglück verhießen, Euer Mund mir den Liebeskuß tausendmal verweigert; ewig angezogen, ewig abgestoßen, ein Spiel Eurer Launen, vielleicht Eurer berechneten Plane, stehe ich vor Euch. Erklärt mir dieses Räthsel, seyd einmal wahr gegen mich.“

In Bianca mochten in diesem Augenblicke mancherlei Empfindungen stürmen, sie brauchte Zeit, sich zu fassen. Endlich begann sie: „Ihr wollt das Räthsel gelöst sehen, Herr! Nun, so will ich den Schleier lüften, will Euch zeigen, wie ich bin; hört mich an: Für Eure Gemahlin glaubte ich zu handeln, als ich Euch in dem Versatze bestärkte, sich von ihr zu trennen.“ —

„Wie wäre das möglich?“ unterbrach sie der König.

„Und doch ist es so,“ fuhr Bianca fort. „Fragt nicht nach dem Wie, das ruht in meiner Brust verborgen und wird dort vielleicht ewig ruhen müssen. Nur für die Königin glaubte ich zu handeln und betrog mich selbst, denn — es wird mir schwer, es zu gestehen — vielleicht

nährte ich selbst Hoffnungen, die unerreichbar waren. Ja, Herr, ich liebte Euch, Euer Herz war mein Paradies, aber nur Eure Hand hätte mich können in dieses Eden führen, darum dieser Zwiespalt in mir, darum dieser Wechsel von Anziehen und Abstoßen. Ich fühle es, Ihr bedürft, um auf den Thron Eurer Väter zu steigen, einer mächtigen Hülfe, bedurft einer fürstlichen Gemahlin, den stolzen Baronen Neapels Ehrfurcht zu gebieten; was könnte Euch Bianca d'Altavilla seyn! Sie steht zu niedrig, die Gattin eines Königs zu werden, ihr Herz sagt ihr, sie stehe zu hoch, seine Buhlerin zu seyn. — Unterbrecht mich nicht, Herr!" bat sie, als Ladislaus mit Wärme ihre Hand ergriff und reden wollte. „Hört mich ruhig an, der Faden, einmal gerissen, möchte schwer wieder anzuknüpfen seyn. Ich liebe Euch noch," sprach sie, aber wer sie bei diesen Worten genau beobachtet hätte, mußte sehen, daß der Faden, den sie vorher gesponnen hatte, zerrissen, daß das, was sie nun sagte, kalte Berechnung war. „Ich liebe Euch noch, dies beweise Euch meine Sorge für Euer Wohl. Der Besitz der Prinzessin von Cypern allein kann Euch jetzt in den Stand setzen, Neapel zu erobern; sie zu erlangen, mußt Ihr Alles opfern; Constanze von Clermont allein steht Euch hierzu im Wege."

„Als jener Stein, den ich hinabrollte, im Meere versank," nahm Ladislaus das Wort, „da beschloß ich —"

„Ihren Tod!" fiel ihm Bianca rasch in die Rede: „Ich hörte Euch wohl das Todeswort sprechen; aber da sey Gott vor, daß Ihr solche Gräuelthat begeht, die auf Eurer ganzen Lebensbahn das Glück von Euch weisen und

die edle Marie von Cypern, auch Bianca d'Altavilla für ewig von Euch entfernen würde. Nein, Herr, wenn auch eines gewaltsamen, eines blutigen Mittels bedarf es hier nicht."

„Erklärt Euch deutlicher, Bianca, Ihr macht mich neugierig."

Da störte ein keuchender Höfling das Gespräch, das eine ernste Wendung zu nehmen begann. „Herr!" berichtete er, mit der Zuversicht, Freudiges zu verkünden. „So eben reitet Graf Alberic von Barbiano mit einem stattlichen Gefolge ein."

„Wie stark ist das Gefolge?" fragte Ladislaus rasch.

„Wohl hundert Lanzen," erwiederte der Höfling.

„Gut," sagte der König, raunte ihm noch etwas in das Ohr und winkte ihm dann, abzutreten. „Der Mann ist mir jetzt nicht willkommen," sagte der König, sich zu Bianca wendend. „Welcher tückische Zufall befreite ihn aus seiner Haft? — Er ist Manfreds Freund, hängt mit Schwärmerei an dessen Tochter, und wäre wohl im Stande, die Thorheit zu begehen, sich zu ihrem Ritter aufzuwerfen."

Auch Bianca'n schien die Ankunft des tapfern Alberic nicht angenehm zu seyn; sie knüpfte das Gespräch nicht wieder an und schien über etwas nachzusinnen. „Herr!" sagte sie plötzlich. „Was Ihr thun wollt, thut schnell; nur beschwöre ich Euch bei allen Heiligen, keine blutige That. Dies ist Alles, was ich Euch jetzt rathen kann. Sucht Alberic zu entfernen, er ist meinen Plänen hinderlich. Doch ich sehe ihn kommen; heute Abend erwarte ich Euch, dann ein Mehreres!" Dies sagend entfernte sie

ſich ſchnell, dem gefürchteten Manne aus dem Wege zu gehen.

Graf Alberic nahte ſich dem Könige und begrüßte ihn kalt. „Ich komme nach Gaëta," ſprach er, „mich für Eure verſtoßene Gattin zu verwenden, und erfahre, daß auch ihr Vater in Eurer Gewalt und in ſtrenger Haft iſt. Ich bin dem Grafen Manfred Dank ſchuldig und will ihn bezahlen. Ihr, Herr, ſchuldet mir, außer dem Lohne meiner Dienſte, noch eine bedeutende Summe für den letzten Feldzug; ich erlaſſe Euch Dank, Lohn und Geld, gebt Ihr den Grafen Manfred und ſeine edle Tochter frei, und laßt ſie mit mir ziehen, wohin es ihnen gefällt."

Dieſe mit ſtolzem Tone ausgeſprochenen Worte überraſchten den König, er ſah den ernſten Kriegsmann, mit der Antwort zögernd, unentſchloſſen an.

„Nun, Herr," fuhr Alberic fort, „ſonſt ſeyd Ihr doch ſo raſch in That und Wort, warum zögert Ihr jetzt, Eurem ehemaligen Feldherrn ein kurzes Ja oder Nein zu ſagen?" —

„So vernehmt ein Nein!" ſagte der junge König raſch. „Auch bitte ich Euch, Graf Alberic, kein drohendes Wort; ich ehre Euch als Krieger zu hoch, um Euch wehe thun zu wollen. Ahnend, was Euch hierher führte, habe ich, ſobald ich Eure Ankunft vernahm, Verkehrungen treffen laſſen, um Euer Beginnen unſchädlich zu machen. Ihr kennt mich, habt, während wir uns nicht ſahen, den Werth der Freiheit kennen gelernt, deshalb — Jetzt ſeyd mir willkommen, Graf," ſagte er, dem Geſpräche eine andere Wendung gebend, „herzlich dem Könige willkommen, der von Neuem in Euch die ſicherſte Stütze ſeiner

Thrones findet. Ich erwarte Geld von Rom, in Mailand und Venedig wirbt man für mich, auch zieht mir wahrscheinlich über's Meer her Hülfe zu, und so können wir uns bald wieder an der Spitze eines Heeres sehen, das Euer gefeierter Name gewiß zu einem furchtbaren bilden wird. Diesmal, Eurem Rathe folgend, ziehen wir gerade auf Neapel, und hoffentlich wird das Glück uns treuer zur Seite stehen, als das vorige Mal."

Barbiano hatte dem Könige mit ruhigem Lächeln zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, „Herr!" sagte er jetzt, „ich wünsche Euch zu Eurem Unternehmen Glück. Von Eurer frühesten Jugend an sah ich in Euch einen Stern aufgehen, wie er nur selten am Himmel dieser üppigen Fluren seine Bahn beginnt. Darum und um Graf Manfreds willen schloß ich mich an Euch an und folgte Eurem Geschick. Jetzt habe ich nur noch Wünsche für Euch, mein Wort bindet mich, ich darf nicht mehr für Euch das Schwert ziehen, dies war Bedingung meiner Freiheit; gegen Euch werde ich es nicht ziehen, wenn Ihr mich nicht dazu zwingt. Mein Weg führt mich nach Venedig, kann ich Euch dort etwas nützen, so thue ich es gern, wenn ich Graf Manfred frei und die Königin — Doch davon ein anderes Mal — Darf ich ihn und die Königin sprechen? — Darf ich ihnen Trost bringen, oder muß ich sie auf das Aeußerste vorbereiten?" —

„Ich werde Befehl geben, daß Ihr bei dem Grafen Einlaß findet, die Wohnung Constanzens aber bleibt Euch verschlossen."

„Darf ich ihm Trost bringen?"

„Das Erſcheinen eines treuen Freundes bringt jedesmal Troſt," erwiederte der König ausweichend.

„Ich verſtehe Euch, Herr!" ſagte Graf Alberic, ſeinen Zorn unterdrückend, und entfernte ſich bald.

13.

Noch das Bild ihres Vaters vor Augen, wie er in Lumpen gehüllt vor ihr ſtand, noch in tiefe Trauer verſunken, ſaß die Königin in ihrem düſteren, von dem Scheine einer Lampe nur ſpärlich erhellten Zimmer. Eine der alten Frauen ſaß neben ihr und beobachtete ſie unverwandt mit tückiſchem Lächeln, während die andere geſchäftig hin und her lief, bald an das Fenſter trat und auf die menſchenleere Straße hinabſah, bald hinausging, und ſo durch ihre ſtete Unruhe die ernſten Gedanken der Königin ſtörte. „Laßt mich allein!" befahl dieſe jetzt unwillig, und nur durch den ſtrengen Blick der Gebieterin bewegen, gehorchten die beiden Unholdinnen. Erſt jetzt konnte die Unglückliche ihren traurigen Gedanken nachhängen, erſt jetzt ihren Thränen freien Lauf laſſen und den Seufzern die Bruſt öffnen. Dunkel umgab das Bild ihres Lebens, das vor ihre Seele trat, düſter wogten die Geſtalten in dieſer Dämmerung umher, bleich ſchwebte die lange ſchon verblichene Mutter über dem Grabhügel — ein Bettler wankte der Vater, den Wanderſtab in der Hand, durch die ſternenloſe Nacht — wild jagte der Gatte auf ſchwarzem Streitroſſe hohnlächelnd an ihr vorüber, und als ſich ſeine

Gestalt immer mehr in dem Dunkel wie eine finstere Wolke verlor, blickte aus ihr ein bleicher Stern hervor, der immer strahlender werdend, wie mit Mondlicht das Bild umfloß — sie schloß errötbend die Augen, denn aus dem lichten Glanze trat das Bild d'Altavilla's vor sie. — Als sie die Augen wieder aufschlug, war der Zauber der Phantasie verschwunden, aber in Wirklichkeit, wenn auch nur vom matten Lampenscheine bestrahlt, stand d'Altavilla vor ihr. „Waret Ihr es wirklich, Andreas?" rief sie, ihm die Arme entgegen streckend. „Es war kein Traum, Ihr seyd es?"

„Ich bin es, Königin!" rief der vor diesem Willkommen Entzückte, aber mit diesen Worten war auch der Zauber ganz verschwunden, eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, sie stammelte unzusammenhängende Worte, wagte nicht an ihm aufzusehen, und doch lächelte ihr Mund, doch traf ihn ein einziger verrätherischer Blick, als sie ihn fragte: „Was führt Euch hierher, Graf d'Altavilla?"

Ohne auf ihre Frage zu antworten, hing des Mannes Auge an der Geliebten, wie das Auge des Seligen an der geöffneten Pforte des Paradieses. „Ich habe mein Glück gefunden!" rief er. „Gelobt sey Gott!" Mit diesen Worten stürzte er fort und ließ die Königin in einem Zustande zwischen Wachen und Träumen zurück, denn was ihr begegnet war, blieb ihr ein Räthsel.

Nicht minder erstaunt war Graf Manfred, als die Thüre seines Gefängnisses sich öffnete und Graf Alberic von Barbiano eintrat. Lange standen beide Männer sprachlos sich gegenüber. „Muß ich Euch so wiedersehen, Clermont!" rief endlich Barbiano. „Muß ich meinen edlen

Freund, in dieſe Lumpen gehüllt, an mein Herz drücken? — Gleichviel," ſprach er, den Alten an ſich ziehend, „ob Euch ein ſeidenes Wams deckt, ob dieſe Lumpen, gleichviel! ſeinen Wohlthäter preßt Alberic eben ſo herzlich an ſeine Bruſt und bekennt ſich ſein Schuldner. Was kann ich thun, endlich meine Schuld abzutragen?"

„Nichts, edler Mann," erwiederte Graf Manfred, „alle Schätze der Welt könnten mir nichts mehr nützen. Seit mein Kind verſtoßen ward, iſt mein Lebensbaum verdorrt, ſeit der freche König ihr die Krone vom Haupte ſtieß, zerriß er mir das Herz, und es verblutet tropfenweiſe. Den Untergang meines Glanzes habe ich verſchmerzt!" ſagte er mit kalter Ruhe. „Als ich am Abende vor meiner Flucht aus Chiaramonte noch einmal auf die Zinne des Thurmes trat, im Oſten Siziliens Fluren überſchauend, ihnen Lebewohl ſagte, im Weſten die Sonne ſich in die Meereswellen tauchen ſah, rief ich muthvoll aus: Muß doch ſie untergehen, warum nicht auch ich — Schön war mein Morgenroth, herrlich meine glänzende Bahn — Groß iſt mein Untergang! — So beſtieg ich die Barke und zürnte nicht mit meinem Schickſale. Aber als ich erfuhr, auch dieſe Sonne ſey untergegangen, auch ſie, der Zweck meines ganzen Lebens, ſey, nicht vom Drange eines mächtigen Geſchickes, nein, von der Hand eines wollüſtigen Buben vom Throne geſtoßen, da brach mein Muth, da vertauſchte ich willig das Schwert mit dem Wanderſtabe und freute mich der Lumpen, da ſie kein Purpur mehr ſchmückte. Darum, Freund, für mich iſt nichts mehr zu thun, nur Einer iſt noch auf Erden, der für mich arbeiten kann, er braucht nur einen geſunden

Arm und eine gute Schaufel, um drei Ellen Erde aufzuwühlen; dies iſt Alles, was der ſtolze Beherrſcher Siziliens noch braucht."

„So entmuthigt glaubte ich Euch nicht zu finden," unterbrach ihn Alberic.

„Entmuthigt?" rief der Alte, und die Flamme ſeines Stolzes loderte hell auf. „Graf Alberic, bis dahin zu gelangen, wo ich ſtehe, bedarf es eines ungeheuern Muthes. Sich von aller Hoffnung loszureißen, nichts mehr zu wollen, ohne einen Wunſch, ohne ein Verlangen, gepanzert gegen die Pfeile des Schickſals da zu ſtehen, und es herauszufordern, den Unverwundbaren zu verwunden, zu dieſem trotzigen Kampfe gehört bei Gott Muth." —

„Und iſt Euch alle Hoffnung genommen, Unglücklicher?" fragte Barbiano mit Theilnahme.

„Alle," erwiederte Manfred. „Auf meinen Schlöſſern hauſen die Feinde, meine Diener bedienen ſie, meine Freunde zechen mit ihnen von meinem Weine, und mit meinen Schätzen werben ſie ſich treue Söldner."

„Aber noch lebt Conſtanze. — Alles kann ſich ändern. — Ich gehe nach Rom zu Bonifaz."

„Alberic, des Weibes Ehre, wenn auch von elender Hand beſudelt, wird nie wieder rein; mit der Krone ſank die Glorie von ihrem Haupte. Thut nichts für ſie, nichts für mich — uns Beiden iſt nicht mehr zu helfen." —

In dieſem Augenblick trat d'Altavilla herein. „Herr," wandte er ſich zu Barbiano, nachdem er den Greis mit einem herzlichen Händedruck begrüßt hatte. „Es iſt Zeit, daß Ihr Euch entfernt, das Kaſtell wird geſchloſſen, Ihr müßt es verlaſſen."

Der Kriegsmann warf einen verächtlichen Blick auf den Grafen von Capua, umarmte Manfred, ihm zurufend: „Wir sehen uns wieder!“ und folgte dem Grafen.

„Dort, hier nicht mehr, wackerer Degen,“ murmelte der Alte vor sich hin, als er allein war, warf sich auf den golddurchwirkten Armstuhl und überließ sich dem Nachdenken, als er in der Ferne wildes Getöse und Waffengeklirr vernahm, die Thür seines Gefängnisses aufgerissen ward und ein Mann, mit einer Maske vor dem Gesicht, dicht in den Mantel gehüllt, hereinstürzte, ihn mit Heftigkeit bei der Hand faßte und gewaltsam mit sich fortzog.

„Meine Seele befehle ich dir, mein Gott!“ betete Manfred, und folgte geduldig wie ein Opferlamm dem Verlarvten.

14.

Als Alberic, dem Grafen von Capua folgend, seinen alten Freund verlassen hatte, forderte ihm auf der letzten Stufe der Treppe ein Offizier im Namen des Königs das Schwert ab, da er ihn hier als Gefangenen zurückbehalten solle. Alberic, nicht gewohnt, sein Schwert ohne Wunden freiwillig zu übergeben, setzte sich zur Wehre, sein Gefolge, auf diesen Fall schon in der Nähe bereit, eilte zu seiner Rettung herbei, aber auch dies mußte der schlaue Ladislaus berechnet haben, denn in diesem Augenblicke traten von allen Seiten Bewaffnete hervor, und das Gefolge Barbiano's unterlag bald im ungleichen Kampfe; er

ſelbſt ward nach langer Gegenwehr entwaffnet und in ein wohlverwahrtes Zimmer geführt.

Hier war der Graf von Capua der Erſte, den er ſah. Mit der ihm eigenen Freundlichkeit entſchuldigte ſich dieſer, daß er den Befehl ſeines Herrn habe vollziehen und ihn gefangen nehmen müſſen. „Auch der König läßt ſich deshalb bei Euch entſchuldigen," ſagte er. „Umſtände, mit denen ich nach einigen Tagen Euch bekannt machen werde, zwangen ihn zu dieſem Schritte. Fügt Euch in Euer Schickſal, Eure Haft kann nur von kurzer Dauer ſeyn, dann wird Euch wieder unbedingte Freiheit, und Ladislaus wird Alles thun, Euch ſeine Hochachtung zu beweiſen. Ihr ſcheint der Wahrheit meiner Worte nicht zu trauen," fuhr Graf Andreas fort. „Ihr blickt feindſelig auf mich, wie Ihr immer gethan, Ihr irrt in mir, edler Kriegsmann; trauet meinen Worten, nur wenige Tage, und Ihr ſeyd wieder frei."

„Welch Bubenſtück wollt Ihr während dieſer wenigen Tage ausführen?" fragte jetzt Alberic, und ſein Auge ſah flammend auf d'Altavilla, der erröthend den Blick zur Erde ſchlug. „Was wollt Ihr indeſſen mit der Königin und ihrem Vater machen?"

„Ihr werdet ihn in Freiheit, ſie" — d'Altavilla ſtockte — „ſie — vielleicht glücklich finden."

„Vielleicht?" fuhr Alberic von Barbiano heftig auf. „Wo könnte ihr in Gaëta noch irgend das Glück werden? Arme unglückliche Fürſtin, Du warſt eines ſchöneren Looſes werth! — Junger Mann," ſagte er nach einem langen Schweigen. „Ich weiß es, Ihr hattet in früherer Zeit, ehe noch der Ehrgeiz des Vaters ſie mit dem Kö-

nige verlobte, Neigung für Constanze von Clermont gefaßt. Hat denn die Rache Euch zu ihrem Feinde gemacht, oder sind es die thörichten Pläne Eurer Schwester, die Euch bestimmen, so feindlich gegen die edelste Frau Italiens zu handeln? Schämt Euch, zu solchem Werke die Hand zu bieten! Es mag ein leichtes Mittel seyn, durch eines Königs Gunst sein Glück zu machen, leichter, als mit dem Schwerte in der Hand, doch auf diese Weise ist es ein entehrendes."

„Daß Ihr mir Unrecht thut, so von mir zu denken, Graf Alberic, zeige Euch die Ruhe, mit der ich Euch anhörte," erwiederte d'Altavilla. „Ihr könnt wahrlich diese Herrliche nicht höher stellen, als ich, sie nicht mehr verehren, ja, ich sage es frei, nicht treuer lieben, als ich. Was ohne mein Wissen geschah, sollte zu ihrem Besten seyn; wenn der Himmel es anders lenkte, bin ich gewiß noch unglücklicher als sie. Lebt wohl, ertragt Eure kurze Haft mit Geduld! Wenn wir uns wiedersehen, wird Euch das Räthsel gelöst seyn."

Barbiano sah dem Weggehenden staunend nach, diese Ruhe war ihm unerklärbar und ließ ihn fast glauben, er habe dem jungen Manne Unrecht gethan. Aber gewiß noch überraschter als Alberic war Graf Manfred, der, sich dem Tode weihend, dem Manne mit der Maske nach einer offenen Pforte folgte, wo zwei Bewaffnete ihn erwarteten. „Thut, wie ich Euch gesagt," befahl ihnen der mit der Maske, und entfernte sich schnell, während Beide Manfred faßten, und unter der Drohung, ihn zu erdolchen, wenn er ein Wort spräche, ihn rasch mit sich fortzogen. Graf Clermont sah hieraus wohl, daß der

Arm und der Spaten noch nicht bereit ſey, ihm ſein Ruhebett zu graben, er folgte lautlos in eine finſtere Gaſſe, wo ſie bald in ein kleines Häuschen traten, das ſich ſchnell hinter ihnen ſchloß.

„Nur hier herein!“ ſagte der Eine, die kleine Thür einer Stube öffnend, in der ihm eine ältliche Frau und ein junges Mädchen entgegen kamen. „Tretet nur hier herein, und thut, als wäret Ihr der Herr dieſes kleinen Hauſes; hoffentlich wird Euch hier Niemand ſuchen, und vor Verrath ſeyd Ihr bei uns ſicher. Mein Weib und meine Tochter werden für Eure Pflege, ich und Giacomo, mein Bruder, für Eure Sicherheit ſorgen; nur verſucht nicht, Euch zu entfernen, wir haben ſtrenge Befehle.“

„Von wem?“ fragte Graf Manfred.

„Das ward uns nicht erlaubt zu ſagen. Weib!“ rief er ſeiner Frau zu. „Leere den Korb, decke ein Tuch über den alten Tiſch, daß er hübſch fein ausſieht, wie Du, wenn Du in Deinem Sonntagsſtaate nach Santa Maria del Carmine gehſt. Du, Franziska, hole einen Krug mit Wein, ſchenke ein und ſey hübſch freundlich, wenn Du dem Herrn den Becher reichſt. — Ihr ſeht, Herr, mit Euch iſt der Ueberfluß in meine Hütte eingezogen, denn Wein und Fleiſch kommen nur zuweilen, und das ſpärlich genug, wenn der langerwartete Sold einmal ausgezahlt wird. Nun langt zu, ſeyd frohen Muthes, ſo lange als man lebt, muß man hoffen und fröhlichen Herzens ſeyn, kommt der Senſenmann, nun dann iſt ja ſo Alles vorbei.“

Manfred aß einige Biſſen und leerte einen Becher mit Wein, den ihm das Mädchen brachte, aber weder

Speiſe noch Trank wollte ihm munden. Neugierig, wer ſein Befreier geweſen, verſuchte er noch einige Male, ſeinem übrigens geſprächigen Wirthe das Geheimniß zu entlocken, aber vergebens, ſelbſt der Wein, den er ihm einſchenkte, verfehlte ſeinen Zweck. Er mußte ſich von Sorgen gequält auf das Lager legen, welches das Mitleid ihm ſo weich als möglich bereitet hatte.

15.

Mit ſich unzufrieden ſtand die Königin am andern Morgen auf. Sie hatte die Nacht durchwacht, der Gedanke an ihren Vater, faſt mehr noch der an d'Altavilla hatten ihren Schlaf geſtört. Immer ſtand das geliebte Bild vor ihr, und oft war mit dem tiefen Seufzer, der ihrer Bruſt entquoll, der Gedanke aufgeſtiegen: An ſeiner Seite wärſt Du glücklicher geweſen, als mit der Krone auf dem Haupte. Sie zürnte mit ſich, daß dieſer Gedanke ſie jetzt beſchäftigen könne, wo ihr Vater, ein Bettler, vor ihr geſtanden, und ſie, über ſein Schickſal im Dunkel, nur für ihn bangen müſſe. Sie ſtrengte ſich an, das Bild d'Altavilla's zu verſcheuchen, aber auch beim Gebet trat es heute ſtörend vor ſie und nahm ihr die Andacht.

Da trat nach langer Abweſenheit der alte Klausner wieder bei ihr ein, und er erſchien ihr in dieſem Augenblicke wie ein Engel von Gott geſendet, ihr die verlorne Ruhe wieder zu bringen.

„Gott ſegne Euch, die man einſt Königin von Neapel nannte!“ redete ſie der Klausner an, und ſtreckte ſegnend ſeine Hand über ſie, die bei ſeinem Anblicke, von frommer Andacht ergriffen, ihr Haupt in Demuth gebeugt hatte, jedoch durch das Willkommen des Mannes in ihrem Innern ſchmerzlich berührt werden war. „Ich komme,“ fuhr er fort, „Euer mildes Herz zur Vergebung zu ſtimmen und Euch zu bitten, Bianca d'Altavilla zu erlauben, vor Euch erſcheinen zu dürfen.“ — Bei dieſem Namen überflog hohe Gluth die Wangen der Königin, Bruder und Schweſter mochten wohl gleichen Theil daran haben. — „Bianca d'Altavilla wünſcht dringend, zu Eurem Wohle mit Euch zu ſprechen; darf ſie kommen?“ fragte der Klausner noch einmal.

„Seit jenem Tage des Unglücks ſah ich ſie nicht,“ erwiederte die Königin in ſichtbarer Bewegung. „Was will ſie hier? Sollen bei ihrem Anblicke die traurigen Erinnerungen der Vergangenheit aufs Neue in mir aufſteigen? Will ſie das Maas meines Elendes füllen?“

„Sie kömmt in guter Abſicht,“ ſagte der Klausner, „Laßt ſie eintreten, ſie harrt ſchon draußen.“

Das Herz der Königin ſprach auch jetzt noch, vielleicht des Bruders wegen, für Bianca, obgleich ſie Urſache zu haben glaubte, ſie zu haſſen, ſelbſt zu verachten. Es wurde ihr nach langem Kampfe nicht leicht, die Worte zu ſagen: „Sie komme!“

Kaum hatte die Königin dies ausgeſprochen, als der Klausner hinausging, Bianca hereinſtürzte und ſich zu Conſtanzens Füßen niederwarf. Sie wollte ſprechen und vermochte es nicht, ſie wollte bittend ihr Auge nach der

Gebieterin aufschlagen, und mußte es schuldbewußt zur Erde senken. Schluchzend hielt sie die Knie der Gebieterin umfaßt, die, von dem Seelenzustande des Mädchens gerührt, sie aufzustehen bat und sich freundlich zu ihr neigte. Aber noch hatte Bianca nicht Fassung genug, noch war sie nicht Herrin ihrer Empfindungen, noch brach ein Strom von Thränen hervor und hemmte jedes Wort, das sich auf ihre Lippen drängen wollte, sie blieb knieend zu den Füßen der Königin liegen.

„Faßt Euch, Bianca d'Altavilla," sprach endlich Constanze, der dieser Zustand peinlich zu werden begann. „Steht auf und sagt mir, was Euch hierher führt. Ihr wißt, ich bin jeder Ueberspannung abhold, und selbst die Reue muß sich ohne Leidenschaft aussprechen. Faßt Euch, steht auf und redet!"

Hatte die anscheinende Kälte, mit welcher die Königin dies sagte, Bianca Ruhe und Bewußtseyn wiedergegeben, oder war diese Ruhe der Ueberspannung gefolgt, sie erhob sich, küßte die Hand Constanzens, und sagte mit bebender Stimme: „Königin, ich komme, mir Eure Verzeihung zu verdienen, wenn ich, ohne es zu wollen, gegen Euch gefehlt haben mag. Versagt sie mir nicht, ich wäre sonst sehr unglücklich."

Constanze antwortete nicht, sie war von Mitleid und Haß, von Wohlwollen und Unwillen zugleich berührt; zu stolz, Bianca anzuklagen, glaubte sie sie doch zu schuldig, um sie nicht verdammen zu müssen.

„Offen, als stände ich vor meinem ewigen Richter," begann jetzt Bianca, und preßte die Hand der Königin noch einmal an ihre Lippen, „offen will ich gegen Euch

meine milde Gebieterin seyn, und meine Schuld frei bekennen, aber glaubt auch meinen Worten, vertraut meinem Herzen, das stets treu an Euch hing."

„Setzt Euch," sagte die Königin kalt, „und laßt mich hören, was Ihr mir zu sagen habt" — Bianca gehorchte, doch bedurfte es einiger Zeit, ehe sie so viel Fassung gewann, um zu beginnen.

„Königin!" sprach sie, „an der Trennung Eurer Ehe bin ich nicht ganz schuldlos."

„Das weiß ich!" unterbrach sie die Königin mit Heftigkeit, doch schnell war diese vorüber, und sie sagte ruhig: „Fahrt nur fort, ich werde Euch nicht wieder unterbrechen."

„Ich sah, daß des Königs Liebe zu Euch erkaltet war," fuhr nun das Fräulein fort, „glaubte die Ueberzeugung zu haben, auch Euer Herz fühle sich nicht durch ihn beglückt, und so — versuchte ich nicht, des Königs Entschluß wankend zu machen, vielmehr bestärkte ich ihn darin." — Die Königin wollte bei diesen Worten sie von Neuem unterbrechen, doch mochte sie ihres Versprechens gedenken und schwieg. — „Ich gestehe," ergriff Bianca nun weiter den Faden der Erzählung, „daß vielleicht eine dunkle Hoffnung mir vorschwebte, die doch nie klar, nie zum Wunsche in mir geworden ist; sie hat aber meine Handlung nie bestimmt, bloß der kühne Gedanke, Euch und — meinen Bruder glücklich zu machen. Ich unternahm ein gefährliches Spiel, das Euch, das mich unglücklich machen konnte, ich täuschte mich in dem Herzen meiner Königin, welches ich mehr dem Eindrucke der ersten Liebe, als dem der strengen Pflicht geöffnet glaubte. Ja,

Herrin, ich habe mit tiefem Schmerze Euch leiden ſehen, habe tauſendmal mein leichtſinniges Spiel bereut —"

„Und was ſoll dies Bekenntniß, Bianca?" nahm jetzt die Königin das Wort. „Was kann es mir jetzt für Troſt bringen? Euer eigenes Bewußtſeyn iſt Euer Richter, nicht ich, und meine Verzeihung kann nur ein flüchtiger Balſamtropfen für Euch ſeyn."

„Ich nehme ihn als den einzigen Tropfen Wonne, der mir noch werden kann!" erwiederte Bianca leidenſchaftlich.

„Habt Ihr den Becher ſo gierig geleert?" fragte die Königin mit Bitterkeit.

„Ich habe nicht aus ihm genippt, ihn nicht an meine Lippen geſetzt," erwiederte Bianca, „ich habe ihn Euch reichen wollen. — Doch die Vergangenheit ſteht unerſchütterlich, Gott ſelbſt kann ſie nicht ändern. Darum laßt uns einen Schleier über ſie werfen, und ſchnell zur Sache, ehe ein hartes Wort meiner Königin mir zum Vollenden den Muth nimmt. Euer Vater ſitzt gefangen im alten Kaſtell, und der König, den er durch Worte ſchwer beleidigt haben muß, hat ſeinen Tod beſchloſſen. — Und Ihr hört das ſo ruhig?" fuhr Bianca, ſich vergeſſend, auf. „Ihr hört dies ſo ruhig an, als ob ich Euch das Gleichgültigſte erzählte; und es betrifft das Wohl Eures Vaters?"

„Soll es mich vielleicht beunruhigen?" fragte Conſtanze, und ihr Auge traf forſchend Bianca. „Doch fahret nur fort; was ſoll ich zu ſeiner Rettung thun?"

Dieſe mit Gleichmuth geſprochenen Worte brachten Bianca anfangs außer Faſſung, doch bald waren ſie der

Grund, daß ihr aufgeregtes Gefühl schwieg, sie kalt wurde, wie es Constanze zu seyn schien, und nur noch ihren Verstand sprechen ließ. „Ihr ahnet, Königin, weshalb ich hier bin. — Der König verlangt, daß Ihr öffentlich Eure Ehe mit ihm für getrennt erklären und Euch feierlich dem Ausspruche des Papstes unterwerfen sollt, dann will er Euren Vater in Freiheit setzen, ihn nach Kräften unterstützen, und Euch —"

„Mich mag er meinem Schicksal überlassen!" unterbrach die Königin sie schnell. „Aber ist es wahr, daß mein Vater gefangen sitzt?" fragte sie jetzt, da sie ihre Unruhe nicht länger verbergen konnte. „Droht ihm wirklich Gefahr?"

„Gewiß, Königin! Wie könnte ich es wagen, Euch so zu hintergehen?"

Constanze stand jetzt von ihrem Sessel auf und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. „Was ist der Stolz gegen Kindesliebe, was eine Krone gegen des Vaters Glück!" rief sie. „Sagt Eurem Könige, wenn er mir Gewähr leisten könne, daß er das, was er verspricht, erfülle, wollte ich thun, was er von mir verlangt."

„Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt, meine Königin," nahm Bianca von Neuem das Wort. „Jetzt trete ich besonders strafbar vor Euch. In dem Augenblicke, wo mir Ladislaus das vertraute, was ich Euch eben sagte, wachte ein schon lange genährter Wunsch lebhaft in mir auf. König, sprach ich, Worte verhallen im Winde, die That steht unwiderruflich fest. Vermählt Eure Gemahlin, und es bedarf keiner öffentlichen Erklärung, keiner feierlichen Anerkennung der päpstlichen Bulle, und Ihr

könnt ohne Hinderniß der Prinzessin von Cypern die Hand reichen."

„Bianca!" fuhr die Königin auf.

„Vermählt sie dem Grafen von Capua, lohnt Eurem Günstling mit der Hand der schönen Frau, und macht mich dadurch zu Eurer ewigen Schuldnerin," fuhr sie fort.

„Und der König?" fragte Constanze.

„Willigte ein —"

„Und d'Artavilla?"

„Ahnet nicht das Glück, das ihm lächelt."

Da füllten sich die Augen der Königin mit Thränen, sie hob den Blick gen Himmel, warf sich an ihrem Betstuhle nieder, streckte die gefalteten Hände empor, sprang von Unruhe getrieben wieder auf. „Luft, Luft!" rief sie. „Meine Brust zerspringt, mein Herz erliegt unter seinen eigenen Schlägen. Ach, nur einen Strahl, nur einen einzigen Strahl des Lichtes sende mir, barmherziger Gott, daß er mich erleuchte, mich auf den rechten Weg führe!"

„Denkt an Euren Vater!" unterbrach Bianca den Ausbruch der Leidenschaft Constanzens, die von Wonne und Schmerz zugleich durchzuckt, aufjauchzen und doch weinen mochte. „Die Pflicht gebietet, mein Schicksal reißt mich unwiderstehlich fort, ich muß!" rief sie jetzt aus, warf noch einen Blick gen Himmel, dann fragte sie Bianca: „Ahnet Euer Bruder nichts von alle dem?"

„Daß ihm das Glück so nahe steht, ahnet er nicht."

„Ist der König von meiner früheren Neigung zu ihm unterrichtet?"

„Dem Könige blieb sie Geheimniß."

„So geht zu Ladislaus, sagt ihm — O welcher Zwie-

spalt zerreißt mein Herz — unter Thränen spreche ich das Wort der Wonne! — Sagt dem Könige, ich wollte gehorchen, meinen Vater zu retten, wollte ich dem Grafen von Capua, gegen die Stimme meines Gewissens, die Hand reichen."

Mit diesen Worten stand Bianca am Ziele ihrer Hoffnungen, ihrer sehnlichsten Wünsche; noch einmal warf sie sich der Königin zu Füßen. „Dank Euch, Dank, edle Frau!" rief sie, von Freude erglühend, „Ihr gebt mir das Leben, die verlorne Ruhe wieder. Mein Bruder, mein geliebter Bruder, o kenntest Du Dein Glück!"

„Ich opfere mich für das Wohl meines Vaters," sprach die Königin ernst, „nur sein Schicksal konnte mich bestimmen."

„Nicht auch Euer Herz?" fragte Bianca, das glühende Auge zur Königin aufschlagend.

„Es schweigt und bricht, wenn die Pflicht es verlangt," sagte Constanze, Bianca aufhebend, die sie in ihre Arme schloß. Lange ruhten sie hier, ihr Gefühl hatte nicht Worte, jede mochte den Traum der Zukunft erfüllt sehen, so daß sie das Eintreten des Klausners nicht bemerkt hatten, der schon längst hinter ihnen stand.

„Ich habe gehört, was sich hier zugetragen," sagte er jetzt und schreckte Beide aus ihren Träumen auf, „und frage Euch, Königin, auf Euer Gewissen: Beweg Euch nur die Nothwendigkeit, Euren Vater zu retten, nicht die wieder erwachte Liebe, Euch dem Willen des Königs zu fügen?"

„Nur meinen Vater zu retten wollte ich gegen mein Gewissen handeln, hoffend, Gott werde es mir vergeben.

Meine Liebe war bisher durch die Tugend in Schlaf gewiegt, sie würde es auch noch ferner seyn."

„So wißt, Euer Vater ist auf unbegreifliche Weise aus dem Gefängnisse entflohen und gerettet, Euer Opfer nicht mehr nöthig."

Bleich wie vom Hauche des Todes berührt stand Constanze vor dem Klausner, und blickte leblos in das Auge des Waldbruders, der, die Wonne und Schmerzen der Liebe wenig kennend, aus Gutmüthigkeit die Königin aus einer Verlegenheit hatte ziehen wollen. Sie seufzte tief auf. „Erwartet mich," sagte sie zu Bianca, und ging langsamen Schrittes in ihr Schlafgemach.

„Was habt Ihr gemacht!" rief die zürnende Bianca dem Einsiedler zu. „Habt Ihr absichtlich Euch dem Willen des Königs entgegensetzend, den Himmel dieser Unglücklichen zerstört? Welcher Dämon ließ Euch ein Geheimniß verkünden, das mir und ihr jetzt nicht offenbart werden mußte!"

„Die Pflicht," erwiederte er ruhig. „Noch steht es ja in dem Willen der Königin, nach ihrem Herzen zu handeln; aber ich glaube, sie wird ihrem Gewissen folgen, fühlen, daß Bonifacius in Rom nicht die Macht hat, das Band der Ehe zu lösen."

Indem er dies sagte, trat Constanze wieder ein. „Bianca," sprach sie mit bebender Stimme. „Sagt dem Könige, da ich für meinen Vater nicht mehr zu fürchten hätte, so fände ich auch keine Veranlassung mehr, mich in seinen Willen zu fügen. Meiner Ueberzeugung nach wäre ich an ihn gebunden für immer — Kindespflicht hätte mich zwingen können — nur sie."

„Und kennt Ihr die Folgen Eurer Weigerung, unglückliche Fürstin?“ unterbrach sie Bianca; Constanze verneinte es. „Mit Gewalt läßt Euch der König zum Altare schleppen, mit Gewalt wird Eure Hand in die Hand meines Bruders gelegt, und was Liebe der Liebe freudig an heiliger Stätte geben sollte, das giebt die Gewalt.“

„Des Herrn Wille geschehe!“ sprach Constanze. „Der Gewalt muß selbst eine Königin weichen, findet sie keinen Arm, der sie schützt. Will der Graf von Capua das Opferlamm aus der Hand des Königs empfangen, so nehme er es —“

„Herrin!“ fiel ihr Bianca leidenschaftlich in die Rede, ergriff ihre Hand und zog sie mit sich fort nach dem Fenster. „Sprecht ein Wort, ein einziges Wort aufrichtig aus. Werdet Ihr, Constanze von Clermont, Andreas d'Altavilla hassen, wenn er, der Nothwendigkeit nachgebend, das erzwungene beglückende Ja von Euren Lippen vernimmt? Seyd wahr! — Die Ruhe meines Lebens, sein Glück und vielleicht sein Leben hängt an diesem Worte!“ Zitternd stand die Königin vor der Aufgeregten. „Bei Eurer Seligkeit beschwöre ich Euch!“ rief nochmals Bianca — und Constanze stammelte ein leises: „Hassen könnte ich ihn nicht.“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18738/018

16.

Ein dumpfes Gerücht durchlief am andern Morgen die Stadt, die verstoßene Königin werde heute zur Kirche geführt und dort mit einem Herrn vom Hofe vermählt. Ganz Gaëta war in Bewegung, denn in damaliger Zeit war Trennung der Ehe noch nicht so allgemein, und nur in seltenen Fällen machten die Päpste von Petri Vollmacht Gebrauch. Auch bis zur Hütte, in der Manfred sein Asyl gefunden hatte, war diese Nachricht gedrungen, und die guten Leute, die wirklich mit seltener Liebe ihren Pflegbefohlenen warteten, unterließen nicht, ihm diese Neuigkeit mitzutheilen, um ihn zu zerstreuen.

„Das ist ein Mährchen," erwiederte ihnen Manfred unwillig, „ein Mährchen, zu irgend einem listigen Zwecke ausgesonnen. Glaubt das nicht, ihr guten Leute; die Königin ist des Grafen Manfred von Clermont Tochter, und solcher entehrenden Handlung nicht fähig." Die Tochter, die eben vom Markte kam, bestätigte jedoch die Nachricht, der Lärm und das Gelaufe auf der kleinen Straße ließen auch wirklich auf eine bedeutende Begebenheit schließen, und der alte Graf ward unruhig und nachdenkend. „Ich habe so viel verloren," dachte er, als der Bruder seines Wirthes, auch die nämliche Nachricht bringend, heimkehrte, „glaubte mein Grab geöffnet zu sehen, in das ich ehrenvoll hinabsteigen könne, und sollte ich das noch erleben müssen! Ach warum hat denn der Tod den dürren Halm nicht früher abgemäht." Er beschloß nun, sich selbst zu überzeugen, stellte sich deshalb krank, legte sich

auf ſein Lager nieder, ſchloß die Augen und that, als ob er ſchliefe.

Während der Alte ſann, wie er ſeinen Wächtern entgehen könne, kehrte d'Altavilla, eben von dem Könige kommend, zu ſeiner Schweſter zurück. „Weiß Gott, Bianca," ſprach er im Hereintreten, „Ich gehe mit traurigem Herzen meinem Glücke entgegen. Ich habe die Gewißheit, ſie liebt mich, und doch dünkt mich die Art, wie ich zu ihrem Beſitze gelangen ſoll, entehrend; o könnte ich nur einen tiefen Blick in ihr verſchloſſenes Herz thun!"

„Sey genügſam, Andreas, und verbittere mir nicht den Tag, er könnte für mich leicht der letzte glückliche ſeyn," erwiederte Bianca. „Du haſt die Ueberzeugung, Conſtanze liebt Dich, was willſt Du mehr? Sie widerſtrebt nur, ihr Glück ſelbſt herbeizurufen, um vor der Welt und vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſeyn; nach wenigen Tagen genoſſenen Glückes iſt dies Alles in Deinen Armen vergeſſen."

„Aber ihr Vater?" ſagte d'Altavilla bedenklich.

„Weiß Gott, wo der auf ſeiner Flucht umherirrt."

„Ich habe ihn gerettet, Bianca, halte ihn in Gaëta verborgen, und hoffe, der König wird es mir, wird ihm verzeihen."

„So haſt Du Dir des Vaters Dank erworben, was verlangſt Du noch von ihm?" meinte die Schweſter, wollte heiter ſcheinen und war vielleicht die Betrübteſte. „Sey gutes Muthes, Andreas, ſchmücke Dich Deiner Gattin würdig, empfange Conſtanze mit der feſten Zuverſicht, daß Du ſie verdienſt, ich gehe jetzt mit meinen Frauen, auch ſie Deiner würdig zu ſchmücken."

Sie ging und war bald bei der Königin. „Ihr habt es mir erlaubt, meine Gebieterin, heute mein ehemaliges Amt auszuüben; ich komme daher mit Schätzen beladen, Euch so herrlich zu schmücken, als es Eure Schönheit verdient."

„Ein Opferlamm naht immer bekränzt dem Altare," erwiederte Constanze mit Fassung. „Schmückt mich, wie Ihr wollt, ich dulde Alles; ich gehöre heute nicht mir, nur meinem finstern Geschicke an. Ich werde mich nicht sträuben, aber freiwillig rolle ich keine Locke meines Haares."

Bianca ließ nun Gewand und Schmuck vor der Königin ausbreiten, die, obgleich sie eben gesagt, daß es ihr gleichgültig sey, wie man sie schmücken wurde, doch bei dem Anblicke des nämlichen Gewandes, das sie beim Feste Johannes des Täufers trug, als der Bischof ihre Ehe trennte, bei dem Anblicke des Tuches von Goldstoff und der Perlenschnur erschrocken zurückfuhr. „Dies soll ich heute tragen; warum eben dies?"

„Der König befahl es," erwiederte Bianca verlegen. „Noch nie habe er Euch so reizend gesehen, als an diesem Tage, und er wünsche Euch noch einmal so zu sehen."

Constanze lächelte bitter. So edlen Sinnes sie auch war, so erhaben über jede kleinliche Eitelkeit sie sich auch fühlte, konnte sie sich doch nicht des Wunsches erwehren, so schön dem Könige zu erscheinen, daß es ihn gereuen müsse, sie leichtsinnig verlassen zu haben. Nicht in der Hoffnung, ihn zu fesseln, hegte sie den Wunsch, denn nur für ihre Ehre, nicht für ihre Liebe, hatte sie sich gegen die Trennung gesträubt, aber das edelste Weib bleibt im-

mer nur eine Tochter Evens, und auch Conſtanze war nicht ganz ohne Schwäche. Geduldig wie ein Opferlamm wollte ſie ſich ſchmücken laſſen, und ordnete dennoch, wie zufällig, manches, von dem ſie glaubte, es erhöhe ihren Reiz. Doch ſie betrog ſich ſelbſt; ſie glaubte, indem ſie ſich ſchmücke, dem Könige wehe thun zu wollen, und doch that ſie es wohl mehr, um d'Altavilla zu gefallen, denn in der kurzen Zeit, in welcher ſie ſich ankleidete, ward ſie mit dem Gedanken, ſeine Gattin zu werden, vertrauter, als ſie es in der langen durchwachten Nacht geworden war. Die Liebe behauptete auch hier ihr Recht, und Pflichtgefühl und Stolz vermochten nur noch den äußern Schein zu bewahren.

Dieſer Seelenzuſtand Conſtanzens entging der alles beobachtenden Bianca nicht, und ſie fand ſie in ihr Schickſal ergebener, als ſie erwartet hatte, nur fürchtete ſie den Augenblick, wo die Königin ihre Hoheit ablegen, und am Altare Andreas als ihren Verlobten empfangen ſollte.

Conſtanze war nun geſchmückt; nicht dem Gram war es gelungen, die Roſen ihrer Wangen zu bleichen, nicht den Thränen, die ſanfte Gluth ihrer Augen zu löſchen, herrlich ſtand ſie da, warf noch einen wehmüthigen Blick in den Spiegel, und ſetzte ſich dann, ihr Schickſal überdenkend, an das halboffene Fenſter. Jeder Schritt, den ſie vernahm, ſchreckte ſie auf, ſie glaubte, d'Altavilla nahe, ſie fühlte dann ihr Herz wider Willen ſo mächtig klopfen, ſie fürchtete dann, es möchte zu laut, zu freudig ſchlagen, und ſie öffentlich die Würde nicht behaupten, die zu zeigen ihr Pflicht ſchien. Da weckte ſie das dumpfe Geläute der Glocken aus ihrem Sinnen, von allen Thür-

men der Stadt hallte der feierliche, so oft Freude als Trauer verkündende Ruf. Auch in Constanzens Herzen hallte beides wieder, es war der Königin Grabgeläute, Constanzen von Clermont war es der Ruf zum Bunde der Liebe. Jetzt, ehe sie sich noch von dem Gefühle, das das Geläute in ihr erregt, erholt hatte, vernahm sie Pferdegetrappel. „Er ist's!" rief sie, wollte vom Fenster weg, doch hielt es sie fest, sie blickte hin, von woher das Geräusch kam. Es war nicht d'Altavilla, es war ihr Leibknappe, den weißen reichgeschmückten Zelter führend, den ihr der Herzog von Mailand in den Tagen ihres Glückes verehrt hatte; er wieherte freudig, als erkenne er seine Herrin, Ludovico aber, der Knappe, grüßte traurig die Königin und führte mit gesenktem Haupte das edle Roß in den Hof des alten Gebäudes. Gleich darauf mischte sich das Geschmetter der Trompeten unter das dumpfe Geläute der Glocken. „Jetzt wird er kommen!" rief Bianca, sich vergessend, und hielt Constanze, die etwas vom Fenster zurückgetreten war, und mit dem Ausrufe: „Es ist der König!" bleich auf den Sessel zurücksank, bei der Hand fest. „Ja der König ist's!" raunte ihr Bianca zu, „er selbst will Euch zur Kirche führen, widersetzt Euch nicht seinem Willen, legt ihm keine böse Absicht unter."

Constanze warf einen Blick gen Himmel. „Herr!" betete sie leise, „gieb mir Muth und Kraft, das, was mir auch heute begegnen könnte, standhaft und in Demuth zu ertragen, laß mich nicht vor dem Manne erbeben, der zu meinem Schmerze noch den Hohn gesellt, laß mich ihm gegenüber stark seyn, Herr, gieb mir dazu den Muth!" Kaum hatte sie dies Gebet beendet, als sie den König mit

ſeinem Gefolge nahen hörte. Sie erhob ſich, eine flüchtige Röthe färbte wieder die erbleichten Wangen, und der Himmel hatte ihr Gebet erhört, denn ſie ſtand eine Königin da, ihn zu empfangen. Jetzt öffnete ſich die Thür; Ladislaus trat ein, warf einen nur flüchtigen Blick auf Bianca und nahte ſich dann der Verſtoßenen. „Conſtanze von Clermont!“ redete er ſie an. „Da der heilige Vater uns getrennt, Graf Manfred, ein Bettler, umherirrt, ſo hielt ich es, mancher Eurer Tugenden eingedenk, für gerecht, Euch zu verſorgen. Ich wählte hierzu einen Mann, den ich liebe, der meinem Herzen werth iſt, dem ich mit Reichthümern und Ehrenſtellen ſeine Anhänglichkeit an mich belohnen werde. Erkennt darin, ſo wie daß ich ſelbſt komme, Euch ihm zuzuführen, mein Wohlwollen.“ — Conſtanze neigte ſich und ſchwieg. — „Euer Starrſinn wird mir läſtig!“ fuhr der König fort. „Setzt Euch nicht aus, daß ich dem Volke ein Schauſpiel geben und Euch mit Gewalt zum Altare ſchleppen laſſe.“

„König Ladislaus!“ nahm Conſtanze das Wort, „ein unglückliches Weib zu zwingen, bedarf es für den Tyrannen nur eines ſtarken Armes. Möchte es Euch doch ſo leicht werden, König Ludwig von Anjou wie Eure Gemahlin vom Throne Neapels zu ſtoßen. Widerſtand wäre unnütz, wäre Thorheit, doch erkläre ich hiermit feierlich, daß ich nur der Gewalt weichend zur Kirche gehe und dem Grafen Andreas von Capua meine Hand reiche.“

„Mir gleichviel, ob gezwungen oder freiwillig!“ unterbrach ſie der König. „Wenn nur mein Wille geſchieht.

Ein sattsames Gefolge ist bereit, der Bischof erwartet Euch, die Glocken rufen, reicht mir die Hand!" Mit Schauder legte Constanze ihre Hand in die des Königs, auch ihn mochte es sonderbar durchzucken, als er die ihrige fühlte; er führte sie schweigend die Treppe hinab in den Hof. Da drängte sich Peppo, der Narr, an sie heran und reichte ihr einen Kranz. „Nimm," sprach er, „diese Krone von Rosen, gute Frau, statt der goldpapiernen, die Du bis jetzt getragen hast, sey fortan Königin in Deinem Hause, da Du bisher nur eine Königin ohne Land warst."

„Werft den Narren in's Gefängniß und gebt ihm zwanzig Streiche!" befahl der König, doch als Constanze sich überwand, für ihn zu bitten, begnadigte ihn Ladislaus und sagte, des Armen spottend: „Hast Du mich einen König ohne Land genannt, Narr! so sey Du ein Narr ohne Wein; Du trinkst von heute an so lange Wasser, bis ich in Neapel gekrönt bin."

„Armer Peppo!" seufzte der Narr, „da wirst Du lange den herrlichen Falerner entbehren müssen."

Indessen hatte Constanze ihren Zelter bestiegen, der König mit seinem Gefolge sich auf ihre Rosse geschwungen, und von den Frauen ihres ehemaligen Hofstaates gefolgt — Bianca war nicht unter ihnen — zog sie zur Rechten des Königs durch die dichten Reihen des Volkes, das sie jedoch nicht mehr als Königin begrüßte, denn die Söldner des Ladislaus standen gewaffnet in allen Straßen und hielten das Volk im Zaume. So gelangten sie bis zur Kathedrale; hier stieg der König ab, auch Con-

ſtanze, deren Muth zu wanken begann. „Tretet ein!“ ſagte Ladislaus, als ſie ſich dem Portale gegenüber befanden, an welchem der Biſchof ſie erwartete, Conſtanze aber blieb ruhig ſtehen, wandte ſich plötzlich nach dem Bilde der Mutter Gottes, die in einer Niſche unter dem Portale ſtand, kniete nieder und betete. Andacht erfaßte die Umſtehenden, keiner wagte das Gebet der frommen Dulderin zu ſtören, alle Hände waren gefaltet, eine feierliche Stille ſchwebte in dem dichten Kreiſe der Menge. Jetzt erhob ſich Conſtanze. „Was befiehlt König Ladislaus?“ fragte ſie dieſen.

„Daß Ihr, Conſtanze von Clermont, an dem Hochaltare dem Grafen von Capua die Hand zum heiligen Bunde reicht,“ erwiederte der König.

„Und wenn ich Euren Willen zu thun mich weigere?“

„So führe ich Euch mit ſtarkem Arme zu den Stufen des Altars!“ ſagte der junge König, ihre Hand ergreifend.

„Bürger von Gaëta, Ihr meine Freunde!“ rief die Königin mit lauter Stimme. „Nicht freiwillig, nur der Gewalt weichend, gehe ich zum Altare.“

„Thorheit!“ rief der König, und zog ſie über die Schwelle des Portals, wo der Biſchof ſie ſegnend empfing.

Conſtanze kniete vor ihm nieder, er beſprengte ſie mit dem geweihten Waſſer, ſprach ein Gebet über ſie, dann ergriff ſie Ladislaus von Neuem bei der Hand, welches ſie ohne Murren duldete, und führte ſie einige Schritte dem Grafen von Capua entgegen. „Nimm dieſes her-

liche Kleinod aus meiner Hand," sprach er zu Andreas. „Wäre sie eines Fürsten Tochter gewesen, hätte ich mich nimmer von ihr getrennt."

Ohne nach d'Altavilla aufzublicken, fast bewußtlos, folgte sie ihm durch die hohe Kathedrale; er wagte kein Wort zu sprechen, sie nicht ihn anzusehen; so traten sie vor den Altar, wo ein Priester die Messe las.

17.

Während ganz Gaëta auf den Beinen war, den feierlichen Zug der Königin nach der Kirche zu sehen, und des Grafen Manfred freundlicher Wirth nebst seinem Bruder, in voller Rüstung, die Hellebarde in der Hand, zu der Fahne wandern mußten, ward der Alte der Fürsorge der Weiber anvertraut und lag immer noch stöhnend auf seinem Lager. Als jedoch die Glocken zu lauten begannen, die Tochter, der Neugierde nicht widerstehen könnend, sich aus dem Zimmer schlich, die Mutter ihr bald folgte und er die Hausthüre verschließen hörte, hielt ihn nichts mehr zurück. Er sprang auf, ergriff ein altes verrostetes Schwert, das er schon am vorigen Tage in einer Ecke hatte stehen sehen, barg es unter seinem zerlumpten Mantel, eilte hinaus, von einem kräftigen Stoße sprang die Thüre bald auf und er sah sich in Freiheit. Auf seinem Lager hatte er lange mit sich Rath gehalten, was er in diesem Falle thun wolle,

war aber nie zu einem beſtimmten Entſchluſſe gekommen. Die Trauung ſeiner Tochter zu verhindern, das war wohl der Zweck, wie aber, ſtand nicht klar vor ihm. Sein Leben zu wagen, und mußte es ſeyn, den König und den Schranzen, der ſein Kind als Weib heimführen ſolle, eher zu morden, als dies zu dulden, dies war ſein feſter Entſchluß.

Unbekannt in Gaëta ſtand er einen Augenblick in dem abgelegenen Theile der Stadt, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle, denn abermals vernahm er Lärm, und von allen Thürmen hallte Glockengeläute, da trat ein alter Mann hinter einem eine kleine Kapelle umgebenden Gemäuer hervor, ſchloß vorſichtig die Pforte hinter ſich, und kam, ein Grabſcheit in der Hand, gerade auf Manfred zu.

„Guter Freund!“ redete ihn dieſer an, „Ich bin ein alter fremder Mann und hier in der Stadt unbekannt, wollt Ihr mir wohl ſagen, wohin ich mich wenden muß, den Zug der Königin zu ſehen, die zu ihrer Vermählung gewaltſam zur Kirche geſchleppt werden ſoll?“

„Still, alter Pilger,“ unterbrach ihn der Mann mit dem Grabſcheit, „ſprecht nicht ſo laut von dergleichen, die Söldner ſind heute alle auf den Beinen, wenn einer es hörte. — Doch kommt nur mit mir, auch mich trieb die Neugier, den Zug anzuſehen, von der Arbeit fort. Halb iſt das Bett gemacht, und ehe es Mittag wird und das Glöckchen läutet, wird die andere Hälfte auch wohl fertig werden.“

„Wer seyd Ihr?" fragte Manfred, den Mann mit dem Grabscheit starr ansehend.

„Ein Mann, der den Undank der Welt bei magerer Kost täglich empfindet. Alle bringe ich zur Ruhe und doch weiß es mir Keiner Dank."

„Ihr seyd? —"

„Ein Todtengräber. — Nur meines Armes und eines Spatens bedarf es, so ist in einer Stunde ein Grab fertig und Ihr könnt Reiche und Arme hinein legen, einer hat so gut Platz darin als der Andere, und Alle schlafen dort sanft. Aber kommt doch, was seht Ihr mich so sonderbar an, fürchtet Ihr Euch vor mir? Wen, so wie Euch, Lumpen decken, der sollte Gott danken, wenn ich ihm ein Lager bereite, wo er endlich einmal sorgenlos schlafen kann. Kommt, bald sind wir auf St. Thomas, da giebt es schon etwas zu sehen, und dann verspreche ich Euch auch aus guter Bekanntschaft, die wir eben gemacht, Euch, wenn Ihr wollt, ein Grab umsonst zu graben."

Graf Manfred gedachte bei diesen Worten an seine Unterredung mit Alberic von Barbiano. Der Anblick dieses Mannes mit seinem Grabscheite, der ihn durch die öden, abgelegenen Gassen begleitete, erschütterte ihn, es schien ihm keine gute Vorbedeutung zu seyn. Unwillkührlich faßte er nach dem Schwerte unter dem Mantel, und versuchte, ob der Rost es nicht in der Scheide zurückhielte; leicht folgte es dem Zuge der Hand.

Jetzt kamen sie bei St. Thomas an, wo das Volk schon nach der Kirche zuwogte; der Zug war vorüber, nur

noch in der Ferne vernahm man ſchwach der Trompe'en Klang. Jetzt ſchwieg eine Glocke nach der andern, und verhallte wie der letzte Seufzer eines Sterbenden in der Luft. „Sie ſind nun ſchon in der Kirche," raunte der Todtengräber ſeinem Begleiter zu, „wir kommen zu ſpät. Wollt Ihr mit mir umkehren und mir das Grab graben helfen, ſo will ich aus Mitleid meine Mahlzeit mit Euch theilen!" Er faßte hierbei gutmüthig Manfreds Arm, der ihn aber zurückſtieß, ſich von ihm losriß und in das Gewühl des nach der Kirche ſtrömenden Volkes ſtürzte, alles vor ſich niederrannte und ſich Bahn brach.

18.

Die Meſſe war beendet, der Biſchof trat vor den Altar und winkte dem Grafen von Capua, näher zu kommen. Er gehorchte, Conſtanze folgte ihm mit wankendem Schritte, allgemeine Theilnahme begleitete ſie. Sie vernahm nicht, was der Biſchof ſprach, ihr Gemüth war erſchüttert, ihre Gedanken nicht geordnet, ihre Empfindungen ſo widerſtreitend, daß ſie faſt ohne Bewußtſeyn vor dem Altare ſtand, nur fühlte ſie zuweilen den leiſen Druck von d'Altavilla's Hand, der bald ſtechend ſie durchzuckte, bald wie eine wohlthätige Wärme ſie durchſchauerte. So bewußtlos ſprach ſie mit kaum vernehmbarer Stimme das bindende Ja, und erſt, als ſie, den Altar verlaſſend, von dem freudigen Schmettern der Trompeten begrüßt wurde,

das wilde Jauchzen des Volkes sie aus ihrer Betäubung weckte und der König mit zweideutigem Lächeln ihr Glück wünschte, da kehrte die Besinnung zurück, da weckte ein unzeitiger Scherz des jungen Königs ihren Stolz. Sie schritt, nicht mehr ein Opferlamm, eine Königin schritt sie durch die Menge, schwang sich auf ihren wiehernden Zelter, und kaum sah sie den König und den Gatten an ihrer Seite, so rief sie diesem mit lauter, vernehmbarer Stimme zu: „Wahrlich, Graf Andreas, Ihr könnt Euch den glücklichsten Ritter des Königreiches schätzen, denn Ihr führt die rechtmäßige Gemahlin König Ladislaus, Eures Herrn, als die Eure in Euren Palast!"

„Unsinnige!" rief Ladislaus, als eben die Diener des Königs, dem Zuge Platz zu machen, das Volk auseinander treiben wollten, das sich in der Mitte der Straße um etwas versammelt hatte. „Was giebts?" fragte der König einen seiner Hofleute, der vorangesprengt war.

„Ein Wahnsinniger, Herr, der mit dem Schwerte in der Hand, wahrscheinlich in böser Absicht, durch das Volk nach der Kirche hin sich Bahn machen wollte und sich den Wachen widersetzte. Der Schlag einer Hellebarde hat seinen Willen besänftigt."

„Werft ihn bei Seite und öffnet den Weg!" befahl der König. Aber das Volk gehorchte nicht sogleich, es blieb um den Wahnsinnigen versammelt und murrte. Da sprengte der König, von seiner Begleitung gefolgt, zornig zwischen die Haufen, machte sich Platz und hielt vor dem Unglücklichen. Als dieser den König gewahrte, nahm er

die letzten Kräfte zusammen, bemühte sich, den mit Lumpen bedeckten Körper aufzurichten, streckte seine Rechte, in der er ein verrostetes Schwert hielt, dem Könige krampfhaft entgegen, sprach mit brechender Stimme: „Fluch Dir, König Ladislaus!“ und sank dann ermattet zurück. Indem kam Constanze mit ihrem Gemahl herbei, sprang, den Sterbenden erblickend, vom Roß und stürzte sich mit dem Ausrufe: „Vater, mein theurer Vater!“ neben ihm nieder. Der Alte schlug noch einmal die Augen auf, das Schwert entsank ihm, die matte Hand tappte nach der Tochter Haupt, die es ihm entgegen beugte. „Auch ohne Krone segne ich Dich!“ stammelte er, und schloß das Auge, um es nie wieder zu öffnen.

Traurig war nun der Einzug der Neuvermählten in ihre prachtvolle Wohnung, nicht die Freude, der Schmerz begleitete sie. Constanze hatte mit Gewalt von dem theuren Todten gerissen werden müssen, denn sie fühlte, der Schmerz um sie habe ihn in Verzweiflung und Tod gestürzt. D'Altavilla that Alles, was die Liebe zu thun vermag, um sie zu beruhigen, aber noch war sie zu bewegt, um den Worten der Liebe das Herz öffnen zu können; man mußte noch am Abend ihren Bitten Gehör geben und sie in das Zimmer zurückführen, wo ihr Vater mit aller ihm gebührenden Pracht auf dem Todtenbette lag. Bei seinem Anblicke ward sie ruhiger, sie küßte die bleichen Lippen, drückte die geschlossenen Augen noch fester zu, und keine Klage, nur die wenigen Worte rangen sich aus ihrer Brust hervor: „Ich habe meine Pflicht gethan, ich konnte nicht anders, Vater!“

Aber nicht lange ſollte ſie ihrem Schmerze allein überlaſſen bleiben; Alberic von Barbiano, ſeiner Haft entlaſſen, trat ein. Er grüßte Conſtanze ſchweigend, reichte ihrem Gatten verſöhnt die Hand, dann trat er zu dem Todten. „Ein Grabſcheit und ein guter Arm, der drei Ellen Erde aufwerfen könnte, war Alles, was Du noch zu bedürfen meinteſt. Es wird Dir werden, edler Mann, der Himmel hat bald Deinen Wunſch erhört; ſchlafe ruhig, indeß wir uns abmühen und quälen, Dir iſt wohl! — Euch, Graf von Capua," wandte er ſich dann zu dieſem, „habe ich Unrecht gethan, mir iſt das Räthſel gelöſet, Ihr ſeyd ſchuldlos. Bleibt Eures Glückes ſtets werth, Euch iſt ein herrliches Loos geworden, erkennet und ſchätzet es. Ihr aber, edle Frau, denkt, Freude und Jubel begleiteten Eure erſte Brautfahrt, und mit Thränen und Kummer endete ſie; hier beginnen die Thränen und der Schmerz den Reihen, das Glück der Liebe wird Euch dafür begleiten, bis Ihr ruht, wie dieſer Edle! — Lebt wohl! Mich rufen Schlacht und Kampf. Bedürft Ihr meiner, edle Frau, ſo gebietet, und Alberic von Barbiano erſcheint zu Eurer Hülfe, wo er auch ſey!" — Er ſchüttelte dem Todten zum Abſchiede die Hand, warf noch einen freundlichen Blick auf ihn, der ſo ſanft ſchlief, noch einen wehmüthigen auf Conſtanze und ſchied.

Graf Manfred war in die Gruft geſenkt. Die Sonne hatte ſich ſchon dreimal in den Golf getaucht, und Bianca war noch nicht erſchienen, d'Altavilla hatte ſie gegen ſeine Gattin nicht erwähnt, und dieſe, die ſie im Palaſte des Königs glaubte, nicht gewagt, nach ihr zu fragen. Da führte eines Morgens d'Altavilla Conſtanze in die Kirche der Clariſſerinnen, die ſie feſtlich mit Blumen und Teppichen ausgeſchmückt fanden; es war ihr erſter Ausgang an der Hand ihres Gemahls. „Was bedeuten dieſe Feſtlichkeiten?" fragte ſie eine neben ihr Knieende. „Es wird heute eine vornehme Dame eingekleidet," erwiederte dieſe, und eine Ahnung durchflog Conſtanzen, die diesmal nicht täuſchte, denn bald erſchien Bianca bräutlich geſchmückt vor dem Altare, das ſchöne kaſtanienbraune Haar ſank, und der Schleier deckte die Reize, die eines beſſeren Looſes werth geweſen wären. Ihr Herz hing an Ladislaus, und es mußte ſeine Sehnſucht ungeſtillt verſchließen; ihr Herz hing an dem Bruder, und deſſen Glück hatte ſie mit der eigenen Ruhe erkauft, denn ſo glücklich ſie auch ſpäterhin Conſtanzen ſah, konnte ſie es ſich doch nie vergeben, daß ſie ihre Scheidung betrieben und eigenmächtig handelnd in ihr Leben eingegriffen hatte.

Wenn die Liebe der Zeit zur Seite geht, iſt ſie ſtets eine milde Tröſterin, die mit jeder ihrer hinſchwindenden Sekunden einen heilenden Balſamtropfen auf die Wunden des Herzens träufelt. Auch Conſtanzens Schmerz war in d'Altavilla's Arm bald geheilt, die Krone Neapels bald vergeſſen, nie aber das Andenken an den Vater, der ſie ſo unbegrenzt geliebt hatte. Ihr Gatte blieb bis zum Tode des

Königs in deſſen Gunſt, folgte ihm nur ſelten in den Krieg, und verſah, während deſſen Abweſenheit die Geſchäfte des Staates; ſo konnte er ganz ſeiner Gattin, ſeinen Kindern und ſeinem Glücke leben.

Ladislaus ward ein großer König, groß als Feldherr und Staatsmann, aber auch groß in den Laſtern ſeiner Zeit. Er heirathete die Prinzeſſin von Cypern, eroberte ſchnell ſein väterliches Erbe, ward Herr von Rom und dem Kirchenſtaate, und würde vielleicht ſchon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Italien eine andere Geſtalt gegeben haben, wenn ihn nicht mitten in ſeiner Siegesbahn, kaum 39 Jahre alt, der Tod, wahrſcheinlich durch Gift, ereilt hätte. Seinem Andenken weihte Conſtanze eine Thräne, er hatte ſie, ſeit ſie d'Altavilla's Gattin war, mit hoher Achtung behandelt und ſich nur ſelten ihr gezeigt.

Spoletto. *)

Was eilst Du, müder Wand'rer, nach dem Kreuze,
Das einsam dort am schroffen Abhang steht?
Vermodert ist's! Die Würmer haben es
Zernagt, die gier'ge Zeit hat es zerstört,
Doch was sich an dem Kreuz begab, was hier
Geschah, vermochte Sturm und Wetter nicht,
Die graue Zeit nicht zu zerstören. Geh
Vorüber; wende Dich nach jenem Felsblock,
Auf dem der Hirt mit seinem Mädchen kosend
Inmitten seiner Heerde ruhig sitzt.
Hier thront die Freude, dort am Kreuz der Schmerz,
Hier eint die Liebe, dort brach sie ein Herz.

Auf jenem Platze siehest Du Spoletto,
Die alte Stadt mit ihrem festen Schlosse,
An dessen Fuß der Marogia sich
Durch grün beblümte Auen murmelnd windet,
Auf dessen Zinnen sonst die mächt'gen Fürsten
Spoletto's hausten, jetzt des Papst's Vikar.

*) Artistische Zugabe der Verlagshandlung.

Blick' hin nach jenen waldbewachs'nen Höh'n,
Wo unter grünem Laubdach sich die Villa hebt,
Der Aquadukt aus alter Römerzeit
Den kühlen Felsquell nach Spoletto leitet,
Sieh den Kastanienwald zu Deiner Rechten,
Zur Linken schütze Dich der Pinie Dach;
Erfreue Dich an diesem schönen Anblick,
Den die Natur Dir freundlich hier geboten,
Und wende ab den Blick von jenem Kreuze:
Hier siehst Du Leben, jen's gehört dem Todten.

In den früheren Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs ſind folgende Erzählungen enthalten:

In 1829.

Der Tag von Granſon.
Der Troubadour.
Biondina.
Sängerliebe.

In 1830.

Die Belagerung von Candia.
Julia Gonzaga.
Die Vierhundert von Pforzheim.

In 1831.

Das Mädchen von Eßlingen.
Tſchesme.
Die ſeltſame Wette.

In 1832.

Der Brauer von Gent.
Das Bild.
Der Alte von Furnatſch.

In 1833.

Der Ordensbruder.
Der Zweikampf.
Die Berennung von Hohentwiel.

Die Jahrgänge 1829 bis 1832 werden, zusammen genommen, billiger abgelassen.

Bianca Lucrezia

Vielliebchen
1835.
Industrie-Comptoir in Leipzig

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vielliebchen.

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1835.

Von

A. von Tromlitz.

Achter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

Die Morisken. . . . . Seite 1.
Maria Offida. . . . . — 307.
Der Rebell von Hoogstraten. . — 374.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Verzeichniß der Stahlſtiche.

Bianca Viskonti (Titelkupfer). . . . . Seite —

Titelvignette . . . . . — —

Eſtrella . . . . . — 74

Zoa . . . . . — 93

Die Scene (Türkenhöhle) . . . . . — 171

„ „ der Ritter und das Mädchen . . . . — 317

Marie . . . . . — 346

Die Scene, der Mann mit dem Kinde im Mantel.
Gezeichnet von Retzſch, geſtochen von B. Höfel — 415

Die Morisken.

Die Eroberung des Königreichs Granada im Jahr 1492 durch Ferdinand und Isabella hatte ganz Spanien wieder unter die Herrschaft der Christen zurückgebracht, und nur denjenigen Mauren, welche die christliche Religion annahmen, war es gestattet, in Spanien zu bleiben. Die Geistlichkeit sah mit aller Strenge auf die pünktlichste Befolgung des kleinsten religiösen Gebrauchs, die Inquisition wüthete schrecklich und mit unerbittlicher Strenge gegen dies unglückliche Volk, und die geringste Aeußerung in Widerspruch mit den unbedeutendsten Glaubens-Artikeln ward mit dem Feuertode bestraft. Auch wurden die Mauren überdies noch aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt, ein großer Theil ihrer Besitzungen ward ihnen genommen, die ehemals angesehensten maurischen Familien sanken in ihrem Wohlstande, und die alten glänzenden Geschlechter, wie die Zegris, die Abencerragen, selbst das Geschlecht ihrer Könige, waren bei den Altspaniern nur wenig geachtet und wurden kaum in der Classe der Hidalgos geduldet. Der Name Moriske war bei den stolzen Kastilianern zum Schimpfnamen geworden.

Zwei Menschenalter waren nun seit der Eroberung Granadas vergangen, und eine kluge vorurtheilsfreie Regierung hätte wohl einer Million thätiger und gehorsamer Unterthanen ihren Ursprung verzeihen können, hätte sogar Alles aufbieten müssen, Namen, Abkunft und Religion den Moriskos vergessen zu machen. Aber eine solche kluge und gerechte Politik kannte man in jenen Zeiten des Fanatismus nicht, und dennoch waren die Moriskos unter ihrem Drucke ruhig geblieben und hatten ohne Widerstand zugesehen, wie die Eroberer sich in ihre Güter theilten und sie mit Verachtung behandelten. Als aber Philipp II., dieser finstre fanatische Despot, den Thron bestieg, war ihnen der Druck der Unduldsamkeit und die Verachtung, mit der die Spanier sie behandelten, unerträglich geworden, und nur Gewohnheit, die Ketten ohne Murren zu tragen, und die Furcht vor den kriegsgewohnten Schaaren Hispaniens verhinderten noch in den ersten Jahren von Philipps Regierung einen allgemeinen Aufstand.

Aber mit jedem Tage stieg die Aufregung in den Gemüthern der Unterdrückten. Das geschärfte Verbot der Tracht und Sprache der alten Mauren, so wie der Befehl, mehrere äußere Gebräuche zu unterlassen, an denen besonders der Gebirgsbewohner aus alter Anhänglichkeit hartnäckig hing, war die Hauptveranlassung zum Ausbruch eines Aufstandes in den Alpujarras und dem Ronda-Gebirge. Ferdinand von Valor, ein Abkömmling der alten Könige von Granada, setzte sich an die Spitze der Empörer und wurde unter dem Namen Aben-Humeya zum Könige von Granada und Cordova ausgerufen.

Der Aufſtand ward bald allgemein; die Spanier wurden aus den Alpuxarras und dem Ronda-Gebirge vertrieben; doch hatten ſie noch die meiſten Städte, beſonders an der Küſte inne, und faſt ein Jahr währte ſchon der mit abwechſelndem Glück geführte Kampf, ohne daß ſie in die Gebirge eindringen und die Empörung unterdrücken konnten.

Aben-Humeya.

1.

Wenige Meilen von Orgiva ſtrömt durch ein lachendes, mit Mandel-, Feigen- und Pomeranzenbäumen bepflanztes, von hohen Felſen umgrenztes Thal der reißende Motril. Da, wo das Thal ſich ausbreitet, tränkt er üppig grünende Auen, wohin die Bewohner der Umgegend im Frühjahr ihre Heerden auf die Weide treiben, aber da, wo es ſich wieder verengt, erhebt ſich das Peñon von Motril, das ſo wie alle Peñons dieſer Gegend eine ſteile, faſt unzugängliche Felsmaſſe bildet, wohin in damaliger unruhiger Zeit die Moriſken Weib und Kinder und ihre Habe vor der Raubgier der Spanier in Sicherheit brachten, ſich ſelbſt aber im Nothfall flüchteten, um ſich und die Ihrigen hinter dieſen Felſen mit verzweifelndem Muthe zu vertheidigen.

Auch jetzt hatten ſich die Moriſken aus der Umgegend des ſich noch in den Händen der Spanier befindli-

denden Orgiva auf dieſes Pegnon zurückgezogen, und der nackte Fels war jetzt zu einem Nomadenlager geworden, wo hier und da unter einem Zelte, meiſt aber unter freiem Himmel Weiber und Kinder lagerten und von ihren aufgehäuften Vorräthen angſtvoll zehrten. Die Männer lagen zum Theil in den Schluchten, zum Theil hinter hervorragenden Felsſtücken, mit ihren Feuerröhren, Armbrüſten und großen Bogen, oder ſtreiften in einzelnen Haufen in der Gegend umher, den Feind auszuſpähen, Beute zu machen oder auch Lebensmittel nach dem Pegñon zu bringen. Viele Frauen waren ſogar mit Pfeil und Bogen bewaffnet, ſelbſt Kinder übten ſich im Armbruſtſchießen, um im Fall der Noth hinter einem Felsblock hervor einen Bolzen dem Feinde entgegenzuſchicken.

So kriegeriſch es auch am 11ten Mai des 1569ſten Jahres auf dieſer Seite des Thales gegen Orgiva zu ausſah, obgleich jetzt kein ſpaniſches Heer in den Alpuxarren ſtand, ſo freundlich und friedlich ſah es dagegen auf der andern Seite des Fluſſes aus, wo man auf der großen grünenden Aue zwar keine Heerden, wohl aber eine Menge koſtbarer Zelte aufgeſchlagen und ein buntes Gewühl von Männern, Frauen und Kindern ſah, die ſich unter den Pomeranzenbäumen am Ufer gelagert hatten, oder in verſchiedenen Abtheilungen geordnet, jemand zu erwarten ſchienen. Ohnfern vom Ufer, da, wo ſich das Thal am weiteſten ausbreitet, waren zwei prachtvolle Zelte gegen einander über aufgeſchlagen, von dem einen flatterte die rothe Fahne Aben-Humeya's mit dem Thurm und den zwei Schlangenköpfen, der gleich, welche Ferdinand von Caſtilien dem mauriſchen Könige Alhamar nach der Einnahme

von Sevilla verehrte; zwei Moriſken bewachten ſie. Das andere Zelt war mit Blumen bekränzt, ſo daß es eher einer Roſenlaube glich, und reich geſchmückte Jungfrauen ſaßen in mancherlei Gruppen umher, ihre zierlich geflochtenen Körbchen mit Früchten und Blumen in der Hand, und kein aufgeſprungener Granatapfel hatte ſo friſches Roth, wie ihre Lippen, und keine Roſe ſchimmerte neben Lilie, Narziſſe und Orangeblüthen ſo zart, als die Wangen der lieblichen Töchter der Alpurarren; denn ſie erwarteten hier ein neuvermähltes Paar, das, einer alten Gewohnheit nach, am Ufer des Motril unter tauſend freudigen Menſchen mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit ſeine Hochzeit feiern wollte.

Der reiche Michael de Roras, der angeſehenſte Moriske in dem fruchtbaren Thale von Jubiles, Aben-Humeya's Schwiegervater war es, dem dieſe Feſtlichkeit galt. Schon bejahrt und ſeit zehn Jahren Wittwer, hatte ihn dennoch die blühende Schönheit Zoa's, einer Moriskin aus Andaluſien, gefeſſelt und ihn, das Haupt eines berühmten Geſchlechts, das von den Zegris abſtammte, vermocht, noch in ſeinem Alter ein junges Mädchen zu ehelichen, die keine andere Mitgift ihm brachte, als ihre Schönheit und ihre Harfe, die ſie, mit ihrem Geſange begleitend, ſo meiſterhaft ſpielte, daß in ganz Andaluſien und Granada das Lob der ſchönen Sängerin erſchallte. Aben-Humeya's Gattin hatte dieſer Schritt ihres Vaters tief gekränkt, Aben-Humeya ſelbſt, obgleich die Liebe zu ihr in ſeinem leidenſchaftlichen Gemüthe längſt erloſchen war, fühlte ſich um ſo mehr dadurch beleidigt, da Roras, ohne ihn um Rath zu fragen, hierbei gehandelt hatte, und das Anſe-

hen, in dem dieser bei den Morisken stand, Aben-Humeya nicht einmal erlaubte, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen. Unter mancherlei Vorwand hatte er sich entschuldigt, daß er dem Feste nicht beiwohnen könne, jedoch den Befehl gegeben, das königliche Zelt aufzuschlagen.

Schon lange hatte die zahllose Menge Michael de Roras und seine junge Gattin, von deren Schönheit der Ruf so Wunderbares verbreitete, mit Ungeduld erwartet, schon lange hatten die Männer und Greise mit Verlangen nach den Schläuchen voll köstlichen Weins gesehen, die unter Zelte aufgethürmt im Kühlen lagen, als endlich Schalmeien- und Flötenklang, zuweilen von dem Schmettern der Trompeten unterbrochen, aus der Ferne erschallte. Von allen Seiten, aus den Felsklüften wie aus dem Thale, strömte nun Alt und Jung herbei, die Ankommenden zu schauen und zu begrüßen.

Langsam nahte der festliche Zug. Voran zogen die Pfeifer und Flötenbläser, ihnen folgten Jungfrauen und nur wenige Jünglinge paarweise, denn die rüstigen Männer der Alpujarras waren zum Kampfe ausgezogen; diesen folgten ganz auf maurische Weise gerüstete Männer auf ihren leichten Rossen, den Speer in der Hand. Zwei Imans gingen den Neuvermählten voran, die auf braunen arabischen Rossen die Augen Aller auf sich zogen, und deren Verwandte den Zug beschlossen.

Michael de Roras und seine Gattin waren mit morgenländischer Pracht gekleidet, jedoch zeigte sich in der Kleidung sowohl, als in der ganzen Ceremonie, manches von den Spaniern Entlehnte; selbst daß Zoa den kleinen

schwarzen Schleier zurückgeworfen hatte, und ihr sanftes, anmuthiges, wahrhaft engelgleiches Antlitz der neugierigen Menge zeigte, war ein Zeichen, wie sehr seit der Eroberung Granada's die Mauren die Sitten ihrer Ueberwinder angenommen hatten. Dicht hinter ihr sah man Roxas schöne Tochter Estrella, die mit ihrer Mutter wohl um den Preis der Schönheit streiten konnte. Wo Zoa's anmuthige Züge Sanftmuth und Milde aussprachen, wo ihr sprechendes Auge in sanftem Feuer strahlte, und man die Himmlische in ihr hätte anbeten können; riß Estrella's hohe Gestalt, ihre regelmäßigen Züge, ihr flammendes Auge zur Bewunderung hin. Jene erschien wie eine stille Dulderin im sanften Schimmer weiblicher Anmuth an der Seite ihres stolzen Gemahls, diese schritt wie eine Amazone aus alter Fabelzeit, schön, hehr und kühn vor den Reihen ihrer Angehörigen, blickte stolz umher, und ihr Auge traf oft zwei Männer, die beide in ihrem Anschaun versunken schienen. Es war Aben-Aboo, ein Verwandter Aben-Humeya's und einer der Wenigen, die noch dem Stamme der alten Könige von Granada entsprossen waren, und Gonzales Seniz, der kühne Anführer der Monfis, dieser wilden, zügellosen, aber muthigen Räuberschaar.

Unter freudigem Jubelruf begab sich der Zug nach dem mit Blumen geschmückten Zelte. Als Roxas hier eintrat, warf er einen finstern Blick nach dem leerstehenden Zelte Aben-Humeya's. „Er selbst ist nicht gekommen!“ raunte er seiner Tochter zu, „nicht einmal Deiner Schwester erlaubte er ihren Vater zu begrüßen und ihm Glück

zu wünschen." Estrella lächelte bei diesen Worten und erwiederte Nichts.

„Macht Dich Aben-Aboo's Anblick so stumm?" fragte der Vater.

„Sein Anblick erfreut mich heute mehr als je," erwiederte sie; „denn mit dem heutigen Tage verließ mich der Vater, und so bleibt er mir nur noch."

Roxas warf einen finstern Blick auf die Tochter und wandte sich dann schnell zu seinem jungen Weibe, das ihn zwar freundlich unterhielt, der aber alle Pracht, die sie umgab, keinen heiteren, zufriedenen Blick entlocken konnte. Sie fanden die Tafel unter dem Zelte bereitet und nahmen Platz; nur die Verwandten und Freunde folgten ihnen, und während die Menge der herbeiströmenden Neugierigen mit der Freigebigkeit des reichen Roxas zufrieden sein konnte, und Trank und Speise in Ueberfluß jedem, der es verlangte, gereicht wurden, sangen während des Mahles Zitherspieler arabische Lieder, und die Mädchen aus Andalusien, die Zoa gefolgt waren, tanzten, die Neuvermählten zu belustigen, den verführerischen Fandango, diesen Nationaltanz der Moriskeu.

Noch saßen Roxas und seine Gäste an der wohlbesetzten Tafel und schlürften aus silbernen Bechern den süßen Wein von Malaga, als ein lauter Jubel wie ferner Donner erschallte, der immer näher und näher kam, bis man endlich deutlich das Jauchzen und den Jubelruf vernehmen konnte: Heil Aben-Humeya, unserm Könige!

„Also er kam doch!" murmelte Roxas vor sich hin, sein Mund lächelte, sein Auge sah heiter nach der Thür des Zeltes, doch blieb er ruhig sitzen, und auf ein Zei-

chen von ihm thaten die Gäste ein Gleiches. Der Jubelruf kam jetzt näher, man hörte ihn schon dicht vor dem Zelte, deutlich konnte man den Heerführer der Moriſken, den allgemein geliebten Aben-Humeya, von ſeinem arabiſchen Roſſe ſpringen und dem Zelte zukommen ſehen, da erſt glaubte Roxas, daß er, den König zu begrüßen, ihm entgegen gehen müſſe.

Er ſtand auf, empfing Aben-Humeya, ſich nach morgenländiſcher Sitte tief vor dem Haupte der unterdrückten Moriſken neigend.

„Sey mir an dem heutigen Tage doppelt willkommen, König!“ ſprach er; „willkommen an dem Tage, der mir ſo freudebringend iſt; ich glaubte ſchon —“

„Erſt erfüllte ich die Pflicht des Königs, dann die Pflicht des Sohnes,“ unterbrach ihn Aben-Humeya. — „Ich bin indeſſen mit Anacoz und hier mit Diego Aguazil vor Tablate gerückt, habe es eingenommen, die Spanier niedergemetzelt und ſo das Schrecken bis Granada verbreitet.“

„Heil Dir, mein König!“ ſprach Roxas und winkte ſeiner Gattin, die in einiger Entfernung zurückgeblieben war und ſich jetzt Aben-Humeya nahte. — „Mögeſt Du,“ fuhr Roxas fort, „mein junges Weib eben ſo ehren, als Du früher Achtung und Liebe der Mutter Deiner Gattin ſchenkteſt.“

„Das will ich,“ erwiederte Aben-Humeya, ſein flammendes Auge mit Wohlgefallen auf Zoa heftend, die erbleicht und bebend vor ihm ſtand.

„Vor wem zitterſt Du?“ fragte Roxas mit Stolz, da er das Erbleichen und Beben ſeiner Gattin bemerkte. —

„Das Weib Michael Roxas braucht ſo wenig vor irgend einem zu zittern, den ein Weib gebar, als ihr Gatte.“

Aben-Humeya lächelte bei dieſen eitlen Worten, ſchien nicht auf ſie zu achten, war zum Erſtaunen aller Anweſenden freundlich gegen die Gattin ſeines Schwiegervaters und unterhielt ſich viel mit ihr, wollte jedoch nicht Theil an dem Mahle nehmen und begab ſich bald darauf in ſein Zelt.

So ganz war Roxas mit Aben-Humeya's Betragen, deſſen mitleidiges Lächeln er nur zu gut bemerkt hatte, nicht zufrieden. Sein Benehmen gegen Zoa ließ ihm zwar Nichts zu wünſchen übrig, aber gegen ihn war der Eidam ſo abgemeſſen, ſo kalt. Dies empörte ſeinen Stolz. War er nicht durch ſeinen Einfluß von den Moriſken zu ihrem Könige ausgerufen, hatte nicht ſein Reichthum mehr, als die geringen Einkünfte, die Aben-Humeya bezog, dieſen in den Stand geſetzt, wenigſtens in mancher Art mit königlicher Pracht zu erſcheinen? Was hatte er in die andre Wagſchale zu legen, als ſeine Abkunft von den alten Königen? Der Stolz Roxas konnte es nicht ertragen, daß das Oberhaupt, das er erwählt zu haben glaubte, ihn ſein Uebergewicht fühlen laſſen wollte. Er war aufgebracht, und jeder konnte ihm während des Mahles anſehen, daß die Freude von ihm gewichen ſey; ſelbſt wenn er in das ſanfte ſchwärmeriſche Auge ſeiner Gattin ſah, runzelte ſich ſeine Stirn, denn er glaubte es ernſt zu ſehen, und das Erbleichen, das Zittern bei dem Anblick des Königs gaben ihm Stoff zum Nachdenken.

Doch, war ſein Stolz Urſach ſeines Unmuths geweſen, war er es auch, der den Unmuth bald wieder ver-

ſcheuchte. „Ich will es ihn fühlen laſſen, daß er auch jetzt noch von mir abhängt," dachte er; „und mein Weib? — Was hat Michael Xeras Anderes zu fürchten, als daß es ſchwach genug war, bei dem Gedanken zu erbeben: die arme Andaluſierin ſteht vor dem Könige von Granada: Sie hat nur einen Augenblick vergeſſen, daß ſie mein Weib iſt." Dieſe Gedanken beruhigten ihn, und der Wein von Xeres, den er aus vollem Pokale trank, ſcheuchte bald die Grillen fort; er miſchte ſich nach der Tafel, wie er bei ſolchen Gelegenheiten zu thun pflegte, von Zoa begleitet unter das jubelnde Volk und ſchien Aben-Humeya und alles Unangenehme vergeſſen zu haben.

Dieſer hatte ſein Zelt nicht verlaſſen, wohin Gorri, der Anführer der Rohrſchützen, und Seniz ſich begeben hatten. Hier unterhielt ſich Aben-Humeya mit ihnen über die Zurüſtungen des Marquis von Mondejar, des königlichen Gubernators von Granada, und von der Ausſage gefangener Spanier, daß Don Juan d'Auſtria, der Bruder des Königs, den Oberbefehl des Heeres erhalten ſollte.

Dieſe Nachricht, die den Verſammelten nicht wünſchenswerth ſein konnte, entmuthigte jedoch keinen. Sie hofften auf Hülfe von Algier und Conſtantinopel, und von ihrer gerechten Sache überzeugt, blickten Alle mit fröhlicher Zuverſicht nach der Zukunft. Nur Aben-Humeya's vertrauteſter Freund, der kühne Diego Aguazil, ſaß ſtill und in ſich gekehrt und ſchien keinen Theil an ihrem Vertrauen zu nehmen.

„Nun mein tapferer Streitgenoſſe," rief jetzt Humeya ihm zu. „Sonſt der erſte im Rath wie im Kampfe,

ſchweigſt Du heute? Haben Dich die Nachrichten ſo entmuthigt, daß Du an unſerm Glück verzweifelſt?"

„Verzweifeln?" rief Diego, wie aus einem Traume erwacht. „An meinem Glück, ja, da könnt' ich es, an dem Glücke meiner Mitbrüder, beim Propheten, da verzweifle ich nicht! Aber laß mich heute ſchweigen, mein König! — Hörſt Du nicht die Schalmeien, nicht das Raſſeln der Caſtagnetten? Hier iſt Hochzeit und Freude, jenſeits der Berge iſt Trauer. Darum laß heute den Ernſt hinter Dir. — Hörſt Du, wie ſie jubeln und tanzen, und beim Becher, den der reiche Roras füllt, jauchzen, als wäre ſchon kein Chriſt mehr in Spanien? — Es iſt doch ſchön, reich zu ſein, König! Reichthum verjüngt!"

„Diego!" unterbrach ihn Humeya verweiſend. — „Doch er hat Recht," fuhr er fort, ſich zu den Andern wendend, „der heutige Tag ſei der Freude, der morgende dem Kampfe geweiht! Kommt zu meiner ſchönen Schwiegermutter, ihr gehöre der Tag."

Ihm gehört er! murmelte Aguazil vor ſich hin und wollte zurückbleiben, Humeya befahl jedoch ihm zu folgen.

2.

Schon begann die Sonne hinter die Berge zu ſinken, ſie warf ihr glühendes Lebewohl auf den Pegñen des Metril, deſſen graue Felſen wunderbar in Gluth getaucht erſchienen, wie die Wange der Jungfrau beim Lebewohl

des Geliebten; auch über das Antlitz der Neuvermählten breitete sie ihren goldig rosigen Glanz. Roxas und seine Gattin saßen unter einem Baldachin und sahen dem Tanze der Morisken zu, die, sich suchend und fliehend, lockend und abstoßend, sich in mancherlei Windungen durchkreuzten. Bei dem Nahen Aben-Humeya's aber, wie durch einen Zauberschlag berührt, schwiegen Flöte und Schalmeie, der Tanz ward unterbrochen, und Alle neigten sich tief vor ihrem Könige, der jedoch mit freundlicher Geberde fortzufahren winkte. Aber Roxas, der Aben-Humeya zu empfangen aufgestanden war, gab ein Zeichen, und der Tanz blieb beendet; Polster und Erfrischungen wurden gebracht, und in der Kühle des Abends lagerte sich Humeya an der Seite der schönen Andalusierin, die, von der Abendgluth beschienen, ihn wo möglich noch schöner dünkte, so daß er kaum die reizende Estrella zu bemerken schien und sie nur mit einem leichten Nicken des Hauptes begrüßte.

„Ich habe Wunder von Deinem Gesang und Deiner Kunst die Harfe zu spielen gehört, schöne Mutter," wandte sich Aben-Humeya verbindlich zu der Neuvermählten, „so daß ich Dich bitten muß, auch mir den Genuß zu gönnen, Deine Stimme zu hören. Die Harfe ist gewiß Deine stete Begleiterin, und so wird sie auch hier nicht fehlen." Zoa legte die Arme über ihre klopfende Brust, neigte sich vor dem Könige und warf dabei einen fragenden Blick auf ihren Gatten, der einer Christensklavin die Harfe zu bringen befahl.

„Was befiehlt mein König, das ich singen soll?" fragte sie jetzt, ihre traute Harfe im Arm. „Soll Dir mein

Lied Trauriges oder Freudiges verkünden? Willst Du von den Ritterthaten Deiner Vorfahren hören, oder soll mein Lied, wie der Klageton der Nachtigall, irgend eine Empfindung aussprechen, die das Herz zur Wehmuth stimmt?"

„Ich wähle das letzte," bat Aben-Humeya, und rasch, fast mit Ungestüm griff Zoa in die goldnen Saiten ihrer Harfe.

Aufmerksam lauschte Alles; selbst Aben-Abdo, der Estrella gegenüber stand, schien mit Ungeduld den Gesang zu erwarten, während Seniz nur für Roxas Tochter Aug' und Sinn zu haben schien. Diego Aguazil aber stand ferne unter der Menge, und sein Auge sah düster vor sich nieder.

Es ruhte eine heilige Stille über der zahlreichen Versammlung, Keiner wagte zu athmen, es war, als ob auf den einzelnen Akkorden, die den Saiten entquollen, ein milder Engel schwebe, der mit seinem Palmenzweig Friede und Ruhe über die Tausende verbreite, die erwartungsvoll auf den ersten Ton der Sängerin lauschten. Aber noch schwieg sie, und auch die Töne der Harfe verhallten jetzt.

„König!" sprach sie dann. „Wie Du befahlst, will ich treuer Liebe ein Loblied singen."

Ein höhnisches Ha! drang bei diesen Worten aus dem Kreise der Menge, und Roxas warf einen zornigen Blick dahin, von wo diese Unterbrechung kam. „Beginne!" sagte er dann, da Humeya freundlich bejahend seiner Gattin zugenickt hatte. „Beginne Dein Lied von der treuen Liebe, solch Lied ziemt der Neuvermählten."

Einen ſanften Blick auf ihren Gatten, einen wehmüthigen nach dem Himmelsdome werfend, wo ſchon die Sterne zu funkeln begannen, ſang ſie:

Sonne taucht ſich in die Wellen,
Nacht deckt ihren goldnen Glanz.
Alſo ſchwinden auch die ſchnellen
Erdenfreuden, welkt der Kranz,
Der einſt duftend uns erblühte,
Wie ein Blatt vom Sturm verweht —
Aber was im Herzen glühte,
Nie im Strom der Zeit vergeht.

Es erflehet gleich der Sonne
Zu des Morgens Rosengluth
Es beglückt mit neuer Wonne
Und erhebt zu neuem Muth.
Liebe lebt in Schmerz und Treue
Flammend und unſterblich fort.
Halt' nur feſt an Lieb' und Treue
Und vertraue meinem Wort.

Sind zerriſſen alle Bande,
Schwand der Hoffnung letzter Stern —
Auf dem Felſen, an dem Strande
Biſt Du nah mir, wenn auch fern.
Trennen kann uns Nichts hienieden,
Löſchen unſre Flamme nicht;
Unverwelklich ſind die Blüthen,
Die man unter Thränen bricht.

Weine nur! — Des Busens Sehnen
Ungestillt, erpreßt es Schmerz,
Aber treuer Liebe Thränen
Kühlen auch das wund'ste Herz.
Laß es brechen, laß es bluten!
Halt' nur fest an Treu und Wort.
Selbst auf sturmbewegten Fluthen
Findet Liebe ihren Port.

Kaum daß sie das Lied geendet hatte, als sie die Harfe rasch weglegte und von Gefühl übermannt in die Arme ihres Gatten sank. Aben-Humeya, von ihren schmelzenden Tönen wunderbar ergriffen, sprang auf, und Roxas, der die Deutung des Liedes zu verstehen glaubte, war von seines Weibes Versprechen treuer Liebe beglückt nnd preßte die Tiefbewegte fest an seine von Freude klopfende Brust.

Aber der Gesang vor dem Könige und den versammelten edlen Moriscken hatte die Neuvermählte so sehr angegriffen, daß ihre Knie wankten und Roxas sie entschuldigen und in das Zelt führen mußte, und als seien mit ihr alle Sterne untergegegangen, schlich Greis und Jungfrau, schlichen Alle hinweg, selbst Aben-Humeya ging in sein Zelt zurück und befahl Aguazil und Seniz, ihm zu folgen. Die Menge entfernte sich aus Achtung vor Roxas und zerstreute sich im Thale, dort beim Becher und Tanz im Schein des Mondlichts die Nacht zu durchschwärmen.

Nur Estrella blieb unter einem alten Ulmbaum, an dem sich der Wein emporrankte, sinnend stehen und blickte in die rauschenden Fluthen des Motril.

„Was ſchauſt Du ſo finſter da hinab?" fragte eine Stimme dicht hinter ihr; ſie ſchrak auf, wandte ſich, und Aben-Aboo ſtand neben ihr. „Was ſchauſt Du ſo ſinnend da hinab?" fragte er noch einmal.

„Ich ſah den Wellen nach," erwiederte Eſtrella. „Wie eine die andere verſchlingt, ſo auch verſchlingt ein Tag den andern; auch der heutige wird vergehen, wenn er auch noch ſo lärmend begann, noch ſo rauſchend beendet wird."

„Nun, ſo laß ihn vergehen," meinte Aboo, „er hat gleiches Schickſal mit den Millionen, die ihm vorangegangen ſind."

„Mir ſcheint er von tiefer Bedeutung," ſagte Eſtrella ernſt.

„Auch mir, Eſtrella. Haſt Du das Lied beachtet?"

„Mehr als ich ſollte."

„Und was ſagte Dir ſein Doppelſinn?"

„Daß die Andaluſierin ein liebeſieches Weib iſt," erwiederte das Mädchen.

„Mich dünkt ſie eine Unglückliche zu ſein."

„Unglücklich? Des edlen Roxas Gemahlin unglücklich? Du irrſt! Iſt meines Vaters Haar auch bleich, iſt er doch noch ein ſtattlicher Mann, ein tapferer Krieger, der Ueberfluß begleitet ihn, ſo wie Tauſende, die ſeinem Schlachtrufe folgen. Wie könnte ſich die arme Harfenſpielerin nicht glücklich ſchätzen, dem Edelſten unſeres Volks als Gattin zur Seite zu ſtehen?" — Aben-Aboo lächelte. — „Du theilſt nicht meine Anſichten?"

„Liebe, ſo wie ich die Liebe fühle," erwiederte er mit Lebhaftigkeit, „achtet nicht Reichthum und Macht. —

Ihr ist das Herz die Welt. — Wärest Du die Aermste meines Vaterlandes, Dein Auge würde mich eben so entflammt, Dein rosiger Mund so zum Kuß gelockt haben, als Auge und Mund der Tochter des mächtigen Roxas. Du schüttelst Dein Lockenhaupt, Du zweifelst? Fühltest Du für Aben-Aboo, wenn er aus niederm Geschlecht und nicht ein Zweig des alten Königsstammes, wenn er arm wäre, nicht gleiche Liebe?"

Estrella erglühte bei dieser Frage und zögerte, ehe sie antwortete. „Ich bin zu stolz zur Lüge," sagte sie endlich. „Der schöne Jüngling, der kräftige Aben-Aboo würde meine Sinne, würde mein Herz bewegt haben, der Funke der Liebe hätte geglüht, aber ehe er zur Flamme aufgelodert wäre, hätte ihn mein Stolz unterdrückt."

„So ist es nicht wahre Liebe, die Du für mich fühlst, Estrella."

„Sie gnüge Dir," fiel sie ihm schnell in die Rede. „Und, Ungenügsamer," fuhr sie dann fort, „sprich! Vernichtete ein Zufall, was Deine Sinne reizte — erlösche das Feuer meiner Augen — ich spreche hier mit Deinen Worten — erbliche der Purpur meiner Lippen, könnte meine Gestalt einschrumpfen, wie die Gestalt des alten Zigeunerweibes, das uns an der Furth des Motril begegnete und bei meinem Scherz mir mit der Hand drohte, würde Dein Herz ohne Deine Sinne sich beglückt fühlen können?"

„Ja!" erwiederte er rasch. „Wenn mein Herz dem Deinigen werth geworden, wenn es innig mit ihm verbunden, wenn es fest mit ihm verschlungen wäre, wie

dieſe Rebe mit der Ulme, die ſie vielleicht ſchon ſeit Menſchenaltern umrankt, dann gewiß!"

„Schwärmerei!" unterbrach ſie ihn, „Nachklang aus den längſt verhallten Zeiten der Abencerragen. — Liebe muß das Herz zwar beherrſchen, aber es nicht unterjochen, ſie muß wiſſen, was ihr für ihre Opfer wird — ſie muß geben und gewinnen in gleichem Maße, und jedes Opfer muß ſüß und zwiefach lohnen."

„Ja, lohnen muß Liebe der Liebe," rief er, und indem er dies ſprach, konnte man glauben, Beides, Entzücken und Schalkheit zu hören. Er ſchlang dabei ſeinen Arm um ſie, ſein Auge, im Mondlicht erglänzend, ſchien um den Lohn zu bitten, und innig, wie ſie vielleicht noch nie gegen ihn in unbewachten Stunden geweſen, bog ſie ihr dunkles Lockenhaupt zurück, ihr Mund wollte vielleicht ſagen: „So lohnt Liebe der Liebe," aber Aben-Aboo's Lippen ſchloſſen ihn.

Lange hielt er ſie ſo umfangen und drückte die Geliebte erglüht an ſein Herz; plötzlich aber entwand ſie ſich ſeinen Armen und ſprach ernſt: „Du ſiehſt, Aben-Aboo, ich verſtehe der Liebe zu lohnen; ohne Opfer ward Dir der erſte Kuß, ſicher nicht ohne Opfer der zweite."

„Und welches verlangſt Du?" ſprach er noch erglüht.

„Noch kenn' ich es vielleicht ſelbſt nicht. — Erinnerſt Du Dich aber unſrer vorigen ernſten Rede, die Deine Schwärmerei unterbrach, als Du meine neue Mutter eine Unglückliche nannteſt? Wir ſprachen von dem zweideutigen Sinne des Liedes. Ich habe dabei keine Thräne in ihrem Auge geſehen, die mir kund gethan hätte, ſie fühle ſich unglücklich, wohl aber habe ich Aben-Humeya's

Flammenblicke belauscht, mit denen er die Reize Zoa's verschlang. Meiner Schwester Schönheit verwelkt, er liebt sie nicht mehr, das weiß ich, Leidenschaft beherrscht ihn, auch das weiß ich. — Es könnte sein, mein Geliebter, daß ich meinen Vater, meine Schwester rächen müßte — Dein Beistand erwirbt Dir dann den zweiten Kuß."

„Und wodurch, Furchtbare, erring' ich Deine Hand?"

„Wenn das Volk jauchzt und ruft: Heil Aben-Aboo, unserm König! dann wird sie Dir, eher nicht!" Dies sagend entfernte sie sich schnell, und das weitläufige Zelt ihres Vaters entzog sie Aben-Aboo's Blicke.

„Ist das Liebe? — Gott lenke mein Herz!" murmelte er vor sich hin und schritt sinnend und traurig dem Gezelte des Königs zu, wo ihm sein Freund Seniz, der es eben verlassen hatte, begegnete. Arm in Arm gingen nun Beide lange am Ufer des rauschenden Stromes in ernste Gespräche vertieft.

3.

Als Seniz Aben-Humeya verlassen hatte, und dieser mit Aguazil sich allein befand, sagte er, seine Händ auf Aguazil's Schulter legend: „Diego, die Schilderung, die Du mir von Roxas Gattin machtest, ist nicht so übertrieben, als ich anfangs glaubte. Du hattest bei ihrem Gemälde Deinen Pinsel in Abendgluth getaucht, und die Sterne des Himmels schienen Dir nicht glänzend genug, dem Strahl ihrer Augen verglichen zu werden. Dies

ſen Vergleich finde ich zwar nicht paſſend; aus ihrem Auge ſtrahlt ein ſanftes Feuer, über ihr ganzes Antlitz breitet ſich ein unwiderſtehlicher Liebreiz, und erſcheint ſie auch mehr als eine Tochter des Abend- als des Morgenlandes, ſo ſah ich doch noch kein Weib, das mich mit ſolchem Zauber angezogen hätte. Aber Du ſcheinſt verſtummt? Nimmſt Du keinen Theil an Aben-Humeya's Entzücken?"

„Nein, König!" erwiederte Aguazil kalt.

„Nicht?" fuhr Aben-Humeya auf. „Früher ſprachſt Du ſelbſt mit Entzücken von ihr und jetzt —"

„Iſt ſie Michael Roras Gattin" —

„Bald glaub' ich Dich zu verſtehen, Diego," fiel ihm Aben-Humeya ins Wort. „Du liebteſt ſie, vnd ſie ward Dir ungetreu."

„Nein, König!" rief der Jüngling lebhaft, und ſein ganzes Weſen ſchien verändert. „Das ward ſie nicht; ich weiß gewiß, ſie liebt mich noch. Erinnere Dich ihres Liedes."

Aben-Humeya lachte hell auf. „Alſo Dir galt der Schwur der Treue, Du ſollteſt ihrem Worte vertrauen?" —

„Ja, ich!" rief er, und Entzücken ſtrahlte aus ſeinem Auge. „Aber ich beſchwöre Dich, König!" bat er dann, und ſelbſt in der Bitte lag eine Art Drohung, „ich beſchwöre Dich beim Grabe des Propheten, verſchließ mein Geheimniß, das der Schmerz mir erpreßte, in Deiner Bruſt. Du warſt ſtets ſo gütig gegen mich, ſei es auch jetzt, und verſprich mir mit Wort und Hand, daß es dem ſtolzen Roras verſchwiegen bleibt, was ich Dir vertraute; nicht daß ich für mich fürchtete, nur für ſie würde ich zittern."

Aben-Humeya reichte ihm die Hand und gab ihm das beruhigende Wort. „Aber ſage mir, wie lernteſt Du die Harfenſpielerin kennen, wo ſaheſt Du ſie?" fragte er.

„Erinnerſt Du Dich, König, daß Du mich, es mag wohl länger als ein Jahr ſein, in die Thäler des Xenil ſchickteſt, dort die zerſtreuten Glaubensbrüder zum Kampf gegen unſre Unterdrücker zu werben. Als ich eines Tages Ecija verlaſſen hatte und weiter gegen den Guadalquivir zuzog, kam ich bei Montemajor in ein weites blühendes Thal, wo ich eine Menge rüſtiger Männer und Jungfrauen beim Tanz verſammelt fand. Aber plötzlich verſtummten Flöte und Schalmeie. „Sie kommt, ſie kommt!" rief es von allen Seiten, nnd Jung und Alt drängte ſich nach einer Bergſchlucht, wo ich ein ſonderbares, mir neues Schauſpiel erblickte. Ich ſah von der Höhe eine verſchleierte Frau auf einem Maulthiere reitend langſam herabkommen, ein altes Zigeunerweib ſchritt ihr voran, die faſt wie eine Wahnſinnige ſich geberdete und immer mit kreiſchender Stimme rief: „Andaluſier, ſehet Eure Donna Cava!" Du weißt, König, ſo hieß das Mädchen, das der letzte gothiſche König Roderich entführte und dann verſtieß, und deren Vater, Graf Julian, die Schande ſeiner Tochter zu rächen, unſre Vorfahren nach Spanien rief.— Der Verſchleierten folgten zwei Jungfrauen in gemeiner andaluſiſcher Tracht, von denen die eine eine Harfe trug, mehrere von Landleuten der Gegend beſchloſſen den ſonderbaren Zug.

Ich fragte die Nebenſtehenden, was dies bedeute und warum ſie deshalb ihren Tanz unterbrochen hätten. „Dies

iſt eine ſchöne Jungfrau, die Tochter armer Leute," antworteten ſie mir, „die der Himmel mit der Gabe des Geſanges ſo herrlich begabt hat, daß Alt und Jung ſie mit Entzücken anhört. Wo wir uns verſammeln, iſt ſie unter uns und ſingt von den Thaten unſerer Vorfahren, wie ſie die Chriſten unterjocht, und wie tapfer ſie gefochten haben. Jedermann hört ihr aufmerkſam zu, Alle möchten" — er hielt ein, da er mir nicht traute. — „Und das alte Zigeunerweib?" fragte ich weiter. „Weiß Gott, wo die hergekommen iſt. Sie nennt die Jungfrau ſtets Cava und ſchreit ihren Namen ſo kreiſchend aus, wie ein Maulthiertreiber ſeine Mulas ruft. — Höre nur ſelbſt ihren Geſang, ſieh die Jungfrau, und Du wirſt nicht mehr verwundert ſein, daß wir unſern Tanz verlaſſen und Flöte und Schalmei vor ihrer Harfe ſchweigen." Ich hörte, ich ſah ſie, die mir in ihrer phantaſtiſchen Tracht eine Himmliſche erſchien. Ich ſah und liebte ſie, bald fanden ſich unſre Herzen, ſie gab mir, als ich Andaluſien an der Spitze von 400 Rohrſchützen verließ, das Wort ewiger Liebe; aber, von ihren Eltern gezwungen, mußte ſie es brechen. Rexas Gold lag ſchwerer in der Wage, als Diego's Herz."

„Du dauerſt mich," ſagte Aben-Humeya. „Du verlorſt viel."

„Sage lieber Alles, König! —"

Gorri trat in dieſem Augenblicke ein und brachte die Nachricht, daß der Marquis von Mondejar mit ſeinem Heere ſich bereite, Granada in einigen Tagen zu verlaſſen, um, wie es ſchien, gegen die Sierra Nevada vorzudringen.

„Laß Alles zum Aufbruch bereiten," befahl Aben-Humeya, „und sag' Aben-Aboo, daß er morgen früh, ehe er in seine Heimath zurückkehrt, zu mir komme; er ist mit den Seinen dem Kampfplatz am nächsten." Humeya machte in der Schnelligkeit noch mehrere Anordnungen, und so war für den Augenblick die schöne Andalusierin vergessen; ernstere Dinge beschäftigten ihn.

Aber Diego vergaß die Geliebte nicht. Einsam wanderte er, sich wenig um Mondejar und seine Spanier kümmernd, am Ufer des Motrils, und so fand ihn Aben-Aboo, als dieser zu Aben-Humeya ging; sie begrüßten sich herzlich, denn sie waren Freunde.

Der Moriskenkönig war längst schon wach und empfing Aben-Aboo freundlicher als je, denn da dieser außer ihm der Einzige war, der noch von den alten Königen abstammte, war stets in Humeya's Herzen eine Art Ehrsucht rege, die noch durch Aboo's Anschließen an die Familie der Rexas vermehrt wurde. Seit Humeya zum Könige ausgerufen war, war ihm das Ansehen seines Schwiegervaters lästig, der zwar sich öffentlich den morgenländischen Gebräuchen nach tief vor dem Könige neigte, unter vier Augen aber lieber den Vater als den Unterthan spielte und gewöhnlich nur seinem und nicht dem Willen Humeya's folgte.

„Dir wird der Marquis von Mondejar bald einen Besuch abstatten," redete er Aben-Aboo an; „ich habe Nachricht bekommen, daß er in Granada 8000 Mann gesammelt hat und in die Sierra Nevada eindringen will; wie viel glaubst Du ihm entgegenstellen zu können?"

„Wohl 6000 streitbare Männer."

„Seniz wird mit 600 Monſis zu Dir ſtoßen, auch will ich Dir die Türken und Mauren ſenden, die, wie ich in dieſer Nacht vernommen habe, bei Caſtel de Ferro gelandet ſind; auch Rorras ſoll Dir zu Hülfe ziehn."

„So glaub' ich hinreichende Kräfte zu haben, mich zu vertheidigen," meinte Aboo.

„Wird es Dir nicht ſchwer, Dich von Eſtrella zu trennen?" fragte ihn, das ernſte Geſpräch kurz abbrechend, Humeya.

„Herr! wo es das Vaterland gilt, iſt mir kein Opfer zu groß."

„Hüte Dich vor der ſtolzen Jungfrau! Was aus dem Geſchlechte der Rorras ſtammt, iſt herriſch und herzlos;" fuhr Humeya fort. „Ja, Aboo, Dir darf ich es vertrauen, da Du wahrſcheinlich, wenn Allah uns den Sieg verleiht, dem kinderloſen Aben-Humeya auf dem Throne der Moriſken folgen wirſt. Nichts iſt läſtiger, als der ſtolze Wille hochfahrender Unterthanen und von ihnen abhängig zu ſein. — Lieber, ich ſage es Dir frei, lieber Spaniens finſterem Könige gehorchen, als dem Stolz eines Michael Rorras fröhnen müſſen; deshalb hüte Dich vor dieſem Geſchlecht! — Laß Dich durch mein Beiſpiel warnen."

„Lieber dem ſpaniſchen Philipp gehorchen, als Michael Rorras Meinung folgen? Sagteſt Du nicht ſo, König?" nahm Aboo raſch das Wort. — „Nein, Aben-Humeya. Eher will ich ein Joch tragen, das der elendeſte Moriske mir auflegt, als ſpaniſches Joch. Seit ich den Bogen ſpannte, mein Roß tummelte und den Speer ſchwang, ſeit jener Zeit bis zu dieſem Augenblick hat mich

nur ein Gedanke durchdrungen, nur einer beseelt, der Gedanke, mein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien. Dieser Gedanke durchglühte mich bei Tag und Nacht. Wallfahrtete ich nach der Stelle, wo der schwache Boabdil weinend den letzten Blick auf Granada warf, da drang auch mir die Thräne in's Auge, nicht zum Lebewohl. „Willkommen!" rief ich der Stadt meiner Ahnen zu, meine Hand faßte nach dem Schwerte, und ich weihte mich in solch feierlicher Stunde mit ewig bindendem Schwure dem Vaterland. Lag ich auf meinem Lager in Mecina de Boncaron, floh mich der Schlaf, so überließ ich mich wachen Träumen. Estrella an der Hand schritt ich die Königsburg hinauf. Die Thore waren mir geöffnet, aber es zog mich nach der vermauerten Pforte *), die von meiner Lanze berührt sich mir öffnete, und jenseits standen die alten Könige mit ihren Frauen, mich zu empfangen, und ich schritt hindurch, ich, König Granada's!"

„Und trat ich Dir nicht in den Weg? Träumer!" unterbrach ihn der König.

„Du standest an der Spitze derer, die mich empfingen," sagte der listige Aboo schnell einlenkend. „Ich begrüßte Dich zuerst. — Dieser Traum, Herr, ist zum Traum meines ganzen Lebens geworden. Mein Land —

---

*) Als Boabdil Alhambra verließ, ging er durch die Pforte, durch welche, einem alten Gebrauche nach, nur die maurischen Könige gehen durften. Er bat Ferdinand und Isabella, sie hinter ihm vermauern zu lassen. Seine Bitte wurde erfüllt; sie ist auch jetzt noch vermauert.

mein Vaterland, meine Mitbrüder ſind mir Alles, ich mir ſelbſt nur Wenig.“

„Könnteſt Du an der Spitze der alten kriegeriſchen Geſchlechter in Granada's Mauern einreiten, könnteſt Du auf offnem Felde Dich den Spaniern gegenüberſtellen,“ unterbrach ihn der König, „ſo würden ſich Deine Träume vielleicht verwirklichen; ſo aber kämpfen wir nur für die Erhaltung des kleinen Heerdes, den die Habgier der Spanier uns ließ; denn nur mit aller Anſtrengung vertheidigen wir unſre Felſen, nur hinter dem Felſengeklüft hält der des Krieges entwöhnte Maure Stand, jenſeit der Nevada grünen für uns keine Lorbeeren.“

„Warum nicht, Herr?“ ſagte Aben-Aboo feurig. Vereint wären wir ſtark, in Zwieſpalt gehen wir unter; ſo nur unterlagen unſre Vorfahren den Spaniern. Auf Alhambra ſtand ein hoher Lorbeerbaum; in ſeinem Schatten ſaßen oft die Könige und ſahen hinab auf ihre Stadt. Als Mulay-Haſſan zum zweitenmale auf Alhambra herrſchte, begann er zu welken, unter Boabdil vertrocknete er ganz. Glaubſt Du, Herr, weil dieſer Lorbeer verging, blühe den Söhnen jener Mauren kein Lorbeer mehr jenſeit der Nevada? In Granada blühen deren noch viele; wer es nur wagte, ſich ein Reis zu brechen; in Granada's Mauern leben viele Tauſende, deren Herzen uns entgegen ſchlagen, die, erſchienen wir vor der alten Königsſtadt, die Fahne des Aufruhrs auch dort aufſtecken und uns die Thore öffnen würden; auch in den Herzen der Moriſken glüht noch die Vaterlandsliebe, wie in den Herzen der alten Mauren. —“

Aben-Humeya wurde bei diesen Worten nachdenkend. „Ein Gedanke ergreift mich," rief er plötzlich, „ein Gedanke, zu dessen Ausführung ich wohl schreiten könnte, wäre ich nur dessen gewiß, was Du eben sagtest. Kennst Du die Reichen des Albaizim*), kennst Du Bermudez?" fragte er.

„Ich kenne ihn und war schon oft in seinem Hause. —"

„Es wär' ein kühner Streich, — während die Spanier in die Gebirge drängen, vor Granada's Thoren zu erscheinen. — Glaubst Du, daß wir der Hülfe mehrerer Glaubensbrüder dort sicher sind?"

„Ich glaub' es, erwiederte Aben-Aboo, „und gälte nicht der Sierra Nevada die Rüstung Mendejar's, so könnte ich mich entschließen, selbst nach Granada zu gehen und Dir Gewißheit zu bringen."

„Es wäre ein Unternehmen, Deiner kühnen Wünsche würdig. Vielleicht findest Du Gelegenheit. — Jetzt aber zieh nach Deiner Heimath, wo Deine Gegenwart nothwendig ist. Ich werde indessen den Thurm von Orgiva belagern."

„Allah möge Deinen Waffen den Sieg geben!" sagte Aboo, verließ das Zelt, und ohne Estrella zu sehen, die noch auf ihrem Lager schlummerte, bestieg er sein Roß und jagte das Thal entlang.

---

*) Ein Theil der Stadt Granada, damals allein von den Moriscken bewohnt.

Aben-Humeya sah ihm lange sinnend nach. „Junger Aar!“ sagte er dann, „Dir müssen die Schwingen gelähmt werden, ehe Du Deinen Sonnenflug beginnst. Geh nach Granada und finde dort den Tod!“

4.

Der Marquis von Mondejar, Gouverneur von Granada, ein Mann, zwar nicht ganz frei von dem Stolze und den Vorurtheilen seiner Zeit, war jedoch ein Biedermann, der lieber durch Milderung des Drucks, unter dem die Morisken seufzten, als durch das Schwert dem verderblichen Kriege ein Ende gemacht hätte. Aber ihm entgegen standen sein erklärter Feind Deza, Präsident der Kanzlei von Granada, die Geistlichkeit und selbst die Hauptleute seines Heeres, die nur Beute, nicht Frieden wollten. Deza und die Mönche verlangten die äußerste Strenge, glaubten nur dadurch die Empörung zu dämpfen, und da diese Meinung so ganz dem Charakter Philipps entsprach, hatte der Marquis, der für mildere Mittel stimmte, am Hofe ein böses Spiel. Seine Feinde brachten es endlich dahin, daß Don Juan d'Austria, der natürliche Bruder des Königs, den Oberbefehl des Heeres bekam und ihm der Herzog von Sessa zur Seite gegeben wurde, so daß Mondejar nur noch eine untergeordnete Rolle spielte. Dies war die Hauptursache, die ihn bewog, noch vor Don Juan's Ankunft etwas Entscheidendes zu unternehmen, dies war der Grund, weshalb

er mit möglichſter Eile und allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ein Heer verſammelte, nicht in die Nevada, wie er hatte ausſprengen laſſen, ſondern in die Alpuxarren zu dringen, was bei den nur geringen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, nicht ſo leicht war.

Durch den für Spanien ſo verderblichen Krieg in den Niederlanden geſchwächt, ward es dem mächtigſten Reiche Europa's ſchwer, einige Tauſend Empörer zu unterjochen, die mit Begeiſterung für ihre Sitten und Gebräuche, für Religion und Eigenthum ſtritten. Hätten die hier und da verborgenen Reichthümer der Moriſken, meiſt in Gold und Edelſteinen, noch aus der alten guten Zeit herrührend, nicht die Habgier des Kriegsvolks gereizt, würde es der Regierung ſchwer geworden ſein, Söldlinge gegen dieſe verzweifelten Menſchen zu werben, da ihre Art Krieg zu führen und der Krieg ſelbſt für die Angreifenden ſo beſchwerlich war. Die Moriſken zeigten ſich ſelten in offnem Felde, lagen ſtets hinter Felſen verborgen, wohin man nur auf ſteilen Fußpfaden gelangen konnte, und von hier aus begrüßten ſie die Anrückenden ſchon in der Entfernung mit herabgerollten Steinen und Felsſtücken, in der Nähe mit dem Feuerrohr, der Armbruſt und dem vergifteten Pfeil. Mußten ſie der Uebermacht weichen, ſo entflohen ſie auf nur ihnen bekannten Pfaden, um einen andern Felsblock zu ihrer Vertheidigung aufzuſuchen. Aber noch hatten die chriſtlichen Schaaren mit einem grimmigen Feinde, dem Hunger und dem Durſte, zu ſtreiten. War nach tagelangem Kampf ein Dorf erobert, ſo fanden ſie es leer und nicht ſo viel Lebensmittel darin, um nur für ein paar Stunden den Hunger zu ſtillen. Greiſe, Weiber

und Kinder waren bei der ersten Nachricht, der Feind nahe, mit ihrem Vieh und allen Vorräthen auf die steilen befestigten Pegñons geflüchtet, und das Plündern einiger zurückgelassener Todten war meist der einzige Lohn des Siegers. Der Besitz eines Brunnens oder einer Quelle mußte fast immer mit Blut erkauft werden, und in den heißen Tagen, wenn die sonst so wilden Bergströme flach und fast versiegt zwischen Felsstücken wie kleine Wiesenbäche rieselten, war oft das ganze Augenmerk des Feldherrn auf einen Lagerplatz gerichtet, wo das Heer nicht Wassermangel litt, und den er erst durch blutigen Kampf gewinnen mußte. Alle Lebensmittel mußten auf ungebahnten Straßen durch Maulthiere nachgeführt werden, und da diese Thiere außerdem ihre eigne Nahrung tragen mußten, weil in diesem heißen Clima oft jeder Grashalm durch die Sonnengluth verbrannt war, so waren es nur geringe Vorräthe, die sie dem Heere nachführen konnten.

Auch wurde der Krieg mit beispielloser Grausamkeit geführt, und schwer ist es zu bestimmen, ob die Rache der Unterdrückten oder der von den Mönchen noch erhöhte Fanatismus der Spanier zu größern Unmenschlichkeiten geführt hatte. Bei den Moriscken waren Senix und seine Monfis die grausamsten, bei den Spaniern das geworbene Fußvolk; denn den Männern des Aufgebots aus den benachbarten Städten war der furchtbare Druck nur zu wohl bekannt, unter dem das unglückliche Volk seufzte; sie fühlten Mitleid und fürchteten auch wohl das Vergeltungsrecht.

Vier Tage nach Michael de Rexas Hochzeitfeier zog der Marquis von Mondejar mit dem Heer von 6000 Mann

Fußvolk und 1000 Reitern aus, rückte jedoch nicht, wie er hätte ausſprengen laſſen, nach der Sierra Nevada, ſondern nach den Alpuxarras und nahm den Weg auf Tablate. Zu dieſer kleinen Stadt, die gewiſſermaßen der Schlüſſel dieſes Gebirges iſt, führt über einen unzugänglichen Moraſt eine hölzerne Brücke, welche die in der Eile hier verſammelten Moriſken abbrachen. Nur noch ein ſchmaler Balken war abzuwerfen, als der Vortrab des Heeres ankam und durch ein mörderiſches Feuer die Moriſken die Balken abzubrechen verhinderte. Dieſe warfen ſich in das Gebüſch, womit das jenſeitige Ufer bewachſen war, um von hier aus den Uebergang, obſchon ſie ihn für unmöglich hielten, zu vertheidigen. Lange war auch die Anſtrengung der Spanier vergebens; ſie opferten nutzlos eine Menge Krieger, die auf dem ſchmalen Wege über den Moraſt zu kommen hoffte, und Mondejar ſah ſich gezwungen, einen andern Uebergang aufſuchen zu laſſen. Da band der Franziskanermönch Chriſtoph von Molina ſein Gewand bis an den Gürtel auf, und das Kruzifix in der Linken, das Schwert in der Rechten, betrat er, ſich dem Schutz des heiligen Franziskus empfehlend, die Brücke. Mehrere Soldaten folgten ihm, und, als beſchütze ihn eine höhere Macht, gelangte er trotz Bolzen, Kugeln und Pfeilen der Moriſken mit ſeinen entſchloſſenen Begleitern glücklich hinüber. Raſch folgten Mehrere, und die Moriſken mußten ſich in das Gebirge zurückziehen.

Der Marquis rückte ohne Aufenthalt weiter gegen Orgiva vor, wo Aben-Humeya den hartbedrängten Thurm belagerte. Wären die Spanier nur einen Tag

ſpäter gekommen, ſo war er in den Händen der Feinde; ſo mußten ſich aber die Moriſken zurück und tiefer in das Gebirge ziehen. Hier beſetzten ſie den Paß von Poqueyra, mußten aber auch hier der Uebermacht weichen und konnten, da Aben-Humeya den größten Theil der Mannſchaft nach der Sierra Nevada abgeſendet hatte, nicht mehr Stand halten. Bei ſolchen Gelegenheiten zerſtreuten ſich die Moriſken nach allen Gegenden und warfen ſich in Schluchten und Höhlen, deren es in dortiger Gegend ſo bedeutende giebt, daß ſie mehrere hundert Mann faſſen können; hier in dieſen unwegſamen Gegenden waren ſie ſchwer aufzufinden.

Die Spanier rückten nun immer weiter vor, nahmen einen feſten Poſten nach dem andern; die Moriſken, die ihnen noch hier und da Widerſtand leiſteten, zogen ſich auf die ſteilſten Höhen zurück, ſtreiften im Rücken der Spanier, hoben deren Transporte mit Lebensmitteln auf und brachten auf dieſe Weiſe ihre Feinde in die drückendſte Verlegenheit. Sie überfielen zu gleicher Zeit Tablate, wo der Marquis, ſeine Communikation mit Granada zu unterhalten, 400 Mann zurückgelaſſen hatte, und metzelten ſie nieder. Einigermaßen tröſtete ſich der Marquis über dieſen Unfall, da die Alguazils mehrerer Orte in ſein Lager kamen, ſich dem Könige zu unterwerfen. Sie verſprachen, ohne Schwertſtreich ihre Plätze übergeben zu wollen, und ſelbſt Michael Roxas, war es aus Furcht für ſeine Heerden und Reichthümer, oder aus Haß gegen ſeinen Schwiegerſohn, ſchickte einen ſeiner Verwandten an den Marquis und bot ihm ſeine Unterwerfung an, wenn

man ihm zur weiteren Unterhandlung sicheres Geleite verspräche.

Obgleich Mondejar die Moriſken zu gut kannte, um ihrer Aufrichtigkeit ganz zu vertrauen, ſo hoffte er doch noch immer, durch Milde den Aufſtand zu dämpfen, und daß dies noch vor Don Juan's Ankunft geſchähe, war ſein höchſter Wunſch. Er nahm daher die Alguazils, an deren Spitze ſich Abencaba von Valor, ein Feind Aben-Humeya's, befand, freundlich auf und ſchickte an Michael Roxas den gewünſchten Geleitsbrief. Der Brief fiel in Aben-Humeya's Hände; und dieſer Zufall war in der Folge für das Schickſal der Moriſken entſcheidend.

Die Spanier ſetzten indeſſen ihren Zug durch das Gebirge fort und rückten gegen Jubiles, eine kleine Stadt mit einem halbverfallenen Schloſſe, auf welchem ſich 300 Greiſe, eine Menge Frauen der Moriſken und viele gefangene Chriſtinnen befanden, die, als die Spanier ohne Widerſtand in die Stadt einrückten, aus dem Schloſſe entlaſſen, ihnen von dem Berge herab entgegen kamen. Es war ein herzzerreißender Anblick, dieſe Frauen, zum Theil mit ihren Kindern auf dem Arme, Freuden- und Schmerzensthränen zugleich weinend, ſich dem Marquis von Mondejar zu Füßen werfen zu ſehen und ihn um Rache für die Greuelthaten anflehen, die die Moriſken an ihren Vätern, Brüdern und Männern verübt hatten. Ihnen folgten auf dem Fuße fünf Moriſken, ehrwürdige Greiſe, Friedensfahnen in der Hand, auch ſie naheten dem Marquis, auch ſie warfen ſich ihm zu Füßen und erboten ſich, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen das Leben ſicherte.

Aller Augen waren auf den Feldherrn gerichtet, vor dem hier nach Rache schreiende Weiber, dort um Gnade flehende Greise lagen. Sein Wort entschied über das Leben von 2000 Menschen, denn mehr als 1500 Weiber waren in dem Schlosse versammelt. Auch hier siegte des edlen Mondejar menschliches Herz; er gab den Moriskен das Wort der Gnade, die Thore des Schlosses wurden ihm geöffnet, und die Greise, auf ihre Wanderstäbe gestützt, begannen den Trauerzug, die verschleierten Weiber, die all' ihr Gold und ihr Geschmeide zur Beute des Kriegsvolks hatten zurücklassen müssen, folgten. Schweigend ging der Zug an dem spanischen Heere vorüber hinunter nach der Stadt, wo die Männer in die Häuser, die Frauen aber in die Kirche geführt werden sollten, die aber kaum 500 faßte; die übrigen mußten, von den Spaniern bewacht, die Nacht auf dem Kirchhofe bleiben.

Hier ereignete sich eine Begebenheit, welche der Menschlichkeit Mondejar's ihre edlen Früchte raubte. Es mochte um Mitternacht sein, als ein spanischer Soldat eine Moriskin berauben oder ihr sonst Gewalt anthun wollte. Sie setzte sich zur Wehre, entwand dem Soldaten sein Schwert und stieß ihn nieder. Diese heroische That ließ die Spanier glauben, es sei ein Mann, der sie verübt habe, und der Wahn bemächtigte sich ihrer, daß noch mehrere verkleidete Männer sich unter den Frauen befänden. Sie fürchteten Verrath; der Lärm, den das Geschrei des Weibes verursacht hatte, der dadurch entstandene Tumult, das Toben des Kriegsvolks, ihr Racheruf, das Wehklagen der Weiber, das schnell verbreitete Gerücht der verkleideten mauriſchen Männer brachte das ganze Heer

in Bewegung. Schreiend, ihre Kameraden zur Rache anrufend, durchlief das Kriegsvolk die Straßen, und ohne daß die Offiziere Einhalt thun konnten, stürmte es nach dem Kirchhofe, wo von allen Seiten auf die Unglücklichen Feuer gegeben wurde. Das Gemetzel begann und hörte nicht eher auf, bis die Moriskinnen getödtet auf dem Kirchhofe lagen. Aber auch sich unter einander hatten die Spanier in der Dunkelheit der Nacht verwundet und getödtet; denn von blinder Wuth ergriffen konnte sie nur die Ankunft Mondejar's und seiner Hauptleute mit Mühe zügeln, und die in der Kirche Eingeschlossenen, denen ein gleiches Schicksal bevorstand, retten.

Als der Morgen graute und die bärtigen Krieger die gemordeten Weiber und ihre eigenen Kameraden zwischen ihnen auf dem Kirchhofe, diesem Wahlplatze des Todes, liegen sahen, erglühten sie vor Scham, Weiber niedergemetzelt zu haben, und bereuten ihr Vergehen. Mondejar aber, mit dieser Reue nicht zufrieden, ließ auf der Stelle ein strenges Gericht halten, und 10 der Strafbarsten wurden vor der Kirche aufgeknüpft. Ihr Tod gab den unglücklich Geopferten das Leben nicht wieder.

5.

Während der Marquis von Mondejar die Alpuxarras als Sieger durchzog und schon am Ziele seiner Wünsche zu sein glaubte, entwarf Aben-Aboo, der die Feinde an seinen schneebedeckten Bergen vorüber ziehen sah, einen

kühnen Plan. Er theilte ihn ſeinen zwei Freunden, dem Seniz und Gorri mit, die mit ihm ganz einverſtanden zu ſein ſchienen. Ihn auszuführen verließ Aben-Abbo am achten Tage, nachdem der Marquis mit dem Heere aus Granada gerückt war, die Sierra Nevada und machte ſich, von einem einzigen Diener begleitet, auf den Weg nach jener Stadt.

Als einem Abkömmlinge der alten mauriſchen Könige hatte ihm ſowohl ſein Reichthum, als auch die wiſſenſchaftliche Bildung, die er ſich in Alcala erworben, leicht Zutritt zu den erſten Familien Granada's verſchafft, ſelbſt Mondejar hatte den Jüngling gern bei ſich geſehen, der unter allen Moriſken ſich am meiſten die ſpaniſchen Sitten angeeignet und ſich oft bei ritterlichen Spielen ausgezeichnet hatte. Uebrigens gehörte Aboo zu den wenigen mauriſchen Edlen, denen Carl der Erſte das Don, mithin den Rang altſpaniſchen Adels bewilligt hatte. Unter ſpaniſchem Druck, da er in der Schule des Unglücks ſchon früh ſich verſtellen gelernt, hatte er ſeine glühende Liebe für ſein Vaterland, die in ihm weit ſtärker flammte, als der Irrglaube an den Propheten, dem ſcharf ſpähenden Auge der Inquiſition zu verbergen gewußt. Ehe die Empörung ausbrach, hielt man ihn mit Recht für den gläubigſten Chriſten der Nevada und für einen treuen Anhänger an Spanien. Selbſt während der Empörung hatte ihm Mondejar manche Anträge zur Ausſöhnung machen laſſen, die der Liſtige nie ganz von ſich wies. Um ſo eher konnte er es wagen, nach Granada zu gehen, wo Mondejar's Sohn, der Graf von Tendilla, in der Abweſenheit ſeines Vaters befehligte.

In der einfachen Tracht eines Handwerkers von Albaizin, eine alte Laute mit unscheinbarem Bande über die Schulter gehangen, stand er mit seinem Diener bald vor dem Thore des Schlachthauses, durch das ihn sein Weg schon so oft nach Granada geführt hatte. Ein sonderbares Gefühl ergriff ihn bei dem Anblick dieses alten, hochgewölbten Thores mit seinen drei spitzen Thürmchen, ein Grausen überfiel ihn, denn ihm war, als säh' er seine eigne Gestalt auf dem mittelsten der Thürme sitzen, die ihm sich zu entfernen winkte.

Er mochte einige Zeit so gestanden haben, denn sein Diener raunte ihm zu: „Herr! wir werden beobachtet, geht rasch durch die noch offne Pforte." Schnell folgte er des Dieners Rath, schritt ungehindert durch und stand bald vor dem Hause des reichen Bermudes. Erst nach mehrmaligem Klopfen wurde ihm aufgemacht, denn die Moriscken, wegen der Plackereien der spanischen Soldaten besorgt, öffneten, wenn die Sonne untergegangen war, nur ungern ihre Häuser.

Bermudes war nicht wenig erstaunt, als er Aben-Aboo erkannte. Er führte ihn schnell in ein abgelegenes Gemach, wo er ihn mit Hast und Aengstlichkeit um die Ursache fragte, die ihn zu einem so gewagten Schritte hatte veranlassen können. „Siehst Du dort die dunkeln Thürme, die das Mondlicht erhellt?" erwiederte Aboo, ihn an das offne Fenster führend. „Siehst Du dort den hohen, alle anderen überragenden Thurm des Comares? Da ruhten einst meine Vorfahren auf weichem Polster, dort will auch ich ruhen."

„Möge der Herr des Himmels Deinen Willen zur That werden laſſen!“ ſagte Bermudez feierlich.

„Wen nennſt Du den Herrn des Himmels?“ fiel Aben-Aboo ihm raſch in die Rede. „Iſt es Allah oder der Gott der Chriſten, zu deſſen Altären man uns mit den brennenden Scheiten des Holzſtoßes treibt?“

Bermudez ſchwieg.

„Hätte ich mich in Dir geirrt, alter Mann?“ fuhr er fort, ihn ſcharf in's Auge faſſend, „ſo laß mich ziehn. Doch ich ſehe da unten in Deinem Garten das Zeichen der Chriſten, das furchtbare heilige Kreuz, das, vom Monde beſchienen, wie ein flammender Wegweiſer daſteht, den rechten Weg zum Paradies zu weiſen oder den Wanderer, der dieſer Weiſung nicht vertraut, mit ſeinen Flammen zu vernichten!“

„Kreuz oder Alkoran,“ unterbrach ihn Bermudez, „gleichviel. Die Feſſeln der Sklaverei drücken gleich ſchwer, man mag jenes anbeten oder aus dieſem beten. Aber die Centnerlaſt der Unterdrückung, ſie iſt es, die den Mauren ſchmerzt. Verachtung iſt ein bitteres Kraut für den Mann, ein langſam, aber ſicher tödtendes Gift; die Erinnerung an das, was wir einſt waren, das, Aben-Aboo, iſt die Natter, die an unſern Herzen nagt. Eingeengt in dieſen Stadttheil gönnt man uns Nichts, als den Anblick jenes irdiſchen, für uns verlornen Paradieſes.“

„O könnt' ich es noch einmal ſehen!“ ſeufzte Aben-Aboo tief auf.

„Erſt ſage mir,“ nahm der ernſte Bermudez das Wort, und alle Leidenſchaft ſchien aus ſeinem Geſicht ver-

wiſcht, „ſage mir, was führt Dich hierher, warum ſetzeſt Du Dich, warum mich in Gefahr?“

„Darf ich Dir ganz vertrauen?“ fragte Aboo.

„Du darfſt,“ erwiederte Bermudez; „denn wollt' ich Dein Verderben, ſo bedürfte es ja nur eines Winks, und Du fieleſt in die Hände der Chriſten. —“

„So höre! — Aber vorher ſage mir offen: Sind die Mauren Albaizin's Männer, muthig genug, die Feſſeln zu zerbrechen?“

„Ich glaub' es.“

„Männer, die Hab' und Gut, Weib und Kind und das elende Leben daran ſetzen, ihre Feſſeln zu zerbrechen?“

„Ich glaub' es.“

„Glaubſt Du es nur und biſt deſſen nicht gewiß?“

„Kann doch oft der Menſch über ſich ſelbſt nicht beſtimmen, wie viel weniger über Andre,“ ſagte der Bedachte.

„So höre! Wenn die Nacht ſich zum zweiten Male über Granada ſenkt, ſtehe ich mit einem Heere von 6000 Bewaffneten vor den Thoren der Stadt. Mit der zweiten Stunde der Nacht werft ihr euch, Alles mordend, in die Quartiere der Chriſten, öffnet die Thore, ich rücke ein und ſtürme die Alhambra, die Seniz mit den Monfis zu gleicher Zeit vom Generalife aus zu erſteigen verſuchen wird. Mondejar mit dem Heere iſt an der Küſte, die Beſatzung der Stadt nur gering, nach allen Gegenden des Gebirges ſind Boten geſandt, die Mauren nach den Päſſen zu beordern, durch die das ſpaniſche Heer auf ſeinem Rückwege muß, und iſt Granada in unſern Händen, dann mag Philipp

zittern; denn Granada's Eroberung beſeelt jeden Mauren mit unbezwingbarem Muthe."

„Vertraue Deinen Schwingen nicht zu ſehr, junger Aar, die Einbildungskraft iſt willig, wo die That oft ſchwer iſt!" warnte Bermudez. „Uebrigens bedarf und verdient Dein Vorſchlag Ueberlegung, er bedarf den Rath weiſer, verſtändiger Männer. Morgen Abend ſollen ſie ſich hier verſammeln, trag' ihnen Deinen Plan vor, ich glaube, ſie werden Dir zur Ausführung die Hand bieten."

„Erſt morgen, Bermudez?"

„Heute, Ungeduldiger, iſt es zu ſpät," erwiederte der alte Moriske. Gedulde Dich und verlaß dies Zimmer nicht, ich werde für Speiſe und Trank ſorgen, und ein weiches Lager ſoll Dir für die Nacht werden."

„Welchen Theil des Schloſſes bewohnt der Graf von Tendilla?" fragte nach einigem Nachdenken Aben-Aboo.

„Den Palaſt Carls des Erſten."

„Wohnt Niemand in dem Palaſt der alten Könige?"

„Niemand."

„Und wer iſt jetzt Befehlshaber der Feſtung?"

„Don Louis Villafranca."

„Villafranca!" wiederholte Aboo. „Das iſt mir nicht lieb."

„Weshalb?" fragte Bermudez.

„Ich kenne den braven Kriegsmann; er war mir ſtets gewogen, ich war viel bei ihm, als er noch im Viertel Antiquerula wohnte; oft gab er mir väterliche Lehren, und alles dies ſoll ich mit Undank lohnen?"

Der Alte lächelte mitleidig. — „Aben-Aboo," ſagte er dann, „wer die Alhambra ſtürmen, den Palaſt der

Könige von Granada erobern will, der muß für genoſſene Höflichkeit, ſelbſt für Wohlthaten keine Erinnerung haben. Wer das große Werk beginnen will, ein Volk von dem Sklavenjoch zu befreien und ſich auf den Thron ſeiner Vorfahren zu ſchwingen, der muß mit kaltem Blute ſelbſt dem Bruder den Dolch in's Herz ſtoßen können, wenn er ihn Verräther ſeines Volks glaubt. Wer das große Spiel ſpielen will, ſein Haupt entweder mit der Krone von Granada geſchmückt im Saal der Geſandten, oder auf einem der Thürme des Schlachthausthores geſpießt dem Volke zeigen zu laſſen —"

„Was ſagſt Du?" fiel Aben-Aboo Bermudez in die Rede und faßte ihn heftig bei der Schulter, „ſahſt auch Du mich da oben?"

„Ich ſah Dich nirgends, weder dort, noch in dem Thurmſaal des Comares," erwiederte Bermudez ruhig. — „Nur weiß ich, daß eine von beiden Stellen Dein Theil werden muß, ein Mittelweg ſteht Dir nicht offen.

Aben-Aboo war nachdenkend geworden; das Auge nach der Alhambra gerichtet ſah er ſinnend auf die grauen vom Monde beleuchteten Thürme der alten Königsburg. „Es war doch eine ſchöne Zeit," ſeufzte er dann auf, „eine Zeit voll Glanz, Hoheit und Genuß, als meine Ahnen da oben herrſchten und Könige waren, mächtig und groß! — Sie iſt dahin! — Sklaven ſind wir, wo wir herrſchen, in eherne Feſſeln geſchmiedet, wo wir goldene austheilen ſollten, und Verachtung verfolgt uns in jedem Blicke dieſer ſtolzen Spanier. — Nein, nein! Bermudez, auch nur einen Tag als König auf der Alhambra gelebt,

und ſie mögen meinen Kopf auf dem Thore des Schlachthauſes aufſtecken, ſo bald ſie wollen.“

„Vergißt Du denn Aben-Humeya ganz? Denkſt Du mehr an die Krone, als an das unterdrückte Volk?“ fragte Bermudez, mit dieſem ernſten Worte den Flug jugendlicher Phantaſie hemmend. — Aben-Aboo ſchwieg. — „Zwietracht raubte den Mauren die Kraft und untergrub das herrliche ſtarke Gebäude,“ fuhr er dann fort, „bedenke das, junger Mann. Denke an das unterdrückte Volk, für das mußt Du handeln, nicht für Dich!“ — Bei dieſen Worten verließ er den in Nachdenken Verſunkenen, kam jedoch bald wieder zurück, von einem vertrauten Diener begleitet, der Speiſe und Trank brachte und für den Gaſt ein Lager bereitete. Er hatte wahrſcheinlich abſichtlich die vorige Unterredung ſo ſchnell abgebrochen und ſich entfernt, auch jetzt ſchien er ſie nicht wieder anknüpfen zu wollen, aber Aboo's Frage: „Iſt die Tochter Villafranca's mit ihrem Vater auf der Alhambra?“ führte das Geſpräch wieder auf das alte Schloß.

„Sie iſt dort,“ erwiederte Bermudez; „morgen bringe ich ihr ſeidene Stoffe, die ſie zu ſehen wünſcht. — Doch was kümmert Dich das, was kümmert das den Mann, der, wie ich vernahm, der Verlobte der ſchönen Eſtrella, der Tochter des reichen Roxas iſt, die Tochter des Spaniers —“

„Eſtrella's Verlobter bin ich noch nicht,“ erwiederte Aben-Aboo unmuthig. — „Doch ein andermal hiervon.“

„So gehab Dich wohl!“ ſagte Bermudez, gönnte dem Ermüdeten die Ruhe und verließ ihn.

6.

Weich war das Lager, das der gastfreie Moriske Aben-Aboo hatte bereiten lassen, aber dennoch floh den Müden der Schlaf, und der Königsburg gegenüber versank er in wache Träume. Bald sah er sich, ein armer Knabe, durch die Gemächer mit ihren schlanken Säulen und hohen, mit Arabesken mannigfaltiger Art verzierten Bogen einsam wandern und weinen, daß all' die Herrlichkeit ihm nicht gehöre; bald sah er sich, ein stattlicher Jüngling, auf dem Balkon stehen, der die herrlichste Aussicht über das prächtige Granada giebt; von dort sah er die maurischen Ritter, zum Turnierspiel durch das hochgewölbte Thor unter Trompetenklang einziehend, ihn ihren Herrn begrüßen. Dann erblickte er sich auf dem Throne im Saal der Gesandten sitzend, vor sich Abgeordnete der Christen, die um Frieden baten, Abgeordnete des Sultans, ihm Hülfe zusagend. So reichte ihm seine geschäftige Phantasie, was ihm die Wirklichkeit entzog. Der Unglückliche, dessen Sein in diesem Augenblicke an einem dünnen Faden des Zufalls hing, träumte sich, in einem engen Stübchen verborgen, König von Granada zu sein. Wohl ihm, hätte sein Traum ewig gedauert.

Aber bald verschwand er. Ein leises Geräusch, das er unten im Garten zu hören glaubte, reichte hin, den luftigen Thron seiner Vorfahren zu zerstören, und das im Mondlicht leuchtende Kreuz im Garten stand nur noch vor seinem Blick, da er vorsichtig hinunter nach dem Orte schaute, von wo er das Geräusch vernahm. Hier sah er ein

paar Geſtalten neben dem Kreuze ſtehen, welche er alsbald für Diener der Inquiſition erkannte, die lugend umherſchlichen. Dieſer Furchtbaren erinnerte er ſich zu gut, um ſich nicht ſchnell vom Fenſter zurückzuziehen, und mit ihnen verſchwanden die lieblichen Bilder ſeiner Einbildungskraft. Aber der Menſch iſt nur ſelten Herr, den Flug ſeiner Gedanken zu leiten, ſie ſchwimmen bald hierbald dorthin und führen ihn in den endloſen Ocean der Phantaſie mit ſich fort, reihen ſich zuweilen ſo ſonderbar buntſcheckig an einander, daß es unmöglich iſt, ſie feſtzuhalten und ihrem Faden zu folgen. Auch von den Dienern des furchtbaren heiligen Gerichts ſchweiften ſie wieder hinüber nach der Alhambra, aber dieſesmal war es nicht die Burg der alten Beherrſcher von Granada, es war der hohe Ritterſaal im Schloſſe Carls des Erſten, wohin ſie ihn führten. Dort ſah er ſich, ein Geduldeter, im Kreiſe der ſpaniſchen Großen wieder, einſam ſtehen, ihm gegenüber Iſabellen von Villafranca, die eben ſich entfaltende zarte Knospe. Freundlich und theilnehmend blickte ſie ihn an und ſchien zu ſagen: Tritt nur her zu mir, hier ſtehſt Du nicht im Schatten altſpaniſchen Glanzes, hier ſtehſt Du im freundlichen roſigen Licht. — Sie erſchien ihm auch jetzt mit ihrem dunkeln Haar, ihrem bleichen Geſichte, mit dem ſchwärmeriſchen Auge, aus dem ſchon in den Tagen des Entfaltens die ſanfte Gluth verborgener, noch unbekannter Empfindungen hervorleuchtete.— Es war ihm, als höre er ihre melodiſche Stimme, wenn ſie ihn bei ſeinem Eintritte in ihr Vaterhaus willkommen hieß, er glaubte ihren Geſang zu vernehmen, wie einſt, wenn er ſie auf ſeiner Laute begleitete, und ſie ihm

zu Gefallen in ihren Liedern die Thaten maurischer Ritter besang. Zwei Jahre hatte er sie nicht gesehen. — Die Knospe mußte nun zur Rose, wenn auch zur bleichen Rose, aufgeblüht sein.

Das Bild der kindlichen Isabelle schwebte so anmuthig vor seinem Blick, daß es ihn endlich in Schlummer wiegte, die Rückerinneruug an das liebliche Kind, für das er stets Theilnahme gefühlt hatte, brachte ihm endlich die so nöthige Ruhe. Sein Schlaf war lang und erquickend.

„Du mußt sehr ermüdet gewesen sein, oder die Natur hat Dir einen seltnen Gleichmuth gegeben," redete ihn Vermudez an, als er am Morgen vor seinem Bette stand und ihn weckte, „daß Du in solch bewegter Zeit so ruhig schlafen kannst. Nun, ich habe indessen gearbeitet. Heute eine Stunde vor Mitternacht werden die angesehensten Männer Albaizin's sich bei mir versammeln, sprich dann offen zu ihnen, täusche uns nicht, denn wir wollen, wenn auch nicht Gewißheit, doch Wahrscheinlichkeit des Gelingens sehen, ehe wir uns, Alles auf's Spiel zu sezzen, entschließen. Gieb Deinen Hoffnungen nicht zu viel Raum und bedenke, daß der Wille, daß die Begeisterung bei fehlenden Mitteln nicht immer, zum Ziele zu gelangen, ausreicht. Um die Aufmerksamkeit der Spanier zu täuschen, werde ich heute einige Stunden vor der Dämmerung mit meinen Waaren auf die Alhambra gehen."

„Ich folge Dir!" rief Aben-Aboo.

„Was willst Du dort?" — Soll Dich Donna Isabella erkennen?"

„Nicht sie zieht mich hin. Das Haus meiner Väter will ich betreten, will es begrüßen, und ist es auch Täuschung, doch für Augenblicke mich frei und glücklich dünken. Auch will ich den Ort erspähen, von wo Seniz den Angriff machen kann."

„Wähnst Du, daß Dich die Spanier dort ruhig werden herumschleichen lassen? WillstDu Dich tollkühn in's Verderben stürzen?"

„Bermudez!" sprach Aben-Aboo, und sein ganzes Innere schien aufgeregt. „Ich muß die Burg meiner Väter noch einmal sehen, das Blut, das in meinen Adern fließt, treibt mich hin, ich muß die Gemächer betreten, wo sie einst wandelten, auf dem Altan stehen, wo Boabdil der Unglückliche stand, die kühle Abendluft einathmen, die von Generalife herüberweht, ich muß mein gebeugtes Haupt auf der Stelle niederlegen, wo sie ihr gekröntes auf seidenen Pfühlen ruhen ließen. Ja, Bermudez! Ich will mich mit einer Täuschung begnügen."

„Gedulde Dich, bis Du als Sieger die Alhambra betreten kannst," unterbrach ihn der Alte. „Setze die Leiter an die hohe Mauer, pflanze der Erste auf ihrer Zinne die Fahne der maurischen Fürsten auf, und so ziehe ein, wie es dem Abkömmlinge der Könige ziemt, nicht mit der Zither im Arm oder ein Päckchen mit seidenen Stoffen auf dem Rücken."

„Ich gehe mit Dir, oder fürchtest Du das, so geh' ich allein," sagte Aben-Aboo, und der Ton, mit dem er dies sagte, sprach seinen festen Willen aus.

„So geh' Deinem Geſchick entgegen, Unvorſichtiger," erwiederte Bermudez unmuthig. „Ich fürchte, wir warten heute Nacht vergebens auf Dich!"

Noch ſtand die Sonne hoch, als der alte Moriske, ſeinen Pack unter dem Arme, keuchend und ſorgenſchwer nach der Alhambra ging. Als er wieder herabkam, war wenigſtens ſein Pack leichter geworden, denn Manches hatte Donna Iſabella gefallen, und der Vater für ſie gekauft. Aber von ſeinen Sorgen war er nicht erleichtert worden, denn die ausgeſtellten Wachen, die ihm verdoppelt ſchienen, ließen ihn auf beſondere Wachſamkeit und Vorſicht ſchließen.

Indeſſen Bermudez dem Geſchäfte nachgegangen war, hatte Aben-Aboo auch nicht geſäumt, ſeinen Vorſatz auszuführen. Sein Diener hatte ihm dazu behülflich ſein und ihm die Kleidung eines ſpaniſchen Zitherſpielers und ein altes Netz verſchaffen müſſen, worein er ſein ſchwarzes lockiges Haar, das er auch unter dem Turban trug, ſteckte. Ein falſcher Knebelbart verſtellte ſattſam ſein Geſicht; ſo ging er, eine Zither unter dem Arme, die Calla des Gomeres hinauf und kam ungehindert durch das Portal, das Carl der Erſte hatte erbauen laſſen. Von hier ging er klimpernd und ſingend durch Aloegeſtrüpp einen Fußſteig aufwärts, ſo daß er bald vor dem Thore der Gerechtigkeit ſtand, wo ein donnerndes Halt! ſeinen eilenden Schritt hemmte. Ohne daß ſich Aben-Aboo hierdurch ſtören ließ, ſetzte er ſich neben einem Brunnen, in welchen kriſtallenes Waſſer aus dem Felſen quoll, auf einer Bank nieder und begann die Romanze vom Cid. Er wußte dies ſo ganz in Ton und Geberde den ſpaniſchen Zitherſpielern, die, von

Haus zu Haus bettelnd die Thaten des Cid und Gonsalvo's von Cordova absingen, gleich zu thun, daß aller Verdacht verschwinden mußte, und die alten Krieger sich zuhörend um ihn versammelten, und sogar, als er seinen Hut zusammenlegte, um damit das frische Quellwasser aufzufangen, ihm einen Becher mit Wein zur Erquickung brachten. Er sang noch mehrere Lieder, selbst das Lieblingslied der Soldaten, das von der Schlacht von Pavia, und da er es beendet hatte, ging er demüthig im Kreise umher, hielt die Zither hin, daß man seinen Gesang mit einer kleinen Gabe lohnen sollte. Aber die alten Kriegsknechte, wohl freigebiger mit dem Weine als dem Gelde, lachten ihn aus und verwiesen ihn hinauf in das Schloß; dort, sagten sie, wohnen Señores und Doña's, die dergleichen leichte Waare oft schwer bezahlen.

Aben-Aboo hatte seinen Zweck erreicht; er ging trällernd durch das Thor, verfolgte den sich zwischen Mauern krümmenden Weg und gelangte bald auf den Platz der Cisternen. Hier begegnete ihm Bermudez, den ein Spanier begleitete. Er grüßte sie; der Spanier nickte kaum mit dem Haupte, der Morisko aber dankte verbindlich, ohne jedoch Aben-Aboo in dieser Verkleidung zu erkennen, obgleich sie nichts Außergewöhnliches war, da die Moriskos in den Städten spanische Kleidung tragen mußten, die sie erst seit der Empörung in den Gebirgen zum Theil mit der maurischen Kleidung vertauscht hatten.

Als jetzt Aben-Aboo den Vorplatz vor dem Palaste Carls des Ersten menschenleer sah, benutzte er den Augenblick, wo die bärtigen Hellebardiere, die vor demselben auf- und abgingen, ihm den Rücken wendeten, und

schlüpfte hinter ein Rosengebüsch und von da durch eine Pforte in den großen mit schlanken Säulen umgebenen Hof der Alberka. Ohne sich hier aufzuhalten, ohne das prächtige Bassin nur eines Blickes zu würdigen, eilte er nach dem am äußersten Ende des Hofes gelegenen Thurme des Comares, fand ein Pförtchen offen, denn die alte Königsburg würdigte man nicht im Stande zu erhalten, und trat hinein. Auch hier rieth ihm die Vorsicht, sich nicht aufzuhalten, und ohne irgend ein Zimmer zu betreten, klimmte er bis zur äußersten Höhe die steile Wendeltreppe hinauf, um von oben herab so viel als möglich verborgen, den Platz zu erspähen, wo Seniz seinen Angriff am leichtesten unternehmen könnte. Aber er fand sich getäuscht. So sehr auch der Thurm des Comares alle andere Gebäude überragte, stand er doch dicht an dem steilen, nicht zu erklimmenden Felsabhang, der nach dem Darro-Thal hinabführt, und von den übrigen Seiten war die weitere Ansicht der Umgebungen der Alhambra durch kleinere Thürme und Gebäude verdeckt.

Aber schnell war sein Unmuth verschwunden; denn der Anblick, den er von hier genoß, erhob sein Herz und ließ ihn Alles vergessen. Vor ihm lag die Alhambra mit ihren Höfen, Palästen und Gärten, das prächtige Granada breitete sich wie ein glänzendes buntgewirktes Tuch vor ihm aus, das die üppige Vega, die Ebene zwischen der Stadt und dem Gebirge, wie ein Blumenkranz umgab. In der Ferne erschienen, wie Riesen mit silbernem Haupthaar, die Berge der Sierra Nevada mit ihren schneebedeckten Gipfeln; dort sah er, mit seinen weißen Thürmen aus hohem Gebüsch hervorlugend, das freundliche Gene-

raliffe, dieſen kühlen Sommeraufenthalt der alten Beherrſcher des Landes; weſtwärts begrenzt die Vega eine Bergreihe, wo hier und da die Trümmer eines alten Wartthurms der Zeit noch Trotz bieten. Die ganze Landſchaft ſchien in Abendgluth getaucht, die das Silber der Wellen des Xenil und Darro vergoldete und ſich wunderbar in dem Schmelz des ſmaragdnen Bandes ſpiegelte, womit die Vega die alte Stadt umgab. Hätte auch Aben-Aboo Weſen um ſich gehabt, denen er ſich hätte mittheilen können, ſo hätten ihm dennoch Worte gefehlt, ſo ſehr war ihm die Bruſt von Wehmuth beengt; Thränen waren die einzigen Boten ſeines ſchmerzlichen Gefühls.

Mit der Abendgluth, die immer tiefer ſich hinter den Bergen Andaluſiens ſenkte, mit dem letzten ſcheidenden Strahl, der jetzt bleich und kalt wie das Lebewohl eines Sterbenden verſank, ſtieg die Scheibe des Vollmondes leuchtend auf. Tief ſchöpfte er Athem, freudig ſah er auf nach der Leuchte Mahomed's, die die Landſchaft nun in einer ganz andern Geſtalt zeigte. Zum Zaubergarten hatte die Abendgluth das Ganze geſchaffen, Alles prangte da in Gold und Smaragd, wie vergoldet floſſen die Wellen des Darro, und man glaubte, auf den Strahlen, die noch einzeln durch das roſige Gewölk brachen, ſchwömmen auf ſchwanengezogenen Wagen die Feen herbei, goldene Strahlenkränze um die Scheitel der Sterblichen zu winden. — Mit der Dämmerung ſchwand die Feenwelt, und ein neuer Zauber begann mit dem bleichen Mondlicht. Hatte die Abendgluth das Zauberleben geweckt, ſo beſchwor das Mondlicht die Geiſterwelt aus der Tiefe hervor. Reckende funkelnde Sternlein ſchimmerten unter dunklem Roſenge-

büsch; es waren Elfen, die von Halm zu Halm, von Blume zu Blume in der leuchtenden Gestalt der Johanniswürmer hüpften, und dunkle Erdgeister schienen sich auf die alten Baumstämme gesetzt zu haben, die Vorübergehenden durch ihre Fratzen zu erschrecken. Das bleiche von dem Monde über die grüne Aue gebreitete Leichentuch schien die Abgeschiedenen zum Todtenmahle hervorrufen zu wollen, und wie das Glöckchen bei dem scheidenden Sonnenlichte Ruhe verkündend, wie ein freundlicher Mahner, zum friedlichen Heimgang gerufen hatte, so tönte jetzt der eintönige Schlag der Uhr von der Kirche des Doms, als ob der Tod mit seiner Knochenhand die Glocke berühre, den Menschen zum schmerzvollen Heimgang abzurufen.

Aber trotz dem blickte Aben-Aboo freudiger zu dem ernsten Mahner hinauf, denn das Herrliche, das nicht sein war, war verschwunden, die Sehnsucht nicht mehr so peinlich laut in ihm, wie zuvor. Durch die alte Königsburg wollte er wandern, und der Mond sollte ihm die Leuchte sein, die Gräber der Vergangenheit noch einmal zu schauen, deshalb war er ihm willkommen. Nicht kühn und keck durfte er die Gemächer durchschreiten, sie durchschleichen mußte er — und das in Eile, denn ehe es Nacht wurde, mußte ihm Laute und Gesang den Rückweg bahnen, die verschlossene Pforte zu öffnen vermochte sie nicht.

Er eilte rasch die Treppe hinab und trat jetzt in den Saal der Gesandtschaft. War es kleinliche Eitelkeit, war es Seelengröße, die seine Schritte zuerst nach der Stelle führte, wo zwischen zwei hohen Granitsäulen einst der Thron der Beherrscher Spaniens gestanden hatte? Er verweilte hier nur einen Augenblick, trat dann auf den Balkon, von wo

man in das Thal hinabsehen konnte, auf dessen Straße sonst die muthigen maurischen Ritter zum Kampf gegen die Christen gezogen waren. Er blickte hinunter und sah die Ritter nicht! — Statt ihrer zog ein Leichenzug mit Fackeln die Höhe hinauf nach dem Capuzinerkloster, und Glöcklein-Läuten statt des Schmetterns der Trompeten, und trauriger Grabgesang statt des Jauchzens der Krieger stiegen zu ihm herauf. Unmuthig verließ er den Balkon, eilte hinab und trat durch einen Ausgang in den Löwenhof. Hier stand er sinnend vor dem in tausend Liedern gefeierten Brunnen, wo das Wasser aus den Rachen der 12 Löwen klar, hell und kalt noch jetzt in das Alabasterbecken strömt.

Als er noch an dem Bassin stand, weckte ihn der Schlag der Uhr aus seinen Träumen, nur noch eine halbe Stunde blieb die Pforte des Thores geöffnet, er mußte eilen hinauszukommen; aber sein Verhängniß zog ihn nach dem Saale der zwei Schwestern, die Kunde von Zoraide und Lindaraxa war ihm seit seiner Kindheit so lieb geworden, er mußte hinein, dort die Geister des Schwesterpaares zu begrüßen. Er öffnete die halb angelehnte Thür, trat leise wie zum Geistergruße ein und blieb erschrocken am Eingange stehen. Der Mond warf eben durch die Kuppel sein bleiches Licht auf eine Nische, in der, — wer konnte es sein, als eine der Schwestern, — eine weibliche Gestalt im weißen Gewande, die Laute im Schooß, das Lockenhaupt auf ihren Arm gestützt, auf einem Polster lag. Schauer fühlend blickte er sie unverwandt an; — schon hob sich sein Fuß, diesen Ort zu verlassen, schon faßte er die Thür, aber ein unsichtbarer Zauber — es

iſt die unwandelbare Beſtimmung, die kein Wille, keine Macht von ihrer Bahn ablenkt, — hielt ihn feſt, trieb ihn vorwärts, führte ihn der Sinnenden näher, die bei ſeinem Nahen erſchrocken aufſprang, ihn, vom Mondlicht beſtrahlt, erblickend, einen lauten Schrei that, dann einen Augenblick ihn verwundert anſtarrte und nun plötzlich „Aben-Aboo!" ausrief. Trotz ſeiner Verkleidung hatte ihn Iſabella erkannt.

Aboo war bei dem Ausruf ſeines Namens erbebt; — raſch faßte er nach dem Dolch, aber auch er erkannte, trotz dem Glühen ihrer Wange, trotz der hohen junoniſchen Geſtalt, die einſt ſo bleiche Iſabella von Villafranca. „Bei Allem, was Euch heilig iſt!" rief er, „verrathet mich nicht, wollt Ihr mich nicht auf das Blutgerüſt bringen; laßt mich ſchnell von hier fort — lebt wohl!"

„Lebt wohl!" rang ſich eben ſeufzend aus des Mädchens Bruſt, als ein alter Diener, Schwert und Fackel in der Hand, mit mehreren Bewaffneten herein ſtürzte.

„Gut, daß Du kommſt!" rief ihm die Doña entgegen. „Befreie mich von dieſem Unbekannten, der hier herumſchleicht und mich beläſtigt; es iſt ein elender andaluſiſcher Zitherſpieler, der mir ſeine ſchlechte Muſik aufdringen will; bringe ihn nach dem kleinen Thurm am Garten und melde meinem Vater Nichts davon; er iſt unwohl und ſchläft ſchon ſeit einer Stunde." Aben-Aboo, über dieſe Worte der Señora empört, wußte ſich in dem erſten Augenblicke nicht zu faſſen und würde ſich ſicher durch ſein Ungeſtüm verrathen haben, hätte nicht Donna Iſabella, ſich ſchnell nach ihm wendend, geſagt: „Und Du, Unglücklicher, trage Dein Schickſal mit Geduld und

verſchlimmere es nicht durch Widerſetzlichkeit.“ Ein Blick, der ihm nicht entging, beruhigte ihn jedoch mehr, als ihre Worte, und der ſtolze Nachkömmling der Könige von Granada ging ohne Gegenwehr, die auch nutzlos geweſen wäre, aus den hohen Gemächern ſeiner Ahnen in einen finſtern Kerker.

Die Nacht, die ihn jetzt umgab, erhellte nicht Abendgluth, nicht Mondlicht, die vorhin auf den Zinnen des Thurms des Comares ſeiner Phantaſie ſo viel Stoff gegeben hatten, ihn mit angenehmen Träumen zu täuſchen. Nur das Schreckliche ſeiner Lage ſtand jetzt vor ihm, was um ſo drückender war, da er ſich ſagen mußte, daß er ſeinem Leichtſinne allein die Schuld beizumeſſen habe. Als die zehnte Stunde ſchlug, er an Bermudez und die Moriſken dachte, die, ihn erwartend, dort verſammelt waren, hätte er faſt die Alhambra und Alles, was ihn zu dieſem thörichten Unternehmen bewogen hatte, verwünſcht. Aber ſelbſt noch in dieſer peinlichen Stunde gedachte er mit Freuden des alten Palaſtes, den er durchwandert, gedachte er mit ſonderbarer, ihm neuer Empfindung der Jungfrau, die er in vollem Glanze entfalteter Schönheit, ihm eine ſo liebliche Erſcheinung, wieder gefunden hatte. Zürnen konnte er ihr nicht; gewiß verbarg die Strenge, womit ſie dem alten Diener befahl, ihn gefangen zu nehmen und in den Kerker abzuführen, irgend eine gute Abſicht, und dieſer Gedanke belebte ihn von neuem mit Hoffnung.

Jetzt aber wurden alle dieſe Betrachtungen durch das Aufſchließen ſeiner Kerkerthür unterbrochen, und der alte Diener, der ihn hierher geführt, trat zu ihm ein. „Bur-

sche," redete er ihn barsch an, dank' es der Señora und der heiligen Agathe, die ihr Herz zur Milde gestimmt hat, daß Du nicht morgen den Händen unsres Herrn überliefert wirst, der Dich für Dein Umherschleichen in den Gemächern der Alhambra, das sicher nicht in guter Absicht geschah, hart würde haben strafen lassen. Komm, folge mir!"

Willig folgte Aben-Aboo und erwiederte nicht eine Sylbe, denn er erinnerte sich des alten Dieners noch wohl und befürchtete, daß auch er ihn erkennen möchte. Der Alte führte ihn nun bis zum Thore der Gerechtigkeit; hier ersuchte er den Befehlenden, dem Zitherspieler, der mit seinem Gesange die Herren da oben so lange ergötzt habe, die Pforte zu öffnen und ihn bis an das große untere Thor begleiten zu lassen, damit ihm nichts Unangenehmes begegne. „Auch schickt Dir hier die Güte meiner Señora, die Deinen Gesang von ferne mit angehört, dafür den Lohn." Er reichte Aben-Aboo ein Geldstück, empfahl ihn nochmals der Obhut der Wache und verließ ihn nicht eher, als bis er sah, daß ihn ein Kriegsmann durch die Pforte ließ.

Der alte Diener des Kommandanten war von der Besatzung als der Liebling seines Herrn zu gut gekannt, als daß nicht sein Wort Befehl gewesen wäre. Ein alter Soldat führte daher, streng wie es der Alte gewollt, den Zitherspieler bis an das äußerste Thor, das ihm auch geöffnet wurde, und Aben-Aboo war frei.

7.

Seit der eilften Stunde waren die Angeſehenſten der Moriſken bei Bermudez verſammelt. Erwartungsvoll lauſchten ſie auf den Augenblick, wo der alte, von Allen geachtete Mann ſie mit der Urſache ihrer Zuſammenkunft bekannt machen würde; aber Bermudez ſchwieg, zeigte Unruhe, und faſt hatte es den Anſchein, er habe ſeine Freunde zu ſich geladen, den freigebigen Wirth zu machen, denn die Becher blieben nicht leer. Als aber Mitternacht vorüber war, brach er das Schweigen. „Meine Freunde!“ ſprach er, „wahrſcheinlich ein unglücklicher Zufall verhindert mich, Euch mit dem bekannt zu machen, weshalb ich Euch zu mir berief; geht ſo ſtill und unbemerkt als möglich nach Hauſe, Euer Hierſein bleibe Geheimniß, darum bitte ich Euch.“ Schon bereiteten ſich die Moriſken zum Weggehen, als Aben = Aboo plötzlich in ihre Mitte trat.

„Nicht alſo, meine Freunde!“ redete er ſie an, da er ſie zum Aufbruch bereit fand. „Bleibt und höret mich! Ich bin nach Granada gekommen, Euch zu einem großen Werke aufzurufen! Wohl traut Ihr Euren Augen kaum, den, den Ihr in den Alpuxarren vielleicht vor Mondejar fliehend wähnt, hier unter Euch zu ſehen. Glaubt nicht, was die Kunde von den Niederlagen Eures Volkes Euch trüglich berichtete. 6000 Bewaffnete rücken unter meiner Anführung morgen vor die Thore Granada's, Euch zu befreien, wenn Ihr der Freiheit würdig ſeid! — Ein Murmeln der Anweſenden, das ihren Unwillen ausdrückte,

unterbrach ihn. „Wohlan!“ fuhr er fort, es freut mich, zu sehen, daß die Mauren des Albaizin's so edel denken, wie die der Gebirge, daß auch sie der Freiheit werth sind; Euer Unwille scheint mir ein Bürge dafür zu sein, mögen es auch Eure Thaten!“

„Gedenkt an das, was Eure Vorfahren waren und was Ihr jetzt seid,“ fuhr er nach kurzer Pause fort. „Wo sie in Ueberfluß lebten, darbt Ihr; wo sie hoch geehrt einherschritten, schleicht Ihr verachtet; wo sie herrschten, seid Ihr Knechte; wo goldne Ketten sie schmückten, drücken Euch jetzt die Sklavenketten, die der Spanier für Euch schmiedet; und wo unsre Vorfahren für ihren Heerd und ihren Glauben ritterlich fochten, da duldet Ihr und schleppt willig das Holz zum Scheiterhaufen, auf dem man Eure Brüder verbrennt. Deshalb ist es wohl Zeit, daß Ihr Euch ermannt. Wenn die Sonne hinter den Bergen von Guadix hervortritt, stehe ich vor Granada's Mauern, Eure Ketten zu brechen. Wollt Ihr dann das Panier Mahomed's erheben oder Sklaven bleiben? Entscheidet Euch, es sind nur noch wenige Stunden, bis der Tag graut.“

„So schnell?“ sagte ein alter Moriske. „Kaum wenige Stunden von dem Entschluß bis zur That läßt man uns Zeit?“

„Das ist bei solchen Unternehmungen das Beste,“ fiel ihm Aben-Aboo in die Rede. „Was lange im Verborgenen ruhen soll, bricht leicht ungeduldig hervor, und Mancher, von dem Augenblick der Begeisterung hingerissen, wäre bei längerem Verweilen zum Verräther an der guten Sache geworden, die er jetzt muthig vertheidigt. Es

bedarf nur eines ſchnellen Entſchluſſes; Seniz muß mit dem Heere ſchon jetzt in der Vega ſtehn, er erwartet mich, ich muß hin zu meinen Brüdern, die ohne langes Zaudern ſich willig für Euch dem Tode weihn, für Euch, die Ihr noch unentſchloſſen zwiſchen Freiheit und Sklaverei ſchwankt. Wer das Schwert für ſeinen Glauben und ſein Vaterland ergreifen will," rief er jetzt begeiſtert, „der hebe ſeine Rechte zur Bekräftigung auf!"

Nur Wenige zauderten, die Meiſten hoben die Hände zum feierlichen Verſprechen, morgen die Fahne der Empörung aufzuſtecken, dann reichte ein Jeder Aben-Aboo die Hand.

Auf einer bereit ſtehenden Leiter kam er mit ſeinem Diener glücklich über die Mauer von Granada und eilte nun, von den herrlichſten Hoffnungen begleitet, von dem Licht des Mondes geleuchtet, auf dem Wege nach Padul zu, von wo ſein Volk heran ziehen ſollte. Bei jedem Geräuſch, das er vernahm, bei jedem Aufflattern eines Nachtvogels horchte er auf, legte ſich auf die Erde, um die Tritte der Roſſe zu hören, aber noch vernahm er Nichts. — Jetzt, einen ſanften Hügel herabſteigend, erblickte er in der Ferne die Anhöhe mit der Olivenpflanzung, hinter welcher Seniz mit dem Heere ſich verborgen halten und ſeine Ankunft erwarten ſollte. Er verdoppelte ſeine Schritte, und bald war die Anpflanzung erreicht, wo er das Wiehern von Roſſen vernahm. „Dort halten ſie!" rief Aben-Aboo voraneilend, „hörſt Du das Wiehern der Roſſe?" — Es war ſein arabiſches Roß, das er mit einem ſeiner Diener hier fand, den Gorri ihm entgegengeſendet hatte; das Heer fand er nicht.

„Wo iſt Seniz?" fragte er haſtig den Diener.

„Er zog geſtern ſüdwärts nach den Alpuxarren hin," — erwiederte dieſer.

Dieſe Antwort beunruhigte Aben-Aboo, er fragte, das Schlimmſte erwartend, den Diener, ob irgendwo ein Gefecht ſtattgefunden habe, wovon dieſer aber Nichts wußte, dann bedachte er ſich einen Augenblick, lenkte ſein Pferd von der Straße ab und jagte auf ungebahnten Wegen dem Gebirge zu.

Als der Tag anbrach, erreichte er es, gelangte bald in ein Dorf, das er leer fand, und ritt, ohne einem Menſchen zu begegnen, immer weiter in das Gebirge, bis er Mecina de Bonvaron erreichte, das er noch bewohnt und beſetzt fand. Hier erhielt er die Nachricht, daß das Heer nur einige Stunden von da den Paß von Inok beſetzt habe, um der ſpaniſchen Reiterei den Weg nach Granada zu verlegen. Nach kurzer Raſt jagte er dahin und ſtieg vor dem Zelte Seniz ab, der nicht wenig erſtaunt war, ihn hier zu ſehen.

„Unglücklicher!" redete ihn Aben-Aboo an, „was führt Dich hierher? — Während unſre Brüder in Granada vielleicht nutzlos bluten, liegſt Du hier in thatenloſer Ruhe! — Warum thateſt Du nicht, was ich Dir befahl?"

„Freund Aben-Aboo!" erwiederte der Anführer der Monſi's mit Gleichmuth, in welchem ein ruhiger Beobachter leicht etwas Hohn hätte bemerken können. „Wir Beide ſtehen uns gleich; Du führſt die aus den Thälern der Nevada, ich die Monſi's an, befehlen kannſt Du nur jenen, nicht mir. Gern wäre ich Deinem Willen ge-

folgt und gen Granada gezogen, da der König für dieſe Zeit Dir und nicht mir die Völker anvertraut hatte, ich übrigens auch ganz mit Deinem Plane zufrieden war, da erhielt ich aber die ſichere Nachricht, Mondejar rücke gegen Acuña und ſende, wahrſcheinlich von Deinem Plan unterrichtet, eilig 2000 geharniſchte Reiter von ſeinem Heere nach Granada. Ihnen den Weg zu verlegen, lagerte ich mich hier; denn in dem offenen Felde der Vega konnte ich ſie doch nicht erwarten, und durch die Ankunft der Reiterei vor Granada mußte von ſelbſt der Angriff aufgegeben werden. Ueberdies, ſollen wir nicht dem einzigen feſten Platze, der Michael Roxas gehört, wo ſein Weib, wo Eſtrella und alle ſeine Schätze aufgehäuft ſind, zur Hülfe ziehn? Wärſt Du heute nicht gekommen, hätteſt Du mich ſchon morgen nicht mehr hier gefunden, denn meine Kundſchafter haben mir berichtet, daß Alvaro mit der ſpaniſchen Reiterei einen andern Weg genommen und wahrſcheinlich ſchon jetzt in Granada iſt.

Mit Unwillen hatte Aben-Aboo dieſe lange Rede des Seniz angehört, er war in Verzweiflung, und doch konnte er ihn nicht tadeln. — Seine ſchönſte Hoffnung war vielleicht für immer zertrümmert; denn, hatten die Moriſken die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, ſo mußte ihr Unternehmen ohne Unterſtützung an der Macht der Spanier geſcheitert ſein.

Nach kurzer Berathung entſchloß er ſich, Seniz Rath zu folgen und zum Entſatz Acuña's weiter vorzurücken, und ſchon am Abend brachen beide Führer mit den Völkern auf.

8.

Die Burg Acuña, ein altes mauriſches Schloß am mittelländiſchen Meere, war einer von den Punkten, den die Spanier nach der Eroberung Granada's zur Bewachung der Alpuxarren befeſtigt und mit einer beſtändigen Beſatzung belegt hatten. Sie lag auf einem in das Meer vorſpringenden ſteilen Felſen, der nur von der Nordſeite auf einer ſchmalen Erdzunge zugänglich war. Gleich beim Ausbruch der Empörung hatte Roxas durch Beſtechung einiger Soldaten der Beſatzung die Veſte in ſeine Gewalt bekommen, ſeine Reichthümer dorthin gebracht und ſie auf ſeine Koſten mit allen Kriegsbedürfniſſen und Lebensmitteln, auch mit einer ſtarken, meiſt aus Türken beſtehenden Beſatzung verſehen, über welche die achtzehnjährige Eſtrella in Abweſenheit des Vaters den Befehl führte.

Während Mondejar's Zug in die Alpuxarren hatten die Moriſken der Umgegend alle ihre Habe und Koſtbarkeiten nach Acuña geflüchtet, auch waren mehrere hundert Mauren, die von Algier zur Unterſtützung Aben-Humeya's in der Gegend gelandet waren, von den Spaniern gedrängt, dahin gezogen, ſo daß die Burg mit Allem verſehen war, dem Feinde Trotz bieten zu können.

Deſſenungeachtet war der Punkt zu wichtig, um nicht den Marquis von Mondejar zu beſtimmen, Acuña zu belagern. Er fand aber hier mehr Widerſtand, als er erwartet hatte. Schon als er das Schloß zur Uebergabe aufforderte, wobei er den Frauen ſicheres Geleit verſprach und von Eſtrella die kurze Antwort erhielt, ſie werde ſich

lieber unter den Trümmern der Veſte begraben, als ſie in die Hände der Spanier liefern, ſah er, daß er ernſtliche Anſtalt machen müſſe. Er ſchloß ſie ein und gab Befehl, von Cadix ſchweres Geſchütz zu Waſſer herbeizuſchaffen. Aber die Ankunft des Geſchützes verzögerte ſich, die Schiffe, die ihm Lebensmittel zuführen ſollten, wurden von einem Sturme zerſtreut, die Nachrichten, die er aus Granada von der Bewegung der Moriſken erhielt, hauptſächlich aber die von der nahen Ankunft Don Juan's, den man täglich dort erwartete, beſtimmten ihn, für dieſen Augenblick Nichts gegen die Veſte zu unternehmen, ſondern nach Granada zurückzugehen, wo ihm ſeine Gegenwart bei der Ankunft des Prinzen nothwendig dünkte. Der Zuſtand ſeines Heeres, das, durch Krankheit und Ausreißer geſchmolzen, an Allem Mangel litt, auch das Abſenden ſeiner Reiterei nach Granada machten den Rückzug nothwendig, um ſo mehr, da er die Nachricht erhielt, daß im Rondagebirge die Empörung von neuem ausgebrochen und Aben-Aboo im Anmarſch ſei. Er ſäumte daher keinen Augenblick, ließ die Kranken nach Malaga einſchiffen und trat ſeinen Rückmarſch auf Padul an. Aben-Aboo fand nur noch die Nachhut der Feinde, und da ſie in muſterhafter Ordnung durch das Gebirge zogen, konnte er ihnen nur wenig anhaben und ließ ſie von Padul an ruhig ziehen, ohne ihnen weiter zu folgen.

Hier bei Padul erfuhr er denn auch das Schickſal der Moriſken von Granada. Der vorſichtige Bermudez, den man zum Anführer dieſer Unternehmung gewählt, hatte den ſtrengſten Befehl gegeben, erſt bei dem Brande eines einſam ſtehenden Hauſes, das als Signal dienen ſollte,

mit den Waffen in der Hand hervorzubrechen und wo möglich sich von der Stadtseite der Alhambra zu bemeistern. Er selbst stand unfern des Hauses auf der Plattform eines kleinen Glockenthurms, die Ankunft des mauriſchen Heeres zu beobachten. Statt dessen sah er die spaniſche Reiterei herantraben, eilte nach Hause und gab den Verschwornen davon Kunde, die nun ihre Häuser nicht verließen.

Der Graf von Tendilla mußte jedoch von der Sache Etwas erfahren haben. Er ließ noch am nämlichen Morgen Bermudez verhaften und auf die Folter spannen, doch der Greis verrieth Nichts, starb, ein Opfer seines Muthes, und — sonderbares Schicksal — sein Kopf wurde auf dem Thore des Schlachthauses aufgesteckt. Er allein fiel ein Opfer der verunglückten Unternehmung, denn es schien, als wolle man spaniſcher Seits keine weitere Untersuchung anstellen.

Mißlaunig über den vereitelten Plan entließ Aben-Aboo den größten Theil seines Heeres, gab Gorri den Befehl über den zurückgebliebenen und begab sich mit Seniz nach Acuña, wo er Aben-Humeya zu finden hoffte. Die Nachricht von dem, was er in Granada gethan, was er dort gewagt habe, war ihm nach Acuña vorangegangen, und Estrella erwartete ihn mit Ungeduld. Nicht mit gleicher Ungeduld beeilte Aben-Aboo seine Reise.

Schon seit längerer Zeit war er gewohnt, nach dem Wunsche seiner Eltern Estrella als seine Verlobte zu betrachten. Durch des Mädchens Schönheit angezogen, fühlte er sich eben so oft durch Mangel an weiblichem Gemüth, durch Estrella's männlichen Sinn von ihr abge-

ſtoßen, und dennoch glaubte er, das, was er für Roxas Tochter fühlte, ſei Liebe. Ihr Beſitz war ihm ſein höchſtes Ziel geweſen, um das er Blut und Leben hingegeben hätte, und doch, dachte er dies Ziel erreicht, ſo fühlte er eine gewiſſe ängſtliche Befangenheit, fühlte er ſich nicht ganz glücklich. Aber ſeit jener nächtlichen Unterredung am Ufer des Motril war Eſtrella ſeinem Herzen fremder geworden, er empfand ſeitdem eine Art Scheu vor dem Mädchen, das nur einen König mit ihrer Hand beglücken wollte und ſich mit ſo ernſten, ja blutigen Dingen beſchäftigen konnte. Aber mehr als alles dies hatte die Alhambra eine Veränderung in ſeinem Herzen bewirkt; immer ſtand ſeit jenem Abend Iſabella's freundliches Bild vor ihm, und wenn er auch bei einem Vergleich zwiſchen Beiden Eſtrella den Preis der Schönheit zutheilen mußte, fühlte er doch, daß er an der Seite eines Mädchens mit dieſem ſanften, ſeelenvollen Blicke ſich glücklicher fühlen würde, als an der Bruſt Eſtrella's, die einen ſo hohen, ſelbſt furchtbaren Preis auf ihren Beſitz ſetzte.

Ganz andere Empfindungen belebten Sentz, den er für ſeinen Freund hielt, und vor dem er bisher kein Geheimniß gehabt hatte, außer das Geheimniß ſeines Herzens. Seit früher Jugend unter den Monſi's erzogen, lebte dieſer nur von Raub und Mord, die Höhle war ſein Haus, der Stein ſein Bett, ſeine Heimath die Welt; heute ſchwelgend, morgen darbend, kannte er kein anderes Geſetz, als ſeinen Willen, kein anderes Ziel, als Schwelgen. Ein ſchöner, kräftiger Mann, von der Natur mit Allem ausgeſtattet, was einen Helden ſtempelt, hatte ſie ihm das Höchſte entzogen, den edlen Sinn. Tapfer bis

zur Tollkühnheit und doch so bedächtig, daß er stets die List dem Muthe vorzog, hatte er sich schon als Jüngling an die Spitze einer Räuberbande gestellt, und von Almeria bis Guadix nannte man seinen Namen schon lange mit Zittern. Als die Empörung in den Alpuxarren ausbrach, war er einer der Ersten, der mit seiner Bande die Fahne der Empörung aufsteckte, die Monfi's, die in den Bergen und Höhlen zerstreut waren, um sich sammelte und, als sei es ein eigner mauriſcher Stamm und er dessen Haupt, diese wilden Menschen unter seine Fahne vereinigte. Wo sie zogen, da bezeichneten Flammen ihren Weg, wo sie wütheten, da wandte das Erbarmen trauernd sein Antlitz. Kühn und verschlagen, war sein Haufe der Spanier furchtbarster Feind, und der Anführer der Monfi's selbst bei den Morisken ein geehrter, aber auch gefürchteter Mann. Seine Habgier war groß, sein Ehrgeiz unbegrenzt, und er strebte selbst nach dem Höchsten.

Von dem Augenblicke an, da er Estrella zum ersten mal gesehen, war sie das Ziel seiner Wünsche. Der Gedanke, Roxas Tochter stehe zu hoch für einen Monfi, kam ihm nicht in den Sinn; das Mädchen war die reichste Moriskin, ihre Gestalt entflammte seine Begierde, ihr männlicher Muth gab ihr in seinen Augen doppelten Werth; sie mußte die Seine werden. Aber bald fand er bei seinem Bewerben in Estrella's Stolz mächtige Hindernisse. Oeffentlich behandelte sie ihn fast mit Verachtung, wenn sie auch, führte sie der Zufall mit ihm allein, dann freundlicher gegen ihn ward, jedoch ihn eigentlich auch dann nur duldete. Doch das entmuthigte ihn nicht. Aus der Niedrigkeit, von Jahr zu Jahre mehr Ansehen und Be-

deutſamkeit gewinnend, Alles ſeinem Muthe und ſeiner Beharrlichkeit verdankend, ſchien ihm Nichts zu hoch, das er nicht erreichen könne. Späterhin ſah er freilich, daß Aben-Aboo, mit dem der gleiche kühne Muth ihn befreundet hatte, ſein Nebenbuhler ſei, und von dem Augenblick an ward er des Freundes Feind, verſtellte ſich jedoch ſo meiſterhaft, daß der zutrauliche Aboo Seniz Tücke nicht ahnete.

Die Nachricht von ihrer Ankunft war ihnen ſchon vorangegangen, ſo daß Eſtrella Zeit gehabt hatte, zum Empfange Vorbereitungen zu treffen. Stolz auf ihren Kriegsruhm, daß ſie den Marquis von Mondejar von Acuña zurückgewieſen hatte, wollte ſie den kühnen Aben-Aboo auch mit kriegeriſchem Gepränge empfangen; die Ankunft des Seniz war ihr gleichgültig, vielleicht ſelbſt läſtig. Als Aben-Aboo am Fuße des Felſens anlangte, von wo ein ſteiler gekrümmter Weg zur Burg hinauf führt, begrüßte ihn, als nahe König Aben-Humeya, der Donner des Geſchützes. Eſtrella ſelbſt, einen leichten Helm auf ihrem gelockten Haupte, die Bruſt von einem blanken Harniſch bedeckt, mit Schild und Speer bewaffnet, kam auf einem getigerten Barbareskenroſſe, eine reizende Amazone, ihm entgegen. „Willkommen!“ rief ſie ihm ſchon aus der Ferne zu, „willkommen, obgleich Du nicht erſt in Acuña einſprachſt, ehe Du die Spanier verfolgteſt, ſei mir gegrüßt!“ Sie reichte ihm die Hand, er ergriff, drückte ſie und erwiederte herzlich ihren Willkommen, aber über ſeine Stirn zog ſich zugleich eine finſtere Wolke. Sie mochte Eſtrella nicht entgangen ſein, denn ſie wandte ſich ſchnell nach Seniz, begrüßte dieſen

mit gleicher Freundlichkeit und ritt, ſich wenig um Aboo's Ernſt kümmernd, zwiſchen Beiden durch die Reihen der zu ihrem Empfange vor der Burg aufgeſtellten Krieger, welche die Gäſte mit Jauchzen begrüßten.

Als zöge man in einen Feenpalaſt, nicht in eine alte Burg ein, welche die Feinde noch vor kurzem bedroht hatten, ſo überraſchend und herrlich war Alles. In den beiden finſtern Thoren hingen glänzende Rüſtungen, Waffen und Fahnen, die von tauſend Lampen erhellt an den dunkeln Wänden ſchauerlich funkelten. Im innern Hofe, wo die grauen Wände mit Blumengewinden verziert waren, kamen ihnen junge, in phantaſtiſche Tracht gekleidete Mädchen entgegen, die ſie unter Geſang und Tanz nach dem hohen Portäle, dem Eingange des Schloſſes, führten.

Eſtrella's Blick war hierbei unverwandt auf Aben-Aboo gerichtet geweſen, der wenig auf alle dieſe Feierlichkeiten zu achten ſchien. Beim Einreiten in das Thor erinnerte er ſich des Thores der Gerechtigkeit, und ſeine Phantaſie begleitete ihn nun durch die Höfe und Säle der Alhambra, und eben als der Zug hielt und ſein Roß, den andern folgend, an der Treppe des Portals ſtill ſtand, hatte ſeine Einbildungskraft die Thüre zu dem Saale der zwei Schweſtern geöffnet, aber ſtatt Iſabella ſtand nun Eſtrella in ihrem blankpolirten Harniſche vor ihm. Sein Traum war verſchwunden, er faßte ſich jedoch ſchnell, ſprang ab und reichte dem Mädchen die Hand, ſie durch die geſchmückte Halle hinaufführend. Bald ſtand er mit ihr in einem prachtvoll geſchmückten Gemache allein.

„Daß unſer Wiederſehn ſo ernſt ſein würde, Aboo,

glaubt' ich nicht," ſagte ſie, ihre Empfindlichkeit nicht verbergend.

„Iſt es ernſter, als das Lebewohl, das Du mir am Motril zuriefſt?" erwiederte er, einen ſtechenden Blick auf das Mädchen werfend.

„Dort mußte ich ſcheiden," nahm ſie leidenſchaftlich das Wort; „hier empfang' ich Dich, wie ich nur den Mann meiner Neigung empfangen kann. Was ſtimmt Dich ſo ernſt, was umwölkt Deine Stirn, wenn mich Dein Auge trifft?"

„Du erſcheinſt mir, wenn ich Dich vor mir ſehe, nicht als mein mir verlobtes Mädchen, Eſtrella!" ſprach Aboo und ſuchte ſeine Aufregung, ſo viel er konnte, zu unterdrücken, „Du erſcheinſt mir eher als einer meiner Waffengefährten. Warum legſt Du den Zauber ab, der in den Augen des Mannes das Weib ſo unwiderſtehlich macht? Warum zeigſt Du Dich nicht in der reizenden Kleidung Deines Geſchlechts? Soll ich beim Anblick des glänzenden Panzers das Herz vergeſſen, das vielleicht ſo kalt, wie das Erz, unter ihm ſchlägt? Soll mir das Viſier Deines Helms der Schleier ſein, der das Antlitz der züchtigen Jungfrau deckt und dem Auge des Mannes ſo wenig des Schönen zu ſehen erlaubt?"

Eſtrella hatte ihn, während er ſprach, unverwandt und ſcharf beobachtend angeblickt. Jetzt ſchlug ſie ihr großes braunes Auge auf und ſann einen Augenblick nach. „Auf Wiederſehen!" ſagte ſie dann faſt gleichgültig und verließ ihn.

Trompeten riefen jetzt zum Mahle. Zoa, Roxas Gattin, erſchien nicht mit ihren Frauen, auch Eſtrella

nicht. Die Männer mußten sich allein an die reich besetzte Tafel setzen. „Du mußt mir doch gestehen," sagte, nachdem sie aufgestanden waren und in der Halle auf- und abgingen, Seniz zu Aboo, „daß unser Empfang hier ausgezeichnet war, und Estrella, den Helm auf dem Haupte, herrlich und wunderbarlich schön erschien; ich sah sie nie so ganz in ihrer vollen Pracht. Ihr Anblick schien Dich zwar nicht wie mich zu entflammen, Du ritteſt so träumend an ihrer Seite, daß man Dich für einen unglücklichen Blinden hätte halten sollen, der sich nicht an den Strahlen der Sonne erfreuen kann. — Und doch scheint die Sonne nur Dir!" setzte er bitter lächelnd hinzu, „Dir, der sie unbeachtet läßt —"

„Grüß' Euch Gott, schöne Herren!" unterbrach ein altes Zigeunerweib Seniz, das Aben-Aboo aber sogleich als das nämliche Weib erkannte, welches an der Furth des Motril Estrella mit der Hand gedroht, als diese über das phantastische Aussehen der Alten gelacht hatte. „Grüß' Euch Gott, Ihr schönen Herren," rief sie noch einmal, „und gebt mir ein Almosen, ich bedarf es, denn ich bin zerlumpt, wie Ihr seht! Meine Jungen haben ihre Mutter verlassen, da muß nun die Alte allein unter dem Kriegsvolk umherziehn, und da giebt's wenig zu verdienen; das Volk streckt die Hände nur aus zum Nehmen, aber nicht zum Geben; es thäte Noth, ich gäb' ihnen noch einen Maravedi obendrein, wenn ich ihnen wahrsagen soll. Bei Eurem Volke, dem ich besonders zugethan bin, da meinen sie, sie wüßten allein, was die spanischen Kugeln prophezeiten; bei den Spaniern? — Hu! da ist

die heilige Inquiſition und ihre Spürhunde, die hetzen ein armes Weib, als wär' es ein wildes Thier. —"

„Hör', Alte!" unterbrach Seniz ihr Geſpräch. „Ich glaube wahrhaftig, ich habe Dich ſchon einmal aus ihren Händen befreit; es war in der Gegend von Lucena bei einer kleinen Kapelle, wo Du Dir in ſtürmiſchem Wetter eine Katze an geweihter Stelle brieteſt; ſie banden Dich eben, als ich durch die Schlucht heranſchlich."

„Warſt Du das, lieber Herr? Nun, der Himmel hat Dich dafür geſegnet, Du ſiehſt feiſt und wohl aus. Damals verdankte ich Dir das Leben, heute möchte ich Dir gern für eine Gabe danken."

Seniz gab ihr eine kleine Kupfermünze, ſie betrachtete ſie lange, ſchüttelte verdrüßlich den Kopf, ſah bald die Münze, bald Seniz an und ſteckte ſie doch endlich in die Taſche. Dann wendete ſie ſich zu Aben-Aboo: „Gieb mir auch Etwas, lieber trauriger Herr, ich ſage Dir auch Wunderdinge, aber nur für eine Silbermünze."

Aben-Aboo griff in ſeinen golddurchwirkten Seckel, nahm eine Münze heraus und gab ſie ihr, ſagte aber ſchnell: „Da nimm und geh!"

„Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, aber auch für Lohn gehört Arbeit," ſprach ſie, zudringlich ſeine Hand faſſend. War Aben-Aboo in Gedanken, oder war er thöricht genug, durch das alte Weib einen Blick in die Zukunft thun zu wollen, er ließ ihr die Hand, die ſie forſchend betrachtete, und blieb ruhig bei dem Gemurmel und den Fratzen, die ſie dabei ſchnitt. Endlich lächelte ſie und ſagte mehr in ſchalkhaftem, als in prophetiſchem Tone: „In Deiner Hand ſeh' ich zwei Kronen, Herr! Die eine

von Myrte und Roſen, die andre von Gold; — welche wirſt Du wählen?"

Aboo ſchwieg.

„Nimm die goldne, rath' ich Dir, dann fliegt die andre hinterdrein!"

„Und gnügt mir die eine?" fragte Aben-Aboo, plötzlich wie aus tiefem Sinnen erwacht.

„So ſehe ich Blutflecken an der andern," erwiederte die Zigeunerin.

„Weib!" fuhr der Jüngling auf; doch ſchnell lächelte er, reichte ihr noch ein Geldſtück und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, daß ſie ſich entfernen ſolle; Seniz hielt ſie jedoch zurück.

„Da nimm auch meine Hand," ſprach er, ſie ihr hinreichend, „und ſage mir, was Du darin ſiehſt!" Das Weib warf einen flüchtigen Blick hinein, dann ſagte ſie ängſtlich: „Ein andermal, lieber Herr!"

„Nein, jetzt!" fuhr Seniz ſie an.

„Du haſt mir Gutes gethan, drum möchte ich Dir nicht gern Böſes ſagen; laß mich!" bat ſie.

„Rede!" drohte Seniz, ſie feſthaltend.

„Nun, wie Du willſt. — Hier ſeh' ich Dich auf ſtolzem Roß beim Ringelrennen. Ein Kränzchen iſt der Ring. Du reiteſt und reiteſt, ſtößeſt und ſtößeſt, aber triffſt nicht."

„Weiter, weiter!"

„Haſt Du noch nicht genug?" fragte ſie, tückiſch lächelnd an ihrem Lebensretter aufblickend.

„Fahre fort!" rief er ungeduldig.

„Nun, hier ſeh' ich Glück und Unglück, das wechſelt

nun einmal im Leben, bald iſt es ſchwarz, bald roth! — Hier aber ſteht der Tod.“

„Der Tod? — Nun weiter!“

„Du ſtirbſt!“

„Auf welche Weiſe?“ fragte Seniz raſch.

„Das ſteht nicht hier,“ erwiederte ſie ruhig; doch Seniz ſchüttelte ſie unſanft. „Glaubſt Du mit mir Scherz treiben zu können?“ rief er zornig. — Geh, packe Dich, alte Hexe!“

„Gott mit Dir!“ ſagte ſie zu dem Monſi, „Gott und das Glück mit Dir, lieber trauriger Herr!“ ſprach ſie und ſchlich langſam fort.

„Was glaubſt Du von dem Weibe?“ fragte Seniz Aboo, der immer noch in Gedanken vor ſich hinſchaute. „Nun, Aben, was meinſt Du?“ — So antworte doch!“

„Ja, es iſt ſonderbar,“ ſprach dieſer, da ihn Seniz endlich aus ſeinen Träumen rüttelte, „faſt glaub' ich, das Weib hat einen Blick in mein Herz gethan —“

„Auch ich glaub' es!“ murmelte Seniz vor ſich hin und blickte finſter auf Aben-Aboo, der den Blick auf einen alten zerhackten Helm heftete, der zwar unter mehrern Waffen, aber ganz abgeſondert über dem Portale hing.

Seniz richtete jetzt auch den Blick in die Höhe und betrachtete den alten verroſteten Helm, als plötzlich eine widrige Stimme ſich zwiſchen Beiden erhob. „Aben-Aboo!“ kreiſchte ein kleiner häßlicher Zwerg, der unbemerkt ſich genahet hatte; „meine Gebieterin erwartet Dich; komm, folge mir!“

„Muß denn heute die Hölle alle ihre Ungeheuer hier ausſpeien?“ brummte Seniz, den die Botſchaft wohl mehr

noch verdroß, als die häßliche Gestalt des Zwerges. — Aboo aber, den die Mahnung nicht so sehr entzücken mochte, fragte den Ungestalteten, was der alte zerhauene Helm bedeute.

„Da mußt Du den alten Kastellan, den Christenhund, fragen," erwiederte er grinsend; „der weiß eine lange Geschichte davon zu erzählen. — Aber jetzt komm!"

Aben-Aboo drückte Seniz zum Abschied die Hand und folgte dem Zwerg.

9.

Dieser führte ihn durch mehrere düstre Zimmer und blieb jetzt vor einer hohen mit gothischem Schnitzwerk verzierten Thür stehen, pochte, und sie öffnete sich wie durch eine unsichtbare Hand.

„Tritt nur ein!" sagte der Zwerg und verließ ihn dann.

Aben-Aboo trat ein und stutzte, denn er sah Estrella, den Kopf auf ihren rechten Arm gestützt, in der Linken eine Rose haltend, auf einem prachtvollen Ruhebette sitzen. Sie war in orientalischer, jedoch phantastischer Tracht. Ein Unterkleid vom feinsten Musselin, nicht überall von dem Oberkleid aus köstlichem Stoffe neidisch verborgen, deckte den schlanken Körper. Das Haar war gescheitelt und hing in dichten, mit Perlen umwundenen Flechten herab. So saß das schöne achtzehnjährige Mädchen, von einem roth-

Estrella.

gen Dämmerlicht umfloſſen, und ſah unbefangen, faſt kindlich auf den Staunenden.

„Was weilſt Du in der Ferne, Aben-Aboo?“ ſagte ſie mit ruhigem Gleichmuth. „Warum trittſt Du Deinem Glücke nicht näher? — Du ſiehſt, ich habe ſtatt des Helms einen Schleier, ſtatt des Panzers dieſes luftige Unterkleid angethan, wo kein Panzer das Schlagen meines Herzens Dir verbirgt; ſtatt des Speers halte ich dieſe Roſe. — Tritt näher und ſieh mich nicht ſo verwundert an, ſage mir lieber, ob ich Dir ſo gefalle.“

Aboo nahte ihr.

„Da, nimm die Roſe, Du ewig Unzufriedener,“ fuhr ſie fort, ihm die Roſe bietend, die er annahm und küßte; möge Dir die Blume der Liebe Wort und Sprache wieder geben.“

Der Jüngling, noch immer in dem Anſchauen dieſer herrlichen Zaubergeſtalt verſunken, die der ſonderbare ſie umgebende Roſenſchimmer in ein gewiſſes magiſches Dämmerlicht hüllte, ſank vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und preßte ſie an ſein Herz. —

„Sonderbarer Menſch!“ fuhr Eſtrella, doch immer noch ruhig, fort. „Findeſt Du denn kein Wort, Deine Gefühle auszuſprechen? — Hat Dich Schwärmerei ſo umgaukelt, daß Du jetzt in Eſtrella eine Andere ſiehſt, als vorhin? — Doch ſteh auf, Aboo, ſetze Dich neben mich, und findeſt Du mich wirklich reizend, ſo erfreue Dich an mir.“

Er ſprang auf, und ſeine Bewegung mochte ſie eine Umarmung fürchten laſſen. „Setze Dich ruhig an meine Seite,“ ſprach ſie, „und erwarte nur Ernſtes von dieſer

Stunde. Höre mich! Aben-Humeya war gestern mit seinem Vertrauten Aguazil hier, zwar nur auf Stunden, aber wären es auch nur Minuten gewesen, in denen ich ihn beobachten konnte, sie waren hinreichend, mich zu überzeugen, daß er für Zoa glüht. Sie — Du hattest Recht — sie fühlt sich unglücklich — sie liebt. Ihr Gesang, ihre Thränen, wenn sie sich verborgen glaubt, geben mir die Gewißheit. Wen sie liebt, das hoffe ich ihr noch zu entlocken. Durch sie findest Du sicher bald Gelegenheit, Dir den zweiten Kuß zu verdienen."

„Blicke mich nicht so glühend an, Aben-Aboo! wie die schneebedeckten Gipfel der Nevada den Gluthstrahlen der Sonne widerstehen, wird mein Herz jetzt nicht von Deinen glühenden Blicken erwarmen. Was ich am Ufer des Motril Dir sagte, besiegelte ich mit einem Schwur. Finden wir uns dereinst in den Sälen der Alhambra, so wie wir uns heute im Dämmerlichte fanden, dann soll die glühendste Liebe Dir lohnen, wie sie noch keinem Erdengebornen lohnte, da erst wird sich Dir Estrella's liebendes Herz ganz zeigen.

„Isabella!" dachte Aboo, dem Estrella's Worte jenen Abend in der Alhambra zurückriefen, und mit dieser Erinnerung war der Zauber vernichtet. — „Nun," sagte er freundlich, aber kalt, „so muß ich mich wohl neben Dich setzen, mein Herz trotz Deinem Anblick in der glühenden Brust eisig erstarren lassen, wie die Gipfel meiner Berge, muß auf schönere Zeit harren, das Schönste der Alpujarren mein zu nennen. Du siehst, Estrella, ich bin ein gelehriger Schüler und gehorche, wenn auch mit Sträuben, Deinen Befehlen.

„Du sprachst vorhin von Deines Vaters Gattin und glaubtest, daß sie mir bald Gelegenheit verschaffen würde, den zweiten Kuß zu verdienen. — Wie könnte sie das? — Laß uns unumwunden reden. Du forderst mich auf, der Rächer der Ehre Deines Vaters zu sein? — Ist denn Michael Roxas so alt und schwach, so ohnmächtig, daß er dies nicht selbst sein könnte? — Oder glaubst Du vielleicht, ich soll mit einem Schlage Dich rächen und Dich gewinnen? — Estrella! das Vaterland steht mir höher, als Alles!"

„Höher, als ich?" fuhr sie leidenschaftlich auf.

„Wenn Dein Besitz mich hinderte, seine Fesseln zu brechen — ja!"

„Fahre fort!" sagte Estrella schnell. „Rede weiter, Aben-Aboo."

„Ich habe Dir Nichts weiter zu sagen," fuhr er fort, „als Dich in die Zeiten unsrer alten Könige zurückzuführen. Durch kühnen Muth eroberten sie Spanien mit Blitzesschnelle, langsam und allmählich verloren sie es durch innere Zwietracht, die die Christen weislich benutzten. Soll das, was wir muthig begonnen, noch einmal durch Zwietracht untergehn? —"

Unser Gespräch nimmt eine zu ernste Wendung, Aboo, laß uns abbrechen!" bat Estrella. Aben-Humeya kommt morgen wieder, dann — — Zerpflücke doch die arme Rose nicht, was kann sie für Estrella's Herz? — Was Du vor wenig Augenblicken noch leidenschaftlich küßtest, entblätterst Du jetzt und wirfst es weg. So seid Ihr Männer, Eure Empfindungen sind nie tief, der Augenblick erzeugt, der Augenblick verwischt sie, Eure Sinne sind Eure Tyrannen. —

Meine Liebe aber steht auf edlerm Grunde. Das Aeußere ist ihr nur Wenig, Alles die kühne Thatkraft, die den Mann zum Herischer stempelt."

„So gnügte Dir auch wohl Seniz mit seiner hohen kräftigen Gestalt, seinem tollen Muth und mit der Kraft, die er gewiß besitzt, auch das Furchtbarste zu wagen?" fragte Aben-Aboo.

„Wohl möglich!" erwiederte sie, über seine Rede unmuthig. „Doch da Du einmal seinen Namen nennst, so laß uns auch noch weiter von ihm reden. Du schenkst ihm Dein ganzes Vertrauen?"

„Ja."

„Und wodurch verdiente er es?"

„War er nicht der Ersten Einer, der sich für seine unterdrückten Brüder aufzuopfern schwur, waren er und seine Monsi's nicht die Ersten, welche die Fahne der Empörung aufsteckten und den Kampf blutig begannen? Hat er nicht für die Sache seines Volks mit einem Muthe gefochten, der meine Bewunderung, meine Achtung verdient?"

„Verdient er deshalb auch Dein Zutrauen, Aben-Aboo?" fragte sie mit sonderbarem Ton. — „Ist er deshalb Dein Freund? Nur ein kühner verwegener Mann kann Anführer der Monsi's und wird gewiß der Erste da seyn, wo es Blut und Beute giebt. Ist er aber deshalb ein edler Mann, wenn er jezt den Namen des Vaterlandes zum Deckmantel seines Handwerks gebraucht? — Hüte Dich vor ihm. — Er haßt Dich!"

„Er haßte mich? Nein, Estrella!"

„Er haßt Dich," fiel ſie ihm mit Heftigkeit in die Rede, „denn er hat der Wahnſinn, mich zu lieben" —

„Und muß nicht Jedermann Dich lieben? Sollte ich deshalb von Jedermann gehaßt ſein?" ſagte er wohl nur in der Abſicht, ihr Angenehmes zu ſagen.

„Gehaßt? Nein, das Wort umfaßt zu viel!" erwiederte ſie ſtolz. „Beneidet aber — Ja!"

Aben-Aboo belächelte dieſe Anmaßung und erwiederte Nichts. Sie hatte dieſes Lächeln bemerkt, es hatte ſie ſchmerzlich verwundet, und wahrſcheinlich würde es die Urſache eines Zwiſtes geworden ſein, wäre in dieſem Augenblick nicht Zoa hereingetreten.

Die ſanfte Frau, deren Auge ſo ruhig und doch ſo ſchwermuthsvoll unter den geſenkten Brauen wie ein gebrochener Sonnenſtrahl durch feuchte Wolken hervorblickte, erſchien Aben-Aboo in dieſem Augenblicke, wo Eſtrella's Auge glühte, und das ſonſt ſo ſcheinbar ruhige Antlitz des Mädchens in leidenſchaftlicher Aufregung war, wie eine ſtille Dulderin und erweckte ſein ganzes Mitgefühl.

„Eſtrella! Dein Vater," ſprach ſie bewegt, „ſchickt mir ſo eben einen Boten und läßt mich wiſſen, daß er morgen nicht kommen könne. Die Rüſtungen Don Juan's machen ſeine Anweſenheit in Urijar nothwendig. Er befiehlt Acuña in gehörige Vertheidigung zu ſetzen, die gelandeten Türken Aben-Aboo zu ſchicken und, damit es Dir nicht an Lebensmitteln gebreche, nur die nöthige Beſatzung im Schloſſe zu behalten.

„Und das läßt mir mein Vater durch Dich ſagen?" fragte Eſtrella und zeigte ihre Empfindlichkeit ganz unverhohlen.

„Ja, durch mich!" erwiederte Zoa mit der Freundlichkeit und Hingebung, die sie nie verließen.

„So muß ich wohl eilen, des Vaters Befehle zu vollführen. Lebt wohl!" sagte Estrella schnell. „Aboo mag Dir die Zeit verkürzen, bis morgen Aben-Humeya hier eintrifft."

„Kommt der König hieher?" fragte jetzt Zoa und konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

„So wie ich von Estrella vernahm, wird er morgen hier eintreffen," erwiederte Aboo, Roxas Gattin scharf beobachtend, die, hoch erröthet, die Augen niederschlug. „Weshalb ergreift Euch diese Nachricht so sehr?" fuhr er fort; doch hielt er plötzlich ein, da er eine Thräne aus ihrem Auge hervorbrechen sah. „Ihr seid nicht glücklich, werthe Frau," sagte er endlich, von seinem regen Gefühle zu dieser wohl unbescheidenen Frage verleitet. „Theilt mir Euren Kummer mit."

„Zoa schlug das Auge nach ihm auf. „Ich danke Euch, Aben-Aboo, für Eure Theilnahme," sprach sie; „ich fühle es, sie kommt aus gutem Herzen, und könnte ich mich Jemandem vertrauen, so würdet Ihr es sein, denn auch Ihr seid nicht glücklich." Dies sagend entfernte sie sich schnell.

„Ich wäre nicht glücklich?" wiederholte Aboo. „Sie hat wohl Recht, ich bin es nicht! — Estrella konnte wohl einst das Ziel meines Strebens sein, meiner Sehnsucht Ziel ist sie jedoch jetzt nicht mehr!"

10.

Am andern Tage kam Aben-Humeya, von Aguazil begleitet, in Acuña an und wurde von Estrella mit vieler Auszeichnung empfangen. Die Gemahlin Roxas hingegen blieb auf ihrem Zimmer und schützte Unwohlsein vor, um nicht vor dem Moriskenkönige zu erscheinen. Es ward ihrem Herzen schwer, da sie wußte, daß Diego ihn begleitete, aber sie hielt es für ihre Pflicht. Mit dem Könige trafen zu gleicher Zeit mehrere Anführer auf dem Schlosse ein; auch Melqui, einer der entschlossensten Männer des Rondagebirges, wo von neuem die Fahne des Aufruhrs wehte, brachte dem Könige zum ersten Male seine Huldigung.

Die nahe Ankunft Don Juan's hatte alle Gemüther bewegt; jeder mußte befürchten, daß König Philipp seinen Bruder nicht ohne die nöthigen Hülfsmittel nach Granada senden würde, und die Eifersucht der Großen, die ihnen bisher so oft freies Spiel gelassen hatte, mußte unter dem Oberbefehl des Prinzen aufhören, dessen ernster, fester Charakter den Moriscken viel gefährlicher war, als das militairische Talent der verschiedenen königlichen Feldherren, die, gegenseitig auf ihren Ruhm eifersüchtig, sich nur selten unterstützten. Aben-Humeya hatte gehofft, Michael Roxas und seine Anhänger aus dem westlichen Theil der Alpuxarren hier zu finden, und es war ihm, des allgemeinen Besten wegen, unangenehm, wenn es ihm auch in anderer Art lieb war, seinen Schwiegervater nicht hier zu sehen, der indessen seine Freunde nach Urjar beschieden hatte.

Der Tag verstrich unter steten Berathungen, wobei die einstimmige Meinung gefaßt ward, den Feind zwar festen Fußes in dem Gebirge zu erwarten, sich jedoch in kein bedeutendes Gefecht einzulassen, ihn durch kleine Gefechte zu ermüden und ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden. Aben-Aboo beschwor bei dieser Gelegenheit die Versammelten, einig zu sein und jeden Privathaß dem allgemeinen Besten zu opfern.

Aben-Humeya war verstimmt, Zoa nicht zu sehen; Diego Aguazil that es wohl, daß sie sich seinen Blicken entzog, und doch schmerzte es ihn, in ihrer Nähe zu sein und ihren Anblick zu entbehren. Er ergriff, als es Abend ward, die erste Gelegenheit, sich von Aben-Humeya zu entfernen, umschlich das ganze Schloß und lauschte und spähte, ob er vielleicht an irgend einem Fenster die Geliebte erblicken könne; aber der Theil des Schlosses, den Zoa bewohnte, war wie ausgestorben, kein Licht erleuchtete irgend ein Gemach der alten Burg, und verdrießlich setzte sich Aguazil unter einen hohen Granatbaum, der seine Wurzeln in die Felsritzen geschlagen und hier seine blüthenvollen Aeste ausgebreitet hatte. Manche Erinnerung mochte an ihm vorüberziehen, mancher Blick in die Zukunft die zurückgerufenen Stunden seliger Vergangenheit verscheuchen, als der Ton einer Harfe ihn aus seinen Träumen weckte. Es war ihm ein bekannter, lieber Ton, es war ihm ein Ton aus vergangener glücklicher Zeit. Er sprang auf, lauschte und blickte hinauf nach einem offenen Fenster, aus dem die Klänge zu ihm hernieder drangen. — Ja, sie nur konnte es sein, sie nur vermochte die schmelzenden zum Herzen dringenden Töne den Saiten zu ent-

locken — jetzt vernahm er auch die holde Stimme. Sie sang:

Schweig, o Herz! Warum dies bange Sehnen
Nach dem süßen längst verlor'nen Glück?
Ach, es rufen Deine heißen Thränen
Das Verschwund'ne doch nicht mehr zurück.
Hin ist hin! Der schöne Traum des Lebens,
Diese Paradieseswelt der Phantasie —
Ach, du suchst sie immer noch vergebens,
Suchst und suchst, und findest sie doch nie.

Von den Kränzen, die ich mir gewunden
In den Tagen der Begeisterung,
Aus der Liebe wonnevollen Stunden
Blieb mir Nichts, als die Erinnerung.
Meines Traumes glühend schöne Farben
Sind nun längst verbleicht — verwischt — sind todt.
Die Erinn'rung läßt die Sehnsucht darben,
Wo einst Liebe ihr den Nektar bot.

Jedes Wort, das Diego vernahm, jeder Ton, der zu ihm drang, mußte ihm die Gewißheit geben, sie liebe ihn noch, sie fühle sich unglücklich. Schon wollte er, von seiner Leidenschaft ergriffen, ihren Namen rufen, sie trotz der Gefahr um eine Unterredung bitten, als plötzlich das Fenster geschlossen und sein gewagter Vorsatz verhindert wurde. Hätte Jemand seinen Ruf vernommen, hätte Zoa unvorsichtig ihm geantwortet, so war es wahrscheinlich um sie geschehen; denn auch noch bei den christlichen Mauren

blieb Eifersucht der Hauptzug ihres Charakters, und jeder entdeckten Untreue folgte trotz dem ahnenden Gesetze der Tod. So war es ein günstiger Zufall, der vielleicht die Unglückliche rettete.

Aber Diego, dem der Gesang das Bild der schönen Andalusierin zu lebhaft und so ganz in all' ihrer Schönheit zurückgerufen hatte, dachte nicht an die Gefahr, er blickte heftig bewegt und unverwandt nach den grauen Wänden, nach dem geschlossenen Fenster hinauf, durch das der Mond, glücklicher als er, seine Silberstrahlen warf; ihm blieb es verschlossen! — Aber nicht das Pförtchen des kleinen vorspringenden Thurms, das, sonst stets verschlossen, heute für ihn geöffnet zu sein schien, es war nur angelehnt; den Rosenstrauch, der es sonst dem Auge verbarg, hatte die Hand der Liebe zurückgebogen, der Mond es freundlich erhellt. Nicht lange überlegend, nicht die Gefahr bedenkend, die er sich, die er Zoa bereiten könne, eilte er nach der Pforte, tappte die finstre Wendeltreppe hinauf und stand bald auf einem langen, schmalen offnen Bogengange, der rings um einen kleinen finstern Hof sich zog, in welchen das Mondlicht nicht dringen konnte.

Nach welcher Seite sollte er sich nun wenden? In diesem Theile des Schlosses, den nur Roxas Gemahlin mit ihren Frauen bewohnte, ganz unbekannt, stand er sinnend, ob er rechts, ob er links Zoa aufsuchen sollte; er überließ sich seinem Glück und ging vorwärts. Da drang ein himmlischer Ton auf den Schwingungen eines Harfenakkords durch die schauerliche Stille; die Liebe sandte ihm auch jetzt diesen Boten, ihn zu rufen und sein geschlossenes Paradies zu öffnen. Aber es bedurfte noch eines

Harfenklanges, um ihm die Himmelspforte zu bezeichnen. An keine Gefahr denkend, öffnete er ſie mit Ungeſtüm und ſtürzte zu den Füßen der erſchrockenen Zoa, welche, die Harfe wegwerfend, mit einem lauten Angſtruf vergebens ſich ſeinen Armen zu entwinden ſtrebte.

„Stern meines Himmels, Roſe meines Paradieſes!“ rief er, ſeiner Sinne kaum mächtig, „fliehe mich nicht; Du entfliehſt einem ſeligen Augenblick und mir raubſt Du den letzten Schimmer des Glücks. — Stoß mich nicht zurück, winde Dich nicht aus den Armen, die Dich oft ſchon liebend umfingen, ruhe noch einmal, nur einen Augenblick, nur einen kurzen Augenblick an dieſer Bruſt, an dieſem Herzen, das fern von dem Deinigen verbluten muß. — Höre mich, Zoa, wende Dein Antlitz nicht von mir ab, Holde! Blicke wie der Strahl des Mondes, freundlich, liebend auf mich nieder und ſprich ein einziges Liebeswort, das mir neues Leben, neue Hoffnung in meine verödete Bruſt bringen kann. — Sprich, Geliebte, ſprich nur ein einziges Wort des Troſtes!“

„Steh' auf, Diego!“ ſagte ſie endlich mit gebrochener Stimme und beugte ſich, ihn aufzuheben. Er aber ſprang auf, ſchloß die Zitternde in ſeine Arme, preßte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Sie erwiederte ihn nicht; kalt, bleich waren ihre Lippen, bewußtlos ſank ſie zuſammen, kaum vermochte ſein kräftiger Arm die Sinkende zu halten. „Wach' auf, Unglückliche!“ rief er in Verzweiflung. „Wach' auf, Stern meines Lebens, ſchlag' Dein Himmelsauge auf und ſprich das Wort der Vergebung!“ Aber ſie ſchlug das holde

Auge nicht auf, sie lispelte nicht, „ich vergebe Dir Deinen Wahnsinn," wohl aber vernahm er dicht hinter sich die ernst gesprochenen Worte: „Legt die Gemahlin Rexas auf jenes Ruhebett und entfernt Euch, Diego Aguazil!"

Er wandte sich erbebend, und Estrella stand vor ihm.

Im ersten Augenblick überrascht, fand er doch schnell Fassung wieder, legte die Ohnmächtige auf die weichen Polster, dann sagte er zu der Jungfrau, und sein Auge flammte wild: „Ein Wort des Verraths, und, so wahr ich Diego Aguazil bin, dieser Dolch durchbohrt Dich!"

„Ich verachte Deine Drohung!" erwiederte Estrella mit Stolz. — „Hält mich nicht Mitleid für diese ab, wird Deines Dolches Spitze meinen Mund nicht schließen. — Verlaß uns!"

Einen Augenblick blieb Diego unentschlossen, ob er gehorchen sollte. „Sie ist ein Weib!" murmelte er vor sich hin und ging.

11.

Der König der Morisken, durch Aben-Aboo aufmerksam gemacht, stand am andern Tage mit diesem in der Halle dem alten über dem Portal hangenden Helm gegenüber, neben sich den ehemaligen Kastellan des Schlosses, einen siebzigjährigen Greis, den Rexas zwar seiner Freiheit beraubt hatte, jedoch gut behandeln ließ. In der Ferne

ſah man das Zigeunerweib, mit liſtig tückiſchem Auge auf Aben-Humeya blickend, der jetzt den alten Spanier über die Geſchichte des Helms befragte.

„Herr!“ begann dieſer, „was ich Euch von dieſem alten zerhackten Helm berichten könnte, ſind Sagen, für deren Wahrheit ich mich nicht verbürgen kann; man ſoll ſie in einer alten arabiſchen Handſchrift gefunden haben, die aber ſchon lange verſchwunden iſt. So haben ſich nun die alten Sagen von Mund zu Mund fortgepflanzt, und ich gebe Euch nur wieder, was ich vernommen habe.“

„Nun beginne, alter Schwätzer!“ fiel ihm der Moriske, ungeduldig werdend, in die Rede.

„Als König Roderich, der letzte Fürſt der Oſtgothen,“ hob nun der Spanier an, „ſeine Völker ſammelte, um ſich der Landung der Mauren zu widerſetzen, die, wie Ihr wißt, Graf Julian, um die Unthat des Königs gegen die ſchöne Cava, ſeine Tochter, zu rächen, von Afrika herübergeholt hatte, begleitete ihn ein junger Knappe, der trotz mancher harten Behandlung des Königs ihm treu ergeben war. Bei Xerez de la Frontera ward die blutige Schlacht geſchlagen, die der Herrſchaft der Gothen ein Ende machte. König Roderich fecht ritterlich, aber von Verräthern umgeben, die ihn im entſcheidenden Augenblick verließen, verlor er Thron und Leben. Er ward nicht unter den Todten gefunden, und ſo glaubte man lange Zeit, er ſei in den Wellen des Guadalquivir umgekommen. Nach mehrern Jahrhunderten aber fand man eine alte Handſchrift des weiſen Abul el Facir, der dem mauriſchen Feld-

herrn Tarick nach Spanien gefolgt war und von Roderich's Tode Folgendes berichtete.

Aus mehrern Wunden blutend, sank der König im Gewühle der Schlacht. Von mehreren Hieben war sein Helm, war das königliche Haupt gespalten, ein Lanzenstich hatte ihm die Brust durchbohrt, und er schloß das Auge für ewig, glücklich, die wilde Flucht der Seinen nicht mehr zu sehen. Sein treuer Knappe war nicht den Flüchtigen gefolgt, er blieb, keine Gefahr achtend, bei dem Leichnam seines Herrn, und da die Nacht bald einbrach, die Mauren, noch im Verfolgen der Gothen begriffen, sich wenig um die Todten kümmerten, fing er ein herumlaufendes Maulthier ein, lud den Todten darauf, hing Helm, Schwert und Schild an seine Seite und zog, von der Nacht begünstigt, längs dem Meere dem Rondagebirge zu. Glücklich schlich er an den herumschwärmenden Haufen der Feinde vorüber und erreichte den Quadatete, fand hier eine Furth, kam über den Fluß und setzte seinen Weg nach Ronda fort. Aber die Mauren schwärmten nach allen Seiten umher, nirgends fand er Ruhe und Rast, und es blieb ihm nicht Zeit, den königlichen Leichnam in geweihter Erde zu bestatten. Den Feind dicht hinter sich, warf er sich mit seinem müden Thiere, das fast unter seiner Bürde erlag, auf Abwegen tiefer in das Gebirge und erreichte nach manchem Abenteuer in den Alpuxarren dies Schloß, wo er in einer kleinen Kapelle, die damals hier in der Halle stand, den Leichnam bestattete und die Waffen über dem einfachen Grabsteine aufhing.

Als Musa, des Khalifen Statthalter in Afrika, mit neuen Völkern bei Motril gelandet, Acuña stürmend er-

oberte und die Chriſten, die ſich hierher geflüchtet, niedermetzeln ließ, wie der Schnitter die Saat, fand der weiſe Abul el Facir, der ſich zu Muſa begeben hatte, den treuen Knappen, der Gefahr um ſich nicht achtend, auf dem Grabe ſeines Herrn. Die liebliche Geſtalt des Trauernden rührte den weiſen Mann, er hatte Mitleid mit ſeiner Jugend und bat den Feldherrn, als dieſer ſich nahte, das Leben des Jünglings zu ſchonen, der furchtlos den ſchreckbaren Heerführer der Mauren anſtarrte.

„Weß Grab iſt das? Wer trug die noch mit Blut getränkten Waffen?“ fragte Muſa, den geſpaltenen Helm ergreifend.

„Ein König!“ erwiederte der Knappe, ſich von ſeinem Sitz erhebend. — „Durchwühle ſein Grab nicht, Fremdling, Du findeſt keine Schätze, nur die Verweſung. — Gönne dem Todten die Ruhe und laß ſeine Waffen unberührt, ſie ſind dem Unglück geweiht!“ Aber Muſa, von dieſen Worten gereizt, vielleicht auch begierig, den Helm eines Königs wie ſeine Krone auf ſeinem Haupte zu ſehen, ſetzte den klaffenden Helm auf und ergriff das blutgetränkte Schwert des unglücklichen Roderich.

„Wehe Dir und Deinem Namen! Fluch dem, der dieſe Waffen berührt!“ rief der Knappe, drohend den Arm nach dem Mauren ſtreckend; da befahl Muſa in ſeinem Zorn, den Jüngling zu greifen und unter Martern ſterben zu laſſen. Der Jüngling lächelte bei dieſem Befehl, zog einen verborgenen Dolch, ſtieß ihn in ſeine Bruſt, und das Blut quoll aus dem ſchönen Buſen eines Weibes, denn der treue Knappe war ein Mädchen, das für Roderich in Liebe entbrannt war.

Der Khalif Walid ließ Muſa kurz darauf erdroſſeln, ſein Sohn Abdalazin ſtarb, von ſeinem Oheim getödtet, und ſo erfüllten ſich die prophetiſchen Worte der Sterbenden. Schwert und Schild ſind verloren, Niemand weiß, wer ſich durch ſie dem Unglück geweiht hat, nur der Helm iſt geblieben; von dem Grabe findet man keine Spur mehr.

„Wagte Keiner wieder den Helm auf ſein Haupt zu ſetzen?" fragte jetzt Aben-Humeya.

„Boabdil," ſo erzählt man, „ſetzte ihn auf, als er von Ferdinand und Iſabella nach Acuña verwieſen wurde. Da er die ſchöne Krone Granada's verloren hatte, wollte er wenigſtens mit dem Helm eines Königs ſein ſchwaches Haupt ſchmücken; auch ihm brachte der Helm das Glück nicht wieder."

„Gieb ihn herunter!" befahl Humeya dem Spanier, der lächelnd eine Lanze ergriff, den zerhackten herunter nahm und ihn mit dem ſtillen Wunſche, daß er auch dem Moriſken unheilbringend werden möchte, Aben-Humeya reichte.

Während dieſer den Helm und ſeine tiefen Spalten betrachtete, war das Weib, welches aufmerkſam der Erzählung des Kaſtellans zugehört hatte, hinzugetreten. „Thorheit," ſagte eben Aben-Humeya und ſetzte den verroſteten Helm auf, „Thorheit, wenn man an ſolche Dinge glaubt —"

„Gedenke Roderich's!" unterbrach ihn die Alte mit ihrer kreiſchenden Stimme. „Nimm den Helm von Deinem Haupte, König von Granada; er iſt Dir unheilbringend!"

„Was will das alte Weib?“ wandte sich Aben-Humeya zornig, nahm jedoch, vielleicht unwillkührlich, den Helm ab. — „Wer bist Du, die wie ein böses Gestirn feindlich mich anstarrt?“

„Eine Arme, Herr, die es gut mit Dir meint,“ erwiederte die Alte schmunzelnd, „bin ein armes Zigeunerweib, und verdiene mir mein Brod, den Leuten nur Gutes verkündend.“

„Warum warntest Du mich?“

„Weil ich in der Erzählung dieses Christen den Fluch vernommen hatte, den auf dieser Stelle die Sterbende ausgesprochen hat.“

Aben-Humeya befahl den Helm wieder über das Portal zu hängen, und ohne sich weiter um die Alte zu kümmern, entfernte er sich, jedoch Aben-Aboo, als er kurz darauf bei Estrella sich befand, gab dieser den Rath, die Wahrsagerin von Acuña zu entfernen, Estrella aber befolgte ihn nicht, denn die Alte stand in ihrem Dienst und wirkte zu ihrem Zweck.

12.

Aben-Humeya verließ am andern Tage Acuña, auch Aben-Aboo und die übrigen Anführer der Morisken begaben sich in ihre Heimath, dort die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung zu treffen. Das noch vor wenigen Tagen so belebte Schloß schien jetzt verödet zu sein, nur die beiden Frauen und die nöthige Besatzung waren dort zu-

rückgeblieben. Aber schon nach einigen Tagen sollte auch diese vermindert werden, denn ein Bote brachte von Michael Roxas den Befehl, daß seine Gattin unter Bedeckung von 100 afrikanischen Bogenschützen zu ihm nach Uxijar kommen sollte.

Dieser Befehl überraschte und erschreckte Zoa. „Hast Du Deinen Vater von dem Vorfall mit Diego Aguazil unterrichtet?" fragte sie Estrella. „Fast sollte ich es glauben, da Du seit jenem unglücklichen Augenblick mich zu sprechen vermieden hast."

„Nein!" erwiederte Estrella. „Ich hätte den Vater mit dieser Nachricht nur betrüben können."

„Du scheinst mich zu verdammen?" fuhr Zoa fort. „Ich fand meines Vaters Gattin in den Armen ihres Geliebten; was könnt' ich Anderes?"

„Estrella!" sagte die Gekränkte, und in ihrem frommen Auge sprach sich Schmerz und Unmuth aus. „Kannst Du mich wirklich für schuldig halten, kannst Du glauben, ich könne meine Pflicht so vergessen? — Zwar liebst Du mich nicht und freust Dich vielleicht, mir wehe thun zu können, Du siehst nur mit Unmuth das arme andulusische Mädchen an der Hand Deines Vaters und vergissest, daß sie nur gezwungen sie empfing. Hast Du je geliebt, Estrella?"

„Geliebt? Erkläre Dich deutlicher über diese Frage. Meinst Du, mit Schwärmerei sich selbst täuschend, in dem Manne, den sich meine Laune, vielleicht meine Eitelkeit gewählt hat, einen Gott zu sehen? Nein, da habe ich nicht geliebt, und mein Herz wird auch wohl dieser Thorheit ewig verschlossen bleiben. Meinst Du aber, ob ich

Lina.

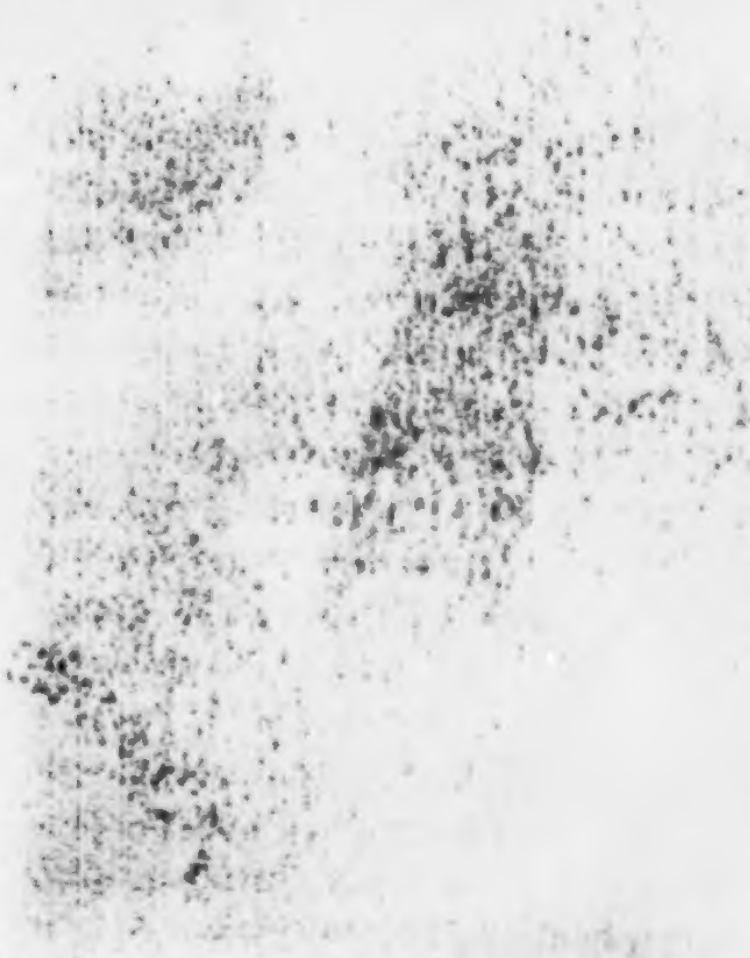

einem Manne meine Neigung geſchenkt, der durch kühne, männliche That hoch über Tauſenden ſteht, an deſſen Hand ich mit ſtolzem Gefühl einherſchreiten und ſagen kann: Dieſer Mann iſt mein Geliebter, den Sieger in der Schlacht haben meine Reize beſiegt! — ja, dann hat mein Herz gewählt, Aben-Aboo, er, der Edelſte, Tapferſte unſres Volkes iſt der Mann meiner Wahl!"

„So wird das, was ich Dir ſagen wollte, nur wenig Mitgefühl in Deiner Bruſt erwecken," ſprach Zoa tief betrübt. „Ich wollte Dir aus der Zeit meines Glücks erzählen, hoffte das mir verſchloſſene Herz zu öffnen, hoffte vergebens an Dir eine Freundin zu finden."

„Rede, Mutter!" ſagte Eſtrella, diesmal von den innig geſprochenen Worten Zoa's ergriffen und ſie zum erſten Male Mutter nennend. Ich will aufmerkſam Dich anhören, will meine Theilnahme laut ausſprechen, wenn ich Theilnahme fühle; aber ſie heucheln kann ich nicht."

„Du weißt, Eſtrella," begann die Gattin Roxas, „daß ich von armen Eltern geboren bin. Ohne Kummer, denn das Drückende der Armuth fühlte ich nicht, verlebte ich die Tage meiner Kindheit, und meine erſten Thränen weinte ich an dem Grabe der Mutter. Mein Vater, ſonſt ein harter und ſtrenger Mann, fand nur in mir, ſeinem einzigen Kinde, das ganze Glück ſeines Lebens, duldete meine kindiſchen Thorheiten und überließ mich ganz mir ſelbſt. Zur Jungfrau herangewachſen, beſorgte ich mit Luſt unſre kleine Wirthſchaft, wenn ich aber mit meinen Ziegen von dem Berge hinab nach den grünenden Ufern des Tenils zog, die Laute im Arm im Schatten eines Roſenſtrauchs ſitzend, mich meinen Träumen überließ, da traten

mancherlei Bilder vor mich, und eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem mir noch unbekannten Etwas ergriff mich, ich glaubte dann in jeder murmelnden Welle eine sanftklagende Stimme zu hören, in jedem Rauschen des Abendwindes ein leises Flüstern in den Zweigen über mir zu vernehmen, und jedes Blatt, das er in meinen Schoos warf, schien mir ein Bote aus dem Lande meiner Sehnsucht zu sein, der mir von dem Fernen Kunde brächte.

In dieser Zeit stürzte eines Abends, als ich eben mit meiner Heerde heimwärts gezogen war, ein junges Mädchen in unsre in einer Felsschlucht verborgene Hütte. Ihr gebräuntes Gesicht, ihr blitzendes Auge, der kurze wollene Rock, das um die schwarzen Locken gewundene buntgestreifte Tuch sagten mir gleich, daß es den so häufig in unsern Bergen herumziehenden Zigeunern angehöre, wenn auch eine Harfe, die sie in der Hand hielt, mich ein Anderes hätte glauben lassen sollen. „Verbirg mich, ich bitte Dich um der heiligen Mutter Gottes willen, verbirg mich, sonst bin ich verloren!" rief sie mir fast athemlos entgegen, und ohne nach Weiterem zu fragen, führte ich sie auf den kleinen Boden unsrer Hütte, wo noch Winterfutter für die Ziegen lag, brachte ihr Milch und Brod und kletterte auf einen vorspringenden Felsen, von wo man die Gegend unbemerkt übersehen konnte. Ich glaubte gewiß, ein Zug Bewaffneter müsse, sie verfolgend, die Höhe heraufkommen, und meine rege Phantasie malte sich schon Alles gar romantisch aus; aber ich erblickte Niemand, als meinen Vater, der mit einem Körbchen Feigen in der Hand nach Hause kam. Sogleich berichtete ich ihm, was indeß vorgefallen war, und er befragte nun das Mädchen nach

dem, was sie hierher geführt habe. — So erfuhren wir dann, daß am Morgen während eines furchtbaren Wetters die Ihrigen, in einer einsam stehenden Kapelle Schutz gegen Regen suchend, dort sich zu trocknen, ein kleines Feuer angemacht hätten, als plötzlich Diener der gefürchteten Inquisition, sie gefangen zu nehmen, die Kapelle umstellt. Da sei sie mit ihrer Harfe im Gewühl entsprungen, und, sich immer verfolgt glaubend, über Berg und Thal bis hierher gekommen.

Mein Vater, die heilige Hermandad nicht liebend, erlaubte ihr zu bleiben, bis sie Nachricht von den Ihrigen erhalte. Ein Jahr lebte das liebe Geschöpf in unsrer Mitte, bis das alte Zigeunerweib, ihre Mutter, das mir hierher gefolgt ist, sie auffand und mit sich nahm. Während dem Jahre lehrte sie mich die Harfe spielen und manchen lieblichen Gesang und weckte die Gabe der Dichtkunst in mir. Sie ließ mir bei ihrem Scheiden die Harfe zurück. Das Mädchen war jenseit des Meeres geboren, dort hatte sie ihren Geliebten zurücklassen müssen, dorthin richtete sie die Lieder ihrer Liebe. Durch sie wurde mir manches Bild, das sonst wie eine Nebelgestalt vor mir geschwebt hatte, erst klar, meine Sehnsucht, wenn auch ungestillt, erlangte das Ziel ihrer Wünsche, und was ich empfand, meine Träume wie mein Hoffen, sprachen sich nun in Tönen meiner Harfe, sprachen sich in meinen Liedern aus. Versammelte sich das Volk zu irgend einem Feste, so holte man mich auf stattlich geschmücktem Maulthier aus meiner Hütte, und mein Gesang mußte das Fest verherrlichen. Mit jedem Tage, ich fühlte es selbst, wurde meine Stimme schmelzender, meine Worte

glühender, meine Phantasie reger. Saß ich jetzt unter dem Rosenstrauch am Xenil, so wand ich mir Kränze von den wilden Rosen, flocht sie in mein Haar, und meine Brust hob sich sehnsuchtsvoll. Jeder murmelnden Welle hätte ich gern eine Rose mitgegeben, sie dem Manne zu bringen, dessen Bild, von der Phantasie geschaffen, mein Herz sorgsam bewahrte. Ach, Estrella, das war die schöne Zeit paradiesischer Träume, wurden sie auch unterbrochen, waren sie schnell wieder herbeigezaubert; nur Frühling umgab mich, jeder Gruß des Tages, jeder Morgensonnenstrahl rief mich in ein neues Zauberland, jedes Abendroth war mir Bürge eines schönen Traumes. So lebte ich harrend und doch bangend, dacht' ich, daß der Traum sich verwirklichen könne; der Liebe lebend, und doch nur mit ängstlichem Beben nach ihrem Weihekuß mich sehnend.

Sie nahte mir, der Traum ward zur Wirklichkeit, Diego Aguazil stand vor mir. Wie ein Blitzstrahl dem irren Wanderer plötzlich die finstre Nacht erhellt, so sah ich klar, aber der Zauber war vorüber, denn ich hielt wirklich das Glück in meinen Armen, wand nun in seine Locken die Kränze der Rosen, und das Murmeln der Wellen des Xenil war mir ein rauschender Hymnus unvergänglicher Liebe.

Der Tag der Trennung nahte, mit ihm mein finsteres Geschick. Das Lebewohl ist ein bitterer Kelch, dessen Trank tödten würde, träufelte nicht die Hoffnung ihre balsamischen Tropfen in den Becher, den wir leeren müssen. Mit der Stunde der Trennung war die Flur, war das Leben mir öde, mit der Stunde der Trennung brach mein Herz, welkten die Rosen; ihr Thau, mir sonst fun-

leinde Diamanten, waren Thränen, die Wellen zogen klagend an mir vorüber, und wie ein Verkünder des finstern Geschicks trat mein Vater zu mir, mein Paradies mit einem Worte zu zerstören. „Michael Roxas, der reichste, angesehenste Mann der Alpurarras, wirbt um Dich!“ sprach er. Ich erbleichte, zitterte, doch er fuhr fort: „Morgen nehmen die Gläubiger meine kleine Habe und ich bin ein Bettler, nur Du kannst mich retten!“ — Ich warf mich ihm zu Füßen, bat, beschwor ihn. „Es ist zu Deinem eignen Glück,“ entgegnete er mir; „wäre es nur um das meinige zu thun, stürzte ich mich von jenem Felsen herab, es wäre mit mir vorbei, und Du könntest den Bund Deiner thörichten Liebe über des Vaters zerschmettertem Gebein feiern — so aber ist es zu Deinem Glück!“ — Der sonst so zärtliche Vater blieb unbeugsam: ihn vor Verzweiflung, mich vor seinem Fluche zu retten, mußte ich ihm Liebe und Glück opfern; ich ward Roxas Gattin.“

„Arme Zoa!“ rief Estrella unwillkührlich.

„Ja, arm bin ich, das weiß Gott!“ fuhr sie fort, „arm an jedem Erdenglück, und — doch laß mich davon schweigen, der Gedanke ist zu schmerzhaft, jetzt schon Allem entsagen zu müssen, doppelt schmerzhaft, da die Erinnerung so geschäftig, so grausam ist, mir jene Tage des Glücks im Wachen und in Träumen zurückzurufen.“

Du sahst mich an der Feier meines Hochzeitfestes erbeben. Nicht der glühende Blick Aben-Humeya's, noch weniger der Anblick eines machtlosen Königs ließen mich zittern; Diego stand hinter ihm. Nicht Aben-Humeya zu vermeiden, schloß ich mich auf meinem Zimmer ein, Alguazil wollte ich nicht sehen, und doch überraschte er

mich. Unbegreiflich ist es mir, wie er in diesen abgesonderten Theil des Schlosses kommen konnte.

Estrella begriff es recht gut; sie selbst hatte, da sie Diego in den Garten schleichen sah, die Pforte geöffnet, um sich zu überzeugen, ob er der Geliebte Zoa's sei. Zoa's Erzählung hatte ihr Mitleid geweckt, und von diesem Tage an war sie weniger feindlich, oft theilnehmend gegen die Unglückliche gestimmt.

13.

Die Glocken tönten feierlich von den Thürmen Granada's, von den grauen Mauern der Alhambra herab donnerte das Geschütz und begrüßte Don Juan, der seinen feierlichen Einzug hielt. Der ein und zwanzigjährige Jüngling, von König Philipp an die Spitze des Heeres und der Verwaltung gesetzt, ritt mit mehr Ernst, als es seine Jahre erwarten ließen, durch die Straßen, wo die Christen ihn als ihren Erretter, die Morisken aber mit banger Furcht begrüßten.

Feste folgten auf Feste, jeder der Großen suchte durch verschwenderische Pracht und durch Glanz sich dem Kaisessohne gefällig zu machen, und dünkte sich auch jeder der stolzen Granden höher, größer, als der Bastard Karls des Ersten, lag doch Philipps eiserner Scepter zu schwer auf ihnen, als daß sie nicht dem neu aufgehenden Sterne huldigen sollten. Doch Don Juan blieb sich beim Ringelrennen, beim Banket und Tanz, wie bei versammel-

tem Kriegsrathe gleich. Ganz das Ebenbild ſeines Vaters, ſprach er wenig, hörte aufmerkſam die Meinung eines Jeden an, der Entſchluß gehörte aber ihm, und gemeiniglich entließ er die Verſammlung, ohne ſie mit dieſem bekannt gemacht zu haben. Die Rüſtungen betrieb er mit äußerſter Thätigkeit, ordnete Alles ſelbſt an und ſtimmte weder der Meinung des Marquis von Mondejar bei, die Moriſken durch Milde zu ihrer Pflicht zurückzubringen, noch der des Präſidenten Don Pedro de Deza, einen Verheerungskrieg gegen das unglückliche Volk zu führen; er wollte Beides, Milde und Strenge, ſelbſt Liſt gegen die Empörer verſuchen.

Bei Aben-Aboo und Michael Roxas, dieſen beiden mächtigen Häuptlingen, verſuchte er es zuerſt, ſie durch glänzende Verſprechungen auf die Seite des Königs zu ziehen. Er lud Beide ein, zu ihm nach Granada zu kommen, und verſprach ſicheres Geleit. Roxas ſchien nicht abgeneigt zu ſein, und mancher Bote wurde deshalb von ihm nach Granada geſandt; Aben-Aboo aber erklärte offen, für ſich verlange er Nichts, könne er aber für ſeine unterdrückten Brüder ein beſſeres Loos erlangen, könne der Prinz ihm dafür Sicherheit geben, ſo wolle er willig die Waffen niederlegen und ſich perſönlich vor dem Prinzen ſtellen. Selbſt Aben-Humeya gab Gelegenheit, daß man eine Unterhandlung mit ihm anknüpfen konnte. Sein Vater und Bruder lagen in Granada gefangen; von Kindespflicht getrieben, wandte er ſich an den Prinzen mit der Bitte, ſie gegen einige vornehme ſpaniſche Gefangene auszuwechſeln. Don Juan ſchien anfangs darauf einzugehen, obgleich es wohl nie ſeine Abſicht geweſen

war, dieſe Geißeln aus der Hand zu geben; er benutzte wahrſcheinlich nur dieſe Gelegenheit, Aben-Humeya die vortheilhafteſten Bedingungen zu machen, wenn er ſich dem Könige unterwerfe, und dieſer, dem bloß an der Freiheit ſeines Vaters gelegen war, zeigte ſich nicht abgeneigt, ſich in nähere Unterhandlungen einzulaſſen. Aber Aben-Humeya, wie Roxas, verfehlten ihr Ziel; mehrere Briefe Roxas fielen in Aguazil's Hände, ſo wie einer, deſſen Inhalt auf mancherlei Weiſe Aben-Humeya kompromittirte, von Aben-Aboo aufgefangen wurde. Don Juan allein hatte ſeinen Zweck erreicht und Mißtrauen und Argwohn unter die Anführer der Moriſken geſtreut.

Während er ſich nur mit den Kriegsrüſtungen zur Unterdrückung der Empörung zu beſchäftigen ſchien, hatte er doch auch noch ein anderes Ziel vor Augen, nach dem er im ſtillen ſtrebte, und wobei er, wie bei jedem ſeiner Pläne, ſich von Niemand durchſchauen ließ. Stets blieb er Herr ſeiner Leidenſchaften, die er in gleichem Maße wie ſein Vater zu bezähmen und zu verbergen verſtand. Die ſchöne Iſabella von Villafranca, des Commandanten der Alhambra Tochter, hatte ihm vom erſten Augenblicke an, da er ſie ſah, gefallen; ihre nähere Bekanntſchaft, die ihm leicht wurde, da er mit ihr im Palaſte Karls des Erſten wohnte, entzückte ihn, und oft ſuchte und fand er Gelegenheit, ſie in den weitläuftigen Gemächern des alten Schloſſes der Alhambra allein zu ſehen. Behutſam nahte er der Doña, nur vorſichtig und berechnet öffnete er ihr ſein Herz, nur abgemeſſen ſprach er von ſeiner Neigung. Iſabella ſchien ihn jedoch nicht verſtehen zu wollen, ſo daß er ſich genöthigt fand, ihr eines Abends faſt auf der näm-

lichen Stelle, wo Aben-Aboo ſie überraſcht hatte, unumwunden ſeine Liebe zu geſtehen. Iſabella hörte den Prinzen mit aller dem Bruder ihres Königs gebührenden Achtung an, ſchien ſich dadurch geehrt zu fühlen, meinte aber, der Prinz ſtehe zu hoch, um die Tochter eines geringen Edelmanns, der keine weitern Vorzüge, als ſeinen Kriegsruhm, beſäße, mit ſeiner Hand beglücken zu können. Jeder weitern Annäherung Don Juan's wich ſie mit Anſtand aus und entflammte ſo, ſicher ohne es zu wollen, die Liebe des Prinzen immer mehr, der doch noch Gewalt genug über ſich hatte, ſeine Leidenſchaft vor Jedermann, außer ihr, zu verbergen. Aber Nichts führte ihm das Mädchen näher, nicht Glanz, nicht äußere Vorzüge konnten ein Herz feſſeln, in welchem ſchon das Bild eines Andern ſtand. Don Juan mußte Granada verlaſſen, ohne ſich eines freundlichen Blickes von ihr rühmen zu können.

14.

Der Marquis von Mondejar war in dieſer Zeit nach Madrid berufen worden; an ſeiner Stelle befehligten jetzt der Herzog von Seſſa und der Marquis von Los Velez die Kriegsvölker, die ſich auf 10000 zu Fuß und 2000 Reiter beliefen; beide ſtanden jedoch unter dem Oberbefehl Don Juan d'Auſtria's. Der Herzog drang durch die Nevada, der Marquis von Murcia's Grenzen gegen die Alpuxarras vor.

Nie war noch für die Moriſken die Gefahr größer geweſen, als in dieſem Augenblick; deshalb verſammelten ſich auch alle ihre Anführer in Uxijar, dem gewöhnlichen Aufenthalte Michael Roxas. Es wurde hier allgemein beſchloſſen, ſich mit dem größten Theile der Bewaffneten in einen befeſtigten Ort zu werfen, während die übrigen, in kleine Haufen zerſtreut, im Rücken der Feinde ihnen die Zufuhr abzuſchneiden ſuchen ſollten. Auch ſetzte es Michael Roxas durch ſeinen überwiegenden Einfluß ſelbſt gegen des Königs Meinung durch, daß Uxijar hierzu gewählt wurde, obgleich Aben-Humeya und die aus der Nevada und der Gegend von Malaga für Paterna ſtimmten, wohin ſich auch Humeya am andern Tage begab.

Hier machten ihn Diego Aguazil, Gorri und Seniz darauf aufmerkſam, wie gefährlich es ſei, ſich ſo ganz in die Hände Roxas zu geben und ſich in eine dieſem ganz ergebene Stadt einzuſchließen. Aguazil, die aufgefangenen Briefe vorzeigend, verſicherte Humeya, daß er gewiſſe Kunde habe, daß Roxas mit Don Juan unterhandle, den König und alle Anführer der Moriſken auf einen Punkt zu locken und ſie dann ſämmtlich den Händen der Spanier zu überliefern.

Aben-Humeya, nur zu willig dies glaubend, ließ ſich leicht von Gorri, Melqui und den andern Anführern überreden, daß Roxas ein Verräther ſei; nur Seniz vertheidigte ihn öffentlich mit Wärme, insgeheim aber ſuchte er Humeya noch mehr gegen ſeinen Schwiegervater aufzubringen, wozu es nicht vieler Ueberredung bedurfte. Zu Roxas Verderben war Aben-Aboo den Andern nicht nach Paterna gefolgt, und Aben-Humeya ſchickte noch am näm-

lichen Tage einen Boten ab, der Roxas unter dem Vorwande erhaltener wichtiger Nachrichten nach Paterna entbot.

Roxas folgte, von seinen nächsten Verwandten begleitet, der Einladung. Als er sich Humeya's Wohnung nahte, sah er diesen zu seinem Empfange bereits unter dem Portale stehen; er stieg von seinem Rosse ab, ihn zu begrüßen. Doch wie erstaunte er, als dieser plötzlich einem Diener die Armbrust entriß und nach ihm zielte. Sein Schicksal ahnend, beugte Roxas sein Haupt, der Pfeil schwirrte glücklich über ihn hin, doch traf ihn statt dessen das Schwert eines herzuspringenden Türken; zu gleicher Zeit drangen von allen Seiten Bewaffnete aus den Häusern, und Roxas und seine Begleiter wurden ohne Erbarmen niedergesäbelt.

Bevor diese Frevelthat in Uxijar bekannt werden konnte, stand Aben-Humeya mit seinen Anhängern schon vor der Stadt, die Thore wurden ihm geöffnet, und er zog ein. Sogleich eilte Diego zu Zoa, die schon einige Zeit in dieser Stadt bei ihrem Gatten gewesen war, und alle Rücksichten vergessend, trat er in ihr Gemach und verkündete ihr ohne Schonung den Tod ihres Gatten, und auf welche Weise er geendet habe. Aber wie erstaunte er, als sie bei dieser Nachricht erbebte, weinte und ihn bat, sich sogleich zu entfernen. „Hab' ich denn so sehr in Eurer Achtung verloren, Aguazil?" sagte sie zürnend, als er zu gehorchen zögerte, „daß Ihr mir den Tod meines Gatten als eine freudige Nachricht zu verkünden wagt? Kein Wort — ich bitte, ich beschwöre Euch," fuhr sie mit Hast fort als er zu reden beginnen wollte, „ehrt meinen Schmerz

und entfernt Euch jetzt, wenn wir nicht für immer getrennt sein wollen!" Staunend entfernte sich Diego.

Gleich darauf ließ Aben-Humeya die Wohnung Roxas mit Bewaffneten umstellen und mehrere von dessen Freunden gefangen nehmen. Er selbst aber verließ noch in der Nacht Urjar und ließ Aguazil als Befehlshaber dort zurück.

Dieser vermochte am Morgen der Versuchung nicht zu widerstehen, Zoa zu sehen; er ging zu ihr und fand sie nicht. Sie war verschwunden, und Niemand konnte ihm Kunde geben, wohin sie geflüchtet sei. Sein erster Gedanke war Acuña. Er eilte zu Aben-Humeya zurück, stellte ihm vor, wie nothwendig es sei, dieses feste Schloß in Besitz zu nehmen, und bestimmte ihn, ohne Aufschub dorthin zu ziehen, da vielleicht die Nachricht von Roxas Tode noch nicht bis dahin gedrungen sei. Ueberdies wäre es gefährlich, diesen festen Punkt in den Händen der entschlossenen Estrella zu lassen.

Aben-Humeya brach auf, nahm mit tausend Rohrschützen den Weg nach dem Meere zu, ließ die Bewaffneten hinter einer Olivenpflanzung am Fuße des Felsens zurück, auf dem Acuña lag, und ritt, fest überzeugt, die Nachricht von Roxas Tode sei noch nicht bis hierher gedrungen, nur von Wenigen begleitet den Berg hinauf.

Aber die Thore blieben ihm verschlossen. Den Mörder ihres Vaters würde sie nie in diesen Mauern aufnehmen, war die Antwort, die sie Aben-Humeya auf seine Aufforderungen gab, und als er Gewalt zu gebrauchen drohte, sauf'te statt fernerer Antwort die Kugel einer hal-

den Karthaune über ihn, und seine Drohung zu erfüllen nicht stark genug, mußte er nach Paterna zurückkehren.

Aben-Aboo war bei der Nachricht von Roxas Tode tief erschüttert gewesen. Obgleich er Roxas in dem Verdachte gehabt, daß er wohl geneigt sein könne, die gerechte Sache seiner Brüder zu verlassen, und obgleich er die Gewißheit hatte, daß er mit den Spaniern in Unterhandlungen gestanden, so ergriff ihn doch das treulose Benehmen Aben-Humeya's schmerzlich, denn hatte dieser Beweise gegen Roxas in Händen, warum ihn nicht als Verräther seines Vaterlandes vor Gericht stellen und ihn so der öffentlichen Rache Preis geben? — War er schuldig, dann hätte er selbst über den Vater Estrella's das Todesurtheil gesprochen.

„Am andern Tage erhielt er einen Boten von Acuña, der ihn aufforderte, eilig dorthin zu kommen. Er hielt es für Pflicht, in solchem Augenblick die Unglückliche nicht zu verlassen, und da auch dieses Mal die Spanier an der Nevada vorübergegangen wären, so könnte er es um desto eher wagen, sich einige Tage von seiner Heimath zu entfernen. Schon am andern Abend traf er in Acuña ein.

Wie ganz anders war heute sein Empfang, als vor wenigen Wochen! Niemand kam ihm entgegen, keine Lampen erleuchteten, keine Blumengewinde schmückten das dunkle Thor, still war es auf dem äußeren Hofe, als sei mit Roxas alles Leben hier erstorben. Erst im innern Hofe kam ihm ein schwarz gekleideter Diener zum Empfange entgegen, bat ihn, zu folgen, und führte ihn in Estrella's Gemach. Hier mußte er einige Zeit verweilen; endlich öffnete sich die Thür, und Estrella trat ein.

„Sei mir in dem Hause der Trauer gegrüßt, Aben-Aboo!" sagte sie mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand. „Komm, folge mir!"

Er folgte, das Auge auf das bleiche Mädchen gerichtet, das im Trauergewande, bleich und entstellt, als sei sie selbst dem Grabe entstiegen, an seiner Seite ging. Wie schnell waren die Rosen ihrer Wangen gebleicht, wie schnell hatte das Unglück die Lebensfrische dieses üppig prangenden Mädchens zerstört. — Schweigend schritt er an ihrer Seite die Wendeltreppe hinab, auch sie sprach kein Wort, und bald standen sie an der Pforte der Kapelle, die ein alter Diener öffnete. Ein schauervoller Anblick überraschte hier Aben-Aboo.

Eine vom Kreuzgewölbe herabhängende Ampel verbreitete ein nur mattes Licht über die schwarz ausgeschlagenen Wände der Kapelle, in deren Mitte ein einfacher Sarg stand, und deren Pforte sich schnell hinter ihnen schloß.

„Du verwunderst Dich wohl, daß ich Dich hierher führe, wo der Gekreuzigte noch unentweiht auf dem Altare steht?" begann jetzt Estrella. „Wisse, Aboo, ich bin Christin! Das Joch, das uns drückt, nicht der Glaube an Mahomed macht mich zur bittern Feindin der Spanier, und so wie ich, dachte auch dieser!" Indem sie dies sprach, warf sie den Deckel des Sarges zurück, und der Leichnam Michael Roxas, von hundert Schwertern zerfetzt, lag, in's Leichentuch gehüllt, vor ihm. „Bei dem Sarge meines Vaters!" rief sie, und ihr Auge flammte, „bei den blutigen Wunden seines Hauptes, hier vor dem Bilde des Gekreuzigten fordre ich Dich auf zur Rache!—

Wäre die Flamme Deiner Liebe auch ſchon erloſchen, wollteſt Du auch mit Freuden das Band zerreißen, womit dieſer meuchlings Gemordete uns vereinen wollte, ſo verpflichtet Dich ſchon Deine Ehre, Eſtrella zu rächen. Schwöre es ihr und gieb ihr durch Deinen Schwur die verlorne Ruhe wieder!"

Aben-Aboo, der, während ſie ſprach, ſtarr den Todten angeblickt hatte, erhob jetzt das Auge nach dem Mädchen, das feierlich die Worte wiederholte: „Gieb mir die verlorne Ruhe wieder!" Ihr Anblick ergriff ihn wehmüthig, mitleidsvoll und doch grauſig. „Eſtrella," ſprach er, „fiel Dein Vater unſchuldig, ſo ſchwöre ich Dir, ſein Rächer zu ſein; war er aber Verräther an ſeinem Volke, ſo blutete er mit Recht!"

Ein bitteres Lächeln umzog Eſtrella's Mund, ſie begann einige unzuſammenhängende Worte hervor zu ſtoßen, brach jedoch ſchnell ab, ſchloß den Deckel des Sarges, und ohne weiter etwas zu ſagen, kniete ſie vor dem Altar nieder, murmelte leiſe ein Gebet, reichte dann Aboo die Hand und führte ihn wieder in ihr Gemach zurück.

15.

Als Aboo von Acuña zurückgekehrt war, traf er einen ihm bekannten Mann aus Granada, der von dem Herzog von Seſſa abgeſchickt war, wegen einer Unterredung mit ihm zu unterhandeln, die nur das Beſte ſeines Volks betreffen ſollte. Der ſtolze Moriske verweigerte, mit irgend

Jemand zu unterhandeln, als dem Prinzen selbst, und um allen Verdacht geheimer Verbindungen mit den Spaniern zu vermeiden, benachrichtigte er Aben-Humeya und die übrigen Anführer davon und ließ sie wissen, daß, wenn ihm Don Juan sicheres Geleit zusage und ihm dafür gehörige Bürgen stelle, er gesonnen sei, das, was ihm der Prinz zu sagen habe, zu vernehmen.

Indessen drangen die Spanier immer tiefer in das Gebirge. — Diesmal durchzogen sie es nicht mit großer Eile, indem die Moriscken, jedes bedeutende Gefecht vermeidend, sich rechts und links in die Schluchten warfen, ihnen die Lebensmittel abschnitten und nun mit ihrer Habe in unangreifbaren Stellungen den Angriff abwarteten. Don Juan folgte einem andern Plane. Er ließ jeden Ort, den er eingenommen, befestigen, und der ihm unhaltbar schien, zerstören, sorgte mit äußerster Strenge für den Unterhalt der Soldaten und suchte durch Versprechen und glänzende Anerbietungen die Anführer der Empörer zu gewinnen. Bei vielen gelang es ihm. Städte und Dörfer, welche die Moriscken verlassen mußten, schickten Abgesandte und unterwarfen sich, wenn auch nur zum Schein oder aus Noth gedrungen, dem Sieger. So schienen anfangs die Unternehmungen einen glänzenden Fortgang zu haben, besonders da unter den Häuptern der Moriscken Zwietracht die Kräfte zu zersplittern begann; bald aber wechselte das Glück, und den Empörern wurde in mehrern kleinen Scharmützeln der Sieg, auch stellte sich der in diesen Gebirgen gewöhnliche Feind der Spanier, der Hunger, wieder ein, da ihnen in diesen unweg-

samen Gegenden Lebensmittel nur auf Maulthieren zugeführt werden konnten.

Der erste bedeutende Verlust, den die Spanier in dieser Zeit erlitten, war in der Gegend von Orgiva, das die Moriſken zu belagern drohten. Don Juan ſchickte 500 Mann zur Verſtärkung der Beſatzung, ſie wurden abgeſchnitten und ſämmtlich niedergehauen. Dieſe Scharte auszuwetzen, ſandte er einen ſeiner angeſehenſten Hauptleute gegen Frigiliana. Aben-Humeya kam aber eiligſt aus der Gegend von Almeria herbei, und die Spanier mußten ſich mit bedeutendem Verluſt zurückziehen. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer fühlbarer, täglich verließen eine Menge Ausreißer das Heer, und ſchon ſandte Don Juan dem Marquis von los Velez den Befehl zum Rückzug, als der Großcomthur von Caſtilien, Requeſens, mit einer Flotte an der Küſte erſchien. Mit 2000 Mann landete er bei Torro, vereinigte ſich dann mit den von Frigiliana Zurückgeſchlagenen, zog noch mehr Kriegsvölker an ſich, und da er zugleich Lebensmittel in Menge mitbrachte, zogen die Völker von Malaga, Velez und Antequerra willig ihm zu, und ſein Heer war bald ſo beträchtlich, daß er vor Frigiliana rücken konnte, das er, es koſte was es wolle, zu nehmen den Befehl erhielt. Dieſer Punkt war den Spaniern wichtig, weil von hier aus die Moriſken das ganze Meeresufer von Malaga bis Almeria beunruhigten; der Prinz legte daher einen großen Werth auf dieſen Punkt, aber die Moriſken, die Wichtigkeit des Poſtens gleichfalls kennend, ſetzten Alles zu ſeiner Vertheidigung in Bewegung. Aben-Humeya, wohl nicht die ſo baldige Rückkehr der Spanier

vor dem Pegñon vermuthend, hatt: die Besatzung geschwächt und rückte nun von der Seite von Almeria herbei, der Herzog von Sessa aber trat ihm in den Weg, bot ihm ein Treffen an, das Aben-Humeya vermied, und verhinderte ihn so, nach Frigiliana Hülfe zu bringen. Da entschloß sich Aben-Aboo, die Sierra Nevada zu verlassen und mit 600 Armbrust- und 400 Rohrschützen den Versuch zu wagen, Frigiliana zu erreichen. Unbekümmert, daß die Nevada, von Vertheidigern entblößt, eine leichte Beute der Feinde werden konnte, setzte er sich in Marsch, schlich auf ungebahnten Wegen, durch Schluchten und über Felsen, dem Meere zu, und so gelang es ihm, die Nähe des Pegñons zu erreichen.

Frigiliana ist ein offner, in einem fruchtbaren Thale unfern des Meeres gelegener Ort, der für sich wenig zur Vertheidigung darbietet. Die Felsmassen aber, an deren Fuß der Ort sich lehnt, und die gegen das Meer sich schroff senken, bilden das berühmte Pegñon von Frigiliana. Nur mit Mühe kann man von der Seite von Malaga bis an die letzte Höhe gelangen, die eine so bedeutende Fläche hat, daß wohl 10000 Menschen dort Platz finden. Steile, unzugängliche Felsen umgeben sie, und nur auf rauhen, sich zwischen Klippen hindurch windenden Fußpfaden kann man hinauf gelangen.

Aben-Aboo's Herz schlug freudig, als er das Pegñon, von der Abendröthe vergoldet, erblickte; aber bald war seine Freude dahin, da er das spanische Heer rings umher gelagert sah und den einzigen Weg, den er nehmen konnte, mit den schweren Reitern auf der Fläche bei dem Brunnen von Azebuchal besetzt fand. Seinen Vorsatz

aufzugeben und wieder heimwärts zu ziehen, erlaubte ihm sein Stolz nicht, die Brüder dort oben zu retten, befahl ihm die Liebe zum Vaterlande; er beschloß daher ein kühnes Wagstück zu unternehmen und die Reiterei, den Kern der spanischen Macht, die absichtlich, jede Hülfe von der Nevada zu verhindern, hier postirt war, zu überfallen und dort durchzubrechen.

Er verbarg seine Krieger hinter den Felsen und in den Schluchten, und wartete die Nacht ab; um Mitternacht verließ er sein Versteck und schlich heran. Es gelang den Vorangeschickten, die ausgestellten Posten zu überfallen und zu tödten; doch hatte dies nicht ganz ohne Geräusch geschehen können, denn das kleine Lager der Reiter war schon in Allarm, als die Moriſken dem Brunnen sich nahten.

Es war kein Augenblick zu verlieren, die Kugeln, Bolzen und Pfeile trafen, Roß und Reiter niederwerfend, in die dichten Haufen der Spanier, zugleich drangen die Moriſken mit wildem Geschrei auf die Ueberraschten, deren scheue Rosse nicht mehr ihren Reitern gehorchen wollten. Der Kampf ward ungleich, die Spanier, nicht in geschlossenen Gliedern fechtend, wichen der Uebermacht, Aben-Aboo drang vor und erreichte bald die Schlucht, in der er vor jedem Angriff der Reiterei sicher war.

Aber noch waren die Felsen zu erklimmen, auf deren Hochebene das Fußvolk der Spanier stand; auch konnte man vermuthen, daß der Feind, durch das Schießen aufgeschreckt, von allen Seiten herbei eilen würde, und deshalb war keine Zeit zu verlieren. Nur mit wenigen, aber kräftigen Worten feuerte Aben-Aboo seine Krieger an,

zeigte hinauf nach dem Pegñon, wo ihre Brüder sie sehnsuchtsvoll erwarteten, und der Erste, klimmte er mit den Rohrschützen den Fußpfad hinauf, sein treuer Waffengefährte Gorri folgte mit den Armbrustbewaffneten. Heiß war der Kampf. Die 300 Spanier, die unter Johann de Cardenas hier aufgestellt waren, wehrten sich mit verzweifeltem Muthe, und nur der Angriff der Moriſken vom Pegñon herab entſchied; Cardenas mußte in die Felsſchluchten ſich retten und den Wüthenden die die Höhe hinauf führenden Fußpfade frei laſſen.

Nach vielen Beſchwerden gelangte Aben-Aboo endlich auf den Pegñon. Es war ein herzzerreißender Anblick, als nun das Morgenlicht die Dämmerung durchbrach, und die Moriſken ſich gegenſeitig begrüßten. Greiſe, Weiber und Kinder kamen in Menge jubelnd Aben-Aboo entgegen, aber nur wenig ſtreitbare Männer, und dieſe, mit Ausnahme von 100 Türken, die, vor einiger Zeit gelandet, von den Spaniern verfolgt, ſich hierher geflüchtet hatten, waren faſt alle nur mit Schleudern bewaffnet; ſelbſt an Lebensmitteln fehlte es.

Aben-Aboo ſah mit Unmuth die wenigen Anſtalten, die zur Vertheidigung dieſes wichtigen Poſtens getroffen waren. Ohne die Ankunft der Seinigen hätten die Moriſken nicht einen Tag länger einem ernſtlichen Angriff der Spanier widerſtehen können. Sein Mißtrauen gegen Aben-Humeya, das Seniz, Gorri und mehrere Anführer noch genährt hatten, ließen ihn glauben, dieſer habe den Spaniern den Pegñon überliefern wollen. Doch durch dieſe niederſchlagenden Gedanken nicht entmuthigt, traf er ſchnell alle zur Vertheidigung nöthigen Anſtalten, und

glücklich für ihn, daß er die Vorsorge getroffen hatte, auch die Armbrustschützen Pulver und Blei tragen zu lassen, denn auf dem Pegñon selbst traf er fast gar keinen Kriegsbedarf. Steine wurden nun an die Abhänge geschafft, sie auf die Stürmenden herabzurollen; die Greise und die Weiber erhielten diesen Posten. Die Rohrschützen stellte er hinter die nähern Felsen, während die Schleuderer und Armbrustschützen sich mehr vorwärts in einer tiefen Schlucht lagerten, wo sie die Feinde eher erreichen konnten. Felsstücke lagen überall bereit, die Spanier zu empfangen, die auf einer Höhe, dem Pegñon gegenüber, mit unsäglicher Mühe ein Geschütz angebracht hatten, mit dem sie die Morisken, jedoch ohne Erfolg, unablässig beschossen.

Schon am andern Tage begann der Angriff von der Seite von Malaga her. Don Pedro de Padilla führte hier ein neapolitanisches Regiment und 300 Soldaten der Galeeren zum Kampf. Der Angriff war heftig, wurde jedoch mit leichter Mühe zurückgeschlagen. Täglich ward er erneuert, und bald mußte Aben-Aboo den Seinen befehlen, sparsamer mit der Munition umzugehen, denn es begann selbst an Bolzen und Pfeilen zu mangeln, und die Spanier unterließen keinen Tag den Angriff.

Nachdem Verstärkungen im spanischen Lager angekommen waren, beschloß der Großcomthur, dessen Streitkraft auf 10000 Mann angewachsen war, einen allgemeinen Angriff. Aboo konnte von der Höhe herab die Vorbereitungen der Feinde genau beobachten und ahnete, was ihm bevorstand. Er versammelte deshalb alle waffenfähige Männer, hielt Musterung über sie und fand nur noch 1800, denn mehrere hundert hatten die Kugeln der Feinde

getroffen, und diese übriggebliebenen waren schlecht bewaffnet; jeder Rohrschütze hatte nur noch zwei Schuß, jeder Armbrustschütze nicht viel Bolzen und Pfeile mehr. Da sah er ein, daß bei anhaltendem, ernstlichem Angriff des Feindes Vertheidigung unmöglich sei, und faßte nun einen kühnen Entschluß, den er nur den Anführern mittheilte, und dessen Ausführung er bis zum Augenblick der höchsten Gefahr verschob.

Sie nahte bald. Mit Sonnenaufgang rief Trompete und Trommel die Schaaren der Spanier zum Kampfe, und schnell rückten auch die Moriſken auf die ihnen angewiesenen Posten; Greise, Weiber und Kinder rollten Felsstücke herbei, und jeder bereitete sich zum Kampfe auf Leben und Tod. Requesens, der bisher immer, und stets ohne Erfolg, von dem Brunnen Azebuchal aus den Angriff gerichtet hatte, weil er dies für die schwächste Seite des Pegñons hielt, war durch einen Ueberläufer benachrichtigt worden, daß die Ostseite, wo ein Fußpfad nach Almeria führt, der am leichtesten zu ersteigende, am schwächsten befestigte Theil sei, und der Ueberläufer hatte sich ihn zu führen erboten. Dieser Moriske war jedoch mit Vorwissen Aben-Aboo's von Gorri unter dem Vorwande an den Großcomthur abgeschickt worden, um mit ihm in Gorri's Namen wegen der Uebergabe des Pegñons insgeheim zu unterhandeln; somit war der Ueberläufer selbst und durch ihn die Spanier getäuscht.

Requesens, der sich, dem Augenschein nach, von der Richtigkeit der Aussage dieses Mannes überzeugt hatte, beschloß nun den Hauptangriff von dieser Seite; auf der Nordseite bei dem Brunnen stellte er die Milizen aus den

Städten auf, er selbst behielt den Kern seines Heeres bei sich. Drei Kanonenschüsse von der gegenüberliegenden Höhe gaben das Zeichen zum Angriff, den die Milizen zum Scheine begannen. Sie wurden mit einem Steinhagel empfangen, und die herabgerollten Felsstücke, die mit raschem, immer rascherem Sprunge von Fels zu Felsen rollten, rauschten drohend bald über sie hin, bald schmetterten sie ganze Reihen der Ihrigen nieder. Der Kampf war hier kurz; die Spanier zogen sich bald zurück.

Auf der Seite von Almeria aber ward das Gefecht heftiger. Don Juan hatte wiederholte Befehle gesandt, kein Blut zu schonen, und den Pegñon, selbst mit großen Aufoferungen, zu nehmen. Dieser Befehl war den Soldaten bekannt gemacht worden, Priester hatten ihnen am Morgen den Segen ertheilt, und jedem im Kampfe Fallenden das Paradies versprochen, Don Juan's Befehl hatte ihren Ehrgeiz gespornt, die Aussicht auf reiche Beute reizte ihre Habgier, und so wirkten alle Leidenschaften, sie zum rasenden Kampfe zu entflammen, aber sie fanden auch rasenden Widerstand. Anfangs waren es auch hier die herabgerollten Felsstücke, die Tod und Verderben in ihre Reihen brachten, dann zerschellten die aus starken Schleudern herabgeworfenen Steine ihre ehernen Schilder und verwundeten manchen im Kampfe ergrauten Krieger. Jetzt sauf'ten Bolzen und Pfeile hinter den Felsen hervor; wo die Pfeile trafen, waren sie tödtlich, denn sie waren meist vergiftet, und mit Vorsicht abgeschossen, verfehlten sie nur selten ihr Ziel. Jetzt begann aber auch das Feuer der spanischen Hakenschützen, die, in Schluchten und Vertiefungen versteckt, manchen Moriscken verwundeten, doch

nur die Heranrückenden im Auge behaltend, kümmerten sich diese wenig um ihr Feuer, und da das spanische Fußvolk unaufhaltsam vordrang, und jeder Widerstand hier nutzlos gewesen wäre, zogen sie sich endlich von Klippe zu Klippe bis zu einem bestimmten vortheilhaften Punkte zurück.

Mit beispiellosem Muthe erklimmten die Spanier die steilen Felsen, der Rücken des Einen ward dem Andern zur Leiter; so schwangen sie sich, den Tod vor Augen, der ihnen aus schroffem Abgrunde entgegen gähnte, der ihnen aus dem sichern Rohr der Schützen entgegen blitzte, immer höher und höher, bis sie jetzt eine kleine Ebene erreicht hatten, wo sie sich unter Pfeil- und Kugelregen sammeln konnten. Aber ehe ihnen dies gelang, stürzten auf ein verabredetes Zeichen die Moriſken, Aben-Aboo an der Spitze, aus Schluchten und hinter Felsen hervor; den Säbel in der Faust, eilten die Türken voran, bei deren Anblick die überraschten Spanier stutzten. Unaufhaltsam drang Aboo nun vorwärts, durchbrach bald ihre kaum geordneten Reihen, und ein furchtbarer Kampf entstand. Dicht gedrängt, Mann an Mann, standen die Kämpfenden auf engem Raume in wildem Gewühl, die Moriſken steile Höhen, die Spanier schroffe Klippen und tiefe Abgründe hinter sich, den Tod überall. Endlich unterlagen die Spanier der Uebermacht und der Verzweiflung, 300 fanden auf dem Platze den Tod, eben so viele auf der der Flucht. — Ihre letzten Kugeln, die letzten Pfeile sandten die Moriſken ihnen nach und zogen sich dann wieder in ihre feste Stellung auf den Pegñon zurück. Hier ordneten sie sich schnell, als sie sahen, daß Requesens andre Völker zum Angriff anrücken ließ, riefen den Greisen,

Weibern und Kindern ein schmerzliches Lebewohl zu und stürzten sich durch die Schluchten der Nordseite auf die bei dem Brunnen stehenden Milizen von Malaga und Velez, durchbrachen ihre Reihen, jagten die wenige Reiterei, die sich ihnen entgegen warf, bald in die Flucht und erreichten glücklich den Fuß des Gebirges.

Während dem hatte Requesens, diese kühne That nicht ahnend, den Sturm von neuem beginnen lassen. List fürchtend, da die Spanier jetzt gar keinen Widerstand fanden, klimmten sie nur vorsichtig die Felsen unter Trompetenschmettern hinauf, das aber bald verstummte, da der Großcomthur die Meldung erhielt, ein großer Theil der Moriſken habe sich auf der Straße nach Orgiva durchgeschlagen. Schnell sandte er seine ganze Reiterei ihnen nach, aber in einzelnen Haufen sich auf Wegen zurückziehend, die der Reiterei unzugänglich waren, gelangte Aben-Aboo mit 1700 streitbaren Männern nach Valor, wo sich eben Aben-Humeya befand.

Die Spanier hatten sich indessen in den Besitz des Pegñons gesetzt und unermessene Beute dort gefunden; jedoch behandelte Requesens die gefangenen Greise, Weiber und Kinder menschlich, nur die verwundeten Männer, die Aboo nicht folgen konnten, wurden während des Sturmes von den Eindringenden niedergemacht.

16.

So sehr auch der Verlust dieses wichtigen Postens Aben-Humeya schmerzen mußte, so empfing er doch Aben-Aboo mit Auszeichnung und freute sich, noch so viel tapfere Krieger gerettet zu sehen. Jedoch schon bei der ersten Unterredung brach Aboo's Unmuth aus, und er überhäufte den Moriskenkönig mit Vorwürfen, die dieser wohl nicht ganz verdiente. Aben-Humeya, zu stolz, sich zu rechtfertigen, sprach als Fürst zu seinem Untergebenen, und Beide trennten sich gegen einander erbittert.

Leicht hätte es Diego Aguazil, der auch Aboo's Freund war, gelingen können, eine Versöhnung herbeizuführen, denn er, in des Königs Geheimnisse eingeweiht, war gewiß im Stande, ihn zu rechtfertigen, aber er haßte in diesem Augenblick Aben-Humeya mehr, als es Aben-Aboo that, er haßte ihn und hatte seinen Untergang geschworen. Das plötzliche Verschwinden Zoa's konnte nur mit Bewilligung des Königs geschehen sein, und manches Wort, mancher Blick, dessen er sich nun erinnerte, weckten den Verdacht in ihm, die Geliebte sei in der Gewalt des Königs. Nachforschungen vermehrten seinen Argwohn, und er hatte jetzt die feste Ueberzeugung gefaßt, Aben-Humeya, sein Freund, habe ihn hintergangen und ihm das Glück seines Lebens geraubt. Er fachte daher die Flamme der Zwietracht an, statt sie zu löschen, und vermehrte durch einige hingeworfene Worte den Argwohn Aboo's, daß der König für sich mit den Spaniern unterhandle.

Schon am andern Tage verließ Aben-Aboo mit den Seinigen Valor, und da er einen Streifzug in das Thal von Granada machen ſollte, gab ihm Aben-Humeya die 400 Türken mit, die ihm von Algier zu Hülfe geſendet waren. Gern entledigte er ſich ihrer, da er ſie nicht liebte und ſtets befürchtete, daß ſie ſich von einem der ehrgeizigen Anführer der Moriſken, ihn zu ermorden, werben laſſen könnten. Gorri folgte Aben-Aboo, und auch Seniz ſtieß bald mit ſeinen Monſi's zu ihm.

Ehe aber noch Aben-Aboo ſeinen Zug in die Vega von Granada beginnen konnte, kam ein begüterter Mann aus dieſer Stadt zu ihm und brachte ihm ein Schreiben Don Juan's, der das Heer verlaſſen und wieder nach Granada zurückgekehrt war. In dieſem Schreiben forderte ihn der Prinz auf, ſich zu ihm zu begeben, verſprach ihm hierzu ſicheres Geleit und den Grafen von Tendilla und drei der angeſehenſten Bürger der Stadt nach Mecina de Bonvaron zur Sicherheit als Bürgen bis zu ſeiner Rückkehr zu ſchicken.

Aboo berieth ſich mit ſeinen Freunden, und alle, feſtes Vertrauen in ſeine Treue ſetzend, waren der Meinung, daß er die Vorſchläge des Prinzen wenigſtens anhören müſſe, am eifrigſten ſtimmte Seniz dafür. Aboo antwortete hierauf dem Peinzen, daß er ſich, ſobald die Bürgen in Bonvaron eingetroffen wären, ſogleich auf den Weg nach Granada machen würde. Aben-Humeya wurde trotz gegenſeitiger Erbitterung von ihm hiervon unterrichtet. Nach einigen Tagen kam der Graf von Tendilla und die drei Bürger in Bonvaron an, und gleich darauf beſtieg Aboo ſein Roß und ritt nach Granada.

Schauerlich war es ihm, als er dort einzog und auf dem Thore den Schädel des edlen Bermudez aufgesteckt sah, und mancherlei Erinnerungen schwebten an ihm vorüber, freundlich und grausig. Schneller klopfte sein Herz, als er den Thürmen der Alhambra sich näherte, doch ritt er dort nicht ein, stieg in einer Herberge ab und ließ dem Kommandanten der Alhambra, den alten Villafranca, seine Ankunft und den Zweck seines Hierseins wissen.

Der Tag verging, Niemand kümmerte sich um ihn, der Morgen dämmerte, und er erhielt keine Botschaft, weder von Villafranca, noch von dem Prinzen, nur bemerkte er, daß er, die Straßen der Stadt und die Vorhöfe des Schlosses durchreitend, beobachtet wurde. Endlich, als es zu dämmern begann, kam ein spanischer Offizier mit dem Ersuchen, ihm zum Prinzen zu folgen. Aben-Aboo's Stolz fühlte sich durch die Art, wie er sich Don Juan vorstellen sollte, gekränkt, er durchschaute die Absicht bald, weshalb man seiner Unterredung mit dem Prinzen jedes Feierliche benehmen wollte, und folgte mit Unmuth dem Spanier nach der Alhambra, der ihn nicht einmal durch das große Portal, sondern durch eine Seitenpforte in das Schloß führte, wo er in einem Vorzimmer seine Waffen ablegen und sich durchsuchen lassen mußte, ob er versteckte Waffen bei sich trüge. In einem daran stoßenden Kabinet ließ man ihn die Ankuuft Don Juan's erwarten.

Der 21jährige Bruder des ernsten Philipp erschien bald, die Flügelthüren schlossen sich, und Niemand folgte ihm. Sein ernstes Auge überflog den Moriscken, dann nickte er ein wenig mit dem Haupte, statt Gruß, und

Aben-Aboo erwiederte diese Begrüßung nach spanischer, nicht nach morgenländischer Sitte, jedoch auch auf stolze Weise.

„Ich habe Euch hierher beschieden, Diego Lopez (dies war Aboo's christlicher Name), weil ich Euch für einen der angesehensten und gebildetsten Männer der Alpuxarras halte," redete ihn Don Juan an. „Ihr seid früher als ein ehrenwerther Mann in Granada bekannt gewesen, und ich will trotz Eures spätern Benehmens glauben, daß Ihr in Eurer Brust noch jetzt ein guter Christ und ein treuer Unterthan König Philipps, meines gnädigen Herrn, seid."

„Durchlaucht!" nahm Aboo rasch das Wort, „ich bin ein Christ und wäre sicher noch König Philipps treuer Unterthan, wäre er mir und meinem Volke ein milder Regent gewesen; so aber, unter dem Druck einer despotischen Regierung, ausgeschlossen von allen Ehrenämtern, verachtet von den Spaniern, drückte das Joch zu schwer, um nicht zu versuchen, es abzuschütteln. Die sanfte, duldsame Religion des Kreuzes wurde uns mit Feuer und Schwert gepredigt, und in den Flammen, die von den Scheiterhaufen der Auto da Fé's emporwirbelten, flammte die Lehre Mahomed's in den Herzen der Unterdrückten von neuem auf. Fern von diesem Schauplatz der Erniedrigung habt Ihr, mein Prinz, in Madrid und Aranjuez das Elend nicht gesehen, sonst hätte Euer Herz geblutet, wenn es dem Herzen Eures großen Vaters gleicht. — Stellt uns den übrigen Unterthanen Eures Königs gleich, und wir kehren willig zu unserer Pflicht zurück."

„Ihr ſeid ein Abkömmling der alten Könige von Granada?" fragte Don Juan, die feurige Rede des muthigen Mannes abſichtlich unterbrechen wollend.

„Ja, Herr! In jenem Palaſte, der wie ein mächtiger Rieſe trotz Erdbeben und Blitzeszucken unerſchütterlich und majeſtätiſch neben dieſem ſteht, herrſchten meine Vorfahren Jahrhunderte. — Don Juan! Sohn Kaiſer Karls!" rief er jetzt begeiſtert. „Ihr ſteht jetzt feindlich mir und meinen Brüdern gegenüber, und doch wünſch. ich Euch nicht, daß einſt Eure Enkel vor Eurem Palaſte zu Madrid als Sklaven ſtehen und den Wechſel menſchlichen Glücks beweinen mögen. — O es iſt ein ſchmerzliches, alles Lebensglück zermalmendes Gefühl, ſo tief von glänzender Höhe geſunken zu ſein!"

„Und was wünſchet Ihr und die Andern, daß für Euch geſchehen möge?" unterbrach Don Juan von neuem Aben-Aboo.

„Wenig, Herr! — Nur Gerechtigkeit!" erwiederte er.

„Die ſoll Euch werden. Legt die Waffen nieder, unterwerft Euch der Gnade des Königs, und mein Wort ſei Euch Bürge, daß Euch Gnade und Gerechtigkeit werden ſoll. —"

„Gnade? — Gerechtigkeit?" fiel dem Prinzen Aben-Aboo mit Heftigkeit in die Rede. „Kennt man ſie in Madrid? — Und Euer Wort ſoll mir Bürge ſein, meint Ihr? Gnädiger Herr! Iſt denn Euer Wort am Hofe Don Philipp's ſo mächtig, daß Ihr gewiß ſeid, der König werde es achten? — O mein Prinz, wäre Euer Wort wirklich ſo mächtig in Madrid, würde Euer königlicher Bruder es bald für immer verſtummen laſſen."

Eine dunkle Röthe überflog Don Juan's Geſicht, doch verließen ihn ſein Gleichmuth, ſeine Kälte, ſein ernſter Stolz nicht. „Und fürchtet Ihr nicht, daß meine Krieger Euch unterjochen, daß die Ketten dann noch drükkender werden, als ſie ſchon ſind?" ſprach er, ohne das Vorige weiter zu berühren.

„Herr! zieht Euer fürſtlicher, edler Sinn nicht Tod der Sklaverei vor? Auch wir denken ſo. Und was haben wir auch zu verlieren? Hab' und Gut nahmen uns die Spanier, unſre Ehre traten ſie mit Füßen, den Glauben unſrer Väter mußten wir abſchwören, ſonſt lodert der Scheiterhaufen: was blieb uns, als ein elendes Leben? Nehmt es uns, Ihr werdet nicht reich von dieſer Beute, wir nicht arm. Wer nur das Leben zu verlieren hat, Herr, ſetzt es freudig ein, wenn ſo viel dabei zu gewinnen iſt."

Zum erſten Mal umzog ein wohlwollendes Lächeln Don Juan's Mund. „Ich wünſchte Euch, wenn auch nur Euch vom Verderben zu retten. —"

„Ich ſtehe und falle mit meinem Volke!" fiel Aboo mit Haſt Don Juan in die Rede.

„Nicht Alle unter Eurem Volke gleichen Euch, Diego Lopez, es giebt Verräther unter Euch" —

„Gott möge ſie verdammen!" rief der Zürnende, ſeine Rechte gen Himmel ſtreckend.

„Verräther," fuhr Don Juan fort, „die ſo hoch ſtehen, daß jeder Verrath ſie nnr niedriger ſtellen könnte."

Aboo ſah bei dieſen Worten nachdenkend vor ſich nieder, er gedachte Aben-Humeya's, und ein kühner Entſchluß entwickelte ſich in ihm. Der Prinz deutete ſein Schweigen anders. „Ich will Euch wohl! Vertraut mir;

was Ihr verlort, soll Euch vergütet werden, ein ehrenvoller Platz in dem Heere soll dem muthigen Nachkömmling der Könige Granada's werden. Der König wird Euch mit Ländereien belehnen und Euren Namen den ältesten Geschlechtern Altspaniens gleichsetzen. Stellt Euch an die Spitze der Wohlgesinnten, überredet Euer Volk, die Waffen niederzulegen, und der König wird Euch herrlich belohnen."

„Bin ich denn in Euren Augen so tief gesunken, durchlauchtiger Herr, daß Ihr glauben könnt, Ehrenstellen und Gut ständen höher bei mir, als Ehre, Pflicht und Vaterland?" erwiederte Aben-Aboo, und das Gefühl seines Werthes flammte aus seinem Blicke. „Hofft von mir zum Verderben meines Volkes Nichts, zu seinem Heil Alles. — Behandelt uns menschlich, gebt uns gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen des Königs, verbannt die Inquisition aus unsern Bergen, und ich bin der Erste, der sein Knie beugt, ein treuer Unterthan seinem Könige, doch nicht sein Sklav zu sein."

Don Juan, ohne Etwas zu erwiedern, gab ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen, und man konnte deutlich sehen, daß er ein wohlwollendes Lächeln vergebens zu unterdrücken suchte. Aben-Aboo verstand den Wink und verneigte sich. An der Thür wandte er sich jedoch plötzlich. Es gehe Euch wohl, Herr, denn Ihr meint es gut mit uns!" rief er mit Wärme, dann verließ er das Gemach.

Als er in das Vorzimmer trat, wurde der Offizier, der ihn aus seiner Herberge abgeholt hatte, zu dem Prinzen gerufen, Aboo mußte warten; doch bald kam er zu-

rück. „Geht, wohin es Euch beliebt," sagte er, Aboo sein Schwert wiedergebend, „es bedarf keiner weitern Begleitung." Aboo entfernte sich.

17.

Bald stand er in dem innern Hofe der Alhambra, blickte traurig nach dem alten Schlosse, die düstre Ahnung stieg in ihm auf, daß er zum letzten Male den Palast seiner Vorfahren sehen würde, und eine unaussprechliche Sehnsucht zog ihn hin. War es der trübe Gedanke, der ihn ergriff, war es die Erinnerung, es zog ihn hin, obgleich eine innere Stimme ihm zurief, die Burg zu verlassen, sich auf sein Pferd zu schwingen und der Sierra Nevada zuzujagen. Aber was ist die so oft täuschende Warnungsstimme unsers Innern gegen die allgewaltige Sehnsucht, die den freien Willen bindet und den Menschen unwiderstehlich fortreißt? — Aboo folgte ihr, und bald stand er in dem Hofe der Alberca, bald an dem Löwenbrunnen; aber nicht seine Kühle, nicht die schöne Beleuchtung des Mondlichtes hielten ihn hier fest, fort mußte er, seiner Bestimmung entgegen, denn nach dem Saale der Schwestern zog es ihn hin. — Er trat mit einem Herzen voll Hoffnung ein, sie trog ihn. Nicht Lindaraxa, nicht Zoraide, nicht *sie* fand er, wie an jenem glücklichen Abende, hier; der Mond senkte seine bleichen Strahlen auf das leere Polster und erleuchtete nicht ihr Himmelsantlitz. — Aboo, den Blick auf die Stelle gehef-

tet, wo ſie an jenem Abende ſaß, überließ ſich ſeinen Träumen. „Iſt es wirklich die Leidenſchaft der Liebe, die mich hierher zog?" rief er plötzlich; „iſt es Iſabella von Villafranca, deren liebliches Bild allein glühend in meinem Herzen ſteht? — Und Eſtrella?" — Nein! Nein!" rief er, ſich vergeſſend, „Iſabella allein iſt das Ziel meines Strebens, ſie, nur ſie!" —

Da öffnete ſich die Thür, und — die Hoffnung hatte ihn nicht betrogen — Iſabella trat ein und blieb bei ſeinem Anblick verwundert, erſchrocken, zweifelhaft, ob ſie bleiben, ob ſie fliehen ſollte, am Eingange ſtehen, aber Aboo, ſeiner Sinne kaum mächtig, ſtürzte auf ſie zu, erfaßte ihre Hand und ſank vor ihr nieder. „Verweilt, ſtieht mich nicht!" rief er. „Es iſt ja vielleicht der letzte glückliche Augenblick meines Lebens! — Und wäre es der letzte, ſo will ich ihn auch gierig genießen, will des Lebens höchſte Wonne empfinden, ausſprechen, was mir klar ward und mich allein noch glücklich macht. Ich liebe Euch, Iſabella, mit aller Gluth der Leidenſchaft, Euch will ich mir erkämpfen, für Euch, für mein Vaterland will ich ſterben!"

„Steht auf, Diego!" bat ſie bebend, „wenn man uns noch einmal überraſchte."

„Dann wäre mir der Tod gewiß und wäre mir ſüß, denn ich ſtürbe dann zu Euren Füßen!"

„Und Euer Vaterland?" fragte ſie beſonnen.

Ihr habt Recht!" rief er aufſpringend. „Für mein Vaterland, für Euch muß ich noch leben und darf nur das Leben einſetzen, wo ich Euch, wo ich das Vaterland retten kann. Darum fort von hier, hinaus in meine

Berge! — Lebt wohl!" Sie reichte ihm schweigend die Hand. — „Hinaus in meine Berge?" murmelte er vor sich hin — „hinaus, ohne ein süßes Wort, ein Liebeswort von Euren Lippen vernommen zu hbaen? — Nein! Nein! — O sprecht es aus, Isabella, gebt mir den Trost, gebt mir den Himmel mit einem einzigen Worte!"

Er zog sie sanft an sich und schlang seinen Arm um ihren zarten Leib. „Sprich, Mädchen, daß Du mich liebst, sprich es aus!" rief er, sie heftiger an sich pressend, und ein leises: „Mein Geliebter!" rang sich aus ihrer Brust hervor, und Herz an Herz, Brust an Brust, Lippe an Lippe wurde der Bund unzertrennlicher Liebe geschlossen.

Aber nicht der Mondstrahl allein war Zeuge, es stand noch ein andrer Zeuge des Bundes nicht fern von ihnen, ein Zeuge, dessen ernstes: „Entfernt Euch, Fräulein!" die Liebenden aus ihrem süßen Wonnetraum feindlich aufschreckte. Isabella erblickte den Mahner zuerst, schrie auf und stürzte aus dem Gemach, Aboo aber zog rasch das Schwert.

„Wahnsinniger!" sagte Don Juan, denn er war es, der die Liebenden überrascht hatte. „Willst Du sie, willst Du Dich unglücklich machen? Stecke Dein Schwert in die Scheide und verlaß die Alhambra und Granada schnell, daß mein Zorn Dich nicht ereile."

Aboo, von der Ruhe Don Juan's betroffen, der nicht die Hand zu seiner Vertheidigung rührte, hatte langsam das Schwert in die Scheide fallen lassen, doch dem gebietenden Worte des Prinzen zu gehorchen und zu gehen, dazu konnte sich sein Stolz nicht entschließen; je finsterer

der Blick Don Juan's wurde, desto fester, desto stolzer blieb er ihm gegenüber stehen. In Don Juan's Antlitz sah man deutlich mächtige Leidenschaft gegen seinen Edelsinn kämpfen — doch das Edle siegte. „Geht, Diego Lopez," sagte er jetzt fast freundlich; „es würde mir aus mancherlei Gründen schwer werden, Euch und sie verderben zu müssen. Spart Euren unzeitigen Muth bis zum Tage der Schlacht, wo wir uns gegenüber stehen werden, jetzt bedarf es ja nur eines Wortes von mir, Ihr seid gefangen, und es steht dann nicht mehr in meiner Macht, Euch zu retten." Er wollte sich entfernen, Aboo hielt ihn jedoch zurück. „Prinz!" sprach er, und Ton und Blick waren Bürge seines tiefen Gefühls, „nie werd' ich diesen Augenblick vergessen, denn er versöhnt mich wenigstens mit einem Spanier! — Gott sei stets mit Euch, sobald Ihr nicht feindlich uns gegenüber steht. Lebt wohl!" Er stürzte hinaus, dachte nicht mehr an den Palast seiner Väter, sagte ihm kein Lebewohl, dachte nur an sie — schwang sich auf sein Roß und jagte noch in der Nacht hin nach den schneebedeckten Bergen der Nevada.

18.

Während er in der schönen Mondnacht durch die reizende Vega der Sierra zuritt, waren seine Gedanken nur bei der Geliebten, und nur an sie denkend, mit ihr in eine herrliche Zukunft schwebend, durchflog er auf seinem flüchtigen Rosse das grünende Thal. Als er jedoch die

heimathlichen Berge erreicht hatte, den steilen Felspfad hinauf ritt, den sein triefendes Roß nur keuchend erklimmte, als ihn zum Morgengruß der laute Anruf eines hinter den Felsen hervorspringenden Morisken begrüßte, war der bunte Traum glücklicher Zukunft verschwunden, ernst und finster stand die Gegenwart vor ihm. „Schweig, Herz!" sprach er vor sich hin, als er die Höhe hinabritt und der anbrechende Tag ihm die öden verlassenen Wohnungen zeigte, „schweig, Du hast kein Recht mehr an mir! — Wer gegen eine Riesenmacht, wer gegen ein feindliches Schicksal zu kämpfen hat, dem darf Liebe nur ein vorübergehender freundlicher Sonnenblick, kein milder Strahl sein, ihn zu erwärmen. Ich gehöre dem Vaterlande und nur dem Vaterlande an; was soll meinem Herzen die Spanierin! — Und doch! — ruhte sie nicht an meiner Brust, entlockte ich ihr nicht das Geständniß der Liebe? Arme Unglückliche! — Aber fort, fort, hin, wo meine Brüder seufzen und darben, kämpfen und sterben, da wiegt ein gebrochenes Herz nur wenig in der Schale unendlichen Jammers." Er sprengte den steilen Fußpfad hinab, und beim Anblick seiner Vaterstadt erinnerte er sich der Worte Don Juan's, als er ihn vor Verräthern warnte, die so hoch ständen, daß sie nur durch Verrath sinken könnten; er gedachte Aben-Humeya's und ward tief betrübt. „Wär' es möglich," so rief er in seinem Unmuth, „daß ein Mann, den sein Volk zum Herrscher wählte, zum Verräther herabsinken könnte? — „Nein, nein! Humeya ist zu edel zu solcher That."

Aber dieser Zuruf stillte nicht Zweifel und Verdacht, und traurig, nur an sein unglückliches Vaterland denkend,

kehrte er nach Mecina de Bonvaron zurück, wo Gorri und Seniz und mehrere andere Anführer ihn mit Ungeduld erwarteten. Er theilte ihnen Alles mit, was er mit dem Prinzen gesprochen, nur seinen Argwohn nicht.

„Ahnete es mir doch," sagte Seniz, „daß die Einladung Don Juan's hinterlistig war; Zwietracht wollen die Spanier unter uns streuen, sie schmeicheln dem Einzelnen, versprechen ihm goldne Berge, um die Uebrigen desto leichter zu zermalmen."

„Ja wohl," meinte Aboo, „Zwietracht war von jeher der bitterste Feind der Mauren, sie war der Krebsschaden, der den edlen Stamm zernagte; behüte uns Gott vor ihr!"

Indem er dies sagte, sprengte ein Reiter heran und brachte ihm ein Schreiben Humeya's. Er erbrach es, erbleichte, durchlas es noch einmal, und glühende Röthe überflog sein Antlitz, dann befahl er dem Boten, sich zu entfernen. Auf das dringende Ersuchen Seniz, ihnen den Inhalt des Briefes mitzutheilen, erwiederte er anfangs Nichts, ging sinnend im Gemache auf und ab und schien über den Inhalt des Briefes nachzudenken.

„Meine Freunde!" redete er endlich die Versammelten an, „lange habe ich mit mir gekämpft, ob ich Euch meine Sorgen, ob ich Euch den Inhalt dieses Briefes mittheilen soll; aber es ist mir Pflicht, und so sei's. Manche Zweifel an der Treue des Königs sind seit einiger Zeit in mir aufgestiegen, ich habe sie in mir verschlossen, denn ich konnte mir nicht denken, daß der Sproß eines alten Königsgeschlechts so tief sinken und Verräther an seinem Volke werden könne; selbst dem Verdachte, den mir Don

Juan gegen ihn einzuflößen suchte, habe ich in meiner Brust keinen Raum gegeben, aber dieser Brief giebt mir die traurige Gewißheit, daß mein Verdacht gegründet war; — hört und urtheilt selbst.“ Er entfaltete ihn und las:

„Aben-Aboo! Du wirst die 500 Türken, die ich Dir zugegeben habe, sogleich nach Mecina de Bonvaron führen, sie dort einzeln einquartieren, und sobald Diego Aguazil mit 200 Mann bei Dir eingetroffen ist, sie mit seiner Hülfe entwaffnen und niederhauen lassen, wozu Du die nöthige Mannschaft wirst heranziehen. Sobald dies geschehen, laß Diego Aguazil erdrosseln; ich nährte in ihm eine Schlange in meinem Busen, und er ist mein bitterster Feind. Sollte Seniz noch bei Dir sein, so vertraue ihm Nichts; er ist ein Freund der Türken, die mir nach dem Leben und der Herrschaft trachten. Thue, was ich Dir befohlen, Du stehst mit Deinem Kopfe dafür.“

Staunend blickten die Führer einander an. „Ja, meine Freunde,“ brach Aben-Aboo das Schweigen, „so ist es; die Fünfhundert, die uns zu Hülfe aus Afrika herüber kamen, die so tapfer an unsrer Seite fochten, soll ich niedersäbeln, meinen Freund erdrosseln lassen? Darf sich ein edler Maure zu solcher entehrenden Handlung hingeben?“

„Frage vielmehr,“ nahm Gorri das Wort, darf ein Mann, wie Aben-Humeya, noch länger unser Herrscher sein? Nieder mit ihm!“

„Nicht zu rasch, meine Freunde!“ bat Aboo, „Ihr

seht, hier steht noch Einer, der Eure Meinung nicht zu theilen scheint, Seniz schweigt."

„Ich theile ihre Meinung," sagte dieser nach kurzem Sinnen, „nieder mit Aben-Humeya! Ich selbst mit meinen Monsi's will die That vollbringen. — Ich bring' Euch sein Haupt —"

„Thu' nicht, was er will!" raunte Gorri schnell Aboo zu, dann sagte er laut: „Vereint müssen wir handeln, nicht Einer allein. Wir Alle müssen Theil an der Rettung des Vaterlandes nehmen. — Auch ist meine Meinung, die Anführer der Türken von der Sache zu unterrichten."

„Blut darf dabei nicht fließen," fiel ihm Aboo schnell in die Rede, „nur wenn es sein muß, versöhne sein Blut das Vaterland. Ja, ich gestehe es Euch, meine Freunde, säh' ich nicht in diesem Befehl die augenscheinliche Absicht, unsrer besten Kräfte uns zu berauben und uns hülflos den Spaniern zu überliefern, gedächt' ich nicht des Pegñons von Frigiliana, wo Aben-Humeya Alles gethan hat, diesen wichtigen Posten den Feinden in die Hände zu spielen, gedächt' ich nicht Don Juan's Worte und der aufgefangenen Briefe, nie stimmte ich mit Euch, den König zu stürzen, denn ich fürchte den Engel der Vergeltung, und ein gekröntes Haupt muß Jedem heilig sein. Aber das Wohl unsres Volkes fordert's, da mag der strafende Engel über uns kommen!"

Hoscein, der Anführer der Türken und Bereberen, trat jetzt ein, man theilte ihm den Inhalt des Briefes mit; der Türke schäumte vor Wuth und verlangte noch

heute zur Ausführung der Rache aufzubrechen. Man willigte in sein Gesuch, und noch am Abend zogen die Verschwornen mit ihren Getreuen aus und nahmen den Weg nach Andarax, wo sich in dieser Zeit Aben-Humeya aufhielt.

Der Weg führte sie am andern Tage nur eine Stunde an Acuña vorüber. Seniz wollte Aben-Aboo bereden, mit ihm dorthin zu reiten, um Estrella von ihrem Plan zu unterrichten, Aboo schlug es aber ab und blieb zurück. Seniz jedoch, der durch diese Botschaft Estrella zu erfreuen hoffte, machte sich auf den Weg. Als aber der Zug in einem kleinen Dorfe unfern des Meeres Sieste hielt, und Aboo in einem ärmlichen Zimmer, statt zu schlummern, sich seinen finstern Gedanken überließ, trat Estrella bei ihm ein.

„Heil Dir, König von Granada!" rief sie ihm entgegen und reichte ihm ihre Schwanenhand, „Heil und Dank Dir, daß Du eiltest, Michael Roxas und mich zu rächen! Du weißt, welcher Lohn Dir wird, verdiene ihn redlich."

Aboo war von Estrella's Eintreten überrascht, und ihre Worte verwundeten ihn mehr, als sie ihn erfreuten, denn ihren Vater und sie zu rächen hätte er sich sicher nicht gegen seinen König verschworen. Zwar stand sein Wille fest, Isabella zu entsagen, aber es war nicht Liebe mehr, die er für Estrella fühlte, es war Pflicht, wohl auch Dankbarkeit, die ihn zu ihr hinzog.

„Du begrüßtest mich als König, Estrella," sagte er, nachdem er sie freundlich willkommen geheißen hatte. „Der

König der Alpuxarras lebt; wohl ihm, wenn er ſich gegen ſein Volk rechtfertigen kann."

„Aboo!" unterbrach ihn das Mädchen, ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken, und ihr Flammenauge ſchaute ihn liſtig an, „hätte denn Andaluſiens Krone keinen Reiz für Dich, wäre der Ehrgeiz Deinem Herzen ſo fremd, und wüßteſt Du nicht, daß Du dem Vaterlande nur mit aller Kraft nützen kannſt, wenn Dich das Diadem ſchmückt? So thöricht biſt Du nicht, daß Du lieber gehorchen, als herrſchen wollteſt. — Und hätte die Krone auch keinen Werth für Dich, ſo ſieh den Preis, den ſie Dir erringt, und —"

„Der Preis iſt zu ſchön und zu edel, um ihn durch unedle That erkaufen zu wollen," fiel er ihr mit Haſt in die Rede.

„Aben-Humeya ſieht vielleicht heute zum letzten Male die Sonne untergehen," fuhr ſie fort, und ihr Arm glitt von ſeinem Nacken herab, „das Diadem des Herrſchers von Granada ſinkt von ſeinem Haupte, und welcher edle Maure trüg' es dann mit größerem Rechte, als Du? Aber ſie wählen nicht immer den Würdigſten, Freunde ſind oft falſch, nur der Eigennutz kettet ſie feſt. Deshalb bringe ich Dir ein Maulthier, mit den Schätzen meines Vaters beladen, theile mit vollen Händen das Gold aus und erkaufe Dir damit hauptſächlich Seniz Stimme, der Dein Feind iſt."

„Ich danke Dir, Eſtrella!" erwiederte Aboo. „Ich bedarf Deines Goldes nicht. Den Thron der Alpuxarren muß ich der Liebe des Volks, nicht Deines Vaters Schätzen verdanken. —"

„Stolzer!“ unterbrach ihn Eſtrella, und ihr Auge blickte feurig auf ihn, „bedarfſt Du ihrer nicht, ſo macht Dein Verweigern Dich mir nur noch werther, bedarfſt Du ihrer aber, ſo werde ich für Dich handeln. „Du beurtheilſt die Menſchen nach Dir,“ fuhr ſie, da Aboo ſchwieg, freundlich fort, „täuſcheſt Dich und wirſt getäuſcht. Gorri, Aguazil, Hoscein ſind Deine Freunde, Seniz haßt Dich, denn der Thor wagt es, mich zu lieben, und die Eiferſucht treibt ihn, Dich zu verderben; wer mit ihm verbunden iſt, und alle Monſi's, dieſe ſchlauen, furchtbaren Räuber, ſind Deine Feinde, und Du weißt, was ſie vermögen, was ſie zu wagen im Stande ſind. Gewinne ſie durch Gold, oder fürchte ſelbſt auf Granada's Thron ihre Dolche. — Du lächelſt, Du glaubſt, ich täuſche mich, Du vertraueſt immer noch Seniz? — O Aboo! Eiferſucht iſt eine Furie der Hölle — ich glaube, auch mich könnte ſie erfaſſen, denn ſo heiß ich Dich liebe, ſo wäre doch, von Dir verſchmäht, mir keine Rache blutig genug.— Nicht, daß das von unſern Vätern geknüpfte Band mir ein Recht auf Dein Herz giebt, nein, Aboo, wie können Väter über unſere Herzen gebieten? Aber Du ſchwurſt mir Liebe, ich lag in Deinem Arm, an Deiner Bruſt, duldete Deine Küſſe, und ſo bin ich die Deine, Du der Meine, und nur der Tod kann uns trennen. -- Trennte uns das Leben,“ ſetzte ſie ernſt hinzu, „würde es zum Tod!“ Jetzt lebe wohl, ich gehe, für Dich zu handeln.“

19.

Es war eine ſtürmiſche Nacht, in der die Verſchwornen gegen Andarax rückten. Hatte irgend Jemand Aben-Humeya von dem Beſchluß der Häuptlinge unterrichtet, oder war es Ahnung ſeines Schickſals, die ihn beſtimmt hatte, mehr Mannſchaft nach Andarax zu ziehen und ſein Haus mit 200 Bewaffneten zu umſtellen? Trotz dieſer Anordnungen kamen Aben-Aboo, Diego Aguazil und Seniz, unter dem Vorwande, dem Könige wichtige Nachrichten zu bringen, ungehindert durch das Thor, Gorri und die Türken folgten, die Wachen wurden entwaffnet, und ſo drangen die Verſchwornen bis zu ſeiner Wohnung. Die hier ausgeſtellten Poſten, die angeſehenen Hauptleute kennend, hatten keinen Verdacht und ließen ſie ein.

Sie fandn Aben-Humeya, durch den Lärm, den der Ueberfall verurſacht hatte, aus dem Schlafe geweckt, im Begriff, ſich zu bewaffnen. Daran verhindert, wurde er ſogleich feſtgenommen, gebunden, und Aboo, der ihm ſein Mitleid nicht verſagen konnte, verſprach ihm das Leben zu laſſen, wenn er offen ſeine Verhältniſſe mit den Spaniern geſtünde.

Er läugnete, je mit den Spaniern in irgend einer Verbindung geſtanden, je mit ihnen einer andern Sache wegen Briefe gewechſelt zu haben, als die, ſo ſeinen Vater und Bruder betroffen hätten. Ueber den hülfloſen Zuſtand des Pegñons von Frigiliana entſchuldigte er ſich mit dem Unternehmen gegen Almeria, wozu er alle Streitkräfte und Hülfsmittel hätte gebrauchen müſſen. Den Befehl,

die Türken und Bereberen zu ermorden, läugnete er gänzlich und ſchwor den furchtbarſten Eid, daß er den Brief nicht geſchrieben, noch ihn habe ſchreiben laſſen. Aber alle ſeine Entſchuldigungen und ſein Läugnen halfen ihm für den Augenblick Nichts, er wurde in ein feſtes Haus gebracht und der Aufſicht des Aguazil und des Diego de Roras, des Bruders des Ermordeten, übergeben, jedoch ward ihm auf Aben-Aboo's ernſte Vorſtellungen geſtattet, ſich morgen vor den Häuptlingen aller Parteien wegen der ihm gemachten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Als er abgeführt war, nahm Aboo Aguazil bei Seite. „Ewge Feindſchaft Dir, wagſt Du Hand an Deinen König zu legen! — Ich würde dann Humeya's Rächer ſein," raunte er ihm zu. Aguazil lächelte zweideutig, erwiederte Nichts und folgte dem gefangenen Könige.

Hatte man die Abſicht gehabt, Aben-Humeya das Leben zu laſſen, ſo konnte man ihn in keine gefährlicheren Hände geben, als in die der beiden Diego's. Sie und Eſtrella hatten allein den Sturz des unglücklichen Schattenkönigs herbeigeführt, der wohl bei Frigiliana gefehlt haben konnte, nie aber zum Verräther an ſeinem Volke geworden war, noch den Befehl zur Ermordung der Türken gegeben hatte. Diego Aguazil hatte nämlich einen ehemaligen Schreiber Aben-Humeya's gewonnen, dieſer mußte den Brief an Aboo ſchreiben, da er des Königs Unterſchrift täuſchend nachzumachen verſtand; ſo hatte Diego den edlen Aboo vermocht, unwiſſend eine Ungerechtigkeit zu begehen. Die Erfindung dieſes Planes gehörte Eſtrella, die mit Humeya's Tod zwei ſehnliche Wünſche erreicht ſah, den der Rache und den, ihren Geliebten mit

dem Purpur bekleidet zu ſehen. Das Letztere zu erreichen, war ſie in der Stille den Verſchwornen nach Andarax gefolgt und erhielt ſogleich Nachricht von dem, was in der Verſammlung vorging. Als ſie ſich trennte, entbot ſie ihren Oheim zu ſich und drohte ihm, das Geheimniß zu verrathen, wenn er und Aguazil nicht am andern Tage, wo hoffentlich Aben-Humeya nicht mehr unter den Lebenden ſein würde, Aben-Aboo ihre Stimmen geben würden. Seniz ließ ſie zu ſich kommen und verſuchte, ihn durch Gold zu gewinnen; der Räuber verläugnete aber diesmal ſein Handwerk und blieb anfangs unbeugſam; doch verlockten ihn endlich die Schmeichelworte des ſchönen Mädchens. Nach reiflichem Nachdenken fand er, daß es wohl am klügſten ſei, den Wunſch Eſtrella's zu erfüllen, da er fürchten mußte, daß Aboo trotz ihm zum Könige gewählt werden, und er dann ihn zum Feinde, Eſtrella aber für immer verloren haben würde. Er verſprach, Aboo ſeine Stimme zu geben, denn der Moriske, wie der König, ſtanden ſeiner Rache gleich erreichbar, verweigerte jedoch das ihm von Eſtrella gebotene Gold, da er Alles nur für ſie thue. Dieſe zweifelte nun keinen Augenblick mehr, morgen ihren Geliebten als König ausrufen zu hören und dann bald an ſeiner Seite den wandelbaren Thron Granada's zu beſteigen.

Während die ſtolze Jungfrau am Ziele ihrer Wünſche zu ſein glaubte, trat Diego Aguazil in den Kerker Aben-Humeya's. Der kühne, kräftige, ſeiner Unſchuld gegen ſein Volk ſich bewußte Mann ſtand, wie ein Miſſethäter, die Hände auf den Rücken an einen Pfeiler gebunden, ſeinem ehemaligen Freunde gegenüber, dem ein-

zigen, gegen den er gefehlt zu haben ſich bewußt war. „Ich komme, Aben-Humeya," nahm Diego das Wort, „Dir Freiheit oder Tod zu bringen. Ich weiß, Du biſt unſchuldig an den Verbrechen, deren man Dich zeiht. Ich ſelbſt nährte den Argwohn gegen Dich in Aboo's Bruſt, ich ließ den Brief ſchreiben, worin das Niedermetzeln der Türken befohlen wurde, ich allein habe Dich in's Verderben geſtürzt, denn Du haſt mich treulos hintergangen. Dem Freunde öffnete ich mein Herz, theilte ihm meinen Schmerz, meine Liebe zu Roxas Gattin mit, nahm Theil an der ungerechten That, den edlen Mann zu morden, und da ich meine Hand ausſtrecke, den Preis zu empfangen, da ich glaube, endlich das Weib meiner Liebe an mein Herz drücken zu können, hat ſie der Freund hinterliſtig geraubt. —"

„Das hab' ich," unterbrach ihn Humeya, „und hab' ich mir auch oft Vorwürfe deshalb gemacht, ſo freue ich mich doch jetzt der That, da Du ſo ſchändlich an mir gehandelt haſt. Dein Blick verkündet mir den Tod," fuhr er bitter lachend fort, als Diego mit wilder Wuth ihn anſtarrte, „ich erwarte ihn gefaßt; habe ich ihm doch im Gefecht für mein Volk ſo oft Trotz geboten, warum ſollt' ich ihn jetzt fürchten? — Zieh nur Deinen Dolch, ſtoß ihn in die Bruſt, an der Du ſo oft als Freund geruht haſt, doch nehm' ich einen Troſt mit mir, auch dorthin begleitet mich Zoa."

„Wo iſt ſie?" fuhr Diego auf.

„Wähnſt Du, Humeya, wie ein Opferthier an einen Pfeiler gebunden, würde ſich von Dir entmuthigen und ſich ein Geheimniß abtrotzen laſſen, das mit ihm zu Grabe

geben ſoll? Da irrſt Du, Aguazil. Durchbohre meine Bruſt und dann jage von Süd nach Nord, von Oſt nach Weſt, ſuche ſie in allen Höhlen, in allen Schluchten, in meinen Häuſern wie auf den Spitzen der Pegüons, Du wirſt ſie nicht finden. Nur ein Weſen außer mir kannte den Ort, wo ſie weilt, und dieſes eine iſt ſo feſt gebunden, wie ich."

„Triumphire nicht, ſtolzer Schattenkönig!" rief Diego entrüſtet, „ich werde ſie finden, und dränge kein Sonnenſtrahl, kein Mondlicht nach dem Orte, wo Deine Wolluſt ſie verwahrt hat. — Dieſer Bolzen fliegt durch Dein Hirn," rief er, die Armbruſt ergreifend, „und auf flüchtigem Roß eile ich fort, ſie zu ſuchen."

„Eile nur, eile nur!" rief Humeya höhniſch lächelnd. — Geſtern aß ſie den letzten Biſſen, den ich ihr ließ, und ihr Krug iſt ſicherlich leer. Bringt ihr Humeya nicht Speiſe und Trank, ſo werden Deine Küſſe ſie nicht ſtärken, nicht zum Leben zurückrufen, denn der Diener, der ihr die Nahrung brachte und ihr auch geſtern bringen wollte, ſtürzte mit ſeinem Maulthiere in den Abgrund und zerſchmetterte den Schädel an einer Klippe. Eile nur und ſuche ſie, ausgedorrt wie eine Mumie wirſt Du ſie finden, bleich und erſtarrt. — Sanfter wird mir der Tod im Schwirren Deines Bolzens nahen, als ihr der Hungertod, er, der ſo langſam und doch ſo gierig nagt. — Suche nur, Diego!" —

Aguazil ſpannte ruhig die Armbruſt, wählte einen Bolzen, der ihn der ſchwerſte dünkte, legte ihn darauf, unterſuchte mit anſcheinender Ruhe, ob Alles in gehöriger Ordnung ſei, dann legte er an, zielte, und während des

Zielens ſagte er: „Nenne mir Zoa's Aufenthalt, oder ich drücke ab!"

„Drück' ab, ſo iſt es mit mir vorbei!" rief Aben-Humeya ihm zu und ſah unverwandt auf die Richtung des Bolzens, der ihm das Hirn zerſchmettern ſollte.

Diego drückte nicht ab, ſchleuderte unmuthig die Armbruſt weg und war unentſchloſſen, was er thun ſollte. Endlich trat er Humeya näher. „Nennſt Du mir Zoa's Aufenthalt," ſprach er, „ſo löſe ich Deine Bande und Du biſt frei. —"

Humeya ſchüttelte verächtlich lächelnd den Kopf.

„Du trauſt meinen Worten nicht?" fuhr Aguazil fort. „Nun wohl! Ich löſe Deine Bande, frei führſt Du mich, jedoch unter ſicherer Bedeckung, nach dem Orte, wo Du ſie verborgen haſt."

„Ich führte Dich hin, und ruhte ſie in Deinen Armen, wär' es ja immer noch Zeit, mir den Schädel ſpalten zu laſſen. — Nein!"

„Du ſollſt frei ſein — Dein Wort, Zoa mir auszuliefern, gnügt mir. — Schwörſt Du, ſie mir zu übergeben?"

„Ich ſoll frei ſein?" erwiederte Humeya, „das heißt, Du willſt meine Bande löſen, mir ein Roß geben, daß ich hinjagen kann, wohin ich will? — Kannſt Du mich aus dieſem Kerker auf den Thron der Alpuxarren zurückführen, kannſt Du meine Bruſt unverwundbar für die Dolche machen, die dann meine Feinde auf mich zücken würden? — Was wäre mir die Freiheit ohne Macht? — Nein, Diego, Du kennſt meine Geſinnung, kennſt mein Herz; es war eine Zeit, wo ich es Dir ganz öffnete; willſt

Du, dieſer Zeit gedenkend, uneigennützig mich meiner Bande entledigen, ſo thue es, und ich werde Dir verpflichtet ſein, — wo nicht, ſo erinnere Dich, wie oft ich Dir ſagte, lebend leg' ich den Purpur nicht ab, mit dem man mich bekleidete, und nun nimm Deine Armbruſt und Deinen Bolzen und ende ſchnell."

Diego war durch dieſe Worte erſchüttert, war nachdenkend geworden. Er kannte Humeya's feſten, unbeugſamen Sinn. Da ſtürzte er ſich, das Letzte verſuchend, ihm zu Füßen. „Humeya!" rief er, „ſieh den Mann vor Dir knien, den Du ſo tief gekränkt, dem Du ſeines Lebens ganzes Glück zerſtört haſt, höre auf die Bitte des Freundes, der ſo oft ſein Leben für Dich gewagt und dem Du ſo mit Undank gelohnt haſt. Sage mir, wo ich ſie finden werde; was ich zu Deiner Rettung thun kann, ſchwöre ich zu thun, gieb mir das Glück meines Lebens wieder, ſei mitleidig, Humeya!"

„Nun erſt iſt der Tod mir nicht mehr bitter!" jauchzte der Gefeſſelte auf. „Nun ich Dich elend weiß — nun bin ich gerächt!"

„Unmenſch!" ſchrie Diego aufſpringend, ergriff die Armbruſt, legte an und jagte den Bolzen durch Humeya's Hirn. — Die königliche Geſtalt des Getroffenen zuckte nur einmal. Feſt an den Pfeiler gebunden, blieb er aufrecht, ſtolz im Tode, wie im Leben, ſtehen. — Diego grauſ'te bei dieſem Anblick. — „Fort!" rief er, „fort, ſie aufzuſuchen!"

Zweite Abtheilung.

Mulay Abdallah.

1.

Der Morgen brach an, die Anführer der Moriſken verſammelten ſich, um über die Wahl des Königs zu berathſchlagen. Zwei nur fehlten, Aben-Aboo und Diego Aguazil waren nicht zugegen; der eine ſaß, ergrimmt über die Frevelthat der Ermordung Aben-Humeya's, in ſeiner Wohnung und wollte keinen Theil an der Wahl eines neuen Königs nehmen, obgleich er vielleicht wünſchen und hoffen mochte, ſie fiele auf ihn; der andre jagte über Berg und Thal, die Geliebte aufzuſuchen. Der gewaltſame Tod Aben-Humeya's hatte auf die Verſammelten einen trüben Eindruck gemacht, denn die meiſten waren nur geſonnen geweſen, ihn zu entſetzen und mit ſeiner Habe ruhig nach Afrika ziehen zu laſſen, jeder fühlte aber auch die Nothwendigkeit, ſchnell zur Wahl eines neuen Oberhauptes zu ſchreiten.

Die Gemüther vereinigten sich bald, da Seniz Aben-Aboo seine Stimme gab und die Freunde Aben-Humeya's sich überstimmt sahen, und sie sich nach dem Tode ihres Herrn den neuen König nicht abhold machen wollten. So wurde Aben-Aboo einstimmig zum Könige von Granada und Andalusien gewählt, und die Versammelten begaben sich in feierlichem Zuge nach seiner Wohnung, ihm die frohe Botschaft zu bringen und als ihrem Gebieter zu huldigen. Aboo empfing sie freundlich, zögerte nicht, ihr Anerbieten anzunehmen, versprach gerecht und mild zu regieren und mit Gut und Blut ihre Gerechtsame zu vertheidigen. Darauf überreichte ihm Gorri die königliche Standarte, Seniz das blanke Schwert, und Melqui und Randante warfen ihm den Purpurmantel über.

„Nun, da Ihr mich zu Eurem Könige ernannt und mit der königlichen Würde und dem Zeichen der Macht bekleidet habt," sprach Aboo, mit Würde unter sie tretend, „so will ich den als Maure geführten Namen ablegen und fortan den königlichen Namen und Titel: „Mulay Abdallah, König der Andalusier," führen, denn nicht die Alpujarren und die Sierra Nevada, nicht das Rondagebirge allein sollen mir gnügen. Wo die Nachkommen der edlen Mauren unter dem Spottnamen Moriscken im Joche der Spanier schmachten, will ich von der Alhambra aus die Grenze des maurischen Reiches ziehen!" Diese Worte wurden mit allgemeinem Jubel beantwortet, und vier Alkayden nahmen ihn, dem Gebrauche nach, auf ihre Schultern, trugen ihn durch die Straßen der Stadt und führten ihn unter dem Rufe: „Lange und gerecht möge Mulay Abdallah, der König der Andalusier, sein Volk regie-

ren!" Das Volk jauchzte ihm entgegen, und selbst die Krieger aus den Alpuxarren, die unter Humeya's muthiger Anführung so oft den Christen widerstanden hatten, empfingen ihn mit Jubel, denn der jugendliche Held stand bei allen Kriegern in hohem Ansehen.

Ohne Verweilen traf nun Abdallah die nöthigen Anstalten, ein furchtbares Heer in's Feld zu stellen und durch ein kühnes Unternehmen sich Liebe und Zutrauen zu erwerben. Eilboten wurden nach allen Gegenden gesandt, die Alkaiden aufgefordert, mit ihrer Mannschaft nach dem zum Sammelplatze bestimmten Andarax zu kommen. Wohin er sich aber mit dem Heere wenden würde, blieb Allen ein Geheimniß.

Seine Thätigkeit hatte ihn nicht Estrella vergessen lassen. Er wußte wohl, wie viel er ihrem Einfluß auch bei dieser Gelegenheit zu danken habe, und eilte nach ihrer Wohnung, fand sie jedoch verlassen, denn gleich nach seiner Wahl war sie nach Acuña zurückgekehrt, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß er sie dortaufsuchen würde, ihr Dank zu sagen. So glücklich er sich auch fühlte, durch einstimmige Wahl zum König ernannt worden zu sein, trübte doch der Gedanke an Estrella dies Glück. Sein Herz fühlte sich bewegt, dachte er, daß er das Mädchen, das so viel für ihn gethan, der er früher so oft seine Liebe versichert hatte, täuschen und ihr Liebe heucheln sollte; denn, malte ihm auch seine glühende Einbildungskraft die Jungfrau im vollen Glanze ihrer Schönheit, stellte er sie auch an Schönheit höher, als die bescheidene, anspruchlose Isabella, schwieg doch sein Herz bei diesem lockenden Bilde; er war nur zu gewiß, daß sie den König,

nicht den Mann in ihm lieben werde. Er fühlte, daß der Zauber, der ihn so unwiderstehlich nach der spanischen Jungfrau hinzog, der sich in jedem Blicke, in jedem Lächeln, in jedem ihrer Worte aussprach, der Zauber sanfter, anmuthsvoller Weiblichkeit sei, er fühlte die unerklärbare Macht der Liebe, die mit magischer Gewalt Herz an Herzen fesselt, und konnte ihr nicht widerstehen. Sein Verstand sagte ihm: um sich auf dem Throne der Alpuxarren zu halten, müsse er Estrella seine Hand geben, oder sie vernichten, ehe sie ihn verderbe. Dieser Zwiespalt beunruhigte ihn, sein Herz war bei festem Willen noch immer mit seiner Pflicht im Streite, und es schlug nicht ruhiger unter dem Purpur, als vorher.

Doch die Liebe zu seinem Vaterlande siegte auch jetzt, und er beschloß, sobald es ihm seine Geschäfte erlaubten, nach Acuña zu gehen.

Vieles hatte er indessen geordnet, Befehlshaber über die verschiedenen Bezirke der Gebirge gesetzt, eine Abtheilung von 600 Reitern und 4000 Rohrschützen errichtet, unter denen er tausend auswählte, die ihn als seine Leibwacht stets begleiten sollten. Er schickte Gesandte mit Geschenken nach Constantinopel und Algier und bewies eine Thätigkeit, die man an dem sonst so muthigen, aber den Lebensgenüssen zu sehr ergebenen Humeya nicht gewohnt war. Als er alles dieses angeordnet hatte, machte er Anstalt zur Reise nach Acuña, wohin ihm nur eine kleine Begleitung folgen sollte. Er wollte nicht in königlichem Glanze vor Estrella erscheinen.

2.

Indeſſen Mulay Abdallah ſich ganz ſeinem Regierungsgeſchäfte widmete, hatte Aguazil von einem Diener Humeya's, der ſeinem Herrn faſt überall zur Seite geblieben war, begleitet, Andarax verlaſſen. Durch Gold gewonnen, hatte ihn dieſer an einen Ort zu bringen verſprochen, wo, wie er gewiß ſei, Humeya ein Weib gefangen halte. Sie ritten den Weg nach Albolodui, wendeten ſich gegen Mittag von der Straße ab, ritten die Höhe hinauf und hielten vor der ärmlichen Hütte eines alten Mannes, der, als ſei hier der tiefſte Friede, vor ſeiner Hütte ſaß und Körbe flocht.

„Oeffne uns die Höhle, wo die Gefangene ſitzt!“ befahl ihm der Diener Humeya's; der Alte ſtutzte, ſah den Mann ſtarr an und erkannte ihn wieder, denn er hatte ihn einige Male im Gefolge Humeya's geſehen. Ohne die Faſſung zu verlieren, erwiederte er: „Ich weiß von keiner Höhle und von keiner Gefangenen, flechte meine Körbe und bekümmere mich nicht um das, was um mich vorgeht.“ Aber der Diener überführte ihn, daß ſelbſt Humeya ihn nach der Gefangenen gefragt, und er ihm geantwortet habe, ſie ſei bald mürriſch, bald luſtig; überdies ſei der König todt, ſie im Namen Abdallah's, des neuen Fürſten, hier, und jede Weigerung werde ihm unvermeidlich den Tod bringen. Der Alte erſchrak, gehorchte und führte Aguazil nach einer mit Brombeerſträuchern und Ginſter wild bewachſenen Schlucht. Wie klopfte Aguazil's Herz, als der Alte den Ginſter wegſchob, Steine weg-

rollte, und die Oeffnung einer Höhle ſich ihnen zeigte, in deren Tiefe man den matten Schimmer eines Lichtes bemerken konnte. Mit dem lauten Rufe: „Zoa! meine Zoa!“ drang Aguazil hinein, immer dem Lichtſchimmer zu, immer den geliebten Namen rufend; da vernahm er plötzlich ein Geräuſch, ſah eine weibliche Geſtalt, wie in Nebel gehüllt ſich von ihrem Lager erheben. „Zoa! Zoa!“ rief er noch einmal, und diesmal fand ſein Ruf Gehör. „Wer ruft meine Cava?“ ſchallte ihm die kreiſchende Stimme der alten Zigeunerin entgegen. „Schlanker Burſche, Du findeſt ſie hier nicht!“

War auch Diego durch die Stimme des alten Weibes unangenehm überraſcht, ſo war es ihm doch nicht unlieb, ſie zu finden, da er ihre Ergebenheit für Zoa kannte und hoffen konnte, vielleicht von ihr Nachricht zu erhalten; er täuſchte ſich nicht. Die Alte war in jener Unglücknacht, als Aben-Humeya ſie aus Paterna gewaltſam fortbringen ließ, Zoa in der Stille gefolgt, hatte Mittel gefunden, ſich zu ihr in die Höhle zu ſchleichen, wo ſie der König verborgen hielt, und als er eines Tages die Alte dort fand, ließ er ſie weg- und bei Nacht nach einer andern Höhle bringen. Auf Aguazil's Frage, ob ſie ſich noch der Gegend von Zoa's Aufenthalt erinnere, glaubte ſie, ſie wieder finden zu können, obgleich ſie bei Nacht dort angekommen, bei Nacht wieder weggebracht worden ſei. Sie ſagte zugleich aus, daß ſie öſtlich von Paterna jenſeit eines Fluſſes in einem von hohen Felſen eingeſchloſſenen Thale liege, in deſſen Mitte eine hohe Platane ſtehe. Sie beſtieg hierauf ein Maulthier und folgte Diego,

der nun in der von ihr beſchriebenen Richtung die Geliebte aufſuchte.

Es war der zweite Tag nach Humeya's Ermordung, als man den Weg nach Valor, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, nahm, wo ſich Diego erinnerte, daß Humeya von hier aus, nur von dem mit dem Maulthier in den Abgrund geſtürzten Diener begleitet, ſich ſeit Rojas Tode oft auf kurze Zeit entfernt hatte; auch ſtimmte die Gegend mit der Beſchreibung der Zigeunerin überein, die ſich ungemein freute, als ſie den Tod Humeya's erfuhr. „Sagte ich es nicht?" raunte ſie Aguazil zu, „daß ſie die Cava ſei, die den König, der es überdies auch wagte, den zerhackten Helm König Roderich's aufzuſetzen, Verderben bringen würde? Denn mein alter Schädel hat in der Höhle nicht ſo viel gelitten, daß ich den Zuſammenhang der Dinge nicht errathen könnte. Du biſt Graf Julian geweſen, und was dieſer für ſeine Tochter that, thateſt Du für Deine Geliebte; nicht wahr, ſo iſt es, edler Don Diego?"

Diego erwiederte der Alten Nichts und ſetzte ſeinen Weg mit Ungeduld und banger Ahnung fort. Drei Tage waren nun ſchon verſtrichen, und noch hatten ſie den Ort nicht erreicht, den die Zigeunerin wieder zu erkennen hoffte; der vierte ging vorüber, indem ſie bald rechts, bald links, Berg auf, Berg ab zogen. Am fünften ſchwand mit der Hoffnung Aguazil's Muth, er ſpornte ſein Roß zu neuer Anſtrengung; kaum konnte das Maulthier der Alten, kaum ſeine Begleitung ihm folgen; ſelbſt einzelne Schüſſe, die ſie in der Ferne hörten und die ihnen die Nähe der Spanier verkündeten, hielten ihn nicht auf; was kümmerten

ſie Diego? Fand er nicht die Geliebte, war es ihm gleichgültig, den Feind zu finden und mit ihm den Tod. Aber die Sonne ſtieg immer höher, er fand ſie nicht; ſie ſank immer tiefer, und noch keine Spur. Da jagte er verzweiflungsvoll einen ſteilen Felſen hinauf, von wo aus man die ganze Gegend überſehen konnte, und ſetzte ſich, ſeinem Gram ſich überlaſſend, auf ein bemoos'tes, mit Geſtrüpp umwachſenes Felsſtück. Auch die Zigeunerin war abgeſtiegen und ſpähte mit ihren Falkenaugen forſchend in der Gegend umher. — „Herr!" rief ſie plötzlich, „täuſch' ich mich nicht, ſo iſt jenes Thal da unten das, welches wir ſuchen; es iſt ganz dem gleich, in welchem die Höhle war."

Aguazil ſprang auf. „Wo? wie? mein Roß!" rief er mit Haſt.

„Ruhig, Herr!" unterbrach ihn die Alte, die Platane fehlt, ich ſehe ſie nicht, und ſo könnte ich mich leicht täuſchen."

„Ja wohl iſt es Täuſchung!" ſeufzte der Moriske. „Wo könnte ich noch das Glück finden?" Aber die Alte, immer von Muth und Hoffnung belebt, beſtieg ihr Thier und trabte den Felsweg hinunter. — Aguazil gab dem Diener ſein Roß zurück und ſetzte ſich wieder auf den Stein, während ſeine Begleiter Laub von dem in den Schluchten wuchernden Geſtrüpp abſtreiften und den Roſſen vorwarfen.

„Humeya!" rief Aguazil, und Grimm erpreßte ihm die Worte, „Du haſt mich in Rache übertroffen! Ich nahm Dir das Leben, Du flochteſt in mein Leben einen ewigen, langſamen Tod. — Zoa, Zoa!" rief er aus, und der kühne, kräftige Mann erbebte. „Armes Weib, dem

Hungertode Preis gegeben! — Langsam, als leere man tropfenweis den gefüllten Becher, hat der Tod an Deinem Leben gesogen, bis er endlich den letzten Tropfen schlürfte, und es dahin starb, wie der Flötenton Deiner Stimme in wehmuthsvollem Liede. Wohl Dir!" rief er, plötzlich aufspringend, aus, „Du hast geendet, Du bist am Ziele, wohin ich mich noch, ein unglücklicher Wanderer, gewaltsam führen muß."

„Gute Botschaft, Herr!" unterbrach die Alte sein Selbstgespräch.

„Gute Botschaft, und mir?" erwiederte Diego, kaum aufblickend.

„Ja, ja, Herr! Da unten stand der Baum, sie haben ihn umgehauen, in jenem Thal ist die Höhle —"

„Und wenn Du sie findest?"

„Herr!" rief die Alte erstaunt —

„Dann grabt ein Grab und legt ihren Leichnam hinein; längst ist sie todt!"

„Der Gott der Christen vermag viel, auch sie kann gerettet sein!" — sagte das Zigeunerweib zutrauungsvoll. „Komm, lieber Herr, laß uns den Eingang suchen."

„Geh', such' ihn, mich schaudert jetzt vor dem Gedanken, sie noch zu finden, ich bleibe hier. Er setzte sich wieder auf den Stein und blickte starr in die Gluthen der untergehenden Sonne. Seine Diener folgten der Alten, und so blieb er allein.

„Sonne, du sinkst!" rief er endlich aus, und sein brennendes Auge sah ihren letzten Strahlen nach. — „Das Reich der Mauren ging unter, auch das Reich der Moriskeu wird untergehen, und vielleicht durch mich! Vaterland! Vaterland! ich grub Dein, ich grub ihr Grab."

Da drangen leiſe Harfenklänge, als entſtiegen ſie dem Schooße der Erde, zu ihm auf — er lauſchte. — „Waren dies nicht die Töne ihrer Harfe?“ rief er, und kalt durchrieſelte es ſein Gebein. „Steigſt Du mit dem Monde aus Deinem Grabe, oder dringen die Klänge Deiner Harfe durch Deine verſchloſſene Gruft? — Horch!“ rief er und warf ſich, es beſſer zu vernehmen, neben dem wilden Roſengeſträuch auf die Erde nieder. Da hörte er es leiſe, wie den verhallenden Ton einer Aeolsharfe, aus der Tiefe des Berges herauf tönen, und er vernahm die dumpfen Worte:

Heimwärts, heimwärts möcht' ich fliegen!
Meine Sehnſucht zieht mich hin. —
Ach! ich kann nicht heimwärts fliegen,
Da ich hier gefeſſelt bin.
Meine Flügel ſind gebunden.
Traurig ſchleichen mir die Stunden
Hier in dieſem öden Schacht,
In des Kerkers finſtrer Nacht.

„Es ſind Geiſtertöne, die aus der Tiefe zu mir heraus ſteigen, es iſt ihre Stimme!“ rief er, ſprang auf und nahte ſich dem Orte, aus dem die Töne zu dringen ſchienen. Er vernahm nun deutlicher:

Aufwärts, aufwärts möcht' ich ſchwingen,
Bahn mir brechen durch's Geſtein,
Ihm den Morgengruß zu bringen! —
Möcht' ſo gerne bei ihm ſein.

Aber ich bin hier gefangen,
Und was hilft mir mein Verlangen?
Ach, der Sehnsucht tiefer Schmerz
Lindert nicht, bricht nur das Herz.

„Sprengt die Sehnsucht die Gräber?" rief er. Da begann der Gesang von neuem, er hielt an und lauschte wieder:

Wollt' es brechen! — Wär's vorüber,
Ausgerungen hätt' ich dann,
Und ich schwebte sanft hinüber,
Wo uns Nichts mehr fesseln kann.
Frei umschwebt' ich seine Tritte,
Flüsternd dann die leise Bitte:
Komm, Geliebter, komm auch Du
Bald zu mir in's Land der Ruh.

„Ich komme, ich komme!" schrie er auf, bahnte sich mit seinem Schwerte einen Weg durch das dichte Gestrüpp und stand bald auf der Spitze des Felsens an einer dunklen, gerade hinuntergehenden Oeffnung, aus dem ihm ein matter Schein entgegen dämmerte, schauerlich bleich, wie der fahle Schein einer Todtenlampe aus modernder Gruft. „Zoa!" rief er hinab, meine Zoa!"

„Bist Du es, der mich ruft, Aguazil?" tönte es' wie eine Stimme des Himmels, lieblich zu ihm auf.

„Du lebst, Du lebst, der Himmel hat Dich gerettet!" rief er in freudigem Wahnsinn. „Wo finde ich Dich, Geliebte, wo führt der Weg zu Dir?"

„Am Abhange des Felsens ist eine mit zwei großen Granitblöcken verwahrte Oeffnung — Gesträuch von wildem Ginster versteckt es, nur durch sie kannst Du zu mir gelangen.“

Ohne zu antworten, sprang Diego die Klippen hinab, der Ruf seines Hifthorns rief die Begleiter, sie umgingen den Felsen, und das alte Weib, das sich die ganze Gegend sorgfältig gemerkt hatte, fand bald den Eingang; die Felsblöcke wurden hinweg gerollt, und Zoa lag in Aguazil's Armen.

3.

Mulay Abdallah, der neue König der Moriſken, ritt eben in das Thor Acuña's ein, als ein Eilbote hinter ihm hergesprengt kam und ihm ein Schreiben seines treuen Gorri brachte, der ihm aus der Nevada meldete, daß eine bedeutende Menge Munition und Lebensmittel aller Art, auch dreimonatlicher Sold für das an Allem Mangel leidende Heer des Herzogs von Sessa in Granada bereit liege, und in einigen Tagen unter Bedeckung in das Lager von Orguiva geführt werden solle. Diese Nachricht war Abdallah erwünscht, denn er hoffte, daß sie ihm Gelegenheit zu einem glücklichen Unternehmen geben würde. Die Spanier in ihrem verschanzten Lager bei Orguiva anzugreifen, wäre Tollkühnheit gewesen, denn dazu war er zu schwach, und doch mußte er wünschen, durch irgend eine glänzende That seine kriegerische Laufbahn als König

ruhmvoll zu beginnen. Er eilte nun mit frohem Herzen hinauf zu Estrella, die ihm bis an das Portal entgegen kam.

Sie hatte das Trauergewand abgelegt, mit der befriedigten Rache war auch der Gram ihrem Herzen entschwunden, und die Freude, den Geliebten als König empfangen zu können, war zu groß, einer andern Empfindung Raum zu lassen. Zu dem heutigen Empfange mit Sorgfalt geschmückt und schön wie eine Himmlische, hatte sie doch Gewalt und Stolz genug, ihre Wonne zu verbergen. Sie empfing Abdallah mit einer Art Unterwürfigkeit, sprach mit gemessenen Worten das Glück aus, das sie empfinde, ihn als König auf ihrem Schlosse empfangen zu können; aber kein herzliches Wort, kein Liebeswort entschlüpfte ihrem Munde, sie erwartete dies von ihm.

Abdallah's leicht gereizte Leidenschaftlichkeit war auch heute von der Schönheit des Mädchens bald erweckt. Zwar trat ihr Bild, wie immer, nie ganz fleckenlos vor ihn; ihr Stolz, der feste, bestimmte Ton ihrer Rede, nahmen dem Bilde jenen Schmelz, jenen sanften Zauber, der so unwiderstehlich anzieht; aber doch war das Mädchen zu schön, er ihr zu sehr verpflichtet, um ihr nicht mit wahrhaftiger Rührung für ihre Thätigkeit, die sie in Andarax für ihn bewiesen hatte, herzlich zu danken. Unter dem Vorwande, das Nöthige zu seiner Aufnahme zu besorgen, entfernte sich Estrella bald.

„Sonderbar!" sagte Abdallah vor sich hin, „sobald sie mich verläßt, ist der Zauber verschwunden, der mich in ihrer Gegenwart fesselt; ich sehe nur das herrische Weib in ihr, und nicht das liebende, sich ihrer Neigung hinge-

bende Mädchen.“ Er ſprang, unzufrieden mit ſich, von ſeinem Sitze auf, trat an das offene Fenſter und ſah hinab in das Meer, das, vom Sturme gepeitſcht, ſeine Wellen brauſend und ſchäumend über die Felſen rollte, bis eine neue Woge die ſo ſtolz gehobene wieder verſchlang. Bei dieſem Anblick trat Aben-Humeya vor ſeine Erinnerung. „Ueber ſeine Trümmer biſt Du geſtiegen,“ murmelte er vor ſich hin, „wie jene Welle, iſt ſeine Macht in der Deinigen verſunken! Durch welche wirſt Du untergehen?“

„Vaterland! Mein theures Vaterland!“ rief er aus, und ſein Gefühl ward zum Wort. „Was ich that, that ich nur für Dich. — Muß ich aber dennoch auch fallen, wie Humeya, ſo ſei's, wenn Du nur feſt und im Glanze errungener Freiheit ſtehſt. Für Dich nur habe ich nach dem drückenden Purpur gerungen, für Dich opfre ich ihn, opfre ich Alles mit Freuden! —“

„Auch ſie?“ ſagte er jetzt mit wehmüthiger Stimme. „Auch Iſabella?“ — Dieſer Gedanke erfaßte ihn von neuem ſchmerzlich. — „Ja, auch ſie!“ rang ſich aus ſeiner Bruſt. — „Auch ſie! Aben-Aboo hätte ihr mit blutendem Herzen entſagt — der König der Andaluſier muß es mit freudigem thun.“

„Eſtrella hat viel für mich gethan,“ fuhr er nach langem Sinnen fort, „ſie hat mir ihr ſtolzes Herz ſchwach und liebend gezeigt, mir allein unter allen Männern, nur mir kam ſie mit Liebe entgegen, ihre Schätze verſchleuderte ſie für mich, ihr Glück band ſie feſt an das meine. — Darf ich undankbar ſein? — Nein! So will ich den Traum der Alhambra für immer vergeſſen, will auch ohne den Engel, der ihn mir zum Paradieſe ſchuf, mit meinem

Weibe in die Königsburg einziehen, ich will Aben-Abeo vergessen, um ganz Mulay Abdallah zu sein! —"

Als Estrella zurückkehrte, er Hand in Hand an ihrer Seite saß, der ruhig scheinende Blick des Mädchens immer feuriger wurde, er sie in seine Arme schloß, und der Liebe süßes Kosen Beide beseligte, Beide, so nahe ihrem gehofften, ihrem gefürchteten Glück, mit dem Schicksale versöhnt, Nichts zu wünschen mehr zu haben glaubten; da sagte Abdallah, ihr seine Rechte reichend: „Sobald ich, mit Ruhm gekrönt, von meinem Zuge zurückkehre, wirst Du mein Weib, Estrella, das Diadem schlinge sich in Deine braunen Locken, Du sollst mir der Preis des Sieges sein. Durch Deinen Blick entflammt, stürz' ich an der Spitze meines Volkes in die Ebene hinab, Granada's Thore öffnen sich ihrem rechtmäßigen Herrn, und Du ziehest an meiner Seite in der Alhambra ein."

„Du schwärmst, Abdallah!" nahm Estrella lächelnd das Wort, „Deine Phantasie nimmt einen kühnen Flug, König der Alpujarras; Granada's Thore sind schwer zu öffnen, fest ist die Alhambra. — Doch meine Phantasie begleitet Dich gern, auch sie liebt ihre Flügel kühn zu schwingen. Freudig klopft mir das Herz, seh' ich mich an Deiner Seite durch die alten Thore der Königsburg dort einziehn; auch meine Sehnsucht nach der Wohnung unsrer Könige ist groß, gern möcht' ich die Gemächer des Palastes durchwandern, den Löwenhof, den Saal der zwei Schwestern; er soll reizend sein, hast Du ihn gesehen? — O gewiß, dann zeigte Dir Deine lebhafte Einbildungskraft Lindaraxa, auf ihre Polster hingestreckt, die Laute im Arme. — Aber was träumst Du, Abdallah, siehst

Du die Schweſtern dort, wo Dein Auge ſo ſtarr hinblickt? — Was iſt Dir?"

Abdallah fuhr bei dieſen Worten auf, ſchüttelte unmuthig ſein Haupt, daß die langen braunen Locken ihm wild über die Schultern rollten, und ſtatt Antwort fragte er mit Haſt, wie Jemand, der einem Gedanken entfliehen will: „Wo wirſt Du mein Weib? — Dort unten in der Kapelle, wo Dein Vater ruht, oder feiern wir das Feſt, nach der Sitte des Volkes, im Thale des Motril?" —

„Ich verſtehe Dich nicht, Abdallah," erwiederte das Mädchen, ihn ſcharf in's Auge faſſend, „Deine Frage, ſo kalt, verzeih' mir, ſo zur Unzeit, läßt mich glauben, der Saal der zwei Schweſtern habe Erinnerungen in Dir geweckt, die Du mit ihr verſcheuchen wollteſt? Doch ſie zu beantworten, bleibt mir Nichts übrig, als zu ſagen: Wie und wo es mein König befiehlt, reich' ich ihm meine Hand!" —

„Eſtrella!" unterbrach er ſie, endlich Faſſung findend, „welche Sprache! — Bin ich Deinem Herzen König oder Geliebter?"

„Beides!" erwiederte ſie, und ein ſonderbares Lächeln umzog ihren lieblichen Mund, „Dein Befehl iſt hierzu nothwendig. Du weißt, ich habe, ſeit unſre Brüder König Philipp's Joch abſchüttelten, meinen Glauben nicht verläugnet, ich glaube auch, Du biſt noch Chriſt, und ſomit würde die Kapelle der Ort ſein, wo ich wünſchte, mit Dir verbunden zu werden. Aber darf dies der König wagen? — Doch warum plaudre ich von dergleichen? Der Jungfrau geziemt nicht, die Anordnungen zu ihrem Hochzeitfeſte zu machen; ich überlaſſe ſie Dir."

„Die Stunden, die ich bei Dir verweilen kann, Eſtrella, ſind gezählt," erwiederte er ernſt. „Ich muß erſt Anordnungen zu einem blutigen Feſte machen, ehe ich an die Anordnungen zur Feier unſrer Vermählung denken darf. Ich überlaſſe ſie Dir; im geheim wirſt Du mein Weib am Altare, öffentlich vereine uns der Iman."

Auf Eſtrella's Frage, was für ein Unternehmen ihn ſo bald von ihrer Seite reiße, theilte er ihr die ſo eben erhaltene Nachricht mit. Die Ehre, den Kriegsruhm ihres Geliebten höher ſtellend, als die ſeligſten Stunden der Liebe, zürnte ſie ihm nicht und theilte mit ihm die Hoffnung des Sieges. Nur als die Stunde des Scheidens ſchlug, war ſie tief bewegt. „Abdallah!" rief ſie, als er ſie zum Lebewohl in ſeine Arme ſchloß, „Deine Küſſe brennen wie Feuer, Dein Auge flammt, auch das meinige glüht, auch mein Herz ſchlägt laut dem Deinen entgegen. — Gebe der Himmel, daß es ewig ſo bleiben möge, daß Du mich ewig ſo feurig in Deine Arme ſchließen, ſo innig an mir hängen magſt, denn bei dem Gekreuzigten, bei Mahomet ſelbſt ſchwör' ich Dir, Untreue ertrag' ich nicht, unſrer Liebe Grab iſt auch das Deine! Fürchte Eſtrella's getäuſchtes Herz!"

„Furcht kenn' ich nicht!" erwiederte er ſtolz. — „Drohungen verlach' ich. Aber Du ſcheinſt wahrlich in jeden herben Becher der Trennung neue Wermuthstropfen träufeln zu wollen, die auch noch das Wiederſehen verbittern könnten. Doch ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, will Dir ein herzliches Lebewohl ſagen, und kehre ich nach Acuña zurück, ſoll mich Vergeſſenheit begleiten. — Lebe wohl!"

Eſtrella's Auge hatte, während er ſprach, ſtechend auf ihn geblickt. — „Leb wohl!" ſagte ſie dann, und wollte ihm kalt die Hand zum Abſchiede reichen, aber das edlere weibliche Gefühl ſiegte über ihren Stolz, ſie warf ſich weinend an ſeine Bruſt, und dieſe Thränen waren ihm lindernde Tropfen.

4.

Nach allen Seiten eilten Boten, die Alkaiden und Heerführer zum ſchleunigen Aufbruch mit all' ihren Völkern zu entbieten. Früher ſchon hatte Abdallah den größten Theil ſeiner Streitkräfte nach Andarax beordert, jetzt ließ er auch aus den entfernteſten Gegenden die Bewaffneten anrücken, denn es galt einen großen Streich. Glückte er, ſo mußte der Herzog von Seſſa die Alpujarras verlaſſen und ſich nach Cadix oder Granada zurückziehen. Mangel an Lebensmitteln und Sold hatten ſchon häufiges Ausreißen in ſeinem Heere bewirkt, täglich ſchmolz es, und nur die Hoffnung, daß dem Mangel bald abgeholfen werde, hielt noch die Unzufriedenen bei ihren Fahnen zurück. Gelangte der Transport nicht nach Orgiva, ſo waren die Alpujarren ſicher von den Feinden befreit.

Ganz mit den Anordnungen beſchäftigt, ſich ganz freudiger Hoffnung hingebend, muſterte Abdallah bei Andarax das dort verſammelte Heer. Die Alkaiden hatten ſich beeifert, mit bedeutenden Streitkräften vor ihrem neuen Könige zu erſcheinen, der bei der Muſterung ſein Heer

an 12000 streitbare Männer stark fand. Er brach am andern Tage auf und rückte nach Poqueyra, wo er die bestimmte Nachricht erhielt, daß der Transport Granada verlassen habe.

Der Herzog von Sessa stand indessen, die Nähe der Moriſken nicht ahnend, ruhig in seinem verschanzten Lager bei Orguiva, als plötzlich Abdallah mit dem Heere auf der Straße von Poqueyra erschien und die Orguiva umgebenden Höhen besetzte. Schnell stellten sich die Spanier in Schlachtordnung, und es schien, daß die Moriſken es wagen wollten, ein Treffen zu liefern, denn sie zogen die Höhen herab; doch verging der Tag unter Plänkeln, und am Abend zogen sich beide Heere wieder in ihre Stellung zurück. Diese Bewegung Abdallah's war eine Kriegslist. Er wollte den Herzog glauben machen, er sei zum Angriff heran gerückt, und ihn so verhindern, dem Transport, der schon in Acequiya angelangt war, Völker entgegen zu senden. Die List gelang; der Herzog glaubte seine Streitkräfte nicht theilen zu dürfen, und Abdallah konnte in der Nacht mit 5000 Mann aufbrechen und sich bei Lanjaron in Hinterhalt legen, während Gorri und Seniz, die den Spaniern von der Sierra Nevada aus gefolgt waren, den Rückhalt überfallen sollten. Erst am Morgen bemerkte der Herzog den Abzug der Moriſken und sandte, wohl zu spät, Don Martin de Padilla mit 1500 Rohrschützen und 200 Reitern dem Transport entgegen, der, von neugeworbenen Völkern geführt, aus zweitausend fünfhundert Lastthieren bestand.

Kaum war er an dem Hohlwege angelangt, der sich zwischen Acequiya und Lanjaron durch ein enges Thal

windet, als die Moriſken, welche die Vorhut der Spanier ruhig hatten vorbei ziehen laſſen, von vier Seiten hervorbrachen und ſich mit furchtbarem Geſchrei in den Hohlweg warfen, wo die Laſtthiere, da ſie der Größe des Zugs wegen nur wenige, leicht zu überwältigende, Bedekkung hatten, bald ihre Beute wurden. Der die Nachhut befehligende Offizier rettete einige Hundert, die noch jenſeit des Paſſes waren, uud zog ſich mit ihnen glücklich nach Acequiya zurück; die Vorhut, gänzlich von dem übrigen Zuge abgeſchnitten, eilte, von Melqui verfolgt, Orguiva zu gewinnen.

Abdallah hatte Tags vorher den Befehl gegeben, daß alle Beute gemeinſchaftlich ſein, jeder deshalb das, was er erbeutet, einliefern ſolle, und alle Gefangene, die faſt immer zu Sklaven gemacht wurden, verlos't werden ſollten. Er hatte dies befohlen, um bei der Plünderung des Transportes größere Unordnungen zu vermeiden, und das Geld, das man zu finden hoffte und auch fand, zu retten. Auch hatte er für ſich auf den ſechſten Theil der Beute, die ihm als König zukam, verzichtet.

Die Beute war groß, die Plünderung allgemein, beſonders da Seniz, der die Nachhut hatte entſchlüpfen laſſen, mit ſeinen Monſi's von dem Gebirge herabeilte, ſeinen Theil nicht zu verlieren. Abdallah, wohl fürchtend, daß der Herzog von Seſſa Alles zur Rettung des Transportes unternehmen und ihm entgegen rücken würde, ſuchte der Unordnung Einhalt zu thun, jagte auf dem Wahlplatze umher, ermahnte zur Schonung der Gefangenen und forderte die Alkaiden auf, ihre Mannſchaft zu ſammeln und zu ordnen, damit ſie ſich im Nothfall jedem

Unternehmen entgegensetzen könnten. Aber der Geist der Zügellosigkeit herrschte unter den Moriſken, die Anführer, selbst beutedurstig, hielten nie strenge Mannszucht, und wenn Abdallah's Gegenwart auch Ordnung gestiftet hatte, war sie doch, sobald er sich entfernte, wieder verschwunden, so daß das Heer, nur auf Beute denkend, die Nähe der Gefahr vergaß.

Selbst Abdallah's Thätigkeit sollte bald gelähmt werden. Als er nach einem grünen Rasenplatze jagte, wo er die Seinen mit Mord und Plünderung beschäftigt sah, erblickte er mehrere umgeworfene Sänften und vernahm das Geschrei von Frauen. Er sprengte hin, die Unglücklichen vor Mißhandlung zu retten, und seinem Auge zeigte sich ein Anblick, wohl vermögend, ihm den Herzog von Sessa und jede Gefahr vergessen zu lassen.

An einem Baume saß, fast besinnungslos, Isabella von Villafranca, vor ihr hielten drei Spanier, schon aus mehreren Wunden blutend, die andringenden Moriſken ab, die, ihre Beute nicht aufgeben wollend, mit Lanze und Streitaxt von neuem wüthend auf sie eindrangen. „Halt!" schrie Abdallah, zwischen die Streitenden sprengend. „Zurück, wer mauriſchen Stammes ist; übt Schonung statt Rache! Ihr aber, Ihr spaniſchen Männer, legt Eure Waffen nieder und kämpfet nicht mehr als Verzweifelte gegen die Uebermacht. Der Dame, die Ihr nutzlos vertheidigt, will der König der Andaluſier selbst Beschützer sein. Säumt nicht, meinen Befehlen zu gehorchen, jeder Widerstand wäre thöricht."

Murrend zogen sich die Moriſken, dem Befehle ihres Königs nur mit Unluſt gehorchend, zurück. Die Spanier

legten ihre Waffen gewiß noch unmuthiger zu des Königs Füßen, der sie den Moriſken zur Bewachung übergab. Jetzt erſt nahte er ſich Iſabellen, die mit klopfendem Herzen, bebend, dem Allen zugeſehen hatte. Er begrüßte ſie herzlich, man ſah deutlich den Kampf, die Gluth neu erwachter Liebe zu dämpfen. Er beklagte ihr Geſchick, tröſtete ſie, verſprach ihr Schutz und Sicherheit, wobei ſeine Worte gemeſſen, faſt gleichgültig waren, ſein Auge aber flammte deſto lebendiger. Iſabella fühlte es tief, daß der König der Moriſken nicht mehr Aboo ſei, ſie ſchwieg, unterdrückte ihren Schmerz und beantwortete ſeine Frage: was ſie unter das Kriegsvolk geführt habe, mit anſcheinender Ruhe.

Sie erzählte ihm, daß ſie, den Nachſtellungen eines mächtigen Mannes zu entgehen, ihren Vater gebeten habe, ſie von Granada zu entfernen und zu ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin der Carmeliterinnen, nach Cadix zu ſchicken. Lange habe der beſorgte Vater ihr die Bitte verweigert, endlich jedoch nachgegeben und, da die Moriſken die Vega von Granada durchſtreiften, keine ſicherere Gelegenheit zu finden geglaubt, als ſie mit dem Transporte bis in die Gegend von Alhama gehen zu laſſen, von wo ſie mit mehreren Frauen und Reiſenden unter ſattſamer Bedeckung nach Cadix geführt werden ſollte. Kaum aber am Fuß der Nevada angelangt, wären ſie von Feinden umſchwärmt, die ihnen den Weg nach Cadix abgeſchnitten und ſie gezwungen hätten, dem Transport zum Heere zu folgen, da ein Verſuch, nach Granada zurückzukehren, geſcheitert ſei.

Abdallah hatte, während Iſabella ſprach, männlich

gegen ſein Herz gekämpft. Er gedachte Eſtrella's, ſeiner Pflicht, ſeines Vaterlandes, und unterdrückte ſeine Empfindung, obgleich er die Thränen in Iſabella's Augen ſah, deren Quelle er leicht errathen konnte. Es bannte ihn feſt bei ihr, und doch trieb es ihn fort zu den Seinen, die ſich mit ihrer Beute in die Berge warfen und ſich ihrer Gewohnheit nach zerſtreuten. Da ſah er plötzlich von Lanjaron her Melqui mit der zur Verfolgung der Vorhut des Feindes abgeſchickten Schaar in regelloſer Flucht die Höhe herab kommen. Ungeſäumt übergab er Iſabella der Obhut einiger ſeiner Diener, mit dem ſtrengen Befehl, nicht von dieſer Stelle zu weichen, rief der Unglücklichen ein Lebewohl zu, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte, mit der neuen Wunde im Herzen, verzweiflungsvoll den Flüchtigen entgegen.

Aber vergeblich war ſein Bemühen, ſie zum Stehen zu bringen. Vergeblich verſuchte er, die immer noch Plündernden zu ſammeln, die, als ſie jetzt die Flucht der Ihrigen ſahen, nicht an Vertheidigung, nur an Rettung dachten, mit den erbeuteten Maulthieren die Felſen hinaufklimmten, oder, wo die Thiere nicht folgen konnten, ihnen die Sehnen abhieben, ihre Ladung vernichteten und dann auf ihre eigene Rettung bedacht waren.

Endlich war es Abdallah und Melqui gelungen, 1000 Streiter zu ſammeln und ſie dem nahenden Feinde entgegen zu führen. Er beſetzte den Eingang des Hohlweges, um wenigſtens den Seinen Zeit zur Flucht zu geben, denn nach der Ausſage Melqui's war es das ganze ſpaniſche Heer, das gegen ſie anrückte; es war jedoch nur Don Martin Padilla, den der Herzog von Seſſa dem Convoy

entgegen geschickt hatte, und dem er noch einige tausend Rohrschützen folgen ließ.

Jetzt bildete die von der Höhe herabkommende feindliche Reiterei am Fuße derselben ihre Schlachtlinie, und die Geharnischten stürzten sich mit eingelegten Lanzen auf die Moriſken, die ſie mit mörderiſchem Feuer empfingen und zurückwarfen. Noch einmal verſuchten die Spanier durchzubrechen, noch einmal wurden ſie zurückgetrieben. Da zogen ſie ſich, ihr Fußvolk abwartend, das auch jetzt im Eilſchritt die Höhe herunter kam, bis an den Fuß des Gebirges zurück. Die Spanier, nun an Zahl und Kriegszucht den Moriſken überlegen, drangen vor, das Gefecht ward allgemein; ſchon fingen hier und da die Moriſken an zu wanken, als die Geharniſchten, denen das Fußvolk muthig folgte, noch einmal hervorbrachen und die Reihen der Moriſken trennten, die nun nur noch in der Flucht ihre Rettung ſuchten.

Vergebens war ihres Königs Beiſpiel, der ſich mit wenigen Reitern verzweiflungsvoll den Spaniern entgegen warf und ihnen männlichen Widerſtand leiſtete. Die Tapfern, die ihn begleitet, ſanken an ſeiner Seite, und von Allen verlaſſen, ſelbſt nur leicht bewaffnet, mußte auch er endlich den Spaniern den Rücken kehren und in der Flucht ſein Heil ſuchen. Glücklich, daß der Hohlweg durch die getödteten Maulthiere und ihre umhergeſtreuten Ladungen den Nachſetzenden manches Hinderniß in den Weg legte, und Abdallah auf ſeinem ſchnellen Tigerroſſe dadurch leicht einen Vorſprung vor den ſchwer Geharniſchten gewinnen konnte. Doch jagte er nicht die nahe rettende Schlucht

hinauf, er lenkte sein Roß nach der Stelle, wo er Isabella verlassen hatte..

Aber plötzlich warf er sein Roß nach der entgegengesetzten Seite und hielt das schnaubende einen Augenblick an. —„Was willst Du dort, König der Andalusier?" rief ihm eine innere Stimme zu. — „Willst Du sie verderben und Dich?" — Aber seine Bestimmung zog ihn dennoch nach ihr hin — er sprengte mit verhängtem Zügel seinem Schicksal entgegen und fand sie bebend mit ängstlicher Erwartung unter dem Baume stehen. „Komm, Isabella, komm, Unglückliche!" rief er ihr zu, bog sich, sie mit kräftigem Arme erfassend, zu ihr nieder, „schwinge Dich auf zu mir!" rief er, und Isabella, betäubt, ihrer Sinne nicht mächtig, wohl auch ihrem Herzen folgend, schwang sich auf sein Tigerroß, und, den Arm um seinen Nacken, schmiegte sie sich fest an ihn, der auf schnaubendem, schäumendem Rosse mit seiner Beute dahin jagte.

Die ihn verfolgenden Spanier hatten ihn nicht aus den Augen gelassen, denn durch gefangene Moriſken benachrichtigt, daß es Mulay Abdallah gewesen sei, der an der Spitze mauriſcher Reiterei sich in ihre Reihen gestürzt, hatten sie alle andre Flüchtlinge unbeachtet gelassen und waren nur ihm gefolgt. Jetzt, da sie aus der Ferne ihn ein spaniſches Weib auf sein Roß heben und mit ihr davon sprengen sahen, jagten Alle mit verhängten Zügeln ihm nach.

Bald entschwand er jedoch ihren Blicken, eine Felsschlucht verbarg ihn, doch als er die Höhe hinauf ritt, sahen sie ihn von neuem, und wie eine gierige Meute, welche die Spur des edlen Thieres verlor, sie plötzlich

wiederfindend, mit lauterem Geheul, mit angestrengter Kraft es verfolgt; so auch verfolgten die Spanier den Moriskenkönig, und jeder, sein keuchendes Roß spornend, hoffte, schon im voraus die sichere Beute zu erhaschen. Aber das Tigerroß trabte, zwar mit doppelter Bürde beladen, schnaubend, doch noch muthig, die steile Höhe hinan, während die schweren Rosse der Spanier nur keuchend folgen konnten.

Ein finsterer, verhängnißvoller Stern waltete jedoch heute über Abdallah's Geschick. Immer noch das Weite suchend, jagte er jetzt auf einem an beiden Seiten von schroffen Abhängen gebildeten Felsrücken hin, Pferdegetrappel schien dicht hinter ihm zu sein, und vor sich sah' er eine tiefe Felsspalte ihm den Weg versperren. — „Halte Dich fest, Isabella!" rief er dem bebenden Mädchen, „vorwärts, mein muthiges Roß!" seinem Tiger zu; „Du trägst ja Andalusiens König und sein Glück!" Tief drückte er dem braven Thiere die Sporen in die Weichen, es raffte seine letzte Kraft zusammen, jagte in vollem Laufe vorwärts, und rasch wie der Pfeil durch die Luft, setzte es über die Spalte und sank zusammen. Es hatte seinen Herrn gerettet, der angestrengte Sprung aber ihm den Tod gebracht.

Unversehrt hob Abdallah Isabella vom Boden auf, warf noch einen mitleidsvollen Blick auf das edle treue Thier, und leitete dann das zitternde Mädchen über das rauhe Gestein der Felsen, wohin ihm die feindlichen Reiter nicht folgen konnten. Beide gingen schweigend neben einander. Sie hörten keines Rosses Hufschlag mehr hinter sich, schauerlich still war es um sie her, kein Lüftchen

rauſchte durch das verwelkte Laub des wilden Roſenſtrauchs, ſie konnten den Flügelſchlag des über ſie ſchwebenden Geiers hören, der, beutegierig wie die Moriſken, ſie umkreiſ'te. Nur hier und da unterbrach ein entfernter Schuß die ſchauerliche Stille dieſer öden Einſamkeit.

„Ich kann nicht weiter, überlaßt mich meinem Schickſal, Aben-Aboo," ſagte jetzt das Mädchen. — „Flieht! — Gott wird mir, wenn ich ausgeruht habe, einen Engel ſenden, mich hinunter zu Menſchen zu leiten, oder mich auf ſeinen Schwingen hinauf zu tragen, wo es keiner Ruhe bedarf. Flieht und rettet Euch!"

„Ich ſollte Euch in dieſer öden Gegend hülflos dem Hungertode preis geben?" erwiederte er unmuthig. „Nein, Iſabella. Das Geſchick führte uns heute zum dritten Male wunderbar zuſammen, ich ehre ſeinen Fingerzeig und trenne mich nicht freventlich von Euch. — Ruht hier aus, dann ſetzen wir unſern Weg fort, bis wir Männer meines Volkes finden, die ſicher in den Höhlen dieſes Gebirges zerſtreut und verborgen ſind. Verſagen Euch die Füße den Dienſt, ſo iſt mein Arm noch ſtark genug, Euch zu tragen." Er führte ſie einem Steinblocke zu, wo er ſich neben ſie ſetzte, ſie theilnehmend in ſeine Arme ſchloß, und Iſabella, von Mattigkeit überwältigt, ihr müdes Haupt an ſeine Bruſt lehnte.

Das Mädchen ſeiner Liebe hielt er nun feſt umſchloſſen; ob er auch mit ihr ſein Glück umfing? Dies war der trübe Gedanke, der ſein Inneres im Zwieſpalt zerrüttete. Die Worte ſüßer, inniger Liebe drängten ſich auf ſeine Lippen, der Gedanke an Eſtrella, an ſein Vaterland wies ſie in ſeine gepreßte Bruſt zurück. Unwillig, ſich bald

ſeines Kleinmuths wegen verachtend, der ihm nicht die Kraft ließ, freudig dem Vaterlande ſein Opfer zu bringen, bald ſein Geſchick verwünſchend, das ihn zwang, ſeines Herzens lodernde Flamme zu dämpfen, ſah er ſtumm vor ſich hin, und in ihm wüthete der furchtbare Kampf der Liebe gegen die Pflicht.

Da blickte er auf und ſah Thränen in Iſabella's Auge. „Weine nicht," rief er, ſie an ſich drückend, „beweine Dein und mein Schickſal nicht; aus dieſem Labyrinthe kann zwar nur ein Gott retten, aber er wird barmherzig ſein!"

„Sein Wille geſchehe!" ſprach das Mädchen, ſich erhebend. „Kommt, Aboo, die Sonne ſenkt ſich, es beginnt zu dämmern; und ich fühle mich geſtärkt. Kommt, geleitet mich dort hinunter, mir iſt, als vernähm' ich das Rauſchen einer Quelle, und Durſt quält mich."

Abdallah horchte auf, auch er glaubte das Murmeln eines Waldbaches zu hören. „Geduldet Euch einen Augenblick," ſprach er, „ich eile hinunter. — Doch find' ich auch den Quell," ſetzte er traurig hinzu, „werin könnt' ich den Labetrunk bringen! mein Turban taugt nicht dazu. —"

„So laßt uns Beide hinuntergehen," bat ſie, und er erfüllte ihren Wunſch, leitete die Wankende über manche Klippe hinab, und bald ſahen ſie den murmelnden Quell über graue Felſen ſich ſtürzen. Beide erquickten ſich und ſetzten dann geſtärkt ihre Wanderung fort. Als ſie um eine Felswand bogen, öffnete ſich ihnen eine mit Platanen und immer grünenden Eichen bepflanzte Schlucht. Ein freudiges Lächeln umzog bei dieſem Anblick Abdal-

lah's ernſtes Geſicht. „Mich dünkt, ich kenne dieſe Gegend," rief er aus. „Täuſch' ich mich nicht, ſo muß dort, wo der hohe Baum ſteht, eine Höhle ſein, die uns oft auf unſern Streifzügen zum Zufluchtsort diente, dort ſind wir wenigſtens vor Verfolgung ſicher."

Iſabella ſtrengte ihre letzten Kräfte an und folgte Abdallah, und bald ſtanden ſie auch wirklich vor dem Eingange einer Höhle. Sie traten ein und ſahen ſich plötzlich von aufſpringenden bewaffneten Männern umringt. „Laß Deinen Schleier fallen!" raunte Abdallah dem Mädchen zu, und trat, Iſabella an der Hand, ſtolz unter die Staunenden, die, als ſie in ihm ihren König erkannten, das ſchon gezückte Schwert in die Scheide ſenkten und ſich ehrerbietig vor ihm neigten. Es war Seniz und ein Theil der Monſi's, die ſich mit ihrer Beute hierher geflüchtet, und, ſich in dieſer Felsſchlucht ſicher glaubend, ſich eben zur Ruhe gelegt hatten.

„Sei mir gegrüßt, König Abdallah!" rief ihm Seniz mit zweideutigem Lächeln entgegen; „Heil Dir, Heil uns, daß Du gerettet biſt! Die Nachricht hatte ſich verbreitet, Du habeſt Dich, an Deinem Glück verzweifelnd, den Tod ſuchend und ihn auch findend, mit der Reiterei der Nevada in die Reihen der Spanier geſtürzt."

„Du ſiehſt, Seniz, ich lebe noch," erwiderte Abdallah; „doch wäre wohl jedem edlen Mauren der Tod nach ſolch ſchändlicher Flucht erwünſcht."

„Solche Flucht iſt Sieg!" rief der Monſi lächelnd. „Wenige der Unſern ſind geblieben, und welche reiche Beute ward uns dafür? Du ſelbſt führſt uns noch einen Theil davon in dieſer Spanierin zu, die ich wohl Luſt

hätte, meiner von den Pfaffen gemordeten Schweſter zum Opfer zu bringen."

„Rühre ſie nicht an!" fuhr der König mit flammendem Blick und drohender Geberde auf, „ſie iſt meine Gefangene!"

„Haſt Du nicht auf Deinen Theil an der Beute verzichtet, König Abdallah? — Sie gehört, wem das Loos ſie giebt."

„Seniz!" ſprach Abdallah, zornig nach dem Schwerte greifend, „vergißt Du, vor wem Du ſtehſt?"

„Vor meinem Könige; den ich mir ſelbſt wählte!" erwiederte Seniz ſtolz. „Du biſt in der Höhle der Alpuxarren," raunte er ihm dann halb leiſe zu, „nicht in Mecina de Bonvaron, nennſt Dich nicht Philipp, König der Spanier und Indier, nur Abdallah, König der Andaluſier, beherrſcheſt nicht Sklaven, ſondern ein freies Volk, und biſt nicht von Deiner Leibwacht, biſt von den Monſi's umgeben! — Seniz erinnert dies dem Aben-Aboo, ſeinem Freunde; und nun, mein König," fuhr er mit lauter Stimme fort, ſich tief vor ihm neigend, „ſei uns doppelt willkommen am Abend eines ſo glücklichen Tages! Wir flohen, aber mit Beute beladen; an 2000 Maulthiere, die den Verhungerten Speiſe und Labung zuführen ſollten, fielen in unſre Hände, und für einen Verlornen haben wir gewiß 10 Gefangene gemacht. Seſſa muß ſein verſchanztes Lager, muß das Gebirge verlaſſen, was verlangen wir mehr? — Unſer Zweck iſt erreicht, und Flucht war für uns, die wir nicht in Reih' und Glied fechten, nie eine Schande, ſondern immer nur kluge Vorſicht."

Abdallah, nach der erſten Aufwallung ſchnell das Gefährliche ſeiner Lage überſchauend, und ſich bei den ſtolzen, feindlichen Worten Seniz an Eſtrella's Warnung erinnernd, hatte dieſen ruhig angehört und ſchien das Bittere ſeiner Rede nicht zu achten, dankte ihm für ſeinen Willkommen und berührte die Flucht der Seinen nicht weiter, da er mit Seniz ſich ſagen mußte, daß dieſer Tag, wenn auch kein Tag des Ruhms, doch ein glücklicher zu nennen ſei.

Ausgeſchickte Kundſchafter brachten jetzt die Nachricht, daß die Spanier die Straße nach Acequiya gezogen wären, wahrſcheinlich den Reſt des ſich dorthin geflüchteten Convoy's aufzunehmen und ihn in's Lager zu führen. „O Schande, wenn dies ihnen gelänge!" rief Abdallah bei dieſer Nachricht. „Laß die Hörner durch die Berge ſchallen. Seniz, zünde das flammende Zeichen an, daß die Rauchwolke aufwärts wirble und den Unſern zum Sammelplatz diene. Sende auf die Spitze des Berges Männer mit Falkenblick und mit dem Gehöre des Maulwurfs, daß ſie lugen und lauſchen, ob die Unſrigen unſer Zeichen, unſern Ruf beantworten."

„Haſt Du an Deiner Beute noch nicht genug?" ſagte Seniz, einen bedeutſamen Blick auf Iſabella werfend, die während dieſer ganzen Geſpräche ſchweigend und voll banger Erwartung verſchleiert geſtanden, und, ſich unter dieſen wilden, verſtörten Geſichtern unheimlich fühlend, ſich ängſtlich an Abdallah geſchmiegt hatte. „Verlangſt Du noch mehr, König? Ich dächte, wir ließen uns mit dem begnügen, was uns heute zu Theil wurde."

„Laß Deine Hörner erschallen und thu', wie ich Dir befahl!" sagte Abdallah, und seine Stirn umwölkte sich. „Nicht Beute gilt es, sondern Ruhm. Der Abend naht, eile, daß die Rauchwolke aufsteigt, ehe sich die Sonne hinter das Rondagebirge senkt."

Seniz ging, wenn auch mit Unlust, des König Befehle zu vollführen.

Abdallah führte indeß Isabella, deren Unruhe ihm nicht entgangen war, tiefer in die Höhle hinein, dahin, wo sie mehrere Abtheilungen bildete. Die Monsi's brachten erbeutete Wachskerzen herbei, zündeten sie an und erhellten die kleine Grotte, breiteten dann gewirkte Decken auf den feuchten Steinen aus, setzten Wein und Früchte auf einen von zwei Maulthiersätteln in Eile zugerichteten Tisch und zogen sich dann ehrerbietig zurück, ihren Gebieter mit der fremden Dame allein zu lassen.

Isabella, von den Schrecknissen des Tages erschöpft, setzte sich auf einen Stein, senkte ihr Haupt und sann über ihr Schicksal nach, während Abdallah unruhig auf- und abging, endlich einen Becher mit Wein füllte, den er schweigend dem Mädchen bot.

„Ich danke Euch, Aben-Aboo!" sagte sie, das gesenkte Haupt langsam erhebend und den Becher erfassend. „Ich danke Euch, denn ich glaube selbst, daß ich der Stärkung bedarf." Sie nippte von dem Weine und gab ihn Abdallah zurück, der, wie gedankenlos, den Becher in der Hand, auf die jetzt Entschleierte unverwandt das Auge heftete.

„Warum nanntet Ihr mich Aben-Aboo und nicht mit dem Namen, mit dem mein Volk mich begrüßt?" fragte

er jetzt, plötzlich die Stille, die ſie umgab, unterbrechend. — „Iſt Euch der Name Abdallah ſo zuwider, daß Ihr ihn nicht ausſprechen wollt?"

„Aben-Aboo nannte ich Euch in meiner Kindheit, nannte Euch ſo in den glücklichen Augenblicken, die meiner Erinnerung auch jetzt noch theuer ſind; laßt mir dieſe Erinnerung, es iſt ja Alles, was mir geblieben iſt —"

„Iſabella!" fiel ihr Abdallah in die Rede und wollte ihre Hand ergreifen, doch ſchnell zog er die ſeine zurück, und ſeine Rede ſtockte. „Nennt Ihr die Tage nicht glücklich, wo ich als König vor Euch ſtehe?" fuhr er dann fort, ſicher jetzt Anderes ſagend, als er früher gewollt.

„Nein!" erwiederte ſie, mit einer Art Haſt ſich von ihrem Sitz erhebend. „Die Spanierin kennt in ihrem Vaterlande nur einen König, und das iſt Don Philipp — Iſabella kennt nur einen Namen, der ihrem Herzen werth war, das iſt der Name Aben-Aboo!"

„Der ihrem Herzen werth war?" wiederholte Abdallah.

„Ja, Aben-Aboo, ſo iſt's! — Zwiſchen mir und Euch hat ſich ſeit jenem Zuſammentreffen in der Alhambra eine Kluft gebildet, die unüberſteiglich iſt."

„Eine Kluft?" fragte Abdallah verwundert.

„Hört mich an, hört mich ruhig an! Auch jetzt noch will ich Euch mein Herz öffnen, wie ich es zu meinem Verderben in jenen unbewachten Augenblicken that. Seit ſich mein Herz zum erſten Male der Sehnſucht öffnete, ſtand Euer Bild darin. Ich habe es ſorgfältig verwahrt, mir es lieblich, freundlich ausgeſchmückt, und das Auge meiner Phantaſie hat es Tag und Nacht mit immer wach-

sender Neigung betrachtet, und nur der Gedanke, daß Ihr dies ahnen möchtet, störte mein Glück. Da ward in den Alpuxarras die Fahne der Empörung aufgesteckt, Ihr verschwandet aus Granada, und ich fühlte doppelten Schmerz, denn ich sah Euch nicht mehr, und Ihr sammeltet um Euch die Empörer. Ich hoffte durch Gebet das Verlangen meines Herzens zu beschwichtigen, aber mein Gebet ward nicht erhört, mein Herz nicht ruhiger. Ich suchte nun Euer Thun zu entschuldigen, gedachte der Härte, der Verachtung, mit der man Euer Volk behandelt hatte. — Ach, was uns theuer ist, sieht man so gern fleckenlos; aber die Grausamkeiten, die ich von den Moriskn vernahm, empörten mein Herz. Ich hörte, wie Ihr Tempel und Altäre umstürztet und dem Mahomet anhinget, und hielt von dem Augenblick an den Gedanken an Aben-Aboo für Sünde, und sündigte doch so oft. Endlich gewann ich es durch feste Beharrlichkeit, Herrin dieser unglücklichen Neigung zu werden, denn Liebe ohne Gegenliebe verzehrt sich endlich selbst. — Da führte uns der Zufall in der Alhambra zusammen — und ein Augenblick zerstörte, was ich unter Thränen mir errungen hatte. das schwache Mädchen klammerte sich fest an der Hoffnung an, Liebe könne Euch dem Könige und der Pflicht zurückführen, und ich hoffte und träumte wieder, des Paradieses Pforte öffne sich mir. Aber der Zufall führte uns noch einmal zur nämlichen Stunde auf der nämlichen Stelle zusammen. Das, glaubte ich, sei Bestimmung, sei der Fingerzeig Gottes, und ich überließ mich neuer berauschender Seligkeit. — Doch die Nachricht, die Granada bald darauf durchflog, Ihr wäret zum Könige der

Empörer ernannt, trug meine Hoffnung zu Grabe und zerſtörte meinen Himmel, und als ob dies nicht genug ſei, mich zu zermalmen, erfuhr ich aus Don Juan d'Auſtria's Munde, Ihr wäret dem reichſten Mädchen der Alpuxarren, der gefeierten Schönheit Eures Volks, der Amazone der Moriſken, Eſtrella, verlobt.

„Laßt mich enden!" bat ſie, als Abdallah ſie unterbrechen wollte. „Nur einmal öffnet ſich das Herz einer Jungfrau auf dieſe ſchmerzliche Weiſe, dann verſchließt es ſich auf ewig. Ich glaube Euch zu kennen; nicht Rachſucht, nicht beleidigter Stolz allein, nicht Raubſucht oder Ehrgeiz ließ Euch die Fahne der Empörung aufſtekken. Ein edlerer Zweck, ein großer Gedanke durchglüht Euch: Ihr wollt das Reich der Mauren herſtellen, oder ſterben. Unmännlich endete Boabdil, männlich wollt Ihr vollführen, oder untergehen. — Iſabella von Villafranca kann Euch zu Eurem Zwecke Nichts nützen, und hätte ſie auch mit Aben-Aboo die ärmlichſte Hütte getheilt, nie würde ſie mit ihm den Thron von Granada theilen. Eſtrella, ſo wie ich vernahm, kämpft mit ihren Reizen, mit ihrem Gelde, ſelbſt mit ihrem Schwerte für Euch, und Ihr verdankt ihr den bleichen Schimmer eines drükkenden Diadems. Darum laßt mich ziehen. — Mein Weg ſollte mich zu den Carmeliterinnen führen; verſperrt ihn mir nicht, ſchickt mich zurück. —

Ihr ſchweigt? Ihr ſinnt noch nach? — Ihr ſagt nicht: Lebt wohl, Iſabella, der Gott der Chriſten mit Euch, Unglückliche!? Wäre Mulay Abdallah nicht mehr Aben-Aboo, deſſen edlem Herzen ich vertraute, wie ich

dem Herzen meines Vaters vertraue? O laßt mich ziehen! —"

„Leb' wohl, Isabella!" rang sich jetzt aus seiner Brust. „Gott mit Dir, edle Jungfrau! — Leb' wohl!" — Bei diesen Worten umzog ein himmlisches Lächeln der Jungfrau Engelsantlitz, und doch erbebte sie bei dem Gedánken: Er sagt mir Lebewohl! Zitternd reichte sie ihm die Hand, eine Thräne, der Freude, dem Schmerze geweint, drang aus ihrem Auge, und ein leises Lebewohl stammelnd, zog sie der Todeskampf gebrochener Liebe unwiderstehlich an seine Brust, als von nah' und fern lauter Hörnerruf erschallte.

„Hörst Du den Hörnerruf, König Abdallah?" unterbrach jetzt Seniz den schmerzlichen Abschied. — „Hörst Du, wie in hundertfältigem Echo das Schlachthorn unsres Volkes in den Bergen wiedertönt? — Das Feuer prasselt auf der Felskuppe, der Rauch wirbelt empor, bald wirst Du von allen Höhen die Feuersäulen flammend aufsteigen sehen, wie die Sterne in immer dunkler werdender Nacht. Komm, Gebieter, ein köstliches Mahl ist für Dich aus des Herzogs Küche, die uns zur Beute ward, bereitet, sein Mundkoch ist gefangen und muß heute ein Meisterstück machen, wenn er nicht aufgeknüpft sein will. — Komm, König, die Deinen erwarten Dich; auch Melqui ist hier, und nach Gorri habe ich Boten gesandt."

„Ich verlange nicht nach des Herzogs Mahl," erwiederte Abdallah düster; „meinem Geiste ist Stärkung nöthiger, als meinem Körper. Zecht, so lange Ihr wollt; ist Gorri gekommen, schick' ihn zu mir."

„Wie der König will," sprach Seniz und entfernte sich.

„Isabella!“ wandte sich jetzt Abdallah zu der Trauernden, „ich habe in manch' trüber Stunde einen schweren Kampf gekämpft, ich habe mein Glück, meine irdische Seligkeit meinem Volke geopfert, indem ich Euch entsagte. Ich fühle es, und vielleicht in dem Augenblicke der Trennung mehr als je, daß Ihr das einzige Wesen seid, das mich beglücken konnte. Nehmt die Ueberzeugung, daß ich Euch unaussprechlich liebe, mit Euch zu den frommen Carmeliterinnen und betet für mich, denn ich bin noch Christ, wie die Meisten, die meiner Fahne folgen. —“

„Dann sei Gott gelobt!“ rief Isabella freudig aus.

„Sobald ich kann, sende ich Euch zu den Euren zurück,“ fuhr Abdallah fort, „in diesem Augenblicke aber steht es nicht in meiner Macht, es zu thun. Erst vor wenig Tagen haben die Spanier, da ich dem Herzog von Sessa einen gefangenen Greis sandte, seine Begleiter niedergehauen; ich würde Niemand finden, der Euch zu den Spaniern geleitete. Auch darf ich nach einem Tage, wie der heutige, und da ein neuer Kampf uns morgen bevorsteht, es nicht wagen, durch Eure Absendung die leicht aufgereizten Gemüther gegen mich aufzubringen. Deshalb geduldet Euch nur wenige Tage; morgen, wenn mir das Glück günstig ist, geleite ich Euch selbst zu Estrella.“

„Zu Estrella?“ rief Isabella erschrocken.

„Ja, zu ihr; ich wüßte Euch nirgends sicherer; keiner Frauenhand wüßte ich Euch hier anzuvertrauen.“

„Aben-Aboo!“ unterbrach sie ihn, und vielleicht zum ersten Male ruhte ihr Auge mißtrauisch auf dem Manne

ihrer Liebe. — „Wollt Ihr durch mich Eurer Verlobten einen Triumph bereiten, oder wollt Ihr" —

„Euch in Sicherheit bringen, das nur will ich!" fiel er ihr ſchnell in die Rede. „Denn wißt, obgleich ich König der Andaluſier heiße, iſt meine Macht nur gering, der Wille des Volkes zügellos, ihre Leidenſchaften heftig."

In dieſem Augenblicke trat Gorri ein. „Gut, daß Du kommſt, mein treuer Freund!" rief er ihm entgegen. „Hier übergeb' ich Dir das Theuerſte, was ich auf der Welt beſitze, Donna Iſabella. Sie iſt hier unter den Monſi's nicht ſicher, führe ſie zu den Völkern der Nevada, übergieb ſie dort treuer Obhut, morgen, wenn der Tag glücklich vollbracht iſt, geleite ich ſelbſt ſie nach Acuña."

„Was ſoll ſie dort, mein König?" fragte Gorri erſtaunt.

„Verweilen, bis ich ſie nach Cadix ſenden, oder den Spaniern ſicher übergeben kann."

Gorri war nachdenkend geworden. „Du thuſt recht," ſagte er endlich, „führe ſie nur ſelbſt nach Acuña! Dann ging er, die nöthigen Befehle zu ihrer Abreiſe zu geben und ſie befanden ſich wieder allein.

„Dies alſo das letzte Mal, daß ich Dich ohne Zeugen ſehen ſoll?" ſagte Abdallah tief bewegt. „Nun denn, ſo lebe wohl, Stern meines Himmels!"

„Er geht unter und erbleicht beim Glanze der neuen Morgenröthe," ſprach Iſabella mit Faſſung, „aber der Himmel bleibt ihm dennoch ewig — dort oben wirſt Du ihn wiederfinden, wenn Du als Chriſt lebſt und ſtirbſt!"

Bei dieſen Worten ſank Abdallah unwillkührlich vor

ihr nieder. — Sie legte die Hand auf ſein Haupt. — „Gott ſchütze Dich und gebe Dir dereinſt einen ſanften, chriſtlichen Tod. — So lange aber Dein Herz ſchlägt, möge er Dir die Erinnerung an eine Unglückliche bewahren.“

Da erſcholl Hörnerruf vor der Höhle, Abdallah ſprang auf, und Gorri trat eiligſt ein. — „Von nah' und fern ziehen Deine Schaaren herbei, komm, Dich ihnen zu zeigen, König!“

„Leb' wohl, Iſabella!“ rief Abdallah, ſtürzte hinaus, und vernahm nicht das leiſe, gebrochene „Lebe wohl!“ das ſie ihm nachrief.

5.

Ehe noch der Morgen graute, hatte Abdallah ſchon mehrere Tauſende der Seinen um ſich verſammelt und legte ſie an der nämlichen Stelle, wo ſie am vergangenen Tage geſtanden hatten, in Hinterhalt. Er ſelbſt ritt eine ſteile Höhe hinauf, von der er den Weg von Acequina ganz überſehen konnte. Bald ſah er die Spanier, 4000 Mann ſtark, das Fußvolk an ihrer Spitze, heran ziehen. Sie hatten ungefähr 200 Laſtthiere in ihrer Mitte, die von beiden Seiten durch Rohrſchützen gedeckt waren, und rückten in ſolcher Ordnung heran, daß Abdallah wohl einſah, daß bei ernſtem Gefecht nur wenig zu gewinnen, und der Transport zu unbedeutend ſei, um auf die Behauptung des Lagers von Orguiva irgend einen Einfluß

haben zu können. Er sprengte schnell zurück und gab den Befehl, ruhig die Vorhut vorüber ziehen zu lassen, nur die Abtheilung anzugreifen, bei der sich die Lastthiere befanden, und hier nur auf diese zu feuern, sich aber mit der Bedeckung in kein ernstliches Gefecht einzulassen. Die Nachhut des Feindes sollte jedoch, sobald sie in den Hohlweg gerückt wäre, mit Nachdruck angegriffen werden.

Seine Befehle wurden diesmal pünktlich ausgeführt. Die Spanier, nach der Flucht des vorigen Tages zwar keinen neuen Angriff, am wenigsten auf der nämlichen Stelle erwartend, zogen dennoch mit aller Vorsicht vorüber und deckten sich auf beiden Seiten vor Ueberfall, so daß ihre Plänkler oft dicht an den hinter Felsen verborgenen Moriſken vorbeizogen. Als jedoch die Maulthiere in dem Hohlwege waren, brachen die Moriſken hervor, machten ein mörderiſches Feuer, tödteten mehrere, zogen sich aber, als Don Padilla mit der Vorhut umkehrte, schnell in die Berge zurück.

In diesem Augenblick rückte auf dem Wege von Acuña eine bedeutende Schaar Moriſken herab, ihre Hörner tönten schon aus der Ferne und verkündeten Abdallah unerwartete Hülfe. Diego Aguazil sprengte ihnen voraus und stieß auf Abdallah, der so eben Anordnung zu dem Angriff der Nachhut traf.

„Mein König!“ redete er ihn an, „verzeihe, daß ich erst jetzt Dir an der Spitze meiner Freunde meine Huldigung bringe. Wir hoffen heute das nachzuholen, was wir gestern versäumten.“

„Wer Aben-Humeya meuchlings mordete, ist mein Feind, ich bedarf und mag seine Hülfe nicht!“ erwie-

derte Abdallah, einen zornigen Blick auf Diego werfend.

„Bist Du mein Feind, wohlan, König, so zeige Dich als solchen nach dem Treffen!“ erwiederte Aguazil mit Ruhe. „Hier gilt es weder dem Könige, noch seinem Throne, hier gilt es das Wohl der Brüder. — Leb' wohl!“

Indessen waren die 800 Streiter Diego's herangekommen. Sie begrüßten im Vorbeiziehn Abdallah mit frohem Jauchzen und rückten, Aguazil an ihrer Spitze, dem Feinde entgegen.

Der Empfang Abdallah's hatte Diego schmerzlich getroffen. Das Bild Aben-Humeya's, wie er todeszuckend am Pfeiler stand, stets vor Augen, war es ihm jetzt, als habe der König den Gemordeten herbeigerufen, und er sah ihn von diesem Augenblick an auf seinem kastanienbraunen Rosse mit drohender Geberde dicht neben ihm herreiten; und diese grausenhafte Gestalt, von der Nemesis ihm zugesellt, verließ ihn nicht, er mochte sich wenden, wohin er wollte. „Vorwärts, meine Brüder!“ rief er jetzt — hoffend, im Kampfgewühl den lästigen Begleiter zu verlieren — „vorwärts, dort zieht der Feind!“ Die Männer von Valor und Padul folgten, sie drangen in die Reihen der Spanier mit so verzweifeltem Muthe, daß man hätte glauben sollen, sie suchten den Tod, wie ihr Führer. — Bolzen sauf'ten, Kugeln pfiffen durch die Luft, die Schwerter klirrten, mit wildem Kriegsgeschrei rückte nun auch Abdallah zur Hülfe heran, Mann gegen Mann begann der lange Todeskampf, bis endlich die Spanier wichen.

Da sprengte Padilla mit den Geharnischten heran. Das spanische Fußvolk ordnete sich von neuem, auch die Moriſken sammelten ihre Reiterei, wohl der spanischen an Zahl überlegen, Diego setzte sich an ihre Spitze und führte sie jenseit des Hohlweges gegen die Spanier. — „Ich habe des Lebens Glück genossen," rief er, „fort in den Tod! Aber auch fort von mir, Du gespenstige, mich ewig verfolgende Gestalt!" Dies murmelnd, sprengte er dem Feinde entgegen.

Wie Raben, den langsam dahinziehenden Geier mit Geschrei umflatternd, auf ihn stoßen und schnell wieder vor dem ruhig in weiten Kreisen schwebenden fliehen, um ihn von neuem anzugreifen; so umschwärmte die Reiterei der Moriſken auf ihren gewandten Rossen die dicht geschlossenen Glieder der Geharnischten, die, unbekümmert des furchtbaren Geschrei's, wenig den Angriff der Einzelnen achtend, geschlossen vorwärts trabend, Alles vor sich niederwarfen.

Da sammelte Diego seine Schaar, ordnete sie hinter dem durch Felsen und Gestrüpp verborgenen Fußvolk, das, manchen alten spanischen Soldaten niederwerfend, den Siegeslauf der Feinde aufzuhalten sich bestrebte, brach geschlossen hervor und warf sich verzweiflungsvoll den Spaniern entgegen, die mit gesenkten Lanzen ihnen entgegen rückten.

Viele Moriſken fanden bei diesem Angriff den Tod, auch Diego Aguazil ward von einer Lanze durchbohrt. Sein flüchtiges Roß führte den auf den Tod Verwundeten zu den Seinen zurück; er sank an Abdallah's Seite

nieder, und nur noch die Worte ſtammelnd: „Gott, nicht Du, war Humeya's Rächer!“ verſchied er.

Da ließ der König von allen Seiten zum Angriff blaſen; in hundertfältigem Echo ſchallte es aus allen Schluchten wieder, überall brachen die Moriſken hervor. Die Spanier, von Bergen rings umſchloſſen, vermieden hier das Gefecht und zogen ſich in Ordnung zurück, nur in der Nachhut brachen die Moriſken ein und machten 200 Gefangene. Sie erkauften den Sieg theuer; Aguazil, von Allen bedauert, lag mit 600 der Ihrigen auf dem Wahlplatz. Der Tag war blutig und hatte Nichts entſchieden.

6.

Langſam und feierlich zog ein Trauerzug durch das nach Acuña führende Thal. Von mehrern Hundert zu Fuß und Roß umgeben, trugen 12 Jünglinge eine aus Feigenholz gezimmerte Bahre, auf welcher Diego Aguazil, einen Lorbeerkranz um die bleiche Stirn, eine Beute des Todes lag. Feierliche Stille herrſchte, nur zuweilen tönte der Klageton eines Hifthorns, der das Trauerzeichen gab, und dann brach in halblautem Murmeln, der nahen Meereswoge gleich, der Schmerz der ihn begleitenden Freunde aus. Sie führten die irdiſche Hülle Aguazil's ſeiner Geliebten zu, die, als er zum Heere zog, Acuña zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Als jetzt der Zug am Fuße des Berges, auf welchem

das Schloß lag, einen Augenblick zu rasten, anhielt, sprengte Seniz auf seinem gefleckten Rosse pfeilschnell an ihm vorüber, die Höhe hinan, pfeilschnell, als sei er eine Tod verkündende Windsbraut, die sich den Felsen hinan wirbelte. Was will der Wilde dort oben?" raunten sich die Männer von Valor zu. — „Will er, der nie des Gefallenen Freund war, ihn zu Grabe begleiten? — Oder macht es ihm Freude, den Frauen traurige Botschaft zu bringen?"

Daß er nicht den Todten zu Grabe begleiten wollte, ahen sie bald; denn sie waren noch nicht die Hälfte des Berges hinauf gezogen, als Seniz ihnen schon wieder entgegen geritten kam und grüßend an ihnen vorüber sprengte. Die kurze Stunde, die er oben verbracht, war hinreichend gewesen, die Gifttropfen in den Freude- wie in den Trauerbecher zu träufeln.

Jetzt langte der Zug vor dem Schlosse an. Estrella empfing ihn am Eingange des hohen Thores mit all' ihren Dienern, ließ die Bahre in den Waffensaal setzen, gab Befehl, das Grab zu graben, und bezeigte den Männern von Valor, die nur in geringer Zahl ihrem Anführer in's Schloß hatten folgen dürfen, ihr Beileid über den frühen Hintritt des jungen Helden. In ihrem Herzen aber sah sie seinen Tod als die gerechte Vergeltung an; denn sie wußte wohl, daß Diego die Haupttriebfeder von der Ermordung ihres Vaters gewesen war.

Zoa erschien nicht. Von ihrem Schicksal niedergeschmettert, saß sie mit der Zigeunerin auf ihrem Zimmer und überließ sich ihrem dumpfen Schmerze. Estrella's Theilnahme, in welche diese wohl manches Bittre ver-

flochten hatte, konnte ihr nicht wohlthun, und das alte leidenschaftliche Zigeunerweib, das sich wie eine Klette an die bleichende Rose hing und wie vom Himmel erlesen zu sein schien, sich mit Leib und Seele an Zoa's Schicksal zu ketten, reizte den Schmerz durch Stachelworte immer noch mehr und forderte sie zur Rache an Abdallah auf, der, nach Seniz Erzählung, durch feindliche Worte Aguazil in den Tod gejagt habe.

Aber das sanfte Gemüth Zoa's fühlte nur Schmerz und Gram und dachte nicht an Rache. Sie blieb in ihrem Zimmer und widerstand lange der Sehnsucht, den Todten zu sehen. Erst als die Nacht einbrach, die Freunde Aguazil's zu den vor dem Schlosse Gelagerten gegangen waren, schlich sie, ihre Harfe im Arm, hinab in den von einigen Kerzen schwach erleuchteten Waffensaal, winkte den die Leiche bewachenden Dienern, sich zu entfernen, und wankte dann dem Todten näher, der, mit seinem Mantel bedeckt, auf der Bahre lag. „Du hast ausgerungen," sprach sie mit tiefbewegter Stimme, „Du bist heimgegangen in's Land der Ruhe! — Wohl Dir! — Wehe mir, die zurückblieb, den Gram im Herzen, die Erinnerung vor dem thränengetrübten Blick, den Schmerz, den nagenden Schmerz in der wunden Brust!" Sie bedeckte seine Hand mit Küssen, kniete dann, die Lippen immer noch auf seine Rechte gepreßt, neben dem Todten nieder und blieb fast bewegungslos in tief gebeugter Stellung; dann sprang sie plötzlich auf. — „Das Schicksal, mein Geliebter," rief sie wehmüthig, „es kannte Deine verwundbare Stelle, auch die Spanier kannten sie! — Beide trafen Dein Herz — und auch das meine! —

Trauernd, wie der Klagton der Flöte,
Dumpf und hohl, wie Sterbeglockenklang,
Töne durch der Grüfte Schauderöde
Meines Schwanenliedes Schmerzensſang.

Im Grab' iſt Ruh, im Leben Schmerz! —
Dort ſchlummert das tiefbewegte Herz,
Hier ſchlägt es mit namenloſer Pein,
Und möchte, und kann doch nicht ruhig ſein.

Des Todes Hand das Auge ſchloß,
Aus dem ſich die Schmerzenszähr' ergoß;
Im Leben rinnet ſie bitter ſchnell,
Das Herz iſt ihr nie verſiegender Quell.

Wohl dem, der ſchläft im ſtillen Grab!
Er brauchet nicht mehr den Wanderſtab,
Die Wallfahrt voll Sorge ward vollbracht,
Und Morgenroth folget der Grabesnacht.

Im Grab' iſt Ruh', im Leben Schmerz,
D'rum ſchlummr're ſanft, Du treues Herz.

Sie hielt an, warf einen wehmüthigen Blick auf den Todten, dann griff ſie verzweiflungsvoll, krampfhaft in die goldnen Saiten der Harfe, daß ſie ſchrillend zerſprangen.

„Frau!" rief jetzt die kreiſchende Stimme des Zigeunerweibes, „was machſt Du? — Hoffſt Du den Todten

zu wecken durch Deinen Klagegesang? Glaubst Du ihm mit den gesprungenen Saiten ein Opfer zu bringen? Du irrst. — Räche ihn, und Du giebst ihm Ruhe im Grabe, Dir Ruhe im Leben. Werde ganz die Cava dieses undankbaren Volks, stürze auch diesen König und mit ihm den von Bettlern gezimmerten Thron, und zerreiß den aus Lumpenfetzen zusammengeflickten Purpurmantel. Du bist eine fromme Christin, erwirb Dir so das Paradies!" —

Unmuthig blickte die Trauernde auf das Weib. — „Gott ist gerecht!" sagte sie dann, „ihm übergeb' ich die Rache; für mich ist nur der Schmerz, ihn will ich fortan nähren, wie meinen treuesten Freund. — Aber geh', verlaß mich, störe nicht diese heiligen Stunden. — Verlaß mich!"

Die Zigeunerin ging, Zoa blieb allein bei dem Geliebten.

„Ist sie zu schwach zur That, so will ich!" brummte die Alte vor sich hin, nach ihrem abgelegenen Kämmerchen schleichend. „Mein Leben habe ich ihr geweiht, ihr verdanke ich das Leben meines Kindes — kann ich sie nicht glücklich, will ich sie doch gerächt sehen!

Indem sie das vor sich hin sprach, trat ihr eine Dienerin Estrella's in den Weg und brachte ihr den Befehl, sogleich zu ihrer Herrin zu kommen.

„So ist's recht!" murmelte die Zigeunerin vor sich hin, „das Schicksal selbst zeigt mir den Weg; erst sie, dann ihn, vielleicht Beide zugleich." —

7.

Eſtrella hatte ſeit Seniz kurzem Aufenthalte in Acuña einen ſchmerzhaften Kampf gekämpft. Der Anführer der Monſi's hatte an jenem Abend in der Höhle das Geſpräch Abdallah's und Iſabella's belauſcht. Erwünſchteres konnte ihm der Zufall nicht bieten, denn er kannte das ſtolze Mädchen zu gut, um nicht zu wiſſen, daß Eſtrella nie ein getheiltes Herz genügen, und die Spanierin Beide trennen werde. Welche Hoffnung bot ſich ihm dann? Schnell eilte er voraus nach Acuña, wie er vorgab, dorthin die frohe Botſchaft zu bringen, daß die Spanier ihr Lager bei Orguiva verlaſſen hätten. Hier unterrichtete er Zoa von der feindlichen Stimmung des Königs gegen Aguazil und gab dieſem allein die Schuld, daß Diego verzweiflungsvoll ſich in den Tod geſtürzt habe. In Eſtrella's Herz ſäete er den Samen der Eiferſucht, theilte ihr mit, was er gehört, und malte Iſabella's Bild mit den reizendſten Farben. Auch verſchwieg er ihr nicht, daß Abadllah ihr die Neigung zu dem ſpaniſchen Mädchen opfern wollte, ſetzte aber hinzu, daß er nur des Vaterlandes wegen, nicht aus Liebe zu ihr, dies Opfer bringen wolle. Eſtrella hatte ihm mit Faſſung zugehört, ihm lächelnd erwiedert: „Ich kenne Abdallah's Herz, Ihr berichtet mir Unwahres.“ Seniz, die Stolze leicht durchſchauend, die nicht gebeugt vor ihm ſtehen wollte, war jauchzend und hoffend zurück in's Lager gejagt.

Seit Eſtrella allein war, hatten alle Leidenſchaften auf ſie geſtürmt. Tauſend Entwürfe hatte ſie eben ſo

ſchnell gebildet, als ſie ſie wieder verwarf; bald ſollte ein Dolchſtoß ſie rächen, bald Verachtung ihn ſtrafen. Sie glaubte ihm leicht entſagen zu können, glaubte das Diadem, das ſie um ſeine Stirn gewunden, ihm leicht wieder entreißen und vielleicht einen Andern damit ſchmücken zu können. — Selbſt Seniz hingebende Liebe trat in ſolchen Augenblicken vor ihre Erinnerung. Aber kein Entſchluß konnte feſte Wurzel faſſen; die ſonſt ſo Feſte, Beharrliche ſchwankte hin und her zwiſchen blutiger Rache und Verachtung, und erſt, als ſie nach langem Sinnen, nach langem Kampfe fühlte, wie ſchwer es ihr werde, ſich von ihm loszureißen, fühlte, daß das Bild des ſchönen Mannes auch ohne Diadem feſt in ihrem Herzen ſtand, daß ſie ihn liebe, da empfand ſie erſt ganz, daß Liebe ſich nur unter Schmerzen von Liebe trennen könne, und der Gedanke an Rache ward immer milder, immer freundlicher trat ſein Bild vor ſie, und ſie konnte nur noch mit ihrem Herzen zürnen, daß es ſo ſchwach ſei.

Schon während Zoa's erſtem Aufenthalte in Acuña hatte Eſtrella durch manches Geſchenk die alte Zigeunerin ſich zu verpflichten geſucht. Von dem Geiſte der damaligen Zeit befangen, war die ſonſt ſo männliche Jungfrau nicht von Aberglauben frei geblieben, und die Zigeunerin hatte mit ihrem ſcharfen Blick bald ihre geheimen Wünſche errathen und ihre Pläne durchſchaut. Sie hatte ihr deshalb Manches vorausſagen können, was ſpäterhin wirklich eintraf, wodurch Eſtrella's Glaube an ihre Kunſt bedeutend ſtieg. Ueberdies in der Kenntniß heilſamer Kräuter bewandert, hatte ſie oft Eſtrella erzählt, daß ſie in manchen von ihr bereiteten Trank geheime Kräfte zu legen

verſtände. Deſſen erinnerte ſich das Mädchen, und während des Kampfes ihres Stolzes gegen ihr Herz, worin der Stolz endlich unterlag, ließ ſie die Zigeunerin zu ſich rufen. Ohne ihr im mindeſten mitzutheilen, was in ihrem Innern vorging, führte ſie das Geſpräch auf des Weibes Geſchicklichkeit in Zubereitung wohlthätiger Arzneien. Die Alte, nach dem, was ſie durch Seniz erfahren, leicht Eſtrella's Abſicht errathend, ließ ſich weitläufig hierüber aus, erzählte von ihren Wunderkuren, und wie ſie ſchon manches Herz durch ihre Kunſt vor Liebe bewahrt, in Liebe geſtärkt habe.

„Wie meinſt Du das?" fragte Eſtrella geſpannt.

„Ich weiß einen Trank zu bereiten," erwiederte die Alte, „der den glimmenden Funken zur unauslöſchbaren Flamme bläſ't, der den, welchem man ihn mit liebendem Herzen giebt, zur ewigen Liebe bezaubert."

Ein bitteres Lächeln umſchwebte bei dieſen Worten Eſtrella's Roſenmund; der Alten entging es nicht. „Doch was erzähl' ich Dir das, ſchönes Kind?" fuhr ſie fort. „Die Flammen Deiner Augen, das Lächeln Deines Mundes feſſeln mehr, als Trank und Zauberſpruch. Wer für Dich in Liebe entbrannte, dem kann das Leben nicht, dem kann nur der Tod die Flamme löſchen. Aber einen Trank weiß ich zu bereiten, hell und klar, wie Kriſtall; dazu muß ich in heller Mondnacht von dem Grashalm die Tropfen ſammeln und — doch mein Geheimniß darf ich nicht verrathen. Drei mal drei Tropfen ſind hinreichend zum Vergeſſen. Alles, was die tollſte Liebe dem Herzen gab, die ſchönſten wie die bitterſten Stunden ſind verwiſcht, Alles ſo ſchnell verlöſcht, als wenn der Sturm ein Lämp-

chen ausbläs't. Fremd steht der Mann ihres Herzens der Jungfrau, fremd dem Manne das Mädchen seiner Neigung gegenüber, und wenn sie Jahre lang in Lieb' und Leid neben einander wallfahrten, begegnen sie sich jetzt und begrüßen sich als Fremde mit Gleichgültigkeit, oft sogar mit Haß. An Lebenden habe ich es oft erprobt gefunden, ob es auch bei den Heimgegangenen hilft, will ich jetzt an meiner Gebieterin versuchen, für die ich noch heute in der Mondscheinnacht die Kräuter und Thautropfen sammeln und einen Trank bereiten will."

Estrella hatte aufmerksam zugehört. „Vergessen?" murmelte sie leise vor sich hin, als die Alte schwieg. „Die Schwächen meines Herzens, ihn vergessen? — Den Funken auslöschen, den ich heute zum ersten Mal als Flamme brennend fühlte? — Ja, ich will! Weib, bereite auch mir den Trank, ich zahle ihn Dir gut!" sagte sie plötzlich zu der Zigeunerin. — „Vielleicht — doch wozu noch Worte? — Geh' und bereite auch mir den Trank," befahl sie herrisch, „und bringe ihn mir morgen."

„Finde ich die Kräuter und in sattsamer Menge den Thau, so bring' ich auch Dir ein Fläschchen, schöne Maurin, aber die Herrin geht vor; ihr ward der Schmerz, Dir die Freude zu Theil, Du bedarfst es nicht, wie sie. Doch ich will gehen, dort über dem Berge tritt der alte Zauberer mit seiner bleichen Laterne hervor, und seine Strahlen brechen sich schon im Thaue. — Schlaf wohl, schöne Estrella, mögest Du nie meinen Trank gebrauchen!" Sie entfernte sich, ein tückisches Lächeln, das jedoch Estrella nicht bemerkte, verzog noch mehr ihren zahnlosen Mund.

8.

Kaum brach die Morgenröthe über die Berge hervor, als auch schon die Zigeunerin bei Estrella eintrat, die, ihr Haupt auf den Arm gestützt, in tiefem Sinnen auf ihrem Ruhebette saß. „Hier bring' ich Dir das Verlangte!" sagte sie mit einer Art stolzer Selbstzufriedenheit. „Ich hatte eine schöne Nacht zu meinem Werke, feucht und nebelig, und doch schien der Mond hell genug, daß ich die Kräuter finden und die saftigsten aussuchen konnte. Hier nimm, ich bringe Dir Beides. Oft weiß der Mensch nicht, wozu ihm eine Sache nützen kann, auch wird meines Bleibens nicht lange mehr hier sein, drum nimm nur beide, Du hast sie für ein: Gott lohn's! Dies in dieser weißen Flasche, das so klar als ein Kristallquell Dir entgegen blinkt, läßt die Thorheit der Liebe vergessen, jene in der rothen Phiole sind die glühenden Tropfen, die für das ganze Leben mit Flammengluth durch die Adern rinnen, sind das flüssige Feuer, das nur der Tod löschen kann. Verwahre Beides, denn oft wünschen wir, daß das Schicksal uns die Schale des Vergessens, oft, daß es uns den Becher der Berauschung reicht."

„Was ist der Preis?" fragte Estrella, dem Anschein nach gleichgültig.

„Ich reiche Dir meine Hand, lege hinein, was Dir gut dünkt, schönes Mädchen!"

Estrella gab ihr ein Goldstück, die Alte schüttelte lächelnd den Kopf. „Du bist nicht freigebig," sprach sie; wo es oft goldner Ketten bedarf, um zu fesseln, wo das

Vergessen nothwendig ist, um entfesselt zu werden, reichst Du mir ein altes Goldstück! Nun, Gotteslohn, wende, was ich Dir gab, gut an, und Deinem Herzen werde Ruhe."

„Ruhe?" unterbrach sie Estrella mit Heftigkeit, „was weißt Du von meinem Herzen?"

Die Alte lächelte. „In Deinem Auge, auf Deiner Stirn lese ich die Gegenwart, in den Lineamenten der Hand Deine Zukunft. Dort bilden die Flammenblitze Deiner Augen das Zeichen der Unruhe. — Du möchtest Dich losreißen, vergessen, und hast nicht die Kraft, möchtest fesseln, und Deine Kette sprang. Gebrauche meinen Trank, und nun leb' wohl!" Schnell entfernte sie sich.

In Nachdenken versunken stand Estrella lange vor den beiden Flaschen, betrachtete sie mit unverwandtem Blick und ergriff dann, bitter lachend, die röthliche. „Dir also sollte Estrella treue Liebe verdanken, ein altes Weib sollte ihr erst durch dich den Zauber geben, der die Herzen an sie bannt? Schwimm' hin durch Sturm und Welle, laß Dich schaukeln von Strand zu Strande, bis dich die Woge zu den Füßen einer Bedaurungswürdigen an's Ufer wirft, die in dir ihre letzte Hoffnung finden mag. — Estrella bedarf deiner berauschenden Tropfen nicht. Und wenn es auch die wahre flammende Liebe ist, die für ihn in meiner Brust glüht, und wenn er auch treulos die Flamme nicht nährte," fuhr sie dann mit bewegter Stimme fort, „nie, nie!" Sie öffnete das Fenster und schleuderte die Phiole in die Meereswogen. „Wenn ich ihn auch wirklich liebe," fuhr sie dann, das kristallene Fläschchen ergreifend, mit bewegter Stimme fort, „will ich dich

lieber leeren, um zu vergeſſen, wenn es mir mein Stolz nicht ohnedies gebot. — Und iſt es denn das Diadem um ſeine Stirn, oder iſt es ſein Herz, das ich vergeſſen will?" — Sie warf ſich unmuthig auf ihr Ruhebett und verfiel in dumpfes Sinnen.

Da weckte ſie des Thurmwarts Horn, deſſen Ton die Ankunft willkommner Gäſte verkündete. Eſtrella, von Ahnung ergriffen, ſprang auf, eilte nach der kleinen Wendeltreppe, die zu dem gen Norden gelegenen Thurme führte, und blickte nach dem Wege von Orgiva. Ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen, denn ſie ſah Abdallah mit einem glänzenden Gefolge den Berg herauf reiten, ſah aber auch eine verſchleierte Dame auf ſchön geſchmücktem Maulthiere neben ihm.

„Sie kommen!" murmelte ſie vor ſich hin, „nun gefaßt, Eſtrella, gefaßt, auch auf das Schrecklichſte." Sie ſtieg hinab, ging nach dem Waffenſaal, wo man eben den Sarg Diego's ſchloß, befahl mit dem Begräbniß zu eilen und ſchnell unter den beiden Platanen vor dem Schloſſe ein Zelt aufzuſchlagen, dann ging ſie, mit ihren Frauen den König zu empfangen, der, als er ſie von weitem erblickte, dem Zuge vorauseilte.

„Eile nicht, König Abdallah!" rief ſie ihm entgegen, „die Freude muß Dich in Acuña begrüßen, nicht die Trauer. — Hörſt Du das leiſe Murmeln? Es iſt das Gebet des Imans am Grabe Diego Aguazil's. Tritt nicht ein, bis den Todten die Erde deckt. Verweile hier, gleich wird das ſchirmende Zeltdach ſich über Dich ſpannen und Wein und Früchte bereit ſtehen, Dich und Dein Gefolge zu erquicken."

Abdallah's Stirn hatte sich bei dieser Nachricht umwölkt. „Kein gutes Zeichen, Estrella, unter dem ich bei Dir einziehe," sagte er dann, von seinem Rosse springend, „Dein Blick scheint mir umwölkt, Dein Auge noch etwas Anderes zu suchen, als mich. — Hat Dich Diego's Tod so erschüttert, daß Du mich so ernst und wie einen Mann, dem Du mißtraueſt, hier vor den Mauern Deines Schlosses empfängst und bewirthen willst?"

Estrella lächelte bei diesen Worten und winkte ihren Dienern, das Aufschlagen des Zeltes zu beeilen. Während dem war die Begleitung Abdallah's herangekommen, er hob Isabella von ihrem Thiere und führte sie Estrella zu, die sie mit Stolz, aber auch mit Fassung erwartete.

„Estrella!" begann Abdallah, „ich übergebe Dir eine im letzten Gefecht gefangene edle Spanierin, in deren älterlichem Hause ich einst freundliche Aufnahme fand. Nimm sie deshalb auch in Acuña freundlich auf, bis sich eine sichere Gelegenheit findet, sie nach Cadix zu den Ihrigen zu schicken. Gewähr' ihr Schutz, sei ihr Freundin!"

Isabella hatte bei diesen Worten mit einer leisen Verbeugung Estrella begrüßt, die in der furchtbarsten Gemüthsbewegung mit ihrem Flammenauge Isabella's Schleier durchbohren zu wollen schien. „Seid mir willkommen, Señora!" sagte sie endlich. „Schon das Unglück hat ein Recht auf mein Mitleid, wenn ich auch dem Befehl des Königs nicht gehorchen müßte." Sie reichte ihr hierauf die Hand und führte sie in das eben beendete Zelt; Abdallah folgte.

„Nehmt unter dem Gezelt einer armen Moriskin Platz, Señora," ſagte ſie jetzt, auf ein in Eil herbeigebrachtes Polſter zeigend. — „Und Euch, König, wünſch' ich Glück, daß Ihr durch den Ueberfall des Transports die Feinde gezwungen habt, unſre Berge zu verlaſſen, doppelt Glück, da jener Tag Euch überdies noch ſo ſchöne Beute gab. Wollt Ihr Euch nicht entſchleiern, Señora?" wandte ſie ſich dann wieder zu Iſabellen. „Ich wünſchte doch meines Gaſtes Antlitz zu ſehen; das Auge iſt der Spiegel des Herzens, es weckt Vertrauen, führt einander näher, oder entfremdet ganz."

Iſabella warf den Schleier zurück. Ein unwillkührliches „Ha!" entſchlüpfte Eſtrella bei dem Anblick der Spanierin, die mit Ruhe, doch würdevoll, faſt ſtolz, dem durchbohrenden Blick Eſtrella's begegnete. „Verzeiht," nahm dieſe das Wort, und hohe Röthe überflog ihre Wangen, „ich glaubte Euch ſchön, und dennoch hat mich Euer Anblick überraſcht. Ich heiße Euch nochmals willkommen auf Acuña, und wünſchte nur, Euer Empfang könnte freudiger ſein. Aber nicht Schalmeien- und Hörnerklang empfangen, Todtenſänge begrüßen Euch, Thränen der Liebe und Freundſchaft fließen am Grabe ſtatt freudigen Willkommens, und ſo möchte ich Euch faſt beklagen, daß Ihr hier eingezogen ſeid."

„Ich glaub' es ſelbſt!" erwiederte Iſabella. „Nicht mit freudiger Erwartung, nicht mit ſchmeichelnder Hoffnung zog ich hierher, und wünſche nur bald zu den Meinen zurückkehren zu können."

„Und hält Euch hier Nichts feſt, Señora?" fragte Eſtrella, einen bedeutſamen Blick auf ſie werfend.

„Nichts!“ sagte Isabella, und ihr Auge sah hierbei so fromm und doch so wehmüthig trübe in das blitzende Auge Estrella's, daß diese gegen ihren Willen sich sagen mußte, ein heiliges Wesen stehe vor ihr.

Jetzt vernahm man Getöse auf dem innern Hofe. — „Er ruht nun in kühler Erde,“ sagte Estrella, „seine Freunde kehren zurück, ich will hin, ihnen entgegen, denn ich glaube, sie werden nicht lange mehr hier verweilen. Bald bin ich wieder hier.“ Sie entfernte sich schnell.

„Habt Ihr sie gesehen?“ fragte nach langem Schweigen, während dem Beide vor sich niedersahen, Abdallah.

„Ich sah sie, Aben-Aboo. Höll' und Himmel liegen in ihrem Blick. — Seid glücklich! das ist mein höchster Wunsch.“

„Das Glück ist mir erstorben,“ sprach er bewegt. „Doch nein!“ rief er mit Feuer, Ihr habt mich Edleres gelehrt, gelehrt, daß Pflicht dem Manne höher stehen muß, als Leidenschaft. Sind nur die Fesseln meines Volkes gebrochen, mag auch mein Herz brechen — es macht ja nun keine Ansprüche mehr an das Leben.“

„Berührt diese Saite nicht, Aboo, sie tönet schmerzvoll in meinem Herzen wieder,“ bat Isabella. „Die Stunde der Trennung naht, erschwert sie mir nicht. Ihr wißt, ich habe nur noch ein Ziel, nach dem ich ringe, verrückt es mir nicht. Euer Herz gehört ihr, bietet es ihr ganz, rein und unverstellt, seid wahr gegen Eure Verlobte und sühnt so Eure Schuld. Ihr liebtet Estrella, der Funke verlosch nicht ganz, und Freundschaft,“ setzte sie wehmüthig hinzu, soll ihn nicht auslöschen.“

Da nahten die Freunde Aguazil's dem Zelte. Der

König trat heraus, sie zu begrüßen, sie aber erwiederten nur mit ernstem, drohendem Blick den Gruß ihres Herrn und zogen schweigend an ihm vorüber. —

Jetzt, nachdem die Zeichen der Trauer hinweg geschafft waren, führte Estrella den König und Isabella in das Schloß; Dienerinnen begleiteten die Señora in die für sie bereiteten Zimmer.

Estrella, sich selbst ein Räthsel, schritt indessen unruhig in ihrem Gemache auf und ab. Das Mädchen, an welchem Abdallah mit so inniger Liebe hing, das den Traum ihres Lebens zerstört und sie so fern von ihrem Ziele gebracht, hatte sie nun gesehen, und ihre Hand hatte nicht nach dem Dolche gegriffen, ihr Herz sich von dem Madonnenblick der Jungfrau besänftigen lassen. Sie wußte, daß sie ihm entsagt — aber eben dieses stolze freiwillige Entsagen, nahm es nicht Abdallah den Werth? Konnte das Diadem die Wunde heilen, die es ihrem stolzen Herzen schlug? — Dieser Gedanke marterte sie peinlich, als sie eben Abdallah's Tritte vernahm. Fast hätte sie jetzt seinen Anblick gemieden, denn noch war sie mit sich nicht einig, doch faßte sie Muth und tief aufathmend sah sie dem Augenblick der Entscheidung entgegen.

Abdallah trat ein.

„Estrella!" sprach er, ihr mit Herzlichkeit die Hand reichend, „wir stehen Beide am nahen Ziele. Die Feinde haben die Alpujarras verlassen, ihr schmachvoller Rückzug ist unser Triumph; Orgiva ist von allen Seiten von meinem Heere eingeschlossen und bald wird es in unsre Hände fallen. Tagen der Freude sehen wir entgegen, so mögen sie auch unsern Herzen Freudentage sein. — Ich kehre

noch heute zum Heere zurück, wo meine Gegenwart nothwendig ist, Du lässest indessen Alles zu unserm Hochzeitfeste bereiten, und sobald Du Alles beendet hast, eil' ich hierher zurück, um das schönste, herrlichste Weib der Alpuxarren mein zu nennen."

„Und Isabella?" unterbrach sie ihn mit Hast.

„Sie zieht nach Cadix, dort im Kloster der Klarisserinnen den Schleier zu nehmen."

„Und wird Dir der Abschied von ihr nicht schwer, Abdallah?"

Er war über diese Frage betroffen.

„Ist Dir die Spanierin nichts mehr, als Deine Gefangene?"

„Was soll diese Frage?" fuhr er unwillig auf. — Sollte sie mir mehr sein, so ständ' ich nicht hier und würbe um Deine Hand und Dein Herz. — Indem ich Dir meine Hand biete, verpfände ich Dir Treue und Pflicht." —

„Und nicht auch Liebe?" sprach sie, ihn scharf beobachtend.

„Auch Liebe!" erwiederte er mit Festigkeit. — „Liebe, gewiß der Deinen an Gluth und Hingebung gleich." Er wollte sie umarmen, doch sie wich seiner Umarmung aus.

„Abdallah, könntest Du je" — sprach sie, und ihr Auge glühte, doch Abdallah unterbrach sie schnell. „Kein Mißtrauen, keine Drohung, Estrella, nicht wieder die Tropfen Wermuth in unsern Becher. Dein Herz blieb bisher kalt und ließ den Verstand berechnen, das meinige war

vielleicht zu warm, der Verstand war ihm unterthan, deshalb laß uns vergessen." —

„Vergessen?" murmelte sie vor sich hin.

„Nur die trüben Augenblicke, nicht die seligen, die laß uns festhalten für's Leben und mit glühenden Farben ausschmücken!" unterbrach er, sie in seine Arme schließend, die düstern Gedanken, die sie beschäftigen mochten. Sie duldete es willig. „Vergessen und vergeben!" sprach sie dann, innig an ihm aufblickend, und wohl zum ersten Mal sprach sich die Liebe so ganz in Blick und Wort bei ihr aus. — Beide vergaßen in diesem berauschenden Augenblick die Unglückliche, die indessen auf ihren Knien lag und zu der Mutter Gottes betete.

Dieses Mal ward Abdallah das Lebewohl nicht verbittert. Estrella hatte Schonung, vielleicht auch nur Klugheit genug, nicht weiter wegen Isabellen in ihn zu dringen, und selbst als er sie beim Abschiede bat, die wenigen Tage, welche die Spanierin auf Acuña zubringen würde, ihr Freundin zu sein, versprach sie es ihm mit aufrichtigem Herzen.

Isabellens Wunsche gemäß, ihr nicht Lebewohl zu sagen, verließ er das Schloß, ohne sie noch zu sehen. Die Arme lugte, als sie den Hufschlag der Rosse vernahm, durch das Gitter ihres Fensters. — „Es gehe Dir wohl," sprach sie leise ihm nach, „mein Gebet, meine Segenswünsche begleiten Dich."

9.

Eſtrella war in aufgeregter, leidenſchaftlicher Stimmung, als Abdallah ſie verließ, und ein neues, ihr bisher unbekanntes Gefühl durchbebte ſie wonnig. Bei den Worten: „Vergeſſen und Vergeben," hatte die Liebe mit all' ihrem Zauber, mit all' ihrer unwiderſtehlichen Macht ſich ihres ſtolzen Herzens bemächtigt! ſie war ganz das liebende Mädchen geworden, das, vom Hauche zarter Sehnſucht durchglüht, immer tiefer fühlte, was ihr Abdallah ſei. Je leidenſchaftlicher ſie für ihn glühte, deſto heiliger ſtand jetzt die Jungfrau vor ihr, die den Muth hatte, ihn mit gebrochnem Herzen zu entſagen. Eiferſucht war aus ihrem Herzen verſchwunden, und ſie fühlte wahre Theilnahme, ſelbſt Wohlwollen für Iſabella.

In dieſer Stimmung fand ſie die Zigeunerin, die mit ſcharf umherlugendem Auge ſich ihr näherte, und ſie gewiß auf unangenehme Weiſe aus ihren Träumen ſtörte. — „Alſo das rothe Fläſchchen haſt Du benutzt, Roſe der Alpuxarren?" hob ſie mit hämiſchem Lächeln an, da ſie es neben der weißen Phiole ſogleich vermißt hatte. „Alſo Deine Gluth war nicht hinreichend, es bedurfte meines Mittels? — Nun, wohl bekomme es dem Schmetterlingskönig der Gebirge!"

Eſtrella blickte zornig auf die Alte, die unbekümmert fortfuhr: „Haſt Du auch davon genippt, ſchönes Kind? Doch bei Dir bedurfte es keiner flammenden Tropfen, Du biſt ja die Flamme ſelbſt."

„Thörin!" unterbrach ſie die Erzürnte. — „Glaubſt

Du, Männerherzen zu entflammen, bedürfe ich ſolcher Mittel? Die Welle verſchlang Deine Phiole, ich warf das für mich Nutzloſe in die Fluth.“

„So?“ ſagte die Alte gedehnt, und das hämiſche Lächeln war bei dieſer Nachricht von dem runzlich gelben Geſichte ſchnell verwiſcht, — „Nun, ſo will ich wünſchen, daß Dir nie gelüſten mag, die Tropfen der Vergeſſenheit zu ſchlürfen; doch, da auch ſie Dir überflüſſig ſind, iſt es beſſer, ich nehme ſie mit mir, vielleicht kann ich ein gebrochenes Herz damit heilen.“

„Laß ſie ſtehen!“ befahl Eſtrella, in der die Worte der Alten plötzlich einen Gedanken erweckt hatten. „Laß die Phiole und geh!“

Die Alte gehorchte, warf noch einen zweideutigen Blick auf das Fläſchchen und ließ Eſtrella mit ihren Gedanken allein.

„Ja, ſo ſei es!“ rief dieſe jetzt plötzlich. „Ich will ihr vergelten, wie ſie es verdient.“ Dies ſagend, eilte ſie nach Iſabella's Gemach, welche ſie ſeit dem Augenblick, wo ſie ihr Abdallah vorgeſtellt, nicht mehr geſehen hatte.

Iſabella erröthete bei Eſtrella's raſchem Eintreten, ihre Pulſe ſchlugen heftiger, ſie trat, als ſich ihr die Moriskin näherte, bebend mehrere Schritte zurück, ſie konnte das unangenehme Gefühl, das ſie bei dem Anblick Eſtrella's empfand, nicht überwinden. „Was wollt Ihr?“ fragte ſie raſch, jedoch immer noch bebend. „Was wollt Ihr von mir?“

„Ich komme als Freundin!“ ſprach Eſtrella.

„So ſeid mir gegrüßt!“

„Ich komme als Tröſterin.“

„Troſt hat nur der Himmel für mich!“ unterbrach ſie Iſabella; „dort nur ſuch' ich ihn, und dort werd' ich ihn auch finden.“

„Ihr habt ein großes, ein ſchweres Opfer gebracht,“ begann Eſtrella von neuem, während Iſabella bei dieſen Worten ſchmerzvoll lächelte. „Ich ſollte Euch dankbar dafür ſein, ſollte es in Wort und That, aber — ich kann nicht,“ ſetzte ſie leidenſchaftlich und wie mit ſich ſelbſt unzufrieden hinzu. „Es iſt mir unmöglich. —“

„Laßt es, bemüht Euch nicht!“ unterbrach ſie Iſabella raſch, „ich bedarf keines Dankes, ich bedarf keines Troſtes, ich erfüllte meine Pflicht, und ſo ward es mir nicht ſchwer —“

„Nicht ſchwer?“ ſagte Eſtrella mit Leidenſchaft. — „So habt Ihr nie geliebt, oder Euer Stolz war ſtärker, als die Liebe.“

„Ihr könntet Recht haben,“ erwiederte die Spanierin, und ihr gebeugtes Haupt erhob ſich, ihr thränenſchweres Auge glänzte. — „Als ich mich einem lockenden Traume hingab, fehlte ich gegen Gott, gegen meinen König und mein Vaterland. — Sie weckten mich, ich erwachte, ſcheuchte den Traum von mir, und der Spanierin ward der Kampf nicht ſchwer —“

„Auch dem Herzen nicht?“ fragte Eſtrella.

„Es blutete.“

„Und blutet noch?“

„Noch! — Doch wozu die Fragen?“ fuhr ſie, ſich beſinnend, auf. — Wolltet Ihr mir Troſt bringen, ſo mußtet Ihr nicht die Wunde aufreißen, daß ſie von neuem

blutet; von Eurer Hand iſt dies überdies doppelt ſchmerzhaft."

„Verzeiht!" ſprach Eſtrella, mit Rührung ihre Hand ergreifend; „ich wollte Euch nicht wehe thun, ich fühle mich zu glücklich, um nicht Alles um mich auch gern glücklich zu ſehen."

„Glücklich?" rief Iſabella unwillkührlich aus — „Ihr fühlt Euch glücklich?"

Eſtrella mochte den Sinn dieſer Frage verſtehen, ihr Auge umdüſterte ſich, doch der fromme, ſanfte Blick Iſabella's, in dem nur Wehmuth, nicht Hohn lag, beſänftigte ſie bald. — „Señora," hob ſie an, und Wohlwollen ſprach ſich deutlich in jedem ihrer Worte aus. „Habt Ihr auch die Kraft, Eurem Schickſal muthig entgegen zu gehen, gab Euch die Natur auch den duldſamen Sinn, mit Ergebung den Schmerz zu ertragen, ſo müſſet Ihr doch wünſchen, den lockenden Traum, von dem Ihr mir ſagtet, ganz zu vergeſſen."

„Vergeſſen!" rief Iſabella, wie aus tiefem Schlaf aufgeſchreckt — „vergeſſen will ich nicht. Dieſer Traum möge mich in die öden Mauern des Kloſters, möge mich in's Grab begleiten. Meinen Schmerz lieb' ich, wie den treu'ſten Jugendfreund, meinen Gram pfleg' ich, wie die zärtliche Mutter ihr einziges Kind; wer mir die Erinnerung nehmen könnte, nähme mir den letzten Tropfen meines kargen Erdenglücks."

Eſtrella hatte mit Staunen der Spanierin zugehört. Bei jedem Worte, das ſie ſprach, waren mancherlei gegen einander ſtreitende Empfindungen in ihr rege geworden. Verwunderung, Mitleid, auch Eiferſucht waren ſich raſch

gefolgt, und ſie ſtand ungewiß vor Iſabellen, die, in Erinnerung verſunken, mit verklärtem Blick aufwärts ſah. Eſtrella entging dieſer Blick nicht. „Sie muß vergeſſen, ſie muß!“ murmelte ſie vor ſich hin und verließ ſchnell das Gemach.

„Was wollte ſie hier?“ war der erſte Gedanke, der Iſabella durchflog, als Eſtrella's Entfernen ſie aus ihrer Entzückung riß. „Sollte ich ihr Glück beneiden? wollte ſie ihr Auge an meinem Schmerz ergötzen? — Ach, mein Schmerz iſt tief verſchloſſen und ſtumm! — War es Theilnahme, die ſie zu mir führte? — Dann wohl ihr, daß ſie ſich glücklich fühlt, da ſie es doch nicht ſein kann; ich möchte nicht, wie ſie, in ſeinen Armen ruhn.“

Da trat Eſtrella, einen kleinen ſilbernen Becher in der Hand, wieder ein, nahte ſich ihr und ſagte mit freundlichem, bittendem Ton: „Señora, leert dieſen Becher mir zu Liebe, der Trank iſt gewiß wohlthuend für Euch; leert ihn auf Abdallah's Wohl, dann wird ihm ſicher Glück und Ruhe werden.“ Sie reichte ihr den Becher.

„Wollt Ihr ihn mir kredenzen?“ erwiederte Iſabella, bald mißtrauiſch auf den Becher, bald auf Eſtrella blickend,“ dann will ich ihn leeren.“

„Mißtraut Ihr mir?“ fragte dieſe verletzt.

„Ich kenne Euch zu wenig, um Euch zu vertrauen, und Ihr habt nicht Urſach, mich zu lieben,“ ſagte die Spanierin ernſt. „Was ſoll mir der Trank? — Soll er mir ein frühes Grab bereiten? — Für ihn, für Euch bin ich ja todt — es bedarf keines gewaltſamen Mittels, mich zu trennen.“

„Bei allen Heiligen, bei der gebenedeiten Gottesmutter, die ich ſo heilig verehre, wie Ihr, ſchwöre ich, in dieſen Becher träufelte ich kein Gift, heilſame, für Euch beruhigende Tropfen miſcht' ich unter den Wein!" rief Eſtrella.

„Was könnten ſie mir nützen, was ſollen ſie mir?"

„Euch Ruhe, Euch die verlorne Ruhe wiedergeben!" fiel ihr Eſtrella ſchnell und mit Wärme in die Rede. — „Auch mir wird Ruhe, wenn Ihr den Becher leert." Sie reichte ihn mit bittendem Blick noch einmal Iſabellen hin, die ihn jedoch kopfſchüttelnd zurückwies.

„Noch einmal beſchwöre ich Euch, trinkt!" fuhr die Moriskin fort, und ihre Stimme wurde lebhafter, jede ihrer Bewegungen leidenſchaftlicher. „Abdallah's Ruhe liegt in dieſem Becher!"

„Ich leer' ihn nicht, der Wein iſt vergiftet!" ſprach Iſabella mit finſterm Blick, „und mein Tod giebt Aben-Aboo die Ruhe nicht wieder."

„Señora!" fuhr Eſtrella auf, da die ſtete Weigerung der Spanierin ſie ungeduldig werden ließ, und das eiferſüchtige, nicht das liebende Mädchen ſtand nun mit glühendem Blicke vor der ſtillen Dulderin. „Wollt' ich Euer Leben, ſo könnt' ich ja jeden Trunk Waſſers für Euch mit Gift miſchen, ſelbſt dieſer Dolch — ſie zog ihn aus ihrem Gürtel — dieſer Dolch befreite mich von Euch. — Zwingt mich nicht durch ſtarres Verweigern, das zu thun, was Ihr fürchtet — trinkt! — oder, bei dem allmächtigen Gott —" ſie zückte den Dolch, und Iſabella ſank auf ihre Knie, doch nicht vor der erzürnten Maurin, vor dem Bilde der Madonna, das ſie, mit ſich führend, hier auf-

gehängt hatte, kniete sie nieder. „Heilige Mutter Gottes!“ betete sie, den Becher erfassend und ihn mit gefalteten Händen gen Himmel hebend, „soll ich den Tod aus diesem Becher trinken, so vergieb mir, ich sündige unwissend und wider Willen. Sende dann Deine Bitte zum Throne des Erbarmers, erflehe mir Vergebung meiner Sünden, nimm mich auf in Deinen heiligen Schoos und schenke mir einen schmerzlosen Tod! — Erbarme Dich meiner!“

Sie setzte den Becher an ihre bebenden Lippen. „Aben-Aboo!“ murmelte sie leise vor sich hin, ehe sie trank, dann schlürfte sie den Wein hinunter.

„Des Himmels Segen über Dich, Heilige!“ rief Estrella und schloß sie leidenschftich in ihre Arme. — „In dem Weine war kein Gift, nur Tropfen, die Dich Deinen Schmerz vergessen lehren sollen. — Zieh hin in Frieden!“

„Zur ewigen Ruhe!“ lispelte Isabella.

10.

In das Lager vor Orguiva zurückgekehrt, hatte Abdallah mit rastloser Thätigkeit Anstalten zur Belagerung dieser festen Stadt gemacht, aber ohne das nöthige Geschütz — nur 6 eiserne Kanonen hatte ihnen der Dey von Algier mit einiger Munition geschickt — sah er bald die Schwierigkeiten ein, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; doch ergriff er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, schlug einen Ausfall zurück, den der alte

Kriegsheld Franz von Molina, der Befehlshaber in Orgiva, selbst anführte, und erfuhr von den hierbei gemachten Gefangenen, daß kaum auf 14 Täge hinreichende Lebensmittel in der Stadt wären.

Obgleich er nun die Gewißheit hatte, durch Hunger die Stadt in seine Gewalt bekommen zu können, kannte er doch die Moriſken zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſie bei einer unthätigen Berennung der Stadt auseinander und nach Hauſe gehen würden; er beſchloß daher einen Sturm zu wagen und ließ die Veſte von 4 Seiten angreifen. Die Moriſken drangen herzhaft vor, thürmten am Fuß der Mauer Faſchinen auf Faſchinen, klimmten hinauf und hofften auf dieſe Weiſe, da es ihnen an Sturmleitern mangelte, die Mauer zu erſteigen. Schon waren ſie der Mauer gleich, ſchon begann hier der Kampf Mann gegen Mann, als es den Spaniern gelang, durch Pechkränze die Faſchinen in Brand zu ſtecken. Hoch wirbelten die Flammen auf, dicker Rauch umgab die Streitenden, und von Rauch und Flammen ergriffen, mußten die Moriſken den brennenden Holzſtoß verlaſſen und ſich zurückziehn. Auch auf den andern Punkten war ihnen der Angriff nicht gelungen und Abdallah mußte zum Rückzug blaſen laſſen. Unmuthig trat er in ſein Zelt. Nicht alle Abtheilungen ſeines Heeres hatten mit gleichem Muthe gekämpft, wie die der Sierra Nevada, die er ſelbſt angeführt hatte. Seniz mit den Monſi's hatte gar keinen Theil an dem Gefechte genommen, und in Abdallah's Seele ſtieg zum erſten Male finſterer Verdacht gegen ſeinen ehemaligen Freund auf. Er wollte ihn eben zu ſich

beordern lassen, als ein Eilbote ihm ein Schreiben Estrella's folgenden Inhalts brachte:

„Mein Geliebter! Bist Du nicht ganz fühllos gegen meine Bitte, so besteigst Du, sobald Du dies gelesen, Dein schnellstes Roß und eilst zu mir. Jeder Augenblick, den Du säumst, kann tödtlich sein. Komm bald in die Arme Deiner unglücklichen Estrella."

Unter dem Briefe standen noch die Worte:

„Solltest Du das Zigeunerweib, das von hier entflohen ist, irgendwo treffen, so halte sie fest."

Abdallah las mehrere Male diesen mit zitternder Hand geschriebenen Brief und suchte seinen Inhalt zu deuten, aber vergebens. Er ließ den Boten rufen, befragte ihn nach dem, was auf Acuña vorgefallen sei, dieser konnte ihm jedoch keine Auskunft geben, und versicherte, daß seines Wissens nichts Besonderes auf dem Schlosse sich begeben habe.

Lange kämpfte Abdallah mit sich, ob er in diesem kritischen Augenblick das Heer verlassen, oder ob er bleiben und Estrella's Bitte nicht erfüllen solle. Der Gedanke, wie unrecht er an ihr gehandelt, wie sehr er jetzt ihren Wünschen entgegen kommen müßte, bestimmten ihn endlich, zu ihr zu eilen. Er glaubte es um so mehr thun zu können, da die Ruhe, die er nach dem abgeschlagenen Sturme seinen Kriegern gönnen mußte, seine Gegenwart nicht nothwendig machte. Er übergab Melqui den Oberbefehl des Heeres und sprengte mit klopfendem Herzen nach dem nur eine kleine Tagereise entfernten Acuña.

Tausenderlei Vermuthungen, was für ein Unglück

Eſtrella begegnet, durchkreuzten ſich während ſeines eilenden Rittes; was konnte geſchehen ſein, wofür er ihr Rettung bringen könne? — Noch am vergangenen Tage hatte er einen Brief voll Liebe ihr geſandt, worin er ſie gebeten hatte, Iſabella unter ſattſamer Bedeckung nach Malaga zu ſchicken, und heute kam er vielleicht früher, als der Bote, von ihr traurige Nachricht zu vernehmen.

In dieſer qualvollen Ungewißheit ritt er in Acuña ein, wo er Alles wie ausgeſtorben fand. „Was iſt hier vorgefallen?“ fragte er den Kaſtellan, der zu ſeinem Empfange ihm entgegen trat. Dieſer zuckte die Achſeln, bat, ihm zu folgen, und führte ihn nach Eſtrella's Zimmern. Doch kaum war er auf dem hohen Gange vor ihren Gemächern angekommen, als die Flügelthüren ſich raſch öffneten, das Mädchen, bleich wie der Tod, mit fliegenden Haaren auf ihn zuſtürzte und ſich in ſeine Arme warf.

„Faſſe Dich, Eſtrella!“ ſagte der Erſchrockene. — „Du zitterſt, Deine Pulſe ſchlagen heftig. — Was iſt Dir begegnet? Sprich! — Mein Barbaresker roß trug mich im Fluge hierher, und hoffentlich komm' ich nicht zu ſpät. —“

„Und doch zu ſpät!“ ſagte Eſtrella, riß ſich aus ſeinen Armen los, ſchüttelte ihre braunen Locken zurück, faßte mit Heftigkeit ſeine Hand, und rief ihm mit hohler, dumpfer Stimme zu: „Komm!“

Das Ausſehen des Mädchens erſchreckte Abdallah. Ihr Auge weinte nicht die Thräne des Schmerzes, wild, brennend ſtarrte es auf ihn; nicht ſtille Wehmuth umzog ihren Mund, Verzweiflung ſprachen dieſe bebenden Lippen aus. — „Eſtrella!“ rief Abdallah, von ihrem Anblick

überraſcht und von Grauſen ergriffen, „was haſt Du begangen? Nicht liebend, wie meine Verlobte, wie die böſe That ſtehſt Du vor mir.“ —

Ein dumpfes: „Komm!“ war ihre Antwort, dann zog ſie ihn mit ſich fort und führte ihn die Wendeltreppe nach der Kapelle hinab. Schweigend folgte er ihr. Immer raſcher wurden ihre Schritte, immer krampfhafter ihr Händedruck. Jetzt mit Haſt die Thüre der Kapelle aufreißend, rief ſie, und in Ton und Blick lag Verzweiflung: „Tritt ein und ſieh!“

Er ſah Zoa neben einem Sarge knien, die ſich bei ſeinem Anblick erhob, ſah in dem Sarge — Iſabella im Sterbekleide. Der Tod hatte die Lilie geknickt, das gebrochene Herz ſchlug nicht mehr.

„Stört durch Klagen ihre Ruhe nicht! Ihr iſt wohl, wohler als uns!“ bat Zoa, ſich entfernend.

Abdallah, ohne auf dieſe Worte zu hören, trat, das ſtarre, thränenloſe Auge auf die Entſchlafene gerichtet, zu dem Sarge und erfaßte ihre kalte Hand, die er an ſeine Lippen preßte. Dann, als ſei er mit dieſer Berührung der Todten aus ſeiner Betäubung erwacht, wandte er das Auge von ihr und ſah mit ſcharfem, feindlichem Blick auf Eſtrella, die ihren Mund zum trotzigen Lächeln zwingen wollte, es jedoch nicht vermogte. — „Eſtrella!“ rief er jetzt, noch immer die Hand der Todten feſthaltend, „wer mordete die Heilige?“

„Ich!“ erwiederte das Mädchen kalt — doch in dem nämlichen Augenblicke brach ein Thränenſtrom hervor, ſie warf ſich Abdallah zu Füßen und umfaßte ſeine Knie. „Abdallah!“ rief ſie dann, und ihr Auge ſah flehend an

ihm auf. „Ja, ich bin ihre Mörderin und dennoch unschuldig an ihrem Tode. Du zweifelst an meinen Worten, blickst verächtlich, feindlich auf mich. — So wahr ich bei dem Gotte, den auch Du verehrst, Erbarmen zu finden hoffe, so wahr ich Dich liebe mit den Gluthen des Himmels, mit den Flammen der Hölle, ich bin unschuldig, höre mich an!" Bei diesen Worten sprang sie auf und trat neben den Sarg. „Höre, was geschah, blick' dabei unverwandt auf die Todte, und redet mein Mund nicht wahr, fordre ich sie, die im Sarge Schlummernde, auf, Dir ein Zeichen zu geben."

„Unglückliche Eifersucht," begann sie endlich, nachdem sie lange vergebens nach Fassung gerungen hatte, „trieb mich zu einer Thorheit. Ich nahm von der Zigeunerin einen Trank, dessen Tropfen, wie sie mir sagte, uns Alles vergessen lassen könnten. Ich nahm ihn, um auch meine Liebe zu Dir zu vergessen. Da führtest Du mir Isabellen zu; die fromme Jungfrau zog mich wider Willen an, ich mußte sie lieben, statt sie zu hassen, und — ja, ich will es gestehen, Mitleid, ihr gebrochenes Herz zu heilen, war es nicht allein, auch Eifersucht trieb mich, Eifersucht, daß noch ein Herz mit heißer Gluth an Dir hing, trieb mich, ihr den Trank der Vergessenheit zu reichen — ich zwang sie, die Schale zu leeren, und — die Tropfen waren Gift! —"

„Arme Unglückliche!" rief Abdallah und warf sich neben der Todten nieder, „edles, durch Meuchelmord zerrissenes Herz!"

„Nicht durch Meuchelmord, Abdallah!" unterbrach ihn Estrella, „sei nicht ungerecht. Ein unglücklicher Zu-

fall — das ruchlose Zigeunerweib! — Doch Du hörst ja nicht auf mich, Deine Thränen benetzen unaufhörlich die Todte, sie ist keine welkende Rose, die, vom Thau getränkt, wieder aufblüht. Was der Tod erfaßt, hält er mit Geierkrallen fest; schenke ihr Deine Theilnahme, mir schenke Mitleid, denn ich bin die Beklagungswürdige.!" —

Abdallah achtete nicht auf Estrella's Worte; unverwandt über Isabella gebogen, schienen seine Gedanken nur bei ihr zu sein. „So früh mußtest Du welken, Du schönstes der Mädchen," sprach er mit tiefer Rührung, „so früh mußte Dein Liebreiz vergehen? Nimm den Friedenskuß, nimm den Abschiedskuß von mir, Du ewig Unvergeßliche!" Dies sagend, berührten seine Lippen die bleichen Lippen der Gemordeten."

„Zu viel des Jammers, zu viel der unmännlichen Klage," rief bei diesem Anblick Estrella mit steigender Lebhaftigkeit. „Vergissest Du die Lebende über die Todte? Weih' ihr eine Thräne; das schönste der Mädchen mag sie verdienen; aber neben Dir steht Estrella, Deine Verlobte, die ein Herz voll Liebe, die einen Blick voll Gluth verlangen kann. — Auch sie hat der Todten die Thräne des Mitleids gezollt, auch sie fühlte sich von dem tückischen Schicksal tief gebeugt, das sie zum Werkzeug ihres Todes erkohr, die Verzweiflung trieb sie stündlich an das Grab, von Gott und der Gemordeten für die schuldlose That sich Vergebung zu erflehen. Aber Du bist, wie ich sehe, der beste Arzt, Deine Thränen trocknen die meinen, Dein unendlicher Schmerz lindert den meinen, Deine Liebe zu der Todten heilt mich von Verzweiflung —

Du hörst noch nicht auf mich? Du hast nur Augen

für ſie, Eſtrella ſteht neben Dir, und Du achteſt ſie nicht? — Erwach' aus Deinem Wahnſinn, ſei Mann! — Nun wohl!" fuhr ſie auf, da er ſtatt der Antwort einen verächtlichen Blick auf ſie warf, „ſo wähle jetzt für immer zwiſchen der Lebenden und der Todten. — Auch ohne die Tropfen des Zigeunerweibes werde ich Dich vergeſſen und ſagen: ich war Deine Verlobte!"

„Du warſt es!" erwiederte Abdallah kalt und erfaßte Iſabella's Hand. „Zwiſchen dieſer Hand, die nur Segen ſpendete, und zwiſchen der, welche die Schale mit Gift füllte, iſt keine Wahl."

Leblos, wie das Steinbild in der grauen Niſche hinter ihr, ſtarrte bei dieſen Worten Eſtrella ihn an. — „Du glaubſt mir nicht?" rang ſich endlich aus ihrer Bruſt hervor. „Das ſchmerzt tief, tiefer, als ich ahnete. — Ja, es wird mir ſchwer, mich von Dir loszureißen — ach, ſchwerer, als ich glaubte, aber ich bin zu ſtolz, noch ein Wort zu verſchwenden — Du haſt gewählt — So ſei es — Lebe wohl!"

Sie eilte der noch offnen Thüre zu, doch plötzlich wandte ſie ſich. „Iſt es Dein feſter, unwandelbarer Entſchluß?" ſprach ſie mit beklommener Stimme, „verſchmähſt Du wirklich die Lebende um die Todte? — Sprich, denn es ſoll Dir werden, wie Du es wünſcheſt."

„Giftmiſcherin! entflieh meinem Zorne!" rief ihr Abdallah mit drohendem Blicke zu, und ſeine Hand faßte nach dem Dolche. Ein gewaltſam erpreßtes höhniſches Lächeln war ihre Antwort, ſie wandte ihm den Rücken und ſchritt langſam und ſtolz zur Thür hinaus, die ſie

ſchnell hinter ſich ſchloß. — Das Raſſeln der Riegel gab Abdallah die Beſinnung wieder, er ſprang auf, eilte ihr nach — die Thüre war verſchloſſen.

11.

Abdallah glaubte Eſtrella's Racheplan zu durchſchauen. Genau das Oertliche und die Verhältniſſe auf Acuña kennend, wußte er, daß dieſer Theil des Schloſſes, den ſie bewohnte, jedem Manne verſchloſſen war, denn nur dem Kaſtellan und einem alten Diener ihres Vaters war es erlaubt, ihn zu betreten. Hier in den unterirdiſchen Gewölben, die, wie die Kapelle, zu den Zeiten der Mauren als Gefängniſſe gebraucht worden waren, hatte Eſtrella die Schätze ihres Vaters, Jedermann verborgen, aufgehäuft. Hier befand ſich auch die Kapelle, wo ein chriſtlicher Prieſter zuweilen insgeheim Meſſe las, und deren auf ſchroffen von dem Meere umſpülten Felſen ſich erhebende Mauern Jedem unzugänglich waren, ſo wie die kleinen vergitterten Fenſter nur die Ausſicht auf die Brandung des Meeres boten, das hier ſchäumend ſeine Wuth an den grauen Felſen brach. Auf menſchliche Hülfe konnte er hier nicht hoffen, der eigenen Kraft zur Rettung nicht vertrauen, denn er kannte die feſten, doppelten eiſernen Thüren, die das Heiligthum den Moriſken verſchloſſen. Er ſah ein, daß er in Eſtrella's Gewalt ſei, in der Gewalt des ſtolzen tief verwundeten Mädchens, deſſen feindlich

getroffenes Herz ſich leichter zur Rache entflammte, als daß es ſich der Milde und Verſöhnung öffnete.

Unmuthig, beſchämt, daß er ſich hatte von einem Weibe überliſten laſſen, kehrte er zu der Entſchlummerten zurück und ſuchte in ihrem Anblick ſein Schickſal zu vergeſſen. — „Wäreſt Du es nicht, mein Vaterland," rief er nach langem Sinnen aus, „wäreſt Du es nicht, mein Volk, das mich noch an dem Daſein feſthielte, das Diadem riefe die Sehnſucht nach dem Leben nicht in mir hervor, ich ſtürbe gern, um bei ihr zu ſein, denn alles Lebensglück, das fühl' ich, iſt für mich dahin." Sich ganz dieſen Gedanken hingebend, ſetzte er ſich neben den mit Blumen geſchmückten Sarg, und ſein Auge ruhte lange auf der Todten. Doch plötzlich ſprang er auf. — „Soll der gefangene Löwe," ſprach er, den Boden ſtampfend, „ſoll er, ohne ſeine letzte Kraft anzuſtrengen, geduldig in ſeinem Käfig verſchmachten nnd enden? Nein!" rief er, faßte die hölzerne Bildſäule St. Peters, die am Fuße des Altars ſtand, und rannte mit ihr gegen die eiſerne Thüre — dieſe bog ſich, das Eiſen gab nach, doch die feſten Querriegel, die von außen davor lagen, widerſtanden den wiederholten Stößen, das hölzerne Standbild borſt, nutzlos war Abdallah's Anſtrengung, die Jugendkraft des Mannes ſcheiterte an den feſten Schlöſſern und Riegeln.

Ermattet, ſich nur trübem Nachdenken hingebend, ſetzte er ſich wieder und ſchöpfte Troſt und Beruhigung aus dem frommen, ruhigen Antlitz der Todten. Nicht krampfhaft hatte das Gift die holden Züge verzerrt, heiter, wie eine Braut, unter ſüßen Träumen eingeſchlummert, lag ſie, mit Blumen geſchmückt, im Sarge, ein

freundliches Lächeln schien ihre bleichen Lippen zu umschweben, und man hätte bei ihrem Anblick glauben sollen, einer der Engel des Himmels habe sich zur Erde gesenkt und sei unter Blumen entschlummert. Je länger Abdallah sein Auge auf die Todte heftete, desto ruhiger ward das Schlagen seines Herzens, desto ruhiger ergab er sich in sein Schicksal. Nur wenn er seines Volkes, wenn er der Tyrannei der Spanier gedachte, dann ergriff ihn die Verzweiflung, und er schaute umher, ob er denn nicht ein Werkzeug finde, womit er die Thüre sprengen könne, aber er suchte vergebens umher. Schon sank die Dämmerung, schon senkten sich die goldnen Strahlen der Sonne zur Ruh, der Abendstern blickte durch das Gitter des kleinen Fensters ihn traurig an, und immer heller und heller traten die leuchtenden Boten der Nacht am Himmelsdome hervor. Bald erleuchtete nur noch der matte, geisterhafte Schein der vor dem Altare hängenden Ampel das düstere Kreuzgewölbe, und eine schauerliche Stille umgab ihn, nur der eintönige Schlag der Wellen rauschte durch die Stille zu ihm hinauf. Bleich, als erwarte er zum Auferstehen nur die Stunde der Mitternacht, kniete der steinerne Ritter hinter ihm in seiner Grabnische, das Kruzifix warf seinen dunkeln Schatten über Sankt Peters verstümmeltes Standbild, und schauerlich von der über ihrem bleichen Haupte schwebenden Ampel beleuchtet, erschienen die Farben der Blumen im Todtenkranze verbleicht, das Haupt der Todten wie mit einem matten Strahlendiadem umgeben. Kein Lüftchen wehte Kühlung, kein Heimchen zirpte, nur matt brannte das Lämpchen, der leiseste Lufthauch konnte es auslöschen.

Es verlöſchte, und Nacht, finſtre Nacht ward es um ihn, als er eben von neuem nach einem Werkzeuge, die Thüre zu ſprengen, ſuchte, und ſo mußte er zurück nach dem Sarge tappen. Hier, dicht neben der Geliebten, wollte er nun die Nacht verbringen; er rückte deshalb den alten Seſſel, den er hier gefunden hatte, dem Sarge näher, ſetzte ſich und ergriff Iſabellens Hand. — Mit Inbrunſt hatte er ſie früher geküßt, jetzt aber, da Nacht ihn umgab, da er das liebliche Antlitz der Todten nicht mehr ſehen konnte, durchſchauerte ihn die Kälte der Todtenhand, und es bedurfte all' ſeines Muthes, um ſie nicht fahren zu laſſen. So durchwachte er, nur von düſtern Bildern umgeben, die lange, grauenvolle Nacht. Nur zuweilen blinkte ein Stern zwiſchen den am Himmel hinziehenden Wolken und ſchien ihm durch das vergitterte Fenſter den Nachtgruß bringen zu wollen, aber kurz war ſein Flimmern, eine Wolke barg ihn bald, und ſein Glanz war verſchwunden.

„So ſchnell, wie der Glanz dieſes Sternes, wird auch mein kurzer Schimmer vorüber gehn!" — Dies war der trübe Gedanke, der ihn ergriff und ihn oft von dem Gedanken an die Todte abrief. — Was Eſtrella thun würde, ob ihm hier aus irgend einer verborgenen Spalte ein Bolzen den Tod bringen, ob ſie ihn dem Hungertode, dieſem langſam Freſſenden, überlaſſen, ob ſie ihm die Freiheit geben würde, dieſe Gedanken, bald von Furcht, bald von Hoffnung begleitet, durchkreuzten ſich in ihm; er griff dann nach ſeinem Schwerte, ſeinem Dolche, als den einzigen Freunden in der Noth, der einzigen Rettung vor qualvollem Ende, in ihnen allein fand er noch Troſt.

So verstrich die Nacht unter Harren und Sorgen, bis die Dämmerung den nahenden Morgen verkündete, der zwar seine rosigen Strahlen, doch nicht die Hoffnung, nicht die flimmernden Thautropfen sandte, statt ihrer die welken Blumen des Todtenkranzes zu erfrischen. — Ihr Duft war dahin, der Tod verbreitete seinen Modergeruch und hatte mit schonungsloser Hand die Engelzüge der Schlummernden zerstört.

„Deine Rache ist furchtbar, Estrella!" rief er, sich abwendend. — „Du willst das Himmelsbild der Erinnerung zerstören, mir soll Nichts von ihr bleiben — Nichts! — Du irrst — das Himmlische vergeht nie. — Im Kerker zu Madrid würde die Liebe zur Freiheit, die Liebe zu meinem Volke ewig in mir bleiben; so wird auch die Erinnerung an sie, so wird ihr schönes Bild, hat es auch der Tod entstellt, doch trotz Dir in ewiger Schönheit vor mir stehen." — Er wandte sich nach der Todten, vermochte jedoch nicht den Anblick zu ertragen, und senkte den Deckel des Sarges über sie. — „Ruhe sanft!" sprach er tief bewegt, setzte sich auf die niedern Stufen des Altars und überließ sich nun ganz seinem Schmerze.

Mittag war vorüber, nicht Speise, nicht Trank hatte ihn erquickt; die Sonne ging unter, und noch keine Rettung aus dieser erstickenden Grabesluft. Von Hunger, von nagendem Durst gequält, hielt ihn nur noch sein männlicher Muth aufrecht. Da, als es eben zu dämmern begann, vernahm er, doch nicht an der Thüre, ein leises Geräusch; er sprang auf; in seiner Rechten das Schwert, in seiner Linken den Dolch, erwartete er seine Henker, fest entschlossen, das Leben theuer zu verkaufen. Doch

ſtatt ihrer ſah er das graue Steinbild des Ritters, als ob es auf ihn zukomme, ſich bewegen, und hinter dem Steine trat eine lange, hagere Mönchsgeſtalt hervor, ihn mit einem: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! begrüßend.

Abdallah, von dieſer Erſcheinung überraſcht, ſenkte das ſchon gehobene Schwert und trat einige Schritte zurück. — Aber auch der Mönch, dem der Leichengeruch entgegen drang, wankte zurück und bat Abdallah, ihm zu folgen. Der Moriske folgte, die Niſche des ſteinernen Ritters ſchloß ſich wieder hinter ihm, und er befand ſich in einer kleinen, nach dem Meere gelegenen Zelle, wahrſcheinlich der verborgene Aufenthalt des Mönches, wenn er auf Acuña war.

„Aben = Aboo!“ begann dieſer jetzt, „Euch ſendet Eſtrella durch mich dieſes Schreiben, leſet es und fügt Euch in ihren Willen, denn Ihr ſeid in ihrer Gewalt.

Abdallah, einen Augenblick ungewiß, ob er den Brief öffnen ſolle oder nicht, erbrach ihn endlich, von den Verhältniſſen gezwungen, und las:

„Du hatteſt zwiſchen der Todten und der Lebenden gewählt, ich habe Deinen Wunſch erfüllt; die Todte iſt Dir geworden und ſoll Dir auch bleiben; ob ſie Dir noch wünſchenswerth iſt, ſage Dir ſelbſt. Fühlte ich weniger Stolz in meiner Bruſt, ſo wäre meine Rache ſchon befriedigt, und Du vermoderteſt mit ihr in der Kapelle; ſo aber, da Dich meine Bitte hierher geführt hat, mögen mir für jetzt die Stunden, die Du bei ihr unter Roſenduft verbracht, zur Rache genügen. Aber von dem Augenblick an, wo Du Acuña verlaſſen haſt, verfolge ſie Dich auf jedem

Deiner Schritte, zerstöre Dein stolzes, in eitlem Wahn erbautes Gebäude, und wie die Strafe der Schuld, wie das mahnende Gewissen der Sünde, so begleite sie Dich bis zu Deinem, bis zu meinem Grabe.

Ich habe Dich heißer geliebt, als ich es selbst geglaubt; aber eben deshalb fühle ich die Kränkung auch tiefer, ist die Wunde, die Du meinem Herzen schlugst, auch unheilbar. Estrella lag in Deinem Arm — lag zu Deinen Füßen, flehte, sich unglücklich durch Isabella's Tod fühlend, um Mitleid, und Du glaubtest ihren Worten, ihren Schwüren nicht, Du hieltest sie für so erbärmlich, durch Gift sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen. Du verachtetest die Lebende und betetest die Todte an. — So behalte sie! — Ihre irdischen Reste werden Dich aus Acuña begleiten, errichte ihr ein Grab auf dem Felsen von Orguiva, laß das Heer der Mauren am Grabe der Spanierin knien, treibe Abgötterei mit ihr, mir gleich! — Wir sind getrennt, Rache glüht statt Liebe in meinem Herzen, unauslöschliche Rache! — Rütteln soll sie an dem wandelbaren Thron, auf den ich Dich gehoben, bis er unter Dir zusammenbricht, wie mein gekränktes Herz. —

Wie Dein Schatten möge die Reue Dich begleiten und mit ihren Vampyrhänden Dich umkrallen; bei jedem verlornen Gefechte, bei jedem Schlage des gerechten Schicksals gedenke meiner; denn ich bin Dein quälender Schatten und Dein Dich überall ver-

folgender Feind, der glücklicher in der Rache, als in der Liebe, zu ſein hofft.“

Starr blickte Abdallah auf das Papier; er hatte viel von ihrem gekränkten Stolze, doch das nicht erwartet.

„Aben-Aboo!“ unterbrach der Mönch ſein dumpfes Schweigen, „ſobald ich den Sarg der Frommen aus dem Schloß habe bringen und ihn Euch übergeben laſſen, könnt Ihr ungehindert ziehen. Die Diener, die Euch hierher begleitet haben, werdet Ihr am Fuße des Berges finden. Mäßigt Euren Zorn, die geringſte Unvorſichtigkeit könnte Euch das Leben koſten, denn mit blinder Treue hängt die Beſatzung an der Tochter Roxas.“

„Habt Ihr das Schreiben geleſen, ehrwürdiger Vater?“ fragte jetzt Abdallah.

„Ich kenne ſeinen Inhalt.“

„Ihr kennt, Ihr billigt ihn?“ —

„Mein Tagewerk iſt in dieſem Hauſe vollbracht; ich ziehe heim, denn hier wohnet nicht mehr der Friede. Auch ſoll ich Euch,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „die unglückliche Wittwe Roxas übergeben, um ſie in ihre Heimath zurückzuſchicken. Die Engel verlaſſen dieſe Burg, die Teufel werden einziehen. — Doch ſtill! ich höre Geräuſch in der Kirche, die Träger werden kommen, den Sarg zu holen; verweilt nur einen Augenblick, bis ich zurückkehre.“ Er verließ die Zelle, ging eine kleine verborgene Wendeltreppe hinauf und trat in Eſtrella's Gemach.

„Eſtrella!“ redete er ſie an, „was Ihr mir befohlen, habe ich ausgerichtet, habe Aboo aus der verpeſteten Kapelle in meine Kammer geführt; jetzt werden die irdiſchen Reſte,

[redacted]ella's hinaufgetragen, und ich gehe, Zoa zu holen [redacted]e Aboo zu übergeben."

„Ich danke, ehrwürdiger Vater!" unterbrach sie ihn ungeduldig und, wie es schien, sehr bewegt.

„Auch komme ich, Euch Lebewohl zu sagen; auch ich gehe und kehre nicht wieder." — Sie machte eine Bewegung, als wollte sie seine Hand ergreifen, hielt aber plötzlich ein; und ein finsterer Ernst umzog ihr Antlitz. — „Möge der barmherzige Gott Eurem Herzen den Frieden geben." — „Im Grabe," murmelte Estrella vor sich hin. — „Möge er es der Versöhnung, der Vergebung öffnen!" —

„Nie, das vermag kein Gott!" rief sie heftig.

„Herr, erbarme Dich ihrer!" sprach der Greis, die Hände gen Himmel hebend. — „Geh' mit der Gefallenen nicht in's Gericht! — Noch ist es Zeit!" rief der Mönch, da er sie erschüttert sah, „noch steht die Pforte des Paradieses offen; ein fester Entschluß, ein muthiger Entschluß, und Estrella endet, gleichviel, ob unter Freude oder unter Thränen, als ein edles Geschöpf, als fromme Christin. —"

Sie lächelte bitter.

„Oft hast Du auf meine Warnungen gehört, wenn Dich Mahom's Paradies verlockte, oft hab' ich Dich Irrende auf den Weg des Glaubens zurückgeführt. Höre auch jetzt auf meine Bitte — noch ist es Zeit! — Ist Deine Liebe erloschen, so laß sie sterben, aber nicht in Rache erstehn. — Vergiß, vergieb!"

„Nie!" erwiederte sie mit festem Tone. „Und flöh' er nach den eisigen Felsen des Nordens, flöh' er in die

glühenden Steppen Amerika's, ich würde, vielleicht ſelbſt wider meinen Willen, von meinem blutenden Herzen getrieben, ihm folgen. Ich würde, riefe mich Gott ab von dieſer Welt, wie der Todtenvogel, Unglück verkündend mich vor ſein Fenſter ſetzen und krächzen. Wie der Sirokko, glühend und erdrückend, würde ihn mein Geiſt anhauchen, daß die Angſt tauſendfachen Todes ihn durchſchauerte. — Denn wiſſe, Mönch! ſchuldlos hab' ich zu ſeinen Füßen gelegen, um Mitleid, um Vergebung gefleht. — An ſeiner Bruſt mußte ſie mir werden und er ſtieß mich zurück. Nun kann ſein Tod allein mich verſöhnen."

Bei dieſen in halbem Wahnſinn geſprochenen Worten hatte der Mönch mehrere Male das Kreuz geſchlagen. — Jetzt blickte er ſie unverwandt und ſtaunend an. „Gott vergebe Dir Dein Freveln, Unglückliche!" ſprach er endlich und verließ ſie ſchnell.

12.

Durch finſtre Rabennacht zog der Zug langſam den Felsweg hinab in das Thal. Heftig blies der Südwind und wehte eine Fackel nach der andern aus. Kaum vermochten die Träger ſie wieder anzuzünden. Der König der Alpuxarren zog nicht im Glanze ſeiner Macht einher; traurig ritt er auf ſeinem muthigen Roſſe, deſſen Wiehern allein noch Leben verkündigte, neben dem Sarge Iſabellens, dem Zoa mit ihren Frauen folgte. Den Zug beſchloß ein alter Moriske mit langem, eisgrauem Barte, es war der Mönch von Acuña, der, ſelbſt von dem Mo-

riskenkönige geschützt, nur in dieser Tracht zu seinen Glaubensbrüdern wieder zu kommen hoffen könnte.

„Wohin wollt Ihr, Frau?" redete er jetzt Zoa leise an, die bei ihm zurückgeblieben war. „Wollt Ihr heim nach der Hütte Eures Vaters, oder vielleicht die Todte nach Cadix begleiten, wo sie nach ihrem letzten Wunsche bei den Klarissinnen schlummern wird? — Wer, wie Ihr, der Welt abgestorben ist, der findet in des Klosters stillen Mauern das Ruhebett, auf dem sich's sanft hinüber in das Land des ewigen Friedens schlummern läßt. Wohin soll ich Euch begleiten?"

„Nach Cadix!" seufzte Zoa. „Doch" — sagte sie plötzlich, „darf ich auch dort seiner gedenken, darf ich auch dort der Erinnerung leben? — Ist es nicht Sünde, mit liebendem Herzen vor dem Altare der heiligen Mutter zu knien?" —

Der Mönch schwieg.

„Ihr antwortet mir nicht?"

„Des Menschen Herz liegt in Gottes Hand, auch das Herz des Sünders lenkt er oft nach seiner Barmherzigkeit. Buße, Kasteiung und frommes Gebet lassen oft das Irdische vergessen. — Ziehet hin! Ihr seid fromm und gut, zu gut für diese Welt."

„So begleitet mich dorthin! — Das letzte Lied sang ich in der Kapelle an seinem Grabe, den letzten Seufzer will ich in der Kapelle der heiligen Klarissa verhauchen."

Der Mönch nickte ihr freundlich zu, dann trieb er sein Maulthier an und ritt zu Abdallah, mit dem er leise sprach.

Als es Tag zu werden begann, hielten sie in einem

von Feigenbäumen beſchatteten Thale an. „Geleitet den Sarg und die Frauen bis auf die Höhe, von wo ihr Malaga ſehen werdet,“ befahl Abdallah ſeinen Begleitern, „dann überlaßt ſie dem Alten, der ſie zu ihrer Beſtimmung bringen wird!“ Hierauf warf er noch einen ſchmerzlichen Blick auf den dunkeln Sarg, der ſein Heiligthum verſchloß, winkte einem Begleiter, ihm zu folgen, und ſprengte, als wollte er ſeinem Geſchick entfliehen, den Berg hinan.

Der Mönch zog indeſſen Malaga zu. Er brachte glücklich die Todte und die Lebende in das Kloſter von Cadix; beide fanden dort eine Ruheſtätte.

An ſein Volk, an die Belagerung Orguiva's denkend, ſuchte Abdallah indeſſen vergebens Iſabella zu vergeſſen; unwillkührlich rollten die Thränen herab, als er, den Sarg noch einmal zu ſehen, ſich wandte; ihn ergriff das drückende Gefühl, daß er jetzt verlaſſen auf Erden ſtehe. Eſtrella, die ihm zugleich vor Augen ſchwebte, erſchien ihm wie eine ihn mit ihrer Schlangengeißel verfolgende Furie, und ſelbſt Iſabella rief ihm die Erinnerung nur ſo zurück, wie er ſie ſah, als er den Sarg ſchloß. Ohne es zu wollen, hatte er die Zügel ſeines Roſſes angezogen, das jetzt langſam die ſteile Felswand hinabſchritt, er ſelbſt war ſo in düſtre Gedanken verſunken, daß er es nicht bemerkte.

„Herr! irr' ich nicht,“ begann jetzt ſein Begleiter, ſo kommen dort mehrere der Unſern über die Höhe geritten; gewiß ſuchen ſie Dich.“

Der alte Diener hatte ſich nicht geirrt; es war Gorri, der, über das Ausbleiben Abdallah's unruhig, ſich

nach Acuña aufgemacht hatte und erfreut war, ihn hier zu treffen. — „Der Herr des Himmels sei gelobt!“ rief er schon aus der Ferne, „daß ich Dich gefunden habe. Deine Freunde sind in Sorgen, besonders da Seniz mit seinen Monsi's während der gestrigen Nacht das Lager verlassen hat; man fürchtete das Schrecklichste.“

Abdallah reichte dem treuen, besorgten Freunde die Hand; herzlich war sein Händedruck, sein Blick aber umdüstert.

„Dir ist Unangenehmes begegnet,“ sprach er leise und gab seinen Begleitern ein Zeichen, sich entfernt zu halten, „vertrau' es mir, schütte Deinen Kummer in des Freundes Brust, verheimliche ihm Nichts!“

Abdallah theilte nun Gotri Alles mit, was ihm auf Acuña begegnet war, und barg ihm seinen grenzenlosen Schmerz über Isabella's Tod nicht.

„Weihe ihrem Andenken eine Thräne, aber überlaß Dich nicht Deinem Schmerze,“ erwiederte dieser. „Sie war schon früher für Dich verloren, gleichviel, ob sie in dem engen Grabe ruht oder in den weiten Hallen des Klosters zu Cadix ihr trauriges Leben beweint. Ihr Verlust trifft Dein Herz, doch nicht Dein Volk. Aber Estrella's Verlust ist von höherer Bedeutung; mit ihr verlierst Du nicht allein eine mächtige Stütze, auch hast Du die Zahl Deiner Feinde vermehrt, und ein rachgieriges Weib ist gefährlicher, als der tapferste Mann. — Doch nun, frei von allen Banden, die Dein Herz umstrickt hatten und Deines Geistes Flug beengten, stehst Du jetzt an der Spitze eines kräftigen, muthigen Volkes. Noch ist nicht Alles verloren; auch ohne Estrella, ohne die Monsi's und

ohne die Freunde Aguazil's, die einen ungerechten Haß auf Dich werfen, kannſt Du in Dir ſelbſt die Quelle öffnen, die, bald ein reißender Strom, ſich von den Alpujarren herab auf unſre Feinde ſtürzt. Im Kriegsgetümmel wirſt Du bald die Todte vergeſſen lernen, die Erinnerung an die Lebende zu verwiſchen, wird Dir nicht ſchwer werden. Sei Mann, ſei König der Mauren! nicht wie Boabdil, der, ſtatt dem Schickſal zu trotzen, es beweinte." —

„Glaubſt Du," unterbrach ihn Abdallah ſtolz lächelnd, „daß an jenem Sarge meine Kraft gebrochen wäre, daß mein Muth ſich vor Eſtrella's Drohung beuge! Nein, Gorri, mein Freund! Ich fühle, das Unglück wird über mich hereinbrechen, aber gebeugt, entmuthigt ſoll es mich nicht finden. Komm, laß unſre Roſſe die Schritte beflügeln, im Kampfgewühl wird mir wohl ſein!" Er ſprengte raſch vorwärts, und bald waren ſie im Lager von Orguiva.

Hier empfing Melqui den König und erſtattete ihm Bericht von dem, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war. Unbedeutende Gefechte in der Gegend des einſam in einiger Entfernung von der Stadt ſtehenden feſten Thurmes, den Aben-Humeya ſchon einmal vergeblich belagert, und den der alte erfahrene Molina diesmal mit hinreichender Beſatzung und Proviant verſehen hatte; ein verunglückter Angriff auf einen halb eingeſchoſſenen Thurm der Stadtmauer war Alles, was er ihm berichten konnte. „König!" ſprach er dann, und ſein feuriges Auge umwölkte ſich, „ich kann Dir nichts Freudiges verkündigen; ein Feind drang in unſer Lager, der gefährlicher iſt, als

wären die Banner der Spanier siegreich unter uns aufgepflanzt worden — die Zwietracht schlich sich hier ein; Seniz zog mit den Monsi's frech unter Hörnerklang von den Bergen, die er bewachen sollte, die Freunde Aguazil's sind nicht zum Heere gestoßen, und die Treue der Hauptleute der Alpuxarren ist ungewiß. Noch thun sie ihre Pflicht, aber ich sage es Dir offen, sie kämpfen nur noch für ihr Hab und Gut, nicht für Dich. — Nur die aus der Sierra Nevada und meine Brüder vom Rondagebirge sind noch treu, auf sie rechne allein. Abgesandte der Spanier, klüglich unter den Unsern gewählt, schleichen umher, versprechen im Namen Don Juan's Verzeihung, Güter und Würden in Fülle, und so gelingt es, die Treue wankend zu machen und die Begeisterung einzulullen. Nur ein entscheidender Schlag kann das Vaterland retten."

Diese Nachrichten wären nicht geeignet, den düstern Sinn Abdallah's zu erheitern, aber dennoch hörte er sie mit Ruhe an. „Zwietracht habe ich stets mehr gefürchtet, als die Spanier," erwiederte er Melqui, „aber auch ihr muß man muthig entgegen treten. Noch verzweifle ich an Seniz Treue nicht ganz; er ist ein Mann, den mächtige Leidenschaften beherrschen; wird er ihrer Herr, kehrt er gewiß zu seiner Pflicht zurück. Die Zahl der Freunde Aguazil's ist klein und unbedeutend, und die Hauptleute der Alpuxarren hoffe ich durch Geschenke mir zu erhalten; seit Roxas Freigebigkeit sind sie eigennützig geworden.

„Auch hat mir heute einer unsrer Kundschafter die Nachricht gebracht," fuhr Melqui in seinem Berichte fort, daß sich die Spanier zum Entsatze von Orgulva rüsten.

„Sie werden mir willkommen ſein!“ unterbrach ihn Abdallah freudig.

„Willſt Du ſie in offner Feldſchlacht bekämpfen, Herr?“

„Das will ich.“

„Noch nie ward uns dann der Sieg!“ heuchelte Melquiſ.

„Ich will verſuchen, ihn auch dann an meine Fahnen zu binden. — Großes muß geſchehen, Freund, ſonſt ſtürzt das herrliche Gebäude in Trümmer, und deshalb muß Alles auf's Spiel geſetzt werden, es zu erhalten. Löſ'te ich, wie ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten, das Heer auf, den Schlachtangriff der Spanier zu vermeiden, wollte ich durch einzelne Gefechte ſie ermüden, ſo bliebe ich nicht mehr Herr des Heeres, und ſchwer würde es mir werden, es wieder zu ſammeln. Ein Schlachttag mag über unſer Schickſal entſcheiden.“

Er traf jetzt alle nothwendige Vorkehrungen, ſuchte durch Geſchenke, die er mit freigebiger Hand austheilte, die Krieger noch mehr an ſich zu ketten, ſchickte Eilboten nach allen Gegenden, Verſtärkung herbeizurufen, und erwartete ſo mit gelaſſenem Muthe die Ankunft des ſpaniſchen Heeres, das der Herzog von Seſſa unter den Mauern von Alhama von neuem ſammelte.

13.

Während Abdallah's Thätigkeit alle seine Gedanken von Acuña und der Todten ab nach dem großen Tage der Entscheidung lenkte, ritt Gonsalez Seniz, das Herz voll freudiger Hoffnung, in Acuña ein. Durch Estrella, die ihn zum Werkzeug ihrer Rache erkohren, von dem Vorgefallenen unterrichtet, hatte er seine Monsi's in den nahgelegenen Höhlen zurückgelassen und war ungesäumt nach Acuña geeilt, sich dem schönen Mädchen mit Leib und Blut zu weihen.

Die Art, wie ihn Estrella empfing, hätte Jedem, nur nicht Seniz, abschreckend sein müssen. Wie eine Königin trat sie ihm entgegen, dankte ihm mit wenigen, fast kalten Worten, daß er sich so beeilt habe, zu ihr zu kommen, und wiederhole nochmals, und dem Anschein nach mit ruhigem Gleichmuth, wie Abdallah sie verschmäht und sie dadurch zur Rache aufgefordert habe. „Ich habe Dich erkohren, Gonzalez Seniz, mein Rächer zu sein," sagte sie dann, „nur mit Abdallah's Blut kannst Du meinen gekränkten Stolz versöhnen. Sein Untergang, seine Vernichtung allein ist mir eine würdige Rache. Bist Du dazu bereit?"

„Tausend Leben opfre ich Dir mit Freuden!" rief Seniz, in ihrem Anblicke trunken.

„Auch das Leben Deines Königs, Deines Freundes?"

„Seit er Dich liebte, war er mein Feind, und nur Du bestimmtest mich, ihn als meinen König anzuerken-

nen," erwiederte Seniz ſchnell; „was könnte ich noch zaudern? — Aber welchen Lohn bieteſt Du mir für dieſe That?"

„Meine Hand!" erwiederte ſie, von dieſem Gedanken peinlich ergriffen, und wandte dann ſchnell ihr Antlitz ab, ihren Schmerz zu verbergen.

„Nicht auch Dein Herz?"

Ein bitteres, ſtolzes „Nein!" war ihre Antwort.

Seniz Auge flammte bei dieſem Worte. Stolz kämpfte mit Begierde und Eigennutz. Eſtrella, die ſich wieder zu ihm gewendet hatte, bemerkte wohl, was in ſeinem Innern vorging, aber, ſtatt ſeinen Unmuth beſänftigen zu wollen, ſagte ſie gleichgültig: „Gnügt Dir das nicht, Gonſalez, ſo ſag' es, und kein Wort weiter davon." — Einmal nur kann Eſtrella's Herz ſchwach ſein, und dies nur für einen Mann, wie Aboo." Seniz Auge ward immer zornerglühter. — „Du willſt Dich doch nicht mit ihm vergleichen, armer Monſi?,'

„Eſtrella!" fuhr der Gekränkte auf, „reize mich nicht zum Zorn!"

„Nur zur Rache will ich Dich reizen, Dein Zorn iſt mir gleichgültig," erwiederte ſie hohnlächelnd. „Wiſſe, ſo lange Aboo lebt, bleibt mein Herz jedem fremden Eindruck verſchloſſen; bei ſeinem Anblick würde es von Rache — auch wohl von Liebe erglühen. Du ſtehſt jetzt noch frei vor mir, Dich bindet kein Schwur. Biſt Du thöricht genug, Dir auch Eſtrella's Herz gewinnen zu wollen, ſo tritt zurück, da es noch Zeit iſt; gnügt Dir aber das Diadem und ihre Schätze, ſo geh' und thue, was ich Dir befehle. — Du ſinnſt? ſtehſt noch ungewiß, was Du

thun sollst? — Nur wenig Augenblicke lass' ich Dir zur Wahl!"

„Estrella!" unterbrach sie Seniz überrascht.

„Kein Zaudern! Du verlässest oder erwirbst mich!"

„So weihe ich mich einem sonderbaren Wesen, das herzlos mir des Lebens Paradies verheißt, so weih' ich mich Dir mit Leib und Blut. Ich schwöre es Dir bei dem Grabe des Propheten!"

„Auch bei dem Gekreuzigten schwör' es mir!"

Seniz sah sie staunend an, dann sagte er lachend: „Auch bei dem Gekreuzigten und bei allen Göttern der Vorwelt will ich schwören, daß ich, Dich zu besitzen, zehn Könige der Alpuxarten morden wollte, gäb' es deren mehr, als einen erbärmlichen. Aber wisse nun auch, Estrella, daß Du das, was Du, was so viele andre Thoren Liebe nennen, nicht in meinem Herzen für Dich suchen mußt. Dein Besitz ist mir Alles, in Liebe oder Haß, gleichviel. Du bedarfst meiner zur Rache, ich Deiner, um das Diadem zu erringen und einen brennenden Durst zu stillen, der mich schon lange verzehrt. Gnüg' ich Dir so? — Eine bejahende Bewegung des Hauptes war ihre Antwort. „Du siehst, ich kann so offen sein, wie Du. — Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen," begann er nach einer Pause, „so stehe ich hier, es zu vernehmen; pünktlich soll es geschehen, wie Du es befahlst."

„Tödte Abdallah und rette das Vaterland!" sprach sie, und ihr Auge flammte. — „Nie mache Frieden mit den Spaniern! Denn könnte er nicht fallen, ohne daß mit ihm auch die letzte Hoffnung der Freiheit sänke, so lebe er, und lieber breche mein Herz, wenn nur die Fesseln

meiner Brüder gebrochen sind. Deshalb kehre zum Heere zurück, kämpfe auch jetzt treu für unsre Sache; ich weiß, daß der Herzog von Sessa heran zieht, Orguiva zu entsetzen; eile, daß Du Theil nimmst an der Schlacht, die gewiß geschlagen wird; denn wie ich Abdallah kenne, wirft er sich jetzt wie ein Verzweifelter dem Feinde entgegen. — Leb' wohl und gedenke, daß Verrath an unserer heiligen Sache jedes Band zwischen uns zerreißt."

„Und giebst Du mir kein Unterpfand auf den Weg, daß auch Du Wort hältst? Wollen Deine Lippen nicht dulden, daß ich den Vorgeschmack des Paradieses schon jetzt fühle?"

Statt Antwort wandte ihm Estrella den Rücken, und noch einmal „Lebe wohl!" sagend, entfernte sie sich.

Der Monsi stampfte zähneknirschend den Boden. „Stolze Thörin!" murmelte er vor sich hin, „glaubst Du, Seniz ließe sich wie ein Kind an Deinem Gängelbande leiten? — Du irrst! Auch jenseit des Meeres ist mit Dir und Deinen Schätzen das irdische Paradies, auch ohne Diadem!" —

14.

Da Molina fast alle Lebensmittel nach dem Thurme hatte bringen lassen, um diesen wenigstens seinem Könige zu erhalten, begann die Besatzung und die christlichen Einwohner furchtbaren Mangel zu leiden. Fast alle Nächte sahen die Moriscken Nothzeichen von den Thürmen

stammen, auch wußten sie durch Ueberläufer, daß kaum noch für einige Tage Lebensmittel in der Stadt vorräthig wären. Da sandte Abdallah, von dem Eilmarsch des Herzogs unterrichtet, noch einmal eine Aufforderung an Molina und versprach der Besatzung und den Einwohnern freien Abzug. Der alte Kriegsheld, vielleicht eben so gut, wie Abdallah unterrichtet, verweigerte die ihm anvertraute Stadt zu übergeben, und hatte die Freude, am andern Morgen das Lager der Moriscken verlassen zu sehen, die in aller Stille die Belagerung aufgehoben hatten und dem Herzog von Sessa entgegen rückten.

Dies nutzte jedoch der Besatzung wenig. Auf mehrere Meilen umher hätten sie nicht so viel Lebensmittel gefunden, nur einen Tag, ihr Leben damit zu fristen; Molina konnte daher nur auf den Ausgang des Gefechtes seine Hoffnung setzen.

Das Heer der Spanier war bei Acequiya angekommen. Hier machte der Herzog Halt, um von Andalusien Verstärkung zu erwarten. Abdallah aber ließ ihn von allen Seiten umschwärmen, um ihm besonders auf der Straße nach Granada die Zufuhr abzuschneiden, und setzte dadurch den Herzog in nicht geringe Verlegenheit. Dies und die Nachrichten, die er aus Orgulva erhielt, bestimmten ihn, vorwärts zu gehen, ohne die noch nachrückenden Truppen zu erwarten. Er sandte sogleich 1000 Rohrschützen mit einigen Reitern voraus, wo möglich den Paß von Lanjaron zu besetzen, ließ diesen eben so viel Fußknechte folgen, und setzte sich dann mit dem übrigen Theile des Heeres in Marsch.

Sobald Abdallah das Vorrücken der Spanier gewahrte, gab er die nöthigen Befehle zum Angriff. Melqui führte die erste Abtheilung, die aus der Mannschaft der Alpuxarren und des Rondagebirges bestand, während Abdallah mit denen aus der Sierra Nevada und den Türken und Barbaresken im Hintertreffen blieb. Tausend Morisken eilten auf ungebahnten Wegen über die Berge, sich auf mehreren Punkten in's Versteck zu legen.

Melqui begann den Angriff auf die gegen den Hohlweg von Lanjaron anrückenden Spanier. Es war die nämliche Gegend, wo die Morisken vor wenigen Wochen dem Feinde die Zufuhr weggenommen hatten. Der Angriff war lebhaft, die Spanier mußten der Uebermacht weichen, verließen den Hohlweg und zogen sich die Höhe wieder hinauf; da sie aber die Fußknechte zu ihrer Unterstützung ankommen sahen, kehrten sie um und drangen nach dem Hohlwege vor, wo ein mörderisches Feuer sie begrüßte. Während dem brach ein Theil der in Hinterhalt gelegten Morisken hervor und griff die Fußknechte an, und der Herzog mußte eilig seinem Vordertreffen zur Unterstützung heranrücken. Er traf noch zur rechten Zeit ein, die Flüchtigen aufzunehmen, stellte schnell die Regimenter in Schlachtordnung und trieb die auf ihn mit wildem Geschrei einbrechenden Morisken zurück.

Da rückte Abdallah mit dem Haupttreffen heran; auch Melqui sammelte die Seinen zum Angriff wieder, und das Gefecht, von den Türken mit wildem Allahruf begonnen, ward jetzt allgemein. Schon senkte sich die Nacht, doch endete sie nicht den Kampf, der Mond beschien bleich und fahl das blutige Schlachtfeld, und das Geschütz

der Spanier hallte dumpf in tausendfachem Echo wieder, und seine Blitze erhellten das Dunkel. Wie eherne Säulen standen die alten sieggewohnten Schaaren der Spanier und boten dem von allen Seiten auf sie gerichteten Feuer der Moriſken mit kalter Ruhe die Bruſt. Da begann das Neapolitaniſche Regiment zu wanken, und in gleichem Augenblick brach eine andre Abtheilung der Moriſken aus dem Hinterhalte hervor. Der alte, von Gicht geplagte Herzog, von Ludwig von Cordova, Doria und mehreren Rittern umgeben, ſtellte ſich den Weichenden entgegen, und ſein heldenmüthiges Beiſpiel hielt die Fliehenden zurück, ſo daß er ſie wieder in's Gefecht führen und den Kampf herſtellen konnte. Jetzt ſtrengte Abdallah die letzten Kräfte an und drang mit denen aus der Nevada auf die Neapolitaner ein, an deren Spitze der Herzog noch ſtand. Schon waren mehrere edle Spanier an ſeiner Seite gefallen, ſchon wankten die Neapolitaner von neuem, obgleich die ganze übrige Linie der Spanier noch unerſchüttert ſtand, als man plötzlich auf der Straße von Acequiya den Hörner- und Schlachtruf der Moriſken vernahm; die Spanier, die ſich abgeſchnitten glaubten, verloren die Faſſung und begannen zu wanken, denn ſie ſahen einen dichten Haufen der Feinde wie eine dunkle Wolke von der Höhe herab ſich in ihren Rücken wälzen. Selbſt der Herzog hielt die Schlacht für verloren und befahl den Rückzug. Was im zweiten Treffen ſtand, wandte ſich, drang in die von der Höhe Herabkommenden ein und zerſprengte trotz des muthigen Widerſtandes ihre Reihen. Die andern Regimenter folgten in ruhiger Ordnung, von den Moriſken umſchwärmt; dicht geſchloſſen, ihr Geſchütz in der Mitte,

zogen sie sich zurück. Furchtbar war es anzuschauen, wie im Dunkel der Mondnacht diese schwarzen Massen sich wie Gewitterwolken, aus denen die zuckenden Blitze schießen, langsam fortbewegten; schreckbar waren die Morisken zu schauen, die mit wildem Kriegsgeschrei sie umschwärmten und durch das Blitzen ihrer Feuerröhre die Nacht erhellten. Viele alte Krieger fanden hier den Heldentod, und als der Morgen graute, der Herzog Acequiya erreicht hatte, vermißte er 1200 der Seinen und, was ihn am meisten schmerzte, zwei halbe Karthaunen und eine Fahne, die den Feinden in die Hände gefallen waren.

Bis Acequiya verfolgte Abdallah die Spanier. Hier auf steiler Höhe sammelte er das Heer, das auch manchen Braven verloren hatte. „Sagte ich es Euch nicht," sprach er zu Melqui und Gorri, „daß Seniz nicht zum Verräther an seinem Vaterlande werden könne? Eifersucht trieb ihn von mir, die Liebe zu seinen Brüdern führt ihn wieder zu ihrer Rettung herbei. Sein unvermuthetes Kommen entschied das Glück des Tages, entschied den ersten Sieg, den wir über die Spanier in offner Feldschlacht errangen. Sendet Boten, ihn hierher zu rufen, damit ich ihm danken kann." Aber nirgends war Seniz zu finden; er war den Spaniern auch jenseit Acequiya's gefolgt, und statt seiner kam ein Schreiben, das ein Monsi dem Könige brachte. Kurz war dessen Inhalt; er schrieb:

„Wo es das Wohl der Brüder gilt, wirst Du mich finden, Abdallah, sonst nirgends!"

Abdallah war durch den glänzenden Sieg zu glücklich, als daß die feindlichen Worte des Seniz ihn in solchem

Augenblick ſchmerzlich hätten treffen können; er überließ ihm gern die Verfolgung der Feinde und gab die nöthigen Befehle zum eiligen Rückmarſch nach Orguivà, dort die aller Hülfe entblößte Beſatzung in ſeine Gewalt zu bekommen. Der vorſichtige Molina entging jedoch dieſem Schickſal. Der hohe Thurm, der auf den Felſen bei Lanjaron einſam, von Epheu umwachſen, ſteht, war noch von den Spaniern mit weniger Mannſchaft beſetzt. Von hier aus ſollte den von Molina auf Kundſchaft Ausgeſandten ein Zeichen von dem Ausgange der Schlacht gegeben werden; doch die Nacht hinderte daran, und da die Beſatzung durch das immer mehr nach Acequiya ſich zurückziehende Gefecht den Unfall der Ihrigen vermuthen konnte, verließ ſie in aller Stille den Thurm und brachte ſelbſt die Trauerbotſchaft nach Orguiva. Hier hatte Molina ſchon das Nöthige zu ſeinem Abzuge bereitet, die Kreuze und heiligen Gefäße und die Gemälde aus den Kirchen genommen, zwei ganze Karthaunen, zu deren Wegſchaffung er keine Mittel hatte, vergraben laſſen, und ſo zog er gleich nach erhaltener Nachricht des verlornen Treffens in der Stille mit der Beſatzung und allen Einwohnern nach Motril ab.

Es war ein trauriger, herzzerreißender Anblick, die Frauen mit den Kindern auf dem Arm, die Greiſe, auf ihren Wanderſtab geſtützt, die Kranken in Sänften und auf Tragen fortgeführt, ihre Wohnungen verlaſſen zu ſehen. Traurig und ſtill ging der Zug nach dem Fluß, und kaum hatten ſie dieſen im Rücken, als auch die Moriſken ſchon in die öde, verlaſſene Stadt einrückten, die ſie an-

zündeten, da hier keine Beute zu machen war. Molina kam ungehindert mit den Seinen nach Motril.

15.

Siegreich zogen jetzt die Moriſken gegen Gallera, deſſen ſie ſich nach kurzer Gegenwehr gleichfalls bemächtigten. Hier wurde Abdallah auf ſonderbare Weiſe an Eſtrella und die Todte erinnert. Unter den Gefangenen führte man ihm das Zigeunerweib vor, auf das Eſtrella alle Schuld von Iſabella's Vergiftung geladen hatte. „Ich will Dir Nichts verhehlen," ſagte ſie, als ſie Abdallah in ſeine Wohnung hatte bringen laſſen, „mach' mit mir, was Du willſt, ich habe ja keine Freude mehr an dem Leben. Mein Kind iſt todt, meine Cava im Kloſter eingeſperrt, von deſſen Pforte ſie mich weggeſtoßen haben. Was ſoll ich noch länger hier?" Sie erzählte dann gleichmüthig, daß ſie aus thörichter Liebe zu einer Undankbaren, die ſie jetzt verſtieße, den Tod Aguazil's an ihm habe rächen wollen; denn ſie hätte gehofft, Eſtrella werde ihm die Tropfen aus der rothen Phiole geben, oder die aus der weißen ſelbſt nehmen.

Abdallah ſchickte ſie am andren Tage, nebſt der in dem Treffen bei Acequiya eroberten Fahne, nach Acuña. Er ſchrieb an Eſtrella:

„Ich übergebe Dir das Zigeunerweib, thu' mit ihr nach Deinem Gefallen. Auch ſende ich Dir die den Spaniern abgenommene Fahne, damit ſie in der

Kapelle über den Altar, an deſſen Stufen Du mich der Verzweiflung weihteſt, aufgehangen werde. Könnteſt Du nicht glauben, Deine Drohungen beſtimmten mich, ſo würde ich den Wunſch äußern, daß, auch getrennt für immer, Du mit verſöhntem Herzen meiner gedächteſt. Ich habe vergeſſen und vergebe Dir."

Als Eſtrella den Brief las, ſchlug ihr Herz heftiger, eine Thräne wollte ſich in ihr Auge drängen, doch ſie preßte ſie zurück. — „Nimmer, nimmer Verſöhnung!" rief ſie dann und befahl, die Zigeunerin zu ihr zu bringen.

Als dieſe eintrat, lachte ſie höhniſch. „Sinne nur auf neue Qual, ſchöne Roſe der Alkuxarren, kühle Deine Wuth, daß Dir der Geliebte entlaufen iſt, an mir armen Weibe," rief ſie Eſtrella entgegen. „Mein Zweck iſt erreicht; Du biſt unglücklich, und er wird es wohl durch Dich noch werden; denn Dein Stolz vergiebt Demüthigung nie! Nun, was zauderſt Du? Gieb Deinen Henkern die Befehle, daß ſie beginnen! Ich bin auf Alles gefaßt und bereit."

„Oeffnet ihr die Pforte und laßt ſie gehen, wohin ſie will!" befahl Eſtrella, ihr verächtlich den Rücken wendend.

„Weißt Du etwa, daß mir der Tod Wohlthat iſt, da Du ihn mir verweigerſt, oder iſt Dein Herz wirklich nicht allem Mitleid verſchloſſen?" ſagte die Alte, von dieſem Ausſpruch Eſtrella's überraſcht.

„Gebt ihr einen Zehrpfennig noch obendrein," befahl dieſe, ohne die Alte eines Blickes zu würdigen, „und führt ſie ab, aber ſchnell!"

Als ſie nun allein war, trat ſie vor die Fahne, welche

der heulende Sturm, der das Fenſter aufgeriſſen hatte, rauſchend hin und her trieb. Eſtrella betrachtete ſie mit ernſtem, bald aber mit wehmüthigem Blick. „Er war Sieger!“ rief ſie dann aus, „Sieger in offener Feldſchlacht! Unter dem Jubel des Volkes, mit Lorbeer bekränzt, hätte er mich zum Altare geführt, das Diadem hätte ſich um den Myrtenkranz in meinen Haaren gewunden, und beneidet hätte mich jede Jungfrau Hiſpaniens. — Und jetzt? —“ Ihr Auge wurde feucht, Thränen rollten herab, ſtarr heftete ſie das getrübte auf die Madonna, die, das Jeſuskind im Arme, auf der Fahne abgebildet war. — Andacht, Reue mochte ſie ergreifen, denn unwillkührlich ſank ſie vor der Heiligen nieder und ſtreckte die gefalteten Hände nach ihr empor — doch plötzlich ſprang ſie auf. „Ich kann, ich mag nicht beten!“ rief ſie. „Was ſoll mir die Religion der Liebe? Liebe iſt aus meinem Herzen geriſſen, ich mag kein Erbarmen, nicht für mich, nicht für ihn!“ Sie eilte, einen ſcheuen Blick auf das Muttergottesbild werfend, hinaus, beſtieg den hohen, in das Meer hinausragenden Thurm und ſchaute mit umdüſtertem Auge unverwandt nach den dunkeln Wolken, die vom Mittag heranzogen und ihre Blitze entluden. Stürmiſch, wie die tobende See, war ihr Inneres, düſter, wie der ſchwarz umzogene Himmel, waren ihre Gedanken, und kreiſchend, wie das Geſchrei der tauchenden Seemöven, war der Seufzer, der zuweilen aus ihrer Bruſt ſich hervor rang. So bot ſie ihr wildflatterndes Haar dem Regen und Sturme dar, und dunkle, finſtre Geſtalten zogen an ihr vorüber. Wie ein geſpenſtiges Bild trat Seniz vor ihr, höhniſch lachend zeigte er ihr

den blutigen Dolch und winkte ihr, zu ihm zu kommen. Da fuhr ein Blitzstrahl vor ihr in das tobende Meer, daß hoch die schäumenden Fluthen empor spritzten, der schmetternde Donner rollte, das Bild war verschwunden.

„O mein Herz!" rief sie, „warum so stolz und doch so schwach, warum gebrochen und noch so blutlechzend? Alles habe ich verloren, meinen alten Vater, ihn, den einzigen Mann, den ich liebte, selbst meinen Glauben und mein frommes Gebet. — Nicht mehr in Edens Gefilde kann ich wandeln, und Mahom's Paradies hab' ich mir verschlossen, hier und dort blieb mir Nichts als der Zwiespalt des Herzens. —"

In Schmerz versunken starrte sie vor sich hin; der Sturm, der Donner schwieg, Friede der Natur verkündend, drangen die Strahlen der Sonne durch die gebrochenen Wolken und breiteten mit ihrem Heimgang Ruhe und Kühlung über die erquickte Flur; sie bemerkte es nicht; starr sah ihr Auge auf das Meer, das, gleich ihrem Innern, noch tobte und brauf'te, wenn auch schon der Gewittersturm lange schwieg; in seiner Tiefe aufgeregt, konnte es sich nicht beruhigen. Endlich, da es Nacht zu werden begann, ein Diener nach dem andern sorgsam sie aufgesucht hatte, stieg sie herab, befahl ihrem Vertrauten, die Kerzen in der Kapelle anzuzünden, die sie seit jener Zeit nicht wieder betreten hatte, nahm die erbeutete Fahne und trug sie hinab.

Schauder ergriff sie, als sie die Kapelle betrat. Ihr dünkte, noch käm' ihr Leichengeruch entgegen, noch sähe sie Isabellens Sarg auf dem schwarzen Gerüste stehen. Mit bebender Hand lehnte sie die Fahne an den Altar und

blickte, Andacht ſuchend, auf nach der Madonna. „Ich kann nicht!“ rief ſie endlich, „ich kann mein Herz nicht dem Himmel öffnen; die Hölle hat es erfaßt! — Löſch' aus die hohen Kerzen, die nur an dem Tage meines Glücks angezündet werden ſollten,“ rief ſie dem Diener zu, „und nimmer mögen ſie wieder aufflammen!“ Als trieben ſie böſe Geiſter, ſo verzweiflungsvoll ſtürzte ſie aus der Kapelle; der Friede ihres Herzens war für immer dahin.

16.

Abdallah hatte ſich nach der Einnahme von Gallera mit einem Theile ſeines Heeres nach Guijar begeben und ſtreifte von hier aus bis unter die Mauern von Granada. Als er eben, von einem dieſer Züge zurückkehrend, auf der Stelle ſaß, wo Boabdil Granada zum letzten Mal erblickt hatte, wurde ihm ein Mönch vorgeführt, den man auf dem Wege hierher aufgefangen, und der ihn zu ſprechen verlangt hatte. Abdallah erkannte ſogleich den Mönch von Acuña und ſchickte ſeine Begleiter zurück.

„Herr!“ redete ihn der Mönch an und ſah ſich vorſichtig um, ob Niemand ſie belauſche, „ich komme von dem Herzog von Seſſa abgeſandt, wohl könnte ich ſagen, von Don Juan d'Auſtria, Euch Friedensvorſchläge zu machen; darf ich ſie Euch vortragen?“

„Laßt hören, ehrwürdiger Vater!“ ſagte Abdallah.

„Bei gänzlicher Unterwerfung Eures Volkes,“ be-

gann dieſer, verſpricht der Herzog im Namen des allerchriſtlichſten Königs allgemeine Verzeihung; Jedem verbleibe ſein Eigenthum; wer als rechtgläubiger Chriſt in dieſen Bergen leben will, kann es ungehindert, unter gleichem Geſetze, wie in Kaſtilien; wer über das Meer zu ziehen verlangt, darf es mit Weib und Kind und Habe — den Anführern verſpricht der König außerdem beſondere Belohnung, und Euch —"

„Nur von meinem Volke laßt uns reden, guter Vater!" unterbrach ihn Abdallah, „nicht von mir. Die Mauren kennen die Verheißungen der Spanier nur zu gut. Wer in ſeiner Heimath bliebe, blieb' auch in weltlichen und geiſtlichen Feſſeln; wer zu ſeinen Glaubensbrüdern über das Meer ziehen wollte, dem nähme man Kind und Habe und ließ' ihn dann, einen Bettler, ziehen. Die Anführer belohnte man vielleicht, übergäbe ſie jedoch der Aufſicht der Inquiſition, und dieſe ließe, den Lohn an ſich ziehend, über die Opfer ihrer Habſucht die lodernden Flammen des Scheiterhaufens ſchlagen."

„Euch," nahm der Mönch wieder das Wort, „Euch gietet der König ſtatt des werthloſen Diadems die Grafenkrone mit 15000 Dukati Einkünfte in Ländereien an, die Ihr in Neapel und Sizilien, nur nicht in Spanien wählen könnt."

„Ich danke dem König!" erwiederte Abdallah mit Wärme. — Geb' er meinem Volke die Freiheit, und ich will freudig mit meiner kleinen Habe hinziehen, wohin er es wünſcht."

„Herr!" nahm der ehrwürdige Mönch, der bisher mit ruhiger Würde ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, mit

Wärme das Wort, „ich nehme Theil an Euch, denn ich habe Euch lange beobachtet und Euch ſtets als guten Chriſten, als guten Menſchen befunden, und Ihr habt Euch oft der Grauſamkeit Eurer Krieger widerſetzt; darum möchte ich ſo gern, Ihr hörtet meinen Rath und beachtetet meinen Vorſchlag. Laßt Euch nicht von dem Glücke, das Euch bisher begleitet hat, blenden; es iſt wandelbar, auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß es Euch ferner zur Seite bleiben wird.“

„Habt Ihr in den Sternen mein Schickſal geleſen?“ fragte Abdallah, ihn unterbrechend.

„Gott öffnet den ſchwachen Erdgebornen nicht die Augen ſeines Himmels, um in ihnen die Zukunft zu leſen. Was ich auf Erden ſah und hörte, genügt mir, Euch kein glückliches Horoſcop zu ſtellen. Was ich weiß, iſt mir erlaubt, Euch mitzutheilen. Wißt, Don Juan ſelbſt rüſtet ſich zum Kampfe gegen Euch, und ohne hinlängliche Macht ſetzt der Sohn Karls des Erſten ſeinen Kriegsruhm nicht auf's Spiel.“

„Ich freue mich des edlen Gegners.“

„Viele der Anführer, die Ihr Euch treu ergeben glaubt, unterhandeln mit uns und ſind Verräther an Eurer Sache,“ fuhr der Mönch fort.

„Ich weiß es, ehrwürdiger Herr, und will ſelbſt ſie Euch nennen. Gonſalez Seniz, Ferdinand Abaqui, mehrere bedeutende Männer aus Valor — hab' ich Euch die rechten genannt?“ —

„Nun, wenn Ihr die Gefahr kennt, warum ſucht Ihr nicht ihr zu entgehen, warum beugt Ihr Euch nicht vor dem Beherrſcher Spaniens, warum ſetzt Ihr bei ſo geringer Hoffnung und ſo geringen Mitteln Alles auf ſolch unge-

wisses Spiel? — Bedenkt die Tausende, die Ihr Eurem Ehrgeize noch opfern werdet, denkt an die Verantwortung dereinst vor dem Throne des Höchsten."

„Er richte mich gnädig!" sagte Abdallah feierlich. — „Mein Wille ist gut, mein Zweck edel. — Ehrwürdiger Vater!" sagte er dann, die Hand des Greises treuherzig fassend, „riefe ich jetzt Kriegsvolk herbei und beföhl' Euch unter Androhung des Todes, Euren Gott zu verleugnen und Mahomet anzurufen, sähet Ihr die schon gezogenen Schwerter über Eurem Haupte, was würdet Ihr thun?"

„Zu meinem Gott beten und den Tod mit dem Muthe eines Christen erdulden."

„Seht, alter Mann, so geht es auch mir. Der Zweck meines Lebens, mein Himmel ist, mein Volk von Euren Ketten zu befreien; diesem heiligen Zweck opfr' ich mit Freuden, und auch mit dem Muthe eines Christen, mein Leben. Was wiegt eine erbärmliche Grafenkrone, was wiegen Güter in Neapel oder Sizilien gegen diesen Vorsatz, der von meiner Kindheit an Wurzel in der jugendlichen Brust faßte und nur mit meinem Leben ihr entrissen werden kann? Auf der Alhambra muß ich mein Haupt zur Ruhe legen, oder, wenn es das Schicksal will, auf dem Thore des Schlachthauses."

„Du dauerst mich, junger Mann!" sprach der Mönch bewegt; „so lange ich es vermag, will ich zu Deiner Rettung handeln und für das Wohl Deiner Seele beten. Möge der barmherzige Gott Dein Herz leiten! — Aber nun laß mich in Frieden ziehen."

Abdallah sagte dem alten Manne ein herzliches Lebewohl, trennte sich gerührt von ihm und gab ihm Die-

ner mit, den Mönch ſicher zu den Seinen zu geleiten.

Daß der Alte wahr geſprochen, within es wahrhaft gut mit ihm gemeint hatte, erfuhr er ſchon am andern Tage, wo er die Nachricht erhielt, daß König Philipp endlich den Wünſchen ſeines Bruders nachgegeben und ihm erlaubt habe, in Perſon ſich an die Spitze des Heeres zur Bekämpfung der Moriſken zu ſtellen, und daß von allen Seiten Völker nach Granada zögen, ein furchtbares Heer zu bilden. Auch erfuhr er, daß Seniz mehrere edle Spanier, die er bei Acequiya gefangen hatte, frei gegeben und nach Granada zurückgeſandt habe. Er ließ ſich jedoch durch dieſe Nachricht nicht entmuthigen, verſammelte die Hauptleute, machte ſie mit allen Verhältniſſen bekannt und ermahnte ſie zur Treue an der gemeinſchaftlichen Sache. „Iſt irgend Einer unter Euch," ſo ſchloß er ſeine Rede, „der mich nicht würdig hält, als König ihn zu beherrſchen, der ſage es frei und unverhohlen. — Will es das Volk, wünſcht Ihr es, meine Freunde, ſo lege ich ohne Murren die Macht wieder in Eure Hände und diene dem neuen Könige ſo treu, wie ich es jetzt von Euch verlange." Alle ſchwiegen, keiner trat gegen ihn auf. Seine Feinde wagten es nicht, ſich öffentlich als ſolche zu zeigen, denn das Volk liebte ihn und, bezeugte ihm, beſonders nach dem letzten Siege, auf mancherlei Weiſe ſeine Anhänglichkeit.

17.

Mit neuem Eifer betrieb nun Don Juan seine Rüstung. Alle Städte von Neukastilien, Valencia und Andalusien wurden aufgefordert, Mannschaft zu schicken. Aus Italien waren mehrere Regimenter in Carthagena gelandet, und der spanische Adel beeiferte sich, dem Bruder des Königs seine Anhänglichkeit zu beweisen; er zog aus allen Provinzen mit seinen Dienstleuten herbei, die Reiterei des Heeres zu bilden. Selbst Philipp schien sich darauf zu freuen, seinen Bruder mit Lorbeer bekränzt zu sehen; er gab Befehl, daß alles zur Ausrüstung Nöthige in größter Eile herbeigeschafft werde, und ließ durch seine Flotte in den Seeplätzen Magazine anhäufen, damit der Mangel, dieser schlimmste Feind der Spanier in den Gebirgen, das Heer nicht wieder auflöse.

So war Don Juan bald im Stande, mit zwei Heeresabtheilungen in's Feld zu rücken, deren jede 8000 streitbare Männer stark war. Im offnen Kampfe dieser Macht zu widerstehen, war den Morisken unmöglich, sie mußten sich begnügen, einige feste Punkte und ihre Städte zu behaupten und indessen den Christen die Zufuhr abzuschneiden. Oft gelang es ihnen, oft ward Don Juan in seinen Operationen dadurch gehemmt. Zuweilen, besonders da, wo Abdallah selbst sich befand, siegten die Morisken in einzelnen Gefechten, meist aber mußten sie der Uebermacht unterliegen. Don Juan rückte nun, nachdem der Herzog von Sessa Guijar mit Sturm genommen hatte, und die Morisken ihm gegenüber sich nicht mehr zeigen

nten, vor Gallera. Hier fand er den lebhaftesten Wi-
rstand, denn Gorri befehligte in der Stadt. Zweimal
ß er, nachdem durch Minen die Mauern eingestürzt
aren, stürmen, beide Mal mußten die Spanier weichen.
a ließ Don Juan 4 Karthaunen gegen das Schloß auf-
hren, und bald war die Bresche geöffnet, der Sturm
egann, Stadt und Schloß ward genommen. Gorri und
ur einige Morisken retteten sich, die Uebrigen fielen durch
as Schwert der Sieger, Gallera ward zerstört.

Jetzt wendeten sich die Spanier gegen Seron, um-
ingelten jedoch mit aller Vorsicht die Stadt, und im
nämlichen Augenblicke stiegen auch überall die Rauchsäu-
len auf, den zerstreuten Morisken Kunde zu geben, daß
der Feind sich genaht. Nach heftigem Widerstande der
Besatzung, die kühn den Spaniern entgegen gegangen war,
wurde sie in die Stadt zurückgeworfen, die sie bald räumen
und sich auf die nahe liegenden Höhen flüchten mußte. Kaum
sahen sich die Spanier im Besitz von Seron, als die all-
gemeine Plünderung begann; denn nur ein Theil der
Reiterei, die in einem Thale aufgestellt war, und Don
Juan's Leibwacht blieben in Schlachtordnung vor den
Thoren. Plötzlich, als seien sie der Erd' entwachsen, bra-
chen 6000 von Abdallah angeführte Morisken aus Höhlen
und Schluchten hervor und warfen sich auf die überraschte
Reiterei, die, obgleich der Großcomthur eiligst mit eini-
gen Hakenschützen ihr zu Hülfe eilte, der Uebermacht wei-
chen und sich in voller Flucht in die Stadt zurückziehen
mußte. Ihr folgte Abdallah und drang mit den Spa-
niern zugleich ein, überfiel die immer noch Plündern-
den, trieb sie heraus, und kaum vermochte Don Juan die

Flüchtigen durch Verſprechen und Drohungen hinter ſeiner Leibwacht wieder zu ſammeln. Er ſelbſt ſetzte ſich nun an ihre Spitze, ein Theil der Reiterei folgte, und ſo ging er dem eindringenden Feinde entgegen. Hartnäckig war der Kampf. Abdallah, obgleich im Anfange des Gefechts im Arme verwundet, führte ſeine Schaaren Don Juan entgegen, deſſen Gegenwart die Spanier vergebens begeiſterte. Zwei Kugeln trafen Don Juan's guten Harniſch, der ihn rettete, viele edle Kaſtilianer ſanken an ſeiner Seite, und die Spanier, einmal überraſcht, fochten bald nicht mehr mit ihrem alten Muthe, ſie wichen, und der Sieg blieb den Moriſken. Don Juan mußte ſich unter ſtetem Gefecht nach Canillas zurückziehen, und Abdallah zog als Sieger in Seron ein.

Gleich nach dieſem Gefechte, das den Moriſken doch wenig nützte, rückte der Herzog von Seſſa tiefer in die Berge der Alpuxarren, nahm viele feſte Punkte ein, zog aber Acuña vorüber, ohne es anzugreifen. Abdallah folgte ihm, warf ſich ihm nie entgegen, ſondern beunruhigte nur ſeine Nachhut, nahm ihm manchen Transport mit Lebensmitteln weg, konnte jedoch nicht verhindern, daß die Spanier immer feſteren Fuß in den Gebirgen faßten; durch einen Theil des Heeres, den er zur Deckung der feſten Plätze an dem Fluß Almançora unter Abaqui zurückgelaſſen hatte, waren ſeine Kräfte getheilt.

Die Fortſchritte des Herzogs erlaubten Don Juan, wieder gegen Seron vorzurücken. Abaqui, obgleich ſchon damals mit den Spaniern in Unterhandlung, wußte zu gut, daß jeder Sieg ihm vortheilhaftere Bedingungen verſchaffen würde, er ſammelte ſeine Völker und rückte zum Entſatz heran. Diesmal drangen die Spanier nicht wie-

der in die nur ſchwach beſetzte Stadt, ſondern gingen dem Feinde entgegen. Nach langem Kampfe blieben ſie Sieger, die Stadt fiel in ihre Gewalt. Abaqui zog ſich zurück, und nach dem Verluſte von Seron an dem glücklichen Fortgang ihrer Waffen verzweifelnd, trat er in nähere Unterhandlung mit Don Juan, war aber jetzt noch ſo redlich, Abdallah von Allem zu unterrichten, der, um Zeit zu gewinnen und die Spanier zu täuſchen, mit ihm der Unterhandlung wegen einverſtanden zu ſein ſchien.

Anders handelte Seniz. Ihn beſeelte nicht die Liebe zu ſeinem Volke, ihn trieb nur Eigennutz. Trotz der Aufforderung Eſtrella's war er gleich nach dem Treffen bei Acequiya durch die gefangenen Spanier, die er entlaſſen hatte, mit dem Herzog von Seſſa in Unterhandlung getreten und hatte auch wirklich einen Vergleich mit ihm abgeſchloſſen, wonach er dem Scheine nach mit ſeinen Monſi's bei Abdallah blieb, jedoch verſprach, nie etwas Entſcheidendes gegen die Spanier zu unternehmen, den Herzog ſtets von allen Plänen und Bewegungen Abdallah's zu unterrichten und dieſen, ſobald ſich eine Gelegenheit fände, todt oder lebendig den Spaniern zu überliefern. Dafür hatte ihm der Herzog Verzeihung aller begangenen Greuelthaten, eine bedeutende Summe Geldes und den Beſitz Acuña's mit ſeinen Schätzen und Eſtrella zugeſichert.

Ohne je mit Abdallah zuſammenzuſtoßen, blieb er doch ſtets in ſeiner Nähe, kümmerte ſich wenig um die Befehle, die er von ihm erhielt, und führte den Krieg auf ſeine eigne Hand, ward jedoch von ſeinen Freunden, die um die Perſon des Königs waren, von deſſen Vor-

haben ſtets unterrichtet. Auf dieſe Weiſe ward es dem Herzog leicht, jeden Anſchlag der Moriſken zu vereiteln; denn Abdallah, von Verräthern umgeben, konnte keinen Entſchluß faſſen, der den Spaniern nicht alſobald kund wurde.

Ein Schlag traf ihn nach dem andern. Abaqui ließ ſich durch die Unterhandlungen einſchläfern, und Don Juan nahm mehrere Städte; in mehreren Gefechten zog er gegen den Herzog den Kürzern, und ſein Heer wurde mit jedem Tage ſchwächer; ein Verräther nach dem andern verließ ihn, kaum hatte er noch 4000 ſtreitbare Männer um ſich. Mit dieſen gelang es ihm doch, dem Herzog einen empfindlichen Verluſt beizubringen, der ihn faſt zum Rückzug aus dem Gebirge genöthigt hätte; er nahm ihm einen von Calahorra kommenden Transport Lebensmittel, zerſtreute die Bedeckung, ſo daß der Herzog gezwungen ward, ſich bis nach Urijar zurückzuziehen, wohin ihm Abdallah unter ſteten Angriffen folgte.

Nach dieſem Vorfalle beſchloß Don Juan, mit ſeinem Heere zu dem Herzog von Seſſa zu ſtoßen und ſo vereint mit einem Schlage Abdallah zu erdrücken. Vorher aber ſchloß er mit Abaqui und den Hauptleuten der Alpuxarren einen Vergleich ab, wonach ſie ſich dem Könige Don Philipp unterwarfen, die Waffen niederlegten und ſich gefallen ließen, in entfernte Provinzen verſetzt zu werden.

Abdallah verbarg bei dieſer Nachricht ſeinen Schmerz; er kannte Abaqui's Liebe zum Frieden, er wußte, wie feindlich ſo viele der Anführer gegen ihn geſinnt waren, aber nie hätte er geglaubt, daß ſie ſich auf ſo entehrende

Bedingungen unterwerfen würden. Er verlor jedoch den Muth nicht und beſchloß mit ſeinen Freunden, lieber unterzugehen, als Frieden zu ſchließen, jedoch, um Zeit zu gewinnen, die Anträge, die ihm durch Abaqui im Namen Don Juan's gemacht wurden, nicht ganz abzuweiſen.

Die Spanier benutzten indeſſen den Zwieſpalt der Moriſken. Von jeder Bewegung Abdallah's unterrichtet, ward es ihnen leicht, ſeine Pläne zu vereiteln. Seniz, immer fürchtend, Eſtrella würde ihn hintergehen, wenn ſie nur erſt durch ihn ihren Zweck erreicht habe, hatte ſich ganz dem Feinde hingegeben, ſchlich oft bei Nacht zu den feindlichen Anführern, und verrieth ihnen alle Schlupfwinkel der Moriſken und die Höhlen, in denen ſie ſich auf der Flucht verbargen. Nirgends ſicher, irrten jetzt die Unglücklichen von Fels zu Fels, von Schlucht zu Schlucht und wagten ſich nicht mehr in die Höhlen, aus denen die Spanier durch angezündete Feuer ſie vertrieben, wo ſie ſonſt mit Weib und Kind jämmerlich erſticken mußten. Die wenigen Städte, die ihnen noch blieben, waren jetzt ihre ſicherſte Zuflucht, und hier vertheidigten ſie ſich auch mit dem Muthe der Verzweiflung.

Abdallah ſah wohl ein, daß er ſich den Spaniern nicht mehr in offenem Felde entgegen ſtellen konnte; deſſenungeachtet glaubte er noch einen Verſuch wagen zu müſſen. Er ſammelte alle ihm noch treu gebliebene Mannſchaft uud überfiel des Nachts die Spanier in ihrer feſten Stellung am Meere. Anfangs ſchien ihm das Glück noch einmal lächeln zu wollen; er drang in die Verſchanzungen ein und eroberte ein Geſchütz; aber plötzlich entſtand in ſeinem Rücken ein wildes Geſchrei, die Moriſken hielten

in ihrer Siegesbahn an, und es wurde den Spaniern leicht, die Eingedrungenen wieder zurückzuwerfen. Sie flohen nun von allen Seiten, und Abdallah's Anstrengung, sie zurückzuhalten, war vergebens.

Als er am andern Morgen nur noch wenige Hundert der Seinen um sich sah, drückte er Gorri die Hand und zeigte auf die hinter den Bergen hervortretende Sonne. „Mir geht sie nicht mehr auf," sagte er tief bewegt, „mir geht sie nur noch unter! Ich bin am Ziele; aber auch herrlich, wie sie, die goldne Tagverkünderin, möchte ich untergehen. Im Schlachtgewühl, die Fahne meines Volkes schwingend, da wünsch' ich zu fallen, nicht meuchlings, nicht durch die Rache eines Weibes; in meinem grossen Berufe für mein Volk wünschte ich zu sterben." Dann gab er Melqui den Befehl, mit denen aus dem Rondagebirge in seine Heimath zurückzukehren, dort, wo jetzt kein Feind war, ein neues Heer zu sammeln, schickte Verstärkung nach allen festen Punkten, die noch in seiner Gewalt waren, und nachdem sich noch Mehrere um ihn gesammelt hatten, rückte er mit seinem kleinen Haufen, aus seiner Leibwacht und den Türken bestehend, wieder muthig vorwärts, die Spanier im Rücken zu beunruhigen.

Indessen belagerten diese Castel de Ferro und nahmen es nach hartnäckiger Gegenwehr ein. Jedermann glaubte, sie würden vor Acuña rücken, aber Don Juan zog vorbei, Abdallah immer enger und enger einzuschließen, doch setzte er hierbei immer die friedlichen Unterhandlungen fort.

Abaqui, sein früheres freundschaftliches Verhältniß mit Abdallah ganz vergessend und ganz sich den Spaniern ergebend, versprach nun dem Herzog von Sessa, Abdallah

entweder zur Unterwerfung zu vermögen, oder ihn todt zu überliefern. Er erhielt hierzu eine bedeutende Summe Geld, beſtach damit eine Anzahl Moriſken und zog mit ihnen in die Gegend von Berchal, wo Abdallah von einer Höhle zur andern ſich flüchtete. Doch ſein Vorhaben wurde verrathen, und er und die Seinen büßten ihre Verrätherei mit dem Leben.

Jetzt ſchien für Abdallah jede Hoffnung verſchwunden, da er ſich von ſeinen treueſten Freunden verlaſſen ſah. Melqui allein ſtand mit einem kleinen Heere noch ſchlagfertig, und ſelbſt der treue Gorri rieth ihm zur Unterwerfung oder zur Flucht nach Afrika. Aber Nichts erſchütterte ſeinen Entſchluß, für die Sache ſeines Vaterlandes zu ſterben, obgleich er ſelbſt keine Rettung für das bedrängte mehr ſah; denn mit jedem Tage ward die Zahl ſeiner Begleiter geringer, und immer enger und enger ſchloſſen ihn die Spanier ein. In dieſer traurigen Lage ſuchte ihn der alte Mönch wieder auf, um ihm noch einmal den Frieden zu bringen. „Don Juan d'Auſtria," ſprach er, „will Euch wohl und wünſchte Euch vom Verderben zu retten, noch bietet er dem Flüchtigen an, was er dem Sieger bewilligte. Aber auch jetzt gab Abdallah dem ehrwürdigen Alten die nämliche Antwort, wie damals, auch jetzt blieb er ſeinem Entſchluß treu, und der Mönch mußte ihn mit tief betrübtem Herzen verlaſſen, um nach Acuña zu gehen, im Namen Don Juan's Eſtrella zur Uebergabe aufzufordern. Seniz betrieb dies, um ſich ſo bald als möglich, dem abgeſchloſſenen Vergleiche gemäß, in den Beſitz dieſes Schloſſes und Eſtrella's zu ſetzen.

Um von den Spaniern noch vortheilhaftere Bedingungen zu erhalten, hatte er bis jetzt absichtlich den Augenblick seiner Rache aufgeschoben; da ihm aber der Herzog von Sessa den Besitz von Acuña unter dem Vorwande verweigerte, daß, so lange Abdallah noch an der Spitze der Empörung stehe, man einen so festen Platz unmöglich in die Hände eines Moriſken geben könne, beſchloß er endlich, zur Ausführung zu ſchreiten.

Auch die Türken und Barbaresken hatten in dieſer Zeit Abdallah verlaſſen und ſich nach Afrika eingeſchifft. Dem König von Andaluſien blieben nur noch 400 Mann ſeiner Leibwacht, unter denen ſelbſt mehrere von Seniz beſtochen waren. Dieſer ſchickte nun eine Abtheilung der Monſi's ab, ihn in den den Spaniern verborgenen Schlupfwinkeln aufzuſuchen, und von dieſen unterſtützt, ſich ſeiner zu bemächtigen. Er ſelbſt ging nach Acuña, um dem Scheine nach dem Mönche entgegen zu wirken, in der That aber, ſie zur Uebergabe zu bewegen. Furcht war es nicht, die ihn bewog, nicht ſelbſt Abdallah aufzuſuchen und dies Unternehmen einem Andern zu übergeben; vielleicht war es Scheu, ſelbſt Hand an ſeinen ehemaligen Freund zu legen, und obgleich Eſtrella ihm deshalb Vorwürfe machte, blieb er doch auf Acuña und erwartete mit anſcheinender Ruhe den Ausgang der Unternehmung.

In der Gegend von Berchal liegt eine tiefe Schlucht, von wildem Roſengeſtrüpp und Ginſter ſo verwachſen, daß es für den, der dieſe Gegend nicht genau kennt, unmöglich iſt, den zu mehreren Höhlen führenden, von Geſträuch bedeckten Fußpfad aufzufinden. Hierher hatte ſich

Abdallah mit ſeinen Getreuen geflüchtet, hier, wo er Lebensmittel fand, hoffte er verborgen einige Tage der lang entbehrten Ruhe genießen zu können. Aber ſie ſollte ihm nicht werden. Die Monſi's hatten ihn ausgeſpürt und führten, während er ſorglos in der Höhle lag, die ſpaniſchen Rohrſchützen vor den Eingang, der, trotz dem Feuer der Moriſken, ſchnell mit Felsſtücken verrammelt wurde. Alsbald ward das Geſtrüpp angezündet, der Rauch zog zwiſchen den über einander gerollten Steinen in die Höhle, jeder Widerſtand ward dadurch unmöglich. Schon durchzog eine dicke Rauchwolke die Höhle, in der Abdallah ſich befand; ſchon ſanken die unglücklichen Opfer ihrer Treue erſtickt neben ihm beſinnungslos zu Boden und ſtarben den qualvollſten Tod; ſchon fühlte Abdallah ſeine Bruſt beengt, kaum vermochte er noch aufzuathmen: da erfaßte er Gorri's Hand. — „Leb' wohl, Freund!" ſeufzte er und ſank betäubt auf den Boden nieder, als ſich über ihm plötzlich das Geſtein öffnete, und er in mauriſcher Sprache die Worte vernahm: „Klimm' nur hier herauf, König Abdallah!" — „Rettung!" ſtammelte Gorri, „Gott ſendet Rettung! Sieh nur, wie die Rauchwolken emporwirbeln, ſchon kann ich freier athmen." Abdallah raffte die letzten Kräfte zuſammen, und da die Stimmen ſich oben wieder vernehmen ließen und ihn zu kommen baten, klimmte er die zackigen Felſen hinan und ſtand bald mit Gorri am Rande der Oeffnung.

Hier erblickte er die Monſi's und ſein Schickſal war ihm nicht mehr zweifelhaft. Das Schwert in der Hand ſprang er heraus nnd trat mitten unter ſie. „Wer wagt es, Hand an ſeinen König zu legen?" ſprach er, und ſein

ſchon halb erloſchenes Auge flammte im Kreiſe umher. „Theuer erkauf' ich mein Leben, zurück, ihr Männer der Alpuxarren!" Die Monſi's, überraſcht, wohl auch in dieſem Augenblick von dem Unglück des muthigen Mannes, der ſie ſo oft den Feinden entgegen geführt, ergriffen, ließen ihn mit den Wenigen, die ihm hatten folgen können, ruhig ziehen, ſchickten ihm aber, als er ſchon fern war, einige Kugeln nach, die ihn jedoch nicht trafen. Noch einmal war er gerettet.

18.

Seniz ſchäumte bei dieſer Nachricht vor Wuth, mehr aber noch, als er erfuhr, daß die Spanier auf ſeine Monſi's Verdacht geworfen, ſie entwaffnet und zurückgeſchickt hätten. Ueberraſchend war es ihm aber, als ein von ihm auf Kundſchaft Ausgeſchickter ihm anzeigte, daß Abdallah von den Spaniern verfolgt, keinen andern Weg mehr offen habe, als den nach Acuña.

„Werdet Ihr ihm eine Freiſtatt geben, Eſtrella?" fragte ſie der Mönch, der bei dieſem Bericht zugegen war.

„Das fürchtet wohl der Spanier?" erwiederte die Jungfrau, ungewiß, wie ſie die Worte des Alten deuten ſollte.

„Warum ſolltet Ihr nicht? An ſeinem Blute liegt Don Juan wenig, Alles, daß mit ihm die Flamme der Empörung verlöſche."

„Mit ihm verlöſche ſie?" wiederholte Eſtrella leiſe vor ſich hin.

Sicher, denn er iſt der einzige edle Mann, der, wenn auch in falſchem Wahn, das Beſte ſeines irre geleiteten Volkes will."

„Ihr ſprecht ja mit Wärme von ihm?" unterbrach ihn Seniz.

„Und werd' auch mit Wärme für ihn handeln, ſo lange ich kann," fuhr der Mönch fort. „Bietet ihm eine Freiſtatt, wenn er kommen ſollte," wandte er ſich dannd zu Eſtrella. „Hier kann er unterhandeln und noch leidliche Bedingungen erhalten, fällt er aber in die Hände des Kriegsvolks, ſo iſt er ohne Rettung verloren. — Ueberlegt das wohl, wägt genau, ob ein Augenblick der Rache jahrelange quälende Reue aufwiegt. Ich überlaſſe Euch Eurem Nachdenken."

„Mit ihm geht die Freiheit unter!" murmelte Eſtrella, als der Mönch ſie verlaſſen hatte, „das Klirren ſpaniſcher Ketten iſt ſein Grabgeläute. — Und ich — ich hätte dem Vaterlande die unheilbare Wunde geſchlagen?"

„Was murmelſt Du da?" unterbrach ſie Seniz, „was ſprichſt Du von Vaterland? — Spanien iſt das Land, das uns gebar, es uns zu erhalten, kämpfen wir, dem Scheiterhaufen, der Prieſterwuth zu entgehen, zogen wir aus und mußten der Uebermacht weichen."

„Der Uebermacht?" wiederholte Eſtrella. — „Nein, der Zwietracht!"

„Nenn' es, wie Du willſt. Wir haben nach muthigem Kampfe unterlegen, und thöricht wär' es, nachdem das Schwert uns entwunden iſt, noch ferner trotzen zu

wollen." — Estrella's Auge sah stechend auf ihn. — „Alle unsre Kraft ist zersplittert, Widerstand wäre Raserei."

„Wie viel Deiner Leute hast Du bei Dir?" fragte jetzt das Mädchen, das Gespräch abbrechend.

„Einige zwanzig. — Doch weshalb diese Frage?"

„Sende sie aus, in der Gegend umher zu späben, damit die Spanier uns nicht überraschen."

„Dafür hab' ich schon gesorgt; 600 Monsi's schwärmen um dieses Schloß, kein Marder kann sich unbeachtet nahen."

„Ich wünsch' es dennoch, ich befehl' es!" fuhr sie herrisch auf, da Seniz zauderte. „So lange ich hier hause, bin ich die Herrin. — Geh', sende Seine Leute hinaus, wie ich befohlen, sonst möchte ich diesen Befehl einem meiner Hauptleute geben." —

„Soll ich vielleicht mit auf Kundschaft ziehn?" fragte er höhnisch.

„Wenn Du es für nöthig findest, so thu' es!" —

Seniz entfernte sich ingrimmig und gab die nöthigen Befehle, daß seine Monsi's Acuña verlassen sollten. Er durchschaute leicht Estrella's Absicht, ihn nur machtlos bei sich zu sehen, ihn zwingen zu können, sie zu verlassen, wenn es ihr beliebte. Ueberdies fürchtete er, Abdallah's Unglück möchte das Rachegefühl in des Mädchens Brust gemildert, die schlummernde Liebe geweckt haben, daher gab er den Monsi's nicht den Befehl, auf Kundschaft auszugehen, sondern Abdallah aufzusuchen und ihn zu tödten.

Während dem hatte der Mönch sich wieder zu Estrella begeben und sie in einem einsamen Gemache, sich ihrer Schwermuth überlassend, gefunden.

„Ich glaube," redete er sie an, daß die Zeit naht, wo Ihr Euch entscheiden müßt, ob Ihr den Spaniern Freund oder Feind sein wollt. Ihr könnt mit Eurer Habe hinziehen, wohin Ihr wollt, ein Schiff soll in der Bucht bereit liegen, Euch aufzunehmen. Selbst wenn Ihr vielleicht früher lästige Verbindungen geknüpft, Euch zu Dingen verpflichtet habt, die Ihr nur mit Widerwillen erfüllen würdet, so könnte vielleicht Alles so eingerichtet werden, daß Niemand Euch ferner belästigen kann. Vertrauet mir! — Euch zu Liebe habe ich mich unter Abtrünnige gewagt, wo ich in jener Zeit mein Haupt nie sorgenfrei in Acuña niederlegen, wo selbst Euer Ansehn mich nicht schützen konnte. Uebergebt Acuña und zieht in Frieden."

„Wohin könnt' ich ziehen, wo mein Herz den Frieden fände?" sagte sie schmerzvoll. „Ich kenne nur ein Land, wo der Friede wohnt, und das habe ich mir selbst verschlossen."

„Vertraut auf Gottes Barmherzigkeit, und sein Paradies öffnet sich Euch wieder."

„Dem sündigen Herzen bleibt es ewig verschlossen, und ich habe nicht Muth, nicht Kraft, nicht Willen zur Reue."

„Vergebt ihm, bannt die Rache. —"

Bei diesen Worten stürzte ein Krieger athemlos herein. „Ueber die Gebirge ziehen von allen Seiten die Spanier in dichten Haufen heran," berichtete er, „unten im Thale fielen schon einzelne Schüsse. —"

„Die Besatzung soll auf ihren Posten!" befahl Estrella, ohne von der Nachricht überrascht zu werden. Ich folge sogleich."

„Noch einmal frage ich Euch," begann der Mönch, „wollt Ihr wirklich so tollkühn sein und an Widerstand denken?"

„Ehrwürdiger Vater!" sprach die Jungfrau, ergriff den Helm und setzte ihn auf ihr lockiges Haupt. — „Ich hasse die Spanier, für mein unterdrücktes Volk glüht mein Herz. — Und verließen die Männer alle die Sache des Vaterlandes, so soll ein Weib ausharren bis zum letzten Seufzer seiner sterbenden Freiheit. — Geht zurück zu Don Juan, sagt ihm, freudigen Herzens säh' ich seine Völker anrücken, stolzen Herzens würd' ich ihrem Angriff widerstehen. Die letzte der Morisken, werde ich es mit meinem Tode besiegeln, daß ein edles Volk gefallen sei."

In diesem Augenblick hörten sie das Knallen der Feuerröhre immer deutlicher. „Meinen Panzer!" rief sie, und bald stand sie gewappnet, die Armbrust in der Hand, vor dem Mönche. „Nun verlaßt uns, Mann des Friedens," sagte sie, als sie allein waren, beugte ihr Knie und Haupt vor dem frommen Manne und empfing in Demuth seinen Segen.

Bald stand sie auf dem äußersten Thurme, der Mönch war ihr dahin gefolgt; auch Seniz und der Befehlshaber der Besatzung mit einigen Bewaffneten suchten sie hier auf. Sie warf einen zornigen Blick auf den Monsi und trat dann auf einen kleinen, mit Schießscharten versehenen Vorsprung, von wo man die ganze Gegend überschauen konnte.

Es war ein schwüler Tag, die Luft schwer und trübe, bleich die Strahlen der Sonne, und eine drückende Ban-

gigkeit ſenkte ſich über die lechzende Natur, kein Lüftchen wehte erfriſchende Kühlung. In weiter Ferne ſah man durch die trübe Gewitterluft einzelne Reiterhaufen an den Spitzen der Berge hervortauchen, während an ihrem Fuße ein Wald blitzender Hellebarden dem Thale zuwogte. Hier vernahm man, ſich immer mehr der Höhe nahend, wildes Kriegsgeſchrei und den Knall der Feuerröhre. Plötzlich ſchwieg das Feuer und Alles war ſtill, nur die dunkeln Maſſen wogten immer näher heran.

„Es iſt vorüber!" rief jetzt Seniz unwillkührlich aus.

„Was vorüber?" fragte Eſtrella raſch. — Dort ziehen die Spanier, wie ſchwarze Gewitterwolken, heran und werden ſich bald ihrer Blitze entladen. — „Malec," wandte ſie ſich dann zu dem Hauptmann der Beſatznng, laß die Conſtabler zu den Geſchützen treten, die Armbruſtſchützen bereit ſtehen, um Jeden mit ihren Bolzen zu empfangen, der ſich der Brücke naht. Die Pforten bleiben Jedermann verſchloſſen."

„Auch den Monſi's?" fragte Seniz.

„Auch ihnen."

„Sollen ſie in die Hände der Spanier fallen?"

„Sie ſind, wie es mir ſcheint, der Spanier Freunde," ſagte Eſtrella mit Bitterkeit. „Geh', Malec," wandte ſie ſich dann zu dieſem, „thue, wie ich Dir befahl, die vier Armbruſtſchützen bleiben bei mir zu meinem Schutz. — Aber was wollt Ihr hier im Kampfgewühl?" wandte ſie ſich zu dem Mönche, „wollt Ihr Euch den ſpaniſchen Kugeln oder den mauriſchen Schwertern preisgeben? — Beginnt der Kampf, ſo weiß ich nicht, ob ich den Mönch werde ſchützen können."

„So ſchützt den Geſandten Don Juan's!" fiel ihr der Alte in die Rede. „Mein Bleiben iſt hier nur kurz, doch hoffe ich, vielleicht doch noch etwas Gutes ſtiften zu können."

Seniz warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Mönch, indeſſen Eſtrella die Spanier genau beobachtete, die durch das Thal zogen und bald nicht mehr zu ſehen waren. Statt ihrer ſahen ſie, wo der Bergrücken ſich endet, mehrere Moriſken die Höhe hinauf der Burg zueilen — jetzt verſchwanden ſie wieder, doch bald kamen ſie bei den zwei hohen Feigenbäumen, die mehrere hundert Schritte vom Schloß den Müden ein kühles Ruheplätzchen boten, wieder zum Vorſchein, und ſetzten ſich, wahrſcheinlich ermüdet, auf die ſteinernen Sitze. Es waren nicht die Monſi's, wie Seniz anfangs glaubte, ihre Tracht ſchien anderer Art, man ſah deutlich, daß es Moriſken waren. In Eſtrella's Seele ſtieg eine Ahnung auf, freudig und düſter, wie wenn in einer ſtürmiſchen Nacht das Mondlicht, bald durch die jagenden Wolken brechend, die Nacht ſchauerlich erhellt, bald wieder, von den Wolken bedeckt, Rabennacht die Erde deckt. „Sollt' es Abdallah ſein?" war der Gedanke, der ſie durchflog. „Sollte das Schickſal ihn meiner Rache übergeben? — den Fliehenden — den von den Feinden meines Volkes Verfolgten? — Eſtrella, die Rache an ihm wäre klein!"

Als ſie ſo dachte, fielen wieder mehrere Schüſſe; deutlich ſah man, daß einer der Raſtenden getroffen zu Boden ſank, die Andern ſprangen auf und wollten fliehen, doch Einer unter ihnen, von großer, erhabener Geſtalt, verſuchte ſie zurück zu halten, aber ſie riſſen ihn

mit ſich fort, und er mußte folgen — es war Abdallah.

Je näher ſie der Platane kamen, die unfern der Zugbrücke über den rieſelnden Felsquell und ſein marmornes Becken ihren erquickenden Schatten breitet, deſto ſtärker klopfte Eſtrella's Herz, deſto wilder ſtarrte Seniz Auge auf die Hocherglühte. — Jetzt konnte ſie Abdallah deutlich erkennen, Gorri erkennen, der neben ihm ſtand, deutlich konnte ſie die Worte vernehmen: „Nicht weiter, meine Freunde — geht, ſucht in jenen Mauern Schutz — ich will hier mein Schickſal erwarten." — Eſtrella hatte ſich bei Abdallah's Nahen, ſich ſeinem Blick zu entziehen, hinter eine Schießſcharte gedrückt, und hier entging ihrem Auge Nichts — ſie zitterte, in Fiebergluth brannten ihre Wangen, das Blut flog durch ihre Adern — der Haß erwachte bei ſeinem Anblick mit neuer Kraft, aber bei dem Gedanken: „er iſt elend!" erwachte auch Mitleid und Liebe. — Da ſah ſie einzelne Spanier bei den Feigenbäumen ſich heranſchleichen, ſah, wie er, ſich jetzt nach Acuña wendend, hinauf ſah, als ob er ſagen wolle: „Hier zog ich ſo oft mit Jubel ein, und jetzt" — da ergriff ſie die Liebe mit neuer Zaubergewalt, ſie erhob ſich — er erblickte ſie und wandte ſich ſchnell — „Herz, mein Herz, mein gebrochenes Herz!" rief ſie in Wehmuth und Verzweiflung aus — und der Mönch raunte ihr zu: „Laßt dem Unglücklichen die Pforte öffnen, ſonſt iſt er verloren!"

„Die Pforte öffnen, ihm?" wiederholte ſie. — „Ja, es ſei! — Oeffnet die Pforte," rief ſie hinab, „laßt die Zugbrücke fallen, doch ſchnell!" — Aber ſchneller, als die Diener ihre Befehle vollzogen, riß Seniz ihr die Arm-

bruſt aus der Hand, legte an, die Sehne ſchwirrte, der Bolzen traf Abdallah's Bruſt. —

„Euer Wunſch iſt erfüllt, Ihr ſeid gerächt!" ſagte er kalt, und ehe die vom Schreck Erſtarrte das Bewußtſein wieder erhielt, war er verſchwunden, durch die geöffnete Pforte über die Zugbrücke geeilt und ſtand vor Abdallah, der in Gorri's Armen noch einmal die Augen aufſchlug, bei Seniz Anblick krampfhaft die Fauſt ballte und das Auge für immer ſchloß.

„Eilt, Gorri, daß wir wenigſtens den Leichnam der Wüthenden entziehen!" raunte der Türkiſche ihm zu. Er packte den Todten, lud ihn mit kräftigem Arm auf ſeine rieſenhafte Schulter und trug ihn den Berg hinab. Der treue Gorri folgte beſinnungslos.

Da pfiff die Kugel einer halben Karthaune über ſie her. — „Auch den Todten verfolgt ihre Rache!" ſagte der Monſi hohnlächelnd, und bald waren ſie mit dem Leichnam des Königs der Alpuxarren bei den Spaniern.

19.

Ganz Granada kam in Bewegung, als das Lauten der Glocken die Ankunft des ſchon ſeit mehreren Stunden Erwarteten verkündete. Ein Theil der Einwohner eilte nach der Kirche, Gott zu danken, der andere lief nach dem Thore des Schlachthauſes, die Einziehenden zu ſehen. Es war nicht Don Philipp von Spanien, nicht Don Juan d'Auſtria, nicht der tapfere Herzog von Seſſa,

es war der Leichnam Aben-Aboo's, quer über ein von Seniz geführtes Maulthier gelegt, es war der treue Gorri in Fesseln.

Unter Verwünschungen und Jubel zogen sie ein. Der Leichnam des Unglücklichen wurde zur Schau durch die Straßen des Albaizin's geführt, wo die bejammerungswürdigen Bewohner bei dem Anblick ihres todten Fürsten gezwungen wurden: „Heil König Philipp!" mit blutendem Herzen zu schreien, dann ging der Zug zurück nach dem Thore des Schlachthauses; hier wurde der Leichnam auf einen Block gelegt, ihm das Haupt abgeschlagen und es neben dem des Bermudez aufgesteckt.

Seniz sah dem Allen hohnlächelnd zu, und als das blutende befestigt war, warf er noch einen Blick hinauf. „Sei zufrieden, eitler Thor, auch im Tode stehst Du noch hoch!" murmelte er vor sich hin und ging dann den Weg nach der Alhambra, sich dort seinen wohlverdienten Lohn zu holen.

Indessen wurde dem blutdürstigen christlichen Volke ein neues Schauspiel bereitet. Der treue, unerschütterliche Freund Aboo's mußte als Ketzer den Scheiterhaufen besteigen, ein Dominikaner begleitete ihn und versuchte den Anhänger Mahomet's auf diesem kurzen Wege noch zu bekehren. „Pater!" sagte Gorri todesmuthig, „ich sterbe als guter Christ; nicht der Glaube, die Fesseln gaben uns das Schwert in die Hand, Gott möge uns deshalb verzeihen. — Spanier!" rief er dann dem versammelten Volke zu, indem er sich nach dem Thore des Schlachthauses wandte und seine Rechte nach des Freundes blutigem Haupte streckte, „Ihr jauchzet, das Haupt jenes Edlen

dort aufgesteckt zu sehen, habt es zum Spott mit einer Flitterkrone geschmückt? — Wehe, Fluch Euch! — Keiner Eurer Könige wird fortan diesem an Thatkraft und edlem Sinne gleich stehen; kraftlos, thatenlos werden sie Spanien beherrschen, denn keiner unter ihnen wird ein König sein!"

„Reißt ihn nieder, zündet den Scheiterhaufen an!" rief die wüthende Menge, „er lästert Don Philipp, unsern Herrn!" — Und die Schergen banden ihn an den schwarzen Pfahl, die Flamme praſſelte auf, schlug über ihm zusammen, und bald folgte der treue Gorri seinem Freunde in's Land des Friedens.

Dritte Abtheilung.

Estrella.

1.

Vor dem Altare der kleinen Kapelle auf Acuña brannte die Ampel matt und düſter; ein kalter Luftzug, der durch das zerbrochne Fenſter mit dem Wimpel der ſpaniſchen Fahne ſpielte, drohte die kaum noch glimmende auszulöſchen. Auch eine Fledermaus ſchwirrte mit ihren breiten Flügeln umher und tauchte nach dem blaſſen Flämmchen nieder, als ob auch ſie den matten Schein nicht dulden wolle. Nur der ſteinerne Ritter kniete unbeweglich und richtete immer noch ſein ſtummes Gebet nach dem Altar, während eine gnomenartige Geſtalt wie ein dunkler Klumpen an einer der ſchmalen Säulen kauerte, die das Spitzgewölbe trugen; auch ſie hatte die Fledermaus zum Zielpunkt ihres Fluges gewählt, denn wenn dieſe die Ampel verließ, ſchwirrte ſie um die Geſtalt, die zuweilen unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelte. In

dieſer grauenvollen Einſamkeit bewegte ſich plötzlich der alte Ritter, ſchritt vorwärts, und der Mönch trat heraus, ging zum Altare, zündete die beiden Wachskerzen an, und während er dies verrichtete, ſchlüpfte die Geſtalt, einem Marder gleich, durch die offne Thür ſeiner Zelle und ſchien ſich wenig darum zu kümmern, als ſie der Mönch wieder ſchloß.

Dieſer kniete vor dem Altar und betete, da öffnete ſich auch die Thür der Kapelle, und Eſtrella trat ein. Die Roſen ihrer Wangen waren gebleicht, die Flamme ihrer Augen verloſchen; aber ſtolz war noch ihr Schritt, frei ihre Haltung, der Schmerz hatte ſie tief ergriffen, aber nicht gebeugt. „Ich komme heute, mich durch Euch mit meinem Gott zu verſöhnen, und ſtehe als reuige Sünderin vor Euch," ſprach ſie mit bewegter Stimme und kniete vor dem Mönche nieder. Dann beichtete ſie, ſchloß ihm die Tiefe ihres Herzens auf und klagte ſich an, daß ſie von Aboo's Tode die Schuld trage. Als ſie geendet, erhob ſie ſich. — „Ehrwürdiger Vater!" ſprach ſie dann, „was ich jetzt noch auf Erden zu ſchaffen habe, hat mit Euch Nichts gemein, und weil ich Euch ehre, weil Ihr mich liebt, bitt' ich Euch, Acuña noch heute zu verlaſſen; ich danke Euch für das, was Ihr an mir gethan, mehr noch für das Gute, was Ihr an mir thun wolltet. Nehmt dieſes kleine Kreuz von Diamanten, vertheilt ſeinen Werth unter die Armen, betet für mich und lebt wohl!"

„Was wollt Ihr beginnen?" fragte der Erſtaunte.

„Mein Handeln ſoll mich mit Aboo verſöhnen. Aber ich bitt' Euch, verlaßt mich. Ich möchte mich ſo gern hier im Stillen der Erinnerung überlaſſen. Draußen an

der Thür erwarten Euch meine Diener, Euch sicher zu den Spaniern zu geleiten."

„Was Ihr auch zu thun beschlossen habt, denkt dabei an Gott und Euer ewiges Heil!" sagte der Mönch gerührt und reichte ihr die Hand, die sie in Demuth küßte; tief bewegt sagte sie: „Ich werde dabei an meinen Gott denken, ehrwürdiger Vater!"

„So lebe wohl, Unglückliche, der Friede Gottes mit Dir!" Dies sagend verließ er sie, ohne seine Zelle wieder zu betreten. Estrella setzte sich nun auf die Stufen des Altars und sah unverwandt nach der Stelle, wo der Sarg Isabella's gestanden hatte. — „Wie glücklich bist Du, daß der Tod Dir die Augen schloß!" rief sie nach langem Schweigen. „Blicktest Du jetzt aus den Fenstern der Alhambra nach den schneeigen Gebirgen der Nevada hinüber, so sähest Du sein Todtenhaupt im bleichen Mondlichte glänzen. Bin ich auch fern, schwebt es doch ewig vor mir, es ist mein steter, grausiger Begleiter. Du Heilige kehrtest bald in Deine Heimath zurück, ich blieb hier, allein, verlassen von Allen, die mich umgaben."

„Nicht von Allen!" kreischte eine Stimme; Estrella erschrak, sprang auf, und die Gnomengestalt kauerte vor ihr.

„Kennst Du mich nicht mehr, Rose der Alpuxarren?" — und bei diesen Worten erhob sich die zusammengerollte Gestalt und ward zur langen, hagern des Zigeunerweibes — „sieh, Alle haben Dich verlassen, nur ich bin, wie der Maulwurf, zurück in meinen Bau gekrochen. Den Moriscken wie den Spaniern hab' ich mich aus den Klauen gelogen, um bei Dir zu sein."

„Was willſt Du hier?“ fragte Eſtrella zornig.

„Sterben, ſchöne gebleichte Roſe, ſterben mit Dir! Denn Du kannſt und ich will nicht mehr leben. Wer des Geliebten Kopf auf den Pfahl brachte, den zieht eine dunkle, dämoniſche Gewalt unwiderſtehlich nach, er muß, auch wider Willen, bald folgen; mit ſeinem Frieden iſt es aus, und mit ihm ſchwindet der letzte Ton ſeiner Lebensglocke. Gönne mir ein verborgenes Plätzchen, ſo wie zum Beiſpiel die kleine Zelle dort, wo der Mönch, den Du fortgeſchickt, hauſ'te, da will ich ſtill ſitzen, wie der Dachs beim Winterſchlaf in ſeinem Loche, bis die letzte Stunde ſchlägt.“

In Eſtrella's Seele mochte ein Gedanke aufgehen; ſie ſah ſinnend vor ſich hin, ihr Auge flammte. Dann ſagte ſie raſch: „Du kannſt in jener Zelle bleiben, Speiſ' und Trank ſoll Dir werden, aber wehe Dir, wenn Du ſie ohne meinen Willen verläſſeſt, gewiſſer Tod erwartet Dich dann.“ —

„Gewiſſer Tod?“ wiederholte die Alte widrig lachend. „Drohe mir nicht mit dem; ich fürchte ihn nicht; mir iſt er nur noch die einzige Hoffnung meines langweiligen Lebens; Dir auch. — Nun, ich danke Dir, und nur, wenn Du meiner bedarfſt, kriech' ich aus meiner Zelle.“

Sie ging wieder hinein, Eſtrella ließ die Thür des ſteinernen Ritters ſchließen, ſie ſelbſt ſaß noch mehrere Stunden auf den Stufen des Altars und dachte über ihre verhängnißvolle Zukunft nach.

2.

Gleich nach Abdallah's Fall kamen von Madrid zwei Befehle an Don Juan, die diesem nicht angenehm sein konnten. Nach dem ersten mußte der größte Theil des Heeres entlassen werden, im zweiten befahl der König, alle Moriſken beiderlei Geſchlechts aus den Alpuxarren, der Sierra Nevada und dem Rondagebirge, ſelbſt aus Granada, nach la Mancha und Neukaſtilien zu verſetzen, wo ihnen wüſte Felder zur Urbarmachung angewieſen werden ſollten. Die Anführer, mit Ausnahme von Seniz, deſſen Dienſte man ferner noch bedürfe, ſollten das Schickſal der Andern theilen, und keinem erlaubt ſein, ſich nach Afrika überzuſchiffen. Don Juan machte dagegen Vorſtellungen und bat, wenigſtens die erſte Maßregel aufzuſchieben, bis die zweite ausgeführt ſei; er erhielt jedoch ſtrengen Befehl, die Milizen ſogleich zu entlaſſen und den größten Theil der Reiterei und der alten Regimenter nach Galizien zu ſchicken, um dort nach den Niederlanden eingeſchifft zu werden.

Don Juan, über dieſen Befehl, der ihm kaum 3000 Mann regulirter Truppen ließ, empfindlich, beeilte ſich nun faſt noch mehr mit der Entlaſſung des Heeres, als mit der neuen Anſiedlung der Moriſken. Melqui ließ dieſe Verhältniſſe nicht unbenutzt; er rückte mit 4000 Mann plötzlich gegen Monda vor, verwüſtete die ganze Gegend und bedrohte ſelbſt Malaga. Da ließ Don Juan die Milizen von neuem aufbieten und ſandte den jungen Herzog von Arcos mit allen Kriegsvölkern, die er noch hatte, Melqui

entgegen. Bei Monda traf ihn der Herzog in einer vortheilhaften Stellung, griff ihn an und ſchlug ihn trotz ſeiner Gegenwehr. Der tapfere Anführer fiel mit zwanzig Wunden bedeckt, mit ihm der letzte der Moriſken.

Dieſer kurze Krieg und die Abdankung des Heeres hatte bis jetzt Acuña von einer Belagerung befreit, aber der muthige Geiſt Eſtrella's wollte ſich nicht in den Mauern des feſten Schloſſes einſchließen. Durch eine Menge Flüchtlinge verſtärkt, zog ſie mit 600 Rohrſchützen aus und ließ Malec, auf deſſen Treue ſie ſicher rechnen konnte, zur Bewachung zurück. Sie ſelbſt nahm den Weg in die Gebirge von Orgulva, und fand hier, wie auf allen Bergen der Alpuxarren, die Moriſken in Bewegung. Sie hatten den Befehl bekommen, ſich von ihrer Heimath zu trennen; von Malaga, Almeria, Velez und mehreren andern von den Chriſten bewohnten Orten rückten bewaffnete Abtheilungen heran, im Nothfall den königlichen Befehl mit Gewalt zu vollſtrecken. Der Schmerz, ihre Heimath, die fruchtbaren Thäler, die reichen Olivenpflanzungen, das Land ihrer Kindheit zu verlaſſen, brachte ſie zur Verzweiflung, ſie widerſetzten ſich, ſuchten die verborgenen Waffen wieder hervor und trieben an den meiſten Orten die habſüchtigen Städter in ihre Mauern zurück.

Dieſe Stimmung benutzte Eſtrella; ſie pflanzte die Fahne der Empörung von neuem auf und ſammelte ſchnell mehrere Tauſende um ſich, ſelbſt einige Anführer geſellten ſich zu ihr; mit ihnen durchzog ſie das Gebirge, und wie eine Schneelawine vergrößerte ſich mit jedem Tage der Haufe. Da ſandte Don Juan Seniz nach den Alpuxarren, ſeine Verlobte zu vermögen, die Waffen niederzule-

gen; ihm folgte der Mönch, mit Vollmacht, der Amazone die glänzendſten Bedingungen zu bieten; aber weder Seniz noch der Mönch konnten bis zu ihr gelangen; ſie wollte keinen ſprechen, und ſo mußten ſie unverrichteter Sache zurückkehren.

Da gab das Gefecht bei Monda dem Prinzen wieder eine hinlängliche Macht, ſich dieſer neuen Empörung mit Gewalt entgegen zu ſetzen, und bald konnte der Herzog von Arcos mit 6000 Mann in die Gebirge rücken. Mit einer Gewandtheit, die man in dem neunzehnjährigen Mädchen nicht hätte ſuchen ſollen, vermied ſie jedes entſcheidende Gefecht, ſuchte den Spaniern in kleinen Scharmützeln Abbruch zu thun und ließ ſich nicht durch des Herzogs Marſch nach Acuña verleiten, zur Vertheidigung des einzigen feſten Punktes, der ihr noch blieb, die Gebirge zu verlaſſen; ſie ſchnitt dem Herzog die Zufuhr ab und zwang ihn, da er überdies ohne Belagerungsgeſchütz war, die Berennung des Schloſſes aufzuheben.

Doch bald mußte ſie ſehen, daß der alte Muth von den Moriſken gewichen war, denn oft flohen ſie feig, oft folgten ſie nicht ihrer kühnen Führerin zum Kampf; auch hatte ſie bald die Ueberzeugung, daß ſie keinem der Anführer ihr Vertrauen ſchenken könne. Das ſpaniſche Gold und Seniz Verbindungen mit ſo Manchem ihres kleinen Heeres brachten Zwietracht und Unluſt unter ſie; ſtatt daß anfangs das Heer von Tage zu Tage wuchs, nahm es jetzt ab, ohne daß ſie den Grund davon auffinden konnte, und nach einem unglücklichen Gefechte, das ſie in der Gegend von Cadiar hatte, verließen ſie die Moriſken ſchaarenweiſe. Da faßte ſie den Ent-

schluß, das Letzte zu wagen: die Spanier bei Nacht zu überfallen, um wo möglich durch eine glänzende That den sinkenden Muth wieder aufzurichten. Sie vertraute ihr Vorhaben nur Wenigen, aber auch unter diesen Wenigen mußte ein Verräther sein; denn sie fand die Spanier in Schlachtordnung sie erwartend, ihre Völker flohen, sie selbst wäre fast in die Hände der Feinde gefallen.

Sie versammelte nun am andern Tage, was ihr noch übrig geblieben war. „Meine Brüder!" sprach sie mit heiterm, ruhigem Gesicht, „das Glück hat uns verlassen, und die Hoffnung, uns die Freiheit zu erkämpfen, ist verschwunden, auch meinten es viele der Unsern nicht redlich mit Euch; deshalb fügt Euch in die harten Forderungen Eurer Ueberwinder, geht hin in jenes rauhe Land, wo keine Orange blüht, keine Olive für Euch ihre reichen Früchte trägt, beugt Euch unter Eurem traurigen Geschick, ich will Euch nicht länger zum nutzlosen Kampf anfeuern. Wer aber hochherzig genug ist, den Tod der Sklaverei vorzuziehen, der mag mir nach Acuña folgen; den letzten Maravedi, das letzte Stück Maisbrod, den letzten Trunk Wein theil' ich mit ihm. Ehe die Sonne im Mittag steht, ziehe ich fort; wer mir dann folgen will, sammle sich um meine Fahne. Den Andern sage ich ein herzliches Lebewohl!"

375 folgten Roxas Tochter, sich mit ihr dem Tode zu weihen.

3.

Jubelnd zogen die Moriſken in Acuña ein, wo die nun 600 Mann ſtarke Beſatzung zur Vertheidigung hinreichend war. Speicher und Keller waren mit Lebensmitteln gefüllt, und den Konſtablern fehlte es nicht an Pulver und Kugeln, jeden Angriff zurückzuweiſen. Zwei ganze, drei halbe Karthaunen und fünf Feldſchlangen vertheidigten die ſchmale Erdzunge, den einzigen Angriffspunkt des Schloſſes, das man in damaliger Zeit mit Recht ein feſtes nennen konnte. Der alte Malec, Roxas erprobter Freund, war ein erfahrner Kriegsmann, der faſt in allen Kriegen Karls des Erſten ſich als ein tapferer Soldat erwieſen und ſich ganz das Zutrauen der von einem guten Geiſte belebten Beſatzung erworben hatte.

So wenig Eſtrella auch hoffen konnte, der Macht Spaniens auf dieſer Erdzunge zu widerſtehen, ſo war es doch ihr feſter Vorſatz, ſo befahl ihr doch der Stolz, die Letzte zu ſein, die für die Freiheit kämpfe. Es war ihr ein beruhigender Gedanke, Aboo dadurch zu verſöhnen; denn ſtärker, als die Gegenwart es gekonnt, entflammte die Erinnerung ihre Liebe, mehr als je fühlte ſie, daß ihre Rache den Weg zum Untergange des edlen Mannes gebahnt habe.

Die Spanier waren ihr auf dem Fuße gefolgt, und ſchon am andern Tage ſah man ihr Lager auf den jenſeit des Thales liegenden Höhen. Es ſchien, als hätten ſie nicht die Abſicht, das Schloß zu belagern, ſondern nur einzuſchließen; denn ſelbſt vor der Bucht kreuzten Schiffe,

und alle Zugänge waren besetzt. Dies war es, was der alte Malec befürchtete. Er hatte wohl auf ein halbes Jahr Vorräthe aller Art aufgehäuft, aber nicht für eine so starke, fast überflüssige Besatzung. Jeden regelmäßigen Angriff glaubte er zurückschlagen zu können, da die Erdzunge, wohl 1200 Schritt lang, überall von dem Geschütz bestrichen werden konnte, und die steilen Felsen, worauf Acuña lag, keinen andern Angriffspunkt boten. Die Entfernung, in der die Spanier lagerten, gab dem hartherzigen Manne nicht einmal die Gelegenheit, durch Ausfälle die Besatzung zu schwächen. Er theilte seine Besorgniß Estrella mit, berichtete ihr, daß er, bei genauer Einschränkung, kaum drei Monate mit den Lebensmitteln zureichen werde, und war erstaunt, als sie ihm trotz dem befahl, den Kriegern reichlich Speis' und Trank auszutheilen und ihnen Nichts zu entziehen; ihr schien es kaum wünschenswerth, die traurige Katastrophe weiter hinaus zu schieben.

Die Spanier, in deren Lager sich Seniz befand, versuchten einige Male, den Platz zu überrumpeln; es kostete ihnen aber zu viel Volk, als daß sie es noch öfters versucht hätten. Auch wollten sie wieder Unterhandlungen anknüpfen, Estrella hörte aber ihre Vorschläge nicht an und wies die Abgesandten zurück. So verstrichen Wochen, Monate, die Spanier lagen im Lager auf der Höhe und darbten, während die Türken und Moriſken im Schlosse an Allem Ueberfluß hatten.

Da die Besatzung meist aus Türken und Moriſken bestand, die dem mahometaniſchen Glauben anhingen, so war bis jetzt die Thür der Kapelle fest verschlossen geblie-

ben, und nur einige Male hatte Eſtrella dem Zigeunerweibe erlaubt, ihre Zelle zu verlaſſen. So ſehr ſie dieſe auch ſeit der Begebenheit mit der Phiole haßte, glaubte ſie doch zur Ausführung ihres Vorſatzes ſie gebrauchen zu können, ließ ſie deshalb zu ſich kommen und unterhielt ſich mit ihr. Hier ſah ſie wohl, daß die Alte zuweilen ſtumpfſinnig war, ſich dann nur ihrer Tochter und Zoa's erinnerte, und ſich ſtets beklagte, daß dieſe ſie nicht zu ſich in das Kloſter zu Cadix genommen habe. Die meiſte Zeit hatte ſie ihre Vernunft, dann aber fühlte ſie eine unausſprechliche Sehnſucht nach dem Tode und klagte, daß ſie nicht ſterben könne. Eſtrella fühlte endlich Mitleid mit ihr, ſah ſie öfters und gewöhnte ſich wieder an ihren Umgang.

In dieſer Zeit berichtete ihr Malec, daß nur noch auf 8 Tage Lebensmittel vorhanden wären. „Verbirg dies einem Jeden," befahl ihm Eſtrella, und beſorge, daß Alles nach Mitternacht bewaffnet iſt. Wir wollen noch einmal die Fahne aufrollen, noch einmal unſer Glück verſuchen."

„Und was könnt' es Dir nützen, Herrin?" unterbrach ſie der Alte. „Stürmten wir auch die Verſchanzungen der Spanier, brächen wir auch durch ihre Linien, wohin uns dann wenden? Nirgends finden wir noch in den Gebirgen Männer unſres Stammes, nirgends Lebensmittel, nirgends Hülfe. — Was könnt' es Dir nützen? — Noch ſteht Dir der Weg der Unterhandlung offen, Dich laſſen ſie ziehen, und wir? — Kümmere Dich nicht um uns, wir haben keine Wahl, als im glücklichſten Falle

den Wanderstab zu ergreifen, um unser Paradies zu verlassen, oder zu sterben."

Estrella lächelte. „Thu' nur, wie ich Dir befahl, Du treuer Freund meines Vaters," sprach sie freundlich. — „Ueber den Sternen waltet ein Gott, er wird unser Schicksal nach seiner Weisheit lenken!"

Der Alte schüttelte ungläubig den Kopf, ging aber, das Nöthige zu veranstalten. Unter dem Vorwande, daß Estrella Nachricht bekommen habe, der Feind wolle in der Nacht einen Angriff wagen, ließ er die ganze Besatzung unter Waffen bereit stehen. Als Mitternacht vorüber war, trat Estrella, mit Helm und Panzer bekleidet, die maurische Fahne in der Hand, unter das Kriegsvolk. „Wer will mir noch einmal in den Kampf folgen? Der weihe sich heute dem Tode!" rief sie. — „Wer aber zurückbleiben will, dem sei es erlaubt." — Keiner wollte bleiben, Alle ihr folgen.

Nur die Konstabler blieben bei dem Geschütze zurück, die Andern zogen in der Dunkelheit der Nacht in aller Stille aus. — Als sie das Knarren der Zugbrücke hörten, die hinter ihnen wieder aufgezogen wurde, ward es Manchen schauerlich, es dünkte sie, der Rückweg sei ihnen für immer versperrt. Ohne das mindeste Geräusch zogen sie nun bis an die Feigenbäume; hier machten sie Halt, nur Einige schlichen sich durch das am Wege wuchernde Gesträuch nach der Brücke im Thale, wo der erste Posten der Spanier stand. Es gelang ihnen, die Sorglosen niederzustoßen und unbemerkt, von den Uebrigen gefolgt, weiter bis zu dem Olivenwalde zu gelangen, wo die Spanier sich ein Wachthaus gezimmert hatten. Hier

überfielen ſie zwar den Poſten, die Spanier ſetzten ſich aber zur Wehre, brannten ihre Feuergewehre ab und brachten dadurch das Lager auf der Höhe in Allarm. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. „Mir nach!“ rief Eſtrella, die Fahne ſchwingend, und klimmte die Erſte die Höhe hinan, traf auf eine Verſchanzung, ſprang in den Graben, die Moriſken folgten, und bald war die Schanze erſtürmt, die Beſatzung niedergemacht.

Durch das Dunkel der Nacht begünſtigt, klimmte Eſtrella immer vorwärts den Berg hinan, wo das Hauptlager der Feinde ſtand. Schon raſſelten die Trommeln, ſchon hörten ſie das Wiehern der Roſſe, ſchon donnerte das Geſchütz, feuerten die Hakenſchützen ihre Feuerröhre ab, aber die Moriſken achteten nicht den Donner des Geſchützes, nicht das Pfeifen der Kugeln über und neben ſich; die Spieße geſenkt, drangen ſie mit wildem Kriegsgeſchrei immer vorwärts und durchbrachen die dicht geſchloſſenen Reihen der Spanier, die ſich mit Löwenmuth vertheidigten. Jetzt kämpfte Mann gegen Mann den blutigen Kampf; aber von allen Seiten hörten die Spanier den Schlachtruf der Moriſken, die Eſtrella, den Feind zu täuſchen, in kleinen Haufen nach allen Seiten geſchickt hatte; hierdurch getäuſcht, glaubten ſie von den Moriſken umringt zu ſein und wichen. Eſtrella ließ ſie unverfolgt ziehen.

Jetzt brach der Tag an und erhellte das blutige Leichenfeld. Spanier und Moriſken lagen hier friedlich neben einander, der Tod hatte die Herzen verſöhnt; arg hatte er gewüthet, und er allein Beute davon getragen. Malec beſchwor Eſtrella, nicht länger hier zu verweilen,

da ſie nur einen Theil des Heeres bekämpft hätten. Er hatte Recht; denn als die in den abgeſonderten Lagern Stehenden die kleine Anzahl der Moriſken erblickten, rückten ſie vor, dem Feinde den Rückzug nach der Brücke abzuſchneiden. Zum Glück hatte der vorſichtige Malec ſie beſetzen laſſen, ſo daß die Moriſken ſie nach hartnäckigem Kampfe erreichen, beſetzen und von hier aus ihren Rückzug antreten konnten.

„Was haſt Du mit dem Ausfall bezweckt, Herrin?“ fragte ſie Malec, als er ihr bei der Rückkehr auf Acuña berichtete, daß 200 der Ihrigen geblieben wären. „Was für Vortheil hat Dir ihr Tod gebracht?“

„Sind ſie unglücklicher als wir, die Zurückgebliebenen? Ich glaube kaum,“ erwiederte ſie. „Ehrenvoll wollte ich enden, den Spaniern zeigen, daß der alte Muth noch in dem Volke der Mauren lebt.“

„Wie meinſt Du das?“

„Laß neben der mauriſchen Fahne die weiße Fahne aufſtecken, den Spaniern ein Zeichen, daß ich unterhandeln will.“

„Eſtrella!“ ſagte der Alte erſtaunt.

„Geh' und thu', wie ich Dir gebot!“ befahl ſie ernſt.

„Willſt Du nicht die Beſatzung verſammeln, ihr Deinen Willen kund thun, ihre Meinung vernehmen?“

„Meine Meinung gnügt! Jedem, der nicht gehorchen will, ſteht die Pforte offen. — Doch nein!“ lenkte ſie plötzlich ein. „Dieſe Menſchen haben ſo treu an mir gehangen, ſind mir in Noth und Gefahr hierher gefolgt, ſie ſind keine gemeinen Söldner, blind den Befehlen ihres

Herrn untergeordnet, es sind Männer, die für ihre Freiheit sich muthig dem Tode weihten. Versammle sie, sag' ihnen, daß ich für sie, wahrlich nicht für mich, unterhandeln wolle, an Hülfe sei nicht mehr zu denken; deshalb wolle ich sie nur zu retten suchen. — Sag' ihnen, ich würde auch dann noch mich ihnen dankbar beweisen."

Malec ging, versammelte das Kriegsvolk, und bald flatterte die weiße Fahne auf dem nördlichen Thurme von Acuña.

Estrella setzte sich gleichmüthig, als erwarte sie einen lieben Gast, auf den Vorsprung des Thurmes und erwartete die Spanier, die bei dem Anblick dieses Friedenszeichens gewiß nicht lange ausbleiben würden. Ihr Auge ruhte auf dem Sitz unter der Platane, wo sie, trotz der Gefahr, in dieser Zeit so oft gesessen und an Abon gedacht hatte. Auch jetzt waren ihre Gedanken bei ihm, es war nicht Rückerinnerung schwärmerischer Liebe, es war ein tiefes, schmerzliches Gefühl, das sie ergriff, vielleicht das Gefühl: sie habe ihre Bestimmung verfehlt, den Mann, der ihr der Liebe werth schien, durch ihren unweiblichen Stolz gewaltsam von ihrem Herzen gerissen, ihm den Tod, ihrem Vaterlande die Fesseln bereitet. Nur ein Gedanke belebte sie dann, der Gedanke, ihn versöhnen zu wollen — er war das Ziel jeder ihrer Handlungen.

Eine Stunde hatte sie schon gesessen, kein Spanier zeigte sich. Endlich sah man drei Reiter bei den Feigenbäumen heran traben. — Lustig stieß der eine in die schmetternde Trompete und trabte immer voran, die beiden andern folgten; bald erkannte Estrella, daß es Senij und ein spanischer Offizier sei. Sie wendete ihnen den

Rücken, verließ ihren Sitz und befahl Malec, dem Spanier zu sagen, daß sie nur mit dem Herzoge von Arcos, mit keinem Andern unterhandeln wolle, und nie im Beisein des Gonsalez Seniz.

Der Spanier erwiederte stolz, daß wohl schwerlich der Herzog von Arcos sich hier herauf bemühen würde, und ritt wieder dem Lager zu; Seniz schnaubte Rache.

Mittag war vorüber, der Abend nahte, der Herzog von Arcos erschien nicht; da befahl Estrella, die weiße Fahne abzunehmen, schloß sich dann mit dem Zigeunerweibe in ihr Gemach ein, und erst am andern Morgen ward sie wieder sichtbar.

Es mochte nun die neunte Stunde sein, als sich wieder Trompetenschall hören ließ, ein spanischer Offizier sich dem Schlosse nahte und die Nachricht brachte, daß der Herzog von Arcos nach eingenommenem Mittagsmahle sich hierher begeben würde, um zu vernehmen, unter welchen Bedingungen die Besitzerin des Schlosses es übergeben wolle. Es wurde nun von beiden Seiten Mancherlei, die Art und Weise und wo sie sich treffen sollten, verabredet, und der entscheidende Augenblick schien nun nicht mehr fern.

Als man den Herzog in der Ferne kommen sah, wo er sein Gefolge bei den Feigenbäumen zurückließ, senkte sich die Zugbrücke, und Estrella trat mit Malec und dem Befehlshaber der Türken heraus, die jedoch in einiger Entfernung zurückblieben. Die Besatzung stand auf den Thürmen und den Mauern bereit, die Konstabler bei ihren Geschützen, am Eingange des Schlosses standen mehrere Hakenschützen.

Eſtrella ging dem Herzog, der gleichfalls ſeine Offiziere zurückbleiben ließ, bis unter die Platane entgegen. Hier empfing ſie ihn mit der Würde eines ſtolzen, ſchönen Weibes; denn wahrlich, wenn auch der blinkende Helm die Fülle der ſchönen Locken verbarg, der Panzer den ſchlanken Leib deckte, ſo flammte das Auge noch wie in jenen Tagen, wo der Himmel wie die Hölle in ihnen lag, ſo war das ſchöne Ebenmaß ihrer Züge noch daſſelbe, und ſie ſtand wie eine Heldin der früheren Zeit vor dem ſtaunenden Spanier, in vollem Glanze außergewöhnlicher Schönheit.

Unwillkührlich verneigte ſich der Herzog tief vor dem moriskiſchen Mädchen. „Was iſt Euer Begehr, Señora?“ ſagte er dann in höflichem Tone, „die Fahne, die Ihr aufgeſteckt, ſagt mir, daß Ihr das Schloß dem Könige Don Philipp zu übergeben geſonnen ſeid.“

„Ja, Herr!“ erwiederte Eſtrella, „ich bin des Krieges müde und ſehne mich nach Ruhe. Gewährt mir die Bedingungen, die ich verlange; wo nicht“ —

„Was dann, ſchöne Amazone?“ fragte der Herzog lächelnd.

„Schließt von dem, was ich gethan, auf das, was ich dann thun würde.“ —

„Und was verlangt Ihr?“ fragte er weiter.

„Den freien Abzug der Beſatzung mit Hab' und Gut; wer nach Afrika überſchiffen will, dem ſei es erlaubt, und Ihr gebt hierzu die nöthigen Schiffe; kein Spanier betritt das Schloß, bis es die Beſatzung verlaſſen, kein Maure wird geplündert und gemißhandelt, jeder gehe frei nach dem Orte, den Ihr ihm zum Aufenthalte beſtimmt.“

„Und für Euch?" —

„Verlange ich Nichts!" fiel sie dem Herzog in die Rede.

„Nichts? — Seid Ihr der Gnade des Königs so gewiß?" —

Estrella lächelte statt Antwort.

„Verlangt Ihr Nichts für Euch? — Bedenkt! —

„Ich habe Alles bedacht, Herr Herzog; für mich bedarf ich Nichts!" erwiederte sie mit Festigkeit.

Der Herzog war über diesen Gleichmuth erstaunt, er mußte ihn wider Willen bewundern, wider Willen Theil an dem schönen Mädchen nehmen, das so reizend, so unglücklich und doch so stolz vor ihm stand. „Señora!" sagte er mit Theilnahme, „Ihr übereilt Euch; denkt über die Zukunft nach; ich will gern noch einige Zeit hier verweilen, vielleicht ändert Ihr Euern Sinn!" Dies sagend wollte er sich unter den Baum setzen.

„Nicht auf diese Stelle, Herzog von Arcos!" rief sie, ihn mit Heftigkeit zurückhaltend. „Seht Ihr nicht das Blut auf dem steinernen Sitze? — Das ist Blut, aus der Herzwunde König Abdallah's geflossen."

„Also hier fiel er?" sagte der Herzog. „Es war ein braver Kriegsmann, wohl könnte man sagen, ein edler Mann, eines bessern Looses werth, wenn er für eine bessere Sache gefochten hätte."

„Eine bessere Sache? — Herr Herzog! am Hofe zu Madrid mag man freilich die Freiheit nicht kennen — hier in unsern Bergen nannte sie ein unterdrücktes Volk eine heilige Sache. — Doch — sie ist dahin, und Worte wecken sie nicht wieder."

„Gonsalez Seniz hat Ansprüche an Euch?" fragte der Herzog.

„Dieses Blut hat sie verwischt!" erwiederte Estrella zornerglüht, und zeigte auf die Blutflecke.

„Ich glaubte, er habe sie durch dieses Blut errungen?" sagte der Herzog mit Bedeutung. Ein lautes „Ha!" entfuhr bei diesen Worten Estrella, sie preßte die Hand krampfhaft auf die Stelle des Panzers, wo das Herz schlug, und alle Züge ihres Antlitzes veränderten sich — der Zorn verschwand, und tiefer Schmerz sprach sich in ihnen aus. Lange blieb sie so nachdenkend vor dem Herzog stehen, der Schonung genug hatte, sie nicht in ihrem Sinnen zu stören. Plötzlich hob sie das gesenkte Haupt, ihr Auge flammte, doch nicht wild. „Habt Ihr mich dem Gonsalez Seniz verschrieben?" fragte sie mit Stolz.

„Von Madrid erhielt der königliche Prinz den bestimmten Befehl, Alles, was dem Anführer der Monros versprochen worden sei, streng zu erfüllen. Ihm war zum Lohne seiner Treue Acuña und Eure Hand verheißen. — Verzeiht, Señora!" fiel er schnell ein, da sie ihn unterbrechen wollte — „nur unter der Bedingung, daß Ihr sie ihm zusagtet."

„Ja, das that ich," sagte sie gleichmüthig, „und sie sollen ihm auch werden. Da es sich nun einmal um mich handelt," fuhr sie dann fort, „so verlange ich, daß, wenn die Mannschaft Acuña besetzt, mein Eigenthum geschützt sei, die Besatzung während zweier Tage nicht das Innere des Schlosses betritt. Ich werde an demselben Tage, wo

Ihr einzieht, Seniz am Altare meine Hand geben und Acuña verlaſſen. Gewährt Ihr mir das?"

„Sehr gern, ſo ſonderbar geſtellt mir auch Euer Verlangen ſcheint," erwiederte der Herzog; „ich bewilligte Euch gern noch mehr. Wohin wollt Ihr Euch begeben?" fragte er dann.

„In ein Land, wo die Heimath Don Philipp's von Spanien, wo die Heimath Aben-Aboo's iſt."

„So wünſcht Ihr in Spanien zu bleiben?"

Ein kurzes „Ja!" war ihre Antwort. — „Herr Herzog!" ſagte ſie dann, „weil ich Eurem Edelmuthe ſo feſt vertraue, deshalb verlangte ich mit Euch zu unterhandeln. Gebt mir als Grande von Spanien, als Ritter von Calatrava das heilige Wort, gebt mir Eure Rechte, daß das, was ich mir und der Beſatzung ausbedungen, pünktlich erfüllt wird."

Der Herzog gab ihr Wort und Hand und ſchied mit Achtung von dem ſonderbaren Mädchen.

4.

Vier ſpaniſche Schiffe flaggten in der Bucht, die Beſatzung ſtand im innern Hofe und erwartete die Ankunft ihrer Gebieterin. Sie erſchien, von all' ihren Dienern, die ſchwere Kiſten trugen, umgeben, heute nicht im Waffenſchmuck; ein ſchlichtes ſchwarzwollenes Gewand umgab ihre zarten Glieder, und die braunen Locken rollten ungekünſtelt, ohne daß Blumen ſie durchwanden, über

Nacken und Schultern herab; so trat sie in die Mitte des Kriegsvolks.

„Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen!“ hob sie an. „Das eiserne Schicksal mahnt zur Trennung. Ihr, die Ihr über's Meer in Eure Heimath schifft, mögt Ihr dort Alles Euch Werthe und Theure wiederfinden, wie Ihr es verließet. Möge das Bett Eurer Kindheit Euch dereinst zum sanften Sterbekissen werden! Ihr habt, fremd diesem Lande, treu für das unglückliche gefochten, mein Dank folgt Euch! — Ihr, meine Brüder, die Ihr dort ein neues Vaterland sucht, lebt wohl! Die Sonne, die Eure Thäler beschien, möge Euch dort auch Segen bringen. — Ihr aber, die Ihr den Wanderstab ergreift und in Spanien selbst Euch eine neue Hütte bauen müßt, Euch möge der Himmel vor Knechtschaft beschirmen!“

„Ich trenne mich mit dankbarem Herzen von Euch, gedenket meiner im Glück, im Unglück! Ich glaube, Eure Liebe nicht verscherzt, Eure Achtung nicht verloren zu haben. Was das Schicksal mir ließ, theil' ich mit Euch; Malec wird die Truhen öffnen und einem Jeden gleichen Theil geben, so wie Jeder gleichen Theil an meiner Dankbarkeit hat. Lebt wohl, Gott mit Euch!“

Bei diesen Worten entfernte sie sich schnell, ihre Rührung zu verbergen, trat in die nun wieder geöffnete Kapelle und verrichtete hier ihr Gebet; dann sagte sie Malec Lebewohl, der beschlossen hatte, die Heimath zu verlassen und nach Afrika zu schiffen. — Sie gab ihm mit den Worten: „Dem Treusten das Beste!“ ein Kästchen mit ihrem Schmuck.

„Willst Du denn Nichts für Dich behalten? Du

giebst ja Alles weg!" sagte der Alte, das Käſtchen verweigernd. „Ich bedarf wenig, und mir bleibt durch Deine und Deines Vaters Güte genug, um mein kurzes Leben zu friſten."

„Auch mir, guter Alter," erwiederte ſie, „auch mir. Nimm und verlaß mich!"

„Und willſt Du ſo allein Dich den Spaniern übergeben?" —

„Mir bleibt ein Beſchützer, und der ſoll mich nie verlaſſen!" Dies ſagend, zeigte ſie auf den Dolch, den ſie im Gürtel trug.

„Eſtrella!" fiel ihr der Alte in's Wort, „Selbſtmord iſt bei Mahomet und Chriſtus Sünde." —

„Ich habe mit Gott abgeſchloſſen. Sorge nicht für mich und leb' wohl!"

Der alte Mann ergriff ihre Hand und weinte bitterlich. — „Ach, daß es ſo enden mußte!" rief er ſchmerzlich.

„Ja wohl!" ſprach ſie tief aufſeufzend. „Nun aber geh' — ich bedarf des Muthes, und Deine Thränen brechen ihn — leb' wohl!" Sie entzog ihre Hand der ſeinigen, entfernte ſich und beſtieg einen Thurm, von dem man die Ausſicht auf das Meer hatte. Hier ſah ſie, wie Malec, von den Spaniern mit Achtung empfangen, das Schiff beſtieg, und die übrige Mannſchaft, ohne beraubt zu werden, eingeſchifft wurde. Bis die Anker gelichtet, die Segel aufgeſpannt waren, blieb ſie hier, wiſchte, unmuthig über ihre Weichherzigkeit, die Thräne aus ihrem Auge, da ſie die Schiffe mit gutem Winde die Bucht verlaſſen ſah. „Fahrt wohl, fahrt wohl, ihr treuen See-

len!" rief sie ihnen nach. Dann befahl sie, da sie sich überzeugt hatte, daß die Spanier die Bedingungen des Vergleiches hielten, den nach Castilien Wandernden, ihre Wallfahrt anzutreten. Auch diese wurden von den Feinden freundlich empfangen und setzten nun, manchen wehmüthigen Rückblick nach dem Lande ihrer Väter werfend, ihren Weg nach dem ihnen unbekannten Castilien fort.

Estrella hatte auch alle ihre Diener entlassen. Nur ein alter, den kein Befehl, kein Bitten von ihr entfernen konnte, ein schönes, mit ihr aufgewachsenes Mädchen und die alte Zigeunerin waren die Einzigen, die noch im Schlosse bei ihr blieben. Ohne Besatzung, die Pforten verschlossen, die Zugbrücken aufgezogen, blieb sie den Feinden gegenüber und vertraute ganz dem edlen Sinne des Herzogs von Arcos, und konnte ihm auch vertrauen, denn ihr Unglück hatte sein Mitleid, ihre Schönheit seine Bewunderung erweckt; überdies war ihm sein Wort zu heilig, um es zu brechen.

Am Abend entließ Estrella den alten Diener und ihre Jugendgespielin und blieb mit der Zigeunerin allein, begleitete sie auf ihrer nächtlichen Wanderung, wo sie fast jeden Winkel des weitläufigen Schlosses besuchten, als wolle sie noch Abschied von ihnen nehmen, ehe sie von hier schied. Besonders verweilte sie lange in dem unterirdischen Gewölbe unter der Kapelle, wo sie des Vaters Schätze verwahrt hatte. Später setzte sie sich auf den Vorsprung des Thurmes, und ihr Auge sah unverwandt nach dem Brunnen bei der Platane, bis die Morgenröthe sie aus ihren Träumen weckte; denn sie sah jetzt den alten Mönch sich dem Schlosse nahen. Leicht konnte sie ahnen

was er wolle; sie befahl daher, ihm die Pforte zu öffnen.

„Ihr glaubt, ehrwürdiger Vater, daß es mir Beruhigung sein wird, von Euch den priesterlichen Segen zu empfangen?" redete sie ihn an. „Ihr irrt! Der Segen, den mir der Priester zu meiner Hochzeitfeier ertheilt, wird mir zum Fluch, und den mag ich nicht aus Eurem Munde vernehmen. Ich danke Euch, daß Ihr kommt, ich erkenne Eure Liebe zu mir, aber Ihr dürft diese Handlung nicht verrichten, müßt dieses Schloß verlassen."

„Und warum?" fragte der Mönch erstaunt.

„Nur Feinde ziehen heute ein, die Freunde müssen an solchem Unglückstag fern bleiben. Ich bitte Euch, verlaßt das Schloß, sendet mir einen andern Priester, wo möglich von dem Orden St. Dominic's, und wenn Ihr vielleicht das Glöckchen lauten hört, das ich wieder nach dem kleinen Thurme der Kapelle habe bringen lassen, so betet für mich."

Der Mönch mußte sie mit schwerem Herzen verlassen.

Bald darauf kam der Herzog von Arcos mit einem kleinen Gefolge. Das Thor wurde ihm geöffnet, und Estrella empfing ihn am Portale.

„In Trauer?" sprach der Herzog, nachdem er sie höflich begrüßt. — „Doch ein Freudentag kann es Euch nicht sein, an dem Ihr uns das Schloß übergebt. — Ich komme selbst, um mich zu überzeugen, daß Alles Euren Wünschen gemäß geschehe. Nur 30 Mann kommen zur Besatzung, und sie werden Euch im innern Schlosse nicht lästig fallen, da ja in den äußern Gebäuden Raum für

mehrere Hunderte ist." Estrella dankte und führte den Herzog in den Waffensaal.

„Also gleich nach Ankunft der Besatzung darf Gonsalez Seniz kommen?" fragte der Herzog.

„Sobald er will."

„Empfangt ihn freundlich," fuhr der Herzog, mit ihr in eine Fenstervertiefung tretend, fort, „denn dann werdet Ihr gewiß die Gnade und Verzeihung Don Philipp's, Eures Königs, erwarten können."

„Meines Königs?" unterbrach ihn Estrella. „Herzog von Arcos! Ich erkenne Don Philipp nicht als meinen König," sagte sie stolz, „nur meinen Gott erkenn' ich als solchen!"

„Mäßigt Eure Worte," raunte ihr der Herzog zu — hören es Jene, so muß ich Euch verderben."

„Werdet Ihr heute hier verweilen?" fragte Estrella, das Gespräch abbrechend.

„Nein, Señora!" erwiederte er etwas verstimmt. „Ihr müßt mir verzeihen, daß ich nicht der heiligen Handlung beiwohnen kann. Ein edler Spanier gebraucht wohl zum Nutzen seines Königs den Verräther, verachtet ihn jedoch nnd hat keine Gemeinschaft mit ihm. Deshalb muß ich Euch verlassen."

„Das freut mich!" sagte Estrella rasch.

„Wie kann Euch dies freuen?" fragte der Herzog verwundert.

„Weil Eure eben geäußerten Grundsätze, Herzog von Arcos, meine Achtung für Euch noch vermehrt haben." — Der Herzog dankte verbindlich. — „Aber, warum sendet Ihr so wenig Besatzung nach Acuña?" fuhr sie fort.

Glaubt Ihr, ich mißtraute Euern Worten? Im Gegentheil, Ihr thut meinem Stolze wehe, mit nur 30 Mann ein Schloß zu besetzen, das ich so lange vertheidigte.

„So will ich Euch 300 senden," sagte der Herzog lächelnd.

„Thut das," bat Estrella, „ich will sie an meinem Hochzeittage gut bewirthen, ich will ihnen ein paradiesisches Mahl bereiten."

Der Herzog gab jetzt wegen Seniz und der Besatzung die nöthigen Befehle, und es dauerte nicht lange, als sie Trompetenschall vernahmen, der ihnen die Ankunft Seniz verkündete. Der Moriske, ganz spanisch und prachtvoll gekleidet, ritt auf einem stolzen andalusischen Hengste, neben ihm auf einem bescheidenen Maulthiere ein Dominikanermönch, hinter ihm einige Diener; 300 spanische Rohrschützen beschlossen den Zug, der langsam die Höhe herauf kam.

„Ihr dauert mich, Señora," sagte der Herzog von Arcos zu Estrella, die in ihrem schwarzwollenen Gewande neben ihm stand. Wären die Befehle des Königs in Betreff dieses Monsi's nicht so bestimmt, wahrlich, ich könnte versuchen, für Euch Etwas zu wagen. — Schiebt die Trauung auf bis morgen, und ich gebe Euch in der Nacht Gelegenheit, zu entfliehen," raunte er ihr zu.

„Ich danke Euch, Herr Herzog, für Eure Güte," erwiederte sie, von seiner Theilnahme gerührt, „sie thut meinem Herzen wohl, doch kann ich keinen Gebrauch von ihr machen. Mein Schicksal ist entschieden, mein Loos ist gefallen. — Nur Eines bitt' ich noch," fuhr sie einlenkend fort, „verlaßt bald dieses Schloß, es würde mich beäng-

ſtigen, in jener unglücklichen Stunde einen Mann hier zu wiſſen, der ſo viel Theilnahme für mich hat."

„Erlaubt wenigſtens, daß ich Euch in Eurem Brautſchmucke ſehen darf," bat der Herzog.

„Ich ſtehe ſchon in meinem Brautſchmuck vor Euch," erwiederte ſie ernſt, „nur fehlt noch der Kranz in den Locken."

„Bald glaub' ich Dich zu verſtehen, unglückliches Mädchen!" ſagte der Herzog, ich ſoll nicht Zeuge ſein, wie eine ſpaniſche Jungfrau ſich über ihr Geſchick erhebt. Nun wohl — der Himmel mit Dir!"

„Amen!" ſagte Eſtrella eben, als Seniz herein trat, welcher ſich tief, faſt knechtiſch, vor dem Herzog verbeugte, der ihm verächtlich den Rücken wandte und mit ſeinen Offizieren das Gemach und bald darauf Acuña verließ.

5.

„Endlich!" rief Seniz aus, als ſie allein waren, und ſein wildflammendes Auge blickte beutegierig auf Eſtrella, „alſo endlich, nach ſo manchen vergeblichen Mühen biſt Du die Meine!"

„Ich wäre die Deinige, Gonſalez Seniz?" unterbrach ihn das Mädchen ſtolz, und ein höhnendes Lächeln umzog ihren Mund. — „Nicht eher, als bis der Prieſter den Segen über uns ausgeſprochen hat, nicht eher darfſt Du mich Dein nennen."

„Nun," sprach er lachend, „zwischen dem Jetzt und jenem Augenblick liegen nur noch Minuten."

„Die Ewigkeit!" — murmelte Estrella leise vor sich hin; er hatte es nicht gehört.

„Und deshalb dächte ich, Liebchen," fuhr er fort, „da mir das Paradies so nahe ist, Du ließest mich den Vorschmack seiner Seligkeit kosten." Bei diesen Worten wollte er sie umfassen, doch das Mädchen schob ihn, den Dolch aus ihrem Gürtel ziehend, unsanft zurück. „Wage es nicht, mich anzurühren, ehe Du ein Recht dazu hast!" rief sie zürnend.

„Also auch zum Traualtare soll Dich die Waffe begleiten, stolze Amazonne?" sagte er, finster und scharf sie anblickend.

„Gewiß!" erwiederte sie.

„Estrella!" sagte der Monsi, den in diesem Augenblick wohl ernstere Gedanken, als vorhin, vielleicht eine finstere Ahnung ergriffen haben mußte, „Dir scheint der Tag, der mir die Freude bringt, ein sehr ernster zu sein. — Hoffe nicht, ihm zu entgehen. — Unter diesem Prunkgewande schützt mich ein stählerner Panzer, der Deines Dolches spottet — Du könntest Dir eine traurige Zukunft bereiten, denn meine grenzenlose Liebe würde sich in grenzenlosen Haß verwandeln, wolltest Du Dich auf irgend eine Weise, durch Gewalt oder List, unserer Verbindung entziehen." —

„Nein, Seniz!" unterbrach ihn Estrella, und ihr ganzes Wesen schien verändert, das Feuer ihrer Augen strahlte sanft, es flammte nicht mehr zürnend und unstät. „Nein! — Unserer Verbindung geb' ich mit Freuden ent-

gegen, bis zum Tode; ſelbſt im Tode bleib' ich treu an Deiner Seite. — Geh' mir voran in die Kapelle, dort wirſt Du Alles bereit finden und Zeugen in Menge. Ich gehe, indeſſen meine Locken mit dem Kranze zu ſchmücken, bald bin ich wieder bei Dir und trete neben Dir, mit Wonne in meiner Bruſt, vor den Altar." Bei dieſen Worten entfernte ſie ſich ſchnell.

Seniz ſah ihr ſinnend nach; ihre räthſelhaften Worte, der Ausdruck ihres Geſichts, der ſich ſo ſchnell veränderte, die Wärme, mit der ſie die letzten Worte ſprach, die Seniz ſelbſt nicht für wahr halten konnte, ſelbſt ihr ſchwarzes Gewand, Alles ließ ihn fürchten, ſie habe irgend einen Anſchlag gegen ihn im Sinn. Doch glaubte er auf Alles gefaßt zu ſein und ging nach der Kapelle.

Hier fand er faſt die ganze ſpaniſche Beſatzung verſammelt, die Eſtrella zu dieſer Feſtlichkeit und dann zu einem Mahle hatte einladen laſſen; er begrüßte ſie, trat vor den Altar und betrachtete Alles genau; denn der Verſchlagene fürchtete immer noch irgend einen ihm verderblichen Anſchlag. Da ſah er den alten Diener Eſtrella's, den er aus früherer Zeit als ihr ganz ergeben kannte, neben den Stufen des Altars betend knien; dies fiel ihm auf. — „Was willſt Du hier?" fragte er haſtig auf den Alten zutretend.

„Das Glöcklein mit dieſem Stricke ziehen, wenn der Prieſter den Segen ſpricht," antwortete er aufſtehend, damit es unſre unglücklichen Brüder durch ganz Spanien vernehmen können, daß Roxas Tochter mit Euch, der ſein Volk verrieth, verbunden werde."

„Elender!" rief Seniz und packte mit ſeiner Rieſen-

faust den Alten bei der Gurgel. — Mehrere Spanier sprangen hinzu, der Dominikaner trat bei diesem Lärm aus der kleinen Zelle, und die Offiziere verwiesen dem Monsi sein Betragen an diesem heiligen Orte.

„Soll ich dulden, daß er mich, daß er unsern König lästert?" sagte Seniz.

„That er das?" riefen mehrere Stimmen.

„Das that ich nicht, ihr Herren," sagte der Alte mit Ruhe, „ich sprach nur —"

„Schweig!" unterbrach ihn Seniz — „und wenn Du den König ehrst und liebst, sprich vor dem frommen Pater und diesen versammelten Herren mit lauter Stimme: „Heil meinem gerechten Könige, Don Philipp von Spanien!"

Der Alte schwieg.

„Seht Ihr es, Ihr Herren?" fuhr Gonsalez fort. — „Verflucht hat er Seine Majestät."

„Sprich, alter Mann, was Dir vorgesagt wurde," sagte freundlich ein Offizier, zu dem Diener tretend, „dann wollen wir Dir glauben, nicht Jenem."

„Herr, was Ihr verlangt, das sag' ich nicht!" erwiederte der Alte, die Arme kreuzweis über die Brust schlagend.

„So führt ihn in's Gefängniß!" riefen die Soldaten, „übergebt ihn uns!" — Sie packten ihn, der Alte aber schrie: „Pater Dominikaner! — Ich bin hierher gesandt, das Glöcklein zu ziehen, wenn Ihr den Segen sprecht. — Ich stehe hier im frommen Beruf, deshalb nehmt Euch meiner an; hat das Glöckchen getönt, mögen sie mit mir machen, was ihnen beliebt."

„Iſt kein andrer Diener im Schloß, Dein Amt zu übernehmen?“ fragte der Pater.

„Niemand iſt hier, als eine alte Hexe von Zigeunerweib, und die darf ſich nicht gemeihter Stelle nahen und mein Amt übernehmen; ihr Amt iſt des Teufels.“

„Fort mit ihm!“ ſchrien die Soldaten, während ſich der Pater bekreuzte. „Er iſt dem Strang verfallen.“

„Ich will ja Alles ſagen, was Ihr von mir verlangt,“ bat der Alte, „ich will Euren König, Euch, Euren Offizieren, Allen Heil und Segen wünſchen, laßt mich nur hier am Ehrentage meiner Herrin gegenwärtig ſein!“ Aber Seniz, durch das Benehmen des Alten immer aufmerkſamer gemacht, hetzte das Kriegsvolk auf, daß es auf die Bitten des Greiſes nicht achtete und ihn gewaltſam hinaus ſchieppte.

„Ein böſes Omen,“ meinte Pater Ambroſius, „doch des Herrn Wille geſchehe!“ Er rief zwei bereit ſtehende Chorknaben, befahl ihnen, die Stelle zu räuchern, wo der Alte gekniet hatte, und die Kerzen anzuzünden, und ſo Alles zu dem Empfang der freigebigen Braut zu bereiten, die ihm vor wenig Augenblicken einen goldnen, mit Edelſteinen verzierten Kelch für ſein Kloſter hatte verehren laſſen.

6.

Estrella stand indessen sinnend in ihrem abgelegenen Gemach, vor ihr kauerte die Zigeunerin und lachte höhnisch, ihr Auge sah stier auf ihre Gebieterin, die ihr die Hand reichte und sie aus ihrer gebückten Stellung aufhob. — Hinter ihr kniete das junge maurische Mädchen vor einem Madonnenbilde und betete.

„Nun geh', sagte Estrella zu dem Weibe, „geh' und thu', wie ich Dir befahl! — Reut es Dich, so ist es noch Zeit — noch kannst Du fliehen!" —

Die Alte grinzte bei diesen Worten teuflisch, küßte jedoch Estrella's Hand mit Innigkeit. — „Lebt wohl!" sagte sie dann, „ich gehe zu meinem Werk, und bald sehen wir uns wieder!" — Hierauf schlich sie leise, wie der Marder in mondheller Nacht, wenn er auf Raub ausgeht, zur Thür hinaus. Estrella folgte ihr, blieb in der Thüre stehen und sah ihr lange nach, dann kehrte sie zurück und rief die Betende, die schnell aufsprang und zu ihr trat.

„Du hast geweint, Lindane!" sprach Estrella zu dem Mädchen; „bleich ist Deine Wange. — Auch Dir sag' ich: „Gereut Dich Dein Versprechen, so nimm dies Kästchen mit Juwelen, flieh' von hier und suche Dir fern von mir den Frieden."

„Ich folge Dir, Gebieterin," sagte das Mädchen, ihre Thränen zurückpressend, ich folge Dir in die Kapelle!"

„So reich' mir meinen Brautkranz!"

Das Mädchen ging und brachte den Brautkranz, aus dunkeln Cypressen geflochten, und schlang ihn in Estrella's

Locken. „Aboo!“ seufzte diese, „ich glaubte für Dich mich mit Myrte schmücken zu können, und jetzt —“. Sie warf noch einen wehmuthsvollen Blick in den Spiegel, beugte dann ihr Haupt, daß Lindane den schwarzen Schleier feststecken konnte, und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust hervor. — „Nun komm!“ rief sie, als erpreßte die Verzweiflung diese Worte, faßte heftig des Mädchens Hand, ließ sie jedoch plötzlich wieder los, stürzte nach der Stelle, wo das Muttergottesbild hing, sank auf ihre Knie und betete.

Nach kurzem Gebet erhob sie sich langsam wieder, ein heiteres Lächeln umschwebte ihr Antlitz, auf welchem nicht mehr Himmel und Hölle, auf welchem der Himmel allein sich malte, faßte Lindanens Hand und verließ mit ihr schweigend das Zimmer.

An der Thüre der Kapelle empfing sie der Priester. „Schlagt Euern Schleier zurück, Señora!“ sagte er mit Salbung; „In Gottes Tempel, vor seinem Altare muß die Braut entschleiert stehen!“ Estrella warf den Schleier zurück, und die neugierige Menge staunte bei ihrem Anblick. „Cypresse statt Myrte?“ fragte Seniz. — Ohne ihm Etwas zu erwiedern, das Auge gesenkt, ohne den Bräutigam, dem sie mit Unmuth die Hand entzog, eines Blickes zu würdigen, schritt sie zum Altar; nicht gebeugt, stolz war ihre Haltung, wie die Haltung einer Königin, nur das Auge schien an den Boden gefesselt zu sein.

Da trat der Priester auf die Stufen des Altars, murmelte ein nur halb verständliches Gebet und wollte eben die Trauungsformel beginnen, als Estrella das Auge

aufſchlug und unruhig umherſah. „Wo iſt Diego?“ fragte ſie die hinter ihr ſtehende Lindane.

„Ich ſehe ihn nirgends!“ erwiederte dieſe.

„Haltet ein!“ rief ſie dem überraſchten Prieſter zu, verließ ihren Platz vor dem Altare, ſprang nach der Stelle, wo der Strick zum Glöckchen herabhing, und zog mit kräftigem Arme die tönende Glocke.

„Was ſoll das?“ fuhr Seniz auf und eilte zu ihr.

„Glockenton ſoll meinen Schmerzensruf zum Himmel tragen, Glockenton ſoll mich mit ihm vereinigen!“ ſagte ſie, die Glocke zum zweiten Male ziehend. — „Aboo!“ ſchrie ſie auf, als ſie zum dritten Male lautete, und — ein furchtbarer Knall theilte die Luft, Acuña lag in Trümmer. — Der Tod ſollte das Lebende zermalmend den Todten verſöhnen; 300 Spanier begleiteten die Letzte der Moriskin zum Tode.

Maria Offida.

Die paradieſiſchen Fluren der Lombardei waren nun ſchon faſt ein halbes Jahrhundert durch Krieg und Soldatendespotismus verwüſtet worden, die einſt ſo blühenden lombardiſchen Städte hatten Glanz und Freiheit verloren, und theils von den Viskonti's, als Herzögen von Mailand, mit militairiſcher Gewalt beherrſcht, theils von der Republik Venedig den Mailändern entriſſen, ſeufzten ſie unter der Laſt ihrer Regierungen und einer Soldateska, deren Anführer oft mächtiger waren, als die Fürſten, in deren Dienſt ſie ſtanden. Die Republik Florenz und Venedig kämpften faſt ununterbrochen gegen den König von Neapel und den mächtigen Herzog von Mailand, und beide Theile ſuchten dann durch ungeheure Summen die Anführer dieſer rein militairiſch geordneten Banden für ſich zu gewinnen. Dieſe Abenteurer, aus lauter ſchwergeharniſchten Reitern beſtehend, theilten ſich in zwei Schulen, wie ſie ſich ſelbſt nannten: die Schule des Sforza und die des Braccio Montone. An der Spitze der erſteren ſtand Franz Sforza, der Sohn jenes Muzio Attendulo, der vom gemeinen Reiter ſich zu einem der reichſten Va-

fallen Neapels, zum Anführer mächtiger Heere emporschwang; an der Spitze der andern stand, nachdem Braccio in einer Schlacht gegen Franz Sforza geblieben war, Nicolo Piccinino, sein würdiger Nachfolger. Zwischen beiden waren unauslöschbarer Neid und Eifersucht.

Früher hatte Sforza im Dienste des Herzogs Philipp Maria Visconti gestanden, und durch das Versprechen, ihm seine kaum dem Kindesalter entwachsene natürliche Tochter Bianca zur Gattin zu geben, war er ihm, trotz manchen Unannehmlichkeiten, treu geblieben. Doch da er bald gewahrte, daß der Herzog es mit seinem Versprechen nicht ehrlich meinte und sogar Alphons von Neapel heimlich dahin vermocht hatte, ihm sein väterliches Erbe in diesem Königreiche zu entreißen, so entschloß er sich, seine Dienste zu verlassen und die Vorschläge Venedigs anzunehmen, das ihm den Oberbefehl über sein Heer und 90,000 Dukaten jährlichen Sold bot; doch verließ ihn auch unter diesen Verhältnissen die Hoffnung nicht, die schöne Bianca, die einzige Tochter des Herzogs, zu gewinnen, weshalb er den Krieg mit so viel Schonung führte, als der mißtrauische Blick der das Heer begleitenden venetianischen Proveditoren ihm gestattete.

In mehreren Treffen gegen Nicolo Piccinino stets siegreich, hatte er die Mailänder aus dem Gebiete von Brescia und Bergamo vertrieben und zog jetzt vor Martinengo, einem festen Schloß zwischen Bergamo und Crema. Hier fand er unerwarteten Widerstand. Auch rüstete Visconti mit solcher Schnelle ein neues Heer, daß Piccinino, während Sforza ihn in Mailand glaubte, zum Entsatz von Martinengo heranrücken konnte, und da er die Be-

lagerung demohngeachtet fortſetzte, ſchnitt er ihm alle Zufuhr ab und verſchanzte ſich auf den nahgelegenen Höhen ſo feſt, daß nun der Belagerer ſelbſt belagert wurde.

1.

Im Juli des 1441ſten Jahres ſtand Franz Sforza noch ſpät um Mitternacht in tiefe Gedanken verſunken in ſeinem Zelte. Ihm gegenüber ſaß ſein Geheimſchreiber und vertrauteſter Freund, Johann Simonetta, einen ſorgenvollen Blick auf den Helden gerichtet und, wie es ſchien, deſſen Befehle erwartend, was er niederſchreiben ſollte. „Laß es gut ſein, Meiſter Johannes!“ ſagte endlich Sforza; „jeder Schritt wäre doch nur vergeblich; ich beuge mich nicht vor dem Manne, der ſo oft vor mir floh, den ich ſchon einmal gefangen hielt, und der jetzt in ſeiner unangreifbaren Stellung meiner ſpotten zu können glaubt.“

„So ſendet mich an den Herzog; ich weiß, er iſt in dieſem Augenblicke mit ſeinem Heerführer unzufrieden, leicht könnte eine Verſöhnung ſtattfinden,“ nahm der Geheimſchreiber das Wort.

„Johannes, glaubſt Du, ich könnte die Republik verrathen?“ unterbrach ihn Sforza raſch. „So lange ich ihr verpflichtet bin, dien' ich ihr treu. Den großen Carmagnola führte der Senat aus bloßem Verdacht auf's Blutgerüſt, und ich möchte gern mein Ziel auf dem Bette der Ehre und nicht auf ſolche Weiſe finden.“

„Herr, ſo bleiben Euch nur zwei Wege!“ ſagte der bedächtige Freund: „Ihr ſtürmt Martinengo oder das Lager der Mailänder.“

„Du haſt Recht, Meiſter,“ erwiederte Sforza; „nur dieſe beiden Auswege bleiben mir, und beide ſind ſehr gewagt. Stürm' ich Martinengo, ſo bricht Piccinino in meinem Rücken hervor, und ich muß vom Sturm ablaſſen, und ſeine Verſchanzungen zu erſtürmen iſt ein Rieſenwerk; doch aber immer noch eine mögliche Unternehmung,“ ſetzte er freudig lächelnd hinzu. „Noch vier Tage haben wir Proviant; kommt bis dahin keine Rettung, mögen meine Reiter die überflüſſige Rüſtung ablegen, abſitzen und die Lanze in der Hand anſtürmen; oft überraſcht das Außerordentliche, und dann glückt es gemeinhin.“

Simonetta ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Du biſt zu bedachtſam, Meiſter!“ fuhr Sforza fort; „Du weißt ja, daß ich meinem Glück immer zuverſichtlich vertraue, denn es hat mich noch nie ganz verlaſſen. Ueberdies hat mir geſtern Ludovico prophezeit —“

„Der Narr!“ unterbrach ihn Simonetta unmuthig aufſpringend.

„Ereifre Dich nicht!“ ſagte Franceſco lächelnd. „Ich vertraue des Narren Weisheit mehr, als der myſtiſchen Weisheit des Bologneſer Aſtrologen. Dieſer holt ſich aus den Sternen die Kunde, und die trügen ihn oft; jener ſucht auf Erden die Körner, die ihm zuweilen eine reichliche Ernte bringen. Sage ſelbſt, traf er nicht immer das Rechte, wenn es Mailand galt?“

Simonetta konnte oder wollte ihm nicht widerſprechen, und da auch Sforza ſchwieg, ſo trat eine augenblickliche Stille ein.

„Das Schloß muß furchtbare Mauern haben!“ unterbrach endlich Simonetta, der das Zelt geöffnet hatte und hinaus nach der belagerten Stadt ſah, das Schweigen. „Seht nur, Herr, wie die Karthaunen hinter den Schanzkörben hervorblitzen; ſie ſchleudern Verderben nach jenem Thurm und dennoch ſteht er unerſchüttert.

„Ein herrliches Schauſpiel!“ nahm Sforza das Wort. „Wie ein dunkler Rieſe, auf welchen Drachen ihr Feuer ſpeien, ſteht er unverwundbar da, — das Bild eines großen Mannes, an deſſen Bruſt die Pfeile des Schickſals abprallen.“

„Unverwundbar ſteht wohl kein Erdengeborner; jeder hat, wie Achill, ſeine verwundbare Stelle,“ meinte der Geheimſchreiber.

„Du magſt Recht haben, Meiſter,“ ſagte Sforza, „auch ich habe die meine. Blick' um Dich! — Unter jenen weißen Gezelten ruht meine Hoffnung; verlier ich die, iſt jede Ausſicht nach Größe und Herrſchaft dahin: verlier ich das Heer, das größte, das ich noch um mich ſammelte, ſo iſt Mailand und Bianca Viskonti für mich verloren, und das Schickſal hat meinen verwundbaren Fleck tödtlich getroffen.“

„Sagt mir nur, Herr,“ unterbrach ihn Simonetta, ihn wahrſcheinlich von dieſen traurigen Gedanken abzuleiten, „warum verwebt Ihr immer in das Bild glänzender Zukunft dieſe Bianca? Glaubt Ihr, ohne ſie kann Euch Mailand nicht werden?“

„Ich weiß es wohl, mein treuer Freund," erwiederte Sforza, „daß ihre Hand mir kein Recht auf den Thron von Mailand giebt; es iſt Reichslehn. Die natürliche Tochter kann den kinderloſen Vater nicht beerben, aber in den Augen des Volks giebt ſie ihrem Gatten ein Recht auf die reiche Erbſchaft des Vaters. — Ueberdies, Simonetta, hörte ich ſo viel von ihrer Schönheit, ihrem Geiſte, hörte, wie ſie ſo wenig das Ebenbild ihres Vaters ſei, und dies erregte meine Einbildungskraft, ich ſchuf mir ein Bild von ihr, und ich geſtehe es dem Freunde, ſeit den 8 Jahren, daß mir Viskonti ihre Hand verſprach, habe ich mich daran gewöhnt, daran erfreut, ſie als mein Weib mir zu denken, obgleich der mißtrauiſche Vater ſogar das Kind meinen Augen entzog, und ich auch die Jungfrau nie ſah."

„Hör' ich nicht Tritte ſich dem Zelte nahen?" unterbrach ihn jetzt der Geheimſchreiber. „Siehſt Du Jemand hier herumſchleichen?" fragte er die bärtige Schildwacht.

„Zwei Männer naben ſich dem Zelte frei und keck," erwiederte der alte Kriegsmann; „ſie ſchleichen nicht, ihre Tritte ſind zuverſichtlich."

„Soll mich doch wundern, wer um dieſe Zeit mich noch heimſucht!" ſagte Sforza, unverwandt nach den beiden ſich immer mehr Nahenden blickend.

„Herr!" fuhr jetzt Simonetta lachend auf, „ſpannt Eure Neugierde nicht zu hoch; denn trügt mich mein ſcharfes Auge nicht, ſo iſt es der Narr."

Er war es auch wirklich, der jedoch ohne ſeinen Begleiter hereintrat.

„Schon wieder habe ich recht prophezeit!“ redete er Sforza an, und ſein Auge glänzte vor Freude. „Ich bringe Euch gute Botſchaft. Draußen ſteht Antonio Guidoboni, er kommt von Mailand.“

„Guidoboni?“ rief Simonetta freudig, während Sforza ſchnell befahl, ihn einzuführen.

Der Mailänder trat ein. „Ich komme von meinem Herrn geſendet,“ redete er Sforza an, mit dem er in früherer Zeit in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden hatte, „Euch Frieden und Verſöhnung zu bieten.“

„Seid mir willkommen, Antonio!“ erwiederte Sforza, ihm treuherzig die Hand ſchüttelnd; jedoch vermied er hierbei weislich, ſeine Freude durch Wort oder Blick zu verrathen.

„Der Herzog kennt Eure Klugheit und Kriegserfahrung hinlänglich,“ fuhr Guidoboni fort, „um verſichert zu ſein, daß Euch das Gefährliche Eurer Lage nicht unbekannt iſt. Der Mangel an Lebensmitteln geſtattet Euch nicht, Martinengo länger zu belagern, und die Stellung und Nähe ſeines Heeres läßt Euch keinen Ausweg offen, Euch ohne bedeutenden Verluſt zurückzuziehen. Er hat alſo einen nahen und ſichern Sieg in ſeinen Händen, aber er entſagt ihm; denn er, der immer Herr in ſeinen Landen war, kennt nichts Entehrenderes, als, einem Gefangenen gleich, den unſinnigen Forderungen und Bedingungen ſeiner Diener ſich zu unterwerfen. Nun verlangt aber, mitten im Kriege, derſelbe Piccinino, den er ſo hoch erhoben hat, von ihm die Herrſchaft Piacenza; Ludwig von San Severino, Navarra; Ludwig del Verme, Tortona Furlano will Boſio, und die andern Anführer verlangen

Lehen und Schlöſſer in Menge. Sie wagen, da ſie ihn ohne erklärten Erben ſehen, ſein Erbe bei ſeinen Lebzeiten theilen zu wollen. Dies hat ihn empört und ehe Viskonti ſich dieſem unterwirft, iſt er entſchloſſen, Eure Erhöhung, Eure Ehre zu befördern, wenn Ihr nur den Anlaß zu benutzen verſteht. Er will dem Kriege ein Ende machen und ernennt Euch, den Befehlshaber des feindlichen Heeres, zum Schiedsrichter über die Bedingung des Friedens. Als Unterpfand will er Alles in Eure Hände legen, was er noch in dem Gebiete von Bergamo beſetzt hat, und ſelbſt Martinengo, das Ihr vergeblich belagert habt. Ueberdies wird er Euch ſeine Tochter Bianca zur Gemahlin geben und zur Ausſteuer Cremona mit ſeinem Gebiet. Es bedarf nur von Euch eines ſichern Geleites für ſeinen Geheimſchreiber Euſebio Caymo, der alsdann ſogleich in Euer Lager kommen und die letzte Hand an dieſen Vertrag legen wird.“

Sforza zögerte keinen Augenblick, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, und ließ Simonetta ſogleich den verlangten Geleitsbrief ſchreiben, und in der folgenden Nacht kam Caymo in aller Stille an, und die vorläufigen Bedingungen wurden aufgeſetzt. Wie erſtaunte am andern Morgen Malpiero, der Prokurator von St. Markus, als ihm Sforza im verſammelten Kriegsrathe lächelnd verkündete, daß der Friede geſchloſſen ſei, und den Befehl gab, von dieſem Augenblicke an die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Malpiero kannte die Verlegenheit des Heeres zu gut, um Einwendungen zu machen, und unterzeichnete den von Sforza abgeſchloſſenen Vertrag, ohne erſt die Befehle dazu von Venedig eingeholt zu haben.

Nicht so willkommen war Caymo in dem Lager der Mailänder. Piccinino gerieth über den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen und das Heer über die Adda zurückzuführen, in den heftigsten Zorn und weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. Er hatte gehofft, endlich die Wunden, die ihm Sforza bei so manchen Gelegenheiten geschlagen hatte, mit einem Male zu heilen, und sein eigner Herr entriß ihm den Triumph. Der Gedanke, daß die Städte, die Länder, die er so oft mit seinem Blute vertheidigt hatte, nun das Erbtheil seines bittersten Feindes werden sollten, brachte ihn bis zur Verzweiflung, und schon wollte er den Befehl geben, das Lager der Venetianer zu stürmen, als ihm gemeldet wurde, daß mehrere Mailänder, von dem Herzog gesandt, sich in dem Lager befänden, um den Theil des Heeres, der in unmittelbarem Solde des Herzogs stand, zum Abmarsch aufzufordern. Piccinino sah nun wohl ein, daß er mit seinen Banden und denen der andern Hauptleute Sforza's Macht nicht allein widerstehen könne, fügte sich in sein Geschick, und der Waffenstillstand wurde unter Trompetenschall bekannt gemacht.

Beide Heere waren zu dieser feierlichen Handlung ausgerückt und nur eine Viertelstunde von einander entfernt. Die zwei größten Heerführer Italiens standen sich hier friedlich gegenüber, suchten sich auf, umarmten sich im Angesicht des ganzen Heeres und bezeugten sich nach so manchem blutigen Kampfe, vielleicht in diesem Augenblicke aufrichtig, ihre gegenseitige Achtung. Das Heer folgte dem Beispiele ihrer Führer, und bald sah man die Krieger, die sich noch vor kurzem bekämpft hatten, fröhlich und lustig mit einander zechen.

Gleich nach dieſem Waffenſtillſtand, und nachdem auch Venedig und Florenz Sforza als Vermittler des Friedens anerkannt hatten, verließen beide Heere Martinengo. Die Mailänder gingen über die Adda, die Venezianer über den Oglio zurück. Piccinino begab ſich einſtweilen nach Bologna, das er in Beſitz hatte. Sforza ſchlug ſein Hauptquartier in Brescia auf und beeilte ſich, von ſeinen Söldnern Cremona beſetzen zu laſſen.

2.

Kaum war Sforza einige Tage in Brescia, als eine Meuterei, die unter den im Gebiet von Bergamo zurückgelaſſenen venezianiſchen Truppen ausgebrochen war, ihn nöthigte, mit einem Theile ſeiner Söldner den Oglio wieder zu überſchreiten. Er hatte, um jeden Verdacht zu verſcheuchen, den Herzog von Mailand davon unterrichten laſſen, und dieſer ſonſt ſo mißtrauiſche Fürſt ließ ihn bei dieſer Gelegenheit einladen, nach Mailand zu kommen, um ſich mit ihm zu beſprechen. So wenig Sforza auch unter dieſen Umſtänden Venedig zu fürchten hatte, ſo glaubte er doch nicht, ſich dem Viskonti jetzt ſchon anvertrauen zu können, und ſchlug die Einladung aus, konnte es aber nicht verhindern, daß ihn der Herzog von Neuem nochmals zu einer Zuſammenkunft einlud und ihm hierzu Monza vorſchlug, wohin er 500 Lanzen zu ſeiner Bedeckung mitbringen könne; der Herzog wollte mit gleicher Anzahl erſcheinen.

Der vorsichtige Sforza berichtete dies nach Venedig, erhielt die Erlaubniß, benachrichtigte den Herzog, daß er in Monza eintreffen werde, und machte sich zur Reise bereit, nachdem er Simonetta, auf Alles genau Acht zu haben, dorthin vorausgesandt hatte. Da er eben in den Gebirgen von Bergamo war, ging er bei Lecco über die Adda und betrat hier das mailändische Gebiet, wo er überall mit Auszeichnung empfangen wurde.

Als er am andern Tage an der Spitze seiner Kürassiere an dem See von Pussiano vorbeiritt, begegnete ihm ein sonderbares Abenteuer.

Obgleich vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, da er Piccinino nicht traute, dessen Kriegsvolk in dieser Gegend um Arezzo und Vimercato im Quartiere lag, hatte er doch gegen Abend einen Falken steigen lassen, war ihm wohl an 1000 Schritte von der Landstraße gefolgt, und erst am See hielt er sein schäumendes Roß an. Plötzlich trat hier ein junges Mädchen aus dem Gebüsch und erfaßte den Zügel seines Pferdes. „Herr!" redete sie ihn, wahrscheinlich vom eiligen Laufe ganz außer Athem, an, „Herr, ich bitte, ich flehe, mir zu folgen!"

„Kind!" sagte Sforza, mißtrauisch die liebliche Dirne betrachtend, „kennst Du mich?"

„Nein, Herr!" erwiederte sie. „Aber von jenem Schlosse" — sie wies nach den grauen Mauern einer halb verfallenen Burg — „sahen wir Euch mit Euern Reitern längs dem See ziehen; da sandte mich meine Gebieterin hinunter, einen Rittersmann aufzusuchen, der Muth genug habe, ein Abenteuer für sie zu bestehen; ich sah Euch

hier heran traben, bog in das Gebüſch, und der heiligen Mutter ſei gedankt, daß ich Euch ereilt habe."

„Was verlangſt Du von mir, Dirne?" fragte Sforza, ſich an dem Anblick des ſchönen Mädchens weidend, die mit ihrem dunkeln ſprechenden Auge an ihm aufſah, noch immer ſein Roß am Zügel hielt und nach der alten Burg hinwies.

„Ihr ſollt mir dort hinauf zu meiner Gebieterin folgen, die Euch das Weitere dann ſchon ſagen wird."

„Eine närriſche Zumuthung!" meinte Sforza. „Glaubſt Du denn, ſchönes Kind, daß ein bedächtiger Kriegsmann ſo leichtſinnig iſt, wie Du, die den erſten beſten Rittersmann im Gebüſch anhält, ihn zu ihrer Gebieterin zu führen? — Iſt die Dame noch jung?"

„Ja, Herr!"

„So ſchön, als Du?"

Das Mädchen erröthete und ließ bei dieſer Frage des Roſſes Zügel los, beugte ſich und pflückte eine ſchlechte Feldblume, dann eine eben ſich entfaltende Roſe vom duftenden Strauch. „Seht Herr!" ſprach ſie, und ihr ſeelenvolles Auge blickte wieder an dem Kriegsmann auf, „ſeht, wie dieſe unſcheinbare Blume neben dieſer holdprangenden Roſe, ſo ſteh' ich beſchämt neben meiner Gebieterin!"

Sforza lächelte etwas ungläubig, denn er fand die Dirne gar zu ſchön. — „Und wie heißt die Holde!" fragte er weiter.

„Maria d' Offida!" erwiederte das Mädchen.

„D' Offida? Die Tochter des —"

„Des unglücklichen Statthalters von Bologna, der im Thurm zu Fermo in Ketten ſtarb.“

Sforza wurde bei dieſen Worten nachdenkend. „Soll ich allein zu Deiner Gebieterin kommen?“ fragte er dann plötzlich.

„Kommt, wenn Ihr Mißtrauen hegt, mit ſo viel Begleitung, als Ihr wollt.“

„So erwarte mich hier, bald werde ich wieder bei Dir ſein!“ Er wandte ſein Roß und ſprengte zurück zu den Seinen, die, um ihn beſorgt, ſchon überall Reiter nach ihm ausgeſandt hatten.

Balthaſar von Offida, deſſen Tochter Sforza, ohne ihn zu kennen, aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, war vor 5 Jahren als Statthalter von Bologna mit den Truppen des Papſtes zum Heere Sforza's in der Romagna geſtoßen. Papſt Eugen IV. hatte in ſeiner Bedrängniß Sforza zum Marcheſe von Ancona und Gonfalonere der Kirche ernannt. Nachdem ſein Feldherr ihn wieder in den Beſitz ſeiner Staaten geſetzt hatte, gereute ihn ſeine Freigebigkeit, und er gab Offida den Auftrag, Sforza ermorden zu laſſen. Freunde, die dieſer in Rom hatte, warnten ihn, er fing Briefe an Offida auf, die ihm von dem Bubenſtücke die feſte Ueberzeugung gaben, und Sforza ließ den Statthalter von Bologna mitten unter ſeinen Kriegern aufheben und auf ſein feſtes Schloß Fermo bringen, wo er bald darauf in Ketten ſtarb. Die Tochter ſuchte wahrſcheinlich einen Rächer ihres Vaters und glaubte ihn in ihm zu finden. Das Mädchen dauerte ihn, und ſo wenig er begreifen konnte, wie ſie aus dem Kirchenſtaat in das Gebiet von Mailand auf dieſes elende Schloß gekom-

men ſein konnte, glaubte er doch vielleicht ihr nützlich ſein, ihr irgend etwas Gutes erzeigen zu können und unter fremdem Namen ſie mit ſich auszuſöhnen. Dieſer Gedanke beſtimmte ihn, der ſonderbaren Einladung zu folgen, vielleicht auch Neugierde, die ſchöne Abenteuerin zu ſehen.

Die meiſten ſeiner Hauptleute wiederriethen es ihm, ſtellten ihm vor, wie leicht, vielleicht der Herzog von Mailand ſelbſt oder ſonſt einer ſeiner Feinde ihm hier eine Falle ſtellen könnte, er hatte aber ſein Wort gegeben und das brach er nie. Er befahl, daß ihm 200 Lanzen folgen ſollten, während er die Anderen ihren Weg fortſetzen ließ. Bald war er am Ufer des Sees, wo die liebliche Undine ihn ſehnſuchtsvoll erwartete. Behend ſchwang ſie ſich auf ein ihr vorgeführtes Maulthier und führte nun den Zug Geharniſchter den ſteilen Berg nach der Burg hinauf.

„Bei St. Chriſtoph!“ raunte Sforza Ludovico zu, der auf ſeinem magern Klepper neben ihm ritt, „das Neſt da oben faßt nicht einmal die Troßbuben von 200 Lanzen und ſcheint mir wahrlich nicht der Mühe werth zu ſein, daß man ſolch ſteilen Berg hinauf reitet.“

„Reitet nur immer, lieber Herr, wer weiß, was für ein Vogel da oben ſitzt!“ erwiederte Ludovico, und ein kaum bemerkbares Lächeln umzog ſeinen Mund.

Sie kamen endlich bis an die Burg, wo zwei alte zerlumpte, ſchlecht bewaffnete Kriegsleute mit möglichſter Anſtrengung die Zugbrücke aufzogen und die Fremden ungehindert einziehen ließen. Den einen Thorflügel hatte eine Kugel zerſchmettert, und Niemand ſich die Mühe gegeben, ihn auszubeſſern; im Hofe lag der Schutt eines verfallenen Thurmes und beengte den kleinen Raum noch

mehr, ſo daß die Hälfte von Sforza's Begleitung nicht Platz fand und vor dem Schloſſe bleiben mußte. Hier empfing ihn ein alter eben nicht ſtattlich gekleideter Diener, der Sforza zu folgen bat, und ihn eine ſteile, halb verfallene Wendeltreppe hinauf führte, wo ihm die den Feldherrn ſtets begleitende Wacht brummend folgte; das Zimmer, wohin er geführt, und das als das ſeinige bezeichnet wurde, war dem übrigen Theile des Schloſſes ganz ähnlich, überall Ueberreſte ehemaliger Pracht — überall das Bild der Zerſtörung.

„Meine Gebieterin, edler Ritter!“ begann jetzt der alte Diener und ſetzte zwei brennende Kerzen auf den Tiſch, „läßt ſich entſchuldigen, daß ſie Euch nicht beſſer empfangen, nicht köſtlicher bewirthen kann. Im Palaſte zu Bologna, wo ihr Vater wohnte, hättet ihr fürſtlich bewirthet werden ſollen, hier aber — Entwaffnet Euch, dann zieht dieſe Schelle, mein edler Herr, und ich werde ſogleich wieder zu Eurem Dienſte bereit ſein und Euch zu meiner Gebieterin führen.“

Als der Diener ihn verlaſſen hatte, gab Sforza, dem Manches im Schloſſe auffallen mochte, den Befehl, den Eingang zu beſetzen, das Erdgeſchoß und alle Winkel der alten Burg zu durchſuchen, und wenn man nirgends etwas Verdächtiges fände, dann ſollten nur 50 Bewaffnete zu ſeinem Schutze zurück bleiben, die übrigen aber vor der Burg ſich lagern. Er ſelbſt legte ſeine ſchwere Rüſtung ab, zog, wahrſcheinlich der ſchönen Dame wegen, prachtvolle Kleider an, behielt jedoch das Panzerhemd darunter.

Sforza war in dieser Zeit 40 Jahr alt. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht war männlich schön, sein Auge lebhaft, der Ausdruck seines Mundes freundlich. Seine Gestalt war die kräftige Gestalt eines Helden, so daß er ein schöner Mann zu nennen war, der immer noch Anspruch machen konnte, dem Auge eines Weibes zu gefallen.

Neben ihm stand Ludovico in sonderbarem Kontrast. Lang und hager, so daß er Sforza weit überragte, war er eine fast lächerliche, oft auch grauenhafte Gestalt, wozu eine furchtbar lange Nase wohl viel beitragen mochte. Ein Paar große tiefliegende dunkle Augen blitzten stechend unter buschigen Brauen hervor, doch nur wenn er in Zorn gerieth, sonst war der Ausdruck mehr schwermüthig und melancholisch. Der Mann im Zorn glich einem Wahnsinnigen, der Mann in ruhiger Stimmung einem Unglücklichen. Mutius Sforza hatte ihn als Knabe von seinen Eltern verlassen in einem Walde gefunden, ihn aus Mitleid mit sich genommen und erziehen lassen, und so blieb er bis an seinen Tod sein steter treuer Begleiter, dem er die wichtigsten Sachen anvertrauen konnte. Er vererbte sich auf den Sohn, dem er nun ganz ergeben war, obgleich ihn dieser nicht ganz mit dem Zutrauen behandelte, wie es der Vater einst gethan hatte. Die Umgebungen Sforza's, der mehr einem Fürsten, als einem Kriegsmanne, gleichen wollte und auch Dichter und Gelehrte um sich hatte, hielten den Sonderling für einen Narren und behandelten ihn auch so lange als solchen, bis er einstmals einen Vorlauten mit seiner knöchernen Faust zu Boden schlug. Uebrigens mochte ihm wohl eine gewisse Sucht,

Jedermann die Zukunft vorherzusagen, den Beinamen eines Narren nicht ganz mit Unrecht verdient haben.

„Herr!“ begann er, als er Francesko so schön angethan vor sich stehen sah, „ich wünschte, Ihr könntet heute schon in Mailand einreiten und stieget die Marmortreppe im Palast der Porta Zobbia hinauf, Euern Schwiegervater zu begrüßen; dort fändet Ihr Eure Verlobte —“

„Immer führst Du mich doch nach Mailand, sonderbarer Mensch,“ unterbrach ihn Sforza. — „Weißt Du nicht, daß jeder Tritt auf dieser Marmortreppe gefährlich ist? Leicht glitscht man dort aus, denn jede Stufe ist mit Blut getränkt.“

Der Hagere lächelte. — „Für Euch sind sie nur mit Rosen bestreut, Herr!“ sagte er, und sein Auge blickte wohlgefällig auf Sforza.

„Und immer sprichst Du von dieser Bianca Visconti, malst sie mir, der Du sie doch nie sahst, so reizend, als ob Du fürchtetest, meine Einbildungskraft schlummere. —“

„Ja, Herr, diese Bianca wird Euch viel des Schönen, des Herrlichen reichen!“ fuhr Ludovico fort. „Eine Myrten- und eine Fürstenkrone! — Nach Mailand wendet Euern Blick, dort steht der Stern Eures Glücks, dort leuchtet er in herrlicher Pracht, schöner, als irgend ein Stern zu leuchten vermag!“

„Prophet!“ unterbrach ihn Sforza, und führte ihn an's offne Fenster. „Schöner, meinst Du, leuchte mir dort ein Stern, schöner, glänzender, als dieser Abendstern? Wahrhaftig nein!“

Ludovico lächelte. — „Der Stern, der hier über Eurem Haupte steht, kann es auch in Mailand. Von dort

bis hierher iſt ja dem himmliſchen kaum eine Spanne Weges. — Vielleicht iſt es der nämliche. —"

„Das möcht' ich wohl!" unterbrach ihn Sforza raſch. „Denn wiſſe, Ludovico, ſo wenig ich die Sterndeuter liebe, ſo wenig ich dem mir geſtellten Heroſcop vertraue, ſo wirkt doch dieſer Abendſtern ſonderbarlich auf mein Gemüth. — Drängt mich das Leben, hat das Schickſal mich verwundet; find' ich nicht mehr einen Ausweg aus dem Labyrinthe meines irren Treibens, fühl' ich meine Bruſt beklommen, dann tret' ich, wenn es dämmert, vor mein Zelt, blicke aufwärts und ſehe erwartungsvoll, wie der blaue Dom ſich allmählich vergraut, immer düſtrer und düſtrer wird, bis ein bleicher Nebelpunkt ſich mir zeigt, der mit dem Dunkel der Nacht immer lichter, heller wird und dann meinem ſehnenden Blicke glänzend ſtrahlt. Ich blicke vertrauungsvoll nach ihm auf, ſeine Strahlen durchdringen mich, ein jeder bringt mir einen kühnen Gedanken, ein jeder führt mir die Hoffnung, den Muth, das Vertrauen zurück in die beklommene Bruſt, und als hätt' ich mich in ſeinen Strahlen gebadet, tret' ich neu geſtärkt unter mein Zelt, und der Gedanke, den er mir gab, wird ſchnell zur That. Aus mancher Noth, aus mancher Gefahr hat mich der Blick nach oben, der Blick nach dem leuchtenden Abendgeſtirn geriſſen; ihm vertraue ich, ſonſt keinem!"

„Herr, ſoll ich die Klingel ziehen, den Diener zu rufen? Mich dünkt, Ihr laßt die Signora lange warten," fragte jetzt Ludovico.

Sforza nickte bejahend und bald ſtand der Diener vor ihnen, dem ſie, von einigen Offizieren begleitet, folgten.

Der Weg bis zu dem Gemache der Dame war nicht lang. Bald befanden ſie ſich vor der Thüre, die ſich ihnen öffnend die hold blühende Roſenknospe zeigen ſollte. Sie that ſich auf, und das junge Mädchen, das am See den Zügel ſeines Roſſes ergriffen hatte, ſtand vor Sforza, begrüßte ihn freundlich und bat, einen Augenblick zu verweilen.

Der Augenblick ward zur Minute, die Minuten verdoppelten ſich, eine nach der andern verfloß, und keine führte den Neugierigen die Dame zu. Sie hatten indeſſen Zeit, das von zwei Kerzen erleuchtete Zimmer zu betrachten. Zerſtörte Pracht war auch hier überall ſichtbar, und nirgends jene Geräthſchaften, jene kleinen Bedürfniſſe und die zierliche Ordnung, die es beurkundeten, daß hier ein zartes weibliches Weſen wohne. Einige abgenutzte Armſeſſel, ein halb erblindeter Spiegel, ein Tiſch, der eher die gefüllten Humpen luſtiger Zechbrüder, als den Stickrahmen einer zarten Jungfrau zu tragen gewohnt zu ſein ſchien, waren der ganze Hausrath dieſes düſtern Gemaches.

Endlich öffnete ſich die Thüre des Nebenzimmers, und eine ſchlanke ſchwarz gekleidete Geſtalt trat ein und grüßte mit ſtolzem Anſtande die Verſammelten. Ob ihr Antlitz ſo bewunderungswürdig ſei, als ihre Geſtalt, dies verbarg ein dichter Schleier dem Auge der Spähenden.

„Seid mir gegrüßt, Ritter!“ redete ſie Sforza mit lieblich tönender, jedoch zitternder Stimme an. „Weshalb aber naht Ihr mir von Kriegern umgeben? Fürchtet Ihr Verrath, oder habt Ihr nicht Muth genug, mit Eurem Schwert Euch vor Verrath allein zu ſchützen?“

„Verlaßt mich, meine Freunde!“ wandte ſich Sforza zu ſeinen Begleitern, die nur zögernd das Zimmer verließen; Ludovico blieb.

„Wer iſt der Zudringliche, der ſich von Euch ſelbſt nicht zurückweiſen läßt?“ fragte jetzt die Dame.

„Entferne Dich, Ludovico!“ ſagte Sforza freundlich, und auch er ging.

Kaum ſchloß ſich die Thüre hinter ihm, als die Dame den Schleier zurückwarf.

„Bei St. Chriſtoph und der heiligen Mutter!“ rief Sforza, von dem Anblick des Engelantlitzes überraſcht, unwillkürlich aus, „das iſt mehr, als Roſe und Roſenknospe, das iſt das Bild eines Engels, das iſt —“

„Maria d'Offida,“ fiel ihm das Mädchen hoch erröthend in's Wort, „das iſt die unglückliche Tochter jenes Mannes, den der Tiger Sforza in Ketten verſchmachten ließ. Sie ſteht vor Euch, Euch zur Rache aufrufend, ſie kniet bittend vor Euch!“

„Nicht alſo, Signora!“ rief Sforza herzueilend und hielt das Mädchen zurück. „Es bedarf keiner Bitte. Könnt' ich Euer Rächer ſein, ich würd' es mit Freuden.“ —

„Und warum könntet Ihr nicht?“ fragte das Mädchen, und ihre Stirn umwölkte ſich.

„Es iſt mir unmöglich!“ —

„Unmöglich?“ wiederholte ſie und ließ den Schleier wieder fallen. — „So lebt wohl, Herr Ritter, der ſchon bei dem Namen Sforza erbebt, als ſollte er ein Ungeheuer der Hölle bekämpfen. Mir ſcheint, Ihr taugt nicht einem Manne gegenüber, vor dem Mailand und Venedig oft zit-

terten, und der, wie man ſagt, ſeine ſtarke Hand ſogar nach der Krone der Viskonti's auszuſtrecken wagt. Ja freilich, einem ſolchen Manne gegenüber zu treten, dazu gehört ein anderer Preis, als den ich Arme bieten konnte."

„Werft den Schleier noch einmal zurück," bat Sforza," und ich will, wie ein Lechzender nach der Quelle, nach Eurem holden Auge ſchauen und ſehen, ob ich dann Muth genug beſitze, Francesco Sforza zu bekämpfen und Euch zu rächen." — Die Dame warf den Schleier zurück. — „Ja!" rief er, nachdem er lange in ihrem Anblicke geſchwelgt hatte, „ja, Dame, ich ſchwöre es Euch, wo mir der Euch Verhaßte entgegen tritt, ſtoß' ich ihm den Dolch in's Herz, und wär' es am Altar —"

„Und wär' es am Altar, und ſtänd' er neben Bianca Viskonti, den prieſterlichen Segen zu empfangen?" fiel ſie ihm leidenſchaftlich in die Rede. Auch da?"

„Auch da, ich ſchwöre es Euch!" ſprach er, wenn auch nicht mit feierlichem, doch feſtem Tone. „Aber welcher Lohn wird mir?"

Sie reichte ihm eine Schwanenhand, die er, deſſen Sinne für Weiberſchönheit nicht unempfindlich waren, mit Inbrunſt an ſeine Lippen preßte, ſich jedoch ſchnell beſinnend, die ſchöne Hand des Mädchens feſt in der ſeinen haltend, ſagte: „Signora, ich bin ein ungenügſamer Menſch; — die Hand iſt ſchön, kein Meiſel vermöchte ſie ſchöner aus cararíſchem Marmor zu formen, aber ſchöner noch, als ſie, ſind die Roſenlippen, die ſicher weit ſüßeren Preis auszutheilen verſtehen."

Das Mädchen ſchüttelte unmuthig ihr dunkles Lockenhaupt, und ſchon faßte die beleidigte Hand nach dem

Schleier, doch hielt sie an. — „Ihr seid in Irrthum, Herr!“ sprach sie; „was ich zu geben vermag, bringt Euch nur diese Hand, und so, glaub' ich, bedarf es nur sie zu erringen.“

Sforza, erst jetzt den Sinn ihrer Rede verstehend, dachte an Bianca Viskonti, und die Sache schien ihm eine zu ernste Wendung zu nehmen. — „Ihr bietet mir einen Preis,“ begann er, „den schönsten, der einem Erdgebornen werden kann; wie aber, wenn es mir unmöglich wäre, ihn zu verdienen?“

„Seid Ihr vermählt?“ fragte sie rasch.

„Nein, Dame!“ sagte er nach einigem Zögern.

„Vielleicht verlobt?“

Ein gedehntes „Ja!“ rang sich aus seiner Brust und mit diesem Ja sank des Mädchens Schleier, und schnell, wie ein süßer Traum dem plötzlich Erwachenden entschwebt, entschlüpfte die holde Gestalt durch eine Seitenthür und ließ den Ueberraschten mit ihrer Dienerin allein.

„Herr Ritter!“ begann diese, ihm näher tretend, „werdet Ihr auch als Verlobter das Schwert für meine unglückliche Gebieterin ziehen?“

„Ich glaube kaum!“ erwiederte er, nach der Thüre hinstarrend, durch die sie entschlüpft war; „ich fürchte, ich bin nicht mehr stark genug, Sforza zu bekämpfen.“ —

„So lebt wohl!“ sagte die Zofe sich neigend.

„Vielleicht wird mir morgen der Muth —“

Das Mädchen lächelte höhnisch. — „Euer Pferd gepanzert, Ihr in Stahl gehüllt, die Lanze in der Hand, als wolltet Ihr eben in feindliche Schaaren einbrechen, so fand ich Euch, glaubte einen Mann gefunden zu haben,

und ich irrte mich schrecklich. Mit dem Morgen aber, tapfrer Ritter, mag Euch St. Christoph nur immer den Muth geben, aber das Glück ist verschwunden! — Gehabt Euch wohl!" — Auch sie entschlüpfte.

Ohne es zu wissen, hatte der Blick Mariens, trotz dem Panzerhemde, Sforza tiefer verwundet, als es der schärfste Dolch hätte thun können; ohne es zu ahnen, hatte das Schicksal selbst die Rache übernommen.

Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihm, als er jetzt auf seinem ärmlichen Lager lag; Ludovico's Schnarchen unterbrach sie nicht, so fest hatten sie ihn umfangen. Endlich faßte ein Gedanke Raum, den nur der Geist und das wilde Treiben damaliger Zeit entschuldigen konnte. — „Ich muß das Mädchen besitzen, ich muß!" war der Gedanke, der am Morgen zur That werden sollte; fest stand er in seiner sonst so edeln Seele.

Aber ehe er sich vom Lager erhob, hatte der milde Engel, der die verlassenen Waisen beschirmt, die Jungfrau schon weit weg von der alten Burg geführt; Sforza suchte sie am Morgen vergebens.

3.

In einem Gemache der alten Königsburg der Lombarden zu Monza saß auf hohem thronähnlichem Armsessel Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand. Die Natur mußte sich in der Form sonderbar vergriffen haben, als sie diesen Mann werden ließ. Groß, dick und aufge-

ſchwemmt, ſteckte auf fettem fleiſchigem Hals ein kleiner Kopf mit großen unſteten Augen und dickem aufgedunſenem Mund, der die Reſte von Zähnen bedeckte, die mehr einem Eber, als einem Menſchen, anzugehören ſchienen; auch war das ganze Geſicht des Mannes von Narben zerfetzt, ſo daß man wohl nicht leicht etwas Häßlicheres ſehen konnte. Ueberdies vernachläſſigte er ſeine Perſon ganz; nie ſah man ihn geſchmackvoll, nur ſelten reinlich gekleidet, und eben ſo litt er nicht, daß die, welche ſeiner Perſon nahten, prachtvoll gekleidet waren. Bei jedem Donnerſchlag zitterte er, bebte bei jedem Worte, das an den Tod erinnern konnte, war finſtern, mißtrauiſchen Gemüths, und nur Jagd und Pferde verſchafften ihm Vergnügen. Er zog ſich von allen öffentlichen Feſten zurück, zeigte ſich ſelten dem Volke und es war ſchwer, bei ihm Zutritt zu erhalten; gewährte er ihn aber, dann war er leutſelig und freundlich. In dem Palaſte Porta Zobbia zu Mailand eingeſchloſſen, mißtraute er Allen und ſich ſelbſt. So war der Mann, der damals Mailand beherrſchte, und deſſen Tochter, trotz der Häßlichkeit des Vaters, vielleicht das ſchönſte Mädchen Italiens war.

Vor ihm ſaß ſein Geheimſchreiber und der Vertraute ſeiner geheimſten Gedanken, Caymo; er legte mehrere Briefe zuſammen, die der Herzog ſo eben unterſchrieben hatte.

„Biſt Du gewiß, daß er kommen wird?“ fragte dieſer jetzt, ſich von ſeinem Seſſel erhebend.

„Ich bin es gewiß, mein gnädiger Herr!“

„Und daß nicht mehr, als 500 Lanzen, ihm folgen?“

„Nicht eine mehr.“

„Du biſt ſein Freund, ich weiß es, und darum vertrittſt Du ihn ſtets bei mir.“

„Ja, gnädigſter Herr, ich bin der Freund dieſes wahrhaft ausgezeichneten Mannes; ob er der meine iſt, weiß ich nicht; ich glaub' es kaum, doch ſchätz' ich ihn, weil er es verdient. Ihr verſpracht ihm Eure Tochter zur Gattin, Ihr verſpracht ihm, daß er nach Euerm Tode Euer Erbe ſein ſollte. — Habt Ihr ihm Wort gehalten?“

Eine dunkle Röthe umzog das Geſicht Viskonti's; Caymo kannte dies Zeichen zu gut, um nicht Herz und Zunge im Zaum zu halten. „Soll ich die Briefe den Boten geben?“ fragte er einlenkend.

„Thu' das!“ ſagte der Herzog.

„Was befehlt Ihr, das geſchehen ſoll, wenn Sforza eintrifft?“ fragte der Geheimſchreiber, die Briefe ergreifend und ſchickte ſich zum Weggehen an. „Soll es bei dem bleiben, was ich auf Euern Befehl mit Simonetta verhandelt habe?“

„Wenn er hier einreitet, iſt es Zeit genug, dieſe Frage zu beantworten,“ erwiederte der Herzog, ſchon ungeduldig werdend. Caymo ſchwieg, auch Viskonti, doch die eingetretene Stille wurde plötzlich durch Trompetenſchall unterbrochen, und ehe Viskonti noch gewiſſe Nachricht erhielt, was der Trompetenruf bedeute, gab ihm ſchon das Jauchzen des Pöbels und der laute Ruf: Viva Sforza! die Gewißheit, daß der gefeierte Kriegsmann in Monza einreite.

„Laß die Zugbrücke ſchnell aufziehen, die Thore ſchließen und die Beſatzung auf ihre Poſten rücken!“ befahl der Herzog mit Haſt.

„Jetzt, gnädiger Herr? Wollt Ihr den Mann, der an der Spitze des feindlichen Heeres steht, so empfangen?"

Ein finsterer Blick aus wild rollenden Augen, ein gebieterisches Zeichen der Hand nach der Thüre, war des Herzogs kategorische Antwort.

Caymo ging. Unruhig schritt indessen Visconti im Zimmer auf und ab, trat, wenn er dem Fenster nahte, an das geöffnete, um zu sehen, ob seine Befehle noch nicht ausgeführt würden, und blieb, bis er die Zugbrücke aufgezogen und die Thore geschlossen sah, in einer peinlichen Unruhe.

Immer deutlicher hörte man nun den Jubel des Volkes, immer schmetternder schallten die Trompeten, als der Geheimschreiber wieder eintrat.

Empfange Sforza!" befahl ihm der Herzog in raschen abgebrochenen Sätzen. „Simonetta kann Dich begleiten. Lade ihn ein, zu mir auf das Schloß zu kommen — jedoch allein, ohne Begleitung von Kriegsvolk und überflüssigen Dienern."

„Habt Ihr ihn nicht schon schriftlich hierher geladen, gnädiger Herr, und muß dies Mißtrauen nicht Mißtrauen in ihm erwecken?" stellte Caymo mit bescheidenem Tone dem Herzog vor.

„Erweckt es sein Mißtrauen, ist das meinige gerechtfertigt. — Geh und thue, was ich Dir befahl!"

Eben ritt Sforza, von einem Haufen Volkes umgeben und von seinen Bewaffneten gefolgt, auf den Platz vor dem Schlosse und bald hielt er staunend vor der aufgezogenen Brücke. Caymo eilte hinunter zu ihm.

„Elendes Geſindel!“ murmelte Viskonti, vom Fenſter zurücktretend, — „glaubſt Du, ich ſei die untergehende, er die aufgehende Sonne? — So lange Viskonti lebt, ſteht er allein und duldet nur Trabanten um ſich, die ſtatt ſeiner die vorgeſchriebene Bahn durchſchreiten. — Jetzt könnt' ich ihn prüfen!“ ſprach er dann vor ſich hin. „Als Freund und Feind blieb er mir treu — feſt hing er an dem Köder, den ich ihm vorhielt — und jetzt? — Soll ich ihm die Lockſpeiſe geben? — Soll ich ihn an ſeiner Hoffnung Ziel führen? — Es iſt gewagt — und doch — beſteht er darauf, ſo muß ich! —“

„Beim Himmel, er entläßt ſeine Begleitung!“ rief er freudig, da er hinter dem Vorhange ſah, wie die Reiter Sforza's murrend zurückritten. — „Doch ſie ſtellen ſich in Schlachtlinie auf,“ ſagte er dann mürriſch — ſie kennen mich! —“

„Herr!“ trat Caymo ein, „unten im Saal erwartet Sforza Eure Befehle. — Wollt Ihr ihn hier empfangen?“

„Hier!“

„Gnädigſter Herr!“ begann nach ängſtlichem Zagen der Geheimſchreiber, „ich gab ihm Wort und Schwur, daß er ungekränkt das Schloß verlaſſen könne, wenn es ihm beliebe.“

„Narr!“ erwiederte der Herzog raſch, „glaubſt Du, ich wäre ein ſolcher Thor, in dieſem elenden Schloſſe die Raſenden, die dort aufmarſchirt ſtehen, auf mich zu hetzen? Um einen Sforza zu fangen, gehört eine feſtere Falle dazu, als das morſche Thor der lombardiſchen Königsburg. — Geh, führ' ihn herauf.“

Bald ſtand der Feldherr vor dem Vater Bianca Maria's. „Ich erſcheine vor Euch, Herr Herzog, gegen unſere Uebereinkunft, ohne Gefolge," redete ihn Sforza an. „Ich vertraue Euch, obſchon ſo Manches aus der Vergangenheit mich hätte vorſichtiger machen können — bitte Euch aber, mit mir an das offene Fenſter zu treten."

„Weshalb das, Graf Sforza?" fragte der Herzog, über dies Verlangen verwundert.

„Damit meine Reiter mich im Auge behalten. Sollten ſie mich nicht ſehen, und bliebe ich lange hier, könnte die Ungeduld ſie zu einer raſchen That verleiten."

„Es freut mich, Graf Sforza, daß Ihr in meine Plane eingegangen ſeid," nahm der Herzog das Wort, und man hätte glauben können, er habe die Rede Sforza's nicht verſtanden, wenn er während des folgenden Geſprächs nicht unvermerkt dem Fenſter immer näher gekommen wäre. „Eben ſo freue ich mich," fuhr er fort, „daß die Republiken Euch gleichfalls als Vermittler des Friedens anerkannt haben. Der Papſt und der König von Neapel werden ſicher ein Gleiches thun."

„Ich hoffe es!" erwiederte Sforza, und in ſeiner ganzen Haltung zeigte ſich Würde ohne Stolz.

„Hat Euch Euer Geheimſchreiber die Bedingungen zugeſandt, unter denen ich den Frieden abſchließen will?"

„Ja, Herr Herzog — nur fürcht' ich —"

„Die Republiken werden ſie für ſich nicht vortheilhaft genug finden," fiel ihm der Herzog in's Wort. — „Hat man mit Kaufleuten zu thun, muß man ſtets viel fordern, um das Billige zu erlangen."

„Vor allen Dingen," fuhr Sforza fort, „wünscht ich das, was mich betrifft, geordnet zu wissen, Herr Herzog!"

„Die Räumung Cremona's habe ich befohlen," unbrach ihn der Herzog von neuem.

„Cremona ist es nicht allein, nicht die Mitgift befriedigt meine Wünsche, auch die Braut verlange ich!" sagte Sforza ernst, und seine Stirn umwölkte sich.

„Meine Tochter ist noch so jung."

„Und Euer Versprechen so alt," fiel ihm Sforza mit Lebhaftigkeit in die Rede. — „Herr Herzog!" fuhr er dann gelassener fort, „ich habe mein Wort noch nie gebrochen, und somit werdet Ihr auch dem Worte glauben können, das ich Euch jetzt sage — ehe Eure edle Tochter nicht mein Weib ist, ehe bin ich nicht der Eure!"

Ein finsterer Blick traf den Kühnen, der es wagte, dem nur an elende Unterwürfigkeit Gewöhnten dies zu sagen. „Ja, Herr Herzog!" fuhr Sforza immer ruhiger fort, „ich habe Euch treu mit meinen Kriegern gedient, so lange Ihr meiner bedurftet. Von Euch entlassen, stand ich oft Euch feindlich gegenüber, und habe auch dann, so viel es meine Pflicht gegen meinen neuen Herrn erlaubte, mich dankbar Eurer Güte erinnert und Eure Länder geschont. Stets war ich bereitwillig, in Eure Dienste zurückzukehren, wenn Ihr es wünschtet, doch stets wurde ich durch Eure Versprechungen getäuscht. Verzeiht daher, daß ich dieses Mal vorsichtig und weniger zutrauungsvoll handle. Nicht dem Herzog von Mailand weihe ich fortan meine Dienste, nur dem Vater meiner Gattin weih' ich Blut und Leben."

„Ihr verlangt viel, Graf Sforza!"

„Nicht mehr, als Ihr mir selbst habt bieten lassen."

„Gnügt Euch Cremona nicht, Francesco," sagte nach kurzem Sinnen der Herzog freundlicher, „so biete ich Euch noch das Gebiet von Pontremoli."

„Mir gnügt nur Bianca Viskonti!" erwiederte Sforza.

„Ihr saht sie nie?"

„Das Glück ward mir noch nicht!"

„So sagt mir nur, was Euch ihren Besitz so werth macht, da Ihr sie nicht saht?" fragte Viskonti. „Ist es das reiche Erbe, das sie Euch bringen kann, oder ist es die Schönheit der Fürstentochter?"

„Beides! — Ich will Euch offen mein Inneres aufdecken. Der Ruf nennt Eure edle Tochter die schönste Jungfrau der Lombardei; dies hat einen sonderbaren Reiz für mich, denn nach dem Höchsten strebte ich stets, so auch nach dem Schönsten. Mein Vater mühte sich ab, Kriegsruhm und Geld zu erringen, beides hinterließ er mir, doch mit diesem Erbtheil bin ich nicht zufrieden; Kriegsruhm und Geld ward schon dem Jüngling, der Mann baut für die Zukunft, Höheres, Bleibenderes will er sich erringen."

„Den Thron von Mailand, nicht wahr, Graf Sforza?" unterbrach ihn der Herzog.

„Ja, Herr Herzog, den Thron von Mailand, so wie Ihr ihn im vollen Glanze seiner Herrlichkeit besitzt, ohne daß habgierige Söldner ihn erst gierig zerfetzen und er, seiner Pracht beraubt, ein ärmliches Gerippe, dasteht. Müde, im Solde der Fürsten und Republiken zu stehen,

will ich für mich ſelbſt, für mein Weib und Kind arbeiten, wagen und gewinnen, und Ihr ſelbſt, Herr Herzog, könnt Euer Haupt ruhiger in dem Palaſte Porta Zobbia niederlegen, wenn Ihr wißt, der Gemahl Eures Kindes, nicht ein Söldner, der ſich dem Meiſtbietenden verkauft, vertheidigt Euer Recht und Euern Thron.“

„So ſei es denn!“ ſagte der Herzog freundlich und reichte Sforza die Hand. „Bianca ſei die Eure. Ich hoffe, mir an meinem Eidam eine feſte Stütze für mein Alter zu erwerben, hoffe, daß er ruhig ſeinem hochgeſteckten Ziele entgegenſehen und nie vergeſſen wird, daß nur Einer über Mailand herrſchen kann, und daß ich dieſer Eine bin.“

Sforza, endlich am Ziele ſeiner Wünſche, wollte, von dieſen herzlich geſprochenen Worten gerührt, das Knie vor dem Herzog beugen; doch dieſer duldete es nicht, hob ihn auf und drückte ihn an ſeine Bruſt. Bei dieſem Anblick, denn Beide ſtanden am offenen Fenſter, erſchallte ein lauter Freudenruf der gaffenden Menge, und die Trompeter bliesen ein freudiges Lied. — Doch das Geſchrei, das Schmettern der Trompeten riß den ewig Verrath fürchtenden Viskonti ſchnell aus Sforza's Arme; bleich, wie der Tod, blickte ſein Auge unſtet umher, bis er endlich, da er ſeinen Irrthum bemerkte, ſich zu lächeln zwang und von gleichgültigen Dingen zu ſprechen begann. Sforza hütete ſich wohl, nur im geringſten zu zeigen, daß ihm das ſonderbare Benehmen des Herzogs nicht entgangen ſei.

Es wurde nun das Nähere über die bevorſtehende Vermählung feſtgeſetzt, jedoch erſt der 24ſte Oktober von

dem Herzog als der Tag hierzu unter dem Vorwande bestimmt, daß die prachtvollen Vorbereitungen zu diesem Feste diesen, für Sforza so langen Aufschub erforderten. Auch über die Friedenspunkte wurden sie vorläufig einig, und Sforza begann nun den Wunsch zu äußern, die Prinzessin zu sehen, Viskonti entgegnete ihm aber, daß seine Tochter in Ferrara bei seinem Freunde, dem Markgrafen Nicola, sei; ob er sie dort aufsuchen und sich ihr vorstellen wolle, stände bei ihm; in kurzem würde sie jedoch nach Mailand zurückkehren.

Sforza mußte sich auch diesmal mit der Hoffnung begnügen, so sehr es ihn auch trieb, seine Verlobte zu sehen und zu wissen, ob das Gerücht von ihrer Schönheit gelogen habe, oder nicht. Er empfahl sich dem Herzoge, lehnte es auf eine feine Weise ab, im Schlosse zu übernachten und war bald bei seinen Kürassieren, die ihn mit Jubel empfingen.

4.

Mit seiner Aufnahme auf dem Schlosse ganz zufrieden, bezog er eine Wohnung in der Stadt, die er schon den andern Tag wieder verlassen wollte, da auch der Herzog an demselben Tage nach Mailand zurückkehrte. Hier theilte er Simonetta seine ganze Unterredung im Schlosse mit, und dieses Mal glaubte der stets mißtrauische Geheimschreiber selbst, daß es der Herzog redlich meine und die Hand seiner Tochter ihm gewiß sei. Sforza überließ sich nun ganz

freudiger Hoffnung, er ſah ſich ſchon an der Seite der ſchönſten Frau Italiens auf dem Throne von Mailand, und ſeine Phantaſie, vielleicht durch den Ort, wo er war, noch mehr aufgeregt, malte ihm die eiſerne Krone der Lombarden, die hier im Dome aufbewahrt wurde, ſo lokkend, daß er beſchloß, obgleich die Nacht ſchon einbrach, dieſe alte, von ſo manchem Kaiſer getragene Krone in Augenſchein zu nehmen.

Von Simonetta, Ludovico und einigen Dienern begleitet, begab er ſich in aller Stille nach dem Dome, an deſſen Eingang er den Sakriſtan ſitzend fand, als ob er Jemanden hier erwarte. Der alte Mann war nicht wenig überraſcht, als er Sforza vor ſich ſah und deſſen Wunſch vernahm, die Kirche mit ihren Schätzen zu ſehen. Der Sakriſtan ſchien verlegen, ſelbſt unſchlüſſig zu ſein, ob er Sforza's Wunſch erfüllen ſolle; endlich bat er doch, ihm zu folgen, ergriff eine der bereit liegenden Fackeln, zündete ſie an und wollte den Grafen durch einen der Seitengänge nach dem Hauptthore führen, doch die Diener hatten auch ſchon Fackeln angezündet und gingen ihrem Herrn durch die Mitte der Kirche voraus, gerade auf das Chor zu; der Sakriſtan mußte folgen.

Als ſie ſchweigend durch den alten Dom ſchritten, wo ſie bei mattem Kerzenſcheine noch hier und da Betende vor den Altären erblickten, ſah Sforza an einem Altare zu ihrer Rechten zwei weibliche Figuren knien. Die eine, wohl durch den Schall der Tritte in ihrer Andacht geſtört, wandte ſich nach ihnen. „Ludovico!“ raunte Sforza dieſem zu, „ſiehſt Du nicht dort die Zofe Maria's d'Oſſida?“

„Ihr irrt Euch, Herr!“ ſagte dieſer, genau die Betenden betrachtend, „Eure Phantaſie ſpielt Euch einen Streich; es iſt ein fremdes, mir unbekanntes Geſicht. Seht nur, Ihr habt die Armen in ihrer Andacht geſtört, ſie erheben ſich und verlaſſen die Kirche.“

„Tretet ein, gnädiger Herr!“ ſagte in dieſem Augenblicke der Sakriſtan, die eiſerne Thüre zu dem Chore öffnend, und Sforza, der den beiden Frauengeſtalten mit forſchendem Auge gefolgt war, mußte wider Willen ſein Auge wenden und in das Chor treten.

Hier betrachtete er das Grab Theodelindens mit der prachtvollen Statue der Erbauerin dieſer alten Kirche; dann folgte er ſeinem Führer in die achteckige Sakriſtei, wo der Schatz, meiſt aus Alterthümern aus der Zeit der Longobarden beſtehend, und die eiſerne Krone verwahrt wurde, die der Sakriſtan ihm reichte. „Ein einfacher goldner Reif, mit wenigen Steinen beſetzt,“ ſagte Sforza vor ſich hin, die Krone genau betrachtend, „und dieſer ſchlichte eiſerne Ring! — Nirgends Werth und Pracht, und doch ſo viel Bedeutung für den, der ſie nur einmal auf ſein Haupt als König ſetzen dürfte!“ Er wog ſie ſinnend hin und her, und war es Abſicht, oder folgte er nur willenlos dem Gange ſeiner Gedanken, er ſetzte ſie auf ſein Haupt.

„Sie kleidet Euch gut, Graf Sforza!“ ſagte eine rauhe Stimme hinter ihm; er wandte ſich und erblickte eine in einen Mantel gehüllte große Geſtalt, die, ohne Weiteres zu ſagen, mit langſamem Schritte das Chor verließ. Sforza wollte ihr folgen, doch der Sakriſtan warf ſich ihm zu Füßen und hielt ihn zurück. „Um aller Heiligen

willen, Herr," raunte er ihm zu, „folgt nicht, es iſt der Herzog!"

Sforza war durch dieſe Nachricht unangenehm überraſcht; er kannte Viskonti's Mißtrauen und wußte, wie leicht er ſich durch dieſe unſchuldige Handlung deſſen Gunſt verſcherzen konnte. Er gab die Krone dem Sakriſtan zurück, und ſich wohl hütend, dem Herzoge zu folgen, verließ er den Dom.

Da er ſich ſchon am vergangenen Tage von ihm beurlaubt hatte, reiſ'te er zwar am andern Tage von Monza ab, ohne den Herzog zu ſehen, ließ aber Simonetta zurück, der dieſem nach Mailand folgen und ihn wegen des Vorgefallenen entſchuldigen ſollte.

5.

Sforza hatte, nachdem er Monza verlaſſen, ſich nach Brescia begeben, und hier erwartete er nun die Geſandten der bei dem Frieden betheiligten Mächte. Die verſchiedenen Intereſſen der Staaten waren nicht leicht mit einander zu vereinigen, und wenn auch auf die Stimmen der kleinern Fürſten wenig geachtet wurde, hatte doch der Papſt, Neapel, Mailand, Venedig und Florenz zu viel Gewicht in der Politik Italiens, als daß ihre verſchiedenen, ſich oft geradezu widerſprechenden Forderungen leicht ausgeglichen und beſeitigt werden konnten. Sforza ſah bald, daß es oft leichter ſei, Krieg zu führen, als Frieden zu ſchließen.

Bei alle dem war doch gewiß Niemand zu dieſem verwickelten Geſchäfte geſchickter, als eben Sforza, der bei aller Geradheit des Soldaten Gewandtheit genug beſaß, die Schwächen und Leidenſchaften der verſchiedenen Parteien zu ſeinem Zwecke zu benutzen. Der General der Venezianer, deſſen Kriegsthaten die Republik aus ihrer unangenehmen Lage geriſſen, und der ſie ſtets mit treuer Offenheit behandelt, ihr auch jetzt ſeine Verhältniſſe zu dem Herzoge von Mailand unumwunden mitgetheilt hatte, beſaß ihr ganzes Zutrauen, ſo weit, als es dieſe Republik irgend Jemandem ſchenken konnte. Der Herzog von Mailand war der Vater ſeiner Verlobten, er, deſſen wahrſcheinlicher Erbe. An der Spitze von Florenz ſtand Cosmus von Medices, Sforza's treueſter Freund, der ihn mit Rath und That und oft auch ſchon mit Geld unterſtützt hatte. Dem Papſte ſowohl, wie dem Könige von Neapel, war er durch ſeine Lehen verpflichtet, und ſo war keine Partei, die nicht Anſprüche an ſeine Ergebenheit machen konnte.

Die Monate Auguſt und September vergingen in ſteten Unterhandlungen, die Sforza vielleicht abſichtlich in die Länge zog, da der Herzog von Mailand ſeinem Wunſche, Bianca Viskonti zu ſehen, immer noch ein Hinderniß in den Weg legte und ihm endlich geradezu ſagen ließ, er möchte ſich doch die angenehme Ueberraſchung bis zum Tage ſeiner Vermählung verſparen, und ſo war es Sforza's feſter Plan, vor dem 24. Oktober, dem zu ſeiner Vermählung beſtimmten Tage, den Frieden nicht abzuſchließen.

In dieſer Zeit hatte er, trotz den vielen Beſchäftigungen, nicht ganz ſein Abenteuer in der alten Burg am See

von Puſſiano vergeſſen, hatte in Rom und Bologna über die Tochter des Oſſida Nachricht einziehen laſſen und erfahren, daß ſie ſich nach Mailand begeben habe. Auch dorthin ſandte er Ludovico, ihren Aufenthalt auszuforſchen, der aber, ohne ſie aufgefunden zu haben, zurückkam; Niemand wollte ſie dort geſehen haben; nur berichtete er ſeinem Herrn, daß ein dumpfes Gerücht ſich verbreite, ſie befände ſich auf einem der Schlöſſer des Herzogs.

Das Bild dieſes ſchönen Mädchens, vielleicht auch das Abenteuerliche ihres Zuſammentreffens, beſchäftigte Sforza noch immer, und der ſogenannte Narr war hierbei ſein Vertrauter, der ſich jedoch oft die Freiheit nahm, ihn an ſeine Verlobte zu erinnern. Nicht für alle Schönheiten der Welt hätte Sforza Bianca Viskonti geopfert, aber Maria Oſſida war zu ſchön, um nicht einen Kriegsmann zur Untreue verlocken zu können, und Ludovico erhielt daher den Befehl, es koſte, was es wolle, den Aufenthalt des Mädchens auszuſpähen. Oft zürnte Sforza mit ſich ſelbſt, daß er ſo ſchwach ſei und das Bild dieſer Abenteuerin nicht verſcheuchen konnte, ja einmal ſchickte er Ludovico den Befehl, zurückzukehren, und ſeine bisher ſtets fruchtloſen Nachforſchungen einzuſtellen. Aber nach wenigen Tagen ſaß der hagre Reiter ſchon wieder auf ſeinem magern Klepper, und durchſtrich die Gegend zwiſchen den Seen ſo nutzlos, als vorher.

6.

Die Unterhandlungen wurden indeſſen immer thätig fortgeſetzt, ſo daß in der Mitte Oktobers die Parteien ziemlich vereinigt, und kein bedeutendes Hinderniß mehr dem von allen Seiten ſehnlichſt gewünſchten Frieden im Wege ſtand. Da beurlaubte ſich Sforza von den Geſandten und lud ſie, wenn er von ſeinem Beilager von Mailand zurückkäme, auf ſein Schloß zu Caprіana ein, wo die letzte Hand an's Werk gelegt werden ſollte. Er ſelbſt, mit einer glänzenden zahlreichen Dienerſchaft und von den erprobteſten ſeiner Krieger begleitet, machte ſich auf den Weg nach Mailand, dort das Ziel ſeiner jahrelangen Wünſche, Bianca Viskonti zu erlangen. Er hatte Simonetta und einen Theil ſeines Gepäckes ſchon dahin vorausgeſchickt, um alles Nöthige, die Feierlichkeit betreffend, zu ordnen, und am 12. Oktober verließ er ſelbſt Brescia und ſetzte ſeine Reiſe über Bergamo fort. Als er aber am andern Mittag bei Trezzo über die Brücke der Adda ritt, kam ihm ſein treuer Ludovico entgegengeſprengt. „Herr!“ raunte er ihm zu, als ſie beide ſeitwärts geritten waren, „ich habe ſie geſehen, habe die Verſchwundene gefunden, und zu meiner Freude hat ſie mich nicht erkannt. Sie lebt, wie ich erfuhr, in den Bergen von Brienza, wo ſie jetzt ein altes dem Herzoge gehöriges Schloß bewohnt; hier ſoll ſie durch ihre Reize mehrere edle Männer an ſich gelockt und einen Haufen Kriegsvolk geſammelt haben, und ich fürchte, ſie hat gegen Euch Arges im Sinn. Kommt ihr zuvor, nehmt ſie in der Stille gefangen, verwahrt ſie

auf einem Eurer Schlöſſer und thut dann mit ihr, was Euch beliebt.“

„Und Bianca?“ unterbrach ihn Sforza.

„Ich habe dieſe ganze Nacht über dieſe Sache nachgedacht, mein Auge unverwandt auf Eure Zukunft gerichtet und Euch dabei ſtets glücklich und zufrieden, aber auch ſtets die Abenteuerin Euch zur Seite geſehen. Ihr wißt ich vertraue meiner Wiſſenſchaft, vertraue dem freundlichen Geiſte, der meiner Seele Bilder der Zukunft verführt, die mich ſelten täuſchen. Laßt Euch von Eurer Klugheit rathen, dieſes gefährliche Mädchen vor der Hand wenigſtens unſchädlich zu machen; ſeid Ihr erſt der Gemahl der Prinzeſſin, ſo ſendet ſie nach Rom oder Bologna, oder wohin es Euch beliebt.“

„Wie weit iſt es von hier bis in den Theil des Gebirges, wo Du ſie fandſt?“ fragte Sforza.

„Eine kleine Tagereiſe! Morgen ehe die Sonne über unſerm Scheitel ſteht, können wir dort ſein,“ erwiedert Ludovico; „Euer Weg führt Euch nur wenig um, kaum einige Miglien.“

„So führe uns hin!“

Das Gepäck und die Diener wurden nun nach Monza vorausgeſchickt, und Sforza ritt am andern Morgen den Gebirge zu.

Es war an einem Sonntage. Von allen Bergen herab zogen ſchön geputzte Landleute zur Kirche, es ſchien als ob ſie, des Friedens gewiß, das Beſte aus dem Verſteck hervorgeſucht hätten, um ſich einmal wieder in vollem Staate in der Kirche ſehen zu laſſen. Zwar mocht Manchen bei dem Anblick der Gebarniſchten, die ſie an

dem Wege nach Brienza trafen, das Herz schwer werden aber ruhig und ohne sich um sie zu kümmern zog das Kriegsvolk an ihnen vorüber, und so setzten sie getrost ihren Weg fort.

„Seht Ihr dort den stumpfen Thurm? Das ist Brienza," sagte jetzt Ludovico, nach einem grauen Thurm zeigend. „Und dort über dem Kastanienwalde ragt ein altes Gemäuer hervor, dort soll die Schöne hausen. Laß uns, die Stadt vermeidend, nach jener einsam stehenden Kirche unsern Weg nehmen, vielleicht, daß das Fräulein so fromm als schön ist, und wir sie in dem Gotteshause treffen; die Reiter mögen sich indessen in dem Kastanienwäldchen verbergen, und so könnten wir leicht einen guten Fang thun." Sforza schien dieser Rath nicht übel, er gab die nöthigen Befehle, und nur von Ludovico und einigen Dienern gefolgt, trabte er der Kirche zu.

Bald hatte er den Friedhof erreicht, über dessen halbverfallene Mauer er von seinem Streitroß herab bequem die Kirche überschauen konnte. Ein glücklicher Stern mußte ihn zu dieser Stunde hierher geführt haben, denn bald erblickte er Maria d' Offida, wie sie in der Tracht einer vornehmen Bürgerin über den Friedhof ging, jetzt in das offene Portal der Kirche trat und in den Gotteskasten, der unter der Bildsäule St. Simons stand, ein Geldstück legte. Sie erschien ihm heute wo möglich noch schöner, als auf der alten Burg, ganz als das Bild einer sittsamen Jungfrau, die, ihr frommes Herz zu Gott erhebend, Almosen spendet.

„Verhaltet Euch ruhig, Herr!" raunte ihm der listige Ludovico zu. „Seht, es folgen ihr in der Ferne mehrere

. Marie .

Diener, Ihr könntet Verdacht erwecken, reitet zurück zu Euern Kriegern und laßt mich allein zur Beobachtung hier."

Sforza folgte dem Rathe seines Dieners, ritt, nachdem das Fräulein in die Kirche getreten war, zurück und erwartete in dem Kastanienwalde die Rückkehr Ludovico's.

Hier hatte er Zeit zu überlegen, was er eigentlich thun wolle. Er mußte es sich gestehen, daß es nicht Vorsicht allein war, die ihn bestimmte, das Mädchen in seine Gewalt zu bekommen; ihre Schönheit hatte ihn bezaubert, sie hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz, und er fühlte sich in ihren Banden gefangen. Er hätte über den Zufall, der sie wahrscheinlich in seine Hände gab, jauchzen mögen, hätte nicht der Gedanke an den eigentlichen Zweck der Reise seine Freude getrübt. Noch kannte er zwar Bianca nicht, noch hatte ihn ihr Liebreiz nicht bezaubert, ihr Bild war nur das Bild seiner Phantasie. Auch wußte er wohl, wie gern die Schmeichelei einer Fürstentochter mangelnde Reize beilegt und die kleinsten Vorzüge zum unwiderstehlichen Zauber ausmalt; und er war stets in der Furcht, seine Phantasie werde ihn täuschen, und das, was mit treuen Banden Liebe an Liebe sonst so fest kettet, war ihm noch fremd. Daher öffnete ihm seine Verlobte mehr die Aussicht auf den Thron ihres Vaters, als die Pforten zu dem Tempel häuslichen Glücks; Liebe gab ihm kein Palladium gegen sein Herz, nur Klugheit befahl ihm, vorsichtig zu handeln. Er machte daher allerhand Plane, als Ludovico heransprengend sie plötzlich zerstörte.

„Sie zieht langsam jenen Weg dem Ulmengebüsche entlang, versäumt keinen Augenblick, Herr, sonst entwischt

ſie uns!" rief dieſer Sforza zu. „Sie reitet auf einem ſtattlichen Maulthiere, 2 Edelleute und 6 Diener begleiten ſie."

„Nimm 10 der beſten Renner und jage hinterdrein," befahl Sforza, „ich folge Dir!" und der magre Klepper fühlte ſchon die Sporen ſeines Reiters, dem 10 Geharniſchte folgten.

Bald ſahen ſie die Dame, die mit ihren Begleitern langſam ihres Weges ritt; doch kaum hörten dieſe den raſchen Hufſchlag der ihnen folgenden Roſſe, als ſie einen Augenblick anhielten, die bewaffneten Diener ſich um die Ritter ſammelten und ſo, auf dem Wege haltend, den Reitern Sforza's die Spitze bieten zu wollen ſchienen, während die Dame ihr Maulthier antrieb und die Höhe hinauf ritt. Als jedoch die Reiter mit eingelegten Lanzen auf die den Weg Verſperrenden losritten, war ihr Muth dahin; erſt wandten die Diener, dann die Ritter ihre Roſſe, jagten der eine hier-, der andere dorthin und überließen die Dame ihrem Schickſal.

Bald ward ſie eingeholt; der magere Klepper Ludovico's, ein braver Renner, hatte das träge Maulthier überholt, und mit ſteifer Galanterie ergriff er den Zügel und bat die Dame, ihm ohne Furcht zu folgen.

„Wer giebt Euch ein Recht, mich und meine Begleiter auf offener Straße anzufallen?" ſagte die von Geharniſchten Umringte, ohne in dem Tone ihrer Stimme die mindeſte Furcht zu zeigen; denn nur hieraus konnte man auf ihren Muth ſchließen, da ſie nach der Gewohnheit damaliger Zeit, zur Erhaltung zarter Haut, eine Sammtmaske vor ihrem Geſichte trug.

„Wer uns ein Recht giebt, Signora?“ erwiederte Ludovico — „ſeht auf unſere Feldbinden, ſie ſind grün und weiß; erkennt Ihr nicht in ihnen, daß wir dem Manne angehören, zu deſſen Untergang Ihr auf abenteuerliche Weiſe Euch Ritter werbt?“

„Alſo in Sforza's Gewalt bin ich? — Nun kenn' ich mein Schickſal!“ ſagte ſie mit Ergebung und folgte ohne Wiederrede Ludovico.

Als ſie ſich Sforza nahten, der auf ſeinem kaſtanienbraunen Hengſte ihnen entgegenkam, grüßte ſie ihn mit einem ſtolzen Kopfnicken, und auf ſeine Bitte, die Maske abzunehmen, erwiederte ſie: „Ihr wollt Euch wohl überzeugen, ob Ihr auch die Tochter d'Offida's in Eurer Gewalt habt; nur durch Gewalt könnt Ihr Euch Gewißheit verſchaffen! Doch habt wenigſtens die Artigkeit gegen eine Dame meines Standes, meine Zofe holen zu laſſen; ſie iſt auf jenem Schloſſe, das Ihr dort über dem Walde hervorblinken ſeht, und das der Herzog von Mailand, der eine ſolche Gewaltthat gewiß nicht ungeahndet laſſen wird, mir zur Wohnung angewieſen hat.“

Sforza fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkung, aber nun war es zu ſpät, und das Fräulein hatte ihre Bande nur noch enger gebunden, denn nun mußte ſie Sforza gefangen halten und die ganze Begebenheit mit einem dichten Schleier zu decken ſuchen. Er gewährte ihr deshalb auch die Bitte nicht, ihre Zofe kommen zu laſſen, that zum Schein, als ob er den Befehl dazu gäbe, und verfolgte, ohne ſich weiter um ihre Begleiterin zu kümmern, den Weg nach Vimarcato, wo einer ſeiner ihm ganz ergebenen Offiziere ein kleines Landhaus beſaß, wohin er

ſich in der Stille, alles Aufſehen zu vermeiden, mit der Dame begeben wollte.

Da er ſchon für dieſen Fall einen ſeiner Diener vorausgeſendet hatte, fand er Alles zu ſeinem Empfange bereit. Der Dame, die die Maske noch immer nicht abgelegt, wurde in einem abgelegenen Theile des Hauſes ein Zimmer angewieſen, deſſen Fenſter mit eiſernen Gittern wohl verwahrt waren, und das überdies noch ſorgfältig bewacht wurde. Nachdem man ihr Erfriſchungen gereicht und ihr Zeit gelaſſen hatte, ſich zu erholen, trat Sforza, immer noch in Furcht, daß es nicht Maria d'Offida ſei, bei ihr ein.

„Alſo Ihr ſeid der gefürchtete Sforza?" redete ſie ihn an, nahm von ſelbſt die Maske von dem Geſicht, und das Fräulein von jenem alten Schloſſe ſtand ſo ſchön, als damals, vor ihm. — „Es war ein ſonderbarer Zufall, der mich Euch an jenem Abende zu meinem Rächer erkieſen ließ," fuhr ſie fort. „Ihr konntet freilich nicht mehr ververſprechen, als Ihr thatet, und ſo entbinde ich Euch Eures Wortes. — Aber ſagt mir, Graf Sforza, was bewog Euch, mich auf ſolche gewaltſame Weiſe in den Staaten des Herzogs von Mailand gefangen nehmen zu laſſen? — Fürchtet Ihr ſo ſehr die Rache eines Weibes?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" erwiederte er lächelnd.

„Oder wollt Ihr auch an der Tochter rächen, was Ihr in Irrthum wähnt, daß der Vater an Euch verbrochen habe?"

„Noch weniger!"

„So ſagt mir, was Euch zu dieſer unedlen That beſtimmte?"

„Signora!“ rief Sforza, von ihrem Anblick erglüht, „ſeht in dieſen Spiegel, und er wird es Euch ſagen können.“

Das Fräulein konnte ein beifälliges Lächeln nicht unterdrücken. — „Alſo dies Geſicht war der Magnet, der Euch von der Straße von Mailand ab und hierher zog? — Arme Bianca Viskonti!“

„Warum nennt Ihr mir jetzt dieſen Namen, jetzt, da ich, in Eurem Anblick trunken, vor Euch ſtehe?“ unterbrach ſie Sforza.

„Habe ich eine andere Waffe gegen Euch, als den Talisman, den der Name der Verlobten bietet, und dieſen Dolch, der mir nothwendig dünkt, da Ihr, wie ich ahne, nicht einmal ſo viel Zartgefühl für eine Dame habt, ihr weibliche Bedienung zukommen zu laſſen?“

„Fürchtet Nichts!“ ſagte Sforza treuherzig. „Je mehr mein Herz für Euch glüht, deſto ſicherer könnt Ihr ſein; unedel wird Sforza nicht handeln!“

„So laßt mich frei!“

„Jetzt wäre es thöricht. — Bin ich vermählt —“

„Wollt Ihr denn wirklich Bianca Viskonti Eure Hand am Altare geben?“ fiel ihm das Fräulein raſch in die Rede, „oder triebt Ihr Scherz mit mir, als Ihr eben ſagtet, daß Ihr, in meinem Anblicke trunken, vor mir ſtändet?“

„Ich werde die Hand der Prinzeſſin am Altare empfangen und werde ewig, in Euern Anblick verſunken, vor Euch ſtehen!“

Bei dieſen Worten that das Fräulein ſchnell die Maske wieder vor. „Mein Antlitz ſoll nicht das Herz einer edeln

Fürſtentochter brechen," ſprach ſie mit Rührung. — „Arme Bianca, ich will das Glück Deines Lebens nicht untergraben! — Verlaßt mich, Graf Sforza!" ſprach ſie jetzt, und ihr ganzes Weſen ſchien verändert, der ernſte Ton milder, der ſtrenge Blick ſanfter geworden zu ſein. „Seit ich den Mann ſah, der meinen Vater im Kerker ſterben ließ, iſt der Wunſch nach Rache weniger laut in mir. — Ein Auge, wie das Eurige, kann nur der Spiegel einer edeln Seele ſein; Euer ganzes Weſen, Eure Geſtalt, der Ton Eurer Stimme läßt mich glauben, Ihr ſeid ein edler Mann; deshalb — zieht in Frieden nach Mailand, macht Bianca Viskonti glücklich, mein Segen ſoll Euch begleiten, meine Vergebung iſt Euch geworden!" — Sie reichte ihm bei dieſen Worten ihre Hand, die er mit Inbrunſt küßte. — „Nicht dieſe Gluth, Graf Sforza, ſie kann Euch nur verzehren, nicht beglücken — ſie könnte auch mich erfaſſen, und auch ich wäre dann unglücklich."

„Legt, ich bitte Euch, Signora," ſagte nach langem Schweigen Sforza bewegt — „legt Eure Maske ab!"

„Weshalb, Graf?"

„Gewährt mir dieſe Bitte!" — Das Fräulein legte die Maske ab, und ſein Auge ruhte glühend auf den ſchönen Zügen des herrlichen Mädchens. —

„Nun, Graf Sforza, was ſoll dies?"

„Es ſoll mein Herz prüfen, und ich glaube, es hat die Probe beſtanden!" ſagte er ernſt. „Ein unausſprechlicher Zauber zieht mich nach Euch hin, ein Zauber, dem ich nicht zu widerſtehen vermag, ſo lange ich in Eurer Nähe bin. Ein Gefühl ergreift mich, ſehe ich Euch, ein Gefühl, das mir neu und das gewiß die Liebe iſt, die

ich in meinem wilden Kriegsleben noch nie empfand. Bände mich nicht Ehr' und Pflicht, würde ich ſagen: „Maria d'Offida, laßt mich Euch durch Herz und Hand verſöhnen und werdet mein Weib. — Jetzt kann ich das nicht; ich würde das Ziel meines ganzen Lebens Euch opfern müſſen, und erwachte der Ehrgeiz, dieſer nie ſchlafende Dämon, in mir, wäret Ihr vielleicht Franz Sforza's unglückliches Weib. — Darum ſeht Ihr mich heute zum letzten Mal! Folgt ohne Bangen meinem Diener auf mein Schloß Rocca franca am Oglio; an dem Tage nach meiner Vermählung zieht, wohin Ihr wollt; in jeder Lage meines Lebens könnt Ihr einen Freund an mir finden. Früher darf ich Euch nicht entlaſſen; das gebietet mir die Vorſicht gegen die Tochter des Balthaſar d' Offida, — und nun lebt wohl! — Nicht dieſen Blick voll Güte, nicht dieſes freundliche Lächeln; jeder Strahl Eures Auges iſt ein Magnet, der mich an ſich zieht. — Lebt wohl!"

Sie reichte ihm die Hand, unwillkührlich zog er ſie an ſich — ſie widerſtrebte nicht — doch, ſchon halb an ſeiner Bruſt, riß ſie ſich los. „Lebt wohl, Sforza!" ſprach ſie bewegt, und ohne dies Lebewohl zu erwiedern, eilte er von ihr.

7.

Ludovico erhielt hierauf den Befehl, das Fräulein am andern Tage nach Rocca franca zu begleiten, ſie mit ausgezeichneter Achtung zu behandeln und mehr zu ihrer

Begleitung, als Bewachung, zu dienen. Er selbst, der über dieses Abenteuer die Zeit versäumt, die er zu seiner Ankunft in Mailand bestimmt hatte, begab sich am andern Tage nach Monza, nachdem er von Vimarcato einen seiner Hauptleute nach Mailand gesandt hatte, ihn unter dem Vorwande einer ihm zugestoßenen Unpäßlichkeit bei dem Herzoge wegen seines längeren Außenbleibens zu entschuldigen. Maria d' Offida hatte er nicht wieder gesehen.

Als er am Abend in Monza eintritt, traf er Simonetta, der zu seinem Empfang ihm von Mailand entgegengekommen war und unterwegs dem an den Herzog geschickten Offizier begegnet war. Der bedächtige Simonetta schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, in den Umgebungen Sforza's müsse ein Verräther sein, der jede seiner Handlungen nach Mailand berichte. Heute früh, als er sich vom Herzoge beurlaubt, habé dieser ihm mit zweideutigem Lächeln gesagt: „Ihr wollt Eurem Herrn entgegen? Uebereilt Euch nicht, Johannes! Sforza zieht in den Gebirgen von Brienza auf Abenteuer umher und läßt mich indessen warten; gut, daß meine Tochter noch nicht hier ist, sie würde den Mangel an Aufmerksamkeit noch tiefer empfinden, als ich."

„Also Bianca ist noch nicht in Mailand?" fragte Sforza gespannt.

„Wie der Herzog sagt, nein; wie ich aber gewiß weiß, so ist sie schon seit Wochen in dem Palaste Porta Zobbia," erwiederte Simonetta. — „Doch, Herr, verzeiht einem treuen Diener, wenn er Euch warnt; ich fürchte, Ludovico steht im Solde des Herzogs, denn der weiß Alles, und besonders die Dinge, worin Ihr dem Nar-

ren Euer Zutrauen ſchenkt. Zum Beiſpiel das Abenteuer am See Puſſiano kennt er genau; wohl möglich, daß er dies durch die Dame ſelbſt hätte erfahren können, aber der kleinſte, unbedeutendſte Umſtand blieb ihm nicht verborgen —"

„Ludovico meinſt Du? Nein, Meiſter Johannes, da irrt Deine Weisheit! Den Du einen Narren nennſt, der iſt eine treue, redliche Seele, mir ganz ergeben. Kümmre Dich nicht um ihn, ſo wenig, wie ich mich darum kümmre, ob der Herzog es weiß, oder nicht, daß ich auf einer alten Burg die Tochter d' Offida's ſprach —" Simonetta wollte noch Mehreres anführen, was ſeinen Verdacht von Ludovico's Untreue bekräftigen ſollte, aber Sforza, dieſer Sache müde, befahl ihm zu ſchweigen.

Von Simonetta war ſchon früher das Nöthige zum feierlichen Einzuge in Mailand angeordnet worden. Sforza wollte als Fürſt und nicht als Diener des Herzogs dort erſcheinen, deshalb zog er mit einem glänzenden Gefolge dahin. Seine Diener waren prachtvoll gekleidet, 50 Saumroſſe wurden ihm nachgeführt, 500 Lanzen und alle Generale ſeines Heeres begleiteten ihn. So zog er am andern Tage unter lautem Jubel des Volks in Mailand ein, ſendete 300 Lanzen wieder zurück, obgleich er ſie der Uebereinkunft gemäß in die Citadelle, wo das Schloß zu ſeiner Aufnahme bereitet war, hätte legen können, und begab ſich dann ſogleich zu dem Herzog.

In den Vorzimmern des Palaſtes ſah er nicht überall freundliche Geſichter, ihn zu empfangen. Im Rathe des Herzogs und in ſeinem Hofſtaate waren, wie in dem Heere, zwei Parteien, auch hier in die Schule des Braccio

und Sforza's getheilt. Jene ſahen mit mißgünſtigen Augen Sforza als Erbe des kränklichen Herzogs; ſeine Verſöhnung mit dieſem konnte ihnen nicht willkommen ſein, und ihr Benehmen ſprach dies ganz deutlich aus. Sforza kümmerte dies wenig; faſt immer gegen Piccinino im Felde das Uebergewicht habend, fühlte er nur zu gut, daß ſeine neue Stellung dies auch im Frieden noch vermehren mußte; er war, wie immer, freundlich gegen ſie und unterhielt ſich, während er lange im Vorzimmer warten mußte, auf das unbefangenſte mit Piccinino ſelbſt, mit dem er über ſeine kritiſche Lage bei Martinengo ſcherzte.

Endlich wurde er vorgelaſſen, doch nicht, wie er es erwartet hatte, zur feierlichen Audienz, im Gegentheil wurde er in das kleine Cabinet des Herzogs geführt, wozu nur deſſen Vertrauteſte Einlaß hatten. Hier fand er ſich dem Herzog allein gegenüber, der ihn mit beſonderer Freundlichkeit empfing und gleich nach der erſten Begrüßung nach dem Friedensgeſchäfte fragte. Sforza unterrichtete ihn, daß er dem Abſchluſſe nahe ſei, da jede Partei auf Eroberungen verzichte, und Viskonti bezeigte ihm deshalb ſeine Zufriedenheit. „Mit mir werdet Ihr wohl weniger zufrieden ſein, Graf Sforza, als ich mit Euch," ſagte nun der Herzog ſcherzend, „denn meine Tochter iſt noch nicht hier. Sie iſt auf ihrer Reiſe von Ferrara in Abbiate graſſo, wo ſie, wie Ihr wißt, ihre Kinderjahre verbracht hat, eingekehrt und wird erſt den Tag vor ihrer Vermählung ihren feierlichen Einzug in Mailand halten."

„Und es iſt mir nicht erlaubt, ſie dort zu ſehen?" fragte Sforza raſch.

„Habt Ihr doch viel Eile, Graf Sforza!“ unterbrach ihn der Herzog. „Bianca, meine Tochter, iſt zu frommer Andacht in dem Kloſter der heiligen Frauen, und die Signora, ihre Mutter, bei ihr, wahrſcheinlich der Tochter gute Lehren für den Eheſtand zu geben. Ueberdies würde es nicht ſchicklich ſein, die Prinzeſſin irgend wo anders, als in dem Palaſte ihres Vaters aufzuſuchen. Sieht man Euern Eifer, ſo ſollte man meinen, Ihr wolltet Nicolo Piccinino überfallen, ſo leidenſchaftlich und raſch ſeid Ihr in dieſer Sache.“

„Und ſollte ich es nicht, mein gnädiger Herr und Vater?“ nahm Sforza das Wort. „Sollte der Wunſch in mir nicht lebhaft ſein, meine Verlobte zu ſehen?“

„Das finde ich natürlich, beſonders wer, wie Ihr, Schönheit zu ſchätzen weiß,“ erwiederte Viskonti und betonte ſeine Worte gar ſonderbar. „Ihr waret auf Eurer Reiſe hierher unwohl?“ fragte er dann nach kurzem Schweigen. „Dies hielt Euch einen Tag länger von hier zurück?“

„Ja, eine leichte Erkältung, ſchnell vorübergehend,“ erwiederte Sforza, wohl ein wenig verlegen.

„Die Luft in den Bergen von Brienza ſoll ſehr veränderlich ſein und auf das Gemüth des Menſchen wirken!“ fuhr Viskonti fort. „Doch, Ihr ſcheint noch ermattet. Begebt Euch in Eure Wohnung, ruht aus, damit Ihr am Tage des heiligen Burkhardt bei dem Einzuge der Prinzeſſin geſtärkt und munter ihr entgegenreiten könnt. Auch muß ich Euch geſtehen, daß es mich gefreut hat, daß ihr 300 Lanzen aus der Stadt gelegt habt, es zeigt mir Euer Zutrauen; Ihr thut wohl daran, mir, dem Vater Eurer Gemahlin es zu ſchenken; aber ich rath' Euch

doch, Sforza, ſeid künftig vorſichtiger; Mißtrauen iſt oft räthlicher, als Vertrauen; ich hätte in Eurer Lage meine Lanzen nicht aus Mailand geſchickt."

Sforza wollte eben hierauf antworten, aber der Herzog hatte, noch während er ſprach, die Schelle gezogen, und ein Kämmerer trat ein.

„Iſt die Begleitung bereit?" fragte der Herzog.

„Ja, gnädiger Herr!" erwiederte der Höfling.

„So lebt wohl bis morgen, Graf Sforza!" ſagte Viskonti, ſo freundlich, wie er während der ganzen Unterhalung geweſen war, und entließ ihn.

8.

Faſt der ganze Hofſtaat des Herzogs ſtand, Sforza erwartend, auf dem innern Hofe des Palaſtes. Die Trompeter des Herzogs, in feſtlicher Kleidung, die Hellebardierer, die ſonſt nie den Palaſt verließen, eine unzählige Menge Diener und die Hofbeamten erwarteten ſeine Ankunft. Ein braunes türkiſches Roß mit prachtvollem Sattelzeuge wieherte und ſtampfte, ungeduldig, den Helden zu tragen, der jetzt durch das Portal ſchritt und unter Trompetenſchall und dem Jubel der Verſammelten ſich auf das bäumende Roß ſchwang und durch die belebten Straßen Mailands, überall vom Volke unter Jubelruf gefolgt, nach der Citadelle ritt. Hier entließ er ſeine Begleitung, fürſtlich beſchenkt, und betrat die für ihn bereiteten Zimmer.

Alles, was der Luxus damaliger Zeit bot, fand er hier in dem Palaſte der Citadelle weit prachtvoller, als in den finſtern Gemächern Viskonti's; man hätte glauben ſollen, eine weibliche Hand habe hier geſchaffen und geordnet, ſo ſchön, ſo geſchmackvoll war Alles eingerichtet, und Sforza, obgleich an Pracht gewöhnt, da er in ſeinen Schlöſſern, wie in ſeinem Zelte, Jedermann fürſtlich empfing und bewirthete, war dennoch von dem Glanze, der ihn hier umgab, überraſcht. „Ein gutes Zeichen!" meinte del Vermo, einer ſeiner Kriegsoberſten, dem es gleichfalls auffiel. „Wo der Herzog verſchwendet, da will er gewinnen, und nur wo er gewinnen kann, da meint er es redlich." Sforza lächelte über dieſe richtige Bemerkung, und luſtig und heiter ſetzten ſich nun die Krieger an die wohlbeſetzte Tafel, wo ſie die Bewirthung eben ſo verſchwenderiſch fanden, als die Einrichtung der Gemächer.

Noch war die Tafel nicht aufgehoben, als ein vertrauter Diener Sforza Etwas leiſe in's Ohr flüſterte, dieſer, ſich entſchuldigend, aufſtand, den Saal verließ und nach ſeinem Gemache eilte. Hier fand er die traurige Geſtalt Ludovico's, der mit niedergeſchlagenen Augen, gleich einem büßenden Sünder, vor ſeinem Herren ſtand.

„Wo kommſt Du her?" redete ihn Sforza barſch an. „Wer gab Dir die Erlaubniß, hier zu erſcheinen?"

„Mich treibt mein unglückliches Schickſal hierher, gnädiger Herr!" erwiederte der Hagre.

„Welch' unglückliches Schickſal?" fuhr Sforza auf. „Rede."

„Euern Befehlen zufolge, der Signora d' Oſſida mehr zum Begleiter, als zur Bewachung zu dienen,

wendete ich vielleicht nicht Vorsicht genug an. — Sie ist mir entflohn —"

„Entflohn, aus eignem Willen entflohn?" fragte Sforza ruhiger, als es vielleicht Ludovico erwartet hatte.

„Ja, Herr, ich glaube es, sie floh aus eignem Willen. Hört mich an, wie sich Alles begab und dann richtet nicht streng." Sforza, der sich jetzt an Simonetta's Worte erinnerte, war gespannt. Die Erzählung sollte entscheiden, ob der Scharfblick des Geheimschreibers auch hier, wie fast immer, recht gesehen habe. Ludovico begann mit mehr Fassung, als er Anfangs gezeigt hatte.

„Gleich darauf, als Ihr, wie bekannt, das Fräulein in Vimercato verließet, stellte sich die Zofe, die Euch am See anhielt, wieder ein. Ich glaubte, es sei mit Eurem Wissen und bekümmerte mich nicht weiter um sie, besorgte noch ein Maulthier, ließ Speise und Trank einpacken, daß wir nicht in den Herbergen einzukehren brauchten, und als Ihr am Morgen uns verließet, zog auch ich, von den 6 Reitern begleitet, den Weg nach Rocca franca. Glücklich, ohne Abenteuer, gelangten wir gegen Mittag an den Kanal von Martesana; dort fanden wir ein schattiges Plätzchen und Wasser für unsere Thiere, und da ich nicht nach Cassano wollte, machten wir hier Halt. Ich ließ die Thiere abzäumen und füttern, befahl die Decken zu breiten und Wein und kalte Speisen aufzutragen, und nichts Böses ahnend, ließ ich bei den alten Küraſſieren die Flasche fleißig herumgehen, und ich selbst, ich gestehe es, leerte einige Becher, die Frauen aber nippten kaum von dem Weine, was mir auch nicht auffiel, denn so thun sie gemeiniglich. Was nun weiter vorgefallen ist, kann ich

Euch nicht berichten, denn ich war feſt eingeſchlafen, und als ich erwachte, ſah ich die Sonne ſchon tief im Abend ſtehen, ſah meine Leute alle noch ſchlafen, die Frauen und ihre Maulthiere aber ſah ich nicht mehr. Ich rüttelte die Schläfer auf, trieb ſie auf ihre Roſſe, ſandte ſie, Kundſchaft von den Entflohenen einzuziehen, nach allen Weltgegenden aus, beſtimmte Melzo als den Ort, wo wir uns wiederfinden wollten, und ich ritt die Straße nach Mailand. Wir fanden uns geſtern Abend in Melzo wieder, doch Niemand hatte nur die leiſeſte Spur von den Entflohenen gefunden.

So kehre ich denn zu Euch zurück, mein gnädiger Herr, tief gebeugt, und hoffe, Ihr werdet einem treuen Diener verzeihen; ſicher war ein Schlaftrunk in dem Weine; fragt nur die Krieger, ob von ſo wenig Wein je ein Küraſſier des Grafen Sforza trunken wurde."

Sforza hatte die Erzählung ganz ruhig angehört, doch jetzt warf er einen ſcharfen zornigen Blick auf den Hagern, rief einen Diener und befahl, Simonetta zu ihm zu beordern.

„Was ſoll Simonetta, von dem ich weiß, daß er mein Feind iſt," fragte, wohl etwas aus der Faſſung, Ludovico; „was wollt Ihr mit mir beginnen?"

„Was Du verdienſt!" ſagte Sforza kalt. „Simonetta!" befahl er dann dieſem, der ſich zu kommen beeilt und dem er das Vorgefallene mitgetheilt hatte, „laß Ludovico in feſten Gewahrſam bringen, auf dem Schloſſe Viskonti's findeſt Du gewiß dergleichen, unterſuche die Sache genau, laß die Soldaten verhören und dann ſtatte mir Bericht ab!" Der Geheimſchreiber, ſchon im voraus

überzeugt, der Narr sei schuldig, konnte seine Freude nicht unterdrücken, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, dem Hagern zu schaden, und ließ ihn in ein finsteres, wohlverwahrtes Gefängniß bringen. „Hier," sagte er höhnisch, „hast Du Zeit bis morgen, in der Finsterniß, die Dich umgiebt, Deine Zukunft zu belauschen, oder steht sie vielleicht schon jetzt vor Dir?"

„Ich sehe sie schon vor mir," rief der Alte begeistert, „auch die Deinige, Meister Simonetta, erblick ich!"

„Nun, so theile sie mir mit!" sagte dieser halb spottend, halb neugierig.

„Ich sehe mich mit Ketten beladen aus diesem Kerker treten und höher steigen, als ich je stand."

„Damit seine Prophezeiung wahr werde, legt ihm Fesseln an!" befahl Simonetta. „Auch will ich dafür sorgen, daß das Gerüste fein hoch wird, das Du besteigen sollst —"

„Dich aber seh' ich —" fuhr Ludovico unbekümmert fort —

„Was siehst Du von mir, Narr?" fiel ihm Simonetta verdrießlich in die Rede.

„Ich sehe Dich als Günstling des Herzogs von Mailand, dem Du mit blinder Treue ergeben bist."

„Unglücklicher! ich dem Herzoge von Mailand treu ergeben?" — rief Simonetta außer sich. „Willst Du auch mir Dein Verbrechen aufbürden, hagrer Narr?"

„Das will ich, und mit Recht!" sagte der Alte lachend. — „Und nun laß die Zukunft und beginne mein Verhör."

Aber der Geheimſchreiber fand dies noch nicht an der Zeit. Er wollte erſt die Reiter zur Unterſuchung ziehen, um vielleicht mehr Stoff zu verfänglichen Fragen an Ludovico zu finden. Eigentlich haßte er den alten Mann nicht, nur hatte es ihn ſchon ſeit langer Zeit verdroſſen, daß er ihm als Geheimſchreiber und Vertrauten Sforza's nicht mit mehr Achtung und Unterwürfigkeit entgegenkam. Ueberdies glaubte er Gewißheit zu haben, daß er mit dem Hofe zu Mailand in Verbindung ſtehe und insgeheim Boten hin- und hergingen. Ja, einmal glaubte er ſchon einen ſolchen in ſeinen Händen zu haben, aber er entwiſchte ihm wieder, und ohne Beweis durfte er bei Sforza nicht hoffen, Ludovico der Verrätherei förmlich anklagen zu können. Simonetta's treue Ergebenheit gegen ſeinen Herrn und der geſchöpfte Verdacht von Ludovico's Verrätherei machten ihn jetzt zu deſſen erklärtem Feinde.

Aber trotz dieſer Feindſchaft konnte er am andern Morgen ſeinem Herrn nichts weiter berichten, als daß die Reiter einſtimmig ausſagten, daß Ludovico während der kurzen Reiſe alle nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen habe, in den Wein aber müßte ein Schlaftrunk gemiſcht worden ſein, denn eine unwiderſtehliche Müdigkeit habe ſie überfallen und ihr feſter Schlaf ſechs Stunden gedauert. Ob nun die Frauen den Schlaftrunk in den Wein gemiſcht, ob Ludovico darum gewußt, das blieb die Frage.

Ein großes Banquet, das der Herzog an dieſem Tage in dem Innern ſeines Palaſtes gab, wo er mit beiſpielloſer Freundlichkeit ſich gegen ſeinen künftigen Eidam bezeigte, und von dem Sforza erſt ſpät am Abend zurück-

kehrte, hielt diesen ab, weiter an die Sache zu denken. Ueberdieß beschäftigte ihn die Vorbereitung zu dem Einzuge und dem Empfange der Prinzessin zu sehr, und so blieb der arme Ludovico im Kerker, und auch Simonetta hatte so viel zu thun, daß selbst er nicht an ihn dachte.

9.

Den Tag vor dem Einzuge der Prinzessin ließ der Herzog unerwartet Sforza einladen, zu ihm zu kommen. Dieser säumte keinen Augenblick, so unangenehm es ihm auch war, da er etwas Wichtiges und eben nichts Gutes erwartete. Am Ziel eines längst ersehnten Glücks ist jede Störung, jedes Ueberraschende unangenehm, keine Veränderung wünschenswerth; deshalb ging er mit Unmuth zu Viskonti, besonders, als ihm in dem nämlichen Augenblicke Simonetta meldete, daß, trotz der Fesseln, Ludovico aus seinem Kerker entflohen sei. Die Gesichter der Hofleute, die ihn in Porta Zobbia empfingen, verriethen ihm Nichts; sie waren heute verbindlich und lächelnd, nur glaubte er mehr Kriegsvolk in dem Innern des Palastes zu bemerken, als gewöhnlich. Dies fiel ihm auf, mehr aber noch das ernste finstre Gesicht des Herzogs, der ihn heute nicht allein empfing; Caymo und zwei die Thüre bewachende Diener waren zugegen und entfernten sich auch während der folgenden Unterredung nicht.

„Graf Sforza!" redete ihn der Herzog in einem eben nicht verbindlichen Tone an, „ich habe Euch zu mir

rufen laſſen, um Euch über eine Angelegenheit zu befragen, die mir um deſto ſonderbarer erſcheint, da ſie ſo kurz vor Eurer Vermählung mit meiner Tochter ſich ſoll zugetragen haben. Ihr ſeid bei mir der gewaltſamen Entführung einer vornehmen Dame angeklagt!"

„Ihr ſagt mir dies in Gegenwart dieſer Diener?" unterbrach ihn Sforza beleidigt.

„Unter vier Augen erſchien es mir noch unſtatthafter!" erwiederte der Herzog. „Doch habt die Güte, mir Rede zu ſtehen und mir zu ſagen, ob Ihr Euch eines ſolchen Vergehens ſchuldig fühlt."

„Steh' ich denn hier vor meinem Richter?" entgegnete Sforza ſtolz. „Ich bin nicht in Eurem Dienſte, Herr Herzog, und nicht Euer Unterthan!"

„Ihr ſteht vor dem Herzoge von Mailand, auf deſſen Gebiet ihr die gewaltſame That verübtet; Ihr ſteht vor dem Vater Eurer Verlobten; beiden ſteht wohl das Richteramt über dergleichen zu. — Ueberdies, Graf Sforza, ſeid Ihr in meiner Gewalt. Ihr kennt dieſen Palaſt und wißt, daß der Weg hinaus nur dem offen ſteht, dem ich ein freundliches: Gehabt Euch wohl! ſage. Ihr ſteht hier nicht an der Spitze Eures Heeres, fügt Euch daher in die Umſtände —"

„Herzog von Mailand!" fuhr bei dieſen Worten Sforza auf. „Auf alle Fälle habe ich gedacht —!"

„Ich glaube kaum!" unterbrach ihn der Herzog lächelnd.

„Bin ich um die Mittagsſtunde nicht zurück, ſo laſſen meine Generale mich fordern; erſchein' ich nicht, ſo beginnen ſie das Feuer von der Citadelle, und Euer wohl

befeſtigter Palaſt könnte leicht ein Schutthaufen werden. Ueberdies iſt Simonetta mit 300 Lanzen nach Abbiate grasso der Prinzeſſin entgegen, die ihm als Geißel für ſeinen Herrn dienen wird."

„Nun, ſo müſſen wir wohl gelindere Saiten aufziehen, Caymo?" ſagte der Herzog hohnlächelnd zu ſeinem Geheimſchreiber. „Die Prinzeſſin müſſen wir Euch wohl für den Augenblick laſſen, aber wollte ich Euern Tod, wovor mich und Euch der Himmel bewahre, ſo kennt Ihr die Verhältniſſe zu gut, um nicht zu wiſſen, daß, wenn Franzesko Sforza nicht mehr iſt, der Meiſtbietende ſeine Lanzen mit ſammt der Prinzeſſin und dem treuen Simonetta erkaufen kann, wenn er will. Was die Beſchießung betrifft, ſo werdet Ihr ſchwerlich paſſende Kugeln finden. Der Herzog von Mailand übergiebt die Citadelle Niemandem, ſelbſt ſeinem Eidam nicht, ohne ihn der Mittel zu berauben, ſie gegen ihn zu gebrauchen."

Jetzt lächelte Sforza. „Gnädiger Herr!" ſagte er, „ich kannte dies von früherer Zeit, und war vorſichtig genug, das Geſchütz unterſuchen zu laſſen, und die todten ſind auferſtanden, die vergrabenen Kugeln aufgefunden worden."

Viskonti erbleichte, ſprach heimlich mit Caymo, der durch dieſe Mittheilung weniger beſtürzt ſchien, als ſein Herr, und wandte ſich dann wieder an Sforza. „Die Tochter des d' Offida iſt hier im Palaſte. Begebt Euch zu ihr und ſucht die Sache auszugleichen, ehe die Prinzeſſin ihren Einzug hält. Auch Maria d' Offida bringt Euch Cremona und Pontremoli zum Brautſchatz

mit.“ Dies ſagend, öffnete er ſchnell eine Tapetenthür und verſchwand.

„Was ſollten dieſe Worte ſagen, Caymo?“ fragte er erſtaunt.

„Herr!“ erwiederte der Geheimſchreiber, ihn in das Fenſter führend, damit die Diener ihr Geſpräch nicht hören konnten; „ich ſollte meinen, Euch wären die Worte des Herzogs nicht unverſtändlich, denn Ihr müßt ihn doch zu gut kennen. Wie oft verſprach er Euch die Hand der Prinzeſſin, wie oft täuſcht' er Euch? Jetzt, da ihm verrathen wurde, daß Euch Signora d' Offida nicht mißfallen, wohl ſehr gefallen habe, hofft er durch ſie ſeines Verſprechens quitt zu werden und opfert Cremona und Pontremoli. Iſt es Euch nun klar?“

Dieſe Aeußerung überraſchte Sforza. „Cremona und Pontremoli bleibt mein — und welches Recht hat die uneheliche Tochter an dieſem Reichslehen? Nur an der Spitze meines Heeres kann ich mir Mailand erwerben, ob an der Hand Maria's oder Bianca's?“ — Dies waren die Gedanken, die in ihm aufſtiegen, als die ſchöne Maria d' Offida, mit den glühendſten Phantaſiefarben geſchmückt, an ihm lockend vorüberſchwebte. „Führt mich zu der Dame!“ ſagte er dann plötzlich und folgte dem lächelnden Caymo.

10.

Zwei Flügelthüren thaten ſich auf, und Sforza blieb erſtaunt am Eingange des Zimmers ſtehen, wo er

am geöffneten Fenſter Maria d'Offida prachtvoll gekleidet ſitzen ſah. Ihre linke Hand ſtützte das gebogene Köpfchen, deſſen dunkle Augen freundlich nach dem Eintretenden ſahen; die rechte, ein Buch haltend, ruhte auf ihrem Schooße.

„Seid mir in Mailand gegrüßt, Graf Sforza!" rief ſie dem Staunenden entgegen, hinter dem ſich die Thüre ſchloß. „Warum ſeht Ihr mich ſo verwundert an? Mißfall' ich Euch in dieſem Schmucke, den mir die Freigebigkeit des Herzogs verehrte?"

Dieſe Worte ſtörten Sforza in ſeinem Beſchauen, riefen ihm das zurück, was ihm vor wenigen Augenblicken Caymo geſagt hatte, und der beſonnene Mann ſtand wieder vor dem freundlichen Mädchen.

„Eine ſo liebliche Erſcheinung ihr mir auch immer ſeid, Signora," ſprach er endlich, „Ihr mögt Euch mir in dem Gewande einer Trauernden, oder in dem eines ſchlanken Mädchens aus Brienza, oder in dieſem fürſtlichen Staate zeigen, ſo bin ich doch verwundert, Euch hier zu ſehen, wo Ihr mich in mancherlei Verlegenheiten geſetzt habt."

„Ich? Das ſollte mir leid thun!" erwiederte ſie unbefangen.

„Warum folgtet Ihr nicht meinen Dienern nach Rocca franca?" fragte Sforza, immer noch gegen den Eindruck kämpfend, den das reizende Mädchen auf ihn machte.

„Warum gabt Ihr mir ſo ſorgloſe Begleiter, die mein Geſchrei nicht erwecken konnte, als das Volk des Herzogs mich zwang, ihnen zu folgen?" erwiederte ſie.

„Alſo nicht freiwillig?“

„Da bewahre mich Gott vor! — Freiwillig trennte ich mich nicht von Euch oder vielmehr von Euern Dienern,“ ſetzte ſie ſchnell, aber verlegen hinzu.

„Der Herzog ſendet mich her, Euch zu verſöhnen“ — nahm nun Sforza das Wort.

„Seid Ihr denn mein Feind?“ fiel ſie ihm ſchnell in die Rede.

„Euch zu vermögen, die Unbill zu vergeſſen, daß ich Euch gewaltſam fortführen ließ —“

„Vergeſſen?“ — wiederholte ſie, wahrſcheinlich ſich ſelbſt vergeſſend. „Um Alles in der Welt möcht' ich den Tag in Vimarcato nicht vergeſſen. — Nehmt dieſe Hand,“ ſie reichte ihm ihre Schwanenhand, „und mit ihr die Ueberzeugung, daß ich nichts Feindliches gegen Euch unternahm, nicht hier, nicht dort.“

„Und der Gedanke an Euern Vater?“

„Wird mich nicht mehr zum Haß aufrufen —“

Sforza's Auge ruhte bei dieſen Worten, die ſie ſo traulich ſprach, feſt auf dem Mädchen, das freundlich und wohlwollend, faſt liebend auf ihn blickte. Ernſt waren ſeine Gedanken. Sein Herz hing an dem Mädchen, er war von ihrer Schönheit ſonderbar ergriffen; aber zu ſehr Mann, um ſich einem ihm neuen Gefühle leichtſinnig zu überlaſſen, wog er in dieſem Augenblicke, wo er die Schwäche des Herzens fühlte, bedächtig ſein Schickſal und ſuchte dabei in die verſchleierte Zukunft zu blicken. —

„Was ſtarrt Ihr mich ſo finſter an, Graf Sforza? Sinnt Ihr auf Mittel, mich aus dem prunkenden Gefängniſſe von Porta Zobbia nach dem freundlichen Rocca

franca zu bringen?" fragte ſie. „O thut es, dieſe Perlen drücken mich, ich möchte ſo gern —"

„Mir folgen?" unterbrach ſie Sforza raſch.

„Ehe ich Euch ſah, ehe ich Euch kannte," erwiederte ſie, erröthend die Augen niederſchlagend, „da wollte ich —"

„Und jetzt?"

„Jetzt? — Nur Euer Glück!" fuhr ſie erbebend fort. „Wollt mir folgen?"

Sie ſchwieg und zitterte.

„Ja, die Liebe bietet auch ohne prieſterlichen Segen Wonne!" ſagte er, ſie mit flammendem Auge betrachtend.

„Graf Sforza!" rief das Mädchen, Purpurgluth überflog ihre Wangen und ihr freundliches Auge ſah ernſt auf ihn, der traulich ihre Hand faßte.

„Nein, edle Tochter d'Offida's, ich wollte Dich nur prüfen!" ſagte er treuherzig. „Hätteſt Du mir ohne prieſterlichen Segen folgen wollen, warſt Du nicht edel genug, die Gattin Sforza's zu werden. — Willſt Du aber Hand und Herz, ſo ſprich, und ich gehe, es dem Herzog zu verkünden."

„Und Bianca Viskonti? — Sie ſoll ſchön ſein!" ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Ich kenne ſie nicht, ſie kennt mich nicht!" ſagte er raſch. „Unſre Herzen ſind ſich ſo fremd, wie unſre Blicke, Politik knüpfte ein Band, das der Herzog ſelbſt wieder zu löſen wünſcht."

„Und das Herzogthum Mailand?"

„Maria d'Offida! — Wahr, wie es einem Kriegsmanne geziemt, will ich Dir antworten. Ja, das Herzogthum Mailand habe ich gegen Deinen Liebreiz in die

Wagſchaale gelegt, und es ſank; da legte ich ſchnell mein Schwert und mein Glück zu Deinen Reizen, und ſie ſiegten. An Bianca Viskonti's Hand kann ich mir Maria d'Offida nie gewinnen, in den Armen Maria d'Offida's aber bahnt mir Muth, Glück und dies treue Schwert den Weg zum Throne von Mailand, wenn einſt Philipp Maria nicht mehr ſein wird."

„Und träte jetzt Bianca Viskonti vor Euch, in all' ihrer Schönheit," nahm das Mädchen, ſtets zagend, das Wort, „und ſpräche: Sforza, ich habe Dich ſchon geliebt, als ich noch ein Kind war, die Jungfrau hat Dich oft aus ihrer Verborgenheit mit klopfendem, ſehnſuchtsvollem Herzen betrachtet, ſie liebt Dich mit der Gluth der erſten, einzigen Liebe, ſie tritt vor Dich, bietet Dir mit ihrem Herzen das ſchöne Mailand, was würdet Ihr erwiedern? — Doch nein, nein — antwortet nicht. — Erſt müßt Ihr ſie ſehen, müßt fühlen, ob Euer Herz gegen ihre Reize gewaffnet, ob Euch dann noch Maria d'Offida wünſchenswerth iſt."

„Nein!" ſagte Sforza ernſt. — „Was bedarf es dieſer Prüfung? — Du ſtehſt feſt in meinem Herzen, und was ich mir einmal zum Ziel meines höchſten Wunſches ſteckte, danach ſtreb' ich unaufhaltſam, unverrückt. Wie könnte Bianca Viskonti um den Preis des Holden mit Dir ſtreiten, und was iſt der Beſitz von Mailand gegen Deinen Beſitz?" — Er umſchlang die Bebende, zog ſie ſtürmiſch an ſich, und ſie duldete ſeine Küſſe.

Da rauſchte es plötzlich, der ſeidene Vorhang rollte auf, und der Herzog ſtand mit ſeinen Vertrauten hinter ihm — die Geliebte wand ſich erröthend aus Sforza's Armen

und ſtürzte in die Arme Viskonti's — „Vater!“ ſtammelte ſie, „ich bin zu glücklich; er liebt mich, liebt mich mehr, als Thron und Macht, mein Herz, nicht Mailand will er! — Kommt, Sforza!“ wandte ſie ſich dann zu dem Erſtaunten, „kommt, an der Hand Bianca Viskontis den Segen ihres Vaters zu empfangen.

11.

Die Prinzeſſin hatte, auf ihre Reize vertrauend, den ſonſt ſo ernſten Vater bewogen, ihr die Prüfung Sforza's zu erlauben. Dem Mißtrauiſchen lag ſelbſt daran, zu wiſſen, ob die Ausſicht des reichen Erbe allein dieſem den Beſitz ſeiner Tochter ſo wünſchenswerth mache; er willigte in die Plane Bianca's. Sie gewann Ludovico, der, nur das Glück ſeines Herrn dabei zu befördern glaubend, ſich willig dazu finden ließ, und ſo wurde Sforza getäuſcht.

Den Tag nach der Entwickelung ward Bianca Sforza's Gattin. Von den Dichtern damaliger Zeit, wegen ihrer Schönheit, ihres edlen Gemüths und ihres glänzenden Verſtandes beſungen, war ſie die Zierde Italiens, blieb, als Viskonti's Haß von Neuem Sforza verfolgte, ihrem Gatten im Glück und Unglück ſtets treu zur Seite, und als nach des Herzogs Tode Sforza erſt nach jahrelangem Kampfe ſich den Thron von Mailand erringen konnte, zeigte ſie zu verſchiedenen Malen, daß zu ihren vielen Tugenden auch der Heldenmuth ſich geſellen könne.

Ludovike's Prophezeiung traf ein. Mit einer goldnen Kette belohnte ihn der Herzog, als er das Gefängniß verließ, und Sforza ſchenkte ihm bis an ſeinen Tod ſein Vertrauen. Simonetta ward des Herzogs Franz Sforza Günſtling, und nach deſſen Tode ſein Biograph.

Der Rebell von Hoogstraten.

Es war ein heißer Nachmittag des Jahres 1602, als zwei Haufen ſpaniſcher Reiterei dicht hinter einander die Straße von Brüſſel nach der Maas zogen. Ihre Anführer ritten vertraulich zuſammen und waren über ihre Kriegsoperationen in ein ernſtes Geſpräch verwickelt.

Es waren zwei in der ſpaniſchen Armee berühmte Parteigänger, die Schrecken der feindlichen und neutralen Provinzen. Obgleich von ganz verſchiedenem Charakter und Denkweiſe, waren ſie dennoch Freunde, und bisher hatte keine militairiſche Eiferſucht zwiſchen ihnen ſtattgefunden. Der eine war Jaques du Terail, ein franzöſiſcher Edelmann, der, in Birons Verſchwörung verwickelt, noch zu rechter Zeit ſein Vaterland verlaſſen hatte und in ſpaniſche Dienſte getreten war, wo er ſich bald durch Muth und Verſchlagenheit auszeichnete. Er war jung und ein vollkommen ſchöner Mann, mehr nach Genuß, als Ehre, mehr nach Beute, als Ruhm ſtrebend. Nur Weiber, Wein und Würfelſpiel war ihm Reiz des Lebens. Offen und freigebig gegen Jedermann, war er Jedermanns Freund, und die Soldaten liebten ihn, weil er mit ihnen

ſein geraubtes Geld zum Theil wieder vergeudete. Er war das Schrecken der Bürger und Landleute, und wo ſeine Arquebuſiere mit ihren rothen Schärpen und der rothen Hahnfeder auf dem Hute einritten, da verbarg Jeder ſeine Habe, oder flüchtete mit Weib und Kind.

Der Andere, Thomas Ziller, eines Kaufmanns Sohn aus Tirlemont, war älter, doch noch in kräftigen Mannesjahren. Zum Kaufmannsſtande erzogen, hatte er ſich früh etablirt und ein reizendes Mädchen geheirathet, die ihm untreu ward, ihn heimlich verließ und bald darauf ſtarb. Er wollte ſein Glück zum zweiten Male nicht wieder ſeinem Herzen, ſondern allein der Vernunft anvertrauen und heirathete deshalb eine bejahrte reiche Wittwe, die ihm das Leben auf vielerlei Weiſe verbitterte, beſonders als er, ohne ſeine Schuld, durch ſeinen innigſten Freund, ſein ganzes väterliches Erbe verlor, und ſie, ſtatt ihn zu retten, ihn hülflos ließ. Der Tod befreite ihn von dieſem Weibe, das ihn enterbt und ſo dem Elende ganz preisgegeben hatte. Da trieb ihn die Verzweiflung und die Noth, Dienſte bei dem Regimente des Herzogs von Arſchot zu nehmen. Den Tod ſuchend, ſtürzte er ſich in tauſend Gefahren, unternahm die abenteuerlichſten Dinge, zeichnete ſich dadurch aus und ſtieg bald bis zum Hauptmann, wo ſich ihm ein neues Feld der Thätigkeit zeigte. Der Erzherzog übergab ihm 2 Fahnen freiwillige Reiter, mit denen er bald das Schrecken des feindlichen Landes wurde; im befreundeten Lande hielt er jedoch die ſtrengſte Mannszucht.

Dieſer Mann war ernſt, zurückhaltend, und ſchon in ſeinem Geſichte ſprach ſich der Trübſinn aus, der ihm das

Leben verbitterte. Er glaubte ſich von Jedermann gemieden und mied deshalb auch Jedermann; nur du Terail hatte ſich ſeine Freundſchaft dadurch zu erwerben gewußt, daß er ihn einſt aus einem Haufen Feinde hieb und nicht einmal Dank dafür annehmen wollte. Mit allen ſeinen Kameraden blieb er auf entferntem Fuße, das Leben war ihm mehr Laſt, als Freude, und ſo ging er in dem Glauben, nun gegen alle Pfeile des Schickſals gepanzert zu ſein, ernſt, aber freudig dem Tode entgegen.

„Jetzt hielten die beiden Freunde unter einem ſchattigen Eichbaume an, ihre Reiter lagerten ſich und fütterten die Roſſe. „Nun, Thomas!“ begann du Terail, „ſo muß das Loos entſcheiden, da Du, als der Aeltere, nicht wählen willſt.“

„Mir iſt Alles gleich, ob ich nach Erkelens oder nach Weert ziehe,“ erwiederte der Niederländer; „den ſchlechteſten Theil bekomme ich doch, ob ich wähle, oder looſe.“

„Sonderbarer Menſch!“ nahm du Terail das Wort, ſo kühn im Handeln, und doch ſtets ſo wenig Hoffnung zum Glück. Dächt' ich, wie Du, ſtände mir nicht bei jedem Unternehmen ein glücklicher Ausgang vor Augen, ich bliebe daheim, und nicht Ehrgeiz, nicht Gewinnſucht trieben mich aus meinem Zelte, wenn ich nicht müßte. Sag' mir nur, was bringt Dich noch auf Dein fahles Roß, das faſt ſo bleich und melancholiſch ausſieht, wie Du ſelbſt?“

„Der Tod!“ erwiederte Hauptmann Thomas.

Du Terail lachte laut auf und leerte mit raſchen Zügen den vor ihm ſtehenden Becher. „Wenn mich der Freund einladen wollte,“ rief er, „dem folg' ich ſicher nicht! Der Tod iſt mir im Himmel, wie auf Erden, das

unleidlichſte Geſchöpf. Denk' Dir nur, wie widrig ſein Anblick, wie unausſtehlich die Muſik iſt, mit der er angeklappert kommt. Hohl und leer, wie gemeiniglich mein Sekkel, nicht eine Unze Fleiſch an dem ganzen Knochenmanne, und doch hat er ohne ein Quentchen Lunge ſtärkeren Odem, als unſres Hufſchmieds Blaſebalg, denn mit einem leiſen Hauche bläſ't er unſer Lebenslicht aus, und dann hat der Spaß ein Ende. Der Tod iſt mir ein grauſiger Gedanke; ſo oft er in mir aufſteigt, und Gott ſei es gedankt, das geſchieht nicht oft, erſäufe ich ihn in gutem altem Weine —"

„Glücklicher!" unterbrach ihn der Niederländer; „ich erwarte ihn, wie der Gefangene die Freiheit. — Mich hat das Leben betrogen!"

„Und weißt Du, ob Dich der Tod nicht auch betrügt, weißt Du, wohin er Dich führt?"

„Aus dem Leben, und das iſt mir genug! Mich hat die Liebe, mich hat die Freundſchaft hintergangen. Mein Roß und mein Jagdhund blieben mir treu, ein Menſch noch nie!"

„Auch ich nicht?" fragte du Terail empfindlich.

Thomas lächelte bitter. „Unſre Freundſchaft, du Terail, hat noch keine Probe beſtanden. Du hiebſt mich aus einem Haufen deutſcher Reiter, das hätteſt Du jedem Deiner Kameraden gethan. Dankbarkeit feſſelte mich an Dich. — Ach, unſer Herz ſehnt ſich nach einem Herzen, das mit ihm fühlt. — Ich hoffte —"

„Haſt Du Dich in Deiner Hoffnung getäuſcht?" ragte ihn du Terail haſtig.

„Ich fürcht' es!" erwiederte der Niederländer; „wir gehen auf zu verſchiedenen Wegen, um immer mit einander zu gehen."

„Ja wohl!" meinte du Terail; „Du ſuchſt den Tod und ſein geleertes Stundenglas, ich den vollen Pokal und des Lebens fröhliche Stunden. Auch Dir wird noch manch freundliches Stündlein ſchlagen, wenn nur erſt ein liebliches Kind mit ſchwärmeriſchem Auge Dich in ſein Netz lockt" —

„Nie!" unterbrach ihn Thomas.

„Kein menſchliches Herz kann dem Eindrucke eines ſchönen Weibes widerſtehen; auch das Deine wird es nicht."

„Laß uns looſen!" ſagte Hauptmann Filler und ſchlürfte ſeinen Wein hinunter. „Ich wette, mir wird Weert zu Theil, wo wenig Ehre zu gewinnen, viel aber zu verlieren iſt."

Du Terail machte zwei Looſe, Hauptmann Thomas zog und hatte das Loos von Weert gezogen. „Sagt' ich Dir es nicht?" ſprach er bitter lächelnd. „Das Glück verläßt mich!"

„Wie kannſt Du das ſagen?" fuhr du Terail unmuthig auf; „hat es Dich nicht noch bei allen Deinen Unternehmungen begleitet?"

„Wenn ich für Andre morde und brenne und mein Schuldbuch mit blutiger That anfülle, ja dann! Handle ich für mich, begleitete es mich nie!"

„Wahrlich, Kamerad, ich glaube, Du biſt ein Dominikaner geworden, ſo fromm und gottesfürchtig ſprichſt Du," ſagte du Terail lachend, nahm den noch halb ge-

füllten Krug und schenkte die Becher voll. „Auf glückliche Expedition!“ rief er anstoßend, „und auch auf ewige Freundschaft!“

„Auf ewige Freundschaft?“ fiel ihm Thomas kopfschüttelnd in die Rede. „Ewig ist Nichts auf dieser Welt, als der Gram im Herzen. — Trompeter, blas' zum Aufsitzen! — Mein Roß, Nicolas!“ rief er; der Unmuth hatte ihn ergriffen, und bald saß der finstre Mann auf seinem fahlen Rosse, drückte du Terail die Hand und ritt langsam den Weg nach Weert, während du Terail nach der Maas zog.

Du Terails Auftrag war, Erkelens, ein zu Geldern gehöriges, mit einem festen Schlosse versehenes Städtchen, das mitten im Jülicher Lande lag, und mit schlechtem Kriegsvolke des Herzogs von Cleve besetzt war, zu überrumpeln. Die Landleute der dortigen Gegend hatten die wenigen Kostbarkeiten, die ihnen seit des Admirals Mendoza Einfall in die Jülicher Lande geblieben waren, auf dies Schloß geflüchtet, und so hatte du Terail die Aussicht einer guten Beute, wenn ihm sein Anschlag gelang.

Sobald er die Maas in Mastrich überschritten hatte, rückte er unbeachtet immer weiter, und so gelangte er am Abend unbemerkt in einen Wald, der nur eine Stunde von dem Schlosse lag. Hier machte er Halt, theilte seine Leute in zwei Abtheilungen, ließ der einen das Feldzeichen von Cleve, der andern die rothe Feldbinde anlegen, und da sehr häufig spanische oder niederländische Streifkorps das neutrale deutsche Gebiet betraten und es feindlich behandelten, so hoffte du Terail, daß ihm seine List gelingen würde.

Kaum daß der Morgen graute, als auch schon Pistolenschüsse in dem Walde gehört wurden; gleich darauf zog sich die Abtheilung, die das Clever Feldzeichen trug, von den Spaniern verfolgt, nach dem Schlosse zurück und, meist aus Deutschen bestehend, riefen sie der unter's Gewehr getretetenen Besatzung zu, ihnen die Thore zu öffnen. Der Kommandant beging die Unvorsichtigkeit, die Flüchtigen einzulassen; diese besetzten das Thor, du Terail drang ein, entwaffnete die nur 50 *Mann* starke Besatzung, schickte sie in ihre Heimath zurück und fand in dem Schlosse eine Menge Lebensmittel, Munition, 8 schwere metallne Geschütze und eine stattliche Beute, ihm gewiß das Liebste.

Nicht so leicht wurde dem Hauptmann Filler seine Expedition nach Weert, einem Lüttichschen Städtchen, das den Spaniern der Verbindung wegen mit Mastrich, Venlo und Ruremonde von Wichtigkeit war. Das Lütticher Kriegsvolk war hier besser auf seiner Hut und ließ sich nicht überfallen, und da die 500 Spanier es zur Uebergabe aufforderten, gab der Kommandant die spöttische Antwort: die Herren möchten es nur mit ihren Rossen versuchen, über Graben und Mauer zu setzen. Hauptmann Filler mußte sich daher begnügen, in der umliegenden Gegend Quartier zu nehmen, und so lange es sich thun ließ, auf Kosten der Lütticher seine Mannschaft zu verpflegen und seine Pferde auszufüttern.

Bei dieser Gelegenheit traf er seine Leute, die sonst an Mannszucht gewöhnt waren, einen großen, abgelegenen, noch unbesetzten Maierhof plündernd. Seine Gegenwart stellte schnell die Ordnung wieder her und entriß ein junges blühendes Mädchen der Gewalt der Soldaten.

„Habe ich doch einmal in meinem wilden Kriegsleben etwas Gutes thun können!“ dachte er, als das ſchöne Mädchen dankend vor ihm ſtand, und er ſie mit Wohlgefallen betrachten mußte. „Sollte wohl dies Geſchöpf, das ich von Schande und Elend befreit habe, auch gegen mich undankbar ſein können?“ fragte er ſich und wagte nicht, ſich dieſe Frage zu beantworten. Sein Vertrauen auf menſchliche Tugend war ſo ſchwach, und doch hätte es ihm ſo wehe gethan, wenn auch dieſes Mädchen, das ſo ſanft, ſo jungfräulich an ihm aufblickte, keines edeln Gefühles fähig geweſen wäre. Er nahm auf das inſtändige Bitten des Vaters, wohl nicht ungern, das Quartier bei ihm, und während der Admiral Mendoza, der das ſpaniſche Heer befehligte, unthätig in Aken an der Maas lag, hatte er Zeit, hier auszuruhen.

Gegen ſeine Gewohnheit benutzte er ſie auch zur Ruhe, machte zwar zuweilen Streifzüge über die Maas in das Kölner und Jülicher Land, doch kehrte er ſchnell in die Umgegend von Weert zurück, wohin er gebannt zu ſein ſchien. Die Prophezeiung du Terails wurde bald erfüllt. Gertraud fühlte ſich eben ſo ſehr von ihrem Retter angezogen, als dieſer nicht ungeſtraft in das feurige Auge des Mädchens blicken konnte. Mit jedem Tage ſchmolz die eiſige Rinde mehr und mehr, die das Schickſal um ſein Herz gezogen hatte; der Trübſinn ſchwand, die Liebe ließ dem ernſten Manne die Vergangenheit vergeſſen und zeigte ihm nur noch eine freund'liche Zukunft.

Ganz die Erfahrungen ſeines frühern Schickſals vergeſſend, gab er ſich jetzt ſeiner Neigung hin; ganz überließ ſich die 17jährige Getraud ihrem erſten glühenden

Gefühle. Unerfahren, unbekannt mit der Welt, die ſie nicht kannte, glaubte ſie, Thomas Filler ſei der ſchönſte Mann, da ſie noch keinen ſchönern geſehen, fand es natürlich, daß ihre fröhliche, heitere Laune ihr von der Natur nur dazu gegeben ſei, den Ernſt des oft noch trübſinnigen Mannes zu erheitern, und glaubte das, was ſie für ihn fühle, ſei unauslöſchliche, ewige Liebe.

Der Niederländer täuſchte ſich vielleicht eben ſo, wie das Mädchen. Auch er wähnte, das Herz einer ſiebzehnjährigen Jungfrau könne noch für ihn in Liebe erglühen, und kehrte auch in ruhigen Stunden der alte Glaube in ihm zurück, er ſei nur dem Unglück geweiht, kein lebendes Weſen könne ſich mit treuer Liebe ihm anſchließen, ſo war ein Kuß, ein Händedruck, ja ein Blick hinreichend, ihn eines Andern zu belehren. Mit der Liebe kehrte die Hoffnung und das Vertrauen in ihm zurück. Er warb um der Tochter Hand, die ihm nicht verſagt wurde, und ſo beſchloß er, nach beendetem Feldzuge das ſchöne, reiche Mädchen als ſein Weib heimzuführen, das Kriegshandwerk aufzugeben und im Arme der Liebe und im ruhigen ſorgenfreien Leben Erſatz für die entflohenen trüben Jahre zu finden.

In dieſer Zeit hatten die norddeutſchen Staaten ein Heer gegen Spanien ausgerüſtet, die Gräuelthaten zu rächen, die der Admiral Mendoza im vergangenen Jahre jenſeit des Rheins verübt hatte, und die Städte wieder einzunehmen, welche die Spanier noch am untern Rheine beſetzt hielten.

Mendoza konnte dieſem Heere keine bedeutenden Streitkräfte entgegen ſetzen; er mußte ſich auf die Tapferkeit

ſeiner Beſatzungen verlaſſen, und ihm blieb Nichts übrig, als den beiden Parteigängern den Auftrag zu geben, gemeinſchaftlich gegen den Rhein zu rücken und dort den Deutſchen den möglichſten Abbruch zu thun.

Dieſer Befehl überraſchte Gertraud mehr, als den Kriegsmann, der längſt ſchon die Ordre zum Abmarſch erwartet und ſich mit dem Gedanken der Trennung vertrauter gemacht hatte. Dem liebeſiechen Mädchen öffnete mit jedem Tage die Liebe ein neues Pförtchen ihres Paradieſes, und wie die Biene aus dem Blumenkelch, ſo ſog Gertraud aus jedem ſüßen berauſchenden Augenblick neue Seligkeit, ohne doch den heißen, ſich immer mehrenden Durſt ſtillen zu können. Nur wenige Tage noch und du Terail mußte mit ſeinen Fahnen in Ruremonde eintreffen, und da Ade, Glück der Liebe! Fort ging es über die Maas, dem Rheine zu.

Der Meierhof, den die Liebe zum Paradieſe gezaubert hatte, lag dicht an der Maas, Ruremonde gegenüber. Hätte Thomas Filler wohl ſo viel Reſignation haben können, ſeinem Freunde den Schatz nicht zu zeigen, den er ſeit ihrer Trennung gehoben hatte; ſollte er ihm das Mädchen nicht zeigen, die ſo plötzlich die Falten ſeiner Stirn geglättet, ihm den Frohſinn wiedergegeben hatte? — Er lud ihn ein, den Meierhof zu beſuchen und Gertraud zu ſehen.

Du Terail, der eines ſchönen Mädchens wegen durch Maas und Rhein geſchwommen wäre, begleitete willig ſeinen Freund zu der Verlobten und wurde von der Schönheit des Mädchens überraſcht. Bei ihrem Anblick war ſein erſter Gedanke: „Sie iſt zu ſchön für den grämlichen

Niederländer.“ Der erste Gedanke der feurigen Gertraud, als sie den du Terail begrüßte, mochte auch wohl sein: „Er ist schöner, als mein Verlobter, viel schöner!“

Der Franzos war während des ganzen Tages heiter und von der fröhlichsten Laune, der Niederländer, nur an Trennung denkend, traurig; das Mädchen nachdenkend. Sie mochte vergleichen, und Thomas nicht dabei gewinnen, und als nun die Stunde der Trennung am andern Morgen schlug, sie den letzten Kuß auf ihren glühenden Lippen fühlte, und nun der schaukelnde Kahn mit den beiden Kriegsleuten die Wellen des Flusses durchschnitt, setzte sich Getraud auf einen Stein, blickte ihnen nach und seufzte tief auf: „Ich wollte, ich hätte sie beide nicht gesehn!“

2.

Fern von dem Liebchen hatte die Liebe nicht ihre Gewalt über das Herz, wohl aber die Kraft verloren, das trübe Gemüth des Niederländers aufzuheitern. Die Trennung schmerzte ihn, das frohe Wesen des Mädchens verscheuchte nicht mehr die trüben Ahnungen, die, wie dunkle Wolken das Mondlicht, seine Seele umdüsterten. Ohne du Terails scherzende, neckende Laune wär' er sicher dem kaum entschwundenen Trübsinn wieder verfallen; so aber malte dieser Lebhafte ihm das Mädchen mit den hellsten, schönsten Farben; die lachende Zukunft umwob er mit Rosengluth, und der Becher, dieser Sorgenbrecher, wurde

ſo oft auf Gertruden's Wohl geleert, daß, je näher ſie dem Rheine kamen, der Trübſinn allmählich ſchwand.

Ihre Kriegsverrichtungen waren nicht von beſonderer Wichtigkeit. Die Feinde nahmen eine Schanze bei Rheinbergen und belagerten Rees, es blieb ihnen daher Nichts zu thun übrig, als im Herzogthum Kleve und im Erzſtift Köln Brandſchatzungen einzutreiben; auch wagten ſie es, zwiſchen Rees und Emmerach über den Rhein zu ſetzen; ſie mußten aber, der auf ſie eindringenden Macht der Feinde weichend, ſchnell wieder über den Fluß zurück. In Calcar, wo ſie Poſto gefaßt hatten, erhielt Hauptmann Ziller den Befehl, zu dem Heere Mendoza's zu ſtoßen und du Terail im Kleviſchen zurückzulaſſen; ſo wurden die Freunde getrennt.

Aber auch bei dem Heere ward die Thätigkeit Zillers nicht ſattſam beſchäftigt. Mendoza, dem die Soldaten den Spottnamen El gran Capitan del Rosario (der groſſe Feldherr des Roſenkranzes) gegeben hatten, liebte den Niederländer nicht, weil er kein fleißiger Kirchengänger war und ſich nicht tief genug vor dem Stolze des Spaniers beugte; er gab ihm daher auch nur ungern Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, und ließ ihn, wo man Monate lang verſchanzt ſich gegenüberſtand, unthätig in ſeinem Lager ſtehen.

Während dem ſchwärmte du Terail zwiſchen der Maas und dem Rhein im neutralen Lande umher, hatte gleichfalls keine Gelegenheit, einen bedeutenden Streich auszuführen, aber ſeinen Seckel füllte er deſto beſſer. So kam der Winter heran, die Winterquartiere wurden bezogen, und Hauptmann Ziller rückte in das Lütticher Land,

wo ihm die Seinigen angewiesen waren; du Terail nahm seine Quartiere im Herzogthume Jülich, ohnfern Erkelens, das er immer noch mit seinen Arquebusieren besetzt hielt.

Seit Thomas von der Verlobten und dem Freunde getrennt war, hatte ihn der alte Trübsinn, wenn auch nicht in solchem hohen Grade, wie früher, wieder ergriffen. Der Gedanke, das Mädchen könne ihn doch wohl hintergehen, stieg zuweilen in ihm auf; aber er hatte doch so viel Kraft, sich diesem Gedanken nicht hinzugeben, und er kämpfte muthig gegen diesen Dämon, der nie so recht sein Quartier verlassen zu wollen schien. Der Befehl, im Lütticher Lande seine Winterquartiere zu nehmen, war ihm daher willkommen, führte er ihn doch seiner Gertraud näher. Die Hoffnung und das Vertrauen begleiteten ihn nach der Maas, und fest war er entschlossen, noch vor dem Beginn des neuen Feldzugs die Kriegsdienste zu verlassen. Er hatte sich durch Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben, seine Verlobte war wohlhabend, und so konnte er ruhig sein Schwert an den Nagel hängen und sorgenfrei in die Zukunft blicken.

Es war am Tage vor Weihnachten, als er bei Cranendouk das Lütticher Land betrat und, nur von 20 Reitern und einem Diener mit einem Saumrosse begleitet, das die Weihnachtsgeschenke für seine Verlobte trug, nach der Maas zutrabte. Je näher er Gertrudens Heimath kam, desto freier athmete seine Brust, desto lebendiger trat ihr Bild vor ihn. Er sah sie dann in ihrem knappen, schwarztuchenen Mieder, das schwarze Sammtmützchen über die blonden Locken, die langen, dicken Flechten über den blendenden Nacken herabrollend, die Spindel am

Steinkohlenkamine drehen, und ſehnſuchtsvoll das große dunkelblaue Auge nach Holland hin gerichtet, wo ſie noch glauben mußte, daß er fern von ihr hauſe. Er malte ſich dann den Gedanken ſo lebhaft aus, wenn er ſie überraſchen, durch das Hinterpförtchen in den kleinen Hof ſchleichen würde, wo man ſo bequem in die Wohnſtube, wie in ihr Kämmerlein ſehen konnte. Wie er dann, das Bellen des Kettenhundes beſchwichtigend, die Haus-, die Stubenthür öffnen und die Hocherfreute in ſeine Arme ſchließen würde. Hier erlahmte jedesmal der Flug ſeiner Phantaſie, um die nämliche Bahn von Neuem zu durchfliegen; das arme fahle Roß fühlte dann den Sporn doppelt, wurde raſcher vorwärts getrieben, und als ob ſie die Hoffnungen ihres Herrn theilte, ſo freudig ſprang die treue Dogge bellend an ihm an.

Aber das flüchtige Roß hatte nicht Phantaſienflügel, nicht die Schwalbenſchwingen glühender, ſehnender Liebe; es ward Abend, und noch tauchte das rothe Dach der Meierei nicht aus den hohen, ſie umgebenden Eichen hervor. Aber des Weges wohl kundig, trabte der Falbe, trotz Dunkelheit und Schneegeſtöber, immer vorwärts und ſtand endlich an dem wohlbekannten Schlagbaume, der den Weg nach dem nahen Meierhofe ſchloß. Hier ſtieg, von freudiger Hoffnung das Herz bewegt, Thomas von ſeinem Roſſe, ließ ſeine Begleitung zurück und trat, nur von dem Jagdhunde gefolgt, den Weg nach ſeinem Paradieſe an. Auch jetzt, ſo nahe dem Ziele, überließ er ſich noch ganz ſeinen Träumen; er mußte ſein nahes Glück im Voraus genießen, den Becher, den ſeine Hand ſchon erreichen konnte, mußte er aus der Ferne leeren; er

ſchwelgte in Wonne, öffnete mit zitternder Hand, die ihm die Sehnſucht erbeben ließ die Pforte, trat in den kleinen Hof, erblickte ſchon von fern einen matten Kerzenſchimmer in Gertrudens Kämmerchen, ſchlich an das noch nicht durch den Laden verſchloſſene Fenſter der Wohnſtube und ſah hier den Vater auf dem Lehnſtuhle ſchlafen, den ſonſt ſo wachſamen Haushund zu ſeinen Füßen — Gertrude ſah er nicht — wohl aber hörte er ſie lachen und ſprechen. Worte glaubte er zu vernehmen, die ihm wenige Augenblicke ſpäter die Melodie der Himmliſchen geweſen wären, jetzt aber — er trat mit raſchem Schritte dem Fenſter näher — ſah durch eine Ritze des angelegten Ladens. — Das Mädchen ſaß auf du Terails Schooß, den blonden Lockenkopf auf ſeine Stirn gelegt — das knappe Mieder aufgelöſ't, die dicken Flechten in Unordnung — ſo hielt er ſie feſt umſchlungen, inniger, als der Verlobte es je gewagt. — Starr, vor Entſetzen, regungslos ſtand der Unglückliche da, warf einen finſtern Blick gen Himmel, einen flammenden auf die Berauſchten, griff dann langſam nach dem Piſtol im Gürtel und ſpannte es —

„Nein!“ murmelte er leiſe vor ſich hin und ſchleuderte das Piſtol weg. „Komm, mein treues Thier!“ ſagte er dann zu ſeinem Jagdhunde, und ſchlich ſo ſtill, als er gekommen war, durch den Hof. Als er die Thüre wieder hinter ſich anlehnte, ſeufzte er tief auf; der Himmel hatte ſich auf ewig vor ihm geſchloſſen.

3.

Am andern Morgen, als er wieder zu ſeinen Reitern geſtoßen war, die er an der Grenze von Brabant zurückgelaſſen hatte, ordnete er mit Ruhe und Umſicht das Nöthige wegen der Quartiere, die er zwiſchen Weert, Peer und Hamond bezog, einte ſich wegen Sold und Verpflegung mit den Lütticher Behörden und betrieb Alles ſo ruhig, als ob kein Gram ſein Herz zernage. Als er aber ſeine Geſchäfte beendet und in Bocholt allein auf ſeinem Stübchen ſaß, da gewann der Schmerz Gewalt über ihn, übergab ihn jedoch nicht der Verzweiflung. „Ich muß ja durch mein ganzes Leben gegen mein Schickſal kämpfen!" — rief er aus. „Nun gut, ſo will ich Nichts mehr vom Schickſal hoffen, und den Kampf als Mann beſtehen und enden!" Er ließ einen jungen Reiter rufen, der ihm von ſeinen Eltern übergeben war. Er liebte dieſen jungen Mann, weil er ihn für fromm und von treuem Gemüthe hielt, und hatte ſich ſeiner angenommen, als ſei er ſein Sohn. Er gab ihm einen Brief und befahl ihm, den Rittmeiſter du Terail aufzuſuchen, den er entweder auf dem Meierhofe an der Maas, oder in Erkelens finden würde; dann ließ er ſeinen Lieutenant, einen alten Wallonen, kommen und fragte ihn mit kurzen, trocknen Worten, ob er ihn bei einem bevorſtehenden Zweikampfe als Sekundant begleiten wollte, was dieſer mit Freuden zu thun verſprach. Es hatte den Unglücklichen ein furchtbarer Gleichmuth ergriffen, der ihn theilnahmlos an Allem machte; ſelbſt die kleinen, werthloſen Geſchenke Gertraud's,

die ihm beim Auspacken in die Hände fielen, besah er genau und legte sie ruhig, fast theilnahmlos, bei Seite. Er glaubte nun jedes künftige Lächeln des Glücks als ein Hohnlächeln betrachten zu müssen, und so wollte er sich gegen die Tücke des Schicksals abstumpfen, denn er war gewiß, daß kein Glück mehr auf Erden für ihn blühe.

Der junge Reiter war indessen nach dem Meierhofe geritten, wo er du Terail, von dem Vorgefallenen Nichts ahnend, vorfand. Er übergab ihm das Schreiben seines Hauptmanns, als er eben scherzend bei wohlbesetzter Tafel saß und mit dem Alten, an Gertraud's Seite, zechte. Du Terail erbrach das Schreiben und entfernte sich, sobald er einen Blick hineingeworfen hatte.

„Rittmeister du Terail!" schrieb Thomas, „Du hast unedel an mir, Deinem Freunde, gehandelt; denn ich sah Dich, meine Verlobte auf dem Schooß, mir meinen Himmel zerstören. Dies heischt Blut! — Ich hätte Dich und sie niederschießen können, doch ich bin kein Meuchelmörder und setze mein Leben freudig gegen das Deinige ein. Ich fordere Dich daher auf, mir mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu geben. Mehr als zwei Begleiter sind überflüssig; wozu noch Mehrere in's Verderben stürzen? Bestimme Tag, Stunde und Ort, Du wirst mich dann gerüstet und mit Degen und Pistole gewaffnet finden."

„Der Narr!" rief du Terail, den Brief verdrießlich auf den Tisch werfend. „Macht er nicht ein Aufsehen um den Kuß eines Weibes, als ob Brüssel in die Hände des Prinzen Moritz gefallen wär'." Bald aber, nach einigem Sinnen, nahm er die Sache ernster und schrieb:

„Ehe ich Deine Ausforderung annehme, wünschte ich eine Unterredung mit Dir. Bevor sich zwei Freunde die Hälse brechen, müssen sie ein verständiges Wort mit einander reden. Ich schlage Dir daher Boxen als den Orte vor, wo Du mich morgen Mittag treffen wirst. Dein Charakter bürgt mir für sicheres Geleit, da ich, außer 2 Dienern, ohne alle Begleitung bin."

Lange kämpfte Thomas Filler mit sich, ob er die Einladung annehmen solle. „Ja, ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren!" rief er, traurig gen Himmel blickend, ließ sein Roß satteln und ritt, auch nur von 2 Dienern begleitet, zu der bestimmten Stunde nach Boxen.

Du Terail empfing ihn hier mit dem ihm eignen guten Humor. Als sei Nichts zwischen ihnen vorgefallen, begrüßte er ihn, füllte die Becher, und reichte den einen dem Niederländer, der ihn anzunehmen ablehnte.

„Thomas!" sagte jetzt du Terail, „Du zürnst mit Unrecht auf mich. Schon das erste Mal, daß ich Gertraud sah, sagte mir der Blick, mit dem sie mich betrachtete, sagte mir der leise Druck ihrer Hand beim Abschiede, daß sie eine leichtsinnige Dirne und meines edeln Freundes nicht werth sei. Dir damals meine Vermuthungen mitzutheilen, wäre Wahnsinn gewesen, da Du von den Banden der Liebe so umstrickt warst, daß meine Warnung unsre Freundschaft nur getrennt und Nichts geholfen hätte. Mir blieb also Nichts übrig, als meinen Verdacht in mir zu verschließen; doch hielt ich es für Pflicht, mich zu überzeugen, ob er gegründet sei. Ohne mich, Thomas, wärst Du in die Falle gerathen, und ein wollüstiges Weib wäre

Dein Theil geworden; freue Dich, daß die Binde fiel, und danke es mir!"

Thomas hatte du Terails Rede mit keinem Worte unterbrochen; nur zuweilen zeigte ein mitleidiges Lächeln, daß er auf ihn höre, und als dieser jetzt geendet hatte, erhob sich der Niederländer. „Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen?" fragte er.

„Nichts, als daß ich Dich bitte, um solcher Kleinigkeit willen, da Du mir noch Dank schuldig bist, unsre Freundschaft nicht zu trennen!"

„Dein oder mein Blut muß fließen!" sagte Thomas; „ich bin keines Unedeln Freund!" — Du Terail griff nach dem Degen. — „Wie Du willst, ich bin jeden Augenblick bereit!" fuhr der Niederländer mit kalter Ruhe fort und zog sein Schwert. Doch du Terail, wohl überlegend, daß, da er Hauptmann Thomas hierher ohne Zeugen beschieden, man ihn leicht, im Fall er seinen Gegner niederstehe, des Meuchelmords beschuldigen könne. Er trieb daher die Sache nicht weiter, und versprach, in 6 Tagen mit zwei Freunden auf der Haide zwischen Bocholt und Weert sich einzufinden. Die Gegner trennten sich, und du Terail ritt nach dem Meierhofe zurück, theilte Gertraud das Vorgefallene mit und beredete sie leicht, ihm nach Erkelens zu folgen, wo sie vor des Hauptmanns Rache sicher sei. Die Unglückliche war so fest in seinen Banden, daß sie wohl folgen mußte.

4.

Der Tag des Zweikampfs erſchien. Nach damaliger Sitte waren die Zweikämpfe meiſt Reitergefechte, wo die Gegner zu Pferd gegen einander, wie bei einem Scharmützel, fochten, der eine ſich auf die Gewandtheit ſeines Roſſes, der andere ſich auf die Führung ſeiner Waffen verlaſſend. Der Lieutenant und der junge Reiter, der flehentlich ſeinen Hauptmann um dieſe Vergünſtigung gebeten hatte, folgten dem Niederländer auf den Wahlplatz.

Gleich darauf kam auch du Terail, von zweien ſeiner Offiziere begleitet, angeritten. Er ſprengte an Thomas heran, grüßte ihn höflich, ritt dann wieder zurück, machte ſich nun zum Kampfe bereit und nahm ſeinen Platz dem Gegner gegenüber. Dreißig Schritt waren auf beiden Seiten die Sekundanten von ihrem Partner entfernt, 500 Schritt war der Raum zwiſchen beiden Parteien.

Jetzt gab ein Trompeter das Zeichen zum Angriff. Im Schritt, das Piſtol in der Hand, ritt der Niederländer ſeinem Gegner entgegen, der karakolirend ſich in ſteten Kreiſen nahte und alle Kunſtſtücke der Reitkunſt verſuchte, ſeinem Gegner den Schuß abzulocken. Doch Hauptmann Thomas, das Piſtol auf den Sattelknopf geſtützt, kam nicht aus ſeinem Gleichmuth; feſt ſeinen Gegner im Auge behaltend, ſchien er immer noch einen günſtigern Augenblick erwarten zu wollen. Dieſer bot ſich ihm bald. Den Franzoſen ärgerte die Ruhe des Niederländers, Ungeduld ergriff ihn, er jagte auf ihn ein, ſchoß das Piſtol ab, fehlte, und ehe er noch ſein Pferd wieder wenden konnte,

zerſchmetterte ihm eine Kugel die Schulter und er ſtürzte vom Roß, aber noch im Fallen zog er ſein Schwert und ſtach es, als Thomas herbeiritt, dem braven Falben in den Wanſt; er ſank mit ſeinem Herrn zu Boden.

Schnell ſprang der Niederländer auf. „Elender! Was hat Dir das arme Thier gethan?“ rief er, und ſetzte die Spitze ſeines Degens auf den Helmkragen des Verwundeten. „Fleh' um Dein Leben, oder ich ſtoße Dich nieder!“

„Stoß!“ röchelte du Terail. — Aber Thomas ſah in dieſem Augenblick den jungen Reiter fallen und eilte ihm zu Hülfe. Es war zu ſpät; mit zerſchmettertem Hirn lag er vor ihm. Die Andern erklärten, da du Terail gefallen ſei, den Kampf für beendet; die beiden Offiziere hoben den ſchwer Verwundeten auf ſein Roß und brachten ihn fort.

Da ſtand nun der Unglückliche zwar als Sieger auf dem Wahlplatze, aber der Jüngling, der ſo treu an ihm gehangen hatte, lag todt, ſein gutes Roß zuckte nur noch im Todeskampfe. „So ſtehe ich allein!“ rief er ſchmerzvoll aus, als ſein Lieutenant die Diener rief, ein anderes Pferd zu bringen. „Keine menſchliche Seele hab' ich mehr, die mir anhängt, auch mein treues Roß iſt hin, und ich muß mich fortan mit einem Hunde begnügen.“ Von dieſem Augenblicke an ward er tiefſinniger, als je, und vermied jedes geſellige Vergnügen.

Der Zweikampf unter den beiden tüchtigſten Parteigängern im Heere hatte Aufſehen erregt und war bis zu den Ohren des Admirals gedrungen, der in der Aufforderung Fillers eine Gottloſigkeit mehr zu ſehen glaubte.

Er nahm ihm in Abweſenheit des Erzherzogs ſeine beiden Fahnen, und auf der Citadelle von Gent, wohin er abgeführt wurde, brauchte er nicht den Umgang mit Menſchen zu vermeiden; er ſaß dort einſam genug in ſeinem kleinen Stübchen.

Thomas Filler war wohl eigentlich, trotz ſeines finſtern Aeußeren ein nicht gefühlloſer Menſch. Seinem ungetreuen Weibe hatte er vergeben, ohne jedoch ferner irgend eine Sehnſucht nach ihr zu fühlen; ſeine zweite Frau hatte er wohl nie geliebt, daher war es ihm zu verzeihen, daß keine Thräne an ihrem Grabe floß. Die Erinnerung an beide weckte nur den Schmerz, nicht die Wehmuth, Gertraud aber weckte bei aller Bitterkeit, welche die Erinnerung an ſie in ihm aufregte, das Mitleid; er betrachtete ſie als ein Opfer der Verführungskunſt du Terails, und er nahm immer noch Theil an ihrem Schickſal, über das er fortwährend Erkundigung einzog.

So erfuhr er, daß ſie in Erkelens war, dort den Verwundeten pflegte, von ihrem Vater enterbt, aber nicht das Weib du Terails ſei. Dies bekümmerte ihn. Eben ſo kränkend mußte es ihm ſein, daß du Terail, als er von ſeiner Wunde geheilt war, nicht ſein Schickſal theilte, ſondern an der Spitze ſeiner Arquebuſiere blieb, und bei dem Admiral und dem indeſſen aus Spanien mit der Infantin zurückgekehrten Erzherzoge in beſonderen Gnaden ſtand. Den armen Thomas Filler ſchien man auf der Citadelle von Gent vergeſſen zu haben.

Der Feldzug ward indeſſen von dem Prinzen Moritz mit der Belagerung von Nienport eröffnet, der zum Entſatz heranrückende Erzherzog geſchlagen und der Feind des

niederländiſchen Hauptmanns, der Admiral Mendoza, gefangen, den Prinz Moriz mit den bittern Worten anredete: „Schon oft habt Ihr, Herr Admiral, Holland einen Beſuch abſtatten wollen, diesmal ſollt Ihr ohne Blutvergießen den Haag zu ſehen bekommen!“ Die Schlacht von Nienport, oder vielmehr die Abweſenheit des Admirals war für Hauptmann Filler von guten Folgen; ſie gab ihm ſeine Freiheit, aber nicht ſeine Fahnen wieder, und erſt bei der Eröffnung des künftigen Feldzugs erhielt er eine Fahne Wallonen, die eben nicht geeignet war, ihm ſeine alten Kameraden verſchmerzen zu laſſen.

5.

Die unregelmäßige Zahlung des Soldes hatte ſchon unter dem Herzoge von Alba und dem Prinzen Alexander von Parma Meutereien in dem ſonſt durch ſeine ſtrenge Mannszucht ſo ausgezeichneten ſpaniſchen Heere herbeigeführt. Späterhin waren dergleichen Auftritte, die ſelbſt das Anſehen Alba's und Farneſe's nicht zu hindern vermochten, noch häufiger. Ein Mann, wie Mendoza, der weder die Liebe, noch die Achtung der Soldaten hatte, war ſicher nicht dazu geſchaffen, unter ſolchen Umſtänden die in Verfall gerathene Kriegszucht wieder herzuſtellen. Schon vor der Schlacht von Nienport hatte ein Theil der Truppen rebellirt, und nur mit Mühe hatte ſie der Erzherzog bewegen können, dem Feinde entgegen zu gehen, was ſie jedoch nur unter Anführung der von ihnen ſelbſt

gewählten Electos thaten. In dieſer Schlacht hatte man das ſonderbare Schauſpiel, die treugebliebenen Regimenter und die Rebellen in einer Linie fechten und nach der Schlacht ſich wieder trennen zu ſehen. Jetzt, wo die Holländer weislich den Admiral Mendoza gegen Loslaſſung aller Gefangenen ſeiner Haft entlaſſen hatten, da ſie dem Erzherzoge keinen ſchlechtern General geben konnten, war die Stimmung im Heere wieder durch das verbreitete Gerücht bedenklich geworden: der Erzherzog wolle zwar von jetzt an den Sold richtig auszahlen, jedoch alle Rückſtände unbeachtet laſſen. Es gab Regimenter im Heere, beſonders unter den Italienern und Wallonen, die ſeit mehreren Jahren den Sold zu fordern hatten, und bei dieſen war der Mißmuth und die Deſertion am größten. Als daher der Erzherzog mit dem größten Theile des Heeres vor Oſtende rückte und den Admiral mit 7000 Mann zum Entſatz von Grave detaſchirte, machte das Heer in der Gegend von Herentals Halt, verlangte den rückſtändigen Sold und drohte, nicht weiter zu marſchiren. Der Admiral verſuchte Drohungen und Bitten, Nichts wollte fruchten; die aufrühreriſchen Regimenter wählten Abgeordnete, und dieſe mußten noch einmal dem General ihre Forderungen vortragen. Einer dieſer Abgeordneten von niederländiſcher Secte war der Hauptmann Fiſſer, deſſen Fahne zu dem in Aufruhr begriffenen Regimente gehörte. Der rechtliche Mann, der ſtrenge Soldat, weit entfernt, den Aufruhr zu billigen, obgleich er das Unrecht fühlte, das man den Soldaten anthat, glaubte nur die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen und unterwarf ſich nur mit dieſer Anſicht der Wahl der Soldaten.

Als die Abgeordneten dem ſtolzen Mendoza vorgeführt wurden, war zufällig der jetzt zum Oberſten beförderte du Terail gegenwärtig. Der Admiral hatte kaum den Hauptmann der Wallonen erblickt, als er auf Einflüſtern du Terails mit barſchem Tone erklärte: ſo lange dieſer Mann in ihrer Mitte ſei, würde er ſich in keine Unterhandlung einlaſſen. „Gelüſtet Euch wieder nach der Citadelle von Gent?" fragte er ihn hierbei höhniſch.

„Wahrlich, nein!" erwiederte Hauptmann Thomas ruhig. „Aber da Ihr nicht mit mir unterhandeln wollt, ſo tret' ich ab; ſeht zu, Excellenza, wie Ihr mit den Andern fertig werdet." Der Niederländer, öffentlich beſchimpft, fühlte ſich tief gekränkt und ein finſterer Gedanke ſtieg in ihm auf. Er kehrte zu ſeinem Regimente zurück, berichtete, was ihm begegnet war, machte ſie aufmerkſam, was ihnen bevorſtehe, und, ſo weit kann gekränktes Ehrgefühl ſelbſt den edeln Mann von der Bahn des Rechts ableiten, er blies die Flamme des Aufruhrs an und ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen. 1200 Mann Reiter und Fußvolk trennten ſich noch an demſelben Tage von dem Heere und zogen nach Hamond. Hier ereilte der Admiral mit den treugebliebenen Regimentern das Fußvolk, das ſich ihm ergeben mußte, Hauptmann Filler aber rettete ſich mit 500 Reitern nach dem feſten Schloſſe Hoogſtraten, wo die Beſatzung ihm die Thore öffnete und ſich den Rebellen anſchloß.

Mit jedem Tage zogen ihm Unzufriedene zu. Von allen Regimentern verließen ſie zu Hunderten die Fahnen und ſtrömten nach Hoogſtraten, wo die Rebellen es nun für nöthig fanden, ſich eine förmlich geſetzliche Konſtitu-

tion zu geben. Sie wählten 4 Electos, einen Spanier, einen Italiener und zwei Niederländer, unter denen Thomas Filler war, und entwarfen ſtrenge Geſetze zur Erhaltung der Ordnung. Sie nannten ſich die Schwadron, nahmen ein eignes Wappen an; auf Entweichung ſtand der Strang; wer ohne Erlaubniß auf Plünderung auszog, wurde gleich dem Diebe mit dem Tode beſtraft. Jeder Beſchluß, den die Electos faßten, wurde der verſammelten Verbrüderung vorgelegt und von ihnen beſtätigt, oder verworfen, und Niemand mehr in die Schwadron aufgenommen, der nicht mit guten Zeugniſſen verſehen war.

Leicht konnten die Rebellen vorausſehen, daß der Erzherzog Alles anwenden würde, ſie zum Gehorſam zurückzuführen; ſie ließen ſich daher mit dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen ein, der ihnen auch Munition, Lebensmittel und Geſchütz zukommen ließ. Vergebens erklärte ſie der Erzherzog in einer feierlichen Proklamation für Schelme und Verräther, brachte durch Geld und Verheißungen die treugebliebenen Truppen zu dem Verſprechen, gegen ihre Kameraden zu ziehen, und rief das Landvolk auf, ſich gegen dieſe Landplage zu rüſten. Die Rebellen verlachten dieſe Drohungen, befeſtigten Hoogſtraten immer mehr, und ſetzten ſich in den Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Die Belagerung von Oſtende und die Einnahme von Grave durch den Prinzen Moritz ließen die Drohungen nicht in Erfüllung gehen, und erſt im Spätherbſt, als von Spanien, Italien und Deutſchland dem Erzherzoge bedeutende Hülfsvölker zugeſandt wurden, befahl er den Grafen von Berg mit einem Corps von 7000 Mann zur

Belagerung Hoogſtratens anzurücken. Die Rebellen hatten ſich indeſſen bis auf 3000 Mann vermehrt. Von dieſen blieben nur 700 Mann Fußvolk und 100 Reiter zur Vertheidigung Hoogſtratens zurück; die übrigen zogen zum Heere der Holländer, das im Begriff war, Herzogenbuſch zu belagern. Hauptmann Filler, zum Befehlshaber von Hoogſtraten ernannt, traf alle Anſtalten zur Vertheidigung und war guten Muths.

Seit er an der Spitze der Rebellen ſtand, und eine ſtete Beſchäftigung ſeinen Geiſt in Thätigkeit erhielt, hatte der Gram weniger an ſeinem Herzen genagt, als früher; ein Gedanke durchglühte ihn, ſich an du Terail und dem Admiral zu rächen. Du Terail, von dem nämlichen Rachegeiſte beſeelt, hatte ſchon oft verſucht, die Rebellen zu überfallen, wenn ſie, Brandſchatzungen einzutreiben, in den Provinzen umherzogen; aber gegen dieſe alten ergrauten Soldaten hatte er kein Glück, und er verſuchte nun gegen Hoogſtraten ſelbſt einen Meiſterſtreich auszuführen, der um ſo eher gelingen konnte, je kühner er war.

Während Graf Heinrich von Berg in Gent das Heer ſammelte, war du Terail von Antwerpen aus an dem nämlichen Tage aufgebrochen, an welchem die Reiterei der Rebellen mit dem übrigen Fußvolke die Gegend von Hoogſtraten verlaſſen und zu dem Heere des Prinzen Moritz geſtoßen war. Um Mitternacht rückte er in aller Stille heran; die Beſatzung, keinen Feind ahnend, da erſt die Ihrigen am Morgen die Umgegend verlaſſen hatten, war nicht wachſam, die Petardiere ſchwammen durch den Graben und ſetzten am äußerſten Thore und an der Aufziehbrücke die Petarden an. Beide ſprangen glücklich; die

Zugbrücke fiel, das Thor zersprang, und, von einem Ausreißer der Rebellen geführt, drang nun du Terail bis an's innere Thor. Auch hier wurde die Petarde angesetzt, auch hier sprang sie, machte jedoch nur eine Oeffnung in das Thor, durch welche höchstens 2 Mann kriechen konnten. Aber schon der Knall der ersten Petarde hatte die Besatzung geweckt; halb bewaffnet eilte der Eletto herbei, sammelte die Nächsten um sich und stürzte nach dem Thore. Hier war schon du Terail mit einiger Mannschaft durch die Oeffnung gedrungen, hatte die Wacht überwältigt und versuchte, das Thor vollends zu sprengen, doch die Ankunft der Rebellen rettete das Schloß. Es entstand ein heftiger Kampf, wobei sich, trotz der Dunkelheit, die ehemaligen Freunde an ihrem Rufe erkannten; alsbald suchten sie sich im Kampfgewühl auf, fanden sich und trafen wüthend zusammen; doch, bald wieder getrennt, mußte auch hier du Terail unterliegen und auf schnelle Flucht bedacht sein, denn von dem Walle herab erhielten die in dichten Reihen Angerückten ein mörderisches Feuer, selbst du Terail wurde, nachdem er glücklich durch die Oeffnung des innern Thores zurückgekommen war, in's Bein geschossen, sank, und da die Seinen in wilder Flucht ihr Heil suchten, blieb er zurück und wurde gefangen.

Hauptmann Thomas vermied, ihn zu sehen, schickte aber den Wundarzt zu ihm und ließ ihn verbinden. Hätte er seinem Herzen folgen dürfen, würde er du Terail sogleich großmüthig die Freiheit gegeben haben, so aber war dies gegen die bestehenden Gesetze, und von Obrist du Terail konnten die Rebellen ein bedeutendes Lösegeld erwarten. Er befahl deshalb, mit ihm zu unterhandeln,

und ſie wurden um 12000 Livres einig. Du Terail, der immer noch hoffte, der Graf von Berg werde ihm das Löſegeld erſparen und Hoogſtraten einnehmen, zögerte, die Summe herbeizuſchaffen, und dies wäre ihm faſt theuer zu ſtehen gekommen.

Der Graf von Berg rückte endlich heran. Eine Proklamation ging ihm voraus, worin er jedem Rebellen, der zu ihm übergehen würde, Verzeihung verſprach, denen aber, die mit den Waffen in der Hand gefangen würden, mit dem Strange drohte. Die alten Krieger, dergleichen ſchon zu ſehr gewohnt, verlachten dieſe Drohung; als aber der Graf am andern Tage 2 Mann der Beſatznng, die auf Kundſchaft ausgeſchickt waren, in ſeine Gewalt bekam und ſie im Angeſicht von Hoogſtraten aufknüpfen ließ, verlangte die Beſatzung mit Ungeſtüm von ihrem Elettо, daß alle Gefangene, auch du Terail, als Repreſſalien aufgeknüpft würden.

Thomas Filler war in ſchmerzlicher Verlegenheit. Sollte er die Gelegenheit zur Rache ergreifen? Dagegen ſträubte ſich ſein edles Herz; ſo freudig er ihm auch im Kampfe entgegen getreten wäre, ſo war es ihm ein ſchrecklicher Gedanke, den Wehrloſen zum Tode führen zu laſſen, und doch war es außer ſeiner Macht, ihn zu retten; denn ſo willig ſich auch das Kriegsvolk unter die ſich ſelbſt gegebenen Geſetze beugte, hätte es ſicher das Anſehn ihres Elettos nicht geachtet, wenn er gegen das Geſetz hätte handeln wollen. Die einzige Hoffnung blieb ihm, vielleicht den Eigennutz des Kriegsvolks zu du Terails Rettung zu benutzen. Er verſammelte deshalb die Beſatzung. „Kameraden!“ redete er ſie an, „Ihr verlangt

den Tod der gefangenen Spanier, und das mit Recht; ein Sühnopfer gebührt den Unglücklichen, die da draußen, uns zum Hohn, ein Spiel der Winde ſind. Wollt Ihr aber edelmüthig handeln, wie es die Niederländer von Euch erwarten, ſo laßt die 10 Gefangenen loſen, nur zwei unter ihnen mögen an der Spitze des Thurmes aufgeknüft werden, die andern verſchont aus Großmuth, denkt, daß Ihr einſt mit ihnen in Reih und Glied fochtet. Was den gefangenen Oberſten betrifft, ſo wißt Ihr, daß er mein Feind iſt, und ich ihm aus Freundſchaft nicht das Wort rede. Aber zu Euerm Nutzen bitte ich für ihn. Er will Euch 12000 Livres zahlen — 800 ſeid Ihr hier, will denn ein Jeder von Euch 15 Livres an den Galgen hängen, ſtatt dies ſchöne Geld in Luſt und Freude zu verzehren?"

Den Rebellen leuchtete dies ein, doch bemerkten ſie, daß der Oberſt lange mit der Bezahlung zögern könne; Gott wiſſe dann, was ihnen indeſſen begegnet ſei, doch wollten ſie es in Ueberlegung ziehen. Der Eletto verſprach nun im Namen des Gefangenen ſchnelle Zahlung, und ſtellte ihnen nochmals vor, wie klug es gehandelt ſei, wenn ſie nicht allen Gefangenen den Tod gäben, damit ſie Mittel behielten, ferner Repreſſalien zu gebrauchen. Er ſtimmte endlich die Beſatzung, in ſeinen Vorſchlag einzugehen, und mit freudigem Herzen trat er nun in ſein Schlafgemach.

Hier hatte er in einer eiſernen Truhe ſeinen kleinen Schatz aufbewahrt, 15400 Livres war ſein ganzer Reichthum, ſein ganzes Erſparniß. „Es hangt doch wohl manche Thräne an dieſem Gelde," ſprach er vor ſich hin; „ſo ſoll

es wenigſtens zu einem guten Zwecke verwendet werden.“ Er nahm 12000 Livres heraus und vertheilte ſie als Löſegeld du Terrails unter die Beſatzung. Dann verſammelte er die Gefangenen, ließ ſie auf einer Trommel um ihr Leben würfeln, und die zwei, die das unglückliche Loos traf, wurden ſogleich aufgeknüpft; hierauf befahl er, eine Sänfte in Stand zu ſetzen, den Verwundeten darauf zu legen und in's ſpaniſche Lager zu bringen. Dort übergab einer der Träger du Terrail ein Schreiben des Eletto:

„Ich habe die 12000 Livres für Eure Ranzion bezahlt, du Terrail, und Euch dadurch von einem ſchmählichen Tode gerettet; ſchickt mir das Geld zurück, oder nicht, mir gleichviel. Den Grafen von Berg grüßt von mir und ſagt ihm, die Schwadron von Hoogſtraten würde ſtets Gleiches mit Gleichem vergelten.“

„Der Narr!“ rief du Terrail, nachdem er den Brief geleſen hatte, „glaubt, ich werde ihm ſein weggeworfenes Geld bezahlen; da müßte ich ein noch größerer Thor, als er, ſein. Sagt Euerm freigebigen Eletto,“ wandte er ſich dann zu dem, der ihm das Schreiben eingehändigt hatte, „wenn er ſein Geld wieder haben wollte, möchte er ſelbſt kommen und es ſich holen.“

„Das will ich!“ ſagte Thomas, als man ihm dieſe Antwort überbrachte, doch ſchmerzte ihn der Undank tief.

6.

Der Graf von Berg begann nun, Hoogſtraten förmlich einzuſchließen; ſchon waren Batterien errichtet und 6 Feuerſchlünde ſchleuderten Tod und Verderben in das Schloß. Er forderte die Beſatzung noch einmal vergebens zur Uebergabe auf, und rückte nun mit den Laufgräben bis an das Glacis der Feſtung. Doch dies war das Ziel ſeiner Anſtrengungen. Prinz Moritz war mit 10,000 Mann Holländern und den Rebellen zum Entſatz von Hoogſtraten im Anmarſch. Schnell hoben die Spanier in der Nacht die Belagerung auf, ließen 2 Geſchütze und die Verwundeten zurück und eilten nach Antwerpen.

Am andern Morgen begrüßte lauter Freudenruf das Heer des Prinzen, das über die Höhen heranrückte. Der Prinz ſelbſt, nur von einigen Offizieren begleitet, ritt vertrauungsvoll in Hoogſtraten ein, und überraſchte durch dieſen Beſuch den Eletto nicht wenig.

„Gnädigſter Herr!“ ſagte dieſer nach der Bewillkommnung, „Ihr habt viel Zutrauen zu einem Haufen Rebellen, daß Ihr Euch ohne ſattſame Begleitung in ihre Mitte wagt.“

„That ich Unrecht daran?“ fragte der Prinz.

„Nein, gnädigſter Herr! Wahrlich, Ihr ſeid ſo ſicher hier, als lagerten die Holländer um Euch.“

„Ich komme auch nicht abſichtlos hierher,“ fuhr der Prinz fort; „erſtens wünſcht' ich Euch kennen zu lernen, ich habe ſo Manches von Euch gehört, was dieſen Wunſch in mir erweckt hat; dann möcht' ich über Mancherlei mit

Euch sprechen und dies Schloß sehen, das durch Eure Besitznahme in den Niederlanden Bedeutung gewonnen hat.“

„Gern führe ich Euch in unserm Asyl umher,“ sagte der Eletto verbindlich.

„Das ist nicht nöthig,“ erwiederte der Prinz; „was ich sehen wollte, zeigte mir der erste Anblick. Das Schloß ist für Euch zu klein, von Tage zu Tage mehrt sich Eure Schwadron; Ihr seid nie im Stande, Euch hier gegen einen Angriff zu wehren, und nicht 4 Wochen läßt es sich vertheidigen. Ich mache Euch daher einen Vorschlag: übergebt mir Hoogstraten, und ich überlasse der Schwadron die mir gehörige Stadt Grave an der Maas, wo Ihr Alle ein Unterkommen und sattsame Mittel zur Vertheidigung findet. Tragt es Euern Kameraden vor!“

Hauptmann Filler, ganz in den Plan des Prinzen eingehend, versprach es.

„Und dann, da ich einmal Zutrauen zu Euch gefaßt habe, frage ich Euch: wie sind die Gesinnungen der Schwadron? Das Regiment der neuen Geusen, wie sie sich nennen, das wir aus den Rebellen der Andreasschanze bildeten, hat den Staaten so treu und mit so viel Eifer gedient, daß sie wünschen, in gleichen Verband mit Euch zu treten. Habt Ihr Hoffnung, wenn die Staaten den rückständigen Sold zahlten, daß die Schwadron in unsre Dienste träte?“

„Nein, gnädigster Herr!“ erwiederte der Eletto mit Freimuth; „die Meuterer der Andreasschanze verkauften Euch die Schanze, als sie dieselbe nicht länger vertheidigen konnten; sie verkauften sie aus Noth und blieben

dann als redliche Soldaten der neuen Verbindung getreu. Wir aber unterhandeln noch mit dem Erzherzoge; die Religion bindet uns an Spanien; nur ſo lange der Erzherzog nicht zahlt, ſtehen wir ihm feindlich gegenüber. Dennoch werden wir redlich erfüllen, wozu wir uns gegen Euch, mein gnädigſter Herr, verpflichten; aber ſo lange die Verbrüderung dauert, darf kein Einzelner der Neigung ſeines Herzens folgen."

„Ich verſtehe Euch!" ſagte der Prinz, ihm traulich die Hand reichend. „Rechnet für Eure Perſon ſtets auf mich. Ueber das, was ich Euch wegen Grave geſagt, berathet Euch und gebt mir baldigen Beſcheid."

Mit Freuden gingen die Rebellen den Tauſch ein, wobei ſie nur gewinnen konnten, und bald waren die Punkte aufgeſetzt; und ſo kam der merkwürdige, in der Kriegsgeſchichte einzige Vergleich zu Stande.

Der Prinz räumt gegen Abtretung von Hoogſtraten der Schwadron die ihm gehörige Stadt Grave auf ein Jahr, doch ſo ein, daß die Schwadron verſpricht, die Einwohner nicht zu drücken, ſich nicht in die Angelegenheiten der Stadt zu miſchen und die Religionsverfaſſung unverändert zu laſſen, auch nicht in das Gebiet der Republik oder des deutſchen Reichs zu ſtreifen. Sollte die Schwadron ſich mit dem Erzherzoge in dieſer Zeit ausſöhnen, ſo übergiebt ſie dem Prinzen Grave, erhält dagegen Hoogſtraten zurück und verſpricht, 4 Monate von der Uebergabe an nicht gegen die Staaten zu dienen.

Dem Prinzen war wegen der Nähe von Breda und Antwerpen viel an dem Beſitze des feſten Hoogſtratens gelegen; in Grave, am äußerſten Ende Brabants, waren

die Rebellen von den Spaniern entfernter, mithin die Aussöhnung schweerer, und da der Vergleich rein militairisch abgeschlossen war, so konnte der Prinz auch eher das Vertrauen haben, daß er streng gehalten werden würde. Was die Stadt betraf, die man ihnen einräumte, so war des Prinzen Meinung, daß der Marder nie auf dem Hofe stehle, wo er sein Nest baue.

Kurze Zeit darauf übergab die Schwadron den Holländern Hoogstraten und zog in Grave ein. Der Schauplatz hatte sich nun verändert, doch blieb der Name; immer, noch hieß man die Schwodron die Rebellen von Hoogstraten. Auch von Grave aus durchstreiften sie Brabant, trieben Contributionen ein und schleppten Lebensmittel zusammen. Das nahe Geldern litt am meisten, so wie das Bisthum Lüttich, das nicht als deutsches Land angesehen wurde. Die Bürger von Grave, die von ihnen nicht gedrückt wurden, waren am Ende mit ihren Gästen, die Lebensmittel und Geld in Menge in die Stadt brachten, wohl zufrieden, und nur selten fanden die Elettos Gelegenheit, ihr Richteramt auszuüben. Auch trieb sie der Müssiggang und die Kriegslust oft zu Hunderten zu dem Heere des Prinzen Moritz, wo sie als Freiwillige tapfer dienten, und so lange blieben, als ihnen dort das Leben gefiel.

Die erste bedeutende Expedition von Grave aus war nach Helmont und Eyndhoven. Beide Orte, die ihnen Widerstand leisten wollten, wurden geplündert. Die kleinern Städte und die Landschaft des nördlichen Barbants trafen nun eine Uebereinkunft mit ihnen, und lieferten monatlich eine bestimmte Anzahl Geld und Lebensmittel

nach Grave, wodurch ſie ſich von jedem Streifzuge loskauften. Oft durchzogen die Rebellen ganz Brabant, durchſtreiften Namur und Hennegau; nur Flandern, wo das Heer des Erzherzogs ſtand, blieb von ihnen verſchont.

Bei Herentals hatte auch du Terail ein ernſtes Gefecht mit ihnen gehabt; jeder Theil ſchrieb ſich den Sieg zu, keiner hatte aber dabei gewonnen, jeder bedeutend verloren. Seitdem war du Terail die Luſt vergangen, ſich mit den Rebellen zu meſſen. Erkelens war ſein Hauptquartier, und von hier aus hatte er das Kleviſche zu ſeiner Goldgrube erwählt, und ſogar einige Mal das holländiſche Gebiet betreten, wo er, bis Batenburg und Nimwegen ſtreifend, das platte Land verheerte und plünderte.

Der Prinz ſchickte deshalb einen Offizier nach Grave, die Schwadron zu bewegen, den Streifereien du Terails Einhalt zu thun. Er ſtellte ihnen vor, wie belohnend ein Unternehmen auf Erkelens ſein müſſe, da du Terail und ſeine Bande Alles, was ſie geraubt, dort aufgehäuft hätten; zugleich ließ ihnen der Prinz 10,000 Gulden als Lohn für dieſe Unternehmung und eine gleiche Summe bieten, wenn ſie nach der Einnahme des Schloſſes es den Holländern überliefern wollten.

Dieſer Vorſchlag kam dem Hauptmann Filler ſehr gelegen und ſtimmte zu ſeinem ſchon lange gehabten Plan. Er trug der Schwadron den Wunſch des Prinzen vor, zeigte ihnen die Vortheile, die ſich für ſie im Limburger Lande darböten, das, vom Kriegsſchauplatze entfernt, von ihnen noch nie heimgeſucht war, und brachte es endlich

dahin, daß er mit 500 Pferden und 1000 Mann zu Fuß nach Erkelens aufbrechen konnte.

„Du Terail hat mich aufgefordert, mein Geld von ihm zu holen," ſagte Thomas zu Federico, dem Eletto der Spanier; „ich werde ſeiner Einladung folgen."

7.

Ein ſo bedeutender Zug, der ſelbſt zwei leichte Geſchütze bei ſich führte, blieb nicht lange ein Geheimniß; das Bisthum Lüttich zitterte, denn man glaubte allgemein, es gelte ihm. Die geiſtliche Regierung ſchickte ſchon Abgeordnete den Rebellen entgegen, um mit ihnen über ein Abkommen zu unterhandeln, und Niemandem kam es in den Sinn, daß die Rebellen von Hoogſtraten über die Maas ſetzen würden.

Während ſeines Aufenthalts in Bocholt hatte Hauptmann Thomas Gelegenheit gehabt, alle Furthen der Maas zu unterſuchen; zwiſchen Buggenum und Horn kannte er eine Furth, welche die Reiterei bei ſeichtem Waſſerſtande leicht paſſiren konnte, und wo ſie vielleicht nur 20 Schritte zu ſchwimmen hatte. Hier beſtimmte er den Uebergang. Vorher aber konnte er nicht umhin, nach dem von hier nicht weit entfernten Meierhofe zu reiten, um den alten unglücklichen Vater Gertrauds zu ſehen, und wohl auch Erkundigungen über ſie einzuziehen. Er fand den alten, ſonſt ſo rüſtigen Mann von Gram gebeugt; ſein braunes Haar weiß, wie Schnee; ſein freundliches Auge erblindet.

Er wagte es nicht, ſich dem alten Manne zu erkennen zu geben, viel weniger ihn nach ſeiner Tochter zu fragen, denn er fürchtete, die vielleicht verharrſchte Wunde aufzureißen und den Gram von neuem herbeizurufen. Er ſchwieg von dem, was die eigne Bruſt beklemmte, ſprach nur von gleichgültigen Dingen; aber ſein Auge blickte in der Stube umher, wo Alles noch ſtand, wie ſonſt, und jedes Hausgeräthe nur traurige Erinnerung in ihm erweckte. Als er den Alten verließ, zog es ihn nach Gertrauds Schlafkammer; da ſtand noch der Stuhl, auf welchem du Terail ſaß, als er ſie überraſchte; da ſtand noch ihr Bett mit den grünwollenen Vorhängen. Er glaubte, er müſſe, wenn er ſie zurückſchlüge, die Schlummernde noch hinter ihnen erblicken. Ach, ſie war fern, das Heiligthum entweiht und all' ſeine Sehnſucht vernichtet. —

Rache im Herzen, ritt er zurück; Rache im Herzen, ſetzte er der Erſte in die Fluthen der Maas; ſeine Reiter, jeder einen Fußknecht hinter ſich, folgten ihm. Glücklich gelangten ſie an das jenſeitige Ufer, ſchwammen noch einmal hinüber, die Andern zu holen. Ein Mann ertrank, die übrigen kamen glücklich an das rechte Ufer. Die beiden Geſchütze wurden auseinander genommen und mit den vorräthigen Sturmleitern in Kähnen hinüber geſchafft. Bald war Alles wieder in Stand geſetzt, und nun ging es Erkelens zu.

Um nicht von den Einwohnern auf den erſten Blick erkannt zu werden, hatten ſie ihre Fahnen mit den 7 aufrecht ſtehenden Schlangenköpfen zuſammen gerollt und trugen die rothe ſpaniſche Feldbinde. Sie fragten nach dem Wege, der über Dahlen nach Neuß führt, wendeten

ſich aber, bei Arsbeck angelangt, ſchnell nach Schwanenberg. Hier überfiel ſie die Nacht, die mit Sturm und Gewitter hereinbrach. Sie ſetzten in aller Stille ihren Weg fort, und bald zeigten ihnen die leuchtenden Blitze den ſpitzen Thurm des Städtchens und die ſtumpfen Thürme des alten Schloſſes.

Es war Mitternacht; nur noch in der Ferne rollte der Donner, aber heftig brauſ'te der Sturm und peitſchte den Regen herab. Hier und da ſah man Licht in einigen Häuſern, wo gewiß eine furchtſame Seele noch in der Angſt ihres Herzens betete. So kamen ſie unbemerkt an das Thor. Einige vorangegangene Fußknechte, denen ein größerer Trupp folgte, pochten an und baten um Einlaß. Der Pförtner lugte aus einem kleinen Thurmfenſter heraus. „Seid Ihr ſchon zurück?" rief er ihnen zu; „dachte es wohl, daß Euch das Unwetter wieder heimführen würde."

„Mach' nur auf, Alter!" rief der Eine, ſich ungeduldig ſtellend. „Es iſt ja ein Wetter, daß ein armer Fußknecht ſelbſt den lieben Herrgott erbarmen möchte; geſchwind!"

Es dauerte eine Weile, ehe der Alte kam, der dann erſt mit ſeinem Lämpchen durch eine Luke des Thores leuchtete, ehe er aufſchloß. Als er aber nur die Beiden gewahrte, ſchloß er getroſt auf und ließ ſie hinein. Dieſe packten ihn ſchnell, ſchleppten ihn aus der offenen Pforte, nahmen ihm die Schlüſſel zum Thor und öffneten es.

„Das ging ja beſſer, als wir erwarten konnten," meinte der Eletto, als er mit den Uebrigen vorrückte; da er aber erfuhr, am Abend ſei Oberſt du Terail mit dem

größten Theile der Beſatzung dem Rheine zugezogen, und daß nur höchſtens 100 Mann das Schloß beſetzt hielten, war ſeine Freude dahin. „Alſo ihn finde ich nicht?“ brummte er vor ſich. „Nun, ſo iſt es auch beſſer; Rache bringt keinen Seegen.“ Hierauf gab er die nöthigen Befehle, daß 500 Mann Fußvolk nach dem Schloſſe rücken, die Reiterei mit den Uebrigen aber das Thor beſetzen ſollte, damit das Pferdegetrappel die Bürger nicht aufwecke; er ſelbſt begab ſich mit nach dem Schloſſe.

Sorglos fand er die Wachten, und, ohne bemerkt zu werden, ſprengte man die Kette der Zugbrücke und ſetzte die Petarde an. Auch das innere Thor war bald geſprengt, und, im völligen Schlafe überraſcht, leiſtete die Beſatzung nur ſchwachen Widerſtand; das Schloß ward ſchnell erobert, die Stadt genommen und die Thore gehörig beſetzt.

Der Eletto hatte ſtrengen Befehl gegeben, nicht zu plündern. Die Stadt ſollte eine bedeutende Brandſchatzung geben, was im Schloſſe gefunden würde, zu gleichen Theilen vertheilt werden. Deshalb wurde auch Schloß und Stadt verſchont und völlige Ordnung gehandhabt.

Wo Obriſt du Terail ſeine Schätze verwahrt habe, war die erſte Frage, die Hauptmann Filler an den gefangenen Kommandanten that; dieſer aber verſicherte, daß ihm dies ſelbſt unbekannt ſei, da der Oberſt es vor Jedermann geheim halte; ſein alter Diener aber, den er zurückgelaſſen, könne vielleicht beſſere Kunde geben. Der Alte wurde gerufen, läugnete anfangs; als er jedoch dem Stückknecht zur Tortur übergeben wurde, führte er den Eletto und den Zahlmeiſter nach einem verborgenen kleinen Ge-

wölbe, wo sie zwei große eiserne Truhen fanden. Thomas überließ dem Zahlmeister die Freude, sie zu öffnen, nahm den alten Diener bei Seite und fragte ihn, sonderbar bewegt: „Wo ist das Weib des Obersten?"

„Sein Weib?" erwiederte der Alte lachend. „Mein Herr tritt gewiß mit keinem Weibe vor den Altar. Meint Ihr aber die Dirne, die hier ist, so ist ihr Zimmer nicht fern von hier."

„Führe mich hin!" befahl der Hauptmann. Der Diener ging, eine Leuchte in der Hand, voran, öffnete die Thür und er trat mit klopfendem Herzen ein. Das Gemach war leer, aber Alles zeigte, daß seine Bewohner es erst vor Kurzem verlassen hatten. Hier schaute sich Thomas traurig um, und bemerkte, daß das Hausgeräth nur ärmlich und nirgends eine Spur von Wohlhabenheit zu finden sei; es schien mehr das Zimmer einer Dienenden, als das der Geliebten zu sein.

„Die Arme ist gewiß bei dem Sprengen der Petarden und bei dem Lärme im Schlosse in die untern Gewölbe entflohn; ich will hin, sie zu suchen; übergebt sie nicht dem Kriegsvolke, handelt menschlich an der Unglücklichen!" bat der alte Diener.

„Sei ohne Sorge!" beruhigte ihn Filler. „Ich gehe selbst mit Dir, sie aufzusuchen." Er ließ Fackeln herbeischaffen, nahm zwei Kriegsleute zu seiner Begleitung mit und folgte dem Diener die steilen Treppen hinab.

Die Gewölbe des Schlosses waren hoch und geräumig und Vorräthe aller Art darin in Menge aufgehäuft. Für Wein hatte du Terail gesorgt. Sie fanden hier Mancherlei, nur nicht das, was sie suchten. „Sollte

ſie etwa den Schlüſſel zu dieſem Keller gefunden und ſich hierher geflüchtet haben?" ſagte der Diener. „Ich will doch hinauf und die Schlüſſel ſuchen."

„Begleite ihn und laß ihn nicht außer Acht!" befahl der Eletto einem ſeiner Begleiter; er ſelbſt blieb mit den Andern zurück.

Der Diener zögerte, zurückzukommen, die Ungeduld ergriff den Hauptmann, er nahm die Fackel aus der Hand ſeines Begleiters und durchſchritt das lange Kreuzgewölbe. — Plötzlich heftete ſich ſein Blick auf den Boden, er zog erſchrocken den ſchon gehobenen Fuß zurück; ein Kind lag vor ihm auf einem Bündel Stroh, das hier ſo ruhig ſchlief, als läg' es in einem Bett von Daunen. — „Ihr — ſein Kind" — das war der erſte Gedanke, der ihn durchflog. Ein ſonderbares Gefühl durchſchauerte ihn bei dem Anblicke des ſchlafenden Engels; war es Freude, war es Schmerz, er wußte es ſelbſt nicht. Jetzt beugte er ſich über das ſchlummernde und glaubte die Züge der Mutter in dem Kinde wieder zu ſehen, hob es auf, wickelte es in ſeinen Mantel, beleuchtete es, und ein wehmüthiges Lächeln umzog ſeinen Mund. — „Armes Kind!" ſagte er leiſe, damit es ja nicht in ſeinem Schlummer geſtört werde, und ſeit langer Zeit drang zum erſten Male wieder eine Thräne in ſein Auge; „unglückliches Kind, in Sünde geboren, in Sünde genährt — Dich will ich retten vom Verderben, ich will Dir Vater ſein!" Er wollte mit dem Kinde auf dem Arme zurückgehen, aber plötzlich blieb er ſtehen. „Wo das Kind iſt, muß auch die Mutter ſein — grauſam wäre es, ihr das Kind zu rauben!" — Er ging weiter vorwärts, ſein Auge ſpähte umher —

da ſah er in der Ferne eine weiße Geſtalt auf dem Boden liegen; er hob die geſenkte Fackel — angſtvoll blickte er hin, hoffend und fürchtend, ſie ſei es. — Ja, ſie war es auch; ohnmächtig lag die Unglückliche, ein Kiſſen in der Hand, das ſie wahrſcheinlich dem Kleinen hatte bringen wollen, auf dem feuchten, modrigen Boden. Thomas, das Kind nicht aus ſeinen Armen laſſend, kniete neben ſie, wollte ſie durch Rütteln zum Leben bringen, wollte eben den Diener rufen, als Geſchützesdonner über ihm dröhnte und der Mann, den er mit dem Diener hinaufgeſchickt hatte, eiligſt zurückkam und ihm zurief: „Eletto, geſchwind hinauf, der Feind iſt vor dem Thore!"

„Euch übergeb' ich dies Kind und jenes Weib!" rief der Ueberraſchte, ſtürzte, die Fackel in der Hand, die Treppe hinauf und eilte auf die Mauer.

8.

Schon graute der Morgen, und deutlich konnte der Eletto ſehen, daß der Feind das nördliche Thor angriff. Schnell beorderte er 300 Mann aus dem Schloſſe mit den beiden Feldſtücken dorthin; er ſelbſt ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte nach dem Kampfplatze. Schon trabten die Reiter aus allen Gaſſen herbei; an 200 ſammelten ſich um ihren Führer und wollten kampfluſtig hinaus dem Feinde entgegen; jedoch der Bedächtige hielt ſie zurück und wollte nicht eher den Angriff wagen, bis alle ſeine Mannſchaft beiſammen war. Er ermuthigte die Wacht am

Thore, ſich tapfer zu halten, da Succurs komme, beſetzte den Wall und, nicht ahnend, daß du Terail, gegen ſeine Gewohnheit Geſchütz mit ſich führe, ſpottete er des nutzloſen Angriffs. Aber plötzlich fuhr die Kugel einer Feldſchlange durch das Thor; noch ein Schuß dröhnte, und das Thor brach ganz zuſammen. In dieſem Augenblicke kam aber auch der Succurs von dem Schloſſe, die beiden Feldſchlangen fuhren auf, doch ein glücklicher Schuß der Feinde demontirte beide zugleich. Zwei Räder lagen in Stücken, 10 Todte und Verwundete deckten den Boden. Da räumte der Eletto ſchnell Thor und Straße, ließ den Wall nur beſetzen und vertheidigte von hier aus das offene Thor. Vom Schloſſe donnerte das Geſchütz auf die Anrückenden; da es aber dort an Conſtablern fehlte, ſchoſſen ſie ſchlecht und thaten dem Feinde keinen Abbruch.

Noch vertheidigten die 300 von dem Walle herab das Thor und vereitelten den wiederholten Angriff du Terails; aber im ſteten Feuer hätten ſie unterliegen müſſen, wenn nicht der Eletto die Reiterei auf dem Marktplatze geſammelt und mit ihr und dem Reſte des Fußvolks zu einem andern Thore ausgerückt wäre und ſeinen Gegner auf offnem Felde angegriffen hätte; zugleich gab er den 300 Mann am nördlichen Thore den Befehl, das Geſchütz zu nehmen.

Du Terail war ihm an Reiterei überlegen, an Fußvolk gleich. Aber die alten Schaaren der Rebellen, die aus den verwegenſten Kriegern des ſpaniſchen Heeres beſtanden, achteten nicht eine kleine Uebermacht; ſie griffen den Feind mit Ungeſtüm an, und dieſer Angriff würde ſchon das Gefecht entſchieden haben, hätte nicht du Terail

durch einen Piſtolenſchuß das Pferd ihres Anführers getödtet; es ſtürzte, und wie der Tiger auf ſeine Beute, ſprang der Franzos von ſeinem Roß, warf ſich mit gezücktem Dolche auf den unter ſeinem Pferde Liegenden, aber auch im nämlichen Augenblicke fühlte er ſich an der Gurgel gepackt. Die treue Dogge, die ſeinem Herrn auch in den Kampf gefolgt war, riß ihn nieder, Reiter kamen ihrem Eletto zu Hülfe, und zum zweiten Male ward du Terail ihr Gefangener. Dies entſchied das Gefecht; zweihundert Spanier wurden gefangen, die andern nahmen die Flucht. Du Terail hatte einen Anſchlag auf Crefeld gehabt, war deshalb am Morgen ausgezogen, hatte aber in Neerſen die Nachricht erhalten, daß die Rebellen über die Maas gegangen wären. Er vermuthete mit Recht, daß es Erkelens galt, kehrte um, marſchirte ohne Raſt und hoffte den Feind bei der Plünderung zu überfallen; die weiſe Vorſicht des Eletto aber zerſtörte ſeinen Plan.

Dieſer, durch den Fall ſeines Roſſes beſchädigt, ließ ſich auf das Schloß bringen, du Terail aber wurde in der Stadt in ſtrengem Gewahrſam gehalten. Auf dem Schloſſe erfuhr er nun, daß man in den beiden eiſernen Kaſten 52000 rheiniſche Gulden, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit, und eine Menge Koſtbarkeiten, ſilberne Becher und ſelbſt Kirchengut gefunden habe. Mehr aber freute er ſich, als man ihm berichtete, die Ohnmächtige ſei wieder zum Leben zurückgebracht; ſie ſei aber noch ſo matt, daß ſie ihr Zimmer hüten müſſe.

Nicht Liebe war es, was Thomas bei dieſer Nachricht ſo ſonderbar bewegte; wie hätte dieſes edle reine Gemüth noch Liebe für eine Gefallene empfinden können?

Aber Mitleid, innige Theilnahme ergriff ihn, dachte er ſie ſich jetzt ſo unglücklich — und doch? — fühlte ſie ſich unglücklich? Konnte ihr nicht der Mann ihres Herzens, der Knabe Wonne bereiten, die der arme Thomas nie empfunden hatte? Sein Gemüth war tief bewegt, beſonders hatte ihn der Anblick des ſchlafenden Kindes erſchüttert. In dem kurzen Augenblicke, daß das ſchlummernde in ſeinen Armen geruht hatte, war eine Sehnſucht in ihm erwacht, die ihn ſich ſo einſam fühlen ließ. Unwillkührlich ſtreichelte er ſeine Dogge, das einzige treue Weſen, das ihm noch geblieben war, denn ihm hatte ja das Schickſal ſo viel verſagt, Weib und Kind. — „Bringt mir den Knaben!“ rief er plötzlich, als ſei das Kind ſeines Feindes der gute Geiſt, ſeinen Gram zu verſcheuchen, und ſie brachten ihm den Kleinen, der jetzt die großen blauen Augen aufgeſchlagen hatte und den bärtigen Mann, der ihn auf ſeinen Schooß nahm und mit ihm ſpielte, freundlich anſah. Bei dem Lächeln des Kindes vergaß er ganz ſeinen Kummer, ſelbſt wenn das ſprechende Auge und das Grübchen des Kleinen ihn an Gertraud erinnerte. Seit langer Zeit war dies die erſte Stunde wieder, wo ſein Herz Freude fühlte.

Da öffnete ſich leiſe die Thüre, eine bleiche Geſtalt trat zitternd herein. — „Mein Kind!“ rief ſie mit ängſtlicher Stimme — und der Kleine ſtreckte die Arme nach der Mutter, während Thomas ihr den Knaben mit abgewandtem Geſichte entgegenhielt. Sie ergriff, küßte ihn und ſchlich ſo leiſe wieder fort, als ſie hereingetreten war.

„Das war Gertraud?" ſeufzte Thomas tief auf. „Dieſe bleiche Geſtalt, dieſe hohlen Augen war die Geſtalt, ſind die Augen Getrauds? O Sünde, Sünde, wie brandmarkſt Du Deine Diener. — Nein, nein!" rief er bewegt und wiſchte die Thräne aus ſeinem Auge; — „ſie iſt unglücklich, darum habe Mitleid mit ihr, verdamme ſie nicht!" Er raffte ſich zuſammen, ſo ſchwer es ihm auch wurde, und ließ ſich nach Gertrauds Zimmer führen.

Als man es leiſe öffnete, ſah er ſie, den Knaben liebkoſend, auf einer kleinen Bank ſitzen. Sie gewahrte ihn nicht ſogleich und überließ ſich unbefangen der mütterlichen Zärtlichkeit. Als ſie ihn aber erblickte, fuhr ſie erſchrocken auf, drückte das Kind feſt an ihre Bruſt und blickte ängſtlich umher.

„Warum erſchreckt Ihr vor mir, was bebt Ihr ſo, Gertraud?" fragte er, ſich auf einen Schemmel niederlaſſend, und winkte ſeinen Dienern, ſich zu entfernen. „Ich komme in Frieden!"

Aber das Weib drückte das Kind voll banger Furcht, es ſollte ihr entriſſen werden, immer feſter an ſich.

„Fürchtet Euch nicht," fuhr Thomas fort, und die ernſten Züge ſeines Geſichtes zwangen ſich, freundlich zu ſein. „Ich bringe nicht Vorwürfe mit mir, nur Theilnahme und Mitleid. Habt Zutrauen zu mir, ſetzt Euch mit dem Kleinen dorthin, mir gegenüber — So! — Ja, wovon wollt' ich doch mit Euch ſprechen," ſagte er jetzt, wie aus einem Traume erwacht; „die Vergangenheit verwirrt meinen grauen Kopf — die braunen Locken, Ger-

traud, ſind gebleicht; ſeit ich Euch nicht ſah, ſind ſie grau geworden, ſo wie die Eures Vaters ſchon weiß ſind."

„Sah't Ihr meinen Vater, Herr?" fragte ſie, aufſpringend.

„Ich ſah den alten Mann, aber er ſah mich nicht, denn er iſt blind!"

Das Weib fing an, heftig zu zittern, legte den Knaben auf das Bett und hielt ſich krampfhaft an die Pfoſten feſt. „Blind, blind!" wiederholte ſie mehrere Male leiſe — „Ja, er wollte ſeine Tochter nicht mehr ſehen, da erfüllte Gott ſein Gebet und ſchloß ſein Auge."

Thomas war erſchüttert; Gertraud jammerte ihn; er wußte nicht, wie er dem Geſpräche eine andere, ſchonendere Wendung geben ſollte. „Ihr habt einen ſchönen Knaben," ſagte er endlich; „ſein Auge iſt ganz das Eurige, ſein Mund lächelt, wie Ihr ſonſt zu lächeln pflegtet; ſeinem Vater gleicht er, Gott ſei Dank, wenig."

„Wo iſt du Terail!" rief Gertraud, und ſchien bei dieſer Frage ihren Vater ſchon vergeſſen zu haben.

„Er iſt gefangen," antwortete Hauptmann Thomas, und auch ſein Gefühl mochte in dieſem Augenblicke von einem andern Eindrucke bewegt werden.

„Sein Schickſal?" fragte ſie mit Heftigkeit.

„Wird das Schickſal eines Gefangenen ſein, der kein Löſegeld mehr hat, ſich loszukaufen, und zum zweiten Male wird ſich kein Thor finden, es für ihn zu bezahlen," erwiederte er mit Bitterkeit.

„Armes Kind!" rief ſie weinend und drückte den Knaben an ihr Herz; „arme, vaterloſe Waiſe!"

„Laß mich ſeinen Vater ſein!“ ſagte Thomas mit Herzlichkeit, und der Anblick des ſchreienden Kindes hatte jede Bitterkeit ſchnell verwiſcht.

Gertraud ſchüttelte ſchmerzvoll lächelnd den Kopf.

„Auch dieſe Freude gönnſt Du mir nicht,“ ſagte er empfindlich. „Nun wohl! — Nehmen kann ich Dir den Knaben nicht, und überlaſſen willſt Du mir ihn nicht; ſo muß ich auch dieſe Hoffnung zu Grabe tragen, wie alle andere.“ Er ſah finſter vor ſich hin; Gertraud betrachtete ihn jetzt genau, ſie fand ihn ſehr gealtert, der Gram hatte ſeine Furchen tief auf ſeine Stirn gezogen, das ſchmerzte ſie. Da hob er langſam das geſenkte Haupt. — „Biſt Du denn glücklich, Gertraud?“ fragte er, ſie ſcharf in's Auge faſſend. — Sie ſchwieg. — „Liebſt Du noch du Terail?“

„Er iſt der Vater meines Kindes, wie könnt' ich ihn nicht lieben?“ erwiederte ſie leiſe.

„So!“ — ſagte er gedehnt, verſuchte aufzuſtehen, aber vermochte es nicht. Da legte Gertraud das Kind ſchnell auf das Bett, ſprang herzu, griff ihm unter den Arm, wollte ihm helfen, aber ſie war zu ſchwach, es gelang ihr nicht. „Laß nur,“ ſagte er, indem er ſie freundlich anblickte. Ein ſonderbares Gefühl hatte ihn durchzuckt, als ihre Hand ihn berührte, und ſie ſich ſorgſam mühte, ihm hülfreich zu ſein. „Laß nur!“ wiederholte er; „ich danke Dir!“

„Höre, Gertraud,“ ſagte er dann nach kurzem Schweigen, „was ich hier in Deinem elenden Zimmer ſehe, ſpricht nicht für du Terails Liebe, nicht für die Liebe des

Vaters zu ſeinem Kinde. — Du leideſt Noth, wenn er ſchweigt; mich dünkt, Du biſt ihm läſtig.“

Sie ſchüttelte mit Heftigkeit verneinend den Kopf, und Thränen ſtrömten aus ihrem Auge. —

„Du biſt ihm läſtig!“ wiederholte Thomas; „Deine Thränen zeigen es mir — deshalb verlaß ihn!“ Das Weib nahm ihr Kind wieder auf den Arm, küßte es, drückte es an ihre Bruſt und antwortete nicht.

„Ich will für Dich und den Knaben väterlich ſorgen; was ich habe, es iſt freilich wenig, gehöre ſein. Fern von mir magſt Du ziehen, zu Deinem Vater, den ich vielleicht mit Dir verſöhnen kann, nach Holland, Deutſchland, wohin Du willſt.“ — Sie blieb ſtumm. — „Weib, er verdient Deine Anhänglichkeit nicht!“ rief er jetzt mit Heftigkeit, da ſich endlich ein leiſes „ich kann nicht!“ aus ihrer Bruſt rang. — „Nun wohl!“ ſagte er gelaſſener, rief ſeinen Diener und befahl ihm, dem Lieutenant zu ſagen, daß der Oberſt du Terail auf das Schloß gebracht werden ſolle.

„Was wollt Ihr mit ihm?“ fragte Gertraud ängſtlich.

„Gericht über ihn halten!“ antwortete der Elette kalt.

„Seid menſchlich!“ bat ſie und ſtürzte zu ſeinen Füßen; „erbarmt Euch meiner, erbarmt Euch des Kindes.“

„Eben das will ich,“ ſagte er, ſie aufhebend und verſank in Nachdenken, das ſie nicht zu unterbrechen wagte. So ſaßen ſie lange ſchweigend; nur zuweilen richtete er eine gleichgültige Frage an ſie, die ſie zitternd beantwortete.

Jetzt meldete der Diener, Oberſt du Terail ſei da. Der Elette ließ ihn hereintreten. Auf du Terails Geſicht

malte ſich bei dem Anblicke ſeines Gegners Zorn, auf dem Geſichte des Hauptmanns Ernſt und Ruhe.

„Ich bin gekommen, mir, wie Du es verlangt haſt, mein vorgeſchoſſenes Löſegeld zu holen," redete er den Gefangenen an; „ich bin hier, es einzufordern."

„Nimm, wo Du es findeſt, mein Seckel iſt leer," erwiederte du Terail höhniſch.

„Das iſt ſchon geſchehen," ſagte der Niederländer ruhig. „Ich habe mehr gefunden, als es bedurfte. Doch habe ich noch Etwas zurückzufordern, was mein war."

„Sicher die Dirne," fiel ihm der Franzos ſchnell in die Rede. — „Nimm ſie, wenn Du mit den Broſamen zufrieden biſt, die von des Herrn Tiſche fielen; nimm auch das Kind noch oben drein!"

„Gerechter Gott!" rief Gertraud und vermochte kaum, ſich aufrecht zu erhalten.

„Steh' ihr doch bei," ſagte Thomas zu du Terail, der gleichgültig auf die Jammernde blickte, und während der Elette nochmals verſuchte, aufzuſtehen, erhob ſich jener nicht von ſeinem Seſſel. „Laß nur," ſagte du Terail gleichgültig, „dieſe Scenen ſind mir nicht neu."

Der Elette warf bei dieſen Worten einen verächtlichen Blick auf ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, rief den bereitſtehenden Diener und befahl ihm, den Lieutenant zu rufen. Während dem hatte ſich Gertraud erholt und ſich auf einen Schemmel geſetzt und ſah bald, im Innerſten tief betrübt, auf du Terail, bald ängſtlich auf Thomas, der mit ſich einen ſchweren Kampf zu kämpfen ſchien.

„Was wird mein Loos ſein und wieviel Löſegeld verlangſt Du?" fragte jetzt du Terail, das Schweichen brechend.

„Ich mag Dein Schickſal nicht beſtimmen," erwiederte dieſer ernſt.

„Glaube nicht, daß mit dieſem Schloſſe alle meine Mittel dahin ſind; ich habe noch ſo viel, diesmal mein Löſegeld ſelbſt zu zahlen."

„Ich möchte um alle Schätze der Erde nicht dein Richter ſein," ſagte der Elette, und ſeine Stirn umwölkte ſich; „denn ich fühle es, ich würde ein ſtrenges Gericht halten." Getrennt wirſt Du von ihr und von Deinem Kinde," ſprach er dann nach einer Pauſe; „haſt Du noch über ihr Schickſal Etwas zu beſtimmen, ſo laß es mich wiſſen. Willſt Du ihnen Lebewohl ſagen, ſo thu es jetzt." Du Terail ſchwieg.

„Mann!" rief Gertraud außer ſich und ſtürzte in ſeine Arme, „willſt Du ſo liebles von mir gehn, haſt Du kein Wort, kein Liebeswort für mich und Dein Kind?"

„Du gehſt, wie verrufenes Geld, ſchnell aus einer Hand in die andere," antwortete er lachend; „jetzt kommſt Du wieder in die Hände deſſen, der Dich zuerſt beſaß. Vielleicht geht es Dir da wohler."

„Mit Gott!" ſprach Thomas feierlich. „Laß den Mann," wendete er ſich dann zu Gertraud, die du Terail noch immer feſt umfangen hielt; — „er ſtößt Dich zurück — verachte ihn! — Komm zu mir, bring mir Dein Kind, ich will Dir Bruder, dem Knaben Vater ſein!" — Bei dieſen Worten trat der Lieutenant ein. „Kamerad!" ſagte der Elette, auf du Terail weiſend, „führe den in engen Kerker, daß er uns nicht entwiſcht. Behandle ihn menſchlich, obgleich kein menſchliches Herz in ſeiner Bruſt

ſchlägt, aber ſtreng! Er folge uns nach Grave, wo die Kameraden über ihn entſcheiden mögen. — Führt ihn ab."

Noch einmal wollte Gertraud, das Kind feſt im Arm, ſich ihm um den Hals werfen; doch das donnernde „Halt!" des Eletto hielt die Erſchrockene zurück. „Auch im Unglück muß der Stolz uns nicht verlaſſen," ſagte er, den höhniſch lachenden du Terail mit Verachtung anblikkend, der im Weggehen ſich plötzlich wandte.

„Hoffentlich ſehen wir uns wieder, dann wehe Dir!" rief er dem Hauptmanne zu und entfernte ſich.

„In dieſer Welt mag es ſein," ſagte Thomas ruhig lächelnd; „in jener, da bewahrt mich die Gerechtigkeit Gottes davor."

9.

Die Kontuſion des Eletto war bald geheilt, und nachdem er hinlängliche Beſatzung in Erkelens gelaſſen hatte, zog er mit den Gefangenen, wovon die meiſten in die Schwadron eingetreten waren, über die Maas zurück. Gertraud folgte mit ihrem Kinde; du Terail war jedoch ſchon früher unter Bedeckung nach Eyndhoven geſchickt worden.

Dieſesmal ſetzten ſie in Schiffen über, und Thomas ritt ſogleich nach dem Meierhofe, wohin auch Gertraud fuhr. Sie fanden ihn verödet; die Rebellen von Eyndhoven hatten ihn rein ausgeplündert, und den blinden Vater hatte dabei ein Schlagfluß hinweggerafft. Theils

verbrannt, theils zerſtört, lagen die Gebäude in Trümmern, alles Vieh war weggetrieben, nirgends fand Gertraud ein Plätzchen, wo ſie hätte wohnen können. Sie mußte daher Thomas nach Grave folgen.

Dort auch fand dieſer Manches verändert. Seine Abweſenheit benutzend, da er unter den Elettos am meiſten gegen eine Ausſöhnung mit den Spaniern war, hatten die Unterhändler des Erzherzogs die Gemüther zur Unterwerfung geneigter geſtimmt. Die Belagerung von Oſtende, wo ſtatt des gottesfürchtigen Mendoza der tapfere, kluge Spinola das Heer befehligte, reizte die Kriegsluſt der alten Soldaten, und es fehlte nur noch an Geld, ihre übertriebenen Forderungen zu befriedigen, die ſie ſo weit ausdehnten, daß ſie ſogar für die Zeit der Rebellion ihren Sold verlangten. Dieſe tolle Forderung verſchob noch auf längere Zeit ihre Unterwerfung.

Du Terail fand er auch nicht mehr als Gefangenen. Der Erzherzog, der ihm beſonders gewogen war, hatte ſogleich das Löſegeld für ihn bezahlt, und er ſtand ſchon wieder an der Spitze eines bedeutenden Reitergeſchwaders, mit dem er die Lütticher und Trierſchen Lande durchzog. Das Einzige, was dem Eletto dort Freude machte, war das Benehmen ſeiner Kameraden in Rückſicht der Beute. Es war bei der Schwadron Geſetz, ſämmtliche durch Brandſchatzung erpreßte Gelder, ſo wie die Hälfte der Beute an Geld und Koſtbarkeiten in die allgemeine Kaſſe zu legen, aus welcher der Sold bezahlt wurde, die übrige Beute aber, ſobald ſie nicht einzeln den Gefangenen abgenommen war, unter das auf Streifzüge ausgezogene Korps zu gleichen Parten zu theilen, wobei dem Anführer

ein Sechstel gehörte. Bei dem Gelde aber, das ſie auf dem Schloſſe zu Erkelens fanden, machten ſie eine Ausnahme. Sie zogen die 12000 Livres, die der Eletto zur Bezahlung des Löſegeldes für du Terail in Hoogſtraten vorgeſchoſſen hatte, vorweg ab und händigten ſie ihm ein, der das Geld auch mit Freuden unter den jetzigen Umſtänden annahm und außerdem noch 4000 Gulden für ſeinen Antheil an der Beute bekam. Er dünkte ſich jetzt reich und glaubte des Knaben und Gertrauds wegen, die er beide nach Nimwegen ſandte, außer Sorge ſein zu können. So gern er auch das Kind wenigſtens ſo lange bei ſich behalten hätte, als die Rebellen in Grave blieben, ſo blieb ihm doch die Gegenwart Gertrauds drückend; ſie war ihm immer noch werth, aber leider nicht achtungswerth.

So verging wieder ein halbes Jahr in Unthätigkeit. Die Belagerung von Oſtende zog ſich in die Länge; der Prinz von Oranien rückte, eine Diverſion zu machen, vor Sluis in Flandern und belagerte es. Da ſandte der Erzherzog, die Lücken, welche Oſtende in ſeinem Heere gemacht hatte, wieder zu ergänzen, den Grafen von Berg und den Biſchof von Ruremonde nach Grave, das Verſöhnungsgeſchäft zu betreiben, was ihnen auch endlich gelang. Die Rebellen verzichteten auf den verlangten zweijährigen Sold — ſo lange hatte die Rebellion gedauert — und erhielten eine vollkommene Amneſtie, von der jedoch diejenigen ausgeſchloſſen wurden, die nicht wieder zu ihren Fahnen zurückkehrten. Die Hälfte des ihnen zukommenden Soldes wurde ihnen baar ausgezahlt, für die andere Hälfte verpfändete ihnen der Erzherzog die Stadt Rure-

monde, worein ſie von den Ihrigen Beſatzung legen durften.

Hauptmann Filler war dieſes unthätigen Räuberlebens müde und hatte ſich nicht mehr gegen die Ausſöhnung geſetzt, ſondern ſie vielmehr betrieben; nur drang er darauf, daß der mit dem Prinzen Moritz abgeſchloſſene Vertrag treu gehalten werde, was auch geſchah. Ehe die Rebellen von Grave abzogen, ließen ſie es dem Prinzen wiſſen, der ein Regiment zur Beſetzung der Feſtung ſchickte. Eben ſo redlich übergab der Prinz Hoogſtraten an die Rebellen. In der Kriegsgeſchichte findet man wohl kein ähnliches Beiſpiel.

Hauptmann Filler, der Behandlung gedenkend, die er die letzte Zeit im ſpaniſchen Heere hatte dulden müſſen, gab jetzt, frei von der Verbindlichkeit gegen ſeine Kameraden, dem Vorſchlage des Prinzen Gehör, trat mit 1200 Rebellen, meiſt Niederländern und Deutſchen, als Oberſt in holländiſche Dienſte und zog mit dieſen, deren Befehl ihm anvertraut wurde, zu dem Heere des Prinzen nach Sluis.

Vorher aber reiſ'te er nach Nimwegen, den Knaben noch einmal zu ſehen, an dem ſein ganzes Herz hing. Er fand Gertraud blühender, als je, und dies mochte wohl die Urſache ſein, daß er ſeinen Aufenthalt dort gegen ſeinen früheren Vorſatz abkürzte.

10.

Der Prinz wollte Sluis durch Hunger zur Uebergabe zwingen und hielt es eng eingeſchloſſen. Marquis Spinola rückte zum Entſatz heran, ſtürmte aber zweimal vergebens die Verſchanzungen der Holländer. Da beſchloß er, die Inſel Kadſand zu nehmen und von hier aus den Angriff zu erneuern. Der Prinz, dies erwartend, hatte den Damm befeſtigen laſſen und dem Oberſten Filler mit ſeinem und einem deutſchen Regimente die Vertheidigung anvertraut. Der Zufall wollte, daß 2000 der Hoogſtrater Rebellen hier ihren alten Kameraden entgegenrückten. Statt der alten Freundſchaft erregte dieſer Zufall die höchſte Erbitterung; die Rebellen ſtürmten wüthend, wurden aber jedesmal zurückgeworfen und faſt gänzlich aufgerieben. Spinola mußte ſich nach bedeutendem Verluſte zurückziehen und auf den Entſatz von Sluis verzichten. Hierdurch erhielt Prinz Moritz freieren Spielraum und konnte Oſtende Hülfe ſenden. Oberſt Filler mit ſeinem Regimente wurde eingeſchifft und landete glücklich in der einem Schutthaufen gleichenden Stadt.

Die Spanier hatten ſich eben in einer Baſtion feſtgeſetzt, und der tapfere Marquette, der Befehlshaber Oſtende's, beſchloß, ſie wieder daraus zu vertreiben. Er benutzte hierzu das neuangekommene Regiment, that einen Ausfall und nahm den Spaniern die Baſtion wieder; dann ließ er eine Breſchbatterie angreifen; auch dieſe wurde genommen, aber während man mit dem Vernageln der Kanonen beſchäftigt war, rückten die Spanier mit

neuen Truppen heran und trieben die Holländer zurück; Oberſt Filler, in's Knie geſchoſſen, fiel in die Hände der Feinde.

Der Elette der Rebellen, der Vertheidiger des Kadſander Dammes, hatte keinen Pardon zu erwarten; dies wußte der Obriſt und ergab ſich in ſein Schickſal. Aber was ihn tief ſchmerzte, war du Terails Gegenwart, der ſo eben von einem Streifzuge im Lager angekommen und bei dem Erzherzoge gegenwärtig war, als man den Gefangenen vorführte; ſein Anblick war ihm bittrer, als der nahe Tod. Der Erzherzog überhäufte den Abtrünnigen, den man, ſeiner Wunde wegen, die man nicht einmal verbunden hatte, auf einer Trage ihm vorführen mußte, mit den bitterſten Vorwürfen und befahl du Terail, ihn ſogleich aufknüpfen zu laſſen. Da bat der Verwundete, der bisher kein Wort zu ſeiner Vertheidigung geſprochen, den Erzherzog, ihn einen ehrlichen Soldatentod ſterben und ihn todtſchießen zu laſſen; aber auf du Terails Vorſtellung verweigerte der ſonſt nicht hartherzige Fürſt die letzte Bitte des alten Soldaten, und er wurde dem Profoße übergeben und zum Galgen geführt. Du Terail begleitete ihn. Bei dem Galgen angelangt, ſagte er lachend zu dem im Blute ſchwimmenden: „Heute mir, morgen Dir, Kamerad! In Hoogſtraten bezahlteſt Du mit 12000 Livres mein Löſegeld, heute will ich das Deine zahlen. Profoß!" rief er, „hier ſind 12 Batzen für den Strick, und nun, Kamerad, ſind wir quitt; Glück auf!"

Oberſt Filler erwiederte kein Wort, warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, betete ein kurzes Gebet und duldete gelaſſen, daß der Nachrichter ihn packte und

die Schergen den Schwerverwundeten von der Bahre nahmen und ihn unter den Schnellgalgen trugen. Da kam Spinola des Weges, ſah den Verwundeten und erkannte an ſeiner Kleidung einen Offizier höheren Ranges. „Wer iſt der Mann, was wollt Ihr mit ihm?“ fragte er du Terail. „Es iſt ein Elette der Rebellen von Hoogſtraten,“ erwiederte dieſer, tückiſch hinzuſetzend, „der Vertheidiger des Kadſander Dammes.“

„Der ſo ritterlich gegen mich focht, ſoll eines ſolchen entehrenden Todes nicht ſterben,“ ſagte der Feldherr.

„Der Erzherzog befahl,“ meinte du Terail. — „Ich werde mit dem Erzherzoge ſprechen,“ unterbrach ihn Spinola; „das kümmere Euch nicht!“ gab einem ſeiner Offiziere den Befehl, den Verwundeten in das nächſte Zelt bringen und verbinden zu laſſen, und wandte ſich dann zu du Terail.

„Wer ſeid Ihr?“

„Oberſt du Terail, Exellenza.“

„Ich freue mich, Euch einmal bei dem Heere zu ſehen,“ ſagte Spinola ſehr ernſt; „Ihr werdet vor Oſtende mehr Gelegenheit finden, Euch auszuzeichnen, als auf Euern Streifzügen, auch Zeit haben, über Euern Einfall in die deutſchen Lande Rechenſchaft und Rechnung abzulegen.“ Er ließ du Terail eben nicht in der beſten Stimmung ſtehen und begab ſich ſogleich zu dem Erzherzoge.

Hier fand er einen Offizier, den Marquette an dieſen geſchickt hatte. Für das Schickſal des Oberſten Filler fürchtend, ließ er deſſen Auswechslung gegen den bei dem Ausfalle gefangenen ſpaniſchen Oberſten Davila vorſchlagen, und da der Erzherzog dies abſchlug, ſo mußte der

Offizier erklären, daß Davila und die andern Gefangenen ein gleiches Schickſal, wie das des holländiſchen Oberſten, zu erwarten hätten. Auf Spinola's Vorſtellung gab der Erzherzog endlich nach, und die beiden Gefangenen wurden gegenſeitig ausgewechſelt.

Die Kugel hatte Oberſt Filler das Knie zerſchmettert, und ſchon der ſpaniſche Wundarzt ſagte ihm beim Verbande, daß der Verluſt des Beines unvermeidlich ſei; auch in Oſtende war man derſelben Meinung, und er mußte ſich in ſein Schickſal ergeben. Die Amputation ging glücklich von Statten, und er genas bald ſo weit, daß er ſich nach dem vom Prinzen Moritz indeſſen eroberten Sluis bringen laſſen und nach völliger Geneſung ſich nach Nimwegen einſchiffen konnte.

Oberſt du Terail, das Leben in den Laufgräben müde, wußte ſich bald bei dem Erzherzoge von neuem den Befehl auszuwirken, mit einem Streifkorps durch Geldern und das Kleviſche gegen den Rhein zu rücken, um von hier aus zwiſchen der Waal und der Maas in das holländiſche Gebiet zu dringen und ſo die Aufmerkſamkeit des Prinzen Moritz auf dieſe Gegend zu lenken. Aber die Mannszucht, die Spinola in dem Heere einführte, und der ſtrenge Befehl, friedlich durch das Kleviſche zu ziehen, mißfielen ihm; er ſah, daß die ſchöne Zeit der Ernte für ihn vorbei ſei, und da er ſich in's geheim die Erlaubniß ausgewirkt hatte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ſo beſchloß er, ſeine Laufbahn bei dem ſpaniſchen Heere mit einem Hauptſtreiche zu vollenden. Er marſchirte von Gent, wo ſich ſein Streifkorps verſammelte, der Maas zu; aber kaum in Herentals eingetroffen, mithin weit ge-

nug von dem Hauptheere entfernt, um nicht mehr ereilt werden zu können, wandte er ſich in's Bisthum Lüttich, brandſchatzte, raubte und plünderte es, durchzog dann Namur und Hennegau und that dort ein Gleiches. Bei Cateau Cambreſis verließ er heimlich ſein Korps und ging mit dem Gelde und der Beute nach Frankreich. Hier iſt er verſchollen, und die Geſchichte verliert ſeine Spur.

11.

Die Fahrt nach Nimwegen war glücklich. Der alte Kriegsmann lebte dort ein einſames, verdrießliches Leben, denn ſchon der Religion wegen wollte es ihm unter den Holländern nicht gefallen; da gab er den Bitten Gertrauds nach, die, ſtets eine Büßende, ihn mit kindlicher Sorgfalt pflegte, und unternahm die Reiſe nach ihrer Heimath. Der ſtrenge Befehl Spinola's, die Neutralität des Lütticher Gebiets zu achten, ließen ihn hoffen, dort ruhig ſeine Tage beſchließen zu können, und vielleicht lockte ihn auch die Nähe von Ruremonde an der Maas, das ſeine ehemaligen Kameraden noch beſetzt hielten. Er ließ ſchnell den Meierhof wieder aufbauen und lebte da, von Gertraud gepflegt, von dem Knaben und der alten Dogge auf ſeinen kurzen Spaziergängen begleitet, ein ſtilles, doch nicht heiteres Leben. Der Anblick Gertrauds machte ihm Kummer; das ſchöne Weib rief ihm zu oft die Vergangenheit zurück, und dieſe Erinnerung trübte jedesmal ſeine Heiterkeit; es bedurfte dann vieler Tage, ihn wieder zu

beruhigen. Sonderbar war es, daß er aus ſeinem ganzen Kriegsleben den dunkelſten Punkt für den herrlichſten hielt. Die Zeit in Hoogſtraten und Grave war für ihn der Glanzpunkt ſeiner kriegeriſchen Laufbahn.

Gertraud war dankbar, ſie pflegte ihn treulich, wenn ſie es auch nicht lange konnte. Kaum war er zwei Jahre auf dem Meierhofe, da ſtarb er im Arme ſeiner ehemals Verlobten an einem ſchleichenden Fieber. Auf dem Kirchhofe der Karthauſe zu Ruremonde zeigte man im Anfange des 18ten Jahrhunderts noch ſein Grab mit der ſonderbaren, von ihm ſelbſt gewählten Inſchrift: „Hier ruht der Rebell von Hoogſtraten; laßt ihn ruhig ſchlummern.“ Unten auf dem Steine war ein ſchlafender Hund ausgehauen; er ſollte die treue Dogge vorſtellen, die man am Tage nach ſeiner Beerdigung todt auf dem Grabe ſeines Herrn fand.

Bei der Einnahme Ruhremonde's im Jahre 1702 litt die Karthauſe bedeutend, und das Grabmal ward durch eine Bombe zerſchmettert.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyclopädie der Diätetik

oder

allgemeines Gesundheits-Lexicon.

Ein

vollständiges Real-Wörterbuch

des

geistigen und körperlichen Verhaltens im gesunden und kranken Zustande für Jedermann, jedes Alter, Geschlecht, Temperament, jeden Stand, und alle Verhältnisse des Lebens.

Ein Volks- und Hülfsbuch

zum augenblicklichen Nachschlagen und zur steten Belehrung, wie man Gesundheit und Leben bis zum spätesten Alter erhalten und bewahren, Krankheiten vorbeugen, sie mildern und heben kann.

Von

D. JULIUS ALBERT HOFMANN,
ausübendem Arzte zu Dresden.

Subscriptions-Bedingungen.

Das bereits seit mehreren Jahren vorbereitete Gesundheits-Lexicon, von welchem das Manuscript vollständig in unsern Händen ist, erscheint in Lieferungen von

jedesmal 6 Bogen in großem Lexicon-Format,
zweispaltig,

auf feinem Maschinen-Papier gedruckt.

Der Subscriptionspreis für eine Lieferung ist äußerst billig auf

8 Groschen

von uns bestimmt worden.

Das ganze Werk von einem eleganten Bande wird in

8 bis 9 Lieferungen

bestehen, die in Zeiträumen von jedesmal 6 Wochen in die Hände der Herren Subscribenten gebracht werden.

Die Lieferungen werden beim Empfang derselben bezahlt.

Unter vorstehendem Titel kündigen wir das Erscheinen eines Werkes an, welches ein wahrhaftes Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen meint und eine rein practische Tendenz hat.

Nur wer gesund ist an Geist und Körper, vermag des Lebens Freuden ganz zu genießen, dessen Lasten zu tragen und kräftig zu wirken im gewählten Berufe, welcher Art er sei.

Gesundheit des Körpers und Geistes ist jedoch nur möglich, wenn man naturgemäß und nach den Regeln einer vernünftigen Lebensordnung (Diät) in weitester Bedeutung des

Wortes lebt. Und doch war dies vielleicht im allgemeinen kaum seltner der Fall als gegenwärtig. Luxus und Mode haben unsere Bedürfnisse vertausendfacht; das Drängen und Treiben unserer Zeit hat uns fast in durchaus neue Lebensverhältnisse geworfen; unsere Erziehung, die einseitig nur auf zu frühe und übertriebene Ausbildung des Geistes wirkt; die Anstrengungen, die wir später machen müssen, um uns einen Platz zu erringen im bürgerlichen Leben u. s. w. u. s. w., haben uns weit abgeführt vom Pfade der Natur. Weit leichter, als unsere Voreltern, sind wir und unsere Kinder geneigt, den Schädlichkeiten, welche das heutige Leben uns in vermehrter Anzahl vorüberführt, zu erliegen.

Wir halten es deshalb für ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit, den Menschen zu warnen vor den tausend Gefahren, die der Gesundheit des Geistes und Körpers drohen, ihn wohlmeinend an eine vernünftige Lebensordnung (Diät in weitester Bedeutung des Wortes) zu verweisen und ihm freundlich zu rathen, wie er durch dieselbe am einfachsten und naturgemäßesten sich helfen könne in Fällen, wo bereits Siechthum, Krankheit u. s. w. ihn befallen haben.

Zwar giebt es eine sehr große Anzahl s. g. populär-medizinischer Schriften, die angeblich denselben Zweck haben; doch verfehlen sie ihn meistentheils. Denn bald sind sie für den Laien zu unverständlich, bald zu gefährlich, indem sie entweder medizinische

Kenntniſſe vorausſetzen, die derſelbe nicht beſitzen kann, oder ihm die Anwendung von eigentlichen Arzneimitteln anrathen, was aber — nach dem einſtimmigen Urtheil der tüchtigſten Aerzte — für den Laien, der ſich aus ſolchen Schriften Raths erholt, den größten Schaden herbeiführen kann, da ein ſolcher die Kräfte nicht zu beurtheilen vermag, mit denen er ein gewagtes Spiel zu treiben beginnt.

Unſer Geſundheitslexicon dagegen ſoll Jedermann Anleitung geben, wie man Geſundheit des Geiſtes und Körpers, einzig und allein durch diätetiſche Mittel, möglichſt bewahren, und iſt dieſelbe verloren — durch ſolche wieder erlangen kann und zwar oftmals auf beſſere und naturgemäßere Weiſe, als durch die ſ. g. Arzneien, deren Anwendung dem wirklichen Arzte überlaſſen bleiben muß.

Erläuterungen
der
Staatswirthſchaftslehre,
durch allgemein verſtändliche Erzählungen. Aus dem Engliſchen der Henriette Martineau. No. I. Leben in den Wüſtenceien. No. II. Der Hügel und das Thal. (Erzählungen.)

In 12. Preis à 9 Gr.

Noch zu keiner Zeit wurde die Nationalwirthschaft auf eine so leichte und angenehme Art gelehrt, als hier. Der Gedanke der Miß Martineau, dieselbe in ein romantisches Gewand zu kleiden, fand einen unerhörten Beifall, so daß sie die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zog und von ihrem Werke in ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig wurden. Es sind von dieser Sammlung in England bereits 24 Bändchen erschienen; jeder derselben enthält einen Zweig des Gemeinwesens, durch eine Erzählung erläutert. Wir verweisen zur sicheren Beurtheilung der Zwecke des Werks und seiner Einrichtung auf die Vorrede des deutschen Uebersetzers. In unsern Zeiten sind staatswirthschaftliche Begriffe für Jedermann von der höchsten Nothdurft, und gewiß wird deshalb eine Frau, die von völliger Unbekanntschaft sich plötzlich der Aufmerksamkeit selbst des brittischen Ministeriums würdig machte, und welche die englischen Zeitschriften ein Phänomen nennen, auch in Deutschland mit Interesse gehört werden.

Dr. Caspari's

Taschenbuch für Neuvermählte

zum Selbstunterrichte über die Zeichen und Zufälle der Schwangerschaft, der Niederkunft und des Wochenbettes; nebst den Regeln zur Behandlung der Kinder; als Geschenk junger Ehemänner an ihre Frauen nach dem Hochzeittage. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von

Dr. F. Hartmann.

Cartonnirt. Preis 12 Gr.

Dieſes nützliche Büchelchen erſcheint von neuem in veränderter Geſtalt; es iſt nunmehr aus dem rein homöopathiſchen Geſichtspunkte abgefaßt. Daſſelbe wird ſeinem Titel entſprechend ſtets mit dem größten Nutzen zu Rathe gezogen werden und empfiehlt ſich deshalb als ein paßliches Hochzeitgeſchenk.

Das Weib

oder

Thron und Hütte.

Drama in fünf Akten. Nach dem Engliſchen des James Sheridan Knowles für das deutſche Theater bearbeitet von Wilhelm Gerhard.

In gr. 8. auf Velinp. broch. Preis 18 Gr.

Das eminente Talent des engliſchen Verfaſſers veranlaßte uns zur Herausgabe dieſer Bearbeitung. Die vornehmſte kritiſche Inſtanz in England, die Literary Gazette, nennt ihn den erſten jetzt lebenden dramatiſchen Dichter und ſchreibt ihm ein mächtiges Genie und große innere Selbſtſtändigkeit zu.

In engliſcher Sprache ließen wir bisher von ihm erſcheinen: The Hunchback. Unter der Preſſe ſind: The Wife, Virginius etc.

Bibliothek

unterhaltender Wissenschaften.

Ein Werk in einzelnen, selbstständigen Abtheilungen, stets mit Abbildungen, meist mit vielen.

1) Alexander von Humboldt's Reisen und Forschungen ꝛc. Mit mehrern Abbildungen. 2 Abtheil. gr. 12. (18 Bog.) br. 1 Thlr. 8 Gr. 2) Die Baukunst der Vögel. 2 Abtheil. mit 82 Abbild. 12. (18 Bog.) br. 1 Thlr. 16 Gr. 3) Pompeji. 1r Band in 2 Abtheil. mit 174 Abbildungen. 290 Seiten. br. Preis 2 Thlr. 4) Die Neuseeländer, mit 44 Abbildungen. 402 Seiten. br. 1 Thlr. 16 Gr. 5) Entdeckungen und Abenteuer in den Polar-Seen. Mit vielen Abbildungen. 426 Seiten. br. Preis 1 Thlr. 12 Gr. — Unter der Presse: 6) Das heilige Land. 7) Afrika. 8) Capt. Roß's neueste Reise nach dem Nordpol. 9) Die Menagerien. 10) Die Insecten.

Malerische

Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungsreisen eines Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entre-

casteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Kruſenſtern, Kotzebue, Becchey, Dümont d'Urville, Laplace ꝛc. ꝛc.. verfaßt von einer Geſellſchaft Reiſender und Gelehrter unter der Leitung des Herrn Dümont d'Urville. Deutſch mit Anmerkungen und Zuſätzen von Dr. A. Diezmann. In Quarto. Mit 500 Abbildungen. 6 Lieferungen ſind bereits erſchienen.

Die Reiſe um die Welt erſcheint in Lieferungen von einigen Bogen Text mit jedesmal 12 bis 16 fein geſtochenen Vignetten, aller 4 bis 6 Wochen. Der Preis für jede Lieferung iſt äußerſt billig zu

6 Groſchen

beſtimmt worden, ſo daß die ganze Reiſe (zwei enggedruckte, prachtvolle, mit 500 Abbildungen ausgeſtattete Quartbände, welche acht gewöhnliche Bände füllen würden, deren Preis ſich auf 20 Thlr. beliefe) nur wenige Thaler koſten wird.

VIELLIEBCHEN.

Vielliebchen.

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1836.

Von

A. von Tromlitz.

Neunter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

	Seite
Carl der Neunte und die Bartholomäusnacht . .	1
Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürch . . .	261
Die Wallfahrt	444

Verzeichniß der Stahlstiche.

Magdalene, Titelkupfer.

Titelvignette.

Die Wallfahrt*) (artistische Zugabe der Verlagshandlung.)

Marie Touchet . . . . . Seite 58

Elisabeth von Oestreich 71

Scene zur Erzählung Carl der Neunte und die Bartholomäusnacht 219

Werner Göldlin 396

Scene zur Erzählung Hans Waldmann Bürgermeister von Zürich 399

*) Siehe das dazu gehörige Gedicht S. 444.

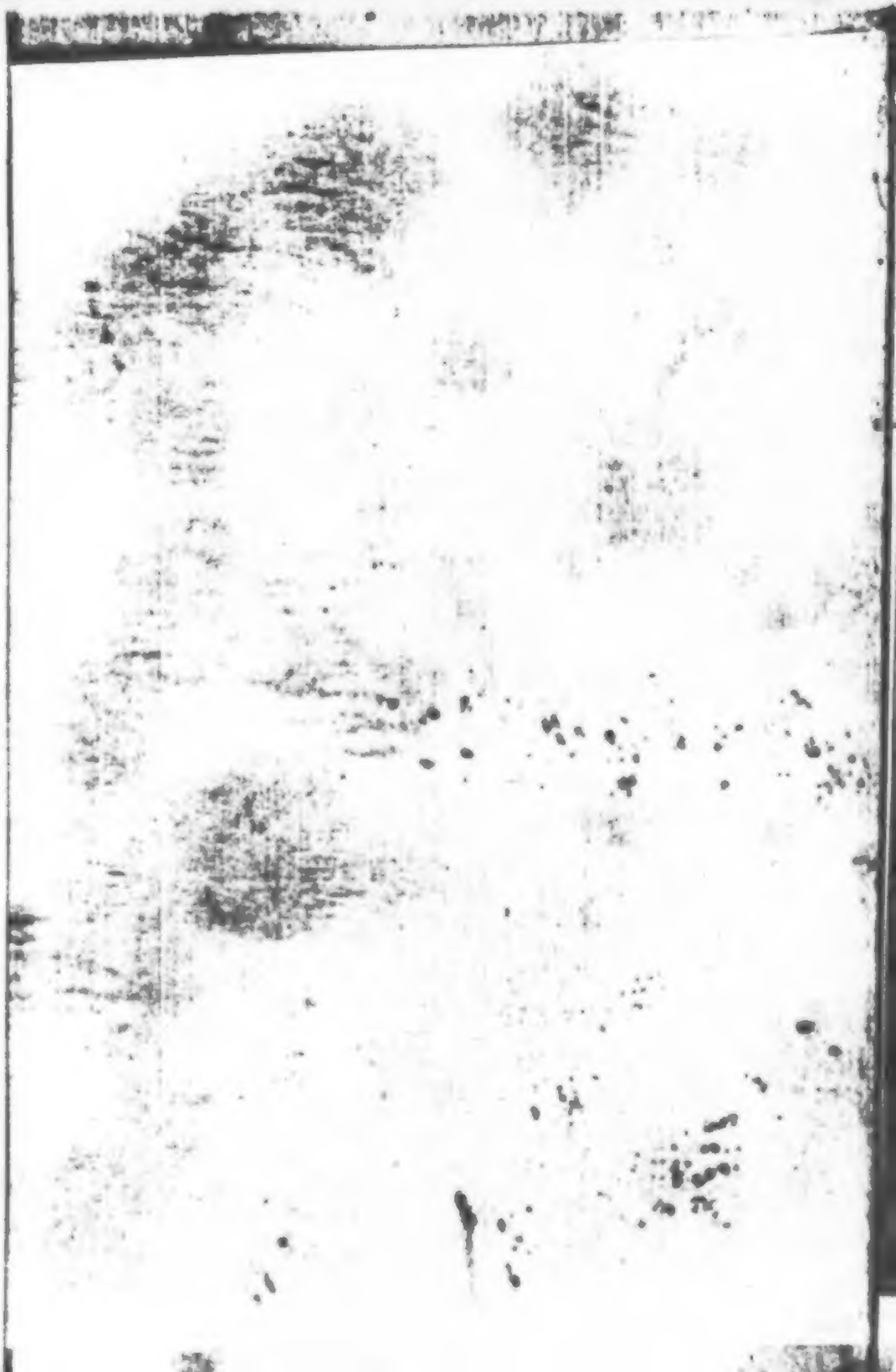

J. Kovatsch Vienna.

Die Wallfahrt.

Carl der Neunte

und

Die Bartholomäusnacht.

1.

Da wo in dem Walde von Fontainebleau ſich die verſchiedenen durch den Forſt gehauenen Wege an der Clodwigs-Eiche vereinigen, hielt im Sommer des 1572ſten Jahres ein junger Mann auf fahlem Roſſe. Starr blickte ſein Auge auf den Hals ſeines Pferdes, und ſein bleiches eingefallenes Antlitz, in welchem man nicht Ruhe, wohl aber das Zucken der Geſichtsmuskeln deutlich bemerken konnte, verrieth, daß ſein Inneres leidenſchaftlich bewegt war. Alles deutete an ihm auf Abſpannung. Sein rechter Arm hing ſchlaff an dem vorgebogenen Körper herab, die Füſſe ſchlotterten hin und her, und die linke den Zügel haltende Hand ruhte wie ermattet auf dem Sattelknopf. Zwei keuchende Doggen auf dem Raſen neben dem Roſſe liegend, und wie ihr Herr der Ruhe bedürfend, paßten ganz zu dem Bilde des Reiters.

Jetzt hob er das gesenkte Haupt, sein großes dunkles Auge schaute um sich und ward immer lebendiger, feuriger. — „Allein!" murmelte er vor sich hin, „so ganz allein!" — Sein Gesicht erglühte, seine Hand ergriff das große Hifthorn, das an golddurchwürktem Bande über seine Schulter hing, und nun blies er mit vollen Backen darein.

Bei diesem Schalle warf das müde Roß wiehernd den Kopf in die Höhe, die Hunde sprangen wie neu belebt auf, der Reiter hielt jedoch seinen Araber im Zügel, blieb halten und sah finster um sich her. „Allein!" sprach er von Neuem in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, „Ist doch die Einsamkeit schon die Hölle auf Erden — wenn die Seele von Zweifeln und Furcht und bangem Ahnen gequält wird." Dann ergriff er noch einmal sein Horn und blies noch stärker als das erstemal, doch die scharfen Töne verhallten auch jetzt in hundertfältigem Echo, kein Laut antwortete seinem Rufe. „Still ist's doch hier wie im Grabe" brummte er zusammenschaudernd — da rauschte es im Dickicht, ein Eber brach hervor, quer über den Weg „Hussa!" rief der Reiter, gab dem Rosse die Sporen, und Reiter, Roß und Hunde jagten rufend, wiehernd, heulend dem Thiere nach. Der Reiter fühlte sich nun nicht mehr allein.

Der Eber bog in das Dickicht, die Hunde, dicht hinter ihm, wollten ihn packen, das Thier aber wandte sich, hieb dem Einen die Weichen auf, daß er blutend sich im Staube wälzte, während der Andre, ihn seitwärts packend, sich über ihn hinwarf, jedoch ihn niederzureißen vergebens bemüht war. Jetzt war auch der Reiter durch das Dickicht

gedrungen, sah seinen blutenden Liebling, sah die ander Dogge im ungleichen Kampfe, hielt das Roß an, riß die Büchse von der Schulter, zielte; Hund und Eber stürzten zusammen.

Der Reiter stieg ab, zog sein Jagdmesser und versetzte, das ihn besprengende Blut nicht achtend, dem Eber den Todesstoß; dann warf er einen mitleidigen Blick auf die Hunde, lachte jedoch hell aber widerlich auf, als er sein grünseidenes Wamms mit Blut befleckt sah — „Blut, ja Blut, das wollen sie ja immer von mir!" rief er, „Ich will der Mutter dies Wamms mit dem Blute des Ebers bringen, vielleicht gnügt ihr das!" Dann gab er der wilden Bestie einen Fußtritt, schwang sich wieder auf das Roß und blickte unruhig umher. — „Dorthin, mein fahles Roß," sagte er endlich, es nach Abend hinlenkend, „dorthin trage mich mit meinen Sorgen!"

Schon sank die Sonne, die Schatten der alten Eichen breiteten sich immer länger und dunkler über das hohe Farrenkraut, durch das er trabte, bis er auf einen Fußpfad kam, der sich durch junge Buchenpflanzungen wand. „Hier bin ich recht!" sprach er, als er einer Heiligenblende, sich bekreuzend, vorbei ritt, trieb sein Roß an und hielt bald auf einem freundlichen mit hohen Buchen und Ahorn umgebenen Platze, in dessen Mitte die Kapelle stand, welche Ludwig XI. der heiligen Mutter zu Ehren hierher gebaut; ein Klausner hatte sich daneben angesiedelt.

Der Reiter stieg ab, band sein Roß an einen Baum und ging der Klause zu, fand sie verschlossen und Niemand öffnete auf sein Klopfen. „Beim Teufel!" rief er unmuthig, „bin ich denn heute verdammt, allein zu sein? —

Nun dort finde ich Gesellschaft, wenn auch leblose! „sagte er dann ruhig und ging nach der Kapelle.

Er fand hier mehr, als er erwartet hatte, denn er sah durch die geöffnete Thüre ein Weib in Pilgertracht vor dem Altare knieen, über welchen ein hölzernes angeputztes Muttergottesbild stand; Pilgerstab und Hut lagen neben der Betenden auf den Stufen des Altars. Der Reiter blieb überrascht an der Thüre stehen, ergriff seinen Rosenkranz, und wohl zwischen der Angebeteten und der Betenden seine Aufmerksamkeit theilend, murmelte er sein Ave Maria still vor sich hin, ohne die Pilgerin zu stören.

Nicht so bescheiden war sein Roß, das die Nähe Anderer wittern mochte, denn es wieherte und störte die Andacht der Betenden, die Hut und Pilgerstab rasch ergriff, sich erhob und mit einem Schrei zusammenfuhr, als sie den Mann am Eingang erblickte. „Was machst Du hier in dieser Vermummung und in der Nähe von Fontainebleau?" redete er sie mit rauhen Worten an, „wer erlaubte Dir Orleans zu verlassen?"

Sanft lächelnd, als ob das bleiche Antlitz an der Thüre sie freundlich begrüßt hätte, trat sie ihm näher. — „Ich verließ mein Vaterhaus, zur Büßung meiner Sünden nach Damemarie zu wallfahrten. Mein Weg führte mich hier vorüber, ich ließ meine Begleitung zurück. —"

„Genug, genug!" unterbrach sie der Düstre schnell, „wer befahl Dir, mir in den Weg zu treten, welchen Auftrag gaben sie Dir, wo ist Dein Knabe?"

„Dein Knabe? —" erwiederte sie mit Bedeutung und hohe Röthe überflog ihr Antlitz — „den Knaben hat der

Marſchall Retz mir geſtohlen — Jetzt haben ſie mir Alles genommen —"

„Schweig!" fuhr der Mann auf — „Rufe Deine Begleiter — kehre mit ihnen nach Orleans zurück — Ich befehl' es Dir!" rief er heftig, da ſie zögerte.

„Alles, was mein Herr und König mir befiehlt, werd' ich thun!" ſprach ſie, ſich vor Karl dem Neunten von Frankreich neigend, denn er war der bleiche Reitersmann, „nur darf ich das nicht brechen, was ich der heiligen Mutter gelobte — Seht Herr! — Ich bin barfuß, meine Füße bluten ſchon, aber müßte ich auch bis zum heiligen Grabe wallfahrten, ich würde es mit Freuden thun, und doch nicht ſo viel Blutstropfen vergießen, als ich ſchon Thränen um Euch vergoß."

„Setz Dich dort auf die Steinbank!" ſagte der König, den die Arme dauern mochte, und ergriff ihre Hand ſie hinzugeleiten. Doch die Pilgerin folgte nicht, ſie ſah in das Auge des königlichen Jünglings, und da es wohlwollend auf ſie ſchaute, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen nieder. „Gebt mir den Knaben wieder, Sire!" ſchrie ſie laut auf, „Erbarmt Euch der Mutter, erbarmt Euch des Kindes!"

„Steh auf, Marie," befahl der König „und weine nicht! — Du weißt, ich haſſe Thränen und ſie bringen mich ſtets in Wuth. Mein Sohn darf nicht länger in dem Hauſe Meiſter Touchets, des Apothekers von Orleans, erzogen werden."

„Soll er etwa beſſer werden am Hofe Eurer königlichen Mutter?" fragte ſie, und in ihren Worten lag Beſorgniß und Bitterkeit.

Des Königs Geſicht umdüſterte ſich, er biß ſich auf die Lippen und ſeine Geſichtsmuskeln zuckten, ein Zeichen, daß der Zorn ihn überwältigte — „Wann ward der Knabe abgeholt?“ fragte er dann, Faſſung ſuchend.

„Vor zwei Wochen!“

„Vor zwei Wochen ſchon?“ fuhr der König auf „Und ich weiß es noch nicht?“ — Raſch verließ er die Kapelle, ergriff ſein Horn und blies mit aller Anſtrengung, daß es laut durch den Wald ſchallte. Die Pilgerin ſtürzte ihm nach und ſich ganz vergeſſend ſprang ſie auf ihn zu, riß ihm das Horn aus der Hand und ſagte dabei zürnend „Habe ich Dich nicht ſchon ſo oft gebeten, Karl, nicht ſo ſtark zu blaſen? Du wirſt Dich noch tödten!“ — Kaum aber hatte ſie dies geſprochen, als ſie dem Könige zu Füßen ſtürzte. „Verzeihet, Sire, daß die Liebe mich vergeſſen ließ, daß ich jetzt nur noch vor dem Könige knieen und nicht mehr Karl von Valois in meine Arme ſchließen darf.“

„Steh auf und verbirg Dich in die Kapelle, ich höre Pferdegetrappel, meine Begleiter nahen, ſie dürfen Dich hier nicht finden!“ ſagte der König raſch — Geh! — Er ſchob ſie unſanft in die Kapelle und ſchloß die Thüre hinter ihr.

Kaum war Marie Touchet, die ehemalige und einzige Geliebte des Königs, die er ſeit ſeiner Vermählung mit Eliſabeth von Oeſtreich verlaſſen hatte, in der Kapelle verborgen, als ein Theil des königlichen Jagdgefolges, das ſchon ſeit Stunden ſeinen Herrn vergebens geſucht hatte, herangeſprengt kam. „Beim Teufel!“ rief er dem Jägermeiſter entgegen: „Ich glaube Ihr habt mehr Acht auf eine

flüchtige Hirſchkuh, als auf Euren König!" Der Hofmann entſchuldigte ſich nicht und ſchwieg, obgleich König Karl, als er die Wildbahn verließ, in einem Anfall von Laune ſelbſt befohlen hatte, daß Niemand ihm folgen ſolle. Der königliche Jüngling ertrug nie Widerſpruch, er reizte ihn zum Zorn, und deshalb wagte auch Niemand, höchſtens Catharine von Medicis, ſeine Mutter, ihm zu widerſprechen.

Unter ſeinem Jagdgefolge befand ſich der Graf von Rochefoucaut, ein aufgeweckter freundlicher Mann, den der König, obgleich er Hugenott war, wegen ſeiner ſtets frohen Laune liebte und ihn zu ſeinem Geſellſchafter gewählt hatte. Dieſen winkte er bei Seite. „Franz!" raunte er ihm zu, „In der Kapelle ſitzt Marie Touchet — Glaube nicht, daß ich vielleicht eines Rendezvous wegen die Jagd verlaſſen habe, der Zufall führte uns zuſammen" unterbrach er ſich, da er ein Lächeln des Grafen bemerkte — „Geleite ſie, mir zur Liebe nach Orleans zu ihrem Vater zurück, doch in aller Stille, daß keiner der Hofleute etwas bemerkt. In Paris ſehen wir uns wieder!" Er ließ hierauf ſein Roß vorführen, und jagte von ſeinem Jagdgefolge begleitet dem Schloſſe zu.

Nachdem der Platz von Menſchen leer war trat La Rochefoucaut in die Kapelle. „Pilgerin!" redete er das Mädchen an, das in Schwermuth verſunken auf den Stufen des Altars ſaß, und das er nicht erkennen zu wollen ſchien. „Der König, mein Herr, ſchickt mich her Euch nach Orleans zu geleiten. Mein Diener ſteht mit einem Saumroſſe bereit, habt die Güte es zu beſteigen."

„Mein Weg geht nach Dannemarie zu dem wunder

thätigen Muttergottesbilde, Graf Rochefoucaut, nicht nach Orleans!" erwiederte sie das Auge nach ihm aufschlagend.

„Der König befahl" —

„Mein Gelübde gebietet!" sagte sie mit fester Stimme und blieb ruhig auf der Stufe sitzen.

„Dame!" nahm der freundliche Mann das Wort „In Eurer Lage wär' es nicht vorsichtig gehandelt, sich dem Willen des Königs zu widersetzen" — Sie lächelte schmerzvoll — „Folgt mir, kommt! — Laßt Euch von einem thörigten Gelübde nicht verlocken Euch und Euer Kind zu verderben."

Bei diesen Worten erhob sie sich, sah den Grafen mit durchdringendem zürnendem Blicke an, setzte sich aber wieder auf die vorige Stelle. „Ihr nennt mein Gelübde thörigt," sagte sie, doch ohne Bitterkeit, „verachtet das Wunderbild von Damemarie? Nun ja, Ihr seid Hugenott, ich aber bin eine Rechtgläubige, ehr' es und — wer von uns Beiden hat Recht? — Wer lüftet den Schleier, daß wir erkennen, ob die Vergangenheit log, oder ob der neue Glaube, um dessen Willen schon so viel Schlachten geschlagen wurden, so viel Blut in Frankreich floß, der rechte sei? — Hier lag ich, die vom König Verlassene, die ihm ihr Erdenglück, ihr Himmelsglück opferte, der sie das Kind genommen haben, zerknirrscht und von Verzweiflung erfaßt, hier lag ich vor diesem Altar, vor dieser Madonna, mein Gebet stieg auf zu ihr und sie sandte mir Beruhigung. An wen wendet Ihr Euch in der Noth? — Bis zu dem Höchsten ist der Weg für irdisches Wort zu weit, wenn nicht ein Heiliger es mitleidig auffaßt, es zu Gottes Throne zu tragen. Dem strengen Richter müßt Ihr Euch ohne Für-

ſprecher übergeben — darum iſt mein Gelübde nicht thörigt, ich erfüll' es und ziehe nach Damemarie, Ihr müßtet denn mich mit Gewalt auf das Saumroß ſetzen und mich ſo nach Orleans ſchleppen."

Der Graf glaubend, das Mädchen wolle ihm durch dieſe Worte das Mittel zeigen, ſie für den Augenblick von der Erfüllung ihres Gelübdes abzuhalten und dem Willen des Königs zu gehorchen, ſäumte keinen Augenblick, ergriff ſie mit ſtarkem Arm und trug ſie aus der Kapelle. „Wahrlich!" ſagte er, als er das ſchöne Mädchen im Arme hielt, und ſie ohne Sträuben ihr dunkles ſchwärmeriſches Auge gen Himmel ſchlug „Wahrlich, wer Euch einmal in ſeine Arme ſchloß, dem muß es ſchwer werden, Euch wieder loszulaſſen." Sie ſeufzte bei dieſen Worten tief auf; er aber hob ſie auf das Roß, und da keiner ihrer Begleiter ſich blicken ließ, trabte er mit ihr, dem Himmel dankend, daß die Nacht einbrach, Orleans zu, denn das Mädchen im Pilgergewand und barfuß nahm ſich gar drollig neben dem ſtattlichen Jägersmann aus.

2.

Der Hof war dem Könige nicht nach Fontainebleau gefolgt, Sachen von Wichtigkeit hielten Catharine von Medicis im Louvre zurück. Die Zubereitungen zu dem Vermählungsfeſte des jungen Heinrichs von Navarra mit Margarethe von Valois beſchäftigten die Königin Mutter nicht allein, ſie wurde auch von andern häuslichen Angelegenheiten dort feſt gehalten. Mehr aber, als alles dies,

beunruhigte ſie das Vertrauen, das der König dem Admiral Coligny ſeit längerer Zeit geſchenkt zu haben ſchien. Coligny war die Seele der Hugenotten, im Felde wie im Cabinet ein erfahrner tüchtiger Mann und in jener verderbten Zeit vielleicht der edelſte Franzoſe, der es mit ſeinem Vaterlande treu meinte, und deshalb ein erklärter Feind der Spanier war.

Catharine, ſeit dem Tode ihres Gemahls unter dem weichlichen Franz dem Zweiten, wie unter dem ſtörriſchen Karl dem Neunten Frankreich beherrſchend, haßte Coligny mehr noch, als die Parthei, deren Oberhaupt er war. Ganz der Politik Spaniens hingegeben, ſchien ſie zwiſchen den drei mächtigen Partheien, die Frankreich zerrütteten, zwiſchen den Guiſen, den Montmorencis und den Hugenotten immer zu ſchwanken, neigte ſich bald zu dieſer, bald zu jener, ſchien es jedoch nur, denn ſie neigte ſich im Herzen zu keiner, verhinderte jede Vereinigung derſelben, und ſuchte in dieſer das Land zerrüttenden Zwietracht nur ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Sie hatte abſichtlich ihrem Sohne, dem Könige, deſſen feuriges Gemüth ſie fürchtete, eine ſchlechte Erziehung geben laſſen, und nur mütterliche Zärtlichkeit für ihren Liebling, den Herzog von Anjou fühlend, freute ſie ſich, dieſen an der Spitze der katholiſchen Parthei und als erklärten Feind des Admirals und der Hugenotten zu ſehen.

Unter allen Großen des Reichs ragte an Geiſt und Körperſchönheit Heinrich von Guiſe, der Sohn des von Poltrot ermordeten Herzogs, wie ein Coloß empor. Damals noch innig mit dem Herzoge von Anjou verbunden, dem er aus Politik die Führung der Katholiken überließ,

wußte er die Königin Mutter ſo ſehr zu imponiren, daß, obgleich ihn haſſend und fürchtend ſie faſt nichts ohne ſeine Bewilligung that. Der König liebte ihn nicht. Außer dem Herzog hatten noch der Marſchall von Tavannes, der feile Kanzler Birague und der Marſchall von Retz, vormaliger Erzieher des Königs, bedeutenden Einfluß in die Angelegenheiten des Staates und des Hofes, doch waren ſie ganz Kreaturen der verwittweten Königin.

Eliſabeth von Oeſtreich, Karl des Neunten Gemahlin, die durch ihr edles Gemüth, durch ihre Frömmigkeit und Tugend ſelbſt an dem verderbten Hofe der Medicis ſich Ehrfurcht und Achtung zu erringen wußte, miſchte ſich nicht in die Staatsangelegenheiten, und liebte ihren Gemahl aufrichtig. König Karl, inſoweit ihn Frauenliebe anziehen konnte, war ihr mit Ergebenheit und Treue zugethan, verehrte ſie aber wie eine Heilige, ſo daß ſie vielleicht in Frankreich die einzige Perſon war, die außer dem Bereich der Kabale der Königin Mutter ſich befand; an ihre Tugend wagte ſich die Italienerin nicht.

Dieſer in manchem ähnlich, an Schönheit ſie aber weit überſtrahlend, war Margarethe von Valois, die Verlobte des jungen Königs von Navarra, der Stern, der alle am Hofe der Catharina von Medicis verſammelte Schönheiten Frankreichs verdunkelte. Was die Phantaſie eines Malers ſchaffen, was das Ideal eines Dichters Liebliches zaubern kann, lag in dieſem verführeriſchen Weſen vereint. Geiſt, Anmuth, Liebenswürdigkeit, ſelbſt Herzensgüte hatte ihr die Natur zur Mitgift gegeben, aber dafür das Höchſte ihr verſagt — weibliche Tugend. Von frühſter Jugend abwechſelnden Liebesabentheuern nicht abhold,

hatte ſie endlich für den Herzog von Guiſe eine ſchwärmeriſche Neigung gefaßt, die ihre Mutter ſo lange duldete, als ſie den Herzog dadurch in ihren Banden feſt zu halten glaubte, gegen die ſie aber mit aller Strenge verfuhr, da Guiſe zwar die Tochter lieben aber nicht Kreatur der Mutter werden wollte. Karl der Neunte, nun durch Catharine von der Neigung ſeiner Schweſter unterrichtet, ward über Guiſens Anmaßung wüthend und ſchritt zu den heftigſten Maasregeln, ſo daß dieſer, dem Anſchein nach, ſeine Liebe der Politik opfernd, ſchnell, und dem ganzen Hofe unerwartet, die Prinzeſſin von Cleve, Wittwe des Prinzen Porcien heirathete. Doch trennte dieſe Heirath das Verhältniß mit der Prinzeſſin nicht, weshalb auch dieſe ihrer Vermählung mit dem Könige von Navarra mit Widerwillen entgegen ſah.

Heinrich von Navarra, noch nicht in der Schule des Unglücks zum Manne gereift, ſchloß gleichfalls mit Widerwillen dieſe Verbindung, da ihm die früheren Verhältniſſe ſeiner künftigen Gemahlin nicht unbekannt geblieben waren. Seit König Franz dem Erſten und dem Connetabel von Bourbon waren die Häuſer Bourbon und Valois in feindſeliger Spannung, welche in ſpäterer Zeit der Uebertritt der Bourbons zum Calvinismus noch vermehrte. Die wohlgeſinnten Franzoſen, Calviniſten wie Katholiken hofften von dieſer Verbindung das Band der Eintracht unter den königlichen Prinzen von Neuem befeſtigt und die Ruhe in Frankreich wieder hergeſtellt zu ſehen, doch ſie irrten. Catharine meinte den jungen lebensluſtigen Fürſten leicht an ihrem Hofe für ſich und ihre Herrſchſucht gewinnen zu können, und durch ihn einen Stützpunkt an

den Hugenotten zu haben; aber ſo lange Coligny lebte, den Heinrich von Navarra wie ſeinen zweiten Vater ehrte, konnte ſie dies nicht hoffen; gegen ihn, den Verhaßten, waren daher alle Pfeile ihrer Hinterliſt gerichtet.

Der Prinz von Condé, ein Jahr älter als der junge König, war ernſter, ehrgeiziger, weniger dem Vergnügen ergeben als jener, deshalb weniger ausgeſetzt in die Schlingen der Königin Mutter zu fallen; ihn drückte die untergeordnete Rolle, die er neben ſeinem Vetter ſpielte, und wenn auch Beide, wenn es das Beſte ihrer Glaubensbrüder betraf, ſtets in Uebereinſtimmung handelten, ſo blieben ſich ihre Herzen dennoch fremd.

Dies waren die Perſonen von Wichtigkeit am Hofe König Karls, den man wohl mehr den Hof der Catharina von Medicis nennen konnte; denn der König, nur Dichtkunſt, Jagd und künſtliche Handarbeiten liebend, überließ es gern ſeiner Mutter, die Würde und den Glanz des Hofes zu behaupten, da ſeine Gemahlin ſo wenig Geſchmack daran fand wie er.

3.

Während der König dem Vergnügen der Jagd in Fontainebleau nachging, ſaß Catharina von Medicis in dem Palaſte des Louvre in ihrem Cabinet, neben ihr, mit Stickerei beſchäftigt, die Herzogin von Lothringen, ihre älteſte Tochter. Die Königin ſchien aufgeregt, ſie erhob ſich oft von ihrem Sitze, ging im Zimmer heftig auf und ab, warf ſich dann wieder unmuthig in ihren Seſſel, während die Herzogin, es nicht bemerken wollend, fortſtickte,

zuweilen einen beſorglichen Blick auf ihre Mutter warf, jedoch nicht wagte, durch irgend eine Frage ſie zu ſtören.

Jetzt ſchellte die Königin, befahl der eintretenden Kammerfrau, die Prinzeſſin Margarethe zu rufen, und ſchon die Art, mit der ſie dieſen Befehl gab, zeigte, daß der Zorn ſie übermannt habe. Da ſtand endlich die Herzogin auf und nahte ihr. „Mutter! ſprach ſie, und ihr freundliches Auge ſah bittend an der Königin auf, „Mäßigt Euren Zorn, laßt ihn der Schweſter nicht zu hart empfinden; hat ſie auch gefehlt, ſeid nachſichtig gegen ſie, wie Ihr es immer gegen ſie war't" ſetzte ſie betonend hinzu.

„Wie kannſt Du für ſie als Vermittlerin auftreten?" unterbrach ſie die Königin heftig, „Erfährt der König ihr Benehmen, ſo kennt ſeine Wuth keine Schranken, und er reißt ſicher das mühſam von mir aufgeführte Gebäude mit ſeinen rohen Händen ein."

„Welches Gebäude, Mutter?" fragte die Herzogin gleichgültig, doch ihr Geſicht mochte wohl zu ſehr Neugierde verrathen, denn Catharina heftete einen durchdringenden Blick auf ſie und ſagte dann, „Hätte ich doch die Liſt in Dir nicht geſucht, Claudia! Du fragſt mich mit der unſchuldigſten Miene, fragſt und willſt mich doch nur ausforſchen."

„Bin ich nicht Eure Tochter, meine königliche Mutter?" erwiederte die Herzogin raſch aufſtehend und ihr die Hand küſſend.

„Schon gut! — Setze Dich nur wieder zu Deiner Arbeit, Claudia, und unterbrich mich nicht, wenn ich mit Deiner Schweſter rede" ſprach die Königin ohne Unmuth,

küßte die Herzogin auf die Stirn und nahm ihren Platz auf dem Seſſel wieder ein.

Claudia von Lothringen war der Königin Lieblingstochter, obgleich ihr, wenigſtens in ihren Sitten, unähnlicher als Margarethe. Sanft, heiter, nie der Mutter widerſprechend, hatte ſie Geiſt genug zuweilen in die Kabalen und Intriguen der Königin, ſobald ſie den Hof betrafen, einzugehen, und hierbei war ſie oft der Mutter Vertraute. In wichtigen Angelegenheiten aber, da, wo Catharinens Hinterliſt und Verſtellungskunſt Staatsſtreiche auszuführen gedachte, erkannte ſie das gutmüthige Herz ihrer Tochter für untauglich, und verſchwieg ſie ihr ſorgfältig. Der jüngeren Tochter ſchenkte ſie noch ſeltener ihr Vertrauen.

Dieſe ließ ein wenig lange auf ſich warten, und ſchon wurde die Königin wieder ungeduldig, als ſie endlich eintrat, ſich der Sitte gemäß tief vor ihrer Mutter neigte, der Schweſter freundlich zunickte, und dann, obgleich ſie wohl ahnen konnte, daß Gericht über ſie gehalten werden ſollte, mit der größeſten Unbefangenheit ſagte, „Was befiehlt meine geliebte Mutter?“

Die Königin, durch dieſen Gleichmuth noch mehr aufgebracht, erhob ſich mit Heftigkeit. „Mit wem haſt Du geſtern zur eilften Stunde des Abends in der großen Galerie geſprochen?“ fragte ſie mit drohendem Blicke.

„Mit einem Manne, Mutter, der mir Willkommen! ich ihm Lebewohl! ſagte“ erwiederte die Prinzeſſin.

„Unglückliche! Wenn es der König erführe —“

„Wenn der König Alles erführe, was er nicht erfahren ſollte, ſtünd' es um Manchen ſchlecht“ fiel ſie der Mut-

ter raſch in die Rede, den bittenden Blick der Herzogin nicht achtend.

Betroffen — doch nur einen Augenblick konnte Catharine von Medicis ſich überraſchen laſſen — dann die Prinzeſſin mit ſtolzem mitleidig höhnendem Lächeln eine Weile betrachtend, fragte ſie mit ſtrengem Ernſt und Würde, „Ich will wiſſen, wer der Mann war?"

„Sollte meiner gnädigen Mutter Scharfſinn, dem ja nichts entgeht, nicht ſchon errathen haben, daß es Heinrich von Guiſe war?" antwortete ſie, der Königin die Hand küſſend.

Catharina, die nie einer Schmeichelei ganz widerſtehen konnte, ſchien durch dieſe Antwort in etwas beruhigt zu ſein, denn ſie ſagte, mehr verweiſend als zornig, „Haſt Du das Verbot des Königs, haſt Du mein Verbot vergeſſen, jede Gemeinſchaft mit dieſem Manne abzubrechen? Gelüſtet Dich ſo ſehr nach einem Kloſter?"

„Wahrlich, nein!" antwortete Margarethe mit Lebhaftigkeit, „Ihr wißt ja, nur meines Bruders Drohung, mich in ein Kloſter zu ſperren, konnte mich zu dem Entſchluß vermögen, mich mit Heinrich von Navarra zu verloben. Aber iſt es denn Sünde, Mutter, dem Geliebten ein Lebewohl zu ſagen? — Er, kaum eine Stunde in Paris, kam mich zu begrüßen, und traurig ſchied er von mir, da ich ihn bat von nun an meine Gegenwart ganz zu meiden —"

„Hoffſt Du, daß ich das glauben ſoll, Leichſinnige?" fiel ihr die Königin in die Rede. Glaubſt Du, ich wiſſe nicht, wer einmal den Guiſen verfallen war, den halten ſie feſt mit Schmeicheln und Drohen? — O es iſt ein

furchtbares Geſchlecht, dieſe Lothringer; Gott drückte ihnen den Stempel eines Königs auf die Stirn, während der Teufel in ihr ſtolzes Herz ſein Zeichen krallte."

„Das habe ich nicht da gefunden, Mutter!" ſagte die Prinzeſſin etwas vorlaut „Seit Ihr mir befahlt, Guiſens Herz mit meinen Blicken zu umgarnen, fand ich es liebend, zärtlich, treu, aber nicht teufliſch!"

„Du fällſt in einen Ton, Margarethe, den ich nicht liebe, vielweniger dulde" ſagte die Königin aufs Höchſte gereizt. „Du willſt meinem Unmuthe Deinen Witz entgegenſetzen, wage es nicht; ein Wort von mir, und die Roſen Deiner Wangen verbleichen unter dem dichten Schleier!" — Die Herzogin von Lothringen ſprang bei dieſen in Zorn ausgeſtoßenen Worten von ihrer Arbeit auf, und warf ſich bittend in die Arme der aufgebrachten Mutter. — Die Prinzeſſin aber blieb furchtlos, jedoch ſchweigend vor der Königin ſtehen, die ſich noch einmal drohend gegen ſie wandte. „Margarethe!" ſagte ſie mit furchtbarem Ernſte „Brichſt Du die Verbindung mit Guiſe nicht ganz, ſo ſchwöre ich, ich zeige es dem Könige an, und dann wehe Dir! — Wiſſe, ich haſſe die Guiſen, ſie ſind der Valois Todfeinde, ſo demüthig ſtolz, ſo bereitwillig ſie ſich auch gegen ſie ſtellen; ihnen lüſtet nach Frankreichs Krone, wie ihnen nach Frankreichs Königstöchtern gelüſtet hat. Deshalb —"

In dieſem Augenblick trat eine der königlichen Hoffräulein herein, und meldete, daß der Herzog von Guiſe im Vorzimmer ſtehe und bitte, Seiner Majeſtät ſeine Ehrfurcht beweiſen zu dürfen.

„Der Herzog von Guiſe?" fuhr Catharine von Me-

dicis überraſcht auf — „Warte draußen bis ich Dich rufen werde!“ befahl ſie der Dame — „Der Herzog von Guiſe?“ wiederholte ſie, in abgebrochenen Sätzen vor ſich hinmurmelnd, und bemerkte das Lächeln nicht, das Margarethens Purpurlippen umzog — „Guiſe? — In dieſem Augenblick?“ — Doch ſchnell erheiterte ſich ihr Geſicht Sie gab ein Zeichen mit der Hand, die Herzogin verſtand es und rief die Hofdame herein. „Der Herzog ſei mir willkommen!“ ſagte ſie dieſer „Nach der erſten Bewillkommnung entfernt Ihr Euch!“ befahl ſie ihren Töchtern.

Der Herzog trat mit ſeinem Gefolge ein, doch auf ein Zeichen der Königin entließ er es. „Ich habe auf Befehl Ew. Majeſtät ſchleunig Metz verlaſſen,“ begann er, nachdem er ſich vor der Königin tief, vor den Andern verbindlich verneigt hatte „und kaum in Paris angekommen, eile ich ins Louvre, die Befehle Ew. Majeſtät zu vernehmen.“

Ein Wink der Königin entfernte ihre Töchter.

„Wann traft Ihr in Paris ein, Herr Herzog?“ fragte Catharine von Medicis.

„Geſtern Abend!“

„Sprachtt Ihr noch Niemand?“

„Noch Niemand von Bedeutung.“

„Und wurdet doch geſtern Abend ſchon im Louvre geſehen.“

„Ein Irrthum, Majeſtät, vielleicht eine Verwechſelung meiner Perſon — Ich bin hier,“ brach er kurz das Geſpräch ab, „Die Befehle der Königin Mutter zu vernehmen, ich bin ganz Ohr und bereit ſie, wie immer, pünktlich auszuführen.“

Die Königin war in dieſem Augenblicke nicht genug Herrin über ſich ein ſarkaſtiſches Lächeln zu unterdrücken, dem Herzog entging es nicht, und hieß ihn auf ſeiner Huth ſein.

„Der gefürchtete Zeitpunkt naht" begann ſie nun. „Der Admiral ſcheint meinen Sohn, den König, umſtrickt zu haben, gelingt es ihm ganz, ſo geht der katholiſche Glaube unter."

„Und die Macht Ew. Majeſtät," ſetzte Guiſe raſch hinzu „Denn dann wird der König ſich ermannen, die Zügel der Regierung ſelbſt faſſen" —

Und deshalb muß der ſchon lange beſchloſſene Streich ausgeführt werden, der Admiral muß ſterben! „ſprach ſie kalt."

„Meinem edlen Vater zum Sühnopfer, Ja!" fiel ihr Guiſe in die Rede, und ſein großes Auge flammte, ſeine Fauſt griff unwillkührlich nach ſeines Schwertes Griff.

„So ſei es!" fuhr Catharine fort „Ueberlegt es vor der Hand nur mit dem Kanzler allein; Niemand darf unſer Vorhaben ahnen. Die Vermählung meiner Tochter wird uns wohl eine paſſende Gelegenheit bieten."

„Soll der Admiral allein fallen?" fragte der Herzog.

„Er allein!"

„Erinnert Euch, Königin, der gewichtigen Worte, die Herzog Alba in Bayonne ſprach: Ein Lachskopf hat mehr Werth als ein ganzer Sumpf voll Fröſche!"

„Einer ſcheint Euch nicht genug, Ihr wollt auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé?" ſagte Catharine, den Herzog ſcharf ins Auge faſſend. Doch dieſer beantwortete, die Königin wiederholte die Frage nicht.

„Habt Ihr Eure Gemahlin mit nach Paris gebracht? fragte ſie nun ablenkend.

„Sie folgt mir."

„Sie darf bei den Vermählungsfeierlichkeiten nicht fehlen" fuhr die Königin mit zweideutigem Ausdruck fort.

„Ich glaube, bei dieſen Feierlichkeiten wird die Gegenwart von Männern nöthiger ſein als die der Frauen" erwiederte der Herzog, der den Sinn der Frage nicht verſtehen wollte.

Es trat nun eine Pauſe ein, in der ſich Beide beobachteten. „Wollten Ew. Majeſtät" begann endlich der Herzog „den würdigen Kanzler Birague nicht lieber allein beauftragen, das Nöthige wegen des Admirals zu verfügen? — Handelte es ſich um die Vertilgung der Hugenotten, ſo ſtände mein Arm und mein Kopf dem Glauben und meinem Könige gern zu Dienſte; gilt es aber nur einem einzigen Mann, den abzufertigen mag der Kanzler beſſer verſtehen als ich; jenſeits der Alpen iſt man mehr an dergleichen gewöhnt."

„Herzog von Guiſe!" fuhr Catharine auf „Vergeßt nicht" —

„Ich werde nie vergeſſen, daß ich vor der Mutter meines Königes ſtehe, aber was ich ſagte iſt dennoch wahr. Der Canzler taugt beſſer zu ſolchem Geſchäfte als ich. Ich ſcheue nicht den Mann, nur die That. Verſchafft mir von dem Könige die Erlaubniß, und ich ſtelle mich dem Admiral gegenüber, und fordre blutige Rechenſchaft von ihm, wegen des Todes meines Vaters, ſo aber" —

„Iſt für den Herzog von Guiſe die Sache zu klein, ſie erwirbt ihm keine Herzen, ſein Ruf könnte aufs Spiel geſetzt werden. Er will die Kaſtanie wohl, ſie aber nicht

aus dem Feuer ziehn; da meint er mein Kanzler tauge dazu —"

„Gewiß, gewiß!" fiel ihr Guiſe in die Rede.

„Er ſtänd lieber an der Spitze eines Heeres gegen die Hugenotten" fuhr die Königin fort. „Auch dieſe Zeit wird kommen, mein lieber Herzog!" lenkte ſie ein „Iſt jener Lachskopf erſt gefallen, dann wird es leicht werden die Fröſche zum Schweigen zu bringen. Doch laſſen wir das. Ihr ſeid mit mir in der Hauptſache einverſtanden?"

Der Herzog nickte bejahend.

„Deshalb werdet Ihr wohl, wenn es der Kanzler verlangt, ihm einen tüchtigen, tauglichen Mann ſenden?"

Auch dies bejahte Guiſe durch ſtumme Verbeugung.

„Doch müſſen die Vermählungsfeierlichkeiten erſt vorüber ſein, nichts darf ſie ſtören; der König will es, und jedes nochmalige Hinderniß brächte ihn in Wuth."

„Ohnmächtige Wuth!" ſagte der Herzog halb leiſe und wohl etwas unbedachtſam.

„Und doch brachte Euch dieſe Ohnmächtige ſchnell an den Traualtar" bemerkte die Königin ihn höhnend, denn das war ihr Werk und Guiſe wußte es nur zu gut. Er verbeugte ſich ſtatt zu antworten und ſchien ſich entfernen zu wollen. „Nur ein Wort noch, Herr Herzog, ein wohlgemeintes warnendes Wort" ſprach die Königin, ihn zurückhaltend. „Schleicht nicht wieder des Abends im Louvre umher; Abentheuer werdet Ihr hier nicht mehr finden, und erführe es der König, ſo wagtet Ihr leicht Euer Leben. Betrachtet dieſe Warnung als Zeichen meiner Huld. Stimmen wir auch in ſo manchen Kleinigkeiten nicht überein, ſind wir doch in der Hauptſache verbunden, und Ihr könnt

in jeder Lage auf meinen Beiſtand rechnen. Vergeßt den Kanzler und den Mann, den Ihr ihm ſchicken wollet, nicht.“ Mit dieſen Worten entließ ſie ihn.

4.

Unbekümmert um die Drohung ihrer Mutter, wenig von den wohlgemeinten Ermahnungen ihrer Schweſter erbaut, erwartete die Prinzeſſin Margarethe mit Ungeduld das Fräulein de la Coſſé, ihre Vertraute, das nämliche Hoffräulein, das den Herzog von Guiſe bei der Königin Mutter angemeldet hatte. Endlich erſchien ſie, konnte aber der Prinzeſſin Neugierde nicht befriedigen, die geſpannt war zu wiſſen, was Guiſe mit ihrer Mutter verhandelt habe. Das Fräulein entſchuldigte ſich mit dem Vorgeben, des Herzogs Gefolge ſei im Vorzimmer zurückgeblieben, und habe ſie zu lauſchen verhindert.

Adelaide de la Coſſé, mit der Prinzeſſin in gleichem Alter und von Kindheit an mit ihr erzogen, hatte eine ſchwärmeriſche Liebe für Margarethe, obgleich Beide in ihren Lebensanſichten ſehr abwichen. Das Fräulein, eine der ſeltenen Erſcheinungen am Hofe der Königin Catharine von Medicis, ſchön und tugendhaft zugleich, wurde vielleicht von einer früherern Neigung zu dem Herrn von Regnier vor der Verderbniß ihres Herzens bewahrt, denn ſie glänzte in der Schaar der mannichfaltigen Schönheiten dieſes Hofes wie eine Heilige unter Sündern. Sie konnte ſich in ihrer Stellung nicht glücklich fühlen, und unüberſteigliche Hinderniſſe ſtanden ihrer Liebe entgegen. Regnier

war Proteſtant, ſie arm und ganz abhängig von der Königin Mutter. Ihre Liebe mußte daher verborgen bleiben, und wurde dadurch, und auch wohl durch die Abweſenheit des Geliebten immer mehr verſtärkt. Die Prinzeſſin allein war ihre Vertraute, welche die Liebe ihrer Geſpielin oft wie einen unterhaltenden, öfter noch wie einen langweiligen Roman betrachtete, worinnen die Tugend der Hauptperſonen ihr wenig Vergnügen gewährte. Da kam der Herr von Beſſins, königlicher Lieutenant in Guercy nach Hofe, um gegen Regnier, ſeinen Feind Klage zu führen, der die nämliche Stelle für die Prinzen in dem Theil der Provinz bekleidete, den die Hugenotten beſetzt hatten, und wodurch Reibungen unter den beiden Befehlshabern nicht ausbleiben konnten. Der Zufall wollte, daß auch ihn die Schönheit des Fräuleins de la Coſſé entzückte, und ohne zu ahnen, daß ihr Herz ſich ſeinem Feinde ſchon hingegeben habe, warb er um ihre Gunſt. Aber ſein Bemühen war vergebens, ſelbſt als die Königin Mutter ſich in dieſe Angelegenheit miſchte und dem Fräulein mit ihrer Ungnade drohte, wenn ſie Beſſins ihre Hand nicht gäbe. Das Fräulein blieb ſtandhaft, und ohne der Königin Mutter ihr Herz zu öffnen, nahm ſie die unwiderſtehlige Abneigung zum Vorwand, die Beſſins rauhes heftiges Betragen in ihr erweckt habe, obgleich ſie geſtehen müſſe, daß er ein ſchöner und edler Mann ſei. Sie bat jetzt die Prinzeſſin, ſich bei dem Könige von Navarra zu verwenden, daß er ſich Regniers annehme, von dem ſie wußte, daß er in dem Gefolge Heinrichs nach Paris kommen würde; ſie hoffte, die Königin Mutter werde ihrem Eidam in dieſer Zeit eine ſo geringfügige Bitte nicht abſchlagen. Die Prin-

zessin versprach es um so lieber, da es ihr ein kleiner Trost war dann die Freundin in ihrer Nähe behalten zu können, auf deren Theilnahme und Verschwiegenheit sie sicher rechnen durfte, wenn sie ihr auch zuweilen durch ihren Tadel lästig fiel.

Das Gespräch kam bald auf Heinrich von Navarra. Das Fräulein sagte der Prinzessin unverholen, daß sie den Abscheu nicht begreifen könne, den diese gegen den jungen Fürsten hätte, der schon in früher Jugend Proben seiner Tapferkeit gegeben, und dessen Betragen so einnehmend und unwiderstehlig sei. Margarethe erwiederte lächelnd „Befrage nur Dein eignes Herz, Adelaide, das wird Dir schon die Antwort geben."

Das Fräulein verstand die Worte der Prinzessin wohl. „Glaubt Ihr denn wirklich noch daß Euch Guise wahrhaft liebt" fragte sie mit Herzlichkeit? — „Wie schnell gab er der Prinzessin von Cleve seine Hand, als der König wegen seiner Neigung zu Euch mit ihm zürnte?"

„Und was schadete mir dies?" erwiederte Margarethe „Vergleicht er seine Gemahlin mit mir," fuhr sie lachend fort „so setze ich meine schönste Locke gegen einen Sous, ich kann nur dabei gewinnen, und seine Liebe muß jetzt noch leidenschaftlicher, glühender aufflammen."

„Als Gatte einer Andern?" fragte Adelaide, und in ihrer Frage lag ein bitterer Vorwurf.

„Thörigtes Mädchen! Müßte man in der Ehe treu sein, so schleppte kein Befehl des Königs, keine Drohung meiner Mutter, keine Furcht vor dem Kloster mich an den Altar. Lieber ein klösterliches Leben, dem man doch wohl manchen Genuß noch abgewinnen könnte, als die Einför-

migkeit langweiliger treuer Ehe. Sieh, Adelaide, ich würde über meine Heirath ganz verzweifeln müſſen, bót mir nicht Heinrich von Navarra ſelbſt noch einen Troſt."

„Er, Euch einen Troſt?"

„Ja, meine geliebte Freundin, den Troſt, daß ich weiß, ich bin ihm ſo zuwider wie er mir es iſt, und er ſchließt mit gleicher Abneigung wie ich dieſe traurige Convenienz-Heirath."

„Und wie kann Euch das Troſt ſein, Fürſtin! Eure Worte thuen meinem Herzen weh."

„Wie mir das Troſt ſein kann? fragſt Du mich, liebes langweilig tugendhaftes Kind. Da ich ihm gleichgültig, gar verhaßt bin, wird er mich nicht mit Eiferſucht quälen, und mich liebeln laſſen, wenn ich nur nicht verlange, daß er mich lieben ſoll."

Das Fräulein ſchüttelte unmuthig ihr ſchönes blondes Lockenhaupt „Ihr ſtandet ſchon lange auf blumenbedeckter Aue," ſprach ſie dann mit tiefer Rührung und eine Thräne umwölkte ihr ſanftes Auge „Ich ſah Euch Blumen pflükken, Euch daraus, unbeſorgt für die Zukunft, Kränze flechten, mit denen Ihr Euch ſchmücktet, als wär es der Myrthenkranz zu Eurer Hochzeitfeier, ohne auf die Schlangen zu achten, die unter den bunten Blumen verborgen lagen und tückiſch ziſchten. — Ich habe Euch gebeten, habe vor Euch auf den Knieen gelegen und Euch gebeten, Euren Ruf, Eure Tugend nicht dem flüchtigen Rauſch eines Augenblicks zu opfern, Ihr habt mich nicht gehört. O Prinzeſſin! Eine Fürſtin muß mit einer Krone von Gold, aber auch mit einem Kranz von Lilien geſchmückt auf dem Throne ſitzen. Gold und Juwelen flammen im Licht des

Tages, im Kerzenlichte; aber aus dem Kelche der Lilien ſtrahlt ein himmliſcher Glanz, der die Glorie um das Fürſtenhaupt bildet, ſchöner, glänzender, herrlicher als alle Kronen der Erde" —

„Schwärmerin!" unterbrach ſie Margarethe.

„Das iſt nicht Schwärmerei, Prinzeſſin, es iſt ein Glaube, der feſt in meinem Buſen ruht, und der mich über alle Schickſale der Welt erhebt. Ich bin arm und ſtehe verlaſſen unter meinen Mitgenoſſen, bin ohne Einfluß am Hofe, denn kein Prinz, kein Großer nimmt ſich der armen Coſſé an, da ſie nicht um fremde Gunſt buhlt, nicht fremde Gunſt ſich theuer erkauft, und doch ſtehe ich geachtet im Kreiſe der Frauen dieſes entarteten Hofes, geachtet, wenn auch nicht geliebt. Selbſt Eure königliche Mutter behält mich in ihrer Nähe, wenn auch nur als eine Seltenheit in dieſem Kreiſe; und wär' ich den Andern gleich, ſagt wo wäre der Platz der armen verlaſſenen Waiſe?" —

„An meinem Herzen! unterbrach ſie die Prinzeſſin, halb aus Gutmüthigkeit, halb aus fröhlicher Laune, die ſie nur ſelten verließ.

„Ich glaube doch" erwiederte nicht ganz ohne Bitterkeit das Fräulein „jetzt nähm ich dieſen Platz ehrenvoller ein, wenn noch an Eurem Herzen für mich ein Plätzchen übrig geblieben wäre."

„Schweig, ich bitte Dich!" ſagte Margarethe empfindlich „Du weißt, zuweilen höre ich Deine Predigten gern, denn ich kenne Dein frommes mir zugethanes Herz, verſtehſt Du aber nicht zur rechten Zeit zu ſchweigen, ſo langweilſt Du, oder ärgerſt mich; deshalb bitte ich Dich, ſchweige jetzt!"

„Nein, das darf ich nicht!“ rief das Fräulein tief erschüttert „Zu theuer iſt mir Margarethe von Valois, die ſeit ihrer Kindheit mir öfter Freundin wie Gebieterin war. Nie werde ich ihr die Thränen vergeſſen, die ſie mit mir weinte, als ich ihr erzählte, wie ich Vater und Mutter verlor, und als eine arme Waiſe, der ſich Niemand erbarmte, das Vaterhaus verlaſſen mußte; nie den Apfel vergeſſen, den ſie in dem Park von St. Germain mit der Hungrigen theilte, nie, wie ſie mich an die Hand nahm, mich zu der Königin führte und nicht aufhörte mit Bitten, bis dieſe ſich meiner anzunehmen verſprach“ —

„Schweig, ich bitte Dich Adelaide!“ unterbrach ſie die Prinzeſſin, auf die des Fräuleins Worte den Eindruck nicht verfehlt hatten; doch das Fräulein, von ihrem Gefühl zu ſehr ergriffen, fuhr fort „Ich habe von Eurem guten Herzen ſo manchen Beweis, ach hätte ich nur weniger von Eurem leichtſinnigen, ich wäre glücklich — Ja, ich muß den Augenblick benutzen,“ rief ſie freudig „ſehe ich doch Thränen in Eurem Himmelsauge, ich muß Euch warnen, da Ihr an einem furchtbaren Abgrunde ſteht. Zu Euren Füßen ſieh' ich“ ſie ſank vor ihr nieder „Legt mit dem Myrthenkranz alle die Thorheiten von Euch, die Euch bis jetzt berauſchten, werdet die treue Gattin eines edlen Mannes, daß er vergeſſe was geſchah und Euch achten lerne.“

„Fräulein Coſſé!“ fuhr die Prinzeſſin zürnend auf und wollte die Knieende von ſich ſtoßen, die ſie aber feſt umklammert hielt.

„Nicht ſo! — Stoßt mich nicht von Euch!“ rief ſie halb bittend, halb in Verzweiflung „Gott gab mir den

Muth Euch den Spiegel Eures Lebens vorzuhalten, vielleicht war es Gott selbst, der mich sandte Euer Herz zu bewegen. Ich mein' es so gut mit Euch, gäbe mein Glück mit Freuden für das Eurige hin. Zürnt mir, aber laßt mein Wort in Euer Herz dringen, daß es, ein zudringlicher Mahner, in jedem unbewachten Augenblick Euch zurufe: Denk' an Gott und die Tugend!"

Margarethe war besänftigt, war gerührt. Sie hob ihre Jugendfreundin auf, schloß sie in ihre Arme, und schon flossen Freudenthränen aus dem Auge der edlen Jungfrau, als die Prinzessin den herrlichen Augenblick der Rührung unterbrach. „Gutmüthige Schwärmerin!" sagte sie „Was helfen Deine, was meine Thränen, was soll der lästige Mahner, den Du in mein Herz bannen willst? — Schließt Guise mich in seine Arme, so sind die Thränen der Reue zu Thränen der Wonne geworden; fühle ich seinen Kuß auf meinen Lippen brennen, o so höre ich nicht Deinen Mahner, und schrie er laut zu mir wie Posaunenton des Weltgerichts. Du wirst nichts an mir ändern; mich haben des Lebens Freuden zu fest umklammert, als daß ich mich loswinden könnte; meine Hölle ist zu schön, um mich nach Deinem Himmel zu sehnen."

„So kann ich nichts mehr thun, als für Euch beten!" sprach Adelaide aus ihrem schönen Traum geweckt.

„Thu das, frommes Mädchen," fiel ihr die Prinzessin rasch in die Rede „thu das ja, wenn Du mich am Altare neben dem Navarrer stehen siehst, dann bedarf ich wohl am meisten Deines Gebets. Jetzt aber geh, zürne mir nicht — Du bist nun einmal auf Deiner Pilgerfahrt einer Sünderin begegnet, bist treulich ihr zur Seite geblieben,

haſt ſie aufhalten wollen, wenn ſie ſtrauchelte; aber Du konnteſt einer Blinden, die nur nach den Roſen griff, deren Duft ſie einſaugte, Dein Auge nicht leihen. Deshalb zürne auch mit dem Schickſale nicht. Als Kinder gingen wir einen Weg, als Jungfrauen trennten wir uns — Doch Deine Schwärmerei fühl' ich iſt anſteckend" unterbrach ſie ſich ſchnell — „Leb wohl!" — Dies ſagend ging ſie in ihr Kabinet, wollte im Fortgehen ein Liedchen trällern, aber ſie konnte nicht. Adelaide ſah ihr traurig nach, ſeufzte tief auf und verließ mit betrübtem Herzen das Gemach.

5.

Ohne daß irgend Jemand vom Hofe es vermuthete ritt am andern Morgen der König mit geringer Begleitung im Louvre ein, ſprang raſch vom Pferde und ſchritt haſtig die große Treppe hinauf. Der erſte, dem er hier begegnete, war ſein Bruder der Herzog von Anjou, der, mit aller Sorgfalt gekleidet, hinunter eilte, und bei der Biegung der Treppe den König faſt umrannte.

„Bei St. Denys und allen Teufeln, Bruder von Anjou, habt Ihr Eure Augen immer nach oben gewendet, daß Ihr nicht ſeht, was neben Euch vorgeht?" rief der König zornig „Wo wollt Ihr hin?"

Der Herzog, überraſcht, ſtammelte zu ſeiner Entſchuldigung einige Worte; der König aber achtete nicht darauf, ſondern wiederholte in noch barſcherem Tone die Frage „Wo wollt Ihr hin?"

„Einen Spazierritt machen, Sire!" erwiederte Heinrich von Anjou.

„In diesem Aufzug? Da könntet Ihr, beim heiligen Gott, ehe zum Ballet der Königin Mutter gehen, als ein Roß besteigen. Kommt begleitet mich!"

Der Herzog mußte gehorchen, obgleich er sich eben zu seiner Geliebten der schönen Frau von Chateauneuf begeben wollte, denn König Karl war in einer Stimmung, wo Niemand wagen durfte ihm zu mißfallen; sein Bruder durfte es am wenigsten, der auch schweigend folgte. Der König, noch ganz von Staub bedeckt, nahm anfangs den Weg nach seinen Gemächern, doch auf der Galerie wandte er sich plötzlich und ging nach dem Flügel, den die Königin Catharine bewohnte. Es hatten sich indessen mehrere Hofleute zur Begleitung um ihn versammelt, doch als er es bemerkte, sprach er rasch „Ich bedarf keiner Begleitung! Auf Wiedersehn!" zog den kleinen schwarzen Sammthut mit der einfachen weißen Feder, den er immer zu tragen pflegte, und nickte ihnen, nach seiner Art freundlich zu; sie entfernten sich. Auch Heinrich von Anjou wollte die Gelegenheit wahrnehmen, doch der König winkte ihm zu bleiben, und er mußte folgen.

Eben als der König bei seiner Mutter eintreten wollte kam der Herzog von Guise heraus — „Ei, sieh da, Herzog von Guise!" redete ihn König Carl heftig an „Auf wessen Befehl habt Ihr Metz verlassen? Ich sehe Niemand gern bei mir, den ich nicht zu mir beschieden habe."

„Sire! Ich kam auf Befehl der Königin Mutter!" erwiederte Guise „Bisher war es Pflicht der Königin Befehle zu achten. Soll es ferner nicht so sein, so gnügt

ein Wort Ew. Majeſtät, und ich gehe auf der Stelle nach Metz zurück."

„Ihr könnt bleiben!" erwiederte der König „Bis zur Vermählungsfeier meiner Schweſter iſt es übrigens nur noch kurze Zeit. Gehabt Euch wohl!"

Dies ſagend trat er in das Vorzimmer der Königin Mutter, in dem ſich der Adel und die Hofleute drängten „Bruder Anjou!" rannte er ihm, bitter lachend zu, und ſchritt durch die Menge, ohne ſie zu beachten „Mein Vorzimmer wimmelt nicht ſo von dieſen Herren, die hier um unſrer Mutter Gunſt buhlen. Der Eine wünſcht ein Gouvernement, der Andre eine reiche Pfründe, Alle an meiner Mutter Tafel ein Stück von meinem Frankreich zu verzehren; ſie iſt die Sonne, ich der Mond, und was ſeid Ihr denn, Bruder?" — Anjou ſchwieg — „Nein, nein!" ſagte er dann, den Herzog heftig auf die Schulter klopfend „Nicht ich, Ihr ſeid der Mond, dem allein die Sonne gern Platz macht. — Aber auch ſie muß untergehen" — murmelte er vor ſich hin.

Sie waren jetzt in das Zimmer vor dem Kabinet der Königin gekommen. Dies Zimmer war nur den Vertrauteſten zu betreten erlaubt. Außer dem Kanzler Birague, der auf einem Seſſel mit dem Rücken nach der Thüre in tiefen Gedanken ſaß, war Niemand da. Der König betrachtete einen Augenblick die kleine verkümmerte Geſtalt des italieniſchen Kanzlers von Frankreich, wobei der arme Herzog von Anjou, deſſen Gedanken wohl nur bei der ſchönen Chateauneuf ſein mochten, mit dem Könige gehen, mit dem Könige ſtill ſtehen mußte.

„Wißt Ihr nicht, Kanzler, ob meine Mutter zu sprechen ist?" fragte er plötzlich in rauhem Ton.

Der kleine Mann sprang erschrocken auf, stammelte anfangs unzusammenhängende Worte, dann, sich schnell fassend, sagte er „Ich glaube kaum, Sire!"

„Ihr glaubt wohl, die Unterredung mit dem Herzog von Guise habe sie zu sehr angegriffen?" meinte der König, und ohne des Kanzlers Antwort abzuwarten öffnete er die Thüre des Kabinets und rief im Hereintreten dem Herzog von Anjou zu „Henri, erwarte mich hier!"

Er fand die Königin Mutter allein.

„Guten Morgen Mutter!" redete er sie an und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

„Ihr seid früh von Fontainebleau zurückgekehrt, Sire!" erwiederte sie, ihm die Stirne küssend — „Aber, mein Gott, in welchem Anzug? — Unter diesem alten grünen bestaubten fleckigen Jagdrocke würde Niemand den König von Frankreich suchen."

„Und ihn auch Niemand in Eurer Gegenwart finden, Mutter!" erwiederte er, diese Worte scharf betonend „Wär't Ihr aber einen zierlich gekleideten jungen Herrn sehen, gegen den ich freilich in Euren Augen stets zurückstehen muß, so öffnet nur die Thüre und der Herzog von Anjou wird mit zierlicher Reverenz Euch entgegen treten. Er ist angeputzt wie eine Musterkarte, und riecht, daß man glauben sollte er trät eben aus dem Laden Eures Mailänders René."

„Mein Sohn Heinrich ist doch ewig die Zielscheibe Eures Spottes" sagte Catharina empfindlich „Laßt ihn ruhig seinen Weg gehen, ihn, den die Tage von Jarnac

und Montcontour wahrlich als einen ehrenvollen bezeichnen" — Der König biß ſich auf die Lippen, ſein Zorn wollte hervorbrechen, doch gelang es ihm ſich zu beherrſchen — „Er iſt ſo ſehr bemüht, Eure Liebe zu gewinnen," ſetzte ſie einlenkend hinzu „daß er wohl ein freundlicheres Entgegenkommen verdiente" — Der König lächelte — „Doch von etwas Anderm!" brach die Königin das Geſpräch ab — „Der Herzog von Guiſe iſt hier!"

„Ich ſah ihn, als er eben Euch verlaſſen hatte. Ich wollte er wäre noch in Metz. Der Mann iſt mir verhaßt; ſo jung, und ſchon ſo ſtolz und anmaßend. Ihr habt ſchon der Schweſter Margot wegen nicht gut gethan, ihn ſo früh hierher kommen zu laſſen."

„Es geſchah auf Euren Befehl!" —

„Auf meinen Befehl?" fiel ihr der König mit Heftigkeit in die Rede.

„Nun ja!" ſagte Catharine „Habt Ihr mir nicht auf dieſer nämlichen Stelle geſagt, Ihr verlangtet, daß Guiſe bei der Vermählung Eurer Schweſter gegenwärtig, daß er während der Anweſenheit des Admirals in Paris ſei, damit Ihr verſuchen könntet, ob Euch hier die Verſöhnung der Guiſen und Chatillons beſſer gelänge als zu Moulins?"

„Nun ja! Aber deshalb hatte die Sache keine ſolche Eile" erwiederte der König mehr unmuthig als heftig — „Iſt er zu keinem andern Zwecke hier?"

„Ein andermal, bitt ich Euch, lieber ſelbſt anzuordnen, als mir es aufzutragen, wenn Euch die Jagd aus Paris treibt!" ſagte Catharine empfindlich ſcheinend.

„Wer gab dem Marſchall Retz den Befehl meinen Sohn von Orleans zu holen?" fuhr der König fort.

„Ich, niemand Anders als ich, und auch dies nach Eurem Wunſche!" erwiederte Catharine von Medicis mit beſtimmtem Ton, durch den ſie faſt immer dem König imponirte.

„Nun ja, es war mein Wille, ich wollte es; aber, beim Teufel, daß er drei Wochen hier iſt, ohne daß ich es weiß und ihn zu ſehen bekomme" —

„Ihr hättet Euch doch nicht um den Knaben bekümmert, Charles, ſo wenig wie Ihr es um ſeine Mutter thut!" ſagte Catharine mit Bitterkeit.

„Sollt ich etwa?" — Die Königin lächelte — „Soll auch ich leben wie der ganze Hof, in Sünde und Luſt, in Jubel und Freuden, wenn mein Frankreich ſeufzt und jammert? — Soll ich leben wie mein Bruder Anjou, oder wie Margot, der der Himmel zur Strafe der Valois ein ſo lockendes Aeuſſere gab, das ſie wacker zum Köder gebraucht? — Mutter!" ſagte er dann immer heftiger werdend „Es muß bald anders werden am Hofe; die Königin, meine Gemahlin, ſteht hier im Kreiſe der Frauen wie eine von Sündern umgebene Heilige, von denen Keiner Luſt hat Buße zu thun. Es muß anders werden, beim Teufel, es muß!"

„Ich bitt Euch, Sire, nicht in Gegenwart Eurer Mutter dieſe Flüche!" unterbrach ihn die Königin.

„Wer zum Teufel hat ſie mich gelehrt als Sondy, mein würdiger Lehrmeiſter, und Euer Liebling?"

„Der Papſt läßt lange auf die Dispenſation warten" ſagte jetzt die Königin Mutter, da ſie an den zuckenden

Bewegungen der Gesichtsmuskeln ihres Sohnes leicht seine Aufregung wahrnehmen konnte und dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte.

„Der heilige Vater will meine Geduld prüfen" nahm der König schnell das Wort „Aber er irrt in mir, wenn er mich unter die Geduldigen seiner Heerde zählt. So sehr ich den päbstlichen Stuhl verehre, so machen mich doch die Hindernisse, die er der Heirath meiner Schwester in den Weg legt, ungeduldig. Sagt dem Legaten, vier Wochen wolle ich noch warten, dann aber keinen Augenblick mehr — Ist die Sache in dieser Zeit nicht abgemacht, so lasse ich sie auch ohne Dispensation trauen." —

„Sire!" — fiel ihm die Königin Mutter verweisend ins Wort.

„Ja, Mutter, ich bin es müde König genannt zu werden und nicht König zu sein. Last und Verantwortung wird mir aufgewälzt, bei Gott muß ich dereinst vertreten, was andere in meinem Namen thun, und was die Last der Krone erleichtern, was sie versüßen könnte, das läßt man mir nicht. Offen oder durch Cabale entzieht man mir jede Gelegenheit wohlzuthun und mir dankbare Diener zu erwerben. Die Krone läßt man mir, den Scepter aber —"

„Wem sagt Ihr das, König Karl?" unterbrach ihn Catharine stolz.

„Euch Mutter! Euch meine geliebte Mutter, die ich vielleicht mehr liebe, als es zum Wohle Frankreichs heilsam ist."

Die Königin war über diese bestimmt aber ohne Heftigkeit ausgesprochenen Worte überrascht; mit so viel Fe-

stigkeit und Ruhe hatte ihr Sohn noch nie dergleichen begehrt. Sie fühlte in diesem kritischen Augenblick, daß sie ein ihr schon oft gelungenes Mittel versuchen müsse, und Meisterin in der Verstellungskunst, sagte sie, ohne ihren Unmuth nur im Mindesten blicken zu lassen „Ihr thut mir Unrecht, Karl! Auch mich drückt die Last der Regierung, die Ihr mir bisher freiwillig überlassen habt. So wie Ihr lieber mit Euren Jagdgenossen und Freunden die Wälder durchstreift, als im Conseil neben Euren Räthen Euch langweilt, so blieb auch ich lieber im Kreise meiner Frauen und vergnügte mich, als daß ich mich mit dem Kanzler und den Andern über ernste Gegenstände berathe, wo ich oft säe, aber selten Früchte für mich erndte. Ich bin über Euren Entschluß erfreut, Sire! und bitte Euch, mir nur zu erlauben künftig in St. Germain oder in jedem andern Schlosse, das Euch für Eure Mutter gut genug dünkt, meinen Aufenthalt nehmen zu dürfen. Meine Gegenwart ist in Paris dann nicht mehr von Nutzen, und auch ich will endlich mir und meinem Vergnügen leben."

„St. Germain, oder welches meiner Schlösser Euch beliebt, soll zu Eurem Empfange bereitet werden!" erwiederte zu Catharinens Verwunderung der König.

„So wähle ich St. Germain!" sprach sie, durch des Königs so leichte Erfüllung ihres Wunsches zwar überrascht, doch nicht außer Fassung gebracht „Und Eurer Gesundheit wird es weit zuträglicher sein, wenn Ihr dem wilden gefährlichen Vergnügen der Jagd entsagt und Euch ruhigern, wenn auch langweiligern Geschäften mehr widmet. Auch ich werde von neuem aufathmen" —

„Warum wollt Ihr aber nicht in Paris bleiben, Mutter, mir, wenn auch nur zuweilen, Euren Rath zu ertheilen?“ ſagte der König, den Gewohnheit, auch wohl kindliche Liebe, die Ehrfurcht gegen ſeine Mutter nie ganz vergeſſen ließ.

„Meinen Rath, Sire? — o den bedürft Ihr jetzt nicht mehr, ſeit Coligny hier und der Geiſt iſt, der Euch beherrſcht!“ erwiederte Catharine abſichtlich den König zu kränken. Der Pfeil, den ſie abgeſchoſſen, traf und hatte des Königs Eitelkeit tief verwundet, deſſen Auge, finſter auf ſie gerichtet, immer flammender, ſtierer wurde. Alle Fiebern ſeines Körpers zuckten, er ſtampfte plötzlich mit dem Fuß „Bei allen Teufeln, es muß anders werden!“ rief er wüthend und verließ, noch einen zornigen Blick auf ſeine Mutter werfend, raſch das Zimmer.

„Es bleibt wie es iſt, ohnmächtiger Wüthrich!“ rief Catharine hohnlächelnd, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, und ging freundlich grüßend ihrem Liebling Heinrich von Anjou entgegen, der erſchrocken eintrat.

„Ich hörte Wortwechſel!“ ſprach er „Der König, die Hand an ſeines Dolches Griff, einen wüthenden Blick auf mich werfend, rannte an mir vorüber — Was iſt geſchehen, Mutter?“

„Nichts, mein Sohn! Es wandelte den König einmal wieder die Laune an ſelbſt regieren zu wollen. Die Ruhe, mit der er dies ſagte, ließ mich anfangs fürchten, die tückiſchen Lehren des Admirals wären tief bei ihm eingedrungen; doch ſchnell hatte ich ſeinen Zorn gereizt, und flammt der erſt auf, dann iſt Karl ein Tiger, der, läßt man ihn nur austoben, bald wieder zum ſchwachen

Kinde wird. Ehe er nicht ruhig und beſonnen handeln lernt, ehe haben wir nichts zu fürchten; warte nur ruhig die Zeit ab."

Der Herzog von Anjou küßte dankbar der Mutter Hand; da ihn aber die Frau von Chateauneuf ſelbſt in dieſem Augenblick mehr beſchäftigte, als ſeine kühnſten Hoffnungen, verließ er die Königin und eilte zu ſeiner Geliebten.

6.

Als der König in ſein Vorzimmer trat, fand er den Grafen La Rochefoucault dort; er winkte ihm zu folgen, und Niemand beneidete dieſen um die Ehre, denn Karl der Neunte ſah verſtört und finſter aus, und in ſolchen Augenblicken wünſchte ſich jeder Höfling fern von ihm; doch ehe er noch in das Kabinet trat, befahl er den Admiral Coligny zu rufen.

„Franz!" redete er den Grafen mit Haſt an, als die Thüre des Kabinets ſich hinter ihm ſchloß „Ich komme eben von meiner Mutter; mein Blut iſt in Bewegung, ich zittre und fühle, der Zorn hat mich wieder übermannt; bleib ruhig hier, es wird bald vorübergehen, doch reize mich heute nicht durch irgend ein Wort, ich habe Dich zu lieb, um Dir wehe thun zu wollen." Dann ging er mit raſchem Schritt und vorgebeugtem Körper ſchnell im Zimmer auf und ab, blieb jedoch plötzlich vor La Rochefoucault ſtehen und fragte „Haſt Du ſie nach Orleans gebracht?"

„Ja Sire!"

„Und wie gebehrdete ſie ſich? Nicht wahr, ſtörriſch, widerſpänſtig wie gewöhnlich?"

„Wie eine Sünderin, die durch frommen Wandel den Himmel verſöhnen möchte, und doch den Einflüſterungen des Böſen nicht zu widerſtehen vermag" erwiederte der Graf, „Sie wollte nach Damemarie, und wollte doch auch Euren Befehlen nicht widerſtreben. Als ich dieſen Kampf in ihrem Innern bemerkte, hob ich ſie mit Gewalt auf das Roß und ſie folgte mir willig nach Orleans. Sie dauert mich, Sire!"

„Mich auch, Franz! Sie liebte mich wahrhaft, war ein frommes, aber leidenſchaftliches und überſpanntes Mädchen; mein Beichtvater konnte mir nicht mehr zum Herzen ſprechen, als ſie oftmals that. Sie meinte es anfangs gut mit mir."

„Anfangs nur?" fragte Rochefoucault verwundert, da aber der König dies nicht weiter erörtern zu wollen ſchien und pfeifend auf und ab ging, berührte er es nicht wieder.

„Ich hatte das Mädchen wahrhaft lieb" fuhr König Karl, halb für ſich, halb zu dem Grafen gewendet fort „Ihr Herz war unverdorben, noch nicht in den Intriguen des Hofes eingeweiht, noch nicht verdorben in den Händen — Doch laß mich davon ſchweigen. Ehre Vater und Mutter ſagt das Gebot, ich will wenigſtens dies nicht übertreten."

„Und warum verſtießet Ihr das Mädchen, Sire, wenn es Euch liebte und Ihr es liebenswürdig findet?"

„Die Königin, meine Gemahlin, verdiente wohl ein

ſolch geringes Opfer, Graf, und Frauenliebe feſſelt mich nie; ich werfe ſie leicht ab wie meinen Mantel, wenn die Sonne mich warm beſcheint — Aber in Vertrauen" — er trat, leiſer zu ſprechen dem Grafen näher „Sie hat ſich meiner Mutter verkauft, das war der Hauptgrund, weshalb ich ſie von mir entfernte.

„Dazu iſt ſie zu brav!" fuhr La Rochefoucault auf — „Falſchheit iſt nicht in ihr!"

„Graf La Rochefoucault!" nahm der König das Wort, ſeine Stimme blieb aber immer noch gedämpft „Das Mädchen iſt eine eifrige Katholikin — Gott mag ihr dafür lohnen — aber eine Schwärmerin, und denen legt ſich der Teufel immer in den Weg, wenn ſie am ſicherſten meinen den Himmel ſchon erreicht zu haben. Doch ich vergeſſe, daß Du Hugenott biſt, was mir von Herzen wehe thut. Deine Seele möchte ich gern retten, Franz, Du biſt meinem Herzen ſo werth, meinſt es ſo gut mit mir —"

„Wie alle Hugenotten, Sire!"

„Hm!" brummte der König, ging auf und ab, und warf zuweilen einen forſchenden Blick auf La Rochefoucault, der ruhig und heiter die Bewegung abwartete, in die ſein Wort den König verſetzt zu haben ſchien. Da wurde, vielleicht ihm ſehr zu willkommener Zeit, die Ankunft des Admirals gemeldet.

„Auf Wiederſehen heute Abend!" wandte er ſich ſchnell nach dem Grafen, und befahl Coligny eintreten zu laſſen.

Der Admiral, das Haupt der Hugenotten, denn die jungen Prinzen waren damals noch zu unbedeutend, um

als ſolches zu gelten, hatte nun ſchon dreimal als Vertheidiger ſeines Glaubens das Schwert gegen ſeinen König gezogen, dreimal, obgleich in jeder Schlacht beſiegt, den Hof zu einem ehrenvollen Frieden gezwungen. Das Haus Guiſe glaubte, ob mit Recht oder Unrecht bleibt unentſchieden, er habe Poltrot zur Ermordung Franz von Guiſe gedungen, und hielt ihn deshalb für den eigentlichen Mörder des Herzogs; desbalb der unauslöſchbare Haß der Familien Guiſe und Chatillon, den kein Verſuch zur Verſöhnung tilgen konnte.

Gegen den Rath ſeiner Parthei hatte ſich Coligny durch die Bitten und Verſprechungen des Königs bewegen laſſen an den Hof zu kommen, und ſeitdem ſchien er ganz das Vertrauen ſeines Monarchen gewonnen zu haben. Trotz dem, daß ſeine Freunde dem Sohn einer Catharina Verſtellungskunſt und Argliſt genug zutrauten und meinten, dieſe Freundlichkeit, dieſes Hinneigen des Königs zu ihm ſei nicht redlich gemeint, glaubte er auf den ſchlimmſten Fall ſeinem Vaterlande jedes Opfer, ſelbſt ſein Leben darbringen zu müſſen, da er, zwei große Zwecke vor Augen, ſie nur durch Karl den Neunten zu erreichen hoffte.

Auch heute empfing ihn der König wie ein Sohn ſeinen Vater „Seid mir willkommen!“ rief er ihm zu „Ich bedarf Eures Rathes, Eures Troſtes. Ich habe einen harten Strauß mit meiner Mutter gehabt, ſie will Paris verlaſſen.“

„Das glaub ich kaum, Sire!“ ſagte der Admiral „Sie wird den Hof nicht verlaſſen, jetzt am wenigſten, und es wäre auch nicht gut, wenn dies ſo plötzlich geſchähe. Die Königin Mutter hat viel Einfluß, all' Eure

Räthe ſind von ihr gewählte und durch mancherlei Wohlthaten ihr verpflichtete Diener. Nähmt Ihr, mein gnädigſter Herr, die ganze Laſt der Regierung ſo plötzlich auf Euch, ſo würde ſie Euch erdrücken. Folgt meinem Rathe, verfahrt behutſam, ſeid im Conſeil jedesmal zugegen, erlaubt nicht, daß Sachen von Wichtigkeit ohne Eure Genehmigung geſchehen, beſetzt jede Stelle mit Euch ergebenen Dienern ſelbſt, und ſendet die Guiſen, Montmorency's und Chatillons nach den Niederlanden dem Feinde des Vaterlandes entgegen; dorthin, wo die Ehre ruft, folgt Jeder, und das Wohl, die Ehre Frankreichs vereinigt, was ſich ſonſt in Feindſchaft trennte. Auch verliert die Königin Mutter dann ihre Stützen. Angel und Köder bleibt am Hofe zurück und die Fiſche ſchwimmen davon."

„Und mein Bruder Anjou?" fragte der König.

Bei dieſer Frage zog der Admiral ſeinen Zahnſtocher hervor, den er zwiſchen den Zähnen zu drehen pflegte, wenn irgend etwas Wichtiges ſein reifliches Nachdenken verlangte, ſo daß damals der Zahnſtocher des Admirals zum Sprichwort wurde. Auch jetzt that er es und ſagte in Gedanken vor ſich hin — „Der Herzog von Anjou? — Ihm? — Nein, nein Sire!" fuhr er dann plötzlich auf „Gebt eher dem Herzog von Guiſe die Führung des Heeres, nur nicht Eurem königlichen Bruder, in deſſen Hand es ein gefährliches Werkzeug werden könnte, die Pläne der Königin Mutter auszuführen, gebt ihm nie wieder die Führung des Heeres. Auch würden die Hugenotten nie unter ihm fechten wollen. Der Tod des Prinzen von Condé und ſo manches Andre ſtehen noch hell in ihrer

Erinnerung und haben ihm für immer die Herzen meiner Glaubensbrüder geraubt."

„Für immer?" ſagte der König nach langem Schweigen „Und wenn ich nun die Augen ſchlöß?"

„Das welle Gott nicht!" fiel ihm Coligny raſch in die Rede.

„Wünſcht Ihr das wirklich, Admiral! unterbrach ihn der König.

„Von Herzen, Sire!" Für Frankreichs Wohl.

„Mein Vater!" ſagte jetzt der König und legte ſeine Hand vertraulich auf die Schulter des Admirals „Ihr ſcheint es eben ſo redlich mit dem Könige zu meinen, als mit Karl von Valois. Ihr haßt mich nicht, trotz meiner Fehler, mich, der ich ſonſt der Liebe ſo ſehr entbehren muß. Glaubt mir es, mein Vater, ich kenne meine Fehler, die ich leider meiner Erziehung verdanke. Schon als Kind ließ man mich Thiere merden, damit ich mich gewöhnte Freude an Blut und Todeszuckungen zu haben. Lehrte man mich nicht abſichtlich fluchen, ſo daß ich noch jetzt dieſe böſe Gewohnheit nicht ablegen kann und, Gott zu verſöhnen, täglich 30 Ave Marias beten muß? Daher mein wildes auffahrendes Gemüth, daher der Jähzorn und die Wuth, die mich ſo oft ergreift; daher die Luſt mich in den Forſten umher zu treiben, und mit den Beſtien des Waldes meinen Zeitvertreib zu ſuchen. Vater!" ſagte er dann, und ſeine Hand bebte, der Ton ſeiner Stimme ward dumpf und hatte etwas Geiſterhaftes „Oft überfällt mich eine ſataniſche Luſt, Menſchen zu ſchlachten, wie einſt die unſchuldigen Thiere, und mein Herz hat dann furchtbar gegen dieſes Gelüſt zu kämpfen, das mich im Zorn über-

fällt und deſſen ich kaum Herr zu werden vermag. Bei St. Denys und allen Teufeln ſchwöre ich Euch, es iſt ein furchtbarer Zuſtand, in dem ich mich dann befinde.“

Coligny fühlte tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Jüngling, dem der Purpurmantel die Blößen ſeines Innern nicht deckte „Der Arzt, Sire, der allein dieſen Dämon bannen kann, iſt der barmherzige Gott!“ ſprach er „Wendet Euch zutrauungsvoll und mit kindlichem Gemüthe zu ihm, bei ihm werdet Ihr Troſt und Ruhe finden. Beſchäftigt Euch mehr mit der Regierung, und entſagt dem blutigen Vergnügen der Jagd, das, verzeiht mir, mein König, Eure Huld läßt mich ſo frei ſprechen, Euch nur rauher, jähzorniger macht, und Eurer königlichen Mutter Zeit und Gelegenheit giebt, die Zügel Euch ganz aus der Hand zu winden.“

„Ihr möget recht haben, Coligny, ich will verſuchen, was ich kann!“ erwiederte König Karl „Mein Wille iſt gut, mein höchſter Wunſch, Frankreich groß und glücklich zu machen. Ich bin Franzos, bin es mit Leib und Seele, und ſo meines Vaters Sohn. Mein Bruder Anjou aber,“ fuhr er mit Heftigkeit auf „der ſpricht nur mit Achſelzucken und ſcheuen Blicken, lacht, wenn ihn der Zorn ergreift, ſchmeichelt, wo er morden möchte, zieht mit den Prozeſſionen durch Paris, und den Roſenkranz in der Hand und noch vom Weihwaſſer beſprengt, eilt er zu neuen Liebeshändeln; er iſt ein Italiener und ſeiner Mutter ächter Sohn.“

Coligny zuckte die Achſeln, und nur ungern irgend etwas berührend, was die königliche Familie betraf, holte er ein Memoire, den projektirten Krieg gegen Spanien

betreffend, aus der Taſche und übergab es dem Könige. Deſſen Aufregung fürchtend wünſchte er die Audienz abzukürzen, und kein beſſeres Mittel konnte er hierzu ergreifen, als den König mit Geſchäften zu beläſtigen. Dieſer warf einen flüchtigen Blick in das Memoire, blätterte darin, that mehrere verſtändige Fragen und ſagte endlich „Mein Vater! Erſt muß ich die Zügel ganz in den Händen haben, ehe wir den Krieg an Spanien erklären. Meine Mutter, deren Herz ſich, wie Ihr wißt, mehr jenſeits als dieſſeits den Pyrenäen hingezogen fühlt, würde Alles thun, um unſere Pläne zu vereiteln und uns Hinderniſſe in den Weg zu legen."

Der Admiral warf einen durchdringenden aber mißtrauiſchen Blick auf den König und ſchwieg.

„Was ſtarrt Ihr mich ſo an?" fuhr der König verlegen und unmuthig auf „Was ſoll dieſer durchbohrende Blick, Admiral?"

„Verſuchen, ob er in Euer Inneres dringen kann, Sire!" erwiederte Coligny mit Ruhe.

„Alſo mich durchſchauen wollt Ihr?"

„Ich möchte es, Sire!" ſagte der Admiral freimüthig „Ich möchte wiſſen, ob die Furcht, die Ihr eben ausſprachet, wirklich in dem Herzen meines Königs liege — Sire!" fuhr er nach einer langen Pauſe fort, in welcher König Karl mit Haſt auf und abgegangen war, der Admiral aber ſein Memoire ruhig wieder zu ſich geſteckt hatte „Sire!" Einem Könige wird das Befehlen ſo leicht, wenn er nur ſtreng gehorcht ſein will, und Alle, die ſich jetzt in das Vorzimmer der Königin Mutter drängen, verlaſſen es wie die Bienen die Blume, aus deren Kelch

kein Honig mehr zu ziehen iſt, und es ſteht verödet, beſonders wenn es Euch gefiel ihre Sirenen zu entfernen, deren Zaubergeſang die Männer in den Kreis Eurer königlichen Mutter bannt. Eben ſo leicht iſt es einem Könige die Liebe ſeines Volkes zu gewinnen, wenn er nur deſſen Werth erkennt, wenn er ſelbſt es liebt. Ein huldreicher Blick, ein freundliches Wort, die kleinſte Erleichterung der ſchweren Laſten, die es bedrücken, und es jauchzt, trotz Elend und Noth, ſeinem Könige entgegen, jauchzt mit Begeiſterung auf, wenn er ſich an die Spitze ſeines Volks ſtellt und es zu Sieg und Ruhme führt. Mein König!" rief der alte Kriegsheld, und ſein Auge flammte begeiſtert „Stellt Euch an die Spitze des Heeres, wie König Franz Euer Ahnherr, und Frankreichs Adel, Frankreichs kriegeriſches Volk folgt Euch jubelnd in die Niederlande, dieſe ſchönen Perlen, die ſo lockend neben Frankreichs Krone liegen, ſind Euer, und Euch wird ein größerer Ruhm, als die Siege von Jarnac und Moncontour dem Herzog von Anjou gaben."

Dieſe Worte ergriffen den König „Ja!" rief er „Ich muß mir Ruhm erwerben, um Ruhe zu gewinnen, muß gleich der Sonne den Stern verdunkeln, deſſen Aufgang meine Mutter ſo ſorgfältig ſchützt, deſſen Untergang mein Werk ſein muß. Sendet, wie Ihr es gewünſcht, La Noue und Jenlis die Erlaubniß, in der Picardie und Champagne zu werben; mag das Glück ihr Unternehmen krönen, bald wollen wir ihnen folgen, mein Vater!"

„Coligny ergriff des Königs Hand, preßte ſie an ſeine Lippen, und der Edle glaubte ſchon, Frankreichs Genius ſchwebe, den Lorbeerkranz in der Hand über dem Haupte

seines Monarchen. Mit beruhigtem Gemüthe, ganz den Worten seines Königs vertrauend, verließ der dem Tode Geweihte den Palast.

7.

Der kommende Tag sollte ein Festtag für die schaulustigen Pariser sein, denn es war der Tag des Einzuges König Heinrichs von Navarra. Jung und Alt war auf den Beinen, um bei den Zubereitungen thätig zu helfen, oder müssige Zuschauer abzugeben. Aus allen Provinzen zog der hugenottische Adel nach der Hauptstadt Frankreichs, um durch seine Gegenwart die Kraft seiner Parthei zu verstärken und den Glanz des Königs von Navarra zu erhöhen.

In der Stadt, wie am Hofe, waren die Gemüther aufgeregt. Die Pariser, in damaliger Zeit eifrige Katholiken, zeigten sich unzufrieden über die Vermählung der Königstochter mit einem Hugenotten; die Hofleute sahen mit Schmerz der Zeit entgegen, wo die schönste Blume aus ihrem Kreise schwinden und in den wilden Bergen von Bearn unbemerkt sich erschließen sollte. Mit Margarethe von Valois schwand Liebreiz, Grazie, Lust und Leben aus den Sälen des Louvres, mit Margarethe von Valois, dieser reizenden Sünderin, schloß sich die Welt voll Freude und Genuß, denn sie war wahrhaft eine Göttin der Liebe an diesem verführerischen Hofe, wenn alle andern Schönheiten höchstens nur die Grazien waren, die diese Gebieterin umgaben.

Aber keine ſeufzte mehr dieſem nahen Ende von Luſt und Leben entgegen, als Margarethe ſelbſt, die jetzt im Dämmerlichte vor ihrem Spiegel ſtand, und das lange koſtanienbraune Haar zuſammenrollend es unter ein Häubchen von Sammt ſteckte, wie die Töchter der Pariſer Bürger es in damaliger Zeit zu tragen pflegten. Das knappe, feſt anliegende Mieder mit bunten Bändern geziert, und der kurze faltenreiche Reck ſtanden der Prinzeſſin gar wohl, die mit Diadem oder Häubchen, in Goldſtoff oder wollene Zeuge von Reuen gekleidet, immer das Ideal weiblicher Schönheit blieb. Vor ihr ſtand Madelon, ihre erſte Kammerfrau, eine liſtige Marſeillerin, welche die Vertraute der Prinzeſſin in allen ihren Liebeshändeln war. Sie betrachtete ihre Herrin mit Wohlgefallen „Beim heiligen Antonius!“ rief ſie „Begegnet uns auf unſer kurzen Wallfahrt vom Louvre nach den Tuillerien ein muntrer kecker Bürgersſohn, ſo ſeid Ihr nicht ſicher Prinzeſſin, daß er Euch entführt. So verführeriſch reizend ſah ich Euch noch nie, und ich wette, der Prinz von Bearn wird Euch morgen bei allem Glanze, in dem Ihr vor ihm erſcheinen werdet, nicht ſo entzückend finden, als ſäh er Euch heute.“

„Wohl möglich!“ ſagte die Prinzeſſin, doch waren ihre Gedanken abweſend. Sie ſpielte mit ihrer rothen Buſenſchleife, ſah bald in den Spiegel, bald finſter vor ſich nieder, und ſchien mit ſich ſelbſt nicht einig zu ſein.

„Laßt ihn nicht zu lange warten“ unterbrach Madelon die Stille „Heute ſeid Ihr noch Herrin Eurer Zeit, morgen ſchon Sklavin ſeines Willens.“

„Ich?“ fuhr Margarethe auf, und ließ das zuſam-

mengerollte Schleifenband aus ihren ſchönen Händen fallen „Ich? Nimmermehr!“

Madelon lächelte „Dem Harrenden wird die Zeit recht lang dünken“ fuhr ſie fort.

„Noch dämmert es nur,“ meinte die Prinzeſſin „Geduld!“ Sie ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſtützte den ſchönen Kopf auf den noch ſchöneren Arm und verſank von Neuem in Gedanken. Dies ſchien die Kammerfrau zu langweilen, ſie trat in eine Fenſterbrüſtung und ſtörte ihre Gebieterin nicht. Da klopfte es leiſe an die Thür; die Prinzeſſin fuhr auf, Madelon winkte ihr zu, ſich ruhig zu verhalten; aber es pochte von Neuem und ſtärker, und Niemand rührte ſich im Zimmer, da bat eine leiſe, der Prinzeſſin wohlbekannte Stimme „Oeffnet, ich bitte Euch, es iſt Adelaide Coſſé, die Einlaß begehrt!“

„Oeffne!“ befahl Margarethe. Verdrießlich ſchob Madelon den Riegel zurück und das Fräulein trat ein.

Staunend heftete ſich ihr Blick auf Margarethe „Wie ſind' ich Euch, Prinzeſſin?“ rief ſie endlich „Was ſoll die Mummerei?“

„Das kümmre Dich nicht!“ fiel ihr dieſe übel gelaunt in die Rede „Sage mir lieber, was Dich hierher führt, und Dich beſtimmte, ſo dringend Einlaß zu begehren; es muß Wichtiges ſein“ — Das Fräulein warf beſorgliche Blicke auf die Kammerfrau, die auch ſogleich einen Wink erhielt, ſich zu entfernen.

„Glücklich, daß ich noch zur rechten Zeit kam“ begann nun das Fräulein. Wißt, der König von Navarra iſt in Paris!“

„Und was kümmert das mich?“

„Er iſt in dieſem Augenblick bei dem Admiral und könnte leicht ſich zur Königin Mutter begeben, wo dann gewiß Eure Gegenwart verlangt werden würde" fuhr das Fräulein fort „Ich glaubte Euch davon benachrichtigen zu müſſen."

„Ich danke Dir, Adelaide, aber Deine Warnung kommt zu ſpät, denn ich bin eben im Begriff auszugehen."

„In dieſem Aufzuge, die königliche Prinzeſſin als ein Bürgermädchen der Hauptſtadt gekleidet? Ich bitt' Euch, bedenkt!" —

„Du weißt, Adelaide, ich bedenke nicht gern und nicht lange. Zieht es mich irgend wohin, ſo folge ich, wenn ich dort mir Vergnügen erwarte — und heute? — Nein, und wären alle Könige von Navarra, vom König Sancio bis auf den Bearner, in Paris eingeritten, ich müßte heute das Louvre verlaſſen. Doch von wem haſt Du die Nachricht?"

„Ein Billet des Herrn von Regnier hat ſie mir gegeben; auch läßt er mich hoffen ihn im Louvre zu ſehen, wohin er ſich mit ſeinem Herrn begeben wird."

„Alſo ein Liebesabenteuer erwartet Dich heute Abend?" rief die Prinzeſſin lachend „Und während die Heilige ſich beglückt fühlt, ſollte ich daheim Buße thun? Nein, Adelaide, ich gehe!" Sie öffnete die Thür ihres Schlafzimmers und rief Madelon „Die Sonne iſt untergegangen, es iſt ſchon ganz finſter draußen. Wirf mir dies kleine Mäntelchen um, gieb mir jenes niedlich geſtochtene Körbchen — So, und nun komm! — Ade, Glückliche!" rief ſie, ſich mit komiſcher Verbeugung vor Adelaiden neigend

„Die Liebe begleite Dich und mich!“ Mit dieſen Worten entſchlüpfte ſie von Madelon gefolgt.

8.

Ihr weißes Regentuch zuweilen dicht über das liebliche Geſichtchen gezogen um es den Neugierigen zu verbergen, folgte ſie ihrer Kammerfrau mehr hüpfend als gehend, durch den mittleren Theil des Louvres, manchen freundlichen Gruß, beſonders von den Schweizern empfangend und erwiedernd. Jetzt betraten ſie, ohne erkannt zu ſein, den innern Hof, und als ſie durch das halbgeöffnete Thor ſchritten und nun im Freien waren, lachte die Prinzeſſin hell auf und ſagte „Nun laß mich voran gehen, dies bin ich mehr gewohnt, hinter Dir trieb es mich immer vorwärts. Aber Gott gedankt, daß wir aus dem Palaſte ſind und der Himmel ſo umwölkt iſt; ich geſtehe Dir, daß es mir ganz beklommen wurde, als ich die große Treppe hinabſtieg und die groben Schweizer mich neckend verfolgten. Du warſt mein ſchützender Engel, Madelon, denn eine Kammerfrau des Hofes iſt in den Augen dieſer Miethlinge ſchon eine Ehrfurcht erweckende Perſon, Deinetwegen ließen ſie mich ungehindert gehen.“

„Seid nur auch mein ſchützender Engel in Zeiten der Gefahr, wenn wegen meiner Euch ſo oft bewieſenen Treue die Königin Mutter mir zürnen ſollte!“ meinte Madelon.

„Rechne auf mich!“ beruhigte ſie die Prinzeſſin „Laß aber dieſe ernſthaften Dinge. Frei wie der Vogel aus ſeinem Käfig ſind wir jetzt außer den Mauern des Lou-

vres; laß uns nach den Tuillerien eilen, drücke dort dem alten Kaſtellan die Goldſtücke ungezählt in die Hand, und dann raſch die kleine heimliche Treppe hinauf — Ich fühle mich in der Stunde vor meiner Gefangenſchaft ſo frei, und von ſo neckender Laune, daß ich wahrlich Luſt hätte, mit den Beiden anzubinden, die uns von dort her entgegen kommen. Es ſcheinen Männer von Stande zu ſein, obgleich ſie ohne Gefolge und nur von einem Diener begleitet ſind."

„Um aller Heiligen willen!" bat Madelon, vergebens die Prinzeſſin auf die andere Seite der Straße mit ſich fortziehen wollend „Laßt ſie ruhig vorüber gehen, ſetzt Euch keiner Gefahr aus!"

Die Prinzeſſin aber meinte lachend „Und welch' großes Unglück ſollte daraus entſtehen, Du Verzagte? Das Neue des Abentheuers könnte mir Spas machen."

Während dieſes Geſprächs waren die drei Männer ihnen näher gekommen, doch ließ die Dunkelheit ſie nichts weiter erkennen, als daß ſie vornehm gekleidet waren. Madelon ging an ihnen vorüber, die dicht hinter ihr folgende Prinzeſſin aber ſagte im Pariſer Dialect „Grüß' Euch Gott, ſchöne Herren!" Sie mochte bei dieſen Worten etwas verweilt haben, denn der eine der Beiden riß ein Blendlaternchen unter dem Mantel des Dieners hervor, und leuchtete ſo raſch Margarethen ins Antlitz, daß ſie nicht Zeit hatte ſich wegzuwenden. „Sieh nur Ludwig, welch herrliches Mädchen!" rief der Jüngere ſeinem Begleiter zu, der Margarethe betrachtend bei ihrem Anblick erſchrocken zurückfuhr. Schnell zog er den Entzückten mit ſich fort, während Madelen mit der Prinzeſſin das

Nämliche that. Die ganze Scene war die Sache eines Augenblicks.

„Wahrhaftig," ſagte Margarethe im Fortgehen „der junge Mann, der mich ſo keck beleuchtete, war nicht häßlich, nur ſein Begleiter ſchien ein ernſter finſterer Mentor zu ſein."

„Ihr werdet gewiß ſchon lange erwartet" unterbrach ſie die Zofe, und ſchritt, ein neues Abentheuer zu vermeiden raſch den Tuillerien zu. Der Kaſtellan wartete ſchon, und gab Madelon, ohne weiter ein Wort zu ſagen, eine Wachsfackel, womit ſie ihre Gebieterin die kleine verborgene Treppe nach dem mit japaniſchen Figuren ausgeſchmückten Kabinet hinauf leuchtete. Hier that ſich die Thür auf, und der Herzog von Guiſe trat ihnen entgegen.

Indeſſen hatte ſich das, was das Fräulein Coſſé gefürchtet, im Louvre wirklich zugetragen. Der König von Navarra war ohne alle Ceremonien dort ins Geheim angelangt, den König und die Königin Mutter vor ſeinem feierlichen Einzuge noch zu begrüßen. Er fand wohl die Königin Mutter, aber nicht den König, der trotz Coligny's Rath, ſtatt im Conſeil ſich auf Monpipeau ſeinem Jagdſchloſſe befand, und erſt am Abend zurück erwartet wurde.

Catharine von Medicis ſchien die Galanterie des jungen Königs ſehr freundlich aufzunehmen, überſchüttete ihn mit Betheurungen ihrer Zärtlichkeit, und gab ſogleich den Befehl die Prinzeſſin zu rufen, da der Navarrer Ungeduld und Neugierde blicken ließ, ſeine Verlobte zu ſehen. Seit vielen Jahren war er nicht in Paris geweſen, und damals war er in einem Alter, wo ihn die Schönheiten des

Hofes wenig intereſſiren konnten; Margarethe ſelbſt hatte er noch nicht aufgeblüht geſehen.

Die zu der Prinzeſſin geſchickte Hofdame kam mit der Entſchuldigung zurück, ſie befände ſich nicht wohl, und habe ſich deshalb ſchon frühe zu Bette gelegt. Ein bedeutſamer Blick unterrichtete jedoch die Königin von dem wahren Zuſtand der Dinge, die nun ihre Tochter bei dem Könige von Navarra entſchuldigte und ſcherzend ſagte, da dieſer über das Befinden der Prinzeſſin ängſtlich zu ſein ſchien: ſie glaube, es wäre mehr eine kleine Eitelkeit, ſich ihm nur im vollen Glanz und Schmuck zu zeigen, als wirkliches Unwohlſein. Heinrich von Navarra ſchien dies zu glauben, und da man die Stunde der Rückkehr des Königs nicht wiſſen konnte, beurlaubte er ſich, machte noch der Königin Eliſabeth ſeine Aufwartung und verließ dann Paris, um den andern Mittag mit möglichſtem Glanze ſeinen feierlichen Einzug zu halten.

9.

König Karl hatte gegen ſeine Gewohnheit mehreren Conſeils beigewohnt, wo aber der Kanzler auf Befehl der Königin Mutter, die ihres Sohnes Abſicht leicht errieth, nur geringfügige und höchſt langweilige Sachen vortrug, während welchen der König mit ſeinen Gedanken auf der Jagd war, und ſeine lebhafte Einbildungskraft ihn manchen Hirſch und manchen Eber hetzen ließ. Nach einigen Tagen waren ſchon alle guten Vorſätze vergeſſen, er be-

ſtieg, von Langeweile getrieben, ſein Roß und ritt mit nur kleinem Gefolge nach dem Jagdſchloſſe Monpipeau.

An dem erſten Tage, des Admirals Worte gedenkend, überwand er ſich dort keine Jagd veranſtalten zu laſſen; den zweiten Tag aber ritt er nach dem Eſſen, nur von Rochefoucault und zwei Jägern begleitet, in den Forſt einen Hirſch zu hetzen. Das Glück war ihm heute nicht günſtig; er hatte nur eine kleine Meute mitgenommen, und dieſe traf zwar bald einen ſtarken Hirſch, der ſie aber den ganzen Tag beſchäftigte. Erſt als die Sonne ſich zu ſenken begann, war das Thier erlegt, und der König ritt verdrießlich mit Rochefoucault nach dem nahgelegenen Montpipeau zurück.

„Unter allen Strafen, die der Himmel den Menſchen ſendet," brach endlich Karl das Schweigen „iſt doch die Langeweile die ſchrecklichſte; wie emſig ſucht man dann die Zeit zu tödten, die doch dem Menſchen das Köſtlichſte ſein ſollte. Mich treibt ſie in den Forſt oder in meine Werkſtatt, und ich bewundere es oft, wie ich mir dort Zerſtreuung ſuchen kann. Dies einförmige Feilen und Hämmern ſollte doch langweilig ſein, und wenn ich nun eine Schraube mühvoll beendet habe, die jeder Schloſſer beſſer macht als ich, was hab' ich dann gewirkt, was gethan? Oft fällt mir dann ein, Gott habe mich zu etwas Beſſerm beſtimmt, als Thiere zu hetzen und Schrauben zu feilen, und dann kommt mir der Gedanke, mein Kriegsvolk auf die Spanier zu hetzen, die Guiſen, die Montmorency's und die Hugenotten etwas dünner zu hämmern und an meiner Mutter italieniſcher Argliſt ſo lange, bis ſie zur franzöſiſchen Klugheit würde, zu feilen."

„An dem Letzten thätet Ihr wohl, Sire!“ sagte der Graf, als der König schwieg und Antwort zu verlangen schien.

„Das Hofleben ekelt mich an. Die geschminkten Gesichter, die man dort in der Umgebung meiner Mutter sieht,“ fuhr der König fort „werden mir mit ihrer Gefallsucht mehr und mehr zuwider, und der Hof meiner Gemahlin, der eigentlich eher ein Nonnen-Convent als ein Hofstaat zu nennen ist, macht mir fast noch mehr Langeweile. Dort, bei meiner Mutter, sind lauter Wespen, die nur von fremden Honig naschen wollen; hier lauter emsig arbeitende Bienen, die das Himmelsmanna für ihre Königin sammeln; dort das zügellose Laster, hier die strenge Tugend, beide langweiligen mich.“

„Früher war es doch anders!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher sein Auge das Wilde, Düstre verlor, das seinem ganzen Wesen so viel Abstoßendes gab. „Saß ich damals allein auf meinem Zimmer und ärgerte mich über die rauschende Musik in dem andern Flügel der Königin, hörte ich vor dem Louvre die Karossen rasseln, hörte ich die Sensftenträger unter ihrer Last seufzen, und fühlt ich mich dann, ich der König, nach dem Niemand fragte, so allein, schmerzte mich das, und brachte es mich auf, so sandte ich hinunter nach Marie Touchet, und mit ihr schwand der Unmuth und wohlbehäglich wurde es mir wieder. Ich hielt sie für das einzige Wesen, das mich um meiner selbst willen liebte, denn sie sprach aufrichtig und vom Herzen zu mir, und wußte geschickt mich mit ihrer fröhlichen Laune anzustecken, und oft, Rochefoucault, habe ich mich an der Seite dieses Mädchens für einen

glücklichen Menſchen gehalten. Jetzt hab' ich Niemand mehr! —"

„Und weshalb habt Ihr ſie von Euch geſtoßen, Sire?"

„Auch das will ich Dir ſagen. Als ich die Königin, meine Gemalin, zum erſtenmal in Mezieres ſah, hatte ich eine ſonderbare Erſcheinung; denn als ich mich ihr, ſie zu begrüßen, nahte, ſchien es mir, als umgäbe ein lichter Schein ihr Haupt, wie die Glorie das Haupt einer Heiligen. Ehrfurcht ergriff mich, und vielleicht hat dieſe Ehrfurcht die Liebe verdrängt, die mir ſonſt die edle Frau eingeflößt haben würde. In dieſem Augenblick faßte ich den Vorſatz ihr treu zu ſein. Als ſie mir aber das Schreiben ihres Vaters, des Kaiſers Maximilian überreichte, und der würdige Fürſt mir ſchrieb: „Ich übergebe Euch zutrauungsvoll mein frommes Kind, meine liebe Eliſabeth, ſeid ihr Schutz und Leiter an dem verführeriſchen Hofe Eurer Mutter!" da that ich in der Stille das Gelübde ihrer würdig zu werden, und aller Verbindung mit Marie Touchet zu entſagen. Ich habe Wort gehalten."

„Aber warum belohntet Ihr die treue Liebe nicht mit Stand und Reichthum, Sire? Warum ſandtet Ihr ſie nach Orleans zurück in ihr Vaterhaus? Verdiente ſie kein beſſeres Loos?

„Ich gedachte meines Vaters und Großvaters, gedachte was die Herzogin von Eſtampes und Diane von Poitiers Frankreich gekoſtet hatten und — Doch ich that vielleicht der Armen Unrecht, und will es gern wieder gut machen, ſo viel ich kann."

„Sie verdient es, Sire!" nahm der Graf das Wort,

an dem ſich Marie Louchet einen treuen Fürſprecher erworben hatte.

„Wer weiß!“ murmelte der König vor ſich hin.

„Neugierig bin ich doch,“ fuhr Rochefoucault fort „ob ſie, ihr Gelübde zu erfüllen, die Wallfahrt dennoch wieder angetreten hat.“

„Sicher!“ meinte der König „Sie hat einen feſten beharrlichen Sinn, und, durch ihr Schickſal beſtimmt, hat ſie ſich ganz dem Hange zur Schwärmerei überlaſſen.“

Unter dieſen Geſprächen waren ſie ohnfern des Schloſſes gekommen, das mit ſeinen zwei grauen ſtumpfen Thürmen ſo düſter aus dem Gebüſche hervor blickte, wie das finſtre Auge des Königs unter ſeinen ſchattigen Brauen.

„Sire!“ rief plötzlich La Rochefoucault, als eben König Karl einem Fuchs nachſah, der quer über den Weg lief „Irr' ich nicht, ſo ſteht unſre Pilgerin dort und lieſt in ihrem Brevier; bei Gott, Sire, ſie iſt es! Seht nur wie ſchön ſie in ihrer Andacht verſunken daſteht!“

„Und verführeriſch wie die Schlange im Paradieſe!“ brummte König Karl, heftete aber doch ſein Auge auf ſie, die mit ihrem Brevier zu ſehr beſchäftigt, ſie bis jetzt nicht bemerkt hatte. Da ſie aber die Roſſe nach ihr hinlenkten, mochte das Geräuſch ſie in ihrer Andacht ſtören, ſie ſah auf, ihr Auge traf den König und es blickte mit Innigkeit auf ihn.

Herrlich, wie eine friſch im Morgenthau aufgeblühte Roſe, ſtand ſie da, das Brevier in der Hand, den Pilgerſtab mit ihrem linken Arm umſchlungen haltend; das lange faltenreiche Gewand verhüllte ihre üppige Geſtalt nicht, ein kleines kurzes Mäntelchen, wie die Pilger im gelobten

Lande es zu tragen pflegen, deckte Nacken, Bruſt und Schulter, nur die darauf gehefteten Muſcheln, das Crucifix, auch die Sandalen, verriethen die Pilgerin, denn ſelbſt der leichte Hut mit ſeinem flatternden Bande gab dem Ganzen ein mehr irdiſches als frommes Anſehn.

Der König, als er ſie ſo ſchön vor ſich ſtehen ſah, war nicht vermögend ihren Gruß zornig zu erwiedern „Warum haſt Du meine Befehle nicht befolgt, und biſt nicht in Orleans geblieben?" fragte er, jedoch nicht unfreundlich „Was willſt Du hier?"

„Euch ſprechen, Sire, Euch warnen!" erwiederte ſie und ihr Auge erglühte — „Gott und die heilige Mutter ſei gelobt, daß ich meinem Gelübde treu nach Damemarie wallfahrte — Doch hiervon, wenn ich allein mit Euch bin — Erlaubt mir, nach dem Schloſſe zu folgen — Ich muß Euch ſprechen, allein ſprechen!"

Der König, mißtrauiſch wie immer, war zweifelhaft, ob er ihr ihre Bitte gewähren ſollte, aber Rochefoucault bat ſo inſtändig für ſie, daß König Karl endlich nachgab.

„Daß Ihr, Graf Rochefoucault, für mich bittet, giebt mir die Gewißheit, daß Gott mich hierher geſandt hat!" ſprach ſie begeiſtert; dann bat ſie, ſich zu dem Könige wendend „Reitet nur voran, Sire! Ich muß erſt beten, ehe ich Monzipeau betreten darf."

Der König gab ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte dem Jagdſchloſſe zu. Mariens Erſcheinen war ihm unlieb.

10.

„Rochefoucault!“ ſagte er hier, als er unruhig im Zimmer auf und abging „Marie Touchet iſt von meiner Mutter hierhergeſandt, ich ahne was ſie ſoll, und ich werde ihr, beim Teufel, ein bittres Botenlohn geben.“

„Seid nicht ungerecht gegen die Arme!“ bat der Graf.

„Sie ſcheint auch Dich, trotz Deinen Jahren, bezaubert zu haben „La Rochefoucault!“ fiel ihm der König mit Haſt in die Rede „Es wäre kein Wunder. So feſt ich mich gegen jeden Eindruck eines Weibes gewapnet glaube, muß ich doch geſtehen, daß ihr Anblick, dieſes große ſchmachtende Auge, dieſer zum Kuß geſchaffene Mund, dieſe herrliche Geſtalt jene Erinnerungen in mir geweckt haben, die mich leicht bethören könnten. Ich fühle mich ſonderbar bewegt, ſonderbar geſtimmt — Doch ſieh! Da ſchreitet ſie langſam und gedankenvoll über den Schloßhof — Höre, La Rochefoucault! Spöttle über meine Schwäche, ſchieß alle Pfeile Deines Witzes auf mich ab, widerſprich mir, thu Alles, was Du willſt, nur bringe mich zur Wuth, daß ſich der Eindruck verwiſche, der heute, eben heute, wo ich zum erſtenmal wieder mit ihr unter einem Dache bin, ihre Schönheit wie mit neuem Zauber in mir ſo lebendig geweckt hat.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Marie trat ein.

„Mach es kurz, und ſag mir, was Dich hierher führt!“ redete der König die kaum Eingetretene mit barſchem Worte an, wendete aber hierbei das Auge von ihr ab.

„Laßt erſt den Grafen ſich entfernen," bat ſie „denn was ich Euch zu ſagen habe, dürft nur Ihr, mein König, und der König des Himmels vernehmen."

Ohne weiteren Befehl abzuwarten entfernte ſich La Rochefoucault.

„Mein König! — Mein Herr! — Mein einzig Geliebter!" rief ſie jetzt, ſich mit Leidenſchaft ihm zu Füßen werfend „Hört auf meine Worte, laßt ſie in Euer Herz dringen, verſagt ihnen den Eingang nicht!"

„Nun, bei allen Teufeln!" fuhr der König ungeduldig auf „Beginne, laß die vielen Worte und ſteh auf!"

„Laßt mich, Eure demüthige Magd, vor Euch knieen, denn knieend vernahm ich das Wort, knieend muß ich es Euch wieder verkünden! — Als ich in der Kirche von Dammemarie vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Mutter lag, und reuevoll meine Sünden beichtete und ſie um Vergebung flehte, ſchien es mir plötzlich, als blicke ihr Auge von dem Jeſuskinde hinweg und freundlich auf mich; ihr Antlitz ſchien zu lächeln, ihr Haupt ſich gegen mich zu neigen, und eine Stimme, wie die Stimme eines Engels ſanft und melodiſch, ertönte durch die ſchauerliche Stille der Kapelle. „Dir ſei vergeben" vernahm ich „wenn Du die Seele des Königs retteſt. Durch Colignys Tod allein kann er ſeine Schuld ſühnen." Von dieſen Worten erſchüttert, von heiligem Schauer durchbebt, ſank mein Haupt auf die kalten Stufen des Altares nieder, ich wagte nicht aufzublicken, da das Himmliſche mir Erdengeborenen ſo nahe war. Da vernahm ich noch einmal die Stimme „Steh auf," ſprach ſie „gehe nach Monpipeau, dort oder im Louvre wirſt Du den König finden!" Ich ſchlug das

heilige Kreuz über meine klopfende Bruſt, gewann endlich ſo viel Muth den Blick wieder nach dem Muttergottesbilde zu richten; aber die Heilige nickte mir nicht mehr zu, kalt und ernſt heftete ſich das ſtarre lebloſe Auge auf den hölzernen Knaben in ihrem Arm, und ich athmete wieder tief auf, ich war mir ſelbſt wiedergegeben. Darauf beendete ich mein Gebet, brachte der Heiligen die goldne Kette zum Opfer, die Ihr mir einſt in Fontainebleau ſelbſt umhinget, trat meine Wallfahrt wieder an und freue mich Euch hier gefunden zu haben, mein König!"

„Steh nun auf!" befahl dieſer. Marie gehorchte; der König ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſie trat vor ihn.

„Marie!" ſagte er, und ſuchte die Bewegung zu verbergen, in welche ihn des Mädchens Worte geſetzt hatten, die nicht ganz für ihn verloren gegangen waren „Wiederhole mir, aber Wort für Wort, was Du mir eben ſagteſt!" — Marie ſah ihn ſtaunend an — „Wort für Wort!" befahl er ernſt.

Sie begann, ſo genau ſie vermochte, ihre Erzählung zu wiederholen, wobei der König aufmerkſam zuhörte, und die Worte, die ſie am Altare vernommen haben wollte, ſich auch jetzt zum drittenmale ſagen ließ. Als ſie geendet, warf er einen finſtern durchdringenden Blick auf ſie „Marie!" ſprach er dann mit Heftigkeit und ſeine Muskeln zuckten „Biſt Du die Betrogene oder die Betrügerin?"

„Ich verſtehe Euch nicht, Sire!" erwiederte ſie kopfſchüttelnd und die Unſchuld ſprach aus ihrem Auge.

„Biſt Du nicht in geheimer Verbindung mit meiner Mutter?"

„Ich bin der Königin Mutter dankbare Schuldnerin!“ antwortete ſie lebhaft. „Als ich noch glücklich war, war ſie mir eine gnädige Gebieterin, die meine Schuld nicht rügte, mein Vergehen unbeachtet ließ; ſeit ich unglücklich bin — iſt ſie es, die der Verſtoßenen, wenn auch nicht Troſt, doch Hülfe reicht — Ohne ſie“ ſprach ſie leidenſchaftlich — „Ohne die Königin Mutter, hätte oft die Geliebte, hätte der Sohn König Karls von Frankreich Noth leiden müſſen!“

„Warum wandteſt Du Dich nicht an mich?“ fragte der König tief erſchüttert.

„Sollt' ich Euch um ein Almoſen für Euer Kind anſprechen? — Was Catharine von Medicis that, that ſie unaufgefordert!“

„Noth ſollſt Du fernerhin nicht mehr leiden, auch ohne den Knaben ſoll es Dir wohlgehen. Sobald ich nach Paris zurückkehre, ſoll Dir Rang und Gut werden,“ — ſie neigte ſich und küßte ſeine Hand — „jedoch nur unter dem Verſprechen, daß Du nie eines Sous Werth von meiner Mutter oder irgend Jemanden annimmſt.“

„Soll ich, da ich ihrer nicht mehr bedarf, undankbar gegen meine Wohlthäterin ſein?“ ſagte Marie betrübt.

„Ich will es!“ fuhr der König raſch auf „Ich will jede Verbindung trennen, wo Du, vielleicht ohne es zu wiſſen, das Netz über mich werfen ſollſt — Haſt Du mir ſonſt noch Etwas zu ſagen?“

„Werdet Ihr auf die Himmelsſtimme achten?“ fragte ſie ſchüchtern.

„Schweig, und kein Wort mehr daron!“ rief der König zornig.

„Ihr ſteht an einem furchtbaren Abgrunde, mein König!“ ſagte ſie nach langem Schweigen, während deſſen ſie Muth gefaßt hatte „Ihr habt Euer Herz den Hugenotten zugewendet, Coligny wirft ſein Netz über Euch, und Ihr verliert durch ihn die irdiſche, die himmliſche Krone. Nie“ fuhr ſie fort, als der König ohne ſie zu unterbrechen ſtarr vor ſich nieder ſah „nie habe ich es in den Tagen des Glückes gewagt mich in Eure Angelegenheiten zu miſchen, nie in den Stunden der höchſten Gunſt, wenn ich auf Eurem Schooße ſaß, Ihr mit meinen dunkeln Locken ſpieltet, mich Eure liebe treue Marie nanntet, nie die kleinſte Bitte an Euch gethan; aber ich lieb' Euch noch zu ſehr, um nicht da, wo das Heil Eurer Seele in Gefahr iſt, Euch zu warnen, Euch zu bitten, Euch zu beſchwören! — Karl!“ rief ſie von ihrem Gefühl hingeriſſen „Höre mich! ich meine es ſo gut mit Dir, ich liebe Dich ſo herzlich — Höre auf meine Warnung, ſieh mich freundlich an!“ — Das geſenkte Haupt des Königs richtete ſich bei dieſen aus der innerſten Tiefe ihres Herzens geſprochenen Worten langſam in die Höhe, ſein umwölktes Auge traf das ſeelenvolle Auge der Geliebten — „Mein Karl! rief ſie, ſank an ſeine Bruſt und blickte flehend zu ihm auf; er träumte ſich in jene Tage der Wonne zurück, vergaß ſein Gelübde, preßte ſie an ſein Herz, und nach langer Zeit fühlte ſie zum erſtenmale wieder ſeine Lippen auf den ihrigen brennen.

Da traf zufällig ſein Auge das Crucifix, das an den Pilgermantel geheftet war; der Zauber war durch das Heilige ſchnell gebannt, der ſchöne Traum mit ſeinen lieblichen Erinnerungsbildern verſchwunden, und mit finſterm

Blicke wand er ſich aus ihren Armen. „Genug der Thorheit!“ ſprach er „Entferne Dich, daß der kommende Augenblick uns nicht wieder überraſche, ich möchte ſonſt, um auch dieſe Sünde zu ſühnen, noch einmal Coligny ermorden ſollen — Geh!“

Marie ſank beſchämt und zerknirſcht zu ſeinen Füßen, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit Kuß und Thränen „Steh auf!“ ſagte er gerührt „Ich zürne Dir nicht, aber geh — Doch nein, bleib!“ Er hob ſie auf und verließ ſchnell das Gemach.

Da ſtand nun die Bedauerungswürdige einſam da. Sie liebte den König aufrichtig; auch ihr Traum, ihr ſo kurzer Traum, war ſo plötzlich verſchwunden. Lange ſtand ſie vor ſich hinblickend noch auf der nämlichen Stelle, wo der König ſie verlaſſen hatte, dann rief ſie plötzlich „Es ſoll nicht ſein! Muth, nur Muth mein armes Herz!“

La Rochefoucault ſtörte ihr Selbſtgeſpräch; er trat freundlich zu ihr „Dame!“ ſagte er „Ich komme in Auftrag meines Herrn. Der König will Euch und Eurem Kinde ein anſtändiges Loos bereiten, will Euch Güter ſchenken, die Euch ein unabhängiges Leben ſichern, und, das Vergangne zu verwiſchen und zur Sicherung Eurer Zukunft, Euch an einen edlen Mann verheirathen, daß Ihr mit Anſtand als Mutter ſeines Kindes in der Welt erſcheinen könnt.“ Marie erbleichte „Habt Ihr unter Euren Bekannten irgend Jemanden, von dem Ihr wünſcht, daß des Königs Wahl auf ihn falle, ſo nennt ihn mir, und ſind die äußeren Verhältniſſe ſo, wie der König ſie für Euch verlangt, wird er mit Freuden Euren Wünſchen entgegen kommen.“

Noch ſtand Marie, bleich wie der Tod, vor La Rochefoucault und erwiederte kein Wort; auch der Graf, ihren Schmerz ehrend, ſchwieg. Da brach endlich ein Thränenſtrom hervor „Dieſe Thränen mögen dem Könige Antwort geben!“ rief ſie plötzlich und ſtürzte zum Zimmer hinaus. Der Graf eilte ihr nach; aber flüchtig, wie ein aufgeſchrecktes Reh, ſtürzte ſie die Treppe hinunter und entfloh.

11.

Die Glocken von Notre Dame gaben das Zeichen. Von allen Thürmen der Hauptſtadt ſchallte feierliches Geläute, von dem Kanonendonner der Baſtille begleitet. Ganz Paris war in Bewegung, mehr aus Neugierde als Theilnahme, den feierlichen Einzug des Königs von Navarra zu ſehen. Die Herzöge von Anjou, von Guiſe, der Marſchall von Montmorency und alle in Paris anweſende Große von der katholiſchen Parthei waren ihm entgegen geritten. Der Admiral Coligny mit dem ganzen ſich in Paris befindenden hugenottiſchen Adel, war ſchon am Abend vorher nach Choiſy gegangen, wo das Quartier des Prinzen war. Es war der ſtattlichſte, wenn auch nicht prachtvollſte Zug, den die Pariſer je geſehen hatten. Wohl an 500 vom katholiſchen Adel, in reicher Kleidung, und von einer Menge Diener gefolgt, empfingen den König von Navarra und den Prinzen von Condé, in deren Gefolge 800 hugenottiſche Edele ſich befanden, die wie die Prinzen, wegen des Todes der Königin von Navarra, in

Schwarz gekleidet waren, was vielen eine üble Vorbedeutung dünkte. Unter Glockengeläute und Kanonendonner, unter dem Jubel des Volks zogen sie ein. Aller Augen waren auf den jungen kaum zwanzigjährigen König von Navarra gerichtet, der freundlich und leutselig Jedermanns Gruß erwiederte, während Condé, als ahne er sein Schicksal, ernst neben ihm her ritt.

Der Zug ging jetzt über die Seinebrücke dem Louvre zu, wo auf dem Balkon der König, seine Gemalin und seine Mutter, den Zug vorüber ziehen sahen und dann den König von Navarra, dem Anschein nach, mit herzlicher Freundlichkeit empfingen. Die Prinzessin Margarethe, die in voller Verzweiflung sich in ein Zimmer eingeschlossen hatte, dessen Fenster nach dem innern Hofe des Louvres gingen, um von dem feierlichen Einzug nichts gewahr zu werden, mußte jetzt aus ihrem Versteck in die für sie prachtvoll zubereiteten Gemächer kommen, um hier ihren künftigen Gemahl zu empfangen. Obgleich dieser ihr ziemlich gleichgültig war, und sie nur mit Widerwillen von ihm zu sprechen pflegte, hatte doch ihre Eitelkeit sie heute so schön und so köstlich geschmückt, daß sie Jeden, der sie sah, bezaubern mußte.

Auch Heinrich von Navarra, den der König und die Königinnen, von dem ganzen Hofe begleitet, seiner Verlobten zuführten, schien bei ihrem Anblick überrascht, eben so die Prinzessin, als ihr jugendlicher Verlobter vor sie trat, der anfangs nicht Worte zur Begrüßung finden konnte, doch schnell sich faßte und mit dem ihm so eigenen Lächeln der Prinzessin versicherte, wie sehr er sich glücklich fühle sie hier und in solchem Glanze und solcher Schönheit

zu ſehen, die ſein Auge ſo blende, daß er ſie kaum wieder erkenne.

Sie erwiederte dieſe Schmeichelei, gegen ihre Gewohnheit, etwas verlegen; doch da ihr jetzt der Prinz von Condé und die Vornehmſten von dem Gefolge des Navarrers vorgeſtellt wurden, ſo ſchwand die Verlegenheit bald, und ihre gewöhnliche ſcherzende Laune ſtellte ſich wieder ein.

Als das Mittagsmahl beendet war, wurde der Kreis, der ſich um die Verlobten geſammelt hatte, wohl abſichtlich, immer kleiner, und bald befanden ſie ſich in einem Kabinet allein, wo ſie ſich ohne Zeugen unterhalten konnten.

Schon während der Tafel hätte jeder ſtrenge Beobachter bemerken können, daß die Augen der Prinzeſſin zuweilen wohlgefällig auf dem König von Navarra ruhten. Sein ungezwungenes heiteres Weſen, ſein kühner Blick, das kräftig Männliche in ſeiner jugendlichen Geſtalt mußte gefallen, und wenn er auch an Schönheit dem Herzoge von Guiſe nachſtand, ſo mußte ihn doch der Neid ſelbſt für einen wohlgebildeten liebenswürdigen Mann gelten laſſen. Die Prinzeſſin war daher, als ſie ſich mit ihm allein ſah, mehr verlegen als unmuthig, und Heinrich von Navarra, den ſchönen Frauen nicht abhold und in ihrem Umgange trotz ſeiner Jugend gewandt, ſuchte alles hervor die Prinzeſſin angenehm zu unterhalten.

Plötzlich brach er jedoch das ſchon lange hin und her über allgemeine Gegenſtände geführte Geſpräch ab und ſagte lachend „Prinzeſſin! Ich geſtehe Euch, der Ruf von Eurer Schönheit, der durch ganz Europa ſich verbreitet hat, drang auch bis in die Thäler der Pyrenäen; ich kam

mit großen Erwartungen hierher, meine geſchäftige Phantaſie ſchmückte Euer Bild mit allen Reizen der Natur, und dennoch finde ich, daß ihr Pinſel nur ſchwach war, nur matt ſeine Farben auftrug. Dieſe Augen, dieſer Mund, den Ronſard mit Recht die roſenerglühte Pforte des Paradieſes nennt, dieſe Arme, dieſer — aber wie fänd' ich Worte jeden Eurer Reize ſo ſchön zu ſchildern wie er iſt —"

„Ihr verſteht zu ſchmeicheln, Sire!" erwiederte die Prinzeſſin, deren Herz nur zu empfänglich für Galanterie war.

„Und doch," fuhr er mit ſarkaſtiſchem Lächeln fort „doch, lebten wir noch in jenen ritterlichen Zeiten, wo zwei edle Kämpfer ſich um die Schönheit ihrer Dame die Hälſe brachen, weil jeder behauptete, die Dame ſeines Herzens ſei die Schönſte der Welt, ſo könnte ich doch nicht mit feſter Ueberzeugung den Handſchuh hinwerfen und behaupten, Ihr wäret die Schönſte der Erdgebornen."

„Nicht?" ſagte die Prinzeſſin, durch die ſonderbare Wendung, die das Geſpräch genommen hatte, überraſcht „Aber ſagt mir doch," fragte ſie dann nicht ohne Bitterkeit „wer iſt denn die Glückliche oder auch Unglückliche, die Ihr mir gleichſtellt?"

„Euer treues Ebenbild!" erwiederte der Navarrer „So treu, daß wenn Ihr Eurem Kopfputze die Perlenſchnur rauben wolltet, und die kaſtanienbraunen Locken aus einem Sammthäubchen hervorquellen ließet, wenn ihr den blendenden Hals mit ſeinem Bande voll ſtrahlender Juwelen, wenn ihr dieſe Diamentroſe, die in einer Welt voll Seligkeit ſtrahlt, wenn Ihr Euren ſchlanken Körper mit

einem Mäntelchen decken wolltet, so ständet Ihr Eurem Ebenbilde ganz ähnlich vor mir, und ich blieb in der Wahl unentschieden."

„Wo sahet Ihr es?" fragte die Prinzessin keck, ohne jedoch es verhindern zu können, daß sie hoch erröthete.

„Gestern Abend in der Straße St. Nicaise!" erwiederte der König von Navarra, über diese Keckheit erstaunt, und ein scharfer Blick traf seine Verlobte. Doch diese lachte hell auf und setzte den guten Heinrich dadurch noch mehr in Erstaunen „Also Ihr waret der junge Herr, der gestern Abend meine arme Madelon neckend mit einem Blendlaternchen beleuchtete?" rief sie lachend „Ei, ei, mein treuer Verlobter, ziemt sich das? — Doch ich vergebe Euch solche kleine Schwächen, und freue mich, da auch Ihr die Aehnlichkeit zwischen meiner Kammerfrau und mir so täuschend gefunden habt, sie heute meines Dienstes entlassen zu haben; solche Aehnlichkeit könnte zum zweiten Mal gefährlich werden."

Der König von Navarra hatte jetzt mit der Prinzessin die Rollen gewechselt und stand verlegen vor ihr. „Kommt Sire!" sagte sie scherzend und bot ihm den Arm „Führt mich in die Gesellschaft zurück. Jetzt ist es noch nicht Zeit zum Schmollen, das wollen wir bis nach der Vermählung aufsparen." Der König führte sie, zufrieden diese Unterredung beenden zu können, in den Saal zurück, und des nächtlichen Abentheuers geschah keine Erwähnung weiter.

PORTRAIT.

ELISABETH von OESTERREICH.

Gemahlin Kaiser Leopold von Ferdinand

12.

Als sich der Hof nach gehaltenem Mittagsmahle in seine Gemächer zurückzog, begleitete die Königin ihren Gemahl nach seinem Zimmer. Es war dies ein seltner Fall, den die Höflinge als etwas wichtiges betrachteten und deshalb allerhand Vermuthungen aussprachen, denn der König liebte nicht, daß man ohne seine Aufforderung zu ihm kam. Ueberdies ging er, wenn er im Louvre war, täglich zur Königin. Ihm selbst mußte es auffallend sein, denn kaum, daß sie eingetreten waren fragte er „Ihr habt gewiß ein Anliegen, Elisabeth? Es freut mich immer, wenn Ihr mir einmal Gelegenheit gebt, Euch gefällig sein zu können und Euch meine Liebe zu beweisen. Ihr gebt so gern und viel, und verlangt so selten und so wenig, daß ich auch jetzt fast glauben möchte, Euer Wunsch betrifft nicht Euch, sondern irgend Jemand anders."

„Er betrifft das Fräulein de la Cossé!" erwiederte die Königin.

„Nun? Für die thu' ich gern etwas; sie ist eine seltene Erscheinung am Hofe meiner Mutter. Was verlangt Ihr für sie?"

„Daß ich das Fräulein in meinen Hofstaat aufnehmen darf."

„Das ist eine schwierige Sache, Elisabeth!" fiel ihr der König schnell ins Wort „Noch nie habe ich mich in die häuslichen Angelegenheiten meiner Mutter gemischt, es ist gefährlich da Hand anzulegen — Und weshalb wünschtet Ihr das Fräulein um Euch zu haben? — Liebt Ihr

ihren Umgang, oder habt Ihr sonst einen Grund? — Aber nein, beim Teufel, das Ding geht nicht so — Wir müssen einen Ausweg suchen —"

„Ich wünschte blos ihres Glückes wegen das Fräulein von mir abhängig zu machen — Die Königin Mutter will sie dem Herrn von Bessins verheirathen, das Fräulein liebt einen Andern."

„Wen?" fragte der König.

„Den Herrn von Regnier, Sire!"

„Den Hugenotten? — Und diese Heirath wollt Ihr befördern?"

„Warum nicht, Sire?"

„Ihr, die eifrigste Katholikin, die frömmste Frau am Hofe, ich glaube fast die frömmste in Paris? — Ihr könntet Euch entschließen, ein Mädchen das ihr liebt, mit einem Ketzer verbinden zu wollen?"

„Sire! Wenn sie sich durch diese Verbindung glücklich glaubt, warum nicht? Gott fand es seiner Weisheit nach noch nicht an der Zeit, die von der alten Lehre Abgefallenen von ihrem Irrwege zurückzuführen, deshalb müssen auch wir in so manchen Irrthum Verfallene Nachsicht mit den Menschen haben, die in einigen Glaubensartikeln von uns abweichen, in Leben und Wandel aber wahrlich reiner, höher dastehen, als die Meisten unter uns."

„Elisabeth!" rief Karl der Neunte verwundert aus und trat einen Schritt zurück, als erbebte er vor der angehenden Ketzerin „Bei St. Dionys und allen — Doch ich will ja in Eurer Gegenwart nicht fluchen — Muß ich das aus Eurem Munde hören, muß ich fürchten, in meiner Gemahlin eine Hugenottin zu finden?"

„Davor bewahre mich der Himmel und mein Glaube, der so fest in mir Wurzel geschlagen hat, daß nichts mich an ihm irre machen könnte. Der Religion, die ich beschworen, häng' ich mit ganzer Seele bis zu meinem Heimgange an, aber eben, weil ich das Göttliche meines Glaubens fühle, fühl' ich auch, daß ich Mitleid mit den Irtenden haben und es Gott, nicht dem Schwerte, überlassen muß, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Was dem Himmel gehört, steht zu hoch für die Hand des Erdengebornen!"

Der König mochte den frommen milden Sinn der edlen Habsburgerin nicht verstehen, er schüttelte ungläubig sein todtenbleiches Haupt, und die Hände auf dem Rücken, den Leib vorwärts gebogen, begann er seine Wanderung durch das Zimmer, die mit jeder Minute heftiger wurde. Endlich blieb er plötzlich vor der Königin stehen „Elisabeth!" sprach er „Nichts weiter über die Hugenotten und ihre Ketzerei — Laßt uns davon schweigen — Das Fräulein kann ich nicht füglich dem Hofstaate meiner Mutter entziehen, wohl aber will ich, wenn der König von Navarra für seinen Diener mich deshalb anspricht, meine Bewilligung zu dieser Verbindung, Euch zur Liebe, geben, und meine Mutter nicht erst darum befragen. Sie wird sich wohl alsdann, ohne sich meinem Willen geradezu zu widersetzen, darein fügen müssen."

Die Königin verbeugte sich und wollte ihrem Gemahl die Hand küssen, doch er umarmte sie zärtlich und hohe Achtung und Zuneigung sprach sich in seinem Benehmen aus.

„Noch bin ich Ungenügsame nicht zu Ende" begann

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18739/019

sie jetzt von Neuem. „Ich habe meinem Gemahl noch eine Bitte vorzutragen, die mir selbst mehr als die erste am Herzen liegt, und deren Erfüllung er mir nicht versagen darf."

„Und die betrifft?" fragte der König, schon etwas ungeduldig werdend.

„Ein armes unglückliches Geschöpf, das man verstoßen und dem man ihr einziges Kind genommen hat."

„Das ist hart!" fiel ihr der König in die Rede „Wie heißt die Unglückliche?"

„Marie Touchet, Sire!"

Bleicher noch als der Tod, mit wild rollendem Auge, mit zuckenden Lippen stand König Karl vor seiner Gemahlin, und sein Zorn drohte, zum ersten Male gegen sie loszubrechen, die mit ruhigem heitern Auge ihn anblickte. Doch er faßte sich bald, ward Herr seiner Aufwallung und sagte mit anscheinender Ruhe „Fahrt fort!"

„Ihr scheint aufgeregt, mein Gemahl," sagte die Königin, traulich seine Hand erfassend „Ihr scheint auf mich zu zürnen, daß ich eine Angelegenheit berühre, worüber es mir geziemt hätte zu schweigen; die Klugheit befahl es mir zwar, aber mein Herz widerstrebte und trieb mich zu Euch. Marie Touchet war bei mir."

„Die Unsinnige!" fuhr der König auf.

„Der Schmerz einer Mutter, wenn man ihr das einzige Kind geraubt hat, muß ein furchtbarer Schmerz sein; der Schmerz einer Verstoßenen wird herzzerreißend, wenn sie gewaltsam aus dem Arme der Liebe in den Arm eines Andern geschleudert werden soll — Thut dies nicht an ihr! Sie scheint fromm und gut zu sein —"

„Von Fanatismus und Schwärmerei getrieben, dient ſie zum Werkzeug einer Andern" unterbrach ſie der König.

„Seid Ihr deſſen gewiß, mein Gemahl?"

„So gewiß, als ich vor Euch ſtehe, ſie iſt eine Betrogene oder eine Betrügerin! — Denkt Eliſabeth! Sie wollte mich verleiten den Admiral ermorden zu laſſen."

Bei dieſen dumpf aber leiſe ausgeſprochenen Worten erbebte die fromme Fürſtin, faltete unwillkürlich die Hände, und ein heiliger Gedanke, der zum Gebet ward, mochte in dieſem Augenblick des Schauders zum Himmel aufſchweben „Iſt es ſo weit gekommen?" ſprach ſie dann traurig und eine Thräne drang in ihr Auge „Soll das Trauerſpiel wieder blutig beginnen? O, mein Gemahl!" rief ſie vom Schmerz überwältigt und ſank an ſeine Bruſt „Laßt Euch nie verleiten der Henker Eures Volkes zu werden, deſſen Vater Ihr ſein ſollt, laßt kein Blut mehr fließen des Glaubens wegen, überlaßt dem barmherzigen Gott die Strafe und Milde. O mir ahnet Furchtbares!"

„Was ahnet Euch?" fuhr der mißtrauiſche abergläubige Fürſt auf.

„Daß dieſes Feſt mit Jubel beginnen, mit Thränen enden wird. Was die Ahnung in mir erweckt, weiß ich nicht; aber wenn ich ſie aus meinem Fenſter dort drüben im Conſeil um den Tiſch verſammelt ſitzen ſehe, und der Kanzler die Feder ergreift, iſt es mir immer, als müßte er ein Todesurtheil unterzeichnen. —"

„Ihr ſchwärmt, Eliſabeth!" unterbrach ſie der König unwillig.

„Gebe Gott, ich ſchwärme und irre, und meine beängſtigende Stimme trog!" fuhr die Königin fort „Aber zu

meiner Beruhigung, zur Beruhigung meines ängſtlich klopfenden Herzens gebt mir die Verſicherung, daß kein Blut mehr fließen ſoll.

„Wie kann ich Euch dieſe Verſicherung geben, wenn Rebellen die Waffen gegen mich ergreifen?" fuhr König Karl heftig auf.

„Haltet, was Ihr verſpracht, Sire, und die Ihr Rebellen nennt, werden ſich in den Tagen der Noth um Euren Thron verſammeln und die erſten ſein, die zur Vertheidigung ihres Königs die Waffen ergreifen — Gebt mir die Verſicherung und beruhigt mich!" — Da reichte ihr der König die Hand — „Gott gelobt!" rief ſie und preßte ſie an ihr klopfendes Herz.

Es entſtand eine lange Stille. Der König ſtand in ſich gekehrt und ſchweigend. Der ſanfte Zug breitete ſich über ſein Antlitz, der ſeinem Geſichte ſo ſelten den Ausdruck von Melancholie gab. Die Königin, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet, konnte eine Thräne nicht zurückhalten, die mehr der Freude als dem Schmerz entquoll. Da brach ſie endlich, da ſie ſich Muth geſammelt hatte, das Schweigen und fragte „Was ſoll aus Marie Touchet und ihrem Kinde werden?"

„Ihr Schickſal lege ich in Eure fromme Hand, Eliſabeth!" ſagte der König immer noch bewegt, doch konnte man deutlich ſehen, daß er ſchon wieder ungeduldig wurde; denn fühlte er, daß ihn etwas ergriff, ſo brach er ſchnell das Geſpräch ab, oder zeigte es wenigſtens durch ſeine Unruhe, daß er es beendet wünſchte. Seine Gemahlin kannte ihn zu gut, um das nicht zu bemerken; ſie

dankte ihm herzlich, er schloß sie in seine Arme und sie verließ alsbald das Gemach.

13.

Von ihrem Gemahle begab sie sich sogleich zu der Königin Mutter, ein für sie schwerer Gang, der ihr jedoch unvermeidlich schien. Hier fand sie Niemand, als die Prinzessin Margarethe, die sich aber bei ihrem Eintreten sogleich entfernte; denn in der Nähe der frommen Elisabeth von Oestreich fühlte sich die Leichtsinnige nie wohl und langweilte sich.

„Ich komme mit einer Bitte zu Euch, Madame!" begann die Königin.

„Eine seltene Erscheinung Euch hier zu sehen," unterbrach sie Catharine von Medicis rasch „eine noch seltenere Euch bittend vor mir zu sehen."

Bei aller Sanftmuth, die oft bis in Duldsamkeit überging, floß doch in den Adern der Königin das Blut der Habsburger, sie warf einen scharfen fragenden Blick auf die Königin Mutter, die ihn verstand und es für rathsam hielt zur Verstellung überzugehen. „Ja ich bin über die seltene Erscheinung erfreut, die mir endlich einmal Gelegenheit giebt einen Eurer Wünsche erfüllen zu können" sagte sie. „Ihr habt deren so wenige, seid so anspruchlos, überdies noch so verschlossen, daß, wünscht man es auch, es schwer wird zu errathen womit man Euch Freude machen könnte.

Elisabeth lächelte bei diesen Worten. „Madame!" erwiederte sie mit mehr Bestimmtheit, als Catharine wohl sonst an ihr gewohnt war „Eine Königin von Frankreich, wenn sie die Liebe ihres Gemahls, wenn sie die Achtung des Volkes besitzt, bedarf weiter nichts. Das Bewußtsein ihren Platz würdig auszufüllen, erhebt sie über alle andere Wünsche, und in dem Wohlwollen ihres Königs sucht sie allein ihre Freude.

„Nun, Euer Begehr?" fragte die Königin Mutter, durch diese stolzen sie hart treffenden Worte aufgeregt.

„Ich wünsche, Ihr möchtet dem Fräulein de la Cossé erlauben aus Eurem Hofstaat in den meinigen treten zu können!"

Die allgewaltige Medicis war von dieser, ihrer Meinung nach kecken Forderung überrascht, noch nie hatte Jemand gewagt ein Verlangen zu äußern, wodurch sie persönlich etwas opfern sollte; sie schwieg in dem ersten Augenblick.

„Es ist nicht Stolz des Fräuleins," fuhr Elisabeth fort „denn sie weiß ihre Stellung bei der Königin Mutter zu würdigen, es ist nicht Eigennutz, denn die Gemahlin Karls von Frankreich hat nur wenig zu geben, es ist nicht der Wunsch in angenehmere Verhältnisse zu treten, sie würde nur die Welt voll Freude und Lust mit einem Kloster vertauschen."

„Und was ist es dann, was Adelaide die Wohlthaten vergessen ließ, welche die arme Waise so reichlich von mir erhielt?" fragte die Königin Mutter bitter lächelnd.

„Die Liebe, diese Allgewaltige!" erwiederte Elisabeth „Ihr wolltet sie vermählen, und ihr Herz hatte schon frü-

ber gewählt — Sie fühlt nun, daß Ihr das dem Herrn von Beſſins gegebene Verſprechen nicht zurücknehmen könnet, und wünſcht daher, daß ihr Schickſal von mir abhängig werde. Ihr habt der Frauen ſo viel in Eurem Hofſtaate, habt Mittel jeden Platz ſo leicht zu beſetzen, daß ich nicht glauben kann, Ihr werdet mir dieſe kleine Gefälligkeit verſagen."

„Und doch muß ich es!" ſagte die Königin Mutter, diesmal von ihrer Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen und die ſanfte Eliſabeth wohl zu duldſam glaubend „Es würde an meinem Hofe ein böſes Beiſpiel geben, wenn Jede, die ſich nicht meinem Willen fügen wollte, wo anders Schutz als in meiner Gnade finden könnte. Ihr werdet dies ſelbſt in dem kleinen Wirkungskreis Eurer Umgebung finden" ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu.

„Gott ſei gedankt, daß der kleine unbeachtete Hofſtaat der regierenden Königin nicht dem der Königin Mutter gleicht!" fiel ihr Eliſabeth gekränkt aber ſtolz in die Rede „Iſt Euer unabänderlicher Wille, Madame, mir meinen Wunſch nicht zu erfüllen?

„Ihr wißt," antwortete Catharine „daß ich nie gern meinen Willen dem Willen Anderer unterordne, ſelbſt da nicht, wo mir die Sache, wie hier, ziemlich gleichgültig iſt."

„So muß ich denn freilich verſuchen, ob der Gemahlin des Königs von Frankreich der kleinſte Wunſch verſagt werden darf. Gehabt Euch wohl!" Sie hatte dies mit ſo viel Gelaſſenheit und Ruhe, aber auch mit ſo viel Beſtimmtheit geſagt, daß ſie die Königin Mutter in nicht geringer Verlegenheit zurück ließ, denn dieſe fühlte nun

ihre Uebereilung und wußte nur zu gut, wie sehr sie im jetzigen Augenblick jede Reibung mit ihrem Sohne vermeiden mußte.

Die Königin Elisabeth, zum ersten Male, seit sie an diesem verderbten Hofe war, aus ihrem ruhigen Gleichmuth gebracht, kehrte geraden Weges nach den Gemächern des Königs zurück. Sie fand ihn nicht, wohl aber seinen Wundarzt Ambrosius Paré, der, obgleich Hugenott, der Einzige am Hofe war, dem der König Vertrauen schenkte und ihm zuweilen sein Herz öffnete. Meister Ambrosius war sehr erstaunt die Königin um diese ungewöhnliche Zeit hier zu sehen, und berichtete ihr, der König sei unten in seiner Werkstatt.

Ohne auf seine Bitten zu achten, nicht da hinunter zu gehen, wo König Karl sich so ungern stören ließ, öffnete sie die ihr bekannte Tapetenthür, stieg, noch in aufgeregter Stimmung die kleine verborgene Wendeltreppe hinab und stand plötzlich hinter dem Könige, der bei seinem emsigen Hämmern und Feilen ihr Kommen nicht gehört, und erst als sie ihn begrüßte, sie bemerkt hatte. Im ersten Augenblicke erschrocken sprang er unwillig auf, und fragte sie barsch, was sie hier wolle; doch ihre freundliche Bitte, ihr nicht zu zürnen, der Anblick dieser vielleicht zum ersten Male mit feurigem Auge, mit glühenden Wangen vor ihrem Gemahle stehenden Madonnengestalt besänftigte ihn bald. „Verzeiht, Elisabeth!" sagte er ihr die Hand reichend, und sein Gesicht war ganz entwölkt „Verzeiht, daß ich Euch so empfange; gern umarmt, ich Euch, aber in diesem grauen schmutzigen Gewand, wo ich das

Anſehen eines Kohlenbrenners aus den Ardennen haben muß, wage ich mich nicht, Euch zu nahen."

„Wagt es nur!" unterbrach ihn ſcherzend die Königin, die trotz ihrer Frömmigkeit doch genug weiblichen Takt haben mochte, das Günſtige des Augenblicks zu fühlen, um ihn nicht unbenutzt vorüber gehen zu laſſen. Der König ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme, dann bat er, ihn nur einen Augenblick allein zu laſſen, damit er ſich umkleiden könne, worauf ſich die Königin entfernte.

Ambroſius Paré, der wie alle wackern Leute die Königin verehrte, war hoch erfreut, als ihr heiteres Antlitz ihm ſagte, König Karl habe ſie freundlich empfangen. „Ihr habt ſicher ein Geſuch vorzutragen, Majeſtät!" ſagte er mit der ihm gewohnten Freimüthigkeit „Schmiedet das Eiſen, da es warm iſt; wer von da unten zufrieden heraufkommt, muß den König bei guter Laune getroffen haben." Eliſabeth konnte ihm nur freundlich dankend zunicken, denn ſie hörte ſchon das Kommen ihres Gemahls.

„Laßt uns einen Augenblick allein, Meiſter Ambroſius," ſagte er im Hereintreten zu dieſem „aber wartet draußen! — Nun, Eliſabeth!" „Was iſt Euer Begehr? Beim Teufel, es muß Wichtiges ſein, da es Euch bis in meine Hölle da unten getrieben hat, auch ſcheint mir Euer Blut ungewöhnlich in Wallung."

Die Königin erzählte ihm nun, was zwiſchen ihr und der Königin Mutter vorgefallen war, entſchuldigte ſich, daß ſie in dieſer Sache nicht den Rath des Königs befolgt und die Ausführung ihm allein überlaſſen habe. Sie habe gemeint, die Königin Mutter verdiene wohl, daß ſie Rückſichten nähme, um ihr in einer Sache, die ſie perſönlich

beträfe, das Wort zu gönnen, so habe sie es für Pflicht gehalten zu ihr zu gehen, um ihr ihre Wünsche selbst vorzutragen.

„Daran habt Ihr nicht wohlgethan, Elisabeth!" unterbrach sie der König und versank in Nachdenken „Seid Ihr gewiß, daß Heinrich von Navarra diese Heirath wünscht?" fuhr er dann plötzlich auf.

„Ich weiß es aus seinem Munde, Sire!"

„Nun dann, so soll dies ehrbare Fräulein von Coſſé das Weib eines Hugenotten werden, trotz meiner Mutter und all ihren Teufeln! — He! Meister Ambrosius!" rief er zur Thüre hinaus „Werdet nicht ungehalten," sprach er dann zu dem Eintretenden „daß ich Euch heute zu einem Gesunden schicke, aber es ist ein Hugenott, und da wird Euch der Weg nicht schwer."

„Zu Keinem wird er es mir, Sire, und wäre es Jude oder Muselmann, wenn er nur meiner Hülfe bedarf."

„Nun, das ist so eben hier der Fall nicht!" fuhr der König lachend fort „Der Mann hat gesunde Arme und Beine und keine Wunde, als im Herzen. Kennt Ihr den Herrn von Regnier?"

„Ja, Sire!"

„Ginget Ihr wohl zu ihm und sagtet ihm, er möchte sich heute Abend, wenn sich der Hof bei meiner Mutter versammelt, dort im Vorzimmer einfinden? Jedoch darf es Niemand erfahren, deshalb habe ich Euch, mein lieber Meister darum gebeten. Nun geht!"

Ambrosius ging.

„Auch Euch bitte ich, daß Ihr heute Abend zu mei-

ner Mutter kommt!" wandte er sich dann zur Königin „Ich weiß, es ist für Euch ein saurer Gang, besonders heute; thut ihn mir zu Liebe, ich wünsche Eure Gegenwart dort." — Elisabeth nickte bejahend, drückte ihm traulich die Hand und ihr Auge ruhte dankend auf ihm. Der König betrachtete sie hierbei aufmerksam, als sei sie ihm eine neue Erscheinung; sein Gesicht wurde immer heiterer, immer ruhiger, je länger er sie ansah. „Fast glaube ich, Elisabeth," rief er dann und schloß sie in seine Arme „Gott hat Euch als meinen schützenden Engel mir zugesandt. Seid es mir immer!"

„Wenn ich darf!" rief sie hoch entzückt, schmiegte sich innig an die Brust ihres Gemahls, und ihr frommes seelenvolles Auge blickte sanft an ihm auf.

„Ich fodre von Euch, es zu sein, in jeder Stunde, in jeder Lage meines unruhigen — meines unglücklichen Lebens!" rang sich dumpf aus seiner Brust hervor. „Elisabeth!" sagte er dann, sein Gesicht umdüsterte sich mit jedem Worte mehr und mehr, und seine geballte Faust versuchte das hochschlagende Herz in seine Schranken zurückzu pressen, „Elisabeth! Hier ist es nicht, wie es sein sollte. Hier und hier" auf die faltige Stirn zeigend „da nisten sich oft tückische Dämonen ein, finstre Geister der Hölle, die mich plagen und peinigen, mir den Schlaf rauben bei Nacht, die Ruhe bei Tage; mich von Menschen hinweg hinaus unter reißende Thiere in den Forst treiben, mir die Augenhöhlen ausdörren, wenn sich eine Thräne der Rührung hervordrängen will, und mein Herz verschließen, zermalmen und verderben. Erst wenn der Jähzorn, der mich erfaßt, ausgetobt hat, verlassen sie mich in meiner

Abſpannung, und Frankreichs König fühlt ſich dann matt, und ärmer an Kraft und Willen als der Bettler, der den leeren Sack öffnet, eine Gabe darein zu empfangen und keine erhält. In ſolchen düſtern unglücklichen Stunden bedarf ich eines Engels, mit der Friedenspalme mir Ruhe zuzuwehn — Seid dann mein guter Engel, Eliſabeth, naht mir ohne Furcht! Ihr bannt ja die Dämonen, Ihr ſeid eine Heilige, deren Gegenwart ſie nicht ertragen können. Für Euch hat mein Dolch keine Spitze, mein Jähzorn keine zerſtörende Macht. Naht mir in ſolchen Augenblicken nur unverzagt!"

In den blauen frommen Augen der Königin ſchwammen Freudenthränen. „Gott wird mir Schwachen Muth und Kraft geben!" ſprach ſie „Wendet Euch zu ihm, daß er Euer Herz lenke, betet zu ihm, wenn Ihr fühlt daß der Zorn Euch ergreift!

„Beten? — Ja, Eliſabeth, ich bete täglich, verſäume keine Meſſe, befolge ſtreng die Gebräuche unſerer Kirche, ſpende Almoſen und ehre die Prieſter; aber das Gebet hat ſeine wirkende Kraft an mir verloren, es kommt nicht aus dem Herzen, es dringt nicht zum Himmel empor. Ich bin ein gläubiger, aber kein reuiger Sünder!"

In dieſem Augenblicke meldete ein Page den Herzog von Anjou an, der den König zu ſprechen wünſche. „Den hat der Teufel geſchickt, mir dieſe Stunde zu verderben!" fuhr er heftig auf, und wollte ſchon den Befehl geben, daß er ſich entfernen ſolle, als der Königin ſanfte Bitte ihn bewog den Bruder eintreten zu laſſen.

Als Anjou kam, entfernte ſich Eliſabeth.

Der Herzog blieb, den ſtieren Blick bemerkend, den

der König auf ihn heftete, zweifelhaft an der Thüre ste-
hen, ob er näher treten, ob er sich wieder entfernen sollte.
Doch des Königs Frage „Was willst Du von mir, An-
jou?" hielt ihn fest.

„Die Königin Elisabeth war bei unserer Mutter" —
begann dieser.

„Und Ihr habt erfahren, daß sie darauf zu mir ge-
gangen ist, und so bist Du als Kundschafter hergeschickt!"
fuhr der König heftig auf, und setzte sich in seinen Arm-
sessel.

„Davon weiß ich nichts!" erwiederte der Herzog, und
keine Gesichtsmuskel verrieth, ob er die Wahrheit sprach
oder nicht „Sie hat von der Mutter verlangt," sagte er,
dem Anschein nach ruhig und unbefangen „ihr das Fräu-
lein de la Cossé zu überlassen, die Mutter, fürchtend, daß
dies ein böses Beispiel geben möchte, hat es ihr abgeschla-
gen, und bittet nun —"

„Was, zum Teufel!" unterbrach ihn der König und
sprang von seinem Sitze auf „was gehen mich die Frauen
meiner Mutter an? — Kein Wort mehr davon!"

Der Herzog schwieg, mochte aber doch, während der
König heftig auf und ab ging, den Ausdruck seiner Ge-
behrden nicht ganz in seiner Gewalt behalten und der Kö-
nig in dem großen venetianischen Spiegel ein höhnisches
Lächeln bemerkt haben, denn er wandte sich plötzlich, seine
Rechte faßte nach des Dolches Griff, und so trat er mit
raschem Schritt und flammendem Auge auf seinen Bru-
der zu, der erblassend das Schrecklichste erwartete. Der
König blieb eine Weile, den zornigen Blick unverwandt
auf ihn gerichtet, vor ihm stehen, murmelte dann einige

unverſtändliche Worte und begann von Neuem ſeine Wanderung im Zimmer, wobei er jedoch oft inne hielt, ſeinen Bruder durchbohrend anſah und vergebens ſeinen Zorn zu bändigen bemüht war.

Der Herzog von Anjou, den Ausbruch deſſelben fürchtend, ſchlich, als der König ſich eben von ihm abwandte, leiſe zur Thüre hinaus und eilte zu ſeiner Mutter.

Als ihn der König nicht mehr ſah, holte er tief Athem, als ſei eine Laſt von ihm genommen. „Gelobt ſei Gott, daß er ging!" ſagte er vor ſich hin, ſchleuderte den noch immer erfaßten Dolch weit weg, warf ſich in den Armſtuhl und bedeckte mit beiden Händen ſein bleiches Antlitz; dann ſprang er auf und befahl den König von Navarra zu rufen.

14.

Bleich und verſtört trat der Herzog in das Kabinet ſeiner Mutter, erzählte ihr das Vorgefallene und verſchwieg ihr ſeine Todesfurcht nicht — „Das ſind die Früchte von Colignys Lehren!" rief dieſe mit Heftigkeit aus „Das muß enden — raſch enden — er muß ſterben!"

„Ich habe mich lange gewundert, Mutter, daß Ihr dieſen Entſchluß nicht ſchon längſt gefaßt habt!" ſagte der Herzog „Was iſt denn ein Menſchenleben, das ein Loth Blei in jeder Sekunde auslöſchen kann? Bei Jarnac und Montcontour ließ ich Tauſende niedermetzeln, was hat denn ſo ein Leben mehr Werth? Ob es auf der Straße von Paris oder auf dem Schlachtfelde, uns zu Nutzen ge-

opfert wird. Ein gut gezielter Schuß, und die Sache ist abgethan.

„Aber die Folgen? Die Folgen, mein Sohn, sind gehörig zu erwägen."

„So erwägt sie, Mutter, aber handelt!"

„Und dann die Verantwortung da oben!" sprach die Scheinheilige gen Himmel blickend.

„Hättet Ihr bei jeder Eurer Handlungen sie um Rath gefragt, ständ' es hier schlecht mit Euch, und ganz Frankreich läge nicht zu Euren Füßen.

„O wie irrst Du, Heinrich!" sprach Catharine tief seufzend „Glaubst Du wirklich die Guisen, die Montmorency, die Hugenotten lägen zu meinen Füßen? Sie hassen mich, ständen lieber über mir, als daß sie zu meinen Füßen lägen, selbst die Furcht vor mir ist Verstellung. Sie spielen ihr Spiel mit mir, ich das Meine mit ihnen, und wer am feinsten, listigsten es zu verbergen versteht, gewinnt es. Wär' es möglich daß sie sich je vereinigten, so wäre es aus mit meinem Herrschen. Ihre Zwietracht allein giebt mir die Macht, diese Zwietracht zu unterhalten ist meine höchste Politik, so wie die ihre, sich mir nothwendig zu machen und sich ihre Hülfe theuer bezahlen zu lassen. Der König fügt sich noch am leichtesten; läßt man seinen Zorn vorüber gehen, so ist er lenksam, und vergißt er auch zuweilen was er seiner Mutter schuldig ist, so hat er bisher nur ins Geheim getobt, nie aber öffentlich die Ausübung meiner Befehle gehindert."

„Traut ihm nicht zu viel!" meinte der Herzog, aber Catharine lachte über seine Besorgniß. „Die Furcht, daß ich den Hof verlasse und ihm die Last der Regierung auf-

bürde, macht den Störrischen geschmeidig. Doch morgen ein Mehreres hierüber, jetzt laß uns den versammelten Hofleuten ein freundliches Antlitz zeigen, keiner darf ahnen, welche Qual, keiner welche Hoffnung unsre Brust bewegt." Sie schellte, die Flügelthüren öffneten sich und sie trat in das Gemach, das ohne besondre Erlaubniß nur die Großen des Reichs betreten durften.

Es war damals die freie Sitte am Hofe, daß nach der ersten feierlichen Begrüßung die nicht zum besondern Dienste der Königin bestimmten Damen sie verlassen, sich unter die Herren des Hofes mischen und sich mit ihnen unterhalten konnten. Diese Sitte hatte Catharine absichtlich eingeführt. Auch heute verließen die meisten den Kreis, den sie um die Königin gebildet hatten, und unter diesen war auch Adelaide de la Cossé, doch ein ernster Blick, ein strenges „Bleib!" der Königin Mutter hielt die Erschrokkene in ihrer Nähe zurück.

Der Herzog von Guise sprach eben mit der Königin, als Margarethe von Valois von der Frau von Grammont begleitet eintrat; noch war Heinrich von Navarra nicht zugegen. „Ich ersuche Euch, morgen, so früh es der Anstand erlaubt, bei mir zu sein!" sagte in diesem Augenblick die Königin Mutter halb leise zu dem Herzog, der sich verbeugend nur Augen für die Prinzessin zu haben schien, die eben zu ihrer Freundin Adelaide getreten war. „Wendet Euren Blick lieber dorthin," sagte dies bemerkend die Königin „seht mit welchem Gefolge der Admiral hereintritt! Euch begleiten Eure Anhänger und Diener, ihn der ganze ketzerische Adel Frankreichs. Wahrhaftig ich glaube, dem armen König von Navarra bleibt kaum ein

Page zu seinem Gefolge übrig.“ Guise wandte das Auge nach seinem, sich der Königin Mutter nahenden Todfeinde und trat seitwärts, bald diesen, mehr aber noch die Prinzessin beobachtend.

Coligny ging nach wenigen verbindlichen Worten, die er der Königin Mutter sagte, und nach kalter Begrüßung Guises zu der Prinzessin, welche er als die künftige Gemahlin Heinrichs von Navarra mit besonderer Auszeichnung und mit mehr Achtung behandelte, als der strenge Hugenott in seinem Herzen für sie fühlen mochte. In diesem Augenblick that sich eine Seitenthüre auf und die Königin Elisabeth, die sich nur selten hier blicken ließ, trat ein, verneigte sich kalt gegen ihre Schwiegermutter, und ohne sie weiter zu begrüßen winkte sie dem Fräulein von Cossé zu ihr zu treten, sprach leise mit ihr, und die Hofleute, die mit Falkenblicken die geringfügigste Kleinigkeit beobachteten, wollten bemerken, daß während die Königin mit dem Fräulein sprach, diese hoch erröthet sei und zitternd vor der Königin gestanden habe.

„Störe die Unterhaltung!“ raunte Catharine dem Herzog von Anjou zu, der auch schnell zu der Königin trat, während die Königin Mutter ihrer Tochter winkte zu ihr zu kommen und ihr dann leise etwas zuflüsterte. Wahrscheinlich geschah dies nur auch hier die Unterredung mit dem Admiral zu stören.

Aller Augen waren jetzt auf die Königinnen und auf die Bewegung in dem innern Gemache gerichtet, als aus dem entferntesten Zimmer ein dumpfes Gemurmel „Der König! Der König!“ sich vernehmen ließ, zugleich sah man die Hofleute auf beiden Seiten sich zusammendräng-

gen, ihrem Herrn Platz zu machen, der sich aber nicht beeilte, die Königin Mutter zu begrüßen.

„Das ist verabredet!" raunte diese dem hinter ihr stehenden Marschall Retz zu „Laßt uns auf unsrer Huth sein, und gebt genau auf Alles Acht!"

Indessen war König Karl, von Niemand als dem Könige von Navarra begleitet, durch mehrere Zimmer gegangen, hatte mit ungewöhnlicher Freundlichkeit gegrüßt, selbst mit Manchem gesprochen, und trat jetzt in das Zimmer, wo Coligny sein Gefolge zurückgelassen hatte. Hier raunte ihm Heinrich von Navarra etwas ins Ohr, und König Karl trat mitten unter die sich tief verneigenden Hugenotten. „Seid Ihr der Herr von Regnier?" fragte er einen Mann von stattlichem Ansehn „So folgt mir!"

Ueberrascht und, hätte nicht des Navarrers lächelnder Blick seine Besorgniß gehoben, fast verwundert folgte dieser dem Könige, der mit raschem Schritte in das Gemach seiner Mutter trat, die ihm freundlich entgegenkam.

„Meine königliche Mutter!" redete sie nun Karl der Neunte an, und sein Auge sah unstät bald auf sie, bald in der Versammlung umher, und Alles lauschte und horchte, und Aller Augen waren auf Mutter und Sohn gerichtet „Ich komme, den von Euch bestimmten Gatten des Fräuleins von Cossé Euch selbst vorzustellen, er naht sich, Euch seinen schuldigen Dank abzustatten."

Seid mir willkommen, Herr von Regnier!" redete die Königin Mutter mit verstelltem heiterem Gesicht, als ob sie selbst diese Verbindung geschlossen habe, den Ueberraschten an, der nur in abgebrochenen Sätzen verlegen ihr seinen Dank stammelte. „Tritt näher Adelaide!" rief sie

jetzt dem Fräulein winkend „Empfange Deinen Verlobten aus meiner Hand, und sei mit ihm so glücklich, wie Du Dich für die vielen Wohlthaten dankend gegen mich bewiesen hast!"

Der König, vielleicht durch diese mit Bitterkeit ausgesprochenen Worte gereizt, vielleicht auch noch mehreres Unangenehmes fürchtend, sagte jetzt zu den Ueberraschten „Auch ich wünsche Euch Glück, Fräulein von Cossé!" und sein Blick ward ernst, seine gebeugte Gestalt erhob sich würdevoll „Ihr verdient es, denn Ihr waret hier in diesem Kreise eine ewig frische zarte Rose, Ihr waret ein frommes Mädchen, das ich geachtet und geehrt habe. Und wer es wagen sollte" fuhr er immer heftiger werdend fort „dieser Verbindung irgend etwas in den Weg zu legen, wer es auch sei, dem schwöre ich bei St. Dionys und allen Teufeln, daß ihn mein Zorn treffen und verfolgen wird! — Gute Nacht, Mutter!" sagte er dann mit kurzer Verbeugung, bot seiner Gemahlin den Arm und verließ mit ihr die Versammlung.

Es entstand jetzt, trotz dem Gewühl von Menschen eine beengende Stille. Die Königin Mutter suchte Fassung, sie fühlte sich überlistet und mußte zu dem bösen Spiel ein freundliches Gesicht machen; denn dem Könige öffentlich entgegen zu treten hätte sie nicht gewagt. Sie nahm daher den Dank der Prinzessin und des Königs von Navarra, ohne viel zu erwiedern, dem Anscheine nach freundlich auf, verwies jedoch wegen des gewöhnlichen Hochzeitgeschenks Adelaide spottend an ihre Tochter, ihre würdige Beschützerin, entließ heute sehr bald den Hof, und begab sich in ihr Kabinet.

Als Regnier eben im Gefolge des Admirals die Zimmer verlassend auf die Galerie trat, fühlte er sich am Oberkleide fest gehalten; er wandte sich und sein Todtfeind, der Herr von Bessins stand hinter ihm. „Eilt nicht so," sprach dieser mit verhaltener Wuth „hofft nicht das Glück schon beim Schopfe erfaßt zu haben; ehe Ihr Euren Hochzeittanz beginnt, müßt Ihr erst ein Tänzchen mit mir wagen!"

„Wie es Euch beliebt!" erwiederte Regnier mit Ruhe.

„Nun wohl! Eine andere Antwort konnte ich auch von einem Edelmann aus Guercy nicht erwarten — Also morgen! — Um die eilfte Stunde" —

„Wahnsinniger!" unterbrach ihn der Marschall Tavannes, der das Gespräch mit angehört hatte, ihn bei Seite riß und dem Herrn von Regnier sich zu entfernen befahl „Wollt Ihr Euch absichtlich unglücklich machen? — Vernimmt der König, daß Ihr seinen strengen Befehl verspottet und Regnier zum Zweikampf aufgefordert habt, so sitzt Ihr morgen in der Bastille und steht übermorgen auf dem Greveplatz — König Karl hat zuweilen strenge Justiz, und es wäre selbst meine Pflicht Euch ihr zu übergeben. Geht deshalb ruhig nach Hause, schlagt Euch die Liebe aus dem Sinne, vielleicht findet Ihr bald eine bessere Gelegenheit Euch an den Hugenotten zu rächen.

„Bessins, seine Uebereilung und ihre Folgen erwägend, gab dem Marschall das Versprechen, für den Augenblick nichts weiter gegen Regnier zu unternehmen; aber mit diesem Versprechen war sein Haß nicht getilget, vielmehr flammte er nur noch heftiger auf.

15.

Am andern Morgen saß Catharina von Medicis, sorgenvoll das Haupt gestützt, in ihrem Lehnstuhle. Sie mußte sehr ernsten Gedanken nachhängen, denn sie bemerkte nicht, daß die Thüre sich öffnete und eine ihrer Kammerfrauen herein trat. Lange blieb diese an der Thüre stehen, ehe sie es wagte durch Räuspern sich kund zu geben. Die Königin richtete schnell das gesenkte Haupt empor „Ist sie da?" fragte sie dann rasch, und als die Kammerfrau es bejahte, befahl sie, von ihrem Sitze aufspringend, sie hereinzuführen.

Die Eintretende war Marie Touchet.

„Du hast mich zu sprechen verlangt," redete die Königin sie an „was willst Du?"

„Mein Kind!" rang sich aus der Mutter Brust.

„Das Kind eines Königs muß edlen Händen anvertraut werden, nicht gemeinen!" gab Catharina von Medicis kalt zur Antwort.

Starr, anfangs bestürzt, sah Maria die Königin an, doch der Muth, der nie die Mutter verläßt, wenn es ihr Kind gilt, verließ auch sie nicht in diesem Augenblick der Ueberraschung „Madame!" rief sie, und statt sich bittend der kalten hohnlächelnden Frau zu Füßen zu werfen, trat sie furchtlos vor sie hin „Welche Hand kann edler sein, als die Hand einer Mutter? Wo ruht das Kind sichrer als an Mutterbrust?" Die Königin schwieg und schien ihre Rede nicht zu beachten „Ich habe stets demuthsvoll vor Euch gestanden," fuhr Marie fort „habe, als der Kö-

nig noch liebetrunken in meinen Armen lag, keine Waffe gegen Euch gebraucht; habe mich nicht in die Staatshändel gemiſcht, mich mit ſeinem Herzen begnügt, und will mich auch jetzt, da dies mir genommen iſt, mit meinem Sohne begnügen. Gebt mir ihn zurück, oder beim allmächtigen Gott!" —

„Elende! Du wagſt es?" rief die Königin.

„Auch der Wurm krümmt ſich, wenn man ihn tritt — Ich muß mein Kind wieder haben! — Königin!" ſagte ſie dann weniger leidenſchaftlich, aber deſto beſtimmter „Wir leben jetzt in einer Zeit, wo ſich Vater und Sohn, Bruder und Bruder, Freund und Freund feindlich begegnen — Nur Mutterliebe bleibt ihrem Kinde treu!"

„Meinſt Du?" unterbrach ſie höhniſch lächelnd die Königin.

„In ſolcher Zeit kann aus Kleinem Großes entſtehen, der Schwache den Starken überliſten, das arme verſtoßene Weib auch noch einen Augenblick finden, wo die ſchlummernde Neigung erwachen, das Herz eines Königs an dem Buſen der Liebe ſich erwärmen kann — Gebt mir meinen Knaben und bringt mich nicht zur Verzweiflung!"

„Es iſt mir leid, daß der König Dich verſtoßen hat!" begann jetzt, ganz den Ton ändernd, Catharina von Medicis „Ich habe es ſtets beklagt, und es iſt nicht mehr ſo mit meinem Sohne, wie ſonſt, da Du nicht mehr um ihn biſt."

„Ja, ich betete mit ihm, wenn ich kam und ging, ich ermahnte ihn treu an dem Glauben zu halten, und durch Gebet und Almoſen unſere Sünden zu büßen; er verſprach es feierlich — Aber wie leicht iſt ein Schwur gebrochen;

auch mein Kind wollt' er mir laſſen, und doch haben ſie mir es genommen."

„Jetzt iſt er in den Händen der Hugenotten, unterbrach ſie die Königin, und ich fürchte ſein Seelenheil iſt dahin, wenn nicht Gott einen Engel zur Rettung ſendet!" — Marie hob das geſenkte Haupt und horchte aufmerkſam zu — „Täglich ſind Hugenotten um ihn, der Admiral, La Rochefoucault, Ambroſius Paré" —

„O, das iſt ein edler Mann!" fiel Marie Touchet der Königin in die Rede.

„Aber immer nur ein Hugenott! — Langſam, wenn auch tropfenweis, vergiften ſie ſein Herz, bis es gänzlich vernichtet, gänzlich von dem reinen Glauben losgeriſſen iſt. Aber nicht allein die himmliſche Krone, auch die irdiſche wollen ſie ihm entreißen; einer Verſchwörung ſind wir auf der Spur; des Königs Leben iſt in Gefahr, das Leben Deines Kindes, das mit ihm untergehen ſoll."

„Ihr erſchreckt mich — Ich verſtehe Euch nicht — Gefahr dem Könige — Gefahr meinem Kinde?" rief die Unglückliche ängſtlich aus.

„Warne den König, warne ihn vor Coligny!" nahm die Königin das Wort, ohne ſie über das Geſagte zu beruhigen „Auch ich bin Mutter, zage für meinen Sohn — Ein ſchneidend Schwert haben die Ketzer über ſein Haupt gehängt, — ein unglücklicher Augenblick und er iſt verloren!"

„Der Marſchall Retz hat den Knaben in Verwahrung," fuhr ſie in ruhigerer Stimmung fort „bei ihm iſt er vor allen Nachſtellungen ſicher. Sobald die Gefahr vorüber und Coligny nicht mehr iſt," ſprach ſie ſtark be-

tonend „soll Dir der Knabe wieder gegeben werden, und Du Stand und Reichthum erhalten, ihn seiner Geburt würdig erziehen zu können; eher nicht!"

Wie betäubt stand Marie mit gesenktem Blicke vor der Königin; sie gedachte der Engelsstimme in Damemarie, verworrene Gedanken durchkreuzten sich in ihr. Sie verstand die Worte der Königin nur halb, nur an ihren Sohn denkend, hatte sie nicht Sinn für alles Andere. Da wiederholte Catharine von Medicis nochmals ihr Versprechen; Marie warf einen zweifelhaften Blick auf die Fürstin, ergriff dann rasch der Königin Hand, küßte sie und sagte mit weicher bittender Stimme „Ihr haltet Wort, gnädige Frau? — Ihr gebt mir den Knaben wieder? — Nicht wahr?"

Die Königin versprach es, sobald die Gefahr vorüber sei, und befahl ihr zu ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, zu gehen, der ihr die nähere Aufklärung in dieser Sache geben würde.

Nicht beruhigt, doch auch nicht hoffnungslos, verließ sie die Königin Mutter und eilte zu dem Jesuiten. Dieser erklärte ihr, was die Königin gemeint habe, zeigte ihr, welcher Gefahr ihr Kind, der einzige Sohn des Königs, durch die Hugenotten ausgesetzt sei, sagte ihr, daß Coligny schon einen, zwar mißglückten Versuch gemacht habe, ihn in seine Gewalt zu bekommen, und täuschte so das leichtgläubige zagende Mutterherz, das ganz vergaß, wie gleichgültig dem Könige der Knabe sei, wie gleichgültig er den Hugenotten sein mußte. Auch stellte er ihr vor, da er wie zufällig ihrer Wallfahrt nach Damemarie erwähnt hätte, und sie ihm, noch von heiligem Schauer ergriffen,

die Erscheinung in der Kirche berichtet, daß Gott sie augenscheinlich zum Schutzengel des Königs erwählt habe, und wie sündlich sie handeln würde, wenn sie nicht der Stimme des Himmels folge. Sie versprach in Demuth zu gehorchen und sich ganz der Leitung des frommen Priesters zu überlassen.

16.

Der Herzog von Guise hatte sich zur bestimmten Zeit bei der Königin Mutter eingefunden, wo der Herzog von Anjou, die Marschälle von Retz Gondy und Tavannes, der Herzog von Nevers und der Kanzler schon gegenwärtig waren. Der Einfluß, den der Admiral immer mehr und mehr gewann, war der Grund ihrer Berathung. Auch hier, während Tavannes und Birague die Nothwendigkeit zeigten, daß Coligny auf irgend eine Weise aus dem Wege geschafft werden müßte, und der Herzog von Anjou ganz ihrer Ansicht beitrat, beobachtete Guise sein gewohntes ernstes Schweigen, und als die Königin Mutter ihn aufforderte seine Meinung zu sagen, trat eine Stille ein und Aller Augen wandten sich auf Guise, doch er vermied auch jetzt seine Meinung auszusprechen, verbeugte sich und schwieg. In diesem Augenblick ward die Thüre des Kabinets mit Heftigkeit aufgerissen und der König, den man auf der Jagd glaubte, trat ein. Alle erhoben sich, neigten sich ehrfurchtsvoll, so unlieb ihnen auch seine Gegenwart sein mochte, und Catharine ging ihm mit erzwungener Freundlichkeit entgegen, umarmte ihn und hieß ihn willkommen.

Der König erwiederte ihren Gruß eben so freundlich und nahm zu Aller Erstaunen den Lehnsessel seiner Mutter, der an dem oberen Theile des Tisches stand, als den ihm zugehörigen Platz ein und „Bring der Königin Mutter einen Sessel!" ziemlich trocken dem Herzoge von Anjou sagend, winkte er der Mutter und den Uebrigen Platz zu nehmen.

Catharine von Medicis war überrascht. Von diesem Platze hatte sie der Sohn noch nie verdrängt; doch Meisterin in der Verstellungskunst, setzte sie sich, als ob es so sein müsse, zu der Rechten des Königs und gab auch den Andern ein Zeichen, die es nun erst wagten sich niederzulassen.

„Was truget Ihr so eben vor, Kanzler?" fragte jetzt der König. Birague war durch diese Frage in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, er säumte mit der Antwort; die Königin Mutter wollte schnell das Wort nehmen, doch König Karl unterbrach sie und bat, dem Kanzler den Vortrag zu überlassen. Der schlaue Italiener, nur eines Augenblicks bedürfend um Fassung zu gewinnen, erwiederte jetzt, daß man sich über den Flandrischen Krieg, genau dessen Nachtheil und Vortheil abwägend, berathen habe.

„Und was fandet Ihr?" fragte der König rasch.

„Keiner der Herren, Sire, hatte noch seine Meinung ausgesprochen, als Ew. Majestät eintraten" erwiederte der Listige.

„So sprecht sie jetzt aus," nahm der König das Wort „und Ihr, Kanzler, tragt die Sache noch einmal in meiner Gegenwart vor!"

Birague mußte ganz unvorbereitet in dieser schwieri-

gen Sache, die unter allen Anwesenden der König allein wünschte, nun den Vortrag beginnen. Er malte dabei die Segnungen des Friedens mit den hellsten Farben, führte auf die Vergangenheit zurück, wo unter den vorigen Königen die Kriege mit Karl V. und Philipp II. Frankreich so sehr zerrüttet hatten, und schloß mit der Bemerkung, daß durch jede Hülfe, die man den ketzerischen Niederlanden sende, der Religion eine schwere Wunde geschlagen würde.

Der König hatte Birague mit keiner Sylbe unterbrochen, und auf seinem Gesichte sah man nicht Beifall, nicht Tadel ausgedrückt; er schien auf dessen Rede nicht weiter zu achten, wendete sich zum Herzoge von Anjou und befahl ihm, seine Meinung zu sagen. Dieser stimmte zu Jedermanns Erstaunen für den Krieg mit Spanien. „Auch wenn der Sieger von Jarnac und Moncontour nicht den Befehl über das Heer erhält?" fragte der König mit höhnendem Lächeln.

„Auch dann!" erwiederte Heinrich von Anjou, zwar hoch erglühend, jedoch seinen Unmuth nicht blicken lassend.

„Und wem anders würdet Ihr, Sire, den Befehl des Heeres übergeben wollen, wenn dieser verderbliche Krieg wirklich beschlossen werden sollte?" fragte Catharine.

„Keinem meiner Unterthanen, am wenigsten einem meiner Familie — Ich selbst werde mich an die Spitze des Heeres stellen!" sprach der König und sein Auge erglühte.

„Coligny!" entfuhr der Königin Mutter halb leise und sicher unwillkührlich.

„Ja, Coligny!" fuhr König Karl, der es gehört

hatte, mit Heftigkeit auf „Ihr habt Recht, Mutter, er war es, der mir rieth mich an die Spitze meines Heeres zu ſtellen, der die mich tief erſchütternden Worte ſprach: „Auf dem Felde der Ehre vergißt der Franzos jeden innern Zwieſpalt und folgt mit Freuden ſeinem Könige! Da werden Katholiken und Hugenotten, Guiſe und Montmorency ſich willig unter Eure Fahnen ſammeln; dem bürgerlichen Krieg macht der Krieg in Flandern ein Ende.“ Ja, er hat Recht! Selbſt Eure Günſtlinge werden ehrenhalber mir folgen müſſen, und Euch bleibt dann zu Eurer und Eurer Frauen Unterhaltung nur mein Bruder Anjou und der Kanzler zurück.“

Die Königin Mutter erhob ſich bei dieſen mit Hohn geſprochenen Worten mit Heftigkeit von ihrem Seſſel; Alle, außer dem Könige, folgten ihrem Beiſpiele, Guiſe zuletzt.

„Was wollt Ihr, Mutter?“ fragte der König.

„Mich entfernen!“ ſagte ſie ernſt und ihr Auge blickte ſtreng auf ihren Sohn, der ihre Hand ergriff, ſie küßte, ſie ſo zurückhielt und halb ſcherzend halb ernſt ſagte „Ihr ſeht, meine edle Mutter, daß der Platz, den ich heute zum erſten Male einnahm, wunderbare Kraft haben muß. Laßt Euch das nicht an mich irre machen, und ſtört durch Eure Entfernung das Conſeil nicht, das über eine ſo wichtige Angelegenheit berathſchlagt. Ich bitte Euch, nehmt Euren Platz wieder ein, Mutter!“

Die Königin fügte ſich, ſetzte ſich nieder und Karl IX. befahl nun dem Herzog von Guiſe ſeine Meinung zu ſagen.

„Pflanzt der König, mein Herr, das Banner auf,“ begann dieſer „ſo iſt der Herzog von Guiſe keiner der

Letzten, der zur Verherrlichung des königlichen Ruhmes die Waffen ergreift. Wo die Ehre ruft, schweigen alle andere Rücksichten und er folgt!"

Der Herzog von Nevers sprach in gleichem Tone, der König nickte ihnen Beifall zu und gab dann dem Marschall Retz ein Zeichen zu reden. Dieser, seinen Zögling genau kennend, sah wohl, daß es jetzt nicht der rechte Zeitpunkt zum Widerspruch sei, und so gab er eine zweideutige mehr bejahende als verneinende Antwort. Der Marschall Tavannes aber, der jetzt seine Meinung sagen mußte, war zu sehr Soldat, mehr aber noch eifriger Katholik, um höfische Rücksichten zu nehmen.

„Sire!" sprach er „Krieg mit Spanien war immer Frankreich verderblich, und eine Verbindung mit Ketzern muß dem schönen Lande den Untergang bringen; denn wir führen dann Krieg ohne den Beistand des Himmels, wir führen Krieg gegen unsere heilige Religion. Unerhört wäre es, Frankreichs König mit Ketzern verbunden zu sehen —"

„Vergeßt Ihr meinen Vater, meinen Großvater, Marschall?" unterbrach ihn der König schon aufgeregt.

„Ich vergesse sie nicht," erwiederte der Marschall, sich von seinem Eifer hinreißen lassend „denn ich habe aus zehn Wunden für sie geblutet, und die schmerzen noch jetzt; aber, Sire, hat es ihnen, hat es dem Lande Segen gebracht? König Franz ward bei Pavia gefangen und wanderte nach Madrid, Euer edler Vater starb, von eines Hugenotten Hand verwundet, und welches Loos könnte Euch der Himmel bereiten?

„Bei allen Teufeln und dem heiligen Dionys!" fuhr

der König heftig von seinem Sessel auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß der Kanzler vor Schreck hoch in die Höhe fuhr „Was gehört das hierher? Wer gab Euch ein Recht, mir dergleichen Unannehmliches zu sagen? Fürchtet Ihr Euch, mit nach Flandern zu ziehen, so werdet ein Karthäuser und betet, während wir fechten; laßt aber, so lange Ihr den Marschallsstab von Frankreich und nicht die Kutte traget, mich dergleichen plumpe Worte nicht wieder hören, oder, so wahr ich ein so guter katholischer Christ bin, wie Ihr, fürchtet meinen Zorn!" Bei diesen Worten stieß er den Lehnstuhl mit Heftigkeit zu Boden, warf noch einen wilden Blick in der Versammlung umher und verließ schnell das Kabinet.

Sehr verschieden malte sich jetzt das Erstaunen auf den Gesichtern der Anwesenden, die verwundernd und schweigend sich ansahen. Die Königin Mutter warf ihrem Sohne einen höhnischen Blick nach, während Heinrich von Anjou die Lippen zusammenbiß, lächeln wollte und es doch nicht konnte. Der Herzog von Nevers und der Marschall Retz zwangen sich zu einem gleichmüthigen nichtssagenden Gesicht und hatten nur Augen für die Königin Mutter. Guise sah ernst und unverwandt nach der Stelle hin, wo der umgestürzte königliche Sessel lag, bis sich endlich sein Mund zum mitleidigen Lächeln verzog, und der Kanzler, zwar noch zitternd, hineilte, ihn aufzuheben, und durch Zeichen die Königin einlud den ihr gebührenden Platz einzunehmen. Tavannes allein konnte seinen Unmuth nicht verbergen, er murmelte unverständliche Worte vor sich hin und stieß mitunter Flüche und Drohungen aus.

Doch ohne auf Birague's Höflichkeit oder Tavannes

Zorn zu achten, ſtand Catharine von Medicis ſinnend und in ſich gekehrt da, bis ein dumpfes „So wahr ich ſelig zu werden hoffe, der Admiral muß ſterben!“ ſich aus ihrer klopfenden Bruſt hervor rang.

„Ich glaube nun ſelbſt, daß es Zeit iſt;“ ſagte Guiſe mit furchtbarer Kälte, wofür die Königin Mutter ihm beifällig zunickte „thut nun das Eurige, Herr Kanzler!“ Ohne weiter in dieſe Sache einzugehen, entließ Catharine die Verſammlung, da ſie die Rückkehr des Königs fürchtete, der indeſſen, nur von Ambroſius Paré begleitet, welcher ihm auf ausdrücklichen Befehl folgen mußte, nach Monpipeau geritten war. Der Kanzler allein blieb bei der Königin zurück.

„Das war eine harte Prüfungsſtunde, Birague;“ nahm jetzt Catharine das Wort „ſie kam mir unerwartet und fand mich unvorbereitet. Nie hätte ich geglaubt, daß des Königs Anmaaßungen ſo weit gehen würden, und nie wär' es ohne Coligny geſchehen. Die Ruhe, mit der er ſprach, ſein freundlicher, gewiß nur verſtellter Blick, ſetzte mich in Unruhe, und wer weiß was das Ende dieſes Tages geweſen wäre, wenn Tavannes ihn nicht in Wuth gebracht hätte. Ich habe trotz der Bewegung, in der ich mich befand, Euch Alle ſcharf beobachtet,“ fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, „habe mehr Höflinge wie Männer geſehen, Keinen der ſich würdevoll nahm, außer den beſonnenen, ewig biegſamen und dennoch ewig ſtolz daſtehenden Guiſe; ihn fürchte ich, er iſt, wie der Veſuv; äußerlich von lachenden Reben bewachſen und mit dem üppigſten Grün geſchmückt, thut es dem Auge wohl ihn zu ſehen, bis der Krater ſich öffnet und die lang verhal-

tene Flamme ausbricht. Dieſe bedachte Zurückhaltung fürchte ich mehr, als Tavannes ſoldatiſche Derbheit, die, wenn ſie mir heute auch zur rechten Zeit kam, doch oft läſtig wird."

„Zürnt ihm nicht, Majeſtät," unterbrach ſie Birague „er iſt uns unentbehrlich; ſo ein Mann iſt ein tüchtiger Hetzhund, ihn auf den Bären loszulaſſen, er packt an" —

„Wo Andre ſich verkriechen würden" fiel ihm die Königin in die Rede. „Ihr, Kanzler, zittertet vorhin wie Espenlaub, wenn Euch des Königs wild rollendes Auge traf —"

„Majeſtät" nahm der kleine, durch dieſe Beſchuldigung tief gekränkte Mann das Wort „Muth und Furcht ſind bei allen Menſchen ganz verſchiedener Art. Tavannes, zum Beiſpiel, ging vielleicht dem Löwen muthig entgegen, der ihm in den Weg tritt, und bebte dennoch vor der nahenden Gefahr, der er ſich nicht mit gepanzertem Arm entgegen ſtellen könnte. Ich würde bei dem Anblick der wilden Beſtie alle Beſonnenheit, allen Muth verlieren, aber wo es gilt, den Launen des tückiſchen Schickſals, der nahenden Gefahr kühn entgegen zu treten, da werdet Ihr Birague nie verzagt gefunden haben, da bleibt ſein Geiſt frei und nichts vermag ihn einzuſchüchtern oder gar zu entmuthigen. Jener haut wie der raſende Roland nutzlos in der Luft umher, wenn dieſer nicht eher abdrückt bis er ſeinen Mann ſicher hat. Das Leben Tauſender aufs Spiel zu ſetzen, vielleicht ſein eignes mit, das wagt Birague kühn, darf er nur von fern ſtehen und nicht ſelbſt mit der Fauſt drein ſchlagen. Es giebt Muth des Körpers und geiſtigen Muth, beide ſind ſelten vereint; den erſtern fin-

det Ihr in jedem geworbenen Landsknecht, den letztern nicht in jeglichem Manne —"

„Ihr möget Recht haben," unterbrach ihn die Königin, da er sein Thema noch weiter ausführen wollte „aber genug hiervon! — Coligny's Tod ist beschlossen, nehmt deshalb die nöthigen Maasregeln."

Der Kanzler schwieg einen Augenblick, sah sinnend vor sich nieder, dann hob er schnell das gesenkte Haupt, und aus den kleinen feurigen Luchsaugen blitzte die Schadenfreude hervor. „Ja, Majestät, so muß es sein!" rief er die Hände reibend „Ein Diener des Guisen muß den Mord vollbringen — Auf zwiefache Weise müssen wir dabei gewinnen —"

„Auf die Guisen allein fällt dann der Verdacht;" fiel ihm Catharina von Medicis, fürchtend ihr Kanzler entreiße ihr die Ehre der Erfindung des teuflischen Planes, schnell ein „die Hugenotten vereinigen sich den Tod Coligny's zu rächen, die Montmorency's schließen sich ihnen an; der blutige Kampf beginnt, die Guisen, als die augenblicklich Schwächern, unterliegen; da nimmt der Pöbel Parthei für sie, die Bürger bewaffnen sich, das Blutbad wird allgemein; Montmorency's, Guisen und Hugenotten gehen im Kampfe unter, und wer auch die Oberhand behält, wir allein siegen und das ohne Schwertschlag!"

„Ihr seid meine Meisterin, Majestät! So weit gingen meine Pläne nicht;" sagte der Kanzler, sich verbeugend „aber was sollte der König während dieser blutigen Katastrophe thun?"

„Sich mit seinen Hofleuten, mit den Garden und den

Schweizern im Louvre verſchließen und ruhig das Ende des Spiels abwarten."

Der Kanzler ſchüttelte ſeinen kahlen Kopf „Zweierlei habe ich dabei zu bedenken. Siegt eine Parthei vollkommen, tritt ſie ungeſchwächt aus dem Kampf, ſteht ſie dann nicht der kraftloſen Majeſtät furchtbarer gegenüber als je, wird ſie Euch, wird ſie dem König fortan gehorchen, der ſich in den Pallaſt verſchloß, wenn ſich das Volk unter ſeinen Augen erwürgte? Und dann, Majeſtät, fürchtet Ihr nicht den Pöbel, wenn er mit den Waffen in der Hand als Sieger vor Eurem Palaſte ſteht? Gedenkt der Tage der Barrikaden!" —

„Sie werden nie wiederkehren!" fiel ihm die Königin mit Heftigkeit in die Rede „Die Tage Johanns und Karls ſind vorüber."

„Unſre Tage gleichen ihnen ſehr" meinte der Kanzler. „Was damals Orleans und Burgund, ſind jetzt Guiſe und Montmorency, was damals die Engländer, ſind jetzt die Spanier."

„Schweigt und gehorcht!" — Der Kanzler neigte ſich „Vor oder nach der Vermählungsfeier?" fragte er dann.

„Sein Tod mache den Beſchluß des Feſtes!" —

„Der König ſchien ſehr aufgeregt;" nahm der Kanzler nach einer kurzen Stille das Wort „ſollte es wohl nicht rathſam ſein, daß Ew. Majeſtät ihn zu beſänftigen ſuchten? So nahe den Feierlichkeiten, dürfte die königliche Mutter ſchon etwas mehr wagen. Jetzt iſt ſie noch dem Könige unentbehrlich —"

„Jetzt nur, meint Ihr?" —

„Majeſtät! Das Wort eines Königs hat wunderbare

Kraft, es liegt ein mächtiger Zauber darin" ſagte der Kanzler. „Ein königliches Wort, wenn auch in flüchtigem Eifer geſprochen, hat lang wirkende Kraft. Träte der König ins Conſeil, nähm' Euren Platz ein und ſagte: Dank Euch, Mutter, für Eure Mühe, fortan will ich ſelbſt das Regiment führen! ſchickte Euch dann mit Eurem Hofſtaat nach St. Germain oder Blois, oder Gott weiß wohin, glaubt Ihr der ernſte Guiſe, der beſonnene Nevers, der trotzige Lavannes, ſelbſt der Marſchall Retz" ſagte er betonend „würden Euch folgen, die kriechenden Hofleute würden für Euch zu Ritter werden? — Höchſtens könnte ein junger Fant, den eine Eurer Fräulein in der Schlinge feſthielt, Euch folgen."

„Und was würdet Ihr thun, Kanzler? fragte die Königin Mutter raſch.

„Wollt Ihr die Wahrheit, Majeſtät?"

„Die reine Wahrheit verlange ich!"

„Ich blieb wie die Andern" ſagte er liſtig lächelnd und erfreut eine Antwort auf dieſe unerwartete Frage gefunden zu haben — „Ich blieb, aber blos um Vermittler zwiſchen Euch und dem Könige ſein zu können."

„Und wenn die Verſöhnung mißglückte?"

„Folgte ich meiner Wohlthäterin ins Exil!"

„Gleißneriſcher Lügner!" fuhr die Königin auf. Doch ſich ſchnell beſinnend, reichte ſie ihm die Hand zum Kuß „Ich werde Eurem Rathe folgen, Kanzler, und zum Könige gehen, ein ernſtes Wort mit ihm zu reden. Doch glaube ich den Bogen nicht zu ſtraff ſpannen zu müſſen, daß er nicht bricht, ehe Coligny vernichtet iſt."

„Weiſe geſprochen, Majeſtät!" ſagte der Kanzler

„Und ich werde zum Herzoge von Guiſe gehen, mit ihm wegen des Mannes zu reden, den er zu dieſem Unternehmen tauglich findet."

„Geht mit Gott!" ſprach die Königin ihn huldvoll entlaſſend.

17.

Es war ein ſchwüler Sommertag, an welchem der König in einer ſeiner ſonderbaren Launen nach Monpipeau ritt. Sein Blut war durch den Auftritt im Conſeil erhitzt, er fühlte ſich im höchſten Grade aufgeregt, und deshalb befahl er auch Ambroſius Paré ihm zu folgen, da er aus mancher Erfahrung wußte, wie gefährlich ihm dieſer Zuſtand ſei. Der Wundarzt, der nichts weniger als ein Freund der Jagd war, begleitete bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Herrn nur ungern, dem er übrigens, trotz der vielen ſchroffen Seiten, mit treuer Anhänglichkeit zugethan war. Der König hatte mit ſolcher Eile ſein fahles Pferd, welches er gemeiniglich nur bei übler Laune zu reiten pflegte, heute beſtiegen, daß ſeine Begleiter ihm nicht ſogleich folgen konnten, ſondern einzeln nachgeſprengt kamen. Meiſter Ambroſius war nicht wenig über das wahrlich nicht königliche Gefolge ungehalten, mit dem ſie durch die Straßen von Paris jagten.

Es war ſchon Abend als der König in Monpipeau anlangte, wohin er, ſeine Ankunft zu melden, Niemand vorausgeſchickt hatte. Er liebte dergleichen Ueberraſchungen, deshalb hatte es auch Keiner ohne ausdrücklichen Be-

fehl gewagt, den Kaſtellan von des Königs Ankunft zu benachrichtigen, der nicht wenig erſtaunt war, den König vor dem Portale des kleinen Jagdſchloſſes halten und ſeine Anrede unbeachtend, raſch an ihm vorüber die Treppe hinauf über den finſtern Bogengang nach ſeinen Zimmern gehen zu ſehn. Der alte Mann konnte nur keuchend folgen.

Aber ehe er ihn noch erreichen konnte, hatte ſchon der Schein eines durch die Ritze einer Thür dringenden Lichtes des Königs raſche Schritte aufgehalten. Wer konnte hier ſein, hier in dem Gemach neben ſeinem Schlafzimmer, das ſonſt Marie Touchet bewohnt hatte? Er lauſchte einen Augenblick, und da er nichts vernahm, riß er mit Ungeſtüm die Thüre auf und ein überraſchender Anblick ward ihm.

Marie Touchet ſaß, nicht im Pilgergewand, im reizendſten Nachtkleide, das nur nachläſſig übergeworfen, ſelbſt der Phantaſie eines Sterbenden die Flügel noch einmal hätte lüften können, das Geſicht nach der Thüre gewendet an ihrem Bette, aus dem ein tiefer Seufzer zu den Ohren des Königs drang. Raſch ohne auf Marie, ohne auf Meiſter Ambroſius zu achten, der ihn zurückzuhalten verſuchte, riß er die Vorhänge des Bettes auf, und „Mein König!“ ächzte ihm eine matte Stimme entgegen.

„Gut, daß mit Euch die Hülfe kommt, Meiſter!“ ſagte in dieſem Augenblick Marie „Seht nur den Armen!“ Sie führte ihn ans Bett, wo der König noch ſtaunend ſtand; ſein ganzes Geſicht war verändert, jedes Finſtre, Wilde war verſchwunden und Mitleid drückte ſich auf ſeinem bleichen Todtengeſichte aus — „Armer Jean!“ ſprach

er endlich „Wie kamst Du hierher und in diesem Zustande? — Helft lieber Meister, wenn dem Armen noch zu helfen ist.“

Jean Petit, der kleine niedliche Zwerg, ein Liebling des Königs, dem selbst die Königin Mutter wohlwollte, und der ihm durch Possen und manchen beißenden Witz oft die üble Laune zu vertreiben verstand, weshalb ihn Karl der Neunte seinen kleinen Günstling zu nennen pflegte, lag mit dicht verbundenem Kopfe in dem Bette der schönen Marie, die, wohl die Ankunft des Königs nicht ahnend, unbefangen und im reizenden Nachtkleid die Stelle einer barmherzigen Schwester bei dem Kleinen versah, jetzt aber durch den flammenden Blick, den der König auf sie warf, aufmerksam gemacht, sich schnell entfernte.

„Was ist Dir begegnet, armer Jean?“ fragte König Karl theilnehmend „Wer hat Dich so furchtbar gemißhandelt?“

„Sire!“ stöhnte der Kleine „Ich bin so schwach — daß ich nicht sprechen kann — Verzeiht — Geduldet Euch —“

Aber Geduld war nicht des Königs Tugend, er befahl dem Kastellan ihm auf sein Zimmer zu folgen. „Was ist hier vorgefallen?“ fragte er heftig.

„Ich weiß Ew. Majestät nichts zu berichten, als daß gestern am frühen Morgen die Dame mit einer Kammerfrau hier angekommen ist, und von ihrem Zimmer Besitz nahm, was ich ihr zu verweigern nicht wagen durfte. Um Mittag hörte ich schon von weitem die Schellen von Herrn Jean Petits Maulthiere, der mit seinem Diener hier eintraf; er gab vor, Ew. Majestät erwarten zu müs-

ſen, und bezog wie gewöhnlich ſein Stübchen. Heute gegen Abend vernahm ich plötzlich hier oben ein ängſtliches Geſchrei, ich eile herbei und finde Herrn Petit wimmernd auf der Erde liegen. Auf meine Frage giebt er mir keine Antwort, die herbeigeeilte Dame befiehlt mir jedoch ihn auf ihr Zimmer zu bringen, wo ich ſeine Verletzungen unterſuche; ein Dolchſtich, der ihm den linken Arm leicht geſtreift hatte, war die einzige doch nur unbedeutende Wunde, aber ein Schlag auf den Kopf mochte ihn betäubt haben und ihn ſehr ſchmerzen; es mag wohl die einzige gefährliche Verletzung ſein."

„Iſt ſonſt Niemand im Schloſſe geweſen?"

„Niemand, Sire, ſo viel ich weiß!" erwiederte der alte Kaſtellan.

„Könnt Ihr ganz Euren Leuten vertrauen?" fragte der König weiter.

„Wer könnte das in jetziger Zeit?" ſagte der alte Mann, und warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Herrn — „Wo Alles ſich feindlich entgegen ſteht, da wird Ueberredung, Liſt und das Schlimmſte, Geld wird angewendet, den Ehrlichen wie den Taugenichts zu beſtechen. In meinem kleinen niedern Wirkungskreiſe, Sire, iſt es eben ſo ſchlimm, wie am Hofe; ich traue keinem meiner Umgebung."

„Auch ich nicht!" murmelte der König vor ſich hin. „Geh alter Vincent" befahl er dann dem Kaſtellan „und rufe mir Marie Touchet her!" Aber in dem Augenblick, als ſich Vincent entfernen wollte, trat Meiſter Ambroſius ein. „Sire!" bat er zu dem Könige leiſe redend „Habt Geduld, forſcht jetzt nicht weiter nach der Sache. Mor-

gen früh, wo der Verwundete wird reden können, ſollt Ihr Alles erfahren."

„Ruf mir Marie Touchet!" befahl der König nochmals dem zögernden Kaſtellan, der nun ſchnell den Befehl des Königs zu vollführen ſich entfernte.

„Sire!" nahm jetzt Ambroſius Paré das Wort, des Königs Ungeduld nicht achtend, der mit immer mehr vorgebeugtem Körper, mit immer raſcheren Schritten auf und ab ging „Wolltet Ihr meine Bitte nicht ungnädig aufnehmen, ſo beſchwör' ich Euch, ſprecht heute Marie Touchet nicht. Sie iſt in ſo aufgeregter Stimmung wie Ihr. Geduldet Euch bis morgen; was nützt es Euch mit noch mehr Sorgen beladen zu Bette zu gehen und Euch den ſo nöthigen Schlummer zu rauben? Erfüllt die Bitte Eures alten Dieners, der Euch ſchon oft von dem Rande des Grabes zurückhielt, und der ſo gern auf Euer Gemüth wie auf Euren Körper heilſam zu wirken wünſchte — Erfüllt ſie ihm!" Der Alte ergriff bei dieſen Worten des Königs Hand, küßte und drückte ſie.

„Meiſter!" ſagte der König, bei dem Anblick des kahlen, grauen auf ſeine Hand gebeugten Hauptes gerührt „Ich weiß Du meinſt es gut mit mir, beſſer als Manche, die mir näher ſtehen als Du. Mancher gute Rath von Dir hat mich vor unüberlegtes Handeln geſchützt, und nie hab' ich es noch zu bereuen gehabt, daß ich ihm folgte. Aber was hülfe es mir jetzt, wenn ich mich auch bis morgen gedulden wollte? Ich weiß, daß hier Etwas vorgegangen iſt, das mir Sorge machen kann. Glaubſt Du, ich könnte mit dieſem Gedanken auf meinem Lager Ruhe finden? O, mein guter Meiſter, tauſend Schreckensbilder

würden mich dort neckend umgaukeln, von Angſt gepeiniget, als hätte ich das Blut meines Volkes ſtromweis vergoſſen, würde ich in qualvollem Zuſtande den Tag erwarten — Nein, ſprich jetzt, ſag was iſt vorgefallen?"

„Quälen Euch zuweilen ſolch' böſe Träume, Sire?" fragte, als wolle ſich nur der Arzt davon unterrichten, Meiſter Paré — Der König nickte bejahend — „Nun dann, ſo fühlt Ihr jetzt ſchon den Vorſchmack der Hölle, die Euch erwarten würde, könntet Ihr je in das Blut Eurer Unterthanen Eure Hand tauchen."

„Ambroſius Paré!" fuhr der König heftig auf, und ſein Auge blickte wild auf den Alten, „Wie kannſt Du dergleichen von mir denken, wie Dich erkühnen, mir dies zu ſagen, mir, der ich mein Volk liebe und es ſo gern glücklich machen möchte?"

„Und es doch nicht glücklich macht!" fiel ihm der Meiſter kopfſchüttelnd in die Rede und ſtand furchtlos vor dem Erzürnten, der ſich zwar zu mäßigen ſuchte, aber doch nicht verhindern konnte, daß das halb mit Hohn, halb in Zorn ausgeſprochene Wort „Elender Hugenott!" ihm entfuhr.

„Das bin ich, Sire, und Gott ſei gedankt, daß ich es bin!" ſagte der Meiſter unerſchrocken.

„So lange, als es meiner Nachſicht gefällt!" unterbrach ihn der König vor Wuth zitternd.

„Nein, Sire, ſo lange es Gott gefällt, und das Wort eines Königs ein heiliges Wort iſt. Unter den vier Sachen, die Ihr mir feierlich mit Hand und Mund verſprochen habt, iſt die Erſte: daß Ihr mich nie zur Meſſe zwingen wollt; und noch vertraue ich Eurem königlichen Worte. —

Oft hab' ich, der Hugenott, an Eurem Krankenlager geſeſſen," fuhr er mit Herzlichkeit fort, da er ſah, daß ſich der Jähzorn des Königs legte, und ſein Auge weniger unſtät auf ihn blickte, „habe Euch gepflegt und mit meinem Wiſſen genützt, während Ihr Eure Heere ausſandtet, meinen Glauben zu unterdrücken, meine Glaubensbrüder zu morden. Wär' ich den Grundſätzen meiner erſten Lehrer, den Jeſuiten, gefolgt, ſo hätte ich in den beruhigenden Trank, den ich Euch ſo oft reichte, eine Doſis der ewigen Ruhe gemiſcht, und ſo meine Brüder vor Eurer Geißel gerettet. Aber der Glaube der Hugenotten befiehlt ſeine Feinde zu lieben, und Gott das Gericht hier und dort zu überlaſſen. Ueberlaßt es ihm auch, der tauſendmal höher über Euch ſteht, als Ihr über dem ärmſten Bettler Eures Volks."

„In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Marie Touchet trat, von dem Könige ungeſehen, leiſe ein. „Da iſt ſie," raunte Ambroſius, der ſie gewahrte, dem Könige zu „da iſt der gefallene Engel, den Satan als Diener gebraucht — Sie verlangt Blut!"

Der König ſah bei dieſen Worten bald ſeinen Wundarzt, bald Marie Touchet an, dann befahl er ihr näher zu treten.

In einen Mantel tief verhüllt nahte ſie dem Könige. „Was iſt mit meinem Zwerge vorgefallen?" fuhr er ſie barſch, ſelbſt mit einer drohenden Bewegung an „Verſchweige, verheimliche mir nichts; Schritt vor Schritt folge ich Deinen Worten; ich muß Alles wiſſen, was Du hier gethan, geſprochen, was Dich hierher geführt hat — Beichte!"

„Wenn dieſer Mann das Zimmer verlaſſen hat!“ antwortete Marie auf den Meiſter zeigend.

„Schon wieder dies thörige Verlangen? — Mißbrauche nicht meine Geduld!“ rief der König zornig.

„Ich achte den Mann, ich könnte ihn ſelbſt wie meinen Vater lieben, wär' er nicht ein Ketzer. Aber das Heilige darf ſich nicht in Gegenwart des Unheiligen enthüllen.“

„Ich befehl' es Dir!“

„Ein Höherer als Ihr, Sire, befahl mir es nicht zu thun, und ihm muß ich gehorchen, obgleich mein Herz, verlangtet Ihr auch das Härteſte von mir, freudig jedem Eurer Worte folgen würde.“

Der König ward unſchlüſſig; da raunte ihm Ambroſius zu „Seid auf Eurer Huth, Sire, und laßt mich geben; ich bleibe ſchon in der Nähe.“ Dies ſagend entfernte er ſich.

König Karl nahm nun Platz auf ſeinem Lehnſtuhl, und nach einigem Nachdenken befahl er Marien zu reden.

„Mich trieb eine unbeſchreibliche Angſt aus Paris“ begann ſie, und ihr Auge flammte, und ihre Stimme ſtockte zuweilen, wenn ſie ſprach „Nicht in den hohen Gemächern des Louvre, nicht in meinem kleinen Zimmer in der Straße des Tempels konnte ich dauern. Wenn ich ans Fenſter trat, ſo hört' ich die Sturmglocke lauten und ſah ein furchtbares Gemetzel in den Straßen, und mitten in dieſem Gemetzel ſchritt ein friedlicher Engel, die Palme in der Hand, ruhig zwiſchen den blutigen Leichnamen, die ſich meinem Auge zeigten, einher. Wenn ich vom Fenſter weg-eilte, mich auf einen Seſſel warf, die Augen ſchloß, damit

ich die Gräuelscenen nicht mehr erblicken wollte, dann stand der Engel mit dem Palmenzweige vor mir, küßte meine glühende Stirn und winkte mir ihm zu folgen. Sprang ich dann, ihm zu gehorchen, auf, so war die Erscheinung verschwunden; doch so bald ich mein Auge wieder schloß, stand sie freundlich winkend vor mir. Tag und Nacht schwebte der Engel um mich —"

„Marie!" unterbrach sie der König staunend, doch sie fuhr, darauf nicht achtend, fort „Da schellte ich eines Tages von Angst getrieben meinem Diener, befahl ihm, mir den Zelter zu satteln und bestieg freudig, Paris verlassen zu können, das Roß. Ich trieb es an, ließ ihm jedoch die Zügel und übergab mich ganz seiner Willkühr. Nach langem Hin- und Hertraben befand ich mich endlich vor Monpipeau, stieg ab und wagte es, gegen Euren Befehl, meine alte Wohnung zu beziehen."

Als sie jetzt schwieg, befahl ihr der König näher zu treten und streckte traulich beide Hände nach ihr; sie reichte ihm jedoch nur die Linke, die rechte Hand blieb unter dem Mantel verborgen. „Marie! Ist Alles Wahrheit was Du mir eben sagtest?" fragte sie der König in mildem Ton.

„Reine Wahrheit!" erwiederte sie rasch, doch hoch erröthend.

„Kannst Du mir bei dem Bilde der heiligen Mutter schwören, daß Du die Erscheinungen wirklich sahest?"

„Das kann ich! — Und könnte sich mein schwacher Geist geirrt haben, so würde die gnadenreiche Mutter mir gewiß meinen Irrthum verzeihen. — Aber hört nur weiter!" fuhr sie mit sichtbarer Eile fort „Am Mittage kam der arme Petit, dem ich so wohl will, hierher. Ich freute

mich, hier nicht mehr allein zu sein, und so desto leichter die ewig mich umgaukelnden Bilder zu verscheuchen. Er unterhielt mich auch mit manchen lustigen Geschichten, und trieb wirklich damit alle finstre Gedanken, alle Erscheinungen von mir, von denen ich überdies glaubte, daß sie mich auf dies Jagdschloß nicht begleitet hätten, denn mein Puls schlug ruhiger, als in Paris, und ich athmete hier freier und sorgloser. Als es zu dämmern begann, verließ mich der Kleine; ich verrichtete mein Abendgebet, und von der nächtlichen Reise ermüdet legte ich mich zur Ruhe. Mich überfiel alsbald der Schlaf — Doch davon hernach, mein gnädigster Herr, erst will ich Euch berichten, was mit dem Zwerge geschah."

„Dich überfiel alsbald der Schlaf?" unterbrach sie der König „Hattest Du vielleicht einen Schlaftrunk genommen?"

„Ja, gnädigster Herr, den, welchen ich seit einigen Tagen immer zu nehmen pflege."

„Und er besteht?" fragte der König rasch.

„Es ist ein Becher klaren Wassers, in den ich einige Tropfen eines köstlichen mit Zimmt gewürzten Saftes träufle."

„Von wem erhieltst Du die Tropfen?" — Marie Touchet ward verlegen — „Wer gab sie Dir?" fuhr der König heftig auf.

„Der ehrwürdige Beichtvater der Königin Mutter!" erwiederte sie bebend. „Sie sollen, bei andächtigem Gebet genommen, die sündigen Träume verscheuchen und die frommen Gedanken stärken" fuhr sie fort, doch schwieg sie

verlegen, als der König mit finſter flammendem Blick ſie durchbohren zu wollen ſchien.

„Ich weiß nun," fuhr er endlich auf „daß Du eine Betrügerin und im Solde meiner Mutter biſt — Fürchte meinen gerechten Zorn!"

„Ich bin keine Betrügerin, Sire, nur eine unglückliche Mutter, die vergebens ihr Kind zu umarmen hoffte. Bei dieſen Worten flammte ihr Auge, ihre rechte Hand unter dem Mantel zuckte und ſie trat dem Könige mit raſchem Schritte näher, der von ihrem wilden ſtarren Blick aufgeſchreckt von ſeinem Seſſel ſprang, und ihr ein furchtbares „Nicht von der Stelle Weib!" zurief „Was haſt Du unter Deinem Mantel verborgen? Schnell wirf ihn ab!"

„Ich ſoll meinen Mantel abwerfen?" rief ſie, und ſchwer war es in dieſem Augenblick zu entſcheiden, ob Angſt, ob Entzücken ſich in Blick und Wort Mariens ausdrückte — „Ihr befehlt es, Herr?" fragte ſie dann mit zitternder Stimme.

„Säume nicht!" rief der König zornig, und Ambroſius Paré trat, von Marien ungeſehen, bei dieſem Ausruf leiſe durch eine Tapetenthüre ein.

Das Mädchen zögerte noch, doch jetzt, eben als des Königs drohende Geberde ſie zittern ließ, ſprang ſie, den Mantel wegwerfend, auf den König zu, und er fühlte ſich von zwei runden Schwanenarmen umklammert, das ſchöne Weib lag reizend und üppig gekleidet an ſeiner Bruſt — „Gieb mir mein Kind, Karl, rief ſie, ehe der König ſich von ſeiner Ueberraſchung erholen konnte „Ich will es ſchützen, wie die Löwin ihr Junges, will ſeine Bruſt mit dieſer Bruſt beſchirmen, die noch immer liebend für ſeinen

Vater ſchlägt — Habt Erbarmen, Sire!" ſchrie ſie jetzt, da der König ſich von ihr losriß, ſtürzte verzweiflungsvoll zu ſeinen Füßen und umklammerte ſeine Kniee — „Habt Erbarmen, ich muß ihn wieder haben, und ſollte ich das Gräulichſte vollbringen müſſen — Ihr wißt nicht, was in meiner Bruſt verborgen liegt — Der Engel mit der Palme iſt ja mein Kind — Die Hugenotten haben den einzigen Knaben, den Euch Gott gab, gemordet, und nun ſchwebt er, ein Engel der Verſöhnung, unter den Leichen ſeiner Mörder umher —"

„Marie, ſchweig!" unterbrach ſie der König erſchüttert.

„O der Angſtruf aus Mutterbruſt dringt unaufhaltſam hervor — Schweigen kann eine Mutter nicht, wenn ſie ihr geraubtes, gemordetes Kind ſucht!" —

„Legt Euch zur Ruhe, Fieberhitze treibt den kalten Schweiß auf Eure Stirn!" ſagte eine ernſte Stimme hinter ihr. Sie ſprang erſchrocken auf und erblickte Meiſter Ambroſius, der ihre Hand, die ſie ihm aber ſchnell entzog, ergreifen wollte. Sie riß mit Blitzesſchnelle ihren Mantel von der Erde auf, und warf ihn, haſtig die ſchönen Formen verhüllend, über ihre Schultern.

„Nun iſt's vorüber," ſprach ſie mit einer Art verzweiflungsvoller Ergebung „und jede Hoffnung iſt dahin! Der Mann dort verſchließt mir des Königs Herz; für fremdes Leiden fühllos, ſchneidet er, in eitlem Wahn zu heilen, die Wunde noch tiefer. Ihm iſt ein ausgeblutetes Herz lieber, als ein blutendes; nur Schmerzen verbreitend, kennt er nicht die Qual des Schmerzes in der wunden Bruſt des Weibes — Da, nehmt meine Hand, zählt je-

den Pulsschlag, beobachtet ob sie zu rasch, zu ruhig gehen, reicht mir einen kühlenden Trank, und Alles wird Euch, wird mir nichts helfen; bannt mich auf mein einsames Lager, wo ich nicht den Vater, nicht das Kind in meine Arme schließen kann. Wenn der Engel mir wieder winkt, dann folg' ich ihm doch!"

„Arme Marie!" rief der König, von ihrem Zustande erschüttert „Beruhige Dich!"

Ein freundliches Lächeln umzog ihren Mund. „Die Töne, die ich vernahm," sprach sie, sanft an dem König aufblickend „klingen, als kämen sie aus weiter Ferne, trauernd, wehmüthig, und thuen doch meinem Herzen so wohl — So mag den Abgeschiedenen sein, wenn sie aus Himmelshöhen die sanften Klagen der Zurückgelassenen vernehmen. Es sind ihnen milde Töne aus der Vergangenheit, die letzten Klänge einer zertrümmerten Laute —"

„Kommt, Marie Touchet!" sagte Meister Ambrosius, und suchte sie den Armen des Königs zu entziehen, der sie theilnehmend umschlungen hielt „Kommt, legt Euch zur Ruh!" Da preßte sie mit Heftigkeit ihre Lippen auf die Lippen des immer noch von ihr Geliebten, und er duldete es.

„Nun folge ich Euch willig!" sprach sie mit bebender Stimme „Ich habe des Lebens Glück noch einmal genossen; nun Meister getrost dem Tode entgegen!"

Sie wankte von Ambrosius geführt nach ihrem Gemache, wo ihre Zofe sie zur Ruhe brachte.

18.

Als der Wundarzt nach langem Verweilen wieder in das Zimmer des Königs trat, fand er ihn in tiefes Sinnen verſunken. „Meiſter!“ rief er endlich wie aus einem Traume erwacht, und Ambroſius entging der Zuſtand von Abſpannung nicht, in dem ſich der König befand „Vor meiner Seele ſchweben trübe Bilder, Ahnungen ergreifen mich, die mich furchtbar bewegen. Mit mir ſcheint die Natur ein böſes Spiel getrieben zu haben, denn, was ſelbſt dem hülfloſen Säugling ward, die Liebe ſeiner Mutter, ſcheint ſie mir verweigert zu haben. Sie hat mich auf den ſchönſten Thron der Welt geſetzt, um mich im Purpur an allen Freuden darben zu laſſen. Einſam ſtehe ich da, und habe keinen Freund, Keinen dem ich vertrauen könnte —“

„Vertraut dem Admiral, Sire!“ fiel ihm Ambroſius in die Rede.

„Wärſt Du nicht Hugenott, vertraut' ich Deinem Rath, wär' er es nicht, könnte ſich vielleicht mein ganzes Herz ihm zuwenden; aber wo es Eurem Irrglauben gilt, hört Ihr auf, redliche Menſchen zu ſein.“

Ambroſius lächelte bitter „Nun, Sire,“ ſagte er dann „glaubt Ihr auch hierin meinen Rath nicht befolgen zu dürfen, ſo befolgt wenigſtens den Rath Eures Arztes. Schickt den Beichtvater der Königin Mutter vom Hofe, aus Paris, wo möglich aus Frankreich.“

„Das wäre ein ſchweres, ein gewagtes Unternehmen“ meinte der König.

„Aber ein nothwendiges, heilſames" fiel ihm Paré raſch in die Rede. Ich habe, ſo weit es ſich hier thun ließ, die Tropfen unterſucht, die der Jeſuit Marie Touchet gegeben hat. Ich fand, daß ſie ſinnbetäubende, die Nerven, die Einbildungskraft aufregende Mittel enthalten, die um ſo nachtheiliger wirken, als nach der Ueberſpannung Abſpannung erfolgt, und das ganze Nervenſyſtem zerrüttet werden kann — Habt Ihr je ſchon dergleichen Viſionen, wie Marie Touchet zu haben glaubt, gehabt, gnädigſter Herr?" fragte er jetzt den König beſorgt, der, durch dieſe Frage betroffen, plötzlich erbleichte „Habt Ihr dergleichen Viſionen gehabt?"

„Ja!" ſtammelte der König, und ein kalter Todtenſchauer überlief ihn.

„Und wann?"

Des Königs Auge ſah finſter vor ſich hin „Sonderbar!" ſagte er endlich „Wenn ich am Tage durch irgend Etwas, beſonders durch einen Zwiſt mit meiner Mutter, aufgeregt war, und mich auf mein Lager warf, dort Beruhigung zu finden, da umgaben mich gräuliche Bilder, meine aufgeregte Einbildungskraft ſcheuchte den Schlaf von mir, und nur in Marie Touchets Armen ward mir dann wieder wohl —"

„Reicht Euch nicht Euer Kammerdiener Conſtant den Nachttrunk?" — Der König nickte bejahend — „So jagt ihn fort! Er iſt im Solde Eurer —"

„Menſch!" fuhr der König auf, und packte den alten Mann, ihn ſchüttelnd, bei der Bruſt „Du wagſt es, meiner Mutter —"

„Der Arzt gab den Rath Eures körperlichen Zuſtan-

des wegen, der ihm nun immer klarer wird, Ambrosius Paré aber schweigt!" sagte er mit Ruhe, dem königlichen Jüngling furchtlos ins wilde Auge blickend, der jetzt beschämt den Alten losließ, dessen Hand ergriff, sie drückte, und dann mit verschränkten Armen und gebeugtem Haupte seine Wanderung im Zimmer begann — „Furchtbar — schrecklich, wenn es so wäre!" — Diese Worte stieß er, sie oftmals wiederholend aus, bis er endlich stehen blieb, heftig mit dem Fuß stampfte und „Bei allen Teufeln und allen Heiligen zusammen, es muß anders werden!" fluchend ausrief.

„Das alte Lied, das Ihr schon oft, aber nie bis zum Ende singt!" sagte Meister Ambrosius halb laut vor sich hin.

Der König mochte es doch gehört haben, denn er trat zornig auf den Wundarzt zu, blieb aber plötzlich stehen, sann einen Augenblick, dann sagte er „Erzähle mir jetzt, was sich mit dem Zwerge zutrug, und berichte mir wie es Marie geht."

„Die Kranke scheint ruhiger geworden zu sein, sie schläft. Von dem Zwerge kann ich Euch mancherlei sagen, Sire, was Euch auf Vermuthungen bringen, nichts aber, was Euch Gewißheit geben kann."

„Petit" so begann er nun seine Erzählung „betrat zufällig das kleine Vorzimmer neben dem Kabinette der Königin Mutter, wohin ihn oft die hübschen Frauen durch Liebkosungen und Zuckerwerk lockten, fand es aber heute leer; keine Seele war dort, und man hätte glauben können, Alles wäre hier ausgestorben, wenn nicht ein leises Murmeln im Kabinet ihn von dem Dasein Lebender über-

zeugt hätte. Der Kleine, neugierig, lauſchte, und da er die Thüre nur angelehnt ſah, wagte er einen leiſen Druck, und nun konnte er durch die ſchmale Oeffnung die Königin beobachten, die mit einem Pagen des Herzogs von Guiſe angelegentlich ſprach. Bald vernahm er nun, daß die Rede von Marie Touchet ſei, und daß ſie nach Monpipeau kommen würde. Aber von dem, was die Königin weiter ſprach, vernahm er meiſt nur abgebrochene Worte, außer zuletzt, wo er deutlich hören konnte, daß ſie beim Weggehen dem Pagen befahl, ſich zu ihrem Beichtvater zu begeben. Als der Page heraus trat, hatte ſich Petit auf einen Stuhl geſetzt und that als ob er ſchliefe; die Königin Mutter aber, da ſie eine ihrer Kammerfrauen rief und ihn da ſitzen ſah, weckte ihn unſanft, und ſchickte ihn dann mit zornigen Worten fort.

Petit dachte über das Wenige, was er gehört hatte, reiflich nach, und begriff nun, daß irgend Etwas mit der Unglücklichen, an der er faſt, wie Ihr wißt Sire, mit Leidenſchaft hängt, im Werke ſei. Er ging am Morgen in ihre Wohnung, und fand ſie ſchon abgereißt. Schnell beſtieg er ſein Maulthier und trabte hierher, wo er auch wirklich Marie fand. Der Arme faßte nun den kecken Entſchluß ihr Ritter zu werden, entdeckte ihr nichts von dem, was er bei der Königin gehört, ſchlich, ſtatt ſich am Abend zu Bett zu legen, auf den Gang, der zu dieſen Zimmern führt, und bemerkte hier Manches, was Verdacht erwecken konnte. Als ihm am andern Tage die Dame von einer Erſcheinung erzählte, die ſie dieſe Nacht gehabt habe, ward ſein Argwohn zur Gewißheit; er unterſuchte in der Stille die angrenzenden Zimmer, fand eine verbor-

gene Thüre, die hinter dem kleinen Hausaltare sich befindet, vor dem Marie Touchet ihre Andacht zu verrichten pflegt, und verbarg sich nun, sobald die Nacht einbrach, in die Nähe des Zimmers. Er lauerte nicht lange in seinem Versteck, denn eine weiß gekleidete Engelsgestalt, mit einem Palmenzweige in der Hand, schritt dem Zimmer neben der Dame Schlafgemach zu. Er erkannte in dem Engel sogleich den Pagen, und unvorsichtig und keck fuhr er aus seinem Versteck hervor, packte ihn und verlangte Rechenschaft, was ein Page des Herzogs von Guise hier mache. Ein betäubender Schlag auf den Kopf raubte ihm nicht ganz die Besinnung, denn geschickt wich er noch einem Dolchstoß aus, so daß er mit einer leichten Streifwunde davon kam und ein fürchterliches Geschrei erhob, worauf der Page entfloh. Mehrere Menschen eilten herbei ihm zur Hülfe, auch Marie kam und ließ ihn, von Mitleid ergriffen, in ihr Bett legen. Er hat ihr von dem, was ihm begegnet, nichts gesagt, ob aus Schonung, oder aus Furcht für sein Leben, wag „ich nicht zu entscheiden."

„Sonderbar!" sagte der König, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte „Habt Ihr hierüber nichts von dem Mädchen erfahren?"

Ich durfte sie in ihrem fieberhaften Zustande nicht nach dergleichen fragen, Sire! erwiederte Paré „Nun so muß ich bis Morgen meine Ungeduld zügeln" sagte der König verdrießlich, ein Geheimniß liegt hier verborgen, fast ahn' ich es. Aber bei allen Teufeln ich werde strenges Gericht halten. Nun also bis auf Morgen, gute Nacht, Meister! Er wollte sich zur Ruhe begeben; aber ein Eilbote, der in der Nacht mit Briefen vom Kanzler und dem

Admiral, doch mit keinen der Königin Mutter eintraf, bestimmte ihn am Morgen schon schnell nach Paris zurückzukehren, und Marie Touchet und den Zwerg der Obhuth Ambrosius Paré's zu überlassen.

Diesesmal war Marie Touchet gegen den König nicht ganz offenherzig gewesen, denn sie hatte ihm mancherlei verschwiegen. Von der Unterredung mit der Königin Mutter und deren Beichtvater hatte sie gegen ihn nichts erwähnt, und doch war es der Jesuit, der sie zur Reise nach Monpipeau bewog. Er hatte ihr durch listige Worte die Ueberzeugung gegeben, daß das Leben ihres Knaben in Gefahr sei, und alles gethan ihre ohnedies reizbare Phantasie noch mehr aufzuregen; und so war wahrscheinlich die Vermuthung des Wundarztes wegen den Andacht erweckenden Tropfen nicht ungegründet. Ihr Knabe, den man selbst ihren Blicken entzog, war die Angel, an der man sie fangen wollte, und so ließ sie der Jesuit hoffen, daß, wenn sie den König zu einem entscheidenden Schritt gegen die Hugenotten und zu seiner Zustimmung zu dem Tode Colignys, ihres Kindes erbitterten Feindes, bewegen könnte, ihr in Monpipeau das Kind überliefert werden solle. Noch verband Catharine von Medicis mit diesem Plan einen andern. Die Verehrung, die der König jetzt öffentlich seiner Gemahlin zollte, beunruhigte sie; sie glaubte das Band der Eintracht durch Marie stören zu können, daher der listige Rath der in Catharinens Solde stehenden Kammerfrau Mariens, sich lockend und üppig zu kleiden, zur rechten Zeit den Mantel fallen zu lassen, und so den König wieder in ihr Netz zu ziehen. Marie Touchet war viel zu sehr selbst die Betrogene und viel zu leidenschaftlich, um

sich und ihre Gefühle ganz in der Gewalt zu haben; überdies liebte sie den König zu wahrhaft, um ihn lange täuschen zu können.

Der Page des Herzogs von Guise hatte sich willig zu der Rolle des Engels finden lassen. Ein achtzehnjähriger schöner blonder Jüngling, war sein Aeußeres ganz geeignet einer erhitzten weiblichen Phantasie als Engel zu erscheinen; doch benahm er sich bei seiner Rolle ziemlich schlecht, und würde vielleicht, ohne des ritterlichen Zwerges Dazwischenkommen, das zweite Mal selbst den Betrug der so leicht zu täuschenden Schwärmerin verrathen haben. Er schritt nämlich der Vorschrift gemäs, von der bestochenen Kammerfrau geleitet, durch die heimliche Thür in das Schlafgemach Mariens, die zwar schon zu Bett lag, aber noch betete. Er sprach die ihm vorgeschriebenen Worte, die es ihr, ihres ewigen Heils wegen, zur Pflicht machten, die Seele des Königs zu retten, der von den Hugenotten umstrickt, der ewigen Verdammniß entgegen gehe. „Noch einmal komme ich, Dich zu warnen," schloß er seine Rede mit wahrhaft melodischer englischer Stimme „Doch ist auch diese Warnung vergebens, erscheine ich Dir nicht wieder." Marie, dies fürchtend, streckte die Arme nach dem Boten des Himmels, dem der schneeweiße Arm, das auf ihn gerichtete glühende dunkle Auge des Mädchens zu lockend erschien; er nahte ihrem Lager, beugte sich über sie, küßte leise ihre Stirn, weniger leise ihre Rosenlippen, und hatte doch noch Besonnenheit genug, sich nach solchem Engelsgruß zu entfernen. Diesen Engel hatte Marie wirklich gehört, gesehen, den Kuß seiner himmlischen Lippen gefühlt; aber die Erscheinungen, die sie in Paris umschwebt haben

ſollten; waren wahrſcheinlich Bilder ihrer aufgeregten regellosen Phantaſie, die ſie in Form, Handlung und Geſtalt bringend, dem Könige wieder vormalte. Dieſen hatte zwar diesmal der Zufall nach Monpipeau geführt, doch hatte die Königin Mutter ein leichtes Mittel, ihn nach jedem beliebigen Jagdſchloſſe zu locken. Ein Bericht der Jäger, daß ſich ein ausgezeichneter Hirſch, ein ſtarker wilder Keuler in dem Forſte habe blicken laſſen, war hinreichend, ihn von Paris und dorthin zu ziehen.

19.

Es war wohl ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß ein und derſelbe Courier zwei Schreiben von zwei ſo ganz verſchiedenen Menſchen, als der Kanzler und der Admiral, dem Könige brachte, und dieſe beiden Schreiben gleichen Zweck hatten, den König nämlich zu bewegen eilig nach Paris zurückzukehren. Auffallend mußte es aber dem Könige ſein, daß ihm ſeine Mutter nicht auch ſchrieb, die ſonſt in dergleichen Fällen dies nicht zu verſäumen pflegte. Der Kanzler meldete ihm, daß endlich die Dispenſationsbulle zur Heirath der Prinzeſſin Margarethe von Rom angelangt ſei, was ſeine Anweſenheit in Paris nothwendig mache; Coligny hingegen, wahrſcheinlich von dem Eintreffen der Bulle noch nicht unterrichtet, berichtete dem Könige, daß man am Hofe von der nah bevorſtehenden Abreiſe der Königin Mutter als etwas Beſtimmtes ſpreche, und es nicht gut ſei, wenn er jetzt dieſen Schritt, der offene Zwietracht zwiſchen ihm und ſeiner Mutter zeige, nicht

zu hintertreiben ſuche. Der König ſah ſich daher genöthigt nach Paris zurückzukehren, und dieſe Nachricht, verbunden mit dem, was er von Ambroſius Paré erfahren hatte, brachte ihn nur noch mehr gegen ſeine Mutter auf.

Ohne ſein Zimmer zu betreten, eilte er zu ihr und fand ſie ſchon abgereiſt. Sie hatte mit einem kleinen Gefolge am Morgen Paris verlaſſen und ſich nach Monceaux begeben. Ungewiß, was er thun ſolle, ging er mit raſchen Schritten nach ſeinen Gemächern, wo er den Kanzler, den Marſchall Lavannes und den Herrn von Villeroi ſchon ſeiner harrend fand, wovon jeder ihm mit Geſchäften und Fragen entgegen trat, die zu beantworten er jetzt am wenigſten Luſt hatte; er ſchickte ſie fort, beſtellte ſie zum andern Tage wieder und ließ Coligny rufen.

Der Admiral fand den König in der peinlichſten Unruhe. „Mein Vater!“ rief er ihm entgegen „Die Königin Mutter iſt nach Monceaux. Rathet mir, was ſoll ich thun? Soll ich ſie dort laſſen, oder ſoll ich ſie zurückrufen? Das Eine wäre wünſchenswerth, wenn ich nur einen treuen mir ergebenen Diener, einen Freund hätte, der mir die Laſt der Regierung tragen hülfe; das Andere möchte mein kindliches Herz ſo gern, ſo viel Urſache ich auch habe auf ſie zu zürnen, ſo ſehr auch eine innere Stimme mich davon abhält.“

Dieſer Augenblick war ein entſcheidender für die Hugenotten, für ganz Frankreich; an der Beantwortung dieſer Frage hing das Glück von Millionen; aber ein finſterer Geiſt mußte in dieſem Augenblick durch die königlichen Gemächer des Louvre's ziehen, denn der ſonſt ſo beſonnene, hellſehende Coligny war für die Zukunft blind. Aus der

kleinlichen Rückſicht, daß durch die Entfernung der Catharine von Medicis die von ihm ſo gewünſchte Heirath, und ſomit der Kriegszug nach Flandern aufgeſchoben werden könnte, ſtimmte er für die Rückkehr der Königin Mutter. Glaubte er ſich vielleicht in der Gunſt des Königs ſo feſt, oder fürchtete er einen neuen Bürgerkrieg? Er ſprach das für ihn, für Frankreich ſo verhängnißvolle Wort aus, und rief damit den böſen Dämon dieſes Reichs in ſeine Hauptſtadt zurück.

Den König, einmal entſchloſſen, trieb es fort; er weilte nicht lange in Paris und war bald in Monceaux. Kindliche Anhänglichkeit, Gewohnheit, Abneigung gegen alle ernſte Geſchäfte, die Catharine nur zu willig übernahm, gaben ihr ein ſo bedeutendes Uebergewicht über den jähzornigen, aber ewig ſchwankenden Charakter ihres Sohnes, daß ſie ſeine Ankunft vorausſehen konnte.

Dieſesmal hatte der Admiral ihn ermahnt und beſchworen, nichts von ſeiner königlichen Würde zu vergeben, und ſich nicht als ein Bittender, nur als ein Fordernder ſeiner Mutter gegenüber zu ſtellen. Dieſer Ermahnung blieb er auch eingedenk, als er ihr Zimmer betrat, die trotz ſeiner Eile doch ſchon von ſeiner Ankunft benachrichtigt und deshalb vorbereitet war. Sie ſaß mit einer Stickerei beſchäftigt im Kreiſe ihrer Hoffräuleins, und ſchien ſehr verwundert den König hier zu ſehen.

„Entfernt Euch!“ befahl dieſer den Frauen, und ſchon dieſer Befehl deutete auf keinen herzlichen Willkommen.

„Mutter!“ begann nun Karl der Neunte „Euer Sohn ſteht mit dem gerechten Wunſche vor Euch, daß Ihr mit ihm nach Paris zurückkehrt, da Eure Gegenwart bei dem

bevorstehenden Vermählungsfeste meiner Schwester, es zu verherrlichen, nothwendig ist."

Catharine schwieg.

„Laßt mich nicht vergebens einen Wunsch geäußert, vielleicht selbst eine Bitte gethan haben; es giebt Augenblicke der Duldsamkeit, die oft nur kurz sind."

Noch schwieg die Königin Mutter.

„Nun, bei allen Teufeln!" fuhr er auf „So schweige der Sohn, und der König spreche! Ich wünsche nicht allein, ich verlange, Mutter, daß Ihr mir nach Paris folgt. Wollt Ihr dem Hof das Beispiel der Zwietracht geben, oder wollt Ihr vielleicht mit Eurem Helden von Jarnac an der Spitze des Heeres mir gegenüber treten? Versucht es! — Noch steht der Adel Frankreichs um den Thron seines Königs; ein Wort von mir, und alle Hugenotten versammeln sich um mich; deshalb fürcht' ich Euch und Euer Schooskind nicht, und, so wahr ich König von Frankreich bin, Ihr folgt mir nach Paris, oder zieht morgen über die Alpen!"

Der Königin Mutter, der Alles daran lag von ihrem Sohne nach Paris zurückgeführt zu werden, war es ziemlich gleichgültig, auf welche Art dies geschah. Jede Rückkehr mit dem Könige war für sie ein Triumphzug, da Niemand, der Catharinens Uebergewicht kannte, ahnen konnte, daß sie dazu gezwungen worden sei; sie lenkte deshalb ein, meinte, dem ausdrücklichen Befehl des Königs müsse Jeder, selbst des Königs Mutter, folgen, machte einige geringfügige Bedingungen, die der Sohn in seiner Ungeduld schnell bewilligte, steigerte von Minute zu Minute ihre

Forderungen, und verlangte endlich ſogar, daß gleich nach der Vermählung Coligny vom Hofe entfernt werde —

„Ja, ja, Mutter, das ſoll er!“ fiel er ihr in die Rede „Aber nur dann erſt, wenn er mir läſtig wird; ſo wie ich es künftig mit Allen machen werde, die Handlungen begehen, welche mir mißfallen. Zum Beiſpiel mit Eurem Beichtvater, Mutter, werde ich den Anfang machen; ich verlange von Euch, daß Ihr ihn von hier aus, auf welche Weiſe iſt mir gleichviel, zurück nach ſeiner Heimath ſendet.“

„Iſt es ſo weit mit mir gekommen?“ fuhr Catharine, jedoch Wort und Bewegung ganz in ihrer Gewalt behaltend, auf, und trat mit majeſtätiſcher Haltung ihrem Sohne gegenüber „Iſt es ſo weit mit mir gekommen, daß ich mir nicht mehr meinen Beichtvater wählen darf?“

„Wählt welchen Ihr wollt, nur dieſer Italiener ſoll fort!“ erwiederte der König mit ſeltener Gelaſſenheit.

„Und weshalb?“ fragte die Königin Mutter, doch in Etwas von des Königs Ruhe betroffen.

„Fragt nicht darnach, Mutter, ich bitte Euch! Lüftete ich den Schleier, könntet Ihr nur in einem fleckigen Spiegel Unnatürliches erblicken.“

„Und doch frag' ich noch einmal, weshalb?“ fiel ihm die Königin mit gekränktem Stolze in die Rede.

„Denkt an Marie Touchet und an den Pagen des Herzogs von Guiſe!“ ſagte der König ſich Coligny's Rath erinnernd, die Aufwallung ſeines Blutes, jedoch nur mit Mühe, unterdrückend.

Catharinen von Medicis entging dies nicht. Sie fühlte das Critiſche dieſes Augenblicks, ſie glaubte ein ver-

zweifeltes Mittel ergreifen zu müſſen, das ſie zugleich jeder näheren Auseinanderſetzung überhob. „Ohne meinen Beichtvater kehr' ich nicht nach Paris zurück!" ſprach ſie mit feſter Stimme, und ſetzte ſich dabei mit anſcheinender Ruhe auf ihren Seſſel.

„Nun wohl!" ſagte König Karl gleichfalls mit ruhiger Haltung „Könnt Ihr Euch von dem Jeſuiten nicht trennen, ſo begleitet ihn auch bis jenſeits der Alpen!"

Die Königin lächelte bei dieſen Worten höhniſch.

„Mutter!" fuhr Karl der Neunte auf, und ſeine Gelaſſenheit war durch den höhnenden Blick erſchüttert, doch ſchwebten Coligny's Worte ihm noch vor, und er blieb beſonnen „Mutter! Ich will nicht fluchen, will nicht bei allen Teufeln ſchwören, wie mir gelehrt ward, nein, ich will mich in dieſem Augenblick zu meinem Gott wenden. So wahr ich ſeiner Barmherzigkeit vertraue," ſprach er und ſtreckte die bebende Rechte gen Himmel „ſo wahr ich dereinſt ein mildes Gericht von dem König der Könige erwarte, bei meiner Seelen Heil ſchwöre ich — Ihr entlaßt den Jeſuiten, oder zieht morgen nach Florenz! — Vielleicht wird dann Ruhe und Friede in Frankreich und in meinem Herzen."

Starr ſah die Königin Mutter ihren Sohn an, der, ſich mit der Linken krampfhaft auf die Lehne eines Stuhles ſtützend, noch immer den Blick gen Himmel gerichtet, die zum Schwur gehobene Hand aber auf das klopfende nach Ruhe ſich ſehnende Herz gedrückt hatte. Sie war überraſcht, und ein Thränenſtrom brach hervor. Der König hörte ihr Schluchzen, wendete ſein Auge nach ihr, ſah ihre Thränen und ihn jammerte die Mutter.

„Ihr weint!" ſagte er mit weniger Heftigkeit, als er vorhin geſprochen „Auch ich werde Thränen weinen, wenn ich Euch von mir, wenn ich Euch aus dem ſchönen Frankreich ſcheiden ſehe. Aber" fuhr er fort, ihr näher tretend „ſo ſchwach auch dies Herz iſt, wenn es der Jähzorn nicht mehr heftig ſchlagen läßt, ſo feſt iſt mein Wille da, wo ich meine Seeligkeit zum Pfand einſetzte, wo ich den barmherzigen Gott aufrief, Zeuge meines Schwures zu ſein. Trotz Eurer, trotz meiner Thränen befehl' ich als König, und werde als König handeln — Und ſolltet Ihr glauben mit Eurem Anjou und Euren Günſtlingen mir widerſtehen zu können, ſo möge es der gerechte Gott mir verzeihen, wenn ich das Schwert gegen die Rebellen ziehe, ob auch meine Mutter an ihrer Spitze ſteht — Ihr entlaßt noch in dieſer Stunde Euren Beichtvater und zieht mit mir nach Paris, oder bereitet Euch zur morgenden Reiſe über die Alpen!"

Das weinende Auge Catharinens war zu Boden geſenkt; leiſe ſprach ſie, als preßte Wehmuth die Worte aus ihrer zerriſſenen Bruſt „Und dies ſagt mir mein Sohn ſo ruhig und kalt?"

„Ich habe abſichtlich geſtern Abend meinen Schlaftrunk nicht genommen, und mir heute von einem Bauer, den ich am Wege fand, und nicht von Conſtant meinen Becher mit klarem Waſſer füllen laſſen" erwiederte der König, und ein bitteres ſchmerzhaftes Lächeln umzog ſeinen Mund.

Eine lange drückende Stille trat ein; bald aber ward der König ungeduldig, ergriff ſeinen auf einen Tiſch hingeworfenen Hut, um ſich zu entfernen, da fuhr Catharine

raſch von ihrem Sitze auf, und „Der Wille des Königs ſoll geſchehen!" rang ſich bebend aus ihrer Bruſt hervor.

„Die Worte kommen von Gott!" ſagte Carl IX., faltete die Hände, murmelte ein kurzes Gebet, dann ſagte er, doch noch immer aufgeregt „Macht Euch bereit, Mutter, mir in einer Stunde zu folgen!" küßte ihre Hand, was ſie nur mit ſichtbarem Widerwillen erlaubte, und verließ das Gemach.

20.

Alle Hinderniſſe, die bisher der Vermählung des Königs von Navarra im Wege geſtanden hatten, waren nun beſeitigt, die Königin Mutter mit ihrem Sohne, dem Anſcheine nach in dem beſten Vernehmen, wieder in Paris eingetroffen, und der Tag der Verlobung, dem der Vermählungstag ſogleich folgen ſollte, auf den 17. Auguſt feſtgeſetzt. Alle Partheien ſahen mit Sehnſucht dieſem Tage entgegen, denn er ſchien die Wünſche Aller zu befriedigen, und befriedigte doch am Ende Keinen. Die Hugenotten ſehnten ſich Paris verlaſſen zu können, wo ihnen Gottesdienſt zu halten verſagt war, und ſie ſtets die Hinterliſt des Hofes fürchten mußten. Den Katholiken war die Anweſenheit des Admirals und ſeiner Umgebung gefährlich, da er immer mehr und mehr in der Gunſt des Königs zu ſteigen ſchien; ſie wünſchten ſeine Entfernung. Die in das Geheimniß der Königin Mutter Eingeweihten erwarteten mit Ungeduld den Moment, wo ihr Plan ausgeführt werden ſollte, welchen Catharine von Medicis, den

König fürchtend, beharrlich bis nach der Vermählung zu verschieben verlangte. Nur die Prinzessin sah mit Unlust dem Tage entgegen, den selbst Heinrich von Navarra, von den Reizen seiner jungen Verlobten verlockt, jetzt mit Sehnsucht herbei wünschte.

Auch die Kranken von Monpipeau, durch Paré's Kunst ziemlich wieder hergestellt, trafen am Tage vor der Verlobungsfeier in Paris ein, da der König seinem Wundarzte bestimmten Befehl geschickt hatte, zu ihm zu kommen, und sie dessen ärztlicher Hülfe noch bedurften. Alt, Jung, Reich und Arm, Katholik und Hugenott hatten sich in Bewegung gesetzt, das Fest zu verherrlichen, zu welchem der Hof in den 14 Tagen seit der Königin Mutter Rückkehr von Monceaux die glänzendsten Vorbereitungen getroffen hatte.

Mit der größten Sehnsucht erwarteten aber der Herr von Regnier und das Fräulein von Cossé diesen verhängnißvollen Tag. Nichts stand ihrem Glücke mehr im Wege, denn es war beschlossen, 8 Tage nach dem Vermählungsfeste das Fest ihrer Verbindung zu feiern. Das gütige, liebevolle Benehmen der Königin Elisabeth, zu deren Hofstaat sie sich jetzt zählen durfte, die so mannichfachen Beweise von Regnier's Liebe, sein zartes sittliches Benehmen, etwas so Seltenes an diesem verderbten Hofe, machten ihr die Tage der Sehnsucht zu Himmelstagen, die noch kein Wölkchen getrübt hatte.

Selbst der König schien heiter; er ließ Niemand den Unmuth fühlen, den so Manches in ihm aufregte. Das freie Benehmen seiner Schwester, das die neuen Verhältnisse, in die sie treten sollte, in Nichts geändert hatten,

die strafbare Nachsicht ihrer Mutter, Anjou's Putzsucht, der alle Tage in anderer Kleidung erschien und ungeheuere Summen zu den festlichen Anzügen verschwendete, machten ihm manchen Verdruß, den nur seine edle Gemahlin zu verscheuchen verstand. Bei ihr brachte er jetzt gewöhnlich seine Abende zu, und in ihrer steten Gesellschaft schien der böse Geist von ihm zu weichen, der ihn so oft mit seinen düstern Flügeln beschattete.

Nur drei Personen konnten sich seiner Güte nicht rühmen. Dem Herzoge von Guise hatte er gleich am andern Tage seiner Rückkehr nach Paris, ihn zu sich rufend, die bedeutsamen Worte gesagt „Herzog von Guise! Ich warne Euch, keine Pagen mehr, weder an Mutter noch Tochter zu schicken, sie könnten Euch leicht blutige Rückbotschaft bringen!" ihm dann den Rücken gewandt und ihn seitdem keines freundlichen Blicks gewürdigt. Sein Kammerdiener Constant ward zum Erstaunen des ganzen Hofes seines Dienstes entlassen, und dem Beichtvater der Königin Mutter, der unter dem Vorgeben, daß ihn wichtige Geschäfte nach Rom abriefen, die Reise nach Lyon angetreten, hatte er zu seiner Sicherheit, wohl aber nur zu seiner Bewachung, einen Offizier seiner Leibwacht und Bewaffnete zugetheilt, die dem geistlichen Herrn als unwillkommene Begleiter lästig waren.

Am Abend vor der Verlobungsfeierlichkeit befand sich der König bei seiner Gemahlin, und unterhielt sie von den Gebräuchen, die bei dergleichen Gelegenheiten am französischen Hofe Sitte waren, jedoch jetzt wegen der Religion des Königs von Navarra in Mancherlei abgeändert werden mußten. Niemand war im Zimmer als Adelaide de

la Coſſé. Sie ſaß, mit einer Handarbeit beſchäftigt, an der Thüre, die zum Schlafgemach der Königin führte, und hörte aufmerkſam auf die Worte des Königs, wobei ihre Phantaſie wohl geſchäftig ſein mochte, denn ihre Hände ruhten bald mit der Arbeit in ihrem Schoos. Da ward ein Page dem Könige gemeldet, der ihn dringend zu ſprechen verlange. Der König ließ ihn eintreten.

„Sire!" ſprach er, ihm ehrfurchtsvoll ein kleines Billet überreichend „Als ich vorhin aus dem Vorzimmer auf den Corridor trat, gab es mir ein Unbekannter mit der Bitte, es Ew. Majeſtät ſogleich zu überreichen, da es von Wichtigkeit ſei."

Der König öffnete es raſch; hohe Röthe überflog ſein Antlitz, er ſtampfte heftig mit dem Fuß, ſann einen Augenblick, dann befahl er dem Pagen, Lavardin, dem wachhabenden Offizier ſeiner Garde den Befehl zu bringen, mit Bewaffneten herauf zu kommen und ihn draußen zu erwarten. Der Page eilte fort.

„Was iſt vorgefallen, Sire?" fragte ängſtlich die Königin.

„Das fordert Blut!" ſagte der König wild „Denkt Eliſabeth, Guiſe iſt drüben bei meiner Schweſter." Er reichte ihr das Billet.

Während die Königin es las und ihren Gemahl vergeblich zu beſänftigen ſuchte, war Adelaide durch die halboffene Thüre in das Schlafzimmer geſchlüpft, und eilte ſo ſchnell ſie konnte nach den Gemächern der Prinzeſſin. Anhänglichkeit an Margarethe trieb ſie hin.

Glücklich, daß ſie des Weges kundig war, denn die Vorzimmer, die von dieſer Seite zu den Gemächern der

Prinzeſſin führten, waren von aller Dienerſchaft entblößt und keine Kerze brannte daſelbſt. Die Todesangſt trieb ſie jedoch ſchnell hindurch, als ſich plötzlich eine Thüre öffnete und Margarethens vertraute Kammerfrau ihr zürnend entgegen trat. „Wer wagt es" — wollte ſie eben beginnen, als Adelaide, von der Gefahr des Augenblicks ergriffen, denn ſchon glaubte ſie die Tritte der Bewaffneten hinter ſich zu hören, ſie mit den Worten „Zurück Elende!" von der Thüre wegdrängte, das Zimmer durchlief und mit Haſt die verſchloſſene Thüre zu dem Kabinet aufzureißen verſuchte, was ihr jedoch nicht gelang.

„Rettet Euch! Rettet Euch!" rief ſie in Todesangſt „Oeffnet, der König iſt mit Bewaffneten dicht hinter mir!" Da hörte ſie, daß man den Riegel zurückſchob; ſie drängte ſich durch die ſchon halb geöffnete Thüre und ſtand vor der Prinzeſſin, die ihr zitternd eine Wachskerze in die Hand drückte und mit Haſt zurief „Führe den Herzog ſchnell die verborgene Treppe hinunter; im Nothfall führe ihn zu meiner Mutter — nur ſchnell!"

„Kommt, gnädiger Herr!" ſprach das Fräulein, in ihrer Angſt die Hand des Herzogs ergreifend, und zog ihn mit ſich in das Schlafgemach der Prinzeſſin. Hier öffnete ſie raſch eine Tapetenthür, die Zugluft löſchte die Kerze aus, und ſie ſtand in der dichteſten Finſterniß. „Gott ſtehe mir bei!" rief ſie, da ſie des Königs Stimme in der Ferne vernahm, ergriff von Neuem des Herzogs Hand „Folgt mir, aber ich flehe, mit Vorſicht; es iſt eine ſchmale Wendeltreppe, jedes Geräuſch würde uns verrathen. Hinter uns höre ich den König toben — unten ſind die Zimmer der Königin Mutter — Seid vorſichtig!" — Der

Herzog verſprach und folgte, immer noch des Fräuleins zitternde Hand haltend, ihrer Leitung. Die Treppe führte in ein kleines dunkles Kabinet, wo die eine Thür auf das Schlafzimmer der Königin Mutter, die andere auf einen kleinen Gang ſtieß, welcher die Zimmer der Königin mit denen ihrer Kammerfrauen verband; eine ſtets von innen verriegelte Thüre führte von hier auf den langen Gang zur Haupttreppe hinab. Das dunkle Kabinet, das Adelaide jetzt betrat, erhellte bei Tag und Nacht eine kleine Lampe, die nur einen matten Schimmer von ſich warf. Das Fräulein war faſt erſchöpft; aber noch nicht in Sicherheit, bat ſie den Herzog ihr leiſe zu folgen. Dieſer, der hier nicht ganz unbekannt zu ſein ſchien, erwiederte, von ihrer Treue gerührt „Setzt Euch meinetwegen keiner weitern Gefahr aus, Fräulein von Coſſé, ich kenne jene Thür und von dort aus den Weg; geht zurück zur Prinzeſſin und nehmt, ich bitt' Euch, dieſen Ring zum Beweis meiner Dankbarkeit von mir an." Er wollte ihr einen koſtbaren Brillant an den Finger ſtecken, doch ſie weigerte ſich ihn zu nehmen. „Nein, gnädiger Herr!" rief die Geängſtigte, ihre Lage ganz vergeſſend „Nur aus Liebe that ich Alles, entehrt mich nicht durch Euer Anerbieten!" — Doch eben, als ſie dieſe Worte mit unüberlegter Heftigkeit ſprach, ſtand Katharine von Medicis von dem Könige von Navarra geführt, von dem Herrn von Regnier gefolgt hinter ihr, und von oben herab hörte man den König rufen „Wer iſt da unten? Lavardin folge mir!"

Noch verlor die Unglückliche nicht die Beſinnung „Rettet den Herzog, oben iſt der König!" raunte ſie der Königin Mutter zu, die, gewohnt aus dem Unglück Andrer

ihre Wonne zu ſchöpfen, ihr mit höhniſchem Lächeln befahl, ihren Ritter nur weiter zu begleiten, ſich dann zu dem Herrn von Regnier wandte und mit triumphirendem Blick ihm ſagte „Ich bedauere Euch, Herr von Regnier, daß Ihr Eure Braut an ſolchem Ort und in ſolcher Geſellſchaft fandet.“

„Oder bedauert mich vielmehr!“ ſagte Heinrich von Navarra, und war beſonnen genug die Sache in Scherz ziehen zu wollen; doch die raſche Ankunft des Königs, der, von den Bewaffneten gefolgt, mit gezücktem Dolche auf ſie zuſtürzte, unterbrach Rede und Scherz. „Habt Ihr Guiſe nicht begegnet, wo iſt er hin?“ rief er mit zornig funkelnden Augen.

„Wir ſahen ihn nicht“ erwiederte die Königin gelaſſen „und begegneten Niemand!“

„Antwortet mir, Vetter von Navarra!“ wandte er ſich jetzt zu dieſem „Denn Euch geht es noch mehr an, als mich.“

„Ich ſah den Herzog von Guiſe nicht!“ antwortete der edle Heinrich — „Die Königin Mutter wollte mich auf dieſem verborgenen Wege zu meiner Verlobten führen, wo könnte ich hier den Herzog finden?“

„So hat der Teufel mich genarrt!“ brummte der König, ſah ſich noch einmal mißtrauiſch in dem kleinen Gemache um, dann befahl er Lavardin, mit den Bewaffneten über den Corridor zurückzukehren und auf Alles, was er begegne, genau Acht zu haben; er ſelbſt ging mit ſeiner Mutter, dem König von Navarra und Regnier zu der Prinzeſſin zurück.

Als Lavardin den kleinen Corridor betrat, fand er

mehrere Frauen mit dem Fräulein de la Coſſé beſchäftigt, die ohnmächtig auf dem Boden lag; die ſonſt ſo ſtreng verriegelte Thüre aber fand er geöffnet. Er ſandte ſeine Begleitung voraus, half den Frauen die Ohnmächtige in ein anſtoßendes Zimmer bringen, folgte dann ſeinen Leuten, zog überall Erkundigungen ein, aber Niemand wollte den Herzog von Guiſe geſehen haben, der indeſſen ruhig im Vorzimmer der Königin Mutter unter den Hofleuten ſtand, und ſich über die Feſtlichkeiten des morgenden Tages unterhielt.

21.

Das Eintreten des Königs von Navarra mit ihrer Mutter überraſchte die Prinzeſſin faſt noch unangenehmer, als der Beſuch König Karls. Ihnen mußte der Herzog von Guiſe begegnet ſein, und ſie hatte alle Urſache das Benehmen ihres Verlobten zu fürchten, der, wenn er es dem Könige meldete, ſie der Schande und der härteſten Behandlung Preis gab. Sie empfing ihn hocherröthend, doch mit freundlichem faſt liebenden Blick, er hingegen begrüßte ſie kalt, doch höflich, ſagte dann dem Herrn von Regnier einige leiſe Worte, der ſich hierauf bald entfernte.

Die Königin Mutter, der ſehr viel daran gelegen ſein mußte, dieſe verdrießliche Sache ohne Aufſehen zu beſeitigen, wünſchte dem Könige von Navarra Gelegenheit zu verſchaffen, mit ihrer Tochter allein und nicht in des Königs Gegenwart zu ſprechen. Sie hatte zu viel Proben

von Margarethens Gewandtheit und Liſt, als daß ſie nicht hoffen konnte, ihr werde es nicht an Mitteln fehlen, den ſo gerechten Argwohn ihres Verlobten zu beſchwichtigen. Sie zog deshalb den immer noch gegen ſeine Schweſter aufgebrachten König unvermerkt in ein Nebenzimmer, und hielt ihn da durch die Erzählung der morgenden Feierlichkeiten, an denen er diesmal mehr Theil nahm als gewöhnlich, in ihrer Nähe feſt.

Als Heinrich von Navarra ſich mit der Prinzeſſin allein ſah, führte er ſie in das offen ſtehende Erkerfenſter, rückte ihr höflich einen Stuhl zurecht und bat ſie, ihm einige Augenblicke Gehör zu ſchenken. „Prinzeſſin!“ begann er, von ſeinem jugendlichen Antlitze ſchwand jene einnehmende Freundlichkeit, die ihm während ſeines ganzen Lebens ſo viele Herzen gewann, und ſtrenger Ernſt nahm deſſen Stelle ein „Prinzeſſin! Der Herzog von Guiſe war ſo eben bei Euch; ich ſelbſt begegnete ihm — Keine Entſchuldigung!“ fuhr er raſch auf, da Margarethe ihn unterbrechen zu wollen ſchien. „Ich kannte Euer Verhältniß zu dem Herzoge längſt; ich weiß Viel, was mich den morgenden Tag ängſtlich erwarten laſſen könnte, und doch gab ich den Bitten meiner Mutter, dem Wunſche meiner Glaubensbrüder nach, und wagte das gefährliche Spiel an Eurer Hand. Was ich aber heute am Vorabend unſerer Verbindung ſehe, zerſtört meine Hoffnung, erſchüttert meinen Glauben und mein Vertrauen. Ich war gefaßt, einen Schleier über die Vergangenheit werfen zu müſſen, die Gegenwart aber mit einem Schleier zu bedecken, dazu iſt Heinrich von Navarra zu ſtolz. — Ich habe Eure Ehre vor dem Könige und der Welt gerettet,“ fuhr er nach

einer Pauſe fort, während welcher Margarethens blaues Auge freundlich und wohlwollend an ihm hing „auch noch den heutigen Abend will ich der Vergangenheit weihen, aber, Ventre Saint gris, keinen zweiten!"

„Vetter von Navarra!" nahm jetzt Margarethe, ſich von ihrem Sitz erhebend, raſch das Wort „Was hinter uns liegt, hat die Zeit in ihr großes weites Grab geſenkt; dort ruht Wahrheit und Lüge, Verläumdung und Trug, ruhen die Roſen des Lebens neben den brennenden Neſſeln in buntem Verein; ein ſtilles Lebewohl iſt alles was ihnen gebührt. Ihr habt es ihnen gegeben, auch ich ſage es. Aber die heutige Abendröthe liegt zu nahe an dem morgenden Frühroth, als daß es mit in die weite Gruft geſenkt werden könnte, deshalb hört mich an. Auch dieſer Abend ſollte nur ein Lebewohl, ein Umtauſch thörigter Pfänder, auf Ewigkeiten gegeben und in der ernſten Trennungsſtunde wieder genommen, ſein. Des Königs Dazwiſchenkunft gab dem Harmloſen erſt die falſche Deutung Der letzte verhallende Ton eines tändelnden Minneliedes, der auf den Schwingen der ſinkenden Nacht fortgetragen, ſich am Morgen zu dem ernſtern Tone von Notre Dame geſtaltet. Glaubt nur das, weiter war es nichts; und auch dieſer Abend, mit ſeinem Scheiden und Zerſtören, ſeiner Angſt und ſeinem Beben, führte das Gute mir zu, daß er mich Euer edles Herz erkennen ließ, daß ich Euch mit gerührtem Herzen Dank ſagen darf, und mit innigem Gefühl den erſten Kuß von meinen Lippen als Lohn für Euren zarten edlen Sinn bieten kann." Ihr braungelocktes Haupt bog ſich bei dieſen Worten zurück, ihr Mund, ſich halb öffnend, zeigte die ſchönſte Reihe von Perlen;

ihr Auge, ſo freundlich und mild, blickte ſo bittend an ihm auf, daß Heinrich von Navarra mehr als Menſch hätte ſein müſſen, wenn er das ſchöne Weib nicht in ſeine Arme gedrückt, ſeine Lippen nicht den geöffneten Himmel begrüßt hätten.

Dem ſcharfen Blick Catharinens war dieſe Scene nicht entgangen. Erfreut, ihre Abſicht erreicht zu haben, brach ſie bald das Geſpräch mit dem Könige ab, gab ihm zu verſtehen, daß es wohl ſchicklich ſei, daß der Navarrer ſich entferne; und ſo ſchied König Karl von ſeiner Schweſter, und was ſo blutigen Anfang zu nehmen ſchien, endete mit bräutlichem Kuße.

Zwiſchen dem Herrn von Regnier und Adelaiden bedurfte es keiner Verſöhnung. Leicht durchſchaute er den Zuſammenhang der Begebenheit, und ganz dem edlen Herzen ſeiner Verlobten vertrauend, ſtieg, trotz der Königin Mutter giftigem Worte, kein Zweifel in dem edlen Herzen dieſes Mannes auf.

22.

Am Abend des folgenden Tages war der Adel beider Religionspartheien zu der Feierlichkeit der Verlobung in das Louvre geladen, wo der Cardinal von Bourbon, der Oheim König Heinrichs, die päbſtliche Dispenſationsbulle den Verſammelten vorlas, die Verlobung vor ſich ging, und der Tag durch eine große Abendmahlzeit und durch Tanz gefeiert wurde.

Die Prinzessin war, gegen ihre Gewohnheit, während des ganzen Festes still und nachdenkend. Sie nahm wenig Theil am Tanze; nur einmal durchschwebte sie an der Hand ihres Verlobten den schön geschmückten Saal, und selbst das schmeichelhafte Quadrain, womit sie Ronsard, ihr Liebling, nach beendetem Tanze begrüßte, entlockte ihr kaum ein beifälliges Lächeln. Sie war gegen Heinrich von Navarra freundlich, fast herzlich, doch konnte sie ein wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken, das sie jeden Augenblick beschlich. Oft weckte sie ein zorniger Blick ihrer Mutter, oder der Schwester freundliche Erinnerung aus ihren Träumen, oft quälten sie die unfeinen Sticheleien des Herzogs von Anjou; aber nichts gab ihr die fröhliche Laune wieder; immer Guisens Blicke meidend, mochten dennoch ihre Gedanken nur bei ihm sein.

Endlich winkte sie Adelaiden, sich zu ihr zu setzen. Sie hatte seit gestern das Fräulein nicht gesehen, das, von der Begebenheit des vorigen Abends noch erschüttert, in stetem Bangen war, die Prinzessin möchte sich heute, wo Aller Augen auf sie gerichtet waren, irgend eine Blöße geben.

„Margarethe von Valois wünscht der Freundin noch Dank zu sagen!" begann diese jetzt „Nimm ihn, er kommt von Herzen, Morgen könnte es nur noch die Königin von Navarra — O Morgen, Morgen, Adelaide, ist für mich ein trüber Tag! — Suche mich aufzuheitern," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „mein Herz ist so bewegt, mein Geist so befangen. Es ist mir, als ob ich mit diesem Abende der ganzen Welt Lebewohl sagen, als ob ich alle Freude hinter ihm lassen müßte, und diese goldnen

Spangen um meinem Arm zu unzerreißbaren Banden wurden, mich ewig an das Unglück zu fesseln. Zerstreue meinen Trübsinn, Adelaide, erzähle mir von Deiner Liebe, von Deinem Glück, ich kann von der meinigen nicht mit Dir plaudern."

Das Fräulein suchte Alles hervor ihren Trübsinn zu verscheuchen, zeigte ihr den König von Navarra von der liebenswürdigsten Seite, machte sie auf die Anmuth und Schönheit der Herzogin von Guise aufmerksam, die so eben an ihnen vorüber schwebte, ging dann auf ihre eigene Hoffnung, ihre Sehnsucht, ihr Erwarten über, schilderte das Glück häuslichen Friedens mit den sanftesten Farben; aber nichts half, die Prinzessin versank wieder in ihre Träume, und erst des Königs leise doch rauh genug gesprochenes „Margot! Betrage Dich wie eine Fürstin, nicht wie die einfältige Tochter eines Handwerkers" weckten sie aus ihren Sinnen unsanft auf. Er nahm sie mit Heftigkeit bei der Hand und führte sie der Mutter mit dem Bemerken zu, wenigstens heute über das Benehmen ihrer Tochter zu wachen.

Dies wirkte. Margarethe fühlte selbst, wie thöricht sie handle; sie warf noch einen wehmüthigen Blick auf Guise, dann sah sie lächelnd im Kreise umher, winkte ihrem Verlobten, unterhielt sich scherzend mit ihm, und schien wieder die Göttin der Freude, die Sonne zu sein, die diesen Hof so lange umstrahlt hatte.

Als aber von St. Germain l' Auxerrois die Mitternachtsstunde schlug, die Geigen, Flöten und Hautbois schwiegen, die Trompeten das Zeichen zum Aufbruch gaben, da erhebte sie, küßte der Mutter zärtlich die Hand,

ſank, und was wohl noch nie geſchehen, weinend an die Bruſt des Königs.

Dieſen Zuſtand zu enden, gab die Königin Mutter das weitere Zeichen zum Aufbruch, und die Verlobte wurde nun, von der ganzen königlichen Familie und allen Anweſenden begleitet, unter Fackelſchein und dem Jubelrufe des ſchon längſt ihrer harrenden Volks, nach dem erzbiſchöflichen Palaſte geführt, wo ſie die Nacht durchwachte.

23.

Die Glocken von Notre Dame gaben am andern Morgen das Zeichen, alle Glocken der Hauptſtadt wiederholten es, und durch ganz Paris ertönte nun das feierliche Geläute, das Alt und Jung aus den mit Teppichen und Blumen geſchmückten Häuſern hervorrief. Katholik und Hugenott im Glanze des Reichthums, doch jene mehr als dieſe, durchritten auf ſtolzen Roſſen die Straßen von Paris, ſich um ihre Führer ſammelnd. Vor dem Hotel der Guiſen hielt der katholiſche Adel der Pikardie und Champagne, in dichten Reihen, ſo auch vor den Hotels der Herzöge von Nevers und Monpenſier und vor dem des Marſchalls Montmorency. Auch Biron, der wackre Degen, hatte ſeine Freunde und Waffengefährten in dem Hofe der Baſtille verſammelt, wo er befehligte. Am meiſten aber drängte ſich der hugenottiſche Adel der ſüdlichen Provinzen um die Wohnung des Admirals, während die von Poitou und Guienne nach dem Louvre eilten, um dem Könige von

Navarra und dem Prinzen von Condé zu folgen. Das Pariſer Volk wogte in Maſſen nach dem erzbiſchöflichen Palaſte und nach den Straßen, durch welche der Zug gehen ſollte, und wagte es, ihre Neugierde zu befriedigen, von den Roſſen der ſtolz umher ſprengenden Reiter zertreten zu werden.

Jeder der Großen begab ſich nun mit ſeinem Gefolge nach dem erzbiſchöflichen Palaſte, wo ſie die Ankunft des Königs erwarteten, der nach langem Verweilen endlich mit ſeinen Brüdern erſchien. Gleich darauf trat die Prinzeſſin, von ihrer Mutter und der Königin Eliſabeth geführt, prächtig gekleidet und mit allen Kronjuwelen geſchmückt, in den Saal. „Wahrlich, eine ſchöne Schlange!" murmelte bei ihrem Anblick der Prinz Condé dem hinter ihm ſtehenden La Rochefoucault zu „Ich fürchte, meinem Vetter von Navarra, und vielleicht uns Allen, wird heute durch ſie der verderbliche Apfel gereicht."

„Wohl möglich!" ſeufzte der Graf, der Worte des Biſchofs von Valence gedenkend, der bei ſeiner Abreiſe nach Polen ihn und ſeine Glaubensbrüder vor dem Hof gewarnt hatte.

„Kommt, gnädiger Herr, die zukünftige Königin von Navarra zu begrüßen!" unterbrach Coligny das Geſpräch und führte Condé der Prinzeſſin entgegen. Nach kurzer Bewillkommung fragte ſie den Prinzen, weshalb er und Alle ſeines Glaubens, am heutigen Tage die Trauer abgelegt hätten „Haltet Ihr dieſen Tag für einen ſo freudigen?"

„Wir hoffen es!" erwiederte Condé.

„Ich will es wünſchen!" ſeufzte Margarethe und ging dem Könige entgegen, der ihr die Hand reichte, ſie nach

der Kirche Notre Dame zu führen, bis wohin von dem Palaſte aus ein breternes mit koſtbaren Teppichen behangenes Gerüſte erbaut war, über das der Zug nach dem Hauptportale der alten ehrwürdigen Kirche gehen ſollte.

Jetzt ſetzte ſich alles in Bewegung; der König führte die Braut, welcher die Königinnen und Prinzeſſinnen folgten; die Herzöge von Anjou und Alençon führten den Bräutigam, der den Prinzen von Condé, die Herzöge und Großen beider Partheien in ſeinem Gefolge hatte. So nahten ſie Notre Dame, wo der Cardinal von Bourbon ſie empfing und auf das koſtbar geſchmückte, vor dem Hauptportale der Kirche errichtete Gerüſte führte, wo die Trauungs-Ceremonie unter einem Baldachin im Angeſicht des verſammelten Volkes vor ſich gehen ſollte.

Nur die königliche Familie und der Prinz Condé hatten das Gerüſt betreten, und nahmen rechts und links die für ſie beſtimmten Plätze ein; der König und die Königin Mutter blieben dicht hinter dem Brautpaare ſtehen. Jetzt begann der Cardinal nach dem von beiden Religionspartheien verabredeten Formular die Trauung, wobei jedoch die Prinzeſſin ſo in Träumen verſunken ſein mußte, daß ſie ſtatt das bedeutſame Ja zu ſagen ſchwieg. Der König, welcher den Herzog von Guiſe während der ganzen Ceremonie ſcharf ins Auge gefaßt hatte, und eben jetzt bemerkte, wie er ſich vorbeugte, das entſcheidende Wort zu hören, drückte, als der Cardinal die Frage wiederholte und die Prinzeſſin noch ſchwieg, ihr mit Heftigkeit den Kopf vorwärts, und dies Zeichen galt für das Wort.

Dies war den Zuſchauern nicht entgangen, und man vernahm in dem Kreiſe der Hugenotten ein leiſes Mur-

meln, als der König von Navarra die ihm Vermählte in die Kirche und nach dem Chore vor dem Hochaltar führte, ſich dann ihr und dem Könige empfehlend mit den anweſenden Hugenotten nach dem erzbiſchöflichen Palaſte zurückging, während in Notre Dame die Meſſe geleſen wurde.

Als er in dem Hof, doch wohl mit etwas beklommenem Herzen, auf und abging, trat der Prinz Condé zu ihm und wünſchte ihm Glück zu ſeiner Vermählung. „Vetter!" ſprach er „Ihr habt mir vor einiger Zeit bei gleicher Gelegenheit gewiß von Herzen Glück gewünſcht; auch ich thue es heute, doch ſicher mit beſorgterem Gemüthe, als Ihr es damals thatet. Laßt Euch nie durch die Schönheit Eurer Gemahlin von unſerm Glauben und unſerm gemeinſamen Intereſſe abziehen. Mich dünkt, ſie iſt Euch zu dieſem Zwecke gegeben.

„Sorgt nicht dafür, Vetter Condé!" erwiederte Heinrich von Navarra bitter lächelnd, drückte ihm jedoch dabei herzlich die Hand „So ſchwach, wie mich auch wohl ſchon manches Weib gefunden haben mag, das Meinige wird es nicht. Ihr ſeht immer in eine trübe Zukunft, da wo ich in eine heitere blicke."

„Soll man das nicht in ſolcher verhängnißvollen Zeit? — Mein Vater fiel von dem Geſchoß eines Meuchelmörders getroffen, und Eure Mutter —"

„Nichts, heute wenigſtens nichts davon!" fiel ihm der König von Navarra mit Heftigkeit in die Rede „Heute müſſen wir nur die Saiten greifen, die freudig tönen, müſſen uns nur eine frohe Zukunft träumen —".

„Wer das könnte!" unterbrach ihn Condé ernſt „Hört Ihr nicht das Glöckchen tönen, daß der Meßner in Notre

Dame ſchwingt? — Dort kniet die Königin von Navarra, und betet zu Gott, daß er die Ketzer verderbe, während der König von Navarra, von Ketzern umgeben, hier im Palaſt des Erzbiſchofs auf und abgeht, bis das Gebet zu unſrer Verdammniß beendet iſt. Ich fürchte für uns ein böſes Ende dieſes Tages!"

„Und ich hoffe ein gutes, wenn auch nicht für mich!" ſagte König Heinrich „Ich weiß, daß ich ein Opfer gebracht habe, nehmt es dankbar an, verbittert mir aber dieſen Tag nicht. Muth und ein fröhliches Herz war ja ſonſt immer die Mitgift der Bourbons —"

„Und auch ein unglückliches Schickſal!" murmelte Condé vor ſich hin, als Damville, der Neffe Colignys, welcher jedoch der katholiſchen Parthei angehörte, dem Könige von Navarra anzeigte, daß die Meſſe vorüber ſei und der König ihn erwarte.

Heinrich fand ſeine Gemahlin noch unter dem Baldachin am Altare; er nahte ſich, umarmte ſie zärtlich vor dem verſammelten Hofe, und führte ſie dann in den biſchöflichen Palaſt zurück, wo der Hof nach der ſteifſten Etiquette ſpeiſte. Ein Banquet folgte im Louvre, und ein Ballet, woran der König ſelbſt Theil nahm, machte den Beſchluß des Tages.

Feſte folgten nun auf Feſte, Jeder beeiferte ſich dabei ſeinen Reichthum auszubreiten, und nie ſah man in Paris ähnlichen Glanz. Ueberdies ſchien der Haß der Partheien ganz verloſchen zu ſein, und das Feſt zum Feſte der Eintracht zu werden, denn brüderlich ging Hugenott und Katholik, die von der Parthei Montmorency und Guiſe, Arm in Arm; nur Guiſe und Coligny mieden ſich, und

führte der Zufall sie zusammen, so trennten sie sich mit finsterm Ernste.

So war bis am Abend des vierten Tages Alles in Lust und Freude vergangen. Auch der König und die Königin Mutter waren von seltener guter Laune, und selbst die junge Königin schien sich ihrem gewohnten Frohsinn wieder überlassen zu haben, als am späten Abend ein Ballet, das mit aller Pracht im Palast Bourbon aufgeführt wurde, den heitern Himmel mit der ersten trüben Wolke umdüsterte. Das Ballet war von sonderbarer, unter den bestehenden Verhältnissen gewiß nicht passenden Erfindung. Es war ganz das Werk der Königin Mutter, die, obgleich sich anfangs Karl der Neunte gegen die Aufführung gesträubt, es doch endlich durchgesetzt hatte, daß es aufgeführt wurde. Der König und seine beiden Brüder vertheidigten nämlich das Paradies und die darin befindlichen Nymphen gegen den König von Navarra und sein Gefolge, die aus der Hölle gegen sie anrückten, aber nach kurzem Gefecht in die Hölle zurückgetrieben wurden. Nun kamen Mercur und Amor herabgeflogen, wünschten den Vertheidigern des Paradieses Glück zu ihrem Siege, und diese tanzten nun mit den Nymphen, die um Gnade für die Höllenritter baten, das Ballet; die Bitten der Schönen wurden dann erhört, die Höllenritter entfesselt, die nun eine Lanze mit den Rittern des Paradieses brachen, worauf sich das Ballet durch ein künstliches Feuerwerk, das alle Maschinerie und Dekorationen zerstörte, schnell endete.

Schon am Morgen war dies Ballet die Ursache eines Zwistes zwischen Heinrich von Navarra und dem Prinzen

von Condé; dieſer weigerte ſich mit Beharrlichkeit Theil daran zu nehmen, da, wie er ſagte, es ein ernſtes Vorſpiel blutiger Wirklichkeit werden könnte. König Heinrich, wider Willen und nur von ſeiner Gemahlin beredet, die Rolle des dämoniſchen Anführers zu übernehmen, ward deſto empfindlicher, je mehr ihm die Sache ſelbſt unangenehm war, und ſo ſchieden die beiden Prinzen eben nicht in dem beſten Vernehmen. Der König, der überdies gegen den Prinzen von Condé einen lang genährten Groll hatte, mochte deſſen Aeußerung erfahren haben; er trat nach beendetem Tanz, als er eben im Kreiſe einer Menge Hofleute ſtand, zu ihm, und fragte in ſeinem gewöhnlich rauhen Tone „Ich ſah Euch nicht bei dem Ballet, Vetter von Condé!"

„Ich war auch nicht dabei, Sire!" erwiederte der Prinz.

„Und weshalb nicht?" fragte der König finſter.

„Sire! Ich liebe nicht mit dem Ernſten zu ſpielen, und würde nie auch nur zum Scherz die Hölle vertheidigen, die ich noch weniger liebe."

„Bei allen Teufeln!" fuhr der König auf „und geht doch geraden Weges in ihren Rachen?"

Condé ſchwieg.

„Hofft Ihr je als Ketzer in das Paradies einzutreten?" fuhr König Karl fort, und man ſah deutlich an ſeinem unſtäten Blick, an ſeinen zuckenden Lippen, daß der Zorn ihn erfaßt hatte.

„Ich werde dereinſt hoffentlich da eintreten, wo man meinen Vater auf unedle Weiſe hinſandte," antwortete

der Prinz „und wahrlich, Sire, den edlen gemordeten Condé werde ich nur im Paradieſe finden!“

Da trat gleich einem ſchützenden Engel Eliſabeth von Oeſtreich, die von fern ihren Gemahl beobachtet hatte, zu dieſen, und bat mit ihrer ſanften melodiſchen Stimme ihr eine Bitte zu gewähren. Der König verſtand ſie und folgte ihr. „Es iſt Euch Alles gewährt, Eliſabeth, ich kenne ſchon Eure Bitte!“ ſprach er, ihr mit Herzlichkeit die Hand drückend, denn er hatte ihr erlaubt, wenn ſie ſähe daß der Zorn ihn übermanne, zu ihm als ein Engel des Friedens zu treten. Auch heute trat ſie als ſolcher zwiſchen ihn und Condé.

Am Tage nach dieſem allegoriſchen Ballet, es war der 21. Auguſt, verſammelten ſich alle Chefs der Hugenotten bei dem Admiral. Briefe von La Rochelle und mehrern Orten hatten ſie vor Verrath gewarnt. Die Neffen Coligny's, Montmorency und Danville, hatten ihrem Oheim unter der Hand den Rath geben laſſen, ſich ſo ſchnell als möglich aus Paris zu begeben; ſie ſelbſt verließen es unter dem nichtigen Vorwande der Jagd noch am nämlichen Tage. Dies mußte den Argwohn, den die übertriebene Höflichkeit der Katholiken und das ſonderbare Ballet in den Gemüthern der Hugenotten erweckt hatte, noch vermehren.

In der Verſammlung trug nun Jeder ſein Bedenken, ſeine Furcht und ſeine Zweifel an der Ehrlichkeit des Hofes vor; doch der Admiral, ſich ſo nahe ſeinem ſehnlich erwünſchten Ziele, dem Kriege mit Spanien, glaubend, und feſt den Worten des Königs vertrauend, gab allen Zweifeln, allen Beſorgniſſen kein Gehör und beharrte un-

erschütterlich bei seiner Meinung; man müsse ruhig in Paris bleiben und kein Mißtrauen zeigen, da ihnen der König mit so viel Vertrauen entgegen käme. „Brechen wir auf, ohne uns beim König beurlaubt zu haben," sprach er, und sein Auge glühte „so wäre der vierte Bürgerkrieg unvermeidlich, und beim gerechten Gott, ehe ich zum vierten Male mein Schwert gegen Franzosen ziehe, mag mich der Pöbel lieber durch den Koth von Paris schleifen!"

Der Vidame von Chartres, der am meisten auf Entfernung drang, stellte dem Admiral noch einmal das Gefahrvolle ihrer Lage vor. Coligny aber erwiederte kurz „Es hält Euch ja hier nichts zurück; laßt nur immer Eure Rosse satteln!"

„Ich werde sie satteln und bereit halten lassen, Herr Admiral," erwiederte der Vidame empfindlich „doch bei Euch aushalten bis zum letzten Augenblick; aber wahrlich, wenn es Zeit ist sie besteigen und mich retten.

24.

Marie Touchet hatte während aller dieser Feierlichkeiten das Louvre nicht betreten. Durch Ambrosius Paré früher von Manchem unterrichtet, was zwar ihr schwärmerischer Sinn nicht fassen, nicht glauben wollte, war aber doch ein Zwiespalt in ihrem Innern entstanden, der sie unabläßlich quälte und ihr aufgeregtes Gemüth in einen peinlichen Zustand versetzte. Mit dem festen Glauben, die Hugenotten wollten, oder hätten vielleicht schon

ihren Sohn gemordet, durch alle Mittel gereizt und angetrieben den König gegen dieſe Ketzer aufzubringen, hatte ihr im Gegentheil der Wundarzt, der ſich ihrer ſo väterlich annahm, die Verſicherung gegeben: ihr Sohn lebe, kein Hugenott denke an das verwaiſte Kind, und um Gott gefällig zu werden, thäte ſie beſſer den König, wenn ſie noch Etwas über ihn vermöge, zu bewegen, daß er Jeden glauben laſſe, was er wolle und das Blut ſeiner Unterthanen nicht mehr im grauſamen Bürgerkriege verſprütze. Sie wußte nicht, nach welcher Seite ſie ſich wenden ſollte, weinte und betete dann den ganzen Tag, ſuchte, auf ihren Knien vor der heiligen Mutter liegend, Troſt und fand ihn nicht.

Da trat eines Abends der Zwerg bei ihr ein. Von dem betäubenden Schlage geheilt, hatten ihn die Feſtlichkeiten bald von dem Krankenlager gelockt, und man hatte ihn wieder in den Vorzimmern des Königs und der Königin, nur nicht in dem der Catharine von Medicis geſehen, dieſes mied er weislich. Der freundliche Kleine war Marien willkommen, und es zerſtreute ſie als er ihr erzählte, was am Hofe vorgegangen, welches Kleid die Königin von Navarra an ihrem Vermählungstage getragen, wie der König ſich als Neptun ganz ſtattlich ausgenommen; am meiſten aber intereſſirte ſie das allegoriſche Ballet des Paradieſes und der Hölle, dies führte ſie wieder zu der Idee zurück, welcher ihr Geiſt jetzt immer folgte. Sie wurde hierbei nachdenkend, und ſchien keinen Theil mehr an der Erzählung des Kleinen zu nehmen, trat unwillkührlich vor die Niſche, wo ein hölzernes Muttergottesbild, den Jeſusknaben im Arme, ſtand, und vor der ſie

ihre ſtille Andacht zu verrichten pflegte. Ihre Seele mochte von dem Gedanken, daß die Hugenotten das Paradies geſtürmt und wieder in die Hölle zurückgetrieben wurden, ergriffen ſein; ſie ſah den König als den Kämpfer des Paradieſes in voller Glorie vor ſich; Alles, was der ketzeriſche Ambroſius ihr geſagt, erſchien ihr jetzt als Trug, der Mann ſelbſt, obgleich er ſie eben erſt von einer ſchweren Krankheit geheilt hatte, als ein Weſen aus der Hölle geſandt ſie zu verführen, und dem Himmel für den Strahl der Erkenntniß zu danken, den er durch die thörigte Allegorie in ihre klopfende Bruſt geſenkt hatte, kniete ſie, während Jean Petit noch im beſten Erzählen war, vor dem Muttergottesbilde nieder und betete in ſtiller Andacht.

Der Zwerg, der vielleicht im Geheim mehr als bloßes Wohlwollen für die ſchöne Marie fühlte, ſchwieg zwar, aber verwandte kein Auge von ihr und war in ihren Anblick verſunken. Zuweilen flammte ſein blitzendes auf ihr ruhendes Auge hell auf, dann löſchte die ſich hervordrängende Thräne die aufflackernde Flamme wieder, und er ſeufzte tief auf. Die ſchöne Betende achtete auf ſeinen Seufzer nicht, zu ſehr mit ihrem Gebete bei Gott, hörte ſie eben ſo wenig wie der Kleine, der nur Augen hatte für ſie, daß die Thüre ſich leiſe öffnete, ein dreijähriger Knabe von Meiſter Ambroſius geführt herein ſchlich, und die Knieende gewahrend, auf ſie zuſprang und ſeine kleinen Aermchen feſt um ihren Nacken ſchlang.

Marie erſchrak, wandte ſich, ſah den Knaben, hob ihn hoch in die Höhe, preßte ihn an ihre Bruſt, und laut aufſchreiend „Mein Kind, mein geliebtes Kind!“ ſtürzte ſie leblos mit dem Kleinen zu Boden.

„Das war unvorsichtig, alter Graukopf!“ brummte Meister Ambrosius vor sich hin, als er schnell nach dem Knaben griff, dem, an die Ecke eines Tisches gefallen, das Blut durch die dunkelbraunen Locken rann: „Ruf eine Zofe!“ befahl er dem herbeigesprungenen Zwerge und untersuchte die Wunde des Kindes, nahm schnell seine Instrumente aus der Tasche, und als Jean Petit ängstlich wieder eintrat und sagte, daß er draußen Niemand gefunden, reichte er ihm ein Fläschchen, es der Ohnmächtigen vorzuhalten. Dann schnitt er die braunen Locken um die Wunde des jämmerlich weinenden Knaben ab und bereitete das Nöthige ihn zu verbinden.

Trotz der Bemühung des Zwerges kam Marie nicht zu sich; Ambrosius, den Verband auf die nicht gefährliche Wunde legend, warf nur zuweilen einen besorglichen Blick auf die Daliegende, war aber doch meist nur mit dem Sohne des Königs beschäftigt. Da er aber bemerkte, daß der vorgehaltene Balsam nichts half, rief er Jean Petit zu „Oeffne das Corset, daß die Brust Raum zum Aufathmen bekommt!“

„Meister, das kann ich nicht!“ sagte der Kleine in einer Art Verzweiflung.

Elender Wurm!“ fuhr Ambrosius in Amtseifer auf „Bei Dir zwerghafte Gestalt verliert ja Alles Bedeutsamkeit — Oeffne!“

„Ich kann nicht, und sollt es mein Leben kosten!“ erwiederte mit Heftigkeit aufspringend der Kleine, und bebte am ganzen Körper. Da drückte der Wundarzt das heilende Pflaster fest auf die Wunde des Knaben, nahm die Scheere, zerschnitt die goldne Schnur, die das Corset

hielt, rieb der Ohnmächtigen die Schläfe, und während der jammernde Knabe neben der Mutter kniete und ihre ſtarre Hand mit ſeinen Küſſen und Thränen deckte, war der Meiſter ſorgſam beſchäftigt Marie wieder zum Leben zu bringen.

Nach langem Mühen gelang es ihm. Starr blickte ſie umher und ſchien anfangs Niemand zu erkennen; endlich hörte ſie die Stimme ihres Kindes, die ihr das Bewußtſein wieder gab. Aufſpringen, das Kind mit Heftigkeit in ihre Arme ſchließen, weinen und lachen war das Werk eines Augenblicks. Als ſie aber Blutstropfen über die kleine Stirn rollen ſah, ſchrak ſie zuſammen und ſchauderte zurück „Hugenott!“ rief ſie dann, den Wundarzt wild anſtarrend „Was haſt Du mit meinem Kinde gemacht?“

„Gebt es mir nur her, daß ich den Verband ende und befeſtige, werft Euren Mantel um und beruhigt Euch! Bei dem Fall, den Ihr thatet, als Ihr den Knaben krampfhaft im Arm hieltet, hat er ſich unbedeutend verletzt; laßt ihn nur aus Euren Armen und übergebt ihn mir, daß ich den Verband in gehörige Ordnung bringe.“ Aber der Knabe fürchtete ſich vor dem alten ernſten Mann, und erſt nachdem Marie einen Mantel umgeworfen und das Kind auf ihrem Schooße ſaß, duldete er, das Köpfchen an der Mutter Bruſt gelehnt, daß ihn Ambroſius verband.

Marie, glücklich den Knaben endlich wieder in ihre Arme ſchließen zu können, liebkoſte ihn, und es kümmerte ſie anfangs nur wenig, wie das Kind mit Meiſter Ambroſius zu ihr gekommen ſei. Sie hatte nur Augen für

ihn, nur Ohren für seine Schmeichelworte; es war ihr, als ob ihr das Kind von Neuem geschenkt worden sei, und selbst der alte Wundarzt sah mit Rührung auf die schöne Gruppe vor ihm und hatte darüber ganz den armen Zwerg vergessen.

Der saß weinend auf einer kleinen Fußbank, bald das Auge an Mutter und Kind weidend, bald es nach dem Spiegel ihm gegenüber traurig aufschlagend. Dann weinte und schluchzte er bitterlich, so daß ihn Ambrosius endlich bemerkte.

„Warum weinst Du so jämmerlich, Kleiner?" fragte er ihn theilnehmend; auch Marie wendete jetzt ihr Auge nach ihm „Was ist Dir, Jean Petit?"

Der Zwerg schwieg.

„Nun, so rede doch, sonderbarer Mensch!" bat Marie Touchet.

Er antwortete nicht, warf einen finstern Blick auf den Wundarzt, einen wehmüthigen auf Marie und verließ schnell das Gemach.

„Was ist dem Kleinen?" fragte die Erstaunte.

„Laßt ihn nur! Ich habe ihm ohne es zu wollen wehe gethan; genießt das Glück Euren Sohn in die Arme schließen zu können, und kümmert Euch jetzt nicht um fremde Thränen. Geizt mit jedem Augenblick, denn nur noch eine Stunde darf ich ihn Euch lassen." Marie schrak bei diesen Worten zusammen „Ich habe mir von dem Könige den Befehl erschlichen, Euch den Knaben zwei Stunden zuführen zu dürfen" fuhr Ambrosius fort; „ich gab vor, die Sehnsucht nach ihm untergrabe Eure Gesundheit, sein Anblick würde wohlthuend auf Euch wirken."

„Und da willigte er ein?“ fragte Marie raſch.

„Ohne Zaudern!“

„Gerechter Gott!“ rief ſie freudig aus und drückte den Knaben leidenſchaftlich an ihr klopfendes Herz.

„Ich wollte Euch erfreuen“ ſagte dann der Wundarzt, „Euch aber auch den Beweis geben, daß Euer Kind lebe und es in der Hand eines Hugenotten wohl verwahrt iſt. Ich hoffe ihn Euch bald für immer zuführen zu können.“

Dieſe frohe Ausſicht beruhigte das beängſtete Mutterherz; ſie ſchwelgte die kurze Stunde, die ſie den Kleinen noch bei ſich hatte, in dem ſüßeſten Muttergefühl, und war, als der Augenblick der Trennung kam, gefaßter als der Knabe, der ſie mit ſeinen kleinen Armen feſt umklammert hielt, und nicht von ihr wollte.

Als Meiſter Ambroſius das Kind wieder nach der Wohnung des Marſchalls Retz gebracht hatte, wollte er heim gehen; da ihn aber der Weg dem Louvre vorbeiführte, dachte er an den Kleinen, und es ſchmerzte ihn den armen Zwerg mit ſeinem gefühlvollen Herzen ſo tief verwundet zu haben. Er ging, obgleich es ſchon ſpät war, in den Palaſt, fand jedoch Jean Petit nicht in dem Vorzimmer des Königs, und ſo ſtieg der gutmüthige Alte die Treppen bis unter das Dach des Louvres hinauf, wo er wußte, daß er wohne. Er wollte ſich nicht zur Ruhe legen, ehe er nicht den Beleidigten verſöhnt hätte.

Meiſter Ambroſius betrat bald das kleine Stübchen, das wirklich kaum Platz für ſolch kleinen Bewohner hatte, den er neben einer noch brennenden Lampe auf einem niedern Polſterſtuhl entſchlummert fand. Er nahte ſich und betrachtete ihn. Der Schlaf war nicht ruhig, ſeine Ge-

sichtsmuskeln zuckten, sein Athem war kurz und fieberhaft; er faßte den Puls und schüttelte bedenklich den Kopf. Da bemerkte er neben der Lampe einen silbernen fast bis zum Boden geleerten Becher, Angst überfiel den Wundarzt und er rüttelte den Kleinen so lange, bis er endlich erwachte.

Dieser sah ihn mit weitgeöffneten Augen starr an, und als er ihn erkannte, riß er seine Hand los, sprang vom Sitze und fragte mit barscher Stimme „Was wollt Ihr hier Meister Ambrosius? Dort nahmt Ihr mir die Ruhe, hier gönnt Ihr sie mir auch nicht!"

„Ich komme wieder zu heilen, wo ich die Wunde schlug, lieber Kleiner!" sprach der alte Mann im gutmüthigsten Tone.

„Heilen? — Die Wunde heilen?" fiel ihm der Zwerg mit Heftigkeit in die Rede „O Meister, so weit reicht Eure Kunst nicht! Hat der Pfeil das Herz getroffen, könnt Ihr ihn wohl wieder herausziehen, aber heilen könnt Ihr die Wunde nie. — Doch ich zürne Euch nicht, es war ein schneidendes Wort, um so schneidender, da es ein wahres Wort war — Was kann aber der arme Zwerg dafür, daß der Schöpfer mit dem Teige geizte, als er ihn knetete, so daß nur eine Mißgestalt zur Welt kam, zu alt für ein Kind, zu kindisch für einen Mann. Laßt das, auch das ist nicht mehr zu ändern, nur allenfalls zu enden."

Jean Petit erschien heute Abend dem Wundarzt sonderbar aufgeregt. Sonst stets freundlich und sanft, schienen heute alle Leidenschaften seinem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt zu haben. „Was war in dem Becher?" fragte Ambrosius jetzt, den Zwerg genau beobachtend.

„Ein Schlaftrunk! — Wäre es doch der letzte gewesen!“ setzte er hocherglühend hinzu.

„Wer gab ihn Dir?“

„Als ich ins Vorzimmer des Königs mit thränenden Augen trat, sah ich die goldne Schaale stehen, aus der die Majestät den einzigen Wein, den er genießt, vor dem Schlafengehen trinkt; meine Zunge klebte mir an dem Gaum, ich holte meinen kleinen Becher aus der Tasche und füllte ihn mir, jedoch sagte ich es dem guten Dominique, der jetzt, seit Constant weg ist, den Nachttrunk besorgt, und bat ihn, die Schaale wieder mit Cyperwein vollzufüllen.“

„Was sagte Dominique dazu?“ fragte Meister Ambrosius rasch und goß den Rest Wein auf den Boden.

„Wohl bekomm's!“ sprach er lachend und ging einen andern Krug zu holen.

„Leg' Dich nicht zu Bette, ich bin bald wieder bei Dir!“ rief im Weggehen der Wundarzt dem Kleinen zu und eilte ins Vorzimmer des Königs.

Hier fand er Niemand mehr wach als Dominique. „Schläft der König schon?“ frägte Ambrosius mit Hast.

„Weiß es nicht, Meister,“ erwiederte der Kammerdiener gähnend, „er ist oben bei der Königin.“

„Hm! Das ist mir unlieb!“ brummte der Wundarzt. „Befand sich der König wohl?“ fragte er dann weiter.

„Ganz wohl! Er leerte heute Abend gegen Gewohnheit die ganze Schaale mit Cyperwein.“

„Bringt mir die Schaale, lieber Dominique!“ Dieser ging, brachte sie und Ambrosius untersuchte die wenigen Tropfen, die sie noch enthielt, genau; dann fragte er nach

allen Umständen, wer den Wein gebe, wer die Schaale verwahre, wenn sie mit dem Nachttrunk gefüllt werde, und da er alles vernommen und es den Anschein hatte, daß der König sobald noch nicht zurückkehren würde, ging er wieder zu Jean Petit, den er in festem Schlafe auf dem kleinen Armsessel fand. Er weckte ihn, befahl ihm sich auszukleiden und sich zu Bett zu legen, was der Zwerg brummend that, alsbald aber wieder in einen unruhigen Schlaf verfiel. Meister Ambrosius, dem es klar wurde, daß dem Könige in dem Nachttrunk betäubende, Sinn und Nerven zerstörende Tropfen geträufelt wurden, beobachtete nun während der ganzen Nacht den Kleinen genau, der spät am Morgen aufwachte und sich an Geist und Körper abgespannt fühlte. Der Wundarzt eilte nun mit beklommenem Herzen zum Könige. Er fand ihn schon wach, und eben die Rosse abbestellend, die bereit standen ihn nach Monpipeau zu bringen.

„Gut, daß Ihr kommt, Meister Ambrosius!" rief ihm der König entgegen „Ich befinde mich heute so träge, so abgespannt, so wenig aufgelegt, Etwas zu unternehmen, daß mir heute selbst die Jagd zuwider ist. Ich habe eine unruhige Nacht gehabt, böse Träume haben mich gequält. Nichts wie Verdruß und Unmuth, selbst in meinen Träumen immer Coligny und Guise und Guise und Coligny, immer Krieg und Blutvergießen, und ich sehne mich doch so nach Frieden und Ruhe. Gebt mir einen kühlenden Trank, mir brennen die Eingeweide, die Zunge klebt mir am Gaum und die Augen fallen mir zu, und doch kann ich nicht schlafen!"

Der Wundarzt bereitete selbst einen Trank, den der

König mit Gier hinunterſtürzte; dann bat ihn Ambroſius, ſich einige Stunden zur Ruhe zu legen, blieb beobachtend am Bette ſitzen, und als der König geſtärkt erwachte, verordnete er ihm, ſich eine tüchtige Leibesbewegung zu machen, die ihm den Schweis auf die Stirn trieb, und rieth ihm hierzu ſich ins Ballhaus zu begeben. Der König befolgte ſeinen Rath.

25.

Unlieb war es ihm, daß er Guiſe und Nevers daſelbſt fand, die, ſobald der König eintrat, ihr Spiel aufgaben. Der König wählte Larochefoucault zu ſeinem Gegenpart, war aber ſo abgeſpannt, daß er nicht mit ſeiner ſonſtigen Geſchicklichkeit den Ball ſchlug und bald die Parthie verlor. Gegen den Herzog von Nevers war er glücklicher, doch unterbrach die Ankunft des Admirals das Spiel. Coligny war mit mehreren Marſchällen von dem Herzoge von Anjou nach dem Louvre eingeladen worden, einen Streit der Herren von Guerchy und Thianges zu ſchlichten, und nachdem dies geſchehen, ſuchte er den König im Ballſaale auf. Es war nämlich in der geſtrigen Verſammlung der Hugenotten beſtimmt worden, daß Coligny den König um die Auslieferung der verſprochenen vier Sicherheitsplätze, die immer noch in den Händen der Katholiken waren, und um eine Entſcheidung wegen des Flandriſchen Krieges bitten ſolle; die Antwort des Königs ſollte dann der Maasſtab ſein, nach welchem ſie ſeine Geſinnung meſſen wollten.

Als Coligny in den Ballsaal trat, ließ der König sogleich das Spiel aufhören und ging dem Admiral entgegen. Nach der ehrfurchtsvollen Bewillkommnung Colignys und seiner Begleiter, die der König freundlich erwiederte, ging er mit ihm, während die Anwesenden in der Entfernung blieben, auf und ab. Coligny trug ihm hier seine Bitte vor. Der König, heute vielleicht noch weniger zu Geschäften aufgelegt, als je, hörte jedoch aufmerksam zu, fand die erste Forderung ganz gerecht, da das dritte Pacifications-Edikt den Hugenotten die Einräumung dieser Sicherheitsplätze versprach, auch hoffte er wegen des Krieges mit Flandern bald in den Stand zu sein, daß er offen gegen Spanien auftreten könne. Da aber Coligny um den bestimmten schriftlichen königlichen Befehl bat, daß die Sicherheitsplätze den Hugenotten ausgeliefert werden sollten, und auf eine Kriegserklärung gegen Spanien drang, da erwiederte der König, schon etwas ungeduldig werdend „Mein Vater, laßt mir nur noch ein paar Tage Ruhe; mein Kopf ist von den Feierlichkeiten und dem Tumult jetzt noch so wüst, daß mir alle Geschäfte lästig sind; nur ein paar Tage, dann soll Alles zu Eurer Zufriedenheit geschehen.“ Coligny sah wohl, daß heute der Monarch zu ernsten Geschäften nicht aufgelegt war, überließ ihn dem Ballspiele und kehrte verdrüßlich nach seiner Wohnung in der Straße Betisi zurück.

Eine eben erhaltene Depesche lesend ging er langsam bei der Kirche St. Germain l' Auxerrois an einem kleinen Hause vorüber, als ein Schuß fiel und sich der Admiral an der rechten Hand und dem Ellenbogen des linken Arms verwundet fühlte. Mit der größten Ruhe blieb er stehen

und wies mit der blutenden Rechten nach dem Hauſe, aus welchem der Schüß gefallen war. Seine Begleiter ſtürzten hinein und fanden es leer, außer einem Knaben und einem alten Weibe, von denen ſie erfuhren, daß das Haus einem ehemaligen Hofmeiſter des Herzogs von Guiſe gehört.

Der Admirál hatte indeſſen nur mit Mühe ſeine Wohnung erreicht, von wo er den Herrn von Piles zum Könige, ihm das Geſchehene zu melden, ins Ballhaus ſandte. Dieſer traf den König wie er eben mit dem Herzoge von Guiſe Ball ſpielte, und als er ihm die Greuelthat berichtete, gerieth der König in den heftigſten Zorn, brach in ſeiner Wuth das in der Hand haltende Raket entzwei, warf es dem erſchrockenen Herzog vor die Füße, und rief, ſeiner kaum mehr mächtig und Guiſe mit funkelnden Augen anſtarrend „Soll ich denn auf dieſer Welt nie Ruhe haben? — Aber, bei dem allmächtigen Gott und meines Vaters moderndem Gebeine," ſchrie er auf und hob die bebende Rechte gen Himmel „ich räche die That, und müßte meine Rache das eigne Blut treffen!" Dann ſtürzte er aus dem Ballhauſe fort nach dem Louvre, wo er den Wundarzt noch traf. „Eile hin zu Coligny und rette wenn es noch möglich iſt!" rief er dieſem entgegen, und Meiſter Ambroſius ſäumte nicht dem Manne ſeiner höchſten Verehrung ärztliche Hülfe zu bringen.

Er fand die Wunden bedeutend. Der Zeigefinger der rechten Hand mußte abgelößt werden und Coligny ertrug die ſchmerzhafte Operation mit Standhaftigkeit. Seine Freunde waren nun faſt einſtimmig der Meinung, ihn ſogleich in einer Sänfte aus Paris bringen zu laſſen; alle ſeine in Paris anweſenden Glaubensbrüder ſollten zu ſeinem Schutze

ihn begleiten, aber er ſchlug es ab. „Auf meinem Poſten will ich ſterben," ſprach der edle Mann „und hier bei meinem Könige, dem ich ganz vertraue, da nur iſt er jetzt!" Auch wat Ambroſius Paré dagegen, denn er erklärte, den Admiral könne nur die äußerſte Ruhe retten, und er wäre nicht in dem Zuſtande eine Reiſe unternehmen zu können. Aber viele der Anweſenden blieben der Meinung, daß für jeden Hugenotten jetzt Paris augenſcheinlich eine Mördergrube ſei, nahmen Abſchied von dem Admiral und entfernten ſich ſchnell.

„Ihr meint, es ſei Verrath an unſerm gemeinſchaftlichen Vater, wenn wir ihn jetzt verlaſſen" erwiederte der Widame von Chartres dem Schwiegerſohne Coligny's, dem Herrn von Tellegny „Was könnt Ihr ihm hier nützen, was erwartet Ihr noch hier? Höchſtens die zweideutige Ehre mit Coligny zu ſterben. Dem Vaterlande, der Religion könnt Ihr in Eurer Heimath nützen, hier nicht. Ich ſpare mein Blut für beſſere Zeiten!" Dies ſagend kniete er an dem Bette des Admirals nieder „Lebt wohl, edelſter der Franzoſen," ſprach er gerührt „nur jenſeits ſehen wir uns wieder!"

„Ziehe in Frieden!" erwiederte Coligny, und der Widame verließ Paris und mit ihm die Vorſichtigſten unter den Hugenotten.

26.

Die Nachricht von der Verwundung des Admirals verbreitete überall Schrecken, ſelbſt in dem Theile des Louvres, von dem ſie ausgegangen war. „Halbe Maasregeln taugen nie!“ ſagte der Kanzler die Hände reibend, als er der Königin Mutter die Nachricht brachte, der Admiral ſei nur verwundet. „Hier verſteht man dergleichen Dinge nicht; nicht der Arm, das Herz mußte getroffen werden. Die Sache kann nun ein übles Ende nehmen.“

„Ein gutes!“ meinte Catharine mit Zuverſicht „Die Hugenotten werden, die Verwundung des Admirals zu rächen, ſich zuſammenrotten, die Montmorency's ſich ihnen anſchließen und über die Guiſen herfallen“ —

„In Paris nicht, Majeſtät, dazu ſind ſie zu beſonnen“ unterbrach ſie der Kanzler; „dies zu verhindern lebt der Admiral mit ſeiner Bedächtigkeit noch. Sie werden Paris verlaſſen, ſich rüſten, ihre ausländiſchen Glaubensbrüder auffordern Coligny zu rächen, und der Bürgerkrieg wird wieder beginnen“ —

„Auch das iſt gut!“ unterbrach ihn die Königin Mutter kalt.

„Aber, Majeſtät, würden ſie ſiegen, was dann?“

„Verheißungen, leere Verſprechungen!“

„Zu oft läßt der gutmüthigſte Narr ſich nicht täuſchen, und Narren wären ſie, wenn ſie noch den Pacifikations-Edikten vertrauten. Werden ſie beſiegt, für wen floß dann das Blut, ward das Geld verſchleudert? Nicht für Euch, nicht für den Herzog von Anjou, von dem Könige

will ich gar nicht reden, nein für die Guiſen! Krieg iſt die Leiter, auf der dies ſtolze, aber wahrlich auch muthige Geſchlecht immer höher ſtieg, bis es nur noch eines kleinen Sprunges bis zum Throne bedarf."

„Ihr mögt Recht haben!" ſagte jetzt Catharine und verfiel in Nachdenken.

„Drei Lachsköpfe und einen Haufen wackrer Frösche haben wir hier ziemlich feſt in unſerm Netz hübſch beiſammen. Der Alte hat einen Streifſchuß bekommen, die beiden Jungen ſind im Louvre, und die Frösche — So eine allgemeine Jagd — wo alle Hunde losgelaſſen würden, wo die Guiſen die Vorhetzer wären und wir aus der Entfernung, hinter den Mauern des Louvres verſteckt, das Ganze leiteten" —

„Ein großer Gedanke, der mit einem Schlage Alles vernichten könnte!" rief die Königin entzückt. „Aber" ſprach ſie, und ihr Entzücken ſchien verſchwunden „iſt es denn unſer Wille, iſt es unſer Vortheil die Hugenotten zu vernichten?"

„Die Ketzer? fiel ihr der ſtaunende Birague in die Rede „Und Ihr zweifelt noch?"

„Kanzler!" ſagte Catharine von Medicis, und ein höhniſches Lächeln umzog ihren Mund „Könnt Ihr Euch denn noch nicht von dieſen Schwachheiten losreißen? Können die Ketzer uns nützen, ſo müſſen wir ſie pflegen, als wären ſie die heiligſte Pflanze auf Gottes weiter Erde; ſind ſie uns im Wege, ſo laßt uns ſie ſchonungslos ausraufen, wie giftiges Unkraut. Die Politik allein muß unſre Schritte leiten, nicht die Religion; ſie ſei nur der Mantel, der unſer Innres birgt. Ob Meſſe, ob Pſalm,

mir wäre es gleich, nur Gewalt, nur alleinige Gewalt, rücksichtslose Gewalt, wobei man nicht ewig sinnen und grübeln muß, über welchen Stein, der uns im Wege liegt, wir vorsichtig schreiten, auf welchen man treten, welchen man bei Seite schaffen muß."

„Und Eurer Seelenheil, Majestät?"

„Birague!" fuhr Catharine verdrießlich auf „Wollt Ihr Euch auch an mir in der Verstellungskunst üben, das wär' langweilig für mich, nutzlos für Euch; wir kennen uns zu lange. Für die Erwerbung von 50000 Livres, für die Befriedigung einer kleinlichen Rache, für noch weniger habt Ihr so oft Euer Seelenheil verpfändet, daß es mir lächerlich dünken muß, wenn Ihr das noch gegen Jemand anderes erwähnt, als gegen Euren Beichtvater — Doch wir schweifen von unserm Wege ab. Denkt in Gottes Namen an Euer Seelenheil, schwebt gen Himmel, oder fahrt dereinst zur Hölle, mir soll es gleich sein; nur zur Sache. Ohne des Königs Zustimmung könnte solch großes Werk nicht ausgeführt werden, und glaubt Ihr, Birague, daß man ihn je dazu bewegen könne?"

Der Kanzler, durch den Spott der Königin Mutter gereizt, wollte die Gelegenheit sich zu rächen nicht vorbei gehen lassen, er lächelte und schwieg.

„Nun?" sagte die Königin ungeduldig.

„Des Königs Wille ist ja so ganz in Eurer Hand" —

„Des Königs Wille, der Wille dieses unbändigen störrischen Rosses" —

„Fürchtet Ihr seinen Zorn?" fragte der Kanzler, und sein Luchsauge sah scharf auf Catharine von Medicis.

„Ich fürchte nichts!“ erwiederte die Königin mit Stolz.

„Am wenigſten Euer eignes Werk, Majeſtät“ —

„Ihr ſprecht in Räthſeln, Birague, das langweilt mich eben ſo ſehr als Euer widriges Lächeln!“ unterbrach ihn die Königin Mutter empfindlich — „Was iſt mein Werk? — Sprecht deutlicher.“

„Des Königs Zorn, Majeſtät!“ erwiederte der Kanzler, ziemlich gleichgültig ſcheinend. „Wünſcht Ihr ihn zornig, ſo habt Ihr ein Mittel dazu; wünſcht Ihr ihn langmüthig und abgeſpannt, ſo thut das nämliche Mittel auch hier ſeine Dienſte; nur fürchte ich die Conſtitution Sr. Majeſtät geht dabei zu Grunde — Doch — Ihr habt ja noch zwei Prinzen“ —

Ueberraſcht, hoch erglüht, ſtarrte Catharine von Mediciis den Kanzler an, der ruhig fortfuhr „Es thut mir weh, daß ich nur bis auf einen gewiſſen Grad Euer Zutrauen habe, daß der Marſchall Retz, daß Euer Beichtvater“ —

„Kanzler!“ fuhr Catharine zornig auf, und Birague konnte deutlich ſehen, daß ſie nicht recht wußte, welche Stellung ſie in dieſem Augenblick gegen ihn nehmen ſollte — ſeine kleine Rache zu vollenden fuhr er fort — „Beichtväter ſind nicht immer verſchwiegen, ins Exil geſandte am wenigſten — Nehmt Vorſichtsmaasregeln, Majeſtät! Nicht in jeder Bruſt iſt Euer Geheimniß ſo gut verwahrt, wie in der meinigen.“

Noch ſchwieg Catharine unentſchloſſen. Endlich ſagte ſie, nachdem ſie einen feſten Entſchluß gefaßt hatte „Birague! Ihr habt in dieſer Stunde ein ſehr gewagtes Spiel

geſpielt, und Euer ganzes Glück auf eine Karte geſetzt. Solche Geheimniſſe bringen dem, der ſie kennt, das höchſte Zutrauen oder den Tod."

„Majeſtät!" nahm Birague raſch das Wort „Mein Tod könnte in noch größere Verlegenheit bringen, als mein Leben — Was dem Könige zu wiſſen nützlich wäre, bekäme er nach meinem Tode mit unumſtößlichen Beweiſen in die Hand — Doch wozu dies? — Ich bin Euer treuergebner Diener." Catharine reichte ihm ſchnell die Hand zum Kuſſe, die er noch ſchneller ergriff und ſie küßte „Treue gelobte ich Ew. Majeſtät" ſagte er dann „und Euch treu werde ich ſterben!"

„Gebraucht Euer Mittel zum nächſten Conſeil, gebraucht es in verſtärkter Doſis!" fuhr er dann nach kurzer Pauſe einlenkend fort „Sollte auch dem Herzog von Anjou die Krone Polens zu Theil werden, ſo iſt von Krakau bis Paris die Rückreiſe nicht ſo beſchwerlich."

Der Herzog von Anjou trat in dieſem Augenblick ein „So eben erfahre ich, Mutter, daß Heinrich von Navarra und der Prinz Condé mit den Vornehmſten des Hugenottiſchen Adels zum Könige gehen, und ihre Beſchwerde wegen Coligny's Verwundung ihm vortragen werden" ſagte er mit Haſt.

„Gut, daß Du mich davon benachrichtigeſt, mein lieber Sohn!" erwiederte die Königin Mutter ihn liebkoſend, und begab ſich ſogleich, jedoch allein, zu dem Könige.

27.

Sie fand Karl den Neunten an Körper und Geist abgespannt; doch bei ihrem Eintreten schienen seine Lebensgeister von Neuem aufzuflackern. „Nun, da habt Ihr das Wort Eurer Guisen, Mutter! Fast unter meinen Augen verüben sie die grauenhafte That, vielleicht Euch zu Liebe, denn wahrlich, Euch freut es mehr, als daß es Euch betrübt. Aber bei allen Teufeln, Mutter, ich übe hier strenge Gerechtigkeit, für Blut muß Blut fließen; und wer es auch sei, der an dieser That Theil hat, ihn treffe mein Zorn, und wäret Ihr es selbst!"

„Mein Sohn!" fiel ihm die Königin zürnend und dennoch beschwichtigen wollend in die Rede.

„Ruft den Herzog von Anjou bei diesem zärtlichen Namen, mich nennt Sire; denn da ich fühle, Ihr liebt nicht den Sohn in mir, so ehrt wenigstens den König!"

„Das ist hart!" sagte Catharine, und suchte die Thräne zu verbergen, die wohl mehr der Unmuth als das gekränkte Mutterherz erpreßte.

„Ja, hart ist es" fuhr der König fort, ohne sich nur von seinem Sessel zu erheben „selbst dem Herzen nicht vertrauen zu können, unter welchem man das erste Leben einsog — Doch weg, weg ihr dämonischen Bilder! — Nehmt Platz Mutter! Die Hugenotten werden kommen und Gerechtigkeit fordern; ich bin begierig zu erfahren, ob ich Ihnen in Eurem Sinne geantwortet habe." Er stand auf, rückte der Mutter einen Lehnsessel zurecht, und als sie neben ihm Platz genommen, setzte er sich auch.

Mit finsterem Blicke und gebeugtem Haupte saß er da und sprach kein Wort, auch Catharine nicht. Da senkte sich sein Haupt immer tiefer, immer matter sank es auf die Schulter und das müde Auge schloß sich. Unverwandt hatte die Königin Mutter den Blick auf ihn gerichtet, jede Bewegung, jedes Zeichen von Abspannung mit Gleichmuth beobachtet; ein Engel des Himmels hätte in diesem Gesicht der Mutter ergebene Fassung, ein Engel der Finsterniß den Gedanken gelesen: Er ist am Ziel! Einmal mochte das Mutterherz noch seine Rechte geltend machen wollen, denn mit Wehmuth schien sie auf den erschlafften Jüngling zu sehen, aber es war nur ein vorübergehender Sonnenblick, der durch das finstre Gewittergewölke brach, und ein triumphirendes Lächeln umzog ihren Mund, als die Nachricht, der König von Navarra stehe mit Mehreren vom Adel im Vorzimmer und bitte vorgelassen zu werden, den König aus seinem unruhigen Schlafe weckte und dem Gesicht Catharinens die gleichmüthige Freundlichkeit gab, die ihr stets zu Gebote stand.

Einen Augenblick bedurfte der König seine völlige Besinnung zu erhalten, aber bald rieb er sich die Stirn und sein Auge flammte wieder; er sprang mit Lebhaftigkeit von seinem Sitze und gab den Befehl die Hugenotten einzulassen.

„Seid auf Eurer Huth, Sire!" raunte ihm Catharine zu.

„Meint Ihr die Vergeltung könne mich treffen? — Nein, Ihr steht mir ja zur Seite, Mutter, und so hab' ich nichts zu fürchten, ich verweise sie an Euch!" erwiederte er; aber dennoch hatte der Funke gezündet, den Ca-

tharine in die Bruſt des Mißtrauiſchen geworfen; er blickte unſtät und forſchend in dem Kreiſe der Hugenotten umher, die mit finſterm Ernſt und ſchmerzerfülltem Blick eintraten.

„Sire!“ nahm Heinrich von Navarra das Wort „Der meuchelmörderiſche Anſchlag auf das Leben des Admirals, ſeine ſchwere Verwundung führt uns als Bittende vor Eure Majeſtät. Wir flehen um Gerechtigkeit, wir bitten Euch, Sire, eine That nicht ungeſtraft zu laſſen, die unter Euren Augen, in der Nähe Eures Palaſtes an einem Manne begangen iſt, der ſich Eurer Achtung ſchmeicheln durfte und uns Allen Vater war. Wir Prinzen aus dem Hauſe Bourbon und der hier verſammelte Adel aus den Provinzen legen das Schwert der Rache in die Hände Ew. Majeſtät, überzeugt daß es in des Königs Hand am treffendſten, am wirkſamſten ſein wird“ —

„Das wird es!“ unterbrach König Karl den Sprechenden „Auf wen fällt Euer Verdacht?“

„Die Namen derer ſind zu groß, als ſie auf bloßen Verdacht ausſprechen zu können,“ erwiederte Heinrich von Navarra mit der ihm ſo eignen Beſcheidenheit; aber Heinrich von Condé, weniger friedlich als der Navarrer, trat keck vor „Warum ſollen wir ſchweigen?“ ſprach er, und ſein ernſtes Auge ſah bald flammend auf die Königin Mutter, bald auf den König „Sollen wir, Prinzen aus königlichem Geblüt, in Frankreich einen Mann ſo hoch halten, daß wir ihn nicht kühn anklagen dürften? Guiſe iſt der Name, den mein Vetter von Navarra nicht auszuſprechen wagte, und zu dem ich noch die Namen derer fügen könnte, die dies fremde Geſchlecht ſo hoch auf

Frankreichs Boden erhoben, daß es ſich über Alles erhaben dünkt —"

„Habt Ihr Beweiſe?" fiel ihm die Königin Mutter in die Rede.

„Wir flehen daher Ew. Majeſtät" fuhr der Prinz von Condé gegen den König gewendet fort, doch Catharine von Medicis unterbrach ihn noch einmal „Beweiſe verlange ich!"

„Madame!" antwortete Condé ſich höflich vor ihr neigend „Ich erwarte, was mein König und Herr mir antworten wird."

„Habt Ihr einen triftigen Grund, den Verdacht auf den Herzog von Guiſe zu werfen? fragte jetzt der König.

„Ja, Sire!" erwjederte Condé „Der Schuß kam aus dem Hauſe eines ehemaligen Hofmeiſters der Guiſen; Maurevert, gleichfalls im Dienſte des Herzogs, hielt ſich darin verborgen; man hat ihn nach der Abtei St. Germain flüchten und ſich dort auf ein bereit ſtehendes Pferd ſchwingen ſehen — Der Haß der Guiſen gegen die Chatillons, beſonders gegen den Admiral — Alles dies —"

„Ich werde die Sache ſtreng unterſuchen laſſen!" ſagte der König, doch hielt er den Prinzen feſt im Auge, der, wie die meiſten der Hugenotten, entſchloſſen und finſter vor ihm ſtand.

„Wir bitten Ew. Majeſtät" nahm der König von Navarra wieder das Wort, „eine unpartheiiſche Unterſuchung anzubefehlen. Nur ſtrenge Gerechtigkeit, nur Beſtrafung des Verbrechers kann das Gehäſſige der That in den Augen der Welt mildern. Deshalb bitten wir Ew. Majeſtät" —

„Eure Bitte iſt Euch gewährt!“ fiel ihm der König in die Rede „Genau ſoll das Parlament unterſuchen, ſtreng werde ich den Verbrecher ſtrafen; aber wartet dies ruhig ab, beſonders geb' ich Euch den Rath, Vetter von Condé! Ihr ſcheint nicht immer Wort und Handlung mäßigen zu können.“

„Bei ſolchen Gelegenheiten, Sire, wird Mäßigung dem Manne ſchwer,“ erwiederte der Prinz „und wenn uns nicht Gerechtigkeit wird, noch ſchwerer nicht ſelbſt das Racheſchwert zu ergreifen. Meinen edlen Vater mordete ein Diener des Herzogs von Anjou, und ſie luden den Leichnam eines Bourbon quer über ein Maulthier und führten ihn ſo hinweg. Ein Diener der Guiſen mordet meinen zweiten Vater — Beim heiligen Gott, Sire! —“

„Ich erinnere Euch an die Gegenwart des Königs!“ unterbrach ihn Catharine.

„Ich danke Euch, Madame, für die Erinnerung, war ſie auch nicht wohlgemeint“ erwiederte Condé, und fühlend, daß ihn ſein Eifer zu weit treiben könne, trat er zurück.

„Auch ich flehe Ew. Majeſtät im Namen des Adels um ſtrenge Gerechtigkeit!“ ſagte jetzt der Graf La Rochefoucault „Ich kenne das Herz meines Königs und weiß, daß der Angriff auf das Leben des Admirals auch ihm wehe thut. Den Mund wollte man für immer ſchließen, der mit unbeſtechlicher Treue ſeinem Monarchen manchen weiſen Rath gab, den man haßte, weil er ſeinen König liebte.“

„Euch ſoll Gerechtigkeit werden!“ erwiederte der König, dem La Rochefoucault eine wunde Stelle berührt

hatte „Bei allen Teufeln ſchwör' ich, ſie ſoll Euch werden, ohne Anſehn der Perſon Euch werden! — Geht zum Admiral, ſagt ihm, was Ihr ſo eben von mir vernommen, ſagt ihm, er habe die Wunde und ich den Schmerz. Auf Wiederſehen!" Das Neigen ſeines Hauptes befahl ihnen ſich zu entfernen.

„Finſtre heimtückiſche Geſichter!" murmelte die Königin Mutter, doch laut genug, daß es der König hören konnte, vor ſich hin „Saht Ihr nicht," wandte ſie ſich jetzt zum König „wie ſo manche Hand, vielleicht nur abſichtslos, nach dem Griff des Schwertes fuhr?"

Der König ging ſchweigend auf und nieder.

„Ein ernſtes, finſtres Volk die Hugenotten, und gilt es ihrem Glauben zu dem Furchtbarſten fähig" fuhr Catharine fort, wohl wiſſend, daß ihre Worte nicht alle in den Wind geredet waren. „Ich glaube, hängt nicht ſchon morgen der Thäter an dem Galgen von Montfaucon, ſo rotten ſie ſich zuſammen, morden die Katholiken, ſtürmen den Palaſt und es giebt ein gräuliches Blutbad; an 2000 ſollen hier verſammelt ſein."

Der König horchte auf.

„Zweitauſend entſchloſſene Schwärmer vermögen ſchon Etwas! — Alle zu Pferd, wohl gewaffnet" — fuhr die Konigin Mutter ohne Unterbrechung fort; doch der König begann wieder ſeine Wanderung „Sire! Ihr müßt die Wachen des Louvres verſtärken laſſen, ich fürchte" —

„Wen fürchtet Ihr? Coligny oder Guiſe?" fuhr der König auf — „Ja ich will Ruhe, ich will Frieden haben in mir und um mich!" ſagte er dann, die geballte Fauſt aufs Herz preſſend „Enden ſoll dieſer Zuſtand, und ſollte

ich die Galgen verdoppeln und ſelbſt im Hofe des Louvres ein Blutgerüſt aufführen laſſen; und Guiſens von allen Frauen vergöttertes Haupt ſoll das erſte ſein, das herab rollt. Enden ſoll das! Nicht Hugenott, nicht Montmorency, nicht Guiſe, nicht der tändelnde Anjou, auch Ihr nicht Mutter, ſollt ferner das unglückliche Land zerreißen, und um die Gewalt Euch ſtreitend, es zerfleiſchen — Ich allein, beim allmächtigen Gott ſchwör' ich, ich allein will der Blutrichter ſein, und wehe dem, der mir ins Amt zu greifen wagt! — Ruhe will ich haben, ſo lange dies müde Haupt noch die Königskrone trägt, dies morſche Gebein noch auf dem Throne ſitzt, und mir die lange Ruhe wird im Grabe." Er ſchellte — „Hauptmann Coſſeius ſoll kommen!" rief er dem Eintretenden entgegen.

„Keine Gewaltthat, mein Sohn!" bat Catharine von Medicis.

„Ja, ich will fortan König ſein in Paris, wie ich Herr war in den Forſten von Fontainebleau! Hetzen will ich die Frechen, die meiner Macht widerſtrebten, hetzen will ich ſie wie die angeſchoſſenen Eber, bis ſie röchelnd zu meinen Füßen liegen, und blutiges Spiel will ich mit denen treiben, die bisher ihr Spiel mit mir getrieben. Mutter! Stundenlange Ruhe mir zu geben, mußte oft mein Wundarzt mir das Blut abzapfen; ich werde kein Thor mehr ſein, das eigne Herzblut hinzugeben, fremdes Blut ſoll fließen, damit ich ſchlafen kann und meine Pulſe ruhig ſchlagen."

Der Hauptmann trat ein. „Ihr geht, und nehmt den Herzog von Guiſe gefangen, wo Ihr ihn findet!" befahl ihm der König.

Coſſeius warf einen fragenden Blick auf die Königin Mutter, der nicht beantwortet wurde, dann wagte er es dem Könige vorzuſtellen, wie gefahrvoll es ſei, den Herzog in ſeinem Palaſte in der Mitte ſeiner Edelleute gefangen zu nehmen. Doch der König ſtampfte wüthend mit dem Fuß „Bei allen Teufeln und allen Heiligen, geh oder Du biſt des Todes! Coſſeius ging, die Königin Mutter ſchlich ſich fort.

28.

Catharine von Medicis hatte ſich weniger aus Furcht als aus Vorſicht wegbegeben, denn ſie wußte zu gut, wie ſchnell der aufflackernde Zorn des Königs verraucht war. Sie wollte nur den Herzog von Guiſe von des Königs Befehl benachrichtigen, damit er dem erſten Ausbruch ſeines Zornes ausweichen, Paris verlaſſen oder ſich verbergen könne. Ihr Bote kam mit Coſſeius Warnung zugleich, der ſich mehr beeilt hatte dem Herzog einen Wink zu geben, als des Königs Befehl zu vollziehen.

Der Herzog von Guiſe, ſchon durch des Königs Benehmen im Ballhauſe vorſichtig gemacht, hatte für jeden Fall die nöthigen Vorkehrungen getroffen; Pferde ſtanden bereit, und ſeine treueſten Anhänger waren um ihn verſammelt, ſo daß es, als er die Warnung der Königin Mutter erhielt, nichts weiter bedurft hätte, als ſich auf's Pferd zu ſchwingen und davon zu jagen. Sein Stolz jedoch erlaubte ihm dies nicht. Von 60 in ſeinem Palaſte

verſammelten Edelleuten und ſeiner zahlreichen bewaffneten Dienerſchaft umgeben, verließ er mit ſeinem Ohm und ſeinem Bruder in dem nämlichen Augenblick den Palaſt, in welchem Coſſeius mit 50 Mann der königlichen Leibwacht langſam die Straße herabzog, ritt Schritt vor Schritt, ohne ſich um ihn und ſeine Schaar zu kümmern, dem Thore zu, und verließ dem Scheine nach Paris. Doch ſchon in den Vorſtädten zerſtreute ſich ſeine Begleitung, die einzeln und durch verſchiedene Thore wieder nach Paris zurückkehrte. Er ſelbſt ritt, als es zu dämmern begann, mit dem Herzögen von Aumale und Mayenne in aller Stille nach ſeinem Palaſte, und hielt ſich dort, die Begebniſſe abwartend, auf.

Der König, dem die Rückkehr der Guiſen verborgen blieb, war wüthend, als er erfuhr, daß der Herzog nicht entflohen, ſondern mit allem Prunk und einem glänzenden Gefolge Paris verlaſſen hatte. Faſt hätte Coſſeius, der ſonſt feſt in Karl des Neunten Gunſt ſtand, ſeine Anhänglichkeit an die Guiſen theuer bezahlen müſſen.

So unangenehm es auch anfangs der Königin Mutter war, daß der Streich auf Coligny nur halb gelang, ſo war ſie doch jetzt mit dem Gange der Begebenheiten nicht ganz unzufrieden. Der eigenwillige Guiſe war in ſeiner Lage jetzt mehr als je abhängig von ihr. Der König hatte augenſcheinlich Mißtrauen gegen die Hugenotten gefaßt; ihr trotziges keckes Auftreten, die kühnen Worte Condés, die dem Könige deutlich ſagten, daß wenn ihnen nicht Recht geſchähe, ſie ſich ſelbſt Recht verſchaffen würden, hatten ſeinen Stolz beleidigt. Karl der Neunte konnte nicht Widerſpruch, viel weniger Trotz ertragen, und ſo

kraftlos er auch den Scepter führte, mochte eben das Gefühl ſeiner Schwäche ihn bei jeder Gelegenheit reizbarer machen, ſobald er glauben konnte, man wolle dieſe Schwäche benutzen, ihm zu imponiren. Ueberdies liebte er den Prinzen von Condé nicht, und es ward ſpäterhin der Königin Mutter um ſo leichter, ihm den Argwohn einzuflößen, die Hugenotten würden, Condé an der Spitze, ſich ſelbſt Recht ſchaffen und es zu blutigen Auftritten zwiſchen beiden Partheien kommen. Die Wachen des Louvres wurden verdoppelt und alle Maasregeln getroffen, als ob ganz Paris ſchon im Aufruhr ſei.

Am ſchmerzlichſten war wohl durch dieſes Ereigniß Adelaide de la Coſſé betroffen. Am 22. Auguſt geſchah der Anfall auf das Leben des Admirals, und der 26. war zu ihrem Hochzeitstag mit dem Herrn von Regnier beſtimmt. Sie konnte ſich leicht ſagen, daß in ſo bewegter Zeit dieſer Tag verſchoben werden müſſe, und ihr einziger Troſt war die ſanfte Eliſabeth von Oeſtreich, welche ihr, die Begebenheiten möchten ſich geſtalten, wie ſie wollten, Schutz verſprach. Aber die Königin ſelbſt war von ſchweren Sorgen ergriffen. Der körperliche wie der Seelen-Zuſtand ihres Gemahls entging ihr nicht; ſie hatte deshalb ſchon zweimal nach Ambroſius Paré geſchickt, der endlich von Colignys Krankenlager ſich losriß und zu ihr eilte. Er konnte der zärtlichen Gattin nur wenig Troſt geben, denn obgleich er es nicht wagte, ihr ſeinen Argwohn mitzutheilen, wünſchte er dennoch, ſie möchte auch hier als guter Engel dem Könige zur Seite ſtehen. Er bat ſie, ihren Gemahl beſonders in dieſer bewegten Zeit an dem Genuß aller geiſtigen Getränke zu hindern, und

wo möglich ihm Alles, selbst das Wasser zu kredenzen. Dies mußte ihr auffallen, da der König keinen Wein, außer zum Nachttrunk, seit jenem Tage zu sich nahm, wo er in der Trunkenheit zwei seiner Diener schwer verwundet hatte; sie wollte noch weiter in ihn dringen, aber Paré wich jeder bestimmten Antwort aus.

Mehrere Bewegungen unter den Hugenotten, ihr häufiges Kommen und Gehen nach dem Louvre, wo der König von Navarra und der Prinz Condé ihre Wohnungen hatten, fielen dem Könige auf. Auch unter der Guiseschen Parthei war eine außergewöhnliche Bewegung, und das Gerücht, welches sich durch ganz Paris verbreitete, die Montmorency's hätten sich mit den Hugenotten vereinigt und rückten mit ihrem Anhang gegen Paris vor, ward sehr bald und absichtlich dem Könige hinterbracht, und er so den ganzen Tag über in steter Unruhe erhalten.

Am andern Morgen ließ der Admiral den König bitten zu ihm zu kommen. Dieser versprach es, doch konnte es nicht so geheim gehalten werden, daß es nicht Catharine von Medicis erfahren hätte. Sie wußte es nun so listig einzurichten, daß sie unter dem Vorwand der Theilnahme mit dem Herzoge von Anjou den König begleiten konnte.

Der Verwundete erhob sich, als der König ihm nahte, man konnte auf den bleichen Zügen deutlich die Freude lesen, seinen Monarchen bei sich zu sehen; auch Karl der Neunte zeigte herzliche Theilnahme, erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden, empfahl Ambrosius Paré, der gegenwärtig war, die größte Sorgfalt, und nannte Coligny nur seinen geliebten Vater. Der Königin Mut-

ter, ſo wie dem Herzog von Anjou, fehlte es nicht an freundlichen theilnehmenden Worten, die Coligny, dem Anſchein nach, dankend erwiederte, im Herzen aber ſicher zu würdigen verſtand.

Catharine von Medicis hatte zu den Füßen ſeines Bettes Platz genommen, Heinrich von Anjou ſtand dem Könige gegenüber und lauſchte auf jedes Wort des Admirals, bis endlich dieſer den König bat, ihm geheimes Gehör zu ſchenken. Catharine ſowohl, wie der Herzog von Anjou zogen ſich zurück, und wohl länger als eine halbe Stunde ſprach Coligny zum Könige, ohne daß irgend Jemand etwas von dieſem Geſpräch vernehmen konnte.

Dies beunruhigte die Königin Mutter; ſie verſuchte einige Mal auf liſtige Weiſe das Geſpräch zu unterbrechen, doch gelang es ihr nicht. Da riß ſie Ambroſius Paré aus ihrer drückenden Verlegenheit, indem er den Kranken erinnerte, nicht ſo viel zu reden, da es ihm ohnfehlbar nachtheilig ſein müßte. Die Königin, Theilnahme heuchelnd, ſtimmte mit ein, und ſo wurde endlich das Geſpräch abgebrochen, deſſen Beendigung der König ſelbſt herbei zu wünſchen ſchien.

Die finſtern Blicke der eben gegenwärtigen Hugenotten, der Ingrimm, der ſich auf ihren Geſichtern nur zu deutlich ausſprach, ſobald ihr Auge auf die Königin Mutter oder Heinrich von Anjou fiel, ließen den mißtrauiſchen König irgend einen böſen Anſchlag fürchten; doch hatte er Gewalt genug über ſich, ſein Mißtrauen zu verbergen. Er nahm mit Rührung Abſchied von Coligny, verſprach ihm zu ſeiner Sicherheit, da man bei der feindlichen Stim-

mung der Guiſen Alles befürchten mußte, die nöthigen Maasregeln zu treffen, und gab ihm den Rath, ſeine treueſten Anhänger um ſich zu verſammeln.

Als er eben das Zimmer verlaſſen wollte, nahte ſich ihm der Wundarzt. „Sire!" raunte er ihm ſo leiſe als es der Anſtand erlaubte zu „Seid meiner Vorſchrift eingedenk, trinkt heute und morgen und zu keiner Tageszeit Wein!"

Der König blickte ihn anfangs verwundert an, die vertrauliche Art der Anrede mochte ihm überraſchend und unangenehm ſein, doch ſchnell ſich beſinnend nickte er ihm bejahend zu und befahl, ja für den Admiral Sorge zu tragen und ihn nicht zu verlaſſen, und ſchritt nicht ohne Beſorgniß durch die Reihen der hugenottiſchen Edlen, welche die Theilnahme an dem Schickſal Coligny's hier verſammelt hatte.

Kaum im Louvre angelangt, trat Catharine von Medicis bei ihm ein. Sie hatte Manches, die Sicherheit Coligny's betreffend, mit ihm zu reden, erregte durch allerhand Vorſchläge ſeine Ungeduld, und nachdem ſie ihm die heiligſten Verſicherungen ihrer Theilnahme für den Admiral gegeben, fragte ſie ihn endlich, wovon Coligny in der langen Unterredung mit ihm geſprochen habe. Der König beantwortete anfangs dieſe Frage nicht, da aber ſeine Mutter ſie mehrmals dringend wiederholte, und ihm läſtig zu werden begann, trieb ihn ſeine Ungeduld zu den ſo folgereichen Worten „Er gab mir den Rath künftig allein zu regieren, und mit Gott werde ich den Rath befolgen!"

„Das thut!" erwiederte Catharine gleichmüthig scheinend, und entfernte sich bald darauf.

29.

Kaum in ihr Gemach zurückgekehrt, ließ sie den Marschall Retz und den Kanzler rufen, sich mit ihnen über den Tod des Admirals zu berathen, der ihr allein die verlorene Ruhe und die Macht wiedergeben könne. Beide waren der Meinung, daß dies jetzt ohne Bewilligung des Königs unmöglich sei, da die Wohnung Colignys mit seinen Anhängern angefüllt und Niemand zu ihm gelassen würde. Das sah die Königin Mutter wohl ein, aber auch wie schwer es sein würde, den König zu solchem Entschluß zu bewegen. Ein Mittel glaubte sie noch versuchen zu müssen, das allein wirksam sein könnte, nämlich die Furcht des Königs vor einem Aufstand der Hugenotten. „Man müßte" sagte sie, „ihm keinen Augenblick Ruhe gönnen, Nachrichten auf Nachrichten von Zusammenrottung der Bürger und des hugenottischen Adels, so glaubwürdig als möglich, müßten sich folgen, und da das trotzige Benehmen der aufgebrachten Anhänger Colignys manchen Anlaß gäbe, dies befürchten zu können, so hoffe sie, daß es gelingen würde, den Verdacht des Königs noch zu vermehren. Hauptsächlich aber müßte man die Prinzen und die Vornehmsten der Hugenotten dahin zu vermögen suchen, heute noch eine zweite Audienz beim Könige zu verlangen." Marschall und Kanzler pflichteten der Königin bei, und

die Ausführung dieſes teufliſchen Planes wurde dem Marſchall Retz übertragen, der, als Catharinens erklärter Liebling, wohl noch mehr als der Kanzler in ihre Geheimniſſe eingeweiht war.

Der König von Navarra und der Prinz Condé, welch ſich empört fühlten, als ſie erfuhren, wie trotzig Guiſe dem Zorn des Königs ausgewichen ſei, waren leicht geſtimmt, noch eine Audienz zu verlangen. Der König nahm ſie zwar an, verſprach auch ſtrenge Gerechtigkeit, fühlte ſich aber durch Condés heftige Reden und ſeine hingeworfenen Drohungen beleidigt, ſo daß er, einen ſtechenden Blick auf den Prinzen werfend, ihn fragte „Und wenn Euch keine Gerechtigkeit werden könnte, Vetter von Condé, und man den Thäter nicht ausfindig machte?"

„So würden wir ihn im ganzen Königreiche aufſuchen" erwiederte Condé unüberlegt „und uns ſelbſt Recht verſchaffen!"

„Wagt es!" rief der König zornig, ſchlug heftig auf ſeines Degens Griff, wandte ihnen den Rücken, ging in ſein Kabinet und ließ ſie ſtehen.

Von allen Seiten erhielt nun der König beunruhigende Nachrichten. So wurde ihm hinterbracht, daß ſich der Schultheiß von Paris mit den Viertelsmeiſtern auf dem Stadthauſe verſammelt habe und die Bürger der Hauptſtadt in Unruhe ſeien. Er ſandte dahin und ließ nach der Urſache ihrer ſo ungewöhnlichen Zuſammenkunft fragen, und eine Deputation, an deren Spitze der Schultheiß, eine Kreatur der Königin Mutter und des Herzogs von Guiſe ſich befand, brachte ihm den wenig tröſtlichen

Beſcheid: Die Stadt müſſe bei den drohenden Bewegungen des anweſenden hugenottiſchen Adels zu ihrer Selbſtvertheidigung Maasregeln treffen. Der König gebot ihnen, ruhig die Begebenheiten zu erwarten, und nicht Gelegenheit zu unnützen Händeln zu geben, der Schultheiß aber verſicherte, die Bürger wären durch die ſo häufig ausgeſtoßenen Drohungen, an den Katholiſchen wegen der Verwundung des Admirals Rache zu nehmen, in ſolche Unruhe und Beſtürzung geſetzt, daß es wohl ſchwer ſein würde, ſie in ihren Häuſern zurückzuhalten.

Mit jeder Stunde verbreiteten ſich immer mehr Gerüchte. Die nach den Niederlanden ziehenden Hugenotten ſollten, ſobald ſie das Attentat auf das Leben Colignys erfahren, ſich gegen Paris gewendet haben; die Montmorency's mit ihrem Anhang im Anzuge ſein, ſelbſt in Paris zögen ſtündlich Haufen bewaffneter Hugenotten ein. Das Gemüth des Königs ward dadurch immer unruhiger, immer aufgebrachter; der alte Haß gegen die Hugenotten, die er jetzt als Friedensſtörer anſah, erwachte, die Einflüſterungen ſeiner Mutter und des Marſchall Retz, der ihm von Zeit zu Zeit neue noch beunruhigendere Nachrichten brachte, fanden mehr und mehr Eingang. Ambroſius Paré, der ſonſt dieſe Art Aufregung durch kühlende Mittel, vielleicht mehr noch durch verſtändige beruhigende Worte gehoben, wenigſtens gemindert hatte, war an Colignys Krankenbett gefeſſelt, ſo daß der König, ſich ſelbſt überlaſſen, eine ſchlafloſe traurige Nacht in Fieberhitze zubrachte, und ehe noch der Morgen graute, ganz den Rath ſeines Arztes vergeſſend, die Schaale mit dem Nachttrunk, die er noch in ſeinem Schlafzimmer fand, leerte,

und noch einen Becher Wein verlangend, ihn gierig wie ein Lechzender hinunterstürzte.

30.

Blutig ging am Morgen des 24. Auguſtes die Sonne auf. Kaum daß ihre erſten Strahlen über die hohen Dächer der finſtern Stadt hervorbrachen, als der König ſchon am Fenſter ſtand und den Blick unruhig umher warf. Alles war ſtill, noch ſchien das bevölkerte Paris wie ausgeſtorben, noch konnte man die feſten Tritte der Schweizer deutlich hören, die in dem Schloßhofe ernſt auf und abſchritten — Krächzend flohen Schwärme von Krähen über die rauſchende Seine, und der kühle Morgenwind trieb ſein luſtiges Spiel mit den kreiſchenden Wetterhähnen. Karl dem Neunten war dieſe todte Stille unangenehm, ihm, der ſo ſehr den wilden Aufruhr gefürchtet hatte, ward es grauſig bei dieſer Grabesſtille. Da traf plötzlich Hufſchlag jagender Roſſe ſein Ohr; er öffnete das Fenſter, blickte hinaus und ſah in der Dämmerung einzelne Reiter am jenſeitigen Ufer nach der Vorſtadt St. Germain zuſprengen; zu gleicher Zeit raſſelten die Riegel des Palaſtthores auf, die Angeln knarrten, der König ſchrak zuſammen und ſchickte hinunter das Thor zu ſchließen, und Niemand, wer es auch ſei, ohne ſeinen Befehl ein oder aus zu laſſen —

Jetzt trat die Morgenſonne, mehr der dunklen Abendröthe als der roſigen Aurora gleichend, höher hervor und

ſuchte, wiewohl vergebens, ihren Strahlen Bahn durch den dichten Nebel zu brechen, der wie ein Trauerflor ſie umgab. Da ſah der König den Hauptmann Coſſeius mit ſeinem Fähnlein Leibwacht unter dem Fenſter vorbei ziehen. „Wohin Coſſeius," rief er hinab „wohin ſo früh?"

„Nach der Straße Betiſi, Sire, im Nothfall die Wohnung des Admirals zu vertheidigen; es ſieht in der Stadt nicht geheuer aus!" erwiederte Coſſeius, der mit ſeiner Compagnie auf den Zuruf des Königs Halt gemacht hatte. Der König winkte ihm aber ſeinen Weg fortzuſetzen, warf das Fenſter mit Heftigkeit zu und ſchritt, den vor ihm ſtehenden Becher mit Haſt leerend, raſch im Zimmer auf und ab.

„Keine Ruhe!" rief er jetzt, ſich in den Lehnſtuhl werfend „Keinen erquickenden Schlaf, keinen Freund, an deſſen Bruſt ich mein Herz ausſchütten, keine Mutter, an deren Buſen ich mich ausweinen könnte, keinen Menſchen, dem ich vertrauen darf — Armer König! — Unglückliches Geſchlecht der Valois! — O wie drückend iſt die Krone, ſie belaſtet mein ſorgenſchweres Haupt, und es brennt, es brennt, als ob die Furien ihr Flammenbett darin aufgeſchlagen hätten — Aber ich *will* Ruhe haben! Friede ſoll um mich ſein," rief er aufſpringend „tiefer Friede! — Ja, im Grabe, ehe nicht klopfendes Herz!" ſagte er wehmüthig, warf ſich wieder in den Seſſel, und ſein glühendes Haupt ſank auf das Kiſſen des Lehnſtuhls. So ſaß er eine Weile, dann ſprang er wieder auf — „Ich will mir Ruhe ſchaffen, auf welche Weiſe es auch ſei!" rief er, ſich zuſammen raffend aus, und befahl einem Diener, den Marſchall Retz zu rufen, und ein Anderer mußte

ihm den dritten Becher Wein bringen. Er ergriff ihn haſtig, ſetzte ihn aber ſchnell wieder auf den Tiſch — „Hat es mir Ambroſius nicht unterſagt?“ murmelte er vor ſich hin — „Hat er nicht ſchwarzen Argwohn in dieſer Bruſt erweckt? — Nein, nein!“ rief er laut aus „ſo ſehr kann die Natur ſich nicht entarten — Nicht die Mutter das eigene Kind — O, er iſt Hugenott, ſie haſſen ſie — Nein, nein!“ — Er warf ſich wieder in den Lehnſtuhl, und der Marſchall Retz, der lange auf ſich warten ließ, da er erſt Inſtruktion von der Königin Mutter holen mußte, fand ihn entſchlummert.

Der Marſchall, dem die Erziehung des königlichen Knaben übergeben, unter deſſen Leitung der Jüngling zum Manne gereift war, der mit ganzem Herzen an ihm, ſeinem Könige, hängen ſollte, ſtand lächelnd vor dem Schlafenden, und betrachtete faſt mit inniger Zufriedenheit die kraftloſe zuſammen gefallene Geſtalt ſeines Zöglings, deſſen ſonſt ſo bleiches Antlitz heute vom Wein erglüht, dem Schlafe Trotz zu bieten ſchien, denn nicht Ruhe, ein unſtetes Zucken, ein Ausdruck von Unmuth zeigte, daß der Schlaf nicht erquickend ſei.

Der Marſchall weckte ihn nicht, ergriff den vor dem König ſtehenden Becher, unterſuchte ihn genau, nickte dabei einige Male lächelnd, und ſchüttelte den ſich noch darin befindenden Wein durcheinander. Dies Alles mochte doch nicht ſo ganz ohne Geräuſch geſchehen ſein, denn eben als der Marſchall den Becher wieder auf ſeine Stelle hingeſetzt hatte, ſchlug der König die Augen auf, ſtarrte einen Augenblick den noch mit dem Becher Beſchäftigten an, dann erhob er ſich kräftig „Was wollt Ihr hier, Mar-

ſchall?" fuhr er ihn an und vergaß ganz, daß er ihn hatte rufen laſſen.

„Sire! ich bin hier auf Euren Befehl, aber auch in Auftrag der Königin Mutter, doch wünſcht ich dieſes Auftrags überhoben zu ſein, denn ich bringe unangenehme Botſchaft" —

„Unangenehm, und ewig unangenehm!" unterbrach ihn der König verdrüßlich „Wann werdet Ihr mich wohl mit einer freudigen Nachricht aus meinem kurzen Schlafe wecken? — Nun, was giebts?"

„Die Bürger ſind in Aufruhr —"

„Ha, durch die Guiſen, dieſe Pöbelfürſten aufgehetzt!" fuhr der König auf.

„Wohl diesmal nicht," meinte Retz „denn kein Guiſe iſt in Paris, aber durch die Rüſtungen der Hugenotten —"

Der König ergriff den Becher, ſtürzte den Reſt Wein hinunter und befahl, ihn wieder zu füllen.

„Es iſt meine Pflicht Ew. Majeſtät zu warnen," fuhr der Marſchall fort „die Sache wird ernſt. Der König von Navarra, und der Prinz Condé ſind im Begriff ihre Roſſe zu beſteigen und mit ihrem Gefolge das Louvre zu verlaſſen."

„Gebt ſchnell Befehl, daß ihnen die Thore nicht geöffnet werden!" — Der Marſchall ging; ein Page brachte indeſſen den gefüllten Becher und ſetzte ihn vor den König hin.

„Was iſt es an der Zeit?" fragte er den Pagen.

„Eben hat es von St. Germain l' Auxerrois Acht geſchlagen, Sire!"

„Iſt Lärm auf den Straßen?"

„Bürger und Hugenotten wegen hin und her — Ich fürchte —"

„Du haſt wahrlich nichts zu fürchten, elender Wurm!" unterbrach ihn der König und gab ein Zeichen, daß er ſich entferne; dann ſetzte er den Becher an ſeine Lippen — „Fürchteſt Du, armer Page?" ſagte er hohnlachend, und trank gierig wie ein Lechzender den Wein — „Was haſt Du zu verlieren? — Ein elendes Sklavenleben! — Und ich? — Eine Krone! — O, die drückt ſo ſchwer meinen Scheitel, daß das Hirn herausſpritzen, das Blut aus meinen Adern dringen möchte — Ja, mit Freuden würf ich ſie von mir, hätte ſie mir Gott nicht gegeben, und ergriff ſie nicht Anjou und ſetzte ſie mit Haſt auf ſein gekräuſeltes Haar, und ſäh' ich nicht meine Mutter triumphiren, daß er — O, ſie drückt mich ſchwer, ſchwerer als meine Sünden —"

Bei dieſen Worten war der Marſchall Retz wieder eingetreten und mochte die letzten Worte gehört haben, denn er fragte, Theilnahme heuchelnd „Was drücken Euch für Sünden, Sire? Vertraut Euch Eurem alten Erzieher!"

„Retz Gondi!" erwiederte Karl der Neunte und erfaßte deſſen Hand, die er aber, je länger er ſprach, immer heftiger ſchüttelte „Was Gutes in mir iſt, dank ich der Barmherzigkeit Gottes, was Sündhaftes in mir wüthet, dank ich Euch, meinem Mentor, der mir das Ruchloſe lehrte, das Gute von mir bannte —"

„Sire!" wollte der Marſchall ihn unterbrechen, aber der König fuhr immer heftiger werdend fort „Darum müſſen auch alle meine Sünden auf Euch fallen, und muß ich dereinſt am Tage der Auferſtehung Rechenſchaft geben,

ſo ſuche ich Euch auf, wenn Euer klapperndes Gebein aus dem Grabe raſſelt, halte Euch feſt und ſchleppe Euch mit mir vor den Richterſtuhl Gottes. Dort knie' ich nieder und ſpreche: Herr! Was ich war, ward ich durch ihn und durch ſie — Nein, nein!" ſchrie er auf „Höre nicht was ich ſagte, Herr mein Gott, ich redete im Wahnſinn, nur durch ihn, durch ihn allein ward mein Herz vergiftet!"

Erſchöpft ſank er auf den Lehnſtuhl zurück, der Marſchall ſtand erſchüttert vor ihm; dann hob der König das geſenkte Haupt, warf einen durchdringenden Blick auf Retz, der noch immer nicht Faſſung gewinnen konnte, und fragte, dem Anſcheine nach beruhigt „Was wollet Ihr eigentlich hier?"

„Euch warnen, Sire! — Siegen die Ketzer, oder ſiegt der Pöbel, ſo ſteht Eure Krone auf dem Spiel!"

„Und was meint der weiſe Rath meiner Mutter, das zu thun wäre?"

„Ich glaube kaum," erwiederte der Marſchall, ſeine Empfindlichkeit nicht verbergen könnend, „daß es jetzt Zeit wäre, ihn Ew. Majeſtät mitzutheilen, am wenigſten durch mich."

„Redet, ich befehl' es!"

„Nur durch ein Mittel kann der Knoten zerhauen, kann hier geholfen werden."

„Und dies Mittel?" fragte der König geſpannt.

„Der Tod des Admirals!"

„Bei allen Teufeln!" fuhr Karl der Neunte von ſeinem Seſſel auf, und ſeine Hand fuhr nach dem Dolche — Doch beſann er ſich, ſetzte ſich wieder und befahl dem Marſchall fortzufahren. Dieſer ſtockte. „Nur immer zu,"

ſagte der König und trank „nur zu! — Ich möchte doch wiſſen, wie Colignys Blut das wogende Meer beruhigen könnte — Macht mich damit bekannt!“

„Der Kanzler meinte“ — begann der Marſchall, den aber der König ſchnell durch ein „Ha, ha! Kanzler Birague! — Nun, was meint er denn?“ unterbrach.

„Der Kanzler meinte, der Tod Colignys, der Tod auf Befehl des Königs“ ſetzte er ſtark betonend hinzu, und beobachtete bei dieſen Worten genau den Monarchen, der ſtarr vor ſich hin ſah „der Tod Colignys würde die Hugenotten entmuthigen; ſie würden ſich zerſtreuen, Paris verlaſſen, die Bürger ruhig an ihre Arbeit zurückkehren, und ſo wäre den Hugenotten das Haupt, den Guiſen der Triumph genommen, durch die Anhänglichkeit der Pariſer über ihre Feinde zu ſiegen und ihre Macht neben der königlichen Macht zu erheben. Ueberdies wär' es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Volk, an der Spitze die Guiſen und ihr Anhang, bald die Hugenotten überwältigen und Coligny auch dann das erſte Opfer ſein würde.“

„Und rechnet Ihr hierbei den König für Nichts?“ fragte König Karl „Für Nichts die 2000 Mann Leibwacht und die Schweizer, die ihn umgeben, für Nichts den Adel, der an ſeiner Tafel ſchmarozt und in dem Vorzimmer ſeiner Mutter wie giftiges Gewürm kriecht?“

„Und zu welcher Parthei würde ſich der König wenden?“ fragte der Marſchall „Zu den Hugenotten oder den Guiſen?“

Der König ſtand auf, begann, die Hände auf dem Rücken, ſeine Wanderung im Zimmer, ſtieß einzelne Worte

aus, unter welchen man deutlich „Nein, nein!“ vernehmen konnte, und ſetzte dies immer raſcher und in immer heftigerer Bewegung ſo lange fort, bis der Marſchall Retz ſich ihm in den Weg ſtellte und ihn fragte „Sire! Welchen Beſcheid ſoll ich dem Conſeil bringen?“

König Karl blickte an ihm auf, ſchien nachzudenken, erwiederte aber nichts.

„Soll zur Wiederherſtellung der Ruhe Coligny ſterben?“

„Sterben?“ fuhr der König auf — „Nein, beim Teufel, nein! — Geht zum Henker mit Eurem Conſeil und laßt mich in Ruh, laßt mich ſchlafen!“ Er warf ſich wieder in den Lehnſtuhl; der Marſchall ſah verlegen bald auf den König, der jetzt die Augen ſchloß, um ſie im andern Augenblick wieder aufzuſchlagen, bald nach der Thüre, die ſich endlich aufthat; die Königin Mutter trat ein.

Der König ſprang auf und ging ihr entgegen. „Sire! Hat Euch der Marſchall Retz berichtet, was man bei der obwaltenden Gefahr für das Zweckdienlichſte erachtet hat?“

„Ich glaube!“ erwiederte König Karl.

„Und welchen Entſchluß habt Ihr gefaßt?“

„Mutter!“ nahm der König raſch das Wort „Ihr meint, meine Krone ſtände auf dem Spiel? — Nun, wie Gott will! — So lange ich noch dieſen Arm rühren kann, ſo lange noch das Herz mir in der Bruſt klopft, will ich ſie gegen Jeden im offnen Kampf vertheidigen — gegen Hinterliſt vermag ich es freilich nicht — Alſo dies Spiel iſt noch lange nicht verloren, aber die himmliſche Krone wär' unwiederbringlich dahin, befolgt' ich Euren Rath.“

„Entfernt Euch!“ befahl jetzt Catharine von Medicis

dem Marschall, der auch sogleich sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

„Warum sendet Ihr Euren Günstling fort?" fragte der König unwillig.

„Daß er nicht höre, was des Königs von Frankreich Mutter mit ihrem Sohne spricht."

„Er hat schon Manches gehört, was er nicht hätte hören sollen; er bleibe!" befahl der König.

„Nun wohlan," nahm Catharine das Wort „so hört mich an, König Karl, hört mir aufmerksam zu und beherzigt, was ich Euch sagen werde! — Du glaubst die himmlische Krone zu verlieren, wenn Du die irdische auf deinem Haupte befestigt?" begann sie nun, und stand eine Zürnende vor ihrem Sohne „Du fürchtest für Dein Seelenheil, wenn Du statt Ströme Bluts nur einen elenden Ketzer verbluten lässest? Thörigter Jüngling!"

„Mutter!" fuhr der König auf.

„Ruhig, mein Sohn, die Hand von Deines Dolches Griff!" fiel sie ihm in die Rede „die Mutter steht vor Dir, die verzweifelte unglückliche Mutter, und diese fürchtet ihren Sohn nicht, und schmückten zehn Kronen sein Haupt! — Ja, thörigter Jüngling, der in der Gewalt der Ketzer den Himmel sich zu erhalten wähnt, der einen Sünder dem Glauben, den Heiligen zu opfern zu feig ist!"

„Nicht weiter, Mutter!" fuhr König Karl auf und erfaßte mit Heftigkeit ihre Hand, doch diese lächelte ruhig. „Muß ich auch das Aeußerste von meinem Sohne erwarten, so will ich doch sprechen, will aufschreien, daß die Gruft zu St. Denis sich öffne, die Särge sich spalten und die Könige Frankreichs hervortreten, ihren entarteten Sprö-

ling zu ſchauen, der muthlos und bebend vor der Gefahr flieht und nicht wagt ihr entgegen zu treten. Ich will ſie herauf beſchwören, daß ihre Verachtung Dich ganz niederſchmettre. Wer eine Krone tragen will, muß auch Muth haben ſie zu vertheidigen; wer an der Spitze eines tapfren Volkes ſtehen will, muß kein Feiger ſein, und ein ſolcher biſt Du!"

Der König, bisher mit keinem Worte, mit keinem wilden Blick die Rede der Mutter ſtörend, zog langſam und bedächtig ſeinen Dolch, beſah ihn mit ſtarrem, faſt lebloſem Blicke „Nein!" rief er plötzlich, und warf ihn mit Heftigkeit von ſich „Keiner ſoll ſagen, Karl von Valois, der König Frankreichs ſei ein Feiger! Aus weſſen Munde dieſes Wort noch einmal mein Ohr trifft, den erdroſſelt dieſe Fauſt, und wär' es ſie, die ſich meine —!" Er ſtockte plötzlich, ergriff raſch ſeinen Roſenkranz, betete mit Haſt, und verſank dann in Nachdenken.

„Alſo Coligny muß ſterben?" fragte er nach einer furchtbaren Pauſe mit erzwungener Ruhe.

„Ja," erwiederte Catharine gleichmüthig „ſein Tod iſt die einzige Rettung!"

„Könnt Ihr beim allmächtigen Gott ſchwören, daß das Eure wahre Meinung iſt?"

„Das kann ich!"

„Wollt Ihr an jenem Tage des Gerichts die blutige That vertreten?"

„Das will ich! Jedes Opfer, das dem reinen Glauben fällt, iſt dem Herrn wohlgefällig" —

„Nun denn, bei allen Teufeln, ſo laßt ihn morden;

aber damit Ihr dem Herrn ganz wohlgefällig werdet, mit ihm die ganze Ketzerbrut!"

„Mein Sohn!" fuhr die Königin auf, ob mehr erfreut als erschrocken, war schwer auf ihrem Gesichte zu lesen.

„Ja! Soll einmal Blut fließen, so soll es nicht auf Banditen Weise meuchlings geschehen, es soll ein königliches Blutbad werden, wozu wahrlich Muth gehört es zu befehlen — Austilgen sollt Ihr die Ketzer, und wenn die Seine, von ihrem Blute geröthet, unter Eurem Fenster rauschend vorüber fließt, dann stimmt ein Hosianna an und zählt die Sprossen der Himmelsleiter, die Ihr Euch damit erworben habt — Jeder Seufzer der Sterbenden, sei Euch ein Seegensruf, jeder Fluch der Röchelnden eine Anweisung auf das Paradies. Wir wollen dann, Mutter und Sohn, am andern Morgen auf dem großen Leichhofe Paris zusammen lustwandeln, und wäre auch Anjou dann an Eurer Seite, würdet Ihr doch bei diesem Anblick zu mir sagen: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!"

„Karl!" unterbrach ihn Catharine, zusammenschaudernd, doch er fuhr, ihre Hand fassend, immer heftiger fort — „Seid zufrieden! Ich bin am Ziele, geistig und körperlich zerrüttet. Die Menschlichkeit habe ich von mir gestoßen, und Ihr tragt die Schuld, tragt auch die Verantwortung. Ich fühle die Hölle in meinen Eingeweiden; den Himmel seh' ich nur dort oben, die Hölle aber ist hier!" Er klopfte dabei mit geballter Faust heftig auf sein Herz und sank ermattet auf den Sessel. Der Marschall Retz raunte der Königin zu, das Eisen zu schmieden, weil es

noch warm sei; sie befolgte den Rath und versuchte den König aus seiner Lethargie zu rütteln. „Laßt mich schlafen!" brummte er, doch die Mutter rüttelte ihn heftiger, da sprang er auf.

„Sire! Soll ich das, was Ihr eben befahlt, dem Conseil vortragen, damit die Befehle schnell ausgefertigt werden?" fragte ihn jetzt die Königin.

„Ihr habt große Eile," erwiederte er „aber thut es nur, und seid unbesorgt, daß ich widerrufen könnte. Ich habe mich ja den Klauen des Teufels, der Hand der Mutter übergeben, Beide halten mich fest — Geht und laßt mich schlafen."

32.

Der Blutrath war bei der Königin versammelt. Oben an auf golddurchwürktem mit einer Krone geschmückten Lehnstuhl saß Catharine von Medicis, zu ihrer Linken der Herzog von Nevers, zu ihrer Rechten der Herzog von Anjou, neben diesem der Großprior Herzog von Angouleme, der natürliche Sohn Heinrichs des Zweiten, dann hatten die Marschälle Retz Gondi und Tavannes ihre Plätze genommen; der Königin gegenüber saß wie ein spähender Luchs der Kanzler Birague.

Von dem Entschluß des Königs nicht wenig überrascht, war anfangs ein Theil der hier Versammelten unschlüssig, ob dieser Befehl auszuführen sei; der Herzog von Anjou aber stellte ihnen vor, daß die Zwietracht, die

ſo lange Frankreich zerriſſen, mit einem Schlage vernichtet werde, und der fanatiſche Tavannes meinte gar, daß die Ausrottung der Ketzer eine Wohlthat für dieſe ſei, indem ſie dadurch vor größerem Verderben bewahrt, und vielleicht ihre Seelen gerettet würden; nur der Herzog von Nevers ſetzte ſich einige Zeit dagegen, wurde jedoch bald überſtimmt und mußte nachgeben.

Jetzt wurden die Rollen vertheilt. Den Herzog von Anjou wollte die zärtliche Mutter keiner Gefahr ausſetzen, er ſollte im Louvre bleiben und dort den Befehl führen; Guiſen, der immer noch verborgen blieb, aber ſchon von Allem unterrichtet war, ward der Admiral zu Theil, die Ermordung ſeines Vaters zu rächen, an ihn wollte ſich der Großprior, der Coligny perſönlich haßte, anſchließen; dem Marſchall Retz, ſo wie dem Kanzler, ward der ehrenvolle Auftrag bei der Königin zu bleiben, während Tavannes und Nevers die Anordnungen zum Blutbad leiten ſollten. Das Lauten zur Frühmette vom Thurm St. Germain l' Auxerrois ſollte das Zeichen zum Beginnen des Trauerſpiels ſein.

Nun warf der Kanzler die Frage auf, ob die beiden Häupter der Hugenotten, der König von Navarra und der Prinz Condé, auch als Opfer fallen ſollten, oder nicht? Für den Erſten ſprach die Königin Mutter ſo beſtimmt, daß Niemand zu widerſprechen wagte, über das Schickſal des Prinzen von Condé aber waren die Meinungen getheilt, die Meiſten ſtimmten für ſeinen Tod; da trat Nevers, der Schwager des Prinzen, auf, verlangte ſein Leben und erklärte, wenn dieſer Beſchluß nicht geändert

würde, das Conseil sogleich zu verlassen und den Prinzen zu warnen. Dies rettete Condé.

War auch anfangs, als Catharine den Entschluß des Königs ihnen mittheilte, Mancher unter ihnen vor der blutigen That zurückgebebt, so hatte doch jetzt schon das viele Hin- und Herreden das Grausige gemildert, und Jeder mochte im Stillen schon über manchen Racheplan nachgedacht und den Tod dieses oder jenes Feindes, ob Hugenott oder Katholik, gleichviel, beschlossen haben. Tavannes konnte sogar scherzen, und bat die Königin ihm zu erlauben, den verliebten Regnier, dessen Hochzeit morgen sein sollte, Wessins zur Trauung zu übergeben. Wäre jetzt Jemand hier eingetreten, er hätte glauben müssen eine heitere Gesellschaft vor sich zu sehen. Auch trat Jemand ein, und die frohe Laune war aus dem blutdürstigen Kreise verschwunden; Alle sprangen auf und vereinigten sich vor dem Könige, der, als sei er einer von denen, die Catharine aus der Gruft zu St. Denis hervorgerufen, langsam und schwankend auf sie zuschritt, der Mutter, die ihn auf seinem Sessel noch schlafend glaubte und ihn zu unterstützen ihm den Arm bot, mit den Worten „So weit ist es noch nicht mit mir!" seinen Arm verweigerte, dann sich auf ihren Lehnstuhl setzte und dem Herzog von Anjou winkte, der Mutter einen Stuhl zu bringen.

„Nehmt Platz!" befahl er dann, und als sie erwartungsvoll und in ängstlicher Spannung sich gesetzt hatten, fragte er kalt „Sind alle Befehle ausgefertigt worden, Kanzler?"

„Wozu, Sire?" fragte der listige Birague.

„Wozu? Beim Teufel, und das fragt Ihr mich?“ rief er heftig.

Auf einen Wink der Königin erwiederte der Kanzler „Wenn Ew. Majestät die Vertilgung der Ketzer meint, so werden die nöthigen Befehle für die Hauptstadt sogleich, die für die Provinzen späterhin ausgefertigt werden.

Für die Provinzen?“ wiederholte der König „Also auch bis dahin soll der Tod seine Arme ausstrecken? — Nun in Gottes Namen Ihr Unersättlichen! Ihr wollt eine ungeheure Schuld auf mich laden, aber ich wälze sie zurück auf Euch Mutter, und auf Euch Männer des Blutraths, denn ich verlange kein Blut, ich verlange nur Ruhe.“

„Und die kann Ew. Majestät nur auf diese Weise werden“ sagte Retz.

„Das wäre fürchterlich, wenn ich mich immer erst in Blut gebadet haben müßte, um ruhig zu schlafen; da wäre ja Frankreichs König der unglücklichste Mensch, den Gottes milde Sonne beschien!“ sagte der König mit gepreßter Stimme, den düstern matten Blick nach dem Himmel gerichtet. Dann senkte sich sein Haupt, sein Auge sah starr auf den Boden und eine drückende Stille trat ein, Keiner wollte reden, Keiner wagte es den König zu stören. Da erhob er plötzlich das gebeugte Haupt und wendete sich nach seiner Mutter. „Haltet Ihr das Blutgericht zur Ruhe Frankreichs für unumgänglich nöthig?“ fragte er.

„Es wird Euch und dem Lande Seegen bringen!“ erwiederte Catharine.

„Mir? — Nein! — Dem Lande? Nimmermehr! — Ich verlange den Seegen nicht, ich überlasse ihn Euch und

den Vollſtreckern der That, aber auch den Fluch; ich mag von Beiden nichts! Wann iſt es beſchloſſen?"

„Heute Nacht, Sire!" erwiederte Birague.

„Schon heute Nacht? Schon heute alſo den Himmel oder die Hölle erworben? Ihr geht raſchen Schritts vorwärts; ich dächte, auf dem Wege zur Hölle brauchtet Ihr nicht ſo zu eilen, den hättet Ihr Euch ſchon früher gebahnt." Er erhob ſich bei dieſen Worten, winkte dem Großprior, der ihm ſeinen Arm reichen und ihn nach ſeinem Zimmer führen mußte.

Des Königs Erſcheinen hatte zwar in der Verſammlung eine unangenehme Stimmung erregt, jedoch als er ſich entfernt hatte, war ſie bald verſchwunden, denn die nöthigen Verabredungen, die getroffen werden mußten, ließen den König und ſeine üble Laune vergeſſen. Auch hierbei erhielt der Herzog von Guiſe den Auftrag, den Stadtſchultheiß, die Schöppen und die Hauptleute der verſchiedenen Quartiere in aller Stille auf das Stadthaus zuſammen zu berufen, und ihnen, die ganz ihm ergeben und einigermaaßen ſchon vorbereitet waren, die nöthigen Inſtruktionen zu ertheilen. Sie ſollten die Bürger in ihren Quartieren bereit halten, bei dem erſten Sturmlauten ſich gewaffnet auf den dazu beſtimmten Plätzen zu verſammeln, wo ſie ſeine weiteren Befehle vernehmen würden. Ueberhaupt that die Königin Mutter Alles, um den Herzog von Guiſe zur Hauptperſon dieſes Trauerſpiels zu machen, er wurde zum Anführer ernannt, deſſen Leitung zu folgen Alle verſprachen.

Nachdem Jedes genau erwägt und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, entließ Catharine die Verſam-

melten, und jeder ging wohlgemuth nach Hauſe, ſich an wohlbeſetzter Tafel gütlich zu thun, als gehe er am Abend einem Freudenfeſte entgegen.

33.

Ein ſtetes Hin- und Herlaufen im Louvre und die übertriebene Nachricht, daß ganz Paris in Aufruhr ſei, obgleich man vom Palaſt aus nur wenig davon bemerken konnte, ließen die Königin Eliſabeth ahnen, daß etwas Wichtiges im Werke ſei. Der Befehl, daß der König von Navarra und der Prinz Condé nicht das Louvre verlaſſen ſollten, die Freude, die ſie auf Biragues und Tavannes Geſicht erblickte, als ſie ihnen zufällig begegnete, ließen ſie fürchten, daß ein Anſchlag gegen die Hugenotten ausgeführt werden ſollte, und ihre Angſt hatte ſie ſchon zweimal nach den Zimmern des Königs, der nicht bei der Mittagstafel erſchienen war, geführt, zweimal hatte ſie den Beſcheid erhalten, der König habe ſich zur Ruhe gelegt und ſchlafe. Dies war auch die Wahrheit; er fühlte ſich ſo erſchöpft, daß ſich ſein brennendes Auge unwillkürlich ſchloß, die ihn durchſchauernde Fieberhitze aber trieb den Schlaf von ihm, und ſo ſchwebte er in einem ſteten Zuſtand von Ermattung und Aufregung und in einer Art ſtumpfer Abſpannung. Auch hatte er noch während des Tages manchen Becher geleert, um die Angſt, die ihn von einer Stelle zur andern trieb, zu dämpfen, ſie aber dadurch nur noch vermehrt.

In dieſem Zuſtande fand ihn gegen Abend ſeine Gemahlin, als ſie, zum drittenmale ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, endlich vor ihn kam. Schon ſein Anblick erſchreckte ſie, und ſogleich befahl ſie einem Diener, Meiſter Ambroſius zu rufen, der das Krankenlager des Admirals heute noch nicht verlaſſen und ſich noch nicht bei dem Könige gezeigt hatte.

Kaum hörte dies König Karl, als er aufſprang und dem Diener nachrief „Ja, ja! Ruf ſchnell Meiſter Paré, er ſoll ſchleunig zu mir kommen, auch den Grafen La Rochefoucault und Marie Touchet — Schnell, ſchnell!"

Bei dieſem Namen erröthete die Königin, doch that ſie, als habe ſie es nicht gehört und begann ſich mit dem Könige zu unterhalten, der ſich zwang freundlich und ſanft gegen ſie zu ſein.

„Wie befindet Ihr Euch, mein Gemahl?" wagte ſie endlich zu fragen, da der König plötzlich ſtill ward und vor ſich niederblickte. Bei dieſen Worten ſah er, wie aus einem finſtern Traum erwachend auf — „Wie iſt Euch, Sire?" fragte ſie nochmals.

„Als wär ich im Fegefeuer!" erwiederte der König widrig lachend „In mir brennt es wie hölliſche Flamme, und doch ſagen ſie, ich ſolle den Himmel mir damit erwerben."

„Womit?" fragte Eliſabeth bebend.

„Fragt nicht weiter, Königin! Eure zarte Natur, Euer frommes Gemüth ginge zu Grunde, wollt' ich die Frage beantworten."

„Die Königin, nicht mehr zweifelhaft, warf ſich ihm zu Füßen. „Sagt mir, was geht vor?" bat ſie händeringend

ringend „Oeffnet mir Euer Herz, theilt mir mit, was Euch so quält! Ach, mein Gemahl, Ihr seid in einer furchtbaren Aufregung — Um aller Heiligen willen flehe ich zu Euch, vergießt kein Blut!"

„Ich werde das Louvre nicht verlaſſen, werde kein Blut vergießen, meine Hand bleibt rein — Aber ſteht auf, ich bin ein ſündhafter Menſch, vor dem keine Heilige knieen darf. Steht auf!" wiederholte er heftiger.

Die Königin gehorchte. „Das Vollbringen der böſen That," ſagte ſie jetzt, und die fromme Dulderin ſtand wie das mahnende Gewiſſen ernſt vor ihrem Gatten „das Vollbringen wird nicht allein ins Schuldbuch aufgezeichnet, auch das Zulaſſen wälzt der Sünde ſchwere Schuld auf das Haupt!"

„Hu!" fuhr der König zuſammen, ſprang auf und wankte nach dem Fenſter hin. Die Königin wollte ihm folgen, doch er winkte, daß ſie zurückbleiben ſollte. So vergingen Minuten. Endlich brach die Königin das Schweigen „Mein Gemahl!" bat ſie —

Der König wendete ſich raſch und gab ihr ein Zeichen mit der Hand, daß ſie ſich entfernen möge, doch ſie wagte es ihm zu nahen, als die Thüre ſich öffnete und Marie Touchet eintrat.

Bei ihrem Eintritt ſchritt die Königin, hoch erröthet und ohne ſie eines Blicks zu würdigen, an der Zitternden vorüber, die bei dem Anblick der edlen königlichen Frau alle Faſſung verloren hatte.

Karl der Neunte ſchien das Entfernen ſeiner Gemahlin nicht weiter zu beachten und winkte Marien näher zu treten. „Alſo zweimal hatteſt Du die Erſcheinung eines

Engels, der Dir befahl, mich zu bewegen den Admiral tödten, die Hugenotten vertilgen zu laſſen?" fragte er ſie.

„Sire!" erwiederte das Mädchen ſtockend „Als ich es Euch damals ſagte, hatte ich die feſte Ueberzeugung es ſei ſo, ſeitdem aber ſind Zweifel in mir aufgeſtiegen, die mich glauben laſſen, ich ſei eine Betrogene.

„Auch der Troſt wird mir genommen!" murmelte der König vor ſich hin. Dann rief er plötzlich und zerſchlug mit der Fauſt das klirrende Fenſter, daß Marie Touchet laut aufſchrie „Nun, bei allen Teufeln, ſo fahre hin, zum Himmel oder zur Hölle!"

„Mein König!" bat die Erſchrockene.

„Schweig, und ſetze Dich ſtill auf jenen Seſſel!" befahl er, dann ſetzte auch er ſich auf ſeinen Lehnſtuhl und ſchloß die Augen.

Marie Touchet ſaß in fürchterlicher Angſt, denn bald ſchlug der König die Augen auf und ſah wild um ſich her, bald ſchloß er ſie wieder, und dann begannen alle Muskeln ſeines Geſichtes zu zucken. Aus dieſer qualvollen Lage befreite ſie die Ankunft Ambroſius Paré's, der über den Zuſtand des Königs nicht wenig erſchrak.

„Was iſt mit Euch vorgegangen, Sire?" fragte er, ſeinen Puls erfaſſend.

„Mit mir? Nichts, alter Mann!" erwiederte der König und zwang ſich zum Lächeln; Ambroſius aber, den Becher erblickend, eilte hin ihn zu ergreifen, doch König Karl hielt ihn zurück. „Was nützt es Euch zu wiſſen, ob ich Wein oder Waſſer getrunken habe," ſprach er „kommt nur mit mir in meine Werkſtatt, dort werdet Ihr ſchon

mehr erfahren; auch Du Marie folg' uns!" Beide mußten gehorchen. Als ſie dies kleine ſchmutzige Gemach betraten, Meiſter Ambroſius mit forſchendem ſorgſamen Blick immer noch den König beſchaute, verließ dieſer plötzlich die Werkſtatt und ſchloß hinter ſich zu „Schiebt den innern Riegel vor und faßt bis morgen früh Geduld!" rief er, und ging raſch die Wendeltreppe wieder hinauf. „Gott gedankt, Einer war gerettet," ſagte er leiſe „auch ſie, deren Leben im Tumult hätte gefährdet ſein können — Nun iſt noch Einer!" —

Dieſer Eine trat eben ein; es war der Graf La Rochefoucault. „Gut, daß Du kömmſt!" redete ihn der König an „Ich bin heute traurig geſtimmt, bleib bei mir, ſuche mich aufzuheitern." Der Graf erfüllte des Königs Verlangen nur ungern, da er ihn in ſo ſonderbarer Stimmung fand, vermochte jedoch nicht, weder den König aufzuheitern noch ihn munter zu erhalten; denn trotz mancher launigen Erzählung, die er ihm mittheilte, trotz glücklichen Kartenſpiels, ſchlief König Karl ein, erwachte doch ſchnell wieder, fuhr dann von ſeinem Sitze auf und zeigte eine ängſtigende Unruhe.

Als Rochefoucault ſich dabei zu langweilen begann, bat er den König, daß er ihm ſich zu entfernen erlauben möchte, doch dieſer verlangte, er ſolle die Nacht bei ihm bleiben. Der Graf aber, der am Spätabend zu einer Berathung bei Telligny zu kommen verſprochen hatte, ſuchte Alles hervor, den König zu vermögen, ihn zu entlaſſen. Endlich gab Karl der Neunte nach und Rochefoucault entfernte ſich.

Als der Graf das Zimmer verlaſſen hatte, ſah ihm

der König eine Weile nach, dann ſagte er gleichgültig „Ich ſehe nun wohl, daß es Gottes Wille iſt, daß er ſterben ſoll; nun in Gottes Namen!“

35.

Es mochte um die eilfte Stunde des Abends geweſen ſein, als Rochefoucault den König verließ, der ſich nicht im Mindeſten um die beiden in der Werkſtatt Eingeſchloſſenen bekümmernd, ſeinen Beichtvater kommen ließ. Dieſer, in das Geheimniß eingeweiht, wußte geſchickt die Zweifel des Königs zu löſen und das teufliſche Werk als ein Gott gefälliges zu ſchildern, und obgleich eine innere Stimme in dem jungen Monarchen dagegen ſprach, ward mit jedem Becher Wein, den er, der gänzlichen Erſchlaffung zu widerſtehen, hinunterſtürzte, das Menſchliche in ihm mehr und mehr getödtet, und durch phyſiſche Mittel bis zur höchſten Spannung aufgeregt, bis zur höchſten Abſpannung entkräftet, ergriff ihn Verzweiflung.

In dieſem Zuſtande fand ihn die Königin Mutter, welche von Birague und dem Marſchall Retz begleitet in das Zimmer trat; ſelbſt Catharine erſchrak bei ſeinem Anblick. Starr und doch wild, blieb ſein Auge feſt auf jeden Gegenſtand geheftet, den es traf; ſeine Wange war bleich, wie die zuckenden Lippen, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten. Sie begrüßten ſich gegenſeitig ſchweigend, und die Königin, erſt die Stimmung ihres Sohnes beobachten wollend, berührte mit keiner Silbe das blutige Vorhaben.

König Karl war auf den Balkon getreten und blickte in die Wellen der vorüberrauſchenden Seine, in der zuweilen ein hinter dem Gewölke hervorblitzender Stern ſich ſpiegelte, das Rauſchen des Fluſſes unterbrach noch allein die drückende Stille. Da wandte ſich der König plötzlich nach dem Kanzler hin und fragte „Um welche Zeit, Birague, wird das Signal gegeben?"

„Die Frühmettenglocke von St. Germain l' Auxerrois giebt es!" erwiederte dieſer ſich verbeugend.

„Da iſt es noch lange hin!" meinte der König „Wer ſchlafen könnte, der thät' wohl ſich zur Ruhe zu legen, ich kann es nicht. O, der Schlaf iſt eine herrliche Gottesgabe!" fuhr er ſeufzend fort „Könnt Ihr ruhig ſchlafen, Kanzler?"

„Sehr ruhig, Sire!"

„Kommt da nicht zuweilen der ehrwürdige l' Hopital vor Euer Bette und weckt Euch? Oder klingen Euch nicht die Beutel mit Doublonen, die der ſpaniſche Geſandte Euch vorhält wie Glockengeläute und ſtören Eure Ruh? Oder hört Ihr nicht im Traum meiner Mutter Ruf, und ſpringt Ihr dann nicht fluchend, daß Ihr geſtört wurdet, von Eurem Lager mit gekrümmtem Rücken, und trotz des Fluches mit grinzend lächelndem Geſicht auf?"

„Von alle dem Nichts!" erwiederte der Kanzler, ſich immer tiefer neigend.

„Nun beim Teufel, Birague," fuhr der König fort „da müßt Ihr mit Satan ein enges Bündniß geſchloſſen haben, daß er nicht alle Nächte kommt, Euch packt und ſchüttelt und Euch zuruft „Erwache mein Sohn, blick um Dich und ſieh Deine Opfer!"

„Sire!“ fiel ihm die Königin in die Rede.

„Mutter, seht nur die kleine verkümmerte Gestalt mit dem gebogenen Rücken und den dürren Händen,“ fuhr Karl der Neunte fort, ohne auf ihren Zuruf zu achten, und doch hat der Mann mehr Schlachtopfer gewürgt, als jener Riesenhafte neben ihm mit seiner kräftigen Faust, der in Eurem Kabinet, nicht auf dem Schlachtfelde Marschall von Frankreich wurde.“

„Sire! Ihr vergeßt, daß ich Euer Erzieher, Euer Lehrer war und Achtung verdiene, vergeßt, was ich jetzt bin —“ nahm Retz Gondi das Wort, und konnte seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken.

„O, könnte ich das, was Ihr mir waret so leicht vergessen, als das, was Ihr mir seid, dann wär' es gut! Denn, bei allen Teufeln, mit dem Marschallsstab in der Hand habt Ihr noch nichts vollbracht, was Ihr aber früher gethan, das fühl' ich stündlich mit Grausen in mir selbst“ —

Da brummte die Glocke von Notre Dame ihre zwölf dumpfen Schläge, die Umstehenden wurden von diesem gespenstigen Abschiedsgruß des scheidenden Tages erschüttert, auch der König schwieg einige Augenblicke, dann ergriff er der Königin Hand „Mutter!“ sagte er hohnlächelnd „Habt Ihr vielleicht meine Ahnen in dieser Mitternachtsstunde aus ihren Särgen zu St. Denis hervorgerufen mir in dem entscheidenden Augenblick Muth einzuflößen? O laßt sie ruhen, sie bedürfen des Schlafes so gut wie ich — und an Muth wird es mir nicht fehlen, da ich doch einmal glauben will, es sei ein Gott gefälliges Werk, das wir beginnen. Glauben will ich“ fuhr er mit wild rollen-

den Augen fort „ich ſei in dem Walde von Fontainebleau, und alle Ketzer wären in wilde Thiere verwandelt; ich will ſie hetzen mit meinen Hunden; bald will ich Guiſe und Nevers, dann Montpenſier und Tavannes zurufen anzupacken, bald Retz und Birague, die ſich hinter Euch, meiner Diana, verkriechen, hinter Euch, die ſo herrlich das Wild umſtellte und die Anordnung zur Menſchenjagd ſo trefflich teufliſch machte; auch mein Bruder Anjou, das glatte Windſpiel, ſoll bellen, wenn es auch nicht beißen kann. Seht, ſo will ich ſie hetzen, in die Seine, durch die Seine, in den Himmel oder in die Hölle, und dies Alles zur Ehre Gottes und Euch zur Liebe!"

„Mein Sohn, aus Dir ſpricht die Verzweiflung!" unterbrach ihn Catharine, und winkte Retz, ihn zu unterſtützen, da er einen Seſſel zu ſuchen ſchien.

„Die Verzweiflung, Mutter, meint Ihr?" erwiederte König Karl, ſich auf den Seſſel werfend „Nein, Euer Wein mit des Beichtigers Tropfen gemiſcht, die reden, die jagen mir das Blut durch die Adern, die Worte auf die Lippen; die jagen mein Herz, daß es lärmt und klopft, wie ein Hammer von Eiſen auf kalten Ambos. Ihr tragt die Schuld meiner Rede, wie die Schuld meiner That!" Bei dieſen Worten ſank ſein Haupt auf die Schulter und ſein Auge ſchloß ſich.

Während der König faſt zwei Stunden unruhig ſchlief, hatte die Königin ſich mit Retz und Birague berathen und alle Fälle wohl erwogen. Häufig trafen Boten von Guiſe, Nevers und Montpenſier ein, und der junge 23jährige Herzog, von dem Schatten ſeines ermordeten Vaters getrieben, ſtand ſchon lange von Gewappne-

ten umgeben bereit, mit Ungeduld das Zeichen von St. Germain l' Auxerrois erwartend. Da raunte der Kanzler der Königin leiſe zu „Wie, wenn der Schlaf den König geſtärkt, ein Traum oder ſonſt Etwas, ihn in ſeinem Entſchluß wankend gemacht hätte? Ich dächte, Madame, Ihr ließet das Zeichen früher geben, daß der Glockenton den Schläfer erweckt."

„Ihr habt Recht!" erwiederte die Königin „Gebt den Befehl!" — Der Kanzler ging — Das blutige Wort war geſprochen — Die Glocke vom alten Thurme ſollte es durch ganz Paris verbreiten.

Aber die bange Erwartung, der Gedanke: jetzt dröhnt der dumpfe, Tod verkündende Schall — es iſt geſchehen, unwiderbringlich geſchehen! ließ doch die ſonſt ſo muthige Medicis erbleichen; auch Retz ward unruhig, nur der König ſchlief, und der Kanzler lauſchte mit Ruhe auf den erſten Schlag. — Da tönte in einzelnen furchtbaren Pauſen die dumpfe Glocke, deren Grabgeläute über ganz Frankreich ſich verbreitete, und weckte den Schläfer, der aufſpringend nach ſeinem Dolche griff. Ein Piſtolenſchuß dröhnte zu gleicher Zeit unter dem Fenſter, und König Karl ſchrak zuſammen, Catharine, die ſtolze triumphirende Medicis, erbebte und faltete die Hände zum Gebet, auch Retz murmelte ein Ave Maria, nur Birague trat zu der Erbleichten und ſagte mit höhniſchem Lächeln „Nun, Madame, wer iſt der Muthige in der Gefahr?" Die Königin antwortete nicht, betete fort, auch Karl der Neunte hatte die Hände gefaltet und ſchickte, halb vernehmbar, ſein Gebet zum Himmel. Doch plötzlich rief er von der furchtbarſten Angſt ergriffen „Nein! Nein!" dann riß er die

Thüre mit Heftigkeit auf „He! Iſt Niemand hier?" — Diener ſtürzten herbei — „Jagt nach der Straße Betiſy, nach allen Straßen," befahl er „und wo Ihr die Herzöge Guiſe, Nevers, oder den Marſchall Tavannes findet, da bringt ihnen meinen Befehl, mit Allem einzuhalten und ſchleunig nach dem Louvre zu kommen!" — Die Diener eilten fort — „Nein, Mutter," wandte er ſich zu dieſer „der Hölle Rachen ſoll ſich uns verſchließen, kein Blut, kein Tropfen Blut!"

„Wie Du es willſt, mein Sohn!" erwiederte Catharine, von dem Augenblick ergriffen und durch die Furcht in ihrem Vorſatz wankend gemacht „Gott mag entſcheiden, kommt Dein Befehl zu ſpät, ſo war es ſein Wille!"

„Sorgt nicht," raunte der Kanzler ihr zu „die Hetzhunde ſind raſch und beutegierig!"

Jetzt hörte man von allen Seiten die Sturmglocken, auf den Straßen wurde es trotz der finſtern Nacht lebendig, die Bürger ſtürzten aus ihren Häuſern, rotteten ſich zuſammen und eilten nach den ihnen angewieſenen Plätzen; doch Alles dies geſchah noch in der möglichſten Stille, ohne wilden Lärm, ohne fanatiſches Geſchrei. Bebend ſah der König vom Balkon herab, die dunkeln Maſſen ſich hin und her bewegen, ängſtlich blickte er zuweilen nach der Gegend hin, wo Coligny wohnte, obgleich er von dieſer Seite des Louvres die Straße Betiſy nicht ſehen konnte. Die Königin Mutter betete indeſſen noch immer fort, während Birague teufliſch lächelnd auf das Sturmgeläute hörte, das ihm eine himmliſche Muſik zu ſein dünkte. Bei jedem Geräuſch im Vorzimmer wandten ſich aller Augen,

die entscheidende Nachricht mit ganz verschiedenen Hoffnungen erwartend, nach der Thüre, die sich jetzt aufthat. Aber keiner der Abgeschickten öffnete sie, Elisabeth von Oestreich stürzte herein und sank dem Könige zu Füßen. „Bei dem barmherzigen Gott beschwör' ich Euch," rief sie, des Königs Füße umklammernd „Haltet ein! — Ein Blutbad wird beginnen, das Ungeheure soll geschehen, so sagt mir eine ahnende Stimme — O, nehmt den Befehl zurück, hört nicht auf die Stimme Derer, die Euch umgeben, hört auf meine Stimme, der Engel des Erbarmens spricht durch mich zu Euch! Noch ist es vielleicht Zeit, sie, Euch zu retten, wendet Euer Herz nicht ganz von der Menschheit ab!"

„Steht auf!" befahl der König „Gott wird entscheiden!"

In diesem Augenblick trat Chartre, der Stallmeister des Herzogs von Guise ein „Mein Herr, der Herzog, läßt Sr. Majestät wissen, daß es zu spät sei, die einmal ertheilten Befehle zurückzunehmen, zu weit sei man vorwärts geschritten, um umkehren zu können, die Bürger durchzögen die Straßen und dürsteten nach Ketzerblut. Schon sind Opfer gefallen" —

„Der Admiral?" fiel ihm Catharine von Medicis in die Rede.

„Er ist nicht mehr unter den Lebenden!"

Da erhob sich die Königin Elisabeth schnell empor, und stand mit frommen aber stolzem Blick, eine Heilige unter verworfenen Sündern; der König deckte mit beiden Händen sein bleiches Gesicht, während der Königin Mut-

ter mit dem Muth der Durst nach Rache zurückgekehrt war. „Gott hat entschieden!" rief sie triumphirend, „Gott hat entschieden!" wiederholte der König mit bebender Stimme. „Möge Euch Gott vergeben!" sagte jetzt die edle Elisabeth, sah mitleidig auf die Frevelnden, trat fern von ihnen und betete im Stillen zu ihrem Gott, dem Gott der Milde und Barmherzigkeit.

Jetzt vernahm man den Tumult stärker; schon hörte man das Angstgeschrei der Verwundeten, hörte den wilden Ruf „Nieder mit den Ketzern!" schon sah man die Unglücklichen unter den Fenstern des königlichen Palastes, von Todesfurcht gejagt, von ihren Henkern verfolgt, vorbei rennen. Selbst im Hofe des Louvres, wo man die gellende Stimme Anjou's vernahm, hörte man Waffengeklirr, Hülferuf und das Aechzen der Sterbenden. Der König war während dieses Tumults in wilder Verzweiflung rasch auf und abgeschritten, und als habe sie die letzte Lebensflamme blutroth in ihm gezündet, ergriff ihn der lang verhaltene Blutdurst. „Füllt mir meinen Becher mit dem betäubenden Trank!" schrie er laut „Und Du" rief er einem eintretenden Pagen zu „bring mir meine Büchse! — Schnell, schnell!" — Der gefüllte Becher mochte in der Nähe bereit gestanden haben, denn er wurde sogleich gebracht; König Karl stürzte ihn gierig hinunter. Der Page kehrte mit dem Mordgewehr zurück, der König ergriff es mit Hast, doch Elisabeth sprang hinzu, faßte seine Hand und versuchte ihn zurückzuhalten, selbst die Mutter bat — „Habt Ihr in das Hifthorn von St. Germain l' Auxerrois gestoßen," rief er, sie verhöhnend „hat die Jagd einmal begonnen, so bin ich keiner der Letzten da-

bei!" — Er riß ſich von ihnen los, ſtürzte auf den Balkon, legte an, der Schuß fiel — die Hölle hatte geſiegt.

36.

Ohne, nach damaliger Sitte, das Schickliche zu verletzen, ſaß der König von Navarra mit dem Prinzen von Condé und mehreren ſeiner Glaubensbrüder, die wie er das Louvre nicht hatten verlaſſen können, vor dem Bette ſeiner Gemahlin. Sie theilten ſich eben gegenſeitig ihre Furcht und ihre Ahnungen mit, als die Sturmglocke ertönte. Da blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es dem Admiral gelte, doch das Ungeheure erwarteten ſie nicht. Aber plötzlich hörten ſie den Tumult und den wilden Ruf „Nieder mit den Ketzern!" auf der Straße, hörten das Geſchrei der Verwundeten, vernahmen das Gemetzel auf dem innern Hofe des Palaſtes, und nun erkannten ſie erſt die allgemeine Gefahr. Noch ſuchte die Königin Margarethe, ſelbſt nicht in das Geheimniß eingeweiht, ſie zu beruhigen, und ihnen zu verſichern, daß wenigſtens für ſie in dem Palaſte des Königs keine Gefahr ſei, als Nanſſey, Hauptmann der Leibwacht, mit Bewaffneten eintrat, Heinrich von Navarra wie dem Prinzen im Namen des Königs ihre Degen abforderte, und ſie erſuchte ihm zu folgen; den übrigen Edelleuten wurde der Befehl gegeben, ſogleich das Zimmer der Königin Margarethe zu verlaſſen.

An Widerſtand war nicht zu denken; der König von Navarra, ſo wie der Prinz Condé mußten dem Offizier

nach einem abgelegenen Zimmer des Louvres folgen, und bald war das Gemach der Königin Margarethe leer, die nun, selbſt von Todesangſt ergriffen, ihren Frauen befahl, es feſt zu verſchließen, denn der Tumult nahm im Palaſte ſelbſt immer mehr zu. Das Haus des Königs ward mehr noch, als das des ärmſten Bürgers mit Blut befleckt; alle unglücklichen Edelleute, die ſo eben das Zimmer der Königin hatten verlaſſen müſſen, wurden in den Schloßhof geſchleppt und dort ohne Erbarmen auf die grauſamſte Weiſe getödtet.

Die Königin Margarethe ſah in der qualvollſten Unruhe den Tag anbrechen; was ſie ſelten that, geſchah heute, ſie betete inbrünſtig, als plötzlich Lärm ſich ihrem Zimmer nahte, ihr Gebet ſtörte, und unter dem Angſtruf „Navarra! Navarra!“ heftig an ihre Thür geklopft wurde. Die Königin, glaubend es ſei ihr Gemahl, ließ die Thüre öffnen, und Gaſton von Leyran, ein hugenottiſcher Edler, ſtürzte, aus mehreren Wunden blutend, athemlos herein und warf ſich, in der Todesangſt alle Rückſichten vergeſſend, auf das Bett der Königin, die erſchrocken aufſprang; er folgte ihr, umklammerte ſie und ſuchte in ihrem ſchönen Körper ein Schild gegen die mit ihm zugleich eingedrungenen Schützen, die in ihrer blinden Wuth, nicht die Gegenwart der Fürſtin, nicht ihre Bitten achtend, ihr Opfer von ihr loszureißen ſuchten. Da erſchien Ranſſey zur Rettung des Unglücklichen, trieb die Mörder aus dem Zimmer, und ſchenkte auf Bitten der Königin Leyran das Leben, zugleich verſicherte er ihr, daß ihr Gatte und der Prinz Condé außer Gefahr und wahrſcheinlich in dieſem Augenblick bei dem Könige wären.

Auch Rochefoucault ward, wie so viele seiner Glaubensgenossen, ein Opfer dieser Gräuelnacht. Diener des Herzogs von Anjou, der ihn persönlich haßte, traten, Masken vor dem Gesichte vor sein Bette. Der Unglückliche glaubte, der König wolle einen Scherz mit ihm treiben lassen und bat seine Henker, den Spaß nur kurz zu machen; sie erfüllten seinen Wunsch, von mehreren Hellebardenstichen durchbohrt sank der edle liebenswürdige Mann. So fielen in dieser Blutnacht Tausende, selbst die eifrigsten Katholiken wurden aus Privathaß gemordet, Jeder weihte seiner Rache ein Opfer.

In stumpfer Fühllosigkeit hatte der König nach dem unglücklichen Schuß dem Allen zugesehen; Catharine von Medicis war nicht von seiner Seite gewichen, die Königin Elisabeth aber entfernte sich, doch als sie die Treppe nach ihren Zimmern hinaufgehen wollte, metzelte man vor ihren Augen die unglücklichen Schlachtopfer nieder, so daß sie mit Blut besprützt umkehren und der Marschall Retz sie nach ihrem Gemache begleiten mußte, wo die weinende Adelaide, das Schicksal ihres Verlobten ahnend, zu ihren Füßen stürzte.

Als endlich der König in sein Kabinet zurückgekehrt war, gedachte er seines Wundarztes und Marie Touchet's; er stieg die kleine Wendeltreppe hinab und schloß die Thüre auf. Der Anblick, der ihm hier wurde, überraschte ihn. Meister Ambrosius saß auf einem Sessel, vor ihm lag Marie, das bleiche todtenähnliche Haupt auf seinem Schooße; ihr Auge war geschlossen, das Auge Parés aber blickte finster auf den König, den jeder scharf auf ihn gerichtete Blick erzürnte, und der jetzt gegen Ambrosius mit den

Worten auffuhr „Was ſtarrt Ihr mich ſo an, iſt etwa ein Zeichen auf meiner Stirn geſchrieben?"

„Ein finſtres," murmelte Ambroſius „ein Zeichen, das für ewig den Himmel verſchließt!"

„Menſch!" rief Karl der Neunte, ſeiner kaum noch mächtig.

„Sire! O, wäret Ihr ein Menſch geweſen, hätte ein menſchliches Herz in Eurer Bruſt geſchlagen," fuhr der Alte fort, ohne auf die drohenden Geberden des Königs zu achten „ſo wären in dieſer Nacht die Gräuel nicht geſchehen, die in der Geſchichte Frankreichs mit unvergänglich blutiger Schrift aufgezeichnet werden" —

„Schweig!" unterbrach ihn der König „Kein Wort weiter, oder ich ſtoße Dich hinaus und übergebe Dich, dem ich das Leben rettete, den Henkern."

„Thut, wie Ihr wollt, Sire, für ſolches Leben iſt der Tod wünſchenswerth — Den Greis Ambroſius Paré habt Ihr ja doch nicht retten wollen, nur Euren Wundarzt."

„Warum ſteht die Dirne nicht auf?" fragte der König, das Geſpräch vielleicht ablenken wollend.

„Seht Ihr denn nicht, daß ihr Auge geſchloſſen iſt? Schreck, Gewiſſensbiſſe, Verzweiflung warfen ſie in die Arme des Todes, hoffentlich hat er die Unglückliche nur zum Todesſchlaf in meinen Schoos gebettet. Laßt mir einen Trunk Waſſer reichen, vielleicht rufe ich ihre Lebensgeiſter wieder zurück."

Der König ſchellte und befahl dem herabkommenden Diener, Waſſer, Speiſe und Trank zu bringen.

„Soll ich noch länger hier eingeſchloſſen bleiben?" fragte jetzt Ambroſius „Laßt mich zu Coligny."

„Er bedarf Eurer Hülfe nicht mehr!“ erwiederte der König hohnlachend. Der Wundarzt warf einen vernichtenden Blick auf ihn und ſchwieg.

Indeſſen hatte der Diener ein Becken mit Waſſer gebracht. Ambroſius beſprützte die Ohnmächtige, rieb ihr die Schläfe, und König Karl, in welchem das Gefühl für ſie nicht ganz erſtorben war, ſah aufmerkſam den Bemühungen Parés zu. Endlich ſchien es dem Alten gelungen zu ſein, Zuckungen verriethen die Wiederkehr des entflohenen Lebens, und jetzt ſchlug ſie die Augen auf — Ihr Blick traf den König, der ſich ihr nähern wollte, doch eine Bewegung der Hand wies ihn zurück „Blut! Blut!“ ſtöhnte ſie und ſchloß die Augen wieder.

„Bei allen Teufeln, Blut, und nichts als Blut!“ rief der König wüthend, verließ ſeine Werkſtatt und warf zornig die Thüre hinter ſich zu.

„Man führe den König von Navarra und den Prinz von Condé hierher!“ befahl er jetzt, und während er ſie erwartete, warf er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und verſuchte ſich zu ſammeln; dann ſprang er raſch auf „Es ſoll eine Gott gefällige That geweſen ſein, das Blut ſollte zur Verherrlichung des Glaubens fließen, nun ſo müſſen auch ſie die Meſſe hören, oder — Fort, fort, ihr hölliſchen Phantome, weckt den Tieger nicht, er will ſchlafen!“

Als der Hauptmann Nanſſey Heinrich von Navarra und den Prinz Condé aus ihrem Gewahrſam nach den Gemächern des Königs führte, mußten ſie die Treppe hinauf über die blutenden Leichname ihrer gemordeten Diener ſchreiten; das Haus des Königs war zum Schlachthaus geworden. Aber noch war das blutige Spiel nicht

vendet, noch hörten ſie das wilde Jauchzen der Mörder, die ihnen mit dem wilden Geſchrei „Nur nieder mit ihm!“ die Treppe herab entgegen kamen, ſo daß der König von Navarra, glaubend es gelte ihnen, erſchrocken ſtehen blieb, und erſt auf die Betheuerung Nanſeys, daß für ſie keine Gefahr hier zu befürchten ſei, entſchloß er ſich ſeinen Weg fortzuſetzen. Was ſich in dieſem Augenblick noch ihrem Auge zeigte, war ſchrecklich, aber verſicherte ſie, daß es nicht ihnen gelte, denn von der obern Treppe herab kam der nämliche Page des Herzogs von Guiſe, der auf Monpipeau die Rolle des Engels geſpielt hatte, hielt den armen Jean Petit bei den Haaren hoch in die Höhe und rief ſeinen Begleitern zu, den Wechſelbalg zu ſpießen. Doch wie eine wilde Katze klammerte ſich der zappelnde Zwerg feſt an den Pagen an, und ehe noch das Eiſen einer Hellebarde ihm das Haupt ſpaltete, drückte er ſchon einen ſcharfen Dolch in des Pagen Bruſt. Beide ſanken zu Condés Füßen.

Ohne ſich viel um die Prinzen und ihren eignen ſterbenden Führer zu kümmern, ergriffen ſie den Zwerg und warfen ihn mit ſchallendem Gelächter durch das Fenſter auf die Straße.

Der König ſtand eben ſinnend in ſeinem Zimmer, und blickte in die Fluthen der Seine, die rauſchend und grollend die Leichname der Ketzer dem Meere zutrug, als er von oben eine menſchliche Geſtalt herabſtürzen ſah. Er riß das Fenſter auf, und ſein kleiner Zwerg, ſein Liebling, lag mit geſpaltenem Kopf und zerſchmetterten Gliedern unter ſeinem Fenſter. Dies war der erſte unter den vielen Todten, der des Königs erſtarrtes Gemüth erſchütterte.

„Bist auch Du gemordet, armer Jean," murmelte er vor sich „und warst doch ein so rechtgläubiger Christ? Also auch bis dahin erstreckt sich das Blutbad?"

Indem wurden die Prinzen eingeführt. Es war dem Könige kein gelegener Moment, denn der Anblick des Kleinen hatte ihn weicher gestimmt, als er sein wollte, und so dauerte es eine Weile, ehe er die Prinzen anredete, die auch von dem, was ihnen begegnet war, sich noch tief erschüttert fühlten. Endlich begann er mit möglichster Gelassenheit:

„Frankreich ist durch die Ketzer, an deren Spitze Coligny stand, schon lange zerrüttet worden; er hat seine gerechte Strafe empfangen. Auch Ihr, König von Navarra, und besonders Ihr, Prinz Condé, seid die Anführer dieser wilden Rotten, auch über Euch könnte ich, wegen Eurer Widersetzlichkeit, ein eben so strenges Gericht halten; doch, Eure Jugend und die Bande des Blutes, die Euch mit dem königlichen Hause verbinden, sollen mich das Geschehene vergessen lehren, wenn Ihr mir künftig treu und gehorsam sein und Euren Irrglauben abschwören wollt, denn fortan soll nur ein Glaube, der Glaube meiner Väter, in Frankreich sein."

Der König von Navarra, von lenksamerem Gemüth als Condé, erinnerte den König in ehrerbietigem Tone an sein ihnen gegebenes sicheres Geleite und an die erst kürzlich vollzogene Verbindung, dann versicherte er ihm, sich in Allem nach seinem Willen zu fügen, nur könne er nicht eine Religion abschwören, in welcher er von Jugend auf erzogen sei.

Der Prinz Condé aber, ohne die drohenden Blicke

des Königs, ohne die nahende Gefahr zu achten, sagte hierauf keck und stolz „Ein König darf sein geheiligtes Wort nicht brechen, Sire, Ihr habt es uns, Ihr habt es meinen Glaubensbrüdern gegeben. Ihr habt uns die Versicherung gegeben, daß wir, wenn es uns beliebte, ungekränkt Paris verlassen könnten; deshalb zweifle ich auch nicht, daß Ihr es halten werdet. Uebrigens bin ich bis jetzt Ew. Majestät getreuer Unterthan gewesen und werd' es auch ferner bleiben. Aber was meine Religion betrifft, deren Erkenntniß mir Gott gegeben, deren Ausübung Ihr mir feierlich erlaubt habt, sie schwör' ich nicht ab. Sire! Mein Leben, meine Güter sind in Eurer Gewalt, verfügt darüber nach Eurem Willen, doch wegen meines Glaubens werdet Ihr mich standhaft finden, ihn werd' ich für den Rechten erkennen, sollte ich auch mein Leben für ihn hingeben müssen!"

„Rebell!" rief der König, kaum mehr seiner mächtig „Hast Du in drei Tagen die Messe nicht gehört, so lass' ich Dich erdrosseln!"

„Thut, was Euch beliebt, und was Ihr vor Gott verantworten könnt!" erwiederte Condé stolz. Da befahl der König unter Fluchen und Schwören, sie wieder in ihren Gewahrsam zu führen, verbot streng, irgend Jemand zu ihnen zu lassen, und rief mit dem fürchterlichsten Fluche „Nach drei Tagen in die Messe, oder auf das Schaffot!"

37.

Tausende waren schon in jener Schreckensnacht geopfert, und dennoch war der Tag nicht minder blutig, auch er verlangte seine Opfer. Aber nicht Alle hatte das Racheschwert und der Dolch des Fanatismus ereilt; Viele, Unglück ahnend, hatten schon früher Paris verlassen, oder sich in die Vorstadt St. Germain begeben, von wo aus der Weg zur Flucht ihnen offen blieb. Guise verfolgte zwar die Fliehenden mit seiner Reiterei, ereilte sie aber nicht, und späterhin rettete er, um bei den Hugenotten den Fleck dieses Tages zu verwischen, Vielen das Leben, die in seinem Hotel Schutz und Zuflucht fanden.

Keinen aber traf der Schlag dieser furchtbaren Nacht schreckbarer, als den Herrn von Regnier. Am Vorabend seines Glücks saß er im einsamen Stübchen, rief sich die Vergangenheit zurück und träumte von einer rosigen Zukunft, da weckte ihn Sturmgeläute und das wilde Geschrei auf den Straßen aus seinen Träumen; er öffnete das Fenster, sah das Gemetzel, und seine Zukunft stand nun blutig, nicht mehr rosig vor ihm. Er kleidete sich schnell an, gürtete sein Schwert um, und erwartete mit drei seiner Diener, die Einzigen die um ihn waren, in Ergebung sein Schicksal.

Bald nahte es. Ein Haufen Gewaffneter zu Roß hielt vor seinem Hause, sie stiegen ab, das Rasseln ihrer Waffen nahte sich ihm immer mehr und mehr, die Thüre öffnete sich und Bessins trat von zwölf Gepanzerten begleitet ein. Ha!" rief bei seinem Anblick Regnier „Theuer

will ich Dir mein Leben verkaufen!" und zog sein Schwert; doch Vessins lächelte, winkte seinen Begleitern, und auf diesen Wink stürzten die Eisenmänner, Tiegern gleich auf ihre Beute, entwaffneten nach kurzem Widerstande Regnier und seine Diener, kümmerten sich wenig um diese, behielten aber Regnier in ihrer Mitte.

Während dem hatte Vessins den finstren wilden Blick fest auf Regnier geheftet und sich nicht von der Stelle gerührt. Jetzt aber befahl er sein Schlachtopfer hinunter zu führen und Regnier, seine Seele Gott empfehlend, folgte. Als sie auf die Straße kamen ward ihm ein Pferd vorgeführt, der Mann, der es hielt, bat ihn es zu besteigen und der Unglückliche mußte gehorchen. Vessins schwang sich nun auch auf sein schwarzes Roß, acht seiner Begleiter thaten ein Gleiches und nahmen den Gefangenen, an dessen Seite Vessins ritt, in ihre Mitte. Das Thor öffnete sich, und kaum daß der Tag graute, lag Paris schon hinter ihnen.

Bei Rochefort verließen sie die Landstraße und trabten auf Feldwegen von Dorf zu Dorfe. Bald hielten sie an, fütterten die Pferde, ein Diener reichte Regnier Wein und Brod; auch Vessins aß und trank, jedoch für sich allein, und noch war kein Wort über seine Lippen gekommen. So ging der Zug die Kreuz und Quer immer fort, bis die Nacht einbrach, wo eine abgelegene elende Herberge sie aufnahm.

„Vessins!" redete Regnier hier seinen Feind an „Ich bin auf den Tod gefaßt, darum endet schnell mit mir. Daß es mein Leben gilt, weiß ich, deshalb, wenn Ihr kein gemeiner Mörder seid, so laßt mich die Morgensonne nicht

wieder ſchauen, die mir keine Freude, nur Euer tückiſches, finſtres Geſicht zeigt. Gebt Euren Henkern den Befehl, und dann bin ich ſchnell der Qual entledigt."

Statt Antwort warf Veſſins einen wahrhaft tückiſchen Blick auf ſeinen Nebenbuhler und verließ ihn. Erſt, als ſie am Morgen von Neuem die Roſſe beſtiegen, ſah er ihn wieder an ſeiner Seite.

„Wohin wollt Ihr mich führen, was habt Ihr teufliſches mit mir vor?" fragte jetzt Regnier. Veſſins blieb ſtumm, lenkte ſein Roß nach einem Fußpfade, trabte durch den Buchwald raſch vorwärts, und ſeine Begleiter, wovon einer ſtets den Zügel von Regniers Roß hielt, folgten. So ging es fort bis um Mittag, wo ſie bei einem mit Erlen umgebenen Brunnen ſich wie am vorigen Tage lagerten, mit Wein und Brod erquickten, Veſſins aber, wie früher, ſich von dem Gefangenen fern hielt und auch heute kein Wort ſprach.

Der folgende Tag ward eben ſo vollbracht. Am Vierten erkannte Regnier in weiter Ferne den Thurm von La Charité, ſah die ſtrömende Loire vor ſich, und erkannte die Gegend. Sie zogen nach Süden und eine Fähre hielt hier, ſie aufzunehmen, und bald waren ſie über den Strom. Mancherlei Gedanken durchkreuzten ſich in dem unglücklichen Manne. Daß ihn ſein Feind zu irgend einer furchtbaren Qual beſtimmt habe, und ihm deshalb das Leben friſte, glaubte er gewiß zu ſein; auch fürchtete er, daß er ihn in irgend ein unterirdiſches Gefängniß werfen werde, wo er ihn durch Entbehrung, Qualen und ſtete Todesfurcht zum Entſagen Adelaidens und dieſe zwingen wolle, durch ihre Hand ihm Freiheit und Leben zu erkaufen. Dieſer

Gedanke war ihm tausendfach schmerzlicher als der Tod. Solchem Schicksal zu entgehen, glaubte er alles aufbieten zu müssen. Er nahm die Gelegenheit wahr, daß die an seiner Seite Reitenden eben in Gespräch begriffen waren, zog rasch dem zu seiner Rechten das Schwert aus der Scheide, hieb den, der seines Rosses Zügel hielt, so kräftig über den Arm, daß er los ließ, und nun, dem Rosse die Sporen gebend, sprengte er fort und machte sich Bahn durch die vor ihm Reitenden. Aber der Arme hatte nicht bedacht, daß man ihm wohl schwerlich den besten Renner würde gegeben haben, und so ward er bald eingeholt, und auf den Ruf Vessins „Entwaffnet ihn!" warfen sich die Gepanzerten auf ihn und entrissen ihm das Schwert. Als sei nichts vorgefallen, setzten sie nun ihren Weg fort; nur einer der Reisigen ritt an ihn heran und sagte höflich „Messire Regnier! Versucht Ihr noch einmal dergleichen, so zwingt Ihr uns, Euch die Hände zu binden."

Am folgenden Tage, als eben Vessins neben dem Gefangenen ritt, und sein wilder Blick sich blutdürstig auf Regnier heftete, versuchte dieser das letzte Mittel dieser Pein ein Ende zu machen, den Hohn. „Vessins!" sprach er „Ich durchschaue Euch, Ihr glaubt, mein Leben in Eurer Gewalt bringe Euch mehr Gewinn, als mein Tod; Ihr wollt mich in tiefem Kerker schmachten lassen, bis mich Adelaidens aufopfernde Liebe befreit. Hofft das nicht! Sie haßt, sie verachtet Euch zu sehr, sie weiß zu gut, daß, sie in Euren Armen zu sehen, mir qualvoller wär' als zehnfacher Tod. Wißt, ehe das geschieht, scheide ich freiwillig vom Leben, und sollte es der fürchterliche Hunger-

tod ſein, der mich aus den Händen eines blutdürſtigen Henkers, wie Ihr ſeid, befreite.

Bei dieſen mit Verachtung geſprochenen Worten fuhr Veſſins Hand raſch nach ſeines Schwertes Griff, doch ſchnell zog er ſie zurück, wendete ſein Roß und ritt ſeitwärts. Seitdem ſah man, daß er ſorgfältig die Nähe Regniers vermied.

Der fünfte Tag ihres Zuges ging wie alle andern vorüber. Am ſechſten ſahen ſie ſich bald auf einem ſteilen Bergpfad, wo ſie abſteigen und die Roſſe die Höhe hinauf führen mußten; endlich dort angekommen, ließen ſie die Pferde raſten, und einer der Begleiter reichte hier Regnier, der ſpähend in der Gegend umher ſchaute, mit zweideutigem Lächeln einen Becher mit Wein. „Auf baldiges Ende der Wanderung!" ſagte er „Nehmt und trinkt, Meſſire!" — Regnier nahm den Becher; als er hinein ſah, der Wein ihm trübe zu ſein ſchien, überfiel ihn ein Grauſen, und ein furchtbarer Gedanke ſtieg in ihm auf, der noch lebhafter durch Veſſins flammenden Blick in ihm aufgeregt wurde, denn Jener ſaß mit geſenktem Haupte auf einem Felsblock, und nur zuweilen ſchlug er das düſtre Auge forſchend nach ihm auf. Aber dennoch leerte Regnier muthig den Becher, und ſo wie dies geſchehen, gab Veſſins das Zeichen zum Aufbruch. Sie mußten auch hier ihre Roſſe lange noch den ſteilen Bergpfad hinabführen, ehe ſie wieder aufſitzen und durch einen Waldweg zwiſchen zackigen Felſen raſch vorwärts traben konnten.

Regniers Auge ſah bald rechts, bald links, ihm ſchien die wilde Gegend bekannt, und doch glaubte er ſich zu irren. Da gab Veſſins ſeinem Gaule die Sporen und

sprengte im Galopp um eine hervorspringende Felswand, die Geharnischten jagten mit Regnier nach, der, eben um die Felsen biegend „Montaigne, Montaigne!" freudig ausrief.

Ihnen gegenüber lag auf steiler Höhe ein altes graues Bergschloß von einem Waldbach umrauscht, der sich hier durch grüne Wiesen wälzte. Ja, es war Montaigne mit seinen drei stumpfen Thürmen, mit seinem hohen Schieferdache, es war Regniers Schloß!" —

„Immer vorwärts, sich nicht um Bessins, nicht um seine Begleiter kümmernd, die sich auch wenig mehr um ihn zu kümmern schienen, sprengte er der Wiege seiner Kindheit zu, als ihn ein donnerndes „Halt!" das er hinter sich vernahm, zwang den Zügel seines Rosses aufzuhalten. Es war Bessins, der nur von einem Diener begleitet, ihm nachjagte, von seinem Rosse sprang, und Regnier durch ein Zeichen ersuchte ein Gleiches zu thun; dann nahm er aus des Dieners Hand, der mit den Rossen seitwärts zog, ein Schwert, und übergab es seinem staunenden Gegner.

„Herr von Regnier!" brach er jetzt das so lang gehaltene Schweigen „Ihr seid mein bitterster Feind, ich bin der Eurige. Mir wurdet Ihr von Catharine von Medicis als Opfer übergeben, der Preis der Blutthat sollte Adelaide de la Cossé sein. Aber fern sei es von mir, meine Rache durch Meuchelmord zu kühlen, nie soll man sagen, Hypolit Bessins fürchtete seinen Gegner, darum stieß er ihm den Dolch in jener Blutnacht meuchlings ins Herz; aber nie soll man auch sagen, er erduldete seine Beleidigung ungerächt. Deshalb zieht Euer Schwert! Ihr seid frei, steht auf Eurem Gebiete; Mann gegen Mann in

ehrlichem Zweikampf, als ein paar tapfre Edelleute wollen wir unſern Zwiſt blutig enden, ſo wie es ritterlichen Männern geziemt. Zieht, Regnier, und vertheidigt Euch, es geht auf Leben und Tod!" Er zog raſch ſein Schwert, doch Regnier ſchleuderte das Seine weit weg. „Wie könnt Ihr glauben," rief er „daß ich gegen Euch mein Schwert ziehen würde? Sechs Tage war ich in Eurer Gewalt, und Ihr habt nicht Hand an mich gelegt, Euer Edelmuth hat mich vom ſichern Tode in jener Schreckensnacht gerettet, deshalb darf Euer Blut nicht durch meine Hand fließen. Nennt mich einen Feigen, verhöhnt mich, ich erduld' es, aber kämpfe dennoch nicht mit Euch, meinem edlen Retter!"

„Ihr wollt nicht?" fragte nach einigem Sinnen Veſſins „Nun wohl!" Er warf ſein Schwert mit Unmuth in die Scheide, wandte ihm den Rücken und winkte den Dienern mit den Pferden herbei. Da eilte Regnier auf ihn zu. „Laßt uns Freunde ſein, Veſſins!" bat er, aber dieſer ſagte ein furchtbares „Nein! Ich bin und bleibe Euer Feind, wo wir uns treffen, tret' ich Euch feindlich entgegen!" Dann ſchwang er ſich auf ſein Roß, warf noch einen vernichtenden Blick auf Regnier und ſprengte davon. Montaigne öffnete ſeinem Herrn die Thore und bereitete ihm ein ſicheres Aſyl.

38.

Seit der Unglücksnacht war in Karl dem Neunten eine große Veränderung vorgegangen. Erschlafft an Leib und Seele, verdammte er sich, daß er so lange auf die Rathschläge Colignys gehört, daß er so lange die Ketzerbrut um sich geduldet habe; keine Reue stieg in ihm auf, keine wehmüthige Rückerinnerung an den Mann, den er so oft seinen Vater genannt hatte; keine an Rochefoucault, der ihm so theuer gewesen war. Im halben Wahnsinn hatte er den Befehl gegeben, und da er vollbracht war, hing er fest an dem Glauben, der ihn allein zu beschönigen vermochte: er habe ein Gott gefälliges Werk gethan. In dieser Stimmung weniger als je zum Handeln fähig, fiel er ganz in die Hände seiner Mutter, der er jetzt ohne Widerspruch folgte.

Die sonst so kluge Catharine sah sich bei dieser ganzen Begebenheit in ihrer Berechnung getäuscht. Sie hoffte, die Partheien würden sich gegenseitig aufreiben, und die Hugenotten, so muthig im Kampfe, hatten sich bis auf Guercy und Soubise ohne Widerstand morden lassen; die Montmorencys nahmen gar keinen Theil, weder leidend noch handelnd, an dem Blutbade, und die größere Anzahl der in Paris versammelt gewesenen Hugenotten war dem Gemetzel entronnen. Außer dem Tode Colignys erndtete sie wenig Früchte, desto mehr aber wuchs die Macht des Herzogs von Guise, der, während der König sich im Louvre verbarg, von seinen Anhängern und den Bürgern umgeben, wie ein König die Straßen von Paris durchzog.

Dennoch glaubte sie ihr Ziel noch erreichen zu können, indem sie alle Schuld des Blutbades von dem Könige ab und auf Guise schob, da sie wohl wußte, daß der größte Theil Frankreichs, selbst die Pariser, wenn der erste wilde Rausch verraucht sei, die That verdammen würden. Sie bewog deshalb den König, Herolde durch die Stadt zu senden, die bei schwerer Strafe den Bürgern und dem Kriegsvolke befahlen, ruhig in ihren Häusern zu bleiben, und sich fortan jeder gewaltsamen Handlung zu enthalten. Dann ließ sie ein Schreiben an alle Gouverneure der Provinzen und an die vornehmsten Städte aufsetzen, worin die Schuld dieses Verbrechens allein auf die Guisen gewälzt wurde, die ihrem Privathaß gegen den Admiral ein Opfer zu bringen, diesen ohne des Königs Wissen hätten ermorden lassen, worauf dann der Tumult sich immer vergrößert und das allgemeine Blutbad entstanden sei.

Doch ehe noch diese königlichen Schreiben abgesendet werden konnten, war schon Guise davon unterrichtet, und begab sich sogleich mit allen Gliedern seiner Familie in das Louvre zur Königin Mutter, und sagte hier unumwunden, daß das, was er gethan, auf ihren Befehl geschehen sei, und sie wolle jetzt das Gehässige auf ihn wälzen. Er bat, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen „sonst" setzte er mit drohendem Ernste hinzu „kenn' ich die Mittel, mir selbst Recht zu verschaffen!" Er sagte dies in so bestimmtem Tone, daß der Königin für den Augenblick nichts übrig blieb, als die Sache zu läugnen. Guise schien sich hierbei zu beruhigen, und der Kanzler verbrannte schnell die schon ausgefertigten Schreiben. Die Königin Mutter aber sah nun wohl, daß sie nur für Guise gearbeitet habe,

nur für Guiſe die Ströme Bluts hatte fließen laſſen, denn er ſtand an der Spitze ſeiner Anhänger, an der Spitze der ihn vergötternden Pariſer Bürger ſo mächtig, ſo drohend da, daß ſie es wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht wagte, ihm offen entgegen zu treten; im Gegentheil ſuchte ſie Alles hervor, womit ſie glaubte ihn für ſich gewinnen zu können. Sie beredete deshalb den König, am dritten Tage nach Colignys Ermordung mit dem ganzen Hofe nach Montfaucon, wo der Leichnam des Admirals mit Ketten am Galgen aufgehängt war, zu gehen. Hier betrachtete er mit ſtumpfem Gleichmuthe den Gemordeten, und als der weichliche Herzog von Anjou mit dem Bemerken ſich abwendete: der Leichnam rieche ſchon, ſagte er die furchtbaren Worte: „Ein todter Feind riecht immer gut!“

Aber von dieſem Tage an verließ ihn der Trübſinn nicht mehr. Die Nemeſis ſchwang wild ihre Geiſſel über ihn. In der Bartholomäusnacht ward auch das Grab ſeiner Ruhe gegraben.

39.

Die beiden in der Werkſtatt des Königs Eingeſchloſſenen hatten zwar am andern Morgen nach der Blutnacht ihr enges Stübchen verlaſſen, doch mußten ſie im Louvre bleiben, da der König noch für ſie fürchtete. Ambroſius, den der König bei ſich behielt, hatte die Neigung verloren, die ihn ſonſt an den jungen Monarchen gekettet, und als der König unabläßlich in ihn drang, ſeinen Glauben ab-

zuſchwören, verſicherte er ihm mit dem heiligſten Eide, daß er eher ſterben als dies thun werde, und bat zugleich, ihm ſeine Freiheit wieder zu geben und ihn für immer aus dem Louvre zu entlaſſen. Sein kaltes Benehmen gegen den König konnte dieſem deutlich zeigen, daß der Mann ſein Freund nicht mehr ſei, doch fühlte ſich König Karl ſo hinfällig, daß er, es koſte was es wolle, ihn nicht von ſich laſſen mochte. Ambroſius erfüllte fortan ſeine Pflicht als Arzt treulich, überſchritt aber nie mehr dieſen Wirkungskreis, ſprach ſeine Meinung nicht aus, ertheilte keinen Rath, und ſah in dem Könige nicht mehr ſeinen geliebten Herrn, nur den Mörder ſeiner Glaubensbrüder.

Auch Marie Touchet war durch dieſe Schreckensnacht von der thörigten Leidenſchaft für Karl den Neunten und von ihrem fanatiſchen Wahnſinn geheilt. Nicht feindlich, wie der Wundarzt, trat ſie dem Könige gegenüber, ſie fühlte noch Theilnahme und Mitleid für den Vater ihres Kindes, aber ſeine blutbefleckten Hände erweckten ihr Grauſen. Auch quälte es ſie, daß ſie ſich ſagen mußte, ſie habe vielleicht durch ihr früheres Einwirken auf den König Theil an dem Verbrechen. Sie war von thörigter Liebe, von Schwärmerei geheilt, aber nicht glücklich.

Als ob mit dieſer Mordnacht alle Bande, die früher ſo feſt verbunden ſchienen, gelöſt worden wären, zerriß auch die Königin Margarethe das ſo feſt geknüpfte Band, das ſie an Heinrich von Guiſe gefeſſelt hatte. Am zweiten Abend, da die Königin über die Begebenheiten wahrhaft betrübt, in ihrem Zimmer allein ſaß, trat Guiſe zu ihr, ſagte ſcherzend, daß er gekommen ſei ſie über die Abweſenheit ihres geliebten Gatten zu tröſten, und war nicht

wenig erstaunt, als sie würdevoll sich erhob und ihn bat sich zu entfernen. „Das Blut, das an Euren Händen klebt, Herzog von Guise," sprach sie „hat uns für immer getrennt. Das Herz, das kalt und fühllos bleibt, wenn der Wehrlose, der Unschuldige gemordet wird, muß für Liebe erstorben sein. Ich habe in Euch den edelsten Mann Frankreichs geliebt, — jetzt — Doch laßt mich schweigen und entfernt Euch!"

Guise, zu stolz um sich Liebe zu erbetteln, verließ die Königin. Das Band war für immer zerrissen.

Indessen wurden der König von Navarra und der Prinz Condé in engen Gewahrsam gehalten. Von aller Gemeinschaft mit Freund und Feind getrennt, mußten sie sich sagen, daß es nur einer wahnsinnigen Laune des Königs bedürfe, um ihr Leben in Gefahr zu setzen. Fast täglich kamen die Kreaturen der Königin Mutter zu ihnen, sie zur Abschwörung ihres Glaubens zu bewegen; Condé blieb noch standhaft, Heinrich von Navarra aber schwankte. Seine Gemahlin, welche Mittel gefunden hatte, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen, bestärkte noch mehr die Furcht in ihm, der König, der den gräßlichsten Schwur gethan hatte, daß sie ihn zur Messe begleiten oder sterben sollten, werde Wort halten und sie am Ende doch nachgeben müssen. Er bat daher, daß man ihm erlaube, sich deshalb mit dem Prinzen von Condé zu besprechen, wo auch dieser endlich, weniger aus Furcht vor dem Tode, als aus Politik nachzugeben schien. Hierauf wurde ein ehemaliger kalvinistischer Prediger, der zur katholischen Religion übergegangen war, zu ihnen geschickt, um das Werk der Bekehrung zu vollenden.

Die unglückliche Adelaide de la Coſſé, die ohnmöglich die Rettung Regniers ahnen konnte, hatte alle nur mögliche Erkundigungen über ſein Schickſal eingezogen, aber nichts erfahren können, als daß Beſſins mit Bewaffneten in ſeine Wohnung gedrungen ſei; dies war hinreichend ihr jede Hoffnung ſeiner Rettung zu nehmen, und ohne den Troſt der edlen Eliſabeth von Oeſtreich würde ſie ſich ganz dem Gram und der Verzweiflung hingegeben haben. Wie freudig war ſie daher überraſcht, als ſie durch ihren Verlobten ſelbſt die Nachricht ſeiner wunderbaren Rettung erhielt; ſie verſchwieg Allen, ſelbſt der Königin von Navarra, ihr Glück, nur ihrer theuren Herrin theilte ſie es mit. Nach dem Frieden von la Rochelle, ward ſie Regniers Gattin.

40.

Hätte Catharine von Medicis nur die Ausrottung der Ketzer vor Augen gehabt, ſo wär' es jetzt Zeit geweſen ein Heer zu bilden, um ihnen die wenigen feſten Plätze, die ſie noch inne hatten, wegzunehmen. Aber ſie hoffte leichter durch Liſt als durch die Waffen zum Ziele zu kommen, und Retz, ſo wie Biragué, Beide wichtiger im Kabinet als beim Heere, beſtärkten ſie in ihrer Meinung; auch hatte der König Abneigung gegen einen Bürgerkrieg. Deshalb ließ man die Hugenotten ſich von ihrem erſten Schreck erholen; bald begannen ſie auch die Feindſeligkeiten wieder, und der erſte, der es wagte zum vierten Male die

Kriegsfackel anzuzünden, war Regnier. Nur mit 25 Berittenen überfiel er bei Caſtel Sarraſin Montluc's ſo gefürchtete ſchwarze Compagnie, ſchlug ſie in die Flucht und erbeutete die ſchwarze Fahne, die in den früheren Religionskriegen für die Hugenotten ſo oft das Zeichen der Vernichtung geweſen war. Mehrere Adliche ſchloſſen ſich an ihn an, und bald war in Guienne, Languedoc und Poitou die Fahne des Aufruhres aufgeſteckt, und eine Menge feſter Plätze fielen in die Hände der Hugenotten.

Da beſchloß endlich der König ihnen eine Armee entgegen zu ſtellen, deren Hauptzweck die Einnahme von Rochelle ſein ſollte. Nach langem Widerſtreben übergab er dem Herzog von Anjou den Oberbefehl über das Heer, für welchen indeſſen die Königin Mutter um die Krone von Polen unterhandelte, wobei ſie der König kräftig unterſtützte, da die Entfernung ſeines Bruders ihm nur wünſchenswerth ſein konnte.

Während das Heer vor la Rochelle lag und durch nutzloſe Stürme ſich aufrieb, führte der König, ſobald es ſeine Geſundheit nur einigermaßen erlaubte, ſein frühe-res Leben wieder. In dem Walde von Fontainebleau jagend, oder in ſeiner Werkſtatt feilend, vernachläſſigte er jetzt ſeine Gemahlin, deren trauriges Antlitz ihn verſtimmte; an Marie Touchet nahm er gleichfalls nur wenigen Theil. Meiſter Ambroſius hatte ſich vom Hofe zurückgezogen, und erſchien nur dann, wenn ihn der König ausdrücklich verlangte; ſo blieben die Geſchäfte ganz in der Hand der Königin Mutter, und der König mit ſeinem Leiden, ſeinem Unmuth und ſeinen Gewiſſensbiſſen einſam und verlaſſen. Da ſchien die Niederkunft der Königin, die eine Tochter

gebar, ihm neue Lebensfreude zu geben, und die Geburt des Kindes ihn fester an die Mutter zu ketten, so daß sie eine Bitte wagen zu können glaubte. Sie betraf Marie, die sie in einen, ihren früheren Verhältnissen zu dem Könige angemessenen Stand gesetzt und aus mancherlei Gründen verheirathet zu sehen wünschte. Der König versprach es ihr, und ließ seine ehemalige Geliebte nach Monpipeau kommen.

Marie kam mit ihrem Kinde, das man ihr wieder gegeben hatte. Aus ihrem Auge sprach nicht mehr das Schmachten und Sehnen, mit dem sie sonst den Mann ihrer ersten Liebe angeblickt, unwillkührlich ergriff sie ein Schauder, wenn ihr Auge ihn traf. Sie hörte jetzt den Befehl des Königs, unter den Höflingen den zu wählen, dem sie am liebsten ihre Hand geben würde, ruhig an; sie bat um 14 Tage Bedenkzeit, und nach dieser Frist wählte sie den Herrn Balzac d' Entragues, königlichen Amtmann zu Orleans. Er hatte sie während ihres dortigen Aufenthalts stets mit Auszeichnung behandelt, und es ihr damals geschienen, als ob persönliche Neigung mehr noch die Ursach seines zuvorkommenden Betragens gegen sie gewesen sei, als vielleicht der Wunsch, sich dadurch bei dem Könige beliebt zu machen.

König Karl, der von ihrer Seite heftigen Widerstand erwartet hatte, war nicht wenig über ihre Bereitwilligkeit, sich in seinen Willen zu fügen, erstaunt, und seine Eitelkeit, vielleicht auch seine immer noch bestehende Anhänglichkeit, fühlte sich dadurch gekränkt. Doch unterdrückte er dies Gefühl, und ließ sogleich die nöthigen Unterhandlungen mit Entragues einleiten, der auch mit Freuden die

ſchöne Sünderin mit der bedeutenden Mitgabe, die ihr der König ausgeſetzt hatte, als ſeine Gattin nach Orleans führte.

Heinrich von Navarra und der Prinz Condé, von den Umſtänden gedrängt, hatten endlich auch nachgeben müſſen, und waren zur katholiſchen Religion übergetreten; man entließ ſie nun zwar ihres Gewahrſams, jedoch erhielten ſie ihre unbedingte Freiheit nicht wieder, denn ſie wurden im Louvre ſowohl, als da, wo ſie dem Hofe folgen mußten, ſtreng bewacht. Condé fand jedoch nach einiger Zeit Gelegenheit zur Flucht, und begab ſich nach Genf, wo er zum Calvinismus zurückkehrte. Um Heinrich von Navarra aber ſpann Catharine von Medicis ſo feſte Netze, ihm gefielen die Frauen der Königin Mutter ſo wohl, daß er noch viele Jahre an dem Hofe der Mediceerin verlebte.

Der König war während dieſer ganzen Zeit unmuthig und kränkelnd; er nahm an keiner Staatsangelegenheit Theil, und nur zwei Sachen beſchäftigten ihn: die Wahl ſeines Bruders zum polniſchen Thron und die Belagerung von Rochelle. So ſehr er auch die Uebergabe dieſer widerſpenſtigen Stadt wünſchen mußte, da ſie leicht den Engländern Gelegenheit geben konnte wieder feſten Fuß in Frankreich zu faſſen, ſo wünſchte er doch nicht, daß ſie durch Anjou fallen ſollte, und ſo oft traurige Nachrichten von dem Heere einliefen, konnte er ſeine Freude nicht bergen. Uebrigens war er jetzt weniger jähzornig, aber noch zurückhaltender als ſonſt, denn ſeit Ambroſius Paré ſein Zutrauen zurückwies, hatte er Niemand, dem er ſich anvertrauen konnte.

Endlich ward einer ſeiner Wünſche erfüllt. Die Po-

len wählten Heinrich von Anjou zu ihrem Könige, der nun Rochelle mit verdoppeltem Eifer angriff und Sturm auf Sturm folgen ließ, um mit der Eroberung dieſer Stadt ſeine Kriegsthaten zu krönen. Aber die muthigen Bürger, von dem Adel der Umgegend, der ſich zu ihrer Vertheidigung hineingeworfen hatte, treulich unterſtützt, ſchlugen jedes Mal die Stürme ab. Ueberdies war die Armee in traurigem Zuſtande, Seuchen wütheten im Heere, Unzufriedenheit herrſchte unter den Großen und den Offizieren, Heinrich von Anjou ſelbſt wünſchte ſich mit Ehren zurückziehen zu können, und ſo war er gezwungen, die traurige Lage ſeines Heeres offen zu geſtehen und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Der König froh, ſeinem Bruder den Lorbeer entreißen zu können, Catharine zufrieden, ihren Liebling wieder bei ſich zu ſehen, ſchickten ihm Vollmacht den Frieden mit den Rochellern und den übrigen Hugenotten zu unterhandeln, der auch bald unter ſo ſchwankenden Bedingungen, wie alle vorhergehende zu Stande kam. Der Herzog kehrte nach Paris zurück, das Heer ging auseinander.

Kurz darauf kamen die polniſchen Abgeſandten nach Paris, ihren neuen König zu begrüßen und ihn einzuladen, recht bald in ihr Land zu kommen. Feſte folgten auf Feſte, an denen Karl der Neunte wenig Theil nahm, und nur ihre Beendigung wünſchte, damit ſein Bruder deſto ſchneller Frankreich verlaſſen könne. Er ließ indeſſen, um einmal, wie er ſich ausdrückte, nach der Abreiſe Anjou's ganz der Ruhe zu genießen, mit den Hugenotten der andern Provinzen, die in dem Frieden von Rochelle nicht mit einbegriffen waren, Friede ſchließen, und faßte

dieſesmal den feſten Entſchluß, nun ſelbſt die Zügel zu übernehmen, worüber er ſich auch im verſammelten Conſeil und in Gegenwart ſeiner Mutter offen ausſprach.

Der Herzog von Anjou verzögerte jedoch ſeine Abreiſe. Nicht Politik lag diesmal zum Grunde; eine thörigte Neigung zu der Prinzeſſin von Condé, die mit Stolz ſeine Zudringlichkeit zurückwies, war der Magnet, der ihn in Paris feſthielt. Der König wurde darüber ungeduldig „Mutter!“ ſagte er eines Tages zu ihr „Ich weiß zwar nicht, welche Urſache den König von Polen in meinem Lande zurückhält, das weiß ich aber, daß ich ihn nicht länger dulde; macht ihm dies bekannt, und ſorgt, daß er abreiſt!“

Die Königin Mutter gab am andern Tage Karl dem Neunten das Verſprechen, daß ſein Bruder nach vier Tagen Paris verlaſſen werde, aber eine Woche verging wieder und er war noch nicht abgereiſt. Da ließ der König ihr ſeinen Unmuth fühlen, ſprach nicht mehr mit ihr, verſammelte das Conſeil, ohne ſie rufen zu laſſen, und ließ ſie ſogar eines Tages an der Thüre ſeines Kabinets zurückweiſen. Dies Unerhörte bewog die Königin ihren Sohn Heinrich zu beſchwören, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen; aber erſt nach langem Unterhandeln konnte ſie ihn bewegen, das geliebte Paris zu verlaſſen.

Der König hatte ſich gleich nach der Unterredung mit ſeiner Mutter unwohl gefühlt, worüber die Hofleute manche bittre Bemerkung machten; ein ſtetes Erbrechen beunruhigte ſeine Aerzte vielleicht mehr, als die, welche ihm am nächſten ſtanden. Als er ſich beſſer fühlte, beſchloß er ſeinen Bruder, weniger des Anſtandes wegen, als um ihn ſtets

unter Augen zu behalten, bis an die Grenze zu begleiten; auch die Königin Mutter, der Herzog von Alençon und der König von Navarra mit seiner Gemahlin gaben ihm das Geleite. Aber schon in Vitry wurde König Karl so unwohl, daß er die Reise nicht weiter fortsetzen konnte und hier zurückbleiben mußte; der Abschied der beiden Brüder war kalt, fast feindlich.

Catharine von Medicis und die Andern ließen den kranken Monarchen allein, und begleiteten den König von Polen bis nach Blamont. Hier nahm die Königin Mutter unter Thränen Abschied von ihrem Liebling, und als er sich nicht ihren Armen entreißen wollte, sprach sie die denkwürdigen Worte: „Geh nur, mein geliebter Sohn, Du sollst nicht lange entfernt von mir bleiben!" Den König fanden sie in Rheims, wohin er sich hatte bringen lassen; von da ließ er sich in einer Sänfte nach St. Germain tragen.

41.

Aber trotz der Entfernung seines Bruders, trotz des Friedens mit den Hugenotten fand König Karl keine Ruh. Böse Träume verjagten seinen Schlaf, schreckliche Phantome umschwebten ihn; bald sah er ein Blutmeer, in das er sich stürzen sollte, zu seinen Füßen wogen; bald hörte er ein leises Gewimmer, wie das Aechzen eines Sterbenden, das ihm von Zimmer zu Zimmer, selbst auf die Jagd, wo er ihm zu entfliehen hoffte, unablässig folgte. Zuwei-

len, wenn er in dem Wald von Fontainebleau jagte, geſtalteten ſich Hunde und Thiere zu Menſchen, es ſchien ihm dann der Tod führe ſein fahles Roß am Zügel, und ſo mußte er die Menſchenjagd mitmachen, wo das klappernde Todtengebein aus einem Hifthorn von Menſchenknochen geformt den Jagdruf blies. Am öfterſten ſah er den zerſchmetterten Zwerg an ihn heran kriechen und ſich unter ſeinem Stuhle verbergen. Bei Tag und Nacht verfolgten ihn dieſe geſpenſtigen Bilder, und dörrten das Bischen Lebensmark, das ihm noch geblieben war, vollends aus.

Auch wenn ſein Gemüth weniger aufgeregt war, fand er an ſeinem Hofe keine Ruhe. Die Entfernung des Herzogs von Anjou, der bisher die treuſte Stütze der Guiſen geweſen war, auch wohl die Krankheit des Königs ſetzte wieder alle Partheien in Bewegung. Außer der Parthei der Katholiken, an deren Spitze Guiſe ſtand, und der der Hugenotten, bildete ſich jetzt noch eine dritte unter dem Namen der Politiker, deren Haupt der Herzog von Alençon war. Unzufrieden mit ſeiner Mutter, die ihn nicht liebte und ſtets zurück ſetzte, neigte er ſich zu den Hugenotten und Montmorency's. Wäre der Herzog ein Mann von Kraft und Energie geweſen, ſo hätte er auf geſchickte Weiſe die Hugenotten und die Montmorencys mit ſeiner Parthei vereinigen können, und die Guiſen waren dann geſtürzt; aber ihm fehlte Kraft und Beharrlichkeit, ſelbſt Muth, und ſo war er dem eiſernen Sinne der Guiſen nicht gefährlich. Ein Unternehmen der Hugenotten, den Herzog von Alençon von St. Germain, wo ſich während der Krankheit des Königs der Hof aufhielt, zu entführen,

ſcheiterte an ſeiner Unentſchloſſenheit; der Hof flüchtete nach Paris, der König ging nach Vincennes, und führte den Herzog von Alençon und den König von Navarra als Geißel mit ſich dahin.

Der bürgerliche Krieg begann nun zum fünften Male, wie alle vorhergegangenen mit abwechſelndem Glücke, wobei die Königin Mutter faſt allein die Geſchäfte führte, da die Geſundheit des Königs immer bedenklicher wurde. Er verlangte jetzt nach Ambroſius Paré, der lange nicht bei Hofe erſchienen war, und erſuchte die nunmehrige Frau von Entragues ihm ſeinen Sohn zu ſchicken. Mit Bewilligung ihres Gatten führte ſie ihn ſelbſt dem Könige zu. Sie fand ihren ehemaligen Geliebten in einem bedauerungswürdigen Zuſtand; die Jugend ſtrengte noch die letzten Kräfte im Kampf mit dem Tod um ein elendes Leben an, aber ſie ſchien zu erliegen.

Als ſei die längſt entſchlummerte Liebe wieder erwacht, ſo freundlich empfing der König Marie, drückte den Knaben an ſeine Bruſt, und als auch in der nämlichen Stunde Meiſter Ambroſius eintrat, ſtreckte er ihm die Hand entgegen und ſchüttelte ſie mit Heftigkeit. Was er im Leben ſo oft vermißt, was er nur in dieſen Beiden ein Mal gefunden hatte, Lieb' und Freundſchaft, das trat jetzt vor ſein Krankenlager theilnehmend hin. „Wie geht es Dir Marie?" fragte er die erſt vor Kurzem Vermählte „Fühlſt Du Dich in Deinem neuen Verhältniß glücklich?" Sie ergriff ſeine Hand, küßte ſie mit Heftigkeit, nickte bejahend, ſagte jedoch hocherglüht „Das Herz liebt ja nur ein Mal!"

Dieſe Antwort ſchien dem Könige wohlzuthun, ſein

mattes Auge erglänzte und sah freundlich auf die Erröthete, die, wahrscheinlich ihre Thränen zu verbergen, rasch des Knaben Hand faßte und mit ihm in ein Fenster trat. „Meister Ambrosius!" wandte er sich dann zu diesem „Zürnt Ihr mir noch?" Der Greis richtete statt Antwort den Blick nach oben „Dort soll ich fragen, meint Ihr? — Weiset mich nicht dorthin, da zürnt man nicht, da wird nicht die That, der Wille nur gerichtet, und ich glaubte recht zu thun und glaube es auch noch, und wehe dem, der dem Blinden die Augen öffnen könnte!" sprach er mit Heftigkeit.

„Laßt die Vergangenheit, Sire," unterbrach ihn der Wundarzt „sie liegt unabänderlich hinter uns, die Gegenwart beschäftige uns allein. Laßt mich Euren Puls fühlen!" Der König streckte ihm die Hand entgegen, und während Ambrosius aufmerksam die taktlosen Schläge des Pulses beobachtete, sah ihn der König unverwandt an, als ob er Tod oder Leben in seinem Gesichte lesen könne.

„Euch ist die größte Ruhe nöthig, Sire!" sprach jetzt der Wundarzt „Kühlende Mittel allein können Euer erhitztes Blut beruhigen" —

„Ambrosius Paré!" fiel ihm der König in die Rede „Nach Ruhe hab' ich mich gesehnt, so lange ich die drükkende Krone trage, ich habe sie erjagen, sie mit wildem Ungestüm erjagen wollen, und habe sie doch nimmer gefunden. Jetzt — Meister!" sprach er mit leiser immer hohler werdender Stimme „Seit der St. Barthelemy, da seh ich sie vor mir, ein schlafendes Weib auf weichem von Blumen umgebenen Moose gebettet, und wenn ich mich ihr nahe, erhebt sie sich langsam, und schreitet träge und

hohnlachend weiter; folg' ich ihr nach, glaube ich jetzt ſie zu erfaſſen, iſt ſie verſchwunden, und der Blumenteppich, auf dem ihr Moosbett ſtand, wird zum wogenden Blutmeer, das ſich mir immer näher und näher heranwälzt; und aus dem Meere erhebt ſich ihr weiches Lager, geſtaltet ſich zu einem großen weiten Grabe, und oben darauf ſitzen Coligny und Rochefoucault, ſie winken mir drohend, und der Zwerg plätſchert in den blutigen Wellen umher, taucht unter, taucht wieder auf, macht ſeine luſtigen Sprünge wie ſonſt, bis die Hälfte des geſpaltenen Scheitels von ſeinem Rumpfe fällt und eine Welle ihn verſchlingt."

„Sire, nicht dieſe Bilder, es ſind Phantome Eurer kranken Einbildungskraft!" nahm Paré das Wort, Marie und den Knaben herbei winkend „Ihr glaubt ja ein gutes Werk gethan zu haben," ſetzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, „was kümmert Euch dann Coligny oder der Zwerg? Jagt die düſtern Gedanken von Euch!"

„Ja, wer das könnte!" ſeufzte der König. „Charles!" ſagte er jetzt und ließ den Knaben näher treten „Bisher hab ich ſo wenig für Dich gethan, es ſoll Dir vergütigt werden; noch heute will ich Sorge für Dich tragen, und Dich zum Grafen von Auvergne ernennen, damit Du wenigſtens, wenn ich in St. Denis ruhe, mit dankbarem Gemüth an meinem Sarge ſtehen und mir zuflüſtern kannſt „Schlaf ruhig, mein Vater, Gott iſt barmherzig!" Dich aber, Marie, bitte ich hier zu bleiben, Dein Anblick weckt in mir liebe Erinnerungen, vielleicht verſcheuchen ſie die blutigen. Sende einen Boten an Entragues und ſchreib

ihm, der König laſſe ihn bitten — Nein!" fuhr er plötzlich auf „Schreib ihm, ich habe Dir befohlen hier zu bleiben."

In dieſem Augenblick trat ein Page ein und meldete die Ankunft der Königin Eliſabeth. Marie wollte ſich entfernen. „Bleib!" befahl König Karl „Meine Gemahlin iſt zu edel, um auf Dich zürnen zu können."

Sie trat ein, ihr Auge traf Marie, ihre Stirn umwölkte ſich, doch erwiederte ſie ihre Begrüßung, ſetzte ſich an das Bett des Königs und fragte nach ſeinem Befinden, wobei ihr Auge auf dem Knaben ruhte, den der König noch bei der Hand hielt. „Wie geht es Euch, Sire?" fragte ſie noch einmal, da König Karl ihr nur freundlich zugenickt, jedoch nicht geantwortet hatte.

„Fragt Meiſter Ambroſius!" erwiederte er jetzt „Ich kann Euch nur ſagen, daß mich immer noch bei Tag und Nacht ſchwere Träume plagen — Aber, Ihr ſeht ſo aufmerkſam auf den Knaben" fuhr er fort „Erkennt Ihr ihn nicht an ſeinen Zügen?

„Ich glaube!" ſagte die Königin, und purpurn erglühten ihre Wangen.

„Es iſt mir lieb, daß Ihr eben jetzt kamt, Eliſabeth, mir um des Knaben willen lieb. Hier" ſprach er, und legte die Hand des Kindes in die der Königin „Hier übergeb' ich Eurer Sorgfalt und Liebe, Eurem Schutz mein Kind! — Bin ich nicht mehr, nehmt Euch ſeiner an."

Die Königin zog den Knaben an ſich und preßte ihn an ihr Herz — Marie ſank im nämlichen Augenblick zu ihren Füßen — „Heilige!" rief ſie —

„Frevelt nicht, ſteht auf, beugt Eure Kniee nur vor Gott, nicht vor irdiſchem Staub!“ ſagte die Königin, und noch blieb bei dem Anblick Mariens ihre Stirne umwölkt; doch als der Knabe ſich von ihr losriß, ſich an die weinende Mutter ſchmiegte und wehmüthig an ihr aufſah, da reichte Eliſabeth Marien die Hand zum Kuß und ſprach mit bewegter Stimme: „So lange ich kann, werde ich des Knaben zweite Mutter ſein!“

„Frau von Entragues!“ bat jetzt Ambroſius, ihre und des Kindes Hand ergreifend „Verlaßt jetzt das Zimmer, es greift den König zu ſehr an, ich rufe Euch, wenn es Zeit iſt.“ Marie gehorchte und entfernte ſich mit ihm.

Lange dauerte nun die Unterredung; Eliſabeth verließ ihren Gemahl mit thränendem Auge.

„Sag' mir, Ambroſius ſprach der König mit einer Art Heftigkeit „warum die Worte dieſer frommen Frau mich nicht tröſten, nur beunruhigen? Sie zeigt mir die Pforten des Paradieſes offen, und ich ſehe ſie nur, mir feſt verſchloſſen; ſie will mein bewegtes Gemüth beruhigen, indem ſie mir ſagt, Gott ſei barmherzig, auch gegen den reuigen Sünder. Bin ich denn ein Sünder?“ fragte er, ſich mit Heftigkeit im Bett aufrichtend „Bin ich der Barmherzigkeit oder nur der Hölle verfallen? — Sieh, Hugenott!“ rief er, ſein ſtieres Auge unverwandt auf einen Fleck gerichtet „Wäre dem ſo, und ſollte ich von alle dem Rechenſchaft geben, was in jener Blutnacht vorfiel, und ich hörte die Poſaune des Weltgerichts, und der Dom von St. Denis ſtürzte zuſammen, der Deckel meines Sarges ſpränge auf, da erhöb' ich mich ſchnell, ſammelte mein Ge-

bein und ergriff die Hand meiner Mutter, die neben mir ruhen wird, und ſpräche zu ihr „Komm, Mutter, laß uns die Männer Deines Blutrathes aufſuchen, den Tavannes und Nevers, Guiſe und Retz, und jenen Giftmiſcher Birague, auch Montpenſier und Coſſeins, ſie müſſen uns zu Gericht begleiten" — Und wenn ſie dann klappernd hinter uns herziehn, und der Engel der Vergeltung auf einer dunkeln Gewitterwolke ſich hernieder ſenkt und uns befiehlt ſie, die uns zum Richtplatz führen ſoll, zu beſteigen, und wir dann in Dunkel gehüllt aufſchweben, und die Wolke Blut träufelt ſtatt erquickenden Thau, dann — Sieh! — Was ſchwebt dort auf großem leuchtenden Sterne? — Iſt es nicht Coligny, Rochefoucault, Soubiſe und Teligny? — Ja, ſie ſind es, und alle Hugenotten mit blutigem geſpaltenen Schädel in ihrem Gefolge! — Und plötzlich erhebt ſich ein flammendes Kreuz vor ihnen, ſie knieen nieder, auch wir ſtürzen von Schauer ergriffen hin, und als wir, beten wollend, unſere Blicke nach dem heiligen Kreuze richten, iſt Kreuz und Stern und Coligny verſchwunden, und wir knieen — vor dem Galgen von Montfaucon."

Erſchüttert ſank er zurück, Fieberſchauer durchſchüttelte ihn, Blut drang aus allen Oeffnungen ſeines Körpers.

„Sei barmherzig, heiliger Gott!" rief Ambroſius und eilte zur Hülfe.

42.

Nach diesem Vorfall schien der König ruhiger geworden zu sein. Er fühlte sich jetzt so erschlafft, daß er oft sanft wie ein Kind Stunden lang in seinem Bette lag, die heftigsten Schmerzen duldete und mit Standhaftigkeit sein Ende erwartete. Nur die Erinnerung an die Bartholomäusnacht rief zuweilen die Phantome wieder herbei, die ihn dann so lange plagten, bis eine völlige Ermattung eintrat; die Vergeltung traf ihn furchtbar. Mariens sorgsame Pflege, die nicht von seinem Bette wich und die er nur seine barmherzige Schwester nannte, und Ambrosius Sorgfalt, der ihn nicht mit dem leisesten Vorwurf kränkte, waren die einzigen Lichtpunkte seiner hereinbrechenden Nacht. Seine Gemahlin mochte ihm ein zu reiner Spiegel sein, in dem er sich beschauen mußte, schon ihr Anblick weckte sein Gewissen, und nie traten die Gräuelscenen jener Nacht blutiger vor ihn, als wenn ihr Gebet, ihre Ermahnung, sich zur langen Reise vorzubereiten, ihn in seinem Glauben, er habe ein Gott gefälliges Werk gethan, irre machten. Seine Mutter sah er nur selten, und war dann wortkarg und einsilbig.

Am vierten Tage nach dem Zufalle, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, verlangte er nach ihr, und ein Eilbote sprengte nach dem Louvre, sie herbei zu rufen. Er fühlte sich sehr matt und angegriffen, und bat zum ersten Mal Ambrosius Paré, ihm offen zu sagen, ob er noch Hoffnung nähren könne. Der Wundarzt zuckte

die Achseln, der Kranke verstand dies stumme Todeszeichen, faltete die Hände und sprach kein Wort.

So mochte er eine lange Zeit gelegen haben, als der Wagen der Königin Mutter in den Schloßhof einfuhr. Er richtete sich mühsam im Bette auf, winkte den Umstehenden sich zu entfernen, und erwartete mit Ungeduld seine Mutter.

Sie trat ein, Freude glänzte auf ihrem Antlitz. „Freu't Euch mit mir, Sire!" rief sie ihm entgegen „Gott hat meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, der Mörder meines Gemahls, der Mörder Eures Vaters, Montgommery, ist gefangen und in meinen Händen; am Galgen soll er büßen!"

Starr hatte der König sie angeblickt, hohe Röthe überzog sein bleiches Antlitz bei diesem freudigen Ausruf, er sank auf sein Lager zurück und that, als ob er zu schlafen begänne; die an seinem Krankenbette laut ausgesprochene Freude der Mutter hatte sein Innerstes tief verwundet. Er wollte ihr mit versöhntem Herzen Lebewohl sagen, wollte sie durch seine Vorsorge erfreuen, aber das Feindliche war dadurch wieder in ihm aufgeregt, seine traurige Kindheit, sein Morgentrank, der Becher mit Wein, den sie ihm reichen ließ, als er das letzte Mal bei ihr war und ihr über Anjou's verzögerte Abreise Vorwürfe machte, alles dies trat in diesem Augenblick vor seine Erinnerung.

Catharinen von Medicis mochte sein Schlaf zu lange dauern, sie erhob sich leise und wollte sich entfernen, doch der König bemerkte es. „Mutter!" rief er ihr nach „Wohin wollt Ihr, zieht es Euch fort vom Sterbelager des

Sohnes?" — „Setzt Euch!" bat er „Ehe ich von dannen gehe, muß ich noch einmal Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Euch durchziehen. Hört mich an und ſtört mich nicht! — Es iſt vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Euch rede."

„Ich danke Euch das Leben," begann er nun „der Dank iſt gering, denn es war betrübt. Ich danke Euch meine Erziehung, die verdient es noch weniger, denn ſie war ſchlecht. Ihr habt das Regiment an Euch geriſſen und ſtatt meiner Frankreich regiert, und ich habe dabei für Liebe nur Fluch geerntet, deshalb auch dafür keinen Dank! Für Euren Rath, die Ketzer zu morden, mag Euch Gott lohnen, wenn Ihr Lohn verdienet. Aber, was ich Euch verdanke, Mutter," rief er, ſich mit Anſtrengung im Bett aufrichtend und die Hand der Mutter an ſein laut ſchlagendes Herz drückend „das brennt hier in meinen Eingeweiden, brennt wie Feuer der Hölle! — meinen Tod dank' ich Euch! — Ich vergeb' Euch," fuhr er nach einer Pauſe fort „und wünſche Euch dereinſt einen ſanftern Tod, als Ihr ſeht daß mir wird." Matt ſank er zurück, kaum hatte er noch ſo viel Kraft die Klingelſchnur zu ziehen.

Ambroſius und mehrere Diener ſtürzten herein. Der König befahl, Heinrich von Navarra und ſeinen Bruder ſchnell zu rufen.

Der Wundarzt war dem Krankenbette näher getreten, aber ein ſchaudervoller Anblick bannte ihn in der Mitte des Zimmers feſt. Catharine von Medicis ſaß bleich, leblos wie eine Todtengeſtalt am Bette, ihr ſtarres Auge ſah auf die blutige Hand, die an dem Herzen ihres Sohnes

gelegen hatte, ſie ſchien nichts um ſich zu ſehen als dieſe. Der König lag, eine Thräne im Auge, mit gefalteten Händen auf ſeinem Sterbelager, ſein Auge ſah himmelwärts, er ſchien zu beten. Endlich winkte er Ambroſius näher zu kommen. „Ich glaube, meiner Mutter iſt nicht wohl, raunte er ihm ins Ohr, denn noch ſaß die Königin wie leblos da; als aber Paré ſich ihr nahte, die blutige Hand ergreifen wollte, richtete ſie ſchnell das gebeugte Haupt empor. „Was wollt Ihr, Meiſter?" rief ſie zornig „Ich bedarf Eurer nicht! Geht und beſtellt mir ein Becken mit Waſſer, daß das Blut nicht länger an meinen Händen klebt." —

„Waſſer wäſcht das nicht ab!" murmelte Ambroſius und ging.

Da traten der Herzog von Alençon und Heinrich von Navarra in das Zimmer. „Iſt vielleicht noch Jemand von Bedeutung im Schloſſe?" fragte, den Eintretenden freundlich zunickend, der König.

„Den Kanzler Birague ſah ich draußen" erwiederte der Herzog von Alençon.

„Der Kanzler?" wiederholte der Kranke „Nun, er mag kommen! Doch weiſt ihm einen Platz an, wo ihn mein Auge nicht trifft." Bald erſchien der Kanzler, und nahm den ihm hinter dem Bette des Königs angewieſenen Platz ein.

„Bruder Alençon und Ihr, mein lieber Schwager von Navarra!" redete er die Prinzen an „Ich habe Euch herbeſchieden, damit Ihr meinen letzten Willen vernehmt. Bis der König von Polen, als Erbe meiner Krone — hier

seufzte er tief auf — nach Frankreich zurückkehrt, soll, sobald ich die Augen schließe, meine Mutter die Regentschaft führen. Jedermann gehorche und diene ihr treu!" Bei diesen Worten schwand Ernst und Schmerz aus Catharinens Antlitz; freudig erglühte ihr Auge, denn die Macht, die sie schon wirklich in Händen hatte, wurde ihr noch auf gesetzlichem Wege gegeben. Der König bemerkte es, er fühlte schmerzlich, was in ihrem Innern vorging, und sein Blick umdüsterte sich. „Der Kanzler mag meinen Befehl an das Parlament und die Gouverneurs der Provinzen aufsetzen und mir zur Unterschrift zusenden" fuhr er nach innerem Kampfe fort. „Euch aber, mein Bruder Alençon ermahne ich, dem Könige treu und gehorsam, Euch, Heinrich von Navarra, treu dem katholischen Glauben zu bleiben, und durch keine Unruhen Frankreich zu zerrütten.

„Euch aber, Mutter," wandt' er sich nun zu dieser „empfehle ich meine Gemahlin und Tochter, auch meinen Sohn den Grafen von Auvergne; sorgt für sie, als gehörten sie Eurem Sohn Heinrich an, und nehmt die Frau von Entragues in Euren besonderen Schutz. Auch meinem Wundarzt, obgleich Ihr ihn haßt, laßt Eure Wohlthaten angedeihen, er verdient es um mich — Erfüllt die Bitte eines Sterbenden, der mit versöhntem Herzen von Euch scheidet," setzte er leise, nur ihr hörbar hinzu.

„Aber mehr als alle diese leg' ich Euch mein Volk ans Herz!" fuhr er dann fort „Ich wollte es glücklich machen und hab' es nicht gethan, ich wollte den Frieden und hatte ewig das Schwert zur Hand, ich wollte kein Blut vergießen und vergoß es in Strömen. — Da schickte

mir Gott ein schweres Leiden, das Blut dringt aus allen meinen Poren; aber was sind diese wenigen Tropfen gegen das, was in der Mordnacht floß?" —

Er sank, indem er dies sprach, ermattet zurück und winkte, daß man sich entfernen solle — „Lebt wohl!" stammelte er noch und schloß die Augen. Der Herzog von Alençon stürzte hinaus den Wundarzt zu rufen; dieser fand den König in seinem Blute schwimmend. Noch einmal rief er das fliehende Leben zurück, und am Abend konnte der König die Urkunde, die dem Parlament eingehändigt werden sollte, noch unterzeichnen. Der Großalmosenier reichte ihm die letzte Oelung, und die Königin Mutter blieb in Vincennes.

Nur noch wenige Stunden waren ihm zugemessen. Der gefährliche Zufall kehrte verstärkt zurück. „Mutter!" rief er der Königin zu — „Seht mich in Blut gebadet, das ist Vergeltung für die St. Barthelemy — Gott sei mir, sei Euch gnädig!" — Dies sagend verschied er in Mariens Armen.

Nicht beweint, nicht betrauert, legte man ihn in St. Denis zur Ruh — Der Fluch seiner Zeitgenossen, der Fluch der Nachwelt folgte ihm in die Gruft der Könige, und doch verdiente er nur Mitleid. Seit der Unglücksnacht durchlebte er zwei schmerzvolle Jahre, ohne Freund, ohne Geliebte; seit jenem Blutbefehl selbst von seiner tugendhaften Gattin, welche die Königin Mutter fast mit Gewalt von seinem Sterbelager zurück hielt, nur mit einer Art Scheu betrachtet, ward ihm kein froher Augenblick. Ewig von Schreckensbildern verfolgt, durch Gift an Leib und

Seele zerrüttet, ſah er ſich, Prometheus gleich, von dem gierigen Geier, dem Gewiſſen, ſein wild klopfendes Herz zernagt, täglich, ſtündlich, ja in jedem Augenblick ſeines düſtern Lebens, auf hohem Standpunkt, gefeſſelt, einſam ſtehen. Die Nemeſis ſchwang furchtbar ihre Geißel über ihn.

Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürch.

Romantische Erzählung aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

1.

Ein ſtattlicher Jägersmann, einen geſchoſſenen Gemsbock zu ſeinen Füßen, ſaß an dem ſteilen Ufer des Rohrbachs, da wo er ſich wild über Felsblöcke ohnfern Göſchenen, nicht weit von der Straße nach dem Gotthard, in die Tiefe ſtürzt. Er wartete auf einen Vorüberziehenden, oder hoffte einen Hirten auf der Alp zu erblicken, der ihm ſeine Jagdbeute nach Hospital, wo er ſeine Genoſſen zu finden hoffte, tragen hülfe, denn er war ſehr ermüdet und wollte heute noch bis dahin. Indeſſen verzehrte er ſein Brod und Käſe mit gutem Appetit und nahm oft ſeine mit Wein gefüllte Kürbisflaſche zur Hand. Der Mann mochte nahe den Dreißigen ſein, und Kleidung und Ausſehen verriethen, daß er ein reicher Bürger aus irgend einer benachbarten Stadt ſein müſſe.

Nachdem er lange gewartet, und die Sonne ſchon hoch ſtand, kam endlich ein rüſtiger Burſche, einen Korb auf ſeinem Rücken, des Weges hergegangen. „Heda! Burſche" rief ihm der Jägersmann zu „trägſt Du ſchwer?"

„Je nun," erwiederte dieſer „ſchwer iſt es nicht! Ich bringe einen Krug Wein, zwei Brodte und einen Schinken, aus dem Kloſter Engelbergen, den ich einer guten Frau im Urſerner Thal in ihre Hütte trage. Das Böcklein, das ich doch wohl aufpacken ſoll, nehme ich, wenn ich es ausweiden darf, noch eine Strecke für einen guten Lohn mit, wenn es nur nicht zu weit iſt."

„Bis nach Hospital" meinte der Jägersmann.

„Das wird ſchon gehen" ſagte der Urner. „An der Teufelsbrücke verweilt Ihr, da leg' ich die Gems ab, biege in die Schlucht hinauf nach der kleinen Hütte, übergebe dort meinen Korb und bin bald wieder bei Euch."

Alsbald wurde der Gemsbock ausgeweidet, über den Korb geworfen, der Jäger ſchritt voran, der Urner aber folgte ihm, trotz ſeiner Laſt, ſingend und pfeifend nach.

Mittag war vorüber, als ſie bei der Teufelsbrücke, begrüßt von einem Staubregen, den der Wind vom nahen Waſſerfalle hertrieb, ankamen. „Herr! Die Sonne brennt heiß," ſagte der Burſche „da unten aber an der Reuß, dort findet Ihr manch ſchönes Plätzchen, da iſt es gar kühl; dort will ich den Bock ablegen, und in einer halben Stunde bin ich wieder bei Euch."

„Wo gehſt Du denn eigentlich hin?" fragte, vielleicht nur um Etwas zu reden, der Jäger, und reichte ihm ſeine ſchon faſt geleerte Kürbisflaſche, die er in Andermatt wieder zu füllen gedachte.

Der Urner trank, lächelte, und ſagte endlich, da er die Flaſche geleert „Das darf ich Euch nicht ſagen!“

Dieſe Antwort mochte des Jägers Neugierde noch mehr erregen, er drang in ihn, es zu ſagen, und meinte, da dieſer immer noch nicht antwortete „Warum es mir verſchweigen? Ich brauche Dir ja nur zu folgen, und dann weiß ich es ja doch.“

„Mit der Gems?“ unterbrach ihn der Burſche hell lachend „Da ſollt' Ihr mir wohl nicht über die Klippen und den Waldbach folgen, bald wär' ich Euch aus dem Geſicht und Ihr ſtändet dann in der Wildniß allein.“

„Den Bock laſſ' ich hier; aber wiſſen muß ich, welchem frommen Bruder die Mönche von Engelbergen ſo milde Gaben ſchicken“ ſagte der Jäger.

„Es iſt eine fromme Schweſter!“ raunte ihm der Urner ſo leiſe zu, als ob die todten Felſen ihn verrathen könnten. „Ja hier auf unſrer Alp ſind gar wackre Mädels, rothwangig wie die Urſernerſpitz, wenn die Morgenſonne ſie beſcheint, und voll und rund, daß es eine Freude iſt ſie anzuſehen; aber wie die Frau ſchön iſt, lieber Herr, das könnt Ihr nicht begreifen, denn ſo was habt Ihr noch nie geſehen. Wie Milch und Blut ihr Geſicht, ihre Augen wie die zwei Sterne, die immer bei Nacht ſo blitzend auf unſer Gotteshaus zu Andermatt herabſehen — und ihre Geſtalt, und die Trauer in ihrem Geſicht — Oft, wenn ſie vor ihrer Hütte ſitzt, gen Himmel ſchaut und weint, da falt' ich, ohn' es zu wollen, meine Hände und denke mir, es ſei die Gottesmutter, die da unten in der kleinen Kapelle mit dem Dolch in der Bruſt ſo kummervoll gen Himmel ſieht. Auch hat ſie einen muntern ſchmucken Kna-

ben; wäre er noch klein und säß er auf ihrem Schoos, bei St. Peter und den frommen Herren von Engelbergen, dann wär' es die Mutter Gottes leibhaftig, so aber ist der Knabe sechs Jahr alt, und so alt ist das Christuskind wohl nie geworden, denn ich hab' es nur immer ganz klein gesehen."

Der Jäger lächelte über die Einfalt seines Begleiters, war aber doch neugierig geworden, und als sie sich an der Reuß niedersetzten, der Andermatter den Geisbock unter einen Dornstrauch und aus dem Korb ein großes Schwarzbrod und einen Käse daneben legte, sagte der Jäger „Guter Freund, ich gehe mit Dir, denn ich muß Dein Madonnenbild sehen!"

„Das geht nicht an, Herr, das brächte mich wöchentlich um zwei Brodte und meinen Käse, die ich für meinen Weg von dem Kloster bekomme" antwortete er rasch.

„Auch dann nicht?" sagte der Jäger, ihm ein Stück Geld in die Hand drückend; der Bursche besann sich eine Weile, dann meinte er, wenn er nicht verlange, daß er ihn in die Hütte führen und ihm nur die Hütte zeigen solle, dann möge er ihm nur folgen. Der Jäger war es zufrieden, und sie begannen nun die Wanderung, gingen noch eine Strecke auf der Straße zwischen nackten unzugänglichen Felsen, plötzlich aber lag das liebliche Urserner-thal mit seinen grünen Matten vor ihnen, und in der Entfernung sah man den Kirchthurm von Andermatt, auf den die beiden Sterne, wie der Urner meinte, so blitzend herabsehen. Aber kaum waren sie einige Schritte über die grüne Wiese gegangen, als der Führer wieder links nach den Bergen einbog und den Jäger durch eine enge Schlucht

aufwärts führte. Kein Baum, nur wildes Dorngeſtrippe belebte hier die nackten Felſen, kein Vogel, von Zweig zu Zweig hüpfend, begleitete die rüſtigen Wanderer durch dieſe ſchauerliche Einöde, wo ſie von Klippe zu Klippe wie die Gemſe, die in der Ferne auf ſteilen Höhen ihr ſpärliches Futter ſuchte, nicht ohne Gefahr ſpringen mußten. Der Jäger nahm bei dem Anblick des Wildes die Armbruſt zur Hand, und hätte ihn des jungen Burſchen Gegenwart nicht erinnert, wäre er ſeiner Jagdluſt gefolgt, und hätte ſtatt der Madonna die Gemſe aufgefucht.

Sie mochten nun wohl ſchon eine halbe Stunde immer aufwärts gegangen ſein, als ſie die Höhe erreichten und der Weg ſie nun bergab führte, hier ward die Gegend weniger rauh. Eine ſchmale mit ſaftigen Kräutern bewachſene Matte zog ſich an einem jähen Felsabhang hin, von dem Felſen, der dem Abhang gegenüber ſich ſchroff den Wolken zu thürmte, brauſte ein wilder Gießbach herab, der reißend die grüne Matte durchſtrömte, um ſich ſchäumend die ſteile Felswand hinunter zu ſtürzen. Eine vom Blitz zerſchmetterte halb verbrannte Fichte ſtand an ſeinem Ufer, da, wo er ſich Bahn hinabgebrochen hatte, wie ein vom Schickſal Zerſchmetterter, der hier feſtgebannt, ſich gern mit dem Strom in die Tiefe geſtürzt hätte. Ein Felsblock, der neben ihr lag, lud den Müden ein zu raſten, und dies herrliche, von der Abendſonne magiſch beleuchtete Schauſpiel zu bewundern.

„Verweilt hier auf ihrem Lieblingsplätzchen!“ ſagte der Urner „Dort ganz nahe, wo die zwei Tannenſpitzen über dem kahlen Felſen hervorblicken, liegt ihre Hütte; bald bin ich wieder bei Euch.“

Der Jäger ſetzte ſich, und während der Andre rüſtig der Hütte zuging, betrachtete er die grauſig ſchöne Gegend. Sein Inneres wurde bei ihrem Anſchaun ernſt geſtimmt, und dieſe Stimmung mochte den Gedanken in ihm hervorrufen: „Was willſt Du denn hier? — Es iſt für Dich nicht an der Zeit auf Abentheuer auszugehen — Daheim wartet der Vater auf Dich, deſſen Geiſt über ernſte Pläne ſinnt, wartet Deine Verlobte!" — Er ſeufzte bei dieſem Gedanken tief auf — „Sie iſt ſchön," ſagte er dann leiſe vor ſich hin „reich, lebhaft und verſtändig, und doch — O, das Herz iſt ein eigenſinniges Ding, wählt es nicht ſelbſt, ſo bleibt es kalt, wo es erglüht wäre, wenn der Gedanke in ihm ſich entfaltet hätte. Doch, mein Vater wünſcht es ſo ſehnlich, mein Verſtand ſagt mir, ſein Wunſch ſei gerecht, ich ſolle ihm folgen — Nun, ſo fahre hin ſchöner Traum jugendlicher Schwärmerei, ſtürze Dich hinab in die Vergeſſenheit, wie dieſer Gießbach, und zerſtäube wie er in Schaum! — Aber unten reiht ſich wieder Tropfen an Tropfen, die alte Kraft kehrt zurück, die Sehnſucht wacht wieder auf, und wild wie vorher rauſcht er durch die Felsſchlucht brauſend fort, wohin ihn das Schickſal treibt; während der Traum ſich nicht wieder geſtaltet.

Unmuthig ſprang er von ſeinem Felsſitz auf; da rauſchte es über ſeinem Haupte, ein Geier umkreiſte ihn im langſamen Fluge; er legte ſchnell den Bolzen auf die Armbruſt, der Bolzen ſauſte, der Geier ſtürzte in den Abgrund.

„Getroffen, und doch nicht erlangt!" ſagte er bitter lächelnd „Dies iſt ſo oft das Loos des niemals Raſtenden, des ewig nach Höherem Strebenden."

Jetzt sah er den Urner um den Felsen biegen und eilig auf ihn zu kommen. „Hier!" sagte er jauchzend „Schleicht Euch, wenn Ihr an den Felsen kommt, den steilen Fußpfad hinauf; Ihr braucht nicht weit zu klettern, so seht Ihr die Hütte, und vor ihr Mutter und Kind; ich erwarte Euch hier."

Der Jäger ergriff rasch seine Armbrust, sprang von Felsstück auf Felsstück, kam schnell über den Gießbach, und als trieb ihn sein Geschick, eilte er nach der bestimmten Stelle, klimmte den Fußpfad hinauf, und bald sah er das Steindach der Hütte vor sich. Er schlich heran, da saß sie, ihm den Rücken zugewendet, und liebkoste einen goldgelockten Knaben, der sich anfangs sanft an sie schmiegte, plötzlich aber mit einem Schrei auffuhr und nach dem Jägersmann, den er gewahr wurde, das Aermchen streckte. Die Mutter blickte auf, faßte schnell das Kind und zog es mit sich in die ärmliche Hütte hinein.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks; aber auch dieser Augenblick war hinreichend, den Jäger zu überzeugen, daß der Urner nicht gelogen habe, da er sie mit der Mater Dolerosa in der Kapelle verglich. Es zog ihn hinab, und bald stand er vor der verschlossenen Hütte, an die er leise pochte. Niemand öffnete, Niemand ließ sich darinnen vernehmen. „Macht auf!" bat er „Reicht einem halb verschmachteten Gemsjäger einen Trunk Wasser und ein Stückchen Brod." — Da hörte er drinnen die Stimme des Knaben, der leise die Mutter bat, dem armen Jäger zu öffnen; dieser, der um alle Schätze der Welt nicht umgekehrt wäre, ohne das Weib zu sehen, bat immer mehr; zuletzt, als kein Bitten die Thür ihm öffnete, sagte er dro-

hend „Bringt einen Verſchmachteten nicht zur Verzweiflung, öffnet und reicht ihm Speiſe und Trank!"

Da öffnete ſich die Thüre, und Brod und Wein bringend trat das Madonnenbild des Urners heraus, reichte Beides dem Jägersmanne, den ſie mit forſchendem mißtrauiſchem Blick anſah, und ſich ſchnell wieder entfernen wollte; doch er erfaßte ihre Hand und hielt ſie zurück.

„Was wollt Ihr von mir?" ſprach ſie, ihm die Hand entziehend „Wer giebt Euch ein Recht meine Einſamkeit zu ſtören?

„Theilnahme!" erwiederte er.

„Theilnahme? Kennt Ihr mich und wißt Ihr, daß ich Theilnahme bedarf?"

„Ich vermuthe es, ich bin es gewiß! Denn, wer, wie Ihr, ſich ſchon in der Blüthe der Jugend in dieſe Einöde verbirgt, den muß ein finſtres Geſchick hierher getrieben haben, freiwillig ſucht keiner dieſe Wildniß auf." Das Weib ſeufzte tief, der Knabe, der indeſſen zu ihnen getreten war, ſchmiegte ſich ſchmeichelnd an ſie. „Der Zufall führte mich hierher," fuhr der Jäger mit Zutrauen erweckendem Tone fort „ſchenkt mir Euer Vertrauen!" Sie ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf — „Meine Abſicht iſt wahrlich gut, vielleicht daß ich helfen kann."

„Das kann ſelbſt Gott nicht!" rief ſie, ſich vergeſſend — „In dem Grabe der Zeit ruht die That, ſie liegt da feſt gebunden; ungeſchehen kann ſie keine Macht des Himmels, keine Macht der Erde machen — Doch, Jägersmann, wer ſeid Ihr?"

„Ich bin ein Edler aus Zürch" —

„Aus Zürch?" wiederholte ſie hocherröthend, faßte

des Knaben Arm und wollte ihn mit in die Hütte ziehen, doch ſchnell ſich beſinnend fragte ſie — „Euer Name, Herr?“

„Werner Göldlin von Lieſſenau!“

„Tretet näher!“ bat ſie ihn jetzt, die Thüre der Hütte öffnend. Werner folgte verwundert über dieſe ſchnelle Aenderung ihres Benehmens; auch in die Stube lud ſie ihn ein. „Nehmt hier Platz, gleich bin ich wieder bei Euch!“ ſprach ſie, entfernte ſich, und auf ihren Wink folgte ihr der Knabe.

Forſchend ſah ſich Göldlin in dem kleinen mit Brettern ausgelegten Gemache um. Er fand hier ein wunderbares Gemiſch von Wohlhabenheit und Armuth, aber die höchſte Reinlichkeit. Man konnte deutlich ſehen, daß der Bewohnerin dieſer Einöde einſt ein beſſeres Loos bereitet war. Am verblichenen roſenfarbenen Bande hing an der Bretwand eine Laute, neben ihr ein künſtlicher von Ebenholz mit Gold ausgelegter Roſenkranz, und unter dieſem ein einfaches Schlachtſchwert mit ſeiner breiten Klinge, wie es damals die Eidgenoſſen in ihren Kriegen zu führen pflegten. Ein hölzerner Seſſel ſtand am Fenſter, vor ihm nahm ein breiter Stickrahmen ſeinen Platz ein, wo auf grauem Zeuge eine Madonna mit ihrem Kinde geſtickt und faſt beendet war. Das Chriſtuskind wie die Madonna ſchienen Mutter und Sohn zu gleichen. Noch hing ein verwelkter Blumenkranz hier, wahrſcheinlich als Symbol dahin geſtorbener Liebe.

Jetzt trat die Frau wieder ein, breitete ein weißleinenes Laken über den Tiſch, ſetzte Milch, Butter, Käſe und

einen Krug Wein auf, und bat mit wohlklingender Stimme Göldlin zuzulangen.

Dieſer hatte, während ſie emſig beſchäftigt war, Muße, die ſchöne üppige Geſtalt, das ſchwärmeriſch ſanfte Antlitz der Hausfrau zu betrachten. Ja, der Urner hatte nicht gelogen, ſie glich der Himmliſchen, in ihrem Auge lag Schmerz und Himmelswonne vereint, edel waren ihre Züge. — Er war noch in ihrem Anſchaun verſunken, als ſie ihn zum zweiten Male bat zuzulangen und ihm einen kleinen ſilbernen Becher mit Wein füllte. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, wollte gleichmüthig ſcheinen, und konnte doch eine Unruhe, die ſie ergriffen haben mochte, nicht verbergen. Sie wich jeder Frage Werners über ihre Vergangenheit aus, und begann nun ſelbſt mancherlei Fragen an ihn zu thun, wahrſcheinlich ihn vom weiteren Forſchen abzulenken.

„Zürch iſt wohl eine ſchöne Stadt, die Krone Helvetiens?“ fragte ſie jetzt.

„Der Handel blüht, die Gewerbe gedeihen dort, und wo dies iſt,“ erwiederte Göldlin, da folgt die Wohlhabenheit dem Fleiße auf dem Fuße nach.“

„Auch im Kriege hat ſich Zürch hervorgethan?“ fuhr ſie fort.

„Sobald es gegen das Ausland zog, ja; in bürgerlichen Kriegen war es nicht glücklich“ erwiederte Göldlin.

„Es ſoll ein mächtiger Kriegsheld an der Spitze Eurer Stadt ſtehen — Iſt es nicht der Nämliche, der in der Schlacht von Murten —“

„Ha! Ihr meint Hans Waldmann, den Bürgermeiſter“ fiel ihr Göldlin in die Rede — Doch die Frau un-

terbrach ihn, indem sie zu dem Knaben mit Hast sagte „Nun, Du hast auch nirgends Ruhe! So komm und lauf zu Deiner Ziege.“ Dies sagend führte sie den Knaben, der ihr zu folgen eben nicht viel Lust zu haben schien, aus der Hütte.

„Ihr spielt die Laute?“ fragte jetzt Werner die wieder Hereintretende.

„Ich spielte sie, Herr!“

„O laßt mich ein Lied zu ihrer Begleitung hören! Eure Stimme ist so melodisch.“ Er wollte die Laute her unternehmen.

„Laßt sie ruhen!“ sagte sie ernst „Ihre Töne sind mir Grabgeläute, auf ihren Schwingungen schwebt mein Geist hinüber in das verlorene Paradies meiner Jugend — Es war so schön!“ — Sie schwieg, und eine Thräne rollte über ihre Wange — „Lieber Herr,“ bat sie dann „Die Dämmerung bricht herein, verlaßt mich, Ihr habt schon zu lange hier verweilt — Ich bitte Euch, geht!“

Wie von Zaubermacht angezogen, wie mit Zaubermacht weggetrieben, ergriff Werner Armbrust und Hut und sagte Lebewohl — „Darf ich wieder hier einkehren, wenn die wilde Gemse mich hierher verlockt?“ fragte er dann.

Das Weib sann eine Weile — „Ihr dürft wiederkehren!“ erwiederte sie, und trat in die Hütte zurück.

2.

Als Werner Göldlin, von seinem Führer begleitet, am späten Abend endlich in Hospital eintraf, fand er seine Jagdgenossen schon lange auf ihrem Strohlager schlafend. Aber ihn floh der Schlaf; das Bild der räthselhaften schönen Frau hatte ihn auch hierher begleitet, und um desto unangenehmer war ihm ein Bote aus Zürch, der ihn schon einige Tage im Urner Land aufgesucht hatte und ihn endlich hier fand. Er brachte ihm einen Brief seines Vaters, worin ihn dieser aufforderte, eilig nach Zürch zurückzukehren, indem er über Dinge von Wichtigkeit mit ihm zu sprechen habe. Lazarus Göldlin, obgleich er ihn, seinen einzigen Sohn zärtlich liebte, war ein harter und strenger Mann, wenn es darauf ankam seinen Willen durchzusetzen; daher war Werner bei aller Liebe seines Vaters gewohnt, in solchen Fällen ihm unbedingt zu gehorchen, und so mußte er gegen seinen Willen am andern Tage die Jagdgenossen und die ihm so lieb gewordene Gegend verlassen, und, so sehr es ihn nach der Bergschlucht im Urserner Thale hinzog, den Rückweg nach seiner Heimath antreten.

In Zürch war damals ein gar stattlicher Mann, Hans Waldmann, Bürgermeister. Der Sohn eines Landmanns von Blökestorf im Lande Zug, hatte er sich, da sein Geburtsort während des Bürgerkrieges in Flammen aufging, das Bürgerrecht in Zürch gekauft, und das Gerberhandwerk gelernt. Aber bald trieb es ihn nach Höherem. Von schöner, fast riesenhafter Gestalt, freundlichen einnehmenden Ansehns, machte er sich bald am Zechtische wie unter den

Waffen bemerkbar. Wo die Unſchuld zu vertheidigen, der Unglückliche zu vertreten war, wo das Panner von Zürch wehte, da fand man ſicher Hans Waldmann als den Erſten zu Rath und That, aber auch bei den Weibern, wo ihn die kräftige Geſtalt, ſein hoher Muth, ſein einnehmendes Betragen, hauptſächlich aber ſeine einſchmeichelnden Worte faſt unwiderſtehlich machten. Das Gefühl ſeiner Kraft trieb ihn zu den kühnſten Unternehmen, das Höchſte ſchien dem Jüngling nicht unerreichbar, und ſo ſammelte er die kühne Jugend Zürchs um ſich, die ſein tolles aber ſtets geniales Leben an ihn feſſelte, und von den Frauen beſchützt, ward ihm anfangs manche Thorheit verziehen, die ſonſt nicht ungeahndet geblieben wäre.

Die Heirath mit der Wittwe des Amtmanns von Kloſter Einſiedeln, der die im Zürcher Gebiet zu hebenden Einkünfte des Kloſters zu verwalten hatte, gab ihm Weib, Amt, Gut und Anſehn. Sie, in Sitten wohl eben nicht ſtrenger als er, ließ ihn ruhig mit ſeinen Geſellen zechen, mit andern Weibern tändeln, und der Eheſtand veränderte nichts in ſeinem vorigen Leben. Stets das Vorbild kecker Jugend und der Abgott der Weiber, war er nur den Herren vom Rathe und den adelichen Geſchlechtern zuwider, und dieſe thaten alles, ihm ſeine Bedeutſamkeit zu nehmen und von dem Rathe entfernt zu halten. Die kleinſte Ausſchweifung wurde jetzt gerügt, und zweimal mußte er in dem Thurm des Wellenbergs geringe Vergehungen büßen. Als er ihn das zweite Mal verließ, wandte er ſich, betrachtete das Gefängniß mit ernſtem Blicke „Zum dritten Mal ſollt Ihr mich nicht hierher ſchicken, Ihr ſtolzen Herren!“ rief er, und von dieſem Augenblick an ſchlug der Funke

Ehrgeiz in seinem Herzen zur alles verzehrenden Flamme auf, ohne jedoch seinen Hang zu lustiger Gesellschaft und den Weibern zu unterdrücken.

Schon in seinem zwanzigsten Jahre von den Freiwilligen, die dem Pfalzgrafen Friedrich zuzogen, zu ihrem Hauptmann erwählt, hatte er in der Schlacht von Ladenburg seinen Kriegsruhm begründet, so daß er einige Jahre darauf als Hauptmann der Spießer von Zürch der Stadt Mühlhausen zur Hülfe gesandt wurde; auch hier zeigte er Muth, Entschlossenheit und jenen, einem Feldherrn so nöthigen raschen Ueberblick. Die verhängnißvolle Zeit des burgundischen Krieges erschien. Freudig sammelten sich, Bern zur Hülfe, die Zürcher unter ihre Fahnen. In der Schlacht von Murten war er die alles belebende Seele, sein Eifer trieb die Eidgenossen zur Rettung der bedrängten Stadt herbei, sein Muth als Führer des großen Schlachthaufens den Feind zur schmähligen Flucht; schon vor der Schlacht ertheilte ihm der Graf von Thierstein den Ritterschlag. An der Spitze sämmtlicher Eidgenossen gewann er die Schlacht von Nancy, und von Frankreichs arglistigem Ludwig zum Abgesandten verlangt, kehrte er mit Ehre und Schätzen überhäuft in seine Vaterstadt zurück; aber trotz dem hing Waldmanns Herz nie an Frankreich, stets blieb er Oestreich und Mailand zugethan.

Schon vor dem burgundischen Kriege hatten Waldmanns Feinde dem Wunsche des Volkes nicht mehr widerstehen und ihn von der Verwaltung der Stadt ausschließen können; bald ward er Zunftmeister, dann Bauherr, und endlich verdrängte er Heinrich Göldlin von dem Amte eines Bürgermeisters und nahm die oberste Stelle in Zürch ein,

wie sie auch seinem Talent und seinem in Krieg und Gesandtschaften erworbenen Ruhme gebührte.

Hier regierte er streng, führte manches löbliche Gesetz, aber mit unbeugsamer Härte und vielleicht zu rasch und stürmisch ein. Er zog die Zünfte bei jeder Gelegenheit dem Adel vor, weshalb ihn dieser auch haßte, doch wagte er nicht gegen den mächtigen kraftvollen Mann, den damals die Eidgenossen und die Bürger von Zürch noch vergötterten, offen aufzutreten.

Heinrich Göldlin hatte er aus dem Rathe gedrängt, ein Gleiches that er mit dessen Bruder Lazarus, obgleich man ihm Schuld gab, er habe in früherer Zeit Göldlins Ehefrau schön, sie ihn liebenswürdig gefunden. Hieraus war der unversöhnliche Haß der beiden Brüder entstanden, die, an der Spitze der edeln Geschlechter, welche sonst fast allein die Stadt regiert hatten, jetzt Alles hervorsuchten den Mann in der Gunst des Volkes zu stürzen, der Zürch nicht allein auswärts groß, auch im Innern zu einem Muster städtischer Vollkommenheit machen wollte. Seine Feinde fanden aber auch manche Gelegenheit ihm zu schaden, denn Jeder, auch der größte Mann, hat seine verwundbare Stelle, und selbst Waldmann, groß als Feldherr, größer noch als Staatsmann, ward doch oft von seiner Sinnlichkeit zu Fehltritten verlockt, und sein kühner unbeugsamer Sinn ließ ihn zuweilen die ihm drohende Gefahr zu gering schätzen, seine Leidenschaft nicht immer nach Billigkeit handeln, und so ergriff er oft in dem Lande aufblühender Freiheit despotische Mittel, das Gute zu fördern, was dann seine Gegner im schwärzesten, oft zu grellen Lichte darzustellen eifrig bemüht waren.

Selbſt noch im reiferen Mannesalter ein ſchöner kräftiger Mann, deſſen glühendes Auge flammend umherſchaute und den Weg zu manchem Weiberherzen fand, ragte die Rieſengeſtalt majeſtätiſch über ſeine Mitbürger hervor. Aus jedem Kampfſpiele trat er als Sieger; der ſtärkſte Ringer, der beſte Armbruſtſchütze, hatte ihn noch Keiner überwunden; Sieger in der Schlacht, Sieger im Kampfſpiel, Sieger bei den Frauen, war er von Allen bewundert, von Vielen beneidet, von Manchen gehaßt.

Bei ſeiner Heimkehr fand Werner die Vaterſtadt in nicht geringer Bewegung. Friſchhans Theilig von Luzern, der Mann, der mit 600 von Uri den Paß im Liviner Thal bei Giornico gegen 15000 Mailänder vertheidigt, und ſie zur ſchimpflichen Flucht gezwungen hatte, der Mann, den vor zehn Jahren die ganze Schweiz dieſes Sieges wegen vergötterte, war mit Waaren zum Verkauf nach Zürch gekommen, hatte hier und auch ſchon früher manche beleidigende Worte über Hans Waldmann ausgeſtoßen, und ihm ſeine Anhänglichkeit an Mailand und das Haus Oeſtreich und ſelbſt die Unterſchlagung öffentlicher Gelder vorgeworfen. Dies war dem leicht Gereizten hinterbracht worden, und das war genug, ſeine Leidenſchaft zu entflammen, ſeinen Zorn zu wecken. Nicht des Sieges von Giornico gedenkend, ließ er Friſchhans Theilig gefänglich einziehen. Ganz Zürch kam hierüber in Bewegung und nahm deshalb Parthei für und wider, und Lazarus Göldlin glaubte, jetzt ſei der rechte Zeitpunkt gekommen den Bürgermeiſter zu ſtürzen, da die ganze Eidgenoſſenſchaft ein ſolches Verfahren mißbilligen mußte; er hatte deshalb ſeinen Sohn zu ſich beſchieden.

Dieſer theilte nicht ganz des Vaters Anſicht. Liebte er auch Hans Waldmann nicht, der ſeinen Vater, ſelbſt ihn ſo oft gekränkt hatte, mußte er doch dem Sieger von Murten und Nancy ſeine Verehrung zollen, mußte er den Mann hochachten, der mit ſo kräftiger Fauſt das Regiment dieſer wohlhabenden unruhigen Stadt führte, und dem alten Mißbrauche, trotz dem heftigſten Widerſtande, ſo beharrlich entgegen trat. Wäre er nicht der Sohn des reichen Göldlin von Tiefſenau geweſen, er würde dem an Körper und Geiſt ſo ſehr bedeutſamen Manne mit treuer Ergebenheit angehangen haben, ſo aber mied er ihn, denn Werner liebte außer der Jagd keine rauſchenden Vergnügungen.

„Du kamſt zu einer glücklichen Stunde!“ trat ihm der Vater mit Haſt entgegen „Sicher haſt Du ſchon vernommen, daß der ſtolze hochfahrende Bürgermeiſter den Sieger von Giornico einiger unbedachten Reden wegen in den Wellenberg hat werfen laſſen?“

„Ich erfuhr es zu Altorf — Seid mir gegrüßt, mein Vater!“

„Danke Dir! — Aber Du ſcheinſt über dieſe Nachricht nicht erfreut, mein Sohn?“

„Nein, Vater, ſie erfreut mich nicht!“ erwiederte Werner. Mich jammert Hans Theilig, der unüberlegte Worte mit dem Tode büßen wird, mich dauert Waldmann, daß er ſo ſeinen Glanz durch unedle That muthwillig verdunkelt.“

Der alte Lazarus warf einen bemitleidenden Blick auf den Sohn, dann fragte er ihn höhnend, wie viel Gemsböcke er geſchoſſen habe.

„Nur einen!“ erwiederte Werner gelaſſen, und legte jetzt erſt ſeine Armbruſt ab.

„Habt Ihr mir ſonſt noch Etwas zu ſagen?“ fuhr Werner fort, da des Vaters Stirn ſich immer mehr umwölkte.

„Setze Dich!“ befahl dieſer. Werner gehorchte.

„Ich weiß,“ begann jetzt der Alte „daß Du in Rückſicht Waldmanns meine Abſicht nicht theilſt, daß der von ihm an unſerm Geſchlecht tauſendfach verdiente Haß ihn bei Dir nicht trifft; weiß, daß Du längſt vergeſſen haſt, daß ihm Dein Ohm in der oberſten Stelle des Rathes weichen mußte, ich durch ihn aus dem Rathe verdrängt wurde, und er die Urſache war, daß Dir die Gnade des Biſchofs von Conſtanz entging“ —

„Ich habe das nicht vergeſſen, Vater; aber haſſen kann ich deshalb den Mann nicht, der meine Vaterſtadt groß gemacht und Zürch in den Landen der Eidgenoſſen, in franzöſiſchen, in deutſchen Landen in hohes Anſehn gebracht hat, das es vordem nicht hatte. So lange ich ihn achten muß, kann ich ihn nicht haſſen; nennt mir aber eine unedle That des Mannes, und meine Verachtung, mein Haß wird ihn treffen.“

„Er iſt jetzt viel in dem Hauſe Deines künftigen Schwiegervaters. Der Thor, jetzt Wittwer, ſcheint er Deine Verlobte mit Wohlgefallen zu betrachten, wohl gar ſie ſeinem geliebten Gerold Edlibach zu gewinnen, der ſchon lange im Stillen um ihre Gunſt warb, und ſie mit ſeinen Falken-Augen faſt durchbohrt“ —

„Nun, ſie verdient es auch, daß man ſie mit Wohlgefallen anblickt; ſie iſt ſchön, lebhaft“ —

„Aber ſtolz und hoffährtig!“ fiel ihm der Vater in die Rede.

„Weshalb wähltet Ihr ſie dann zu meiner Braut? Ihr, Vater, nicht mein Herz, habt die Sache betrieben.“

„Werner!“ fuhr jetzt Herr Lazarus zornig auf „Bisher hielt ich Deine Ruhe und Dein Schweigen für beſonnene Klugheit, die in ſolch trüber Zeit, wie die jetzige, die Leidenſchaft zu mäßigen, den Zorn zu zügeln weiß, glaubte Dein Benehmen gegen den Feind unſers Geſchlechts ſei weiſe Verſtellung, Du brüteteſt im Stillen das Baſiliskenei der Rache; aber jetzt ſehe ich, Du biſt für jede Beleidigung mit einem Gleichmuthe gepanzert, den ich nicht in meinem Sohne, nicht in einem edlen, ſtolzen Jüngling erwartete, und der Verdacht, der ſo lange in meiner Bruſt verſchloſſen blieb, wird am Ende meiner Tage zur qualvollen Wahrſcheinlichkeit. Wiſſe! Meines Lebens Glück hat jener Mann auf tauſendfache Weiſe untergraben, mein häusliches Glück ſchon in den erſten Tagen meiner Ehe zerſtört — Deine Mutter ſtarb von reuigem Gewiſſen gefoltert, den Mann verwünſchend, den Du vergötterſt — Was biſt Du ihm, was mir!“ —

Dies ſagend ſprang der alte Mann wie ein Verzweifelter auf, der Unmuth hatte ihm dies lang verborgene Geſtändniß entlockt, warf noch einen zermalmenden Blick auf ſeinen Sohn und verließ ſchnell das Gemach.

Werner ſeufzte tief auf; ſein Auge traf das ſchöne Bild ſeiner ſo früh heimgegangenen Mutter, das ihm gegenüber an der getäfelten Wand hing. „Der Pfeil traf auch mein Herz, ich bin in dieſer verhängnißvollen Stunde zur Waiſe geworden!“ murmelte er vor ſich hin. „Ja,

Vater, nun erſt verſtehe ich Dich und Deinen Haß!" dann ſchlich er auf ſein Zimmer und überließ ſich ernſtem Nachdenken.

3.

In dem Geſellſchaftshauſe zum Schnecken ſaß am gedeckten Tiſche der Leutprieſter Helfenberg und Gerold Edlibach, der Stiefſohn Hans Waldmanns; ſie warteten auf die andern Gäſte, die ſich mit ihnen hier mit Speiſe und Trank gütlich zu thun pflegten. Zwölf ausgezeichnete Männer Zürchs vereinigten ſich täglich in dieſer Herberge zum fröhlichen Mittagsmahl, hier wo vor einem halben Jahrhundert, in dem furchtbaren Kriege Zürchs gegen die Eidgenoſſen, die 50 edlen Männer unter dem Namen der Böcke ſich mit Gut und Blut, mit Leib und Leben dem Wohl der Vaterſtadt weihten, und den ſchönen Bund mit ihrem Tode beſiegelten.

„Gerold!" begann jetzt der bedächtige Leutprieſter „Sie bleiben heute lange aus, es muß ſtürmiſch hier neben an auf dem Rathhauſe hergehen; das Volk wogt auf dem Markte hin und her; ich wollte Friſchhans Theilig wäre in Luzern geblieben und ſein Fuß hätte Zürch nie betreten."

„Beſſer wär' es freilich;" erwiederte Gerold „aber Ihr ſeht zu ſchwarz, ehrwürdiger Herr. Um eines einzelnen Mannes Willen, der Zürchs Bürgermeiſter zum Böſewicht und Verräther ſtempelt, werden die Eidgenoſſen nicht aufſtehen wider Zürch."

„Ihr ſeid ein junger Mann, zu kühn, zu keck, dem die Erfahrung mangelt" unterbrach ihn der Leutprieſter, „fürchtet den Funken nicht, der unter der Aſche glimmt, weil es nur ein Fünkchen iſt, und vergeßt, daß er leicht zur Flamme angeblaſen werden kann. Euer Vater ſteht hoch, ſteht, Gott ſei geprieſen, feſt, aber ſo feſt ſteht Keiner, beſonders nicht im Lande der Eidgenoſſen, daß er ungeſcheut handele, wie es ihm gutdünkt, und ungeſtraft an den alten Sitten und Gewohnheiten des Volkes mit eigenwilligem Sinne rütteln mag. Volksgunſt, mein guter Gerold, dreht der kleinſte Sturm ſo leicht, wie der Wind eine Wetterfahne. Den Gipfel erlaubter Macht hat Hans Waldmann erreicht, höher ſteigen zu wollen, davor bewahre ihn der gütige Gott!"

„Seht nur" unterbrach ihn der rüſtige Edlibach, „ſeht nur wie Peter Schneevogel, der Stadtknecht, die Gaffenden mit Wort und Zeichen ſo ganz allein vom Markte treibt; ein Wort von ihm, und ſie gehen willig. Wo eine kräftige Fauſt die Zügel hält, da fürchte man nicht, daß das unbändige Roß durchgehe!" —

„Gebe es Gott!" ſagte der Leutprieſter vor ſich hin, als ſich die Thüre öffnete und Hans Meiß und Dominic Frauenfeld, beide Rathsherrn, von der Conſtaffel, ſo hieß die adelige Geſellſchaft in Zürch, und mehrere Zunftmeiſter, alle Waldmanns Tiſchgenoſſen, eintraten.

„Nun, wie iſt es?" fragte der Leutprieſter, ihnen beſorgt entgegen tretend.

„Wie ſoll es ſein, ehrwürdiger Herr?" erwiederte der Zunftmeiſter Heinrich Götz „Wer in unſerm Bürgermeiſter unſre Stadt beſchimpft, muß hart beſtraft werden."

„Alſo keine Gnade?" fragte der Prieſter weiter.

„Nein!" erwiederte Dominic Frauenfeld „Unbeugſam ſtand er, ein eherner Fels, die Vorſtellungen eidgenoſſiſcher Geſandtſchaften prallten an ihm ab, wie die Wellen am Felsriff, ihre Worte zerſtiebten wie Schaum."

„Iſt das Todesurtheil geſprochen?" fragte der ehrwürdige Helfenberg.

„Noch nicht!" wurde ihm erwiedert.

„Nun, ſo iſt noch nicht alle Hoffnung verloren! —

In dieſem Augenblick trat Hans Waldmann mit dem Stadtſchreiber Ludwig Ammann herein. „Habt wohl lange gewartet, lieben Freunde, beſonders Ihr, ehrwürdiger Herr?" wandte ſich Waldmann zu dem Leutprieſter „Aber verzeiht, ich konnte nicht früher kommen, und unſere freundliche Wirthin wird ſchon die Suppe warm geſetzt und den Braten nicht haben verbrennen laſſen" —

„Was habt Ihr über Hans Theilig beſchloſſen?" unterbrach ihn der Leutprieſter.

„Artikel 6 unſerer Zechordnung" erwiederte Waldmann „beſagt: Wer von den Gäſten, ehe der Braten genoſſen und der letzte Becher Wein geleert iſt, von ernſten Geſchäften ſpricht, iſt in die Strafe eines Maaßes Wein verfallen." Er ſchellte und befahl dem eintretenden Buben ein Maaß des beſten Rheinfalls auf Rechnung des ehrwürdigen Herrn noch beſonders auf die Tafel zu ſetzen. „Erſt Speiſe und Trank mit Ruhe genoſſen und dem Frohſinn gelebt" fuhr er fort, „und dann erſt zu dem ernſten Geſchäfte. Der Freuden des Lebens ſind ſo wenige, meiſt alle erſt mit Mühe errungen, und das Leben, dem der Schlaf täglich die ſchönſten Stunden raubt, iſt ſo

kurz, daß ich meinen ſollte, es wäre ein Diebſtahl an ſich ſelbſt, wenn man irgend eine Lebensfreude ungenoſſen an ſich vorübergehen ließe. Deshalb, Ihr werthen Freunde, nehmt Eure Plätze, ſprecht Euer Gebet, ehrwürdiger Herr, und laßt uns beim Becher Wein unſre Sorgen vergeſſen!"

Jeder trat an ſeinen Platz, Helfenberg ſprach ein kurzes Gebet und das Mittagsmahl begann.

Schon ſeit mehreren Jahren waren dieſe zwölf hier verſammelten Männer Waldmanns Tiſchgenoſſen, wo jeder um 18 Kreuzer ſein Mittagsmahl einnahm, und ſie das Geld zu dem Weine brüderlich zuſammen ſchoſſen. Es waren die beiden adelichen Rathsherren, der Leutprieſter, der Stadtſchreiber, der Bürgermeiſter und ſein Sohn, drei aus dem großen Rath, drei von den Zünften, die ſich hier verſammelten, lauter aufgeklärte wackre Männer, welchen die Ehre und das Wohl der Stadt am Herzen lag, und die mit treuer, vielleicht zu blinder Ergebenheit an Waldmann hingen. Nach beendetem Mahle pflegten ſie bei verſchloſſenen Thüren ſich über die Angelegenheiten der Stadt zu beſprechen, wobei jedoch der Becher, ihren Statuten nach, gänzlich verboten war. Manches Wichtige wurde hier verhandelt, und Waldmanns Feinde nannten deshalb die Verſammlung zum Schnecken ſpottweiſe nur des Bürgermeiſters kleinen Rath.

Waldmann war auch heute, wie immer, während der Mahlzeit fröhlich und guter Dinge; er ſchien die Gewalt zu haben, alle Sorge, wenn er nur wolle, von ſich abzuſchütteln, und Keiner, der ihn heute geſehen, hätte ahnen können, daß ihn Manches drücke, das jeden Andern wohl tief würde niedergebeugt haben. Seine Tiſchgenoſſen aber

waren nicht mit ihm gleich geſtimmt, außer Gerold Edlibach, der nie fürchtend, ſtets mit heiterm Sinne und feſtem Vertrauen auf ſeines Vaters glücklichen Stern und auf deſſen Thatkraft in eine ſorgenfreie Zukunft ſchaute. Als daher wieder abgetragen, die Becher geleert waren, und Gerold, als der Jüngſte in der Geſellſchaft, ſein Amt als Schließer gehörig verwaltet, und der Leutprieſter das Gratias geſprochen hatte, nahm dieſer vor Waldmann tretend das Wort.

„Lieber Herr! Ihr wißt, wie ſelten ich mich noch in Eure Geſchäfte gemiſcht, und wie entfernt ich von allen Welthändeln geblieben bin, wenn es nicht das Wohl meiner mir anvertrauten Heerde betraf. Aber heute muß ich reden, heute iſt es mir, als beföhl' es mir Gott, heute, wo es Euch allein gilt. Hört mich nur gelaſſen an, denkt bei meinen Worten ſtets an den guten Zweck, den ich habe, und laßt ſie in Euer Herz dringen. Ihr habt bisher, menſchliche Schwächen abgerechnet, untadelich vor uns und unter uns geſtanden, Zürch hat mit Stolz und Wohlgefallen auf Euch geſchaut, die Eidgenoſſen haben Euch Bewunderung, das Ausland Ehre, Würden und hohe Achtung gezollt, und all dies Herrliche, was ſo ſelten dem Manne in ſolch vollem Maaße wird, als es Euch geworden, alles dies wollt Ihr mit eigner Hand an einem Tage zerſtören, wollt Eure Größe perſönlicher Unbill opfern. Bedenkt dies, lieber Herr! Eine ungerechte Handlung, die nicht einmal einen großen Beweggrund hat, die nur gekränkter Eitelkeit entſprang, ſoll den Glanz der Tage von Granſon, Murten und Nancy und all das Treffliche verlöſchen, das Ihr für Zürch und die Eidgenoſſen gethan.

Es bedarf nur eines unvertilgbaren Fleckes in dem Gemälde des größten Meisters, und aller Farben Glanz, aller Schmelz iſt dahin — Handelt großmüthig an dem Sieger von Giornico!"

„Ehrwürdiger Prieſter," erwiederte Waldmann, und ſein Auge ruhte, trotz manches verwundenden Wortes, freundlich auf dem Manne, ſeine Hand ſchüttelte treuherzig die Hand, die ſo oft den Seegen ſpendete „Ihr verkennt mich! Nicht ich will Rache; Zürch verlangt ſie. Wer Zürchs Bürgermeiſter, dem die Stadt, dem die Eidgenoſſen ihr ganzes Zutrauen ſchenken, ohne Beweis einen recht wiſſentlichen Böſewicht, einen Mörder und Verräther ſeines Vaterlandes nennt, der beleidigt Zürch mehr als ihn; Gnade wäre hier Schwäche, ſie zeigte nur, daß die gewaltige Stadt nicht Kraft, nicht Macht genug habe ſolche Unbill zu ſtrafen —

Hätte Hans Theilig meine Schwächen und Fehler mit bittern, beleidigenden Worten erwähnt, hätte er geſagt, daß ich die Weiber, daß ich luſtige Geſellſchaft, daß ich den Becher liebe, ſo hätte ihm Hans Waldmann willig verziehen, er beſchuldigte mich nur, deſſen ich mich, Gott mag es mir vergeben, wohl ſelbſt oft ſchuldig fühle. Was er aber dem Bürgermeiſter zeiht, das kann ihm der oberſte Richter Zürchs nicht vergeben, darüber ſpreche ein ſtrenges Gericht."

Er hielt an, ſchaute im Kreiſe umher, Alle ſenkten nachdenkend den Blick, nur Gerold ſah freudig muthig an dem Mann ſeiner Verehrung auf.

„Als ich, ein Knabe, in Zürch einzog," fuhr er dann fort „mein Vaterhaus, von den Männern dieſer Stadt

angezündet, noch hinter mir brannte, hatte ich 8 Gülden in meinem Seckel, den Reſt meiner ganzen Habe — Mit ihnen, und mit einem Herzen voll Muth und Vertrauen trat ich vor den Bürgermeiſter Stuſſi, der die Mordfackel über mein Vaterhaus geſchwungen hatte. „Ihr habt mich heimathslos gemacht, Herr," ſo ſprach ich „gebt mir in Zürch eine neue Heimath!" Da lächelte der große gewaltige Mann, der als ein Märtyrer ſeines eiſernen Willens fiel, über des Knaben keckes Begehren, und ich zog mein ledernes Beutelchen hervor, zählte 4 Gülden auf, ſah mit bittendem Blick an die Rieſengeſtalt mit dem grauen langen Barte empor, und er nickte mir freundlich zu, ſtreichelte meine Wange und ſagte „Geh' mein Sohn, das Bürgerrecht ſoll Dir werden; ſuch' Dir einen guten Meiſter, lerne ein Handwerk und ſei dereinſt ein wackerer Streiter für Zürch." Von dieſem Augenblick an weihte ich mein Leben und die 4 Gülden, die mir noch blieben, meiner neuen Vaterſtadt; für Zürch wollte ich leben wie Stuſſi —"

„Und auch ſterben wie er?" unterbrach ihn der Leutprieſter.

„Ehrwürdiger Herr!" fuhr Waldmann begeiſtert auf „Sein Tod war ſchöner noch als ſein Leben. Mit der Steinaxt in der Hand ſtand er wie der Kriegsgott die Sihlbrücke vertheidigend und die Fliehenden zum Gefecht zurücktreibend; von der Lanze eines Verräthers durchbohrt ſank der Held, mit ihm Zürchs Größe! — Gebe Gott mir einen ſolch ſchönen Tod! —

Als ich ein muntrer Gerbergeſelle" fuhr er nach einer langen ernſten Pauſe fort, und Jugendgluth und Jugend-

muth ſtrahlte aus ſeinem flammenden Auge „in den Trinkſtuben und bei den Weibern wohlbeliebt, zum erſten Mal das Schwert zum ernſten Kampf umgürtete, und gen Winterthur zog, da erſtand in mir der feſte Wille, Geld, Gut und Ehre mir zu erkämpfen, oder in Gottes Namen auf dem Schlachtfeld mein Grab zu finden. Ich war der erſte im Handgemenge, der erſte beim Sturm; wo des Feindes Haufen am dichteſten ſtanden, dahin trieb mich mein Ehrgeiz, wo der Tod am furchtbarſten mähte, war ich ſein muthiger Schnitter, und ſo errang ich mir Ruhm unter meinen Gefährten, und 2000 Eidgenoſſen, die dem Pfalzgrafen zu Hülfe zogen, wählten mich zu ihrem Hauptmann. Dieſe Wahl erhob meinen Muth noch mehr und beſtimmte mein Geſchick; das Höchſte vor Augen, ſtrebte ich nur nach dem Höchſten, groß ſollte mein Zürch, groß Hans Waldmann werden, oder Beide untergehn. Ich habe mein Ziel erreicht! — Käm' ich auch keinen Schritt mehr vorwärts, ſoll mich doch nichts rückwärts treiben; an meinem Ziele ſtehe ich feſt, wie der fromme Pilger am heiligen Grabe, hebe meinen Blick wie er, nur aufwärts — abwärts nie! — Was ſollte ich auch fürchten? — Den Tod? — Hab' ich ihn nicht oft ſchon geſucht und ihn nimmer gefunden, habe ich mein Leben nicht genoſſen, und den Ehrentrunk wie den Freudenbecher als ein wackrer Zecher bis auf den letzten Tropfen geleert? Muß der Tod nicht, wenn er nur nicht den ſchwachen Greis auf dem Siechbette ereilt, mir in der Geſchichte meines Vaterlandes ein unvergängliches Leben erhalten? — Ja, meine lieben Freunde, der Baum, der in kräftiger Blüthe abgehauen wird, treibt noch lange Jahre aus ſeinen Wurzeln

Sprößlinge, wenn der abgestorbene wie ein finstres memento mori, unbeachtet, unbetrauert, am Wege dasteht. In der Kraft seines Lebens unterzugehen heißt glücklich enden; und deshalb fürchte ich meine Feinde nicht, was soll mich der Zorn der Eidgenossen kümmern, was ist das Leben Hans Theiligs, der in tollem Muthe unberufen die Mailänder schlug, und in seinem Kramladen den Lorbeer seines Sieges thatenlos verwelken ließ? Zürchs Ehre verlangt seinen Tod, deshalb" —

„Sprecht das Todesurtheil hier nicht aus, Bürgermeister Waldmann!" unterbrach ihn der Leutpriester „Ich diene dem Gott der Barmherzigkeit, nicht dem Rachegott der Israeliten; laßt uns auseinander gehen in unsre friedlichen Wohnungen, für das Haus der Freude wird unser Gespräch zu blutig ernst. Gerold öffne die Thüre!"

Edlibach gehorchte, die zwölf Freunde trennten sich mit verschiedenen Empfindungen. Manche waren mit dem frommen Priester zur Milde gestimmt, die meisten aber, ganz Waldmanns Ansicht theilend, beschlossen den Tod des Luzerners. Der Stadtschreiber Amman und Gerold begleiteten den Bürgermeister nach seiner Wohnung. Die Krieger, denen sie begegneten, grüßten heute ihren gebietenden Herrn mit mehr Ehrerbietung als je, doch wollte der Stadtschreiber den traulichen Gruß vermissen, mit dem sonst Alt und Jung dem freundlichen Manne entgegen trat.

4.

Während Waldmann mit seinen Tischgenossen in den Schnecken saß, hatte der Anstand, nicht das Herz, Werner zu seiner Verlobten geführt. Anna Grebel, die reiche Erbin bedeutender Güter in Graubünden und St. Gallen, die ihr eine Mubme hinterlassen, war lange das Ziel der Wünsche so manches jungen Zürchers gewesen, die sich jedoch alle vergebens um sie bemüht hatten, bis endlich sie den Bitten ihrer Eltern nachgab, und sich, jedoch vor der Hand nur im Geheim, dem Sohne des [illegible]hen Lazarus Göldlin verlobte. Groß, schlank, mit dunkelblauen ernsten jedoch flammenden Augen, hatte sie eher das Ansehn einer Königin, als das der Tochter eines Zürcher Bürgers. Stolz auf Schönheit und Reichthum, auf Geist und Herz, hielt sie schon das Mittelmäßige für sich zu gering, sich für das Höchste geboren; unbeugsam in ihrem Willen, festen, fast störrischen Sinnes, bekämpfte sie oft mit Feuer die Ansichten der Ihrigen, die Hans Waldmann tadelnd, den von ihr Hochgeachteten mit feindlichen Worten schmähten. Dieser Mann war ihr das Ideal männlicher Schönheit und Größe; in ihm erblickte sie den hohen unerschütterlichen Muth, den kühnen Sinn, die Thatkraft, die allein den Helden stempelt; ihr sprach das freundliche einnehmende Wesen des Mannes von reifen Jahren mehr zum Herzen, als Werners kalte berechnete Höflichkeit, und als Waldmanns Gattin starb, stieg selbst ein Gedanke in ihr auf, der, oft vor ihre Seele tretend, sich endlich unwillkührlich zum Wunsche gestaltete.

Auffallen mußte es, daß, seit Waldmann Wittwer war, er das Haus Georg Grebels häufig besuchte, obgleich dieser unter die Feinde des Bürgermeisters gerechnet werden konnte, denn fest schloß er sich den reichen Geschlechtern der Constaffler an, die meist alle den aus niederm Stande Emporgestiegenen haßten. Jedermann der nicht wußte, daß Anna Werners Verlobte war, mußte glauben, der lebenslustige kräftige Waldmann wäre keck genug, sich um die Hand des jungen schönen Mädchens zu bewerben. Sie selbst mochte es glauben, denn sie kam ihm freundlich entgegen, und ihr Stolz schien vor ihm verschwunden zu sein.

Werner fand sie daher nicht in der besten Stimmung, sie ihn noch kälter, noch abgemessener als je, denn auch seine Seele war nicht bei ihr und schwebte in dem Urserner Thal um die Hütte des räthselhaften schönen Weibes, das den sonst so Besonnenen mit Zaubergewalt, vielleicht selbst ohne daß sie es wollte, gefesselt hielt. Kalt war daher seine Begrüßung, kalt ihr Empfang, von Liebe kein Wort zwischen Beiden. Ihr Gespräch betraf nicht sie, nicht ihre Zukunft, es betraf nur allgemeine Gegenstände, und so kam es auch bald auf den gefangenen Luzerner und Hans Waldmann. Anna vertheidigte dessen Benehmen in dieser Sache mit Feuer, Werner, vielleicht durch den Geist des Widerspruchs getrieben, vielleicht auch sich der Worte seines Vaters erinnernd, tadelte des Bürgermeisters Handlungsweise, und so entspann sich ein Zwist zwischen Beiden, wobei das stolze, keinen Widerspruch gewohnte Mädchen mit Heftigkeit und unverstellt ihre Vorliebe für Waldmann aussprach. That dies auch nicht Werners Herzen wehe, fühlte sich doch seine Eitelkeit gekränkt. „Soll denn

Schönheit und Geld allein mein Lebensglück bestimmen, soll es allein von diesem Mädchen abhängen?" dachte er, wenn Anna mit Gluth von der Höhe sprach, auf die Waldmann das gesunkene Zürch erhoben, wenn sie ihn als den Helden der Eidgenossenschaft pries. „Ja!" sagte sie von ihrer Phantasie fortgerissen, „des Mannes höchster schönster Schmuck ist der kühne Muth, der, keine Gefahr scheuend, Alles mit unwiderstehlicher Kraft mit sich fortreißt, dem jedes fühlende Weib huldigt, selbst die Fortuna, die ihn überall begleitet."

„Hat sie ihn auch bei Euch begleitet?" unterbrach Werner ihre Rede.

„Er bedürfte bei mir ihrer nicht!" erwiederte sie rasch „Ich bin selbst Fortuna die Spenderin! — Doch unser Gespräch führt uns auf Abwege — Wollt Ihr nicht zu meinem Vater gehen, ihn zu begrüßen.

„In der Stimmung worin ich mich versetzt fühle, ist es besser ich gehe heim!" sagte Werner, warf einen finstern Blick auf seine Verlobte, nahm sein Baret und ging.

„Du sollst mein Lebensgefährte werden?" rief Anna nun mit Heftigkeit, als die Thüre sich hinter Werner geschlossen hatte „Neben Deinem trägen Fluge sollten meine ewig emporstrebenden Schwingen erlahmen? Nimmermehr!" — Sie trat vor ihren breiten venezianischen Spiegel, heftete einen ernsten Blick auf ihre junonische Gestalt, wand dann die langen goldnen Flechten zu einer Krone oder einem Kranz — als Beides konnte man es sich denken — und betrachtete sich so eine Zeitlang wohlgefällig — „Nicht Kranz, nicht Krone darf es sein!" rief sie unmuthig, zog

die goldenen Nadeln wieder aus, und nun rollten die Flechten wieder über Nacken und Schulter herab.

In diesem Augenblick trat Hans Waldmann ein. „Ich suchte Euren Vater und finde Euch, schöne Jungfrau!" redete er sie an.

„Und seid darüber unwillig!" fiel sie ihm schnell in die Rede, die langen Flechten wieder ordnend und ihn mit ihrem sprechenden Auge so schalkhaft anblickend, daß er deutlich darin lesen konnte „Du bist wahrlich nicht unwillig, mich statt des Vaters hier zu finden."

„Unwillig?" erwiederte jetzt Waldmann „Nein, wahrhaftig nicht! Wer könnte sich nicht freuen, Euch gegenüber zu stehen? — Doch der Wahrheit ihr Recht; ich kam diesmal, um bei Eurem Vater mir einen freundlichen Rath zu holen."

„Ihr bei meinem Vater?" unterbrach sie ihn, zweideutig lächelnd.

„Und weshalb nicht?" fuhr Waldmann ruhig fort „Georg Grebel ist ein gar verständiger Mann, und ich wünschte nur ihn immer zum Freunde zu haben, sollte es auch nur seiner schönen Tochter wegen sein."

Anna schien das Letztere überhört zu haben, oder es nicht hören zu wollen. Sie schüttelte ungläubig ihr lockiges Haupt. „Gestrenger Herr!" sprach sie dann lächelnd „Verzeiht, daß ich diesmal Zweifel in die Wahrheit Eurer Worte setze. Ein Mann wie Ihr, bedarf nicht fremden Raths, ihm genügt der, den ihm sein Genius eingiebt; überdies sollt Ihr ja, selbst bei versammeltem Rathe, lieber Rath geben, als annehmen."

„Und doch irrt Ihr!" nahm Waldmann das Wort

„Ich wünſchte Euren Vater wegen Friſchhans Theilig zu ſprechen.“

„Wahrlich, Bürgermeiſter,“ fiel ihm Anna raſch und beſorgt in die Rede „mit dieſer Sache ſpielt Ihr gewagtes Spiel!“

„Zum Spiel iſt die Sache zu ernſt, Jungfrau! — Doch wann that ich wohl einen Schritt, ohne zu wagen? Von meiner Kindheit bis zum ernſten Alter, in dem ich jetzt vor Euch ſtehe, mußt' ich meinem Glücke vertrauen, und ehe die Würfel lagen, hätte ich wohl oft mir zurufen ſollen „Zurück Hans Waldmann! Aber da Fortuna ein Weib iſt, hab ich mich ihr übergeben, und ſie hat mich nie ganz verlaſſen, wenn die Spröde mir auch zuweilen in ihrem launigen Uebermuthe den Rücken wandte. Ich wich nicht von ihr, blieb ihr treu und ſie mir.“

„Das war wohl die Erſte, der Ihr Treue gelobtet und ſie hieltet?“ unterbrach ihn das ſchöne Mädchen ſcherzend.

„Wohl möglich!“ erwiederte Waldmann ernſt, und vor ſeinem umdüſterten Blicke mochte in dieſem Augenblick wohl manche Verlaſſene ſchweben. „Treue iſt ſelten in der Welt, bei unſerm wie bei Eurem Geſchlechte; nur dem Vaterlande, dem ich Treue gelobte, nur dem Freunde halt' ich ſie feſt.“

„Und unſerm Geſchlechte nicht?“ fragte Anna immer noch ſchalkhaft.

„Selten, holdes Kind! — Was können wir dafür, wenn der Zauberer, der uns in den Kreis von Hieroglyphen bannte, den Zauberkreis ſelbſt zerſtört, und nun der Duft, der Euch umgab, zerrinnt, das magiſche Halbdunkel

sich plötzlich erleuchtet, und wir, nicht mehr von dem Morgenroth unsrer trügerischen Phantasie verlockt, mit klarem Auge sehen, daß alles nur Täuschung, der Engel mit seinen goldnen Schwingen, ein flatternder Schmetterling mit bunten Flügeln war?"

Anna's Auge senkte sich bei diesen Worten, sie ward nachdenkend.

„Was des Menschen Phantasie vergöttert, entgöttert des Menschen Verstand!" fuhr Waldmann fort „Glühend, Alles opfernd, Alles unbeachtet hinter sich lassend, stürmt er vorwärts nach dem glänzenden Ziele, das auf steiler Höhe, einen Nimbus um das Strahlenhaupt, ihm entgegen leuchtet. Er klimmt und klimmt, strebt und müht sich ab, erreichet es endlich, stürzt anbetend nieder, wagt kaum das Auge nach dem Herrlichen zu erheben, und faßt er den Muth, hebt er das Auge empor, so sind Strahl und Nimbus mit der sinkenden Abendgluth verschwunden, und ein kaltes todtes Marmorbild, nur in der Abendröthe erglüht, steht vor ihm."

„Und er erkennt in ihm das Symbol des Ehrgeizes!" fiel ihm Anna nicht ohne Bitterkeit in die Rede „Euer Gleichniß, Hans Waldmann, paßt eher auf ihn, als auf das betrogene Weib, das Eure Eitelkeit in ihrer Trunkenheit für einen Engel hielt, und mit dem Ihr, habt Ihr Euer Ziel erreicht, ist der Rausch verraucht, zürnt, daß es nicht, daß Ihr Euch selbst getäuscht habt."

„Auch hier irrt Ihr!" sagte Waldmann, und seine Züge wurden immer ernster. Weiberliebe ist ein holder süßer Morgentraum, der Durst nach Ehre aber das ganze wache Leben des Mannes; ihm weiht er seine Stunden,

ſeine Lage, die wenigen Jahre ſeines mühvollen Lebens; aus ſeinem Becher ſchlürfend wird der Durſt nie geſtillt, nur immer heftiger; dies herrliche Ziel erreicht, entſchwebt es ihm immer höher, je ſichrer er es zu faſſen glaubt; Ehrgeiz iſt der Geier des Prometheus, er wird nimmer ſatt."

„So wäre das dumpfe Gerücht, das von Mund zu Munde, wie ein kalter Nachtwind durch das rauſchende Laub ſich bewegt, doch nicht ohne Grund?"

„Welches Gerücht?" fragte der Bürgermeiſter geſpannt.

„Daß Euch die höchſte Würde, die ein freier Eidgenoſſe gewinnen kann, nicht gnüge, daß Ihr, die Schlachten von Sempach und Näfels vergeſſend, Euch durch Oeſtreichs und Mailands Hülfe hier einen Fürſtenhut erringen und die Freiheit der Eidgenoſſen in Ketten ſchlagen wollt."

„Vaterland! Mein Vaterland!" rief Hans Waldmann tief bewegt „Hab' ich das um Dich verdient? Habe ich das um Zürch verdient, für das ich gelebt, gefochten, geblutet habe? — Dich groß zu ſehen, war das Ziel, Dich von dem Hirtenvolk Unterdrückte als die größte der Städte in der Freiheit heiligem Bunde zu ſehen, das war der hohe Gedanke meines bewegten Lebens — An Deiner Spitze den Willen der Eidgenoſſen zu lenken, der einzige Wunſch meines ehrgeizigen Gemüths. Und bedurfte ich hierzu des Fürſtenhutes, braucht der Geiſt dieſen zweideutigen Schmuck um zu herrſchen? — Doch, wohin habt Ihr mich verlockt, ſchöne Fee?" lenkte er raſch abbrechend ein „Ihr treibt Scherz mit mir, wollt mit dieſem Scherz Rache an mir

üben, und ich Thor, der ſchon zu lange Euch gegenüber in dies holde ſprechende Auge zu ſehen wagte, bin erblindet und ſehe die Falle nicht, die Ihr mir legt, nehme ſpöttelnden Scherz für finſtern Ernſt" —

„Nein, Herr!" unterbrach ihn Anna „Ich meinte es damit ernſt und meine es redlich mit Euch — Zur Warnung theilte ich Euch das dumpfe Gerücht mit — Doch ſtill davon, dort im Garten ſehe ich meinen Vater, er kömmt mit Lazarus Göldlin dem Hauſe zu" —

„Eure beiden Väter alſo nahen?" unterbrach ſie Waldmann.

„Meine beiden Väter? Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeiſter?"

„Nun, ſo will auch ich ein dumpfes Gerücht mittheilen, das geſchwätzig von Mund zu Munde geht, und gewichtiger noch iſt, als das, was Ihr mir eben vertrautet, denn eine Krone hat doch mehr Werth, als ein Fürſtenhut, und bei Euch auch dann noch, wenn ſie nur eine Myrthenkrone wäre. Man ſagt" raunte er ihr leiſe zu „Ihr wäret Werner Göldlins Verlobte."

Hohe Röthe überflog des Mädchens Antlitz „Man wünſcht es," erwiederte ſie mit der Antwort zögernd „aber zwiſchen dem Wunſche und dem Vollbringen iſt eine weite Kluft, die mein Herz nicht ebnen mag."

„Gelobt ſei Gott!" rief Waldmann freudig aus, und auch Anna's Auge erglänzte in Wonne.

5.

In dieſem Augenblicke traten die beiden Alten herein. Georg Grebel war ein wohlbeleibter Mann, meiſt freundlichen Anſehns, der ſich an der Tafel gern gütlich that, Almoſen in Menge ſpendete, den Kindern, wo er ſie traf, Naſchwerk austheilte, und der Ruhe und Sorgloſigkeit mehr nachhing als dem Ehrgeize, der ſeiner Freigebigkeit wegen von dem Volke geehrt und geliebt wurde und deshalb nicht ohne Einfluß war. So lange Anna, ſein Weib, lebte, führte ſie das Regiment, nach ihrem Tode trat die Tochter in ihre Stelle, und auch ſein Sohn Ullrich, der in Greifenſee wohnte, wo Georg Grebel Landvoigt war, blieb nicht ohne Einfluß auf den ſchwachen Alten, und hielt, trotz ſeiner Schweſter Bemühungen, ihn von der Parthei der Conſtaffler abzuziehen, ihn bei ihr feſt. Schweſter und Bruder ſtanden deshalb und auch ihrer verſchiedenen Lebens-Anſichten wegen gegenſeitig nicht in dem beſten Vernehmen.

Lazarus Göldlin hingegen war an Geiſt ihm weit überlegen. Lang, hager, mit manchen Narben von Granſon und Murten bedeckt, ſah er eher einem Kriegs- als Geſchäftsmann ähnlich. Auf ſeinem Geſichte ruhte finſtrer Ernſt; ſein Auge, ſtets ſpähend unter den buſchigen Brauen hervorblickend, war feurig und lebhaft. In Geſchäften ergraut, von denen ihn Waldmann jetzt ſorgfältig entfernt hielt, in Schlachten zum Manne gereift, trieb ihn ſein Ehrgeiz, der jedoch nur ſich allein zum Zwecke hatte, ohne Ruhe und Raſt vorwärts, und eben ſo raſtlos ſtellte

er den Hausherrn in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, der eben mit Lazarus die nämliche Sache verhandelt hatte. Ein beſorglicher Blick zeigte Waldmann Grebels Verlegenheit leicht, und da es ihm überdies unangenehm war, über irgend eine Angelegenheit im Beiſein Göldlins zu ſprechen, ſo wußte er geſchickt dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben und entfernte ſich bald.

6.

Zu Hauſe erwartete ihn ſchon einer ſeiner Vertrauten, der Stadtknecht Peter Schneevogel, der, obgleich tief unter dem Bürgermeiſter ſtehend, ihm mehr Freund als Diener war. Seine Treue hatte Waldmann bei Murten und Nancy vielfach erprobt gefunden, wo der Unerſchrockene ſich mehrmals zur Hülfe ſeines lieben Herrn in die dichteſten Reihen der Feinde geworfen hatte. Klug, liſtig und gewandt, vertraute ihm Waldmann ſeine geheimſten Gedanken, und gebrauchte ihn zu den gefährlichſten Unternehmungen. Er war ein gefürchteter Mann in der Stadt Zürch, da man ſeine Anhänglichkeit an die Perſon des Bürgermeiſters kannte und wußte, wie ſehr ihn dieſer beſchützte. Auch trug ſein Ausſehn und der rieſenhafte Körperbau nicht wenig dazu bei Furcht einzuflößen. Sein ſchwarzer krausgelockter Bart, die buſchigen Augenbraunen, die ſein großes lebendiges Auge beſchatteten, die zwei tiefen Narben über Stirn und Backe, die zugleich ſeine Naſe verunſtalteten, und welche er auf der Wieſe bei Granſon

in Kampf mit den burgandiſchen Reitern erhalten, gaben ſeinem Geſichte hauptſächlich den Ausdruck von Wildheit. Sonſt war er, wenn es nur nicht des Bürgermeiſters Befehle betraf, ein freundlicher luſtiger Mann, der Weiber und Wein, beſonders Kinder liebte, und ſelten bei einem Trinkgelage fehlte.

„Herr!" redete er den Bürgermeiſter an „Vor einer Stunde iſt der Landamman Reding eingeritten, auch von Bern Urs Werder; die Geſandten der Eidgenoſſen ſcheinen ſich alle des Friſchhanſens wegen hier verſammeln zu wollen."

„Der Reding alſo hier?" brummte Waldmann vor ſich hin.

„Ja, ja, geſtrenger Herr!" nahm Schneevogel das Wort, da der Bürgermeiſter immer noch ſchwieg „Wo die Redings Stadt und Land von Zürch betreten, da wächſt kein Grashalm unter ihrem Fuß."

„Die Zeiten ſind vorbei, Peter," ſagte Waldmann ernſt „wo die Waldſtädte ſich wie ein reißender Strom über Zürch ergießen konnten; groß ſteht die Stadt jetzt ihren Feinden zum Trotze da, und ſpottet Ital Redings und ſeiner Schweizer."

„Geſtrenger Herr! Oft trifft ein böſes Wort ſo ſicher wie ein gutes Schwert" warnte der Stadtknecht. „Reding will Euch nicht wohl, ſeid auf Eurer Huth!"

„Wie ſteht es in der Stadt?" fragte der Bürgermeiſter jetzt ablenkend.

„Je nun," meinte Schneevogel „noch gut! Sie ſtecken die Köpfe zuſammen, theilen ſich ihre Meinung leiſe mit, und wenn ich komme, gehen ſie friedlich auseinander."

„Und was meinen ſie?"

„Wie Ihr wohl wißt, geſtrenger Herr; viel Köpfe, viel Sinne! Der Eine meint, Zürch ſei in Euch beleidigt, und es heiſche Rache, der Andre glaubt, es wäre edler von Euch dem Sieger von Giornico zu verzeihen. Viele, und dies ſind die Anhänger der Conſtaffel, fürchten, da die Abgeſandten der verſchiedenen Bunde einer nach dem andern in unſerer Stadt eintreffen, die ſämmtlichen Eidgenoſſen würden ſich für den Luzerner verwenden, und leicht könnte ein eben ſo unglücklicher blutiger Krieg gegen Zürch daraus entſtehen, wie der, den der Bubenberger Spruch endete."

„Und was meinſt Du?"

„Geſtrenger Herr! Ich habe keine Meinung, ich habe nur eine tüchtige Fauſt, den zu packen, auf den Ihr mich hetzt. Wollt Ihr ſie aber dennoch von mir wiſſen," ſetzte er, genau des Bürgermeiſters Geſicht beobachtend, der ihm bejahend zunickte, hinzu „nun ſo will ich ſie Euch ſo offen ſagen, als Ihr es von Eurem treuen Diener Peter Schneevogel erwarten könnt. — Viel Hunde ſind des Haaſen Tod; dies Sprüchwort paßt hier nicht ſo recht, wohl aber: viel Hunde reißen am Ende den ſtärkſten Bär nieder, und was hilft es ihm, wenn Zehn in ihrem Blute ſchwimmend todt neben ihm liegen, die Rüden halten ihn ſo lange feſt, bis der Jäger kommt, der ihm den Todesſtoß giebt. Ich glaube, der ganze Luzerner iſt nicht das Aufſehen werth, das er macht. — Soll ich ihm etwa ſeine Kerkerthür nicht allzu feſt verriegeln laſſen?" fragte er dann, ſich ſeiner Liſt freuend „Laßt Ihr mich auch meiner ſcheinbaren Fahr-

läſſigkeit wegen vier Wochen bei Brod und Waſſer in den Thurm werfen, will ich es gern dulden."

„Rufe mir meinen Sohn!" befahl, ſtatt auf ſeine Rede Etwas zu erwiedern, der Bürgermeiſter.

„Ich habe doch nichts geſagt, was Ihr mir übel auslegen könntet?" fragte Schneevogel zaudernd. Waldmann reichte ihm freundlich die Hand und wiederholte „Geh' und rufe mir Gerold."

Gleich darauf trat dieſer ein. Waldmann hatte ihm ſeine ganze Liebe geſchenkt, da ſeine Ehe mit Gerolds Mutter kinderlos geblieben war, und er verdiente ſie auch; er war ein ſchöner rüſtiger Mann in ſeinen beſten Jahren, klug und verſtändig, wie ſeine hinterlaſſene Geſchichte der Schweiz ſattſam kund thut, und nicht allein mit Banden der Verwandtſchaft, auch mit den noch feſteren Banden gleich edler hoher Geſinnung an ſeinen Vater gekettet. Selten that Waldmann einen bedeutenden Schritt ohne des Sohnes Rath zu vernehmen, den er zwar nicht immer befolgte, und auch heute ließ er ihn deshalb zu ſich kommen.

Gerold war der Meinung, daß man dieſen unangenehmen Handel wo möglich in Güte abmachen ſollte; er ſtellte dem Vater mit den lebhafteſten Farben vor, welchen üblen Eindruck das blutige Ende dieſes Mannes auf die Eidgenoſſen machen müſſe, und gab vielleicht von Schneevogel bewogen, den Rath, ihm Gelegenheit zur Flucht zu geben.

Waldmann ward nachdenkend, ſtützte lange ſein Haupt und ſchien unſchlüſſig zu ſein. Plötzlich ſprang er auf. „Ihn entfliehen zu laſſen, wäre thörigt, meine Feinde wür-

den über mich triumphiren, und meine Großmuth blieb ohne Lohn. Nein! — Morgen ist der entscheidende Tag, verlangt Zürch kein Opfer, will ich ihm die Unbill an mir vergeben, das war schon lange mein Vorsatz. Von allen Orten kommen Abgeordnete der Eidgenossen nach Zürch, sie begrüßten mich, bis auf Reding Alle, und keiner sprach bis jetzt über seine Sendung als Seiler von Luzern, der sich für den Verhafteten verwendete. Morgen wollen sie Alle auf der Rathsstube erscheinen und mir bei versammeltem Rathe ihr Anliegen vorbringen. Dies will ich hintertreiben. Aus eignem freien Willen, nicht durch den Einfluß der Eidgenossen, soll Hans Theilig begnadigt oder verurtheilt werden, sonst leidet dadurch mein und Zürchs Ansehn; ehe ich dieses opfre, lieber wag' ich Alles. Geh deshalb, mein geliebter Gerold, und bereite im Stillen die Zunftmeister vor, und sag ihnen, mir wäre es lieb wenn sie morgen, wo ich sie eine Stunde früher versammeln würde, für Begnadigung stimmten. Treten dann die Abgeordneten auf, verwenden sie sich für den Luzerner, so ist die Sache abgemacht. Geh, und richte es nach Deiner Klugheit ein."

Eben wollte Gerold sich entfernen, als die Abgeordneten von Schwyz, der Landamman Reding und Dietrich an der Halden, von Seiler von Luzern und Urs Werder von Bern begleitet, dem Bürgermeister zur Begrüßung angemeldet wurden. „Ich ahne Schlimmes," sagte Hans Waldmann „deshalb bleibe vor der Hand zu Haus, bis ich das Weitere mit Dir besprochen habe!" Dann ging er, die Eidgenossen in seinem Prunkzimmer zu empfangen.

Sie erschienen, Reding an ihrer Spitze. Nach freundlicher Begrüßung des Bürgermeisters begann der von Schwyz, nie Waldmanns Freund und Frankreich ganz ergeben „Wir sind hier in einer Sache, edler Herr, die nicht allein Luzern und Zürch, die alle Eidgenossen betrifft. Ihr habt als erster Bürgermeister dieser Stadt einen freien Mann unsres Bundes ob einiger, vielleicht in Heftigkeit, vielleicht sogar im Rausch ausgesprochener Schmähworte in Ketten legen und Gericht über ihn halten lassen. Dies ist gegen die Ordnung des Bundes, und wir verlangen von Euch, daß Ihr Euer Unrecht einsehet, und zum Nutzen Eurer Stadt, zum Wohl eidgenössischen Landes Frischhans Theilig, wegen des Sieges von Giornico in allen Landen hochgeachtet, frei gebt."

„Ihr irrt Landamman, wenn Ihr meint, der Stadt Verfahren gegen den Mann von Luzern sei gegen die Ordnung des Bundes" erwiederte Waldmann. „Jede Stadt bleibt Herrin in ihren Landen, Jeder wird gerichtet, wie er verschuldet, und so ist es Frischhans Theilig geschehen, und das mit Recht.

„Wir sind hier," nahm der Abgeordnete von Luzern das Wort „uns bei Euch, Bürgermeister Waldmann, noch einmal für den Mann unserer Stadt zu verwenden; Euch traf die Beleidigung, Ihr könnt vergeben."

„Dem Rath von Zürch steht es ob Recht zu sprechen," war des Bürgermeisters ernste Antwort „nicht mir; Zürch ist in mir beleidigt. Wär' Hans Waldmann nur Bürger dieser Stadt, würde er die Beleidigung Hans Theiligs verlachen, so aber darf der oberste Bürgermeister dies nicht."

Auch der Abgeordnete von Bern verwendete sich für den Gefangenen; Waldmann aber blieb fest in seiner Behauptung, daß die Beendigung der Sache nicht ihm, nur der Stadt allein zukomme.

„Nun wohl!" nahm Reding mit Heftigkeit das Wort „Will Zürch sich der Sache seines Bürgermeisters so treulich annehmen, so ist es Pflicht aller Eidgenossen dem beleidigten Luzern mit Wort und That beizustehn."

„Thut, wie Ihr verantworten könnt!" erwiederte Waldmann gelassen „Zürch wird es furchtlos abwarten."

„Ihr seid ein stolzer Mann, Zürch eine stolze Stadt, die auf ihren Reichthum pocht" fuhr Reding, immer heftiger werdend, fort. „Vergeßt nicht die Schanze am Hirzel und den Tag von St. Jakob an der Sihl und gedenkt zuweilen Rudolf Stussis!" —

„Das thu' ich oft, recht oft!" fiel ihm Waldmann in die Rede „Gern gedenk ich der großen Vorfahren, und das erhebt meinen Muth, und giebt mir Kraft ihnen gleich zu werden. Oft gedenk' ich des Unfalls, so Zürch betroffen, als die Eidgenossen es so tief beugten, gedenke dessen, damit ich es vor fernerer Schmach bewahre und die Gesunkene hoch erhebe. Auch Eures Großvaters Ital Redings gedenke ich oft mit Bewunderung, obgleich er Zürchs bittrer Feind war; er drohte nie, er schlug, seine Größe bestand in That nicht in Wort."

Reding wollte hierauf erwiedern, aber Dietrich an der Halden, der zweite Abgeordnete von Schwyz, hielt ihn davon zurück.

In diesem Augenblick brachte ein Diener die gefüllten Becher. „Auf Fried' und Eintracht im Lande der Eidge-

noſſen!" ſprach Hans Waldmann, und trank ihnen den Willkommen zu „Morgen auf dem Rathhauſe ein Mehreres, jetzt ſeid meine lieben werthen Gäſte!" Er ſprach dies mit ſo viel herzlicher Freundlichkeit, ließ fleißig einſchenken, fragte einen Jeden nach ihm angenehmen Dingen, ſo daß ſie, Reding ausgenommen, dem Worte ſeinen ererbten Groll nicht auswiſchen konnten, in Fried' und Freundſchaft den Bürgermeiſter verließen.

„Bleib daheim!" ſagte, als ſie nun allein waren, Hans Waldmann zu ſeinem Sohn „Dein Mühen wäre vergebens. Sie ſelbſt haben den Stab über ihren Schützling gebrochen."

„Iſt kein Ausweg?" fragte Gerold, den Zorn Waldmanns beſchwichtigen wollend.

„Keiner!" erwiederte dieſer kalt „Sie haben meinen Entſchluß mit eiſernen Ketten gebunden."

7.

Gewohnt in allen Angelegenheiten der Stadt nach eigner Einſicht, ſelbſt oft despotiſch handeln zu können, verſammelte der Bürgermeiſter am andern Tage, eine Stunde früher als gewöhnlich, die Zunftmeiſter und den übrigen Rath, trug ihnen die Sache nochmals vor, und verſchwieg ihnen nicht ſeine geſtrige Unterredung mit den Abgeordneten. Er verſtand es mit ſeiner hinreißenden Beredſamkeit die Herzen zu gewinnen, und heute beſonders wurde es ihm nicht ſchwer, da er die Kränkung heraushob, die ihre

Stadt durch Redings Drohung betroffen hatte. So ward es ihm leicht, sie nach seiner Ansicht zu stimmen, und ehe noch die Abgeordneten der Eidgenossen eintraten, war schon der Beschluß einstimmig gefaßt.

Jetzt wurden die Männer von Bern, Luzern, Zug, Unterwalden, Glaris und Schwiz durch den Stadtschreiber Amman in den Saal der Versammlung eingeführt, sie nach herkömmlichem Gebrauch begrüßt und ihnen ihre Plätze angewiesen. Seiler von Luzern führte das Wort, verlangte für seinen Mitbürger die Freiheit gegen geringe Bürgschaft, und drohte im entgegengesetzten Fall, an jedem ihre Stadt betretenden Zürcher, das Vergeltungsrecht zu üben. Waldmann hatte ihn seine wohlstudirte Rede ohne Unterbrechung beenden lassen, und als er sich eben erhob und sich zur Antwort anschickte, trat ein Zunftmeister ein, und nachdem er mit kurzer Verbeugung die Anwesenden gegrüßt, sprach er, sich gegen den Bürgermeister wendend, die wenigen Worte: „Es ist geschehen, wie der edle Rath es beschlossen!"

„Dieser Mann bringt Euch die Antwort, werthe Herren!" nahm jetzt Hans Waldmann das Wort „Zürch läßt sich weder drohen, noch befehlen. Es hat gerichtet, und aus Achtung für Luzern Frischhans-Theilig mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode bringen lassen."

„Ueberrascht, erschrocken sprangen die Abgeordneten von ihren Sitzen auf, doch Waldmann fuhr gelassen fort „Rath ertheilen, wie ein Freund dem Andern, Fried' und Freundschaft nach Kräften zwischen Obrigkeit und Volk und den Bundesgliedern erhalten und dies mit Glimpf und versöhnenden Worten, steht gegenseitig den Eidgenossen

wohl, und ist erlaubt, ja sogar Pflicht. Auf Drohungen aber, wie Ihr Landamman Reding und Ihr von Luzern gegen unsre Stadt ausgestoßen, hat Zürch nur kurze bündige Antwort, wie Euch eben geworden; und somit wäre denn die Sache abgethan."

„Mit nichten!" fuhr Reding auf.

Waldmann lächelte „Nun wir wollen mit Ruhe das Weitere erwarten!" sprach er, und als nach kurzer Berathung die Abgeordneten schweigend, jedoch höflich grüßend, sich entfernten, wandte er sich mit stolzem triumphirendem Blick zu den um ihn versammelten Herren vom Rathe „Heute, meine Freunde," rief er „ist die Schande von St. Jakob an der Sihl verwischt!"

„Gebe Gott für immer!" sprach der zweite Bürgermeister, der alte besonnene Roüst.

„Gewiß für immer, so lange wir in Eintracht neben einander stehen, und das wollen wir mit Gott!"

Die Versammlung ward nun aufgehoben, ein Jeder ging heim, Waldmann aber nach dem Gasthaus zum Schnecken. Hier fand er seine Tischgenossen versammelt, doch wollte weder der Wein ihnen heute munden, noch die fröhliche Laune, sonst ihr täglicher Gast, bei ihnen einkehren. Waldmann allein war frohen Muthes, gesprächig wie immer, aber vermochte doch nicht die Andern zu stimmen; selbst sein geliebter Gerold schien heute seine Zuversicht nicht zu theilen. Das blutige Urtheil des Luzerners, die schnelle Ausführung desselben hatte ganz Zürch überrascht, und auch die treuesten Anhänger des Bürgermeisters konnten sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, das dieser Gewaltschritt in ihnen erweckte. Sie fürchteten

die Folgen, und mußten ſich geſtehen, daß das Urtheil hart und nicht ohne Leidenſchaft ausgeſprochen ſei. Die ihm weniger Ergebenen fanden es ungerecht, daß er, der Beleidigte, an der Spitze der Richter geſtanden, und in eigener Sache das blutige Urtheil geſprochen habe. Seine Feinde ſchilderten die That als allen göttlichen und menſchlichen Satzungen zuwider, und ängſtigten die verzagten Gemüther durch die trübe Ausſicht, daß die vereinigten Eidgenoſſen ſchreckliche Rache an der Stadt nehmen würden. So hatte dieſe raſche That für den Augenblick Zürch in eine gewiſſe Unbehaglichkeit verſetzt, die Waldmanns Feinde zu ſeinem Schaden zu benutzen bemüht waren.

Er aber, der kühne emporſtrebende Mann, feſt ſeinem Genius, wohl auch ſeinem Glücke vertrauend, trat, nachdem die Tafel aufgehoben und die Becher geleert waren, in den Kreis ſeiner Genoſſen. „Lieben Freunde!“ redete er ſie an, und ſein Auge erglänzte ſo hell und feurig, als habe die Hoffnung ihren herrlichſten Strahl in ſeine Bruſt geſenkt „Ihr ſeid heute nicht wie ſonſt, Ihr ſeid betäubt, überraſcht; ſelbſt die unter Euch, die mit mir das Todeswort ſprachen, ſcheinen jetzt vor dem blutigen Worte zurückzubeben. Sorge und trübe Ahnung hat Euch ergriffen, und Euren ſonſt ſo klaren Geiſt ſcheint die Furcht umnebelt zu haben. Iſt denn mit dem Leben des Luzerners das Glück von mir, von Euch, von Zürch gewichen?“ —

„Hans Waldmann!“ nahm der Leutprieſter Helfenberg, ernſt und wehmüthig geſtimmt das Wort „Der Mann ſtarb nicht durch das Geſetz, er ſtarb durch Euren eiſernen unbeugſamen Willen. Möge der Engel des Ge-

richts Euren Namen nicht mit seinem Blute in das Schuldbuch schreiben, möge er die Verantwortung dereinst von Euch wälzen, und barmherziger gegen Euch sein, als Ihr es gegen den Mann von Luzern waret.

„Amen!" sprach Waldmann, von den Worten des Priesters erschüttert. Aber bald kehrte Vertrauen und Zuversicht wieder in ihn zurück. „Was ist ein Menschenleben in der Schaale der Weltbegebenheiten?" rief er begeistert „Die Feder eines Zaunkönigs auf ein Centnergewicht gelegt. Wie viel Blut ist geflossen, ehe Zürch ward, was es ist, wie viel Blut rann in Strömen, ehe die Freiheit ihre Flammenfittige über diese Berge, diese Thäler breitete? — Für Zürchs Ehre starb der Mann, so laßt ihn ruhen in Frieden, wer weiß, wo und wie ein Jeder von uns enden wird."

Diese Worte verbreiteten eine feierliche Stille in der Versammlung; es war als ob der Todesengel mit fahlem Gefieder durch die Hallen der Freude ziehe, als ob sie das leise verhallende Rauschen des Sandes in seiner Stundenuhr vernähmen.

„Ja, meine Freunde, wir alle, außer meinem Gerold, sind Männer zur Sense des Todes reif," fuhr er endlich fort „unsere Saat hat gewuchert, unsere Halme haben fruchtbare Aehren getrieben; für das Wohl unserer Stadt haben wir uns an dieser Stelle oft versammelt, uns berathen und gehandelt, und unser Mühen ward gelohnt; Zürch steht groß und blühend, die herrlichste eidgenossenscher Städte da, wäre nicht Alles noch größerer Vollkommenheit unterworfen, könnten wir mit Zuversicht sagen:

Unſer Tagwerk iſt vollbracht! Deshalb Ihr freien Männer können wir noch mit ſtolzer Hoffnung in die Zukunft blicken; noch wohnt ein guter Geiſt in unſern Thälern, noch glüht der edle Sinn, der hohe Muth der Altvordern in unſrer Mannesbruſt, noch ſind wir Männer, werth, freie Männer zu ſein.

Aber das Herrlichſte vergeht wie das Gemeinſte, nichts Irdiſches erreicht das höchſte Ziel. Auch was wir bauten, ſtützten, mühſam erhielten, wird zuſammen ſtürzen, wie die ſtolzen Burgen unſers Adels; die Glut, die uns gegen Burgund entflammte, wird erlöſchen, und unſre Kraft werden wir vergeuden für Andere, unſre Schlachten werden wir ſchlagen für Andere. Darum wohl dem, den ſein Schickſal abrief, ehe die Sonne ſeines Vaterlandes unterging, wohl dem, den in Mitten ſeiner herrlichen Laufbahn das Geſchoß des Todes traf; er endet zur glücklichen Stunde, er ſtirbt einen ſchönen Tod. Sende mir ihn, Gott! und ſei es morgen, ſo iſt er mir ein freudiger Siegesbote.

Deshalb bis der Senſenmann naht, haltet feſt in Liebe und Eintracht zuſammen, lebt nur für Euer Vaterland, damit Ihr für das geliebte freudig ſterben könnt, und verbittert Euch nicht mit trüben Gedanken den frohen Muth; genießt des Lebens Freuden, wo ſie ſich Euch bieten, denkt, jeder Becher ſei der letzte, den man leeren müſſe bis zum letzten Tropfen. Und ſomit wohlgemuth! — Friſch mit Kraft fortgeſetzt, was wir ſo ſchön begonnen; beenden kann Keiner das Große, irdiſche Kraft iſt dazu zu gering — Und nun lebt wohl!"

Er ging. Lief hatte seine Rede die Versammelten ergriffen, doch gingen sie mit sorgenschweren Herzen in ihre Wohnung zurück.

8.

Die Eidgenossen schwiegen, keiner zog aus gegen Zürch den Tod des Siegers von Giornico zu rächen, und Luzern allein war zu schwach Blutrache zu vollziehen. Aber dennoch schwebte der Geist Hans Theiligs rachedürstend über Zürch, aus jedem Tropfen Bluts, den er herabträufeln ließ, entsprang Zwietracht; die Herzen der Zürcher begannen sich wegen dieses einen Fehls von ihrem Helden abzuwenden, sie hatten nur Uebermenschliches in ihm gesehen, deshalb vergaben sie ihm menschlichen Fehl nicht.

Aber nicht in Aller Herzen war die Liebe zu Hans Waldmann erstorben, nur da, wo des Adels giftige Reden Eingang fanden, vergaß man, was er der Stadt gewesen, was er ihr noch war. In mancher Brust, die sich nicht so leicht von dem, was sie einmal heilig bewahrte, trennen konnte, war nur der Nimbus verschwunden, und noch blieb die Mehrzahl der Bürger und fast das ganze weibliche Geschlecht auf seiner Seite. Göldlin und sein Anhang hatten das stolze Gebäude untergraben, aber noch stand es fest, noch wagte es keiner der Constaffler öffentlich Waldmanns Handlung zu tadeln.

Werner Göldlins Besuch bei Anna hatte noch am nämlichen Tage eine Unterredung mit seinem Vater her-

beigeführt, in welcher der Sohn sich unumwunden gegen die Heirath mit der reichen Erbin aussprach; er hatte dies so bestimmt gethan, daß der listige Alte, obgleich Werner manchen triftigen Grund anführte, dennoch ihn schnell durchschaut und errieth, daß irgend eine andre Neigung ihn beherrsche. Als nun Werner unter dem Vorwande, daß seine Gegenwart hier wohl nicht mehr, der städtischen Angelegenheiten sowohl, als seiner Verlobten wegen, nöthig sei, den Vater bat, ihn nach den Bergen zurück gehen zu lassen, erlaubte dieser es um so williger, da er muthmaßen konnte, daß dort der Gegenstand der Neigung Werners sein müsse, und ihm Alles daran lag, dies zu erforschen. Er traf seine Maasregeln, ließ einen Vertrauten seinem Sohne folgen, der ihn von Allem was er thue und treibe sogleich benachrichtigen solle.

Dies nicht ahnend verließ Werner am andern Tage Zürch und ritt dem Urserner Thale zu. In Altorf ließ er Diener und Rosse zurück, und wanderte zu Fuß nach dem Gotthard.

Genau hatte er sich den Weg von der Teufelsbrücke nach der Hütte des schönen Weibes gemerkt, und hier schon, wo Werner auf ungebahntem Fußpfad die Straße verließ, verlor ihn der Kundschafter aus den Augen. Diesesmal begann noch die Sonne in goldner Pracht ihren Lauf, denn wohlbedächtig hatte Werner in aller Frühe die Herberge von Waltingen verlassen, und noch hatten ihre Strahlen die flimmernden Thautropfen nicht eingesogen, welche die grünen Matten wie ein Kranz funkelnder Brillanten bedeckten, als er mit klopfendem Herzen in der Ferne die Hütte und den Knaben sah, der Blumen pflückend

kindlich froh vor der Hütte umher sprang. Bald trat er ein und begrüßte sie, die vielleicht seine Rückkehr schon früher erwartet hatte. Sie konnte ihre Ueberraschung nicht bergen, und Werner deutete ihr Erröthen als ein günstiges Zeichen für sich.

„Es ist mancher Tag vergangen, seit ich Euch verlassen mußte," redete er sie an „mancher lange, für mich traurige Tag. In Hospital fand ich einen Brief meines Vaters, der mich eiligst nach Zürch zurück rief, und so mußte ich, ohne Euch Lebewohl gesagt zu haben, diese Gegend meiden; zürnt mir deshalb nicht."

„Warum Euch zürnen?" erwiederte sie mit anscheinendem Gleichmuthe, denn ihre Befangenheit war schnell verschwunden „Wer so wie ich an Einsamkeit gewöhnt ist, darf sich nicht unglücklich fühlen, vergessen zu sein. Seid mir auch heute in meiner kleinen Hütte willkommen!"

Werner wußte diese Worte nicht recht zu deuten; er hatte einen herzlichern Empfang erwartet, doch zu wenig eitel, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, sagte er, seine innere Bewegung so viel als möglich zurückhaltend „Ihr werdet mich vielleicht fragen, was ich eigentlich hier in dieser abgelegenen Hütte suche; ich will Euch dies auch ungefragt und offen beantworten. Nicht unempfindlich für menschliches Leiden, mußte Euer mir noch verborgenes Schicksal meine Theilnahme erwecken, sie zog mich hierher" — Des Weibes rosigen Mund umzog ein bittres Lächeln — „Ihr scheint mir nicht zu glauben?" fuhr Werner fort „Nun wohl! Ihr habt nicht ganz Unrecht. Mich zog mehr als dies, mich zog eine unwiderstehliche Gewalt hierher, eine Gewalt, welche das Herz nur zu leicht über den

Verſtand gewinnt; ich ſehnte mich, in Eure Nähe zurückzukehren" —

„Der Verſtand ſollte doch des Mannes Handeln immer leiten!" unterbrach ſie ihn ſchnell — „Doch, da Ihr wohl heute mein Gaſt ſein werdet, wenn Ihr nämlich die ſpärliche Koſt mit mir theilen wollt, welche die Milde der geiſtlichen Herren von Engelbergen mir zukommen läßt, ſo muß ich mich entfernen, das ärmliche Mahl zu bereiten." Bei dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

„Du ſuchſt ein Herz," das war der ernſte Gedanke, der in ihm aufſtieg, als er ſich allein glaubte „ein Herz, das mit Deinem gleich fühlt, deſſen Empfindungen in das Deinige überſtrömen? — Ein Herz kannſt Du hier wohl finden, aber ein zerriſſenes, das gewiß in Liebe gebrochen, für Liebe erſtorben iſt. Und wäre das auch nicht. Haſt Du nicht Pflichten gegen Deinen alten Vater?" — Dieſe Gedanken durchkreuzten ſich in ihm, aber vermochten doch die Sehnſucht nicht zu unterdrücken, die ihn nach der Unbekannten hinzog. Wie ein Blinder, die Gefahr kennend, die ihn umgiebt, unwiderſtehlich vorwärts getrieben dennoch dem Abgrund entgegen geht, ſo ſchloß er die Augen vor der Zukunft, unbekümmert, was ſie ihm bereiten könne. Er ſetzte ſich der Laute gegenüber, die, eine Verlaſſene, immer noch an ihrem verblichenen Bande an der Bretwand hing, zauberte ſich die himmliſchen Töne herbei, die ſie wohl oft begleitet hatten, träumte und träumte in der Vergangenheit, aber auch ſie zeigte ihm kein ſeinem Herzen wohlthuendes Bild, keine Ahnung, keinen Traum, in den er ſich verflochten ſah. Da traf ſein Auge das breite Schlachtſchwert, das unter dem Roſenkranze hing. „Sicher

war es das Schwert des einſt Geliebten!" dachte er, und ſprang auf, es zu erfaſſen, als die Stimme des Knaben, der ungeſehen in einer Ecke gekauert hatte, ihn erſchreckte.

„Laß das Schwert hängen, fremder Mann!" rief er, ihn zurückhalten wollend — Es iſt das Schwert meines Vaters!"

„Und wer iſt Dein Vater?" fragte Werner, in der Hoffnung, der Knabe könne ihm vielleicht Kunde geben.

„Mein Vater war ein ſtattlicher Kriegsheld!" erwiederte der Kleine ſich brüſtend. „Mutter ſagt, das Schwert ſoll ich haben, wenn ich es erſt führen kann. Aber rührt es nicht an, Herr!" bat der Knabe, als Werner es zu betrachten näher hinzu getreten war „Es iſt uns ein Heiligthum!"

Werner achtete des Knaben Bitte, ſetzte ſich wieder auf den Seſſel, und liebkoſete mit ſonderbar ſich widerſprechender Empfindung den Kleinen. Er wollte ihm wohl, war er doch das Kind jener Unbekannten, und doch war es ihm, als ob der Knabe auf mancherlei Weiſe zwiſchen ihn und ſeine Mutter träte. Aber dennoch drückte er ihn innig an ſein Herz und küßte ſeine Stirn. So überraſchte ihn das Weib. Es mochte dieſer Anblick dem Mutterherzen wohlthun, denn ſie ſagte freundlicher als je „Ihr verzieht den Knaben, Herr! Nur an ſtürmiſche Liebe oder traurigen Ernſt gewöhnt, ſind ihm die zarten Liebkoſungen fremd, die der Schmerz feindlich bannt, ſo oft das Mutterherz ſich ihnen hingeben will.

„Kommt Ihr von Zürch?" fragte ſie dann, ein anderes Geſpräch einleitend — Werner bejahte es — „Wie ſteht es in Eurer geſegneten Stadt? Ich freue mich zu-

weilen, aus dem Weltgetümmel Etwas in meiner Einsamkeit zu hören, oft aber verschließ' ich mein Ohr, wenn der Geist aus seinem stillen Kreise, in den ich ihn so gern bannen möchte, herauszutreten und in die Welt zurückzukehren strebt."

Werner erzählte ihr nun, was vorgefallen war, und sie schien aufmerksam zuzuhören. Oft veränderte sich ihr Gesicht, indem er ihr den Tod des Luzerners berichtete, doch verließ sie äußerlich ihr Gleichmuth nicht, wenn man auch in ihrem flammenden Auge leicht die Bewegung ihres innern Gemüths erblicken konnte.

„Eine gewagte That!" sprach sie nach einigem Nachdenken „Euer Bürgermeister, von dem Ihr mir eben erzähltet, daß er es gewesen, der den blutigen Urtheilsspruch herbei geführt habe, muß ein kräftiger, beherzter, wohl gar ein großer Mann sein."

„Das ist er, ich muß es bekennen," erwiederte Werner „obgleich er der grimmigste Feind meines Hauses ist; doch durch den leidenschaftlichen ungerechten Urtheilsspruch in dieser Sache, hat sich meine hohe Achtung für ihn vermindert. Es war das erste Unrecht, das er that."

„Das Erste!" rief das Weib, leidenschaftlich aufspringend, eilte jedoch schnell hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück, breitete ein weißes Laken über den kleinen Tisch und setzte das Wenige auf, was sie ihm zu bieten hatte.

Immer mehr und mehr entfaltete sich während dieses Tages vor Werners Aug' und Sinn die innere Vollkommenheit der Unbekannten. Daß sie nicht aus hiesigen Landen und das schöne Italien ihre Heimath sei, war er schon,

als er ſie das erſte Mal ſah, gewiß geweſen; aber wer ſie ſei, welch trauriges Geſchick ſie hierher in dieſe Einöde geführt, wo ſie eine freudenloſe Jugend durchlebte, blieb ihm unbekannt, denn auf ſeine deshalb an ſie gerichtete Frage erwiederte ſie ausweichend „Nur der Freundſchaft könne ſie vielleicht ihr Herz öffnen, und er ſei ihr noch fremd.“ Auch die Bitte, ihn durch ein Lied zu erfreuen, ſchlug ſie ihm ab, und ſo mußte er, auf ihr Erſuchen, ſie heute ſchon frühe am Tage verlaſſen, da ſie meinte, er könne, wenn die Dämmerung einbräche, leicht den Weg verfehlen und ſich verirren. Sie erlaubte ihm jedoch am andern Tag wieder bei ihr einzuſprechen.

So vergingen mehrere Tage. Er betrat die Hütte, ſah das ſchöne Weib, das trotz des ſechsjährigen Knabens eine eben entfaltete Roſe zu ſein ſchien, an der ein Wurm ſie zu zerſtören, vergebens genagt hatte; ſein Herz erglühte mit jedem Blick, den er auf ſie warf, mehr und mehr, und der wehmüthige Ton ihrer Stimme, die ſich oft unwillkührlich hervorpreſſende Thräne ſchlangen immer feſter das Zauberband um ihn. Er fühlte ſich gebannt, fühlte ſein Unrecht gegen Vater und Verlobte, überzeugte ſich, daß, obſchon ſie ihm wohlzuwollen ſchien, kein Funke ſeiner Flamme in ihr Herz gedrungen ſei, und doch hatte er nicht Kraft genug, wenn auch den Willen, ſich aus ihrem Zauberkreiſe zu entfernen.

Endlich gewann er doch ſo viel über ſich, daß er mehrere Tage tiefer ins Gebirg hinein auf die Gemsjagd zu gehen beſchloß. Er ſagte ihr eines Tages Lebewohl, und begann, von zwei erfahrenen Jägern begleitet, ſeine Wanderung.

Aber nicht nach den hohen Berner Alpen führte ihn sein Weg. Ueber den Spitzliberg klimmte er hinab in das Meienthal, und betrat auf dem Grafenberg das Ländchen Unterwalden; von hier führten ihn seine Begleiter über die Aa nach den Bergen von Stanz; doch war für ihn die Jagd nicht glücklich, er fehlte, so oft ihm ein Gemsbock in den Weg trat, und wären seine Begleiter nicht bessere Schützen gewesen als er, so wären sie ohne Beute nach Stanz gekommen.

Hier begann ein Kampf in seinem Innern. Sollte er nach Altorf zu seinen Rossen, und von da nach Zürch zurück reiten, oder sollte er umkehren nach dem geliebten Urserner Thale? — Dahin führte ihn der Weg über Engelbergen. Konnte er da nicht Kunde von ihr einziehen? Die frommen Brüder mußten ja ihr Schicksal kennen, da sie die Unglückliche so mildthätig unterstützten. Nach Altorf trieb ihn die Vernunft, nach dem wilden Thale, nach der stillen Abtei zog ihn das Herz; er folgte diesem, und die Jagd ferner nicht achtend, machte er sich mit seinen Begleitern auf den Weg durch die dunklen Waldungen, die nach dem freundlichen Thale führen, in welchem die Abtei liegt. Zum ersten Male in dieser Gegend, war er von dem Anblick überrascht, als er aus dem finstern Walde tretend, die prachtvoll gebaute Abtei, von den friedlichen Hütten der Landbewohner umgeben, auf blumenreichem Grasteppich vor sich liegen sah. Hohe, mit Schnee bedeckte Berge, von denen sich mehrere Bäche herabstürzen, schließen dieses üppig grüne Blumenthal, wo das Auge nicht Garten, nicht Fruchtfeld sieht, schauerlich ein. Aber Werner, nur den Blick auf die Spitzen der Thürme gerichtet,

hatte schon längst das Auge nicht mehr nach dem Thale gewandt, war kalt an dem herrlichen Wasserfall des Tätschbaches vorüber gegangen, ohne den von der Morgenglut wundersam beleuchteten Wasserstrom zu betrachten, der von bedeutender Höhe hinab in das von Felstrümmern und dunkeln majestätischen Tannen umgebene Becken sich stürzt. Seine Seele war nur bei ihr.

Endlich gelangte er an die Pforte des Klosters. Sie wurde ihm geöffnet, er trat ein, und die gastfreien Mönche empfingen ihn um so herzlicher, als er sich ihnen als Werner Göldlin von Zürch kund that. Sobald er sich mit Speis' und Trank gelabt, erbot sich einer der Mönche, ihn in der Abtei und ihrer schönen Kirche umher zu führen. Werner mußte folgen, unterließ aber nicht, den alten Mann bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nach der schönen Einsiedlerin im Urnerthal zu fragen, die mit so vieler Milde von der Abtei unterstützt würde. Der Mönch hatte ihn bei dieser Frage zwar staunend angeblickt, jedoch erwiedert, da er weder Keller- noch Küchenmeister sei, so wäre ihm die Sache unbekannt, und er rieth ihm, sich deshalb an den Abt zu wenden; aber auch dieser, den er nach aufgehobener Tafel deshalb befragte, gab ihm die wenig tröstliche Antwort, daß ein fremdes Geheimniß fest in der Brust verschlossen bleiben müsse. Er versuchte noch bei dem freundlichen Küchenmeister sein Glück, durch dessen Hand die milden Spenden des Klosters geben mußten, aber auch dieser blieb für ihn stumm, und so mußte er Engelbergen verlassen, ohne die mindesten Erkundigungen eingezogen zu haben.

Wohl acht Tage war er nun schon umher gezogen,

als er wieder in Geſchenen eintraf, und am andern Morgen ſich auf den Weg nach der Hütte machte. Hier wurde er freundlich empfangen, und da die Unbekannte die Freude des Wiederſehens nicht verbarg, ſchöpfte er neue Hoffnung, und drückte jeden Tag den Pfeil immer tiefer ins Herz. Noch einmal verſuchte er ſie zu bewegen, ihn mit ihrem Schickſal bekannt zu machen, aber ſie ſchwieg, und eben ſo wenig erfüllte ſie ſeinen ſo oft wiederholten Wunſch, die Laute herab zu nehmen, und ihre Töne mit Geſang zu begleiten.

So vergingen Wochen. Er dachte nicht daran nach Zürch zurückzukehren, und da der Mann, den der Vater, ſeine Schritte zu beobachten, ihm nachgeſchickt, die Spur verloren und erſt in Stanz von ihm Kunde erhalten hatte, rief ihn auch keine Botſchaft nach der Heimath zurück. Mit jedem Tage wurde ſein Verhältniß zu der Unbekannten inniger, und allmälig ſchien auch von ihrem Herzen die Rinde ſich zu löſen, die bisher es ihm ſo ganz verborgen hatte.

Eines Morgens, als er in die Hütte trat, fand er Mutter und Kind in Thränen. Es war der Tag der Geburt des Knaben, und manche traurige Rückerinnerung mochte in ihr aufgeregt, manches ſchlummernde Gefühl lebhaft in ihr erwacht ſein. Sie ſuchte ſich bei Werners Eintreten zu faſſen, bat ihn zu bleiben, da er ſich aus Zartheit wieder entfernen wollte, blieb jedoch während des ganzen Morgens in aufgeregter Stimmung. Auch Werner ergriff die Wehmuth der Unglücklichen, er ſah wie ſie den vaterloſen Knaben mit Innigkeit, aber auch mit tiefem Schmerz in ihre Arme ſchloß, und der längſt gehegte, im-

mer durch die Vernunft verſcheuchte Gedanke, ſein Herz ihr ganz zu öffnen, ſie aber auch mit allen ſeinen Verhältniſſen bekannt zu machen, trat lebhaft vor ihn. Als der Knabe ſich eben entfernt und er neben ihr Platz genommen hatte, konnte er nicht länger ſchweigen, geſtand ihr offen, daß er ſie unausſprechlich liebe, machte ſie jedoch mit ſeinen Verhältniſſen zu Anna Grebel und ſeinem Vater bekannt, ohne ihr das Mindeſte zu verſchweigen.

Während er ſprach hatte ſie, das Auge unverwandt auf ihn geheftet, ihn mit keinem Wort unterbrochen und ihn ruhig angehört. Jetzt da er ſchwieg, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, nahm mit Thränen im Auge die beſtaubte Laute von der Wand, reinigte ſie ſorgfältig, ſtimmte die ſchlaffen Saiten, und es ſchien, als ob ſie durch alles dies Zeit gewinnen wolle, denn deutlich ſah man, daß es ihr ſchwer wurde der einſtigen Vertrauten ihrer Empfindung noch einmal das, was in ihr vorging, mitzutheilen.

Endlich, nachdem ſie tief aufgeſeufzt, ſang ſie:

„Hat der wilde Sturm die Roſ' entblättert,
So iſt hin ihr Glühen und ihr Duft,
Was das Schickſal ein Mal hat zerſchmettert,
Bleibt zerſchmettert ruh'n in finſtrer Gruft.
Einmal nur kann Liebe uns entflammen,
Einmal nur ſcheint uns ihr milder Stern —
Und erlöſchen ihre Himmelsflammen,
Bleibt ſie hoffnungslos uns doch nicht fern.

Nur in Träumen der Erinn'rung lebend,
Nährt ſie freudig ihren tiefſten Schmerz;

Nimmer zu vergeſſen ewig ſtrebend,
Blutet ſtets, verblutet nie das Herz.
Alle Qualen, all ihr ſchmerzlich Sehnen
Tauſchet ſie für Seligkeit nicht ein,
Nur beglückt in ihren Wehmuthsthränen,
Wird ſie treu und unvergänglich ſein.

Bebend hörte Werner auf jedes Wort, und tiefer Schmerz ergriff ihn, als ſie geendet hatte. Das Lied ſollte ihm Antwort auf ſeine Bewerbung ſein, und er fühlte ſich nun namenlos elend. Sein Schmerz hatte nicht Worte, ſein Auge nicht Thränen, ſtarr ſah er vor ſich hin.

„Lieber Herr!“ begann endlich das Weib, die drükkende Stille zu brechen „Fühlt Ihr wirklich wahre Liebe für mich, ſo ſeid der Freund einer Unglücklichen, die nie den Mann ihrer erſten Liebe vergeſſen, die Eurem Herzen nie wird gnügen können, die Eurer nicht werth iſt. — „Kommt!“ rief ſie aufſpringend, und erfaßte mit Heftigkeit ſeine Hand „Kommt nach dem Felſenſitz am Waſſerfall, wo die Fluth tobt und brauſ't und meine Worte übertäubt; folgt mir dorthin, denn nun ſeh' ich wohl, ich muß es Euch kund thun, wie unglücklich, wie ſchuldbelaſtet ich bin. Kommt, kommt!“

Sie zog ihn mit ſich fort, eilte mit raſchen Schritten dem rauſchenden Sturz des Waldbaches zu, und ſetzte ſich, den Blick von dem Staunenden in die furchtbare Tiefe gewendet, auf den Felsblock, und begann.

„Ich bin Magdalene, des berühmten Improviſators Nicolo Feltrino aus Mailand, einziges Kind. Mein Vater entzückte mit ſeinem Talent ganz Italien, und glaubte

wohlzuthun, da er Anlage zur Musik und Liebe zur Dichtkunst in mir bemerkte, beides auszubilden. Er gedachte hierbei nur der Kunst, nicht der reizbaren Phantasie des Mädchens. Schon in meinem zwölften Jahre reiste ich mit ihm nach Bologna, und das Kind erndtete Beifall. Dies spornte meinen Vater noch mehr, meine glühende Einbildungskraft immer mehr zu spannen und aufzuregen, und in meinem funfzehnten Jahre stand ich schon in einem Kreise von Bewunderern, wovon Manche meiner Eitelkeit wohlthaten, Keiner mein Herz fesselte, denn ich hatte mir das Ideal eines Mannes zu herrlich ausgebildet, zu hoch gestellt, als daß es leicht hätte erreicht werden können. Nicht Schönheit allein war der Zauber, mit dem ich es umgab, ein hoher aufstrebender Geist, Thatkraft und Muth das Kühnste zu unternehmen, mußten ihn vor Allen auszeichnen. Unter den entarteten Männern Mailands fand ich mein Ideal nicht, ich suchte vergebens und verschloß jeder andern Lockung mein Herz.

Da sprach eines Tages ein Fremder bei uns ein, und mit dem ersten Blick fühlte ich, er könne es sein, den meine Phantasie mir geschaffen, und als er seinen Namen nannte, da wußte ich, daß er es war, und der sanfte und doch so kräftig männliche Ton seiner Stimme drang wie ein Blitzstrahl in mein Herz. Er mußte meine Empfindungen errathen, oder sie in meinen Augen gelesen haben, denn auch ihn traf der elektrische Schlag, und bald wurden seine süßen Schmeichelworte zu Flammenworten, die mein Innerstes verzehrten.

Mein Vater war in dieser verhängnißvollen Zeit in Rom; meine Mutter, mich innig liebend aber schwach,

fühlte sich von dem Besuch des Mannes geehrt, und sah nicht den Abgrund, an dem ihre Tochter stand. So verlebte ich die glücklichen Tage der Erwartung, meine Seele schwelgte in Träumen, meine aufgeregte Phantasie schuf sich mit jedem Traum, mit jedem Erwachen ein neues Eden, ich glaubte des Paradieses Pforte mir geöffnet; und als wir an einem schönen Frühlingsabend in mondbeleuchteter Laube saßen, Flieder- und Jasminduft, Sehnen und Verlangen unsre Sinne berauschten, und er mir mit glühenden Worten hier seine Liebe gestand, ich trunken von Wonne in seine Arme sank,

Da hatte eine neue Welt sich vor mir aufgethan,
Ein neues Leben mir sich aufgeschlossen;
Jetzt fühlt' ich tief, mein Traum sei nicht ein Wahn,
Für den die Sehnsuchtsthränen einst geflossen.
Ich sah die Knospen meines Edens mir erschlossen,
Die Pforten zu dem goldnen Zauberland
Geöffnet, wo, von Rosen, seine Hand
Durch meine Locken duft'ge Kränze wand.
Was ich gefühlt, geahnet und gehofft,
Das strahlte mir aus seinen Flammenaugen,
Von seinen Lippen durft' ich Wonne saugen,
Und ach — ich schlürfte sie zu oft! —
Im Anschaun meines Ideals versunken,
An seine Brust geschmiegt, in seinem Anschaun trunken,
Vergaß ich Alles, Vater, Mutter — Pflicht,
Nur ihn vergaß ich und vergeß ich nicht! —
Es war der Liebe erstes Morgenroth,
Das mir den Becher der Vernichtung bot."

Sie ſchwieg und wiſchte die hervorbrechende Thräne aus ihrem Auge. Dann ſprang ſie heftig auf „Muß mich meine Phantaſie auch hier noch verlocken? Muß mein unglückliches Talent auch hier, wo der Schmerz mich zermalmt, meinen Worten die Glut geben, die ich ſo gern unterdrücken möchte? — Doch es ſei! Das verſchloſſene Herz hat ſeine Pforten geöffnet, die Gedanken, die Empfindungen ſtrömen aus — Nun dann immer vorwärts, der Entſcheidung näher!“ Sie ſetzte ſich, dem Anſcheine nach ruhig, auf den Felsblock, vermied aber immer noch Werners Blick zu begegnen.

„Kurz war die Blüthenzeit der Roſen, der Sturmwind ſchüttelte ſie bald, die Trennung von ihm entblätterte ſie ganz, „fuhr ſie ſchmerzlich lachend fort.“ Es war ein kurzer, aber ein zauberiſcher Traum, aus dem mich ſein Lebewohl erweckte. Treue bis zum Tode hatte er mir geſchworen, für Ewigkeit ſeine Liebe gelobt, und ich habe ihn nicht wieder geſehen; ſeine Ewigkeit war ein kurzer Wonnemond, ſeine Treue ein leiſes Lüftchen, das flüchtig durch duftende Orangenblüthen rauſchend, verſchwindet.“

„Und Ihr liebt ihn noch?“ unterbrach ſie Werner.

„Ja, Herr! Denk' ich an ihn, ſo erwacht die Glut, die ich längſt erſtorben glaubte, von Neuem, mein Herzblut könnte ich noch heute für ihn geben.“

„Mir räthſelhaft,“ ſagte Werner „ich verſtehe es kaum.“

„Auch mir iſt es räthſelhaft!“ fuhr die Tochter des Improviſators leidenſchaftlich fort — „Aber, wer löſete noch das Räthſel der Liebe, wer ergründete aus welchen Fäden ſie ihre Netze webt? Wer kennt die magnetiſche Kraft, die

mit einem Blick, mit einem Wort Herz an Herzen unauflösbar zieht? Wer nennt uns den Himmel, aus dem sie ihre Wonnen, wer die Hölle, wo sie ihre Qualen schöpft? — Doch wozu die Worte? Schnell über den Abgrund, daß die Vergangenheit hinter uns ruhen kann.

Mein Vater kehrte zurück, der Knabe lag an meiner Bruſt, und des Vaters Fluch war das erſte Geſchenk, das die Natur dem Säugling zollte. Mein Vater ſah durch ihn ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtört, die Freude ſeines Alters ihm geraubt, und je größer ſeine Liebe zu mir geweſen war, deſto ſtärker ward ſein Haß. Nur die Bitten der leicht verſöhnten Mutter vermochten ihn endlich, aus Menſchlichkeit mir noch eine kurze Friſt den Aufenthalt in dem Vaterhauſe — Gott im Himmel!" rief ſie jetzt die Hände faltend „Vergieb der Sünderin, die das Haar ihres Vaters bleichte, der Mutter ſtilles häusliches Glück zerſtörte, vergieb ihr, die den Fluch auf das Haupt ihres Kindes herabrief!"

Sie war erſchöpft, ſtarrte lange hinunter in die grauſige Tiefe, und Werner erſchrak vor dem furchtbaren Blick, mit dem ſie dem Sturz des Waſſerfalls folgte. Endlich ſchien Kraft und Bewußtſein in ihr zurückzukehren, ſie fuhr fort.

„Ich konnte den Jammer, die Thränen meiner Mutter nicht mehr ſehen, ſteckte das wenige Geld, das ich hatte, und einige Kleinodien zu mir, und während mein Vater abweſend war und die Mutter ſchlief, trat ich an ihr Bett, kniete nieder, ſprach ein leiſes Gebet, küßte die bleichen Lippen der Schlummernden, und ſchlich mich, mein Kind

in einen Mantel gehüllt, ein kleines Bündel unter dem Arm, aus dem Vaterhause, aus der Vaterstadt.

In Domo Dossola lebte die Schwester meiner Mutter. Oft hatte ich von ihrer Sanftmuth und Güte gehört, zu ihr wollt' ich flüchten; ich fand sie todt, nur wenige Tage vor meiner Ankunft war sie verschieden. Wohin sollte ich mich nun wenden? — Da zog es mich nach der Schweiz, und ich kleidete mich in Eure Landestracht, verließ Domo Dossola, und stieg durch das Thal Formazza immer aufwärts den schneebedeckten Alpen zu. So gelangte ich bis Riale. Von hier führten nur schwer zu erklimmende Fußpfade bis zu dem vier Stunden entfernten Ronco. Ich nahm einen Führer mit, bezahlte ihn reichlich, und er verließ mich tückisch am Fuß eines hohen Berges, und ließ mich Verlassene allein. Da setzte ich mich verzweiflungsvoll neben ein aufgerichtetes Kreuz, warf mich auf meine Knie, betete, und übergab mich und mein Kind der Barmherzigkeit Gottes. Den Knaben im Arm, das kleine Bündel neben mir, schlief ich bei dem Kreuze ein. Drei Zigeunerweiber, die mein finstres Geschick in diese Wildniß geführt hatte, sahen die Unbeschützte, nahmen Bündel und Mantel und wollten wahrscheinlich auch das Kind mir rauben, als ich erwachte, aufsprang, den Kleinen an mich drückte und zu seinem Schutze meinen Dolch zog, den ich mit mir genommen hatte. Der Knabe hatte ein himmelblau Kleidchen an, das ihm seine Großmutter ins Geheim hatte fertigen lassen; es war von feinem wollenen Zeuge, auch dies mußte ich, um ruhig ziehen zu können, den gierigen Weibern opfern, die dann hohnlachend mit ihrer Beute fortzogen — Glücklich, daß

ich die wenigen Kleinodien und das Geld behalten hatte.

Mein nacktes Kind im Arm ſtand ich jetzt in dieſer öden Wildniß. Einen Krug mit Wein und ein Brod hatte mein treuloſer Führer mir doch noch zurückgelaſſen, und dadurch geſtärkt, und den kleinen Reſt mit mir nehmend, ſetzte ich meine einſame Wanderung fort.

Nur das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit oder die Verzweiflung konnte ein menſchliches Weſen hier vorwärts treiben; mich trieb Verzweiflung, trieb eine drückende Angſt, als ob die böſe That dicht hinter mir mich verfolgte. Kaum meiner Sinne mächtig, klimmte ich hinauf nach der vom Blitz zerſchmetterten Eiche, die der Eidgenoſſen Grenze bezeichnete.

Vor mir das eiſige fremde Land,
Wo der Felspfad durch Klippen ſich wand,
Wo der Lawine dumpfes Brauſen
Und des Sturmwinds heulendes Sauſen,
Wo des Waldſtroms rauſchende Fluth
Mir erſtarrte das wallende Blut.

Und doch muſt ich im eilenden Lauf
Immer höher den Felſen hinauf,
Immer ferner vom Vaterlande,
Nach dem fremden eiſigen Lande,
Denn mich verfolgte der Vaterfluch,
Den der Sturmwind hinter mir trug,
Mich verfolgte der Mutter Schmerz —
Ach — mich trieb ja das eigne Herz! —

Nur meines Jammers mir noch bewußt,
Drückt' ich mein Kind an die klopfende Bruſt,
Streckt' es empor mit bebendem Arme,
Daß ſich Gott des Verlaßnen erbarme —
Aber Gott hörte nur den Vaterfluch,
Den der Sturm gen Himmel trug.
Ach, er ſah nur der Mutter Schmerz,
Nicht der Sünderin reuiges Herz! —

Als ich nun endlich die Höhe erreicht,
Hinter Bergen die Sonne ſich neigt',
Dämm'rung im Nebelkleid nieder ſich ſenkte
Und mit Thau die Matten tränkte,
Wandt' ich noch einmal den thränenden Blick
Nach dem verlornen Paradieſe zurück,
Sandte der Mutter den Scheidekuß
Und der Heimath den Abſchiedsgruß. —

Vor mir nur Nacht, und in mir nur Nacht! —
Nicht ein Engel, der über mich wacht;
Nicht ein Strahl aus Himmelshöhen,
Nicht aus der Heimath ein kühlendes Wehen,
Stand ich verlaſſen, einſam, allein
In des Mondes geſpenſtigem Schein;
Setzte mich auf einen Felsblock nieder,
Drückte mein weinendes Kind an das Herz,
Nährt' es mit Thränen, nährt' es mit Schmerz,
Und der Kleine entſchlummerte wieder —
Und mit des Kindes ſanftem Schlummer
Schwand aus meinem Herzen der Kummer;

Wehmuth beſchlich mich, gedenkend der Zeit
Glücklicher lieber Vergangenheit,
Und es traten in freundlichem Bilde
Vor mich der Heimath traute Gefilde.“

Sie verſtummte; mit geſenktem Haupte ſtand ſie vor Werner, tiefer Schmerz ſprach ſich auf ihrem Antlitz aus, der allmälig in Wehmuth übergehen mochte, denn ein ſchmerzliches Lächeln umzog ihren Mund. Das Haupt langſam erhebend, das Auge nach Italiens Fluren gewendet, ſprach ſie mit wehmüthigem Gefühle:

„Heimath, o Heimath, wie biſt Du ſo ſchön
Werd' ich noch einmal Dich wiederſehn?
Werd' ich ſchlummern unter dem alten Baum,
Wo ich träumte meinen Frühlingstraum?
Werd' ich ruhen an der Mutter Bruſt,
Wo ich oft ruhte in Lieb' und Luſt?
Wird der Vater unter freundlichem Koſen
Mich noch einmal bekränzen mit Roſen,
Wenn der Ton meiner Leier erſcholl
Und das Lied meiner Bruſt entquoll?

Nimmer, nimmer! — Der Vaterfluch,
Den der Sturmwind gen Himmel trug,
Hält mich fern in Zauber gebannt,
Ferne und feſt vom Vaterland! —
Sünde hat meine Kränze zerpflückt,
Sünde hat mich dem Eden entrückt! —

Aber murre nicht, armes Herz!
Einen Balſam hat jeder Schmerz,

Eine Hoffnung nimmt Jeder hinab
Mit ſich in's finſtre Erdengrab;
Selbſt der qualvollſte bitterſte Tod
Hat ja ſein roſiges Morgenroth!" —

Sie ſchwieg, blickte hinab in die Tiefe und ſchien da unten das Morgenroth zu ſuchen, das aus Grabesnacht hervorbricht. Werner ſtörte ſie nicht, auch er fühlte ſich tief betrübt, auch ſeine Gedanken waren traurig, auch ihm war durch dieſe Erzählung ein lieblicher Traum verſchwunden, denn die heilige Madonna ſtand jetzt als büßende Magdalene vor ihm. Endlich brach er das Schweigen „Wer war der Mann, der Euch ſo ſchmachvoll verlaſſen konnte?" fragte er mit Heftigkeit.

„Höret weiter!" rief mit Haſt die Unglückliche, als ſei ſie eben aus einem Traum erwacht, denn ſie blickte mit ſtarrem Auge Werner an, als er die Frage noch einmal wiederholte „Höret nur weiter," ſagte ſie von Neuem „wie wunderbar Gott mich hierher führte" und ehe Werner ſie wieder unterbrechen konnte, fuhr ſie fort:

„Als die Nacht ſich hernieder ſenkte, hatte ich auf ungebahntem Fußſteig die Höhe erreicht; Müdigkeit überfiel mich, und trotz der mich umgebenden Gefahr ſchlief ich, mein Kind feſt an meine Bruſt gedrückt, ein. Aber ehe es noch Tag wurde war ich ſchon wach, ſprang auf, und ſetzte meine Wanderung fort. Noch einmal mußte ich von der Höhe hinab, noch einmal klimmte ich, über Klippen und durch Geſträuch mich windend, den hohen Caſtello hinauf, und ſchon ſtand die Sonne hoch, als ich ihn endlich erreichte. Hier warf ich mich auf meine Knie und

betete, Gott dankend, der mich aus dieſer Einöde gerettet hatte, denn zu meinen Füßen rauſchte der Teſſin, und Bedretto und Villa Fontana mit ihren freundlichen Hütten lagen vor mir. So weh mir auch meine Füße thaten, ſo ſehr ſie auch bluteten, eilte ich doch, nachdem ich die letzten Tropfen Wein aus meinem Kruge geleert, hinunter ins Thal, als ſei es mein verlornes Paradies, als fänd' ich dort Ruhe, Troſt und Hülfe wieder. Aber Stunden vergingen, und ich hatte noch lange nicht den Fuß des Berges ereilt; ewig mich durch Krümmungen winden müſſend, kam ich meinem Ziele nur langſam näher, und ſchon ſenkte ſich die Sonne, ſchon fühlte ich meine Kräfte ſchwinden, als ich glücklich, vor Freude aufjauchzend, das Ufer des Teſſins erreichte. Aber meine Freude war kurz, keine Brücke war da, die mich hinüber trug; die rauſchenden Wogen brauſ'ten an meinen blutenden Füßen vorüber, und mein Auge ſtarrte verzweiflungsvoll in die Fluth. Ich raffte die letzten Kräfte zuſammen, lief längs dem Ufer hin, ſuchte eine Stelle wo ich hinüber konnte; vergebens, überall die ſchäumenden, ſich über Felsblöcke ſtürzenden Wellen. Schon wollte ich mich verzweiflungsvoll in die Fluth ſtürzen, als ich von fern den Schall eines Glöckchens vernahm; ich horchte auf, und ſah am jenſeitigen Ufer einen Mönch auf ſeinem Maulthier reiten, dem zwei Männer folgten. Als er mir gegenüber kam, hielt er an und blickte forſchend nach mir, verwundert am jenſeitigen wilden unbewohnten Ufer des Fluſſes ein Weib mit ihrem Kinde zu ſehen. Dies gewahrend, warf ich mich ſchnell auf meine Knie, hielt mein Kind hoch in die Höhe und bat durch Worte und Zeichen, ſich meiner und des Kindes zu erbarmen. Der

Mönch nickte mir beruhigend zu, sprach mit seinen Begleitern und winkte mir sodann den Fluß abwärts zu gehen; er selbst kehrte um und nahm die gleiche Richtung des Weges. Jetzt blieb er halten; die Männer sprangen in die Fluth, sprangen von Felsstück zu Felsstück, durchwateten oftmals den Fluß und gelangten endlich zu mir. Ich überließ mich ihnen gern, und sie brachten mich nicht ohne Gefahr hinüber. Als ich dankend vor dem alten mildthätigen Mönche von Engelbergen stand, segnete er mich, es war seit langer Zeit der erste Seegen, der mich traf, und ohne zu fragen, wer ich sei und was mich hierher geführt, ließ er mich sein Maulthier besteigen, wanderte neben mir und brachte mich nach Villa Fontana. Hier miethete er ein Maulthier für mich, und so kam ich unter seinem Schutz bis nach Geschenen, wo er mich einer armen, aber würdigen Frau übergab, die mich freundlich bei sich aufnahm.

Drei Wochen blieb ich dort, und mit wahrer Sorgfalt pflegte mich das Weib. Eines Tages trat der Abt von Engelbergen, von dem alten Mönch begleitet, in unsre Hütte ein. Er war auf einer Reise nach Mailand begriffen, und da ihn sein Weg hier vorbei führte, so hatte er den Bitten des alten Paters nachgegeben und war hier eingekehrt. Er fragte mich nach meinem Schicksal und was mich mit meinem Kinde hierher in das fremde Land geführt habe; ich schwieg und wollte mein Geheimniß in meiner Brust verschließen, aber der ernste gottesfürchtige Mann sprach so ergreifende Worte zu mir, daß ich ihm mein Herz öffnete und ihm meiner Sünden Schuld beichtete; er sprach mir Trost zu und verließ uns. Als er von

Mailand zurück kam, wo er sich nur kurze Zeit aufgehalten, brachte er mir keinen Trost mit. Er hatte vergebens meine Eltern zur Versöhnung zu bewegen gesucht, den Vater aber unversöhnlich gefunden. Die Mutter habe ihm etwas Geld, ein Schwert, einen verwelkten Blumenstrauß und eine Laute als Sachen mitgegeben, an die mein Herz stets gehangen habe, die freilich für eine Büßende keinen Werth mehr haben sollten; doch überlieferte sie ein Laienbruder mir am andern Tage. Was mich aber mehr als Schwert, Strauß und Laute beglückte, war der Seegen der Mutter, den er mir brachte.

Nun fragte er mich, was ich ferner beginnen wolle; und da ich ihm sagte, ich wünschte diese kleine Hütte zu beziehen und ganz meiner Buße zu leben, so schien ihn dies zu erfreuen, und mit dem Gelde der Mutter war bald diese einsame Hütte gekauft; ich zog ein, und was eine Unglückliche zur Fristung ihres traurigen Lebens bedarf, reicht mir die Milde des Klosters."

„Arme Unglückliche!" sagte von tiefem Schmerz durchdrungen Werner, denn auch er sah seines Lebens Glück zerstört.

„Arm? Nein, bei der heiligen Jungfrau, das bin ich nicht!" rief sie, mit flammendem Auge auf den Knaben blickend, und riß ihn mit solchem Ungestüm an sich, daß das Kind laut aufschrie „Hab' ich nicht diesen Knaben, und könnt Ihr mich dann noch arm nennen? — Aber unglücklich? — Ja, das bin ich, sehr unglücklich. Einsam steh' ich auf der Welt voll Lust und Leben, Alles fliehe ich, denn wo ich ein freudiges Antlitz erblicke, weckt es den leise nur schlummernden Schmerz. Seht nur, selbst der

Knabe geht jetzt weinend von mir und ſchleicht nach der Hütte, meine Liebe hat ihn unſanft berührt — Ja!" fuhr ſie nach einer Pauſe, von ihrem Sitze aufſpringend, fort, und trat an den ſteilen Abgrund der zackigen Felswand „Hätte ich hier allein geſtanden, hätte mich das Wimmern meines Kindes nicht ſo feſt gebannt,

Hier die ſteile Felswand hinab,
In des Waldbachs ſchäumenden Fluthen
Hätt' ich gekühlt die brennenden Gluthen,
Hätte gefunden da unten mein Grab.
Aber der Knabe! — Sein kindlicher Blick
Hielt mich mit mächtigem Zauber zurück.
Ach, Herr! — Des Lebens qualvollſten Schmerz
Trägt mit Geduld nur ein Mutterherz! —
Und ſo bin ich hier oben geblieben,
Wenn auch die Sehnſucht hinab mich getrieben.

Jahre, lang und freudenleer,
Rauſchten mit bleiernem Fittig vorüber,
Keine Hoffnung ſtrahlte mir mehr,
Jeder Tag ward mir ernſter und trüber;
Keine Linderung, kein Troſt in der Noth,
Nur einen Wunſch noch — den Tod! —
Leben iſt Qual mir, nur Sterben iſt Glück,
Dies iſt mein furchtbar hartes Geſchick! —

Oft, wenn Erinn'rung mich gaukelnd umſtrahlt,
Mir ſo lieblich Vergangenheit malt,
Meiner Jugend roſige Zeit
Freundlich mit Myrthen und Roſen beſtreut;

Dringt in die Bruſt mir ein wonniges Sehnen,
Reichet mir Wehmuth die lindernden Thränen,
Träum' ich ſo lieblich, wenn's Herz mir auch bricht,
Wähne mich glücklich, und bin es doch nicht.

Denn, wenn durch Schluchten die Windsbraut heult,
Zuckend der Blitzſtrahl die Wolken zertheilt,
Ueber mir rollend der Donner erkracht
Und, wie in mir, der Tag wird zur Nacht;
Dann ergriff Verzweiflung ſchon oft,
Die auf den Tod vergebens gehofft.
Und bei dem Leuchten der flammenden Blitze
Spring ich, das weinende Kind an der Hand,
Auf von meinem einſamen Sitze,
Eile mit ihm nach der Felſenwand
Und — o des Wahnſinns verzweifelter Liebe!
Daß er mein auch im Tode noch bliebe,
Wollt' ich ihn reißen mit mir da hinab
In das Alles zerſchmetternde Grab.

Aber dann hat Gott Erbarmen
Mit mir Armen!
Ehe noch die That vollbracht
Iſt die Mutterlieb erwacht.
Eine innre Stimme ſpricht
Zu mir dann: Verzweifle nicht,
Hoff' und dulde! Jeden Kummer
Wiegt die Zeit in tiefen Schlummer;
Schmerz und Luſt und herbe Pein
Werden nicht für ewig ſein!

Hoff' und dulde und ertrage
Deiner Liebe ſchwere Schuld
Mit Geduld! —"

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr ſie mit Heftigkeit auf

„Ich hab' ſie getragen und trage ſie noch,
Ich preſſe das Herz ins qualvolle Joch,
Und weiſe ſelbſt Hoffnung, die Thräu' in dem Blick,
Die Sehnſucht im Herzen, mit Demuth zurück.
So, todt für das Leben, leb' ich nur dem Tod,
Und hoffe nur jenſeits aufs Morgenroth!"

Sie verſtummte, ihr Auge ſah nicht mehr hinab in die ſchreckbare Tiefe, es blickte aufwärts nach dem Himmelsdom.

„Und wer war der Mann, der Euch ſo ſchändlich verlaſſen, Euch dem Elende preiß geben konnte? Lebt er noch? — O nennt mir ihn!" rief Walter „Nennt mir ihn, ich bitte noch einmal!"

„Wollt Ihr mein Rächer ſein?"

„Das will ich!"

„Nein, lieber Herr!" ſprach ſie, und ihr Auge flammte „Soll Rache ihn hier ſchon ereilen, ſo müßte ich es ſein, die ſie vollbrächte; ich aber habe ſie Gott übergeben!"

„Aber warum verſchweigt Ihr mir ſeinen Namen?" fragte er weiter.

„Was nützt es Euch den zu wiſſen?" erwiederte ſie „Oft iſt es im Leben gut, wenn der Nebel vor des Menſchen Auge nicht zerrinnt — Fragt nicht weiter darnach

und kommt in die Hütte zurück. Mit dem, was ich Euch sagte, hab ich, ich fühl' es, eine Last auf Euch gewälzt, ohne sie mir abgenommen zu haben, ich glaube es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen.

9.

Die Abwesenheit des Sohnes bekümmerte den alten Lazarus Göldlin sehr, da überdies der ihm nachgesandte Kundschafter keine weitere Nachricht von ihm geben konnte. Auch auf Annas Stolz, nicht auf ihr Herz, hatte es verwundend gewirkt. Sechs Wochen waren nun schon verflossen, seit Werner, ohne von ihr Abschied zu nehmen, Zürch verlassen hatte, und der letzte Funke von Theilnahme, die sie noch für ihn gefühlt haben mochte, verschwand um so mehr, da Hans Waldmann in dieser Zeit fast ihr täglicher Gesellschafter war. Lazarus Göldlin, zwar gewohnt, seinen Sohn auch auf längere Zeit mit seinen Jagdgenossen in den Bergen herum schwärmend zu wissen, hatte doch Ursache, jetzt einen andern Beweggrund als die Jagdlust zu argwöhnen, die den Sohn, ohne Nachricht zu geben, so lange vom Vaterhaus entfernt halte. Er machte sich deshalb selbst nach Stanz auf, ihm von hier aus weiter zu folgen.

Anna hatte indessen, während der Anwesenheit ihres Bruders, offen dem Vater erklärt, daß sie das Wernern gegebene und ihr abgedrungene Wort zurücknehme. Sie schilderte dessen kaltes Betragen, beklagte sich, daß er, ohne

ihr Lebewohl zu sagen, Zürch auf so lange Zeit verlassen habe, und erklärte dies so fest und bestimmt, daß der schwache Vater Einwendungen zu machen sich nicht getraute, und der leichtsinnige Bruder, eben nicht Werners Freund, keine Einwendungen machen wollte, denn er bedurfte den Seckel der ungleich reicheren Schwester zu oft zu seinen Thorheiten. Auch würden seine Worte zu wenig gefruchtet haben, denn was Anna einmal beschlossen hatte, stand unabänderlich fest.

Ueberzeugt, daß Hans Waldmann um ihre Gunst werbe, hing sie mit Leidenschaft dem Gedanken nach, den größten der Eidgenossen bald den Ihrigen nennen zu können, und wieß deshalb jede andre Huldigung stolz zurück; selbst Gerold Edlibach, der ihr manches Verbindliche sagte, duldete sie nur des Vaters wegen. Wer konnte auch in Zürch größere Ansprüche machen, als sie? Reich, wie keine; schön, so daß sie mit der blühendsten Jungfrau des Schweizerlandes um den Preis der Schönheit in die Schranken treten konnte, von tadellosem Ruf und strengen Sitten, selbst von edlem, wenn auch vielleicht zu stolzem Gemüthe, war sie gewiß eine Perle, werth einen Fürstenhut zu schmücken, und die Welt, die so gern nur nach dem Aeussern urtheilt, würde, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche erlangte, sicher mehr ihn als sie beneiden. Sie verschloß zwar diesen Gedanken, diesen Wunsch sorgsam in ihrer Brust, sie theilte ihn nicht dem Vater, noch weniger dem Bruder mit, am wenigsten glaubte sie, ihn Waldmann ahnen lassen zu dürfen; und doch wäre er dem welterfahrnen Mann sicher nicht verborgen geblieben, wenn er nicht selbst die Jungfrau so hoch gestellt hätte, daß er den Ge-

danken nicht faſſen wollte, ſie könne für ihn, den ſchon Bejahrten, in Liebe erglühen. Aber dennoch gefiel er ſich täglich, wie es ſchien, mehr bei ihr und ſuchte ſich ihr angenehm zu machen.

Jedoch trotz des ſchönen Zieles, deſſen Erreichung ihn ſo ſehr beſchäftigen mochte, behielt er ſeine Pflicht ſtreng vor Augen. Mit ſeinen innigſten Freunden, dem Stadtſchreiber Amman, dem Obriſtmeiſter Oehen und ſeinem geliebten Gerold, ſaß er manchen Abend in ſeiner Schreiberei, und, ſich nicht ganz die Gefahr verbergend, ſie dennoch nicht für ſo groß und nahe haltend, berathſchlagten die Männer, was zum Beſten der Stadt zu thun ſei. Durch den Altbürgermeiſter Göldlin, welcher, der Verfaſſung nach, ſeinen Platz im Rathe behalten hatte, waren ſchon oft Vorſchläge zur Sprache gebracht, die an ſich löblich und zum allgemeinen Beſten, aber gefährlich als Neuerungen einzuführen waren, die aber Bürgermeiſter Waldmann, das Gute und das Wohl der Stadt nur vor Augen, zu raſch ergriff, mit zu arger Strenge ausführte. So war in dieſer Zeit wegen mehrerer verübten Jagdfrevel der an dem Zürcher See wohnenden Bauern durch eben den Altbürgermeiſter Göldlin die Abſchaffung der großen Hunde, welche die Bauern zu halten pflegten, zur Sprache gebracht. Waldmann, die Anhänglichkeit kennend, mit der der Landmann auf ſeinen treuen Haus und Hof beſchützenden Hund hält, verſchob die Sache von einer Woche zur andern, ſeine Feinde aber ließen nicht nach deshalb in ihn zu dringen, bis er endlich unwillig ausrief „Was hilft ein Befehl, der nicht befolgt wird? Wer von Euch will im Lande herum ziehen und die Hunde todt ſchlagen laſſen?“

Da erboten ſich Dominic Frauenfeld und Hans Meiß, aus zu weit getriebener Anhänglichkeit, den Befehl zu vollführen, und Waldmann mußte nachgeben. Kurz vorher war die Verordnung ergangen, keinen Benachbarten zu einem Feſt oder Schießen zu laden, und dieſe beiden Verordnungen, und die über die Einſchränkung der mancherlei Gelage, brachten die Gemüther gegen ihn auf. Ueber das verbotene Zechen vergaßen ſie ſeine gewonnenen Schlachten; die Herzen der Landbewohner wurden ihm abgeneigt.

Er aber, nur das Gute wollend, kümmerte ſich wenig um ihr Murren und ſchritt kräftig immer vorwärts; nur wenige ſeiner Freunde warnten, die meiſten theilten mit ihm ſein Vertrauen. Selbſt ſein alter Spürhund, der Stadtknecht Schneevogel, kam zuweilen knurrend zu ihm und meinte, auf dem Lande wie in der Stadt ſei es nicht recht geheuer; dort ſchleiche Ullrich Grebel, von Greifenſee aus, umher, und ſuche die Gemüther gegen den Bürgermeiſter zu ſtimmen; hier wären die Conſtaffler, die Göldlins an der Spitze, thätiger als je; doch könnte wohl ein kräftiges Wort, oder ein überraſchendes Handeln des geſtrengen Herrn jetzt noch wirken, denn überall ſäh er noch Unterwürfigkeit, und wo ſich Peter Schneevogel zeige, da wäre ſchnell die Mütze vom Kopf, und das ſei immer ein gutes Zeichen. Waldmann empfahl ihm beſondere Thätigkeit, achtete aber wenig auf ſeine Worte, ging nach wie vor faſt täglich zu Anna Grebel, lebte wie zuvor, ſeiner Kraft und der Liebe der Bürger zu ſehr vertrauend, mit ſeinen Freunden ein luſtiges ſorgenfreies Leben, und führte mit eiſerner Fauſt das Regiment der Stadt.

Indeſſen war Lazarus Göldlin nach Stanz geritten,

hatte dort Nachricht erhalten, daß sein Sohn nach Engelbergen gegangen sei, und folgte nun seiner Spur. Im Kloster erfuhr er Werners Anwesenheit, aber nichts weiter, als daß er wahrscheinlich den Weg nach dem Gotthard eingeschlagen habe, traf jedoch zufällig den Mann, welcher den Sohn bis Geschenen begleitet hatte. Mit diesem machte er sich auf den Weg, und erfuhr nun, welche Wanderung Werner von hier aus begonnen.

Den darauf folgenden Tag, als Magdalene Werner mit ihrem traurigen Schicksal bekannt gemacht, hatte er sich dennoch wieder nach dem Urserner Thal und der Bergschlucht begeben, und die Hütte aufgesucht. Es war aber zwischen Beiden seit gestern ein anderes Verhältniß eingetreten, denn das Bewußtsein, er kenne nun ihre Schuld, hatte die nnbefangene Hinneigung, die von ihrer Seite gewiß nur Vertrauen war, gestört; in ihm war durch die Erzählung ein Kampf zwischen Neigung und Pflicht entstanden, in dem früher gewiß die Neigung ohne langes Mühen den Sieg davon getragen hätte. Jetzt aber, wo sie als ein gefallener Engel vor ihm stand, war es ihm nicht mehr möglich anbetend vor ihr nieder zu sinken. Es war thörigt von ihm, leicht hätte er schon früher die Verhältnisse, wie sie wirklich waren, errathen und die Erzählung ihn nicht überraschen, nicht niederschlagen sollen; aber Göldlin, ein biederer, rechtlicher Mann, war doch keiner jener starken Geister, die sich mit Kraft über Vorurtheile hinwegsetzen können.

Magdalenen entging diese Veränderung in seinem Innern nicht, und es that ihr wehe. Auch sie wurde zurückhaltender, kälter, und jedes Wort abgemessener als

es früher wohl gewesen, und so war der heutige Besuch nicht gemacht Beider Herzen sich näher zu bringen. Er saß ihr schweigend gegenüber, übersah, während sie auf ihrer Laute einzelne Akkorde griff, ihr schönes Antlitz, ihre volle Graziengestalt, beklagte aufrichtig das traurige Schicksal, das diesem frommen Madonnenbilde, mit den leuchtenden Augen eines Cherubs, den Nimbus genommen habe, und liebkoſete den Knaben, der zwischen seinen Knieen stand und ängstlich nach der in finstern Träumen versunkenen Mutter sah. Da öffnete sich die Thüre mit Geräusch, er, wie sie, fuhren aus ihrem Sinnen auf, und Werner lag in den Armen seines Vaters.

Dies Alles war die Sache eines Augenblicks. Ohne den Sohn eigentlich zurückzustoßen, schob ihn Herr Lazarus, dessen Auge nur auf das Weib gerichtet war, unsanft von sich. „Wer seid Ihr?" fragte er Magdalene in barschem gebietendem Tone.

Diese Frage, dieser Ton gaben der Erschrockenen die Besinnung wieder. „Ich bin in meiner Wohnung, im freien Lande Uri!" erwiederte sie stolz „Und wer seid Ihr, der so zudringlich und auf so rohe Weise bei mir eintritt?"

„Dieses Mannes Vater!" erwiederte Herr Lazarus, von dem Benehmen Magdalenens überrascht.

„Dann seid mir in meiner Hütte gegrüßt, ob willkommen, weiß ich noch nicht!"

Werners bittender Blick, der sich schnell vom Vater nach Magdalenen wandte, entging Beiden nicht, Beide verstanden ihn. „Nehmt Platz," sagte sie, dem Alten einen Sessel zurecht rückend „ich gehe, Euch einen kühlen Trunk

zu holen, denn Ihr scheint mir seiner bedürftig.“ Sie verließ, den Knaben an der Hand, das Zimmer.

„Vater, was führt Euch hierher?“ fragte jetzt Werner den finster auf ihn Blickenden.

„Dich Weisen, Bedächtigen, der immer mit kaltem besonnenem Blick, leidenschaftslos auf die Weltbegebenheiten herabsieht, von einer Thorheit abzuhalten.

„Dann kommt Ihr zu spät, mein Vater!“ erwiederte Werner, und ein bitteres Lächeln umzog scharf den sonst so freundlichen Mund.

„Zu spät?“ fiel ihm, glühend von Zorn, der Vater in die Rede — „Ich käme zu spät?“ —

„Ja, Vater! Vor jeder Thorheit hat mich mein Ehrgefühl und mein Verstand schon allein bewahrt, sorgt nicht!“

„Da ich diese lockende Sirene sah, soll ich nicht sorgen? — Jetzt mehr als je!“

„Sorgt nicht für mich!“ wiederholte Werner mit einer Ruhe, die den alten Lazarus in Erstaunen setzte. Er blickte dem Sohn forschend ins Auge; zwar gewohnt, nur die Wahrheit von ihm zu vernehmen; schien er doch jetzt an seinen Worten zweifeln zu müssen. „Nun,“ sagte er endlich „wenn denn Dein Verstand so viel Gewalt über Deine Sinne gehabt hat, so wird es Dir nicht schwer werden, mir noch heute nach Zürch zu folgen, und wenn das Weib wieder eintritt, mich mit ihr allein zu lassen.“

„Ich werde Euch nach Zürch folgen und Euch mit Magdalenen allein lassen, nur bitte ich Euch, Vater, ihr nichts Hartes zu sagen, sie verdient Euer Mitleiden, nicht Eure Vorwürfe“ —

„Wie ſtehſt Du mit ihr?" fragte Herr Lazarus, die fernere Rede des Sohnes ſcharf abſchneidend.

„Weiß ich es doch ſelbſt nicht!" erwiederte Werner „Ich glaube, wie ein Mann, der vor einem Unglücklichen ſteht, gern helfen möchte, und es doch nicht kann, wie ein Träumender, der das Paradies offen ſah, und beim Erwachen es feſt verſchloſſen findet —" Bei dieſen Worten trat Magdalene ein und ſetzte dem reichen Zürcher an Speiſ' und Trank vor, was ſie in der Hütte hatte. Dieſer gab ſeinem Sohne einen Wink ſich zu entfernen, der, jedoch nur ungern gehorchte.

Magdalenen mochte die ſtumme Sprache der Beiden und die Abſicht nicht entgangen ſein, weshalb Werner Stube und Hütte verlaſſen hatte; doch ſie ſchien ſich nicht darum zu kümmern, ſchenkte Herrn Lazarus den kleinen ſilbernen Becher voll Wein, und bat ihn, ſich daran zu erquicken, denn der Alte, der ſein Maulthier an der Teufelsbrücke hatte zurücklaſſen müſſen, war durch das Klimmen über ungebahnte Pfade nicht wenig ermüdet. Er leerte den Becher und ſetzte ſich dann Magdalenen gegenüber.

„Frau!" fragte er endlich, und die Frage ward ihm, dem holden ſanften Antlitz gegenüber, ſchwer „Was wollt Ihr eigentlich von meinem Sohne?"

„Nicht ſo viel," erwiederte ſie, ſich ſtolz erhebend, als die Schwalb' im pfeilſchnellen Fluge erhaſcht, ihr Kleines zu füttern — Euer Sohn zeigte mir Theilnahme, und dieſe ſcheint mir auf eine ſchmerzhafte Weiſe geworden zu ſein."

„Seid Ihr unglücklich, und kann Gold Euren Zuſtand

verbeſſern? begann Göldlin von Neuem, als ſie ſchwieg, und ihr Stolz ihn mehr ergriffen hatte als ihr Schmerz.

„Ich bedarf Eures Goldes nicht," entgegnete ſie „ich bedarf nur der Ruhe, und die werdet Ihr mir wohl gönnen und ſie mir geben, indem Ihr mich, ſobald Ihr ausgeruht, verlaßt.

„Seid aufrichtig," fuhr Herr Göldlin fort, ſtand auf und ergriff traulich ihre Hand „ſagt mir, in welchem Verhältniſſe ſteht mein Sohn zu Euch, weshalb hieltet Ihr ihn wochenlang hier feſt? Wißt, er iſt der Verlobte einer edlen Jungfrau!"

„Möge ihn des Himmels Segen an ihrer Seite durchs Leben begleiten, er verdient es, mir ſcheint Euer Sohn ein edler Mann zu ſein, denn als ſolcher hat er ſich gegen mich bewieſen" erwiederte ſie mit einer Wärme, die Herrn Göldlin nicht ſo ganz zu ihrem ſtolzen Gleichmuthe paſſen wollte. „Ihn hielt, ſo wie ich glaube, nur Theilnahme an meinem Geſchicke hier feſt, und ſo wißt Ihr Alles, was ich Euch ſagen könnte. Nun aber bitte ich nichts Weiteres zu fragen; über mein Thun und Laſſen bin ich nur Gott und meinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig."

„So lebt wohl!" ſagte der Alte empfindlich, ſtand auf und verließ die Hütte. „Folge mir, Werner!" rief er draußen ſeinem Sohne zu, der mit verſchränkten Armen ſtarr vor ſich hin ſah — „Komm!"

„Erſt muß ich ihr Lebewohl ſagen!" ſprach Werner ſchnell, und ohne ſich von dem zornigen Blick des Vaters daran hindern zu laſſen, ging er nach der Hütte, wo er Magdalene, ihr Haupt auf den Arm geſtützt, ſinnend fand.

„Ich komme von Euch Abschied zu nehmen," sagte er herzlich „und der Freund hofft bald wieder bei Euch zu sein. Vertraut mir und wendet Euch in jeder Lage Eures Lebens an mich, Ihr werdet ein treues, wohlmeinendes Herz finden."

Magdalene reichte ihm die Hand und sagte mit bewegter Stimme „Lebt wohl, Gott begleite Euch!" Ihr Auge blickte gerührt auf ihn, das Paradies sah er wieder seinem Auge geöffnet, und dennoch hatte er Kraft genug sich schnell zu entfernen.

Schweigend erreichten Beide die Teufelsbrücke. Lazarus, den Sohn kennend, war zufrieden, seinen Zweck erreicht zu haben, und hielt es nicht mehr der Mühe werth, die Sache jetzt zu berühren. Erst in Altorf, wo sie spät am Abend eintrafen, wendete sich Lazarus zum ersten Mal an den Sohn und fragte ihn „Wer ist das Weib im Urserner Thale?"

„Ein gefallener Engel, bei dessen Fall die Himmlischen weinten!"

„Und ich lache," fiel ihm der Vater in die Rede „denn nun fürchte ich nicht mehr für Dich. Du bist zu stolzen Sinnes, als daß eine Gefallene Dich länger, als für Augenblicke fesseln könnte" — Den Sohn berührte diese Bemerkung unangenehm, der Vater aber schien dies nicht bemerken zu wollen, fuhr fort den Anspruch an Mitleid in Zweifel zu ziehen, den ihr Schicksal verlangen könnte, reizte immer mehr des Sohnes Empfindlichkeit, und erfuhr so nach und nach die Begebenheit, welche Magdalene nach dem Ländchen Uri geführt hatte. Eine Ahnung stieg in ihm auf, ihm lag Alles daran den Namen des Mannes

zu erfahren, der der Urheber von ihrem Unglück geweſen war, und raſcher und beſonnener in der Ausführung ſeiner Pläne als der Sohn, wandte er ſich am andern Morgen an Heinrich Imhof, ſeinen Freund, der ihm auch einen vertrauten Mann zuſchickte, welchen er alsbald, Erkundigungen einzuziehen, nach Mailand ſandte.

10.

In Zürch wo man längſt den Tod Friſchhans Theilings vergeſſen hatte, war Alles in freudiger Bewegung. Zwei Abgeſandte, einer von Maximilian von Oeſtreich, der andere von dem Herzoge von Mailand, waren mit vollem Seckel in dieſer Stadt angekommen, die alten freundſchaftlichen Verbindungen zu erneuern. Der Bürgermeiſter hatte ſie mit aller Würde empfangen, und heute war ihnen zu Ehren ein feierliches Armbruſtſchießen auf der Hagenover Matt veranſtaltet worden, wohin zu gehen Alt und Jung ſich anſchickte, und von allen Orten des Zürcher Landes Theilnehmer herbeiſtrömten. Schon am Morgen ſchritten die jungen Burſche, jedes Gewerk mit einem beſondern Abzeichen, ſchön geſchmückt durch die Straßen, ſich ihren Mädchen zu zeigen, die mit Sehnſucht den Nachmittag erwarteten, wo auch ſie in ihrem Sontagsſtaate und mit Blumen bekränzt unter die Thüre treten, und auf das Lauten der Rathsglocke, die das Zeichen zum Beginnen des Feſtes gab, emſig lauſchten.

Unter allen Jungfrauen des mit Schönheiten ſo reich begabten Zürchs ſtrahlte auch heute Anna Grebel herrlich her-

vor. Konnte ſie auch nicht erwarten, daß Waldmann ſie zum Feſte abholen würde, da ſeine Pflicht ihn an der Seite der Abgeſandten zurückhielt, ſo hoffte ſie doch, er würde einen Augenblick vorher zu ihr kommen, ſie in ihrem Glanze zu ſehen. Sie hatte heute nicht lange bei der Mahlzeit verweilt, oft, nachdem ſie angekleidet war, in den Spiegel geſchaut, öfterer noch durch das Erkerfenſter die Straße hinunter geblickt, von woher er kommen mußte. Sie war heute ausnehmend ſchön; nicht einfach gekleidet, wie die ſtrengen Geſetze den Bürgertöchtern vorſchrieben, hatte ſie ſich zu ſchmücken von allen Vorrechten der Edlen, zu denen ſie ſich zählte, Gebrauch gemacht. Aber nicht das rauſchende ſeidene Gewand, nicht die Juwelen um ihren blendenden Hals, nicht die Perlenſchnur, die ſich durch die kaſtanienbraunen Locken wand, konnten ihre Schönheiten erhöhen. Dieſe üppige Roſe bedurfte nicht des ſchaukelnden Weſtes, nicht des Frühſonnenſtrahls, in ihrer ganzen Pracht ſich dem Auge zu zeigen; ſie ſelbſt war das Herrlichſte, was das Auge erblicken konnte, ohne fremden Schmuck war ſie die Glorie des Schweizerlandes.

Endlich ſah ſie mit eilendem Schritte Waldmann kommen, und es dünkte ihr bei ſeinem Anblick faſt, ſie ſolle mit ihm zürnen, denn einfach gekleidet ging er in gemsledernem Koller einher, auf dem kleinen ſchwarzſammtnen Hut prangte keine koſtbare Hakenſpange, nur eine Auerhahnsfeder ſchwankte nachläſſig darauf. So trat er ſchmucklos, aber durch ſeinen knappanliegenden Anzug den kräftigen Muskelbau ſeines Körpers unverhüllt zeigend, vor das ſchöne Mädchen.

„Bei allen Heiligen," rief er, nachdem ſein feuriges

Auge ſie eine Weile angeblickt „wie ſeid Ihr ſo ſchön! Und doch, trüget Ihr das knappe Mieder, den faltenreichen kurzen Rock unſrer Dirnen, fielen die Flechten Eures ſchönen Haares, ſtatt ſich um Euer Haupt zu rollen, ungekünſtelt über Euren blendenden Nacken, glaube ich faſt, in ſolch ſchmuckloſem Anzug, würdet Ihr mir, wär' es möglich, noch reizender erſcheinen."

„Ihr ſcheint heute gegen Eure Gewohnheit das Gewöhnliche zu lieben;" ſagte Anna ſtatt Dankes für die Schmeichelei, und konnte dabei ihre Empfindlichkeit nicht ganz verbergen „Eurer Kleidung nach ſollte man meinen, Ihr würdet nicht bei dem Feſte erſcheinen."

„Weshalb nicht?" erwiederte er lächelnd „Hans Waldmann bedarf keines äußern Glanzes, um geachtet, hochgeachtet zu erſcheinen; das alte ſtählerne Schwert von Murten iſt an ſeiner Seite glänzender, als ein mit Diamanten ausgelegtes. So wenig, wie Ihr Perlen und Juwelen bedürfet, um reizend, ſo wenig bedarf ich Sammet, Seide und Gold, um geachtet, gefürchtet zu ſein. Ueberdies, ſchöne Anna, was ſollte mir heute mein ſeidenes mit Pelzwerk verbrämtes Wams? Ich werde ja, ſo Gott will, mit meiner Armbruſt manchen guten Schuß thun, und wenn der ſtolze Adler herabgeſchoſſen iſt, und die Ringer mit Pfeifen und Schalmeien zum Kampfe über die Matt ziehen, dann iſt Hans Waldmann unter ihnen, und nicht der Letzte beim Kampfe"

„Ihr wollt?" —

„Ueberall der Erſte ſein! In der Schlacht, auf dem Rathhaus, beim freudigen Mahl, wo der Becher auf das Wohl der holden Frauen geleert wird, auch beim Kampf-

ſpiel, bleibe ich nicht zurück. Da ſeht Ihr nun wohl, daß dies gemslederne Wams ſich heute beſſer ſchickt, als hätte ich mein ſeidenes angethan. Doch heute Abend, wenn die Geiger aufſpielen, und Max Stadion, des Oeſtreichers Geſandter, mich auffordert, ihn der Schönſten von Zürch zuzuführen, mit der er den Reihen eröffnen muß, dann werdet Ihr mich, in Sammet und Seide gekleidet, mit Ehrenketten behangen, vor Euch treten, und Euch als die Schönſte dem ſtattlichen Ritter König Maximilians zuführen ſehen."

„Ihr wißt doch immer jeder Sache eine feine Wendung zu geben!" ſagte ſie jetzt, ſo wie es ſchien, beſänftigt „Ich werde mich freuen, Euch im Kampfſpiel bewundern zu können, denn ſicher gewinnt Ihr einen ſchönen Preis" —

„Er liegt in Eurer Hand!" unterbrach ſie Waldmann ſchnell, doch brach er eben ſo ſchnell wieder ab.

„Welcher Dame habt Ihr Euch heute zu ihrem Ritter gelobt?" fragte ſie dann wie im Scherz.

„Der Schönſten!" erwiederte Waldmann, verbeugte ſich, da er das Rathhausglöckchen ſo eben vernahm, und überließ Anna ihrem Nachdenken.

Indeſſen war Alles zu dem Armbruſtſchießen bereitet, und die Zünfte zogen mit aufgerollten Fahnen, die Pickelhaube auf dem Kopf, die Armbruſt in der Hand, um den See herum nach der Matte, wo prachtvolle Zelte, Siegeszeichen aus dem burgundiſchen Kriege, zum Empfange der Abgeſandten aufgeſchlagen waren. Auf hohen Stangen ſah man hier die Sinnbilder aufgeſteckt, nach denen um die verſchiedenen von der Obrigkeit ausgeſetzten Preiſe geſchoſ-

ſen werden ſollten. Hier breitete ein Adler ſeine ſchwarzen Flügel, dort ſtolzirte ein gekrönter Hahn, ein Drache öffnete ſeinen Rachen, und Scheiben von allerlei Geſtalten waren hier und da zur Beluſtigung des jungen Volkes aufgeſtellt. Vor dem Hauptzelte jedoch überragte auf hoher Stange ein goldner Adler alle übrigen. Nur wer früher in irgend einem öffentlichen Schießen den beſten Schuß gethan, durfte ſich hier als Bewerber ſtellen, wo als höchſter Preis ein künſtlich gearbeiteter vergoldeter Becher ausgeſetzt war.

Neben dem großen Zelte hatten zur Rechten die Conſtaffler ihr Gezelt, zur Linken war das der Zunftmeiſter. Die Matte wimmelte von Menſchen, und als das ſchön bewimpelte, mit Blumen und Bändern geſchmückte Schiff der Stadt anfuhr, die Geſandten ans Land ſtiegen, und, von Hans Waldmann geführt, durch die in Reihen geordneten Zünfte ſchritten, vernahm man von mancher Seite die freundlichen Worte „Grüß Euch Gott, Herr Bürgermeiſter! Grüß Euch Gott, Ihr fremden Herren!“ die Waldmann, wie der Ritter Stadion, eben ſo freundlich erwiederten.

Jetzt gab eine bei Granſon erbeutete Feldſchlange das Zeichen zum Beginnen; das Feſt und Alles ordnete ſich ſchnell. Die Frauen verließen die Schranken und lagerten ſich auf der grünen Matte, oder traten in die mit Speiſ' und Trank gefüllten Zelte, von wo aus ſie das Schießen mit anſahen, die aber, ſo an dem Hauptſchießen vor dem großen Zelte Theil nehmen durften, verſammelten ſich um den Bürgermeiſter, hinter dem ein Knabe ein ſilbernes Becken mit den Looſen hielt.

Waldmann ging in dem Kreiſe der Schützen umher, die meiſt Landleute der Umgegend waren, nur wenige von den Vornehmen der Stadt befanden ſich unter ihnen, reichte dieſem die Hand, ſprach mit dem andern ein paar freundliche Worte, während die von der Conſtaffel ſtolz auf die ärmlich aber reinlich gekleideten Landleute herabſahen.

Jetzt ſchüttelte der Bürgermeiſter die Looſe und trat zu den Geſandten, denen er die erſten Nummern reichte, und ſie einlud, an dieſem volksthümlichen Feſte im Namen ihrer Fürſten Theil zu nehmen. Doch nicht bewandert die Armbruſt zu führen, lehnten ſie Beide das Anerbieten ab, und baten, einen andern Schützen für ſich wählen zu dürfen, worauf der Graf de la Bretonniere Lazarus Göldlin, einen der trefflichſten Armbruſtſchützen, der Ritter von Stadion aber Hans Waldmann wählte. Hierauf gab der Bürgermeiſter dem zierlich gekleideten Knaben einen Wink, und er ging nun im Kreiſe umher, und ließ Vornehme und Geringe durcheinander die Looſe ziehen.

Nachdem das Zeichen gegeben war, trat Lazarus Göldlin an die Schranke; er zielte unter Trompetenſchall, da der Schuß für den König von Frankreich galt, und fehlte zu Aller Erſtaunen. „Was ſoll ich Euch des Fürſten wegen Eure Freude ſtören und Euch um einen Gewinnſt bringen; Euch zu Liebe verzichte ich gern auf die Ehre, ich bin kein Fürſtenknecht!“ raunte er, einen Blick auf Waldmann werfend, den um ihn ſtehenden Landleuten zu, doch nicht ſo leiſe, daß es der Bürgermeiſter nicht gehört hätte. Dieſer trat lächelnd an die Schranke „Der Krone gilt es, für König Maximilian!“ rief er, legte an, drückte ab, der Bolzen ſchwirrte, die Trompeten ſchmetterten und

die Krone fiel. „Für dieſes Kleinod und ſeinen Gewinnſt“ rief er mit lauter Stimme „lege ich aus meinem Seckel einen Goldgülden noch auf jeden der folgenden Gewinnſte, und aus meinem Keller für jeden meiner werthen Schieß-genoſſen ein Maas alten Wein zum Vespertrunk!“ Lau-ter Jubel war die Antwort; der Pfeil, den Göldlin auf ihn abgeſchoſſen hatte, zerſplitterte ohne zu verwunden. Nach dieſem Schuß fehlte Waldmann abſichtlich jedes Mal, ſo oft er ſchoß. Auch war er bald bei dieſer, bald bei je-ner Part, war wie gewöhnlich vertraulich und herablaſſend mit den Leuten, mußte jedoch ſelbſt bemerken, daß beſon-ders das Landvolk weniger zutraulich war, und ihn mit geringerem Jubel empfing als ſonſt.

Zuweilen betrat er auch, von Gerold begleitet, das Zelt der Conſtaffler, wohin ihn nur Anna Grebel zu ziehen ſchien, aber er hatte dabei wohl noch andern Zweck; theils wollte er nicht öffentlich feindlich gegen den Adel erſchei-nen, theils hielt er es für nöthig bei ſolchen Gelegenhei-ten, wo der Wein oft das Herz öffnet, die Stimmung aller Partheien zu belauſchen; auch hatte er ja manchen Freund unter dem Adel, mit dem er ſich gern unterhielt.

Jetzt waren, den tüchtigen Schützen gegenüber, die Stangen faſt ſchon leer, nur noch die Rümpfe der Vögel und einige zerſchoſſene Scheiben hingen da, bei manchen war ſchon die Entſcheidung vorüber, und die Spannung, wer den Hauptſchuß thun würde, war allgemein, als die Ringer, Schalmeien und Pfeifen voran, nach einem grü-nen mit Schranken eingefaßten Platz ſich in ſchönſter Ord-nung begaben. Auch Hans Waldmann ſich bei dem Ge-ſandten entſchuldigend, daß er, der Landesſitte folgend,

auch an diesem Spiele Theil nehmen und sie auf einige Zeit verlassen müsse, trat hinzu und schickte sich zu dem neuen Kampfspiel an.

„Nehmt Euch in Acht, Herr Bürgermeister," sagte Lazarus Göldlin zu ihm, als er eben in die Schranken treten wollte, „die Matt ist vom Abendthau glitschig geworden, es ist dort ein gefährlicher Platz für Euch!"

„Wo ich stehe, stehe ich fest!" erwiederte Waldmann, ohne weiter auf Göldlin zu achten, trat in den Kreis, wo er, ihn überschauend, manchen alten Bekannten, aber auch manches fremde Gesicht fand. Unter andern sah er in ihrer Mitte einen Mann von riesenhaftem Körperbau, dessen schöner krausgelockter Bart ihm besonders auffiel. „Willkommen!" redete ihn der Bürgermeister freundlich an „Ich sah Dich hier noch nie, wo bist Du her, schmukker Geselle?"

„Von Meila am See, gestrenger Herr!" erwiederte der Landmann und zog seinen Hut „Mein Vater ist Rudj Relstab, ein Weber, ich heiße Heinrich."

„Du scheinst ein tüchtiger kräftiger Bursch zu sein, ragst fast eines Kopfes Länge über Deine Kameraden empor. Suche sie Alle niederzuwerfen, und dann machen wir einen Gang zusammen."

„Wie Gott will!" meinte der Mann von Meila „Seht dort an der Schranke die rothwangige Dirne mit dem knappen grünen Mieder, die mir jetzt so freundlich zunickt, das ist mein Mädel, und wir wollen bald Hochzeit mit einander machen; wenn ich die anblicke, habe ich neue Kraft und Muth, und so wird es mir wohl gelin-

gen, Euch, geſtrenger Herr, zum Kampf auffordern zu dürfen.

„Ich will es Dir wünſchen!“ erwiederte Waldmann „Aber Stärke thut es hier nicht allein, auch Gewandtheit muß man haben, um den Gegner nieder zu werfen.“ Der Landmann lächelte zuverſichtlich, grüßte den Bürgermeiſter nochmals freundlich und trat dann unter die Menge zurück.

Jetzt, als das Zeichen gegeben wurde, drängte ſich Alles, was nicht noch mit dem Schießen beſchäftigt war, um die Schranken; auch Anna Grebel fehlte nicht, das Auge unverwandt auf Waldmann gerichtet. Jetzt gaben die Trommeln das Zeichen und das Ringen begann. Jeder wählte ſich wie es ihm beliebte ſeinen Gegenpart, und ſo ſtellte ſich der junge Webersſohn Gerolden gegenüber, der auch ſchnell ſein Koller abwarf und dem Landmanne entgegen trat, der ihm dem Gebrauche nach die Hand, zum Zeichen, daß ihr Kampf in Fried' und Freundſchaft geſchehe, treuherzig ſchüttelte. Gerold, mehr gewandt als ſtark, widerſtand lange der Kraft des rieſenhaften Mannes, endlich unterlag er und fiel. Lächelnd ſprang er auf „Bei Gott,“ ſagte er, ihm die Hand bietend „Du biſt ein wackrer Burſche, Dir mag wahrlich Keiner ſtehen, als mein Vater!“

„Wollen ſchauen!“ erwiederte Reifſtab, trat zurück und rang nur noch mit denen, die noch nicht die Erde berührt hatten; aber in jedem Kampfe blieb er Sieger.

Hans Waldmann hatte bis jetzt, gleich einem Kampfrichter aus alter Zeit, ohne ſelbſt Theil zu nehmen, auf Recht und Ordnung gehalten, und nur zugeſehen. Jetzt,

da Heinrich Relſtab nur noch allein unbeſiegt im Kreiſe ſtand, und ſchon lüſtern nach dem ſchönen blanken Schwerte blickte, das als Preis aufgehangen war, und er aus Ehrfurcht, oder aus Scheu vor Waldmanns wohlbekannter Geſchicklichkeit und Kraft, von ferne blieb, ohne ihn keck aufzufordern, rief ihm ſein Mädel mit lauter Stimme zu „Nun, Heini, mach Dich dort an den großen Herrn und glaub' mir, Du ſchmeiſt ihn nieder; pack nur friſch an, ich bete für Dich!" Da ſchritten die Beiden zu gleicher Zeit auf einander zu und ſchüttelten ſich die Hände. „Haſt Du auch ſattſam ausgeruht?" fragte nun Waldmann, und ließ zwei Becher mit Wein bringen, und als Heinrich Relſtab verſicherte er wäre friſch und munter, leerte Waldmann den Becher auf das Wohl des Mädels im grünen Wams, der er freundlich zunickte, Heinrich that ein Gleiches und nun warf Waldmann das lederne Koller raſch ab, ſtand mit entblößten nervigem Arme da; ein ſchöner Anblick dieſen kräftigen Mann ſolchem Jüngling gegenüber zu erblicken. Alles verließ das Schießen und lief herbei, dem Ringen mit zuzuſehen.

Jetzt faßten ſie ſich — eine tiefe Stille rings umher, nur zuweilen hörte man des Mädchens Stimme, die ihrem Verlobten Muth einſprach — Lange ſchwankte der Sieg, der Mann von Meila nahm alle Kräfte zuſammen, ſein Auge rollte wild, jede Geſichtsmuskel drückte die Anſtrengung aus, während Waldmann lächelnd ſich nur des Feindes Mühen entgegen ſtemmte und ſich nur zu vertheidigen ſchien, jetzt aber plötzlich ihn feſt zwiſchen ſeine nervigen Arme drückte, und ehe der Ueberraſchte ſich ermannen konnte, ihn hoch empor hob und zu Boden warf.

Trompetenſtoß verkündete den Sieg, lauter Jubel erſcholl, nur das Mädchen weinte, nur der Beſiegte ſprang trotzig auf, und hätte faſt Waldmanns Hand zurückgewieſen, als dieſer ſie ihm bot. „Du haſt Dich wacker gehalten!“ ſprach er dann, und als ein neunzigjähriger Greis ihm das blanke Schwert als Siegeslohn brachte, bot er es mit den Worten Reiſtab „Führe es im erſten Kampfe gegen die Feinde des Vaterlandes, als ein wackrer Zürcher!“

Heinrich blieb eine Weile zweifelhaft, ob er das Schwert nehmen, ob er es zurück weiſen ſollte, endlich ergriff er es mit Haſt „Ja, Herr,“ rief er, und manche wilde Leidenſchaft drückte ſich auf ſeinem Geſichte aus „ich nehm's, und will es muthig gegen die Feinde des Vaterlandes ſchwingen, das verſprech ich Euch!“ Dies ſagend entfernte er ſich ſtolz, ſprang über die Schranke und verſchwand.

Lazarus Göldlin hatte indeſſen für ſich den beſten Schuß gethan, und ihm war unter den Schützen die Ehre des Tages geworden. Dies benutzte er weislich, denn während Waldmann mit den Geſandten das Schiff beſtieg, und ſich zum Banquet bereitete, blieb er auf der Matt, ließ Wein in Menge herbeiſchaffen, und verbrachte die Nacht mit dem Landvolke, wobei es an mancher böſen Aufregung nicht fehlte.

Beim Banquet erſchien Waldmann in vollem Glanz, und Anna, ihn noch vor Augen, wie er, ein Athlet, in aller Kraft ſeiner männlich ſchönen Geſtalt vor ihr geſtanden, wußte kaum, ob ſie dem mit allen Spenden fürſtlicher Huld Geſchmückten, oder dem Manne in ſeinem ſchlichten gemsledernen Koller den Preis geben ſolle. Doch entſchied ſie ſich bald für ihn, wie er jetzt vor ihr ſtand, denn

Seelengröße, Anſehn und Macht galten ihr, und mit Recht mehr, als körperliche Stärke, in damaliger Zeit dem Manne zwar eine werthvolle Mitgift der Natur. Er führte ihr jetzt den Geſandten König Maximilians zu, der nun mit ihr im deutſchen Nationaltanz das Banquet eröffnete.

Während des ganzen Abends verließen Waldmann und Gerold Anna nur wenig, und Aller Blicke waren nur auf ſie gerichtet. Auch Werner ſchaute zuweilen forſchend auf das ſchöne Mädchen, und vielleicht betrachtete er ſie ſeit ſeiner Rückkehr aus dem Urſerner Thale mit andern Augen, als das letzte Mal; doch ſie hatte nur Augen für Waldmann, der ſie eben angelegentlich unterhielt, und von wichtigen Dingen mit ihr zu reden ſchien, denn, indem ſie ihm aufmerkſam zuhörte, ward ihr Blick immer feuriger, und ſie ſchien Alles um ſich her zu vergeſſen.

„Die Zeit verrinnt ſo ſchnell," ſprach er eben zu ihr „und thörigt iſt es, ſie unbenutzt an ſich vorüber ziehen zu laſſen. Deshalb weiß ich auch nicht, warum ich ſo lange Etwas in meiner Bruſt verſchließe, deſſen Gewährung mich ſo glücklich machen würde — Zu welcher Stunde darf ich morgen zu Euch kommen, ſchöne Jungfrau? fragte er dann raſch abbrechend „Ich wünſchte Euch allein zu ſehen."

„Kommt zu jeder Stunde!" erwiederte ſie ſchelmiſch lächelnd „Ihr ſeid mir zu jeglicher angenehm und ſollt mich allein treffen" —

Trompetenſtoß, der zur Abendmahlzeit rief, endete zu Annas Verdruß das Geſpräch; der Ritter von Stadion führte ſeine Tänzerin an die reich beſetzte Tafel, wo ſich

der Bürgermeiſter zwiſchen die beiden Geſandten ſetzte, und im Namen der Stadt trefflich den Wirth machte. Nach aufgehobener Tafel, als die Geſandten ſich entfernten, verließ auch er bald das Gewühl und ging nach Hauſe.

11.

Jeder Glanz des Feſtes war mit Waldmann für Anna verſchwunden; deshalb beredete ſie auch den Vater, das rauſchende Gewühl zu verlaſſen, und bald ſah ſie ſich in ihrer Schlafkammer allein. „Alſo morgen, wenn die Sonne immer höher und höher ſteigt, iſt der entſcheidende Augenblick?" rief ſie begeiſtert „Dann ſtehe ich auf der Höhe, wohin meine Wünſche ſich ſo oft ſchon geſchwungen haben, wo ich, von ſeiner Größe beſtrahlt, die Erſte dieſer Stadt, die Erſte in dem Lande der Eidgenoſſen in hoher Schönheit an ſeiner Seite prangen werde. Da, wo Kraft und Hoheit des Mannes mit Frauen Anmuth ſich eint, da hat der Himmel den Menſchen die Zauberkraft verliehen, Alles um ſich her in ein Paradies zu verwandeln. Nun, ich will, ich kann es auch um mich zaubern, denn was eine Erdengeborne nur hoffen, nur in ihren Sehnſuchtsträumen ſich lieblich ausſchmücken kann, Reichthum, Ehre, Liebe mit allen ihren zauberiſchen Reizen, das ward mir, und ich kann es mit dem Geliebten theilen. Ich will mir daraus einen Kranz von Myrthe und Lorbeer winden, ihn mit Immergrün umflechten und mich und ihn mit dieſem Unverwelklichen ſchmücken.

Sende mir zum letzten Male mit Deinem bleichen Lichte, Du silberner Mond, die bunten Träume, die mich so oft freundlich umgaukelten!" rief sie, mit erglänztem Auge in die Mondscheibe blickend, dessen Zauberlicht sie in ihrem weißen Nachtgewande umstrahlte. „Laß die Hoffnung, die in schlafloser Nacht sich so leicht auf Deinen Strahlen in die Brust der Jungfrau senkt, laß sie zurück in der sternenlosen Nacht; morgen, ja morgen bedarf es nicht mehr der Hoffnung, nicht der Sehnsucht, nicht der Träume und Deines Zauberlichtes, um mich zu beglücken, morgen hab' ich mein Ziel erreicht; seine Hand giebt mir Alles, was ich geträumt, ersehnt und gehofft habe, morgen bin ich ganz glücklich! —

Wer blickt in das verschleierte Antlitz der Zukunft?" sprach sie jedoch gleich darauf, sich auf ihren Sorgenstuhl setzend, und ihr flammendes Auge umdüsterte sich — „Wer kann im Leben nur einen Schritt vorwärts thun mit der Gewißheit, daß er nicht strauchle? — Wer kennt das eigne Herz, wer die Dauer der Heiligkeit der Flamme, die es ergriffen? — Trüg' ich mich nicht selbst? — Sind es die goldnen Ketten, die ihn schmücken, ist es der Lorbeer, der seine Stirne kränzt, sind es die Schlachten, die er gewann, ist es die männliche Kraft seiner herrlichen Gestalt, oder ist es der Zauber der Liebe, der auch in dem Unbekränzten, Thatenlosen mich ergriffen, mich an ihn für ewig gebunden hätte? — Ich glaube kaum!" seufzte sie auf und schloß ihr Auge, den vor sie tretenden Gedanken nicht zu verfolgen, aber er stand auch vor dem Geschlossenen fest, sie mußte ihm folgen.

So traf sie der Morgen, mit ihm die Sehnsucht der

Erwartung; der Hoffnung glaubte ſie nicht zu bedürfen. Sie kleidete ſich einfach, aber reizend, erwartete ihn mit Ungeduld und gewohnt, jeden ihrer Wünſche ſchnell befriedigt zu ſehen, ward ſie unmuthig, ſo lange vergebens harren zu müſſen. Endlich — dort bog er um die Ecke, jetzt nahte er dem Hauſe — ein flüchtiger Blick in den Spiegel, ein unwillkührlicher Druck der Hand auf das klopfende Herz, ein Seufzer, welchen der nahende Augenblick der bangen Erwartung erpreßte — und er trat ein.

Schmucklos war ſein Aeußeres, ernſt ſein Blick. „Ich komme" ſprach er nicht ohne Beklemmung „um Eure Hand, Euer Herz zu werben — Doch vorerſt wißt, Alles was mein iſt, verdanke ich meiner verſtorbenen Gattin, deren Reichthum mir den Weg aufwärts zu ſteigen bahnte; deshalb gehört nach meinem Tode auch Alles, was ich beſitze, und wahrlich es iſt nicht wenig, meinem geliebten Sohne Gerold — Für ihn —"

„Gebt ihm Eure Habe!" unterbrach ihn Anna „Was bedarf ich ihrer? Ich habe Geld und Gut in Fülle —"

„Verſteht Ihr mich recht, holde Jungfrau?" erwiederte Waldmann überraſcht „Oder verſtandet Ihr, oder wollet Ihr meines Gerolds ſtete Bewerbung um Eure Gunſt nicht verſtehen?"

„Was ſoll das hier?" fiel ihm Anna nochmals in die Rede.

„Was es ſoll? Hans Waldmann, Zürchs Bürgermeiſter, ſteht vor Euch und wirbt für ſeinen Sohn um Eure Hand."

„Ha!" fuhr Anna, wie aus einem Traume erwachend

auf, warf einen vernichtenden Blick auf Waldmann und wollte ſich eiligſt entfernen, doch er hielt ſie zurück.

„Nicht alſo müßt Ihr von mir ſcheiden!“ ſprach er in ſanftem Ton „Ich bitte Euch, erkläret Euch deutlicher und beantwortet meine Werbung, wie ſie es wohl verdient. Gerold Edlibach iſt ein braver, redlicher, verſtändiger, er iſt ein ſchöner Mann, hochgeachtet und überall geliebt. Durch ſeiner Mutter Nachlaß wohlhabend, dereinſt durch mein Vermögen reich, was habt Ihr gegen ihn, deſſen Bewerbungen ihr bisher freundlich aufnahmet, den Ihr gern um Euch zu ſehen ſchienet? Wie könnt Ihr mir zürnen, daß ich für ihn um Eure Hand werbe? —“

Anna ſah finſter vor ſich hin und antwortete nicht.

„Ruht eine frühere Neigung in Eurem Herzen, die Ihr verbergen zu müſſen glaubt, ſo ſagt es mir, Euer Geheimniß ſei treu in meiner Bruſt verwahrt“ fuhr er fort, ſie genau beobachtend. „Ueber ſein Herz kann Niemand gebieten, ſo ſchwach es auch iſt, bleibt es dennoch unſer gebietender Herr!“

Ein ſonderbarer Blick, halb Schmerz, halb Unmuth, traf Waldmann, der immer noch auf ihre Antwort wartete „Meines Herzens Gebieterin bin ich, es wird nie mein Gebieter werden!“ ſagte ſie endlich, das gebeugte Haupt ſtolz emporhebend „Mag Gerold Edlibach, mit allen ſeinen Vorzügen, werben um welche Jungfrau Zürchs er will, Anna Grebel ſteht zu hoch für das Alltägliche — nur das Höchſte — Doch — Lebt wohl!“ Sie entfernte ſich ſchnell, Waldmann hielt ſie nicht mehr zurück. Was er in dieſer kurzen Unterredung geahnet, was ihn ſo ſonderbar überraſchen mußte, ſah er nun verwirklicht vor ſich. Wär' er

ſo eitel als ehrgeizig geweſen, ſo hätte er glauben können, daß er noch Liebe in der Bruſt dieſes ſchönen Mädchens zu erwecken fähig ſei, er würde dann entweder die Neigung in Gerolds Bruſt nicht angeflammt, und ſie mit Hoffnung genährt, oder es ihm überlaſſen haben ſein Glück ſelbſt zu ſuchen. Mit ſchwerem Herzen brachte er ihm die Botſchaft, der freudig Alles, ſelbſt ſeine Neigung, dem geliebten Vater zu opfern fähig war, und ihn bereden wollte, Anna für ſich zu gewinnen.

„Es freut mich, daß Du eines ſolchen Opfers fähig biſt, es tröſtet mich aber auch, daß Du es zu bringen vermagſt," ſagte Waldmann, den Sohn in ſeine Arme ſchließend „denn der Verſtand muß Dich mehr als das Herz bei Deiner Wahl geleitet haben, ſonſt wär' es ohnmöglich, ſo ſchnell vergeſſen zu wollen —"

„Und doch, für Euch" rief Gerold mit Feuer „für Euch gern, und bräch auch mein Herz!"

„Ich bedarf keines andern Weibes mehr, als der Fortuna!" erwiederte Hans Waldmann „Laß Dich nicht von dem erſten Unfall abſchrecken, verſuche ferner Dein Heil!"

„Nein, Vater!" erwiederte Gerold raſch, drückte Waldmanns Hand und entfernte ſich.

Waldmann ſah ihm ſinnend nach. „Er hat Recht!" ſprach er vor ſich hin „Dieſe ſtolze Dirne würde nie das Herz meines Gerolds erkennen, ihn nie beglücken — Und mich?" — Er lächelte, und mancher Gedanke mochte in ihm aufſteigen, denn ohne Gerolds Neigung würde er wahrſcheinlich nicht einen Augenblick angeſtanden haben,

die Hand dieſes Mädchens als das ſchönſte Pfand ſeiner Fortuna anzuſehen.

12.

Der Bote, den Lazarus Göldlin nach Mailand geſchickt hatte, war endlich zurückgekehrt und brachte die erwarteten Nachrichten. „Mache Dich zu einer Reiſe fertig," ſagte Göldlin wenige Stunden darauf zu ſeinem Sohne „mein Weg führt in's Urſerner Thal!" Freudig horchte Werner auf, doch verbarg er dem Vater ſorgfältig die Bewegung ſeines Innern; Er hatte männlich gegen ſeine Neigung gekämpft, aber noch war ihm der Sieg nicht geworden, noch ſtand Magdalene, wenn auch den Knaben an der Hand, zu reizend vor ihm, um dem Stolze freudigen Herzens das Opfer bringen zu können. Was er noch wünſchen, was er von ihr noch hoffen konnte, wußte er freiljch nicht, denn es war ein Zwieſpalt in ſeinem Innern, der ihm an ihrer Seite und fern von ihr keine frohe Ausſicht zeigte. Eins nur ſtand feſt in ihm — ihr Beſchützer, wo möglich ihr Rächer zu ſein.

Ohne den ernſten Vater zu fragen, was er im Lande Uri wolle, ritt er ſchweigend neben ihm. Erſt als ſie in Rothenthurm anhielten, ihre Roſſe raſten zu laſſen, brach Herr Lazarus das Schweigen. „Du wunderſt Dich wohl mein Sohn," hob er an „daß ich Dich wieder an einen Ort führe, von dem ich Dich erſt vor Kurzem entfernt habe? Wiſſe, daß ich aus Mailand über die räthſelhafte

Klausnerin Nachricht erhalten habe. Ist sie auch Deiner Liebe nicht werth, so verdient sie doch unser Mitleid; ich habe ihr unsanft begegnet, ich will es gern wieder gut machen, und sie muß diese öde Gegend, diese melancholische Einsamkeit verlassen, sonst geht ihr weiches Gemüth ganz zu Grunde. Hilf mir sie zu bereden, daß sie uns folge!"

Werner staunte über die Rede des Vaters. Was kümmerte sich dieser sonst, ob ein weiches Gemüth in Gram und Schmerz, oder in der Einsamkeit untergehe; dergleichen Theilnahme für fremdes Leiden war ihm bei seinem Vater fremd. Er mußte mit Magdalenen Etwas beabsichtigen, dessen war er gewiß, was aber, blieb ihm noch ein Räthsel. Er fragte den Vater, welche Nachrichten er aus Mailand über die Tochter des Improvisators bekommen habe, Lazarus aber wich der Antwort aus, wobei tückische Schadenfreude auf seinem Gesicht unverkennbar war. Er fragte ihn ferner, ob er den Namen des Mannes wisse, der die Unglückliche so treulos verlassen. „Ich weiß ihn, werde Dir ihn jedoch verschweigen," erwiederte Lazarus „da ich mir leicht sagen kann, daß, wenn Du ihn erfährst, Du nur neue Thorheiten begehen würdest."

In dieser Spannung blieb Werner bis zu Magdalenens Hütte, und nur unter der heiligsten Versicherung, daß des Vaters Vorhaben lediglich zum Besten der Unglücklichen sei, versprach er ihm seine Theilnahme.

Sie war nicht wenig erstaunt Beide wieder zu sehen. Auf des Vaters Wink mußte sich Werner entfernen, und jener blieb wohl eine Stunde mit ihr allein. „Sie schwankt noch in ihrem Entschluß," sagte Lazarus, als er zu dem

Sohne trat, der ſinnend vor der Hütte auf und ab ging „doch hoffe ich, ſie wird uns begleiten. Komm und unterſtütze meine Bitte!“

Als ſie eintraten ſaß Magdalene, den Kopf geſtützt, am Fenſter; der Knabe hatte ſie mit ſeinen Aermchen umſchlungen und weinte mit ihr, die jetzt das thränende Auge nach Werner erhob.

„Wißt Ihr, warum ich Eurem Vater nach Zürch folgen ſoll?“ fragte ſie ihn dann nach kurzem Schweigen.

„Ich weiß es nicht!“ erwiederte Werner „Doch da mein Vater gewiß nur Euer Beſtes will, ſo könnt Ihr ihm ſicher vertrauen, und ich bitte Euch, verlaßt dieſe öde Wildniß und gebt Euch dem Leben wieder.“

„Dem Leben?“ — wiederholte ſie bitter lächelnd — „Was könnte es mir noch bieten? — Aber Dieſem,“ rief ſie mit Heftigkeit und riß ihr Kind ſtürmiſch an ſich „Dieſem könnte es nützen, und ſo will ich — Doch nein! — noch gab ich mein Wort nicht, ein unüberlegter Ausruf ſoll mich nicht binden. Ehe ich mich entſchließe mit Euch zu ziehen, muß ich mich erſt mit mir, mit meinem Wohlthäter, dem Abt von Engelbergen, und mit Gott beſprechen“ —

„Thut das!“ fiel ihr Werner in die Rede „Ihr tretet in eine neue Welt, und deshalb iſt es weislich gehandelt, wenn Ihr erſt Euer Herz und Gott befragt.“

„Thorheit!“ meinte Lazarus „Wo der Vortheil offen vor Augen liegt, da muß der Menſch nicht lange zaudern. Meine Diener halten in Geſchenen ein Maulthier für Euch bereit, beſteigt es und folgt uns getroſt nach Zürch.“

„Nein, Herr!“ sagte Magdalene bestimmt „Wollt Ihr mich morgen in Geschenen erwarten und mich dann nach Engelbergen bringen lassen, so werde ich Euch dankbar dafür sein. Bin ich morgen früh nicht dort, dann hab' ich mich bestimmt hier zu bleiben, und keine Macht der Erde führt mich lebend aus meiner Hütte.“

„Nun wohl!“ sagte Herr Lazarus, dem die Festigkeit, mit der sie dies sprach, die Hoffnung nahm, daß sie seinem Willen gemäß ihm sogleich folgen werde „Ich verlasse Euch in der Erwartung uns morgen wieder zu sehen — Lebt wohl!“ — Auch Werner sagte ihr Lebewohl; als er jedoch eben mit dem Vater die Hütte verlassen hatte, rief sie ihn zurück.

„Herr Werner!“ sprach sie „Wißt Ihr wirklich nicht, weshalb ich Euch nach Zürch begleiten soll?“

„Bei allen Heiligen, ich weiß es nicht,“ erwiederte er „Ihr könnt meinem Schwure vertrauen!“

„Das thu' ich!“ sagte sie ernst — dann nickte sie ihm freundlich zu, und „Zieht mit Gott!“ sprechend, trat sie in ihr Stübchen zurück.

Sie hatte, während die Männer bei ihr waren, ruhig geschienen; jetzt aber, da sie mit dem Kinde allein war, duldete ihr aufgeregtes Gemüth die Fesseln nicht länger, es brach hervor. Stürmisch riß sie den Knaben in ihre Arme, drückte ihn heftig ans Herz, und fing dabei bitterlich an zu weinen. „Ja, für Dich, für Dich werd' ich müssen, für Dich mein stilles Asyl verlassen, und mich hinausstürzen in ein Leben voll Qual und Erinnerungen. Für Dich allein leb' ich ja nur noch, darum fort, fort, und sähe ich noch tausendfach schmerzlicheres Elend vor mir; ich muß

es wagen, und für Dich mich noch einmal in den Strudel der Welt stürzen!" — Sie ließ bei diesen Worten den Knaben aus ihren Armen, schaute mit dem verklärten Blick heiliger Mutterliebe auf ihn und sprach, ihm die braunen Locken von der Stirn streichend „Ja, schön bist Du, Kind! Dein Auge flammt, wie das Auge Deines Vaters, Dein Mund lächelt, wie der seinige mir lächelte, Dein bittender Blick sieht so unwiderstehlich zu mir hinauf, wie der seine lockend zu mir herabsah. O werde ihm in Allem gleich, nur bleibe treuer als er!" — Sie trat dann zu der Stelle, wo die ihr so werthen Reliquien hingen. „Du bist noch scharf, wie am Tage der Schlacht," sprach sie, den Griff des Schwertes küssend „und Du, stiller Zeuge meiner Andacht, Du dufteſt noch lieblich von den Tropfen Rosenöl, die er an jenem verhängnißvollen Tage darauf träufelte, als er mich vor dem Bilde der heiligen Cecilia im Kampf der Leidenschaft betend, und doch unterliegend fand, und ich bei der Heiligen Trost suchte für mein bedrängtes Herz — Ach, Trost mußte ich seitdem suchen für mein gebrochenes! — Du Freundin meiner Jugend, liebe Laute, hängst verwaist, doch wenn ich Dich stimmen will, tönen Deine Saiten wieder, freilich nur traurig; aber jener verwelkte Blumenkranz, den er mir im trunknen Augenblick trügerischen Glücks, in meine Locken wand, grünt und duftet nicht mehr; er ist verwelkt, — entblättert — unwiderbringlich dahin — er ist das Bild meines Herzens, einst frisch und blühend, jetzt welk und zerrissen!" — Sie seufzte tief auf, setzte sich vor den Entblätterten hin und überließ sich wehmüthigen Erinnerungen. Dann sprang sie plötzlich auf und wallfahrte nach dem Plätzchen am Wasserfall. Hier

kniete sie an der Stelle, wo Sehnsucht und Schmerz sie so oft hinunter in das tiefe Grab gezogen hatten, und bat Gott in stillem Gebet, sie zu erleuchten, daß sie das Rechte wähle, setzte sich dann auf den Felsblock und prüfte, so viel sie vermochte, mit Ruhe ihr Herz, und der Entschluß die Hütte zu verlassen ward in ihr fest. So erwartete sie getrost den Urner, der ihr heute die Lebensmittel von Engelbergen bringen mußte; er kam zur bestimmten Stunde, rief noch am Abend die gute Frau aus Geschenen herbei, in deren Hütte sie anfangs gelebt hatte, und versprach ihr, morgen früh wieder da zu sein, sie nach Engelbergen zu begleiten. Der Frau übergab Magdalene die Vorsorge für ihre Hütte, und so Alles mit Bedachtsamkeit ordnend, trat sie am Morgen, die Laute über ihre Schulter, den Rosenkranz um ihren weißen Schwanenhals, ihre Wanderung an; der Urner folgte, das Schwert und den sorgfältig verwahrten welken Blumenkranz tragend. Bald waren sie in Geschenen, wo Göldlin Maulthiere bereit hielt, sie mit dem Knaben nach Engelbergen zu führen, wohin der Urner ihr folgte; Nachricht von ihr im Brunnen am Vierwaldstädter See zu erwarten, verabredete Göldlin mit ihr.

Am dritten Tage führte sie ihr Schicksal nach Brunnen, wo sie von Vater und Sohn freudig empfangen wurde. Sie selbst war nicht heiter, trübe Ahnungen hatten sie auf dem ganzen Wege begleitet; desto froher aber war der Knabe, der von dem Anblick des Sees und der bewimpelten Schiffe entzückt war. Noch nie hatte er das einsame Thal, seine Welt, verlassen, worin der schäumende Waldbach sein Meer gewesen war; alle neue Gegenstände entzückten ihn daher doppelt. Die Rosse, die er zum ersten

Mal sah, die schönen Häuser, die hohen grünen Bäume, der Gesang der Vögel, dies rege Leben der Natur belebte auch seinen Geist mit neuen Bildern, und er schalt in seiner kindischen Einfalt die Mutter, daß sie noch an die Hütte denken könne, da er selbst seine Ziegen über all das Schöne, das er hier sähe, vergessen habe, und gar nicht wieder dahin zurückkehren wolle.

Aber selbst des Kindes Frohsinn verscheuchte die trüben Bilder von der Mutter zagender Seele nicht; nur Werners heiteres, Zutrauen erweckendes Gesicht gaben ihr Muth und Hoffnung, denn sie glaubte ihn zu edel, sie hintergehen zu können. Doch am andern Tage, als sie die Sihl überschritten hatten, der Vater die gewöhnliche Straße nach Zürch verließ und sich mehr rechts nach Rapperswyl wandte, er ernst wurde und leise einige Fragen an den Vater that, der sie jedoch nicht befriedigend zu beantworten schien, ward Magdalene von Neuem beunruhigt.

Von Rapperswyl nahmen sie nicht den Weg längs dem Zürcher See, sondern ritten nach Gruningen. Jetzt wurde Wernern die Absicht des Vaters klar, und dies führte eine lange Unterredung zwischen Beiden herbei, die sich endlich zu Werners Zufriedenheit zu endigen schien.

„Ihr liebt die Einsamkeit," wandte sich, nachdem sie schon mehrere Stunden Gruningen verlassen hatten, Herr Lazarus zu Magdalenen „Ihr fürchtet das Geräusch der Stadt und das Aufsehen, welches Eure Anwesenheit vielleicht dort verursachen könnte. Dem zu entgehen und Eure Wünsche ganz zu befriedigen, habe ich Euch indessen ein einsames Asyl bereiten lassen. Seht jenes alte, fast in Trümmern liegende Schloß! Der Hügel, auf dem es steht,

wird von der einen Seite von hohen aber grün bewachsenen Bergen begrenzt, auf der andern rauschen die Wellen des Pfäffikoner See's, wenn auch in einiger Entfernung. Die reizende Lage dieses Ortes, der mein Eigenthum ist, hat mich schon vor vielen Jahren bewogen, einen Theil des von den Eidgenossen zerstörten Gebäudes wieder auszubauen, und Ihr werdet dort wenigstens mehr Bequemlichkeit, als in Eurer Hütte im Urserner Thale finden. Sobald es die Verhältnisse gestatten, hole ich Euch von da wieder ab und führe Euch in mein Haus nach Zürch."

Magdalene war durch diese Anrede nicht unangenehm überrascht, denn sie fürchtete das rauschende Leben in Zürch; doch wollte es ihr grausig dünken, als sie die Höhe hinauf ritt und nun durch das verfallene Thor ihr Maulthier trieb — Ueberall Trümmer, überall Zerstörung — nur ein kleiner Theil des Gemäuers, da wo ein schmaler Thurm noch unversehrt mit seiner Spitze dem Sturmwinde Trotz bot, schien bewohnbar zu sein. Hier empfing sie ein alter Mann mit seinem Weibe, die Göldlin als ihren Herrn begrüßend die Wendeltreppe voran schritten.

Als Magdalene das für sie bestimmte Zimmer betrat, welches für die damalige Zeit fast ein Prunkzimmer zu nennen gewesen wäre, sagte Lazarus Göldlin zu der Erstaunten „Denkt, Ihr wäret die Besitzerin dieses Schlosses, Erni und sein Weib Eure Diener, verlangt, was Euch noch an Bequemlichkeit mangeln sollte, ohne Scheu, und gehabt Euch bis auf Wiedersehen wohl!" Er entfernte sich mit den Uebrigen, nur Werner blieb zurück.

„Magdalene!" sprach er „Obgleich ich fest auf die redliche Gesinnung meines Vaters vertraue, so will ich doch

keine Vorsichtsmaasregel unterlassen. Ich habe meinem Vater aus Gründen, die ich nicht tadeln kann, das Versprechen geben müssen, Euch nur in seinem Beisein zu sehen; deshalb nehmt hier mein Hifthorn und verwahrt es wohl; so oft ich kann werde ich nach jenem verfallenen ohnfern des Schlosses liegenden Gemäuer eine Stunde nach Sonnenuntergang kommen und drei Mal in mein Horn stoßen; geht es Euch wohl, so erwiedert mein Zeichen, droht Euch Gefahr, so schweigt, und dann eile ich zu Eurer Hülfe, trotz des gethanen Versprechens herbei." Ohne ihre Antwort abzuwarten entfernte er sich schnell.

13.

Magdalene war, als sie ihre neue Wohnung noch am nämlichen Tage genauer untersuchte, über so Manches erstaunt, was sie hier fand. Alles, was sie und der Knabe an Kleidung und Leinenzeug gebrauchten, lag in den gefüllten Truhen, und wenn auch die Sachen selbst keinen Werth für sie hatten, so gaben sie ihr doch den Trost, daß der Geber, wer anders als Göldlin konnte es sein, es freundlich mit ihr meine. Ueberdies war die Lage des alten Schlosses reizend; eins ihrer Zimmer hatte die Aussicht nach dem See, das andre nach den Bergen, an dessen Fuße das alte verfallene Gemäuer lag, von dem Werner mit ihr gesprochen. Auch waren Erni und sein Weib gutmüthig und gefällig gegen sie, und Beide schienen besonders Wohlgefallen an dem Kinde zu haben.

So vergingen mehrere Tage; Laute, Schwert und der duftende wie der verwelkte Rosenkranz hingen schon längst ihrem Lieblingssitze gegenüber, und Niemand hatte ihre Einsamkeit gestört, Werners Hifthorn sich noch keinen Abend hören lassen, und dennoch floh sie die Ruhe hier mehr als in der einsamen Hütte, und die Bilder der Erinnerung traten hier häufiger, lebhafter vor sie.

Es mochte der Abend des siebenten Tages sein, den sie hier verlebte, als sie aus dem Gemäuer die Töne des Hornes zum ersten Male vernahm. Dieser Ruf, so wenig er sie auch überraschen konnte, durchrieselte sie schauerlich; er schien ihr ein Bote trauriger Nachricht zu sein; ihr Herz klopfte gewaltig, und ehe sie noch nach dem Horne griff, zu antworten, drang der Ruf schon von Neuem zu ihr herüber. Jetzt stieß sie ins Horn, es zu blasen unkundig, beantwortete sie mit unmelodischen Tönen; aber doch mußte die Antwort verstanden sein, denn in dem öden Gemäuer blieb nun alles still.

Am andern Tage, als sie sinnend ihren Reliquien gegenüber saß, weckte sie der Freuderuf des Knaben aus ihren Träumereien. „Sieh, Mutter," rief dieser „da kommen Gäste! Sieh nur das prächtige weiße Roß und die schöne Reiterin; eben biegen sie um das alte Gemäuer und reiten wahrscheinlich zum Thore herein; soll ich hinunter ihnen entgegen?"

„Bleib!" befahl die Mutter, und noch durchkreuzten sich mancherlei Gedanken in ihr, wer die Fremde wohl sein könne, als schon die Thüre sich öffnete und Anna Grebel eintrat. Beide Frauen waren gegenseitig bei ihrem Anblick überrascht, Beider Augen ruhten lange auf einander,

ehe Anna ihr „Grüß Euch Gott, Magdalene Feltrino!“ ausſprach, und dieſe den Gruß mit einem langgezogenen „Seid mir willkommen auf dieſem einſamen Schloſſe, wenn Euch Gott in Frieden mir zuführt!“ endlich erwiederte.

Anna ſchwieg eine Weile, denn noch muſterte ihr lebhaftes Auge, Zug für Zug, Glied für Glied, Magdalenens Antlitz und Geſtalt; dann erwiederte ſie, und leicht konnte man bemerken, daß es ihr ſchwer wurde, eine gewiſſe Beklemmung, ein Unbehagen zu verbergen „Ich komme mit Gott in Frieden, rege Theilnahme allein führt mich zu Euch.“

„Und wer ſeid Ihr, wer ſagte Euch, daß ich der Theilnahme bedürfe?“

„Ich bin Anna Grebel, die Tochter eines Edlen aus Zürch!“

Magdalene erröthete bei dieſen Worten, ſie gedachte Werners offenen Geſtändniſſes, ſah nun in der Jungfrau ſeine Verlobte, und fürchtete für ſich. „Nun wahrlich,“ ſagte ſie endlich, nachdem ſie Faſſung gefunden hatte „eine ſchönere Braut konnte Werner Göldlin ſich nicht wählen, Ihr, Euch einem edleren, biederern Mann nicht verloben“ —

Anna lächelte bitter „Ihr irrt, Magdalene!“ ſprach ſie „Er war mein Verlobter, das lockre Band iſt jedoch zerriſſen — Doch laßt uns davon ſchweigen!“ brach ſie das Geſpräch ſchnell ab und wandte ſich nach dem Knaben „Iſt das Euer Kind?“

„Ja!“ erwiederte Magdalene und zog das Kind ſchnell an ſich — Doch Anna trat dem Knaben näher, betrachtete

ihn genau, ſpielte mit ſeinen Locken, küßte ſeine Stirn, und wandte ſich ſchnell, die hervorbrechende Thräne zu verbergen. Magdalenen entging es nicht, es benahm ihr die Furcht, die ſie vor Anna gehabt, und der Knabe war der beſte Vermittler zwiſchen ihnen, denn deutlich ſprach ſich das Wohlgefallen aus, mit dem ihn Anna betrachtete, und das Kind erwiederte eben ſo unbefangen ihre Liebkoſungen.

„Ich kenne Euer Schickſal," nahm jetzt die Jungfrau von Zürch das Wort „es iſt furchtbar! Ich fühle tiefes Mitleid mit Euch, ich ehre in Euch die Dulderin, kann es aber nicht faſſen, wie in des verlaſſenen Weibes Bruſt die Erinnerung nicht die wilde Flamme der Rache anfachen ſollte. Jeder Gedanke an den Treuloſen, jede Erinnerung glücklicher Stunden, jedes Liebeswort, das er ſprach, und das ſie mir zurück führte, würde die Hölle in meiner Bruſt wecken. Wen ich einmal geliebt, den lieb' ich bis zum Grabe, oder haſſe ihn für mein ganzes Leben!"

Magdalenens Auge hatte das ſchöne Mädchen, als es, vielleicht auch von Erinnerungen ergriffen, hoch erglüht zu ihr ſprach, theilnehmend betrachtet; doch jetzt ward ihr freundlicher Blick ernſt; ſie nahm, vielleicht unwillkürlich, die Laute von der Wand, legte ſie aber mit Haſt wieder fort, der Genius der Begeiſterung umrauſchte ſie „Euch" ſprach ſie, den glühenden Blick auf Anna geheftet:

„Euch hat der Liebe Gluth noch nie entflammt,
Noch nie ihr unauflösbar Band
Mit Zauberkraft mit Schmerz und Luſt umfangen;
Ihr kennt noch nicht ihr ewig Gluthverlangen,
Nicht ihrer Sehnſucht qualenreiche Luſt,
Noch traf ihr Pfeil nicht Eure kalte Bruſt!"

„Ihr irrt, Magdalene!“ unterbrach ſie Anna, und aus ihrem Auge ſprach mehr der Stolz als der Gram. „Der Liebe Wonne kenn' ich nicht, doch ihren Schmerz; aber, der Herr ſei gelobt! der Stolz erhob mich über mein Geſchick, er wandelte meine Liebe in Haß. Wie könnte Liebe noch für einen Treuloſen, in welcher Bruſt könnte ſie ohne Gegenliebe glühen?“

„In des Weibes treuer Bruſt!“ nahm Magdalene ſchnell das Wort, und das Auge der Dulderin ſah mit dem zürnenden und dennoch mitleidigen Blick eines Engels auf Anna. „O glaubt es mir, Jungfrau!“ rief ſie begeiſtert,

„Die Liebe lebt durch Treue nicht allein,
Das eigne Feuer nähret ihre Gluthen,
Und wenn auch Thränenſtröme fluthen,
Sie löſchen nicht der heil'gen Flamme Schein;
Sie leuchtet von der Sehnſucht angefacht,
Wie Mondſtrahl ſanft durch ihre finſtre Nacht!
Denn die Erinnrung führt die ſüßen Stunden,
Mit Immergrün uns trügeriſch umwunden,
Vor unſren thränenvollen Blick
Am Arm der Zaub'rin Phantaſie zurück;
Und was wir einſtens Wonniges empfunden,
Des ſüßen Traumes namenloſes Glück,
Des erſten Kuſſes ſeel'ger Augenblick,
Es wird noch einmal und verſchönt empfunden.“

„Und wenn der Traum, wenn die Täuſchung verſchwindet?“ unterbrach ſie Anna raſch.

„Dann ſenket ſich mit thauendem Gefieder
Die Tröſterin, die Wehmuth zu uns nieder,
Sie träufelt Balſam auf das wunde Herz
Und lindert oft, doch heilt ſie nie den Schmerz;
Und ſelbſt der Schmerz wird dann zum treuen Freund,
Der mit uns trauert, mit uns weint.

Um alle Schätze der Welt gäb' ich nicht die Erinnerung, gäb' ich nicht meinen Schmerz! Ich nähre ihn ſorgſam, er iſt mir lieb geworden, denn daß ich mich ſo elend fühle, ſagt mir ja wie unausſprechlich glücklich ich geweſen bin."

Staunend hatte Anna ſie angehört „Ihr ſeid die Märtyrin Eurer Liebe," ſprach ſie endlich „und wißt Ihr denn, ob der Treuloſe Eurer Erinnerung, Eures bitterſüßen Schmerzes werth iſt?"

„Er war es, das genügt mir! Der Quell meiner Freuden liegt weit, weit hinter mir, dort muß ich ſie ſuchen, aus ihm muß ich ſie ſchöpfen. Um mich, vor mir wogt das Sandmeer arabiſcher Wüſte, kein erquickender Tropfen quillt da aus der Erde dürftigem Schooſe für mich, und ſo muß ich immer rückwärts, immer rückwärts, um mir in den leeren Becher Tropfen aus der Vergangenheit zu träufeln, und doch werde ich immer wieder von meinem Schickſal vorwärts in die todte Steppe meines blüthenloſen Lebens getrieben."

„Ich verdurſtete lieber in der Wüſte, als mir meine Erquickung aus der Vergangenheit zu betteln!" ſprach Anna ſtolz. Stolzer aber noch als ſie blickte Magdalene

auf den Knaben, drückte ihn an ihr Herz, und die Zürcherin verstand die Wahrheit dieser stummen Sprache.

Trotz der Verschiedenheit ihres Gemüths gewann Anna's ungeheuchelte Theilnahme und ihre Liebe zu dem Kinde, die sich durch Blick und Wort überall aussprach, Magdalenens Herz, und schon nach dem zweiten Besuch fühlte sie sich glücklich hier eine Freundin gefunden zu haben, und dankte dem Himmel, daß er sie den Entschluß habe fassen lassen Herrn Göldlin hierher zu folgen. Alle Abende schallte der Ruf des Hornes aus dem Gemäuer herüber, jeden Tag konnte sie ihn beantworten, und fast jeden Morgen brachte ihr der Knabe die frohe Nachricht, die schöne Dame komme angeritten. Lazarus Göldlin hatte Werdegg noch nicht wieder betreten.

Als eines Tages die beiden Frauen in ernsten Gesprächen versunken bei ihrer Arbeit saßen, öffnete sich plötzlich die Thüre und ein junger Mann trat ein — „Was suchst Du hier, Ulrich?" rief ihm Anna entgegen, und in Ton und Blick lag kein freudiger Willkommen für den Bruder; doch dieser, ohne sich daran zu kehren, sagte lächelnd „Ich komme, liebe Schwester, zu untersuchen, wer von Euch Beiden die Schönste sei!" und nahm unaufgefordert Platz. Magdalene empfing ihn der Schwester wegen so freundlich, als sie nur einen fremden, ihr völlig unbekannten Mann empfangen konnte.

Ulrich Grebel, ganz das Gegenbild seines in jeder Art einfachen Vaters, auch der Schwester in keinem ihrer Fehler, viel weniger in so manchen ihrer Vorzüge ähnlich, war einer jener rohen Gesellen damaliger Zeit, die ohne je im ernsten Kampfe das Schwert gezogen zu haben

wähnten, der Ruhm ihrer Vorfahren müſſe auch ſie, die Thatenloſen, umſtrahlen, die Würde der Väter auch ſie zu achtungswerthen Männern machen. Wild und leidenſchaftlich ſtürmte Ulrich ins Leben hinein, dem Spiel, dem Wein und den ſittenloſen Frauen allein ſchenkte er ſeine Neigung, vergeudete des Vaters mühſam erworbenes Geld und plünderte oft den Seckel ſeiner reichen Schweſter. Bei ſeinem Widerwillen gegen jedes ernſte Geſchäft, verlebte er unthätig die ſchöne Jugend, und nur des Vaters, hauptſächlich aber wohl der Schweſter wegen geduldet, würde ihn unter andern Verhältniſſen die allgemeine Verachtung aus jedem ſittlichen Kreiſe ausgeſtoßen haben. Eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die faſt ſtete Begleiterin des Leichtſinns, war das einzige Lobenswerthe an dieſem ſonſt von der Natur reich ausgeſtatteten Manne. Dieſe Gutmüthigkeit erhielt ihm noch ſo ziemlich der Schweſter Gunſt; ſein Kommen war ihr jedoch unangenehm. Daß er nie einem zartfühlenden Weibe eine freudige Erſcheinung ſein konnte, davon hatte ſie ſchon zu oft Beweiſe gehabt, und auch heute mußte ihr das öftere Erröthen Magdalenens ſagen, daß er ihr läſtig ſei. Sie wußte kein anderes Mittel ihn zu entfernen, als ihr Roß vorführen zu laſſen, und mit ihm nach Greifenſee zurückzukehren, wo er, um ihn aus Zürch entfernt zu halten, auf dem Schloſſe wohnte. Magdalene fühlte die Zartheit Anna's und gab Erni die Weiſung, Herrn Grebel nie mehr einzulaſſen; ſeine Gegenwart hatte ihren heitern Himmel getrübt.

14.

Aber ihre Einſamkeit ſollte noch auf andere Weiſe geſtört werden. Kaum daß ſich Anna mit ihrem Bruder entfernt hatte, ſo begab ſich Magdalene mit dem Knaben nach ihrem Lieblingsplätzchen, wo ſich ihr unter ſchattigen Bäumen eine reizende Ausſicht nach dem blauen See bot. Hier pflegte ſie, wenn Anna ſie verlaſſen, mit ihrem Knaben zu ſitzen um die Sonne untergehen zu ſehen. Auch für ſie hatte das Abendroth die magiſche Kraft, die dem Morgenrothe mangelt. Der roſenfarbne Glanz, mit welchem dieſe die ſchlummernde Natur belebt, thut unſrem Auge wohl, der Gedanke, daß Alles zu neuem Leben mit dem jungen Tage erwacht, erfreut und ſtärkt unſren Geiſt, und wie die Nebelwolken vor den erſten Morgenſtrahlen ſchwinden, ſchwindet auch der Nebel, der unſern Geiſt umdüſterte, wir athmen freier und treten hoffnungsvoll in das neue Leben ein — Senkt ſich aber die ſcheidende Sonne am fernen Horizonte, badet ſie ihr Strahlenhaupt in einem Gluthmeer, oder vergoldet ſie das Gewölk, das ſeinen nächtlichen Schleier um ſie werfen will, ſo ſendet ſie uns mit goldner Schrift den Scheidegruß und geht, mehr und mehr in der Dämmerung ſich verlierend, endlich in Nacht unter. Dann hebt eine unausſprechliche Sehnſucht des Menſchen Herz; aufwärts möchte ſein Geiſt, und doch zieht es ihn hinab in die unendliche Gruft, die der Sonne Gluth und all ihre leuchtenden Strahlen deckte. Zu dieſſeits weckt die Morgenröthe den Menſchen, nach jenſeits winkt ihm das Abendroth.

Dieſen Gedanken ſich hingebend hörte ſie nicht, daß Menſchen ſich näherten; doch der munntre Knabe, der auf der Erde ſitzend mit Steinchen ſpielte, hatte für dergleichen ein leiſeres Ohr; er ſprang auf und ſah durch das zurückgebogene Gebüſch zwei Männer den Fußpfad gerade auf ſie zukommen. Schnell ſprang er zu der Mutter und zeigte nach der Gegend, von wo die Männer kamen. Magdalene erbebte bei ihrem Anblick „Verbirg Dich hinter jenem Strauch," befahl ſie dem Knaben leiſe „und halte Dich ſtill!" Kaum war dies geſchehen, als einer der Männer auf ſie zutrat, der andere aber in einiger Entfernung zurück blieb. „Grüß Euch Gott, junge Frau!" redete er Magdalene an, die vor dem rieſenhaften Mann mit ſeinem benarbten Geſicht erbebte und kaum zu danken vermochte „Was führt Euch aus fremdem Lande in das Gebiet unſrer Stadt?"

„Was kümmert Euch das?" entgegnete Magdalene, Faſſung ſammelnd.

„Viel, liebe Frau, ſehr viel!" erwiederte der Benarbte.

„Wer ſeid Ihr, der ein Recht hat mich in meiner Einſamkeit zu beläſtigen?"

„Ich bin ein ſonderbarer Vogel," ſagte er lachend „bin vieler Herren Diener, und habe doch eigentlich nur einen Herrn, bin ein Knecht, und doch ein gewaltiger Mann! Meinem Namen nach ſollte man meinen, ich wäre von den Eisbergen des Walliſer Landes herabgezogen, und mein Vaterland iſt ein warmes fruchtbares Thal, wo Trauben in Menge wachſen."

Magdalene wußte nicht recht die ſcherzende Laune des Alten mit ſeinem widerlichen Geſicht zu vereinen, doch war die Scheu vor ihm durch ſein freudliches Weſen meiſt verſchwunden. „Ich bin aus Welſchland," ſagte ſie endlich „und wohne unter dem Schutze des Herrn Lazarus Göldlin auf Werdegg."

„So?" brummte der Alte „Da habt Ihr einen reichen Mann aber keinen Heiligen zu Eurem Schutzpatron gewählt, und doch dünkt es mir faſt Ihr wäret eine Heilige, denn dort zwiſchen jenem wilden Roſenſtrauch ſeh' ich ein Engelsköpfchen, das wahrlich ſchön zu nennen iſt. Iſt das Euer Knabe?"

Zitternd bejahte es die Mutter.

„So laßt ihn hervor kommen; ich mag die Kleinen gern leiden, beſonders wenn ſie ſo lebhafte Augen haben, wie der Eure!" und während die Mutter den Knaben rief, ſuchte er in ſeiner Taſche — „Wahrlich, kein Zuckerkügelchen aus dem Schnecken mehr darin, Alles haben mir die Kinder von Kämpten abgebettelt," ſagte er verdrießlich „aber komm her, kleiner Burſche, fürchte Dich nicht vor mir!" Der Knabe trat auch dreiſt zu ihm und blickte neugierig an ihm auf. Des Mannes Geſicht ward immer ernſter, je länger er den Knaben betrachtete, endlich legte er die Hand auf des Kindes Haupt „Ich kenne Deinen Vater nicht," ſprach er mit einer Art Feierlichkeit, aber Deines lieben Antlitzes wegen ſegne ich Dich, mein Sohn! — Werde ein braver Mann, wie der iſt, dem Du gleichſt, und ſtirb, wenn Dein Stündlein ſchlagen ſollte, mit mehr Gewiſſensruhe, als ich es werde können."

„Herr, wer ſeid Ihr?" fragte Magdalene, durch die

theilnehmenden Worte, wohl noch mehr durch die Mahnung an des Knaben letztes Stündlein erschüttert.

„Ich bin Peter Schneevogel, liebe Frau, der Stadt Zürch Knecht, doch eigentlich nur der treue Diener Hans Waldmanns, unsres ersten Bürgermeisters. Schaudert nicht vor dem Stadtknecht!" fuhr er fort, als Magdalene erschrocken zusammenfuhr „Wenn auch seine Faust Manchen packte, schlug und knebelte, wußte sie doch auch das Schwert für das bedrängte Vaterland tüchtig zu führen, und aus meines lieben Herrn Seckel manche milde Spende den Armen auszutheilen, und so mag mein Segen wohl so viel werth sein, als der manches Pfaffen. Sollte Euch hier im Lande Etwas zustoßen, so sendet schnell einen Boten zu mir; so ein geringer Mann ich auch bin, könnte ich doch vielleicht helfen, und das würde ich gern, schon um des Knaben willen thun. Es gehe Euch wohl!" Dies sagend hob er den Knaben zu sich auf, küßte ihn, grüßte Magdalene nochmals freundlich, und ging mit dem Andern dem See zu, wo die Rosse sie erwarteten.

Als Anna am andern Tage, jedoch ohne den Bruder wieder nach Werdegg kam, erzählte ihr Magdalene, was sich mit Schneevogel zugetragen, und war nicht wenig verwundert, als diese sichtbar erschrak. „Was mag der Mann hier suchen?" sagte endlich Anna „Bei Gott es ist nicht gut, daß er, und eben er Euch hier gefunden hat." Den ganzen Tag über war sie verstimmt, und kehrte auch früher als gewöhnlich nach Greifensee zurück.

Zwei Tage darauf ritt, als es zu dämmern begann, Werner Göldlin längs den Bergen nach der Ruine, die ohnfern Werdegg lag, ließ den Diener mit den Rossen

zurück, und ſchlich allein zwiſchen den verödeten Mauern nach den Ueberreſten eines Thurmes, wo ein noch gut erhaltenes Fenſter ihm die Ausſicht nach Werdegg bot. Hier ſtand er ſinnend und erwartete die einbrechende Nacht. Die Mondesſcheibe ſtand ſchon hoch, bleich glänzte ſie, noch von dem Lichte der ſcheidenden Sonne überſtrahlt. Jetzt zeigte der Abendſtern ſein mattes Licht, und bald wetteiferte er und der Mond, wer am ſchnellſten, wer am ſtrahlendeſten ſein Licht verbreiten könne. Heller glänzte bald der Abendſtern, aber feierlicher breitete der Mond ſeinen Silberſchleier über die bethaute Flur, und Heſperus erbleichte bei ſeinem magiſchen Lichte.

Da nahm Werner das Hifthorn zur Hand, ſtieß dreimal hinein und lauſchte der Antwort. Der Rabe krächzte, die Eule flatterte aus dem alten Gemäuer auf, aber kein Ton erſcholl von Werdegg her. Noch einmal ſtieß er in Horn. Alles blieb ſtill, auch zum drittenmale blieb es ohn Antwort; da ſtürzte er über die Trümmer hinweg na den Roſſen hin, ſchwang ſich auf und hielt bald vor de Pförtner des Thurmes — „Führe mich zu der fremd Frau!“ rief er ihm entgegen, doch dieſer berichtete, d Herr Lazarus am Morgen mit gutem Gefolge hierher kommen, und die Frau nebſt dem Kinde, ſo wie er erf ren, nach Greifenſee gebracht habe.

„Nach Greifenſee?“ rief Werner, gab ſeinem R die Sporen und jagte fort.

Warner Gibbon

15.

Noch war es finstre Nacht, als er in Greifensee anlangte. Nur nach langem Mühen wurde ihm endlich das Thor des Schlosses geöffnet und er zu Ulrich Grebel geführt, der überrascht war, ihn noch so spät bei sich zu sehen. Von diesem erfuhr er, daß ihre beiden Väter, daß Anna und Magdalene auf dem Schlosse wären, was sie zusammen hierher geführt, sei ihm unbekannt. Doch am Morgen benachrichtigte ihn sein Vater, daß die Anwesenheit Schneevogels, der in den Dorfschaften am See spionirend herum gezogen, die Ursache gewesen sei, weshalb er Magdalene hierher, als an einen sicheren Ort, gebracht habe. „Du kennst ja Waldmann und sein wildes Leben," sprach er „weiß er irgendwo ein schönes Weib, so stellt er seine Netze aus, und die Arme ist gefangen."

Werner schüttelte ungläubig den Kopf. Waldmann stand in seinen Augen zu hoch, um solch Arges und Unedles von ihm denken zu können, und der Argwohn, sein Vater wolle Magdalene zu irgend einem Zwecke gebrauchen, ward nun fast zur Gewißheit, besonders da der ihm auch jetzt verbot, außer in seiner Gegenwart, Magdalene zu sprechen. Wie konnte er nun sie warnen, durch wen mit ihr verkehren? Ulrich war der Mann nicht, dem er sich anvertrauen konnte, und Anna, dieses stolze Mädchen, mit der er, die mit ihm gebrochen hatte? — Doch siegte endlich seine Theilnahme, und er trat den schweren Gang zu seiner ehemaligen Verlobten an.

„Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu ſehen," dete er Anna an „Ihr habt Recht dazu, denn nachd wir ſtillſchweigend die von unſern Vätern geſchloſſene V bindung löſ'ten, konntet Ihr kaum mich hier zu ſehen warten. Aber das, was mich hierher führt, kann E wenigſtens zeigen, daß wenn ich Euch auch nicht mit ſchwärmeriſchen Neigung lieben konnte, wie Ihr viellei erwartetet, ich Euch doch hochſchätze, hochachte und Eur Edelmuth vertraue. Ueber dem Haupte der Unglücklich an welcher Ihr ſo regen Theil zu nehmen ſcheint, zi ſich ein Unwetter zuſammen, das ich nicht zu beſchwö vermag, da meines Vaters Befehl mich von ihr ban deshalb bitte ich Euch, nehmt Euch der Verlaſſenen habt ein wachſames Auge auf Alles, was ſie umgiebt"

„Und weshalb fürchtet Ihr für ſie?" unterbrach Anna.

„Ich fürchte, mein Vater hat die Arme in einen ner Pläne verflochten, und will ſie zu irgend einem Zw benutzen; ob ſie dabei zu Grunde geht oder nicht, iſt gleichviel" —

„Sorgt dafür nicht!" nahm Anna das Wort „Eu Vaters Abſicht mit Magdalenen kenne ich, ſie iſt gut kann ihr nur nützen. Daß Ihr aber das Zutrauen mich geſetzt habt, freut mich, Herr Werner, und ich mit gleicher Offenheit Euch entgegen kommen. Liebt Magdalene noch?"

Werner ward verlegen und ſchwieg.

„Antwortet mir frei! Um uns hatte die Liebe nie Band geſchlungen, deshalb kann Eure Antwort auch n

nem Herzen nicht wehe thun — Liebt Ihr Magdalene noch?"

„Ja," erwiederte er nach langem Zögern „ich liebe sie noch, aber hoffnungslos — Uns trennt eine furchtbare Kluft" —

„Sucht nicht sie zu überspringen," fuhr sie fort „denn nicht die Kluft allein ist es, was Euch trennt, auch Magdalenens Herz bleibt Euch verschlossen. Hofft nichts von ihr, so wenig wie von mir! — Aber sprechen sollt Ihr sie, das Verbot Eures Vaters ist unnütz, in Liebe werdet Ihr Euch gegenseitig nie nahen."

Werner dankte, verließ Anna und bald darauf mit seinem Vater Greifensee.

Peter Schneevogel hatte indeß, von seiner Wanderung nach Zürch zurückgekehrt, Waldmann von der Stimmung, in der er das Landvolk gefunden, eben keine erfreuliche Nachricht mitgetheilt. Ueberall, besonders in den Dörfern am Zürcher See, waren die Landleute gegen ihn aufgebracht, und die im Lande herumziehenden Edlen hatten diese Stimmung noch mehr aufgeregt. Besonders war es die Jugend, die sich nur sträubend die Zügel anlegen ließ; sie hatten die Schlachten von Granson, Murten und Nancy nicht mit Hans Waldmann gefochten, ihnen war er nicht der Held ihrer Schlachten, ihnen war er nur der strenge Bürgermeister des sie beherrschenden Zürchs. Das väterliche Wohlwollen erkannten die Landleute nicht in ihm, sie hatten in den burgundischen Kriegen ihre einfachen Sitten, ihren kindlichen Sinn verloren, und auf die Kraft ihres Armes pochend, glaubten sie auch gegen die Obrigkeit ihn gebrauchen zu können.

Die edlen Geſchlechter von Zürch und der Adel, der noch hier und da auf ſeinen Schlöſſern im Lande wohnte, thaten ihr Mögliches die Gemüther gegen den Bürgermeiſter immer mehr und mehr aufzuregen. Kreaturen von ihnen zogen im Lande umher, wo ſie bei öffentlichen Luſtbarkeiten und in den Schenken durch Spott oder Mitleid die Gemüther reizten. Kein Kind wurde getauft, keine Hochzeit gefeiert, kein Haus gerichtet, wo nicht bei dieſen Zuſammenkünften über die Geſetze geklagt und auf den Bürgermeiſter allein alle Schuld gewälzt wurde. Am meiſten empörte es die Landleute, daß ihre Nachbarn aus den andern Landen nicht Theil an ihren Freuden nehmen ſollten. „Haben wir mit ihnen unſre Schlachten geſchlagen, warum ſollen wir nicht auch mit unſern Waffenbrüdern uns erfreuen?" ſo klagten ſie, und wohl nicht ganz mit Unrecht. Dies Geſetz zu umgehen, wälzten einige unruhige Köpfe ein großes Faß mit Wein auf die Grenze, ſo daß es halb auf Zürcher, halb auf Schweizer Boden lag, zapften es auf beiden Seiten an und zechten ſo gemeinſchaftlich, ein Jeder in ſeinem Lande.

Aber dies war nicht genug. Mehrere junge Burſche, an deren Spitze ſich Kellſtab von Meila ſtellte, der ſeine Niederlage im Ringekampf nicht verſchmerzen konnte und ſeit jenem Tage jede Gelegenheit ergriff, ſich an dem Bürgermeiſter zu rächen, vereinigten ſich, dem Geſetze in Betreff des Nichtbeſuches der Schenken keine Folge zu leiſten. Sie luden Mehrere aus dem Lande Schweiz nach der Schenke von Erlenbach zum Zechen ein, wo ſich gegen 400 Burſche verſammelten und den Entſchluß faßten, dem Geſetz nicht zu gehorchen und feſt beiſammen zu halten; ſie

verbanden ſich mit einem Handſchlag, und ſendeten Abgeordnete nach Zürch, die Abſtellung dieſer Neuerung zu verlangen.

Waldmanns Vorſtellung, daß dieſe Geſetze keine Neuerung, ſondern nur Erneuerung alter vorhandener Geſetze wären, machte keinen Eindruck; eben ſo wenig ſchienen ſie ſeinen Ermahnungen, die wohl ziemlich ernſt ſein mochten, Gehör zu geben; ſie verließen unter Drohungen die Stadt. Waldmann dachte wohl jetzt zum erſten Male daran, daß ihm Gefahr drohen könne; er nahm alle nur möglichen Vorſichtsmaasregeln, und beſonders war Peter Schneevogel auch hierbei thätig, der die Stadt verließ und die Gegend zwiſchen dem Zürcher und dem Greifenſee, wo ihm die Stimmung am aufgeregteſten zu ſein ſchien, furchtlos durchzog, obgleich er wußte, wie viel Gefahr, beſonders ihm, dor: drohe.

16.

Indeſſen hatte ſich Manches auf dem Schloſſe zu Greifenſee zugetragen, was in Magdalenen wohl oft die Sehnſucht nach ihrer Hütte erwecken mochte. Seit Lazarus Göldlin mit Werner ſie verlaſſen, beläſtigte ſie Ulrich Grebel mit ſeinen Beſuchen nur zu oft. Sein Vater, den als Landvoigt ſein Amt immer noch auf Greifenſee zurückhielt, bekümmerte ſich wenig um das Thun ſeines Sohnes, noch weniger um ſie, und Anna verließ jetzt oft das Schloß auf mehrere Tage. Da geſchah es, daß eines Tages, als

Anna eben abweſend war und der Knabe mit andern Kindern in dem Garten ſpielte, Herr Ulrich zu ihr eintrat und ſie in ihrem Sinnen auf unangenehme Weiſe ſtörte, denn ſie hatte eben das ihr ſo theure Schwert in der Hand, beſah es unter Thränen, und manche wehmüthige Rückerinnerung mochte jetzt vor ihrer Seele ſchweben.

„Ei!" rief Ulrich, als er ſie ſo überraſchte „Eine Heilige und ein Schwert paßt nicht gut zuſammen, jener ſchön gearbeitete Roſenkranz ſchickte ſich beſſer für Eure zarte Hand. Laßt doch ſehen, was es für ein Schwert iſt, das Euch ſo werth zu ſein ſcheint!" Er ergriff es, trotz Magdalenens Sträuben und beſah aufmerkſam den Griff „Bei Sanct Georg, ein mächtiges Kampfſchwert!"

„Das Euer Arm wohl ſchwerlich würde führen können!" fiel ihm Magdalene unmuthig, wohl auch unbedachtſam in die Rede „Gebt es mir zurück, ich ſehe es nur ungern in Euren Händen" — Doch Ulrich behielt es, zog es aus der Scheide, vielleicht aus Eitelkeit, ihr zu zeigen, daß ſein Arm es führen könnte, und nicht ahnend, daß dies Unſcheinbare ſo ſcharf geſchliffen ſei, verwundete er ſich dabei, jedoch nur leicht, in die Hand. „Verdammtes Schwert!" rief er und warf es auf den Tiſch „Kann ich denken, daß eine Waffe, mit der ein Weib ſpielt, ſo ſchneidend iſt? — Aber umſonſt will ich nicht bluten — für jeden Tropfen verlang ich einen Kuß von Euren Roſenlippen!" Dies ſagend wollte er Magdalene umfangen, die ihm jedoch auswich und zurief „Rühre mich nicht an, Verwegener, oder, bei dem allmächtigen Gott, es fließt noch mehr Blut!"

„Närrchen!“ erwiederte Ulrich, ohne auf ihre Drohung zu achten, erfaßte ihren Arm und verſuchte auf unfeine Art ſie feſtzuhalten; ſie aber ergriff, ihrer nicht mehr mächtig, mit bebender Hand das Schwert zur Vertheidigung, und Ulrich ſank blutend zu ihren Füßen.

Sein Fall gab ihr die Beſinnung wieder, ſie eilte, nach Hülfe rufend hinaus. Der Vater ſtürzte mit mehreren Dienern herbei und fand den Verwundeten in ſeinem Blute ſchwimmen. „Wer iſt der Mörder,“ rief der unglückliche Vater „wer führte den tödtlichen Streich?“

„Ich!“ ſagte Magdalene ſtolz „Ich vertheidigte mich gegen den Elenden!“

„So führt ſie hinab in den tiefſten Kerker, dort erwarte ſie ihr Urtheil!“ rief der ſonſt ſo milde Landvoigt, ſich verzweiflungsvoll über ſeinen Sohn werfend, der wohl dieſer väterlichen Liebe unwerth war. Nur zu ſchnell wurde ſein Befehl vollbracht und die Unglückliche in ein furchtbares Gefängnis abgeführt.

Ohne zu murren, ohne zu klagen, ſetzte ſie ſich hier auf den feuchten Steinblock, das einzige Ruheplätzchen dieſer unterirdiſchen Behauſung und gab ſich dem Nachdenken über ihr trauriges Schickſal hin. Endlich aber übermannte ſie doch der Schmerz und ſie brach in Klagen aus. „So bin ich denn nun ganz allein!“ rief ſie „von Allen, Allen getrennt, von ihm, von meinem Knaben, ſelbſt von meinem Dolche, den ich Unglückliche heute nicht zu mir ſteckte — Kein Freund hört meinen Hülferuf, ſelbſt dem Tode kann ich nicht gebieten mir zu erſcheinen — O, mein Kind, mein armes Kind!“

„Herr, mein Gott!“ wandte ſie ſich jetzt mit ausge-

ſtreckten Armen gen Himmel, da Gott allein ſie hören, ſie retten konnte, doch ſank ſie nicht auf ihre Kniee, ſie blieb auf dem feuchten Blocke ſitzen „Herr, mein Gott! Du haſt mich ſchon furchtbar beſtraft für mein Vergehen, mir Vater, Mutter, die Heimath, die Ruhe, jede Erdenfreude genommen und mich unter fremde Menſchen ins Elend geſtoßen; war das der Strafe noch nicht genug, mußte ich auch noch von meinem Kinde geriſſen werden, und meiner Sünden Schuld durch einen Mord vermehren? — Warum ſtrafeſt Du mich ſo hart? — Habe ich nicht bereut und harte Buße gethan, in Demuth mein Elend ertragen, in Verzweiflung mein Leben erhalten, das mir in jeder Stunde neue Schmerzen bot? — Gott der Barmherzigkeit, wie konnteſt Du um eines menſchlichen Fehls willen ſo ſtreng mit mir verfahren? — Doch Dein Wille geſchehe! Auch den Tod auf dem Blutgerüſte will ich ohne Murren dulden, vergieb mir nur meine Schuld, vergieb mir den Ausbruch meines unnennbaren Schmerzes — Verzeih meinem unglücklichen Kinde, und laß die Schuld ſeiner Mutter und Deine Strafe ihn nicht treffen" — Sie ſank jetzt auf ihre Kniee und betete im Stillen.

Da ſtörte ſie Geräuſch, des Kerkers Thüre öffnete ſich, und Anna Grebel trat ein. „Folget mir, Magdalene!" ſagte ſie ernſt „Der Vater hat mir erlaubt, Euch in einen weniger düſtern Gewahrſam zu führen. Gott gedankt, noch lebt mein Bruder, ſeine Wunde ſcheint nach dem Ausſpruche des Arztes nicht tödtlich zu ſein."

„Alſo bin ich keine Mörderin!" ſprach Magdalene freudig vor ſich hin; ihr Auge blickte dankend aufwärts nach dem feuchten Kreuzgewölbe, als ſei es der blaue

Himmelsdom, dann folgte sie Annen, welche sie in ein freundliches Stübchen führte, wo zwar das einzige es erhellende Fenster fest vergittert war, das Uebrige aber keinem Kerker glich, denn man sah hier mancherlei kleine Bequemlichkeiten, die sonst einem Gefängnisse wohl fremd sind.

„Was Euch zu der That bewogen hat, ahn' ich!" sagte nun Anna — Sie ist geschehen, und ich fürchte ihre Folgen — Was auch daraus entstehen mag, so werde ich doch als eine treue Freundin an Euch handeln, werde Euch schützen, so lange ich es vermag, selbst wenn ich gegen meine Ueberzeugung handeln müßte. Geduldet Euch nur einige Tage in diesem Gewahrsam; heute noch gehe ich nach Zürich, morgen kehre ich vielleicht schon wieder zurück, und hoffe, Euch Mittel zur Flucht verschaffen zu können."

„Und wohin könnt' ich mich wenden?" fragte Magdalene.

„Nach Italien, Deutschland, in ein Kloster, wohin Ihr wollt! Vor Mangel kann ich Euch schützen."

Magdalene lächelte bitter.

„Auch soll Euch heute noch der Knabe zugeführt werden" fuhr Anna fort.

„Lohn es Euch Gott!" rief die unglückliche Mutter freudig aus „Habe ich ihn, so habe ich noch nichts verloren!"

Anna verließ sie und kehrte bald mit dem Knaben zurück. „Magdalene!" sagte sie endlich, nachdem sie lange dem Ausbruch der Freude des Wiedersehns von Mutter und Kind schweigend zugesehen hatte „Ich muß jetzt eine Frage an Euch thun, die Euch vielleicht auf unangenehme

Weiſe überraſchen wird. Hängt Ihr wirklich noch mit unerſchütterlicher Liebe an dem Manne, der Euch treulos verließ?"

„Mit unerſchütterlicher Liebe!" erwiederte Magdalene.

„Weiß er dies?" fragte Anna weiter.

„Er weiß ja nicht, daß ich noch lebe —

Anna wurde nachdenkend, dann ſchloß ſie mit Heftigkeit Magdalene in ihre Arme und verließ ſie ſchnell.

17.

Bald war die Nachricht von dem blutigen Vorfall auf Greifenſee nach Zürch gekommen, und ſchnell verſammelte Lazarus Göldlin die Angeſehenſten ſeiner Parthei, wo dann beſchloſſen wurde, der Altbürgermeiſter Göldlin ſolle beim Rath darauf dringen, daß das fremde Weib, wie Lazarus die Unglückliche nannte, nach Zürch gebracht, des Mordes angeklagt und gerichtet werde. Daß Ulrich Grebel den Unfall ſich ſelbſt zugezogen und bei näherer Unterſuchung leicht in große Verlegenheit und Schande kommen könnte, überſah zwar Göldlin nicht, jedoch war es ihm gleich, wenn er nur ſeine andre Abſicht dabei erreichte.

Der Altbürgermeiſter führte ſeinen Antrag aus, und der Rath genehmigte es, daß Schneevogel beordert würde, die Schuldige abzuholen und nach Zürch zu führen. Hans Waldmann aber drang darauf, daß auch Ulrich Grebel vernommen, und der zweite Bürgermeiſter Roüſt deshalb nach Greifenſee geſandt würde.

Schneevogel war eben in der Gegend von Pfäffikon, als er den Auftrag erhielt; er ahnete gleich, daß es die Freunde sei, die er bei Werdegg gesehen, und nur mit Unluſt nahm er seinen Weg nach Greifensee, und übertrieb sein Roß eben nicht zu sehr, dahin zu kommen.

Anna, von Allem, was in Zürch beschlossen war, unterrichtet, hatte sich mehr als er beeilt, Greifensee zu erreichen. Leider aber fand sie hier Lazarus Göldlin, der ihren Vater, den Landvogt, vermochte, Magdalene ohne Weiteres nach Zürch abführen zu lassen. So geheim auch dieser die Vorkehrungen treffen ließ, entging es doch der Wachsamkeit Annas nicht, und sie faßte einen raschen Entschluß zu Magdalenens Rettung, wobei ihr Werner, der sich sogleich auf die Nachricht des Vorgefallenen dahin begeben hatte, dem aber der Eingang ins Schloß auf seines Vaters Veranstaltung versagt wurde, treulich zur Hand zu gehen versprach.

Anna, durch ihr Geld und ihren Einfluß Alles im väterlichen Hause beherrschend, wußte auch in Greifensee den alten Schließer, dem sie im Fall der Noth ein freies Asyl auf einer ihrer Besitzungen in Graubünden zusicherte, zu bereden, in der Nacht ihr Magdalenens Gefängniß zu öffnen. Werner sollte ein Schiff in einer ohnfern der Stadt gelegenen Bucht bereit halten, und da der Sohn des Pförtners auch gewonnen war, fanden sie kein Hinderniß, als Anna mit Magdalene und dem Knaben, noch ehe es zu dämmern begann, das Schloß, von dem alten Schließer und dem Sohne des Pförtners begleitet, verließen. Am Tannenbusch, durch den man zur Bucht gelangte, sollte Herr Werner sie erwarten; aber sie fanden

ihn nicht; sie warteten noch eine Weile, er kam nicht, der Arme saß indessen von seinem Vater im strengen Gewahrsam gehalten. Da entschloß sich Anna, ohne ihn der Bucht zuzueilen. Schon nahten sie ihr, schon blitzte der See, vom Morgenlicht beleuchtet, ihnen entgegen, als sie in der Ferne den Hufschlag von Rossen vernahmen. Sie verdoppelten ihre Schritte; doch Magdalene, durch die Begebenheiten der vergangenen Tage, durch Besorgniß, Furcht und Angst abgespannt, konnte nicht mehr so rasch folgen, sie blieb, ohne daß die Andern es in ihrer Eile bemerkten, zurück, während Anna, den Knaben an der Hand, im schnellsten Lauf der Bucht zueilte. Magdalene wollte ihnen nachrufen, aber der Athem fehlte ihr, es war ihr unmöglich.

Bei der Bucht angelangt, fand Anna kein Schiff bereit, und jetzt erst vermißte sie Magdalene. In der festen Ueberzeugung Schneevogel verfolge sie, wäre sie um Alles in der Welt nicht umgekehrt und in dessen Hände gefallen, auch hielt sie es für Pflicht, die Männer, das Kind und sich zu retten; überdies war es zu spät umzukehren, Magdalenens Schicksal mußte schon entschieden sein. Sie befahl daher schnell einen Fischerkahn, den sie am Ufer fanden nnd in dem zum Glück Stangen und Ruder lagen, loszubinden, sprang mit dem Knaben hinein, und befahl ihren Begleitern abzustoßen, da sie die ihnen Nacheilenden schon dicht hinter sich hörte. Kaum schaukelte der Kahn auf der blauen Fläche, kaum hatten sie die erste Felswand der Bucht umschifft, als auch ihre Verfolger schon am Ufer erschienen, den Kahn erblickten und, wahrscheinlich des Sees wohl kundig, der hier in der Bucht ganz flach ist, in ihrem Eifer mit den Rossen hineinsprengten, und

ſie noch in dem Waſſer zu erreichen ſuchten, aber ſchneller als ſie glitt der Kahn pfeilſchnell dahin. Stolz wie eine Königin ſtand Anna in dem ſchaukelnden Fahrzeug, während der Knabe, die Gefahr nicht kennend, die ſeine Mutter bedrohte, nur nach den Männern blickte, wovon der eine, Anna erkannte Lazarus Göldlin in ihm, in ſeiner Wuth ſogar das Schwert gezogen hatte. Sie lächelte über die ohnmächtige Waffe und ließ nun, da ſie Göldlin erkannte, nicht ohne Hoffnung, daß auch Magdalene gerettet ſei, weiter in den See hinein ſtechen. Lazarus Göldlin mußte ſeine Beute entfliehen ſehen und ſchnell wieder umkehren, damit der Landvoigt die nöthigen Maaßregeln zu ihrer weitern Verfolgung treffen könne.

Auf ſeinem ſchnellen Ritt nach Greifenſee traf er Schneevogel und ſeine Begleiter, den die Nachricht von Magdalenens Flucht zu ihrer Verfolgung den nämlichen Weg hatte nehmen laſſen. „Quer über den See, in der Richtung nach Ebmatingen iſt der Kahn geſteuert, der ſie fortführt, dort müßt Ihr ſie ſuchen!“ rief er im Vorbeireiten dem Stadtknechte zu, der ein kurzes „Ich danke ſchön, edler Herr!“ vor ſich hinbrummte, zum Schein mit ſeinen Begleitern ſchnell forttrabte, aber ſobald Göldlin ihn nicht mehr ſehen konnte, langſam der Bucht zu ritt.

„Daß ich doch kein Thor wäre, die Unglückliche mit ihrem Knaben zu verfolgen“ dachte er ſchadenfroh lächelnd — „Ich wünſche ihnen nur Glück auf ihrer Flucht“ — In dieſen mitleidigen Gedanken vertieft ritt er langſam, ohne auf ſein Roß zu achten, vorwärts, da prallte das ſonſt ſo ruhige Thier plötzlich von der Seite. Eine bleiche Frauengeſtalt trat aus dem Dickigt und wankte auf Schnee-

vogel zu, der zu ſeinem Schreck ſogleich die Entfloheye erkannte.

„Herr!“ redete ſie ihn an „Ihr erlaubtet mir, in Zeit der Gefahr Eure Hülfe anzuſprechen, ich thu' es jetzt! Ich flüchtete aus meinem Kerker, nur bis hierher reichten meine Kräfte, das Gebüſch verbarg mich und meine Verfolger jagten an mir vorbei — Seid mir behülflich zur weiteren Flucht!“

„Toni!“ rief Schneevogel einem ſeiner Knechte zu „Jage längs dem Ufer, wo Du ein Fahrzeug findeſt, nur nicht in Greifenſee, bring es in die Bucht, dort werde ich Dich erwarten!

Langſam zogen ſie dem nur einige hundert Schritte entfernten See zu, wo ſich die zitternde Magdalene auf einen Stein ſetzte; Schneevogel nahm neben ihr Platz. „Frau!“ raunte er ihr zu „Helfen kann ich Euch diesmal nicht, denn ich bin vom edlen Rath beauftragt, Euch nach Zürch in Gewahrſam zu bringen, das muß ich denn auch pflichtgemäß thun; dort aber will ich gern ein gutes Wort bei unſerm Bürgermeiſter für Euch einlegen, und das könnte leicht helfen, denn Herr Hans Waldmann hat ein gar mitleidiges Herz, beſonders für ſchöne Frauen.“

„Er wird mein Richter ſein?“ fragte die Unglückliche.

„Der oberſte Eurer Richter gewiß!“

Magdalene ſchien durch dieſe Nachricht betroffen und wurde nachdenkend, dann wandte ſie ſich plötzlich nach Schneevogel — „Mein Knabe iſt auf der Flucht von mir gekommen,“ ſprach ſie „das ängſtigt mich ſehr, obgleich ich ihn in guten Händen weiß. Iſt es Euch möglich, ſo nehmt Euch ſeiner an, und verſchafft mir das Kind wie-

der. Ohne ihn würden mir die kurzen Stunden meines Lebens zur Hölle."

„In wessen Händen ist er?" fragte der Stadtknecht.

Magdalene zögerte mit der Antwort, sie fürchtete Anna in Verlegenheit zu setzen. Endlich überwand doch die Mutterliebe alle Zweifel — „Bei der Tochter des Landvoigts von Greifensee werdet Ihr ihn hoffentlich finden."

„Das ist schlimm," meinte Schneevogel „doch wir wollen sehen!

Indeß war Toni mit einem Fahrzeug gekommen, das Schneevogel mit Magdalenen und zwei seiner Leute sogleich bestieg; den Uebrigen befahl er, um den See herum zu reiten und ihn in Ebmatingen zu erwarten, von dem Vorfall aber mit Niemand zu reden.

Nach beschwerlicher Fahrt kamen sie endlich am jenseitigen Ufer an, stiegen bei Ebmatingen aus, wo sie die Rosse schon vorfanden, aber erst als es zu dämmern begann, machte sich der Stadtknecht mit der Gefangenen auf den Weg, so daß es Mitternacht war, als sie in der Stadt ankamen. Hier brachte er Magdalene in einen nicht unfreundlichen Gewahrsam auf dem Rathhause.

18.

Es mochte des andern Tages um die zehnte Stunde sein, als Schneevogel in Magdalenens Gefängniß trat. „Nehmt diesen Schleier, Jungfer Anna Grebel schickt ihn Euch, damit Ihr Euer Antlitz der gaffenden Menge ver-

bergen könnt. Euer Knabe ist wohl und so munter, wie er es, von Euch getrennt, nur sein kann. Jetzt aber schickt Euch an mir zu folgen! Ihr tretet vor Eure Richter, seid unverzagt und sprecht die Wahrheit. Was ich habe thun können, den Bürgermeister zu Euren Gunsten zu stimmen, das hab' ich redlich gethan."

Magdalene dankte, warf den Schleier über und folgte dem Stadtknecht durch die finstern Gänge des Rathhauses, wo sie unter mancherlei Verwünschungen, auch wohl unter Mitleidsbezeugung der gaffenden Menge nach der Gerichtsstube zuschritten, wo Schneevogel eintrat.

Furchtlos stand sie vor der ihr noch geschlossenen Thür, nur die Menge sie Umgebender war ihr peinlich. Aber trotz dem, daß sie ihrem Schicksal ruhig entgegen ging, was konnte sie auch Schlimmes treffen, als höchstens der Tod, den sie sich ja schon so oft gewünscht hatte, klopfte ihr Herz gewaltig. Ihres Frühlings Rosenzeit trat in diesem verhängnißvollen Augenblick lebhaft vor ihre Seele, ihr Auge glühte, und die Thräne, die der Schleier verbarg, gehörte der Wehmuth, nicht der Furcht an. Da öffnete sich die Thüre, Schneevogel trat heraus, winkte ihr und führte sie ein.

„Haltet mich fest, meine Kniee wanken!" bat sie den Stadtknecht leise, als sie dem Tische zuschritt, an dem Hans Waldmann und die andern Richter saßen; ihr Muth war hin.

„Werft den Schleier zurück!" befahl jetzt der Stadtschreiber Amman, und mit bebender Hand gehorchte Magdalene; der Schleier sank, und sie stand im Glanz ihrer

Schönheit — vor dem Manne ihrer erſten, ihrer einzigen Liebe, vor Hans Waldmann.

Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte dieſen ihr Anblick; glücklich für ihn, daß die Richter, von ihrer Schönheit überraſcht, nur Augen für ſie hatten, und Waldmann Zeit gewann, ſich zu faſſen. Hätte ſie ihr Auge nicht geſenkt, ſo hätte der Blick, mit dem er jetzt nach ihr ſah, ihrem Herzen wohl thun müſſen; doch als ſie es wagte, nach ihm aufzuſchauen, konnte ſie nur den ernſten Mann in ihm erblicken, der über ihr Leben, oder ihren Tod ſprechen ſollte.

„Beginnt das Verhör," befahl in dieſem Augenblick mit erzwungener Ruhe Waldmann dem Stadtſchreiber „und verfahrt nach dem Geſetze!" dann winkte er, daß man der Angeklagten, die ſich kaum aufrecht erhalten konnte, einen Seſſel bringe, und bat ſeinen Freund Amman durch einen bedeutſamen Blick, daß er nachſichtig verfahren möge.

Das Verhör begann. Magdalene berichtete Alles der Wahrheit gemäß, nur unterbrachen oft Thränen ihre Rede, Waldmann wagte nicht ſie anzublicken.

Als das Schwert, mit dem die That vollbracht war, auf den Tiſch gelegt wurde, erkannte dieſer es alsbald für das Seine — „Traun, Ihr Herren," ſagte er „ſolch ſchweres Schlachtſchwert ergreift keine Frauenhand zu einem abſichtlichen Mord, (als ſolcher war nämlich von Greifenſee aus die That dargeſtellt worden) nur zur Nothwehr kann dieſe Waffe einem Weibe dienen."

Dies waren die einzigen Worte, die er während des ganzen Verhöres ſprach. Da Magdalene nichts läugnete,

nur die Anklage von ſich abwälzte, als habe ſie aus irgend einer rachſüchtigen Abſicht Ulrich Grebel meuchlings ermorden wollen, ſo war das Verhör ſchon um Mittag beendet; ſie wurde nach dem Gefängniß zurückgebracht, und das Weitere bis auf den andern Tag verſchoben.

Sie war noch nicht lange in ihrem Kerker, als Schneevogel mit dem Knaben bei ihr eintrat. „Da habt Ihr Euren kleinen Engel," ſagte der menſchenfreundliche Mann „und ich kann Euch außerdem noch manchen Troſt bringen. Eure Sache ſteht nicht ſchlecht, wie es mir ſcheint, und heute in der Dämmerung will unſer geſtrenger Herr ſelbſt zu Euch kommen, um Euch über Manches zu befragen, und wo der helfen will, hilft er gewiß!" damit entfernte er ſich.

„Er will kommen! Dein Vater will kommen!" rief ſie, und bei dieſem Gedanken ſchwebte ſie zwiſchen Himmel und Hölle. Alle Seeligkeit, alle Qual ihrer Liebe trat mit Blitzesſchnelle vor ſie, ihre Sehnſucht war unausſprechlich, ihre Angſt, ihre Beklemmung grenzenlos. Sie hatte ihn geſehen, ſein Bild, obgleich ſtets mit unauslöſchlichen Farben tief in ihr Herz geprägt, ſtand dennoch jetzt lebendiger vor ihr, als je — Jahre waren über das Grab ihrer Liebe hinweg gerauſcht, vergebens hatte die Zeit verſucht, mit ihren Alles zerſtörenden Schwingen die Bilder der Erinnerung zu verwiſchen; aber es waren doch nur Bilder, die ihr blieben. Lebend, in voller Kraft, noch geſchmückt mit männlicher Schönheit hatte er vor ihr geſtanden, der kurze Augenblick, wo ſie das Auge nach ihm aufſchlug, hatte ihr das verlorne Paradies wieder gezeigt, und doch fühlte ſie ſich nicht in dieſer verhängnißvollen Stunde

glücklich; sie hatte ihr Eden gesehen und konnte es nicht betreten. Sein Bild war es, das sie aus dem Vaterhause nach der Schweiz gezogen, und sieben Jahre hatte sie, ihm nahe, vor dem Gedanken gebebt, ihn wieder zu sehen; die Sehnsucht nach ihm hatte sie Göldlin nach Zürch folgen lassen, und da sie ihn gesehen, da er in wenigen Stunden ihr gegenüber stehen, er sein Kind erblicken sollte, da bebte sie vor der Stunde, als sei sie ihr die Stunde des Weltgerichts.

Sie nahte, die Riegel rasselten und Waldmann trat ein.

„Daß wir uns so wiedersehen würden, Magdalene, habe ich nicht erwartet," redete er sie an, und sein Blick schweifte bald auf sie, bald auf den Knaben „Seid mir gegrüßt!" Er reichte ihr die Hand, sie zögerte sie zu ergreifen.

„Ist der Knabe mein Kind?" fragte er mit bewegter Stimme und zog den Knaben an sich.

„Es ist Euer Kind!" stammelte Magdalene.

Da hob er ihn in die Höhe, betrachtete ihn aufmerksam, küßte ihn dann zärtlich, und als der Knabe mit kindischer Einfalt fragte „Bist Du denn wirklich mein Vater?" nickte er ihm freundlich zu und sagte, ihre Hand erfassend „Hasse mich nicht, Magdalene, schon um des Kindes wegen mußt Du es nicht!" Sie entzog ihm ihre Hand nicht, die fieberhaft in der seinen zuckte, doch blickte sie nicht auf und erwiederte nichts.

„Laß uns jetzt von der Vergangenheit schweigen, nur die Gegenwart beschäftige uns" fuhr er dann fort, setzte sich auf einen Schemmel, nahm den Kleinen auf den

Schoos und liebkoſete ihn. „Wie heißt er, Magdalene?“ fragte er dann, aber ehe noch die Mutter antworten konnte, ſagte der Kleine „Ich heiße Johannes, wie mein Vater!“ Da ſah er freundlich dankend auf die Mutter, ihre Blicke begegneten ſich — Doch Magdalene wandte ſich ſchnell „Seht mich nicht ſo an, Herr,“ bat ſie „ſtört meine Ruhe nicht, laßt mich dem Tode oder dem Leben mit Faſſung entgegen gehen. — Doch was wolltet Ihr mir vorhin von der Gegenwart ſagen? Sie breitet ſich vor mir, wie ein wogender See, ſeine Wellen toben, ſie wälzen ſich über mich, mich in ihre Tiefe zu ziehen, und doch ſpiegeln die goldnen Sterne ihr Antlitz in der tobenden Fluth — Jeder Blick nach der hingeſchwundenen ſeeligen Zeit iſt mir ein ſolcher Stern, er flammt an meinem Frühlingshimmel auf, ſein Strahl taucht ſich in mein bewegtes Herz; aber Ruhe breitet er nicht über die wogende Fluth, die der Sturm von Neuem erfaßt.“

„Ich wollte über Dein Schickſal, über die Zukunft mit Dir reden.“

„Herr! Mein Schickſal, ſei es Leben oder Tod, bleibt immer ein furchtbares — Meine Zukunft? — Mir ahnet, ich darf ſie nicht lange mehr hier, ich muß ſie dort ſuchen — Ja, wenn dort Vergeſſenheit wäre,“ fuhr ſie, als ſei ſie in einen Traum verloren fort „wenn alle Qual mit dem Gebein im Grabe verweſte, der Geiſt, ſeiner Laſt enthoben, ſich frei zu Gott empor ſchwänge, und er von des Menſchen Herz nichts mit hinüber nähm, keinen Gram, keine Leidenſchaft, keine Erinnerung, dann, ja dann vielleicht könnte ich einer ſchmerzloſen Zukunft bald entgegen geben — Aber, wenn dort der irdiſchen Saat Erndte iſt,

wenn die Sünde, trotz ihrer Schwere ſich mit hinüber ſchwingt, und das Herz mit ſeinen Qualen nicht vermodert, o dann!" —

„Laß die Schwärmerei, Magdalene!" unterbrach ſie Waldmann „Im Rauſche der Liebe beſeeligt ſie uns, beim finſter waltenden Schickſal iſt ſie Thorheit, da muß der Geiſt frei walten. Höre mich ruhig an!"

„So redet!" ſagte ſie ernſt.

„Ich glaube und hoffe," fuhr er fort „Deine Richter werden Dich morgen frei ſprechen, ſelbſt Dein Beſchützer, Lazarus Göldlin, der gegen Dich durch ſeinen Bruder die Klage unterſtützte, hatte, nur mich zu kränken, mich zu demüthigen zum Zweck, und nicht Dein Verderben. Aber auch im ſchlimmſten Falle ſollen Dir Mittel zur Flucht zu Gebote ſtehen — Wohin willſt Du fliehen? — Wohin, wenn Du freigeſprochen biſt, Dich wenden? — Sage es mir, jeder Deiner Wünſche ſoll erfüllt werden, und für den Knaben will ich als treuer Vater ſorgen, ließ mich doch Gott kinderlos — Wohin willſt Du?"

„Ihr wünſcht mich weg, weit weg von hier, wollt der Läſtigen den Seckel füllen, mit ſo viel ſie nur verlangt" erwiederte ſie leidenſchaftlich — „Wollt mich fortſtoßen und den Knaben behalten" —

„Ich behielt ihn gern!" ſagte Waldmann.

„Gern?" — Als ſein erſter Schrei mich Sünde und Strafe, Mutterthränen und Vaterfluch vergeſſen ließ, ich das Kind an mein Herz drückte, er mir der Engel der Verſöhnung ſchien, mit dem ich vor Gottes Thron treten könnte; als ich verſtoßen, nichts mehr hatte, als ihn, kaum noch Nahrung ſeine trockenen Lippen zu netzen, ich mit

ihm die ſteilen Felſen hinauf klimmte, und meine bluten-den Füße mit meinen Thränen wuſch, wo war des Kin-des Vater, wo waret Ihr? — Habt Ihr ſeiner gedacht mit einem Gedanken, habt Ihr nur einmal ſeinen Durſt geſtillt, ihn in Schlaf gewiegt, wenn er, das Leiden der Mutter eingeſogen, wimmerte? — Verlaſſen habt Ihr Mutter und Kind, Euch um Keines gekümmert, und jetzt, da er lieblich, wie ein frommer Engel vor Euch ſteht, da möchte der Treuloſe noch einmal die Mutter verſtoßen, der Kinderloſe das Kind ihr nehmen. Nein, Hans Wald-mann, noch waltet ein Gott über uns! — An jenem Tage des Weltgerichts, da legt er nicht Schlachten und Siege, Macht und Anſehn in die Schaale des Gewichts, da wägt er des Menſchen Herz allein" —

„Mutter, Mutter!" bat der Kleine, ſich an ſie ſchmie-gend „Zürne dem Vater nicht mehr — Sieh, er wiſcht ſich die Thräne aus dem Auge" —

„Waldmann!" rief Magdalene, als auch ſie dieſe Thräne gewahrte, und ihr liebendes Herz ſeine Macht übte „Ich zürne Dir nicht — ich habe Dich — auch mit ge-brochenem Herzen — immer geliebt!" Sie ſank bei die-ſem Geſtändniß vernichtet zuſammen, er hob ſie auf, ſchloß ſie in ſeine Arme —

„Ich danke Dir für dieſe grenzenloſe Liebe, Magda-lene, ich will gut machen, ſo viel ich kann!" ſagte er, von dieſem Augenblick tief erſchüttert.

Sie drückte, küßte ſeine Hand, preßte das Kind an ihre Bruſt, hielt es dem Vater hin, daß auch er es lieb-koſe, riß es wieder aus ſeinen Armen. Ihr Gemüth war ſo bewegt, ihr Blut ſo in Aufruhr, daß ihr die Worte

fehlten, ihre Empfindungen auszudrücken; sie konnte nur durch Geberden sprechen, und Waldmann bemühte sich lange vergebens sie zu besänftigen. Endlich trat Ermattung ein, sie ward still, hörte ruhig an, was er ihr sagte, und ihr mattes Auge flammte nur zuweilen noch auf, wenn es seinem freundlichen Blicke begegnete.

„Ich wollte heute die Vergangenheit nicht berühren," begann er endlich, da er sie gefaßt glaubte, das, was er ihr sagen wollte, anzuhören „ich werde es aber wohl müssen, um nicht ganz schuldbeladen vor Dir zu stehen. Als ich Dich verließ" sprach er, da sie ihn durch freundliches Zunicken fortzufahren bat, geschah es, wie Du weißt, nur weil mich die Pflicht, weil mich mein Amt wieder nach Zürch zurück rief. Nicht heimlich schlich ich fort, offen sagte ich es Dir, so wie ich glaube Dir früher gesagt zu haben, daß daheim mein Weib mich erwarte."

„Das thatet Ihr nicht, doch könnte ich mich irren, unterbrach sie ihn mit Hast"

„Noch am letzten Abend" fuhr er fort „beantwortete mir blos Dein Erröthen eine schon mehrmals gethane Frage, und ich ahnete, welches Schicksal Dich erwarte. Da wiederholte ich den Schwur der Treue. Konnte er aus dem Munde eines Gatten andre Deutung haben, als daß ich Dich stets lieben, treu für Dich und Dein Kind sorgen wolle? — Und dies hab' ich thun wollen, und habe es gethan, so viel ich vermochte. Ich sandte Dir dreimal einen Boten; Du seist nach Rom gereist, war die Antwort, die er mir von Deinem Vater brachte. Ich ahnete Betrug, sandte einen Vertrauten nach Mailand; er kam zu spät, Du warst entflohen, Niemand konnte

Kunde geben wohin. Bis Domo d'Oſſola war er Deiner Spur gefolgt, hier verlor er ſie, und um Dich und Dein Kind tief bekümmert, hab' ich nach Italien geſchrieben, in dem Lande der Eidgenoſſen überall Erkundigung eingezogen, aber keine Nachricht von Dir erhalten. Wenn im Rauſche des Lebens, wenn im Sturme der ewig bewegten Zeit die Erinnerung zuweilen Dein Bild mir vorführte, hab' ich ſtets liebend und mit inniger Sehnſucht an Dich gedacht. Verdamme mich nun Magdalene!" —

„So hab' ich noch eine Mutter?" fragte der Knabe, des Vaters Rede unterbrechend.

„Gott hat ſie indeſſen zu ſich genommen" ſprach Waldmann finſter; ihm ſchien das Kind ein ernſter Mahner an ſeine Pflicht.

Magdalene trat jetzt auf ihn zu. „Was Ihr mir eben geſagt," ſprach ſie „hat meinem Herzen wohlgethan. Ihr habt mir den Troſt gegeben, daß Ihr mich nicht ganz vergeſſen, zuweilen an mich gedacht habt. An mir iſt freilich keine Stunde vorüber gezogen, wo Euer Bild nicht vor mir geſchwebt hätte; dann hab' ich es mir freundlich gebildet, in meinen wachen Träumen mir die glückliche Vergangenheit zurückgerufen, und dieſe Täuſchung war die einzige Wonne meines Lebens.

Ihr wollt wiſſen, wohin ich von hier gehen will?" fuhr ſie fort, als ſie die Wehmuth, die ſie ergriffen, bekämpft hatte. „Im Urſerner Thale hab' ich in öder Gegend eine Hütte, in ihr verlebte ich die Tage meines Kummers, dort will ich auch, wenn Gott es mir erlaubt, meine Tage in Ruhe beſchließen. Die frommen Brüder von Engelbergen ſenden mir Nahrung und was ich ſonſt noch

bedarf, und deshalb brauch' ich weiter nichts. Sobald ich das Gefängniß verlaſſen kann, laßt mich dahin gehen, dann wird der Austritt aus dieſen Mauern, mein Schickſal geſtalte ſich wie es wolle, der Gang nach meiner Ruheſtätte ſein."

„Warum willſt Du in die Einſamkeit? Wollteſt Du auch nicht der argen Welt wegen auf mein Schloß Dübelſtein ziehen, ſo werden meine Freunde Dich willig bei ſich aufnehmen. Und iſt es nicht meine Pflicht, daß ich fortan für die Mutter meines Kindes mit Rath und That, mit Geld und Gut ſorge?" —

„Nein, Herr," erwiederte ſie ſtolz „von Euch nehm' ich nichts! — Eins habt Ihr mir geboten und ich Unglückliche nahm es — Liebe! — Jedes Andre wäre ein Zehrpfennig, den Mitleid dem Unglücklichen giebt, und Mitleid verlangt kein gebrochenes Herz."

„Was könnt' ich Dir ſonſt bieten?" fragte er — Magdalene lächelte bitter und ſchwieg: „Meinſt Du meine Hand ſei frei?" — O, Magdalene, mich feſſeln Rückſichten" —

„Laßt das," fiel ſie ihm in die Rede, nichts mehr davon! — Hätte ich einen Wunſch, ſo wäre er nicht für mich, nur für das Kind — Was ſoll aus ihm werden? — Jede Zunft ſtößt den Vaterloſen aus."

Finſter blickte Waldmann vor ſich hin. „Getäuſcht hab' ich Dich nie, auch jetzt will ich es nicht," ſagte er, nachdem er ihr lange ſchweigend gegenüber geſeſſen „offen will ich Dir mein Herz zeigen, wie es iſt. Unter Allen Deines Geſchlechts, die ich in meinem bewegten Leben kennen lernte, biſt Du die Lieblichſte, Herrlichſte mir in

dem ſchönen Kranze; die Gluth Deiner Liebe, Deine Schwärmerei hatte auch mich ergriffen, und in Deinen Armen habe ich zum erſtenmal wahrhaft geliebt, denn noch biſt Du mir werth und theuer — noch lieb' ich Dich, das fühlt mein Herz, das ſagt mir ein Gedanke, der zum erſtenmal in mir aufſteigt. Seit meinen Jünglingsjahren, Magdalene, hab' ich mir nur ein Ziel geſteckt, habe unermüdet darnach geſtrebt, und, ſo hoch es auch war, es erreicht. Der Ehrgeiz war die Kraft, die mich emportrug, er war die Sonne, deren Strahlen meine Saat gereift haben, Liebe mir nur der tändelnde Schein des Mondenlichts. Soll ich nun meinem Ziel den Rücken wenden, ſoll ich in meinen reiferern Jahren zurückſchreiten von der Höhe, die ich ſo mühſam erklimmte? Das kann ich nicht, jetzt noch nicht, dazu ſtrebt der ſchaffende Geiſt noch zu gewaltig in mir empor, ich muß erhalten, was ich ſchuf, muß den Grund befeſtigen, auf den ich baute, muß enden wie ich begann. Bis zu meiner Höhe kann ich Dich nicht hinaufziehen, liebe Magdalene, bis zu Dir nicht hinabſteigen — Weine nicht — Es gnüge Dir, daß Du mir das theuerſte Weſen auf Erden biſt. Liebſt Du mich wahrhaft, wirſt Du mir willig, wenn auch nicht mit Freuden, das Opfer bringen."

Statt Antwort zog Magdalene den Knaben, der ohne den Vater zu verſtehen, doch aufmerkſam zugehört hatte, unter Thränen an ſich.

„Für den Knaben will ich ſorgen, daß ſeine Geburt fortan keinen Flecken auf ihn wirft. Die Welt ſoll ihn als Waldmanns Sohn erkennen und achten. Und nun" ſprach er bewegt „nun reich' mir über des Knaben lockigem

Haupt Deine Hand zur Verſöhnung, laß allen Groll ſchwinden, und wo ich gefehlt, vergieb mir!"

Sie reichte ihm die zitternde Hand, er zog ſie an ſich — Da öffnete ſich die Thüre des Gefängniſſes und Schneevogel trat mit Haſt ein, raunte dem Bürgermeiſter einige Worte zu, der Magdalenens Hand drückte, den Knaben küßte und mit einem eiligen „Lebewohl!" die Erſtaunte verließ.

19.

Von Mund zu Munde hatte ſich das Gerücht in der Stadt verbreitet, daß eine ehemalige Geliebte Hans Waldmanns Ulrich Grebel ermordet habe, obgleich dieſer ſchon ſeit mehreren Tagen außer aller Gefahr war. Was nur die Verläumdung Giftiges ausſtreuen konnte, wurde verbreitet, ſelbſt daß Magdalene aus Mailand von dem Herzog geſandt ſei, Waldmann noch mehr für ſich zu gewinnen, daß er ſie, ſobald ſie durch ſeine Verwendung und ſeinen Einfluß freigeſprochen ſei, ehlichen, und ſo eine liederliche Dirne die erſte Frau Zürchs werden würde, der alle übrigen Frauen bei jeder öffentlichen Gelegenheit nachſtehen müßten. Alles dies war das Geſpräch des Tages; heimlich, aber deſto gewiſſer, ſtahlen ſeine Feinde durch dieſe ausgeſprengten Gerüchte Waldmann die Herzen der Bürger, und untergruben auf dieſe Weiſe ſein Anſehn.

Mehr noch gelang es ihnen auf dem Lande. Lazarus Göldlin reiſte von Ort zu Ort, und ſpendete Geld und

tückiſche Worte in Menge; der Landvoigt von Greifenſee, mit der Tochter gefülltem Seckel in der Hand, leiſtete ihm treulich Hülfe; der zurückgeſetzte Adel ergriff mit Freuden die Gelegenheit, den Mann zu ſtürzen, der ihnen jeden Einfluß genommen, und er war nicht der Letzte, ſich unter das Landvolk zu miſchen und das Feuer zur Alles verzehrenden Flamme anzublaſen. Selbſt Anna, Rache im Buſen, verlockte durch ihre Sirenenſtimme, durch ihre Zauberblicke die wenigen Edlen, die bisher noch treu an ihm gehangen hatten, und ſo wurde es außerhalb Zürch nicht ſchwer, die Gemüther zu einem entſcheidenden Schritt aufzureizen, beſonders als die Landleute, welche Reilſtab und ſeine Rotte nach Zürch wegen Abſtellung der Neuerungen geſchickt, unverrichteter Sache heimkehrten.

Bald waren 1500 Mann in Meila verſammelt, an deren Spitze ſich Reilſtab ſtellte. Dies war die Nachricht, die Schneevogel dem Bürgermeiſter in das Gefängniß brachte, und dieſen bewog Magdalene ſo ſchnell zu verlaſſen. Er verſammelte in der Nacht noch ſeine Freunde, am andern Morgen den Rath, wo denn beſchloſſen wurde, die von dem Landvolk erbetenen Männer, an deren Spitze der zweite Bürgermeiſter ſtand, zu ihnen hinaus zu ſchicken, ihre Vorſtellung anzuhören.

Der Bürgermeiſter redete mit harten Worten zu Reilſtab, warf ihm vor, daß wenn er die Gemüther hätte beruhigen wollen, ſtatt ſie aufzuhetzen, es nicht ſo weit gekommen ſei, und er allein die Schuld trage; er aber erwiederte keck, daß er nichts für ſich gethan, ſondern Alle für Einen ſtänden. „Ja!“ riefen die Verſammelten „Ei-

ner für Alle, Alle mit Leib und Blut für Einen, wollen wir unſre Freiheiten wieder."

Es gingen nun Abgeordnete hin und her, die Eidgenoſſen, meiſt Waldmanns Feinde, traten als Vermittler auf, und ſo ward der ſtolze Mann endlich gezwungen, doch in Etwas nachzugeben, und vor der Hand die Verordnung wegen der Zuſammenkünfte nicht in Ausführung bringen zu laſſen. Für den Augenblick ging nun das Gewitter vorüber, die Landleute vom See zogen nach Hauſe, eine Urkunde über die Verhandlung wurde ausgeſtellt, und die ſchnell angeworbene Beſatzung der Stadt reichlich belohnt, entlaſſen.

Waldmann hatte während dieſes Tumults Magdalene nicht vergeſſen, und den erſten ruhigen Augenblick benutzt, das Gericht über ſie zu halten. Einſtimmig ward ſie freigeſprochen und ihrer Haft entlaſſen.

Sie beſtand auf Waldmanns wiederholte Frage, wohin ſie ſich wenden wollte, auf dem Vorſatz, mit dem Knaben in ihre Hütte zurückzukehren, und da man dies damals wegen des Landvolks, das noch vor der Stadt lag, nicht wagen konnte, ſo bat ſie, ſich des Anſtandes wegen einſtweilen zu Anna Grebel begeben zu dürfen, was nach mancherlei Vorſtellungen Waldmann endlich genehmigte. Beide mochten wohl bei ernſter Prüfung ihr Herz zu ſchwach gefunden haben, und ſo wurde das Haus Grebels gewählt, welches Waldmann füglich nicht betreten konnte. Schmerzlich war die Trennung, beſonders von dem Kinde, daß ſie, ehe nicht Waldmann einen entſchiedenen Schritt für den Knaben gethan, nicht von ſich laſſen wollte.

Anna empfing ſie kalt. Waldmann ſo wenig als Magdalene hatten bedacht, daß die Schweſter Ulrich Grebels, wenn ſie auch die Handlung ihres Bruders tadele, doch nicht öffentlich durch ſolch auffallenden Schritt ihn verdammen dürfe. Ueberdies war in Annas Geſinnung gegen die Unglückliche eine Veränderung vorgegangen, von der ſie ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben wollte. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß Waldmann Magdalene geſprochen, lange und öfters geſprochen habe, und ſie vermuthete mit Recht, die alte Liebe ſei auch in ſeiner Bruſt wieder erwacht, und ſo war ihr Magdalene nicht mehr die Unglückliche, ſie war in ihren Augen die Glückliche geworden.

Magdalene fühlte bei dem erſten Eintreten, bei dem erſten Wort, das ihr Anna ſagte, die Veränderung, und durchſchaute im Augenblick das Peinliche ihrer Lage. „Ich komme nicht Euch zu beläſtigen," ſagte ſie ſchnell „nur Euch zu bitten, mir Gelegenheit zu verſchaffen nach meiner Hütte zurückkehren zu können. Hier in dem Gewühl der Welt tauge ich nicht." Anna war überraſcht, dieſe Entſagung hatte ſie nicht erwartet, nicht geglaubt, daß ein weibliches Herz ſo ſtark ſein könne, ſich freiwillig von dem Manne ihrer Liebe loszureißen; ſie mußte ſie deshalb bewundern, und verſprach ſo ſchnell wie möglich ihren Wunſch zu erfüllen. Auch nicht lange, ſo trat Werner Göldlin bei Magdalene ein.

„Ihr wünſcht einen Begleiter nach Eurer Hütte?" fragte er ſie nach mehr finſtrer als freundlicher Begrüßung „Ich bin erbötig Euch dahin zu führen, wenn ich Euch nicht läſtig bin."

„Seid Ihr noch mein Freund, wie Ihr es früher zu ſein mir oft ſagtet," erwiederte ſie „ſo wüßte ich Niemand, dem ich mich lieber anvertrauen würde, als Euch. Nur bitte ich, wenn es möglich iſt, laßt uns noch heute Zürch verlaſſen, ich möchte nicht gern länger hier in dieſem Hauſe bleiben." Werner bedachte ſich einen Augenblick, dann verſprach er, ehe die Sonne ſich ſenke, ſollte ein Maulthier für ſie bereit ſein.

Als ſie es am Nachmittag beſtiegen hatte und an Werners Seite dem Thore zuritt, der Knabe, der die ſchöne Stadt und den freundlichen Vater nicht gern verlaſſen wollte, bitterlich weinte, ward es ihr doch beklommen ums Herz. Sie hatte von der Gefahr gehört, die Waldmann drohe, gehört, wie das Landvolk und die Edlen ihn haßten, ſie fürchtete für ihn, und der Gedanke „Werde ich ihn jemals wiederſehen?" ſtieg düſter in ihr auf. Vor dem Thore, wo die Landleute, zwar noch in bedeutender Entfernung von der Stadt, lagerten, vermehrte ſich ihre Furcht; ſie ließen ſie jedoch ruhig ziehen, denn der Sohn des Herrn Lazarus Göldlin hatte wohl bei dem Landvolk einen Freipaß, und Alle grüßten ihn ehrerbietig. Aber auch Werner war einſilbig, auch er ſchien nicht mehr zu ſein, wie ſonſt. Schweigend blickte er vor ſich nieder, und nur zuweilen belauſchte Magdalene einen Blick, der ſie traf; der Knabe allein war redſelig und ſprach ſeine Unluſt, nach der traurigen Hütte zurück zu kehren, unverhalen aus.

Als ſie ſchon Horgen vorüber waren, unterbrach Magdalene endlich das Schweigen. „Herr Werner" ſagte ſie

zu ihm „werdet nicht unwillig, wenn ich Euch frage: Gehört Ihr auch zu Waldmanns Feinden, die, wie ich in Zürch vernahm, ihn verderben wollen?“

„Nein!“ erwiederte Werner.

„Das freut mich!“ fuhr Magdalene fort und ihr ernſtes Geſicht erheiterte ſich „Wie könnt' auch ein Mann von Eurem Gemüth einen ſolchen Mann haſſen, den jeder edle Mann lieben muß.“

„Lieben — ich — Waldmann? Nein, bei Gott, Magdalene, ich lieb' ihn nicht, denn ich kann ihn nicht achten, ſeit ich weiß, daß er der Mann iſt, der Euch treulos verließ“ —

„Das that er nicht!“ fiel ihm Magdalene raſch in die Rede, und machte ihn nun mit dem bekannt, was ihr Waldmann berichtet hatte. „Und ſo ſeht Ihr nun wohl,“ fuhr ſie fort „daß er mich nicht hinterging, mich nicht treulos verließ. Seid des edlen Mannes Freund! Im Unglück iſt ein Freund von großem Werth, und ich geſtehe Euch, daß ich für ihn fürchte.

Werner antwortete auf ihre Bitte nicht, und ſie ritten nun wieder ſchweigend weiter.

Erſt am dritten Tage erreichten ſie die Hütte, die Magdalene mit ſonderbarer Beklommenheit betrat; Keiner aber fühlte ſich unglücklicher als Johannes.

20.

Als Waldmann den Tag nach dem Vergleich auf das Rathhaus ging, hörte er mehrere Landleute, wahrscheinlich durch seine Feinde angestiftet, höhnisch sagen „So haben wir doch den Stolzen gedemüthigt und er hat nachgeben müssen! Nur fest zusammen gehalten, und wir schütteln das unerträgliche Joch ab.“ Waldmann blieb stehen und wandte sich nach den Frechen, die unbekümmert ihn kaum grüßten. Einen Augenblick faßte er den raschen Entschluß sie verhaften zu lassen, doch mäßigte er sich, warf einen vernichtenden Blick auf sie, aber diese höhnisch gesprochenen Worte sanken schwer in der Wage seines Geschicks. Aufgeregt betrat er die Rathsversammlung, wo die Boten der Eidgenossen sich gegenwärtig befanden, den übereingekommenen Bericht vorlesen zu hören. Als er vorgelesen war trat Waldmann auf, vertheidigte mit heftiger Rede die Rechte der Stadt, und nur ihre Würde vor Augen gab er dem Stadtschreiber den unüberlegten Befehl, manche glimpfliche Ausdrücke darinnen in harte Worte umzuändern, wodurch das Verlangen der Landleute auf eine sie demüthigende Weise dargestellt und gesagt wurde, daß ihnen nur um Gottes und ihrer Väter willen aus Gnade Vergebung ihres Unrechts von Seiten der Stadt gewährt worden sei.

Waldmanns heller durchdringender Geist mußte in diesem entscheidenden Augenblick umdüstert sein, daß das Gefühl seiner Kraft ihn so weit über die Schranken seiner Macht hinwegführen konnte, denn er hatte nicht Recht,

nicht Gewalt, einen von den Boten der Eidgenossen und den Landleuten abgeschlossenen, von ihm genehmigten Vertrag aus eignem Willen zu ändern; auch nahmen viele von den Boten den abgeänderten Abschied von dem Stadtschreiber nicht an.

Auf dem Rathhause hatten die ihm feindlich Gesinnten nicht widersprochen, sie freuten sich seiner Uebereilung, desto lauter tadelten sie aber öffentlich diese eigenmächtige Handlung, und schon am Abend hatten Boten die Nachricht längs dem See verbreitet, wo das Landvolk von Neuem in Bewegung gerieth. In dieser unruhigen Zeit verließ Waldmann, zum Erstaunen seiner Freunde, wie seiner Feinde, die Stadt und reiste nach Baden, dort seinen Unmuth zu zerstreuen, denn vom Rathhaus gekommen, erhielt er auch die Nachricht, daß Magdalene in Begleitung Werner Göldlins nach dem Urner Lande gezogen sei. So sehr er auch Werner achtete, war es ihm doch unangenehm, daß Magdalene den Sohn seines Todfeindes zu ihrem Schutze gewählt, und selbst durch ihren kurzen Aufenthalt bei Anna Grebel den Schein gegeben hatte, als hielte sie es mit seinen Feinden.

Diese benutzten seine Abwesenheit trefflich, auch die Gemüther in der Stadt gegen ihn aufzubringen; besonders thätig bewies sich Anna, welche die gekränkte Eitelkeit zu der blutigsten Rache antrieb. Als sie Magdalene kennen lernte, der Gedanke, auch sie ward durch diesen Mann unglücklich, der mit mir so grausames Spiel trieb, ihre Theilnahme erregt hatte, da theilte sich Magdalenens edler Sinn auch ihr mit, und konnte sie auch nicht vergeben und ver-

geſſen, haßte ſie auch Waldmann, den ſie wohl nie geliebt hatte, ſo trieb die Rache ſie doch nicht zu unedlem Handeln. Seit ſie aber in Magdalene die Glückliche, die von ſeiner Liebe Begünſtigte zu ſehen glaubte, da flammte Eiferſucht in ihr auf, und der Rache Geiſt ergriff ſie. Sie war in Zürch Lazarus Göldlins treueſte Gehülfin und opferte Geld und oft auch ihre Weiblichkeit auf, wenn ſie nur ihr furchtbares Ziel zu erreichen hoffte.

Aber auch Alles vereinigte ſich jetzt zu Waldmanns Verderben. Lazarus war bisher umſonſt bemüht geweſen, ſeine Anhänger in der Stadt zu vermögen, öffentlich und wenn es ſein müßte mit Gewalt gegen den Gefürchteten aufzutreten. Was ſein Zureden nicht vermochte, bewirkte Schneevogels unzeitiger Eifer. Gewohnt, daß Waldmann alle ſeine Gegner mit kräftiger Fauſt niederſchlug, und die Strenge ſeine Gewalt mehr befeſtigt hatte, als die Milde, glaubte er auch jetzt die herannahende Gefahr, die ihm nicht verborgen blieb, dadurch zu beſchwören, daß er ausſprengte, der Bürgermeiſter kenne die geheimen Triebfedern genau, kenne Alle von der Conſtaffel, die an ſeinem Verderben arbeiteten und die Gemüther gegen ihn aufzubringen ſuchten; er verachte ſie zwar, werde ſich aber bei ſeiner Heimkehr blutig an ihnen rächen. Dies erfuhren die Feinde Waldmanns, ſie glaubten den Worten Schneevogels, ſahen ein, daß keine Zeit mehr zu verlieren und es ein Kampf auf Leben und Tod ſei. Dies ſtimmte ſie ganz für Göldlins Anſicht, die Entwickelung raſch herbei zu führen.

Als der Bürgermeiſter durch ſeine Freunde von dem drohenden Gewitter, das ſich über ihm zuſammen ziehe,

unterrichtet wurde, eilte er nach Zürch zurück, obgleich er ſeinen geliebten Gerold zurücklaſſen mußte, der ſchwer krank darnieder lag, und überzeugte ſich bald von der Gefahr, denn ſelbſt mehrere ſeiner Freunde zogen ſich unter mancherlei Vorwand zurück, beſonders die Jüngeren, ihm ſonſt ganz Ergebenen, die Anna Grebel mit Lockungen und Hoffnungen geſchickt zu umgarnen gewußt, und ſich ihnen, wenn auch nur in der Ferne, als den Preis gezeigt hatte, welcher der treuen Anhänglichkeit an ſie werden könnte. Die dumpfe Stille, die jetzt in Zürch herrſchte, die Beſorgniß, die auf jedem Geſichte zu leſen war, die Unluſt gegebene Befehle zu erfüllen, Alles überzeugte den Bürgermeiſter, daß ein ernſter Kampf ihm bevorſtände.

Er verſammelte noch am nämlichen Tage ſeine vertrauteſten Freunde, ſich mit ihnen zu berathen. „Ich verkenne wahrlich die Gefahr nicht, die uns droht," ſprach er am Schluße ſeiner Unterredung „ich fühle, daß es Muth und Beſonnenheit bedarf, ihr kräftig entgegen zu treten, aber mit Gott wird Beides uns nicht mangeln. In der Gefahr ſtählt ſich des Mannes Kraft, bewährt ſich ſein Muth. Deßhalb laßt uns feſt zuſammen halten in Noth und Tod, wie wir es in Glück und Freude thaten, laßt uns Alles aufbieten, Liſt und Gewalt, Worte und That, das Unwetter zu beſchwören, und hätte Gott es nach ſeiner Weisheit anders beſchloſſen, ſollte unſer Stern untergehen, müßte es Valet geſagt ſein, dann denkt, Ihr Freunde, was ich jüngſt dem frommen Leutprieſter ſagte, als er mich vor Stüſſis Ende warnte: Sein Tod war ſchöner noch, als ſein Leben! — Gebe Gott mir, gebe er Euch einen ſolchen Tod!"

Am andern Tage traf er in aller Frühe die nöthigen Vorkehrungen, beſetzte Thürme und Wehren, ſtellte die Wachten aus, ließ die Stadtknechte mit Schlachtſchwertern bewaffnen, und ſandte aus, Volk zur Vertheidigung der Stadt zu werben.

An demſelben Morgen kamen 50 Boten von den Seegemeinden nach Zürch, trugen dem großen Rath ihre Beſchwerden vor, und verlangten beſonders die Vernichtung der entſtellten Urkunde. Sie ſprachen mit Entſchloſſenheit, Waldmann antwortete ſtreng und mit Würde; da verließen ſie Zürch und ſandten Boten mit ihren Beſchwerden an die Eidgenoſſen. Bern wollte vermitteln, ein Tag wurde nach Schwyz angeſagt, aber ſchon war der Aufruhr zu weit gediehen. Die Glocken ſtanden längs dem See ſtill, nicht ehe ſollten ſie tönen, bis die Glocke zu Küßnach das Zeichen gäbe. Sie tönte, die Sturmglocken heulten durch die ganze Landſchaft, 6000 Bewaffnete ſammelten ſich in Küßnach. Schnell zogen ſie vor Kiburg, Wädenſchwyl und Gemmingen; zwei Ritter, tapfere Männer in den Schlachten von Murten und Granſon, führten ſie an, aber der wilde Muth des Landvolks zerſchellte an der eiſernen Treue und der Beharrlichkeit der Beſatzung. Sie gaben Zürch ein herrliches Vorbild, wie es handeln müſſe, da bald darauf die Meuterer vor die Stadt rückten.

21.

Werner Göldlin saß ernst und in sich gekehrt in seinem Zimmer. Eben hatte ihn sein Vater verlassen, der ihn aufgefordert, thätigen Theil an der Verschwörung gegen Waldmann zu nehmen; er hatte ihm vorgestellt, wie leichtsinnig er sich um die Früchte des Sieges brächte, ihm sogar Feigheit vorgeworfen und ihm mit seinem Zorne gedroht. Ruhig hatte ihm Werner erwiedert, daß, so wenig er auch Waldmann liebe, er doch seinen Sturz als ein Unglück für Zürch betrachten müsse, und er verlange keinen Fetzen von der Größe dieses Mannes, und seinen Muth zu beweisen, wolle er sich selbst gegen den Zorn seines Vaters stemmen; in einer bewegten Zeit, wie diese, müsse der Mann dem eigenen Willen, nicht dem fremden folgen. Der Vater hatte ihn entrüstet verlassen, und Werner saß noch in trübem Nachsinnen vertieft, als ein Diener ihm ein Briefleín brachte. Es war von Anna, die ihn einlud, wichtiger Verhandlungen wegen eiligst zu ihr zu kommen.

Er zögerte, endlich ging er doch. „Herr Werner!" redete sie ihn an „Ich weiß, daß Ihr gestern Magdalene nach Zürch zurückgebracht habt, kaum ahn' ich zu welchem Zweck. Noch weiß es Niemand als ich. Was soll sie hier, wo bald Schwerter klirren und Karthaunen donnern werden? Soll sie Waldmanns Schwanengesang mit ihrer Laute, oder Euch gar zum Altare begleiten? — Sprecht wie zu einer Freundin zu mir, unsere frühere Verbindung ließ

noch manches Wohlwollen in meinem Herzen zurück, und auch an Magdalene nehme ich noch warmen Antheil."

„Was Magdalene hier soll, darum befragt sie selbst, sie allein kann Euch Antwort geben" erwiederte Werner kalt. „Ob sie Waldmanns Schwanenlied mit ihrer Laute begleiten wird, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß sein Schwanenlied auch der Sterbegesang von Zürchs Größe ist.

„Seid Ihr denn immer noch des Mannes Freund? Ich dachte er hätte Eurem Herzen so weh gethan?"

„Wie dem Eurigen, meint Ihr?" fiel ihr Werner in die Rede „Ihr irrt — Doch was soll ich hier, was habt Ihr mir zu sagen? Daß Magdalene hier sei, mußte ich ja früher wissen, als Ihr. Oder wollt Ihr mich, wie so viele Andere, für Euch gegen Waldmann werben? Dem Preis, den ihr den Thoren geboten habt, hab' ich ja entsagt, da er mir ohne Freundes Verrath hätte werden können."

Purpurröthe überflog ihre Wangen, sie warf einen vernichtenden Blick auf ihn, doch schnell faßte sie sich. „Ihr seid heute in übler Laune, Herr Werner, um mit Euch noch über Wichtiges zu sprechen. Lebt wohl, auf Wiedersehen!" Sie entfernte sich, auch er ging unmuthig von dannen.

Als die Kunde von der Verennung der Stadt nach Schwyz gelangte, begaben sich die Boten der Eidgenossen eilig nach Zürch. Sie fanden Hans Waldmann in seiner Rüstkammer mit einem Waffenschmiede, den lang vernachlässigten Panzer und das breite Schwert, schönerer Tage Zeuge, hervor zu holen und zu säubern. Thüring Frickhard von Bern, sein inniger Freund, sagte verweisend

„Nicht alſo, Hans Waldmann, nicht blutig, in Frieden muß die Sache enden.“

„So wird es nicht!“ erwiederte er, wendete ſich dann ſchnell zu den Eidgenoſſen, begrüßte ſie herzlich und lud ſie zum Gaſtmahl im Wirthshauſe zum Schwert ein, wo er ſie mit der heiterſten Laune bewirthete. Jedes Geſpräch über die Angelegenheiten, die ſie hier her geführt, ſorgfältig vermeidend, ſcherzte er mit ihnen, als ob ſie ſich zur Feier einer frohen Begebenheit verſammelt hätten, als plötzlich Geſchrei und Getümmel auf der Straße entſtand, von allen Seiten Menſchen nach der Brücke ſtürzten, die zwiſchen dem Rathhauſe und dem Gaſthofe, worin ſie ſich befanden, über den Fluß führte. Die Boten ſprangen erſchrocken auf, Waldmann eilte an das Fenſter, und hier erfuhr er, daß auf der Brücke ſein treuer Diener, daß Schneevogel von vier Mann, als er ſie wegen ungebührlicher Aeußerung über des Bürgermeiſters Regiment zur Rede geſetzt, erſtochen worden ſei. „Das heiſcht blutige Rache!“ rief Waldmann mit ſeiner Donnerſtimme und ergriff ſein gutes Schwert, doch die Boten der Eidgenoſſen warfen ſich ihm in den Weg, hielten ihn mit Gewalt von dieſer raſchen That ab, die ihn unausbleiblich ins Verderben geſtürzt hätte, und ſuchten ihn zu bereden, ſich auf einige Zeit aus der Stadt zu entfernen. „In Zürch ſtieg ich empor,“ erwiederte er ſtolz „in Zürch muß ich oben ſtehen oder fallen! — Es gab mir mein Ehrenkleid, ſo geb' es mir auch mein Leichentuch! — Morgen zeig' ich mich öffentlich dem Volke, und mit Gott werde ich den alten Geiſt in ihm wecken!“ — Dieſe Worte erfuhren ſchnell ſeine Gegner; ſie fürchteten den gewaltigen Mann

und seine einnehmende Rede, und ihr Plan dem entgegen zu kommen, war bald entworfen.

Als er spät am Abend allein saß und sein Schicksal überdachte, trat sein Diener ein und meldete ihm, daß an der Pforte ein im Mantel Gehüllter stehe, der ihn zu sprechen wünsche, und sich, da er ihm Wichtiges zu sagen habe, nicht abweisen lassen wolle. Waldmann bedachte sich, denn er erkannte die Gefahr, der er sich aussetzte, in dieser Zeit mit einem Unbekannten allein zu sein, doch befahl er ihn einzulassen, ließ aber Bewaffnete vor der Thür seines Zimmers sich bereit halten.

Der Mann trat ein. Es war eine lange, in einen schwarzen Mantel verhüllte Gestalt, deren tief eingedrückter Hut selbst das Auge verbarg.

„Bürgermeister Waldmann!" begann er, und man hörte deutlich, daß er seine Stimme zu verstellen suchte „Ich komme Euch zu warnen, laßt Euch durch keine Veranlassung bewegen morgen auf das Rathhaus zu gehen, dort droht Eurem Leben Gefahr!"

„Ich dank' Euch, wenn nämlich Eure Warnung wohlgemeint ist!" erwiederte Waldmann „Doch um sie beachten zu können, muß ich wissen, ob sie aus Freundes oder Feindes Munde kömmt."

„Ich bin Euer Freund nicht!" sprach der Vermummte.

„Und was führt Euch dann zu mir?"

„Beachtet meine Warnung, auch ohne dies zu wissen."

„Bei St. Georg! Ihr kommt nicht von hier, bis mir das Räthsel gelöst ist" rief Waldmann zornig. „Hofft Ihr, mich zu schrecken? Wähnt das nicht! — Enthüllt

Euch," befahl er noch einmal, sonst hab' ich Mittel Euch dazu zu zwingen.

„Bürgermeister Waldmann, liegt Euch so viel daran mein Antlitz zu sehen? Das kann ich Euch leicht zeigen" erwiederte der Verhüllte, warf, indem er dies sprach, den Mantel zurück, und Werner Göldlin stand vor ihm.

„Seid Ihr es, Herr Werner?" sagte Waldmann freundlich und reichte ihm die Hand „Hätte ich doch nie geglaubt, Euch, den Sohn meines bittersten Feindes, unter solchen Umständen bei mir zu sehen. Aber sagt mir offen, welcher Beweggrund führt Euch hierher? Zwar zweifl' ich keinen Augenblick, daß Ihr es redlich meint —"

„Zweierlei zog mich her. Magdalenens Bitte —"

„Ist sie in Zürch?"

„Ja, Herr!"

„Ich wünschte, sie noch heute zu sehen!"

„Das ist ohnmöglich!"

„Und der zweite Beweggrund?"

„Ahnet Ihr ihn nicht, Hans Waldmann?"

„Nein!" —

„Gedenkt meiner Mutter!" — Und nun lebt wohl, meine Pflicht habe ich erfüllt!" Ehe noch Waldmann ihn zurückhalten konnte, hatte er sich schon entfernt.

Die Mahnung überraschte ihn eben so sehr wie die Warnung; aber die Vergangenheit verlor sich bald in dem Strudel der wogenden Gegenwart, so daß er nur über das nachdachte, was ihm auf dem Rathhause in dem Kreise der Eidgenossen begegnen könne. Zu sehr erkannte er Werners Rechtlichkeit, um Mißtrauen in seine Worte zu setzen, und so hielt er es für nöthig noch in der Nacht Kund-

ſchafter auszuſchicken. Da gedachte er des Gemordeten „Du haſt alſo das Trauerſpiel eröffnet, wer wird es beſchließen?“ murmelte er vor ſich hin, und er bedurfte Zeit ſeine Gedanken wieder ruhig zu ordnen. Dann gab er die nöthigen Befehle, und legte ſich heute mit Sorgen belaſtet auf ſein Lager; auch Göldlins Mutter trat vor ihn, ſeinen Schlaf zu ſtören.

22.

Die Zünfte hatten ſich am andern Tage auf Befehl des Bürgermeiſters jede bei ihrer Herberge verſammelt. Er trat zuerſt zu der Zunft der Gerber, zu welcher er ſelbſt gehört hatte, ermahnte ſie zur Ruhe und Ordnung und zur treuen Anhänglichkeit an ihre Obrigkeit und die Stadt, und ſie verſprachen treu bei ihm zu halten. Von da ging er zu der Zunft der Weber, gleiche Bewillkommnung, gleiches Verſprechen. Als er von hier nach der der Metzger gehen wollte, traten ihm mehrere Bürger in den Weg und baten ihn, bei der gefährlichen Lage der Stadt den großen Rath zu verſammeln. Ihm ſchien dieſes Geſuch, beſonders im jetzigen Augenblick, unpaſſend, doch als er mit ihnen deshalb ſprach, ertönte ſchon die Glocke, welche den Rath zuſammen zu rufen pflegte. Zornig, da nur er das Recht dazu hatte, eilte er, Werners Warnung vergeſſend, nach dem Rathhauſe; dort wollte Niemand wiſſen, wer die Glocke habe ziehen laſſen.

Hier fand er die Boten der Eidgenoſſen, aber auch Beſtürzung auf den Geſichtern der ihm ergebenen Raths-

herren, die durch das Toben und Lärmen auf den Straßen noch vermehrt wurde; nirgends bemerkte er die an ſolchen Tagen ſo nöthige Faſſung, dies betrübte ihn.

Die Zünfte, die indeſſen vergebens auf ihn warteten, gingen endlich auseinander. Das Volk, worunter man eine Menge fremde Söldlinge erblicken konnte, wogte auf den Straßen hin und her, und drängte der untern Brücke am Rathhauſe zu, wo Lazarus Göldlin mit ſeinen Anhängern ſtand. Dieſer redete zu dem Volke, ſtellte es ihnen als gar leicht vor, die Stadt mit dem Lande in Frieden zu vereinen, wenn es nur die Obrigkeit wolle, ſo daß bald, wahrſcheinlich beſoldete Stimmen ihm zuriefen, ſich der Sache zu unterziehen und für ſie zu ſprechen. Göldlin ſäumte nicht ſich aufs Rathhaus zu begeben.

Als er angemeldet wurde, durchſchaute Waldmann den Plan ſeiner Feinde, doch hinderte er nicht, daß Göldlin vorgelaſſen wurde. Dieſer trat ein und begehrte, daß ein Ausſchuß des großen Raths, vereint mit Einigen der Gemeinde, den Frieden mit dem Landvolk unterhandele, und ohne den Entſchluß des Rathes abzuwarten, entfernte er ſich ſchnell, ließ ſich von einem, mit ſeiner Rüſtung an der Treppe bereit ſtehenden Knechte wappnen, ſtürzte, die Mordaxt in der Hand, auf die Straße und ſchrie unaufhörlich „Daß Gott ſich der armen Stadt erbarme!“ So durchlief er mehrere Straßen, das Volk und ſeine geworbenen Söldlinge folgten ihm, überall verbreitete er Schrecken und Wuth, und bald ſtand er mit dem tobenden Haufen wieder vor dem Rathhauſe. Mit fürchterlichem Geſchrei verlangten ſie hier, daß Waldmann und ſeine Anhänger ihnen ausgeliefert würden. Das Erſcheinen der

eidgenössischen Boten auf dem Altan, das Anreden des Schultheiß von Luzern half nichts; sie verwarfen alle Vorschläge, und statt den Mann, welcher am Tage der Schlachten so oft an ihrer Spitze gefochten, so oft mit Rath und That zur Seite gestanden, durch wahre Theilnahme und kräftiges Handeln zu unterstützen, gedachte der Schultheiß nur Frischhans Theilings, nicht der ersten obrigkeitlichen Person, nicht des größten Mannes der Schweiz, und fragte den tobenden Haufen, wen sie denn eigentlich wollten? Da riefen sie „Den Bürgermeister Waldmann, den Obristmeister, den Stadtschreiber!" „Und wen noch?" fragte der Schultheiß, als ob an diesen Opfern noch nicht genug sei — „Alle seine Freunde!" rief das zügellose Volk.

Als der Schultheiß mit den andern Boten in die Rathsstube zurückkam, traten sie zu Waldmann und sagten „Herr, Euch verlangen sie zuerst."

Da stand der Held von Murten von seinem Sitze auf, trat unter sie und sprach mit flammendem Blick „Ihr Herren! Meine Arbeit und mein Gemüth für diese Stadt könnt Ihr bezeugen. Eidgenossen! Der ewige Bund ist auf den Bürgermeister von Zürich mit Namen gestellt. Mich habt Ihr bei Murten und Nancy, wie oft als Freund auf Euren Tagen gesehen — Dessen gedenket!" Er übergab sich dann als Gefangener, man nahm ihm das Schwert ab, und er ging zwischen dem Landamman Reding und dem Schultheiß Seiler, von seinen gefangenen Freunden gefolgt, noch den hohen Muth auf der Stirn, noch die Flamme im Auge, hinaus auf die Gasse durch eine Reihe von Spießen und den schmähenden triumphirenden Pöbel. Ein Schiff brachte die Gefangenen nach dem Wellenberg,

wo Waldmann ein eignes Gefängniß, das nämliche worin der Luzerner gesessen, und von den Eidgenossen bei Ehre, Pflicht und Freundschaft die Versicherung erhielt, daß sie nichts Gewaltthätiges gegen ihn zugeben würden. Gleich darauf verließen sie ihn, Wachtschiffe und Wachten umgaben den Thurm.

Ohne von irgend Jemand belästigt oder getröstet zu werden, denn Niemand hatte Zutritt zu dem Gefangenen, verstrich ihm der Tag in trüber Einsamkeit. Der Gefangenwärter, ein fremder, ihm unbekannter Mann, der die ärmliche Kost brachte, war das einzige menschliche Wesen, das er sah, und während der Pöbel in seinem Hause plünderte und von seinem Weine zechte, reichte man dem angesehensten Manne der Schweiz einen Krug mit Wasser. „Elendes Volk, für das ich gefochten, für das ich gelebt habe!" rief er in seinem Unmuth aus „Dich groß zu machen, Dich über Andre zu erheben, habe ich mich gemüht und gequält, und hob ein Arm sich für mich in der Zeit der Gefahr? Wehe dem, der auf Dankbarkeit rechnet, dreimal wehe dem, der auf Volksgunst baut!"

Indem er dies im Unmuth ausstieß, öffnete sich die Kerkerthür, und er hörte eine ihm wohlbekannte Stimme sagen „Tretet nur hier herein!" und eine Verschleierte, hinter der sich die eiserne Thüre wieder schloß, stand vor ihm. Waldmann erhob sich von seinem Sitze, betrachtete bei dem matten Schein seiner Lampe die Gestalt genau, die jetzt, den Schleier zurück werfend, mit bebender Stimme sagte „Ich bin es, Hans Waldmann!"

„Ihr hier, Anna Grebel?" fuhr dieser auf „Was wollt Ihr hier? Glaubt Ihr, ich sei ein Anderer im Ker-

ker, als in meinem Hofe, die Macht in der Hand? — Glaubt das nicht!" — Bei dieſen Worten ſtand der Mann ſo ſtolz, ſo ehrfurchtgebietend vor ihr, daß ſie verlegen die Augen niederſchlug.

„Führt Euch eine andere Abſicht hierher," fuhr er fort „ſo ſagt es kurz — Meinen Feinden gegenüber ſteh' ich nicht gern lange müſſig — und daß Ihr meine Feindin ſeid, weiß ich" —

„Ich fühle Mitleid mit Euch" — hob ſie an.

„Verſpart das für die, ſo es bedürfen, ich bedarf, ich mag es nicht, am wenigſten von Euch."

„Ich könnte Euch Rettung bringen, ſtolzer Mann!"

„Rettung? — Aus Feindes Mund iſt dieſes Wort zweideutig, doch laßt hören!"

„Vorher das Geſtändniß, daß beleidigte Eitelkeit mich trieb zu Eurem Verderben zu wirken. Ich warb die fremden Söldlinge, die das Rathhaus umlagerten, behielt ſie aber für jeden Fall in meiner Hand, in meiner Gewalt. Ich verlockte Jung und Alt mit Verſprechungen, und ſo iſt auch Felix Schwend, der Hauptmann des Thurmes, durch mich bewogen worden, zu Euren Feinden überzutreten. Ich glaubte, nur in Eurem Blut könnte meine Rache enden, als ich Euch aber gleich einem gefangenen Löwen Alle, die Euch umgaben, hoch überſtrahlend, durch die Straße führen ſah, da erwachte — O laßt mich von dem ſchweigen, was ich fühlte — Noch wäret Ihr zu retten!"

„Durch Euch, glaub' ich kaum!" ſagte Waldmann ernſt „Könntet Ihr es, wolltet Ihr es uneigennützig, warum thut Ihr es nicht? Ich würde, ich könnte Euch nie daran hindern — Wäret Ihr aber thörigt genug, einen

Preis darauf zu ſetzen, ſo will ich Euch das drückende Geſtändniß erſparen und Euch ſagen: Erkaufen werde ich meine Freiheit nicht! Will Zürch nicht gerecht gegen mich ſein, nun was iſt es weiter, als daß es früher als ich glaubte ein Ende mit mir hat."

„Herr, morgen werden ſie Euch peinlich vernehmen!"

„Das werden ſie nicht!" —

„Und doch, doch! — Wollt Ihr auch dann nicht Rettung aus meiner Hand?"

„Wie Ihr es meint — Nein!"

„Waldmann!" ſagte das Mädchen in höchſter Bewegung „An Euer Schickſal hab' ich das meine gebunden" —

„Daran habt Ihr thörigt gehandelt!"

„Ich habe Euch ins Verderben geſtürzt!" —

„Träumt nicht ſo ſtolzen Traum, Anna Grebel — Gott rief ſein ſtrenges „Stolzer Menſch, bis hierher und nicht weiter!" und ich ſtand, ſank und gehe unter, wenn mein Sand verronnen iſt. Ihr habt keinen Theil daran, Ihr waret höchſtens ein betrogenes ſchwaches Werkzeug in der Hand meiner Feinde, höchſtens ein Sandkorn, das der Sturm meinem kühnen Lauf in den Weg trieb. Tröſtet Euch! — Doch" ſagte er plötzlich, als er die Anſtrengung ſah, mit der ſie die hervorbrechenden Thränen verbergen wollte „habt Ihr wirklich Theilnahme für mich, ſo ſei Euch vergeben und wir ſcheiden, ob ich zum Schaffot oder zum Stuhl des Bürgermeiſters aus dieſem Kerker gehe, in Frieden. Aber nun verlaßt mich! Ihr werdet weich, Eure Thränen rinnen, ſie rinnen vergebens auf dieſen feuchten Boden, wie auf mein Herz."

Da hob die Gebeugte ihr Haupt „Ich will Euch zwin-

gen mich — achten zu müſſen!" rief ſie, gab das Zeichen und die Thüre öffnete ſich ſchnell. „Lebt wohl!" raunte ſie ihm zu „Ihr werdet von mir hören." Die Schlöſſer raſſelten hinter ihr.

„Sie eilte nach Hauſe und durchwachte die Nacht unter mancherlei Plänen zu Waldmanns Rettung. Es that ihrem Herzen wehe, daß ſo Herrliches untergehen ſollte, ſie wollte wieder gut machen, was ſie verbrochen, ſie wollte mit der eigenen Gefahr des Lebens ihn retten. Ihr Wille war gut. Schon am frühen Morgen wollte ſie hinaus, die ihr Ergebenen, ihre Söldner, Waldmanns Freunde verſammeln, Lazarus Göldlin überfallen und ihn als Geißel für Waldmann bewahren; aber als ſie ſchellte, trat ihr Vater ein und kündigte ihr an, daß ſie auf Befehl des Stadthauptmanns das Zimmer nicht verlaſſen dürfe und Wache davor geſtellt ſei. Der liſtige, jetzt Alles vermögende Lazarus hatte ihr willig den Wunſch gewährt, durch ihre Gegenwart, wie ſie vorgab, den ſtolzen Mann zu demüthigen. Die äußere Thüre des Gefängniſſes blieb offen, die innere ward nur angelehnt, und ſo belauſchte man manches laut geſprochene Wort, und die Thränen, die ſie beim Herausgehen nicht verbergen konnte, verriethen ſie ganz. Der vorſichtige Göldlin wußte ſie unſchädlich zu machen.

23.

Noch am nämlichen Tage hatte ſich die Gemeinde, durch allerlei falſche Gerüchte getäuſcht, in der Waſſerkirche verſammelt, hier den ganzen Rath abgeſetzt, und Lazarus Göldlin mit außerordentlicher Gewalt zum Stadthauptmann gewählt. Ihm wurde ein Rath von 60 Perſonen beigeſellt, die, aus der Hefe des Volkes genommen, ſich durch Unwiſſenheit auszeichneten. Zugleich wurde die Nachricht ausgeſprengt, daß ein kaiſerliches Heer im Anmarſch ſei, welches anfangs in der Abſicht heran gezogen wäre, Waldmann in ſeinem Plane zu unterſtützen, Graf von Kyburg zu werden, jetzt aber eiligſt zu ſeiner Rettung anrücke. Ein Verzeichniß von einer Menge der angeſehenſten Bürger, die Waldmann als zum Tode beſtimmt aufgezeichnet habe, war in Umlauf, und mehrere andere unglaubliche Verbrechen wurden dem Mann angedichtet, der ſo treu für Zürch gewirkt hatte.

Daß dieſe Erdichtungen das Volk nicht lange täuſchen könnten, ſah Göldlin wohl ein, deshalb wurde der Beſchluß gefaßt, ihn ſchon am andern Tage durch peinliches Verhör zur Bejahung einiger Anklagen zu vermögen.

In der Mitternachtſtunde der zweiten Nacht ſeiner Gefangenſchaft begab ſich Göldlin mit ſeinen Anhängern nach dem Wellenberge und das Verhör begann. Waldmann verwarf mit Stolz alle die Anklagepunkte, und ſo führte man ihn zur Folter. „Lohnſt Du mir ſo, Zürch?“ rief er entrüſtet, als ein Centnerſchwerer Stein ihm angehängt wurde „Lohnſt Du mir ſo?“ Er behielt jedoch

ſeinen Muth und ſeine Beſonnenheit. Nach kurzer Unterbrechung verſuchten ſie die Marter bis zur gänzlichen Erſchöpfung, er blieb ſtandhaft, wie das erſtemal. Da, nach vierzigſtündigem Verhör, nach vierzigſtündiger Qual, belegten ſie ihn mit den ſchwerſten Feſſeln und warfen ihn in das gräßlichſte Mörderloch des Thurmes. Er ſtreckte die ausgerenkten Glieder auf das faule Stroh, was ſchon manchem Verbrecher zum Lager gedient haben mochte, blickte im Kerker umher und ſagte ruhig lächelnd „Hier verfolgt mich doch die Nemeſis nicht, wie in dem Kerker des Luzerners.“ Auch hier blieb er ſtandhaft.

Als er aber ſah, daß Zürch alle ſeine Thaten, all ſeines Lebens Mühen, ſeine treue Liebe für die Stadt vergeſſen hatte, als man ihn ganz Göldlins Macht übergab und dieſer ihm das Ritterzeichen abnehmen ließ, da konnte er eine Thräne nicht zurückhalten, die einzige, die ihm entſank. — „Nehmt mir das Zeichen der Würde, vergeßt, was ich Euch war, laßt mich durch Henkers Hand ſterben,“ rief er, ſich ermannend „doch werd' ich leben im Munde der Nachwelt! Aus dieſer Thräne, die mir entſank, werden Millionen entſprießen, die das undankbare Zürch noch um mich weinen wird.“ Ungebeugt trotzte er ſeinen Feinden, kein Geſtändniß konnten ſie erpreſſen, kein Zeichen von Schwäche ihm entlocken.

Das hatte Lazarus nicht erwartet, dieſen Triumph gönnte er ihm nicht. Er ſollte bittend vor ihm erſcheinen; nicht ihm die Bitte zu gewähren, nur ihn zu demüthigen, wünſchte er es. Er glaubte endlich das Mittel gefunden zu haben, entweder ſeinen Zweck zu erreichen, oder ihm ſeine letzten Stunden noch qualvoller verbittert zu haben.

Am fünften Abend ſeiner Gefangenſchaft, als er ſchon zwei Tage in dem furchtbaren Kerkerloche gelegen hatte, raſſelte die eiſerne Thüre auf, und Magdalene ſtürzte mit dem Knaben herein. Stürmiſch, wie in den Tagen der Wonne, warf ſie ſich in Waldmanns Arme, der, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſich mit ſeinen zerrenkten Gliedern vom Lager erhoben hatte, ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken und küßte ſeine welken Lippen, denn ſeitdem ihm die Ritterwürde abgenommen war, hatte er keine Nahrung zu ſich genommen.

„Waldmann!“ rief ſie „Ich komme, um für dieſe Welt von Dir zu ſcheiden und Dir für Deine Liebe Dank zu ſagen; ihre glücklichen Augenblicke wiegen tauſendfach die Tage des Schmerzes auf. Reiche mir Deine Hand, gieb mir in dieſer etnſten Scheideſtunde noch einmal die Verſicherung, daß Du mich liebſt, und ſeegne Dein Kind!“

Nicht die Marterwerkzeuge, nicht der Tod hatten des Mannes Bruſt erſchüttern können, der Anblick der Unglücklichen, der Anblick ſeines Kindes brachte ihn außer Faſſung; er drückte bald Magdalene, bald den Knaben an ſich, aber keine Thräne floß, mit der einen war der Quell vertrocknet. Den Blick gen Himmel gehoben, legte er die Hand auf das Haupt des vor ihm nieder geknieten Knaben „Gott möge ſich Deiner erbarmen“ ſprach er gerührt „und Dich bald heimführen von dieſer Welt voll Undank, dies ſei der Seegen Deines Vaters!“

„Amen!“ ſagte Magdalene, preßte das Kind mit Heftigkeit an ſich, und von dem Augenblick an ſchien ſie ruhig.

„Auch ſoll ich Dir noch ſagen," begann ſie dann die dumpfe Stille zu brechen „daß, wenn Du es wünſchteſt und bittend bei dem Rathe einkämeſt, Deine liegende Habe dieſem Kinde zugeſchrieben werden ſollte."

„Bittend ſoll ich einkommen, bittend bei den Elenden, daß ſie meiner ſpotten und doch den Knaben verſtoßen? Nein, mein Sohn!" rief er heftig „Gehe ein Bettler durch die Welt, und verhungere eher am Scheidewege, als daß Du ſolch Almoſen von dieſen Elenden annähmſt."

„Er bedarf auch nichts für dieſe Welt! ſprach Magdalene feierlich.

Starr ſah Waldmann ſie an. Sie ſank von Neuem mit Leidenſchaft an ſeine Bruſt.

„Magdalene," ſprach er „laß uns ſcheiden, die Stunden der Trennung ſind ſchwer" —

„Und der Augenblick des Wiederſehens ſo ſüß!" fiel ſie ihm in die Rede.

„Sorge für das Kind" bat er dann, den Knaben herzend — „Ich übergeb' es Dir."

„Sorgen will ich für ihn ſo treu, wie für mich" entgegnete ſie — „Rein und ſchuldlos ſoll er neben Dir vor Gottes Thron treten. Bekümmre Dich nicht um ſeine Zukunft!"

„Und ehe wir ſcheiden, Magdalene," ſprach er jetzt, als die Mutter den Knaben ſchluchzend an ihr Herz preßte „ſage mir, daß Du mir vergeben haſt."

„Von Herzen!" rief ſie „Ich habe Dich in Freud' und Leid immer geliebt mit gleicher Liebe."

„Gelobt ſei Gott!" rief er nun aus „Zweierlei hat zuweilen mein Gewiſſen beunruhigt, das Eine iſt mir ver-

geben, und des Luzerners Blut verſöhnt mein Tod. So trete ich vor Gott, mit manchem Fehl, doch mit keiner unedlen That belaſtet. Nun aber lebe wohl! Ich glaube meine Sanduhr wird bald abgelaufen ſein, und ich muß noch ruhen, damit ich geſtärkt zum Tode gehen kann — Dort oben ſehen wir uns wieder!"

„Bald, bald!" ſchluchzte ſie, hob den weinenden Knaben an dem Vater empor und umſchlang Beide — „Heilige Mutter Gottes," rief ſie „erbarme Dich unſer!"

Sie ſchieden für dieſe Welt.

24.

Am andern Tage verſammelte ſich der Blutrath auf dem Rathhauſe, um über Hans Waldmann zu ſprechen. Das Volk, davon unterrichtet, wogte zum Theil blutdürſtig, zum Theil mit banger Erwartung auf den Straßen, und manche Stimme ließ ſich zu Gunſten des Gefangenen vernehmen, denn noch war nicht alle Liebe zu ihm in den Herzen der rechtlichen Bürger erloſchen. Göldlin fürchtend, daß ſich ſeine Freunde, daß die Bürger ſich zu ſeiner Rettung erheben möchten, bediente ſich einer gemeinen Liſt. Es kamen während der Sitzung drei ſchweißtriefende Boten athemlos in den Sitzungsſaal geſtürzt, und berichteten — auch unter dem Volke, ehe ſie bis zum Rathhaus gelangten, hatten ſie die Nachricht verbreitet — daß ein bedeutendes kaiſerliches Heer bei Egliſau den Rhein überſchritten habe. Sie hätten, behaupteten ſie, die Flammen der

eingeäscherten Stadt gesehen, das Geheul und Wehklagen der gemordeten Unterthanen gehört, schon bis ganz nahe an der Stadt dringe der Feind — Da sprachen, unter dem Vorwand größerem Uebel vorzubeugen, die Richter in Eil das Todesurtheil — und der Mann, um dessen Gunst Könige und Fürsten geworben, der bei Murten und Nancy den Eidgenossen den Siegeslorbeer errungen, der das gesunkene Zürch zur ersten Stadt der Schweiz erhoben hatte, er wurde im Beisein eidgenossischer Gesandten zur Enthauptung verurtheilt.

Als die große Glocke, dies Todeszeichen, erklang, erbebte Hans Waldmann nicht, er war dem Tode vertraut. Ein Geistlicher trat jetzt ein, nicht sein Freund der Leutpriester, den hielt man entfernt. Er beichtete ihm mit fester Zuversicht, daß Gott ihn gnädig vor seinem Throne aufnehmen würde, und der Geistliche, wahrscheinlich von Göldlin bestochen, drang ihm in dem Moment, wo der Mensch so leicht alles Irdische unberücksichtend von sich wirft, das Versprechen ab, um Frischhans Theiligs Tod zu versöhnen und seine Sünden zu büßen, das Volk nicht anzureden, damit dadurch nicht noch mehr Blut, und für ihn nutzlos vergossen werde.

Jetzt hielt das Schiff, das ihn abholen sollte, an dem Wellenberg. Mit freudigem Muthe bestieg er es, 200 Söldner bewachten ihn. Ihn schmerzte nicht, daß er sich vom Leben trennen sollte, ihm war nur die Erinnerung an seine zurückgelassenen Freunde schrecklich, deren blutiges Ende er voraussehen konnte.

Vor dem Rathhause wurde ihm sein Todesurtheil vorgelesen, wo ihm ein Gemisch von Lügen, Vermuthungen,

und einzelner unbefangen ausgesprochener Worte zum Verbrechen angerechnet, aber kein wirklich todeswürdiges und von ihm eingestandenes Vergehen als Verdammungsgrund angeführt wurde. Dies empörte ihn, er war im Begriff zu reden, doch der Geistliche rief ihm zu „Stillschweigen allein kann jetzt vor Gott Eure Sünden sühnen!" und Waldmann schwieg.

Damit den Seebauern das blutige Schauspiel nicht entginge, auch dem kühnen Meuterer Rellstab die Freude der Rache würde, hatte Göldlin auf der Hagenover Matt, auf der nämlichen Stelle, wo Waldmann im Ringen gesiegt, das Blutgerüste aufführen lassen. Dorthin wurde er vor den Augen der auf dem Walle versammelten Städter und im Angesicht der Seebauern zum Tode geführt.

Stolz, doch Jedermann freundlich grüßend, ein kühner herrlicher Mann, schritt er getrost dem Blutgerüste zu, an dessen Fuße die Worte ihm entschlüpften „Gott, um dieses unverdienten Todes willen vergieb mir!" Dann bestieg er das Gerüst, bat hier Alle, denen er wehe gethan, um Vergebung und um ihre Fürbitte bei Gott, kniete, das Gesicht nach Zürch gewendet, mit ruhigem Anstand nieder, und „Gott erbarme Dich der Stadt!" ausrufend, rollte sein blutendes Haupt zu seinen Füßen.

Ein lauter Schrei erschallte, als es sank, Thränen flossen, und eine grausige Todtenstille trat ein — Doch sie wurde schnell und auf furchtbare Weise unterbrochen. Ein Weib, das auf dem äußersten Rande des Walles, einen Knaben an der Hand, gestanden, und während der Hinrichtung stets gebetet hatte, erfaßte jetzt das Kind, hob es in die Höhe, und es fest in ihre Arme schließend,

ſtürzte ſie ſich unter dem Ausruf „Gott ſei mir gnädig!“ mit ihm in die Fluth — Noch einmal, den Knaben immer noch im Arm, der die Händchen zitternd emporſtreckte, tauchte ſie auf, dann verſchlang ſie die Welle. Man eilte ihr zur Hülfe, aber die Fluth hatte Mitleid mit ihr, ſie bettete Magdalene Feltrino und ihr Kind auf feuchtem Lager zum ewigen Schlaf.

Annas Ruhe war hin; ſie vermachte ihre ſämmtliche Habe dem Frauenmünſter und hoffte vergebens den verlornen Frieden unter dem Schleier wieder zu finden.

Die Wallfahrt *).

Welch bunter Kreis umgiebt das Heil'gen Bild,
Was iſt es, das die Menge hier verſammelt?
Iſt's Frohſinn, iſt es Luſt zu Tanz und Spiel,
Iſt's Andacht, Sehnſucht zu der Heiligen
Zu beten, die hier Frauen, Männer, Knaben
Und Jungfraun auf dem grünen Plan verſammelt?
Wohl Andacht, Lieb' und Luſt, Gewohnheit iſt's
Nach ihrer Heiligen an dieſem Tage
Bei Sang und Scherz zu pilgern. Sehet nur
Wie ganz verſchieden ſcheint ihr Zweck zu ſein.
Dort knieen ſie vor ihrem Marmorbild,
Bekreuzen ſich, in Andacht tief verſunken,
Indeſſen hier gezecht, geliebelt wird
Und der Patronin man den Rücken wendet,
Die ſteif und kalt geſchloßnen Auges ſteht
Und wenig ſich um die Verſammlung kümmert.

*) Hierzu die vorn eingeheftete Abbildung, als artiſtiſche Zugabe der Verlagshandlung.

Ein Freudenfeſt iſt's, nicht ein heil'ges Feſt! —
Sie glauben, haben ſie die Wallfahrt nur
Begonnen, haben ſie ein kurz Gebet
An ſie gerichtet, Gaben ihr geſpendet,
So könnte Sanct Roſalie wohl zufrieden ſein.

O Wahn, o Thorheit! — und dennoch beglückt
Er dieſe Menſchen, denn ſie ziehen heim
Und glauben ſich nun ihrer Sünden quitt,
Der Heil'gen haben ſie ſie aufgebürdet.
Ein kurzer Weg, ein kurz Gebet genügt
Selbſt bei Geſang, bei Wein und Scherz, die Laſt
Von ſich auf ihre Heilige zu wälzen.
Wohl ihnen, wenn der Glaube ſie auch täuſcht! —
Der Weiſe, wie der Thor, von ihm geleitet
Durchwallt ein blinder Wandersmann durch Nacht
Und Dunkel ſeinen irren Pilgerpfad.

von

A. von Cromlitz.

Leipzig, Baumgartner's Buchhandlung.

Vielliebchen.

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1839.

Hist. 885

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwölfter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

	Seite
Die Rechberge	1
Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart . .	221
Die schwere Wahl	396
Erklärung zur artistischen Zugabe . . .	467

Verzeichniß der Stahlſtiche.

Bianca (Titelkupfer).

Titelvignette.

Gegend in den Apenninen* (artiſtiſche Zugabe der Verlagshdlg).

Scene zur Erzählung: die Rechberge . . . . Seite 108.

Conrad Rechberg . . . . . — 128.

Maria Stuart . . . . . — 257.

Maria Ogilvie . . . . . — 356.

Scene zur Erzählung: Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart . — 387.

* Siehe das dazu gehörige Gedicht Seite 467.

Goyen inv. Suyderhoef sc.

Die Rechberge.

I.

„Iſt mir denn keine Ruhe auf dieſer Erde gegönnt?“ ſprach Kaiſer Friedrich II. das Fenſter aufreißend und über das herrliche Palermo hinüber nach dem brauſenden Meere ſchauend. „Alles liegt hier noch in friedlicher Ruhe, nur mich flieht der Schlaf, und Sorge und Kummer rauben ihn dem beneideten Fürſten, dem Haupte der Chriſtenheit. — Der Tag graut,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, in der er ſein ſtilles Morgengebet zum Himmel geſendet hatte „der kühle Morgenwind ſpielt mit den Wimpeln der Schiffe, doch mir tritt kein Morgenlicht aus der Finſterniß hervor, mir kühlt kein friſches Lüftchen die ſorgenſchwere Stirn.“ — Er ſchloß das Fenſter und ſchritt mehrere Male im Zimmer auf und ab — „Ob er wohl wieder vor meiner Thüre liegt?“ murmelte er dann vor ſich hin, öffnete ſie leiſe und fand auf rauhem Bärenfell ausgeſtreckt einen jungen Kriegsmann ſchlafen. Der Kaiſer betrachtete ihn lange und aufmerkſam. „Auch einer der Unglücklichen,“ ſprach er bewegt „die ſich das Ziel

ihres Lebens zu hoch geſtellt haben, ewig darnach ringen und es nie erreichen werden.“ Er mochte wohl in dieſem Augenblick an ſich ſelbſt denken, denn ſein edles Antlitz, das freundlich auf den Schlummernden geſchaut hatte, umdüſterte ſich, dann rief er: „Conrad, ſteh auf!“ — Der Jüngling ſprang ſchnell vom Lager, griff haſtig nach der an ſeiner Seite hängenden Wehr, doch als er den Kaiſer vor ſich erblickte, beugte er ſein Knie und ſtammelte „Verzeiht, mein gnädiger Herr!“

Kaiſer Friedrich reichte ihm die Hand zum Kuſſe, die er mit Leidenſchaft an ſeine Lippen preßte, winkte ihm aufzuſtehen, und befahl ihm zu folgen.

„Warum ſchläfſt Du jede Nacht vor meiner Thüre?“ fragte ihn der Kaiſer, als er mit ihm in ſein Gemach getreten war „Warum überläſſeſt Du es nicht den Sarazenen draußen in der Halle, mich zu bewachen?“

„Es ſind Heiden, Herr! ſie beten den Mahom an“ erwiederte der junge Kriegsmann.

„Und mein'ſt Du, der in Bann Getha'ne dürfe den Chriſten mehr vertrauen?“

„Ja, hoher Herr! den Deutſchen könnt Ihr vertrauen.“

„Wie oft ſchon brachen ſie die Treue. Auch König Heinrich war ein Deutſcher“ murmelte bei dieſen Worten der Kaiſer vor ſich hin. „Ja, Conrad Rechberg, glichen ſie Dir Alle, ſtänd' mein Vertrauen zu ihnen feſter.“

Conrad legte bei dieſen Worten die Hand auf ſein Herz, und blickte mit freundigem und doch ſchmerzlichem Ausdruck den Herrſcher an.

„Iſt Deine mir ſo oft bewieſene Treue auch ganz un-

eigennützig?" fragte jetzt der Kaiſer, ihn ſcharf ins Auge faſſend.

„Herr!" erwiederte Conrad hoch erröthend — „Von frühſter Jugend an, als ich noch auf meinem väterlichen Schloſſe in Schwaben mein Roß tummelte, ſtandet Ihr ſchon vor meiner Seele als der größeſte Sterbliche, den Gott auf Erden geſchaffen hatte. Eines Tages, ſchon war ich dem Knabenalter entwachſen und führte Schwert und Armbruſt gar gut, ſenkte ſich nicht fern von mir, Beut' erblickend, ein rieſiger Adler herab; eine Schlange ſtreckte gehoben ihr ſpitzes Haupt ihm entgegen, ziſchte und ſpritzte ihr Gift nach dem König der Lüfte, er aber packte ſie mit ſeinen Krallen, und obſchon ſie ihn mit hundert Gelenken umwand, ſchwang er ſich dennoch mit ihr in die Höhe und war bald dem Auge entſchwunden. Meine Armbruſt hatte in meiner Hand geruht, mich gelüſtete nicht dem königlichen Aar meinen Bolzen nachzuſenden, denn ich ſah in ihm, Euch und in der Schlange —"

„Schweig, Unvorſichtiger!" fiel ihm der Kaiſer in die Rede —" Sahſt Du Blanca geſtern?" fragte er dann ſchnell, das ernſte Geſpräch abbrechend, um ein vielleicht noch ernſteres zu beginnen.

„Ich ſah ſie, Herr!" erwiederte Conrad Rechberg beſcheiden, aber dennoch furchtlos.

„Junger Thor!" ſprach der Kaiſer, aber immer noch mit Wohlwollen „Wenn der junge Falke, gleich jenem Adler, ſich aufwärts nach der Sonne ſchwingen wollte, würde bald ſein ſcharfes Auge geblendet, ſein Flügel ermattet ſein, und der kühne Segler der Lüfte aus der Höhe herabſtürzen und ſich das Hirn zerſchmettern. —

Verſtehest Du mich, Conrad?" — Dieſer neigte ſein Haupt und ſchwieg — „Nun, jetzt geh und rufe mir meine Diener herbei; auch Vinea ſage, daß ich ihn erwarte." Der junge Deutſche ging.

Conrad Rechberg war der Sohn eines treuen Dieners des Kaiſers, deſſen Stammburg ohnfern dem mächtigen Hohenſtaufen lag. Er war in der Schlacht von Cortenuova für ſeinen Herrn auf dem Bette der Ehre gefallen, Friedrich II. hatte deſſen Sohn in ſeine Dienſte genommen und ihn ſeinem natürlichen Sohne Enzio beigegeben, der ſchon als Jüngling das kaiſerliche Heer in der Lombardei befehligte und dem jungen Deutſchen oft Gelegenheit gegeben hatte, ſich in Kampf und Schlacht als ein wackrer Degen auszuzeichnen. Beide von gleichem Alter, von gleicher Kriegsluſt und mit dem ritterlichen Sinne begabt, der den kühnen Jüngling zum Außerordentlichen treibt, hatte Enzio den jungen Deutſchen liebgewonnen. Seit kurzem an Adelaſia della torre, die Beherrſcherin des größten Theils von Sardinien, nicht aus Neigung, nur aus Statteklugheit vermählt, hatte der Sohn Kaiſer Friedrichs den Titel eines Königs von Sardinien angenommen und fand ſich dadurch nicht beglückter. Der beſcheidene Conrad, noch nicht zum Ritter geſchlagen, war ſeit einiger Zeit von König Enzio in Aufträgen an das kaiſerliche Hoflager nach Palermo geſchickt worden. Hier, wo er den Kaiſer täglich ſah, wo er Gelegenheit hatte, ſein Thun und Wirken genau beobachten zu können, wurde die innige Verehrung für dieſen großen Fürſten bis zum Enthuſiasmus geſteigert. In ſteter Beſorgniß, der in Bann gethane Monarch ſei dem Dolchſtoße italiſcher Meu-

chelmörder ausgesetzt, verließ er den Kaiser nur selten, und ohne daß es seine Dienstpflicht erheischte, bewachte er jede Nacht die Thüre des kaiserlichen Gemachs. Friedrich erkannte seine Treue, sie that dem Manne wohl, der schon so oft dem Treulosen, Undankbaren auf seinem ernsten Lebenswege begegnet war, und doch hätte er Conrad gern von seinem Hofe und seiner Person entfernt, wenn nicht die Erinnerung an dessen Vater, wenn ihn nicht das Wohlwollen, das er für den jungen Schwaben fühlte, und Enzio's dringende Bitten, ihn nicht fortzusenden, vermocht hätten, ihn um seine Person zu dulden, denn Conrad hatte sich in den Augen des Kaisers ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, das Anfangs der biedere Deutsche kaum ahnete; als ihm aber des Kaisers Warnungen zeigten, er kränke seinen Herrn, da war es zu spät.

Blanca, Schwester Enzio's, Beide von einer Mutter, einer edlen Deutschen, deren Familien-Name die Geschichte nicht bis auf uns gebracht hat, war die Ursach, weshalb der Kaiser Conraden zürnte. Enzio hatte ihn seiner Schwester mit Wohlbedacht, vielleicht auch absichtlos empfohlen, und über Beider Geschick entschied dies. Dadurch war Conrad der Kaisertochter näher gebracht und Beide hatten sich, unbewußt, was ihre Herzen entflammte, in Liebe begegnet. Ohne daß sein Mund es noch gewagt, um ihr Herz zu werben, ohne daß ein Geständniß von ihren Lippen ihn ermuthigt hatte, verstanden, liebten sie sich. Dem Kaiser entging dies nicht, denn die Harmlosen suchten ihre Neigung nicht zu verbergen. Saß Blanca, die Laute im Arm, in den Zimmern ihres Vaters, so

wandte sie das Lied nur an den in der Entfernung aufmerksam zuhörenden Conrad, der wie in Wonneträumen versunken sie unverwandt anschaute, und erst, wenn der Gesang schwieg, die Laute verstummt in ihrem Schooße ruhte, aus seinen Träumen erwacht zu sein schien, und dann sprach die Liebe deutlich, innig aus ihren sich begegnenden Blicken.

Die Tochter war dem Kaiser werth; die Erinnerung an ihre Mutter machte sie ihm theuer, theurer noch der ihr von der Natur zu Theil gewordene unaussprechliche Liebreiz, der ihr ganzes Wesen umfloß. Ihr lächelndes seelenvolles Auge, ihr lieblich geformter Mund, der Lilienglanz, auf den das zarte Roth einer frischen Rose gehaucht schien, die geregelten Formen ihrer herrlichen Gestalt, vorzüglich aber die Fülle der dunkelblonden Locken, diese Seltenheit in Italiens südlichen Gefilden, machten sie zur vollendeten Schönheit. Der Geist der Dichtkunst, ihr lebhafter Geist, ihre feste Beharrlichkeit waren das Erbtheil des Vaters, ihr sanftes, leicht erregbares Gemüth das schönere Erbtheil ihrer längst schon heimgegangenen Mutter. Sie begleitete den Vater auf die Jagd, tummelte ihr arabisches Roß mit fester Hand und kühnem Muthe, und wenn er, von seinem Schicksal hart bedrängt, unmuthig, aber nie gebeugt, in seinem Zimmer saß, dann ergriff sie die Laute, und Spiel und Gesang entführten den Herrscher aus seinem irdischen düstern Reiche in das schöne Reich der Töne. Sie war ihm über Alles theuer, und wenn er an ihre Zukunft dachte, erschien ihm fast kein Mann edel, stand ihm keiner hoch genug. So war die Jungfrau, der ein schlichter Deut-

scher Edler in Liebe zu nahen wagte, so standen die häuslichen Verhältnisse im Innern des Palastes zu Palermo, sie waren nur vorübergehende Lüfte, die den Spiegel eines Sees kräuselten, der Sturm von außen aber thürmte Well' auf Welle, und drohte den mächtigen Granitfelsen zu erschüttern, den in dem Geschlecht der Hohenstaufen eine große thatenreiche Zeit der päbstlichen Gewalt entgegengestellt hatte.

2.

Der Kanzler Peter von Vinea trat bei dem Kaiser ein. Er war ein merkwürdiger, wichtiger Mann in jener verhängnißvollen Zeit. Seine lange, hagre, stolz einherschreitende Gestalt war Achtung gebietend, sein stechendes Auge sah scharf, durchdringend, oft auch listig unter den buschigen Augenbrauen hervor, und doch zeigte der Abdruck seines Gesichts mehr den Dichter und Ritter, als den Hofmann, und gewiß hätte man nur den Abdruck eines edlen Gemüths auf seinem Antlitz gesehen, wenn nicht Stolz auf Geist, Einfluß und seine hohe Würde, selbst zuweilen Tücke, dem schönen Gesicht des schon bejahrten Mannes seine Anmuth benommen hätte. Aus niedrigem Stande seiner Fähigkeiten wegen bis zu den höchsten Aemtern erhoben, denn ihn zierte der Lorbeer des Kriegers, wie der des Dichters in gleichem Maaße, war er das Organ, durch welches Kaiser Friedrich seine weitläufigen Staaten beherrschte, und besonders die vielfach ver-

wickelten Verhältniſſe mit dem päpſtlichen Stuhle leitete. Er beſaß des Kaiſers ganzes Vertrauen, und nur einmal war es ſeinen Feinden gelungen, in Friedrichs Herzen Verdacht zu erwecken, gegen den ſich der ſo lang bewährte Diener und Freund glänzend rechtfertigte.

„Die Bemühungen meines Sohnes in Deutſchland hat der Erfolg gekrönt," redete ihn der Kaiſer heute bei ſeinem Eintreten an, „Heinrich Raſpe, der Pfaffenkönig iſt geſtorben, die mir treu Gebliebenen haben Muth erhalten, meine Feinde beugen ſich vor Conrads, meines Sohnes, Macht. Nur ein Feind bleibt mir, der ſchleudert von Lyon aus ſeine Blitze auf mich. Nun wohlan! mit ihm zum Kampf auf Leben und Tod! — Wer die Welt regieren ſoll, Fürſt oder Pfaff, Vernunft oder finſtrer Wahn, das ſteht auf dem Spiele. Schnell müſſen wir das Heer zuſammen ziehen, ſchon iſt Alles dazu vorbereitet; der Graf von Savoien iſt durch Manfreds Verlobung mit ſeiner Tochter gewonnen, dann über die Alpen gegen Lyon!" —

„Ein gefährlicher Zug!" meinte Peter von Vinea kopfſchüttelnd.

„Habe ich noch je etwas Gefahrloſes unternehmen können? Oberrichter!" ſagte der Kaiſer lächelnd „Dies habe ich von meinem Vater mit der Kaiſerkrone, mehr noch mit der Krone beider Sizilien ererbt."

„Herr! Habt Ihr denn alle Hoffnung aufgegeben, den Papſt zu verſöhnen?" fragte Vinea, und ſein Auge ruhte beobachtend auf dem Kaiſer.

„Ihr ſpracht des rechte Wort, Großrichter!" erwiederte dieſer, „Mit dem Papſte mich zu verſöhnen, dieſe Hoff-

nung nährt' ich nie, denn wer die Tiare auf dem Haupte trägt, iſt unverſöhnlich. Aber den Papſt verſöhnen, ja das iſt leicht, das verſtand Kaiſer Heinrich IV. zu Canoſſa, ich aber verſteh' es nicht!"

Der Großrichter zuckte die Achſeln.

„Wie?" fuhr der Kaiſer auf, und ſein Auge flammte „Haben die Jahre Eure Thatkraft ſo gelähmt, daß Ihr nur fürchtet, wo Ihr ſtreiten ſolltet? Glaubt Ihr, der 50 jährige Hohenſtaufe ſtehe weniger kräftig, weniger feſt ſeinem Gegner gegenüber, als da er als Jüngling ſeinen Feinden Trotz bot? — Vinea! das Schickſal ſtellt jeden Menſchen, hoch oder gering, auf den ihm beſtimmten Platz, und weiſt ihm dadurch ſeinen Wirkungskreis an. Mich ſtellte es auf den höchſten irdiſcher Macht und gab mir das Schwere, Ungeheure auf, den Schleier zu zerreißen, der die Welt umgiebt, Licht zu verbreiten in der Finſterniß und die Feſſeln zu brechen, mit denen Rom die Völker zu Sklaven eines finſtern Wahnes machte. Ein gefährlicher aber herrlicher Wirkungskreis, den das Schickſal mir gab! — Ich werde meine Pflicht erfüllen," fuhr er nach einer Pauſe ruhiger fort „ich werde mich der Hydra muthig entgegenſtellen, und ſollt' ich unterliegen — nun dann kam ich für das Sklavengeſchlecht zu früh, und ein Anderer wird fortbauen, was ich begann, und wird mit Gott den Bau vollenden."

„Doch, wohin verirr' ich mich?" fuhr er auf und abgehend fort und blieb plötzlich vor Peter von Vinea ſtehen „Schreibet an Thaddeus von Seſſa nach Lyon, er ſoll dort meine Sache, die Sache der Vernunft nach beſten Kräften führen, aber nicht eines Haar breits nach-

geben, und will ſich der Papſt nicht meinen gerechten Wünſchen fügen, ſo mag Thaddeus ſogleich Lyon verlaſſen; mich wird er in der Lombardei finden."

„Ohne daß der Bannfluch aufgehoben iſt?" fragte der Großrichter und ſchüttelte bedenklich ſein Haupt.

„Auch ohne dies, Vinca!" fiel ihm der Kaiſer ſchnell in die Rede „Sahe Ihr ſeit 2 Jahrhunderten einen groſſen Mann, die Kaiſerkrone auf dem Haupte, den nicht der Bannfluch traf? Er iſt das Erbtheil der Größe, das Erbtheil der Hohenſtaufen."

„Eins noch!" rief der Kaiſer, als der Großrichter ſich entfernen wollte — „Ihr geht, und theilt meine Meinung nicht; dies ſcheint ſeit Kurzem öfter der Fall zu ſein — Fügt Euch in meine Anſichten, Großrichter, Ihr kennt ſie beſſer, als irgend Einer und wißt auch, wie feſt ſie in mir gewurzelt ſind — Wo nicht — ſo ſucht Euch einen fügſameren Herrn, als ich es bin — Nun gehe mit Gott!"

Peter von Vinca ging, tief verwundend waren des Kaiſers Worte in ſein Herz gedrungen.

Im Vorzimmer begegnete er dem Hofkaplan des Kaiſers. „Ei ſchon ſo früh, edler Herr?" redete ihn Pater Anſelm, der Franziskaner, an und ſein liſtiges Auge ſchien das, was in Vinca's Innern vorging, erſpähen zu wollen „Euer Antlitz iſt nicht ſo heiter, als der heutige Morgen, Wolken ziehen über Eure Stirn, iſt ein Gewitter nahe?"

„Geht nur hinein!" erwiederte der Großrichter „Ihr werdet wahrlich keinen andächtigen Zuhörer finden, wenn Ihr dem in Bann Gethanen Meſſe leſet."

„Iſt nichts Neues, edler Herr?" ſagte der Pater

ſchmunzelnd „Wen die Weltbändel ſo ſehr beſchäftigen, der hat auch keine Zeit, an das Heil ſeiner Seele zu denken — Ihr werdet ſehen —"

„Daß die Frucht bald reif iſt und abfallen wird, meint Ihr! — Wohl möglich! — Gott mit Euch, Pater!"

„Gott mit Dir und Beelzebub!" murmelte der Mönch hinter ihm drein und ging in des Kaiſers Gemach.

Der Oberrichter aber eilte nach Haus, des Kaiſers Befehle auszuführen und einen ihm Vertrauten nach Lyon zu ſchicken, dem kaiſerlichen Geſandten die nöthigen Inſtructionen zu ertheilen, dann kehrte er in den Palaſt zurück, die Papiere dem Kaiſer zur Unterſchrift vorzulegen. Hier fand er Conrad Rechberg, der ihn nicht zu bemerken ſchien, in einem Vorzimmer ſitzen. „Heda, deutſcher Kriegsmann," mit dieſen Worten weckte der Oberrichter Conrad aus ſeinem Sinnen „Warum in ſo tiefen Gedanken, warum ſo ernſt und düſter? Bald wird die Kriegstrompete wieder ſchallen, und da jauchzet Ihr Deutſchen ja lauter, als Eure ſchweren Roſſe wiehern."

„Tadelt unſre Roſſe nicht, lieber Herr! ſagte Rechberg aufſtehend „ſind ſie auch nicht den neapolitaniſchen an Schönheit zu vergleichen, tragen ſie doch Männer — Aber wohin geht der Zug?"

„Zu den Lombarden —"

„Dahin geh' ich nicht gern, da hat man mit Mauern mehr zu thun, als mit Kriegsleuten, mehr mit Wurfgeſchoß als mit der Streitart, ſelten trifft da Mann gegen Mann."

„Sie verſtehen ihren Vortheil" ſagte der Oberrichter

lächelnd, aber dies Lächeln konnte man ſowohl als gutmüthig oder als ſpöttiſch deuten.

„Ja, edler Herr," erwiederte Conrad, ohne das Lächeln zu beachten „den kennt das Volk dieſſeits der Alpen gar gut, d'rum darf man ihm auch nie recht trauen — Ach verzeiht! ich vergaß, daß Italien Euer Geburtsland iſt, Euch freilich konnte meine bittre Bemerkung nicht treffen. An einem ſo alten treuen Diener ſeines Herrn prallen die thörichten Worte eines Jünglings ab, ohne ihn zu verwunden, wie ein matter Bolzen von einem guten Mailänder Harniſch. Nichts vor Ungut, lieber Herr!"

„Da ſei Gott vor, daß ich ein unverſichtig hingeworfenes Wort feindlich aufnehmen ſollte, es verfliegt für mich in den Wind, beſonders wenn es ein Mann ſprach, den ich liebe" erwiederte Vinca. „Iſt der Kaiſer allein?" fragte er dann.

„Außer Pater Anſelm wüßte ich Niemand, der in des Herrn Gemach wäre."

„So gehabt Euch wohl!" ſprach der Oberrichter, reichte dem Deutſchen die Hand und ging in das kaiſerliche Gemach.

„Der Stolze reicht mir die Hand, ſagt, daß er mich liebe, und ich war ſtets in dem Wahne, daß er mich haßt? — Sonderbar!" murmelte Conrad vor ſich hin und verfiel von Neuem in tiefe Gedanken.

3.

Eilboten waren noch am nämlichen Tage nach allen Gegenden gesandt, um die Vasallen aufzubieten und die Söldner auf bestimmte Sammelplätze zu beordern; im Hafen sah man ein thätiges, geschäftiges Leben, und mehrere Schiffe benutzten den starken West, um schnell die nöthigen Befehle an Apuliens Küste zu bringen. Selbst Conrad saß heute schon mit seinem alten Ruprecht im einsamen Stübchen und ordnete seine Waffen; der alte Diener putzte sie und sah genau nach, daß auch Alles in Ordnung, Schwert und Streitaxt geschliffen und das Panzerhemd untadelig sei. Daß Conrad mit dem ersten Kriegsvolk nach Gaeta übersetzen müsse, hatte ihm der Kaiser schon am Mittag gesagt, und deshalb säumte er auch keinen Augenblick, sich zur Abreise bereit zu halten, so wehe es ihm that, seinen geliebten Herrn, mehr wohl noch dessen Tochter zu verlassen. Aber wo die feurige Seele des Jünglings Kampf und Schlacht in der Ferne erblickt, da vergißt sie leicht alles Andere, besonders wenn er hofft, dort das Geliebte sich erringen zu können.

Ruprecht, der den Knaben zum erstenmal auf das Roß gehoben, dem Jüngling den Gebrauch des Schwertes und der Streitaxt gelehrt, ihm gezeigt hatte, wie er die Lanze fest einlegen müsse, um den Ring sicher zu treffen, und ihm nach des Herrn Tode nach Italien gefolgt war, freute sich, daß sein Zögling, den er unaussprechlich liebte, so aufmerksam Alles ordnete, die Schwere der Lanzen wog und die Spitze des scharfen Schwertes untersuchte, auch daß er heute wohlgemuth, und nicht wie sonst in düstres

Sinnen verſunken war und ſeine Liebespein vergeſſen hatte. Er konnte Conrad nicht tadeln, daß er das Herz an die Kaiſertochter gehangen, denn ſie war zu entzückend ſchön; aber wäre ſie nur keine Kaiſerstochter, wäre ſie die Tochter eines armen ſizilischen Edlen geweſen, ſo hätte ihn die Hoffnung begleiten können, ſo aber blieb ihm nur die, daß der junge Exzeſſe der edlen Rechberge im Schlachtgewühl die ſchöne Blanca vergeſſen, oder eine Andre ſie einmal verdrängen könne. Dieſer Hoffnung überließ er ſich auch eben jetzt, als die Thüre ſich öffnete und ein junger Sarazene eintrat, ſich nach morgenländiſcher Sitte vor Rechberg neigte und ihm eine duftende Roſe ſchweigend in die Hand drückte.

„Wer gab Dir den Auftrag, mir dieſe Blume zu bringen?“ fragte er den freundlichen Boten.

„Frage Dein Herz, Herr! und Du bedarfſt meiner Antwort nicht! Im Garten, am Meeresſtrand wirſt Du ſie finden“ erwiederte er, neigte ſich und ging.

„Gottloſes Heidenvolk!“ brummte Ruprecht, während Conrad die Roſe mit flammendem Auge betrachtete „Beten ihren Mahom an, aber bei St. Georg, der in der Schloßkapelle von Rechberg dem Lindwurm einen ſo tüchtigen Lanzenſtoß verſetzt, ein Solcher iſt mir dennoch lieber im Kampf, als drei neapolitaniſche Großhänſe auf ihren mächtigen braunen Roſſen. Braves Volk! treu ihrem Herrn und deshalb mehr werth, als die heuchleriſchen italiſchen Pfaffenknechte.“

„Läſtre nicht!“ unterbrach ihn Conrad „Lobe nicht auf Unkoſten frommer Chriſten jene Ungläubigen —“

„Herr!“ fiel ihm Ruprecht in die Rede, und legte

den Harniſch, den er eben von einen Roſtfleck gereinigt hatte, ziemlich heftig bei Seite „Ich habe die Gläubigen und Ungläubigen in Paläſtina, wohin ich mit Eurem Vater gezogen war, ſattſam kennen gelernt, habe geſehen, wie die Tempelherren und Johanniter dem Kaiſer mehr ſchadeten, als die Muſelmänner, und ſchlechter ihr Wort hielten, als die Ungläubigen, habe den Patriarchen im chriſtlichen Lager Aufruhr predigen hören und von einem ſterbenden Ordensritter vernehmen, daß auf Befehl des Papſtes ſo hinterliſtig gegen den edlen Kaiſer gehandelt wurde. Ihr ſeid ein junger Herr, noch unerfahren in dem Treiben der Welt, begreift den Kampf des Fürſten der Kirche mit den Fürſten der Erde nicht, glaubt, es beträfe nur das Seelenheil — Nein, lieber Herr! wer herrſchen ſoll, Krummſtab oder Scepter, das iſt die Frage, der es gilt.“

„Ereifre Dich nicht, Alter!“ unterbrach ihn Conrad lachend, und ſein Blick mochte wohl eben die Roſe treffen, die er in ſeiner Hand hielt, denn er ſagte, ſchnell das Geſpräch abbrechend „Hätte ich doch faſt über Deinen Eifer die Blume vergeſſen, die mir ſo werth iſt.“

„Kennt Ihr ihre Deutung?“ fragte der Alte.

„Ich kenne ſie!“ erwiederte Conrad ſchnell „Die Roſe iſt das Bild der Liebe, ſie iſt Botin der Herrin meines Herzens.“

„Ihr kennt die Deutung nicht, die Blumenſprache iſt nur im Orient bekannt. Die weiße Roſe, ſo ſagte mir einſt ein gefangner Muſelmann, der ſein Liebchen in Aleppo zurückgelaſſen hatte, iſt das Bild der reinen, die

rothe Roſe der ſträflichen Liebe, hütet Euch vor ihrem Dorn!"

Der Alte ſagte dies ſo wehmüthig, ſein Auge ruhte ſo traurig auf ſeinem Zögling, daß dieſer nicht ohne Rührung blieb und ihm traulich die Hand reichte — „Geht nicht, wohin Euch die Roſe lockt!" begann er von Neuem „der Kaiſer zürnt Euch, und hat Recht, deshalb ſchickt er Euch auch mit dem erſten Haufen hinüber nach Gaeta und entfernt Euch von ſeiner Perſon, und das iſt nicht gut. Was könnt Ihr hoffen? Den Preis erringt Ihr nie!"

„Warum nicht? altes treues Herz!" rief Conrad mit Feuer „Dem Kühnen ſteht kein Preis zu hoch, Dankbarkeit kann den Kaiſer vermögen" —

„Lieber Herr! Millionen folgen dem mächtigen Fürſten, opfern Gut und Leben für ſeinen Dienſt, ſollte er Alle lohnen, würde er bald ärmer ſein als ein Bettler. Wenn Ihr ihn wahrhaftig liebt, wie es Euer edler Vater that, ſo hofft auf keinen andern Lohn, als der ihn bei Cortenuova wurde, den Tod!" —

Conrad ſtutzte bei dieſen Worten, dann rief er plötzlich „Ja, ihn oder ſie!" und ſtürzte zur Thür hinaus.

Der Alte faltete unwillkürlich die Hände und ſah lange mit unverwandtem Blick dem Jüngling nach. „Sie wird ihm nie, nur er wird ihm werden! Dann pack ihn nur mit Deinem ewig nach Beute geſtreckten Arm auf dem Schlachtfelde, tückiſcher Senſenmann," rief er „nur quäle ihn nicht Jahre lang im feuchten, furchtbaren Kerker, oder triff ihn gar auf dem Blutgerüſte!" — Bei dieſen Worten erbebte er und ſein greiſes Haupt ſank ſorgenbeladen auf ſeine Bruſt.

Während der Blick in trübe Zukunft dem Alten das Herz beſchwerte, eilte Conrad auf Flügeln der Liebe in den Garten des Schloſſes, der am brauſenden Meere ſich wie ein Paradies lieblich ausbreitete. Hier begab er ſich ſogleich nach dem Lorbeergebüſch, wo er ſo oft ſchon Blanca gefunden hatte, durchſuchte es, und nur das Nachtigall-Männchen flötete, Blanca's Stimme rief ihn nicht; er ging in den kleinen Pomeranzenhain, Blüthendüfte kamen ihm entgegen, aber Blanca nicht. Der weite Garten war heute wie ausgeſtorben, keine menſchliche Seele begegnete, begrüßte ihn. Noch einmal kehrte er zu dem Lorbeergebüſch zurück, noch einmal ſah er ſich getäuſcht. Da ſchlich er längs dem Meeresufer, ſah die flaggenden, zur Abreiſe ſchon bereit liegenden Schiffe, er ſah am Ufer das leichtgeſchürzte Fiſchermädchen, den rüſtigen Seemann mit Innigkeit umarmend, hörte das halb vom Weinen erſtickte Lebewohl, das ſie ihm nachrief, als dieſer das ſchaukelnde Boot wieder beſtiegen hatte, und der Gedanke, vielleicht morgen ſchon ſchlage auch für ihn die Stunde der Trennung, ergriff ihn mit Wehmuth und Sehnſucht, und traurig ſchritt er einem leiſ' plätſchernden Quell zu, der in einer von Felſen umgebenen Grotte, ſeine Waſſer in ein Marmorbecken ergoß. Schon dämmerte es, der Mond trat hervor, als er der Grotte nahte, wo er Blanca auch ſchon einmal entſchlummert gefunden hatte, auch heute, hoffte er, könne ſie dort verweilen. Er eilte hin, hörte Tritte, vernahm die leiſen Worte „Endlich, endlich!" trat von Hoffnung und Sehnen getrieben näher, und das Mädchen ruhte an ſeiner Bruſt. Mit dem erſten Kuß von ihren unentweihten Lippen durch-

ſtrömte ihn ein nie empfundenes Feuer, ſie umſchlingend hielt er ſeine Welt, ſein Eden, ſeinen Himmel feſt in ſeine Arme geſchloſſen. Es war ein Augenblick voll Himmelsglück.

„Mein biſt Du, und für immer!“ rief er bei dem erſten Aufathmen ſeiner von Wonne gepreßten Bruſt „Mein für immer!“

„Für immer!“ liſpelte es, und bei dieſem Wort rieſelte es ihm kalt durch ſein Gebein, ſanken die Arme herab, die ſeinen Himmel für die Ewigkeit feſt umarmt zu halten wähnten; doch plötzlich ermannte er ſich, packte den weichen runden Arm, den ſie ihm flehend entgegen hielt, und zog ſie vor die Grotte. Da warf ſich eine reizende Houris aus Mahomeds Paradieſe zu ſeinen Füßen, ſchön wie der thauende Frühlingsmorgen, friſch wie die eben aufgebrochene in Morgenroth erglühende Roſe. „Verzeiht!“ ſtammelte ſie „verzeiht, Herr, der allgewaltigen Liebe, die wohl Gegenliebe, nicht dies grauſame Zurückſtoßen erwarten konnte.“

Conrad ſah auf die ſchöne Geſtalt der Sarazenin, ſah die Thräne in ihrem Auge und fühlte Mitleid. „Steh auf, Unbeſonnene!“ ſprach er ſie aufhebend, das Mädchen aber, durch den ſanften Ton ſeiner Stimme ermuthigt, ſtürzte in dem Augenblick von Neuem in ſeine Arme, als Blanca an der Hand ihres Vaters aus dem Felſengebüſch hervor trat.

4.

Schon war Ruprecht mit den Pferden und dem Gepäck eingeschifft, schon glaubte Conrad folgen zu müssen, als ein Befehl des Kaisers, bei dem Feste zu erscheinen, ihn zurückhielt, das im Schloß zu Palermo heute mit kaiserlicher Pracht gefeiert werden sollte. Hoch klopfte sein Herz vor Freude, er hoffte dort Blanca zu sehen, ihr vielleicht Lebewohl sagen zu können und ihr die Begebenheit des vergangenen Abends aufzuklären; er schmückte sich deshalb aufs Beste und betrat den vom Kerzenglanz erleuchteten hohen von 20 korinthischen Säulen getragenen Marmorsaal.

Schon wimmelte es von Hofleuten, die in buntem Gewühl durch die hohen Räume wogten, schon standen die Cymbel- und Flötenspieler auf dem Altan über dem hohen Portale des Haupteingangs, dessen Thüren von Erz mit künstlich erhabener Arbeit, biblische Geschichten darstellend, geschmückt waren, aber noch ließ der Kaiser auf sich warten, selbst Friedrich von Antiochien, des Kaisers natürlicher Sohn, ihm von einer morgenländischen Fürstin geboren, erschien noch nicht; nur der Oberrichter Peter von Vinea ging mit stolzem Schritt auf und ab, und war so karg mit seinen gnädigen Blicken gegen die kriechenden Schranzen, wie mit seinen Worten. Als er jedoch Conrad, der sich wenig um ihn kümmerte, an eine Säule gelehnt erblickte, ging er auf ihn zu, redete ihn freundlich an und fragte, wann er Palermo verlassen werde, und als ihm der Deutsche erwiederte, er glaube, morgen früh werde das Schiff, das ihn nach Gaeta bringen solle,

die Anker lichten, gab ihm Vinca den Rath, mit seiner Abreise zu eilen, denn um der Person des Kaisers drohe ihm nach manchem Vorgefallenen Gefahr. Doch ehe noch der junge Kriegsmann dem Oberrichter antworten konnte, schmetterten schon die Trompeten, des Kaisers Ankunft verkündend.

Die Flügelthüren gingen auf. Den wohlgemeinten Rath, so wie Alles um sich her vergessend, heftete Conrad starr sein Auge nach der geöffneten Thüre, durch welche Kaiser Friedrich, von seinem Sohne und einer Menge Hofleute, selbst vom Pater Anselm gefolgt, eben eintrat; Blanca aber folgte ihm nicht. Den ganzen Tag schon hatte den Unglücklichen getäuschte Hoffnung geneckt, vergebens hatte er versucht sie zu sehen, ihr wenigstens ein Brieflein zukommen zu lassen, worin er ihr seine Unschuld wegen des vergangenen Abends versichern konnte; aber der Theil des Palastes, den Blanca bewohnte, war zu genau bewacht, als daß er seinen Wunsch hätte erfüllt gesehen. Auch am Abend täuschte ihn die Hoffnung und der Gedanke, sie zürnt mir, quälte ihn unaussprechlich.

Der Kaiser sprach huldvoll mit manchem alten Krieger, unterhielt sich besonders viel und ernst mit den anwesenden neapolitanischen Baronen und einigen Abgeordneten der ihm ergebenen lombardischen Städte; hierbei ging er mehrere Male an Conrad vorüber, ohne daß er ihn zu bemerken schien.

Es dauerte heute lange, bis sich der Kaiser auf den für ihn unter einem Thronhimmel bereiteten hohen Sessel setzte, welches stets das Zeichen war, daß das Fest be-

ginnen könne, bei dem aber gewöhnlich die Frauen fehlten, sobald Blanca nicht zugegen war.

Die Sänger begannen zärtliche Canzonen und deutsche Minnelieder abwechselnd zu singen, sie tönten lieblich durch den hohen Raum des Saales. Beide Nationen, Italiener und Deutsche, suchten wetteifernd den Preis zu erringen, den die größere Menge der Anwesenden gemeinhin den italienischen Sängern, ihren Landsleuten bestimmte, Kaiser Friedrich aber gewiß nur dem Würdigsten, gleich viel von welcher Nation, ertheilte. Die Preiße bestanden in mancherlei Geschenken, oft nur in einem einfachen Lorbeerkranz, der von der Hand Friedrichs dem Sänger aufs Haupt gesetzt, dadurch tausendfachen Werth erhielt. Aber nicht allein fand der Wettgesang zwischen deutschen und italienischen Sängern statt, auch Griechenland sandte seine Theorbenspieler, und sarazenische Mädchen sangen mit der Gluth des Morgenlandes den Zauber der Liebe. Besonders waren sie geschickt die Laute zu spielen, und selten wurden sie hierin von den Sängern Siziliens übertroffen.

Conrad lehnte noch immer an der Säule, schien aufmerksam dem Gesange und dem Spiele zuzuhören, seine Seele war aber nur bei ihr, sein Ohr vernahm nur ihre holden Töne, die er sich herbeizauberte. Da zupfte ihn Jemand leise an sein Koller, er blickte, unmuthig, daß man ihn in seinen Träumen störe, rasch um und Pater Anselm drückte ihm ein Brieflein in die Hand und schlich aus dem Saale, denn jetzt begann der Tanz der sarazenischen Mädchen, die fast immer, ihrer Kunst und Geschicklichkeit wegen, dem Hoflager des Kaisers in Italien

folgten; dieſem Tanz der Ungläubigen mit zuzuſehen, erlaubte dem Pater Anſelm ſein geiſtliches Amt nicht.

In dem nämlichen Augenblick, als er ſich durch eine Seitenthüre entfernte, traten die Sarazeninnen durch das Hauptportal in den Saal. Alles drängte ſich die holden, reizenden Geſtalten zu ſehen, und ſo war es Conrad nicht möglich, ſich aus dem Gedränge in einen abgelegenen Winkel des Saales zu flüchten, um den Inhalt des geheimnißvollen Briefes zu leſen. Auch ſein Auge traf jetzt unwillkürlich die reizenden Geſtalten, die von der Schönſten geführt paarweiſe tanzend eintraten und rechts und links den Zuſchauenden friſche Blumen unter freundlicher Begrüßung zuwarfen. Als die Führerin ſich der Stelle nahte, wo Conrad ſtand, erkannte er in ihr das Mädchen des vergangenen Abends, das ihn mit einer Roſe verlockt und ihm auch jetzt noch eine purpurne mit bedeutendem Blicke zuwarf. Das Mädchen war ſchön, ſchön, als ſei ſie der Paradieſes-Welt Mahomeds entſtiegen, aber dennoch traf ihr Blick nicht Sinn und Herz des Deutſchen, dem ſein Brieflein feſt in der Hand geſchloſſen ein Talisman ſelbſt gegen den Blick einer Himmliſchen geweſen wäre. Er ſah nicht die langen ſchwarzen Flechten, die über den blendenden Nacken der Tänzerin herabfielen, ſah nicht die Reize des ſchönſten Körpers durch das leichte indiſche Zeug ſchimmern, bemerkte nicht den kleinen Fuß, der mit golddurchwürkten Sandalen im Tanzen kaum den Boden zu berühren ſchien, nicht die runden ſchön geformten Arme, die in reizenden Bewegungen das Tambourin ſchlugen, nicht das Wogen des halbbedeckten Buſens, der vielleicht nur für ihn ſich ſo

wallend heb; er hatte nur einen Gedanken, den Gedanken an ſie, die er ſich zur Heiligen gewählt hatte und allein ſeiner Anbetung würdig hielt.

Endlich war es ihm möglich, ſich durch das Getümmel zu drängen und in eine Fenſtervertiefung zu treten, wo er unbemerkt das Briefchen entfalten konnte, und mit klopfendem Herzen las er:

„Ich weiß, Conrad Rechberg, daß Ihr an der Begebenheit jenes Abends unſchuldig ſeid. Reiſt mit Gott! bald folg' ich Euch.“

Keine Unterſchrift, nicht der Name, der ihm über Alles ſo theuer war, den er ſo gern tauſendmal an ſeine Lippen gedrückt hätte — und doch! — War es nicht des Glücks genug, kamen dieſe wenigen Worte nicht aus dem Herzen, nicht aus ihrem Herzen? — Aber daß der Pater ſie gebracht, daß ein heiliger Mann ſich zum Liebesboten hingegeben habe, darüber erſtaunte er, und das Klügeln, in welcher Abſicht dies wohl könnte geſchehen ſein, zog ihn allmälig aus ſeinem Entzücken in die irdiſche Welt zurück.

Auch er ſtaunte jetzt, wie alle Anweſenden, da ſich plötzlich die Flügelthüre öffnete und ein Greis mit ſchneeweißem Barte, von einem ſarazeniſchen Knaben gefolgt, der ſeine Harfe trug, in den Saal trat. Es war eine hohe ehrwürdige Geſtalt, die ungebeugt, trotz ihres hohen Alters, kraftvoll auftrat; ſein langes Silberhaar hing über das graue Pilgergewand herab, das ein ſchwarzwollener Gürtel über die Hüften ſchloß, und ſein Auge flammte noch jugendlich und keck, als gehöre er in dieſen Kreis. Er nahm, kaum in den Saal getreten, dem 15jährigen Knaben die Harfe ab, und ſchritt mit ihr durch

die ihm Platz machende Menge nach dem Thronsessel des Kaisers, der alsbald den Tanz beenden und die Flöten und Cymbeln schweigen ließ.

Jetzt trat der Alte vor den Kaiser, beugte sein Knie und sagte mit lauter fester Stimme: „Erlaubt wohl mein gnädiger Herr einem 90jährigen Greise, seine Harfe und seinen Gesang hier ertönen zu lassen?"

„Du bist ein Deutscher von Geburt, alter Sänger, Deine Sprache verräth es," erwiederte Friedrich „Du redest mich zwar italisch an, aber Deine Mundart ist so rauh — Deine Bitte sei Dir gewährt."

Der Alte lächelte. „Ihr habt Recht, mein hoher Gebieter; bald sind 60 Jahre schon verflossen, als ich Schwaben, mein Vaterland, verließ und Eurem Großvater, dem edlen Rothbart nach Palästina folgte."

Der Kaiser erhob sich bei diesen Worten und trat dem Sänger näher, der die Saiten der Harfe zu stimmen begann, während der Kaiser einem Diener befahl, dem Alten einen Becher mit Wein zu bringen.

Als der Diener dem Greise den Becher reichte, nahm er ihn, verneigte sich dankend, doch ehe er ihn an die Lippen setzte, besah er ihn genau. „Beim heiligen Georg! rief er aus" und sein Auge funkelte „Es ist der Nämliche, den die Stadt Worms dem Kaiser verehrte, als er von dem unglücklichen lombardischen Zuge, auf welchem ihn der braunschweigische Löwe treulos verließ, zurück kam, er ist von Kaiser Friedrichs Kredenztisch."

„Wer bist Du?" fragte der Kaiser staunend, dem diese Worte auffielen.

„Ein Greis, welcher dem Enkel gern ein Lied ſingen möchte, das er dem großen Ahnherrn ſo oft geſungen hat.“

„Beginne!“ befahl der Kaiſer „und haſt Du das Lied beendet, ſo ſage uns, wer Du biſt!“

„Ihr, Herr, ſollt es wiſſen, die Umſtehenden wird es wenig kümmern, wer ich bin.“ Der Kaiſer winkte nun einem Pagen, der ſchnell dem Alten einen Seſſel brachte, worauf er ſich niederließ. Doch ehe er in die Saiten griff, erhob er ſich noch einmal. „Hoher Herr!“ ſagte er, ſich zu Kaiſer Friedrich wendend „Die erſten Verſe ſang ich meinem gnädigen Herrn gar oft, den letzten, heute zum erſtenmale Euch!“ — Er ſetzte ſich wieder, der Knabe trat neben ihn, der Alte ſtreichelte ihm lächelnd das Haar von der Stirn, und nun begann er kräftig in die Saiten der Harfe zu greifen und ſang mit feſter, noch ziemlich wohltönender Stimme.

„Auf hohen Felſen im Schwabenland
Da ſteht ein herrliches Schloß;
Der Hohenſtaufen wird es genannt. —
Es wiegte in ſeinem Schoos
Der Ritter, der Helden, der Fürſten viel,
Ein mächtiges, edles Geſchlecht,
Das ſtrebte ſtets nach dem erhab'nen Ziel,
Zu ſtreiten für Wahrheit und Recht.

Es kämpfte männlich für's deutſche Land
Und ſtritt für des Vaterlands Ruhm;
Die Kron' auf dem Haupt, das Schwert in der Hand,
Blieb Sieg ſtets ſein Eigenthum.

Der Lombard fühlte gar oft ſein Schwert,
Wenn nach falſcher Freiheit er ſtrebt.
Vor ſeinem Muthe, vor ſeinem Werth
Selbſt Roma, die Stolze erbebt.

Mit ihr iſt der Streit ein anderer Streit,
Hier gilt es nicht Mann gegen Mann,
Nicht wer am kühnſten dem Tode ſich weiht,
Nicht wer ihn verachten kann.
Zu hellen den Geiſt mit ſtrahlender Gluth,
Ihn wecken aus trüg'riſcher Ruh,
Zu kämpfen mit Wahn und fanatiſcher Wuth,
Den Kampf, den beſtandeſt Du.

Den haſt Du gekämpft, Barbaroſſa, mit Muth,
Bis des Todes Sichel Dich traf! — — —
Der edle Kaiſer, der Rothbart nun ruht
Im ewigen friedlichen Schlaf,
Du aber, ſein Enkel, ſteh' muthig und feſt
Und achte des Bannfluches nicht.
Wer den Weg des Lichtes nimmer verläßt,
Den verläßt auch der Himmel nicht!"

Der Kaiſer nickte dem Sänger freundlich Beifall zu, man konnte auf ſeinem Antlitz leſen, daß die Erinnerung an ſeinen großen Ahnherrn ihn ergriffen hatte. Er ſchwieg zwar, warf aber, unwillkürlich nach dem Griffe ſeines Schwertes faſſend, einen ſtechenden Blick auf die um ihn ſtehenden Großen, von denen Mancher ſein Auge niederſchlug, um nicht dem Auge des Kaiſers zu begegnen, dann

gab er Befehl, den Greis als einen alten Diener seines Hauses gut zu verpflegen und ihm im Schlosse ein freundliches Gemach zu bereiten.

Conrad hatte seit dem Eintreten des alten Sängers kein Auge von ihm gewendet. Es lag für ihn in dem ehrwürdigen Antlitz des Mannes so viel Anziehendes, daß er sich nicht von ihm losreißen konnte, und sonderbar, je länger er den Greis anschaute, desto lebendiger trat die Heimath, trat der Rittersaal vor ihn, wo das Bildniß mancher seiner Ahnen hing; oder war es der ihr gegenüberliegende Hohenstaufen, der diese Erinnerung so lebhaft in ihm aufrief? Gern wär' er dem Alten gefolgt, der sich jetzt, nachdem er noch einmal aus dem Becher von Worms getrunken, vor dem Kaiser neigte und sich entfernte. Aber wie konnte er? — Da gab der Alte, als er eben an ihm vorbeiging, dem Knaben die Harfe wieder, und dabei mochte sein Auge zufällig Conrad erblicken, das er nun lange auf dem schönen treuherzigen Gesicht des Jünglings ruhen ließ. „Ihr seid ein Deutscher, Herr?" sagte er plötzlich.

„Ich bin ein Schwabe," erwiederte Conrad „ohnfern Göppingen steht meine väterliche Burg mit ihren Thürmen."

„Der Rechberg?" fragte der Alte kaum hörbar.

„Kennt Ihr ihn? — O es ist eine schöne, herrliche Burg!"

Der Greis nickte bejahend „Ich suche Euch morgen auf, junger Herr!" sagte er dann.

„Thut das nicht!" fiel ihm Rechberg in die Rede „Ihr findet mich nicht mehr hier, Morgen in aller Frühe

ſchiffe ich nach Gaeta." Der Alte ſchüttelte traurig ſein greiſes Haupt, ſagte ihm gute Nacht und folgte dem Diener, der ihn in das für ihn beſtimmte Gemach führte.

Aber kaum hatte er ſich mit dem Knaben und noch zwei Sarazenen durch Speiſ' und Trank erquickt, als er zum Kaiſer gerufen wurde, der ſich heute früher als gewöhnlich aus dem Gewühl des Feſtes zurückgezogen hatte. Der Alte fand den Kaiſer allein.

„Du wollteſt nur mir Deinen Namen vertrauen," redete ihn dieſer an „jetzt ſind wir allein, und ſo nenne ihn mir!"

„Gnädiger Herr!" hob der Alte an „Ich bin ein aus dem Grabe Erſtandener, der, ſobald er ſein Werk vollbracht, wieder heimwärts zieht. Meinen Namen zu wiſſen nützt Euch wenig, erlaßt es mir ihn zu nennen."

„Und das Grab, aus dem Du erſtanden?" fragte der Kaiſer, den Sinn dieſer Worte wohl verſtehend.

„Es erhebt ſich in einem freundlichen Thal am Fuße des Libanon" erwiederte der Greis tief bewegt — „Dort möchte ich mich gern zur Ruhe legen."

„Und nicht in Deinem Vaterlande?" fragte der Kaiſer immer geſpannter.

„Da ließ ich nichts zurück, als einen theuren Bruder und der iſt mir lange vorangegangen, nicht Weib, nicht Kind — Dort aber — da hat der Himmel aus dem alten Baume viel Zweige entſproſſen laſſen, Kinder und Enkel und Urenkel, eine ſchöne Art, kräftig und ſtark, das Morgenland mit dem Abendland ſich herrlich in ihnen vereinigt, und 40 an der Zahl erwarten ſie ſehnſuchtsvoll meine Rückkehr."

„Und was trieb Dich von ihnen?"

„Mich trieb! — Herr, wenn ich mein Vaterland, meine Jugend, die Burg meiner Väter, Alles vergessen hatte, was sonst mein Gemüth so tief bewegte, und mit den Kindern und Enkeln in der Kühle des Abends unter den Dattelbäumen in meinem Thale spielte und die Gegenwart mir Alles war, ich nur in den Meinen mein Glück fand, da trat plötzlich der Rothbart ernst, finster und drohend vor mich, streckte seine Hand nach dem Abendlande und es war mir, als hört' ich die Worte: „Hast Du Deinen Schwur vergessen?" — Es war nicht sein Geist, der wandelt bei Gott, es war nicht sein Körper, der ruht in heiliger Erde, es war mein eigner Geist, der sich das Bild des edlen Herrn schuf, das mich an meine Pflicht mahnte, denn ich hatte ihm einst in Worms geschworen, für ihn und sein Geschlecht zu leben und zu sterben. Oft trat diese Erscheinung vor mich, und raubte mir Ruhe, raubte mir Glück. Da kam mir die Kunde in meiner Einsamkeit, Ihr wäret von Neuem in den Bann gethan, der Untergang der Hohenstaufen sei beschlossen, Ihr kämpftet mit der Riesenschlange den Kampf auf Leben und Tod, und ein Gedanke erfaßte mich, und in diesem Gedanken bestärkte mich der Rothbart, der mir jetzt alle Nächte erschien und meinen sonst so ruhigen Schlaf störte. Da habe ich mich denn losgerissen von den Meinen, meinem freundlichen Thale Lebewohl gesagt, den Ort, den ich mir zum stillen Ruheplatz erkoren — ach, er liegt gar anmuthig am plätschernden Quell — noch einmal besucht und mich dann mit 2 meiner Enkel und einem Urenkel eingeschifft und bin hier mit Gottes Hülfe gelandet."

„Und was willſt Du hier?“ fragte der Kaiſer, den Alten aufmerkſam beobachtend.

„Die Sehnſucht ſtillen, die ſchon in des Knaben Bruſt ſich regte und die mit dem verglimmenden Lebenslichte nicht mit verglomm, ſondern immer heller aufgeflackert iſt, meinen Eid löſen und für das Geſchlecht der Hohenſtaufen ſterben oder es retten!“ ſprach er feierlich, und ſein Auge flammte, ſeine knöcherne Hand ballte ſich krampfhaft.

„Alter Mann, Du jammerſt mich!“ nahm jetzt der Kaiſer das Wort „Du opferſt einem Phantome viel, Du trennſt Dich von Allem, was Dir theuer iſt, um ein Werk zu beginnen, das keine ſchwache Menſchenhand vollenden wird. Dort im Buche der Sterne ſteht es geſchrieben, ob Barbaroſſa's Enkel ſein vorgeſtecktes Ziel erreichen oder untergehen wird. Ich hoffe kaum das Erſtere, ohne das Letztere zu fürchten. Aber was willſt Du, ſchwacher Greis, wie vermöchte Deine zitternde Hand in das unaufhaltſame Rad der Begebenheiten einzugreifen? — Nimm meinen Dank und den verdienten Lohn, kehr' in die Heimath zurück, in die Heimath, wo Deine Wiege ſchaukelte, oder Dein Grab am plätſchernden Quell gegraben wurde, ich bedarf Deiner nicht!“ —

„Herr!“ ſagte mit jugendlichem Feuer der Greis „Auf Eurem Zuge nach Paläſtina — ich lag damals an einer ſchweren Krankheit darnieder und konnte zu Eurem Schutze nur meine Söhne ſenden — da habt Ihr doch vom Alten vom Berge gehört? — Dies iſt jetzt mein Herr, die Meinen ſind Aſſaſſinen!“ —

Bei dieſem Worte trat der Kaiſer unwillkürlich einen Schritt zurück und ein finſtrer Blick traf den Alten.

„Ja, gnädiger Herr, Aſſaſſinen ſind ſie! und nun könnt Ihr Euch wohl denken, auf welche Weiſe der Greis mit ſeiner zitternden Hand und ſeinen Enkeln für die Hohenſtaufen ſterben oder ſie retten kann.“ —

Der Alte hatte ſchon eine Weile geſchwiegen, als der Kaiſer immer noch in tiefen Gedanken verſunken vor ihm ſtand. Endlich fragte ihn dieſer: „Haſt Du den Befehl von Deinem Fürſten, die That zu vollbringen?“

„Nein, Herr! Es bedurfte keines Befehles mich zu dieſer That zu ſpornen, überdies blieb ich auch am Liba- non ein freier deutſcher Edler, dem kein Alter vom Berge ſolchen Befehl zu ertheilen wagen dürfte. Meine Enkel gehorchen jetzt nur mir und haben keinen Auftrag von ihrem Herrn.“

„Das freut mich,“ ſagte der Kaiſer „freut mich um ſeinetwegen! Hätteſt Du den Befehl zur That gehabt, ſo weiß ich, daß Du ſie vollbringen mußteſt, und mir gieb nichts übrig, als Dich und die Deinen im Meere ertäufen zu laſſen, denn Dein Beginnen war ſchändlich, die That nutzlos. Wiſſe, der Feind, den Du morden wollteſt, iſt nicht zu tödten, nicht der Mann, der feſte Grundſatz iſt es, daß der Wahn die Menſchen, der Prie- ſter den Fürſten beherrſchen ſoll, der zu vertilgen iſt, und dieſen Wahn tödtet kein Dolchſtoß; nur Licht, das die Finſterniß erhellt, kann ihn vernichten. Ueberdies haſt Du in Deiner Einſamkeit vergeſſen, daß ein Hohenſtaufe- nur untergeht, als daß er ſich durch unedle That erhalte. Alter Mann!“ fuhr er nach einer Pauſe fort „Du

haſt vergebens das Meer überſchifft, Deine Dienſte ſind mir unnütz, ſie wären mir ſelbſt ſchädlich; deshalb gieb mir Deine deutſche Rechte, die hoffentlich noch von keinem Blute auf dieſe Weiſe beſudelt ward, gieb mir Dein Wort als freier deutſcher Edler, daß Du Deinem Vorhaben entſagſt. — Nur ſo ſcheiden wir in Frieden!" —

Der Alte ſtand eine Weile unentſchloſſen vor dem Kaiſer — dann reichte er ihm plötzlich die Hand. „Hier meine Rechte und hier mein Wort, mein Gebieter, ich thue wie Ihr mir befahlt! Auf Europa's Boden ſeid Ihr mein Herr, und ich muß gehorchen. Gebe Gott," ſetzte er ernſt hinzu „Eure Feinde mögen ſo edel handeln wie Ihr. — Jetzt bin ich hier nichts mehr nütze," fuhr er dann unmuthig fort „bin nutzlos von Syrien, die Meinen verlaſſend, hier herüber gezogen. — Nun ſo will ich wenigſtens Eins noch vollführen, wenn mir Gott die Kräfte läßt und Ihr mir dazu frei Geleit gebt. Ich will nach meiner Wiege wallfahrten, ſie noch einmal beſchauen, und mich dann in Frieden neben meinem Weibe in die Gruft legen. Laßt mich ſchon morgen mit dem erſten Schiffe nach Italien ziehn, und zürnt mir nicht!" —

„Warum eilſt Du ſo?" ſagte der Kaiſer „Gönne mir die Freude, einen alten Diener meines Hauſes, einen Mann, der ſein Leben für mich einſetzen wollte, zu pflegen, zu bewirthen, zu belohnen."

„Herr!" erwiederte der Alte „Seht mein graues Haar, ſeht die Furchen, welche die Zeit auf meine Stirn grub und die Euer Befehl, der mir den letzten Troſt nahm, nicht zu glätten vermag, wie viel Tage bleiben mir noch zur Wallfahrt von Palermo nach Schwaben

und von da zurück nach dem Libanon? — Ach es ist ein langer Weg voll Dornen und Felsen, voll süßer, voll bittrer Erinnerungen; ich muß mich beeilen ihn zurückzulegen, deshalb, gnädigster Herr, bitt' ich, lasset mich ziehn!" —

„Wie Du willst!" sagte der Kaiser „Mein Seckelmeister soll Dir noch heute Abend Deinen Beutel füllen."

„Er ist gefüllt, ich bedarf des Goldes nicht, nur Eurer Huld bedarf ich, sie macht mich reich, reich und glücklich!" erwiederte der Greis und sah mit verklärtem Blick dem Kaiser ins Antlitz — „Ja, das sind die edlen Züge der Hohenstaufen, dies das flammende und doch so mild blickende Auge — Ach, daß doch das Große in Mitten seiner Siegesbahn aufgehalten wird und vergehen muß!" seufzte er tief auf — „Auch Ihr werdet nicht vollenden, was Friedrich der Rothbart begann!"

„Wie Gott will!" sagte der Kaiser „Ziehe Du in Frieden nach Deiner Wiege, ich will kühnen Muthes vollenden, oder der Vernichtung entgegen gehn." — Der Alte küßte die dargereichte Hand seines Herrn, und als dieser ihn noch einmal nach seinem Namen fragte, da erwiederte er: „Nicht fern von dem Hohenstaufen erhebt sich meine väterliche Burg —"

„So bist Du Hans Rechberg, Barbarossa's Mundschenk, sein Freund in Freud' und Noth —"

„Ich war es, Herr!" erwiederte der Alte „Doch jene Zeit, sie ging vorüber und nur ein Traum von ihr blieb mir zurück — Jetzt — Lebt wohl, gnädiger Herr, Gott

und ſeine Engel mit Euch!" — Er ging und ließ den Kaiſer in tiefes Sinnen verſunken zurück.

5.

Das Schiff, welches Conrad nach Gaeta hinüber fahren ſollte, war ſegelfertig und es bedurfte nur die Anker zu lichten; aber noch am Abend war dem Führer des Schiffes die Weiſung zugekommen, ohne Befehl des Kaiſers nicht den Hafen zu verlaſſen. Anfangs glaubte man, es ſolle mit den übrigen Schiffen zugleich abſegeln, wo man mit Einſchiffen noch beſchäftigt und ein reges Treiben zu ſehen war; aber da die Flotte doch erſt in wenigen Tagen die Anker lichten konnte, ſo mußte ein anderer Grund den Kaiſer zu dieſem Befehle beſtimmt haben.

Conrad ſtand während dem auf dem Verdeck und ſah hinüber nach dem kaiſerlichen Palaſte, wo es ihn dünkte, er ſehe an dem Fenſter von Blanca's Zimmer eine weibliche Geſtalt. Ja ſie mußte es ſein, die ſo früh ihr Lager verlaſſen hatte, um ihn noch einmal zu begrüßen, ihm noch einmal ein Lebewohl zuzurufen. Er war ſo ſehr mit dieſem Gedanken beſchäftigt, kümmerte ſich ſo wenig um das, was um ihn vorging, daß er ſelbſt die Barke nicht bemerkte, die auf das Schiff zuruderte und wahrſcheinlich den Befehl zur Abfahrt brachte. Sie hielt jetzt an dem Schiffe, ein Offizier der kaiſerlichen Leibwacht ſtieg an Bord, und mit ihm der alte Sänger, der Knabe und zwei junge ſarazeniſche Männer.

Das Geräusch, das diese Einschiffung machte, mochte doch Conrads Blick von dem Fenster des Palastes abgezogen haben, denn als er den Alten auf das Verdeck steigen sah, ging er ihm schnell entgegen und leistete ihm hülfreiche Hand.

„Seid mir willkommen!" redete er ihn an „Keinen lieberen Reisegefährten könnte ich erhalten als Euch, ehrwürdiger Greis!"

„Auch ich freue mich, Euch hier zu finden," antwortete dieser „und so können wir eine Weile mit einander ziehen, denn mein Weg führt mich, wie der Eurige auch nach der Lombardei." — Doch der Lärm, den das Aufwinden der Anker verursachte, der laute Ruf der Matrosen, welche die Segel spannten, störte jede weitere Unterhaltung, und plötzlich stieß, von günstigem Winde getrieben, das Schiff pfeilschnell an der Flotte vorbei in die offene See.

Das Auge nach dem Palaste gerichtet, ein leises Lebewohl sagend, stand Conrad noch lange an den Mastbaum gelehnt und sah hinüber, bis das herrliche Palermo immer mehr und mehr vor seinem Blicke schwand und es endlich in grauen Nebel verschwamm.

Der Alte, welcher der Obhut des Befehlshabers des Schiffes besonders anvertraut war, hatte, den jungen deutschen Rittersmann nicht aus dem Auge lassend, still auf seiner Bank gesessen. Neben ihm lehnte seine Harfe, zwischen seinen Knieen stand der Knabe, dessen Locken er gedankenlos ringelte, die beiden Assassinen aber unterhielten sich mit einigen mit eingeschifften Sarazenen des kaiserlichen Heeres, behielten jedoch immerden Alten im Auge.

Als Conrads Blicken Palermo verſchwunden war, verließ er ſeinen Platz am Maſtbaum und dachte erſt jetzt wieder an den Greis, der ihm freundlich wie einem alten Bekannten zunickte. Conrad ſetzte ſich zu ihm auf die Bank, das Meer war ruhig, und ſo konnten ſie bei dem leiſen Schaukeln des Schiffes ungeſtört mit einander plaudern. Heute aber mußte Conrad der Sprecher ſein, mußte viel von dem Rechberg, dem Hohenſtaufen und von dem Kaiſer erzählen, wobei es doch dem Schwaben ſonderbar vorkam, wenn der Alte nach ſo Manchem von dem Rechberg und ſeinen Umgebungen fragte, von denen nur ein der Gegend ganz Kundiger Wiſſenſchaft haben konnte. So fragte er ihn jetzt, ob über dem großen Kamine im Ritterſaale noch ein Bild zu ſehen ſei, das einen jungen Rittersmann vorſtellte, wie er eben ſein weißes Roß beſteigen wolle, auch ob ein türkiſcher, mit köſtlichen Topaſen ausgelegter Säbel, deſſen Klinge ein ächter Damaszener ſei, noch in der Rüſtkammer aufbewahrt werde. Als Conrad Beides bejahte, glänzte Freude auf des Greiſes Antlitz; der Jüngling aber ward durch dieſe ſonderbaren Fragen aufmerkſam, betrachtete genauer des Alten Geſicht, und je länger er es betrachtete, deſto mehr fand er, trotz deſſen Bläſſe und der gerunzelten Stirn, es den Zügen des jungen Rittersmannes über dem Kamin ähnlich.

Der Alte war aufgeſtanden und bat den Befehlshaber des Schiffes, ihm ſein ſtilles Plätzchen anzuweiſen. „Euch und Herrn Conrad Rechberg iſt ein kleiner Verſchlag neben der Kajüte eingeräumt, auch der Knabe kann dort bleiben, wenn Ihr ihn bei Euch behalten wollt" erwiederte

der höfliche Befehlshaber. „Eure Begleitung aber iſt in Eurer Nähe.“

„Nun ſo komm, Benjamin!“ ſagte der Alte zu dem Knaben und gab ihm die Harfe „Wir ſehen uns dort unten!“ raunte er Conrad zu und folgte nun einem Matroſen nach dem unteren Raume des Schiffes.

Dort fand er ſchon den alten Ruprecht, den er freundlich begrüßte, der aber nur brummend ſeinen Gruß erwiederte. Geſtern Abend war ihm dies kleine Gemach für ſeinen Herrn allein angewieſen worden, und heute ſollte er es mit einem ſarazeniſchen Spielmanne theilen und Alles, was er ſo ſchön geordnet, wieder wegräumen; das war für den alten Kriegsmann zu viel. „Wo wollt Ihr Euer Gepäck hinlegen?“ fragte er den Greis höhnend, da der Knabe ihm nur die Harfe nachtrug.

„Mein Gepäck bedarf nur wenigen Raums,“ erwiederte dieſer „die Meinen werden ſchon dafür ſorgen, kümmert Euch nicht darum.“ Auch traten dieſe alsbald ein, breiteten ſchöne Teppiche in die eine Ecke des kleinen Zimmers, legten weichgepolſterte Kiſſen darauf und ſagten ihm einige ſarazeniſche Worte, die Ruprecht nicht verſtand, der verwundert die ſchönen Teppiche betrachtete. „Iſt dies Eure ganze Habe?“ fragte er dann.

„Dies iſt Alles, was ich brauche“ erwiederte der Greis „Wollt Ihr es ſo gut haben als ich, ſo ſetzt Euch neben mich!“

„Da ſei Gott vor!“ brummte der Alte vor ſich und ſchüttelte mit dem Kopf — begann jedoch bald darauf „Ihr nehmt mit Euren Teppichen vermaledeit viel Platz ein, faſt mehr als meinem Herrn übrig bleibt. Man

ſollte wohl im Morgenlande wiſſen, was einem deutſchen Edeln, der am kaiſerlichen Hofe in Anſehn ſteht, gebührt."

„Guter Freund!" ſagte der Alte lächelnd „das weiß ich vielleicht, doch die Andern am Libanon wiſſen von Euch und Eurem Stolze nichts, nur das wiſſen ſie, daß man das Alter ehren muß, ob es uns im ſilberſtoffnen Gewande, oder im Pilgerkleide erſcheint."

„Ho, ho!" fuhr Ruprecht auf „Ich bin auch kein Kind mehr, das Ehrfurcht vor einem weißen Kopf haben müßte; meine Haare ſind, Gott gedankt, erſt grau, obgleich ich ſchon 65 Jahre alt und 50 Jahr im Dienſte der edlen Rechberge bin."

„In welchem Lande biſt Du geboren?" fragte jetzt der Greis, und Ruprecht, den das trauliche Du zu beleidigen ſchien, wollte Anfangs gar nicht antworten; endlich ſagte er jedoch, da ihn der Stolz auf ſein Vaterland beſtimmte „Ich bin ein Schwab! — Doch was kümmert Dich das?"

„Wo iſt Deine Heimath?" fragte der Alte weiter.

„Am Rechberg ſteht meines Vaters, des alten Michels Hütte" —

„Der die Fohlen auf die Weide trieb und die Stuten wartete?" fiel ihm der Alte in die Rede.

„Wie weißt Du das?" unterbrach ihn der Erſtaunte, mit einer Art Scheu auf den Alten blickend — „Wie erhieltſt Du an Deinem Libanon Kunde von meinem Vater? — Biſt Du vielleicht einer von Denen, die das Geſchehene wie das Kommende ſehen und die Todten aus ihren Gräbern hervorrufen können? — Biſt Du ein Solcher, ſo taugſt Du hier neben meinem Herrn nichts, und

beſſer wär' es, ſie hätten Dir im Meeresgrund Deine Teppiche ausgebreitet."

Der Alte lächelte. „Wie geht es Bärbchen, Deiner Schweſter?" fragte er dann.

„Nach meiner armen Schweſter fragſt Du?" ſagte Ruprecht bewegt, und die Erinnerung an die ihm ſo Werthe ließ ihn alles Uebrige vergeſſen — „O, der gehts ſchon lange gut, ſchon ſeit 40 Jahren iſt ſie ruhig und zufrieden! und kein Kummer, keine Sorge drückt ſie mehr, nur noch ein Bischen Erde und weiter nichts; Gott ſei ihrer Seele gnädig! — Die Arme," fuhr er fort und ſeine Stimme wurde weich, „faßte Neigung zu einem jungen Burſchen, der mit nach Italien zog und nicht wieder kehrte, das nahm ſie ſich ſo zu Herzen, daß wir ſie ins Grab legen mußten."

„Da hätte ich ſie," meinte der Greis „da ſie doch wohl nicht in der Schloßkapelle ihre Ruheſtatt finden konnte, unten im Thale unter der großen Linde auf den Friedhof begraben laſſen."

„Da liegt ſie auch! — Aber was weißt Du von unſerm Friedhof und der großen Linde, unter der es ſich gut ſchlafen läßt?" fragte Ruprecht, halb verdrießlich, halb freudig.

„Narr!" erwiederte der Greis „Warum ſollt' ich davon nichts wiſſen? Bin ich doch ſelbſt auf dem Rechberg geboren."

„Du? — Ihr?" rief der Diener erſtaunt.

„Haſt Du nie von Hans Rechberg gehört, der mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart nach Paläſtina zog und nicht wieder heimkehrte?" —

„Der Nämliche, der über dem Kamine abgebildet hängt, wie er eben das muthige Streitroß beſteigen will“ fiel ihm Ruprecht raſch in die Rede. „O, ja! Er hat mich oft auf ſeinem Knie geſchaukelt, ich ſaß auf dem linken, Bärbchen auf dem rechten, und ſo ließ er uns reiten und gab dann Jedem ein Stück feines Weißbrod. Es war ein gar guter Herr, und wie die Leute erzählen, ſoll er ein gottesfürchtiger Herr geweſen ſein, der den Armen viel Gutes that.“

„Sieh mir einmal genau ins Geſicht! erkennſt Du keine Aehnlichkeit mit dem Bilde?“

„Nein Herr! Jenes zeigt einen jungen kräftigen Mann mit blondem Haar, und Ihr ſeid ein alter eisgrauer Mann — Nein, Herr!“

„Und doch bin ich's, ich bin Hans Rechberg!“

„So ſegne Gott den Augenblick, wo der lang beweinte Sproſſe des edlen Geſchlechts vor mir ſteht!“ ſagte der treue Diener, kniete ehrfurchtsvoll vor ihm nieder und küßte des Alten knöcherne Hand.

In dieſem Augenblick trat Conrad ein und erſtaunte nicht wenig, als er Ruprecht vor dem Alten knieen ſah, doch dieſer winkte ihm, näher zu treten, ſtreckte beide Arme nach ihm aus, und rief ihm entgegen: „Komm an das Herz Deines Ohms, Du Enkel meines unvergeßlichen Bruders!“ Conrad, obgleich ſchon eine leiſe Ahnung in ihm aufgeſtiegen war, fühlte ſich freudig überraſcht, als er erfuhr, er ruhe an der Bruſt des ſchon längſt todtgeglaubten Hans Rechbergs.

Von dieſen Augenblick an war Ruprecht zufrieden geſtellt. Was er nur dem Greis Gefälliges thun konnte,

geſchah, ſelbſt der Knabe und die beiden Sarazenen waren jetzt Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit, obgleich er ſie, als er erfuhr, daß ſie Enkel und der Knabe der Urenkel eines Rechbergs ſei, doch nicht zu dem edlen Stamm zählen wollte.

Noch am nämlichen Abend, als es ruhig auf dem Verdeck wurde und nur das Schlagen der Wellen an dem pfeilſchnell dahin ſegelnden Schiffe die nächtliche Stille unterbrach, ſaß Conrad bei ſeinem Ahnherrn auf den weichen Polſtern, und konnte dem Alten nicht genug von der Heimath und den Seinen erzählen. — „Nun haſt Du mir genug berichtet," ſagte der Greis „nun höre auch die Begebenheiten meines irren Lebens an, und wie ich, ein Todtgeglaubter, noch unter Lebenden wandle."

„Von früheſter Kindheit an waren Dein Großvater und ich unzertrennlich. Wir liebten uns mit uneigennütziger Liebe, wie ſich ſelten Brüder lieben, beſaßen das väterliche Erbe gemeinſchaftlich und er, als der Aeltere, verwaltete es. Als er Deine Großmutter ehelichte, faßte ich den feſten Vorſatz ledig zu bleiben, überließ ihm den Rechberg und das ganze väterliche Erbe, und da ich von jeher Abneigung gegen den Prieſterſtand hatte, blieb mir nichts übrig, als dem Kaiſer meine Dienſte anzubieten. Ich begann als Knappe meine Laufbahn, verkehrte damals viel mit den Minneſängern an Friedrichs Hofe, und lernte von ihnen die Harfe ſpielen und mit Geſang ſie begleiten, ward im lombardiſchen Kriege von des Kaiſers Hand zum Ritter geſchlagen, und blieb nun als Kämmerer ſtets um ſeine Perſon, bis er mich zu ſeinem Mundſchenk erhob. Von erſten Augenblick an hatte er

mich lieb gewonnen, vom erſten Augenblick an hing
mit Schwärmerei an dem großen Mann, der für Deutſ
lands Ehre und Ruhm, Glück, Ruhe und oft den Fried
ſeines Herzens opferte. Selbſt in Unglück ſtand er mäch
und erhaben da, beugte nie ſeinen Nacken vor dem tückiſch
Schickſal und ſtand muthig Rom entgegen, das ſeit Cano
die kaiſerliche Krone unter die Tiara zu bringen ſuchte.
blieb im Glück, wie im Unglück, die Krone auf ſein
edlen Haupt, den Zepter in ſeiner Linken, das Schw
in ſeiner Rechten, Kaiſer der Deutſchen — Er war
wahrhaft edler, ein großer Mann!" —

Der Alte hielt inne und ſuchte der Bewegung,
welche ihn die Erinnerung verſetzte, Meiſter zu werden, u
als es ihm endlich, obgleich nur mit Mühe gelungen w
fuhr er fort „Meine Anhänglichkeit, wohl mehr n
die gleichen Anſichten, die ich mit ihm theilte, erwarb
mir ſein Zutrauen, und er ward mir mehr Freund
Gebieter. Ich folgte ihm auf allen ſeinen Zügen, fol
ihm ins Morgenland, war Zeuge wie er in den Fluth
unterſank, ſtürzte ihm zur Rettung nach und trug d
Todten ans Land. —

Als ſein Leichnam einbalſamirt war, ward ich aus
leſen, ihn bis zur heimathlichen Gruft zu begleiten.
erſcholl im Lager die Nachricht, die Sarazenen rück
mit Heeresmacht an, und ich, 2 Eberſteine, 1 Gommi
gen, 2 Steinache und 3 aus dem Geſchlecht der Fürſte
berge machten uns mit unſeren Mannen auf, den Fei
auszukundſchaften, und fielen in einen Hinterhalt. U
ringt von den uns an Zahl zehnfach überlegenen Sar
zenen, ſanken wir unter ihren Streichen, und nur Weni

von uns mögen den feindlichen Schwertern entkommen sein.

Am Morgen nach dem Gefecht erwache ich aus meinem betäubenden Schlafe und finde mich in einer mir unbekannten Gegend am murmelnden Felsquell in einen Teppich gehüllt liegen, und sehe zwei Sarazenen vor mir stehen und ein altes Weib auf einem Steinblocke mir zur Seite sitzen, die, als sie sieht, daß ich die Augen aufgeschlagen habe, hell aufschreit, einen silbernen Becher mit Wasser füllt und mir ihn reicht. Meine Zunge klebte am Gaum, ich griff begierig nach dem Becher, doch ehe ich ihn geleert hatte, entriß sie mir ihn wieder und erst nach einer Weile gab sie mir den Labetrunk zurück. Jetzt erst fühlte ich die unsäglichsten Schmerzen; zwei tiefe Wunden am Kopfe, eine Pfeilspitze, die noch in meiner Brust stak, zwei Streiche, die meinen linken Arm getroffen hatten, schmerzten mich sehr, auch fühlte ich mich sehr ermattet. Da trat ein dicht verschleiertes Weib hinter dem Felsen hervor, betrachtete mich aufmerksam, und ich vernahm die Worte: „Allah sei gelobt!" Die Kleidung des Weibes fiel mir auf, denn ihren Leib umgab ein leichter Panzer, ein krummes Schwert hing um ihre Hüften, ein weißer Turban, auf welchem der dichte Schleier befestigt war, deckte ihr Haupt. Ich horchte, da ich der Landessprache ziemlich kundig war, auf jedes Wort, was sie sagte, konnte aber ihre leise gesprochenen Worte nicht verstehen. Sie entfernte sich bald wieder und statt ihrer kam ein Wundarzt, nahm den Verband ab, verband die Wunden von Neuem und bald darauf erschienen mehrere Sarazenen, die eine mit Teppichen belegte Trage herbei

brachten, auf die ich gelegt und weiter fortgeschaf
wurde.

Jetzt dachte ich über mein Schicksal nach. Ich wußt
nicht, sollte ich mich freuen, daß mir Gott das Leben erhal
ten, sollte ich es bejammern, daß ich in unbekannte Land
in die Gefangenschaft geführt wurde. Doch die Sorg
mit welcher man den Schwerverwundeten behandelte, ga
ihm Hoffnung. Als ich aber am andern Tag das Nahe
von Reitern, als ich das laute Wiehern eines Roſſe
vernahm, und bald mein weißes Streitroß, das näm
liche, das Du über dem Kamin abgebildet gesehen haſt
erblickte, das seinen Herrn erkennend, ihn mit freudigen
Wiehern begrüßte, da zweifelte ich nicht länger, daß ein
mitleidige Hand hier walte.

Nach vielen Tagereisen, wo wir in keiner Stadt, nu
in einzeln stehenden Hütten oder in Höhlen übernachteten
hielten wir in einem reizenden, von hohen Dattelbäume
beschatteten Thale an, wo eine tiefe Höhle uns aufnahm
und ein Felsquell uns erquickte. Für mich war es ein
Wohlthat, daß ich hier mehrere Tage rasten mußte, denn
meine Wunden schmerzten mich und ich fühlte mich seh
ermattet. Seit meine Umgebung bemerkt hatte, daß ich
ihre Sprache kannte, und mich auch einigermaßen ihnen
verständlich machen konnte, unterhielten sie sich mit mir
und besonders zeigte sich der Arzt, der mich nicht einen
Augenblick verlassen hatte, sehr theilnehmend, tröstete
mich und gab mir die Hoffnung, mein Schicksel werde
nicht beklagenswerth sein. Aber was konnte mich hier
Tröstendes erwarten? Mein Herr war nicht mehr, und

jeder Schritt entfernte mich ja immer mehr von meinem Vaterlande.

Endlich kam der Befehl, daß wir aufbrechen ſollten. Wir zogen oſtwärts, und auch auf dieſem Wege ſah ich täglich mein Streitroß mir zur Seite ſtolz neben dem arabiſchen Klepper einher ſchreiten. Nach mehreren Tagen raſteten wir zum erſten Male in einem freundlichen, nach ſarazeniſcher Art gebauten Landhauſe. Hier ward ich in ein großes, wohleingerichtetes Zimmer gebracht, auf reiche perſiſche Teppiche gelegt und fand alle nur mögliche Bequemlichkeiten, auch die alte Frau, die bei dem erſten Erwachen aus meinem Todesſchlaf mir zur Seite geſtanden hatte. Ich wurde nicht wie ein Gefangener, ich wurde hier wie ein Gaſtfreund behandelt.

So verſtrichen mehrere Wochen, ohne daß die gleichförmige Art meines Lebens unterbrochen wurde, oder ein fremdes Geſicht ſich mir gezeigt hätte; das verſchleierte Weib in ſeltſamer Tracht hatte ſich nicht wieder erblicken laſſen. Ich genaß, konnte bald mein Lager verlaſſen, in dem von Roſen duftenden Garten umher gehn und Niemand ſchien mich zu bewachen. Da ſah ich eines Tages in der Ferne eine Staubwolke ſich erheben; hörte wie Alles im Hauſe in Aufruhr gerieth, und bald ſah ich einen ſtattlichen reichgekleideten Mann auf braunem arabiſchen Roſſe, von einem bedeutenden Gefolge begleitet heran ſprengen. Kurz darauf trat er in mein Gemach. „Sei mir willkommen in meinem Hauſe, Fremdling, Allah möge Dir Deine Geſundheit wiedergeben!“ redete er mich an. Ich dankte ihm, dankte, ſo gut ich es in der Sprache des Landes vermochte, für die gaſtfreundliche Aufnahme, die

ich in ſeinem Hauſe genöſſe, und beantwortete ihm offen und der Wahrheit gemäß jede Frage, die er meines Standes, meiner Geburt und wegen der Verhältniſſe in meiner Heimath an mich that, nicht fürchtend, daß er deshalb ein höheres Löſegeld von mir fordern würde. Bald darauf verließ er mich, und ich ſah ihn wieder auf dem nämlichen Wege zurückjagen.

Der Mann war ſchön, noch in ſeiner ganzen männlichen Kraft. Er war freundlich gegen mich, aber dennoch belauſchte ich zuweilen ſein Auge, daß es finſter auf mir ruhte. Er hatte etwas Unheimliches, das mich kein Zutrauen zu ihm gewinnen ließ; beſonders war es mir aufgefallen, als er den Wundarzt mit vieler Umſtändlichkeit befragte, ob die herausgenommene Pfeilſpitze keine Verletzung meiner Bruſt, die Wunden am Arm keine Lähmung zurückgelaſſen, und ob die Schwertſtreiche, die mein Haupt geſpalten, nicht das Hirn getroffen hätten. Er that dieſe Fragen augenſcheinlich nicht aus Theilnahme, vielmehr aus Neugierde oder eines geheimen Zweckes wegen. Ich fürchtete, er habe mich, wie es den Gefangenen ſo oft im Morgenlande ergeht, zu irgend einer Arbeit beſtimmt, wozu ein geſunder rüſtiger Körper nothwendig ſei.

In dieſer Ungewißheit vergingen mehrere Wochen, als endlich der Gebieter des Hauſes wieder erſchien, mich beſuchte, ſich weniger kalt gegen mich bewies und mir ſelbſt Troſt einſprach. Sein Beſuch wiederholte ſich oft, und erſt, als ich ganz wieder hergeſtellt, kräftig und lebensmuthig war, brachten mir einige Diener reiche Kleider — bis jetzt war ich nur in einfachen Stoffen

nach morgenländiſcher Weiſe gekleidet geweſen — und was mich freudig und doch ſo ſchmerzlich überraſchte, meine Rüſtung und mein Schwert; auch ſtand mein geſatteltes Roß vor der Thüre und wieherte ſo freudig, als ahne es, daß ſein Herr es wieder beſteigen werde.

„Wähle, Herr," ſagte einer der Diener „dieſe reiche Kleidung des Landes oder Deine Rüſtung! Ich rathe Dir zu dem Erſteren, die Rüſtung, beſonders der Helm, könnte Dir leicht zu ſchwer werden und Dich drücken." — Ich folgte ſeinem Rath, ſetzte den weißen Turban auf, zog das gelbſteffene Unterkleid an, warf den rothdamaſtenen Kaftan darüber, ſchwang mich auf mein Streitroß und folgte den mich begleitenden Sarazenen.

Wir ritten einem hohen Gebirge zu, es war der Libanon, wie ich ſpäter erfuhr. Wir ritten nicht lange, denn ſchon am Mittag hielten wir an einem prachtvollen Landhauſe an, wo uns der nämliche Mann, der mich ſchon einige Male beſucht hatte, empfing. „Sei mir auch hier willkommen!" begrüßte er mich „Auch hier möge Dein Eingang glücklich ſein und der Segen des Propheten Dich begleiten." — Es wurden mir dann prachtvoll eingerichtete Zimmer zur Wohnung angewieſen, und kaum hatte ich davon Beſitz genommen, als auch der Hausherr bei mir eintrat.

„Fremdling!" redete er mich an „Ich vertraue der Wahrheit Deiner Worte, glaube dem, was Du mir über Deine Verhältniſſe in der Heimath ſchon früher geſagt. Hätteſt Du daheim Weib und Kind, ſo ließ ich Dich, beim Propheten ſei es geſchworen, noch heute ohne Löſegeld ziehen; ſo aber verlange ich, daß Du ein Jahr bei

mir als Gaſtfreund in vollem Genuß Deiner Freiheit wohnen bleibſt. Willſt Du nach Jahr und Tag in Deine Heimath zurück, ſo ſoll Dich nichts daran hindern, ich will Dich im Gegentheil ſicher nach irgend einem chriſtlichen Hafen führen laſſen.“

„Mich zieht unausſprechliche Sehnſucht nach der Heimath,“ erwiederte ich „doch nicht nach Weib und Kind, denn ich habe nicht Weib, nicht Kind, nur einen herzgeliebten Bruder daheim gelaſſen, deshalb nehme ich Dein edles Anerbieten dankbar an und gebe Dir mein ritterliches Wort, mich in der vorgeſchriebenen Zeit von hier nicht zu entfernen.“ Ich reichte ihm meine Hand, er ergriff ſie, drückte ſie heftig und ſein Auge ruhte wehmuthsvoll auf mir; ich verſtand den Mann nicht, obgleich ich ahnete, daß ein Geheimniß hinter dieſem Allen müſſe verborgen ſein. Oft fiel mir das ſonderbar gekleidete Weib ein, das bei meinem Erwachen theilnehmend zu mir getreten war, aber ich hatte ſie ja ſeitdem nicht wieder geſehen, nur dem alten Weibe, meiner treuen Pflegerin, begegnete ich auch hier, und ſie zeigte ſich immer noch ſo freundlich wie ſonſt gegen mich. So vergingen Wochen, Monate; ich lernte, um doch Etwas zu thun, auf arabiſche Weiſe das Roß tummeln, mit Pfeil und Bogen ſchießen, und als mein freundlicher Wirth erfuhr, ich ſpiele die Harfe, ward auch bald eine herbeigeſchafft, und ſeitdem ſaß ich oft, wenn es zu dämmern begann und die Sonne nicht mehr brannte, in der Grotte am Waſſerfall und ſang deutſche und italiſche Lieder, wo dann die Sehnſucht nach der Heimath immer mehr und mehr in mir erwachte.

Eines Abends befand ich mich in einem Zimmer, was nach dem Garten führte. Der Hausherr saß neben mir, und eine sonderbare Unruhe schien heute den sonst so ernsten, abgemessenen Mann zu quälen; bald sprang er auf, bald setzte er sich wieder, aber immer war sein Auge nach dem Garten gerichtet. Seine Unruhe theilte sich mir mit. Da sah ich eine verschleierte weibliche Gestalt aus dem Rosengebüsch hervortreten und auf uns zukommen; der Sarazene sprang auf, ging ihr entgegen, raunte ihr einige Worte zu und dann führte er sie zu mir. „Fatime, meine Tochter, wünscht Dich kennen zu lernen, Franke," sprach er „ehre sie als die Tochter Deines Gastfreundes." — Ich war über das plötzliche Erscheinen des Mädchens verlegen, Fatime noch mehr, von der ich nur die holde Gestalt, nicht das Antlitz bewundern konnte, denn dies blieb mir noch Monate lang hinter dem Schleier verdeckt. Als es sich mir zeigte, als aus des Mädchens flammendem Auge ihr Herz zu mir sprach, da erschloß sich mir eine neue Welt, und als das Jahr verronnen war, hielt mich die Sehnsucht nach ihr im Orient fester, als sie mich nach der Heimath trieb — Sie ward mein Weib."

„Bekannte sie sich vorher zu unserm Glauben?" fragte Conrad, vor der Antwort bebend.

„Das Gestirn, was dort so strahlend über uns leuchtet, leuchtet im Orient, wie im Occident; der Gott, der mich aus meinem Todesschlaf erwachen ließ, breitet seine segnende Hand über alle seine Kinder, mögen sie ihn im Turban oder im Baret verehren, das liebende Herz schlägt dem Liebenden so treu, so rein entgegen, ob es Mahomet für einen Propheten, oder den Bischof zu Rom als einen

Gesandten des Herrn erkennt. Laß uns davon nicht weiter sprechen, ich sehe, Dich hat das Licht noch nicht erleuchtet, dessen Strahl Deinem Herrn durch das ganze Leben seine rauhe Bahn erhellte. — Doch höre weiter!

Ich blieb Christ, blieb frei, wie ein deutscher Edler nur frei sein kann. Fatimens Vater, mit dem Alten vom Berge befreundet, war reich und unter dem kleinen Volke der Assassinen hoch geehrt. Auch den Christen ehrten sie, wenn er auch seinen Gott nur unter freiem Himmelsdome anbetete und nicht in der Moschee. Ich habe täglich mein Gebet unter freiem Himmel zum Herrn gerichtet, und Gott hat es erhört, er hat reichlichen Segen über mich gebreitet, mehr als ich sündiger Mensch verdiente. Mein Weib hat mich glücklich gemacht, und die Hoffnung, sie dereinst wieder zu sehen, konnte mich allein über ihren Verlust trösten. Meine Kinder haben sich der Mutter, des Vaters würdig gezeigt, schöne Blüthen eines kräftigen Baumes sind meine Enkel, sie pflegen den Greis und sein Gebot ist ihnen Gesetz, und in den Urenkeln sehe ich ein neues Geschlecht aufblühen, wie ich am Frühlingsmorgen einen bunten Teppich von Blumen sich erschließen sehe — Gott hat mich reich gesegnet, sein Name sei gepriesen!"

„Und das ganze Geschlecht ist —"

„Fromm und gut, gehorsam seinem Fürsten und dem Haupt seiner Familie."

„Und Alle sind Assassinen?"

„Alle — Doch was erbebst Du? — Der Alte vom Berge sendet seine Diener aus, den Feind zu tödten, Dein Kaiser bietet seine Lehnsleute auf, seine Feinde zu

morden, Beide ſind ſich gleich, nur darin iſt ein Unterſchied, daß der Aſſaſſine nie lebend zurückkommt, ohne daß des Herrn Befehl vollſtreckt wurde, und der Lehnsmann oft dem Feinde den Rücken weiſt und flieht."

Conrad ſah ſtarr vor ſich nieder; ihm waren dieſe Grundſätze, die ſein Ohm während ſeines langen Aufenthalts im Orient eingeſogen hatte, neu, und da auch er noch von dem Wahne ſeiner Zeit nicht frei war, ſchienen ſie ihm faſt gottlos. Doch fühlte er zu viel Ehrfurcht für das Alter des Mannes und für den Ohm ſeines Vaters, daß er Unmuth und Zweifel unterdrückte. Wahrſcheinlich um den Gang des Geſprächs auf etwas Anderes zu bringen, fragte er ihn, ob Fatime ſeine Retterin geweſen ſei.

„Sie war es!" erwiederte der Greis „Zufällig in der Nähe des Kampfplatzes auf einem Bergſchloß bei einer ihrer Verwandten, ſandte ſie ihre Diener aus, den Verwundeten Hülfe zu bringen; ſie fanden in mir den Einzigen, der noch ein Zeichen des Lebens gab, brachten mich auf das Bergſchloß, das Mädchen nahm Theil an mir, und Mitleid, ſelbſt Vorſicht, da das Schloß dem chriſtlichen Heere ſo nahe war, bewog ſie, es ſogleich zu verlaſſen und die Rückreiſe nach ihrer Heimath unter ſattſamer Begleitung anzutreten, während der ſie mich ſtets beobachtet, ohne daß ich ſie wiederſah. Bald ward Mitleid zu Liebe, und das Uebrige weißt Du ja."

„Und was führte Euch aus Eurem Paradieſe?" fragte der Jüngling, und es mochte dieſe Frage nicht ganz ohne höhniſchen Ton gethan ſein, denn der Alte erwiederte ernſt: „Nennſt Du, weil Du glaubſt es iſt es, mein

Thal am Libanon ein Paradies, so hast Du recht — soll es Spott sein? — Wehe dem, der das Alter höhnen will!" — Conrad sah beschämt vor sich nieder, er fühlte sein Unrecht. Der Alte, der dies auf seinem Gesichte lesen mochte, faßte traulich seine Hand. „Du willst wissen," sprach er „was mich hierher geführt hat? — Ein Gelübde, dessen mich der Kaiser schon entbunden hat, und die Sehnsucht, noch einmal das Schloß meiner Väter zu sehen. Dahin will ich wandern, das ist vielleicht das Ziel meiner Wallfahrt; oder hat Gott gnädiger über mich beschlossen, so kehr' ich heim und segne noch einmal die Meinen, ehe ich von der Welt scheide."

6.

Nach kurzer glücklicher Fahrt lagen sie bald bei Gaeta vor Anker, und fanden dort schon eine große Abtheilung neapolitanischen Fußvolks und auch viele Barone mit ihren Vasallen; nur die Sanseverinos, diese alten Feinde der Hohenstaufen, fehlten wie immer. Am andern Tage sah man auch schon einen großen Theil der sizilianischen Flotte herbeisegeln, auf welcher sich Friedrich von Antiochien befand, der das Heer bis nach Tuscien führen sollte.

Noch sehnlicher als Conrad auf die Ankunft des Heeres, wartete der alte Rechberg auf die Ankunft seiner Rosse, die mit den Transportschiffen herüber kommen sollten. Den ganzen Tag saß er am Ufer, seine Enkel

eilten zu jedem Schiffe, das ſich vor Anker legte, aber ſchon ſank die Sonne und noch waren die ſo ſehnlich Erwarteten nicht da. Endlich erkannten ſie den Diener der Roſſe auf dem Verdeck eines heranſegelnden Schiffes und ihre Freude war groß, denn dem Sarazenen iſt nach Weib und Kind nichts ſo theuer als ſein Pferd. Drei Diener mit ſieben arabiſchen Roſſen waren jetzt gelandet, ihren Herrn erkennend wieherten dieſe laut, und obgleich von dem Stand auf dem ſchaukelnden Schiffe noch wie gelähmt, ſo daß ſie kaum ihre ſchlanken Glieder heben konnten, ließ doch der Alte ſie vor ſich vorbei führen und hatte ſeine Freude an den ſchönen Thieren. „Sieh, Conrad," ſprach er „den ſtolzen braunen Hengſt und den, deſſen Haar im Sonnenlicht wie Gold glänzt, das ſind meine Leibroſſe, das kleine wilde, das den Schweif ſo ſtolz hebt, reitet der Knabe — Sieh nur, wie er ohne Furcht ſich dem Bäumenden naht — Ach, es ſind edle Thiere, flüchtig wie die Gazelle und zuverläſſig, wie das Wort eines jeden Mannes ſein ſollte, nie ſtraucheln ſie" — Auch der Alte liebkoſte den Thieren, die ihn zu kennen ſchienen, von denen jeder der Enkel das ſeine am Zügel gefaßt und die Höhe hinauf führte.

Conrad, der noch am nämlichen Abend zu Friedrich von Antiochien ſich begab, erhielt hier die frohe Kunde, daß der Kaiſer in einigen Tagen, Heerſchau zu halten, kommen und das Heer ſelbſt nach der Lombardei führen würde, auch ſetzte Friedrich lächelnd hinzu „Meine Schweſter begleitet ihn." Dieſe Nachricht gab dem Jüngling neuen Muth; neue Thatkraft erwachte in ihm, denn er hoffte immer noch durch irgend eine Heldenthat ſich die

Dankbarkeit des Kaiſers und mit ihr die Geliebte zu erwerben.

Der Kaiſer kam, mit ihm der Kern des Heeres und die Sarazenen, auch von Neapel zogen noch viele Barone heran; die Heerſchau wurde gehalten und das Heer ſollte ſich am andern Tage in Bewegung ſetzen. Wem es galt, wußte Niemand als der Kaiſer und Peter von Vinea. Conrad hatte indeſſen mehrere Tage am Ufer in der Hoffnung geſtanden, Blanca zu erblicken, aber jede Hoffnung ward ihm zur Täuſchung und mißvergnügt kehrte er dann heim. Der Kaiſer hatte noch kein Wort mit ihm geſprochen, obgleich er auch in Gaeta ſeinen alten Platz vor der Thüre ſeines Herrn wieder eingenommen hatte und er ihm ſchon oft begegnet war. Hans Rechberg aber hatte Kaiſer Friedrich zu ſich rufen laſſen und eine lange Unterredung mit ihm gehabt.

Nach einigen Tagen brach das Heer auf und Conrad wurde zur Vorhut geſandt, die Friedrich von Antiochien befehligte, und ſo war ihm alle Hoffnung benommen, Blanca zu ſehen, denn der Kaiſer blieb in Gaeta zurück, ſammelte dort noch die ſpäter Kommenden, um dann dem Heere zu folgen. Der alte Rechberg hatte, um Aufſehen zu vermeiden, das Pilgergewand abgelegt und ſich nach deutſcher Art gekleidet, und ſie auch ſo bewaffnet, und war bei Conrad, die Harfe aber bei dem Gepäck zurück geblieben, und ſo der Pilgersmann in einen deutſchen Edlen umgewandelt worden.

Das Heer zählte jetzt ſchon an 30000 Streiter und erhielt auf ſeinem Wege noch von allen Seiten Verſtärkung, da die dem Kaiſer befreundeten Großen und manche

Stadt ſich beeilten, ihm Mannſchaft zuzuführen. Das Heer hatte Rom umgangen und rückte über Viterbo nach Piſa vor, wo es noch eben ſo ſtark eintraf, obgleich Friedrich von Antiochien mit einer Abtheilung in Tuscien zurückgeblieben war und ſich gegen Perugia wandte. Von Piſa aus wurde Conrad mit Briefen zu Enzio geſchickt, der in der Lombardei die guelphiſch geſinnten Städte im Zaum hielt, der Kaiſer aber ſetzte mit dem Hauptheere ſeinen Weg in der Richtung auf Parma fort, und Jedermann glaubte, es würde Piacenza oder Alexandria gelten, aber zu aller Welt Erſtaunen zog er auch an dieſen beiden Orten vorüber und ſtand plötzlich vor den Thoren von Turin, die er für ſich geöffnet fand.

Hätte der Kriegszug die Lombardei treffen ſollen, ſo wäre Piacenza die erſte Stadt geweſen, die ſeine Macht empfunden hätte; galt der Zug Deutſchland, ſo wäre der Kaiſer ſicher von Parma aus bei Verona über die Etſch gegangen, um durch Tyrol den Weg zu nehmen. Von Turin aus aber nach Deutſchland durch die Schweizergebirge zu ziehen, wäre der furchtbaren Wege wegen faſt unmöglich geweſen. Lyon mußte daher das Ziel ſeiner Unternehmung ſein. Er ließ das Heer in Piemont raſten und erwartete hier die Antwort ſeines Geſandten. Statt eines Eilbotens kam Thaddeus von Seſſa ſelbſt, der bei der Nachricht von dem Anrücken des Heeres Innocenz IV. hartnäckiger und zum Nachgeben weniger geneigt gefunden hatte als je. Er habe ihm auf ſeine Vorſtellung zur Antwort gegeben „Was will Dein Herr? Will er mich zwingen Lyon zu verlaſſen? — Gottes Erde iſt groß und für ſeinen Statthalter überall, ſelbſt in der

ärmlichſten Hütte ein Thron gebaut, höher als der Thron aller Könige und Fürſten der Erde!" — „Herr! des Mannes Sinn iſt unbeugſam," fuhr dann Seſſa fort, „nur Beharrlichkeit der ſeinigen entgegen zu ſetzen iſt der Rath, den ich Euch ertheilen kann."

„Und was wird Ludwig von Frankreich thun?" fragte der Kaiſer.

„Er wird für Eure Krone, wie für das Seelenheil des in Bann Gethanen beten, den Papſt aber anbeten — Edler Herr!" fuhr der würdige Seſſa fort „Der Himmel war für Euer Unternehmen noch zu umwölkt, noch brach das Licht der Sonne nicht hervor, und drang auch hier und da ein Strahl durch die Wolken, ſchnell war er wieder verfinſtert. Nur allmälig wird es Tag, allmälig wandelt ſich die Nacht in Dämmerung, die Dämmerung in Licht, aber nicht Jahre, Jahrhunderte ſind nöthig, die Nacht des Aberglaubens zu verjagen."

„Du haſt Recht, Seſſa! Ich bin meiner Zeit vorangeeilt," erwiederte Kaiſer Friedrich „habe vielleicht zu früh begonnen, was einer ferneren Zeit zu vollenden aufgeſpart war. Aber, ſieh um Dich, welch ſtattliches Heer den vom Papſt Verfluchten umgiebt! Niemand kümmert ſich hier um Roma's Blitze, freudigen Muthes zieht der Krieger dem glücklichen Feldherrn nach, und die Lombarden? — Glaubſt Du, aus Neigung zu Rom ſtänden ſie mir gegenüber? — Der Eigennutz iſt ihr Gott, der Privathaß der Gibellinen und Guelphen das Banner, unter dem ſie ſtreiten; für ſich, nicht für die Kirche, für tolle Freiheit, nicht für Religion, kämpften ſie von jeher und auch noch jetzt den verzweifelten Kampf gegen die Hohen-

ſtaufen — Räthſt Du mir auch, wie der Oberrichter, zu ſchimpflichem Vergleich?"

„Da ſei Gott vor, nur durch Feſtigkeit gelangt Ihr zum Ziel, mein gnädigſter Herr! — Frankreich, mit dem Kreuzzuge zu ſehr beſchäftigt, wird und kann Euch nicht in Eurem Zuge hinderlich ſein; England ſeufzt unter des Papſtes Joch und wird es ſicher bald abſchütteln, Spanien wird dem Papſt wohl ein Aſyl, aber kein Heer anbieten, und nach Deutſchland geht er nicht, das iſt ihm in Klima und Sitten zu rauh, und der Deutſche nimmt lieber Geld, als daß er es giebt. Am beſten wär' es, er kehrte von Lyon nach Rom zurück, dort iſt er nicht einmal Herr des Volkes, das heute in ſtummer Andacht, ſich die Bruſt ſchlagend, knieend ihn anbetet, und morgen bei dem geringſten Anlaſſe ſeinen Palaſt ſtürmt."

Peter von Vinea, der herbei gerufen war, blieb jedoch bei ſeiner Meinung und rieth auch heute zum Vergleich. Er meinte, noch kein Fürſt habe im Kampfe mit Rom geſiegt und alle ſich vor der Tiara beugen müſſen, die in dem Auge der Welt unantaſtbar ſei. Da verließ den Kaiſer ſeine Ruhe „Oberrichter!" rief er heftig „Kein Hohenſtaufe hat ſich noch je vor Rom gebeugt, und ich werde es wahrlich nie! — Nie habe ich dem Papſt die Achtung verſagt, nie ihm die äußeren Ehrenzeichen verweigert, die dem Oberhaupt der Kirche gebühren, ich habe ihn als einen Vater, aber nie als meinen Herrn geehrt."

Auch heute mit Peter von Vinea unzufrieden, entließ er ihn mit dem feſten Vorſatz, in allen Angelegenheiten

ſeinen Rath zu hören, nur nicht in denen, die den Papſt betrafen. Vinea entging dies nicht.

7.

Der Graf von Savoien that alles Mögliche, dem Kaiſer den Aufenthalt in Turin angenehm zu machen; Feſte folgten auf Feſte, die herrlichſten Jagden wurden veranſtaltet und Alles gethan, ſich dem Kaiſer gefällig zu zeigen, der indeſſen ſein Heer zuſammen zog und ſich zum Abmarſch bereitete. In dieſer Zeit kam Hans Rechberg nach Turin. Er hatte Conrad beim König Enzio, der Guinzano, eine Burg der Brescianer belagerte, zurückgelaſſen. Am Libanon, wo der Befehl des Oberhaupts jeden Mord heiligte, andere Grundſätze in dieſer Hinſicht eingeſogen, auch den edlen Charakter Friedrichs zu wenig kennend, hatte er dieſen Umweg, um nach ſeiner Heimath zu wallfahrten, wahrſcheinlich in der Hoffnung gewählt, den Kaiſer jetzt noch für den ihm früher gethanen Vorſchlag geneigter zu finden. Dieſer empfing ihn zwar huldvoll, wies aber auch jetzt ſeinen Vorſchlag zürnend zurück, ſprach jedoch freundlich mit ihm über die Vergangenheit, ließ ſich Manches von ihm aus dem Leben Barbaroſſa's erzählen, wobei der Alte, wie zufällig auf Conrad kam. „Kaiſer Friedrich I., mein edler Herr," ſo ſprach er „ehrte hauptſächlich die Treue; wem er vertrauen zu können glaubte, den entfernte er nur ſelten von ſeiner Perſon, er wußte, welche ſichre Mauer ein

treues Herz dem Fürſten iſt. Ihr aber, verzeiht mir, hoher Herr, ſcheint nicht der Meinung zu ſein, ſonſt würdet Ihr meinen Neffen nicht abſichtlich von Eurer Perſon entfernen, ihn, der mit unerſchütterlicher Treue an Euch hängt."

Der Kaiſer lächelte. „Steht Dir das Geſchlecht der Rechberge auch im Orient immer noch ſo nahe, daß Du ſo herzlichen Theil an einem jungen Thoren nimmſt, der, wenn ich ihm nicht wohlwollte und ſeine Treue erkennte, längſt die gerechte Strafe für ſein hoffärtiges Beginnen empfangen hätte. Er wähnt, ſein Auge bis zur Tochter ſeines Herrn erheben zu dürfen."

„Der Blick auf das Geſchlecht der Mutter, tief unter dem ſeinigen ſtehend, hat ihn vielleicht den Vater vergeſſen laſſen" ſagte der Alte nicht ohne Stolz.

„Heil' ihn von dieſer Thorheit und ſei meines Dankes gewiß."

„Edler Herr! wenn Euer Kind ihn liebt, ſo laßt die Liebe walten; ſie hat mich zu ſehr beglückt, um ihren Zauber zerſtören zu wollen. Laßt ihn ſich das Kleinod erkämpfen, Gelegenheit gebt Ihr jedem edlen Herzen genug, unterliegt er, nun ſo ſeid Ihr ihn quitt und nur die gramvolle Tochter bleibt Euch; begleitet ihn das Glück, ſo lohnt ſeine Thaten mit Ehre, und wahrlich, für einen Preis, den die Liebe ſetzt, thut der Mann das Außerordentlichſte, und dergleichen Männer ſeid Ihr bedürftig" —

„Ich habe ſchon den Mann für ſie ausgewählt" unterbrach ihn der Kaiſer.

„So beklag' ich ſie, Euch und ihn! — Aber ich thue

Nichts in dieſer Sache, ſtelle ſie Gott und Eurem Herzen anheim." — Er ſchwieg eine Weile, dann ſagte er nicht ohne innere Bewegung „Ich bitte Euch, meinen gnädigſten Herrn, um einen Geleitsbrief, damit ich ſicher durch die Schweiz nach Deutſchland ziehen kann; Ihr werdet mir dieſe Bitte wohl gewähren."

„Wollt Ihr nicht in das Feldlager meines Sohnes zurückkehren?" fragte der Kaiſer.

„Nein, Herr!" erwiederte er furchtlos „Was ſoll ich dort? Einem Unglücklichen die letzte Hoffnung rauben? — Nein, Herr, laßt mich meiner Sehnſucht folgen, ſie zieht mich nach meiner Wiege, und iſt dieſe Wallfahrt vollbracht, zurück nach meinem Grabe." — Der Kaiſer gewährte ihm ſeine Bitte, und nur von ſeinen Enkeln, dem Knaben und Ruprecht begleitet, begann er auf Maulthieren den Weg nach den Alpen.

Am Tage nach dieſer Unterredung hatte der Graf von Savoien eine große Jagd veranſtaltet, da Friedrich II. den andern Tag zum Vorrücken des Heeres beſtimmt hatte. Das durch Mangel an Sold herbeigeführte Auseinanderlaufen der päpſtlichen vom Kardinal Octavian befehligten Soldaten, die Vorſchläge der Mailänder, ſich nebſt vielen andern guelphiſch geſinnten Städten unter leidlichen Bedingungen dem Kaiſer zu unterwerfen, das verſöhnende Wort, das er von Turin aus geſprochen hatte: daß er, aller Fehden müde, ſich gern mit allen ſeinen Feinden, jedoch nur im ehrenvollen Frieden ausſöhnen wolle, ließen ihn für die Sicherheit ſeines Heeres nicht bangen, wenn er die Lombarden im Rücken behielt, wo ſeine beiden Söhne mit hinlänglicher Heeresmacht zurückblieben. Auch

erklärte er von hier aus öffentlich, sein Zug ginge nach Lyon, um sich dort persönlich rechtfertigen zu können, und von da wolle er nach Deutschland, um auch dort Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Mit seinen sich vortheilhaft gestalteten Angelegenheiten zufrieden, bestieg er heute sein Roß und ritt, von Blanca und einem großen Gefolge begleitet, auf die zu seinem Vergnügen bereitete Jagd. Wild gab es in dem dichten, sich an dem Ufer des Po's hinziehenden Walde eine Menge; der flüchtige Hirsch floh vor dem Geheul der gierigen Meute, der wilde Eber hatte schon manchen Rüden niedergestreckt, Jagdruf ertönte durch den ganzen Wald und die lustigen Jäger jagten über Stock und Stein hinter dem fliehenden Wilde her, das von den Treibern immer wieder zurück gejagt wurde. Der Kaiser, die Jagd leidenschaftlich liebend, war keiner der Letzten, und schon hatten Hirsch und Eber seinem Spieße unterlegen und selbst ein Bär, von ihm verwundet, war nicht fern von ihm von den Jägern getödtet worden. Blanca war ihm hierbei überall zur Seite geblieben, jetzt aber, da der Kaiser vom Rosse stieg, um das erlegte Thier näher zu beschauen, stieg auch sie ab, und als sie in der Nähe den Ton eines Glöckchens hörte und auf ihre Frage, woher diese Töne in dieser Einsamkeit kämen, vernahm, daß die Klause eines frommen Waldbruders nicht fern von hier sei, bat sie den Kaiser, dort einige Zeit rasten zu dürfen, sie wolle dann schon der Jagd folgen. Der Kaiser erlaubte es ihr, ließ ihr zum Schutz eine hinreichende Bedeckung zurück, und folgte wieder der vorangeeilten Jagd.

Blanca ſchritt nun nach der Klauſe, wo ohnfern derſelben ein Waldweg vorüber führte. Der Waldbruder, noch ein rüſtiger Mann, empfing die Kaiſertochter ehrfurchtvoll und bewirthete ſie nach Kräften, nur für ihr Gefolge reichte ſein kleiner Vorrath nicht hin. Nachdem ſie ſich erquickt hatte, eilte ſie ins Freie, ſetzte ſich, ihren treuen Jagdhund neben ſich, vor die Hütte auf eine Raſenbank und raſtete, während ſich ihre Begleiter, die Zügel der Roſſe am Arm, um die kleine Hütte des Waldbruders lagerten.

Doch nicht lange ließ ihr bewegtes Gemüth ſie hier. Sie ſtand auf, ging ſinnend auf einen ſchmalen Fußpfad, der wohl nach der Straße führen mochte, durch das Gebüſch und blieb unter dem Schatten eines hohen Baumes ſtehen, liebkoſte ihrem Hund, und ihre Gedanken mochten wohl fern von hier ſein, denn ſie hörte Hörnerſchall und Jagdruf nicht, obgleich die Jagd jetzt wieder näher zu kommen ſchien, ſelbſt den immer ſtärker tönenden Hufſchlag von Roſſen, die ſich ihr nahten, vernahm ſie nicht. Doch plötzlich ſchrak ſie auf, als die Roſſe nicht fern von ihr auf dem Wege anhielten, ſie aufblickte und Conrad Rechberg auf ſich zukommen ſah.

Das Ueberraſchende, der Umſtand, daß ſie wohl eben an ihn gedacht hatte, der entſchloſſene Schritt, mit welchem er ihr nahte, denn er mochte fühlen, daß dieſes glückliche Ohngefähr über ſein Schickſal entſcheiden müſſe, machte ſie ängſtlich und beklommen, doch hatte ſie noch Faſſung genug, ihren Hund zurückzuhalten, daß ſein Bellen nicht die Ankunft eines Fremden verrathe. „Was führt Euch hierher?“ ſtammelte ſie endlich „Iſt es ein

glücklicher oder ein unglücklicher Zufall, der uns hier treffen läßt?"

„Für mich ein glücklicher und wär' er die Urſache meines Todes!" erwiederte Conrad, der von der Eile und dem ſcharfen Ritte bei Tag und Nacht bleich und abgeſpannt vor ſie getreten war, jetzt aber, bei ihrem Anblick Müdigkeit und Schmerzen vergeſſend, in Liebe erglüht vor ihr ſtand „Ich ſuche den Kaiſer auf und finde Euch, muß ich den Augenblick nicht ſegnen?"

Auch Blanca mochte fühlen, daß der ſo lang erſehnte Augenblick nicht ungenutzt vorüber ſtreichen dürfe, denn ſie reichte ihm mehr als freundlich ihre Hand zum Kuß, die der ſonſt ſo Beſcheidene auch muthig ergriff und ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz preßte. Noch nie hatten ſie ſo allein ſich gegenüber geſtanden, noch nie die Liebe ihnen einen ſolchen Augenblick gegönnt. Ein Liebesblick lockte den andern, ein Liebeswort lockte tauſende hervor. Die Einſamkeit des Waldes, das leiſe Säuſeln des Windes in den Blättern, die Stille um ſie her, die Blicke, die wie Flammen ſich begegneten und einten, die unausſprechliche, ſo lang genährte und doch ſo feſt verſchloſſene Sehnſucht, alles dies vereinte ſich, Auge, Mund und Herz, ſelbſt die Arme zu öffnen, denn unter den Schwüren ewiger, jedem Schickſale trotzender Treue ſank Blanca an des Jünglings Bruſt, der erſte Kuß der Weihe ſchloß den ewigen Bund.

Da erſchallte der Hörnerklang näher, ein flüchtiger Hirſch jagte in geſtrecktem Lauf an ihnen vorbei. „Leb' wohl!" rief Conrad, der zuerſt aus dem Entzücken erwachte, preßte noch einmal die Erſchrockene an ſein Herz,

eilte zu ſeinen Roſſen, ſchwang ſich auf und ſprengte der ſich nahenden Jagd ſo raſch entgegen, als ſein müdes keuchendes Thier es vermochte.

Den Erſten, dem er begegnete, fragte er nach dem Kaiſer und erhielt die Antwort, er müſſe auf dem nämlichen Wege kommen, denn er höre deutlich den Hörnerruf der kaiſerlichen Jäger. Conrad ſprengte fort, und bald kam ihm dieſer auch, von dem Grafen von Savoien gefolgt entgegen. Sobald ihn Kaiſer Friedrich erblickte, fragte er ihn mit Heftigkeit: „Wer hat es gewagt, Dich hierher zu ſchicken?“

„König Enzio, mein hoher Herr!“ erwiederte der Jüngling, ſich ſchuldbewußt fühlend „Ich ſoll Euch eine Kunde, jedoch ins Geheim mittheilen.“ Der Kaiſer winkte und das Gefolge blieb zurück. „Iſt es Freudiges, was Du mir bringſt?“ fragte er dann ſchnell.

„Nein, Herr, ich bin Bote einer böſen Nachricht. Die aus Parma vertriebenen Guelphen haben mit Hülfe derer von Piacenza Parma überrumpelt und ſich in den Beſitz dieſer Stadt geſetzt.“

„Und wo war Tavernieri, mein Feldhauptmann, wo der brave Podeſta?“ fragte Kaiſer Friedrich, und ſeine Stirne umdüſterte ſich.

„Tavernieri feierte die Hochzeit ſeiner Tochter, die Feinde benutzten dies, verſammelten ſich in Nocето, wählten dort Sanvitale den Neffen des Papſtes zu ihrem Anführer, und langten vor der Stadt an, ohne daß es Jemand bemerkte. Das Feſt beſchäftigte Alle, die Meiſten waren von Wein trunken.“

„Aber Tavernieri und der Podeſta?“ wiederholte der Kaiſer nochmals.

„Sie thaten ihre Pflicht. Doch als Heinrich Teſta gleich bei dem erſten Angriff fiel und der Feldhauptmann verwundet wurde, flohen die Söldner und die wenigen Bürger, die ihnen gefolgt waren, zerſtreuten ſich; die Stadt fiel in die Hände der Guelphen.“

„Und was wird Enzio thun?“ fragte der Kaiſer weiter.

„Er hat ſogleich die Belagerung von Quinzano aufgehoben und rückt gegen Parma.“

„So eile auf der Stelle nach Tuscien zu meinem Sohne von Antiochien und bring ihm die Weiſung, ſogleich gegen Parma vorzurücken.“

„Herr! gönnt mir und meinen müden Roſſen nur einen Tag Ruhe“ bat Conrad; doch der Kaiſer, ohne deſſen bleiches Antlitz zu beachten, ſagte finſter „Nach Ruhe ſehnſt Du Dich, und biſt in Kaiſer Friedrichs Dienſt? — Thor, habe ich wohl einen Tag Ruhe? — Doch gut, ſie ſoll Dir werden.“

„Mein gnädigſter Herr,“ bat Conrad, mehr verlegen als beſchämt „deutet meine Bitte nicht falſch. Mein Ro[illegible] kann nicht mehr, gebt mir ein anderes und für Euch jag' ich in den Tod!“

„Folge mir nach Turin!“ befahl jetzt der Kaiſer, doch da er in der Ferne Blanca mit ihrem Gefolge ſich nahen ſah, wendete er ſich wieder nach Conrad und rief ihm zu: „Dein Roß iſt ja müde, bleib zurück!“ gab dann dem ſeinen die Sporen und jagte der Tochter entgegen.

8.

Gleich nach der Ankunft des Kaiſers in Turin wurde der Oberrichter und Thaddeus von Seſſa zu ihm beordret, nicht um ihren Rath zu vernehmen, nur ihnen den Befehl zu geben, die nöthigen Schreiben auszufertigen und die Eilboten abzuſenden. Von dem Augenblick an, wo der Kaiſer die unglückliche Nachricht erfuhr, hatte er den Entſchluß gefaßt, den Zug über die Alpen vor der Hand aufzugeben, dagegen Parma zu züchtigen. Seine Feinde in der Lombardei hatten kein Heer ihm entgegenzuſtellen, er konnte alſo alle ſeine Kräfte zur Belagerung Parma's verwenden. Als er nun ſeinen beiden Räthen dieſen Entſchluß mitgetheilt hatte, war diesmal Seſſa nicht ſeiner Meinung; er glaubte der große Zweck dürfe nicht um eines kleineren willen aufgeſchoben werden, der Kaiſer müſſe nach Lyon ziehen und Parma vor der Hand den Feinden überlaſſen; der Großrichter aber, der, bei den Kräften, die der Kaiſer verſammeln könne, die Einnahme Parma's für ein leichtes Unternehmen hielt, glaubte, daß dadurch allein die Lombarden in Zaum gehalten würden und es dann noch immer Zeit ſei, den Zug gegen Lyon zu unternehmen. Kaiſer Friedrich, vielleicht in dieſem Augenblick zu leidenſchaftlich aufgeregt, beharrte bei ſeinem Entſchluſſe und die nöthigen Anſtalten zur Belagerung Parma's wurden getroffen.

Dieſe Begebenheit, die in Friedrichs Auge alle günſtigen Verhältniſſe, die ſich früher geſtaltet hatten, ſo ſchnell in den Hintergrund ſtellte, hatte das jetzt ſo leicht erregbare Gemüth des Kaiſers verſtimmt. In ſolchen

Augenblicken fühlte er selbst, daß er Aufheiterung bedürfe, und diese suchte er heute, wie immer, durch Blanca's Gegenwart herbei zu führen.

Sie trat, ihre Laute im Arm, bei ihm ein. „Ihr habt heute unangenehme Nachricht erhalten, mein Vater?" redete sie ihn an.

„Woher weißt Du das?" fragte der Kaiser.

„Ich wußte, daß Enzio Euch einen Boten gesandt habe, und die Furchen auf Eurer Stirn sagen mir, was er brachte, war nicht erfreulich."

„Sahst Du vielleicht den Boten?"

„Ja, edler Vater, warum sollt ich es leugnen, ich sah ihn!" erwiederte Blanca unbefangen „Er suchte Euch im Walde auf und fand mich. — Warum zürnt Ihr, daß der Zufall mir günstig war?" fuhr sie fort, da sie sah, daß des Kaisers Stirn sich immer mehr und mehr umwölkte „Ich habe Euch früher schon offen gestanden, daß ich Conrad Rechberg liebe, daß er allein in meinem Herzen steht und kein Andrer ihn je verdrängen wird. Reißt mir diese Empfindung aus meiner Brust, reißt sein Bild aus meinem Herzen, und ich will gern gehorchen und thun, was Ihr mir befehlt; aber so lange Ihr dies nicht könnt, Vater, so lange wird auch meine Liebe fortbestehen."

Der Kaiser schüttelte unmuthig den Kopf und betrachtete schweigend sein liebliches Kind, dann sagte er, und man hätte in seinem Gesichte lesen können, wie sehr er bemüht war seinen Unmuth zu unterdrücken „Hast Du vergessen, wem ich mein Wort gab, wer Dein Verlobter ist?"

„Nein Vater! Ich werde ihm meine Hand am Altare reichen, wenn Ihr es befehlt, und werde unglücklich ſein durch mein ganzes Leben; aber ich werde ihn nicht betrügen, ihm vorher offen ſagen, daß ich nicht ihn, daß ich einen Andern liebe. Will er nur des Kaiſers Tochter, ſo führe er ſein Opfer zum Altar, das ihn nie beglücken wird —"

„Thörigte!" fiel ihr der Kaiſer in die Rede „Weißt Du nicht, daß ſolch übereiltes Geſtändniß Conrad den ſichern Tod bringen wird?"

„Mag es ſein! Für Conrad wird ohne mich das Leben keinen Werth mehr haben, und ſtirbt er auf dieſe tückiſche Weiſe, ſo ſtirbt er doch für mich."

„Die Töchter der Fürſten dürfen nicht bei der Wahl ihres Gatten ihr Herz befragen," meinte der Kaiſer „dies iſt der Politik verfallen, nicht der Liebe."

„Arme Fürſtentöchter! ſeufzte Blanca „Wie unglücklich wäret Ihr, wenn jedes Vaterherz Eurem Kummer verſchloſſen bliebe, die Tochter des Bettlers wäre dann glücklicher als Ihr. Nein! ſo hart wird, kann mein gütiger Vater nicht an mir handeln, ſchon um meiner Mutter willen, die ſich ihm in Liebe hingab, kann er es nicht. Als ſie in ſeine Arme ſank, hatte ſie die Liebe befragt, und nur die Liebe, und ſollte die Tochter nicht auch da ihr Glück finden, wo es die Mutter fand? — Gedenkt der Hingeſchiedenen und weiht ihr Kind nicht dem Unglück!" Sie warf ſich bei dieſen Worten an des Vaters Bruſt und weinte bitterlich.

Der Kaiſer war bewegt. „Ich darf hier mein Herz nicht ſprechen laſſen, Blanca," ſagte er nach einer Weile „Du verlangſt das Ohnmögliche. Was würde die Welt,

was die bedeutende Familie Deines Verlobten ſagen, wenn ich mein Wort bräche und Dir einen Gatten gäbe, deſſen ganze Habe nicht hinreichte, Dich nur ein Jahr Deinem Stande gemäß zu erhalten?"

„Iſt denn Kaiſer Friedrich ſo arm, ſo machtlos geworden, daß er der Tochter nicht eine Mitgift geben, daß er ſeinen Eidam nicht mit Schlöſſern und Burgen belehnen kann?"

„Dieſe Zeichen meiner Huld gebühren dem verdienten Mann, nicht einem liebeſiechen Jüngling."

„Nun wohlan!" ſagte Blanca nach einigem Zögern und entzog ſich den Armen des Vaters „Ich weiß, Euer Wille ſteht feſt und unabänderlich, auch hierin bin ich Eure Tochter, denn auch der meine iſt dem Euren gleich. Beſtimmt über mich nach Eurem Gefallen, ich bin in Eurer Macht und werde gehorchen!"

„Blanca!" ſagte der Kaiſer nach einigem Nachdenken „Zwingen will ich Dich nicht, einem Manne, den Du nicht liebſt, Deine Hand zu geben, dazu iſt mir das Andenken an Deine Mutter zu theuer, aber hoffe nie, daß Conrad Rechberg Dein Gatte werde. Meide ihn, mein Zorn könnte Dich, mehr noch ihn treffen!" — Blanca verneigte ſich, küßte des Kaiſers Hand und wollte ſich entfernen. „Soll ich heute kein Lied von Dir hören?' fragte er die Hinausgehende.

„Die Saiten meines Herzens ſind verſtimmt, es würde nur ein Schmerzenslied ſein, was ich ſingen könnte" erwiederte ſie, blieb aber des Kaiſers Befehle erwartend in der Thüre ſtehen.

„Geh' mit Gott!" ſprach dieſer, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihr.

Kaiſer Friedrich war heute zu bewegt, um ſich ſchon zur Ruhe legen zu können; er ſaß lange in ſtiller Einſamkeit und dachte über ſein ſonderbares Schickſal nach, das ihn bald auf den Gipfel des Glückes geführt, dann ihn plötzlich wieder in einen Abgrund geſtoßen hatte, aus dem ihn nur ſein Muth und ſeine Beharrlichkeit erhob. Er fühlte wohl, daß man in ſeinen Jahren an Beſonnenheit und klarer Anſicht der Verhältniſſe könne gewonnen haben, daß aber auch das Alter ſeinen Tribut fordere; er fühlte die Kräfte ſeines Körpers ſchwinden, wenn auch ſein Geiſt noch immer der nämliche blieb. Er durchlief die Geſchichte ſeines Hauſes, das ſo ſchnell ſtatt des ritterlichen Helms den Herzogshut, ſchneller noch die Kaiſerkrone ſich aufgeſetzt hatte, blickte zurück auf den ſteten Kampf der Hohenſtaufen mit Rom, den Babaroſſa begonnen, ſein Vater ſo glücklich geführt, er aber noch nicht beendet hatte. Nicht dem felſenfeſten Babaroſſa, nicht ſeinem Vater war es gelungen, nur im Mindeſten die Anmaßung der Hierarchie zu ſchwächen, Beide hatten im Lauf ihrer herrlichen Bahn vom Schauplatz abtreten müſſen, und ſollte auch ſein Mühen, ſeine Kraft nutzlos verſchwendet ſein? — Er ſeufzte bei dieſem Gedanken tief auf, und fühlte wohl in dieſem Augenblick die Wahrheit, daß Jahrhunderte nothwendig wären, das Schwere zu vollbringen, welches er in einem Menſchenalter beenden zu können geglaubt hatte.

Aber alle dieſe Betrachtungen drückten dennoch ſeinen Geiſt nicht nieder. Er war zu groß, zu erhaben über

jedes Zagen, um je die Hoffnung zu verlieren; er war ſich des Edlen ſeines Zweckes zu ſehr bewußt, um nicht freudig ſeinem frommen Werke, wie er es nannte, Alles opfern zu können. „Weg mit den trüben Gedanken!“ rief er aus, erhob ſich von ſeinem Sitze und blickte in die helle Sternennacht hinaus, und ſeiner gerechten Sache vertrauend, waren die Wolken von Stirn und Geiſt verſchwunden, und ſeine Gedanken flammten wieder ſo hell und klar, wie die Sterne am dunkeln Himmel. Er überlegte noch eine Weile mancherlei Anordnungen, die Belagerung Parma's betreffend, dann mochte wohl ein anderer Gegenſtand ihn erfaſſen, denn er ſetzte ſich nieder und ſchrieb nur wenige Worte, beſiegelte das Schreiben mit dem königlichen Wappen, ſtand auf und öffnete die Thür. Da ſaß Conrad noch wachend auf einem Seſſel; bei dem Anblick des Kaiſers ſprang er auf. „Schon wieder hier?“ ſagte dieſer und befahl dann dem treuen Wächter morgen in aller Frühe ſich zu einem kurzen Ritt bereit zu halten, und ſobald er, der Kaiſer, ſich von ſeinem Lager erhoben habe zu ihm zu kommen. Hierauf kehrte er in ſein Zimmer zurück, ohne Conrad Zeit zu laſſen nur ein Wort zu erwiedern.

Mehrere Meilen von Turin lag auf hohen Felſen im Gebiete von Montferrat eine feſte Burg, die in jener Zeit Monteverdo hieß. Deutſches, im Dienſt des Kaiſers ſtehendes Kriegsvolk lag hier zur Beſatzung. Hohe Mauern und Thürme ſchützten ſie, und rings herum gähnte ein Abgrund, über den eine Zugbrücke führte. Das Plateau des Felſens war groß genug, daß man dort ein Schloß von bedeutendem Umfange erbauen konnte, das

Raum genug enthielt, den für den nothwendigen Dienſt überflüſſigen Hofſtaat des Kaiſers leidlich unterzubringen. Die Gegend war öde, das Innere des Schloſſes aber im Geſchmack damaliger Zeit prachtvoll, denn der in Paläſtina ermordete Graf von Montferrat, dem es in früherer Zeit verliehen war, hatte dort oft Hof gehalten. An den Commandanten dieſes Schloſſes, an den ehrlichen Schwaben, Hans Bodenfels, einen im Dienſt der Hohenſtaufen ergrauten Krieger, war das Schreiben gerichtet, das Kaiſer Friedrich Conraden mit den wenigen Worten überreichte: „Du haſt Ruhe verlangt, ſie wird Dir werden.“

Conrad beſah das verhängnißvolle Schreiben, das ihm ein Uriasbrief zu ſein dünkte, und eine grauſige Ahnung ſtieg in ihm dabei auf; der Gedanke, auf dieſem hohen Felſen im finſtern Kerker eine lange, vielleicht ewige Ruhe zu finden, ließ ihn einen Augenblick erbeben, dann aber ſchwang er ſich muthig auf ſein Roß und jagte im feſten Glauben, ſo könne Kaiſer Friedrich nicht an ihm handeln, dem Schloſſe zu.

Bald hielt er an der Zugbrücke, wo er Eingang verlangte. Der alte Bodenfels erſchien, die Brücke ſank und raſſelte wieder hinter ihm auf, und es rieſelte ihm bei dieſem ſchnarrenden Ton, trotz ſeines Vertrauens, eiskalt durch ſein Gebein, und er folgte nur mit Widerwillen, als der Alte ihn, zwar höflich, bat, in das Schloß zu treten.

In dem Schloßhofe angelangt, führte ihn der Befehlshaber in einen der Thürme, dort aber ging es Trepp auf, nicht Trepp ab, wie er gefürchtet hatte, und bald öffnete der Alte ein kleines Zimmer, worin ein Bett, ein paar

Schemmel, einige Tiſche ſtanden und allerhand Waffen an den Wänden hingen; dann ſchellte er, gab dem eintretenden Diener einen Wink, den dieſer auch verſtehen mochte, denn er ging, kehrte ſogleich mit 2 Bechern und einer gefüllten zinnernen Kanne zurück, die er auf den Tiſch ſetzte und ſich wieder entfernte.

„Nehmt doch Platz, junger Herr!“ ſagte der Alte zu Conrad, der ans Fenſter getreten war und hinunter in die ſchroffe Tiefe blickte „Nehmt Platz und erlaubt, daß auch ich mich ſetze, denn von dieſem Augenblick an habt Ihr hier zu befehlen. Kaiſer Friedrich hat mich zu ſich nach Turin beſchieden, um mir einen Ort in meinem Vaterlande anzuweiſen, wo ich ruhiger als hier mein greiſes Haupt niederlegen kann, denn hier iſt, ſeit des Kaiſers Hofſtaat ſich im Schloſſe befindet, keine Ruhe mehr für mich. Das paßt freilich beſſer für Euch, und deshalb hat Euch auch der Kaiſer hierher als Befehlshaber geſandt.“

„Mich?“ fragte Conrad erſtaunt.

„Ja, Euch!“ erwiederte der Alte „Es wundert Euch wohl, in ſo früher Jugend fern vom Kriegsgetümmel auf den Ruheposten geſtellt zu werden? Wartet nur, die Hofſchranzen, Harfenſpieler und Minneſänger und die ſarazeniſchen Mädchen, die den ganzen Tag ſingen, die Laute ſpielen und für den Kaiſer koſtbare Gewänder ſticken, werden Euch ſchon zu thun geben. Ich habe mich deshalb um den Lärm zu entgehen, in dieſen Thurm zurückgezogen.“

„Ich glaubte, hier in düſterm Kerker verſchmachten

zu müſſen," murmelte Conrad vor ſich hin, doch ſo, daß der Alte es hörte „und jetzt" —

„So?" unterbrach der geſchwätzige Alte das Selbſtgeſpräch „Alſo in eine Art Exil ſeit Ihr hierher geſchickt? Nun, für einen jungen Mann wie Ihr, iſt es ſo übel nicht. Da nehmt den Becher, trinkt, ſeid froben Muthes! Kein Vogel im Käfig verliert die Hoffnung, wieder das Freie zu gewinnen, wenn er auch tauſendmal mit dem Köpfchen vergebens an die Sproſſen ſtieß. Trinkt! es iſt guter Wein! — Auf das Wohl des neuen Befehlshabers von Monteverdo!" — Conrad ſtieß an, leerte den Becher, und obgleich ſeine Gedanken umher ſchweiften, vergaß er doch nicht, des freundlichen alten Mannes Geſundheit zu trinken. Er ließ ſich den Becher füllen. „Möge es Euch in dem Vaterlande wohl ergehen, und wenn Ihr deſſen Gränze betreten werdet, ſo grüßt das biedere Deutſchland von mir und gedenket mein!"

Der Alte verſprach es, machte ihn dann mit ſeinen Pflichten, die er hier zu beobachten habe, bekannt, verſammelte auf dem Schloßhofe die Söldner, und ſtellte ihnen Conrad als ihren nunmehrigen Befehlshaber vor; dann wies er ihm die geräumigen Zimmer an, die er ſelbſt früher bewohnt, ließ, wie es der Kaiſer ausdrücklich befohlen hatte, ſich von dem jungen Kriegsmann den Handſchlag geben, nicht ohne Erlaubniß ſeines Herrn das Schloß nur eine Stunde zu verlaſſen, und wie er nun Alles gethan, und Conrad von Allem unterrichtet zu haben glaubte, ließ er ihn allein, um das Nöthige zu ſeiner Abreiſe zu beſorgen.

Conrad durchſchaute den Plan des Kaiſers, ihn auf

ehrenvolle Weiſe von ſeiner Perſon, oder vielmehr von Blanca zu entfernen und ihn hier gewiſſermaßen lebendig zu begraben. Ein anderer Zweck des Kaiſers entging ihm noch. Aber was konnte es dem mächtigen Monarchen helfen, daß er ihn von Blanca entfernte, hatte ſie ihm nicht unverbrüchliche, ewige Treue gelobt? Und welcher Liebende vertraut nicht feſt ſolchem Wort und zweifelt an der Ewigkeit ſolcher Eide?

Als Conrad ſich mit dem Innern des Schloſſes bekannt machte, fand er hier manchen Hofmann, den er in Palermo geſehen hatte, fand Küchen- und Kellermeiſter, welche für eine ganz gute Tafel ſorgten, fand aber auch die Roſenſpenderin, der er oft begegnete, die aber, wahrſcheinlich durch ſein Benehmen in Palermo gekränkt, ihn zu ſeiner Freude nicht mehr zu beachten ſchien. Mehr aber noch erſtaunte er, als er eines Tages den Pater Anſelm auf einem wohlbeleibten Maulthiere vor der Zugbrücke halten ſah. So ſehr der Pater ſich auch gegen Conrad gefällig gezeigt hatte, ſo ſehr er hoffen konnte, durch ihn Nachricht von Blanca zu erhalten, ſo freute er ſich doch nicht aufrichtig, ihn hier zu ſehen, denn er konnte ſich einer gewiſſen Scheu vor dem Manne nicht erwehren, aus deſſen Munde der Himmel, aus deſſen Auge die Hölle ſprach.

Kaum waren ſie allein, als der Pater ihm ein Schreiben Blanca's einhändigte, worinnen ſie ihm von Neuem ewige Treue ſchwur, und ihm des Kaiſers nahe Abreiſe ins Feldlager vor Parma kund that, ihn zur Geduld ermahnte und den Troſt gab, ſie hoffe, ſie würde ihn bald durch König Enzio's Verwendung aus ſeinem Exil befreit

ſehen. So viel Vertrauen ſie auch zu ſeinem Herzen haben mochte, mußte ſie ihn doch am Schluſſe des Briefes vor Zaiden, der ſchönen Sarazenin warnen. Zugleich erfuhr er, daß ſie vor der Hand in Turin zurückbliebe, jedoch dem Kaiſer das Verſprechen habe geben müſſen, keine Gelegenheit ihn zu ſehen, aufſuchen zu wollen.

So theuer ihm der Brief auch war, ſo oft er auch, ſobald der Pater ihn verlaſſen, denſelben an ſeine Lippen drückte, ſo tief kränkte ihn doch die Warnung vor dem ſarazeniſchen Mädchen. Er hielt ſie für Mangel an Vertrauen und begriff nicht, wie nur ein ſolcher Gedanke in Blanca habe aufſteigen können; er hielt es für ohnmöglich, daß ein Weib, und wäre ſie mit allen irdiſchen und himmliſchen Reizen geſchmückt, nur den kleinſten Wunſch in ihm rege machen könne. Der Unerfahrene kannte noch nicht das ſchwache menſchliche Herz, noch nicht den Zauber, mit dem der Reiz eines Weibes, ſelbſt wenn das Herz des Mannes nicht liebt, es umſtricken kann.

Pater Anſelm berichtete ihm auch, daß trotz der Eile, mit welcher König Enzio gegen Parma gezogen, es doch dem Kardinal Gregor von Montelongo gelungen ſei, mit Hülfe der guelphiſchen Städte, beſonders Mailands, ein Heer zuſammen zu ziehen und es nach Parma zu führen. Der Kaiſer ſei über dieſen Verfall ſehr entrüſtet und habe Parma den Untergang geſchworen.

„Und ich ſitze hier unthätig, wie ein Gefangner!“ fuhr Conrad auf.

„Ja, und werdet nach des Kaiſers Aeußerung wohl ewig hier ſitzen müſſen“ ſagte der Pater theilnehmend. „Junger Herr!“ raunte er ihm dann zu, als ob er fürch-

tete belauscht zu werden „Ihr seid förmlich in des Kaisers Ungnade gefallen, denn so wie ich vernommen, hat er zum Oberrichter gesagt: ein elender deutscher Edelmann, der mit seinen Brüdern kaum einige Hufen Landes besitzt, wagt es nach meiner Tochter die Augen zu erheben. Nähm' ich seines Vaters wegen nicht Rücksicht, so ließ ich ihn im tiefsten Kerker verschmachten, so aber mag der Fant, wenn er so viel Lust an Liebeshändeln hat, auf Monteverdo mit den sarazenischen Mädchen buhlen.

„Dies hat Kaiser Friedrich gesagt? fragte Conrad, schmerzlich ergriffen.

„Wie ich vernahm, ja!" erwiederte der Pater gleichgültig.

„Alle meine Treue, meine Anhänglichkeit rechnet er für nichts, für nichts, daß ich in ihm den edelsten der Fürsten, den edelsten der Menschen erblickte, daß ich mit Freuden mein Leben für ihn hingegeben hätte?" —

„Undankbarkeit ist der Fürsten Kardinaltugend," unterbrach der Pater seine Klagen, besonders, wenn sie, aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen, immer mehr und mehr vom rechten Pfade abweichen."

Conrad sah ihn bei diesen Worten scharf an, ihm mißfielen sie, und Argwohn stieg in ihm auf; aber in dem Herzen eines gutmüthigen Jünglings schlägt er selten tiefe Wurzel. Doch fragte er jetzt, und sein Auge beobachtete den Pater scharf: „Aber wie kommt Ihr dazu, frommer Mann, der Kaiserstochter Liebesbote zu sein?"

„Nennt es Mitleid, nennt es Neigung, was mich zu Euch zieht" erwiederte Anselm. „Ich will Euch wohl,

mich dauert die ſchöne Blanca, und ſo konnt ich ihren Bitten nicht widerſtehen, Euch das Schreiben zu bringen. Niemand ahnet, daß ich hierher geritten bin, denn ich verließ unter dem Vorwande, einen kranken Ordensbruder zu beſuchen, das Hoflager, und ſobald ich mich bei Euch, jedoch in aller Stille, erquickt habe, laßt Ihr mich wieder zu der Hinterpforte heraus, durch die wir eintraten; mein Diener wartet jenſeits der Brücke, und vor Abends bin ich dann in Turin. Da ich jedoch nicht ohne Antwort zurückkehren darf, ſo beeilt Euch, denn ihr jungen Deutſchen führt fertiger das Schwert als die Feder, und meine Zeit iſt kurz."

Conrad war ungewiß, was er thun ſollte, denn noch immer fürchtete er, der Pater meine es nicht redlich mit ihm. Endlich ſchrieb er nur die paar Worte: „Bis in den Tod Euer getreuer Conrad!" und händigte das kurze Brieflein dem Pater ein, der auch ſogleich Monteverdo verließ.

9.

Von allen Seiten rückten Kriegsvölker gegen Parma. Enzio war der Erſte mit ſeinen Haufen, meiſt Deutſche, dann kam Ezzelin von Romano, des Kaiſers Schwiegerſohn, jener große Kriegsheld, deſſen furchtbare Grauſamkeit ſpäterhin ſeinen Ruhm verdunkelte; auch der Markgraf Palavicini zog herbei. Sie umſchloſſen Parma von der öſtlichen Seite, während der Kaiſer auf der alten

klaudiſchen Straße mit dem Grafen von Lancia, Thaddeus von Seſſa und Peter von Vinea heran zog und ſich weſtlich am Lanaro lagerte. Bald kam auch Friedrich von Antiochien aus Tuscien herbei; mehr aber als Alles freute den Kaiſer, als Hugo Boaterio der Podeſta von Pavia, der Sohn der Lieblingsſchweſter des Papſtes, mit einem ſtattlichen Haufen zu ihm ſtieß. Er hatte allen Vorſtellungen und Drohungen ſeines Ohms des Papſtes, allen Bitten ſeiner geliebten Mutter widerſtanden, war in dieſer bedenklichen Zeit dem in Bann gethanen Kaiſer treu geblieben, und das Beiſpiel des päpſtlichen Neffen mußte ſo Manchem, in ſeiner Treue Wankenden ein gutes Vorbild ſein. Er war es, dem Blanca's Hand verſprochen war, und vielleicht befeſtigte nur die reizende Kaiſertochter ſeine unwandelbare Treue. Auch war es wohl nicht Dankbarkeit allein, weshalb ihm der Kaiſer die Hand ſeiner geliebten Tochter zugeſichert hatte, auch die Politik konnte ihn als ein Verſöhnungsmittel mit dem halsſtarrigen Papſte betrachten. Seine Ankunft im Lager tröſtete Friedrich über den Abfall ſo Mancher, denen er Gutes gethan und die ihn im Augenblick der Noth verließen.

Der Krieg der lombardiſchen Städte begann nun von Neuem. Mit der Belagerung von Parma war der alte Haß, wie durch einen Zauberſchlag, wieder geweckt worden. Die gibelliniſchen Städte, deren Völker zum Heere des Kaiſers ſtoßen ſollten, fanden den Weg von guelphiſchen Partheien verlegt; überall war Krieg, jede Stadt führte ihn mit ihrer Nachbarſtadt, wenn ſie nicht gleiche Meinung einte. Das Land rings umher ward verödet,

die Dörfer eingeäſchert und wenig Ausſicht zu dem baldigen Ende dieſer Drangſale, denn trotz des Kaiſers furchtbarem Heere ſchritt die Belagerung nicht vorwärts, da ſich die Bürger mit wahrem Heldenmuthe vertheidigten, und die Guelphen alle ihre Kräfte anſtrengten, Parma zu erhalten.

Während dem ſaß Blanca in ſtiller Einſamkeit in Turin, ihr und Conrads Verſprechen hinderte ſie einander zu ſehen, doch unterhielten Beide durch Pater Anſelm, der dem Kaiſer aus unbekannten Urſachen nicht ins Lager gefolgt war, einen lebhaften Briefwechſel. Einmal hatte ſie Turin verlaſſen und zu ihrem Vater kommen müſſen, wo ſie zum erſtenmal den ihr beſtimmten Mann, den treuen Podeſta von Pavia, erblickte. Der ſchöne, edle, tapfre Mann mußte ihr Bewunderung einflößen, aber ihr Herz blieb ſeinen Werbungen verſchloſſen. Hier war es, wo ſie Gelegenheit fand, mit König Enzio, ihrem Bruder, zu ſprechen und ihn zu bitten, ſich für Conrad beim Kaiſer zu verwenden, daß er Monteverdo verlaſſen und zum Heere ſtoßen dürfe. So ſehr auch Enzio Conraden gewogen war, ſo viel auch Blanca über ihn vermochte, ſo war ihm doch ihr Verhältniß zu dem ſchwäbiſchen Edlen nicht lieb, und er bereute es, daß er vielleicht Gelegenheit zu einer Sache gegeben habe, von der er nie ahnen konnte, daß ſie bis auf dieſen Punkt ſich ſteigern würde. Zu ſehr in des Kaiſers Politik eingeweiht, ſah er wohl ein, wie wünſchenswerth eine Verbindung ſeiner Schweſter mit dem reichen, mächtigen Podeſta, mit dem Neffen des Papſtes ſein müſſe. Endlich aber gab er doch den Bitten Blanca's nach und ver-

ſprach ihr, die erſte günſtige Gelegenheit zu ergreifen, mit dem Vater über Conrad zu reden.

Hans Rechberg hatte, während dies in Italien vorging, die Alpen überſtiegen, war auf ungebahnten Wegen durch die Schweiz gezogen, über den Bodenſee geſchifft und war bei Buchhorn gelandet. Hier betrat er zum erſtenmal den heimathlichen Boden, das geliebte Schwabenland wieder, wo er ſich auf die Erde warf und ſie küßte. „Sei mir gegrüßt, theures Land, wo ich das Licht der Welt erblickte!“ rief er freudetrunken aus „Sei mir gegrüßt, Du herrliches Schwabenland, wo das deutſche Lied erklingt, deutſche Treue lebt und die Heldenkraft der Vorfahren noch ungelähmt zu finden iſt!“

Während er dies ausrief, hatte Ruprecht, die Hände gefaltet, hinter ihm geſtanden, die Enkel aber ſtaunend in das paradieſiſche Land hinein geſchaut, wo ſie vergebens die Dattelpalme und die hohe Ceder ſuchten. Sie zweifelten noch, ob ſie ſchon des Großvaters Heimath betreten hätten, denn in manchen Abendſtunden hatte er ihnen von dem herrlichen Lande Schwaben erzählt, wo der hohe Eichbaum und die Buche breite Schatten würfen, und überall bei jedem Hauſe ein Quell den Durſtigen erquicke. Sie ſchwiegen, um dem Vater nicht wehe zu thun, aber mit jedem Schritt, den ſie vorwärts gingen, minderte ſich die Hoffnung, endlich doch noch die paradieſiſchen Fluren zu betreten.

Der Alte, der einen vollen Seckel mit Gold bei ſich führte, kaufte hier Roſſe, denn auf einem Maulthiere in ſein väterliches Schloß einzureiten, hielt er für ſchimpflich. Aber auch hier ſtaunten Ibrahim und Muſtapha,

als ſie die hohen ſchwerfälligen Roſſe beſtiegen, die ſich nicht durch den Druck des Schenkels raſch links und rechts werfen ließen, und deren Gang dem ſchweren Trott der Kameele glich. Nichts ſchien ihnen hier zu gefallen, als die kühle Luft, der dunkle Schatten und der friſche Trunk, den ſie überall fanden. Auch über die Städte mit ihren finſteren engen Straßen und den hohen Giebeldächern ſtaunten ſie und konnten nicht begreifen, wie ſich die Menſchen in den dunkeln verſchloſſenen Häuſern wohlbefinden könnten. Als ſie jedoch in Ulm den hochgewölbten Dom betraten, kreuzten ſie wie zur Anbetung ihre Arme über die Bruſt und knieten, ſonderbar ergriffen, auf Ruprechts Verlangen, gleich den Andern nieder, als der Greis, ſein Gebet verrichtend, auf den Stufen des Altars niederſank. Aber dennoch fanden ſie, denen Italiens Gefilde ſchon rauh gedünkt hatte, in Deutſchland nicht den leiſeſten Anklang von ihrem Vaterlande.

Jetzt hatten ſie die rauhe Alp, hatten das Städtchen Geislingen, damals nur noch ein Dorf, erreicht, und immer höher ſchlug dem Alten das Herz, da er jetzt eine Gegend betrat, die ihm ſo bekannt war. Er verließ die Landſtraße, ſchlug einen Nebenweg nach Gemünd zu ein, wandte ſich dann links einen waldbewachſenen Berg hinauf gegen Weſten, und als er den Gipfel erreicht hatte, als er die Umgegend vor ſich liegen ſah, rief er im höchſten Entzücken: „Seht, meine Kinder, dort liegt der Rechberg, und jene Burg da drüben iſt des Kaiſers Stammburg, iſt der Hohenſtaufen!“ — Lange blieb er hier ſtehen und ſchwelgte in dem Anblick, dann ſetzte er ſeine Reiſe weiter fort, wo ihm bald der dichte Wald den Anblick

der väterlichen Burg entzog. Als er nun in das Thal kam, aus deſſen Grunde ſich der Rechberg hoch erhebt, hielt er an, ſtieg vom Roß, legte ſein Ritterkleid ab, warf das Pilgergewand über und nahm ſeinen Wanderſtab wieder zur Hand. „Nicht als Ritter will ich einziehen," ſprach er „demuthsvoll, büßend, wie es dem gebührt, der ſich freiwillig verbannte und erſt nach beinahe 60 Jahren wieder durch das ehrwürdige Thor in das Schloß ſeiner Väter eingeht; demuthsvoll und nicht ſtolz ſei mein Einzug, und Ruprecht, wenn Du mich ehrſt, ſo ſage dort Keinem, wer ich bin! — Komm nun, mein Knabe," wandte er ſich zu dieſem „reich' mir Deine Hand und führe mich, wie Du es immer zu thun pflegeſt."

Die Andern waren auch abgeſtiegen und folgten dem Alten, der jetzt auf einem Fußpfade den Berg hinauf ging und Ruprecht befahl, mit den Roſſen, die ihm hier nicht folgen konnten, und den Andern, den breiteren Weg hinauf zu gehen und ihn an der äußerſten Pforte zu erwarten.

„Werdet Ihr auch die ſteile Höhe hinaufklimmen können?" fragte Ruprecht bedenklich, Hans Rechberg aber verſicherte, auf dieſem Wege hätte er, 33 Jahr alt die Burg verlaſſen, um nach dem Orient zu ziehen, der 90jährige Greis werde wohl noch ſo viel Kraft haben, ihn hinauf zu ſteigen. Er begann muthig ſeine Wanderung, und nach mancher Raſt und tief erſchöpft, gelangte er an die äußerſte Brücke, die über einen ſteilen Abhang, führt und wo ihn die Andern ſchon erwarteten.

„Alles iſt ja noch hier, wie ich es verlaſſen habe!"

rief er freudig aus, als er ſich unter eine Linde ſetzte „Mein Großvater hat den Baum gepflanzt, und wie herrlich iſt er, ſeit ich ihn nicht ſah, emporgeſchoſſen. Der kleine Thurm ſteht auch noch, von dem ich manche Eule herab ſchoß; wollte ihn doch mein Bruder ſchon einreißen laſſen, weil er fürchtete, er ſtürze zuſammen, und noch ſteht er zu meiner Freude. — Sieh, trügt mich mein Auge nicht, ſo ſteckt der große eiſerne Nagel, das Ziel der Armbruſt des Knaben, noch in der verſchloſſenen Pforte! — Klopf doch an, Ruprecht, geh hinein und bitte für einen Pilgersmann um ein freundliches Obdach, ſonſt war ja jeder Wanderer hier willkommen!“

Der Alte hatte es überſehen, daß die Zugbrücke aufgezogen und die Pforte nicht offen war. Ruprecht aber blies in ſein Hifthorn, und erſt nach einer ganzen Weile lugte der Thurmwart aus einem vergitterten Fenſter über dem niederen Thore heraus, und kaum zeigte er ſich, als Ruprecht ihm zurief: „Nun, fauler Burſche, hörſt Du nicht, wenn Fremde kommen? — Mach' auf, geſchwind!“ Der Thurmwart, Ruprecht erkennend, ſäumte auch keinen Augenblick, öffnete, ließ die Zugbrücke nieder, und der alte Diener ging von Ibrahim und Muſtapha gefolgt in das Schloß.

„Nun! willſt Du mit dem Knaben nicht auch folgen?“ fragte der Thurmwart den Alten „Auf Burg Rechberg iſt ein alter Spielmann ſtets willkommen!“

„Laßt mich nur hier ſitzen!“ antwortete Hans Rechberg ungeduldig „Meine Zeit hinein zu gehen iſt noch nicht gekommen.“ — Der Thurmwart kümmerte ſich auch nicht weiter um ihn und ging.

„Iſt doch Alles hier wie ausgeſtorben!“ murmelte der Alte vor ſich hin „Mauern und Thürme ſtehen noch, nur die Menſchen fehlen. Welch Getümmel war ſonſt hier, Knappen, Diener und geſchäftige Mägde liefen aus und ein, Roſſe hörte man wiehern, und unten im Thale ließ Ruprechts Vater die Füllen weiden, und das freundliche Bärbchen konnte man mit der Spindel in der Hand da unten vor ihrer Hütte deutlich ſitzen ſehen. Jetzt ſieht man dort Niemand, nicht Roß, nicht Mann, hier oben — Sollte die Burg leer ſein? — Die Rechberge werden doch ihr väterliches Haus nicht verlaſſen haben? I nun! die Menſchen, die ich hier treffen würde, kenn' ich ja doch nicht; aber die Todten finde ich wieder, und kann ich ſie auch nicht erwecken, mir Antwort zu geben, werden ſie doch die Erinnerung in mir zurückrufen, und mit ihr will ich die Hallen der Burg betreten.

Als er noch ſo vor ſich hin ſprach, kamen zwei goldgeleckte Knaben jauchzend über die Zugbrücke geſprungen, eilten auf Hans Rechberg zu und begrüßten ihn freundlich. Der Jüngere griff gleich nach des Alten langem Barte, ſtreichelte das ſchneeweiße herabfallende Haar, während der Andere in die Saiten der Harfe griff, die der kleine Sarazene im Arm hielt.

„Wer ſeid Ihr, Kinder?“ fragte der Alte, und ſein leuchtendes Auge betrachtete die beiden ſchönen Knaben.

„Ich bin Conrad Rechberg und Jener iſt mein älterer Bruder Hans!“ antwortete keck der Kleinere.

„So heiß ich nach einem alten Mann, der mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart nach Paläſtina zog und dort geblieben iſt“ ſagte der Aeltere.

„Er blieb dort und kehrte nicht nach ſeiner Heimath zurück?“ fragte, halb für ſich, der Alte.

„Wie konnte er wiederkehren?“ fuhr der Knabe fort „Die Sarazenen haben ihn ja in Stücken gehauen, ſonſt wär' er ſicher zurück gekommen. Was ſollte er denn im fremden Lande unter dem Heidenvolke?“ Er wollte, indem er dies ſagte, wieder auf der Harfe klimpern, aber der kleine Sarazene ſtieß ihn unſanft zurück.

„Benjamin!“ drohte der Alte, und Benjamin lehnte die Harfe an den Baum und ging verdrießlich der Zugbrücke zu; er ſchien an den beiden Knaben keine Freude zu haben.

„Iſt Euer Vater auf der Burg?“ fragte jetzt Hans Rechberg.

„Nein!“ erwiederte der Jüngere, der geſprächiger zu ſein ſchien als ſein Bruder, welcher ſich nur mit der Harfe beſchäftigte „Vater und Ohm ſind mit König Conrads Heer gen Cölln gezogen und ſchon lange nicht mehr auf dem Schloſſe; aber die Mutter iſt zu Haus, komm nur zu ihr herein, ſie wird Dir gern Speiſe und Trank geben.“

„Sing' mir ein Liedchen, alter Mann!“ bat jetzt der Aeltere.

„Du ſcheinſt Geſang zu lieben, Knabe?“

„Ja, den liebe ich! Denn Hans Rechberg, der nach Paläſtina zog, ſoll gar ſchön die Harfe geſpielt und hübſche Lieder geſungen haben, und da ich ihm in Allem gleich werden ſoll, ſo habe ich auch Freude an Muſik.“

Der Alte zog den Knaben an ſich und herzte ihn, wobei Benjamin mit neidiſchem Blicke zuſah.

Jetzt kehrte Ruprecht mit den Enkeln zurück und be-

richtete, daß keiner der Herren daheim ſei, und ihm die Hausfrau mit Freuden Obdach, Speiſ' und Trank, auch einen Zehrpfennig auf den Weg geben würde. Ibrahim aber ſagte „Vater! da drinn iſt es nicht ſchön, da iſt es düſter, und die dicken Steinmaſſen und die gewölbten Spitzbogen beengen mir die Bruſt, da athmet der Geiſt nicht frei, Alles iſt ſo eng und klein. Laß mich lieber mit dem Bruder hier unter der Linde bleiben."

Hans Rechberg ſchüttelte unmuthig ſein greiſes Haupt. „Folge mir in das Schloß Deiner Väter!" raunte er ihm befehlend zu, und, die beiden goldgelockten Knaben an der Hand und von den Enkeln gefolgt, überſchritt er nun die Brücke, ging durch die Pforte nach dem kleinen äußeren Hofe, wo ſein Auge rechts und links den kleinſten Gegenſtand genau betrachtete; dann ging er raſchen Schrittes durch das Hauptthor, ſchlug andächtig ein Kreuz vor der kleinen Statue der heiligen Mutter, die hier beim Scheine einer Ampel in einer Blende ſtand, durchſchritt das Thor und ſtand nun in dem innern Schloßhof.

Hier mußte er raſten. Seine Bruſt war zu beklommen, die Thräne der Wehmuth drang zu heftig in ſein Auge, die Erinnerung weckte zu viele Bilder auf einmal, er bedurfte einen Augenblick Faſſung. Da ſah er das Schloßportal ſich öffnen, aus welchem eine hohe weibliche Geſtalt, ihn freundlich grüßend, heraus trat. Er nahte ſich ihr. „Seid Ihr die Edelfrau dieſes Schloſſes?" fragte er ſie jetzt, und als ſie es bejahte, bat er um die Erlaubniß, das Schloß mit den Seinen beſehen zu dürfen, er wolle ihr darnach auch ein feines Liedchen ſingen. Sie gab ihm gern die Erlaubniß und die beiden Knaben er-

boten ſich ſogleich ihn herum zu führen. Ehe er noch Speiſe und Trank zu ſich genommen, begab er ſich ſogleich in die Kapelle, blieb ſinnend vor den Steinen ſtehen, die vor dem Altar die Särge ſeiner Eltern deckten, dann ſchritt er über ſie hin zum Altar, kniete an den Stufen nieder und dankte Gott inbrünſtig, daß er ihm noch einmal hierher zu kommen erlaubt, wo er ſo oft zu ihm betend gekniet habe. Hierauf führte er ſeine Enkel an die Gräber ſeiner Ahnen. „Unter dieſen Steinen ruhen Eure Vorfahren!“ ſagte er in arabiſcher Sprache zu ihnen „Dort, wo der ſteinerne Ritter kniet, an dem ich die Züge meines geliebten Bruders leicht wieder erkenne, ruht er, der mit ſo viel Liebe an mir hing. Ach, das Todte iſt mir geblieben, von den Lebenden ſchlägt kein Herz mir mehr entgegen, ſie ruhen Alle in Frieden!“

Er verließ die Kapelle, nachdem er ſich ſorgfältig umgeblickt und nichts, deſſen er ſich erinnerte, hier vermißte. Dann trat er aus ihr in die Halle, wo er, trotz dem Bitten des kleinen Conrads an dem Speiſegewölbe vorüber ging, und hieß Ruprecht die Rüſtkammer öffnen. Er fand noch Vieles, was einſt dort hing, aber manche Rüſtung, manche Pickelhaube, beſonders viele Armbrüſte und Bogen fehlten; Kaiſer Heinrichs, Kaiſer Friedrichs Kriege in Deutſchland und Italien, bei denen nie ein Rechberg fehlte, hatten die Rüſtkammer geleert. Doch hing noch der ſchwarz angelaufene Helm und Panzer, den er auf Turnieren zu tragen pflegte, an ſeiner Stelle; Jagdgeräthe, Waffen, Netze und dergleichen fand er hier nur wenig, was ihm die Erinnerung zurückgeführt hätte, deſto mehr aber klopfte ſein Herz, als er in den gewölb-

ten Rittersaal trat. Da war noch Alles, wie er es verlassen hatte. Den großen eichenen Tisch mit seinen plumpen Füßen, die starken Sessel, auf denen sich ein Berauschter ohne Gefahr wiegen konnte, fand er, zwar von Würmern zernagt, wieder. Der Schenktisch mit silbernem und zinnernem Geräthe, wo er noch so manchen Becher sah, den er hier als Geschenk Kaiser Friedrichs hingestellt hatte, stand noch in seiner alten Pracht. Manche Rückerinnerung hielt ihn hier fest, doch störte ihn bald der Aeltere der Knaben. „Sieh nur, alter Mann!" rief er ihm zu, und zupfte ihn bei seinem Pilgergewande „Sieh den jungen Rittersmann dort über dem Kamine, sieh das schöne weiße Roß, das er so eben besteigen will! Das ist der Hans Rechberg, von dem ich Dir vorhin sagte, daß er in Palästina geblieben sei, und ich ihm gleich zu werden strebe. Das Bild gefällt mir besser als alle andern im Saale."

Der Alte hatte zwar gleich beim Eintritt sein Auge nach dem Bilde gerichtet, aber erst jetzt blieb er davor stehen und besah es aufmerksam. „Seht!" sprach er, die Enkel herbei rufend „das ist mein Bild aus jener Zeit, wo mich die Liebe in Palästina fest hielt, denn kurze Zeit vorher, ehe ich dorthin zog, hatte es erst der Meister beendet. Jetzt sind meine Haare gebleicht, die Kraft ist geschwunden, und das edle hochbäumende Roß liegt unter den Palmenbäumen am Felsenabhange verscharrt. Alles ist hin, nur ich lebe noch!"

„Kommt!" sagte er dann „Wir haben noch nach mancher heiligen Stelle zu wallfahrten, ich muß eilen, ehe meine Füße müde, meine Seele zu weich gestimmt wird.

Er ging an der Halle vorüber, wo in Fehdezeiten das Kriegsvolk ſich zu ſammeln und die Leibeignen ihre Habe zu bergen pflegten, und ſchritt die Wendeltreppe hinauf, wo ein langer Gang mit niederen Fenſtern in eine Menge Zimmer führte. Zuerſt öffnete er eine Thür am Ende der Halle, doch als er eintreten wollte, blieb er ſtaunend am Eingange ſtehen. Es war das Gemach mit der Ausſicht nach der Habsburg, das er ſelbſt bewohnt, und wo jeder Tiſch, jeder Stuhl noch ſtand, wie er ihn verlaſſen hatte. Er ſah das Jagdnetz, das er in langen Winterabenden bei Sturm und Schneegeſtöber geſtrickt, noch unter ſeiner Armbruſt hängen; auch die alte, unanſehnliche Harfe, die einer ſchöneren hatte weichen müſſen, ſtand noch in der Ecke, aber alle Saiten waren geſprungen, bis auf eine, die ſonderbar kreiſchend tönte, als der älteſte der Knaben ſie griff. „Biſt Du auch noch da?“ ſprach er, ſie tief bewegt erfaſſend „Verachtet mußteſt Du einer beſſern weichen, dieſe iſt dahin, Du aber, unſcheinbar und wenn auch klanglos, ſtehſt noch hier, und biſt nicht müde geworden, auf alter Stelle ſo lange zu ſtehen und meiner zu harren. Ach, auch von den Saiten meines Innern iſt ſeitdem ſo manche geſprungen!“

Er öffnete jetzt das Fenſter und ſchaute hinunter in die Tiefe. Hier hatte er mit ſeinem Bruder an einem Tage jeder eine junge Linde gepflanzt; die, ſo nach Mittag ſtand, hatte er geſetzt, ſie prangte ihm freudig mit ihrem Laubdache entgegen; die ſeines Bruders fehlte, ſie mochte längſt dahin ſein, wie er. Er richtete jetzt den Blick aufwärts, der ſogleich den Hohenſtaufen traf. Da ſchüttelte der Alte unmuthig ſein greiſes Haupt. „Da fehlt ein

Thurm," rief er aus „dort iſt ein Stück Mauer herabgerollt! Der Zahn der Zeit hat wacker an der ehrwürdigen Burg genagt, und Menſchenhand wenig gethan, ihm zu trotzen. Ja, während in Palermo und Neapolis ſtolze Paläſte emporſteigen, die für den allgewaltigen Kaiſer dennoch zu klein ſind, fällt die Stammburg in Trümmern. Ich glaube faſt, das mächtige Geſchlecht hätte weiſer gehandelt, ſich nicht auf italiſchen Boden zu verpflanzen, und wäre daheim geblieben!"

Dies trieb ihn vielleicht früher aus ſeinem Gemache, als es ſonſt geſchehen wäre, und er betrat nun das, wo ſein Bruder gewohnt hatte. Hier fand er Alles verändert und das machte ihn traurig, und er verließ es bald und ging nach dem Zimmer ſeines Vaters. Auch dies erkannte er nicht mehr, und da er ſich deshalb äußerte, ſagte ihm Ruprecht, daß vor langen Jahren hier gebaut und Mancherlei geändert worden wäre. Auch dies verließ er ſchnell, und als er wieder in der Halle ſtand, fragte er die Knaben, welches Zimmer ihre Mutter bewohne; da wieſen ſie auf eine ihm gar wohlbekannte Thüre. „Geh hinein, Ruprecht," bat er „und bitte die Edelfrau um die Erlaubniß, auch ihr Gemach beſehen zu dürfen."

Ruprecht zögerte einen Augenblick. „Geh!" befahl der Alte in gebietendem Tone und der Diener ging.

So ſehr ſich auch die Edelfrau vom Rechberg über die Zudringlichkeit des alten Pilgers verwunderte, ſo war ſie eine gutmüthige Frau, und das ehrwürdige Anſehn des Greiſes hatte Ehrfurcht in ihr erweckt; ſie gab die Erlaubniß, und der Pilger trat ein, keiner aber von Allen durfte folgen.

„Edle Frau! begann er „Verzeiht, daß meine Neugierde bis in Euer ſtilles Gemach dringt, aber ohne es zu ſehen, hätte ich die Burg nicht verlaſſen können. O, es knüpft ſich an dieſes Gemach ſo manche Erinnerung — Deshalb verzeiht!"

„Waret Ihr ſchon in dieſem Schloſſe?" fragte die Edelfrau.

„Schon oft und lange" erwiederte er, und ſein Blick fiel auf den Seſſel, von dem ſie ſich eben, durch des Pilgers Worte aufmerkſam geworden, erhob „Iſt dies nicht ein alter Seſſel, ein Erbſtück, das einer Edelfrau nach der andern hier zu Theil wurde?" — Sie ſah ihn ſtaunend an und nickte bejahend „O, die Würmer haben ihn derb durchnagt," fuhr er fort „viele Edelfrauen vom Rechberg werden nicht mehr dort am Bogenfenſter auf ihm ſitzen können" —

„Ihr wißt ſo Mancherlei" — unterbrach ſie ihn.

„Sollte ich nicht?" fuhr er raſch auf und über ſein Geſicht breitete ſich ein verklärtes Lächeln „Auf dieſem Stuhl ſaß meine Mutter oft und ich auf ihrem Schoos, und ſie lullte mich ein in Schlaf; dort wo der große Schrein jetzt ſteht, ward ich geboren, hier wo ich jetzt ſtehe, ſchaukelten ſie meine Wiege."

„Ihr ſeid?"

„Der Hans Rechberg, der nach Paläſtina zog, nicht wieder heim kehrte und deshalb als ein Todter begraben wurde."

„Der unten im Saal abgebildet neben ſeinem Streitroſſe ſteht?"

„Derſelbe!"

„Für den der Prieſter alle Freitage eine Meſſe lieſt, er ſtände vor mir?“

„Er ſteht vor Euch, der 90jährige Greis! — Ein reuiger Sünder iſt er in die Burg ſeiner Väter eingezogen, die er ſo lange, wenn auch nicht vergeſſen, doch verlaſſen konnte — Meſſe lieſt man für den Todtgeglaubten, der in 57 Jahren lebend keine Meſſe hörte? Sein Andenken ehrt ſein chriſtliches Geſchlecht ſo heilig, während er ein anderes Geſchlecht im Orient pflanzte, das Chriſtum nicht erkennt? Sagt Eurem Gatten und ſeinem Bruder, wenn ſie aus Schlacht und Kampf heimkehren: ein Rechberg ſei auf der Burg geweſen, der zwar im Herzen ein guter Chriſt, drei ſeiner Enkel in ſeine Burg eingeführt habe, die an Mahomet glauben und doch edle Menſchen, wenn auch Aſſaſſinen ſind. Sagt ihm, er ſolle mit den Seinen für meine Seele beten, daß mir das Paradies nicht verſchloſſen werde, wenn ich von der Poſaune geweckt, aus langem Schlaf erwacht aus ungeweihter Erde erſtehen ſollte. Und nun erhöre Du mein Gott, Du heiliger Gott der Chriſten mein Gebet! Segne dies Haus und das edle Geſchlecht, das es bewohnt, damit es nicht untergehe und ewig blühen möge, unter allen Geſchlechtern Schwabens das edelſte! — Und nun lebt wohl! — Euch, fromme Hausfrau, ſchenke Gott Ruh und Frieden!“

„Ihr wollt uns ſchon verlaſſen?“ ſagte die Edelfrau gerührt „Verſchmäht in Eurem eignen Schloß Obdach, Speiſ' und Trank?“

„Ich muß von hier, Centnerlaſt drückt mich, aber draußen unter der Linde, da ſchickt mir Etwas zur Stärkung,“ bat er „ich würde vielleicht zu ſchwach werden,

ehe ich eine Herberge fände, und nehmt das Wenige," er zog unter dem Pilgergewande einen kleinen Beutel hervor und legte ihn auf den Tiſch „vertheilt es unter die Nothdürftigen, daß ſie meiner in Liebe gedenken und für meine Seele beten." Dies ſagend warf er noch einen wehmüthigen Blick auf die Edelfrau und entfernte ſich.

„Laß die Roſſe ſatteln!" befahl er Ruprecht heimlich, daß es die Knaben nicht hören ſollten, dann ging er raſch die Treppe hinab und über die beiden Höfe und ſetzte ſich unter die Linde, wo ſchnell Speiſe und Trank herbei geſchafft wurde. Doch dem Greis mundete heute der Wein nicht, manche Thräne ſank in den Becher, und als die Edelfrau die beiden Knaben an der Hand zu ihm trat, und ihn bat, die Kinder zu ſegnen, preßte er ſie ſtürmiſch in ſeinen Arm, küßte und herzte ſie, und es dauerte lange, ehe er ſich von ihnen losreißen konnte. Dann kehrte er auf dem nämlichen Fußpfad, den er gekommen, mit Benjamin zurück, der durch des Großvaters Thränen gerührt, ſeinen Groll gegen die chriſtlichen Knaben vergeſſen und ſie beim Abſchied traulich umarmt hatte.

Als die kleine Karavane auf den Punkt kam, wo er den Rechberg zum erſtenmal wieder begrüßt hatte, hielt er an, wandte ſich nach dem väterlichen Schloſſe und ſagte wehmuthsvoll „Meine Wiege hab' ich gefunden und ſehe ſie nicht wieder — wo werd' ich mein Grab finden?"

10.

König Enzio war dem, seiner Schwester gegebenen Versprechen treu geblieben und hatte sich beim Kaiser mit all seiner Beredsamkeit für Conrad, aber vergebens verwendet. Der Podesta von Pavia, ein zu mächtiger Mann in damaliger Zeit, hatte sich bei mehreren Gelegenheiten, besonders bei einem Ausfall der Parmasaner so tapfer bewiesen, seine Treue war selbst bei Blanca's kaltem Betragen unverändert geblieben, so daß er dem Kaiser mit jedem Tage werther wurde und dessen Entschluß fester stand als je, Conrad von seiner Person und Blanca entfernt zu halten. Dies hatte Enzio diesem berichtet, und ihm dadurch alle Hoffnung genommen, aus seiner Verbannung erlöst zu werden und vor Parma Gelegenheit zu finden, sich auszuzeichnen. Ueberdies hatte Peter von Vinea, mit dem der Kaiser über diese ihm so unangenehme häusliche Angelegenheit sprach, den Rath ertheilt, noch einmal Conrad warnen und ihn wissen zu lassen, daß der kleinste Schritt, den er thäte, um das Verhältniß mit Blanca fester zu knüpfen, sein Verderben zur Folge haben und ihn in den Kerker führen würde. Vinea übernahm es, ihm des Kaisers Willen mitzutheilen. Er schrieb ihm dies, und gewiß in härtern Ausdrücken, als der Kaiser es gewollt, der immer noch Wohlwollen für Rechberg fühlte.

Der Inhalt dieses Briefes, mehr aber noch die hart ausgesprochenen Drohungen empörten Conrad, er fühlte sich durch diese Behandlung entehrt, und der Stolz des deutschen Edelmanns war dadurch tief gekränkt. „Ist

ein ewiger Kerker Lohn für meine Treue, meine Anhänglichkeit?“ rief er eines Tages in ſeinem Unmuth, ganz vergeſſend, daß Pater Anſelm bei ihm ſtand „Werd' ich deswegen beſchimpft, weil ich mein Auge nach der Tochter eines deutſchen Edelfräuleins erhob? — Doch ich will dulden und ſchweigen!“

„Junger Herr!“ ſagte Pater Anſelm ſchmunzelnd „Zum Dulden ſcheint Ihr mir eben nicht geſchaffen, mich dünkt, eher zum Handeln. Gebt Euer Spiel nicht ſo raſch verloren, denkt, daß Fräulein Blanca Euch unerſchütterlich liebt, daß Ihr ſie nicht leichtſinnig opfern müßt. Wollt Ihr den Rath eines Freundes hören?“ — Conrad bat ihn zu ſprechen und der Pater fuhr fort.

„Es giebt für Euch zwei Wege, um an das Ziel zu gelangen. Der eine iſt, Euch ſcheinbar in den Willen des Kaiſers zu fügen und nicht den mindeſten Schritt zu thun, der Euch Blanca näher bringen könnte; dann Euch mit irgend einem der ſarazeniſchen Mädchen dem Schein nach, verſteht mich wohl, in ein Liebesverhältniß einzulaſſen, wovon Fräulein Blanca freilich unterrichtet ſein müßte, und ſo den Kaiſer zu täuſchen, der ſchnell ſeine Tochter davon benachrichtigen und Euch, in ihren Augen entwürdigt, mithin nicht mehr für gefährlich haltend, wahrſcheinlich zu König Enzio's Heer ſchicken würde, das, wie man ſagt, von Parma gegen die Lombarden aufbrechen ſoll. Schon in Palermo hoffte der Kaiſer, dies Mißverſtändniß herbei zu führen, deshalb ließ er Euch die lockende Zaide in der Grotte finden, ſandte Euch hierher zu ihr, wo ſie die Empfindliche ſpielt, um Euch deſto ſicherer zu kirren. Dreht den Wurfſpieß um, ſpielt mit

ihr, ſtatt daß ſie mit Euch ſpiele. Liebelt mit Zaiden zum Scherz oder im Ernſte, Blanca hat zu viel Vertrauen, um das Letztere zu fürchten; bei Beiden müßt Ihr gewinnen, und bedürftet Ihr etwa bei der Sache der Abſolution," ſagte er lachend „ſo könnt Ihr gewiß ſein, daß ich ſie Euch ertheile!"

Conrad ſah dem Pater verwundert ins Antlitz, er verſtand ihn nur halb, und vermied nach näherer Aufklärung zu forſchen — „Und der zweite Weg?" fragte er jedoch.

„Noch iſt es nicht Zeit, Euch den zu zeigen, Kleingläubiger!" erwiederte der Pater „Denkt über das nach, was ich Euch ſagte, beherzigt es, vergnügt Euch, wo Ihr es ohne Nachtheil thun könnt, und nun lebt wohl!" — Er ließ Conrad in peinlicher Unruhe auf Monteverdo zurück, wo es mit jedem Tage einſamer wurde, denn nach und nach waren ſelbſt die Hofleute ins Feldlager abgerufen worden und nur die ſarazeniſchen Mädchen auf dem Schloſſe geblieben, ſo daß Conrad hier nun ein einſames, langweiliges, düſtres Leben führte.

Die Langeweile iſt ein böſer, heimlicher Feind, langſam und träge ſchleicht ſie, führt aber dennoch den Sorgloſen endlich auf den Weg, den er ohne ſie nie würde betreten haben. So führte ſie auch Conrad jetzt zuweilen in den Saal, wo die Sarazeninnen ihre reichen Gewänder zu ſticken, die köſtlichen Teppiche zu weben und ſich im Tanz, Lautenſpiel und Geſang zu üben pflegten. Hier ſah er Zaide oft, aber ſie blieb kalt und zurückhaltend; Conrad, von ihrem Spiele unterrichtet, belächelte es nur. Liebe und Verzweiflung im Herzen ließen ihm das ſchöne

Mädchen, deſſen flammende auf ihn im Geheim gerichtete Blicke ihm dennoch nicht ganz entgangen waren, ziemlich gleichgültig.

Aber nach und nach fand er doch, daß die ſchlanke und doch ſo üppige Geſtalt, die dunkeln und doch ſo hell flammenden Augen des Mädchens, das ſchöne Oval ihres Kopfes, der edle Ausdruck ihrer orientaliſchen Züge wohl der Aufmerkſamkeit werth wären. Er ließ ſein Auge oft auf ihr ruhen, und dies entging der Schlauen nicht, die jetzt weniger zurückhaltend, weniger ernſt ihm entgegen kam. Eines Tages, als er in einer der Hallen ihr begegnete, drückte ſie ihm eine künſtlich verfertigte Roſe mit den Worten in die Hand „Beherzigt ihren Inhalt!“ und verſchwand in dem nämlichen Augenblick.

Der Inhalt dieſer geheimnißvollen duftloſen Blume war ein kleines Zettelchen, worauf die wenigen Worte ſtanden: „In der Myrthenlaube am Abhange des ſüdlich gelegenen Felſens werdet Ihr mich heute Abend in der Stunde der Dämmerung finden. Kommt, Ihr ſollt dort manche Aufklärung erhalten.“

Lange blieb Conrad unſchlüſſig, was er thun ſollte; endlich, war es Neugierde, war es Stolz oder Uebermuth, was den Zuverſichtlichen oft verleitet ſich in Gefahr zu ſtürzen, beſchloß er, da es zu dämmern begann, nach der Myrthenlaube zu gehen, wo er Zaide ſchon ſeiner harrend fand. „Herr!“ redete ſie ihn an „In dieſem Augenblick geb ich mein Schickſal in Eure Hand. Eine niedere Dienerin meines Herrn, wage ich Euretwegen ungehorſam gegen ihn zu ſein, und ein Geheimniß zu enthüllen, das Euch verborgen bleiben ſoll. Ich

bitt' Euch, hört mich gelassen an, verkennt mich nicht und urtheilt nicht zu strenge!"

„Die christliche Oberaufseherin, die uns mit Argusaugen bewacht, und deren Obhut wir armen sarazenischen Mädchen anvertraut sind, mochte bemerkt haben, daß, wenn wir bei Tanz und Gesang öffentlich erschienen, mein Auge wohl öfter und länger als es gesollt, auf Euch geruht hatte, sie mochte es dem Herrn berichtet haben, und so erhielt ich an jenem Abende den Befehl, Euch unter irgend einem Vorwande in den Garten und nach der Grotte zu locken. Wie ich es that und den Erfolg davon, wißt Ihr, weshalb es geschah, habt Ihr gewiß schon längst errathen. Auch hier sollte ich meine Rolle, die mir streng vorgeschrieben war, fortspielen. Ich mußte mich verstellen, mußte Euch kalt erscheinen, wenn es auch in meinem Herzen glühte, sollte Euch durch diesen Gleichmuth und allerhand andere Künste locken — Doch ergehe es mir, wie Allah will, ich kann Euch nicht länger täuschen, ich muß Euch vor mir selbst warnen, muß Euch aber auch sagen, daß Ihr an einem Abgrunde steht. — So lange die Kaisertochter Euch liebt, verlaßt Ihr Monteverde nicht! Ob Ihr dann immer hier oben befehlen, oder dort unten im Kerker verschmachten werdet, kann nur Allah wissen! — Herr, lieber Herr, an dem mein thörigtes Herz mit solcher Leidenschaft hängt, daß ich ihm mein ganzes Glück mit Freuden opfern und gern sein Elend mit ihm theilen will, unterrichtet Blanca von dem, was ich Euch gesagt, bewerbt Euch dann öffentlich um meine Gunst — wenn Ihr mich auch in Eurem Herzen verachten müßt" setzte sie weinend hinzu — „Ich

will gern das Opfer ſein, will glücklich zu ſein heucheln, und lächelnd den gramvollen Schmerz in meiner Bruſt verſchließen, der mein Innerſtes zernagen wird."

„Du kennſt wohl Pater Anſelm genau, Zaide?" fragte Conrad plötzlich.

„Ich kenne ihn wohl und warne Euch vor ihm!"

„Und doch war Dein Rath auch der ſeinige."

„Und dennoch warn' ich Euch! — Ich glaube," ſagte ſie leiſe „er iſt dem Papſte verkauft."

Conrad lächelte und erwiederte nichts darauf. Indeſſen war es Nacht geworden, kein Dämmerſchein drang mehr durch die Zweige der Laube, kein Lüftchen wehte in ihren dunkeln Blättern, nur der Seufzer, der des Mädchens Bruſt entquoll, war das einzige, was man in dieſer Stille vernahm, denn Conrad, an Blanca denkend, ſtand ſchweigend neben der holden Sarazenin, die jetzt leiſe ſeine Hand erfaßte, ihr Haupt auf ſeine Schulter lehnte und mit ſchmelzendem Tone ihn fragte: „Ihr zürnt mir doch nicht, Herr?" — Conrad, immer nur an Blanca denkend, erwiederte unwillkürlich den leiſen Druck ihrer Hand, und erwiederte, noch nicht aus ſeinem Traume erwacht, „Wie könnt' ich?" — „Dafür lohn' Euch Gott!" rief das Mädchen, umſchlang ihn, drückte einen brennenden Kuß auf ſeine Lippen und entfloh.

Dieſe Umarmung, dieſer Kuß hatten Conrad auf ſonderbare Weiſe aus ſeinen Träumereien aufgeſchreckt. Er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, Blanca ſtand noch vor ihm, ſeine Phantaſie führte nur ſie mit glühenden Farben ihm vor, und doch brannte Zaidens Kuß noch auf ſeinen Lippen, doch fühlte er noch das ſtürmiſche Um-

fangen, noch das Klopfen ihrer wogenden Bruſt. Süß und doch ſo bitter war das Erwachen aus dem ſchönen Traume, in welchen ihn die Nähe Zaidens und der Gedanke an Blanca gewiegt hatte. — Des Thurmwarts Horn, das während dem, vom vielfachen Echo wiederholt, ertönt hatte, das Knarren der Zugbrücke, nichts hatte er vernommen, ſeine Seele war nicht auf Monteverdo geweſen. Daher war er nicht wenig überraſcht, als er, die Laube verlaſſend, Ruprecht vor ſich ſtehen ſah.

„Herr!“ rief ihm dieſer entgegen „Ich glaube, wir haben einen guten Fang gethan, kommt nur, kommt! — Auch Euer Ohm iſt hier, und viele Grüße bring' ich Euch von der edlen Frau von Rechberg!“

„Was für einen Fang haſt Du gethan?“ fragte Conrad, ſich wenig um die Grüße ſeiner Schwägerin kümmernd.

„Einen Bettelmönch bringen wir mit! Ihr wißt ja, daß der Kaiſer alle aus ſeinen Ländern verjagt hat, und da wir dieſem in einer engen Thalſchlucht begegneten und er, uns ausweichend, die Höhe hinauf klimmen wollte, hetzte ich die beiden Aſſaſſinen auf ihn, und die hatten ihn bald beim Kragen, und wie er mit ihnen rang, da er noch immer zu entwiſchen hoffte, entfiel ihm ein Briefchen, deſſen Aufſchrift an den Edlen Hugo Beaterio, den Podeſta von Pavia lautet — Kommt nur, und ſeht und ſprecht ihn ſelbſt!“

Conrad eilte ins Schloß, und nachdem er den alten Ohm und die Seinen herzlich willkommen geheißen, ließ er den Bettelmönch vorführen, und befragte ihn, wie es zu damaliger Zeit Sitte war, unter Androhung der Fol-

ter, von woher er käme und wer ihm dieſen Brief gegeben habe.

„Oeffnet ihn, und Ihr werdet es leſen!“ antwortete der Mönch ohne Scheu.

„Ich werde den Brief nicht erbrechen,“ ſagte Conrad ernſt „ich will es von Euch wiſſen!“

„Nun, das iſt mir gleich, ob durch den Brief, oder durch mich! — Ich komme von Lyon, den Brief gab mir der Kardinal Matheus.“

„So bringt ihn in Gewahrſam!“ befahl Conrad, und der Mönch wurde in leidliche Haft gebracht.

11.

Als Conrad, noch den Brief in der Hand, in ſeinem Zimmer ſtand, trat Hans Rechberg herein. „Conrad,“ hob er an „mit Dir gehen ſonderbare Dinge vor, die mir nicht gefallen. Während der Kaiſer im Lager von Parma ſteht, wo er wahrlich eines kräftigen Armes bedarf, biſt Du hierher auf die Burg verwieſen, um ſeine Tänzerinnen und Stickerinnen zu bewachen; wahrlich ein ehrenvoller Auftrag für einen deutſchen Edelmann, der erſt im Kampf ſich ſeiner Ahnen würdig zeigen ſoll. Liegt die Schuld an Dir oder dem Kaiſer? Von beiden könnt' ich Rechenſchaft fordern, wenn es ſein müßte! Ich glaube, Dein iſt die Schuld, Deine Neigung zu des Kaiſers Tochter iſt der unſelige Grund, daß ein Hohenſtaufe die Dienſte eines Rechbergs von ſich weißt. Theile mir Alles

mit, was früher, was jetzt geſchehen iſt, damit ich urtheilen kann, ob Kaiſer Friedrich gerecht oder ungerecht gegen Dich handelt.“

Conrad erzählte ihm Alles der Wahrheit gemäß. Der Alte hörte ruhig zu, doch als Jener die Verhältniſſe mit Zaiden berührte, ſchüttelte der Greis unmuthig ſein Haupt und ſagte vor ſich hin: „Das hätte der Kaiſer nicht thun ſollen!“ Als er aber erfuhr, daß dieſer die Tochter an des Papſtes Neffen verlobt habe, meinte er, ſein Wort könne ein Kaiſer nicht brechen, und er ſah nun in Zaiden das Werkzeug, thörigte Liebe zu trennen, ohne gewaltſame Mittel ergreifen zu müſſen. Und als er erfuhr der von dem Bettelmönch verlorene Brief ſei vom Kardinal Matheus an eben dieſen päpſtlichen Neffen geſchrieben, fragte er Conrad, was er mit dieſem Briefe zu thun geſonnen ſei, und als ihm dieſer erwiederte, daß er ihn nicht erbrechen, ihn auch nicht an den Kaiſer, ſondern an König Enzio ſchicken würde, der dann nach ſeinem Gefallen damit verfahren könne, ergriff der Greis Conrads Hand, drückte und ſchüttelte ſie herzlich. „Da handelſt Du klug und brav,“ ſprach er „und vermeideſt den Schein, Dich an Deinem Nebenbuhler rächen zu wollen.“ — Noch in der Nacht wurde ein Eilbote zu König Enzio ins Feldlager geſchickt.

„Ich habe den Rechberg wieder geſehen!“ begann nun der Alte, da er um Mitternacht mit Conrad allein ſaß, und über die jetzige Zeit und ihr böſes Treiben ſattſam geplaudert hatte. „Ich habe die ſo lang genährte Sehnſucht geſtillt, und nun will ich wieder nach dem Libanon ziehen, denn hier taug' ich nicht. Mich kränkt, daß ich

Dich nicht in der Gunſt des Kaiſers zurücklaſſe, denn an meinem Geſchlechte hang' ich feſt, wie die Rinde am Baume, an den Hohenſtaufen nur wie das Blatt an ſeinem Zweige. Darum ermahne ich Dich noch einmal, füge Dich in den Willen Deines Herrn, entſag' einer Liebe, die er mißbilligt, werde Herr einer Leidenſchaft, die Dich nie beglücken kann!"

„Könnt' ich!" erwiederte Conrad „Meine Verehrung für den Mann, den ich anbete, iſt ſo groß, daß ich ihm jedes Opfer, nur dies nicht zu bringen vermöchte."

„Sei Mann!" ſagte der Alte ernſt.

„Hier bin ich ein Knabe, den ein Rieſe mit ehernen Ketten feſtgebunden hat."

„So walte Gott über Dich und habe Mitleid mit dem Schwachen!"

Am andern Morgen ſchickte ſich der Greis an, über Turin ins Lager des Kaiſers zu ziehen. Er wollte ſelbſt mit Blanca ſprechen, ſehen, ob die Leidenſchaft bei ihr auch ſo tiefe Wurzel gefaßt, und dann das Letzte bei dem Kaiſer verſuchen. Er, der aus Syrien hierher gekommen war, ſein und der Seinen Leben für den Enkel des geliebten Herrn zu wagen, ſollte den Einzigen ſeines Geſchlechtes, den er hier getroffen, in des Kaiſers Ungnade zurücklaſſen? Das war dem alten Manne zu hart. Sollte er aber bei dem Kaiſer nichts wirken können, wollte er noch einmal nach Monteverdo zurückkehren, und dann mit den Seinen die Rückreiſe nach dem Libanon antreten.

Am zweiten Tage führte er ſeinen Entſchluß aus, und verließ, von Ruprecht begleitet, das Schloß; ſtatt ſeiner ritt einige Tage darauf Pater Anſelm ein. Er zeigte ſich

freundlicher als je gegen Conrad, brachte aber diesmal kein Schreiben von Blanca mit, die wieder ins Lager vor Parma gerufen war, und brachte geschickt, kaum daß er sich durch Speis' und Trank gestärkt hatte, das Gespräch auf den Bettelmönch, von dessen Gefangenschaft er schon wußte. Er unterrichtete sich von Allem, und obgleich Conraden die Warnung Zaidens einfiel, hatte doch jener Kuß das Vertrauen zu ihren Worten schnell wieder verwischt, und er verschwieg dem Pater nichts.

„Ihr habt einen herrlichen Fang gethan," sagte dieser „einen Fang, der, wenn Ihr ihn zu benutzen versteht, Euch jetzt leicht in die Gunst des Kaisers zurückführen kann. Erlaubt, daß ich nur einen Augenblick den Gefangenen sprechen darf! Der Mönch ist gegen den Mönch aufrichtiger, als gegen den Laien, und gewiß ist er nicht allein wegen des Schreibens an den Neffen des Papstes hierher gekommen, es steckt noch mehr dahinter. Man hält auch mich thörigter Weise für einen in Ungnade Gefallenen, und somit öffnet er sein Herz mir vielleicht leichter als Euch."

Conrad, dem Pater ganz vertrauend, gab ihm willig die Erlaubniß dazu. Anselm ging in das kleine vergitterte und fest verschlossene Gemach, in welchem der Bettelmönch saß, blieb eine geraume Zeit, doch nicht zu lange dort, und kehrte dann wieder zu Conrad zurück.

„Das ist ein verstockter Sünder!" sagte er zu diesem „Mit keinem Worte, mit keinem Blick hat er sich verrathen, haltet ihn ja in strengem Gewahrsam!"

„Eins hab ich noch auf meinem Herzen!" fuhr er nach einigem Sinnen fort „Es wird mir schwer, es Euch

mitzutheilen, und doch muß ich, aber ſeid Mann und traget Euer Schickſal mit Muth und Stärke!"

Conrad ward durch dieſe Worte in peinliche Unruhe verſetzt und bat den Pater dringend, fortzuſprechen.

„Ich habe Euch heute keinen Brief von Blanca gebracht," fuhr dieſer jetzt fort. „Sie iſt nicht in Turin, iſt im Lager und für Euch auf immer verloren."

„Gerechter Gott!" rief Conrad — „Nein, das iſt ohnmöglich!"

„Des Vaters Wille, des Kaiſers Macht vermag viel, wie könnte das ſchwache Mädchen da widerſtehen? Morgen wird ſie, ſo wie ich vernahm, zum Altar geſchleppt, und ſie hoffen, dieſe Verbindung werde den Frieden zwiſchen Kaiſer und Papſt wieder herſtellen."

Conrad warf einen durchdringenden Blick auf den Erzähler, dann ergriff er raſch ſeine Hand „Ihr habt ſtets ſo liebevoll an mir gehandelt, Euch muß ich, Euch will ich vertrauen!" Bei dieſen Worten ſtürzte er hinaus und ließ den Pater allein.

„Deutſcher Dummkopf!" rief dieſer ihm nach „Vertraue mir ganz, oder Du biſt noch heute verloren."

Conrad, faſt bewußtlos, ſuchte das Freie, denn ſeine Bruſt war zu beklommen, um zwiſchen Mauern ſich einſperren zu können. Der Gedanke: Blanca, das geliebte treue Mädchen iſt für Dich verloren, mit ihr Deines Lebens ganzes Glück, brachte ihn dem Wahnſinne nahe; er ſah ſich am Rande des Elendes, keine Hoffnung mehr, kein Glaube an die Menſchheit. Von dieſem Gedanken gequält, ſchritt er haſtig über den Hof zu ſeinem Lieblingsplätzchen vor dem hintern Thore; hier ſetzte er ſich

auf die ſteinerne Bank, wo ſelten Jemand ihn ſtörte und er ſchon ſo oft geſeſſen und ſeinen Geiſt über die Berge nach Blanca geſendet hatte. Auch heute dachte er nur an ſie, aber keine Hoffnung ſchmückte ihm die Zukunft freundlich aus, keine Erinnerung führte ihm die Stunden der Wonne freundlich zurück, ſie brachte ihm nichts als neuen Schmerz. Mancherlei Empfindungen ſtritten in ihm feindlich gegen einander, mancherlei Gedanken durchkreuzten ſich; ſelbſt der an Rache ſtieg in ihm auf, aber ſein edler Sinn verwarf ihn bald — Er wollte nach ſeiner Heimath ziehen, ſein Schwert in die Rüſtkammer der Ahnen aufhängen, und durch ein frommes Gelübde allen Freuden des Lebens entſagen; aber ſein Leben auf dieſe Weiſe vielleicht noch viele Jahre jammervoll dahin ſchleppen, das dünkte dem Kriegsmanne doch zu feig. Unter den Schwertern der Feinde zu verbluten, das dünkte ihm ſchöner, das war doch ein ritterliches Ende. Dieſen Gedanken hielt er feſt, dieſen Gedanken ſchmückte er ſich aus, da verjagte ein altes Weib das ſchöne Todesbild, legte einen Zettel neben ihn und entfernte ſich — Unmuthig nahm er den Zettel, Zaide hatte die wenigen Worte darauf geſchrieben: Bei Eurem Gott beſchwör' ich Euch, traut dem Pater Anſelm nicht!"

Conrad zerknitterte das Papier, zerriß es wüthend in Stücken „Wehe dem," rief er „in deſſen Geſchick eines Pfaffen und eines Weibes Hand tückiſch eingreifen — Beſſer, ich traue Keinem!"

In dieſem Augenblick trat Pater Anſelm aus der Pforte. „Nun, edler Herr," redete er Conrad an „ſeid Ihr Meiſter Eures Schmerzes geworden?"

Conrad ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Ihr müßt Euch faſſen, noch ſteht Euch ein Weg offen! Es iſt der zweite, den ich Euch damals verſchweigen mußte.“

Der junge Deutſche horchte geſpannt bei dieſen Worten auf.

„Wie ſehr ich Euch liebe, wie ſehr ich Euch vertraue, werdet Ihr gleich aus dem, was ich Euch zu ſagen habe, beſtätigt finden. Der Kaiſer hat Euch wehe gethan, mehr als dies, er hat Euch beſchimpft, indem er Euch aus dem Feldlager hierher ſandte, als ob Ihr zu nichts Beſſerem tauget, als ſeine Buhldirnen zu bewachen. An ſeinem Hofe iſt Euch von jetzt an alle Ausſicht benommen, denn nie wird er Euch vertrauen, nie glauben können, Ihr hättet in Vergeſſenheit begraben, was ewig qualvoll und peinigend in Eurem Herzen leben wird. — Deshalb“ — er hielt inne, Conrad hob den Blick nach ihm und ſah ihm ſcharf beobachtend ins Auge — „Deshalb“ fuhr der Pater mit unerſchütterlicher Ruhe fort „würd' ich, wär' ich Conrad Rechberg, des Kaiſers Parthei verlaſſen und zu der des Papſtes übergehen.“

Wie ein Blitzſtrahl durchfuhren dieſe Worte den Deutſchen, doch faßte er, der ſonſt keine Verſtellung kannte, ſich ſchnell. „Und was könnte das mir nützen?“ erwiederte er.

„Freilich, wer mit leerer Hand vor den neuen Herrn tritt,“ ſagte Anſelm „der iſt nie ſo willkommen, als der, der mit vollem Seckel kommt“ — Conrad wurde immer aufmerkſamer — „Deshalb — übergebt den Guelphen dieſe Burg“ —

„Nichtswürdiger!“ ſchrie Conrad, ſprang auf und packte den Mönch, der jedoch ihn mit beiden Armen zärtlich umfing „Gott gebe unſerm Herrn, dem Kaiſer, mehr ſolche treue Diener!“ ſprach er mit Salbung „Ich habe es dem Oberrichter wohl geſagt, daß jede Prüfung unnütz ſei.“

„Wer wagt es meine Treue zu prüfen?“ fragte Conrad, ließ aber doch den Pater los.

„Das kann ich Euch nicht berichten!“ erwiederte gelaſſen, wie immer, Anſelm „Ich erhielt den Befehl vom Oberrichter, ob dieſer ihn vom Kaiſer empfing, weiß ich Euch nicht zu ſagen.“

In dieſem Augenblick hörte Conrad Roſſe über die Brücke ſprengen, er ſah hin und erkannte Ruprecht und einen der Aſſaſſinen. „Kommt, Pater, dort nahen mir Freunde!“

Ehe ich Euch folge, muß ich erſt noch den Kummer von Eurem zerriſſenen Herzen wälzen“ ſagte Anſelm, ihn aufhaltend. „Was ich Euch vorhin von Blanca ſagte, war Erdichtung, es wurde mir ſo befohlen, ich mußte gehorchen und Euch wehe thun.“

„Kommt nur, Pater!“ bat, oder befahl vielmehr Conrad, den dieſe Nachricht nun nicht zu überraſchen ſchien, und als ſie dem Unterbefehlshaber des Schloſſes begegneten, der für die Angekommenen Einlaß begehrte, übergab er dieſem den Hofkaplan des Kaiſers mit dem Befehl, ihn ſogleich in ſtrenge Haft zu bringen. Er ſelbſt eilte nach dem Thore.

Kaum war Ruprecht vom Pferde geſprungen, als er auch ſeinem Herrn ſchon zuraunte „Setzt Alles zur Ver-

theidigung in Stand, der Feind naht, kaum ſind wir ihm entgangen."

„Dachte ich es doch!" erwiederte Conrad mit Ruhe, traf die nöthigen Anſtalten für den Fall eines feindlichen Angriffs, und begrüßte dann den Greis, dem Ruprecht nur um ein Kleines voraus geeilt war. Dieſen machte er mit dem Vorgefallenen bekannt, erwiederte aber auf die Frage, was er thun wolle, nur das einzige Wort „Handeln!"

Der Abend verging, kein Feind ließ ſich ſehen, Mitternacht ging vorüber, auch jetzt noch war Alles ſtill rings um die Burg. Da befahl Conrad, die Marterwerkzeuge in der finſtern Kammer zurecht zu legen und den Bettelmönch dahin zu führen. Hierüber erſchrak Hans Rechberg. „Bedenke, was Du thuſt, Conrad!" warnte er ihn „Du biſt nicht Richter in dieſer Sache, überlaß das einem Höhern!"

„Wohl dem Oberrichter von Apulien? — Nicht wahr?" ſagte er höhniſch lachend „Ich ſelbſt will klar in dieſer Sache ſehen. Soll ich meinem Kaiſer mit dem Schwerte nichts nützen, will ich es wenigſtens mit der Folter thun."

„Herr, bedenkt an wen Ihr Hand anlegen wollt! — Ich kenne Euch ja nicht mehr, ſonſt ſo fromm und mild, und jetzt" —

„Ich glaube es Dir wohl, Alter," erwiederte Conrad „aber ſie haben mit dem Knaben ſo lange geſpielt, bis er zum Manne gereift iſt." — Er verließ bei dieſen Worten das Gemach und ging hinunter in die Marterkammer, wo der Mönch zitternd vor den furchtbaren Werkzeugen ſtand. „Herr!" flehte er, und warf ſich vor

Conrad nieder „Ich will Alles bekennen und die reine Wahrheit ſagen, nur ſchleppt mich nicht auf die Tortur, erbarmt Euch meines armen Weibes und meiner Kinder, denn wißt, ich bin kein Prieſter, bin nur ein armer Bürger aus Mailand, der als Bote von der Stadt nach Lyon geſchickt wurde. Hier beredeten ſie mich, eine Kutte anzuziehen, und erſt dem Pater Anſelm, dann dem Podeſta von Pavia einen Brief zu bringen, verſprachen mir 20 Scudi und noch 10 mehr, wenn ich mich auf dem Wege zum Podeſta einfangen ließ, und verſicherten, als Bote eines Kardinals könne mir kein Leids geſchehen.

„Wo haſt Du den Brief an den Pater?“ fragte jetzt Conrad.

„Ich gab ihn den ehrwürdigen Herrn, als er mich heute im Gefängniß beſuchte.

„Jetzt wurde auch Pater Anſelm herbei geführt. Dieſer trat nicht zitternd vor den Befehlshaber des Schloſſes. „Was ſoll das Gaukelſpiel mit mir?“ redete er Conrad mit Stolz und faſt mit Verachtung an „Der Hofkapellan des Kaiſers iſt bei gerechter Sache nicht ſo leicht in Furcht zu ſetzen, als dieſer zitternde Bettelmönch — Wag' es, Knabe,“ rief er mit donnernder Stimme Conrad entgegen „den Geweihten des Herrn anzutaſten! — Wag es einer von Euch Verfluchten, die Hand an ihn zu legen!“ — Da warf ſich Ruprecht Conrad zu Füßen und bat, nicht das Gräßliche zu vollbringen, die Söldner ſelbſt baten; aber dennoch befahl Conrad, von dem der ſanfte, milde Sinn ganz gewichen zu ſein ſchien, ihn zu entkleiden und ſein Gewand zu durchſuchen, ob der Brief ſich nicht fände. Er fand ſich nicht, auch nicht in

dem Gefängniß, und nach kurzer Ueberlegung ließ er Beide, noch ſtrenger bewacht, wie früher, in die Haft zurückbringen.

Von den Feinden ſah man nichts, ſelbſt als der Tag graute fanden die zum Spähen Ausgeſendeten keinen Feind mehr, ſie mußten der Burg vorüber gezogen ſein, da wahrſcheinlich das verabredete Zeichen auf dem Schloſſe nicht erſchien. Conrad konnte nun einen vertrauten, der Gegend ganz kundigen Mann ins Lager mit einem Berichte von dieſen Begebenheiten an den Kaiſer abſchicken, in welchem der edle Rechberg beſonders hervor hob, daß dem Mailänder ein höherer Lohn verſprochen ſei, wenn er ſich, ehe er den Brief dem Podeſta übergäbe, einfangen laſſen wolle, was faſt klar deſſen Unſchuld beweiſe.

12.

Schon länger als einen Monat hatte der Kaiſer vor Parma gelegen. Trotz dem, daß die Stadt weder mit ſtarken Mauern, noch tiefen Gräben umgeben war, hatte die Belagerung keinen raſchen Fortgang, und des Kaiſers Hoffnung, die Stadt wie im Fluge zu erobern, ſchlug fehl. Die Bürger wehrten ſich tapfer, der Kardinal von Monteleone, der ſie vertheidigte, verſtand die Kriegskunſt vielleicht beſſer, als ſein Brevier, nur der Hunger erſchien den Parmaſanern gefährlicher als der Feind. Sie hatten bei der Eile, mit welcher der Kaiſer die Stadt eingeſchloſſen, nicht Zeit gehabt, die nöthigen Lebens-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

mittel herbei zu ſchaffen, und ſo fühlten ſie jetzt ſchon Mangel.

Zwar waren in Tuscien Unruhen ausgebrochen, die Guelphen hatten dort, von dem Papſt unterſtützt, ein Heer zuſammen gebracht, mit dem ſie hofften Florenz in ihre Gewalt zu bekommen, aber Friedrich von Antiochien, den der Kaiſer mit einer Heeresabtheilung aus dem Lager dahingeſchickt hatte, hintertrieb ihr Vorhaben und rettete Florenz. Auch zogen die feindlich geſinnten lombardiſchen Städte ein Heer in Mantua zuſammen, welchem der Kaiſer Enzio entgegen ſandte, doch blieb das Heer vor der belagerten Stadt immer noch ſtark genug, ſie im Zaum zu halten.

An dem nämlichen Tage, an welchem Enzio aus dem Lager aufgebrochen war, traf der Bote, den ihm Conrad mit dem Brief an den Podeſta geſchickt hatte, dort ein; er folgte ihm daher eiligſt nach Guaſtalla. Enzio erbrach das Schreiben und war nicht wenig über deſſen Inhalt erſtaunt, da er klar zeigte, daß der Podeſta mit dem Papſte im Einverſtändniß ſei und verſprochen habe, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, während eines Treffens zu den Feinden überzugehen. Obgleich er ihm feſt vertraute, ſandte er doch den Brief an den Kaiſer.

Dieſer ließ den Podeſta ſogleich rufen und gab ihm ohne ihm ein Wort zu ſagen, den Brief. Boaterio erröthete, aber gewiß mehr aus Zorn, als im Gefühl ſeiner Schuld. „Herr!“ ſagte er, nachdem er den Brief geleſen „So lange ich das Schwert führe, hab' ich es für Euch geführt, zeigt mir einen Augenblick, wo ich, wie ſo Viele, in meiner Treue wankte. Jetzt habt Ihr mir noch zum

Lohn den herrlichſten Preis geſetzt, Eure edle Tochter, und nun ſollte ich Wort und Schwur vergeſſen, meine Ehre, meinen Ruhm dem opfern, den ich ſtets, ſo nahe er mir auch ſteht, für eine Geißel der Menſchheit gehalten habe? — Nehmt mein Leben, wenn Ihr mir mißtraut, ich habe es ja ſchon ſo oft für Euch aufs Spiel geſetzt, oder ſchenkt mir Euer volles Vertrauen wieder!"

„Podeſta!" nahm der Kaiſer das Wort, zerriß das Schreiben und reichte dann ſeinem künftigen Eidam die Hand „Daß Ihr ſeht, wie ſehr ich Euch vertraue, ſo nehmt Eure Mannſchaft, folgt ſchnell meinem Sohn nach Guaſtalla, oder wo er ſich jetzt aufhalten wird, da werdet Ihr ſicher Gelegenheit finden, zu zeigen, daß Ihr im Kampf nicht von meinem Banner gewichen, daß Ihr es tapfer vertheidigt habt — Eilt, wenn Ihr noch vor der Schlacht bei Enzio eintreffen wollt!"

„Erlaubt Ihr, gnädiger Herr!" nahm der Podeſta, der nicht wußte, ob er den Befehl des Kaiſers als Beweis von Vertrauen oder Mißtrauen deuten ſollte, jetzt das Wort „Erlaubt Ihr, daß ich mich bei Eurer edlen Tochter beabſchieden darf, ehe ich das Lager verlaſſe?"

„Geht zu ihr, ich werde die nöthigen Befehle geben, daß Ihr vorgelaſſen werdet."

„Bedarf es dazu Eures Befehls, Herr?" fragte Beatrix.

„Die Sitte heiſcht es, Podeſta, daß ohne meine Erlaubniß die Tochter Niemanden in ihrem Gemache empfängt, ſelbſt ihren Verlobten nicht, und ſo müßt auch Ihr Euch in dieſe Sitte fügen" Der Podeſta ging, wohl im Herzen zwiefach gekränkt.

Blanca, von dem Vater benachrichtigt, daß Beaterio ſich von ihr beurlauben wolle, mußte ihn empfangen. Der ſchöne, kräftig gebaute Mann, mit ſeinem edlen Geſicht und ſeiner hohen Geſtalt, dem gewiß jedes Mädchens Herz in Liebe entgegen geſchlagen hätte, trat bei ihr ein. „Edles Fräulein!“ redete er ſie an, und ſein Auge flammte „Ich ziehe dem König Enzio zur Hülfe und hoffe zur Schlacht nicht zu ſpät zu kommen, und da der Kriegsmann dann immer ein kecks Würfelſpiel ſpielt, wo man oft das Leben einſetzt und den Tod dafür gewinnt, ſo wünſchte ich, Euch noch einmal zu ſehen und um ein Pfand zu bitten, das die Verlobte ihrem Verlobten wohl nie verſagt. Es iſt das erſte Mal, daß ich mich Euch als ſolcher nahe, daß ich das Wort ausſpreche, welches mich ſo unausſprechlich glücklich macht, daß ich Euch frage: haltet Ihr den Huge Beaterio ſolches Glückes werth?“

„Ihr ſeid ein ehrenwerther Mann, den ich hochachte und der mit ſeltener Treue an meinem Vater hängt, warum ſollte ich Euch eine Gabe verweigern, welche die Kaiſertochter jedem treuen Diener ihres Vaters gern geben wird. Nehmt dieſe Schleife, ich trug ſie bei dem geſtrigen Feſte, tragt ſie zu meiner Erinnerung!“

„Und nicht auch als Pfand der Liebe?“ fragte der Podeſta.

„Liebe iſt ein eigenſinniges Kind,“ erwiederte Blanca „ſie kommt nicht immer, wenn man ſie ruft.“

„Verſteh' ich Euch recht, Fräulein?“

„Ich glaube, Ihr verſteht mich! — Ich bin Euch, dem edlen Manne, zu viel Achtung ſchuldig, um Euch

länger eine Täuſchung nähren zu laſſen, die Euch nicht glücklich machen könnte" begann ſie nach kurzer Pauſe. „Ich ehre den Willen meines kaiſerlichen Vaters, und muß und werde ihm folgen und ihm gehorchen. Er gab Euch ſein Wort, er kann es nicht brechen. Ich werde Euch daher, verlangt Ihr es, zum Altar folgen, meine Hand werd' ich Euch reichen, doch nicht mein Herz, das iſt nicht mehr mein Eigenthum!" —

Von dieſem mit Beſtimmtheit und doch mit Milde geſprochenen Wort überraſcht, ſtand Beatrix vor ihr und ſah ernſt aber gefaßt auf das Mädchen, das ihm ſeinen Himmel ſchloß. — „Den Namen des Glücklichen verlange ich nicht zu wiſſen," ſagte er endlich „ich könnte ihn zur Rechenſchaft fordern und Euch wehe thun, und das will ich nicht; es mag mir gnügen, daß ich mein Schickſal kennen lernte. Der Kaiſer gab mir ſein Wort, er wird, er kann es nicht brechen; ich kann Euch nicht entſagen, ohne mir wehe zu thun und des Kaiſers Zorn auf mich zu laden; deshalb werde ich Euch immer ein böſer Geiſt ſein, der gezwungen Eurem Glück in den Weg tritt — Doch kenn' ich ein Mittel, Euch zu helfen, und Euch zu zeigen, wie werth Ihr mir waret — Dieſe Schleife gebt einem Glücklichern, ich verdiene ſie nicht! — Und nun lebt wohl!" — Er warf noch einen Blick auf die Hocherröthete, ging, ſchwang ſich auf ſein Streitroß und verließ, ohne den Kaiſer noch geſehen zu haben, das Lager.

Am andern Tage erhielt dieſer Conrads Bericht über das auf Monteverdo Vorgefallene. Es freute ihn, da er erſah, wie edel der Deutſche gehandelt habe, da er das Schreiben unerbrochen an Enzio geſchickt und jetzt den

Beweis zu führen ſuche, daß der Podeſta unſchuldig und das Ganze nur eine Liſt ſei, ihn verdächtig zu machen. Die Neigung zu Conrad, die nie erloſchen, nur geſchlummert hatte, erwachte vom Neuem, und es war ihm unangenehm, daß er ihn beſonders jetzt nicht zurückrufen konnte, da er Alles vermeiden zu müſſen glaubte, was dem Podeſta wehe zu thun im Stande ſei. Er ließ deshalb Vinea rufen, um in dieſer Angelegenheit, hauptſächlich wohl des gefangnen Mailänders und ſeines Kapellans wegen ſich zu berathen, da er ſchon lange argwöhnte, daß er mit Lyon im Einverſtändniß ſei, weshalb er ihn auch in Turin zurückgelaſſen hatte.

Vinea erſchien. Der Kaiſer legte ihm Conrads Bericht vor, den der Oberrichter aufmerkſam durchlas, dabei aber noch aufmerkſamer von dem Kaiſer beobachtet wurde. „Herr!“ ſagte endlich Vinea „Der junge Deutſche iſt ein kecker Burſche, der wähnt, auf Monteverdo ſei er der unumſchränkte Herr. Sein Verfahren mit dem Mailänder will ich entſchuldigen, daß er aber aus bloßem Verdacht Eurem Kapellan mit der Tortur droht, ihn entkleiden und wie einen Miſſethäter durchſuchen läßt, iſt ein faſt zu keckes Stück.“

„Auf bloßen Verdacht?“ wiederholte der Kaiſer „Habt Ihr nicht den Vorſchlag geleſen, dem Feind das Schloß mit ſeinen Schätzen zu übergeben? Würde uns das nicht in die äußerſte Geldnoth gebracht haben? Habt Ihr überſehen, daß der alte Rechberg mit den Seinen kaum dem ſchon in der Nähe befindlichen Feinde hat entgehen können?“

„Gnädigſter Herr!“ nahm der Oberrichter das Wort

„Haltet Ihr Pater Anſelm für ſo thörigt, einem Mann, der jede Nacht wie eine Dogge vor Eurer Thüre liegt, ſolchen Antrag zu machen? — Es geſchah auf meinen Befehl, die Wichtigkeit der Burg, die Schätze, die ſie in dieſem Augenblick enthält, ließen es mir als nothwendig erſcheinen, die Treue" —

„Der Dogge zu prüfen, die jede Nacht vor meiner Thüre liegt," unterbrach ihn der Kaiſer. „Oberrichter!" fuhr er ernſt und finſter fort „Dies war wohl unnütz — Doch, was rathet Ihr jetzt in dieſer Sache?" —

„Den Mailänder laufen zu laſſen Was kann der Tod eines ſolchen elenden Wichtes nützen? Und Ihr könnt dadurch Mailand den Beweis Eurer Gnade geben, und wie wenig Ihr alle ihre Machinationen fürchtet."

„Und der Kapellan?" fragte der Kaiſer.

„Hat er Euer Zutrauen verloren, Herr, ſo verbannt ihn nach Monteverdo oder jedem anderen Ort, der Euch gut dünkt, wo er, ohne im Kerker ſchmachten zu müſſen, unter Aufſicht iſt. Den deutſchen Edeln aber würde ich, als einen treuen bewährten Mann, ſobald das edle Fräulein Eure Tochter wieder nach Turin zurückgekehrt iſt, ins Lager berufen. Da wo es blutige Köpfe giebt, ſtehen die Deutſchen auf ihrem rechten Fleck."

„Iſt das Letztere Eure wirkliche Meinung?" fragte Kaiſer Friedrich.

„Ja, gnädigſter Herr!" erwiederte keck der Oberrichter „Ich liebe den jungen Mann und es iſt mir beruhigend, ſolch treuen Diener um Eure Perſon zu wiſſen."

„Nun, ſo will ich Euren Rath diesmal in allen Stücken befolgen," ſagte der Kaiſer „will morgen einen

neuen Befehlshaber nach Monteverde ſenden, der Euch dahin begleiten kann; denn Ihr ſelbſt ſollt dort ſtreng Gericht halten, und findet Ihr, wie ich hoffe, den Kapellan unſchuldig, ſo entlaßt ihn ſeiner Haft und übergebt ihn der Aufſicht des neuen Befehlshabers. Von dem Mailänder ſucht Alles heraus zu preſſen, was er wiſſen könnte, und dann laßt ihn laufen. Rechberg aber ſendet hierher!" — Damit entließ er den Oberrichter, dem die Begleitung des neuen Befehlshabers etwas zweideutig erſchien.

13.

Hans Rechberg hatte ſich in Monteverde zur Reiſe angeſchickt, aber er verſchob ſie von einem Tage zum andern, denn ſeit er ſich hier auf dem Schloſſe befand, war ihm Conrad immer theurer geworden, und er mußte deſſen biedern Charakter immer mehr ſchätzen; auch ſchienen ſich Ibrahim und Muſtapha hier beſſer zu gefallen, als auf dem Rechberg. Benjamin hatte ſich an Ruprecht angeſchloſſen, dem er von dem Morgenlande und den ſchönen Dattelbäumen, hauptſächlich aber von den prächtigen Pferden erzählen mußte, die der Urgroßvater alle am Libanon zurückgelaſſen hatte. Dagegen wollte ihn der alte Diener in allen ritterlichen Künſten unterrichten, wie ſie einem jungen deutſchen Edlen zu wiſſen geziemten, aber der 15jährige Benjamin wollte dies beſſer verſtehen, als ſein Lehrer. Wenn er auf ſeinem Araber ſaß und

ihn tummelte, über Gräben und Hecken ſetzte, wo Ruprechts ſchwäbiſcher Gaul ihm ohnmöglich hätte folgen können, wenn er im vollen Jagen den dicken Aſt des Kaſtanienbaumes abhieb oder mit dem Wurfſpieße nie das Ziel fehlte, da meinte er, Schnelligkeit und ein gutes Damaszenerſchwert, ſei beſſer als Kraft und Stärke.

Die beiden Andern zog beſonders die Muſik der ſarazeniſchen Mädchen an, und befanden ſie ſich in ihrer Nähe, was ihnen zuweilen geſtattet ward, ſo träumten ſie ſich in ihre Heimath und freuten ſich, hier ein ſchönes Geſicht mit flammenden Augen auch ohne Schleier ſehen zu dürfen.

So verging ein Tag nach dem andern, und ſo ſehr ſie anfangs den Vater gebeten hatten, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, ſo wenig erinnerten ſie ihn jetzt daran, den die Zurückgelaſſenen nach dem Orient zogen, Conrad aber immer noch feſt hielt; denn um ganz zufrieden unter ſeine Palmenbäume zurückkehren zu können, mußte er Conrad wieder in der Gunſt des Kaiſers wiſſen.

Dieſes ſtille friedliche Leben ſtörten nur die Thränen, welche Conrad zuweilen Zaide weinen ſah, und heute ein Eilbote aus dem Lager, der geheimnißvoll Conraden ein Schreiben des Kaiſers einhändigte. Conrad erbrach es und las:

„Du haſt wie ein treuer, gewandter Diener gehandelt, und ich werde Dir dankbar dafür ſein und glaube, Dich nicht mehr belohnen zu können, als wenn ich Dich zu mir zurückrufe. Uebergieb dem Stephano Balta, der den Oberrichter begleiten wird,

die Burg, und ſobald Deine Anweſenheit dort nicht mehr nöthig iſt, komm' zu mir ins Lager; jedoch verlaß Monteverde nicht früher, als Peter von Vinea, der zur Unterſuchung des Vergefallenen kommen wird. Auch habe ich Dir noch einen wichtigen Auftrag zu geben, der der höchſten Vorſicht und Verſchwiegenheit bedarf. Beobachte den Oberrichter und ſuche ſeine Unterredung mit dem Hofkapellan zu belauſchen. So ſehr ich Vinea vertraue, könnte er doch in Betreff des Paters nicht ganz mit ſeiner gewohnten Klugheit handeln, und ich wünſchte dann jedem Mißgriff vorbeugen zu können, deshalb berichte mir Wort für Wort."

Der Anfang des huldvollen Schreibens hatte Conrad entzückt. Neue Hoffnung hatte ihn bei dem Gedanken belebt, wieder in der Nähe des ſo hochgeehrten Mannes, wohl mehr noch in der Nähe Blanca's ſein zu können; aber das Ende des Schreibens ſchlug alle ſeine Freude nieder. Das war kein Auftrag für den geraden Sinn eines deutſchen Edlen, er fühlte ſich dadurch entehrt. — Wie? ſollte er dem ſo gefürchteten, ſo geachteten Oberrichter, der ihm, wenigſtens dem Scheine nach, bisher wohl gewollt hatte, ſollte er ihn ehrenvoll empfangen, ihn bewirthen und hernach an ihm zum Verräther werden? Nimmermehr!"

Er glaubte gegen den Befehl des Kaiſers nicht ungehorſam zu ſein, wenn er ſeinen Kummer dem alten Ohm mittheile; er gab ihm den Brief, verſicherte aber, nachdem dieſer ihn aufmerkſam durchgeleſen, daß er ſich

nie bis zu der niedern Stufe eines Spions herabwürdigen werde.

„Nun ſo laß es, ſei hier Deinem Herrn ungehorſam," meinte der Alte „ſag ihm, Du habeſt ſeine Befehle befolgt, aber nichts vernehmen können, was dem Oberrichter im Mindeſten zur Laſt zu legen ſei."

„Das thu' ich nicht, Ohm!" erwiederte Conrad beſtimmt „Nur die Wahrheit berich' ich meinem Herrn, er muß es wiſſen, daß ich den Oberrichter nicht beobachtet, vielweniger belauſcht habe."

„Thu das, Conrad," ſagte der Greis nach einigem Nachdenken „ich achte Dich doppelt, daß Du ſo handelſt!" — Er umarmte ihn, und Conrad ſchien getröſtet und nur noch an ſeine Abreiſe zu denken.

Der alte Rechberg war aber anderer Meinung, als die er gegen Conrad geäußert hatte. Er freute ſich des edlen Gemüths ſeines Neffen, fühlte aber auch, wie nothwendig es dem Kaiſer ſei, von der Treue oder Untreue dieſes Mannes, deſſen Wirkungskreis ſo ausgedehnt war, genaue Kunde zu haben; er liebte das Geſchlecht der Hohenſtaufen zu ſehr, um nicht Alles zu thun, was ihm frommen könne, deshalb übernahm er das Amt, welches Conrad verweigert hatte. Die oft ſo falſchen Begriffe von Ehre, hatten im Morgenlande einen großen Theil ihres Nimbus verloren; unter Aſſaſſinen lebend, denen der Befehl ihres Fürſten ein heiliges Gebot war, hatte er ſich gewöhnt, blinden Gehorſam auch von den Seinen zu fordern, und da überdies die Beobachtung des Oberrichters ihm als eine nützliche Handlung erſchien, ſo ſtand er keinen Augenblick an, die Ausführung ſelbſt zu über-

nehmen. Aber das Wie? machte ihm noch Sorge, da er das Schloß zu wenig kannte. Hier mußte ihm Ruprecht helfen, der jeden Wunsch des Alten willig erfüllte.

Ganz in der Frühe, ehe noch am andern Tage Peter von Vinea einzog, bat er Conrad, dem Oberrichter das prachtvollste Zimmer, das sonst die Hausfrauen der Grafen von Montferrat bewohnt hatten, als seine Wohnung anzuweisen, und ihm nur hier den Mailänder, wie den Hofkapellan zur Untersuchung vorzuführen. Conrad war über dies sonderbare Begehren erstaunt, da aber der Alte in ihn drang, versprach er es ihm endlich.

Kaum daß der Oberrichter mit ansehnlichem Gefolge in Monteverde eingeritten und in sein Gemach geführt war, als er auch schon die Gefangenen, jedoch in ihrem Kerker zu sprechen verlangte. Conrad entgegnete, daß sie finster und wenig geräumig wären, gab, während der Oberrichter noch auf sein Begehren bestand, Ruprecht leise den Befehl, daß sie Beide sogleich herauf geführt würden, und als Vinea, im Vertrauen auf seine Macht, unter Androhung seines Zornes Conrad befahl, sogleich das, was er ihm im Namen des Kaisers gebiete, zu vollführen, traten schon die beiden Gefangenen herein und Conrad überraschte ihn mit der Frage, ob er allein zu sein begehre.

Nach einigem Nachdenken verlangte dies Vinea und stand von seiner Forderung ab, sie im Kerker zu sprechen. Die Anwesenden, außer seinem Geheimschreiber, entfernten sich, doch blieb sattsame Wache vor der Thüre stehen, die man alsbald von Innen verschließen hörte.

Nicht lange, so öffnete sich die Thüre wieder und der

Geheimschreiber kam mit dem Mailänder heraus, der wieder in sein Gefängniß zurückgeführt wurde, auch der Geheimschreiber kehrte nicht wieder in das Gemach des Oberrichters zurück. Pater Anselm aber blieb lange mit Vinca allein, und als Beide endlich heraus traten, befahl der Oberrichter, daß man ihn wieder ins Gefängniß abführe, und empfahl ihn der strengen Aufsicht des neuen Befehlshabers. Noch an demselben Abend wurde der Mailänder seiner Haft entlassen.

So wenig Werth auch für Conrad der Aufenthalt auf Monteverde haben konnte, so hatte doch der Gedanke, daß er es verlassen müsse, etwas Schmerzhaftes. Die deutschen Söldner hatten ihn, er sie liebgewonnen, keine Verdrießlichkeit hätte hier seine Ruhe gestört, hätte nur sein Herz hier Ruhe finden können. Auch mochte er, ohne daß er es sich gestehen wollte, Wohlwollen, gewiß nicht Liebe, für Zaide fühlen, denn selten bleibt das Herz ganz kalt, wenn es sieht, daß es rege Theilnahme erweckt hat. Ihn jammerte das und es freute ihn, als er sie am Abend, da er jedes ihm liebgewordene Plätzchen noch einmal besuchte, in der Myrthenlaube fand.

„Warum weinst Du, Zaide?" redete er sie freundlich an „Warum Dir, dem Bilde der Freude Thränen?"

„Herr," erwiederte sie und bemühte sich, die herabrollenden zu trocknen „Die Thränen fließen Euch und mir! Ihr geht keinem freudigen Schicksal entgegen, mich, die Zurückbleibende, erwartet kein freundliches Loos. Mir ist nicht zu helfen, Euch auch nicht! Laßt die Hoffnung zurück, sie täuschet Euch! — ich habe sie längst von mir gewiesen. In unserm Volke herrscht eine alte Sage,

wahr aber grauſig. Es ſoll Baſilisken geben, Thiere, buntfarbig und tückiſch; ſie haben große funkelnde Augen und wer in ſie ſchaut, und erbebte er auch vor dem blut-ſaugenden Thiere, er ſteht feſt gebannt, er muß ihm folgen, wenn auch ſein Fuß ſchon zur Flucht gehoben iſt. So iſt es auch mit der thörigten Neigung, die unſer ſchwaches Herz erfaßt; ein Blick iſt hinreichend uns zu bannen, wir fühlen unter Furcht und Hoffen, daß eine Zaubergewalt uns feſt hält, wir ſehen den Abgrund vor uns, in den ſie uns zieht, und können nicht entfliehen, wenn wir auch wollten. So erging es auch mir, ſo erging es Euch! — Nun, wie Allah es beſchloſſen hat! — Zieht ins kaiſerliche Lager, bewacht Euren Herrn mit ſeltener Treue, er bedarf eines ſchützenden Engels, warnt ihn vor dem Pater und dem Oberrichter" —

„Was weißt Du von ihnen? — Wie kannſt Du, Unglückliche, nur beſtimmt Deinen Herrn durch Tanz und Geſang aufzuheitern, wie kannſt Du die Tiefen ſolcher Geheimniſſe ergründen?"

„Der Zufall, Herr, führte mich in Palermo in den Garten, da belauſchte ich eines Abends Beider Geſpräch. Der Pfaff iſt an Rom verkauft, der Oberrichter ſchwankt noch; den glücklichen Herrn wird er nicht verlaſſen, den unglücklichen ſicher."

„Und warum warnteſt Du den Kaiſer nicht?" fragte Conrad.

„Herr! die Stimme einer Sklavin dringt nicht bis zum Throne des Herrn."

„Und begegneteſt Du dem Kaiſer nie wo anders, als auf dem Throne? fragte Conrad.

Zaide ſchwieg — dann brach ſie ein Reis von der Myrthe, welche die Laube umrankte. „Nehmt dies, Herr," ſprach ſie „bewahrt es zur Erinnerung an mich! — Wie die Blätter dieſer Myrthe immer bleicher, immer mehr und mehr verwelken werden, ſo werden auch die Pulſe meines Herzens immer leiſer und leiſer ſchlagen, bis ſie endlich, wenn die Myrthe verdorrt iſt, ganz ſtill ſtehen. — Ich habe Euch geliebt," fuhr ſie nach einer Pauſe fort „und Ihr habt mich verachtet, und dennoch lieb ich Euch noch; kann das ſchwache Mädchen Etwas für Euch thun, ſo wird ſie es, denn ihres Lebens einziges Ziel ſeid Ihr — Lebt wohl Herr!" — Sie wollte an ihm vorüber gehen, vermochte es aber nicht, ſich ſo von ihm zu trennen — „Lebt wohl!" wiederholte ſie und ſank faſt bewußtlos an ſeine Bruſt; ihr thränenfeuchtes Auge ſah ſehnend auf zu ihm, ihren noch halb geöffneten Lippen ſchien noch ein Lebewohl entſchweben zu wollen. Da übermannte der Augenblick den Mann, er beugte ſich zu ihr, drückte einen leiſen Kuß auf den nur halb geſchloſſenen Mund, ſie aber ſchlang die Arme um ihn, was er leiſe gegeben, nahm ſie ſtürmiſch und mit den Worten „Dank Euch für die tröſtende Gabe!" eilte ſie fort.

Conrad ſah ruhig ihr nach, er legte die Hand auf ſein Herz, das wohl ſchneller als gewöhnlich klopfen mochte — Nein!" ſagte er dann „ich that nicht Unrecht, das war Mitleid, nicht Liebe!"

14.

Am andern Morgen ließ Vinca den Pater noch einmal zu sich kommen, und ihre Unterredung war wieder ohne Zeugen und dauerte lange; dann bestieg er sein Roß und verließ mit seinem Gefolge Monteverde. Am Mittag folgte ihm Conrad mit seinem Ohm, den Sarazenen und einem kleinen Gefolge.

Kaum waren sie eine Tagereise von Monteverde entfernt, als sie erfuhren, daß guelphische Reiter in der Umgegend streiften; so war mithin alle Vorsicht nöthig, und sie verließen, sobald sie über die Trebia gesetzt, die gebahnte Straße und zogen auf Abwegen durch die Apenninen. Conrad war der Meinung, es gelte, trotz seiner starken Bedeckung, dem Oberrichter und seinen mit Geld bepackten Maulthieren, die er mit sich ins Lager führte.

Am dritten Tage, da sie einen befreundeten Ort nicht mehr erreichen konnten und sie von Neuem Nachricht erhielten, der Feind sei in der Nähe, mußten sie in dem einzeln gelegenen Hause eines Landmanns übernachten, dessen mürrisches Aeußere eben nicht Zutrauen erweckend war. Dem Greis und dem Knaben wurde so gut als möglich ein Lager bereitet, Conrad aber blieb mit Ibrahim und Mustapha und dem ihn nie verlassenden Ruprecht im Freien und hielt Wacht; auch wurden nach allen Gegenden, besonders nach Piacenza zu, Kundschafter ausgesandt. Die Nacht war sternenhell, kein Wind wehte, man konnte den aufgeschreckten Vogel aufsteigen hören, solche Stille war rings umher. Ruprecht lag

während der ganzen Nacht, ohne ein Auge zuzuthun, auf der Erde und lauschte, ob er den Hufschlag von Rossen vernähme. Lange lauschte er vergebens, endlich, noch graute der Morgen nicht, glaubte er in der Entfernung Pferdegetrappel zu vernehmen — Ja — sie kamen immer näher — da sprang er auf, weckte Conrad, der sanft entschlummert war. Schnell, während die Andern die Pferde zäumten, eilte dieser mit Ruprecht nach dem Hause, wo er an den Laden klopfte, den Alten zu wecken. Bald war dieser von seinem Lager aufgestanden und nach der Thüre geeilt, fand sie aber fest verschlossen, und nur mit Gewalt konnte sie von Außen geöffnet werden.

Auch der Alte, einen leichten Helm auf dem Kopfe ein leichtes Panzerhemde umgeworfen, schwang sich jetzt auf sein Roß, dem Knaben befehlend, nicht von seiner Seite zu weichen, und als nun Alles aufgesessen und sich zur Gegenwehr bereitet hatte, denn Flucht war ohnmöglich Sieg nur konnte sie retten, so nahe war schon der Feind da ordnete Conrad den kleinen Haufen, vermißte aber zu seiner Verwunderung die beiden Sarazenen. In diesem Augenblick kam der Feind heran gesprengt, stutzte zwar als er sie zum Kampfe bereit fand, setzte aber doch auf sie ein. Conrad ging ihm entgegen und sie trafen hart auf einander. Da erscholl plötzlich im Rücken des Feindes das furchtbare Allah! den Lombarden aus ihren Kriegen mit Kaiser Friedrich sehr wohl bekannt, sie fühlten die Schwerter der Sarazenen in ihren Nacken glaubten sich umzingelt und wohl an 20 Reiter nahmen die Flucht.

Während der Feind, doch nur in geringer Entfernung

verfolgt wurde, hob der Greis Benjamin von ſeinem kleinen arabiſchen Roſſe und ſuchte das Blut zu ſtillen, das über die dunkeln Locken des Knaben herab quell, der ſich keck in den Kampf gemiſcht und muthig wie ſein Ahnherr mit gefochten hatte. Den Alten jammerte der Knabe, und doch erfreute ihn das Blut, das über Benjamins freundliches Geſicht herabträufelte. Die Wunde war nicht bedeutend, der Turban hatte ihn geſchützt, und bald hatte Ruprecht ſeinen Liebling verbunden und belobt, und der Knabe ſprang ſo raſch auf ſein arabiſches Roß, als ob kein Schwert der Guelphen ihn berührt hätte.

Von hier an ſetzten ſie die Reiſe ungeſtört fort und gelangten, trotz mancher Umwege, faſt zu gleicher Zeit mit dem Oberrichter im Lager an, wo Conraden eine leer ſtehende Hütte, die ohnfern des prachtvollen kaiſerlichen Zeltes beſcheiden ſtand, für ihn und die Seinen angewieſen wurde.

Als Peter von Vinea bei dem Kaiſer eintrat, ihm Bericht abzuſtatten, fand er dieſen ſehr ernſt. Die Parmaſaner hatten am vorigen Tage einen glücklichen Ausfall gemacht, und kaum war es Thaddeus von Seſſa gelungen, ſie zurück zu treiben; doch waren mehrere Kriegsmaſchinen dabei angezündet werden. — „Ich habe genau die Sache unterſucht, Herr," begann der Oberrichter ſeinen Bericht, habe an dem Mailänder einen argloſen Dummkopf, den Hofkapellan aber nicht ganz verdachtlos gefunden. Er iſt, wie Ihr wißt, ein verſchlagener Mann und weiß, wenn man ihn auch gefaßt zu haben wähnt, doch ſchnell wieder zu entſchlüpfen. Ich glaube, er muß,

um ihn unſchädlich zu machen, in ſtrengem Gewahrſam gehalten werden."

Der Kaiſer erwiederte nichts, ſprach mit dem Oberrichter über die Kriegsbegebenheiten und theilte ihm ſeine Verlegenheit mit, da er ſeit mehreren Tagen keine Nachricht vom König Enzio erhalten. Es ſchien, als wären die beladenen Maulthiere das Intereſſanteſte, was Vinea von Monteverdo mitgebracht habe.

Freundlicher empfing der Kaiſer Conraden. Er dankte ihm für ſeinen Eifer, ſagte ihm, daß er, da er ihn wieder zurückgerufen habe, ſehen könne, wie gnädig er gegen ihn geſinnt ſei, nur fügte er die Warnung hinzu, ſein Wohlwollen nicht noch einmal auf thörigte Weiſe zu verſcherzen. Dann fragte er ihn: „Haſt Du das Geſpräch Vinca's mit den Gefangenen belauſcht?"

„Nein, Herr!" erwiederte Conrad.

„Und weshalb nicht?" fragte der Kaiſer.

„Weil es kein Auftrag für Conrad Rechberg war."

„Unglücklicher!" fuhr Kaiſer Friedrich heftig auf, doch ſchnell faßte er ſich „Deine Treue ſetzt ſich enge Schranken," ſagte er, und ſein Mund wollte lächeln, aber der Unmuth blickte überall durch das Lächeln hindurch. Vor meiner Thür auf gemeinem Bärenfell zu liegen, das dünkt Dir ehrenvoll, vielleicht weil alle Welt Gelegenheit hat, es zu bewundern; aber zu lauſchen, ob nicht mein Leben, meine Ehre, mein Ruhm, ſelbſt meine Macht auf dem Spiele ſteht, das iſt Dir entehrend. Iſt das die geprieſene deutſche Treue? — Falſcher Hochmuth, mit der Muttermilch eingeſogen, iſt es — Doch ich war der

Thor, Dir einen andern Auftrag zu geben, als mit dem Schwerte drein zu ſchlagen.“

„Herr!“ — nahm Conrad das Wort.

„Schweig!“ gebot ihm der Kaiſer „und wiſſe, daß ich unbedingten Gehorſam verlange! — Wenn der Diener über des Herrn Wort klügelt und es auf ſeiner Wage wägt, taugt er nicht für ihn, auf der ſeinigen kann es von leichtem, auf der des Herrn von ſchwerem Gewichte ſein. Du haſt mir in Monteverdo ſchlecht gedient, da mir ſo viel daran lag, hier klar zu ſehen. — Conrad!“ fuhr der Kaiſer nach einer Weile fort „Du biſt noch in Mancherlei befangen, Dein Geiſt ſchwebt noch nicht frei über den Wahn der Zeit. Du ſiehſt noch in dem ſtolzen Prieſter den Geſandten des Herrn, und doch ließeſt Du, als Dich der Zorn übermannte, den Kapellan wie einen gemeinen Miſſethäter behandeln und Hand an einen Diener der Kirche legen. Ich ſtehe vor Dir, wie Du mir ſagteſt, als das Herrlichſte, was Gott auf Erden erſchuf, und doch wähnſt Du, von den eitlen Vorurtheilen Deines Standes geblendet, das, was Dir der größeſte der Menſchen gebot, ſei für Dich, zwar nicht für Deinen Diener ehrlos, den Gott nach Deinem Wahne aus ſchlechterem Stoffe ſchuf — Ich das nicht Widerſpruch, ſind das nicht Vorurtheile, die des Menſchen freien Willen feſſeln und den Ritter, wenn er von ihnen beherrſcht wird, tief unter den Knecht ſtellen, den ein klarer Verſtand längſt davon befreit hat?“

Conrad, obgleich noch nicht ſo ganz die Wahrheit dieſer Worte fühlend, ward doch an ſich ſelbſt irre und fühlte wohl, daß er ſeine Pflicht nicht ganz erfüllt habe.

Er entfernte ſich, nicht beſchämt, nicht gedemüthigt, wohl aber unzufrieden mit ſich.

Kaum hatte er den Kaiſer verlaſſen, als Hans Rechberg um Gehör bitten ließ.

„Herr!“ ſo redete er den Kaiſer an, als dieſer ihn vorzulaſſen befohlen hatte „Ich komme, Euch Bericht von Monteverdo abzuſtatten. Mein Neffe, überzeugt, er wage nichts mir den Befehl mitzutheilen, des Oberrichters Unterredung mit den beiden Gefangenen zu belauſchen, hielt ihn für entehrend, und ſo übernahm ich in aller Stille deſſen Ausführung. In dem ehemaligen Frauengemache des Schloſſes hatte die Eiferſucht der Eheherren in der Decke des Wohn- und Schlafzimmers ein Loch machen laſſen, das von unten verſteckt, von oben aber ſo angebracht war, daß man Alles, was darinnen vorging, ſehen und vernehmen konnte. Dem Oberrichter wurden dieſe Zimmer als die beſten angewieſen, und ihm hier die Gefangenen vorgeführt. Aus dem Verhör des Mailänders wurde es mir klar, daß das Schreiben an den Podeſta nur geſchrieben ſei, ihn bei Euch verdächtig zu machen — Das Verhör war kurz und übrigens unbedeutend, da der Geheimſchreiber Peter Vinea's zugegen war. Als dieſer ſich aber mit dem Mailänder entfernt hatte, Vinea und der Pater allein waren, ſprachen ſie ſo leiſe, daß ich nur wenig davon vernehmen konnte: doch aus dem, was ich hörte, ſcheint es mir gewiß, daß der Kapellan einen Brief von Lyon erhalten und er, nach des Oberrichters Meinung, ſich ſchon zu weit eingelaſſen habe, denn in dem Streit, der ſich darüber erhob, ſagte Vinea mit vernehmlicher Stimme „Noch iſt es nicht Zeit, noch

ſtehen ihm ſo viel Mittel zu Gebot, es wäre thörigt, ihn jetzt ſchon zu verlaſſen, es muß ſich erſt mehr entſcheiden, wer als Sieger auf dem Kampfplatz ſteht; Rom weiß Verrätherei beſſer zu benutzen, als zu belohnen," worauf der Pater höhniſch lachend erwiederte „Ihr wollt ſo gewiß gehen, Oberrichter, nehmt Euch in Acht, daß Ihr darüber nicht deſto eher ſtrauchelt und fallet. Ein kühner Entſchluß, eine raſche That, und Alles iſt abgemacht und Ihr nicht mehr in Zweifel, wer als Sieger auf dem Kampfplatze bleibt." — Ihr ferneres Geſpräch ward wieder ſo leiſe, daß ich kein Wort vernehmen konnte. Auch am andern Morgen, wo er den Pater noch einmal kommen ließ, ſprachen ſie zu vorſichtig, ſo daß ich nur einzelne Worte verſtehen konnte, die mir ſo wie ihre Blicke und Geberden, deutlich zeigten, daß Keiner den Andern überzeugt habe und ſie ſich in Unfrieden trennten."

„Ich danke Euch, würdiger Mann, treuer Freund meines Geſchlechts!" ſagte jetzt Kaiſer Friedrich. „Was Ihr mir ſagtet, hab' ich zwar geahnet, doch Ueberzeugung iſt mir von großem Werth. Verſchließt in Eurer Bruſt, was Ihr mir vertrautet!" — Der Kaiſer reichte ihm zum Abſchied die Hand. „Ich bin Euch ſehr verbunden" ſprach er „und bleibe Euer Schuldner."

15.

Die von Parma, von der Abweſenheit Enzio's unterrichtet, machten am andern Tage wieder einen bedeuten-

den Ausfall auf der Seite, wo der Kaiſer lagerte, trieben die Arbeiter zurück und drangen bis ins Lager vor. Das ganze Heer griff zu den Waffen, der Kaiſer ſelbſt begab ſich nach dem Kampfplatz, um dem ſchon weichenden Kriegsvolke Muth einzuſprechen. Schon waren die Guelphen bis zum kaiſerlichen Banner vorgedrungen, ſchon begann ein mörderiſcher Kampf um dies Heiligthum, da ſah Kaiſer Friedrich einen Rittersmann ſich in den dickſten Haufen der Feinde ſtürzen, Alles vor ſich niederrennend, was ſich ihm entgegen ſtellte, und als ſeine Lanze brach, ſich mit der Streitart, die gleich einer Sichel mähte, Bahn bis zu dem Banner brechen, das er dem ſiegtrunknen Guelphen entriß, der triumphirend ſchon mit ſeiner Beute davon eilen wollte. Ein neuer Kampf entſpann ſich nun, die Guelphen drangen von Neuem vor, die Gibellinen ſchloſſen ſich dichter zuſammen, hoch flatterte noch das Banner in des Ritters Hand; da ſahen die aus der Stadt die gefürchteten Sarazenen von der andern Seite heranſprengen, ſie bangten abgeſchnitten zu werden und wichen zurück. Und auch jetzt noch, das Banner einem Andern übergebend, ſtürzte ſich der Ritter in den dichteſten Haufen der langſam Zurückweichenden, machte den ihm Folgenden Bahn und verfolgte den Feind bis an die aufgezogene Zugbrücke, die ſeinen Siegeslauf hemmte. Aus mehreren Wunden blutend kehrte er zurück.

Der Kaiſer hielt unter Leichen auf der nämlichen Stelle, wo der blutige Kampf um das kaiſerliche Banner ſtattgefunden hatte, neben ihm ſtand Hans Rechberg, und ſein Auge ſtrahlte von Freude, denn er glaubte in dem tollkühnen Ritter Conrad zu erkennen. Als der Tapfre

auf ſchwarzem Roſſe nahte und an dem Kaiſer vorbei dem Lager zu reiten wollte, ſtieg der Kaiſer vom Roß und befahl, den Ritter des Banners vor ihn zu führen. — Es geſchah, und es war Conrad Rechberg, welchem Kaiſer Friedrich jetzt befahl nieder zu knieen. Mit eigner Hand und mit dem Schwerte Barbaroſſa's ſchlug er ihn im Angeſicht des ganzen Heeres zum Ritter, doch als er ihm befahl wieder aufzuſtehen, ſank der aus 8 Wunden Blutende zu des Kaiſers Füßen und mußte in ſein Zelt getragen werden, wohin der Kaiſer ſogleich ſeinen Leibarzt ſchickte.

Noch hielt Friedrich auf der nämlichen Stelle und überſchaute mit finſterm Blick das Schlachtfeld. „Der Hunger hat ihre Kräfte noch nicht gelähmt," ſagte er zu Thaddeus von Seſſa ſich wendend „dieſe hungrigen Wölfe haben gefochten wie Löwen." — Da ſprengte, kaum daß er dies geſagt, ein Ritter auf ſchweißtriefendem Roſſe heran. „Ich bringe gute Botſchaft!" rief er ſchon von Weitem „Die Guelphen ſind nach hartnäckigem Kampf durch König Enzio gänzlich geſchlagen und zerſtreut."

„Ein ſchöner Tag der heutige," ſagte der Kaiſer, „ein doppelter Siegestag! — ſind viele der Unſern geblieben?" fragte er dann den Ritter, der die frohe Nachricht gebracht hatte.

„Mancher Tapfre verdiente den Lorbeer mit in ſein Grab zu nehmen" erwiederte dieſer; „aber Einer nahm die Kränze Aller mit ſich hinüber, denn ihm allein verdanken wir den Sieg. Er ſtürzte ſich mit den Seinen in den dichteſten Haufen der Feinde, mähte auf dem

Felde der Guelphen viele der ſtolz prangenden Aehren, bis er, aus zehn Wunden blutend, in Mitten ſeines Siegeslaufes ſank, nachdem er uns vorher die Bahn zum Sieg gebrochen hatte."

„So wie hier Conrad Rechberg that" ſagte der Kaiſer, ſich zu Seſſa wendend — „Doch wer war der Tapfre?"

„Es war der edle Podeſta von Pavia, der eine Stunde nach der Schlacht in den Armen König Enzio's verſchied. Dieſes Schreiben wird Euch, mein gnädiger Herr, das Nähere kund thun."

Der Kaiſer nahm das Schreiben, beſtieg, ohne es zu öffnen, ſein Roß und ritt ſchweigend ins Lager zurück.

Hier erſt öffnete er Enzio's Schreiben. Nachdem ihm dieſer von allen Kriegsbegebenheiten genaue Nachricht gegeben hatte, ſchloß er: „Der Sieg iſt durch den Tod des Podeſta theuer erkauft, die Verzweiflung hat ihn in den Tod gejagt. In dem Augenblick ſeines Scheidens bat er mich, in ſeinem Namen Euch, meinen edlen Vater anzuflehen, Blanca's Neigung nachzugeben, und ihr liebendes Herz nicht gewaltſam von dem Geliebten loszureißen; mit dieſem Wunſche, dieſer Bitte ſtarb er in meinen Armen."

Der Kaiſer legte das Schreiben mit ernſtem, ſchwermuthsvollem Blicke vor ſich hin und verſank in Nachdenken. Plötzlich fuhr er auf „Was kümmert mich, da, wo es das Glück von Millionen gilt, ein gebrochenes Herz, was der Liebestraum eines thörigten Mädchens? Soll ich mit kleinlicher Leidenſchaft einen Kampf beginnen, wo ich den großen Kampf für die Menſchheit fechte?

Mag in dieſer Zeit der Gefahr ein Liebekranker an ſeinem Glück verzweifelnd den Tod aufſuchen, damit er ihm die ärmliche Laſt von ſeinem Herzen nehme; was kümmert das mich, was kümmern mich ſeine letzten Worte, dieſe letzten Seufzer des Lebens, dieſes letzte Aufflackern einer verglimmenden Lampe? Auf meinem Herzen ruht eine Felſenlaſt, um meinen Geiſt ſchwirren tauſend finſtre Geiſter, die ihn zu umklammern ſuchen; aber Herz und Geiſt unterliegen nicht, ſie heben ſich kräftig über das Schickſal empor, und der Geiſt ſchwebt klar und beſonnen über Schmerz und Freude, über Glück und Unglück, und ſtrebt ſtets nach dem hohen, ſelbſt geſteckten Ziele, nicht nach dem ärmlichen, das ſich ein paar Liebende geſteckt!"

Er ſchritt jetzt im Gemache ſinnend auf und ab. „Und darf denn ein Herrſcher nie ein Menſch ſein, nie den Schmerz Anderer theilen, den Leiden in fremder Bruſt immer kalt vorüber gehen? — Soll er nur das fühlloſe Werkzeug einer höhern Macht ſein, nie ſeinen, nur ihren Willen vollſtrecken, und das Schickſal erfüllen, das ſchon längſt vor ſeinem Werden aufgezeichnet war, und an dem er mit aller Kraft, allem feſten Willen nichts zu ändern vermag? — O, dies Loos wäre nicht beneidungswerth, es wäre ein trauriges!"

„Beide haben den Tod geſucht," fuhr er nach einer langen Pauſe fort, während welcher er noch einmal das Schreiben Enzio's durchleſen hatte „dem Einen hat er gedroht, den Andern erfaßt — Wer iſt der Glückliche von Beiden? — Der Podeſta!" rief er plötzlich aus „Ihm war der Tod ein Arzt, der ſeine Wunde plötzlich

heilte, und er ſank in Mitten ſeines Siegeslaufs. — Werd' auch ich ſo enden?" — Er verſank in tiefes finſtres Sinnen, und die Vergangenheit mit all' ihren Siegeskränzen und ihrem Mißgeſchick trat vor ihn und er ſah ſich, ſo nahe dem Ende ſeiner Bahn, faſt noch auf dem nämlichen Punkt, von dem er ausgegangen war, er war nicht vorwärts geſchritten — Dies ſtimmte ihn traurig, entmuthigte ihn jedoch nicht.

16.

„Wo waret Ihr während des Kampfes?" fragte der Alte vom Libanon ſeine Enkel, als ſie in die Hütte des verwundeten Rechbergs traten, doch ohne zu antworten nahm Ibrahim ſeinen Turban ab und Muſtapha zeigte die Binde, die ſeinen linken Arm trug. Der Greis war zufrieden geſtellt und blickte mit heiterem Lächeln auf den Schlummernden, von dem ihm der Wundarzt die tröſtende Nachricht gegeben hatte, daß keine ſeiner Wunden gefährlich ſei. Der Alte ſelbſt hoffte jetzt, da auch er erfahren hatte, daß der Podeſta geblieben ſei, der Kaiſer würde nachgebender geworden und gegen Conrad wohlwollender geſtimmt ſein, da die bei dem Ausfall bewieſene Tapferkeit und ſeine dabei geleiſteten Dienſte dem Herrſcher Gelegenheit gaben, ihm eine ſeiner Tochter würdige Stellung zu geben. Er nahm ſich vor, bei erſter Gelegenheit noch einmal mit dem Kaiſer darüber zu ſpre-

chen; dieſer mochte es ahnen, und vermied mit dem Alten allein zu ſein.

Während König Enzio mehrere Burgen um Brescia einnahm, hatte ſich der Kardinal Ubaldini über die Gebirge nach Mailand geſchlichen, ermuthigte die wankenden Bürger dieſer ſo mächtigen Lombardenſtadt in ihrer Treue zu dem Papſt, und befeſtigte ſie in ihrem Bündniß gegen den Kaiſer. Ein Gleiches that er in Mantua und Ferrara und hatte in letzterer Stadt bald in aller Stille ein bedeutendes Heer geſammelt, mit dem er plötzlich hervorbrach und nun die Brücke und das Pfahlwerk bei Breſello, trotz muthiger Gegenwehr ſtürmte. Als er hier erfuhr, daß Enzelino, der von der ſüdlichen Seite Parma eingeſchloſſen hatte, eben einen Heerhaufen gegen Tuscien abgeſchickt habe, einen großen Transport von Lebensmitteln ins Lager zu bringen, drang er raſch vor, die Parmaſaner, davon unterrichtet, machten einen Ausfall, hinderten den Kaiſer, Ezzelino zu Hülfe zu kommen, und ſo gelang es dem Kardinal, eine große Menge von Lebensmitteln und Kriegsvolk nach Parma zu führen.

Dies nahm dem Kaiſer alle Hoffnung, Parma durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; zugleich trafen Nachrichten von Deutſchland ein, die des Kaiſers Anweſenheit dort nothwendig machten, denn die geiſtlichen und mehrere weltliche Fürſten hatten den Grafen Wilhelm von Holland zum Gegenkönig erwählt, und ſelbſt der herannahende Winter gebot dem Kaiſer die Aufhebung der Belagerung. Aber nichts machte Friedrichs Entſchluß wankend, Parma zu züchtigen. Er faßte den kühnen, großartigen Gedanken, Parma gegenüber eine neue Stadt

zu bauen, der auch ſchnell verwirklich wurde. Durch ſeine Thätigkeit und durch die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote ſtanden, ſtieg ſie wie aus der Erde empor, und ſtand bald prachtvoll ihrer Gegnerin gegenüber. Die Welt ſtaunte, Parma ſah in dieſer neuen Vittoria, wie der Kaiſer ſie nannte, den feſten Entſchluß ihres Gegners, es zu unterjochen, es koſte was es wolle, aber ſie erweckte auch den feſten Entſchluß der Parmaſaner, ehe unterzugehen, als ſich zu unterwerfen.

König Enzio war indeſſen ins Lager zurückgekehrt; auch Conrad, von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt, war als Kämmerer, wozu ihn der Kaiſer ernannt hatte, ſtündlich um ſeinen Herrn, und hatte bei Nacht ſeinen Platz vor dem Gemach Friedrichs wieder eingenommen. Dieſer behandelte ihn ausgezeichnet, gebrauchte ihn zu manchem Geſchäft, das einer ganz vertrauten Perſon bedurfte, und belohnte ihn mit einigen in der Nähe von Rechberg gelegenen Höfen. Schon dieſe Schenkung konnte Conrad ſagen, daß der Tod des Podeſta des Kaiſers Willen nicht umgeändert und er nichts zu hoffen habe.

Kaiſer Friedrich hatte, nachdem Vittoria aufgebaut und ſein Palaſt bewohnbar geworden, ſeinen ganzen Hofſtaat hier verſammelt; auch Blanca verließ Turin und zog in Vittoria ein. Hans Rechberg, der ſo oft ſchon den Tag zur Abreiſe beſtimmt hatte, blieb immer noch und war oft um den Kaiſer, der in manchen bedenklichen Fällen ſich mit ihm beſprach, ihm aber nie geſtattete, Conrads Verhältniſſe zu Blanca zu erwähnen. Den Ritter ſelbſt ermahnte Kaiſer Friedrich am Tage der Ankunft ſeiner Tochter mit den wenigen Worten: „Conrad,

ſtrebe nicht nach dem Unerreichbaren, Du gewinnſt nie die Roſe, nur ihren Dorn!“ — Aber der Unglückliche ſah faſt täglich die Roſe, ſie neigte ſich ihm freundlich entgegen, aber er fühlte dennoch nur ihren Dorn im Herzen, denn das heiligſte Verſprechen Conrad zu meiden, band Blanca. Auch begegnete ihm oft Zaide, deren Auge gleichfalls beredter war, als ihr Mund.

„Conrad!“ ſagte eines Tages der Alte, der nach und nach das Gefahrvolle der Lage ſeines Neffen eingeſehen hatte „Wohin ſoll Dich dies Alles führen? — Es führte Dich ſchon einmal in den dickſten Haufen der Feinde, wo Dich Dein Muth und Dein Glück retteten. Es war nicht der beſonnene Muth des Helden, es war der tolle Muth der Verzweiflung, der Dich dem Tode entgegen jagte und Dich bei erſter Gelegenheit ihm in die Arme werfen wird. Das iſt nicht männlich gehandelt! Verzweiflung muß nie der Sporn ſein, der den Menſchen treibt; ſo lange noch Thatkraft in ihm iſt, muß er nicht verzagen und rüſtig den Kampf mit dem Schickſal beginnen. Das Mädchen handelt kräftiger als Du, ſie weiß was ſie zu erwarten hat, und wenn auch hoffnungslos, beugt ſie ſich nicht vor dem Schickſal, nicht vor des Kaiſers eiſernem Sinn. Sie bleibt beſonnen, vermeidet Dich, weil es der Vater gebot, und ich glaube, ſähe ſie Dich nicht ſo ſchwach, ſie hätte Kraft Dir zu entſagen.“

„Nimmermehr!“ fuhr Conrad auf „Wir verſtehen uns, wenn auch der Mund ſchweigt, in unſern Blicken leſen wir das mit Flammenſchrift geſchriebene Wort „Für Ewigkeit!“ — Wir fühlen, auch entfernt, daß unſere Herzen unzertrennlich ſind, denn es umſchweben uns Gei-

ſter, die aus Herz und Auge ausſtrömen und uns zuflüſtern, was Sinn und Gemüth, in der Einſamkeit wie bei dem rauſchendſten Feſte, denkt und fühlt. Es ſind die Himmelsboten, welche die Sehnſucht, die unausſprechliche Liebe von Herzen zu Herzen tragen, und die, wäre es von den Alpen bis zum Libanon, mit Gedankesſchnelle fliegen und lauter, als es Worte vermöchten, unſre Gefühle vertauſchen."

Der Alte ſchüttelte unmuthig ſein greiſes Haupt. „Es ſind Boten, die das Gift der Vernichtung in Eure Bruſt träufeln, nicht den lindernden Balſam," fuhr er heftig auf „die Klarheit mit Nebel umhüllen und ſtatt Liebe um Liebe, Gram und Kummer in Eure Herzen ſenken. Du wirſt unter den Schwertern der Feinde verbluten, ſie vor Gram vergehen!" rief er prophetiſch aus.

„Wie Gott will!" ſagte Conrad gefaßt.

„Nun, ſo ſtürze Dich ins Verderben!" rief der Alte bewegt „Nur" — er ſtockte.

„Welcher Zweifel! ſprecht ihn aus!"

„Nur bewahre Dein Herz rein vom Vergehen," fuhr der Alte fort „denke ſtets des Verſuchers, der Dich in Monteverdo verlocken wollte, bewahre Deine Treue an den Kaiſer feſt, ſie ſei noch unerſchütterlicher als Deine Liebe!"

Conrad ſah ihn ſtaunend an.

„Ja, Neffe! Liebe läßt den Mann das Herrlichſte, Größeſte vollbringen, wilde Leidenſchaft aber opfert, um zum Beſitz zu gelangen, auch oft das Heiligſte. Hüte Dich vor der Schlange, die Dir den lockenden Apfel zeigt!" —

„Ich bitte Euch, ſchweigt!“ ſagte Conrad beleidigt.

„Wohl Dir, wenn meine Worte Dich verwunden, beherzige ſie,“ ſagte der Alte ernſt. Dann faßte er traulich des Jünglings Hand „Conrad!“ ſprach er bewegt „Mich zieht ſo Manches nach der Heimath zurück, Gewohnheit und ein ſtilles behagliches Leben, das meinem Alter ſo wohlthut, Lebende und Todte, die Söhne mit den Enkeln, Kinder und Kindeskinder, Alle ſehe ich vor mir, die Arme nach dem Greiſe ſtrecken, daß er unter ſeinen Palmen wieder um ſie ſei, und ſie ihn pflegen und ihm Liebe beweiſen können; mehr aber noch zieht mich das Grab meines Weibes dahin. Ihr dank' ich mein Leben, danke ihr 30 glückliche Jahre und den Kreis hoffnungsvoller braver Menſchen, die mich Vater nennen. Ihr Grab liegt gar anmuthig in einem ſtillen Thale, und damit es kühle ſei und ruhig, ließ ich es in den Vorſprung eines Felſens hauen, aus dem ein murmelnder Quell entſpringt, der ſich neben der Gruft von Klippe zu Klippe herab in das bemooſte Thalbecken ſtürzt. Drei Palmen beſchatten es, und dicht neben dem Geſchloſſenen ladet ein Offenes den Lebensmüden ein, zu raſten, und dorthin werden ſie mich unter Thränen legen, wenn das Herz aufhört zu ſchlagen und dies müde Auge geſchloſſen iſt. Sieh, dies Alles erwartet mich dort — und warum bin ich noch hier? — Von dem ganzen Stamme meiner Väter ſah ich nur Dich und die beiden Knaben auf dem Rechberg; Dich ſah ich an einem Abgrunde ſtehen, jene noch im Flügelkleide der Kindheit. Was hält mich ſo feſt bei Dir, da der Zweck meines Hierſeins erfüllt, aber auch vernichtet iſt? Was hält mich bei Dir, der in dem

Greiſe nur den Bewohner des Libanons, nur einen Ketzer ſieht, den er in ſein tägliches Gebet einſchließt, daß Gott ihm barmherzig ſein möge! — Ich weiß es nicht, was dieſe ehernen Bande geſchmiedet hat! Aber wenn der Frühling die Blumen wieder aus der Erde hervorlockt und die Vögel, ihr warmes Neſt verlaſſend, nach Norden ziehen, dann zieh' ich nach Süden, und ſtatt daß hier der Schall der Kriegstrompeten oft meinen Schlaf ſtört, will ich dort ruhig beim Säuſeln des Abendwindes ſchlummern, wenn er die Datteln ſchüttelt und durch die gelbe Blüthe des Ginſters rauſcht. Dann iſt der Mann fern von Dir, der Deine thörigte Liebe tadelt und auch in dem Muſelmann, und nicht allein in dem Chriſten einen Menſchen ſieht."

Conrad warf ſich tief erſchüttert an die Bruſt des Greiſes. „Bleibt bei mir, theurer Ohm!" bat er „Auch in der Kapelle auf dem Rechberg ſchläft ſich's ſanft."

Der Alte ſchüttelte wehmüthig lächelnd ſein Haupt. „Friede allen Edlen, die dort in Gott ruhen" ſprach er, Eine ſchöne Zahl herrlicher Ritter und Frauen, die mir vorangingen, ein edles treffliches Geſchlecht, und doch mag ich nicht unter ihnen ſchlummern, bis der Tag der Auferſtehung mich weckt. Unter Gottes blauem Himmelsdome, wo der Sturmwind über das Grab rauſcht und der Vogel ſingt, die Sterne Grüße von den Vorangegangenen aus jenen fernen Welten bringen, und die Morgenröthe vergebens an den ſteinernen Deckel klopft, den tief Schlummernden zu wecken, da will ich ſchlafen neben meiner Fatime, und, weckt die Poſaune des Weltgerichts, Hand in Hand mit ihr vor unſern Richter treten."

Bei dieſem Gedanken verklärte ſich das Geſicht des alten Mannes, der Strahl der ſinkenden Sonne, der es in dieſem Augenblicke traf, warf einen Schein um ihn, als umſtrahle ihn die Glorie eines Heiligen. Conrad ſtand ehrfurchtsvoll vor dem Greiſe, der jetzt ſchon hinüber in das Land des Friedens zu ſchweben ſchien.

17.

Der Winter mit ſeinen unfreundlichen Tagen nahete. Mancher, der dem Kaiſer vor Parma zu Hülfe gezogen war, verließ jetzt das Lager, um die Chriſttage und das neue Jahr daheim zu feiern, ſo daß in dem Heer des Kaiſers manche Lücke entſtand und es bedeutend geſchmolzen war. Der Winter war rauh und ſtreng, die Belagerungsarbeiten wurden eingeſtellt und die Stadt mehr eingeſchloſſen als belagert. Der Kaiſer fühlte ſich unwohl, ſeine Krankheit nahm immer mehr zu, und bald mußte er das Zimmer, ja das Bett hüten, und die Furcht verbreitete ſich, er habe ein langſam zehrendes Gift bekommen, dem jedoch die Aerzte widerſprachen.

In dieſer Zeit gewann Peter von Vinea das alte Vertrauen wieder. Obgleich ihm der Kaiſer alle Angelegenheiten mit dem Papſte entzog und dieſe Thaddeus von Seſſa allein führte, ſo gingen doch alle Geſchäfte, die auf Italien und Deutſchland Bezug hatten, durch ſeine Hand, und hierbei zeigte er viel Umſicht und Thätigkeit, und ſelbſt wenn die Trompete zum Kampfe rief, war er

keiner der Letzten. Mit des Kaisers Gunst stieg auch sein Ansehn, und stolzer als je zeigte er sich gegen Jedermann, nur nicht gegen Conrad, gegen den er doch wohl hätte Groll in seiner Brust hegen können. Dem Alten aber zeigte er nicht gleiches Zuvorkommen, er gab sich nicht einmal die Mühe seinen Haß zu verbergen; er mochte wohl Manches, was ihn feindselig gegen Hans Rechberg stimmte, in Bezug auf Monteverde erfahren haben.

Während des Kaisers Krankheit hatte Conrad oft Gelegenheit Blanca zu sehen, auch wollte der Zufall, wenn man das, was man gern sucht und endlich findet, so nennen kann, ihnen wohl; sie trafen sich oft, und in solchen unbelauschten Augenblicken vergaß Blanca ihres Vaters Gebot und ihre Herzen verbanden sich immer inniger, manches Liebeswort war gewechselt, mancher Kuß gegeben und genommen worden, und diese Zeit war die Rosenzeit ihrer Liebe. Oft war auch jetzt noch Zaide Conrad in den Weg getreten, aber nicht störend, eher schützend, selbst einmal warnend, und bei jeder Gelegenheit zeigte sie ihre treue Anhänglichkeit an den Mann, der ihre Liebe kalt zurück stieß. Der Alte war stiller als je, Einsamkeit, Nothwendigkeit sich in seinem Häuschen einzuschließen, die rauhe ihm ungewohnt gewordene Jahreszeit, und hauptsächlich die Sehnsucht nach der Heimath, stimmte ihn traurig; selbst Benjamin vermochte ihn nicht mehr aufzuheitern, denn auch der Knabe saß still, in einem Mantel gehüllt, und mochte wohl bei dem in dieser Gegend so ungewohnten strengen Winter an die warmen Sonnenstrahlen denken, die jetzt die heimathlichen Fluren bescheinen mochten. Er mußte jetzt oft auf der

Harfe ſpielen, die der Alte gar nicht mehr berührte, und arabiſche Lieder ſingen, aber unter dieſen wählte er ſich nur die ſchwermüthigſten aus. Als ihn der Alte eines Tages fragte, was ihn ſo traurig ſtimme, erwiederte er zu deſſen Erſtaunen: „Vater, wir Alle ſehen den Libanon nicht wieder, in dieſer kalten Gegend finden wir ein kaltes Grab!“

„Thörigter Knabe!“ ſchalt ihn der Alte „Was weißt Du von der Zukunft? Die liegt vor des Menſchen Blick verſchleiert. Singe, genieße Deine Jugend, pflücke Dir Blumen zum Kranze, aber denke nicht an Zukunft und Grab.“ Dann weinte der Knabe, ſchüttelte ungläubig ſein Haupt und legte es trauernd an die Bruſt des Alten, den dann oft auch eine trübe Ahnung beſchlich.

Ibrahim und Muſtapha waren heiterer. Jeder hatte die Roſe gefunden, deren Duft ihn entzückte, deren Dorn ihn nicht ſtach; ſie dachten weniger als je an die Heimath, Kampf war ihre Luſt, die ſchönen entſchleierten Mädchen ihre Wonne.

So vergingen Monate und Guelphe und Ghibelline ruhten, nur ſelten hörte man Waffengeklirr, ſeltner noch Trompetenſchall die Streiter zum Kampfe rufen, aber der nahende Frühling und die ſich immer mehr befeſtigende Geſundheit des Kaiſers ließen jedoch bald wieder ein thätigeres, geräuſchvolleres Leben erwarten.

Schon hatte Friedrich II. ſeine Krankenſtube verlaſſen, ſchon manchem kleinen Feſte mit beigewohnt, doch war er noch nicht aus dem Palaſt getreten. Da beſchloß er endlich am kommenden Tage nach ſo langem Entbehren wieder auf die Reiherbeize zu reiten, und es wurde in aller Eile

das Nöthige zu dieſer Jagd, die am Ufer des Tanaro gehalten werden ſollte, verbereitet. Die ganze Umgebung des Kaiſers, auch Blanca, ſollte folgen, nur Conrad erhielt den Befehl in Vitteria zurückzubleiben; vielleicht gedachte der Kaiſer noch der Jagd bei Turin.

Die Mitte Februars war verüber, der rauhe Winter hatte dem lachendſten Frühlinge Platz gemacht, der ſchon überall ſeine freundlichen Kinder, die Blumen, auf Wieſe und Flur hervorkeimen ließ, als dieſer Tag erſchien, der das ganze Lager mit Freude und Luſt erfüllte, denn die Krieger hingen mit Liebe an ihrem tapfern, großmüthigen, freigebigen Fürſten; der morgende Tag ſollte ihnen ein allgemeiner Feſttag ſein.

Weniger beglückt, und im Herzen traurig, verließ auch Hans Rechberg heute ſeine Wohnung und luſtwandelte mit den Seinen und Conrad an dem Ufer des kleinen Baches, der ſich nach kurzer Bahn in den Tanaro ergießt. Schweigend wanderten ſie verwärts, ihre Bruſt war zu beengt um zu ſprechen, denn der kommende Tag ſollte der letzte ſein, den ſie in Vitteria verbringen wollten. Alle, nur nicht Benjamin, ließen Theures zurück, und der Alte dachte oft an den Rechberg, dem er nun für immer den Rücken wandte, auch beſchäftigte ihn das, was er am ſpäten Abend noch dem Kaiſer ſagen wollte, der ihn um dieſe Zeit zu ſich beſchieden hatte.

Als ſie mit Conrad an ein freundliches Plätzchen kamen, wo hohe Pappeln ihre ſtolzen noch entlaubten Kronen in die Lüfte ſtreckten, meinte der Greis, daß ſie hier am plätſchernden Quell auf den Raſenſitzen ruhen und ſich an dem Untergange der Sonne laben wollten.

Sie ſetzten ſich. Conrad, ſonſt nur mit Blanca beſchäftigt, fühlte ſich heute von dem Gedanken ergriffen, daß der Augenblick der Trennung von dem alten Manne, dem er ſo nahe verwandt und der ihm mit ſo viel Liebe zugethan war, ſo nahe ſei. Die Gewißheit, daß die Trennung für immer ſein werde, machte ihn traurig, und keiner von Allen ſchien aufgelegt ſeine Empfindungen in Worten auszuſprechen. Sie ſaßen ſtill ſinnend da, nur Benjamin pflückte am Ufer des Baches die ſpärlich aufgeſchoſſenen Blumen und wand ſich einen Kranz aus dieſen Erſtlingskindern des Frühlings. Endlich brach der Alte tiefaufſeufzend das Schweigen. „Wohl dem," ſprach er, den Blick nach der untergehenden Sonne gerichtet „wohl dem, der nur eine Heimath ſein nennt, wo jedes Plätzchen ihm noch aus ſeiner Knabenzeit werth iſt, wo er als Jüngling zu Thaten auszog und das Liebchen, ſeiner Rückkehr treu harrend, zurück ließ. Trieb ihn auch ein feindliches Geſchick weit weg, von dem Schloſſe ſeiner Väter, mußte er auch, den Wanderſtab in der Hand, von Land zu Land umher wandern, ihn zieht die Sehnſucht doch immer nur nach einem Punkte, nur nach der Wiege ſeiner Jugend. Mir aber geht es wie der Schwalbe; ſie verläßt ſobald die Stürme des Herbſtes nahen das Neſt, worin die Alten ſie ſorgſam pflegten, ſie umkreiſt mit raſchem Flug noch dreimal das ſchützende Dach, unter dem ſie lebte, ſetzt ſich auf den hohen Giebel, wirft noch einen traurigen Blick auf ihre ſtille Heimath und die Geſpielen, wie die Alten, kommen, umkreiſen ſie, locken ſie mit ihrem Zwitſchern, und ſie muß folgen, wohin die Macht ihrer Beſtimmung ſie treibt. Sie ziehen

dann nach unbekannten Ländern, wo ſie eſt ihr Grab finden. Aber kaum daß der Frühling erwacht, erwacht auch die Sehnſucht in ihnen nach dem traulichen Neſte, das ſie verließen, ſie haben die durchſchiffte Bahn nicht vergeſſen, ſie kehren zurück, finden das ſchützende Dach noch, bauen von Neuem ſich an und werden von Neuem von ihrer Beſtimmung fortgetrieben. Sie haben zwei Heimathen, die eine gab ihnen das Leben, in der andern finden ſie den Tod."

„So auch ich!" fuhr er nach einer Pauſe fort „Das Abend- wie das Morgenland iſt meine Heimath, dort, wo ich geboren ward, ſoll, will ich nicht ſterben. Deshalb, ihr Söhne des Libanons, friſch den Wanderſtab ergriffen und die Wallfahrt nach dem Orient begonnen! Was mir Theures hinter jenen Bergen liegt, bleibe für immer zurück! — Dir aber, mein Conrad, ſag' ich ein langes, wahrſcheinlich ein Lebewohl für die Ewigkeit — und doch glaub' ich, wir ſehen uns bald wieder, denn Du biſt ein wilder Wanderer, Du ſtürzeſt Dich über Klippen in die brauſende Fluth und Deine Bahn wird bald vollendet ſein!" — Er legte bei dieſen Worten ſeine Hand auf des Jünglings Haupt und ſegnete ihn.

In ſich gekehrt ſaßen nun Alle; nur Benjamin, der wohl aufmerkſam zugehört haben mochte, begann, immer noch ſeinen Kranz windend, mit volltönender Stimme zu ſingen:

„Wohl dem, der nur ein ſtilles Land,
Nur eine Stelle kennt,
Das er ſein theures Vaterland,
Die liebe Heimath nennt.

Doch weh' dem, der von Nord nach Süd,
Aus jenem rauhen Land
Nach Syriens Palmenhainen zieht,
Er hat kein Vaterland!"

Ibrahim verwies dem Knaben mit zornigem Blick ſeinen Geſang, der Alte aber ſagte: „Er hat Recht! — Hier hält es mich feſt, dort zieht es mich hin — Ich wünſchte der Zwieſpalt in meinem Innern wäre gehoben.

Unbekümmert um Ibrahims drohenden Blick trat jetzt der Knabe zu Rechberg und flecht den eben beendeten Kranz in das gelbgelockte Haar des Deutſchen „Conrad Rechberg" ſagte er, „verwahr ihn wohl und gedenke dabei mit Liebe an Benjamin, wenn er auch weit von Dir ſein Roß tummelt — Denk an ihn" —

Doch Ruprechts Ankunft, der mit Haſt herbei kam, ſtörte den Knaben. „Herr!" rief er Hans Rechberg entgegen „Kehrt ſchnell heim, der Kaiſer hat nach Euch geſendet und wünſcht Euch ſchon jetzt zu ſprechen." Der Alte erhob ſich ſchnell, die Andern folgten, und bald ſtand der Greis vor dem Kaiſer.

„Ihr habt mich noch vor Eurer Abreiſe ſprechen wollen, Hans Rechberg?" redete ihn der Kaiſer bei ſeinem Eintreten an.

„Ja, gnädigſter Herr!" erwiederte der Alte „Es zog mich her zu Euch, noch einmal den Hohenſtaufen zu ſehen, den ich in Manchen ſelbſt höher als ſeinen großen Ahnherrn, den Barbaroſſa, ſtellen muß; es trieb mich, ihm mein Geſchlecht, von dem ich jetzt auf immer Abſchied nehme, zur Gewogenheit anzuempfehlen."

„Die Rechberge waren immer gute Nachbarn und treue Anhänger der Hohenstaufen," erwiderte der Kaiser „sorgt nicht, sie verdienen, daß ich sie belohne."

„Auch Conrad?" fragte der Alte, und sein Auge ruhte forschend auf Kaiser Friedrich.

„Auch diesen, wenn auch nicht in dem Maaße, wie er es wünscht, deshalb beruhigt Euch, alter Mann! Ich möchte Euch gern diese Last vom Herzen nehmen, aber ich kann nicht, ohne Euch zu täuschen. Zieht nach dem Libanon mit ruhigem Gemüth, bangt nicht um Conrad, was das Schicksal über ihn beschlossen hat, kann ich nicht wissen, kann es nicht ändern. Daß ich ihm wohl will, daß ich nach Kräften mit Allem seine Treue lohnen will, was ich vermag, mit Ehre, Geld und Gut, diese Ueberzeugung nehmt mit auf Eure lange Reise — nur meine Tochter Hand schließ ich davon aus."

„So seid Ihr karg gegen ihn, mein gnädigster Herr, Ihr bietet dem Verlechzenden den goldnen Becher, statt ihn mit Wein zu füllen. Nur nach Einem strebt sein Geist, und dieses Eine, dies Einzige, das ihn beglücken kann, versagt Ihr ihm. Immer noch hoffend, das Herrlichste zu erlangen, wird er das Herrlichste vollbringen wollen und sich dem Tode weihen!"

„Mag er!" diese leis gesprochenen Worte mochten dem Kaiser entschlüpft, aber nicht dem Ohre des Alten entgangen sein.

„Ja, gnädiger Herr!" nahm der Greis schnell das Wort „Es thut einem Herrscher wohl, wenn Tausende

ſich für ihn in den Tod ſtürzen; der Tollkühne iſt der beſte Diener ſeines Herrn, 10 Feinde ſtürzen, und er bezahlt nur mit einem Leben, der Gewinn iſt augenſcheinlich."

„Nicht immer!" nahm der Kaiſer ruhig das Wort „Oft hat ein Mann mehr Werth, als Hunderte. Ihr habt mich mißverſtanden, alter Mann!"

„Ich glaube kaum, Herr! Conrad Rechberg iſt Euch läſtig, ſein Tod befreite Euch von mancher Sorge — Doch auch er ſteht in Gottes Hand, wie Ihr, er möge Euch Beide ſchützen. — Lebt wohl, mein gnädiger Herr!" ſprach hierauf der Alte mit Rührung „Möge der Himmel Eure Unternehmung ſegnen, möge er den Namen der Hohenſtaufen lange zum Heil des deutſchen Vaterlandes blühen laſſen!"

Der Kaiſer reichte ihm die Hand, die der Alte mit Inbrunſt küßte. „Seid milde, Herr, gegen Conrad, und jagt ihn nicht in den Tod!" Bei dieſen Worten betrachtete er noch einmal den Kaiſer, es war ja das Letztemal daß er einen Hohenſtaufen ſehen ſollte, und „Gott mit Euch und meinem Vaterlande!" ausrufend, verließ er das kaiſerliche Gemach.

18.

Am andern Morgen beſtieg der Kaiſer unter Hörnerklang und unter dem Zujauchzen des Volkes ſein Roß, um ſich endlich einmal wieder an dem edlen Waidwerk zu ergötzen. Sein Ausſehn war friſch und kräftig;

er grüßte die jauchzende Menge mit jener Freundlichkeit und Milde, die ihm ſchon ſo viele Herzen gewennen hatte, ſprach mit manchem benarbten Krieger, theilte ſelbſt hier und da Geſchenke aus, und verließ mit freudigem Gemüth Vittoria, denn die Stimmung des Kriegsvolks mußte für ihn, beſonders in damaliger verhängnißvoller Zeit, von großem Werthe ſein.

Die von Parma hatten von ihren Thürmen dies Alles deutlich ſehen können, auch mochte ſich mancher Verräther im Heere befinden. Ihnen entging nicht, wie das Kriegsvolk ſich ungezügelt ſeinem Jubel überließ, den geliebten Kaiſer wieder hergeſtellt, in voller Kraft ſein arabiſches Roß tummeln zu ſehen, und daß es ſich, keine Gefahr von den Guelphen, die nun ſchon ſeit Monaten ſich thatenlos hinter ihren Mauern verborgen gehalten hatten, befürchtend, ganz ſeinem Freudetaumel hingab.

Dieſen allgemeinen Jubel theilten die Rechberge nicht. Conrad verſtimmt, daß ihm der Kaiſer zurück zu bleiben geboten hatte, ſaß finſter und in ſich gekehrt in ſeinem kleinen Gemache, während der Alte kopfſchüttelnd dem tollen Treiben des italiſchen Kriegsvolks zuſah, das bald in Völlerei ausartete. Er ſetzte ſich zu Conrad, und ſelbſt Aufheiterung bedürfend, denn der Aufbruch am kommenden Morgen lag ſchwer auf ſeinem Herzen, vermochte er nicht in die Seele des Traurigen einen Tropfen Troſt zu träufeln. Er redete von Mancherlei mit ihm, befahl ſogar Benjamin ein luſtiges Liedchen anzuſtimmen. Auch Ruprecht, der mit dem Knaben ſich beſchäftigt hatte, that ſein Möglichſtes, des Herrn Gemüth heiterer zu ſtimmen; aber Aller Bemühung war heute vergeblich. „Bring'

mir meine Rüſtung und laß mir mein Streitroß ſatteln!“ befahl Conrad, ſtatt auf des Knaben ſchmelzende Töne zu hören „Mich ergreift die Sehnſucht, mit dem Feinde zu kämpfen; ich will hin unter ihre Mauern, einen Tapfern durch höhnende Worte herauslocken, und, den Feind dicht vor mir, wird der Rechberg wohl vergeſſen, daß er heute nicht den Falken auf der Fauſt tragen, und ihn dem aufſteigenden Reiher nachſenden darf“ —

Ruprecht verweilte einen Augenblick, ehe er den ihm ſo auffallenden Befehl ſeines Herrn vollführte, denn Kaiſer Friedrich hatte ſtreng jeden Zweikampf dieſer Art verboten, da er manchem Tapfern das Leben koſten, dem Wohl des Ganzen aber nicht förderlich ſein konnte, doch ein wiederholter Befehl trieb endlich den treuen Diener hinaus, des Herrn Gebot zu vollſtrecken.

„Conrad,“ nahm hierauf der Greis das Wort „führt Dich die Verzweiflung ſchon wieder zu tollkühnem Unternehmen? — Was kann es Dir frommen, gegen Deines Herrn Befehl Dich in nutzloſen Kampf einzulaſſen? Siegſt Du, haſt Du nichts gewonnen, überwunden Alles verloren.“

„Ihr irrt in mir, guter Vater!“ erwiederte Conrad „Nicht Verzweiflung treibt mich hinaus, nicht thörigte Kampfluſt; mir iſt unter dem Jauchzen und Toben der Trunkenen, als müßte ich mich zu ihrer Vertheidigung wappnen, es iſt ein ahnendes Gefühl, das mich treibt.“

Bei dieſen Worten ſchnallte er den Panzer um, den ihm Ruprecht brachte, ſetzte den Helm auf und umgürtete ſich mit ſeinem guten Schwerte. Da hörte er das Wiehern ſeines Streitroſſes, aber auch ſchon das wilde

Geſchrei der Fliehenden, die einzeln unter dem Rufe „der Feind naht!“ durch die Straßen ſtürzten. „Lebt wohl!“ rief er ſeinem Ohm zu „Nun weiß ich, weshalb ich hier zurückbleiben mußte.“ Er eilte hinunter, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ſah ſchon ein tolles Treiben auf allen Straßen. Hier ſtürzte der Eine gerüſtet hervor, dort lag ein Trunkener, lachend den nahenden Feind erwartend, überall ſah er Schrecken und Unordnung. Da trieb er die Fliehenden zurück, ſammelte, was er auf ſeinem Wege ſtreitfähig fand, und eilte nach dem offen ſtehenden Thor, durch das die Straße nach Parma führte. Hier fand er ſchon den ehrwürdigen Thaddeus von Seſſa auf ſeinem ſchwarzen Roſſe, von einem kleinen Haufen umgeben, ſah in der Ferne die dunkeln Schlachthaufen der Guelphen wie finſtre Gewitterwolken ſich heran wälzen. „Laßt das Fußvolk hier,“ redete ihn Seſſa an „jagt nach König Enzio's Quartier, mich dünkt, dorthin zieht ſich der ſtärkſte Haufe der Feinde. Die Deutſchen kennen Euch, ſtellt Euch an ihre Spitze, und begegnet Ihr einem der Hauptleute, ſo gebt ihm in meinem Namen den Befehl, in Vitteria zu ſammeln, was zur Vertheidigung im Stande iſt, und es mir zuzuführen.“

Conrad ſprengte davon; ihn freute es, daß er an der Spitze der Deutſchen in den Feind einbrechen ſollte; aber die immer ſtärker und ſtärker heranziehenden Guelphen trübten die Freude bald, denn er ſah überall die kaiſerlichen Völker in größter Unordnung und in thörigtem Freudetaumel, zur Hälfte trunken und zu keinem Widerſtande fähig. „Gott gebe der gerechten Sache den Sieg!“ rief er bei dieſem entmuthigenden Anblick aus, trieb ſein Streitroß

an, und ſah ſchon in der Ferne die Führer ſich mühen, König Enzio's Schaaren zu ordnen; aber manches Fähnlein fehlte, dünn waren die Reihen und, wie in Vittoria, überall Entmuthigung und der größte Theil ſchon auf regelloſer Flucht. — Jetzt erblickte er Gerhard von Correggio, dieſen gewaltigen rieſenhaften Mann, den die von Parma zu ihrem Podeſta erwählt hatten und den er leicht an ſeinem hohen rothen Federbuſch erkennen konnte, an der Spitze der Reiterei hervorbrechen und mit geſenkten Lanzen auf die Schaaren Enzio's eindringen. Noch war er zu entfernt, ſich an deren Spitze ſtellen zu können, vergebens trieb der Sporn ſein ſchon blutendes Roß, er ſah die Deutſchen nur matt dem mächtigen Stoß der Guelphen widerſtehen, er ſah ſie wanken — fliehen.

„Seid Ihr König Enzio's unüberwindliche Schaar?“ rief er, ſich in die Mitte der Fliehenden ſtürzend „Wo iſt Euer Muth, wo Eure Kraft? — Oder war es Enzio allein, der Euch begeiſtern konnte, und ohne ihn ſeid Ihr feige Söldner? — Steht!“ rief der junge Held und ergriff des Königs Fahne, die er dem fliehenden Bannerträger entriß „Steht, und vertheidigt dies Heiligthum!“ — Und Viele ſtanden, eine wackre Schaar ſammelte ſich um ihn, und von Neuem ſchmetterten die Trompeten, von Neuem begann der Kampf Mann gegen Mann.

Aber was vermochte der kleine Haufe gegen die Uebermacht; nach tapferer Gegenwehr ſank das Banner, und Alles löſte ſich in wilde Flucht auf.

Sorglos überließ ſich indeſſen Kaiſer Friedrich ſeinem Vergnügen; ſchon war mancher Reiher gebeizt, und die Falken ſchienen heute wetteifern zu wollen, wer ſich am

höchſten empor ſchwingen, am kühnſten ſich auf den Reiher herabſtürzen könnte. Jetzt eben verfolgte des Kaiſers Auge ſeinen Lieblings-falken, dem er die Kappe abgenommen, und der ſich eben mit ſtolzem Flug über den ſteigenden Reiher empor geſchwungen hatte, jetzt ſchaute König Enzio zufällig hinter ſich und rief dem Kaiſer zu: „Seht, mein Vater, welcher Rauch ſteigt dort hinter jenem Hügel auf?“ der Kaiſer hielt ſein Roß an, wandte ſich und rief: „Vittoria oder Parma ſteht in Flammen!“ Sich nicht um Falken noch Reiher kümmernd, ſprengte er den Hügel hinauf, ſah die Flammen gen Himmel lodern und in weiter Ferne das ganze Feld mit Flüchtigen bedeckt. Einen Augenblick überraſchte es ihn, doch nur einen Augenblick, dann rief er Thomas Camponero zu ſich: „Jage nach der Brücke des Zanaro, ſammle dort die Fliehenden, keiner überſchreite den Fluß, bald bin ich bei Dir, — Du aber, Enzio“ — wandte er ſich zu dieſem — doch der königliche Jüngling ſprengte ſchon mit verhängten Zügeln über die Ebene dahin, ſammelte die Flüchtigen um ſich und rückte mit ihnen gegen das brennende Vittoria. Ein Lächeln drang bei dieſem Anblick durch die ernſten Züge des Kaiſers, denn auch in dieſem Augenblick, wo das Schickſal ſo ſtreng auf ihm laſtete, erfreute ihn der tapfere Sohn. Doch die Freude war auch nur für den Augenblick; er wandte ſich zu Peter Vinea, der hinter im hielt, und ſein Auge traf hier ein tückiſch lächelndes Geſicht, das jedoch ſchnell an ſeinem Herrn theilnehmend aufblickte.

Kaiſer Friedrich verſchloß, was ſchon von ſeinen Lippen bitter hervorbrechen wollte, in ſeiner Bruſt, befahl

die Jagd einzuſtellen, ſammelte ſein bedeutendes Gefolge um ſeine Perſon, und ritt den immer noch, hier in geſchloſſenen Haufen, dort zerſtreut Zurückfliehenden entgegen.

Ohne ſeinem Unmuth freien Lauf zu laſſen, ohne ein zürnendes Wort auszuſprechen, ſammelte er die Fliehenden um ſich, denn nicht wie ein Tollkühner wollte er ſich dem Feind mit geringer Macht entgegen werfen, mit Kraft wollte er retten was noch zu retten war — die Ehre! — Das ſtolze Vitteria ſtand in Flammen, die Siegsverkünderin war nicht mehr, das ſchöne Heer zerſtreut, auf wilder Flucht begriffen, wenig war nur noch zu retten, aber die Guelphen mußten nach Parma zurückgeworfen, die Stadt, wenn auch nur noch für Tage, von Neuem eingeſchloſſen werden. Dies war der Gedanke, der in ihm zur That werden ſollte, dies der Grund, weshalb er ſo langſam vorrückte, dies die Urſache, weshalb er einen Boten an Camponere ſandte, mit Allem, was er an der Brücke geſammelt habe zu ihm zu ſtoßen, und ſie nur mit weniger Mannſchaft beſetzt zu halten. So rückte er, nachdem er 4000 Streiter um ſich ſah, gegen das hellodernde Vitteria vor und hielt hinter einem ohnfern der Stadt gelegenen Hügel. Hier ſtieß König Enzio mit 2000 Reitern, meiſt Sarazenen, zu ihm, brachte aber die traurige Nachricht mit, daß der edle Thaddeus von Seſſa, nachdem er im Kampf beide Arme verloren habe, gefangen und von den Guelphen in Stücken gehauen ſei.

Dieſe Nachricht erſchütterte des Kaiſers Gemüth; er wendete ſich ab, die Thräne zu verbergen, die er ſeinem redlichſten Diener, ſeinem treuſten Freunde weihte, dann

aber ergriff ihn der Zorn. „Laßt mein Banner wehen, das, Gott gedankt, gerettet iſt!“ rief er „Blaſet, Trompeter! — Vorwärts, zum Angriff!“ — So begierig war er den Tod Seſſa's zu rächen, daß er kaum duldete, daß man ihn wappnete; das Unglück des Freundes hatte ihn tiefer verwundet, als das eigene.

Von allen Seiten ſammelten ſich immer noch mehr Flüchtige um das aufgerollte einſtige Zeichen des Siegs; auch Camponero rückte mit einer bedeutenden Schaar heran, und wohl an 8000 Krieger brannten vor Begierde, ihre Schande durch neuen Sieg auszuwetzen. Die von Parma, durch ſtete Ausfälle auf der ſüdlichen Seite Ezzelin feſthaltend, erwarteten heute keinen Kampf mehr, plünderten Vittoria, trugen die gemachte Beute heim und überließen ſich ſorglos ihrem Siegestaumel. Da vernahmen ſie plötzlich den Schall der Trompeten, da brach wie eine tobende Windesbraut Enzio mit den Sarazenen hinter dem Hügel hervor, und ſtürzte ſich unter wildem Allah-Ruf in die brennende Stadt, wo ein furchtbares Gemetzel begann, und die Guelphen nur noch durch ſchnelle Flucht ſich zu retten hoffen konnten. Das Blutbad wäre fürchterlich geweſen, wäre der Podeſta nicht mit der Reiterei herbei geeilt und hätte die Fliehenden aufgenommen. Aber auch die kaiſerlichen Geſchwader waren den Sarazenen gefolgt, die Enzio kaum zurückhalten konnte, ſich auf den Podeſta und ſeine Geharniſchten zu werfen, der dies wünſchen mochte, denn hoch flatterte in ſeinen vorderen Reihen das gewonnene Banner König Enzio's, dieſem zum Hohn. Aber, ſeinem Vater an Muth und Beſonnenheit, gleich reizte dieſer Hohn den Jüngling nicht;

er ordnete ruhig seine Schaaren, und als er mehrern Fähnlein seiner sich wieder gesammelten deutschen Reiter vorbei ritt, zeigte er ihnen das Verlorene. „Schändlich habt Ihr das Heiligthum verlassen," rief er ihnen zu „ewige Schande treffe Euch, gewinnt Ihr es nicht wieder! — Und die Trompeten gaben das Zeichen, König Enzio an ihrer Spitze stürmten die Kaiserlichen auf die Guelphen, Rudolph von Stein gewann das Banner, der riesige Podesta mußte fliehen, die Thore von Parma schlossen sich hinter ihm.

Noch hielt Kaiser Friedrich vor Vitteria. Er hatte die noch brennende Stadt, die meistens aus Holz erbaut, leicht ein Raub der Flammen geworden war, umgangen und war mit dem Fußvolk zur Unterstützung der Reiterei gefolgt. Jetzt, da die Guelphen sich wieder hinter Parma's Mauern zurückgezogen hatten, war sein Tagewerk gethan und er ritt in die Stadt um Anordnung zur Rettung zu treffen, wo noch Etwas zu retten war. Aber gierig hatten die Guelphen geplündert, gieriger noch die Flammen Alles ergriffen und nichts verschont. Nur hier und da stand noch ein einzelnes von Stein erbautes Haus, oder eine ärmliche Hütte, die den Beutedürstenden zu elend erschien, die Brandfackel hinein zu schleudern. Schon in der Ferne sah er die Trümmer seines Palastes. Seine Schätze, selbst die kaiserliche Stirnbinde, der Scepter und die Krone von Sicilien waren vielleicht in die Hände der Guelphen gefallen; nichts war ihm von allen Zeichen der Macht geblieben, nur der Rest seines Heeres und sein Muth blieb ihm.

In ernster Stimmung ritt er durch das niedergerissene

Thor. Er ſchickte mehrere Diener ab, zu verſuchen, ob ſie jetzt ſchon durch die rauchenden Trümmer ſich Bahn brechen könnten, denn immer noch hoffte er, daß Krone und Scepter nur unter dem Schutte begraben und nicht in die Hände der Feinde gekommen wären, und während die Diener ſeine Befehle ausführten und ſein Auge umherſchweifte, traf es einen Gegenſtand, der ihn von Neuem tief und ſchmerzhaft ergriff.

Nicht fern von dem Portale, durch welches man in den Palaſt eingetreten war, lag Hans Rechberg, die Bruſt von einem Lanzenſtich durchbohrt; neben ihm ſaß Benjamin, hielt die zertrümmerte Harfe im Arm, kümmerte ſich nicht um das Nahen des Kaiſers, und kein Auge von dem Todten wendend, verſuchte er in die geſprungenen Saiten der Harfe zu greifen, deren Ton wie der letzte Seufzer des Greiſes nun verklungen war. Nicht fern von Jenem lag, von vielen Schwerthieben entſtellt, Muſtapha, die Fauſt auch noch im Tode krampfhaft geballt.

Des Kaiſers Auge ruhte ſchmerzvoll auf dem Greis, deſſen Auge für immer geſchloſſen, und auf dem Knaben, deſſen Blick regungslos auf dem Todten geheftet war. „So mußteſt Du doch für einen Hohenſtaufen ſterben, alter ehrwürdiger Greis?“ rief er mit tiefer Rührung aus „So mußte doch der Wunſch Deiner frühſten Jugend im Alter erfüllt werden, Dein Schickſal Dir hier Dein Ziel ſtecken? Du ſollſt nicht im Grabe unter Deinen Palmen am plätſchernden Quelle ruhen, nicht am Libanen ſollen Deine Enkel Dich beweinen? — Nun, ſo möge ſich Dir ein anderes in der Kapelle von Rechberg öff-

nen, dort wirſt Du ſo ſanft ſchlummern, als unter den Palmen!“

„Nehmt den Todten,“ befahl er jetzt „bringt ihn an ſichern Ort, und bewacht mir die Leiche, als ſei es die Leiche eines Heiligen!“ — Jetzt erſt, als die Diener den Todten ergriffen, fuhr der Knabe auf, ſah den Kaiſer, erſchrak, und ſtreckte ſeine Hände bittend nach ihm. Dieſer verſtand die ſtumme Sprache des Bittenden. „Du kannſt ihm folgen,“ ſagte er freundlich „folgen, bis er in ſeine Gruft geſenkt wird.“ Ohne zu danken ergriff Benjamin die Trümmer ſeiner Harfe und folgte der Leiche des Vaters.

Kron' und Scepter ward nicht gefunden, der Feind trieb ſchon in der Stadt ſeinen Spott mit den Kleinodien des Herrſchers, da warf Kaiſer Friedrich noch einen Blick auf die Trümmer ſeines Palaſtes, und verließ das in ſtolzem Kraftgefühl erbaute, noch flammende Vitteria.

19.

Blanca war, als ihr Vater die Jagd aufhebend gen Vitteria ſich wandte, am Tanaro zurück geblieben, doch lange hielt es ſie hier nicht feſt. Die Heldenſeele des Mädchens konnte nicht in banger Ungewißheit verweilen, es zog ſie hin, wo das Schwert über das Schickſal Tauſender, vielleicht über das Schickſal des Vaters entſchied. Vater, Bruder, und auch er, auch er weilte ja dort, das Verhängniß hatte vielleicht jetzt ſchon, während ſie

in Unthätigkeit harrte, seinen schwarzen Todeswürfel über das Haupt der Geliebten geschüttelt, es drängte sie fort und, von ihrer Begleitung gefolgt, sprengte sie den Hügel hinan, von welchem sie die Ebene übersehen konnte.

Vittoria stand noch in Flammen, Verwundete schlichen über das verödete Feld, Sterbende kämpften den letzten Kampf um die wenigen Augenblicke eines schmerzlichen Lebens, aber kein Flüchtling jagte mehr über Steck und Stein, Keinen trieb die Flucht nach der Brücke des Taro, die Gegenwart des Kaisers hatte alle Gemüther mit neuem Muthe beseelt. Dies bestimmte den Anführer ihrer Begleitung, ihren Befehlen zu folgen und den Weg nach der brennenden Stadt zu nehmen; doch je näher sie kamen, deste stärkere Ueberzeugung erhielt der alte Kriegsmann, daß hier der Kampf noch nicht beendet sei. Er bat Blanca, ihren Weg hier nicht zu verfolgen, sondern sich weiter rechts nach dem Quartiere König Enzio's auf einen Hügel zu ziehen, von wo man das Feld bis zur Stadt überschauen, und sie ohne Gefahr rasten könnte. Blanca folgte dem Führer und trabte den Hügel hinauf. Vor ihr zur Linken lag das brennende Vittoria und die triumphirende Guelphenstadt; auch sah sie das Heer ihres Vaters in dicht geschlossenen Reihen um die Stadt sich ziehen, erkannte Enzio's Tigerroß und die wallenden drei weißen Federn auf seinem Helm; ihr Herz bebte vor Freude, als sie die Trompeten schmettern, den wilden Kriegsruf seiner Schaar, den Allahruf der Sarazenen vernahm, als sie sah, wie die Deutschen sich auf die Feinde stürzten und ihre dichten Reihen durchbrachen, wie diese flohen und die Thore der Stadt sich hinter ihnen schlossen.

Sie ſah alles dies, nur nicht das ſchwarze Streitroß Conrad Rechbergs, nicht ſeinen ſchwarzen Helmbuſch im Winde flattern, und Beide waren ihr doch ſo nahe! — Am Fuß des Hügels lag ein ſchwarzes Roß, noch den Schaft einer Lanze in ſeinem Bug, und unter einem blätterloſen Kaſtanienbaum ſaß ein ſarazeniſches Mädchen, einen Todten, deſſen bleiches Haupt auf ihrem Schooße ruhte, mit ihren Thränen vergebens zum Leben rufend — Der Helm mit den ſchwarzen Federn lag neben ihr — „Er iſt's!“ ſchrie Blanca, ſprengte den Hügel hinab, ſprang vom Roß und warf ſich, unbekümmert um die ihr Folgenden, über den Geliebten.

„Stört ſeinen Schlummer nicht, edle Herrin,“ bat die Sarazenin, und ihr Arm hielt die faſt Bewußtloſe zurück, ſich über ihn zu ſtürzen „es iſt ſein erſter Schlummer, ſtört ihn nicht!“

Blanca ſah auf, erblickte Zaide, ein ſchneidender Schmerz durchbohrte ihre Bruſt. „Du hier?“ rief ſie, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen „Du hier, und er in Deinem Schooß?“

„Stört doch ſeinen Schlummer nicht, hohe Herrin!“ bat nochmals Zaide „Seht, wie blaß er iſt, die Wunde iſt gar tief, Eure Sklavin hat ſie verbunden.“

Blanca wandte ihr Auge von dem Mädchen jetzt auf den Schlafenden, der eher in den Armen des Todes, als in dem Schoos eines ſchönen Mädchens zu ruhen ſchien, und Thränen entſtürzten ihr. Sie mochte in dieſem Augenblick wohl fühlen, daß Zaide ihn gerettet, ſie ihr wehe gethan habe, denn ſie reichte ihr, ohne aufzublicken, die Hand, welche die Sarazenin mit Heftigkeit an ihr Herz

preßte und ſie küſſend mit Thränen benetzte, während Blanca auf jeden Athemzug lauſchte und immer noch fürchtete, es ſei der Tod, nicht ſein Zwillingsbruder der Schlaf, der ihm die Augen geſchloſſen habe. Doch bald faßte ſie wieder Muth, winkte ihre Begleiter, die ſie kurz vorher durch Zeichen entfernt hatte, herbei, erhob ſich und gab die nöthigen Befehle, daß ein Wundarzt ſchnell geholt und alles Nöthige, den Verwundeten fortzubringen, herbei geſchafft werde. Dann ſetzte ſie ſich neben Conrad, den Blick auf ihn geheftet, und verfiel in düſtres Sinnen; denn bald dachte ſie an den Geliebten, bald an die traurigen Ereigniſſe dieſes verhängnißvollen Tages. Sie fühlte, wie tief das Gemüth ihres edlen Vaters verwundet ſein müſſe, wie dieſer eine Tag Alles umgeſtaltet habe, wie ſehr ſeine Feinde triumphiren würden. Ihre Theilnahme ſchwankte zwiſchen Vater und Geliebten, aber wohin ſie ſich auch wandte, überall ergriff ſie neuer, unausſprechlicher Schmerz; ſelbſt wenn ſie Zaide erblickte, in deren Schoos er ſo ſanft entſchlummert war, fühlte ſie ſich verletzt.

Endlich kam der Wundarzt, ein alter, im Dienſt des Kaiſers ergrauter Mann. „Edles Fräulein!“ bat er „Ehe ich den Ritter verbinde, muß ich bitten Euch zu entfernen, Euer Anblick könnte in dieſem Augenblick nicht wohlthätig auf ihn wirken, entfernt Euch! — Ich bringe Euch, ehe die Sonne untergeht, Kunde und ſage es Euch offen, wenn die Wunde tödtlich iſt. — Seht, dort zieht der Kaiſer aus der brennenden Stadt; ich glaube kaum, daß er weiß, wo er ein Obdach finden ſoll! — Eilt zu ihm, Eure Abweſenheit möchte ſeine Sorge noch vermehren.“

Blanca bedachte ſich einen Augenblick, dann beugte ſie ſich über den Verwundeten, als ob ſie ſeinen Athem noch einmal belauſchen wollte, drückte aber dabei einen leiſen Kuß auf ſeine Stirn und raunte Zaiden zu „Komm' bald zu mir, und berichte mir Alles!“ dann ſchwang ſie ſich auf ihr Roß, warf noch einen wehmüthigen Blick auf den Schlummernden und ſprengte nach der Gegend hin, wo der Kaiſer mit ſeinem Gefolge langſam über das verödete Feld ritt.

Kaiſer Friedrich bemerkte ſie kaum, als ſie an ihn heranſprengte, ſo ſehr war er in ſeinen Gedanken verſunken, doch als er aufſah und die Tochter erblickte, reichte er ihr ſchweigend die Hand, ſein Antlitz aber blieb umdüſtert.

„Das war ein Tag der Prüfung!“ ſprach er endlich zu ihr, und winkte ſeinem Gefolge zurück zu bleiben „Der Himmel wollte ſehen, ob Friedrich der Hohenſtaufe ſeinem Mißgeſchick unterliegen, oder ſich über das Tückiſche erheben würde — Wahrlich, er unterliegt nicht!“ rief er feurig aus, und ſein edles Antlitz blickte verklärt gen Himmel „Im Glück nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt, das iſt, das bleibt mein Wahlſpruch bis zum Tode!“

„Es ſind viele Opfer gefallen“ fuhr er dann fort. „Den treuen Thaddeus haben ſie gemordet, Mancher ſank auf dem Schlachtfeld“ —

„Auch Conrad Rechberg,“ fiel ihm Blanca in die Rede.

„Wohl ihm!“ fuhr der Kaiſer fort „Da unten ſchlafen die Glücklichen, hier oben darf Keiner ſich glücklich preiſen.“

Thränen rollten über Blanca's Wangen, ihr Aug
ſah ernſt auf den Vater.

„Du zürnſt mir, daß ich über ihn nicht jammere wi
Du" fuhr er fort. „Was iſt ein Halm, wo der To
mit ſcharfer Senſe die Saat mäht? — Ehe ich an's Zie
gelange, werden noch viele Tauſende fallen" —

„Aber Keiner, der mir ſo werth war als er!" ſeufzt
Blanca und ſchwieg. Auch der Kaiſer ſetzte das Geſpräch
nicht fort, winkte Einige aus ſeinem Gefolge herbei und
gab die nöthigen Befehle, wo er die Nacht zubringen
wolle. Das Heer blieb vor Parma gelagert.

Der alte Wundarzt hielt Wort und brachte der Kai
ſerstocher den tröſtenden Beſcheid, daß der Schlag der
Streitaxt Conrad mehr betäubt als ſchwer verwunde
habe, deshalb habe er Hoffnung, ihn zu retten, und der
junge Rittersmann könne vom Glück ſagen, daß ſein ver
wundetes Roß ihn ſo weit vom Schlachtfelde getragen
und ihn einer ſchimpflichen Gefangenſchaft entzogen habe.
Auch Zaide erſchien, aber ihre Worte waren nicht Worte
des Troſtes. Sie berichtete dem Fräulein, daß ſie in
dem allgemeinen Tumult ſo weit entflohen ſei, als ihr
Fuß ſie getragen, doch hätte ſie bald aus Mangel an
Kräften raſten müſſen. Sie habe ſich deshalb an jenem
Baum, wo Blanca ſie getroffen, erſchöpft angelehnt, und
zu dem Propheten gebetet, ſie aus ihrer Noth zu retten,
denn ſeitwärts hätte ſie geſehen, wie die Stadt in hellen
Flammen ſtehe und das kaiſerliche Volk in völliger Flucht
ſei, und vor ihr hatte, zwar in ziemlicher Entfernung,
ein Gefecht gewüthet, blutig und unglücksvoll, denn die
Deutſchen waren bald in wilder Flucht an ihr vorbei

gejagt, und, wie feſt gebannt, hatte ſie nicht Kraft gehabt, den Flüchtigen zu folgen. „Da ſah ich“ fuhr ſie fort „einen Ritter in ſchwarzer Rüſtung auf wild bäumendem Roß heranſprengen; das Roß ſchwer verwundet, ſtrengte die letzten Kräfte an, über den rauſchenden Bach zu ſetzen, der Sprung gelang, doch flog der Reiter weit weg und das Roß ſtürzte nicht fern davon zu Boden. Mich trieb eine finſtre Ahnung nach dem Verwundeten; ja, ſie hatte mich nicht getäuſcht, er war es, der mit geſpaltenem Haupt und geſchloſſenem Auge vor mir lag“ —

„Glückliche!“ unterbrach ſie Blanca, unwillkührlich dies Wort ausrufend.

„Glücklich? — Nein, Herrin, das bin ich nicht, das kann ich nie werden, ich bin ihm nichts, ich kann ihm nichts ſein, als ſeine Magd — Aber deshalb bitt' ich Euch, ſendet mich wieder zu ihm, er bedarf Pflege, Ihr dürft ſie ihm nicht reichen, gönnt mir den Troſt, doch Etwas für ihn gethan zu haben! — Ihr ſchweigt, ſeid unentſchloſſen? — Vertraut Ihr ſo wenig ſeinem liebenden Herzen? — O, dann könnt' ich Euch beklagen!“

„Geh' und pflege ihn — ich darf es ja nicht! — Bring' ihm einen Gruß von mir und ſag' ihm“ — ſie hielt inne und ſchwieg — „Bringe mir oft Kunde von ihm!“ ſagte ſie dann ſchnell, winkte Zaiden, ſich zu entfernen, und in dieſem Augenblick dünkte ihr die Sarazenin tauſendmal glücklicher zu ſein, als die Tochter des Kaiſers.

20.

Zwei Tage blieb Kaiser Friedrich noch vor Parma stehen, dann entließ er mehrere seiner Verbündeten und zog mit dem Reste seines Heeres nach Cremona, es dort von Neuem zu bilden, übergab es dann dem Befehl König Enzio's, und kehrte nach kurzem Aufenthalte nach Apulien zurück, dort neue Schaaren zu werben.

Während der kurzen Zeit, in welcher Kaiser Friedrich in Cremona verweilte, wo ihn ein Sieg König Enzio's mit neuer Hoffnung belebte, der 5 Tage nach dem Unfall bei Vittoria die von Parma und Mantua am Po schlug und ihnen 100 Fahrzeuge zerstörte und 300 Gefangene abnahm, hatte Blanca ihren Vater einigemal zu dem Kranken begleiten dürfen, an welchem er jetzt augenscheinlich mehr Theil nahm. Er ließ bei seiner Abreise, auf der Tochter Bitten, den alten Wundarzt zu seiner Pflege zurück; doch Zaide durfte nicht länger um Conrad bleiben, sie mußte Blanca nach Apulien folgen, die sie von jetzt an stets um sich behielt. Jugendkraft, Lebensmuth, selbst die neu erwachte Hoffnung, die des Kaisers Theilnahme in ihm wieder erweckt hatte, ließen Conrad bald von seinen Wunden genesen, und er mußte nun die traurige Pflicht erfüllen, die irdischen Reste des Greises nach dem Rechberg zu geleiten, wohin ihm auch Benjamin folgte, der still in sich gekehrt, allen Lebensmuth verloren zu haben schien. Mustapha war neben dem Alten gefallen, von Ibrahim aber wußte man nicht, ob er bei dem Ueberfall geblieben, oder entflohen sei, man hörte nichts von ihm. Auch das Schicksal Ruprechts blieb im

Dunkel, da man ihn nicht unter den Todten fand. Der treue Ruprecht war in dem Gefecht bei Vittoria gefangen worden und ſchmachtete in Parma; erſt ſpäter ward er ausgewechſelt und kam wieder zu ſeinem Herrn.

Als jedoch den Kaiſer auf ſeiner Reiſe nach Apulien dringende Geſchäfte in Piſa zurück hielten, trat der Aſſaſſine plötzlich vor ihn. „Hoher Herr!“ redete er ihn an „Mich hat die Todesſichel vor Parma verſchont, faſt durch ein Wunder ward ich gerettet, und obgleich ich tapfer focht, wie die Wunden meiner Bruſt zeigen, ſchämte ich mich doch meinem alten Vater nicht im Tode gefolgt zu ſein, denn daheim darf ich ohne ihn nicht kommen, und Schande verfolgt mich in Oſt und Weſt; deshalb verbarg ich mich bis jetzt. Ein Verſtoßener hier und dort, frag' ich Euch, hoher Gebieter, kann ich nach dem Euch getroffenen Unglück, auch jetzt nichts für Euch thun, und durch eine kühne That mich mit den Meinen verſöhnen?“

„Du kannſt nichts thun, Unglücklicher!“ erwiederte Kaiſer Friedrich und ſeine Stirn umdüſterte ſich „als eiligſt mein Hoflager verlaſſen und nach Deiner Heimath zurückkehren.“

„Das Erſtere werd' ich noch heute, mächtiger Herr, das Andere kann ich nicht,“ erwiederte dreiſt der Aſſaſſine — „So will ich denn, ein Ausgeſtoßner, meine Wallfahrt beginnen, vorerſt aber Euch Dank ſagen, daß Ihr meinem Vater ein Grab bei ſeinen Voreltern gegönnt habt. Auch hört Ihr vielleicht Weiteres von mir!“ — Er legte die Arme kreuzweis übereinander, neigte ſich ehrerbietig und ging.

Der Kaiſer ſah ihm ſinnend nach, er mochte das Vorhaben Ibrahim's ahnen, und als Peter von Vinea eintrat, erzählte er dieſem das eben Vorgefallene und glaubte wohl nicht, daß er den unglücklichen Ibrahim dadurch ins Verderben ſtürze, denn noch hatte dieſer in Livorno das Schiff nicht beſtiegen, das ihn nach der Provençe bringen ſollte, als er von Meuchelmördern überfallen und trotz der kräftigſten Gegenwehr niedergedolcht wurde.

Dieſe Begenbenheit, an und für ſich ohne Bedeutung, erweckte in Kaiſer Friedrich den Verdacht, es ſei auf Vinea's Befehl geſchehen, der für des Papſtes Leben gefürchtet habe. — Das Zutrauen, das er zu dieſem ſonſt ſo treuen Diener gehabt, ſchwand jetzt immer mehr und mehr.

In dieſer Zeit kam Conrad vom Rechberge zurück, wohin er die irdiſchen Reſte ſeines 90jährigen Ahns und den unglücklichen Benjamin gebracht hatte. Der Kaiſer nahm den deutſchen Ritter ſehr huldreich auf; der Kreis der Getreuen verengte ſich ja um ihn immer mehr, und ſo blickte Conrad von Neuem ein Stern der Hoffnung durch das düſtre Gewölk ſeines Lebens, denn auch Blanca ſchien nicht mehr durch die Befehle ihres Vaters ſo ſtreng von ihm getrennt zu ſein. In dieſer Zeit warf eine Krankheit, die bedenklich zu werden drohte, den Kaiſer auf das Siechbette, Blanca und Conrad verließen ihn nun keinen Augenblick und fanden hier, ſo traurig ihr Gemüth auch geſtimmt war, oft Gelegenheit, ſich allein zu ſprechen und ihre Beſorgniß beim trauten Liebesgekoſe zu vergeſſen. Doch ſtörte dies Glück Conrad's Aufmerkſamkeit nicht, die er auf Alles richtete, was ſeinen Herrn

betraf; auch verließ er das Zimmer nie, beſonders nicht, wenn der Oberrichter von Apulien bei dem Kaiſer war. War es eine geheime Ahnung, oder hatte die Ermordung Ibrahims, von der er gewiß wußte, ſie ſei auf Vinea's Befehl geſchehen, den ſchon längſt genährten Verdacht noch mehr in ihm erweckt, ſein Auge ließ den Oberrichter keinen Augenblick unbeachtet.

Eines Tages, als Kaiſer Friedrich in heftigem Fieber lag und ihm der Arzt ſo eben einen Trank bereitet hatte, nahm Vinea die Schaale mit der Arzenei ſie dem Kaiſer zu reichen. Conrad, der neben des Kaiſers Bette ſtand, beobachtete hierbei den Oberrichter genau, der eine gewiſſe, ſonſt an ihm ungewohnte Unruhe zeigte und deſſen Hand zitterte, als er ſeinem Herrn die goldne Schaale bot. Da beg ſich Conrad ſchnell zum Kaiſer nieder, als ob er ihm ſich aufzurichten helfen wolle, raunte ihm aber dabei leiſe zu: „Nehmt den Trank nicht, hoher Herr, um aller Heiligen willen nehmt ihn nicht!“ und als Vinea jetzt dem Kaiſer nochmals die Schaale mit den Worten reichte: „Trinkt, gnädiger Herr, der Trank iſt heilſam und ſtärkend, ſtärkender als der köſtlichſte Syrakuſer!“ ſo verweigerte der Kaiſer ihn zu nehmen, warf einen finſtern Blick auf Vinea und ſagte „Iſt der Trank ſo ſtärkend als Wein, ſo kredenzt ihn mir, Oberrichter!“

Vinea erſchrak, verlor jedoch die Faſſung nicht, führte die Schaale nach dem Mund, ſtolperte aber in dem nämlichen Augenblick über den an dem Fuße des Bettes ruhenden Leibhund des Kaiſers, und verſchüttete hierbei den Trank; doch der herzueilende Conrad ergriff raſch die Schaale, in welcher noch Einiges zurück geblieben war.

„Tretet in jenes Zimmer," befahl jetzt, als ob nichts vorgefallen sei, der Kaiser ruhig dem Oberrichter und dem Arzte „verweilet dort, bis ich euch werde rufen lassen!" Dann, als Beide in das keinen weiteren Ausgang habende Zimmer abgetreten waren, ließ er einen Missethäter, der am andern Tage die Strafe des Todes erleiden sollte, herbei führen, und hieß ihm die Schaale leeren. Um sich selbst zu überzeugen, daß kein Betrug stattfinde, durfte der Unglückliche das Zimmer nicht verlassen, und verschied nach einigen Stunden unter den heftigsten Verzuckungen, vor den Augen des Kaisers.

Hierauf ließ dieser Vinea und den Arzt wieder eintreten, befahl, diesen sogleich in das Gefängniß zu führen, der Oberrichter aber mußte noch bei ihm verweilen.

„Peter von Vinea!" redete er ihn an, da Conrad nur allein n ch zugegen war „Ich habe Dich seit meiner Jugend mit Wohlthaten überhäuft, habe Dich mit Reichthümern überschüttet, Dich von einer Stufe zur andern erhoben, bis Du mir von allen meinen Dienern am nächsten standest. Mein Herz habe ich Dir geöffnet wie Keinem, meine geheimsten Gedanken Dir vertraut und Dich in alle meine Pläne eingeweiht. Was konnte Dich bewegen, an mir zum Verräther, zum Mörder zu werden? — Sprich, Unglücklicher!"

„Euch morden wollt' ich nicht, Herr! Was weiß ich, welche teufliſche Tropfen der Arzt in den Trank goß" erwiederte der Oberrichter furchtlos.

„Vinea!" nahm der Kaiser nach einigem Sinnen das Wort „Trotz Deiner frechen Antwort, trotz dem, was ge-

ſchehen iſt, fühl' ich auch jetzt noch einen Funken Wohlwollen für Dich in meiner Bruſt; Erinnerung an ſo manches Gute, was Du gewirkt, Gewohnheit, Dich als meinen Vertrauten zu betrachten, mögen ihn vielleicht wecken — Noch iſt es möglich, Dich durch Offenheit, durch ein freimüthiges Geſtändniß zu retten — Sprich, was bewog Dich, mich verderben zu wollen?"

Vinea ſchwieg.

„Wiſſe, Dein Schweigen bricht den Stab über Dich! Du kennſt mich, klar will ich in dieſer Sache ſehen, oder Du ſiehſt den kommenden Tag nicht mehr!"

Ein höhniſches Lächeln umzog bei dieſen Worten des Oberrichters Mund. „Ja, ich kenne dieſe Feſtigkeit, kenne dieſe Unverſöhnlichkeit, die mit Euch feſt verwachſen iſt, wie Sizziliens Krone mit Eurem ſtolzen Haupte. Ich weiß, geſtänd' ich Euch, was ich gethan, was Eure Feinde thun wollen, Ihr ließet mich heute ruhig ziehen und brächet Euer Wort nicht; aber Vinea beſtiege am kommenden Tag unter irgend einem nichtigen Vorwand das Blutgerüſt; Ihr kenntet dann mein Geheimniß, und ſpottetet meiner Todesfurcht, die es Euch mitgetheilt hätte. Nein, Kaiſer Friedrich, ſo thörigt, ſo kleinmüthig handelt der Mann nicht, der mehr als 30 Jahr um Euch war und in Eurer Schule zum Staasmanne reifte, und der Euch kennt, vielleicht mehr noch als ſich ſelbſt — Doch offen will ich ſein, will mit einer Warnung alle mir erwieſene Wohlthaten bezahlen, und dann frei, ohne ferner Euer Schuldner zu bleiben, in's Gefängniß und auf's Blutgerüſt gehen. Desbalb hört mich an! ich glaube,

keines Menſchen Mund hat und wird Euch noch einmal die Wahrheit ſo treu berichten, wie ich."

„Ihr zoget mich aus niederm Stande zu Euch empor, denn Ihr bemerktet in mir den Geiſt, der mit dem Euren in Einklang war, und ſo benutztet Ihr ihn zu Euren Schöpfungen. Perſönliche Neigung kettete uns nicht an einander, denn Ihr fürchtetet ſtets, die Welt könne glauben, das Große, das Ihr vollbracht, ſei mein Werk, und ich ſah, wie Ihr die Menſchen wenig achtend, ſie nur ſo lange zu Eurem Werkzeug gebrauchtet, bis Ihr ſie abgenutzt hattet, und dann wegwarft. Deshalb ſtanden wir uns nie als Freunde gegenüber. Ich ſollte der Meiſel in Eurer Hand ſein, Euer hohes Phantaſiegebild zu formen und ins Leben zu rufen, und dafür gabt Ihr mir Geld und Gut, weil ich klug genug war, nur als todes Werkzeug mich Euch, aber wahrlich nicht der Welt zu zeigen, und doch war ich oft der Schöpfer der Ideen, die Ihr Euch ancignetet. Es war ein Tauſchhandel, den wir trieben, ich gab Euch meine Thatkraft und mein geiſtiges Vermögen, Ihr mir dafür Euer Gold; ich begleitete Euch oft zum Sieg, oft führt' ich Euch zu dem Triumpf über Eure Feinde, und Ihr ließet mich dafür von Stufe zu Stufe immer höher ſteigen. Es war ein Handel, wobei Beide gewannen, und nur deshalb betrieb ihn auch Jeder ehrlich. Da verwickeltet Ihr Euch in einen gefährlichen Kampfe mit Rom; ich blieb Euch treu, denn auch hier theilten wir gleiche Anſichten, die Hydra mußte bekämpft werden, oder die goldnen Kronen wurden zu Dornenkronen, die man in Rom mit gebieteriſchen Händen nur dem Kriechenden, Machtloſen austheilen wollte,

der thörigt genug war, noch Werth in diesem elenden Symbole vergangener Größe zu finden. Ihr habt den Kampf wacker und muthig, aber nutzlos gekämpft, Ihr seid stolz und kühn durch die Flammen gegangen, und habt so der Welt gezeigt, daß man ihnen Trotz bieten kann und die Blitze des Vaticans nicht treffen; aber Euer kräftiger Fuß vermochte dennoch nicht sie auszutreten. Euren Geist hat das Glück begleitet, so lange als dies blühte, begleiteten Euch auch Eure Anhänger treu, doch jetzt verläßt es Euer Alter, vor Parma sagte es Euch in den Flammen Vittoria's ein höhnisches Lebewohl!

Ihr bliebt bei dem Unfall unerschüttert, ich habe Euch bewundern, aber auch beklagen müssen. Eure Körperkräfte nehmen sichtbar ab, die Feinde nehmen zu, Euer Geist wird dem Körper unterliegen, Ihr werdet von Eurer Höhe herabstürzen, und wenn auch Euer Fall großartig, gleich dem Einsturz des Aetna's wäre, der eine Welt unter seinen Trümmern begraben würde, was nutzt es mir, mit Euch zu fallen und durch mein ganzes Leben aufwärts gestrebt zu haben, um am Ende meiner Bahn mit Euch in Nichts zurück zu sinken? So thörigt bin ich nicht. Deshalb habe ich, seit das Glück Euch verließ, es nicht mehr redlich mit Euch gemeint; aber auch davon tragt Ihr zum Theil die Schuld, denn als ich noch treu an Euch hing, nahmt Ihr mir schon Euer Vertrauen und machtet mich dadurch aufmerksam, daß es wohl Zeit sei an meine Sicherheit zu denken.

Da auch in mir die Erinnerung noch die Wohlthaten zurück ruft," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher ihn der Kaiser scharf ins Auge faßte „und die

Gewohnheit, Euch meinen Rath zu ertheilen, mich auch jetzt noch nicht verlassen hat, so hört meine Warnung, mit der ich Euch meine Schuld zu bezahlen gedenke: versöhnt Euch schnell mit Innocenz, schickt einen Unterhändler schleunig nach Lyon" —

„Nie," unterbrach ihn Kaiser Friedrich „nie, so lange ich athme! Mit Rom muß man nie unterhandeln, man muß handeln. Mag er noch 100 Meuchelmörder zu meinem Verderben senden, ich will sie ohne Zittern und ungebeugt erwarten. Gott wird mich auch davor schützen, wie er mich vor der Schaale mit Gift bewahrte, die Ihr mir reichtet."

„Ich wußte nicht, daß der Trank vergiftet war," sagte Vinea mit eisiger Kälte „das ist die Sache Eures Arztes, haltet Euch an den, nicht an mich!" Dann fuhr er fort:

„Mir dünkt es jetzt ein glücklicher Zeitpunkt. Innocenz ist zur Versöhnung geneigt, das weiß ich, Manches bestimmt ihn dazu; auch Euch sollte Manches dazu bestimmen. Blickt umher! Die unerschöpflichen Quellen Eures Reichthums sind erschöpft, das Häuflein Eurer Freunde ist klein geworden, der mächtige Ezzelin, der allein noch kraftvoll für Euch zu kämpfen scheint, kämpft nur für sich und wahrlich nicht für Euch. In Deutschland wagt König Conrad kaum noch gegen Wilhelm von Holland das Feld zu behaupten, von Deutschland aus kann Euch daher keine Hülfe kommen. Wo findet Ihr noch einen Quell, der nicht versiegt wäre!" —

„Hier, hier in meiner Brust!" rief der Kaiser, sein

Auge flammte und er erhob ſich von ſeinem Lager „Aus mir ſelbſt habe ich bisher mein Glück geſchöpft, der Born iſt noch nicht leer, auch im Unglück wird er mir ſtrömen. Seht Vinea, darin liegt der Unterſchied zwiſchen mir und Euch — Ihr gingt Euren Weg kriechend, um das Glück zu erſchleichen, und wollt im Unglück nie Etwas auf's Spiel ſetzen. Ich ging dem Glück zuverſichtlich entgegen, band die Fortuna, dies flatternde Weib, an meine Ferſe, daß ſie mir auch wider Willen folgen mußte; will ſie mich jetzt verlaſſen, mag ſie mich mit ſich aufwärts fortreißen, oder ſich mit mir in den Abgrund ſtürzen. Ich erwarte ungebeugt, was über mich beſchloſſen iſt. — Und nun geht, Oberrichter, in's Gefängniß! Heute iſt das Todesurtheil noch nicht über Euch geſprochen."

„Und morgen?" fragte Vinea.

„Beichtet, was Ihr wißt, und erwartet dann Alles von meiner Milde" —

„Die Marterwerkzeuge — ja dieſe!" murmelte Vinea vor ſich hin, und wollte eben Conrad folgen, dem der Kaiſer ein Zeichen gegeben hatte, als er ſich plötzlich noch einmal wandte. „Herr!" ſagte er und ergriff Conrads Hand „Dieſer iſt der Einzige unter Euren Dienern, dem Ihr noch vertrauen könnt, die Andern ſind Alle dem Papſte und den Lombarden verkauft!" Dann trat er raſch mit Conrad ab.

„Schlange!" murmelte der Kaiſer vor ſich hin „Auch auf Deinem Todeswege willſt Du noch Dein Gift verſpritzen — Und doch könnte er Recht haben!" ſprach er nach einer Weile tief aufſeufzend. Das Haupt ſank ihm

ermattet auf die Bruſt, und in Sinnen vertieft ſch
merte er ein.

21.

Am andern Morgen erhielt der Kaiſer die Nach
daß Peter von Vinea im Todeskampfe läge. Er
ſich den Hirnſchädel an einem ſpitzen Stein der Ke
mauer eingerannt, lebte zwar noch, jedoch ohne alle
ſinnung. Am nämlichen Abend beſchloß er ſeine ird
Laufbahn, ohne ſich durch Verrath an ſeinem Herrn
der mühſam erglimmten Höhe erhalten, noch unter
Trümmern der Größe mit ihm ehrenvoll untergega
zu ſein. Er ſtarb unbedauert, und ſeine aufgehäu
bedeutenden Schätze nützten dem Kaiſer, ſpäterhin
neues Heer in Apulien zu werben.

Waren Vinea's letzte, zu Gunſten Conrads ge
chene Worte redlich gemeint, oder, wie der K
glaubte, waren ſie Gift, das er noch auf ſeinem To
wege ausſpritzen wollte, ſie hatten einen wohlthä
Eindruck für Conrad auf den Kaiſer gemacht. Er d
über das Betragen Rechbergs nach, fand es untad
fand ſeine Treue, ſelbſt in den Zeiten der Ungnade,
erſchütterlich, und mußte er ſich auch ſagen, daß Bl
wohl ein mächtiges Band geweſen ſei, das den Jüng
ſo feſt an ihn geknüpft hatte, ſo fühlte er doch, da
ihn in dieſer, an treuen Männern ſo kargen Zeit
feſter an ſich knüpfen müſſe. Kein Verbot, ſich zu

und zu sprechen, störte seit dieser Zeit das Glück der Liebenden mehr, sie gaben sich ihrem Glück und der Hoffnung ganz hin.

Als Kaiser Friedrich zum erstenmale in seinem Garten lustwandeln konnte, und er in schattiger Laube auf weichem Rasensitze eingeschlummert saß, standen Blanca und Conrad am Eingang und bewachten den Schlaf des Müden. Aber ihr Herz bewachten sie nicht; der Druck der Hand, die beredte Sprache des Auges drückte deutlicher als tausend Liebesworte aus, was sie für einander fühlten. Ganz in seinem Glücke schwelgend, zog er leise das Mädchen an sein klopfendes Herz, sie sträubte sich nicht, ruhte, unbekümmert um Alles, was um sie vor ging, in seinen Armen, ihre Lippen fanden sich; es war einer jener seligen Augenblicke, wo der Himmel sich den Liebenden aufthut, und er alle Wonnen auf sie träufelt und mit ihnen die Lippen der Sterblichen netzt — Aber nicht unbemerkt sollten sie diese Wonne genießen; Kaiser Friedrich war erwacht, und vor ihm standen die Beiden, Herz an Herz, Brust an Brust, und die Rose, die über das Lockenhaupt der Tochter sich bog, erbleicht vor dem glühenden Roth ihrer Wangen. Eine Weile sah er ruhig ihrem Glücke zu und störte es nicht, sein Herz, für die Freuden der Liebe nur zu empfänglich, konnte ihnen nicht zürnen, doch endlich störte der Ruf „Blanca!" die Liebenden sie, schraken zusammen und stürzten zu seinen Füßen.

„Steht auf," sprach er, und nicht Zorn, nur Milde sprach aus seinem freundlichen Auge „steht auf, und zittert nicht! — Conrad, Du bist mir stets ein treuer Die-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18740/020

ner geweſen, haſt mich durch Deine Warnung von ſchmerzlichem Tode gerettet und haſt ſchon oft für mich geblutet, darum gebührt Dir Lohn und Dank. Empfange Beides in ihr! Ich könnte doch Eure Herzen nicht mehr trennen, ohne ſie zu vernichten. Nimm ſie, dieſe ſeltne Blume, die aus einem Eden in dieſe Welt verpflanzt wurde, pflege ſie treu und bleib ihrer werth, bis zu Deinem Tode!" Er legte bei dieſen Worten ihre Hände in einander. Sie küßten ſeine Rechte, und im Uebermaße von Glück ruhten ſie auch jetzt wieder Bruſt an Bruſt.

„Schwelgt nicht zu früh in Eurem Glück, ihr Trunkenen," ſagte jetzt der Kaiſer „denn Ihr ſeid noch nicht am Ziele! Dem Edlen vom Rechberg kann ich meiner Tochter Hand nicht geben, ich muß ihn höher ſtellen, daß er ehrenvoll an meiner Seite ſtehe. Deshalb ziehe zu König Enzio, bei ihm findeſt Du die erſte Gelegenheit, Dir den köſtlichſten Preis zu erwerben. Dort ruft bald die Trompete zur Schlacht, zeichne Dich auf dem Todtenfelde vor Allen durch Thaten aus, erwirb Dir dort neue Lorbeeren; Rang und Güter ſollen Dir dafür werden, und für den Lorbeerkranz, den Du Dir errungen, das Mädchen mit dem Myrthenkranz in ihrem blondgelockten Haare. Bei dieſen Worten erhob er ſich, winkte den Beiden zurückzubleiben und ſchritt dem Palaſte zu.

„Trennung!" ſeufzte Blanca tief auf — Ach Trennung! Wolke, welche die Hoffnung mit ihrem düſtern Schleier deckt, warum trübſt Du mir dieſen Augenblick? — Warum ſollſt Du erſt, mein Geliebter, mit Blut und Wunden mich erkaufen? — vielleicht — mit dem Tode? — Vater, das iſt grauſam, iſt eigennützig von Dir! Du

willst, sein letztes Herzblut soll für Dich fließen, oder der Tod Dein Wort lösen."

„Du bist ungerecht gegen den edlen Kaiser, meine Blanca!" sagte Conrad „Er hat Recht! — Du bist ein so köstlicher Preis, den der arme deutsche Jüngling sich erst mühvoll erringen muß, um seiner würdig zu sein, und ehrenvoll an Deiner Hand am Throne des Monarchen stehen zu können. Trennung ist hart, aber wie herrlich ist das Wiedersehen, wie herrlich der Gedanke, daß Du dann mein bist, mein wirst für ewig."

„Eine trübe Ahnung scheucht jede freundliche Hoffnung von mir" sagte Blanca ängstlich.

„Laß Ahnung, sie ist ein Traum, ein Kind unsrer trüben Einbildungskraft!" versuchte Conrad sie zu trösten „Wie am Frühroth der Traum entflieht, so muß Vertrauen zum Himmel, Vertrauen zum Glück das Morgenroth sein, das die täuschende Ahnung verscheucht."

„Seit Vinca's Tod sieht mein Auge nur trübe in die Zukunft" fuhr Blanca fort, und ihr Auge sah düster vor sich hin. „Konnte der Mann, der die geheimsten Fäden der Verhältnisse kannte, an des Vaters Glück verzweifeln, so daß er ihn treulos verließ, wo soll mir Vertrauen werden? — Wohin ich blicken kann, seh' ich nur Trübes — Ein düstrer Nebel zieht durch unsre einst sonnigen Auen, die Gesundheit meines Vaters wankt, wie seine Freunde, immer stärker wird der Haß, immer fester die Eintracht der lombardischen Städte, immer heftiger die Blitze, die der Papst schleudert — Wohin soll das führen?"

„Zum Sieg," rief Conrad begeistert „oder zum Tod!"

„O ihr fühllosen Männer," klagte das Mädchen „die Ihr den Tod freudig herbei ruft, wenn er Euch nur ehrenvoll in seine Arme schließt — Vergeßt Ihr denn ganz die Zurückgebliebenen, die um Euch trauern und klagen, und welche die Schmerzen der Wunden, die des Feindes Schwert Euch schlug, tausendmal während ihres siechen Lebens noch empfinden, die nicht im wilden Kriegsgetümmel vergessen lernen, sondern ihren Schmerz nähren, als sei er ihr geliebtestes Kind, und so viele Jahre ihn in wunder Brust, im zerrissenen Herzen mit sich herumtragen, bis endlich das Grab sie und ihn deckt? — O Du kennst nicht das Herz, nicht den Gram eines unglücklichen Weibes, sonst würdest Du nicht frohen Muthes zum Heere eilen und mich hier in Furcht und Bangen zurücklassen."

Conrad versuchte Mancherlei, sie zu beruhigen, aber die sonst so Schweigsame sprach heute ihren Schmerz, ihre bangen Sorgen laut aus, und als er, auf des Kaisers Befehl, sich zur baldigen Abreise rüsten mußte, ward Blanca von Tag zu Tag mehr in sich gekehrt, und des Vaters freundliche Zusage hatte sie nicht heiterer, hatte sie trauriger gestimmt. Selbst Conrads fester Glaube, er gehe seinem Glück entgegen, that ihr wehe; die sonst so Bedächtige, stets Muthige glaubte aller Hoffnung entsagen und an ihrem Glück verzweifeln zu müssen.

Den Tag nach Conrads Abreise nach der Lombardei folgte sie dem Vater nach Apulien, wohin er, die sizilianischen Geschäfte zu ordnen und ein neues Heer zu werben sich eiligst begab. Während des ganzen Weges ruhte ihre Laute und ihr Frohsinn war dahin. Die durch

des Vaters Hand mit Hoffnungen Bekränzte saß sinnend und schweigend auf ihrem muthigen Zelter, ihr Auge blickte zwar vorwärts über Italiens lachende Fluren, ihre trauernde Seele aber war nur bei ihm.

22.

In dem so eben überrumpelten Este traf Conrad mit einem Schreiben des Kaisers bei König Enzio ein, und wurde von diesem mit Herzlichkeit aufgenommen. „Ich soll Dir Gelegenheit geben, Dich auszuzeichnen," sagte der jugendliche König, nachdem er das Schreiben gelesen hatte. „Wohlan, sie soll Dir werden! Bleibe nur stets während des Kampfes an meiner Seite, so wirst Du sie sicher finden. Nicht ferne mehr wird der Tag der Schlacht sein; die von Bologna haben vergebens Modena von des Kaisers Parthei abwendig zu machen versucht, und ziehen nun mit Heeresmacht gegen diese Stadt. Morgen brechen wir auf, ihnen entgegen, der Kampf wird heiß, aber ehrenvoll sein.

Freudig klopfte Conrads Herz, hoher Muth, festes Vertrauen ruhten in seiner Brust — Was bedurfte er auch mehr als die Schlacht, um Blanca zu erwerben? — und sehnsuchtsvoll erwartete er den kommenden Tag, der ihn dem Feind entgegenführen sollte.

Er erschien. Schon am andern Morgen zog das Heer, nach kurzer Rast, mit wildem, freudigem Jubel zu dem Thore, das nach Modena führte, hinaus. Es war statt-

liches Kriegsvolk, meiſt Reiterei, da Modena nur Fußvolk ſtellen konnte, faſt Alle Deutſche und Sarazenen, doch auch Mehrere aus den ghibelliniſch geſinnten Städten, die treu ihrer Verpflichtung den König auf ſeinem Zuge nach der nördlichen Lombardei begleitet hatten, befanden ſich beim Heere. Feſt auf ihren Anführer vertrauend, dem das Glück ſchon ſo oft auf ſeinen Zügen gefolgt, war das Heer voll Muth und Vertrauen, und die Erinnerung an Vittoria's Einäſcherung hatte durch die ſeitdem geſchehene Eroberung ſo mancher Städte, durch ſo manchen, wenn auch unbedeutenden Sieg längſt ihren entmuthigenden Eindruck verloren.

In der nämlichen Stunde, in welcher der Podeſta Philipp Ugone mit dem Heere der Bologner und der vereinten Guelphen an der Scultenna eintraf, verkündete das Geläute der Glocken den Einzug Enzio's in das bedrängte Modena, das in ihm ſeinen rettenden Engel erblickte. Frauen und Jungfrauen zogen mit Blumen und Kränzen geſchmückt ihm entgegen; in den Straßen, durch welche das Heer zog, waren die Häuſer mit koſtbaren Teppichen behangen, auf dem Rathhauſe ein glänzendes Banquet veranſtaltet, und jeder Einwohner beeiferte ſich, die Krieger in ſeinem Hauſe als werthe Gäſte zu empfangen. Aber Enzio ſchlug das Banquet aus, verbot dem Kriegsvolk, ſich in die Häuſer zu begeben, ließ Speiſ' und Trank auf die Straße bringen und ermahnte die Bürger, ſich eiligſt mit den wenigen zu ihnen geſtoßenen Hülfsvölkern zu rüſten, damit ſie ihm noch heute folgen könnten, da er nach kurzer Raſt ſogleich dem Feind entgegen ziehen wolle. Aber die Bürger, durch den Anzug

des Heeres von Bologna schon seit mehreren Tagen in Furcht gesetzt, zeigten nicht den sonst so oft bewiesenen Muth und beeilten sich nicht zu sehr, und erst am andern Morgen, kurz vor dem Beginn der Schlacht, stießen sie zu König Enzio's Heere.

Indessen hatte Ugone durch ausgesandte Kundschafter von dem feierlichen Glockengeläute gehört, und schloß sogleich daraus daß es eine frohe Begebenheit in Modena verkünden müßte. Er hielt es zwar für ohnmöglich, daß das kaiserliche Heer in die Stadt gerückt sei, da er es noch mit der Belagerung von Este beschäftigt glauben mußte, vermuthete jedoch, Enzio sei für seine Person nach Modena gekommen, das gesunkene Vertrauen der Entmuthigten wieder zu heben, und er ließ unbesorgt an der Herstellung der Brücke Sanct Ambrosii, welche die von Modena zerstört hatten, arbeiten, um hier über den Fluß zu setzen, schickte aber dennoch einen Haufen Reiter auf Kundschaft gegen die Stadt aus. Diese kamen bald mit der Nachricht zurück, das kaiserliche Heer sei in völligem Anmarsch und habe fast schon Fossalta erreicht. Da stellte er, ohne die Arbeit an der Brücke fortzusetzen, das Heer der Guelphen in Schlachtordnung, und erwartete am jenseitigen Ufer den Feind.

Sobald als Enzio in Fossalta angekommen war und sah, in welcher vortheilhaften Stellung die Guelphen sich zur Vertheidigung der noch nicht beendeten Brücke anschickten, und daß sie von seinem Anmarsch Kunde haben mußten, verließ er die große Straße von Bologna, zog sich seitwärts, setzte durch eine Furth der Scultenna, und suchte so dem Feinde in Flanque und Rücken zu kommen.

Dieſe Bewegung war aber dem wachſamen Podeſta nicht entgangen, auch mochte er vielleicht durch Verräther Kunde davon erhalten haben, denn König Enzio traf den Feind zu ſeinem Empfange bereit, was ihn um ſo unangenehmer überraſchte, da die von Modena noch nicht zu ihm geſtoßen waren. Aber obgleich an Zahl der Schwächere, denn die Modeneſer ſollten ihm mit 6000 Mann zuziehen, begann er dennoch den Kampf, der, mit abwechſelndem Glück geführt, nicht entſcheidend wurde, da theils die Pferde von König Enzio's Reiterei, durch die wenige Raſt, die er ihnen gegönnt, ermattet waren, theils der vorſichtige Ugone ſtündlich eine bedeutende Verſtärkung von Bologna aus erwartete, und deshalb ſeine vortheilhafte Stellung nicht verlaſſen und zu keinem ernſten Angriff ſchreiten wollte. So trennte die Nacht die beiden Heere, nachdem viel Blut nutzlos gefloſſen war. Die Guelphen blieben in ihrer Stellung, König Enzio zog ſich wieder bis an die Furth der Scultenna zurück.

Conrad hatte in dieſem Kampfe mit Löwenmuth gefochten und ſein gutes Schwert war von der Feinde Blut geröthet. Dreimal hatte er die fliehenden Sarazenen geſammelt, und ſie von Neuem in den Kampf geführt; aber ſein ſtürmiſcher Muth war an der ruhigen Haltung des guelphiſchen Fußvolks geſcheitert, welche die nur leicht bewaffneten Sarazenen mit einem Hagel von Bolzen und Pfeilen überſchütteten.

Eilboten auf Eilboten wurden nun nach Modena geſchickt, die Säumigen zum ſchnellen Anmarſch anzutreiben, denn ihre Ankunft mußte Enzio beſtimmen, ob er die Schlacht auf dem rechten Ufer des Fluſſes ſchlagen,

oder ſich durch die Furth auf das jenſeitige Ufer zurückziehen ſolle, um hier dem Feinde den Uebergang ſtreitig zu machen. Endlich, es war um die 3te Stunde am Morgen des 26ten Mai 1249, durchwateten die Modenesen und ihre Verbündeten, 5000 Mann ſtark, den Fluß und ſtießen zum Könige. Aber auch denen von Bologna war ſchon am Abend vorher, eine Stunde nach dem Gefechte, Verſtärkung zugekommen. Antonio Lambertazzi, ein berühmter Kriegsheld aus Bologna, rückte mit 2000 Guelphen ins Lager an der Scultenna, und brachte dem Podeſta den beſtimmten Befehl der Rathes von Bologna mit, am andern Tage die Schlacht auf jeden Fall zu liefern.

„Und wenn Enzio wieder zurück über den Fluß geht, ſoll ich ihm folgen?“ fragte der kriegserfahrne Podeſta.

„Ihr habt den Befehl, Herr, und Ihr müßt!“ erwiederte Lambertazzi „So gut der König ohne Land durch die Furth ſetzt, können wir es auch — Selbſt die Brücke, die nur noch wenig bedarf, um wieder hergeſtellt zu ſein, bietet uns Mittel zum Uebergange.“

„Enzio ſetzte durch die Furth und traf auf keinen Widerſtand, denn es war mein Wunſch, ihn auf das rechte Ufer des Fluſſes zu locken,“ erwiederte Ugone „uns aber würde er ſich entgegen werfen und uns während des Uebergangs einzeln vernichten. Ihr freilich habt einen andern Zweck, und Euch verdanke ich auch ſicher den übereilten Befehl zur Schlacht. Ihr könnt nicht vergeſſen, daß Enzio Euer glücklicher Nebenbuhler bei Adelaſia della Torre war, doch mich kümmert allein das Wohl von Bologna und des mir anvertrauten Heeres.“

Lambertazzi verbiß seinen Unmuth und schwieg.

„Ich hoffe zwar, da ich den Muth des jugendlichen Feldherrn kenne, er wird nicht über den Fluß zurückgehen, sondern auf diesem Ufer die Schlacht annehmen," fuhr der Podesta fort „und dann ist der erste Tag der beste, und wir schlagen morgen."

Ugone traf nun für diesen Fall die nöthigen Anstalten. Er theilte sein Heer in 3 Haufen, wovon nur zwei das Treffen beginnen, der 3te aber, den er unter Lambertazzi's Befehl stellte, den Rückhalt bilden, und dahin eilen sollte, wo Hülfe nöthig sei. Auch dem König Enzio blieb diese Anordnung nicht Geheimniß, denn in damaliger Zeit der Partheiungen waren bei Guelphen wie bei Ghibellinen Verräther in Menge, und so erfuhr Enzio die Stellung des feindlichen Heeres noch in der Nacht. Er machte schnell gleiche Anordnung, stellte den Bolognesern seine Deutschen, den übrigen Guelphen die schon längere Zeit unter ihm kämpfenden Italier entgegen, und die von Modena erst in der Nacht Eingetroffenen bildeten das Hintertreffen.

Die Sonne brach im schönsten Glanze hervor, und ihre Strahlen flammten tausendfältig auf der Rüstung der Krieger, die, zum Kampfe bereit, sich in Ordnung stellten. Es war ein lieblicher Maitag, Blumen und Blüthen dufteten, und man hätte ihn eher für den Verkünder seeliger Stunden, als den Verkünder furchtbarer Vernichtung halten sollen. Kein Sturm rauschte und übertäubte das Schmettern der Trompeten, die jetzt von der Brücke des heiligen Ambrosius, wie von der Furth ertönten, und auf deren Ruf die Heere sich in Bewegung

ſetzten. Langſamen Schrittes rückten ſie einander entgegen, keines wollte ſeine Kräfte in übereilter Hitze nutzlos vergeuden. Als ſie jetzt aber die Farbe der wehenden Fähnlein an den feindlichen Lanzen erkennen konnten, als bald die Viſire ſich ſchloſſen, der laute Kriegsruf von beiden Seiten erſcholl, da ſenkten ſich die Lanzen, da trieb der Spern das muthige Roß vorwärts und Mann gegen Mann traf ſich mit hartem Stoße. Enzio, Conrad an ſeiner Seite, durchbrach die geſchloſſenen Haufen von Bologna und trieb ſie zur eiligen Flucht; auch die zur Hülfe herbeieilende Schaar Lambertazzis, konnte dem erſten wilden Anrennen der Deutſchen nicht widerſtehen und ſelbſt zum Theil von den Flüchtigen mit fortgeriſſen, mußte ſie Enzio das Schlachtfeld überlaſſen. Aber ein Blick, den dieſer rückwärts nach ſeinen italiſchen Geſchwadern that, zeigte ihm bald, daß der Sieg noch nicht errungen ſei, denn ſie wichen vor den Guelphen; die von Modena beeilten ſich nicht, den Ihrigen zu Hülfe zu kommen, und er mußte in Mitten ſeines Siegeslaufes einhalten.

„Jage hin und ſammle die Feigen!“ rief er Conrad zu „Wie eine Windsbraut will ich kommen und die ſtolzen Guelphen vernichten!“ Er ſprengte dann, während Jener zurückeilte, vor, die Deutſchen vom weitern Kampfe abzuhalten, und überließ die Verfolgung der Bologneſen den ſarazeniſchen Reitern auf ihren flüchtigen Roſſen, die aber bald einhielten, da Lambertazzi ſeine Geſchwader wieder zum Stehen gebracht hatte und ihnen nun geſchloſſen entgegen rückte.

Jetzt da die Sarazenen zurückwichen, die Guelphen,

auch ihren Vortheil nicht mehr benutzend, sich zurückgezogen hatten, trat eine Ruhe, wie die dumpfe, drückende Stille vor einem nahen Gewitter ein. Jeder Theil suchte seine zerstreuten Völker wieder zu sammeln, die Geschwader wieder zu ordnen und die keuchenden Rosse verschnaufen zu lassen. Kein Theil konnte sich den Sieg zuschreiben, der Verlust war auf beiden Seiten bedeutend, nur daß der Kern des guelphischen Heeres in die Flucht geschlagen, mithin das Meiste gelitten hatte. Des Königs jugendliche Ungeduld ließ jedoch den Seinen keine lange Ruhe, und als er die von Modena ermahnt hatte, vergangener glorreicher Thaten zu gedenken und auch heute sich tapfer wie sonst zu zeigen, besonders da er allein zu ihrem Heile die Schlacht gewagt, ließ er wieder zum Kampfe blasen, und das Treffen begann von Neuem. Auch jetzt blieb der Sieg zweifelhaft, hier siegte Ghibelline, dort Guelphe, Fortuna wollte noch Keinen mit ihrem Lorbeer krönen, nur gewannen die Ghibellinen immer mehr Feld, und als der Abend nahte, rückte Enzio, noch einmal seinem Glück vertrauend, mit seiner ganzen Reiterei dem Feinde entgegen, der ein Gleiches that und unter Lambertazzi's Anführung ihm entgegen rückte, während das Fußvolk in einiger Entfernung folgte.

Da sprengte Lambertazzi längst der Front seiner Geschwader und rief ihnen zu: „Da wo Ihr auf die Deutschen trefft, müßt Ihr die Lanzen nicht auf den Mann, nur auf des Pferdes Bug' richten, denn die Eisenmänner hebt Ihr doch nicht aus dem Sattel, aber stürzt das Pferd, stürzt der Reiter mit ihm und ist wehrlos. „Dann suchte sein spähendes Auge den Helm mit den drei weißen

Federn, und leicht konnte er ihn finden, denn stolz wie-herte Enzio's Streithengst an der Spitze der Deutschen; ihm stellte er sich mit offenem Visire, damit ihn sein Gegner erkennen möge, keck entgegen.

Jetzt trafen sich beide Heere und der Stoß war fürch-terlich. Wie der Sturmwind die Spreu, so hoben die Deutschen ihre Gegner aus dem Sattel und warfen sie zu Boden, aber die tückischen Italiener, den Worten ihres Führers eingedenk, stachen manches edle Streitroß nie-der, die Ritter stürzten mit ihnen, und die Schwere ihrer Rüstungen ließ sie nur mit Mühe sich unter dem veren-denden Rosse hervor winden. Lambertazzi hatte sich den jungen Löwen zum Kampfe gewählt, mit dem Rufe: „Adelasia!" legte er die Lanze ein, als wollte er das Visier seines Gegners treffen, senkte sie aber schnell wieder und stieß das edle Streitroß Enzio's nieder, doch auch ihn traf des Königs Lanze und Beide stürzten zu Boden. Da entstand ein mörderischer Kampf um die gefallenen Kriegshelden; Marius von Ebulo, Boso Doaria und mehrere andere edle Ghibellinen und manch' wackre schwä-bische Ritter drängten sich um ihren gefallenen Führer, dem Conrad indessen wieder unter seinem Rosse hervorge-holfen und ihm das Seine gegeben hatte. Schnell schwang sich der König auf den Rappen, früher noch als Lamber-tazzi sein unverwundetes Streitroß wieder bestieg, und der Kampf begann von Neuem mit noch größerer Wuth.

Aber die von Modena waren früherer Thaten schlecht eingedenk gewesen, denn kaum hatten sie den König mit seinem Rosse zusammenstürzen sehen, als panische Furcht sie ergriff, und sie sich durch eilige Flucht nach der Furth

zu retten und ihre Stadt zu gewinnen ſuchten. Dies gab den Guelphen neuen Muth, ſie drangen, ſchon des Sieges gewiß, auf Enzio's Schaaren ein, ſelbſt das Fußvolk nahm jetzt Theil an dem Kampfe der Reiterei — Noch einmal trieb ſie der König zurück, noch einmal ſchien ihm für einen Augenblick die Siegesgöttin zu lächeln; aber bald wandte ſie, vom unerbittlichen Schickſal gezwungen, ihrem Liebling den Rücken, und nun vermochte er nicht mehr die Ordnung wieder herzuſtellen; Alles löſte ſich im wilden Handgemenge auf, die kleine Zahl der Deutſchen, die noch kampffähig war, begann zu unterliegen und zu weichen, nur Enzio ſtand und neben ihm der treue Rechberg, der eine magere ſarazeniſche Mähre beſtiegen hatte, und ein kleiner Haufen Auserwählter, der, obgleich vom Feinde umzingelt, noch ritterlich focht.

Aber das Loos war geworfen, glücklich, wär' es ein Todesloos geweſen! Vom Pferde geriſſen ward Enzio gefangen, mit ihm Conrad Rechberg und 200 Edle.

Schon an dieſem Tage des Unglücks ging die Sonne der Hohenſtaufen unter, nie mehr überſtrahlte ſie ganz wolkenlos die chriſtliche Welt. Kräftig brach ſie noch zuweilen durch den dichten Nebelſchleier hindurch, aber ihre Strahlen erloſchen bald, das herrliche Geſchlecht, das auf deutſchem Boden ſo mächtig empor ſtrebte, ging mit der Schlacht an der Scultenna unter.

23.

Auch am andern Abend zogen, wie aus Modena, mit Blumen bekränzte Frauen und Jungfrauen dem Könige entgegen, der mit den übrigen Gefangenen im Triumph nach Bologna geführt wurde. Auch hier empfing Glockengeläute die Kommenden, aber die Kränze waren nicht für Enzio's Locken geflochten, das Läuten der Glocken begrüßte ihn nicht, es galt heute den Siegern, nicht dem Gefangenen, dem das Schickſal nur noch die Dornenkrone langen Leidens auf ſein Haupt ſetzte und den feierlichen Glockenklang in dumpfes Grabgeläute verwandelte.

Unentmuthigt, mit würdevoller Haltung und dem freundlichen Blick, mit dem er ſonſt Aller Herzen gewann, die Umſtehenden grüßend, ritt der ſchöne Mann, die blonden Locken um Stirn und Nacken wallend, durch die Reihen der Frauen und Jungfrauen, die dem gefangenen Kaiſerſohn zu höhnen entgegen gezogen waren, bei ſeinem Anblick aber ihm ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Als ſei er der Sieger, nicht der Beſiegte, neigten ſie ſich, vielleicht ohne es zu wollen, vor der hohen Geſtalt, dem königlichen Anſehn, der Schönheit des 24 jährigen Mannes, der ſie ſo freundlich begrüßte, deſſen Auge ſo wohlgefällig auf die Blüthe der Jungfrauen ſah, die erröthend den Blick ſenkten, deren Herzen aber wohlwollend ihm entgegen ſchlugen. Unbeachtet ritt Conrad, der ſonſt von Frauen ſo bewunderte Jüngling, ritt Doaria, der männlich ſchöne rieſenhafte Mann ihm zur Seite, Aller Augen waren nur auf Enzio gerichtet, und ſelbſt Greiſe und Matronen mußten den Mann im Stillen bedauern,

den die Wandelbarkeit des Glücks so schnell, so grausam, so tief von seiner Höhe herabgeschleudert hatte.

An dem hohen finstern Rathhause hielt der Zug, wo der König absteigen und seinem Führer in den getäfelten Versammlungssaal des Rathes folgen mußte. Hier fand er den Podesta und sämmtliche Rathsherren, unter ihnen auch Lambertazzi, um einen langen schwarzbehangenen Tisch sitzen.

„König Enzio!" redete ihn nach ernster, steifer Begrüßung der Podesta an „Wir haben uns hier versammelt, um uns über Eure Zukunft zu berathen; was wir beschlossen haben, wollen wir Euch offen mittheilen. Nehmt Platz und hört uns gelassen an, denn dem Löwen in eisernem Käfig geziemt es nicht mehr zu brüllen."

„Von allen Söhnen Kaiser Friedrichs," begann nun der Podesta „den Gott als Verfluchten verdammen möge" —

„Lästert meinen edlen Vater nicht!" fuhr Enzio zornig auf.

„Gemach, König!" fiel ihm der Podesta in die Rede „Vermehrt nicht durch heftige Worte das Unangenehme Eurer Lage; wir ehren in Euch den Unglücklichen, dulden aber keinen Trotz von ihm — Euch, von allen Söhnen des Kaisers der edelste, hat der gerechte Gott in unsere Hände gegeben, und die Nachwelt würde uns nicht der Grausamkeit zeihen können, wenn wir den Sohn unsres Todfeindes, wenn wir den Mann, der den lombardischen Städten so manche tiefe Wunde geschlagen hat, durch schnellen Tod unschädlich machten. Aber wir haben uns auch erinnert, wie Ihr stets menschlich gehandelt, nur selten unsere Schlösser, Dörfer und Villen mit dem Feuer

vernichtet habt, wie mild Ihr die Gefangenen behandelt, wie Ihr, oft ſelbſt ohne Löſegeld, der trauernden Mutter ihren einzigen Sohn zurück geſchickt habt, und das hat auch uns zur Milde beſtimmt. Fürchtet deshalb nie, daß Euch offen oder heimlich der Tod in Bologna auflauern werde, vertraut darin meinen Worten, eßt und trinkt, was Euch beliebt, weder in Speiſe noch Trank werdet Ihr Gift finden. Aber bereitet Euch," und bei dieſen Worten ward das Geſicht des Greiſes noch bleicher, als es war, und ſein mattes Auge ward feucht „aber bereitet Euch auf ewige Gefangenſchaft."

„Das iſt härter als Tod!" ſagte Enzio dumpf vor ſich hin.

„Ja, ſo iſt's!" fuhr der Podeſta fort „Ihr ſeid uns ein ſo gefürchteter Gegner, daß es thörigt wäre, den Löwen aus ſeinem Kerker zu laſſen, er würde nur noch wüthender uns mit ſeinen Krallen packen." —

„Der Kaiſer wird für mich Löſegeld zahlen, ſo viel Ihr nur verlangen könnt" nahm Enzio das Wort.

„Das glauben wir, aber mit allem Golde ſeiner Krone ſoll er ſich nie die Freude erkaufen können, Euch wieder an ſeine Bruſt zu drücken. Ihr ſeid für ihn todt, er für Euch! — Uebrigens werdet Ihr in Bologna Eurem Stande gemäß gehalten werden, es ſoll Euch hier nichts mangeln, und betrachtet Euch mehr als unſern ehrenwerthen Gaſt, denn als unſern Gefangenen — Iſt einer unter den Edlen, die mit Euch gleiches Schickſal traf, und dem Ihr mit beſonderer Neigung zugethan ſeid, ſo nennt ihn uns, er kann, aber er nur allein, um Eure Perſon bleiben, ſo lange es ihm gefällt und Ihr es wollt."

„So verlange ich Conrad Rechberg!“ sagte Enzio.

„Da habt Ihr den Besten gewählt, denn er als Verlobter Eurer Schwester — Ihr seht, wir sind von Allem, was um die Person des Kaisers vorgeht, genau unterrichtet — wird so wenig als Ihr seine Freiheit je wieder erhalten, und kann somit noch lange Euer Gesellschafter sein. Auch durch diesen Pfeil wollen wir den Hohenstaufen verwunden.“ — Er winkte hierauf Enzio's Begleitung und sagte dann diesem noch: „Würde Euch in Bologna irgend Etwas mangeln, vergäß einer der Diener, die Euch die Stadt zu Eurer Aufwartung geben wird, daß Ihr König und unser Gastfreund seid, so laßt es mich wissen, und schnell soll dem abgeholfen werden. Nun aber folgt Euren Begleitern nach der für Euch bestimmten Wohnung, und laßt es Euch in Bologna gefallen.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ohne die Herren des Rathes zu grüßen, wollte sich Enzio eben entfernen, als Lambertazzi mit höhnendem Blick auf ihn zutrat. „Mächtiger König des großen Reiches Sardinien!“ redete er ihn an „Es gab eine Zeit, wo ich so thörigt sein konnte, Euch zu beneiden, jetzt beneide ich Euch wahrlich nicht mehr. Antonio Lambertazzi der Edle von Bologna, der Sieger an der Scultenna, möchte um keinen Preis der Welt Enzio der Bastard sein!“

„Und ich nicht Lambertazzi, der in diesem Augenblick klein und elend neben mir steht!“ erwiederte der König, wandte ihm stolz den Rücken und verließ den Saal.

24.

Als er in die ihm angewiesene sehr anständige Wohnung eintrat, fand er hier mehrere mit ihm zugleich gefangene Edle, die aber, außer Conrad, alsbald den Befehl erhielten, ihn zu verlassen. Ein alter Mann mit eisgrauem Scheitel, dem 4 Andere folgten, stellte sich ihm als seinem von der Stadt ihm zugetheilten Diener vor, und versicherte ihm, daß er gern und pünktlich seinen Befehlen in Allem gehorchen würde, wenn sie nicht gegen das Wohl der Stadt wären. Der alte Mann hatte etwas Treuherziges in seinem mit einem langen schneeweißen Barte geschmückten Gesicht, das ihm sogleich Enzio's Zutrauen erwarb.

Als der Alte mit den Dienern sie verlassen hatte, standen die Gefangenen eine geraume Zeit schweigend sich gegenüber; ein Jeder mochte wohl über sein finstres Schicksal nachdenken, nur daß in Rechbergs Brust die Hoffnung noch glühte, in Enzio aber erstorben war.

„Conrad!" begann jetzt der König und erfaßte des Deutschen Hand „Wisse, wir sind zu einem gleichen Schicksal verdammt."

„Zum Tode!" sagte Conrad gefaßt, obgleich in diesem Augenblick Blanca's liebliches Bild vor ihm stand.

„O, Du irrst!" rief Enzio „Du kennst noch nicht die lombardischen Herzen. Der Tod ist für die von Bologna ein viel zu schnell heilender Arzt, denn es bedarf ja nur eines Augenblicks, um das kranke Herz von allen Schmerzen zu heilen, die das Schicksal ihm so bitter zugemessen hat, es bedarf ja nur eines Augenblicks, um

die Hoffnung mit all ihren lieblichen Trugbildern für immer zu verwiſchen. Er iſt dem Unglücklichen, dem das Geſchick Alles nahm, eine Wohlthat, und die wollen ſie wahrlich dem Sohne Friedrichs des Hohenſtaufen nicht erzeigen. Aber Leben ohne Hoffnung, Thatkraft ohne Freiheit, Sehnen nach Lebensgenuß, ohne ins rege Leben treten zu können, das heißt den Giftbecher tropfenweiſe leeren, lange, langſam leeren, bis ſelbſt der Tod Mitleid fühlt, und nach langen qualvollen Leiden endlich aus Erbarmen den Jammer endet. Dies, Conrad, iſt unſer furchtbares Loos!"

„Verſteh' ich Euch recht, Herr? Ewiges Gefängniß?" fuhr Conrad zuſammenſchaudernd auf.

„So iſt es, mein Unglücksbruder! Ich werde meinen Vater, Du wirſt Deine Blanca nicht mehr ſehen. In öden, finſtern Mauern, geſchieden von der Welt, einſam, nur der Erinnerung übergeben, werden wir auf dieſe karge Spenderin verwieſen ſein, die uns nur Balſamtropfen aus der Vergangenheit ſendet, nur damit uns die Gegenwart deſto bitterer dünkt —

— Alles iſt hin, denn der ſtolze Racheſinn dieſer Italiener kennt kein Erbarmen!" rief Enzio ſeufzend aus, und warf ſich in verzweiflungsvoller Stimmung auf einen Seſſel „Alle meine Träume ſind in einem Tage, in einem Unglückstage zerſtört. Ich hoffte immer, der grünende Stab zu ſein, auf den ſich der edle Vater dereinſt ſtützen könnte, der, alle ſeine hohen Pläne kennend, ſie ausführen ſollte, wenn dem Aar das Alter die Flügel, doch nicht den hohen Sinn, gelähmt hätte. Jetzt ſteht die Rieſengeſtalt allein den Stürmen der bewegten Zeit ent-

gegen, zwar noch ungebeugt, denn nur der Tod vermöchte dies, aber Niemand steht ihm zur Seite, sein Werk ihm vollbringen zu helfen. Conrad ist in Deutschland, sein gerader Sinn taugt nicht für Italien; Friedrich von Antiochien ist nur brauchbar als Werkzeug, nicht als Schöpfer; Manfred? — noch jung — aber auf ihm ruht des Vaters Geist, er ist ein kühner und doch so besonnener Knabe — vielleicht er! — Und ich? — Ich bin hier ein Verdammter, der als Todter noch herumwandeln muß unter Lebenden, dem alle Gefühle, alle Wünsche, alle Sehnsucht des Lebens blieb, dem aber der Wirkungskreis genommen wurde, und der, wenn am Abend seine Stunde schlägt, wieder in seine Erdenklause zurückkehren muß, die sich hinter ihm schließt, fest schließt, bis der Tod ihn erlöst. Lebend bin ich todt, todt wandl' ich unter Lebenden! Furchtbar, schrecklich!"

So klagte der königliche Jüngling, den die Hoffnung ganz verlassen hatte. Nicht so muthlos war jetzt Conrad Rechberg. Er mochte nicht ganz den hohen Werth fühlen, den Enzio's Gefangenschaft für die Lombarden hatte; er vermochte nicht, wie Jener, die Kräfte zu berechnen, die dem Kaiser noch blieben; er vergaß Parma und meinte, bald werde Kaiser Friedrich vor Bologna stehen, und mit Schwert und Brandfackel in der Hand den Sohn von den stolzen Bürgern zurückfordern. Er gedachte nicht des Kaisers abnehmender Gesundheit, und vertraute immer noch dessen Glück, an dem Enzio verzweifelte, der die Verhältnisse zu genau kannte, um sich zu täuschen.

So verging ein Monat. Der Kaiser hatte, ein bedeutendes Lösegeld bietend, einen drohenden Brief an

Bologna geschrieben, der höhnend beantwortet wurde. Er erließ ein milderes Schreiben, auch das wurde, weniger stolz, doch abschläglich beantwortet, und so blieb dem Kaiser nur noch die Hoffnung, mit den Waffen in der Hand seines Sohnes Freiheit zu erkämpfen. Manches Gerücht drang auch in dieser Zeit bis zu Enzio, das wohl die Hoffnung in ihm wieder hätte beleben können, und das den Fall von Modena, das durch Bologna gezwungen die Partbei des Papstes hatte ergreifen müssen, reichlich wieder ausglich. Die von Parma waren von Pallavicini geschlagen, Faenza, Ravenna, Piacenza und Lodi zur Ghibellinischen Parthei übergetreten, und Ezzelin focht mit Glück für die Sache des Kaisers und für die seinige; aber wie konnten alle diese Nachrichten, so freudig sie auch waren, auf den Gefangenen freudig wirken? — Er blieb in anständiger Haft, der Podesta hielt Wort, er wurde als Fürst behandelt, aber streng als Gefangener bewacht.

Der alte, ihnen beigegebene Diener war die einzige menschliche Seele, zu der die beiden Unglücklichen Vertrauen hatten; er war es, der ihnen von Allem, was vorfiel, Nachricht brachte, und der ein Schreiben Rechbergs an Blanca, jedoch nur erst nachdem er es gelesen, nach Apulien beförderte. Bereitwillig zu Allem, erklärte er jedoch bestimmt, daß er nie Etwas zu ihrer Befreiung, sondern Alles dagegen thun würde, denn 50 Jahre habe er im Dienst des edeln Hauses Viadagola seiner Pflicht getreu verlebt, sei durch Verwendung seines Herrn zu dem ehrenvollen Amt berufen worden, den Sohn eines Kaisers zu bedienen, und wolle deshalb auch

seine Pflicht in jeder Art treu erfüllen. Die Hoffnung, ihn zu irgend einem Plan zu gewinnen, scheiterte an dem festen unbestechlichen Charakter des Alten; der mehr ihr Aufseher, als ihr Diener war.

Nach und nach wurde Enzio ruhiger und ergab sich mehr in sein Schicksal, besonders da er erfuhr, der Kaiser sei mit Bildung eines Heeres in der Gegend von Luceria beschäftigt, und daß von allen Seiten die Lehnsleute herbei strömten, sich unter seine Fahnen zu stellen. Jemehr die Hoffnung in des Königs Gemüth die Flügel wieder hob, desto mehr verließ sie Conrad, da er keine Antwort von Blanca erhalten hatte. Er fürchtete, Kaiser Friedrich habe die schöne Tochter wieder benutzt, sich irgend einen mächtigen Freund zu erwerben. Auch gedachte er nur zu oft der Worte des Kaisers, daß er sich erst die Tochter durch Thaten erringen müsse. Und welche Thaten hatte er vollbracht? — Dem Sieger gebührte der hohe Preis, nicht dem Gefangenen. Wo Enzio, wenn sie sich ihm auch nur kärglich boten, die Freuden des Lebens wieder ergriff, verschmähte Rechberg jede Zerstreuung; wo der König sich zuweilen durch Gesang und beim Becher die Grillen vertrieb, wohl auch Freude an den holden Jungfrauen fand, die häufiger als sonst an den vergitterten Fenstern seines pallastähnlichen Gefängnisses vorüber gingen, saß Conrad mit Kummer belastet da, und gedachte der für ihn verlorenen Geliebten; Beide schienen seit den 6 Monaten ihrer Gefangenschaft die Rolle gewechselt zu haben.

Schon oft hatte Enzio eine holde Frauenstalt vorüber gehen sehen, die zwar nie ohne Begleitung und immer

verſchleiert war, doch einmal den Schleier, als er eben am Fenſter ſtand, gelüftet, an ihm aufgeblickt, und ihm ein paar flammende Augenſterne und ein ſo holdes Antlitz gezeigt hatte, daß es ſich tief in ſeine Seele eingeprägt, und deſſen liebliche Züge ſtets in ſeiner Erinnerung geblieben waren. Auch heute ſah er ſie, aber am Arm eines Mannes, vom Marktplatz die Straße herab kommen. Schnell rief er den Alten: „Sieh dieſe Göttergeſtalt, die eben vorüber geht, ſag' mir, wer ſie iſt!"

Der Alte trat hinter einen Vorhang, und während Enzio in ihrem Begleiter Lambertazzi erkannte, ſeufzte der Greis tief auf. „Alſo doch, doch —" murmelte er vor ſich hin, trat raſch vom Fenſter, daß man ihn nicht gewahren möchte, und erſt auf Enzio's Frage „Nun ſage mir, Alter, wer iſt die ſchöne Dame? antwortete der Diener:

„Es iſt die Tochter meines ehemaligen Herrn, iſt Lucia Viadogola, die holdeſte Jungfrau Bologna's, keuſch und ehrbar, wie eine Heilige, und fromm und gut."

„Weiter, weiter!" befahl der König, da der Alte ſchwieg.

„Sie ſchien früher dem Manne, an deſſen Seite ſie geht — Ihr kennt ihn wohl?" —

„Ich kenne ihn, fahr nur fort!"

„Sie ſchien ihm wohl zu wollen, weinte keine Thräne, als der Vater ſie ihm verlobte, aber ſeit jener glücklichen Schlacht für Bologna, ſcheint ſie den Sieger an der Scultenna zu haſſen und ihres Lebens Frohſinn verſchwunden zu ſein. Sie iſt es, Herr, die hauptſächlich

den Vater bewog, mich zu meinem jetzigen Posten vorzuschlagen" — er hielt inne.

„Sprich weiter, alter Mann!" bat Enzio.

„Mehr zu sagen ist mir streng verboten," erwiederte er und blieb stumm.

25.

Kurz vor dem fröhlichen Weihnachtsfeste erschallte lauter Jubel. In ganz Bologna war, trotz des unfreundlichen stürmischen Wetters, ein reges Leben auf allen Straßen, und leicht konnte Enzio bemerken, daß es etwas Freudiges sein müsse, was die Stadt so in Aufruhr bringe, denn wer sich begegnete, umarmte und theilte sich die erhaltene Nachricht mit. Obgleich Enzio nichts Freudiges für sich in dem Jubel der so feindlich gesinnten Stadt erwarten konnte, schickte er doch den alten Diener hinunter, ihm Kunde von dem zu bringen, was geschehen sei. Aber der Alte zögerte lange, ehe er zurückkehrte, endlich trat er mit feuchtem Auge ein, und sein trauriger Blick verkündete keine frohe Botschaft.

„Herr," sagte er, und seine Stimme bebte „macht Euch auf das Schrecklichste gefaßt! Kaiser Friedrich ist zu seinen Vätern heimgegangen; in Firenzuola warf ihn eine ruhrartige Krankheit auf das Krankenlager, und er hat es nur verlassen, um es mit der Gruft in Palermo zu vertauschen. In den Armen seines Sohnes Manfred verschied er."

„So haſt Du Ruhe und ſchläfſt in Frieden, edler Vater!“ ſagte Enzio, und ſein Auge blickte himmelwärts, als ob es da oben den Entſchlafenen ſuche „Wohl dem, der ausgerungen hat! — Mit Dir geht eine herrliche Welt unter, mit Dir ſinkt das Licht, was Du verbreiten wollteſt, in die finſtre Nacht des Irrglaubens zurück, mit Dir ſinkt das Geſchlecht der Hohenſtaufen von ſeiner Höhe herab.“ — Dann überließ er ſich ſchweigend ſeinem tiefen Schmerz.

Conrad ſuchte ihn zu tröſten, obgleich er ſelbſt ſo ſehr des Troſtes bedurfte, wenn ihm auch der Tod des Kaiſers einen matten Stern der Hoffnung aufgehen ließ, aber Enzio erwiederte ihm mit Ergebung „Ich bedarf keines Troſtes! Das lang' Gefürchtete, das Unabänderliche iſt geſchehen, und ich weiß, mir iſt nun nicht mehr zu helfen. Die Blüthe meines Lebens wird hier verwelken, in Feſſeln werd' ich ſchmachten, bis Gott auch mich abruft; doch will ich ohne Murren mein Schickſal ertragen, und auch hier ſoll mich die Hoffnung bis zum Grabe begleiten.“

„Glücklicher!“ rief Conrad ſchmerzlich aus „Ich bin nicht ſo ſtark als Ihr, mich drückt es nieder und raubt mir jeden Lebensmuth.“

„Und doch lebt noch, was Du liebſt, und mir iſt es geſtorben!“ ſagte Enzio tief aufſeufzend, denn er fühlte nur zu gut, daß mit Kaiſer Friedrich für ihn Alles dahin war.

Von dieſer Zeit an nahm der alte Diener immer mehr Theil an den Gefangenen, verließ ſelten ihr Zimmer, was

sie ihm auch gern erlaubten, weil er ihnen entweder Nachrichten von Deutschland, oder Apulien brachte, wo der junge Manfred ritterlich das Erbe seines Vaters vertheidigte, oder schweigsam blieb, wenn er sah, daß die Stirn der beiden Unglücklichen umdüstert war.

Seit dem Tode Kaiser Friedrichs waren nun schon Monate vergangen, und fast jeden Tag ging immer noch der unedle Lambertazzi, seine Verlobte am Arm, dem Fenster vorüber, wo er wußte, daß Enzio ihn bemerken müsse. Stolz auf das herrliche Mädchen, das er schon sein nennen zu können glaubte, wollte er dem Gefangenen zeigen, daß er nicht mehr Ursache habe, ihn um Adelasia's willen zu beneiden, doch bemerkte er in seinem Triumphe nicht, wie innig die Blicke der Entschleierten auf dem Unglücklichen ruhten, von dem sie fühlte, daß sie vielleicht allein noch den heilenden Balsam für ihn in ihrem Herzen verschlösse. So oft der Alte Lambertazzi vorbei gehen sah, ergrimmte er und vermochte seinen Unmuth nicht zu verbergen. Er hing mit treuer Zuneigung an der Tochter seines ehemaligen Herrn, und wenn ihn auch alles Gold der Welt nicht dazu vermocht hätte, das Mindeste zur Befreiung Enzio's beizutragen, so glaubte er, für die Wünsche Lucia's wohl Etwas thun zu können, da er es selbst aus ihrem Munde vernommen hatte, daß sie Enzio unaussprechlich liebe, und eher sterben werde, als dem verhaßten Mann, der sie zur Schau auf den Straßen Bologna's herum schleppte, ihre Hand zu reichen. Der Alte war Lucia's Liebesbote, und dieses neue Ereigniß erhellte dem Kaisersohn manche trübe Stunde und beschäftigte auf angenehme Weise seine Phantasie,

während Rechberg, in sich gekehrt, sich nur seinem Schmerze und der Erinnerung an Blanca überließ.

Aber auch ihn sollte eine unerwartete Begebenheit aus seinem Tiefsinn reißen.

Drei Pilger, die erst vor Kurzem aus Palästina in Ancona gelandet und gen Bologna gezogen waren, wünschten den schwäbischen Ritter, nicht den gefangenen König zu sprechen. Der eine Pilger war ein bejahrter, treuherziger Mann, der dem Alten ganz wohl gefiel, die beiden Andern waren seine Tochter und sein Sohn, der kaum dem Knabenalter entwachsen zu sein schien. Da es nur Rechberg galt, glaubte der Alte nicht gegen sein Gewissen und seine Pflicht zu handeln, wenn er die Pilger einließ, besonders da der Vater ihm gestand, er sei Herrn Conrad von früherer Zeit durch Wohlthaten verpflichtet, und wünsche ihn noch einmal zu sehen, um durch seine Theilnahme ihn doch einigermaßen zu trösten, und so vielleicht einen Theil seiner Schuld abtragen zu können, oder vielmehr es zu zeigen, daß er sie abzutragen wünschte. Der Alte lächelte, warf einen Seitenblick auf die Tochter, die wirklich eine Blume aus Edens Paradieseegärten zu sein schien, und da Conrad eben in seinem Gemache allein war, ließ er sie ein und war so gutmüthig, durch seine Gegenwart die Freude des Wiedersehens nicht stören zu wollen.

Kaum hatte sich die Thüre hinter den Pilgern geschlossen, als der Knabe sich leidenschaftlich in die Arme Conrads warf. „Kennst Du mich nicht?“ rief er „Kennst Du Deine Blanca nicht mehr?“

„Blanca!“ rief der Erstaunte, und während er sie

feſt an ſeine Bruſt drückte, ihre Wonne ſich nicht in Worten auszuſprechen vermochte, ein neues Leben ihnen aufgegangen zu ſein ſchien, ſtand Ruprecht mit gefalteten Händen vor ihnen, weinte Zaide Thränen der Rührung und des Schmerzes. Ruprecht war im Getümmel der unglücklichen Schlacht von ſeinem Herrn getrennt worden, hatte ſich, da ſich Alles in wilde Flucht auflöſte, gerettet und ſich zu Blanca begeben, deren Dienſt er ſich zu weihen verſprochen hatte, bis er ſeinen geliebten Herrn wieder auffinden würde.

„So fühl' ich mich doch noch einmal glücklich auf dieſer Welt!“ brach jetzt Conrad das Schweigen „So hab' ich Dich wieder, meine Arme halten Dich umfangen, meine Lippen haben die Deinen berührt, mein Herz ſchlägt in unausſprechlicher Liebe dem Deinen entgegen, und ich ſollte mich jetzt noch unglücklich dünken? Nein, wahrlich nein! Was ſind Feſſeln, wenn neben ihnen die roſigen Bande der Liebe uns umſchlingen? Was iſt der Kerker, wenn Du an meiner Bruſt ruhſt und ihn mir zum Prunkſaal umſchaffſt? O, wie unausſprechlich glücklich fühl' ich mich!“

„Ich muß Deinen ſchönen Traum ſtören, mein Conrad!“ ſprach Blanca und entwand ſich ſeinen Armen „Unſer Glück iſt nur für Minuten, der kommende Tag muß mich ſchon fern von Bologna treffen.“

„Du willſt mich wieder verlaſſen?“ rief er erſchrocken.

„Könnt' ich Deine Gefangenſchaft theilen, ich bliebe hier und opferte Dir mit Freuden die Freiheit, die ich dem Herrn des Himmels freiwillig opfern werde; aber Kaiſer Friedrichs Tochter wäre ihnen ein neues willkom-

mener Gegenstand unersättlicher Rache, fern von Dir würd' auch ich, eine Gefangene schmachten, wir blieben getrennt, und die Trennung wäre um so schmerzlicher, da wir uns einander so nahe wüßten. Ich kam, Dich noch einmal zu sehen, Dir auf ewig Lebewohl zu sagen, den letzten Tropfen aus meinem Freudenbecher zu leeren, und dann mein Antlitz mit dem Schleier für immer zu verhüllen."

„Blanca!" rief Conrad erbebend „Du willst jeder Hoffnung entsagen?"

„Muß ich nicht? Ich senkte die Trügerische mit in das Grab des Vaters, mit ihm nahm mir Gott Alles!"

„Alles, auch mich?"

„Auch Dich, mein Geliebter! — Wessen Hand ist noch so kräftig, gegen Rom das Schwert zu führen, die hohen Mauern Bologna's nieder zu reißen? — Conrad! — Der kämpft um seine Krone in Deutschland, und wird sich wenig um Enzio und Conrad Rechberg kümmern. Der träge Heinrich, dem der Vater nur Unzen Goldes vermachte, aber keine Hand breit Land? oder der kühne, kaum dem Knabenalter entwachsene Manfred? — Ich fürchte, ihm allein ward des Vaters Geist und seine Beharrlichkeit; er wird im Glück wenig für Enzio thun, er fürchtet den Bruder ohne Erbtheil mehr, als Conrad mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte. — Von wem soll ich hoffen?"

„Von Gott!" sprach Rechberg feierlich „Oft führen uns seine Wege wunderbar; den Einen treibt das Schicksal nach Osten, den Andern nach Westen und doch finden sie sich wieder — Geh nicht in das Kloster, Blanca, der

Schleier trennt uns auf ewig, entsage diesem in Verzweiflung gefaßten Entschluß!"

Die Trauernde sah ernst vor sich nieder. „Nun wohl!" sprach sie „so lange Du athmest will ich das feierliche, an dem Sarge des Vaters gethane Gelübde nicht erfüllen, und Gott möge mich deshalb nicht streng richten!" Sie reichte ihm dann schweigend die Hand, die er mit Innigkeit an sein Herz drückte; es war, als habe sie ihm mit diesem Händedruck neues Leben gegeben.

„Wo ist mein geliebter Bruder, wo ist Enzio?" fragte sie jetzt.

„In seinem Zimmer, ich geh' ihn zu rufen!" erwiederte Rechberg, und bald trat er mit ihm ein.

Schmerzlich war das Wiedersehen. Keine frohe Erinnerung erheiterte die trübe Gegenwart, nur der Gedanke an den heimgegangenen Vater beschäftigte sie allein. Sie mußte ihm nun von des Vaters Tode berichten, und erzählte ihm, wie er bis zum letzten Augenblicke nicht Hoffnung, nicht Muth verloren, und wie er Alles mit Umsicht für den Fall seines Todes geordnet habe. Auch wiederholte sie die Worte, die er wenige Stunden vor seinem Ende dem Erzbischof von Palermo gesagt hatte, dem er gebeichtet, und dann von ihm des Bannfluchs entladen in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen war. „Ehrwürdiger Herr! so fest wie ich in diesem Augenblick an unsrer heiligen Religion hange, habe ich es von jeher, trotz des Bannfluchs des Papstes gethan, habe Gott vertraut, aber nie dem Mann, der sich einen Stellvertreter des himmlischen Vaters nannte; ich habe ihn für einen schwachen Menschen gehalten, wie

mich ſelbſt, der irren und fehlen kann, wie jeder andere Sterbliche, und der auf ſeine dreifache Krone gern noch alle Kronen der Welt thürmen, und die Fürſten der Erde zu ſeinen Füßen ſehen möchte. Darum habe ich, ſo lange ich lebe, einen ſchweren Kampf gekämpft." — Dann beſchrieb ſie noch den feierlichen Zug, der ſeinen Leichnam nach Sizilien gebracht hatte, und wo die Theilnahme des Volkes ihm überall gefolgt war.

Als ſie jetzt eben dem Bruder berichten wollte, wie ſie in Palermo in der Gruft der Könige an ſeinem Sarkophage geſeſſen, ward die Thüre aufgeriſſen, und eine verſchleierte weibliche Geſtalt ſtürzte, von dem alten Diener gefolgt, herein „Eilt!" rief ſie faſt athemlos Blanca entgegen „Um aller Heiligen willen rettet Euch! Nur noch einen Augenblick ſteht Euch die Flucht offen — Eure Anweſenheit, Tochter Kaiſer Friedrichs iſt verrathen, man ſucht Euch auf, kommt, folgt mir!"

„Wer biſt Du, Rettungsengel? Laß uns Dein holdes Antlitz ſchauen!" bat Enzio, in deſſen Seele eine Ahnung aufgeſtiegen war.

Die Geſtalt warf den Schleier zurück, Lucia Viadagola ſtand vor dem Erglühten, warf ſich an ſeine Bruſt und ſtammelte „Dein für ewig, mein Enzio!" während Blanca Conrad den Scheidekuß gab und ihm ein ſchmerzliches Lebewohl zurief.

„Kommt nur, Herrin! Wir haben mit Liebesſtändeleien keine Zeit zu verlieren," ſagte der Alte, und Lucia entwand ſich Enzio's Armen. „Lebewohl!" rief noch einmal Blanca, und Ruprecht drückte zum ſchweren Abſchied ſeinem theuern Herrn die Hand.

„Nun, was zögert Ihr noch?“ rief der Alte Zaiden zu, die ruhig in ein Bogenfester getreten war und ein kurzes „Ich bleibe!“ erwiederte.

Schon hatte ſich die Thüre geſchloſſen, als der Alte ſchnell wieder eintrat und in Haſt Conrad zuraunte: „Laßt heute König Enzio nicht an gewohnter Stelle ſchlafen!“ und ſich dann ſchnell wieder entfernte.

26.

Hätte die ſchöne Pilgerin nicht noch an der Fenſterbrüſtung gelehnt vor ihnen geſtanden, ſo hätte Enzio wie Conrad das Ereigniß, das ſie ſo überraſchend betroffen, als einen ſchönen Traum ſich gedacht, der ſchnell wieder verſchwunden ſei, aber Zaide entfernte jede Täuſchung, und Rechberg trat finſter auf ſie zu. „Warum verweilſt Du noch hier, warum folgteſt Du Deiner Herrin nicht?“ fragte er ſie unfreundlich.

„Sagt Euch Euer Herz nichts, Herr?“ erwiederte ſie hocherröthend.

„Mein Herz ſchweigt, biſt Du mir nahe“ —

„O, wie hart begegnet Ihr mir, Ritter vom Rechberg!“ ſagte ſie, und ihr Auge füllten Thränen „Glaubt Ihr, ich ſei ſo thörigt, noch Etwas von Eurem Herzen zu erwarten? Wahrlich, nein! Aber erwartet Alles von dem meinen — Die Herrin zu retten blieb ich hier, ich bin des Kaiſers Tochter, wenn die Schergen ſie abzuholen kommen — Tretet meinem Vorhaben nicht in den Weg,“

fuhr ſie fort, als eben Conrad ſeine Mißbilligung ausdrücken wollte. „Ich weiß, was Ihr denkt! Ihr meint, es gäbe Viele zu Bologna, die Blanca von Hohenſtaufen an dem Hofe ihres Vaters ſahen, und leicht den Betrug entdecken würden; dies iſt mir gleich. Habe ich ſie nur bis am Morgen getäuſcht, ſo iſt viel gewonnen, denn die Herrin iſt gerettet, und das Loos, das mich dann treffen wird, kümm're Euch nicht — Aber, das iſt es nicht allein, was Euch quält! Ihr glaubt das holde Weſen herabgewürdigt, wenn ich nur auf kurze Stunden Blanca zu ſein ſcheine, Ihr glaubt ſie entheiligt, wenn man die ſarazeniſche Dienerin für die Kaiſerstochter hält.“

„Nein, wahrlich nein!“ rief Enzio, und reichte dem ſchönen Mädchen die Hand „Du handelſt edel“ —

Die weitere Rede des Königs unterbrachen Männertritte, die ſich dem Zimmer nahten. Jetzt wurde die Thüre mit Heftigkeit aufgeriſſen und einer vom Rathe trat mit mehreren Bewaffneten ein. Nach kurzer Begrüßung Enzio's, ſich nicht um Conrad kümmernd, erſuchte der Rathsherr Zaide, ihm zu folgen. Sie gehorchte ohne Widerſtreben, warf noch einen innigen theilnehmenden Blick auf Rechberg, und verließ mit den Bewaffneten das Zimmer.

„Ein edles, ein ſchönes Mädchen!“ rief König Enzio aus, als er ſich mit Conrad wieder allein befand „Sie geht freiwillig einem gewiſſen Tode entgegen, auch der gute Alte, der ſich täuſchen ließ und die Täuſchung mit ſeinem Leben bezahlen wird; ſie jammern mich Beide!“ —

Bei dieſen Worten erinnerte ſich Conrad der Worte des Alten. „König Enzio!“ ſagte er „Dies war ein verhängnißvoller Abend, mir ſchloß ſich mein Paradies, Euch öffnete es eine neue blumenbekränzte Pforte. Dieſer Abend weckt einen ſonderbaren Wunſch in mir, deſſen Gewährung Ihr wir nicht verſagen müßt. Laßt uns, für heute nur, unſer Lager vertauſchen! Ich hoffe auf dem Euren die böſen Träume zu verſcheuchen, die mir auf dem meinen ſo oft den erquickenden Schlaf rauben, und Ihr, an die ſchöne Bologneſerin denkend, werdet auch auf meinem Schmerzenslager ſchlafen und ſüß träumen“—

„Sonderbarer Menſch!“ unterbrach ihn Enzio „Wozu könnte Dir das nützen?“

„Weiß ich es doch ſelbſt nicht!“ fuhr Rechberg fort Nennt es Sehnſucht, Ahnung oder Thorheit, mir gleich, nur erlaubt es mir!“

„Kannſt Du in dieſer verhängnißvollen Stunde an Thorheiten noch Freude finden, ſo gönn' ich ſie Dir,“ ſagte Enzio. „Verſuch, ob mein Lager nicht auch ein Schmerzenslager iſt; Du wirſt es vielleicht noch härter finden, als das Deinige. Doch ehe wir uns zur Ruhe legen, laß uns erſt noch den Becher mit dem Nachttrunk leeren; ich trenne mich heute ſo ungern von Dir, meine Seele begleitet Blanca auf ihrer Flucht, ich will die trüben Gedanken mit dem Becher zu verſcheuchen ſuchen.“

Conrad folgte nun dem König, der Nachttrunk wurde genoſſen, ohne daß er den Trübſinn aus Beider Herzen verſcheucht hätte. Da ſprang Enzio endlich unmuthig auf. „Gute Nacht, Unglücksgefährte!“ ſagte er heute bewegter als ſonſt, und ging nach Conrads niedrem Schlaf-

gemach, während dieſer in ernſte Gedanken verſunken in dem Prunkgemache Enzio's an das geöffnete Fenſter trat und in die ſchöne Frühlingsnacht hinausblickte.

„Wie ruhig iſt doch Alles ringsumher," ſprach er tief bewegt „der Glückliche, wie der Unglückliche ging zur Ruh, erquickenden Schlaf und ſüße Träume hoffend, wie Wenigen werden ſie! — Wo mag ſie jetzt ſein? Verſchließen ſie noch Bologna's Mauern, oder athmet ſie ſchon frei, fern von dieſer feindlichen Stadt? — Erbarme Dich ihrer, Gott, erbarme Dich meiner!" — Er ſchloß das Fenſter, und nur an Blanca denkend trat er vor das Lager des Königs und blieb gedankenvoll ſtehen. — Warum warnte der Alte mich wohl, den König Enzio hier nicht ſchlafen zu laſſen?" fragte er ſich jetzt — „Er ſollte gewiß einer Gefahr entgehen — Und warum trat ich an ſeine Stelle?" — Er dachte einige Augenblicke darüber nach — „Ein Zufall kann ihn befreien, und mit ſeiner Freiheit ihm ein Glück lächeln, ſchöner als alles Vergangene — Mir? — Nur mein Bitten hielt ſie von der Kloſterpforte zurück, nicht ihr Herz — Sie iſt mir verloren, und ſo hab ich' nur noch ein Leben zu verlieren, das ich den Hohenſtaufen geweiht und das mit ihrem Untergange mir nur eine Bürde ſein kann! — Grüble nicht weiter nach, empfiehl Gott Deine Seele in demüthigem Gebet, und leg Dich zur Ruh!" — Er entkleidete ſich, warf ſich auf das Lager nieder, und bald ſchloß dem Müden erquickender Schlaf die Augen zu.

Aber nicht allein der Schlaf, auch ein ſüßer Traum ward ihm zu Theil. Ihm war es, als ruhe er auf einer Moosbank in der kühlen Grotte des Gartens zu Palermo.

Alles war hier schöner, prachtvoller, als er es in der Wirklichkeit gesehen. In den Kristallen der Grotte spiegelten sich Millionen funkelnder Sterne, Blumen von wunderbarer Gestalt, sanft geröthet, als wären sie ins Morgenroth getaucht, rankten sich um ihn und bildeten eine hohe Laube; tausend fremdartige Vögel, deren Gesang er noch nie gehört, ließen ihre lieblichen Melodien durch die Balsamdüfte erschallen, und suchten eben so vergebens, wie der aus den Felsen hervorsprudelnde Quell mit seinem Murmeln ihn in Schlaf zu lullen. Er blieb wach, staunte über die Wunder, die er sah, und sein waches Auge ergötzte sich besonders an dem glattgeschliffenen kristallenen Fußboden, der den Schein der tausend funkelnden Lichter magisch zurückwarf, während der Garten vor der Grotte in finstrer Rabennacht vor ihm lag, und man keinen blühenden Strauch, keinen mit goldenen Früchten beschwerten Baum erkennen, nur das Rauschen des Abendwindes durch seine dunkeln Blätter vernehmen konnte.

Aber plötzlich tauchte auch aus dieser Nacht ein Licht auf, das noch fern zu sein schien. Sein Funkeln, sein Glanz war ganz anderer Art, wie das flammende Sternenlicht in der Grotte, nur das Mondlicht war ihm zu vergleichen, wenn es silbern, wie ein Leichentuch, sich über das öde Thal breitet. Es kam immer näher und näher, gestaltete sich endlich zu einem bleichen goldenen Reif, womit die Maler wohl das Haupt der Heiligen umgeben, und jetzt — sah er die blonden Locken Blanca's, um die es floß, sah ihre herrlichen Züge, ihre hohe Gestalt, sah sie der Grotte immer näher kommen, wollte

aufſpringen, ihr entgegen eilen, und konnte nicht. Feſt, wie mit ehernen Banden auf die Moosbank geſchmiedet, durfte nur ſein Auge ſich an ihrem Anblick weiden — Jetzt trat ſie in die Oeffnung der Grotte, das Sternenlicht verloſch vor ihrem himmliſchen Glanz, und als ſie die Worte ſprach: „Wohl Dir, Du Glücklicher!“ war die Quelle verſtummt, ſchwieg der tauſendſtimmige Chor der Vögel, hoch wölbte ſich über ihm die Decke zum Tempel des Herrn, und es erſchell ein feierlicher Choral. Blanca kniete nieder, auch Conrad faltete die Hände zum Gebet — Da ſchlich eine Schlange hinter der Moosbank hervor, legte den Kopf auf das Herz des Betenden, und drückte tief den Stachel hinein — Ein tiefer Seufzer, und verſchwunden war der ſchöne Traum.

Enzio lauſchte ſchon lange, ob ſein Unglücksgefährte noch nicht wach ſei, aber der ſchlief noch ſo ruhig und ſanft, daß des Königs Ruf: „Steh auf, fauler Schläfer, ſteh auf, einem ſchwülen Tag entgegen zu gehen!“ ihn nicht weckte. Sein Schlaf war tief und lang, nur die Poſaune der Auferſtehung hätte ihn ſtören können. Enzio trat dem Bette näher und fand ihn, einen Dolch tief in das Herz gedrückt, in ſeinem Blute ſchwimmend, und ſanft hinüber gegangen, wo er wieder vor Kaiſer Friedrichs Himmelspforte wachen und ſeine Ahnen begrüßen konnte. Heiter war ſein Antlitz, es war im Tode noch der Spiegel ſeines lieblichen Traumes.

So hatte ſich ſein Geſchick erfüllt, er war wie ſein Ahnherr, wie ſein Vater für die Hohenſtaufen geſtorben!

27.

Die Ahnung des alten Dieners, der ſein Vergehen ſtreng büßte, hatte ihn nicht betrogen. Er kannte Lambertazzi's tückiſches Gemüth, und fürchtete mit Recht, Lucia's Kommen würde ihm bald von ſeinen vielen Kundſchaftern hinterbracht worden ſein. Da er nicht mehr wie ſonſt die nöthigen Sicherheits-Maasregeln treffen konnte, fürchtete er für Enzio's Leben, deshalb ſeine Warnung, die Conrad den Tod brachte. Lambertazzi's ſchleunige Entfernung von Bologna beſtätigte den Argwohn, daß er den Mörder geſandt habe.

Blanca und Ruprecht waren von dem Alten zu ſeiner Tochter gebracht, wo ſie den andern Tag verkleidet Bologna verließen und glücklich nach Deutſchland kamen. Zaidens Aufopferung hatte ihre Flucht ſehr erleichtet, denn erſt nach mehreren Tagen wurde die Verwechſelung der Perſonen entdeckt. Vielleicht von der Schönheit der Sarazenin gerührt, vielleicht aus andern Gründen handelten die Bologneſer menſchlich an ihr, denn ſie entließen ſie ohne Strafe, und ſie konnte nun ihre Herrin aufſuchen, die ſie auch auf dem Hohenſtaufen fand. Durch ſie erfuhr dieſe die erſte Nachricht von Conrads Tode. Blanca, ihres Gelübdes eingedenk, zog alsbald nach Frankreich ins Kloſter St. Dominique bei Montargis, auch Zaide, die zum chriſtlichen Glauben übergetreten war, folgte ihr dahin. Der Tod überließ ſie lange dem Gram, den auch die frommen Gebete nicht zu lindern vermochten. Sie lebte noch 30 Jahr, wie ihre Grabſchrift beſagt, die man noch in der Kloſterkirche findet. Sie lautet:

„Cy gist très-vénérable et excellente Dame Blanchefleur, qui fut fille de Frédéric Empereur, la quelle pour l'amour de Dieu et sa virginité depita l'empire et tout le monde, seulement de ses amis, vint en France en cette maison en habit de béguinage jusqu'a la fin, et trepassu le 20 de Juni 1279.“ *)

Ruprecht blieb auf dem Rechberg und pflegte Benjamin, die kranke Blüthe des Libanons, der bald neben seinem Urgroßvater in der Schloßkapelle ruhte.

Das traurigſte Schickſal traf König Enzio. 22 Jahr ſchmachtete er im Gefängniß, wo ihm nur Lucia's Liebe frohe Augenblicke verſchaffte. Jeder Verſuch der Rettung ſcheiterte, und er ſtarb in ſeinem 46ſten Jahre, der Letzte der Hohenſtaufen.

---

*) Hier ruht die verehrte und vortreffliche Dame Blanca, Tochter Kaiſer Friedrichs, welche aus Liebe zu Gott und ihrer Jungfräulichkeit keine Freude mehr an Hoheit und der Welt, nur noch an ihre Freunde findend, nach Frankreich in dieſes Gotteshaus in der Kleidung des Ordens der Beguinen kam. Sie blieb hier bis an ihr Ende und ſtarb den 20 Juni 1279.

Bilder und Scenen

aus den Jugendjahren

der Königin Maria Stuart.

Als die junge 21jährige Königin Frankreich verlassen hatte und den 19ten August 1561 in Leith landete, fand sie Schottland in dem Zustande der höchsten Verwirrung. Der angesehene Adel hatte während ihrer Minderjährigkeit den größten Theil der königlichen Güter und fast alle Macht an sich gerissen, so daß jeder sich in seiner Grafschaft zum unabhängigen Herrn erhoben hatte und die niederen Vasallen beherrschte. Das Volk, von dem Adel unterdrückt, war durch die Fortschritte der Reformation in zwei sich hassende Partheien getheilt. Die höhere katholische Geistlichkeit war ohne bedeutenden Einfluß, zum Theil im Besitz ihrer Aemter und Pfründen geblieben, zum Theil zu der neuen Lehre übergetreten, ohne jedoch dadurch ihre Pfründen verloren zu haben; die protestantische Geistlichkeit, an deren Spitze der Eiferer Knox stand, übte gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Protestanten. So fand die junge Königin nicht einmal in der Geistlichkeit eine Unterstützung, denn die Ka-

tholiſchen waren zu wenig, und die Proteſtantiſchen hätten um nichts in der Welt eine katholiſche Königin, ſelbſt bei ihren beſten Zwecken, unterſtützt.

Der Adel wär in drei Hauptpartheien getheilt. Der Familie Gordon, an deren Spitze der Graf Huntley ſtand, in dieſer Zeit wohl die reichſte und mächtigſte, gehörte faſt der ganze nördliche Theil des Königreichs. Die meiſten ihrer Beſitzungen hatte ſie durch die Gunſt früherer Könige erworben, viele aber während Mariens Minderjährigkeit gewaltſam an ſich geriſſen. Der Graf Huntley hatte ſeinen Sitz in Aberdeen, kam ſelten über den Tay, noch weniger nach der Hauptſtadt, kümmerte ſich aus angeborner Trägheit faſt nie um die Angelegenheiten des Königsreichs, ſobald ſie ihn nicht perſönlich betrafen, und ſuchte mehr durch Liſt, als Gewalt, ſeine Macht zu vergrößern. An ihn ſchloſſen ſich die meiſten Lords der Hochlande und die Lairds der Clans an, und verſtärkten ſeine Parthei.

Die Hamilton's waren die zweite anſehnliche Familie. An ihrer Spitze ſtand der Herzog von Chatelheraut, der während der Minderjährigkeit Maria's 12 Jahr Regent von Schottland geweſen, und ſein Sohn der Graf von Arran der nächſte Verwandte der königlichen Familie. Durch ſie war die mächtige Famile der Lennox aus Schottland vertrieben und hatte ſich in England niederlaſſen müſſen. Des Grafen Lennox Gemahlin war die Tochter Margarethens, der älteſten Schweſter Heinrich VIII., welche nach dem Tode ihres erſten Gemahls, König Jacob IV., den Grafen von Angus geheirathet hatte. Es hatte daher dieſe Familie, im Fall des Todes der Königin von

England, faſt mehr Anſprüche auf den engliſchen Thron, als die Königin ſelbſt. Die Beſitzungen der Hamilton's lagen in dem ſüdlichen Theile Schottlands, und auch mehrere Inſeln gehörten ihnen.

Die Douglas hatten ſich aus manchen Widerwärtigkeiten immer wieder muthig emporgehoben, und waren früher die bedeutendſte Familie Schottlands, und dem Geiſte und der Thatkraft nach gewiß die Erſte. Sie zählte ſo manchen Helden unter ſich. Ihre Beſitzungen lagen zerſtreut, und deshalb war ihre Macht in dieſer Zeit nicht ſo bedeutend, wie die der beiden Vorhergehenden. Aber an ihrer Spitze ſtand Graf Morton, ein Mann voller Kraft und Klugheit, tapfer, und zugleich liſtig und verſchlagen.

Noch mehrere andere Familien hatten bedeutenden Einfluß. Der Graf von Bothwell war einer der mächtigſten und reichſten Barone des Reichs Der Herzog von Argyle, die Lords Lindſay, und Seaton, der Graf von Athol hatten bedeutenden Anhang; aber über Alle ragte Steward, Propſt von St. Andrews empor. Ohne Güter und Macht, war er der bedeutendſte Mann Schottlands, der ſich an die Spitze der Congregation der proteſtantiſchen Lords geſtellt und den größten Einfluß ſich erworben hatte. Ein natürlicher Sohn Jacob V. und der Tochter des Lords Erskine, ward er dem geiſtlichen Stande gewidmet und zum Propſt von St. Andrews ernannt; aber ſeinen muthigen Geiſt konnte das Prieſtergewand nicht dämpfen, er miſchte ſich in die Händel, die während der Regentſchaft von Mariens Mutter Schottland zerrütteten, ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres und ward

bald das Haupt der Proteſtanten. Er und Maitland von Lethington waren die Männer, denen die Königin Maria anfangs das meiſte Vertrauen ſchenkte, welches Graf Murray — zu dieſer Würde erhob ihn ſpäterhin ſeine königliche Schweſter — auch ſicher verdiente, denn er wollte Schottlands Wohl redlich, liebte die Königin aufrichtig, aber ſein Ehrgeiz duldete Keinen über ſich.

So waren die Verhältniſſe des Landes, in welchem die junge 21jährige Königin die Zügel der Regierung ſelbſt erfaßt hatte. An dem ſittenloſen Hofe einer Catharina von Medicis erzogen, fand ſie in Edinburg nur Rohheit ſtatt Verfeinerung, einen wilden, kampfbegierigen Adel, der die Anmaßung des franzöſiſchen in gleichem Maaße, aber nicht deſſen Galanterie und feinere Sitten beſaß. Sie mußte ſich ſelbſt ihren Hof bilden, und was man im Louvre liebenswürdig genannt hätte, wurde durch die Prieſter der neuen Lehre als abſcheulich verdammt.

I.

Lord Makintosh.

1.

Es ſtürmte furchtbar, der Wind heute, die runden Scheiben der hohen Bogenfenſter in Holyroodhouſe klirrten, die Wetterfahnen kreiſchten, Laden klappten, und durch alles dieſes hörte man zuweilen die ſchweren Tritte der Hellebardierer, die an dem großen Portale des Schloſſes Schildwacht ſtanden, und trotz des ſtürmiſchen Wetters im Schloßhofe auf und nieder gingen. Es mochte bald Mitternacht ſein, und noch ſaß die Königin mit Maria Ogilvie in ihrem Kloſet auf einem mit alten Stickereien überzogenen hohen Lehnſtuhl, blickte ſchweigend vor ſich hin und ſchien des Unwetters nicht zu achten. Das Zimmer war nicht groß, auch nicht prachtvoll eingerichtet, und ſeine grünwollenen Tapeten gaben ihm eben nicht ein freundliches Anſehen. Der Lehnſtuhl, worauf die Königin ſaß, drei kleine Tabourets, zwei große eichene, mit Ebenholz künſtlich ausgelegte Tiſche, die zwiſchen und neben den Fenſtern ſtanden, und der Königin Bettiſch, der ſonderbarer Weiſe eine Marmorplatte war, die auf einem kunſtlos gehauenen Holzblock lag, waren das ganze Geräthe des königlichen Gemachs. Auf dem Bettiſch ſtand ein einfaches Krucifix, an dem ein vom Papſt ſelbſt ge-

weihter Roſenkranz hing, über der Königin Lehnſtuhl ſah man das Bildniß ihrer Mutter, Margarethens von Guiſe, und auf dem Tiſche, auf welchem zwei gelbe Wachskerzen matt brannten, ſtanden zwei mit Tüchern verhüllte Gemälde.

In dieſem einſamen, prunkloſen, faſt traurig zu nennenden Gemache ſaß mit gebeugtem Haupte die Roſe von Schottland, wie ihre Zeitgenoſſen die Königin Maria zu nennen pflegten, und mochte an die ſo ſchnell vergangene ſchönere Blüthenzeit in ihrem geliebten Frankreich denken, als der immer lauter heulende Sturm das Hoffräulein in die Klage ausbrechen ließ: „Welch' grauſenhaftes Wetter!"

„Ja wohl!" ſeufzte die Königin tief auf.

„Wie war es jenſeits des Meeres doch ganz anders," fuhr das Fräulein fort „und ſtürmte der Wind auch um das Louvre, ſo hörten wir es nicht bei Tanz und Geſang; die Trompeten ſchallten lauter, die uns zum Feſtſpiel riefen, als der rauhe Oſtwind, der vom Montmartre herüber blies — Ach es war eine ſchöne, eine unvergeßliche Zeit!"

Die Königin ſchwieg, aber ſeufzte.

„Ich war 16 Jahr alt, als ſich mein Vater mit mir in Inverary einſchiffte, um mich zu meiner Königin nach Frankreich zu führen. Ach wie weint' ich, als ich das alte Schloß mit ſeinen runden Thürmen verließ, das Schiff betrat und ich die Berge der Heimath immer mehr und mehr ſchwinden ſah, bis ſie endlich wie graue Nebelſtreifen am fernen Horizonte verſchwanden. Wie ſchmerzvoll ſagte ich ihnen Lebewohl, mit welch' bittern Thränen begrüßte ich nicht die flachen Küſten Frankreichs, wie

öde erſchien mir dies Land, wo nicht Felſen, nicht Klippen an unſerm Wege ſtanden und kein flüchtiges Wild an den Abhängen weidete, kein Adler in ſtolzem Flug über meinem Haupte ſeine weiten Kreiſe zog. Ach, wie unausſprechlich war damals die Sehnſucht nach meiner Heimath, und jetzt" —

Ein Schlag, die Fenſter klirrten, und ein Nachtvogel, den der Sturmwind in ſeinem nächtlichen Flug erfaßt und gegen das Fenſter geſchleudert hatte, fiel zu den Füßen der Königin, die mit einem Schrei auffuhr.

„Eine Eule und ein paar zerbrochene Scheiben, weiter nichts!" rief lachend das Fräulein Seht nur, wie das Thier die Augen verzerrt, wie ſtier es Euch anglotzt! Das ſind doch wahrhaftig die Augen Lord Lindſays, — und der krumme Schnabel! Glaubt man nicht Lord Ruthvens Naſe zu ſehen, die in ſeinem Geſichte, dieſem kalten Leichenhauſe, wie ein Grabmonument ſteht? Seht nur, jetzt ärgert es ſich über uns, wie ſo oft die beiden edlen Lords es thun, ſträubt und ſpreizt ſein Gefieder, wie der zornige Knox, wenn er von der Kanzel herab über die Rechtgläubigen ſein Gift ausſpritzt — Huſch! da fliegt ſie auf, rennt mit dem Kopfe an alle Wände. Wart, ich will Dir Deine Freiheit wieder geben, Du nächtliches Geſpenſt!" Sie wollte das Fenſter öffnen, aber der Wind ſtürmte ſo fürchterlich dagegen, der Hagel raſſelte ſo laut an die kleinen runden Scheiben, daß das Fräulein es nicht zu öffnen vermochte. Nach einigem Umherfliegen ſetzte ſich die Eule auf das Kruzifix.

„Rufe Jemand, der das Unthier hinaus wirft!" befahl jetzt die Königin.

„Ich fürchte faſt, Niemand zu finden, der wach iſt,“ ſagte Maria Ogilvie „denn in Eurem Vorzimmer, Königin, iſt es zuweilen ſo leer auf Holyroodhouſe, daß man glauben könnte, die Edlen Schottlands wären alle in der Schlacht von Flowden geblieben.“ Sie nahm eine von den gelben dunkel leuchtenden Wachskerzen von dem Tiſch, ging hinaus, kehrte aber ſogleich wieder zurück und winkte der Königin zu, ihr zu folgen. Die Königin, deſſen innigſte Freundin das Fräulein war, zögerte auch nicht lange; Marie Ogilvie ſchlich dann auf den Zehen voran, die Königin folgte leiſe nach der andern Ecke des Zimmers, und hier zeigte ihr das Fräulein einen ſchlafenden Jüngling in Pagenkleidung, der wohl nicht ahnete, daß die ſchöne jugendliche Königin vor ihm ſtehe, und ſeine blonden Locken und die ernſten und doch ſo ſchönen Züge ſeines Geſichtes bewunderte.

„Wecke ihn auf!“ befahl jetzt die Königin, und ging leiſen Trittes in das Zimmer zurück.

Erſchrocken fuhr der Page auf, als Marie Ogilvie ihn rüttelte und ſein geblendetes Auge das ſchöne Mädchen vor ſich ſtehen ſah, das ihn mit barſchem Tone fragte, was er hier mache.

„Ich bewache die Gemächer meiner Königin,“ antwortete der nun erſt aus dem Schlaf völlig Erwachte.

Das Fräulein lachte hell auf. „Du biſt wahrlich der ſchlechteſte, verſchlafenſte Wächter in dem ganzen ſchottiſchen Hochlande, für Dich hätte man den Palaſt von Holyroodhouſe und Dich mit ihm wegtragen können — Doch komm, folge mir! Ein Nachtvogel iſt in der Königin Zimmer geflogen, befreie uns von dem läſtigen Thiere.“

Robert von Kinkardine folgte und erſchrak nicht wenig, als er plötzlich vor der Königin ſtand, die mit dem Worte: „Dort!“ nach dem Kruciſix wies, auf dem die Eule mit ſträubendem Gefieder ſaß, und den Pagen mit ihren funkelnden Augen ſtier anglotzte.

„Nimm Deinen Plaid ab,“ rieth ihm jetzt das Fräulein „wirf ihn dem Unthier über, ſonſt verwundet es Dich!“

„Wie könnt' ich meinen Plaid in Gegenwart meiner Gebieterin ablegen?“ erwiederte Robert, packte mit ſchnellem ſichern Griff das ſich ſträubende Thier, und öffnete, während er fragte: „Soll ich ihm die Freiheit geben, oder es tödten?“ das Fenſter.

„Tödt' es!“ befahl ſchnell Maria Ogilvie „Hat es doch eine Naſe wie Ruthven, und Augen wie der läſtige Eiferer Knox“ —

„Das iſt ein würdiger Mann!“ fiel ihr der Page in die Rede, übergab das Thier dem Sturmwind und ſchloß ruhig das Fenſter wieder.

Die Königin hatte bisher zu Allem geſchwiegen und nur die kräftige Geſtalt, die edlen Züge ihres ihr bis jetzt fremd gebliebenen Dieners bewundert. Sein Lob des ihr ſo verhaßten Knox hatte ſie von ſeinem Aeußern abgelenkt. „Dein Name?“ fragte ſie jetzt.

„Robert von Kinkardine,“ erwiederte er, ſich neigend.

„Ich ſah Dich noch nie unter meinen Dienern?“ fragte die Königin weiter.

„Ich bin erſt ſeit 3 Tagen in Holyroodhouſe und hatte noch nicht das Glück“ —

„Wer brachte Dich ohne mein Wiſſen an meinen Hof?“ fuhr die Königin etwas heftig auf.

„Der edle Graf Murray“ erwiederte der Page und blickte dabei, wahrſcheinlich den nahenden Sturm beſchwichtigen wollend, bittend an der Königin auf, die, ohne weitere Fragen an ihn zu thun, ihm ein Zeichen gab ſich zu entfernen.

„Mein Bruder Murray vertraut meiner Langmuth viel,“ begann jetzt die Königin, als ſie mit Marie Ogilvie allein war „er ſcheint mich mit Spionen umgeben zu wollen.“

„Wäre das ſein Wille, meine Gebieterin, ſo hätte er hier eine ſchlechte Wahl getroffen „meinte das Fräulein. „Mich dünkt, ein freundlich Wort, ein Blick von Euch, und der Jüngling wäre Euch zu eigen mit Leib und Seele; Eurem Blick widerſteht kein Mann.“

Die Königin erwiederte hierauf nichts, ſetzte ſich dem Tiſch gegenüber, auf welchem die beiden verhüllten Bilder ſtanden, ſah ſtarr auf ſie, und verſank in Nachdenken.

„Darf ich endlich den Schleier wegnehmen, hinter welchem ſich die beiden Lords nun ſchon ſeit acht Tagen Euren Blicken verbergen müſſen?“ — Die Königin ſchüttelte verneinend — „Armer Robert Dudley! Du, der Abgott Englands, der Beneidete von ſo vielen Tauſenden, den, von der Königin bis zur Zofe, Alle für den ſchönſten, liebenswürdigſten Mann halten, den Englands Boden je getragen; was würdeſt Du Dich wundern, wenn Du wüßteſt, daß Maria von Schottland nicht einmal die Neugierde in ſich fühlt, Dein holdes Antlitz zu ſchauen. Eure ſich ſelbſt beſtellte Vormünderin, die königliche Eli-

ſabeth, hat ihn Euch wahrhaftig uneigennützig zum Gemahl erkoren, und Ihr verſchmäht ſogar zu wiſſen, ob dieſer ſchöne Mann auch Euer jugendliches Herz ſo bezaubern könnte, als das Herz der engliſchen Eliſabeth — O erlaubt, daß ich das Tuch wegnehmen darf, wagt es nur in das holde Antlitz des Glücklichen zu ſchauen, der zwiſchen dem Throne von England und Schottland zu wählen hat. Eben ſchlägt es Mitternacht, das iſt die Stunde, wo die Todten ihre Gräber verlaſſen und ſich den Lebenden in ihrer grauſigen Geſtalt zeigen. Laßt auch dieſen von Euch zur Finſterniß Verdammten hervertreten, und betrachtet wohlgefällig die ſchönen Züge Leiceſters!"

Ohne die Antwort der Königin abzuwarten, nahm ſie das Tuch von dem Bilde, ſtellte die Wachskerzen vor daſſelbe, und ein ſchöner männlicher Kopf ſah mit freundlichem Auge auf die Königin, die ihrer Freundin zürnen wollte, aber doch nicht konnte, denn da der Schleier einmal zerriſſen war, trat ſie dem Bilde Leiceſters näher, betrachtete Zug vor Zug genau und, wie es ſchien, mit Wohlgefallen.

„Ein wahrhaft ſchöner Mann!" unterbrach das Fräulein die Stille „Ein edles Aeußere, wohl eines Thrones werth."

„Und doch mag ich den Mann nicht, mag ihn um keinen Preis der Welt, und wäre ſein Aeußeres zehnmal ſchöner, edler!" fuhr jetzt die Königin heftig auf „Soll jene Stolze ſagen können: Ich war ſeiner überdrüſſig, da überließ ich ihn Marie von Schottland, für ſie iſt das, was ich wegwerfe, noch gut genug? — Nein, nimmer-

mehr! — Was ſie verſchmäht, ſollte mir gnügen? — O, gute Schweſter, Stolz beherrſcht meine Bruſt, wie die Deinige!"

„So ruhe in Frieden, armer Leiceſter, und begnüge Dich mit dem, was Du haſt, wende Dein Auge ab von der holden Roſe von Schottland und hoffe nichts von ihr!" ſagte halb ſchäkernd, halb ernſt die ewig launige Ogilvie, verhüllte den armen Robert Dudley von Neuem und ſtellte ihn bei Seite.

„Nun kommt die Reihe an Dich, Du ſchöner Narziß, Du Blume aller eitlen Ritter, der, wenn er nur halb ſo ſchön iſt, als er es zu ſein glauben ſoll, immer noch ein Wunder der Welt ſein muß," fuhr das Fräulein fort. „Zeige uns Deine blauen Augen, die ſchon manches engliche Mädchen entzückt haben ſollen, Du Sproſſe des edlen Hauſes Lenox, Du holder Heinrich Darnley, den die Geburt ſchon unſrer Königin ſo nahe brachte, den ſeine Schönheit ihrem Herzen gewiß noch näher bringen wird. Doch rath' ich Dir, ſchöner Jüngling, wappne Dich gegen Mancherlei, gegen die Rinde von Eis, die ihr Herz vor wahrer Liebe bis jetzt noch bewahrt hat, gegen den Unbeſtand, den ſie aus Frankreich mit in ihre Heimath brachte, und gegen" —

„Haſt Du bald geendet, unausſtehliche Schwätzerin?" fiel ihr die Königin in die Rede „Enthülle das Bild! Dieſe Sturmnacht paßt zur Enthüllung der Myſterien, ſie ſei zu meiner Wahl beſtimmt."

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als Heinrich Darnley's Conterfai in der Blüthe ſeiner Schönheit vor ihr ſtand. Ohne ſich beim Anblick ſeiner Züge über

irgend Etwas auszusprechen, ohne nur mit einem Ausruf oder einem Wort ihre Bewunderung oder ihr Mißfallen auszudrücken, hing der Königin flammendes Auge an dem Bilde, während das Fräulein ihre Herrin scharf beobachtete. „Nun?“ unterbrach jetzt diese das Schweigen „Nun, Königin, wie gefällt Euch dieser junge 21 jährige Mann? — Mir wäre er zu jung!“

„Kann die Rose schöner sein, als wenn die Frühsonne den Thau von ihren Blättern saugt, und sie eben aufbricht, um die Strahlen der Morgenröthe in ihrem Kelche aufzunehmen?“ rief die Königin begeistert. „Der Mann ist schön, wahrhaft schön, seine Gestalt soll kraftvoll, edel, er in allem das Musterbild eines Ritters sein; zu Roß, zu Fuß soll Keiner mit ihm in die Schranken treten können, und lügt das Bild nicht, so ist er der schönste Mann, den mein Auge je sah.“

„Armer Leicester!“ seufzte Maria Ogilvie.

„Ja, er komme!“ fuhr die Königin fort, ohne auf des Fräuleins Seufzer zu achten „Er komme, um aus meiner Hand des Glückes Reichthum zu empfangen, er komme, um an meiner Brust eine neue Welt zu sehen, wo der Liebe ewiger Frühling ihm blühen, nie gekannte, kaum geahnete Freuden ihn täglich, stündlich umschwirren sollen“ —

„Armer Darnley!“ seufzte jetzt auch wieder das Fräulein.

„Was soll dieser Seufzer?“ fragte die Königin unwillig „Glaubst Du, daß der, den Maria Stuart wahrhaft liebt, je zu beklagen sei und Deiner Seufzer bedarf?“

„Da sei Gott vor!“ erwiederte Marie Ogilvie „Wen meine Königin wahrhaft liebt, muß der glücklichste Sterbliche der Welt sein — Aber, wenn Ihr von Liebe träumtet, wie Ihr schon so oft gethan, so verging Euer Traum immer schnell wieder, wie so manches blutende Herz es aus Erfahrung weiß.“

„Laß uns davon schweigen!“ sprach die Königin empfindlich, warf noch einen glühenden Blick auf Lord Darnleys Bild, und befahl dann, Beide wieder zu verhüllen und auf ihre alten Plätze zu stellen. Aber demohngeachtet folgte ihr Darnleys Bild auch in ihr Schlafgemach, und bis Müdigkeit ihr Auge endlich schloß, stand es lebhaft vor ihr.

2.

Da wo in der Grafschaft Southerland des schottischen Hochgebirges der Sturm aus Westen die Wellen des Shin-Sees gegen die nackten Felsen treibt, daß sie an den Riffen in Schaum verspritzen, lag auf steilem in den See hinein ragenden Felsen ein altes Schloß. Vier mit Moos bewachsene Thürme vertheidigten es von drei Seiten, die vierte steht auf der kahlen schroffen Felswand, und das Auge schaudert, wenn es von oben herab in die Fluthen des ewig von Stürmen gepeitschten Sees sieht. Dicke, mit Schießscharten versehene Mauern verbinden die Thürme, und die grauen Felsblöcke, aus denen sie

bestehen, bekunden das Alter dieses immer noch wohl erhaltenen Schlosses.

Tritt man über eine schmale Zugbrücke durch das erste Thor, über welchem das Wappen des Stammes Makintosh zu sehen ist, so durchschreitet man bald den kleinen Vorhof, und ein hochgewölbtes Thor führt in den etwas geräumigeren Hofraum des Schlosses, wo in großen Hallen der Clan sich versammelt und die Befehle seines Lairds vernimmt, denn dieses Schloß bewohnt Jacob Makintosh, der hohe Gebieter des Clans.

Es scheint ein ehrwürdiger Mann zu sein, gefürchtet und geliebt. Seine Gestalt ist hoch, sein Haupthaar und Bart silberweiß, sein stechendes Auge blickt gebieterisch um sich, und obgleich sein Körper hager und ausgedörrt ist, so zeigt sich doch, trotz seines Alters, in jeder seiner Bewegungen noch eine seltene Muskelkraft. Er tritt eben in seinem grauen Jagdkleide aus der großen Halle, wo er die Seinen beim Morgenimbiß zurückgelassen hat, nachdem er ihnen vorher den Befehl ertheilte, sich zum Auszug bereitzuhalten, da ihm die Kunde geworden sei, die Königin werde in diesen Tagen auch ihre nördlichen Provinzen besuchen, die selten noch der Fuß eines Herrschers betrat.

Um die Königin, welche der Alte, ohne sie je gesehen zu haben, wie eine Heilige verehrte, für diesen Fall nach besten Kräften bewirthen zu können, war er im Begriff auf die Jagd zu reiten, und einige Edelhirsche, vielleicht auch einen wilden Eber zu erlegen. Ehe er aber dem edlen Waidwerke oblag, folgte er erst dem Ton eines Glöckchens, der den Hungrigsten von der gastfreien Tafel

des Lairds abrief und ihm befahl, dem Herrn in die ziemlich geräumige Schloßkapelle zu folgen und mit ihm die Meſſe des frommen Kapuziners anzuhören.

Als ſie beendet war, er aus der Kapelle trat, der Ton ſeines Hifthorns das Zeichen für Troßbuben und Jäger gab, daß der Auszug zur Jagd beginnen ſolle, öffneten ſich die Thüren, die Meute drängte ſich heulend heraus, und ein alter Diener, ein ſtattliches kleines braunes ſchottiſches Pferd an der Hand, dem ein großes fahles und ein ſchwarzes ruhig folgten, trat aus der weitgeöffneten Thüre, während die Pforte, die zu dem ſüdlichen Thurme führte, ſich aufthat und eine jugendliche Geſtalt, Anna, die ſiebenzehnjährige Tochter des Lairds, heraustrat, die Umſtehenden freundlich grüßte und dem alten Diener winkte, ihr das wiehernde braune Roß vorzuführen.

Aller Augen ſahen mit Wohlgefallen auf das ſchöne Mädchen, nur der Vater nicht, der mit ernſtem Blick auf ſie zutrat und, doch ſo, daß es Niemand hören konnte, ſie fragte: „Warum wareſt Du nicht in der Meſſe?“

„Ich verband die Wunde des armen unglücklichen Weibes, der geſtern ein herabgerollter Stein den Arm quetſchte,“ erwiederte Anna.

„Hätte auch wohl Zeit gehabt, bis wir von der Jagd zurückgekehrt waren,“ brummte der Alte und winkte, daß das große fahle Roß herbei geführt werde.

Nie ſah man wohl Roß und Reiter einander ſo ähnlich. Das Thier, das ſchon 24 Jahr ſein Futter auf dem Schloſſe gefreſſen hatte, war mager wie ſein Herr, ſein Haar bleichfahl, ähnlich dem fahlen Geſichte des Lairds, ſelbſt die hohen Beine des Thieres waren ganz denen ſei-

nes Reiters gleich. Ruhig, wie angewurzelt, ſtand es, verdrieslich auf die klaffende Meute blickend, denn es wußte wohl, daß es heute die letzten Kräfte anzuſtrengen, den letzten Odem auszuhauchen galt. Doch als der Lord es beſtiegen hatte, hob es den geſenkten Kopf, als ob es wiſſe, daß es jetzt den Herrn des Clans trage, und ſchritt ganz muthig über die Zugbrücke und ohne zu ſtraucheln den ſteilen Felspfad hinunter, während Anna's flüchtiges Thier wiehernd neben ihm her tanzte.

„Wer jagt denn da wie ein Toller den Berg herauf?" wandte ſich jetzt der Laird zu ſeiner Tochter „Muß große Eile haben, oder ein großer Narr ſein, daß er ſein Roß ſo nutzlos anſtrengt. Sieh nur! je näher er uns kommt, deſto mehr ſpornt er das arme Thier — Bei Sankt Veit!" rief er jetzt plötzlich „das iſt der Puritaner! — Ha! wagſt Du es, Unglücklicher, mein Verbot zu übertreten?"

„Vater!" bat Anna „Bedenkt, daß Eure Diener um Euch ſind und er unſeres Stammes iſt!"

„Ei, was Stamm, die Religion löſt alle Bande!"

Als er dies ſagte, kam der ſogenannte Puritaner, der Niemand anders als Robert von Kinkardine war, an ihn herangeſprengt, und ehe er noch den Laird begrüßen konnte, kam ihm dieſer ſchon mit den Worten entgegen: „Wie wagſt Du es, hier vor mir zu erſcheinen?"

„Verzeiht, edler Laird!" ſtammelte der Page, denn ſein Auge traf Anna's blaues Auge, das bittend an ihm aufſah.

„Was verzeihen!" fuhr ihn Laird Makintoſh an „Kehr' auf der Stelle um, reite hinunter nach Kinkardine zu Deinem abtrünnigen Vater, fing mit ihm die

Pſalmen, bei denen ſelbſt die Doggen heulen, die dieſen Ketzergeſang nicht anhören können, mein Schloß betrittſt Du mit keinem Fuß!"

„Und doch!" nahm der Page das Wort, von dem Hundegeheul beim Geſang ſeiner Pſalter ſchwer beleidigt.

„Wag' es!" fuhr der Alte auf „Wag' es Deinem Laird zu trotzen!"

„Dazu acht' ich ihn zu ſehr," fuhr Robert, durch Anna's bittenden Blick ruhiger geſtimmt, fort „aber ich komme auf Befehl der Königin."

Bei dieſen Worten zog der Alte die ſchottiſche Mütze von ſeinem grauen Haupte; der Page, in dieſem Augenblick wohl etwas zerſtreut, glaubte, der Gruß gälte ihm, und erwiederte ihn.

„Narr!" ſagte der Laird unwillig „Wähnſt Du, ich empfange Dich ſo feierlich? Da irrſt Du! Ein huldvolles Kopfnicken gnügt für meinen Vaſallen — Es galt der königlichen Majeſtät! — Und was befiehlt ſie mir durch Dich?"

„Sie läßt Euch wiſſen, daß ſie in Kurzem die Hochlande beſuchen werde."

„Das wußt' ich ſchon!"

„Sie befiehlt Euch, Euren Clan kampffertig bereit zu halten, denn ſie komme nur mit wenigem Gefolge."

„Iſt ſchon geſchehen!"

„Und dann hofft ſie, Euch jeden Falls in Inverneß zu treffen."

„Alſo nicht auf Larg, meinem Schloſſe?" —

„Davon ſagte ſie nichts! — Vielleicht weiß die hohe Gebieterin nicht einmal, daß Euer Schloß dort oben auf

den Felsen über dem See wie ein Schwalbennest hingebaut ist."

„Das sollte sie nicht wissen? — Unverschämter!" fuhr der Laird auf „Nichts von meinem Schlosse wissen, das Jeder, der den Plaid trägt, kennt, und um das mich selbst die reichen Gordons beneiden? — Doch was ereifere ich mich über einen thörigten Fant, mit seinem kaum bewachsenen Kinne! — Deinen Auftrag hast Du ausgerichtet, so geh' nun wieder zur Majestät zurück und sag' ihr, Lord Makintosh werde den kleinsten ihrer Befehle pünktlich vollführen; nicht allein mein Clan, auch die mir Befreundeten sollen zu ihrer Unterstützung bereit stehen."

„Noch Eines, was mir die Königin Euch zu sagen befahl, hätte ich bald vergessen!" sagte jetzt der Page, und warf einen schelmischen Blick auf Anna.

„Und das wäre?" —

„Ihr möchtet doch das edle Fräulein mit nach Inverneß bringen; von dort wird sie alsdann die Königin, ihrem Versprechen gemäß, mit an ihren Hof nach Edinburg nehmen."

Der Alte lächelte freundlich bei diesen Worten, doch plötzlich umwölkte sich seine Stirn. „Du bist im Dienst der Königin?" fragte er dann.

„Ja, edler Laird, so wie Ihr seht, einer ihrer Pagen!"

„Und was ist Dein Amt?" fragte der Alte weiter.

„Ach, lieber Herr, so recht genau kenn' ich es selbst noch nicht, denn erst seit 8 Tagen hat mich der Graf Murray an den Hof gebracht."

„Der Graf Murrry?" wiederholte der Laird verwundert.

„Ja, ſo iſts," nahm der Page das Wort „und ſo=mit kenn' ich alle Freuden und Leiden meines neuen Stan=des noch nicht genau. Des Nachts vor der Thür der Ge=bieterin ſchlafen, am Tage in ihrem Vorzimmer wachen, plaudern, ſingen und die Laute ſpielen, mit wichtigen Aufträgen in dem ehrenvollen Amt eines königlichen Bot=ſchafters an ſeinen Laird geſchickt zu werden, und zuwei=len auch Eulen und Fledermäuſe aus den finſtern Ge=mächern von Holyroodhouſe zu verjagen, das ſind ſo mancherlei ehrenvolle Dienſte, die mir ſchon zu Theil ge=worden ſind."

Der alte Lord ſchüttelte bedenklich ſein graues Haupt. Die Erfüllung ſeines ſchon ſo lang genährten Wunſches, Anna am Hofe der Königin zu ſehen, eines Wunſches, durch den er ſich neuen Glanz in den Hochlanden zu ge=winnen glaubte, hatte jetzt einen großen Theil ſeines frü=heren Werthes verloren; denn um Anna's Willen hatte er Robert aus ſeinem Schloſſe verbannt, und nun ſollte er ſie wieder dorthin ſenden, wo dieſer junge Tollkopf war? -- Dies beunruhigte ihn, und ſein ganzer Zorn traf jetzt Robert, der ihm überall bei jedem wohldurch=dachten Plane mit ſeiner Tochter in den Weg getreten war. „Robert von Kinkardine!" redete er ihn jetzt mit der Würde und dem Stolz des Oberhauptes des Stam=mes an, beſonders da er bemerkte, daß deſſen müdes Roß, dem Schenkel ſeines Reiters weichend, ſich dem braunen Hochlandsklepper der jungen Lady immer mehr genähert hatte „Robert von Kinkardine, Deine Sendung iſt be=endet, deshalb wende Dein Roß, reite Deiner Wege,

bergabwärts nicht bergaufwärts, und störe uns nicht länger das Vergnügen der Jagd."

„Herr!" nahm der Page das Wort „dem Boten der Königin geziemt Obdach und gute Kost in Eurem Schlosse, verachtet Ihr ihn, verachtet Ihr die, so ihn sendete — Ich verlange daher, daß die Zugbrücke von Larg vor mir niedergelassen wird, damit Niemand sagen könne, Lord Makintosh verweigerte der Königin Gesandtem den Eingang seines Schlosses" —

„Da sei Gott vor!" fiel ihm der Alte schnell in die Rede, rief einen Diener und gab ihm den Befehl, Robert von Kinkardine auf das Schloß zu begleiten; er selbst aber setzte mit Anna und seinen Jägern den Weg fort, und ließ den Puritaner allein ziehen.

3.

Als der Laird am späten Abend von der Jagd nach Hause kam, gerieth er in nicht geringen Zorn, da er erfuhr, daß Robert, in seiner Abwesenheit, statt in der kleinen Kammer im nördlichen Thurm, die er sonst immer bewohnt hatte, einzukehren, das Prunkzimmer nach dem Garten zu, das nur den vornehmsten Gästen eingeräumt wurde, in Besitz genommen habe, und längst schon zur Ruhe gegangen sei. Er verfügte sich schnell dahin und fand den Pagen in so tiefem Schlaf, daß er nicht zu erwecken war. Mehrere leere Weinkannen, die vor seinem Bette standen, ließen ihn bald den Grund von Roberts

festem, todtenähnlichen Schlafe vermuthen. So aufgebracht er auch über das kecke Benehmen des Pagen war, hatte er doch eine zu große Ehrfurcht vor dem von der Königin ihm Hergesandten, daß er ihn ruhig schlafen ließ, jedoch aus Vorsicht die Thüre fest verschloß.

Miß Anna erquickte nicht so wohlthätiger Schlaf, wie Robert. Sie saß noch, als schon Alles in dem Schlosse schlief, auf ihrem Sessel am offenen Fenster und schaute träumend in die mondhelle Nacht hinaus. Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe, daß der Gespiele ihrer Kindheit, ihr Jugendfreund, der Mann, den sie, trotz des Vaters Verbot, noch immer von Herzen liebte, heute wieder unter einem Dache mit ihr wohne, daß er gewiß jetzt an sie denkend in seiner Kammer an der entgegengesetzten Seite des Schlosses wache, und ihre Sehnsucht sich begegnen könne. Die stille Mondnacht war so ganz geeignet, ihre Träume zu unterhalten; unter ihrem Fenster im Garten trieb der Sturm die Gipfel der Bäume nicht aneinander, selbst der sonst immer laut tobende See war heute ruhig, und man hörte nur zwischen dem eintönigen Schlagen der Wellen zuweilen ihr wildes Rauschen, wenn sie sich an dem Felsenriff brachen. Da vernahm sie plötzlich zwischen dem Säuseln des Abendwindes in dem alten wilden Birnbaum, die Zierde und Merkwürdigkeit des Gartens von Schloß Larg, sonderbare Töne, es war ihr, als höre sie ihren Namen rufen, und zwischen dem Blätterdach des alten Baumes sah sie jetzt, nicht ohne Grausen, einen braungelockten Kopf hervortauchen, den sie, als der Mond eben hinter einer Wolke hervortrat, als den Kopf ihres Jugendfreundes, ihres Geliebten erkannte.

„Robert, um aller Heiligen willen," lispelte ſie ihm zu „wo kommſt Du hierher? — Ich beſchwöre Dich, thue keinen Schritt weiter, die Aeſte des alten Baumes ſind morſch, ſtürzeſt Du herab, ſo iſt's um Dich geſchehen!"

„Sorge nicht, Liebchen!" erwiederte Robert leiſe „Du weiſt ja, daß ein Hochländer wie eine wilde Katze zu klettern, und trotz dem flinkeſten Eichhörnchen von Aſt zu Aſt zu ſpringen verſteht. Erlaube nur, daß ich mich Dir nähern und in Dein Kämmerchen ſchwingen darf, ſo ſollſt Du ſehen, wie ſchnell ich bei Dir bin."

„Nein, Robert, nein! das geſchieht nimmermehr!" erwiederte ſie ernſt „Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch, aber nur wie es einem edlen ſchottiſchen Mädchen die ſtrengſte Sitte erlaubt, darum bleib ruhig, wo Du biſt! Laß uns plaudern, erzähle mir von dem Hofe der Königin, aber zuerſt ſage mir, wie kamſt Du hierher?"

„Ich hatte in des Vaters Abweſenheit von dem Prunkzimmer, bloß der hohen Tannen wegen, Beſitz genommen," erwiederte er. „Was ich vermuthete, geſchah. Dein Vater kam, wahrſcheinlich mich in meine alte Wohnung zu verbannen, ich ſtellte mich bei ſeinem Rütteln ganz ſchlaftrunken, und um ihn zu täuſchen, ſtanden einige leere Krüge vor meinem Bett, aus denen ich ſo wenig einen Tropfen Rebenſaft geſogen hatte, wie meinen lechzenden Lippen ein Tropfen himmliſcher Wonne von den Deinen werden wird. Als mich nun der Laird feſt eingeſchloſſen hatte, ſtand ich auf, kletterte die dicht am Fenſter ſtehende Tanne hinab, huſchte durch den Garten, klimmte den alten morſchen Birnbaum hinauf, und ſitze

nun hier unter grüngewölbtem Laubdache vor meiner Himmelspforte, die mein Engel mir verſchließt."

So plauderten ſie hin und her, und ſo wenig angenehm ihm auch der Sitz vor der Himmelspforte auf knotigem Aſte ſein mochte, blieb er dennoch unter traulichem Gekoſe dort ſitzen, bis der Morgenwind durch die Zweige raſchelte und der Tag zu grauen begann. Dann gebot ihm Anna ſich zu entfernen, und reichte ihm ihre kleine Hand, die er innig drückte. Dieſe Gunſt und ſo manche Betheuerung ihrer unverbrüchlichen, ewigen Liebe, waren der einzige, aber ſüße Lohn ſeines halsbrechenden Unternehmens. Als er den alten Birnbaum glücklich hinunter gekommen war und jetzt vor der viel ſchwieriger zu erſteigenden Tanne ſtand und über die ſicherſte Art und Weiſe bis zu ſeinem Fenſter zu kommen nachdachte, tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß er in Holyroodhouſe keines gefährlichen Wagſtücks bedürfe um Anna's ſüßes Liebesgeſtändniß zu vernehmen und den leiſen Druck ihrer lieben Hand zu fühlen. Er ging muthig ans Werk, bald war er ſeinem Fenſter gegenüber und ſchwang ſich mit der Schnelligkeit einer wilden Katze und der Gewandheit eines Eichhörnchens hinein.

Als am ſpäten Morgen die Thüre geöffnet wurde und ein Diener eintrat, den Langſchläfer zu wecken, ſchien es Robert noch viel zu früh, der Einladung des Lairds zu folgen und zu ihm hinunter in den Speiſeſaal zum Morgenimbiß zu kommen; doch mußte er der Einladung folgen. Er zog ſich ſchnell an, und als er endlich dort eintrat, fand er Lord Makintoſh im vollſten Staate und die Vornehmſten des Clans um ihn verſammelt. „Robert

von Kinkardine!" redete er den Pagen an, und überreichte ihm mit Feierlichkeit ein Schreiben „Leg' dieſen Brief zu den Füßen der Majeſtät, verſichere ihr meine Treue und Ergebenheit und reite zurück in Frieden. Sollte es Dir aber, dem Sohn von Georg Kinkardine dem Ketzer, gelüſten, noch einmal dieſe Burg betreten zu wollen, ſo werde ich Dich, wie es im Hochlande Sitte iſt, wie einen Ungehorſamen ſtrafen, der das Gebot ſeines Lairds nicht achtete."

Der Page neigte ſich ehrerbietig vor dem alten Mann, dem Haupt ſeines Stammes, meinte aber doch: „Wie es denn wäre, wenn die Königin ihn noch einmal herſende?"

„Dafür iſt in dieſem Briefe geſorgt," erwiederte der Laird „das kümmere Dich nicht — Nun ſetze Dich, iß und trink!"

Hier gehorchte Robert willig, und als er ſich durch Speiſ' und Trank geſtärkt hatte, beſtieg er ſeinen Klepper, überflog noch einmal alle Fenſter des alten Schloſſes, Anna's liebliches Antlitz vergebens ſuchend, und ſprengte dann, den Uriasbrief ſorgſam verwahrt, über die Zugbrücke dahin.

4.

Während des Pagen Abweſenheit von Edinburg war dort Manches vorgefallen, was die Königin aus ihrer Ruhe weckte und ſie endlich zwang, ſtatt des Scepters das Schwert zu ergreifen. Lord Ogilvie, der Bruder des

Hoffräuleins, hatte wegen eines Stück Landes einen Prozeß mit John Gordon, des Grafen von Huntley drittem Sohne. Sie begegneten ſich zufällig in einer Straße von Edinburg, geriethen in Wortwechſel, und bald blitzten ihre Schwerter. Lord Ogilvie wurde ſchwer verwundet vom Kampfplatz getragen, Beide aber auf ausdrücklichen Befehl der Königin, trotz Marie Ogilvie's Bitten, in ſtrengen Verwahrſam gebracht. Ogilvie ertrug ſein Schickſal gelaſſen, Gordon aber entſprang aus dem Gefängniſſe, begab ſich in die Grafſchaft Aberdeen, und beſchwerte ſich hier öffentlich über das harte unerhörte Betragen der Königin, wodurch er ſich und den ganzen Stamm der Gordons entehrt glaubte.

Dies beſtimmte den Grafen Murray, den Halbbruder der Königin, noch mehr, dieſe zu bewegen, ihre Reiſe nach den nördlichen Provinzen zu beſchleunigen, wo man nichts Höheres, Mächtigeres kannte, als den Grafen von Huntley und deſſen Familie, und wo die Anweſenheit der Königin den Nimbus dieſes mächtigen Hauſes verdunkeln mußte. So unangenehm dies auch dem Grafen Huntley war, ſo verbarg er doch ſeinen Unmuth; ſeine Gemahlin mußte ſogar der Königin entgegen gehen und ſie um die Begnadigung ihres Sohnes bitten. Die Königin verlangte aber, er ſolle ſich freiwillig ſtellen, ſich ganz ihrer Gnade ergeben und ſich auf dem Schloſſe zu Stirling einfinden. John Gordon verſprach es, trat ſeine Reiſe an, entwiſchte aber unterweges, kehrte in ſeine Beſitzungen zurück, verſammelte dort ſeine Vaſallen und ſtellte ſich ſchlagfertig an ihre Spitze.

Die Königin war nur von ihren drei Miniſtern, den

Grafen Murray, Morton und Maitland, und einem geringen Gefolge begleitet in die Hochlande gezogen, und längſt war es ſchon der Plan der Gordons geweſen, dieſe drei ihnen verhaßten Männer aus dem Wege zu räumen. Der Zufall hatte ſchon manchen desfallſigen Anſchlag vereitelt, jetzt aber ward Strahtbegie, des Grafen Reſidenz, dazu auserſehen. Glücklicher Weiſe erfuhr die Königin am nämlichen Tage, an welchem ſie vertrauungsvoll ſich zu Huntley begeben wollte, John Gordons ſträfliches Unternehmen; ſie weigerte ſich daher, das Haus ſeines Vaters zu betreten, und dies rettete die drei in der Geſchichte Schottlands ſo berühmten Männer.

Huntley ſah nun ein, daß er öffentlich brechen, oder ſich der Gnade der Königin übergeben müſſe. Er wählte das Erſtere, befahl dem Befehlshaber des Schloſſes von Inverneß, ihr den Einlaß zu verweigern, was dieſer auch that, als die Königin vor der Stadt eintraf. Sie war gezwungen, in dem offenen Orte mit ihrem Hofſtaat zu übernachten, wo ſie gegen den eiligſt heranziehenden Gordon keinen Schutz finden konnte. Schon wurden für den unglücklichſten Fall Schiffe zur Rettung bereit gehalten, denn die Verſicherung des Pagen Robert, der heute ſeine Hofkleidung mit der eines ächten Bergſchotten vertauſcht hatte, Laird Makintoſh werde gewiß bald mit ſeinem und mehreren befreundeten Clans in Inverneß eintreffen, konnte die Königin nicht beruhigen.

Und doch hatte der Page nicht Unrecht; denn als er aus der Stadt ritt, um zu erſpähen, ob Freund oder Feind ſich nahe, ſah er alsbald von Norden her Hochländer herbeiziehen, an deren Spitze er Laird Makintoſh

erkannte. Er übergab dem Diener ſeinen Klepper und erwartete die Heranziehenden.

Als der Laird an ihm vorüber kam, that er als bemerke er ihn nicht, erwiederte eben ſo wenig Roberts Begrüßung, der indeſſen ſeinen alten Platz in der Reihe ſeiner ihn mit Jubel begrüßenden ehemaligen Waffengefährten einnahm. So zog er mit ihnen in Inverneß ein, und eilte dann ſchnell zu der Königin, um ihr die frohe Nachricht zu bringen, daß nicht allein Lord Makintoſh mit mehreren befreundeten Clans eingerückt ſei, ſondern auch die Frazers und Meara's ihm auf dem Fuße folgten.

Laird Makintoſh ſäumte keinen Augenblick, bei der Königin um Gehör zu bitten: er wurde auch ſogleich vorgelaſſen, und die lange, hagre, bleiche Geſtalt trat, die blühende Anna an ſeiner Seite, in das ärmliche Zimmer, das die Königin in Inverneß bewohnte, ein, beugte ſein Knie vor ihr und räusperte ſich, um mit zierlich geſetzter Rede die ſein Auge blendende Majeſtät nach Würden zu begrüßen. Doch die Königin kam ihm zuvor. „Lord Makintoſh!“ redete ſie ihn mit bezaubernder Freundlichkeit an „Ich bin Euch vielen Dank ſchuldig, daß Ihr zu meinem Dienſte ſo ſchnell herbei geeilt ſeid. In den Stunden der Gefahr erkennt der Mann ſeinen Freund, der Fürſt ſeine treuen Diener. Vor der Hand bleib' ich Eure Schuldnerin, da ich aber hier neben Euch Eure holde Tochter erblicke, und dort an der Thüre ein junger Mann ſteht, der die Ehre hat Euch verwandt zu ſein, ſo hoffe ich, bald Gelegenheit zu finden, durch Beide Euch zu beweiſen, wie huldvoll ich gegen Euch geſinnt bin“ —

„Majeſtät!“ nahm jetzt Lord Makintoſh ſchnell das

Wort, und Alles war vergeſſen, was er der Königin hatte ſagen wollen, Majeſtät! Für jeden Beweis Eurer königlichen Huld, deren ſich dereinſt mein Kind wird zu erfreuen haben, werdet Ihr mich alten Mann hoch beglücken; ſie iſt ja das Einzige, was mir das Schickſal noch ließ, da meine drei Söhne im blutigen Kampf gegen die Lords der Congregation für Euch auf dem Bette der Ehre fielen; aber was Ihr Jenem da, den ich heute zu meiner Verwunderung mit Schwert und Tartſche ſehe, Gutes zu thun für angemeſſen befinden ſolltet, rechnet mir nicht an, denn ich habe mich von ihm losgeſagt — Wißt!" ſagte er mit Heftigkeit, obgleich er verſuchte ſeine Stimme zu mäßigen „Wißt, Majeſtät! Er iſt ein Puritaner, und daher nicht geeignet um Eure hohe Perſon zu ſein — Schickt ihn fort, ſchickt ihn weit weg von Eurem Hofe, thut es um Euret, thut es um Anna, meiner Tochter willen!"

Die Königin lächelte bei dieſen Worten, warf einen durchdringenden Blick auf Anna, die hocherröthend die Augen niederſchlug, und wußte nun durch des Alten Eifer genug, um nach Mehrerem forſchen zu wollen. Sie brach das Geſpräch ab, und da ſo eben die Grafen Murray und Morton eintraten, verwies ſie Lord Makintoſh an dieſe, das Nöthige, ihre Sicherheit betreffend, mit ihnen zu beſprechen. Anna aber befahl ſie, bei ihr zu bleiben und morgen ſchon ihren Dienſt anzutreten.

„Erlaubt wohl meine hohe Gebieterin, ſo lange die Rebellen uns umſchwärmen, ihrem Pagen, daß er, ſtatt an ihrer Tafel zu dienen, mit dem breiten Hochlands-

ſchwert ihr Dienſte leiſte?" fragte jetzt, hervortretend und ſein Knie beugend, Robert von Kinkardine.

„Gern!" antwortete die Königin „und ich freue mich, in Dir einen ſo wackern Diener zu finden. Aber wenn der Krieger zum Kampfe zieht, gebührt ihm auch ein Zeichen der Huld von ſeiner Dame. Willſt Du mich als ſolche erkennen, ſo nimm dieſe Schleife, kämpfe für mich als tapferer Ritter und bewahre dies Heiligthum treu und gut!" Sie reichte ihm bei dieſen Worten eine Schleife, die zufällig auf dem Tiſch neben ihr lag, und welche er mit zitternder Hand ergriff.

„Majeſtät!" ſagte er dann, und ſein Geſicht erglühte „Wer unter ſchottiſchem Himmel geboren ward, dem iſt ſeine Königin die hohe Dame, für die er kämpfen muß, mit Freuden kämpfen wird; es bedarf keines Talismans, ihn zu begeiſtern, denn wenn er für ſie ſein Herzblut verſpritzt, ſo thut er ſeine Pflicht, deshalb verdien' ich das herrliche Pfand Eurer Huld nicht. Die Herrin reicht es, den Diener zu Thaten zu ſpornen, nicht das Herz dem Herzen zur Feſſel, es ewig zu binden" —

„Und wenn das Herz es reichte?" unterbrach ihn die Königin.

„Ihr ſcherzt, hohe Gebieterin!" erwiederte er, noch höher erröthend.

„Und wenn es kein Scherz wäre?"

„Würde ich Verdienſtloſer das Pfand an meinem Herzen tragen, weil meine Königin es befahl, und ich gehorchen muß."

„So gieb Du ihm die Schleife von Deiner Bruſt, Anna Makintoſh!" befahl jetzt die Königin, und ein hol-

des Lächeln umzog ihren reizenden Mund „Sie wird er mit Entzücken tragen, da er die meine zu verschmähen scheint.“

Anna gehorchte, und gehorchte gern, sie reichte die Schleife Robert, der seine seeligen Empfindungen in Gegenwart der Königin zu unterdrücken wußte, und Anna's erste Bitte an ihre Gebieterin war, als Robert das Zimmer bald darauf verließ „Zürnt ihm nicht, daß er wagte“ —

„Beruhige Dich, Kind,“ unterbrach sie Maria Stuart „was ich that, that ich für Dich!“

5.

Am andern Tage forderte der Graf Murray den Befehlshaber des Schlosses nochmals auf, der Königin die Thore zu öffnen. Auch heute verweigerte er es in der gewissen Hoffnung, sein Lehnsherr, der Graf von Huntley, werde mit Heeresmacht heranziehen. Da ließ Murray stürmen, bald war das Schloß erobert, der Befehlshaber desselben ward auf Befehl der Königin aufgeknüpft.

Huntley, ein Mann ohne Thatkraft und Festigkeit, gewohnt bei den früheren Unruhen, die Schottland zerrissen, immer nur im Trüben zu fischen, und durch List mehr als durch Gewalt sich nach und nach in den Besitz aller Krongüter des nördlichen Schottlands zu setzen, war nun zu weit gegangen, um in das rechte Gleis wieder einbiegen zu können. Ihm blieb nichts übrig, als sich an die Spitze seiner Vasallen zu stellen und den höchst ge-

wagten Schritt zu thun, das Schwert in der Hand ſeiner Monarchin entgegen zu treten. Er hatte früher gehofft, der Königin durch ſeine Macht, die er unter ihren Augen entwickelte, zu imponiren, ihr ungeſtraft Trotz bieten zu können, aber ſeine Hoffnung ſcheiterte an Maria's Muth und Feſtigkeit. So ſah er ſich genöthigt ein Spiel zu ſpielen, bei dem wenig zu gewinnen, aber Alles zu verlieren war. Da ihm jedoch kein Zeitpunkt am geeignetſten hierzu dünkte, als der jetzige, ſo verſammelte er in der Stille alle ſeine Vaſallen, beſonders da der größte Theil der Hochländer, welche der Königin zugezogen waren, ſich nach Hauſe begeben hatte, und die Anhänger der Königin aus den ſüdlichen Provinzen, welche Mar, der indeſſen zum Grafen von Murray ernannt worden war, nach Aberdeen beordert hatte, nur erſt zum Theil dort eingetroffen waren. Auch die Königin hatte Inverneß verlaſſen und befand ſich in Aberdeen, und ſo dünkte es Huntley um ſo leichter das kleine Häuflein aufzureiben, da er ſchon ein bedeutendes Heer um ſich verſammelt hatte. Er rückte nun ſchnell gegen Aberdeen vor. Zwar ſtießen mehrere benachbarte Lairds zu der Königin, doch durfte man ihnen kein Vertrauen ſchenken, da ſie faſt alle mehr oder minder in Verbindung mit den Gordens ſtanden und ihnen verpflichtet waren.

Die Königin und ihr Hof waren in der größten Beſtürzung, Jedermann hielt ſich für verloren, nur Murray verzweifelte nicht. Um nicht in Aberdeen eingeſchloſſen zu werden, ging er dem weit überlegenen Feinde mit ſeinem kleinen Heerhaufen entgegen, und traf ihn bald bei Corrichie in vortheilhafter Stellung gelagert. Er zau-

derte keinen Augenblick und wählte die zu ihm gestoßenen Hochländer aus, den ersten Angriff zu thun. Was er gefürchtet hatte, geschah; kaum daß der Feind ihnen entgegen rückte, nahmen sie die Flucht, nur Makintosh und die Seinen standen noch eine Weile und kämpften ritterlich, bis auch sie sich in einen seitwärts gelegenen Wald zurückziehen mußten. Huntley's Heer, schon siegestrunken, warf nun nach alter thörigter Gewohnheit die Spieße weg, zog die breiten Schwerter, brach aus seinen Reihen in Unordnung hervor und stürzte sich auf den kleinen, aber zuverlässigen Haufen Murray's, der sich indessen auf einen Hügel gestellt und mit den langen vorgehaltenen Spießen seiner Südschotten den ersten Stoß von Huntley's Heere muthig abgehalten hatte. Jetzt, da er die durch den regellosen Angriff entstandene Unordnung im feindlichen Heere bemerkte, rückte er in geschlossenen Haufen vor, und als die geflohenen Hochländer aus der Ferne sahen, daß sich der Sieg auf die Seite der Königlichen wieder neigen könne, sammelten sie sich um Makintosh noch immer kampfmuthigen Haufen, fielen dem Feind in den Rücken und vollendeten den Sieg. Der Graf von Huntley war auf der Flucht gestürzt, und man fand seinen Leichnam von Rosses Hufen zertreten; zwei seiner Söhne, John und Adam, wurden gefangen, und triumphirend zog Murray in Aberdeen ein.

Die Königin, von der man nur glaubte, sie sei für Lust und Liebe geschaffen, hielt am andern Tage ein strenges Gericht. John Gordon und mehrere seiner Anhänger büßten auf dem Blutgerüste, nur Adam Gordon wurde seiner zarten Jugend wegen von ihr begnadigt; der spä-

terhin in der Gegend von Dunbar gefangene Lord Gordon, das nunmehrige Haupt der Familie, aber auf Stirling ins Gefängniß geworfen. Das nächste Parlament entsetzte dieses mächtige Geschlecht aller seiner Würden und Güter, die Königin bestätigte diesen harten Spruch, und somit stürzte diese stolze Familie von der höchsten Höhe in den Abgrund hinab.

An dem nämlichen Tage, wo die Männer auf dem Blutgerüste starben, ließ Maria Stuart den Lord Makintosh zu sich entbieten, und dankte ihm, daß er, fast von allen Hochländern der Einzige, treu und tapfer für sie gefochten habe. „Aber wo habt Ihr meinen Pagen?" fragte sie dann „Sendet mir ihn wieder zu, ich bedarf jetzt seiner!"

„Er liegt schwer verwundet in Corrichie" erwiederte der Lord. „Ihm ward ein glückliches Loos! Stirbt er, so starb er für seine Königin, wird er geheilt, so blutete er für sie — Wahrlich, Majestät!" sagte er dann „Nimmer hätt' ich geglaubt, daß ein Puritaner so tapfer sein könne, als er es war. Ich hatte ihn stark in mein Schuldbuch verzeichnet, aber, bei St. Veit! wäre er noch ein Rechtgläubiger, ich könnte leicht Alles auslöschen, ihm vergeben und vergessen, denn Beides ist schön und eines edlen Gemüthes würdig"

„Aber schwer" murmelte die Königin, vor sich hin.

Der alte schottische Laird, der am Morgen das Haupt eines Gordens vom Blutgerüst herabrollen sah, eine Begebenheit, seit langer Zeit in Schottland unerhört, warf einen sonderbaren Blick auf die Königin. Seine unerschütterliche Ehrfurcht, die er für jedes gekrönte Haupt

fühlte, beſonders für das, welches die Krone Schottlands trug, unterdrückte jedoch ſein ſtolzes Selbſtgefühl, obgleich er einen weit mächtigern Baron, als er ſelbſt, auf dem Blutgerüſte geſehen hatte. Er ſchwieg, aber ſein Auge mochte beredter ſein als ſein Mund, denn die Königin fragte ihn „Warum ſo ernſt? Woran denkt Ihr, Lord Mackintoſh?“

„An das vom Blutgerüſt herabgerollte Haupt John Gordons, dem keine Vergebung ward!“ erwiederte er, doch ſetzte er ſchnell hinzu, da ein ernſter, verweiſender Blick der Königin ihn traf „Doch muß ein gekröntes Haupt oft ſein Ohr zum allgemeinen Beſten der Stimme des Herzens verſchließen, muß handeln, wie ich nicht gehandelt haben würde“ —

„Schweigen wir davon!“ fiel ihm die Königin empfindlich in die Rede „Das Ernſte hat ſeine Zeit, ſie ſo viel als möglich abzukürzen iſt mein Grundſatz: deshalb von etwas Anderm! — Eure Tochter liebt Robert von Kinkardine?“

„Leider, Majeſtät!“

„Ihr wünſcht dieſe Verbindung nicht?“

„Nein, edle Gebieterin! Ich wünſchte mein einziges Kind höher geſtellt zu ſehen, als neben einen meiner Vaſallen.“

„Und wenn ich ihn nun höher ſtellte?“

„Thätet Ihr Unrecht! Was hat der Mann Großes gethan, um ihn ſo zu belohnen, daß er meiner Tochter würdig wäre? — Und überdies iſt er ein Abtrünniger, mit dem man eigentlich in keiner Gemeinſchaft leben müßte. Ja, Königin! hört das Wort eines alten Man-

nes, der für den Glauben, den er in seiner Jugend beschwor, auch noch im Alter sterben kann, hört ihn, und befolgt seinen Rath! Entfernt die Lords der Congregation von Eurer hohen Person, entfernt alle Diener, hohe oder niedere, die ihren Glauben verließen, und in die Kirche gehen, den Baalspfaffen, den Knox, anzuhören, von Eurem Hofe; nur wenn Ihr, eine Heilige unter Reinen steht, nur dann wird Gott Euch schützen, und Ihr werdet stets über Eure Feinde triumphiren.

„Und wenn Murray nicht war, wer rettete mich in Aberdeen? Wer gewann das Treffen bei Corrichie?"

„Gott hätte statt seiner einen Engel gesandt!" sprach der alte Mann feierlich — Die Königin, so ernst sie auch gestimmt war, konnte doch bei diesen Worten ein mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken, welches Makintosh bemerkte und verstand. Er schwieg von diesem Augenblick an, tief verwundet; auch die Königin schien das Gespräch nicht wieder anknüpfen zu wollen. Sie entließ ihn bald, nachdem sie ihn nochmals ihrer Gnade versichert hatte.

6.

„Hast Du das Herz Anna's näher ausgeforscht?" fragte nach mehrern Tagen die Königin, als sie nach Edinburg zurückgekehrt war, ihre Vertraute, Miß Ogilvie.

„Ja, Königin!" erwiederte das Hoffräulein „Ich habe es gefunden wie alle Weiberherzen: weich wie Wachs, leicht empfänglich, jedem Eindruck schnell offen, aber auch

[illegible] Der [illegible] den Glauben, den er in seiner [illegible]
[illegible]ter, auch noch im Alter [illegible], stets [illegible], und
[illegible] seinem Kind! Einst [illegible] die Herzogin [illegible]
[illegible] Edelgeborenen Person, [illegible] [illegible] oder
niedere, die ihren [illegible] [illegible] [illegible]
geben, den [illegible], [illegible] [illegible]
Eurem Hofe [illegible] [illegible]
[illegible]

„Und wenn [illegible]
Ehrgeiz? Wer [illegible]
Ich, Ich hätte [illegible]
der [illegible]
gesinnt war, [illegible]
[illegible]
merkte und [illegible]
es, sich verwundert, [illegible]
[illegible]
[illegible]

6.

„Hast Du [illegible]
fragte sich [illegible]
[illegible]
„Ja, [illegible]!“ erwiderte das Hofkätzlein „Ich
[illegible]
[illegible]

Mary Stuart

ſtandhaft, faſt möcht' ich ſagen eigenſinnig. Sie hat mir bald vertraut, daß ſie ſchon ſeit ihrer Kindheit Robert liebe, ihn allein und keinen Andern lieben wolle. Sie iſt ſo feſt von ſeiner Treue überzeugt" —

„Die Thörin!" rief die Königin lachend aus „Vertraut ohne Prüfung Männertreue! — Die Glückliche verlebte ihre Jugend nicht an dem Hofe einer Catharina von Medicis, und lernte dort die Welt und den Flatterſinn der Männer kennen. Ja deshalb, ehe ſie enttäuſcht wird, mag ſie glücklich ſein."

„Aber der Vater wird nie ſeine Einwilligung geben," ſagte das Fräulein. „Die Schotten, beſonders die Hochländer, ſind ein halsſtarrig Volk. Lord Makintoſh hängt gewiß mit ganzer Seele an Euch, und wird keinen Augenblick anſtehen, das Schwert für ſeine rechtmäßige Königin zu ziehen, er wird mit Freuden, auf Euren Befehl, ſich in die Mitte Eurer Feinde ſtürzen, wenn er auch gewiß iſt, daß er ſich ſicherem Tode weiht; aber betrifft es das Innere ſeines Hauſes, betrifft es ſeinen Clan, deſſen Häuptling er iſt, da achtet er auf kein fremdes Gebot, denn er glaubt, auf ſeinem Schloſſe, im Kreiſe der Seinen, ſei er allein der König."

„So müſſen wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, wir müſſen ihn zu überliſten ſuchen," ſagte die Königin, ſchon im Voraus auf die Ausführung ihres Planes ſich freuend „er darf nicht ahnen, was ihn erwartet. Kehr' er zurück auf ſein Schloß Larg, dünke er ſich dort ein König über ſeine Hunderte, ich gönn' es ihm; aber der alte Sittenrichter ſoll nicht ungeſtraft, trotz dem zudringlichen Eiferer Knox mir gepredigt haben. Anna's

und Roberts Liebe ſoll mir die Zeit verkürzen, bis Robert Darnley an meinem Hofe erſcheint.“

„Liegen die Würfel, Königin?“ fragte ängſtlich das Hoffräulein.

„Sie liegen!“

„So mög' es ein glücklicher Wurf ſein, den Ihr gethan!“

„Ich glaube, ich hoffe es!“ erwiederte die Königin ernſt, und Vergangenheit und Zukunft mochten in dieſem Augenblick vor ſie treten, denn nach kurzer Pauſe ſagte ſie: „Ich habe eigentlich eine traurige Jugend verlebt, mich täglich in Vergnügungen berauſcht, um zu vergeſſen, welch ein trauriges Loos mir ward, welch ein Mann an meiner Seite ruhte. Ich war Königin ohne Macht, angebetet wie eine Heilige, der man nicht zu nahen wagt, geliebt von einem jungen Greis, deſſen Liebkoſungen mich anekelten, gehaßt von meiner Schwiegermutter, die mich dem Verderben nahe führte, um mich in den Abgrund zu ſtoßen, bewacht von meinen nächſten Verwandten, den Guiſen, die mich zum gehorſamen Werkzeug gebrauchten, über meine blüthen- meine freudenloſe Jugend ſich den Weg zur Macht zu bahnen, gehaßt von meinem Volke, das in mir nur die jüngere Mediceerin ſah. War dies ein beneidungswerthes Loos? War die Krone, wo aus jedem Diamant mir ein Dorn entſproß, Erſatz für das, was mein Herz entbehren mußte? — Nein, wahrlich nein! — Deshalb, Marie Ogilvie,“ fuhr ſie fort, und nur der Zukunft Morgenroth trat an ihrem Horizonte leuchtend hervor „deshalb hab' ich mir Schönheit und Kraft gewählt, ſich mit Milde und Anmuth zu paaren,

deshalb mir Lord Darnley zum Gatten gewählt, um mit ihm ein neues Leben zu beginnen. Jeden Becher, den wir zusammen leeren, wollen wir uns mit Rosen bekränzen, jede seelige Stunde soll den geleerten von Neuem füllen; das Frühroth bringe uns Wonne, das Abendroth nehme sie nicht mit sich in ihr feuchtes Wellengrab. Ich will leben und genießen! Mein Herz soll nicht immer unbefriedigter Sehnsucht entgegen schlagen, es soll für die Liebe schlagen und glühen, soll glücklich sein!" —

„Königin!" unterbrach sie Marie Ogilvie „Wohin führt Euch Eure Phantasie? — Ich bebe" —

„Meine Phantasie? Sie ist nur noch der Pinsel, der des Künstlers Schöpfung mit lebendigen Farben ausführt, nicht mehr die Schöpferin selbst, aus deren Born ich meine Freuden, meine Träume, die wie Seifenblasen schnell wieder spurlos zerrannen, schöpfen mußte."

„Gebe Gott, daß nie die Schöpferin es bereuen möge, ihr Werk vollendet zu haben, daß das, was Ihr hofft, sich erfülle!"

„Wie erscheinst Du mir heute, freundliches, leichtsinniges Geschöpf?" sprach die Königin staunend „Deine Stimme, sonst nur wie der Flötenton der Nachtigall Liebe athmend, hat sich zum Unkentone gestimmt, der meinem Ohr nicht wohlthut. Wer um mich ist, muß fröhlich mit mir sein!"

Das Fräulein ergriff schnell der Königin Hand, preßte sie an ihr Herz, an ihre Lippen, und es mochte eine Thräne auf sie herab rollen.

„Du weinst?" sagte Marie Stuart bewegt „Was

erpreßt Dir dieſe Thränen in einem Augenblicke, in dem ich mich ſo glücklich fühle?"

„Eine trübe Ahnung, meine hohe Gebieterin!" erwiederte Marie Ogilvie.

„Und weiter nichts?" ſagte die Königin lachend „Verſcheuche die Ahnungen, es ſind böſe Geiſter, die uns umſchwärmen, ſind feindliche Dämonen im Dienſte einer bangen Phantaſie" —

„Auch Manches liegt ſorgenſchwer auf mir, das der Ruf des Mannes Eurer Wahl bis zu mir brachte" —

„Verſchließ es in Deiner Bruſt, verſchließ es für immer darin!" ſagte die Königin in ſehr ernſtem Tone „Ich werde, ich will glücklich ſein! — Die Würfel liegen unabänderlich, wage Keiner mir der Zahlen geheimen Sinn zu deuten, Zuneigung könnte ſich darob leicht in Haß verwandeln!" Sie brach das Geſpräch ab, nahm das noch verhüllte Bild Darnley's und riß die Decke mit Heftigkeit weg. „Von heute an," ſprach ſie mit der Flammengluth trügeriſcher ſinnlicher Liebe „von heute an berge nichts mehr Dein holdes Antlitz vor meinem Blick, leuchte mir, wie ein Stern in meiner Nacht, und mache mich glücklich!" Sie ließ das Bild ihrem Ruhebett gegenüber aufhängen, ſetzte ſich davor und ſchwelgte in ſüßen Träumen. Mit traurigem Herzen verließ ſie Marie Ogilvie.

7.

Nach manchem vergeblichen Verſuche des Lord Makintoſh, bei der Königin ſowohl als bei dem Grafen Murray, Robert Kinkardine von dem Hoflager zu entfernen, blieb ihm nichts weiter übrig, als ſeine Tochter zu ermahnen, ihr mit ſeinem Fluch zu drohen und auf ſein Schloß zurück zu kehren. Robert, von ſeinen bei Corrichie erhaltenen Wunden geheilt, kehrte am nämlichen Tage triumphirend nach Edinburg zurück, denn des Vaters Abreiſe war ihm erwünſcht, und er hoffte, nun ungeſtört ſich ſeiner Liebe überlaſſen zu dürfen. Wie erſtaunte er aber, als ihn die Königin am andern Tage zu ſich entbieten ließ, ihn ſeiner im Treffen bewieſenen Tapferkeit wegen belobte, aber ihm zugleich den Auftrag gab, am folgenden Tage nach Inverneß zu gehen, um dort einige unbedeutende Dinge zu ordnen; ein Geſchäft, das ſich wahrlich nicht für einen 22jährigen Pagen paßte und nur zu deutlich zeigte, daß die Königin ihn von ihrer Perſon oder von Anna entfernen wolle; auch mußte ſich während des ganzen Tages Anna auf Befehl der Königin in ihrem einſamen Stübchen verborgen halten, ſo daß er am andern Tage, ohne ſie geſehen zu haben, Edinburg verließ.

Als die Nachricht, der Page Robert ſei in Inverneß, nach Larg Caſtle gelangte, ließ der Alte ſogleich ſein hochbeiniges Roß ſatteln und ritt hin, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob es wirklich ſo ſei. Er traf ihn zu ſeiner großen Freude in der Herberge traurig ſitzend. „Heida, mein Burſche!“ rief er ihm entgegen „Wo kommſt Du hierher? Zieht Dich die Sehnſucht nach Deinen Bergen

vom Hoflager fort, oder können ſie dort den plumpen Hochländer nicht gebrauchen? — Wie lange bleibſt Du noch hier?"

„Bis die mir anvertrauten Aufträge beendet ſind," erwiederte Robert keck, faſt ſtolz.

„Alſo wieder eine Geſandtſchaft? Nun ich danke Gott, daß ſie nicht an mich iſt. Du würdeſt ſie wohl diesmal weniger freudig ausrichten?"

„Wohl möglich!" erwiederte der Page mit voller Wahrheit.

Der Alte, überzeugt, daß die Königin Robert von ihrer Perſon, mithin auch von ſeiner Tochter abſichtlich entfernt habe, ſah den Zweck ſeines Hierſeins erfüllt, und verließ Inverneß mit vergnügtem Herzen ohne zu ahnen, was ihm recht bald begegnen ſollte.

Es waren ſchon mehrere Wochen vergangen, als der Thurmwart auf Larg das Zeichen gab, daß Fremde Einlaß begehrten. Lord Makintoſh begab ſich ſchnell, wie er es bei dergleichen Gelegenheit immer zu thun pflegte, nach dem kleinen Thurm, der die Zugbrücke vertheidigte, und erſtaunte nicht wenig, den Pagen mit ſtattlichem Gefolge vor dem Schloſſe halten zu ſehen.

„Der Eintritt in dieſes Schloß iſt Euch für heute und immer verweigert, Robert von Kinkardine!" rief jetzt auf Befehl des Lords der Thurmwart durch ein kleines Fenſter dem Harrenden entgegen „Habt Ihr ſonſt ein Begehr, ſo laßt mich es wiſſen."

„Komm herunter, alter Tom! da oben möchteſt Du meine Worte nicht verſtehen, wenn Du noch ſo taub biſt, wie Du es ſonſt war'ſt," rief der Page ihm zu.

Der Alte brummte, ſchloß das Fenſter, und ſtand bald auf der noch immer aufgezogenen Zugbrücke.

„Sage Deinem Herrn," begann jetzt der Page „Wolle er ein königliches Schreiben nicht aus meiner Hand annehmen, ſo mög' er es aus der Hand des würdigen tauben Thorwarts von Larg empfangen." Bei dieſen Worten befeſtigte er das Schreiben an die Spitze ſeiner Lanze, reichte es dem Alten ſeitwärts zu, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte davon. Er hatte den Befehl bekommen, ſobald er in Larg geweſen ſei, nach Edinburg zurück zu kehren; was ſollte ihn noch in dem Schloſſe des Lords Makintoſh feſthalten, wo Anna nicht war?

Dieſer hatte indeſſen mit bebender Hand das königliche Schreiben aus der Hand ſeines Thurmwarts genommen, betrachtete es lange mit tiefer Ehrfurcht, ohne das Siegel zu brechen, und konnte ſich nicht tröſten, daß er ſolch Ehrenwerthes durch die Hand eines gemeinen Dieners empfangen habe; endlich wagte er es zu öffnen, wo der Inhalt des Schreibens ihn alle Noth und Sorge des Empfangs vergeſſen ließ. Die Königin lud ihn nämlich mit den verbindlichſten Worten ein, ſich ſchleunig zu ihr nach Holyroodhouſe zu begeben. Ihre von ganz Schottland ſo ſehnlichſt gewünſchte Heirath und ihre deshalb getroffene Wahl ſollten der Gegenſtand einer Berathung ſein, zu der ſie die treu'ſten ihrer Vaſallen einlade, unter denen er eine ſo bedeutende Rolle einnehme. Er ſolle ſich daher beeilen und ſich durch nichts abhalten laſſen, ſchnell zu ihr zu kommen.

Eine freudigere Nachricht hätte er nicht bekommen können. Bald ward Alles zur Abreiſe bereitet, die koſt-

barſten Kleider eingepackt, ein ſtattliches Gefolge, ihn nach der Hauptſtadt zu begleiten, beordert, und nach kurzer Zeit hielt er, ſeiner Meinung nach, einen glänzenden Einzug in Edinburg, der jedoch geräuſchlos und unbeachtet blieb.

Lord Makintoſh wurde in Holyroodhouſe von der Königin huldvoller empfangen, als ſein Einzug die Bewunderung der Bürger von Edinburg erregt hatte. Sie theilte ihm zutrauungsvoll ſchon Einiges mit, was ſie in der Verſammlung vorzutragen geſonnen ſei, und beklagte nur, daß ſich nicht alle der Geladenen zu kommen ſo beeifert hätten, wie der edle Lord, denn noch fehle der größte Theil. „Doch hoffe ich," ſetzte ſie hinzu, und ihr holdes Antlitz, das, wenn ſie von Staatsgeſchäften ſprach, ſich ſtets ernſt zeigte, ward wieder heiter und feſſelte Jedermann mit ſeinem liebenswürdigen Ausdruck „doch hoffe ich, ſollt Ihr an meinem Hofe nicht Langeweile haben und Ihr Euer ſchönes Schloß am Shin-See nicht vermiſſen. Spiel, Tanz, Mummerei ſollen abwechſelnd Euch die Tage verkürzen" —

„Da ſei Gott vor, daß ich die Urſache von dergleichen ſein ſollte!" nahm Makintoſh ſchnell das Wort „Bedenkt, hohe Königin, wie kurz das Leben iſt" —

„Darum muß man es zu genießen ſuchen," fiel ihm die Königin in die Rede.

„Und wie lang das Jenſeits; eine grauſige, unermeßliche Ewigkeit!" fuhr der alte Hochländer-Häuptling fort, und ſah mit Bangigkeit und Mitleid auf die Königin, die noch in vollem Schmuck der Jugend und Schönheit, und für ihn im Glanze der Hochheit vor ihm ſtand.

„Bedenkt, edle Gebieterin, daß Ihr uns Allen ein Vorbild von Tugend ſein müßt, und im Mummen-Gewande könnt Ihr es uns nicht ſein. Kehrt zurück von dieſem Abwege, bedenkt in welcher traurigen, verhängnißvollen Zeit wir leben, wo dem Chriſten eher das härene Bußgewand, als das Prunkkleid von Silberſtoff ziemt!“ —

„Ihr ſprecht ja noch ſalbungsreicher als Knox,“ unterbrach ihn die Königin ſpottend.

„Edle Frau! wie könnt Ihr meine frommen Worte mit den Worten jenes Baalspfaffen vergleichen?“ ſagte Makintoſh tief gekränkt „Stellt mich nicht ſo niedrig, ich verdiene es nicht! — Ich will nur Euer Beſtes, wünſche nur, Euch feſt auf Schottlands Throne zu ſehen, und dazu gelangt Ihr nur, wenn Ihr mit unerſchütterlicher Treue an Eurem Glauben hängt, alle Ketzer von Eurem Hofe entfernt, und Euer Lebenswandel, gleich dem Wandel einer Heiligen, Vorbild den Gläubigen wie den Irrgläubigen iſt“ —

„Lord Makintoſh!“ fiel ihm Maria ungeduldig in die Rede „Der wohlgemeinteſte Rath wird läſtig, wenn er an unrechter Stelle ertheilt und zu oft wiederholt wird; mir gegenüber ziemt er Euch nicht, darum von etwas Anderem. — Der Graf von Lenox, Lord Darnley's Vater, iſt vor kurzem aus England eingetroffen, und wir wünſchen den Sohn in dem Vater zu ehren. Ich habe deshalb mehrere Luſtbarkeiten hier angeordnet, denn die Jagd iſt es nicht allein, die des Mannes Herz, viel weniger dem der Frauen genügen kann. Bei einem dieſer Feſte ſeid Ihr mir nothwendig, Lord Makintoſh, und ich glaube, auch bei dieſen Kleinigkeiten werdet Ihr meinen

Wünſchen entgegen kommen, wie Ihr es ſchon bei Ernſterem, Größerem gethan habt."

Der Lord verneigte ſich tief bei dieſen ſchmeichelhaften Worten und fragte: „Was befiehlt meine Königin, das ich thun ſoll, ihre Wünſche, die mir ſtets Gebot ſind, zu erfüllen?"

„Ihr waret während der Regierung meines geliebten in Gott ruhenden Vaters mit dem Grafen von Arran nach Madrid geſchickt, dort Mehreres zu unterhandeln; Ihr verlebtet in dieſer Stadt einige Jahre, und kennt mithin die Sitten jenes Landes. Ihr ſollt nun bei einem der Feſtſpiele die Rolle eines ſpaniſchen Granden übernehmen" —

„Ich Theil an ſolchen — Vergnügungen nehmen?" fiel, ſich vergeſſend, der Lord der Königin in die Rede „Wahrlich, hohe Gebieterin, ich tauge nicht zu ſolchen Mummereien!"

„Wer ſpricht davon? Jeder zeige ſein Geſicht ohne Larve, nur die verſchiedenen Landestrachten ſollen dem Spiele mehr Intereſſe geben; und wahrlich, denk ich mir Euch ſtatt des Plaides mit dem goldverbrämten Mantel angethan, ſtatt der ſchottiſchen Mütze das ſammtene Baret mit den Schwungfedern auf Eurem edlen graugelockten Haupt, ſeh ich Euch in den aufgeſchlitzten Aermeln und der übrigen ſo ſchönen ſpaniſchen Tracht, ſo bin ich überzeugt, es muß Euch herrlich kleiden und Eure Geſtalt noch majeſtätiſcher hervorheben."

Der Alte hatte manche Eitelkeit der Jugend mit hinüber ins ſpätere Alter genommen, die Worte, aus dem

Munde einer Königin geſprochen, thaten ihm wohl, er lächelte.

„Ueberdies" fuhr Maria Stuart fort „ſtellt Ihr bei dem Spiel meinen Vater vor, und ich hoffe nicht, daß Ihr eine ſolche Tochter zurückſtoßen werdet."

„Da bewahre mich der Himmel dafür!" erwiederte Makintoſh, deſſen Verlegenheit auf's Höchſte geſtiegen war. „Ich bin bereit zu thun, was meine Königin mir befiehlt, wenn nur nicht" —

„Keine weitere Ausrede!" ſagte Maria etwas ungeduldig „Geht zu meinem Hoffräulein Marie Ogilvie, ſie wird Euch in Allem, was Ihr dabei zu thun habt, unterrichten, und ſomit Gott befohlen!"

Sie entließ mit dieſen Worten den alten zerknirſchten Mann, hoch erfreut, daß ihr Plan gelungen war.

8.

Acht Tage waren zu den Zubereitungen des Feſtes vergangen. In dieſer Zeit hatte Lord Makintoſh ſeine Tochter oft geſprochen, noch öfterer Marie Ogilvie; den Pagen aber nur ſehr ſelten geſehen. Ueber ſeine Theilnahme an dem Feſte hatte er ſich ſchon ziemlich getröſtet; der Mönch, dem er ſein Leiden gebeichtet, hatte ihm Abſolution ertheilt, und da er die mächtigſten Herren des Landes in die Launen der Königin ſich fügen und Theil an dieſem, ſonſt in Schottland unbekannten Feſtſpiele nehmen ſah, ſo hatte die Eitelkeit über das Gewiſſen geſiegt.

Endlich erſchien der Tag, den eine bedeutende von Rom der Königin zur Unterſtützung überſandte Geldſumme zu einem der glänzendſten machte, die je ein ſchottiſches Auge in Holyroodhouſe geſehen hatte. Die weitläuftigen finſtern Säle des königlichen Schloſſes waren hell mit Wachskerzen erleuchtet, und alle Pracht goldner und ſilberner Gefäße auf den Schenktiſchen aufgeſtellt. In einer der größeren Hallen, wo Alles mit vorzüglicher Sorgfalt geordnet war, belebten Blumengewinde die eintönigen Mauern und hier prangte der große Spiegel, den die Venezianer Maria Stuart, als ſie noch Königin von Frankreich war, verehrt hatten. Die Muſikanten ſtanden ſchon auf den für ſie errichteten Bühnen, die Trompeter waren bereit, das lang erſehnte Signal zu geben, und eine Menge geſchäftiger Bedienten liefen aus einem Saale in den andern, um das etwa noch Fehlende zu ordnen. Die königlichen Hellebardiere, wie die Armbruſtſchützen, die bei keinem Feſte fehlen durften, mit ihren kräftigen Geſtalten die hohen Flügelthüren der Gemächer zu bewachen, ſtanden ſchon, wohl mehr zum Prunk als zur Sicherheit, hier, und auch ſie erwarteten mit Ungeduld das Zeichen, daß das Feſt beginnen ſolle.

Mitten unter dieſem Gewirre von Dienern, Spielleuten und Kriegsvolk ſchritt ein Mann von hoher, aber hagerer Geſtalt auf und ab, ſich wenig um das Treiben um ihn her kümmernd. Es lag eine ſtolze Haltung in ſeinem Benehmen, denn wie in tiefes Sinnen verſunken, ging er aus einer Halle in die andere, aus einem Saal in den andern, und ſchien gar nicht zu bemerken, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren und er der Einzige

der Geladenen ſei, den die Furcht zu ſpät zu kommen, ſo früh hierher getrieben hatte. Sein Anzug war auffallend. Das keck aufgeſetzte braunſammtene Baret, auf dem drei weiße Schwungfedern ſich wiegten, nahm ſich nicht übel über den langen weißen Locken des alten Mannes aus, der ſich trotz ſeines wahrſcheinlich ſpaniſchen Anzuges in einen weiten ſchottiſchen Plaid gehüllt hatte. Sein Gang war feſt und voll Anſtand, wenn nur nicht der an ſeiner Seite hangende lange ſpaniſche Stoßdegen zuweilen die ſpaniſche Grandezza auf komiſche Weiſe unterbrochen hätte, mit welcher er während ſeiner Wanderung die Säle durchſchritt. Als er jetzt in den glänzend erleuchteten Saal trat, wo der venezianiſche Spiegel hing, blieb er vor dieſem ſtehen, warf ſeinen Plaid ab und beſchaute mit Wohlgefallen ſeinen Anzug, wohl mehr noch ſeine Geſtalt. Der mit ſich ſo Zufriedene war kein Anderer als Lord Makintoſh, der durch die Freigebigkeit der Königin in den Stand geſetzt worden war, beim heutigen Feſte in ſolchem Glanze zu erſcheinen. Er trug ein weißſeidenes Koller, aus deſſen Schlitzen braune Puffen ſich drängten, der mit reichen Treſſen und Goldfranzen beſetzte Mantel war von nämlicher Farbe und Stoff, wie das Baret, der reich gefaltete Spitzenkragen deckte ſattſam den magern Hals, und eine ſchwere goldne Kette hing ſtolz auf ſeiner Bruſt herab. Der alte Mann gefiel ſich in dieſer Kleidung, ſie mochte ihm die in Madrid verlebten Tage ſeiner Jugend zurückrufen, denn ein freundliches Lächeln umzog ſeinen ſonſt ſo ernſten, zuſammengekniffenen Mund, als plötzlich die Worte „Edler Herr!“ die hinter ihm ertönten, ihn auf unangenehme

Weiſe aus dem Traum ſeiner Jugend weckten. Es war Robert von Kinkardine, der ihn ſchon in ſeiner Wohnung vergeblich aufgeſucht und ihn endlich hier gefunden hatte. Er brachte ihm den Befehl der Königin, ſogleich zu ihr zu kommen.

Lord Makintoſh mußte folgen, ſehr geſpannt, was ſo kurz vor dem Feſte die Königin ihm noch zu ſagen habe. Der Mann, der noch vor kurzem die Mummereien für den ſicherſten Weg zur Hölle gehalten, hatte ſich ſo ganz mit dem Gedanken befreundet, ſich den Großen Schottlands als Vater der Königin, und ſo prachtvoll gekleidet zeigen zu können, daß eine geheime Furcht ihn überfiel, es könne Etwas geſchehen ſein, das das Feſt hindere.

Die Königin empfing ihn freundlich. „Lord Makintoſh!“ redete ſie ihn an „Ich hielt es noch für nothwendig, Euch zu warnen, bei dem heutigen Feſte ja nicht aus Eurer Rolle zu fallen und nicht etwa Scherz für Ernſt zu nehmen. Iſt das Spiel vorüber, tritt Alles wieder in das alte Gleis, Eure Tochter iſt wieder Eure Königin und Ihr mein Vaſall. Enthaltet Euch daher aller ſtörenden Aeußerungen und Fragen, ein unnützes vorlaut geſprochenes Wort könnte das ganze Spiel ſtören und mich tief kränken. Auch bemerke ich noch“ —

Ehe die Königin ihre Bemerkung ausſprechen konnte, trat Marie Ogilvie, ganz der Königin ähnlich gekleidet, mit Haſt herein. „Majeſtät, es iſt ein ſtörender Unfall eingetreten! Der junge Lord Erskine, der den Bräutigam der reizenden Anna ſpielen wollte, hat ſo eben das Unglück gehabt im Schloßhof mit dem Pferd zu ſtürzen und ſich ſchwer am Fuße zu verwunden; Crawfort, der Wund-

arzt, behauptet, daß es ihm ohnmöglich sei, in diesem Zustande an dem Feste Theil nehmen zu können."

„Das ist verdrießlich!" sagte die Königin im höchsten Unmuth „Der Unfall tritt störend in mein Vergnügen ein, wer könnte in dieser kurzen Zeit den Platz Lord Erskine's ausfüllen?"

„Laßt mich nur dafür sorgen, Majestät," tröstete sie die ewig bereitwillige Ogilvie „überlaßt es mir, ich schaffe den Bräutigam zur Stelle!" — Die Königin gab ihr gern die Erlaubniß dazu und schnell entfernte sie sich; auch Makintosh ging, Verdruß im Herzen.

Seine Tochter sollte ein spanisches Landmädchen vorstellen, dessen Hochzeit mit ihrem Bräutigam, Lord Erskine, Gelegenheit zu manchem ländlichen Feste, zu manchem Tanze geben konnte. Der Bräutigam war dem alten Lord ganz gelegen gewesen, und er sah darin eine glückliche Vorbedeutung, daß wohl der Scherz Ernst werden könne. Aber der Unfall, der den jungen Lord betroffen, riß sein Gebäude ein, noch ehe er den Grundstein dazu hatte legen können, dies verstimmte ihn; überdies konnte das Fest nicht ohne einigen Aufschub gegeben werden, und jede Minute, die des Alten Eitelkeit länger hinderte, sich in seinem Glanze und in seinem vertrauten Verhältniß zu der Königin zu zeigen, erschien ihm als eine verlorene kostbare Zeit. Er hüllte sich noch einmal in seinen Plaid und setzte sich in eine Laube des Schloßgartens, das Signal zum Beginnen des Festes, das ihn in die Gemächer der Königin rief, hier abzuwarten.

Die Idee zu dem heutigen Feste war von der Königin selbst ausgegangen; sie war einfach und konnte nur durch

raſches Leben und durch Pracht der Kleidung Interreſſe erhalten. Die Hochzeit eines ſich liebenden Paares gab dem ſpaniſchen Granden, der ihre Ausrichtung übernommen hatte, Gelegenheit, ſeine Vaſallen und Bauern zu verſammeln, und durch Spiel und Tanz ſich und ſie zu vergnügen. Alles Eigenthümliche der damals ſo hochgefeierten ſpaniſchen Nation ſollte hierbei nachgeahmt werden, und Jeder hatte ſich, der Königin zu Gefallen, bemüht, ſo glänzend als möglich zu erſcheinen, wozu die damalige ſchöne Nationaltracht die beſte Gelegenheit gab. Der Gebieter, der alles dies zu ordnen ſchien, war Lord Makintoſh, die Königin und Marie Ogilvie hatten die beſcheidenen Rollen ſeiner Töchter übernommen, und ſelbſt der ſtolze Morton, dieſes gefürchtete Haupt der Familie Douglas, ſcheute ſich nicht, als Vater der Braut ſich in der Tracht eines reichen ſpaniſchen Landmanns zu zeigen.

Heute ſollte der Zufall dem harrenden Lord Makintoſh nicht mehr ſeine neckenden Streiche ſpielen, denn kaum hatte er eine kleine Weile in ſeinem Plaid gehüllt da geſeſſen, als das Schmettern der Trompeten ihn ſchon zum Feſte rief. Er eilte nach den zur Verſammlung beſtimmten Gemächern, und fand hier ſchon ſeine Vaſallen mit ihren Frauen und Töchtern ſeiner, noch mehr der Königin harrend, denn ſie ſollten wohl eigentlich deren Gefolge bilden. Bald erſchien auch die Roſe von Schottland mit Marie Ogilvie, und als ob jetzt ſchon das Feſtſpiel beginnen ſolle, nahten ſich Beide Lord Makintoſh und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll, wie Töchter den Vater zu begrüßen pflegen.

Der alte Herr gerieth hierüber in nicht geringe Ver-

legenheit. „Fallt, um aller Heiligen willen, nicht aus Eurer Rolle," raunte ihm das Hoffräulein zu „antwortet keck, wie ein Vater seiner Tochter den Gruß erwiedert.

Makintosh gehorchte und hatte so viel Gewandtheit, trotz seiner Rolle als Vater, der Königin manche Schmeichelei zu sagen, die sie auch gnädig aufzunehmen schien. Als jetzt der zweite Trompetenstoß erschallte, raunte Marie Ogilvie, die heute überhaupt die Rolle des Mentors bei ihrem Adoptivvater übernommen hatte, diesem in's Ohr, das Zeichen zu geben, daß man ihm folgen solle. Dies geschah und der Zug, der nur aus den Freunden und Vasallen des edlen Spaniers mit ihren Frauen und Töchtern bestand, setzte sich in Bewegung.

Mit wahrhaft edlem Anstande schritt der alte Lord durch eine Menge erleuchteter Zimmer, neben ihm zur Rechten die Königin, zur Linken Marie Ogilvie und von seinen Freunden gefolgt, unter denen er so manchen von ihm gehaßten Lord der Congregation sah, so manchen Abtrünnigen, der jetzt in Knox allein den Abgesandten des Himmels erblickte.

Bald betraten sie durch eine Seitenthüre den großen Saal, wo an dem äußersten Ende Sessel standen, auf denen sie Platz nahmen, um von hier aus das eigentliche den Schotten so neue Schauspiel übersehen zu können. Hier zeigte der freigebige Hausherr mit wenig Worten seinen Gästen an, daß man heute das Hochzeitsfest eines liebenden Paares feiern werde, das mit seiner Bewilligung sich für immer verbinden wolle; auch sprach er die Hoffnung aus, daß sie sich dabei ergötzen würden. Hierauf gab er das Zeichen, und Jünglinge und Mädchen traten

aus der einen Halle paarweiſe und tanzend hervor, beſtreuten den Weg mit allerlei Feldblumen, beſonders warfen ſie häufig Rosmarin, eine gute Vorbedeutung, auf den Weg, und bekränzten die Pforte der andern Halle, durch welche das Brautpaar eintreten ſollte, während die größere Menge durch allerlei Tänze das Auge der Zuſchauenden ergötzte.

Es war auch wahrlich ein überraſchender Anblick, dieſe Menge ſchöner Jünglinge und Mädchen in ihren fremden Trachten zu ſehen, denn nur das Schönſte, was Schottlands junger Adel bot, nur die ſtrengſte Auswahl der Hofleute ſah man hier vor ſich in bunten Kreiſen hin und her wogen, oder, wie im Fandango und Bolero, paarweiſe durch Tanz und Bewegung nach dem Takt ihrer klopfenden Herzen ſich bewegen. Der Dudelſack, wie die Pfeife, Hochlands Flöte und Fagot, fehlten heute zum Aergerniß manches alten Schotten ganz, auch Makintoſh vermißte nur ungern ihre harmoniſchen Töne. Jetzt — die Muſik zum Tanze ſchwieg, Tänzer und Tänzerinnen ordneten ſich, das Brautpaar und ihr Gefolge zu empfangen — trat eine feierliche Stille nach der rauſchenden Muſik ein, Aller Augen waren nach den ſchon längſt geöffneten Flügelthüren der andern Halle gerichtet, die mit Blumenkränzen herrlich geſchmückt die Pforte war durch welche das Brautpaar in ihr Paradies eintreten ſollte; nur das Auge der beiden Töchter war auf ihren Vater gerichtet, der fröhlichen Antlitzes da ſaß, denn das Feſtſpiel hatte ganz ſeinen Beifall, und mit doppelter Aufmerkſamkeit das Brautpaar erwartete, da er neugierig war, den jungen Mann kennen zu lernen, der ſo ſchnell

ſich in ein paſſendes Gewand habe werfen und die Rolle des Bräutigams übernehmen können.

Jetzt mußte der Zug nahen, denn man hörte ſchon in der Ferne die königlichen Geiger und Flötenſpieler, die dem Brautpaar vorangingen, ſchon waren ſie durch die bekränzten Flügelthüren getreten, ihnen ſchon die paarweiſe geordneten Verwandten der Brautleute gefolgt, ſchon ſchritt der ernſte Morton als Brautvater ihnen voraus in den Saal — das Brautpaar folgte — und der allgemeine unwillkürliche Ruf der Verſammelten: „O, wie ſchön!“ ertönte bei ihrem Anblick. Nur Makintoſh theilte dies Erſtaunen nicht, wohl aber überraſchte ihn ein Anderes, denn die Hand ſeiner Tochter feſt in die ſeine gedrückt ſchritt Robert von Kinkardine auf ihn zu, während von der einen Seite die Königin mit leiſer Stimme ihm zuraunte: „In der Eile ließ ſich kein Anderer finden!“ von der andern aber Marie Ogilvie den faſt vor Wuth Zitternden warnte, Faſſung zu behalten und das Feſt nicht durch Uebereilung zu ſtören, es ſei ja Alles nur Scherz.

Indeſſen hatte ſich Morton zur Seite des Brautpaars dem finſter auf ſelbiges blickenden ſpaniſchen Granden genähert, der Bräutigam beugte das Knie vor ſeinem Oberhaupt und ſprach mit ziemlich ernſter Faſſung, doch wollten Manche bemerkt haben, daß wohl etwas Spott in ſeiner Rede mit einfloß „Edler Herr! Ihr habt mir erlaubt meine Geliebte zum Traualtare zu führen“ —

„Ich habe nichts erlaubt!“ unterbrach ihn Makintoſh heftig und wollte ſich von ſeinem Sitze erheben, doch Marie Ogilvie hielt ihn beim Mantel feſt. „Seid Ihr

raſend?" raunte ſie ihm zu „Vergeßt Ihr ſchon wieder, daß Alles nur ein ſcherzhaftes Feſtſpiel iſt? Blickt nur auf die Königin und ſeht ihr zorniges Antlitz."

Dies wirkte, Makintoſh rang nach Faſſung und gewann es endlich über ſich dem Pagen freundlich zu erwiedern „Ich wünſche Dir Glück zu Deiner ſchönen Braut, dank meiner Tochter hier!" — er zeigte auf die Königin — „Die Stunden der Täuſchung — Das Glück iſt flüchtig, halte es feſt, daß es Dir nicht zwiſchen dem Abend- und Morgenroth entwiſche" —

Die von Neuem durch den Saal tönende Muſik und der flüchtige Tanz der Landleute unterbrachen das Geſpräch. Robert eilte ſchnell mit Anna unter die Tanzenden, und der Alte war froh ihn los zu ſein. Auch die bisher nur Zuſchauer geweſen waren, miſchten ſich nun unter die Reihen der fröhlichen Landleute, bis plötzlich das Lauten eines Glöckchens, das die Muſik ſchweigen hieß, die lärmende Freude unterbrach. Ein ehrwürdiger Pater Kapuziner, von zwei Chorknaben gefolgt, trat in den Saal; und in dem nämlichen Augenblick ſprang zwiſchen den beiden Eingängen zu den Hallen eine bisher verborgene Thüre auf, durch welche man eine kleine Hauskapelle mit einfachem Altar erblickte.

Dies Alles überraſchte den rechtgläubigen ſtrengen Makintoſh auf eine ſehr unangenehme Weiſe. Er gerieth in Zorn, und ehe Marie Ogilvie es hindern konnte, trat er zu dem Mönch. „Wer Ihr auch ſein möget," redete er ihn an „vornehm oder gering, ſo muß ich Euch doch ſagen, daß es Unrecht, daß es gottlos iſt, ein heiliges

Gewand auf ſolche Weiſe zu entweihen und es zu einem Poſſenſpiel zu gebrauchen.“

„Lieber Herr!“ erwiederte phlegmatiſch der Mönch „wendet Euch deshalb an die Königin, auf deren Befehl ich hier bin.“

„Alſo, ſo ſpottet ſie ſelbſt ihrer heiligen Religion?“ brummte der Hochländer vor ſich hin, und wollte eben zur Königin gehen, als Miß Ogilvie ihn noch zur rechten Zeit zurück hielt. „Ihr ſeid unheilbar, Lord!“ raunte ſie ihm zu „vergeßt in jedem Augenblick, daß wir uns hier nur zum Scherz verſammelt haben. Seid vernünftig, Lord Makintoſh, Ihr könntet Euch leicht durch Euer Benehmen um die Gunſt der Königin bringen“ —

„Aber die Mönchskutte?“ unterbrach ſie der Alte mit Heftigkeit „Dieſe Entheiligung?“

„Sie ward uns vom Prior zu dieſem Behufe geliehen,“ antwortete das Hoffräulein „und daraus könnt Ihr ſehen, daß Ihr allein ſtreng und ohne Nachſicht und ein blinder Eiferer ſeid. Der Scherz iſt bald zu Ende, deshalb faßt Euch nur dieſe wenigen Augenblicke noch, ſetzt Euch und erwartet dort ruhig den Ausgang!“ Der Alte folgte kopfſchüttelnd, ſetzte ſich und ſah jetzt plötzlich den Grafen Murray hinter ſeinem Stuhle ſtehen.

„Es thut mir leid, Lord Makintoſh,“ redete ihn dieſer zur damaligen Zeit allgewaltige Mann an „daß es Euch verdrießt, den Kloſtergeiſtlichen hier zu ſehen; ich ſagte es der Königin voraus, daß Euch dies den Scherz zu weit getrieben dünken werde. Aber all meine Vorſtellungen blieben fruchtlos, Ihr wißt, wie beharrlich die Weiber ſind, einen einmal gefaßten Entſchluß auszufüh-

ren. Doch tröſtet Euch, die ſchon begonnene Ceremonie iſt bald zu Ende, dann will ich ſelbſt dafür ſorgen, daß der Kloſterbruder den Saal verläßt.“ — Makintoſh, der aus Achtung für Murray aufgeſtanden war, um ihm ſeine Rede zu beantworten, hatte dadurch der kleinen Betkapelle den Rücken gekehrt, und ſelbſt die Stille der Verſammlung und das leiſe murmelnd geſprochene Gebet des Kapuziners hatten ihn nicht aufmerkſam gemacht, doch als er ſich jetzt wandte und ſah, daß der Mönch nach allen Formen ſeiner Kirche das Brautpaar traute, ergriff ihn eine unausſprechliche Angſt, er ſprang trotz des Hoffräuleins Bitten mit Heftigkeit auf, wahrſcheinlich um die ganze Gaukelceremonie zu unterbrechen, aber Murray's kräftige Fauſt hielt ihn zurück. „Bei St. Andrews, meinem abgeſetzten Schutzpatron!“ raunte er ihm zu, das iſt der letzte Scherz, der in dieſer Sache geſchieht, das Feſtſpiel iſt beendet und der Ernſt tritt wieder in ſeine Rechte ein.“

Eben legte der Kapuziner die Hände des Brautpaares in einander und ſprach den Segen über ſie, neigte ſich vor der Königin und entfernte ſich dann ſchnell, ſo daß dem alten Lord keine Zeit blieb, ſtörend einzuſchreiten und er mußte wider Willen den Rath Murray's befolgen. Der Tanz begann von Neuem, Paar und Paar, ſo wie ſie herein gezogen waren, rauſchte jetzt in mancherlei Tänzen durch den weiten Saal, nur Anna Makintoſh war von ihrem Tänzer verlaſſen worden, der ſich ſchnell nach der Trauungsceremonie entfernt hatte und, als man ſich zur Tafel ſetzte, plötzlich in ſeiner Pagentracht hinter dem Stuhle der Königin ſtand.

Bei ſeinem Anblick ſeufzte Lord Makintoſh tief auf. Es war ihm eine ſchwere Laſt von der Bruſt gewälzt, denn wäre das Vertrauen zu den edlen Geſinnungen der Königin nicht ſo ſtark in ihm geweſen, ſo hätte ihn beinahe der Wahn ergriffen, der Scherz ſei in Ernſt verwandelt worden. Er war deshalb während der Tafel heiter und frohen Muths, und ſich noch einmal in dem großen venezianiſchen Spiegel mit Wohlgefallen betrachtend, ging er nach ſeiner Herberge, wo ihm nichts Kümmerniß verurſachte, als daß er für immer den reichen goldbeſetzten Sammetmantel abthun, das Baret mit den ſchönen Schwungfedern ablegen, und am andern Tage alle die Herrlichkeiten wieder zurück ſchicken ſollte.

9.

Aus einem ſüßen Traume, der ihm das paradieſiſche Spanien in all ſeiner Schönheit vorgeführt hatte, wurde der alte Mann durch den Befehl der Königin geweckt, ſich ſogleich nach Holyroodhouſe zu begeben. Unter mancherlei Gedanken, was er wohl dort ſolle, worunter jedoch kein einziger trüber ſich befand, eilte er dahin, und fand die Königin mit Marie Ogilvie und dem Grafen Murray in ihrem Kabinet.

„Lord Makintoſh!“ redete ihn die Königin an „Ihr habt mir, ſeit wir uns im Hochlande trafen, ſo manchen Beweis Eurer Anhänglichkeit gegeben, aber auch mehrmals unaufgefordert einige gute Lehren aufgedrungen, die

mir, ich geſtehe es, immer zu befolgen ſchwer dünkten. Erinnert Ihr Euch noch deſſen, was Ihr mir einige Tage nach der Schlacht in Aberdeen ſagtet, als ich es gewagt hatte, das Haupt eines Rebellen dem Henkerbeile zu übergeben?"

„Ich erinnere mich deſſen!" ſagte der Alte, da die Königin ſeine Antwort zu erwarten ſchien „Vergeben und vergeſſen ſei ſo ſchön, ſprach ich damals."

„Dieſe Lehre," fuhr die Königin fort „ſollte mir der Gordons wegen ein Vorwurf ſei, ich fühlte mich jedoch nicht ſtark genug ſie jederzeit zu befolgen, war aber neugierig, zu wiſſen, ob auch Ihr wohl immer Seelenſtärke genug beſäßet, Eure Lehren im Leben ſelbſt zur Ausführung zu bringen. Ich habe Euch geſtern Gelegenheit dazu gegeben — Wißt! der Prieſter, der die Trauung verrichtete, war Pater Joſeph aus dem Kapuzinerkloſter von Aberdeen, und Eure Anna iſt in Eurem, in meinem Beiſein und auf meinen Befehl mit Robert von Kinkardine nach den Geſetzen der Kirche vermählt und deſſen Gattin!"

Wie vom Donner gerührt, ſtand der alte Mann ſprachlos da — „Nun übt Eure Lehre," fuhr die Königin fort „vergebt und vergeßt!"

„Nimmermehr!" rang ſich aus der wunden Bruſt des Alten.

„Ihr ſeht, wie viel ſchwerer es iſt gute Lehren zu üben, als ſie Andern unberufen zu geben," ſagte Maria Stuart, den alten Mann höhnend.

„Königin!" erwiederte dieſer ſchnell „Ihr habt ein böſes — verzeiht mir jedes harte Wort, der Schmerz hat die Waage zerſchmettert, auf der ich es, Euch gegenüber,

wägen ſollte — Ihr habt im Angeſicht von ganz Schottland ein tückiſches Spiel mit mir getrieben, habt einen alten Mann zur Zielſcheibe Eures Witzes gemacht, und ihn entehrt! — Und was hat es Euch genützt? — Einen unwürdigen Scherz habt Ihr dabei gewonnen, einen treuen Diener verloren" —

„Das ſollte mir leid thun!" unterbrach ihn die Königin „Aber Ihr werdet doch mit mir zufrieden ſein. Robert von Kinkardine iſt zu meinem Kämmerer erhoben, und ich habe ihn mit Schloß und zwei Meierhöfen belehnt."

„Armes Land, wo es nur eines Liebesabentheuers bedarf, um aus der Königin Hand reichlichen Lohn zu empfangen!"

„Lord Makintoſh!" fuhr die Königin mit Heftigkeit auf „Vergeßt nicht!" —

„Ich werde nie Lord Gordons blutendes Haupt vergeſſen," ſprach er furchtlos „auch das Meine kann dem Henkerbeile übergeben werden, auch Ihr, Königin, könntet einſt ſo blutig enden — Wer lüftet den dichten Schleier der Zukunft? — Aber kein drohendes Blutgerüſt ſoll dem tief gekränkten Vater, dem hart beleidigten Laird die Stimme in ſeinem Buſen verſchließen, wenn ſie hervorbrechen will, wenn ſie hervorbrechen muß — Wißt, Majeſtät! In unſerm Hochland iſt Jeder Herr in ſeinem Hauſe, iſt der Laird König in ſeinem Clan; unumſchränkt gebietet er dort, und wer ihm dies angeſtammte Recht nehmen wollte, mit dem würde er kämpfen auf Leben und Tod — Dies iſt des Hochländers verwundbarſte Stelle, und Ihr habt ſie gut bei mir getroffen" —

„Ereifert Euch nicht!“ unterbrach ihn Murray „Vergeßt nicht, daß Ihr vor Eurer Königin ſteht!“

„Sonſt, wenn ich vor ihr ſtand, wenn ich nur an ſie dachte, wollt' ich Thor anbetend niederknieen,“ erwiederte der Alte auf Murray's drohende Erinnerung „jetzt iſt der Nimbus verbleicht, mein Herz erkaltet, deshalb laßt mich von hier nach meinem Schloſſe ziehen. Dort will ich, wenn der Sturm die Wellen peitſcht, ſie ſich an meinem Felſen brechen, und ihr ſpritzender Schaum mein graues Haar wie ein Regen des Himmels näßt, dort will ich verſuchen, ob ein Vater ſein Kind vergeſſen und dem vergeben kann, der es von ſeiner Bruſt gewaltſam riß. Lebt wohl! Gott mit Euch, Königin, doch nur um Schottlands willen!“ — Er verließ das Gemach und Keiner wagte ihn aufzuhalten.

III.

David Rizio.

1.

Die Ankunft des Grafen von Lenox, dem zu Ehren so manches Fest gegeben, manches Geld verschleudert wurde, ließ die Schotten nicht länger über die Wahl, welche ihre Königin getroffen hatte, in Ungewißheit. Die verschiedenen Partheien geriethen alle in Bewegung, hauptsächlich fürchteten die Hamilton's, die an der früheren Verweisung der Lenox aus Schottland den meisten Antheil gehabt hatten, ihre Rückkehr, und selbst Murray, Morton und Maitland, diese drei Minister der Königin, so fest sie auch in ihrer Gunst standen, sahen nicht ohne bange Ahnung der Ankunft des Lords Harry Darnley entgegen, den jedoch die Königin Elisabeth von England unter mancherlei nichtigem Vorwande in London zurückhielt, und ihm, als ihrem Vasallen, die Erlaubniß zur Reise nach Schottland verweigerte.

Dies gab zu manchem empfindlichen Briefwechsel zwischen den beiden Königinnen Anlaß, wobei Elisabeth, die stets ruhig Ueberlegende, meist in Vortheil blieb. Sie hatte im Grunde gegen eine Heirath zwischen Lord Darnley und Maria nichts einzuwenden, ihr war es lieber, daß die Königin von Schottland einem ihrer Unterthanen

Hand und Krone bot, als daß sie den Thron mit einem ausländischen Fürsten getheilt hätte, aber sie wollte auch hier, wie überall, die Hände mit im Spiel haben und die Sache nach ihrer Weise leiten.

Als ob Maria von Schottland fühle, daß mit dem Ehestand die goldne Freiheit verloren sei, schien sie in den letzten Augenblicken der Ungebundenheit noch den Freudebecher ganz und oft leeren zu wollen. Feste folgten auf Feste, und eine leicht zu erklärende Unruhe trieb sie im Lande umher, nur vermied sie die Hochlande, wo ihr unfeines, despotisches Betragen gegen Lord Makintosh, einen, trotz manchen Schwächen dort überrall hochgeehrten Mann, sie den Herzen, selbst der ihrer Glaubensbrüder entfremdet hatte.

In dieser Zeit war es, als die Königin Maria, wahrscheinlich der Neuheit wegen, den sonderbaren Einfall bekam, sich in irgend eine Stadt zurück zu ziehen und dort als eine schlichte Bürgerfrau, so lange sie daran Freude finden würde, zu leben. Sie wählte hierzu St. Andrews, wohin sie sich mit einem kleinen Gefolge, meist Frauen begab; Murray war der einzige ihrer Minister, der sie begleiten durfte. Hier bezog sie ein freundliches Bürgerhaus, war wie die Tochter eines wohlhabenden Krämers gekleidet, ihre sämmtliche Begleitung mußte ein Gleiches thun, und so zog sie von Haus zu Haus, lud sich bei Diesem oder Jenem zum Mittagsmahl ein, und lebte von allem Glanze entfernt, dem Scheine nach ein stilles Leben. Selbst dem englischen Gesandten, der ihr ein Schreiben seiner Königin überbrachte, gab sie, nach wiederholten Bitten um Antwort, den sonderbaren Bescheid: Hier sei

kein Ort zu Geschäften, hier werde er die Königin nicht finden, die müsse er in Edinburg aufsuchen.

Eines Abends, als sie von einem festlichen Mahle, zurückkehrte, das ihr ein Schiffsreder gegeben hatte, hörte sie beim Eintritt in ihr Haus Lautentöne von einer melodischen Stimme begleitet, wie man sie nur selten in dem rauhen Schottland vernahm. Rasch und unbedachtsam handelnd, wie sie in jeder Lage ihres Lebens that, überdies Musik leidenschaftlich liebend, vergaß sie, daß die Töne aus dem Zimmer ihrer Bedienten kamen; sie öffnete die Thür und fand diese um einen jungen, schlechtgekleideten Mann sitzen, der, wie es schien, der Sänger gewesen war. Wohl fühlend, daß dies der Ort nicht sei, wo sie länger verweilen könne, befahl sie dem Fremdling, hier zu warten, bis sie ihn zu sich entbieten lassen würde.

Der italische Spielmann wartete auch mit Freuden auf einen Befehl, der die höchsten seiner Wünsche weit überflog. Sohn eines armen Turiner Musikanten, war er dem piemontischen Gesandten nach Edinburg gefolgt, jedoch, als dieser bald darauf Schottland wieder verließ, von ihm unter mancherlei Vorwand zurück gelassen worden. So blieb dem jungen Mann, dem David Rizio, nichts weiter übrig, als daß er sich durch Sang und Spiel sein dürftiges Brod zu verdienen suchte. Uebrigens war dieser Italiener von einnehmender Gestalt, der Ausdruck seines Gesichtes zeigte Geist und Leben, und in anständiger Kleidung hätte man ihn sicher für einen schönen Mann halten müssen. So war der Mann, den Maria Stuart bald aus dem Schmutz des Pöbels bis zu den höchsten Stufen des Glücks emporhob, und der späterhin

der Grundstein des furchtbaren Gebäudes all ihres Unglücks wurde. Der Befehl ihn zu ihr herauf zu führen war vielleicht der entscheidenste Augenblick ihres ganzen Lebens.

Er mußte ihr einige italienische Lieder singen, die er schmelzend vortrug. Seine Stimme war weich und doch voll Kraft, sein Spiel entzückend, und Maria fühlte sich so hingerissen, daß sie ihm noch am nämlichen Abend das vortheilhafte Anerbieten machte, in ihre Dienste zu treten, welches er natürlich mit Freuden annahm.

Die äußere Gestalt des Mannes hatte wohl bis jetzt die Königin am wenigsten bestimmt, ihn in ihre Nähe zu ziehen; noch war es allein die Musik, die so zauberisch auf sie wirkte. Als sie aber mit jedem Tage neue Vorzüge in ihm zu erblicken wähnte, als sie Talente in dem italienischen Lautenspieler fand, die sie bei ihm kaum geahnet hatte, und sein reger Geist schnell die Schwächen seiner Gebieterin zu erspähen und für sich zu benutzen wußte, ernannte sie ihn plötzlich zu ihrem Geheimschreiber, da der Franzose, der früher diese wichtige Stelle bekleidet, ihre Dienste verlassen hatte.

Mit dem Tage seiner Ernennung trat er nun als der erklärte Günstling der Königin auf, und ihm fehlten auch dazu keine der nothwendigen Eigenschaften. Er war stolz und anmaßend gegen den hohen Adel des Landes, besonders gegen die, welche bisher die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatten, traulich zuvorkommend gegen die mit den Machthabern Unzufriedenen und freigebig gegen den Pöbel. Einschmeichelnd, nachsichtig gegen die kleinste wie gegen die größeste Schwäche seiner Gebiete-

rin, der er unerschütterliche Anhänglichkeit und Treue bewies, befestigte er sich bald in ihrer Gunst, und der mit seiner Laute von Schloß zu Schloß herumziehende Italiener, den die stolzen Lords nicht der Beachtung werth hielten, ließ jetzt selbst Murray und Morton, diese unerschütterlichen Männer, nicht ohne Unruhe.

Der Königin lebensfrohes, stets nach sinnlichen Vergnügungen haschendes Gemüth, ihre Erziehung in Frankreich, der längere Aufenthalt an dem Hofe einer Catharina von Medicis, der in den Augen der strengen Puritaner eine Hölle war, aus der Keiner rein und heilig hervortreten konnte, ließen, da auch hier Sektenhaß verderblich mit auf die Meinung wirkte, die Protestanten in ihrer Königin ein leichtsinniges jugendliches Wesen erblicken, dem die Tugend fremd, Sinnenlust das Höchste auf Erden war. Das freie, rücksichtlose, ganz dem ernsten Charakter der Schotten fremde Betragen Marias warf mit Recht ein zweideutiges Licht auf sie, und war auch wohl die Ursache, daß Rizio's Erhebung von der schlimmsten Seite betrachtet und wohl meist zu hart beurtheilt wurde.

Doch in dieser Zeit hatte Maria wohl eben mehr den Schein als die That gegen sich und erst ihr folgendes wüstes tadelvolles Leben warf auch ein trübes Licht auf ihr früheres leichtsinniges Benehmen zurück. Die protestantischen Geistlichen eiferten von der Kanzel herab über die steten Mummereien und Lustbarkeiten, bei welchen die Königin oft in Männertracht erschien; sie tadelten laut, daß sie Jagd und Reiten den Regierungsgeschäften, daß sie einen schönen jungen Mann dem erfahrnen Staats-

mann vorzog, und Knox hatte selbst den Muth, alles das, was er auf der Kanzel gegen sie geeifert, ihr selbst zu sagen. Auch ihre strengen Glaubensbrüder waren mit ihrem Benehmen unzufrieden, wodurch sie den Ketzern gegründete Ursache zum Spott und Tadel gab. So würde sie schon jetzt die Herzen ihrer Unterthanen, die sie mit so viel Enthusiasmus als ihre Königin begrüßt hatten, von sich entfernt haben, wenn nicht der Liebreiz, der ihr ganzes Wesen umfloß, Alles, was sich ihr nahte, mit unwiderstehlichem Zauber an sie gefesselt hätte. Auch ging ihr jetzt noch das Glück stets zur Seite, und der Glückliche ist ja nie der Verlassene.

Bei alle dem verbarg die Königin, wohl aus sehr triftigen Gründen, den schon fest gefaßten Entschluß, Lord Darnley ihre Hand zu reichen, weislich; sie wich, wie gegen Elisabeth von England, gegen jeden ihrer Räthe durch zweideutige Antwort aus, nur dem Grafen von Lenox gestand sie, daß sie wohl, aus politischen Gründen bewogen, nicht abgeneigt sei, seinen Sohn neben sich auf den Thron zu erheben, wenn er dem Bilde glich, daß sie sich von ihm gemacht, und sie ihn dieses Glückes würdig finden werde. Maria Ogilvie allein schloß sie die verborgene Pforte ihres Herzens auf, sie allein wußte, daß, gliche der Mann seinem Bilde, die schöne königliche Frau ihm sicher zu Theil werden würde.

Auch Rizio befragte sie in dieser Angelegenheit um Rath, was fast schon den Beweis führen könnte, daß ihr Verhältniß zu ihm, damals wenigstens, lauter und rein gewesen war. Rizio, vielleicht zu fest auf seinen Einfluß vertrauend, billigte ihren Entschluß und hoffte sich dadurch

die Gunst Darnley's zu versichern. Auch war der Haß dieses Italieners gegen Murray, der ihn auch jetzt noch, wo er auf dem höchsten Punkte seines Glücks stand, verächtlich behandelte, so groß, daß er die Königin zu Allem, was zu Murray's Sturz beitragen konnte, beredet hätte.

Die sonderbarste Rolle an diesem Hofe spielten Robert von Kinkardine und seine Gattin. Anna's frommes Gemüth fühlte sich im Besitz des Geliebten nicht ganz so glücklich, wie sie es sich wohl früher geträumt haben mochte. Robert liebte sie zärtlicher als je, that Alles, ihren Schmerz zu lindern und den Frühlingsmorgen ihrer Liebe mit neuen Rosen auszuschmücken; aber im Genuß der seligsten Wonne, beim Gefühl des höchsten Glücks fehlte ihr Eines — der Vatersegen, ohne den ein Paradies zur Einöde wird. „Laß uns den Vater versöhnen!" bat sie oft ihren Gatten, wenn dieser, mit ihren Locken spielend, ihr tausend süße Liebesworte sagte „Erst wenn er mir vergeben hat, bin ich ganz Dein eigen, mein Robert, jetzt — sind wir noch der furchtbaren Vergelterin verfallen." Aber Robert kannte den festen, unbeugsamen Sinn des Vaters und verzweifelte ganz, daß es ihnen je gelingen werde.

Auch schienen sie sich nicht am Hofe der Königin Maria zu gefallen. Für Anna war er zu geräuschvoll, sie sah Manches, das sie ihren strengen Grundsätzen nach nicht billigen konnte, und auch in dem Wahne befangen, das Verhältniß der Königin zu Rizio sei vertrauterer Art, zürnte sie oft in ihrem Innern auf ihre Gebieterin, die so rücksichtlos ihren guten Ruf Preis geben könne.

Robert hingegen, Murray und auch mit Recht für

seinen Wohlthäter haltend, neigte sich ganz auf dessen Seite, besonders seit Rizio immer mehr Gewalt über die Königin sich anmaßte und feindlich gegen Murray auftrat. Die Königin hatte ihn seit jenem Abend seiner Trauung ziemlich gleichgültig behandelt, ihm ein unbedeutendes Schloß in der Grafschaft Banff nebst zwei Meierhöfen geschenkt, und war, obgleich Anna mit Maria Ogilvie auf einem freundschaftlichen Fuße stand, dieser vom Kummer Gebeugten nie in Liebe genaht.

2.

Endlich nach langen Unterhandlungen, hatte sich die Königin Elisabeth entschlossen, Darnley die Erlaubniß zur Reise nach Schottland zu geben. Er landete in Leith, und wurde hier von einer Menge Schmeichler und kriechender Seelen wie ein Fürst empfangen. Diese unverdienten Huldigungen nahm er als wohlverdientes Opfer huldreich an, und begab sich, ohne seinen Vater in Glasgow erst zu sehen und sich mit ihm zu besprechen, sogleich nach Edinburg. Die Königin war, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, so vorsichtig gewesen, Heinrich Darnley von ihrer Vorliebe für ihn nicht das Mindeste ahnen zu lassen; die wenigen Briefe, die sie mit ihm hatte wechseln müssen, enthüllten ihm ihr Herz nicht, und doch war der eitle Mann seines Glückes schon so gewiß, daß er keinen Augenblick zweifelte, Maria's Herz und Schottlands Thron sei sein Eigenthum.

Kaum in Edinburg angelangt, bat er um die Erlaubniß, sich der Königin vorstellen zu dürfen, und war erstaunt, als ihm diese Erlaubniß erst für den folgenden Tag gegeben wurde. Diese Vorsicht Maria's entsprang so wenig aus Bedachtsamkeit, als aus Gleichmuth, sie fürchtete für sich und ihr stürmisches Herz und folgte dem Rathe der Freundin, die sie dringend bat, sich erst zu sammeln, ehe sie den Mann sehe, dessen Bild schon einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht habe.

„Wozu alle diese Vorsicht," nahm bei dieser Gelegenheit die Königin das Wort „da, wo alle Vorsicht nichts fruchten kann? Glaubst Du, Maria, daß mein Herz so sehr Sklave meines Willens ist, daß, statt in Wonne aufzujauchzen, es sich stille in meiner Brust verschließen könne? Ich habe die Flamme lange genug unter der Asche verborgen, daß sie nicht hell auflodere und mich vor der Zeit verzehre; deshalb wird sie auch losbrechen in unaufhaltsamer Gluth, und mir zum Himmelslicht oder zur Höllenfackel werden."

„Davor bewahre Euch Gott!" nahm Miß Ogilvie das Wort, und eine Thräne, von Ahnung erpreßt, drang in ihr seelenvolles Auge.

„Ja ich fühle, daß ich an einem Kreuzwege stehe!" sagte die Königin „Schon manches Mannes Schönheit hat meine Bewunderung erweckt, aber so, wie ich von seinem Bilde ergriffen bin, war ich es noch nie, dies flammende Gefühl ist zu irdischer Natur, um nicht auch zur Verdammniß führen zu können."

Am andern Tage hatte sie ihren ganzen Hof und alle anwesende Lords zum Empfange Darnley's um sich ver-

sammelt. Der 21jährige Jüngling trat in vollem Glanz seiner Schönheit und Kraft in den Saal, wo tausend Blicke auf ihm ruhten. Er war der schönste Mann seiner Zeit, der Abgott aller Frauen, und wußte dieses nur zu gut, denn seine Eitelkeit und sein Uebermuth waren grenzenlos, und schon in dem Augenblicke, wo er in den Kreis der Lords von Schottland vor seine Königin trat, zeigte er Hoffarth und Stolz, und begrüßte die Edlen nicht als seine werthen Genossen, er begrüßte sie jetzt schon, wie der Herr seine Diener.

Bei seinem Anblick durchflog ein leises Zittern die Königin. „Fassung, nur Fassung, hohe Gebieterin!" raunte ihr die Freundin zu, und der weibliche Stolz siegte. Sie empfing ihn als seine Königin, nicht als liebende Frau, und entließ ihn nach kurzer Unterredung wieder.

„Das war ein harter Augenblick!" sprach sie, als sie sich mit Miß Ogilvie in ihrem Kabinet allein befand „Ich mußte allen Stolz der Guisen in mir anfachen, um gleich ihnen auch in den peinlichsten Verhältnissen würdevoll dastehen zu können. Heute gelang es mir, ob morgen? — Ich glaub' es kaum" —

„Auch ich nicht!" murmelte das Fräulein leise vor sich hin. .

Die Königin mochte zu sehr in Gedanken vertieft sein, um diese Worte zu hören, denn sie schwieg; auch Maria störte die Stille nicht. Plötzlich aber fuhr die Königin aus ihren Träumen auf „Du hast mir ja noch kein Wort gesagt, Maria, welchen Eindruck der Mann auf Dich gemacht hat? Sprich! Du weißt, aus Deinem Munde höre ich die Wahrheit nur gern."

„Königin! Als ich vorhin die männlich schönen Züge Darnley's betrachtete, sagte mir eine innere Stimme: Der Mann kann nur sich, er wird nie ein anderes Wesen lieben."

„Das wäre hart!" seufzte die Königin.

„Oeffnet ihm Euer Herz," fuhr Maria Ogilvie fort „beglückt ihn mit der höchsten irdischen Seligkeit, theilt Euren Thron mit ihm, und der Eitle wird nicht einmal glauben, Euch dafür Dank schuldig zu sein; er wird es als einen schuldigen Tribut annehmen, den man seiner Vortrefflichkeit zollt."

„Du bist nicht für ihn eingenommen."

„Nein, gelobt sei Gott, nein! Wäre in ihm Geist und Seele dem Körper gleich, würde ich vor Freude aufjauchzen, so aber — ich kenne Euch ja schon so lange, hohe Gebieterin — so aber wird Euch das schöne Aeußere bald gleichgültig, wenn nicht der Geist auch das Herz zu fesseln versteht, und der schöne geistlose Mann wird Euch bald nicht mehr Eurer Liebe werth erscheinen. Sahet Ihr, wie er die Edlen des Landes begrüßte? Ein König konnte nicht stolzer durch ihre Reihen schreiten und ihnen den Gruß zunicken. Ihr werdet sein Weib sein sollen, er — Euer König! — Nun, meine Königin," fuhr nach einer kurzen Pause Marie Ogilvie fort, und preßte die Hand ihrer Gebieterin mit Heftigkeit an ihre Lippen „nun keine Frage mehr über diesen Gegenstand, Euer Entschluß steht fest, meine Worte können nur ein leiser ihn umgaukelnder Westwind, nicht der Sturm sein, der ihn erschüttert. Ich kenne Euer Gemüth: Einmal von Leidenschaft ergriffen, wenn Ihr auch ahnetet, fühltet, wenn

Ihr auch Gewißheit hättet, Ihr müßtet tausendfältig dafür büßen, müßt Ihr den Wonnebecher erst bis auf den letzten Tropfen leeren. Aber in Freud' wie in Leid haucht Wonn' und Schmerz an der Brust Eurer Freundin aus, Theilnahme werdet Ihr stets bei ihr finden, und zuweilen auch einen guten Rath."

Die Königin schüttelte immer noch ungläubig ihr schönes Haupt. „Hat mich das Glück doch noch nie ganz verlassen," rief sie aufspringend aus „weshalb sollt' ich jetzt zagen?

Froh in die Zukunft geschaut
Stets seinem Glücke vertraut,
Allem die fröhliche Seit' abgewinnen,
Das ist mein Grundsatz, das ist mein Sinnen!

Richte Dich nach diesem Wahlspruch, Maria," fuhr nach kurzer Pause die Königin fort „gieb Dich Deinem frohen Gemüthe hin und laß die dunkeln Ahnungen in dem Reiche schwerer Träume zurück — Und nun komm, das Nöthige zu dem Ritterspiele zu ordnen, wo er Alle überstrahlen, und mein Herz in meiner Eitelkeit neue Nahrung finden wird."

3.

Nicht Alle jauchzten wie die Königin bei Darnley's Ankunft. Ohne das Gerücht, welches ihm vorausgegan-

gen war und das ihn als stolz, hoffärthig und anmaßend geschildert, hätte es nur seines ersten Auftretens bedurft, um ihm Aller Herzen abwendig zu machen. Keiner der Partheien kam er gelegen, keiner war seine Erscheinung eine freudige, am wenigsten konnte er dem Grafen Murray eine solche sein; obgleich er im Rath sich nicht den Wünschen der Königin entgegengesetzt hatte, wohl mehr weil er Darnley für einen dem Verstande nach ganz unbedeutenden Mann hielt, als daß er von dieser Verbindung segensreiche Folgen hätte erwarten können, so war nach dem, was er gesehen und wie er die Königin ganz richtig beurtheilte, Darnley wohl zu fürchten, der sich auch so wenig zu verstellen bemühte, daß er von dem ersten Auftreten am Hofe sich den Feinden Murray's anschloß.

Unter diesen stand Rizio oben an. Schon oft durch Murray gedemüthigt, dem die Anmaßungen dieses neuen Günstlings unerträglich waren, vergab ihm Rizio das nie, als Murray ihn einst, die Laute spielend in einer Laube mit der Königin allein fand, und dieser ihm lachend zurief: „Bei Gott, Meister Rizio! Alles, Stand und Verhältnisse habt Ihr aus Eurer Jugend vergessen, nur nicht das Gewerbe Eures Vaters; es zeugt von Dankbarkeit, denn es hat Euch noch vor Kurzem in den Straßen Edinburgs Euren nothdürftigen Unterhalt verschafft, und hier, an der Seite meiner königlichen Schwester, mag es sich auch viel behaglicher in die Saiten greifen lassen, als in den finstern Kammern der Troßbuben." Rizio hatte zwar geschwiegen, aber diese Worte hatten giftigen Saamen ausgestreut.

Murray kannte die Königin genau; ihm war von dem erſten Augenblicke an, wo ſie Darnley im Kreiſe der Lords empfangen hatte, nicht entgangen, daß der faſt noch unbärtige Jüngling der Mann ihrer Wahl ſei. Als er jedoch zu ſeinem Erſtaunen bemerkte, wie bei aller Vorliebe für Darnley, Rizio ſich mit jedem Tage mehr und mehr in ihrer Gunſt befeſtigte, und daß Darnley niedrig genug war, dem ſo zweideutigen Günſtling zu ſchmeicheln und ihn für ſich zu gewinnen, ſo war er zu klug, um nicht den Plan der Höflinge zu durchſchauen, ihn außer aller Thätigkeit zu ſetzen und von der Perſon der Königin zu entfernen. Er ſprach deshalb mit Morton und Maitland und ſagte: Ihr lieben Freunde, mir dünkt, wir werden bald hier überflüſſig ſein! Ich bin entſchloſſen den Hof zu verlaſſen, wo ich den Launen eines Weibes ſchmeicheln, die unerträglichen Anmaßungen eines Narren ertragen und um die Gunſt eines Bänkelſängers buhlen ſoll. Ich habe es mit meinem Vaterlande und der Königin redlich gemeint, bin duldſam gegen die Thorheiten einer Schweſter, gegen die Launen einer Königin geweſen, aber mehr zu ertragen vermöchte ich nicht.“ Morton war mit ihm gleicher Meinung, der fügſame, geſchmeidige Maitland aber meinte, man wäre der Königin zu ſehr verpflichtet, um ſie in Zeit der Noth verlaſſen zu können; überdieß wäre es nicht redlich, es wäre ſelbſt ſchimpflich, den Feinden das Feld ohne Kampf zu überlaſſen. Doch Murray traf, trotz Maitlands Worten, in der Stille alle Anſtalten, ſich nach St. Andrews zurück ziehen zu können.

Da trat eines Tages Robert von Kinkardine zu ihm ins Gemach. „Herr, lieber Herr!“ ſprach er zu ihm

„Ihr wollt uns verlaſſen, dieſen Hof verlaſſen, wo Alles Euch verehrt und anbetet?“

„Wie kommſt Du auf dieſen Gedanken, junger Brauſekopf?“ ſagte Murray, der ſein Geheimniß enthüllt ſah „Wer theilte Dir dieſe falſche Nachricht mit?“

„Die Nachricht gnüge Euch, edler Herr, wer ſie mir mittheilte, das dürft Ihr, durch mich wenigſtens, nicht wiſſen.“ Murray lächelte und fragte nicht weiter. „Nun, gnädiger Herr,“ fuhr Robert fort „ſteh' auch ich bittend vor Euch. Es geſchieht hier in Holyroodhouſe ſo Manches, was mir nicht gefällt. Anna ſoll lachen, wenn ſie weinen, und ich muß gehen, wenn ich bleiben möchte. Vor dem italiſchen Bänkelſänger ſoll man ſich tief bücken, weil er das Herz der Königin gewonnen hat, und Lord Darnley als einen Gott verehren, wenn man doch nur Menſchliches, und manches recht gewöhnlich Menſchliche, in ihm ſieht. Das gefällt mir und meiner Anna nicht, und ſo bitten wir Euch, edler Herr, daß, wenn Ihr den Hof verlaſſet, Ihr uns erlaubt, Euch folgen zu dürfen.“

„Sonderbar!“ ſagte Murray kopfſchüttelnd „Sonſt ſonnen die Mücken ſich nur im Sonnenſtrahl, und verkriechen ſich, wenn die Wolke die Strahlen bedeckt, Ihr aber wollt mir folgen, wenn ich freiwillig meine Macht niederlegen und von dem großen Schauplatz der Welt abtreten will“ —

„Das werdet Ihr nie, gnädigſter Herr!“ fiel ihm Robert ſchnell in die Rede.

„Wer ſagt Euch das, junger Mann?“ fragte Murray, über die kecke, beſtimmte Rede Roberts erſtaunt.

„Mir ſagt es Euer Auge, Euer flammendes Auge,

Euer hoher Geist, der nicht ruhen, nicht rasten kann, die Thatkraft, die Euch an die Spitze der Congregation so schnell, wie neben den Thron der Königin stellte. Ihr könnt nicht auf einem alten Schlosse in sorgloser Verborgenheit leben; der Stempel, den die Natur Euch aufdrückte, zeigt zu deutlich den Wirkungskreis, zu dem Ihr geschaffen seid: zum Handeln, nicht zum Dulden!"

Murray hatte dem jungen Mann ruhig zugehört, und wenn auch nicht ganz unempfänglich für Schmeichelei, konnten die Schmeichelworte Roberts ihm wohl angenehm sein, führten den Bittenden aber keinen Schritt ihm näher, obgleich er von jeher ihm wohlgewollt hatte. Ohne das, was er eben gesagt, weiter zu berühren, gewährte er ihm gern die Bitte, ihm folgen zu dürfen, bemerkte aber, daß das unstäte Leben, welches er fortan werde führen müssen, sich wenig für ein junges Weib eignen werde, das doch gewiß Robert um keinen Preis an dem Hoflager zurück lassen würde.

„Bei Gott, nein!" rief der junge Mann mit Heftigkeit aus „Dort könnte sie nur unglücklich sein."

„Aber wohin wollt Ihr sie denn führen, daß sie vor der Gewalt der Königin und ihrer Günstlinge sicher sei?" fragte jetzt Murray.

„Auf meinem verödeten Schloß am Meere, das mir die Königin geschenkt," nahm nach einigem Nachdenken Robert das Wort „da haust Niemand, als ein alter Kastellan, der täglich durch die einsamen Gemächer geht und die Fledermäuse und Krähen verjagt, die es sich zu ihrer Residenz gewählt haben; hier fände sie keinen Schutz. Auf Larg, bei ihrem Vater? — Lord Makintosh ist ein edler,

aber auch ein eisenfester unbeugsamer Mann, was er einmal beschließt, steht unerschütterlich. Habt Ihr, mein gnädigster Herr, unter Euren vielen Schlössern nicht eines, das der Gewalt trotzen und meinem Weibe ein Asyl geben könnte?"

„Das widerräth mir die Klugheit," erwiederte Murray „denn wohin ich sie führte, dahin zög' ich, so lange Rizio's Gewalt nicht gebrochen ist, der Königin Truppen, denn an ihr ist, wenn ich mich nicht irre, dem Günstling mehr gelegen, als an allen meinen Schlössern."

Robert sah finster vor sich hin. „Meintet Ihr nicht, sie zu ihrem Vater zu bringen?" fragte noch einmal Murray „Dort ist sie am sichersten. Wollte man die Tochter aus des Vaters Hause gewaltsam führen, stände das ganze Hochland, Freund und Feind, zur Vertheidigung des Lord Makintosh auf."

„Sein Schloß ist der Tochter so fest verschlossen, wie mir!" sagte Robert, und Ingrimm drückte sich auf seinem Antlitz, wie in dem Tone seiner Sprache aus.

„Verliert nicht alle Hoffnung! — Makintosh ist mein Feind, doch will ich es gern übernehmen, mit ihm deshalb zu unterhandeln."

„Thut das!" bat Robert.

„Aber, junger Mann," nahm Murray nach einer kurzen eingetretenen Stille das Wort „kanntet Ihr Rizio's Bewerbung um Eure Gattin?"

„Ich kannte sie durch Anna selbst!"

„Und bliebt so ruhig, so gelassen dabei? Eure Jugend vermochte Euch nicht zur Rache, zur plötzlichen Rache, wie sie in dem Hochlande üblich ist, zu reizen?"

„Ich hatte nichts zu rächen, als einen frevelhaften Wunsch, das fordert noch nicht Blut. Mann gegen Mann stellt sich der italische Bänkelsänger mir nicht, und ihm heimtückisch den Dolch in die Brust zu stoßen — dazu tauge ich nicht."

Bei diesen Worten ergriff Murray Roberts Hand, schüttelte sie treuherzig, und von diesem Augenblick an war ihm der junge Mann noch lieber, noch werther geworden. „Folget mir mit Anna nach St. Andrews," sagte er dann „der Himmel wird schon für das Weitere sorgen!"

4.

Murray, zu stolz, um wie ein Flüchtling Edinburg zu verlassen, erschien am andern Morgen mit einem ansehnlichen Gefolge unerwartet in Holyroodhouse und verlangte die Königin zu sprechen. Er fand sie mit Rizio allein in ihrem Kabinet. Nachdem er sie begrüßt hatte, warf er einen zornigen Blick auf ihren Günstling und sagte ihm in befehlendem Tone: „Verlaßt uns!"

Der Italiener sah bei diesem Worte die Königin forschend an, die ihn wohl verstand, aber in ihrer Verlegenheit ihn nicht verstehen wollte. Das plötzliche Erscheinen Murray's, den sie doch am nämlichen Tage verhaften und nach Stirling bringen lassen wollte, hatte sie überrascht; sie fürchtete vielleicht, daß sein Erscheinen einen höhern, für sie verderblichen Zweck habe, und so setzte sie

ſich, Murray's wiederholter Aufforderung, daß ſich Rizio entfernen möge, nicht entgegen.

Als ſie jetzt allein waren und Maria ihn fragte „Was führt Euch ſo früh hieher, mein geliebter Bruder?" erwiederte er kalt „Ich komme, mich von meiner Königin zu beurlauben und ſie zu bitten, mich von allen Geſchäften entfernt zu halten" —

„Ihr wolltet mich in einem Augenblick verlaſſen, wo Euer Rath mir ſo nothwendig iſt?" fiel ihm die Königin ſchmeichelnd in die Rede.

„Majeſtät!" erwiederte Murray „Der Weg von Edinburg nach Stirlingscaſtle iſt zwar kürzer, als der von hier nach St. Andrews, aber auch gefährlicher. Ich wollte Euch der unangenehmen Nothwendigkeit entheben, gegen Euren treuſten Diener, gegen Euren nächſten Verwandten ungerecht zu ſein; darum ziehe ich mich zurück und überlaſſe einem Darnley, einem Rizio ohne Widerſtand den Kampfplatz. Der Eine führt ſein Schwert ſo geſchickt bei ritterlichem Spiele, der Andere ſingt ſo ſüße Weiſen, was bedürft Ihr noch meiner? Euer Thron ſteht feſt, wenn Lord Darnley ihn an Eurer Seite beſteigt und was braucht Ihr die unruhigen Schotten zu fürchten, ein Lautenton Rizio's, und die Unbändigen ſind durch die Zaubertöne ſeiner Laute zu Euren Füßen gebannt" —

„Graf Murray!" fiel ihm die Königin ins Wort „Ihr vergeßt Eure Stellung gegen mich, ohne mich ſtände der Probſt von St. Andrews, nicht Graf Murray vor mir" —

„Da habt Ihr Recht, Majeſtät! Der Probſt von St. Andrews ſtand an der Spitze des proteſtantiſchen Schott-

lands der Königin Mutter gegenüber, und kämpfte siegreich für die Freiheit des Landes; Graf Murray stand mit seiner Parthei der Königin schweigend zur Seite — Weist ihm nicht den Platz an, der ihm eigentlich gebührt, es könnte Euch gereuen!"

„Ihr sprecht sehr kühn! — Eure Worte sind Dolchstiche, und solche Wunden können wohl zuweilen verharschen, aber nie ganz heilen," sagte Maria Stuart, und eine Thräne, wahrscheinlich vom Unmuth erpreßt, drang in ihr Auge.

„Königin!" nahm nach einer Pause der Graf das Wort, und sein sprechendes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem schönen Antlitz „Es giebt Augenblicke in meinem Leben, wo unser edler Vater vor mich tritt, mich an mein Versprechen mahnend, das ich ihm auf seinem Sterbelager gab: Euch nie zu verlassen, für Euch Alles zu wagen, Alles zu opfern. So trat er auch jetzt vor meine Seele, und doch muß ich Euch Eurem finstren Geschick übergeben und Euch verlassen; denn Ihr erkennt in mir nicht mehr Euren Bruder, nicht den Mann, der es mit Euch und seinem Vaterlande redlich meinte, der aber zu stolz ist, vor einem elenden italischen Lautenspieler zu kriechen, um durch ihn und Euren künftigen Gemahl seine Worte bis zu Euch gelangen zu lassen. Seit sie Euren Geist in ihren Banden halten, bin ich Euch eine Last, die Ihr in einem der Kerker von Stirling ablegen wollt. — Aber sagt mir, Tochter Jacobs V, leidenschaftliche Begier zieht Euch nach Heinrich Darnley, was fesselt Euch dann an den Italiener? — Glaubt Ihr, sie werden in Fried und Freundschaft, wie zwei freundliche Sterne

an Eurem Lebenshimmel dahin ziehen? Nein, sie werden um Eure Gunst buhlen, und sich und Euch vernichten.

Noch ist es Zeit, Maria!" fuhr er nach einer Pause fort „Gebt in Gottesnamen Darnley Hand und Herz, aber jagt den Italiener von Eurem Hofe. Der Schottländer hat sich noch nicht an dergleichen gewöhnt; was man im Louvre Galanterie nennt, heißt in Holyroodhouse Verbrechen — Bedenkt das, und nun lebt wohl, glücklich, wenn Ihr meiner nie mehr bedürft!"

Diese Scene hatte die Königin tief erschüttert, Murray's Worte waren bis zu ihrem Herzen gedrungen; sie stand noch nicht schuldvoll vor ihm, sie dünkte sich auch, nach den Begriffen ihrer Erziehung, kein so hartes Urtheil ihrer Handlungsweise verdient zu haben, und doch wagte sie nicht dem strengen, in Knorens Schule erzogenen Mann sich entgegen zu stellen; sie schwieg, und mochte vielleicht in diesem Augenblick die Größe des Verlustes fühlen, den sie durch Murray's Entfernung erlitt. Ihre inständigen Bitten, sie nicht zu verlassen, waren vielleicht in diesem Augenblick aufrichtig, allein Murray kannte zu gut ihr leicht bewegtes Gemüth, wußte zu gut, was die Worte Rizio's, was die Blicke Darnley's auf sie wirkten, um auf sie zu achten.

„Königin!" sagte er, aber der Ton seiner Stimme milderte den harten Sinn seiner Worte „Königin, war nicht der Befehl meiner Verhaftung schon unterzeichnet, die Mannschaft auserlesen, die mich nach Stirlingcastle bringen sollte? Wozu noch die Versicherung Eurer Huld?"

Die Königin schwieg und wagte es nicht, die Beschuldigung zu widerlegen.

„Ja, es wird eine Zeit kommen, wo Ihr aufrichtiger als jetzt mich bitten werdet, Euch aus dem Labyrinthe heraus zu führen, in welches Euch Eure Günſtlinge gelockt haben. Es wird eine Zeit kommen, wo Schottlands Edle ſich feindlich einander gegen über ſtellen werden, und Euer Thron wird in Mitten dieſer Bewegung, von Eurer Parthei, wie von der feindlichen, hin und her gerüttelt werden, bis er endlich unter Euch in Trümmer zerfällt; da will ich gern zu Euch eilen, will retten, wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt, und will unſeres Vaters in Liebe eingedenk ſein — Bis dahin lebt wohl, gedenkt meiner letzten Worte: entfernt den italienſchen Bänkelſänger von Euch, er wälzt Schande über Euer gekröntes Haupt!“

Dieſe letzten Worte Murray's verfehlten ganz ihren Zweck; an die Stelle des erwachten Wohlwollens trat Bitterkeit, und als Maria Stuart den kühnen Mann durch das Thor von Holyroodhouſe reiten ſah, weihte ſie ihn zum Opfer ihrer Rache. Ihr Herz war ein ſchwankendes Rohr, vom Sturm der Leidenſchaft ewig bewegt.

5.

Anna ſaß mit Robert in ihrem kleinen Gemache, das gegen Rizio's Prunkzimmer gewaltig abſtach, und ſah den ſtolzen Murray durch das geöffnete Thor des Schloſſes reiten. Zugleich bemerkte ſie Rizio, der in einem Gitterfenſter ſtand, ihm höhniſch lachend nachſah, dann einen jener Blicke auf ſie warf, die ſchon ſo oft ihr Zartgefühl

verletzt und den Wunſch in ihr erweckt hatten, das Hoflager der Königin unter irgend einem ſchicklichen Vorwande verlaſſen zu dürfen. Sie entfernte ſich von dem Fenſter, wohin ſollte ſie auch noch blicken, da der letzte Stern mit ihrem Beſchützer für ſie untergegangen war, denn für die Königin hatte ſie nur des Feſtſpieles wegen Werth gehabt. Die Königin glaubte ſich durch manches wohlgemeinte Wort und manche Ermahnung von Lord Makintoſh beleidigt, und hatte die eigene Tochter zum Pfeile auserkoren, den Alten zu verwunden und ſich zu gleicher Zeit zu ergötzen. Ihr Gatte war zu jung, ſtand ohne den mindeſten Einfluß, ſelbſt ohne Freunde da, um ſie in ihrer peinlichen Lage, wo ein gutes Schwert nicht allein hinreichte, gehörig ſchützen zu können. Nur Maria Ogilvie blieb ihr noch Troſt, an ihr hatte ſie eine wahre Freundin gefunden, der ſie ihr Leid, ihre Beſorgniß mittheilen konnte, denn Rizio hatte ſein flammendes Auge zu ihr erhoben, und ſie ſchon zuweilen mit der Verſicherung ſeiner Liebe beläſtigt.

Maria hatte nichts Eiligeres zu thun, als es ſogleich der Königin zu hinterbringen. Das Hoffräulein glaubte, die Gebieterin würde aus vielerlei Gründen bei dieſer Nachricht in Flammen gerathen, ſie blieb aber ruhig, lächelte, denn zu einer vorübergehenden Galanterie dünkte auch ihr Anna liebenswürdig genug. Die junge Gattin fand alſo keine Stütze an ihrer Herrin, verbarg ihrem Gatten ſo lange als möglich, was ſie ſo tief bekümmerte, aber bald blieb es für Robert kein Geheimniß mehr. In der erſten Aufwallung wollte er von dem Günſtling blutige Rechenſchaft fordern, aber die beſonnene Anna hielt

ihn von jedem Gewaltschritt zurück. Da er nun das Leben an Maria's Hofe schon überdrüßig war, suchte sie ihn zu bereden, auf irgend eine schickliche Weise Edinburg zu verlassen; auch Maria Ogilvie gab ihr diesen Rath, und Robert, der sich Murray ganz verpflichtet glaubte, entschloß sich leicht, diesem, wohin es auch sei, zu folgen. Die nöthigen Vorkehrungen waren schon längst getroffen, Maria Ogilvie, allein in ihr Vorhaben eingeweiht, that ihnen, vielleicht aus nicht ganz uneigennütziger Absicht, allen möglichen Vorschub, und so gelang es ihnen, an dem nämlichen Tage, an welchem Murray Holyroodhouse verlassen hatte, zu entfliehen.

Erst am andern Morgen erhielt die Königin Nachricht von ihrer Flucht. Ihr war es ziemlich gleichgültig, ob ein Kämmerer mehr oder weniger um ihre Person war, sie sah in Robert nur eine tüchtige Faust, im Schlachtkampf für ihre Sache Wunden auszutheilen; er stand isolirt da, ohne Freunde, ohne Waffengefährten, ohne Wichtigkeit, was konnte es ihr schaden, ob ein Tollkühner für oder gegen sie focht? Aber Rizio nahm die Sache von der ernstern Seite. Das Beispiel, was eine solche freche Handlung geben könne, wenn selbst die im Dienst um die Person der Königin Stehenden heimlich das Hoflager verließen, verdiene strenge Züchtigung, und Gewappnete müßten ausgesandt werden, die Flüchtigen zurück zu bringen. Bei diesen Worten lachte die Königin hell auf, gab Rizio jedoch die Erlaubniß, ihnen nachzusetzen, wozu dieser auch sogleich Anstalt traf.

Robert hatte dem Grafen Murray nach St. Andrews folgen wollen, aber der Wege im Süden Schottlands

nicht so kundig, als in den Gebirgen des Nordens, hatte er sich einige male verirrt und sogar vergessen, ein Schiff bereit halten zu lassen, auf welchem er über den Forth setzen konnte. Da es eine stürmische Nacht war, ein kalter Ostwind die tobenden Wellen peitschte, so fand er weder Schiff noch irgend Jemand, der das Wagstück unternehmen und ihn im Fischernachen übersetzen wollte.

Auch am andern Morgen, als endlich ein Fahrzeug herbei geschafft war, stürmte es noch immer so sehr, daß keiner der Schiffer ihn vor Abends, wo sich der Wind zu legen pflegte, an's jenseitige Ufer bringen wollte. Endlich schien der Sturm plötzlich die Flügel sinken zu lassen, und das war ihnen zum Heil, denn kaum hatte Robert das Schiff bestiegen, kaum Rosse und Gepäck hinein geschafft, als Reiter den Hügel herabsprengten und den Schiffern, sie mit aufzunehmen zuriefen. Aber Robert, der wohl die Absicht der ihn Verfolgenden errathen konnte, ließ schnell vom Ufer abstoßen, und entkam auf diese Weise glücklich, denn einmal hinüber, brauchte er nicht mehr die müden Rosse seiner Verfolger zu fürchten.

St. Andrews ward glücklich erreicht, wo Murray sie als seine werthen Gäste empfing, und mehrere Tage lebten sie, dem Anscheine nach, in sorgloser Ruhe beisammen.

Aber aus des Grafen Brust war die Ruhe geflohen. Ehe er den entscheidenden Schritt gethan, hatte er zwar reiflich die Folgen geprüft, denen er ausgesetzt war, wenn er seinen Feinden freies Feld, freies Spiel bei der Königin ließ. Er verhehlte sich nicht, daß die Macht, die er im Namen der Königin geübt, ihm eben so viel Freunde geworben, als gleiche Gesinnung und gleiche Ge-

fühle, und daß seine Macht in St. Andrews nicht mehr die nämliche sei, wie in Edinburg; aber sein Herz war über jede Furcht erhaben, sein Stolz noch ungebeugt, sein schaffender Geist fand noch immer in sich selbst die sprudelnde Quelle, aus der er seine Thaten schöpfte; er verzweifelte nie an seinem Glück. Doch auch der Königin hatte er diesen Geist des Vertrauens einzuimpfen gesucht. Sie war für jede große Idee leicht empfänglich, auch hatte das Glück sie bisher noch bei allen ihren Unternehmungen begleitet, das gab ihr Muth und Selbstvertrauen, und Murray glaubte jeden Augenblick die königlichen Schaaren vor St. Andrews rücken zu sehen.

Aber diesmal irrte er sich. Maria Stuart fühlte nur zu gut in Allem, was Kriegsführung und Staatskunst betraf, den Werth eines Murray, und daß ihn weder Darnley noch Rizio ersetze; er erhielt ein Schreiben von ihr, worinnen sie ihn dringend bat, an ihren Hof zurück zu kehren und das Staatsruder wieder zu ergreifen. Was sie nur Schmeichelhaftes zu sagen wußte, enthielt dieser Brief, der sattsam zeigte, daß sie ihm jedes Opfer zu bringen bereit sei. Murray aber, stets mißtrauisch, hatte kaum die Nachricht erhalten, daß der geächtete Graf Bothwell, sein geschworner Feind, der ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, wieder nach Edinburg zurück gekehrt sei, so brach er jede Unterhandlung ab, und verlangte vorerst Bothwells Entfernung. Auch dies wurde ihm endlich nachgegeben, Bothwell mußte zum zweitenmale das Königreich verlassen, und dennoch konnte sich Murray nicht entschließen nach Edinburg zu kommen. Da verlangte die Königin von ihm, wenigstens eine

Schrift zu unterschreiben, welche ihre Verheirathung mit Darnley genehmigte; auch dies zu verweigern hielt er für Pflicht, und so schien das innige Verhältniß zwischen Bruder und Schwester auf immer getrennt.

Während dem hatte Graf Murray nichts versäumt, die Aussöhnung Anna's mit ihrem Vater zu bewirken; aber eben so halsstairig, wie ihn die Königin gefunden, fand er den Alten, dem es zwar lieb war, sein Kind vom Hofe der Königin entfernt zu wissen, ihr aber doch das väterliche Schloß unter keinem Verhältnisse öffnen wollte. Dies bekümmerte Anna sehr, sie war zu fromm und gut, als daß sie hätte glauben können, ohne des Vaters Seegen könne das Glück sie auf ihrem Lebenswege begleiten, und bis jetzt waren die Blumen ihrer Liebe nur rauhe Dornen, die das sanfte Wesen schmerzlich verwunden mußten.

6.

Indessen waren die Kränze, welche sich die Königin wand, ganz andrer Art, als die Dornenkrone der unglücklichen Anna. Waren es auch jetzt nur noch Hoffnungsblüthen, stille Kinder ihrer unaussprechlichen Sehnsucht, so verstand sie doch, diese Blumen so lieblich an einander zu reihen, daß schon jetzt ihr Zauberduft die Phantasie der jugendlichen Königin berauschte. Vor Allem umflocht sie diese Sinnbilder ihres künftigen Glücks mit dem nie verwelkenden Epheu, denn sie glaubte in Darn-

ley endlich den Mann gefunden zu haben, der nicht allein ihr Herz verstehen, der es auch für Ewigkeit fest mit seinen Liebesbanden umschlingen würde. Seine hohe Gestalt, sein edles Antlitz, die Würde, mit der er, selbst ihr gegenüber auftrat, ließen sie nur königlichen Sinn in dem schönen Manne sehen, wo Andere nur Eitelkeit und Stolz erblicken wollten. Für sie untadelig in Allem, ward er von Tage zu Tage immer mehr und mehr der Abgott ihres Herzens, und mit Sehnsucht und Ungeduld erwartete sie die päpstliche Dispensations-Bulle, die der nahen Verwandtschaft wegen zur Vollziehung der Ehe unumgänglich nothwendig war.

Aber nicht in gleichen Grade, wie ihre Königin, waren hauptsächlich die Großen des Reichs mit Lord Darnley zufrieden. Selbst in der Zeit, wo die Königin sich noch nicht deutlich über ihre Wünsche ausgesprochen hatte, trat er schon als gebietender Herr unter sie, kränkte ihren Stolz und machte sie sich zu Feinden. Als eines Tages Lord Ruthven, ein ächter Lord der Congregation, der Darnley seines Glaubens wegen schon haßte, sich mit diesem, gegen seine Gewohnheit in ein Gespräch eingelassen hatte, und Lord Darnley, vom Wein erhitzt und in voller Anmaßung, Lord Ruthven sagte, daß wohl nichts in Schottland und in der Macht der Königin sei, das er nicht schon im Voraus sein nennen könne, denn die Königin sei so gütig gegen ihn und wage jetzt schon nicht mehr ihm Etwas abzuschlagen, da belebte das ernste Todtengesicht Ruthvens der Hohn. „Das muß ich doch sehr bezweifeln, Lord Darnley!“ sagte er, mitleidig lächelnd „Hat es doch die Königin, aus Rücksicht für Elisabeth

von England, nicht gewagt, Euch zum Herzog von Albanien zu ernennen."

„Unglücklicher!" schrie Darnley und zog, auf Ruthven eindringend, den Dolch „Das wagst Du mir ins Gedächtniß zurück zu führen?"

„Gemach, gemach, junger Mann!" sagte Lord Ruthven mit seiner eisigen Kälte „Steckt Euern Dolch in die Scheide, oder, bei Gott, ich vergesse, daß ich im Schlosse der Königin bin und ziehe mein kurzes an Blut gewöhntes Schwert, das sich wenig darum kümmert, ob ein Lord Darnley, oder ein Herzog von Albanien vor ihm steht!" Der Ernst, mit dem Ruthven dies sprach, zeigte Darnley nur zu bald, daß er sich übereilt hatte; er steckte den Dolch in die Scheide und reichte Ruthvens, jedoch mit solchem gnädigen Blicke die Hand, daß dieser sie zu ergreifen zu stolz war und sie verschmähte.

Durch dergleichen Auftritte entfernte Darnley den Adel Schottlands von sich, er ward gehaßt; doch die Königin, die in seinem Stolze nur Würde, in seinen Anmaßungen nur gerechte Forderung der Anerkennung seiner Vorzüge sah, fühlte sich in dem Gedanken beglückt, bald mit ihm als ihrem Gemahl prunken zu können. Ihre Leidenschaft war ein Rausch, der, wäre er auch durch den würdigsten Gegenstand erzeugt worden, zu stark war, um von langer Dauer zu sein, hier sollte er nur zu bald verfliegen. Um den Schein zu haben, daß auch ihre Unterthanen mit ihren Wünschen übereinstimmend wären, versammelte sie den sämmtlichen Adel Schottlands in Perth, wo es ihr endlich durch Geschenke, Belohnungen und Schmeichelworte gelang, die Anwesenden zu der Erklärung zu ver-

mögen, daß sie völlig mit der Wahl eines Gatten, die auf Lord Darnley gefallen sei, mit ihrer Königin einverstanden wären.

Die so sehnlich erwartete päpstliche Dispensationsbulle langte endlich an, und während die Königin von England noch immer durch Unterhandlungen die Sache in die Länge zu ziehen hoffte, ließ sich Maria Stuart plötzlich am 29 Juli 1565 in der Schloßkapelle zu Holyroodhouse nach dem katholischen Ritus mit Darnley trauen.

Schon am andern Tage wurden mit dieser Botschaft Eilboten in die Grafschaften gesandt, die sogleich den Willen der Königin kund thaten, daß künftig alle Verordnungen im Namen des Königs und der Königin ausgefertigt würden, denn sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem Gemahl den Titel eines Königs zugestanden. Zur Feier dieses Tages wurden die glänzendsten Feste im Palaste gegeben, jedoch auch während dieser Lustbarkeiten, während dieser rauschenden Vergnügungen, gedachte die tief beleidigte Königin auch des Ernsten; sie ließ ihre sämmtlichen Vasallen aufbieten, und zog 14 Tage nach ihrer Vermählung mit einem stattlichen Heere gegen St. Andrews, Murray und seinen Anhang zu vernichten.

7.

Als die Nachricht nach St. Andrews kam, daß die Königin ein bedeutendes Heer versammle, waren eben der Herzog von Chatelheraut, der Graf von Hamilton, Ar-

gyll, der Tutor von Pitcur, und mehrere andere Verbündete bei dem Grafen Murray verſammelt. Einſtimmig wurde beſchloſſen, die nördlichen Beſitzungen aufzugeben und ſich nur auf die Vertheidigung der ſüdlichen zu beſchränken, wo ſie, in dem unglücklichſten Fall, zu ihrer Rettung der engliſchen Grenze am nächſten wären. Dumfries, wo ſich ſchon ein Theil ihrer Streitkräfte befand, wurde zum allgemeinen Sammlungsplatz gewählt. Auch ließ am nämlichen Tage Graf Murray Robert von Kinkardine zu ſich entbieten, ſtellte ihm vor, wie er und ſeine Gattin unter dieſen Umſtänden ohnmöglich in St. Andrews bleiben und eben ſo wenig dem Heere folgen könnten. Er rieth nochmals der Tochter, ſich nicht von des Vaters rauher Auſſenſeite abſchrecken zu laſſen, ſondern den Verſuch zu wagen und Alles daran zu ſetzen, ihn zu verſöhnen; auch verſprach er, ſobald Robert wieder zurück gekehrt ſei, väterlich für ihn zu ſorgen, und das Letzte mit ihm zu theilen. Es wurde nun beſchloſſen, während der Graf mit ſeinen Verbündeten ſüdlich zog, ſolle Robert mit Anna, als Pilger verkleidet, nach dem Hochlande wandern, und den Vater in Larg-Caſtle aufſuchen.

Durch Bart und Kleidung ganz entſtellt, mit mancherlei Schwierigkeiten kämpfend, durchzogen ſie abſichtlich die rauhſten, menſchenleereſten Gegenden, wagten es nicht in Inverneß einzukehren, ſondern zogen an der Stadt vorbei, und befanden ſich endlich, Anna ganz ermattet, am Fuße des Berges, auf welchem das ſtolze Larg-Caſtle lag. Hier kniete Anna vor einer kleinen Niſche, in welcher ein Muttergottesbild ſtand, inbrünſtig nieder, ver-

richtete ihr Gebet, bat die Heilige um ihre Fürſprache, und ſchritt dann, von Robert begleitet, mit klopfendem Herzen den Berg hinan. Noch nie war ſie mit ähnlichen Empfindungen den ſteilen Fußpfad hinauf geklimmt, wie heute, noch nie hatte ſie ſchuldbewußt vor der Pforte ihres väterlichen Schloſſes geſtanden, noch nie den Anblick des alten Vaters mit ſo viel Sehnſucht und doch mit ſo vieler Furcht erwartet. Zitternd vernahm ſie Roberts Ruf, der den alten Thurmart bat, dem Laird anzuzeigen, daß zwei Pilger Einlaß begehrten. Lord Makintoſh erſchien ſelbſt an der kleinen Luke, betrachtete die beiden Pilger genau, und gab endlich, ſie nicht erkennend, den Befehl ſie einzulaſſen. Anna folgte dem Thurmwart, Robert aber blieb vor der Pforte auf einer Steinbank ſitzen, und auf des Thurmwarts Erinnerung, doch auch mit zu kommen, ſchützte er ein Gelübde vor, das ihm heute gebiete, unter Gottes freiem Himmel zuzubringen.

Als Anna das Vaterhaus betrat, wankten ihre Kniee. „Beruhigt, ſetzt Euch!“ ſagte Lord Makintoſh zu ihr, der ihr entgegen gekommen war, ſchob gutmüthig ihr einen Seſſel zu und befahl einem Diener, Speiſ' und Trank zu bringen „Der Weg hier herauf iſt ſteil,“ fuhr er dann fort „man geht ihn leichter hinab, als herauf, das hat mir vor Kurzem noch ein ungerathenes Kind bewieſen, ſie wanderte freudigen Herzens hinunter, und kehrte nicht wieder zu dem alten verlaſſenen Vater zurück.“ Da brach Anna's Herz, ſie riß den falſchen Bart ab, warf den tief eingedrückten Pilgerhut weit von ſich, das Pilgergewand ſank von ihren Schultern, und die Tochter umklammerte die Kniee des überraſchten Vaters.

„Erbarmen, Erbarmen!“ rief ſie jetzt, und blickte an dem bleichen, zitternden Greiſe auf „Die Pforten des Himmels ſtehen dem reuigen Sünder ſtets offen, wie ſollte nicht das Herz des Vaters dem reuigen Kinde geöffnet ſein!“

„Anna!“ rang ſich jetzt dumpf aus des Alten Bruſt „Anna, Du hier? Und meine Fauſt ſtößt Dich nicht zurück, ich dulde, daß Du meine Knie umfangen hältſt, ich dulde Dich in meiner Nähe? — Steh' auf!“ rief er dann entrüſtet „Flieh, weit, weit von mir, hin, wo mein Zorn Dich nicht ereilen kann!“ Aber Anna klammerte ſich immer feſter an den Vater, ſie erduldete ruhig den Ausbruch ſeines Zornes und floh nicht vor ihm.

Ein zorniger Blick des Alten trieb jetzt den Diener, der Speiſ' und Trank brachte, hinaus, ein wehmüthiger Blick traf jetzt die Tochter ſeines Weibes. „Drei Söhne hatt' ich ſchon in meinem Arm gewiegt, als Gott Dich mir gab,“ rief er dann bewegt, und er die Zerknirſchte in ihrer ganzen Schönheit vor ſich knieen ſah. „Ich glaubte das Ebenbild Deiner Mutter in Dir zu ſehen, drückte Dich an mein Herz, und habe mich furchtbar getäuſcht; die Söhne nahm mir Gott, Dich ließ er mir, die mich verlaſſen hat.“ Er warf ſein Auge himmelwärts und ſprach feierlich „Was Du den Menſchen auferlegſt, Vater im Himmel, das ſoll der Menſch tragen in Geduld, und ſo will auch ich meine Bürde tragen und Dich nicht verſtoßen. Steh' auf, und ſetze Dich!“ — Anna gehorchte, und das bleiche, kummervolle Geſicht der Tochter, das thränenvolle, bittend auf ihn gerichtete Auge mäßigte ſchon jetzt den Zorn des alten Mannes, der raſch im Zimmer auf und ab ging, jetzt aber plötzlich vor ihr

ſtehen blieb und mit Heftigkeit fragte: „Wo iſt er, wo iſt Dein Verführer? Hat er Dich im Unglück verlaſſen, verſtoßen? Sprich, wo findet meine Rache ihn auf?"

„Er weilt vor der Pforte und wagt es nicht, dem Verbot ſeines Lairds entgegen, in dies Schloß einzutreten."

„Das hat ihm Gott gerathen!" ſagte der Alte.

„Und ſoll er länger draußen auf ſeiner Gattin Rückkehr harren?" fragte, ſchon ermuthigter, das junge Weib. „Schüttet das Füllhorn der Barmherzigkeit ganz aus über uns; denkt an den Knaben Robert, den Ihr einſt ſo liebtet, denkt der Knabe iſt Eurer Eidam, den Euer Kind ſo unausſprechlich liebt."

„So gehe hin und führe ihn in mein Haus!" ſagte nach einigem Nachdenken der Alte „Heute aber mag ich ihn noch nicht ſehen, ich bedarf der Faſſung. — Doch nein!" fuhr er plötzlich auf, und hielt die ſchon davon Eilende zurück „Des Mannes Schwäche muß ſeine Grenzen haben, des Mannes Wort feſt ſtehen, wie dieſe Felſen. Er darf mein Schloß nicht betreten!"

„Vater!" bat Anna.

„Dies bleibt unabänderlich!" ſprach er und verfiel in Nachdenken — „Was iſt jetzt Deines Mannes Plan?" fragte er dann „Was will er jetzt thun, da er Dich in Sicherheit weiß?"

„Zu Murray gehen und ſein Schickſal mit ihm theilen." —

„Gut, gut!" murmelte der Alte vor ſich hin „Da kann ſein Aufenthalt hier nicht lange ſein," fuhr er lau-

ter fort „so gehe er nach Kinkardine zu seinem Vater; ich erlaube Dir, daß Du ihm dahin folgst"

„Kaum das Schloß meiner Väter betreten, soll ich es schon wieder verlassen!" seufzte Anna.

„Nun, so bleibe hier, es steht ja in Deinem Willen!" sagte der Lord ohne Bitterkeit „Folgst Du auch Deinem Gatten, so thust Du Deine Pflicht, und das Vaterhaus steht Dir ja zu jeder Stunde offen, und Du wirst mir willkommen sein; jedoch er nicht. Aber eile hinunter, reisse ihn aus der qualvollen Ungewißheit, und überlege mit ihm, ob Du ihm folgen, oder hier bleiben sollst. Das Weib muß nie gegen des Mannes Willen handeln."

„Und wollt Ihr ihn nicht sehen?" fragte Anna, ängstlich auf die Antwort lauschend.

„Hier? — Nein! vielleicht an einem andern Orte.

Anna eilte jetzt hinunter zu Robert, den sie in der quälendsten Unruhe fand; doch was sie ihm berichtete, beruhigte ihn bald; seine Hoffnung hatte ihn ja nicht getäuscht, auf der Burg des Vaters hatte das geliebte Weib ein Asyl gefunden, und auch ihm blieb die Aussicht baldiger Versöhnung.

„Und wirst Du mit mir zu meinem Vater gehen, oder wirst Du bei dem Deinigem bleiben?" fragte er jetzt „Ich kenne Dein liebendes Herz und zürne Dir deshalb nicht, wenn wir uns auch hier Lebewohl sagen müßten."

„Du kennst es noch nicht," erwiederte Anna ihn liebkosend „wie könntest Du sonst nur einen Augenblick zweifeln, daß ich Dir folgen werde; die Rosse sind schon ge-

sattelt. Ich gehe, meinem alten Vater Lebewohl zu sagen, und bin bald wieder bei Dir."

Er durfte nicht lange harren, bald kehrte Anna zurück, und sie zog mit ihm nach Kinkardine, bis wohin ein stattliches Gefolge sie begleitete.

Zwei Tage wollte Robert hier verweilen, am dritten seinem neuen Herrn zuziehen, um Freud, Leid, Glück und Unglück mit ihm zu theilen, deshalb war Anna's Trennung von ihrem Vater nicht lang, und doch kam noch am nämlichen Tage ein Eilbote von Larg-Castle, und beschied sie auf den andern Morgen nach einem nahgelegenen Meierhof ihres Vaters, wo er sie und Robert zu sprechen wünsche.

Diese Nachricht, der erste Schritt zur Versöhnung, linderte für einen Augenblick den Schmerz der Trennung, dem sie sich während des ganzen Tages hingegeben hatten, und pünktlich stellten sie sich auf dem Meierhofe ein, wo sie den Alten schon in sonderbarer Stimmung trafen. Er empfing Robert nicht kalt, nicht zornig, aus jeden seiner Worte brach bei diesem sonst so festen, ernsten Manne die Wehmuth hervor; der Gedanke: das ist der Gatte Deiner geliebten Anna, glättete jede Furche auf seiner Stirn, nahm jedem rauhen Worte seine Härte, und wenn er auch als strenger Vater erscheinen wollte, war es ihm doch ohnmöglich, es zu sein.

„Du bist jetzt unglücklich, Robert von Kinkardine," sagte er nach langem Kampfe „und dies ist genug, wenigstens Dir jetzt nicht mit Vorwürfen wehe zu thun. Mit uns Beiden hat man ein Possenspiel getrieben; Du hast eine alte Burg, die schon seit Jahrzehnten Eulen

und Krähen bewohnen, und ein paar elende Meierhöfe dafür gewonnen, ich habe meine Thorheit theuer, theuer damit bezahlt. Was mir seit frühster Jugend an unerschütterlich zur Seite stand, und bisher alle meine Handlungen bestimmte, die unbegrenzte Liebe zu dem, der Schottlands herrliche Krone auf seinem Haupte trug, es hat mich verlassen. Der Nimbus, den ich um das Haupt der Königin strahlen sah, ist verbleicht, denn sie steht vor mir als ein leichtsinniges Weib, und ich bin mit mir selbst im Zwiespalt. Sie hat mich aufgefordert, mit meinem Clan zu ihrem Heere zu stoßen, und ich sitze hier ruhig, kein Feuerzeichen hat die Meinen noch zusammen gerufen. Ja! ich war ihr treuster Diener, und bin jetzt ihr Feind, denn wenn auch nicht gegen sie, für sie zieh ich mein Schwert niemals wieder.

Du aber willst ihr feindlich gegenüber treten, Du willst die Fehde unter Murray beginnen; thue was Dir Dein Gewissen befiehlt, aber, begleitet Dich das Glück, so hoffe nicht auf schönen Lohn, aus der Hand der Rebellion wird die reichste Goldmünze zu schlechtem Kupfer. Durchziehe mit Vorsicht Schottland und mache Dich gefaßt, daß ehe Du Murray erreichst, er schon den vaterländischen Boden verlassen und bei den alten Feinden der Schotten Zuflucht gesucht hat. Für diesen traurigen Fall, und auch wohl zum Zeichen meiner Vergebung, nimm diesen kleinen Beutel; was er auch enthalten mag, es ist ehrlich erworbnes Gut und keine Thräne hängt daran.

Ich wollte Dich nicht unversöhnt ziehen lassen," fuhr der Alte fort, nachdem Robert den Beutel genommen und seinen unverstellten Dank ausgesprochen hatte „Dir diese

Bürde auf Deine Wanderung abnehmen, so schwer es mir selbst auch wurde, das Feindliche in meiner Brust zu unterdrücken und dem Besseren Gehör zu geben. Gott hat mich zur Milde gestimmt, ich sage ihm meinen Dank dafür!" — Robert und Anna sanken bei diesen Worten an seine Brust — „Laßt es gut sein, Kinder!" sprach er „Der alte Sauerteig ist aus meinem Herzen noch nicht ganz verwischt, er gährt und tobt noch und schilt mich einen schwachen Graukopf. Deshalb verdien' ich Eure Liebe noch nicht ganz, so wie Ihr noch nicht ganz meine Vergebung!" — Er riß sich von ihnen los, eilte hinaus, und ehe sie ihn zurück halten konnten, schwang er sich auf seinen fahlen Langbein und trabte Larg-Castle zu.

8.

Was Lord Makintosh gefürchtet hatte, war nur zu bald eingetreten. Die Königin, ihr Heer selbst anführend, zog mit 18000 Mann gegen Dumfries, und die Verbündeten sahen nun wohl ein, daß sie zu schwach waren, einer solchen Macht zu widerstehen. Sie entließen ihre Vasallen und flüchteten nach Newcastle in England, wo der Graf von Bedford an der schottischen Grenze befehligte. Die Königin, ihr Heer nicht umsonst zusammen gezogen zu haben, zog nun durch ganz Schottland, nur nicht nach den nördlichen Gegenden, da hätte ein solches Heer kaum auf einen Tag Lebensmittel gefunden, verheerte die Besitzungen der sich zu ihrem Verderben Ver-

bündeten, und hoffte nun, mit einem Schlage alle ihre Feinde für immer zu unterdrücken, indem sie sie vor ein Parlament fordern und richten lassen wollte.

Robert schlich indessen von Hütte zu Hütte. Um unerkannt zu bleiben, verließ er jede gebahnte Straße und durchstreifte nur die unwegsamsten Gegenden. Das lange Pilgergewand, der weiße Bart entstellte ihn ganz, und doch ward er der Furcht, erkannt zu werden, nicht immer ganz Herr. Schon hatte er den caledonischen Kanal überschritten, war bis in die Gegend von Inverary gekommen, und nirgends war ihm etwas Unangenehmes aufgestoßen. Erst in der Gegend um Glasgow erfuhr er, daß Murray und seine Verbündeten nach England geflüchtet wären und die Königin mit dem Heere über Glasgow nach Perth ziehen wolle; diese Nachricht betrübte und erschreckte ihn zugleich, doppelte Vorsicht war jetzt nöthig. Er wagte es nun nicht mehr, des Mittags einzukehren, verbarg sich dann irgendwo im Gesträuch oder Dickigt, und setzte erst am Abend seine Reise wieder fort.

Seit er von Murray's gescheitertem Unternehmen gehört hatte, war er zweifelhaft, was er thun sollte. Dem Grafen nach England zu folgen, schien ihm nicht räthlich, denn er konnte ihm dort nur lästig sein; er beschloß daher umzukehren und sich bei seinen Freunden in dem Hochlande so lange verborgen zu halten, bis sich die Umstände geändert haben würden. Anna's Aufenthalt daselbst befestigte diesen Entschluß, und gewiß von einem andern Schicksal träumend, als das ihm begegnen sollte, legte er sich in eine trockene Schlucht, wo ihn hohes Schilf sattsam verbarg.

Aber der Menſch kann ſeinem Geſchicke nicht entgegen, das hohe Schilf, was ihn dem Auge verbergen ſollte, war ſein Verräther. Die Königin, Jagd, beſonders Reiherbeitze leidenſchaftlich liebend, war, ſtatt nach Glasgow zum Grafen Lenox, Lord Darnley's Vater, zu gehen, auf die Reiherbeitze geritten, und betrat eben die Gegend, wo ſich Robert im Verborgenen durch ſtärkenden Mittagsſchlaf von ſeiner mühſamen Wanderung erholen wollte. Ein Reiher ſtieg auf. Maria nahm ihrem Falken die Kappe ab und ſandte den königlichen Vogel in ſein weites Reich der Lüfte, einen guten Fang zu thun. Es gelang ihm auch, aus hoher Luft den Reiher herab zu ſtoßen, und unglücklicher Weiſe ſank der Falke mit ſeiner Beute dicht bei dem Ort, wo Robert entſchlummert lag.

Rizio, der unzertrennliche Gefährte der Königin, eilte im ſchnellſten Jagen hin, wo der Falke ſich niedergelaſſen hatte, und fand, außer dem Leibvogel der Königin mit einem ſtattlichen Reiher in ſeinen Klauen, einen Pilgersmann, der, aus ſeinem Schlaf auf ſo unerwartete Weiſe aufgeſchreckt, beim Anblick Rizio's die Faſſung verlor, denn jetzt wollte er den Dolch unter ſeinem Gewande hervorziehen und ihn niederſtoßen, jetzt wieder vor ihm fliehen. Dem ſchlauen Italiener, obgleich er Robert nicht erkannte, entging es nicht, daß der Pilgersmann kein gewöhnlicher Pilger und er nicht zu ſeinem Vergnügen ſich in das Schilf gebettet habe; er winkte ſeinem Gefolge, und als dieſe nahten, fragte er den Pilger, wer er ſei.

„Das kümmere Euch wenig, Herr!" erwiederte der Pilger mit verſtellter Stimme.

„Sei nicht ſo frech, Burſche!" fuhr ihn Rizio heftig

an „Wir verſtehen das wildeſte Roß zu bändigen, wie viel mehr Elende, wie Du einer mir zu ſein ſcheinſt. Noch einmal frag' ich Dich: wer biſt Du?"

„In dieſem Augenblick ein Unglücklicher, ſonſt aber war ich ein glücklicher Menſch. Doch dort ſehe ich der Königin weißen Zelter heran geſprengt kommen, ihr will ich Rede ſtehen, Euch nicht!"

Als Maria ſich nahte und alsbald nach ihrem Leibfalken fragte, reichte man ihr den Schöngefiederten, den ſie liebkoſte, plötzlich aber die Augen nach dem dicht vor ihr ſtehenden Pilgersmann wandte, und: „Robert von Kinkardine!" ausrief.

„Du biſt es?" rief Rizio, und höhniſche Freude erglänzte aus ſeinem ſtechenden Auge „Habe ich Dich endlich" —

„Ja, Herr! aber doch nicht mein Weib, die iſt in ſicherm Verwahrſam, und ſchwerlich wird ſie der Zufall in Eure Hand führen, wie mich."

„Was bedeuten dieſe mir unverſtändlichen Worte?" fragte die Königin „Was ſtellſt Du Dein Weib neben den edlen Rizio?"

„Fragt ihn nur, Majeſtät, er kann Euch ſchon Rede desfalls ſtehen!" erwiederte Robert keck.

„Ueberlaßt mir den Gefangenen!" bat jetzt Rizio die Königin, doch der Argwohn, der in dieſer aufgeſtiegen war, gab ihr die Kraft, Rizio dieſesmal ſeine Bitte nicht zu gewähren. „Man bringe den Entflohenen in das Schloß von Edinburg!" befahl ſie einem ihrer Hofleute „Und

Ihr, mein Geheimschreiber," wandte sie sich zu Rizio „folgt mir!" Dies sagend sprengte sie seitwärts einen Hügel hinauf.

9.

Das leidenschaftliche Gemüth der Königin war in dieser Zeit auf mancherlei Weise gar sonderbar berührt worden; Politik und häusliche Verhältnisse nahmen es in Anspruch. Gleich nach der Entfernung Murray's wurde dessen bitterstem Feinde, dem Graf Bothwell, die Erlaubniß ertheilt, nach Schottland zurückzukehren und in den Besitz aller seiner Güter zu treten; auch Lord Gordon, der älteste Sohn des Grafen von Huntley, wurde aus dem Gefängniß entlassen und ihm alle seine reichen Besitzungen zurückgegeben. So glaubte die Königin, sich eine Parthei aus dem katholischen Adel und den Feinden Murray's und der Hamiltons zu bilden, und fühlte sich nun stark genug, sich fest auf dem Throne zu behaupten und selbst für die Ausbreitung ihres Glaubens Etwas thun zu können. Was noch Maria bisher unternommen hatte, war ihr gelungen; es schien, als ob das Glück und der Geist der Guisen auch auf ihr ruhe, und wenn sie auch hier und da einen Fehlgriff that, machte ihre außerordentliche Thätigkeit bald Alles wieder gut. Sie ward bis zu diesem Zeitpunkt von dem Volke geliebt, von dem Adel theils gefürchtet, theis angebetet, und der Frie-

den schien endlich einmal über das arme, durch innere Unruhen zerrüttete Land seine Palmen zu schwingen.

Nicht so glücklich hatten sich die Verhältnisse in ihrem Innern gestaltet. Auffallend mußte es Jedem sein, der in den verborgenen Gemächern der Königin Zutritt hatte, wie sich seit kurzer Zeit hier Leidenschaft an Leidenschaft geknüpft, und sich vom Wohlwollen bis zur Ueberspannung gesteigert, sich gegenseitig bekämpft hatte. Als Rizio, der Spielmann, zum Geheimschreiber der Königin erhoben wurde, war schon Lord Darnley's Bild ihrem Auge entschleiert gewesen, und die Gluth sinnlicher Liebe zu einem Grade gesteigert worden, der sonst nur, wenn Aug' in Auge versunken, und Brust an Brust ihre seeligen Gefühle austauscht, gefunden wird. Diese Leidenschaft hatte selbst Rizio, zu Aller Verwunderung, genährt, und er mußte außer der Gabe des Gesangs auch mit der der Wahrsagung begabt sein, oder ein anderer Plan bei ihm zum Grunde liegen, daß der Italiener so sehr die Heirath mit Darnley zu befördern suchte. Zwei Monate bedurfte es, einen fremden Musikanten zum Günstling zu erheben, ihn mit Reichthümern und Macht zu überschütten, was konnte dies bewirken, als Liebe, und konnte Liebe neben jener Leidenschaft bestehen?

Maria's Stellung am französischen Hofe hatte ihre Sinnlichkeit mit Rücksichten umgarnt, Freund und Feind, Medicis und Guise, beobachteten jeden ihrer Schritte, die Königin mußte selbst in Mitten eines verderbenen Hofes unverdorben und rein dastehen. Galanterien gehörten zur Tagesordnung und wurden wie gesellschaftliche Spiele betrachtet, leicht beurtheilt und leicht vergeben, und so ver-

ließ Maria Stuart den französischen Hof, wenn auch nicht als eine Heilige, doch als eine Reine. Staatsgeschäfte zogen sie in Schottland ganz von ihrer ehemaligen Beschäftigung und Lieblingsunterhaltung ab, und erst Rizio weckte den schlummernden Funken, den sie nicht zum Auflodern kommen ließ, so lange die wilde Flamme für Darnley in ihrem Innern sie verzehrte. Aber bald, nur zu bald, mußte des Gemahls thörigtes Betragen sich selbst nach und nach entgöttern und die Gluth verlöschen. Der Geist des Mannes glich nicht seinem schönen Aeußern, das fühlte Maria schon längst und betrauerte es, daß es so sei; aber der männlich schöne, der kräftige Mann ließ so leicht des Geistes Mängel vergessen. Seit Darnley seines Glückes gewiß, im Besitz Maria's war, lüftete er selbst den Schleier, hinter dem er bis jetzt seine Fehler verborgen hatte. Ein rohes, barsches, anmaßendes Benehmen, das auch die Königin mitunter dulden mußte, ward ihr bald lästig, die wohl in schwachen Augenblicken viel vergeben und bewilligen konnte, in dem Augenblick der Ruhe aber von ihrem königlichen Ansehn nur ungern Etwas vergab. Ueberdies war er dem Trunk, selbst mehr als es die damalige Sitte erlaubte, ergeben, gerieth mit einigen lockern Gesellen auf Abwege, die kein Weib vergiebt, und vernachlässigte endlich die Königin ganz. Je flammender die Liebe war, desto tiefer, herzzerreißender ist der Schmerz der Vernachlässigung. Es bedurfte nur weniger Monate, um diese überspannte sinnliche Liebe in Verachtung umzuwandeln.

Diesen Zeitpunkt mochte wohl der schlaue Rizio erwartet, berechnet und zu seinem Vortheil benutzt haben;

von dieſem Augenblick war er Herr und König, und Darnley, der früher ſich ſo tief herabließ, ſich um die Protektion des Günſtlings zu bewerben, fühlte jetzt die überwiegende Macht, mit der er auch ihn ſich unterwürfig zu machen ſuchte. Gleiche Geſinnung theilte der Adel, theilten die Machthaber mit dem Könige, und Alles verband ſich zu Rizio's Verderben.

In ſeinem ſtolzen Selbſtvertrauen ahnete dieſer nichts davon. Seit Roberts Flucht hatte ihn der Gedanke an Anna, vielleicht nur eine flüchtige Laune, mehr noch beſchäftigt, als alles Andere. Auch am heutigen Abend, als er mit der Königin in ihrem Kabinet allein war, hatte er die Frechheit, ihr Vorwürfe zu machen, daß ſie ihm nicht die Beſtrafung Roberts von Kinkardine überlaſſen habe. Aber die Königin ſchien dieſes heute nicht gut aufzunehmen, gab ihm einen anderweitigen Auftrag, und entfernte ihn von ihrer Perſon, wogegen ſie Maria Ogilvie befahl, in aller Stille Robert vom Schloß zu Edinburg nach Holyroodhouſe bringen zu laſſen.

„Was hat Dich bewogen, auf ſo ſchimpfliche, heimliche Weiſe meine Dienſte zu verlaſſen?“ redete ihn die aufgebrachte Fürſtin an, als der Unglückliche eintrat.

„Majeſtät!“ entgegnete Robert „Der Graf Murray hatte mich in Eure Dienſte gebracht, ich fand mich dadurch geehrt und beglückt; wer verſpritzte nicht in dem Dienſte ſolcher holden königlichen Frau mit Freuden hundertmal ſein Blut? — Nie hätte ich damals den Gedanken nähren können, Euch zu verlaſſen; überdies führte ja der Zufall die Geliebte meines Herzens hierher, Ihr

ſchienet unſere Liebe zu billigen, und der Becher meines Glückes ſchäumte über. Was uns ganz beglücken ſollte, das Feſtſpiel, erfüllte ſeinen wohlgemeinten Zweck nicht ganz; wir wurden freudig überraſcht, denn wir ahneten nicht, daß dieſer Tag der Tag unſerer Weihe werden würde, er wurde aber auch der Tag, der die Tochter von dem Herzen des Vaters riß. Wir waren für ewig vereint, Ihr ernanntet mich zu Eurem Kämmerer, belehntet mich mit einer alten Burg und zwei Meierhöfen, und dennoch verließ ich Euch, und mußte in den Augen meiner Königin als ein Undankbarer erſcheinen. Aber undankbar war ich bei Gott nicht, ich entfloh nur dem Verderben! Jener Mann, der mit ſeinem Saitenſpiel ſich in Wochen mehr erwarb, als der edelſte Ritter Schottlands mit ſeinem Schwerte es je in Jahren vermocht hatte, verfolgte meine Gattin. Zu feig, um mir gegenüber mit dem Schwerte in der Hand Rede zu ſtehen, mit aller Macht, mit allem böſen Willen ausgerüſtet, mich zu verderben, blieb mir nichts weiter übrig, als die Flucht. Nur einen Mann kannte ich noch, dem ich mich verpflichtet fühlte, und ich folgte ihm in der feſten Ueberzeugung, Ihr würdet Euch bald mit ihm verſöhnen müſſen."

Die Königin war von dieſem Bericht überraſcht, dies hatte ſie nicht geahnet, und als ihr Auge jetzt Maria Ogilvie traf, die ſie zu fragen ſchien: „Hatt' ich nicht recht?" da trat eine Thräne in der Königin Auge, und ſie mochte ſich in dieſem Augenblick wohl unglücklicher fühlen, als ſie es ſollte.

Nach einer Pauſe, in der ſie ſich zu ſammeln geſucht

hatte, ſagte ſie zu Robert: „Ich vergebe Dir, Du biſt frei! Doch rathe ich Dir, Schottland ſogleich zu verlaſſen, ich würde Dich in dieſem Augenblick vor Manchem nicht ſchützen können. Geh nach New-Caſtle und ſuche Dir dort einen andern Herrn, aus meinem Dienſte biſt Du entlaſſen! Du aber, Maria, ſorge dafür, daß ſeiner Flucht nichts in den Weg gelegt werde!“

10.

Am andern Morgen fand ein ernſtes Geſpräch zwiſchen Rizio und der Königin über Anna Makintoſh ſtatt, aber der Liſtige kannte nur zu gut die Art und Weiſe, ſeine Gebieterin zu überreden; der Ton ſeiner ſonoren Stimme war ſo vertrauenerweckend, die Worte, die er zu ſeiner Entſchuldigung ſprach, ſo glaubwürdig, daß er Maria Stuart bald überzeugt hatte, daß ſein Benehmen gegen Anna als Fräulein und Gattin Roberts untadelig, und Roberts Ausſage nur ein Vorwand geweſen ſei, die Schuld von ſich ab und auf ihn zu wälzen.

Wäre Robert in dieſem Augenblick noch auf dem Schloſſe von Edinburg in Gewahrſam geweſen, ſchwerlich würde der Unglückliche ſo wohlfeilen Kaufes fortgekommen ſein als jetzt, denn Rizio, ſeine Rache keinen Augenblick mäßigen könnend, ſchickte gleich nach der Unterredung mehrere Geharniſchte ab, Robert einzufangen, die ihn in aller Stille auf irgend eines ſeiner Schlöſſer bringen ſollten.

Roberts guter Genius, wohl mehr noch die Liebe zu Anna retteten ihn, denn als er frei ſich befand, als er nach allen Himmelsgegenden ſeinen Wanderſtab ſetzen konnte, wand' er dem Süden den Rücken und begann ſeine Wallfahrt nach Norden, und ſo entging er ſeinen Verfolgern, die ihn auf dem Wege nach England ſuchten. Eines nur hemmte zuweilen ſeine Schritte, es war der Gedanke an Lord Makintoſh, der es ihm nie vergeben werde, nicht zu Murray gezogen zu ſein. Aber da jetzt das Schwert ruhte, nur die Feder durch Unterhandlungen den verderblichen Krieg ein Ende machen ſollte, ſo hielt es Robert für Unrecht, ohne ſeinem Herrn nützen zu können, deſſen Seckel zur Laſt zu fallen, und ſo überredete er ſich endlich, Lord Makintoſh werde dieſe Anſicht mit ihm theilen.

Aber er irrte ſich. Der Alte zürnte ihm, daß er zurückgekehrt und nicht ſeinem Herrn ins Exil gefolgt ſei; daß ihn Anna hierher gezogen, beſchönigte ſeine Handlungsweiſe in den Augen des Vaters nicht; den Zauber der Liebe kannte Makintoſh nicht mehr, oder hatte ſich auch nie ihm hingegeben. Ueberdies machte ihn der Gedanke traurig, ſich ſchon wieder von ſeinem Kinde trennen zu müſſen, denn da er öffentlich es ausgeſprochen hatte, daß Robert nie wieder Larg Caſtle betreten ſolle, ſo glaubte er, dies Wort unter keinem Verhältniſſe brechen zu dürfen, eben ſo wenig konnte er, ſeinem Gefühle nach, die Tochter dem Gatten vorenthalten.

Bei der erſten Zuſammenkunft, die ſie auf dem nämlichen Vorwerk zwiſchen Kinkardine und dem Schloſſe hatten, wurde die Sache beſprochen. Der Alte verbarg

ſeinen Unmuth nicht, ſchalt ſeinen Eidam einen liebeſiechen Knaben, wiederholte in ſeiner Heftigkeit den Schwur mehrere Male, daß Robert mit ſeinem Willen nie das Schloß Larg wieder betreten, jammerte, daß er ſeine Tochter von ſich laſſen ſollte, die doch unter den jetzigen Verhältniſſen eine feſte, ſichere Burg bedürfe, bis endlich Robert auf den ſonderbaren Einfall kam, die in der Grafſchaft Murray am Meere gelegene, unbewohnte Burg, die er von der Königin zum Lehn erhalten, ſo viel es ſich in der Eile thun ließ, zur Bewohnung und Vertheidigung in Stand zu ſetzen, und ſeine Freunde, deren er viele unter den benachbarten Clans habe, dort zu verſammeln, und ſo Rizio und ſeinen Feinden widerſtehen zu können. Hierher könne Makintoſh die Tochter begleiten und mit ihnen beiſammen ſein.

Der Vorſchlag dünkte dem alten Lord ſo übel nicht, er nahm ihn in Ueberlegung, und ſchon am andern Tage war es ihm genehm. Er gab Robert eine kleine Summe zu dem Nothwendigſten, und während dieſer in die Gebirge eilte, ſeine Waffengefährten aufzuſuchen und ſie zur Vertheidigung des alten Roß-Caſtle aufzufordern, ordnete Makintoſh Alles zu ſeiner Ueberſiedelung an, die auch nach Kurzem glücklich vor ſich ging und Niemanden ſtörte, als die Eulen und Fledermäuſe, die jetzt den neuen Bewohnern weichen mußten.

In ſtiller Einſamkeit durchlebte hier Robert mit Anna ſeine Tage. Zwanzig ſeiner jungen Krieg'genoſſen bewachten mit ihm die halbverfallene Burg; Jagd und was die Meierhöfe gaben, nährten die kleine Beſatzung, und ſelbſt Lord Makintoſh, der mit hierher gezogen und

Larg Caſtle einem ſeiner Verwandten zur Obhut übergeben hatte, ſchien mit jedem Tage mehr und mehr den alten Groll aus ſeiner Bruſt zu verwiſchen, den er ſo lange ſchon gegen Robert von Kinkardine genährt hatte, denn ihn mußte die herzliche Liebe erfreuen, mit welcher der Mann an Anna hing. Da verbreiteten ſich mancherlei Nachrichten über Murray uud ſeine Verbündeten; bald ſollten ſie, von der Königin Eliſabeth unterſtützt, in Schottland feindlich eingedrungen, bald von ihr in Newcaſtle ins Gefängniß geworfen ſein. Auch ging ein dumpfes Gerücht in dortiger Gegend umher, Lord Gordon verſammele in der Stille ſeine Vaſallen, und es gelte Roß-Caſtle, oder dem Schloſſe von Larg. Da ſprach Makintoſh ein ernſtes Wort mit Robert. „Du ziehest ein Ungewitter auf uns," ſprach er. „Das alte Schloß iſt nicht zu vertheidigen, wenn 100 entſchloſſene Männer davor rücken, opfern wir uns nutzlos. Daher ziehe Du zu Murray, dort iſt Dein Platz, der meinige iſt in dem Schloß meiner Väter, wo die mir befreundeten Clans um mich wohnen, und gewiß Jeder für den alten, verhöhnten Makintoſh willig das Schwert ziehen wird, was jener ſo oft für ſie ſchon gezogen hat. Schiffe Dich in Inverneß, oder wo Du es ſonſt am thunlichſten findeſt, ein, überlaß mir mein Kind, und ſollte auch der ſtolze Huntley gegen Larg rücken, ſo ſoll er den Arm der Hochländer fühlen. Denke an Dein Weib, an Rizio, und darnach handle!"

Robert fühlte, daß der Alte Recht habe, und da ein Kundſchafter, den ſie nach Aberdeen geſchickt hatten, mit der Nachricht zurück kam, Lord Gordon rüſte ſich, und er

sei mit 100 Bewaffneten zum Aufbruch stündlich bereit, da säumte Robert nicht länger, ging nach Inverneß, fand Platz auf einem englischen Schiff, was eben nach Berwick abfahren wollte, und während Vater und Gattin sich zur Abreise bereiteten, schiffte sich Robert ein.

Der alte Lord, den die Sehnsucht schon lange nach seinem Schlosse zog, trieb Alles zur Abreise an. Er hatte auch Ursach, denn kaum hatte er am Morgen das Schloß dem alten Kastellan und seinen Krähen und Fledermäusen wieder übergeben und seinen Weg längs der Küste genommen, so rückte am Abend schon das Kriegsvolk des Lord Gordon vor Roß-Castle, wo ihm der Kastellan ohne Widerstand das Thor öffnete und ihn benachrichtigte, daß Lord Makintosh schon am frühsten Morgen gen Norden gezogen sei. Dahin folgte Lord Gordon, der dem alten Laird seine Treue während seines Vaters unglücklicher Fehde mit der Königin nicht vergeben konnte; aber Makintosh hatte einen zu bedeutenden Vorsprung und kam zwei Tage früher als Gordon nach Larg-Castle.

Hier versammelte er zur Vertheidigung des Schlosses schleunigst seinen Clan, schickte zu den ihm Befreundeten das feurige Nothzeichen, schaffte so viel Lebensmittel, als nöthig, herbei, und erwartete nun den Feind, der sich auch bald vor dem Schlosse zeigte.

Robert war nicht so glücklich am Ort seiner Bestimmung angelangt. Kaum daß er den Hafen von Inverneß verlassen, hatte ein furchtbarer Sturm sich erhoben, so daß der Schiffer den Hafen wieder zu gewinnen trachten mußte, und da der Sturm anhielt, so verließen viele der Reisenden das Schiff. Hier war es, wo Robert er-

fuhr, daß Lord Gordon vor Larg-Caſtle gerückt ſei. Tauſenderlei Bilder ſtiegen in ſeiner geängſtigten Seele auf, er ſah ſchon Anna in Rizio's Gewalt, und dies beſtimmte ihn, auch jetzt den Rath des alten Makintoſh nicht zu befolgen, ſein Gepäck wieder ausſchiffen zu laſſen, und für ſich, nicht für Murray's Sache zu handeln. Die Wege genau kennend, befand er ſich bald in der Gegend des Schloſſes, ſah hier in nächtlicher Stille von manchem Hügel das Nothzeichen flackern, und begab ſich nun ſchnell zu den Clans, von denen er wußte, daß ſie Anna's Vater befreundet waren.

Die Nothzeichen erloſchen auf den Höhen, ein ſchlimmes Zeichen für den Laird, aber Robert hatte ſie abſichtlich auslöſchen laſſen, um Lord Gordon zu täuſchen und in träger Ruhe zu erhalten. Das Benehmen der Königin gegen den alten Laird hatte die ganzen Hochlande empört, willig folgten ſie der Aufforderung des alten, tief gekränkten Mannes, der auch jetzt, wie der Tiger in ſeiner Höhle, ſein Kind bewachen und für daſſelbe kämpfen mußte. Bald ſah ſich daher Robert von einer Schaar von 1200 tüchtigen Kriegsleuten umgeben, die ihn zu ihrem Befehlshaber erwählten und freudigen Muthes mit ihm gen Larg-Caſtle zogen.

Lord Gordon, anfangs wohl über die Theilnahme der Hochländer beſorgt, war doch, da ſich ſeit vielen Tagen kein Feind hatte blicken laſſen, eingeſchläfert worden, und hoffte, am andern Morgen mit den zwei Kathaunen, die heute zu ihm geſtoßen waren, das alte Schloß einzuſchießen. Aber gerade um die Stunde der Mitternacht, als eben der Sturm fürchterlich heulte, der See ſo ſtark

BIBL. UNIVERS. LIPS.

brauſte, als ſei er Roberts Verbündeter und wolle Alles übertäuben, was ſein Annähern verrathen könnte, ſchlichen ſich die Hochländer unbemerkt in das feindliche Lager, und das Morden begann. Aber ſie waren nicht auf den Theil geſtoßen, wo Lord Gordon ſein altes Kriegsvolk ſelbſt befehligte. Sobald der Lärm bis zu ihm gedrungen war, ſammelte er ſeine Krieger um ſich, und da er nur glauben konnte, es ſei eine feindliche Schaar, die ſich in das Schloß werfen wollte, rückte er gerade vor den Eingang, aus dem Lord Makintoſh in dem Augenblick mit den Seinen herausbrach. Hier auf dieſem ſchmalen Erdſtrich entſtand nun, in dunkler Rabennacht, ein wüthender Kampf, denn auch Robert drang dem Thore zu, wo oft Freund gegen Freund, Feind gegen Feind focht; doch hatte die Ueberraſchung den Muth von Gordons ſonſt ſo kühner Schaar gelähmt, ſie begann zu weichen. „Hochland! Hochland!“ tönte es nun von allen Seiten, und der Sieg hatte ſich zu Roberts kleiner Schaar gewendet, die den Feind muthig verfolgte.

Während der dichten Finſterniß, wo vielleicht der Freund ſeinen treuſten Freund gemordet hatte, war es herzzerreißend, das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten zu hören, und zu ſehen, wie die Kienfackel den beiden Wundärzten voranſchritt, die Hülfe bringend das Schlachtfeld durchzogen, dem Tode wo möglich ſeine Beute zu entreißen. Doch auch die Nacht verſtrich, der Sturm legte ſich, der See ſchien durch den Sieg beruhigter, Einzelne kamen vom Verfolgen zurück, während Makintoſh, ſo viel es ſich in der Dunkelheit der Nacht thun ließ, für die Verpflegung der Zurückgebliebenen ſorgte, was er um

ſo lieber that, als er erfuhr, daß Robert von Kinkardine der Anführer der ihm zur Hülfe Gezogenen ſei.

Jetzt brach der erſte Schimmer des Tages durch die Nebel der Nacht, die Morgenröthe trat hinter den Bergen hervor, und nun erſt konnte man den grauſigen Schauplatz des Kampfes deutlich überſehen. Da lag dicht am Eingang der Pforte, die er nie mehr überſchreiten ſollte, Robert von Kinkardine, aus mehreren Wunden blutend — Der Tod hatte ſtrenger gerichtet, als Lord Makintoſh ſelbſt, er hatte ihm die Pforten von Larg-Caſtle für ewig geſchloſſen.

11.

Während dies in den Hochlanden geſchah, war auch die Ruhe nicht in Holyroodhouſe eingekehrt. Das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahl wurde mit jedem Tage unangenehmer; er verlangte von ihr die Ehekrone, dies Zeichen, daß die königliche Gewalt ganz in ſeinen Händen lag, und welche ſie ihm nicht einmal ohne Bewilligung des Parlaments gewähren konnte, und auch bei ſeinem unanſtändigen, liebloſen Betragen nicht gewähren wollte. Er vernachläſſigte ſie ganz, überließ ſich ganz dem Laſter des Trunkes, und Jeden, der der Königin mißfiel, oder Beſchwerden gegen ſie zu haben glaubte, empfing er mit offnen Armen. Die ehemaligen Freunde Murray's, die in der jetzigen unglücklichen Kataſtrophe ihn verlaſſen hatten, waren in dieſem Augenblick ſein

täglicher Umgang. Die Lords Morton, Lindsay und Ruthven, dieſe einſt ſo eifrigen Lords der Congregation, dieſe ſtrengen Sittenrichter, theilten das wüſte Leben des jungen Königs, und dies Alles blos, um den Turiner Muſikanten zu ſtürzen, der, je tiefer Darnley in der Gunſt ſeiner Gattin ſank, deſto höher in derſelben ſtieg. Aber ſtatt daß Rizio ſein Glück vorſichtig, ſein befriedigter Ehrgeiz umſichtiger hätte machen ſollen, vermehrte er nur ſeinen Stolz und ſeine Rückſichtsloſigkeit; ſein Wahnſinn ging ſo weit, öffentlich der Welt zeigen zu wollen, in welchem vertraulichen Verhältniſſe er zu der Königin ſtände, ſo daß endlich den König ſelbſt Eiferſucht ergriff, und, da ihm die Königin die verlangte Entfernung Rizio's abſchlug, er nun glaubte, das trotzige, rückſichtsloſe Benehmen Rizio's nicht länger mehr dulden zu dürfen. Es wurde zwiſchen ihm und den oben genannten Lords verabredet, den frechen Abentheurer zu tödten; doch die Unbeſtändigkeit und Unentſchloſſenheit des Königs kennend, wollten ſie auf keine andere Weiſe handeln, als auf ſeinen ausdrücklichen Befehl und in ſeiner Gegenwart.

Murray mußte von allem dieſem unterrichtet ſein, denn er kam in dieſer Zeit ins Geheim mit mehreren ſeiner Anhänger nach Schottland zurück, verweigerte aber, irgend einen Theil an der That zu nehmen. Die Königin ahnete von alle dem nichts; ihre Vertraute, Maria Ogilvie, die wohl nicht ganz ohne Kunde und vielleicht die Urſache war, daß Graf Murray in dieſem Augenblick nach Schottland zurückkehrte, machte ſie nicht im Geringſten aufmerkſam, denn ſie ſelbſt haßte Rizio zu ſehr, um Etwas für ſeine Rettung thun zu wollen. Selbſt ihr

Verhältniß zur Königin ſchien ſeit Murray's Entfernung nicht mehr ſo innig zu ſein, wie ſonſt, auch mochte ihr Manches an Maria Stuarts Betragen jetzt mißfallen. Was ihr früher in einem milderen Lichte erſchienen war, trat jetzt grell und in einer Geſtalt vor ſie, die dem Zartgefühl des Mädchens wehe that. Seit Rizio und Darnley war Maria Stuart nicht mehr das harmloſe Weſen, das mit Blumen ſpielte, und ſich Kränze aus Feldblumen wand; ſie hatte in ihren Augen den Nimbus verloren, und nur alte Anhänglichkeit und Gewohnheit ketteten Maria Ogilvie noch an ihre Gebieterin. Auch der Tod Roberts von Kinkardine, den das Fräulein ſchmerzlich empfand, die Königin aber gleichgültig vernommen hatte, war nicht geeignet, das locker gewordene Band wieder feſter zu knüpfen; der Königin Haß gegen Lord Makintoſh, den ſie durch That und Wort deutlich ausſprach, empörte das zartfühlende Mädchen, denn er war der Gekränkte, dem Hohngelächter öffentlich Preisgegebene, der es mit ſeiner Königin ſo treu gemeint und nichts an ihr verſchuldet hatte. Wahrſcheinlich auf Rizio's Anſtiften hatte es Maria Stuart dem Lord Gordon bei ſeiner Entlaſſung aus dem Gefängniß zu Stirling gewiſſermaßen zur Bedingung ſeiner Freiheit gemacht, dem Clane der Makintoſh den Untergang zu bereiten; Gordon, ſeiner Verpflichtung treu, hatte den unglücklich abgelaufenen Verſuch gemacht, und Rizio drang ferner in ihn, denſelben zu erneuern. Da trat Morton als Beſchützer des alten Lairds auf und meinte, daß weniger an einem Lautenſpieler, als einem ſchottiſchen Edlen gelegen ſei. Darnley ſtimmte mit ein, und noch an dem nämlichen

Tage ward Rizio's Untergang beſchloſſen, und wäre gewiß auch ſogleich ausgeführt, wenn Darnley nicht die furchtbare Idee gehabt hätte, daß die That in dem Zimmer und in der Gegenwart der Königin geſchehen ſollte.

Einige Tage darauf hatte eben Rizio ein wollüſtiges italieniſches Lied, das die Königin in Entzücken verſetzt hatte, beendet, als die Gräfin von Argyl und Maria Ogilvie in das Kabinet eintraten; er mußte das Lied noch einmal wiederholen, dann befahl die Königin, ihr Nachteſſen aufzutragen, wobei Niemand zugegen war, als dieſe Viere. Die Königin war in der heiterſten Laune, Rizio vergaß ganz, daß noch zwei Zeugen gegenwärtig waren, und behandelte die Königin mit zudringlicher Zärtlichkeit. Da öffnete ſich plötzlich eine verborgene Thür, und der König trat herein.

„Verzeiht, daß ich Euch ſtöre, Madame!“ begann er, mit einem zweideutigen Lächeln ſich zur Königin wendend „Wir hörten die ſchmelzenden Töne dieſes Mannes, und glaubten auch ein Recht zu haben, Theil an Eurem Freudengelage zu nehmen. Tretet näher, meine Freunde!“ wandte er ſich nach der Thüre, und in völliger Rüſtung, mit offenem Viſir trat Lord Ruthven, kaum erſt von einer ſchweren Krankheit erſtanden, und noch bleich wie der Tod, in das Gemach; ihm folgten Lord Lindſay und mehrere Bewaffnete. Die Königin erhob ſich bei ihrem Eintreten mit Heftigkeit. „Wer giebt Euch ein Recht, Lords, um dieſe Zeit und ohne meinen Willen hier in meinem Zimmer zu erſcheinen? Verlaßt es in dieſem Augenblick, ich, Eure Königin, gebiete es Euch!“ Aber Niemand hörte auf ihr Wort. Rizio, ſein Schickſal nun

ahnend, verbarg ſich zitternd hinter der Königin, die jetzt mit lauter Stimme ausrief: „Wag' es Keiner, Hand an mich und an Dieſen zu legen!" Aber Ruthven kümmerte ſich wenig um dieſe Worte, packte Rizio, zog ihn hinter der Königin hervor und ſchleppte ihn hinaus, wo er unter 57 Dolchſtichen im Vorzimmer ſein Leben endete.

III.

König Heinrich.

1.

Dieſe barbariſche Handlung zerriß nun alle Bande, die Maria von Schottland noch an ihren Gemahl, wenn auch nur loſe geknüpft hatten, die leidenſchaftlichſte Liebe ward zum gränzenloſeſten Haſſe, denn nicht einmal ſeines Kindes hatte er gedacht, das ſie ſeit 7 Monaten unter ihrem Herzen trug. Die Ermordung ihres Lieblings mußte das Weib tief ſchmerzen, die Art und Weiſe ſeiner Ermordung aber die Königin beleidigen. Alles ſchien bei dieſer Sache darauf berechnet, daß ſie öffentliches Aufſehen erregen und der Aechtheit der Geburt ihres Kindes ſchaden ſollte. Deshalb glaubte auch Maria, ihren Zorn unterdrücken zu müſſen, und, dem vorzubeugen, jede Liſt als erlaubt zu betrachten. Sie war in ihrem eignen Schloſſe, von Bewaffneten umgeben, eine Gefangene. Der Graf Bothwell, der ſeit ſeiner Rückkehr viel im Schloſſe und um die Perſon der Königin war, und ſich mit Athol und Huntley während der Ermordung Rizio's im Schloſſe befunden hatte, entflohen, da ſie glaubten, des Königs Rache könne auch ſie treffen. Die Verſchworenen nahmen indeſſen nur den Palaſt in Beſitz und bewachten die Königin ſtreng.

Schon am andern Abend erſchien Murray in Edinburg. Der König, der Niemand mehr fürchtete als ihn, empfing ihn freundlich, die Königin nahm ihn zuvorkommend auf; ſie fürchtete eine Verbindung der vertriebenen Lords mit den Mördern Rizio's, und dann war freilich das Uebergewicht ganz auf jener Seite. Was Murray gegen ſie gefehlt haben konnte, kam nicht in Betracht gegen das, was Jene gegen ihre Perſon und die königliche Autorität verſchuldet hatten, und tauſendmal hätte ſie Murray aufrichtiger verzeihen können, ehe ſie Lord Ruthven nur einen Dolchſtoß, der Rizio's Bruſt traf, vergeben konnte.

Der König, welcher durch Rizio's Tod einen großen Sieg errungen zu haben glaubte, konnte ſich anfangs nicht ſo ganz in ſeine neue Stellung finden, oder wußte vielmehr nicht ſo recht, welche Stellung er nun annehmen ſolle. Er hatte ſich ganz in die Hände Mortons und Ruthvens gegeben, und in manchem Augenblicke des Nachdenkens ſchien es ihm, als habe er, durch die gewaltſame Handlung mehr für die Lords, als für ſich gehandelt. Auch mochte zuweilen der Gedanke in ihm aufſteigen, er habe doch keine Beweiſe für die Schuld ſeiner Gemahlin, und dann dauerte ſie ihn; dies Ungewiſſe, ob er recht gethan oder nicht, ließ ihn ewig ſchwankend erſcheinen, bald die Königin trotzig, bald ſie zärtlich behandelnd.

Maria, ihn ganz durchſchauend, bot alle Liſt, alle Künſte auf, ihn für ſich zu gewinnen. Sie ſchmeichelte ihm mit der Ausſicht auf die Ehekrone, zeigte ihm auf der andern Seite wieder, wie gefährlich es ſei, ſich mit Vaſallen in dergleichen Verbindungen einzulaſſen; ſie lieb-

koſte ihn auf der einen Seite und zeigte ihm auf der andern mit ſo grellen Farben die Gefahr, in die er ſich geſtürzt, da die Lords alle Schuld von ſich auf ihn wälzen, und den Befehl zur That von ihm erhalten zu haben behaupten würden.

Der charakterloſe, ewig ſchwankende Darnley ließ ſich, trotz den Warnungen des Lords Ruthven, von ſeiner Gemahlin bethören, und entwich mit ihr und einem kleinen Gefolge nach Dunbar, wo Huntley und Bothwell und ein großer Theil ihrer Anhänger ſich um ſie verſammelten, ſo daß ſie bald eine Macht vereinigte, mit der ſie den Verſchworenen Trotz bieten zu können glaubte.

Wohl wiſſend, daß eine Vereinigung der Verbannten und Verſchworenen ihr fürchterlich ſein müſſe, zog ſie es vor, ſich mit Murray in Unterhandlungen einzulaſſen, und ſo mußten, da der König alle Schuld auf dieſe wälzte, die Verſchworenen nach Newcaſtle fliehen und mit den Verbannten die Rolle wechſeln.

2.

Die bevorſtehende Niederkunft der Königin zwang ſie, auch jetzt noch, wenigſtens dem Scheine nach, in gutem Verhältniſſe mit ihrem Gemahl zu leben. Es mußte ihr Alles daran liegen, daß von ſeiner Seite kein Makel auf das Kind geworfen würde, das ſie unter ihrem Herzen trug; doch entzog ſie ihm in der Stille eine Menge

Rechte, die ſie ihm früher ſelbſt übertragen hatte. So ließ ſie keine Gnade mehr durch ſeine Hände gehen; Jeder, der ſich an ihn wandte, konnte von einer abſchläglichen Antwort der Königin ſchon im Voraus überzeugt ſein, und es trat an die Stelle der glühenden Leidenſchaft, Kaltſinn und Gleichgültigkeit. Des Königs Betragen war auch in dieſer Zeit nicht geeignet, Maria Stuart umzuſtimmen, ſein Hang zum Trunk vermehrte ſich mit jedem Tage, und er ſcheute ſich jetzt nicht mehr, das öffentlich zu thun, was er ſonſt nur in ſtiller Verborgenheit getrieben hatte. Zu des Königs Unglück trat jetzt ein Mann handelnd auf den Schauplatz, der ihm noch gefährlicher als Rizio werden mußte. Dieſer Mann war Jacob Hexburn, Graf von Bothwell, das Haupt einer alten anſehnlichen Familie, einer der mächtigſten im ganzen Königreiche. Er war ein ſchöner, kühner, unternehmender Mann, der, obgleich zweimal ſelbſt von der Königin des Landes verwieſen, doch immer bei jeder Gelegenheit treue Anhänglichkeit an ſie gezeigt hatte. Als Murray's perſönlicher Feind war ſein Haß gegen Jenen gränzenlos, und er ſuchte ihn auf jede Weiſe aus der Gunſt der Königin zu verdrängen. Von dem Augenblick an, da er fühlte, die Königin ſei ihm nicht abhold, entwarf er einen größeren Plan, der vielleicht an und für ſich ſelbſt thörigt, jedoch von ihm mit beſonderer Klugheit und Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Er wußte ſich bald ſo ſehr in Maria's Gunſt zu ſetzen, daß ſie nichts mehr ohne ſeinen Rath beſchloß, ihn mit Geſchenken und Ehrenſtellen überhäufte und den Lords zeigte, daß ſie durch die Ermordung Rizio's nur einen weit

wichtigern, gefährlichern Mann an das Ruder der Regierung gebracht hatten.

Die Stunde der Niederkunft der Königin nahte, ſie verließ ihrer und ihres Kindes Sicherheit wegen den Palaſt von Holyroodhouſe und vertauſchte ihn mit dem Schloſſe zu Edinburg. Hier rief ſie Murray zu ſich und verſuchte, ihn mit Bothwell und den Gordons zu verſöhnen, und da er es anfangs weigerte, ſo machte ſie es zur unumgänglichen Bedingung ſeiner Begnadigung. Es lag ihr Alles daran, den mächtigen Murray mit dem ſchon damals geliebten Bothwell in gutem Vernehmen zu erhalten, und es gelang ihr auch dem Scheine nach.

In dieſer Zeit (den 19 Juni 1566) ward ſie von einem Prinzen entbunden, deſſen Geburt die ganze brittaniſche Inſel glücklich zu machen ſchien. Sogleich wurde Melville nach London zur Königin Eliſabeth geſchickt, ihr Maria's Niederkunft anzuzeigen, welche Nachricht die jungfräuliche Königin mit großer Freude zu vernehmen ſchien; auch nach Frankreich und Savoyen eilten Geſandte, dies frohe Ereigniß zu verkünden.

Maria Ogilvie, die bei allen dieſen Verhältniſſen ſich gleich geblieben und der Königin noch immer werth war, ſchüttelte jetzt wieder oftmals bedenklich den Kopf. Es war faſt die nämliche Zeit, als ſie im vorigen Jahre im Kabinet der Königin vor den verſchleierten Bildern Leiceſters und Darnley's, und heute in dem Schlafkabinet der Königin neben der Wiege des Neugeborenen ſaß. Maria Stuart ſprach ſich heute faſt eben ſo glühend über Bothwell aus, wie damals über Darnley. „Gedenkt Ihr noch der Worte, die ich Euch damals ſagte, meine

hohe Gebieterin?" nahm Maria das Wort „Mich schauderte es vor der Masse von Glück, das Euch Eure Phantasie so geschäftig herbei trug. Ihr träumtet ein Leben, einer Paradieseswelt entnommen, Ihr schmücktet es mit ewigem Frühling, und wo ist die Blüthenwelt, wo sind diese Wonnestunden, wo ist der Frühling mit seiner Ewigkeit geblieben? Darum hütet Euch, noch einmal in der Liebe zu suchen, was Ihr nie darinnen finden werdet!"

„Willst Du mir wieder meinen Himmel zerstören?" fragte die Königin unmuthig.

„Ja, Majestät! denn Euer geträumter Himmel wandelt sich in der Wirklichkeit stets zur dämonischen Natur der Hölle." Die Königin schwieg, unwillkürlich stieß sie an die Wiege, die an ihrer Seite stand. Der Knabe bewegte sich, ward unruhig, und während Maria Stuart in tiefes Nachdenken verfiel, schaukelte Miß Ogilvie die Wiege und beruhigte den Kleinen.

„Armes Kind!" nahm jetzt nach langer Pause das Hoffräulein das Wort „Armes Kind, das schon jetzt, in dem kleinen Kreise seiner Wiege eingeengt, eine Waise ist. Dein Vater kümmert sich nicht um Dich, Deine Mutter schwärmt in trügerischen Paradieseswelten umher, und Dich führt sie nicht durch diese herrlichen Gefilde; Dein Wimmern ist nicht schmelzend, wie es die Töne von Rizio's Laute waren, Deine hülflose Gestalt zieht sie nicht von Bothwells gigantischer Gestalt ab, auf der Deiner Mutter Blick jetzt weilt" —

„Maria!" fuhr die Königin heftig auf.

„Ja, meine Gebieterin, meine Freundin! darf ich wohl sagen," fuhr das Fräulein fort „Ich muß reden,

kann, was in meinem Innerſten bangt und mich drängt, länger nicht verbergen, muß meiner Königin ſagen, daß ſie von Neuem an einem Abgrunde ſteht, wo, einmal hinab geſtürzt, ſie nichts mehr retten kann. Wollt Ihr denn Alles opfern, was Euch liebend naht, was Euer glühendes Herz mit Sehnſucht erfaßt? Wollt Ihr denn Alles mit Euch hinab reißen, was Ihr mit Euren Zauberarmen umfangen haltet? Glaubt Ihr, Bothwell werde Rizio's Schickſal entgehen?"

„Schweig," fuhr die Königin heftig auf „und wage es nie wieder, dieſe Saite zu berühren!"

„Der Himmel hat Euch jetzt ſo viel gegeben," fuhr das Fräulein fort, und zeigte auf das ruhig entſchlafene Kind „Ihr ſeid Mutter eines Königs, der dereinſt über drei Reiche herrſchen wird; er ſei Euch das Paradies des Lebens, ihm opfert Eure Tage."

„Und Darnley?" fuhr die Königin heftig auf.

„Er war der Mann Eurer freiwilligen Wahl, iſt der Vater Eures Kindes, deshalb ertraget mit Sanftmuth, was nicht mehr zu ändern iſt."

„Und er ſollte Bothwell das nämliche Loos bereiten, was Rizio durch ihn ward?" murmelte die Königin langſam und leiſe vor ſich hin. „Nein, nein!" rief ſie laut, und ſprang von ihrem Sitze auf „Nein, ehe das geſchieht, geſchehe das Gräßlichſte!" Sie ging mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb ſie vor Maria Ogilvie ſtehen. „Mädchen!" ſprach ſie leidenſchaftlich, und erfaßte dabei ihre beiden Hände „Haſt Du denn noch nie geliebt? Blieb denn Dein Herz ewig jedem ſeligen Eindruck verſchloſſen? Blieb es immer ſo kalt, wie

die Morgennebel auf Deiner eisigen Insel! — — — Du schweigst, und doch erglüht Deine Wange?"

„Vor mir selbst habe ich mein Herz verschlossen," erwiederte jetzt Maria Ogilvie gefaßt „auch vor ihm, der nicht ahnen kann, daß er einen Platz darin gefunden hat."

„Kann er es nicht ahnen, kann ich es doch!" rief die Königin triumphirend „Soll ich Dir den Namen nennen, vor dem manches Herz in Schottland erbebt, manches hoch schlägt in Liebe für ihn, wie das Deine?"

„Nennt ihn nicht, ich bitt' Euch" —

„Ich will ihn Dir aus Deinem Herzen hervor beschwören! Murray, der Stolze, Ehrgeizige ist es!" — Maria Ogilvie preßte ihre Hand auf ihr Herz und schwieg — „Du hast Dir den gefährlichsten Mann Schottlands gewählt, denn ich fürchte, er steht zwischen der Krone und dem Blutgerüste."

Das Fräulein seufzte tief auf, dann faßte sie rasch die Hand der Königin. „Ach, hohe Herrin," rief sie „wie irrt Ihr in ihm! Er hängt mit unverbrüchlicher Treue an Euch, er ist der Einzige, der Euch retten kann, retten will."

Die Königin lachte höhnisch, und an Bothwell denkend, vergaß sie bald Warnung und Theilnahme und wandelte, statt in ihrer ernsten Welt, in dem Zaubergarten ihrer regellosen Phantasie, sich ewig mit Trugbildern täuschend.

3.

Auf das Verhältniß der Königin und ihres Gemahls hatte die Geburt eines Sohnes keinen Einfluß, im Gegentheil wurde es immer peinlicher. Den Mord des Rizio's konnte Maria Stuart ihm nie vergeben, ſie behandelte ihn von Tage zu Tage mit mehr Gleichgültigkeit, und faſt konnte man ſagen mit Geringſchätzung, ſo daß der Adel Schottlands, hierbei nur zu bereitwillig, dem Betragen der Königin zu folgen, Darnley kaum die nöthige Achtung erwies.

Ein kurzes Jahr war vergangen, ſeit er von der Königin vergöttert worden war, ein flüchtiges, dahin rollendes Jahr hatte Alles, was ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln konnte, mit ſich fortgenommen. Seit Rizio's Tode, wo die Königin ihm nach und nach alle Vorrechte, die ſie ihm früher ſo leichtſinnig gegeben, wieder zurückgenommen hatte, fühlte er den Unterſchied doppelt kränkend, und er faßte den Vorſatz, eher Schottland heimlich zu verlaſſen und ins Ausland zu ziehen, als dieſe Geringſchätzung länger zu dulden. Dieſer Vorſatz, den die Königin durch ſeinen Vater, den Grafen Lenox, erfuhr, mußte ihr höchſt unangenehm ſein, denn er würde dadurch der Welt den häuslichen Zwiſt gezeigt und ſie in ein eben nicht vortheilhaftes Licht geſtellt haben. Die Königin that alles Mögliche, ihn davon abzuhalten, er aber verlangte, daß Bothwell und mehrere Lords, die er feindlich gegen ſich geſinnt wußte, vom Hoflager entfernt würden.

Das Verlagen der Entfernung Bothwells wäre ſchon

allein hinreichend geweſen, daß die Königin in dieſen Vorſchlag nicht einging. Niemand, ſelbſt Rizio nicht, obgleich er das Talent der Schweigſamkeit beſaß, war es ſo gelungen, wie Bothwell, Geiſt und Herz Maria's mit ſolch undurchdringlichem Netze zu umgarnen.

In dieſer Zeit gab die Königin einen unzweideutigen öffentlichen Beweis ihrer Neigung für Bothwell. Sie hatte nämlich in Jedburgh ein Gericht zu halten beſchloſſen, und hierzu, wie es Gebrauch war, alle Einwohner der umliegenden Grafſchaften aufgefordert, gerüſtet ſich um ihre Perſon zu verſammeln. Auch verband ſie dabei einen zweiten Zweck, die an der engliſchen Gränze ſo überhand nehmenden Straßenräuber (borderers) aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu jagen und zu vernichten. Dies letzte unternahm Bothwell, dem die Königin die bedeutende Stelle eines Lieutenants aller ſüdlichen Grafſchaften übergeben hatte. In einen Gefecht mit dieſen Straßenräubern ward Bothwell mehrfach verwundet, ſo daß er ſich nach dem nah gelegenen Hermitage bringen laſſen mußte, und kaum erfuhr dies die Königin, als ſie, Gericht, Anſtand und Schicklichkeit vergeſſend, ſich auf ein Roß ſchwang, und in rauher Jahreszeit, auf ungebahnten Wegen, 18 ſchottiſche Meilen weit, und nur von einem kleinen Gefolge begleitet, nach Hermitage jagte, um zu ſehen, ob ſie für den Mann ihres Herzens zu fürchten habe, oder nicht. Sie fand Bothwells Wunden unbedeutend, kehrte zwar alsbald nach Jedburgh zurück, hatte aber doch einen ſo deutlichen Beweis ihrer Neigung zu dieſem Manne gegeben, der ſich ihr als Gattin und Königin öffentlich zu geben wohl nicht ziemte, und ſie in den

Augen ihres Volkes herabſetzen mußte. Die bei dem Ritt gehabte Anſtrengung, vielleicht auch wohl die Sorge, die ſie um den geliebten Mann empfand, warfen ſie in Jedburgh auf das Krankenlager, wo ein heftiges Fieber ſie dem Rande des Todes nahe brachte. Ihr Gemahl, der in Stirling ſich aufhielt, beſuchte ſie während ihrer ganzen Krankheit zu Jedburgh nicht, und als er es endlich auf vieles Zureden ſeines Vaters that, empfing ihn die Königin ſo abgemeſſen und ſo geringſchätzend, daß er ſogleich wieder aufbrach und nach Stirling zurückkehrte.

Das gute Verhältniß war unwiederbringlich zerſtört, das innige Band der Liebe für immer zerriſſen und Rizio's Stelle in ihrem Herzen erſetzt; da war wohl Trennung das einzige Mittel, manche Aergerniß gebende Auftritte zu vermeiden, welche die königliche Autorität endlich ganz zu untergraben drohten. Zu dieſer Trennung rieth ſelbſt Murray, der jetzt ſchon wieder die Zügel der Regierung erfaßt und Alles, jedoch vergebens gethan hatte, die Begnadigung der Mörder Rizio's zu bewirken; Maria Stuart fürchtete immer noch, man werde Bothwell ein gleiches Loos bereiten.

Die ſavoyiſche und franzöſiſche Geſandtſchaft war noch nicht eingetroffen, und man mußte die Taufe von einer Woche zur andern verſchieben, welches der Königin höchſt unangenehm war, da ſie Alles angewendet hatte, die feierliche Handlung ſo glänzend als möglich zu machen; denn Prachtliebe und Sucht zur Verſchwendung hatte die junge Königin, als Mitgift ihrer früheren Erziehung zu Paris, mit nach Schottland gebracht.

In dieſer Zeit fühlte ſich die Königin ganz verſtimmt,

ihr heiteres Gemüth umdüsterte sich, ihr Frohsinn verschwand; sie wählte deshalb das einsame Craigmiclar statt Holyroodhouse zu ihrem Aufenthalt, wohin ihr aber der König nicht folgte. Hier war es, wo Schwermuth die sonst so Lebenslustige beschlich, Schwermuth, die theils durch des Königs störrisches, theils durch Bothwells einschmeichelndes Betragen mochte in ihr erweckt sein. Ihr Hofstaat war hier klein, doch fehlte ihr die getreue Ogilvie nicht, die jetzt das Amt sie aufzuheitern übernommen hatte, da sie sonst immer nur Sorge trug, den leichten, oft übermüthigen Sinn ihrer Gebieterin zu dämpfen. Der Grund dieser Schwermuth blieb Maria Ogilvie nicht lange verborgen. Kummer über des Königs Benehmen, Furcht, man werde Bothwell auf ähnliche Weise wie Rizio aus ihren Armen zu reißen suchen, und dann Unzufriedenheit mit sich selbst, sich schon wieder in Netze verflochten zu sehen, ehe die alten Bande zerrissen waren. Aber da Bothwell der Hauptgruud dieser Schwermuth war, war er auch das Hauptmittel, sie zu heilen. Er war stündlich um sie, und verstand es so gut in jede ihrer Launen einzugehen, jede Furche auf ihrer Stirn zu glätten, daß sie leicht vergaß, daß Bothwells Gattin daheim seiner harre, und sie ihr Herz einem Manne geschenkt habe, den höhere Pflichten zurückhielten, sich ihr ganz zu weihen.

Eine Zusammenkunft, welche sie in dieser Zeit mit dem Könige hatte, der sich mit ihr zugleich in Stirling aufhielt, war auch nicht sehr geeignet sie zu beruhigen.

Der König, der sich unwohl befand, hatte sie bitten lassen, zu ihm zu kommen. „Maria!“ sprach er in ei-

nem zutraulichen Tone, der unter ihnen jetzt selten war „Eure Liebe hat sich in Haß verwandelt, daran trag' ich nicht die Schuld. Ich habe gewünscht, Schottland zu verlassen, um aus diesen drückenden Verhältnissen heraus zu treten, Ihr habt mir Hindernisse in den Weg gelegt, habt Himmel und Hölle beschworen, mich hier festzuhalten, soll ich noch einmal den blutigen Abend feiern, soll noch ein Rizio fallen? — Euer höchster Wunsch ist befriedigt, der Wunsch, Mutter eines Knaben zu sein, der Euch hoch über Elisabeth von England stellt. Was wollt Ihr noch von mir? Ich bin reizbarer Natur, und Ihr vermeidet nicht die Gelegenheit, meine Leidenschaft anzuflammen."

Diese wenigen Worte zeigten der Königin nur zu gut, was sie für Bothwell zu fürchten hatte. Ein finsterer Gedanke stieg in ihr auf, der sie nicht bei Tage, nicht bei Nacht verließ und ihr jeden Frohsinn raubte.

Die Lords von Schottland, besonders die, so an Murray hingen, waren mit Bothwells Stellung bei der Königin sehr unzufrieden, denn auch Bothwell war nicht der Mann, dem mit dem Glücke die Bescheidenheit folgte. Er maßte sich alle einträglichen Aemter an, suchte durch Verkauf bedeutender Kirchengüter seine zerstörten Finanzen wieder herzustellen, und nahm besonders einen so verächtlichen Ton gegen den König an, daß man Mitleid mit diesem fühlte, so wenig man ihn auch achten konnte.

Aber alles dies entging Marien. Ihr einziges Glück suchte sie in dem Manne, der jetzt ihr Herz besaß, ihr ganzes Unglück in ihrem Gatten, der ihr Herz so gekränkt. Trennung von ihm genügte ihr nicht, es blieb

alsdann immer ein Makel auf ihr sitzen, der auf ihren Sohn zurückfiel. Nichts konnte sie aus diesem Labyrinth retten, als des Königs — —. Sie mochte selbst diesen Gedanken nicht ausdenken, so blutig, so grausig trat er vor ihre Seele.

4.

Endlich, nachdem die Gesandten von Piemont und Frankreich eingetroffen waren, konnte die Taufe des Prinzen vor sich gehen, aber auch hierbei zeigte sich der König halsstarrig und feindlich gegen seine Gemahlin; er verschloß sich auf sein Zimmer und war durch nichts zu bewegen, dem Taufact beizuwohnen. Da die Königin, des schönen Klimas wegen, sich vorgenommen hatte, in Stirling zu bleiben, verließ er das Schloß und begab sich nach Glasgow zu seinem Vater. Diese Zeit benutzte Bothwell trefflich; er gewann das Herz der Königin immer mehr nnd mehr, und suchte durch erdichtete Erzählungen, wie man ihm nach dem Leben trachte, immer mehr den Glauben in ihr zu befestigen, auch er müsse, wie Rizio, ein Opfer seiner Neigung, seiner Treue zu ihr werden. Wer in der Nähe und um die Person der Königin war, dem konnte nicht entgehen, daß zwischen ihr und Bothwell jetzt etwas Geheimes ausgesponnen werde. Oft war er mehrere Tage abwesend, wenn er zurück kehrte, hatte so manches fremde Gesicht, das man sonst nicht am Hofe gesehen, Zutritt in dem Kabinet der Königin. Endlich

verließ auch die Königin Stirling und folgte ihrem Gemahl nach Glasgow, wo sie sich gewissermaaßen in die Hände des Grafen von Lenox gab, welchem die Stadt angehörte.

Hier versuchte sie alle weiblichen Künste, den König zu bereden, mit ihr nach Edinburg zu kommen, und obgleich dieser von einer bösartigen, ekelhaften Hautkrankheit befallen war, die sein Aussehen widerlich machte, weshalb auch die Menge glaubte, er habe Gift, was nicht gehörig gewirkt habe, bekommen, so ließ sie sich doch nicht davon abhalten, beständig an seinem Lager zu sitzen, ihn zu pflegen und alle nur möglichen Handreichungen zu thun. Diese Pflege und Vorsorge leistete auch dem Könige so treffliche Dienste, daß er sich gestärkt fühlte, und die Aerzte selbst zu dieser kurzen Reise zuredeten. Auch der alte Graf Lenox, dem Alles daran lag, das gute Verhältniß zwischen dem König und der Königin wieder herzustellen, redete ihm zu, und so verließ der König endlich Glasgow in Begleitung seiner Gemahlin, um sich mit ihr nach Edinburg zu begeben. Allein sie brachte ihn nicht nach dem Schlosse Edinburg, nicht nach ihrem Palaste Holyroodhouse, sondern unter dem Vorwande der freien Lage und der gesunden Luft, nach einem auf einer Anhöhe stehenden einsamen Hause, welches dem Probste der Collegiatkirche Kirck of field gehörte. Dies Haus war nicht groß, aber seiner gesunden Lage wegen wohl geeignet, einen Kranken aufzunehmen, der nicht einer großen Begleitung bedurfte. Hier besuchte ihn die Königin alle Tage, und fuhr fort, ihn mit aller möglichen Sorgfalt, der nur eine liebende Gattin fähig ist, zu pfle-

gen; ſie übernachtete ſelbſt mehrere Male bei ihm, gab ihm die auffallendſten Beweiſe ihres Vertrauens, verſcheuchte ſo nach und nach jeden in ſeiner Seele aufgeſtiegenen Argwohn und gab ihm die Hoffnung, daß wieder die früheren glücklichen Tage für ihn erblühen könnten.

Trotz des Amtes einer Krankenwärterin lebte die Königin in Holyroodhouſe nicht als eine Trauernde, ſondern in Luſt und Freude. Alles blieb in der alten Gewohnheit, Feſte folgten auf Feſte, nur bemerkte man Bothwell ſeltener dabei, als ſonſt.

Maria Ogilvie war vielleicht die Einzige, welche ein Zufall durch den Schleier, welchen die Königin um ihre Handlungsweiſe geworfen hatte, ſehen ließ. Auch ſie hatte endlich ihrem Herzen nicht widerſtehen können; ihre ſo lange verhaltene Neigung für Murray war dieſem nicht unbemerkt geblieben, er warb um die Liebe des ſchönen Mädchens und wurde nicht zurück gewieſen. Eines Tages nach einem Mittagsmahle hatte Murray ſie um eine geheime Unterredung in dem Schloßgarten, die ſie auch zugeſagt, gebeten. Sie harrte ſein auf einem einſamen ſchattigen Plätzchen, wo ſie den Garten überſchauen konnte, ſie harrte vergebens auf die Ankunft des Geliebten. Da erblickte ſie, von tiefem Geſträuche verborgen, Bothwell in eifrigem Geſpräche mit Lord Gordon; was ſie ſprachen, konnte ſie nicht verſtehen, nur als ſie ſich beim Abſchiede die Hände reichten, ſagte Bothwell: „Der König verdient dieſe Ehre, Lord Gordon, ſein Ende muß glänzend ſein, wie ſein Beginnen.“ Sie vertraute noch an demſelben Tage das, was ſie geſehen und gehört hatte, Murray, der zwar keinen großen Werth auf die Worte

Marie Lapidus

legte, dem es jedoch auffiel, daß Gordon und nicht Bothwell bei dem Feſte zugegen geweſen war; er beſchloß, Beide zu beobachten, und beſonders Bothwell, ſeinen geſchwornen Feind, nicht aus dem Auge zu laſſen. Daß ein Anſchlag auf die Perſon des Königs im Werke ſei, ſchien ihm wahrſcheinlich, nur konnte er nicht glauben, daß dies ohne Bewilligung der Königin geſchehen könne, und traute dieſer nicht Falſchheit und Verſtellung genug zu, daß ſie in einem Augenblick, wo ſie Alles that, ſich mit ihrem Gemahl zu verſöhnen, einem Verbrechen würde die Hand bieten können. Er ſelbſt hatte den Muth mit der Königin ſo offen darüber zu ſprechen, als es das Gräßliche der Sache erlaubte. Maria war bei dem Gedanken gleich ihm tief erſchüttert und bat ihn, ein wachſames Auge auf Bothwell und Gordon zu haben.

5.

Die Hochzeit einer der Kammerfrauen der Königin gab jetzt Veranlaſſung zu mancher Unruhe im Palaſte. An dem nämlichen Tage, wo ſie vor ſich gehen ſollte, hatte ſich Maria Stuart ſchon in aller Frühe nach dem Hauſe des Propſtes von Kirck of field zu ihrem Gemahl begeben, um dort den Tag zuzubringen. Niemand als Triſtan, ihr Leibpage, und Maria Ogilvie hatten ſie dorthin begleitet. Sie war anfangs von der heiterſten Laune, ſelbſt ihrem Muthwillen ließ ſie freien Zügel, jedoch mit dem Untergang der Sonne ging auch die muthwillige

Laune unter, und sie ward tiefsinnig. Der König bat sie heute dringend die Nacht hier zuzubringen, und nicht zu der Mummerei, die bei der Hochzeit stattfinden sollte, zu gehen. Allein sie behauptete, es ihrer treuen Dienerin zu fest versprochen zu haben, als daß sie ihr Wort brechen könnte; und als die Zeit heranrückte, warf sie ihren schwarzsammetnen Mantel um, trat vor den König, betrachtete ihn mit ernstem und doch wehmüthigem Blick, und Maria Ogilvie, die dicht hinter ihr stahd, wollte den Namen Rizio, der sich leise ihrer Brust entrang, gehört haben. Auch der König, dem ihr sonderbares Benehmen auffallen mußte, sah sie befremdet an. Da erfaßte sie die Ungeduld: „Schlaft wohl, Heinrich, Euer Schlaf wird sicher süß und fest sein!" — „Lebt wohl!" erwiederte er und reichte ihr zum Abschied die Hand, die sie nur mit Widerwillen ergriff. Auch aus ihrer Brust rang sich ein dumpfes Lebewohl hervor, es war aber kein Lebewohl, dessen Schmerz der Engel des Mitleides mit der Hoffnung des Widersehens lindert, ein Lebewohl, als sei es an der Pforte der Hölle gesprochen und in tausendfachem Echo von den Geistern der Finsterniß wiederholt worden. — Langsam schritt sie die Treppe hinab, ihre Hand bebte in der Hand ihrer Freundin, und Tristan mußte der Wankenden zur Stütze dienen. Jedoch aus dem Portale herausgetreten, wo ihr Zelter, sie erwartend, wiehernd stand, da schien ihre Beklemmung sie verlassen zu haben, denn sie bestieg mit kräftigem Schwunge ihr Roß und sprengte davon.

„Führt unser Weg uns in unser Kloset nach Holyroodhouse?" fragte Miß Ogilvie, die ihr gefolgt war.

„Da ſei Gott vor!“ antwortete die Königin „Nicht im ſtillen Kloſet, nicht vor dem Betaltar möchte ich heute Nacht ſtehen; zur Hochzeit muß ich, zur luſtigen Hochzeit, wo der Dudelſack brummt und die Pfeife ſchrillt; da vergißt man, was geſchehen wird, da durchrieſelt es nicht eiſig unſer Gebein, wenn der Sturm das Fenſter aufreißt und wir glauben, die verhängnißvollen Würfel mit ihren magiſchen Zeichen rollen hin und der Wurf liegt unabänderlich.“

„Und Ihr wollt wirklich zu der Mummerei dieſer Hochzeit?“ fragte Maria Ogilvie „Ich ſollte meinen, wenn ich Euren flammenden unſtäten Blick betrachte, Eure brennende, zitternde Hand in der meinigen fühle, ſo dünkt es mich, Ihr wolltet eher Euer Herz zu Gott wenden, als daß Ihr es in den Strudel wilden Vergnügens führt“ —

„Schweig!“ brach die Königin raſch das Geſpräch ab, hielt ihres Roſſes Zügel an und ritt langſam der Stadt zu.

Dumpf dröhnte der Hufſchlag der Roſſe, als ſie durch das hohe Thor von Holyroodhouſe ritten, ein aufgeſcheuchtes Käuzchen begrüßte ſie krächzend, da ſprang die Königin ſchnell vom Zelter, ſtieg raſch die Wendeltreppe des kleinen Thurms hinauf, ſo daß der Diener, der die Kerze trug, ihr kaum folgen konnte, und ſtand bald in ihrem Gemach. Hier warf ſie das Reitkleid ab, ließ ſich ein Kleid von feuerfarbner Wolle bringen, war ſchnell angekleidet und verfügte ſich nach einem der Säle, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Trompetenſchall empfing ſie, und raſch ergriff ſie die Hand von Lord Gordons Bruder und

rauſchte mit ihm im flüchtigen Walzer dahin; doch ſchien ihre Seele nicht bei dem Tanze zu ſein, ſie hielt zuweilen plötzlich inne, horchte, und ſchrak zuſammen, wenn irgendwo ein lautes Geräuſch ſich vernehmen ließ. Endlich mochte ſie wohl fühlen, daß dieſer wilde, bachantiſche Tanz ſich nicht wohl für die Würde der Königin zieme, da hörte ſie auf, ſetzte ſich zu der Braut, und ſprach ruhig mit ihr über ihre Zukunft, winkte Maria Ogilvie, ſich auf der andern Seite neben ſie zu ſetzen und verfiel dann in tiefes Nachdenken. Sie hatte die Hand ihrer Freundin gefaßt und hielt ſie krampfhaft, ihr Auge ſah oft ſtarr vor ſich hin, oft unſtät im Kreiſe umher, zuweilen ſogar bittend auf Miß Ogilvie. Da zertheilte plötzlich ein dumpfer Knall die Luft, es war, als wenn das Pulver einen alten Thurm aus ſeiner Grundfeſte gehoben und ihn über die belagerte Stadt geſchleudert hätte. Trompeten und Geigen verſtummten und es trat plötzlich eine dumpfe ängſtliche Stille in dem vorhin noch ſo geräuſchvollen Saale ein. Jetzt erhob ſich die Königin langſam, ſagte Miß Ogilvie leiſe einige Worte und verließ mit ihr das Feſt; Niemand durfte ihr folgen.

Schweigend war ſie durch die langen Hallen geſchritten, in ihrer linken Hand eine Kerze tragend, die Rechte hatte das Diamantkreuz ergriffen, welches an ihrem blendenden Halſe hing; ſo betrat ſie ihr Gemach, eine glühende Röthe überflog ihr Antlitz, während Marie Ogilvie blaß wie eine Leiche neben ihr ſtand. Jetzt warf ſie ſich vor den Betſtuhl, faltete ihre Hände und wollte beten; doch ſie konnte nicht, ſie preßte die Gefalteten auf ihr Herz, aber keine Worte entquollen ihrer Bruſt.

„Erbarme Dich Gott der Sünder!“ ſprach jetzt Maria Ogilvie hinter ihr „Gehe nicht ſtreng mit ihnen zu Gericht, und laß Gnade walten vor Gerechtigkeit!“ Bei dieſen Worten erhob ſich die Königin, warf einen vernichtenden Blick auf das Fräulein, und fragte ſie mit heftigem Tone: „Für wen beteſt Du?“

„Für den, der meines Gebetes bedarf. Iſt dem ſo, wie ich ahne, ſo erlaubt, daß ich Euch ſchon morgen verlaſſe!‘

Die Königin ſchien von dieſen Worten überraſcht. „Jetzt, gleich, gleich, wenn Du willſt!“ rief ſie „Du holſt mir den Himmel nicht zurück, und bringſt mir die Seligkeit nicht wieder — wäre ſie verloren,“ ſetzte ſie dumpf hinzu.

Das Fräulein warf ſich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte und drückte ſie an Lipp’ und Herz. „Daß wir ſo ſcheiden ſollten, hätte ich nicht geglaubt,“ rief ſie in tiefſter Bewegung. „Lebt wohl! Gott mit Euch!“ ſprach ſie dann, und Thränen im Blick, Kummer im Herzen ging ſie in ihr einſames Gemach, dort für die Sünder zu beten.

6.

Als die Königin ſich allein befand, blieb ſie, ſtarr vor ſich hinblickend, ſtehen. Man ſah es ihr an, es trieb ſie, ihr Herz zu Gott zu wenden, doch aber war die That, die ſie zwar nicht befohlen, nicht gut geheißen, die aber

ihr Mund, vielleicht auch ihr Herz nicht verdammt hatte, zu furchtbar, als daß sie hoffen konnte, ihr Gebet könnte dort oben erhört werden. Sie hätte sie hintertreiben können und hatte es nicht gethan, das war ihr Vergehen, das der Fluch dieser furchtbaren That, die sie verfolgte.

„Ist es denn wirklich geschehen?" rief sie endlich aus, da ihre Empfindung wieder Sprache gewonnen hatte „Steh' ich denn wirklich nicht mehr gebunden, fest an ihn gebunden, auf dieser elenden Welt? War ein Augenblick, ein so kurzer Augenblick hinreichend, das ganze Geschick meines Lebens umzugestalten, so daß mein Leben jetzt der Wonne, oder — einer Nemesis verfallen ist, die jeden Freudenbecher vergiftet, jeden Liebeskuß zum Skorpionstich umwandelt und kein Erbarmen mit dem zerrissenen Herzen kennt? — Schon stehe ich hier allein," sagte sie nach einer Pause „eine Kerze ist schon nieder gebrannt, die andere wird nicht lange mehr leuchten, und es wird Nacht um mich sein. Die Freundin meiner Jugend hat mich wie eine von Gott Verstoßene verlassen, und so werde ich, eine Dornenkrone im Haar, statt des Diadems von funkelnden Diamanten, auf dem Throne sitzen, und kein Herz, außer dem seinen, liebend neben mir stehen. O! mich graußt vor dieser furchtbaren Einsamkeit" —

Kaum hatte sie dieses Wort gesprochen, so klopfte es dreimal leise an eine verborgene Thür, sie öffnete sich, ein bleiches, aber dennoch schönes männliches Antlitz blickte scheu herein. „Seid Ihr allein, Maria?" fragte der Mann mit bebender Stimme, und als die Königin statt Antwort sich von ihm abwandte und ihm zu gehen winkte,

da trat er keck ein, ſetzte die Kerze auf den Tiſch und ſchritt auf ſie zu.

„Eure Wünſche, auch die meinigen ſind erfüllt!“ ſagte Bothwell „Gen Himmel habe ich den König geſandt, und mich dafür der Hölle verſchrieben. Ich komme her, meinen Lohn zu fordern. Nicht für ein zagendes Weib, für eine Fürſtin, für ein Weib mit hoher kräftiger Seele habe ich gehandelt, habe mir einen ewigen Diener erkauft, der mich keinen Augenblick verläßt, und Tag und Nacht wie mein Schatten mich verfolgt. Der geſchäftige Diener — iſt Darnley's Geiſt, den ich nicht mit aller meiner Kraft abſchütteln kann, wenn er mich erfaßt hat — Seht Ihr ihn nicht?“ fuhr er plötzlich auf, und ſtreckte die Hand nach dem Bettiſch hin „Dort hinter dem Kruzifix hat er ſich verborgen, grinzt mich an — und — weg iſt er!“

Unwillkürlich hatte die Königin ihr Auge auf den Fleck richten müſſen, und ihre aufgeregte Phantaſie ließ ſie das Bild ihres gemordeten Gatten ſehen, aber ſchnell war das Trugbild wieder verſchwunden, und ſie wandte ſich raſch und unmuthig zu Bothwell.

„Iſt das Euer geprieſener Muth, Jacob Herburn, iſt das die Thatkraft, die Euch nach dem Höchſten zu ſtreben zwang? Faßt Euch, nehmt Platz mir gegenüber, und erzählt mir ruhig, wie Alles geſchah, erzählt mir, ob Ihr gewiß ſeid, daß die That vollbracht iſt, oder ob ich noch hoffen kann“ —

„Hoffen?“ rief mit höhniſchem Lächeln Bothwell „Ihr wollt noch hoffen? Eure Hoffnung kommt zu ſpät! So lange der Menſch noch über der Erde iſt, wenn ihm

auch der Tod den letzten Liebeskuß ſchon aufgedrückt hat, ſo lange kann man noch hoffen, er könne wieder erſtehen aus ſeiner Nacht; wenn man ihn aber in die Gruft ſenkt, dumpf und dröhnend die Schollen Erde auf den hohlen Sarg darnieder rollen, dann iſt der Flügel der Hoffnung gebrochen, aus dem Grabe erhebt ſie ſich nicht wieder. Habt Ihr den Knall nicht gehört? Das Haus flog empor, und wie ſoll denn ein armer ſiecher Menſch der Zerſtörung entgehen, wenn die Steinmaſſe es nicht vermochte? Euch zu beſitzen habe ich das Schrecklichſte vollbracht; in dieſer ernſten Stunde reicht mir auch Eure Hand, und gebt mir Gewißheit, daß ich meinen Lohn treulich erhalten ſoll. Ihr zögert? — Blut klebt nicht an der meinigen, nicht einmal Pulverdampf hat ſie eingehüllt; ich war kein Werkzeug, ich war nur der Geiſt, der wie Ihr gebot, und nur das Wort ſprach: „Zünde!“

„Bothwell!“ ſagte jetzt die Königin, und im kurzen Kampfe verſiegte der letzte Quell des Guten „Hier haſt Du meine Hand, mein Herz war ja ſchon längſt Dein Eigenthum. Können wir auch nicht ganz vergeſſen, was geſchah, ſo wollen wir doch der Nemeſis ſpotten mit ihren Skorpionſtichen und ihrem Gift, die Wonne, die uns noch auf Erden blieb, genießen bis zu ihrem letzten Tropfen; im Rauſch der Liebe ſoll Darnley's Geiſt uns nicht erſcheinen, wir wollen ihn mit ihrem Zauber bannen, daß er den Pforten des Grabes nicht entſteigen kann.

„Das wollen wir!“ ſagte Bothwell zuverſichtlich und mit triumphirendem Blick, als könne er die Erinnerung mit all ihren Bildern verbannen „Jenem iſt es wohl — uns zwiefach!“

7.

Kaum daß der Tag graute, als auch ſchon die ganze Bevölkerung Edinburgs nach Kirck of field ſtrömte, um zu ſehen, ob das dumpfe Gerücht, welches ſich verbreitet hatte, der König ſei ermordet, wahr ſei. Das Haus, worinnen er gewohnt, war durch die Macht des Pulvers ganz zerſtört, nur die Trümmer konnte man noch ſehen. Sonderbarer Weiſe aber lagen der König und ein Bedienter, der in ſeinem Gemach geſchlafen hatte, nicht unter den Trümmern begraben, ſie lagen in einem benachbarten Garten jenſeits der Stadtmauer erſtarrt; die Körper waren beide unverſehrt, ohne nur die geringſten Kennzeichen von Gewaltthätigkeit an ſich zu haben. So wenig der König auch bei ſeinen Lebzeiten geliebt war, denn dem erſten Lord, wie dem gemeinſten Bürger war ſein Stolz und ſeine Anmaßung unerträglich geweſen; bejammerte ihn doch heute Alt und Jung, und ohne Rückhalt nannte man Bothwell als den Mörder, und ſelbſt der Königin wurde hier und da nicht ehrenvoll dabei gedacht. Ohne weitern Pomp wurde der Leichnam nach Edinburg gebracht, und einige Tage darauf, zwar in der Stille, doch unter den ſchottiſchen Monarchen beigeſetzt. Den dritten Tag, nach dem der Mord geſchehen, ließ die Königin einen Aufruf ergehen, wo ſie auf die Entdeckung des Thäters eine bedeutende Geldſumme ſetzte, was doch aber nichts dazu beitrug, den Verdacht von Bothwell abzulenken. Der Vater des Ermordeten, der Graf Lenox, klagte ihn jetzt öffentlich dieſes Mordes wegen an, und bat, ihn wenigſtens, dem in Schottland beſtehenden Ge-

ſetze nach, verhaften zu laſſen. Bothwell wurde auch wirklich vor Gericht gefordert, allein nicht, wie Lenox es gewünſcht hatte, verhaftet. Die Königin hatte die Schwachheit, ihm nach wie vor freien Zutritt in Holyroodhouſe zu geſtatten, erlaubte ihm, Theil an allen Berathſchlagungen des Staatsrathes zu nehmen, und hielt es für nothwendig, ihm noch mehr Gewalt zu verleihen. Obgleich die meiſten Schlöſſer des mittäglichen Theils von Schottland ſchon in der Gewalt des Günſtlings waren, ſo glaubte ſie doch noch, zu ihrer und Bothwells Sicherheit, auch das Schloß zu Edinburg, als das Bedeutendſte, in ſeine Hände geben zu müſſen. Sie unterhandelte deshalb mit dem Grafen Mar, der es ihr endlich auch, nachdem ſie ihm die vortheilhafteſten Bedingungen zugeſtanden, einräumte. Alle dieſe Schritte waren nicht geeignet, den einmal gefaßten Verdacht von Bothwell und ihr abzuwälzen, vielmehr mußte ſie ihn noch verſtärken, und ſo ſah die Königin durch das Murren des Volks ſich endlich gezwungen, den Tag des gerichtlichen Verhörs anzuſetzen. Ganz gegen die Sitte des Landes aber wurden dem Kläger, dem Grafen von Lenox, nur 12 Tage Zeit zur Beſtellung der Klage gelaſſen. Lenox, obgleich er ſeine bedeutenden Güter in Schottland während der Glanzepoche ſeines Sohnes zurück erhalten hatte, ſtand doch ohne Freunde und iſolirt da, ſein und ſeines Sohnes Benehmen gegen Murray hatten dieſen zu ihrem Feind gemacht: die Hamiltons waren von jeher die geſchworenen Feinde der Familie Lenox, und der Graf Huntley war ſo ganz Bothwell ergeben, daß er von dieſer Seite Alles fürchten mußte. Er bat um Aufſchub, der ihm ver-

weigert wurde, und Bothwell ſaß ſelbſt in dem Rathe, der über die Art und Weiſe, wie dieſe Sache gerichtlich verhandelt werden ſollte, beſtimmte. Am Tage des Verhörs zogen Söldner mit fliegenden Fahnen durch die Straßen von Edinburg; er ſelbſt ritt an der Spitze ſeiner Freunde mit ſolch bedeutendem Gefolge ein, daß es für die Richter ihn zu verdammen gefährlich, und ihn zu beſtrafen unmöglich geweſen wäre. In dem Gerichtshofe aber trat Robert Cunnigham im Namen des Grafen Lenox auf, entſchuldigte das Auſſenbleiben ſeines Herrn, und hob beſonders hervor, daß er wegen der Kürze des Termins nicht Zeit genug gehabt hätte, die nöthige Bedeckung um ſich zu ſammeln, ohne welche es gefährlich geweſen wäre, ſich ſolchen mächtigen Gegnern entgegen zu ſtellen. Er bat deshalb, mit dem Prozeß einzuhalten, Bothwell hingegen verlangte, daß man unverzüglich zum Verhöre ſchreiten ſolle. So wurde Bothwell, da Cunnighan ſich zurück zog, von dem angeſchuldigten Verbrechen losgeſprochen. Zwei Tage darauf wurde ein Parlament gehalten, wo die Königin ſo wenig Rückſicht gegen die Stimmung des Volkes nahm, daß ſie ihm das Scepter vor ſich hertragen ließ. Ueberdies ward hier das Geſetz der Achtserklärung gegen Huntley aufgehoben und er in alle ſeine Güter wieder eingeſetzt; eben ſo wurden die wegen der Ermordung des Rizio Verbannten zurück berufen, und erhielten die königliche Verzeihung. Alle dieſe Gnadenbezeigungen geſchahen von Seiten der Königin, um Bothwell Freunde zu werben.

IV.

Bothwell.

1.

An dem Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht, die dem Könige das Leben gekostet hatte, trat Maria Ogilvie in das Zimmer der Königin ein. Sie fand sie so ruhig schlafend, als ob keine böse That, kein böser Traum ihren Schlummer hätte stören können. Sie stand lange vor ihr und betrachtete dies liebliche, holde Antlitz mit Wohlgefallen. „Also auch diese Züge können täuschen," dachte sie „auch dieses fromme, harmlose Antlitz kann die wilden Begierden verbergen, die in dieser jugendlichen Brust toben? Sie soll ich verlassen, die mir von Kindheit an mehr Freundin, als Gebieterin war? Aber ich muß! — Wo die Hölle waltet, da vermeide der Mensch selbst die schönsten Erinnerungen seiner Jugendzeit in sich zu erwecken, er fliehe, sonst ist er verloren!" In diesem Moment schlug die Königin die Augen auf, und sah noch die Thränen über des Mädchens Wangen rollen. „Was willst Du hier?" redete sie die Königin barsch an „Ich glaubte Dich schon weit weg von Holyroodhouse, und noch bist Du in meiner Nähe?"

„Konnte ich ohne Abschied Euch verlassen, ohne Euch für die Wohlthaten zu danken, deren Ihr mir so viele

erzeigt habt?" entgegnete das Fräulein „Dies war mir unmöglich! Acht Jahre ſind es, als ich Euch zum erſten Male in Fontainebleau ſah, als ich in Eurem Anblick verſunken zu Euren Füßen fiel und den Schwur that, freiwillig Euch nie zu verlaſſen. Und doch muß ich es jetzt!" Bei dieſen Worten ſank ſie vor dem Bette der Königin nieder, die ihr aufzuſtehen befahl und nach einem Seſſel zeigte, auf dem ſie Platz nehmen ſollte. Dann ſprang die Königin raſch von ihrem Lager auf, ihr Hoffräulein reichte ihr das Morgengewand, und wie eine dem Meere entſtiegene Aphrodite ſtand ſie vor Maria Ogilvie.

„Wir müſſen uns trennen, Du haſt Recht," nahm ſie jetzt das Wort, und der Ton, mit dem ſie ſprach, war der Ton des Herzens „und mir iſt es unausſprechlich ſchmerzlich, ich habe Niemanden mehr, dem ich meine Schwächen und mein menſchliches Irren anvertrauen kann. Ein Augenblick, in dem ich vergaß, daß das Gute nicht wollen, ein ſo großes Verbrechen iſt, als das Böſe thun, hat mich von Dir, Du frommes Mädchen, für immer getrennt. Ziehe hin in Frieden, werde glücklich!"

Maria Ogilvie war von dieſen Worten tief gerührt; ſie wollte eben der Königin Hand ergreifen, als dieſe ſich wegwandte, ein Käſtchen öffnete und eine weiße Roſe aus demſelben nahm. „Nimm dieſe geringe Blume zur Erinnerung an mich; es liegt für mich eine tiefe Deutung in ihr verborgen. Gedenkſt Du noch jenes Abends in Fontainebleau, wo ich ſie aus meinen Haaren wand und ſie mit Thränen benetzte, und Du mich fragteſt, warum dies Symbol heiliger reiner Liebe mir Thränen erpreſſe? — Wiſſ es jetzt, was ich Dir damals verſchwieg: es war

der letzte Augenblick meiner frommen Jugendzeit, und sie gehörte fortan nicht mehr in mein Haar. Ich habe sie als stumme Mahnerin verwahrt und gebe sie jetzt Dir — ich bedarf ihrer nicht mehr!" setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu „Dir möge sie den Gränzstein eines verschwundenen Paradieses bezeichnen! — Möge der Mann Deiner Liebe," sprach sie dann mit innerer Rührung „Dich nimmer vergessen, wie ich Dich nie vergessen werde." Sie umarmte das Fräulein, trat in ihr Cabinet und ließ sie allein zurück, die noch einen Blick in dem ihr so wohlbekannten Zimmer umher warf und dann mit ernstem traurigen Gefühle Holyroodhouse verließ. Der andere Tag sah sie mit einem stattlichen Gefolge auf dem Wege nach den Hochlanden, und bald hielt sie vor dem Thore von Larg-Castle.

Mit herzlichem Willkommen empfing sie der alte Makintosh, der, seit Robert von Kinkardine, auch noch im Tode seines Befehles eingedenk, vor der Pforte des Schlosses ein Erschlagener liegen blieb, mit dem Leben im Zwiespalt lag. Er freute sich aufrichtig, die Freundin seiner Tochter zu sehen, ließ Anna schnell herbeirufen, und weinend hing die jugendliche Wittwe an dem Halse ihrer Freundin. Mit wenigen Worten, jedoch mit aller Schonung für die Königin, erzählte Maria, was indessen in Edinburg vorgefallen sei, überreichte dem alten Lord ein Schreiben Murray's, worinnen er sie des Lairds von Larg-Castle Obhut empfahl und ihn aufmerksam machte, daß er jetzt wohl eben so gut von dem Grafen von Huntley einen Ueberfall zu befürchten habe, als früher. Er rieth ihm daher, von der Begleitung Maria Ogilvie's so

viel Mannſchaft in ſeinem Schloſſe zurück zu behalten, als er zur Vertheidigung nothwendig erachtete; die Mannſchaft ſelbſt bleibe jedoch in Murrays Solde.

Der Alte ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe. „Was ſoll ich mit dem Volke jenſeits des Clyde und ihren langen Spießen? Hochländer hätte er mir ſchicken ſollen, die paſſen nur in unſern Bergen — Doch!" — Er ging durch ihre Reihen und beſah ſie ſich; es war wackres, ſchönes Volk. „Nun denn!" rief er mit lauter Stimme „Wer will von Euch bei dem alten Lord von Larg-Caſtle bleiben und ſein Schloß vertheidigen helfen, der trete hervor!" und alle Zwanzig traten hervor und blieben gern bei dem alten Mann.

„Es iſt doch ein böſes Ding in der Welt," rief der Alte aus, als er mit Anna und Maria allein war „wenn Gott ein menſchliches Weſen mit rechtgläubigem Sinn, königlicher Gewalt und unwiderſtehlicher Schönheit ausgeſtattet hat, und hat es nicht auch mit Tugend begabt. Was iſt das jetzt für ein Leben und Treiben in Edinburg, toller als je, und da ſitzt eine junge, ſchöne, rechtgläubige Fürſtin auf dem Throne; man ſollte meinen, Schottland wäre durch dieſen Engel zum Paradies umgeſtaltet, und eine Hölle iſt es geworden, wo man alle Bande des Blutes vernichtet, den Einen gen Himmel, den Andern zur Hölle ſchickt und ſelbſt das Alter öffentlich verſpottet. Nun, ich ziehe nicht wieder ein in dieſe Baalsburg, ziehe nicht wieder mein Schwert und entfalte nicht wieder mein Banner für dieſe Königin!"

So brummte der Alte, der das Feſtſpiel auf Holyroodhouſe nicht vergeſſen konnte, und mit jedem Gedan-

ken an jenen Abend, warf er einen traurigen Blick auf ſein Kind, das ſo oft nach dem Grabe ihres erſchlagenen Gatten wallfahrte. Ueber dies Alles vergaß er jedoch die Warnung des Grafen Murray nicht, ſetzte das Nöthige im Stand, rüſtete ſich, als ob der Feind ſchon vor den Thoren ſtände, und ſendete Kundſchafter nach Aberdeen, um bei Zeiten zu erfahren, ob der Graf von Huntley ſich auch rüſte. Die Anweſenheit Maria Ogilvie's war ihm lieb; ſie hatte in Edinburg mit ſchweſterlicher Liebe an ſeiner Tochter gehangen, daß er ſich freute, durch den wenigen Schutz, den er ihr gab, ſich dankbar zeigen zu können.

2.

In Edinburg ſchien nach der Freiſprechung Bothwell's Alles nach den Wünſchen der Königin zu gehen. Die Vereinigung der mächtigen Familie Gordon und Seaton, zu der ſich mehrere Andere von hohem Adel, worunter ſich ſelbſt Morton befand, ſchlugen, hatte Bothwell ein ſolch bedeutendes Uebergewicht gegeben, daß Niemand ſich ihm entgegen zu ſtellen wagte. Auch Murray, zu klug, um nicht zu wiſſen, daß jetzt der richtige Zeitpunkt noch nicht da ſei, zog ſich nach und nach von den Geſchäften zurück, erhielt ſich doch aber die Achtung der Königin, obgleich ihn Bothwell haßte. Dieſem war bisher noch nichts mißglückt; er hatte ſeinen großen Plan ſo klug als fein angelegt, und mit eben ſo viel Beſonnenheit als Beharr-

lichkeit ihn durchgeführt. Ganz der Königin Herz gewiß, überzeugt, daß sie den Wunsch mit ihm theile, ihm ihre Hand zu geben und ihn auf Schottlands Thron zu erheben, wagte er es doch nicht, sie zu einer unüberlegten Handlung zu bereden. Er fühlte wohl, daß in einem Lande, wo die Macht des Königs so gering, die Macht des hohen Adels aber so groß war, es schwer sei, das Gesetz zu umgehen, das der Königin vorschrieb, sich nicht ohne Bewilligung des Parlements zu verheirathen. Er beschloß daher, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den Adel dahin zu vermögen, daß er ihn der Königin zum Gemahl vorschlage. Er lud sämmtliche Lords, die bei dem Parlement zugegen gewesen waren, zu einem großen Feste ein, und nachdem er sein Haus mit ihm treuergebenen Söldnern besetzte hatte, machte er ihnen, da auch der Wein seine Wirkung nicht verfehlt hatte, den Antrag, ihn, dem die Königin mit ganzer Seele zugethan sei, als den Mann vorzuschlagen, welcher der Würdigste sei, um Schottlands Thron mit ihr zu theilen. Nicht einer der anwesenden Lords trat dagegen auf; Eigennutz leitete wohl die Meisten, und selbst die, denen dieses Verhältniß unangenehm sein mußte, glaubten, sicher nicht mit ihrer Meinung durchzudringen, und wollten sich nicht nutzlos dem mächtigen Mann entgegen stellen. Mehrere unter ihnen, worunter auch Murray, sahen die Sache nicht von der gefährlichen Seite an, sie kannten der Königin Flattersinn zu gut, und Darnley's Beispiel gab ihnen fast die Gewißheit, daß auch dieser Liebesrausch bald ausgeschlafen sein würde. Sie unterzeichneten Alle, und nun stand Bothwells Glück nichts mehr im Wege,

als die eigene Gattin, denn er war mit der Schweſter des Lord Gordon verheirathet. Er klagte unter nichtigem Vorwand auf Scheidung, und da ſeine Gattin und deren Familie mit ihm einverſtanden waren, ſo wurde auch dies Hinderniß bald beſeitigt.

Nicht ſo gleichgültig, wie dem Anſchein nach in Schottland, ſah man in England und an dem franzöſiſchen Hofe dieſe Heirath an. Die desfalls von Eliſabeth an die Königin Maria geſchriebenen Briefe ſprachen ſich unumwunden darüber aus, daß die Vermählung mit dem Mörder ihres erſten Gatten ſie als Theilnehmerin bezeichnen, und daß ein ſolcher Schritt gegen alles Ehrgefühl und gegen die Würde eines gekrönten Hauptes ſein würde. Dies mochte die Königin ſelbſt fühlen, und deshalb ging ſie willig in einen Vorſchlag Bothwells ein, ihrer Vermählung auch dieſen böſen Schein zu nehmen, den ſie auf ihren Charakter, hauptſächlich aber auf ihre Theilnahme an dem Tod ihres Gemahls werfen könnte.

Während Murrays Abweſenheit in den nördlichen Provinzen, wo die Grafſchaft Murray an der Seeküſte liegt, fühlte die Königin, gleich nachdem das Parlament auseinander gegangen war, ein dringendes Verlangen ihren Sohn zu ſehen, der der Aufſicht des Grafen Mar, des Befehlshabers auf Stirling übergeben war. Die Sache mußte Jedem ſo natürlich erſcheinen, daß auch nicht der kleinſte Argwohn bei irgend Jemand aufſtieg, beſonders da Bothwell zur nämlichen Zeit mit 1000 Pferden von Edinburg gegen die an der Gränze ſich vom Neuem geſammelten Freibeuter ausgezogen war; er wandte ſich aber plötzlich und traf bei Lintinthon die Königin, auf

ihrer Rückreiſe nach Edinburg begriffen. Ohne zu ſäumen griff er ihr Gefolge an, das leicht auseinander geſprengt wurde, bemächtigte ſich ihrer Perſon, und führte ſie nach ſeinem feſten Schloſſe Dunbar; nur wenige ihrer Hofbedienten durften folgen.

Die Königin ließ gegen ſolch freches Attentat ihrer heiligen Perſon und gegen dieſe Beſchimpfung ihrer königlichen Autorität kein unwilliges Wort fallen; ſie zeigte deutlich, daß ſie mit Bothwell einverſtanden ſei, denn der Ueberfall überraſchte ſie nicht einmal, und Bothwells Vertraute verſicherten dem Staatsſekretair Melwill, daß Alles mit Bewilligung der Königin geſchehe.

Bothwell, mit der Königin in Allem einverſtanden, hoffte von dieſem Gewaltſtreich die glücklichſten Folgen. Mußte ſie ihm gezwungen ihre Hand geben, ſo war er nicht der Mann ihrer Wahl, ſie konnte ſich ſtellen, als ob ſie ihn haßte, verabſcheute, und ihr konnte dann nicht der Vorwurf gemacht werden, daß ſie dem von der ganzen Nation als den Mörder ihres Gemahls gebrandmarkten Manne zum Altare freudig gefolgt ſei. Aber Bothwell hatte dabei der Königin früheres Betragen gegen ihn vergeſſen, und ſo erſchien Jedem die Entführung als eine Poſſe, die Niemand mehr täuſchen, ſeine Schuld aber wohl ſehr vermehren konnte.

Nach einigem Aufenthalt in Dunbar führte Bothwell die Königin an der Spitze ſeiner Vaſallen und Freunde, wie im Triumph nach Edinburg, aber nicht in den Palaſt, ſondern ins Schloß, deſſen Gouverneuer er war, denn in dem offenen Palaſte mußte er Alles von dem Unwillen der Nation erwarten.

Jetzt ſtand Bothwell ſeinem ſich ſelbſt geſteckten Ziele ſo nahe, deß nur noch ein kleiner Schritt nöthig war, es ganz zu erreichen. Hätte er ſich jetzt raſch mit der Königin vermählt, ſo konnte man die geſchloſſene Ehe leicht für eine gezwungene anſehen, deren Gültigkeit man dereinſt ſtreitig machen konnte. Die Königin ließ daher einen beſonders hierzu beſtellten Gerichtshof bilden, welchem ſie in Gegenwart des Kanzlers und mehrer Lords erklärte, daß des Grafen Bothwells gewaltſame Entführung ſie zwar anfangs entrüſtet, ſein nachheriges unterwürfiges und ehrerbietiges Betragen aber habe ſie mit ihm verſöhnt, und ſie ſei deshalb mit freiem Willem entſchloſſen, ihn zu höherem Rang und Ehre zu erheben, weshalb ſie ihn zum Herzog von Orkney ernenne. Drei Tage darauf ward ſie mit Bothwell öffentlich nach den Gebräuchen der proteſtantiſchen Kirche, heimlich aber nach katholiſchem Ritus getraut.

Welche Stimmung dieſe Handlung im Lande erweckt hatte, konnte ihr das Benehmen des Adels und des Volkes ſattſam beweiſen, denn ſie ward, wo ſie ſich öffentlich zeigte, mit wenig Ehrerbietung, wohl gar mit lautem Tadel und Verachtung empfangen.

3.

Murray hatte es redlich mit der Königin gemeint. Sie und ſein Vaterland waren bisher der Hebel aller ſeiner Handlungen geweſen, und wenn ihn auch Freund

und Feind nicht mit Unrecht eines ungemäßigten Ehrgeizes beſchuldigten, ſo mochte er wohl in der Erhebung ſeiner Schweſter, in der Behauptung ihrer königlichen Macht zugleich für ſich auch zu wirken hoffen. Nie hatte er aber eine Handlung begangen, wobei er ſich auf Unkoſten ſeiner Schweſter oder der königlichen Macht hätte Vortheil verſchaffen wollen; hier blieb ſein Ehrgeiz immer dem Vortheil des Throns untergeordnet. Nicht mit Maria's erſter Wahl ganz zufrieden, denn ihm war es ohnmöglich, Heinrich Darnley als Mann, vielweniger als König zu achten, hatte er lange angeſtanden, bis er ſich zur Parthei der Unzufriedenen ſchlug; aber durch den übermüthigen König auf ſeiner empfindlichſten Seite ſo oft verwundet, galt ſeine Widerſetzlichkeit ihm, nicht der Königin, auf deren Ruf, ſobald ſie ihn zu bedürfen glaubte, er ſchnell zu ihr zurück kehrte, um Leib und Leben willig für ſie zu opfern. Ihr Verhältniß zu Bothwell empörte ſeinen edlen Sinn; was er nicht glauben konnte, was er nicht glauben wollte, drang ihm die unglückliche Leidenſchaft Maria's auf, es glauben zu müſſen, und ſeit dieſem Augenblicke ſah er ſie für Schottland für verloren an. Die ſchottiſchen Großen konnten ſich zwar zuweilen in den Drang der Umſtände fügen, ſie konnten ſelbſt eine Art Tyrannei von ihren Herrſchern eine Zeit lang, doch nur eine Zeit lang ertragen, aber dieſe Herrſcher mußten achtungswerth auf dem Throne ſitzen, und nicht wie ſchwankendes Rohr, von jeder kleinlichen Leidenſchaft ergriffen, ſich hin und her bewegen laſſen. Von dieſem Augenblicke an glaubte er als Bruder Maria's ſeine ganze Pflicht erfüllt zu haben, wenn er ſie warnte

und ihr die Stimmung des Volkes zeigte, wie sie war, als erster Minister der Königin aber, zurück treten zu müssen und seine Hand nicht in solch ehrloses Spiel zu mischen. An ihrem Vermählungstage verließ er Edinburg und besuchte seine Grafschaft Murray; auch zog es ihn wohl wegen Larg-Castle dahin.

Schon lange hatte er im Stillen Maria Ogilvie geliebt. Ihr mehrjähriger Aufenthalt in Frankreich, ihre innige Freundschaft mit der lebenslustigen Königin, deren verborgenste Handlungsweise ihr nicht unbekannt konnte geblieben sein, trübte in seinen Augen den Nimbus, den Murray um das jugendliche Haupt einer unbescholtenen Jungfrau erblicken zu müssen glaubte; aber von dem Augenblick an, daß er sich überzeugt hatte, er thue dem edlen Mädchen Unrecht, blieb es auch sein einziges Bestreben, ihr seine Liebe zu zeigen. Der schöne hochherzige Mann bedurfte nicht langer Werbung, eine Unterredung in stiller Abendstunde reichte hin, ihre Herzen zu öffnen und sie zu verbinden.

Unter allen Feinden, die Murray am Hofe der Königin Maria hatte, war sein heftigster der Graf von Huntley. In der Schlacht von Corrichie hatte dessen Vater unter den Hufen der Rosse geendet, Murray hielt er für denjenigen, der Maria vermocht hatte, seinen Bruder auf dem Blutgerüste enden zu lassen, und diese beiden Tage vergaß Huntley nicht, sie zu rächen, war der düstre Zweck seines Lebens. Da nun durch die Schenkung der Grafschaft Murray ihre Besitzungen theilweise gränzten, auch während seiner Einkerkerung manches bedeutende Schloß, manches unrechtmäßig erworbene Lehn ihnen

abgenommen und Murray übergeben war, dieſer aber ſtets, während Huntleys Gefangenſchaft, ſich ſeiner Freilaſſung widerſetzt hatte, ſo hatte Huntley beſchloſſen, den erſten vortheilhaften Zeitpunkt wahrzunehmen und ſich blutig an dem ſtolzen Murray zu rächen. Bothwell war ganz mit ihm einverſtanden.

Sie glaubten, jetzt, wo er den Hof verlaſſen und ohne bedeutenden Einfluß war, ſei der rechte Zeitpunkt gekommen, und er gebe ſich durch ſeinen Aufenthalt in dem nördlichen Grafſchaften ihnen ſelbſt in die Hände. Auch kannten ſie des Grafen Verhältniß zu Maria Ogilvie, die jetzt, eine hülfloſe Waiſe, ſelbſt des Schutzes ihres Bruders beraubt war, der an den Folgen der Wunden, die er durch Huntleys Bruder in Edinburg empfangen hatte, vor Kurzem geſtorben war. Sich der Anhänglichkeit aller Clane der dortigen Gegend gewiß glaubend, machten ſie den Plan, ſobald als Murray nach Larg-Caſtle kam, mit dem bereit gehaltenen Volke es zu umzingeln, und ſo Alle zuſammen in ihre Hände zu bekommen; ſollte aber dies zu viel Zeit erfordern, auch kein anderes Mittel für zu ſchlecht zu halten, ſich an den übermüthigen Baſtard König Jacobs zu rächen.

Aber das Zuſammenziehen von Kriegsvolk hatte nicht unbemerkt geſchehen können, Lord Makintoſh Kundſchafter waren zu thätig, um es nicht ſchon nach Larg-Caſtle berichtet zu haben; auch ſorgte der vorſichtige Murray dafür, daß nichts in Aberdeen, des Grafen Huntley Reſidenz, vorgehe, wovon er nicht unterrichtet wurde. Daher blieb es auch dem Grafen Huntley bald kein Geheimniß mehr, daß, ſobald er die Zuſammenziehung ſei-

ner Vaſallen in aller Stille befohlen hatte, Murray ein Gleiches that, und von allen Seiten Söldner in ſeine Grafſchaft rückten, die alsbald in die verödeten Schlöſſer eingelegt wurden. Auch lautete die Nachricht nicht günſtig aus dem nördlichen Hochlande, denn dort wollten Alle lieber für den alten biedern Makintoſh, als für den Verbündeten Bothwells fechten.

Dies zeigte dem Grafen von Huntley ſattſam, daß in offener ehrlicher Fehde hier gegen Murray nichts auszurichten ſei, und er beſchloß nun, auf geheimen Wege ſeine Rache zu ſtillen. Die Fehde, in der die Gordons mit den Ogilvies ſo lange verwickelt waren, ſollte ihm, wie er hoffte, hinlängliche Gelegenheit dazu geben. Aber auch hier ſchienen die Begebenheiten, die ſich in dieſer unruhigen Zeit ſo häufig, ſo unvermuthet folgten, die Pläne des Grafen von Huntley ſchon in ihrem Entſtehen untergraben zu wollen, denn er bekam von Bothwell einen Eilboten mit der Weiſung, ja ſogleich mit allen ſeinen Mannen nach Dunbar aufzubrechen, wohin er mit der Königin habe flüchten müſſen, und wohin der Adel mit bedeutender Macht folge. Dieſe Nachricht kam ihm überraſchend, er hatte nie geglaubt, daß der allgemeine Haß gegen Bothwell die verſchiedenen Partheien des Adels ſo ſchnell vereinigen würde. Er war einige Zeit ungewiß, ob er unter dieſen Umſtänden Bothwell verlaſſen und ſich plötzlich der Parthei der Verbündeten anſchließen ſolle. Gleich ſeinem Vater ſuchte er mehr durch Liſt als durch Gewalt zu gewinnen, und daher mußte es ihm doppelt unangenehm ſein, ſich jetzt beſtimmt und öffentlich für eine Parthei zu erklären, und Alles, Ehre und Gut, an

den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Sache zu ſetzen, von deren Gerechtigkeit er vielleicht ſelbſt nicht überzeugt war. Früher noch, als er, war Murray aufgebrochen. So entfernt er ſich auch aus guten Gründen von den übrigen Verſchworenen hielt, ſo war er doch eigentlich der Haupthebel dieſes ganzen Unternehmens geweſen; denn was ihm nur Gelegenheit gab, Bothwell und ſeinem Anhang zu ſchaden, ergriff er mit Begier, und was eine Trennung der Königin und Bothwells herbei führen konnte, hielt er für den Zweck, dem er Alles opfern müßte. Er handelte jetzt mehr für Schottland, als für ſeine Schweſter.

Auch hatte er alsbald einen Eilboten an Makintoſh geſchickt, mit der Bitte, mit ſeinem und ſeinen befreundeten Clanen zu ihm zu ſtoßen. Der alte Laird aber hatte ihm die Antwort zurück geſandt, daß er auch jetzt noch beſtimmt ſei, nie für, nie wider die Königin zu fechten; er würde gegen jeden feindlichen Angriff ſein Schloß verwahren, und er könne über Maria Ogilvie beruhigt ſein.

Nach einigen Tagen, wo ſchon manche von den benachbarten Clans nach Hauſe gezogen waren, hielt eines Abends ein Pilgersmann vor der Pforte von Larg-Caſtle und verlangte Einlaß, der ihm auch nicht abgeſchlagen wurde. Er hatte, ſo wie er erzählte, vor vielen Jahren eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem angetreten, war dort in die Hände der Beduinen gefallen, und nach jahrelangen Leiden durch die Milde eines armeniſchen Kaufmanns von ſeinem grauſamen Herrn losgekauft; er wollte nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehren, ward aber durch einen Sturm

an die hieſige Küſte geſchleudert, rettete kaum ſein Leben, und bat um einige Tage Obdach, ſich zu erholen, welches ihm auch der gaſtfreie Makintoſh gern gewährte.

Zwei Tage war nun ſchon der Pilger durch Speiſe und Trank auf dem Schloſſe erquickt worden; er ſchien nichts weniger als ermüdet, ſtieg fleißig Trepp' auf, Trepp' ab, und Ermattung, das ſah man wohl, hielt ihn nicht mehr von der Wanderung nach der Heimath zurück. Dies fiel dem alten Caſtellan auf, der ſeine Bemerkung dem Lord mittheilte. Anfangs wollte Lord Makintoſh auf die Rede des Alten nicht achten, da dieſer aber inſtändig bat, wenigſtens den Pilger aus dem Schloß zu verweiſen, da er ſich gewiß, ſetzte er lachend hinzu, von ſeiner weiten Reiſe erholt haben würde, ſo erlaubte der Laird endlich doch dem Caſtellan, ein wachſames Auge auf ihn zu haben, da ihm ſelbſt das Geſicht des Pilgers nicht Vertrauen erweckend erſchien. Der Caſtellan ließ ihn nun keinen Moment aus den Augen, beſonders ſeit ihm einer ſeiner Knechte berichtete, daß es ihn dünke, er habe dieſen Mann ſchon in Aberdeen unter den Dienſtleuten des Grafen von Huntley geſehen. Bei näherer Unterſuchung fand man in ſeinem Strohlager einen ſcharf geſchliffenen Dolch und einige kleine gefüllte Fläſchchen, von deren Inhalt man ſich bald überzeugte, daß es Gift ſei, das, nur einige Tropfen auf die Zunge eines Hundes geträufelt, dieſem einen ſchnellen Tod brachte. Lord Matintoſh ließ ſogleich den Clan verſammeln, um Gericht über den Pilger zu halten, der auch nach kurzem Läugnen bald geſtand, daß er in böſer Abſicht hierher gekommen ſei; den Namen deſſen, der ihn geſandt, verſchwieg er ſtandhaft,

ſelbſt der Tod erpreßte ihn nicht. Er ward an der Pforte des Schloſſes aufgehangen.

Dieſe Begebenheit machte auf den alten Lord einen höchſt traurigen Eindruck; der Gedanke, durch die Hand eines Meuchelmörders zu ſterben, oder gar ſein Kind auf ſolche Weiſe zu verlieren, war ihm grauſig, und ſtill und freudenlos durchlebte er von jetzt an die noch wenigen Tage, die der Himmel ihn auf Erden noch wandeln ließ. Hatte ihn auch nicht Huntleys Dolch, hatte ihn doch ſeine Rache getroffen.

4.

Es hatte ſich zu Stirling eine bedeutende Zahl des Adels, meiſt Proteſtanten, verſammelt, um, wie ſie vorgaben, über die Sicherheit des Prinzen, ihre Rechte und über die Ehre Schottlands ſich zu berathen, eigentlich aber wohl nur, einen Bund gegen Bothwell zu ſchließen; ſelbſt der durch ſeine überſpannte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben bekannte Graf von Athol war unter ihnen, um den Tod des Königs, ſeines nahen Verwandten zu rächen. Bedeutende Namen fand man hier: Argyll, Glencairn, Lindſay, Mar, Morton, der Sekretair Maitland und mehrere Andere waren die Häupter der Verſchworenen. Murray hatte unter der Bedingung, daß es nicht gegen die Perſon der Königin, ſondern blos gegen Bothwell gerichtet ſei, ihnen ſeine Hülfe verſprochen. Sie hatten in der Stille ihre Freunde und Va-

fallen um ſich verſammelt, und rückten, wenn auch noch nicht in bedeutender Zahl, doch freudigen Muthes raſch gegen Edinburg vor. Statt das Schloß von Edinburg zu vertheidigen, floh Bothwell mit der Königin, anfangs nach dem Schloſſe von Borthwick, und, als ſich die Verbündeten davor zeigten, nach Dunbar in ſolcher Eile, daß er die Königin zurückließ, die ſich glücklich in Mannskleidern rettete.

Durch Bothwells raſche Flucht bis ins Tiefſte ihres Herzens gekränkt, empfing ſie ihn in Dunbar eben nicht liebevoll. „Seid Ihr ein Mann," fragte ſie ihn „oder hat männlicher Muth Euch ganz verlaſſen? Muß ich an Eurer Stelle für mich handeln, ſo ſagt es. Dort breitet ſich das Meer vor Euch aus, es bringt Euch bald hinüber nach England oder Frankreich, und Ihr ſeid geborgen. Ich bleibe hier, vertheidige meinen Thron, und müßte ich untergehen, ſo geſchähe es gewiß nur auf ehrenvolle Weiſe. Kleinmüthiger! Wer den Muth hatte, ſeine Hand nach Maria Stuart auszuſtrecken, der muß auch den Muth haben, das Erworbene mit Aufopferung von Leib und Leben zu erhalten." — Bothwell ſtand beſchämt vor der Königin. Er, ſonſt durch ganz Schottland als einer der tapferſten, verwegenſten Ritter bekannt, war, ſeit er den Gipfel des Glücks erreicht hatte, nicht mehr derſelbe. War er nur kühn im Erringen, erlahmte ſeine Kraft, hatte er das hohe Ziel erreicht, oder war es die Nemeſis, die ihn ſeit Darnleys Tode verfolgte? Er floh, wo er dem Feinde hätte die Spitze bieten ſollen. Jedoch am andern Tage ermannnte er ſich, bot ſeine Freunde auf, verſammelte ſeine Vaſallen, die in dieſer Gegend, wo

beinahe alle Beſitzungen ihm gehörten, in Haufen zu ihm ſtießen; auch der Graf von Huntley langte mit ſeinem Heere bei Dunbar an, und ſo ſah er ſich in dem Stande, den Verbündeten ſelbſt auf offnem Felde die Spitze zu bieten.

Auch das Heer der Verbündeten war noch an Zahl gering. Das Geheimniß, welches ſie hatten über ihr Unternehmen breiten müſſen, hatte ihnen auch nicht erlaubt, überall Boten auszuſenden; Murray war noch mehrere Tagereiſen entfernt, aber dennoch beſchloſſen ſie, muthig Bothwell entgegen zu gehen, deſſen Heer die Königin durch ihre Gegenwart zu begeiſtern hoffte. Auf dem Schlachtfeld von Finkie trafen ſie ſich, ziemlich gleich der Zahl, aber nicht dem innern Gehalte nach. Die Truppen der Königin waren eilig zuſammengerafftes Volk, die der Verbündeten meiſt im Kriege erprobte Männer und der Kern des ſchottiſchen Adels.

Das Heer der Königin ſtand auf einem Hügel gelagert, das der Verbündeten gerade auf der Stelle, wo die Engländer in der Schlacht von Finkie geſtanden hatten; ſie rückten langſam und ruhig vor. Sobald das Heer der Königin ſie in dieſer Ruhe und Ordnung anrücken ſah, verlor es den Muth, und nur die unmittelbaren Anhänger Bothwells bezeigten noch Luſt ſich zu ſchlagen. Alles Bitten Maria's, die wie eine Kriegsgöttin auf ihrem Zelter durch die Reihen ritt, war fruchtlos, und ſie ſah nun wohl ſelbſt ein, daß der Schlachttag kein Tag des Heils für ſie ſein würde. Sie theilte ihre Anſichten Bothwell mit, und dieſer faßte in der Verzweiflung den Entſchluß, ſtatt durch den wandelbaren Aus-

gang einer Schlacht, das Schickſal durch einen Zweikampf zu entſcheiden, der zugleich ſeine Unſchuld an der Ermordung des Königs kund thun ſolle. Da traten bei dieſer Aufforderung in dem Heere der Verbündeten drei Männer auf, die ſeinen hingeworfenen Fehdehandſchuh aufnahmen; es war Kirkaldy von Grange, Murray von Tullibardine und Lord Lindſay; ſie ſtritten um die Ehre in die Schranken einzureiten.

Aber von Bothwell war der Geiſt des Helden gewichen. War es das Bewußtſein ſeines Verbrechens, das ihn abhielt, oder war es die Furcht? Der Zweikampf unterblieb.

Schon näherte ſich der Feind immer mehr und mehr, ſchon umzog er den Hügel, auf welchem das muthloſe Heer Maria's ſtand; ſich jetzt noch zurück zu ziehen, war unmöglich. Da erſuchte ſie den franzöſiſchen Geſandten du Croc, in das feindliche Lager zu reiten und mit den Anführern zu unterhandeln. Sie verſprach, ihre Lage ganz falſch beurtheilend, das Geſchehene zu vergeſſen und zu verzeihen; du Croc erhielt aber die ſtolze Antwort, ſie wären nicht hier um Verzeihung zu erlangen, ſondern um Vergehungen zu beſtrafen, und zugleich rückten ſie gegen den Hügel an. Noch einmal verſuchte Maria die wankenden Truppen zu ermuthigen, aber auch diesmal gelang es ihr nicht, und ſie ſah ein, daß jetzt nur noch Verzweiflung ſie vermögen könne, das Gefecht anzunehmen. Da ſchickte ſie hinüber, und ließ den Ritter Kirkaldy, den ſie von jeher hochgeſchätzt hatte, zu ſich entbieten.

Während ſie dieſen ſehnſuchtsvoll erwartete, ritt Bothwell mit ihr bei Seite, entfernte ſeine Umgebung und

ſagte: „Wir müſſen uns trennen! Möge dieſe Trennung nur kurz ſein! Noch iſt es Zeit zur Flucht, ich muß den Augenblick benutzen, ſonſt bin ich verloren. Willſt Du mir folgen, ſo komm, ſonſt leb wohl!“

„Wohin ſollen wir fliehen?“ fragte die Königin ängſtlich, welcher die Wahl zwiſchen der Krone und dem Geliebten ſchwer ward.

„Es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren! Du biſt unſchlüſſig? — So lebe wohl! Er wandte ſein Roß, gab ihm die Sporen und jagte, nur von wenigen ſeiner Getreuſten gefolgt, davon.

So klein und erbärmlich er auch während dieſer ganzen Zeit der Königin hatte erſcheinen müſſen, ſo rief ſie ihm doch ein wehmüthiges Lebewohl nach, winkte Triſtan, dem Pagen, ihr den Zelter vorzuführen, ergriff die Zügel, ſchwang ſich darauf und ritt, noch nicht allen Muth verloren habend, Kirkaldy entgegen, der eben den Hügel herauf geſprengt kam.

„Majeſtät!“ redete dieſer ſie an „Die verſammelten Lords ſchicken mich, Euren Wünſchen gemäß, zu Euch, um zu vernehmen, was Ihr ihnen mitzutheilen habt. Hierbei gaben ſie mir den Auftrag, Euch wiſſen zu laſſen, daß, wenn Ihr Euch von Bothwell, Eurem unrechtmäßigen Gemahle, für immer trennen, und nach den Wünſchen des Adels fortan das Regiment führen wollt, ſie Euch, als ihre rechtmäßige Königin, mit allen Ehren empfangen und Eure treu gehorſamen Unterthanen ſein wollen.“

„Wenn dem ſo iſt, ſo will ich Euch vertrauensvoll folgen, Ritter von Kirkaldy, denn ſo eben hat mich Both-

weil verlaſſen," ſagte Maria, und ritt mit ihm hinab, wo ſie die Verbündeten unter einer hohen Tanne, ſie erwartend fand. Trompetenſchall empfing ſie hier; die Lords waren von ihren Pferden geſtiegen und begrüßten ſie mit aller nur möglichen Achtung und Ehrfurcht. Aber nicht ſo die Haufen der Krieger, die der Zufall an ihnen vorbei führte; die hoben mit Verwünſchungen an, belegten ſie mit den ärgſten Schimpfnamen, und nannten ſie ohne Scheu Bothwells Buhlerin und die Mörderin ihres königlichen Gemahls. Maria Stuart hielt zerknirſcht auf ihrem Zelter unter der zügelloſen Menge, die ſelbſt die Lords nicht zu bändigen vermochte, doch ihr Stolz blieb auch in dieſem Augenblick noch ungebeugt. „Elende!" murmelte ſie vor ſich hin, doch Morton nahte ſich ihr. „Königin!" raunte er ihr zu „Keine Uebereilung, ſie brächte uns Allen gewiß ſicheren Tod. Folgt uns nach Edinburg, die Aufregung im Heere iſt zu groß. Kommt, ohne Aufſchub!"

Und wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht, die Königin werde nach Edinburg gebracht, und plötzlich rückte ein Haufen Kriegsvolk mit aufgerollter Fahne heran. Sie waren aus der Gegend von Perth, und behaupteten, daß Gott ſie auserleſen habe, die Königin zu führen und zu bewachen. Auf ihrer Fahne war der Leichnam Heinrich Darnleys abgebildet, wie er leblos dalag, ſein kleiner Sohn kniete neben ihm, und die Worte ſtrömten aus ſeinem Munde: „Räche ihn, Gott, und räche mich an ſeinen Mördern!" So ging der Zug vorwärts, welchem die Königin folgen mußte.

5.

In Edinburg war der Empfang noch ſchonungsloſer; jedes kränkende, oft pöbelhafte Schimpfwort wurde gegen die Unglückliche ausgeſtoßen. Sonſt mildert der Anblick eines ſchönen Weibes die Wuth der Menge, die in ihr eine Verbrecherin zu ſehen glaubte, und jetzt nur noch eine ſchöne Unglückliche ſieht; die Thräne, einem ſchönen Auge entquollen, weckt das Mitleid in der roheſten Bruſt. Aber nichts änderte die feindliche Stimmung der Edinburger; die ſie ſonſt mit ſo lautem Jubel begrüßt hatten, empfingen ſie heute unter den fürchterlichſten Verwünſchungen.

„Ihr ſehet ſelbſt, Majeſtät," begann jetzt Morton, der ſich ihr genaht hatte „daß wir Euch mit Eurer Freiheit nur ein trügeriſches Geſchenk machen und Euch den Händen Eurer Henker übergeben würden. Darum folgt mir nach der Wohnung des Probſtes, dort können wir Euch ſchützen und über das Weitere ſprechen, in Eurem Palaſte aber nicht." Die Königin mußte gehorchen und folgte, eine Gefangene, Morton in die Probſtei.

In dieſer Zeit traf auch Murray, der ſeinem Kriegsvolke vorangeeilt war, in Edinburg ein. Nicht gleicher Meinung mit den andern Lords, welche die hülfloſe Lage der Königin und die Wuth des Pöbels nur zu ihrem Vortheile benutzen und die Zuſage brechen wollten, die ſie ihr geſtern gemacht, daß, wenn ſie ſich für immer von Bothwell trennen würde, ſie als Königin anerkannt und geehrt werden ſollte, wünſchte er, wie ſie Alle, feierliche Trennung von Bothwell und deſſen ewige Verban-

nung aus dem Reiche; aber Maria ſollte Königin, vielleicht unter eingeſchränkteren Verhältniſſen bleiben. Er hatte einen harten Kampf, beſonders gegen Morton, und die Verſchiedenheit der Meinungen hätte wohl leicht die Verbündeten in mehrere Partheien trennen können, hätte nicht die plötzliche Erklärung der Königin, daß ſie ſich auf keinen Fall und unter keinen Verhältniſſen von Bothwell trennen würde, alle Partheien vereinigt. Es wurde beſchloſſen, Murray ſollte noch einmal ſie zu bewegen ſuchen, ſich hierin dem Willen der verſammelten Lords zu fügen, beharrte ſie aber halsſtarrig auf ihrem Vorſatz, ſie an einem ſichern Ort gefangen zu halten, bis ein Parlament über ihr ferneres Schickſal entſchieden habe. Murray begab ſich noch am nämlichen Tage nach der Probſtei, wo er die Königin zwar traurig und ſehr aufgeregt, aber nichts weniger als entmuthigt fand.

„Ich bin erſtaunt, Euch hier zu ſehen!“ rief ſie ihm zu, ſtand von ihrem Sitze auf und ging ihm raſch entgegen „Ich glaubte Euch noch in Larg-Caſtle. Das war brav von Euch, daß Ihr mit Euren Völkern nicht zu den aufrühreriſchen Lords geſtoßen und Eurer Pflicht treu geblieben ſeid. In Zeit der Noth, und dieſe Zeit rückt für mich wahrlich heran, ſeid Ihr eine tröſtende Erſcheinung; Ihr bringt guten Rath und guten Willen zu helfen mit, deshalb ſeid mir von Herzen willkommen, denn Ihr ſeid jetzt noch der Einzige, in deſſen Hände ich mein Schickſal legen könnte.“

„Königin!“ erwiederte Murray, ohne ſich durch ihre Schmeicheleien verlocken zu laſſen „Seit wie lange bin ich nicht ſchon durch Bothwell verfolgt worden? Oeffent-

lich iſt er gegen mich aufgetreten, heimlich hat er Meuchelmörder nach mir ausgeſandt, und ſelbſt, ſo wie ich eben erfahren habe, hat er mich in Larg-Caſtle am ſchwerſten verwunden wollen, denn es galt dort Eurer ehemaligen Buſenfreundin, Maria Ogilvie. Wie ſoll ich noch Zutrauen zu Euch faſſen? Geſchah dies ohne Euren Willen, kennt' es doch nicht ohne Euer Wiſſen geſchehen, und wie ſchwach ſtandet Ihr dann als Königin neben Bothwell. Geſchah es mit Eurem Willen, was hat Euer Bruder dann noch von Euch zu erwarten?" —

„Alles, Alles! Nur rettet mich aus Lindſays und Mortons Händen!" bat die Königin.

„Ich fürchte, es iſt zu ſpät!" erwiederte Murray „Doch bleibt Euch noch ein matter Strahl der Hoffnung: die Kirche trenne Euch von Bothwell" —

„Nie, nimmermehr!" rief die Königin mit Heftigkeit.

Ernſt und finſter ruhte Murrays Auge auf ſeiner Schweſter, dann ſagte er: „Euch iſt nicht mehr zu helfen; im Liebestaumel ſchleudert Ihr Schottlands ſchöne Krone weit von Euch, über Euch üben nur die Sinne, nie ein edelmüthiges königliches Herz die Gewalt."

Bei dieſen Worten ſchien plötzlich der Stolz in Marias Bruſt von Neuem zu erwachen. „Glaubt Ihr, Graf Murray, ich wiſſe nicht, wie weit die Gewalt aufrühreriſcher Vaſallen reicht? Glaubt Ihr, Ihr und Eure Verbündeten könnten mir ein Haar auf meinem Haupte krümmen, ohne daß es Gott will? Glaubt Ihr, die treuen redlichen Schotten — o es ſind ihrer noch viele, die es treu mit ihrer Königin meinen — würden nicht aufſtehen und für mich bis zum letzten Athemzuge kämpfen? Oder

hofft Ihr vielleicht gar von jener doppelzüngigen Elisabeth Hülfe, die so ängstlich ihre Herrschgewalt bewahrt? O, von der erwartet nichts!" —

„Erwartet auch nichts mehr von dieser Welt, Maria, wenn Ihr im ewigen Gefängniß schmachten müßt!" unterbrach sie Murray mit Wehmuth, denn ihn dauerte die Unglückliche wahrhaft.

Bei dem Gedanken von ewigem Gefängniß durchrieselte es die Königin eiskalt. „Ewiges Gefängniß?" murmelte sie vor sich hin „Das wäre ja schrecklicher noch als Tod!"

„Wenn Ihr dies fühlt, warum fügt Ihr Euch nicht in den Willen der Lords? Trennt Euch von Bothwell, gebt in einigen andern Kleinigkeiten den Wünschen der Lords nach, vermeidet künftighin jede strafbare Verbindung, und dann wird bald Schottland seiner Königin wieder zu Füßen liegen."

„Ich kann nicht!" wiederholte sie nochmals „Nicht allein die priesterlichen Bande, nicht die Bande der Liebe, auch ein geistiges Band hält mich an ihm fest, das ein vielleicht thörigter Schwur unauflösbar gemacht hat.

„Erklärt Euch deutlicher!" bat Murray.

„Euch, ja Euch allein will ich das vertrauen, was tief in meiner Brust sollte verschlossen bleiben. Hört! In einem Augenblick, wo das Glück der Liebe Alles um sich vergessen läßt, lockte mir Bothwell das Versprechen ab: mich nie von ihm zu trennen, nie die Bande auflösen zu lassen, die uns als Gatte und Gattin vereint hatten. Ich mußte dies mit einem furchtbaren Eide bekräftigen, und er schwur mir auch, daß, sollte ich mein

Verſprechen nicht halten, er keinen Augenblick länger leben, und ſein Geiſt dem Grabe entſteigen und mich bei Tage und Nacht verfolgen würde. Darf ich es wagen, mich von ihm zu trennen?"

„Königin!" ſagte Murray, und Unmuth blickte aus ſeinem Auge „Entweder wollt Ihr mich durch dieſes Mährchen täuſchen, oder Ihr täuſcht Euch ſelbſt. Was das Grab bedeckt, kehrt nicht wieder zu den Lebenden zurück, von ſeinem Geiſte habt Ihr nicht mehr zu fürchten, als von dem Geiſte Darnleys — Alſo Ihr bleibt bei Eurem Entſchluß?" fragte er jetzt nochmals; die Königin ſagte ein beſtimmtes: „Ja, von Bothwell trenne ich mich nie!"

„So lebt wohl, Maria Stuart!" ſagte Murray „Was Euch auch künftigbin für ein Schickſal treffen mag, werfet deshalb keine Schuld auf einen Andern, als auf Euch!" Mit dieſen Worten verließ er ſie.

6.

Am andern Morgen traten bei der Königin die von ihr ſo gefürchteten Lords Lindſay und Morton, nebſt den übrigen Verſchworenen, außer Murray, ein, machten ihr in tiefſter Unterthänigkeit mancherlei Vorſtellungen in Betreff ihres geführten Regiments, verpflichteten ſich jedoch zu gegenſeitigem Vergeſſen, ſo bald ſie ſich feierlich von Bothwell getrennt habe, und drohten ihr, im Fall ſie dieſe Bedingung nicht einginge, ſie in irgend

ein festes Schloß gefangen zu setzen und die Regierung im Namen ihres Sohnes führen zu lassen.

Die Königin, welcher dieser Besuch der Lords nicht überraschend gekommen war, blieb bei ihrem einmal geäusserten Entschluß, und vergab bei dieser Gelegenheit ihrer königlichen Würde nichts, denn selbst Morton mußte ihr, ihres würdevollen Benehmens wegen, seine Bewunderung zollen; aber auf ihr Schicksal wirkte es nicht. Sie wurde noch am nämlichen Tage, unter lautem Verwünschen des Volks nach Loch-Leven, einem festen Schlosse im See, gebracht, wo sie dem William Douglas, einem Verwandten Mortons und dem jetzigen Gemahl der Mutter Murrays, übergeben wurde.

Ueber ihr näheres früheres Verhältniß zu Bothwell, gab bald darauf ein Kästchen mit Briefen und Gedichten der Königin weitere Aufklärung.

Nie ist das Interesse für eine in der Weltgeschichte mehr als zweideutig dastehende Fürstin stärker erweckt worden, als durch Schillers dramatisches Meisterwerk: Maria Stuart, das Interesse für diese Königin. Wir begleiten mit ihm eine für Jugendschwächen hart bestrafte Fürstin in der Blüthe ihres Alters zum Schaffot, weihen ihr Thränen des Mitgefühls und zürnen der ihr feindlich gegenüber stehenden Elisabeth. Schlagen wir aber im Buche der Geschichte nach, so sehen wir in dem Augenblick ihres Todes eine Sünderin vor uns, mit grauem Haar, auf einem Sessel zum Blocke hingerollt, der sie vielleicht mit der Welt und ihrem Gotte versöhnt. Sie büßte hart, denn seit die Lords sie nach Loch-Leven ab-

führten, genoß sie noch acht Tage der Freiheit und schmachtete dann 25 Jahre als Gefangene.

Auch Bothwells Schicksal war, wie er es verdiente, traurig. Durch der Königin Beharrlichkeit, sich nicht von ihm trennen zu wollen, für immer aus Schottland vertrieben, irrte er Anfangs auf den ihm gehörigen Inseln umher, trieb aus Noth, da ihm alle Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten war, und seine Feinde sich in seine Güter getheilt hatten, Seeräubereien, wurde aus seinem Schlupfwinkel verjagt, ging nach Dänemark, setzte dort dies Handwerk fort, ward ergriffen, und nach langer Haft mit dem Strange bestraft.

Maria Ogilvie erfreute sich nur kurze Zeit an der Macht ihres Geliebten; sie starb eines plötzlichen Todes, wahrscheinlich an Gift. Niemand konnte den Thäter ahnen.

ward brav und gut, lohnte die Liebe, die ſie ihr erwieſen hatte, durch Dankbarkeit, und erſetzte ihr ſo viel als möglich, ihr früh verlor'nes Kind.

Benedict, der älteſte Sohn, unterſtützte ſchon ſeit zwei Jahren den Vater in ſeinem Geſchäfte treulich und der jüngere Sohn Conrad wurde eben am heutigen Tage von ſeiner Wanderſchaft zurück erwartet; die Mutter war geſchäftig mit einem wohlbeſetzten Mahle ihren Liebling zu empfangen; Bärbchen hatte geſtern den ganzen Tag Feldblumen geſucht, um daraus für Conrad Kränze zu winden, und Vater Hans Baumbach ſtand am Fenſter, blickte nach der Straße, wo der Sohn herkommen mußte und der Gedanke, ob er als ein braver, rechtlicher Burſche wieder in das Vaterhaus, ſo wie er es verlaſſen, eintreten würde, beunruhigte ihn doch in etwas. Der Bruder war ihm entgegen gegangen und Bärbchen meinte, ſie wäre doch recht neugierig zu wiſſen, ob Conrad noch gewachſen ſei, und ob ſein Mund immer noch ſo freundlich lächle wie ſonſt.

Endlich ſah man die Brüder Arm in Arm um die Ecke biegen und mit raſchen Schritten ſich dem Vaterhauſe nahen; da ſchwieg plötzlich der Lärm in der Werkſtatt; alles ſtrömte heraus den aus der Fremde Kommenden zu empfangen, und bald lag Conrad an des Vaters, bald an der Mutter Bruſt. Aber auch ſchon während dieſer Umarmung, fühlte er ſeine Rechte von einem Paar weicher Hände ergriffen; es war Bärbchen, die mit dem herzlichſten Willkommen und einem leiſen Händedruck ihn begrüßte.

„Nun!“ ſagte der Vater und ſah wohlgefällig auf

ſeinen Sohn; „nun wahrlich! Ein kräftiger, geſunder Burſche trittſt Du wieder in Dein Vaterhaus ein, iſt Dein Inneres nur ſo tüchtig, als Dein Aeußeres zu ſein ſcheint, ſo ſei mir von Herzen willkommen, und der heutige Tag mir ein Freuden-Tag; ſei fürder Deinen Aeltern gehorſam, liebe und ehre Deine Mutter, denn ſie verdient es wahrlich um Dich, hänge mit ganzem Herzen an Deinem wackeren Bruder, wie Du ſonſt mit Leib und Seele an ihm hingſt, und betrachte Bärbchen als Deine geliebte Schweſter; werd ich Dich ſo wieder finden, ſo kehrt auch gewiß der Segen Gottes mit Dir ein, denn Friede, Eintracht und Liebe, ſind die drei Engel, die das Haus des Menſchen bewachen. Nun komm' und erquicke Dich durch Speiſe und Trank."

Kaum daß das Mittagsmahl beendet war, ſaß Conrad auch ſchon in dem Stübchen zu den Füßen der Mutter, und mußte hier tauſend Fragen beantworten, welche die Geſchwätzige an ihn that; wie es ihm in Wien gefallen? ob er lieber in Augsburg oder Regensburg gearbeitet habe? und überall war Bärbchen und lauſchte und horchte auf ſeine Worte; dann mußte er ihnen auch von der mächtigen Kaiſerſtadt erzählen, von dem reichen Nürnberg und von dem glänzenden Augsburg; ſo verſtrich der Tag, und der andere Morgen fand ihn ſchon wieder an ſeiner alten Stelle in der Werkſtatt, wo ihn der Vater mit ſpähendem Blicke beobachtete und Freude hatte, daß er als ein ſo tüchtiger Arbeiter zurückgekehrt ſei.

2.

Noch nie hatten sich wohl zwei Brüder so innig geliebt, als Benedict und Conrad. Nur zwei Jahre älter, schien Benedict Conrad an Jahren bedeutend vorangegangen zu sein. Sein Körper war kräftiger, männlicher als der seines Bruders, sein ganzes Wesen gehörte mehr dem Ernst als dem Frohsinn an, und die schwarzen Brauen über den dunklen Augen gaben seinem Gesichte eher etwas Düsteres-Melancholisches, als Freundliches. Conrad hingegen war schlanker, aber ebenfalls kräftig gebaut, seine blonden Locken ringelten sich um eine heitere Stirn, sein dunkelblaues feuriges Auge blickte freudig und sorgenlos in die Welt hinein, als gehöre sie ihm; keine Sorge quälte ihn, überall sah' er das Leben im rosenfarb'nen Licht. Und doch, trotz dieser Verschiedenheit des Gemüths, liebten die Brüder sich so innig; nie hatte der kleinste Streit unter ihnen statt gefunden; der Vorzug, den der Vater dem Aelteren gab, die augenscheinliche Vorliebe der Mutter für den Jüngeren, störte nie ihr gutes Vernehmen, und jeder glaubte, dem Andern geschehe nur sein wohlverdientes Recht.

„Du wirst Manches bei uns verändert finden," sagte Benedict zu seinem jüngern Bruder, als sie den nächsten Sonntag von einem Spaziergange nach der Stadt zurück kehrten, „Der Vater hat das feste Vertrauen nicht mehr, was ihn sonst bei seinen Unternehmungen begleitete; die Mutter wird kränklich und schwach, und sieht immer nur in eine trübe Zukunft."

„Und Bärbchen?" fiel ihm Conrad rasch in die Rede;

„Bärbchen ist — auch nicht mehr so heiter wie sonst, selbst ich, mein lieber Bruder, bin stiller und nachdenkender geworden. Aber das macht die böse Zeit, in welcher wir leben; überall Krieg und Verderben; fast überall die Schweden Sieger, was soll das noch für ein Ende nehmen?"

„Wir ziehen mit!" sagte Conrad lachend „nehmen das Schwerdt statt des Schlägels in die Hand, denn es ist immer besser Hammer, als Ambos zu sein."

„Thörichte Worte!" unterbrach ihn Benedict.

„Nun so ernst ist es nicht gemeint, Bruder, uns hält wohl Vater und Mutter am Vaterhause fest, und mich überdies noch Bärbchens blaue Augen, die mir heute wie zwei Himmelssterne entgegenstrahlten, und ich fürchte — ich fürchte mein Herz in Bande gelegt haben."

„Wie meinst Du das?" fragte Benedict auf die Antwort gespannt.

„Nun wie ich das meine, kann ich Dir so eigentlich nicht sagen. Als ich meinen Wanderstab ergriff und in die Fremde zog, war Bärbchen noch ein Kind, dem ich recht wohl wollte; jetzt tritt sie mir als eine blühende Jungfrau entgegen, deren Liebe ich wohl gewinnen möchte." Benedict wandte sich bei diesen Worten von dem Bruder ab und trocknete wahrscheinlich die Thräne, die seinem Auge entquoll, faßte dann des Bruders Arm und schritt schweigend, das Gespräch nicht wieder anknüpfend, der Moldaubrücke zu, die hier ihre stolzen Bogen über den rauschenden Fluß breitete. Hier blieb er einen Augenblick stehen, sah in die Fluthen hinab und sagte dann tief aufseufzend: „Sieh' Conrad! — Wie diese

Wellen Alles mit ſich fortreißen und in das weite Becken des Meeres tragen, ſo nimmt auch die Zeit Alles mit ſich fort; unſere Freuden, unſere Leiden und was an uns nur vorüberflog, oder was wir ſchon in unſern Händen feſt hielten, als ſei es uns für die Ewigkeit gegeben, und wir wiſſen doch nicht, was endlich unſer Eigenthum bleiben wird." Conrad ſah ihn bei dieſen Worten ſtaunend an; noch nie hatte er über ſein Leben ernſt nachgedacht, „Ich verſtehe Dich nicht, Bruder!" ſagte er verwundert.

„Wohl Dir!" erwiederte Benedict.

Sie ſchlenderten nun ſtill und ſchweigend nach Hauſe, denn ſelbſt Conrad hatten die Worte des Bruders ernſt geſtimmt.

Wochen vergingen im väterlichen Hauſe, und Alles blieb dort beim Alten. In einem Stillleben wie das bei Meiſter Baumbach, müſſen große Ereigniſſe eintreten, um es zu ſtören und den alten Gang und die Gewohnheiten zu verändern. Benedict war ſtill, in ſich gekehrt, Conrad deſto munterer, beſonders in Bärbchens Gegenwart, die bald zuvorkommend, bald zurückhaltend gegen ihn war, ſo daß er nicht recht wußte, ob er in ihrer Gunſt ſei oder nicht; ſelbſt der Mutter freundliches Auge trübte hier und da eine finſtere Wolke; doch nur ſelten, die Sonne brach ſchnell wieder durch, und der Vater hatte ſeine Freude an Conrads Arbeit und dies war genug ihn heiter zu ſtimmen.

Endlich fing es doch Conrad an zu beunruhigen, daß der Bruder immer ſtiller und nachdenkender wurde, beſonders wenn er ihn mit Bärbchen ſcherzen ſah; es mochte

wohl zuweilen eine Ahnung in ihm aufsteigen, die aber sein fröhliches Gemüth schnell wieder zurück drängte. Ueberdies ward Bärbchen immer freundlicher gegen ihn, zeigte offen, daß sie ihm wohlwolle, und selbst ihr lieblicher Mund hatte es ihm in unbewachten Augenblicken mit kindlicher Unbefangenheit gestanden. Da brachte ihn eine Warnung der Mutter zum ersten Male auf den Gedanken, daß seine Hinneigung zu Bärbchen den Aeltern nicht lieb sei. Auch hatte er mehrere Male seinen Bruder belauscht, wie er mit dem Mädchen zärtliche Blicke gewechselt; er dachte zum ersten Male daran, ob es möglich sei, daß ein Herz zwei verschiedene Gegenstände zugleich liebend in sich verschließen könne. Er konnte dies so recht nicht fassen, in seinem Herzen fühlte er die Liebe zu Bärbchen erwacht, und nie wäre es ihm möglich gewesen, noch eine Andere als nur sie, in sein Herz zu schließen. Doch meinte er, bei Andern könne es wohl anders sein, wie bei ihm, und er beschloß sich Licht in dieser Sache zu verschaffen. Als er daher an demselben Abend Benedict allein in dem kleinen Gärtchen fand, setzte er sich traulich neben ihn auf die Rasenbank und fragte mit inniger Theilnahme: „herzgeliebter Bruder! Du bist so traurig, Dein Frohsinn hat Dich verlassen, Dich drückt etwas schwer, — eine böse That ist es gewiß nicht, dazu bist Du zu brav und gut; es muß sonst etwas sein; vertraue es mir, Du weißt es ja selbst, Mitgefühl lindert oft die Schmerzen.“

Benedict hob bei diesen Worten den tief gesenkten Blick und drückte heftig des Bruders Hand, die in der Seinen ruhte, sein Mund aber schwieg.

„Haſt Du kein Zutrauen zu mir"? fragte Conrad „verdiene ich nicht Offenherzigkeit?"

Benedict ſchüttelte den Kopf; „Laß mich!" ſagte er endlich, „laß mich meinen Schmerz allein tragen, Du glaubſt Dich glücklich, warum ſollte ich Dir Deinen Glauben nehmen?"

„Was hat mein Glück mit Deinem Trübſinn gemein?" fragte Conrad aufmerkſam gemacht; „doch halt! ich habe manchen Deiner Blicke belauſcht, ſo könnte ich mir wohl denken, daß Dir Bärbchen nicht gleichgültig iſt; bin ich Dir unwiſſend in den Weg getreten, ſo zürne mir deshalb nicht, wer kann das Mädchen ſehen und nicht in Liebe für ſie erglühen"?

„Ja wohl!" ſeufzte Benedict, „es liegt ein unwiderſtehlicher Zauber in ihr, den Niemand zu bannen vermag, der ſtärkſte Geiſt hat nicht die Kraft."

„Und doch! doch!" meinte Conrad, „die Kraft habe ich; Du biſt der Aeltere, Du haſt ältere Anſprüche als ich; Dein Sinn ſteht feſter auf einer Sache als der meinige. Ein Jahr Abweſenheit von der Heimath und mein fröhliches Gemüth hat vergeſſen."

„Da ſei Gott vor!" rief Benedict bewegt, „wen ſie liebt, der ſei der Glückliche; überdies glaubſt Du, ich ſei ſo ſchwach, Dir nicht ein gleiches Opfer bringen zu können?"

„Ja Benedict, das glaub' ich wohl" fiel ihm Conrad in die Rede, „aber Dein Herz würde dabei verbluten, das Meine nicht. Doch willſt Du, daß ſie entſcheide, ſo komm, ſie wird das Beſſere wählen, und dann wählt ſie Dich;" Conrad ergriff bei dieſen Worten des Bruders

Hand, um ihn mit sich fortzuführen, dieser aber sträubte sich, denn er fürchtete den Augenblick der Entscheidung. Da wollte der Zufall, daß Bärbchen in den Garten kam, um würzige Kräuter zu holen, und Conrad rief sie herbei; als sie nun unbefangen zu ihm trat, sagte er halb wehmüthig, halb scherzend: „liebes Bärbchen! hier stehen zwei Brüder vor Dir, die sich von zarteſter Jugend an innig liebten; beide Brüder lieben Dich, — in Beider Herzen steht Dein Bild, — und Einer kann Dich Kleinod doch nur gewinnen, sprich! Welcher von uns ist der Glückliche, er genieße sein Glück, der Andere ziehe fort, um es nicht zu stören.“ Das Mädchen war überraſcht und verlegen. „Das ist kein feiner Scherz, Conrad,“ sagte sie endlich, „laß mich los und laß mich gehen.“ Conrad hielt sie jedoch, trotz ihrer Bitten fest, sie fand aber dennoch Gelegenheit zu entschlüpfen.

Aber der Vorsatz stand so fest in den beiden Brüdern, das Mädchen zu einer bestimmten Antwort zu bewegen, daß sie ihr endlich nicht mehr ausweichen konnte. „Ich muß Euch gestehen,“ sagte sie da unter Thränen „daß ich Euch Beiden von Herzen wohlwill, daß ich Jeden gleich achte und liebe, und ständ' meine Seligkeit auf dem Spiele, ich wüßte, ich könnte es nicht sagen, daß ich Einen dem Andern vorzöge. Ist es vielleicht, daß ich Euch als meine Brüder betrachte, oder würd' ich Dir den Vorzug geben Benedict, weil Deine Aeltern eine Verbindung zwischen uns wünschen“ —

„Dann gehört sie Dir!“ rief Conrad mit Freude „dann sind alle meine Zweifel gelöst, sie ist — sie muß die Deinige werden.“ Trompeten-Geschmetter unterbrach

den lauten Ausruf des Jünglings. „Was iſt das?“ rief er; „Das Reiterregiment Madlo, was in der Umgegend liegt und heute zur Muſterung einritt“ ſagte Bärbchen ſchnell, die zufrieden war, dem Geſpräche eine andere Wendung geben zu können.

„Da ſeht ihr!“ rief Conrad, „Du ſollſt mit dem Mädel daheim bleiben, ſie ſoll als Deine Hausfrau Dich beglücken, wie die Mutter den Vater ſo viele Jahre lang beglückt hat, und ich der Fortuna nachziehen, dieſem flatterhaften Weſen, die mich mit ihrem Trompeten-Klange ruft; tröſtet nur Vater und Mutter, wenn mich morgen der Cüraß deckt, und ich das Schwerdt umgürtet vor ſie trete.“

„Thu' das nicht! um aller Heiligen willen thue das nicht,“ rief Bärbchen und ſank ihm weinend um den Hals.

„Mir iſt das flatterſinnige Weib, die Fortuna, zugetheilt, nicht ihm,“ murmelte Benedict vor ſich hin, „ich will Dir nicht nachſtehen an Großmuth“ und ehe noch Bärbchen aus Conrads Armen ſich losgeriſſen, hatte er ſich davon geſchlichen.

3.

„Du haſt mir den rechten Weg gezeigt Bruder!“ ſagte am andern Morgen Benedict, „ich nehme Dienſte bei den Cüraſſieren, Du bleibſt daheim bei Vater und Mutter und Deinem Weibe. Ich mit meinem ernſten

trüben Gemüth will hinaus, will das Glück ſuchen und — vielleicht den Tod finden.“ Conrad war von dieſer Aeußerung erſchrocken; „Du! — des Vaters Stütze, des Vaters Troſt, willſt ihn verlaſſen?“ rief er.

„Einer muß von hier“ ſagte Benedict,“ und ſein Auge ſah finſter vor ſich hin.

„Und der Eine bin ich“ rief Conrad und ſein Auge glänzte vor Jugendmuth.

„Nein, mein Bruder! ſie hat Dich mit ihren Zauber-Armen umfangen, Du kannſt nicht von hier, Du biſt hier gebannt,“ entgegnete ihm Benedict. „Ich muß aus dem Vaterhauſe, muß fort von hier.“

„Iſt das Dein unabänderlicher Wille? fragte Conrad.

„So wahr Gott meiner Seele gnädig ſei, mein unabänderlicher Wille!“ —

„Nun ſo zieh' auch ich!“ rief Conrad begeiſtert; „ich will nicht ſchlechter ſein als Du, will nicht in Wonne ſchwelgen, wenn Du im Elende darbſt.“ —

„Conrad!“ ſagte der ältere Bruder, „haſt Du denn ganz die Aeltern vergeſſen? willſt Du ſie allein daheim laſſen, ſich um uns grämend?“

„Gott wird ſie ſchützen; folgſt Du dem Rufe der Kriegstrompete, folge auch ich.“ Er ſank bei dieſen Worten dem Bruder um den Hals; auch Benedict preßte ihn an ſeine Bruſt, drückte mit Heftigkeit einen Kuß auf ſeine Lippen und ſagte dann feierlich: „So ſei es; — dieſer Kuß weihe uns zu einem Schickſal. Komm! laß uns zum Vater gehen, ihm unſern Entſchluß zu verkünden; er achtet den männlichen Willen an Andern, er wird ihn auch an ſeinen Kindern achten, wir werden ihn

betrüben, aber auch dieſen Kelch wollen wir leeren. Er wird uns dann nach dem Grunde fragen, der uns zu dem thörichten Entſchluß vermocht hat, aber dieſen laß uns verſchweigen, es würde das Mädchen in den Augen der Aeltern herabſetzen, die Mutter würde Bärbchen eine Undankbare ſchelten, die das Unglück in ihr Haus gebracht habe; ſie müſſen wir ſchonen.“

„Ja Bruder, das müſſen wir „ſagte Conrad ſchmerzlich; „ach Benedict! der Weg zu unſern guten Aeltern iſt ein ſauerer Gang, aber er muß hinter uns liegen, ehe wir morgen hingehen und den Helm aufſetzen und das Streit-Roß beſteigen.“ Sie ſäumten auch keinen Augenblick, fanden Vater und Mutter beiſammen in ihrem Stübchen und theilten ihnen ihren Vorſatz mit. Der Vater hatte ſie Anfangs ruhig angehört, zuletzt aber riß der Faden ſeiner Geduld; „Seid ihr raſend geworden?“ rief er zornig; „welcher böſe Feind treibt Euch unter das Kriegsvolk, dieſen Fluch der Menſchheit, das nur ſengen und brennen, rauben und morden kann? Genügt Euch nicht Euer Gewerbe, das Euch bis in Euer ruhiges und friedliches Alter Brod giebt, auf dem kein Fluch ruht?“

„Uns treibt ein finſteres Schickſal, Vater,“ ſagte Benedict, „ein finſteres aber auch ein unabänderliches Schickſal.“

„Unabänderlich?“ fuhr der Vater auf.

„Ja Vater!“ ſagte Conrad, „was wir thun, thun wir aus Pflicht; forſcht nicht weiter nach dem Grunde, ſondern habt Vertrauen zu Euern Söhnen, daß wir erſt

nach reiflicher Ueberlegung einen ſolchen ernſten Schritt thun werden. Haben wir je leichtſinnig gehandelt?"

„Zieh'ſt Du fort von mir" unterbrach ihn die weinende Mutter „ſo ſehe ich Dich nie wieder."

„Wäre es auch nicht hier, wäre es doch dort" erwiederte Conrad und fiel ihr um den Hals. Der Vater ſah mit wehmüthigem Blick auf ſein gutes Weib und den ſich feſt an ſie ſchmiegenden Sohn, während Benedict mit finſterem Auge, gleichgültig ſcheinend, vor ſich hin ſah. Jetzt aber warf er den geſenkten Blick gen Himmel und tief aufſeufzend erfaßte er Conrads Hand, zog ihn von der Mutter Bruſt und trat mit ihm vor den Vater „Laßt uns nicht ohne Euern Segen zieh'n Vater! auch im Schlachtgewühl bedarf man ſeiner," bat jetzt Benedict, beugte ſein Knie vor dem alten Mann und Conrad that ein Gleiches. Da legte der Alte ſeine Hände auf ihr gebeugtes Haupt, „Mein Segen möge Euch begleiten," ſprach er feierlich, „und muß ich auch tadeln was Ihr thut, ſo möge Euch doch Gottes Arm bei Euerm Unternehmen ſchützen. Nun geht zur Ruh', auch ich bedarf ihrer."

Geſtärkt gingen ſie nun in ihre Kammer, bereiteten ſich noch zu einem ſchweren Gange, zu dem Gange nach dem geliebten Mädchen, um ſie mit ihrem Entſchluß bekannt zu machen. Conrad übernahm es ſie aufzuſuchen; Benedict blieb, denn er hatte den feſten Vorſatz gefaßt, ſo viel als möglich ihre Gegenwart zu vermeiden. Conrad traf ſie auf der Steinbank im Hofe ſitzend; ſie weinte, denn die Mutter hatte ihr ſchon die traurige Nachricht mitgetheilt. „Warum Ihr Beide in den Krieg zieht,

das weiß ich" rief ſie Conrad entgegen „was kann ich dafür, daß ich Euch lieb habe, daß Ihr Beide mir werth ſeid; kann ich vergeſſen, wie zart, mit welcher Sorgfalt mich Benedict nnn ſchon ſeit Jahren behandelt hat? Fühle ich nicht, ſelbſt noch in dieſem Augenblicke, wie Du in den wenigen Tagen, wo Du wieder ins Vaterhaus eingekehrt biſt, mein Herz mit ſolcher zarten Liebe umfangen haſt? O! das kann ich nicht, kann Dich nicht täuſchen, ihn nicht hintergehen."

Conrad verſuchte noch ein Mal ſie zu bewegen, ſich für Einen von ihnen Beiden zu beſtimmen; aber alle ſeine Bitten, alle ſeine Vorſtellungen vermochten nicht ſie zu einem anderen Entſchluſſe zu bewegen und ſie nahm heute ſo rührend Abſchied von ihm, als ob es das letzte Mal ſei, daß ſie ihn ſehe.

4.

Am andern Morgen gingen ſie Beide zu einem Rittmeiſter, und boten ihm ihre Dienſte an. Der alte Kriegsmann war ſehr erfreut, zwei ſo rüſtige junge Burſche zu ſehen, die obendrein wohlhabende Bürgerſöhne der Stadt waren, und aus eignen Mitteln ſich bewaffnen und das Nöthige zu ihrer Ausrüſtung anſchaffen konnten. Sie wurden bald einig und der Rittmeiſter empfahl ihnen die möglichſte Eile, weil das Heer nicht lange mehr in Böhmen hauſen würde, warnte ſie, ſich nicht beim Ankauf der Pferde und Waffen betrügen zu laſſen, und

erbot ſich freundlich, ſie hierbei mit Rath und That zu unterſtützen, was ſie auch gerne annahmen. Schon am andern Tage wieherten zwei große ſtarke Rappen in ihrem Stalle und die vollſtändige Rüſtung zweier Cüraß-Reiter hing auf ihrer Kammer, wo ſie einen alten Reiter fanden, der ſich mit dem Putzen derſelben beſchäftigte und den Panzer und die Armſchienen von Roſtflecken reinigte. Benedict warf ſich beim Anblick dieſer Waffen unmuthig in den alten Armſeſſel, Conrad hingegen ſah dem alten Reiter aufmerkſam zu, wie er ſo emſig die Roſtflecken von dem Stahle hinweg nahm und unter ſeiner Hand alles wieder ſpiegelblank wurde.

„Ihr ſeht ja recht aufmerkſam zu, junger Herr; Ihr habt gewiß Freude an dem Kriegshandwerk, mehr als Euer Bruder dort, der das roſtige Schwert in die Hand nimmt, es anſtarrt, als wäre ſein Blick darauf gebannt, und dennoch gewiß an etwas Anderes denkt.“

„I nun alter Kriegs-Camerad, ſagte Conrad freundlich, „ſo ſehr liebe ich das blutige Handwerk eben nicht.“

„Und warum habt Ihr Euch denn unter die Fahnen geſtellt?“ fragte der Alte.

„Das kümmere Euch nicht,“ meinte Conrad unwirſch.

„Ha ha!“ ſagte der Alte halb vor ſich hin, „da hats ein Liebes-Abentheuer oder einen Tag gegeben, wo die Würfel nicht gut fallen wollten; das hat die jungen Herrn zur Desperation gebracht; gebe Gott, daß es ſie nicht gereuen mag. Das Kriegshandwerk iſt ein böſes Ding, nährt ſelten redlich und arm kriecht der Söldner in den Harniſch und ärmer ſchlüpft er, wird es Friede, wieder hinaus. Am ſchlimmſten iſt es für den, der noch

nicht ganz verdorben dieſe wilde Laufbahn betritt, und es nun beim Sturme heißt: Mordet! Zündet! und die Kriegsfurie los iſt, daß Engel weinen möchten und die Teufel hell auflachen; ach da iſt wahrlich keine Freude für ein Herz, das noch halbwege menſchlich fühlt. Na!" brach er endlich das Geſpräch ab, „ich will Euch das Herz nicht ſchwer machen, Ihr habt Euch einmal dem Teufel verſchworen, nun ſo haltet auch treu Euren Pakt; da nehmt den Harniſch, ſeht wie blank, wie ſpiegelblank er iſt. Möge auch das, was unter ihm ſchlägt, rein bleiben und nie vom böſen Roſte befreſſen werden; morgen komm' ich wieder, da will ich die andere Rüſtung reinigen, die Euerm Bruder beſtimmt iſt."

Als er gegangen war, ſtand Benedict mit Haſt auf. „Der Unglücksrabe hat die Wahrheit gekrächz't" rief er; „Ich glaube wir haben eine Thorheit begangen; Du hätteſt nach Nürnberg, ich nach Augsburg ziehen ſollen, unſer Handwerk dort redlich treiben und als ruhige brave Bürger unſer Leben beſchließen ſollen.

„Benedict!" unterbrach ihn der Jüngere „was geſchehen iſt, iſt nun einmal geſchehen, darum an's Werk! Sieh nur, wie der blanke Helm mir ſo gut ſteht und ſitzen wir nur erſt zu Roſſe, haben das ſcharfe Schwerdt gezogen, oder die Piſtole zur Hand genommen, dann ſagen wir unſerer ſtillen Welt Valet und möge dann ein guter Gott über uns walten." Aber in Benedicts Herzen hatte der Trübſinn zu tiefe Wurzel geſchlagen, als daß innige muthvolle Worte des Bruders ihn hätten verſcheuchen ſollen; ſtill und in ſich gekehrt, blieb er fortan für ſich, vermied beſonders Vater, Mutter und Bärb-

chen, und Conrad war der Einzige, gegen den er noch zutraulich war. Ueberhaupt ſchien unter Allen der ſonſt ſo feſte Charakter Benedicts am meiſten erſchüttert. Er und Bärbchen vermieden ſich augenſcheinlich; auch ſchien der Vater mit ihm weit mehr zu zürnen als mit Conrad, von dem er glaubte, er folge nur dem Willen ſeines älteren Bruders. Die heitere Ruhe, die ſonſt in dieſer achtbaren Familie geherrſcht hatte, war zur ſtillen Trauer geworden.

Einige Tage vor dem Tage der Trennung, beſchied die Mutter Conrad zu ſich, und ging mit ihm in das Prunk-Zimmer, wo ſie wußte, daß Niemand ſie ſtöre. „Mein Sohn!“ ſprach ſie hier „ich kenne durch Bärbchen ſelbſt den Grund, der Euch auf den unglücklichen Gedanken gebracht hat, in den Krieg zu ziehen. Das Mädchen liebt Euch Beide, und hat mir, bei Allem, was ihr heilig iſt, zugeſchworen, daß es ihr unmöglich ſei, mit gutem Gewiſſen eine Wahl unter Euch zu treffen. Du allein, mein guter Sohn, biſt im Stande der Sache noch jetzt einen guten Ausgang zu verſchaffen. Entſage Bärbchen, nimm ihr den Glauben, daß Du ſie liebſt, und die Wahl kann ihr dann nicht ſchwer werden. Sie war längſt Deinem Bruder beſtimmt, hatte ſich wohl ſchon lange mit dem Gedanken beſchäftigt, Benedicts Hausfrau zu werden; da kamſt Du, des Kindes Neigung erwachte in der Bruſt der Jungfrau, und der Zwieſpalt trat in ihr Herz.

Dir, mein Sohn, war ein weit glänzenderes Loos beſtimmt. Ich hatte für Dich um die Tochter des reichen Webers geworben, die Du, ehe Du auf die Wanderung

gingſt, immer zum Tanze führteſt. Sie ward mir zugeſagt; nimm ſie, beglücke Deinen Bruder, und wälze die ſchwere Laſt von den Herzen Deiner Eltern."

Conrad lächelte. „Mutter!" ſagte er und drückte ſie wehmüthig an ſein Herz, „könnte ich, ich thät es mit tauſend Freuden; aber was ſo plötzlich uns ergreift, verläßt uns nicht ſo plötzlich wieder, den Funken, den die Neigung angefacht, kann wohl des Mannes ſtarker Wille dämpfen, daß er nicht zur hellen Flamme ausbricht, aber auslöſchen kann er ihn nicht. Nie werde ich meine Neigung zu Bärbchen verleugnen, ich habe ſie Benedict geſtanden, und er würde mir das Gegentheil nicht glauben. Ueberdies Mutter, was würde es helfen; wir haben zur Fahne geſchworen, unſer Schwur iſt unauflösbar."

„Das glaube nicht, mein Sohn," unterbrach ihn die Mutter, „ſchon iſt Alles eingeleitet, mein Seckel geöffnet; mit Gold wirbt der Hauptmann ſeine Soldaten und mit doppeltem Golde kauft man ſie ihm leicht wieder ab."

„Mutter!" ſagte nach einigem Nachdenken Conrad, „das geht nicht. Die Schweden rücken heran, die Schlacht iſt nahe, da muß der Mann ſtreiten, aber nicht ſich feig zurückziehen. Denkt daran, wie viele Tauſende zurückkehren, wir ſtehen ja Alle in Gottes Hand, darum tröſtet Euch, er wird uns ſchon ſchützen." Der Mutter Bitten blieben vergebens.

5.

Das Regiment Madlo hatte seine Quartiere zwischen Prag und Rschitschan und beide Brüder, nachdem sie gehörig gerüstet, und mit allem Nöthigen versehen waren, mußten, um sich in den Waffen zu üben, in ihre Quartiere rücken und von nun an bei ihren Fahnen bleiben. Der Abend vor ihrer Abreise wurde in Meister Baumbachs Hause ernst und feierlich begangen, Alles was zu demselben gehörte, Groß und Klein versammelte sich in der geräumigen Werkstatt, wo der Pater Beichtvater eine rührende ermahnende Rede an die zwei jungen Kriegsmänner hielt, in welcher er sie aufforderte, treu ihrem Kaiser, treu ihrer Fahne, stets ihrer Ehre eingedenk und mild und menschlich gegen die unglücklichen Land-Bewohner zu sein. Ein allgemeines Gebet beendete die feierliche Handlung und Beiden die Hände drückend, begab sich dann der Vater zur Ruh; auch die Mutter that ein Gleiches, und erst am Morgen der Abreise ward das schmerzliche Lebewohl gesprochen. Auch Bärbchen hatte sich diesmal nicht zurück gezogen, sie reichte den Brüdern schweigend die Hand und entfloh dann wie ein scheues Reh. Jetzt schwangen sich Conrad und Benedict auf ihre Rappen, warfen noch einen Blick zurück auf das Vaterhaus, sprengten davon, und nahmen die Ruhe und das Glück des älterlichen Hauses, durch ihren thörichten Entschluß mit sich.

Manche Thräne hätten sie sich bei dem Lebewohl ersparen können, denn sie sahen sich seitdem noch oft, da das Dorf, wo sie im Quartiere lagen, nur einige Stun-

den von Prag entfernt war. Sie hatten hier Muße genug, den Aeltern Manches von dem wilden Leben mitzutheilen, womit das Kriegs-Volk, auf Unkosten der armen Landleute, ſich die Tage der Ruhe zu Freudentagen ſchuf; ſie konnten ihnen deutlich ſchildern, wie wenig glücklich ſie ſich bei dieſem wilden Treiben fühlten. Als aber jetzt die Nachricht durch ganz Böhmen erſcholl, die Schweden rückten an, hätten ſich aber dann plötzlich nach Sachſen hingewandt, ſo verſammelte ſich das Heer, das der Erzherzog Leopold, und unter ihm der Fürſt Piccolomini befehligte, in der Gegend von Prag, um den Schweden unter Torſtenſon nach Sachſen zu folgen. Eine ſtattlichere Armada hatte der Kaiſer lange nicht auf die Beine gebracht: 11 Regimenter Fußvolk, mehr als vollzählig; 32 Regimenter Reiter, meiſt alte gediente Cüraſſiere ſtanden mit 80 Kanonen bald jenſeits Prag verſammelt, und erwarteten nur den Befehl zum Aufbruch. Da kamen Eilboten auf Eilboten von Dresden mit der Bitte an den Erzherzog, den Marſch zu beſchleunigen, denn Torſtenſon bedränge Leipzig ſchon hart, der Erzherzog ſäumte nicht länger, und der kommende Tag ward zum Abmarſche beſtimmt.

Noch einmal gab der alte freundliche Rittmeiſter den Brüdern die Erlaubniß nach Prag zu gehen, um ihren Aeltern Lebewohl zu ſagen; dieſer Abſchied war ſchmerzlich, denn jetzt erſt trennte man ſich, gingen ſie ihrer blutigen Beſtimmung entgegen, jetzt erſt betraten ſie das öde Feld des Todes; aber auch dieſer Augenblick der Trennung ging ſtandhaft vorüber, und als Benedict und Conrad Prag hinter ſich hatten, reichte der Aeltere dem

Jüngeren die Hand. „Alles was Werth für uns hatte,“ ſprach er „liegt hinter uns, eine neue Welt vor uns; laß uns nun, mein Bruder, wackere Soldaten ſein, auch hier treu unſere Pflicht erfüllen und für unſern Kaiſer und ſein Recht kämpfen, und wenn es ſein muß — ſterben. Mir ahnet es, mein Leben hat ſich mit jenem Tage geſchloſſen, wo ich Bärbchen verlor; der Tod könnte mir faſt Wohlthat ſein.“

„Mir nicht,“ rief Conrad „ich kämpfe noch um das Leben mit ihm, und mir ahnet es, wir kehren Beide in das Vaterhaus zurück.“

„Armer Conrad!“ ſagte jetzt Benedict mitleidig lächelnd. „Wie kurz iſt Dein Blick in die Ferne, ein unglückliches Schickſal führt uns hierher, ein unglückliches in die Schlacht; glaubſt Du, daß das Unglück den Menſchen je wieder verläßt, wenn es ihn einmal gepackt hat, wie uns?“

„Es waltet ein barmherziger Gott dort über den Sternen,“ ſprach Conrad „ſieh nur Bruder, wie hell ſie da oben flimmern, und unſere Bahn erleuchten. Wirf Deinen Blick da hinauf, hoffe und vertraue.“

Aber Hoffnung und Vertrauen kehrten nicht in Benedicts Bruſt zurück, er ritt ſchweigend und ahnungsſchwer nach ſeinem Quartiere.

6.

Das Heer trat den Marsch nach Sachsen an, doch jubelte es nicht, denn es zog nicht durch Feindes Land. Das arme Sachsen, das schon so oft durch feindliche Schaaren heimgesucht, durch befreundete Heere eben nicht glimpflicher behandelt worden war, sollte in diesem Augenblicke schon wieder die Schwäche der Politik seines Herrschers büßen, der seit dem Prager Frieden die Parthei seiner Glaubensbrüder verlassen, und mit Oestreich sich verbunden hatte. Torstenson stand schon mit einem gewaltigen Heere vor Leipzig und ängstigte die hart bedrängte Stadt; der Erzherzog zog mit gleicher Heeresmacht zu deren Befreiung heran, und Beide, Freund und Feind mußte das ausgesogene Land ernähren und zum Theil bezahlen.

„Mir war ganz sonderbar" sagte am ersten Abend, wo sie ihre Nachbar-Grenze überschritten und Quartiere in Sachsen bekommen hatten, Conrad zu seinem Bruder, der wohl Conrads Bemerkungen gern anhörte, nie aber die seinigen ihm mittheilte und von Tage zu Tage in sich gekehrter wurde, „als wir heute hier vor diesem stattlichen Wirthshause hielten, die Bewohner dem Anschein nach freundlich heraus traten, uns willkommen hießen, dann nach unseren Pferden griffen, sie in die Ställe zu führen und als wären wir lange erwartete willkommene Gäste, uns aufnahmen, obgleich sie wissen, daß wir ihnen für keinen Nürnberger Heller zu verdienen geben. Sonst wenn ich auf meiner Wanderschaft, meinen Ränzel auf dem Rücken eintrat und mein „Gelobt sei Jesus Christus"

Wirth und Gästen bescheiden zurief, mußte ich oft recht lange auf das: „in Ewigkeit" warten und Niemand nahm mir den Ränzel ab, oder nöthigte mich zum Niedersetzen; erst wenn ich mir einen guten Trunk und Imbiß bestellt, erhielt ich Bedeutsamkeit, besonders wenn ich ein gefülltes Beutelchen zog, dann erst hieß man mich willkommen, fragte wohl auch wes Weges ich käme, wo die Schweden ständen, oder sonst dergleichen. In der Eisenhaube muß doch eine gewaltige Wirkung stecken, sie macht uns arme Wichte zu Herren dieser armen geplagten Leute, welche uns ihr Eigenthum, als schuldigen Zins steuern müssen, denn, wie es mir dünkt, so ist, wo der Soldat eintritt, Alles sein Eigenthum und er schaltet damit nach Gefallen. Gerechter Gott! wie mag es erst in Feindes-Landes zugehen?

„Teuflisch!" brummte Benedict vor sich hin.

„Neugierig bin ich, wie es mir am Tage der Schlacht um's Herz sein wird. Ein alter Soldat hat mir einmal bei einem Trunk Wein vertraut, der ärgste Raufbold in der Schenke könne nicht wissen, ob er in solchem Augenblicke tapfer oder feig sein würde."

„Sollte Dir das Letztere überkommen, Bruder, wo Gott für sei," fiel ihm Benedict rasch, mit finsterem Blick in die Rede, „so halte Dich fest neben mich, folge mir, und ich werde die Schande nicht erleben, daß mein Bruder als ein Feigling geflohen sei." —

Diese Worte Benedicts endeten schnell das Gespräch, Conrad war gekränkt; Benedict hatte in seine Worte keinen verwundeten Pfeil legen wollen, und doch den Bruder empfindlich getroffen.

Am andern Tage rückten sie in der Gegend von Freiberg ein, wo sie Rasttag haben sollten; hier zeigte sich Conrad das Soldatenleben wieder in ganz anderer Gestalt. Das Dorf, worin sie lagen, war arm und meist von Bergleuten bewohnt, und sie fanden wenig Stallung, wenig Lebensmittel darin; kein dienstwilliger Wirth kam ihnen zum Willkommen entgegen, denn sie waren meist Alle zur Grube gefahren, und suchten in der Tiefe der Erde blankes Erz und schwarzes Brod. Nur einige rothwangige Dirnen, und Kinder in Menge, diese oft grausame Mitgift der Armuth, waren daheim. Die mitgebrachten Lebensmittel und der Haferſack mußten herbei geholt, und für Vieh und Menschen selbst Sorge getragen werden. Das war dem Kriegsvolke nicht recht und die spät am Abend erst heimkehrenden Bergleute, diese ärmlichen, bleichen Gestalten, wurden deshalb eben nicht aufs Freundlichste empfangen, und ihr frommer Gruß kaum beachtet. Der wilde Frohsinn, der noch gestern unter ihnen geherrscht hatte, war heute verschwunden, und Conrad sah wohl, daß wenn die ärmlichen Hütten nur etwas Anziehendes geboten hätten, die Reiter nicht so geduldig den Mangel ertragen haben würden. Er selbst setzte sich an den Heerd, wo die Hausfrau für die Ihrigen einen großen Topf mit Grütze kochte und immer in Sorge zu sein schien, er habe Absicht auf ihr mageres Mahl; aber Conrad nahm ihr bald diese Furcht, gab ihr eine Kleinigkeit, und hatte dafür die Freude, dieses mit schwarzem Kleibrode gewürzte Mahl von der Familie mit solchem Appetit verzehren zu sehen, als ob die größten Leckerbissen vor ihnen gestanden hätten. Heute theilte er

Benedict seine Bemerkungen nicht mit; noch konnte er dessen demüthigende Worte von gestern nicht vergessen, er bat ihn jedoch morgen in der Frühe sein Pferd zu besorgen, stand schon als der Tag graute auf und begleitete den alten Bergmann nach der Grube, sah wie dieser dort sein still Gebet verrichtete, ehe er einfuhr, und so, gleich dem Soldaten, dem Tode entgegen ging.

„Der Mensch kennt doch oft weder sein Elend, noch sein Glück" sagte er vor sich hin, als er nach dem Dörfchen zurück ging. „Diese Leute kämpfen von Jugend auf mit Sorge und Elend, wissen kaum, womit sie am andern Tage ihre zahlreiche Familie ernähren sollen, sagen ihr alle Tage ein Lebewohl, mit der Furcht sie nicht wieder zu sehen, veralten vor der Zeit, und kein froher Augenblick, kein Lebensfesttag unterbricht dieses eintönige Quälen nach hinreichendem Broderwerb. Und doch sind sie glücklich; sie haben wenig Wünsche, fast gar keinen, und fällt einmal eine Brodsame des Glücks auf ihren karg gedeckten Tisch; so scheint es ihnen, Gott habe sie mit absonderlichem Segen überschüttet. Sind sie deshalb elender als wir Andern? Ich hatte nur einen Wunsch, der unbefriedigt blieb, und der hat mich aus meinem Leben herausgerissen und mich unter Menschen geworfen, die mir und meinen Gemüth fremd sind, es war meine eig'ne Wahl, und wo der Mensch mit kecker Hand in das Rad seines Schicksal's einzugreifen sich erkühnt, da hemme er es, oder murre nicht, wenn er in seinem Strudel mit fortgerissen wird.

Ich habe doch wohl Unrecht gethan, nicht auf das Wort der Mutter zu hören; vielleicht war es noch Zeit,

vielleicht wenn ich mich, wenn auch nur zum Schein, zu einer Andern neigte, wäre ihre Liebe geschwunden, sie hätte Benedict glücklich gemacht, und ich wäre nie auf den tollen Einfall gekommen, mich in das Kriegsleben zu stürzen, und meinen armen Bruder mit zu verführen; nein, wahrlich! Meister Baumbachs Söhne taugen zu den Soldaten nichts." Mit diesen Gedanken kam er bis zu seiner Hütte, wo er Benedict beim Putzen der Waffen fand; auch die seinigen hatte der sorgsame Bruder herbei geholt, denn heute Nachmittag sollte das Regiment ausrücken und mit dem Regiment Pompei und Gonzaga von dem General-Feldwachtmeister Buchheim gemustert werden.

Conrad trat schnell zu seinem Bruder, und half ihm die Waffen mit in Stand setzten. „Die Sache wird ernsthaft," begann jetzt Benedict; „bei Nossen und Meissen sollen die Schweden schwärmen, plündern und rauben; geht Torstenson uns entgegen, so kann es in einigen Tagen schon zur Schlacht kommen; müssen wir ihn bei Leipzig aufsuchen, nun, dann schlagen wir einige Tage später, denn der schwedische Löwe zieht sich vor Oestreichs Adler gewiß nicht feig zurück.

„Ich freue mich auf den Tag der Schlacht!" sagte Conrad freudigen Muthes.

„Ich nicht," murmelte Benedict vor sich; — „Aber Deine Freude ist mir unerklärbar, was könntest Du dabei gewinnen?"

„Deine Achtung" sagte Conrad, „indem ich Dir zeigen könnte, daß ich Deines Vorbilds nicht bedarf, um mich als muthigen Kriegsmann zu zeigen."

„Bruder! wie haſt Du doch meine Worte, die ich geſtern vielleicht im Unmuth ſprach, ſo falſch gedeutet," rief Benedict ſchmerzvoll und fiel dem Bruder um den Hals. „Tröſtlich müßte es unſerm Vater ſein, hätte Gott über uns beſchloſſen, — — — und es hieße dann; die Brüder Baumbach aus Prag, ſtarben einen ſchönen Reiter-Tod; und da ich —" er ſtockte.

„Und da Du?" — fragte raſch der Bruder.

„Und da ich den Tod aufſuche, wo ich ihn nur finden kann, da zeigt man ihm und dem Feinde nicht den Rücken, und wer einem ſolchen Todesluſtigen folgt, der fliehet nicht."

„Du ſuchſt den Tod?" fragte Conrad, und der Gedanke ließ ihn erbeben; „frevelſt Du nicht, Benedict, iſt das nicht unrecht, unchriſtlich von Dir? — Pfui! habe mehr Muth, als Dich freiwillig dem Schickſal zu übergeben; kämpfe dagegen, denn wahrlich! ſo lange ich noch einen Athemzug in mir ſpüre, vertheidige ich mein Leben gegen den Teufel und die ganze Welt."

„Mir iſt es eine Laſt wie ein ſchweres Wander-Bündel in ſchwüler Mittagsgluth. — Ich kann das Mädchen nicht vergeſſen."

„So nimm es, ich trete Dir willig meine geringen Anſprüche an ſie ab" ſagte Conrad mit Feuer, aber Benedict lächelte ſchmerzvoll.

„So etwas, lieber Conrad, läßt ſich nicht abtreten, es muß ſich freiwillig geben; aus Deiner Hand, Bruder hat es keinen Werth für mich. Ueberdies ſind unſere Seelen, unſere Gemüther ſo genau in einander verwebt, daß uns gleiches Schickſal treffen muß. Das Mädchen

ist für uns Beide verloren; Keiner wird sie erringen. Meine Ahnung trügt mich nicht."

7.

Die Musterung, welche der General-Feldwachtmeister hielt, wirkte zerstreuend auf Conrads Gemüth. Das Regiment Madlo war das erste auf dem Platze und stand schon eine Zeit lang aufmarschirt. Die Andern kamen nach; bald rückten die Cürassiere von Pompei mitfliegenden Cornetten und schmetternden Trompeten an, und wurden auch mit gleicher Fanfare von den sie Erwartenden begrüßt. Sie stellten sich ihnen zur linken Seite, so wie späterhin Gonzaga, das bald darauf angetrabt kam, sich ihnen zur rechten Seite stellte. Beides waren italienische Regimenter. Pompei, neu geworben, bestand aus stattlichem Kriegsvolk, und ritt schöne neapolitanische Rosse; Gonzaga aber war ein Regiment ergrauter Krieger, die schon unter Tilly in Deutschland gefochten hatten, und als eines der besten Regimenter im kaiserlichen Heere galt.

Endlich kam auch der alte General-Feld-Wachtmeister, von einer Menge anderer Offiziere und Obristen der Regimenter begleitet. Es war ein kleines Männlein, den Conrad sich ganz anders, höher, martialischer, gedacht hatte. Aber durch manchen Kampf im Kriegshandwerke wohl erfahren, hatte der kleine Mann schon manche Waffenthat gethan, die einem Goliath Ehre gemacht

hätte. Der kleine Zwickelbart, der wohl zuweilen an Tilly erinerte, das scharfe stechende Auge, und ein gewisser finsterer Ernst, der sich über das benarbte Gesicht verbreitete, zwangen selbst Conrad, der bei dem Soldaten nur das Aeußere berücksichtigte, Ehrfurcht für das kleine Männlein ab, auf dessen Wort drei bedeutende Reiterschaaren ihre Glieder öffneten, und in ehrfurchtsvoller Stille, seine Musterung erwarteten. Er durchritt schweigend die Reihen, sagte wenig, machte nur selten eine tadelnde Bemerkung und schien mit dem Ganzen zufrieden zu sein, denn Roß und Mann war in gutem, brauchbarem Zustande, und was den innern Menschen und seinen Muth betraf, das konnte der Schlacht-Tag nur lehren. Eine kurze Anrede, die er erst deutsch, dann italienisch an die Regimenter hielt, forderte sie auf, in der nächsten Schlacht männlich zu fechten und den alten Ruhm der kaiserlichen Waffen zu behaupten, „Auf Wiedersehen auf dem Schlachtfelde!" rief er dann, wandte sein Roß, und sprengte davon. Die Regimenter kehrten in ihre Quartiere zurück.

Am andern Tage ging der Marsch gerade auf Leipzig zu, die Schweden hielten nirgends Stand, nur als man sich Leipzig näherte, zeigte der Kanonen-Donner, der noch in der Ferne dröhnte, daß sie nicht gesonnen wären, wohlfeilen Kaufes das sächsische Land zu verlassen. Aber bald schwieg das Geschütz, die Nachricht traf beim Heere ein, Torstenson habe die Belagerung aufgehoben, und sich gegen Breitenfeld, — fast auf die nähmliche Stelle, wo Gustav Adolph den ersten Sieg für Deutschlands Freiheit errang, — zurück gezogen. Dem Erzher-

zog ſchien dies eine glückliche Vorbedeutung, er hoffte die Schmach der verlorenen erſten Schlacht, durch den Sieg der Zweiten zu verwiſchen. Dem alten Piccolomini aber, der mehr an Sterndeuterei hing, ſchien Leipzig und das Schlachtfeld von böſer Vorbedeutung zu ſein; er ſuchte den Erzherzog zu bereden, blos Leipzig zu beſetzen und den ſchwediſchen Feldherrn durch irgend ein geſchicktes Manoeuvre aus ſeiner Stellung zu locken. Aber der junge Fürſt, zu kriegesmuthig, zu ſehr der Schlacht von Nördlingen gedenkend, wo ein Erzherzog den herrlichen Sieg über die Schweden errang, auch wohl das ſchöne Heer betrachtend, das kampfluſtig unter ſeinen Befehlen ſtand, ließ keinen Tag ſeine Ungeduld zügeln, befahl, daß die Armee durch Leipzig rücke; und der Morgen des 22 Octobers 1642 ſah das kaiſerliche Heer in Schlachtordnung den Schweden gegenüber ſtehen. Faſt auf der nämlichen Stelle, wo ſein König gefochten, hatte Torſtenſon die alten ſchwediſchen Schaaren aufmarſchiren laſſen; ſein Fußvolk ſtand in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln; ſeinen rechten Flügel befehligte Wittenberg und der alte Stahlhanns, den linken General Schlang und Königsmark, die Mitte Arel Lilien, lauter Namen im Kampf ergrauter Kriegshelden.

In gleicher Art hatte Piccolomini das Heer geordnet; das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln. Gonzaga befehligte den rechten, Buchheim den linken Flügel, wo das Regiment Pompei, neben ihm Madlo und Gonzaga auf dem äußerſten linken Flügel ſtand. Alles, was geſchehen konnte, dem Soldaten Muth einzuflößen, und ihn zu hohen Kriegsthaten zu entflammen,

war bei den Kaiserlichen geschehen; Versprechungen kaiserlicher Gnade, Drohungen dem Feigen, bezahlter rückständiger Sold, kurz Alles war angewendet worden, das Kriegsvolk zu ermuthigen. Die Schweden hatte Torstenson nur an ihren alten Ruhm, nur an ihren bei Lützen gefallenen König erinnert, der hier als Sieger seine große, aber kurze Laufbahn begonnen hatte.

Einen Augenblick standen sich beide Heere ruhig einander gegenüber, und schienen sich zu beobachten. Keiner wollte das erste Zeichen zum Angriff geben, da sagte Benedict zu Conrad, dessen Auge überall auf den Linien der Feinde umher schweifte: „Es liegt doch etwas Großes, Erhabenes in diesem Schauspiele. — Da stehen wir nun, das frische Leben mit jedem Athemzuge einathmend; unser Geist denkt nicht an den Tod, nur der Sieg ist das hohe Ziel, nach dem er strebt; selbst unser Roß trotzt der Gefahr, die es ahnet, scharrt ungeduldig, bäumt sich, will vorwärts, der Entscheidung entgegen, und wie bald —.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die schwedischen Trompeten schmetterten, ihr rechter Flügel verrückte, der alte kriegserfahrene Stahlhanns sich an die Spitze des Leibregiments und des Regiments des Landgrafen von Hessen setzte, und mit wilder Furie sich auf den linken Flügel der Kaiserlichen warf. Die Ungarn, die ihn decken sollten, erwarteten nicht den Angriff der schwedischen Regimenter, sondern flohen; das Regiment Pompei wankte, ehe es noch seine Karabiner los gefeuert hatte, das Regiment Madlo aber, von einem panischen Schrecken ergriffen, wich dem ungestümen Angriffe des schwedischen Leibregiments nur durch eine schmälige über-

eilte Flucht aus, ohne einen Schuß gethan, ohne ein Schwerdt gebraucht zu haben. Die Schweden benutzten ihren Vortheil, kümmerten sich wenig um die fliehenden, mehr aber um die noch stehenden Regimenter, und so wurde der ganze kaiserliche linke Flügel in schmachvoller Flucht aufgelöst, und nur von einigen Regimentern verfolgt, wagten sie dennoch nicht sich wieder zu sammeln, sie flohen bis Leipzig. Auf dem rechten Flügel war das Glück den Schweden nicht so günstig; die Kaiserlichen widerstanden hier dem Angriff und brachten mehrere feindliche Regimenter in Unordnung. Der General Schlang stürzte von einer Pistolenkugel getroffen, Königsmark wurde mehrere Male verwundet, und verdankte seine Rettung nur seinem muthigen Rosse. Doch wichen die Schweden hier in Ordnung, sie waren nicht in wilder Flucht aufgelöst, die Regimenter noch fest in sich geschlossen, hatten nur dem ersten mächtigen Stoße der Feinde weichen müssen.

In diesem entscheidenden Augenblick, der den Sieg noch zweifelhaft ließ, erschien der Pfalzgraf mit vier Regimentern des rechten Flügels, und stellte das Gefecht wieder her. Die Schweden rückten auch hier von Neuem wieder vor, und trotz der mannhaften Gegenwehr der kaiserlichen Reiterei, brachen sie ihre Reihen, und als die noch fechtenden Regimenter die entscheidende Flucht des linken Flügels sahen, wankte auch ihr Muth, auch sie jagten in wilder Flucht zurück und überließen das Schlachtfeld den Schweden.

Noch stand das Fußvolk, noch donnerte das Geschütz und schleuderte Verderben unter die Schaaren der an-

greifenden Schweden. Endlich durch Reiterei und Fußvolk umzingelt, von allen Seiten angegriffen, wurde es aufgefordert sich zu ergeben, zog aber, wie die brave Schaar der Wallonen, an jenem für Tilly so verhängnißvollen Tage, es vor, eher zu sterben, als das Gewehr zu strecken. Sie traten in Vierecke dicht geschlossen, von der schwedischen Reiterei umschwirrt, von dem Fußvolke verfolgt, selbst von ihrem eigenen Geschütz nun beschossen, langsam und ruhig ihren Rückzug an, zogen über die Ebene, mit jedem Schritte immer mehr und mehr die gemachten Lücken zusammen drängend, ein immer noch furchtbarer Haufe, dem man, wie dem wilden Eber im Dickicht, nicht zu nahen wagen durfte. Endlich bis zur Hälfte geschmolzen, viele schwere Verwundete in ihren, von dem Geschütze niedergeschmetterten Reihen, erschöpft durch steten Kampf, blieb ihnen, nachdem sie 5000 Mann auf dem Wahlplatze zurückließen, nichts übrig, als in dem nämlichen Wäldchen, wo die Wallonen am ersten Schlachttage von Leipzig unterlegen hatten, 5000 an der Zahl das Gewehr zu strecken; mit ihnen ging der Kern des kaiserlichen Fußvolks verloren. Glänzender, wenn auch nicht erfolgreicher, war dieser zweite Sieg auf dem Schachtfelde von Breitenfeld, er gab Schweden von Neuem das Uebergewicht in Deutschland, und war um so mehr empfindlicher für Oestreich, da ein Erzherzog an der Spitze des geschlagenen Heeres gestanden hatte.

8.

Vor den Thoren von Zwenkau, bis wohin die erste Flucht einen Theil der Reiterei des linken Flügels ohne Rast getrieben hatte, lagerte ein gemischter Haufe Flüchtiger von allen Regimentern in buntem Gemisch. Ein Theil hatte sich in Reihen gegen das geschlossene Thor von Zwenkau aufgestellt und verlangte Einlaß, den aber der sächsische Commandant trotz des elenden, kaum mit einer Mauer umgebenen Städtchens und seiner 25 Mann Defensioner standhaft verweigerte, da er wußte, daß die Stadt ohne Rettung verloren sei, dränge das zügellose Kriegsvolk, das keine Kriegszucht, kein Offizier im Zaume hielt, hinein. Er versprach Lebensmittel hinauszuschicken, die Reiter verlangten Oeffnung der Thore, sie drohten die Stadt zu stürmen, der Commandant, sie durch das Feuer der Besatzung zurückweisen zu lassen. Aber die in Flucht Begriffenen hatten Eile und es war nicht Ernst, sich lange hier zu verweilen, sie fürchteten die sie verfolgenden Schweden und ließen sich endlich mit Lebensmitteln beschwichtigen, welche die Bürger Zwenkau's nach besten Kräften herbei brachten. Aber auch die Vertheilung der Lebensmittel störte den Frieden, Jeder wollte seinen Theil, nur Wenigen konnte es werden; da begannen schon die Regimenter sich zusammen zu rotten, die wenigen Offiziere, die zugegen waren, hatten in diesem Augenblick der Auflösung aller Kriegszucht keine Gewalt; es hätte ein blutiger Kampf entstehen zu können, wenn nicht plötzlich einige Heransprengende mit dem Rufe: „die Schweden sind dicht hinter uns!" dem Lärmen

ein Ende gemacht und Alles zu Roſſe und in wilde Flucht gebracht hätten. Bald war das ganze Feld leer, nur ungefähr 200 Cüraſſiere hielten geordnet die Straße beſetzt, ſtellten ihre Feldwachen aus und ſchienen den Feind erwarten zu wollen; auch 2 Reiter, ihre Roſſe fütternd, hatten Beſitz von einem alten Birnbaume genommen, unter deſſen Schatten ſie ſich und ihre Thiere erquickten. Sie hatten an dem ganzen frühen Lärm keinen Theil gehabt, die Nachricht, die Schweden kämen, hatte ſie nicht aus ihrer Ruhe gebracht, und auch jetzt ſaßen ſie, ganz ſorglos ihr Frühſtück verzehrend und die Feldflaſche herbeiholend da. Es waren die Brüder aus Prag.

Da trat ein alter Wachtmeiſter von dem geordneten Haufen zu ihnen und fragte: „Von welchem Regiment, Cameraden?“

„Von Madlo Cüraſſier“ antwortete Benedict, und da er glaubte, die Frage gelte nur ſeiner Feldflaſche, reichte er ſie ihm und bat, ihnen Beſcheid zu thun. Doch der alte Krieger wies ſie verächtlich zurück. „Mit Einem von Madlo trinkt keiner von Gonzaga“ ſprach er, wandte ihm den Rücken und wollte gehen. Benedict ſprang auf und hielt ihn zurück. „Wie meint Ihr das? Eure Worte ſcheinen beleidigend; ſteht mir Rede!“ Der Wachtmeiſter wandte ſich, ſah dem jungen Mann ſcharf in's Auge, und ſagte dann: „Du biſt noch nicht lange Soldat.“

„Fünf Wochen,“ erwiederte Benedict, „aber wozu dieſe Frage?“

„Wär'ſt Du ein gedienter Kriegsmann, ſo würdeſt Du ſie ſelbſt beantworten können, würdeſt wiſſen, daß ein Regiment, das, wenn der Feind noch 100 Schritt

von ihm ist, feig und ehrlos umkehrt, aus der Linie bricht und Alles mit sich zur wilden Flucht fortreißt, in den Augen des ganzen Heeres entehrt ist, und ein rechtlicher Soldat keine Kameradschaft mit ihm hält."

„Was kann der Einzelne dafür" sagte Benedict, „ich habe den Tod gesucht, nicht die Schmach."

„Und was wollt Ihr Beide hier?" fragte der Wachtmeister.

„Ausharren, bis wir Gelegenheit finden, unsere Schande zu tilgen. Ich sehe," fuhr er plötzlich auf, „Ihr steht hier den Feind erwartend, um vor ihm nur im ehrenvollen Rückzug zu weichen. Erlaubt, daß wir uns Euch anschließen dürfen, vielleicht finden wir hier die Gelegenheit."

„Gewiß an 300 Mann, wovon Einer mehr werth war, als Zehen dieses verwünschten Regiments, liegen auf dem Wahlplatze durch Euere Schuld; 200 stehen noch hier versammelt, wo möglich die Schmach des Tages zu rächen, wenigstens die verlorene Ehre zu retten. Ob diese Euch aufnehmen werden, weiß ich nicht, doch da ich Wohlgefallen an Euch habe, und Ihr mir leid thut, will ich hin und den Oberstleutnant befragen, der dort an der Spitze hält."

Während dieses Gesprächs, dem Conrad aufmerksam zugehört, hatte dieser schnell seine kleinen Vorräthe zusammen gepackt, den Freßsack den Pferden abgenommen und sie schnell aufgezäumt, so daß Alles bereit war, als der Wachtmeister zurück kehrte und ihnen die Nachricht brachte, sie dürften sich dem Regimente Gonzaga anschlie-

ßen. Man ſtellte ſie auf den äußerſten linken Flügel, aber kein Menſch ſprach ein Wort mit ihnen.

Jetzt kamen immer noch mehrere von dem geſchlagenen Heere, beſonders von dem linken Flügel der Reiterei herzu; beinahe von allen Regimentern ſammelten ſie ſich jetzt um den kleinen Haufen von Gonzaga, von Madlo kam kein Mann, die waren ſchon längſt in Sicherheit. Selbſt vom Regiment Gonzaga rückten ſie truppweiſe, 10 bis 20 Mann herbei, und ſchloſſen ſich ihren Cameraden an. Die übrigen Regimenter bildeten ihren eigenen Haufen, der nach und nach bis zu 600 Reitern anwuchs. Die beſtimmte Nachricht der verlornen Schlacht war nun auch bis hierher gekommen und der Oberſtleutnant von Gonzaga, der das Ganze leitete, ſah wohl ein, daß ſie den Rückzug antreten müßten, wollte ihn jedoch ſo ſpät als möglich bewerkſtelligen. Da kam der Feldzeugmeiſter Bonnival von einem bedeutenden Haufen Reiterei gefolgt, herangeſprengt, und kaum, daß er die geordnete Linie der hier ſich geſammelten Reiterei erblickte, als er ihnen den Befehl ſandte, ſchnell vorzurücken und den ihn verfolgenden Feind anzugreifen. Das Regiment Gonzaga rückte vor, die andern 600 Mann folgten, der Feldzeugmeiſter ſammelte die Uebrigen und ſie warfen ſich mit Ungeſtüm auf das ſchwediſche Regiment Dörflinger, das, von dieſem unvermutheten Angriff überraſcht, ſtutzte, und nach einem blutigen Gefecht die Flucht ergriff. Doch zwei nachrückende ſchwediſche Regimenter nahmen die Flüchtigen bald auf; der Kampf begann von Neuem; die Kaiſerlichen mußten weichen.

Am Abend dieſes Tages — die Schweden hatten ſie nicht mehr verfolgt — trat der alte Wachtmeiſter zu den Brüdern, ſtrich ſich ſeinen langen Knebelbart und ſagte freundlich: „Bei Gott, Ihr Burſchen, Ihr habt Euch wacker gehalten, und daß Ihr nicht aus mancher Wunde blutet, iſt wahrlich nicht Eure Schuld; Ihr habt tapfer ausgetheilt und glücklicher Weiſe nichts eingenommen. Der Oberſtleutnant läßt Euch ſagen, Ihr könntet während des ganzen Rückzuges in Gottes Namen beim Regiment bleiben; daß Ihr vom Regiment Madlo wäret, hätte man vergeſſen, und nun" er nahm ſeine Feldflaſche „heute einen Trunk auf gute Cameradſchaft!" er reichte ſie ihnen und Beide thaten Beſcheid.

Conrad und Benedict folgten nun dem Regiment Gonzaga bis zur böhmiſchen Grenze; hier erfuhren ſie, daß der Reſt ihres Regiments wieder in ſeine alten Standquartiere eingerückt ſei, und auch ſie begaben ſich dahin.

9.

Von den 900 Mann, aus welchen das Regiment beſtand, waren kaum 600 noch übrig; aber unter dieſen der freundliche Hauptmann der beiden Brüder. Er verbarg ſeine Freude nicht, ſie zu ſehen, und bot ihnen ſogleich an, ehe er ſie wieder in ſeine Liſten als gegenwärtig eintrage, nach Prag zu gehen und ihre trauernden Aeltern zu beſuchen. Sie ergriffen mit dankbarem

Gemüthe die ihnen dargebotene Erlaubniß und der andere Morgen wurde dazu bestimmt.

„So wären wir wieder hier," begann am Abend Benedict, nachdem sie lange sich schweigend gegenüber gesessen und wahrscheinlich an die Aeltern und Bärbchen gedacht hatten, „hätten Nichts gewonnen und die Schlacht von Breitenfeld wäre nicht der Markstein meines Lebens, nicht der Markstein meines Glücks gewesen. Morgen soll ich wieder in das Vaterhaus! — Glaubst Du, Bruder, daß es mich dorthin zieht! Nein, wahrlich nein! Dort muß ich Bärbchen sehen; was kann ich ihr sagen, was sie mir? Ein mitleidiges Wort, ein halber Trost, das ist Alles, was sie mir geben kann, und was sie nicht zögern wird, mir zu geben. Sich selbst! — Fahr' hin, fahr' hin, du Glück meines Lebens, dich erlang' ich nie! Was kann der alte Vater uns sagen, als ein trauriges: Gelobt sei Gott! der Euch dem Schwerte der Schweden entriß. Ruhm bringt Ihr nicht mit ins Vaterhaus, so wenig als Wunden. Seid wackre brave Böttchergesellen; wollt Ihr aber im tollen Wahn höher fliegen, so seid Ihr elende Wichte von dem geächteten Regiment Madlo. — Und die Mutter? —"

„Schweig, ich bitte Dich" fuhr Conrad auf. „Ich bringe eine Welt voll Liebe in mein Vaterhaus mit zurück, gebe Liebe und erhalte sie auch gewiß. Mir klopft das Herz in der Brust, denk' ich des alten Vaters, der seine beiden Hände nach uns ausstrecken und die unseren treuherzig schütteln wird, denke der vor Freude weinenden Mutter, an deren Brust zu liegen mich wahrlich eben so glücklich macht, als ruhte ich in Bärbchens Ar-

men. Und ihr, die mir auch vielleicht einen freundlichen Blick ſchenkt, würde ich ſagen: Thörichtes Kind, was willſt Du von mir? Meine Liebe war nicht reines Gold, das auf dem Prüfſteine aushielt; denn Du konnteſt mich vergeſſen und ich dennoch leben. Aber ihm, der nicht leben, nicht ſterben kann ohne Dich, dem gieb Deine Hand, er iſt Deiner würdig, ich nicht." Benedict fiel bei dieſen Worten dem Bruder um den Hals, und ſie beſchloſſen nun den Abend, der ſie Beide ernſt geſtimmt hatte, wie ſie es im Vaterhauſe gewohnt waren, unter Gebet.

Am andern Morgen, ehe der Tag noch graute, trugen ihre Rappen ſie nach Prag. Als der hohe Hradſchin aus dem Nebelmeere im Goldglanz der Morgenſonne hervortauchte, als die Thürme der Stadt ihre vergoldeten Spitzen zeigten, und allmählig immer mehr und mehr hervortraten, jetzt die ganze herrliche Stadt im Glanz des jugendlichen Tages vor ihnen lag, da wurde es Beiden beklommen ums Herz. Freudiger Muth belebte Conrad, düſterer Ernſt begleitete den Bruder ins Vaterhaus. Jetzt — es war um die ſechſte Stunde — hörten ſie das Hämmern und Pochen in des Vaters Werkſtatt; Conrads Gaul fühlte den Sporn; er war der Erſte, der den Vater begrüßte.

„Wo iſt Dein Bruder?" fragte dieſer jetzt ängſtlich.

„Er folgt mir, ſeht! dort ſteigt er vom Pferde," und dies ſagend eilte er zur Mutter, die er ſchon in der Küche beſchäftigt glaubte, ſtatt dieſer aber fand er Bärbchen bleich und abgehärmt. Sie ſchrie erſchrocken auf, und ſtatt ihn zu begrüßen, eilte ſie nach der Mutter

Schlafkammer, wohin er ihr auch folgte. Die Freude im ganzen Hause war groß. Die vom Schlachtfelde erhaltenen Nachrichten hatten den Verlust vergrößert, besonders das Regiment Madlo ganz von dem Feinde aufreiben lassen. Bei den früher in Rschitschan von dem Regiment Eingetroffenen erfuhren sie nichts von den Ihrigen. „Sie seien verschollen," war die Antwort und so verstrich mancher Tag qualvoller Angst; desto größer war jetzt die Freude. Nachdem sie dem Vater so Manches berichtet hatten, meinte dieser, daß ihnen nach dem kleinen Probestückchen wohl die Lust vergangen sein möchte, noch ein Zweites zu wagen, und er sei erbötig, mit ihrem Hauptmann sich deshalb in Unterhandlungen einzulassen, und es koste was es wolle, und sollte er doppelte Mannschaft statt ihrer stellen müssen, sie von dem Kriegsdienste zu befreien. Benedict wollte dem Vater nicht widersprechen und schwieg, denn die Absicht des Vaters war nicht die seine; Conrad aber ging sogleich in die Vorschläge des Vaters ein, denn ihn ekelte das ganze Soldatenleben an. Es wurde daher beschlossen, daß der Vater sie nach ihrem Quartiere begleiten und dort das Nähere abmachen sollte.

Aber kaum war dieser Entschluß gefaßt, als ein Eilbote mit einem Schreiben von dem Hauptmann eintraf, dessen Inhalt ihnen befahl, Angesichts dieses ohne Säumen nach Rschitschan zu kommen, wo sie spätestens um die zweite Stunde des Nachmittags zu einer Musterung eintreffen müßten, von welcher bei schwerer Strafe Niemand zurückbleiben dürfe. Willkommen und Lebewohl grenzten so nahe, die Trennung war um so bitterer, und

nur das Verſprechen des Vaters, morgen mit einem gefüllten Seckel zu ihnen zu kommen, gab der Mutter noch einigen Muth.

Die Roſſe waren beſtiegen, ſchnell trabten ſie ihrem Schickſal entgegen, da zog gleiches Weges das Regiment Gonzaga; ſie trabten unbekümmert an demſelben vorbei, doch hörten ſie bald hinter ſich den Ruf: Halt auf einen Augenblick! halt! Sie wandten ſich und ſahen den alten Wachtmeiſter, der ihnen zu ſtehen winkte.

„Jungens!“ raunte er ihnen zu, als er ſie endlich erreicht hatte, „Ihr wollt nach Rſchitſchan?“ Sie nickten bejahend.

„Kehrt um, reitet eher in die Hölle oder in das ſchwediſche Lager, nur nicht dahin, dort iſt es nicht geheuer für Euch, und wohl dem, der noch nicht in der Mauſefalle ſteckt,“ ſagte der Alte mit ernſtem bedenklichen Geſicht.

Die Brüder ſahen ihn verwundert an. „Ja, ja,“ fuhr er fort, „ich meine es redlich mit Euch, traut meinen Worten.“

„Unſere Fahnen ſollten wir verlaſſen, auf ſo ſchmähliche Weiſe verlaſſen, und ohne zu wiſſen weshalb? Nein. nimmermehr!“ rief faſt entrüſtet Benedict.

„Thut was Euch gut dünkt“ erwiederte der Alte, verdrießlich, daß ſie ſeinem wohlgemeinten Rath nicht vertrauten. „Nun viel Glück, denn das iſt Euch dort noth!“ Er wandte ſein Roß und ließ ſie ruhig ihrer Beſtimmung entgegen ziehen.

„Bruder!“ ſagte Conrad, als ſie immer forttrabend die Thurmſpitze der Stadtkirche vor ſich liegen ſahen,

„ich kann mir zwar die Worte des Alten nicht deuten, aber ohne Grund warnte er uns nicht; laß mich allein in die Stadt reiten, iſt wirkliche Gefahr vorhanden, ſo benachrichtige ich Dich, wär' es zu ſpät, ſo wärſt Du doch gerettet und dem Vater bliebe doch ein Sohn."

„Uns trifft ein gemeinſchaftliches Schickſel," unterbrach ihn Benedict, „dies ſagte ich Dir ſchon oft, Du Ungläubiger; wir entgehen ihm nicht; zöge Einer von uns nach Süden, der Andere nach Norden, das Schickſal führte uns doch wieder zuſammen."

„Sieh!" ſagte jetzt Conrad plötzlich, „auf der Straße von Prag ziehet Reiterei heran, es ſind gewiß einige Regimenter; Gonzaga folgt uns bereits, was bedeutet dieſe Menge Volk?"

„Was kümmert das mich?" erwiederte Benedict, wollte eben ſeinem Roſſe die Sporen geben, als er Pferdegetrappel hinter ſich vernahm; es war der Vater, der ſeinen falben Gaul beſtiegen hatte und mit ſeinem alten Diener ihnen gefolgt war.

„Die Mutter hat mich aus dem Hauſe gejagt, ſie hat keine Ruhe, bis ſie mich bei Euch weiß, drum hat mein altes Thier auch einen böſen Tag gehabt, und ſich wacker anſtrengen müſſen, Euch einzuholen."

„Ich weiß nicht, ob Ihr nicht beſſer gethan hättet, heute daheim zu bleiben," ſprach Benedict. „Es giebt tückiſche Augenblicke im Leben, wo es beſſer wäre, der Menſch trüge eine Binde vor den Augen."

„Ich verſtehe Dich nicht, ſo wie ich Dich jetzt oft nicht verſtehe," brummte der Alte; „Du ſprichſt über Dinge, die Du nicht in unſerer Werkſtatt gelernt."

„Die aber Gott in meine Bruſt gelegt hat," ſagte Benedict mit ſchmerzvollem Tone.

„Kommt nur Vater!" rief der muntere Conrad, „wer weiß, wozu es gut iſt, daß Euch die Mutter uns nachſchickte. Was Bedeutſames giebt es heute, ich fürchte freilich nichts Gutes; doch was es auch ſein mag, wir ſind uns keiner Schuld bewußt, und ſo in Gottes Namen vorwärts."

10.

Als ſie in das Städchen einritten, fanden ſie das hier verſammelte Regiment Madlo in ſonderbarer Bewegung. Die Reiter hielten compagnieweiſe auf ihren Roſſen bei einander, ſchienen Etwas zu berathſchlagen und ſandten Abgeordnete von einer Fahne zur Andern. Die Offiziere ſtanden, wie es ſchien, theilnahmlos bei Seite, und als eben Benedict und Conrad ſich ihrer Fahne anſchloſſen, gab ein Wachtmeiſter, trotz der Gegenwart des Oberſtleutnants des Regiments, den Befehl, daß die Compagnien ſogleich nach dem Markte marſchiren und ſich dort in Linie aufſtellen ſollten. Dieſer Befehl wurde befolgt, die 600 Mann ſchloſſen dann einen Kreis, und der Wachtmeiſter begann mit kräftiger Stimme ſie anzureden: „Cameraden! ich habe ſo eben die ſichere Nachricht erhalten, daß heute, wegen des Vorfalls von Breitenfeld, ein Vorfall, der auch dem beſten Regimente einmal begegnen kann, Gericht über uns gehalten werden wird;

wir sollen dem Heere als warnendes Beispiel dienen; unsere Offiziere, Hauptleute und Fahnenträger, sollen ohne Barmherzigkeit gehangen, und wir decimirt werden, das heißt, der zehnte Mann, den das Loos trifft, soll am Galgen prangen. Wollt Ihr das dulden? Wollt Ihr nicht einen ehrenvollen Tod einem schmählichen vorziehen? — Noch ist es Zeit! — Ein rascher Entschluß, und wir ziehen aus, ziehen den Schweden engegen, und retten so Ehre und Leben. Aber ein rascher Entschluß ist nöthig, die Zeit drängt, kaum eine Stunde bleibt uns noch! — Also — wer denkt wie ich, und gleiche Gesinnung mit mir theilt, der ziehe sein Schwerdt, und dann rasch im Trabe fort!" Die Schwerdter rasselten aus den Scheiden. „Sei unser Anführer!" schrie es von allen Seiten, „doch wer von unsern Offizieren folgen will, mag es thun." Da schmetterten, als eben die ersten Züge sich zum Abmarsche anschickten, die Trompeten von Alt-Piccolomini und Speerreiter, und mit gezog'nem Schwerdt und gespanntem Pistol, kamen die Regimenter im scharfen Trabe geritten, umkreisten die Aufrührer, und das zu gleicher Zeit eintreffende Regiment Gonzaga schloß den Kreis, in dessen Mitte der General-Feldwachtmeister Brüay einritt, und mit seiner furchtbaren Stimme: „Abgesessen!" commandirte. Die Meuterer überrascht, befolgten zum Theil dies Commando, zum Theil aber schienen sie sich widersetzen zu wollen. Doch die Uebermacht war zu groß, sie mußten sich fügen, mußten ihre Rosse, ihre Waffen abgeben, und standen nun in dicht auf einander geschlossenen Reihen, ihr Schicksal erwartend da.

Für Conrad und Benedict war dies Alles wie im

Traum vorüber gegangen; sie hatten beim Aufruf des Wachtmeisters das Schwerdt nicht gezogen, hatten jedoch auf dem Markte der Menge folgen müssen, und wären auf keinen Fall mit zu den Schweden übergegangen. Aber auch sie standen jetzt, Missethätern gleich, unter den Meuterern, und es war leicht möglich, daß sie ihr Schicksale theilen mußten.

Schon als Hanns Baumbach das Kriegsvolk ohne seine Offiziere in Haufen getheilt, und die Abgeordneten hin und her laufen sah, hatte er Meuterei gefürchtet. Als es auf den Markt gezogen, als er die Rede des Wachtmeisters vernommen hatte, lagen ihm, der schon Manches in diesem so langwierigen Kriege erlebt hatte, die unglücklichen Verhältnisse klar vor Augen. Es galt hier Bestrafung eines feigen Regiments und dessen Widersetzlichkeit. „Gürg!" sagte er zu seinem Knechte und stieg vom Rosse ab, „führe die Rosse ins goldne Lamm, zu meinem Gevatter, übergieb ihm das Geld und die Pferde mit der Bitte, Beides wohl zu verwahren, und dann suche mich wieder auf." Das Auge nicht von seinen Söhnen wendend, stand der Alte in der Mitte des Volks, mit seiner langen, riesigen Gestalt hoch hervorragend, und erwartete mit klopfendem Herzen, wie sich die dunkle Gewitterwolke entladen würde.

Indessen waren die Offiziere zu ihren Fahnen getreten, die heute nicht bei ihren Compagnien, sondern in der Mitte des Regiments aufgepflanzt waren; hinter ihnen hatte man die Trompeter versammelt, die Pauken von den Rossen genommen und zur Erde gesetzt, und lautlos, sowohl die im Kreis Eingeschlossenen, als die sie umge-

benden Regimenter, hielt das Kriegsvolk in banger Erwartung, und Keinen gab es wohl, dem das Herz nicht geklopft hätte. Da begann das Regiment Alt-Piccolomini mit dem Schmettern seiner Trompeten die furchtbare Stille zu unterbrechen; die von dem Regiment Speerreiter und Gonzaga folgten, und die von Madlo wollten ein Gleiches thun; doch der Feldwachtmeister Brüay befahl ihnen zu schweigen. „Die Trompete, die das Regiment nicht zum Angriff rufen kann, muß für immer verstummen!“ sprach er. Und von der Straße von Prag, kam ein ansehnlicher Zug langsam geritten, an dessen Spitze, auf kastanienbraunem hohen spanischen Rosse, ein langer, hagerer Mann saß, in dessen Antlitz die Zeit, und wohl manche merkwürdige Begebenheit, tiefe Furchen gegraben, und manche Spuren zurück gelassen hatte. Kalt und ernst war der Ausdruck seines Auges, finster, zusammengezogen seine Stirn, man sah ihm an, daß der jetzige Augenblick bittere Erinnerungen in ihm erwecke, die nur die Hoffnung nach Rache mildern konnte. Es war der Fürst Piccolomini, der selten vom Glück, mehr vom Hof Begünstigte. Auch bei Breitenfeld hatte es ihn verlassen, und sein Ruf als Feldherr war dahin, denn ihn traf mehr der Vorwurf der verlornen Schlacht, als den jungen Erzherzog. Die Flucht der Reiterei hatte ohne Zweifel über den Ausgang des Treffens entschieden, die Flucht des Regiments Madlo die Flucht der Reiterei nach sich gezogen, und so sah er dies Regiment als den bösen Dämon an, der ihm den Lorbeer aus den Locken gerissen hatte. Er war es gewesen, der den Befehl zur Decimirung in Wien ausgewirkt hatte, und nun erschien,

das blutige Urtheil selbst vollstrecken zu lassen. Alle Leidenschaften drückten sich beim Anblick dieses Regiments in seinem Antlitz aus, nur das Mitleid nicht, das hatte er schon damals von sich gebannt, als er seinen Wohlthäter, seinen Freund verrieth, und das blutige Urtheil an Wallenstein vollführen ließ. Neben ihm ritt ein junger Mann, lebensfroh und lebensmuthig, in dessen Zügen man deutlich lesen konnte, daß er lieber zur Schlacht oder zum Bankett, als zu diesem blutigen Werke geritten wäre. Es war der Feldmarschall Gonzaga, der Inhaber seines Regiments, das durch Madlo's Flucht so viel verloren hatte. Doch daran dachte in diesem Augenblicke der edle Mann nicht, er gedachte nur der Unglücklichen, die, sonst tapfere Soldaten, in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, solch Schicksal nicht verdient hatten.

„Jetzt öffnete sich der Kreis; der Fürst Piccolomini ritt ein, hielt eine Weile vor dem abgesessenen Regimente, durchflog mit finsterem Blick die Reihen, dann winkte er einem Offizier seines Gefolges, der ihm ein Schreiben überreichte, welches der Fürst dem Feldwachtmeister Brüay mit den Worten übergab: „Publicirt diesen Befehl Sr. Majestät des Kaisers, und sorgt dann, daß er streng befolgt werde."

Brüay nahm das Schreiben, entfaltete es, und las mit unbedecktem Haupt:

„Da Uns durch Unsern Bruder, den Erzherzog „Leopold Durchlaucht, die Meldung geworden, daß „in der am 2 November stattgefundenen Bataille „bei Breitenfeld das Regiment Madlo, noch ehe

„es der Feind chargirt, ihm ſchon den Rücken ge„wandt, aus der Linie gebrochen, auf unerhörte „Weiſe ſchmählich geflohen und die übrige Reiterei „mit ſich fortgeriſſen habe, ſo iſt zum warnenden „Beiſpiel für die ganze Armada Unſer Wille und „Befehl, daß das Regiment aufgelöſt, die Standarten „zerbrochen, die Pauken zerſchlagen, Offiziere und „Soldaten für ehrlos erklärt, die Erſteren hinge„richtet, von Letzteren aber der zehnte Mann, den „das Loos trifft, aufgehangen werden. Dies iſt „Unſer unabänderlicher Wille, deſſen Ausführung „dem Fürſten Piccolomini anvertraut iſt.

Gegeben in Unſerer Reſidenzſtadt Wien.

Ferdinandus.

„Und ſo geſchehe, wie unſer allergnädigſter Kaiſer und Herr befohlen hat!“ rief Piccolomini mit lauter Stimme, wobei ſein eiskaltes Geſicht doch freudig auf das Opfer ſeiner Rache hernieder blickte.

Jetzt trat der Generalprofos mit ſeinem großen, mit Eiſen beſchlagenen Stocke, dieſem furchtbaren Zeichen ſeiner Würde, von vier Dienern gefolgt, in den Kreis. Er nahm die erſte Fahne, hob ſie hoch in die Höhe, ſchwenkte ſie drei Mal, zerbrach ſie dann und ſchleuderte ſie weit weg. „So geſchehe Allen, die dem Feinde feig den Rücken wandten!“ rief er aus; ſogleich erfaßte jeder ſeiner Diener eine Fahne, und that ein Gleiches. Jetzt traten auf Befehl des Generalfeldwachtmeiſters Brüay die Offiziere vor, legten ihre Schwerter ab, der Generalprofos ergriff ſie, und unter den Worten: „Beſſer zertrümmert,

als entehrt," zerbrach er Eines nach dem Andern. Als dies geschehen, trat er zu den Pauken des Regiments. „Auf Befehl Kaiserlicher Majestät," rief er, „ist das ehemalige Regiment Madlo, seiner Feigheit und Conduite in der Schlacht bei Breitenfeld wegen, aufgelöst; sein Name verhalle in dem Munde eines jeden Soldaten, wie der Ton dieser Pauke." Ein Schlag — ein hohler Ton, der schnell verhallte.

Dann begann er von Neuem: „Auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät ist das Regiment Madlo seiner Feigheit wegen entehrt, den Klang seines guten Namens hat es in der Schlacht bei Breitenfeld verloren, wie diese Pauke, die zur feigen Flucht schwieg, nicht zum kühnen Angriff wirbelte." Ein Schlag, und auch sie schwieg für immer. Rasch trat er jetzt zu den drei andern, zerschlug sie und sagte dabei: „So wie diese der Vernichtung, so sind die, so das Loos trifft, mir und dem Tode verfallen."

Während dieses geschah, hatte des Fürsten Piccolomini bleiches Antlitz unverwandt auf das Regiment geblickt; kein Zeichen der Theilnahme, viel weniger des Mitleids sprach sich in ihm aus; der Tod so Vieler war ihm gleichgültig, er war ein kleiner Ersatz für den verlorenen Lorbeerkranz. Der General-Feldwachtmeister Brüay trauerte, daß dieser Vorfall einem kaiserlichen Cürassier-Regimente, dieser so hochgeehrten Waffe, in welcher er von unten herauf gedient, begegnen konnte, hielt das Gericht für gerecht und hatte deshalb kein Mitleid. Nur Genzaga, der fühlen mochte, daß auch der bravste Soldat in dem Strudel der Flucht mit fortgeris-

ſen werden kann, nahm Theil an dem Schickſal, beſonders der Offiziere, die eben in das Gefängniß abgeführt werden ſollten. Der Oberſt und der Oberſtleutnant waren zu lebenslänglicher Haft auf dem Spielberge bei Brünn condemnirt; ſämmtliche Offiziere, vom Rittmeiſter bis zum Cornetten, zum Strange verurtheilt. Als dies ausgeſprochen wurde, trat ein alter grauer Rittmeiſter vor, ſchritt auf den Fürſten Piccolomini zu und ſagte: „Gnädiger Herr! daß wir den Tod leiden ſollen, iſt hart und in dem langen Kriege des Hauſes Oeſtreich ein unerhörtes Beiſpiel; daß wir aber keinen Reitertod, ſondern wie gemeine Verbrecher ſterben ſollen, das iſt grauſam und mehr als grauſam. Der Friedländer, unter dem ich das Kriegshandwerk lernte, hätte ſolchen Befehl, und wäre er ihm zehn Mal von Wien zugekommen, nicht publicirt; auch glaube ich ſchwerlich, gnädiger Herr, daß unter Wallenſteins Banner ein Regiment ſo das Vertrauen zum Siege verloren hätte, wie leider dies Regiment bei Breitenfeld es verlor. Mit Wallenſtein ſchwebte die Victoria über Oeſtreichs Adlern, die jetzt die kaiſerlichen Fahnen flieht. Wer hat ihn erſetzt, den Mann des Glücks, den Mann der Soldaten? Stürzen konnten ſie ihn, aber erſetzen Keiner!“ — Des Fürſten Angeſicht hatte ſich bei der Rede des dem Tode Geweiheten mehrmals verändert; zu viel Erinnerungen waren geweckt worden, und in jeden andern Verhältniſſen würde der kühne Sprecher ſein Verdammungsurtheil geſprochen haben, nur jetzt mochte es Piccolomini dünken, ein Todter rede zu ihm, denn er hatte ruhig, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört, bis er endlich barſch auffuhr:

„Was soll Euere Rede, was wollt Ihr von mir, zudringlicher Schwätzer?"

„Von Euch, Fürst — Nichts. In Eurer Brust ist kein Erbarmen, dies ging Euch in Eger verloren; an diese beiden Führer der Reiterei, die neben Euch stehen, trage ich im Namen meiner Cameraden die Bitte vor, „sich bei des Erzherzogs Durchlaucht dahin für uns zu verwenden, daß wir als alte, im Dienste des Hauses Oestreich ergraute Krieger, daß wir als Soldaten durch die Kugel, nicht wie Diebe und Mörder am Galgen sterben."

„Euch, Ihr Herren," wandte sich Piccolomini jetzt zu diesen, „untersage ich, des Erzherzogs Durchlaucht mit dergleichen unnützen Bitten zu molestiren; der heutige wie der morgende Tag sind zur Execution bestimmt, und keine weitere Appellation findet statt. Des Kaisers Befehl muß streng befolgt werden, und da neben der Hauptwacht eben noch ein Galgen aufgerichtet steht, so mag der Generalprofos sein Probestück mit dem alten Schwätzer sogleich beginnen."

„Fürst!" raunte ihm bei diesen Worten Gonzaga leise zu, „Bedenkt!"

„Was habe ich zu bedenken? ich habe nur zu befehlen," erwiederte der stolze Italiener.

„So hört wenigstens auf das Gemurmel der Regimenter. Jeder Offizier glaubt sich in dieser Execution entehrt, nach einer verlornen Schlacht ist das Band der Kriegszucht lockerer geworden."

Da sah der Fürst von allen drei Regimentern Offiziere hervortreten; zu sehr Herr über sich, that er, als

bemerke er dies nicht. „Tretet zu Euren Cameraden zurück, Rittmeister," sprach er rasch, „das Uebrige bis auf morgen."

Er winkte dem Generalfeldwachtmeister Brüay, dem er schon früher die nöthige Ordre ertheilt hatte, und dieser gab sogleich den Befehl, die Offiziere abzuführen. Jetzt wurden die Gemeinen in drei Gliedern aufgestellt; es waren mit den Unteroffizieren noch 580 Mann. Bange Ahnung und Furcht drückte sich auf jedem Gesichte aus. Jeder fürchtete, er sei der, den der Tod sich als Beute ausersehen habe. Hand in Hand standen Benedict und Conrad neben einander. „Wir werden zugleich würfeln," sagte Conrad, „und so kann es einen von uns nur treffen, bin ich es, gut; bist Du der Unglückliche, so weihe ich mich an Deiner Stelle zum Tode."

„Lieber Bruder!" erwiederte Benedict bitter lächelnd, „mit dem Kusse, mit welchem wir uns im Vaterhause gleichem Schicksal geweiht haben, sind wir auch gleichem Schicksal verfallen!" — Da wirbelte die Trommel, der General-Profos nahm sie aus der Hand des Trommelschlägers, stellte sie als Todesmal in die Mitte des Regiments, da wo die Fahnen und Schwerdter zerbrochen lagen, zog drei Würfel aus seiner Tasche und winkte den zwei ersten Rotten heranzutreten. „Wer das Höchste wirft," rief er dann „ist dem Strange verfallen. Da nehmt!" Er legte einem Wachtmeister das Todesloos in die Hand, die Würfel rollten dumpf über die Trommel; der Wurf war klein, der Alte trat hoffnungsvoll ab. So ging es der Reihe nach durch, meist Alle warfen niedrig, nur ein junger Mann, kaum dem Jünglingsalter ent-

wachſen, hatte zwei Sechſen und eine Fünfe geworfen, ſtand mit bleichem Antlitz erwartungsvoll, ob nicht ein Folgender ihn überwerfen werde, aber vergebens, und es war nur noch ein Wurf zu thun. Ein alter, roth-bärtiger Krieger, mit hämiſch tückiſchem Geſicht und ſchielenden Augen, dem mehrere Hiebe das Antlitz noch mehr entſtellten, war der Letzte; er ergriff die Würfel, wog ſie lächelnd in der Hand hin und her, und ſagte dann zu dem in banger Erwartung Daſtehenden: „Ich habe in meinem Leben zu viel Glück im Würfelſpiel gehabt, als daß Du auf mich Dein Heil bauen könnteſt; gieb Achtung, wie die drei Einſen da liegen, und Dich zum Galgen bringen werden. Er legte die Würfel in der Hand zurechte, warf ſie mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit auf das Trommelfell hin, und — drei Sechſen lagen. „Verflucht!" rief er, als ihn der Scherge als Opfer packte; „ſo hat mich hier der Teufel verlaſſen, der mir im Leben beim Würfelſpiel immer beiſtand. Alſo fort an den Galgen"; und als der Gerettete, noch ſeine Hände gefaltet, Gott für ſeine Rettung dankte, verfluchte der Alte noch immer ſein Schickſal. So würfelten mehrere Rotten um ihr Leben; Neune entgingen freudig dem traurigen Geſchick, den Zehnten erfaßte der unbarmherzige Tod. Jetzt — doch wer beſchreibt den Schreck der beiden Brüder, jetzt traf die Reihe Benedict, denn ſeine Rotte war die Zehnte, Conrads Rotte die Eilfte, die das künftige Mal beginnen mußte. „Das iſt grauſam," rief dieſer, mehr als grauſam." Da trat Hans Baumbach auf einen hohen Eckſtein, und die lange Geſtalt ragte über Alle hervor; ſtarr war ſein Auge auf die

Trommel geheftet, und bei jedem Wurfe fühlte er einen Stich durchs Herz. Alle Würfe der erſten Rotte waren niedrig, Eilfe das Höchſte; da ergriff Benedict die Würfel, Dreizehn hatte er geworfen, doch waren noch Viere hinter ihm, die ihr Glück verſuchen mußten; noch war die Hoffnung nicht verloren, aber ſie ſchwand mit dem Letzten der Viere, deſſen Würfel über das Trommelfell raſſelten. Da wollte ihn der Scherge packen. „Rühr' mich nicht an!" rief er zornig, „ein Fauſtſchlag und Du liegſt zu Boden." Stolz ſchritt er zu den übrigen Unglücklichen. Jetzt mußte Conrad mit den andern Neunen hervortreten, und trotz des Unglücks des Bruders war ſein Geſicht heiter, „Wie Gott will!" war das Einzige, was er ſagte, als er die verhängnißvollen Würfel ergriff. „Dein Wille geſchehe!" als die drei ſchwarzen Sechſen ihm ſein wahrſcheinliches Todesloos verkündeten. Benedicts Ahnung hatte ſich erfüllt, er theilte des Bruders Loos, denn Keiner hatte ihn abgeworfen.

„Sattle mein Roß ſchnell und führ' es vor," befahl jetzt der alte Baumbach ſeinem Diener, und während dieſer ging, nickte der Alte den beiden Söhnen ſchmerzvoll zu, die ihn unter der umſtehenden Menge bemerkt hatten.

11.

Kaum war Meiſter Baumbach vor ſeinem Hauſe abgeſtiegen, nachdem er Gürg die ſtrengſten Befehle gege-

ben hatte, weder der Hausfrau noch Bärbchen irgend etwas von dem zu ſagen, was ſich in Rſchitſchan zugetragen hatte, als er ſein feſtliches Kleid anthat, ſeinen Mantel umwarf und dem Hradſchin zu ging. Der Erzherzog ſolle ein lieber, frommer Herr ſein, der in der Stille manches Gute thät und gar mitleidig ſei; ſo ſprach das Gerücht von ihm, darauf vertrauend, glaubte er nur durch ihn Rettung ſeiner Söhne finden zu können.

Es war zu damaliger Zeit nicht leicht, fürſtlichen Perſonen, beſonders denen des Hauſes Oeſtreich, zu nahen, wo die ſpaniſche Hof-Sitte Fürſt und Unterthan von einander trennte; aber wo Verzweiflung unſer Führer iſt, was kümmern uns da Hinderniſſe, was iſt uns da das ſtrengſte Verbot, die Noth drängt, und das Unmögliche wird möglich. Mit dieſen Gedanken betrat der Unglückliche den Schloßhof, wo ihn die Wachen ſchon fragten, wohin er wolle.

„Ich bin hier her beſchieden," erwiederte er keck, und als er dem erſten Mann in Staatskleidung begegnete, trat er muthig an ihn heran, ſagte ihm, er habe mit dem Erzherzog in Dingen zu ſprechen, die keinen Aufſchub litten, und die von äußerſter Wichtigkeit wären. Das Glück führte ihn zu einem Manne, der leutſelig und gut war; der ihm zwar vorſtellte, wie ſchwer es ſei, beſonders in dieſer Abendſtunde Sr. Durchlaucht zu ſprechen, er aber doch endlich den dringenden Bitten des Alten nachgab, und ihm verſprach, es dem Erzherzog, der in dem Schloßgarten luſtwandelte, ſelbſt vorzutragen; auch befahl er ihm zu folgen.

Mit klopfendem Herzen, erſt jetzt das Gewagte ſeiner

Stellung überdenkend, folgte ihm der unglückliche Vater, mehr zu Gott betend, als über das nachdenkend, was er dem Erzherzog ſagen wolle. Als ſie den Garten betraten, befahl ihm der freundliche Herr, hier an dem Ende einer langen, hohen Buchen-Allee zu warten, und als Hans Baumbach ſeine Hand ergriff, ſie an ſein Herz preßte, und bei allen Heiligen und dem Heilande beſchwor, ihm eine Audienz bei dem Erzherzog zu verſchaffen, Gott werde ihm gewiß die edle That lohnen, da verſprach ihm auch der junge Graf Kinsky, des Erzherzogs Kämmerer, ſein Möglichſtes zu thun, und verließ den Alten.

Abgeſpannt an Seele und Leib, ſtand er zwiſchen Himmel und Hölle da; nur die Erlaubniß ſeine Bitte vortragen zu dürfen, war ja Alles, was er erwarten konnte, und wie fern von dieſem Glück, lag noch die Rettung der Söhne. Stehen konnte er nicht mehr, denn ſeine Knie wankten, und ſo mußte er ſich auf eine ſteinerne Bank ſetzen, die ſich hier vorfand; feſt den Blick nach der Allee gerichtet, denn von dort glaubte er, müſſe der Erzherzog kommen. Hier wollte er nachdenken, was er dem geſtrengen Herrn ſagen, mit welchen Worten er ſein Herz rühren wollte; aber auch hier gelang es ihm nicht; jedes Wort, das er zu ſprechen ſich vornahm, ward zur leiſen Bitte zu Gott, und unbewußt faltete er die Hände, nach und nach ſanken ſeine Knie, und er betete leiſe.

So fand ihn der Erzherzog, der mit dem Grafen Kinsky von der andern Seite unbemerkt herbei gekommen war. Die ehrwürdige Geſtalt des alten Mannes, die gen Himmel emporgehobenen, gefalteten Hände, die ein-

zelnen Worte des Gebetes, welche man vernahm, ergriffen den Fürsten; er stand eine Weile, betrachtete mit Theilnahme den Betenden und störte ihn nicht. Jetzt aber gab er dem Grafen Kinsky einen Wink, der nun zu dem Alten trat, ihn traulich auf die Schulter klopfte und mit den Worten erfreute: „der Erzherzog erwartet Euch.“ Ruhig, ohne überrascht zu sein, erhob sich der Alte, wandte sich und stand vor seinem Fürsten.

Auch jetzt schien er nicht erschrocken, er neigte sich ehrerbietig vor dem Erzherzoge, blieb aber stumm und wie in sich versunken, und erst als ihn der Fürst fragte, was sein Begehr sei, begann sein Auge zu strahlen und Muth und Vertrauen in ihn zurückzukehren; er sammelte die letzte Kraft, wie der im letzten Todeskampfe noch nicht verzagende Krieger. „Durchlauchtigster Herr!“ begann er, „ich flehe um Gnade. Meine beiden einzigen Kinder, zwei hoffnungsvolle Söhne, ergriff vor einigen Wochen der böse Geist und trieb sie unter die Fahnen des Regiments Madlo.“

„Da hatten sie eine schlechte Wahl getroffen“ unterbrach ihn der Erzherzog.

„Ja wohl eine schlechte, aber auch eine unglückliche. Heute mußten sie um ihr Leben würfeln, und Beide hat ein Todesloos getroffen.“

„Das ist ein hartes Loos; Beide?“ — wiederholte der Erzherzog, „und ich kann in dieser Sache nichts thun, denn sie wurde dem Fürsten Piccolomini übergeben. Wendet Euch an diesen und seid meines Vorwortes bei ihm gewärtig.“

„Das ist kein Mann des Erbarmens,“ sagte der Alte

betrübt, „zu deſſen Herzen hat der Krieg längſt alle Pforten des Mitleids verſchloſſen.“ Der Erzherzog zuckte mit den Schultern und ſchwieg. „Erbarmt Ihr Euch nicht, Durchlauchtigſter Herr, ſo ſind meine Kinder, ſo bin ich verloren.“

Der Erzherzog ging einige Schritte auf und ab, ſprach mit dem Grafen Kinsky, dann trat er wieder zu dem in Todesangſt Daſtehenden. „Ihr ſagtet vorhin, ein böſer Dämon habe ſie zu den Fahnen getrieben; was war dies für ein böſer Geiſt? War es jugendlicher Leichtſinn, war es ſonſt eine ſchlechte Handlung, die ſie zum Kriegshandwerk trieb?“

„Nein, gnädiger Herr, dergleichen ſind meine Söhne nicht fähig. Ich bin ein reicher, angeſehener Bürger der Stadt Prag; meine Söhne waren brave Handwerker, die mit ihres Vaters Erbe ſorgenlos in die Zukunft blicken konnten; fromm und gut erzogen, liebten ſie ſich, wie ſelten zwei Brüder ſich lieben, und plötzlich, ohne daß ich es hätte ahnen können, treten ſie, die noch am vergangenen Tage als tüchtige Arbeiter in der Werkſtatt ſtanden, vor mich, und ohne den Grund zu ſagen, der ſie dazu beſtimmte, machten ſie mich mit dem Entſchluſſe bekannt, unter das Kriegsvolk zu gehen. Beide feſten Charakters, was konnte ich dagegen ſagen? Ich gab ihnen meinen Segen und mußte ſie in ihr Unglück ziehen laſſen.“

„Habt Ihr keine Ahnung, was ſie beweg?“

„Eine Ahnung habe ich wohl,“ erwiederte der Alte. „Ein junges Mädchen, das meine Frau nach dem Tode ihrer einzigen Tochter zu ſich nahm, iſt eine ſchöne, ehr-

bare, fromme Jungfrau. Sie beſtimmten wir, ſo arm ſie iſt, unſerem älteſten Sohne zum Weibe; Beide waren ſich in Liebe zugethan. Da kommt der Jüngere von der Wanderſchaft, faßt, ohne zu wiſſen, daß ſie die Verlobte des Aelteren iſt, Neigung zu ihr, das Mädchen vielleicht auch zu ihm, die Brüder mögen ſich wohl darüber verſtändigt haben, und Gott weiß, da nur Einer von ihnen der Glückliche ſein konnte, will es Keiner ſein und die Verzweiflung trieb ſie aus dem Vaterhauſe."

„Laßt mich, laßt mich!" ſchrie es jetzt vom Schloſſe her, „Um aller Heiligen Willen, ich muß! Laßt mich!"

„Das iſt ſie, das iſt ſie ſelbſt," rief der Alte, und ein junges Mädchen, von keuchenden Dienern gefolgt, kam mit fliegendem Haar und athemlos herbei gerannt, erblickte den Vater, ſchrie auf: „Gelobt ſei Gott!" warf einen Blick auf den Erzherzog und ſtürzte zu ſeinen Füßen, die ſie feſt umklammerte. „So wie Gott an jenem Tage des Gerichts ſich Eurer erbarmen mag!" rief ſie mit immer mehr und mehr geſteigerter Stimme, „ſo wie er ſich erbarmen wird, denn auch Ihr ſeid ja ein ſündiger Menſch, ſo erbarmt Euch der Unglücklichen, die nur in Euch ihren rettenden Engel erblickt. Ich habe ſie in den Tod gejagt, mein iſt die Schuld, und ich müßte ja hier und dort ſchrecklich dafür büßen, wenn ſie rettungslos verloren wären. Schenkt ihnen das Leben, ein Wort von Euch, ein einzig Wort, und zwei Menſchen ſind glücklich, und wir Alle ſind es. Sprecht es aus, ich weiche nicht von hier, ich halte Eure Knie umklammert, und hauche meine Seele aus, wenn Ihr es nicht ſprecht."

„Steh doch auf, Mädchen," ſagte der Erzherzog und wollte ſie aufheben. „Steh auf, Barbara!" befahl der Alte.

„Ich aufſtehen?! ich, die vom Schickſal tief Gebeugte mich erheben? — Nimmermehr! Erſt muß ich Gewißheit haben, erſt muß ihr Loos, muß mein Loos geworfen ſein."

„Und wenn ich nun nicht helfen kann, Mädchen?" ſagte der Herzog tief gerührt.

„Ihr könntet nicht helfen? Armer Herzog von Oeſtreich, könnt Ihr nicht einmal das Wort Gnade ausſprechen? Könnt Ihr blos Tauſende zur Schlachtbank des Todes führen, und Hunderte zum Richtplatz, und dürftet nicht eine Seele retten vom Verderben, nicht ein dem Tode verfallenes Leben dem Leben wieder geben? O, wie arm, wie elend wäret Ihr da! An jenem Tage des Gerichts liegen die bei Breitenfeld Gefallenen in der Wage Eurer Schuld, und nicht ein gerettetes Leben hättet Ihr dagegen einzuſetzen, die Tauſende aufzuwägen? Nein, ein Fürſt von Oeſtreich iſt von Gott höher, herrlicher geſtellt, er kann Milde üben und darf das Wort Gnade ausſprechen."

Der Erzherzog ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er zu dem Alten: „Ich will mehr thun, als ich ſollte. Einem Eurer Söhne iſt das Leben geſchenkt, welchem? beſtimme ſie."

„Einem!" rief das Mädchen und ſprang auf, ergriff des Erzherzogs Hand und preßte ſie inbrünſtig an ihre Lippen.

„Ja Einem," wiederholte der Erzherzog, „und Ihr, Kinsky, beſorgt, daß ſogleich ein Eilbote noch in der

Nacht nach Kschitschan gesandt werde, daß die Execution der beiden Brüder bis auf Weiteres aufgeschoben werde. Den Befehl dazu legt mir zur Unterschrift vor. Und nun bestimme Dich, Mädchen, welchem von Beiden Du das Todesloos reichen willst; Dein Herz mag hier entscheiden."

„Ich soll wählen?" sagte zusammenschaudernd die Bestürzte. „Ich soll den wählen, den ich liebe? — Mit gleicher Neigung hing ich an Beiden, dies trieb sie ja fort. Hätte ich wählen können, hätte ich sie nicht unglücklich gemacht. Aber darin liegt der Fluch, der über mein Herz ausgesprochen ist, daß es mit gleicher Neigung an Beiden hängt."

„Thorheit!" unterbrach sie der Erzherzog, der ungeduldig zu werden begann, „Nenne den Einen, oder Beide gehen zum Tode. Dir den Mann Deiner Liebe zu erhalten, habe ich gethan, was ich vermochte, wenn Du aber glaubst, mit Deiner Doppelzüngigkeit mehr noch zu erlangen, und Beide zu retten, so irrst Du."

„Durchlauchtigster Fürst!" sagte das Mädchen jetzt mit bebender Stimme, doch mit jedem Worte, das sie sprach, kehrte der Muth zu ihr zurück. „Daß ich Beide gleich liebe, ist so wahr, als ich Gott in diesem Augenblicke flehe, mein Herz Euch offen zu zeigen. Wen soll ich nun nennen? Muß ich nicht, indem ich den Einen zum Leben rufe, den Andern dem Tode übergeben? Kann ich das? Darf ich das? Ach! seid menschlich, schenkt den Becher Eurer Gnade voll, wie können die einzelnen Tropfen erquicken, wenn in den andern noch das Gift geträufelt ist? Gebt Beide frei!"

„Den Du wählst, sonst Keinen," sagte der Erzherzog. „Ich gebe Dir Bedenkzeit; morgen um die zehnte Stunde sei mit Deinem Pflegevater wieder hier, mehr kann ich nicht thun." Bei diesen Worten entfernte er sich, ließ den Alten und das Mädchen trostlos stehen; nur Graf Kinsky blieb noch.

„Also hoffnungslos gehe ich von hier," sagte Hans Baumbach, und streckte die geballte Faust gen Himmel; „kein Erbarmen hier und dort, ein Opfer will und soll der Tod haben?" Er schlug die geballte Faust vor die Stirne, „Ertrage das wer kann. — Was stehst Du da und starrst mich an!" wandte er sich zu dem Mädchen, „hat der Satan Dein Herz verschlossen, daß es nicht einen Namen hervorpressen kann, damals und jetzt? Du weißt, wem Du bestimmt warst."

„Frevelt nicht, Vater!" sagte das Mädchen erbleichend. „Was kann ich für mein Herz, an dem Satan nie Theil hatte. Ich habe das Verderben über Euer Haus gebracht, das war der Dank, den Ihr von mir erntetet; ich habe Euch Alle elend gemacht, das war der Lohn Euerer vielen Wohlthaten; ich bin elend genug. Könnte mein Leben Euch nützen, ach! ich wollte es tausendfach hingeben, um sie zu retten, um Euch zu beruhigen."

Da erfaßte der Graf Kinsky des Alten Hand. „Unglücklicher!" sprach er theilnehmend, „überlaßt Euch nicht der Verzweiflung; eine Stunde kann viel umgestalten, und bis zur morgenden Zehnten ist ein weiter Raum, da kann sich die Milde noch in manches Herz einschleichen. Ich habe noch Hoffnung, verliert sie nicht ganz; einen Fürsprecher sollt Ihr an mir haben, ist er auch nur

ſchwach, ſo wirkt auch das Schwache oft in Zeit der Noth. Kommt, geht nach Hauſe, beruhigt die Eurigen, die vielleicht Eurer harren, und kehrt, von der Hoffnung begleitet, morgen zur beſtimmten Stunde zurück." Er geleitete ihn bis an die äußerſte Wacht, und der edle Graf drückte hier dem Bürger noch herzlich die Hand.

12.

Als der Erzherzog den Garten verließ, und eben in das Schloß eintreten wollte, begegnete ihm der General-Feldwachtmeiſter Gonzaga.

„Seid Ihr zurück?" rief ihm der Erzherzog entgegen.

„Ja, Durchlaucht!" erwiederte er. „Gott ſei gedankt, es war ein böſer Tag; überall Unglückliche, keinen Glücklichen zu ſehen, das iſt ſchmerzvoll."

„Wo iſt der Fürſt?" fragte der Erzherzog.

„In ſeiner Wohnung abgeſtiegen, ſich dort zu ſammeln" erwiederte Gonzaga.

„Hat es auch ihn ergriffen?" fragte der Erzherzog, wie es ſchien verwundert.

„Ja, und nein, mein gnädigſter Herr. Er ſendet mich her, Euch Bericht zu erſtatten." Der Erzherzog nickte ihm zu, fortzufahren. „Wir fanden das Regiment," begann jetzt Gonzaga, „in Meuterei begriffen; kamen die Regimenter eine Stunde ſpäter, ſo war es auf dem Wege nach Sachſen, und es hätte ſicher Blut gekoſtet, es wieder zurück zu bringen. Das Regiment iſt, wie Sr. Majeſtät der Kaiſer befohlen, aufgelöſt und

entehrt. Sämmtliche Offiziere, vom Rittmeister abwärts zum Strange verurtheilt, und 58 Gemeine haben das Todesloos gewürfelt. Bei diesen Worten überzog Blässe das Gesicht des Fürsten. „Ein nothwendiges Beispiel, eine gerechte Strafe," murmelte er vor sich hin, „aber doch schreckbar, fast 80 Leben dem Tode zu opfern."

„Ein alter Rittmeister," fuhr Gonzaga jetzt fort, „hat sich an mich und den Generalfeldwachtmeister Brüay gewendet, die Bitte der Offiziere Ew: Durchlaucht vorzulegen: „daß sie statt durch den Strang, durch die Kugel sterben möchten." Er hielt inne; der Erzherzog schwieg. „Ich glaube," fuhr Gonzaga fort, „aus dem Benehmen der Offiziere der drei Regimenter schließen zu können, daß die Bewilligung dieses Gesuchs von der ganzen Reiterei mit Freuden vernommen werden wird. Ich als ihr Anführer, füge daher der Bitte dieser Unglücklichen die Meine bei."

„Ich glaubte dies bei Sr. Majestät dem Kaiser verantworten zu können, und bewillige ihr Gesuch" erwiederte der edle Erzherzog. Freude strahlte bei diesen Worten aus Gonzaga's Auge.

„Habt Ihr vielleicht, Fürst Gonzaga, unter denen, die das Todesloos geworfen haben, zwei Brüder gesehen, Söhne eines wohlhabenden Bürgers hiesiger Stadt?" fragte er weiter.

„Ja, mein gnädigster Herr," nahm Gonzaga schnell das Wort, „es ist ein unglücklicher Zufall, daß das Schicksal zwei Brüder traf, noch unglücklicher ist es, da so manches Mildernde bei ihnen eintritt."

„Und dies wäre?" fragte der Erzherzog rasch.

„Sie waren erſt drei Wochen Soldaten, von ihnen konnte man nichts erwarten, als der Menge zu folgen," fuhr Gonzaga fort; „und doch als der allgemeine Strudel ſie bis Zwenkau mit fortgeriſſen, dort die Ankunft der verfolgten Schweden die Flüchtlinge immer weiter trieb, blieben ſie allein zurück, baten den Oberſtlieutnant meines Regiments, der ſich mit mehreren dort Zuſammengefundenen, die Flucht zu decken aufgeſtellt hatte, ſich ihm anſchließen zu dürfen, und bei den zwei Scharmützeln, die noch am nämlichen Tage ſtatt fanden, haben ſie ſich, wie mir der Oberſtlieutnant berichtet, nicht allein wacker, ſondern als Verzweifelte geſchlagen. Sie ſind die beiden Einzigen, die noch die Ehre des aufgelöſten Regiments gerettet haben."

„Das iſt mir lieb zu hören," ſagte der Erzherzog, „ich hoffe für ſie etwas thun zu können."

In dieſem Augenblicke wurde der Fürſt Piccolomini gemeldet.

Ew. Durchlaucht werden wohl ſchon durch den Herrn Feldzeugmeiſter Gonzaga, die näheren Berichte über das Regiment Madlo erhalten haben," ſagte dieſer im Eintreten.

„Ja, Euer Liebden, und auch die Bitte der gefangenen Offiziere, durch die Kugel ſtatt des Stranges gerichtet zu werden."

„Ich habe ſie ihnen beſtimmt abgeſchlagen," ſagte Piccolomini mit aller ſpaniſchen Grandezza, die er ſich angeeignet hatte.

„Und ich ſie ihnen bewilligt," erwiederte der Erzherzog ruhig; „auch geht eben der Befehl ab, mit der Execution zweier Brüder, die das Todesloos getroffen hat,

einzuhalten. Den Einen habe ich schon begnadigt, den Andern —"

„Ich bitte Ew. Durchlaucht, zu bedenken, wie man diese Acte der Gnade in Wien aufnehmen wird," fiel etwas rasch Piccolomini dem Erzherzog in die Rede.

„Fürst Piccolomini!" sagte der Erzherzog mit würdevollem Ernst, „sorgt, wie man Euer Benehmen im Hofkriegsrath zu Wien, wie man es im Cabinet zu Madrid aufnehmen wird. Ueberlaßt es aber mir, meine Stellung zu des Kaisers Majestät zu ordnen." Piccolomini, dem dieser Ton des Erzherzogs wohl neu sein mochte, war außer Fassung gebracht, verbeugte sich tief und schwieg.

13.

Die neunte Stunde schlug so eben, und der alte Baumbach stand schon in seinem Staatskleide am Fenster, sah sinnend hinaus und erinnerte sich, was ihm gestern auf dem Hradschin begegnet war, wie eines Traumes, und der Gedanke, heute die Entscheidung seines ganzen Geschicks durch ein einzig Wort, durch einen milden oder harten Ausspruch glücklich oder unglücklich gestaltet zu sehen, ergriff ihn auf eine schauerliche Weise. Da hörte er Pferdegetrappel, hörte in seiner offenen Werkstatt lauten Jubelruf, öffnete rasch das Fenster und sah seine beiden Söhne auf ihren Rappen, zwar waffenlos, neben dem alten Wachtmeister von Gonzaga reiten und vier andere mit gespannten Pistolen ihnen folgen.

„Gott grüß Euch, Vater!“ riefen ihm die beiden Söhne freundlich zu; der Alte wollte hinaus, doch der Wachtmeiſter winkte ihm, zurück zu bleiben. Da öffnete ſich die Hausthür, Bärbchen ſtürzte heraus, aber fort ging es jetzt im ſchnellen Trabe.

„Sie ſtießen mich,“ ſeufzte das Mädchen, „ſie wollen meinen Gruß nicht, ſie wiſſen nur zu gut, daß ich der böſe Geiſt bin, der ſie verdirbt.“ Sie kehrte ſchweigend in das Haus zurück, und als es Zeit war, fand ſie ſich traurig beim Vater ein, um ihn auf das Schloß zu begleiten. Auch die Mutter wäre gern gefolgt, aber ihre Kräfte erlaubten es nicht, ſie mußte in ihrer Todesangſt zu Hauſe bleiben.

Als Bärbchen, die heute ihren Sonntagsſtaat angelegt hatte, mit ihrem Pflegevater in den Hof des Hradſchin trat, klopfte ihr das Herz laut, lauter noch, als ein alter Diener des Erzherzogs ihnen zu folgen befahl. Die Menge Hallen, Zimmer und Säle, die ſie durchſchreiten mußten, wo eine nie geſehene Pracht ihr Auge traf, ſetzte ſie heute nicht in Erſtaunen, ſie dachte nur an das ſtrenge Geſicht des Erzherzogs, mit dem er ſie geſtern verlaſſen hatte, und an ſeinen unabänderlichen Ausſpruch, daß ſie Einen wählen, oder Beide dem Tode verfallen ſollten. Da öffneten ſich ein Paar Flügelthüren, wo ſie von einem andern Diener durch mehrere Zimmer geführt, in das Zimmer des Erzherzogs traten. Wie erſtaunte, wie erbebte ſie, als ſie hier Benedict und Conrad fand, der, unbekümmert was der Anſtand erheiſche, ſich an den Hals des Vaters warf, und ihn unter dem Ruf: „Mein guter, lieber Vater!“ herzte, während Benedict gleich-

falls herzutrat und dem Vater schweigend die Hand reichte; mit leisem Kopfnicken begrüßten Beide Bärbchen, deren Anblick sie zu vermeiden schienen.

„Verzeiht, Durchlauchtigster Herr!" sagte hierauf der Alte, sich tief vor dem Erzherzog neigend, „daß Kindesliebe Eure hohe Gegenwart vergaß. Die Stimme der Natur ist zu laut, um sie überall unterdrücken zu können."

„Laß das gut sein, Alter!" sagte der Erzherzog und wandte sich dann zu dem Mädchen. „Hier stehen beide Brüder," redete er sie an, „was ich Dir gestern versprach, halt' ich auch heute; wähle Einen und überlaß den Andern seinem Schicksale."

„Gnädigster Herr: das kann ich nicht. Ich habe in dieser Nacht mich noch ein Mal streng geprüft, ich habe zu der Mutter Gottes gebetet, mich zu erleuchten, aber kein Licht ist mir geworden, ich kann nicht wählen."

„Und wenn Du Beide in den Tod jagtest?" sagte der Erzherzog mit ernstem Gesicht.

„Herr!" nahm Bärbchen das Wort, und ihr Auge sah vertrauungsvoll an dem Fürsten hinauf, „seid menschlich, bedenkt, daß, konnt' ich nicht wählen, als es blos mein Herz und meine Hand galt, wie könnt' ich jetzt, da es das Leben gilt? — Glaubt Ihr, Einer der Beiden könne glücklich an meiner Hand auf Erden wandeln, wenn er sein Leben durch den Tod des Bruders erkaufen mußte? Sie sterben Beide, oder Beide wandeln unter den Lebenden."

„Ja, gnädigster Herr!" fuhr Conrad, alle Rücksichten vergessend rasch auf. „Wählte sie mich, so müßte ich sie verachten, denn mein Bruder hat höhere Ansprüche an

ſie als ich, mir iſt ſie Nichts, nur eine liebeſieche Dirne, die der böſe Feind in unſer Haus geſchleudert hat, deshalb wähle ihn, der Dich noch liebt, nicht mich, der Dich haßt.“ Sein Auge wollte zürnend auf das Mädchen blicken, aber ein Strahl himmliſcher Liebe brach dennoch hindurch.

„Was ſagſt Du jetzt, Mädchen?“ fragte der Erzherzog.

„Glaubt ſeinen Worten nicht, gnädigſter Herr,“ ſagte das Mädchen vertrauungsvoll; „ſie ſollen mich nur täuſchen, mich verlocken; o! er liebt mich noch, er liebt mich ſicher noch!“

„Und Du ſchweigſt zu alle dem?“ wandte ſich jetzt der Erzherzog zu Benedict.

„Worte, Durchlauchtigſter Herzog, ändern nie, was da oben über uns beſchloſſen ward, und ſeit lange hat mich das ahnende Gefühl nicht verlaſſen, ein gleiches Schickſal wird uns wieder treffen. Wir ſterben oder leben vereint.“

„Dein ahnendes Gefühl ſoll Dich nicht trügen,“ ſagte der Erzherzog jetzt ernſt, „ein gleiches Loos ſei Euch bereitet.“ Er hielt inne; eine dumpfe, drückende Schwüle verbreitete ſich über Alle; der Augenblick, der entſcheidende Augenblick war da; Tod oder Leben wartete auf das gebietende Wort. „Zieht ruhig in Euer Vaterhaus ein,“ ſagte der Erzherzog freundlich, „Ihr ſeid frei. Keinen Dank!“ rief er raſch, „den Dank habe ich mir ſelbſt ſchon genommen, denn das, was ich jetzt empfinde, lohnt mich hinreichend. — Geht mit Gott.“

Und als ſie gingen, entſchlüpfte dem Fürſten die Frage an ſeine Umgebung, den Fürſten Gonzaga und den Gra-

Herzogin von Cleveland

16, 3723.

Vielliebchen

Historisch-Romantisches Taschenbuch

für

1840.

Von

A. von Tromlitz.

Dreizehnter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

	Seite
Die Herzogin von Cleveland	1
Ugolino	134
Bruder Estevan	318

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Herzogin von Cleveland.

Unter der Regierung Carl II. von England, der in dem Schloſſe zu Whiteball reſidirte, lag dicht an der Themſe, unfern des St. James-Pallaſtes, der Wohnung ſeines Bruders, des Herzogs von York, ein altes gar ſonderbares Gebäude, von dem jetzt keine Spur mehr zu finden iſt. Es war groß und ſein unterer Raum nach ganz alterthümlichem Geſchmacke gebaut. Trat man in das weite Vorhaus, ſo führte eine breite Treppe, deren Geländer aus allerhand Schnitzwerk künſtlich zuſammengefügt war, zu dem erſten Stockwerk, eine große Flügelthüre, dem Hauptportale gegenüber, aber in eine offene Halle, welche die ganze Länge des Hauſes einnahm. Spitzbogen, mit gothiſcher Verzierung faſt überhäuft, wurden von ſtarken Säulen getragen, die mit zierlich gearbeiteten Blätter-Gewinden umrankt waren, durch den Zahn der Zeit aber ein ſehr widerliches Anſehen erhalten hatten; die Wände waren mit Eichenholz getäfelt, in welchem der Holzwurm, dieſer widrige, langweilige, eintönige [illegible]

tuos, oft mit seinem steten Picken die Stille dieser hohen Halle störte. Die vordere offne Seite, welche nach einem in französischem Geschmack angelegten, bedeutenden Garten führte, wurde durch Säulen getragen. Das Hausgeräth paßte übrigens zu dem Ganzen, denn es stammte gewiß noch aus den Zeiten der bürgerlichen Kriege des Hauses York und Lancaster her.

Neben der Halle befand sich auf jeder Seite ein großes Zimmer, wo in beiden ein langer eichener Tisch in der Mitte, und auf den Seiten alte plumpe Kredenz-Tische standen, welche beurkundeten, daß hier vor Zeiten oft geschmauſt und gezecht worden war; jetzt standen die Zimmer leer.

Das erste Stockwerk, aus welchem man eine herrliche Aussicht nach der Themse genoß, war in gleichem Style gebaut, aber prachtvoll, fast fürstlich eingerichtet. In den schönsten Zimmern bedeckten Hautelice-Tapeten die Wände, hohe vergoldete Lehnstühle luden zum Sitzen ein, marmorne Tische standen unter breiten venetianischen Spiegeln, und künstlich von Nußbaum gearbeitete Schränke verschlossen in verborgenen Fächern die Kostbarkeiten der Bewohnerin. Diese saß eben jetzt in einem dieser Zimmer vor ihrem Stickrahmen und schien mit ernsten Gedanken beschäftigt, denn sie hielt die eben durchgestochene Nadel ruhig in der Hand, ohne den Faden folgen zu lassen. Ihr gegenüber saß in ganz vertraulicher Stellung, die Füße über einander geschlagen, ein junger, schöner, reich gekleideter Mann, der eben so ernst vor sich hin auf den getäfelten Boden blickte, wie die wunderliebliche Lady ihm gegenüber.

Endlich brach dieſe das Schweigen. „Alſo Du haſt nichts ausgerichtet, John?“ fragte ſie und ihr Geſicht drückte tiefen Kummer aus.

„Nichts!“ erwiederte er ruhig, faſt gleichgültig.

„O! ſo ſeid Ihr Männer,“ fuhr ſie fort. „Ohne Liebe, nur aus Eigennutz beginnt Ihr, tritt Euch aber die Schönheit entgegen, ſo reißt ſie Euch mit fort; Ihr genießt, und im Genuß vergeßt Ihr Euren Zweck und der Sieger wird zum Sclaven.“

„Arabella!“ unterbrach ſie der junge Mann, auf deſſen Geſichte ſich Unmuth deutlich ausdrückte. „Ich bin nicht gern ein todtes Werkzeug in der Hand Anderer, noch weniger könnte mich der Eigennutz zu irgend etwas beſtimmen. Nur auf Verlangen des Herzogs von York, meines ſtets gnädigen Herrn, bewarb ich mich um die Gunſt der Herzogin von Cleveland, und ſpielte das gefährliche Spiel; daß es mich endlich vergnügte, kannſt Du mir dies verdenken? Daß meine Eitelkeit, dieſes Erbtheil aller Menſchen, durch ihre Gunſt —“

„Die Du mit ſo Vielen theilſt,“ fiel ihm Miß Arabella raſch in die Rede.

„Und mit wie Vielen theilſt Du wohl nicht die Gunſt des Herzogs?“ fragte Sir John Churchill ſeine Schweſter.

„Du wirſt unbeſcheiden, John. Ich bitte Dich, laß uns nicht von dergleichen ſprechen.“

„Wie Du die Saiten greifſt, ſo tönt die Melodie,“ ſagte Sir John und ſtand von ſeinem Sitze auf.

„Verweile,“ bat Arabella, „und erzähle mir das Nähere, damit ich es der Herzogin berichten kann.“

„Da leiſteſt Du mir einen großen Dienſt, bei einer

unangenehmen Nachricht bin ich nie gern der Bote. — Aber meine Erzählung wird kurz sein. Die Abneigung der Cleveland gegen den Vater der Herzogin von York, den allgefürchteten, aber auch allgehaßten Grafen von Clarendon, ist zu tief gewurzelt, von Buckingham und seinem Anhange zu lange in ihr genährt, als daß meine Bitten etwas hätten fruchten können. Ueberdies ist auch der König gegen den Kanzler eingenommen."

„Auch Du hassest ihn!"

„So sehr, wie er mich Deinetwegen haßt. Ich glaube, der beste Rath, den man dem stolzen Manne geben könnte, wäre, selbst seine Entlassung zu fordern."

„Dazu wird er schwer zu bringen sein," meinte Arabella; „doch ich will es dem Herzoge sagen, mag er selbst seine Gemahlin zu stimmen suchen. Die Herzogin wird untröstlich sein, und sicher alle Schuld auf Dich schieben."

„Daran thäte sie Unrecht, bei Gott Unrecht!" rief Sir John mit Heftigkeit. „Ich bin dem Herzoge so sehr verpflichtet, daß ich gewiß mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen würde, ihm nützlich sein zu können. Er liebt zwar Clarendon nicht, aber dessen Entlassung muß ihm als ein öffentlicher Beweis gelten, daß sein Einfluß dahin ist. Auch konnte die Herzogin wohl nicht erwarten, daß mir das gelingen würde, wo selbst die Gewalt, die der Herzog über seinen königlichen Bruder übt, im Kampfe mit der Maitresse scheiterte. Was der Politik nicht möglich war, konnte es wohl der Liebe sein, meine Arabella?"

„John," nahm jetzt die Geliebte des Herzogs das

Wort, „liebst Du den Herzog so von ganzer Seele, treu und ehrlich? — sprich, antworte mir.“

„Ich glaube fast mehr als Du,“ erwiederte er scherzend, doch in diesen Scherz mochte sich wohl etwas Bitterkeit mischen. „Ja!“ sagte er dann ernsthaft, „ich werde, beim allmächtigen Gott sei es geschworen! stets sein treuer Diener sein, so lange das, was er von mir verlangt, nicht für den Papismus und gegen die Kirche Englands ist. Aber ich fürchte — ich fürchte, er ist schon jetzt in den Händen der Jesuiten.“

Arabella's Gesicht umdüsterte sich. Sie trat an's Fenster und blickte hinaus nach den wogenden Fluthen der Themse. Sir John trat neben sie. „Warum plötzlich so ernst, Schwester! War Dein Verstand vielleicht auf diesem Punkte so schwach wie Dein Herz, entgingest Du auch hier der Schlinge nicht? — Gott möge Dich dafür bewahren.“

„Wie wirst Du den heutigen Tag verbringen?“ fragte sie, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, und der Ernst war von ihrem schönen Antlitze gewichen.

„Zum Mittage bin ich bei dem Herzoge von Buckingham eingeladen.“

„Buckingham, überall Buckingham!“ unterbrach ihn Miß Arabella mit Unmuth. „Liegt denn in dem Manne ein so mächtiger Zauber, daß sich Alles in seine Nähe drängt? Ist seine reich besetzte Tafel, sein köstlicher Wein und seine Verschwendung der Magnet, oder ist es sein steter oft unziemender Witz, der ihm die Gunst König Carls erwarb und der ihn zu seinem Spaßmacher herab-

würdigt, was Euch so an ihn kettet? — Ich begreife die Edlen Englands nicht."

„Ich wohl, Schwester!" erwiederte Sir John. „Bei Buckingham ist ein lustiges Leben, und wer gut mit ihm steht, kann der Gnade des Königs gewiß sein, an dessen Hofe der Scherz mehr gilt als der Ernst; und was verlangt ein Hofmann Besseres als ein lustiges Leben und die Gunst des Monarchen. Hier an unserm Hofe ist es ganz anders, da herrscht gravitätischer Ernst, öffentliche Sünden vergäbe der heimliche Beichtvater nicht, wenn er auch willig die im Stillen verübten vergiebt. Der Herzog von York betet ein Drittheil des Tages, in dem andern beschäftigt er sich mit Politik und dem Parlament und den dritten Theil bringt er mit den Pfaffen zu, die sich hier leider nur zu fest eingenistet haben. Du siehst, liebe Arabella, für Dich bleibt wenig Zeit übrig!"

„John!" rief diese erschrocken, „welche Reden!"

In diesem Augenblicke ward die Ankunft des Herzogs gemeldet, bei dessen Eintritt Sir John sich entfernen wollte, doch der Herzog befahl ihm zu bleiben, grüßte Arabella freundlich und setzte sich auf den Sessel, den Churchill ihm rasch herbeiholte. „Auch diese Stunde ist für Dich verloren!" raunte Churchill der Schwester zu, als der Herzog, ohne weiter ein Wort zu sprechen, wieder aufgestanden war und im Zimmer langsam auf- und abschritt. Der Herzog war kein schöner Mann, der Ausdruck seines Gesichts war finster, eher abschreckend als anziehend, die Züge nicht edel; dazu kam noch die schwarze Sammt-Kleidung, die er selten mit einer andern vertauschte. Seine Worte waren so abgemessen, wie seine

Schritte, er ſprach wenig und prüfte erſt immer genau, was er ſagen wollte; er war verſteckt, zurückhaltend und nur wenn der Zorn ihn übermannte, konnte man ſeinen in der Heftigkeit geſprochenen Worten ganz vertrauen.

„Nun!“ hob er plötzlich an und blieb vor Sir John ſtehen. „Nun was haſt Du über die Cleveland vermocht?“

„Nichts, Hoheit“ erwiederte Churchill, „ihr Haß iſt unvertilgbar. Ich fürchte, ſchon in dieſer Woche erhält der Kanzler ſeine Entlaſſung.“

„Ich erwartete von dieſem rachgierigen Weibe nichts Anderes, aber dahin wird es nicht kommen, darf es nicht kommen,“ rief der Herzog zornig, „meine Ehre iſt hierbei im Spiel, ich muß mich des Vaters meiner Gemahlin annehmen, obgleich, wenn ich König wäre, ich ihn ſchon längſt entlaſſen hätte, denn er hat lange ſchon in beiden Häuſern ſeinen Einfluß verloren, und das Volk haßt ihn.“

„Und was wird Eure edle Gemahlin ſagen?“ fragte theilnehmend Arabella.

„Sollte der Schlag unabwendbar ſein, ſo trifft er ſie wenigſtens nicht unvorbereitet,“ erwiederte der Herzog; dann wandte er ſich zu Churchill: „Haſt Du ſonſt nichts Neues in Whitehall gehört?“

„Krieg mit Holland ſprechen die Einen, Krieg mit Frankreich die Andern“ erwiederte Sir John.

„Und was meint die Cleveland?“

Churchill zukte die Achſeln. „Selten iſt Politik das Thema, über welches wir mit einander ſprechen, Hoheit!“ erwiederte der Schlaue, „doch glaube ich faſt, die

Herzogin ist mehr für König Ludwig, als für die Generalstaaten gestimmt."

„Ich glaube es auch" meinte der Herzog. „Die Holländer sind zu gute Wirthe und Ludwig ist freigebig, wenn er seinen Vortheil dabei sieht." Eine Bewegung der Hand befahl Churchill, sich zu entfernen.

„War der ehrwürdige Hudleston — gestern Abend bei Dir, Arabella?"

„Ja, mein gnädigster Herr!"

„Und —"

„O! bestürmt mein beklommenes Herz nicht zu sehr" bat sie, traulich seine Hand fassend, „schickt mir den Priester nicht wieder. Von Jugend auf in den Grundsätzen der presbyterianischen Kirche erzogen, nur in ihr das Heil meiner Seele suchend, kann ich mich nicht von dem losreißen, was mir so manchen Trost gab."

„Gab sie Dir auch Vergebung der Sünden?" fragte der Herzog, und eine hohe Röthe umzog Arabella's Wangen.

„Ja, Hoheit!" erwiederte sie schnell, und es sprach sich auf ihrem Gesicht deutlich aus, daß durch diese Frage ihr Innerstes verletzt war. „Nur der barmherzige Gott kann dem Sünder vergeben, nicht ein irdischer sündiger Mensch dem Andern. — James!" sagte sie dann mit weicher bittender Stimme, „auch Ihr wurdet, wie ich, in dem Glauben der gereinigten Lehre erzogen, warum verlaßt Ihr sie? — denkt an Euren edler Vater, der sie standhaft übte, denkt an dessen Ergebung in sein traurigs furchtbares Schicksal. Gab ihm sein Glaube nicht Muth selbst in der Todesstunde?".

Des Herzogs Gesicht umwölkte sich. „Ja! bis in seine Todesstunde" wiederholte er, „aber diese Todesstunde will ich an dem Volke rächen, das sein königliches Haupt unter Jauchzen vom Block herabrollen sah; ich will sie rächen, so wahr mir Gott helfe!"

„Frevelt nicht, Herr!" unterbrach ihn Arabella, „verscheucht aus Eurer Seele den blutigen Gedanken, Euch an dem Volke rächen zu wollen, dessen König, dessen Vater Ihr einst werden könnt."

„Was verstehst Du von Dergleichen" erwiederte der Herzog unmuthig, ergriff seinen Hut, schritt und befahl, daß sein Wagen vorfahre, reichte der Geliebten die Hand und entfernte sich.

„Ich bin sehr unglücklich!" seufzte Arabella, als sie sich allein befand, stützte ihr sorgenschweres Haupt auf ihren wunderschönen Arm, und ließ ihren Sohn, den nachmaligen Marschall von Berwick, den einzigen Trost, der ihr noch blieb, zu sich kommen.

2.

Die Gäste waren schon in Buckinghamhouse versammelt, aber noch öffneten sich nicht die Flügelthüren des Speisesaals; denn der Herzog stand mit Sir John in einem abgelegenen Fenster und sprach angelegentlichst mit ihm. „Churchill!" sagte er im Tone eines Protektors zu dem jungen Manne. „Ihr habt mir gleich bei Eurem Auftreten in Whitehall gefallen; Ihr seid keck und unter-

nehmend, und das liebe ich, Ihr habt Euch ein hohes Ziel gesetzt, das that auch ich. Ich habe Euer Geheimniß durchschaut und aus Rücksichten für Euch geschwiegen. Aber jetzt warn' ich Euch, verlaßt den Weg, den Ihr betreten, er wird mit jedem Tage gefährlicher, denn Buckingham würde dann Euer Feind, so wie er jetzt der Feind der königlichen Maitresse geworden, die es wagt, seine Pläne durchkreuzen zu wollen und nicht mehr, wie sonst, ihren Willen dem seinen unterordnen mag. Deshalb rath' ich Euch, brecht schnell alle Gemeinschaft mit ihr ab, Ihr wäret sonst verloren, denn noch Keiner war so tollkühn, sich dem Herzoge von Buckingham feindlich gegenüber zu stellen."

„Gnädigster Herr!" erwiederte Churchill lächelnd. „Ich werde mich nie erdreisten, Euch feindlich gegenüber zu treten, aber wie ein Feiger das Schlachtfeld verlassen, welches ich einmal betreten habe, das werde ich auch nicht, noch weniger, aus Furcht Euch zu mißfallen, eine Verbindung abbrechen."

Staunend sah der Herzog den jungen, in seinen Augen höchst unbedeutenden Mann an, der es wagte, ihm dergleichen zu sagen. „Ich sehe, Ihr kennt die Verhältnisse des Hofes, wenigstens des Hofes von Whitehall, noch wenig, sonst würdet Ihr nicht so unvorsichtig zu mißsprechen" nahm der Herzog das Wort und sah mit stolzem Blick auf Sir John herab. „Wenn ich dem König ein einziges Wort von Euerm Verhältniß mit der Herzogin sagte, so säßet Ihr morgen im Tower."

„Das könnte der Herzog von Buckingham nicht, so tief würde er sich nicht erniedrigen."

„Elender Wurm!“ murmelte der Herzog unverſtändlich vor ſich hin, gab ein Zeichen, die Flügelthüren gingen auf und der Herzog ſchritt, trotz dem, daß er der Wirth war, der Erſte in den Speiſeſaal, die Andern folgten.

Er ſchien heute nicht von der beſten Laune zu ſein, und ſomit waren auch die Gäſte ſchweigſam und Niemand wollte das Wort führen, ſo ſehr wirkte das Anſehen und die Macht des Herzogs. Nur der Graf von Rocheſter, der ewig ausgelaſſene, ewig neckende, tolle Rocheſter, wie ihn der König nannte, kehrte heute ſich ſo wenig wie immer an des Herzogs Laune. „Sitzen wir doch hier an wohlbeſetzter Tafel wie die Karthäuſer“ hub er an und ſchenkte ſeinen Becher bis an den Rand voll. „Der ſüße Clairet fließt bei ſauern Geſichtern hinunter und der feurige Wein von Burgund ſcheint heute an der Tafel Ew. Durchlaucht keinen Tropfen Blut zu erwärmen. Ihr werthen Herren!“ fuhr er dann fort, den gefüllten Becher hoch erhebend, „laßt uns eine Geſundheit trinken, die uns Pflicht iſt, und die jeder edle Mann, dem das Wohl Englands am Herzen liegt, gern mittrinken wird.“

Alle erhoben ſich, denn die Geſundheit konnte nach dieſer Einleitung nur dem Herzoge gelten, der allein auf ſeinem Seſſel ſitzen blieb.

„Nun, gnädigſter Herr, wollt Ihr der Einzige ſein, der ſich von uns ausſchließt?“ wandte er ſich zu dieſem.

„Späterhin werde ich meine Pflicht erfüllen, Graf Rocheſter!“ erwiederte der Herzog, wohl vermuthend, daß die auszubringende Geſundheit nur ihm gelten könne.

„Ich bitte, kümmert Euch nicht um mich und fahret nur fort.“

„Nun dann!“ begann Rocheſter und mit ſarkaſtiſchem Lächeln wandte er ſich wieder nach dem Herzoge; alle Anweſende thaten ein Gleiches und der Rücken von Manchem krümmte ſich ſchon zur Verbeugung. „Nun dann, auf das Wohl des edlen um England hochverdienten Grafen Clarendon!“

Die Verſammelten ſtanden wie vom Blitz getroffen und nur wenige Stimmen wiederholten dieſe Worte, unter dieſen war Sir Churchill.

„Graf Rocheſter, der Scherz war in meinem Pallaſte und an meiner Tafel unpaſſend, Ihr wißt, ich und der Kanzler ſind Feinde“ ſagte der Herzog, während Einer nach dem Andern der Aufgeſtandenen ſich wieder ſetzte.

„Sollte ich keinen Becher mit Wein leeren, Durchlaucht, als auf die Geſundheit Eurer wahren Freunde“ erwiederte Rocheſter lächelnd, „ſo müßte der arme Rocheſter verſchmachten; Freunde findet Ihr genug an Eurer Tafel, Freunde genug am Hofe, ſo lange Ihr dort die ſtrahlende erwärmende Sonne ſeid, aber Eure wahren Freunde ſind ſo ſelten wie die Paradies-Vögel.“

Buckingham ſchwieg; er fürchtete den Witz und die böſe Zunge des rückſichtloſen Rocheſter und kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, daß Furcht vor ihm ſeine Zunge nicht binde. „Morgen erhält der Kanzler ſeine Entlaſſung“ ſagte er, ganz gleichgültig ſcheinend. „Sir John, Ihr könnt dies in St. James berichten.“

„Das müßt Ihr mir doch gestehen" nahm Rochester wieder das Wort, „der Kanzler ist ein Mann mit den schönsten Eigenschaften begabt."

„Aber auch mit den größten Fehlern" unterbrach ihn Buckingham mit Leidenschaft.

„Da könnt Ihr Recht haben, gnädiger Herr!" fuhr der Graf fort, „eines großen Fehlers muß ich selbst ihn zeihen."

„Und der wäre?"

„Daß er nie der Herzogin von Cleveland den Hof machte, zu stolz war, sich vor ihr zu beugen, nie ihre Wohnung betrat und manches Tausend Pfund dem Staate erhielt, das sonst an sie verschleudert worden wäre."

Der Herzog schien diese Worte nicht zu beachten, sprach über gleichgültige Dinge mit dem Grafen Schreftsbury, hob bald die Tafel auf und verfügte sich ohne Rücksicht auf seine Gäste in sein Cabinet. Die Gesellschaft entfernte sich bald.

Churchill eilte jetzt dem Pallaste von Whitehall zu, wo ohnfern desselben die prachtvolle Wohnung der Herzogin von Cleveland war. Diese Unvergängliche, die immer noch frisch und jugendlich, wie eine eben aufgebrochene Rosenknospe blühte, mochte ihn schon erwartet, heute vielleicht mit doppelter Sehnsucht erwartet haben, denn sie hatte sich sorgfältig geschmückt. Eine Schnur Diamanten umgab ihr schönes blondes Haar, eine vierfache Schnur Perlen Hals und Brust, ein Kragen von Brabanter Spitze erhöhte noch die blendende Weiße ihres schönen Halses, und eben hatte sie eine Rose in ihr Haar gesteckt, um Perlen und Diamanten durch diese ein-

fache, ſinnige Blume noch höheren Reiz zu geben, als ſie mit ſchalkhaftem Auge hinauf nach dem Amor ſah, der allein am Plafond des kleinen Ankleidezimmers, durch blaue Lüfte ſchwebend, einen Pfeil auf den geſpannten Bogen gelegt, Jeden, der an ihm aufſah, zu verwunden drohte. „Laß Deinen Bogen ruhen, kleiner Schütze" rief ſie im Uebermuth ihrer guten Laune aus, „heute bedarf ich Deiner nicht, heute widerſtände mir Keiner!"

Und ſie hatte Recht. Es bedurfte nur eines Blicks aus ihrem Auge, um ſich tiefer verwundet zu fühlen, als Amors Pfeil es je vermocht hätte.

Sie trat jetzt, mit ſich ganz zufrieden, ans Fenſter und bald ſah ſie Churchill durch den Garten nach der kleinen, durch Gebüſch verborgenen Thüre zu ſchleichen und ſie öffnen. Schon hörte ſie ihn die kleine Wendeltreppe herauf kommen, und mit klopfendem Herzen eilte ſie ihm entgegen. „Du kommſt ja heute ſo ſpät, John, wo wareſt Du?" fragte ſie nach der erſten feurigen Begrüßung.

„Ich war bei dem Herzoge von Buckingham zum Mittageſſen geladen, gnädige Frau!" erwiederte Churchill.

„Nenn' mich doch nicht ſo, warum zwiſchen uns dieſe Förmlichkeit, nenn' mich Deine Barbara, wie ich Dich meinen John nenne" ſagte ſie, zärtlich an ihm aufblickend. „Ich weiß zwar, Du thuſt es nicht gern, weil Du Dich dann ſo oft verſprichſt und ſtatt Bärbchen Eliſabeth ſagſt, aber beunruhige Dich deshalb nicht. Dies iſt gewiß der Name einer alten Geliebten, und um die Vergangenheit muß ſich die Liebe nicht kümmern. Haſt Du ſchon mit dem Herzog von York wegen Deiner Anſtellung als Oberſt der Garde geſprochen?"

„Noch nicht.“

„Thu' es ja bald, lieber John, noch gilt mein Wort, noch kann ich für Dich wirken, aber wer weiß, wie lange. Die erste Gluth des Königs ist verraucht, Ihr Männer wechselt mit Euern Liebschaften so oft, wie Buckingham mit seinen Kleidern. Deshalb benutze die Zeit meiner Gunst. Zwar habe ich einen mächtigen Feind zermalmt und dem Stolzen fühlen lassen, daß Barbara Villiers nicht ungestraft Hohn und Geringschätzung erträgt, aber dennoch steht bei dem wandelbaren König meine Gunst nicht fest.“

„Wißt!“ unterbrach sie Churchill, „daß Ihr einen edlen Feind gestürzt und dafür einen unedlen erwählt habt.“

„Und der wäre?“

„Buckingham!“

„Woher weißt Du das?“ fragte sie rasch.

„Aus seinem eignen Munde. Er rieth mir, jedes Verhältniß mit Euch abzubrechen, da es mir nur schaden und nicht mehr nutzen könne.“

Die Herzogin wurde nachdenkend.

„Außerdem“ fuhr Churchill fort, „habt Ihr durch Clarendon's Entfernung der Herzogin von York wehe gethan und Ihr wißt, wie viel sie über ihren Gemahl vermag, der ganze Anhang Clarendon's tritt, wenn auch nur in geheim, gegen Euch auf—“

„Was kümmern mich die“ rief die Herzogin mit Heftigkeit und vergaß in diesem Augenblicke ganz, daß ihr geliebter John vor ihr stand. „Das ist kriechendes Gewürm, das ich zertrete, wenn ich will; der Einzige

aber, Buckingham, wiegt ſie Alle auf; mit ihm iſt der Kampf ein Kampf auf Leben und Tod! Doch ich habe ihn in meinen Händen, ſtürzt er mich, ſo fällt er mit mir! Aber es iſt gut, daß ich vorbereitet bin" fuhr ſie dann fort, heftig im Zimmer auf- und abgehend und Churchill gar nicht beachtend, der, die leidenſchaftliche Frau zum erſtenmale in dieſer Gemüthsbewegung ſehend, erſtaunt war, wie ihre Geſichtszüge durch das, was in ihrem Innern vorging, verändert waren. „Ja der Kampf iſt auf Leben und Tod!" redete ſie vor ſich hin. — „Um ihn, den abgelebten König, würde ich mich wenig kümmern, mir iſt es gleichviel, ob er mit einer Davis, oder der wilden Quien ſeine Zeit vergeudet und mich vernachläſſigt, ich entbehre dadurch nichts! Aber herrſchen, herrſchen über den Willen des Monarchen, und dadurch ganz England beherrſchen, die kriechenden Höflinge zu meinen Füßen ſehen, die auf jedes Wort, jeden Blick ängſtlich lauſchen, das iſt es, was mich für ſo manches Opfer entſchädigt, manche langweilige Stunde verſüßt und dem ein Weib nur ſelten widerſtehen kann, das iſt es, warum ich bis zum letzten Athemzuge kämpfen werde."

„My Lady" unterbrach jetzt Churchill, den ſeine ſtumme Rolle langweilte und verdroß, den Monolog. „Erlaubt, daß ich mich entferne; mein Herr, der Herzog von York, erwartet mich gewiß längſt und ſchon bricht der Abend herein."

„Armer John!" rief die Herzogin lächelnd, „hat mich doch Deine Nachricht über Buckingham ſo angegriffen und beſchäftigt, daß ich Dich einen Augenblick ganz vergeſſen konnte. Verzeih', mein Geliebter!" und flüch-

tiger als ſonſt war der Kuß, mit dem ſie ſeine Lippen berührte. „Verzeih'! es verdient Strafe, wenn es auch nur einen Augenblick war, daß ich Deiner nicht gedachte!" — Sie zog dabei einen Ring mit Rubinen gefaßt von ihrem Finger und reichte ihn Churchill mit den Worten: „Nimm ihn, guter John, als einen Beweis, daß ich mein Unrecht erkenne, und nun muß ich Dir erlauben zu gehen, da die Stunde naht, wo der König zu kommen pflegt." Sie umarmte ihn; Churchill legte unbemerkt den Ring auf einen Tiſch und entfernte ſich. „Iſt das Liebe?" murmelte er vor ſich hin, als er die Treppe hinunterging. „Wahrhaftig, ſie iſt ſonderbarer Art und meinem Herzen fremd."

3.

In der großen Fleetſtraße in der City von London wohnte der Handelsherr Elias Woodmann, der für einen ſehr reichen Mann und nicht mit Unwahrheit galt. Früh hatte er ſeine Hausfrau verloren, drei Kinder folgten bald ihrer Mutter und ihm blieb nur eine einzige Tochter, an der ſein ganzes Herz hing, denn Eliſabeth ſtand ihm ſelbſt höher als ſein Geſchäft. Ihre Erziehung und die Führung der Wirthſchaft hatte er ſeiner Schweſter übergeben, die unverheirathet alle Fehler einer alten Jungfer beſaß und mit jedem Jahre grämlicher und unleidlicher wurde. Sie war zänkiſch, geizig, bigott und unduldſam, und Eliſabeth würde unter dem Scepter der Miß Eva Woodmann ein trauriges Leben geführt haben,

wenn nicht eine gewiſſe Feſtigkeit des Characters, der ſich nur ungern in den Willen eines Andern fügte. ſich oft Miß Eva entgegen geſetzt und die überſchwengliche Liebe ihres Vaters ſie gewiſſermaßen von ihrer Muhme unabhängig gemacht hätte, die ſich nun wenig mehr um ſie bekümmerte, und ſie als ein verlornes Weltkind ganz aufgegeben hatte.

Die muntere immer heitere Eliſabeth, die nur ſcherzte und ſang, der die Mandoline mehr galt, als Küche und Keller, und welche die Fabeln vom König Arthur und ſeiner Tafelrunde mehr anſprachen, als ihr im ſchönſten Leder gebundenes presbyterianiſches Geſangbuch, war jedoch ſeit mehreren Wochen ſtill und in ſich gekehrt. Sang ſie auch zuweilen zu den Tönen der Mandoline, ſo waren es traurige, ſchwermüthige Lieder und ſtatt in den alten Ritterromanen zu leſen, ſaß ſie, das ovale Köpfchen auf ihren Arm geſtützt, ſinnend am Fenſter und beachtete ſelbſt ihren Papagei nicht, wenn er auf ihre Schulter flatterte und mit ſeinem krummen Schnabel ihr in die blonden Locken pickte. Sie war unfreundlich gegen Jedermann, außer gegen ihren Vater und gegen ihre Amme, die in der Stadt verheirathet war und ſie täglich beſuchte; oft traten Thränen in ihre ſchönen dunkelblauen Augen, und auf des Vaters ernſtliches Befragen, was ihr fehle, was ſie ſo ſehr betrübe, antwortete ſie nur mit einem Seufzer. Der Arzt, den der Vater rufen ließ, erklärte nach langem Forſchen, daß es Seelenleiden ſei, welches zerſtörend auf ihren Körper wirke. Er hatte Recht, die friſchen Roſen ihrer Wangen bleichten von Tage zu Tage immer mehr und mehr, ſie war ſtets in

ſich gekehrt, ſuchte die Einſamkeit, und ihr troſtloſer Vater vermochte nicht das Geheimniß, welches ſie ſo ſorgfältig in ſich verbarg, zu entdecken.

An dem nämlichen Abende, an welchem Churchill in Unmuth ſich von der Herzogin von Cleveland getrennt hatte, ſaß Eliſabeth in Schmerz verſunken im Garten ihres Vaters, der ſie ſchon am Nachmittage dahin begleitet hatte. Ein Diener hatte ihr den plappernden Papagei und die Mandoline nachgebracht, aber heute ruhte ſie in ihrem Schooße, der Papagei ſaß auf ihrer Schulter, und ſie war ſo ſehr abweſend, daß ſie gar nicht bemerkte, wie ihr unruhiger Liebling einmal über das andere ihren Namen rief, bis er endlich auf den glücklichen Einfall kam, das von ihr mit Mühe gelernte: Komm, John! Komm, lieber John! zu rufen.

„Er kommt nicht!“ ſagte ſie wehmüthig, nahm den Vogel von der Schulter und liebkoſte ihn. „Er kommt nicht, guter Lorro, ſo gern ich ihm auch vergeben würde, wenn er vor mich träte.“ Sie ſeufzte dabei tief auf, ihr Auge füllte ſich mit Thränen und das Gefühl, daß ihr Stolz, daß die Feſtigkeit ihres Characters ſich vor der Liebe beuge, daß ſie ihm doch vergeben würde, kehrte er in ihre Arme zurück, war nicht wohlthuend, und ſie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren: „Bin ich denn ſo ſchwach, mich nur von meinem Herzen lenken zu laſſen? Bin ich denn ſo tief geſunken, um den Treuloſen nicht zu verachten, nicht fliehen zu können?“

Da ſtörte ſie das raſche Eintreten ihrer guten Amme. „Grüße Euch Gott, ſchöne Miß!“ rief ihr dieſe entgegen, „ich bringe gute Botſchaft “

„Von ihm?“ fragte Eliſabeth freudig überraſcht und ſetzte den Papagei ſchnell in ſeinen Käfig.

„Von wem ſonſt! Er war ſo eben bei mir. Nein! hättet Ihr ihn nur geſehen, ſo ſchön, ſo freundlich wie immer, und wie ein paar Sterne leuchteten ſeine großen Augen, wenn er von Euch ſprach.“

„Sprach er von mir?“ fragte Eliſabeth raſch.

„Und was, und wie!“ fuhr die Amme fort. „Wohl hundert Mal hat er mich gefragt, ob er Verzeihung hoffen, ob er Euch ſprechen dürfe, ob Euer Herz unverſöhnlich ſei, und noch eine Menge dergleichen Dinge. — Nun, was darf ich ihm für Antwort bringen? — gute? — nicht wahr, liebes Kind?“

Eliſabeth war überraſcht, ſie wollte ihm ja verzeihen, aber wie die vorher ausgeſprochenen Worte zur That reifen ſollten, da trat der Stolz wieder in ſeine Rechte, ihre Stirn umdüſterte ſich, ſie ſah ſinnend vor ſich nieder, während die Amme, das weibliche Herz vielleicht beſſer kennend als die Miß, lächelnd einen Brief aus der groſſen an ihrer Seite hängenden Taſche zog und ihn Eliſabeth reichte.

Dieſe weigerte ſich anfangs, ihn anzunehmen. — „Nehmt nur, nehmt, habt Mitleid mit dem jungen, ſchönen Herrn, Ihr werdet es gewiß nicht bereuen.“ Langſam und zagend ergriff endlich das Mädchen den Brief, hielt ihn ſinnend in ihrer Hand und zögerte, ihn zu erbrechen. Da ſchlich ſich die Amme hinaus, denn ſie wußte wohl, wie läſtig in ſolchen Augenblicken ein Zeuge ſei. Eliſabeth war ihre Entfernung nicht entgangen, und als ſie ſich nun allein wußte, brachen ihre lang verhalte-

nen Gefühle ſtürmiſch hervor. „Von ihm! von ihm!“ rief ſie, küßte und drückte den Brief an ihr klopfendes Herz, und nur mit zitternder Hand, unter Bangen und Hoffen, erbrach ſie ihn und las:

„Theuerſte Eliſabeth!“

„Ein Reuiger tritt vor Dich. Er würde es nicht wagen, kennte er nicht Dein frommes, verſöhnliches Herz, wäre er nicht, verzeihe ihm ſein Selbſtvertrauen, von Deiner unwandelbaren Liebe zu ihm überzeugt. So Manches, was mein Benehmen entſchuldigt, könnte ich Dir mittheilen; aber ich darf es nicht wagen, es dieſem Briefe anzuvertrauen, ich kann es Dir nur mündlich mittheilen. Komm morgen zur bewußten Stunde mit verſöhntem und liebendem Herzen zu Deiner Amme, dort wirſt Du den finden, der nie aufhörte Dich zu lieben, und der Deiner Entſcheidung am morgenden Tage mit ängſtlichem, ſchuldbewußten Gefühl, aber auch mit unausſprechlicher Sehnſucht entgegen ſieht. Sei nicht hart, nicht lieblos gegen mich, gedenke der Tage der Wonne, nicht der Tage des Kummers und vergieb Deinem

John Churchill.“

Als ſie den Brief geleſen, der für ihr Zartgefühl faſt zu viel Selbſtvertrauen ausſprach, ſah ſie auf gen Himmel, als ob ſie von dort Rath erwartete. „Was ſoll ich thun?“ ſprach ſie dann leiſe vor ſich hin. — „Ach Herz! du ſchwaches und doch ſo ungeſtümes Herz, verſuche nicht

zu widerſtehen, Du liebſt und findeſt nur in ihm Dein Glück.“ Komm, John, komm! unterbrach der Papagei ihr Selbſtgeſpräch; ſie lächelte trotz ihrer Thränen und rief die Amme, die vor der Thüre erwartungsvoll ſtand. „Ich würde kommen, ſag' ihm! würde — doch nein — ſag' ihm weiter nichts; daß ich kommen würde, kann ihm genügen. — „Ja, mich!“ rief ſie dann, „mich wird der morgende Tag unausſprechlich glücklich oder grenzenlos elend machen, denn hinterginge er mich noch einmal, ſo bräche mein Herz vor Gram. — Nun geh', gute Amme, und laß mich allein, ich bedarf der Einſamkeit.“ Die Amme faßte ihre Hand, blickte ſorgenvoll an dem lieben Kinde auf, dann rief ſie mit Zuverſicht: „Gott wird ſchon helfen, Miß, vertrauet nur ihm.“ —

4.

Noch nie hatte Eliſabeth am Abende das väterliche Haus ohne ihren Vater verlaſſen, ſie war ſonſt immer nur in der Morgenſtunde mit der Amme nach deren Wohnung in Norfolkſtreet gegangen, um Sir John dort zu ſprechen. Sie hatte dieſen einſt zufällig in dem St. Jamespark getroffen, wo er ſie gegen die Zudringlichkeit einiger königlichen Pagen in Schutz genommen. Er hatte ſie dann bis zur Wohnung ihres Vaters begleitet, ſich näher nach ihr erkundigt, und da der junge ſchöne Churchill bei dem erſten Zuſammentreffen Eindruck auf ſie gemacht, ſein edles muthiges Benehmen, ſeine männliche

Gestalt ihr Herz gewonnen hatten, so wurde es ihm leicht, durch Hülfe der Amme das Verhältniß fortzusetzen, das immer inniger und leidenschaftlicher wurde, bis die Gunst der Herzogin von Cleveland den Ehrgeizigen die Tochter des Handelsherrn, wenn auch nicht ganz, doch auf einige Zeit vergessen ließ. Heute ging sie um die zehnte Stunde des Morgens den Weg, den sie sonst mit freudigem Herzen gegangen war, mit ängstlich klopfendem. Je näher sie dem Häuschen kam, desto schwüler, drückender dünkte ihr die Luft, sie beeilte nicht mehr ihre Schritte, ihre Brust holte unter dem herabgelassenen Schleier nur schwer Athem, und als sie endlich vor dem Hause stand, zitterte sie und wankte, kaum daß sie es betreten konnte. Da öffnete die Amme rasch die Thüre. — „Meine Elisabeth!" rief Sir John bei ihrem Anblick und schloß sie in seine Arme, drückte sie mit Heftigkeit an seine Brust, und die entschlummerte Liebe flammte bei dem Anblick der bleichen Geliebten wieder hell auf. „Meine Elisabeth!" rief er noch einmal, „sprich ein tröstendes Liebeswort!" — Aber sie schwieg, leblos ruhte sie in seinen Armen, die Rosenlippen waren erbleicht, das flammende Auge geschlossen; doch war es nicht der Tod, der sie erstarren ließ; die zu starke Aufregung hatte eine Ohnmacht herbeigeführt, aus der sie jedoch durch die Sorgfalt Churchills und der Amme bald wieder erwachte.

Ihr erster Blick traf den Geliebten, der vor ihr niedergekniet war und ihre noch kalte Hand mit seinen Küssen zu erwärmen suchte. — „Sir John!" sprach sie mit matter Stimme und entzog ihm ihre Hand. „Ihr habt mich tief gekränkt, mein Herz vielleicht unheilbar

verwundet; was lockt Ihr mich von Neuem wieder? Einmal getäuscht, so bitter getäuscht, sollte das Herz nie mehr auf diese trügerische Stimme hören."

„Ich bin nicht so strafbar, als Du wähnst, Elisabeth," sagte er mit Innigkeit und erhob sich. „Wer, wie ich, in den Fesseln des Hofes schmachtet, kann nicht immer Herr seiner Handlungen sein; so ergeht es auch mir. Du weißt, wie sehr ich dem Herzoge von York verpflichtet bin, von früher Jugend an verdanke ich ihm mein Glück, mein künftiges kann ich nur aus seiner Hand erwarten, sollte ich seinem Willen, seinen Befehlen nicht gehorchen? — Zwischen der Herzogin von Cleveland und dem Vater der Herzogin von York herrscht die bitterste Feindschaft, der Graf von Clarendon sollte gestürzt und ich der Mittler werden und dies zu hintertreiben suchen. Kannst Du mir es verargen, daß ich nicht undankbar gegen meinen Wohlthäter war und mich um die Gunst der Herzogin bewarb?" Elisabeth schüttelte bei diesen Worten bitter lächelnd ihr lockiges Haupt. — „Schon darin, daß man sicher darauf rechnete," fuhr Sir John fort, „daß ich nicht von ihr zurückgestoßen würde, kann Dir der Beweis liegen, daß ihre Gunst einem Ehrenmanne nicht von großem Werth sein kann."

„Und doch vergaßest Du mich?"

„Dich vergessen hätt' ich? — Nimmermehr! Aber im Dunkel der Nacht konnten wir uns nicht sprechen, und um diese Stunde wären wir verrathen worden, und dann wehe Dir!" —

„Wer könnte der Tochter eines freien Bürgers der

City von London ſolches Leid zufügen, daß man Wehe! über ſie rufen könnte?"

„O, Du harmloſes Mädchen!" wie wenig kennſt Du den Hof, wie wenig die rachſüchtige Cleveland." —

„Und wegen dieſer Frau! — Doch ſchweig, Herz, trage deinen Gram im Stillen. — Wareſt Du glücklich in Deinem Unternehmen?" fragte ſie dann weiter, „haſt Du den Kanzler gerettet?"

„Nein, Eliſabeth, heute erhält er ſeine Entlaſſung. Du ſiehſt daraus, wie wenig ich über die Herzogin vermochte."

„John!" hob nun das Mädchen an, „laß mich aufrichtig gegen Dich ſein, ſei es auch gegen mich. Ich glaube Deinen Worten nur halb, Deine Eitelkeit war durch die Herzogin beleidigt, daß ſie Dir Dein Geſuch abſchlug, da trennteſt Du Dich von ihr und kehrteſt zu mir zurück."

„Nein, beim allmächtigen Gott! Nein, ſo war es nicht. Dein Bild ſtand täglich vor mir, ſtündlich gedacht' ich Dein."

„Und doch ſchriebſt Du mir kein tröſtendes Wort?" —

„Im Gewirre des Hofes mangelt die Zeit," ſuchte er ſich zu entſchuldigen, aber ſie ließ ſich nicht bethören.

„John!" ſagte ſie und feierlicher Ernſt umwölkte ihre Stirn. „Es wäre mir lieber geweſen, Du hätteſt Deine Schuld offen bekannt; dem Reuigen vergiebt das liebende Herz ſo gern, und, daß es für Dich noch ſchlägt, ſag' ich Dir offen. Du aber willſt mit ungenügenden Gründen Deine Schuld beſchönigen, Du willſt mich täuſchen. Thue das nicht! — Dieſe Stunde iſt zu ernſt, um in ihr

ſein Spiel mit einem unglücklichen Mädchen zu treiben, an dieſer Stunde hängt meines Lebens Glück oder Unglück. Darum beſchwöre ich Dich, ſei wahr, prüfe Dein Herz, laß Pflicht und Mitleid bei dem Anblick der Verblühten ſchweigen, laß Liebe allein nur reden, und ſchweigt auch ſie, dann ſage es mir offen und verlaß mich. Ich will Dir nicht fluchen, will Dich nicht haſſen; bis es bricht, ſoll mein Herz nur für Dich ſchlagen."

„Eliſabeth, meine theure Eliſabeth!" rief er mit Leidenſchaft, „wie kannſt Du glauben" —

„Das einmal verwundete Herz fürchtet Alles, es hat das Vertrauen verloren, John!" unterbrach ihn Eliſabeth. „Laß uns lieber heute davon ſchweigen, und die Stunde der Trennung ſchlägt überdies. Morgen um die nämliche Stunde findeſt Du mich wieder hier, dann haſt Du Dich geprüft und ich vernehme mit Ergebung mein Schickſal aus Deinem Munde. Leb' wohl!" Sie reichte ihm die Hand; er hielt ſie, wollte ſie nicht von ſich laſſen; da ſie aber mit Feſtigkeit ſich zu entfernen verlangte, zog er das Mädchen an ſich, und ſie duldete, mit wehmüthigem Blick an ihm aufſchauend, daß ſeine Lippen noch einmal die ihrigen berührten.

5.

König Carl ſaß allein in ſeinem Zimmer zu Whitehall und blickte verdrießlich vor ſich hin, lockte dann ſeine Hunde, die ſtets um ihn waren und ſtreichelte ſie. —

„Ihr seid doch die besten Geschöpfe von der Welt," hob er endlich an; „seid Eurem Herrn treu, wenn er Euch auch noch so sehr quält, kommt, wenn ich rufe, mir die Zeit zu vertreiben, geht wieder, wenn ihr mich langweilt und ich es euch befehle, quält mich nicht mit Bitten und bestürmt mich nicht mit Arbeit und Sorgen. Ein König ist doch der geplagteste Mensch auf Erden," fuhr er fort, indem er aufstand und nach einer langen, mit den schönsten Gemälden geschmückten Gallerie schritt. „Da sind Minister, Parlamente, Volk, das verlangt, man solle bei Tag und Nacht für sie arbeiten, solle jede Lust des Lebens sich entsagen und nur der erste Diener des Staates, statt des Staates Herr sein. Bei jedem Pfund Sterling, das man verlangt, muß man mit List verfahren und sich keine Mühe verdrießen lassen, so daß Einem das Geld fast zuwider wird, ehe man es noch verthun kann. Und hat man endlich bei diesen durch Drohen und Nachgeben sich Ruhe verschafft, dann kömmt das Hofgeschmeiß, das bettelt und zwackt, als ob ein König der Oelkrug der Wittwe von Sarepta wäre, der sich nie leerte und aus dem sie die Befriedigung ihrer tausend Wünsche schöpfen könnten; der Eine will Geld, der Andere eine fette Pfründe, der Dritte — doch wer kommt da schon wieder. — Ha, Bruder James! Guten Morgen, was bringst Du mir Neues? — Gewiß nichts Gutes, denn Du bist immer ein Unglücksbote." —

„Ihr habt den Kanzler entlassen, Majestät!" begann der Herzog von York.

„Warum heute so ceremoniös, James?" unterbrach ihn der König, „Du weißt ja, daß, wenn wir allein

ſind, Du mein guter Bruder James, ich Bruder Charles bin. — Aber Du ſcheinſt empfindlich zu ſein, ſcheinſt mir zu zürnen. — Ach! gewiß des Kanzlers wegen. — Konnt' ich anders? Alle Welt haßte ihn, Volk, Parlament und Hof."

„Auch die Cleveland," fiel ihm der Herzog in die Rede.

„Laß die außer dem Bereich Deines Tadels," erwiederte der König verdrießlich. „Ich bekümmere mich nicht um Arabella Churchill, bekümmere Du Dich nicht um die Herzogin von Cleveland."

„Muß ich nicht, da ſie immer feindlich gegen mich auftritt und mich jetzt ſo ſchwer beleidigt hat. Sie allein iſt die Schuld an dem Sturze meines Schwiegervaters."

„Du irrſt, er allein trägt die Schuld. Mit ſeinem ſtürmiſchen unbeugſamen Sinne wollte er Alles durchſetzen, ſo daß er mir endlich auch läſtig wurde," erwiederte der König.

„Und was wird die Welt ſagen, wie wird mich ganz England verſpotten, daß mir nicht einmal ſo viel Einfluß bei meinem königlichen Bruder geblieben iſt, einen Mann zu ſchützen, der mir ſo nahe ſteht."

„Die Welt wird ſagen: König Charles that Recht, keine Rückſichten zu nehmen und nach eigenem Willen zu handeln," ſagte der König aufgebracht. „Du kennſt mich, James, kennſt mich beſſer, als Einer auf der Welt, wir haben Glück und Unglück brüderlich getheilt, Du mußt von meiner Liebe, ſelbſt von meiner Nachgiebigkeit, die ich Dir ſo oft bewieſen, überzeugt ſein, weißt aber auch, daß ich Dir zwar in Geheim vielen Einfluß geſtatte, in

Wielem Deinen Rath befolge und ich Dich endlich England mehr regieren laſſe, als ich es ſelbſt thue, da es mich langweilt, aber darüber muß ein Schleier gebreitet ſein. — Oeffentlich will ich als König auftreten, auf den nicht einmal der Herzog von York den Schein des Einfluſſes haben ſoll."

„Aber doch die Maitreſſen?" murmelte der Herzog nur halb verſtändlich vor ſich hin. Der König mochte es aber doch verſtanden haben, er biß ſich auf die Lippen, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas verdroß, und ſchritt haſtig die Gallerie auf und ab.

Der Herzog ſah dieſem eine Weile zu, kam nicht aus ſeiner Faſſung noch aus ſeiner Ruhe, und wartete gelaſſen den Zeitpunkt ab, bis der König ſeine Wanderung beendet hätte. Dies geſchah endlich; er warf ſich in einen Seſſel und pfiff ſeinen Hunden. „Charles!" begann der Herzog jetzt, während der König dieſe liebkoſte, „die Sache mit Clarendon iſt nicht mehr zu ändern, darum will ich davon ſchweigen und Dir nicht mehr beſchwerlich fallen; aber eine andere liegt mir noch mehr am Herzen, als dieſe. — Wann bekennſt Du Dich öffentlich zu dem Glauben, den wir in Frankreich als den allein ſelig machenden erkannten und annahmen?"

Ohne ein Wort zu erwiedern, erhob ſich der König von ſeinem Seſſel, jagte die Hunde zurück, faßte dann die Hand des Herzogs von York und führte ihn ſchweigend durch eine lange Reihe von Zimmern, bis ſie in ein düſteres, ganz ödes Gemach gelangten. Hier zog er einen ſchwarzen Vorhang auf, der ein zugemauertes Fenſter bedeckte. „Soll ich auch dieſen Weg gehen, James?"

fragte er, mit finſterm Ernſt auf das Fenſter zeigend; „hüte Dich vor ihm!"

Der Herzog bebte und erbleichte; dem ſonſt ſo kalten Manne rollten Thränen über die Wangen, denn er ſah ſich an einem Orte, den er ſtets vermieden hatte, und heute zum erſten Mal betrat; er ſah ſich vor dem Fenſter, durch welches Cromwell den unglücklichen Carl I., ſeinen edlen Vater, aus dieſem Palaſte nach dem Blutgerüſte hatte führen laſſen und welches der König gleich bei ſeiner Rückkehr zumauern ließ.

„Komm! komm!" rief der Herzog, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „komm, Bruder, laß uns den Schreckensort verlaſſen!" Schweigend, wie ſie gekommen, begaben ſich die Brüder auch wieder zurück in das königliche Zimmer, Beide in ſchmerzliche Erinnerung verſunken.

Hier brach der Herzog von York zuerſt das Schweigen. „Wär' ich König von England!" rief er wie aus einem Traume erwacht und ſein Auge flammte, „ich rächte jenen Tag blutig an dem heuchleriſchen Volke; aus jenem Fenſter müßten alle Königsmörder das Schaffot betreten, bekennte mich dann offen und ohne Furcht zu der allein ſelig machenden Kirche, träte den Glauben der Puritaner, der ſie zu dieſer Greuelthat vermochte, mit Füßen, und ein heiliges Gericht ſollte das Sühnopfer zu Tauſenden in flammendem Auto da Fe den Manen unſeres unglücklichen Vaters weihen."

„Gut, daß Du nicht König biſt und ich nicht Herzog von York bin," nahm der König jetzt das Wort, in welchem das augenblickliche Gefühl von Rührung ſchon längſt

verschwunden war und der den ohnmächtigen Zorn seines Bruders belächelte, „Wir machten im glücklichsten Fall die Reise über den Kanal noch einmal, und dazu habe ich eben keine Lust, ich bin zu alt und kränklich dazu, und mir geht es hier zu wohl. Willst Du es versuchen, glaubst Du, daß Dir der Himmel sonst verschlossen bleibt? ich glaube, er ist allen Religionen geöffnet, so versuch' es, aber zürne nicht auf mich, wenn ich, murrt das Volk, Dich nach Holland ins Exil schicke."

Der Herzog schwieg und berührte diesen Punkt heute auch ferner nicht. Endlich brach er das Schweigen. „Du scheinst zwar heute nicht gnädig gegen mich gestimmt zu sein," sagte er mit Bitterkeit, „doch will ich noch eine Bitte wagen. Sie betrifft Sir John Churchill."

„Sir John Churchill," wiederholte der König. „Der Name hat seit gestern Abend Gewicht bei mir bekommen, laß hören!"

„Ich wünschte ihn zum Obristen meiner Garde zu ernennen." —

„Das ist Deine Sache, darum bekümmere ich mich nicht" antwortete der König.

„Also Du erlaubst es?"

„Recht gern! wenn Churchill sich nicht auch Manches erlauben will, das mir eben nicht angenehm sein kann. Warne ihn, er wird die Warnung schon verstehen."

Der Herzog begann nun über den künftigen Kanzler und die Maßregeln zu sprechen, die man, um das Parlament zu den Geldbewilligungen zu stimmen, ergreifen müßte; der König horchte aufmerksam zu. Geldbewilligung, dieser Punkt fesselte jedesmal seine Aufmerksamkeit.

„Ja da hast Du Recht, Bruder James," sagte er freundlich, „überlege die Sache nur reiflich. Geld kann ich jetzt gebrauchen, da mein Bruder von Frankreich sehr saumselig mit seinen Beiträgen wird und mir sie schon seit einem halben Jahre entzogen hat; das macht aber die Politik des Parlaments, das immer in Holland das Glück der Nation findet, gegen Frankreich aber unverhohlen seinen Haß ausspricht."

„Da bin ich der Meinung des Parlaments," sagte der Herzog; „Ludwig überlistet Dich, und sein Geld, das ich anzunehmen Bedenken tragen würde, muß England mit schweren Zinsen zurückzahlen."

„Begleitest Du mich in den Park?" fragte der König jetzt, wahrscheinlich um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Ich danke!" erwiederte der Herzog, der im Vorzimmer des Herzogs von Buckingham Stimme gehört hatte; diesem ging er so viel als möglich gern aus dem Wege.

„Der Herzog von Buckingham wünscht Ew. Majestät aufzuwarten," meldete jetzt ein eintretender Kämmerer.

„Er komme!" befahl der König.

„So erlaube, daß ich mich entferne," sagte der Herzog, nahm seinen Hut, und York und Buckingham, der sich vor dem Herzoge, dem einzigen Manne am Hofe, den er nicht rücksichtlos behandelte, tief neigte, begegneten sich in der Thür.

„Das war die tiefste Verbeugung, die ich Dich noch habe machen sehen," redete der König den Herzog unter Lachen an.

„Sie galt Ew. Majeſtät," erwiederte Buckingham, durch dieſe Bemerkung empfindlich berührt.

„Mir?"

„Ja, Sire! wäre der Herzog von York nicht Euer Bruder, verbeugte ich mich gewiß nicht ſo tief vor ihm und ſeiner ſpaniſchen Grandezza. Ich grüße nicht den Herzog von York, ich begrüße nur mit ſchuldiger Ehrfurcht den Bruder meines Königs."

„Höre, George! laß Dich warnen, halte Deine Zunge im Zaum, wenn Du von Perſonen ſprichſt, die mir beſonders theuer ſind; die Andern gebe ich Dir Alle Preiß, hörſt Du wohl?" Buckingham verneigte ſich und ſchwieg.

„Nun was ſpricht man über Clarendons Entlaſſung?" fuhr der König fort.

„Alle Welt jauchzt."

„Und haſt Du die kleine tolle Quien lange nicht geſehen? Ich war ſeit einigen Tagen nicht bei ihr."

„Sie braucht Geld, Sire, viel Geld; die Kaufleute haben, als ob ſie ſich beredet hätten, ihr alle Rechnungen eingeſchickt; ſie weiß ſich nicht zu helfen. Auch muß ſie als Miranda in Shakſpears Sturm ein neues Kleid haben, ſie läßt deshalb Ew. Majeſtät dringend um 100 Pfund bitten."

„Hundert Pfund! Glaubt denn die Tolle, daß ich nur für ſie mein Geld habe?" ſagte der König unmuthig, „ſie iſt ein wahres Danaidenfaß." Er ging bei dieſen Worten nach ſeinem Schreibetiſch, ſchloß ihn auf und holte einen kleinen geſtickten Beutel hervor, den er ausſchüttete und worin ſich 40 Jacobus befanden. „Da nimm, ich will ehrlich mit ihr theilen," ſagte er, dem

Herzog 20 zuſchiebend und die andern wieder verſchließend. Der Herzog ſtrich die 20 Goldſtücke ein. „Das wird nicht weit reichen," ſagte er lachend, „ſie wird ſich wie eine wilde Katze gebehrden, aber ſie doch annehmen."

„Lege Du doch etwas zu, wenn Dir dies zu wenig dünkt," ſagte der König ebenfalls lachend. „Nelly ſteht ja ganz unter Deiner Protektion, Du kannſt wohl auch etwas für ſie thun."

„Sire, da legte ich mein Geld ſchlecht an!" meinte der Herzog. „Ihr zöget die Zinſen, und ich verlöre nutzlos das Capital."

Der König drohte mit dem Finger; der Herzog verlor die Faſſung nicht und ſchwieg.

„Wareſt Du heute ſchon bei der Herzogin von Cleveland?" fragte der König weiter. „Wie benahm ſie ſich gegen Dich?"

„Kalt, wie immer! Sie ſprach wenig, ſchien mehr mich ausborchen zu wollen, als ſich ausforſchen zu laſſen, berührte die Entlaſſung des Kanzlers nur flüchtig und ſchien ſehr zerſtreut."

„George," ſagte der König und konnte ſeine üble Laune dabei nicht ganz verbergen, „ich wünſchte, Ihr lebtet auch jetzt wie ſonſt in Frieden mit einander. Eure gegenſeitigen Kabalen trüben mir manche vergnügte Stunde und ſtören meine Ruhe, und Du weißt, daß Beides mein einziger Troſt iſt, der mir ſo manche Verdrießlichkeiten verſüßt, denen ich als König nicht aus dem Wege gehen kann. Kämpft nicht um meine Gunſt, ſie iſt Euch Beiden, dächt' ich, in ſo reichlichem Maße geworden, daß Jedes damit zufrieden ſein kann. Du

wirſt die Herzogin nicht verdrängen, ſie Dich nicht. — Ich habe mich zu ſehr an Deinen und ihren Umgang gewöhnt, ſo daß ich um Alles in der Welt Keins von Euch Beiden miſſen möchte."

„Auch ſie nicht, nach dem, was ich Euch geſtern von John Churchill berichtete?" fragte der Herzog verwundert.

„Auch dann nicht!" ſagte der König ärgerlich. „Hätte ich freilich nähere Beweiſe, erführe ich, daß es mehr als Galanterie eines jungen Mannes ſei, der aus Ehrgeiz der Geliebten des Königs den Hof macht, wüßt' ich, daß es mehr als Eitelkeit bei der gefallſüchtigen Frau wäre, dann könnte ich vielleicht einmal ernſtere Maßregeln ergreifen. Ich überſehe ſo Manches, habe es auch ſchon bei Dir, Georg, gethan, Du verſtehſt mich!"

In dieſem Augenblicke wurde der Graf Rocheſter angemeldet, der König befahl, ihn einzulaſſen, und wohl nie war er Buckingham gelegener gekommen, als in dieſem Augenblicke.

„Gut, daß Du kommſt, Rocheſter!" rief ihm der König entgegen, „Buckingham iſt heute nicht bei guter Laune und hat mich angeſteckt, Du ſollſt den böſen Dämon wieder vertreiben."

„Sire! ich fürchte, es gelingt mir nicht," erwiederte Rocheſter. „Heute iſt ein Unglückstag für mich. An dem heutigen Tage ſtarb mein Vater, ſtarb meine Geliebte, die Einzige, der ich vierzehn Tage lang treu geblieben bin, ſtarb mein Leibfalke, o! das war ein prächtiges Thier, und zu Hauſe liegt meine graue Dogge, die ich von Ew. Majeſtät geſchenkt bekam, im Sterben, und ich glaube kaum, daß die beiden Doctoren, die ich zu ihrer Hülfe holen

ließ, ſie trotz ihrer großen Perücken werden retten können. Ich ſelbſt ſtolperte, als ich die Treppe hier herauf ging, und das ſoll immer ein böſes Zeichen ſein."

„Der arme Hund dauert mich, doch laß Dich nicht abhalten, luſtig und aufgeräumt zu ſein, der Tag kehrt zwar in jedem Jahre wieder, doch mit ihm nicht das Unglück, und ſollte die Dogge ſterben, ſo ſuche Dir eine andere unter meiner Meute aus, und das Unglück iſt wieder gut gemacht. Aber Du ſcheinſt jetzt überhaupt etwas träge zu werden, Rocheſter, Dein Verſtand ſchläft, Dein Witz hat ſich abgeſtumpft. Wie lange ſchon iſt es nicht, daß ich Dir den Auftrag gab, einige luſtige Satyren auf Arabella Churchill, die Herzogin von Norfolk, die Gräfin Saliſbury und Gott weiß auf wen noch Alles zu machen. Du haſt es wohl ganz vergeſſen?"

„Dafür bewahre mich Gott, Sire!" erwiederte er triumphirend, „und daß ich dies nicht that, davon führe ich den Beweis in meiner Taſche."

„Gieb her!" befahl der König.

„In des Herzogs Gegenwart? das wäre gefährlich," meinte Rocheſter; „der hetzte alle die darin genannten edlen Frauen auf mich, und dann wehe mir." Er griff jedoch in die Taſche und holte ein kleines Heft heraus. „Nun ich will es wagen, wenn Ew. Majeſtät ihm Stillſchweigen auferlegt." Er überreichte bei dieſen Worten das Papier dem Könige, der einen flüchtigen Blick darauf werfend ſich ſo ſchnell an das Fenſter ſetzte, daß man glauben konnte, es hätte ihn das, was er eben las, in eine heftige Stimmung verſetzt. Während dem wehrte der Herzog die Hunde von ſich ab, die an ihm, als einem

alten Bekannten aufſprangen und ſeinen koſtbaren Anzug in Unordnung brachten; Rocheſter aber beobachtete anfangs mit Selbſtzufriedenheit das Geſicht des Königs, bald aber mit Befremden, denn es wurde mit jeder Zeile, die er durchlas, immer ernſter.

„Rocheſter!" fuhr endlich der König von ſeinem Sitze auf, „Du biſt entweder ein Wahnſinniger oder ein frecher Burſche, den ich nach dem Tower ſchicken werde. Denke Dir, Buckingham, giebt mir der tolle Menſch zum Durchleſen ein Pasquill auf mich ſelbſt."

„Sagt' ich nicht Ew. Majeſtät, er vergißt ſich zu oft," erwiederte Buckingham hämiſch, während Rocheſter ruhig, als ob ihm nichts Unangenehmes begegnet ſei, vor dem Könige ſtand.

„Rede!" befahl König Carl, und diesmal wirklich im Zorn, der ſeine Lieblinge nur ſelten traf. „Wie konnteſt Du ſo unverſchämt ſein, eine Satyre auf Deinen König zu ſchreiben und ſie ihm ſelbſt zu überreichen?"

„Sire!" erwiederte Rocheſter, ohne die Faſſung zu verlieren, „Ihr könnt Euch nun ſelbſt überzeugen, daß heute mein Unglückstag iſt, denn nie würde mir die Thorheit in den Sinn kommen, Euch dieſes Papier zu überreichen; ich habe mich vergriffen, das rechte in der Taſche gelaſſen und dieſes unglückliche Ew. Majeſtät dafür überreicht. Daß ich das Pasquill gemacht, leugne ich nicht, aber was mich dazu bewog, darüber hoffe ich mich bei Ew. Majeſtät entſchuldigen zu können."

„Das ſollte mich wundern," ſagte der König ſchon etwas beſänftigt, „beginne Deine Vertheidigung, und iſt

sie nicht triftig, so sei überzeugt, Du wanderst in den Tower."

„Soll ich den Hauptmann der Leibwacht einstweilen hieher beordern?" fragte Buckingham, doch nicht im Ernst, denn er kannte des Königs Schwäche; gelang es Rochester, ihn zum Lachen zu bringen, so konnte er der Verzeihung gewiß sein.

„Durchlaucht!" nahm Rochester das Wort. „Beeilt Euch nicht zu sehr; der Weg dahin steht Allen offen, und die Buckinghams kennen ihn."

„Laßt das unnütze Geschwätz und beginne Deine Lügen," befahl der König.

„Lügen?" wiederholte der Graf empfindlich, lenkte jedoch schnell wieder ein. „Meine Erzählung wird aber etwas lang sein, Sire."

„Nur nicht langweilig," fiel ihm König Carl in die Rede.

„Davor bewahre mich Gott!" erwiederte Rochester. „Die Langeweile Ew. Majestät wäre für mich der passendste Schlüssel zum Tower. — Ich war vor einiger Zeit zur alten Gräfin von Salisbury zum Abend eingeladen," begann er nun. „Wie ich zu der Ehre kam, mich dort einige Stunden langweilen zu müssen, weiß Gott. Obschon ich dies voraus wußte, ging ich doch hin, und war der Erste von der Gesellschaft, der erschien. Vertraulicher als je, schob mir die alte Dame mit ihrer linken Hand, die rechte ist ihr, wie Ew. Majestät wissen werden, gelähmt, einen Sessel dicht neben sich. „Ich will Euch wohl, lieber Graf," sagte sie dann, mich theilnehmend, fast zärtlich anblickend, und mich durchlief bei diesem Blick ein kalter

Schauer; „Euch fehlt zum Reiz des Lebens nur eine reiche Erbin, deshalb habe ich für Euch Wittwen und Jungfrauen zusammen gebeten, alle reich, schön und jung. Ihr habt nun die Wahl und könnt Euer Glück versuchen, denn Ihr seid heute der Hahn im Korbe und der einzige Mann in meiner Gesellschaft; meiner Unterstützung seid gewiß, wenn Ihr deren bedürftet."

Ich kannte die alte boshafte Frau zu gut, um hinter ihren theilnehmend gesprochenen Worten nicht Arglist zu vermuthen, und bereitete mich auf etwas Schlimmes vor, war auf meiner Huth und erwiederte, daß ich so eigentlich noch gar keinen Beruf zum ehelichen Leben in mir fände."

„Aber mein Gott!" unterbrach der König Rochesters Erzählung, „was hat Deine Verkuppelung und die alte Salisbury mit dem Pasquill zu thun?"

„Nur ein wenig Geduld, Sire!" erwiederte Rochester. „Ihr werdet gleich hören, aber ich bitte fußfällig, unterbrecht mich nicht! — Kaum hatte ich eine Weile neben der alten Dame gesessen, so öffnete sich das Zimmer und Miß Turton, die Tochter des reichen Banquiers aus Bridge Street, trat herein. Die alte Gräfin warf einen bedeutenden Blick auf mich, als die einäugige Schöne den Schleier zurückwarf und nach Begrüßung der Gräfin sich verbindlichst vor mir neigte. Sie mochte in ihrer Jugend gar nicht übel ausgesehen haben, ihre Züge waren regelmäßig, aber das Pflaster über ihrem linken Auge hob die Reize der fünfzigjährigen Schönen eben nicht.

Kaum hatte diese Platz genommen, als die Gräfin

Grafton eintrat, eine kleine verwachsene Gestalt mit hochroth geschminktem Gesicht und einem Höcker vorn und hinten, worüber sie sich aber, bei ihrer unbegrenzten Eitelkeit, denn sie hielt sich für eine Graziengestalt, zu trösten wußte. Den Buckel, den ihr die tückische Natur hinten gegeben, ignorirte sie, den vorderen aber, den sie aller Welt entblößt zur Schau trug, hielt sie für Fülle, die Jedermann zu zeigen Pflicht gegen sich selbst sei. Schon diese beiden Ladys waren hinreichend, mich zu überzeugen, daß die alte Gräfin ein böses Spiel mit mir zu treiben im Sinn habe, und ich brütete über Rache."

„Aber das Pasquill!" unterbrach ihn der König von Neuem, doch hatte ihm schon die Beschreibung der Gräfin Grafton ein Lächeln entlockt.

„Sire!" bat Rochester, beugte sein Knie vor dem König und küßte, bittend an ihm aufblickend, seine Hand. Sire! geduldet Euch, habt Nachsicht mit meiner Plauderhaftigkeit, es gilt ja für mich einen Spaziergang nach dem Tower." Der König befahl ihm, aufzustehen und versprach, ihn ferner nicht mehr zu unterbrechen. Rochester fuhr fort:

„Gleich darauf trat Miß Emma Fairfax, die Tochter des alten Puritaner-Generals, auf zwei Krücken gestützt, herein. — O, dachte ich, besser wäre es gewesen, Dein Vater wäre auf Krücken gegangen, als Du; der aber hatte gar gute Beine, wenn es galt, hinter uns drein zu marschiren. — Als sie sich nun wieder verbeugen wollte, verlor sie eine ihrer Krücken und das Gleichgewicht, und wär' ich nicht hinzugesprungen und hätte die alte Puritanerin gehalten, sie wäre vor mir niedergefallen,

ſo aber erndteſe ich einen verbindlichen Dank ein, der mir aber nicht ſo theuer war, daß ich das Geld vergeſſen hätte, das ihr Vater in dem bürgerlichen Kriege von dem Meinigen erpreßte.

Auf that ſich wieder die Thür, und ein reich gekleideter hübſcher Page führte die blinde Lady Vane herein; die alte Gräfin ging ihr raſch entgegen und führte ſie vorſorglich nach einem Seſſel, ſich niederzulaſſen. Die Lady war eine alte ehrwürdige, wahrhaft zu bedauernde Frau, denn welcher Blinde erweckt nicht Mitleid? Als ich noch ſo dachte, öffneten ſich plötzlich beide Flügelthüren und der Traum Pharaonis trat in Geſtalt zweier Wittwen ein; die Gräfin Clairewal ging voran, eine faſt rieſige Geſtalt, mit blaßblauen, großen, nichtsſagenden Augen und einer fürchterlich langen, gebogenen Naſe, die ihrem ſeligen Eheherrn gewiß oft ſchon im Wege geſtanden hatte, wenn er den zärtlichen Ehemann ſpielen wollte; dabei war ſie von einer ſolchen Magerkeit und Dürre, daß, wer ſo glücklich geweſen wäre, ſie bei einer Sonnenfinſterniß im Stande der Unſchuld zu erblicken, durch ſie die Sonne ſo gut wie durch ein angelaufenes Glas hätte beobachten können."

Hier lachte der König und Rocheſter faßte neuen Muth. „Hinter ihr drein," fuhr er nun fort, „kam die Wittwe des reichen Sir Aberdeen aus Oxford. Eine kleine runde Geſtalt, die einer Kugel ähnlicher ſah, als einer Tanne von den Bergen der ſchottiſchen Hochlande. Zwei kleine enggeſchlitzte Augen blitzten freundlich unter den dicken ſchwarzen Brauen hervor, ein kleines aufgeſtülptes Näschen ſchien ſich vor dem großen Munde mit-

ſeinen blutrothen Negerlippen zu fürchten, der leicht die feiſteſte Ortolan mit einem Male verſchluckt hätte. In Allem war die Natur an dieſer kleinen, lebhaften, freundlichen Wittwe verſchwenderiſch geweſen, denn über das ganze Geſicht, den Hals und Nacken, hatte ſie ſo viel Rubinen geſäet, daß, wenn die alle zur Reife kämen, man eine köſtliche Ernte erwarten könnte. War die Magere ernſt und mit Grandezza hereingetreten, ſo hüpfte die kleine Dicke, für die ein geöffneter Thürflügel nicht ſattſam Raum zum Eintreten gehabt hätte, mit Zephirſchritten ihr nach, grüßte durch freundliches Kopfnicken die alte Gräfin und trat dann traulich zu mir. „Das iſt alſo der Graf Rocheſter, deſſen Zunge die ſchöne Welt der City und Weſtminſter ſo fürchtet?— Ich freue mich, ihn kennen zu lernen und gebe mich ſeinem Witze willig hin, und iſt es Euch gefällig, ſo helf' ich ſelbſt bei dem Portrait, das Ihr von mir entwerft, durch einige Pinſelſtriche, die das Ganze gewiß noch heben ſollen. Ich dankte ihr verbindlichſt für ihre Güte und meinte, in der Regel blieben die Farben, mit denen ich portraitirte, nicht ohne Effect.

Hinter den beiden Schweſtern hatten ſich die Thürflügel geſchloſſen und öffneten ſich zu meiner großen Zufriedenheit nicht wieder. Ich befand mich nun bei einer Dame mit lahmer Hand, in Geſellſchaft einer Einäugigen, einer Bucklichen, einer Lahmen, einer Blinden, einer magern Rieſin und einer kugelrunden Zwergin, welche die böſe Zahl Sieben voll machte. „Es waren ſaubere Hühnchen, keins unter funfzig Jahre, unter denen ſich der unglückliche Rocheſter ſeine Schöne wählen ſollte.

Doch ſchien mir die Sache ſpaßhaft genug, das Ende ruhig abzuwarten."

„Edler Graf," hub jetzt die Gräfin von Salisbury an, „Ihr ſeht hier ſechs Damen vor Euch, reich und in Verhältniſſen, wo ſie jedem ihrer Bewerber ſogleich Herz, Hand und Vermögen überlaſſen können. Ihr habt die Wahl."

„Gräfin!" erwiederte ich, da ich nun wohl ſah, daß die Lady's ſich beredet hatten, ſich über mich luſtig zu machen, „die Wahl wird mir zu ſchwer, um mich ſo ſchnell zu entſcheiden, wie Ihr es zu wünſchen ſcheint. Stände ich zwiſchen Himmel und Hölle, wäre meine Wahl bald getroffen, aber ich ſehe hier nur den Himmel offen, und welchen dieſer Engel ſollte ich zum Ceremonienmeiſter wählen, mich einzuführen?" —

„Nun gut, könnt Ihr Euch jetzt nicht entſcheiden, ſo beſtimmt einen andern Tag nach Eurem Gutdünken," fuhr die alte Gräfin fort, „Ihr werdet uns dann wieder hier verſammelt finden."

„Vier Wochen," erwiederte ich ſchnell, „dann gehe ich nach meinem Landſitze."

„O weh!" rief die Gräfin, „der Schmiede Eurer Epigramme und Pasquille."

„Ganz recht," ſagte ich lachend, „da will ich mich bedenken, und habe ich einen Entſchluß gefaßt, ihn niederſchreiben, in Proſa oder Verſen, wie es Euch beliebt, und Euch meine Arbeit dann überreichen."

„Aber ſo ganz frei dürft Ihr uns heute nicht entwiſchen," fuhr die Alte fort; „Ihr müßt uns wenigſtens einen kleinen Vorſchmack von dem geben, was die Aus-

erwählte zu erwarten hat, und daß wir Andern nicht ganz leer ausgehen. Ich dächte, Ihr wäret einmal so galant, jedem der Engel, die Euch in den Himmel einführen könnten, mit etwas Liebenswürdigem zu vergleichen. Es wird Euch schwer werden, doch betretet einmal ein Euch bisher unbekannt gebliebenes Land."

„Mit Freuden," erwiederte ich und hob an, mich an die Blinde wendend: „Euch kann ich nur mit Amor vergleichen, blind soll er ja sein, wie die Dichter sagen, obgleich die Liebe oft scharf sieht. Euch, zu der Einäugigen tretend, vergleiche ich mit Hymen; wenn er klug ist, schließt er ein Auge und hat genug mit dem andern zu sehen. Euch mit der Zeit," sprach ich zur Lahmen. „In der Jugend rollt sie flüchtig dahin, im Alter schleicht sie an Krücken. Ihr," sprach ich zur Bucklichen, „seid wie die herrliche Erde, wo Thal und Hügel in den schönsten Abwechslungen vor unserem Auge liegen, und die schneeigen, von keinem Nebel umflorten Berge, so wie das hohe über sie gebreitete Roth der Abendröthe, das Auge entzücken. Euch aber," sagte ich zur Lady aus Oxford, „vergleiche ich mit der schönsten Wiesenflur im Morgenthau, wo die Strahlen der Frühsonne in tausend Tropfen sich zu Rubinen gestalten. Euch aber, hohe Gräfin von Salisbury, mit dem edlen Schützen, der, obgleich seine Rechte ihm gelähmt, doch noch mit der Linken die vergiftenden Pfeile abschießen kann, leider aber oft das Ziel nicht trifft. Ihr aber, die wie aus Lebenshauch gewoben, mir als ein ätherisches Wesen erscheint, könnte ich anbetend nur mit einer Himmlischen

vergleichen, bekundete nicht Eure edle, römiſche Naſe, daß Ihr eine Erdengeborene wäret."

„Und Ihr ein bösartiger Schwätzer, ein heimtückiſcher, ſchlechter Menſch!" rief die Rieſengeſtalt und erhob ſich von ihrem Seſſel. „Ja, ein ganz abſcheulicher, nichtswürdiger Menſch, der ſelbſt die Tugend mit ſeinem Gifte beſpritzt," riefen die Andern im kreiſchenden Chore und ſtürmten auf mich ein. Die alte Gräfin lachte, ich aber ergriff meinen Hut und entfloh, denn die Hühner ſchienen Luſt zu haben, den einzigen Hahn wacker zu zerzauſen."

„Und was hat das mit dem Pasquill gemein?" fragte jetzt Buckingham, denn der König konnte vor Lachen kein Wort ſprechen.

„Erwartet die Zeit, Herr Herzog! — Als ich nach Hauſe kam," fuhr Rocheſter fort, „fiel es mir doch ſchwer auf das Herz, daß mir die Schönen ins Geſicht geſagt hatten, ich ſei ein böſer Menſch, der mit ſeinem Geifer ſelbſt die Tugend beſpritze. „Ich will mich auf die Probe ſtellen, ob ich wirklich ſo frevelhaft bin!" rief ich aus, „will eine Satyre auf meinen Wohlthäter, auf den König, meinen gütigen Herrn machen, — wenn ich das kann? — und ich konnt' es!" rief er und ſank auf ſeine Kniee. — „Ihr ſeht, Majeſtät, hier den ruchloſeſten, abſcheulichſten Menſchen vor Euch um Gnade bitten. — Ich muß zur Selbſterkenntniß gelangen, da ich die Tugend ſelbſt verläſtern konnte, ich bin um eine Erfahrung reicher geworden, kein Papier von Wichtigkeit in der Taſche meines Kleides ſtecken zu laſſen, und bitte flehentlich Ew. Majeſtät, hier die Satyre auf die ſieben Ladys

mit jener, die dort auf dem Tiſche liegt, umzutauſchen, mich aber nicht nach dem Tower, ſondern an Eure Tafel zu ſchicken."

Der König nahm die Blätter, die ihm Rocheſter überreichte, behielt aber auch das zuerſt Empfangene. „Steh auf!" befahl er dem Grafen, „reiſe ein paar Monate auf Deine alte Burg bei Newmarket, und wenn Du zurückkehrſt, wird wohl jenes Blatt zerriſſen und aus meiner Erinnerung verſchwunden ſein." Rocheſter küßte des Königs Hand, herzlich froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein.

6.

Sir Churchill traf am andern Tage zur rechten Zeit in der Wohnung der Amme ein, jedoch heute ganz einfach gekleidet und in den Mantel gehüllt. Er fand Eliſabeth ſchon dort, ſie ſaß bleich und am ganzen Körper zitternd auf dem Seſſel, von dem ſie nicht aufſtand, ihm entgegen zu gehen. Auch John ſtürzte ihr heute nicht mit freudigem Ungeſtüm, wie er geſtern gethan, entgegen; er nahte ſich ihr mit einem Blick voll Liebe, ergriff traulich ihre Hand, betrachtete einen Augenblick das ſchöne bleiche Antlitz des Mädchens, und ſetzte ſich dann neben ſie. „Eliſabeth!" ſagte er, und des Mädchens Auge war ſtarr auf ihn geheftet, ſie glaubte ihr Todesurtheil vernehmen zu müſſen. „Ich habe mich geprüft, ernſt und ſtreng geprüft, nicht allein ob ich

Dich wahrhaft liebe, ob auch dieſe Liebe durchs ganze Leben ſich erhalten, ob ſie mich bei dem Ehrgeize, der mich beherrſcht, in jeder Lage meines Lebens glücklich machen könnte, und da habe ich denn gefunden —"

„O ſchweig, John, ſprich nicht weiter!" fiel ſie ihm mit Haſt in die Rede, „Du ſprichſt mein Todesurtheil aus. — Dein ernſtes, kaltes, Dein ruhiges Benehmen ſagt mir ſchon ſattſam, was ich zu erwarten habe."

„Du irrſt, Eliſabeth, dies kann Dir zeigen, daß ich ernſt und ruhig überlegt habe. Ich fand, daß ich Dich wahrhaft liebe, daß ich es treu mit Dir meine und Dein Beſitz mein heißeſter Wunſch ſei."

Da ſank des Mädchens lockiges Haupt unwillkührlich an ſeine Bruſt, ihr Auge, halb gebrochen, thränenvoll und doch in Liebeswonne erglüht, blickte an ihm auf; Worte fand ihre Seligkeit nicht; erſt als John ſie an ſeine Bruſt gedrückt, als feurige Küſſe ihre blaſſen, kalten Lippen wieder röthelten und entflammten, da rangen ſich Liebesworte aus ihrer beklommenen Bruſt, da erſt gewann ihr Gefühl die Sprache wieder und ſie ſchwelgte in Wonne.

Endlich machte doch der Ernſt den ſtürmiſchen Empfindungen, beſonders in Churchill, Platz. „Wenn Du es für angemeſſen findeſt," hub er an, „ſo will ich morgen zu Deinem Vater gehen und mit ihm ſprechen, denn ich glaube kaum, daß mir der Herzog von York die Einwilligung zu unſerer Verbindung verſagen wird."

Eliſabeth wurde bei dieſen Worten nachdenkend. „John!" ſagte ſie plötzlich, „geh noch nicht zu meinem Vater, ſprich jetzt noch nicht mit ihm, überlaß es mir,

den alten Mann erſt vorzubereiten. O, es liegt ſo viel Wonne in dem ſtillen, heimlichen Treiben der Liebe; das Hoffen und Erwarten, das Sehnen und Bangen, dieſer Blick in eine herrliche Zukunft und die ſchnell ſich zuſammenziehende Wolke, die ihn trübt; dieſer Zuſtand iſt zu ſchön, um nicht zu wünſchen, noch einige Augenblicke in ihm verweilen zu können. Gönne mir ihn!"

„Sonderbares Mädchen," ſagte Churchill und drückte ſie an ſeine Bruſt. „Noch vor wenig Augenblicken ſaßeſt Du hier, bleich wie eine Todtengeſtalt und zweifelteſt an der Treue meines Herzens, und jetzt vertraueſt Du mir ſo ganz."

„Ja ganz," erwiederte ſie. „Aus Deinem Auge leuchtet Redlichkeit und der Ton Deiner Stimme weckt Vertrauen, Du haſt mir, nicht in leidenſchaftlicher Stimmung, Du haſt mit Ruhe nach reiflicher Ueberlegung Treue gelobt, was kann ich mehr verlangen, um beruhigt zu ſein? Selbſt Deinen Ehrgeiz haſt Du befragt, dieſen großen Hebel aller Deiner Handlungen, und er hat ſich nicht zwiſchen Dich und die Tochter des Citybürgers gedrängt. Du biſt gut, meinſt es redlich mit mir und ſo vertraue ich Dir von ganzem Herzen."

„Schwärmerin!" rief Sir John.

„Ja das bin ich, mein Geliebter," erwiederte ſie mit leuchtendem Auge, „bin ein thörichtes Mädchen, das ſo gern in den Dämmerſtunden auf den Flügeln ſeiner Phantaſie entſchwebt, das ſich heute das Leben roſig, morgen nebelumflort malt, und das von dem erſten Augenblick an, wo es Dich ſah, in jedem einſamen Moment, Dich mit allem Liebreiz ausſchmückte, jede Gabe

der Natur Dir verlieh. Wenn Du nun als Erſter, als Schönſter und Begabteſter der Männer vor ihr ſtandeſt, und der Traum zerſtört wurde, daß er, wie eine buntfarbige Seifenblaſe dem Kinde, zerplatzte, da ſah ich Dich immer noch in dem Liebreiz und in der Manneskraft vor mir, wie Dich die freigebige Natur wirklich geformt, und auch ohne Phantaſienſchmuck bliebeſt Du mein Ideal und das Ziel meiner höchſten Wünſche." Sie ſchmiegte ſich traulich an ihn und ſah mit verklärtem Blick an ihm auf.

„Sonderbar," fuhr ſie fort, „bei aller Wonne, die mich beglückte, ſtieg doch immer eine dunkle Ahnung in mir auf, die mich auch jetzt an Deiner Seite noch durchſchauert, die Ahnung, mein Glück ſei wie der Regenbogen, der herrlich im bunten Farbenſpiel den Himmelsdom überwölbt, um ſchnell in ewiger Nacht zu verſchwinden. Iſt der Himmel, iſt die Erde ſein Grab? ich weiß es nicht, nur das fühl' ich, daß die Erde mein frühes Grab ſein wird."

„Laß die Phantaſiegebilde, Eliſabeth, laß die Ahnung, beide beglücken Dich nicht," unterbrach ſie Churchill. „Was könnte die düſtern Träume in Dir aufregen?"

„Du gehörſt dem Hofe an, dort iſt der ſtillen Häuslichkeit offenes Grab," erwiderte ſie traurig.

„Ich bin arm, Eliſabeth, dies habe ich Dir längſt geſagt. Ich muß am Hofe nach einem Looſe ſtreben, damit ich anſtändig und meinem Stande gemäß leben kann."

„Iſt mein Vater nicht reich genug?" unterbrach ihn

Eliſabeth. „O! er iſt reicher als Du glaubſt, und öffnet für ſein geliebtes einziges Kind gern die lange verſchloſſenen Truhen.“

„Ich glaube es wohl, entgegnete Churchill, „aber Geld iſt es nicht allein, was der Mann bedarf, Ehre iſt das Hauptziel ſeines Strebens.“

„Nicht Liebe?“ fragte ſie traurig.

„Liebe iſt dem Herzen das Höchſte, Heiligſte, der Geiſt aber ringt nach Ehre und Ruhm; Beide können freundlich Hand in Hand neben einander gehen.“

„Nein John! nein, das können ſie nicht,“ rief Eliſabeth tief bewegt. — „Wo der Ehrgeiz herrſcht und mit gebietender Stimme den Mann vorwärts treibt, da werden die Töne der Liebe immer matter und matter, bis ſie endlich ganz verhallen. Siehſt Du, John,“ fuhr ſie fort, und aus ihrem Auge drängte ſich eine Thräne; „aus dieſer Furcht ſteigt der finſtere Geiſt der Ahnung herauf, — ich möchte ihn gern beſchwören; aber ich kann nicht, ich ſehne mich nicht an dem laſterhaften Hof nach Whitehall, bleib auch Du nicht dort,“ bat ſie. „Doch ich will uns nicht durch meine Beſorgniſſe den heutigen Tag trüben, die Stunde der Trennung ſchlägt ja ohnedies.“

„Ehe wir ſcheiden, noch eine Bitte,“ nahm Sir John das Wort. „Wäre es nicht möglich, uns bei Abende hier zu ſprechen, damit mich Niemand hieher gehen ſieht? am Tage fürchte ich immer Verrath.“

Eliſabeth ſah mit durchdringendem Blick in ſein Antlitz, als wollte ſie ſeines Herzens Tiefe ergründen. „Wen fürchteſt Du?“ ſagte ſie endlich, „die Herzogin von Ele-

veland? Was hat ſie für ein Recht an Dich? oder glaubſt Du —"

„Ich fürchte für Dich," fiel ihr Churchill faſt unwillig in die Rede, „Du kennſt die Welt nicht, Du haſt bisher mehr in Träumen als in der Wirklichkeit gelebt, habe nur hier Vertrauen zu mir und folge meinem Rathe."

Das Mädchen wurde nachdenkend. „Gern thät ich Alles, wie Du es wünſcheſt, mein geliebter John, und an Vertrauen mangelt es mir nicht; komm morgen nur noch um die nämliche Stunde wie heute, dann werde ich mich darüber beſtimmt haben. Jetzt kämpft mein Zartgefühl noch dagegen, zürne mir deshalb nicht." Sie ſchieden heute, doch war der Abſchied nicht kurz, es dauerte lange, ehe ſie ſich trennen konnten.

Als Churchill am andern Tage wiederkehrte, verſprach ihm Eliſabeth, zur nächſten Zuſammenkunft von der Amme begleitet in der Dämmerung herzuſchleichen. Der Mann der dienſtfertigen Frau ſollte ihnen in der Ferne folgen, ſie könne es wagen, da der Vater ihr erlaubt habe, um dieſe Zeit eine kranke Freundin zu beſuchen; jedoch könnten ſie ſich dann nur auf kurze Zeit ſehen. Auch heute überließen ſie ſich den ſchönſten Hoffnungen, und nur zu bald ſchlug auch heute die Stunde der Trennung wieder.

7.

Als Churchill in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er den vertrauten Diener der Herzogin von Cleveland daselbst, der schon lange auf ihn gewartet hatte. Er überreichte Sir John ein Billet seiner Gebieterin, in welchem sie Churchill einlud, am andern Morgen um die eilfte Stunde bei ihr zu sein; der König ritte auf die Jagd und würde mithin sie nicht stören. Dies Billet setzte Churchill in die größte Verlegenheit; nicht hinzugehen war sein Wille. Aber wie konnte er auf eine schickliche Weise dies umgehen und die allgewaltige Frau so schonungslos beleidigen? — Nahm er die Einladung an, wogegen sich sein Herz sträubte, wie mußte er in Elisabeths Augen erscheinen? — Lange warten mußte der Diener auf Antwort, länger als er wohl sonst gewohnt war. Endlich hatte Churchill nach vielfachem Ueberlegen einen Entschluß gefaßt: es sollte die letzte Zusammenkunft sein, wo er hoffte, auf eine schonende Art mit der Herzogin zu brechen, und obgleich er sich selbst gestehen mußte, daß er noch nicht recht wisse, wie dies einzuleiten sei, setzte er sich dennoch nieder und beantwortete in den höflichsten Ausdrücken das Billet, vermied aber Alles, was auf ein näheres innigeres Verhältniß hätte deuten können.

Den andern Tag stellte er sich zur bestimmten Stunde bei der Herzogin ein; er fand sie mit ihrer gewöhnlichen Arbeit beschäftigt, auf der gewohnten Stelle sitzend. Sie nickte ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand zum Kusse.

„Du gingst neulich in Unmuth von mir," hob sie an und winkte ihm, sich neben sie zu setzen; „ließest das kleine Geschenk zurück, von dem ich hoffen konnte, es würde Werth für Dich dadurch erhalten, daß es meine Hand trug. Du hast seit dieser Zeit mich zu sehen vermieden. Sage mir, John, womit habe ich Dich gekränkt? War ich vielleicht durch das, was Du mir von Buckingham sagtest, so zerstreut geworden, daß ich mich einige Augenblicke nicht mit Dir genug beschäftigte? oder war das Geschenk, das Dir die Liebe bot, zu werthlos?" sagte sie stark, es fast bitter betonend.

„Herzogin von Cleveland!" erwiederte Sir John und erhob sich mit Heftigkeit von seinem Sitze, „Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung; könnt Ihr Euch rühmen, daß John Churchill je ein Geschenk von Euch erhielt, daß er je Euch mit Bitten belästigte, außer der wegen des Grafen Clarendon; die war uneigennützig und wurde mir dennoch von Euch abgeschlagen."

„Nur nicht so stürmisch, junger Brausekopf," unterbrach ihn die Herzogin, und es war schwer zu sagen, ob sie scherze, oder ob sie sich beleidigt fühle. „Mit dieser Reizbarkeit, Sir John, werdet Ihr schwerlich am Hofe Euer Glück machen."

„Ich glaube es selbst."

„Da rathe ich Euch," fuhr die Herzogin immer aufgeregter werdend fort und das trauliche Du war schnell verschwunden, „unter den sittsamen Jungfrauen der City Euch die Tochter eines reichen Handelsherrn auszusuchen, von des Vaters Geld ein schönes Besitzthum zu kaufen, dort auf flüchtigem Rosse Füchse zu hetzen und Eure

Nachbarn zu beſuchen, während Eure Hausfrau im Kreiſe ihrer Dienerinnen, die Spindel in der Hand, ſitzt und fein Achtung giebt, daß jeder geſponnene Faden gleich ſei."

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Mylady," erwiederte Churchill ganz unbefangen ſcheinend, doch war es ihm nicht gleichgültig, da er ſah, die Herzogin ſei ſchon von Allem unterrichtet, „Euer Rath ſcheint gut zu ſein, ich werde ihn vielleicht befolgen, am Hofe ſcheint mir ſo kein Glück mehr zu blühen."

„Und doch ſeid Ihr in ſo jungen Jahren ſchon Obriſt des rothen Garde-Regiments," fuhr die Herzogin fort, „ich glaube doch, es würde Euch leid thun, das Regiment zu verlaſſen."

„Ja bei Gott!" rief Churchill mit Feuer. „Denk' ich mich dem Feinde gegenüber, in Pulverdampf gehüllt, an der Spitze dieſes ſchönen Regiments, dann klopft mein Herz freudig, dann ſehn' ich mich hinaus auf das Schlachtfeld, wo das Schickſal die Würfel aus eiſernem Becher auf blutige Erde rollt. Dort, fühl' ich, dort, nicht am Hofe iſt mein Element."

„Arme Eliſabeth!" murmelte die Herzogin, doch laut genug, damit es Churchill hören ſollte, fuhr jedoch ſchnell fort: „Wir plaudern, plaudern, und darüber vergeſſe ich ganz, weshalb ich Euch bat, zu mir zu kommen. Der Gedanke war mir unerträglich, Euch erzürnt, Euch vielleicht beleidigt zu haben. Laßt uns Frieden ſchließen, Sir John, verlangt von mir was Ihr wollt, nur zürnt mir nicht mehr."

„Gnädige Frau!" erwiederte Churchill auf dieſe im

traulichen Tone, aber doch mit höhnischem Blicke gesprochenen Worte, wobei er sich tief beugte. „Gönnt mir ferner Eure hohe Protektion, seid meine Vertreterin bei dem König und weiter verlange ich nichts. Euch zürnen? — Wer könnte das, wenn er Euren holden blauen Augen gegenüber steht?"

„Ihr verlangtet wirklich von mir nichts weiter, Sir John?"

„Nichts, gnädige Frau!"

„Ihr seid sehr genügsam, ich muß es gestehen," fuhr sie mit Bitterkeit fort und nahm Churchills Brief, den er am Morgen geschrieben, von ihrem Tische. „Dieser Brief, so kalt, so ceremoniös, gab mir einen Fingerzeig, was ich von dieser Zusammenkunft von Euch ferner zu erwarten hätte, deshalb habe ich Euch auch so ceremoniös empfangen, wie Ihr es wahrscheinlich wünschtet. Die Komödie geht nun zu Ende," sagte sie spöttisch lachend nach kurzem Schweigen, „die Prachtgewänder werden abgelegt, und jeder geht in seinem gewöhnlichen Kleide nach Hause."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Churchill.

„Daß Ihr entlassen seid!" erwiederte sie kurz abbrechend und wandte ihm den Rücken zu.

„Entlassen? — von Euch auf diese Weise entlassen?"

„Ja!" fuhr die Herzogin heftig auf. „Ja, mich sollt Ihr verlassen, Unwürdiger, Undankbarer, an den ich meine Gunst verschleuderte. — Geht hin nach Norfolk-Street, geht zu Eurer weinerlichen Elisabeth, hetzt Füchse und laßt sie die Spindel drehen, was kümmert das mich? aber ungestraft beleidigte noch Niemand Barbara Vil-

liers, viel weniger die Herzogin von Cleveland.— Nun, was ſteht Ihr noch hier und zwingt Euch, ſtolz und mitleidig auf mich herabzuſehen. Stolzer, eingebildeter Thor, meine Hand erhob Dich, mein Fuß ſoll Dich zertreten!"

„Ich bedaure Euch, Milady, und habe Mitleid mit Euch," ſagte Churchill und wandte ſich, um zu gehen.

„Noch ein Wort!" rief die Herzogin. „3000 Pfund ſind Euer, gebt Ihr mir die Briefe zurück, die Ihr von mir in Händen habt."

„Nein!" antwortete Churchill trocken.

„Ich hätte Euch für ritterlicher gehalten, Sir John, als daß Ihr mir dieſe Bitte abſchlagen könntet," ſagte die Herzogin ſchon in etwas gemäßigterem Tone.

„Für Geld opfre ich nichts, dazu bin ich zu ſtolz, Mylady. Uebrigens wäre es hier Thorheit, die einzige Schutzwaffe wegzugeben, die mich noch gegen meinen wüthenden Feind ſchützen kann."

„Vergeßt Ihr, junger Thor," nahm die Herzogin ſchnell das Wort, „daß ein zärtlicher Augenblick, eine glücklich benutzte Stunde, mich mit dem Könige ausſöhnen, Euch aber verderben würde? Fügt Euch daher in meinen Willen und es ſoll Alles vergeben ſein."

„Was hättet Ihr mir zu vergeben?" fragte Churchill. „Mit Schmähungen habt Ihr mich überhäuft, mir zu gehen geboten; das will ich Euch vergeben, da es mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, deshalb gehe ich. Ob mich mein Weg nach Norfolkſtreet führen wird, weiß ich nicht, daß ich aber nach Clevelandhouſe nimmer aus eigenem Antriebe gehen werde, weiß ich gewiß."

„Und doch sehe ich Euch bald wieder an meiner Euch verschlossenen Thüre," rief die Herzogin höhnisch lachend aus. Churchill erwiederte ein kurzes: „Ich glaube es kaum," verneigte sich und verließ das Gemach mit dem ernsten Vorsatze, es nie wieder zu betreten.

Die Herzogin war in höchster Erbitterung. So gedemüthigt hatte sie noch Keiner, Keiner es gewagt, ihr so stolz gegenüber zu treten; dies heischte Rache, und doch, als sie ans Fenster trat, den schönen Mann durch den Garten gehen, durch die offene Thür ihn verlassen sah, da fühlte sie, daß sie ihn dennoch mehr liebe als hasse. „Hast du dich hinreißen lassen, thörichtes Herz?" rief sie und Thränen rollten über ihre Wangen, „war es wirklich einmal herzliche, nicht sinnliche Liebe allein, die mich an ihn fesselte, die mich in seinem Zauberkreise festbannt, die mir die Macht nimmt, ihn zu verderben? — Thörichtes Herz, schweig und gönne der Rache ihren Triumph." Uneins, unzufrieden mit sich, warf sie sich auf ihren Lehnstuhl und sann nach, was sie thun sollte. „Ich bin zu weit gegangen, um zurückkehren zu können," rief sie, und sprang mit Heftigkeit von ihrem Sitze auf, „das Opfer muß fallen."

Als Churchill seiner Schwester den Vorfall mit der Herzogin, und hierbei sein Verhältniß und seine Liebe zu Elisabeth mittheilte, schüttelte Arabella mißbilligend den Kopf. „Du hast nicht wie ein kluger Mann gehandelt," sagte sie, fast mit dem Bruder zürnend, „hast ganz die Lage vergessen, in welcher Du hier am Hofe bist. Wer wird ein rachsüchtiges, allgewaltiges Weib so beleidigen, sich so von ihr trennen? Der Herzog von York

wird ſicher auf Dich zürnen, daß Du auf dieſe Weiſe mit der Herzogin gebrochen haſt, beſonders da er aus den Aeußerungen des Königs vermuthet, daß dieſem Dein Verhältniß zur Cleveland verrathen iſt. Wer kann Dich gegen den Zorn des Königs ſchützen, der ſeiner Geliebten leichter jede Untreue vergiebt, als dem Manne, der es wagte, als Nebenbuhler gegen ihn aufzutreten? Ich möchte Dir faſt wie die Herzogin rathen, künftig auf die Fuchsjagd zu gehen und Deinem Weibe die Spindel drehen zu laſſen. Sag mir nur, John, was ſoll Dir das Mädchen aus der City? Was wird unſer alter Vater ſagen?"

„Was ſagte er zu Miß Arabella, als ſie den Knaben gebar?" unterbrach ſie Churchill beleidigt. „Mr. Woodmann iſt ein angeſehener Bürger, durch ſein Geld kann ſich unſere faſt zur Armuth herabgeſunkene Familie wieder heben, und wenn Du Eliſabeth ſiehſt, ſo bin ich gewiß, Du empfängſt ſie gern als Deine Schweſter. Vorwürfe, Arabella, lieb' ich nicht, damit iſt nichts wieder gut gemacht, und ſie würden uns nur trennen; ſuche lieber den Herzog für mich zu ſtimmen und ſinne auf Mittel, wie wir der Herzogin von Cleveland entgegen handeln können."

„Haſt Du Briefe von ihr?" fragte Arabella.

Eine Menge, die es deutlich ausſprechen, daß ich der Geſuchte war," erwiederte Sir John. „Sie bot mir 3000 Pfund, wollte ich ſie ihr zurückgeben."

„Und du gabſt ſie ihr für dieſen Preis nicht?"

„Hältſt Du mich für ſo ehrlos, daß ich —"

„Nun gut, John! 3000 Pfund ſind zwar eine ſchöne

Summe, doch Du hätteſt ihr die Briefe gegeben, die 3000 Pfund aber nie erhalten, ſo viel hat die Verſchwenderin nie. Aber was willſt Du mit den Briefen beginnen?"

„Nichts!"

„So gieb ſie mir," ſagte Arabella. „Ich lege ſie in die Hände des Herzogs, er könnte zu ſeiner Zeit leicht einen guten Gebrauch davon machen."

„Das will ich nicht!"

„John!" bat die Schweſter," willſt Du denn Alles leichtſinnig aufs Spiel ſetzen, Alles Deinen chimäriſchen Grundſätzen opfern? Ohne der Herzogin Sturz iſt für Dich keine Rettung."

„So ſtürze ſie, wer es vermag, ſei es Buckingham oder der Herzog von York," entgegnete Churchill. „Ich nehme keinen Theil daran und gebe keine Waffe dazu her. Mir ſchrieb ſie die Briefe in dem Vertrauen, ſie ſchreibe ſie an einen edlen Mann, ſoll ich ſie täuſchen, ſoll ſie dieſe Zeichen der Gunſt einem Unedlen geſendet haben?"

„Willſt Du keinen Gebrauch von ihnen machen, nun gut, ſo gieb ſie ihr zurück; nimm ſo viel Geld Du von ihr bekommen kannſt, ich will allenfalls den Handel übernehmen. Nimm das Geld und gehe morgen ſchon nach Holland und ſo dem Ungewitter aus dem Wege. Bei dem Herzoge will ich Dich vertreten, daß er Dir Deine ſchnelle Abreiſe verzeiht."

„Arabella! Du kennſt mich ſchlecht; zu ſolchen Handlungen bin ich unfähig," antwortete Sir John unmuthig.

„Nun denn, ſo renne in Dein Verderben," zürnte ſie, und heute, vielleicht zum erſten Male, trennten ſich Beide in Unmuth.

8.

Am andern Abende traf Churchill Eliſabeth wieder an gewohnter Stelle. Sie war heute nicht ſo heiter wie ſonſt, denn ihr ſchien die Abendſtunde nicht die zu ſein, in der ſie den Geliebten aufſuchen ſollte; ihr Zartgefühl ſträubte ſich dagegen und ſie geſtand es Churchill unverhohlen. „Morgen in aller Frühe reitet mein Vater in Geſchäften nach Croyden; Du kannſt ihn alſo nicht eher ſprechen, als übermorgen, dann thue es, ich will ihn morgen Abend nach ſeiner Rückkehr darauf vorbereiten, und ich fürchte nicht, daß er meinem Glücke entgegen ſein werde. Ich habe es nun ſelbſt eingeſehen, daß mein Wunſch, noch einige Zeit der Liebe ihren geheimen Zauber nicht zu ſtören, Schwärmerei iſt, und dieſe Zuſammenkünfte leicht, ſelbſt von Dir, mir mißgedeutet werden könnten. Morgen iſt es das letzte Mal, daß ich Dich hier ſehe, dann, hoffe ich, wallfahrteſt Du nach Fleet, ſtatt nach Norfolkſtreet."

Sir John war dieſer Vorſchlag genehm; die Scene bei der Herzogin von Cleveland, die Unterredung mit ſeiner Schweſter, hatten ſeine hochfliegenden Plane herabgeſtimmt, und es wird ja der Liebe ſo leicht, ſelbſt dem Kriegsmanne ein idylliſches Leben als das Herrlichſte der

Welt zu malen, wo er unter traulichem Gekose am Arme der Geliebten durch Flur und Wiese lustwandelt, und von den Stürmen des Krieges, wie von dem zügellosen Treiben eines Hofes, wie der zu Whitehall, entfernt, er nur der Liebe lebt, die dem Ungenügsamsten dann genügend dünkt. Er erzählte nun Elisabeth, daß er auf Einladung der Herzogin bei ihr gewesen, daß er mit ihr förmlich gebrochen habe, und versicherte sie, nie ihre Wohnung wieder zu betreten, wenn ihn nicht Dienstpflicht zu ihr führe; auch verschwieg er ihr nicht, wie erzürnt die Herzogin gewesen sei und ihm Rache geschworen habe. — Er hoffte, Elisabeth würde nun durch diese Erzählung in Hinsicht der Herzogin beruhigt sein und sich freuen, daß jede Verbindung mit ihr für immer aufgelöst sei; aber wie erstaunte er, als das Mädchen immer stiller, immer trauriger wurde.

„Geliebter John!" sagte sie plötzlich, nachdem an ihr düstere Gedanken mochten vorüber gezogen sein. „Du fürchtetest immer Gefahr, jetzt scheinst Du sie nicht beachten zu wollen, und jetzt fürcht' ich sie. Die Herzogin soll eine rachsüchtige Frau sein, die Dir nie vergeben wird; deshalb weiche dem Sturme aus, oder beschwöre ihn, wenn es noch Zeit ist; kann ich meinen Vater bewegen, nicht allein seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben, sondern auch sogleich den Segen des Priesters über uns aussprechen zu lassen, so besteigen wir ein Schiff und fliehen nach Holland; dort hat der Vater viele Handelsfreunde, die uns willig aufnehmen werden; dort bleiben wir, bis die Herzogin den Einfluß verloren hat, und Gott wird ihr wohl bald das Ziel setzen. Bist Du

dies zufrieden, theurer John, so spreche ich heute Abend noch mit meinem Vater und morgen erfährst Du seinen Entschluß."

„Auch ich möchte gern mit meinem zweiten Vater, mit dem Herzoge von York darüber sprechen und meinen Wohlthäter nicht gern heimlich verlassen," erwiederte er.

„John!" fiel ihm Elisabeth verwundert in die Rede, „Du zauderst noch?"

„Ja, Elisabeth, dem Manne wird es schwer, ein Flüchtling das Feld zu räumen," erwiederte Churchill, „schwer, dem Feinde einzugestehen, er floh, weil er seine Rache fürchtet."

Elisabeth erwiederte hierauf nichts; sie wurde immer stiller und nachdenkender. —

„Was ich eben sagte, möge Dich nicht hindern, noch heute mit Deinem Vater zu sprechen," fuhr Sir John fort, „ich fürchte nicht, daß der Herzog mich zurückhält, darum rede nur mit dem alten Mann, und Gott möge Deinen Worten die Kraft geben, ihn nach unsern Wünschen zu stimmen."

„Ein freundlicher Blick dankte ihm für diese Worte, der Abschied war heute zwar herzlich, aber traurig. „An mir zieht, wie ein finsterer Geist, immer noch eine trübe Ahnung vorüber gebe Gott, daß sie mich täuscht!" rief das Mädchen, warf sich an des Geliebten Brust und sagte ihm unter Schluchzen ein Lebewohl.

Churchill war am frühen Morgen schon bei seiner Schwester. „Hast Du meinetwegen mit dem Herzoge gesprochen? Was erwiederte er, ist er aufgebracht?" Mit diesen Fragen bestürmte er Arabella, die ihm endlich den

Trost gab, daß der Herzog, so unlieb ihm die Sache auch sei, nicht auf ihn zürne, indem er sich selbst einen Theil der Schuld beimesse, ihn zu dem Verhältniß mit der Cleveland verleckt zu haben. Seiner Meinung nach wäre es ihm ein Leichtes, unter jetzigen Verhältnissen, besonders da Buckingham ihre Parthei verlassen habe und sich ihm anzuschließen schiene, die Allgefürchtete zu stürzen, wenn er nur erst ihre Briefe an Dich in Händen hätte, von denen er erst Gebrauch machen wolle, sobald er Dich in Sicherheit wüßte."

„Die erhält er nie!" sagte Churchill bestimmt.

„Thörichter Mensch!" zürnte Arabella, „Du übst Großmuth am unrechten Orte. So lange die Herzogin Gewalt über den König hat, so lange ist Dir die Rückkehr ins Vaterland benommen."

„Mag es! unritterlich kann ich nicht handeln," entgegnete Sir John. „Aber was sagte der Herzog zu meiner Liebe zu Elisabeth Woodmann?"

„Er nannte sie Thorheit und meinte, entfernt von ihr würdest Du Dir schon ein anderes Liebchen suchen. Geh' noch heute früh zu ihm, es könnten die Pfaffen sich dreinmischen, und Du weißt, er vertraut ihnen Alles, und sie hassen Dich."

Churchill begab sich sogleich nach St. James und wurde vorgelassen. Dort wiederholte der Herzog, was Arabella dem Bruder schon gesagt, doch etwas weitläuftiger, und verlangte zuletzt die Briefe der Herzogin; als aber Sir John dies standhaft verweigerte, konnte der Herzog ihm nicht zürnen, denn er fühlte selbst, daß Churchill unedel handeln würde, gäbe er die im Rausche

der Liebe geschriebenen her, um sie zu ihrem Verderben benutzen zu lassen. Ueber Elisabeth Woodmann sagte ihm der Herzog, daß er durch solche Verbindung zwar seine Vermögensumstände verbesserte, aber sich alle Gelegenheit raube, durch eine Heirath mit einer reichen Erbin aus angesehener Familie Einfluß bei Hofe zu erlangen. Sir John stellte sich, als ob er den Gründen des Herzogs beipflichte, obgleich sie keinen Eindruck auf ihn machten. Er bat dann den Herzog, ihm zu erlauben, in einigen Tagen, die er zur Vorbereitung seiner Reise gebrauche, England verlassen zu dürfen und ihm Empfehlungsschreiben nach dem Haag mitzugeben. Der Herzog aber meinte, es sei besser, er ginge noch heute, und rieth ihm, wenigstens bis zur Abreise, seine Wohnung bei Arabella zu nehmen und sich nicht öffentlich zu zeigen. Noch am nämlichen Tage erhielt Churchill mehrere Empfehlungsbriefe und selbst einen an den englischen Gesandten im Haag. Mehr aber noch wunderte sich Churchill und war tief gerührt, als ihm der sonst so geizige Herzog durch seinen Secretair 150 Pfund überschickte.

Ohne selbst Arabella das Mindeste von seiner wahren Absicht mitzutheilen, ließ er, als es zu dämmern begann, Alles zur Reise Nöthige nach der Schwester Wohnung schaffen; er selbst aber ging nach Norfolkstreet. Heute war er der Erste, und glücklich, daß er den Schlüssel zu dem kleinen Stübchen nicht vergessen hatte; er schloß es auf, setzte sich in der Dunkelheit auf einen Sessel, lauschte auf jedes Geräusch, in dem er Tritte zu hören glaubte; aber Niemand kam. Er begann unruhig zu werden, und wie die Zeit verging und Keiner sich blicken ließ, steigerte

ſich ſeine Unruhe von Minute zu Minute, tauſend trübe Gedanken durchkreuzten ſich. Da hörte er endlich, daß die kleine kreiſchende Hausthür geöffnet wurde, doch ehe er noch aufſpringen und hinauseilen konnte, ſtürzte ſchon Patric, der Mann der Amme, athemlos herein und rief: „Sind Sie hier, Sir?“ und da Churchill es bejahte und ihn befragte, wo die Miß und ſein Weib ſei, rief er unter Schluchzen: „Ach, welch ein Unglück! welch ein großes Unglück! meine arme Frau, die arme Miß!“

„Nun, was iſt geſchehen? raſch, erzähle!“ Doch ehe der Arme ſeinen Bericht abſtatten konnte, riſſen zwei Männer in der Livree des Herzogs von Buckingham, brennende Fackeln in der Hand, mit Haſt die Thür auf und eilten auf Patric zu, doch als ſie im nämlichen Augenblicke Sir John erblickten, der mit gezogenem Degen auf ſie zutrat, löſchten ſie ſchnell die Fackeln und entflohen. Churchill wollte ihnen nach, verwickelte ſich aber in ſeinen Mantel, ſtürzte zu Boden, und ſo erhielten ſie einen Vorſprung und waren bald ſeinem Blicke entſchwunden. Er kehrte ſogleich nach dem Hauſe zurück, wo Patric indeſſen das Lämpchen angezündet hatte und angſtvoll ſeine Rückkehr erwartete.

„Nun erzähle, was vorgefallen,“ befahl Churchill, „aber mache es kurz.“

„Wir gingen ruhig und keine Gefahr ahnend den gewöhnlichen Weg,“ begann Patric, „die Miß ſchien ſehr heiter, denn ſo wie ich hörte, erzählte ſie meiner Frau, der Vater habe in Alles gewilligt. Als wir aus der Fleetſtreet über den Strand gegangen waren und in dieſe kleine Gaſſe einbogen, ſperrte, ohnfern des Eingangs,

ein Wagen so geschickt das Gäßchen, daß wir nicht vorbei konnten. Plötzlich sprangen vier baumstarke Männer in der goldverbrämten Livree des Herzogs von Buckingham hervor und leuchteten mit ihren Fackeln der Miß und meiner Frau ins Gesicht. „Sie ists!" rief der Eine, packte ohne Umstände die Miß, ein Anderer meine Frau, hoben sie mit Gewalt in den Wagen, kümmerten sich in dieser abgelegenen Straße wenig um deren Geschrei und schwangen sich mit Blitzesschnelle zu ihnen hinein; der Kutscher trieb die Pferde an und im vollen Jagen fuhren sie davon. Mehrere Leute waren endlich auf meinen Hülferuf aus ihren Häusern gekommen, da sie aber die Livree des gefürchteten Herzogs von Buckingham sahen, zogen sie sich schnell wieder zurück. Als mich nun die Räuber auch mit sich fortführen wollten, wahrscheinlich um keinen Zeugen gegen sich zurückzulassen, entschlüpfte ich und riß aus, sie dicht hinter mir drein, doch ich behielt immer noch einen bedeutenden Vorsprung und kam eher hierher als sie, die jedoch meine Wohnung schon früher müssen gekannt haben, sonst wäre es nicht möglich gewesen, mich in der Dunkelheit der Nacht hier aufzufinden."

„Also Buckingham!" rief Churchill aus und bebte vor Zorn, „also mit Dir soll ich den Tanz beginnen? — Nun wohlan, es sei! Eile Patric!" wandte er sich zu diesem, „lauf nach meiner Wohnung, laß meine Leute aufsitzen, daß sie alles Mögliche thun, die Spur der Räuber aufzufinden, dann geh zu dem unglücklichen Vater und berichte auch dem, was vorgefallen ist, morgen in aller Frühe bringst Du mir Bescheid."

9.

Churchill ging sogleich nach Buckinghamhouse, wo er den Herzog zwar zu Hause, aber mit seinem Schreiber beschäftigt fand, weshalb ihm der Herzog sagen ließ, er könne ihn heute nicht sprechen. Doch Sir John ließ sich nicht abweisen. „Sagt nur Eurem Herrn," befahl er dem Diener, „ich käm' im Auftrage des Herzogs von York." Nach kurzem Verweilen ward er bei dem Herzoge eingeführt.

Obgleich Churchill sich fest vorgenommen hatte, so kaltblütig und ruhig, als es ihm möglich sei, mit dem Herzoge zu sprechen, so war dessen Anblick, der ihn verdrießlich fragte: „Was will der Herzog von York von mir?" hinreichend, ihn aus der Ruhe zu bringen.

„Durchlaucht! der Herzog von York schickt mich nicht hierher," erwiederte er, „ich komme in eigner Angelegenheit." Der Herzog schellte und befahl dem eintretenden Diener, den Schreiber zu rufen.

„Laßt ihn nicht eintreten, gnädiger Herr!" bat Sir John noch mit verbissenem Ingrimm, „es ist wahrlich besser, daß das, worüber ich mit Euch zu sprechen habe, unter uns bleibt." — Der Schreiber trat ein.

„Laßt ihn abtreten!" bat Churchill nochmals den Herzog leise, „heute habt Ihr noch nichts von mir zu fürchten."

„Fürchten? von Euch zu fürchten?" wiederholte der Herzog und warf einen zornigen Blick auf Churchill, und befahl dem Eingetretenen, sich zu entfernen. „Nun, kühn

ner Sir! nun beginnt!" sagte er, setzte sich auf seinen Lehnstuhl, ohne Sir John einzuladen, ein Gleiches zu thun. „Ich bin doch neugierig, was Ihr mir Wichtiges zu berichten habt."

„Durchlaucht!" begann nun Churchill, „ich liebe ein Mädchen, die Tochter eines angesehenen Bürgers der City.

„Was kümmert das mich?" unterbrach ihn der Herzog.

„Viel, sehr viel; das Mädchen ist ohngefähr vor einer Stunde in Norfolkstreet durch Eure Diener gewaltsam entführt worden. — Ohne Euren Befehl hätte es wohl Keiner gewagt." —

„Das ist erlogen!" rief Buckingham.

„Wer soll gelogen haben?" fragte Churchill, einen Schritt näher zum Herzoge tretend.

„Ihr! oder meinetwegen, wer Euch dies Mährchen aufgebunden hat."

„Herr Herzog!" fuhr Sir John auf und seine Fassung war dahin. „Ich bin Edelmann so gut wie Ihr, die Churchills können sich wohl, was die Vergangenheit betrifft, mit den Villiers messen, nur wurden ihre treuen Dienste nicht so belohnt, wie die zweideutigen der Villiers. Ihr habt einem Churchill gesagt, er lüge, das fordert blutige Genugthuung, und die erwarte ich von Georg, Herzog von Buckingham, er wird dies einem englischen Edlen nicht versagen."

Churchill hatte, während er sprach, den Herzog mit dem Blicke der Verzweiflung angestarrt und stand noch zitternd vor Wuth vor dem allgewaltigen Günstlinge. Dieser blieb ruhig. „Sir John!" sagte er, „ich verweis

gere Euch Genugthuung nicht, sie soll Euch werden, auf welche Weise Ihr sie verlangt. Aber Ihr dauert mich, junger Mann, Ihr rennt blind in Euer Verderben, denn Ihr streitet mit mir über eine Sache, die mir ganz fremd ist."

„Fremd?" fiel ihm Sir John bitter lächelnd in die Rede.

„Ja fremd," fuhr der Herzog fort. „Wäre ich Euch nicht wohlgewogen, besonders nach der Scene am heutigen Morgen bei der Herzogin von Cleveland, die mir schon bekannt ist, würde ich mich in weitere Erörterungen nicht einlassen, so aber versichere ich Euch, daß ein Irrthum hier obwalten muß. Ich versichere Euch bei Allem, was mir heilig ist, bei der Asche meines gemordeten Vaters, daß ich keinen Befehl zur Entführung Euter Schönen gegeben, daß ich nicht das Mindeste von dem ganzen Vorfalle weiß." Auf Churchills Gesicht mochte sich Unglaube ausdrücken, denn der Herzog griff hastig nach der Schelle und befahl dem Eintretenden, dem Haushofmeister zu sagen, er solle sogleich die ganze Dienerschaft versammeln, die Fehlenden aufzeichnen und ihm darüber Bericht abstatten. Indessen suchte er, heute sehr gnädig gestimmt, Sir John über das Vorgefallene zu beruhigen und versprach ihm, zur Auffindung des Mädchens hülfreiche Hand zu leisten. Doch Churchill konnte den Argwohn nicht unterdrücken, er kannte den Herzog zu gut, um nicht zu wissen, wie manchen Gewaltstreich der Art er schon ausgeführt hatte.

Gleich darauf trat der Haushofmeister ein und berichtete, daß Harry, der Diener, den die Herzogin von

Cleveland vor Monaten entlaſſen und den der Herzog in ſeine Dienſte genommen habe, ſchon ſeit heute Mittag ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt ſei. Der Herzog befahl, ſobald er den Palaſt beträte, ihn ſogleich zu ihm zu führen; dann wandte er ſich zu Churchill: „Ihr könnt nun leicht beurtheilen, wertheſter Sir, von woher der Schlag gekommen iſt, der Euch ſo hart getroffen. Dies iſt der Anfang ihrer Rache, fürchtet das Ende; ihr Sturz allein kann uns nur Ruhe und Sicherheit verſchaffen. Ich geſtehe Euch offen, daß ich den König mit Eurem Verhältniß zu ihr bekannt gemacht habe. Ihr verwarft auf ſo ſtolze Weiſe meinen wohlgemeinten Rath und mir lag Alles daran, den König gegen die Herzogin aufzubringen, daß ich glaubte, keine Rückſichten gegen Euch nehmen zu dürfen. Aber Euer Benehmen gegen ſie, die Art, wie Ihr das Verhältniß abgebrochen, wovon ich den König noch heute unterrichten werde, wird der Majeſtät keinen Zweifel laſſen, daß Ihr ihrem Einfluſſe, nicht aber der Barbara Villiers gehuldigt habt, und ich werde das ganze Verhältniß für Euch unſchädlich zu machen ſuchen. Habt nur Vertrauen zu mir, ich meine es wahrlich gut mit Euch. — Und nun beſtimmt, auf welche Weiſe ich Euch Genugthuung über ein unüberlegtes Wort geben ſoll, das mich gereut, es ausgeſprochen zu haben.“

„Dies genügt mir, Durchlaucht,“ erwiederte Churchill, der indeſſen beſonnener geworden war und wohl einſah, daß ihm die Feindſchaft des Herzogs jetzt verderblich werden konnte, „und Ihr werdet mich ſehr verbinden, wenn Ihr mir bei dieſer unglücklichen Begeben-

heit, die das ganze Glück meines Lebens zerstört, mit Eurem Rath und Einfluß beistehen wollt."

Der Herzog versicherte ihn seines Beistandes mit einer Bereitwilligkeit und einer so freundlichen Art, die ihm sonst so fremd war, daß es Churchill, der übrigens noch nicht ganz des Herzogs Worten vertraute, auffallen mußte. In diesem Augenblicke trat der Haushofmeister mit dem fehlenden Diener ein, den Sir John sogleich als Einen von den Zweien erkannte, die in Patrics Haus eingedrungen waren. Dies bestärkte ihn noch mehr in seinem Glauben, daß Buckingham ihn hintergehe. Der Herzog fuhr den Diener barsch an und fragte ihn, wo er den ganzen Tag gewesen wäre; dieser, dem, wie es schien, Geistesgegenwart nicht fehlte, hatte eine Menge Lügen bereit, mit denen er den Herzog zu täuschen suchte, und als dieser ihn befragte, ob er gestern Abend in Norfolkstreet Theil an der Entführung einer jungen Lady genommen, läugnete er standhaft.

„Ich selbst habe Euch gesehen!" fuhr jetzt Sir John auf. „Ihr waret Einer von denen, die mit der Fackel in der Hand in Patrics Wohnung eindrangen, und als ich mein Schwert zog, die Fackeln auslöschten und davon liefen."

„Da irrt Ihr sehr, junger Herr!" erwiederte der Beschuldigte mit dem Anscheine der größten Ruhe. „Ihr müßt einen Andern für mich angesehen haben, das ist mir schon recht oft begegnet, und deshalb sage ich immer, ich muß so ein alltägliches Gesicht haben, das überall Kameraden findet

„Seid Ihr gewiß, daß es der Nämliche ist und irrt

Ihr Euch nicht?" fragte der Herzog, Churchill bei Seite nehmend.

„Ich irre mich nicht, Durchlaucht!" Dieſes Menſchen Phyſiognomie iſt zu auffallend, um ſie nicht unter Tauſenden wieder zu erkennen." Da raunte Buckingham dem Haushofmeiſter etwas ins Ohr, und dieſer trat ſogleich mit dem Diener ab.

„Ich glaube, Sir John, ich habe mit dieſem Buben einen gefährlichen Menſchen in meinen Palaſt genommen," ſagte jetzt der Herzog. „Er war vor einigen Monaten einer kleinen Nachläſſigkeit wegen von der Herzogin von Cleveland in einem Augenblicke von Heftigkeit fortgejagt worden. Der Mann dauerte ſie, wie ſie mir ſagte, und da bat ſie mich, ihn in meine Dienſte zu nehmen, um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Ich glaubte durch ihn Manches aus dem geheimen Leben der Herzogin zu erfahren, wollte zu gleicher Zeit ihr gefällig ſein und erfüllte ihren Wunſch, nahm den Menſchen in meine Dienſte, und, wie ich nun wohl ſehe, einen Kundſchafter der Herzogin in meinen Palaſt. Glaubt mir es, Sir John, Niemand als die Herzogin hat Euch den Streich geſpielt."

In dieſem Augenblicke trat der Haushofmeiſter herein. „Das iſt ein verſtockter Sünder," berichtete er dem Herzoge. „Ich that, wie mein gnädigſter Herr mir befohlen, ermahnte ihn, die Wahrheit zu geſtehen und verſprach ihm dann Verzeihung; er aber leugnete ſtandhaft. Da führte ich ihn in die alte Marterkammer und zeigte ihm die verroſteten, vielleicht ſeit Jahrhunderten nicht mehr gebrauchten Inſtrumente mit der Drohung, ihm das

Geſtändniß ſchon dadurch zu erpreſſen. Er aber lachte. „Nicht der König, wie viel weniger ein Herzog von Buckingham kann es wagen, einem freien Engländer, ohne daß die Richter ihn dazu verurtheilt haben, die Tortur geben zu laſſen. Sagt dies Eurem Herrn, und ich verlache dieſe Drohung; zu gleicher Zeit verlange ich ſeine Dienſte verlaſſen zu dürfen.“

„Wart, Burſche! dieſe Worte ſollſt Du theuer bezahlen!“ rief Buckingham zornig. „Bringt ihn in engen Gewahrſam, Haushofmeiſter, und Ihr ſteht mir dafür, daß er nicht entwiſcht. Ich glaube, wir werden ihn noch in dieſer Angelegenheit ferner gebrauchen.“

Churchill entfernte ſich nun, nachdem ihm der Herzog verſprochen hatte, am andern Morgen dem Könige die Sache vorzutragen. Der gefangene Diener ſollte den Richtern übergeben und die Sache aufs Strengſte unterſucht werden.

10.

Der König war verdrießlich, als er von Buckingham den Vorfall erfuhr. „Des Obriſt Churchill Liebſchaften machen mir viel Verdruß,“ ſagte er. „Nun ſehe ich ſchon, wie die Bürger der City lärmen und toben und auf den Herzog von Buckingham ſchimpfen werden; mir iſt es ſchon, als ſäh' ich den gravitätiſchen Lordmayor, die Aldermänner hinter ſich, bei mir eintreten, ihre Klage mit wichtiger Miene führen und ſich gebehrden, als ob

die Entführung einer Dirne der Freiheit von ganz England gefährlich werden könne. Schick' nur den gefangenen Diener mit der gehörigen Anzeige bald an seine Richter mit dem Befehl von mir, die Sache auf das Strengste zu untersuchen, damit nur den Herren der City die Mäuler gestopft werden, ehe sie vor mir erscheinen. Aber sei offen gegen mich, Georg; bist Du wirklich schuldlos in dieser Sache, oder ist es einer Deiner alten Streiche, die Du schon so oft ausgeführt hast?"

„Beim heiligen Gott! —"

„Schwöre nur nicht, Du weißt, was ich von Deinen Schwüren halte," unterbrach ihn der König.

„Diesmal kann Ew. Majestät meinen Worten vertrauen," erwiederte Buckingham, „an dieser Sache habe ich keinen Theil, wohl aber die Vermuthung, wer sie angestiftet hat."

„Nun?"

„Verzeihet, mein König, daß ich schon wieder einen Namen nennen muß, den Ihr bei dergleichen Gelegenheit nicht gern hört."

„O, gewiß den Namen Cleveland!" fiel ihm der König in die Rede."

„So ist es, Sire. Der Diener von mir, den Sir John gestern Abend glaubt gesehen zu haben, war früher im Dienste der Herzogin; sie entließ ihn aus geringfügigen Gründen und bewog mich, ihn in meine Dienste zu nehmen."

„Hat sie Dich auch einmal überlistet? nun das freut mich!" sagte der König lachend.

„Ich bitte aber Ew. Majestät, die Sache diesmal

ernſthaft zu nehmen," fuhr der Herzog fort, zwar in bittendem, aber doch in ſehr beſtimmtem Tone; der König ſtand auf ſo vertrautem Fuße mit ihm, daß er ſich wohl ſo etwas erlauben durfte. „Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, ich habe Sir John mein Wort gegeben, daß die Sache ſtreng unterſucht und in das Klare kommen ſoll; ich muß mein Wort löſen, überdies bin ich in der City und Weſtminſter in ſo böſem Rufe, daß ich ohne mein Verſchulden ihn nicht gern vergrößern möchte."

„Ich erlaube Dir, jeden Schritt in dieſer Sache zu thun, der nicht gegen die Geſetze iſt, denn da würden ſie ſchreien und lärmen, und ich will Ruhe haben, auch laß dabei die Herzogin von Cleveland aus dem Spiel."

„Das wird unmöglich ſein!" meinte der Herzog.

„Herzog von Buckingham!" fiel ihm der König mit Unmuth in die Rede. „Meine Langmuth hat auch ihre Grenzen; ſtellt ſie nicht zu ſehr auf die Probe. Gott befohlen! Er nickte ihm zu, ging in ſein Kabinet und ließ den Herzog ſtehen. Das war dieſem ſeit langer Zeit nicht begegnet. Unbeweglich ſtand er eine Weile und biß ſich vor Bosheit auf die Lippen, dann ſagte er vor ſich hin, die Rechte nach Clevelandhouſe geſtreckt: „Du oder ich — Einer muß fallen!"

Als er das Zimmer verlaſſen wollte, trat ein königlicher Kämmerer herein. „Sind Seine Majeſtät nicht hier?" fragte er verwundert, da er den Herzog allein fand.

„Er iſt in ſeinem Kabinet," erwiederte der Herzog. „Doch was giebts?"

„Lord Arlington iſt draußen und bittet, Seiner Majeſtät aufwarten zu dürfen.“

„Geht nur herein,“ ſagte der Herzog und entfernte ſich ſchnell.

Der Kämmerer ſtattete dem Könige ſeinen Bericht ab, und nur ungern gab er die Erlaubniß, Lord Arlington, ſeinen Staatsminiſter, einzuführen, denn jedes ernſthafte Geſchäft war ihm läſtig, beſonders heute, wo er nicht von der beſten Laune war.

Lord Arlington trat ein. „Sire!“ redete er den König an, „der Lordmayor hat mir ſo eben dies Schreiben zugeſendet, deſſen Inhalt die Bitte um eine Audienz bei Euer Majeſtät in einer wichtigen Angelegenheit iſt. Es haben nämlich —“

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon!“ unterbrach ihn König Carl. „Ich bin von der hochwichtigen Angelegenheit ſchon ſattſam unterrichtet, es betrifft die Entführung eines Bürgermädchens.“ —

„Ich vermuthe es, Sire.“

„Machen die Menſchen doch einen Lärm, als wenn an dem Mädchen das Schickſal von ganz England hinge,“ ſagte der König und ſeine Stirn umwölkte ſich. „Ich glaube wirklich, Arlington, wenn man mich und Euch entführte, der Lärm in der City wäre nicht halb ſo groß.“

Arlington ſchwieg kluger Weiſe.

„Nun wir können die Audienz nicht abſchlagen, ſo ſehr ſie uns auch angreifen wird. Er komme gleich nach dem Mittagsmahle.“

Der Lord verbeugte ſich und ging. Der König aber begab ſich zur Herzogin von Cleveland.

Dieſe empfing ihn heute freundlicher, unbefangener als je. „Schon ſo früh, Charles?“ ſagte ſie im vertraulichen Tone. „Das iſt ja eine Ehre, die mir ſelten widerfährt. Was giebts Neues? Der Staatsſecretair hat Dich gewiß mit ſeinen Depeſchen aus Whitehall vertrieben?“ Sie beſtürmte ihn mit einer Menge dergleichen Fragen, die der König zu beantworten eben nicht aufgelegt zu ſein ſchien.

„Buckingham hat wieder einen tollen Streich gemacht,“ begann der König, doch die Herzogin unterbrach ihn ſchnell mit der Frage: „und welchen?“

„Er ſoll eine ehrbare Jungfrau aus der City gewaltſam in Norfolkſtreet haben entführen laſſen, er leugnet es aber. Einen ſeiner Diener hat jedoch Dein vortrefflicher Sir John erkannt, und bei näherer Unterſuchung zeigt es ſich, daß der Angeſchuldigte früher in Deinen Dienſten war; er iſt jetzt den Richtern übergeben, und ich habe befohlen, daß man Alles, ſelbſt die Folter anwenden ſoll, ihn zum Geſtändniß zu bringen.“

„Wie könnt Ihr nur ſo grauſam ſein, Sire!“ ſagte die Herzogin in weniger vertraulichem Tone als früher, „Einem Menſchen ein falſches Geſtändniß blos durch Schmerzen erpreſſen, iſt doch fürchterlich; ſchon der Anblick der Marterwerkzeuge ließe mich Alles ausſagen, was man nur wollte.“

In dieſem Augenblicke klopfte es dreimal leiſe an die Thüre; der König ſowohl als die Herzogin kannten das Zeichen, daß der Kammerdiener einzutreten wünſchte.

„Komm nur herein, Eduard!“ rief der König. Dieſer trat ein und meldete, daß Sir John Churchill um die Erlaubniß bäte, der Herzogin aufzuwarten. „Ich ſtellte ihm vor,“ ſagte der Kammerdiener, „daß es wohl noch zu früh ſei, den Ladys Beſuche zu machen, er drang aber dennoch in mich, ihn anzumelden, und ſelbſt als ich ihm ſagte, Se. Majeſtät befänden ſich hier, ließ er ſich nicht abweiſen.“

„Laß ihn kommen, Eduard!“ befahl der König; „aber halt ihn einen Augenblick auf, daß ich mich indeſſen entfernen kann.“ Der Kammerdiener ging.

„Sire! Ihr wolltet Euch entfernen und mich mit dem Zudringlichen allein laſſen?“ fragte die Herzogin.

„Ich will einem glücklichen Nebenbuhler Platz machen,“ erwiederte er, nahm ſeinen Hut, küßte die Herzogin flüchtig auf die Stirn, eilte hinaus, und ging die kleine verborgene Wendeltreppe hinunter, kehrte aber ſchnell wieder zurück, öffnete leiſe eine nur ihm bekannte Thüre und ſtand hinter dem Urtheil des Paris, der in der Herzogin Zimmer auf gewirkter Tapete den Apfel austheilte.

In dieſem Augenblicke trat Sir John ein. „Durchlaucht!“ ſagte er, ſich ehrerbietig vor der Herzogin neigend, „ich komme, Euch einen Beweis zu geben, daß meine Neigung noch nicht ganz erloſchen iſt. Ihr werdet in einen böſen Handel verwickelt, denn einer Euer Diener, obgleich mit des Herzogs von Buckingham Livree bekleidet, iſt bei der geſtern Abend ſtattgefundenen Entführung erkannt worden. Der König hat die Unterſuchung dieſer Sache befohlen, wie mir der Herzog von

Buckingham, den ich ſo eben geſprochen habe, verſicherte, und der Herzog wird alles Mögliche thun, ſich in der Sache Licht zu verſchaffen, da er dabei ſo ſehr compromittirt iſt. Ich ſpreche offen mit Euch, Milady, zutrauungsvoll, als ſei unſer Verhältniß noch feſt geknüpft und nicht zerriſſen; habt Ihr Kenntniß von der Sache, iſt ſie vielleicht ſelbſt auf Euren Befehl geſchehen?"

„Sir John!" fuhr die Herzogin auf, „wie könnt Ihr wagen —"

„Wer ſo viel verlor, als ich, wagt Alles. — Gabt Ihr den Befehl, Eliſabeth Woodmann zu entführen, ſo ſagt mir, wohin ſie gebracht worden iſt. Ich führe ſie zum Vater zurück, die Bürger der City ſind beruhigt, die Unterſuchung wird niedergeſchlagen, Buckingham zufrieden geſtellt und Ihr ſeid aus einem verdrießlichen Handel gezogen."

„Sir John!" ſagte die Herzogin, und man konnte deutlich Schadenfreude auf ihrem Antlitz leſen. „Ich verſtehe Euch nicht, ſeid Ihr vielleicht durch den Verluſt Eurer Geliebten wahnſinnig geworden, daß Ihr es wagt, ſo zu mir zu ſprechen? Ja!" rief ſie heftig; „ich wünſchte, es wäre, wie Ihr glaubt, und ich hätte den Befehl gegeben, dann erſt wäre meine Rache vollſtändig, denn wißt, ſo ſehr ich Euch liebte, ſo ſehr haſſe ich Euch jetzt, der mich um eines elenden Bürgermädchens willen verlaſſen konnte."

„Liebtet Ihr mich wirklich, Herzogin von Cleveland, ſo beſchwöre ich Euch bei der Vergangenheit, nennt mir den Aufenthalt, wohin Eure Eiferſucht Eliſabeth hat ſchleppen laſſen; ſobald ich ſie wieder bei ihrem Vater

weiß, will ich gern die von Euch so sehnlich verlangten Briefe zurückgeben."

„Und gäbt Ihr mir Alles in der Welt, das Höchste, was ich nur wünschen könnte, ich nennte Euch den Ort nicht — wenn ich ihn auch wüßte."

„Der Herzog von Buckingham ist in manches Eurer Geheimnisse eingeweiht, Eure Briefe sind in meiner Hand, gebe ich sie dem Herzoge von York, sie dem Könige einzuhändigen —"

„So seid Ihr verloren, Kurzsichtiger, nicht ich!" nahm die Herzogin das Wort. „Habe ich Euch nicht schon einmal gesagt, Euch werde er nie verzeihen? Von mir geliebkoset, verzeiht mir der Schwache Alles, deshalb spotte ich Eurer Drohung. — Einem Lächeln oder einer Thräne, Beides ist gleich, widersteht der charakterlose Fürst nicht. Die Gewohnheit hat ihn an mich gefesselt und er liebt mich wie seine Hunde, die er stets um sich zu haben gewohnt ist; wen von uns am meisten? ist immer noch die Frage."

„Nun dann!" sagte Churchill und seine Stirn umwölkte sich. „Soll ich nicht in Frieden von hier gehen, so scheide ich, indem ich Euch offen den Fehdehandschuh hinwerfe. Lebt wohl! — Elisabeths Leben bezahlt Ihr mit dem Eurigen." Er ging trotzig und hörte noch auf der Treppe das schallende Hohngelächter, mit dem sie ihn begleitete.

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein. „Durchlaucht!" sagte der Vorsichtige leise, „der Wagen des Königs hält noch immer im Hofe, Niemand hat Se. Majestät das Haus verlassen sehen."

„Vielleicht ist er im Garten," meinte die Herzogin.

„Da habe ich alle Gänge, alle Buchenhecken durchstreift, ihn aber nirgends gesehen," sagte der Kammerdiener."

„Sonderbar!" sprach die Herzogin kopfschüttelnd. In diesem Augenblick hörten sie den Wagen durch den Thorweg rasseln. — „Der war in der Nähe, Durchlaucht!" sagte der Kammerdiener und eilte auf den Corridor, um zu sehen, ob es auch des Königs Wagen gewesen sei. Sie hatten sich nicht geirrt.

Nachdem König Carl das Gespräch Churchills und der Herzogin belauscht hatte, blieb er, unentschlossen was er thun sollte, noch einen Augenblick hinter der Tapete. Sollte er zur Herzogin zurückkehren und ihr seinen Zorn fühlen lassen? — Dadurch verrieth er die verborgene Thüre und den Ort, wo er sie schon manchmal belauscht hatte, und that den Herzögen von York und Buckingham den Willen, die Beide jetzt vereint, wie er wohl einsah, dahin arbeiteten, die Herzogin zu stürzen. Er beschloß endlich, sich davon zu schleichen und erst später Gericht über die Ungetreue zu halten, die er auch nach diesem Gespräch noch in dem Verdachte hatte, daß sie immer noch Churchill liebe und nur aus Eifersucht die unglückliche Elisabeth habe entführen lassen. Was er gehört, war doch zu stark, um darüber zu lachen, wie er sonst wohl bei dergleichen häuslichen Angelegenheiten zu thun pflegte, denn sein höchstes Bestreben, Allem, auch dem Unangenehmsten, die lächerliche Seite abzugewinnen, schlug hier fehl. Er kehrte sehr verstimmt nach Whitehall zurück und sprach während der Mittagstafel fast kein Wort.

In dieſer Stimmung empfing er, von einigen Miniſtern umgeben, den Lordmayor und mehrere Aldermänner der Stadt London. Sie trugen ihm im ehrerbietigſten Tone ihre Beſchwerden vor, ſagten ihm, wie vielen Frevel ſchon die Diener des Herzogs von Buckingham in der Stadt verübt, und es ſei dies nicht das erſte Mal, daß auf des Herzogs Befehl eine ehrbare Jungfrau, ſelbſt aus dem väterlichen Hauſe, gewaltſamer Weiſe entführt worden wäre, und dann entehrt, verſpottet und verhöhnt ihren Aeltern wieder zurückgeſchickt worden ſei. Er, der Lordmayor, hätte Seine Majeſtät nicht immer mit dergleichen Klagen beläſtigen wollen; diesmal aber beträfe es die Tochter eines angeſehenen Handelsherrn, der in der Stadt einen großen Anhang habe, und er könnte ſeine Furcht nicht verbergen, daß dieſe Sache, wenn ſie nicht bald und nicht ſtreng unterſucht, und der Thäter dem Geſetze nach nicht beſtraft würde, Anlaß zu Unruhen geben könnte."

„Die ſtrengſte Gerechtigkeit ſoll Euch werden," erwiederte König Carl, „ich will auch hier meiner guten Stadt London zeigen, wie gewogen ich ihr bin."

„Der Herzog von Buckingham," fuhr der Lordmayor fort, nachdem er dem König für deſſen gute Geſinnung gegen die Stadt, an der doch mancher Zweifel in ihm aufſteigen mochte, gedankt hatte, „hat dem Gericht einen ſeiner Diener zur Unterſuchung abgeliefert; ein Diener der Herzogin von Cleveland iſt im gleichen Verdachte, ſie verweigert aber deſſen Stellung vor Gericht, und will nur erlauben, daß er in Clevelandhouſe verhört werde."

„Lord Arlington! beſorgt das Nöthige, daß er den

Richtern übergeben wird," befahl der König und wandte sich dann zu dem Lordmayor. „Thut Alles, was in Eurer Gewalt steht, zu entdecken, wer die That verübt hat, wendet selbst die Tortur an, mir ist persönlich viel daran gelegen, den Thäter zu kennen; und nun gehabt Euch wohl, würdiger Lordmayor meiner guten Stadt London, Ihr werdet mich in dieser Sache wie immer bereitwillig finden, mich Euch gefällig zu zeigen." Mit diesen Worten entließ er sie.

„Ist es Ew. Majestät Wille, daß ich zur Herzogin von Cleveland gehe?" fragte Lord Arlington, der seinen Herrn kannte, wie wenig sein Wille oft mit seinen öffentlich ausgesprochenen Worten im Einklange war.

„Ja Mylord!" erwiederte der König, „handelt hierbei rücksichtlos und kümmert Euch nicht um die Drohung der Herzogin."

Als Lord Arlington die Herzogin in den glimpflichsten Ausdrücken mit dem Befehle des Königs bekannt machte, war sie außer sich, tobte und drohte dem Lord, den sie, wie sie sagte, aus dem Staube erhoben hatte, mit ihrer Rache. Arlington aber, der ihren nahen Fall vorauszusehen glaubte, kümmerte sich wenig um die Drohung des heftigen Weibes, und sie mußte ruhig zusehen, wie ihr Diener aus dem Palaste geführt wurde.

„Nun wohlan!" rief sie, „mein Untergang ist beschlossen, aber allein falle ich nicht, mich soll Mancher ins Exil begleiten, der es nicht ahnet."

11.

Am andern Morgen hatten sich bei Arabella Churchill, wohin sie der Herzog von York beschieden, Buckingham und Sir John eingefunden, um sich zu berathen, was bei diesem unangenehmen Vorfall ferner zu thun sei. Der Diener von Buckingham sowohl wie der der Herzogin von Cleveland hatten in dem Verhör standhaft geleugnet und waren listig jeder verfänglichen Frage ausgewichen. Es blieb nur noch die Tortur übrig, sie zum Geständniß zu bringen. Der Herzog von York war von der Unschuld Buckinghams überzeugt, denn dieser betrieb die Untersuchung so eifrig und zeigte sich so aufgebracht gegen die Herzogin, daß er behauptete, sie habe zwei Fliegen, ihn und Churchill, mit einem Schlage treffen wollen. „Sie hat sich aber geirrt," sagte er höhnisch lachend, „die Fliegen waren Wespen, sie soll deren Stiche schon fühlen!"

Doch bald wurde die Berathung unterbrochen; es wurde dem Herzoge von York ein Schreiben des Königs gebracht, worin dieser ihn mit wenig Worten ersuchte, Churchill zu befehlen, ihm die in Händen habenden Briefe der Herzogin von Cleveland einzuhändigen. Der Herzog theilte Sir John den königlichen Befehl mit, dieser aber verweigerte standhaft die Briefe. Zu Aller Erstaunen erwiederte der Herzog nichts darauf, lächelte, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er seiner Sache gewiß zu sein glaubte, ging unter dem Vorwande, den königlichen

Diener abzufertigen, der sie hier nicht beisammen finden sollte, hinaus und kehrte sogleich wieder zurück.

Indessen hatten Buckingham und Lady Arabella Churchill bestürmt, die Briefe dem Herzoge zu geben. Der König wüßte nun einmal, daß er dergleichen hätte; von wem er es wissen konnte, blieb Allen ein Räthsel, denn selbst Buckingham hatte es nicht gewußt; aber alle ihre Bemühungen waren bei Sir John vergeblich. Da störte ein zweiter Brief, der aber an Buckingham gerichtet war, zum zweiten Male die Berathung. „Von Rochester!" sagte Buckingham verwundert, „wie kommt der dazu, mir zu schreiben? Erlaubt, mein gnädigster Herr!" wandte er sich verbindlicher als sonst zu dem Herzoge von York; überhaupt war seit einigen Tagen der stolze, hochfahrende Mann etwas fügsamer geworden, trat in ein Fenster und las den Brief. Er mochte Interessantes enthalten, denn auf Buckinghams Gesichte drückte sich Zorn und Verwunderung aus, besonders als er ein zweites darin eingeschlagenes Schreiben las.

„Die Sache wird immer verwickelter," hob er endlich an und setzte sich wieder auf seinen Sessel neben den Herzog von York. „Die ganze Entführungsgeschichte der Miß Woodmann trifft mich mehr als Euch, Sir John, es ist ein so fein angelegter Faden, den nur ein listiges Weib so fein auszuspinnen vermag." Arabella wollte hierauf etwas erwiedern, aber Buckingham fuhr schnell fort: „Hört nur, gnädigster Herr, die saubere Geschichte. Zuerst den Brief von Rochester;" er las:

„Durchlaucht!

Ihr wißt es, daß ich auf dem Wege von London nach Newmarket eine kleine Besitzung habe, die ein alter Onkel von mir in einem Anfal von Spleen kaufte und sie mir nach seinem Tod vermachte. Sie gleicht einem alten bezauberten Schlosse, wo die Ratten das Regiment im Hause, die Eulen außer dem Hause haben. Das Ganze ist so baufällig, daß der nächste starke Ostwind es wie ein Kartenhaus zusammen rollen kann. Dahin hat mich nun Se. Majestät verbannt, um den Geschmack am Satyrenschreiben zu verlieren, und er hat nicht wohl daran gethan, denn die ganze alte Burg, wenn man sie nicht lieber die Trümmer einer alten Burg nennen will, ist recht geeignet, sich und sein Leben als eine Satyre zu betrachten, und jeden Gedanken, den man in dieser Spelunke fassen kann, als ein Epigramm aufzuzeichnen. Gestern Abend — es mochte bald Mitternacht sein, sitz' ich auf einem wurmstichigen Sessel in meinem mit zerrissenen Tapeten behangenen Zimmer, mak mir den schönsten Landsitz bei dämmerndem Kerzenlicht, versteht sich, daß meine Phantasie mir den Pinsel dazu lieh, schneide gedankenlos ein Stück kaltes Wildpret nach dem andern ab, verzehr' es und rufe meinen Kellermeister, mir zur Zerstreuung eine Flasche Burgunder zu bringen. Er setzt die Flasche hin, geht; ich schenke mir ein, und der Esel hat mir Bordeaux statt Burgunder gebracht. Mit meiner gewohnten Heftigkeit bleib' ich ruhig

sitzen, denke: Wein ist Wein, schlürfe ein Glas nach dem andern aus, bis ich in der Ferne Fackelschein gewahre und bald eine Karesse über die nie aufgezogene Zugbrücke so furchtbar rasseln höre, daß ich fürchtete, die alte hölzerne Brücke würde zusammenbrechen und Mann und Roß in dem Schlamme des nie gereinigten Grabens ihr Grab finden.

Verwundert, wer noch um Mitternacht den armen, in dieses Rattennest verbannten Rochester besuchen könnte, geh' ich hinunter, und sehe zu meinem Erstaunen zwei Reiter mit brennenden Fackeln in Eurer Livree; der Kutscher auf dem Bocke, der Diener, der neben ihm sitzt, Alle in scharlachrothen Röcken mit schweren goldenen Tressen besetzt, und ich bin erstaunt, daß der Herzog von Buckingham, der in der letzten Zeit eben nicht mein Gönner war, in diesem verwünschten Schloß mir um Mitternacht einen Besuch abstatten will. Ganz gerührt von dieser Gnade rufe ich meinem Diener zu, rasch noch mehr Fackeln zu bringen. — Da thut sich der Kutschenschlag auf, ich ziehe meinen Hut, krümme schon halb meinen Rücken zu dem unterthänigen Empfang, wie ihn der Herzog von Buckingham verlangt, und statt seiner Grandezza spuckt der Wagen ein ziemlich bejahrtes Weib, in der Tracht der Fischerweiber vom Strande aus, hinter ihr tritt mit ungeheurer Nase ein kleines Männlein hervor, in schwarz mit Gold verbrämtem Kleide, wie sie wohl Eure Schreiber zu tra-

gen pflegen, verneigt sich tiefer vor mir, als es nöthig war, und überreicht mir ein Schreiben Euer Durchlaucht. Das Männlein mit seiner Habichtsnase kömmt mir verdächtig vor, denn der Herzog von Buckingham hat zu viel Schönheitssinn, als daß er unter seinem Hofstaate solch häßliches Gesicht dulden würde. Ich besehe mir hierauf die andere Dienerschaft, finde aber unter ihnen kein einziges Gesicht, das ich in Buckinghamhouse gesehen zu haben mich erinnern konnte.

Wie ich darüber nachdenke, steigt eine dicht verschleierte, dem Anscheine nach junge, schlanke Lady aus dem Wagen, die mir der Mann mit der großen Nase empfiehlt und mit mir bei Seite gehend mir zuraunt: ich sollte die Dirne ja wohl bewachen, es läg Ew. Durchlaucht viel daran."

„Elisabeth!" rief Sir John aufspringend.

„Sie war es," erwiederte Buckingham.

„So muß ich hin —"

„Gedulde Dich, und nimm wieder Platz," befahl der Herzog; Churchill mußte gehorchen, Buckingham fuhr fort:

„Ich gehe zu ihr, biete ihr meinen Arm, den sie anzunehmen verweigert, hingegen das Fischerweib zu sich winkt, an das sie sich fest anklammert und anschmiegt, wie der Epheu an die Mauern meines alten Schlosses, und ich höre, daß sie weint. Ich gebe sogleich meinem Kammerdiener den Befehl, sie nach dem einzigen noch bewohn-

baren Zimmer in den alten Thurm zu führen, begebe mich in mein Gemach, um Euren Brief zu lesen, wo ich zwar die Unterschrift als die Eurige erkennen mußte, aber die Handschrift des Briefes selbst von Eurem Schreiber mir nicht zu sein schien. Mir fällt dies auf, und ich wollte eben einen Diener hinunterschicken, das Männlein mit der großen Nase herauf zu holen, als ich den Wagen über die Zugbrücke rasseln und davon fahren höre. Ich schicke sogleich einen Diener zu Pferde ihnen nach, der aber, trotz daß es mein bester Renner war, sie nicht einholte, da sie wahrscheinlich nicht auf der Landstraße nach London zurückgefahren sind. So hatte ich denn nun das alte Fischerweib und die weinende Lady in meinem verwünschten Schlosse und kaum ein anständiges Lager ihnen anzubieten, auf welches die junge Schöne ihre zarten Glieder ausstrecken konnte.

Obgleich die Alte so wenig wie die Junge mir andere Auskunft geben konnten oder wollten, als daß sie die Tochter des Handelsherrn Woodmann sei, der in Fleetstreet wohne, und sie mich bat, diesem wissen zu lassen, daß sie hier sei, so kam mir doch die Sache verdächtig vor, und deshalb schicke ich meinen Diener mit diesem Schreiben, nebst dem an mich abgegebenen Briefe an Ew. Durchlaucht. Laßt mich nun wissen, was ich Weiteres in dieser Sache thun soll; ich wäre die Weinende sammt ihrer Begleiterin gern los, denn hat die Entführung Aufsehen in London erregt, so

könnte leicht der Pöbel der City dem armen verbannten Rocheſter einen Beſuch abſtatten wollen, und dann wehe mir und meiner baufälligen Burg. Uebrigens erſuche ich Euch, Seine Majeſtät dahin zu ſtimmen, daß ſeine Gnade mich bald aus dieſer alten Höhle erlöſe.

John Rocheſter."

„Laßt mich hin, Hoheit!" bat Churchill, doch ein ſtrenges: „Bleib und warte das Weitere ab!" bannte den Ungeduldigen feſt.

„Nun ſeht dieſen Brief," fuhr Buckingham fort und zeigte ihn dem Herzoge. „Meine Unterſchrift iſt ſo täuſchend nachgemacht, daß ich ſie in dem gefährlichſten Rechtsſtreit nicht ableugnen könnte, doch iſt der Brief nicht von meinem Schreiber geſchrieben. Auch kümmert mich das wenig, der Mann mit der langen Naſe ſoll uns ſchon auf die Spur helfen, mich dünkt einen ſolchen Pavian bei der Herzogin von Cleveland geſehen zu haben; ſie liebt die Contraſte, denn unter ihrem Hofſtaate wird man immer ein paar Fratzen finden. Doch hört nur den Brief, den ich an den Grafen Rocheſter geſchrieben haben ſoll." Er las:

„Theurer Graf!

Euch in dem Exil auf Eurer verwünſchten Burg einen kleinen Zeitvertreib zu machen, ſchicke ich Euch eine junge ſchöne Miß. Es liegt mir viel daran, ſie für einige Zeit in ſicherm Gewahrſam zu wiſſen, darum übergebe ich ſie Euch, den der Schlaueſte nicht hintergehen wird. Seid überzeugt,

daß ich dafür das Mögliche thun werde, bei dem Könige es dahin zu bringen, daß er Eure Verbannung aufhebt und das Pasquill vergißt. Um Euch zu beweisen, wie sehr ich Eure Sache zu Herzen nehme, verspreche ich Euch, die Miß nicht eher zu sehen oder sie abholen zu lassen, bis ich Euch die Erlaubniß, zum Hofe zurückzukehren, einhändigen kann. Waltete auch zuweilen mancher kleine Zwist zwischen uns ob, so war ich dennoch Euch stets wohlgewogen und nie ließ ich Euch mein Uebergewicht fühlen. Ihr wißt, wie schwer der König zu belustigen ist, deshalb ist es mein eignes Interesse, Euch, der mir bisher hierbei so treulich beigestanden, an meiner Seite zu sehen. Lebt bis dahin wohl und erfüllt meine Wünsche; ich werde stets bereitwillig sein, Euch zu dienen.

Georg Herzog von Buckingham."

„Ist das nicht ein sauberes Brieflein?" wandte sich Buckingham zu dem Herzoge von York.

„Erlaubt mir, gnädigster Herr!" nahm Lady Arabella das Wort, sich zu dem Herzoge von York wendend, „den unglücklichen Vater von dem Aufenthalte seiner Tochter benachrichtigen zu dürfen, die Menschlichkeit befiehlt es."

„Ueberlaßt mir dies Geschäft, Hoheit!" bat Churchill.

„Jetzt nicht!" befahl der Herzog, und der arme Sir John war in dem Gemache wie fest gebannt, denn als Buckingham sich entfernte, um über das Männlein mit der langen Nase Erkundigungen einzuziehen, wollte Chur-

chill mit ihm das Zimmer verlaſſen, da der Herzog von York eben mit Arabella in einem leiſen Geſpräch begriffen war. Kaum betrat er aber das Vorzimmer, als ein Offizier des nämlichen Garderegiments, das er befehligte, ihn bat, in das Gemach zurückzukehren, da er vom Herzoge ſelbſt den Befehl habe, ihn nicht durchzulaſſen, und im Fall er es mit Gewalt verſuchen wollte, ihn zu arretiren; auch ſah Churchill die hierzu bereit ſtehende Mannſchaft in der alten gothiſchen Halle ſtehen. Verwundert, was dieſem ſonderbaren Benehmen des Herzogs zum Grunde liege, ſah er wohl ein, daß jeder Widerſtand thöricht ſein würde, und kehrte in das Vorzimmer, das ſeine Schweſter eben verließ, zurück.

„Hoheit!" wandte er ſich jetzt an den Herzog, „was hab' ich verbrochen, daß Ihr mich hier gefangen haltet? geſchieht es auf Befehl des Königs, oder auf Befehl meines gnädigſten Herrn?"

„Bloß, daß Du mir Geſellſchaft leiſten ſollſt, bis Deine Schweſter zurückgekehrt iſt," erwiederte der Herzog ganz freundlich; „hat ſie den Auftrag, den ich ihr gab, ausgerichtet und kehrt ſie zurück, ſo eile in Gottes Namen zu Deinem Gewürzkrämer und bringe ihm die frohe Kunde; er mag dann mit dem Schreiben, was ich ihm für Rocheſter ſchicken werde, nach deſſen alter Burg jagen und ſein Kind abholen. Du aber bleibſt ruhig in London, kehrſt hierher zurück und verläſſeſt das Haus nicht."

„Das iſt hart, das iſt grauſam!" dieſe Worte entſchlüpften Churchill.

„Guter John!" ſagte der Herzog, ihn auf die Schul

ter klopfend, behandelt Dich das Schickſal nie härter, nie grauſamer auf Deinem Lebenswege als ich, ſo danke auf Deinen Knieen dem Himmel dafür. Was ich thue, iſt zu Deinem Beſten, und ich meine es wahrhaft gut mit Dir."

„Ihr wollt mich zwingen, mein gnädigſter Herr, ich ſoll Miß Eliſabeth verlaſſen? —"

„Wer ſagt das? Sei in Deinem Urtheil nicht zu voreilig, John! Oft binden den Mann Feſſeln, die, wenn er ſie auch zerreißen möchte, ihn dennoch, ſelbſt gegen ſeinen Willen, feſthalten. Nimm an mir ſelbſt ein Beiſpiel: Meine Vernunft war gegen die Heirath mit Anna Clarendon, mein Herz ſprach nicht mehr ſo laut, um ſie zu übertäuben, und doch mußte ich. — Deshalb, findeſt Du Dein Glück in einem reichen Mädchen, das Du liebſt, entſagſt Du dem Einfluſſe, den Dir eine Verbindung mit einer Familie des Hofes geben würde, ſo nimm Deine Eliſabeth, ich habe nichts dagegen. Du kannſt glücklicher, gewiß unabhängiger auf Deinem Landſitze ſein, als am Hofe."

„Dank, gnädigſter Herr! tauſend Dank für dies Wort!" rief John freudig aus und küßte eben des Herzogs Hand, als Lady Arabella eintrat.

„Es iſt Alles nach Euren Wünſchen beſorgt," rief ſie dem Herzoge zu, der jetzt Sir John, jedoch nur unter dem Verſprechen entließ, daß er aus Fleetſtreet ſogleich hierher zurückkäme. Churchill verſprach es und entfernte ſich ſchnell.

Er eilte nun nach Fleetſtreet, wo er den alten Woodmann auf ſeiner Stube, tief betrübt, antraf. „Ihr ſeid

Sir John?" fragte er, ohne dieſen zu Wort kommen zu laſſen. „Ach mein theurer Sir! Ihr habt ohne Euer Verſchulden viel Trübſal über mein Haus gebracht, denn das unglückliche Verhältniß zu Euch iſt gewiß Schuld, daß mein armes Kind mir geraubt wurde. Ach, vielleicht ſehe ich ſie nimmer wieder!"

„Ihr werdet ſie morgen ſehen," tröſtete Churchill den Alten, der bei dieſen Worten ſein geſenktes Haupt erhob und freudig aufblickte. „Sie iſt auf der alten Burg des Grafen Rocheſter, die zwiſchen hier und Newmarket dicht an der Landſtraße liegt."

„O, ich kenne ſie, ich kenne ſie wohl!" rief er freudig aus und umarmte Sir John, als ob dieſer ſchon ſein geliebter Eidam wäre, dann ſchellte er und befahl dem Diener, ſein Pferd zu ſatteln, auch den kleinen Schecken für ſeine Tochter.

„Kennt Ihr den Aufenthalt der Miß?" fragte der Diener mit freudeleuchtendem Antlitz.

„Nun ja, aber tummle Dich, jeder verlorne Augenblick iſt ein verlornes Kapital," erwiederte Woodmann mit Haſt.

„Eilt nicht ſo ſehr," nahm Churchill das Wort, „erwartet erſt ein Schreiben des Herzogs von York an den Grafen Rocheſter, das wahrſcheinlich den Befehl enthält, Euch die Tochter zu übergeben."

„Ich darauf warten? nein, bei Gott, ich warte keinen Augenblick, und wenn der König mich mit einem Befehle beehren wollte, ſo ſpräch' ich: Sire, ich muß fort, hin zu meinem Kinde," rief der Alte lebhaft; „der Graf wird doch nicht ſo grauſam ſein und mir die Erlaubniß

versagen, mein Kind zu sehen und zu herzen. Den Brief kann einer meiner Handlungsdiener mir nachbringen. Ihr begleitet mich doch, Sir John?"

„Ich darf nicht. —"

„Ihr dürft nicht? — Ist Euer Wille so gebunden, dann wehe meiner armen Elisabeth! — Nein, lieber Herr, das gefällt mir nicht; Ihr steht überhaupt so ernst und kalt vor mir; ich dächte in Euren Jahren, und wenn man wahrhaft liebt, müßten die Augen wie Feuer und Flammen lodern, und die Unruhe, bis Ihr Euer Liebchen wieder sähet, Euch trotz Verbot und tausend Hindernissen zum Grafen Rochester treiben."

„Ich gab mein Wort, Mr. Woodmann, von Euch zu dem Herzoge von York zurückzukehren."

„Haltet Ihr in der Liebe das gegebene Wort auch so genau, Sir?" fragte der Alte und seine Stirn umfurchte sich; da wieherten die Rosse vor der Thür, und rasch griff er nach Hut und Reitpeitsche, und duldete kaum, daß der Diener ihm die Sporen anschnallte und den kurzen Mantel umwarf. „Lebt wohl!" rief er Churchill zu und wollte sich eben entfernen; doch dieser hielt ihn zurück. — „Vater meiner Elisabeth!" sprach er, bei dem Anblick des alten, mit so viel Hast davon eilenden Mannes tief gerührt, „verkennt mich nicht, und zürnt mir nicht. Grüßt tausendmal das liebe Mädchen von ihrem John und versichert sie meiner ewigen Liebe und Treue." Er fiel dem Alten um den Hals, der ihn, von diesen herzlich gesprochenen Worten bewegt, an seine Brust drückte, hinunter eilte, sich aufs Pferd schwang und davon sprengte.

12.

Indeſſen hatten die beiden gefangenen Diener im Verhöre ſtandhaft geleugnet, irgend Theil an der Entführung gehabt zu haben. Ein Richter hatte ſich mit Buckinghams Diener in die Wohnung Churchills begeben, um deſſen Ausſage zu vernehmen; Buckingham aber, dem Alles daran zu liegen ſchien, die Schuld von ſich abzuwälzen, denn man hielt ihn allgemein für den Entführer, war bei jedem Verhöre gegenwärtig, und übergab ſogar dem Richter Rocheſters Brief. Sein Forſchen nach dem Männlein mit der langen Naſe war bis jetzt vergebens geweſen, obgleich ſein Schreiber ihn verſicherte, er hätte eine dergleichen Phyſiognomie unter den Dienern der Herzogin von Cleveland geſehen. Endlich war es doch dieſem Liſtigen gelungen, den Bewußten auszukundſchaften, den er auf der Herzogin Landſitz bei Hamptoncourt heute geſehen hatte. Schnell eilte Buckingham mit einigen Bewaffneten hin und führte das ſonſt unerhörte Wageſtück aus, in der Wohnung der mächtigen Cleveland einen ihrer Diener ohne ihr Wiſſen gefangen nehmen zu laſſen. Man ſah, daß der Herzog Alles aufs Spiel ſetzte, und er oder ſie fallen mußte. Aber auch dieſer Mann leugnete, und um Beweiſe gegen ihn zu führen, mußte er nach der Burg Rocheſters gebracht werden, der ihn auch als den Nämlichen erkannte, welcher Miß Eliſabeth ihm übergeben und ihm den Brief des Herzogs von Buckingham eingehändigt habe.

Der König war während dieſer ganzen Zeit verdrießlich; er hatte ſeitdem die Herzogin nicht wieder beſucht, Buckingham nicht rufen laſſen, und ſo waren der Herzog von York und Nelly Quien die Einzigen, welche er in dieſer Zeit zuweilen geſehen. Rocheſter war verbannt, und es fehlte ihm aller Zeitvertreib, ſelbſt ſeine tolle Nelly vermochte ihm jetzt nur ſelten ein Lächeln zu entlocken, denn auch ſie, durch Buckingham gewonnen, arbeitete an dem Sturze der Herzogin und wählte ſie jetzt immer zum Gegenſtande ihres Geſprächs. So oft der Herzog von York zu ihm kam, unterhielt ihn dieſer von Staatsgeſchäften, und wenn der König ihn fragte, ob er die Briefe der Herzogin an Churchill habe, erwiederte er jedesmal: Sir John verſichere, ſie verbrannt zu haben, obgleich ſie in ſeinen Händen waren, denn während Churchill in einer Art Arreſt bei dem Herzoge hatte bleiben müſſen, war auf deſſen Befehl Arabella auf das Zimmer des Bruders gegangen und hatte ſie ihm entwendet. Auch der Herzog von York beſtürmte den König, die Herzogin von Cleveland vom Hofe zu entfernen, da alle Welt gegen ſie aufgebracht ſei und er doch von ihrer Untreue überzeugt ſein müſſe. Dieſer aber verlangte Beweiſe größerer Vergehen. „Wenn mein Schützling ſich nicht Deine Ungnade zuzöge, könnte ich Dir wohl Beweiſe geben,“ erwiederte der Herzog, und der König verſprach es, reichte dem Bruder zum Unterpfande, daß er Wort halten werde, die Hand, und nun erſt übergab ihm der Herzog von York ein kleines Päckchen mit Briefen an Sir John, die dieſer flüchtig durchſah und in ſeine Taſche ſteckte. Dann fragte ihn der Herzog, ob er wohl erlaube, daß er Sir

John in seinen Angelegenheiten nach Holland schicken dürfe, was der König, wie es schien, sehr gern bewilligte.

Als der Herzog Whitehall verlassen hatte, fuhr der König sogleich zu der Herzogin von Cleveland und nahm die Briefe mit. Die Herzogin war sehr erfreut, als sie seinen Wagen vorfahren sah, denn seit drei Tagen hatte er sie nicht besucht und keines der Billets, die sie an ihn geschrieben, beantwortet. Als jedoch der König bei ihr eintrat und trotz ihres zärtlichen Empfangs ihr die Kälte nicht entging, mit der er diesen erwiederte, war ihre Freude herabgestimmt, und sie versuchte nun alle ihre ihr schon so oft geglückten Künste, ihn in andere Stimmung zu versetzen, aber vergebens. Sie, die ihn so genau kannte, gewahrte bald, daß in seinem Innern etwas vorgehe, was früh oder spät über sie losbrechen würde. Sie war deshalb auf ihrer Hut, lenkte das Gespräch von jedem ernsten Gegenstande ab, und bemühte sich nur, den König zu belustigen. Dieser aber saß heute regungslos, liebkoste seinen Hund statt seine Geliebte, und schien wenig auf die Worte der Herzogin zu hören, deren lebhaftes Temperament sich wohl auf Augenblicke, aber nicht auf längere Zeit zurückzuhalten vermochte. „Sire!" hob sie, durch des Königs kaltes rücksichtsloses Benehmen gereizt, endlich an, „Ihr scheint heute Eure Doggen mehr zu beachten als mich, scheint so verstimmt." —

„Herzogin!" fiel ihr der König rasch in die Rede; „fällt Euch das heute erst auf, daß ich meine Hunde eben so liebe wie Euch? Ihr schienet ja selbst noch vor

Kurzem in Zweifel zu ziehen, ob ich den Hunden oder Euch den Vorzug gäbe."

„Welche Sprache, Sire!" rief ſie mit Heftigkeit.

„Die Eure!" erwiederte der König gelaſſen und erhob ſich von ſeinem Sitze, ging einigemal in dem Zimmer auf und nieder, dann ſetzte er ſich von Neuem zu der Herzogin ans Fenſter, welche bitterlich weinte „Eure Thränen, Eure Liebkoſungen verfehlen heute bei dem ſchwachen Fürſten ihren Zweck," ſprach er ernſt; „bleibt lieber ruhig ſitzen und hört aufmerkſam auf das, was ich Euch ſagen werde."

Ein unwillkührliches: „Ha!" das der Herzogin in dem Augenblicke entfuhr, wo es ihr klar wurde, daß der König, wahrſcheinlich durch Sir John, von jedem Worte, das ſie über den König in jener Unterredung geſprochen, unterrichtet ſei, zeigte dieſem, daß ſie ahne, was ſie zu erwarten habe, beſonders als ſie jetzt mit einem gewiſſen Trotze ihren Stuhl dem Könige gerade gegenüber rückte und mit Gleichmuth deſſen Worte vernehmen zu wollen ſchien. Sie fürchtete das nahende Ungewitter, beſchloß aber muthig ihm die Stirn zu bieten.

„Herzogin!" begann jetzt der König, dem die trotzige Art ihres Benehmens mißfiel und gleichfalls aufregte. „Es iſt Zeit, ein ernſtes Wort mit Euch zu reden." Die Anrede: Herzogin, der Mangel des traulichen Du, das er ſonſt immer gebrauchte, wenn er mit ihr ſprach, konnten ihr leicht zeigen, daß heute das Gewitter ſich über ihrem Haupte entladen würde, aber ſie verlor dennoch die Faſſung nicht. „Schon ſeit langer Zeit habe ich Urſache, mit Euch unzufrieden zu ſein," fuhr nun König Carl

fort. „Eurer Tugend vertrauend, glaubte ich, die Liebeleien mit so Manchem meines Hofes wären nur weiblicher Eitelkeit, der gewöhnlichen Gefallsucht Eures Geschlechtes entsprungen; ich kannte die Hofleute zu gut, um nicht zu wissen, daß sie in Euch den Götzen anbeten würden, auf dessen Altar sie ihren Weihrauch streuen müßten, um dafür Pfründen, Stellen und Gnadengehalte zu ernten. Seit ich aber die Beweise erhielt, daß Ihr den Götzendienern mehr als Eure Protektion schenktet, habe ich aufgehört, Eure Eitelkeit zu belachen." —

„Beweise!" fuhr die Herzogin sich vergessend auf.

„Ja Beweise, hier sind sie!" erwiederte der König, und zog das mit feuerfarbenem Bande zierlich zugebundene Päckchen mit der Herzogin Briefen an Churchill aus der Tasche und überreichte es ihr. „Ihr könnt leicht denken, Barbara Villiers, daß jetzt unser Verhältniß zerrissen ist. — Keine Scene, ich bitte Euch," unterbrach er ihr Weinen, „jede Thräne fließt nutzlos. — Ueberdies sind alle Stimmen gegen Euch, Ihr habt durch Euren Stolz und Eure Rachgier alle Herzen gegen Euch empört, meine Ruhe verlangt Trennung! — Für unsere Kinder werde ich als Vater sorgen, kümmert Euch nicht weiter um sie, Ihr waret ihnen überdies nie eine zärtliche Mutter; benehmt Euch von jetzt an mit Klugheit, denn wißt, öffentlich trenn' ich mich in diesem Augenblicke noch nicht, Ihr bewohnt ferner noch Clevelandhouse, und ich werde Euch hier noch manchmal sehen, wo Ihr dann versuchen könnt, ob König Carl so schwach ist, wie Ihr ihn Churchill geschildert habt; für Eure Zukunft werde ich sorgen, so lange Ihr es verdient."

„Alle Eure Beſchuldigungen treffen mich nicht!“ unterbrach ihn jetzt die Herzogin, jedoch im gemäßigt ſchmerzhaften Tone. — „Ihr ſeid meiner überdrüßig.“

„Könnte wohl ſein!“ erwiederte der König mit Gleichmuth.

„Und gebt mich dem Geſpötte, dem Hohne meiner Feinde Preiß.“

„Ihr irrt. — Euren Feinden den Triumph nicht zu gönnen, ihnen den Wahn zu benehmen, ſie hätten Euch geſtürzt, iſt der einzige Grund, warum die Trennung von Euch nicht plötzlich geſchieht; beſtimmte mich das nicht, ſo verließet Ihr heute noch dieſen Palaſt. — Aber noch eins,“ begann der König nach längerem Schweigen, das die Herzogin nicht zu unterbrechen wagte, „finde ich Sir John noch einmal hier, oder erfahre ich, daß er hier geweſen, dann wehe ihm, wehe Euch! — Jede Rückſicht hört dann auf.“

„Sire!“, ich habe ihm längſt dieſes Haus verboten,“ faßte die Herzogin den Muth zu antworten, „aber der Zudringliche —“

„Würde nicht zudringlich ſein, wüßte er nicht, daß er trotz des Verbots willkommen wäre. — Doch genug hiervon. Ihr habt Euch wahrſcheinlich, vielleicht auch mich, durch die Entführung der Bürgerstochter in ein fatales Spiel verwickelt. Noch iſt es Zeit, die ganze Sache niederzuſchlagen, beſonders da das Mädchen wieder bei ihrem Vater iſt; deshalb ſagt mir die Wahrheit, habt Ihr, oder hat Buckingham die Sache veranſtaltet, die in London ſo viel Lärm gemacht und auf deren Unterſuchung Buckingham ſo eifrig dringt, als ob er mit

dem Beweiſe ſeiner Unſchuld bei dieſer Sache ſich rein von allen ſeinen Sünden waſchen könne."

„Buckingham hat das Mädchen entführen laſſen, Sire!" erwiederte keck die Herzogin, „Alles zeugt ja wider ihn; ſeine Livreen, der Brief an Rocheſter."

„Nur nicht ſein Beſtreben, die Unterſuchung bis aufs Aeußerſte zu betreiben. Morgen wird ſein und Euer Diener, auch der auf Eurem Landſitze Arretirte peinlich vernommen."

„Iſt es ſo weit mit König Carl gekommen, daß einer ſeiner Diener, daß ein Buckingham es wagen kann, aus eignem Willen, ohne Erlaubniß des Königs, auf dem Landſitze der königlichen Geliebten, einen ihrer Diener gefangen zu nehmen? Fürchtet man ſo wenig den Zorn Ew. Majeſtät?"

Der König zuckte die Achſeln; dieſe zweideutige Bewegung ſtatt der Antwort gab der Herzogin neuen Muth und ſie fuhr fort: „Glaubt Ihr, Sire, daß dieſer ſtolze, anmaßende, mit ſeiner Gewalt über Euch bei jeder Gelegenheit prunkende, daß dieſer verſchwenderiſche Buckingham, deſſen Dienerſchaft reicher gekleidet, mehr von den Bürgern Londons geachtet und gefürchtet iſt, als die Diener des Königs? glaubt Ihr, Sire, daß dieſer Mann mehr geliebt iſt, als ich? daß die Gunſt, deren er ſich in ſo reichlichem Maaße zu erfreuen hat, ihn nicht eben ſo dem Neide und dem Haſſe Preiß geben als mich?" — Die Herzogin von Cleveland, ſo ſpricht man, und mit Recht, beherrſcht das Herz des Königs und entlockt ihm manche unverdiente Gnade für ihre Freunde, Buckingham aber beherrſcht England und vergeudet deſſen Schätze."

„Fahrt fort! fahrt fort!“ ſagte der König, als die Herzogin einen Augenblick ſchwieg; „Ihr ſeid bei guter Laune, fahrt nur fort!“

„Das will ich auch,“ rief ſie in einer Art von Verzweiflung, die jedoch nicht ohne alle Berechnung war. „Ich will Euch Euren Hof und Eure Stellung ſchildern, und bei Gott, ein treffendes Gemälde vorhalten, worin Ihr Euch und Eure Günſtlinge erkennen ſollt. Was thut Buckingham für ſeinen König, um deſſen Gnade in ſolch hohem Grade zu verdienen? — Er und Arlington, Rocheſter und Euer Hofnarr, Alle beluſtigen Euch, vielleicht der Narr am meiſten, und wäre er ſo ehrgeizig wie die Andern, ihm ſtände ſo gut wie Jenen jede erwünſchte Stelle offen. Kriechendes Gewürm iſt es, theuer bezahlte Luſtigmacher, deren gemeine Seelen nur Geldgier und Ehrgeiz trieb, ſich in die Claſſe der Narren zu ſtellen. Neben ihnen,“ fuhr ſie fort, da es den König zu beluſtigen ſchien, „ſteht der ernſte James, Herzog von York, der mit brüderlicher Liebe Euch die Laſt des Regierens abnimmt, er läßt Euch über die Thorheiten Eurer Günſtlinge lachen, während er ſie mitleidig belächelt und Parlament und Land zu der Reform vorzubereiten ſucht, die er dann nach Eurem Tode in völliger Ordnung vorfindet, und das Gehäſſige der Neuerung nicht ihm mehr, ſondern Euch zur Laſt gelegt werden kann. Die übrigen Hofleute, dies erbärmliche Geſchmeiß, trinkt und jubelt, liebelt und faullenzt, ſieht mit mitleidig vornehmen Blick auf das Volk herab, das noch vor wenigen Jahren die Cavaliere vor ihren Rundköpfen zittern ſah, und ſchließt

ſich einem der begünſtigten Lieblinge an, von deren Tiſche ihm einige Broſamen abfallen."

„Wahrhaftig, ein treffliches Bild, in welchem ich nur eine Hauptperſon vermiſſe," meinte der König.

„Mich, Sire!" —

„Ja, Euch, Herzogin!" —

„Warum ſollte ich mich in dieſem Gemälde ſchildern, meine Zeit iſt vorüber. Früher ſtand ich in vollem Glanze der Jugend, vergöttert, angebetet, Alles überſtrahlend im Vordergrunde neben Euch. Ein König warb um meine Gunſt, der ganze Hof lag zu meinen Füßen, ich war die Sonne, um die ſich Alles drehte, war die Hauptperſon des glänzenden Gemäldes; — jetzt hat man mir ein Plätzchen im Hintergrunde angewieſen, da ſtehe ich unbeachtet und drücke meine weinenden Kinder an das verlaſſene Herz. — Einſt war ich die Sonne, jetzt bin ich höchſtens der Abendſtern, der, wenn eine neue Sonne aufgeht, ſeinen Glanz verliert und verſchwindet."

Der König war bei dieſen Worten nicht gefühllos geblieben. Das Bild der Herzogin mochte im vollen Glanze ihrer Schönheit vor ihn getreten ſein, er warf einen zärtlich theilnehmenden Blick auf ſie. — Schon triumphirte ſie; — da ſprang er plötzlich von ſeinem Sitze auf, ſagte ihr ein flüchtiges Lebewohl, und ſchnell, ſo daß ſie ihn nicht mehr zurückhalten konnte, eilte er hinweg. Bald hörte ſie den Wagen durch das finſtere Thor raſſeln.

„So weit wär' es gekommen?" rief ſie jetzt und eine Thräne des Unmuths rollte über ihre Wangen. „Ich ſoll abtreten von dieſem glänzenden Schauplatz? — Nein, ohne Kampf weich' ich nicht! noch iſt nichts verloren, da

mir noch Zeit bleibt. — Was will ein Geck, wie Buckingham, was ein langweiliger Pfaffenknecht, wie York, gegen die Reize, gegen die Künste eines Weibes, das die Macht ihres Geschlechts kennt und zu benutzen versteht? Habe ich nicht von Buckingham Briefe in Händen, die wichtiger sind und mehr sagen, als die Briefe, die ich dem Thoren, dem Churchill schrieb? Sehe ich für mich keine Rettung, so falle wenigstens Buckingham mit mir!"

13.

„Jetzt ist Dein Bann gelöst, ich habe das Wort des Königs, daß er Dir verzeihen will," sagte der Herzog von York, als er von Whitehall zurückkehrte, zu Churchill, der seit seiner Rückkehr von dem alten Woodmann sein Zimmer nicht hatte verlassen dürfen, vor welchem die ganze Zeit über eine Schildwache gestanden hatte. „Geh hin zu Deinem Liebchen und hole nach, was Du versäumt hast." Ohne dem Herzog zu danken, denn Sir John war wirklich wegen der erduldeten Behandlung aufgebracht, eilte er nach Fleetstreet und überraschte die weinende Elisabeth auf ihrem Zimmer.

„Endlich!" rief sie, ihm entgegen eilend, „endlich nach so langer Trennung kommst Du zu Deinem trauernden Mädchen; ach meine Sehnsucht, so wie mein Schmerz waren unaussprechlich! Wo warst Du, warum ließest Du mich so lange vergebens harren?" Alle diese Fragen beantwortete Sir John, indem er die Geliebte innig an

ſeine Bruſt drückte und ihren Mund mit Küſſen ſchloß. „Eliſabeth!“ ſagte er endlich, „ich bin unſchuldig; auch mich hatte Sehnſucht und Schmerz, ſelbſt die Verzweiflung erfaßt; ich war ein Gefangener.“

„Du ein Gefangener?“ rief ſie erſchrecken.

Er erzählte ihr nun den ganzen Vorfall, doch verſchwieg er die eigentliche Urſache, weshalb der Herzog ihm nicht geſtattet, ſein Zimmer zu verlaſſen. Dieſer hatte eingeſehen, daß die Briefe nothwendig in die Hand des Königs kommen mußten, wenn die Herzogin von Cleveland vom Hofe verwieſen werden ſollte, und er fürchtete, des Königs Zorn werde auch Sir John treffen, da die Herzogin gewiß nichts unverſucht laſſen würde, Churchill mit in ihr Verderben zu ziehen. Deshalb deſſen Arretirung, die nur zu Churchills Beſten war, deshalb der Wunſch, er möge für einige Zeit, und bald, England verlaſſen. Auch mochte der Herzog hierbei die Hoffnung nähren, die Verbindung mit Eliſabeth Woodmann zu hintertreiben.

Eliſabeth hatte Sir John aufmerkſam zugehört. „Was Du mir ſagſt, theurer John,“ ſagte ſie dann: „ängſtigt mich von Neuem, unſre Liebe hat ſich ſo ſonderbar in die Intriguen des Hofes verſchlungen, daß ich, wohin ich blicke, nur Gefahr für uns ſehe. Beharre auf Deinem frühern Entſchluß, laß uns bald ins Ausland gehen; London iſt ja nicht die ganze Welt, nicht das einzige Erdenparadies! Wo die Liebe ſich anſiedelt, da ſollen ja Wüſten in lachende Fluren ſich umwandeln und Dornengeſträuch mit duftenden prangenden Roſen geſchmückt, die Hütte zum Palaſt, und der trübe, nebelbedeckte

Himmel zum reinſten Aetherdome umgeſtaltet werden. — Komm, laß uns nach Holland fliehen!"

„Und Dein alter Vater?" unterbrach ſie Churchill, der in dieſem Augenblicke, wo er aus einigen Aeußerungen des Herzogs den nahen Sturz der Cleveland vermuthete, die Reiſeluſt nach Holland ziemlich verloren hatte.

„O ſei nicht ſo grauſam, erinnere mich nicht an ihn; es iſt ein ſchmerzliches Opfer, das ich Dir bringe. Vielleicht folgt er uns, verläßt aus Liebe zu ſeinem Kinde das Haus ſeiner Väter, ſeine alten Gewohnheiten, ſein thätiges Leben, blos um in unſerem Glücke glücklich zu ſein."

„Ich werde mit ihm ſprechen," erwiederte Sir John.

„Thue das, thue es bald, mein Geliebter!" bat Eliſabeth, immer noch trüben Ahnungen nachhängend, die jedoch Churchills Liebkoſungen bald verſcheuchten. Sie gaben ſich nun der ſeligen Gegenwart hin, ſchwärmten in ungetrübter Zukunft, und nur die Dämmerung, die Sir John an den Befehl des Herzogs erinnerte, noch dieſen Abend bei ihm zu erſcheinen, trennte ſie.

Am andern Morgen ſtand ſchon der glückliche Rocheſter in dem Kabinette des Herzogs von Buckingham, ihm für ſeine Verwendung zu danken, daß er ſein Exil verlaſſen und am Hofe erſcheinen durfte. Sie ſprachen eben über den nahen Sturz der Cleveland, an welchem der Herzog gar nicht zweifelte, während Rocheſter immer noch von dem Könige nicht glaubte, daß er mit Feſtigkeit in dieſer Sache handeln und die Liſt der Herzogin ihn nicht anders ſtimmen würde. „Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Durchlaucht," ſagte er dann, „Eure Beſtimmung iſt

nicht allein den König zu vergnügen, Ihr ſitzt auch im Kabinet, dürft Euch gegen die Eingriffe des Herzogs von York in die Rechte des Volkes ſtemmen, wenn es zu Euren Anſichten paßt, die Miniſter beugen ihren Willen meiſt unter den Eurigen, und ſomit regiert Ihr den König und das Land, könnt Eure Freunde bedenken und ſie durch Eigennutz wenigſtens eine Zeit lang feſt an Euch bannen, während ich, wenn ich auch den König in die beſte Laune verſetzt habe, höchſtens mich für einen Falkonier oder Stallknecht verwenden kann."

„Beneidet mich nicht zu ſehr, Graf Rocheſter," erwiederte Buckingham; „jede Sache hat zwei Seiten, auch das Herrſchen. Nicht wahr, Graf, die Jagd iſt eine ſchöne, luſtige Sache? —"

„Ja bei Gott! mit meinen guten Falken, ein paar guten Hunden," meinte Rocheſter.

„Da jagt es ſich gut," fiel ihm Buckingham in die Rede; „aber müßtet Ihr, ſtatt mit zwei guten Hunden, mit zwei Krebſen jagen, ſo verginge Euch ſicher die Luſt; und ſo geht es mir. Der König und York ſind zwei Krebſe; der eine zu faul, um ihn vorwärts treiben zu können, und der Andere zu ſehr an der Vergangenheit hängend, um nicht Alles aufzubieten, die Zeiten des Papismus wieder hervorzurufen. Ich glaube, er iſt ein heimlicher Katholik."

Davon bin ich überzeugt," ſagte Rocheſter. — „Doch ſeht!" brach er plötzlich das Geſpräch ab und wies nach dem Fenſter; „da kommt Euer Schreiber mit verhängten Zügeln die Straße herabgeſprengt, was mag er bringen?"

„Kunde vom Gerichtshofe," rief der Herzog äußerſt geſpannt. „Die Tortur hat heute die Gefangenen zum Geſtändniß bringen ſollen. Es muß nun entſchieden ſein, daß ich an der Entführung der elenden Bürgerstochter keinen Theil habe."

„Nennt das Mädchen nicht elend," fiel ihm Rocheſter in die Rede, „ſie iſt wahrlich ſchön."

„So lange meine Unſchuld nicht erwieſen iſt, werde ich über meine Stellung nicht ruhig," fuhr Buckingham fort. „So lange dieſe nichts ſagende Geſchichte nicht aufgeklärt iſt, könnte ſie leicht beſtimmen, ob ich oder die Herzogin den Platz räumen muß. — Nun?" fragte er den eben Eintretenden mit Haſt, „wie ſtehts?"

„Ihr ſeid gerechtfertigt, Durchlaucht!" rief triumphirend der Schreiber. „Euer Diener und der der Herzogin hielten beide Grade mit unerhörtem Gleichmuth aus."

„Hu! mich ſchaudert ſchon bei dem bloßen Gedanken an Tortur," brummte Rocheſter unwillkührlich vor ſich hin.

„Als aber die Reihe an das kleine Männlein kam," fuhr der Schreiber fort, „welcher die Martern der Andern hatte mit anſehen müſſen, ſank er auf die Kniee, bat um Erbarmen und ſagte nun aus, daß die Herzogin ſchon lange die Livree des Herzogs habe machen, und unter dieſem Deckmantel ſchon manchen Streich auf Ew. Durchlaucht Rechnung ausführen laſſen. Auch die Entführung der Miß Eliſabeth ſei ihr Werk und er Derjenige, der ſie dem Grafen Rocheſter gebracht habe. Der Diener Ew. Durchlaucht, der noch immer in ihrem Solde geſtanden, ſei gebraucht worden, in das Haus des

armen Patrics zu bringen, da man, von Allem wohl unterrichtet, gewußt habe, daß er dort Sir John Churchill antreffen und dieser Herr Eure Livree sehen solle; dies Alles, um den Glauben zu bestärken, daß die That auf Befehl meines gnädigsten Herrn geschehen sei. — Auch gestand er, daß er die Unterschrift Ew. Durchlaucht nachgemacht habe."

„Der Schurke!" rief Buckingham entrüstet, „das kostet ihm den Hals! — Aber schnell zum König, ihm die Sache zu berichten!" Und ohne sich bei Rochester zu entschuldigen, denn mit seinem Triumph war auch sein Hochmuth wieder zurückgekehrt, verließ er das Zimmer, schwang sich in den stets bereit stehenden Wagen und fuhr nach Whitehall.

14.

Kaum hatte Sir John Elisabeth verlassen, um nach seiner Wohnung zu gehen und sich zur Aufwartung in St. James stattlich zu kleiden, als er bemerkte, daß ein Mann ihn nicht aus den Augen ließ und ihm überall folgte. Dies schien ihm verdächtig; er wandte sich plötzlich, und die Hand am Degen fragte er diesen lästigen Begleiter, was er von ihm wolle und weshalb er ihm auf jedem seiner Schritte folge. Statt Antwort drückte ihm der Unbekannte ein Briefchen in die Hand und entfernte sich schnell, daß Sir John ihn nicht weiter befragen konnte. Durch dieses neue Abentheuer ward seine

Neugier rege; er verdoppelte seine Schritte und eilte nach Hause. Kaum hatte sein Diener die Kerzen gebracht, er kaum einen Blick auf den Brief geworfen, als er die Hand der Herzogin von Cleveland erkannte. Unschlüssig, ob er ihn verbrennen oder ihn ihr zurückschicken sollte, hielt er ihn sinnend in der Hand, die jedoch mechanisch das Siegel erbrach. Einmal erbrochen, mußte er auch gelesen werden. Aber noch mehr setzte ihn sein Inhalt in Verlegenheit, als er las:

„Sir John!

Es war nicht edel von Euch, unsere letzte Unterredung Sr. Majestät wörtlich zu hinterbringen, noch weniger, ihm meine Briefe zu übergeben. Ihr fühlt gewiß in ruhigen Augenblicken, daß Ihr sehr unrecht thatet, und nicht als Cavalier gegen eine Dame handeltet. Macht es Euch vielleicht Freude, so wißt, daß Ihr mich unglücklich gemacht und nur noch ein Mittel übrig bleibt, mich zu retten; dieses Mittel liegt nur in Eurer Hand; ich darf es nach der traurigen Erfahrung, die ich gemacht, leider dem Papiere nicht anvertrauen; ich kann es Euch nur mündlich mittheilen. Wenn daher nur noch ein Funken von Edelmuth in Eurer Brust glimmt, wenn mich nicht die Schaam ergreifen soll, einen Mann geliebt zu haben, der so wenig die Liebe irgend eines Weibes verdient, so kommt heute Abend um die neunte Stunde zu mir. Der König ist, so viel ich erfahren habe, bei seiner tollen Nelly; kommt und hört meinen

Vorſchlag, den anzunehmen Euch gewiß leicht werden wird; macht wieder gut, was Ihr mir Böſes zugefügt, und Ihr ſteht als rechtlicher, als edler Mann vor mir, da ich Euch als ſolchen jetzt nicht erkennen kann. Daß ich meinen Stolz ſo tief gebeugt habe, den Mann um eine Zuſammenkunft zu bitten, den ich nur verachten, nur haſſen mußte, kann Euch als Beweis dienen, wie wichtig es mir iſt, Euch zu ſprechen.

Barbara Herzogin von Cleveland."

Sir John ſtand nach Leſung dieſes Briefes wie vom Donner gerührt. „Das mir!" rief er mit Heftigkeit aus und warf den Brief unmuthig auf den Tiſch. „Ich ſoll dem König das Geſpräch mit ihr verrathen, ihm ihre Briefe eingehändigt, ſoll ſo ehrlos an einem Weibe gehandelt haben, die mich, wenn auch nur in ihrem Sinnenrauſche, aber dennoch liebte? — Nein, John Churchill, dazu biſt Du nicht fähig! Aber ich ſoll hin zu ihr, noch einmal dieſen gefährlichen Gang gehen? —" Er warf ſich auf einen Seſſel, und die peinlichſte Ungewißheit, was er thun ſollte, quälte ihn; er konnte keinen Entſchluß faſſen. Scheu hielt ihn von der Herzogin zurück; ſie zu überzeugen, daß es erlogen ſei, ſo ſchändlich an ihr gehandelt zu haben, zog ihn zu ihr hin. Hätte er ſchon jetzt gewußt, daß es keinem Zweifel mehr unterliege, daß auf ihren Befehl Eliſabeth entführt worden ſei, ſo hätte er gewiß keinen Fuß über die Schwelle von Clevelandhouſe geſetzt, ſo aber — ſchon nahte die neunte Stunde — zog ihn der Wunſch ſich zu rechtfertigen. Er

BIBL. UNIVERS. LIPS.

warf ſeinen Mantel um, fand die geheimen Thüren geöffnet und ſtand vor der Herzogin.

„Hier bin ich, Durchlaucht!“ ſagte er, mit finſterm, ernſten Blick ſie betrachtend. „Ich komme nicht aus Mitleid, nicht aus Theilnahme für Euch, ich ſtehe blos hier, mich über die entehrenden Beſchuldigungen zu rechtfertigen, die Ihr gegen mich in Eurem Briefe ausgeſprochen habt. Seit meinem letzten Hierſein habe ich Se. Majeſtät nicht geſehen, viel weniger geſprochen, kein Wort von dem, was Ihr mir an jenem Tage über den König geſagt, habe ich irgend Jemand vertraut —“

„Und meine Briefe?“ unterbrach ihn die Herzogin.

„Wurden mir, während ich in dem Zimmer meiner Schweſter verhaftet war, auf Befehl des Herzogs gewaltſam genommen. Daß dies, was ich eben ſagte, die Wahrheit iſt —“

Wagengeraſſel unterbrach das Geſpräch, und der Glanz vieler Fackeln ſagte der Herzogin, daß der König nahe. Da warf ſie ſich in der höchſten Verzweiflung zu Churchills Füßen: „Bei Allem was Euch heilig iſt, bei der Liebe zu Eurer Eliſabeth, rettet eine Unglückliche! Trifft Euch der König hier, ſind wir Beide verloren; flieht! —“

„Wohin?“ fragte Sir John.

„Ein kühner Sprung dort zu dem Fenſter hinaus,“ ſprach ſie, die Thür ihres Schlafzimmers öffnend, „und ich bin gerettet. Habt Erbarmen mit mir! Zeigt mir, daß Ihr kein unedler Mann ſeid, daß Ihr mich nicht habt verderben wollen!“

„Da hinunter? Zwei Stock hoch hinunter?“

„Seid edelmüthig!“ bat die Herzogin, die Hände ringend.

„Für meine Geliebte könnt' ich nicht mehr wagen, als ich für Euch, meine Feindin, wagen soll. — Doch es sei! Ich will Euch überzeugen, daß Ihr mir Unrecht gethan.“ Er schritt dem Fenster zu.

„Eilt! Eilt! ich höre den König schon auf der Treppe,“ rief die Herzogin in Verzweiflung, ergriff zwei Kerzen, stellte diese dicht an das Fenster, wahrscheinlich damit Sir John besser sehen konnte — und in dem nämlichen Augenblicke, als der König mit Buckingham eintrat, wagte er den kühnen Sprung.

„Was war das?“ rief König Carl fast erschrocken, da er Churchill, jedoch ohne ihn zu erkennen, in dem Augenblicke seines Eintretens hinabstürzen sah.

„Sire!“ rief die Herzogin und warf sich dem Könige zu Füßen. „Rettet mich vor dem Wüthenden, den vielleicht nur Euer Erscheinen von Mißhandlungen zurückhielt, mit denen er mich bedrohte; entfernt ihn aus London, mein Leben steht sonst in Gefahr.“

„Von wem sprecht Ihr? wer war der Unglückliche, der da zum Fenster hinunter sprang?“

„Sir John Churchill!“ erwiederte die Herzogin stammelnd.

„Sir John, den ich bei Euch zu sehen streng verbot? — Aber steht auf, Herzogin, fasset Euch!“

Die Herzogin erhob sich und fuhr dann fort: „Er muß einen meiner Diener bestochen haben, der ihm die stets verschlossene kleine Gartenthür öffnete, denn plötzlich stand er vor mir, machte mir die bittersten Vorwürfe

über die Entführung ſeiner Schönen, und als ich ihn deshalb an Euch, Herr Herzog, verwies —"

„An mich!" fiel ihr Buckingham in die Rede; „da verwieſet Ihr ihn an den Unrechten; wißt Ihr es alſo noch nicht, daß Euer Diener Alles geſtanden hat?"

Die Herzogin erbleichte bei dieſen Worten, verlor aber dennoch die Faſſung nicht. „Ich wußte es wohl, und deshalb ſchrieb ich auch an Se. Majeſtät und ließ Sie erſuchen, um dieſe Zeit zu mir zu kommen; den Wüthenden aber mußte ich zu täuſchen ſuchen. Ich wollte Euch geſtehen, Sire!" wandte ſie ſich jetzt zu dem Könige, „daß ich die Urheberin dieſes kleinen Scherzes war, der doch an Eurem Hofe nichts ſo Seltenes iſt und den Ihr, Herzog von Buckingham, ſchon ſo oft im Ernſte ausgeführt habt. Den König durch dieſen Scherz zu vergnügen, Euch und Rocheſter damit zu necken und, ich geſteh' es, mich auch ein wenig an Euch zu rächen, wozu ich wohl manche Urſache hatte, ließ ich Eliſabeth Woodmann entführen. Doch ich ſehe wohl, wenn Ihr ſolchen Scherz treibt, wenn er auch ein unglückliches Mädchen ins Verderben bringt, ſo wird das traurige Ende belacht, der meinige aber entlockt meinem Könige nicht das kleinſte Lächeln."

„Alſo gegen Euren Willen iſt Sir John bis in dieſes Zimmer gedrungen?" fragte jetzt der König und brach das Geſpräch über Eliſabeth ab.

„Ganz gegen meinen Willen, Sire," erwiederte ſie. „Ihr hattet es mir ja geboten, ihn nie mehr bei mir zu ſehen."

„Nun mein Gebot wurde bei Euch nicht immer ſo

ſtreng beachtet, daß es auch diesmal nicht könnte umgangen ſein," meinte der König.

„Ich kann es kaum glauben, daß der ſtolze Churchill, denn ſtolz iſt der junge Mann, ſich hier eingedrängt haben ſollte," begann der Herzog von Neuem.

„Schweig, Georg!" befahl der König.

„Aber Sire!" das darf ich doch noch bemerken, daß Sir John ſo unvorſichtig als ſtolz iſt," fuhr Buckingham fort, durch des Königs Zurechtweiſung beleidigt. „Seht nur, da hat er zwei brennende Kerzen dicht an das Fenſter geſtellt, wahrſcheinlich damit Ihr ihn konntet deutlich herunter ſpringen ſehen. Erlaubt!" ſagte er zur Herzogin, „daß ich ſie auslöſche, ſie könnten die ſchönen ſeidenen Gardinen anzünden, und da brennte es überall in dieſem Schlafgemach." Ohne die Erlaubniß abzuwarten, ging er in das Zimmer und löſchte die Kerzen aus. „Aber laßt doch ſehen, ob der arme Churchill nach dieſem gewaltigen Sprunge nicht vielleicht da unten zerſchmettert liegt, wir denken zu ſpät daran." Er blickte bei dieſen Worten zum Fenſter hinaus und lachte nun hellauf. „Beim allmächtigen Gott! den beſchützen die lieben Engel, das muß dereinſt noch ein großer Mann werden, denn der Himmel nimmt ihn offenbar in ſeinen Schutz. Seht nur, Sire, wie weich ihn die lieben Englein gebettet haben, ſeht nur das mächtige Strohlager, das ſie ihm bereiteten. — Ja, da wag' ich den Sprung auch!"

Der König trat ans Fenſter, ſah hinunter, begann zu lachen, aber ſein Geſicht wurde ſchnell ernſt. Er warf einen wüthenden Blick auf die Herzogin, der Buckingham, während der König hinunterſah, zuraunte: „für ſeinen

Leib habt Ihr wenigſtens geſorgt, der muß noch bei Euch in Gnaden ſtehen." Der König befahl dann Buckingham, morgen in aller Frühe Sir John unter irgend einem ſchicklichen Grunde zu verhaften und nach dem Tower bringen zu laſſen. Ohne der Herzogin weiter ein Wort zu ſagen, nahm er Buckingham unter den Arm, lachte bitter auf und entfernte ſich. Glücklicherweiſe entließ er dieſen bald, der ſich ſogleich zu Lady Arabella begab. Dieſer berichtete er in aller Eile, was vorgefallen war, und rieth, daß Sir John ſchnell ein Schiff beſteige und ſo bald als möglich England verlaſſe, erſuchte ſie zugleich, den Herzog von York heute Abend davon zu benachrichtigen und begab ſich von da, um ſich zu zerſtreuen, zur tollen Nelly, wo er unbekümmert um Churchills Schickſal ſich beim Becher vergnügte.

15.

Noch am Abend ließ der Herzog von York Churchill rufen und ſagte ihm unverhohlen, daß er ein leichtſinniger junger Menſch ſei, den man eigentlich ſeinem Schickſal überlaſſen müſſe. „Wie konnteſt Du ſo thöricht ſein und Dich in die plumpe Falle locken laſſen?" ſagte er unmuthig. „Kennſt Du die Herzogin ſo wenig? Iſt je dieſer rachſüchtigen Frau ein Opfer entgangen, hat ſie je die kleinſte Nachläſſigkeit gegen ſich vergeben? Wer ſie einmal beleidigt, verſöhnt ſie nie wieder. Du wirſt Dich auch hier mit Deinem zarten Ehrgefühl entſchuldigen wollen.

Armer John! wie wenig kennſt Du die Welt, wie wenig den Hof! Hier und dort ſtürzeſt Du Dich mit Deinen Grundſätzen ins Verderben; Ehrgeiz kann wohl den Mann, wenn das Glück ihm lächelt, bis zum Höchſten führen, aber das chevalereske Ehrgefühl iſt ein Hemmſchuh, der ihn überall auf ſeiner Bahn aufhält."

„Ich glaube faſt, Ihr habt Recht, gnädigſter Herr!" erwiederte Churchill. „Ich werde der Lehren dieſes Abends ſtets eingedenk ſein." Er hielt Wort. — Der Herzog von Marlborough, zu welcher Würde ſein Geiſt und das Kriegsglück ihn erhob, hat ſpäterhin, ſelbſt gegen ſeinen Wohlthäter, den ihm ertheilten Rath befolgt, und bei ſeinem politiſchen Handeln mehr die Klugheit als die ſtrenge Rechtlichkeit um Rath gefragt.

Der Herzog befahl ihm nun, noch in der Nacht Alles zu ſeiner Abreiſe in Stand zu ſetzen; Empfehlungsbriefe und das nöthige Geld hätte er ſchon, ein Schiff läge zum guten Glück bei Woolwich zur Abfahrt bereit, das müſſe er in aller Frühe beſteigen und nach Rotterdam ſegeln. „Auch hat Dich," ſetzte der Herzog hinzu, „die Herzogin von Cleveland in Gegenwart des Königs einen Zudringlichen genannt, der gegen ihren Willen ſich bei ihr eingeſchlichen habe. Iſt dem ſo, oder haſt Du eine Einladung von ihr erhalten?"

„Ja gnädigſter Herr! ſie bat mich in einem Billet."

„Gut! — Der König muß ſich überzeugen, daß Dir die Herzogin gleichgültig und er ihr Spielball iſt. Ohne dieſe Ueberzeugung iſt Dir, ſo weit ich meinen Bruder kenne, jede Hoffnung, nach England zurückzukehren, abgeſchnitten. Gieb mir den Brief!"

Sir John zögerte einige Augenblicke; doch die Herzogin hatte ihn ja zu tief gekränkt, als daß sie noch Rückſichten verdiente; und der Lehren des Herzogs eingedenk, gab er ihm das Billet.

„Es gehe Dir wohl, John!“ ſprach nun der Herzog nicht ohne alle Rührung; „reiſe mit Gott, verweile nicht lange in Holland, gehe lieber ſogleich nach Brüſſel; dort biſt Du ſicherer, und es ſoll Dir da an nichts mangeln; in jeder Lage Deines Lebens wirſt Du einen treuen Beſchützer an mir finden.“

Der Abſchied von Arabella war ſchmerzlich. Beide liebten ſich unausſprechlich, und ihr hauptſächlich verdankte er wohl die ausgezeichnete Gunſt des Herzogs.

Am frühen Morgen, kaum daß der Tag graute, verließen ſchon ſeine Diener mit dem Gepäck die Stadt und begaben ſich auf den nach Rotterdam ſegelnden Kauffahrer, wo in der Nacht ſchon das Nöthige durch die Fürſorge des Herzogs für ihren Herrn bereitet war. Nur einen Diener behielt Churchill bei ſich, der ihn mit ſeinem flüchtigſten Renner an einem der Fleetſtreet nah gelegenen Orte erwarten ſollte, verließ dann ſeine Wohnung und verbarg ſich bei der freundlichen Amme, die er zu Eliſabeth ſchickte, um dieſer wiſſen zu laſſen, daß er ſie ſchon ſo früh ſprechen müſſe.

Die Amme ſäumte nicht lange und kehrte bald mit der Botſchaft zurück: Eliſabeth erwarte ihn mit Sehnſucht, aber auch mit Angſt, da die ſo frühe Stunde ſie fürchten ließe, etwas Wichtiges müſſe vorgefallen ſein. Er eilte ſchnell nach Fleetſtreet, wurde dort von Miß Eva mit verdrießlichem Geſicht empfangen und ausgefragt,

was ihn schon so früh hierher führe; doch Elisabeths Eintreten, die sich in aller Eile angekleidet hatte, enthob ihn der Beantwortung dieser lästigen Fragen.

„Elisabeth!" rief nun Sir John aus, als die Alte sie verlassen hatte, „mich führt eine unglückliche Begebenheit hierher, zu deren ausführlichem Bericht mir die Zeit mangelt. Ich soll verhaftet und nach dem Tower gebracht werden; nur schleunige Flucht kann mich retten; schon liegt das Schiff, das mich nach Rotterdam bringen soll, segelfertig, und nur mit Gefahr meiner Freiheit und meines Lebens bin ich hier, Dir und dem alten Vater Lebewohl zu sagen. Hoffentlich wird die Trennung nur kurz sein, darum beruhige Dich und komm lieber nach Brüssel mit dem Vater, wo uns der priesterliche Segen auf ewig verbinden soll."

Elisabeths Augen schwammen bei diesen Worten in Thränen; das hatte sie nicht erwartet, sie hatte Unglückliches geahnet, doch das Unglücklichste nicht, was sie treffen konnte. „Wir sehen uns nicht wieder!" rief sie, sich in seine Arme werfend, „mir sagt es eine innere Stimme, die Trennung — ist für ewig!"

„Elisabeth!" rief er plötzlich wie aus einem Traume erwacht, „rufe Deinen Vater, kein Augenblick ist mehr zu verlieren, eile! —" Das Mädchen entwand sich seinen Armen und eilte, den Vater zu rufen.

„Vater!" redete Churchill den Eintretenden an, den Schmerz des Mädchens so tief wie den seinigen fühlend. „Ich muß schnell von hier, keine Stunde Zeit bleibt mir übrig. Erlaubt, daß Eure Tochter mit mir England verlasse; so wahr ich an Gott meinen Schöpfer glaube

und dereinſt ſelig zu werden hoffe, ſo wahr verſpreche ich Euch, den nämlichen Tag, daß wir in Rotterdam gelandet ſind, ſoll uns des Prieſters Segen vereinigen, oder beſſer noch, begleitet uns, theurer Vater und beſteigt mit uns das Schiff."

Der Alte ſchüttelte verneinend ſein Haupt. — „Ich kann in dieſer Schnelle nicht von hier und meine Tochter laſſe ich nicht allein ziehen, ſo viel Vertrauen ich auch in Eure Redlichkeit ſetze. — Trennt Euch und hofft auf Gott, daß er Euch bald wieder vereine."

„Noch einen Vorſchlag, Vater!" ſprach Sir John und preßte die Trauernde innig an ſein Herz. „Schickt nach einem Geiſtlichen, gebt uns Euren Segen und er verbinde uns für ewig, dann darf die Gattin dem Gatten folgen." Bei dieſen Worten ſank Eliſabeth zu des Vaters Füßen, umklammerte ſeine Kniee, küßte ſeine Hand, aber zu ſprechen vermochte ſie nicht, ſie konnte nur bittend an ihm aufblicken. Da ſagte endlich der Alte nach einigem Nachdenken: „Nun ſo geſchehe, wie Ihr es wünſcht!" und ein Diener wurde ſogleich zu dem Beichtvater der Familie geſchickt und er eiligſt herzukommen eingeladen. Der Diener kehrte bald mit der Nachricht zurück, der ehrwürdige Herr folge ihm und müſſe ſogleich hier ſein, und Freude glänzte auf dem Antlitz der Liebenden, nur einige Augenblicke, und ſie waren für immer vereinigt. Da ſprengte ein Reiter die Fleetſtraße herab, ſprang vor dem Hauſe Mr. Woodmanns von ſeinem Roſſe, eilte in das Haus und fragte nach Sir John. Er wurde ſogleich zu ihm hinauf geführt und gab ihm einen vom Herzog von Buckingham geſchriebenen Zettel, auf

welchem die wenigen Worte standen: „Besteigt ohne Weilen das Roß des Reiters, dem ich mit einer Abtheilung Soldaten folge, um auf besondern, so eben erhaltenen Befehl des Königs das Haus Woodmanns besetzen, Euch gefangen nehmen und nach dem Tower bringen zu lassen. Säumt keinen Augenblick und jagt nach Eurem Schiffe."

„Halte das Pferd bereit!" befahl er dem Reiter und machte Mr. Woodmann und Elisabeth mit dem Inhalt des Billets bekannt. „So habt Ihr keinen Augenblick mehr Zeit, wir müssen das Fernere schriftlich berathen," sprach der Vater schnell; sagt meinem Kinde ein kurzes Lebewohl!" dann eilte er hinweg und ließ sie allein. Die Unglücklichen standen sprachlos da, das Mädchen war tief erschüttert und mußte sich an den Stuhl halten, daß sie nicht zusammen sank; er war gefaßter. Als der Vater eintrat, ruhten sie Arm in Arm und hielten sich so fest umfangen, als ob sie nie mehr von einander lassen wollten.

„Fort! fort!" rief der Vater besonnen. „Liebt Ihr Euch wahrhaft, so müßt Ihr Euch trennen." Da riß sich Elisabeth aus den Armen des Geliebten. „Leb wohl, bleibe treu!" rief sie und stürzte in ihr Schlafgemach. Der Alte drängte Churchill noch einen bedeutenden Wechsel auf und begleitete ihn bis auf die Straße, wo Sir John sich rasch auf das Pferd schwang und davon jagte. Glücklich, daß er nicht länger verweilte, denn kaum hatte er in die Thamesstreet eingebogen, um die Londoner Brücke zu erreichen, als auch schon Buckingham langsam die Straße herauf zog. Doch er fand trotz aller zum Schein genommenen Maßregeln den nicht mehr, den er suchte.

Churchill hatte indeſſen Woolwich ereilt, das Schiff beſtiegen, und da man ihn ſchon lange erwartet hatte, fand er Alles bereit, die Anker wurden gelichtet, das Schiff ſchwamm die Themſe hinab und bald hatte es das offene Meer erreicht.

Am nämlichen Morgen traf der Herzog von York den König im Park von Whitehall, wo dieſer ſich mit Rocheſter beluſtigte, Fiſche zu füttern. „Ich habe Ew. Majeſtät Erlaubniß zu Folge," redete er den König an, „heute früh Sir John in meinen Angelegenheiten nach Holland geſchickt."

„Da haſt Du nicht gut daran gethan, Du hätteſt den kecken zudringlichen Burſchen nach dem Tower ſchicken ſollen." Statt Antwort zog der Herzog das Billet der Herzogin von Cleveland aus ſeiner Taſche und überreichte es dem Könige, der es flüchtig durchlas und es dann zu ſich ſteckte.

„Durchſchauſt Du nun ihren Racheplan?" begann der Herzog, nachdem der König den Fiſchen noch einiges Futter zugeworfen und mit dem Herzog, ohne daß Jemand ihnen folgte, in eine ſeitwärts liegende Allee gegangen war und eine lange Zeit geſchwiegen hatte. „Sie lockte ihn zu ſich, bittet Dich, zur nämlichen Stunde zu ihr zu kommen, damit Du ihn dort überraſcheſt, und als Dein Wagen vorfährt, fällt ſie vor ihm nieder, bittet und beſchwört ihn, ſie zu retten und den Sprung aus dem Fenſter zu wagen. Er iſt ſo edelmüthig und opfert ſich für ſeine Feindin, und auf dieſen kaum denkbaren Fall hat ſie ſo viel Stroh unterlegen laſſen, daß er wenigſtens keinen bedeutenden Schaden nehmen konnte.

Um ihre Vorsicht zu krönen, daß Dir ja die Sache nicht entgehen sollte, stellt sie noch zwei Kerzen an das Fenster. Wahrhaftig, Sir John war ein Thor, daß er den Sprung wagte, ich wäre geblieben. —"

„Und säßest jetzt im Tower, mein werther Vertheidiger Sir Johns. Er wußte wohl, was ihn erwartete, und er handelte edelmüthiger gegen sich als gegen die Herzogin."

Gewiß nicht, Charles! Von Dir durfte er nichts fürchten, denn dazu bist Du zu gerecht und — zu nachsichtig," setzte er dies Wort betonend hinzu. „Ich hätte an Churchills Stelle Dir das Billet übergeben und gesagt: „Sire! ich kam auf Einladung der Herzogin hierher, nicht aus eigenem Antriebe." Nach solch erhaltenem Briefe ist es Pflicht jedes edlen Mannes, auch gegen seinen Feind, wegen falscher Beschuldigungen sich zu rechtfertigen. Hättest Du den Ehrenmann nach dem Tower schicken können? — Gewiß nicht! Darum verzeihe ihm auch jetzt noch; laß ihn einige Monate im Exil, dort mag er die Welt kennen lernen, dann ruf ihn zurück und schenke ihm Deine Gnade."

„Höre, Bruder James!" nahm der König das Wort, ohne weiter auf Churchill einzugehen, „Du, Buckingham, Rochester, selbst Arlington und Gott weiß wer noch Alles, habt Euch gegen die Herzogin verschworen. Ihr klugen Männer wollt sie stürzen, aber wißt, daß vielleicht Eure Kabale allein sie noch in ihrer Stellung erhält und ich sie längst nach Wales würde geschickt haben, hättet Ihr Euch nicht darein gemischt. Ueberlaßt das mir und ihr; sie arbeitet am meisten an ihrem Sturze. Aber dies

ewige Aufreizen, dieſe ewigen Berichte, was ſie gethan und nicht gethan, entfernen Euch immer mehr von Eurem Ziele. Warne Buckingham, mit dem Du jetzt zu meinem Erſtaunen auf ſo vertrautem Fuße ſtehſt. Ich habe ein Packet Briefe von ihm in Händen, die mir Barbara wohl mehr ihm zu ſchaden als zu ihrer Rechtfertigung gegeben hat; ich habe ſie ungeleſen verſiegelt und weggelegt. Sollte es mir eines Tages in einem Anfall von übler Laune einfallen, ſie durchzuleſen, ſo könnte der gute Georg leicht nach Yorkſhire wandern.“ Nachdem er dies geſagt, kehrte er auf dem nämlichen Wege nach dem Teiche zurück, ließ ſich ſein Körbchen mit zerpflücktem Weißbrod wieder geben, und fütterte die alten Karpfen mit ſo guter Laune, als ob nichts vorgefallen wäre.

16.

Churchill war indeſſen nach kurzer Fahrt glücklich in Rotterdam angelangt, hatte ſich dort aber nur ſo lange aufgehalten, als nothwendig war, ſich ſo einzurichten, daß er mit einigem Glanze in Brüſſel auftreten konnte. Mit jedem abgehenden Schiffe ſchrieb er an Eliſabeth und ihren Vater, über deſſen Freigebigkeit er beſchämt war, denn die Summe, auf welche der Geldwechſel lautete, war nicht unbedeutend. Seine Briefe ſprachen ganz die Gefühle ſeines Herzens aus, und er meinte es redlich mit ſeinem geliebten Mädchen, das in der Entfernung noch ſchöner, noch reizender vor ihn trat. Er beſchwor

ſie in jedem Briefe, mit dem Vater nach Brüſſel zu kommen, um ſein Glück ganz zu krönen; aber Mr. Woodmann war jetzt mehr gegen die Hinreiſe als je, und ſein orthodox-presbyterianiſcher Sinn ließ ihn vor dem katholiſchen Brüſſel ſchaudern. Mehr aber wohl als dies war die Verſicherung des Herzogs von York, zu dem er ſich Zutritt zu verſchaffen gewußt hatte, daß die Abweſenheit Churchills nicht von Dauer ſein würde, der Grund ſeiner Weigerung. Der Zorn des Königs habe ſich gelegt, tröſtete der Herzog den Alten, aber er wolle nicht eher um deſſen Zurückberufung anhalten, bis die Herzogin von Cleveland ſich aus London entfernt habe, was man, ſelbſt in der ganzen Stadt, als ein nah bevorſtehendes glückliches Ereigniß ſchon lange erwartet hatte. Auch Arabella trug das Ihrige dazu bei, Eliſabeth zu beruhigen. Sie hatte dieſe wenige Tage nach Churchills Entfernung zu ſich entbieten laſſen, der Miß ihren Wagen geſchickt, ſie abzuholen, und ſie fand bei näherer Bekanntſchaft ſolches Wohlgefallen an dem reizenden ſchwärmeriſchen Mädchen, daß ſie Eliſabeth faſt täglich bei ſich ſah, ihr manchen Troſt, aber auch die Warnung ertheilte, ihrem Geliebten nicht entgegen zu reiſen, da es gegen das Zartgefühl einer Jungfrau ſei, ſondern es ruhig abzuwarten, bis er aus ſeiner Verbannung, die nur noch kurz ſein könne, zurückkehre. Dies beſtimmte Eliſabeth auch, nicht mehr in ihren Vater zu dringen, die Reiſe nach Brüſſel zu unternehmen, und glaubte auch Sir John durch ihre Gründe zur Geduld zu bewegen; doch dieſer ließ nicht nach, ſie und den Vater auch ferner noch zu beſtürmen; er konnte ſein Glück nicht erwarten, und die Einſamkeit, in welcher

er in Brüſſel lebte, mochte auch die Sehnſucht immer mehr erwecken, an der Hand ſeiner Eliſabeth auf irgend einem Landſitze ſeines Vaterlandes die glücklichen Tage der Häuslichkeit zu durchleben, denn nach dem, was er ſeit Kurzem erfahren, hatte für jetzt das Hofleben allen Reiz für ihn verloren.

Die Herzogin von Cleveland ging indeſſen mit Rieſenſchritten ihrem Verderben entgegen. Sie glaubte den König zu ſchwach und erinnerte ſich nur zu oft, daß es ihr, in der Zeit ſeiner Neigung zu ihr, leicht geworden, ihn, war er auch aufgebracht, ſchnell wieder zu beſänftigen, vergaß aber, daß dieſe ſchöne Zeit vorüber und er jetzt ihrer überdrüßig ſei. Sie wollte noch immer ihren Willen ertrotzen, und das verdroß, mehr noch, es langweilte ihn, und ſo ſuchte er nur eine ſchickliche Gelegenheit, ganz mit ihr zu brechen. Die Kinder, drei Söhne und drei Töchter, waren noch das einzige Band, das ihn an ihr feſthielt, da er aber auch dieſes zerriß, die Kinder von ihr entfernte und nur die jüngſte Tochter ihr ließ, kam es zu ſolchen heftigen, leidenſchaftlichen Erörterungen, daß der König ernſtlich beſchloß, ſie von London zu entfernen. Er ſchickte deshalb den alten Herzog von Ormond, den Lordlieutenant von Irland, an ſie ab, ſie mit ſeinem Willen bekannt zu machen. Der Herzog übernahm den Auftrag nur ungern; ein treuer Diener, verwaltete er Irland gewiſſenhaft, aber dergleichen Geſchäfte waren ihm bisher fremd geblieben.

Der König hatte ihn wahrſcheinlich deshalb gewählt, weil der Herzog ſich nie um ſie bekümmert und nie ihr Freund noch ihr Feind geweſen und ein freundlicher

Mann war, von dem er wußte, er würde seinen Auftrag mit Schonung ausrichten. Er that dies auch, doch gehörte die ganze Ruhe seines Charakters dazu, um die Schmähungen, welche die Herzogin gegen den König und ihn ausstieß, mit Gelassenheit anzuhören. Endlich gelang es ihm doch, ihr begreiflich zu machen, daß sie sich in den Willen des Königs fügen müsse, oder Gefahr liefe, auf eine wenig ehrenvolle Art aus London abgeführt zu werden, und statt mit einem reichlichen, sich mit einem spärlichen Jahrgehalt begnügen müsse. Sie bat ihn, daß er sie der Gnade des Königs anempfehle, und versprach, sich in seinen Willen zu fügen, nur wünschte sie, daß man ihr noch drei Wochen Aufenthalt in London gestatte, um ihre Geschäfte zu ordnen, was auch der König, jedoch ungern ihr bewilligte.

Die Herzöge von York und Buckingham triumphirten, und bald hatte sich die Kunde dieses wichtigen Ereignisses durch die ganze Stadt verbreitet, und Elisabeth theilte sie sogleich ihrem Geliebten mit. Der Herzog von York verwendete sich nun für ihn bei dem Könige, und nach einigem Sträuben erhielt er die Erlaubniß, Churchill zurückzurufen, jedoch nicht eher, als bis die Herzogin London verlassen habe. Auch der Herzog schrieb nun sogleich an seinen Liebling, benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen, und bestimmte zu seiner Ankunft den Tag, an welchem die Herzogin London zu verlassen feierlich versprochen hatte.

Obgleich der König sie nicht mehr sah, ihre an ihn geschriebenen Briefe nicht beantwortete, nur der Herzog von Ormond, ihrer zukünftigen häuslichen Verhältnisse

wegen, Alles mit ihr zu ordnen beauftragt war, auch Cleve-landhouse, das ſonſt von Hofleuten wimmelte, jetzt verlaſſen und verwaiſt ſtand, erfuhr die Herzogin doch Alles, was in Whitehall und St. James vorging, und ſo war ihr auch die Nachricht von Sir Johns aufgehobener Verbannung nicht entgangen, eben ſo wenig, daß er erſt am Tage ihrer Abreiſe in London eintreffen dürfe. Sie freute ſich bei dieſer Nachricht; ob in der Hoffnung, ihn noch einmal zu ſehen, oder weil es ihr lieb ſein konnte, in ihrem Unglück nicht mehr von ihm geſehen zu werden, blieb ungewiß.

Der Tag ihrer Abreiſe nahte, Alles war dazu vorbereitet; ein Jahrgehalt, bei dem der König ſich ſparſamer gezeigt als man vermuthete, ihr ausgeſetzt, und ohne dem König Lebewohl geſagt zu haben, ohne von einem ihrer Freunde begleitet zu werden, ſetzte ſie ſich in ihren prachtvollen Wagen und verließ mit einem großen Gefolge von Dienern am hellen Mittag London, von Niemand bedauert, von Allen gehaßt. Kein Segen der Armen begleitete ſie, ſie hatte Niemand Gutes, vielen Böſes gethan, und nicht einmal die Hinterlaſſenen der drei ihretwegen kürzlich enthaupteten Diener unterſtützt. Sie reiſte nicht ſchnell, in Rickmannsworth hielt ſie ſchon an, um, wie ſie vorgab, die Diener zu erwarten, die ſie in London noch Geſchäfte wegen zurückgelaſſen hatte.

17.

Churchill hatte bei der erſten durch Eliſabeth erhaltenen Nachricht von dem Sturze der Herzogin ſich in Eile

zur Abreiſe vorbereitet. Der Brief des Herzogs von York beſtimmte ihn, ſich von Brüſſel nach Boulogne zu begeben, weil man von hier aus am wenigſten fürchten mußte, durch Wind und Wetter auf offner See aufgehalten zu werden, und er keinen Augenblick ſpäter, als der Herzog beſtimmt hatte, in London eintreffen wollte. Er hielt deshalb ein Schiff bereit, und an dem nämlichen Tage, wo die Herzogin abgereiſt war, beſtieg er es; ein günſtiger Wind ließ ihn bald in Dover landen, wo ſeine Pferde bereit ſtanden und er mit verhängten Zügeln nach London jagte.

Es war ſchon ſpät, als er dort mit freudig klopfendem Herzen ankam. Die Straßen waren ſchon öde und leer, nur hier und da ſtörte ein Haufen munterer Geſellen durch ihren Geſang die Stille, denn in damaliger Zeit legte der Bürger ſich früh zur Ruhe und begann ſein Tagewerk früh. Mit der letzten Kraft jagte ſein Roß durch die Thamesſtreet, und als er jetzt in die Fleetſtreet einbog, zeigte ſich ihm ein ſonderbares Schauſpiel, denn die Straße war in der Ferne von einer Menge brennender Fackeln erleuchtet, deren flammendes Licht ihn faſt blendete. Je näher er kam, deſto ängſtlicher klopfte ſein Herz. Jetzt — wer ſchildert ſein Gefühl — ſah er einen Leichenwagen vor dem Hauſe des Mr. Woodmann halten, ſchwarz umflorte Träger hielten ernſt die lodernden Fackeln, als ob ſie in der dunkeln Nacht noch das Licht des Lebens dem Schauer des Todes entgegenſtellen wollten. Da ſprang er bleich wie der Tod von ſeinem Roß, ſein erſter Gedanke war an den Vater Eliſabeths, und als er auf ſeine haſtige Frage: „Wem

gilt dieſer Leichenzug?" die Antwort erhielt: „der Jungfrau!" dachte er nur an die Eva Woodmann, und eilte von Hoffnung geſtärkt die Treppe hinauf, hörte noch den letzten Hammerſchlag, der den Sarg für ewig ſchloß, riß die Thür des Saales auf, und neben dem Sarge ſtand mit gefalteten Händen Vater Woodmann mit ſeiner Schweſter, die Beide in ſtiller Andacht beteten. Regungslos an die Thüre gebannt, heftete er den ſtarren Blick auf den mit Blumen geſchmückten Sarg; kein Laut entfuhr ihm, kein Seufzer, kein Klageton rang ſich aus ſeiner Bruſt, Geiſt und Körper ſchienen erſtarrt zu ſein. Da gewahrte ihn der unglückliche Vater, ging ruhig zu dem immer noch regungslos Daſtehenden und erfaßte ſeine Hand. „Ermannt Euch, Churchill!" ſprach er, die Hand ihm ſchüttelnd. „Gott hat den Engel zu ſich genommen, der Name des Herrn ſei gelobt! —" Dieſe Worte weckten ſeine Beſinnung wieder. „Oeffnet den Sarg, daß ich ſie noch einmal ſehe, daß ich das Theuerſte ſehe, was ich auf Erden mein nannte. Oeffnet! —" befahl er, da Niemand gehorchte.

„Theurer Sohn!" ſagte der Alte, ihn beruhigen wollend; „ich habe mit ihr Alles verloren, was mich auf dieſer Erde noch feſthielt, und doch ſeht Ihr mich gefaßt und in mein hartes Schickſal ergeben. Euch ſteht die Welt noch offen, Tauſende können Euch erſetzen, was Ihr verlort, darum vertraut, wie ich, auf Gott, deſſen Weisheit Alles zum Beſten lenkt."

„Ach laßt ſie mich nur noch einmal ſehen, nur noch einmal ihre bleichen Lippen küſſen!" bat er.

„Nein, lieber Sir John, gönnt der Todten ihren

ſanften Schlummer, ſtört ihn nicht. Das Leben iſt entflohn, ihre letzte irdiſche Wohnung iſt geſchloſſen, ihr Herz ſchlägt nicht mehr für Euch, ihre reine Seele iſt bei Gott, gönnt ihr die Ruhe! —" Er gab nun den bereit ſtehenden Trägern einen Wink, ſie erfaßten den Sarg und trugen ihn hinab. Churchill folgte dem Vater, als dieſer ihm die Hand reichte. Der Sarg wurde auf den Wagen geſetzt und der Trauerzug ging langſam nach dem Friedhofe. Schweigend folgten die beiden Männer, warfen die erſte Scholle Erde, dieſe letzte irdiſche Liebesgabe, über den dumpf hallenden Sarg, und als der Hügel ſich erhob, das fromme Gebet des Geiſtlichen beendet war, kehrten ſie nach Woodmanns Hauſe zurück, der Vater in ſein Schickſal mit chriſtlicher Demuth ergeben, Churchill immer mehr in ſeinen Schmerz verſunken der Verzweiflung nahe. Da rief aus dem nahen Zimmer Eliſabeths Papagei: „Komm John, komm!" „Der arme John kam zu ſpät!" — murmelte Churchill ſtarr vor ſich hin blickend, und die erſte Thräne rann.

Eliſabeths Verluſt hatte er tief empfunden, und wenn der Herzog von Marlborough ſpäterhin im Triumph durch Fleetſtreet ritt und nach dem für ihn verödeten Hauſe aufſah, konnte er ſich eines traurigen Gefühls niemals erwehren. „Hier habe ich das Theuerſte verloren," ſagte er einſt zu ſeinem Freunde und Kriegsgenoſſen Cadogan, „hier fand eine treue Seele um mich den Tod; gern opferte ich den Ruhm zweier gewonnenen Schlachten für ihr Leben; Friede ihrer Aſche!"

Eliſabeths plötzlicher Tod blieb für immer ein Geheimniß. Nach der Ausſage der Aerzte ſtarb ſie an Gift;

Jedermann hielt die Herzogin von Cleveland für ihre Mörderin, doch beruhte das Gerücht nur auf Vermuthungen, welche die Aeußerung von ihr bestärkte, als ihre in London zurückgelassenen Diener in Rickmannsworth bei ihr eintrafen und ihr die Nachricht brachten, daß Sir John noch am Begräbnißabend in London eingetroffen sei und Elisabeth zu Grabe begleitet habe. „Das gönn' ich ihm nicht, er kam meiner Berechnung nach zu früh," sagte sie tückisch lächelnd. Beweise konnte man nie gegen sie aufbringen.

Der alte Woodmann folgte bald seiner Tochter, und nach mehreren Jahren tröstete Sara Jennings den nur nach Ruhm und Ehre strebenden Churchill, dessen Sehnsucht nach häuslichem Glück mit Elisabeth verschwunden war, doch konnte sie nie die Erinnerung an das unglückliche Mädchen ganz aus seinem Gedächtniß verwischen.

Der tolle Rochester starb schon in seinem 33sten Jahre und Buckingham beschloß sein Leben auf einem kleinen Landsitze in Yorkshire in Dürftigkeit. Die Herzogin von Cleveland heirathete später den Grafen von Castelmaine und starb erst in ihrem 72sten Jahre, auf ihrer langen Lebensreise wohl von manchem Gewissensbisse gequält, von manchem Bilde durch sie unglücklich Gewordener begleitet.

Ugolino.

1.

In dem Jahre 1425 zogen sich von der durch die Hofhaltung der Estés damals so glänzenden Stadt Ferrara eine Menge Landhäuser von den Thoren der Stadt längs dem Po hin. Sie gehörten meist dem Adel, der sich am Hofe des Markgrafen Nicolo III. befand; auch reiche Handelsleute hatten mitunter ihre kleinen Besitzungen dort, und man sah hier ein buntes Gemisch von prachtvollen Villas und kleinen Landhäusern. Am auffallendsten war jedoch eine dicht am Ufer des Flusses gelegene, mit hoher Mauer und alten Ulmbäumen eingefaßte Villa, die nicht allein ihrer gothischen Bauart, sondern auch ihrer ganzen Einrichtung wegen auffallend, und obgleich zu jeder Jahreszeit bewohnt, gewiß unter allen diejenige war, wo die meiste Stille herrschte. Stets fest verschlossen, wurde die Thür nur auf gewisse bekannte Zeichen geöffnet, und Niemand aus der ganzen Nachbarschaft hatte Zutritt.

Die Villa ſelbſt war ein kleines, noch in altem Geſchmack erbautes Gebäude, das nur drei Fenſter Fronte hatte; eine Treppe führte zu einer großen, mit hohen Spitzbogen gewölbten Pforte, die faſt ein Drittheil des Raumes des ganzen Gebäudes einnahm. Man trat von hier aus in eine hohe Halle, aus welcher man eine Wendeltreppe hinauf zu den bewohnbaren Gemächern ſteigen mußte, die nur aus einem Saal und zwei Zimmern beſtanden. Unten neben der Halle war Küche, Speiſekammer und ein Kämmerchen für eine alte Dienerin, die ſchon 25 Jahre dem Hausweſen vorgeſtanden hatte. Selten warf das Sonnenlicht ſeine Strahlen durch die bemalten Fenſter der traurigen Villa, denn die ſie umſchattenden alten Cypreſſen verbreiteten ein ſchauerliches Dunkel über die Wohnung, und ſelbſt der ganze Garten war mit dunkeln ſchlangenförmigen Gängen durchſchnitten, dem bald der Lorbeer, bald die Buchenhecke ein düſteres, melancholiſches Anſehen gaben. Keine Roſe, keine Jasminlaube fand man hier, nur an dem äußerſten Ende der Mauer, die ſich längs dem Fluſſe hinzog, war auf einer Erhöhung ein kleiner freundlicher mit Myrthen umpflanzter Sitz, wo am Fuße des Hügels ein Beet mit allerhand Blumen bepflanzt war.

Die Beſitzerin der Villa, Stella del Aſſaſſino, aus dem Geſchlechte Tolomei, die mit ihrer 15jährigen, zum Kloſter beſtimmten Tochter hier in düſterer Einſamkeit wohnte, fand man meiſt in der Halle, ſelten in dem obern mit ſtattlichem Geräthe geſchmückten Saale.

Blühte im Garten auch keine Roſe, ſo konnte man doch eine weiße hier erblicken, die, wenn ſie auch nicht

in üppiger Farbenpracht prangte, doch ſchön und höchſt anziehend zu nennen war; dies war Melitta, die Tochter Stellas. Jedem Maler, der ſie ſah, hätte die Jungfrau zurufen können: Gedulde Dich noch einige Jahre, Meiſter, und ich ſitze Dir als Modell der vollendetſten Madonna. Schlank von Körper, mit aller weiblichen Grazie begabt, ſchwebte ſie, ihrer Lieblichkeit unbewußt, wie ein ätheriſches Weſen durch die dunklen Bogengänge; ihr ovales Geſicht war regelmäßig, der Mund klein, die Naſe ſchön geformt; das dunkle Auge, das mehr ſchwermüthig als feurig unter den Brauen hervorblickte, war groß und ſprechend, und das einfach geſcheitelte, in zwei Flechten herabhängende kaſtanienbraune Haar üppig; Sanftmuth war der Hauptzug ihres Geſichtes, Dulden der Stempel, den das Schickſal ihr aufgedrückt zu haben ſchien; ſie war eine liebliche, herrliche Erſcheinung.

Heute ſaß ſie am Eingange der Pforte, die Spindel in der Hand, die Mutter in einiger Entfernung in der Halle; Beide hatten lange ſchon geſchwiegen und Melitta mit einer Art Sehnſucht nach ihrer Laute geblickt, die an einer Epheuranke hing, welche ſich mit ihrem dunkeln Laube an dem alten Gemäuer hinaufzog. Der Abendwind ſäuſelte durch die alten Cypreſſen, die Wellen des Po rauſchten und eine Nachtigall ſang ihr Liebeslied; da brach die Mutter endlich das Schweigen. „Du tauſchteſt wohl gern, Melitta, die Spindel mit der Laute, und ſtatt in frommer Andacht an Deine künftige Beſtimmung zu denken, ſängeſt Du mir eine Canzone? — Thörichtes Kind! Sieh mein bleiches, vor der Zeit veraltetes Antlitz, rufe Dir die Thränen zurück, die Du mich ſo oft ſchon be

Tag und Nacht weinen ſahest, ſie entſprangen dem nämlichen Quell, der Deiner Sehnſucht die Nahrung, Deinem noch unbefangenen Herzen das Verlangen nach einem unbekannten Etwas giebt, und nichts reichen wird, als dem Herzen Qual, dem Auge Thränen."

„Mutter!" erwiederte Melitta, ließ die Spindel in ihrem Schooße ruhen und ſchüttelte ungläubig ihr Haupt. „Kann der Quell nicht auch ein Quell der Wonne werden? War er es Euch nicht, warum ſchöpftet Ihr aus ihm, warum leertet Ihr den Becher, der nur Thränen und Gram Euch bot?"

Stella ſchwieg, warf einen wehmüthigen Blick auf ihr Kind und reichte ihr die Hand, die Melitta an ihre Lippen preßte. „Möchteſt Du nie erfahren, was uns verführt, dieſen Becher zu leeren!" ſprach die Mutter dann. „Dies mein Wunſch, dies mein Gebet, ſeit ich Dich in meine Arme ſchloß, dies die Urſache, weshalb ich Dich dem Kloſter beſtimme. Was Du mit dem Schleier opferſt, iſt ja nur ein trügeriſches Glück, was Du durch ihn gewinnſt, iſt viel: Ruhe des Herzens, ein reines Gewiſſen und einen freudigen Blick nach dem Jenſeits."

„Und doch, doch!" rief das Mädchen und ſank der Mutter um den Hals, „doch graut mir vor jenen Mauern! Hier unter den Cypreſſen iſt es düſter, dort iſt es finſtre Nacht; hier habe ich noch mein Plätzchen am rauſchenden Fluß, wo ich meinen Träumen nachhängen kann und bei dem Flöten der Nachtigall mir das Herz ſehnſuchtsvoll klopft und, Mutter, ich ſag' es Euch frei, wo die Hoffnung mich nicht verläßt daß der barmherzige Gott

einen der Millionen Sterne, die über meinem Haupte leuchten und funkeln, auch mir leuchten lassen wird!" Thränen rollten bei diesen Worten aus der Mutter Augen, sie fuhr unwillkührlich mit der Hand nach ihrer linken Seite, man wußte nicht, suchte sie dort das Herz oder den Dolch. Da tönte die Glocke an der Thür, das bekannte Zeichen ließ sich vernehmen. „Er ists!" rief Melitta, riß sich aus der Mutter Armen und wollte hin nach der Pforte, doch der Mutter ernstes: „Bleib!" hielt sie zurück, auch kam Josepha schon mit freundlichem Gesicht aus ihrer Kammer und „Laßt mich nur, das ist ja mein Amt!" sagend, eilte sie mit raschem Schritte nach der Pforte, öffnete sie vorsichtig, lugte spähend hinaus, und auf ihr freundliches: „Guten Abend, Ugolino!" trat ein junger Mann ein, dem sie unter dem Zuruf: „Wie geht es, mein Herzensjunge?" die Wange streichelte und ihn liebkoste. Auch Melitta kam jetzt herbei gesprungen und rief ihm schon aus der Ferne entgegen: „Hast Du auch heute Dein Versprechen erfüllt?"

„Ich habe es!" antwortete Ugolino und ging mit eiligen Schritten dem Hause zu, wo ihn Stella erwartete.

„Warum heute nicht in Deiner gewöhnlichen Kleidung?" fragte sie ihn ernst, als er den Mantel abgeworfen hatte und Melitta ihn mit freudigem Staunen betrachtete. „Wie kannst Du es wagen, in dieser Kleidung hierher zu kommen, und noch dämmert es kaum?"

„Melitta wünschte mich so zu sehen," erwiederte Ugolino. Die Mutter zürnte mit ihr und nannte sie ein thörichtes Kind. Das Mädchen aber war zu sehr in dem Anschauen Ugolino's versunken, um auf der Mutter ver-

weisende Rede zu hören; sie besah ihn von allen Seiten, freute sich des schönen hellrothen Mantels, des weißseidenen Wammses mit seinen hervorquellenden Puffen, des schönen schwarzen Barrets mit den weißen schwankenden Federn, ergötzte ihr Auge an dem gestickten Wehrgehenk, und selbst das lange an des Bruders Seite hängende Schwert betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Gefall' ich Dir so besser, Melitta?" fragte er endlich.

„Ich wüßte Dir hierüber keine Antwort zu geben, mein Bruder," erwiederte sie; „schöner erscheinst Du mir in dieser Tracht des Hofes, bist mir aber fremder geworden, als wenn Du in Deinem grauen Hauskleide vor mir stehst und mit Deinem freundlichen Auge liebe- und mitleidsvoll auf mich blickst. Dein Herz fühlt Theilnahme, das weiß ich; Du hast mich lieb, so recht von Herzen lieb, das fühl' ich, und weinst mit mir, wenn ich, für die öden Klostermauern fürchtend, meinen Kummer an Deiner Brust ausschütte."

„Schweig!" unterbrach sie Stella, „Du bist, wenn mein Auge sich schließt, eine verlassene, den Lockungen der Welt preisgegebene Waise, Du gehörst nicht der Welt, nicht dem Leben an."

„Nicht dem Leben?" rief Melitta erglüht. „Nicht dem schönen blüthenreichen Leben, das vor meiner Phantasie mit allen seinen Reizen, seinen bunten Farben und seiner glühenden Morgenröthe schwebt? Warum gab mir Gott das Leben, warum den innern Trieb, es zu genießen, warum die Sehnsucht, warum die Träume? Nicht wahr, mein Bruder," rief sie innig und schmiegte sich an Ugolino's Brust, „von Dir durchs Leben geführt, da

würde ſich auch die Waiſe glücklich fühlen, würde glücklich ſein können?"

Ugolino drückte bei dieſen Worten einen Kuß auf Melitta's Stirn, trat dann zur Mutter, die Beide ſtill beobachtet hatte, faßte traulich ihre Hand, und mit einem Blick, dem Stella nur ſelten widerſtehen konnte, bat er: „Gebt den Wünſchen der Schweſter nach, beſtimmt ſie nicht ſchon jetzt zum Kloſter; erſt das Unglück muß die Opfer läutern, ehe ſie dort jeder Freude des Lebens entſagen können. Ueberlaßt ſie Gott und ihrem Schickſal. Ich fühle mich jetzt ſo aufgeregt, auch mein Sinn ſchwebt in Sehnſucht und Hoffen, auch mein Herz —"

„Dein Herz?" fiel Melitta ihm ſchnell in die Rede. „Was ſpricht Dein Herz, was verlangt es, wonach ſehnt es ſich? Genügt ihm der Schweſter Herz nicht mehr?"

„Entferne Dich, Melitta!" befahl jetzt die Mutter. „Auch Du, Joſepha, gehe!" ſagte ſie zur Dienerin, die Ugolino in ſeiner glänzenden Tracht immer anſtarrend, ſich nicht entfernt hatte. Beide gehorchten.

„Du liebſt!" begann jetzt die Mutter, die eingetretene Stille unterbrechend, „das ſagt mir Dein flammendes Auge, ſagen mir Deine leidenſchaftlichen Worte. Iſt Deine Liebe Deiner werth, ſo nenne mir ſie."

„Meiner werth?" rief Ugolino faſt zürnend. „An Vorzügen ſteht ſie über Ugolino, wie der Abendſtern über der Sternſchnupfe, die zu ſeinen Füßen in Nichts verſchwindet; an Stand und Geburt? — Was kann der Sohn Stella's verlangen, er, der ſeinen Vater nicht kennt, der keinen Namen, kein Wappen in ſeinem Schilde führt, und unter den Edlen des Landes wie ein Bettler

ſtände, hätte nicht die Gunſt ſeines Herrn ihn wunderbarlich erhoben und ehrenvoll auf einen Platz geſtellt, wohin ſeine kühnſten Wünſche ihn nicht erhoben hätten. Ja Mutter, meiner iſt ſie werth, und ich ſtehe ein Unwürdiger vor ihr, der es nicht wagt, ſein Auge zu ihr zu erheben, den Mund zum Geſtändniß ſeiner Liebe vor ihr zu öffnen. Klein ſtehe ich neben ihr, unbedeutend und unbeachtet —"

„Ha!" rief die Mutter plötzlich aus, ihr Auge flammte, ihr Blick ſah wild umher, ihre Seele brütete in dieſem Moment gewiß einen Gedanken aus, der dem Himmel nicht entſtiegen war. „Fahr' fort!" ſagte ſie endlich, und ein höhniſches Lächeln umſchwebte ihren zuckenden Mund, „fahre fort, mein Ugolino, erzähle mir weiter, nenne mir ihren Namen — geſchwind nenne mir ihn!"

„Nein, Mutter," erwiederte er ernſt, „meine Liebe bleibt ihr und Euch ein Geheimniß."

„Und kannſt Du, darfſt Du ein Geheimniß vor mir haben?"

„Ja, Mutter, das darf ich! Verſchließt Ihr doch auch vor mir ein Geheimniß in Eurer Bruſt. So lange ich denken kann, bat ich Euch, mir den Namen meines Vaters zu nennen, Ihr habt es nicht gethan; der 25jährige Sohn bat Euch noch geſtern darum, und Ihr habt geſchwiegen. Hätte nicht der edle großmüthige Graf Tebaldo ſich des 10jährigen Knaben erbarmt, hätte ihn zu ſich in ſein Haus genommen, ihn, als wäre er ſein eigener Sohn, in allen ritterlichen Künſten unterrichten laſſen, den Jüngling dann als Page an den Hof des Markgrafen gebracht, deſſen Gunſt er ſich auf unbegreif-

liche Weiſe erwarb, ſo daß er, beneidet von Allen, ſchnell von Stufe zu Stufe ſtieg, was wäre aus dem Vaterloſen geworden?"

„Er ſäße hier an der Mutter Seite, oder wäre unter die Fahnen Ferrara's zum Kriege gegen Mailand gezogen," erwiederte die Mutter, finſter vor ſich hinblickend.

„Oder es wäre dies braune Haar unter der Scheere des Prieſters von meinem Haupte getrennt, und gleich Melitta ſtänd' ich im härenen Gewande und läſe vielleicht jetzt als Prieſter die Meſſe zur Vergebung —"

„Nie, nie wäre dies geſchehen!" unterbrach ihn die Mutter aufſpringend. „Du biſt zu Anderem, zu Höherem beſtimmt. Was mir ſeit Deiner Geburt das Herz zerriß, das ſollſt Du rächen! —"

„Alſo doch," murmelte Ugolino vor ſich hin, „doch ein Baſtard —"

„Von etwas Anderem!" fiel ihm die Mutter raſch in die Rede. „Für Deine Stimmung wird unſer Geſpräch zu ernſt, für die meinige zu herzzerreißend. Du liebſt, wen Du liebſt, haben Deine Worte mir verrathen. Ich verlange nicht, daß Du Dein Geheimniß mir offenbareſt, ich kenn' es ja ſchon. Was Du liebſt, iſt Dir unerreichbar, und Dir bleibt nur die Wahl zwiſchen Entſagen, oder aus dem Wonnekelch zu nippen, und dieſe kurzen, ſeligen Augenblicke mit dem Tode zu bezahlen. Wähle! — Wie Du auch wählſt, ich billige es."

Ugolino ſtand ſchweigend vor der Mutter am Portale, ſein Auge war bald auf den Boden geheftet, bald traf es das Auge Stella's, das immer noch unſtät, jetzt wehmüthig auf ihn ſah, jetzt flammend in die dunkle

Nacht der Cypreſſen hinausblickte. Da ſtörte Joſepha ihr Geſpräch; ſie ſetzte eine flackernde Lampe auf den eichenen Tiſch und entfernte ſich wieder.

„Setze Dich, Ugolino, zu mir hierher!“ ſagte die Mutter, trat in die Halle zurück, der Ton ihrer Stimme war wieder weich und ihr Auge ſchien bei dem Kerzenlicht nicht mehr zu flammen, wie in der Dämmerung. „Ich glaube, Dir heute, an dem Tage, wo kein Geheimniß ſich entſchleiern will, Dir dennoch eines zu enthüllen; Dein Herz glüht in Liebe, und ſo darf ich es wohl wagen. Was ich Dir ſagen werde, bleib' in Deiner Bruſt verſchloſſen — Melitta iſt Deine Schweſter nicht.“

„Nicht?“ rief Ugolino. „Das ſchmerzt mich! Hatt' ich doch außer Euch, Mutter, noch ein Herz, was die Natur an das meinige kettete, nun ſtehe ich immer verwaiſter da. Wer iſt die Unglückliche? Sagt mir, warum ſo lange die Täuſchung, warum das Mädchen mit Banden umſchlingen, deren Löſung für ſie ſo ſchmerzlich ſein muß?“

„Höre mich an!“ begann die Mutter. „Auf einer Reiſe von Mailand hierher fand ich an der Landſtraße ein zerlumptes Weib. Sie ſaß bleich, abgehärmt da, träufelte einem zweijährigen Kinde noch einige Tropfen Honig in den Mund und weinte dabei bitterlich. Ich ſtieg von meinem Maulthiere, ſelbſt unglücklich, erwachte in mir das Mitleid, ich fragte die Frau nach der Urſache ihrer Thränen und erfuhr von ihr, daß der Vater des Kindes, ein Grieche aus Tenedos, ſie verlaſſen und ſie jetzt die letzte Erquickung der Kleinen gereicht habe, denn eine Bettlerin, hülflos, aus dem Vaterhauſe

verſtoßen, bliebe ihr nichts mehr übrig als der Tod. Dies jammerte mich, die Kleine ſah ſo freundlich an mir auf, ihr Mund lächelte ſo lieblich, ſie ſtreckte, wie bittend, die Arme nach mir, und als ich ſie von der Mutter Schooße hob, ſchien ſie gern bei mir zu verweilen. Wollt Ihr mir das Kind überlaſſen? fragte ich jetzt die unglückliche Mutter. — Wenn ich dem Kinde folgen darf, ja! Soll ich mich von dem Kinde trennen, dann nimmermehr! — Ich dachte einige Augenblicke nach, es war gerade die Zeit, wo Dich der edle Graf zu ſich auf ſein Schloß nahm; auch ich war ja kinderlos, die Kleine lächelte noch immer ſo freundlich an mir auf. So folge mir! ſprach ich, und nahm Mutter und Kind zu mir in mein Haus. Doch die Unglückliche hatte nicht die Kraft Deiner Mutter, ſie unterlag nach einem Jahre dem Gram, und mir blieb das Kind, das ich von nun an, um es mir ganz zu eigen zu machen, für meine Tochter ausgab und als Du ſie zum erſten Male ſaheſt und mich fragteſt, wer die Kleine ſei, Dich durch ein Mährchen hinterging."

„Und warum täuſchtet Ihr mich ſo lange, warum das Mädchen?" fragte Ugolino.

„Ich ſah voraus, was kommen konnte und was geſchehen iſt. Des Mädchens weiches, phantaſtiſches Gemüth, das ſich auch als Kind mit jedem Tage deutlicher ausſprach, ihre mit jedem Tage ſich mehrende Lieblichkeit ließen mich fürchten, es könne dereinſt eine Neigung in ihr oder in Dir wach werden, die außer meinen Plänen lag. Ich habe mich nicht geirrt; trotz dem, daß ſie in Dir nur ihren Bruder ſieht, liebt ſie Dich, meine Täu-

ſchung hat es nicht zu hindern vermocht; deshalb muß ſie in ihrem Irrthume verbleiben. Dir entdeck' ich es, damit Du Dein Betragen gegen ſie darnach ordnen kannſt und weniger herzlich gegen ſie biſt. Die Gluth in des Mädchens Bruſt muß gelöſcht, nicht angefacht werden; darum beſtimmt' ich ſie auch, ihr leidenſchaftliches Gemüth kennend, dem Kloſter, denn welche Anſprüche kann ſie an die Welt machen? — Und wenn, wie Du vorhin meinteſt, erſt Unglück das Opfer läutern müſſe, ehe es in des Kloſters Mauern jeder Freude des Lebens entſagen kann, ſo fürcht' ich, ſie wird durch ihre Neigung zu Dir früh geläutert ſein.

„Dir, mein Sohn, nur noch den Rath," fuhr ſie dann, ſich von ihrem Sitze erhebend, fort: „Prüfe Dich genau, unterdrücke Deine Neigung, oder weihe Dich mit ihr einem ſichern Verderben. — Ich glaube," fuhr ſie nach einer langen Pauſe fort, in welcher düſtere Gedanken, wie nächtliche Schatten, ihrem Geiſte vorüberſchweben mochten, „das Schickſal wird Dich zum Letztern hinreißen." Sie rief jetzt, ohne Ugolino's Antwort abzuwarten, Melitta, drückte dem Sohne mit Heftigkeit die Hand, der heute beim Lebewohl ſich nicht ſtürmiſch in ihre Arme warf, und ſagte mit ſonderbarem Tone: „Nun geh und lege Dich zur Ruhe, wenn Ruhe Dir werden kann!"

Als Melitta Ugolino bis an die Pforte begleitete, ihm „Gute Nacht, geliebter Bruder!" zuraunte und einen Abſchiedskuß auf ſeine Lippen drückte, fühlte ſie, daß er, ſich zurückbeugend, ſie ſanft von ſich ſchob. „Was war das?" murmelte ſie vor ſich hin, legte die Hand aufs

Herz und ſchlich nach der Villa zurück. Wohl keinen von Allen erquickte in dieſer Nacht der Schlaf, von mancherlei quälenden Empfindungen war ja jede Bruſt bewegt.

2.

Der Hof des Markgrafen von Eſté, Nicolo III., war damals einer der glänzendſten Italiens. Durch die, eben nicht auf edle Weiſe, vor vielen Jahren herbeigeführte Ermordung des Ottobonus Terzi hatte er ſich in dem Beſitz von Modena und Reggio feſtgeſetzt und ſeine Staaten bedeutend vermehrt. Künſtler und Gelehrte waren eine Zierde ſeines Hofes, die edelſten Männer der Lombardei drängten ſich um die Perſon des großartigen Fürſten, der im Kriege wie im Frieden hochgeachtet, hochgeehrt war. Selbſt wegen der Schönheit der Frauen, welche hier glänzten und die Perſon ſeiner Gemahlin umgaben, war damals Ferrara berühmt, obgleich ſie nur wie bleichende Sterne neben der Alles überſtrahlenden Sonne, neben Pariſina, der Markgräfin von Eſté, ſtanden. Sie war die Zierde des Hofes, war des Markgrafen herrlichſter Juwel und ein Muſterbild edler Frauen. Tochter Malateſto's, war ſie dem Markgrafen in ihrem 15ten Jahre vermählt, und eine 7jährige Verbindung, wo ihn die verſchiedenen Kriege gegen Mailand oft von Ferrara und ſeinem geliebten Weibe entfernten, hatte ihm ſo manches Trübe, ſo manches Unangenehme, was ihm aus den politiſchen Händeln entſprang, verſüßt. Seine Ehe war,

ſelbſt bei mancher Härte des Charakters, bei mancher übertriebenen Strenge und Rauhheit des Markgrafen, glücklich zu nennen. Pariſina war nicht allein ſchön, ſie war auch ſanft, nachgebend und tugendſam, und ihr freundliches, ruhiges Gemüth mußte Jedermann anziehen. Ihr majeſtätiſcher Wuchs, die ſchönen Formen ihres regelmäßig gebauten Körpers, der lieblich geformte Mund, von dem man nur Freundliches zu hören erwarten konnte, das ſprechende ſchwärmeriſche Auge, das mehr nach dem Himmel als nach der Erde zu blicken ſchien, gaben dieſer Fürſtin einen ſo himmliſchen Reiz, daß, wer ſie ſah, anbetend vor ihr ſtehen mußte. Selbſt daß ſie jetzt oft in Träumen verſunken und mit ihren Gedanken abweſend zu ſein ſchien, und eine gewiſſe Unruhe, welche dem ſonſt ſo gleichmüthigen, immer heiteren Antlitz Abwechſelung und Beweglichkeit gab, erhöhte vielleicht noch mehr ihre Reize, als daß ſie ihnen ſchadete.

Ihr Gemahl war erſt ſeit einigen Tagen von Venedig zurückgekommen, wo er ſich wegen des Feldzuges gegen den Herzog von Mailand mit dem Senat beſprochen hatte. Seine Zurückkunft zu feiern, war von ihr heute ein Feſt veranſtaltet, wozu ſie Alles aufgeboten, es glänzend und ſeiner würdig zu machen. Dichter wetteiferten mit ihren Geſängen zum Lobe des Markgrafen, und jeder hoffte den vergoldeten Pokal zu gewinnen, den die Fürſtin als Preis des herrlichſten Liedes ausgeſetzt hatte; die vorzüglichſten Sänger und Sängerinnen waren aus Padua und Verona herbeigezogen, durch ihren melodiſchen Geſang den Reiz des Feſtes zu erhöhen; Blumengewinde ſchmückten die Marmorwände der hohen Säle,

Düfte von Ambra und Cedernholz durchzogen die Gemächer, im weitläufigen Garten war Alles zur Erleuchtung bereitet, und man sah, daß eine liebende Hand hier geordnet hatte. Der Markgraf war entzückt; wenn er auch nur einen flüchtigen Blick auf die geschmackvollen Anordnungen warf, so hing sein Auge desto inniger auf seiner geliebten Gattin, die heute ihm doppelt schön, doppelt liebenswürdig erschien. Ein süßes Wort von ihren Lippen hatte mehr Werth für ihn, als alle Schmeichelworte der Dichter, der Ton ihrer Stimme erschien ihm melodischer, als alle Töne, womit die Sänger ihn zu bezaubern wähnten; er sah, er hörte nur sie, sie schien nur Auge, nur Ohr für ihn zu haben.

So nahte der Abend. In buntem Farbenspiel prangte der Garten, vom Zauberlicht bestrahlt glühten die Orangen aus dem dunklen Laube hervor, und die plätschernden Springbrunnen schienen statt Tropfen, Ströme Feuers in die marmornen Becken zu gießen. Aber wenn draußen der künstliche Tag die Nacht verscheuchte, Alles von magischem Licht umflossen, wie eine Zauberwelt sich gestaltete, die Blumen getäuscht ihre Kelche wieder öffnen mochten, da war es nur Dämmerung in den dunkeln Buchenhecken, da glaubte man aus dem Reiche der Salamandrinen in die düstern Grotten unterirdischer Geister versetzt zu sein.

Den Markgrafen hatte eben ein Eilbote, der von Venedig kam, aus dieser Feenwelt auf sein Zimmer abgerufen, während dessen die Fürstin an dem Arme ihrer Freundin Leonore Montaldo in einem dieser magisch erleuchteten Buchengänge lustwandelte. Sie waren kaum

einige Male auf- und abgeſchritten, als ſie Ugolino, der ſie nicht zu bemerken ſchien, mit verſchränkten Armen und gebeugtem Haupte auf ſich zukommen ſahen. „Seht dort den Jüngling!“ raunte Leonore der Fürſtin zu. „Seit einiger Zeit iſt ſein Frohſinn von ihm gewichen, die Liebe muß ſein Herz beſchlichen haben, und ich habe die Ueberzeugung, jede Jungfrau Ferrara's würde ſich glücklich fühlen, wenn die Seufzer, welche ſeiner Bruſt entquellen, nach ihr gerichtet wären.“

„Auch Du?“ fragte die Fürſtin.

„Auch ich!“ erwiederte Leonore. „Warum ſollt' ich gegen Euch mein Herz nicht öffnen? — Doch ſtille, er naht! Wir müſſen ihn aus ſeinen Träumen wecken, ſonſt überraſcht es ihn zu ſehr, wenn er plötzlich vor Euch ſteht. — Ugolino!“ rief ſie dann. Dieſer erſchrak, ſah auf, ſah die Fürſtin ſo nahe vor ſich, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und trat bei Seite. Ein freundliches Nicken des Kopfes Pariſina's und ihrer Freundin beglückte ihn. Die Frauen, ſich nicht weiter um ihn kümmernd, ſchritten dann an ihm vorüber, er wagte es, ihnen nachzuſehen, und ſah jetzt etwas Weißes auf der Erde ſchimmern; er eilte leiſe hinzu, hob es auf — es war der Fürſtin reich geſtickter Handſchuh, der ihr mochte entfallen ſein. Schnell preßte er ihn an ſeine Lippen, noch ſchneller wollte er ihn in ſeinem Koller verbergen, doch es bedurfte nur eines Augenblicks Beſinnung, und er folgte ihnen, und als ſie ſeine raſchen Tritte hinter ſich vernahmen, wandten ſie ſich; er aber beugte ſein Knie und überreichte der Fürſtin das Verlorne.

„Ich danke Euch, Ugolino!“ ſagte ſie, ein freundli-

cher Blick lohnte ihm, ſie wandte ſich dann ſchnell und verfolgte ihren Weg.

Indem ſie den Handſchuh ergriffen hatte, mochte ihre Hand zufällig die Hand Ugolino's berührt haben, denn als die Frauen ſchon längſt den Buchengang verlaſſen hatten, ſtand er noch wie feſtgebannt. „Träume ich?" dies war der erſte klare Gedanke, der ſeiner Seele entfloß, „oder ſind meine Augen wach? Ihre Hand hat wirklich die meine berührt? — Thor!" fuhr er plötzlich auf, und ſeine Gedanken wurden zu Worten. „Thor! wie kann ein Zufall Dich entzücken? — Und wäre es kein Zufall? — Deſto ſchlimmer!" Er wandte ſich, verließ ſchnell den Buchengang und miſchte ſich unter den Haufen der Gäſte. Doch ließ dieſer Abend einen tiefen Eindruck in ihm zurück; die warnenden Worte der Mutter, die ſeit jenem Abend auf der Villa ihm immer im Gedächtniß geblieben waren, entführte jetzt eine thörichte Hoffnung; er gab ſich ganz ſeinen Gefühlen hin, und in ſteten Träumen verſunken, hoffte er Alles, und fürchtete nichts mehr für die Zukunft. „Du mußt entſagen, oder Deinem ſichern Verderben entgegen gehen!" Dieſe warnenden Worte hatte die leiſe, vielleicht zufällige Berührung der Hand ihn ganz vergeſſen laſſen, ſelbſt das, was die Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter verlangen konnte, ſchwieg in ſeiner Bruſt.

Auch Pariſina's tugendhaftes Gemüth, ihr feſter, herrlicher Charakter war ſeit einiger Zeit nicht ganz von dem Eindruck frei geblieben, den Ugolino's ſchöne, männliche Geſtalt auf das Herz jeder Jungfrau machen mußte. Sein Beſtreben, jede Gelegenheit zu ergreifen, durch die

er ſeine Aufmerkſamkeit und Treue beweiſen konnte, mancher unwillkührliche Blick ſeines Auges, der ſein Herz verrathen, hatte ſie auf ihn aufmerkſam gemacht; ſie beobachtete ihn genauer, nahm mit jedem Tage mehr Theil an ihm, und war beſorgt, als er vor wenigen Monaten an einer Krankheit ſchwer darnieder lag. Auch an einer Heiligen übte oft die Liebe ihr Recht, auch Pariſina konnte nicht ganz des Eindruckes Herrin werden, den Ugolino auf ſie gemacht; ſie ließ ihn nicht laut werden, kämpfte muthig gegen ihn, doch je mehr ſie ſich überzeugte, wie ſehr der Jüngling in Liebe gegen ſie befangen war, deſto ſchwerer wurde der Kampf, deſto mehr hatte ſie ihn vermieden; auch der Friede ihres Herzens war in ſchwachen Augenblicken geſtört. Als wenige Wochen nach dem Feſte der Markgraf mit ſeinem Heere auszog, und trotz Ugolino's Bitten, ihn nicht zurückzulaſſen, darauf beſtand, daß er bis auf Weiteres in Ferrara bleiben ſolle, verwendete ſich auch Pariſina bei ihrem Gemahl für den kampfluſtigen Jüngling; aber auch ihr ſchlug es der Markgraf unter dem Vorwande ab, Ugolino verachte jede Gefahr, dränge ſich zu dem kleinſten Gefechte und würde ſich ruhm- und nutzlos opfern; ſtände jedoch eine Schlacht bevor, dann wolle er ſeinen Liebling zu ſich rufen. Pariſina gnügten dieſe Gründe nicht, doch ſie mußte ſchweigen und Ugolino gehorchen. Mit klopfendem Herzen, mit traurigem Blick ſtand er neben dem Roſſe ſeines Herrn, als die Trompeten zum Abmarſch riefen und der Markgraf das wiehernde beſtieg; kaum konnt' er die Thräne zurückhalten, die hervorbrechen wollte. Der Markgraf bemerkte es und reichte ihm die Hand.

„Gedulde Dich," rief er ihm zu, „Du folgst mir bald!" Trauernd kehrte Ugolino ins Schloß zurück, und der Abend fand ihn wieder auf der Mutter Villa.

3.

In sonderbarer Stimmung trat Ugolino heute bei ihr ein; eben so sonderbar aber war Melitta's Empfang. Ihr hatte Stella die Weisung gegeben, mit ihrer übertriebenen Zärtlichkeit dem Bruder nicht mehr lästig zu werden, indem es für eine Jungfrau ihres Alters sich nicht mehr gezieme, selbst ihren nächsten Verwandten stets mit so zärtlichen Liebkosungen zu empfangen. Sie reichte ihm heute, dessen eingedenk, schweigend die Hand, und nur ihr Druck durfte ihm sagen, wie tief sie für ihn fühle, wie lieb sie ihn habe. Sie schlich gleich darauf in den Garten, setzte sich unter einen hohen Ulmbaum und hing hier ihren trüben Gedanken nach.

Auch die Mutter fand er heute noch ernster als gewöhnlich; sie erwiederte seine Begrüßung zwar freundlich, aber Trübsinn war über ihr ganzes Antlitz verbreitet. Sie winkte ihm, ihr zu folgen, und begab sich, was nur selten geschah, mit ihm in den obern Saal.

„Ugolino!" begann sie hier und eine Thräne quoll hervor. „Setze Dich und höre mich an, beherzige, was ich Dir sage, darum bittet, darum beschwört Dich bei allen Heiligen Deine Mutter, achte auf ihre Warnung! Nichts hab' ich ja in der Welt, an dem mein Herz

hängt, als Dich, nur mein Gram, tauſendfach durch Deinen Verluſt erhöht, bliebe mir und ich wäre ganz unglücklich —"

„Mutter, warum dieſe herzzerſchneidenden Worte?" unterbrach ſie Ugolino. „War mir nicht von jeher Euer Wille Befehl?"

„Wenn das Herz bethört iſt," ſagte die Betrübte, „da iſt das Ohr auch für der Mutter Bitten taub. Du liebſt! — Ich verlange durch Dich den Gegenſtand Deiner Liebe nicht zu kennen, leider kenn' ich ihn nur zu gut — es iſt die Fürſtin!"

Ugolino erröthete, ſchlug anfangs betroffen die Augen nieder, dann ſchaute er mit ſeligem, verklärtem Blick der Mutter ins Auge, drückte, küßte ihre Hand und warf ſich in ihre Arme. Schnell aber riß er ſich los, ſetzte ſich wieder ruhig neben ſie; Ernſt war an die Stelle der Entzückung getreten, und er bat die Mutter fortzufahren.

„Dir ſteht Zweierlei bevor," begann ſie jetzt, über das Betragen des Sohnes den Kopf ſchüttelnd. „Du wirſt erhört, oder ſchnöde abgewieſen; denn wenn Du wähnſt, Deine Gefühle in Deiner Bruſt verſchließen zu können, ſo kennſt Du die Leidenſchaft der Liebe noch nicht, ſie durchbricht jede Bahn und giebt ſich kund in Blick oder Wort. Biſt Du glücklich, was ich bei dem edlen, ſtreng tugendſamen Charakter der Fürſtin nicht glauben kann, handelte ſie thöricht wie Du, ſo bedenke, daß tauſend Späher eine Fürſtin umgeben, tauſend, die den Günſtling des Markgrafen beneiden und Dich und ſie verrathen werden. Belächelt ſie die Thorheit eines wahnſinnigen Jünglings, iſt ihr Herz ſo mild, ihm zu

verzeihen und zu ſchweigen, ſo bleibt Dir nur der Schmerz, bleibt Dir nur das bittere Gefühl, von der, die Du liebteſt, verſpottet, höchſtens bemitleidet zu werden. Hält ſie es aber für Pflicht, glaubt ſie es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ihren Gemahl mit Deinen Thorheiten bekannt zu machen, dann weißt Du, daß der gegen Dich ſonſt ſo gütige Herr, daß Dein Wohlthäter ein ſtrenger Richter und der Tod Dein Loos ſein würde. Ueberdies bedenke, Ugolino, gegen wen Du fehlſt! Du handelſt ſtrafbar gegen den Mann, dem Du Alles verdankſt, was Du biſt, was Du haſt. Raſerei iſt es nicht allein, die Du im tollen Uebermuthe freudig mit Deinem Leben bezahlen willſt, Undank, ſchwarzer Undank iſt es, und deſſen ſollte ein edles Herz nie fähig ſein. Noch eins!" rief ſie, als Ugolino aufgeſprungen war, wahrſcheinlich die Empfindungen der Schaam in dieſem Augenblick zu verbergen. „Haſt Du denn gar nicht daran gedacht, daß Du, erhört, auch ſie mit ins Verderben ziehſt? Bedenke dies Alles, und wenn nicht ein böſer Dämon über Dich und mich, und vielleicht auch über ſie waltet, ſo bin ich von dem edlen Sinne meines Sohnes überzeugt, er wird Herr und nicht Sclave ſeiner Leidenſchaft ſein." Sie ſtand bei dieſen Worten auf, begab ſich in ihr kleines Gemach, wohin ihr ohne Erlaubniß ſelbſt der Sohn nicht folgen durfte, warf ſich hier an ihrem Betaltar nieder und ſprach, mehr mit Leidenſchaft als mit Ergebung: „Herr! du haſt mir Kraft gegeben, den Trieb nach Rache zu bezwingen, du haſt das Muttergefühl laut in mir ſprechen laſſen, und es hat einen Wunſch bezähmt, den ich ſchon ſo viele Jahre genährt habe, laß mich auch nicht vergebens gekämpft,

nicht vergebens dieſes Opfer gebracht haben, leite Alles zum Guten, oder Du giebſt mich wilder Verzweiflung preis und ſtößeſt mich zurück an die Pforten der Hölle, an denen ich ſtand.“ Sie beugte jetzt ihr Haupt, und das Gebet, was aus ihrer Seele ſich zum Himmel empor rang, mochte wohl demüthiger und vertrauungsvoller ſein, als das. was ihr Mund eben geſprochen hatte.

Ugolino, tief die Worte der Mutter fühlend, war indeſſen in den Garten nach dem Plätzchen am Ufer gegangen, ſetzte ſich auf die dort befindliche Steinbank, dachte über ſich und ſein Beginnen reiflich nach, und bald war ſein Entſchluß gefaßt. Immer noch nachdenkend verließ er den Sitz, pflückte einige der wenigen Blumen, die Melitta hierher gepflanzt hatte, und warf ſie in die rauſchenden Fluthen des Po. Und als die ſchaukelnden Wellen ſie entführten, rangen ſich aus beklemmter Bruſt die ſchmerzlichen Worte: „Fahrt hin, fahrt hin, ihr Kinder des Frühlings! Wie euch, ſo werf' ich alle meine Träume, mein Sehnen, mein Eden von mir und verſenke ſie ins Grab, mögen ſie dort ruhen — um nimmer zu erſtehen? — Nein, nein!“ rief er dann unmuthig aus, doch bald ſeufzte er tief auf „und doch, ſie müſſen!“

„Was murmelſt Du da für unverſtändliche Worte?“ ſprach jetzt die hinter ihm ſtehende Melitta. „Du ſcheinſt bewegt, mein Bruder; auch ich bin es; ach, ich ſoll mich losreißen und kann nicht, ich ſoll entſagen und vermag es nicht!“

„Unglückliche!“ ſagte Ugolino, „ wir theilen gleiches Schickſal. Unſer Beider Ziel, glaub' es mir, Melitta, iſt unerreichbar —“

„Das fühl' ich!" ſprach das Mädchen in tiefer Rührung. „Dem Bruder kann ich nur Freundin ſein, und dies karge Glück, was ich mit ſo Vielen theilen muß, kann meinem Herzen nicht genügen." Sie wollte jetzt gehen, Ugolino ihre Thränen zu verbergen, doch plötzlich blieb ſie ſtehen. „Eine Bitte habe ich an Dich, mein Bruder," bat ſie, „gewähre ſie mir — wenn Du kannſt. Sei nicht mehr ſo freundlich gegen mich, ſieh nicht immer ſo mitleidsvoll auf mich, nenne mich nicht mehr Deine liebe Melitta, nenne mich immer nur Deine Schweſter, damit dieſes kalte Wort, wie der Alp die Bruſt des Schlafenden, das Klopfen meines Herzens niederdrücke, nenne mich nie mehr Melitta!" Bei dieſen Worten entfernte ſie ſich, Ugolino folgte ihr.

Als ſie zurückkamen, fanden ſie die Mutter wieder in der Halle ſitzend; ihr Auge war nicht mehr feucht, ihre Haltung wie ſonſt, Niemand hätte glauben können, daß ſie noch wenig Zeit zuvor ſo aufgeregt, ſo ſehr mit ihrem Innern beſchäftigt geweſen wäre. „Ich wünſche Dich morgen nicht hier zu ſehen!" ſagte ſie jetzt zu Ugolino. „Sind Dir noch die Stunden, die Du bei Deiner Mutter ſein kannſt, werth und angenehm, ſo bleibe heute recht lange; Melitta mag ihre Laute nehmen und uns durch ihren Geſang zerſtreuen. Komm, Melitta, Du ſingſt ja am liebſten, was Du eben empfindeſt, ſchaffſt Deine Gefühle zu Worten, und harmoniſch tönen dann die Saiten dazu. Improviſire uns heute ein Lied, vielleicht findet es Anklang bei uns."

Schweigend ergriff Melitta die Laute, ſah traurig vor ſich nieder, dann fuhr ſie plötzlich auf: „Mutter, ich

habe heute keine Worte für meine Empfindungen, meine Bruſt iſt zu beengt, meine Gedanken zu wirre."

„Eben deshalb ſollſt Du die Worte ſuchen, damit Du Deine Gedanken ordneſt und der Geſang Deine beklemmte Bruſt erleichtert." Das Mädchen mußte gehorchen, und einen flüchtigen, aber doch ſeelenvollen Blick auf Ugolino werfend, griff ſie in die Saiten ihrer Laute und ſang:

„Die Jungfrau ſitzt am rauſchenden Bach
Und blickt in die wogende Fluth;
Sie ſchauet dem Laufe der Wellen nach,
Gebrochen war ihr der Muth:
Ihr Herz war ſo ſchwer, ihre Seele betrübt,
Denn unerreichbar iſt es, was ſie liebt.

Ihr Wellen, ihr eilt eurem Ziele zu,
Und habt es auch bald erreicht,
So ſprach ſie, dort findet ihr Friede und Ruh',
Wenn im tobenden Meer ihr ſchweigt.
Mir wird nie die Ruhe, mein Herz bleibt betrübt,
Denn unerreichbar iſt es, was es liebt.

O wehe dem Herzen, dem Hoffnung entflieht,
Und das doch in Sehnſucht vergeht,
Für das kein Herz in Liebe erglüht,
Kein Liebeswort ſanft es umweht.
Ihm fliehet der Friede, tief iſt es betrübt,
Denn unerreichbar iſt es, was es liebt.

Ich Arme ſteh' am rauſchenden Bach,
Und ſchau' in die wogende Fluth.
In mir bleiben Schmerzen und Sehnſucht wach,
Und heißer wallet mein Blut;
Ich lechze nach Wonne, mein Herz bleibt betrübt,
Denn unerreichbar iſt es, was es liebt."

Als ſie geendet und die Laute weggelegt hatte, herrſchte eine tiefe Stille in der Halle, ſelbſt Stella war ergriffen. Das Mädchen ſchlich ſich leiſe fort, und auch Ugolino ſuchte die Einſamkeit und ſagte der Mutter bald ein Lebewohl.

4.

Am andern Abend, ſchon war es finſter und der Mond brach nur noch zuweilen hinter den ziehenden Wolken hervor, als die Klingel der Pforte mit dem bewußten Zeichen ſich wieder hören ließ. „Geh' hinauf in Deine Kammer," befahl jetzt Stella dem Mädchen, „und verlaß ſie nicht eher wieder, als bis ich es Dir erlaube!" Melitta ging, und ſtatt ihrer trat ein in einen Mantel Gehüllter in die Halle ein. „Verzeiht, daß ich Euch hierher beſcheiden ließ," redete Stella ihn an. „Legt ab, Herr Graf, und ſeid mir willkommen!" Er legte den Mantel ab, und ein würdiger Greis, der Graf Tebaldo, ſtand vor ihr.

„Es muß Wichtiges ſein, was Euch bewog, mich

rufen zu laſſen, unglückliche Frau!" begann dieſer. „Es betrifft Ugolino?"

„Ja, Herr, es betrifft ihn. Ich weiß, Ihr nehmt Theil an ſeinem Schickſal, habt, während er in Eurem Hauſe zum Manne heranwuchs, ihn liebgewonnen, und er verdankt Euch viel; deshalb glaube ich auch, Euch ganz vertrauen zu können, denn was ich Euch mittheilen werde, verlangt die größeſte Verſchwiegenheit."

„Ihr erſchreckt mich, Signora! Was iſt geſchehen?"

„Er liebt!"

„Nun, iſt es weiter nichts, als das, ſo laßt ihn ſeinen Traum austräumen und weckt ihn nicht. In ſeinen Jahren erſcheint die Liebe dem jugendlichen Herzen nur als eine Sonne, die kein Wölkchen trübt; laßt ihn, und wäre ſie auch thöricht, die Thorheit der Liebe verfliegt mit dem Traume; das junge Herz hat ſich ergötzt, iſt ſpäter wohl um eine Erfahrung reicher geworden, und mit einer neuen Liebe iſt die alte, ſo wie die Erfahrung vergeſſen. Ich weiß wohl, daß es von ihm vermeſſen iſt, ohne des Markgrafen Willen zu wählen, aber der erſte Pfeil, der das jugendliche Herz trifft, ſitzt ſelten tief, er iſt wie der erſte Rauſch, den man ſchnell ausſchläft."

„Hört mich nur an, edler Herr, und Ihr werdet mit mir für meinen Sohn zittern."

„Das könnt' ich nur, hätt' er etwas Schlechtes begangen, und das kann, das wird Ugolino nicht!" nahm der Alte zürnend das Wort. „Ich kenn' Euch zu lange, Signora, um nicht zu wiſſen, daß Ihr Alles, auch das Hellſte, aus einem trüben Geſichtspunkte betrachtet; Euer

Unglück hat Euch menschenfeindlich gemacht, Ihr fürchtet stets, wo Andere nur hoffen."

„Was soll das hier, Herr? — Ugolino tadelt, nicht mich!" sagte die Signora, über die langen Reden des Grafen etwas ungeduldig werdend. „Er steht am Rande eines furchtbaren Abgrundes, haltet Ihr ihn nicht zurück, so ist er verloren; der Mutter Wort vermag nur wenig über ihn. Wißt, er hat eine thörichte, strafbare, unglückliche Neigung für die Fürstin gefaßt!"

„Um aller Heiligen willen, was sagt Ihr da? Kann der Wahnsinn den Menschen so weit verführen?"

„Rettet ihn, sprecht mit ihm!" bat die Mutter.

„Mit ihm sprechen?" sagte der Greis. „Ich glaube, das wäre Oel ins Feuer gegossen. Entfernen muß man ihn, dem Heere muß er folgen, im Schlachtenkampfe seine Thorheit vergessen." Er hielt inne und verfiel in Nachdenken. „Und die Fürstin?" fragte er dann schnell.

„Von ihr weiß ich nichts," erwiederte die Signora, „nur dünkt es mir, das Entzücken, welches aus seinem Auge leuchtet, zeugt, daß er nicht hoffnungslos ist."

„Und hat er Euch dies Alles vertraut?"

„Daß sein Herz erglühe, hat er mir gestanden, wer diese Flamme angefacht, mir verschweigen wollen, doch ein unbedachtes Wort führte mich auf die Spur, ich habe die Fürstin als den Gegenstand seiner Liebe genannt, und er hat geschwiegen."

„Das ist ein schlimmer Handel!" sagte der alte Graf, immer ernster werdend. „Das muß anders werden, oder Ihr habt Recht, er ist verloren. Heute, morgen, wenn es sein kann, muß er fort, keinen Tag länger darf er

in Ferrara verweilen, Entfernung allein kann ihn retten."

„Thut, was Ihr könnt, Ihr habt ja schon so viel für ihn gethan, edler Herr!" bat die geängstigte Mutter. „Ich glaube selbst, Entfernung allein, oder das Ehrfurcht gebietende, abschreckende Benehmen der Fürstin kann ihn retten. Eilt, sendet ihn noch in dieser Nacht von hier, und sollte er ohne Abschied von mir Ferrara verlassen müssen, will ich den Schmerz der Trennung auch ohne linderndes Lebewohl gern ertragen." Der Graf säumte nicht lange und verließ die Villa, ihre Bitte zu erfüllen.

In damaliger Zeit, wo noch immer die Parthei der Ghibellinen und Guelphen fast in allen Städten sich feindlich gegenüber stand, wo die Herrscher so oft wechselten, und die Habsucht der Signoria zu Venedig, wie der Visconti's zu Mailand die kleineren zwischen beiden Staaten liegenden Fürsten immer für ihr Besitzthum Sorge tragen ließen, bedurfte jeder Fürst eines treuen Dieners, um während seiner Abwesenheit ein wachsames Auge zu haben. Graf Tebaldo hatte schon oft dieses schwere Geschäft übernehmen müssen, und auch dieses Mal war es ihm von seinem Herrn übertragen worden. Dies gab ihm nun wohl Gelegenheit, unter einem schicklichen Vorwand Ugolino an den Markgrafen zu schicken, und dann hoffte er diesen zu bewegen, ihn beim Heere zu behalten. Er ließ am andern Morgen Ugolino zu sich kommen, gab ihm den Befehl, sich auf morgen nicht allein zu einer Sendung an den Markgrafen, sondern auch so einzurichten, daß er beim Heere bleiben könne.

Ugolino erbleichte bei dieſer Nachricht, und ehe er ſeinem alten Erzieher ein Wort erwiederte, ſchaute er ſinnend vor ſich nieder. Plötzlich aber erhob er den Blick, ſein Auge erglühte und ſah freudig auf den alten Mann, der, ihn ſcharf beobachtend, vor ihm ſtand.

„Ihr überraſcht mich mit einer frohen Botſchaft!“ ſprach er. „Ja, dort, wo Trompeten tönen und Waffen klirren, da iſt mein Platz, nicht hier. Dank Euch, edler Herr, tauſendfachen Dank!“

„Mangelt es Dir an einem guten Streitroſſe,“ ſagte der Graf, ihm traulich die Hand ſchüttelnd, ſo gehe in meinen Stall, ſuche Dir das ſchönſte, das muthigſte aus, Du wirſt dort manches wilde, unbändige finden, das der alte Tebaldo nicht mehr beſteigen kann. Nimm Dir, ſo viele Du bedarfſt, auch ein tüchtiges Schwert und einen guten Mailänder Harniſch kannſt Du in meiner Rüſtkammer finden. Und nun geh, mein Sohn, ordne Alles zu Deiner Reiſe, und vergiß nicht,“ ſprach er, ſeine Worte ſcharf betonend und einen forſchenden Blick auf den Jüngling werfend, „Dich, wie es Pflicht und Sitte iſt, bei der Fürſtin zu beurlauben und ſie zu fragen, ob ſie Dir einen Auftrag oder ſonſt Etwas an ihren Herrn und Gemahl mitzugeben hat. Geh', mein Sohn, Gott mit Dir!“

Ugolino ging, tief betrübt und doch aufjauchzend, daß er thun mußte, was ſein beſſeres Ich als das Rechte erkannte, wozu ihm aber, das fühlte er, die Kraft gemangelt haben würde, es aus ſich ſelbſt auszuführen.

5.

Schon am Mittag war Alles zu Ugolino's Abreiſe bereitet, und er verfügte ſich nun nach den Gemächern der Fürſtin, wo er vorgelaſſen zu werden bat. Dies Verlangen überraſchte die Fürſtin, mancherlei Gedanken durchkreuzten ſich in ihr, ſie fürchtete von dem Ungeſtüm des Jünglings eine Thorheit, und ſandte deshalb Leonore Montaldo zu ihm, zu fragen, was ſein Begehr ſei. Dieſe fand ihn in einem der Vorzimmer unruhig auf- und abgehen; bei ihrem Anblick ſchien er verlegen, doch als ſie ihn mit Freundlichkeit fragte, weshalb er die Fürſtin zu ſprechen wünſche, ſo faßte er ſich und machte Leonore mit ſeinem Auftrage bekannt. Bald kehrte ſie zurück und führte ihn ein.

Wohl ſchon tauſend Mal hatte er dieſe Gemächer im Gefolge des Markgrafen betreten, war ſelbſt oft von ihm in irgend einem Auftrage an ſeine Gemahlin dahin geſendet worden, aber heute betrat er ſie mit ganz andern Gefühlen. Ihm war es, als habe ſich ſein Himmel geöffnet, als träte der Engel ſeines Lebens, vielleicht auch ſein Todesengel ihm entgegen, und bebend nahte er ſich der Fürſtin, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, zeigte ihr an, daß er morgen nach dem Feldlager des Markgrafen zu ziehen beordert ſei, und fragte, ob ſie ihn mit einem Schreiben oder irgend einem Auftrage beglücken wolle.

„Werdet Ihr bald zurückkehren, oder hofft Ihr bei Eurem Herrn zu bleiben?“ fragte ſie ihn jetzt, wie es ſchien, ziemlich gleichgültig.

„Ich wünsche dort zu bleiben!“ erwiederte er, und seine Stimme bebte. „Dort ist mein Platz, wo ich nach Ruhm und Ehre ringen kann, nicht hier, wo ich nur vergebens nach dem Höchsten streben könnte —“

„Hier und nach dem Höchsten?“ unterbrach ihn fast spöttisch Leonore.

„Ja, Fräulein!“ erwiederte er besonnen. „Schönheit ist das höchste Gut der Frauen, und seht in jenen venetianischen Spiegel, ob es Euch nicht zu Theil geworden ist. Erkühnte ich mich nun, nach diesem Höchsten zu ringen, wie würdet Ihr den Unglücklichen belächeln, der es wagte, sein Auge so hoch zu erheben.“

Leonore erröthete, erröthete noch mehr, als die Fürstin dem Anscheine nach scherzend sagte: „Wagt es nur, Ugolino, wagt es nur!“ Aber Ugolino schwieg, sein Blick war zur Erde gesenkt, er traf nicht Leonore Montaldo.

„Ich werde Euch, ehe es dämmert, ein Schreiben an meinen Gemahl senden, das auch die Bitte enthalten soll, Euch den Wunsch zu gewähren, bei dem Heere zu bleiben, wenn es auch manchem Herzen wehe thun wird, Euch so lange nicht zu sehen,“ setzte sie mit einer sonderbaren Betonung hinzu. „Nun lebt wohl, ziehet mit Gott, er möge Euch in Gefahren einen schützenden Engel senden. Grün ist meine Farbe,“ sagte sie dann, „Ihr möget sie tragen, denn Euer Muth wird sicher Eure Dame ehren. Lebt wohl!“ Sie entfernte sich, Leonore blieb mit ihm allein zurück.

„Die Fürstin war sehr gnädig gegen Euch,“ begann diese, da Ugolino sich eben entfernen wollte. „Grün ist

auch meine Farbe, wollt Ihr auch mein Ritter sein, so nehmt diese grüne Schleife, tragt sie mir zur Ehre und Erinnerung und vergeßt nicht ganz die in Ferrara Zurückgelassenen." Sie reichte ihm die Schleife, er ergriff sie zögernd, dankte und entfernte sich schnell.

Als er auf sein Zimmer kam und noch die Schleife in seiner Hand erblickte, warf er sie plötzlich unmuthig von sich. „Was soll mir dieser Tand?" rief er, „er hat keinen Werth für mich. Mag auch Leonore Montaldo für die schönste der Jungfrauen am Hofe, selbst in ganz Ferrara gelten, sie ist ein irdisches Mädchen, Parisina der Himmlischen Eine."

Als er bald darauf das Schreiben der Fürstin erhalten, kleidete er sich um und eilte nach der Villa der Mutter.

„Heute bring' ich Dir frohe Botschaft, Mutter!" rief er ihr jauchzend entgegen, doch drängte sich ein Schmerzenslaut durch diese Töne der Freude. „Ich ziehe morgen in aller Frühe zum Heere, dort zu finden, was ich suche. Mir sang gestern Melitta, gewiß ohne es zu wollen, ein warnendes Lied; es galt ihrem Herzen wie dem meinen. Unerreichbar ist, wonach ich strebe, und da ich nicht die Kraft habe, mich aus dem Zauberkreise der Holden loszureißen, und, wie Ihr sagt, ich dann einem schmählichen Tode entgegen gehe, so will ich lieber einen ehrenvollen suchen und somit meinen Traum, meine Sehnsucht, meinen Wahnsinn mit einem Schlage zerstören."

„Daran thust Du Recht, Ugolino!" sprach die Mutter ernst. „Besser, auf dem Bette der Ehre als auf

dem Schaffot zu enden; dort ſteht Dir immer noch die Hoffnung zur Seite, und manches glühende Herz iſt ſchon in dem Strome der Vergeſſenheit abgekühlt worden, manche Ewigkeit der Liebe war von kurzer Dauer. Auch nicht Jeder, der den Tod in der Schlacht ſuchte, hat ihn gefunden, und oft ward ihm der Lorbeerkranz ſtatt der Todtenkrone. Du blickſt mich verwundert an, Dir iſt es, als entſtiegen meine Worte nicht der Mutterbruſt, als tönten ſie kalt und widrig; ach, Ugolino! meine Bruſt iſt zerriſſen, die Saiten meines Innern tönen nicht mehr lieblich, und ich bin ſo unglücklich, daß ich nicht mehr die Wahl zwiſchen Wonne und Schmerz habe, daß mir nur die Wahl zwiſchen Dulden und Verzweifeln bleibt. Glaube nicht, daß ich Dich mit kaltem Herzen von hinnen ziehen ſehe; meine Thränen, mein Gebet werden Dich begleiten, Dein Tod wird auch der meine ſein." Sie ſank an des Sohnes Bruſt, und jetzt ſchon drangen ihre Thränen hervor. Als aber Beide ſich gefaßter fühlten, fragte Ugolino nach Melitta. „Sie wird auf ihrem Lieblingsplätzchen ſitzen, von dem ſie ſich faſt nicht mehr trennt," erwiederte dieſe. „Das Mädchen taugt nicht mehr hier; ihre Neigung zu Dir wird zum verzehrenden Gram, ihr Geiſt muß eine andere Richtung erhalten, oder ſie vergeht in ihrem Schmerz. Wenn die Bande der Natur, durch die ſie ſich an Dich gekettet glaubt, ſie nicht vor einer thörichten Neigung zu bewahren vermögen, was ſoll geſchehen, wenn ſie dereinſt erfährt, daß Du nicht ihr Bruder biſt?"

„Die Unglückliche!" ſeufzte Ugolino. „Es iſt hart,

daß wir ſie täuſchen, und doch vielleicht gut; ich will hin zu ihr, ſie zu tröſten."

„Du bringſt ihr keinen Troſt mehr," ſagte die Mutter finſter; „nur die abgeſchloſſene Zelle, wo alle Hoffnung begraben liegt, nur in ihr kann ſie noch Troſt finden. Sobald Du wiederkehrſt, nimmt ſie den Schleier."

„Auch gegen ihren Willen?"

„Ja! — Doch glaub' ich faſt, ſie fühlt es ſelbſt, daß durch ihre thörichte Neigung zu Dir ihr Lebensglück zerſtört iſt. Geh' zu ihr und mache ſie mit Deiner Abreiſe bekannt."

Er fand Melitta auf ihrem Lieblingsplätzchen am rauſchenden Fluß. Als ſie ihn kommen ſah, wollte ſie ihn mit einem freundlichen Lächeln empfangen, aber es war ein ſchmerzliches, mit dem ſie ihm „Guten Abend, Ugolino!" zurief, und als er neben ihr ſtand, reichte ſie ihm freundlich, faſt heiter die Hand und ſagte: „Ich freue mich recht, daß Du heute hierher gekommen biſt, ich fühlte den Drang in mir, Dir mein Inneres recht klar zu enthüllen; komm, ſetze Dich neben mich und belächle die Thorheit einer Schweſter nicht, die Dich über Alles, die Dich ſo unausſprechlich liebt."

Ugolino ward durch dieſe Anrede verlegen, er fürchtete den Ausbruch ſtürmiſch leidenſchaftlicher Empfindungen, wollte dem zuvorkommen und machte ſie mit ſeiner morgenden Abreiſe bekannt. Allein er hatte ſich getäuſcht. „Das freut mich, Ugolino, daß Du zum Heere ziehſt; Gott wird Dich ja vor Unglück bewahren, und mir wird dadurch mein Entſchluß um Vieles erleichtert."

„Wiſſe," begann ſie nach einer langen Pauſe, wäh-

rend der ſie einige in ihrem Schooße liegende Blumen zerpflückte, „wiſſe, ich bin jetzt geſonnen, bin entſchloſſen, dem Willen der Mutter nicht mehr entgegen zu ſtreben und will ins Kloſter gehen. Ich habe reiflich in mancher durchwachten Nacht über mich nachgedacht: da habe ich dann gefühlt, daß meine Neigung zu Dir eben ſo ſträflich als unvertilgbar iſt. Meine ganze Seele, mein Herz, meine Sehnſucht, jeder meiner Gedanken hängt an Dir, ich lebe nur in Dir; in meinen Träumen das Einzige, was mich noch glücklich macht, ſchwebſt Du vor mir, und dann verweben ſich in ihnen mancherlei Bilder, die mir Wonne und Entſetzen bereiten. Dies muß enden! In einſamer Zelle, da werden ſtatt Deiner die Engel mich umſchweben, und erſcheinſt Du mir, werd' ich als liebende Schweſter Dir die Hand reichen und für Dich beten; aber ich werde fern von Dir ſtehen, mein Herz wird erkalten, meine Sehnſucht nach dem Himmliſchen die irdiſche verdrängen und dies Herz ruhig ſchlagen und — in Gram vergehen. Den Bruder darf ich fortan ſo nicht mehr lieben, wie ich gethan."

„Und wäre ich Dein Bruder nicht?" entfuhr in unbewachtem Augenblick Ugoline.

„Ugoline!" ſchrie das Mädchen aufſpringend. „Was ſagteſt Du? Wiſſe, Deine Worte wecken Hoffnung, Sehnſucht in dieſem Herzen, ſie fachen die Gluth zur Flamme an — Du wärſt mein Bruder nicht!"

Ugolino ſchwieg; Melitta ſah während dem ſtarr, faſt leblos in die wogende Fluth. „Rauſcht hin, rauſcht hin, ihr tobenden Wellen, nehmt meine Hoffnung, meine Sehnſucht, meine thörichte Liebe mit Euch fort in den

alles verſchlingenden Ocean. Ugeline!" rief ſie dann und ein bitteres Lächeln umzog ihren Mund. „Biſt Du auch mein Bruder nicht, ich nehme doch den Schleier! Dem Bruder verzieh ich das kalte Abſtoßen meiner ſich vielleicht zu laut, zu glühend ausgeſprochenen Empfindungen, dem Manne meiner Liebe könnt' ich es nie. Dort hätte die Natur eine Scheidewand zwiſchen uns gezogen, hier Dein Herz. Darum laß mir den Wahn, ich ſei die Strafbare. — Doch nein, biſt Du mein Bruder nicht, ſo ſag' es mir, dann darf ich doch, und wenn auch mit Wehmuth und Schmerz, an Dich in Liebe gedenken, nicht ſündig, wenn auch ſchmerzhafter, ſind die Erinnerungen an Dich, und mein Herz wird dann noch früher dem Grame unterliegen. Komm, laß uns zur Mutter gehen, wenn ich ſie noch ſo nennen darf; ich muß Gewißheit haben; nur ſie kann mich beruhigen!" Sie ſtand auf, Ugeline folgte ihr und in der höchſten Spannung traten ſie bei Stella ein.

„Ich bin alſo Deine Tochter nicht, oder er nicht Dein Sohn?" ſprach ſie jetzt feierlich. „Sage es mir in dieſem ernſten Augenblick, breite mein Schickſal vor mir aus, damit ich weiß, ob ich ein Mutterherz oder ein fremdes in der Welt zurücklaſſe."

„Ugeline!" zürnte die Mutter.

„Wozu die Täuſchung, Mutter? Laß ſie, ihr Schickſal ganz kennend, in Frieden in die heiligen Mauern einziehen, jede Täuſchung iſt dann doppeltes Unrecht."

„Alſo eine Waiſe?" ſagte Melitta, faltete die Hände und trat in die vom Monde beleuchtete Pforte. „Nein!" rief ſie, „ich bin keine Waiſe, habe ich doch noch einen

Vater, der dort oben waltet und gebietet, und der dem trauernden Herzen in seiner Barmherzigkeit zurufen wird: „Höre auf zu leiden, höre auf zu schlagen!"

„In welches Kloster wollt Ihr mich führen? Ihr, die ich Mutter nannte und der ich jetzt doppelten Dank schuldig bin, da sie, ohne es zu sein, mich mütterlich pflegte, mich als eine Mutter liebte. Nehmt meinen Dank, Gott mög' es Euch reichlich lohnen! Euch aber, Ugolino, wünsch' ich ein Herz, das Euch so von ganzer Seele, so unaussprechlich, so über Alles liebt, wie das meine. Seid glücklich, dann bin ich es auch!" Bleich, wie das Mondlicht, das durch die Zweige der dunkeln Cypressen hindurchflimmerte, reichte sie im Vorbeigehen Ugolino ihre zitternde Rechte, drückte ihm mit Heftigkeit die Hand und verschwand bald in den dunkeln Bogengängen des Gartens. Ugolino stand niedergebeugt und zerschmettert neben der Mutter, diese aber, in diesem Augenblick über ihr Schicksal erhaben, sagte mit dumpfer Stimme: „Ihr seid Beide dem Tode geweiht, Beiden öffnet thörichte Liebe das Grab; drum segne ich das Lebewohl, das ich Dir jetzt sage, vielleicht ist noch Rettung für Dich." Sie wandte sich, wollte gehen, doch das Mutterherz hielt sie zurück; noch einmal preßte sie den Sohn in ihre Arme, küßte ihn mit Heftigkeit und: „Gott mit Dir!" ausrufend, eilte sie in ihr einsames Gemach zurück.

Sinnend blieb Ugolino zurück. Da trat die weinende Josepha, seine Amme, zu ihm. „Hier giebt es Thränen, und nichts als Thränen," jammerte sie; darum eile, daß Du von hier gehst; kehre freudiger zurück!"

Sie begleitete ihn bis an die Pforte, küßte seine Hand, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

6.

Am andern Morgen, die Sonne stand schon hoch, und er hatte sich wohl absichtlich in der Hoffnung verspätet, Parisina noch einmal zu sehen, schritt er langsam die Treppe hinab, ganz wie zum Kriegszuge gewappnet, und den Waffenrock über der Rüstung, den Helm in der Hand. In einem der Gänge hielt er eine Weile an, denn von hier aus konnte er die Thüren zu der Markgräfin Gemächern übersehen. Lange stand er harrend hier; das Wiehern seines neapolitanischen Rosses mahnte ihn, es zu besteigen, aber es hielt ihn immer noch fest. Endlich ward er ungeduldig, wollte eben den Helm aufsetzen und den Ort verlassen, wo er so lange schon vergebens gestanden hatte, als die Thür des Gemachs sich öffnete und Parisina, von Leonore gefolgt, heraustrat. Ihr Blick traf ihn sogleich, wandte sich aber schnell ab, und sie ging über den entgegengesetzten Theil der Halle die Treppe hinunter und würdigte ihn keines weiteren Blickes; selbst der, welcher ihn getroffen hatte, schien ihm ernst gewesen zu sein. Er sah ihr verwundert und unangenehm berührt lange noch nach, dann murmelte er vor sich hin: Was war das? Zürnte sie mir, daß ich noch hier bin? — Unmuthig eilte er nun hinab, schwang sich auf sein muthiges Roß und sprengte über die Zugbrücke des Schloß-

ſes. Zwei Knappen und ſechs Diener folgten; ſo ſtattlich hatte Graf Lebaldo für ſeine Ausrüſtung geſorgt. Da, wo er die herrliche Stadt noch einmal überblicken konnte, wandte er ſein Roß, und von mancherlei ſtreitenden Empfindungen erſchüttert, blickte er nach den vier alten Thürmen des Schloſſes, ſah er nach den Cypreſſen, die hoch am Ufer des Po's hervorragten und die er für die Cypreſſen im Garten ſeiner Mutter erkannte.

Mit ſchwerem Herzen und doch freudigen Muthes hatte er Ferrara verlaſſen, denn wohl hatte er die warnenden Worte der Mutter erwägt, und ſich nicht verhehlt, daß ſie Wahrheit enthielten. Aber welcher Sterbliche vermag ganz dem Herzen zu gebieten, wer dem ſtürmiſchen zuzurufen: Hier ſtehe ſtill! Wer kann der innern Gluth gebieten, nur zu erwärmen, nicht zu verzehren? Nur ein Weg bleibt ihm zur Rettung offen: ſich gewaltſam loszureißen und, den Pfeil im Herzen, zu entfliehen. Dieſen männlichen Entſchluß hatte Ugolino gefaßt und ausgeführt; das Bild Pariſina's im Herzen ritt er dem Lager am Panaro zu, wo er hoffte, das Kriegsleben könne ihn zerſtreuen, vielleicht auch ein ehrenvoller Tod ihm die Ruhe geben, die zu erringen er ſelbſt nicht Muth zu haben fühlte. Auch Melitta trat oft vor ihn, ihre unausſprechliche Liebe hatte ſeine rege Theilnahme erweckt; aber was konnte er mehr für ſie thun, als ſie bedauern, war er doch bedaurungswerther als ſie, die muthvoller dem Unerreichbaren entſagt hatte, als er.

Als er am Abend an den Ufern des Panaro eintraf, fand er das Lager verlaſſen und nach Givernolo vorge-

rückt; er folgte am andern Morgen, fand aber auch dort den Markgrafen nicht, der zur Berathung mit Carmagnola, dem Heerführer der Venetianer, dem alle Kriegsvölker der Verbündeten untergeordnet waren, nach Mantua abgegangen war. Er ließ aus Vorsicht seine Knappen und Diener in Givernolo zurück, und traf, nur von einem Diener begleitet, in Mantua bei dem Markgrafen ein.

Als er ihm das Schreiben seiner Gemahlin und Tebaldo's überreichte, warf der Markgraf, ehe er sie noch durchgelesen hatte, einen stechenden Blick auf Ugolino. „Was bedeutet es," fragte er, „daß man Dich zum Boten gewählt hat? Du stehst doch wahrlich höher, als daß Dir ein solcher Auftrag gebühre."

„Gnädigster Herr!" stammelte hocherröthend Ugolino.

„Nun, ich werde sehen, hoffentlich find' ich die Antwort auf meine Frage in den Briefen selbst." Er las die Briefe, und sein Antlitz wurde ernster. „Ich liebe nicht," begann er, nachdem er die Schreiben bei Seite gelegt, „wenn man durch Fürsprache Anderer von mir verlangen will, was ich schon einmal versagte. Doch ich verzeihe Dir! Du wünschest beim Heere zu bleiben? Nun, es sei Dir gewährt! Nach der heutigen Unterredung mit Carmagnola hätt' ich Dich ohnedies hierher beordert. Daher glaube nicht, daß Du die Erfüllung Deiner Wünsche der Fürsprache meiner Gemahlin oder Tebaldo's verdankst. Kehre nach Ferrara zurück, setze Dich eiligst in Stand, daß Du ehrenvoll im Lager erscheinen kannst, Tebaldo wird schon für das Nöthige ser-

gen, dann komm wieder zu mir und es wird Dir hier an Beschäftigung nicht fehlen."

Ugolino, seinen Herrn kennend, beugte das Knie, ergriff seine Hand, küßte sie und dankte ihm für seine Gnade. Dann setzte er schüchtern hinzu: „Zwei Knappen mit 6 Dienern und 4 Saumrossen habe ich, in in der Voraussetzung Eurer Gnade, in Givernolo zurückgelassen." Der Markgraf lächelte. „Du hast viel Vertrauen zu meiner Güte," sprach er, „Du hast auch Recht, Ugolino, vertraue ihr nur immer mit dankbarem Gemüth."

Zwei Wochen waren schon vergangen und Carmagnola war ruhig in Mantua geblieben, obgleich das Heer des Herzogs von Mailand unter Guido Torello's, Franz Sforza's und Picinino's Anführung sich in der Gegend von Cremona versammelte. Niemand ahnete sein Vorhaben. Als er aber die Nachricht erhielt, die Völker des Herzogs von Savoyen rückten in die Gebirge heran, brach Carmagnola plötzlich mit den Venetianern und den Völkern Gonzaga's auf, die von Ferrara folgten und der Zug ging in Eilmärschen nach Castiglione, die Chiesa wurde überschritten, und ohne daß irgend Jemand es vermuthete, ward das alte feste Brescia von allen Seiten durch das Heer der Verbündeten eingeschlossen.

Carmagnola hatte gehofft, durch sein Einverständniß mit einer großen Anzahl Bürger, meist Guelphen, die Stadt zu überrumpeln; allein es mißglückte. Brescia war zu damaliger Zeit eine der festesten Städte Oberitaliens; sie bestand aus 4 Abtheilungen; die eine, welche die Guelphenstadt genannt wurde, zog sich längs der

Ebene hin; die zweite, die neue Citadelle genannt, hing mit dieſer durch ein Thor zuſammen; die dritte, mit einer Doppelmauer umgebene und nur von Ghibellinen bewohnte Abtheilung, lag auf einem höheren Theil, und über dieſer ragte die eigentliche, mit vielen Thürmen und gleichfalls mit einer Doppelmauer umgebene Feſtung empor. Schon einmal hatte ſich Carmagnola in den Beſitz Brescia's geſetzt und kannte daher alle Vertheidigungsmittel der Stadt und ihre Schwächen, und auf ſich und ſeine Völker vertrauend, griff er trotz der Nähe des feindlichen Heeres muthig die Guelphenſtadt an und nahm ſie, mit Hülfe der Einwohner, bis auf das am Ende der Stadt liegende Thor von Garzetta, welches von den Mailändern beſetzt blieb. Er trennte jetzt den eroberten Theil der Stadt durch einen breiten Graben von der Citadelle, und befand ſich ſo gewiſſermaßen ſelbſt eingeſchloſſen, denn die Mailänder Truppen rückten immer näher; doch ihm zog gleichfalls das Heer der Florentiner unter Tollentino's Anführung zur Hülfe. Kaum war dies bei Brescia angelangt, als er die Belagerung der neuen Citadelle und der Ghibellinenſtadt zugleich begann und ſich wenig um das Heer der Verbündeten kümmerte, das auf der Straße nach Cremona in verſchanztem Lager ſtand und deſſen Anführer, unter ſich uneins, überdies nicht an die Möglichkeit der Eroberung Brescia's dachten.

Carmagnola aber, reichlich mit Allem verſehen, keinen Mangel an Lebensmitteln leidend, betrieb die Belagerung mit Eifer; bald war die neue Citadelle erobert, die Arbeiten gegen die Stadt der Ghibellinen ſchon weit

vorgerückt, als endlich Franz Sforza, der mailändiſche General, darauf drang, etwas zur Rettung Brescia's zu unternehmen. Er trennte ſich von den beiden andern Anführern und rückte gegen die belagerte Stadt vor. Carmagnola ſandte den Markgrafen von Ferrara mit den piemonteſiſchen und mantuaniſchen Völkern ihm entgegen, und ſo entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht mit der Vorhut der Mailänder, das bald allgemeiner wurde; der Sieg ſchien lange zweifelhaft. Da ſah der Markgraf die Piemonteſer vor Sforza's ſchwer bewaffneten Reitern weichen; ſchnell ſetzte er ſich an die Spitze ſeiner Reiterei, eilte hin, das Gefecht dort wieder herzuſtellen, und durchbrach Sforza's dichtgeſchloſſene Schaaren; doch neue Hülfe erſchien dem Feinde. Der Markgraf, zu weit vorgedrungen, ſah ſich plötzlich von Feinden umringt; nur noch wenige der Seinen waren an ſeiner Seite, unter ihnen Ugolino. Nicht an ſich, nur an ſeinen Herrn denkend, warf er ſich mit dem Muthe der Verzweiflung dem Feinde entgegen, deckte mit Schild und Schwert und dem eigenen Körper ſeinen Herrn, bis Hülfe kam, der Markgraf gerettet war, er aber, von dem Hiebe einer Streitaxt getroffen, vom Pferde ſank und gefangen wurde.

Mehr noch als den Tod ſeiner Getreuen beklagte der Markgraf das Schickſal ſeines Lieblings; er ſandte noch am nämlichen Tage zu Sforza, ließ ein bedeutendes Löſegeld bieten und bat ihn, den Jüngling lebend oder todt zurückzuſchicken.

Die Condottieri damaliger Zeit wechſelten zu oft mit ihren Herren, als daß ſie ſich nicht jedem Fürſten hätten

gern gefällig zeigen mögen; Sforza ſandte den ſchwer Verwundeten am folgenden Tage mit einem verbindlichen Schreiben dem Markgrafen zurück, und dieſer ſonſt ſo ernſte, finſtere Mann konnte ſich der Thränen bei dem Anblick des Jünglings nicht erwehren. Ihn nicht fremden Händen zu überlaſſen, pflegte er ihn ſelbſt, aber nur langſam ging die Geneſung von ſtatten, und als der Wundarzt erklärte, es ſei möglich, ihn auf einem dazu eingerichteten Fahrzeuge nach Ferrara bringen zu laſſen, entſchloß ſich der Markgraf um ſo eher dazu, da die Einnahme der alten Citadelle, des letzten Vertheidigungsmittels der Stadt, nahe zu ſein ſchien, und dann ſein Aufenthalt in Brescia doch nur von kurzer Dauer ſein konnte. Er ſchrieb deshalb an ſeine Gemahlin:

„Ich ſchicke Euch hier Ugolino, der, ſich für mich opfernd, ſchwer verwundet ward. An der Erhaltung dieſes mir ſo theuren Jünglings liegt mir viel; ſchon Dankbarkeit befiehlt mir, Alles für ihn zu thun. Ich glaube daher ihn keiner milderen Hand übergeben zu können als der Eurigen; ſorgt, daß es ihm an keiner Pflege mangele. Ich ſende Geronimo, meinen Wundarzt, mit ihm; ſeinen Anordnungen folgt genau.

Ihr wißt, Pariſina, wie ſtreng ich auf Anſtand und auf weibliche Zucht halte; bei Ugolino aber denkt nicht daran, Euch übergebe ich vertrauungsvoll ſeine Pflege, ſorgt nicht, daß Ihr dabei zu viel thun könntet. Kehre ich nach Ferrara zurück, ſo hoffe ich meinen Liebling, der mir jetzt um ſo

viel theurer noch ist, in seiner Jugendfrische wieder zu finden, und werde Euch ewig dankbar dafür sein. Leonore Montaldo, von der ich glaube, daß sie Neigung für ihn fühlt, haltet so viel als thunlich von ihm zurück; er muß, wie Meister Geronimo mir sagt, jede Aufregung vermeiden."

Mit diesem Briefe und dem Verwundeten bestieg der Wundarzt das hierzu eigends bereitete Schiff und begann sogleich seine Fahrt nach Ferrara.

7.

Schon lange erwartete Parisina Nachricht von ihrem Gemahl, wohl auch Nachricht, wie es Ugolino ergehe, als eines Tages ein Kranker in das Schloß getragen wurde, und gleich darauf Meister Geronimo bei ihr eintrat und ihr das Schreiben ihres Gemahls überreichte. Eine trübe Ahnung ergriff sie, und noch ehe sie es erbrach, fragte sie den Wundarzt, wer der Kranke sei, den er hierher begleitet habe. Als sie erfuhr, es sei Ugolino erbleichte, erbebte sie, doch faßte sie sich schnell. „Das wird meinem Herrn und Gemahl viel Kummer verursacht haben, seinen Liebling in diesem Zustande zu sehen und sich von ihm trennen zu müssen." Sie erbrach nun das Schreiben, durchlas es schnell, eine gewisse Heiterkeit drückte sich dabei auf ihrem Antlitz aus, und sie gab sogleich die nöthigen Befehle, daß der Verwundete nicht auf sein entlege-

nes Zimmer gebracht, ſondern ihm eine bequeme Wohnung im Schloſſe angewieſen würde. Dann unterrichtete ſie ſich genauer von dem Zuſtande des Kranken, und erfuhr von dem Meiſter, daß ihm ſeine Reiſe nicht wohlgethan und er bedeutend kränker geworden ſei, ſo daß er jetzt meiſt beſinnungslos darniederliege. Pariſina erſchrak, doch hatte ſie Gewalt genug über ſich, ſich zu ſtellen, als ob die Furcht vor ihrem Gemahl ſie mehr ängſtige, als die Furcht vor Ugolino's Leben. Der Arzt erklärte zugleich, daß der Kranke jetzt noch der größten Ruhe bedürfe, und man ihn, außer den zur Wartung Beſtimmten, ſo viel als möglich ganz allein laſſen müſſe.

Nachdem Alles für den Kranken geordnet, er auf ſein Lager gebracht und der Meiſter die nöthigen Befehle ſeinetwegen erlaſſen hatte, begab er ſich ſogleich zu dem Grafen Tebaldo, dem er gleichfalls ein Schreiben des Markgrafen einzuhändigen hatte.

Als die Fürſtin ſich allein befand, ergriff ſie eine furchtbare Angſt; der Wunſch, Ugolino wenigſtens zu ſehen, wurde ſo lebhaft in ihr, daß ſie mit ſich ſelbſt zürnte, denn eine innere Stimme ſagte ihr, daß es mehr als Theilnahme ſei, was ſie nach dem Krankenlager zöge. Sie bekämpfte heute noch ihren Wunſch, obgleich Leonore Montaldo mit Heftigkeit in ſie drang, auch gegen den Willen des Arztes ſich zu dem Kranken zu begeben; ſie ward Herrin ihrer Sehnſucht, doch am andern Tage konnte ſie nicht länger widerſtehen, und als Geronimo es ihr erlaubte, da der Kranke immer nur in halbem Bewußtſein lag, eilte ſie hin; Leonore folgte ihr.

Am vergangenen Abend hatte auf Stella's Villa das

Glöckchen mit dem bekannten Zeichen getönt, und Graf Tebaldo war eingetreten. „Ich bringe Euch traurige Botschaft," sprach er, „Botschaft, die Euer Herz zerreißen, aber auch Euren Muth wird prüfen können, denn den bedürft Ihr jetzt —"

„Ugolino!" unterbrach ihn die Mutter, ängstlich in sein Auge blickend.

„Ja! Ugolino trägt den Köcher, aus dem das Schicksal, Euch zu verwunden, die Pfeile nimmt."

„Ist er todt?" fragte Stella, und ihr Auge sah wild gen Himmel.

„Noch hat ihn nicht der Tod ereilt," erwiederte der Alte und drückte zur Beruhigung ihre Hand; „er liegt schwer verwundet an dessen Pforte, aber die Hoffnung steht noch bei ihm, wie der Wundarzt mir versichert."

„Gelobt sei Gott!" rief die Mutter freudig aus, doch Tebaldo schüttelte unmuthig sein greises Haupt. „Er ist der Pflege der Fürstin anvertraut; am Krankenlager öffnen sich die Herzen, besonders wenn der Tod so nahe steht, da glaubt das Thörichte, das Grab verschließe alle Worte, und die unverhehlt gezeigten Empfindungen sänken, von Niemand belauscht, mit hinab. Ich fürchte, ich fürchte!"

Stella war in tiefes Nachdenken versunken. „Ich will thun, was ich vermag, Beide zu retten," sprach sie, „doch gegen des Schicksals Mächte kann der Sterbliche wohl kämpfen, aber nicht siegen —"

„Vergeßt nicht, Signora," fiel ihr Tebaldo in die Rede, „welch' furchtbarer Eid unsere Zunge bindet."

„Ich werde ihn nie vergessen, edler Herr, ich

werde ihn mit mir in's Grab nehmen, aber dennoch handeln."

„Was wollt Ihr thun?"

„Was das Mutterherz mir befiehlt. Morgen ſehen wir uns hoffentlich wieder."

„Signora, ich ahne —"

„Ihr wißt, gnädiger Herr, was einmal in mir feſtſteht, iſt unabänderlich. Verſucht nicht, mir meinen Willen zu binden; was ich beginne, führt zum Ziel, zu welchem, weiß nur der Allmächtige!"

Lebaldo, die Signora aus früheren Zeiten wohl kennend, drang nicht weiter in ſie, und fürchtend, daß ihre Leidenſchaftlichkeit ſie zu einer unüberlegten Handlung verleiten könne, verließ er ſie mit betrübtem Herzen.

8.

Als die Fürſtin, wider ihren Willen von Leonore gefolgt, bei dem Kranken eintrat, hatte er die Augen geſchloſſen. Der Wundarzt, der eben zugegen war, winkte den Frauen, ſich ja ruhig zu verhalten, und ſie traten mit leiſen Schritten an ſein Lager und ſahen Beide theilnehmend auf den Verwundeten, deſſen Kopf und Arm verbunden war und der bleich wie ein Sterbender vor ihnen lag. Die Fürſtin widerſtand lange, doch konnte ſie endlich die hervorbrechende Thräne nicht mehr zurückhalten; ſie rollte über die erbleichte Wange herab; Leonore aber weinte ſo heftig, daß der Arzt darauf drang, ſich

zu entfernen. Parisina mochte wohl schon eine Stunde an dem Krankenlager gesessen haben, als endlich Ugolino die Augen aufschlug. „Wo bin ich?" lallte er mit matter Stimme, und sein Auge starrte verwundert auf die Fürstin. „Steh' ich schon an der Pforte des Himmels, wo der Engel meiner harrt, sie wir zu öffnen, oder seid Ihr es wirklich, hohe Fürstin, die hier an meinem Krankenlager sitzt?"

„Beruhigt Euch, Ugolino!" sagte die tief Erschütterte, „ich bin es, und hier steht Meister Geronimo, des Markgrafen Wundarzt, dem Ihr viel zu verdanken habt."

„Ja," sagte der Kranke, „auf der ganzen Reise bis Mantua hat er treulich für mich gesorgt, dort glaubt' ich aber, er habe mich verlassen."

„Armer Ugolino!" nahm die Fürstin das Wort. „Da war Euer Geist befangen; gelobt sei Gott und alle Heiligen, daß Ihr wieder aus diesem Zustande erwacht seid."

„Ihr habt mich geweckt, hohe Frau, Eure Gegenwart —"

„Könnt' Euch jetzt nur schaden," unterbrach ihn Parisina, „denn so wie mir der Meister gesagt, bedürft Ihr noch sehr der Ruhe." Sie erhob sich bei diesen Worten, eine zuckende schmerzhafte Bewegung von Ugolino's rechtem Arm sagte ihr nur zu gut, daß der Verwundete sie unwillkührlich habe zurückhalten wollen, und sie eilte um desto schneller hinaus, da sie fühlte, wie sehr ihre Gegenwart Ugolino aufrege und wie leicht seine Leidenschaftlichkeit ein unbedachtsames Wort aussprechen könne.

Ugolino hatte sich, während sie ging, von seinem Lager etwas aufgerichtet, sein Blick blieb starr auf die

Thür, aus der sie ging, geheftet, bis er endlich zurücksank, die Augen schloß und wieder entschlummerte. Der Meister, der ihn während der ganzen Zeit genau beobachtet hatte, schüttelte bedenklich den Kopf, faßte nach dem Puls des Kranken und fand ihn sehr matt; da begab er sich zur Fürstin und bat sie, dem Verwundeten nur selten das Glück ihrer Gegenwart zu schenken, da ihr Anblick ihn in so sonderbare Bewegung versetzt habe. Die Fürstin versprach es, doch zog es sie am Abend wieder zu ihm hin, da sie erfahren hatte, der Arzt habe sich eben entfernt und der Kranke läge noch in tiefem, bewußtlosem Schlaf. Doch sollte sie auch heute nicht allein an seinem Krankenlager sitzen, Graf Lebaldo begegnete ihr auf dem Wege dahin. Er hatte seinen Zögling noch nicht gesehen und fragte die Fürstin, wie es ihm ergehe. Sie schilderte dem alten, von ihr hochgeachteten Manne mit vielleicht zu lebhaften Worten, was sie bei dem Anblick des Kranken empfunden, wie eine tiefe Wunde Schädel und Stirn gespalten, ein Lanzenstich ihm die Schulter gestreift, ein mächtiger Hieb durch die Armschienen gedrungen und seinen rechten Arm schwer verwundet habe. Der Graf hörte aufmerksam zu; diese Erzählung war ihm Ugolino's, war ihm der Fürstin wegen von Werth; er las in ihrem Auge, was er nicht zu finden wünschte, und trat mit beklommenem Herzen in das Zimmer des Kranken.

Dieser schlummerte noch; es war aber nicht jener erquickende Schlaf, der die verlornen Kräfte zurückruft, es war Abspannung, die ihn in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzte. Lebaldo sah wehmüthig auf den blei-

chen Jüngling, während die Fürstin, ihre Thränen nicht mehr verbergen könnend, an das Fenster getreten war.

„Was soll ich Dir wünschen, Unglücklicher?" murmelte er für sich. „Soll ich wünschen, daß, während des Meisters geschickte Hand Dich heilt, eine tiefere Wunde Dir und ihr sich öffnet, oder soll ich wünschen, daß des Mailänders Streitaxt so tief drang, daß auch die Kunst des Wundarztes nicht zu heilen vermag?" O, wer hebt den Schleier der Zukunft!"

„Was murmelt Ihr so still vor Euch hin?" fragte die Fürstin herzutretend.

„Ich betete für den Verwundeten, das ist das Einzige, was wir für ihn thun können," erwiederte Graf Tebalde. „Dem Todten senden wir eine Thräne nach, dem Lebenden gönnen wir Frieden des Herzens. O Fürstin!" fuhr er tief bewegt fort, „dieser Friede ist der mildeste Stern, der auf unserer Erdenbahn uns leuchten kann; ohne ihn ist Sonnen- und Mondenlicht und das Licht der Millionen Sterne über uns erloschen. Der Friede des Herzens ist der milde Odem, den der Engel der Barmherzigkeit dem Menschen schon bei seinem Werden einhaucht, und er ist vielleicht das Einzige, was wir von dieser Erdenwelt sicher mit hinüber in jene himmlische nehmen."

„Ihr habt wohl Recht," sagte Parisina, von diesen Worten erschüttert. „Der Friede des Herzens ist das höchste Gut des Menschen, und wer ihn verlor, kann hier und dort kein Glück mehr erwarten." Sie setzte sich zu den Füßen des Kranken, winkte einem Diener, Kerzen zu bringen, und aus der Vertiefung des Zimmers,

wohin sie gestellt waren, verbreiteten sie ein mattes, schauerliches Licht in dem Gemache, das zu der Stimmung der Fürstin paßte. Hierauf befahl sie, daß sämmtliche Anwesende, außer dem Grafen, sich in das Vorzimmer zurückziehen sollten.

Beide hatten sich wohl viel zu sagen, viel zu vertrauen, allein Eid und Vernunft banden ihre Zunge, sie saßen schweigend einander gegenüber, den Blick unverwandt auf Ugolino geheftet. Es herrschte eine ängstliche Stille in dem düstern Gemach, nur hie und da stieg ein halb verhaltener Seufzer aus wunder Brust, die sich, den Kranken nicht zu wecken, nur leise zum Athmen hob. Da öffnete sich ihnen gegenüber eine verborgene Thür, die selbst der Fürstin unbekannt war, und eine schwarz gekleidete, tief verschleierte Gestalt trat ein, schritt auf sie zu, wandte ihr Haupt nach dem Verwundeten, und sank, die Hände faltend, an seinem Lager nieder. Parisina war erschrocken aufgesprungen, wollte hinaus, die Diener rufen, doch der Graf hielt sie zurück. „Keine Uebereilung!" bat er sie leise. „Ich weiß, ich ahne es wenigstens, wer dies ist; sie hat ein Recht, an Ugolino's Krankenlager zu knieen, es ist ihre Pflicht, ihn zu pflegen."

„Und wer ist die, die ein so hohes Recht an ihn hat?"

„Fragt nicht weiter, edle Frau," bat der Graf, „traut meinen Worten. Wünscht sie es, so erlaubt ihr, ihre Pflichten zu üben; ich werde dafür sorgen, daß ihre Gegenwart der Dienerschaft nicht auffällt."

Die Fürstin schüttelte bedenklich ihr Haupt, doch da er ihr versicherte, es sei gewiß zum Besten des Kranken,

ſo ließ ſie es geſchehen. Als ſie an Ugolino's Lager zurückkehrten, erhob ſich die Geſtalt, neigte ſich ehrfurchtsvoll vor der Fürſtin, und bat, ihr zu erlauben, bei ihrem nahen Verwandten bleiben und ihn pflegen zu dürfen."

„Werft Euren Schleier zurück, daß ich auf Eurem Antlitz leſen kann, ob Ihr auch dies Zutrauen verdient," ſagte die Markgräfin. Die Unbekannte gehorchte, und vor der Fürſtin ſtand eine lange Geſtalt mit ſtolzer Haltung, aus deren bleichem, eingefallenem Geſicht zwei flammende Augen blitzten, doch nahm der Ausdruck des Ganzen die Theilnahme in Anſpruch, denn das Unglück hatte ſich in jeder Furche tief und deutlich eingegraben.

Pariſina betrachtete ſie nicht ohne einen gewiſſen Schauer; der Anſtand dieſer Frau war nicht ohne edle Haltung, ihre Züge zeigten von ehemaliger Schönheit, doch lag in ihnen etwas Menſchenfeindliches, was nicht Zutrauen erwecken konnte. Nach langem Kampfe mit ſich und nachdem ihr Tebaldo einige leiſe Worte zugeflüſtert hatte, wandte ſie ſich zu der Fremden. „Signora!" ſprach ſie. „Obgleich der Kranke ſattſame Pflege hier genießt, und mein Herr und Gemahl mir ſeine beſondere Wartung anvertraut hat, ſo will ich Euch doch erlauben, täglich einige Stunden hier am Krankenlager zuzubringen."

„Ich danke Euch," erwiederte Stella, denn ſie war die Verſchleierte, „aber der hier Liegende ſteht meinem Herzen ſo nahe, daß mir Eure Erlaubniß nicht genügt. Ich muß Euch bitten, edle Fürſtin, daß mir dieſe Thür," ſie zeigte auf die, durch welche ſie gekommen war, „daß mir dieſe ſtets offen ſtehe. —"

„Ihr seid ungenügsam, fast möcht' ich sagen unbescheiden," unterbrach sie Parisina.

Ein schmerzliches Lächeln umzog den Mund der Bittenden. „Hättet Ihr einen Sohn, der auf dem Siechbette läge, würdet Ihr mein Verlangen nicht unbescheiden finden," erwiederte Stella nicht ohne Bitterkeit. „Hier an dem Krankenlager ist mein Platz, nicht der Eurige! Nicht allein als Pflegerin will ich hier stehen, auch als warnender, schützender Geist."

„Also seine Mutter!" murmelte die Fürstin vor sich hin, welche Stella's Worte tief gekränkt hatten, doch sie ward bald Herrin ihrer Empfindlichkeit. „Der Befehl meines Gemahls, den zu erfüllen mir Pflicht ist, gebietet mir so zu handeln," sprach sie. „Von der Stunde der Dämmerung bis zum späten Morgen sei es Euch erlaubt, hier zu verweilen." Der eintretende Arzt machte dem Gespräch ein Ende, er blickte unmuthig auf Stella und fragte den Grafen, wer diese Dame sei, der ihm die Antwort leise zuraunte; dann bat er die Fürstin, sich zu entfernen, da die Stunde nahe, wo Ugolino's Bewußtlosigkeit zu enden pflege. Nur ungern gehorchte diese und ging.

„Signora!" redete der Arzt jetzt Stella an, „da ich von dem Grafen erfahren habe, wie nahe Ihr dem Kranken steht, so möchte es wohl nicht gut sein, wenn er Euch bei dem Erwachen unvorbereitet träfe; ich bitte daher, Euch hier niederzulassen, und sollte der Anblick der Wunden, die ich noch heute verbinden muß, Euch zu schmerzhaft sein, so thätet Ihr wohl, Euch zu entfernen. Ist er auf Euer Hiersein vorbereitet, dann tretet in Get-

tes Namen zu ihm und pflegt und tröstet ihn, so viel Ihr könnt. Vielleicht daß diese Aufregung, daß die Freude, Euch wieder zu sehen, ihn aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit reißt und ihm seinen klaren, hellen Geist wieder giebt." Kaum hatte auch Stella den ihr angewiesenen Platz eingenommen, als Ugolino die Augen aufschlug, dem alten Grafen freundlich zunickte und dann den Wundarzt fragte: „Ich habe wohl mehrere Stunden geschlafen? Ich fühle mich recht gestärkt. Gar wunderliebliche Träume haben mich umgaukelt, und immer sah ich sie —"

„Eure sorgsame Mutter," fiel ihm Tebaldo rasch in die Rede, „nicht, Ugolino? Die stand immer im Traume vor Euch und pflegte Euch in Eurer Krankheit."

„Die Mutter? Ja, ich sah sie, die sorgsame liebende Mutter. Ach, stände sie doch bei mir, und ich könnte ihre Hand drücken, ihr bleiches, leidendes Antlitz schauen!"

„Redet nicht zu viel," unterbrach ihn der Arzt, „dies taugt für Euren Zustand nicht." Ugolino schwieg und ließ sich verbinden.

„Wißt, Ugolino," nahm jetzt der Graf das Wort, „daß Eure Mutter Euch näher steht, wie im Traume; wüßten wir, daß Ihr fein ruhig bliebet, so würdet Ihr sie gewiß bald an Eurem Krankenlager sehen, und sie zu Eurer Pflege beitragen."

„Ich werde ruhig sein," erwiederte er, „gewiß werd' ich es! Gönnt mir die Freude, die Theure zu sehen." Da trat die Mutter zu ihm, und er blickte sie ruhig lächelnd an.

„Sehen wir uns so wieder?" sagte die Mutter tief bewegt, doch unterdrückte sie, so viel sie vermochte, ihren Schmerz.

„Ja, Mutter, und es ist ein freudiges Wiedersehn." Stella schüttelte zweifelnd ihr Haupt. „Ich habe für meinen Herrn geblutet, und was kann ich mehr wünschen? Gott wird mir meine Gesundheit schon wieder geben, und dann sterb' ich für ihn."

„Oder durch ihn," murmelte sie und setzte sich neben den Kranken, dem der Arzt das weitere Sprechen verbot. Die Mutter durchwachte von dem Tage an die Nächte an seinem Lager, am Tage war die Fürstin seine Pflegerin; Leonore Montaldo durfte sie, da es der Fürst so befohlen, Parisina es vielleicht selbst wünschte, nur selten begleiten. Des Mädchens unerwiederte Neigung, denn Ugolino würdigte sie kaum eines Blickes, machte sie anfangsun glücklich, bald weckte sie die Eifersucht, und diese sieht scharf. Ugolino hatte nicht immer seine Blicke, selbst oft seine Worte nicht in seiner Gewalt; auch in Parisina's Herzen war die Pforte dem Jüngling nicht mehr so fest verschlossen, wie früher, und so durchschaute Leonore, vielleicht mehr als die Fürstin selbst, ein Geheimniß, das sie höchst unglücklich machte. Liebe ohne Gegenliebe verwandelt sich so leicht in Haß; auch in Leonorens Brust wurde er wach, wenn Ugolino's kaltes Benehmen sie tief schmerzte.

Da die Fürstin es vermied, mit Stella zusammen bei Ugolino zu sein, so konnte die Mutter zwar Beide nicht beobachten, sie kannte aber zu gut das menschliche Herz mit seinen Schwächen, als daß sie nicht das, was in

Beiden vorging, errathen hätte. Sie warnte den Sohn, mit deſſen Geſundheit es von Tage zu Tage beſſer ging, hoffte beſonders durch die Schilderung ſeines Undankes ihn von ſeiner thörichten Neigung zu heilen, aber er geſtand ihr offen, daß dieſe Liebe ſeine Welt, ſein irdiſches, ſein himmliſches Paradies ſei; er leugnete nicht mehr den Gegenſtand ſeiner Neigung, da ihn Stella ja ſchon früher gekannt hatte, er nannte ſie eine Himmliſche, vor der er anbetend niederknieen müſſe und bei deren Verehrung alles Irdiſche von ihm fern ſei, jede Begierde in ihm ſchweige, jeder Wunſch ſo rein ſei, wie der klarſte Tropfen, der dem Felsquell entſpringt. Aber auch hier war die Mutter eine Ungläubige, auch hier ſagte ihr die Kenntniß des Herzens, daß reine, himmliſche Liebe nicht das Erbtheil ſterblicher Menſchen ſei, und daß der Augenblick auch über das heiligſte Gemüth ſeine Gewalt üben könne; aber nichts konnte Ugolino bewegen, der Vernunft mehr als ſeinem Herzen zu folgen. Die Liebe hatte ihn nicht mit roſigen, ſie hatte ihn mit ehernen Banden umwunden, die er nicht zu zerreißen vermochte. Den Gedanken, zu welchem Ziele dies führen ſollte, ließ er nie laut in ſich werden.

9.

An einem Nachmittage trat die Fürſtin in das Gemach Ugolino's und fand ihn allein, denn der einzige Diener, der an ſeinem Krankenlager ſtand, entfernte ſich

bei ihrem Eintritt. Der Wundarzt, der ihn faſt für genesen erklärte, hatte ihn am Morgen verlaſſen, ihn der Obhut eines Andern übergeben und war dem Markgrafen ins Lager gefolgt. Ugolino's Augen ſtrahlten vor Freude, als ſich die Fürſtin, doch heute zagend, ſeinem Lager nahte. Je mehr ſeine Kräfte zugenommen hatten, deſto ſchüchterner, deſto zurückhaltender ſchien ſie gegen ihn geworden zu ſein, heute fühlte ſie ſich beſonders beklommen; ſie hatte deshalb lange mit ſich gekämpft, dennoch zog ihr Schickſal ſie hin.

Als ſie nun Ugolino, zwar noch bleich, doch mit feurigem, verlangendem Blick vor ſich liegen ſah, erſchrak ſie und wollte umkehren. Doch er, deſſen Rechte wieder geheilt war, hatte den Muth, ſie zurückzuhalten.

„Was wagt Ihr?" rief ſie, einen zürnenden Blick auf ihn werfend. „Ihr vergeßt —"

„Ich vergeſſe nie, daß ich ein Erdengeborner, Ihr eine Himmliſche ſeid, fühle aber, daß die Wunden meiner Bruſt aufſpringen und mich zu Euren Füßen ſterben laſſen würden, müßt' ich länger in mir verſchließen, was hier tobt und raſet. Ja, Fürſtin, das Wort, es muß geſprochen ſein — bring' es mir Tod oder Leben, Hölle oder Himmel — Ich liebe Euch!"

„Raſender!" unterbrach ihn Pariſina und wollte ſich loswinden, aber er hielt ihre Hand immer noch feſt.

„Ja, ich bin ein Raſender, der es wagt, Euch dies Wort zu ſagen, der es wagt, Euch in Liebe zu nahen; aber dieſe Raſerei iſt mein ganzes Erdenglück, durch ſie athme ich, in ihr lebe ich nur!"

„Was wollt Ihr von mir?" fragte ſie ängſtlich, doch

ſchon weniger zürnend, denn ſein Auge ſah plötzlich nicht mehr flammend, nur ſanft und bittend nach ihr auf.

„Ach, ich will nur wenig und doch für mich ſo unausſprechlich viel," erwiederte er mit inniger Rührung; „ein einziges Wort genügt mir, das Wort: Verzeihung! Zürnt mir nicht ob meiner Worte, ſie ſtammten aus meinem liebenden Herzen empor, zürnt mir nicht und ſprecht dieſes ſühnende Wort."

„Ich zürne Euch nicht, Ugolino!" ſagte die Fürſtin ſtammelnd. Da preßte er einen feurigen Kuß auf ihre Hand. „Wenn Ihr mir nicht zürnt," rief er, damit ich mich ganz glücklich fühlen kann, ſagt mir: „Ich will Euch wohl, Ugolino!"

Hoch erröthend, zitternd ſtand die ſchöne Frau vor ihm, und in ihr glühendes Auge drängte ſich eine Thräne. Da ſchwebten zwei Geiſter an ihr vorüber, der eine trauernd, der andere lockend, und ſie ſprach die Worte und entfernte ſich mit ſchuldbeladenem Herzen.

An dieſem verhängnißvollen Tage ſaß Tebaldo neben Ugolino's Mutter in der Halle ihrer Villa. Melitta, der die Verwundung und das Hierſein Ugolino's ein Geheimniß geblieben war, ſaß auf ihrem Lieblingsplätzchen, und wie ſie ſich ſonſt nach dem Bruder geſehnt, ſo verſcheuchte ſie jetzt die Gedanken an ihn und ſehnte ſich nach der einſamen Zelle, vor der ihr ſonſt gegraut. „Herr!" ſagte die Signora zu dem Grafen, den ſie zu ſich beſchieden hatte, „Ugolino iſt nicht mehr zu retten, rettet wenigſtens wo möglich die Fürſtin; vielleicht wenn Ihr zeigt, daß Ihr in ihr Geheimniß eingedrungen ſeid, hält ſie die Klugheit, hält ſie die Furcht zurück, doch glaube ich

kaum, daß es Euch gelingen wird. In dem frömmsten, edelsten Herzen übt die Liebe, wenn sie es einmal erfaßt hat, eine furchtbare Gewalt; Alles als himmlisch sich malend, hält sie kein Opfer zu groß, was sie nicht bringen könnte, bringen müßte; einmal in Banden verstrickt, verschmäht sie, sie zu zerreißen. Ich habe bei meinem Sohne das Letzte versucht," fuhr sie dann mit bewegter Stimme fort, „habe ihn einen Undankbaren, einen Ehrlosen gescholten, aber was sind diese Worte, was sind diese Warnungen gegen einen einzigen Blick aus dem Auge der Geliebten, gegen ein einziges Wort aus ihrem Munde. Als ich heute früh mit sorgenbeladenem Herzen ihn verließ, ging ich in die Messe, für ihn zu Gott zu bitten; da sah ich vor dem offenen Beichtstuhle meinen Beichtvater sitzen, ich nahte ihm, trat ein, beichtete ihm, und fragte dann feierlich, ob man einen Eid wohl brechen dürfe, den man auf das Evangelium und in Gegenwar eines Priesters geschworen habe, wenn man eine gute Absicht hätte und ein großes Unglück von vielen Menschen abwenden könnte, und er sagte: „Nein! Wenn der heilige Vater nicht dispensirt, darf der Christ einen solchen feierlichen Eid nicht brechen." Da verließ ich nun zerschmettert das Gotteshaus, der letzte Funke von Hoffnung schwand, und ich stehe am Ziele meiner Wallfahrt, eine Unglückliche, die einen einzigen Fehltritt furchtbar büßen muß. O Herr, Ihr könnt nicht fühlen, was ein Mutterherz fühlt!"

„Auch ich bin in meiner Seele tief betrübt!" sagte der Graf. „Er war ja mein Sohn so gut als der Eurige. Meine einzige Hoffnung stützt sich noch auf den

edlen Sinn und die Tugend der Fürstin. Nun, wir wollen Gott vertrauen und noch nicht alle Hoffnung schwinden lassen!" Aber aus der Mutter Brust war sie gewichen; er verließ eine Hoffnungslose.

Seit dem unglücklichen Worte, das die Fürstin gesprochen, hatte sie das Krankenzimmer noch nicht wieder betreten; erst als es zu dämmern begann, trat sie mit Leonoren, die sie heute absichtlich dazu eingeladen hatte, in das Gemach des Kranken, und fand schon den Grafen Tebaldo und die Signora dort. Da die Fürstin, früher durch sie selbst, später durch Ugolino erfahren hatte, daß sie seine Mutter sei, redete sie heute die Signora freundlich an, und ihr ganzes Wesen war zuvorkommend. Parisina, wohl ahnend, daß hier ein Geheimniß stattfinden müsse, war zu zarten Gemüths, um es erforschen zu wollen, und so war ihr Gespräch nur von Ugolino und seinen nun geheilten Wunden. Leonore beobachtete Alle genau und deutete nach ihrer Weise jedes Wort, jeden Blick. Doch bald trat eine feierliche Stille ein, die aber plötzlich durch das rasche Aufreißen der Thür gestört wurde. Der Markgraf trat ein, eilte auf seine Gemahlin zu, umarmte und liebkoſete sie, reichte Ugolino die Hand, beugte sich zu ihm nieder, küßte seine benarbte Stirn und dankte seiner Gemahlin mit Herzlichkeit, daß sie für ihren Pflegebefohlnen so treu gesorgt habe und er durch ihre Pflege so bald wieder hergestellt sei. Dann sah er plötzlich staunend im Zimmer umher: „Wo ist die Frau, die bei meinem Eintreten an seinem Lager saß und so schnell den Schleier fallen ließ? Wo ist sie hin?"

„Durch jene geheime Thüre hat sie sich entfernt," erwiederte die Fürstin.

„Durch jene Thüre?" fragte der Markgraf verwundert und sein Gesicht umdüsterte sich. „Wer kennt diese geheime Pforte? — Wer war die Frau?"

„Sie half mir treulich den Kranken pflegen," nahm Parisina das Wort, während Tebaldo bei dieser Frage unruhig geworden war.

„Habe ich nicht Diener genug in meinem Schlosse?" rief der Markgraf zornig. „Bedarf es noch Fremder, um einen Kranken zu pflegen?"

„Konnte ich der Mutter es verwehren?" erwiederte Parisina, den Zorn des Markgrafen zu besänftigen.

„Seine Mutter?" rief er erstaunt. „Weilt diese so nahe bei uns?" wandte er sich mit rollendem Auge zu Tebaldo. „Wann traf sie ein, wo ist sie?"

„Seit einem Jahre wohnt sie auf einer abgelegenen Villa vor der Stadt," erwiederte der alte Graf, „dort wird sie wohl sein."

„Und das erfuhr ich nicht, erfuhr es nicht durch Euch?" fragte er heftig.

„Gnädiger Herr!" nahm jetzt Ugolino das Wort, „Ihr scheint meine Mutter zu kennen, ihr aber zu zürnen. Zürnt der Unglücklichen nicht, das Schicksal verfolgte sie schon zu hart, als daß Euer Zorn sie noch mehr niederbeugen sollte. Gönnt ihr die Ruhe in ihrer Abgeschiedenheit." Doch den Markgrafen konnten seines Lieblings Worte nicht erheitern, er entfernte sich bald mit Tebaldo und ließ Ugolino und die Fürstin, der wohl die unvermuthete Erscheinung des Markgrafen die gestern

ausgesprochenen Worte in einem noch strafbarern Lichte erscheinen ließ, in peinlicher Unruhe zurück.

Den Markgrafen hatten theils Geschäfte, theils die Sehnsucht nach seiner Gattin und seinem Lieblinge nach Ferrara hingezogen; er wollte sie Alle angenehm überraschen, und wurde es selbst auf so unangenehme Weise. Ohne eigentlich reiflich nachgedacht zu haben, was er dort wolle, befahl er Tebaldo, ihn nach Stella's Villa zu führen; er war zu aufgeregt, zu unangenehm ergriffen, als daß seine Absicht eine wohlwollende hätte sein können. Der alte Mann mußte gehorchen, und bald öffnete auf das gegebene Zeichen Josepha die Pforte.

„Ist die Signora schon zurückgekehrt?" fragte der Graf.

„Noch nicht, Herr!" erwiederte die Dienerin. „Ihr wißt ja, daß sie erst wenn der Morgen graut das Schloß verläßt."

„Lügen, Trug!" raunte der Markgraf Tebaldo zu. „Mein Kommen ahnend, hält sie sich gewiß in ihrem Hause verborgen und vermeidet meinen Anblick"

„Ich glaube kaum!" erwiederte Tebaldo, doch der Markgraf ging raschen Schrittes nach der finstern Wohnung, wo nur ein Lämpchen die Halle spärlich erleuchtete. Aber die Halle war leer, nicht im Saale, nicht in den kleinen Gemächern fand er, was er suchte, und verdrießlich verließ er das Haus.

„Verzeiht, gnädigster Herr, einem alten Diener," nahm Tebaldo das Wort, wenn er Euch fragt, was Ihr begonnen, wenn Ihr die Signora gefunden hättet. Ist

Euer Haß noch nicht getilgt? Gönnt doch der Unglücklichen die Ruhe, die sie so sehr bedarf."

„Das kümmere Euch nicht!" rief der Markgraf und warf einen finstern Blick auf den Fragenden. — „Doch horch! Welche liebliche Stimme tönt aus den dunkeln Schattengängen zu uns herüber? Wer ist die Sängerin?"

„Eine arme hülflose, dem Kloster bestimmte Waise," erwiederte der Graf. „Sie singt, gleich dem Schwan, ihr Sterbelied."

„Laßt uns hin zu ihr! Ich bin neugierig, das Mädchen zu sehen, die mit so viel Innigkeit ihre Gefühle im Gesang ausdrückt." Er ging dem Orte zu, wo der Gesang herüber schallte. Bald erblickten sie Melitta, die Laute im Arm, auf ihrem Myrthen umgrünten Plätzchen sitzen. Der Mond, der sie beleuchtete, gab dem bleichen, aber dennoch schönen Gesichte etwas Geisterhaftes; ihr Auge war nach den Sternen gerichtet, ihre Gedanken wie ihr Gesang mochten himmelwärts schweben, und so lieblich sie dem Aug' erschien, konnte man sich doch eines gewissen Schauders nicht erwehren, als sie, wahrscheinlich jetzt Tritte hörend, aufstand und wie eine dem Grabe Entstiegene auf die beiden Männer zuschritt.

„Willkommen, Graf Lebaldo, seid mir von Herzen in meiner Einsamkeit willkommen! Ach, ich habe Euch so viel zu vertrauen, um so Vieles Euch zu bitten, daß ich mich recht nach Euch gesehnt habe. Doch wer ist der Herr, der Euch begleitet? —"

„Ein Freund des Grafen Lebaldo, schönes Mädchen," fiel ihr der Markgraf in die Rede, „der hoch erfreut ist, bei dieser Gelegenheit Euch gesehen zu haben, denn

wahrlich, vom Mondlicht bestrahlt, glaubt man in Euch eine Himmlische zu sehen!"

„Dem Himmel gehöre ich an, Herr, und so mögt Ihr wohl Recht haben," erwiederte Melitta, wandte sich dann zu dem Grafen, fragte ihn, ob die Mutter schon zu Hause sei und ob er nicht wisse, wie es Ugolino beim Heere erginge.

„Dem geht es wohl," nahm der Markgraf das Wort, „doch beim Heere ist er schon lange nicht mehr; er lag auf dem Schlosse des Markgrafen an seinen Wunden darnieder, die aber, Gott gelobt, nun bald geheilt sind."

„Er war hier, und das verschwieg man mir?" rief Melitta außer sich.

„Ja, man verschwieg es Dir, Himmelsbraut, und ich glaube, man that Recht daran," sagte Lebaldo. Melitta senkte den Blick und schwieg.

„Wollt Ihr ihn sehen, ihn sprechen, so sollen Euch des Schlosses Pforten offen stehen," versetzte der Markgraf.

„Ich danke Euch, Herr!" erwiederte sie nicht ohne Kampf. „Ist meine Mutter schon zu Hause?" fragte sie nochmals den Grafen.

„Ich glaube, nein!" erwiederte dieser.

„So thut es mir leid, Euch in unserer kleinen Wohnung nicht aufnehmen zu können."

„Und weshalb nicht?" fragte der Markgraf. „Der Graf Lebaldo ist Freund Eures Hauses, ich der seinige, warum sollte mir nicht das Glück zu Theil werden, mich in Eurer Wohnung mit Euch zu unterhalten?" Melitta erwiederte hierauf nichts, sondern ging schweigend nach der Villa zu. Dort angekommen befahl sie der sie schon

erwartenden Josepha, ein Paar Kerzen anzuzünden, und wandte sich dann an den Fremden: „Wollt Ihr jetzt eintreten, Herr, so wird es dem Hause eine Ehre sein; erlaubt aber mir, den stillen Betrachtungen nachzuhängen, die mich meinem künftigen Berufe näher bringen.“ Sie verschwand nach diesen Worten in dem dunklen Gebüsch. Der Markgraf wollte folgen, doch Graf Tebaldo hielt ihn zurück. „Bedenkt, gnädiger Herr,“ bat er, „daß die Jungfrau dem Himmel geweiht ist, laßt sie ruhig ihren Dornenweg gehen.“ Der Markgraf zürnte dem Greise nicht und verließ mit ihm die Villa.

Als er in das Schloß zurückgekehrt war, konnte seine Gemahlin ihre Verwunderung nicht verbergen, daß der Anblick der Signora ihn so ergriffen, ihn so erschüttert habe. Sie hätte ihn gern um die nähere Ursache gefragt, aber der finstere Blick des Fürsten hielt sie davon ab.

10.

Am andern Morgen schickte der Markgraf Francesco, seinen vertrauten Kammerdiener, nach der Villa, um auszuspähen, ob die Signora heimgekehrt sei; aber trotz dessen Bemühungen blieb ihm die Pforte verschlossen, und die Mauer war zu hoch, um sie am Tage, ohne Aufsehen zu erregen, ersteigen zu können. Der Markgraf sprach deshalb am Abend mit Tebaldo und gab ihm die Weisung, daß sich die Signora jedenfalls von Ferrara entfernen müsse. Die Vorstellung des edlen Mannes, daß

ihm die Signora, so wie ihr Aufenthalt in Ferrara ganz gleichgültig sein könne, konnte ihn davon nicht abbringen; er bestand auf seinem Willen und gab dem Grafen den bestimmten Befehl, morgen in aller Frühe zu ihr zu gehen und ihr die Weisung zu geben, Stadt und Land sogleich zu verlassen.

Während Lebaldo diesen ihm so schmerzlichen Befehl erhielt, schlichen Vermummte um die Villa, zogen die Glocke, und da Niemand öffnete, stiegen einige von ihnen auf einer mitgebrachten Leiter über die Mauer, zündeten ihre Blendlaternen an und durchsuchten das offenstehende Haus, das sie jedoch leer fanden. Aber Wäsche und Kleidungsstücke, die in einem Bündel zusammengebunden waren, ließen sie vermuthen, daß doch Jemand noch in dem Garten verborgen sein müsse; sie durchsuchten nochmals jeden Winkel und fanden endlich, was sie wahrscheinlich suchten, Melitta. Sich wenig um das Andere kümmernd, baten sie das Mädchen höflichst, ihnen zu folgen; die Zitternde, Hülflose mußte gehorchen, mußte über die Mauer steigen und den Räubern in eine bereitstehende Gondel folgen.

Es war eine stürmische Nacht, der rauhe Wind peitschte den Strom, die Wellen brausten, kein Sternchen flimmerte am Himmel; düster war es um sie, düster, wie in Melitta's Seele. Auf alle Fragen, wohin man sie führe, erhielt sie keine Antwort, das Schiff schwamm den Po hinunter, und bald war sie fern von Ferrara.

Noch ehe der Tag graute, landete es am Fuße eines Hügels; Melitta, stets mit der größten Achtung behandelt, ward jetzt hier auszusteigen gezwungen, mußte ihren

Räubern auf bereit ſtehenden Roſſen nach einem Schloſſe folgen, wo ſie ſich bald in einem reich geſchmückten Zimmer befand, das, wie es ſchien, zu ihrem Empfange bereitet war. Hier blieb ſie, ihrem Schmerz überlaſſen, allein.

Niemand war mehr betroffen, als die arme Joſepha, die in der Nacht nach der Villa zurückgekehrt war, um Melitta mit den unumgänglich nöthigen Kleidungsſtücken in das Clariſſenkloſter zu bringen, in das ſich die Mutter ſogleich vom Schloſſe aus begeben hatte. Es mochte dieſer Alles daran liegen, daß ihr Aufenthalt verborgen blieb, desbalb gab ſie Joſepha, die vom Kloſter aus benachrichtigt war, den Auftrag, die wenigen Koſtbarkeiten und das Nöthige am Abend nach dem Kloſter, in der Nacht aber Melitta ſelbſt dahin zu bringen, und die Villa und was ſich noch darin befand, preiszugeben.

Stella war bei der Nachricht untröſtlich. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Melitta geraubt ſei, da man die Leiter an der Mauer ſtehend gefunden hatte, und machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie aus zu großer Vorſicht das Mädchen nicht ſchon am Abend ins Kloſter hatte kommen laſſen. Wer das Bubenſtück ausgeführt habe, war ihr nicht möglich nur zu ahnen. Gern hätte ſie ſich mit dem Grafen Lebaldo darüber beſprochen, aber ſie hielt es für Pflicht, den edlen Mann ihren Aufenthalt nicht wiſſen zu laſſen, um ihn nicht mit in ihr Geheimniß, vielleicht mit in ihr Unglück zu verflechten.

Ugolino war indeſſen ſo weit wieder hergeſtellt, daß er das Krankenlager verlaſſen und ſeine Wohnung im Schloſſe wieder beziehen konnte. Der Markgraf war

nicht so freundlich gegen ihn, wie er es wohl sonst zu sein pflegte, die Fürstin vermied ihn augenscheinlich, nur Leonore Montaldo drängte sich an ihn und ward ihm dadurch lästig. Von dem Grafen Tebaldo erfuhr er, daß seine Mutter verschwunden sei; dies ängstigte ihn, ihm war es ein Räthsel, weshalb die Ankunft des Markgrafen so feindlich auf ihn gewirkt habe. Er befragte den Grafen deshalb, dieser konnte ihm aber nur das Räthsel dadurch lösen, daß in früherer Zeit seine Mutter bei einer Gelegenheit dem Markgrafen feindlich entgegen getreten und er damals in seinem Zorn sie fast unglücklich gemacht habe, weshalb ihm auch des Markgrafen Liebe zu ihm stets ein Räthsel geblieben sei. Auf Ugolino's Frage, ob ihm wirklich der Aufenthalt der Mutter unbekannt sei, gab er ihm sein Wort, daß er ihn nicht kenne.

Der Markgraf hatte noch am nämlichen Tage Ferrara verlassen, war aber nicht zum Heere abgereist, sondern am späten Abend in das Schloß zurückgekehrt. Dies wiederholte sich oft, zuletzt fast täglich, und ängstigte zuletzt Parisina, die befürchtete, irgend ein Liebeshandel beschäftige ihren Gatten und ziehe ihn ganz von ihr ab; und doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß es ihr lieb war, daß ihr Gemahl in gleicher Schuld mit ihr befangen sei, da sie nun wohl fühlte, daß ihr Herz für Ugolino mehr empfinde, als es ihre Pflicht erlaube, wenn auch Handlung und Wort es ihm noch zu verbergen suchten. Die Stimmung am Hofe war mithin nicht die beste; in den wenigen Morgenstunden, in welchen der Markgraf bei den Seinen sich befand, war er mürrisch

und mißmuthig, und dies vermehrte ſich von Tage zu Tage. Pariſina's Gemüth war von Zwieſpalt zerriſſen, Ugolino's Herz jauchzte vor Wonne, gedachte er ihrer, und unterlag dem Schmerz, gedachte er der geliebten Mutter. Nur Leonore, alles dieſes wohl bemerkend und ſich daran ergötzend, ſchwebte wie ein böſer Geiſt unter ihnen; ſie allein ſchien heiter und war es im Grunde doch nicht, denn immer noch wurde ſie von Ugolino kalt behandelt.

So vergingen Wochen. Den Markgrafen riefen endlich die Friedensunterhandlungen mit dem Herzoge von Mailand zum Heere, wohin ihm diesmal Ugolino nicht folgen konnte, da ſeine Geſundheit immer noch geſchwächt war. Er reiſte ab, und vielleicht war ſeine Entfernung Ugolino und Pariſina erwünſcht, obgleich Letztere ſich es gewiß nicht geſtand.

Noch an dem nämlichen Nachmittage, als der Markgraf abgereiſt war, führte der Zufall Beide in dem Garten zuſammen. Pariſina ſuchte ernſt und kalt zu erſcheinen, doch Ugolino's Feuer riß auch ſie mit fort, und ſie würde vielleicht ſchon heute dem Jüngling ihr Herz unverhohlen gezeigt haben, hätte ſie nicht in der Ferne einen Diener Ugolino's bemerkt, der dieſen zu erwarten ſchien. Die Fürſtin entfernte ſich ſchnell, der Diener nahte und übergab Ugolino ein Schreiben folgenden Inhaltes, das ein Unbekannter gebracht habe.

„Mein lieber Sohn!

So wie ich Dein Herz kenne, wirſt Du über das Verſchwinden Deiner Mutter in großer Sorge ſein; kümmere Dich nicht um mich, ich bin in

ſicherem, freundlichen Aſyl, doch räth mir die Klugheit, mich ſelbſt auch vor Dir verborgen zu halten. Mir geht es wohl, wohler als der armen Melitta, die, Gott weiß, vielleicht jetzt in den Händen eines Wollüſtlings ſchmachtet, denn ſie ward den Tag darauf, als ich Dich zum letzten Male ſah, in dem nämlichen Augenblicke, wo ſie mein Aſyl mit mir theilen ſollte, durch Räuber entführt. Sie iſt zwar Deine Schweſter nicht, iſt jedoch mein Pflegekind, für das zu ſorgen ich der ſterbenden Mutter ein heiliges Verſprechen gab. Die Pflicht, die ich auf mich nahm, wälze ich auf Dich zurück. Geh', ſuche ſie auf, entreiße ſie den Klauen des Räubers und rette ſie ſomit vom Verderben, dann erfüllſt Du die Pflichten eines guten Sohnes, und Gott wird Dir dafür lohnen. Sollte es Dir gelingen, ſo führe ſie in die Villa und kümmere Dich weiter nicht um ſie, ich werde dann ſchon für ſie ſorgen. Auch wird es mich freuen, Dich jetzt von Ferrara abweſend zu wiſſen, wo Du Deinem Verderben mit Rieſenſchritten entgegen gehſt. Noch ein Mal warne ich Dich, Ugolino! Du ſtrebſt nach Wonne, die Dich trügen wird, Du ziehſt ein edles Weſen mit in Dein Verderben, und entflammſt ein ſonſt ſo ruhiges Gemüth, bis das Schwert des Nachrichters das Feuer auf furchtbare Weiſe kühlen wird. Bedenke dies und werde Herr einer ungezügelten Leidenſchaft. Lebe wohl! Wenn Du Melitta gerettet haſt, dann erfährſt Du mehr von mir."

Dieſer Brief ſetzte Ugolino in die äußerſte Unruhe, denn er liebte Melitta wirklich wie ſeine Schweſter; er eilte ſogleich zum Grafen Tebaldo und bat ihn um ſeinen väterlichen Rath. Dieſer ſchüttelte bedenklich ſein graues Haupt. „Du willſt Melitta aufſuchen, wie Du mir ſagſt, willſt die Taube dem Geier entreißen? Du wagſt viel, mein Sohn, aber es iſt Pflicht, es zu thun.“

„Wohin mich aber wenden?“ fragte Ugolino.

„Ich glaube faſt,“ erwiederte der Graf, „Du wallfahrteſt jeden Tag nach einem der Schlöſſer, die eine halbe Tagereiſe von Ferrara liegen; weiter kann ich Dir nichts ſagen, denn ich habe auch nicht die mindeſte Spur, wohin man die Unglückliche gebracht.“

Ugolino dachte in dieſem Augenblick an das tägliche Verſchwinden des Markgrafen, ein mattes Licht zeigte ſich ihm, deſſen Schein er verfolgen zu müſſen glaubte. Das Schmerzlichſte bei dieſer Sache war ihm, daß er den Aufenthalt ſeiner Mutter nicht kannte, ihr nicht Troſt bringen, ſie nicht um Rath fragen konnte, und daß ihm vielleicht eine lange Trennung von Pariſina bevorſtand, in deren Auge er jetzt deutlich ſein Glück leſen zu können glaubte. Er machte ſie mit Melitta's Entführung bekannt, und ſie, Tag und Stunde und die tägliche Abweſenheit ihres Gemahls genau erwägend, war keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Entführung mit Wiſſen, wo nicht auf Befehl des Markgrafen vollführt ſei. Sie rieth ihm daher, ohne ihm jedoch ihre Vermuthung mitzutheilen, die Schlöſſer und Villas, die ihrem Gemahl gehörten, zuerſt zu beſuchen und dort Nachforſchungen zu halten.

Der Zufall führte ſie noch am Abend im Garten mit Ugolino einen Augenblick zuſammen, wo er ihr ein inniges Lebewohl ſagte, und trotz dem, daß ſein Herz ihn in ihrer Nähe ſo feſthielt, ſah ihn doch der andere Morgen ſchon, von einem Diener begleitet, ſeine Wanderung beginnen.

II.

Er betrat manche Villa, manches Schloß vergebens. Für den Liebling des Fürſten war jede Zugbrücke niedergelaſſen, jede Pforte geöffnet; aber bald ſah er ein, daß er auf dieſem Wege wohl ſchwerlich zu ſeinem Ziele gelangen werde, denn keiner der Kaſtellane würde ſo thöricht geweſen ſein, das Geheimniß ſeines Herrn zu verrathen; auch wäre es ihm wohl ſchwerlich erlaubt geweſen, ohne ausdrücklichen Befehl des Markgrafen die Gemächer der Schlöſſer und Burgen zu durchſuchen, weshalb er auch von dem Markgrafen ſelbſt ſpäterhin wäre zur Rechenſchaft gezogen worden. Er faßte daher den Entſchluß, nur des Abends ſeine Nachforſchungen zu beginnen, die Burgen zu umſchleichen, und dann erſt, wenn ſeine Bemühungen hier vergebens geweſen wären, Nachtlager dort zu fordern.

So mochte er nun wohl ſchon acht Tage herumgeſchwärmt ſein, während deſſen er jedoch, da wo es die Entfernung erlaubte, mehrere Male in Ferrara geweſen war und Pariſina geſehen und geſprochen hatte. Aber

bis jetzt blieb ihr Mund immer noch verschlossen, nur ihr Auge war ihres Herzens Verräther.

Eines Abends ritt er, als er Ferrara verließ, längs den Ufern des Po's, vielleicht mehr an die Fürstin als an Melitta denkend. Es erschien ihm gewissermaßen thöricht, daß er auf fremde, so ungewisse Abentheuer austritt und deshalb sein eigenes vernachlässigte. Die Ahnung, der Markgraf habe Melitta entführen lassen, spornte ihn doppelt, denn er hoffte, dadurch einen sichern Weg zu Parisina's Herz zu finden, und nur dies war ja das Ziel seines ganzen Strebens. Kein unedler Gedanke war noch in ihm aufgestiegen; wie der Fromme vor dem Bilde der Mutter Gottes auf seinen Knieen anbetend liegt, so war sie ihm die Madonna seines Herzens, kein sinnlicher Wunsch trübte dies heilige Bild. Es war die erste Liebe, die sich im jugendlichen Herzen fromm und rein entfaltete; die feste Ueberzeugung, daß nur edle heilige Liebe ihn ergriffen habe, daß jede irdische ihm stets fremd bleiben werde, ließ ihn die Warnung der Mutter, ließ ihn jede Gefahr vergessen. O, der Wahnsinnige! Er hatte noch nie in den Armen eines Weibes geruht, noch nie von zwei rosigen Lippen den Zaubertrank gekostet, der das Heiligste, das Himmlischste verkörpert, und der, statt uns in höhere Regionen zu führen, alles Ideale verwirklicht. Auch heute, wo er in der Dämmerung dahin trabte, wo seine Gedanken nur bei Parisina waren, wo seine geschäftige Phantasie sie mit allem Liebreiz sich bildete, stand nur eine Heilige vor ihm.

Die Nacht senkte jetzt ihren Mantel immer dunkler und dunkler auf die Flur, der Mond trat hinter den

Reben bepflanzten Hügeln hervor, und jetzt erblickte er bei dem ersten Gruß der silbernen Leuchte der Nacht in der Ferne ein altes Schloß. Da gedachte er der einst so geliebten Schwester, gab seinem Pferde die Sporen und trabte schneller nach dem dunklen Gemäuer hin, das im Mondenlicht sich schauerlich aus der Tiefe erhob, stieg vom Rosse, übergab es seinem Diener, dem er ganz vertrauen konnte, und ging mit klopfendem Herzen dem Hügel zu, auf welchem das halb verfallene, halb noch bewohnbare Schloß stand. Er war früher auf keiner seiner Wanderungen in diese Gegend gekommen, die sich ihm jetzt, von des Mondes Zauberlicht bestrahlt, so höchst romantisch zeigte. Ein Waldbach, der sich nicht fern von da in die Fluthen des Po's stürzte, rauschte zu seinen Füßen; selbst die kleine schwankende Brücke, die über denselben führte, das Spiegeln der bleichen Sterne, die mit jeder dahin eilenden Welle fortzuhüpfen schienen und doch ihr Bild in jeder kommenden wiedergaben, alles dies gab der nächtlichen Landschaft etwas reizend Schauerliches.

Er betrat jetzt einen Fußpfad, der von der Brücke aus nach dem Schlosse zu führen schien, und sah sich plötzlich vor einem von hohen Ulmen beschatteten Wasserbecken stehen, wo mehrere Sitze zum Rasten ihn einluden. Er setzte sich auf eine Steinbank, sah in das von dem Bache gebildete Becken und ergötzte sich an den Strahlen des Mondes, die beim Flüstern des Abendwindes sich wie Geister durch die Zweige des Ulmbaumes drängten. Dann, seines Zweckes gedenkend, sprang er plötzlich auf und schritt dem Schlosse zu, wo er bald an den Fuß eines

großen viereckigen Thurmes gelangte, der von dem alten Schloß allein bewohnt zu sein schien, denn nur aus seinen Bogenfenstern strahlte Kerzenlicht, und selbst ein Stockwerk höher, unter den Zinnen, sah man am Fenster ein kleines Lämpchen stehen. Der Thurm hatte nicht im Mindesten das Ansehen eines Gefängnisses, sondern war wahrscheinlich wegen seiner schönen Aussicht nach dem Po zum Lieblingsaufenthalt des Besitzers gewählt worden.

Ugolino lauschte, besonders da in dem untern Stock jetzt ein Fenster geöffnet wurde, aber er lauschte vergebens, dort oben blieb es still, wie im Grabe. Doch jetzt — wer schildert seine freudige Ueberraschung? — jetzt vernahm er die Töne einer Laute, er horchte auf, aber die Töne verschwebten im Rauschen des Baches, und Alles ward wieder still. Plötzlich vernahm er, wie es ihm dünkte, Melitta's Stimme, sie sang das wohlbekannte Lied von der Gefangenen:

Es heulet der Sturm, es brausen die Wogen,
Am Felsen bricht sich die Fluth,
Da kommt ein Rittersmann angezogen,
Erglänzend in Abendgluth.
Wer seufzt da so tief, wer weint hier im Sturm?
So fragt er und blickt hinauf nach dem Thurm."

Da begann Ugolino den folgenden Vers des Liedes mit leiser, gedämpfter Stimme zu singen, damit Niemand außer ihr ihn hören möge. Doch kaum hatte er die erste Strophe beendet, als die Gefangene an das Fenster stürzte. „Wer ist da unten, der Theil an mir nimmt?" rief sie mit unterdrückter Stimme. „O, nennt Euch!"

„Ich bin es, der zu Deiner Rettung naht, Melitta,“ erwiederte Ugolino. „Gelobt sei Gott, daß ich Dich gefunden! Kennst Du ein Mittel, zu mir herab zu kommen?“

„Keines!“ erwiederte sie. „Alle Thüren sind verschlossen, ich werde scharf und streng bewacht; nur durch dieses Fenster wäre es möglich, und es ist zu hoch, als daß ich den Sprung wagen könnte. Aber verweile nicht lange, daß Niemand Dich sieht.“

„So müssen wir uns heute trennen, da Deine Rettung jetzt unmöglich ist; leicht könnte man uns belauschen. Lebe wohl!“ rief er ihr zu. „Morgen um die nämlicht Stunde bin ich wieder hier, dann halte Dich bereit, Dein Retter naht!“

„Gott mit Dir!“ lispelte sie leise und schloß das Fenster.

Eine Gondel brachte ihn am andern Abend an die nämliche Stelle, die er doch heute nur schwer auffinden konnte, da der Mond noch nicht hervorgetreten, der Himmel umzogen war und eine stürmische, regnerische Nacht hereinbrach. Sein Glück ließ ihn jedoch dem alten Schlosse mit dem grauen Thurme nicht vorbei rudern; er erkannte es in der Dunkelheit, sprang aus dem Fahrzeug und sah sich bald wieder an dem mit Ulmen umwachsenen Wasserbecken. Hier hörte er die sanften Töne der Laute, und sein Diener, nachdem er die Gondel am Ufer festgebunden, legte die mitgebrachte Leiter an, warf, jedoch mehrmals vergebens, die Strickleiter nach dem geöffneten Fenster, an welchem das Mädchen, ihrer Erlösung harrend, stand bis endlich das Glück wollte, daß die Gefangene

ſie auffing, ſie befeſtigte und ſomit glücklich die angelegte Leiter erreichte, die ſogleich wieder weggenommen wurde, damit Niemand Gewißheit erhielt, ob ſie allein oder durch Hülfe Anderer entflohen ſei.

Groß war Ugolino's Freude. „Du Arme!" rief er, das Mädchen ſanft an ſich drückend. „Du haſt wohl viel ausgeſtanden?"

„Still!" erwiederte ſie kaum vernehmbar. „Nur ſchnell zu Schiffe!" Hand in Hand gingen ſie nun ans Ufer, beſtiegen die Gondel und fuhren ohne Aufenthalt ſtromaufwärts Ferrara zu. Aber der Sturm war heftig, das Ruder des einzigen Dieners, den er mitgebracht hatte, nicht hinreichend, gegen die Wellen anzukämpfen; auch Ugolino mußte, ſtatt mit dem Mädchen zu plaudern, das andere Ruder ergreifen, und nur jetzt erſt gelang es, Herr der Wogen zu werden.

„Nun, Melitta," wandte ſich Ugolino zu dem Mädchen, „nun erzähle mir, wer Dich hierher führte und was Dir während dieſer Zeit Trauriges begegnet iſt."

„Laß mich ſchweigen, jetzt wäre es nicht an der Zeit, bedenke die Gegenwart des Dieners," erwiederte ſie, und ihre Bruſt mußte ſehr beklommen ſein, denn die Stimme verſagte ihr, ſie konnte ihm dieſe Worte nur leiſe, faſt unverſtändlich zuraunen. Dann hüllte ſie ſich in ihren Mantel und blieb ſchweigend und von Ugolino entfernt.

Der Sturm hatte ſich gelegt, ſchwarze Wolken bedeckten den Himmel immer mehr und mehr, immer ſtärker goß der Regen in Strömen herab, und Ugolino dauerte das Mädchen, dem der Regen wie ihm durch den Mantel gedrungen ſein mußte. Er bat ſie, ſich näher zu ihm

zu ſetzen ſie gehorchte; von Regen durchnäßt, bebte ſie vor Froſt und ſchmiegte ſich, wahrſcheinlich unbewußt was ſie that, an ihn an. Ugolino ward hierdurch in ſonderbare Stimmung verſetzt; er mochte dabei Melitta ganz vergeſſen haben, gedachte nur Pariſina's, und, von ſeiner Phantaſie getäuſcht, drückte er ſie zuweilen ſanft an ſich.

Das Fahrzeug glitt jetzt raſch über die beruhigten Wellen, ſo daß, als Mitternacht längſt vorüber war, ihnen die grauen Thürme von Ferrara, trotz der Finſterniß, wie ſchwarze Wolkenbilder entgegen traten. Hier und da leuchtete ihnen ein mattes Licht aus irgend einem Fenſter entgegen, wo vielleicht ein Unglücklicher, mit dem Tode ringend, ſeine letzte Hoffnung entfliehen ſah. Nicht lange waren ſie an der Stadt vorüber gefahren, als der Diener ſeinem Herrn zurief: „Täuſch' ich mich nicht, ſo ſehe ich hier die hohen Cypreſſen, das Ziel unſerer Fahrt.“ Er hielt die Gondel an, ſprang heraus, um ſich zu überzeugen, und kehrte bald mit der Nachricht zurück, ſie ſeien am rechten Orte. Ugolino hob nun das Mädchen aus der Gondel und geleitete ſie nach der nur angelehnten Pforte, durchſchritt ſchnell den Garten und trat mit ihr in die gleichfalls offenſtehende Halle.

„Melitta!“ begann hier Ugolino. „Nach dem Befehle meiner Mutter müſſen wir hier uns trennen. Ich ſoll Dich ſogleich verlaſſen, denn ſie wird für Dich Sorge tragen; in welcher Art, weiß ich nicht. Doch ehe wir uns trennen, nenne mir den Räuber, der Dich entführte?“

„Der Markgraf,“ erwiederte ſie mit gepreßter Stimme.

„Alſo trog mich meine Ahnung nicht," rief Ugolino. „Arme Unglückliche! Doch nun weiß ich genug. Lebe wohl, auf ein fröhliches Wiederſehen!"

„Ihr wollt mich verlaſſen?" rief jetzt des Mädchen, „mich allein in dieſer öden Finſterniß, in dieſer graulichen Nacht laſſen! O ſeid menſchlich, Herr, bringt mich nur an einen Ort, wo ein Licht mir ſcheint, wo ich unter Menſchen bin, habt Erbarmen!"

Bei dieſen mit lauter, angſtvoller Stimme geſprochenen Bitten ſchrak Ugolino zuſammen; es war nicht die Stimme Melitta's, die er in den frühern leiſe geſprochenen Worten des Mädchens zu hören geglaubt. „Wer ſeid Ihr?" rief er. „Jetzt erſt verräth mir Eure Stimme, die Ihr bisher ſo künſtlich verſtellet, daß Ihr nicht die ſeid, die ich ſuchte."

„Nein," erwiederte ſie ſchluchzend. „Melitta bin ich nicht! Ich bin die unglückliche Tochter eines mailändiſchen Edlen, auf einem Kriegszuge durch die Söldner des Markgrafen aus meinem väterlichen Schloſſe, das das wilde Kriegsvolk mit Sturm einnahm, geraubt und von dem Markgrafen auf jenes Schloß gebracht, aus dem Ihr mich gerettet. Mir war Euer Irrthum klar, ich unterdrückte meine Stimme, ich geſteh' es, um Euch zu täuſchen; ich fürchtete, Ihr erbarmtet Euch der fremden Hülfloſen nicht."

„Ein unglücklicher Zufall!" ſagte Ugolino vor ſich hin.

„Kein unglücklicher," rief das Mädchen, „ein glücklicher, den Ihr herbeigeführt, was Euch Madonna gewiß vergelten wird! Aber führt mich nur von hier, bringt

mich unter Menschen, allein hier in dieser Schreckensnacht würde die Angst mich tödten."

„Signora!" erwiederte der Jüngling. „Euch unter Menschen heute noch zu bringen, kann ich nicht; ich selbst habe meine Wohnung im Schlosse, kenne Niemand in der Stadt, dem ich so sehr vertrauen könnte, ihm Euch zu übergeben, denn erführe der Markgraf, daß ich Euch befreit hätte, würde sein Zorn mich hart treffen, deshalb muß ich mich entfernen."

„O so bleibt wenigstens die kurzen Stunden noch hier, bis die Frühsonne meine Thränen bescheint; seid nicht so unritterlich, Herr, eine Unglückliche in Noth und Gefahr zu verlassen."

Ugolino bedachte sich einen Augenblick, dann bot er ihr einen Sessel, setzte sich neben sie, und ohne sie durch Fragen weiter zu belästigen, saß er schweigend an dem Orte, der in ihm so manche Erinnerungen erweckte. Als jedoch die ersten Strahlen der Morgensonne durch die dunkeln Cypressen brachen, stand er auf, gab ihr die Versicherung, daß er noch heute wiederkehren und hoffentlich ein Asyl für sie auffinden werde. Ohne ihr neugierig in das Antlitz zu schauen, was die Morgendämmerung ihm wohl zu sehen gestattet hätte, sagte er ihr Lebewohl und verließ die Tiefbetrübte.

Kaum daß er sich entfernt, warf sie sich auf ihre Kniee und betete. Da öffnete sich seitwärts eine Thür, Josepha, die ihr Gespräch mit Ugolino belauscht hatte, trat, einen Krug mit Wein und ein Stück Weißbrod in der Hand, heraus, blieb ruhig in der Thür stehen, bis die Betende sich erhoben hatte, dann nahte sie

ſich ihr. — Das Mädchen erſchrak heftig, bald aber faßte es Muth, da ihr Joſepha mit Freundlichkeit Brod und Wein reichte und ſie bat, ſich zu ſtärken. „Dann," fuhr ſie fort, „wenn Ihr Euch erquickt habt, führ' ich Euch hinauf, wo Ihr auf weichem Lager Eure Glieder ſtärken und Euch durch ſanften Schlaf erquicken könnt." Das Mädchen, in Joſepha einen Engel erblickend, nippte von dem Weine, aß einige Biſſen Brod und folgte ihr dann in Melitta's Kammer.

12.

Schon am frühen Morgen ſtand Ugolino vor des Grafen Tebaldo Bett, erzählte ihm ſein Abentheuer und und bat um ſeinen Rath, was er mit der Tochter des venetianiſchen Edlen machen, wohin er ſie für den Augenblick bringen ſolle.

„Mein Sohn," ſagte der alte Graf, ſich erſchrocken von ſeinem Lager erhebend, „da hat Dich Deine Unvorſichtigkeit in verdrießliche Händel verwickelt. Was iſt zu thun! Das Mädchen ihren Eltern zu ſchicken, wäre jetzt unvorſichtig, da wir im Kriege mit Mailand ſind; ſie hier in Ferrara zu verbergen, da wüßt' ich keinen Ort, als vielleicht ein Kloſter; doch ziehen ſich die Unterhandlungen dort ſo in die Länge, daß wir augenblicklich dadurch nicht aus der Verlegenheit kämen. Laß ſie daher vor der Hand, wo ſie iſt, ſende ihr Speiſe und Trank, und kümmere Dich, was Deine Perſon be-

trifft, nicht weiter um ſie; ich werde das Uebrige beſorgen, ſo gut ich kann, ohne mir die Ungnade meines Herrn zuzuziehen."

„Ich hielt es doch für grauſam und unritterlich," nahm Ugolino das Wort, „wenn ich mich gar nicht um die Unglückliche bekümmerte. —"

„Da haſt Du nicht ganz unrecht," fiel ihm Tebaldo in die Rede; „ich glaube, es wäre rathſam, Dich noch einmal mit ihr in Berührung zu bringen. Kennt ſie Deinen Namen?"

„Ich glaube nicht," erwiederte Ugolino, „nur Melitta's Namen nannte ich."

„Hm!" ſagte der Graf nach einigem Nachdenken. „So wäre es wohl am ſicherſten, Du ſchifftest heute Abend mit ihr nach dem alten Schloſſe zurück, gingeſt mit ihr nach der Pforte, riefeſt den Thurmwart, übergäbeſt ſie ihm und ſie kehrte in ihr Gefängniß zurück."

„Nimmermehr!" rief Ugolino. „Aus ihrem Kerker habe ich ſie befreit, frei will ich ſie den Ihrigen wieder geben."

„Haſt Du Macht und Mittel dazu?" fragte der Graf lächelnd, doch in dieſem Lächeln lag nicht Hohn, er ſchien mit Ugolino's Benehmen zufrieden.

„Ich habe nur meinen feſten Willen," erwiederte dieſer, „ihm und meinem Glück muß ich allein vertrauen."

„Wirſt Du der Markgräfin dieſes nächtliche Abentheuer mittheilen?"

„Dafür bewahre mich Gott! — Was ſoll ich ihr über des Gatten Untreue noch mehr Beweiſe liefern?"

„Daran thuſt Du recht, mein Sohn!“ ſagte der Alte und ſchüttelte herzlich des Jünglings Hand. „Geh nun mit Gott, ich werde für Alles ſorgen, auch für Speiſe und Trank. Iſt das Mädchen ſchön?“ fragte er plötzlich.

„Ich verließ ſie in der Dämmerung, und habe ihr nicht ſcharf ins Auge geblickt.“

Der Alte lachte hell auf. „Das glaub' ich Dir kaum!“ ſagte er und winkte ihm, daß er ſich entfernen möchte, was Ugolino auch that.

Kaum war er auf dem Schloſſe angelangt, die zehnte Morgenſtunde war ſchon vorüber, als ein Diener der Markgräfin bei ihm eintrat, der ihm den Befehl brachte, ſich ſogleich zu ihr zu verfügen. Er eilte hin, und fand Niemand als Leonore Montaldo zugegen, die, wie es ſchien, von der Entführung Melitta's unterrichtet war.

„Nun, junger Ritter!“ redete ihn die Fürſtin an. „Ihr ſeid glücklich geweſen, habt das Verlorne gefunden und es wahrſcheinlich in Sicherheit gebracht?“ Ugolino ſtand betroffen und erröthend vor ſeiner Gebieterin. „Einer meiner Diener ſah Euch in dieſer Nacht eine Verhüllte aus der Gondel heben. War dies nicht Melitta, oder war es eine noch theurere Laſt, die Ihr ans Ufer truget?“

„Es war nicht Melitta, edle Fürſtin!“ erwiederte Ugolino. „Doch erlaubt, daß ich Euch mein beſtandenes Abentheuer allein mittheile,“ raunte er ihr leiſe zu. Ein Wink von ihr entfernte Leonore.

Jetzt war Ugolino gezwungen, der Fürſtin treu die Begebenheiten der Nacht mitzutheilen, jedoch erwähnte er des Markgrafen nicht. Die Fürſtin ſchien nachden-

kend, und befahl ihm, die Signora ſogleich zu ihr zu führen.

Er mußte gehorchen; doch ehe er ſich nach der Villa begab, glaubte er den Grafen Lebaldo mit dem Befehle der Fürſtin bekannt machen zu müſſen. Dieſer zuckte die Achſeln. „Das verwickelt die Sache immer mehr," ſprach er, „es iſt nicht gut, daß die Fürſtin davon unterrichtet iſt, am wenigſten durch Dich; doch es iſt nicht mehr zu ändern; ich will indeß nach dem Schloſſe, mein Möglichſtes zu thun, um Aufſehen zu vermeiden. Geh, befolge die erhaltenen Befehle, Du wirſt mich bei der Markgräfin finden."

Ugolino eilte nun nach der Villa, betrat das Haus und wunderte ſich, da er in den obern Gemächern leiſes Gemurmel vernahm. Er ſchlich hinauf, und wie war er erſtaunt, Melitta, ihm den Rücken zuwendend, mit Joſepha in eifrigem Geſpräch vertieft zu finden. „Melitta!" rief er, auf ſie zueilend, „von wannen kamſt Du hierher?" Ein lauter Schrei entfuhr dem Mädchen, ſie wandte ſich erſchrecken, und eine Fremde ſtand in Melitta's Kleidung vor ihm. Sie war ſchön, Ugolino konnte in dem erſten Moment der Ueberraſchung ſein Auge nicht von ihr wenden, doch ſchnell ſuchte er Joſepha, die ſich aber ſchon weggeſchlichen und raſch entfernt haben mußte; denn ſie hörte nicht auf ſeinen Ruf, auch fand er ſie nicht, weder im Hauſe noch im Garten. Unmuthig, daß er durch ſie keine Nachricht von der Mutter erhalten hatte, kehrte er zu der Venetianerin zurück und bat ſie, ihm zu folgen, da die Markgräfin, die von ihrem Hierſein Kunde erhalten habe, ſie zu ſehen verlange. Die Signora erbebte

bei dieſen Worten; ſie ſollte vor die Gemahlin des Mannes treten, der ſie unglücklich gemacht, ſollte ſich, vielleicht ſchuldvoll, der Fürſtin, die in dem Rufe der Heiligkeit ſtand, nahen, aber was konnte ſie thun? ſie mußte gehorchen; einen Schleier Melitta's umwerfend, folgte ſie Ugolino.

Als dieſer mit der Signora in den Schloßhof trat, verfolgten ihn die ſtaunenden Blicke der Hofleute; Jedermann war neugierig zu wiſſen, wer die Schöne ſei, die ſich der Führung des Jünglings überlaſſen hatte, und noch mehr Staunen ergriff ſie, als ſie ihn mit der Dame bei der Fürſtin eintreten ſahen.

Beim Eintritt in das Gemach ergriff eine unausſprechliche Angſt die Unglückliche, ſie warf ſich vor Pariſina nieder und flehte mit thränendem Auge um Mitleid und Erbarmen.

„Wer hielt Dich in jenem Schloſſe gefangen?" fragte die Markgräfin, ohne der Knieenden anzubefehlen, auf zuſtehen.

„Der Markgraf, Euer Gemahl," ſtammelte die Unglückliche leiſe.

„Kniet hier eine Reine, Unbeſcholtene vor mir, ſo daß ich ſie den Ihrigen zurückſchicken kann?" fragte ſie weiter. Das Mädchen erröthete, ſenkte die Augen und antwortete nicht.

„Steh' auf!" befahl jetzt Pariſina, wandte ſich dann zu Lebaldo und gebot ihm, die Unglückliche in ein Kloſter zu bringen, wo ihr vor der Hand freundliche Aufnahme werden ſollte, betrachtete noch ein Mal die ſchöne Geſtalt, die edlen Züge des Mädchens, und eine

Thräne drängte ſich in ihr Auge. Da winkte ſie Lebaldo, der menſchenfreundliche Alte, ergriff des Mädchens Hand, verließ mit ihr das Zimmer und brachte ſie nach dem Kloſter der Kliriſſinnen.

Jetzt befand ſich Pariſina mit Ugolino allein, doch ihre tiefgekränkte Seele ſchien ſeine Gegenwart zu vergeſſen, ſie ſeufzte tief auf, die Thränen rannen. „Hab' ich das um ihn verdient?" rief ſie ſchmerzlich, „oder ſtraft der Himmel ſchon einen ſündigen Gedanken auf dieſe furchtbare Weiſe?" In dieſem Augenblicke traf ihr Auge den Jüngling, der mit ſchmerzvollem Blick ſie anſchaute. „Verlaßt mich, Ugolino," bat ſie mit weichem, ſanftem Tone, „verlaßt noch heute Ferrara, ſucht Melitta auf und rettet vielleicht noch dieſe. Nicht ſolchen Blick, Ugolino, nicht dieſen flammenden Blick, ich bin die Tiefgekränkte und muß ſchuldlos vor ihm ſtehen, der mich ſo ſehr beleidigte.

Ugolino wollte ſprechen, doch ſie befahl jetzt und er entfernte ſich ſchnell.

13.

In dem weitläufigen Garten des Schloſſes zu Ferrara konnte man alles finden, was der Geſchmack damaliger Zeit zu bieten vermochte, Grotten und Tempel, Springbrunnen und Caskaden, Roſen und Lorbeergebüſch, alles dies wechſelte hier und machte das Ganze zu einem der reizendſten Gärten der Lombardei. Auch heute, wo das

Mondlicht seine Silberstrahlen so herrlich über die dunklen Orangenbäume breitete, die Springbrunnen plätscherten, die Cascaden sich über Marmorstufen in die Grotten herabstürzten, war es zu einladend, als daß Parisina nicht versucht hätte, in der freien Natur die Beklommenheit ihres Herzens zu lindern. Sie verließ ihr Zimmer, durchwandelte einige Gänge und setzte sich dann, sich ängstlichem Nachdenken überlassend, auf ihr Lieblingsplätzchen am spiegelglatten kleinen See, in dem heute der Mond und die freundlichen Sterne ihr bleiches Antlitz spiegelten; schuldbewußt saß sie da, denn der Reinen galt der sündige Gedanke schon für die That. Daß ihr Wohlwollen zu Ugolino zur Neigung geworden, daß es sich bis zur Liebe gesteigert habe, fühlte sie jetzt nur zu tief, hatte jedoch Seelenstärke genug, den festen Entschluß zu fassen, daß diese Liebe sie nie von dem Pfade der Tugend verlocken solle; auch fühlte sie Kraft und Muth in sich, diesen schweren Entschluß auszuführen. Von dem Beweis der Untreue ihres Gemahls tief erschüttert, schimmerte doch aus dem Hintergrunde ihres Schmerzes eine Art Freude hervor, die sie sich anfangs nicht erklären konnte. Es war wohl der Gedanke, daß diese Untreue sie selbst sich weniger strafbar erscheinen ließ.

„Wo Ugolino in diesem Augenblicke wohl sein mag?“ war der Gedanke, der sie jetzt ergriff. „Schwärmt er auf müdem Rosse umher und sucht die Verlorne, oder ruht er schon auf hartem Pfühl und gedenkt meiner?“ Da rauschte es in dem Lorbeergebüsch und der entfernt Geglaubte stand vor ihr.

„Verzeiht, Fürstin,“ sprach er bebend und beugte sein

Knie vor der von ihrem Sitze Aufgesprungenen, „verzeiht, daß ich ungehorsam war und Ferrara nicht schon heute verlassen habe. Eine Ahnung hielt mich zurück; sie hat mich nicht getäuscht, ich finde Euch hier und mit Euch, wenn ich es hoffen darf, mein Glück.“

„Steht auf, Ugolino!“ sagte die Fürstin zürnend, doch in dem Tone ihrer Stimme lag ein zu mächtiger Zauber, als daß das zürnende Wort nicht unbeachtet verhallt wäre. „Steht auf!“ wiederholte sie nochmals, und jetzt erst gehorchte der Jüngling. Er stand vor ihr in seiner ganzen Schönheit, mit flammendem Blick, sein Körper zitterte, der Moment der Entscheidung war gekommen, er selbst rief ihn herbei.

„Im Dunkel der Nacht, beim schauerlichen Mondlicht, hier in dieser heiligen Stille, hier muß ich zu Euch sprechen!“ rief er leidenschaftlich aus. „Hier muß aus dem Innersten meines Herzens die Gluth emporschlagen, die mich verzehrte. —“

„Ugolino, mäßigt Euch!“ unterbrach ihn die Fürstin. „Bedenkt —“

„Ich habe wohl bedacht und reiflich überlegt. Meine Leidenschaft ist zu stark, um sich bändigen zu lassen. Ich habe die Dankbarkeit, die ich dem Markgrafen schulde, mein Glück, selbst Euer Glück auf die eine Schale gelegt, meine Liebe auf die andere; aber diese sank, und ich bin ihr und meinem Schicksale verfallen. Ich schwebe zwischen Himmel und Hölle, sehe hier, vielleicht getäuscht, Gegenliebe aus Euren Augen strahlen, dort das Schwert des Nachrichters über meinem Haupte schweben, aber ich muß, ich muß fortstürmen über Klippen und Abgründe hin nach

meinem Ziele, denn ohne Eure Liebe, was wäre mir das Leben? ohne Euch, was wäre mir die Welt? Darum entscheidet, sprecht aus das Wort, das mich glücklich oder grenzenlos elend machen muß. Zieht mich mit einem einzigen Liebeswort an Euer Herz, oder stoßt mich von Euch in die Arme der Verzweiflung. Ohne je vor Euren Augen wieder zu erscheinen, fliehe ich von hier, und werde, wohin mich mein Schicksal treibt, gewiß das finden, was ich suche, den Tod. Fürchtet nicht, daß ich Euch zürnen würde, der letzte Hauch meines Lebens wird Parisina sein, den letzten freundlichen Blick meines brechenden Auges die Erinnerung an Euch hervorlocken."

Die Fürstin war während dieser Rede unwillkührlich einen Schritt zurückgetreten; sie konnte ihm nicht zürnen, denn auch sie fühlte wie er, aber das ganze Schreckliche ihrer Stellung stand der mehr Besonnenen vor Augen, sie übersah die ganze Gefahr dieses Augenblicks, ihr Genius hielt sie ab, ihm zu antworten; sie stand schweigend und zürnend vor ihm.

Finster blickte Ugolino vor sich nieder. „Euer Schweigen spricht mir mein Urtheil," sagte er mit schwer erkämpfter Ruhe, „ich soll gehen, Ihr stoßt mich von Euch; nun, Euer Wille war mir stets Befehl, ich gehorche. Aber damit ich Euch nicht ein trübes Bild von mir zurücklasse, so wißt: auch wenn die Leidenschaft ihre verzehrende Flamme über mir zusammenschlug, wenn sie mich zu Euren Füßen niederwarf, und mich frevelnde, thörichte Worte sprechen ließ, standet Ihr doch eine Heilige vor mir. Nicht sträfliche Wünsche, nur Anbetung durchglühte mein Herz; in Reinheit habe ich Euch geliebt,

und so wird es bleiben bis an meinen Tod. Lebt wohl!" Er wandte sich, die Fürstin bat ihn, zu bleiben.

„So wollen wir nicht scheiden, Ugolino!" bat sie mit bebender Stimme. „Habt Vertrauen zu Eurem edlen Sinn, bleibt hier, zügelt Eure Leidenschaft, bewahrt Eure Liebe zu mir in Eurem treuen Herzen, aber heißt sie schweigen. Gönnt mir den Frieden meiner Seele, er ist ja jetzt das Einzige, was mir noch bleibt. Daß ich Euch wohl will, wißt Ihr, daß es vielleicht mehr ist als Wohlwollen, ahnet Ihr; dies genüge Euch."

„Dies kann mir nicht genügen!" rief der Jüngling, stürmisch ihre Hand erfassend. „Ich kann nur noch wählen zwischen Leben und Tod, das jammervolle Verschmachten, diese ewige Pein, dieses Schweben zwischen Himmel und Hölle kann ich nicht länger ertragen. Sprecht aus, was Euer Herz Euch sagt, macht mich ganz glücklich oder ganz elend!" Bei diesen Worten zog er sie sanft an sich." Sprecht es aus!" rief er noch ein Mal, und statt Antwort lehnte sie ihr Haupt auf seine Schulter, und vom Gefühl übermannt, weinte sie bitterlich." Mein bist Du!" rief er jetzt, preßte sie inniger an sein Herz, umschlang sie fest, und sie duldete, daß seine Lippen die ihrigen berührten.

„So ist es denn geschehen," sprach sie, sich aus seinen Armen windend „und wir sind dem Verderben geweiht. Heilige Mutter, vergieb dem schwachen Weibe, das lange gekämpft, endlich aber doch unterliegen mußte!" betete sie leise, während Ugolino zu ihren Füßen sank. — „Jetzt verlaßt mich!" sprach sie, sich fassend, und würdevoll stand sie wieder vor Ugolino. „Geht, sucht Melitta auf,

erfüllt dort Eure Pflicht und kehrt nicht eher wieder, bis Ihr sie gefunden!"

Sie hob ihn bei diesen Worten auf. „Nicht diesen Schmerzensblick, Ugolino! ich zürne Euch nicht, ich zürne nur mir," sprach sie, reichte ihm die Hand zum Kuß und entfernte sich schnell. Glücklich, daß sie es that, denn sie begegnete auf ihrem Rückwege Leonore Montalbo, die, sie vermeidend, einen andern Weg einschlug, auf dem sie glaubte, die Gestalt Ugolino's zwischen dem Lorbeergebüsch hindurchschlüpfen zu sehen.

14.

Dichter Nebel deckte die Flur, als Ugolino mit seinem Diener Ferrara verließ. Welchen Weg er einschlagen wollte, überließ er seinem Roß, das muthig wieherte und mit der schwarzen Dogge, Ugolino's Leibhund, spielte, die immer im Uebermuth nach des Rosses Gebiß und an ihrem Herrn aufsprang. Die ganze Landschaft war in Nebel gehüllt, nur hie und da blickte der Thurm eines alten Schlosses aus dem grauen Meere hervor, während ein lauer Westwind den von der Sonne niedergedrückten Nebel durch die Thäler hinrollte. Der Morgen mit seiner leuchtenden Frühsonne und seinen düsteren Nebelwogen war ein treues Bild von Ugolino's bewegtem Gemüth. Von Wonne erglüht, trübten dennoch bange Sorgen sein klopfendes Herz; denn wenn er sich ihr ganz hingab, so ward sie plötzlich durch den Gedanken verdunkelt: „Du

haſt ihren Frieden geſtört, ſie unglücklich gemacht, haſt treulos an Deinem Herrn gehandelt," und ſein Glück war dahin, eine bange Ahnung durchſchauerte ihn, das Gefühl der Schuld drückte ihn nieder, die Wonne der erſten glücklichen Liebe entfloh. Aber wie die Strahlen der Sonne durch den Nebel brachen, ihn immer tiefer und tiefer auf die eintönigen vor ihm liegenden Reisfelder drückten, ſo brach ſich der Gedunke an ſie Bahn durch jede trübe Ahnung, durch jeden Gedanken unglücksvoller Zukunft, und bald, gleich der ſtrahlenden Sonne, fühlte er ſich nur noch beglückt. Tauſend Mal rief ihm die Erinnerung den Augenblick zurück, wo ſie in ſeinen Armen ruhte, wo der Himmel ſich ihm mit dem erſten Kuß erſchloß, und er des Lebens wahren Werth zuerſt erkannte. Glückliche Liebe lebt nur in ſich, nur aus ihr ſprudelt ihr der Quell der Wonne, jeden Blick in die Zukunft erhellt ſie mit ihrem Zauberlichte, und, das Auge nur nach den Sternen gerichtet, ſieht ſie den Abgrund nicht, der ſich ihr öffnet. So war es auch Ugolino; die Gegenwart war ihm Zukunft, das Gefühl des Augenblicks dünkte ihm ein ewiges.

Hätte nicht Pflicht gegen ſeine Mutter, hätte nicht der Fürſtin ausdrücklicher Befehl ihm geboten, Melitta aufzuſuchen, er wäre ſchon jetzt nach Ferrara zurückgekehrt, wohin ihn eine unausſprechliche Sehnſucht zog; denn kaum gedachte er jetzt der Unglücklichen, kaum wandte er ſein Roß nach dem gebahnten Wege, der nach Belriguardo, der Lieblingsvilla des Markgrafen führte, die jetzt das Ziel ſeiner Wanderung war, ſo wenig Theil nahm er an der Unglücklichen.

Die Villa, von der Morgensonne beſtrahlt, lag noch in einiger Entfernung. Was er dort wollte, wußte er eigentlich in dieſem Augenblick ſelbſt nicht; ein flüchtig erfaßter Gedanke ſagte ihm nur, eben weil der Markgraf ſo oft ſeinen Lieblingsort beſuche, könne er, allen Schein zu vermeiden, Melitta dorthin gebracht haben, denn in den vielen Gemächern des Schloſſes konnten ſich wohl einige finden, die ſie jedem unberufenen Auge verbargen. Er verfolgte jetzt, auf dieſe Ahnung bauend, ſeinen Weg dahin, und ſo flüchtig ihm vorher der Gedanke, Melitta könnte ſich dort aufhalten, in ſeiner Seele aufgeſtiegen war, ſo feſt glaubte er, Belriguardo ſei das Ziel ſeiner Wallfahrt; er überließ ſich um ſo mehr der Hoffnung, da ſie den Wunſch eines liebenden Herzens ſtets begleitet und es ihn jetzt nach Ferrara mehr hinzog als je.

Auf dem Schloſſe, wo er ſo oft im Gefolge des Markgrafen geweſen und als deſſen Liebling gekannt war, ließ man ihn willig ein; welcher Diener verweigerte wohl dem Schützlinge ſeines Herrn einen Wunſch? Man ſetzte ihm Speiſ' und Trank vor, der alte Kaſtellan bemühte ſich, ihm ſeine Dienſtfertigkeit zu zeigen, und erſt, nachdem Ugolino ſchon eine geraume Zeit ſich ausgeruht hatte, fragte er ihn, was ihn hierher nach Belriguardo führe.

„Die lange Weile!" antwortete der Jüngling. „Der Herr iſt im Lager, wo die Waffen ruhen, und ich ſitze daheim in Ferrara und zähle die Stunden, bis durch die Ankunft des Markgrafen neues Leben und neue Luſt wieder am Hofe beginnt. Da dachte ich an den reizenden Aufenthalt zu Belriguardo, ſchwang mich auf mein Roß

und trabte hierher, in der Hoffnung, mein alter Freund, der Kastellan, werde mir wohl eine gute Flasche Saleterner, ein zartes Rebhuhn und die besten Früchte aus seinem Garten vorsetzen und mich eine Nacht beherbergen."

Der Kastellan verbeugte sich und versicherte, daß er mit Freuden den lieben theuren Gast aufnehmen würde, jedoch konnte man leicht in seinem Gesichte lesen, daß ihm die Bewilligung schwer wurde und ihm der liebe theure Gast unangenehm sei.

Ugolino, seinen Hund an der Seite, durchstrich nun den Garten, lugte nach jedem Fenster, lauschte, ob er nicht Lautentöne oder Gesang vernähme, sah und hörte aber nichts. So verstrich der Morgen. Am Mittage ließ der Kastellan ein trefflich bereitetes Mahl ihm vorsetzen, nahm aber, trotz Ugolino's Einladung, nicht Theil an demselben, da er meinte, daß es sich wohl nicht schicke, daß ein niederer Diener an einem Tische mit einem Hofmanne säße, der täglich das Glück habe, mit seinem Herrn an einer Tafel zu sitzen. Dies hinderte ihn jedoch nicht, den freundlichen Wirth zu machen, Ugolino den Wein zu credenzen und ihn, so gut er vermochte, zu unterhalten.

„Herr!" begann er. „Mir dünkt es immer noch sonderbar, daß Ihr so ganz allein, blos aus Vorliebe für dieses Schloß, Euch hierher bemüht habt. Ihr jungen Herren zieht wohl leicht auf die Falkenjagd oder auf Abentheuer aus, doch einer schönen Gegend wegen, die Ihr schon hundert Mal gesehen habt, laßt Ihr selten Euer Roß satteln. Gesteht es nur, Ihr habt gewiß in hiesiger Gegend ein feines Liebchen, das Euch von hier

bequemer zu besuchen ist, als von Ferrara, denn auf Belriguardo fändet Ihr wahrlich kein weibliches Wesen, als meine alte grämliche Hausfrau. und, Gott bessere sie, meine verwachsene Tochter, und mit diesen wäre nur ein schlechtes Abentheuer zu bestehen."

„Kein weibliches Wesen ist weiter im Schlosse?" fragte Ugolino und faßte den Kastellan hierbei scharf ins Auge.

Diese Frage, dieser Blick mochten den alten Mann überraschen, denn er konnte seine Verlegenheit nicht verbergen und stotterte: „Keine, lieber Herr, als eine alte taube Magd, meine Dienerin, und zwei bäßliche Dirnen im Dienste unsers gnädigen Herrn." Dies war für Ugolino hinreichend, Verdacht zu schöpfen, er füllte einen wohl nicht ohne Absicht neben ihn gestellten leeren Becher und reichte ihn dem Kastellan mit den Worten: „Trinkt auf die Gesundheit der Frauen hier im Schlosse, Ihr werdet es um so lieber thun, da sie zu den Eurigen gehören." Der Kastellan gehorchte gern, es schien ihm der gute Wein zu munden, den er aus des Herrn Keller heraufgeholt hatte, und so bedurfte es nicht vieler Mühe, um ihm den zweiten und dritten aufzunöthigen; er wurde gesprächiger, blieb aber eben so besonnen wie zuvor, und Ugolino's Absicht, daß ihm der Wein vielleicht ein Geheimniß entlocken könne, scheiterte.

Der Nachmittag verging wieder in nutzlosem Forschen. Als hätte er Belriguardo noch nie gesehen, durchstrich er die hohen Hallen, die prächtigen Säle und Zimmer und durchwanderte den anstoßenden Flügel, den gewöhnlich die Fremden bei der Anwesenheit des Markgrafen be-

wohnten. Aber auch hier war sein Mühen vergebens, keine Spur, daß irgend Jemand dort vor Kurzem gewohnt oder noch wohne. Er begann nun fast an der Hoffnung, Melitta hier zu finden, zu verzweifeln, setzte sich in eine Jasminlaube, überließ sich ganz seinen wonnigen Träumen, rief die Begebenheit des vorigen Abends zurück und malte und schmückte sie mit den herrlichsten Farben sich aus. Sicher hätte er den Zweck seines Hierseins in dieser Herzensverzückung vergessen, wenn ihn nicht des Kastellans Einladung zur Abendmahlzeit aus seinen Träumereien weckte.

Noch schien die Sonne in ihrem hellen Glanze, noch war sie nicht zur Ruhe gegangen, als Ugolino aufstand und, trotz des Nöthigens seines geschäftigen Wirthes, das Speisezimmer verließ. Er sehnte sich nach Einsamkeit, die Geschwätzigkeit des alten Mannes war ihm lästig, und so eilte er um so mehr, das Schloß zu verlassen und sein Lieblingsplätzchen am See zu besuchen, wo ihn so oft schon eine Grotte am schwülen Tage mit ihrer Kühlung erquickt hatte. Vor der Grotte erhoben zwei Platanen ihre breitblätterigen Wipfel, marmorne Ruhebänke luden unter ihren Schatten zum Rasten ein, und die weite Aussicht über den See war in jeder Stunde des Tages herrlich, am herrlichsten aber, wenn die Sonne ihr goldenes Haar über seine spiegelglatte Fläche breitete und sich in die Fluthen tauchte und verschwand.

Als Ugolino sich auf eine der Bänke niedergesetzt hatte, senkte sie sich erst nach ihrem feuchten Bette herab und schien im Scheiden der Welt noch ihr trauriges Lebewohl zuzurufen: „Gelobt sei Gott, daß ich mich hier

allein befinde!" rief er still vor sich hin, nicht einmal mein treuer Hund ist mir gefolgt. Ach, die Einsamkeit thut mir so wohl! Alle Bilder, welche Hoffnung, Sehnsucht und Phantasie in meinem jugendlichen Herzen ausmalten, haben seit gestern Leben und Wirklichkeit erhalten; was ich nur geahnet, steht in Wahrheit herrlich vor mir, jede Furcht vor Täuschung ist verschwunden, und mein zagendes Herz kann nun kühn ausrufen: Sie liebt mich! Was will ich mehr, was für irdisches Glück könnte mir der Himmel noch schenken? Vergehe ich doch bald vor Wonne und Entzücken, denn in dem Geständniß von ihren Lippen vereinigt sich des Lebens höchstes Glück mit des Himmels grenzenloser Seligkeit."

Bei diesen Worten verfiel er in Nachdenken, sein zum Himmel gehobener Blick senkte sich zur Erde, und lange saß er so sinnend und regungslos da. Doch jetzt erhob er das gesenkte Haupt, sah die ersten Strahlen der scheidenden Sonne sich über die Fluthen breiten, sah, wie sie immer tiefer und tiefer sich senkte, und ein Seufzer rang sich aus dem Wonnetraum seiner Liebe laut hervor. „Ja! Du bist das Schönste, das Herrlichste, was zwischen Himmel und Erde wandelt, Sonne, Königin des Tages! Dein Glanz ist unvergleichbar, deine Strahlen wärmen, erquicken das wunde, wie das in Liebe wonnig erglühte Herz; du gebörst, wie sie, dem Himmel an, und sendest nur deine wohlthätigen Strahlen mildthätig auf die Erde nieder, um sie zu beglücken; und doch mußt du an jeglichem Abend untergehen, deine Strahlen erlöschen, der Nacht fällst du anheim, deine himmlische Bahn ist für uns vollendet. So kann auch, wie du, die Wonne des

Lebens verschwinden, der Liebe unaussprechliches Glück vergehen, ihr himmlisches Wesen in das Irdische versinken. Nun wohlan! auch diesem Augenblick tritt muthig entgegen, jauchzendes Herz; was du empfunden, ist mehr als was du verlieren kannst. Ein schmähliger Tod kann das Band zerreißen, was für diese Welt geknüpft war, das Herz kann untergehen in Gram und Leid, aber wie diese Sonne, wird das Himmlische wieder erstehen, für treue Liebe scheint jenseits eine ewige Morgenröthe!"

Während er so seinen Gefühlen Worte gab, war die Sonne untergegangen, der Abendstern trat bleich hervor, ihm folgten bald Millionen seiner Brüder, und Millionen ihrer Strahlen funkelten im See. Da kam mit freudigem Gebeul die Dogge herangesprungen; sie hatte des Herrn Fährte gefunden und sprang freudig an ihm auf, der, zu sehr in seinen Gedanken vertieft, sie zu liebkosen vergaß. Doch der Hund schien dies nicht zu beachten, er stieß seinen Herrn mehrere Male an, als ob er ihn aus seinen Träumen wecken wollte, lief dann einige Schritte wieder nach dem Schlosse zu, blieb stehen, sah sich um, und als sein Herr nicht folgte, erneuerte er das nämliche Spiel.

Ugolino wurde endlich aufmerksam, da das Thier, wie es schien, ihn antrieb, diesen Ort zu verlassen; er glaubte, daß die Dogge vielleicht Menschen in der Nähe ausgewittert habe, und ihn, seinem Instinkte nach, warnen wolle. Es war schon spät, in dieser Kriegszeit selbst diese Gegend nicht ganz sicher, er allein, nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, auch hatte ihn endlich des Hundes Beharrlichkeit ganz von seinen Träumereien ab-

gezogen; dies bestimmte ihn, den Ort zu verlassen und nach Beltriguardo zurückzukehren.

Der alte Kastellan, gewohnt bei Zeiten sich zur Ruhe zu legen, hatte seine Rückkehr nicht erwartet. An der Pforte, vor welcher ein alter ergrauter Kriegsmann, die Hellebarde auf seiner Schulter, langsam auf und ab schritt — mehr um das fürstliche Schloß zu bezeichnen, als es zu vertheidigen, fand er einen Diener des Kastellans, der die Pforte sogleich hinter ihm verschloß, und den seinigen, der, mit der Fackel in der Hand, schon lange auf ihn gewartet hatte. Als er jedoch in sein Zimmer eintreten wollte, stieß ihn die Dogge wieder an, lief mehrere Schritte über die Vorhalle und eben so, wie am See, schien er seinen Herrn aufzufordern, ihm zu folgen. Ugolino ergriff die Fackel und folgte auch wirklich dem Hunde, der durch das Hauptgebäude und den nördlichen Flügel voran lief, bei einer Wendeltreppe stehen blieb, sich nach seinem Herrn umsah und, als dieser ihn erreicht hatte, die Wendeltreppe hinauf sprang.

Ugolino bemerkte jetzt, daß er in dem nördlichen Thurm, einem Rest der grauen Vorzeit, sich befände, den der Markgraf, wegen der schönen Aussicht von seinen Zinnen, bei dem Bau des neuen Schlosses hatte stehen lassen. Den Schein der Fackel soviel als möglich verbergend folgte er dem Hunde bis zu einer eiserner Thür, an welcher dieser heulend kratzte. Bald öffnete sich in der Mauer eine kleine Luke, und bei dem Schein seiner Fackel erblickte Ugolino Melittas bleiches Gesicht, die ihm freundlich lächelnd zurief: Seid ihr es? Nun, Gott und

die heilige Jungfrau sei gelobt, so ist mir endlich der Tag der Rettung erschienen!"

„Arme Melitta!" sagte der Jüngling mit höchster Theilnahme „Arme Unglückliche, die Du so lange hier zwischen Furcht und Hoffnung in schmachvollem Kerker hast schmachten müssen —"

„In diesen Thurm ward ich erst heute gebracht," fiel sie ihm in die Rede „sonst fehlte es mir nicht an Bequemlichkeit; meine Wohnung war freundlich, täglich konnte ich, von dem Kastellan begleitet, in dem weitläuftigen Garten die frische Luft genießen."

„Hast Du Mittel, Dein Gefängniß jetzt verlassen zu können?" fragte nun Ugolino.

„Keine," erwiederte sie. „Die Thüren sind verschlossen, und zu meinem Glück vergaß man diese kleine Luke, durch welche man den Gefangenen Speise und Trank reicht, zu verriegeln, sonst hätte mich wahrscheinlich Euer treuer Castor nicht gefunden, der mich sogleich erkannte, als ich ihn rief, und mir die Hoffnung gab, daß Ihr im Schlosse wäret."

„Das ist schlimm," meinte Ugolino „daß Dir jedes Mittel zur Flucht in diesem Augenblick genommen ist; doch hoffe ich, daß der Kastellan gleich nach meiner Entfernung Dir die vorige Freiheit wieder geben wird. Ueberdies wäre es zu auffallend, wenn Du mir in dieser Nacht folgtest, der Markgraf würde sogleich erfahren, daß ich Dein Befreier gewesen wäre, und mir könnt' es Freiheit und Leben kosten. Um welche Zeit pflegst Du im Garten zu lustwandeln?"

„Zu jeder Stunde, wenn ich es wünsche," erwiederte

Melitta; „gemeinhin geſchieht es nach dem Mittagsmahle.“

Ugolino ſann einige Augenblicke nach, endlich ſagte er: „Nach drei Tagen kehre ich wieder“ —

„Erſt nach drei Tagen?“ unterbrach ihn das Mädchen.

„Ja, Melitta, Vorſicht iſt nöthig. Nach drei Tagen alſo ſei um die zweite Stunde des Mittags im Garten unfern der Grotte Neptuns, dort werden wir uns treffen, und hoffentlich wird Dir dann die Stunde der Erlöſung ſchlagen.“ Nachdem Melitta verſprochen hatte, ſich zur beſtimmten Stunde dort einzufinden, fragte ſie ihn nach der Mutter, und war höchſt erſtaunt, als ſie hörte, daß Ugolino nicht einmal ihren Aufenthalt kannte. Dann ſprachen ſie noch von mehreren Dingen, bis er es endlich für nöthig fand, ſich zu entfernen, damit der Schein der Fackel ihn nicht verrathe und er hier getroffen werde.

Am andern Morgen, als ihm der freundliche alte Kaſtellan das Frühſtück hatte verſetzen laſſen, und er mit ihm manchen Becher geleert, ſchwang er ſich auf ſein Roß und bald lag Belriguardo ihm im Rücken.

Wohin ſollte ihn nun ſein Weg führen? Ohne Melitta durfte er nicht nach Ferrara zurück; er ließ daher ſeinem Roſſe die Zügel, und dieſes führte ihn bald nach einer an der Landſtraße von Mirandola liegenden Herberge. Das Thal, in welchem ſie lag, war freundlich, die Bewohner deſſelben waren es gleichfalls, und ſo beſchloß er, wenigſtens einen Tag hier zu bleiben. Auch dieſer Tag der Einſamkeit verging ihm ſchnell, denn Erinnerung und Phantaſie führten ihm ſo liebliche Bilder

vor die Seele, daß ihm leicht die einsamen Stunden in einer ländlichen Herberge wonnevoll durchflogen.

Noch am nämlichen Tage schickte er den Diener nach Ferrara, um das, was er zur Flucht Melitta's für nothwendig hielt, herbeizuschaffen. Pünktlich hatte der Treue es befolgt; am zweiten Tage Morgens kam er mit vier Gefährten, deren Verschwiegenheit er ganz vertrauen konnte, nach der Herberge, und brachte auch ein Roß für Melitta mit. Ein junger Bursche, keck und unternehmend, jedoch bedeutend kleiner als Ugolino, mußte die Rolle des Anführers spielen, und war deshalb besser, fast rittermäßig gerüstet und ritt ein stattliches Roß; für Ugolino war ein schlechtes und die gewöhnliche Rüstung eines gemeinen Reiters von Ferrara mitgenommen, und er hatte sich so entstellt, daß er ganz unkenntlich war. Am dritten Tage begaben sie sich auf den Weg nach Belriguardo, stiegen im Schloßhofe ab, wo Ugolino mit seinem Diener die Rosse und die paar alten Krieger, die auf dem Schlosse waren, in Respect hielten. Die übrigen Viere wanderten ohne Aufenthalt, sich wenig um den Zuruf des alten Veteranen kümmernd, nach dem Schloßgarten, wo sie bald, unfern des Tempels des Neptun, den Kastellan mit Melitta erblickten. Dieser erschrak nicht wenig, als er die Bewaffneten auf sich zukommen sah, faßte sich jedoch, ging ihnen entgegen und fragte in gebieterischem Tone, wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, bewaffnet den Garten des Fürsten zu betreten.

„Noch ist der Frieden nicht geschlossen!" erwiederte der Anführer; „wir sind Mailänder, von dem Grafen

del Campo geſchickt, ſeine durch des Markgrafen Volk geraubte Tochter, die hier gefangen ſitzen ſoll, ihm wieder zurückzuführen. Wir freuen uns, ſie gefunden zu haben, und ich bitte Euch, Signora," wandte er ſich jetzt zu Melitta, „uns zu folgen. —"

„Dies iſt nicht die Tochter Eures Herrn; ſprecht ſelbſt, Signora, ob Ihr die ſeid, welche dieſe Krieger aufſuchen," fiel ihm der Kaſtellan raſch in die Rede.

„Ihr irrt, Kaſtellan!" erwiederte Melitta beſonnen. „Ich bin die Tochter des Grafen del Campo, und folge mit Freuden meinen Rettern." Sie wollte jetzt mit ihnen den Garten verlaſſen; doch der alte Kaſtellan, ſeiner Pflicht mehr eingedenk als der Gefahr, der er ſich nutzlos ausſetzte, trat vor ſie und zog ſein kurzes Schwert.

„Nicht von der Stelle!" rief er zornig. „Nur über meinen Leichnam verlaßt Ihr mit ihr dieſen Garten." Doch kaum hatte er dies geſprochen, ſo war ihm ſein Schwert entwunden, und der Anführer ſagte lachend zu ihm: „Alter Herr, laßt uns ruhig ziehen! Was könnt Ihr gegen uns beginnen? Wir binden Euch, und ſeid Ihr gar zu unwirſch, ſo ſtecken wir vor unſerm Abzuge den rothen Hahn auf das ſchöne Belriguardo."

Der Alte ſah bei ruhiger Ueberlegung endlich ein, daß hier nichts zu thun ſei, als nachzugeben, und um größeres Unglück zu verhüten, ſträubte er ſich nicht mehr, als ſie Melitta davon führten, und folgte mit niedergeſenktem Blicke langſam den Jubelnden, die Melitta auf das Roß hoben und dann ſelbſt ihre Gaule beſtiegen. Als ſie eben den Schloßhof verlaſſen wollten, ſprengte der Anführer noch ein Mal zurück. „He, Alter!" rief er

dem Kastellan zu, der noch immer mit gesenktem Haupte in Verzweiflung dastand, „Es ist doch nicht fein, daß Ihr Eure Gäste ohne einen Trunk entlaßt; schafft Wein her, aber guten und schnell!“ Der Kastellan ging brummend und kehrte bald mit einer gefüllten Kanne und einem Becher zurück, schenkte mürrisch ein und bald war die Kanne leer; Ugolino hatte jedoch nicht getrunken, um sein Visir nicht lüften zu müssen. Als nun der Kastellan für die Durstigen die Kanne noch einmal füllen wollte, gab er den Befehl zum Aufbruch, und schnell trabten sie nun auf dem Wege nach Mirandola fort. Melitta ritt stumm Ugolino zur Seite; sie scheute sich, in Gegenwart der Reisigen ihm Dank zu sagen, da sie wohl fühlte, daß ihr Herz zu bewegt, ihre Gefühle zu leidenschaftlich waren. Er aber war in diesem Augenblick auch nicht bei ihr, in jedem Gedanken an sie verwebte sich Parisina's Bild, und nur bei ihr war seine Seele. So gelangten sie nach der abgelegenen Herberge, wo Ugolino einige Zeit zu verweilen beschloß, und erst, als es zu dämmern begann, seine Rückreise nach Ferrara antrat.

Sein kaltes, zerstreutes Benehmen schmerzte Melitta tief. Sie war ihm so dankbar, so verpflichtet, in ihrem Herzen war die Leidenschaft so lebendig erwacht, daß sie gern ihm wenigstens freundlich entgegen gekommen wäre und ihren Dank ausgesprochen hätte. Je näher sie Ferrara kamen, desto stiller wurden Beide; er gedachte der Fürstin, sie des Schicksals, was sie dort zu erwarten hatte; ein freudiges Wiedersehen war die Hoffnung, welcher er entgegen ging, ein trauriges Lebewohl das,

was sie dort erwartete, besonders als sie erfuhr, daß er sie nach der Villa ihrer Mutter bringen und sie dort ihrem Schicksal überlassen sollte.

Als sie Ferrara nahten, hielt Ugolino einen Augenblick an. „Meine Freunde!" sprach er zu seinen Gefährten. „Ich danke Euch für den Dienst, den Ihr mir geleistet. Reitet, um jedes Aufsehen zu vermeiden, durch verschiedene Thore in die Stadt zurück, morgen werde ich mich gegen Euch dankbar beweisen; aber Verschwiegenheit verlange ich von Euch; bedenkt, daß, wer das Geheimniß enthüllte, sich selbst als Theilnehmer opfern und nicht der Strenge des Markgrafen entgehen würde. Seid daher vorsichtig und gehabt Euch wohl!" Er ritt nun mit seinem Diener und Melitta der Villa zu, deren Thüre er nur angelehnt fand, stieg hier ab und trat mit ihr in die offenstehende ein.

15.

Alles war hier öde und finster, kein Licht, keine menschliche Seele, nichts fand er hier. Ihm ahnete zwar, Josepha sei in der Nähe, doch war es nur Ahnung, nicht Gewißheit, und es jammerte ihn, das Mädchen hier allein lassen zu müssen. Hier wollte er sich entfernen, doch Melitta bat, sie noch einmal nach ihrem Lieblingsplätzchen zu begleiten. „Mir ahnet," sprach sie, ich betrete es nicht wieder; nun, so will ich es wenigstens mit Euch noch einmal besuchen, und so mich von

Allem, was mir auf Erden lieb und theuer war, trennen!" Sie bat so innig, Ugolino konnte nicht widerstehen; Hand in Hand wanderten sie nach dem stillen von Myrthen umwachsenen Plätzchen und setzten sich dort auf die Bank. Die Nacht war schön und hell, manch freundlicher Stern blickte mit seinen funkelnden Strahlen auf die Beiden hernieder, aber für Melitta war kein Stern der Hoffnung unter ihnen.

„Ugolino!" brach endlich Melitta das Schweigen, entzog ihm die Hand, die noch in der seinen geruht hatte, und erhob sich von ihrem Sitze. „Noch ein Mal laß mich, ehe wir vielleicht für ewig scheiden, die Empfindung meines Herzens vor Dir aussprechen, noch ein Mal Dir sagen, was meinem Auge die Thräne erpreßte und meiner Brust den Seufzer entquellen ließ. Ich habe Dich geliebt, selbst als ich wähnte, Du seiest mein Bruder, mit schwärmerischer Neigung geliebt. Du warst mir damals Alles, Bruder, Freund, Geliebter, Du gnügtest meinem Herzen, wenn auch zuweilen mir meine Vernunft sagen mußte, daß Du mir nur Bruder sein konntest. Jeder freundliche Blick von Dir, jeder Druck Deiner Hand gab mir Wonne, jeder Kuß, den Du auf meine Stirn drücktest, zuckte mir in jeder Nerve wieder, flog mit jedem Blutstropfen glühend durch meine Adern, und jetzt dünkt es mir oft, mein Herz, meine Sinne müßten es damals schon geahnet haben, daß Du mein Bruder nicht seist, denn es war nicht ruhige schwesterliche Neigung, es war leidenschaftliche Liebe, die mich zu Dir zog. Da ward mir das Geheimniß enthüllt, ich hätte nun aufjauchzen können vor Freude, doch Dein

kaltes, abgemeſſenes Betragen ließ die Gluth erſtarren und zeigte mir, daß Du die Schweſter, nicht Melitta geliebt hatteſt.

In dieſer Zeit hab' ich unausſprechlich gelitten!" fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in welcher ſie auch jetzt noch Herrin ihres Schmerzes zu werden rang. „Unausſprechlich hab' ich gelitten, mehr wie das betrübte Herz eines Mädchens erdulden kann. Aber mein Stolz half mir meinen Kummer tragen, und der Gedanke, ich ſei eine Gottgeweihte, befeſtigte mich in dem Entſchluß, zu vergeſſen. Im inbrünſtigſten Gebet ſuchte ich Hülfe, in frommen Gedanken die heilende Kraft, den Himmelsthau, der mich vor Verzweiflung ſchützen ſollte Der Himmel erhörte mein Gebet, die ihm Geweihte glaubte nur in ihm noch ihr Glück zu finden, ſie wähnte ſich beruhigt, doch in ihrem Herzen brannte die Flamme immer noch unter der Aſche fort, welche mein ſtündliches Gebet über das glühende gebreitet hatte. Da ward ich entführt. — Von dem, was mir in dieſer Zeit begegnet iſt, laß mich ſchweigen. Der heiligen Jungfrau ſei gedankt, ich trete als eine Unentweihte vor ihren Altar.

Du kamſt mich zu erlöſen. — Seit jenem Abend, wo ich Dich an der kleinen Luke wiederſah, erwachten alle meine ſchmerzvoll unterdrückten Gefühle, die ganze Vergangenheit lag in Roſenduft vor mir, und nur die lieblichen Träume führte ſie mir zurück; mein ſtolzes Gebäude lag in Trümmern, meine Kraft, mein Entſagen, die geträumte Ruhe meines Herzens war dahin, die Flamme brach unter der Aſche hervor, die dem Himmel Geweihte hing nur am irdiſchen Glück, ſog nur Gift aus den Blü-

ihen der Erinnerung; Du allein ſtandeſt wieder herrlich und ſchön vor mir, und vor Deinem Bilde floh, wie vor einem höheren Geiſte, alle Sehnſucht nach dem Himmliſchen, jeder Troſt der Kirche, jede Hoffnung nach Ruhe. Du warſt wieder mein irdiſcher Gott, der mein ganzes Sein mit den Strahlen ſeines Flammenauges durchzuckte; ich war wieder Melitta, von Liebe ergriffen, von Liebe verzehrt.

„Und ſo ſtehe ich in dieſem Augenblicke noch vor Dir," ſprach ſie, „und ſo knie' ich noch vor Dir und bettle um Liebe! rief ſie mit dem Tone der Verzweiflung, und warf ſich vor ihm nieder und umklammerte ſeine Knie, als er ſie aufheben wollte. „Glüht nicht fremde Liebe in Deinem Herzen, iſt es noch frei von dieſer furchtbaren Leidenſchaft, o ſo nimm Melitta's Herz in dem Deinigen auf, gönne ihm da ſeinen Platz, da, wo es nur in Wonne aufjauchzen, nur in Wonne brechen kann; ein treueres findeſt Du nicht! — Du ſchweigſt? — Iſt für Melitta das Herz verſtummt?" jammerte ſie und barg ihr Haupt in in ſeinem Schooß.

„Steh' auf, Melitta!" bat Ugoline. „Ich will Dich nicht täuſchen — Ja —"

„Du liebſt eine Andere!" rief ſie aufſpringend, und gewiß zum erſten Male blickte ihr Auge mild auf den Jüngling. — „Du liebſt! — O, wenn Deine Liebe iſt wie die meine, flammend, verzehrend, unvertilgbar, o dann iſt keine Hoffnung mehr für die arme Melitta, dann mag ſie ſtolz ſich erheben und nicht mehr betteln und knieen, denn des Paradieſes Pforte iſt ihr für ewig verſchloſſen." Sie erhob ſich bei dieſen Worten, ſtand

nicht mehr eine Tiefgebeugte, eine Zürnende ſtand ſie vor Ugolino, den die Wehmuth ergriff, als er die geknickte Roſe erblickte, die noch einmal ihr Haupt erhob und den Blick nach den ſchimmernden Sternen richtete. „Alſo keiner von euch hat mir geleuchtet," ſprach ſie „keiner ſenkte ſeinen Strahl auf meine Wiege?" — So ſenket ihn wenigſtens auf mein Grab!"

„Melitta!" rief Ugolino tief und ſchmerzlich bewegt. „Zürne mir nicht, was kann ich für mein Herz? Eine verborgene Gewalt treibt das empfängliche, ſie zieht es fort, und das von ihr geſteckte Ziel muß das ſeinige ſein. Kannſt Du des Herzens Neigung widerſtreben, kann ich es? — Laß uns als treue Freunde ſcheiden, trübe nicht noch mehr die ſchmerzliche Stunde der Trennung —"

„Fühlſt Du Dich glücklich, Ugolino?" fragte plötzlich, wie aus einem Traum erwacht, das Mädchen.

„Selig fühl' ich mich, Melitta, gönne mir mein Glück!"

„Blickſt Du heitern Sinnes, ohne Bangen in die Zukunft!" fragte ſie weiter.

„Meine Zukunft iſt verſchleiert, wie die Zukunft jedes Erdengebornen," erwiederte er. „Ich ſehe nur die im Morgenroth erglühte Wolke vor mir hinziehn, von den dunkeln gewitterſchweren wendet ſich mein Blick."

„So bewahre Dich Gott vor ihren Blitzen!" ſprach ſie mit unbeſchreiblicher Rührung, und eine Thräne drang in ihr Auge, ſie zürnte nicht mehr, ſie zagte nur noch für des Geliebten Wohl; ihr ganzes Weſen war wieder theilnehmende Liebe, war ganz verändert. „Uge-

lino!" nahm sie nach kurzem Schweigen das Wort. „Ja, wir wollen uns in Wehmuth trennen, nicht in Haß, in wehmüthiger Liebe, die nicht ungezügelte Leidenschaft, die nur eine fromme Neigung erschuf. Ich will, Dein in jedem Augenblick meines zerstörten Lebens gedenkend, stündlich für Dich beten, Du — o versprich es mir, Ugolino! — Du, gedenke meiner zuweilen in den Tagen Deines Glücks, verwebe selbst in Deinen Wonnetraum die trauernde Melitta, schließe sie in Dein Gebet und bitte Gott, daß sie bald enden möge."

Ugolino reichte ihr die Hand, sie preßte sie an ihr Herz, schlang plötzlich ihre Arme um des Jünglings Nacken und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen. „Lebe wohl, Mann meines Herzens!" rief sie und stürzte den dunkeln Cypressen zu, die sie seinem Auge bald verbargen.

Als er dem Schlosse zuritt, seufzte er tief auf. „Ich habe ein treues Herz von mir gestoßen," sprach er vor sich hin, „habe glühende Liebe schnöde zurückgewiesen? — Wird auch sie, die Herrliche, mir dafür lohnen? —"

Als er in seinem Zimmer war, warf er sich auf sein Lager, und die Begebenheiten des heutigen Tages traten lebhaft vor seine Seele. Melitta dauerte ihn; ihre Bitte zu Gott, daß die Blitze aus düsterer Wolke ihn nicht treffen möchten, ließ ihn in eine düstere Zukunft blicken, und der Gedanke, Parisina mit in sein Unglück zu verflechten, trat grausig vor ihn; kein Schlaf schloß seine müden Augen, Parisina's Bild schwebte heute zum ersten Male trübe an ihm vorüber, er fühlte zum ersten Male einen Zwiespalt in seinem Innern. Noch einmal erwachte

ſein beſſerer Genius, aber was vermag er gegen den Wahnſinn der Liebe? In dieſer Stimmung erſchien ihm der Morgen; er ſprang von ſeinem Lager auf, kleidete ſich ſchnell an, und Mitleid trieb ihn nach der Villa, denn er bangte für Melitta, die allein in der finſtern Nacht zurückgeblieben war. Er fand die Pforte verſchloſſen, ergriff haſtig die Klingel, gab das bekannte Zeichen, aber Niemand öffnete ihm. Ahnend, daß ſie bei ſeiner Mutter ſei, ging er zu Lebalde und ſtattete ihm Bericht von ſeinem Unternehmen ab, der mit der Art und Weiſe, wie er es ausgeführt, zufrieden zu ſein ſchien. Auch der Fürſtin und Leonore begegnete er im Garten; hier durfte er in Gegenwart des Fräuleins des Vorgefallenen nicht erwähnen; die Markgräfin aber, von ſeinem Gehorſam überzeugt, konnte leicht vermuthen, daß er Melitta gefunden und zurückgebracht habe. Ihr ſonſt ſo ernſter Blick verrieth heute zuweilen Ugolino die Bewegung ihres Herzens, und kaum vermochte Leonorens Gegenwart ihr hinlängliche Kraft zur Verſtellung zu geben.

Wenn die Liebe nach langem vergeblichen Kampfe ſich in das Herz eines tugendhaften Weibes ſchlich, wenn ſie ſich durch manchen Blick verrathen und die lange zurückgehaltenen Empfindungen ſich gegen den Geliebten laut ausgeſprochen haben, dann hat ſie feſtere, tiefere Wurzeln geſchlagen, als in der Bruſt einer Jungfrau, die gleich der Roſe am Frühlingsmorgen dem Strahle der Sonne, ſich jedem Eindrucke, wo einer den andern ſo leicht wieder verdrängt, freundlich öffnet. In dem Herzen des Weibes aber ſteht er feſt und unerſchütterlich, denn wo die Schuld der Liebe folgt, da iſt ihre Flamme

unauslöschbar und verzehrend, sie bricht sich Bahn, und der sanfte sittige Charakter verliert die Ruhe, die sonst in Tagen der Unschuld sein Begleiter war. Mit dem Verschwinden der heiligen Ruhe verschwindet auch der Nimbus, der früher das Haupt der Tugendhaften umgab, die Liebe wird kühner, rücksichtsloser, glühender.

So geschah es auch bei Parisina. Einmal war das Wort gesprochen, einmal die Lippen entweiht, der Glanz ihrer strengen Tugend war erloschen, und als sie am Abend Ugolino im Garten traf, der Westwind ihr den Blüthenhauch der duftenden Blumen zuführte, die Nachtigall mit flötendem Tone lockte und die Wasser der Kaskaden murmelnd und plätschernd auch ihr Liebeslied nach eigner Weise ertönen ließen, da flammte die Gluth hell auf, Worte der Liebe wurden ohne Scheu gewechselt und sie duldete seine Umarmung. Aber das Heiligste zu bewahren, war ihr, war sein fester Wille; rein, makellos sollte ihre Liebe sein; als ob der Kuß den Himmelsglanz der Tugend nicht schon getrübt, als ob auf seinen ätherischen goldnen Ambrafügeln er nicht den letzten Keim der himmlischen entführt, als ob der schwache Mensch, durch ihn zum Sinnestaumel verlockt, nicht Alles im Wahnsinn der Liebe vergäße, sich, sein Glück, sein Leben, seinen Himmel, und dem Sinnestriebe folgen müsse, der dem Stelzesten zeigt, daß er dem Irdischen mehr angehöre als dem Himmlischen.

So vergingen Wochen in seliger Vergessenheit. Ubaldo's Warnungen fanden kein Gehör. Ugolino war ja zu glücklich, um auf den weisen Rath eines väterlichen Freundes zu achten, und sie, die sonst so tugendhafte

Fürſtin, täuſchte ſich, indem ſie glaubte, ihre Liebe ſei weniger ſtrafbar, ſeit ſie die Untreue ihres Gatten kannte. Sie fühlte ſich glücklich; nur der Gegenwart lebend, gedachte ſie nicht der Zukunft, fürchtete nicht Verrath und gab ſich ihrer Leidenſchaft ganz hin.

16.

Der Frieden mit Mailand war geſchloſſen, der ſtolze Herzog hatte einen unrühmlichen unterzeichnet, alle Städte und Schlöſſer, ſelbſt Brescia den Verbündeten überlaſſen, und ein Jeder, der den verſchlagenen Visconti kannte, mußte leicht auf den Argwohn kommen, er betrachte dieſen Frieden nur als einen nothgedrungenen Waffenſtillſtand, der ihm Zeit gäbe, die Verbündeten zu trennen. Markgraf Nicolo, ſo wie der Herzog von Mantua waren wohl mit dem Frieden, doch nicht mit ſeinen Folgen zufrieden, denn bei der Theilung der Beute übernahm das herrſchſüchtige Venedig die Rolle des Löwen in der Fabel, und ließ den kleinern Fürſten nur ein zerſtörtes Schloß oder einen unbedeutenden Flecken zukommen, der ſie nicht einmal für die Unkoſten des Krieges entſchädigte. Venedig behielt das bedeutende Brescia und den ganzen Theil des an ſeine alten Beſitzungen grenzenden Landes.

Unzufrieden und nicht in der beſten Stimmung kehrte der Markgraf nach Ferrara zurück, die überdies durch das, was er hier erfuhr, nicht gebeſſert werden konnte.

Die Flucht der Mailänderin, die Entführung Melitta's durch mailändiſche Krieger konnten ihn nicht freudiger ſtimmen. Er forſchte nach und ließ ſich Alles genau berichten. Bei der Mailänderin konnte kein Verdacht in ihm aufſteigen und ſie eben ſo gut entflohen als entführt worden ſein; bei Melitta aber fiel der Verdacht ſogleich auf Ugolino, von dem er wußte, daß er großen Antheil an dem Mädchen nahm und deſſen Beſuch auf Belriguardo ihm verdächtig erſchien. Er ließ ihn rufen, doch, auf dieſen Fall vorbereitet, hatte ihm ſelbſt der Graf Lebaldo den Rath gegeben, zu leugnen, da dieſer den Markgraf zu genau kannte, um nicht zu wiſſen, daß er ſelbſt ſeinem Lieblinge einen ſolchen Streich nicht verzeihen würde, und der ſonſt ſo edle, gerechte Fürſt leicht zu dem ſtrengſten, grauſamſten Verfahren verleitet werden könnte.

Mit aller nur möglichen Faſſung trat Ugolino bei dem Markgrafen ein.

„Du warſt in Belriguardo?" redete ihn dieſer eben nicht freundlich an.

„Ja, Herr!"

„Was wollteſt Du dort?"

„Mich trieb die Langeweile, die jeden Kriegsmann überfällt, muß er daheim bleiben, wenn draußen die Kriegstrompete ſchallt, hinaus ins Freie," erwiederte Ugolino. „Belriguardo war mir immer ein ſo lieber Aufenthalt."

„Drei Tage darauf raubte Mailänder Kriegsvolk eine junge Dirne, die ſich bei dem Kaſtellan aufhielt. Haſt Du ſie geſehen?" fragte der Markgraf weiter. „Haſt Du davon gehört?"

„Nein, Herr! Da hat mich der Kaſtellan belogen, da er ſagte, ſeine verwachſene Tochter und ein paar alte Dienerinnen wären die einzigen weiblichen Weſen im Schloſſe; davon gehört hab' ich."

Des Markgrafen Auge ruhte ſtechend auf ihm, als er jetzt fragte: „So wie ich höre, iſt Deine Schweſter entführt?"

„Ich habe keine Schweſter, Herr! Die Jungfrau aber, welche meine Mutter erzog, ſie wurde aus ihrer Villa gewaltſam weggeführt."

„Haſt Du ſie nicht aufgeſucht?"

„Nein, Herr! Wohin ſollte ich mich deshalb wenden? Die Räuber ließen keine Spur zurück."

„Ugolino!" ſprach der Markgraf und warf einen flammenden Blick auf den Jüngling. „Sprichſt Du auch die Wahrheit?"

„Gott und meinem Herrn gegenüber gewiß ſtets, auch dem Gemeinſten würde ich ſie nur gezwungen verleugnen."

Das Glück wollte, daß Ugolino bei dieſen Worten die Faſſung behielt und den Markgrafen ſo offen und treuherzig anblickte, als ob er ſich nicht der mindeſten Schuld bewußt ſei, ſo daß dieſer irre wurde und ſein Verdacht beinahe ganz verſchwand. Ueberdies vermied er den Schein, als ob er zu viel Werth auf Melitta's Befreiung lege. Doch gab er es nicht auf, ſich noch genauer nach Allem, dieſe Begebenheit betreffend, zu erkundigen, weil er immer noch hoffte, da Mehrere die That ausgeführt, daß ſich Einer oder der Andere verrathen würde. Daß es kein Mailänder Kriegsvolk geweſen ſei, war er gewiß, denn wie hätte die geringe Zahl es wagen können, ſo

tief in Feindes Land einzudringen. Er entließ für heute Ugolino.

Dieser eilte sogleich zum Grafen Tebalde. „Edler Herr!“ sprach er. „Ich habe Euren Rath befolgt, habe, ein Lügner, vor meinem Herrn gestanden, aber bei St. Georg, so stehe ich nicht wieder vor ihm. Mir war es, als ich verneinte, was ich bejahen sollte, als ob ich nicht Ugolino, als ob ich ein niederer gemeiner Knecht sei, als ob jeder Tropfen Blut in mir erstarren müsse.“

„Mein Sohn,“ sagte Tebalde, „die Wahrheit hätte Dich wohl auf ewig in den Kerker geführt. Ueberdies,“ fuhr er fort und legte traulich die Hand auf Ugolino's Schulter, „stehst Du dem Kerker oder dem Blocke des Nachrichters nur zu nahe.“

„Wie meint Ihr das, edler Herr?“ fragte der Jüngling, hoch erröthend.

„Wie ich das meine?“ wiederholte der alte Mann. „Wüßtest Du wirklich nicht, wovor ich Dich zu warnen hätte?“

„Ich weiß es,“ sprach Ugolino nach einigem Zögern mit bebender Stimme, „ich weiß es, aber ich bitte, ich beschwöre Euch, edler Herr, schweigt davon! Die Würfel sind gefallen, ein unabänderliches Schicksal hat mich fortgerissen.“

„Ein unabänderliches Schicksal?“ wiederholte der Graf mitleidig lächelnd. „Thörichter Mensch! was vermag das Schicksal gegen den festen Willen des Mannes, der ihm trotzen kann? Eine thörichte, strafbare Leidenschaft, ein Sinnenrausch, das ist das unabänderliche Schicksal, was Dich treibt, Dein eigner sträflicher Wille ist es, der Dich

an den Abgrund zieht. Noch iſt es Zeit, noch deckt ein Schleier das Vergehen, fliehe, wenn Du nicht Kraft fühlſt, Dich hier losreißen zu können, fliehe, ehe die Nemeſis Dich ereilt! — Und nun," fuhr er nach einer Pauſe fort, in der Ugolino zerknirſcht vor ihm ſtand, „bedenke, daß Du nicht allein dem Verderben entgegen gehſt, nicht allein Alles auf das Spiel ſetzeſt, daß Du eine edle Frau mit in den Abgrund ziehſt, die 7 Jahre als Muſter einer treuen Gattin, ich könnte faſt ſagen als eine Heilige von aller Welt verehrt wurde. Handle edel, laſſe morgen Dein Roß ſatteln und jage, wohin Dein Schickſal Dich führt; oder beſſer, ziehe jenſeit der Alpen nach Deutſchland, meine Unterſtützung ſoll Dir auch dort nicht fehlen."

„Herr!" erwiederte Ugolino mit immer ſteigender Lebhaftigkeit. „Was würde der Markgraf zu dieſem Schritte ſagen? Würde er mich nicht einen Undankbaren ſchelten, würde ihm nicht die Ueberzeugung werden, ich habe Melitta befreit und entzöge mich durch feige Flucht der Strafe? Soll ich meine arme Mutter verlaſſen, die nichts auf der Welt mehr hat als mich! Soll der Vaterloſe im fremden wüſten Lande auch ein Heimathloſer umher irren? Sagt ſelbſt, edler Herr —"

„Was Du eben geſprochen, iſt Trug. Nicht Dankbarkeit, nicht Kindesliebe hält Dich zurück, Deine Leidenſchaft iſt es, die Dich zurückhält, ſie, die Geliebte, iſt es, die, eine Wahnſinnige, ſich mit Dir in das Verderben ſtürzt. — Du willſt meinem Rathe nicht folgen, fuhr er nach langem Schweigen fort, während welchem Ugolino auch kein Wort geſprochen hatte. „Du glaubſt, Du kannſt

ihm nicht folgen, Dich hielten Bande hier, die Du nicht zerreißen könntest? Nun wohl, so bleib! — Der Mann, der von Kindheit an für Dich väterlich geſorgt, der Dir mit Allem, was er beſaß, beiſtand, mit Geld und Gut, Rath und That, der Mann hat von jetzt an für Dich nichts mehr, als Thränen. Geh! Gott möge Dich ſchützen!"

Ugolino beugte ſich, ergriff die Hand des alten Mannes, küßte ſie mit Inbrunſt und ſah wehmüthig an ihm auf. „Mir iſt nicht mehr zu helfen," ſagte er dann, „zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebend, muß ich, wohin mein Schickſal mich treibt. Ja, ich fühle es ſelbſt, ich ſehe es ein, ſchwach kann mir nur der Stern des Glücks leuchten, aber ein Strahl von ihm beglückt für die Ewigkeit; ich ſehe meinen Unglücksſtern nahe vor mir ſtehen, mir höhniſch entgegen lächelnd zeigt er mir das Beil des Henkers. — Und doch — ich muß!" Bei dieſen Worten verließ er raſch das Zimmer und ließ den alten Mann, in tiefen Schmerz verſunken, zurück.

17.

Sonſt folgten, wenn der Markgraf von einem Kriegszuge zurückkehrte, Feſte auf Feſte, diesmal belebte der Glanz der Hofhaltung dieſes Fürſten nicht die Stille, die während ſeiner Abweſenheit geherrſcht hatte. Er ſchien verſtimmt, wozu die Hofleute den Grund in dem eben nicht vortheilhaften Friedensſchluſſe zu finden glaubten.

Die Markgräfin, theils der Schuld ihres Gemahls gedenkend, theils die eigne Schuld als einen läſtigen Mahner fühlend, war zerſtreut und ſuchte die Einſamkeit, und ſo war in der Stimmung Beider keine Aufmunterung zur rauſchenden Freude zu finden.

Dem Markgrafen entging die Veränderung nicht, die in dem Benehmen ſeiner Gattin vorgegangen war; glücklicher Weiſe errieth er nur den einen Grund, daß ſie von Melitta's Aufenthalt auf Belriguardo und der Flucht der Mailänderin Kunde habe, der Hauptgrund blieb, glücklich für die Liebenden, vor ihm noch verborgen. Pariſina hatte zwar Melitta's mit keiner Silbe gegen ihren Gemahl erwähnt, aber es konnte Fürſt Nicolo nicht entgehen, daß ſie etwas auf ihrem Herzen trage, das ſie drücke und das ſie zu verbergen ſtrebe. Er wandte ſich deshalb an Leonore Mentaldo, von welcher er wußte, daß ſie ganz das Vertrauen ihrer Gebieterin beſaß, und ſuchte ſie zu erforſchen; aber dieſe, noch immer mit inniger Liebe an der Fürſtin hangend, ſpielte die Unwiſſende und täuſchte den Markgrafen; doch führte die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand mehrere und endlich eine Annäherung herbei, die Leonoren hätte gefährlich werden können, wenn es nicht des Markgrafen feſter Grundſatz geweſen wäre, ſeine kleinen Liebesabentheuer nie in dem Bereiche ſeiner Hofhaltung aufzuſuchen, Leonore gewann jedoch mit jedem Tage mehr und mehr des Fürſten Wohlwollen. Dies entging Pariſina nicht, ſie glaubte Anfangs, ihr Gemahl bewerbe ſich um des Fräulein's Gunſt, bald aber überzeugte ſie Leonore ſelbſt durch ihr offenes Geſtändniß, daß ſie von dieſer Seite nichts zu fürchten habe; dennoch

fürchtete ſie noch immer. Sie hatte zwar Leonoren, welcher ſie ſonſt ihr Herz aufgeſchloſſen, und keinen Gedanken, keinen Wunſch vor ihr verbergen, ihr Verhältniß zu Ugolino verſchwiegen, doch glaubte ſie aus manchen hingeworfenen Aeußerungen ſchließen zu können, daß die Freundin es ahne. Dies ließ ſie befürchten, daß Leonorens Neigung für Ugolino ſie zur Verrätherin machen könnte, beſonders wenn ihre Verbindung mit dem Markgrafen noch inniger werden ſollte; ſie war deshalb auf ihrer Huth.

Ugolino ſah in dieſer Zeit die Fürſtin nur wenig; er wußte, wie ſchwer es ihm wurde, den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft ganz zu unterdrücken, und ſeine Bewegungen, ſeine Blicke ganz in der Gewalt zu haben; deshalb vermied er ihre Nähe, und wo er es am Hofe nicht vermeiden konnte, blieb er in ehrerbietiger Entfernung von ihr. Auch heimlich ſahen ſie ſich jetzt ſeltener, denn dies konnte nur in Abweſenheit des Markgrafen geſchehen, und dieſer verließ in dieſer Zeit Ferrara nur in dringenden Fällen. Trafen ſie ſich aber im einſamen Gebüſch, oder in der ſtillen Grotte, wo die Waſſer ſprangen und zu ihren Liebesweiſen leiſe murmelten, dann ſprach ſich ihr Gefühl leidenſchaftlich aus, und die ſo lange zurückgehaltene Gluth brach gleich Lavaſtrömen flammend hervor. Sich bis zum Tode ewige, heilige Liebe ſchwörend, vergaßen ſie ganz, daß ſich ihre Liebe kein Ziel geſteckt, kein Ziel ſtecken konnte; ſie ſahen ſelbſt die Unmöglichkeit, je durch ſie ganz glücklich, je vereint werden zu können, und doch bebten ſie nicht vor dem Abgrunde zurück, an welchem ſie ſtanden, ſie taumelten in ihrem Sinnen-

rauſche fort, zufrieden mit dem Glück, das ſtrafbare Liebe ihren Herzen gab.

Wer ſollte nicht glauben, daß ein ſo ſanftes, reines Weſen, wie Pariſina, beim Gefühl der eigenen Schuld die Schuld ihres Gatten vergeſſen hätte; aber auch ſie war Weib und konnte die Unbill, die ihr geworden, nicht vergeben. So ergriff ſie die erſte Gelegenheit, die ſich ihr bot. Das Gerücht verbreitete ſich in Ferrara, daß zwei ſchöne junge Novizen in dem Kloſter St. Clara am Namenstage der Heiligen den Schleier nehmen würden. Die Eine, das wußte die Fürſtin, war die Tochter des Mailänder Edlen, die ſie ſelbſt in das Kloſter geſchickt, und da ſie erfahren hatte, daß deren Vater bei der Erſtürmung ſeines Schloſſes ums Leben gekommen war, zur Annahme des Schleiers bewegen hatte. Ueber die zweite Novize konnte ſie nur erfahren, daß es eine Fremde ſei, aber ſchon die Eine war für Pariſina genug, den Markgrafen zu bereden, dem feierlichen Akte beizuwohnen. Der Markgraf, den jedes ſchöne Weib lockte, willigte ein; die Aebtiſſin des Kloſters wurde davon benachrichtigt, und dieſe, ſtolz darauf, bei dieſer Gelegenheit den Fürſten in ihren heiligen Mauern empfangen zu können, unterließ nichts, dieſen Empfang feierlich zu machen. Der Biſchof, der die frommen Gott geweihten Töchter der Kirche einzuweihen ſelbſt übernommen hatte, empfing, von der Geiſtlichkeit gefolgt, den Markgrafen an dem Portale der Kirche, reichte ihm und ſeiner Gemahlin das Weihwaſſer und führte ſie dann in das innere Chor, wo unter einem Ehrenhimmel zwei koſtbare Seſſel für ſie

aufgeſtellt waren. Die Hofleute, unter denen auch Ugolino ſich befand, ſtanden hinter dem fürſtlichen Paare.

Die Meſſe begann, und als ſie beendet war, öffnete ſich dem Markgrafen gegenüber die Thüre der Sakriſtei, und die beiden der Kirche Geopferten traten, von der Aebtiſſin geführt und von mehrern Prieſtern begleitet, heraus. Pariſina beobachtete in dieſem Augenblicke ihren Gemahl, den Eindruck zu erforſchen, den der Anblick dieſer Beiden auf ihn machen würde. Anfangs ſtaunte, dann erſchrak er, dann aber blickte er, Faſſung gewinnend, ruhig auf Melitta und die Mailänderin, die er in den Geweihten erkannte. Beide waren prachtvoll geſchmückt, beſonders Melitta; in dem Kleide aber, das den ſchönen Körper der Fremden umſchloß, glaubte der Markgraf ein Gewand ſeiner Gemahlin zu erkennen. Er wandte ſich unmuthig nach ihr, und ſo begegneten ſich ihre Blicke. Pariſina ſchlug ihr Auge nicht nieder, ſie lächelte, wohl etwas zweideutig; der Markgraf aber, der nun wohl ſah, daß ſie von Allem unterrichtet war, konnte kaum ſeiner Heftigkeit Herr werden.

Als das verſammelte Volk die ſchönen Geſtalten der beiden Mädchen und ihr holdes Antlitz erblickte, entſtand ein leiſes Murmeln, denn Beide waren ſchön, Beide der Bewunderung würdig; die Eine das wahre Bild einer Madonna, die Andere das Bild der büßenden Magdalena. Auch Ugolino war überraſcht, Melitta ſo nahe ihrem Ziele zu ſehen, ſein Auge hing mit Wehmuth an des Mädchens trauerndem Antlitz, das jetzt, ihr Auge aufſchlagend, leicht unter den Hofleuten den Geliebten fand, dem ſie, ſich ganz vergeſſend, noch den

letzten Gruß in dem Blick zuwarf, der ihn jetzt traf und der Parisina nicht entging.

Nur von einer dicht verschleierten, in schwarzen Sammet kostbar gekleideten Dame in einiger Entfernung gefolgt, schritten sie jetzt dem Altare zu, wo sie der Bischof erwartete und die Aebtissin neben diesen trat. Vier schöne Chorknaben im weißen Gewande knieten, brennende Kerzen in der Hand, gleich schützenden Engeln neben ihnen, und zwei Priester, jeder ein vergoldetes Becken tragend, standen hinter ihnen, zwei andere in einiger Entfernung seitwärts. Jetzt nahm der Bischof Melitta den Kranz von weißen Rosen aus ihrem dunkelbraunen Haar, das aufgelöst über Nacken und Schulter floß, und legte, Gebete murmelnd, den Kranz in das ihm dargereichte Becken; das Nämliche that er der Mailänderin, dann befahl er den seitwärts stehenden Priestern, ihr Amt zu verrichten. Diese schnitten das lang herabhängende Haar schonungslos mit ihren Scheeren ab und legten es über die Kränze in die vergoldeten Becken; dann warfen zwei andere Priester die langen dichten schwarzen Schleier über das schöne Antlitz der Eingeweihten, und es war von jetzt an der Welt für immer verhüllt.

Während dieser heiligen Handlung hatte durch den weiten Raum der Kirche eine feierliche Stille geherrscht, nur hier und da vernahm man, als das schöne Haar sank, einen leisen Seufzer; jetzt aber, als die Beiden vor dem Bischof und der Aebtissin niedersanken und der ehrwürdige Hirt der Kirche sie segnete, eine neue Messe begann und die Geopferten immer noch knieend an den Stufen des Altars lagen, verbreitete sich eine

leiſes Murmeln in dem Gotteshauſe, und manches Auge ward bei dem Gedanken thränenfeucht: „Für ewig ſind dieſe lieblichen Blumen geknickt, keine Morgenſonne hebt ihr gebeugtes Haupt, ſie ſind der Erde entrückt und nur der Tod kann ſie in ihre neue Heimath einführen.

Als die Meſſe beendet war und der Biſchof ſie nochmals geſegnet hatte, erhoben ſie ſich, und von der Aebtiſſin geführt und von der ſchwarz Verſchleierten gefolgt, kehrten ſie nach der Sakriſtei zurück. Der Biſchof aber und die Prieſter begleiteten den Markgrafen bis an das Portal der Kirche und ſprach hier den Segen über das fürſtliche Paar.

Als der Markgraf die Kirche verlaſſen, vermochte er kaum ſeinen Zorn zu mäßigen. Er hatte die feſte Ueberzeugung, daß ihn ſeine Gemahlin, blos um ihn zu demüthigen, hierher gelockt habe; auch dauerte ihn Melitta, zu welcher er, während ihres Aufenthalts zu Belriguardo, eine Art Neigung gefaßt hatte, und von der er glaubte, ſie habe gezwungen und blos auf Befehl der Fürſtin den Schleier nehmen müſſen. Er war zwar, als er während der ganzen Ceremonie Pariſina beobachtet hatte, an ihr irre geworden; auf ihrem Antlitz konnte er nur die tiefſte Rührung, keinen Hohn erblicken; die heilige Handlung, das Schickſal, dem die beiden holden Mädchen entgegen gingen, beſchäftigten ihre Seele allein, ſie betete für ſie zu Gott, und unwillkührlich war ſie ſelbſt der Gegenſtand, für den ſie ihre Bitte der Madonna übergab, ſie in den Schoeß des Allmächtigen zu legen. Sie fühlte in dieſem Augenblicke mehr als je, wie nahe ſie dem Abgrund ihres Verderbens ſtehe, ſelbſt

der Vorsatz, auf ihren frommen Lebenspfad zurückzukehren, ward in ihr laut, und mit ihm verließ sie das Gotteshaus.

Da traf ihr Blick Ugoline, und Alles war vergessen. Mächtiger als Religion und Tugend ist die verborgene Zauberkraft der Liebe; das Herz, von ihr einmal ergriffen, wird Herr jeglicher Kraft des Mannes, wie vielmehr noch der Kraft des Weibes, das im Kampfe gegen das von ungezügelter Leidenschaft ergriffene stets erlahmt. Ein Blick, ein einziger Blick genügt, den edelsten Vorsatz zu vernichten, das reinste Gemüth zu trüben. — Leidenschaftliche Liebe ist des Herzens, ist des Menschen Tyrann, sie beherrscht ihn allgewaltig.

In dieser Zeit schien es selbst dem Markgrafen, als ob Leonore Montalbo, die bisher so kalt, fast stolz sich gegen ihn benommen hatte, wenn sie zufällig allein ihm gegenüber stand, sich ihm jetzt mehr nähere. Sie wurde freundlicher, zutraulicher, vermied ihn nicht mehr, oder brach das Gespräch nicht mehr kurz ab, wenn sie sich in einem dunkeln Buchengange des Gartens zufällig befanden. So schön auch dem Markgrafen die Jungfrau erschien, so reizend er sie fand, so sehr war er jetzt doppelt auf seiner Huth, denn er glaubte in ihrem Entgegenkommen einen Fallstrick zu finden, den ihm seine Gemahlin lege. Er irrte sehr. Parisina hatte mit der größten Unruhe die Veränderung in Leonorens Betragen gegen den Markgrafen bemerkt, sie fürchtete mehr Verrath als ein Verständniß Beider.

Der Markgraf überraschte eines Abends Leonore, als sie in tiefen Gedanken versunken auf einer einsam gele-

genen Rasenbank saß. Das Rosengebüsch, welches sie umgab, selbst die eben aufgebrochene Rose, die sich über ihre Stirn beg, verdunkelte nicht die Frische ihres schönen regelmäßig geformten Gesichts, sie erschien dem Markgrafen nur noch reizender; er betrachtete sie, da sie sein Kommen nicht zu bemerken schien, aufmerksam, und je länger sein Auge auf ihr ruhte, desto mehr fühlte er, daß er sein Herz gegen den Eindruck, den das schöne Mädchen auf ihn mache, wappnen müsse; dann nahte er sich ihr frei und stand plötzlich vor ihr.

Leonore sprang erschrocken auf, doch der Markgraf nöthigte sie, sich wieder niederzulassen und setzte sich neben sie. Da bemerkte er, daß sie geweint hatte, und fragte theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen. Leonore seufzte und schwieg. „Wie bin ich erstaunt, Euch weinen zu sehen, Leonore," sagte er jetzt, „Euch, welche stets der Kummer floh und die wohl in ihrer stolzen kalten Brust nie der Liebe Glück noch ihre Qualen fühlte."

„Unwillkührlich fließen oft Thränen" erwiederte Leonore, „oft kennt man den Quell selbst nicht, dem sie entsprangen; Unmuth, Sorge, Gram, Gott weiß, wie alle diese Quäler des menschlichen Herzens heißen, erpressen sie, sie rollen nieder, und ist ihr Quell versiegt, sind auch sie vertrocknet. —"

„Und wäre es so bei Euch?" fragte der Markgraf theilnehmend.

„Oft auch ergießt sich der Quell von Neuem," erwiederte die Hocherröthende, und lange, lange soll er dann aus Mitleid die bittern Tropfen dem Auge schenken, damit der Schmerz mit ihnen sich entlade, der Kummer

aus bewegtem Herzen schlüpfe und die Brust wieder frei athme; ach, sie mögen wohlthuend sein! — Ich kenne diese lindernden Tropfen nicht."

„Also Euer Schmerz klammert sich fest an Eurem wunden Herzen? — Arme Leonore!" sagte der Markgraf und ergriff, wahrscheinlich ohne es zu wollen, ihre Hand, die sie ihm aber, tief aufseufzend, schnell entzog. „Ich meine es gut mit Euch," fuhr er fort, „und will Euch wohl. Ist Euer Kummer von der Art, daß Ihr mir ihn vertrauen könnt, so thut es, Ihr werdet bei mir Theilnahme finden. Doch Liebe, die sonst so allmächtig auf das jugendliche Gemüth wirkt, kann der Quell Eurer Thränen nicht sein, denn sie blieb Euch wohl fremd. Aber nennt mir, was Euch bekümmert! Kann ich helfen, so soll es geschehen, könnte ich es nicht, so seid wenigstens meiner Theilnahme gewiß."

„Ich danke Euch, gnädiger Herr!" erwiederte Leonore, stand auf und wollte sich entfernen, doch der Markgraf hielt sie zurück. „Habt Ihr so wenig Zutrauen zu mir?" sagte er fast zürnend.

„Was nützte mir mein Zutrauen?" erwiederte sie. „Ihr könnt mir nicht helfen. Der mächtigste Fürst der Erde vermag mit all seiner Macht nicht Neigung in eines Andern Herz zu erzwingen, nicht den Keim der Gegenliebe darin zu legen —"

Ihr liebt und Eure Liebe wurde verschmäht?" rief der Markgraf erstaunt. „Wer ist der Thor, der solch herrliche Jungfrau, die mit Allem begabt, was nur der kühnste Wunsch verlangen kann, mit Schönheit und Reichthum, unbeachtet an sich könnte vorüber gehen lassen? —"

„Ich bitte Euch, schweigt, gnädiger Herr!“ fiel ihm schnell Leonore in die Rede. „Das unbedachtsame Mädchen war thöricht genug, sich die Schwächen ihres Herzens entlocken zu lassen; drückt sie nicht ganz zu Boden, ich müßte vor Schaam vergehen.“

„Weilt der Narr an meinem Hofe,“ fragte der Markgraf, „so nennt mir ihn. Ich will den Thoren zu dem Glücke zwingen, das er so leichtsinnig von sich stößt. Nennt mir ihn!“

„Ich verlange des Mannes Hand nicht ohne sein Herz!“ entgegnete Leonore stolz. „Wär' er ein Feiger, könnte ihn wohl Euer Befehl zu meinen Füßen führen, und ich müßte ihn verachten, wär' er ein edler Mann, dann würde er Eurem Befehl trotzen und nicht gehorchen.“

„Ihr seid sehr stolz, Leonore!“ meinte der Markgraf, der wohl die Jungfrau durchschauen mochte und dem es jetzt schien, als wären ihre Worte nicht zweck- und planlos gesprochen. „Mich dünkt doch, daß, wer Thränen vergießt, sie auch gern getrocknet sieht, deshalb bitt' ich Euch, jedoch, um Euch nicht länger mit meinen Anerbietungen lästig zu fallen, zum letzten Male: nennt mir den thörichten Mann, der diesen Augen, diesen rosigen Lippen, dieser Graziengestalt widerstehen konnte.“

„Ugolino!“ rang sich endlich aus Leonorens Brust.

„Ugolino?“ rief der Markgraf verwundert. — „O, der Bescheidene ahnet sicher nicht, daß Euer Herz in Liebe für ihn erglühte.“

„Ahnen muß er es!“ sagte Leonore hoch erröthend, „Mein Auge, selbst meine Lippen waren, so weit es der

züchtigen Jungfrau gestattet ist, die Verräther meines Herzens."

„Und doch," murmelte der Markgraf vor sich hin, „doch konnte er diesem Glück entsagen, so muß eine andere Neigung —"

„So wird es auch sein, gnädigster Herr!" fiel ihm Leonore rasch in die Rede.

„Und wer ist Eure Nebenbuhlerin, wer könnte mit Euch in die Schranken treten?"

„Ich weiß es nicht!" stammelte sie, die im Begriff war, ihre Gebieterin zu verrathen, sich jedoch schnell faßte und mit Ruhe erwiederte: „Schönheit erringt nicht immer den Preis, jedes Herz hat seine Launen, mit jedem treibt die Phantasie ihr trügerisches Spiel."

„Seid morgen um die nämliche Stunde wieder hier," sagte jetzt der Markgraf aufstehend. Vielleicht, wohl hoffentlich, werden dann Eure Thränen getrocknet sein, wenn er zu Euren Füßen liegt." Mit diesen tröstenden Worten verließ er sie.

„Er hier zu meinen Füßen?" seufzte Leonore, als der Fürst sich entfernt hatte. „Nie, nimmermehr! Er ist mit goldnen Banden umwunden, sie hält ihn fest, für mich ist er verloren! — So sei er es auch für sie!" rief sie, den wildflammenden Blick nach Parisina's erleuchtetem Zimmer werfend, „Muß die Eine in Gram vergehen, soll es die Andere auch!" — Da zuckte ein Blitz hernieder, der Donner rollte in der Ferne und sie erbebte. — „Ruhig, ruhig, armes Herz, brich in Gram,

aber rufe durch Undank die zuckenden Blitze der Vergeltung nicht auf Dein schuldvolles Haupt herab!"

18.

Den folgenden Tag hatte der Markgraf eine Jagd angestellt, bei der jedoch keine Frauen zugegen waren, da Parisina nicht Theil daran nehmen wollte. Er verließ mit einem großen Gefolge am frühen Morgen das Schloß, und schien heute in froher Stimmung hinter Hirsch und Eber zu jagen. Ugolino, der ihn stets begleitete, fühlte sich durch diese Stimmung beruhigt, denn das Gefühl der Schuld mahnte ihn stets, und jeder finstere Blick des Markgrafen weckte den Gedanken in ihm, der Markgraf kenne seine Schuld, und dann gedachte er nicht an sich, für sie allein fürchtete er. Heute aber war der Markgraf besonders freundlich gegen ihn, scherzte, was er nur selten that, und da die Jagd überdies auch glücklich war, theilte sich die Heiterkeit dem ganzen Jagdgefolge mit. Schon mancher Hirsch hatte verendet, mancher Keuler die muthigen Doggen niedergeworfen, als der Markgraf befahl, das Zelt aufzuschlagen, unter welchem er Tafel hielt, die er jedoch bald wieder aufhob, und zu Jedermanns Erstaunen, die Jagd einzustellen und den Rückweg anzutreten befahl, der auf flüchtigem Rosse bald zurückgelegt war.

Im Schlosse angelangt, befahl er Ugolino, ihm in sein Gemach zu folgen. Er sagte dies zwar freundlich,

doch glaubte der junge Mann, der seinen Herrn nur zu genau kannte, durch die Freundlichkeit finstern Ernst durchschimmern zu sehen. Er betrat das Gemach mit klopfendem Herzen, wo er den Markgrafen auf einem Lehnstuhle sitzend fand, der ihm näher zu treten winkte.

„Du bist jetzt in dem Alter, Ugolino," hob er an, „wo in des Mannes Brust sich die Leidenschaft regt und wo er im Kreise der schönen Frauen umherschaut, sich die Schönste zu wählen. Ich habe bis jetzt nicht bemerkt, daß Du unter den Jungfrauen am Hofe meiner Gemahlin irgend eine vorgezogen hättest, und deshalb, da ich nun immer wie ein gnädiger Herr mich Deiner angenommen habe, und es für Zeit halte, daß Du Dich vermählst, habe ich für Dich, und wahrlich etwas Treffliches gewählt." Der Markgraf hielt einen Augenblick inne, während welchem er Ugolino scharf beobachtete. Dieser stand, seiner Schuld gedenkend, hocherröthend vor seinem Herrn.

„Ich habe bei Leonerr Montaldo für Dich geworben, und bin nicht zurückgewiesen worden," fuhr jetzt der Markgraf fort. „Sie ist die schönste Jungfrau Ferrara's, die reichste Erbin des Landes; Tausende werden Dich beneiden. Geh' noch heute zu ihr, wirb um ihre Hand, sie wird Dir nicht versagt werden."

„Herr und Gebieter!" nahm nach langem Kampfe endlich Ugolino mit Fassung das Wort. „Stets war mir Euer Wille Gebot, noch nie wagte ich es, ihm zu widerstreben, nicht einmal der Wunsch ist noch in mir aufgestiegen, ihm widerstreben zu wollen, und doch kann ich Euch jetzt nicht gehorchen. Ich sehne mich noch nicht

nach häuslichem Glück, mein jugendlicher Muth, nennt es vielleicht Uebermuth, treibt mich hinaus in die Welt, und aller Fesseln ledig möchte ich frei wie der Vogel in der Luft umher flattern und fliegen. Mein Schwert sei mein Weib, Thaten die Kinder, die der Krieg mir gebären soll; ein Weib wäre mir jetzt noch eine Last, die mich drückte. Vielleicht, wenn der Uebermuth der Jugend vorüber ist, ein Lorbeerreis um meine Schläfe sich wand, und ich mir einen Namen erkämpfte, der selbst dem Sohne des Bettlers, nur mir nicht, zum kargen Erbtheil ward, dann könnte wohl der Wunsch in mir aufsteigen, neben meinem Weibe mich auszuruhen und, an thatenreiche Vergangenheit denkend, mein Auge von einer schönen Hand fesseln zu lassen, die mit Grazie die Spindel dreht. Bis dahin aber, mein gnädigster, mein gütigster Herr, verlangt nicht, daß sich mein freier Sinn in den engen Käfig bei einem Weibe sperre, für die mein Herz nichts fühlt; gönnt mir, hier nur meinem Willen zu folgen."

„Hast Du geendet, unkluger Knabe," fuhr der Fürst mit Heftigkeit auf. „Hast Du, Lüge auf Lüge häufend, mich durch Deine glatten Worte zu bethören geglaubt? — Wähnst Du, ich wisse nicht, daß, statt sich hinaus in eine Thatenwelt zu sehnen, Du mit glühender Leidenschaft einem weiblichen Wesen zugethan bist, und diese thörichte Liebe allein Dich abhält, Dich in meinen Willen zu fügen? Gleisnerischer Bube! Ungestraft versucht man nicht, mich zu hintergehen. Leugne, daß Du liebst, wenn Du die Frechheit hast, es mir gegenüber zu thun!"

In Ugolino erstarb jegliche Furcht, das Wort Bube trieb das Blut auf seine Wangen und ermuthigte ihn; er glaubte, das heilige Gefühl seines Herzens, diese reine Himmelsflamme, wie er wähnte, nicht verleugnen zu dürfen, und er sprach, ohne zu beben, mit fester Stimme: „Ja, mein gütiger Herr, mein edler Herr, ja, ich liebe!"

„Und wer ist das Götzenbild, das Du anbetest?" fragte der Markgraf, und sein strenger Blick heftete sich zürnend auf Ugolino.

„Verzeiht, wenn ich Euch den Namen meiner Geliebten nicht nenne, ein Eid bindet mich," erwiederte dieser.

„Darf ein Eid Deine Pflicht gegen mich binden?„ fuhr der Markgraf, immer zorniger werdend, fort. „Doch den Namen dieser Elenden brauch' ich nicht zu wissen, um meinen Willen durchzusetzen. Du gehst von hier zu Leonore Montaldo oder ins Gefängniß." Dies sagend erhob er sich von seinem Sessel und winkte Ugolino, sich zu entfernen, und als dieser noch sprechen wollte, gebot ihm ein donnerndes: „Geh!" zu schweigen und zu gehen.

Als Ugolino in der weiten Halle noch unschlüssig stand und darüber nachsann, was er thun sollte, trat das Schreckliche seiner Lage in den grellsten Farben vor ihn. Er sah das Gewitter heranziehen und hörte schon in der Ferne die Donner rollen. „Also von hier aus trifft der Blitz, der uns zerschmettern soll?" murmelte er vor sich hin, ging aber mechanisch der Treppe zu, die nach Leonorens Zimmer führte. Also sie verlangt mich zum Preis ihrer Verschwiegenheit? — O Du hattest Recht, Parisina, wenn Du Verrath fürchtetest!"

— Hätte er nur einen Augenblick sie sprechen, sich mit ihr berathen können, aber schon stand er vor Leonorens Zimmer, ein Druck der Klinke, das Oeffnen der Thür, und sein Schicksal hatte das Loos geworfen. Noch stand er unschlüssig vor der Geschlossenen, noch sann er nach, was er der Verhaßten sagen, wie er der Sache entgegen kommen sollte, als er, keinen Entschluß fassen könnend, mit Hast die Thüre aufriß und vor Leonoren stand. Sie saß am Fenster, den Kopf auf ihren schönen Arm gestützt; noch entquollen Thränen ihrem feuchten Auge, doch als er ihr nahte, sprang sie rasch auf, hohe Purpurröthe umzog ihre Wangen und sie zitterte heftig.

„Ich komme auf Befehl des Markgrafen, meines Herrn, um Eure Hand zu werben; ich komme, Euch zu sagen, daß ich dies nur gezwungen und wider Willen thue. Somit habe ich meines Herrn Befehl befolgt, befolgt was mein Herz mir gebot, und nun entscheidet über unser Schicksal! — Hat meine Hand noch Werth für Euch?" —

Leonore stand eine Weile noch mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, doch schnell erhob sie ihr Haupt, sah mit stolzem Blick auf Ugolino und sagte, jedes Wort scharf betonend: „Ich weiß jetzt genug! Euch werde nicht meine Hand zu Theil, ich verschmähe die Eure, aber das Schicksal, das in meiner Hand liegt, sollt Ihr durch mich empfangen! — Und nun entfernt Euch!" — Sie wandte ihm bei diesen Worten, einen stolzen Blick auf ihn werfend, den Rücken und verließ das Gemach.

„Parisina!" seufzte Ugolino tief auf, und von traurigen Ahnungen begleitet begab er sich auf sein Zimmer.

Hier fand er ein Schreiben seiner Mutter, die ihn heute Abend um die zehnte Stunde in ihrer Villa zu sprechen verlangte. „Ich werde kommen," sagte er, „wenn die eiserne Thür des Kerkers mich nicht daran hindert. O, Mutter, Mutter, Deine Ahnung trog Dich nicht!" Er blieb ruhig in seinem Gemache, sein Schicksal dort zu erwarten, doch Niemand störte ihn, keine Kerkerthür schloß sich hinter ihm, er konnte frei und ungehindert in der zehnten Stunde nach der Villa gehen.

„Verweilt einen Augenblick in der Halle," bat ihn Josepha, die geweint zu haben schien. „Eure Mutter wird gleich hier sein. Ach, wie seht Ihr so verstört aus, lieber junger Herr, ist Euch nicht wohl?"

„Mir ist wohl," erwiederte er, „ängstige Dich darum nicht!" Josepha steckte zwei Kerzen an, stellte sie auf den Tisch, und da sie sah, daß ihm heute jede Unterhaltung unlieb war, ließ sie ihn allein.

Es war ein eigenes Gefühl, das sich in Ugolino's Brust regte, als er sich wieder an dem Orte sah, wo er so oft an der Mutter Brust geruht, wo er mit Melitta so manchmal gescherzt und gespielt, so manchen süßen Traum geträumt hatte. Sein Auge fiel, indem er an seine Jugendzeit dachte, auf die Laute, die noch an gewohnter Stelle hing. „O, wie hat sich Alles seit jener Zeit geändert!" rief er. „Du bist verstummt, Deine Saiten sind gesprungen, ihre liebliche Hand entlockt Dir keine Töne mehr; auch die Saiten meines Herzens werden bald zerspringen, auch ich werde bald verstummt sein!" — Da schellte es, Josepha sprang hin, um zu öffnen, Ugolino folgte ihr und lag an der Mutter Brust.

„Mein armer Sohn!“ seufzte die Tiefbetrübte, „mein armer, unglücklicher Ugolino! — Doch keine Klagen! — Auf Rettung müssen wir denken, ehe es zu spät ist.“ Sie betraten jetzt die Halle, und Ugolino war nicht wenig erstaunt, als er auch den Grafen Tebaldo, der mit der Mutter gekommen war, hier eintreten sah.

„Mein Sohn!“ nahm hier die Mutter das Wort, „Du stehst, wie mir der edle Graf hier berichtet hat, am Rande des Verderbens. Du sollst um Leonore Montaldo's Hand werben, wirst Du es thun? — O, bedenke, nur durch sie ist noch Rettung! Entsage Deiner schwärmerischen, schuldbeladenen Liebe, empfange das schöne, reiche Mädchen aus des Markgrafen Hand und und rette so Dich und Parisina.“

„Noch ist es Zeit!“ sagte der Graf. „Ich weiß, daß Dir der Markgraf drei Tage Bedenkzeit bewilligen wird. Geh' zu Leonoren, biete ihr Deine Hand, sie wird sie nicht verschmähen, denn auch sie hat eine thörichte, wahnsinnige Leidenschaft für Dich gefaßt, ihr gnügt Dein Besitz auch ohne Dein Herz.“

Ugolino hatte dies Alles lächelnd angehört. „Wie könnt Ihr glauben, edler Herr,“ sprach er, und sein Auge flammte, „wie kannst Du glauben, geliebte Mutter, daß ich mich so entehren und aus der Hand eines solchen Weibes meine Rettung erbetteln könnte. Wie oft habe ich Euch gesagt: meine Liebe ist unvertilgbar! Und stände der Nachrichter mit dem Henkerbeile in der Hand neben dem Markgrafen, wüßte ich, daß der nächste Augenblick der Augenblick meines Todes sei, ich würde hundertmal lieber mein Leben opfern, als daß ich meine Liebe zum

Opfer brächte. Fest steht das in mir, fest wie der Glaube an einen milden Richterspruch da oben!"

„Ich sah Deine Antwort voraus," erwiederte Lebaldo. „Ich selbst, ich muß es frei gestehen, finde etwas Entehrendes in dem Schritte, den zu thun wir Dir vorschlugen. Darum will ich Deine Grundsätze nicht weiter bekämpfen, aber Dir ein zweites Rettungsmittel vorschlagen, das ein geringeres Opfer von Dir heischt und nicht entehrend ist. Der Markgraf reist in wenigen Tagen nach Mantua, nimm diesen Zeitpunkt wahr und fliehe nach Deutschland; in Italien bis Du nirgends vor seiner Rache sicher."

„Ja, mein Sohn, thue das!" bat die betrübte Mutter. „Fürchte nicht, daß Du, ohne die Gnade des Markgrafen, dort in fremdem Lande Noth leiden solltest. Wisse, ich bin reich genug, um in jenem Lande mit Dir mit Anstand zu leben, und meinem ritterlichen Sohne soll es dort nicht an Gelegenheit fehlen, sich immer höher und höher schwingen zu können; auch in der Fremde kann Dir der Lorbeer grünen, und kann auch für Dich dort noch eine Rose blühen."

Ugolino erwiederte auf alles dieses nichts, nur schüttelte er verneinend sein Haupt.

„Glaubst Du, daß es entehrend sei, vor der Gefahr zu fliehen?" nahm jetzt Graf Lebaldo das Wort. „Auch diesen Satz, der eigentlich hier nicht anwendbar ist, will ich nicht ganz bestreiten. Aber bedenke, daß es sich hier nicht um Deine Ehre allein handelt, daß mit Dir auch die Fürstin fällt. Liebst Du sie wahr, liebst Du sie uneigennützig, so mußt Du Alles, Alles für sie opfern;

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18741/021

Dein Leben gilt hier nur wenig, mit diesem Opfer rettest Du sie nicht, wohl aber durch eine schnelle Flucht; denn ohne Beweis würde nie der Markgraf sie verdammen, ich glaube, Leonore nie den Muth haben, sie anzuklagen. Ueberlege dies! — Und noch eins! Traue weder dem ruhigen, freundlichen, noch dem ernsten Blick des Markgrafen; er ist dem Löwen gleich, der ruhig liegt und auf seine Beute ausharrend lauert; deshalb keine Zusammenkunft mit Parisina mehr, der Verräther wacht und ihr wäret verloren.'

Die Worte des alten Mannes schienen nicht ohne Wirkung an Ugolino vorüber gegangen zu sein; er verfiel in Nachdenken, das der Graf plötzlich störte.

„Ich habe heute mit der Fürstin gesprochen, habe ihr unverhohlen gesagt, daß ich ihr Verhältniß zu Dir kenne, habe ihr mit wahrhaft väterlichen Worten die traurigen Folgen Eures thörichten Verhältnisses vorgestellt und ihr den Abgrund gezeigt, an dem ihr steht. Auch sie sieht nur in schneller Flucht das einzige Rettungsmittel für Dich, und läßt Dich durch mich bitten, meinen Rath zu befolgen. Eben weil sie Dich unaussprechlich liebt, denkt sie nur an Deine Rettung, thue desgleichen und denke nur an die ihrige. Du schwankst noch? — Soll ich irre an Dir werden, Ugolino, soll ich glauben, Dein Wahnsinn wäre so stark, daß Du sie, welche Dir Alles sein soll, aus irgend einer thörichten Ansicht dem Verderben weihen könntest? Ich hoffe es nicht!"

„Ich will fort von hier!" rief Ugolino plötzlich. „Ehe der Markgraf von Mantua zurückkehrt, bin ich schon fern, fern von ihr. Mag auch mein Herz verbluten —"

„Beſſer Dein Herz als Dein Rumpf," fiel ihm Lebaldo in die Rede. „Beſſer ſolch eine Wunde im Herzen, Zeit und Vernunft heilen ſie bald, als das Beil des Nachrichters auf Deinem Nacken."

Ugolino blickte bei dieſen Worten zürnend auf den alten Mann. „Ich gehe von hier," wiederholte er dann, „um ſie zu retten, nicht mich; aber ohne Lebewohl geh' ich nicht. Ich muß noch einmal in mein Paradies ſchauen, ehe ich mich im entfernten fremden Lande einer Hölle nahe, die ohne ſie für mich überall ſein wird. —"

„Du ſprichſt als ein unerfahrner, thörichter Mann!" unterbrach ihn Lebaldo zürnend. „Tauſende finden in der Fremde eine neue Heimath, die ſie gern aufnimmt, und für Tauſende entblühten neue Roſen neben der im Strome der Zeit Entſchwundenen. Nimm ihr Bild als eine heilige Erinnerung mit Dir, bewahr' es in Deinem Herzen, bewahr' es bis zum Tode, aber glaube nicht an die Ewigkeit hoffnungsloſer Liebe, dies iſt ein ſchöner blüthenvoller Traum der Jugend, man fühlt ſich zu glücklich, um nicht gern fortzuträumen, wenn uns aber ein neues Morgenroth weckt, iſt der Traum verſchwunden."

„Nun lebt wohl!" ſagte er nach einer Pauſe, und hüllte ſich wieder in ſeinen Mantel. „Roſſe haſt Du ſelbſt, die darf ich Dir nicht bieten, aber einen vollen Seckel mußt Du von mir mit auf die Reiſe nehmen, dieſe Bitte kannſt Du mir nicht verſagen. Jetzt will ich die kindlichen Ergießungen an der Mutter Bruſt nicht ſtören. — Gute Nacht!" Er ging und ließ Beide allein.

„Also Dein Entschluß steht fest, Ugolino?" nahm jetzt die Mutter das Wort.

„Ja, Mutter!" murmelte er, doch seine Gedanken waren nicht bei ihr.

„Nun, so sei Gott gedankt! — Wohin willst Du ziehen?"

„Wohin mich mein Roß führt."

„Und soll Deine Mutter Dir nicht folgen? Willst Du allein, Deinem Gram überlassen, dastehn, wo Du ohne Freund, ohne theilnehmendes Herz bist, Du mit Niemand von Deinem Kummer sprechen kannst, Niemand Dich zu trösten versteht? — Reite gen Augsburg, es soll eine schöne Stadt sein, wo Künste und Wissenschaften so herrlich blühen, wie in den Städten Italiens; da finden wir eine Jugendfreundin, die von Siena dorthin heirathete, dahin folg' ich Dir. — Doch, Du hörst nicht auf mich, Deine Gedanken sind abwesend, der Mutter ist Dein Herz nicht mehr geöffnet."

„Nein, wahrlich nein!" rief er, sie in seine Arme schließend. „Nach ihr seid Ihr mir das Theuerste auf der Welt — doch heute — der Gedanke langer, ewiger Trennung — der Gram, der mein Herz zernagt —"

„Ich kann ihn fühlen und verzeihe Dir deshalb," sprach die Mutter besänftigt. „Aber ehe Du von hier gehst, muß ich Dich noch einmal sehen und Dir Lebewohl sagen; wann und wo sollst Du erfahren."

„Wo haltet Ihr Euch auf, Mutter?" fragte Ugolino. „Warum verbergt Ihr Euch vor mir?"

„Damit Du unwissend bist, wenn der Markgraf mein Asyl durch Dich erforschen wollte," erwiederte sie. —

„Willst Du Melitta nicht noch einmal sprechen?" fragte sie dann. „Am Sprachgitter könnte es Dir wohl erlaubt werden."

„Wozu könnte das nützen, Mutter?"

„Auch sie wünschte noch einmal ihr Paradies zu sehen; kannst Du ihr den Wunsch verargen?"

„Ich werde ihr diesen schmerzvollen Trost reichen, Mutter," erwiederte er; „die Arme verdient es wohl, daß ich mich in Liebe von ihr trenne. Morgen, übermorgen, wenn es ist."

„So komm übermorgen vor der Vesper, da wirst Du Schwester Therese, das ist jetzt ihr Klostername, am Sprachgitter finden, auch wird sie Dir sagen, wann und wo wir uns wiedersehen werden. Jetzt geh, mein Sohn, und nimm den Trost mit, daß Deine Mutter diesen Ort viel beruhigter verläßt, als sie war, da sie ihre alte Wohnung wieder betrat. Dank Dir für diesen Trost, er wird mich in meine Klause begleiten!" — Sie drückte ihn stürmisch an ihre Brust. „Ach, wenn es nur nicht das letzte Mal ist, daß ich Dein Herz schlagend an dem meinen fühle!" jammerte sie. „Doch Muth! Gott wird Dich mir erhalten!"

Sie trennten sich; Josepha küßte ihm beim Scheiden an der Pforte die Hand, und er fühlte ihre Thränen darauf rollen. „Muß denn der Schmerz jeden erfassen, der sich mir naht?" rief er, selbst von bitterm Schmerz ergriffen, und kehrte, nur von traurigen Gedanken begleitet, nach dem Schlosse zurück.

19.

Als der Markgraf am andern Tage Ugolino unter den Hofleuten stehen sah, winkte er ihm und trat mit ihm in eine Fenstervertiefung. „Uebermorgen reite ich nach Mantua," sagte er, und sein Auge ruhte finster auf dem jungen Manne. „Du begleitest mich nicht. — Bis Uebermorgen Abend gebe ich Dir Bedenkzeit, hast Du Dir da nicht Leonorens Hand erworben, so fürchte meinen Zorn! Uebrigens stehst Du noch in meinem Schuldbuch eingetragen." Ehe noch Ugolino antworten konnte, gab ihm der Markgraf ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen, er verbeugte sich und trat in den Kreis der Hofleute zurück. Diese waren erstaunt, den Fürsten auf diese Weise mit seinem Lieblinge sprechen zu sehen, sie glaubten ihn schon in Ungnade und Mancher zog sich von ihm zurück. Doch das kümmerte Ugolino wenig, schwerere Sorgen drückten ihn, als die Gunst wetterwendischer Hofleute, und kaum durfte er sich entfernen, als er sich wieder einsam auf seinem Zimmer befand, wo er während des ganzen Tages, sich seinem Schmerz überlassend, blieb. Auch den folgenden verbrachte er in Einsamkeit, doch mußte er sein Zimmer verlassen, als die Stunde nahte, in welcher er Schwester Therese am Sprachgitter zu sehen versprochen hatte.

Mit sonderbarem Gefühle betrat er das Kloster. Die öden Kreuzgänge, durch welche ihn eine alte Laienschwester führte, wo in Stein gehauene leblose Gestalten in geistlicher Tracht das Grab irgend einer Aebtissin oder

Kloſterſchweſter bezeichneten, und das Bild der mater dolorosa, das in jeder Ecke des Kreuzganges in einer Niſche aufgeſtellt war, ergriffen ſein aufgeregtes Gemüth. Mehr aber noch als alles dies konnten den Lebensmüden der von dem Kreuzgange eingeſchloſſene Garten, wo Roſe und Jasmin und manche andere ſeltene Blume die Gräber der Verſchiedenen umdufteten, die hier die vielleicht lang entbehrte Ruhe fanden, dieſe von Blüthen und Blumen umgebenen Ruheſtellen des Todes leicht die Sehnſucht wecken, auch bald unter Blumen zu ſchlummern und den ewigen Traum von Himmelsglück und Seligkeit zu träumen. Auch Ugolino beſchlich die Sehnſucht, als er ſo manches einfache Kreuz zwiſchen Roſengebüſch hindurchſchimmern ſah, auch ihm dünkte es, daß unter duftenden Blüthen und unter kühler Erde der ewige Schlaf ſanft ſein müſſe.

Die Laienſchweſter hatte geduldig gewartet, während Ugolino den freundlichen Todesgarten betrachtet hatte, jetzt aber, da er immer noch ſinnend da ſtand, erinnerte ſie ihn, daß die Stunde der Veſper nahe und er keine Zeit zu verlieren habe, wenn er Schweſter Thereſe noch ſprechen wolle. Dieſe Mahnung weckte ihn aus ſeinen Träumen und er folgte der Eilenden nach dem Sprachgitter.

Als er in das kleine mit einem vergoldeten Gitter getheilte Gemach trat, fand er Melitta mit einer alten Nonne ſeiner ſchon harrend. Er erſchrak, als er das Mädchen ſah, die im groben Nonnengewand, mit herabgelaſſenem Schleier und kreuzweis über die Bruſt geſchlagenen Armen vor ihm ſtand und ihn mit den Wor-

ten begrüßte: „Seid mir willkommen, Herr Ugolino, Dank, daß Ihr meinen letzten irdischen Wunsch erfüllt habt! Ewige Trennung wird dem Herzen so schwer, keine Hoffnung des Wiedersehens lindert seinen Schmerz; das von uns gewaltsam Getrennte muß sich vor unserm Auge in grauer Nebelferne verlieren, und die Zeit den Pfeil aus der wunden Brust ziehen, oder der Tod drückt ihn tiefer ein und trifft endlich das Leben; dann erst: Wohl uns!"

Während sie dies sprach, hatte sich die alte Klosterschwester fortgeschlichen und die Beiden allein gelassen; sie mochte zwischen den finstern Mauern noch ein theilnehmendes Herz bewahrt haben.

„Ihr zieht morgen von hier?" unterbrach jetzt Schwester Therese die Stille, denn Ugolino hatte noch kein Wort gesprochen, noch nicht die ehemalige Gefährtin seiner Jugend begrüßt; ihn jammerte das Mädchen im Nonnengewande, und sein Gedanke war nur ein tiefer Schmerz. Erst durch diese Frage kam er zur Besinnung und erwiederte: „Uebermorgen, liebe Melitta!"

„Nennt mich nicht mehr bei diesem Namen, Herr!" sagte sie traurig. „Ich habe ihn mit der Hoffnung in der Welt zurückgelassen; ich bin jetzt Schwester Therese."

„So wirf den Schleier zurück, unglückliches Mädchen, daß ich wieder in Dir die Gefährtin meiner Jugend erkenne," bat er, „denn dieser Ort, diese Tracht entfremdet Dich mir." Schwester Therese gehorchte, sie warf den Schleier zurück, und das schöne ausdrucksvolle Gesicht des Mädchens zeigte sich Ugolino bleich und abgehärmt, alle Rosen waren verblüht, jede Gluth des Lebens

ſchien erloſchen. Da rollten Thränen über Ugolino's Wangen, ein unnennbarer Schmerz ergriff ihn. „Arme Melitta!" rief er und ſtreckte die Hand nach ihr, die ſie jedoch des dichten Gitters wegen, das ſie trennte, nicht erfaſſen konnte.

„Arm bin ich nicht, Herr, auch nicht zu beklagen," erwiederte ſie ſanft und ergeben. „Hab' ich nur erſt vergeſſen lernen, dann wird Madonna mich ſtärken und meinen Blick der Zukunft, nicht der Vergangenheit zuwenden." —

„Vergeſſen willſt Du mich, das iſt Dein Wunſch, Dein Gebet?" ſagte Ugolino, von dieſem Gedanken ſchmerzlich ergriffen.

„Ja, Herr! Es ſoll nicht ſchwer ſein es zu können, meint Ihr es nicht auch? — Doch bald hätte ich vergeſſen," lenkte ſie ein, und die Bitterkeit, die ſich für den Augenblick in ihr Gemüth geſchlichen hatte, war ſchon verſchwunden. — „Heute Abend, wenn es dämmert, erwartet Euch die Mutter in der Villa, und nun —" die Glocke der Vesper ertönte, ihr Schleier ſank ſchnell und bedeckte ihr trauerndes Antlitz — „Nun lebe wohl, Mann meiner Liebe, lebe wohl! Gott möge Dich vor Gefahren ſchützen!" — Die Kloſterſchweſter trat jetzt ein. — „Lebe wohl! Ruhe Deinem Gemüthe, Friede Deinem Herzen!" liſpelte ſie ihm leiſe zu und verließ ſchnell das Sprachzimmer. Gleich darauf trat die Laienſchweſter ein, um Ugolino zurück nach der Pforte zu geleiten.

Als er durch den Kreuzgang ſchritt, warf er noch einen Blick auf den Blumen geſchmückten Friedhof. Da ſah er zwei hohe Cypreſſen mit ihren belaubten Kronen

einsam stehen, rings um sie grünte der Rasen, und ein kleiner Wasserstrahl, der aus dem Klostergemäuer quoll, rann hier dicht neben ihnen in ein marmornes Wasserbecken. Kein Kreuz, des Todes Siegeszeichen, erhob sich hier über grünem Hügel, keine Blume erfrischte sich am kühlen Marmorbecken, der Tod schien hier seines Reiches Grenze gefunden zu haben. „Dort sollte sie ruhen," murmelte er vor sich hin, dort, wo es kühl und schattig, einsam und traulich ist, dort sollte ihr Hügel sich erheben, der einst ihr frommes Herz decken wird, dort wär' ein stiller Platz für Melitta's Ruhebett!"

„Kommt nur, edler Herr, ich versäume sonst ganz die Vesper," mahnte die Laienschwester, und trieb ihn fast von diesem schauerlichen Orte hinweg. „Hab' ich doch noch Niemand gesehen, der so lange, so theilnehmend unsern Friedhof betrachtet hätte; man sollte meinen, Ihr sehntet Euch nach solchem Ruhelager. Je nun! — Auch die Jugend steht oft, ohne es zu ahnen, an ihrem offenen Grabe. Kommt nur, kommt! Gott möge Euch noch langes Leben schenken!"

Die Worte der alten Schwester hatten Ugolino sonderbar ergriffen, er wußte selbst nicht warum, und so verließ er in trauriger Stimmung das Kloster und wanderte, obgleich es noch nicht dämmerte, der Villa zu, die Mutter dort zu erwarten. Er schellte, und Josepha öffnete ihm die Pforte.

„Ihr kommt heute zu früh," redete ihn die Geschwätzige an, „noch ist die Signora nicht hier. Aber sagt mir nur, ist es denn wahr, daß wir das schöne Italien verlassen und über die Alpen ziehen wollen? Mir ist

ſchon befohlen worden, das Nöthige zur Reiſe zu packen. — Und zieht Ihr mit uns, Herr, oder bleibt Ihr hier?" Mit allen dieſen Fragen beſtürmte die Amme Ugolino, der ein kurzes: „Ich weiß es nicht, gute Joſepha," erwiederte und ihre Neugierde eben nicht dadurch befriedigte, „aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein, ich habe Manches zu überdenken, zu überlegen, daß ich der Einſamkeit bedarf."

„Hm!" brummte Joſepha vor ſich hin. „Hier wird es mit jedem Tage trauriger, mir iſt, als müßte ein neues Unglück über uns kommen, die Luft wird ſo ſchwül wie vor einem Gewitter; Keiner hat mehr Vertrauen zum Glück und zu Gott!" ſetzte ſie ſeufzend hinzu; ſie ließ Ugolino allein.

Dieſer war abſichtlich ſo früh nach der Villa gekommen; er wollte noch einmal den Ort durchwandern, wo er an der Mutter Bruſt ſo oft geruht, ſo oft an Melitta's Hand durch die finſtern Gänge gewandelt war, ſo oft unter den dunkeln Cypreſſen unter traulichem Geſpräche mit der Mutter geſeſſen hatte. Aber wenn er auch alle traulichen Plätzchen beſuchte, wo die Erinnerung ihm ſattſamen Stoff bieten konnte, ſein Geiſt blieb an der Gegenwart hangen, der Gedanke der Trennung verdrängte jeden andern.

„Alſo morgen," ſeufzte er tief auf, „morgen, wenn der Mond aus Wolken hervortritt, dann — o, dann ſchwing' ich mich, ein freiwillig Verbannter, ein Flüchtling, auf mein Roß und jage, ihr Bild, ihr herrliches Bild in meinem Herzen, durch die dunkle Nacht auf unbekannten Wegen nach unbekannten Landen; dann habe

ich selbst mein Loos geworfen. So lange der Markgraf lebt, Ade, Vaterland, Glück und Hoffnung!" — In diesem Selbstgespräch störte ihn die Mutter, die sich unbemerkt genaht hatte. Sie schien heute heiterer als gewöhnlich und die ängstliche Besorgniß von ihr gewichen zu sein.

„Ich komme, Dir nur auf kurze Zeit Lebewohl zu sagen, mein geliebter Sohn," begann sie, „und mit Dir, Deiner Reise wegen, das Nöthige zu besprechen. Ich rathe Dir, den Weg über Verona nach Trient zu nehmen und mich dort zu erwarten. Dort bist Du sicher, der Bischof so wenig wie der edle Erzherzog von Oestreich werden Dich ausliefern, wenn der Markgraf Deinen Aufenthalt erführe; überdies werde ich Dir in einigen Tagen folgen. Nimm nur das nöthigste Gepäck und nur einen Diener mit, damit Du durch nichts auf Deiner Reise aufgehalten wirst und hier Niemand durch Deine Zubereitung von Deiner Flucht etwas ahnen könne. Hier sind 100 Zechinen, die mit dem, was Du von dem edlen Grafen anzunehmen nicht verweigern kannst, für den Augenblick hinreichend sein werden. Ich folge Dir mit den nöthigen Wechseln, die zu erhalten ich hier Vorsicht gebrauchen muß. Dann ziehen wir nach Augsburg, leben dort ein stilles trauliches Leben, plaudern von dem Vergangenen, malen uns eine bessere Zukunft und saugen einen Tropfen Hoffnung nach dem andern ein, bis sie uns wieder ganz beseelt hat, und Du im Dienste eines edlen deutschen Fürsten zu Kampf und Schlachten ausziehst und Dir Ruhm und Ehre gewinnst."

„Du vertraueſt dem Schickſal viel, gute Mutter!“ nahm Ugolino das Wort. „Ich vertraue ihm nicht! Mit dem Pfeil im Herzen mag das edelſte Wild auch hin fliehen, wohin es will, es flieht ſeinem Tode entgegen, und mit dem Lebewohl, das ich ihr morgen ſagen muß, ſchwindet jedes Vertrauen auf Glück aus meiner wunden Bruſt.“

„Willſt Du wirklich die Fürſtin noch einmal ſehen, Ugolino?“ fragte die beſorgte Mutter.

„Es iſt mein heißeſter, mein einziger Wunſch, den ich in dieſem Augenblick noch habe. Ich könnte, ohne ſie noch einmal geſehen, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben, nicht aus Ferrara gehen. —“

„Thue es nicht, ich bitte, ich beſchwöre Dich, thue es nicht! Mich ergreift bei dieſem Gedanken eine unausſprechliche Angſt, eine finſtere Ahnung durchſchauert mich.“

„Was iſt Ahnung, Mutter! — Sie iſt ein Traumbild, der Seele entſtiegen, die, traurig oder ſelig, die Bilder der Zukunft mit ihren eigenen Farben malt. Im Rauſch meines Glücks ahnete ich, durch Pariſina's Liebe das höchſte dauernde Glück der Erde, und ich ſelbſt muß morgen Ahnung und Glück zerſtören. Die Zukunft lüftet nie dem Erdengebornen ihren undurchdringlichen Schleier, Ahnung gehört der Phantaſie, nicht der Offenbarung glücklicher oder trüber Empfindungen an. Unſer Schickſal wird da oben ſchon bei unſerer Geburt beſtimmt, nicht menſchliche Weisheit, nicht kräftiges Entgegenſtreben wird es ändern, wir müſſen zu dem uns geſetzten Ziele, ob es das rechte, das wünſchenswerthe für uns iſt, darnach fragt die Vorſehung nicht. Darum quäle

Dich nicht umſonſt; erſt wenn das Geſchick Deine Thränen verlangt, dann weine ſie! — Auch vernimm zu Deinem Troſte, daß die Roſſe an der geöffneten öſtlichen Pforte bereit ſtehen; habe ich Pariſina verlaſſen, ſchwinge ich mich auf und jage davon."

Der Mutter war dies nicht Troſtes genug; ſie ſchüttelte bedenklich ihr ſorgenſchweres Haupt, doch als ſie ſah, daß nichts ihren Sohn von ſeinem Entſchluß abbringen konnte, berührte ſie die Zuſammenkunft mit der Markgräfin nicht mehr, und erinnerte ihn nur noch, heute am Abend zu dem Grafen zu gehen, denn wenn man ihn morgen dort erblicken würde, könnte der Markgraf leicht auf den Verdacht kommen, der Graf ſei von ſeiner Flucht unterrichtet geweſen.

Ugolino ſagte deshalb bald der Mutter Lebewohl, die in der Hoffnung, ihm nach Trient zu folgen, beim Abſchiede ſtandhaft blieb, ſagte der weinenden Joſepha einige tröſtende Worte und begab ſich zum Grafen.

Auch dieſer ſuchte ihn von der Zuſammenkunft mit Pariſina abzuhalten, aber auch ſeine Ermahnungen, ſeine Bitten waren vergebens; da gab er Ugolino noch einige weiſe Lehren, reichte ihm einen vollen Seckel, den dieſer nur ungern annahm, und trennte ſich mit ſchwererem Herzen von ihm, als ſelbſt von der Mutter, denn er konnte nicht hoffen, ihn je wiederzuſehen.

20.

Am andern Tage sah Ugolino den Markgrafen nur mit einem kleinen Gefolge sich zur Abreise anschicken. Ihn ergriff die Wehmuth, als er den stattlichen Mann, der ihn mit so viel Wohlthaten überhäuft, der den Vaterlosen bis zu sich emporgehoben, ihn unter allen seinen Dienern so sehr ausgezeichnet hatte, als er ihn das Roß besteigen und einen Andern ihm zur Seite seinen Platz einnehmen sah. Er fühlte in diesem Augenblick sein Unrecht doppelt, sein Undank erschien ihm im schwärzesten Lichte und als der Markgraf seinem Blick entschwunden war, warf er sich, außer sich vor Schmerz, auf einen Sessel und machte sich die bittersten Vorwürfe. Doch nicht lange, so sprang er auf. „Bin ich denn so sehr strafbar?" sprach er vor sich hin, „opfre ich nicht freiwillig mein Glück, fliehe ich nicht fern von der Geliebten? — Konnte ich ihrem Himmelsglanze gebieten, daß seine Strahlen nicht bis zu meinem Herzen drängen? Konnte ich mehr thun, als mit eigner Hand mein Herz zermalmen, und jeder Hoffnung, jedem Glück entsagen? — Wahrlich nein, mehr konnte ein Sterblicher nicht! — Der Unglückliche vergaß ganz, daß er den Frieden glücklicher Häuslichkeit gestört, daß er Parisinens Herz von ihrem Gemahl abgewendet, und wo bisher Vertrauen und Liebe die Tage verschönt, Mißtrauen und die Folgen geheimen Kummers die Heiterkeit und das fröhliche Leben aus dem Palaste von Ferrara verscheuchen würden. — Diese Gedanken, diese Beschönigung seines Unrechts ließen ihn

endlich den Markgrafen vergeſſen, und ſchnell ergriff er die Feder und ſchrieb:

„Geliebte!

Du verlangſt, daß ich Ferrara verlaſſen ſoll. — Ich gehorche, wenn auch mein Herz darüber bricht. Aber ohne Dich noch einmal zu ſehen, ohne Dir Lebewohl zu ſagen, ohne noch ein Mal Dich in frommer Liebe zu umfangen, kann ich nicht von hier. Deshalb gönne mir noch das Glück, Dich zu ſehen, nur einen Augenblick zu ſehen. Darf ich hoffen, Dich um die gewöhnliche Stunde an der Grotte zu finden? Ein freundlicher Blick von Dir, den Du mir aus Deinem Fenſter herabſendeſt, wird mir der Bote meines Glückes ſein.“

Auf ſicherm Wege gelangte dieſer Brief in Pariſina's Hände, die, als ſie Ugolino ihrem Fenſter vorüber gehen ſah, auch nicht ermangelte, ihm durch einen freundlichen Blick die Gewißheit zu geben, daß er ſie am Abend bei der Grotte finden würde.

Alles war zu Ugolino's Abreiſe bereit. Der Diener, auf deſſen Treue er ſich ganz verlaſſen konnte, war von ſeinem Vorhaben unterrichtet und hatte das Nöthige gepackt; es blieb daher Ugolino nichts weiter noch zu thun übrig, als einen Brief an den Markgrafen zu ſchreiben; worin er ſeine Flucht ſo viel als möglich zu entſchuldigen ſuchte. Eben wollte er ſich hinſetzen und das ihm ſo Schwere beginnen, als ſein Diener hereinſtürzte und ihm ängſtlich zurief: „Herr, ſäumt keinen Augenblick und

flieht! — So eben erfahre ich, daß einer von den uns nach Belriguardo Begleitenden es verrathen hat, daß Ihr es geweſen, der das Fräulein von dort wegführte. Haltet Euch keinen Augenblick ſicher, denn iſt der geſtrenge Fürſt auch nicht hier, hat er doch gewiß Befehle zurückgelaſſen, und am Abend, wenn es kein Aufſehen erregt, ſeid Ihr gefangen."

Ugolino lächelte über des Dieners Furcht. Statt ihn zu beunruhigen, deutete ihm dieſe Nachricht des Markgrafen letzte Worte: „Ueberdies biſt Du noch in mein Schuldbuch eingetragen, und er freute ſich, daß ſie nicht Pariſina, daß ſie nur Melitta betrafen. Er ſuchte den Diener zu beruhigen, gab ihm noch einige Aufträge, die Abreiſe betreffend, ſetzte ſich dann hin und ſchrieb an den Markgrafen:

„Gnädigſter Herr!

Ich fühle mich in einem Augenblick gedrängt, an Euch zu ſchreiben, in welchem ich dem Scheine nach undankbar gegen Euch handle, indem ich ohne Eure Erlaubniß Euren Dienſt und Ferrara verlaſſe. Ich weiß, daß ich Unrecht thue, aber die Selbſterhaltung befiehlt mir, Eurem gerechter Zorn auszuweichen und einem Schickſal zu entgehen, das Eure eigenen Worte mir für meine Zukunft bezeichneten. Ich glaube daher, daß es Pflicht gegen mich ſelbſt iſt, mich durch dieſes Schreiben zu entſchuldigen und Euch, mein gnädigſter Herr, zu bitten, mir, wenn ich auch fern von Euch bin, nicht zu zürnen.

Ja, ich will es gestehen, ich war es, der Melitta Euren Händen entriß! — Bin ich deshalb strafbar? — Mir war das Mädchen werth wie eine theure Schwester, sie war meiner Mutter Pflegekind, und diese befahl mir, sie aufzusuchen und sie wo möglich vom Verderben zu retten. Konnt' ich ahnen, mein gnädigster Herr, sie in einem Eurer Schlösser zu finden? Sollte mich der Ort, wo ich sie traf, hindern, sie in der Mutter Arm, in den Arm der heiligen Kirche zurückzuführen, der sie bestimmt war? O wahrlich, Euer edler Sinn hätte an meiner Stelle gehandelt wie ich, denn ich habe nur durch Melitta's Entführung ein Unrecht wieder gut gemacht, das Ihr in einem schwachen unüberlegten Augenblick gegen das unglückliche Mädchen begingt. Deshalb bin ich fest von Eurem edlen Gemüthe überzeugt, Ihr werdet mir das, was auf Belriguardo geschah, verzeihen.

Eure väterliche Fürsorge bestimmte dem armen Vaterlosen Leonore Montaldo zur Gattin. Ihr wolltet mir dadurch ein Glück bereiten, welches Tausende aus Euren Händen mit Freuden angenommen hätten, und, ich fühl' es, dessen ich unwürdig bin. Aber die schöne reiche Leonore war mir früher schon zu unweiblich entgegen gekommen, um ihren Besitz für wünschenswerth zu halten, und daß sie durch Euren Machtspruch meine Hand ertrotzen wollte, dies würde, auch wenn mein Herz nicht schon in den Banden der Liebe verstrickt gewesen wäre, es mir unmöglich gemacht

haben, ſie als meine Gattin achten zu können. Nach Eurer gegen mich ausgeſtoßenen Drohung mußte ich entweder ihr meine Hand reichen, oder in ewigem Gefängniß verſchmachten. Das Erſtere war mir unmöglich, der Verluſt der Freiheit zu grauſam, um nicht zu verſuchen, dieſem ſchrecklichen Schickſal durch ſchnelle Flucht zu entgehen. Leonore Montaldo allein hat mich von Eurem Hofe getrieben, nicht mein undankbares Herz.

Und ſo bitt' ich Euch, gnädigſter Herr, mir zu verzeihen, denn mir blieb kein anderer Weg der Rettung offen. Nehmt mit meiner demüthigen Bitte die Verſicherung, daß ich die Wohlthaten nie vergeſſen werde, die Ihr in ſo vollem Maaße an mich verſchwendetet. Was ich an Eurem Hofe war, dank' ich Eurem Wohlwollen allein; Ihr habt den armen Knaben oft freundlich um Euch geduldet, den Jüngling, ich darf es wohl ſagen, zu dem erſten Platze an Eurer Seite erhoben. Ich werde dies ewig fühlen, und bedürftet Ihr je meiner, ſo eile ich gewiß auf Euren Befehl, trotz der mich umſchwebenden Gefahr, zu Euch. Darum, gnädigſter, theuerſter Herr, zürnt mir nicht und laßt mir in fernen Landen den wohlthuenden Glauben, daß Euer Zorn ſich gelegt und Ihr mir verziehen habt.

Gott nehme Euch und Ferrara in ſeinen gnädigen Schutz.

Ugolino."

Dieſes verſiegelte Schreiben wollte er zurücklaſſen, und obgleich die Empfindungen der Dankbarkeit, die es ausſprach, wahr waren, ſo enthielt es doch manches Unwahre, denn ohne ſich ſchuldbewußt zu fühlen, hätte er kühn Leonoren, ihrer Liebe und ihrem Haſſe getrotzt und wäre nicht aus Ferrara geflohen.

21.

In der furchtbarſten Unruhe erwartete Ugolino den Abend, der ihn wieder in die Arme der Geliebten führen, ihn aber auch, vielleicht auf ewig, von ihr trennen ſollte. Oft ward er ſelbſt noch ungewiß, zu fliehen oder zu bleiben, ſo feſt hielt ihn ſeine überſpannte Liebe an dem Orte, wo die Geliebte weilte; doch, ſie hatte es verlangt, und ſo mußte er gehorchen. Sein Zuſtand war beklagenswerth, denn die Leidenſchaft, die ſein jugendliches, ſchwärmeriſches Gemüth ergriffen hatte, war faſt bis zum Wahnſinne geſteigert.

Endlich ſenkte ſich der Abend nieder, die Stunde ſchlug und er eilte nach der Grotte. Hier ging er, in Harren und Sehnen faſt vergehend, auf und ab, und immer ſah er noch beim Scheine der Kerzen in Pariſina's Gemächern Schattengeſtalten umher ſchwanken, die ihm zeigten, daß dort oben noch Alles in voller Thätigkeit ſei; faſt eben ſo ungeduldig harrte in Seelenangſt der Diener an der offenen Pforte auf die Ankunft ſeines Herrn. Endlich ſchien es ruhiger in den Zimmern der Fürſtin zu

werden, keine Schattengestalten schwebten mehr hin und her, die Kerzen brannten immer matter, aber immer noch erschien die Geliebte nicht.

Jetzt — o wer schildert sein Entzücken! — jetzt trat eine weiße Gestalt hinter dem Rosengebüsch hervor, das den Platz vor der Grotte umgab — Ja, sie war es! — Parisina lag in seinen Armen.

„Also wirklich," hob er an, als sie sich seiner Umarmung entwunden hatte, „also wirklich soll ich fort von hier, für immer aus Deinem Zauberkreise?"

„Du mußt, das Schicksal gebietet es!"

O Trennung, Trennung, wie bist Du ohne Hoffnung des Wiedersehens so bitter!" rief er, vom tiefsten Schmerz ergriffen. „Keine Qual der Hölle ist dir zu vergleichen!"

„So möge dies in der Entfernung Deine Qual lindern," sprach die Fürstin tief bewegt und reichte ihm ihr Bild, das er mit Inbrunst küßte und an seiner Brust verbarg. „Ach, Parisina!" sagte er dann schmerzvoll. „Es bedurfte des Gemäldes nicht, um Dein Bild mit mir in die Ferne zu nehmen. In meinem Herzen steht es herrlicher, ähnlicher, ähnlicher, Dir Himmlischen, als es der schwache Pinsel des Malers auf Elfenbein tragen konnte. Doch Dank Dir für Dein Geschenk!"

„Und nun, Ugolino, Mann meines Herzens, Mann meiner ewigen Liebe, nun laß uns scheiden!" sprach sie mit Muth und Ergebung. „Nur Augenblicke dürfen dem Lebewohl geweiht sein, denn jeder ruft die Gefahr, ruft den Verräther herbei. Leb' wohl! Ein Engel möge Dich schirmen, mein Gebet wird Dich begleiten." Er schloß

ſie noch ein Mal, zum letzten Male in ſeine Arme, ein ſchmerzvolles „Lebewohl!“ rang ſich aus ſeiner Bruſt hervor, und vom Gefühl ſeiner unausſprechlichen Liebe ſtürmiſch erfaßt, ſie mit dem linken Arm feſt an ſeine Bruſt gedrückt, den rechten zum feierlichen Schwur erhoben, rief er: „Geliebte! Hier unter dem Sternendome, hier in der ſchrecklichen Stunde des Scheidens gelobe ich, beim allmächtigen Gotte, Dir Treue bis zum Tode!“

„Ja, Treue bis zum Tode!“ rief die furchtbare Stimme des Markgrafen hinter ihm, der, den Erſchrockenen feſt packend, den Dolch zog — Pariſina ſank leblos zu Boden. Da warf der Fürſt einen Blick auf die Gattin, ein anderer traf Ugolino, und nach kurzem Sinnen ſteckte er den Dolch wieder in die Scheide. „Nicht ich will Richter in eigener Sache ſein,“ ſprach er mit furchtbarem Ernſte. „Gott mag entſcheiden im ſtrengen Gericht, das ich über Euch halten laſſen werde. — Herbei, Giacomo,“ rief er, „herbei!“ und aus dem Gebüſch trat bald hierauf eine Anzahl Bewaffneter, die der Markgraf am Schloſſe zurückgelaſſen hatte, und auf ſeinen Befehl führten ſie Ugolino in den finſtern Kerker des Thurmes, in dem er als Verwundeter von Mutter und Geliebten ſo treulich gepflegt worden war. Die herbeigerufenen Frauen der Fürſtin trugen ſie in das Schloß, wo, trotz ihrer Ohnmacht, auch ſie in ein Gefängniß gebracht wurde.

Als Ugolino nach dem Thurme abgeführt wurde, begegnete er Leonore, die ſchon jetzt, von einer unſäglichen Angſt und von Gewiſſensbiſſen getrieben, in ihrem Zimmer keine Ruhe mehr fand. Als ſie den Mann von ro-

hem Kriegsvolk umzingelt erblickte, ſie ihn todesmuthig dem Kerker entgegen gehen ſah, erwachte Mitleid und Liebe in ihr. „Ugolino!“ rief ſie faſt in Verzweiflung und ſtürzte auf ihn zu, doch er warf einen verächtlichen Blick auf ſie, und, „Elende!“ ihr zurufend, folgte er, ohne ſie eines Blickes weiter zu würdigen, mit ſtolzem Schritte dem Offizier der markgräflichen Leibwacht, der jetzt die ſteile Wendeltreppe, die zum finſterſten Gefängniß des Schloſſes führte, betrat.

Leonore ſtürzte nun, faſt eine Wahnſinnige, in den Garten, wo ſie den Markgrafen in einem von Fackeln erleuchteten Gange mit heftigen Schritten auf- und abgehend fand. Sie eilte auf ihn zu und ſank zu ſeinen Füßen. „Kein Blut, gnädiger Herr, um der Leiden Chriſti willen, kein Blut! — Schenkt Ugolino das Leben, ſchenkt ihm die Freiheit, vielleicht erweiche ich noch ſein Herz, ich ziehe mit ihm in fremde Lande. —“

„Steh auf, Unſinnige!“ befahl, ſie unterbrechend, der Markgraf rauh. Glaubſt Du, daß ſolches Vergehen ohne Blut verwiſcht werden kann? Lag ſie nicht in ſeinen Armen, verſicherte ihr Mund, den ſeine Lippen berührten, ihm nicht, daß ſie mit unwandelbarer Liebe an ihm hange? — Und ſoll da mein Zorn und meine Rache ruhen, weil ein liebeſieches Mädchen, weil die Verräthe-rin noch hofft, den Mann in ſeiner Todesſtunde in ihr Netz zu kirren? Glaubſt Du, Du habeſt Deine Gebieterin, Deine zutrauungsvolle Freundin verrathen, damit Du den Preis davon trügſt? Steh' auf, ich verachte Dich! Du biſt ein undankbares Geſchöpf, das meine Theilnahme durch ſchändlichen Verrath verſcherzt hat.

Geh! Verlaß binnen drei Tagen meinen Hof, damit meine Augen Dich nicht wieder ſehen."

Leonore ſtand mit Heftigkeit auf, die Worte des Markgrafen hatten ſie zu tief verwundet, um nicht ihren Stolz hervorzurufen ſie warf einen höhnenden Blick auf den Fürſten und verließ ihn, ohne ein Wort erwiedert zu haben.

Am andern Morgen ließ er beide Gefangene auf geheimen Wegen zu ſich führen. Die Veranſtaltung war getroffen, daß Niemand ihnen begegnen konnte, da er die Unterredung geheim gehalten wiſſen wollte. Ugolino erſchien zuerſt. Der Markgraf warf einen vernichtenden Blick auf ihn, doch Ugolino achtete dieſes Blickes nicht, er fühlte nur, ſeinem Wohlthäter gegenüber, ſein bitteres Unrecht, und ſo ſtandhaft er auch dem Tode entgegen ſah, ſo ſehr war doch ſein Muth beim Anblick des gebeugten Mannes gebrochen, deſſen Glück er zerſtört hatte. Er wollte ſich dem Markgrafen zu Füßen werfen, doch dieſer wies ihn ſtreng zurück. In dieſem Augenblick trat Pariſina ein. Ehe ſie noch ihren Gemahl begrüßte, ſah ſie auf den Mann ihrer Liebe herzlich und theilnehmend, was der Markgraf wohl nicht bemerkt hatte, da er bei ihrem Eintreten das Auge niederſchlug, um Zeit zur Faſſung zu gewinnen, denn ihm ward es ſchwer, ſein Herz ſo ganz von ihr loszureißen. Da nahte ſie ihm mit feſtem Schritt und fragte: „Was befiehlt mein Herr und Gemahl?"

„Was ich befehlen werde, wirſt Du noch heute erfahren!" erwiederte er finſter, doch ruhte ſein Auge lange auf Pariſina, ohne daß ſein Zorn ausbrach.

„Tritt näher, Ugolino!" befahl er jetzt dem noch an der Thür Stehenden. Dieser nahte nicht ohne Beben; dies bemerkte Parisina. „Bebt nicht, geht als Mann ruhig den Todesweg!" sprach sie zu ihm, und diese Worte reizten des Markgrafen Zorn. Er fuhr heftig auf. „Du wagst mir noch zu trotzen?" rief er, von Zorn erglühend, „wagst es, Ehebrecherin? —"

„Die bin ich nicht!" erwiederte sie, und aus ihrem Auge strahlte das Bewußtsein der Unschuld. „Rein und heilig war meine Neigung zu diesem Manne, wir liebten uns, aber ohne sündhafte Begier, nur der Einklang unserer Herzen, nicht unsere Sinne, flocht das Band um unsere Seelen. So rein unsere Liebe war, so war sie dennoch, ich selbst spreche es aus, strafbar. Klage mich an dereinst vor Gottes Thron, wo Deine Macht aufhört und Du als sündiger Mensch vor Deinem allwissenden Richter stehst, und auch ich werde klagen, daß Du ein Treuloser, ein Ehebrecher warst. Denk' an die Tochter des mailändischen Edlen, denk' an Melitta und an die vielen Andern, die ich nicht kenne, und sprich nun, wer von uns Beiden am strafbarsten hier vor Gottes Angesicht steht, Du oder ich!"

Der Markgraf lächelte bitter und hielt es nicht für nöthig, auf die Vorwürfe seiner Gattin Etwas zu erwiedern, sondern wandte sich jetzt zu Ugolino. „Hast Du auch eine Klage gegen mich vorzubringen, wie diese?" fragte er ihn.

„Nein, Herr! Ihr waret mir stets ein gnädiger Herr, waret mein Wohlthäter —"

„Ich war Dir, ich bin Dir noch mehr!" unterbrach

ihn der Markgraf, und sein Zorn schien in diesem Augenblick schwinden zu wollen, doch als er den Blick auf Parisina warf, erglühte er von Neuem. „Weißt Du auch, stolzes Weib, wen Du mit Liebe umfangen hast?"

„Einen edlen Mann, meiner Liebe werth!" erwiederte sie stolz.

„Meinen Sohn!" rief der Markgraf mit bebender Stimme. „Er ist mein Sohn!" — Dies eine Wort brach ihren Stolz und der Sohn lag zu des Vaters Füßen.

„Vater!" rief er, wehmüthig an ihm aufblickend. „Ach, warum entzogst Du mir so lange das Glück, nach dem meine durstige Seele lechzte? Warum bereitest Du es mir jetzt in dieser furchtbaren Stunde?"

„Steh' auf und schweig!" befahl ihm der Markgraf. „Vergiß, daß ich Dein Vater bin, und Du wirst ruhig Deinen Todesweg gehen, und auch ich will vergessen, daß es der Sohn ist, über den ich den Stab brechen muß; Du selbst hast das Band zerrissen, womit uns Natur vereinte, Du allein trägst die Schuld. Ich hätte geschwiegen," fuhr er fort, die dumpfe eingetretene Stille unterbrechend, „hätte das Geheimniß in meiner Brust verschlossen, hätte Dir nicht noch den neuen Schmerz bereitet, aber die Stolze hier weckte meinen Zorn, und ich mußte sie demüthigen. Blickst Du noch stolz auf mich, die Du mit meinem Sohne buhltest? Stehst Du noch mit Deiner reinen heiligen Seelenliebe rein vor Gott?" —

Parisina warf einen Blick gen Himmel. „Gott, Du kennst mein Herz!" rief sie tief erschüttert, und sie blickte, wenn auch nicht so stolz wie früher, doch unerschrocken auf ihren Gemahl.

v. v. Joh. Ender

Steinbrück v. Dan. Wolf. Wien

Juanita

Dieſer ſtand eine Weile, wie es ſchien, unentſchloſſen, dann ſprach er plötzlich: „Jetzt habe ich Euch nichts mehr zu ſagen, Ihr könnt in Eure Kerker zurückkehren, ich werde das Urtheil nicht über Euch ſprechen, Eure Richter ſind ernannt, ihr Ausſpruch wird unabänderlich vollzogen.“

Ugolino erhob ſich, wollte ſich in des Vaters Arme werfen, doch dieſer ſtieß ihn, jedoch nicht unwillig, zurück. Da ergriff Pariſina raſch des Jünglings Hand. „Komm zurück in den Kerker, was kann uns Härteres treffen, als der Tod, und der vereint uns ja dort oben!“ — Sie gingen der Thür zu, und als ſie ſich hinter ihnen ſchloß, eilte der Markgraf ihnen nach und rief Ugolino zurück.

„Ugolino!“ ſprach er nicht ohne Rührung. „Es iſt wohl möglich, daß wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſehen; ich bin nicht mehr Herr Deines Schickſals, denn ich habe es in die Hände Deiner Richter gelegt. Deshalb, ehe wir uns für ewig trennen, fühle, wie es ſich an Vaterbruſt ruht.“ Er umarmte den Sohn, drückte mit Heftigkeit einen Kuß auf ſeine Stirn, und der Sohn preßte, vom Gefühl überwältigt, den Vater an ſein ſtürmiſch klopfendes Herz.

„Dank Euch, Vater, für dieſen ſo lange entbehrten, ſo lange erſehnten Augenblick!“ rief er freudig aus. „Aber wollet Ihr ihn mir noch verherrlichen, ſo verzeihet ihr, der Reinen, an welcher, bei Gott! kein Makel klebt. Laßt mich allein büßen!“ Doch der Markgraf ſchüttelte ernſt und ſo heftig ſein Haupt, daß die braunen Locken ihm über Stirn und Wange rollten. „Wo meine Ehre

öffentlich gekränkt ward, da fühlt selbst der Vater kein Erbarmen, viel weniger der Gatte!" sprach er, reichte ihm die Hand, hob ihn auf, sagte ihm mit gepreßter Stimme: „Lebe wohl!" öffnete die Thür und übergab ihn der Wache.

Kurz darauf trat Graf Tebaldo zu ihm ein. Des Greises Antlitz war bleich, sein Auge von Thränen trübe.

„Ihr wißt, was geschehen," redete ihn der Markgraf an, „das zeigt mir der Schmerz, der sich auf Eurem Gesichte ausspricht; deshalb brauche ich Euch nichts weiter zu sagen, als daß ich Euch zum Vorsitzer des Gerichts gewählt habe, das heute noch über die Schuldigen das Urtheil sprechen soll."

„Gnädiger Herr!" erwiederte Graf Tebaldo, und eine leichte Röthe überflog die bleiche Wange. „Wie wünscht Ihr, daß das Gericht sprechen soll, denn Ihr wißt, daß hier in Ferrara Euer Wunsch Gebot ist, soll der Spruch milde, soll er streng sein?"

„Streng nach dem Gesetze sollt Ihr sprechen, ohne Rücksicht, ohne Erbarmen!"

„Gnädigster Herr!" fiel ihm der Alte in die Rede. „So kann, so werde ich nicht Vorsitzer dieses Gerichts sein. —"

„Graf Tebaldo!" fiel ihm mit Heftigkeit der Markgraf in die Rede. „Ihr wagt es?"

„Ja, ich wage es, mein gnädiger Herr! Tausend Mal habe ich mein Leben für Euch gewagt, und warum sollte ich es nicht jetzt in die Schanze schlagen, wo ohnedies mein Herz brechen wird? Laßt meinen Kopf von seinem Rumpfe trennen, rollt ihn zu den entseelten

Häuptern der beiden Unglücklichen, und ich will Euch nicht fluchen, will Euch segnen, daß Ihr mich diesem Leben entrisset, das fortan keinen Sonnenblick mehr für mich hat."

„Ihr waret von diesen Verhältnissen unterrichtet!" sagte jetzt der Markgraf, ohne daß des Alten Rede ihn entrüstet hätte.

„Ja und nein, gnädiger Herr! Ich fürchtete, ich ahnete fast, was geschehen würde. Ich habe gewarnt, ich habe Alles gethan, das Unglück zu verhüten, und da ich sah, meine Warnung war vergebens, habe ich Ugolino beredet, an dem nämlichen Abende, an welchem Ihr ihn überraschtet, nach Deutschland zu fliehen, um so ein Verhältniß zu zerreißen, das ihn nur unglücklich machen konnte."

„Er wollte fliehen?" murmelte der Markgraf vor sich hin, doch dieser Entschluß konnte das Geschehene immer nicht ungeschehen machen. Und war es nicht Eure Pflicht, mich schon früher davon in Kenntniß zu setzen?" wandte er sich jetzt mit zornigem Blick nach Tebaldo.

„Sollte ich mit meinen Vermuthungen und mit dem, was ich ahnete, Euer häusliches Glück stören? Konnt' ich nicht irren? Wußte ich nicht, daß die leiseste Vermuthung, der kleinste Argwohn Euch zu Jähzorn und zu übereilter Handlung verleiten würde? Sollte ich, ohne Gewißheit zu haben, der Ankläger des Mannes werden, den ich erzog und wie mein eigenes Kind liebte? Sollte ich mein graues Haar mit Schande bedecken, von ewigen Vorwürfen gequält mein Haupt in die Grube legen? Nein, Herr, das konnte ich nicht!"

Der Markgraf ſann einige Augenblicke nach, endlich fragte er noch ein Mal: „Ihr wollt alſo nicht dem Gerichte vorſitzen?“

„Nein, Herr!“ erwiederte Tebaldo. „Geſchehe mir, was da wolle, über Ugolino breche ich den Stab nicht!“

Der Markgraf winkte nun, daß er ſich entfernen ſollte, der alte treue Diener des Hauſes Eſté verbeugte ſich und ging.

22.

Am nämlichen Abende verſammelte ſich das Gericht in einem ganz ſchwarz verhangenen Zimmer; ein Graf, Vaſall des Fürſten, nicht Tebaldo, war Vorſitzer. Zuerſt wurde die Markgräfin vorgeführt und befragt. Sie ſagte mit Würde und Ergebung die Wahrheit, leugnete nicht, daß ſie Ugolino liebe, wies aber jede Beſchuldigung eines ſtrafbaren Umganges mit Stolz und Verachtung zurück. Ugolino, der erſt hereingeführt wurde, als die Markgräfin abgetreten war, ſagte das Nämliche aus, ſein Verhör war bald beendet, und der einſtimmige Ausſpruch des Gerichts war über Beide der Tod; doch beſchloſſen ſie, ſich hauptſächlich Pariſina's wegen an den Markgrafen zu wenden, um Gnade für ſie zu erflehen. Ugolino, den geſtürzten Liebling, ſchienen ſie gern zu opfern, da ſie nicht ahneten, wie nahe er dem Herzen ihres Fürſten ſtehe.

Als noch am ſpäten Abend die Beiſitzer des Gerichts ſich zu dem Markgrafen begaben und ihn mit ihrem ge-

ſprochenen Urtheil bekannt machten, rieſelte es ihm doch bei dem Ausſpruch des Todesurtheils kalt durch alle Adern, obgleich er ſelbſt dem Gericht Strenge anempfohlen hatte. Er hörte gelaſſen die Bitte um Gnade für ſeine Gemahlin an und beſchied ſie nach einer Stunde wieder, um ihnen ſeinen Entſchluß mitzutheilen.

Dieſe Stunde war für Fürſt Nicolo eine Stunde der Qual. Zwieſpalt zerriß ſein Herz; der Gedanke: Gattin und Sohn dem Tode zu weihen, erſchien ihm als etwas Schreckliches; ſelbſt die alte Liebe zu Pariſina erwachte zuweilen wieder, doch die Liebe zu ſeinem Sohne wirkte noch ſtärker verſöhnend auf ſein Herz. Aber öffentlich war die That bekundet, ein Gericht, aus den angeſehenſten Männern ſeines Hofes zuſammengeſetzt, hatte das Todesurtheil geſprochen, ganz Ferrara kannte ſchon das Verbrechen. Die Schuld war zu groß, um ſie vergeben zu können, er fürchtete zu ſehr in den Augen des Volkes von ſeiner Achtung und Würde zu verlieren, wenn er ſich hier ſchwach zeige; überdies ſagte er ſich, daß er jedenfalls Beide von ſich entfernen, ihn in ein ewiges Gefängniß, ſie in ein Kloſter ſtecken müſſe. So verrann die Stunde, und als die Männer, welche den Stab über die Unglücklichen gebrochen hatten, eintraten, beſtätigte er den harten Urtheilsſpruch.

Ach, er vergaß, daß der Tod ſeine Opfer feſt in ihre Gräber verſchließt, keine Reue ſie weckt, kein Gram ſie verſöhnt, dem Lebenden aber Freiheit und Glück wieder werden, und was ein zu ſtrenges Gericht gebot, was der Augenblick der Leidenſchaft befahl, ein Augenblick der Milde wieder gut machen kann. Ach, die Reue iſt ein

furchtbarer Begleiter auf dem Lebenswege, das herabgerollte Haupt eines Geopferten ein Schreckbild in Wachen und Träumen, eine ewig die Geißel ſchwingende Nemeſis.

Als der Markgräfin ihr Urtheil verkündet wurde, hörte ſie es mit Ruhe und Ergebenheit an, dann fragte ſie nach Ugolino, und als ſie erfuhr, er theile ein gleiches Schickſal mit ihr, rief ſie mit Heiterkeit: „Gelobt ſei Gott! So werden wir vereint; ich fürchtete ewiges Gefängniß, da bliebe der Hungertod mein einziger Erretter, und der ſoll grauſig und furchtbar ſein.“

Ugolino war gleichfalls bei Anhörung ſeines Todesurtheils gefaßt, nur ſagte er: „Ich hätte doch geglaubt, die Vaterhand könne nicht den Stab über den Sohn brechen, ein Vaterherz muß doch nicht einem Mutterherzen gleichen.“ Die, ſo ihm das Todesurtheil vorgeleſen, waren erſtaunt, dieſe Worte zu hören, die ſie durch des Markgrafen früheres ſo ausgezeichnetes Wohlwollen ſich leicht deuten konnten. Als er aber Pariſina's gleiches Schickſal erfuhr, gedachte, daß der Tod ſie Beide vereinen werde, da jauchzte auch er laut auf und bat, man möge doch nach ſeinem Tode dem Markgrafen danken, daß er ſeinen ſehnlichſten Wunſch, zu ſterben, erfüllt habe. Glücklich für Beide, daß es ſchon Mitternacht war und keiner der Anweſenden um dieſe Zeit den Markgrafen zu ſtören wagte, denn hätte man ihm den Jubel hinterbracht, den Beide fühlten, durch den Tod für ewig vereint zu werden, ſeine Eiferſucht hätte ſie leicht zu ewigem Gefängniß, ſtatt zum Tode verurtheilen können.

Kaum daß Ugolino wieder allein war, als eine verſchleierte Geſtalt dem Grafen Roderico, einem Offizier

der markgräflichen Leibwache, dem die Gefangenen übergeben waren, in einem der engen Gänge, die zu den Kerkern führten, begegnete. „Graf!“ redete ſie ihn an, ſchlug Mantel und Schleier zurück, und er erkannte bei dem ſchwachen Scheine einer Lampe Leonore Montalde. „Ihr ſeid ehrgeizig und arm, aber Armuth hemmt des Ehrgeizes hochfliegende Pläne. Hier nehmt die Verſchreibung meiner zwei im Mailändiſchen liegenden Schlöſſer, ſie ſind die Euren, wenn Ihr Ugolino entfliehen laſſet! Pferde zur Flucht ſtehen für uns Alle bereit, der Garten und deſſen hinteres Pförtchen iſt offen, nichts kann unſre Flucht hindern, denn auch die Wache am Mailänder Thore iſt beſtochen und läßt uns ungehindert ziehen. Bedenkt Euch nicht lange, nehmt! Geht hinein zu dem Gefangenen und verkündet ihm ſeine Freiheit, nennt aber dabei meinen Namen nicht, er darf noch nicht wiſſen, wer ihn rettet.“

„Signora!“ erwiederte Graf Roderico, der, während ſie geſprochen, die herrliche Geſtalt und das ſchöne, wenn auch jetzt bleiche Geſicht Leonorens mit mehr als Wohlgefallen, mit begehrlichem Blicke betrachtet hatte. „Ihr wißt, ich war ſtets in Euren Banden gefeſſelt, zeigte Euch ſtets, trotz Eures zurückſtoßenden Stolzes, daß ich für Euch tauſend Mal freudig mein Leben opfern könnte, und auch jetzt bin ich bereit, wenn Ihr zu dieſem Geſchenk noch durch feierlichen Eid Eure Hand fügt. Für Euren Beſitz opfre ich Alles, für Eure Schlöſſer nichts!“

„Nein, nimmermehr!“ erwiederte Leonore unwillig.

„Wie es Euch beliebt, Signora!“ ſagte der Offizier der Leibwache kalt. „So mag er im Kerker bleiben und

morgen früh zum Tode gehen, was kümmert es mich? Doch überlegt es, berathet Euch mit Euch selbst, ich lasse Euch allein und warte in jener Halle dort, Euren Entschluß zu vernehmen. Ohne Leonorens Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

Da stand nun die Unglückliche, die ihre That längst bitter bereut hatte, im Gefühl ihrer Schuld von Gewissensbissen zernagt. Sie wollte ihn retten, wollte dadurch die Schuld von sich abwälzen und vergaß ganz Pariſina, für deren Befreiung ſie nichts thun zu können glaubte. Leidenschaft war ein ſtärkerer Hebel zu ſeiner Rettung, als Reue und Edelmuth. Des Grafen Verlangen hatte ſie unangenehm überraſcht, ihr war der Mann gleichgültig, und durch ihn ſollte ſie alle Hoffnung auf Ugolino's Beſitz aufgeben? Doch, ſie wollte ihn retten, koſte es was es wolle. — Da rief ſie plötzlich: „Ja, ich habe ihn elend gemacht, ich muß ihn retten, muß ihn ohne Eigennutz retten, denn ich habe doch nie etwas von ihm zu hoffen! Er war das Opfer meiner Rache, ich will dafür das Opfer für ſeine Rettung ſein. — Graf Roderico!" rief ſie jetzt, und dieſer nahte ſchnell. „Bei dem allmächtigen Gott, bei der heiligen Madonna, bei Allem was mir heilig und theuer iſt, ſchwör' ich Euch, daß, wenn Ihr Ugolino rettet, ſo daß er frei nach fremden Landen ziehen kann, ich Euch am Altare meine Hand, doch nicht mein Herz reichen und Euer Weib werden will!"

Bei dieſen Worten ſchloß ſie der Entzückte in ſeine Arme, ſie duldete es, der Bund war geſchloſſen und er eilte die Schlüſſel des Gefängniſſes zu holen. Während

dem warf ſie ſich auf ihre Kniee und rief zu Gott: „Herr, ich habe geſündigt und Du haſt mich verdammt. Sieh die reuige Sünderin vor Dir, ſie opfert das Höchſte, was ſie hat, ſie opfert ihr zeitliches, ihr geträumtes Glück, um ihn zu retten. Vergieb ihr ihre Schuld, ſie wird, ſo lange ſie athmet, eine Büßende durch dieſe Welt ſchleichen, wird weinen und jammern und den Tod als einen Freund herbeirufen, ihre Qual von ihr zu nehmen. Sei gnädig und barmherzig und lenke ſein edles Herz, daß ihm der Tod nicht freundlich erſcheine, wie mir, und er in mein Verlangen eingehe.“ — Sie erhob ſich jetzt, da ſie den Grafen ſich nahen hörte. Dieſer, wohl wiſſend, daß Eile nothwendig ſei, ſäumte keinen Augenblick, die Schlöſſer zu öffnen, die Riegel der eiſernen Thüre wegzuſchieben, und ſtand bald Ugolino gegenüber, der auf einem Schemmel ſaß, nach der Thüre blickte und bei des Grafen Eintritt ſich erhob, da er glaubte, man wolle ihn zum Tode abführen.

„Herr Ugolino!“ nahm der Graf das Wort. „Ihr habt mich in den Tagen Eures Glücks ſtets freundlich behandelt und waret mir wohlgewogen. Ich komme daher, mich Euch dankbar zu beweiſen —“

„Ja, Dankbarkeit iſt eine herrliche Tugend,“ unterbrach ihn Ugolino, „übt ſie ja, Graf Roderico, wenn auch nicht an mir.“

„Die Thüren des Gefängniſſes ſtehen offen, Roſſe ſtehen geſattelt an der geöffneten Gartenpforte. — Kommt, ſchwingt Euch auf, ich begleite Euch und Ihr ſeid gerettet!“

„Und die Fürſtin?“ fragte ſchnell Ugolino, in den

die Hoffnung plötzlich von Neuem einen ihrer milden Strahlen senkte.

Der Graf zuckte die Achseln. „Von ihr weiß ich Euch nichts zu sagen," erwiederte er dann.

„Ich sollte auf schäumendem Rosse der Freiheit entgegen jagen, während ihr Haupt vom Blocke rollt?" rief der Jüngling feurig. „Nein, Graf, ohne sie keinen Schritt aus diesem Kerker! — So feig ist Ugolino's Liebe nicht!"

„Bedenkt!"

„Was mich hier erwartet," fuhr er fort, „das weiß ich, was mich dort oben erwartet, das hoffe ich. — Hier ist Trennung, dort ist Wiedersehn! — Ich danke Euch für Eure Güte, die, wie ich ahne, von einer andern Hand mir bereitet werden sollte. Irre ich nicht — Ihr werdet mich wohl verstehen — so sagt ihr, daß ich ihr verziehen habe. Nun aber bitte ich Euch, mich allein zu lassen. Ich glaube, meine Todesstunde wird bald schlagen, und da ist die Einsamkeit uns noth, um uns zu der langen Wallfahrt vorzubereiten. — Ich bitte Euch, verlaßt mich!"

Der Graf entfernte sich unwillig. Der sehnlich erwünschte Besitz Leonorens war ihm entrissen.

„Ich habe es geahnet," rief Leonore in Verzweiflung, als Roderico ihr seine Unterredung mit Ugolino berichtete; „ich war es fast gewiß, daß er ohne sie nicht fliehen würde. — Doch noch ist Hoffnung, noch ist Möglichkeit! — Kommt, Graf, führt mich zu Parisina!"

Einmal in ihren Banden verstrickt, gehorchte er, trat bei der Fürstin ein und trug ihr Leonorens Bitte vor,

sich nur auf einen Augenblick ihr naben zu dürfen, sie habe ihr Mittel zu ihrer Rettung mitzutheilen. Doch Parisina schlug es stolz ab. „Mit der Verrätherin habe ich keine Gemeinschaft mehr; sagt ihr das, und sie wage nicht vor mir zu erscheinen."

Als der Graf Leonoren diese Nachricht brachte, wollte sie trotz dem in das Gefängniß dringen, doch Roderico hielt sie zurück, denn er hörte eben Tritte nahen. „Um aller Heiligen willen," bat er sie, die Thüren des Kerkers wieder schließend, „verbergt Euch, sonst bin auch ich verloren!" Da die Tritte immer näher kamen, schlüpfte das Fräulein in einen seitwärts laufenden Gang.

Der sich Nahende war ein Priester, welcher den Gefangenen in ihrer Todesstunde die Beichte abnehmen und sie trösten sollte, denn ohne geistlichen Trost wollte der Markgraf doch nicht, daß die Unglücklichen die Welt verlassen sollten. Der Offizier, schon davon unterrichtet, öffnete das Gefängniß wieder, und der Priester trat ein.

„Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr!" rief ihm Parisina entgegen, „seid mir doppelt willkommen in meiner Todesstunde und hört die Beichte einer Sünderin! — Ja, ich erkenne, daß ich unrecht gegen meinen Eheherrn gehandelt habe, erkenne jetzt bei ruhiger Ueberlegung, daß nicht allein Untreue ein sündhaftes Vergehen, daß auch reine Liebe ohne Sinnlichkeit ein Verbrechen ist, und ich doppelt schuldig bin, da meine Liebe den Sohn meines Gemahls traf; doch hier fehlte ich unwissend, und der Barmherzige wird mir dies sicher verzeihen. Ja, ich bereue, was ich that, mag der Himmel es nicht in sein Schuldbuch eintragen, denn wer legte das Gefühl in

meine Bruſt, wer ließ die Flamme mein ſonſt ſo fromes Herz verzehren?" —

„Frevelt nicht!" zürnte der Prieſter, und die Fürſtin ſchwieg. „Ihr ſteht jetzt bald vor Eurem göttlichen Richter," fuhr er dann fort; „er möge Euch losſprechen und Gnade walten laſſen, ich ſündhafter Menſch vermag es nicht." — Er hielt inne, Pariſina, den Blick gen Himmel gewendet, fand nicht Worte für dieſen Augenblick. „Troſt nur kann ich Euch bringen," ſagte er dann, und der Ton ſeiner Stimme ward weicher, „Troſt in dieſer verhängnißvollen Stunde!" —

„Des Troſtes bedarf ich nicht, ehrwürdiger Herr!" fiel ihm Pariſina ſchnell in die Rede. „Ich gehe freudigen Muthes in den Tod, ich habe zu meinem Gott inbrünſtig gebetet und ihn angefleht, mir auf dem ſchweren Gange die Seele nicht in Kleinmuth ſinken zu laſſen; er hat mich erhört, denn ich fühle mich geſtärkt. Jeder Gedanke, der in mir aufſteigt, iſt ein freundliches Lebewohl der Welt und dem, den ich liebte, iſt eine freundliche Hoffnung des Wiederſehens."

„Habt Ihr mir ſonſt nichts zu vertrauen, keinen Auftrag an irgend Jemand zu geben?" fragte der Prieſter.

„Sagt meinem Gemahl, daß ich ſeinetwegen bereue, was ich that, und ihm meinen Tod vergebe, den er vielleicht ſchon hundert Mal verdient hätte, würde er ſo ſtreng gerichtet, wie ich gerichtet ward. — Auch Leonore Montaldo — doch nein, ſagt ihr nichts! — Sie verdient nicht, daß ich ihrer heute noch gedenke."

„Vergebt auch ihr, wenn ſie ſchuldig war!" bat der Prieſter.

„In meinem Herzen habe ich der Schuldigen vergeben!“ erwiederte die Fürstin, und eine Thräne drängte sich in ihr Auge. „Aber laßt es ihr nicht wissen, gönnt der Verrätherin diesen Trost nicht.“ Dann kniete sie nieder und betete, und als sie sich erhob, küßte sie die Hand, die sie so eben gesegnet hatte. „Leöt wohl, ehrwürdiger Herr, nehmt meinen Dank mit auf den Weg!“ sprach sie dann. Der Priester entfernte sich und begab sich zu Ugolino.

Auch diesen fand er gefaßt und in sein Schicksal ergeben, obgleich weicher gestimmt, als die Fürstin. Der Gedanke an seinen Vater, an seine Mutter, selbst an Melitta, stieg zu oft in seiner Seele auf, um ihn nicht wehmüthig zu stimmen. Er beichtete, betete mit dem Priester und bat ihn, seiner Mutter, die er bei den Clarissinnen finden würde, und der Nonne Thereſe seinen letzten Gruß zu bringen, was auch der Priester versprach. Für den Vater, der ihn zum Schaffot sandte, hatte er kein Lebewohl.

Nicht blutig, rosig und frisch, wie die Wangen einer zarten Jungfrau, verkündete die Morgenröthe den jungen Tag, dessen Thau heute Thränen waren, die er weinte, denn mit ihm kam der Tod herangezogen, seine blutigen Opfer zu empfangen.

Die Thür von Ugolino's Gefängniß öffnete sich, der Graf Roderico trat mit Bewaffneten ein, und bat, ihm zu folgen. Ugolino gehorchte, sein Auge sah verklärt gen Himmel und mit jedem Schritt vorwärts wurde er heiterer. Der ihn begleitende Priester murmelte während des Ganges seine frommen Gebete, Ugolino hörte nicht auf

ſie, er ſchwebte ſchon furchtlos und Hand in Händ durch den blauen Aether mit der Geliebten nach dem Throne des ewigen Richters. So durchzogen ſie mehrere Gänge, endlich traten ſie in ein Gewölbe, welches das Morgenlicht, das durch die äußeren Gitter fiel, ſattſam erhellte. Mitten in dieſem ſchaurigen Gewölbe ſtand ein großer Block, wohl oft ſchon von Blut beſpritzt, und neben dieſem ein rieſiger Mann von finſterm, tückiſchem Anſehen, mit krauſem, zottigem Barte, ein blankes breites Beil in ſeiner Rechten, in welchem ſich die Morgenſonne traurig ſpiegelte. Ugolino ſah ihn und erbebte nicht, löſte mit Ruhe den Kragen von ſeinem Halſe, kniete vor dem Blocke nieder und betete. Dann nahm er das Bild Pariſina's aus ſeinem Wams und preßte es an ſeine Lippen, und es dann feſt an ſein Herz drückend, legte er, noch einmal freudig gen Himmel blickend, ſein Haupt auf den Block. Der Streich fiel, — weit rollte es hin.

Nicht einer der Gegenwärtigen, vielleicht der Nachrichter ſelbſt nicht, ſah ohne Rührung das Haupt des Jünglings blutend da liegen, auf welches der Tod ſchon ſeinen bleichen Stempel gedrückt hatte. Der Prieſter entfernte ſich ſchnell, der Graf und die Bewaffneten folgten, und als der Nachrichter den Leichnam aufgehoben und ihn ſeitwärts gelegt und den Block von dem Blute gereinigt hatte, traten ängſtlich zwei Frauen Pariſina's ein, die der Markgraf, wahrſcheinlich im Verdacht, daß ſie ihrer Gebieterin Geheimniß gekannt hatten, in dieſer furchtbaren Stunde beordert hatte, Pariſina die letzten Dienſte zu leiſten. Sie ſtanden zitternd allein dem Nachrichter gegenüber, der, ſich wenig um ſie kümmernd, —

sie waren ihm ja noch nicht verfallen — eifrig beschäftigt war, sein blutiges Beil wieder blank zu wischen.

Die Dienerinnen standen mit dem furchtbaren Manne, der auf ausdrücklichen Befehl des Markgrafen Ugolino's Leichnam mit keinem Tuche bedeckt hatte, nicht lange allein. Der Zug nahte, der Parisina zum Tode führte.

Sie schritt majestätisch, wie eine Königin, einher; die Frauen sanken bei ihrem Eintreten zu ihren Füßen, weinten bittere Thränen, doch sie sprach hastig: „Laßt mich!" machte sich mit Heftigkeit und Eile von ihnen los und stürzte hin, wo Ugolino's Haupt mit geöffneten Augen lag. Sie kniete neben ihn, schloß ihm die Augen, sah ihn lange freundlich an, und manche Thräne benetzte den Todten; dann sprang sie plötzlich auf, winkte den Frauen, ihr den Halsschmuck und den Spitzenkragen abzunehmen, und ihr langes Haar abzuschneiden, was sie noch einmal besah und es dem Winde preisgab, sagte dann mit Hast, neben den Block knieend: „Vollführe geschwind Dein blutiges Werk, furchtbarer Mann, daß meine Seele die seine auf ihrem Himmelsfluge ereile!" Dann betete sie schnell ein pater noster, legte das Haupt auf den Block, und mit einem Hiebe war es vom Rumpfe getrennt. Die Krone der Frauen Italiens war nicht mehr.

In diesem Augenblick stürzte Leonore herein, schrie laut auf, als sie Ugolino's Haupt und das Parisina's erblickte, wischte mit ihrem Tuche das Blut von des Jünglings Antlitz, und da man sie davon abhielt, betrachtete sie eine Zeit lang mit starrem Blick die Enthaupteten, sah dann mit furchtbarem Lächeln im Kreise umher, Jeden forschend an, und verließ langsamen Schrit-

tes den Schreckensort wieder. Niemand folgte ihr, man ließ sie ungehindert ziehen.

23.

Noch waren die Gipfel der fernen Berge geröthet, noch rollte der Nebel über den rauschenden Po, als der Markgraf, von unseliger Angst getrieben, sein Zimmer verließ und ins Freie eilte. Sein Weg führte ihn in den Garten, dort setzte er sich auf eine Marmorbank unfern der Grotte; doch als er bemerkte, daß er so nahe dem verhängnißvollen Orte war, wo er die Liebenden überrascht hatte, sprang er auf und ging nach einem entfernteren. Hier überließ er sich ganz seinen quälenden Gefühlen. Reue ergriff ihn zuweilen, und dann rief er aus: „Wär' es noch Zeit, wäre Rettung noch möglich!" sprang von seinem Sitze, eilte nach dem Schlosse und hielt plötzlich an. „Nein," rief er, „meine Ehre ist befleckt, sie muß mit Blut rein gewaschen werden!" — Er kehrte zurück, setzte sich wieder, und der Zwiespalt in seinem Innern brachte ihn fast von Sinnen. Da hörte er Geräusch hinter sich, er wandte sich, und Leonore, ein blutiges Tuch in ihrer Rechten, einige zerpflückte Blumen in ihrer Linken, nahte sich ihm mit langsamen ungewissen Schritten, und als er sie mit zornigem Blicke fragte, was sie hier wolle, erwiederte sie schmerzvoll lächelnd: „Zürnt mir nicht, Herr, ich bringe Euch was Liebes, dies ist Eures Sohnes Blut!" Sie warf, dies sagend, das blut

tige Tuch in des Markgrafen Schoos und schrie: „Sättige Deine nach Blut lechzende Seele daran!" Der Markgraf erschrak bei diesem schauerlichen Anblick, er wollte Aufklärung von der Wahnsinnigen haben, doch diese floh wie ein gescheuchtes Reh durch das dunkle Gebüsch und war bald dem Auge des Markgrafen entschwunden.

Dieser, das blutige Tuch noch immer in der Hand, stand lange, und den Blick bald auf den Mahner seiner Grausamkeit, bald gen Himmel gerichtet, fast gedankenlos da, seine Seele und sein Leib waren vom Schreck erstarrt, und er hatte seine Fassung noch nicht wieder. Da rissen ihn die herabrollenden Thränen aus seinem furchtbaren Zustande, er athmete wieder, seufzte tief auf und der Ausruf: „Gott, was hab' ich gethan?" rang sich endlich hervor. Er setzte sich wieder und überdachte sein Geschick. Ugolino's Tod war ihm schmerzhafter, als der Tod der Gattin, er hatte nicht die Kraft eines Brutus, er machte sich die bittersten Vorwürfe, den Sohn geopfert zu haben, den er entfliehen lassen und ihn hätte retten können.

Noch saß er in diesen quälenden Gedanken versunken, als eine neue Erscheinung ihn noch tiefer erschütterte. Es nahte ihm durch die große Ulmenallee eine schwarzgekleidete, ganz verschleierte Dame, die ihm unbekannt schien. Er stand auf und wollte sich entfernen, aber die Signora hatte ihre Schritte verdoppelt und war ihm schon so nahe, daß er deutlich ihre Worte, die sie ihm zurief, vernehmen konnte: „Fliehet nicht, ich ereile Euch doch, Markgraf von Ferrara, bleibt und hört mich an!" Er blieb wie festgebannt. Als nun die Verschleierte ihn er-

reicht hatte, warf ſie den Schleier zurück, und der ſonſt ſo muthige Fürſt erbebte bei ihrem Anblick.

„Stella!“ rief er mit zitternder Stimme. „Was willſt Du von mir? Was willſt Du heute von mir?“

„Meinen Sohn!“ ſprach die troſtloſe Mutter.

„Da nimm!“ ſprach er und wollte ihr das blutige Tuch in die Hand drücken. Stella trat erſchrocken zurück.

„So nimm doch!“ ſagte der Markgraf, und aus ſeinem Blicke wie aus ſeinem Worte ſprach die Verzweiflung. „Es brennt wie hölliſches Feuer in meiner Hand!“

„Was ſoll mir das Blutige?“ ſprach die Signora, ihn, der ihr immer noch das Tuch aufdringen wollte, abwehrend.

„Du willſt Deinen Sohn?“ fragte er jetzt, ſich beſinnend. „Der iſt nicht mehr, den Lebenden kann ich Dir nicht zurückgeben, Du mußt Dich mit dem Todten begnügen.“

„Den verlang' ich nur,“ ſagte Stella. „Daß er nicht mehr unter den Lebenden war, wußt' ich, ſo wie ich weiß, daß ich vor ſeinem Mörder ſtehe.“

Der Markgraf warf ſich zermalmt auf die Marmorbank und verhüllte mit beiden Händen ſein Geſicht. „Warum kommſt Du auch eben heute?“ fragte er nach langem Schweigen. „Warum eben heute?“

„Ich wollte gern den Todten begraben, daß ich doch wenigſtens an ſeinem Grabe beten und es täglich mit Blumen ſchmücken kann. Laßt mich ihn zur Ruhe beſtatten!“ bat ſie bewegt.

„Deine Bitte ſei Dir gewährt, Stella, prachtvoll ſoll ſein Begräbniß ſein,“ ſagte der Fürſt.

„Nein, Herr! Ueberlaßt das dem Mutterherzen; sein Ende war schmachvoll, wie könnte sein Begräbniß prachtvoll sein? Ihr glaubt, Ihr wollt gegen den Sohn handeln, wie gegen die Mutter, die Ihr erst in Schande untergehen ließet und sie dann durch glänzende Geschenke die Schande vergessen lassen wolltet. O, ich erinnere mich Eurer drohenden Worte noch, als ich Eure Perlen und Juwelen anzunehmen verweigerte und mich stolz Euren Armen entwand, da Ihr mich an des Kindes Wiege umfinget. Ihr spracht — erinnert Ihr Euch noch? — Ihr spracht: Deinen Stolz will ich beugen, so wahr ich Markgraf von Ferrara bin, mich aber des Kindes erbarmen. Mir habt Ihr redlich Wort gehalten, dem Sohne nicht. — Meinen Stolz habt Ihr gebeugt, denn ich stehe noch einmal eine Bittende vor Euch, aber wie habt Ihr Euch des Sohnes erbarmt?"

„Schweig, schweig, Stella!" bat der Fürst.

„Mein ganzes irdisches Glück hattet Ihr mir zerstört," fuhr sie dennoch fort. „Meine Ehre, mein Vertrauen, die Achtung meiner selbst mir genommen, mir blieb nichts als der Sohn. — Auch den rissetIhr mit blutiger Faust von der Mutter Brust und schleudertet ihn ins Grab. — Mann, stehst Du einst vor Gottes Thron und ich klage Dich an, was kannst Du zu Deiner Rechtfertigung sagen? Gott muß Dich verdammen!"

„Weib, reize mich nicht," fuhr der Markgraf auf, fürchte meinen Zorn!"

„Armer, hülfloser Mensch, den das Gewissen mit Schlangenhieben durch sein Leben jagen wird, wer könnte Deinen Zorn fürchten?" sprach sie mit Hohn. „Eine Mut-

ter, die ihren Sohn durch das Henkerbeil verlor, wahrlich, die zittert nicht vor Dir! Mitleid vielleicht, Erbarmen bei Deinem Anblick könnte sie bewegen, den Sünder in ihr Gebet einzuschließen. — Doch wozu die Worte? Die That iſt geſchehen, mir iſt der Sohn, Euch iſt der Friede des Herzens genommen'" ſagte ſie weicher geſtimmt. „Laßt mir den Leichnam des Sohnes ausliefern, das iſt das Einzige, warum ich Euch bitte!"

„Es iſt Dir gewährt!" ſagte der Markgraf; auch er ſchien milder geſtimmt.

Da nahte ſich ihm Stella, warf einen wehmüthigen Blick auf den Mann ihrer einzigen Liebe. „Lebt wohl, Herr!" ſprach ſie dann; ſie wollte ihm die Hand reichen, doch ſchnell zog ſie ſie zurück und ſchauderte zuſammen. „Lebe wohl!" ſagte Fürſt Nicolo nicht ohne Rührung, und ſo ſchieden ſie, um ſich nimmer wieder im Leben zu begegnen.

24.

Stella ließ den Leichnam des Sohnes einbalſamiren und nahm ihn mit ſich nach Verona, wo ſie ihn beiſetzen ließ. Traurig war ihr Abſchied von Schweſter Thereſe, welcher Ugolino's ſchmählicher Tod die Natter war, die ihr Herz gierig zernagte. Stella lebte in Verona ein ſtilles freudenloſes Leben, das nur der Erinnerung geweiht war. Sie ſah Niemand in ihrem abgelegenen Hauſe, hatte mit Niemand Umgang, zuweilen nur beſuchte ſie Graf Lebaldo,

der ſich von Ferrara zurückgezogen hatte, und dann ſprachen ſie von Ugolino, und das Mitgefühl lockte die lang verhaltenen Thränen hervor; auch Joſepha durfte dabei theilnehmend bei ihnen ſitzen und mit ihnen weinen. Aber bald entbehrte ſie auch dieſes Troſtes, der Greis ging zu ſeinen Vätern, und der Lebensfaden der unglücklichen Mutter wollte nicht reißen.

Leonore, von der furchtbaren Nemeſis verfolgt, träumte in ihrem Wahnſinn nur von Ugolino; aber ihre Träume waren ſchwer, ihr Gewiſſen war der tückiſche Alp, der ſie drückte; ſie genas nicht wieder.

Der Markgraf allein ſchien vergeſſen zu können; das Glück blieb ihm gewogen wie ſonſt, und bald ſchritt er zu einer neuen Ehe. Doch war ſein Vergeſſen nur Schein; Gattin und Sohn ſtanden ewig als bleiche Schatten ihm zur Seite, und wenn er von den rauſchendſten Vergnügungen in ſein Gemach zurückkehrte, trat Ugolino oder Pariſina vor ſeine umdüſterte Seele, oder wenn er ſich auf ſein Lager werfen wollte, glaubte er Beide neben ſich zu ſehen, wie ſie den ſeidenen Vorhang des Bettes lüfteten und höhniſch lächelnd ihn einluden, ſich zur Ruhe zu legen. Selbſt in der Brautnacht ſoll ihn, einer Sage nach, das blutige Haupt der gemordeten Gattin, das er ſtatt der Braut zu umarmen glaubte, aus dem hochzeitlichen Bett getrieben haben. Sein Glück wich nicht von ihm, aber der Friede des Herzens war für ihn auf immer dahin.

Bruder Estevan.

I.

In dem Gebirge, welches die Ebene von Cordova umschließt, hebt sich ein steiler Fels empor, dessen höchste, wie ein Kegel geformte Spitze nur durch in den Felsen gehauene Stufen mühsam zu ersteigen ist. Hier hatte sich Bruder Estevan, ein Klausner, angesiedelt, sich mit Hülfe der Bergbewohner eine ziemlich geräumige Hütte gebaut, und lebte wohl schon 20 Jahre in dieser Abgeschiedenheit von der Welt, die er doch oft besuchte, um bei den Bewohnern der Umgegend milde Beiträge zu sammeln, wenn Küche oder Keller leer waren. Selbst bis nach Cordova ging sein Termininiren, und dort war er besonders bei Wittwen von einem gewissen Alter angesehen, denen er, wie sie wähnten, den Segen ins Haus brachte. Er war übrigens ein rüstiger Funfziger, der trotz Fasten und Kasteien von Gesundheit strotzte und dessen feurige Augen und rothes Gesicht, wie er selbst zu sagen pflegte, ein Beweis waren, daß ihm Gott seiner Kasteiungen

Retzsch d

und ſtündlichen Gebete wegen durch gute Geſundheit ſchon hier lohne. Er war beredt, ſprach mit Salbung und war liſtig und verſchlagen.

Neben ſeiner Klauſe erhob ſich auf der höchſten Spitze des Felſens ein großes, unförmliches, ſteinernes Kreuz, zu dem die Bewohner der ganzen Umgegend wallfahrten, weshalb auch wohl der fromme Mann ſich hier angeſiedelt haben mochte, denn Jeder, der hier ſeine Andacht verrichtete, brachte ihm eine kleine Gabe, dieſer Wein' jener Brod, Eier oder Früchte, ſo daß ſein Keller, den er wohlweislich unter der Hütte angelegt hatte, nie leer wurde. Leckereien und gebratenes Fleiſch, auch guten Wein, ſpendeten ihm immer ſeine guten Freundinnen, die frommen Wittwen Cordova's, damit ſie nächſt Gott doch auch zu ſeinem geſunden Anſehen ihr Scherflein beitragen konnten.

Dies Kreuz, dem man Wunderkraft beilegte, weshalb wußte Niemand zu ſagen, war kein Meiſterwerk der Bildhauerkunſt, eben ſo wenig die zwei Madonnen auf beiden Seiten deſſelben, die auf großen, grob zu einem Würfel behauenen Granitblöcken ſaßen, die eine den Dolch in der Bruſt, den Leichnam des Heilandes auf ihrem Schooß, die andere das Chriſtuskind im Arme liebkoſend. Die Sage ging, daß vor mehr als 200 Jahren ein frommer Mann ſich gleichfalls hier angeſiedelt und nicht, wie Bruder Eſtevan, für ſeinen Leib terminiren gegangen ſei, ſondern milde Spenden geſammelt habe, von denen er, einem Gelübde zu Folge, dieſes Denkmal ſeiner Frömmigkeit zur Andacht und Beſchauung aus weiter Ferne habe ſetzen laſſen; denn das Kreuz, beſonders wenn die

Abendröthe es beſchien, konnte man in der ganzen Ebene von Cordova erblicken. Der Punkt ſelbſt, auf dem es ſtand, gewährte einen prachtvollen Ueberblick der Gegend. Man ſah hier das alte Cordova mit ſeinen vielen Thürmen, ſah den wogenden Quadalquivir durch die geſegneten Fluren ſich ſeinem nahen Bette, dem Meere zuwälzen; kleinere Städte, Dörfer und Landhäuſer belebten die Landſchaft, und wenn man ſich umwandte, welch ein Gegenſatz mit der lachenden Ausſicht — kahle Felſen, keinen Baum, kaum einen einſamen Ginſterſtrauch traf das Auge.

An einem ſchönen Juniabend, als eben die Sonne ſich ſenkte und die Spitzen der Thürme und ſelbſt das alte Kreuz vergoldete, kamen noch fromme Andächtige die Stufen herauf. Es war ſelten, daß Pilger noch ſo ſpät hier eintrafen, denn ſchon längſt waren die wenigen, die heute hier ihre Andacht verrichtet hatten, nach Hauſe gezogen. Ein Diener der Señora Clara, der ſchon am Mittage mit einem ſtattlichen Grauchen den Berg heraufgeſtiegen war, und für eine ganze Woche Mundvorrath, einen kleinen Schlauch mit Val de pennas gefüllt, und ein paar Korbflaſchen mit Xeres gebracht hatte, war nebſt dem Eſel, der die Stufen zu klettern und ſich unter dem Kreuze zu ſonnen gewohnt war, auch ſchon nach Cordova zurückgezogen, und der Klausner ſehnte ſich nun nach Ruhe, um ſeine empfangenen Gaben an ſichere Orte zu bringen, weshalb ihm die Ankunft der neuen Gäſte ganz überflüſſig und läſtig erſchien, beſonders da er aus ſeinem kleinen Fenſterchen hinauslugend und bewaffnete Männer erblickte. Er riegelte ſchnell die Thüre zu und kümmerte

ſich dann wenig um die Kommenden. Voran ſchritt ein Mann, nahe den Funfzigen, ſtämmig und kräftig, gleich einem Eichbaum, der ſeine belaubten Aeſte wie ein ſchützendes Dach um ſich breitet. Seine Kleidung war nicht ärmlich, nicht reich, verrieth aber den wohlhabenden Landmann; über die rechte Backe hatte er eine breite Schmarre, er mußte alſo wahrſcheinlich Soldat oder Schmuggler geweſen ſein, und man hätte Letzteres glauben ſollen, da ſein ganzes wildes Anſehen und die außerordentliche Gewandtheit, die in jeder ſeiner Bewegungen lag, auch das Liſtige, was aus ſeinen Augen blitzte, eher den Schmuggler als den Kriegsmann verrieth. Etwas hinter ihm ſchlich eine Frau von gleichen Jahren, wahrſcheinlich ſein Weib, dann folgten zwei junge Burſche, wovon der eine ein weinendes bildſchönes Mädchen traulich führte, der andere aber luſtig und unbekümmert nebenher ſchritt. Die Männer hatten ihre grauen Mäntel um, neue Sandalen mit dicken Sohlen an ihren Füßen, ein Zeichen, daß ihnen eine weite Reiſe bevorſtehe, oder ſie wenigſtens lange von Hauſe abweſend zu ſein gedächten, Gewehre in der Hand, Meſſer im Gürtel und kurze breite Schwerter an der Seite hängen. Die Alte hielt ein künſtlich geflochtenes Körbchen, die Jüngere, kaum 18 Jahre alt, einen Roſenkranz in der Hand.

Sie waren jetzt auf dem Platze vor der Einſiedelei angelangt. „Setze Dein Körbchen auf dieſe Bank, Margarita!“ befahl jetzt der Alte. „Und nun kommt!“ Er ging voran, ſtieg zum Kreuze hinauf, die Andern folgten; dann warf er einen Blick über die Gegend, und ſein Auge ruhte dabei lange auf einem kleinen mit Steinplat-

ten gedeckten Hause, was, von Oliven- und Feigenbäumen umgeben, versteckt in einer Schlucht lag, die man fast nur von diesem Punkte aus übersehen konnte. Die Gedanken, denen er bei diesem Anblick nachhing, mußten sehr ernst sein, denn die Stirn faltete und die Schmarre röthete sich, ein sicheres Zeichen, daß Etwas, das ihn aufrege, in seinem Innern vorgehe. Jetzt legte er sein Gewehr bei Seite, die beiden jungen Männer thaten ein Gleiches, und Alle knieten nieder, den Alten in ihrer Mitte, und beteten. Der, welcher das Mädchen an der Hand herauf geführt hatte, war wohl der Einzige, dem bei seinem Gebet die Andacht fehlte, denn er sah fast unverwandt auf die Dirne, die, das schwärmerische Auge gen Himmel gerichtet, mit ihren kleinen niedlichen Händchen die Brust mit Inbrunst schlug, wie die Spanierinnen in ihrer Andacht zu thun pflegen.

Als der Alte aufstand und sein Gewehr wieder ergriff, erhoben sich die Andern alle, sich wenig kümmernd, ob ihr Gebet beendet sei oder nicht, denn er übte eine unbeschränkte Gewalt über sie. „Wartet hier, bis ich wieder herauskomme!“ sagte er, ging nach der Klause und klopfte an, aber Niemand machte auf. Der Alte hatte jedoch bei seinem Kommen gleich einen Blick auf das Fenster geworfen, da es aber jetzt verhangen war, erhielt er die Gewißheit, der Klausner sei zu Hause. Er klopfte nochmals an und rief: „Oeffnet nur, ehrwürdiger Bruder, ich bin Christoval aus der Bergschlucht und bringe ein Weniges für Eure Küche! Oeffnet nur, denn ich weiß gewiß, Ihr seid zu Hause, und sollt' ich Euch vielleicht in Euren Betrachtungen gestört haben, so verzeiht mir!“

Der Klausner, den entschlossenen Christoval gut kennend, bedachte, daß er bewaffnet und nicht allein sei, und daß übrigens ein alter Schmuggler nicht leicht mit sich spaßen lasse. Er öffnete die Thür, und das Erste, was Christoval erblickte, war eine große gebratene Hammelskeule und ein kleiner Weinschlauch auf dem Tische. „Ich wollte meinen schwachen Magen mit dieser mir heute verehrten Gabe stärken," redete ihn der Klausner an, „und sprach eben mein Tischgebet, als Ihr anklopftet, ich mußte daher es erst beenden, ehe ich öffnen konnte. Doch seid mir willkommen! Was bringt Ihr mir Gutes?"

„Einige Mandel Eier! Ich weiß, Ihr liebt sie," erwiederte Christoval. „Da nehmt, ehrwürdiger Bruder!" Er setzte dabei das Körbchen auf den Tisch, das auch der Klausner sogleich leerte, und da er ein Schock darin fand, mit Salbung zu dem Schleichhändler sprach: „Werther Christoval! Ihr gebt von Eurer Armuth viel dem armen Manne, der hier in Demuth, blos auf die Milde seiner Nebenmenschen vertrauend, bei Tag und Nacht für sie betet, und seinen Körper zur Kasteiung seines Fleisches täglich bei dem ersten Gebet nach Sonnenaufgang blutig geißelt. Dafür stärkt mich auch Gott!" —

„Sichtbar, sichtbar!" unterbrach ihn Christoval, den breiten Mund zum eben nicht angenehmen Lächeln verziehend. „Wir Andern müssen arbeiten, verdienen unser Brod unter Schweiß und Mühen, aber Gott schenkt uns nicht so frisches Ansehen, wie Euch bei Eurem Kasteien und Geißeln."

„Hm!" lächelte der Klausner. Ihr, Freund Christoval, möchtet wohl bei Eurer Arbeit mehr Sorge als

Schweiß, mehr Gefahr als Müben ausgestanden haben. Doch was plaudern wir hier? Setzt Euch zu mir, seid mein Gast, Ihr wißt, ich gebe gern, wenn ich etwas habe."

„Die Meinen warten draußen, ehrwürdiger Bruder!" erwiederte der Schmuggler, während der Klausner ein großes Messer ergriff und tapfer auf die saftige Keule losschnitt. — „Laßt sie warten!" sagte er dann.

Christoval wünschte mit dem Manne Gottes noch etwas zu besprechen und wußte wohl, daß es ihm, bis dieser gesättigt war, nimmermehr gelingen würde, ihn von seinem Mahle zu entfernen. Er ging daher hinaus und befahl den Seinen, sich zu setzen und ihn zu erwarten.

Der Klausner, der in der That gern gab, wenn ihm nur genug blieb, und dem zuweilen ein munterer Tischgenosse gar nicht ungelegen kam, holte noch einen Becher herbei, nahm den kleinen Schlauch von Bockshaut unter den linken Arm, öffnete mit der rechten Hand einen der verbundenen Vorderfüße, hielt dann den Becher vor und drückte den Schlauch so fest an sich, daß der Wein in einem feinen Strahl in den Becher floß. Jetzt füllte er den seinigen auf gleiche Weise. „Bei St. Estevan!" rief er, den Wein so recht mit Muße schlürfend. „Ein köstlicher Wein, klar wie Gold, und stark und rein. Da, trinkt! Der Schlauch ist voll und noch mancher Becher darin; setzt Euch und eßt auch!" Christoval, wie meist alle Spanier, aß nur wenig, ließ sich aber den Wein desto besser schmecken; der Klausner aber hatte gesegneten Appetit, und bei jedem saftigen Stück, das er von der Keule sich schritt, pries er die Kochkunst der Señora Clara

und ſetzte hierbei immer dazu: „Eine recht fromme, mildthätige, tugendhafte Frau, Gott ſegne ſie!“

Chriſtoval hatte ſchon mehrere Male verſucht, das Geſpräch von der geprieſenen Kochkunſt auf das zu lenken, weshalb er eigentlich die Klauſe betreten und die ſchönen Eier geſpendet hatte, aber bis jetzt noch immer vergebens, denn Eſtevan unterbrach ihn ſtets mit einem kurzen: „Hernach, hernach!“ Endlich aber legte er doch Meſſer und Gabel hin, ſchob den Reſt der Hammelkeule in ein in der Wand angebrachtes Schränkchen, ſtrich ſich wohlgefällig den Bauch und ſprach dann: „Stehet auf und laſſet uns beten!“ und ſagte ein kurzes Gebet laut her, das Chriſtoval nicht unterließ zu wiederholen.

„Nun!“ begann der Klausner, nachdem er das Amen geſprochen. „Nun ſagt mir, was Euer Begehr iſt!“

„Ich wünſche Euren Segen zu einem Unternehmen, was ich zu beginnen im Begriff bin. Euer Segen hat mich bisher immer zur glücklichen Ausführung begleitet!“

„Ha, ha!“ lachte der Klausner. „Seid Ihr das ruhige Leben in Eurem Hauſe ſchon wieder überdrüßig? Wollt wieder hinunter ans Meer, denn da geht Euer Geſchäft doch am beſten, und es mag ganz einträglich ſein.“

„Ihr irrt, ehrwürdiger Bruder! Dahin ziehe ich vor der Hand nicht, und mein Geſchäft iſt diesmal ganz anderer Art, Ihr werdet ſpäter ſchon von mir hören.“

„Ich verſtehe!“ meinte der Klausner und ſtrich ſich den Bart. „Zur Ehre Gottes und zum Heil des Don Carlos wollt Ihr ausziehen, Euch an die Spitze einer der wilden Banden ſtellen, die für Gottes Ehre und da

Wohl ihres Königs, und doch nur für ihren Seckel plündern und rauben."

„Ehrwürdiger Bruder! Laßt das thörichte Geschwätz, betet, aber bekümmert Euch nicht um die Welt, wenn Ihr nicht, das Kruzifix in der Hand, den Streitern der Kirche vorangehen wollt!" unterbrach Christoval mit drohender Stimme die Apologie der Karlisten. „Hütet Euch, daß diese Räuber Euch keinen Besuch abstatten und Eure Hütte mit all Euren Vorräthen in Brand stecken. Der wilde Gomez soll im Anzuge sein."

„Gerechter Gott, mein werther Señor Christoval!" sagte der Klausner ganz kleinlaut, der lieber ganz Cordova, als seine wohleingerichtete Hütte, wo es ihm so gut erging, in Flammen sehen mochte, und Gomez mehr fürchtete als den Teufel. „Nehmt doch ein hingeworfenes scherzhaftes Wort nicht so ernst auf, und droht einem alten Bekannten nicht mit so fürchterlichen Dingen. Kommt, kniet nieder, ich will Euch segnen, doppelt segnen, und zu Gott bitten, daß er Euer Unternehmen gelingen lasse, und Ihr wißt, wie gern Gott meine Gebete erhört. Hier, noch einen Becher!" Er nahm den Schlauch und wollte ihn öffnen, aber Christoval sagte kurz; „Ich trinke nicht mehr!" — „Wie Ihr wollt!" meinte der Klausner und legte den Schlauch wieder auf den Tisch.

„Meinem Sohne und meinem künftigen Eidam müßt Ihr auch den Segen mit auf den Weg geben," verlangte nun der Schmuggler. „Ihr könnt die Ceremonie mit uns Allen in Eins abmachen, so habt Ihr weniger Mühe."

„Gern, recht gern! Auch meinetwegen Euer Weib und Euer feines Töchterlein können daran Theil nehmen.“

„Bei denen thut der Segen nicht noth, sie bleiben daheim,“ meinte Christoval. „Doch noch Eins, ehrwürdiger Bruder! Da Ihr es einmal erforscht habt, wohin ich ziehe, so wollen wir noch einen Handel mit einander abschließen.“

„Einen Handel? Wie wäre das möglich?“ fragte verwundert Estevan.

„Hört nur! Ich sende Euch ein kleines von Gomez unterschriebenes Blatt, wenn er nämlich schreiben kann, das zeigt Ihr vor, wenn die Plünderer und Mordbrenner Euch einen Besuch abstatten sollten, und sie werden Euch dann unangetastet lassen.“

„Das wäre so übel nicht. Und was verlangt Ihr dagegen?“

„Nichts, was für Euch so viel Werth hat als eine saftige Feige. Kommen die Hunde, die Christinos, herauf, so verrathet nicht, daß da unten des wilden Christoval mit der Schmarre Haus steht, und nehmt Euch im Fall der Noth meines Weibes und Kindes an. Kehr' ich wieder heim und habt Ihr redlich gethan, was ich von Euch verlangte, so soll Euch auch ein Theil meiner Beute werden.“

„Hm!“ schmunzelte der Klausner. „Alles gut, Alles schön, Alles annehmbar; aber die armen Christinos sind manchmal so verhungert, daß sie überall herumstänkern überall nach Brod suchen, wie die Maus nach einem Krümchen. — Und wenn sie dann die Schlucht auffinden müßt Ihr es mir nicht zur Last legen.“

Christoval antwortete hierauf nichts, sondern warf nur einen jener drohenden Blicke auf Bruder Estevan der diesem mehr sagte, als die kräftigsten Worte, bat aber den Bruder, mit ihm hinauszugehen und unter Gottes freiem Himmel den Segen zu sprechen. Der Klausner folgte.

Längst war schon die Sonne untergegangen, und über die ganze Landschaft breitete jetzt der Mond seinen Silberschleier. Grausenhaft beschien er die nackten Felsen und das hohe Kreuz, das wie auf ein Leichentuch gesteckt, seinen dunkeln Schatten in Kreuzesform warf. „Kommt mit hinauf, ehrwürdiger Herr!" bat jetzt Christoval, wahrscheinlich um die Handlung noch feierlicher zu machen, „sprecht den Segen da oben über uns!"

„Das Steigen wird mir in diesem Augenblicke sehr schwer werden!" klagte der Klausner.

„Kommt nur!" wiederholte Christoval. „Eine kleine Bewegung schadet Euch jetzt nichts." Der Bruder mußte folgen; die fünf Anwesenden knieten um das Kreuz, beugten in Andacht ihr Haupt, den Segen zu empfangen, und der Klausner sprach:

„Der Herr der himmlischen Heerschaaren begleite Euch zu Eurem Unternehmen! Kämpfet für die heilige Kirche und Euren König, beraubt die Feinde, Gott zu Ehren, dem Könige zum Nutzen, doch senket nichts davon in Euren Seckel, sonst seid Ihr der Hölle verfallen und mein Segen wird Euch zum Fluch. Ziehet nun hin mit Gott, und der Herr segne Euch durch mich, seinen unwürdigsten Diener!" Er schlug das Kreuz über Jedem, dann befahl er ihnen, aufzustehen und nach Hause zu wandern.

Da nahte ſich ihm Chriſtoval. „Ihr habt uns einen ſchönen Segen ertheilt, Bruder Eſtevan!“ ſprach er. „Wir ſollen mit leeren Händen nach Hauſe kommen, und wo bleibt dann Euer Antheil an der Beute?“

„Werther Chriſtoval!“ fuhr erſchrocken der Klausner auf. „Das hatt' ich im Amtseifer nicht gehörig überlegt und ganz vergeſſen. — Doch ich ſprach es zuletzt und etwas leiſe, da hat Gott es gewiß überhört, kehrt Euch nicht daran und vergeßt nur meinen Theil nicht! — Nun lebt wohl!“ Dann ſchüttelte er Chriſtoval die Hand, ging zu Frau Margarita und verſicherte ihr, wenn ſie ſeines Rathes und Beiſtandes bedürfe, wäre er ſtets zu ihren Dienſten, und lobte dabei die großen ſchönen Eier, die ihre Hühner legten; den Andern wünſchte er eine gute Nacht und ging der Klauſe zu, von den Mühen des Tages auszuruhen.

„Das iſt ein verſchmitzter, heilloſer Pfaff!“ ſagte auf dem Rückwege der Vater. „Freſſen und Saufen iſt ſein Element, ich glaube, er betet kaum ein Mal in der ganzen Woche.“ —

„Aber Vater,“ unterbrach ihn Pedro, der Bräutigam Juanita's, „Warum habt Ihr Gemeinſchaft mit dieſem Manne, den Ihr ſo verachtet? Mir ſind dieſe Heuchler ein Greuel, die faullenzen und nur von dem Tiſche Anderer zehren.“

„Davon verſtehſt Du nichts, Pedro, und hätteſt beſſer gethan zu ſchweigen, denn Schweigen geziemt der Jugend. Ich hatte mancherlei Gründe, heute vor unſerer Trennung hier herauf zu wallfahrten und uns des Klausners Segen ertheilen zu laſſen. Erſtens hat Bruder Eſtevan die Weihe

als Prieſter erhalten, deshalb iſt ſein Segen von Kraft, der Mann mag ſein wie er will, hat er nur die Tonſur und trägt er die Kutte; dann iſt mir immer jedes Unternehmen geglückt, wenn ich vorher zu ihm ging und er den Segen über mich ſprach; ein einziges Mal unterließ ich es, da ward die Schmarre mein ganzer Verdienſt. Drittens hab' ich ihn gebeten, Niemandem zu verrathen, daß das Haus da unten, das man leider von hier aus ſehen kann, mein Haus ſei, und er ſolle ſich der Zurückgelaſſenen annehmen." —

„Glaubt Ihr, daß er Wort halten wird?" unterbrach ihn Pedro von Neuem, wobei Juanita ihn an dem Mantel zupfte, da ſie des Vaters Unwillen kannte, wenn man ihm widerſprach.

„Unterbrich mich nicht noch ein Mal," fuhr der Alte, heftiger werdend, fort, „oder — Und dann fühlt' ich mich nach dem Kreuze hingezogen, wo ich ſchon als Knabe betete, und da ich nicht wußte, ob ich heute nicht zum letzten Male vor dem heiligen Zeichen und den himmliſchen Statuen knieen würde, ſo trieb es mich her. Nun weißt Du es! — Aber frage künftig nicht ſo viel, und bilde Dir nicht ſo viel auf Deine Klugheit ein, weil Du leſen und zierlich ſchreiben kannſt; auch da muß man beſcheiden ſein. Nimm ein Beiſpiel an meiner Tochter, die lieſt trotz einem Pater, und ſchreibt beſſer als der Alcalde von Bujalance, und ſiehſt Du, daß ſie einen Werth darauf legt?"

Unter dieſem Geſpräch waren ſie den ſteilſten Theil des Felſens hinabgeſtiegen und befanden ſich auf einem kleinen Plateau, wo ſchon der Ginſter üppiger wucherte

und die wilde Roſe blühte. Von hier führten mehrere Pfade hinunter, auch ein ganz ungangbarer nach Chriſtovals Wohnung. „Hier müſſen wir uns trennen!“ ſagte der Alte, und ſtampfte den Kolben ſeines Gewehres auf die Erde und lehnte ſich auf die Mündung. „Nun nehmt Abſchied, macht es aber kurz!“ Er reichte Margarita, die traurig zu ihm kam, die Hand, drückte und ſchüttelte ſie, und ſagte halb unwillig und doch nicht ohne Rührung: „Sonſt zog ich zu ſündhaftem Treiben aus, jetzt für unſern Glauben und unſern König, darum weine nicht und ſei getroſt, Alte, und mache Dir und mir den Abſchied nicht ſchwer!“

„Mich quälen furchtbare Ahnungen, einen gar böſen Traum habe ich in dieſer Nacht gehabt!“ jammerte Margarita.

„Was Ahnung, was Traum! Teufelspoſſen!“ brummte Chriſtoval. „Hätteſt Du am Abend ein paar Zwiebeln weniger gegeſſen, würdeſt Du ganz anders geträumt haben.“

„Sieh nur die arme Juanita!“ ſagte jetzt die Mutter und wies auf ſie, die bleich und mit thränendem Auge, wie die mater dolorosa neben dem Kreuze, vor Pedro ſtand. „Sieh nur, wie ſchwer ihr die Trennung wird!“

„Deſto freudiger wird das Wiederſehen ſein!“ meinte Chriſtoval. „Bei Verliebten iſt Trennung ein Aderlaß, der das überflüſſige Blut ableitet. He! Tummelt Euch, ihr Jungens! Habt nun genug geweint und gejammert. Gieb ihr einen herzlichen Kuß, Pedro, den will ich heute Dir wohl erlauben!“ Und während Pedro Juanita in

ſeine Arme ſchloß, warf ſich Jeronimo an der Mutter Bruſt.

„Nun fort, nicht mehr gezaudert, die Zeit verſtreicht und wir haben heute noch einen weiten Weg!“ befahl jetzt Chriſtoval. „Lebe wohl, Mutter, ſorge fürs Haus und laß es meinen beiden Hunden an nichts fehlen!“ Noch einmal ſchüttelte er treuherzig die Hand ſeines Weibes, verbiß ſich eine Thräne, daß die Söhne ihn nicht weinen ſehen ſollten, doch ehe er ſich entfernte, winkte er Juanita zu ſich, die ſich aus Pedro's Armen wand und zu dem Vater trat. „Juanita!“ ſprach er, mit ihr ſeitwärts tretend. „Es ſind jetzt ſchlimme Zeiten, beſonders für eine hübſche Dirne. Da nimm dieſen geſchliffenen Dolch in der grünen Scheide, und ehe Schande Dich bedecken ſollte, ſtoß ihn lieber in Dein Herz!“ Dann küßte er ſie und ging auf dem Fußwege nach Norden voran. Pedro umfaßte noch einmal Juanita, ſchnell mußte er ſich aber aus ihren Armen losreißen, die ihm noch die Verſicherung ihrer ewigen Treue nachrief. Die beiden Männer eilten, den Vater einzuholen, der raſchen Schrittes ſeinen Weg ging. Mutter und Tochter aber ſchlichen langſam nach Hauſe.

2.

In Cordova war man in nicht geringer Aufregung, als dort die Nachricht eintraf, Gomez, dieſer ſo gefürchtete Anführer der Karliſten, wäre ſchon auf ſeinem Mar-

ſche bis in die Gegend von Andujar vorgedrungen, und würde gewiß eilen, Cordova einen Beſuch abzuſtatten, um es auszuplündern, wie ſo manche andere Stadt, die ihm freiwillig die Thore geöffnet oder die er mit gewaffneter Hand eingenommen hatte. Der Schrecken war allgemein, die Behörden flohen zum Theil, das Bataillon Linientruppen, welches daſelbſt in Garniſon lag, ſchien zwar ſich vertheidigen zu wollen, aber da ſie auf die 1200 Freiwilligen von Cordova, welche die ganze Zeit über in ihren Uniformen auf den Straßen herum ſtolzirt waren, nicht viel rechnen zu können glaubten, ſo ließen auch ſie den Muth ſinken, rückten zwar mit 2 alten Kanonen auf die Straße nach Andujar und ſandten die 30 Dragoner von dem Regimente der Königin auf Kundſchaft aus; es war aber vorauszuſehen, daß ſie ſich auf die Vertheidigung der Stadt nicht ſehr einlaſſen würden.

In dem Hauſe der Señora Clara, der nämlichen, deren gute Küche Bruder Eſtevan ſo vorzüglich gerühmt hatte, war die Angſt doppelt. Ein junger Hauptmann von Adel, Señor Enrique de Eſpetta, war dort der tägliche Hausgenoſſe. Arm, wie eine Fledermaus im Winter, hätte er oft, da der Sold regelmäßig ausblieb, darben müſſen, wenn er nicht in Frau Clara's Hauſe freundliche Aufnahme gefunden hätte, denn ſelbſt ein reicher geiziger Oheim, der in Luque wohnte und deſſen einziger Erbe er war, gab ihm bei ſeinem Leben nicht einen Maravedi. Das gaſtfreie Haus der reichen Wittwe war ihm deshalb ſehr willkommen, eben ſo wie er dem Hauſe willkommen war, da Señora Clara ein einziges Töchter-

chen von 20 Jahren hatte, welcher der junge Capitain gar nicht mißfiel.

Die Señoritta war ein ganz gutes Wesen, welches die Natur bei ihrer Ausstattung hier stiefmütterlich, dort freundlich bedacht hatte. Nicht schön, und doch auch nicht ganz häßlich, harmlos und doch eitel, sanft und doch zuweilen sehr heftig, selbst rachsüchtig, und mit leidlichem Verstande, war sie doch nicht mit zu vielem begabt. Sie hatte schöne Augen und häßliche Zähne, eine große gebogene Nase und einen kleinen Mund, war schlank gewachsen, aber ohne Fülle, hatte das niedlichste Füßchen von der Welt, den man selbst in Sevilla als den schönsten erkannt hätte, aber eins ihrer Beine war um eine Kleinigkeit zu kurz, sie hinkte ein wenig, ihre Eitelkeit wußte es aber ganz gut zu verbergen. So wie sie die Natur begabt hatte, fand man Schön und Häßlich, Gut und Böse in sonderbarem Widerspruch bei ihr. Was jedoch das Schöne und Gute hob, das Häßliche und Böse bei ihr verdeckte, war das bedeutende Vermögen, welches sie jetzt schon besaß und das ihr dereinst noch nach der Mutter Tode zufiel. Diese Bemerkung hatte auch Señor Enrique gemacht. Täglicher Tischgenosse, hatte er sich seit mehreren Monaten, während denen er schon im Hause aus und ein ging, an Mariquita's Fehler gewöhnt, und er fand bei ruhigem Blick auf ihr Geld, daß das Mädchen so übel nicht sei, sie habe schwarze Augen, flammend genug zum Liebäugeln, einen Mund zum Küssen, eine Taille zum Umspannen und den niedlichsten Fuß von der Welt; dabei gedachte er der Funfziger seines Oheims und dessen strotzender Gesundheit, die ihn noch lange in der

UNIVERS. LIPS.

Dürftigkeit laſſen konnten. Er ſuchte ſich daher bei Mutter und Tochter einzuſchmeicheln und Beides gelang ihm leicht und gut; Mariquita's Herz war nicht von Stein und der Señor Capitano ein ſchöner wohlgebildeter Mann, und ſo machte ſich die Sache leicht. Das Mädchen verliebte ſich in den jungen Kriegsmann, dieſer bewarb ſich, ohne große Liebe zu empfinden, um ihre Hand, ſie ward ihm nicht verſagt, er war ein glücklicher Bräutigam, der nicht mehr zu darben brauchte, und ſie die glücklichſte Braut von der Welt. Sobald die Ruhe wieder hergeſtellt und von dem grauſamen Gomez nichts mehr zu fürchten ſei, ſollte das Band der Ehe ſie vereinigen.

Der Brautſtand, dieſer Stand voll Lügen, Trug und Täuſchung, der immer nur die Lichtſeite, nie die Schattenpartie der Liebenden zeigt, hieß auch Mariquita nur ihre liebenswürdigen Seiten dem Geliebten zeigen. Sie war ſanft, hingebend, ſprach von Jedermann gut und hätte gern alle Menſchen verſöhnt, die in Feindſchaft mit einander waren, und ſo erſchien ſie dem Señor Enrique wie ein Engel; er ſpielte den Entzückten, wenn die Laute ihre höchſt mittelmäßige Stimme begleitete, zeigte ſich als den uneigennützigſten Menſchen von der Welt, und wenn ihm zuweilen die Mutter einige Doublonen, eben nicht auf die feinſte Weiſe, in die Hand drückte, zögerte er, ſie anzunehmen, und die gute Alte hatte Noth, ſie ihm aufzudringen. So vergingen die Tage in Friede und Einigkeit. Jeder war zufrieden und der Capitano gewöhnte ſich am Ende an die ihn ſtörende Naſe, wenn er den kleinen niedlichen Mund küſſen wollte.

Aber Gomez, Gomez! Dieſer Böſewicht ſtörte vor der Hand noch dies Glück. Der Capitano mußte mit ſeinem Bataillon ausrücken, jedoch hatte ſich dieſes nur eine Stunde vor die Stadt gewagt, und ſo konnte der Bräutigam täglich ſeine Braut beſuchen, wenn ihn nicht der Mutter Doublonen oft an dem Spieltiſch und den Trinkgelagen ſeiner Kameraden zurückgehalten hätten, wo er dann immer ſein Außenbleiben mit ſchwerem Dienſt entſchuldigte.

Aber den Tag darauf, an welchem Chriſtoval bei dem Klausner geweſen war, befand er ſich in Cordova und brachte die frohe Nachricht, Gomez habe ſich nach Ubeda gewendet und werde wahrſcheinlich ſich nach Arragonien zurückziehen, wenn nicht die mächtigen Heere von Narvaez und Alaix, die ihn verfolgten, ihn einholten und vernichteten. Auch verkündete er, daß das Bataillon morgen früh nach Cordova zurückkehre. Die Freude war groß, es wurde gleich noch eine Flaſche Xeres auf die gedeckte Tafel geſtellt, doch als man ſich eben zum Mittagsmahl ſetzen wollte, trat Bruder Eſtevan herein.

„Friede allen Frommen und Glück dieſem gebenedeiten Hauſe! Empfangt meinen Segen!“ rief Eſtevan ſchon mitten in der Thür und ſtreckte ſeine Hand zum Segen aus, wobei Mariquita ihr Haupt, die Mutter aber ihr Knie beugte, und gleich darauf, zum Aergerniß des Capitano, der den Bruder haßte wie den Tod, den Klausner bat, ob er nicht Theil an ihrem frugalen Mahle nehmen wollte. Er nahm ſchmunzelnd den Antrag an, Meſſer und Gabel wurden hingelegt und der Bruder begann nun das Tiſchgebet. Obgleich ihm der gewiß lecker

zubereitete und ſchon aufgetragene Seefiſch in die Augen ſtach, ſo war doch ſeine Heimtücke ſtärker als ſein Appetit. Er wußte, wie ſehr ein langes Tiſchgebet den eben nicht frommen Señor Enrique ärgerte, und ſo konnte das ſeine heute kein Ende finden, und erſt dann hielt er inne, als er bemerkte, daß ſelbſt die Mutter ungeduldig wurde.

„Ei, ei, würdiger Bruder!“ hob Enrique an, dem ſeine Braut das ſchönſte Stück des Fiſches mit gar freundlicher Miene auf den Teller gelegt hatte. „Euer Gebet hat den ſchönen Fiſch kalt werden laſſen; rechnet Ihr das nicht zu den Sünden gegen Euren Leib, und der ſcheint mir doch Euer Gott zu ſein?“

„Lieber Señor Capitano!“ erwiederte der Klausner ganz freundlich, „wie könnt Ihr ſo Arges von mir, einem armen Bruder, denken. Der Himmel ſchenkte mir Geſundheit und einen guten Appetit; die Erſtere kann ich mir nur durch den Letzteren erhalten. Mein Gott aber, zu dem ich ſtündlich für alle Sünder, alſo auch für Euch bete, iſt der Fürſt der himmliſchen Heerſchaaren. Ich bin kein Ketzer wie Ihr, der mit ſeinem Gott oder vielmehr ſeiner Göttin, liebäugelt und über das Irdiſche das Himmliſche vergißt. Ich habe wohl geſehen,“ fuhr er fort, mit dem Finger drohend, „wie Ihr während des Gebetes der Señora die Hand drücktet und ihr zärtliche Blicke zuwarfet. Doch es ſoll Euch vergeben ſein! Verzehrt nur Euren Fiſch in Ruhe, die Inquiſition iſt ja leider jetzt nicht mehr ein beißender, nur noch ein bellender Hund, der die Kirche nur bewacht, ſtatt ſie zu vertheidigen.“

Enrique ſchwieg, das Wort Inquiſition hat auch jetzt noch eine Schauder erregende Kraft bei dem Spanier;

er aß, trank und liebäugelte, und war froh, daß ihm Gomez das Mittagsmahl hier einzunehmen vergönnte.

„Wißt Ihr schon, daß Gomez in der Nähe ist?“ fragte der Klausner, nachdem er sich ziemlich gesättigt hatte.

„Das wußten wir längst!“ erwiederte der Capitano mit wichtiger Miene. „Wißt Ihr aber auch, daß, sobald er von unsern Vertheidigungsanstalten und dem Muthe der Truppen und der Freiwilligen Kunde erhielt, er sich sogleich nach Ubeda zurückzog?“

„Von Allem, was Ihr mir da sagt, habe ich kein Wort erfahren,“ erwiederte Estevan, das Wort Allem stark betonend. „Ich habe von Allem das Gegentheil gehört. Doch mir sind sicherere Nachrichten zu Ohren gekommen.“

„Euch?“ fragte spöttisch lächelnd der junge Capitano.

„Ja, mir!“ fiel ihm der Bruder, den das spöttische Lächeln verdroß, schnell in die Rede. „Ich habe die Nachricht von Jemand, der Gomez entgegen zog.“

„Und wer ist dieser Karlistenfreund?“ fragte Enrique.

„Das darf ich nicht verrathen. Meine Geheimnisse verwahr' ich treu,“ sagte Estevan und schlürfte den Xeres wohlbehaglich hinunter.

„Auch dem General-Capitain nicht, zu dem ich Euch sogleich führen werde?“

„Auch dem nicht!“ erwiederte er, mehr Fassung zeigend, als er wirklich hatte, denn das Wort General-Capitain wirkte auf ihn, wie das Wort Inquisition auf den Capitano.

Enrique stand nun plötzlich vom Tische auf, entschuldigte sich bei der Señora und seiner Braut, daß Dienst-

pflicht ihn zwinge, sie zu verlassen und ihnen die erbauliche Gesellschaft des Klausners zu entziehen, der ihn zu dem General-Capitain begleiten müsse, dem jede Nachricht über Gomez von äußerster Wichtigkeit sei.

„Mein Gott, werther Señor!" bat die Mutter. „Verwickelt den frommen Mann nicht in Weitläufigkeiten, und setzt ihn, besonders in dieser bösen Zeit, wo den Dienern der Kirche so heillos mitgespielt wird, keinen Unannehmlichkeiten aus. Laßt ihn ruhig hier sein Mittagsmahl beenden, und setzt Euch wieder zu meiner Tochter, die Euch, so wie ich sehe, schon fest bei der Hand gefaßt hat und Euch sicher nicht fortlassen wird." —

„Weislich gesprochen, Señora!" fiel ihr der Klausner in die Rede und hielt ihr den leeren Becher hin. „Ehe ich mich nicht gesättigt habe, weich' und wank' ich nicht von der Stelle. Nachher will ich auch dem Señor, um mir den Weg zum General-Capitain zu ersparen, der eben kein Freund ehrwürdiger Brüder ist, und gern berichten, wie ich zu dieser Nachricht gekommen bin. Gott mag es mir vergeben, daß ich plaudere, ich ward aber dazu gezwungen, wie Ihr mir vor Gott und Menschen bezeugen könnt, Señora."

„Wenn das ist, so will ich wohl bleiben," meinte der junge Capitano und setzte sich wieder zu Mariquita.

Als nun endlich Estevan sich völlig mit Speis' und Trank gesättiget hatte, und Enrique ihn an sein Wort erinnerte, begann er, und es schien, daß ihn dabei Gewissensbisse nicht sehr plagten: „In den Bergen, auf deren höchstem Gipfel ich in meiner Klause schon hier dem Himmel näher stehe als Andere, wohnt in einer engen,

nur von oben herab sichtbaren Schlucht Christoval, ein alter in der ganzen Gegend wohlbekannter Schmuggler, der seit einiger Zeit, auf meine frommen Ermahnungen, sein diebisches Handwerk aufgegeben und ein gottgefälliges, erbauliches Leben in seiner Einsamkeit geführt hat. Dieser kam gestern Abend, als es finster zu werden begann, den Berg hinauf, verrichtete mit den Seinen an dem großen dort aufgepflanzten Kreuze seine Andacht, trat dann bei mir ein und verlangte auf ziemlich eindringliche Weise, ich solle ihm den Segen zu seinem vorhabenden Unternehmen ertheilen, das dieses Mal besserer Natur sei als sonst. Er ziehe, so sprach er, mit seinem Sohne und seinem künftigen Eidam Gomez entgegen, der in wenig Tagen vor Cordova stehen werde, und wolle unter ihm für König und Kirche streiten."

„Und Ihr segnetet ihn zu seinem Unternehmen?" fragte der Capitano mit Hast.

„Ich verweigerte standhaft, es zu thun!" erwiederte der Bruder. „Aber was half es mir? Christoval zog sein langes Messer, der Sohn spannte den Hahn seines Gewehres, und gegen meinen Willen, gegen meine Anhänglichkeit an die gute Königin Christine, die Tage lang mit dem frommen Muñoz, um zu beten, sich einschließt, mußte ich den Segen sprechen. Nicht wahr, Señor Capitano, so allein in einer Klause, von aller Welt geschieden, würdet Ihr an meiner Stelle, ein blankes Messer auf der Brust, ein geladenes Gewehr vor der Stirn, selbst über den Teufel den Segen gesprochen haben?"

„Nie, nimmermehr!" rief der junge Mann, den die Gegenwart seiner Braut plötzlich so heroisch stimmen

mochte. „Eher sterben, als das Unternehmen eines Karlisten segnen!“

„So bewahr' Euch Gott für den Fall!“ brummte der Klausner. „Bei einer Flasche ächtem Xeres da denkt man zuweilen anders, als wenn einem das Messer an der Kehle steht.“

„Wie lange äußerte sich der Schmuggler, daß Gomez noch von unserer Stadt entfernt bleiben würde?“ fragte jetzt der Capitano, der die eben gesprochenen Worte des Bruders nicht gehört zu haben schien.

„Darüber sagte er so eigentlich nichts!“ erwiederte der Klausner. „Da ich aber heute hörte, daß sich in der Sierra eine Guerilla bilden würde, wozu selbst Leute aus dem Los Pedroches und der übrigen Umgegend stoßen würden, braucht es noch einige Zeit, ehe diese sich sammeln, und so könnte es wohl noch 8 Tage dauern, ehe Gomez wieder von dem jenseitigen Ufer zu uns herüber käme.“

„Nun, dann hab' ich noch Zeit!“ sagte der junge Kriegsmann, doch Niemand verstand den Sinn dieser Worte.

Gleich darauf theilte Bruder Estevan den Segen aus, mit welchem er ziemlich freigebig war, und entfernte sich; auch Enrique mußte wieder hinaus zu seinem Bataillon, und so blieben Mutter und Tochter allein. Mariquita weinte und seufzte, daß der abscheuliche Gomez ihr so nahes Glück immer störe und es weiter hinausschiebe; auch die Mutter war trostlos und hatte nichts

eifriger zu thun, als alle ihre Kostbarkeiten und das baare Geld zu vergraben, um es Gomez Händen zu entreißen.

3.

Auf der Straße, die von Cordova nach Ciudad Real führt, liegt eine Venta (Wirthshaus), die unter dem Namen Navajunda bekannt und eine der angesehensten der dortigen Gegend ist, was freilich nicht viel sagen will. Sie steht am Rande der Hochebene, von wo sich viele Thäler und Schluchten nach dem Guadalquivir hinabziehen. Es war heute auf diesem Punkte ein reges Treiben, denn von fern und nah, von der Ebene und den Thälern, von Los Pedroches wie vom Rio Jandula her, zogen Haufen Bewaffneter, zu Pferde und zu Fuß, selbst Einzelne herbei, um sich in der Venta Novajunda zu einer Guerilla zu vereinigen. Aus allen diesen Gegenden hatte ein gewichtiger Mann die Streiter der Kirche geworben, aus der Sierra von Cordova führte Christoval die kleine Schaar hierher, die aus 80 zu Fuß und 10 Berittenen bestand, von denen gewiß die Meisten alte bekannte Schmuggler waren, die sich schon früher gewöhnt hatten, ihr Leben für einen kleinen Gewinn auf das Spiel zu setzen. Man versammelte sich hier, um einen allgemeinen Anführer zu wählen und die Befehle Gomez abzuwarten, dem sie sich anschließen wollten.

Nach langem Berathen fiel fast die einstimmige Wahl

auf Christoval, der aber bescheiden das Ehrenamt ablehnte. „Ich weiß wohl," so sprach er, „mit einem kleinen Haufen mich ins Versteck zu legen, zu entschlüpfen, wo es nöthig ist, auch zu seiner Zeit tapfern Widerstand zu leisten, kurz alle die kleinen Vortheile zu benutzen, die einen alten Schmuggler so oft aus der Noth reißen müssen, doch eine Kriegesschaar anzuführen habe ich nicht Erfahrung genug. Aber seht hier den edlen Señor Francisco, einen alten zurückgesetzten Kriegsmann aus dem Los Pedroches, der schon bei Baylen seine Kompagnie gegen das Heidenvolk, die Franzosen führte. Solch ein Mann kennt den Krieg, und wir dürfen uns dreist seiner Erfahrung anvertrauen. Mir laßt den Befehl über meine kleine Schaar; diese wackern Leute kennen mich, ich kenne sie, und so haben wir gegenseitiges Vertrauen. Was jedoch unser allgemeiner Capitano gebietet, werde ich gewissenhaft befolgen, denn ich stelle mich willig unter seinen Befehl." Mehrere drangen noch ferner in ihn, den Oberbefehl anzunehmen, aber er blieb standhaft und verweigerte es auf das Bestimmteste. Man mußte nun zu einer neuen Wahl schreiten, und bald erscholl der laute Ruf: „Viva el Capitano Francisco!" von allen Seiten.

Eben als sie die Wahl beendet hatten, traf ein Offizier von Gomez ein, der ihnen den Befehl brachte, sobald sie sich einigermaßen organisirt hätten, in die Umgegend von Cordova zu rücken, um dadurch die Aufmerksamkeit der Feinde zu theilen; es könnten wohl noch 8 Tage vergehen, ehe er vor Cardova ziehe, und sie möchten sich nicht durch sein Hin- und Hermarschiren irre machen lassen. Auch ließ er sie warnen, sich während dem in kein

ernstes Gefecht einzulassen. Der Offizier war erfreut, die Guerilla so stark und so wohl bewaffnet zu finden. Es waren fast 400 zu Fuß und 55 Berittene, wildes Volk, von dem nur wenige Carls V. wegen, viele durch Priester aufgeregt, die meisten aber, um zu plündern, der schwarzen Fahne des Gomez folgten.

Jetzt, als Jeder aus Reih' und Glied trat, ward es wieder lebhaft. Hier lagerten sie sich, noch in einzelnen abgesonderten Haufen zusammenhaltend, wie sie sich in den verschiedenen Gebirgen gesammelt hatten. Jeder beschäftigte sich auf seine eigene Weise, und während die von ihnen gewählten Offiziere größtentheils in der Venta um den Feuerheerd saßen, den an sie abgeschickten Offizier mit dem Besten, was sie hatten, bewirtheten, und wegen der Operation von Gomez und der Stärke der ihm folgenden Christinos ausfragten, was ihnen der Karlist wohl nicht der Wahrheit gemäß kund that, lärmten, jubelten, tobten und beteten die draußen, holten aus ihrer von Binsen geflochtenen Tasche das Maisbrod und die Zwiebeln, und wer eine Kürbisflasche, oder gar einen Bocksbeutel mit schlechtem Wein hatte mitnehmen können, der trank einige Schlucke und sparte sich den Rest auf, denn der Spanier ist in der Regel sehr frugal im Essen und Trinken. Die Meisten aber, aus allen Gegenden untermischt, standen ehrfurchtsvoll um einen Pater Kapuziner, der auf ein paar über einander gerollte Felsstücke geklettert war und von da herab die Streiter Christi mit donnernder Stimme ermahnte. „Setzt Blut und Leben daran," so rief er in heiligem Eifer, „die heidnischen Hunde, die Christinos, zu zermalmen, gebt Keinem von

ihnen Pardon, und Alle, die in Eure Hände fallen, opfert der Kirche. Auch die Häuser der Einwohner, von denen Ihr wißt, daß sie christinisch gesinnt sind, plündert, fügt ihnen allen Schaden zu, und dies Alles zur Ehre des barmherzigen Gottes, der Euch dafür das Paradies öffnen wird, wenn Ihr rühmlich fallen solltet im heiligen Kampfe. — Und so Ihr dieses, wie ich hoffe, thut, so Ihr das Blut der Feinde der Kirche als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes rauchen laßt, will ich Euch, Eurem Schwur vertrauend, meinen Segen ertheilen. Kniet nieder, Streiter der Kirche, empfanget ihn!"

Und wie von einem Schlage getroffen beugten Alle ihre Knie, senkten ihre gewiß schon von mancher Sünde beladenen Häupter und empfingen den Segen des nach Blut dürstenden Pfaffen; und als das Amen aus seinem Munde erschallte und er von seiner Felskanzel herabstieg, bekreuzten sie sich, sprangen auf und Jeder ging zu den Seinen griff nach seiner Binsentasche, die er an einem ledernen Riemen über die Schulter trug, aß, trank und jubelte, und die Rede des Kapuziners schien schon vergessen zu sein.

Am andern Morgen zogen sie nach Villafranca de Cordova, überfielen die Stadt, plünderten sie und verbreiteten Schrecken in der ganzen Gegend umher, besonders in den Städten, denn der Landmann hing immer noch an den Gebräuchen der Kirche und mehr an Don Carlos, als an der Madrider Königin, wie sie die Königin Christine zu nennen pflegten, welche die Klöster aufheben und die frommen Klosterbrüder und Schwestern aus ihren heiligen Asylen schonungslos verjagen ließ.

4.

Während dieſes in der Venta Navagunda vorgegangen war, fand in der Umgegend von Cordova ein trauriges Ereigniß ſtatt. Ein ſtarkes Klopfen an der Thür von Eſtevans Klauſe hatte den guten ſorgloſen Bruder aus ſeinem ſüßen Mittagsſchlafe geweckt; er ſprang erſchrocken auf, da es noch einmal und ſtärker klopfte, und war nicht wenig überraſcht, als er, da er öffnete, den Señor Enrique in völliger Uniform vor ſich ſtehen ſah, der ihn freundlich begrüßte, ihm gegen ſeine Gewohnheit traulich die Hand ſchüttelte und dann in die Hütte trat.

„Ehe ich weiter Etwas mit Euch ſpreche, ehrwürdiger Bruder, ſo reicht mir einen Biſſen und einen Trunk! — Ich habe noch nicht zu Mittag gegeſſen," hob er an, ohne auf das entſchuldigende Achſelzucken des Bruders zu achten, „und Ihr wißt noch beſſer als ich, daß ſich kein Geſchäft mit leerem Magen gut abmachen läßt."

„Ein Stückchen trocknes Brod, ein Schluck ſaurer Wein iſt Alles, was ich Euch verſetzen kann!" ſagte der Klausner kleinlaut.

„Schalk!" erwiederte Enrique lachend. „Euer Keller iſt nie leer von gutem Wein, und ein Kapaunflügelchen oder ein gebratenes Kaninchen, oder ſonſt etwas Gutes habt Ihr immer in Vorrath."

„Ihr irrt!" fiel ihm Eſtevan in die Rede. „Solche Leckerbiſſen findet Ihr nicht in der Klauſe eines armen Bruders."

„Hm!" ſagte der Capitano lächelnd und ſein Auge

ſchweifte in der Hütte umher. „Ich wollte Euch wohl glauben, hätte ich nicht zu oft meiner Schwiegermutter Eſel ſo ſchwer mit allerlei Lebensmitteln für Euch bepackt geſehen, daß es dem armen Thiere ſicher ſchwer geworden iſt, den Berg hier herauf zu klimmen. Sträubt Euch nicht, öffnet das Schränkchen dort in der Wand und beſucht Euren Keller, denn da draußen ſtehen 20 Hungrige, wenn ich dieſe Wölfe loslaſſe, finden ſie gewiß ein Schaaf in Eurer Hütte.“

Der Klausner beſann ſich bei dieſen Worten nicht lange, ſuchte aus ſeiner Weigerung einen Scherz zu machen, holte ein gebratenes Kaninchen und den kleinen Bocksbeutel herauf, und ſtellte es, einen wehmüthigen Blick darauf werfend und Abſchied von dem herrlichen Braten nehmend, auf den Tiſch. Enrique langte ungenöthigt zu, ſchenkte ſich ein, und nachdem er ſich geſättigt, erſuchte er den Klausner, ohne ihm nur Dank zu ſagen, mit ihm zu dem Kreuze hinauf zu ſteigen. Dieſer mußte gehorchen und erſchrak nicht wenig, als er jetzt eine Schaar Chriſtinos hinter einer Felswand gelagert und auf mancherlei Punkten Schildwachen ausgeſtellt ſah. Er dachte hierbei an den General-Capitain, ließ ſich jedoch ſeine Furcht nicht merken und führte den Señor nach dem Kreuze.

Dieſer, dort angelangt, beſah ſich die Gegend genau. „Iſt der graue Thurm dort drüben nicht Bujalance, jener St. Cruz? Hier ſieht man Fernan Nuñez, und dort auf der Straße nach Sevilla, liegt da nicht la Carlotta?“ — Der Klausner bejahte Alles. „Eine ſchöne weite Ausſicht bei klarem Himmel,“ fuhr Enrique fort, aber auch

das Thal hier unten ist schön und belebt, Cordova la vieja, Ventorillo, selbst Villafranca und das herrliche Cordova liegt vor uns, und dies da unten mit seinem eingestürzten Thurme, ist das nicht St. Geronimo?"

„Ja, Señor!" erwiederte Estevan etwas zerstreut, da seine Gedanken immer noch bei dem Kaninchen waren, wovon ihm nur ein kleiner Rest geblieben war.

„Und das Haus da unten in der Schlucht, mit seinem Dach von Steinplatten, ist das nicht das Haus des Schmugglers?"

„Ja, Herr! — Doch nein, ich irrte."

„Bruder Klausner!" fuhr ihn der Capitano an. „Ihr wißt, man kehrt sich in Cordova nicht sehr an Eure Kutte, und seht Jene dort!" Er zeigte auf die Soldaten.

„Nun ja, es ist des armen Christovals Haus!" sagte er endlich mit sichtbarem Widerwillen, denn theils dauerte ihn Frau und Tochter, theils fürchtete er sich vor des Schmugglers Rache.

„Wo führt der Weg dahin?"

Den zu verleugnen wäre Thorheit gewesen, sie hätten ihn doch gefunden, aber in der Irre wollte er sie führen, um Zeit zu gewinnen. „Da müßt Ihr zurückkehren," sprach er, „und wenn Ihr die Stufen hinabgestiegen seid, kommt Ihr, wie Ihr Euch wohl besinnen werdet, auf einen freien Platz, wo einige wilde Rosen blühen; da führt ein fast ungangbarer Pfad erst rechts, dann bei einem in Felsen gehauenen Sitze wieder links hinab gerade auf das Haus zu."

„Begleitet uns!" befahl der Capitano.

Das war dem Bruder ein Donnerwort. „Ihr werdet doch den unſchuldigen Frauen kein Leid zufügen wollen?“ fragte er beſorgt.

„Iſt die Tochter hübſch?“

„Sie iſt ſchön!“ erwiederte unvorſichtig der plauderhafte Bruder.

„Deſto beſſer!“ ſagte Enrique. „Und nun kommt, begleitet uns!“

Der Klausner mußte voraus gehen und führte ſie bis dahin, wo der Fußſteig von dem ebenen Platze und dem Wege abging. Hier weigerte er ſich aber halsſtarrig, weiter den Führer zu machen, und als der Offizier den Soldaten einen Wink gab, zog er ein kleines Kruzifix aus der Kutte hervor und hielt es den Soldaten, die ihn packen wollten, entgegen. „Zurück!“ rief er, „und beugt Eure Knie vor dem Gekreuzigten, ſtatt ſeinen frommen Diener zu mißhandeln!“ — Die Soldaten beugten zwar nicht ihre Kniee, traten jedoch, ſich bekreuzend, zurück, und Enrique, der doch die Sache nicht aufs Aeußerſte treiben wollte, ließ den Bruder in Ruhe und ging mit den Soldaten den Fußpfad allein hinunter, während Eſtevan ſo eilig, als es nur ſeine Beleibtheit erlaubte, die Stufen hinauf lief. Bei der Hütte angekommen holte er ſchnell eine kleine weiße Fahne hervor und ſteckte ſie in eine Felsritze unter dem Kreuze. Dies war ein mit Frau Margarita verabredetes Zeichen, ſie vor nahender Gefahr zu warnen, denn bei aller ſeiner Tücke und Liſt war er doch zuweilen gutmüthig. Juanita hatte er in ſein Herz geſchloſſen, und ſie vom Verderben zu retten, hätte er noch mehr gewagt.

Das Schickſal aber war heute gegen Mutter und Tochter grauſam. Beide ſaßen ruhig, ihre Arbeit in der Hand, vor der Thür, ſprachen von der Zukunft, und Juanita, die für ihren Stand nicht ohne alle Bildung war, da ſie bei ihrer kürzlich verſtorbenen Muhme, einer Kloſterfrau, ihre Jugend zugebracht hatte, dachte mit inniger Liebe an Pedro und zitterte vor den Gefahren, denen er ausgeſetzt ſein konnte. Keine von Beiden warf einen Blick nach der Höhe, keine ſah weder die warnende Fahne noch hörte ſie die Ankunft der Soldaten, die den Weg endlich gefunden und ſich herangeſchlichen hatten. Plötzlich ſahen ſich die Frauen von den Chriſtinos umzingelt, die, nachdem ſie ihnen jeden Weg zur Flucht verſperrt, in das Haus ſtürzten, und, ohne auf Juanita's Thränen und der Mutter Flehen zu achten, es rein ausplünderten, während Enrique das Mädchen mit lüſternen Augen betrachtete.

„Ich kann in dieſer Sache nichts thun!" erwiederte er jetzt, als die Mutter ihn bat, ihnen wenigſtens die Freiheit zu laſſen. „Ich habe beſtimmten Befehl, Euch als Geißel für Euren Mann und Euren Sohn, die ſchändlichen Karliſten, nach Cordova zu führen." Es half kein Bitten, kein Flehen, Juanita's Schönheit, ihr bezauberndes Weſen ſchadeten ihr mehr bei dem Señor, als ſie ihr nützten; ſie wurden Beide abgeführt.

Als Eſteban von oben das Haus hatte umringen ſehen, nahm er ſchnell die Fahne weg und blickte neugierig, aber angſtvoll hinunter, und als er ſah, daß die Frauen abgeführt wurden, jammerte es ihn, und zugleich fürchtete er Chriſtovals Rache — und wie er ſo ſeiner

Angſt und dem Mitleiden nachhing, ſah er unten eine Rauchſäule aufſteigen, bald ſchlugen die Flammen über die von der Hitze geſprungenen Steinplatten, und Chriſtovals Haus ſtand in hellen Flammen.

„Gerechter, barmherziger Gott!“ ſchrie er bei dieſem Anblick auf, „das koſtet mir das Leben, nun bin ich zum Tode reif! Aber bei allen Heiligen, die in dem Himmel hungern und dürſten und blos vom Anſchauen leben ſollen, ſchwör' ich dem verfluchten Ketzer, dem Senor Enrique Rache! Schenkt mir nur Chriſtoval das Leben, ſo ſoll ſie ihn gewiß treffen, und ſollte mein Leib zuſammenſchrumpfen wie eine alte Pergamenthaut, ſollte ich 100 Tage faſten müſſen und meinen Mittagsſchlaf ein ganzes Jahr aufgeben, ich würde dies Alles opfern, wenn ich nur ihn verderben kann!“ Er ging in ſeine Hütte, verzehrte in der Bosheit den übrig gelaſſenen Reſt des Kaninchens, füllte einen Becher nach dem andern aus dem Schlauche und ſchlief dann auf ſeinem Sorgenſtuhle ein.

Der General-Capitain, der dem Capitano wohlwollte, war mit ihm ſehr zufrieden, als er von ſeiner rühmlichen Expedition gegen zwei Frauen glorreich zurückkam, die auch, ohne weiter vernommen zu werden, in ein elendes Gefängniß gebracht wurden. Die Sache ſchien dem General-Capitain ſo wichtig, daß er Enrique für ſeine Heldenthat belohnen zu müſſen glaubte, weshalb er ihn, da er deſſen Verhältniſſe zu ſeinem reichen Ohm kennen mochte, zum Befehlshaber von Luque ernannte, einer auf ſteiler Höhe liegenden, nach alter Art noch befeſtigten Stadt, die von einem viel höher gelegenen alten, faſt uneinnehmbaren mauriſchen Schloſſe beherrſcht wurde, und

ihm befahl, am andern Tage mit seiner Compagnie dahin aufzubrechen und es muthig zu vertheidigen, sollten die Karlisten davor rücken. Er gebot ihm Eile, da General Escalante die Besatzung herausgezogen und die Burg fast ohne alle Vertheidigung sei.

Dieser Befehl überraschte Enrique. Er war ihm schmeichelhaft und doch in einer Art unlieb, denn ungern vermißte er den reichbesetzten Tisch der Dame Clara, für welchen der des kargen Oheims ihm keinen hinlänglichen Ersatz geben konnte, auch war ihm die Entfernung von seiner Braut, an die er sich nach und nach gewöhnt hatte, nicht gleichgültig; doch tröstete er sich bald über Tafel und Braut mit dem Gedanken, daß er oben auf dem Adlerhorste nichts von Gemez zu befürchten habe, und es ward ihm besonders leicht, da auf seine Vorstellung der General-Capitain ihm die Erlaubniß gab, die beiden Frauen mit nach dem uneinnehmbaren Luque zu führen, weil sie dort sicherer verwahrt wären, als in Cordova selbst. Der Gedanke, dort die schöne Juanita in seiner Gewalt zu haben, konnte ihn für Alles entschädigen.

Aber in dem Hause der Señora war diese Nachricht ein Donnerschlag. Mariquita war untröstlich, sie sank ihrem Geliebten um den Hals und weinte bitterlich. „Ich lasse Dich nicht!" rief sie mit Heftigkeit. „Reiche Deine Entlassung ein, ich bin reich genug, daß Du ohne den Sold, der doch nie ausgezahlt wird, wie ein stattlicher Cavallero leben kannst; nur bleibe bei mir, verlaß mich nicht!" Enrique vermochte nicht sie zu trösten und ihr begreiflich zu machen, daß er seiner Ehre wegen unmöglich jetzt seine Entlassung fordern könne, daß er es aber

ſpäterhin gern thun würde, um ſich nie mehr von ihr zu trennen. Er drückte ſie innig an ſich, küßte zärtlich ihren wirklich zum Küſſen geformten Mund, aber Druck und Kuß ließen ſie nur noch tiefer den Schmerz der Trennung fühlen, der bei dem Señor weniger herzzerreißend war, da die Vergleichung der Braut mit des Schmuggelers ſchöner Tochter, die er an dieſem Abende ſchon manchmal angeſtellt hatte, ihn das Bittere der Trennung nur halb fühlen ließ. Als die Stunde des Abſchiedes ſchlug, war das Mädchen außer ſich; ihre Leidenſchaft brach in hellen Flammen hervor; ſie nahm das Kruzifix von ihrem Bettiſch, und Enrique mußte auf das Heilige ihr nochmals ewige, unwandelbare Treue ſchwören, dann erſt entließ ſie ihn.

5.

Gomez war indeſſen nach manchem Kreuz- und Querzug, wobei er die durchzogenen Gegenden hart mitgenommen hatte, bei Andujar wieder über den Quadalquivir gegangen, rückte von hier bis Montoro vor, und gab dem Don Franceſco, der bei Caſtillo del Bacar ſtand, den Befehl, in der Gegend von Palma auf das linke Ufer des Fluſſes zu ſetzen, Cordova von jener Seite zu bedrohen und die Straße nach Sevilla zu beobachten. Ehe noch dieſer Befehl ankam, war Chriſtoval ſchon bis in die Ebene gerückt, hatte hier manches kleine Scharmützel mit der Beſatzung und den Freiwilligen von Cordova zu

beſtehen, das ihn jedoch nicht hinderte, einen kleinen Abſtecher mit Pedro, Jeronimo und Mehreren ſeiner Bande nach ſeiner Heimath zu machen, von welcher er nicht 2 Leguas entfernt war. Seine Anhänglichkeit an ſein Weib und an das Haus, das ſchon ſein Vater bewohnt hatte, war groß, und es zog ihn hin, eben ſo wie Pedro die Braut und Jeronimo die Mutter. „Was wird die Alte, was Juanita ſagen, wenn ſie uns werden kommen ſehen?“ ſagte Chriſtoval, von dieſem Gedanken in die heiterſte Stimmung verſetzt. — „Sieh, Pedro, nur noch um jene Felsſpitze herum und den ſteilen Fußpfad hinauf, längs der Felswand hin, die ſo trefflich unſer Häuschen verbirgt, und wir ſind da! Siehſt Du wohl das große Kreuz da oben?“ Pedro erwiederte nichts, ſeine Freude war zu groß, die geliebte Juanita wieder zu ſehen, und ſo wanderten ſie nun raſchen Schrittes immer weiter. Bald war der beſchwerliche Pfad erklimmt, bald ſtiegen ſie längs der ſteilen Felswand immer höher hinauf. Jetzt hatten ſie das Ende erreicht, ſie umgingen den Fels, das letzte Hinderniß war erſtiegen und — ſie ſtanden vor einem Schutthaufen, ſelbſt die alten Bäume hatte die gierige Flamme erfaßt.

„Heiliger Antonio!“ brach endlich Chriſtoval das Schweigen, denn Schreck und Schmerz hatte ſie Alle im erſten Augenblick verſtummen laſſen. „Mein armes Weib, mein Kind! Wohin mögen ſie Euch geſchleppt haben! — O mein Gott, warum ſollen ſie für mich büßen? — Fort, hinauf zum Klausner!“ befahl er Pedro, der um ſeine Juanita jammerte. „Nimm einige der Unſern mit Die

und führ' ihn hierher im Guten oder mit Gewalt; ich muß von ihm wiſſen, was hier geſchah!"

Pedro ſäumte nicht, den Fußpfad hinauf zu klettern, während dem Chriſtoval, der ſich in Etwas wieder gefaßt hatte, mit ſeinen Leuten den Schutt wegzuräumen ſuchte, der den Keller bedeckte, was freilich beſchwerlich war, da ihnen dazu jede Geräthſchaft fehlte. Endlich gelangte er doch zum Ziele, ſtieg mit Jeronimo die Treppe hinab, fand dort alle Vorräthe weggeſchleppt und die Weinſchläuche nicht mehr, die er hier ſo ſorgſam verwahrt hatte. Aber das Alles kümmerte ihn weniger, als ein Schutthaufen in der Ecke, den er noch unverſehrt fand. „Räume dieſen Schutt weg!" befahl er Jeronimo. „Unter ihm wirſt Du einen ſchweren Beutel mit Doublonen vergraben finden; wühle die Erde auf, und müßteſt Du es mit den Händen thun! Ich will indeſſen hinauf zu den Unſern; der treue Andres wird wohl mit dem Maulthier heraufgekommen ſein, und dann wollen wir die Lebensmittel, die für die Mutter beſtimmt waren, unter unſere Kameraden vertheilen und das Geld heimlich auf das Maulthier packen. Gott ſei gelobt, daß ſie das Geld nicht witterten, es iſt meine ganze Habe, an der wencher Schweiß, mancher Blutstropfen klebt! — Ach, Jeronimo," fuhr er nach einer Weile fort, „hätten ſie es doch lieber mitgenommen und mir Weib und Kind gelaſſen, ich wäre ein glücklicher, ſo bin ich mit all meinen Doublonen ein unglücklicher Mann! — Doch ich will mit Gott nicht hadern, will mich vom Schickſal nicht beugen laſſen, und mein Muth ſoll nicht durch das Härteſte unterdrückt werden. — Nun geh an die Arbeit, ich verlaſſe

Dich, sei thätig!" Er ging hinauf, fand Andres mit dem Maulthier schon eben, ließ die Lebensmittel unter seine Leute vertheilen, setzte sich auf einen Stein, und sein und seines unglücklichen Weibes Schicksal überdenkend, war der Gedanke an Rache der einzige, der ihn noch etwas trösten konnte.

Bruder Estevan hatte gestern und heute immer in Sorgen vor einem lästigen Besuche geschwebt und immer auf seinem Observatorium am Kreuze gestanden, wenn er nicht hinunter mußte, die mancherlei Geschenke anzunehmen, die ihm in diesen Tagen die Bewohner des Thales, vielleicht aus Furcht, sie würden doch der wilden Bande des Gomez zu Theil, reichlicher gespendet hatten, als gewöhnlich. So war ihm auch heute Christovals Ankunft bei den Trümmern seines Hauses nicht entgangen, er fürchtete mit Recht einen Besuch, und eilte nun so viel als möglich, in einer auf der andern Seite des Felsens gelegenen Höhle die ihm wertheſten Sachen zu verbergen. Doch Pedro störte ihn in diesem Geschäft, als er eben, einen tüchtigen Weinschlauch auf dem Rücken und eine Schüssel in der Hand, auf welcher ein feistes Huhn lag, vor dem Loche stand. Schlauch und Huhn entfiel ihm bei dessen Anblick, und er konnte kaum antworten, als ihn Pedro mit wüthender Geberde fragte, wer die Freveltat begangen, Mutter und Tochter weggeführt und Christovals Haus in Brand gesteckt habe. Endlich faßte er sich wieder und erzählte der Wahrheit gemäß den unglücklichen Vorgang. Dies half ihm jedoch für den Augenblick wenig, er mußte mit Pedro hinunter zu Christoval, und hatte nicht einmal so viel Zeit, seine

Klauſe zu verſchließen. Nur der Befehl Pedros beruhigte ihn in Etwas, daß die Mannſchaft oben bleiben und ſtreng darauf halten ſolle, daß nichts entwendet würde. „Mit Brod und Wein könnt Ihr Euch ſättigen," ſprach Pedro, „wegen dem Uebrigen aber wartet bis auf Ordre! Beim Kreuze ſtellt eine Schildwacht auf, von da könnt Ihr die ganze Gegend überſehen und die Signale beobachten, die man unten bei dem Schutthaufen Euch geben wird."

Als der Bruder vor Chriſtoval geführt wurde, empfing ihn dieſer mit einem kräftigen Fluche und einem wüthenden Blick. „Du haſt ſchlecht für mich geſorgt!" fuhr er ihn an. „Mein Weib und Kind ſind weggeführt, mein Haus liegt in Schutt und Du Elender haſt uns den Chriſtinos verrathen. Wer hat die Frevelthat begangen, die tauſendfältig gerochen werden ſoll?"

„So mein' ich es auch!" ſagte Eſteban, der ſchon wieder Muth gefaßt hatte. „Auch ich habe feierlich geſchworen, ihn, den Gottloſen, der die Frevelthat beging, zu vernichten, wenn mir Gott Kraft und Gelegenheit dazu giebt. Ehe ſoll, ſo ſchwör' ich, mein Leib zuſammenſchrumpfen wie eine alte Pergamenthaut —"

„Schweig!" befahl ihm Chriſtoval, immer zorniger werdend, „Du biſt zu feig zur Rache! Antworte mir, wer hat dies gethan, wohin haben ſie die Meinen geführt? Antworte und ſprich die Wahrheit, ſonſt —" Ein Zeichen der Hand nach dem halb verbrannten großen Feigenbaum ließ Eſteban Böſes ahnen und nahm ihm allen Muth.

„Der Señor Enrique Expetta, Capitano bei dem Ba-

taillen del Principe, hat die Euren weggeführt und das Haus anzünden lassen," sagte zitternd Estevan.

„Ist er nicht der Verlobte der Tochter Deiner Gönnerin, der Señora Clara?" fragte Christoval rasch und sprang von seinem Steinsitze auf.

„So ist es!"

Christoval ging bei diesen Worten einige Mal sinnend auf und ab, man konnte auf seinem Gesichte deutlich lesen, daß er mit sich nicht einig war; plötzlich riß er mit Hast ein weißes Tuch aus seiner Tasche, warf es einem seiner Leute zu und sagte, auf den Baum weisend: „Da hinauf, Miguel!"

„Um Gottes Barmherzigkeit und aller Heiligen willen!" rief bei diesen Worten der geängstete Bruder, als er Miguel wie einen Marder den Baum hinaufklettern sah und dort aufgehängt zu werden glaubte, wobei er in seiner Todesangst vergaß, daß man wohl schwerlich an einem leinenen Tuche seinen feisten Körper aufhängen könnte. „Um aller Heiligen willen habt Barmherzigkeit!" —

„Steh' auf!" befahl Christoval, „noch ehr' ich Deine Kutte! Aber nun sprich, wer sagte dem Ketzer, daß dies mein Haus, daß hier meine Frau und mein Kind sich noch aufhielten? Rede die Wahrheit, oder wehe Dir!"

„Ich ward gezwungen, es zu sagen," erwiederte zitternd Estevan, „das geladene Gewehr auf der Brust mußte ich ihnen Euer Haus zeigen."

„Und wer verrieth ihm, daß ich zu Gomez ziehe?"

„Auch ich durch ein unüberlegtes Wort." Da riß Christoval das leicht umgeschlungene rothseidene Tuch von

ſeinem Halſe und warf es wüthend auf den Boden. „Neben das Andere!“ rief er Miguel zu, und bald flatterte es oben auf dem Baume neben dem weißen.

„Señor!“ bat jetzt der Klausner. „Zürnt mir nicht, ich bin nicht ſo ſtrafbar, wie Ihr glaubt. Der Capitano, mit dem ich bei der Señora Clara zu Tiſche ſaß, prahlte er und behauptete, Gomez habe ſich bei der Nachricht von dem Muthe der Garniſon und der Freiwilligen von Cordova zurückgezogen. Dieſe Prahlerei verdroß mich, ich verſicherte ihm, ich hätte beſſere Nachrichten, Gomez ſtatte ſicher noch, trotz alles prahlenden Muthes in Cordova einen Beſuch ab, und da führten ſie mich zu dem General-Capitain, Ihr wißt, wie wenig er Kutte und Tonſur achtet; der drohte mir mit der peinlichen Frage, und ich geſtand, daß ich es von Euch wiſſe, und mußte auch geſtehen, daß Ihr zu Gomez gezogen wäret. Vorgeſtern kam der Capitano mit 20 Soldaten herauf, beſetzte meine Hütte und verlangte von mir, ſie nach Eurer Wohnung zu führen. Ich zeigte ſie ihnen, wurde jedoch gezwungen, ihr Wegweiſer zu ſein, jedoch brachte ich ſie nur hinunter, wo der ſteile Fußpfad rechts abgeht und weigerte ſtandhaft, ſie weiter zu führen. Da warfen ſie mich zu Boden und mißhandelten mich, bis ich den klugen Einfall hatte, ein kleines Kruzifix aus meiner Kutte zu ziehen und es ihnen vorzuhalten; davor hatten ſie doch noch mehr Ehrfurcht, als vor mir, ſie ließen mich liegen und ſchlugen zu meiner Verwunderung den rechten Weg ein. Ich eilte nun ſchnell hinauf, ſteckte ein weißes Fähnchen, als das mit Eurem Weibe verabredete Zeichen, daß Gefahr drohe, bei dem Kreuze auf. — Sie

mochte unglücklicher Weiſe in dieſer Zeit nicht hinaufſehen, bald ſtand Euer Haus in Flammen und die Euren wurden nach Cordova abgeführt, ohne daß ich es hindern konnte.

„Iſt das Wahrheit, daß Ihr ſie retten wolltet?“ fragte Chriſtoval ſchon ruhiger, und der Bruder Klausner verſicherte mit dem heiligſten Schwure, daß dem ſo ſei.

„Nimm das rothe Tuch herunter!“ befahl Chriſtoval Miguel, als aber dieſer ſchnell wieder auf den Baum geklettert war und es erfaßte, rief er herab: „Capitano, es iſt zu ſpät, ſeht der Rauch ſteigt ſchon auf!“ Und wirklich ſtieg ein dicker Rauch hinter dem Kreuze empor, der bald durch die hell auflodernde Flamme geröthet wurde. Dem Klausner liefen, gewiß ſeit langer Zeit zum erſten Male, dicke Thränen über ſeine Hängebacken. „Herr!“ rief er und warf ſich verzweiflungsvoll auf die Erde. „Warum ließeſt Du ſo Hartes über mich, Deinen treuen Diener, ergehen?“ Dieſe Flammen verzehren meine ganze Habe! Wo ſoll ich nun mein altes müdes Haupt hinlegen? wer wird mir nun Speiſe bringen und Trank, wer mir eine neue Hütte bauen! Ach, ich büße hart für ein unbedachtſames Wort!“ Er beugte, wahrhaft von Schmerz ergriffen, ſein greiſes Haupt und betete ſtill für ſich hin, andächtiger vielleicht, als er ſeit langer Zeit gebetet hatte. Doch als die Hinaufgeſchickten mit Jubelgeſchrei herabkamen, zwei gefüllte Schläuche, mehrere Laib Brod, Eier und gebratenes Fleiſch, auch eine neue Kutte und was ſie ſonſt noch in der Klauſe gefunden hatten, herbei ſchleppten, da ſprang er wie ein

Wüthender auf, riß dem ersten Guerilla den Schlauch von der Schulter und schimpfte furchtbar, und ohne Christovals Ansehen, der Mitleid mit ihm hatte und die Seinen beruhigte, hätte er diese Schimpfworte theuer bezahlen müssen. Endlich legte sich seine unnütze Wuth, er sah ein, daß nichts mehr zu retten war und ergab sich in sein Schicksal, zechte von seinem eigenen Wein, um doch noch Etwas für seinen Leib zu retten, tapfer mit dem Kriegsvolke, und der Wein heilte bald seinen Schmerz und gab ihm seine heitere Laune wieder. Er bat Christoval, ihn mitzunehmen, damit er bald Gelegenheit fände, sich an dem Sünder, dem Enrique zu rächen, und da dieser ihm entgegnete, daß sie keinen Spion unter sich duldeten, rief er voll Feuer: „Viva el Rey Don Carlos! Viva la Santa Religion! Gebt mir nur ein Grauchen, daß ich mit Euch fortkomme, denn zu Fuß über Berg und Thal möchte es mir schlecht ergehen, und Ihr werdet einen treuen Kumpan an mir finden, der Euch die Flamme da oben verziehen, da Ihr doch zuletzt Mitleid mit ihm fühltet.“ Christoval gab ihm endlich die Erlaubniß zu folgen, und sich aus dem ersten besten Stalle, in dem er einen Esel fände, diesen zu nehmen.

Pedro war indessen in Verzweiflung umhergegangen, ihm war das Herz gebrochen, denn er hielt seine Juanita für verloren. Glücklicher war Jeronimo, der den schweren Beutel mit Doublonen und einige mit Piastern gefüllt gefunden hatte und seinen Vater durch freudiges Zuwinken davon benachrichtigte. Dieser gab nun den Befehl, schleunig aufzubrechen und bei den drei Platanen im Thale ihn zu erwarten, und kaum hatten sie sich un-

ter Anführung Pedro's, ihres Lieutenants, entfernt, als der Alte eine bedeutende Summe Goldes in seinem Wamms verbarg, Jeronimo auch eine Handvoll Doublonen zur Verwahrung gab und dem treuen Andres einige Piaster in die Hand drückte, ihn in seiner Treue zu befestigen und sein Schweigen zu erkaufen, das Uebrige wurde auf das Maulthier gepackt. Hierauf schickte er Beide voraus zu den Uebrigen, er selbst blieb noch oben bei den Trümmern seines väterlichen Hauses zurück, von denen sich zu trennen ihm schwer wurde.

Hier setzte er sich auf die Steinbank, die ehemals unter einer Wein umrankten Laube vor der Hausthür gestanden, und wo er so oft mit Weib und Kind in Fried und Eintracht gesessen hatte, und die Erinnerung alles dessen, was er hier Gutes und Böses erlebt, zog an ihm vorüber. „Habe ich es mir doch in der Welt sauer werden lassen," rief er unmuthig aus, „habe mein Leben oft aufs Spiel gesetzt, um nur die Meinigen vor einer traurigen Zukunft zu schützen, habe manche kühne That unternommen, um mein thörichtes Vornehmen, 1000 Doublonen mir zu sammeln, durchzusetzen; es gelang mir. Das gnügte dem Nimmersatten nicht, auch noch 1000 Piaster wollte er haben, und bei meinem ersten Auszug trug ich statt Gewinnst eine Schmarre davon, und doch setzte ich es durch, auch die 1000 Piaster wurden mir, und nun blieb ich ruhig daheim, und statt mein Geld anzuwenden, verscharrte ich es, statt bei Weib und Kind zu Hause zu bleiben, trieb mich mein Gewissen hinaus in den Krieg; ich wollte, für König und Glauben kämpfend, meine Sünden büßen, und dafür werden

mir mein Weib und meine Tochter geraubt, sie schmachten im Kerker, vielleicht gar — Doch nein! Juanita hat einen scharfen Dolch, sie überlebt ihre Schande nicht! — Nun ziehe ich ab mit meinem Reichthum, lasse mein väterliches Haus, von dem ich mich nie ganz trennen konnte, im Schutte hinter mir, und kehre vielleicht nie wieder dahin zurück. — Doch murre nicht! Gott wird vielleicht barmherzig sein und mir das Verlorne wieder geben, oder sollte mir nichts auf dieser Welt bleiben, an dem mein Herz hängt, so bleibt mir doch der Wunsch nach Rache, und den befriedige ich, so wahr mir Gott helfen wird!" Er ging bei diesem Selbstgespräch noch einige Mal auf und nieder, besah sich das kleinste Fleckchen, blieb hier sinnend stehen, ging dort schnell vorüber, wühlte gedankenlos in dem Schutte, seufzte dann tief auf, warf noch einen traurigen Blick umher und verschwand hinter der Felswand.

6.

An dem nämlichen Tage zog Enrique mit den gefangenen Frauen auf der Straße von Granada in aller Eile nach Luque zu, und beschleunigte, da er auch hier Gomez fürchtete, seinen Marsch so sehr mit seiner zerlumpten Mannschaft, von denen nur wenige Schuhe, die meisten nur Sandalen trugen, daß er schon am andern Tage in Luque einrückte. Hier erhielt er die Nachricht, sein Ohm läge seit längerer Zeit am Nervenfieber schwer darnieder,

nud ſogleich eilte er zu ihm, gab vor, blos ſeinetwegen hierher gekommen zu ſein, und der Alte that ihm den Gefallen, es zu glauben und noch in der Nacht zu ſterben. Im Teſtamente hatte er ihn, einige Legate abgerechnet, zum Univerſalerben eines bedeutenden Vermögens das zum Theil aus Ländereien um Luque beſtand, gerichtlich ernannt.

Am andern Morgen wurden die Gefangenen auf dem alten Schloſſe, ſo gut es dort möglich war, jedoch Mutter und Tochter getrennt, untergebracht; für ſich ließ er eine Wohnung einrichten, und nachdem der Ohm beſtattet war, hauſte er faſt immer im Schloſſe, wo 20 Mann zur Beſatzung lagen; der übrige Theil ſeiner Kompagnie blieb vor der Hand in der Stadt, die, nur von 2 alten Kanonen und ſtarken Mauern und Thürmen vertheidigt, einem Streifkorps, ſelbſt einem kleinen Heere, eine Zeit lang Widerſtand leiſten konnte. Auch ließ er ſchnell aus der Umgegend Lebensmittel zuſammentreiben, wobei aber ſeine Beſitzungen verſchont blieben. Er unterließ nichts, was zur Vertheidigung der Stadt dienlich war, und handelte dabei mit vieler Umſicht. Für das Schloß ſorgte er nur, daß Lebensmittel genug verräthig waren, denn nur der Hunger konnte es zur Uebergabe zwingen.

Plötzlich ſah ſich nun der junge Krieger von einem armen Teufel zum reichen Manne geworden, und tauſend Pläne durchkreuzten ſich bei ihm, wobei Mariquita tief in den Hintergrund trat und am Ende ganz aus ſeinen ſchönen Träumen der Zukunft verſchwand. Deſto lebhafter trat des Schmugglers Tochter vor ihn, wenn auch nicht als ſein Weib, doch als ſeine Geliebte, denn bei

ſeiner unbegrenzten Eitelkeit hatte er ſich ſonſt ſchon für unwiderſtehlich gehalten, wie vielmehr jetzt, wo die Pächter von 20 großen um Luque gelegenen Höfen ihn ihren Herrn nannten. Anfangs ſpielte er gegen Juanita den Beſcheidenen, einige Tage darauf den Verliebten, ſpäter den Zudringlichen. In jeder dieſer Rollen war ihr der Eitle verhaßt, der zwar kein häßlicher Mann, aber ein aufgeblaſener Geck war, und, weil er Mariquita's leicht bewegtes Herz gerührt, ſich auch Juanita gegenüber für unwiderſtehlich hielt. Sie wies aber ſeine Bewerbungen mit Hohn, ſeine Anträge mit Stolz, ſeine Zudringlichkeit mit dem gezückten Dolche zurück, ſo daß nach 14 Tagen, die ſie nun ſchon hier, getrennt von ihrer Mutter, ein elendes Leben führte, Señor Enrique noch keinen Daumen breit in ſeinem Glücke vorgerückt war. Nun beſchloß er einen andern Weg, den Weg der Güte einzuſchlagen; er trennte während ſeiner Abweſenheit vom Schloſſe Mutter und Tochter nicht mehr, und nur wenn die Stunde kam, wo er das Schloß zu beſuchen pflegte, mußte Mariquita ihr Kind wieder verlaſſen. Er hoffte, die bejahrte Frau würde durch ihr Unglück geſchmeidiger geworden ſein, als das junge leidenſchaftliche Mädchen; doch da irrte er; Margarita war in der Schule ihres Mannes gegen manche Launen des Schickſals abgehärtet worden, und war von feſtem, unbeugſamen Charakter. Sie ermahnte ihre Tochter täglich, auf ihrer Hut zu ſein, erinnerte ſie an ihre Pflicht, an die heilige Pflicht, die ſie gegen Pedro hätte, und an das letzte Geſchenk ihres Vaters. War es auch überflüſſig, dieſe Gefühle in der Bruſt des Mädchens erſt wecken zu wollen, ſo beſtärkten

der Mutter Worte Juanita doch in ihrem Vorſatze, Alles für ihre Ehre und Liebe zu opfern.

Bernardo de Almaveda, Lieutenant der Kompagnie, war Enrique's vertrauteſter Freund, für ihn hatte er kein Geheimniß, und Don Bernardo, der weit mehr Menſchenkenntniß beſaß als Jener, hatte ihn oft ſchon ausgelacht, wenn er ihm erzählte, wie ſehr er für Mariquita in Liebe entbrannt ſei. „Du lieſtſt ihr Geld, weil Du arm biſt," ſagte es dann. „Du findeſt das Mädchen liebenswürdig, weil es Deiner Eitelkeit ſchmeichelt, daß ſie Dich leidenſchaftlich liebt, Du findeſt ſie ſogar reizend, das macht die Gewohnheit, Dein Herz aber fühlt von Liebe ſo wenig, wie das meine; Sinnlichkeit, und höchſtens Eitelkeit iſt's, was Dich zu einem weiblichen Weſen hinziehen kann. Enrique widerſtritt, Bernardo behauptete ſeine Meinung, und jetzt, da es dieſem nicht entgangen war, daß das gemeine Landmädchen wider ihren Willen die Sinnlichkeit des Freundes erregt hatte, fragte er ihn, als ſie traulich beiſammen ſaßen: „Nun, Enrique! Wie ſteht es jetzt mit Deinem Herzen? Hat die Trennung Deine Liebe vermehrt oder vermindert? Enrique lächelte, ſchwieg und ging, ſo beſchwerlich auch der kaum zu erklimmende Fußpfad war, hinauf auf das Schloß.

„Señor!" redete ihn bei ſeinem Eintreten Juanita an, und ernſt und ſtrenge blickte ſie auf den Mann, der ihr mit jedem Tage läſtiger wurde. „Ich bin eine Gefangene, doch nicht die Eure, Ihr habt kein Recht an mir! Nichts erlaubt Euch Euer zudringliches Betragen, deshalb bitte ich Euch, mich mit Euren Beſuchen ferner

zu verſchonen. Ich bin nur ein armes Landmädchen, was wollt Ihr von mir, was ſucht Ihr bei mir? Glaubt Ihr, Euer von Treſſen ſtrotzender Rock ſolle mich blenden? Ein Blick auf Eure zerlumpten Soldaten würde mich ſchnell enttäuſchen, wenn ich ſo thöricht wäre, auf den Rock des Mannes und nicht auf ſein Herz zu ſehen? —"

„Mein Herz gehört nur Dir!" unterbrach ſie der Chriſtino mit Feuer.

„Es gehört, ſo viel ich weiß, der Señora Mariquita, das meine meinem Verlobten Pedro, einem wackern Landmanne aus unſerer Sierra; haltet treu Euren Schwur, ich werde treu den meinigen halten."

„Und wenn ich nun, holdes Mädchen, mit meinem Herzen Dir meine Reichthümer böte?" ſagte Enrique, ſeines Sieges gewiß.

„Scherzt nicht mit ſo ernſthaften Dingen, Señor. In Ernſt könntet Ihr das nicht meinen," erwiederte Juanita, „und wenn Ihr wirklich ſo thöricht wäret, Euch zu mir herabzulaſſen, würde ich doch zu ſtolz ſein, Euch freundlich anzuhören. Verzeiht meiner Offenheit, Liebe läßt ſich nicht erhandeln, ſie kann nur ein Tauſch ſein, Herz um Herz."

„Du biſt ſehr kühn, Mädchen!" rief der Capitano entrüſtet. „Vergißt Du ganz, daß Du in meiner Gewalt biſt?"

„Ich ſtehe in Gottes Hand," ſprach ſie feierlich; „auch Ihr, er allein hat Gewalt über uns!"

„Thörin!" ſagte Enrique und wollte ſie umarmen, doch ſie wich zurück und zog den Dolch aus ihrer Bruſt.

„Naht Ihr mir noch ein Mal auf ähnliche Weiſe, Senor," rief ſie, bei dem allmächtigen Gott, der mir die That vergeben wird, ich ſtoße Euch nieder!"

Dieſe Worte ſprach das Mädchen mit ſo viel Ernſt, ihr Auge blickte ſo flammend, faſt wild auf den Kriegsmann, daß dieſer wohl fühlte, ſie habe Kraft genug, Wort zu halten; er entfernte ſich ſchwer beleidigt.

7.

Gomez war indeſſen längs dem Quadalquivir Cordova immer näher gerückt, mit einem Tagemarſche konnte er die Stadt erreicht haben. Da verſammelte der General-Capitain die Offiziere des Bataillons vom Regimente del Prinzipe, die Freiwilligen, den Xefe politico, alle Behörden der Stadt und die angeſehenſten Bürger, und legte ihnen die Frage vor, ob man die Stadt gegen Gomez aufs Aeußerſte vertheidigen, die Straßen barrikadiren, oder nach Ecija flüchten ſollte. „Sechs Kanonen, aber leider nur mit geringer Bedienung, 400 Mann des Bataillons, 2000 Freiwillige ſtehen zur Vertheidigung bereit," ſo ſprach er. „Die Stadt iſt von einem guten Geiſte beſeelt, ſie kann leicht noch 2000 Bürger, denen ich Waffen und Munition geben werde, in unſere Reihen treten laſſen. Ueberlegt dies, und faſſet einen raſchen und feſten Entſchluß. Ich ſtimme für männliche Vertheidigung."

Es dauerte lange, bis die Verſammelten einen einſtimmigen Beſchluß faſſen konnten, deſſen endliches Reſultat der Vorſatz war, die Stadt aufs Aeußerſte zu vertheidigen und die Bürger aufzurufen, die Waffen zu ergreifen und ſich in Reih und Glied zu ſtellen.

„Für den ſchlimmſten Fall," fuhr der General-Capitain fort, „habe ich in der Stadt den alten Palaſt der Inquiſition zur Vertheidigung einrichten und Munition dahin bringen laſſen. Sorgt nur dafür, Herr Xefe, daß die nöthigen Lebensmittel dahin geſchafft werden. Nach dieſem alten Gebäude ziehen wir uns, ſollte Gomez wider Vermuthen in die Stadt dringen, wo er nur kurze Zeit bleiben kann, da die Generale Oroa und Alaix ihm auf den Ferſen folgen. Es bedarf daher nur einiger Tage Muth und Standhaftigkeit."

Von dieſem Augenblick an gewann in Cordova Alles ein kriegeriſches Anſehen. An den Thoren wurden die Kanonen aufgepflanzt, zu deren Vertheidigung das reguläre Militär beſtimmt wurde. Barrikaden ſah man in den Straßen errichten, und vorzüglich der Pöbel, der ſich ſonſt wenig um das politiſche Treiben gekümmert hatte, ſtürzte nach dem alten Zeughauſe und holte ſich Gewehre, Pulver und Blei. Die Gewehre waren freilich in elendem Zuſtande, dieſem fehlte der Hahn, jenem der Ladeſtock, ſo daß man oft aus dreien kaum eins noch in Stand ſetzen konnte.

Am Abend, wo die Nachricht einlief, Gomez ſei ſchon über Villafranca hinaus und nur noch 2 Leguas von der Stadt entfernt, durchzogen die Freiwilligen, unter Brüllen der Tragalla und in vollſtändiger Uniform,

die Stadt und besetzten die ihnen angewiesenen Posten. Der bewaffnete und unbewaffnete Pöbel folgte ihnen, machte ein wildes Geschrei, verhöhnte sogar diese Halbsoldaten, wie er die Freiwilligen nannte, die in ihren Uniformen bei ruhiger Zeit auf den Straßen herumstolzieren, wo es aber Gefahr giebt, daheim bleiben, und machte allerlei Excesse. Als aber am andern Morgen Gomez vor der Stadt erschien und sie zur Uebergabe aufforderte, die königliche Fahne von Kastilien hoch neben der kleinern schwarzen des Gomez im Angesichte der Stadt wehte, und hoch über beide ein Kreuz aufgerichtet wurde, veränderte sich plötzlich das ganze Bild der Stadt. Die Freiwilligen schlichen sich zum größten Theil nach Hause, ein Haufen Mönche, wie die Pilze in der Nacht der Erde entwachsen, mischte sich unter den Pöbel, und der Ruf: Viva Don Carlos! Viva la Santa Religion! ließ sich schon hier und da hören. Als die Nachricht sich verbreitete, der General-Capitain habe die Uebergabe verweigert, und als er, von einem Haufen Freiwilliger begleitet, nach dem Thore von Madrid eilend die schreienden und predigenden Mönche wollte arretiren lassen, setzte sich der Pöbel zur Wehre und befreite die Pfaffen. Der Tumult wurde immer stärker, der laute Ruf: Viva Don Carlos! immer allgemeiner, und als endlich aus der Schanze am Thore ein Kanonenschuß fiel und Gomez sich zum Sturme anschickte, stürzte, von Mönchen angeführt, der Pöbel nach dem Thore, vertrieb die Soldaten aus der Schanze, bemächtigte sich des Geschützes und rückte mit Gomez Schaaren zugleich jubelnd in die Stadt ein, riß die Barrikaden nieder und bezeichnete den Kar-

ilften die Häuser der Christinos, damit sie sie gemeinschaftlich ausplündern könnten; doch Gomez hielt die Seinen zusammen, erst wollte er Herr der Stadt sein, ehe er plündern ließ. Jetzt gerieth die ganze Stadt in Bestürzung, vor allen Thoren standen die Karlisten, an keine Flucht war mehr zu denken, denn selbst die Brücke über den Quadalquivir war von Francescos Guerilla besetzt.

Als der General-Capitain diese Entmuthigung, als er die Freiwilligen sich auflösen, ihre Gewehre wegwerfen sah, und an keinen ernsten Widerstand mehr zu denken war, gab er den Befehl, sich in den Inquisitions-Palast zurückzuziehen; 300 Mann des Bataillons del Principe und 300 Freiwillige von 2000 folgten ihm, die Behörden mit ihren leeren Kassen, den Xefe politico, einige Geistliche mit den Kirchenschätzen, die vornehmsten Bürger mit ihrer besten Habe fand er schon dort. Das Thor des Palastes wurde fest verrammelt und beschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Indessen waren die Karlisten von allen Seiten in die Stadt gedrungen, Niemand widersetzte sich ihnen mehr, und nun wurden, gemeinschaftlich mit dem Pöbel, die Häuser der Christinos geplündert. Nur Christoval und Pedro mischten sich nicht unter sie, sie eilten in die Wohnung der Señora Clara, nahmen von dem Hause Besitz und ließen die Frauen streng bewachen. Auf sie bauten sie die Hoffnung, die Ihrigen zu retten, und deshalb lag ihnen mehr an den Personen der Frauen, als an allen Schätzen Cordovas, von denen Jeronimo, der dem Vater nicht gefolgt war, seinen guten Theil mit nach dem Hause der Señora brachte. Christoval verhehlte

dieſer ſein Vorhaben nicht, ſie bei ihrem Abzuge als Geißel für die Seinen fortzuführen, und Pedro, ein ſchöner kräftiger Mann, der Mariquita gar nicht mißfiel, hatte ihre Eiferſucht durch die Erzählung von Juanitas Schönheit, und daß ſie jetzt in den Händen des Capitano ſei, aufgeregt. Sie meinte aber, ein einziger Brief an Enrique reiche hin, Mutter und Tochter aus ihrem Gefängniß zu Luque zu befreien. Mitleid mit dem jammernden Pedro ſowohl, wie Eiferſucht, ſelbſt ihr eigenes zu erwartendes Schickſal beſtimmten ſie zu dem Entſchluß, ſogleich an ihren Verlobten zu ſchreiben, da Pedro die ſichere Beſtellung des Briefes übernommen hatte. Sie ſchrieb nun ihrem Geliebten in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, machte ihn mit dem grauſamen Schickſal bekannt, von den Karliſten als Geißel für die Gefangenen mit fortgeſchleppt zu werden, und bat ihn, die Frauen, als das einzige Mittel, ſie und ihre Mutter zu retten, loszulaſſen. Auch beſchwor ſie ihn bei ihrer unverbrüchlichen Liebe, bei den ſeligen Tagen, die ihr die Erinnerung jetzt als einzigen Troſt zuführe und die ſie noch von der Zukunft zu erwarten hätten, und ſchloß den Brief mit der nochmaligen Verſicherung ihrer ewigen Treue. Ein vertrauter Mann von Chriſtovals Bande wurde ſogleich nach Luque abgeſchickt, und nicht ohne einiges Herzklopfen erwartete Mariquita die Antwort.

Chriſtoval hatte an dieſem Tage Alles gethan, um den Pöbel von der Plünderung des Hauſes abzuhalten, da die Beſitzerin durch die Verlobung ihrer Tochter mit einem Hauptmann der Chriſtinos als eine Anhängerin der Königin bezeichnet war. Bis jetzt war es ihm im-

mer noch geglückt, indem er die Anstürmenden mit der Versicherung zurückwies, er habe selbst schon das Haus geplündert und rein gefegt, zuletzt wurde es ihm doch lästig, er schalt sich einen Thoren, der Einzige sein zu wollen, der mit leeren Händen von Cordova wegzöge, da doch sein eigenes Haus geplündert und abgebrannt sei. Christoval war kein Unmensch, ihm fehlte es nicht an Mitgefühl für Andere, doch war er geldgierig und Schmuggler, dies war genug, Uneigennützigkeit für Thorheit zu halten. Er besprach sich deshalb mit dem Klausner, der jetzt ganz auf der Seite der Karlisten zu sein und nur auf Rache an Enrique zu denken schien, und welcher, ohne daß es die Señora wußte, in einer unteren vergitterten Kammer sich aufhalten mußte, da Christoval, ihm noch nicht trauend, ihn unter Aufsicht gestellt hatte. Er sprach mit ihm, und dieser war der Meinung, statt das Haus zu plündern, wodurch die schönen Vorräthe in Keller und Speisekammer auch für ihn verloren gingen, sich lieber durch eine Summe Geldes mit der Señora abzufinden. Christoval schickte ihn, die Unterhandlung einzuleiten, zu dieser, die nicht wenig erfreut war, den frommen Bruder, ihren Gewissensrath, wieder zu sehen.

„Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr!" rief sie ihm entgegen. „Wo kommt Ihr in dieser bösen, unruhigen Zeit hierher?"

„Aus Eurer Mehlkammer, theure Señora, wie Ihr an meiner bestaubten Kutte werdet sehen können. Da sitz' ich durch die Güte Eures Eidams, der Christoval,

dem Schmuggler, das Haus plündern und anzünden ließ und ſein Weib und die ſchöne Tochter fortſchleppte.

„Iſt ſie wirklich ſo ſchön?“ unterbrach ihn Mariquita, die traurig am Fenſter ſaß.

„Schön wie ein Engel, rabenſchwarzes Haar wie die Madonna im Dome, Wangen, roth und friſch wie eine aufgeblühte Roſe.

„Schweigt, ſchweigt, ich mag nichts mehr hören!“ fiel ihm das Mädchen in die Rede, und ſtützte ihren Kopf in die kleine Hand und verbarg ihre hervorbrechenden Thränen.

„Chriſtoval alſo,“ begann der Bruder —

„Iſt ein braver, ein ehrenwerther Mann, der jegliche Plünderung meines Hauſes verhindert hat,“ unterbrach ihn die Mutter. „Er hat zwar gedroht, uns als Geißel für die Seinen mitzuſchleppen, aber da hoffe ich, daß ihn ein paar Unzen Gold ſchon anders ſtimmen werden.“,

„Ihr irrt in ihm!“ ſagte nur mit halber Stimme Eſtevan, und ſah ängſtlich im Zimmer umher. „Vor Plünderung wird er Euch vielleicht ſchützen, ihm folgen werdet Ihr aber gewiß.“

„Gerechter Gott!“ ſeufzte die Señora.

„Ein Schmuggler iſt ein ſchlechter Chriſt!“ fuhr Eſtevan immer noch halblaut fort. „Geld und Gut iſt ſein Gott, um einen Maravedi wagt er ſein Leben; aber den ehrwürdigen Vätern giebt er nichts, als höchſtens ein Schock Eier, wenn ſeine Hühner gut legen, und nimmt lieber das Geld vom Altar, als daß er es als Opfer darauf legte. Darum hoffet auch nicht, daß Ihr auf andere Weiſe von der Plünderung befreit werdet, als

wenn Ihr ihm ein gutes Stück Geld als Entschädigung bietet."

„Santa Virgen!" rief bei dieser Nachricht die Alte. „Wie vielen Schweiß, wie viele Angst und Noth hat es nicht meinem seligen Herrn gekostet, sich sein kleines Vermögen zusammen zu scharren, wie viele Messen habe ich lesen lassen, um seine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, da er doch wohl zuweilen den Wucher zu stark trieb und vielleicht manches Unrecht, doch gewiß nicht wissentlich that. Und dies sauer erworbene Geld, das ich für Kirchen und Klöster, für fromme Klausner und für mein Kind aufgespart habe, das sollte ich jetzt gutwillig einem alten Sünder hingeben?"

„Bedenkt, werthe Señora, und sprecht mit etwas weniger Affekt, mithin leiser," nahm der Bruder das Wort. „Besser einen Knopf, als den ganzen Rock verloren. Glaubt Ihr, wenn Christoval seine Spürhunde losläßt, sie fänden Eure vergrabenen Kostbarkeiten und Euer Geld nicht? Solche Schmuggler haben gute Nasen, sie riechen das Gold, und wenn es noch so tief vergraben wäre."

„Santa Barbara!" schrie fast, trotz der Warnung, die Señora auf. „Sie riechen das Gold? Ja, dann bin ich verloren!"

„Und deshalb rath' ich Euch, lieber freiwillig ein kleines Opfer zu bringen —"

„Zehn Unzen, nicht wahr? Oder ist das zu viel?" meinte Clara.

„Zehn Unzen?" entgegnete Estevan. „Glaubt Ihr, daß er für solche Kleinigkeit Euch unangetastet lassen

würde? Hundert müßt Ihr ihm bieten, und froh sein, wenn er die nimmt, und dann könnt Ihr auf eine gute Behandlung rechnen, wenn Ihr mit mir in Gesellschaft die Kreuz- und Querzüge des Karlistenvolks mitmachen müßt —"

„Da sorgt nicht dafür, ehrwürdiger Herr!" unterbrach ihn Mariquita, während die Mutter ihr Haupt mit beiden Händen stützte und vor Schreck stumm geworden war. „Sorgt nicht dafür! Ich habe an Don Enrique geschrieben und ihm unsere Drangsale geschildert, er wird gewiß, um uns aus den Händen der Karlisten zu befreien, eilen, das Weib und die Tochter Christovals auszuliefern. —"

„Die schöne Juanita würde er ausliefern, meint Ihr?" fiel ihr Estevan spöttisch lachend in die Rede. „Ich setze meine Kutte gegen einen Maravedi, er thut es nicht. Solch schönes Kind ist für einen jungen Capitano ein so delikater Bissen, wie mir ein Rebhuhn aus Granada."

„Ihr seid unverschämt, Klausner!" fuhr Mariquita auf. „So Unedles darf Niemand, besonders in meiner Gegenwart, von meinem Verlobten sagen, am wenigsten Ihr, der in diesem Hause —"

„Schweig!" unterbrach sie die Mutter, die das Ende dieser Unterredung leicht ahnen konnte. „Verlaß uns!" Die Tochter gehorchte und ging.

„Ertheilt mir Euren Rath, ehrwürdiger Herr!" wandte sich nun die Señora zu dem Bruder Klausner. „Was soll ich thun!"

„Zahlen, und mir ein Glas guten Wein zur Stärkung geben," erwiederte er phlegmatisch. Die Señora

holte mit wankendem Schritt eine mit Binſen geflochtene Flaſche aus dem Schränkchen und ſchenkte den ſilbernen Becher bis an den Rand voll, der bald geleert und bald wieder gefüllt war. „Ja, ja, Euch bleibt nichts anderes übrig als zahlen!“ fuhr Eſtevan, den Wein hinunter ſchlürfend, fort. „Denn ſeht, was ſie beim Plündern hier ruinirten und zerſchmiſſen, alle die Schläuche mit Wein, die ſie leeren oder in der Trunkenheit für Chriſtinos anſehen würden, wie weiland der Junker von la Mancha ſie für Rieſen anſah, würde ein eben ſo großer Verluſt für Euch ſein, als die 100 Unzen.

„Und wäre nichts von dieſer Summe abzuhandeln?“

„So hoch ſchlug er den Verluſt bei der Plünderung und Einäſcherung ſeines Hauſes an, weniger nimmt er ſicher nicht.“

„Nun, ſo ſei es!“ ſagte nach langem innern Kampfe die Señora. „Ich habe nicht ſo viel Geld hier oben, ich will aber gleich hinunter —“

„Um aller Heiligen willen!“ thut das nicht!“ raunte ihr Eſtevan zu, den Mitleid, Eigennutz und Dankbarkeit jetzt wenigſtens nicht ganz zum Schelm an ſeiner Wohlthäterin werden ließ, leiſe ins Ohr. „Jetzt am hellen Tage würdet Ihr ja ihnen den Weg zeigen, wo ſie Eure vergrabenen Schätze finden könnten. — Bei Nacht —“

„Aber ich darf ja nicht aus dieſem und meiner Tochter Zimmer, draußen ſtehen ja Wachen.“

„Laßt mich nur machen,“ beruhigte ſie Eſtevan, „und vergeßt nur nicht zugleich Reiſegeld, das für uns Beide auf längere Zeit reicht, zu Euch zu ſtecken, denn o ließ

Geld läuft man bei den Karliſten Gefahr, verhungern zu müſſen."

Die Señora nickte bejahend, und er kehrte nun zu Chriſtoval zurück, ſtattete ihm Bericht von ſeinen Unterhandlungen ab, und bat ihn, für dieſe Nacht nur die Señora unbewacht zu laſſen, er ſtände mit ſeinem Leben für ſie. Chriſtoval gewährte es ihm, doch ließ er, dem Bruder nicht ganz vertrauend, während der Nacht das Haus von Außen ſcharf bewachen.

Als ihm Eſtevan am andern Tage das Gold brachte, wog er es ſinnend in ſeiner Hand. „Ihr erſetzet mir mein Haus mit Allem, was darinnen war, reichlich," murmelte er vor ſich hin, die Goldſtücke betrachtend, „aber mein gutes Weib, mein liebes Kind bringt Ihr mir doch nicht zurück."

5.

Der Inquiſitionspalaſt, welchen der General-Capitain zur Vertheidigung, ſo viel es ſich in der Eile thun ließ, eingerichtet hatte, war das alte berühmte Alcazar, der einſtige Sitz der mauriſchen Könige, ein großes und ſtattliches Gebäude, ſonſt der Ort, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, wo die ritterlichen Fürſten in glänzenden Feſten ſich ergötzten, der Sammelplatz des Vergnügens und der Luſt, wo die ſchönſten mauriſchen Frauen und Jungfrauen bei der Friſche der hundert Springbrunnen, die in ſeinen Hallen und Sälen ſich

befanden, und in Rosen-, Jasmin- und Hyacinthendufte in den weiten Hallen lustwandelten. Diesen Palast, das irdische Paradies, hatten Christen zu einem finstern, heimlichen, furchtbaren Gefängnisse gemacht, wo Fanatismus und Privathaß seine gemarterten Opfer vergrub, und von wo der Unglückliche, der diese finstern Kerker einmal betrat, nie wieder das Licht des Tages erblickte, als auf flammendem Scheiterhaufen eines auto da fe. In diesem Augenblick war er zu einer Burg umgestaltet, aus deren Fenstern die Mordgewehre knallten, und deren Vertheidiger von heroischem Muthe ergriffen waren, oder von Feigheit erzitterten.

Schon am andern Tage rückte Gomez vor den Palast; er wußte, daß er nur dort das finden würde, warum es ihm bei seinen Zügen durch Spanien hauptsächlich zu thun war, Geld und Kostbarkeiten. Er hatte gleich nach seinem Einzuge in die Stadt erfahren, daß man hauptsächlich hierher die bedeutendsten Schätze gebracht hatte, er setzte deshalb Alles daran, den Palast in seine Gewalt zu bekommen, und rückte mit einigem Feldgeschütz davor. Ein mörderisches Feuer empfing ihn; er war gezwungen, nachdem er das große Portal mit Kanonen eingeschossen hatte, wobei er viel Menschen verlor, das Geschütz zurückzuziehen, da die Oeffnung des Thores mit Mist verrammelt war. Als er nun versuchte, diesen wegräumen zu lassen, schleuderten die Belagerten große Mauerstücke hinunter, welche die Angreifenden zerschmetterten. Gomez sah nun ein, daß er ohne schweres Geschütz nichts gegen den Palast ausrichten könne. Doch sein thätiger Geist fand bald neue Mittel. Er zog sich zurück, ließ

den Palaſt nur beobachten, daß Niemand aus noch ein konnte, und verhielt ſich den ganzen Tag ruhig, ohne daß er nur einen Schuß thun ließ. Schon jubelten die Vertheidiger, ſchon murrte das auf den Straßen herumziehende Volk, und den Ruf: Viva Don Carlos! vernahm man ſchon weniger. Aber am andern Morgen bot Gomez den Belagerten und dem Volke ein noch nie geſehenes, gewiß nicht geahnetes herzerſchütterndes Schauſpiel dar. — Nicht mit kriegeriſcher Muſik, nicht mit tobendem Kriegsgeſchrei rückte er gegen den Palaſt an, aber ein Zug, ernſt und traurig, wie der Zug zum Friedhof, begann. Voran ſchritt ein Trompeter, neben ihm der Sekretair des Generals, dem ein Fahnenträger mit einer weißen Fahne, das Zeichen, daß man parlamentiren wolle, folgte. In einiger Entfernung hinter dieſem wurde die ſchwarze Fahne Gomez, auf der einen Seite mit der Inſchrift: „Friede!" auf der andern mit der Inſchrift: „Krieg!" getragen. Ihnen folgten paarweiſe, in ſo breiten Reihen, als es der Raum erlaubte, Karliſten mit übergeworfenen Gewehren, wovon jeder das Weib oder die Tochter, ſelbſt Kinder der Angehörigen führte, die als Freiwillige oder Flüchtlinge den Palaſt vertheidigten; die junge Gattin des Fefe politico mit ihrem Säugling auf dem Arm ſah man an der Spitze des Zuges. Als ſie nun Alle um den Palaſt ſo gereiht ſtanden, daß man ſie von dort genau ſehen konnte, gab der Trompeter ein Zeichen und Gomez Schreiber trat hervor und rief bei feierlicher Stille laut und vernehmlich, während die Frauen und Töchter und alle Umſtehenden vor Angſt und Sorge erbebten: „Der noch nie beſiegte Don

Alonso Gomez, Generallieutenant des unüberwindlichsten und mächtigsten Königs Don Carlos V., des einzigen rechtmäßigen Herrn der Königreiche Spaniens, dem Gott lange Jahre Glück und Leben schenken möge, läßt Euch, die Ihr da oben für eine schlechte Sache streitet, durch mich, seinen Geheimschreiber Nicolas Perez wissen, daß, wenn Ihr nicht binnen 2 Stunden den Truppen des rechtmäßigen Königs den Palast der Inquisition mit allen Schätzen und Kostbarkeiten, die dahin geflüchtet worden sind, übergebt, der General alle die Frauen und Jungfrauen und Kinder, die Ihr hier jammern seht, vor Eurem Angesicht erschießen und das alte prächtige Cordova in Flammen aufgehen lassen wird. Daß mein Herr, der General Gomez, Wort bei dergleichen hält, solltet Ihr aus seinen ganz Spanien in Erstaunen setzenden Zügen vom nordischen bis zum mittelländischen Meere wohl wissen. Oeffnet Ihr aber die Thore, übergebt Ihr redlich das Verlangte, so sichert Euch der General Leben und Freiheit zu, und Jeder mag mit Weib und Kind ziehen, wohin er will; auch hier wird der General Euch Wort halten. Seine weltbekannte Milde giebt Euch daher zwei Stunden Bedenkzeit, benutzt sie, rettet Euch, rettet die Euren und das in aller Welt gepriesene Cordova vom Verderben." Er schwieg, die Frauen und Jungfrauen sanken auf ihre Knie, streckten bittend die Arme nach den Ihrigen aus, welche, die Gewehre in der Hand, an den halb vermauerten Fenstern des Palastes standen und unter Thränen den jammervollen, herzzerreißenden Anblick vor Augen hatten. Die diesem traurigen Schauspiel auf der Straße Zuschauenden schlichen nun

nach Hauſe und bereiteten ſich auf das Entſetzlichſte vor, während die Truppen von Gomez alle Plätze und die Hauptſtraßen beſetzt hielten.

Hatte dieſe ſchaudererregende unmenſchliche Aufforderung die Bürger niedergeſchlagen, ſo waren die Unglücklichen, welche die Ihrigen da unten auf ihren Knieen liegen ſahen, die immer noch bittend die Arme nach ihnen ſtreckten, von Verzweiflung ergriffen. Sie waren gewiß, daß der wilde, grauſame, nach Beute durſtige Gomez Wort halten würde, und ſo begaben ſich Bürger uud Freiwillige, den Xefe politico an ihrer Spitze, zu dem General-Capitain und baten ihn, den Palaſt zu übergeben und ſo ſich und die Ihrigen zu retten.

Doch dieſer verweigerte es ſtandhaft. Sein Weib und ſeine Kinder hatte er ſchon früher nach Sevilla geſchickt, was kümmerte den alten Krieger, dem die Ehre über Alles ging, das Weinen und Klagen der andern Männer und Frauen? Er verſicherte den Bürgern unverhohlen, daß er ſich eher würde unter den Trümmern dieſes Palaſtes begraben laſſen, als ſich an Gomez ergeben. Als die eben gegenwärtigen Offiziere des Bataillons del Principe ihn verſicherten, daß ſie für die Treue und den Muth ihrer Leute ſtänden und ein Bürger fragte, ob noch ein Ausfall frei ſei, durch den ſie dringen und durch eine kühne That ihre Weiber und Kinder befreien könnten, erwiederte der General-Capitain, daß alle Zugänge feſt verrammelt und in ſo kurzer Zeit nicht gangbar zu machen wären und Gomez dann gewiß mit ihnen zugleich eindringen würde. Da verloren ſie allen Muth und jede

Hoffnung, und entfernten ſich, um ſich von Neuem zu berathen.

Aber eine Stunde war ſchon vorüber, von der andern blieb ihnen nur noch die Hälfte, keine Zeit war mehr zu verlieren. Da trat ein Schlächter, Felipe mit Namen, der unter den Freiwilligen diente, auf und ſprach: „Die Zeit verſtreicht mit Berathungen, nehme dafür lieber ein Jeder ſein Gewehr und ſeine übrigen Waffen, und laßt uns zum Gouverneur gehen und das erzwingen, was er unſern Bitten verweigert. Blickt hinunter auf die dem Tode Geweihten, und wem der Muth fehlt, dem möge die Verzweiflung Kraft geben. Kommt, folget mir, ich will Euer Führer ſein!" Wohl an 250 folgten ihm.

Sie traten bei dem General-Capitain ein, der, von mehreren Offizieren der Linie umgeben, ſich in dem groſſen Saale befand, wo vielleicht ſchon über Millionen Leben von Dienern der milden Religion Chriſti das Todesurtheil geſprochen war. Felipe war der Letzte, er ſchloß vorſichtig die Thür des Saales hinter ſich zu und trat dann vor.

„Was wollt Ihr ſchon wieder hier?" fuhr ſie der General-Capitain unfreundlich an. „Geht auf Eure Euch angewieſenen Poſten! — Ich habe das Militair hierher beordert, ein furchtbares Blutbad aus dieſen Fenſtern unter den rebelliſchen Hunden anzurichten, wenn ſie es wagen ſollten, unter meinen Augen das Blut einer einzigen dieſer Frauen zu vergießen."

„Und die Kugeln Eurer Soldaten, Señor, träfen unſere Weiber und Kinder ſo gut wie die Karliſten, denn beſondere Scharfſchützen ſind die von Eurem Militair

wahrlich nicht!" sagte Felipe. „Das darf nicht geschehen, das dulden wir nicht! — Wir sind hier!" fuhr er fort, sich dem General-Capitain nähernd, „Euch nochmals zu bitten, die weiße Fahne von diesem Balkon wehen zu lassen, oder —"

„Du wagst es, mir zu drohen, Elender?" rief der General-Capitain wüthend, und gab einem von den ihn umgebenden Offizieren einen Wink, den dieser verstand und sich entfernen wollte. „Nicht von der Stelle!" rief der Schlächter und legte sein Gewehr auf ihn an; der Offizier trat zurück. „Nun, Señor," wandte er sich zum General-Capitain und bot ihm seinen Ladestock an, um welchen er in der Eile ein weißes Tuch gewickelt hatte, „wollt Ihr diese Fahne auf dem Balkon aufstecken?"

„So lange ich athme, nie!" rief der alte Kriegsmann.

„Nun wohl," rief Felipe, „so thue ich es selbst!" und ging nach dem Balkon, der General-Capitain aber stellte sich mit gezogenem Degen vor die Thür; auch die Offiziere zogen ihre Wehr, denn sie hörten draußen auf dem Gange den Anmarsch der Soldaten, der Schlächter aber unterlief behend den Degen des alten Mannes, und während die Bürger die Offiziere, die den Ihrigen zuriefen, die Thür zu sprengen, abhielten, ihrem Befehlshaber beizustehen, umfaßte der riesenmäßige Felipe den Gouverneur und öffnete, unter wildem Fluchen und der Drohung, daß, wenn er nicht selbst die Fahne aufstecke, er ihn auf die Gasse schleudern würde, die Thüre des Balkons.

„Thue das, Böſewicht!“ ſprach der Greis mit Ergebung. „Ich ſtecke trotz Deiner Drohung dies Zeichen der Feigheit nicht aus!“ Da ließ in dem Augenblick, als eben die Soldaten die Thüre geſprengt hatten, Felipe die Fahne der Uebergabe auf dem Balkon wehen, ein lauter Jubel erſcholl von allen Seiten, und als er, ſeine Drohung zu erfüllen, den alten Mann hoch in die Höhe hob, ihn hinabzuſchleudern, ſank er von einer Kugel getroffen; der General-Capitain war gerettet.

Jetzt aber begann der Kampf zwiſchen Bürgern und Soldaten, die mit gefällten Bajonetten eindrangen, ſchon waren mehrere Schüſſe von beiden Seiten gefallen und Blut gefloſſen, ſchon hatte ſich der General-Capitain raſch wieder erhoben und wollte ſich durch die Bürger Bahn zu den Soldaten brechen, als der hochherzige Kriegsmann von einem Meſſer getroffen niederſank. Die Offiziere, von denen keiner den Heroismus ihres Anführers theilte, hielten, wohl das Schickſal erkennend, das ſie unvermeidlich treffen würde, die Soldaten von fernern Gewaltthätigkeiten ab, und nach einiger Ueberlegung und einigem Unterhandeln trat der Major des Bataillons auf den Balkon und rief hinab, daß man, dem Worte des Generals Gomez vertrauend, ſich ergeben und Alles, ſeinem Willen gemäß, ausliefern wolle, wenn dem Militair freier Abzug nach Sevilla, den Bürgern Leben und Freiheit durch den General ſelbſt feierlich verſichert werde. Gomez erſchien, gab gern das Verſprechen, denn er hatte den Zweck ſeines Zuges erreicht, und was kümmerte er ſich um ein paar hundert elende Soldaten; der Eingang wurde frei gemacht und die Karliſten zogen in den Palaſt

der Inquisition ein. Der nicht tödtlich verwundete General-Capitain wurde auf eine Trage gelegt und auf sein Verlangen nach Sevilla gebracht.

Gomez hielt Wort, nur nahm er den Offizieren ihre Pferde, entwaffnete die Soldaten, ließ ihnen alle brauchbaren Montirungsstücke abnehmen und beredete wohl an hundert von ihnen, in die Dienste Don Carlos zu treten. Die Uebrigen entließ er, wohl wissend, daß sie sich bald zerstreuen und in ihre Heimath zurückkehren würden.

Die Beute, die er in dem Palaste fand, war bedeutend, es war der reichste Fang, den er noch auf seinem ganzen Zuge gethan hatte. Als jedoch die Geistlichen kamen, das Kirchengeräthe und die Kostbarkeiten, welche die Heiligen geschmückt hatten, ihm auszuliefern, weigerte er sich, es aus ihrer Hand anzunehmen, unter dem Vorwande: er wäre nicht gekommen, Kirchen und heilige Oerter zu berauben; der Alcalde aber mußte es ihm als ein Opfer der Stadt bringen, wo er es dann auch ohne Zögern annahm.

9.

Seinen Zweck so ganz erreicht, dachte Gomez nur auf seinen Abzug. Er bewaffnete und kleidete, so viel es sich in der Eile thun ließ, diejenigen von Cordova meist Pöbel, die ihm folgen wollten, nahm zwei von den eroberten Kanonen, nachdem er sie in brauchbaren Stand hatte setzen lassen, mit und schickte sich, nachdem er schon 5 Tage

in der Stadt verweilt hatte, ohne weder von Alair, Oraa oder Narvaez, die ihn mit 25000 Mann verfolgten, beunruhigt worden zu ſein, zum Abmarſch an.

Indeſſen hatte Chriſtoval noch einmal die Trümmer ſeiner Wohnung beſucht, wohin ihn Eſtevan begleitete, der dem Schmuggler im Vertrauen geſtand, er habe immer die Maravedis, die ihm fromme Seelen verehrt hätten, ſo lange geſammelt, bis er ſie in Goldſtücke hätte einwechſeln können. Dieſe habe er dann in einem kleinen ledernen Beutel zu einem Nothpfennig im Alter aufgeſpart, und dieſen dann ſtets, ſo oft er ihn hervorgeholt, wieder vergraben; er hoffe, daß ſeine Leute ihn nicht gefunden hätten. Triumphirend kam er bald mit dem Beutel zurück, in dem er noch ſeine 13 Unzen glücklich wieder fand. Er vergrub ſie dieſes Mal nicht, ſondern verbarg ſie in ſeiner Kutte. Der Rache der Chriſtinos nicht trauend, die ihn bei den Karliſten geſehen hatten, wenn dies auch gegen ſeinen Willen geſchehen war, beſtimmte er ſich, bei dieſen zu bleiben, welche die Kutte doch noch mehr ehrten als jene. Er bat daher Chriſtoval, der ihn nicht mehr gefangen hielt, bei ihm bleiben zu dürfen, welches dieſer ihm auch zugeſtand, da er Eſtevans Verſchlagenheit bei mancher vorkommenden Gelegenheit gebrauchen zu können glaubte.

Chriſtoval hatte mit ſeinem Sohne ein ſchmerzhaftes Abſchiedsfeſt bei den Trümmern gefeiert, und ſeine Stimmung war um ſo trauriger, da ſein Gemüth überhaupt heute ſehr bewegt war. Pedro hatte ſich am vergangenen Abend mit ſeinem alten Diener entfernt, ohne weder ihm noch Jeronimo zu ſagen, wohin er gehe, und war noch

nicht wieder zurück. Christoval fürchtete, und wohl nicht ohne Ursache, daß er Juanita's wegen sich zu etwas Unüberlegtem habe verleiten lassen, und war deshalb in nicht geringer Sorge.

Auch die Señora und ihre Tochter, denen der Bruder Klausner gerathen hatte, das Haus zu bestellen und einem Freunde in ihrer Abwesenheit ihre Geschäfte anzuvertrauen, waren in der größten Unruhe, da sie durch Christoval hörten, daß der morgende Tag zur Abreise bestimmt sei und der Mann, den Pedro nach Luque geschickt hatte, immer noch nicht zurück war. Drei stattliche Maulthiere, davon eines statt des Grauchens für Estevan bestimmt war, standen zwar schon im Stalle, ein Diener, der den mit dem Gepäck der Señora beladenen Esel führen sollte, bereit, aber immer hegte Mariquita noch die Hoffnung, der Bote werde die Nachricht von der Befreiung der Frauen von Luque zurückbringen und sie dadurch von aller Sorge befreit werden. Sie harrte und harrte, der Tag verstrich, kein Bote kam. Da gerieth sie in Verzweiflung, die Eifersucht erwachte in ihrer ganzen Stärke, sie wüthete fast. Der Gedanke, mit diesen ungeschliffenen Karlisten in Wind und Wetter, wer weiß wohin, durch Spanien zu ziehen, und Enrique in Luque bei Juanita zurückzulassen, war ihr zu schmerzhaft; sie ließ durch Estevan Christoval für ihre Freiheit bedeutende Summen bieten, dieser aber erwiederte: „Ich will mein Weib, mein Kind und kein Geld!" Da erschien endlich, als es schon zu dämmern begann, der nach Luque Abgeschickte und brachte einen Brief an Mariquita, den sie hastig erbrach,

aber bald wieder zornig auf den Tiſch warf und ſich ſchnell entfernte. Die Mutter nahm den Brief und las:

„Theure Mariquita!

Es iſt mir unangenehm, Deine Wünſche in Betreff der beiden Gefangenen nicht erfüllen zu können. Sie ſind mir vom General-Capitain zur ſtrengen Verwahrung übergeben worden, es liegt alſo nicht in meiner Macht, ſie frei zu laſſen. Mein Ohm iſt geſtorben und ich befinde mich nun im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, freue Dich mit mir. Meine Geſchäfte erlauben mir nicht, Dir mehr zu ſchreiben. Lebe wohl! Gott erhalte Dich noch viele Jahre!

Enrique de Espetta."

„Kurz und kalt genug iſt das Brieflein," ſagte der Bruder, dem es die Señora vorlas, „und ganz wie ich es mir gedacht. Euer Geld, nicht Eure Tochter wollte der ſaubere Capitano, nun er ſelbſt Geld hat, verlangt er ſie nicht mehr und möchte lieber das zarte Hühnchen Juanita, die ihm vielleicht beſſer mundet. Höre, Freund!" wandte er ſich nun zu dem von Luque Kommenden, der noch immer unbeachtet da ſtand und auf ſeinen Lohn wartete. „Wie fandeſt Du den Herrn, an den Du den Brief brachteſt?"

„In Luſt und Freuden!" erwiederte der Karliſt. „Der Brief, den ich ihm brachte, mochte ihm ſehr viel Spaß machen, denn er lachte hell auf und gab ihn ſeinen Kameraden zu leſen."

„Hört Ihr es wohl, Señora?" sagte hämisch Estevan. „Er gab das Schreiben Eurer Tochter seinen Kameraden, um mit ihnen zu lachen. Doch fahre nur fort!"

„Dann füllte er die Becher und stieß mit den Andern an," erzählte dieser nun weiter. „Auf das Wohl meines Liebchens!" rief er; da fragte ihn der Eine: „Auf das Wohl des Liebchens da oben, oder das in Cordova?" —

„Und was erwiederte er?" unterbrach ihn der Bruder heimtückisch.

„Wie kannst Du fragen?" erwiederte der Capitano. „Was kümmere ich mich um das Skelet in Cordova, seit ich ihr Geld nicht mehr brauche. Viva die Schmuggslerstochter!" Und da stießen sie an und brüllten, daß man es hätte auf dem Schlosse hören können. Dann sprang er auf, schrieb schnell den Brief, den ich gebracht habe, gab ihn mir mit den Worten: „Nun packe Dich, Schurke!" und das war das ganze Botenlohn, das er mir mit auf den Weg gab. Deshalb, Señora, stehe ich schon lange hier und erwarte es von Euch."

„Zahlt ihm gut, das bringt Euch bei der Bande in Ansehn!" raunte ihr Estevan zu. Die Señora mochte seinen Rath befolgt haben, denn der Mann ging dankend und zufrieden von dannen.

„Nun!" fragte Estevan. „Seid Ihr nun überzeugt, daß er ein ketzerischer Schurke ist?"

„Ich kann, ich mag es noch nicht glauben!" erwiederte die tief Gekränkte. „Aber Ihr urtheilt auch zu strenge, ehrwürdiger Herr, bei einem Glase Wein, vielleicht mit einem kleinen Rausch" —

„Da soll man ja, wenn man verliebt ist, den Him-

mel für eine Mandoline anſehen, deren Saiten man nur zu greifen braucht, um die himmliſche Muſik zu hören," fiel ihr der Bruder in die Rede, „und die Verlobte ſoll uns dann wie ein Engel erſcheinen, der mit ſeinem Hallelujah die Muſik begleitet, ſo ſagte mir wenigſtens einmal ein junger Fant, der aus Liebe toll geworden iſt."

„Ihr haſſet ihn, darum verleumdet Ihr den jungen Mann," ſagte die Señora, und doch ſtanden ihr die Thränen in den Augen.

Eſtevan glühte vor Aerger, daß die Señora immer noch den ihr Verhaßten entſchuldigte, wie ein kalekutiſcher Hahn, wenn er einen Engländer in ſeiner Uniform herumſtolzieren ſieht. „Nun, wenn Euch noch die Augen nicht aufgegangen ſind," ſprach er ärgerlich —

„Sie ſind mir voll Waſſers!" jammerte die unglückliche Mutter. „Ach, wäre es, wie Ihr vermuthet, ſtürbe meine gute Mariquita, mein einziges Kind, vor Gram."

„Das ließe ſie wohl bleiben, Señora! Sie würde wüthen, ſich zu rächen ſuchen und — einen andern Mann heirathen."

In dieſem Augenblicke trat Mariquita ein. „Wißt Ihr nicht," wandte ſie ſich zu Eſtevan, „wohin morgen der Marſch geht?"

„Das weiß Niemand, das iſt bei Gomez ſtets ein Geheimniß."

„O, ich wollte nun jetzt gern mit Euch durch ganz Spanien ziehen," fuhr ſie fort, und ſuchte ihre Aufregung zu verbergen, „entginge er nur dadurch meiner Rache nicht. Mir iſt jetzt der ſchrecklichſte Gedanke, viel-

leicht nach Norden geschleppt zu werden und ihn in Süden bei diesem Schmugglermädchen zu wissen!"

„Da kann ich Euch vielleicht einen Trost geben!" sprach der Bruder. „So lange sein Weib und Kind in Luque gefangen sitzen, verläßt Christoval sicher die Gegend nicht, sie halten ihn hier fest und sollte er das Aeußerste wagen."

„Gelobt sei Gott!" sagte das Mädchen. „Ich habe Alles gehört, Mutter, was der Bote erzählt hat, das hat mich abgekühlt, das hat mich von meiner thörichten Leidenschaft geheilt, ich kenne jetzt mein Schicksal, den Schmerz hat diese Nachricht aus meiner Brust gebannt, nur der Gedanke an Rache ist mir geblieben. Darum sorgt nicht für mich, ich sterbe nicht vor Gram! Betrogen, verachtet, schändlich hintergangen von dem Bösewicht, habe ich ihn aus meinem Herzen gerissen, und so heiß meine Liebe zu ihm war, so glühend ist jetzt mein Haß."

Doch diese Worte trösteten die Mutter nicht, sie drückten sie nur noch mehr zu Boden. Haß und Rache schien der frommen Frau unchristlich zu sein, und sie hätte lieber gesehen, Mariquita hätte ihr Schicksal in Demuth ertragen.

Christoval, der schon früher mit Gomez über seine eigenen Angelegenheiten gesprochen, hatte von ihm leicht die Erlaubniß bekommen, die Señora und ihre Tochter mit fortzuführen, gegen dergleichen machte er selten Einwendungen; auch hatte er ihm versprochen, ihn zu verstärken, um gegen Luque Etwas unternehmen zu können, wobei er ihm aber mehr List als Gewalt anzuwenden

empfahl, denn Gewalt würde gegen das feste Bergschloß wenig nützen.

Am folgenden Tage verließ Gomez mit Beute beladen Cordova, und Christoval, die beiden Frauen der Obhut seines Sohnes übergebend, bildete unter Don Francesco die Vorhut. Statt, wie Alle glaubten, Gomez werde, von so vielen Truppen der Königin verfolgt, sich nach Estremadura werfen, oder durch die Mancha seinen Rückzug nach Navarra nehmen, täuschte er Alair und Oroa, die ihn nach beiden Richtungen abzuschneiden hofften, rückte auf der Straße nach Granada vor und brachte in dieser Stadt der Wunder Alles in Aufregung.

10.

In Luque ging es indessen in Lust und Freude her, die Pächter schossen Geld vor, und in des Ohms reichlich gefülltem Keller fand Enrique Vorrath genug, um noch lange mit seinen Kameraden zechen zu können. Nur zwei Dinge trübten zuweilen seine fröhliche Laune. Sein Oheim hatte ihm auf seinem Sterbebette vertraut, daß er auf einem seiner Höfe, den er auch benannte, eine bedeutende Summe, den Haupttheil seines Vermögens, vergraben habe, es wäre ihm aber unmöglich, den Ort ganz genau anzugeben wo, weil sein alter treuer Diener Nicolas es allein vergraben habe. Diesen erwartete er nun stündlich von Madrid zurück, wohin er ihn, eine Schuld einzukassiren, geschickt habe. Er könne sicher auf seine baldige Rück-

lehr und auf ſeine Treue rechnen, doch rieth er ihm, das Geld bis auf beſſere Zeiten nicht auszugraben, ſondern ruhen zu laſſen, wobei jedoch Enrique dachte, beſſer, die Todten ſtehen auf, als daß ſie im Grabe vermodern. Nicolas aber war noch nicht zurückgekehrt, und dies ſetzte den jungen Herrn in ſehr große Verlegenheit, denn die Ländereien, die ihm der Ohm hinterlaſſen hatte, waren zwar von bedeutendem Umfange, aber in ſchlechter Kultur und gaben wenigen Pacht, ſo daß er ohne das Geld immer nur ein ſehr mittelmäßig begüterter Mann war. Dann quälte ihn Juanita's immer zunehmendes abſtoßendes Betragen gegen ihn. Anfangs hatte er nur die Abſicht gehabt, ſich in den Beſitz des ſchönen Mädchens zu ſetzen, nach und nach, vielleicht durch den Widerſtand gereizt, glaubte er wahre Neigung zu ihr zu fühlen, und wollte es nun durch ein freundliches Betragen gewinnen, Er gab ihr daher alle Freiheit, in dem alten Schloſſe herumzugehen, und weiter konnte er ihr auch nichts erlauben, denn weder Garten noch Baum fand man auf dieſem öden Felſen.

Aber all die Milde, mit der er beide Gefangene behandelte, änderte nichts in Juanita's Benehmen. Sie vermied, ſich mit ihm in das kleinſte Geſpräch einzulaſſen, und als er noch einmal zudringlich zu werden wagte, hielt ſie ihn wieder mit dem gezückten Dolche zurück, und Enrique ſchien, wenigſtens dieſem Mädchen gegenüber, kein Held zu ſein, der im Stande ſei, auf Gefahr ſeines Lebens Etwas zu wagen.

Die Begebenheiten in Cordova kümmerten ihn wenig. er war zwar von der Ankunft Gomez unterrichtet, wußte

aber von dem weitern Verlauf der Sache nichts, bis zwei karliſtiſche Deſerteure in Luque ankamen und ihm die nähern Umſtände berichteten. Es war ein alter und ein junger Mann, beide aus der Gegend von Truxillo, die ausſagten, gewaltſam von den Karliſten fortgeſchleppt zu ſein und baten, ſie ſo lange bei ſich aufzunehmen, bis Gomez die Gegend verlaſſen und ſie ungehindert in ihre Heimath zurückkehren könnten.

Der Capitano, dem einige ſeiner Leute deſertirt waren, nahm ſie willig auf, um ſeine Zahl voll zu machen, ließ ſie, ſo viel er konnte, als Chriſtinos einkleiden und ſchickte ſie hinauf in das Schloß, wo überdies die Soldaten nur ungern Wache hielten, und übergab ſie dem alten Sergeanten, der dort das Commando hatte. Uebrigens war er ganz zufrieden, daß ihn der Zufall hierher geführt und er nicht das Schickſal ſeiner Kameraden in Cordova getheilt hatte.

Einige Tage darauf bekam er die Nachricht, daß General Escalante die Truppen, die in in den Königreichen Granada und Murcia in Garniſon lagen, und die Freiwilligen aus den verſchiedenen Städten in Granada verſammle, und ein Heer von 10000 zuſammenziehen würde, um gerade auf Gomez loszugehen. Orea käme von Ubeda her und Alair über Cordova heran marſchirt, und ſo würde wohl der liſtige Fuchs eingefangen werden. Zugleich wurde er auch gewarnt, auf ſeiner Hut zu ſein, da Gomez nicht fern mehr von Alcala la real ſei.

Dieſe Nachrichten waren auch gegründet, die Karliſten hatten Alcala la real beſetzt, und auch vor Luque erſchienen ſie, aber man konnte vom Schloß deutlich ſehen, daß es nur

ein Streifkorps war. Es war Christoval, der mit ungefähr 200 Mann vor den Ort rückte und den Klausner sofort hinaufschickte, um wegen der gegenseitigen Auswechselung der Frauen mit dem Commandanten zu unterhandeln; der Brief Enrique's an seine Verlobte ließen ihn zwar wenig hoffen, daß er seinen Zweck erreiche.

Estevan machte sich auf den Weg und fand den Capitano glücklicher Weise in der Stadt mit seinen Zechbrüdern beim Becher versammelt, denn bis aufs Schloß, wo man noch nie den Tritt eines Maulesels gehört, hätte der gute Bruder nicht kommen können. „Por Dios!" rief der Capitano, als er den Klausner hereintreten sah. „Was führt Deinen Schmeerbauch den steilen Berg zu uns herauf? Seht hier, meine Kameraden," hob Enrique nun an, „einen ausgepichten Schlauch, wie Ihr in ganz Andaluſien ihn nicht so groß finden werdet, vor Euch stehen, mit einem Gesichte wie ein Krebs, der seine Schale abwirft, mit einem Munde, so weit, um ein Spanferkel auf einen Biſſen verschlucken zu können, und ein paar Schweinsaugen, so listig und verschmitzt, daß man sogleich an ihnen den Pfaffen erkennen kann. Aber was willst Du hier, was willst Du von mir? Willst Du vielleicht, daß ich mir den Spaß mache, Dich an jenem Baum aufknüpfen zu lassen?"

„Thut das, Capitano, thut das!" riefen vom Weine erhitzt die Offiziere.

„Nein!" sagte Enrique. „Wir waren zwar nie Freunde, aber einen Ambassador muß man ehren und nicht das Völkerrecht verletzen. In wessen Auftrag kommt Ihr, in Auftrag der Karliſten vielleicht, Luque aufzufordern?"

„Dafür bewahre mich Gott, mit Sündern hab' ich keine Gemeinschaft!" sagte der Klausner, der erst jetzt seine Fassung wieder erhalten hatte und wohl einsah, daß er sich leidend verhalten und bei den Zechbrüdern gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. „Ich komme im Auftrag der Señora Clara, welche die Karlisten mit sich herumschleppen. Denkt Euch nur das junge Hühnchen, Eure Mariquita!"

„Behalte es für Dich, rupfe und brate es!" sagte hell auflachend Enrique, „ich schenke Dir meinen Theil an ihr."

„Ein magerer Bissen!" meinte Estevan.

„Schon um diesen launigen Einfall," fuhr der Capitano fort," setze Dich her zu uns, alter Schlauch, und trinke mit uns, es ist von meines Oheims gutem Wein, und kümmere Dich für jetzt nicht um die Señora noch um ihre Tochter. Du siehst, wenn gleich die Karlisten vor unsern Thoren stehen, daß wir dennoch in Freuden leben; was kümmerts uns, ob sie sich an den alten Mauern von Luque die Schädel einrennen wollen oder nicht. — Komm, trink!" Er schenkte dem Klausner den Becher mit köstlichem Benicarlo voll, der diesem auch zu munden schien. „Sieh!" fuhr nun Enrique fort, „ich weiß Alles, warum Du hierher geschickt bist, ich soll Braut um Braut tauschen, eine hübsche für eine häßliche hingeben, nein so thöricht bin ich nicht! Ich brauche Mariquita's Geld nicht mehr und sie mich nicht. Es giebt noch viele arme Schlucker in der Welt, die ein solches mageres Goldfischchen gern an ihren Angeln zappeln sehen. — Sieh, Dir gegenüber sitzen gleich ein Paar! Daß aber die Señora sieht, ich bin nicht undankbar für die Goldstücke, die sie

mir manchmal in die Hand gedrückt hat, wenn ich nicht einen Real in meiner Tasche hatte, so will ich die beiden alten Weiber gegen einander auswechseln, doch nur unter der Bedingung, daß die Señora sogleich nach Cordova abreist und mich nicht belästigt. — Aber Du trinkst ja gar nicht, alter Zecher?"

„Ihr schenkt mir ja nicht ein, wie soll ich denn trinken?" erwiederte Estevan, der wohl einsah, daß er hier, wie er es sogleich vermuthet, nichts ausrichten konnte, und beschloß mit den Wölfen zu heulen, was ihm auch gar nicht schwer wurde, da dies Heulen im Trinken bestand. Die Offiziere schienen Vergnügen an ihm zu finden und nahmen sich vor, den feisten Bruder zu berauschen; sie tranken ihm deshalb fleißig zu, auch Enrique that es, aber sie bedachten nicht, daß einem Manne wie der Klausner von schon halb Betrunkenen nicht leicht der Sieg streitig gemacht werden könne. Enrique und seine Kameraden schnarchten schon längst, als der schlaue Bruder noch frisch und munter sich einen Becher nach dem andern füllte und endlich, da die Kanne leer war, den Diener bat, ihm sein Maulthier vorzuführen, da er wieder zurück wolle.

Doch um dieses zu können, mußte erst die Erlaubniß des Kommandanten eingeholt werden, und dieser schlief und schnarchte, und der Diener wagte nicht, ihn zu wecken, und so mußte der arme Estevan sich gedulden, bis der Capitano sein Räuschchen ausgeschlafen hatte. Dieser entließ ihn dann ganz freundlich und gab ihm überdies noch einen Begleiter mit, das Maulthier am Zügel den steilen Berg bis zum Kreuze hinunter zu leiten.

Wäre Etwas im Stande gewesen, Christoval für die niederschlagende Nachricht zu trösten, die Estevan vor der Hand nur ihm allein hinterbracht hatte, so wäre es gewiß ein glückliches Ereigniß gewesen, das der Zufall herbeiführte. Eine von ihm auf Kundschaft ausgeschickte Abtheilung hatte einen Mann eingefangen, der von Cordova kam und ihnen verdächtig schien; sie führte ihn vor Christoval in dem Augenblick, als einer von Enrique's Pächtern bei ihm war und wegen Wegtreibung seines Viehes mit ihm unterhandeln wollte. Dieser gab Christoval einen Wink, mit ihm herauszukommen. „Señor!" sagte er hier. „Versprecht Ihr mir mein Vieh zu lassen und mir noch überdies einige Doublonen für gute Nachrichten zu verehren, so will ich Euch einen großen Schatz heben lassen. Dieser Mann, den die Euren gefangen einbrachten, war der Vertraute unsers in Gott ruhenden Señors, und eben so hart und geizig als er. Dieser hat, so viel Jedermann weiß, auf irgend einer Stelle in dieser Gegend den ganzen Schatz vergraben, an dem der Alte so lange gespart hat; sein Erbe kennt nicht einmal den Ort, sonst hätte ich ihm nicht einige Doublonen auf mein Zinsgetreide vorschießen müssen und er hätte nicht so ängstlich auf Nicola's Rückkehr gewartet — Fragt ihn nur, droht ihm und er wird sicher bekennen!" — Diesen Rath hatte auch Christoval befolgt, und als man dem alten Mann, ohne daß irgend Jemand die Ursache kannte und Jedermann entfernt wurde, den Strick um den Hals gelegt und ihn zum nächsten Baume geschleppt, hatte er endlich eingestanden, daß er den Ort wisse und er ihn zeigen wolle, wenn man ihm das Leben schenke. Eben war man

im Begriff den Schatz zu heben, als der Klausner von Luque kam und seinen Bericht abstattete.

Aber nichts konnte Christoval über die fehlgeschlagene Hoffnung trösten, die er doch seit Enrique's Brief an seine Braut schon gar nicht mehr konnte genährt haben. Weib und Kind waren ihm theurer als alle Schätze der Erde, und selbst die Aussicht, seine treue Lebensgefährtin gerettet wissen zu können, hatte wenig Werth für ihn, da er in der festen Ueberzeugung stand, sie würde die Tochter nicht verlassen. Ueberdies vermehrte Pedro's Entfernung, der noch nichts von sich hatte hören lassen, seine Sorgen und seinen Kummer. Er sandte statt seiner Jeronimo mit Andres hin nach den verborgenen Schätzen, und Estevan schlich aus Neugierde, wohl auch aus Habsucht, ihnen nach. Sie fanden dort mehr als sie erwarten konnten. Christoval, auch in seinem Schmerz nicht unbedächtig handelnd, vertheilte einen kleinen Theil unter seine Bande, gab dem Pächter einige Goldstücke, kaufte von ihm zum Transport seiner Schätze drei Maulthiere, gewiß die ersten, die ein Karlist auf seinen Durchzügen bezahlt hatte, und selbst Estevan wurde von ihm beschenkt.

Am andern Morgen schickte er den Klausner noch ein Mal nach Luque, wegen der Auslieferung seiner Frau gegen die Señora zu unterhandeln. Enrique war immer noch sehr bereitwillig dazu und gab sogleich den Befehl, Margarita zu holen, und da er gestern seinen Groll gegen den Bruder in Benicarlo vertrunken zu haben schien, und dessen lustige Einfälle ihn vergnügten, so bewirthete er ihn auch heute und lud, wie immer, seine Kameraden

zum Frühstück ein, so daß der Klausner auch nach und nach mit diesen ganz vertraut wurde.

Margarita erschien, und als sie hörte, daß sie gegen die Señora ausgewechselt werden, ihr Kind aber hier bleiben sollte, verweigerte sie, wie Christoval geahnet, Luque ohne ihr Kind zu verlassen. „Thörichtes Weib!" fuhr sie Enrique an, dem ihre Weigerung gewissermaßen lieb war, da er fürchtete, von seiner eigenmächtigen Freilassung Verantwortlichkeiten ausgesetzt zu sein. „Thörichtes Weib! Wenn ich nun Dein Kind hier im Schlosse lasse und Dich dort in der Stadt in Verwahrung bringe, bist Du da nicht eben so von ihr getrennt, als wenn Du bei Deinem Manne wärest?"

„Das versteht Ihr nicht, Señor," nahm die zürnende Alte das Wort, „was ein Mutterherz fühlt, kennt Ihr nicht! Die Nähe der Mutter ist der Tochter die Nähe eines Schutzgeistes, der sie bewacht. Ich bleibe hier!"

„Und was wird Christoval sagen?" bemerkte der Klausner.

„Er wird meinen Entschluß billigen, und wenn er ihn nicht billigt, thut er Unrecht!" Ohne weiter in sie zu dringen, ließ der Capitano sie wieder nach dem Schlosse abführen.

„Sie hat recht gethan!" meinte Christoval, als der Klausner ihm die Nachricht ihrer Weigerung brachte. „Nun, ich habe noch nicht alle Hoffnung verloren, wenn ich auch jetzt mein Vorhaben aufgeben und die Ausführung meines Planes auf eine andere Zeit verschieben muß. In einer Stunde ziehen wir ab."

„Wohin?" fragte der Bruder vorschnell.

„Ihr werdet das zu seiner Zeit schon erfahren!" erwiederte Christoval. „Geht indessen zur Señora und sagt ihr, sie und ihre Tochter seien frei, sie möchten ungehindert mit ihrem Diener und ihrem Gepäcke nach Cordova ziehen. Auch Ihr könnt sie, wenn Ihr sonst wollt, dahin begleiten."

„Bei den Wunden St. Estevans, das thue ich nicht!" rief der Bruder. „Nach Cordova setze ich keinen Fuß mehr, außer mit des Don Carlos Anhängern. Mein Leichnam ist mir lebendig tausend Mal lieber, als wenn ich ihn am Galgen beim Inquisitionspalast vom Winde hin und her bewegt baumeln sähe. Ich bleibe bei Euch!"

„Nun, wie es Euch beliebt, ehrwürdiger Bruder!" sagte Christoval lachend. „Doch gebe ich Euch zu bedenken, daß Ihr bei mir diesmal wohl könntet Kugeln pfeifen hören."

„Es wird ja wohl irgendwo einen Felsblock geben, wohinter ein armer Klausner sich verbergen kann," meinte Estevan, „vielleicht auch ergreift mich in Angst und Verzweiflung ein nie gefühlter Muth, und mit dem Kruzifix in der Hand führe ich Euch gegen den Feind."

„Das wäre das Beste, was Ihr dann thun könntet!" sagte Christoval. „Jetzt aber geht zu den Frauen, benachrichtigt sie, daß sie frei sind, und da Ihr sie nicht begleiten wollt, so will ich ihnen einige Mann zur Bedeckung mitgeben, jedoch nur bis Alcaudete. Beendet aber Euren Auftrag schnell, denn in einer Stunde findet Ihr uns nicht mehr hier.

Estevan machte auch, gegen seine Gewohnheit, heute bei der Señora nicht viel Worte, nur setzte er zu seinem

Auftrage hinzu, daß Chriſtoval nur auf ſein vieles Bitten endlich eingewilligt habe, ihnen die Freiheit zu geben, erhielt außer dem Dank diesmal wohl noch etwas mehr zum Lohn als einige Maravedi's, und als die Frauen dem edlen uneigennützigen Chriſtoval danken wollten, war er nirgends zu finden, und ſie mußten eilen, denn die 4 Berittenen, die ſie nicht allein ihrentwegen begleiten ſollten, hielten ſchon vor der Thür ihrer kleinen Wohnung.

11.

Gomez war bei Zeiten von dem Anmarſch Escalante's unterrichtet worden, auch erfuhr er, daß Alaix, zwar immer noch in der Meinung, er werde ſich nach Eſtremadura werfen, ſich langſam nähere und Balaleazar paſſirt ſei. Auch war Orva, aber auch in kleinen Tagemärſchen, bis Ubeda vorgerückt, während Narvaez als Reſerve in Almaden noch unbeweglich ſtand. Gomez Hauptaugenmerk mußte ſein, die Vereinigung der verſchiedenen Corps zu hindern. Er hatte daher die Straße nach Granada verlaſſen, die Expedition dahin für jetzt aufgegeben und wandte ſich nach Mantilla, wo er alle ſeine Streifcorps verſammelte und von wo er Sevilla bedrohte. Escalante, von Gomez Marſch unterrichtet, glaubte, er wolle über Bujalance entwiſchen, und beeilte ſich, Alcala la Real zu erreichen, und in dem Wahn, Gomez würde ſicher bei ſeiner Annäherung ſich zurückziehen, ſuchte er ihn vom Quadalquivir abzuſchneiden. Gomez brach auch plötzlich

auf, rückte aber gegen Baena, wo ſich die Straße nach Cordova und Andujar, den beiden Uebergängen über den Fluß, kreuzt, nahm eine feſte Poſition und ſchien hier die Ereigniſſe abwarten zu wollen. Escalante beeilte ſeinen Marſch, rückte auf Alcaudete, und in dieſer Gegend war es, wo ſeine Colonnen von der Señora Begleitung entdeckt wurden. Dieſe ſprengten plötzlich davon und überließen die Frauen ihrem Schickſal, das ſich noch ganz glücklich für ſie geſtaltete, denn ſie ſchlichen ſich zwiſchen beiden Heeren durch und gelangten noch am nämlichen Abende nach Caſtro und kamen am andern Tage wohlbehalten in Cordova an.

Escalante wollte den Ruhm, den gefürchteten Gomez vernichtet zu haben, weder mit Alair noch Oroa theilen, und hielt ſich mit ſeinen 7000 zuſammengerafften Mann ſtark genug, ihn angreifen zu können. Er rückte daher von Alcaudete gerade auf Baena zu, wo er zu ſeiner groſſen Freude Gomez noch fand, der über ſeinen Anmarſch gleichfalls erfreut war.

Die Karliſten hatten eine ſehr gute Stellung auf einer bedeutenden, aber ſanft anlaufenden Anhöhe, deren rechter Flügel ſich an ein ſchroffes von einem Waldbach durchſtrömtes Thal lehnte, den linken deckte eine unüberſteigliche Felswand, ſo daß ſie nur auf einen engen Raum zuſammengedrängt in der Front angegriffen werden konnten. Hier hatte Gomez ſeine baskiſchen und kaſtiliſchen Bataillone aufgeſtellt, alles andere auf ſeinem Marſche zuſammengeraffte Volk, was doch durch die den Freiwilligen in den verſchiedenen Städten weggenommenen Waffen ziemlich gut armirt war, hatte er theils zur Deckung

seiner aus 2000 Maulthieren bestehenden Bagage verwendet, theils hinter der Felswand versteckt, um zu seiner Zeit loszubrechen und dem Feinde in die Flanke zu fallen; ungefähr 1000 Mann standen unter der Anführung Don Francisco's auf seinem rechten Flügel, von einer Krümmung des Thales zu gleichen Zwecken verborgen; bei dieser Abtheilung befand sich Christoval. Gomez ganze Streitkräfte bestanden fast aus 10000 Mann.

Es mochte um die neunte Stunde sein, als die Colonnen Escalante's auf der Straße von Jaen sichtbar wurden. Sie entwickelten sich außer Schußweite und der General der Christinos ließ seine Artillerie, die aus 10 Geschützen bestand, vorfahren und beschoß die Karlisten, die ganz ruhig blieben und keinen Schuß erwiederten, da die Christinos aus zu weiter Entfernung feuerten und ihnen nicht den mindesten Schaden zufügten. Escalante ließ jetzt sein Heer vorrücken und entsendete zu gleicher Zeit die Freiwilligen von Malaga längs dem Waldbach, wo möglich die Stellung der Karlisten von hier aus zu umgehen. Diese trafen bald auf die Abtheilung von Francisco, und da sie mit wahrhaftem Muthe auf die ungeübten Banden eindrangen, so brachten sie selbige bald zum Weichen, doch nicht zur Flucht, denn Christoval mit seinen Schmugglern, lauter treffliche Schützen, hinter Felsen versteckt, dämpfte den feurigen Muth der Malagaer, tödtete ihnen viel Volk und besonders ihre Offiziere. Estevan, der auf seinem Maulthiere sitzen geblieben war, um im Nothfall ein Mittel zur Flucht zu behalten, hatte zu seinem Unglück das heroischste Thier der ganzen Halbinsel von der Señora zum Geschenk erhalten, denn es

blieb ſtets mitten im Kugelregen bei dem dickſten Haufen und wurde ſteifſch und wich dann nicht von der Stelle, wenn die plumpen Hacken und der Knotenſtock des Einſiedlers es zur Flucht treiben wollten. So mußte der arme Bruder mitten im Kugelregen aushalten, wovon eine ſo unbeſcheiden war, ſeinen kleinen mit rothem Wein gefüllten Bocksbeutel zu treffen, ſo daß der herabſtrömende Wein den Geängſtigten Anfangs glauben ließ, er ſelbſt ſei getroffen und ſein Blut fließe in Strömen. Dieſer Moment war einer von denen, der ihm ſchon bei Luque mochte geahnet haben. Von ſeinem ſteifen Thiere abzuſteigen wagte er nicht, es trug ja nächſt ihm alle ſeine Habe, und daß ſeine Beine ihn nicht ſchnell aus dem Gewühl und weit genug tragen konnten, ſah er wohl ein. Todesangſt ergriff ihn, aber auch Verzweiflung; er riß das kleine Kruzifix von ſeiner Bruſt, hob es hoch in die Höhe und rief den immer noch Weichenden zu: „Stehet, Streiter Chriſti! Der Herr verkündet Euch den Sieg durch mich, ſeinen Diener! — Seht, dort ziehet Hülfe herbei! — Drauf, drauf auf den ketzeriſchen Feind, laßt das Siegsgeſchrei ertönen!“ Und „Viva la Santa Religion, viva Don Carlos!“ ſchrie er hierbei, ſo laut er nur konnte. Und wirklich zeigten ſich in dieſem Augenblick auf der Höhe mehrere hundert Karliſten, die Gomez zu Franciſco's Hülfe geſchickt hatte, da er durch die Richtung des Feuerns im Thale die Noth der Seinen vermuthete. Er konnte die paar Hundert entbehren, da er den erſten Angriff Escalantes ſchon zurückgeſchlagen hatte.

Bei dem Anblick des Kruzifixes, wohl mehr noch bei dem Anblick der von der Höhe auf die Chriſtinos herab-

feuernden Kameraden, entflammte von Neuem der Muth von Francisco's Schaar. Sie wichen nicht weiter und folgten dem Klausner, der, so lange der Feind sich zurückzog, an ihrer Spitze blieb. Von Christoval hart gedrängt flohen endlich die Freiwilligen von Malaga bis zu dem Hauptheere, das nach abgeschlagenem Angriff in großer Verwirrung war. Da sprang Estevan, der sein Tagewerk sattsam beendet zu haben glaubte, von seinem Maulthiere, warf sich erschöpft und ganz athemlos auf die Erde, riß im Unmuth den zerschossenen Schlauch von der Schulter, warf ihn zu Boden, jammerte, daß keine mitleidige Seele hier sei, ihm einen Trunk zur Erquickung zu bieten, und schöpfte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, einen kühlen Trunk aus dem vorbeirauschenden Waldbach, der ihn auch erquickte.

Von oben herab donnerten noch immer die 8 Kanonen der Karlisten auf die aufgelösten Bataillone Escalante's und vermehrten die Unordnung noch mehr, welcher Einhalt zu thun der General der Christino's mit rastloser Thätigkeit bemüht war. Endlich gelang es ihm auch, sein Geschütz wieder zum Feuern zu bringen, was dieses Mal wirksamer schoß als früher; auch sah er bald, nachdem er sie aus dem Bereich des Geschützes zurückgezogen, seine Bataillone wieder geordnet und zum Angriff bereit. Er führte sie von Neuem die Höhe hinauf, aber dieses Mal wartete Gomez den Angriff nicht ab, sondern ging ihm entgegen; die hinter der Felswand-Postirten, wobei fast seine ganze Reiterei sich befand, griffen im Rücken an, und das Corps Don Francisco's beschäftigte die Freiwilligen von Guadix und Loja, die statt derer von Malaga,

die mit in die Schlachtordnung gezogen waren, die linke Flanke decken sollten. Von dem Angriff auf beiden Seiten überrascht, von dem wilden Angriff der Basken und Kastilianer gedrängt, hielten die Christinos nicht Stand, sie flohen bei der ersten Salve, völlig aufgelöst, und nur allein der Mangel an Reiterei verhinderte ihre gänzliche Vernichtung. Ein Theil des Geschützes, 1000 Gefangene, eine Menge Ueberläufer, die sogleich Dienste nahmen, und fast das ganze Gepäck war die Frucht des Sieges, und Gomez sah sein Corps nach dem Treffen um Vieles stärker, als vorher.

Um den Feind ganz zu täuschen, brach er noch am nämlichen Tage auf und war schon am andern Abende wieder in Cordova, wo er sich jedoch weniger grausam und habsüchtig benahm, als das erste Mal, und sich nur einen Tag aufhielt. Sein Plan war, San Roque zu erreichen, um von dort aus seine geraubten Schätze nach Gibraltar in Sicherheit bringen zu können. Der Marsch nach Cordova täuschte auch wirklich die Christinos, sie glaubten, er wolle über den Quadalquivir zurück, deshalb marschirte Oroa von Ubeda nach Andujar, und Alair rückte von Bahaleazar schnell gegen Cordova, Narvaez gegen Amarilla vor, während Gomez schnell nach Ecija marschirte, und die Christinos durch diesen Marsch immer noch in der Ungewißheit ließ, ob er sich gegen Sevilla oder Malaga wenden würde.

Die Guerilla von Don Francisco blieb, während Gomez auf Ecija marschirte, in der Gegend von Mencia stehen, theils um die verschiedenen feindlichen Corps zu beobachten, theils um das Versprechen zu erfüllen, welches

der General Chriſtoval gegeben hatte, ihm zur Befreiung ſeines Weibes und Kindes behülflich zu ſein, weshalb auch dieſer ſchon gar nicht mit nach Cordova gezogen war, ſondern ſich nach Luque gewendet hatte. Eſtevan war jedoch aus alter Anhänglichkeit an die Señora den Karliſten dahin gefolgt.

12.

In Luque hatte ſich während der Zeit manches Sonderbare begeben. Gleich nach Chriſtovals Abmarſch war Don Enrique in Kenntniß geſetzt worden, daß die Karliſten die aufgehäuften Schätze ſeines Ohms gefunden und mit weggeführt hätten, und daß der alte Nicolas, wahrſcheinlich aus Furcht vor ihm, verſchwunden ſei. Dieſe Nachricht brachte den ſonſt ſo Leichtſinnigen aus aller Faſſung, dieſe Vergeltung hatte er vom Schickſal nicht erwartet. Er verwünſchte im erſten Augenblick des Unmuths, die Weiber hierher gebracht und ſomit Chriſtoval bewogen zu haben, ihm zu folgen. Er ſchwur die bitterſte Rache, aber weder Schwur noch Rache, wenn er auch Gelegenheit gehabt hätte, ſich rächen zu können, brachten ihm die verlornen Schätze zurück. Seine ganze geträumte Zukunft war zerſtört, die 10 Pachthöfe, auf welche in dieſer Zeit der Zerſtörung der vorſichtige Ohm ſich die Pachtgelder auf ſo lange Zeit als möglich vorſchießen laſſen, brachten nichts ein, die Pächter wollten nichts mehr vorſchießen, und ſo war ſein Reichthum, wenigſtens für den

Augenblick, faſt zu nichts geworden. Anfangs nahm er ſich vor, durch harte Behandlung Juanita's und ihrer Mutter ſich an Chriſtoval zu rächen, aber bald fühlte er bei dem Anblick des Mädchens, daß dies ihm unmöglich ſei. Charakterlos wie er war, gab er ſich gewöhnlich dem Eindruck des Augenblicks ganz hin, und ſo änderte er ſein Betragen nicht und war feſter als je entſchloſſen, auf freundliche Weiſe ſich Juanita's Liebe zu gewinnen.

An dem Tage des Treffens bei Baena lockte der Kanonendonner Juanita nach dem kleinen Vorſprung des Felſens, der ſüdwärts lag, und von ſteilen Felswänden umgeben es unmöglich machte, von hier aus zu entkommen, weshalb Enrique ihr die Erlaubniß gegeben hatte, hier die friſche Luft genießen zu dürfen. Sie hatte einige Granatblüthen in ihrer Hand, und während ſie ängſtlich auf den fernen Donner des Geſchützes lauſchte, und an Vater, Bruder und Geliebten dachte, zerpflückte ſie die Blumen, und der Morgenwind trug ſie in das von einem reißenden Strom durchfluthete Thal. — Da ſah ſie Flüchtige die jenſeitigen Felſen herabkommen, ſah, wie Karliſten ſie verfolgten, eine Kugel einen der Unglücklichen traf — das Grauſige der Schlacht trat lebendig vor ſie, ſie erbebte, Furcht ergriff ſie, und ſchnell eilte ſie nach dem Schloſſe zurück. Doch auch hier trieb es ſie nach der ſüdlichen Seite deſſelben, wo man von einem Altan die Ausſicht nach dieſer Gegend genoß. Sie war noch nie in dieſem Theile des Schloſſes geweſen und fand ſich überraſcht, in einem halbverfallenen Saale, von wo aus der Altan über einen tiefen Abgrund wie ein Schwalbenneſt hing, noch ſo viele mauriſche Denkmale zu finden. Der

Saal, den keine Thür mehr schloß, war zum Theil noch mit den schönsten Arabesken geziert, sechs leichte marmorne Säulen standen noch, die halb verfallene gemalte Decke zu tragen, und der Altan selbst hatte sich trotz Regen und Sturm unerschüttert erhalten. Sie betrachtete dies Alles nur flüchtig, denn eine unaussprechliche Angst ergriff sie bei dem Donner des Geschützes, den ein Südwind in hundertfachem Echo der Felsen herüberführte. Sie gedachte, daß wahrscheinlich Geliebter, Vater und Bruder in diesem Augenblick dort dem Tode entgegenständen, und das fromme Mädchen faltete, auf den Altan getreten, die Hände und betete leise zu Gott und flehte zu dem Barmherzigen, die ihr so Theuren zu schützen, als sie plötzlich der leise Ruf: „Juanita!" in ihrer Andacht störte. Sie wandte sich, zusammenschreckend, und vor ihr stand in der ärmlichen Bekleidung eines Christines ihr Pedro, der mit dem Ausruf: „Mein geliebtes Mädchen!" auf sie zueilend die Arme nach ihr ausstreckte. Bald ruhte sie an seiner Brust, kein Laut, kein Wort unterbrach diesen seligen Augenblick, ihre Wonne war stumm. Doch plötzlich entwand sie sich seiner Umarmung und raunte ihm leise zu: „Um aller Heiligen willen laß uns vorsichtig sein, Dein mir so theures Leben steht auf dem Spiel! Darum sage mir nur in der Kürze, denn die Zeit ist uns karg zugemessen, die wir beisammen bleiben können, sage mir, wie kommst Du hier auf dieses Schloß? Du bist doch der Sache der Religion und unsers Königs nicht untreu geworden?"

„Nein, bei St. Anton, nein!" rief der Jüngling, nnd Juanita's kleine Hand bedeckte seinen Mund. „Leise, um

Gottes willen leise!" bat sie ihn. Er erzählte nun, wie es ihm aus Enrique's Briefe an dessen Braut klar geworden wäre, daß an keine Auswechselung zu denken sei, da habe er den Entschluß gefaßt, Alles für ihre Befreiung zu wagen. Gut mit Geld versehen, habe er und sein Diener sich als Deserteure zu dem Capitano bringen lassen, von diesem aufgenommen, wären sie, da man ihnen nicht ganz traute, hier auf das Schloß geschickt, wo es ihm auch schon gelungen sei, 6 Mann der Besatzung für sein Vorhaben zu gewinnen. Von dem Schloß bis in die Stadt wär' ein Leichtes mit ihnen zu kommen, denn 8 entschlossene Mann würden wohl Meister von 12 Schlafenden und einem alten böswilligen Sergeanten werden, aber wie mit ihnen aus der Stadt zu flüchten, wüßten sie noch nicht. „Gott wird aber wohl den Seinen helfen!" setzte er vertrauungsvoll hinzu.

„Guter Pedro, Deine Liebe zu mir muß überschwenglich sein, daß Du so Alles für mich wagst'" sagte jetzt Juanita und warf sich an seine Brust. „Vereint uns der Himmel, so soll Dir Treue, soll Dir die heiligste Liebe dafür lohnen."

„Das bin ich von Dir überzeugt, Juanita!" sprach mit Feuer der junge Mann, und drückte sie herzinniglich an seine Brust, doch ein Geräusch, das sie draußen hörten, trennte sie schnell. „Sagt mir doch," nahm die besonnene Juanita schnell das Wort, „wo mag wohl das Gefecht sein?"

„In der Gegend von Alcaudete oder Baena," erwiederte er und ging mit ihr dem Balkon zu. Doch bis dahin sollte er nicht kommen, denn die rauhe kreischende

timme des alten Sergeanten hielt ihn zurück. „Was achst Du hier, Pedro?" fuhr er ihn an. „Geh hinun- r, wo Du hin gehörst, und falle der Señora nicht be- hwerlich — Marsch!"

Pedro mußte gehorchen, er wagte es nicht einmal, der eliebten noch einen Blick zuzuwerfen, sie nicht, sich noch nmal nach ihm zu wenden. Der Augenblick des Wie- erſehens war kurz geweſen, und die freudige Erinne- ung, die er zurückließ, wurde bald durch bange Sorgen erdrängt, welche das arme Mädchen auch mit Recht uälten. Der Sergeant, der nie einem Deſerteur traute, ar ihm ſchon lange nachgeſchlichen und hatte ihn heute elauſcht. Von dem Geſpräch der beiden Liebenden war hm nichts entgangen, und ſobald er mit Pedro in die Wachtſtube getreten war, ließ er ihn in ein finſteres Ker- erloch werfen, er ſelbſt eilte hinunter, ſeinem Capitano on dem Vorgefallenen Bericht abzuſtatten.

Dieſer, obgleich ihn eine thörichte Eiferſucht ergriff, ehielt doch Faſſung und befahl dem Sergeanten, den Vorfall Jedermann zu verſchweigen und Pedro in aller Stille am Abend nach der Stadt ins Gefängniß bringen u laſſen. Ihm war hauptſächlich daran gelegen, daß Bernardo, der keine Gelegenheit vorbei ließ, über ihn zu potten, nicht erführe, daß er ſelbſt ſeinen Nebenbuhler zu Juanita auf das Schloß geſchickt habe. Dann begab er ich nach dem Schloſſe, trat mit verbiſſenem Ingrimm zu Juanita, die wieder auf dem Balkon ſaß und eben jetzt urch den Anblick einer Menge flüchtiger Chriſtinos in hren Gedanken an Pedro geſtört wurde, und ſagte ihr, einen durchdringenden hämiſchen Blick auf ſie werfend:

„Der Freche, der Euch durch seine Zudringlichkeit so eben lästig gewesen ist, hat sogleich das Schloß verlassen müssen und ist in der Stadt einquartirt worden." Das Mädchen, obgleich auf Alles vorbereitet, mochte doch bei dieser Nachricht die Farbe gewechselt haben, da ihr jetzt Pedro's Schicksal klar vor Augen stand, doch hatte sie noch Gegenwart des Geistes genug, ihm zu erwiedern: „Ich danke Euch für Eure Fürsorge, Señor!" ihn aber auch zugleich auf die Flüchtigen aufmerksam zu machen, die, von einigen karlistischen Rettern verfolgt, sich durch Schlucht und über Felsen nach Luque zu retten suchten.

Kaum hatte der Capitano diese erblickt, als er „Auf recht baldiges Wiedersehen, Juanita!" ihr höhnisch zurufend, sich schnell entfernte, um die nöthigen Anstalten zu treffen, die Flüchtigen in der Stadt aufzunehmen. Die Thore wurden ihnen geöffnet, und an 150 fanden in Luque eine Zuflucht. Einige Flintenschüsse trieben die verfolgenden Karlisten zurück, und der Capitain war hoch erfreut, die Besatzung um das Doppelte vermehrt zu sehen, obgleich die Meisten ohne Gewehre angekommen waren.

Eben besichtigte er, stolz auf die Heeresmacht, die er nun unter seinem Befehl hatte, die Garnison, als der alte Sergeant vom Schlosse herab das Signal gab, daß sich Karlisten, jedoch nur in kleiner Anzahl naheten. Da schlug Don Bernardo dem Capitano vor, ihnen entgegen zu gehen, um sie doch einigermaßen in Respect zu halten. Enrique stimmte ganz mit ihm überein, gab ihm aber den Befehl, mit hundert Mann und den wenigen sich hierher geflüchteten Berittenen eine Recognoscirung vorzunehmen,

ſich aber nicht zu weit zu wagen. Bernardo gehorchte, rückte aus, ſtieß auch gleich vor dem Thore bei dem kleinen Kreuze auf die Karliſten, die, nachdem ſie nutzlos ihre Gewehre losgeſchoſſen hatten, ſich eiligſt zurückzogen. Er rückte, jedoch nur mit aller Vorſicht, weiter vor, und erblickte nun von einem vorſpringenden Felſen ungefähr 30 Karliſten hinter einem von den Pachthöfen des Capitains poſtirt, die ſich, ſobald ſie ihn gewahr wurden, langſam bis an eine Felsſchlucht zurückzogen. In dem Pachthofe, wo Bernardo Halt machte, hatte man keinen Feind weiter, als dieſe 30 Mann geſehen. Da hier auf der einen Seite die Gegend offen, auf der andern aber durch ſteile unzugängliche Felſen geſichert war, ſo glaubte der Chriſtino weiter vorgehen und die Karliſten auf der Höhe angreifen zu können. Er rückte an, die Karliſten hielten Stand, und erſt nach mehrmaligem Feuer der Chriſtinos zogen ſie ſich, von ihrer wenigen Reiterei gedeckt, in Eile zurück und ließen einen Todten auf dem Platz, in deſſen athemloſe Bruſt, unter Singen der Tragalla, jeder Chriſtino ſein Bajonet ſtieß. Bernardo ließ ſich verleiten, den Feind noch weiter zu verfolgen, dieſer hielt aber nicht mehr Stand, behielt die Chriſtinos zwar immer im Geſicht, vermied aber kluger Weiſe jedes Gefecht. Wohl eine halbe Legua weit hatte ſich Don Bernardo auf dem Wege nach Mencia von Luque locken laſſen, da ſchien es ihm doch zu gewagt, den ihn nur neckenden Haufen weiter zu verfolgen; er kehrte um. Die Karliſten ſahen ſeinem Abmarſch ruhig zu, folgten nicht, und ſo kam er, den Todten im Triumph mit nach Luque ſchleppend, dort an und ſtattete einen ſpaniſchen Bericht, das

heißt einen prahlenden, über seinen gefährlichen Zug ab, was natürlich durch ein Trinkgelag gefeiert werden mußte, denn die Karlisten hatten den Weg zu des Oheims Weinkeller noch nicht gefunden, wie den zu seinem Gelde.

Am andern Tage ließen sich die Karlisten nicht sehen, am dritten aber, eben wie Enrique mit seinen Offizieren beim Becher saß, und sie, wie gewöhnlich, zechten, wurde vom Schloß aus der Anmarsch der Feinde wieder signalisirt, doch überzeugte sich der thätige Bernardo bald, daß es nur der nämliche Haufen sei, den er so glorreich in die Flucht geschlagen habe; man kümmerte sich daher nicht sehr darum und hielt es nicht der Mühe werth, gegen sie auszurücken, ließ jedoch zur Vorsorge die Thore untersuchen, ob sie auch gut verwahrt wären, verdoppelte die Wachen auf Thürmen und Mauern, und zechte unbekümmert fort. Plötzlich aber kam die Meldung, man sehe in der Nähe der Stadt Rauchwolken aufsteigen und die drei auf der Straße nach Mencia gelegenen Pachthöfe des Capitano ständen in Flammen. Diese Nachricht brachte endlich auch diesen in Harnisch, er versammelte die Besatzung, wählte 200 Mann aus, ließ einen Vierpfünder in der Eile mit Mauleseln bespannen und rückte, sein Eigenthum zu retten, selbst dem Feinde entgegen.

Der Hof, an dem ihn der Weg vorbeiführte, stand noch nicht in hellen Flammen, und deshalb ließ Enrique hier halten, rettete durch Anstrengung der Mannschaft was noch zu retten war, und erfuhr nun, daß die Karlisten, die nämlichen, die gestern da gewesen, nur ungefähr 30 Mann, worunter 6 Berittene, stark seien. Diesmal hatten sie alles Vieh, Schafe, Rinder und Esel,

eggetrieben und dann die Gebäude angezündet. Als En-
que erfuhr, sie könnten sich noch nicht weit mit dem
ieh entfernt haben, setzte er ihnen mit der Reiterei nach,
s Fußvolk und die Kanone ließ er folgen; doch ehe er
traf, fing er manches Stück Vieh wieder ein, das sie
elleicht absichtlich, um ihn aufzuhalten, hatten laufen
ssen. Endlich erblickte er sie auf der nämlichen Höhe,
n welcher sie Bernardo, der diesmal in Luque zurück-
blieben war, vertrieben hatte, wagte jedoch nicht, sie
it den wenigen Berittenen anzugreifen und wartete das
ßvolk ab. Als dieses mit dem Geschütz heran war, ließ
abprotzen und feuern, doch der Feind kümmerte sich
enig um die Kugeln, die tief unter ihm von den Felsen
prallten, ohne ihm Schaden zu thun. Als aber Enri-
e indessen mit gefälltem Bajonet die Höhe hinaufrück-
flohen sie in wilder Unordnung, trieben das Vieh nach
nem nahen Olivenwald vor sich her, ihre paar Reiter
kten so viel sie konnten die Flucht, und als auch diese
n den Christinos zurückgeworfen wurden, hatten sie das
äldchen erreicht, feuerten hinter den Bäumen versteckt
d tödteten zwei feindliche Reiter.

Nur sein Vieh und seine brennenden Höfe, nicht die
fahr vor Augen, war der Hauptmann die Höhe her-
gestiegen, wo er jedoch das Geschütz mit einer kleinen
deckung zurückließ. Er stürzte nun wie ein Wahnsin-
ger in das Wäldchen hinein. Hier aber empfing ihn
mörderisches Feuer, und als er endlich einsah, daß er
unvorsichtig in die Gefahr begeben, wollte er sich zu-
kziehen, sah sich aber plötzlich von einem viermal stär-
n Feinde umringt, der mit 50 Reitern ihm jede Aus-

ſicht auf Rettung benahm. Doch er, ſich um die Andern nicht kümmernd, verließ ſich auf ſein gutes andaluſiſches Pferd, drückte ihm die Sporen tief in die Weichen, und während die Seinen durch das Gebirge zu entkommen ſuchten, ſprengte er, von zwei feindlichen Reitern dicht hinter ihm verfolgt, die Höhe hinauf, wo eben die Kanone abfuhr. Aber zu ſeinem Unglück warf dieſe bei dem Umwenden in der Felsſchlucht um, ſein Roß ſtutzte, und während er das Widerſpenſtige antrieb über das umgeſtürzte Geſchütz zu ſetzen, fühlte er ſich ſchon von hinten gepackt, und: „Halt, Bube!“ donnerte ſchon die furchtbare Stimme Chriſtovals, der ihn mit ſtarker Fauſt vom Pferde riß, ihn zu Boden ſchleuderte und dem ihm folgenden Jeronimo ihn zu binden befahl.

„Ich hoffe, Ihr werdet mich doch als Cavallero nicht wie einen Räuber behandeln?“ rief Enrique, dem in dieſem Augenblick der Stolz noch Muth gab.

„Bis ich mein Weib und mein Kind wieder habe,“ erwiederte Chriſtoval, „behandle ich Dich als einen ehrvergeſſenen Buben, ſind dieſe wieder in meiner Gewalt, dann meinethalben als Don. Du ſtehſt mir für ihn, Jeronimo!“ Dies ſagend gab er ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte den Fliehenden nach, die größtentheils erreilt, denen jedoch auf Chriſtovals ausdrücklichen Befehl kein Leid zugefügt wurde.

Dieſer rückte nun mit dem ganzen Corps des Don Francisco, der einer bei Baena erhaltenen leichten Wunde wegen, vielleicht auch um die Ausführung ſeines Unternehmens Chriſtoval allein zu überlaſſen, zurückgeblieben war, vor Luque, das kaum 60 Chriſtinos von den 200

Ausgezogenen wieder erreicht hatten, und in dessen Umgegend alle Höfe Enrique's jetzt in hellen Flammen standen. Als dieser von einer Höhe herab die Flammen erblickte, gerieth er in Wuth, schimpfte und tobte, und hätte ihn Jeronimo nicht vor Mißhandlungen geschützt, man hätte ihm sicher, ehe er noch Luque wiedergesehen, mit Kolbenstößen den Schädel eingeschlagen. Von seinem Mißgeschick niedergeschmettert, von der höchsten Wuth bis zum Kleinmuth herabgestimmt, wurde er jetzt in ein kleines vom Feuer verschontes Gebäude geführt und seiner Bande entledigt. Hier trat Christoval bei ihm ein und redete ihn freundlicher an als vorhin. „Señor!" sagte er ziemlich ruhig. „Ich will mein Weib und mein Kind. Schickt den Befehl nach Luque, daß sie mir ausgeliefert werden, und beim allmächtigen Gott und St. Christoval schwöre ich Euch, Ihr kehrt in dem nämlichen Augenblick, in welchem ich die Meinen wieder habe, in die Stadt zurück. Wollt Ihr dies nicht, erhalte ich sie nicht heute wieder, so schwöre ich einen eben so heiligen Eid, Ihr werdet vor die Thore der Stadt geführt und dort an dem ersten Baum, den ich finde, aufgeknüpft!" Er ließ Papier, Tinte und Feder holen, und befahl ihm, an seinen Lieutnant den Befehl zu schreiben, daß er die Frauen sogleich ausliefere.

Enrique, der keine Hoffnung mehr genährt hatte, sein Leben zu retten, war nicht wenig erstaunt und erfreut, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Er setzte sich gleich und schrieb an Bernardo:

„Theuerſter Freund!

Ich bin gefangen. Zum Preis meines Lebens und meiner Freiheit verlangt Chriſtoval weiter nichts, als ſein Weib und ſein Kind zurück. Gern gehe ich den Handel ein, denn mein Leben will ich einer eigenſinnigen Dirne wegen nicht aufs Spiel ſetzen. Ich bitte Dich daher, theurer Freund, entlaß ſogleich die Gefangenen, auch den Pedro, ihren Bräutigam, von dem Dir der alte Korporal das Nähere berichten kann, ihrer Haft und ſende ſie heraus, denn Chriſtoval hat den fürchterlichſten Eid geſchworen, wenn ſie nicht heute in ſeinen Händen wären, mich aufknüpfen zu laſſen, und ſolch ein Wort zu erfüllen ſcheint er mir ſtets bereit zu ſein. Lebe wohl! Mich gelüſtet nach Deiner Umarmung und nach einer Flaſche Xeres aus dem Keller meines Oheims. — Gott beſchütze Dich noch viele Jahre!

Dein Freund in jeglicher Prüfung
Don Enrique de Espetta.

Dieſen Brief übergab er Chriſtoval, der ihn einer Art Lizentiaten, der ſeiner Bande gefolgt war, zum Durchleſen gab, denn er ſelbſt konnte nicht leſen, und als er ſeinen Inhalt kannte und daraus erfuhr, daß Pedro auch noch am Leben ſei, war er doppelt erfreut, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er nun bald die Seinen Alle an ſein Herz drücken könne. Er ſchickte nun einen der Seinigen mit der weißen Friedensfahne ab, das Schreiben nach dem nahen Luque zu bringen.

Enrique war heiter und guter Dinge, hoffte höchstens in einer Stunde schon auf seinem großen Lehnstuhl, die Flasche mit Xeres vor sich, zu sitzen, und dachte an weiter keine Gefahr. Doch hörte er ein paar Maulthiere in vollem Jagen in den noch rauchenden Hof hineinsprengen. Er blickte auf und sah auf dem ersten sein Bräutchen Mariquita mit fliegendem Haare einer Wahnsinnigen gleich heransprengen, auf dem andern Bruder Estevan, der, den Hals seines hinterdrein galoppirenden Thieres umfaßt und mit den Füßen sich an das Maulthier klammernd, aus voller Kehle schrie: „Halt, Señora, um Gotteswillen halt, wir reiten ja der Hölle in den Rachen!" Aber die Señora hörte nicht auf ihn, sprang bestäubt, triefend von ihrem Maulthier ab. „Also hier ist der Elende?" fragte sie den ihr entgegenkommenden Jeronimo, und als dieser es bejahte, stürzte sie in das Häuschen.

Den Bruder Estevan hoben jetzt einige Soldaten, die ihn seiner guten Laune wegen alle liebgewonnen hatten, von seinem Thiere und setzten ihn auf eine Steinbank. „Einen Becher Wein, meine Kinder!" rief er ganz athemlos. „Mein letztes Stündlein schlägt!" Schnell wurden mehrere Bocksbeutel geöffnet und Jeder wollte den Verschmachteten einen Labetrunk reichen, aber sein Unglück wollte, daß er nicht nach dem besten griff, denn er zog, nachdem er einige Schlucke gethan hatte, gar grämliche Gesichter. „Jeronimo!" raunte er dem Nahestehenden zu. „Bring' mir etwas Gutes, damit ich mir den furchtbaren Geschmack wegspülen kann, denn das war ein Trunk, die ganze Hölle zu vergiften." — Während Jeronimo ging,

den armen Bruder von ſeiner Höllenqual zu erlöſen, ſchüttete dieſer ſein Herz gegen die Umſtehenden aus. „Ja, Ihr Kinder," erzählte er, „das war ein Höllenritt von Cordova bis hierher! — Den erſten Tag ging es bis Caſtro ganz gut, da ſaß die Señora ſo ehrbar auf ihrem Thiere, wie die Santa Virgen auf ihrer Flucht nach Aegypten, auch heute bis Baena gings leidlich, und ein armer Klausner konnte doch mit Behaglichkeit folgen; aber als ſie das alte Schloß von Luque über die Felſen hervorragen ſah und unterwegs erfuhr, daß die Chriſtinos einen unglücklichen Ausfall gemacht und der Commandant dabei gefangen worden ſei, bekam ſie oder ihr Maulthier plötzlich den Koller. Sie jagte, was das arme Thier nur laufen konnte, ihr Diener ſtürzte, ſie kümmerte ſich nicht darum, ich ſchrie und bat, die Felſen hätten ſich erbarmen mögen, ſie erbarmte ſich meiner nicht. Mein Maulthier, Ihr kennt es ja aus der harten Schlacht von Baena, ließ ſich nicht zurückhalten, und trotz der ſchweren Laſt, die es trug, ging es in geſtrecktem Galopp immer hinter der Señora drein, und zehnmal wäre ich heruntergeſtürzt, hätte ich mich nicht mit Händen und Füßen feſt angeklammert. Seht! Ich triefe noch von Schweiß, ich bin noch ganz außer Athem, und nur Euch zur Liebe und zum Vergnügen ſtrenge ich das letzte Bischen von meiner Lunge ſo an. — Ha, da ſeid Ihr ja wieder, Señor Jeronimo!" wandte er ſich zu dieſem, „Gottes Lohn!" Er nahm die ihm gereichte Kürbisflaſche ſetzte ſie an ſeine dicken Lippen und leerte ſie auf einen Zug. — „Das ſtärkt, das erquickt!" ſprach er, Jeronimo freundlich zunickend. — „Ich wollte Euch, Ihr guten

Leute, nicht gern Eures bischen Armuths berauben, drum wendete ich mich an dieſen, von dem ich wußte, er hat genug!" ſagte er zu den Umſtehenden, als dieſe murrten, daß er ihren Wein ausſchlug. „Wer arm iſt wie ein Bruder Klausner, der weiß es zu ſchätzen, wenn die Armuth der Armuth giebt. Gott wird es Euch lohnen! — Aber, Ihr Freunde, wer von Euch ſorgt wohl für mein armes Thier, dem ich doch, trotz ſeiner Wildheit, gern ein Futter Gerſte gönnte, und wer kennt wohl einen ſtillen Ort, wo ich ein wenig ſchlummern und von meinen Strapazen ausruhen kann?" — Es fand ſich bald Gerſte für ſein Thier und ein ſtilles Plätzchen auf dem Boden des Hauſes mit etwas Maisſtroh für ihn, und ſo war er befriedigt, bat aber, man möchte ihn ja wecken, wenn etwa abmarſchirt würde.

Nicht ſo freundlich ging es in dem Zimmer her, wo Enrique und Mariquita beiſammen waren. Wie eine Wüthende war ſie hereingeſtürzt, hatte unter den bitterſten Vorwürfen ihre hämiſche Freude geäußert, daß ſeine Pachthöfe in Brand geſteckt, ſein Vieh weggetrieben, das Geld ſeines Oheims ihm geraubt worden ſei. „Dies iſt die Rache des Himmels," rief ſie triumphirend, „weil Du mich ſo ſchändlich hintergangen, mir die Ruhe meines Lebens, jede geträumte Hoffnung geraubt haſt! Aber noch biſt Du nicht genug beſtraft, noch ruhen nur die Blitze des Himmels, aber ſie werden Dich ſicher noch härter treffen!" Enrique hatte zu alle dem geſchwiegen, nur einmal hatte er in ſeinem Unmuth die Worte ausgeſtoßen: „Schweig, Wahnſinnige!" aber nichts konnte die Tiefgekränkte zum Schweigen bringen. Sie wollte eben

wieder von Neuem beginnen, als Christoval eintrat und dem Gefangenen die Antwort seines Lieutenants brachte. Sie lautete:

„Señor!

An dem Unglück, das Euch betroffen, seid Ihr allein Schuld. Wer heißt Euch wie ein Wahnsinniger hinter Euer Vieh laufen? Dies Benehmen ist keines Offiziers der Königin würdig; doch ich bin nicht Euer Richter und schweige. Nur das noch. Wisset, daß kein Mann der Besatzung Euch nach dem, was vorgefallen ist, würde als seinen Befehlshaber anerkennen, dazu habt Ihr im Gefecht Euch zu wenig um Eure Soldaten, zu viel um Euer Eigenthum bekümmert. Was die Gefangenen betrifft, so will ich gegen 6 Mann der alten Besatzung den Pedro auswechseln, das Mädchen aber gefällt mir so gut, wie es Euch gefallen hat, die bleibt bei mir, und hoffe ich, es klüger bei ihr anzufangen, als Ihr, der den Verliebten bei eines Schmugglers Tochter spielen wollte. Das Einzige, was ich für Euch thun kann, ist, Euch zu versprechen, wenn Christoval Wort halten und Euch aufknüpfen lassen sollte, Euch dann ein ehrliches Begräbniß in Luque zu gönnen. Bis dahin mag Gott Euch viele Jahre, doch nicht als unsern Befehlshaber, besonders vor den Karlisten bewahren.

Bernardo de Almaveda."

Enrique übergab den Brief schweigend an Christoval, sein Inhalt war ihm zu überraschend, zu empörend, und er gedachte dabei an dessen Schwur.

„Leſet mir den Brief vor, Señora!“ ſagte dieſer, Mariquita den Brief gebend. Sie gehorchte, mochte beim Leſen an die kurze liebloſe Antwort denken, die ſie von Enrique in Cordova erhalten hatte, denn Schadenfreude euchtete aus ihren Augen. „Ha, bei St. Chriſtoval!“ ief der Karliſt, und ſeine Schmarre ward purpurroth. „Das iſt ja ein Galgenſtrick, Euer Freund. Wart' Bur- che!“ Er ging einigemal in dem kleinen Stübchen auf nd ab, dann blieb er vor dem Gefangenen ſtehen, ſah hn, der in höchſter Abſpannung, ganz niedergeſchmettert hm gegenüber ſtand, theilnehmend an und ſagte: „Euer Wille war diesmal gut, die Schändlichkeit eines Freundes t Euch nicht zur Laſt zu legen, Ihr dauert mich! — Faſt ünſcht' ich, ich hätte den Schwur nicht gethan, den ich alten muß. — Jeronimo!“ rief er, das Fenſter öffnend, inaus. „Wo iſt Bruder Eſtevan?“

„Er ſchläft, Vater!“

„Weck' ihn, und dann ſuche ſechs Verwundete von des auptmanns Compagnie aus und führe ſie unter Bede- ung, die Benito führen ſoll, hierher!“

Als Jeronimo den Bruder weckte, dauerte es lange, s er zur Beſinnung kam, auch ſtellte er ſich ſonderbar nd widerſpenſtig an, da ihm Jeronimo befahl, hinunter dem Vater zu gehen. „O, welch jammervolles Leben hrt man doch bei Euch!“ rief der Bruder halb in Ver- eiflung, „keine Ruhe, nirgends Raſt! — Auf einer llen Mähre von Maulthier muß man wie ein Wahn- niger hinter einer verliebten Dirne herjagen, dann zur rquickung ſauren Wein, zur Stärkung kaum ein Vier- ſtündchen Schlaf!“ —

„Kommt, kommt nur!“ unterbrach ihn Jeronimo, ihn unſanft rüttelnd. „Ihr wißt, Chriſtoval wartet nicht gern lange. — Steht auf!“

Unter Stöhnen und Brummen wälzte ſich Eſtevan, bis er ſeinen Leichnam erhoben hatte, und gelangte endlich hinunter.

„Ehrwürdiger Bruder!“ hob bei ſeinem Eintreten Chriſtoval an. „Ihr müßt ſogleich mit 6 Gefangenen nach Luque, ſie gegen Pedro, meinen Eidam, auszuwechſeln. Seid vorſichtig, übergebt ſie, die unter Bedeckung vor dem Thore von Luque Euch erwarten werden, nicht eher, bis Ihr Pedro in Sicherheit wißt. Dann ſprecht auch ein freundliches, ja kein drohendes Wort mit Don Bernardo, dem jetzigen Commandanten, wegen der Auslieferung der Meinigen, und gebt ihm zu verſtehen, daß ich zu einem guten Löſegeld mich werde bereit finden laſſen. Richtet Euren Auftrag gut aus und ſeid des Lohnes gewiß!“

Der Bruder nickte ihm bejahend zu, wandte ſich aber ſogleich zu dem Gefangenen; man ſah es ihm an, daß es ihm ſchwer geworden war, ſo lange an ſich zu halten. „Ei, ſieh da, werther Señor Capitano! Wie gefällt es Euch hier neben der Señora, Eurer geliebten Braut, die Ihr mir vor einigen Tagen zum Rupfen und Braten überließet?“

„Schweigt!“ fuhr ihn Chriſtoval zürnend an. „Den Unglücklichen muß man nicht verſpotten. Geht, beſorgt meinen Auftrag! Ein frömmeres Maulthier als das Eure ſteht bereit, und der verwegene Benito erwartet Euch ſchon mit den Gefangenen und der Bedeckung, beeilt

Euch. Der Klausner warf noch einen hämiſchen Blick auf Enrique und ging.

Während der ganzen Zeit hatte Mariquita auf einer Bank geſeſſen, bald den Blick gedankenvoll niederſchlagend, bald Enrique lange, und wie es ſchien, mit ſehr abwechſelnden Empfindungen betrachtet. Sie hatte, ſeit Chriſtoval eingetreten war, außer daß ſie ihm den Brief vorgeleſen, noch kein Wort geſprochen. Jetzt erhob ſie ſich von ihrem Sitze. „Señor!" fragte ſie den Karliſtenanführer. „Was für einen Eid habt Ihr geſchworen, der Euch leid thut und den Ihr dennoch halten zu müſſen glaubt?"

„Daß, wenn ich nicht Weib und Kind noch heute Abend in meine Gewalt bekomme, in den Señor vor dem Thore von Luque aufknüpfen laſſen würde."

„So!" ſagte Mariquita, und hohe Röthe umzog ihre bleichen Wangen; ſie ſetzte ſich ruhig wieder auf die Bank, die ſie eben verlaſſen hatte, und verfiel von Neuem in Gedanken.

Chriſtoval ſchüttelte, ihr ſcheinbar unweibliches Betragen mißbilligend, den Kopf, trat dann zu dem Capitain, und als ob er ihn über der Señora hartes Benehmen tröſten wollte, ſagte er: „Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, verliert den Muth nicht, Señor!"

„Was könnt' ich noch von einem Freunde erwarten, wie der Falſche iſt, der, um meinen Poſten zu erhalten, ſo lieblos an mir handelt?" erwiederte Enrique, von Chriſtovals Theilnahme gerührt. „Ich habe, als ich arm war, das Letzte mit ihm getheilt, als ich mich reich dünkte, hat er mit mir geſchwelgt, und jetzt — O Undank,

Undank!" — Ein strenger Blick Christovals auf Mariquita, die mit gesenktem Haupte immer noch fast regungslos auf ihrer Bank saß, ließ ihn schweigen und sein Unrecht gegen das Mädchen fühlen. „Mit Geld," fuhr er fort, „richtet Ihr bei dem Stolzen nichts aus, so arm er ist, so stolz ist er." Enrique irrte.

In diesem Augenblick erhob sich Mariquita von ihrem Sitze und sank langsam vor Christoval auf die Knie nieder. „Señor!" bat sie. „Wenn auch nicht Liebe, so zwingt mich doch Mitleid, Euch fußfällig zu bitten, schenkt dem Manne dort Freiheit und Leben!"

„Steht doch auf, Señora!" sagte Christoval ganz verlegen. „Nur vor Gott beugt Eure Knie, nicht vor einem sündigen Menschen, wie ich bin." Er hob sie auf, Mariquita fuhr fort: „Werther Señor, auch ich that den fürchterlichsten Schwur, mich zu rächen, ich jagte in dieser Absicht so schnell hierher, um zu meinem finstern Entschluß nicht zu spät zu kommen. Er hat mein Innerstes tief, unbeschreiblich tief gekränkt, Eurer Tochter wegen, die ihn schnöde abwies, mich, die ihn so unaussprechlich liebte, verlassen, mich öffentlich verspottet und dem Gelächter seiner Kameraden preisgegeben. — O das thut wehe, Señor! — Und doch kann ich meinen Schwur nicht halten, ich kann mich an dem Unglücklichen nicht rächen und vertraue Gott, er wird mein in Leidenschaft gesprochenes Wort nicht beachten und mir verzeihen. Schenkt ihm das Leben! Ich will Euch ein neues Haus bauen lassen, größer, schöner, als das Eure war."

„Können alle Schätze der Erde mir das Haus wieder geben, wo ich meine Kindheit froh verlebte, wo ich mei-

nem Vater, meiner alten Mutter die Augen zudrückte, wo mir Sohn und Tochter geboren ward? — Es liegt in Trümmern!" sagte Christoval, und seine Stirne furchte sich.

„Das kann ich freilich nicht!" fuhr Mariquita ängstlich fort. „Ich will es Euch auch mit dem schönsten Hausrath schmücken, will —"

„Mein Weib, mein Kind will ich, und weiter verlange ich nichts. Noch ist es nicht Mitternacht, bis dahin kann viel geschehen. Beruhigt Euch und laßt mich mit dem Capitano einen Augenblick allein."

Dieser stand beschämt und tief ergriffen am Fenster und sah Mariquita nicht ohne Bewegung nach. Er mochte es schmerzlich fühlen, daß er die unaussprechliche Liebe des Mädchens so sehr gekränkt habe, und hörte erst auf Christoval, als dieser ihn schon mehrere Male: „Capitano!" angeredet hatte. „Capitano! Ich will eine Gewissensfrage an Euch thun — beantwortet sie aber der Wahrheit gemäß. Seid Ihr so recht aus Ueberzeugung ein Anhänger der Königin Christine?"

„Was soll diese sonderbare Frage und in diesem Augenblick?" sagte Enrique statt Antwort.

„Glaubt ja nicht, daß ich Euch für die Sache meines Königs werben will," fuhr Christoval fort, und gewiß wider Willen drückte sich doch ein gewisser Hohn bei diesen Worten auf seinem Gesichte aus, „ich habe einen andern Grund."

„Wenn das ist, so will ich Euch offen gestehen," erwiederte Enrique. „Ich diente der Königin des Soldes und ward Soldat der Uniform wegen, nicht aus Neigung."

„So, das wäre gut! Da könnte man Euch wohl einen Vorschlag machen, der Euch das Leben retten könnte. Wünscht Ihr Euch an Eurem falschen Freund zu rächen?"

„Nächst mein Leben zu retten, ist dies mein heißester Wunsch."

„So sagt mir, hat die Stadt, von dem Schlosse spreche ich nicht, keinen schwachen Punkt, vielleicht ein Stück eingefallene Mauer oder einen alten verfallenen Thurm, den man ersteigen könnte?" fragte Christoval. „Ihr wißt, auf der andern Seite ist sie unzugänglich, und da kenne ich sie nicht, und von hier aus sieht man auch nicht viel —"

„Wie könnt Ihr mir zumuthen —" fiel ihm der Capitano stolz in die Rede.

„Keine Komödie, werther Señor!" nahm Christoval schnell das Wort. „Wer Soldat blos des Rockes wegen ist und seinem Herrn blos des Soldes wegen anhängt, dem kann man schon so etwas zumuthen, besonders wenn ihm das Messer an der Kehle steht und die Rache ihn spornt. Glaubt Ihr, daß ich für meinen König Luque gewinnen will, da irrt Ihr. Wenn Gomez diese Gegend verläßt, würde ich kluger Weise die Bergfeste auch verlassen und keine Lust haben, mich ohne Aussicht Entsatzes dort aushungern zu lassen, so thöricht ist Christoval nicht. Weib und Kind will er haben, weiter nichts!"

Enrique blieb noch einige Zeit unschlüssig, aber Christoval suchte sein Rachegefühl immer mehr und mehr zu reizen. Er schilderte ihm, wie hoch Bernardo jetzt über ihm stehe, wie sehr er triumphiren würde, wenn er ihn am andern Morgen vor Luque hängen sähe, und welch

ein elendes Loch er dem Todten zur Ruheſtätte in einem einſamen Winkel des Kirchhofs würde graben laſſen. Dieſer Spott wirkte endlich und Enrique that noch mehr, als Chriſtoval erwartet hatte. Er entdeckte ihm, daß eine Stelle auf der andern Seite der Stadt, die dort von ſchroffen Felſen umgeben ſei, ſelbſt mit eben nicht hohen Leitern erſtiegen werden könne, und da man es faſt für unmöglich halte, zu dieſem Punkt zu gelangen, ſo habe man es bisher für überflüſſig gehalten, die Mauer ausbeſſern zu laſſen. Er kenne aber einen zwar ſchwer zu paſſirenden und gefährlichen Fußpfad, der hinter einem hohen Felsrücken einem tiefen Abgrund vorbei nach der andern Seite der Stadt führe, den man ſelbſt vom Schloß aus nicht beobachten und ihn deshalb am Tage paſſiren könne; dahin ſolle er einige hundert Mann rücken laſſen, die auf einem gewiſſen Punkte verborgen die Dunkelheit erwarten müßten. Er ſelbſt erbot ſich, ſie bis an die Mauer zu führen, die von dieſer Seite ganz von Vertheidigern entblößt ſei; nur bat er, ihn nicht zu zwingen, Theil an irgend einem Gefecht gegen die Seinen nehmen zu müſſen.

Chriſtoval nahm ſein Erbieten an und ging die Bedingungen ein, dann verließ er ihn und ordnete ſo ſchnell als möglich das Nöthige zur Ueberrumpelung der Stadt

13.

Während dies in dem kleinen Häuschen des Pachthofes vorgefallen war, ſah ſich diesmal Bruder Eſtevan,

trotz seiner weißen Fahne, die er hoch wehen ließ, genöthigt, lange vor dem Thore zu warten, bis eine kleine Pforte sich aufthat, durch die er kaum gehen und sein Maulthier an der Hand hereinführen konnte. Don Bernardo schien vorsichtiger zu sein als Enrique, denn nur auf seinen Befehl war die Pforte geöffnet worden. Esteban wurde sogleich nach Don Bernardo's Wohnung geführt, fand diesen jedoch nicht zu Hause und erfuhr, er halte über die 500 Mann starke Garnison Musterung.

Der Bruder lächelte bei dieser Kunde, er wußte genau, daß die Besatzung kaum ein Drittheil so stark war, äußerte sich jedoch nicht, und als der Diener ihn allein gelassen hatte, besah er sich, wie er immer aus Vorsicht es zu thun pflegte, die Wohnung. Sie war dicht an der hohen starken Mauer unfern des Thores gelegen, doch lag das Haus so hoch, daß sie die freie Aussicht nach der Straße hatte, auf welcher die Karlisten standen. Mit einem dort aufgestellten Fernrohr konnte man fast Alles erkennen, was in dem Pachthofe vorging, den Lagerplatz jedoch verbarg ein vorspringender Felsen. Die Thür des Zimmers, zu der er hereingekommen, war von Innen und Außen zu verschließen, und eine zweite führte nach dem Schlafgemach, wo ein großes fast viereckiges Bette stand, wie man in Spanien fast überall findet. Kaum war er wieder in das Zimmer getreten, als auch Don Bernardo mit einigen Offizieren ankam.

„Was führt Euch hierher, lustiger Bruder, immer noch bei den Karlisten?" redete ihn Bernardo an.

„Leider, Herr, und wie ich unter Angst und Noth wieder zu ihnen kam, ist eine gar lustige Geschichte, doch

davon ein ander Mal! Jetzt bringe ich Euch 6 Mann der Euren, um sie gegen Pedro auszuwechseln, sie stehen vor dem Thore und erwarten ihr Schicksal. Sobald Pedro in Freiheit ist, könnt Ihr sie in Empfang nehmen."

Bernardo sah zum Fenster hinaus. „Was bedeutet das?" fragte er anfangs unmuthig. „Lauter Verwundete, was nützen mir diese?"

„Christoval meinte, er hätte die Besten ausgesucht," erwiederte Estevan mit kaum verhaltenem Lächeln. „Erstlich wären ihre Wunden ein Beweis, daß sie nicht gar zu früh davon gelaufen seien und sich gewehrt hätten. Dann haben die lockern Zeisige, die Karlisten, keinen einzigen Wundarzt, kein Pflaster und nichts bei der Hand, sie zu verbinden, und da erfordert es wohl die Menschlichkeit, sie der Pflege der Ihrigen zu übergeben."

„Gut, gut!" sagte Bernardo. „Ich kenne sie, es sind brave Leute und mir schon recht." Hierauf sagte er einem der Offiziere etwas leise, rief den Diener und ließ Wein bringen. „Sagt Don Enrique," wandte er sich dann zu dem Bruder, „daß uns auch während seiner Abwesenheit der Wein des Oheims gut munde, sagt ihm das und trinkt!" Er schenkte ihm ein, und nachdem schon mancher Becher hinuntergestürzt war, stieß Estevan mit Bernardo an und brüllte mit lauter Stimme: „Auf das Wohl und ein langes Leben des neuen Commandanten von Luque!" Aber lauter als den brüllenden Estevan vernahm man bei dem Thore ein furchtbares Geschrei. Dem Bruder schien die Stimme bekannt, er sprang auf und eilte nach dem Fenster.

„Kümmert Euch nicht um das, was da draußen vor-

geht!" sagte Bernardo. „Es wird die Alte sein, die nicht zu ihrem Manne will, der sie vielleicht oft mißhandeln mag. Ihr könnt daraus auf meine Großmuth schließen, ich schicke sie dem Schmuggler als Zugabe umsonst."

Und Estevan sah, wie man die arme Margarita mit Gewalt zum Thore hinaustrug, sie dort auf die Erde legte und schnell die Pforte hinter ihr schloß. Pedro, der schon ausgewechselt war und sich eben mit Benito entfernen wollte, kehrte schnell um, hob die Mutter auf, suchte sie zu trösten und führte sie dann den steilen Felsweg hinab.

Den Klausner empörte diese Mißhandlung, doch hütete er sich wohl, sich deshalb zu äußern, nahm Don Bernardo bei Seite und sagte ihm: „Auch läßt Euch Christoval für seine Tochter ein gutes Lösegeld bieten, verlangt nur! Ich hoffe, Ihr werdet Euch billig finden lassen, da Ihr die Mutter umsonst freigegeben habt."

„Ein verteufelter Unterschied zwischen Mutter und Tochter!" erwiederte Bernardo hell auflachend. „Doch Dein Vorschlag, Bruder Klausner, läßt sich ánhören; komm nur mit einem gefüllten Seckel wieder und wir wollen sehen. —"

„Ich werde!" versicherte Estevan, den Christino durchschauend. „Erlaubt aber, daß ich mich nun entferne, damit ich noch heute mit dem Gelde zurückkehren kann."

„Thu' das!" erwiederte Bernardo schmunzelnd, schenkte ihm nochmals ein und entließ ihn. — „Der sonst so listige Fuchs geht in die Falle," sagte er hell auflachend zu seinen Kameraden, „hätte ich ihn doch für klüger gehalten. Das Mädchen ist allerliebst, und nun noch Lösegeld obendrein, wie kann man Besseres wünschen?"

Als Eſtevan im Pachthofe von ſeinem geduldigen Maulthier wieder abgeſtiegen war und in die kleine Stube rat, ſaß Chriſtoval auf der Bank, ſein Weib neben ihm, eronimo und Pedro knieten zu ihren Füßen, während nrique und Mariquita von einander entfernt an den enſtern ſtanden und wahrſcheinlich nur an ſich dachten.

„Seht, ehrwürdiger Bruder!“ redete Chriſtoval den intretenden an, und ſein Geſicht drückte Schmerz und reude in ſonderbarem Gemiſch aus. „Nun habe ich ſie lle wieder um mich, nur die Eine fehlt.“

„Ohne Gewalt erlöſeſt Du die Arme nicht,“ nahm die Lutter das Wort. „Jener dort,“ auf Enrique zeigend, at uns mild und beſonders zuletzt mit Schonung be=ndelt, der aber jetzt in Luque befiehlt, iſt ein trotziger ker Burſche, der ſich heute ſchon ganz arg gezeigt hat. e es Nacht wird, muß Luque in Deiner Gewalt ſein, er Juanita iſt verloren.“

„Ja, Vater,“ rief Pedro, „ſendet mich zum Sturm! ich befeuert die Liebe, Juanita's Bild vor Augen voll=nge ich das Unmögliche.“

„Was bringt Ihr uns für Nachrichten, wahrſcheinlich echte?“ fragte Chriſtoval, ohne Pedro zu antworten, Klausner, der mit den Achſeln zuckte und ein trau=es Geſicht dabei ſchnitt. „Berichtet uns!“

Der Klausner ſagte dieſes Mal die Wahrheit, ſetzte Jota hinzu, und als er auf das Löſegeld kam, glühte riſtoval vor Freude. „Bietet ihm 100, 200 Unzen, ſo Ihr wollt!“ rief er.

„Hilft alle nichts! Das Geld, was ich bringe, neh=ſie mir ab und geben Eurer Tochter doch die Frei=

heit nicht. Wollt Ihr einen Verſuch machen, ſo wagt 10 Unzen daran, gebt ſie mir mit und ſchickt mich gleich wieder hinauf, aber ich ſage es Euch vorher, ſie ſind weggeworfen. —"

„Der Meinung bin auch ich!" ſagte Enrique, den Klausner unterbrechend. Pedro warf einen zornigen Blick nach dem Chriſtino, ſchwieg aber aus Achtung für Chriſtoval.

„Ihr habt heute ein Unternehmen vor, wie ich eben hörte; theilt es mir mit," fuhr Eſtevan fort. „Ich könnte vielleicht mit Rath und That Euch zu deſſen Gelingen behülflich ſein."

Chriſtoval faßte ihn ſcharf ins Auge und ſchien ſich zu bedenken, ob er der Redlichkeit des Klausners, den er noch ein Mal nach Luque ſchicken ſollte, das Geheimniß vertrauen könne.

„Señor Chriſtoval!" begann dieſer ſchnell. „Ihr traut mir nicht! — Wohlan, das thut nichts zur Sache! Schickt mich nur hin; ich will keinen Tropfen Wein mehr trinken, wenn ſie nicht Alle, ſo viel ihrer bei Don Bernardo ſich einſtellen werden, noch vor Abend ſo berauſcht ſind, daß ſie von ihren Sinnen nichts mehr wiſſen. Fehlt das Haupt oder iſt es benebelt, ſo ſtehen die Glieder nicht feſt."

„Hier ſind 10 Unzen," ſagte Chriſtoval, ſeinen Seckel ziehend, „beſteigt Euer Maulthier und reitet ſogleich nach Luque, handelt dort dankbar an mir, ich werde es auch gegen Euch ſein."

Schon hatte ſich der Klausner entfernt, als er ſchnell wieder eintrat. „Ich hätte bald vergeſſen Euch zu warnen, Don Bernardo kann durch ein Fernrohr aus ſeinem

Stube Alles sehen und erkennen, was hier vorgeht, richtet Euch darnach!"

„Ein listiger Pfaff!" meinte Pedro. „Gebe nur Gott, daß er reinen Mund hält und nicht im Weinrausch ausplaudert, daß der Angriff noch heute Abend geschehen soll."

„Das würde den Hunden, den Christinos, nicht viel helfen," meinte Christoval. — „Aber jetzt hör' auf meine Worte! Du gehst jetzt gleich mit 500 Mann, wobei alle Mannschaft unserer alten Guerilla sein muß, wohin Dich Don Enrique führen wird" —

„Bei hellem Tage und von ihm geführt?" fragte Pedro.

„Du weißt, ich liebe die Unterbrechung nicht, deshalb schweig' und höre. Jeronimo wird Dir 10 Leitern übergeben und sattsame Stricke, im Nothfall, daß die Leitern nicht lang genug wären, sie zusammenzubinden; mehr kann ich Dir nicht geben, denn ich habe nur noch 2 und die brauche ich selbst. Es ist ein beschwerlicher, gefährlicher Weg, den Du zurückzulegen hast, deshalb schicke ich Dich am Tage. — Sollte einer oder der andere von den Unsern verunglücken und in den Abgrund stürzen, so denke, eine Kugel habe ihn getroffen, kümmere Dich nicht weiter um ihn und halte Dich nicht bei ihm auf. So wie der Abendstern hervorbricht, rück' aus Deinem Versteck hervor, wohin Dich der Capitano wird gebracht haben, und folge ihm dann. Halte Dich dort ruhig und so viel als möglich versteckt, bis Du den ersten Kanonenschuß hörst, dann stürme und laß das Siegesgeschrei ertönen, damit ich weiß, daß Du eingedrungen bist."

„Vater!" bat Pedro bescheiden. „Darf ich wohl jetzt eine Bemerkung machen?"

„Ich erlaube es Dir.“

„Wozu das vereilige Siegsgeschrei? Bin ich mit 500 Mann in der Stadt, bedarf ich weiter keiner Hülfe. Laßt mich vielmehr ganz still, aber eilig nach dem Thore ziehen, das hinauf nach dem Schlosse führt, und dieses mit 200 Mann besetzen, die übrigen 300 sind hinreichend, die Besatzung zu überwältigen. Nach diesem Thore werden die Flüchtigen sich gewiß wenden, gelangt Bernardo nach dem Schlosse, so würden wir es schwerlich in unsere Gewalt bekommen, denn jenes Nest ist nicht anders als durch Hunger zu nehmen.“

„So hungern wir es aus,“ sagte Christoval, und seine Schmarre rötbete sich.

„Und Juanita? Soll auch sie da oben verschmachten?“

„Du hast Recht, handle wie Du sagtest!“ erwiederte Christoval und klopfte Pedro traulich auf die Schulter. „Und nun, Don Enrique!“ wandte er sich zu diesem. „Verzeibt, wenn ich Pedro den Befehl gebe, Euch streng zu bewachen und alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.“

„Ihr handelt nur, wie Euch die Klugheit gebietet,“ erwiederte Enrique. Er verbeugte sich nun gegen Mariquita, die bleich wie der Tod vor ihm stand und, ohne nur ein Wort zu sagen oder einen Blick auf ihn zu werfen, für seine Verbeugung mit einem leisen Kopfnicken dankte.

„Ziehe hin, mein Sohn,“ sprach jetzt die Mutter. „Gott mit Dir! Rette mein Kind, rette Deine Verlobte und setze Dein Leben freudig dran!“

„Ihr seht mich glücklich oder nie wieder,“ erwiederte

der junge Mann, stürzte zur Thür hinaus und winkte Enrique, ihm zu folgen.

„Du, Jeronimo," nahm jetzt der Vater das Wort, ‚laß die Räder der erbeuteten Kanone mit Stroh bewi= keln, suche zu ihrer Bespannung die vier ruhigsten Maul= thiere aus und 300 Mann zu ihrer Bedeckung; halte Al= es in Bereitschaft, daß, wenn ich es befehle, wir in aller Stille vor Luque rücken können. Nun geh!" Und als Jeronimo sich entfernt hatte, verließ auch Mariquita das Zimmer; sie mochte wohl fühlen, daß die beiden so lange Getrennten allein zu sein wünschten.

14.

Estevan brauchte dieses Mal nicht so lange an der Porte von Luque zu warten, sie wurde ihm gleich geöff= net und er zu dem Commandanten geführt.

„Nun, trägst Du schwer, lustiger Kumpan, und kommst Du mit gefülltem Seckel?" rief ihm Don Ber= nardo entgegen.

„Ja nun, wie Ihr es nehmen wollt, Señor!" erwiederte der Klausner. „Ich bringe Euch viel, ich bringe Euch wenig, 100 Unzen darf ich Euch versprechen."

„Versprechen, versprechen, was hilft mir das?" rief Don Christino verdrießlich. „Das versprochene Geld ist genug, aber das in der Hand blinkende ist gar beredt und lacht."

„Ja, Señor, es lacht den aus, der es thörichter Weise hingiebt. Bedenkt! Hier Jungfer Juanita, dort die 100 Unzen, ein gar schönes Sümmchen, der Handel ist geschlossen, das Geld nebst einem: Gott lohns! in Eurer Hand, das Mädchen wieder dem Vater, und so ist Alles ins Gleiche gebracht."

„Du kommst also mit leeren Händen?" fragte Bernardo.

„Mit so ganz leeren Händen nicht. Gebt Ihr den Handschlag, versprecht Ihr mir auf das Wort eines Caballero, das Mädchen für 100 Unzen auszuliefern, so zahle ich Euch ein kleines Draufgeld, das auch wohl späterhin von den 100 Unzen nicht abgezogen zu werden braucht."

„Und wie viel beträgt es?"

„Neun Unzen, Señor!" — Die zehnte hatte der vorsichtige Bruder schon für sein Botenlohn vorausgenommen.

„Solche Lumperei!" rief der Lieutenant und schien beleidigt, aber sein Stolz mußte doch nicht so groß sein, wie Enrique behauptet hatte, und diese 9 Unzen mußten doch Werth für ihn haben, denn er sagte gleich hinterdrein: „Nur her damit!"

„Nicht eher, bis Ihr mir Euer Wort gebt!"

„Giebst Du es nicht gutwillig, Schmeerbauch, so nehmen wir Dir es mit Gewalt ab, und dann wehe Dir! — Also kein Zaudern!"

„Wenn es denn sein muß, so werd' ich wohl der Gewalt weichen müssen; auch gönn' ich es Euch lieber, als dem alten schmuggleriſchen Spitzbuben." Er nahm das Beutelchen aus seiner Kutte, Bernardo schüttete das Geld

den Tiſch und zählte es, es waren 10 Unzen. —
igner!" ſagte er, „es ſind ja 10 ſtatt 9, wie Du
teſt?"

„O ich —" Doch der arme Bruder hielt ſchnell inne,
ſich nicht zu verrathen, und zählte mit gierigem Blick
Gold, es waren wirklich 10 Unzen. Er mußte in der
e, mit der er weggeritten war, die herausgenommene
der hineingeſteckt haben, und ſo was vergab er ſich
ht leicht. Bernardo ſteckte das Geld wieder in den
utel. „Wir theilen, Kameraden!" ſagte er zu den
fizieren und warf den ſchmutzigen auf einen nebenſte-
den Tiſch. „Vielleicht fiſchen wir auf dieſe Weiſe noch
hr, wenn der Alte da uns behülflich und ferner der
terhändler mit dem Schmuggler ſein will."

„Nein, Señor, nicht um alle Schätze der alten und
uen Welt thue ich das!" erwiederte dieſer ſchnell. „Schon
ß ich mir habe dies Geld abnehmen laſſen, brächte mich
er an den erſten beſten Baum, wenn ich ſo thöricht
re zurückzukehren. Ueberdies läßt ſich Chriſtoval nicht
n zweiten Male fangen. Ich muß Euch daher bitten,
r bis morgen früh zu geſtatten, hier zu bleiben, denn
rgen ziehen, ſo viel ich hörte, die Karliſten ab, und
möchte nicht gern noch einmal in ihre Hände fallen."

„Nun ſo bleibt hier, erzählt uns einen luſtigen Schwank
d ſeid guten Muthes, in Luque fallt Ihr nicht in ihre
ände," ſagte Don Bernardo.

„Señor! Ihr verlangt, ich ſoll Euch durch luſtige
chwänke die Zeit vertreiben," nahm der Klausner das
ort, gern will ich es thun, aber beim Erzählen muß
e Kehle oft angefeuchtet werden."

Don Bernardo befahl Wein zu bringen, und bis daß er kam, sah er durch das Fernrohr und sagte: „Ihr habt Recht, Klausner, sie bereiten sich zum Abzuge, Alles, was ich sehe, deutet darauf hin.“ Dann setzte er sich nieder, schenkte die Becher voll und trank auf das lange Leben des Don Enrique de Espetta, des freigebigen Spenders des Weines.

„Da trink' ich nicht mit,“ entgegnete der Klausner, denn ich weiß gewiß, sein Leben wird nur kurz sein. Morgen früh seht Ihr ihn an dem Feigenbaume unten am Wege hängen.“

„Ihr versprachet ja heute früh uns zu erzählen, wie Ihr wieder in die Hände der Karlisten gekommen seid,“ bemerkte einer der Offiziere, der wahrscheinlich ein Freund Enrique's war und dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte.

„Gern, recht gern!“ erwiederte Estevan. „Aber durch das Hin- und Hergehen nach Luque bin ich wahrlich um mein Mittagsmahl gekommen. Gebt mir erst einen guten Bissen zum Trunk, dann soll das Plaudern losgehen, so lange Ihr wollt; jetzt würde mich mein Magen beständig mahnen, und das stört mich in meiner Relation.“ Auch das wurde ihm bewilligt, Fleisch und Früchte waren bald aufgetragen, und der Bruder Klausner hatte auch heute den besten Appetit, trank noch mehr wie gewöhnlich und neckte die Kriegsleute, wenn sie mit einem Becher gegen ihn zurückblieben.

Endlich begann er von seinem Ritte mit der Señora Mariquita zu berichten, malte die Unglückliche mit den grellsten Farben und flocht, wie gewöhnlich, eine Menge

Abentheuer und Lügen in seine Erzählung mit ein; beſonders ſchilderte er die erſte Zuſammenkunft Enrique's mit ſeiner Verlobten auf die lächerlichſte Weiſe, obgleich er den ganzen Auftritt auf ſeinem Maisſtroh verſchlafen hatte. Dann begann er noch manche andere Geſchichte, die eigentlich wohl nicht in dem Erinnerungsbüchlein eines frommen Bruders hätte ſtehen ſollen, trank einen Becher nach dem andern, und als der Schlauch noch nicht halb geleert war, konnten die Helden von Luque kaum ihren Beifall noch ſtammeln, ſelbſt Bernardo, der ſonſt ſo Bedachte, lallte nur noch ſein: „Bravo, Du luſtiger Schmeerbauch, nur immer weiter!“

Noch trat der Abendſtern nicht am dunkeln Himmelsdome als der Verkündiger ſeiner Millionen Brüder hervor, als ſchon Alle in ſüßem Schlummer auf ihren hohen Lehnſtühlen ſaßen und in ihrem Rauſche um die Wette ſchnarchten. Da ſtand Eſtevan auf, nachdem er ſich ganz von ihrem Schlaf zu überzeugen, Jeden beim Namen gerufen und Keiner auch nur die leiſeſte Bewegung gemacht hatte, ſchlich zuerſt nach dem Tiſche, auf den Don Bernardo den Geldbeutel geworfen hatte, ſteckte ihn raſch ein, öffnete leiſe die Stubenthür, ſchloß ſie zu, verriegelte ſie von Innen und ging nun in das Schlafgemach, verſchloß dies auch, ſteckte die Schlüſſel zu ſich und kroch, um für jeden Fall in Sicherheit zu ſein, unter das Bett. Je länger er aber da lag, je dunkler es wurde, je mehr die Stunde der Entſcheidung nahte, deſto ängſtlicher ward es ihm. Seine Lage war höchſt traurig, ſein Lager ſo hart, kaum konnte er es mehr vor Schmerz in dieſer zuſammengedrückten Stellung aushalten, der

Angſtſchweiß brach hervor, Beſorgniß und Ungeduld ergriffen ihn, und eben wollte er in völliger Verzweiflung wieder aus ſeiner Marterkammer hervorkriechen, als ein Kanonenſchuß fiel und er wie vom Blitz getroffen unbeweglich liegen blieb. Ein zweiter dröhnte durch die Luft — die Offiziere wurden wach, tappten in der Finſterniß umher, riefen die Diener, machten einen fürchterlichen Lärm und hörten nun das Raſſeln an der Thüre, welche Jene, ihre Herren zu benachrichtigen, jetzt einzuſchlagen begannen. Endlich gelang es ihnen, ſie ſtürzten mit Licht herein, Soldaten meldeten, daß der Feind das Thor eingeſchoſſen und ein mörderiſches Gefecht unter demſelben begonnen habe; da ergriff Bernardo ſeinen Säbel, die Offiziere folgten, die Kanonen der Chriſtinos donnerten in dem nämlichen Augenblick von der Mauer, und eine karliſtiſche Kugel, wahrſcheinlich abſichtlich auf das Haus des Commandanten, wo ſie jetzt Licht ſahen, gerichtet, fuhr durch das Zimmer in die Decke des Schlafgemachs, die halb zuſammenſtürzend das Bett und den Klausner faſt mit Staub und Schutt verſchüttete.

„Heiliger Eſtevan, hilf mir aus dieſer Noth!“ betete er nun in ſeiner Seelenangſt, denn er glaubte, das Haus werde über ihm zuſammenſtürzen und ſein letztes Stündchen ſchlage. „Ich verſpreche Dir auch, mich nie wieder in Kriegshändel zu miſchen, kein Geld zu nehmen, das nicht mir gehört — und ich ſoll ja überdies keins haben und arm bleiben wie eine Feldmaus — Auch will ich nie mehr einen rechtgläubigen Chriſten zum Trunk verleiten, hilf mir nur diesmal! — Gott, was für ein Lärm!“ ſeufzte er dann. „Das knallt und knallt ohne

terlaß, das brüllt und jammert und ſtöhnt durch ein-
der, und die großen Brummer, wie die dröhnen, man
uß ja das Ende der Welt erwarten — und jetzt! —
a kommt ja der Lärm auch von dieſer Seite, riefen ſie
cht: Viva Don Carlos! — Ja, ja, ſo iſts, die Karli-
n ſind in die Stadt gedrungen. Gelobt ſei Gott! Nun
ird das Blutbad losgehen. Ach, wer nur erſt hervor-
krochen wäre! — Doch nein! — Ich will ruhig blei-
n, damit ich nicht in die Hände der Chriſtinos falle."

Jetzt entſtand ein furchtbarer Lärm in der Stube.
Hier muß er ſein, hier ſich verborgen haben!" hörte
ſtevan eine laute Stimme ſagen, die ihm bekannt ſchien
nd die er bei den Chriſtinos gehört zu haben glaubte.
Sie rüttelten an der Thür. „Von innen verriegelt," ſchrie
er Eine, „da muß er hier ſtecken. Kommt, laßt uns die
hür ſprengen!" Sie rannten mit den Gewehrkolben
agegen, und der arme Eſtevan wollte ſich, als einziges
Rettungsmittel in ſeiner Todesnoth, bekreuzen, aber er
ng ſo enge unter dem Bette gepreßt, daß er nicht einmal
viel Raum hatte, ein Kreuz ſchlagen zu können. In
ieſem Augenblick war die Thür auch ſchon aufgeſprengt,
ehrere Soldaten ſtürzten herein, ſuchten, ſelbſt in dem
Kleiderſchranke, fanden aber nichts, und Eſtevan hielt den
them ſo feſt an ſich, als es ſeine Beleibtheit nur vermochte.
Da kam Einer von ihnen auf den unglücklichen Einfall,
nter dem Bette nachzuſuchen, er ſtieß mit dem aufge-
flanzten Bajonette hinunter, und ſo ſehr auch Eſtevan
ich nach der andern Seite bog, erreichte ihn dennoch die
glücklicher Weiſe ſtumpfe Spitze des Bajonets, doch ohne
hm weitern Schaden zu thun.

„Habt Erbarmen mit mir, wenn Ihr Chriſten und keine Mauren ſeid!“ rief er jetzt in ſeiner Todesangſt. „Ich will mich freiwillig Euren Händen übergeben, nur laßt die Bajonette weg!“

„So komm hervor, Du verrätheriſcher Hund!“ befahl der Eine, welcher der Anführer zu ſein ſchien.

„Gern gehorcht' ich, wenn ich nur könnte, aber ich liege ſo eingezwängt, daß ich Euch bitten muß, das Bett in die Höhe zu heben, damit ich unter demſelben hervorkriechen kann.“ Die Soldaten ergriffen das Bett, hoben es in die Höhe, und zu ihrem Erſtaunen lag der Bruder Klausner, mit Schutt bedeckt, ſtarr und ſteif, ſchon halb dem Tode verfallen, vor ihnen.

„Eſtevan!“ rief Enrique, den die Rache nach Bernardos Wohnung getrieben hatte. „Wie kommt Ihr hierher und in dieſem Zuſtande!“

Statt zu antworten, bekreuzigte ſich der Bruder und murmelte ein Gebet, denn als er Enrique erblickte, überſah er ganz die neben ihm ſtehenden Karliſten und glaubte in die Hände der Chriſtinos gefallen zu ſein. Endlich, als ſie ihm aufhalfen, er ſich den Staub abgeſchüttelt hatte, und einer der Soldaten ihm aus der Stube einen Becher Wein zur Erquickung mit den Worten brachte: „Trinkt nur erſt, ehrwürdiger Herr!“ da erkannte er einen alten Bekannten in ihm und der Lebensmuth kehrte wieder zurück. Auch erfuhr er jetzt, daß die Stadt in Chriſtovals Händen ſei, und er erzählte nun ſogleich, wie er zu dem glücklichen Ausgange mit Gefahr ſeines Lebens das Meiſte beigetragen, wobei er ſeine Erzählung wieder mit mancher Unwahrheit ausſchmückte.

So sehr wie Christoval es zu hintertreiben suchte, onnte er doch nicht verhindern, daß die Stadt geplün- ert und die meisten Gefangenen, doch nur in der ersten ?itze des Gefechtes, getödtet wurden. Pedro hatte ganz ichtig geurtheilt, daß, sobald Don Bernardo sähe, daß eder weitere Widerstand nutzlos sei, er sich nach dem Schlosse zu retten versuchen würde; hier aber fand er das Thor schon besetzt und wurde mit einigen Offizieren von Pedro gefangen. Dieser verlangte sogleich, daß er dem lten Sergeanten den Befehl schicken sollte, das Mädchen uszuliefern, und versprach ihm für Juanita's Befreiung Freiheit und Leben; aber Bernardo verweigerte standhaft ies zu thun, „denn," sagte er, „der alte Fuchs da oben würde eben so wenig, als ich früher auf meines Capitano Befehl, auf den meinigen achten und sie ausliefern, zwar us ganz andern Gründen als ich, denn er muß sie als en Raben betrachten, der ihm Futter bringt."

Da entrüstete sich Pedro und ließ ihn binden, wie ei- nen gemeinen Missethäter behandeln und befahl, ihn in em nämlichen Gefängnisse zu bewachen, in welchem er elbst hatte schmachten müssen.

Kaum graute der Morgen, so kletterte Pedro, die weiße Fahne in der Hand, den steilen Felsen nach dem Schlosse hinauf. Glücklicher Weise fand er seinen alten Diener, den man bei den sich drängenden Begebenheiten u entfernen vergessen hatte, über dem fest verrammelten Thore als Schildwacht stehen. „Handle für mich!" rief Pedro in aller Eile ihm zu, „und sollte es auch Blut oſten!" denn schon sah er den alten wachsamen Krieger ängs der Mauer herbei eilen.

„Sieh da, Señor Pedro!“ rief dieſer von oben herab, „Ihr kommt gewiß, Euer Liebchen abzuholen? Bemüht Euch nicht! Ich bin kein Thor, habe nur noch auf 2 Tage Lebensmittel hier oben, und wenn Ihr Eure Schöne nicht wollt verhungern laſſen, ſo müßt Ihr uns Alle ſpeiſen, ſie iſt das beſte Unterpfand für unſere Magen.“

„Señor Sargento!“ erwiederte Pedro. „Ich verſpreche, Euch, ſo lange wir in Luque bleiben, regelmäßig den nöthigſten Proviant zukommen zu laſſen, überdies gebe ich Jedem der Beſatzung eine Unze und Euch deren 20, vertraut meinem Wort und laßt das Mädchen ziehen!“

„Dem Wort eines Karliſten vertraue ich nie,“ ſagte der Alte, „und dem Euren am wenigſten!“

Da gab Pedro ſeinem Diener einen Wink. — „Seid doch menſchlich, Señor,“ fuhr Pedro fort, „habt Mitleid!“

„Mit aller Welt,“ rief der Alte höhniſch hinab, „nur mit keinem karliſtiſchen Hunde!“

Noch hatte er dieſes Wort nicht ganz ausgeſprochen, als der hinter ihn Getretene ihn mit kräftigem Arm von der Mauer hinabſtieß — er lag zerſchmettert zu Pedro's Füßen.

„Nun geh' in das Schloß und handle für mich!“ befahl Pedro ſeinem Diener. „Das Schloß verlangen wir nicht, es kann in den Händen der Beſatzung bleiben. Verſprich ihnen Lebensmittel vollauf und Jedem eine Unze, die können ſie ſogleich in Empfang nehmen.“ — Es mochte dem Karliſten nicht ſchwer geworden ſein, ſeine Kameraden zu ſtimmen, denn nach einiger Zeit öffnete ſich das Thor, und Antonio, der Diener, führte Juanita in die Arme ihres Verlobten.

Lang und innig mußte die Umarmung sein, denn sie mochte den Christinos zu lange dauern. „Por Dios, Sennor!" rief endlich einer von denen, die mit herausgekommen waren, das Geld in Empfang zu nehmen. „Spart Euer Herzen und Küssen auf gelegnere Zeit, und zahlt uns lieber unsern Lohn." Pedro zahlte und verließ mit seiner lieben Juanita das Schloß. Seliger war wohl Niemand, als die Beiden, denen Antonio in einiger Entfernung folgte.

Christoval war freudig überrascht, als er sein theures Kind nach so langer Trennung so unverhofft wieder in die Arme schloß. Auch Pedro fühlte sich um so mehr beglückt, da er es gewesen, der sie gerettet. Hätte freilich sein Diener nicht da oben Schildwacht gestanden, und wäre der alte Sergeant auch hier seines Grundsatzes eingedenk gewesen, keinem Deserteur zu trauen, so würde Pedro gewiß noch viele Mühe gehabt haben, seine geliebte Juanita aus den Klauen des alten Soldaten zu reißen, besonders da so eben der Befehl Don Francisco's ankam, schleunig Luque zu verlassen und mit Allem nach Montilla zu rücken, wo auch er bald eintreffen werde. Zugleich erhielt er die Nachricht, daß Narvaez wahrscheinlich schon am andern Tage in Cordova einziehen würde.

Der Befehl zum Aufbruch, denn wohin erfuhr Niemand, wär Zweien sehr unangenehm, dem Bruder Esteban, der noch in seinem Bette lag und gar nicht begreifen konnte, wie man so wenig sich selbst lieb haben könne, um nicht einmal nach einem Tage wie der vergangene sich Ruhe zu gönnen, und der Señora Mariquita; in deren leicht bewegtem Herzen die Liebe schon wieder ihr

böſes Spiel trieb. Sie hatte von Neuem gebefft, und der Befehl zum Abmarſch nahm ihr jede Hoffnung wieder.

„Señor!“ ſprach Chriſtoval zu Enrique, den er in aller Frühe hatte zu ſich entbieten laſſen. „Ihr ſeid frei, könnt gehen, wohin Ihr wollt. Ich handle milde gegen Euch, weil ich durch mein Weib erfahren habe, daß Ihr, beſonders in der letztern Zeit, die Meinen mit Achtung und gleichfalls mit Milde behandelt habt. Was iſt aber nun Euer Plan? Zu den Chriſtinos zurückzukehren rath ich Euch, nach dem, was hier vorgefallen iſt, nicht, Ihr ſtürztet Euch leichtſinnig ins Verderben. Auf jeden Fall, dünkt es mir, müßt Ihr, dem Ungewitter ausweichend, mit uns ziehen, nicht um für Don Carlos zu fechten, Ihr liebt, wie Ihr mir ſelbſt geſagt, das Soldatenleben nicht und ſeid alſo kein ächter Kriegsmann, und nur ſolche braucht man dort. — Alſo wie wär' es, wenn Ihr Euch vor der Hand irgendwo in Navarra häuslich niederließet und an die Señora Mariquita dächtet, die Euch ſo viel Liebe, wenn auch ein wenig wahnſinnige, gezeigt hat? Sie könnte bis zu ruhigen Zeiten Euch mit ihrer Mutter dahin folgen und — Doch was meint Ihr dazu?“

Enrique war nachdenkend geworden. „Ich habe mein Unrecht gegen ſie erkannt,“ erwiederte er endlich, „bin von ihrer Liebe zu mir überzeugt, und doch — “

„Ei was doch!“ brummte Chriſtoval. „Ein Mann muß, hat er ein Vorhaben überdacht, nur immer Ja oder Nein zu ſich ſagen. Doch, da ſehe ich ſie langſam die Straße herabkommen, ſie tritt hier ins Haus, ich will indeſſen zu einem ernſteren Werke gehen und ſie mit Euch allein laſſen. — Handelt klug und redlich!“

Mariquita und Enrique blieben wohl eine Stunde allein, dann kam Estevan zu ihnen, und als sie von ihrem ehemaligen Verlobten schied, um ihr Maulthier satteln zu lassen, glänzte Freude in ihren Augen, die zwar nicht ganz ungetrübt zu sein schien. Der Klausner, der bei dem Ende dieser Unterredung zugegen gewesen war, schmunzelte, und was sich auf Enrique's Gesicht ausdrückte, war mit etwas unleserlicher Schrift geschrieben, man wußte nicht recht, war es Freude, war es Schmerz.

Christoval hatte indessen die gestern Gefangenen auf den Marktplatz führen lassen, fragte sie, wer Dienste bei ihm nehmen wolle, ließ diese von Neuem bewaffnen und theilte sie in seinem Corps ein. Dann trat er zu Bernardo. „Ich ehre den Muth eines Soldaten, und ich halte Euch für einen tapferen, aber auch für einen bösartigen, heuchlerischen Mann, der gegen seinen Freund aus Eigennutz schlecht handelte, gegen meine gefangene Tochter, die nur wenige Stunden in seiner Gewalt war, sich so schonungslos und unsittlich benahm, daß er keine Schonung verdient. Selbst gegen den Todten handeltet Ihr unmenschlich, Ihr ließet es zu, daß Eure Soldaten mit dem Körper des Gebliebenen ihr unedles Spiel trieben. Deshalb bereitet Euch zum Tode! Wollt Ihr den Beistand eines Geistlichen, so soll er Euch nicht in Eurer letzten Stunde vorenthalten sein."

„Ich habe mit den Pfaffen nichts zu thun und bin zum Tode bereit!" erwiederte Don Bernardo trotzig.

Christoval gab den dazu Beorderten einen Wink, und als man ihm das Tuch um die Augen binden wollte, riß er es ab. „Stehend will ich sterben und dem Tode ins

Angeſicht ſchauen!" rief er, mit dem Fuße ſtampfend. Chriſtoval zwang ihn nicht zum Niederknieen und gab das Zeichen. Bernardo fiel von drei Kugeln getroffen.

Noch am nämlichen Morgen verließen die Karliſten Luque, Enrique und Eſtevan begleiteten ſie, Mariquita aber kehrte nach ihrer Heimath zurück, ihre Mutter zu bereden, Alles zu Gelde zu machen und Enrique nach ſeinem künftigen von Cordova entfernten Wohnſitz zu folgen.

Am Abend kam Chriſtoval mit ſeiner Beute und den Gefangenen und einer großen Heerde Schlachtvieh in Montilla an, wo ſie Don Francisco mit einigen hundert Mann ſchon verfanden. Chriſtoval ſtattete ihm Bericht von ſeiner Unternehmung ab, worüber er von dem alten Kriegsmann belobt wurde, und legte das Commando wieder in deſſen Hände, behielt jedoch, wie früher, den Befehl über die aus der Sierra, zu denen ſich aber Viele aus Cordova ſelbſt geſellt hatten, ſo daß ſeine Abtheilung jetzt faſt 200 Mann ſtark war. Mit dieſen rückte er über St. Ella gegen Ecija, Francisco folgte ihm mit den Uebrigen.

15.

Gomez hatte denen ihn verfolgenden Corps einen ſtarken Vorſprung abgewonnen, und als endlich Narvaez in Cordova, Alair in Conſtantina und Oroa in Jaen eingerückt war, ſtand er ſchon vor Eſtepa. Francisco hätte er zurückgelaſſen, den Feind zu täuſchen, der ſein Streif-

corps für das des Gomez halten sollte. Auch befahl er ihm, sich in die Gegend zwischen Cordova und Ecija, auch selbst auf das rechte Ufer des Quadalquivir zu wenden, um den Feind dort wo möglich festzuhalten. Doch diesmal ließen sich die Generäle nicht täuschen. Francisco, das Gefährliche seiner Lage einsehend, da ihn Gomez zu seiner Sicherheit aufopfern zu wollen schien, hielt sich daher nicht lange bei Ecija auf, nach welchem Narvaez jetzt seine Richtung nahm, sondern setzte sobald er nur konnte unfern Palma auf das rechte Ufer des Quadalquivir und warf sich in die Sierra von Cordova, was Narvaez zwang, mehrere Bataillone zur Vertheidigung von Cordova zurückzuschicken.

Gomez setzte indessen seinen Marsch ungehindert durch das Rondagebirge bis San Roque fort, wo er, da er viel Geld nach Gibraltar schaffen ließ, sich wohl länger als ihm lieb war, aufhalten mußte. Während dem konnten sich die Generäle der Christinos ihm nähern. Aber allein ihn anzugreifen hielt sich jeder für zu schwach, sie dachten an Escalante's Schicksal, und vereinigt, wollte sich Keiner unter die Befehle des Andern stellen. Dies rettete Gomez, der fast ganz umzingelt war und von dessen Gefangennehmung man stündlich in Madrid die Nachricht erwartete. Aber plötzlich war er ihnen über Almena entschlüpft, und durch die Montanes del Pinal marschirt, stand er unerwartet vor Osuna, und so hatte er wieder zwei Tage Vorsprung. Die feindlichen Generale wurden bei dieser Gelegenheit uneins, jeder wälzte die Schuld auf den Andern, und so erreichte er mit all seiner Bagage fast unangefochten Jaen.

Während dieses Hin- und Hermarschirens war Don Francisco auch nicht müssig gewesen, obgleich sein Corps von Tage zu Tage mehr schmolz, da Viele nach ihrer in nahen Heimath zurückgingen, und das aus Cordova ihnen gefolgte Gesindel, welches größtentheils seinem Corps zugetheilt war, auseinander und wieder nach seiner Heimath lief; nur die alte Bande von Christoval hielt treu beisammen. Daher konnte er es auch wagen, fast Alle in ihre Heimath zu beurlauben, um die Ihrigen nach so langer Trennung einmal wieder zu sehen, und Alle stellten sich auf dem bestimmten Sammelplatze wieder ein.

In dieser Zeit hatte auch Christoval den Wunsch nicht unterdrücken können, den Ort noch einmal zu sehen, wo er geboren war. Er brach mit sattsamer Bedeckung dahin auf, alle seine Umgebungen, selbst Estevan, folgten ihm, nur Enrique blieb zurück. Als sie auf die Stelle kamen, wo jetzt der Wind schon Staub und Asche verweht und die dürren Zweige der einst so schattigen Bäume abgebrochen hatte, ergriff Alle ein wehmüthiges Gefühl. Sein Weib im Arm, seine Kinder um sich, verbarg der Vater, nachdem seine übrige Begleitung entfernt worden war, seine Thränen nicht länger.

„Es ist wohl das letzte Mal, daß wir hier bei einander sitzen," hob er nach einer Weile an, während welcher Niemand die eingetretene Stille gestört hatte. „Wir ziehen nordwärts, und ehe nicht Don Carlos fest auf dem Throne zu Madrid gebietet, kommen wir nicht wieder nach dieser Stelle zurück. Was fänden wir auch hier? Traurige Rückerinnerung und weiter nichts! Den Ort, wo die Wiege meiner Kinder stand, wo mein Vater, meine

Mutter starb, Alles hat der Schutt begraben, und wir finden die alten Plätze in der Zerstörung kaum wieder. Ich habe von meiner Jugend an bis jetzt ein schweres und blutiges Handwerk getrieben," fuhr er nach einer Pause fort, „und trotz meiner Sünden hat mich dennoch der Herr des Himmels mit irdischen Gütern gesegnet — nun sehne ich mich nach Ruhe."

„Gelobt sei Gott und stärke Dich in Deinem Vorsatz!" rief die Mutter freudig aus.

„Des Menschen Wille wird nicht immer erfüllt, gute Margarita," fuhr Christoval fort; „ob ich hier auf Erden werde Ruhe finden, oder erst im Grabe, weiß nur Gott, wir wollen das Beste hoffen! — Nun seht Euch noch einmal recht um!" wandte er sich zu den Kindern. „Jeder besuche sein Lieblingsplätzchen noch ein Mal, und dann laßt uns hinauf zum Kreuze gehen und dort, wo ich so oft gebetet, auch heute noch ein Mal beten." Sie zerstreuten sich, der Eine ging dort, der Andre da hin, nur Christoval und seine Margarita blieben auf der Bank vor dem Hause sitzen, denn hier hatten sie täglich gesessen, wenn er daheim war, und mit einander geplaudert; es war ihr Lieblingsplätzchen gewesen.

Als sie nun Alle wieder um ihn waren, sagte er dem Tummelplatze seiner Kindheit ein Lebewohl, klimmte mit den Seinen den Berg hinauf, wo sie Estevan noch fanden, betete inbrünstig am Kreuze, und dankte Gott dem Barmherzigen für seine wunderbare Führung in dieser traurigen Zeit und der Seinen Rettung aus ihrer Noth.

„Señor Christoval!" sagte jetzt der Klausner, den die Trümmer seiner Hütte auch weich gestimmt haben mech-

ten. „Mir iſt es heute gegangen, als wenn ich ſonſt eine alte zerriſſene Kutte ablegen und mit einer neuen vertauſchen mußte. Ich fand mich in der alten, mit ihren Löchern und Flecken, ſo behaglich, ſie erinnerte mich an ſo manches mit ihr Durchlebte, daß ich ſie nie ohne Traurigkeit weglegen konnte; der Wein ſchmeckte mir dann den ganzen Tag nicht. Als ich nun vor der eingeäſcherten alten Hütte ſtand, wo ich nichts mehr fand, als einen halb verbrannten Balken und die Mauer zu meinem kleinen Heerde, und ich dachte: „Wie ſie war, bekommſt Du ſie nicht wieder zu ſehen," da ging es mir eben ſo, wie mit der Kutte, und der Gedanke hat mich ganz traurig geſtimmt."

„Da, erſäuft Eure Traurigkeit!" ſagte Jeronimo, ihm ſeine Flaſche reichend, aus der Eſtevan einen tüchtigen Schluck that. „Mir ſcheint es doch," ſagte dann ſcherzend der Jüngling, „bei der Kutte müßt Ihr noch trauriger geweſen ſein, als bei Eurer Hütte, denn heute ſchmeckt Euch der Wein doch ziemlich!" Der Klausner lächelte, drohte dem jungen Mann ſcherzend und nahm noch einen Schluck.

Zwei Tage darauf zog Don Francisco aus dem Gebirge herab Andujar zu, das er an dem nämlichen Tage erreichte, als Gomez bei Jaen vorbeizog, der ſich gewiß weniger um Francisco und deſſen Corps, als um die Mauleſel kümmerte, die ſeine noch übrigen Schätze trugen. Aber, obgleich nur noch 600 Mann ſtark, beeilte ſich dieſer doch, Gomez zu erreichen und ſich ihm anzuſchließen, und es gelang ihm auch, bei Villa nueva de los Infantes zu ihm zu ſtoßen. Von hier aus, ſich immer in

die Gebirge haltend, durchstrich Gomez die Mancha, rückte in Castilien ein und suchte nach der Rioja zu kommen und hier einen Uebergang über den Ebro zu finden. Von allen Seiten verfolgt, war dies eine schwere Aufgabe, die er späterhin dennoch glücklich löste.

An dem nämlichen Tage, an welchem sie in der Nacht bei Valtablado de Rio über den Tajo setzen wollten, kam Estevan eiligst zu Christoval und rief ihn bei Seite. „Señor!" sagte er mit Hast, „Euch oder vielmehr Euren beladenen Maulthieren steht bei dem Uebergang über den Fluß ein großes Unglück bevor; sie sollen Euch, während Ihr heute den Uebergang deckt, mithin der Letzte über den Fluß kommt, gestohlen werden."

„Wer wagt das?" fuhr Christoval auf.

„Fragt mich nicht darnach, ich darf Euch nichts mehr sagen," fuhr Estevan fort. „Man hat erfahren, daß sie mit vielem Golde beladen sind, und deshalb —"

„Also in dieser Nacht!"

„Ja, Señor, in dieser Nacht!" —

„Nun gut," sagte der Entschlossene, „die Beute entreiße ich dem Nimmersatten gewiß. Ich danke Euch, ehrwürdiger Bruder, ich werde Euch diese Nachricht sicher reichlich lohnen." Bei diesen Worten entfernte er sich schnell.

„Immer Dank, immer Lohn, aber immer nur leere Versprechung und keine klingende Münze," brummte Estevan. „Doch ich habe den Mann liebgewonnen, ich will seinen Versprechungen vertrauen; er wird mir doch irgendwo ein Hüttchen wieder bauen lassen, da er das meine eingeäschert hat?"

16.

Christoval ließ nun in aller Stille sechs andere Maulthiere eben so packen und ausschmücken, die nämlichen Decken darauf legen, wie die mit Geld beladenen getragen hatten, und stellte die mit werthlosen Dingen zu denen, welche mit dem großen Transport der Bagage abgingen; die mit Geld beladenen aber hielt er in Valtablado versteckt. Als es nun Nacht ward, die Armee über die hölzerne Brücke defilirte, die er, wenn auch er sie passirt, in Brand zu stecken Befehl hatte, gehorchte er zwar, zündete die Brücke an, folgte aber nicht, sondern marschirte schnell seitwärts, warf sich, um den Christinos auszuweichen, in die Sierra de Molina, rückte nach kurzer Rast in die Serrania de Dareca, und hatte das Glück, unbemerkt bei Escatron über den Ebro zu setzen. Hier hatte er noch 150 Mann, worunter 30 Reiter waren, bei sich, die Andern hatten sich zerstreut. Er eilte nun, die Straße von Barcelona nach Salamanca zu überschreiten und sich in die Gebirge von Oberarragonien zu werfen, was ihm auch gelang, da er überall strenge Mannszucht hielt und nirgends Grausamkeiten verübte, die Lebensmittel größtentheils bezahlte und jedes Aufsehen zu vermeiden suchte. Nur einige Stunden jenseits Hueska, wo er von einer bedeutenden Uebermacht eingeholt und angegriffen wurde, wobei er an 40 der Seinen verlor und Jeronimo verwundet wurde, hätte er fast seinen Untergang gefunden. Doch entkam er mit ungefähr 100 Mann noch glücklich, setzte seinen Marsch immer weiter nach den Pyrenäen fort und erreichte endlich Pentecosa Banos. Hier nahmen ihn

die Einwohner als Karliſten freundlich auf, und hier verſammelte er die Seinen nochmals um ſich.

„Ich bin dies irre Leben müde, wie ich Euch ſchon bei den Trümmern meines väterlichen Hauſes geſagt habe," redete er ſie nicht ohne tiefe Bewegung an. „Seht, vor uns liegt das ſchöne Spanien, das ich verlaſſen will und muß, denn ſo lange nicht Don Carlos auf dem Throne ſeiner Väter ſitzt, wird nicht Friede und Ruhe in dem unglücklichen Lande, und nach Friede und Ruhe ſehn' ich mich. — Hinter uns liegen die Pyrenäen, haben wir ſie überſtiegen, ſo ſtehen wir in Frankreich, wo zwar auch die Ruhe ihren Wohnplatz nicht aufgeſchlagen haben ſoll, doch wird dort wenigſtens Perſon und Eigenthum geachtet und geſchützt. Da will ich mir ein kleines Eigenthum kaufen, das bearbeiten wir dann gemeinſchaftlich, geben den Armen von unſerm Ueberfluß, denn ich bin ein reicher Mann geworden; und ſollte mich der Tod in der Fremde ereilen, wird doch eine liebende Hand mir die Augen zudrücken und Frankreich mir ein Grab geben. Wenn aber, das ſchwöre ich Euch, Don Carlos mit feſter Hand die Krone auf ſein Haupt ſetzt und Ruhe über mein liebes Vaterland, dies irdiſche Paradies, verbreitet iſt, dann kehre ich nach meiner Heimath zurück, dann ſonne ich mich in Andaluſiens Sonne und trinke im Schatten ſeiner Platanen und Feigen den herrlichen Wein, den es erzeugt. Wer von Euch wird mir folgen?" fragte er dann. Weib und Tochter ſagten mit Freuden: „Wir!" auch Pedro, den der flehende Blick Juanita's traf, trat nicht zurück, nur Jeronimo fragte, und diesmal kecker, wie ſonſt der gefügige Sohn wohl zu thun pflegte: „Und was ſoll aus

den Treuen werden, die uns bis hierher begleitet haben?"

„Sie sehnen sich wahrscheinlich nicht nach Ruhe, wie ich, darum mögen sie, wohlbeschenkt, in ihrem Vaterlande bleiben und sich einen andern Führer wählen, der sie zum Kampfe für ihren König führt."

„Ich führe sie! Erlaubt, daß ich mit ihnen ziehe!" rief Jeronimo mit Feuer.

„Du wolltest mich verlassen, mich, Deine Mutter, die mit so viel Liebe an Dir hängt?" jammerte Margarita.

„Mutter! Es treibt mich fort. Die Liebe zum Vaterlande ist zu mächtig in meiner Brust. Laßt mich ziehen, nach Frankreich mag ich nicht!"

„Laß ihn, Mutter!" sagte Christoval ernst. „Laß ihn die Welt durchstreifen, wie ich es that, er folgt einem edlern Beruf als ich. — Und Ihr, Bruder Estevan?"

„Ubi bene, ibi patria!" erwiederte der Klausner.

„Das verstehe ich nicht," brummte Christoval verdrießlich, „redet deutlicher."

„Das heißt, wo es Dir wohlgeht, da siedle Dich an."

„Nun, ein Hüttchen will ich Euch bauen lassen, größer und schöner, als das Eurige war," sagte Christoval, „und wenn Ihr auch dort keine Señora Clara und keine mildthätigen Pilger, wie beim heiligen Kreuz auf jener Bergspitze der Heimath findet, so soll doch wöchentlich ein Esel Euch Speise und Trank zuführen. Ihr habt es um mich verdient, und so lange mir Gott ein Stück Brod läßt, theil' ich es mit Euch!" Er drückte dabei dem Klausner vertraulich die Hand, und dieser war nun ganz bereit, ihm jenseits der Pyrenäen zu folgen.

Der Abschied von seinem Sohne und seinen Kameraden, von denen er Andres, Antonoi und noch zwei ihm ganz Ergebene bei sich behielt, ward ihm schwer, und er beschenkte jeden reichlich. Der Abschied der Mutter von Jeronimo war herzzerreißend, sie konnte ihn nicht aus den Armen lassen. Endlich trennte sie die ernste Mahnung des Vaters: „Mache den Jungen nicht weichherzig, er bedarf jetzt der Fassung.“ Er reichte und drückte ihm zum Abschied die Hand. „Zieh mit Gott!“ waren seine letzten Worte, „und sei nicht grausam gegen Wehrlose.“

Enrique zog mit Jeronimo. Er beharrte bei seinem Vorsatz, nicht noch einmal Mariquita zu verlassen, und als ihm Christoval Geld anbot, weigerte er es anzunehmen; Mariquita hatte ihn schon in Luque hinlänglich damit versehen, auch mochte er zu stolz sein, von einem Andern sein eignes Geld anzunehmen. Er hat Wort gehalten. Señora Clara machte auf Bitten ihrer Tochter all ihre liegende Habe zu Geld und wählte Jacca in Aragonien zu ihrem künftigen Aufenthalt, wo man sie so wenig wie Enrique kannte. Hier wurden sie durch priesterlichen Segen verbunden und sollen eine ganz leidliche Ehe führen.

17.

Christoval überstieg nun die Pyrenäen. Wenn er tief hinunter in die Bergschlucht sah, klopfte dem alten Schmuggler das Herz vor Freude, denn er sah hier oft in der Ferne auf fast unzugänglichem Pfade die beladenen Maulthiere mit ihrem schlauen Führer dahin ziehen, und dann sagte er die gewöhnliche Begrüßung sich begegnender Schmuggler still vor sich hin: „Es gelinge mit Gott!“ — Als er aber an dem Grenzstein stand, hinter sich die Heimath, vor sich ein fremdes Land, dessen Sprache, dessen Gewohnheiten ihm fremd waren, überfiel ihn doch Bangigkeit. Er

warf schnell noch einen Blick nach dem Vaterlande, schritt dann rasch weiter, und bald waren die Pyrenäen hinter ihm. In Tarbes, wohin er sich zuerst wandte, erhielt er bald die Erlaubniß, sich am Fuße der Gebirge ankaufen zu dürfen, und dort ward auch Juanita die glückliche Gattin Pedro's.

Bald fand er, was er suchte. In einer von einem Bach durchrieselten Schlucht lag ein Häuschen, reinlich und nett, mit Weinstöcken umpflanzt; üppige Wiesen und ein wenig Feld gehörten dazu, und für Juanita prangte, mit den schönsten Blumen geschmückt, ein niedlicher Garten. Nur diese kleine Besitzung kaufte er, trotz seines Reichthums, denn er betrachtete sie als ein einstweiliges Asyl, wo Pedro das Feld, er selbst den Weinberg besorgte. Und so leben sie noch jetzt in ihrer stillen Abgezogenheit glücklich und zufrieden. Ein Enkel läßt Margarita oft den Sohn vergessen, dem sie manche Thräne weint und der sich bei dem Heere Cabrera's als Hauptmann befindet. Estevans kleine auf den Vorsprung eines Felsens gebaute Hütte wird zwar nicht von so viel frommen Pilgern besucht, wie die einstige am Kreuz; aber der Umgang mit jenen guten Menschen, die er fast täglich besucht, hat seine thierische Natur menschlicher gemacht. Seine gute Laune hat ihn auch hier nicht verlassen und an lustigen Schwänken fehlt es ihm immer noch nicht.

Wenn die Sonne hinter den Pyrenäen unterzugehen beginnt und die Familie sich zum Gebet versammlet, blickt Christoval, sobald es beendet ist, unverwandt in die scheidende Abendröthe, und wenn ihr letzter Strahl hinter den Gipfeln der Berge sich senkt, ruft er, die Brust von Sehnsucht erfüllt, ihr nach: „Grüß mir mein theures geliebtes Vaterland, mein herrliches Spanien!“

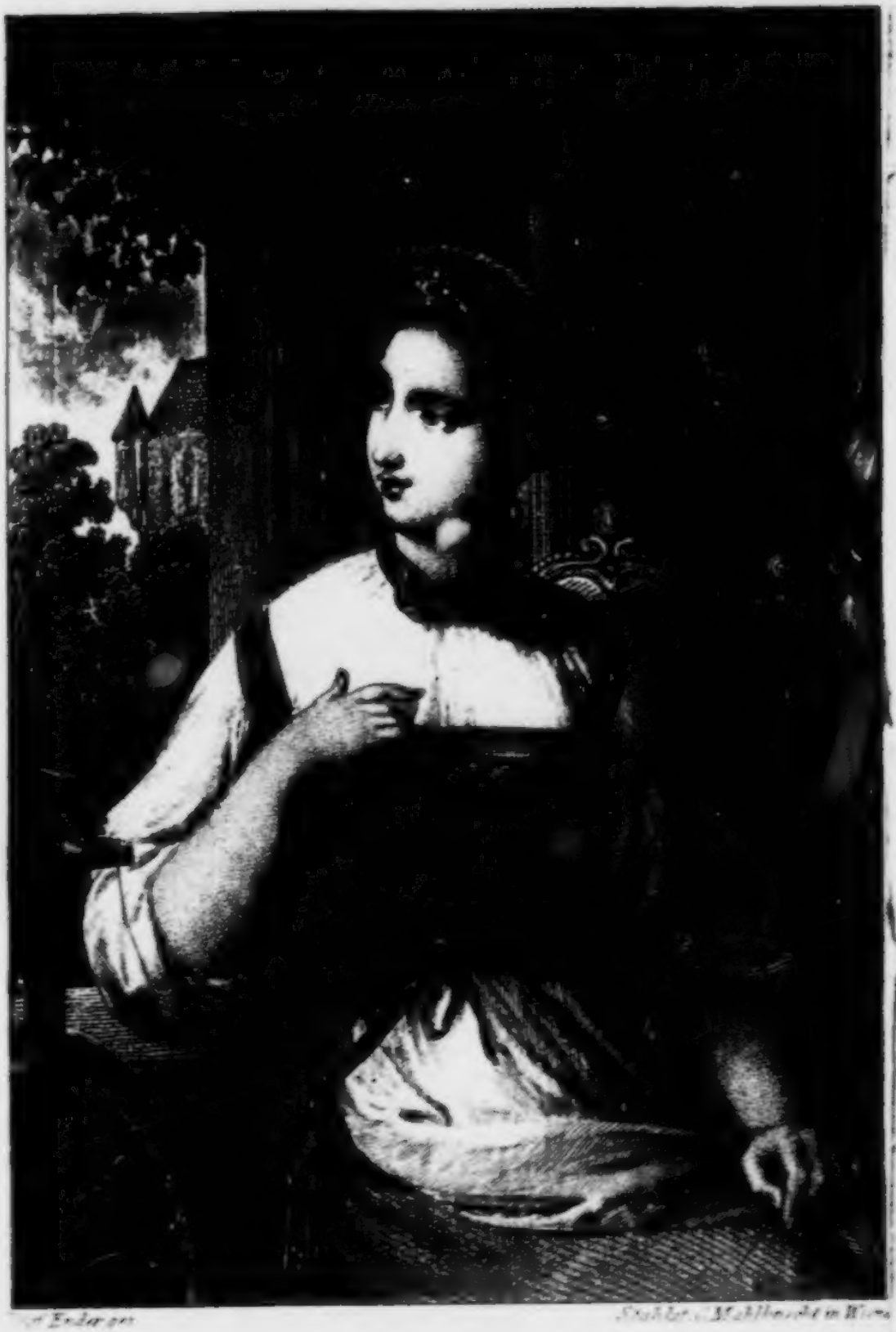

Caroline

VIELLIEBCHEN.

96, 9798

1841

LEIPZIG,
Baumgaertner's Buchha

BIBLIOTH

Vielliebchen.

Historisch-romantisches Taschenbuch

für

1841.

Von

A. von Tromlitz.

Vierzehnter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

Verzeichniß der Stahlstiche.

	Seite
Karoline (Titelkupfer.)	
Titelvignette.	
Der Ministrel. Zum Gedichte: „an Auguste" .	VII
Scene zur Erzählung: „Ottocar II." . .	39
Zawiß von Rosenberg	185
Angolina	192
Ignez	323
Scene zur Belagerung von Antwerpen .	431

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
An Auguſte	VII
König Przemyſl Ottocar II.	1
Chronos und Amor	237
An eine Roſe. (Nach dem Spaniſchen.)	240
Charade	241
Der Schuß. Novelle	243
Wehmuth	295
Chronos und der Jüngling	297
Lieb' und Hoffnung	299
Die Belagerung von Antwerpen	303
In das Stammbuch eines verwachſenen Mädchens	434
Trinklied	435
Der alte Minneſänger	436

Vorwort.

Zum letztenmal mit Dichtungen des phantasiereichen A. von Tromlitz geschmückt, erscheint dieser Jahrgang unsers Vielliebchen, indem der Tod den allbeliebten Autor uns und seinen vielen Freunden und Bewunderern zu früh entrissen hat. Wir machen die letztern besonders aufmerksam auf das dramatische Gedicht, welches diese Blätter enthalten. Nächst ihm dürften die Poesien, zusammengetragen aus älterer und neuerer Zeit, von Interesse sein. Das Gedicht: „An Auguste" (wozu ein Kupfer beigegeben ist, welches Portraitähnlichkeit mit dem verstorbenen Sänger bietet), schrieb der Verewigte von Todesahnung durchweht, als seine Stunde schon nahte. Unter den Erzählungen ist Ottocar von Böhmen seine letzte Arbeit, die er großentheils dictiren mußte.

Mit dankbar liebendem Herzen verließ er die Welt, möge ſein Andenken noch lange unter uns leben.

Nehmen wir hiermit auch Abſchied von dem verklärten Dichter, ſo wird doch die Tendenz, die ſein Genius dem Vielliebchen gab, auch deſſen Fortſetzung leiten: hiſtoriſch in Form und Charaktertreue, romantiſch im Schmuck der Phantaſie, beides untrennbar verſchmolzen zu Bildern, wie ſie das Leben, die Zeit und des Menſchen Herz geſtaltet.

Wir empfehlen im Voraus dieſe Fortſetzung den zahlreichen Freunden unſers Taſchenbuchs und hoffen, daß ſie dieſelben feſſeln und ihm neue gewinnen wird.

Die Verlagshandlung.

An Auguste .....

bei Ueberreichung einer Sammlung Gedichte.

(Hierzu die Abbildung.)

Nicht mehr fern von ſeiner Wallfahrt Ziele
Steht der Sänger mit gebeugtem Haupt,
Seines Kranzes Blüthen ſind entlaubt,
Abgeſtumpft die glühenden Gefühle,
Die ſein Herz ſo mächtig einſt bewegt.
Neben grün bemoos'ten Hügel legt
Er die halbgeſprung'ne Harfe nieder,
Sammelt trauernd ſeine Frühlingslieder,
Dieſe Kinder einer ſchönern Zeit,
Die er ſeiner letzten Liebe weiht.

Aber zürne nicht mit dem Geſchick
Alter Miniſtrel, wirf einen Blick
Auf Dein tiefbewegtes, reges Leben:
Nah' dem Ziel ward Dir ein ſeltnes Glück,
Ward Dir Wirklichkeit für Traum gegeben.
Wo der Phantaſie ein Engelsbild entſchwebte,
Zart gehaucht aus Wonne, Lieb' und Luſt,
Ruht ein Engel jetzt an Deiner Bruſt,
Der für Dich allein nur liebt und lebte.

Wo nur Phantaſie Dir Blüthenkränze wand,
Schlingt Dir bald des Engels milde Hand
Den Cypreſſenkranz am Ziele Deiner Ruh
Um die Schläf', und drückt Dir ſanft die Augen zu.

Nun ſo nimm, Du Engel meines Lebens,
Du mein Stab und Troſt am Ziele meiner Bahn,
Nimm die Lieder freundlich von mir an,
Und die Phantaſie ſchuf ſie dann nicht vergebens.
Denn in Deiner treuen, zarten Hand
— Wenn auch Thrän' und Seufzer Dir entquellen —
Werden ſie für Dich ein Kranz von Immortellen,
Der an Deiner treuen Bruſt ſein ſtilles Eden fand.

König Przemysl Ottocar II.

Einleitung.

Ottocar, nach dem Tode seines älteren Bruders Wladislaus, schon in seinem 17ten Jahre 1247 von seinem Vater, dem König Wenzeslaus von Böhmen, zum Markgrafen von Mähren ernannt, steckte zweimal die Fahne des Aufruhrs gegen den Vater auf, vertrieb ihn aus Böhmen, maßte sich alle Gewalt eines Herrschers an, und überließ in einem deshalb geschlossenen Vertrage ihm nur drei Städte zu seinem Unterhalte. Als er ihm auch diese entreißen wollte, nahmen sich die benachbarten Fürsten des bedrängten Vaters an, Ottocars Heer wurde bei Brix geschlagen, doch der König verzieh ihm, und gab ihm Mähren zurück. Aber sein unbegrenzter Ehrgeiz ließ ihn bald die Milde des Vaters vergessen, er wollte zum zweitenmale die Waffen ergreifen, der König kam ihm aber zuvor, und hielt ihn, doch nur auf kurze Zeit, in dem festen Schlosse Frauenberg gefangen. Auch jetzt verzieh ihm der nachsichtige Wenzeslaus wieder, und setzte ihn von Neuem in seine Markgrafschaft ein. Von dieser Zeit an blieb er seinem Vater treu und ergeben.

Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren von Oeſtreich 1246, dem letzten Herzog aus dem Geſchlecht der Babenberger, war Oeſtreich dem Reiche zurückgefallen, aber Kaiſer Friedrich II., zu ſehr mit ſeinen italieniſchen Händeln beſchäftigt, hatte dem Lande noch keinen Herzog gegeben, als er 1250 ſtarb.

Daher ſahen ſich die öſtreichiſchen Stände nach einem Herrſcher um, und wählten, durch König Wenzel bewogen, im Jahre 1251 Ottocar zum Herzog. Um dieſer eigenmächtigen Wahl den Schein des Rechts zu geben, vermählte ſich Ottocar mit der 47jährigen Margarethe von Oeſtreich, der zweiten Schweſter Friedrichs des Streitbaren, und Wittwe des unglücklichen Königs Heinrich, Sohn Kaiſer Friedrichs II., der gegen ſeinen Vater ſich empört hatte, und in der Gefangenſchaft 1242 geſtorben war. Die Steiermärker hatten, ſich durch die Wahl der Oeſtreicher nicht gebunden glaubend, Stephan, Sohn des Königs Bela von Ungarn gewählt, und da Ottocar auch auf Steiermark Anſprüche machte, kam es bald zum Krieg, wo nach geſchloſſenem Frieden dem König Bela von Ungarn, Steiermark, mit Ausſchluß eines kleinen Theils, der an Ottocar fiel, zu Theil wurde.

Im Jahre 1253 ſtarb König Wenzel, und Ottocar trat die Regierung von Böhmen an. Sein erſtes Geſchäft war, den bedeutendſten Familien des Landes, die während ſeines Vaters und Großvaters Regierung eine Menge Krongüter an ſich geriſſen hatten, ſolche wieder zu nehmen. Dadurch brachte er den Adel gegen ſich auf, beſonders die mächtige Familie der Roſenberge, welche durch dieſes Verfahren am meiſten gelitten hatte. Doch ſtand

Ottocars Macht zu fest, als daß der Adel sich ihm hätte widersetzen können, so daß er es wagen durfte, sein Land zu verlassen und mit einem bedeutenden Heere zur Hülfe des deutschen Ordens einen Kreuzzug nach Preußen zu unternehmen, wo unter Andern Rudolph Graf von Habsburg, der nachherige Kaiser, ihm mit seinem Banner folgte. Hier schlug er die heidnischen Preußen, stiftete Königsberg 1255 und kehrte ruhmbedeckt nach Böhmen zurück.

Während dem war der letzte Kaiser aus dem hohen Hause der Hohenstaufen Conrad IV., und dann auch dessen Gegenkönig Wilhelm von Holland gestorben, so daß kurz nach seiner Rückkehr der Churfürst von Cöln sich erbot, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen; er schlug das Anerbieten jedoch mit den stolzen Worten aus: Er wolle lieber ein mächtiger König von Böhmen bleiben, als ein armer Kaiser, wie Wilhelm von Holland werden. Er trat zur Parthei Alphonsens von Castilien, verließ diese aber in dem entscheidenden Augenblick der Wahl, und gab seine Stimme dem reichen Richard von Cornwallis, ob, wie die meisten deutschen Fürsten, durch dessen Geld bewogen, oder aus freiem Antrieb, bleibt unentschieden.

Die Steiermärker, in dieser Zeit schon der ungarischen Despotie überdrüssig, trugen dem mächtigen Ottocar ihr Herzogthum an. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich an den Ungarn, wegen ihrer häufigen Einfälle in seine Lande, zu rächen, und seine Macht zu vergrößern. Der Krieg ward beschlossen, und die gegen die Ungarn gewonnene große Schlacht an der March 1260

erhob seinen Ruhm noch mehr, und fügte zu seinen Besitzungen noch das herrliche Steiermark hinzu.

Nun fehlte ihm zu seinem vollständigen Glücke nichts, als ein Erbe, den ihm seine sieben und funfzigjährige Gemahlin nicht mehr geben konnte. Er bewirkte deshalb vom Pabst, unter dem Vorwande zu naher Verwandschaft, die Erlaubniß zur Scheidung, die auch 1261 erfolgte, ließ ihr ein kleines Witthum in Oestreich, das er jedoch ohne Rücksicht auf die Geschiedene für sich behielt, vermählte sich gleich darauf mit der schönen Kunigunde, der Enkelin König Bela's und Tochter des Herzogs von Haliez, und ließ sich 1262 von Richard von Cornwallis zu Aachen mit den Herzogthümern Oestreich und Steiermark, als heimgefallene Reichslehen, belehnen.

Ihn dünkte seine Macht nun unbegrenzt, und daher erlaubte er sich gegen die böhmischen Großen, welche er besonders haßte, mehrere Gewaltthätigkeiten. So ließ er Ludmilla, die Tochter Benneß von Diedicz aus dem Geschlechte der Rosenberge, gewaltsam entführen, und sandte sie dann entehrt und mit Hohn dem Vater zurück. Dieser und sein Bruder Milota sannen auf Rache. Ottocar, davon benachrichtigt, ließ Beide verhaften; der so tief gekränkte Vater, welcher sich nicht fügen wollte, ward enthauptet, der mehr schmiegsame Milota aber wurde nicht allein begnadigt, sondern späterhin sogar mit des Königs ganzem Vertrauen beehrt, und zu dessen Statthalter in Steiermark ernannt.

Kurz darauf nahm er nach dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, auch dieses Herzogthum, Krain und die windische

Mark in Beſitz, und ſo reichte ſeine Macht von der Elbe und Oder bis zum Adriatiſchen Meere. Alle ſpäterhin unter dem Oeſtreichiſchen Kreis begriffenen Länder, Böhmen, Mähren, die Lauſitz und ein Theil von Schleſien waren ihm unterworfen, und wohl kaum hatte Deutſchland jemals einen ſo mächtigen Fürſten in ſeiner Mitte geſehen.

Da ſtarb Richard von Cornwallis und die deutſchen Fürſten ſchritten zu einer neuen Königswahl. Der Churfürſt von Cöln ſuchte ihn auch diesmal zu überreden, ſich um die Krone zu bewerben, aber auch diesmal ſchlug Ottocar das Anerbieten aus, ob in dem Glauben, die Fürſten würden einen ſo mächtigen Herrn doch nicht zu ihrem Oberhaupte wählen, oder aus thörigtem Stolz, da er meinte, auch ohne die Kaiſerkrone ſei er Herr in Deutſchland, bleibt ungewiß. Als er jedoch erfuhr, daß die zu Frankfurt verſammelten Fürſten dem Grafen Rudolph von Habsburg die Krone anzutragen geſonnen wären, einem unbedeutenden Grafen, einem Mann, der nur mit kleinem Gefolge ihn auf ſeinem Zuge nach Preußen begleitet hatte, gereute es ihn, den Vorſtellungen des Erzbiſchofs von Cöln nicht Gehör gegeben zu haben. Er ſchickte eiligſt Abgeſandte nach Frankfurt, die Wahl zu hintertreiben, aber trotz dem ward Rudolph 1273 zum römiſchen Könige erwählt, und zu Aachen als ſolcher gekrönt.

Ottocar, auf ſeine Macht bauend, erkannte dieſe Wahl nicht an, erſchien auf keinem Reichstage, und rüſtete ſich, wenn es ſein müſſe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ludmilla.

1.

In dem Hum=Walde war im Jahre 1275 ein gar wildes Treiben. Jagdruf, Hundegebell und Hörnerschall vernahm man im hundertfachen Echo durch den weiten Forst; Eber, Bär und hier und da selbst der Wolf brachen rauschend durch das Dickicht, und der flüchtige Hirsch, sonst dem hungrigen Wolfe durch schleunige Flucht entgehend, jagte heute, nur die ihm folgenden Jäger und Hunde, und die tückischen Bolzen der Armbrust fürchtend, von Angst getrieben, ohne auf seinen grimmigsten Feind zu achten, neben ihm her, während der Bär mit ruhiger Gravität der Gefahr zwar auswich, ohne sie jedoch zu fürchten. Der ganze Wald war in Aufruhr, und hätte die kalte Wintersonne nicht hier und da zwischen den hohen Fichten und Föhren hindurch geblickt, man hätte glauben können, der wilde Jäger habe aus dem Odenwalde eine Luftfahrt nach dem Ufer der Moldau gemacht, und halte hier seinen furchtbaren nächtlichen Umzug.

Mitten in diesem Getümmel ritt ein schöner, prachtvoll gekleideter Mann in noch jugendlicher Kraft. Es war König Ottocar, von seinen Edlen umgeben, über die er, ein echter, wahrhafter König an Gestalt und Ausdruck seines schönen, jedoch ernsten Antlitzes, sich erhob. Sein gelber Hengst, ein Geschenk des Chans der Tartarei, wieherte, die langen Mähnen schüttelnd, unter seinem edlen Reiter, der jetzt in eine lange, durch den Fichtenwald gehauene Wildbahn einbog, und über sehr ernste Dinge mit seinem Oberkämmerer, Andreas Rziczan sprach, der so

eben von Prag kommend ihn aufgesucht hatte. Er brachte dem Könige die Kunde, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg in Auftrag König Rudolphs in der Hauptstadt Böhmens angekommen sei.

„Mag er warten!“ war der kurze Bescheid, den Ottocar seinem Oberkämmerer gab. „Was er will, weiß ich, und das hat keine Eile.“

„Gnädiger Herr,“ begann Rziczan, doch ein starker Bär, der eben hervorbrach, fesselte des Königs Aufmerksamkeit mehr, als die Worte des Dieners. „Hussa!“ rief er der Meute zu, die sich auch sogleich mit wildem Geheul auf das Unthier stürzte.

Aber der König des Hum-Waldes glich dem Könige der Böhmen, stellte sich den Hunden entgegen, und zagte nicht bei dem Anblicke der Menge seiner Feinde. Schon schwammen mehrere Hatzhunde in ihrem Blute, als jetzt Ottocar seine Leibdogge von des Bären Tatze erfaßt sah. Rasch sprang er vom Rosse, riß dem Nächsten seiner Begleiter den Jagdspieß aus der Hand, und stürzte sich auf den Bär, der, als ob er wisse, es nahe ein edlerer Feind, die Dogge losließ, brummend die Hunde abwehrte, und sich emporrichtend dem Könige entgegen trat. Das ganze Gefolge war in diesem Augenblick von den Rossen gesprungen, ihrem Herrn, wenn ihm Gefahr drohe, beizustehen, doch ein Stoß des Königs, der mit seinem langen Jagdspieße das Herz der Bestie traf, warf sie zu Boden. Die Hunde stürzten sich nun auf den Gefällten, und zerzauseten den wacker, dem sie früher kaum noch zu nahen gewagt hatten.

Sinnend stand der König, das Thier von ungewöhn-

licher Größe betrachtend. „Auch das Große muß endlich unterliegen, wenn das Mächtigere ihm entgegen tritt," ſprach er dann vor ſich hin, „des Schickſals Schluß iſt unabänderlich; gegen dieſes Allgewaltige iſt jeder Kampf nutzlos. — Seht nur," wandte er ſich dann zu ſeiner Umgebung, „wie die Doggen den gefallenen König des Waldes zerzauſen — das iſt das Loos eines Jeden, dem das tückiſche Glück den Rücken wendet. Wer ihn einſt fürchtete, ergötzt ſich nun an ſeinem Falle."

Indem er dies ſprach, traf ſein Blick einen Mann, welcher, der Einzige ſeines Gefolges, ihm nicht zur Hülfe geſprungen und ruhig auf ſeinem ſchwarzen Hengſte ſitzen geblieben war. Es war ein ſchöner Mann, höchſtens einige 30 Jahre alt. Unter dem grünen Baret, auf welchem drei kleine rothe Federn ſtaken, rollte langes ſchwarzes Haar über Nacken und Schultern herab, zwei flammende Augen blitzten unter ihren buſchigen Brauen hervor, und hätte nicht ein freundlicher Zug um den Mund das Feuer der Augen gemildert, ſo würde das Geſicht dieſes Mannes eher Widerwillen als Wohlwollen erweckt haben, ſo aber verwob ſich das Ganze zu einem intereſſanten Bilde der Schwermuth.

König Ottocar hatte den Mann lange zürnend angeblickt, was dieſer jedoch nicht zu bemerken ſchien: „Warum bliebſt Du ſo ruhig auf Deinem Roſſe ſitzen, während Alle mir zur Hülfe eilten, da mir Gefahr drohte?" fragte der König ihn endlich.

„Gefahr?" erwiederte der Mann lächelnd. „Da habe ich mehr Vertrauen zu Eurem Muthe und Eurer Kraft,

mein König, als alle die Herren, die für den Löwen zittern, wenn er mit einem Bären den Kampf beginnt."

„Wer bist Du? Ich sah Dich noch nicht in meinem Gefolge," fragte der König, dem die Antwort des Mannes gefiel.

„Ich bin ein unstäter Erdenpilger, mein gnädigster Herr! heute hier und morgen dort, habe kein Obdach, und keine Hütte, die ich mein nennen könnte, und so ziehe ich von Ost nach West, von Nord nach Süd, und die ganze Welt wird dann mein Eigenthum. Zu Eurem Jagdgefolge führte mich der Zufall."

„Dein Name?"

„Zawiß von Rosenberg."

„Ha! dachte ich es doch, daß es ein Rosenberg wäre," fuhr der König auf.

„Es ehrt mich, mein König, wenn Ihr auf meiner Stirn den Stempel des edlen Geschlechts der Rosenberge erblickt," erwiederte Zawiß. „Sonst trug Jeder von Ihnen drei herrliche rosenfarbene Schwungfedern auf Helm und Baret, seit uns aber unsere Burgen und Städte entrissen wurden, legten wir sie ab, und drei gefärbte ärmliche Hahnenfedern sind noch das bescheidene Zeichen des stolzen Geschlechts."

Der König bestieg in diesem Augenblick sein Roß, winkte Zawiß näher zu kommen und ritt mit ihm eine Strecke voraus. Ottocar schien Wohlgefallen an dem Manne zu finden, der mit so viel Freimuth und Gewandtheit, wenn auch etwas keck, ihm seine Fragen beantwortet hatte. Er liebte Freimuth, wenn er ihn nicht unsanft

berührte, war dieſes aber der Fall, dann brach ſein Jähzorn ſchnell hervor.

„In welchem Jahre haſt Du Böhmen verlaſſen, um auf Abentheuer auszuziehen?“ fragte nach kurzem Schweigen König Ottocar von Neuem.

„Es war in dem nämlichen Jahre, gnädigſter Herr, in welchem Benneß von Diebicz ſein ehrwürdiges Haupt auf den Block legen mußte.“

„Du haſt eine ſonderbare Zeitrechnung Zawiß!“ nahm der König ſchnell das Wort. „Doch, wo zogeſt Du hin?“ —

„Nach dem ſchönen Lande Italien, wo Gott mehr für die Natur als für die Menſchen gethan hat. — Ein tückiſches hinterliſtiges Volk!“ —

„Und dann?“

„Nach Lyon, den Fürſt der Kirche zu ſehen.“

„Und was fandeſt Du dort?“

„Ich fand einen Fürſten ohne Land, und der dennoch alle Länder, die Gott erſchaffen hat, für ſein Eigenthum hielt und beherrſchte. Ich fand einen Fürſten ohne Vaſallen, und doch, wenn er ſeinen Krumſtab erhob, ſtanden ihm Könige und Fürſten zu Gebot und zogen mit Roß und Mann aus, für den Gewaltigen zu kämpfen; ich fand einen Hirten, dem ſeine geduldige Heerde folgte, wohin er ihr in fremder Sprache zu gehen gebot, die er weiblich ſchor und ſich dennoch wenig kümmerte, wenn ſie darben mußte. Ich blieb nicht lange dort, denn es gefiel mir nicht, und zog nach der Provence, wo an der reizenden Durance das Lied des Troubadours mit den Geſängen der Nachtigall wetteifert.“

„Und wo Du unter Nachtigall und Troubadours Sang Deine Lehnspflicht vergaßest, und nicht in den Schlachten Deines Königs als tapferer Lehnsmann fochtest.“

Zawiß lächelte bitter, aber schwieg.

„Ist dem nicht so?“ fuhr König Ottocar heftig auf „und müßte ich Dich nicht zur Rechenschaft ziehen, wenn meine Gnade —“

„Mein Herr!“ unterbrach ihn der Rosenberg mit Feuer. „Ich habe nichts von Euch zu Lehn, und dennoch focht ich in der unglücklichen Schlacht von Mühldorf —. Fragt die Kuenringer wer ihnen zur Seite stand, als sie, den alten Thurm im Rücken, allein noch mit den Ihrigen gegen den Feind Stand hielten, sich den andringenden Baiern entgegen warfen und das Heer retteten. Der böhmische Ritter war ich! — Erinnert Ihr Euch, mein König, in der Schlacht an der March des schwarzen Ritters noch, der sich mit einer kleinen Schaar ihm wohlbekannter böhmischer Edlen Stephan von Ungarn entgegen warf und den Königs-Sohn verwundete? — Als Ihr ihm ob dieser That lohnen wolltet, fand man den schwarzen Ritter nicht unter den Lebenden, nicht unter den Todten. Der schwarze Ritter war ich! — Und so hab' ich, meiner Pflicht getreu, gethan was ich mußte und konnte, ja mehr als was meine Pflicht war, denn die schwarze Rüstung, dies Roß und mein Muth ist Alles was Ihr mir von meinem Erbe gelassen habt, und damit bin ich Euch in den Tagen der Noth zugezogen. Bedarf ich nun noch Eurer Gnade, um nicht dem Henkersbeile verfallen zu sein?“

Der König reichte ihm die Hand, deren Druck Zawiß

nicht erwiederte; für ihn schien dies Zeichen königlicher Huld von geringem Werth zu sein.

„Wie schade, daß solch ein Mann unter Troubadours mit Singen und Lauteschlagen zubrachte" sagte nach einer Weile, in welcher er seinen Zorn zu mäßigen suchte, der König, stolz auf den Rittersmann blickend. „Deine Hand sollte nur nach dem Griff des Schwerdtes, nicht in die schwachen Saiten einer Laute greifen, dann könnte sie Edleres vollbringen."

„Ich glaube kaum, mein gnädigster Herr" erwiederte Zawiß, „sie ergriff das Schwerdt als es Noth that, was verlangt Ihr mehr von ihr? — Der Gesang aber übt eine bewunderungswürdige Kraft über die Geister. Er soll, wie die alte Sage uns berichtet, einem Sänger in der Hölle Einlaß verschafft haben, der dann die Geliebte aus den Krallen des Fürsten der Unterwelt befreite. Auch Gräber sollen sich beim Ton des Liedes geöffnet haben und die Todten aus ihrem ewigen Schlummer erwacht und erstanden sein, so daß sie wieder, wie früher, unter Menschen herumwandelten.

„Ist Dir dergleichen schon begegnet?" fragte der König gespannt.

„Mir noch nicht" erwiederte Rosenberg und schlug eine Wespe todt, die sich eben auf den Hals seines Pferdes gesetzt hatte.

„Glaubst Du an Ahnungen?" fragte der König weiter.

„Nein Herr!"

„Aber vertraust doch wenigstens dem Ausspruch der weisen Männer, die uns aus den Sternen und ihren Constellationen die Zukunft deuten?"

„Mein Herr! denn dieſe weiſen Männer ſind nur Weiſe unter Thoren, die ihren Worten Glauben ſchenken. Die Sprache der Sterne aber, wenn ſie in ſtiller Nacht am wolkenleeren Himmel mir entgegen ſtrahlen, verſteh auch ich, ſie durchſchauert mein Herz und ruft mir zu, dort über dem funkelnden Dome muß der barmherzige Gott wohnen, berichtet mir aber nichts von der ewig verſchleierten Zukunft. — Ich ſehe, wenn der Abendſtern ſo recht flammend auf mich hernieder blickt, freundlich zu ihm auf, meine Bruſt, mein Herz öffnet ſich ſeinen Strahlen, denn mir iſt immer, als müßte dort oben die ſtrenge unerbittliche Vergelterin wohnen, die mit Flammen-Augen in die tiefſte Tiefe des menſchlichen Herzens dringt, und die verborgene, wie die offene That in ihr Erinnerungsbuch niederſchreibt. Aber von der Zukunft leſe ich da oben nichts; für ſie bleiben die Sterne ſtumm, die oft ſo laut, ſo milde zu mir ſprechen.“

Ottocar ſah vor ſich auf den Hals ſeines Pferdes und ſprach kein Wort, auch Zawiß ſchwieg. Endlich fuhr der König wie aus einem Traume erwacht auf, ſeine vorwärts gebeugte Geſtalt erhob ſich wieder, und in Haltung und Ausdruck ein König, befahl er Zawiß in ſeiner Erzählung fortzufahren. Dieſer gehorchte.

„Ich lebte in der Provence ein gar glückliches Leben“ begann er, „heute ſaß ich im Kreiſe der Troubadours, den gefüllten Becher in der Hand, oder in der Nähe irgend einer ſchönen Frau und ſang zärtliche Canzonen; morgen umgürtete ich mich mit meinem guten Schwerdte, beſtieg, vom Kopf bis zum Fuße bewaffnet, mein treues Roß, das nun faſt zu alt wird noch einmal mit mir auf

Abentheuer auszuziehen, und rang im Turnier um den Preis aus schöner Hand, der mir auch zuweilen wurde. Selbst dem blutigen Kampfe blieb ich nicht fremd, und so, halb Sänger, halb Ritter, durchschwärmte ich Tage, Monden und Jahre" —

„Und was führte Dich aus der schönen Provence, von Deinen lustigen Gesellen und den schönen Weibern wieder hierher ins Böhmerland, wo Du nur Wälder und Kriegsgenossen und wahrlich der leichten Weiber nur wenige finden kannst? —"

„Gnädiger Herr!" erwiederte Zawiß und sein Auge glühte. „Saß ich im Schatten blühender Mandelbäume an dem blumenumdufteten Ufer der Durance, sah die freundlichen Burgen, wo nur Frohsinn und Gastfreiheit herrscht, auf sanften Rebhügeln im Glanze der Abendsonne vor mir liegen, da freut' ich mich des schönen Paradieses, das Gott hier geschaffen. Ich griff nach meiner Laute, das Lob dieses Edens zu singen, aber da trat immer mein Vaterland mit seinen Bergen und Wäldern und seinen alten grauen Schlössern vor mich und es faßte mich unbeschreibliche Sehnsucht nach der Heimath, nach der Wiege meiner Freuden und Schmerzen, nach dem Ort, wo ich zum erstenmal, Vater, Mutter lallte, das Roß zum erstenmale tummelte, und mein Bolzen den ersten Auerhahn traf. Ach! mein König, das Vaterland ist ein Zauberland, das auch den Bettler, der keine Hütte mehr darinnen hat, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen könnte, doch mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht! — So erging es auch mir, ich mußte heimwärts, obgleich ich nicht weiß, wer dem fahrenden Rittersmann mit seinem

Roß, wer dem müden Sänger ein Obdach und einen Becher Wein reichen wird, denn auch mir blieb keine Hütte. Ich glaube, deshalb sah ich auch so oft himmelwärts und erfreute mich an dem funkelnden Leuchten des Abendsterns; weil mir auf Erden nichts mehr blieb, sucht' ich Ersatz da oben zu finden."

„Wer war Dein Vater?" fragte der König mit Hast.

„Czenko von Rosenberg, dem sein Lehnsherr die Burg Frauenberg und mehrere andere Burgen nahm, weil er in dessen Waldung einen Hasen erlegt haben sollte."

Ein Wolf der so eben aus dem Dickicht brach kam, wie es schien, dem Könige zur rechten Zeit. „Verfolgt mit allen Hunden die Bestie!" rief er den Jägern zu, und sich zu Zawiß wendend, dessen Antwort er nicht gehört hatte oder nicht gehört haben wollte, befahl er diesen, ihn nach der alten Burg Milota's, wo er heute sein Nachtlager aufzuschlagen gedenke, zu begleiten, und ihn dort mit Gesang und Spiel zu ergötzen. Er selbst verließ die Jagd, und ritt mit dem Oberkämmerer der Burg zu. Zawiß folgte ihm nur langsam.

2.

Auf einem steilen Felsen, der mitten im düstern Walde empor ragte, lag kaum zwei Bolzenschußweite von dem dichten Tannenforste entfernt eine alte von König Ottocar den Rosenbergen abgenommene Burg, womit er jedoch seinen Liebling Milota von Rosenberg wieder belehnt hatte. Die Burg, halb verfallen, konnte für den

eines Kaſtellans vertrat, nach dem einzigen noch bewohnbaren Zimmer geführt. Ein hohes, mit zerfetzten Vorhängen behangenes Bett, ein großer Tiſch und drei Seſſel waren der ganze Hausrath, der heute dem an Pracht gewöhnten Fürſten gnügen mußte, deſſen Auge ſich auf einige an der Wand hängende alte Gemälde heftete, wovon das Eine einen jungen Rittersmann in Jagdkleidung darſtellte. Daß es das Conterfei eines Roſenbergs war, zeigten drei rothe Schwungfedern, die ſein Baret ſchmückten. Auch ſchienen dem Könige die Geſichtszüge des Jünglings bekannt, doch konnte er ſich nicht deutlich erinnern, wo er ſie geſehen hatte.

Der König befahl nun, nachdem er lange vergebens darüber nachgedacht, daß das von ſeinen Köchen bereitete Mahl aufgetragen werde, und ehe noch ſein Gefolge von der Jagd zurückkehrte, war die Tafel ſchon aufgehoben, und er beſprach ſich mit dem Oberkämmerer über die Ankunft des Burggrafen in Prag.

Rziczan hielt deſſen Ankunft für eine wichtige Begebenheit, König Ottocar aber für eine ganz gewöhnliche. „Es iſt wieder eine Geſandtſchaft die mich bewegen ſoll, auf irgend einen Reichstag zu kommen und den Grafen von Habsburg als Kaiſer und meinen Lehnsherrn anzuerkennen," ſagte er, „aber ſie wird eben ſo fruchtlos Prag verlaſſen, wie die früheren. Ich fürchte das ganze Deutſchland nicht! Was wollen ſeine Fürſten gegen Böhmens, Mährens und Oeſtreichs Völker? — Zwieſpalt untergräbt ihre Macht. — Cöln, Otto von Brandenburg, Heinrich von Baiern ſind auf meiner Seite; ſtampfe ich mit meinem geharniſchten Fuß auf den Eſtrich meines Ritter-

saales in Prag, so steigen Heere aus Böhmen, Oestreich, Steiermark und Kärnthen auf dieses Zeichen empor, und die Welt zittert — und mit ihr dieser Rudolph, der sich tief neigte, wenn ihn auf meinem Zuge nach Preußen ein Diener zu meiner Tafel lud. — Und diesem Manne sollt ich unterthänig sein, meine angestammte Krone, meine mit dem Schwerdte und mit böhmischem Blute eroberten Länder von ihm knieend zur Lehn empfangen? Nimmermehr! —"

Da unterbrach Hörnerschall das ernste Gespräch, die Jäger kehrten zurück und der König, neugierig wie die Jagd geendet hatte, ließ sich Bericht abstatten und gab dem auf seine Befehle immer noch wartenden Oberkämmerer den Auftrag, morgen in aller Frühe nach Prag zurückzukehren, und den Burggrafen zu ersuchen, ihn dort zu erwarten; sobald er seine Jagden beendet, werde er nach Prag kommen und ihm Gehör schenken.

Die Jagd war vorzüglich ausgefallen und der König zufrieden. Auf dem Schloßhofe hatte man die Beute ausgebreitet. Acht Bären, vier Wölfe, mehrere tüchtige Keuler und viele edle Hirsche lagen jetzt noch blutend auf dem mit Schnee dicht bedeckten Hofe der alten Burg. Der König übersah beim Scheine des Mondes vom Fenster aus das erlegte Wild, und gab es seinem Gefolge preis. Bald flackerten Holzstöße auf, die Jäger waren geschäftig, das Wild zu zerlegen, die unglücklichen Treiber Holz herbei zu tragen, und es währte nicht lange, so bratete der Hirsch, der noch vor Stunden stolz durch den Forst getrabt war, am eschenen Spieß und sättigte seine hungrigen Verfolger.

Unter den Dienern des Königs war Buſſo, gemeinhin der Schleſier genannt, vermuthlich weil er aus dieſem Lande ſtammte, der Liebling ſeines Herrn, ein verſchmitzter liſtiger Mann, aber dem Könige treu, wie der Jagdhund ſeinem Jäger. Er war ſtets um denſelben, begleitete ihn auf allen Reiſen und Kriegszügen, und vertrat das Amt eines Kämmerers. Als Ottocar nun lange genug das Treiben ſeines Gefolges mit angeſehen und ſich in ſein dunkles getäfeltes Zimmer zurückgezogen hatte, blieb Buſſo allein bei ihm. Dies war die Zeit, wo er gewohnt war während des Auskleidens ſeinem Herrn was er den Tag über bemerkt und belauſcht hatte, treulich zu berichten.

„Nun?“ fragte der König, „wie gefällt es Dir hier in dem ſchönen Schloſſe Milota's?“

„Schlecht, gnädiger Herr! wie Eurem ganzen Gefolge. Sie finden hier nichts, als ein ärmliches Obdach, Holz genug um ein praſſelndes Feuer in den großen Kaminen anzuzünden, und einen alten Kaſtellan, der entweder brummt oder höhniſch lacht, wenn ſie etwas von ihm verlangen. In der Burg meines Herrn, des Statthalters von Steiermark, welche der edle Milota von dem Könige zur Lehn trägt, erwiedert er bei der Nachfrage nach Brod, findet ihr nicht ſo viel von dieſer Gottesgabe, um die Krähen, die hier niſten, nur einen Tag damit zu füttern, Stroh nicht ſo viel, als zu Leimruthen nothwendig wäre, die paar Spatzen zu fangen, die trotz Hunger und Kälte aus alter Gewohnheit hier noch hauſen. Keine Garbe wird hier geerndtet, kein Lehnsmann treibt ſeinen Eſel, mit gefüllten Säcken beladen, ins Schloßthor. Des Königs Gnade gab meinem edlen Herrn zum Erſatze für

die herrlichen Schlöſſer, welche er ihm nahm, dieſe alten Mauern mit ihren Eulen, Krähen und Ratten.“ —

„Ein alter vorlauter Kauz!“ brummte der König vor ſich hin.

„Er hat nicht ganz Unrecht, gnädiger Herr!“ fuhr Buſſo fort, dem wohl zuweilen eine Bemerkung zu machen erlaubt war. „Ihr gabt dem Milota zu wenig und zu viel. — Sein Bruder mußte das Haupt auf den Block legen, deſſen Tochter ſtarb vor Gram über ihre Schande, ſein Geſchlecht, das erſte in Böhmen, habt Ihr hart gedemüthigt.“

„Und that ich nicht Recht daran?“ fuhr der König auf.

„Ihr handeltet klug wie der Gärtner, der alle Knospen und Blüthenſtengel abbricht, damit nur eine Blume allein in vollem Glanze prangen ſoll. — Ob recht? —“

„Buſſo!“ drohte Ottocar, der Kämmerer ſchwieg.

„Und weshalb gab ich dem Milota zu viel und zu wenig? Rede jetzt, ich erlaube es“ fuhr der König nach einer Weile fort.

„Ihr ſchenktet dem tief Gekränkten Euer ganzes Vertrauen und ein Roſenberg wird nie an dem mit Treue hängen, der ſeinen Namen von ſeiner Höhe herabſchleuderte. Ihr gabt dem Hochgeſtellten zu wenig, um ihn durch Eigennutz und Dankbarkeit an Euch zu feſſeln, ſo zeigt auch das Geſchenk dieſer Burg mehr Hohn als Gnade.“ Er ſchwieg, auch der König erwiederte nichts, endlich fragte dieſer: „Haſt Du ſonſt nichts bemerkt, nichts beobachtet?“

„Den Zawiß Roſenberg wie er ſtolz und mit finſterem

Blick auf ſeinem alten magern Rappen ſaß" erwiederte Buſſo. „Der Mann hat zweierlei Naturen, die ſich auf ſeinem Antlitz deutlich ausſprechen. Um den Mund glaubt man das Lächeln eines Engels zu ſehen, während ein teufliſcher Blick zuweilen wie Blitzes Leuchten unter den dunkeln Braunen hervorbricht. Hütet Euch vor ihm, es iſt ein Roſenberg!"

„Du ſiehſt überall Geſpenſter, Buſſo."

„Muß ich nicht, da Ihr, mein hoher Herr, überall die Geiſter hervorrufen laſſet," erwiederte er. „Wer wie Ihr durch den Lauf der Sterne in die Zukunft dringen will, ſelbſt wahnſinnige Weiber um ſein Schickſal befragt; wer den hochfahrenden Geiſt ſeines Adels mit den engen Banden der Unterwürfigkeit feſſelt, den müſſen Geſpenſter und dämoniſch geſinnte Menſchen überall umgeben, und die Letzteren fürchte ich mehr als die Erſtern, obgleich man meinen ſollte, auch dieſe hausten hier in der Burg, wo es mir gar nicht geheuer dünkt. Alles hat hier das Anſehen, als ob Menſchen dieſe Mauern flöhen und nur Geiſter noch umher wandelten. Mir iſt es hier immer, als ſähe ich die alten Roſenberge durch die halb verfallenen Gemächer zürnend ſchreiten, und die Ahnfrauen dieſes einſt ſo großen Geſchlechts wie ſcheue Nachtvögel umher flattern. Zwei Thürme kann man nicht mehr beſteigen, da liegen die Treppen in Haufen von Schutt begraben, den dritten bewohnt der Kaſtellan. Auch hier möchte man zurückſchaudern, denn als ich bei ihm eintrat, ſah ich zwei alte Weiber, von der aufflackernden Flamme geiſterhaft beleuchtet, am Kaminfeuer ſitzend, die Spindel drehen. Sie waren ganz denen ähnlich, die wir in dem Glazer

Walde an dem von Feldsteinen aufgebauten Heerde fanden, wo die Eine einen magern Fuchs sich zum Sonntagsmahle briet, die Andere aus dem noch blutenden Fell sich eine Mütze machte. Erinnert Ihr Euch ihrer noch, mein gnädigster Herr? — In dem verfallenen Gemache," lenkte er in seiner Erzählung wieder ein, „stand ein wandelbarer Tisch, zwei wackliche Bänke, ein großes Bett, worin halb vermodertes Stroh und ein Kopfkissen von riechendem Moos lag, das war der ganze Hausrath des Kastellans der stolzen Rosenberge. Der vierte Thurm ist fest verschlossen; ich wollte hinein, der Kastellan aber verweigerte mir ihn aufzuschließen."

„Morgen soll er ihn öffnen," sagte der König, „will er nicht, so laß die Thüren sprengen. Vielleicht halten hier die Rosenberge ihre Schätze verborgen!"

„Schätze? Ich glaube kaum," sagte Busso lächelnd. „Wären ihnen Schätze geblieben, hätten sie sie längst zu Eurem Verderben benutzt."

„Du bist kein Freund dieses Geschlechts" meinte der König.

„Wen mein König nicht liebt, den haß ich," antwortete Busso. „Aber dennoch muß ich diese Männer achten, denn wo Großes im Böhmerlande geschah, da stand gewiß ein Rosenberg an der Spitze."

Der König von der Jagd ermüdet legte sich nun bald zur Ruhe.

„Hast Du auch alle nöthigen Vorsichtsmaasregeln getroffen?" fragte er dann seinen Kämmerer.

„Gegen menschlichen Ueberfall, ja!" erwiederte dieser. „Euer Gefolge, mein König, nimmt alle Gemächer der

Burg ein, die morsche Zugbrücke ist aufgezogen, das alte Thor verschlossen, bei dem Thurmwart hat Czenko sein Quartier genommen, und selbst die Pforte des verschlossenen Thurmes wird bewacht. Aber vor Eulen, Fledermäusen und Ratten kann ich meinen gnädigen Herrn nicht schützen, und dieses Ungeziefer nimmt wenig Rücksicht, ob es König oder Bettler im Schlafe stört."

„Nun so geh und rufe mir den Zawiß her" befahl nun Ottocar. „Er soll seine Laute mitbringen, und mich durch Gesang ergötzen. Ich möchte gern einmal ein anderes Lied hören, als das so unsere Bänkelsänger mit ihrem schlechten Zitherspiele begleiten."

„Den Zawiß von Rosenberg soll ich rufen? damit, während Ihr auf Eurem Lager liegt — Erlaubt wenigstens Herr, daß ich dann gegenwärtig bleibe."

„Siehst Du schon wieder Gespenster, Busso?" höhnte der König den Treuen. „Schwerdt und Dolch liegen mir zur Seite, und daß er, wie es Sitte ist, unbewaffnet in mein Gemach tritt, ist Deine Sorge; ich brauche Deine Hülfe nicht! — Nun geh und thue wie ich Dir befahl."

Busso gehorchte ungern. Er fand Zawiß bald bei den andern Hofleuten und brachte ihm des Königs Befehl „Heute will ich noch mit der Laute in der Hand vor meinem Königlichen Herrn erscheinen," erwiederte dieser, „aber lieber zertrümmere ich sie, als daß ich, ein Rosenberg, ferner als Troubadour auftreten sollte, wo ich als Ritter erscheinen darf. Sagt das dem Könige, er mag diese Worte einem Edlen des Böhmerlandes nicht verargen, der in sein Vaterland zurückkehrte, um dort für dieses und seinen Herrn zu fechten, nicht aber um schmelzende Lieder

zu ſingen. Ich gehe meine Laute zu holen und erwarte Euch hier.“

Buſſo hinterbrachte die Worte des Zawiß ſogleich dem König, der deshalb nicht ungehalten ſchien, denn er mochte wohl fühlen, daß er in jetziger Zeit mehr eines Schwerdtes als einer Laute bedurfte, und befahl ihm Zawiß herein zu führen.

Als Buſſo dieſen, welcher die neue, erſt von König Ottocar eingeführte, Sitte nicht kannte, daß Niemand, wer er auch ſei, zu einer geheimen Unterredung bewaffnet vor dem Könige erſcheinen dürfe, höflich bat, Schwerdt und Dolch im Vorzimmer abzulegen, lächelte Roſenberg, erfüllte aber ohne Widerrede das Verlangen des Kämmerers und trat dann bei dem Könige ein.

„Ich wünſchte von Dir die Art und Weiſe kennen zu lernen, in welcher die Troubadours der Provence vor Fürſten und Frauen ſingen,“ redete ihn dieſer an. „Trag mir deshalb eines ihrer Lieder vor, wähle es ganz in dem Geiſt und Ton dieſer Sänger; ein ſchmelzendes girrendes Lied, wie es die Nachtigall dort im duftenden Gebüſche ſingt, nicht rauh wie die Lieder des Vaterlandes, kein Kriegslied, kein Schlachtgeſang, ein Liebes-Lied will ich hören.“

„Wie es mein König befiehlt!“ erwiederte Zawiß ſich neigend.

„Setze Dich auf den alten Seſſel, der dort in der Ecke meinem Lager gegenüber ſteht,“ befahl Ottocar.

Zawiß gehorchte und ſetzte ſich dem großen behangenen Himmelbett, in welchem der König ruhte, ſchräg gegenüber. Das Bett ſtand in der Mitte der Wand, an deren

Ecke die einzige Thüre war, welche zum Gemache führte; der Rosenberg angewiesene Platz aber war in der andern Ecke, so daß er das ganze Zimmer übersehen konnte. Vor dem Könige lagen auf einem alten Sessel Schwerdt, Dolch und eine Schelle.

Während der Ritter seine Mandoline stimmte, hatte ihn der König scharf ins Auge gefaßt, und je länger er ihn anblickte, desto mehr fand er seine Züge den Zügen des Bildes ähnlich, das vor ihm an der Wand hing. „Kennst Du das Bild?" fragte er Zawiß jetzt und zeigte auf den jungen Jägersmann. Zawiß stand auf, betrachtete es, betrachtete die andern und sagte dann: „Ich wüßte wirklich nicht meinem gnädigen Herrn zu berichten, wen dies Bild vorstellt. Es sind, so wie ich sehe, alles Gemälde meiner Ahnen, doch kenn' ich Keinen unter ihnen."

„Aber bei diesem einen Bilde sind die Farben noch so frisch" bemerkte der König.

„So scheint es auch mir" sagte Zawiß gleichgültig, und setzte sich wieder auf den ihm angewiesenen Platz. „Befiehlt mein König jetzt?" fragte er. Ottocar nickte und Zawiß sang:

In der ersten Liebe Blüthenhain
Springen Blumen aus verschloss'nem Kelche,
Flüstern Stimmen in der Dämmrung Schein:
Komm nur, Jüngling, komm und pflück und schwelge!
Und er pflückt! — und eine neue Welt
Sieht er magisch vor sich aufgestellt.

Was für ihn nur dunkle Ahnung war,
Was so sehnsuchtsvoll sein Herz bewegte,

Liegt vor ihm nun herrlich, ſonnenklar
Seit er die geliebte Blume pflegte.
Alles, was ihm dunkel, öd' erſchien,
Sieht er jetzt als Paradies erblühn.

In des goldnen Sternes Flammenpracht,
Sieht er nur ihr Himmels-Auge glühen,
Und in monderhellter Zaubernacht
Myrth und Roſe ſich zum Kranz erblühen.
Jetzt erſt wird die Thräne, ihr geweiht,
Thau des Himmels, Wolluſt, Seligkeit.

So auch mir, als ich zum erſtenmal
Dich, Du Zaubermädchen, einſt erblickte,
Und zu Luſt und Wonne, auch zur Qual
Dich an meine Bruſt mit Inbrunſt drückte,
Und beim Druck von meiner, Deiner Hand,
Meine Lippe bald die Deine fand.

Ach! da fühlt ich mich ſo hochbeglückt,
Seligkeit durchſchauerte mein Leben;
Dieſer Erdenwelt durch Dich entrückt,
Wähnt' ich ewig himmelwärts zu ſchweben.
Ach! dies war des Frühlings Roſenzeit,
Doch ihr Loos war ſchnell Vergänglichkeit.

Meine Blume ſtahl des Mächt'gen Hand,
Und zerknickt fiel ſie in Wahnes Banke.
Da verließ ich Dich mein Vaterland,
Zog hinaus in ferne, fremde Lande;
Wollte ſie, ſo herrlich einſt, ſo ſchön,
Wollte die Entehrte nimmer ſehn.

Und der Gram war menſchlicher als er,
Feſt umſchloß er ſie mit kalten Armen.

Unter Lebenden weilt sie nicht mehr! —
Schmerz und Gram fühlt Mitleid und Erbarmen,
Mehr Erbarmen als der harte Mann,
Der verwunden, doch nicht heilen kann.

Zaubermädchen! brich durch Grabesnacht,
Spreng' die Gruft, erwach aus Deinem Schlummer,
Spotte kühn des Todes Riesenmacht, —
Steig herauf mit Deinem Schmerz und Kummer!
Zeige Dich noch einmal meinem Blick,
Dann erst kehr in Grabesnacht — — —

„Jesus Maria!" schrie bei diesen Worten der Sänger auf, warf die Mandole von sich und stürzte zur Thür hinaus; der König, durch Zawiß unerklärbares Betragen erschreckt, schellte heftig. Busso eilte herbei, und fragte ängstlich, was geschehen, Zawiß sei bleich wie der Tod an ihm vorbeigerannt. Der König erzählte ihm das Vorgefallene und befahl den Ritter aufzusuchen, ihn hierher zu bringen und nicht eher zurückzukehren, als bis er den Frechen gefunden habe, der es wagen könne, seinen König auf diese Weise zu verlassen.

Aber der König hätte gewiß Zawiß Benehmen entschuldigt, wär' ihm die Ursache, die ihn fortgetrieben, bekannt gewesen. Während er die letzte Strophe sang, öffnete sich hinter des Königs Bette leise eine verborgene Thür, und eine bleiche gespenstige Gestalt mit langem schwarzen herabhängendem Haar, um welches ein Kranz von Tannenreis geflochten war, und das ihr in Unordnung über Schultern und Nacken floß, trat, einen brennenden Kienspan in der Hand, geisterhaft herein. Zawiß erblickte sie, glaubte in ihr die auf seinen Ruf aus dem Grab'

Erſtandene zu ſehen, und ſtürzte bei dieſer Erſcheinung furchtbar ergriffen aus dem Gemache.

Die Geſtalt, welcher wahrſcheinlich Zawiß Entfernung nicht entgangen war, hatte ſtaunend ihm nachgeblickt und ſchnell den Kienſpan hinter ſich weggeſchleudert, und ſtand, als der König ſchellte und Buſſo eintrat, Ottocar und jedem Eintretenden verborgen, regungslos dicht hinter dem großen Bette. So wie ſie des Königs Stimme hörte, ſchien die Erſtarrte Leben zu bekommen, ſie beugte ſich vorwärts, als ob ſie auf ſeine Worte lauſche, und zeigte mit der Hand nach dem Bette, wo ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu ſein ſchien. Doch als Buſſo ſich entfernte, mußten ihre Gedanken eine andere Richtung bekommen haben, denn ſie ſchritt durch das Zimmer an des Königs Bette vorbei, und heftete ihr tiefliegendes, dunkles Auge nur auf das Bild des jungen Jägersmannes.

Der König, durch den überraſchenden Anblick der geſpenſtigen Geſtalt erſchreckt, richtete ſich auf. „Wer biſt Du?“ rief er zornig, doch überlief es ihn kalt, als ſie ſich nach ihm wandte und er bekannte Züge zu erblicken glaubte.

„Wer ich bin, das willſt Du wiſſen?“ erwiederte, das herabgefallene Haar zurückſchüttelnd, die geiſterhafte Geſtalt. „Herr!“ ſagte ſie nach einigem Nachdenken, — „weiß ich es doch ſelbſt nicht. — Mein Vater ſagte, ich ſei eine Entehrte, mein Ohm nannte mich eine Unglückliche — und er, ja er — ſagte mir kein Wort. — Aber wer biſt Du? — Ja! — auch ich ſollte Dich kennen. Biſt Du nicht der Herrſcher dieſes Landes, der mit frecher Hand das Scepter, mit blutiger Hand das ewig bluttrie-

fende Schwerdt hält? — Ja, ja! — beim barmherzigen Gott — Du biſt — Ottocar! —" Bei dieſen Worten trat ſie mit raſchem Schritt dem Könige näher, der den Dolch ergriff. „Mann!" rief ſie und ihr Auge ſtierte ihn an, ihr geiſterbleiches Geſicht wurde, wo möglich, noch bleicher, ihre Stimme klang hohl, als ſteige ſie aus Grabes Tiefe herauf. „Mann! gieb mir meine Ehre zurück! — hörſt Du es? — meine Ehre. — Sie haben mich verſtoßen — er hat mich verlaſſen! — Meine Hochzeitfackel iſt jener verglimmende Span, mein Brautkranz dieſe Dornenkrone, mein Brautlied krächzen die Raben, und wenn ich mich in die Hochzeitkammer ſchleiche, harre ich und harre auf ihn, und harre vergebens! — und wenn ich mich nun auf mein einſames Lager werfe und beten will, ſtören mich die Eulen und das Käuzchen, die an meinem Fenſter flattern, und ſtatt eines guten Engels, der mich im Gebet ſtärken ſollte, tritt Satan an mein Lager, und der Fürſt der Hölle — der biſt Du!" rief ſie mit furchtbarer Stimme, „und dann kann ich nicht beten. — Mein Geiſt iſt geſtört, wie mein Glück, meine Gedanken ſind zerriſſen, wie mein Herz. — Wiſſe," ſagte ſie jetzt mit verhaltener Stimme, und bog ſich über ihn — „die Geſpenſter auf der Burg, die mich bedienen, nennen mich die Wahnſinnige." Bei dieſen Worten ſchien ihr zerrütteter Geiſt lichter in die Vergangenheit zu ſchauen, ſie ſank plötzlich vor ihm auf die Kniee. — „Du haſt mir Alles genommen, Unmenſch!" rief ſie „Ehre, Glück und Ruhe, nimm den Dolch, ſtoß ihn in meine Bruſt, nimm mir auch das Leben, und ich will Dir danken und verzeihen! — Horch," rief ſie raſch aufſpringend, „da nahen Deine

Schergen. — Sie wollen mich wieder packen —. Fort! — Fort —" Sie stürzte durch die verborgene Thür, die sich schnell hinter ihr schloß, so daß der König, der seinen Mantel umgeworfen hatte und aufgesprungen war, nicht bemerken konnte, wohin sie verschwunden sei und nun irre ward, ob diese Erscheinung Traum oder Wirklichkeit gewesen.

In diesem Moment, wo der König mit ungewissem Blick und innerem Grauen noch umherschaute, trat Busso herein, und überrascht, seinen Herrn in diesem Zustande zu sehen, fragte er ihn, der ihn kaum bemerkte, „Um Gottes und aller Heiligen willen, Herr, was ist geschehen? —"

Der König, auch vor seinen nächsten Umgebungen gern seine Schwächen verbergend, wollte lächeln und vermochte es nicht; denn jetzt glaubte er fest, die Erscheinung sei ein dem Grabe entstiegener Geist, der ihm hier auf dem alten Schlosse in Ludmilla's Gestalt Unglück verkünden sollte. Er sah ernst vor sich hin uud befahl endlich Busso, ihn anzukleiden. Während dem fragte er ihn, wo Zawiß sei?

„Wir haben ihn nirgend finden können, er muß durch eine geheime Thür verschwunden sein," berichtete Busso.

Da klingelte der König heftig, und gebot dem eintretenden Diener, die Schläfer durch Hörner-Ruf wecken und seinem Gefolge wissen zu lassen, daß sich Alle zum Aufbruche bereit halten sollten, und als der Diener ging und Busso mit seinem Herrn allein war, fragte jener den König ängstlich: „Mein gnädigster Herr will in finstrer Nacht bei di sem Unwetter aufbrechen und weiter ziehen?

— Hört Ihr nicht den Sturm heulen, seht Ihr nicht den Schnee in dichten Flocken herabfallen? Der Mond ist umhüllt, die Wege sind verschneit, nirgends Bahn. —"

„Was kümmert mich Schneegestöber und Sturm, was die Finsterniß der Nacht. Ich will aus dieser Burg, wo die Todten aus ihren Gräbern erstehn, und mich aus meinem Schlafe rütteln. Laß die Rosse satteln, vorerst aber entbiete den alten Kastellan zu mir."

Da weckte lustiger Hörnerruf die Schlafenden und trieb sie auf vom harten Lager; Edle und Knechte, alles lief durch einander über diesen unerwarteten Befehl eben nicht erfreut. Niemand konnte begreifen, was den König dazu bewogen habe. Bald trat der Kastellan beim Könige ein. „Alter!" fuhr dieser ihn an: „Sind hier die Gräber verschlossen oder geöffnet?"

„Fest verschlossen, mein gnädigster König!" erwiederte der Alte, über diese Frage nicht wenig verwundert.

„Ist es geheuer in Eurem Schlosse, und halten Todte hier nicht ihren nächtlichen Umgang? —"

„Herr, die Todten ruhen, die Gräber öffnen sich nur am Auferstehungstage." —

„Ist eine Kapelle im Schloß?" fragte Ottocar weiter. —

„Ja Herr, dort schlummern die Rosenberge, stört ihren Schlaf nicht, gönnt wenigstens den Todten die Ruh!"

„Was kümmert mich ihr Schlaf, was ihre Ruh, störten sie doch den meinen und weckten — doch führe mich nur hin, — Du Busso aber sorge, daß mein Hauskaplan mir bald dorthin folge. — Nun nimm eine Fackel und schreite voran, alter Graukopf." Der Kastellan ging, holte

einen Kienſpan, denn Fackeln hatte er nicht, und leuchtete dem König, dem der beſorgte Buſſo, welcher einen Andern nach dem Kaplan geſchickt hatte, folgte.

Der Kaſtellan ſchritt durch einige Gänge, öffnete dann eine kaum bemerkbare Thüre, und bald ſtanden ſie in der kleinen, von mattem Lampenſchimmer erhellten Kapelle, wo König Ottocar nicht wenig erſtaunt war, Zawiß vor dem Altare knieend zu finden.

Der König, in manchen großartigen Anſichten ſeiner Zeit weit vorausgerückt, war doch eben ſo abergläubig, wie die meiſten damaligen Fürſten, und der Aſtrologie, ſelbſt dem Ausſpruch wahrſagender Zigeuner-Weiber hingegeben, die in den Wäldern Böhmens herumzogen. Er bekreuzte ſich bei dem Eintreten in die Kapelle, und ſo begierig er auch war Zawiß zu ſprechen, ſtörte er ihn nicht, bis dieſer aufblickend den König gewahrte, und ſich erhob.

Der König winkte ihm zu bleiben und kniete vor dem Altar nieder, blickte andachtsvoll auf nach dem Gekreuzigten, murmelte leiſe ein Gebet, ſchlug dabei heftig ſeine Bruſt, und erſt als der Kaplan eintrat, ſtand er auf und befahl dieſem eine Meſſe zu leſen.

„Um dieſe ſo ungewöhnliche Zeit?“ fragte verwundert der Geiſtliche.

„Jetzt gleich!“ erwiederte der König in rauhem Tone. Der Kaplan ging, ſich mit dem Meßgewand zu bekleiden.

Der König trat nun mit Zawiß an das äußerſte Ende der Kapelle, damit weder Buſſo noch der Kaſtellan ihr Geſpräch hören konnte. „Weshalb ſprangeſt Du ſo plötzlich auf und verließeſt das Gemach?“ fragte er ihn.

„Ich ſah —"

„Kannteſt Du ſie?" — fiel ihm der König raſch in die Rede.

„Nein, gnädigſter Herr" erwiederte Zawiß. „Mir ſchien es eine aus dem Grabe Erſtandene zu ſein, ich ſchrak zuſammen — mein Lied — meine Einbildungskraft — verzeihet Herr!"

Ottocar nickte einigemale mit dem Kopfe, ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit. — „Haſt Du das Lied, welches Du ſangeſt, ſelbſt gedichtet?" fragte er dann weiter.

„Nein, Herr. Ein alter Troubadour aus Avignon hat es mich gelehrt."

Der König hatte ihn bei dieſen Worten ſcharf angeblickt. — „Und was trieb Dich in die Kapelle? —"

„Die Erſcheinung mahnte mich an meine Sünden," erwiederte Roſenberg, der ganz die Faſſung behielt „und ich wollte zu Gott um Vergebung flehen."

Da trat der Kaplan ein, der König winkte Zawiß zu bleiben, kniete nieder und betete; Zawiß, Buſſo und der Kaſtellan thaten ein Gleiches. Als nun der Prieſter geendet und ſich entfernt hatte, fragte der König den Ritter: „Du ſcheinſt auf dieſer Burg gut bekannt zu ſein?"

„Es war die Burg meines Vaters," erwiederte Roſenberg.

„Kennſt Du die Wege genau, welche nach Budweis führen?" fragte der König weiter, ohne deſſen Antwort zu berückſichtigen.

„Ja, Herr! —"

„Kannſt Du mich wohl dieſe Nacht ſicher durch den Forſt bringen?“

Zawiß ſtutzte, die Frage überraſchte ihn, denn er ſah hierin auch die Aufforderung, dem Könige nach Prag zu folgen, und er wäre doch ſo gern noch auf der alten Burg geblieben.

„Nun?“ fuhr der König, ſchon ungeduldig werdend, auf, „woran denkſt Du, ſtatt mir zu antworten?“

„Verzeiht, gnädiger Herr!“ ſagte jetzt Roſenberg. „Ich dachte nach, welcher Weg wohl der beſſere ſein könne, der über Andreasberg, oder über Dobruſch.“ —

„Führe mich den nächſten, laß Dein Roß ſatteln und komm, mich treibt es aus dieſen öden Mauern, wo nur Ratten und Eulen wohnen. Zaudre nicht lange, und erwarte mich unter dem Thore!“ Mit dieſen Worten verließ er mit Buſſo die Kapelle. Zawiß aber blieb, trotz des Königs Gebot, nicht zu zaubern, bei dem Kaſtellan zurück.

„Mir erſchien heute Nacht Ludmilla,“ ſprach er, ſich haſtig zu dem Alten wendend. „Lebt ſie oder iſt ſie todt? — Benneß! bei der Aſche meines Vaters beſchwöre ich Dich, ſage mir — Lebt ſie oder iſt ſie todt!“

„Für Herrn Milota, für Euch, für uns Alle iſt ſie längſt todt. Gott gebe ihrer Seele Ruh! Ihr ſteht hier auf ihrem feſtverſchloſſenen Grabe, leſ't die Inſchrift auf dem Leichenſtein und überzeugt Euch,“ erwiederte der Kaſtellan.

„Du lügſt, Benneß! —“

„Junger Herr!“ nahm der Alte das Wort, und ein ſtrenger Blick traf Zawiß, indem er zornig den Kienſpan

ſchüttelte, ſo daß die Funken in der Kapelle umher ſtoben. „Kommt" ſagte er dann, immer noch ernſt und finſter, „laßt Euer Roß ſatteln und erzürnt den König nicht durch Euer unnützes Verweilen. Horcht, die Hörner rufen ſchon zur Abreiſe, hört nur wie die Doggen heulen, die hungrigen Roſſe wiehern und ſtampfen. — Fort, — fort!"

Zawiß reichte dem Alten die Hand und eilte ſeinen Diener aufzuſuchen, den er zum Glück ſchon am Portale ſeiner harrend fand. Er ergriff des Rappen Zügel und bald ſtand er neben dem Könige, der unter dem finſtern Thore auf ihn gewartet hatte, und jetzt ſich bekreuzend über die niedergelaſſene Zugbrücke ging. Erſt jenſeits derſelben ſchwang er ſich auf ſeinen gelben Tartar, und winkte Zawiß an ſeine Seite zu kommen, den jedoch Buſſo und mehrere Getreue nicht aus dem Auge ließen.

4.

Es erhob ſich ein furchtbares Wetter. Der Schnee fiel in dicken Flocken, und ein ſcharfer Oſtwind trieb ihn da, wo die Bäume nicht ſchützten, in hohen Haufen zuſammen. Es war ſchwer auch nur die kleinſte Spur eines Weges zu finden, doch Zawiß vertraute hierbei mehr auf ſeinen alten Diener als ſich, denn dieſer war ſeit ſeiner Kindheit in dieſer Gegend geweſen, hatte in früherer Zeit alle Jagden mitgemacht, und kannte jeden Fußpfad, jeden Holzweg.

Sie waren ſchon eine Weile vorwärts gezogen, als der König Zawiß fragte: „Führt dieſer Weg nach Dobruſch oder Andreasberg?“

„Nach erſterem Orte, mein gnädigſter Herr, da er der nächſte iſt,“ erwiederte dieſer. „Der einzelne Reiſende jedoch, ich weiß es noch aus früherer Zeit, vermeidet ihn gern, der vielen Zigeuner wegen, die man in der Nähe dieſer Straße ſtets im Walde antrifft, und die ſie oftmals unſicher machen; aber ſie ſollen uns nicht hindern, und können uns überdieß noch als gute Führer dienen, da ſie hier jeden Baum und jeden Schleifweg kennen.“ Sie waren auch kaum noch eine Stunde geritten, als ſie im Walde flackernde Feuer erblickten, um welche man deutlich menſchliche Geſtalten ſich bewegen ſah, die aber, wahrſcheinlich das Schnauben und Wiehern der Roſſe hörend, ſich tiefer in den Wald hinein zogen. König Ottocar, begierig das wilde Volk in der Nähe zu ſehen, ließ ſein Gefolge halten und ſprengte mit Zawiß den Feuern zu; Buſſo mit noch Einigen folgte.

Aber ſie fanden dort kein männliches Weſen mehr, nur zwei alte häßliche Weiber ſaßen bei einem großen Keſſel, unter welchem ſie das hell aufflammende Feuer ſchürten.

„Was macht Ihr hier, Ihr dämoniſchen Geſichter!“ fuhr ſie der König an.

„Wir kochen unſer Nachtmahl, Herr, einen alten Fuchs, dem Einer der Unſern den Bolzen durchs Hirn jagte.“

„Das iſt kein Fuchs, da liegt ja die Haut eines Hirſchkalbes“ unterbrach ſie Buſſo.

„So nehmt Euch in Acht, lieber Herr," ſagte die Eine, welche einäugig war, „daß die Unſern Euch nicht für den Fuchs halten —"

„Wer giebt Euch das Recht, in fremden Forſten zu jagen!" fuhr ſie König Ottocar von Neuem an.

„Gott, der die Bäume wachſen und das Wild vermehren, der nicht den Sperling auf dem Dache, geſchweige einen Menſchen verhungern läßt, und die Noth. — O! das iſt ein ſcharfer, harter Zwingherr, der treibt den armen Hungrigen gar unbarmherzig zu Mancherlei. Aber trotz dem, daß wir ſuchen und finden, wo was zu ſuchen iſt, müßten wir doch oft Hungers ſterben, hätte uns Gott nicht die glückliche Gabe der Wahrſagung gegeben."

„Und welches Schickſal prophezeihſt Du Dir? denn Dein Eignes ſteht doch wohl am hellſten vor Deinem Auge," fragte Buſſo.

„I nun!" meinte die Alte, „daß mein Bett kühler ſein wird, als das dieſer Beiden," ſie zeigte hierbei auf den König und Zawiß, „doch nicht ſo luftig wie das Deine."

„Wie meinſt Du das?" fragte der König, für den durch die angeprieſene Gabe der Wahrſagung die dämoniſchen Geſichter an Intereſſe gewannen.

„Ihr Beide," antwortete die Eine, während die Andere mit einem großen hölzernen Löffel, unverſtändliche Worte murmelnd, den Schaum von dem kochenden Hirſchkalbe ſchöpfte, „Ihr Beide werdet dereinſt feſt verſchloſſen im Sarge ruhen, mich aber ſenken ſie in das erſte beſte Loch, kein Hobel wird meinetwegen in Bewegung geſetzt, keine Breter zum Sarge für mich zuſammengenagelt, ich

ruhe in kühler Erde, mithin kühler als Ihr. — Der aber," auf Buſſo zeigend, „der wird am Galgen gar luftig hängen, die Krähen werden ihn ſchmauſen, und die Winde mit ſeinen Knochen ſpielen, daß ſie klappern und die ſchüchternen Vögel verſcheuchen."

„Wart' alte Katze!" rief Buſſo zornig, und hob den Arm ſie zu züchtigen, ſie aber nahm einen Feuerbrand und ſagte ruhig: „Vergiſſeſt Du denn ganz, Knecht Deines Herrn, in weſſen Gegenwart Du ein altes Weib mißhandeln willſt? —"

Buſſo beſann ſich, da der König unmuthig umher blickte und ſeinem Gefolge winkte, ſich zurück zu ziehen. „Sage mir meine Zukunft," ſprach er nun, den Weibern mehrere böhmiſche Groſchen zuwerfend, die ſie gierig von der Erde auflaſen. „Doch ehe Du ſie mir berichteſt, ſage mir vorher noch, wer trat heute an mein Lager, war es ein Geiſt oder ein Lebender?"

„Von der Vergangenheit, Herr," nahm die Einäugige das Wort, und trat zu dem Könige, „von der Vergangenheit weiß meine Schweſter nichts; ſie ſieht mit ihren zwei Luchsaugen immer nur vorwärts. Mein Blindes aber ſchaut zuweilen rückwärts in die Vergangenheit, nach den Zeiten hin, wo die wilde Katze es mir noch nicht ausgeriſſen, und es noch manchen Blick junger Burſche feurig traf. Drum zeigt es mir auch wohl die Vergangenheit, und ſo kann ich, nicht die Schweſter Dir ſagen, daß das, was an Dein Bette trat, halb dem Tode verfallen iſt, halb dem Leben angehört."

„Sprich deutlicher!" befahl der König.

„Vor das Vergangene zieht ſich ſo gut ein Nebel-

streif, wie vor die, ganz in Nebel gehüllte Zukunft, nur die Gegenwart steht blank und klar vor uns, blank wie Deine Groschen. Ich wüßte Dir nichts mehr zu sagen."

„Nun, Frau Zukunft, so sprich Du," wandte sich der König zu der Andern. „Aber wehe Dir, wenn Du mich täuschest!"

„Täusch' ich Dich, Herr, so belügt mich mein innerer Geist, und ich kann nichts dafür. — Doch sorge nicht, so tückisch ist er selten!" — Sie nahm bei diesen Worten einen Feuerbrand unter dem Kessel hervor, und beleuchtete damit des Königs Antlitz, das bei diesem sonderbaren Fackelschein grauenhaft und bleich anzuschaun war. Doch bald warf sie das brennende Scheit weit weg, streckte den rechten Arm hoch in die Höhe, während sie mit der Linken das struppige Haar aus dem Gesichte strich, dann sprach sie mit widrigem kreischenden Tone: „König Ottocar, halte das Glück fest beim Schopfe, daß es Dir nicht entschlüpft, das Unglück steht Dir nah, sehr nahe. — Nun reitet getrost weiter, Ihr werdet glücklich in Prag eintreffen" sagte sie dann.

Auf den König hatten diese Worte einen unangenehmen Eindruck gemacht. Er hatte nicht Stärke des Geistes genug, dergleichen Thorheiten zu verlachen und saß, mit ernsten Gedanken beschäftigt, auf seinem Rosse, während Frau Zukunft das Feuer schürte, und die einäugige Vergangenheit ihren großen Löffel nicht ruhen ließ. Als er aber seinen Tartar wenden und sich entfernen wollte, verließ das Zigeunerweib das Feuer und trat, die hohle Hand dem Könige hinhaltend, zu ihm, der miß-

muthig brummte: „für ſchlechte Waare haſt Du Geld genug bekommen, packe Dich! —"

„Hm!" meinte die Alte, „für einen ſo mächtigen Fürſten zahlſt Du ſchlecht und man möchte bald wünſchen, Dir bliebe keine andere Münze als Deine böhmiſchen Groſchen."

„Weib!" rief der König entrüſtet, und warf ſein Roß herum, doch in dieſem Augenblick kam Zawiß herbeigeſprengt. „Gute Alte!" rief er dem Zigeunerweibe zu, „kannſt Du uns nicht ein paar der Deinigen verſchaffen, die uns während der Nacht durch den Wald führen?"

„Ei willkommen, Herr Zawiß!" entgegnete die Alte, und pfiff dreimal auf dem Finger. „Einem Roſenberg ſind die Meinen gern gefällig. Als es ihnen wohl ging, haben ſie uns nie gedrückt, und uns ruhig in ihren Wäldern hauſen und ziehen laſſen; als man ihnen das Ihrige nahm, wie uns armen Volke, haben ſie uns nach Kräften Gutes gethan. Möge es ihnen Gott lohnen!"

„Du ſcheinſt ſehr vertraut mit dieſem Volke zu ſein," ſagte der König unwillig, worauf Zawiß nichts erwiederte.

Indeſſen waren zwei Zigeunerburſche aus einem Dickicht junger Tannen hervorgekrochen und traten keck vor den König. „Kennt Ihr die Wege nach Dobruſch genau?" fragte ſie der Ritter.

„Wie ſollten wir nicht, edler Herr von Roſenberg" erwiederte der Eine. „Sind die Fußpfade zugeſchneit, ſo ſind die Sterne unſere Führer, ſcheinen auch dieſe nicht, ſo ſtehen die Bäume doch noch da, die wir gezeichnet haben. Ueberlaßt Euch uns nur getroſt!"

Sie begleiteten nun den König, der zu ſeinem Gefolge

zurückritt, und trotz Sturm, Wind und Schneegeſtöber gelangte dieſer auf ungebahnten Wegen bei Tages Anbruch in Dobruſch an.

In Budweiß angekommen, beſchloß Ottocar, alle Jagden einzuſtellen und ſich auf dem geradeſten Wege nach Prag zu begeben, worüber der Oberkämmerer, der mit dem Könige die alte Burg verlaſſen hatte, ſehr erfreut war. Ottocar ſchien die Erſcheinung, vielleicht ſelbſt die Zigeunerweiber mißgeſtimmt und alles Jagen für den Augenblick verleidet zu haben. Er ſchickte Hunde und Jäger voraus, und behielt nur ſein Gefolge und die Reiſigen bei ſich. Auch Andreas Rziczan mußte ihn in Budweiß verlaſſen und nach Prag vorauseilen.

„Sage dem Burggrafen," gab der König ihm den Beſcheid, „daß ich in einigen Tagen nachfolgen werde. Mag immer ein Burggraf von Nürnberg auf den König der Böhmen warten, ſo vergißt er doch den Unterſchied nicht, der zwiſchen mir und ihm ſtattfindet. Bewirthe ihn bis zu meiner Ankunft gut; obgleich des Habsburger Abgeſandter, lieb' und ehr' ich den Mann, der unter allen deutſchen Fürſten herrlich hervorragt. Auch bringe der Königin meinen Gruß, und ſage ihr, ich führte ihr einen Sänger aus der Provence zu, der ſie mit ſeinen Liedern ergötzen würde."

„Den Zawiß von Roſenberg?" fragte der Oberkämmerer erſtaunt.

„Nun ja, ihn — Warum verwundert Dich das?"

„Zieht ihn nicht an Euren Hof, mein gnädigſter Herr! Ihr nährt dort ſchon Feinde genug. Er verließ nach Wenneß Hinrichtung ſein Vaterland und kehrt erſt

jetzt, in dieſer bedenklichen Zeit zurück; das will mir verdächtig dünken."

„Du haſt ſchon manchen Roſenberg von mir getrieben," unterbrach ihn König Ottocar, „bei dieſem aber gelingt es Dir nicht, der hat ſich zu feſt in meine Gunſt geſetzt. Wiſſe, daß er neben den Kuenringern den Thurm von Mühldorf vertheidigte, und der ſchwarze Ritter war, welcher in der Schlacht an der March ſo heldenmüthig focht und, jeden Lohn verſchmähend, ſchnell verſchwand. Wer nach mancher Unbill, die ich ihm zufügte, aus fernen Ländern kommt um für mich zu bluten, den hab' ich nicht zu fürchten, nur zu achten."

Der Oberkämmerer ſchwieg, doch mochte ſein Geſicht Zweifel ausdrücken, denn der König fragte ihn, und ſeine Stirn furchte ſich „Du glaubſt noch immer an den böſen Willen eines Mannes, der mehr für mich that, als irgend einer von denen, die ich mit Wohlthaten überſchüttete? Doch ich erlaube Dir es, auch hierüber offen zu reden, ſage mir Deine Meinung, fürchte mich ſo wenig, wie den tapfern Streiter an der March!" Dies letztere ſprach der König mit höhnendem Lächeln.

„Nun wohlan, wenn es mein König befiehlt, will ich reden. Die Liebe zum Vaterlande ſaugt der Böhme mit der Muttermilch ein, ſie iſt in ihm unvertilgbar; für das Vaterland opfert er Alles, ſelbſt ſeine Rache. Dem König der Böhmen zog Zawiß von Roſenberg zu, als ihm aber Przemysl Ottocar lohnen wollte, entfernte er ſich, um keinen Lohn von deſſen Hand anzunehmen, keinen Dank aus deſſen Munde zu hören."

„Und weshalb kehrte er jetzt zurück?" fragte der König.

„Er sieht den Sturm heranziehen, der Böhmen droht — vielleicht auch —"

„Nun?" fuhr der König auf.

„Vielleicht brütet er über irgend einen verrätherischen Plan. Ich werde ihn streng beobachten," erwiederte Rziczan.

„Thu' das Andreas" sagte der König lachend, „ziehe nur getrost nach Prag und handle wie ich Dir befohlen; ich werde einige Tage später meinen Einzug dort halten."

5.

Trotz der kurzen Abwesenheit des Königs aus seiner Hauptstadt, wurde er doch mit feierlichem Gepränge empfangen. Bürger und Bauer liebten ihn, denn er schützte sie gegen die Bedrückung des Adels, den er seiner Macht wegen fürchtete und deshalb haßte. Daher ward es auch dem Oberkämmerer nicht schwer, die Prager zu bewegen, ihren König mit aller möglichen Pracht zu empfangen, was Ottocar, des Burggrafen wegen, diesmal besonders wünschte. Die Klerisei zog, den Erzbischof an ihrer Spitze, im glänzendsten Ornate, die Bürger in ihren Festkleidern, das Hospodine pomilugi singend, ihm entgegen, und unter dem Glockengeläute und dem Jauchzen des Volkes ritt er durch Prags Straßen nach dem königlichen Schlosse. Hier empfing ihn seine Gemahlin, die schöne Kunigunde, durch ganz Ungarn, Halicz und Böhmen und selbst in Deutschland also genannt. Sie verdiente auch mit

Recht dieſen Namen, denn war die kaum 14jährige Fürſtin, als Ottocar ſie von Presburg nach Böhmen als ſeine Gemahlin heimführte, eine reizende Knospe, ſo hatte ſie ſich in dieſer Zeit zu einer üppigen Blume entfaltet, an der die Zeit und mancher Sturmwind ſpurlos vorübergerauſcht war. Ein königlicher Wuchs, eine üppige Geſtalt, zwei flammende Augen, die Liebe verhießen und Liebe verlangten, ein Mund, deſſen ſchwellende Lippen einem aufſpringenden Granatapfel zu vergleichen waren, der ſich willig dem Lechzenden zur Erquickung darbietet, verſchmolzen in ihr Würde und Anmuth. Die blendend weiße Stirn, die von Roſengluth umfloſſenen Wangen, erglänzten wie Lilie und Roſe neben dem dunkel kaſtanienbraunen Haar, das nach der Sitte damaliger Zeit in Flechten gewunden, theils zu einem Kranze aufgerollt war, theils über die vollen Schultern herabhing. Dies Alles im ſchönſten Ebenmaaße, in vollkommener Harmonie, mußte ihr, der ſchönen ſtolzen Königin, mit Recht den Namen der ſchönſten Frau der Welt beilegen.

Sie begrüßte den König nur kalt. Seit er die Gelegenheit, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu ſetzen, zum zweitenmale entſchlüpfen ließ, war in Kunigundens Augen der Nimbus erloſchen, den ſie ſonſt um ſeine Stirn zu ſehen geglaubt hatte. Für ihren Stolz und hochfahrenden Sinn hatte der Mann, der die Krone Böhmens, den Herzogshut von Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen auf ſeinem Haupte trug, einen Theil ſeines Werthes verloren, wenn er vor einem Grafen von Habsburg das Knie beugen mußte, um als Vaſall die Lehn von ihm zum empfangen. Trotz der Liebe mit der ſie ſonſt ihrem Gemahl

zugethan war, trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zu ihr, war seitdem eine Kälte in ihr gegenseitiges Verhältniß getreten, das sonst so rein und ungetrübt sich während der ganzen Zeit ihrer Ehe erhalten hatte. Die Königin achtete den siegreichen mächtigen König zu sehr, ihr Stolz kämpfte zu glücklich gegen das Toben ihres wallenden Blutes, als daß sie je einen andern Wunsch in ihrem Herzen genährt hätte, als den, treu und gehorsam ihrem Eheherrn, dem mächtigen Könige des Böhmerlandes zu sein.

Doch jetzt, seit Rudolphs von Habsburg Wahl zum deutschen Könige, waren andere Gefühle in ihr rege geworden. Sie hielt des Königs unzeitigen Stolz mit dem er die Krone, welche ihm zwar nur von einigen Fürsten Deutschlands angetragen wurde, ausschlug, für Furcht oder Schwäche, und es kränkte sie tief, daß die schönste Frau nicht auch die erste Frau der Christenheit sein sollte.

Ottocarn konnte diese Stimmung seiner Gemahlin schon seit einiger Zeit nicht mehr entgangen sein, da sie, so oft Rudolph von Habsburg erwähnt wurde, nicht immer ihren Unmuth zu verbergen wußte. Sie war es, die ihn in seiner Widerspenstigkeit gegen den König der Deutschen bestärkte, sie war der Stachel, der ihn antrieb, mit den Waffen in der Hand sich dem ohnmächtigen Grafen, wie sie Rudolph nannte, entgegen zu setzen, und so sich aller Lehnspflicht zu entledigen.

Ottocar, fast nur gegen seine Gemahlin schwach, gegen Jeden, der ihm sonst in irgend einer Sache entgegen war, hart, oft grausam, unterdrückte auch jetzt seinen Unmuth, und schien ihr kaltes Benehmen nicht bemerkt

zu haben; er war freundlich gegen sie und erzählte ihr unter Andern, daß er Zawiß von Rosenberg, der seit mehrern Jahren in der Provence und Languedoc als Troubadour herumgeschwärmt, mit an den Hof gebracht habe, damit er sie durch Spiel und Gesang ergötzen, und die trüben Stunden, denen sie sich jetzt so häufig hingäbe, verscheuchen könne.

Die Königin lächelte bei diesen Worten spöttisch, und erwiederte nicht ohne Bitterkeit, daß es jetzt wohl nicht an der Zeit sei, sich mit den Liedern der Troubadours zu beschäftigen, ihr wäre es wichtiger, die Sendung des Burggrafen von Nürnberg als hundert Lieder zu vernehmen; als aber der König ihr erzählte, wie Zawiß für ihn bei Mühldorf und an der March sein Schwerdt so tapfer und männlich geführt, mußte sie doch den Mann achten, der so ritterlich seinem feindlich gesinnten Lehnsherrn in der Zeit der Noth zugezogen war.

Am andern Tage wurde Friedrich von Hohenzollern, sein Gesuch vorzutragen, schon am frühen Morgen bei Ottocar eingeführt. Der König empfing ihn auf seinem Throne, umgeben von den Großen des Reiches, in deren Gegenwart er den Triumph feiern wollte, den Abgesandten und durch ihn den armen Habsburger zu demüthigen.

„Tretet näher!" rief er dem Burggrafen entgegen, obgleich dieser schon durch die Reihen der böhmischen Vasallen keck und furchtlos dem Throne zuschritt.

„Was ist Euer Begehr?" fragte er dann, als sich Hohenzollern mit Anstand vor ihm neigte.

„Ich begehre von Euch nichts, durchlauchtigster

Herr!" erwiederte der Burggraf. „Ich stehe hier im Auftrage des Oberhauptes deutscher Nation."

„Ich erkenne den Grafen von Habsburg nicht als solches" fuhr Ottocar auf.

„Thut wie Euch gutdünkt, Herr!" entgegnete der Burggraf. „Nur erlaubt, daß ich mich meines Auftrages im Namen des Kaisers und der um ihn versammelten Fürsten entledige."

„Thut das, Herr Burggraf, thut das," sagte Ottocar. „Es hätten die Fürsten uns keinen würdigern Abgesandten schicken können, als Euch, dem ich stets meine Achtung gezollt habe, darum will ich auch mit Ruhe vernehmen, was sie mir zu sagen haben."

„Der mächtige König Rudolph, der Erste seines Namens, entbietet Euch durch mich seinen Gruß."

„Ich erwiedere des Grafen von Habsburg Gruß, habt die Güte, Herr Burggraf, ihm dies zu sagen," unterbrach ihn der König.

„Er und die um ihn versammelten deutschen Fürsten" fuhr der Burggraf fort, „thun Euch zu wissen —"

„Daß ich an dem und dem Tage auf dem Reichstage zu Ulm erscheinen soll, um dort meine Länder zur Lehn zu empfangen" fiel ihm Ottocar von Neuem in die Rede, „nicht so Herr Burggraf?"

„Ihr irrt, durchlauchtigster Herr," nahm lächelnd Friedrich von Hohenzollern wieder das Wort. „Es ist von keinem Reichstage, von keiner Einladung die Rede. — Der deutsche König und Deutschlands, in Ulm versammelte Fürsten, lassen Euch durch mich, Friedrich von Hohenzollern, wissen, daß sie Euch den Besitz der Länder

Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain als dem Reich verfallene Lehne abſprechen, und ſie aus Eurer Hand zurückfordern."

„Das wagt Ihr mir zu ſagen, Burggraf!" rief der König heftig aus und erhob ſich mit Ungeſtüm von ſeinem Throne.

„Warum nicht, Herr? Was mir mein König und die Fürſten befahlen, richt' ich ohne Scheu aus, an Euch, der des Kaiſers Vaſall iſt, wie ich! Ich fordere feierlich die oben benannten Länder von Euch zurück, als dem deutſchen Reiche verfallen, und rathe Euch nur, von der Huld König Rudolphs zu erwarten, daß er Euch, uneingedenk deſſen, was geſchehen, wieder mit dem belehnt, was ſeiner Weisheit gut dünkt. Auch bedenkt, daß ſelbſt Böhmen und Mähren Euch wegen Eurer Halsſtarrigkeit abgeſprochen werden könnten."

Ottocar hatte bei dieſen Worten Mühe ſeinen Zorn zurückzuhalten; lange ſtarrten ſeine funkelnden Augen den Burggrafen durchbohrend an, ſein gereizter Stolz wollte losbrechen, denn ſein königlich Gemüth war durch dieſe harte, faſt beleidigende Forderung Rudolphs zu tief gekränkt, ſein hochfliegender, ſelbſt nach dem Unerreichbaren ſtrebender Geiſt zu ſehr gedemüthigt, um nicht ſeinen Zorn in Worten auszuſprechen.

„Sagt dem Grafen von Habsburg," erwiederte er jetzt, und ſtand in voller Kraft des Mannes, in voller Herrlichkeit und Würde eines Königs auf ſeinem mit Purpur behangenen Throne, „ſaget dem Grafen von Habsburg, den Ihr als Euren Herrn erkennt — Ich würde nimmermehr ihm als einen ſolchen unterthänig ſein! — Sagt

Deutschlands Fürsten, daß ich nie Länder gutwillig herausgeben werde, die ich durch Schwerdt und Bogen, mit dem Blute meiner Böhmen und mit meinem Muthe an mich gebracht habe. Der Löwe läßt nicht die gemachte Beute im Stich um vor dem gefleckten Pantherthiere zu fliehen, er vertheidigt sich und wehe, wer ihm dann naht."

„Ueberdieß," fuhr er nach kurzer Pause fort, während welcher er sich im Kreise seiner Vasallen mit stolzem Blicke umgeschaut, „sind mir auch viele der Länder durch Verwandtschaft und als Erbe zugefallen, ich habe Rechte auf Oestreich, Steiermark und Kärnthen, die mir kein Kaiser und kein Reichstag nehmen kann und die sich Ottocar von Böhmen auch nicht nehmen lassen wird. Oder glaubt Ihr, ich fürchte Deutschlands Fürsten, die so tief gesunken sind, daß sie nicht einmal unter sich einen Mann finden konnten, würdig ihr Oberhaupt zu sein, so daß sie die Krone auf das Haupt eines machtlosen Grafen setzen mußten, der nichts zu bieten hat, als ländergierige Söhne und heirathslustige Töchter, und den ich nie als meinen Lehnsherrn anerkennen werde, nie!" — Er schritt, nachdem er dies gesprochen, die Stufen des Thrones herab auf den Burggrafen zu, reichte diesem die Hand und sagte: „Hätten sie Euch gewählt, Friedrich von Hohenzollern, so glaub' ich fast, ich hätte den Burggrafen vergessen können, denn Ihr seid ein Mann."

„Und das ist, beim allmächtigen Gott, König Rudolph auch!" fiel ihm der Burggraf in die Rede, „ein großer, ein edler Mann!"

König Ottocar lächelte spöttisch und verließ mit sei-

nem Gefolge den Saal; der Burggraf trat noch am nämlichen Tage die Rückreiſe nach Ulm an.

6.

Die Königin Kunigunde liebte leidenſchaftlich den Geſang, ſie ſelbſt ſpielte als Meiſterin die Mandole, und oft konnte man an einem ſchönen Frühlings-Abende ihre holde Stimme hören, wenn ſie am Fenſter ſaß, und das Rauſchen der Moldau mit ihren ſüßen ſchmelzenden Tönen begleitete. Sie war erfreut, einen Mann an ihrem Hofe zu wiſſen, der die Schwärmerei der Troubadours für ſchöne Frauen mit der Courtoiſie verband, die damals im ſüdlichen Frankreich ihre Heimath hatte. Ihr gnügten längſt ſchon die rauhen Sitten der Böhmen nicht mehr, und ſie hoffte in dem neuen Ankömmling aus der Provence einen ſchmachtenden Sänger zu finden, der in zärtlichen Liedern ſeine wahren oder geträumten Empfindungen vor ihr aushauchen würde. Sie hatte ſich ſolch ätheriſches Bild von ihm geſchaffen, in welchem ſie nur den Sänger, nicht den Ritter ſah, daß ſie nicht wenig erſtaunte, als ihr Gemahl mit Zawiß in ihr Zimmer trat, und ſie mit den Worten anredete: „Hier bringe ich Dir den Troubadour, nimm ihn freundlich auf!“ — Hufſchlag von mehreren Roſſen auf dem Hofe unterbrach den König, der an das Fenſter eilte und den Burggrafen von Nürnberg, welcher erſt am Morgen Prag verlaſſen hatte, wieder einreiten ſah. Zu neugierig, zu erfahren, welche Sache von Wichtigkeit dieſen wieder zurückgeführt habe,

verließ er eilig das Zimmer, ohne weiter an den Sänger und die Königin zu denken.

Es giebt Augenblicke im Leben des Menschen, die mit tyrannischer Gewalt in das Rad seines Schicksals eingreifen und ihn nach einem verborgenen Ziele führen. Der Mensch ist von diesem Augenblicke an unwiderruflich von seiner Bahn geschleudert, sein vorgestecktes Ziel entfernt sich immer mehr, immer mehr wird er der Sklave seines Verhängnisses, und der freie Wille, mit dem er sonst prahlt, ist nur noch der gefesselte Arm, der sich wohl von seinen Ketten losreißen möchte, es aber nicht mehr vermag. So erging es auch Zawiß, so erging es Kunigunden. Ihr erschien der ritterliche Sänger als das Ideal, welches so lange, wie in Nebelduft verschleiert, vor ihrer Seele geschwebt, dessen Dasein sie geahnet, aber noch nie in Wirklichkeit erblickt hatte. Vor ihm stand die herrliche mit aller magnetischen Kraft der Schönheit ausgestattete Frau, nicht als Ideal seiner Phantasie, dies hatte er ja schon in Ludmilla gefunden, aber als Ottocar's furchtbare Nemesis. Ein Gedanke, der den Zauber seines Blickes noch erhöhete und ihn zum sicher treffenden Pfeile machte, durchzuckte ihn. Der Gedanke: Rache, Rache! du bist süß, süßer noch, wenn ich das ihn tödtende Gift von ihren Lippen saugen könnte.

Sie hatten lange stumm sich gegenüber gestanden, sie seine männliche Schönheit, den Ausdruck seines feurigen und doch so schwärmerischen Auges bewundert, er von der wahrhaft junonischen Gestalt der Königin festgebannt, und nur einen Wunsch, einen Gedanken in sich aufsteigen lassend. Endlich faßte er sich zuerst. „Herrin durch die

Krone, die Euch schmückt, Herrin durch den Blick, der jeden Erdengebornen als Euren Sklaven in Fesseln legen muß, wenn er es wagt, in Euer Auge zu schauen, verzeiht, wenn sich mein geflügeltes Wort laut ausspricht, wo es wohl schweigen sollte. Schönheit aber, hohe Gebieterin, weckt in dem Troubadour Wort und Gesang; was ihn bei ihrem Anblick ergreift, muß er aussprechen oder in Gesang aushauchen."

„Ihr redet sehr keck, Zawiß von Rosenberg!" unterbrach ihn die Königin.

„Werdet Ihr mir diese Rede nicht gestatten, Königin!" sprach er, dem Blick ihres Auges mehr vertrauend als ihrem Worte, „so müßte ich mich aus Eurer Nähe verbannen. Der schwache Mensch kann wohl der Zaubermacht entfliehen, aber nicht gegen sie kämpfen."

„Ihr sehet mich heute zum erstenmale?" fragte die Königin.

„Ja, Herrin!"

„Ihr sehet mich zum erstenmale und Eure Phantasie giebt mir den Stab in die Hand mit dem ich den undurchdringlichen Kreis um Euch ziehe. — Sie ist Euch eine geschäftige aber falsche Dienerin, die Euch lockende Gestalten und liebliche Bilder vorführt, die, sind ihre Flügel ermattet, Euch als etwas Alltägliches erscheinen müssen. — Doch lassen wir das! — Seht in mir Eure Königin, aber weder ein ätherisches Wesen, das auf schwanengezogenem Wagen, den Zauberstab schwingend, durch die Lüfte schwebt, noch ein altes, am prasselnden Feuer sitzendes Zigeunerweib, das aus allerhand giftigen Kräu-

tern Zaubertränke bereitet — Singt mir lieber ein Lied — doch wo habt Ihr Eure Laute?"

„Ich kehrte zwar mit dem Schwerdte umgürtet, und der Laute im Arm in mein Vaterland zurück, ließ diese aber auf der alten Burg meiner Väter, wo ich so vieles mir Theure zurückgelassen habe, wo die Gesänge meiner Jugend zum schmerzlichen Wehruf wurden. — Im Vaterlande sind ihre Saiten gesprungen!"

„Und kann auch die Zauberin Eure Laute nicht mit neuen Saiten beziehen, damit sie in schmelzenden Akkorden zu Eurem Schmerzensliede tönen, vielleicht —" setzte sie hinzu, und eine flüchtige Röthe überzog ihr holdes Antlitz — „vielleicht doch den Weheruf zum sanften schwermuthsvollen Liede der Liebe umstimmen."

„Sie könnte es!" erwiederte bedeutungsvoll Rosenberg.

„So nehmt einstweilen die Meinige und versetzt mich durch Euren Gesang an die Ufer der Dürance. Hier in Böhmen ist die Sprache rauh, wie die Menschen. Singt in der Sprache von Oc mir einige Lieder und ich werde Euch dankbar dafür sein."

Zawiß gehorchte und sang.

Während Lied und Spiel die Königin entzückte, vielleicht mehr noch der Ausdruck des sprechenden Auges, das Zawiß nur zu oft auf ihr ruhen ließ, hatte Ottocar eine lange, sehr ernste Unterredung mit dem Burggrafen von Nürnberg. Dieser war, kaum einige Stunden von Prag entfernt, in Labonitz einem Eilboten begegnet, den ihm König Rudolph zugeschickt hatte. Das durch den Boten erhaltene Schreiben zwang den Burggrafen schleunig nach

Prag umzukehren, und nochmals den König um eine Unterredung bitten zu lassen, die ihm auch sogleich bewilligt wurde.

Friedrich von Hohenzollern war wohl der treueste Freund Rudolph's von Habsburg, und so gering auch seine Macht an Land und Leuten, so überwiegend war sein Geist, so gewichtig sein Wort bei den Fürsten. Seine Freunde liebten, seine Feinde achteten ihn, und obgleich Ottocar wohl unterrichtet war, daß der Habsburger dem Burggrafen zum Theil seine Wahl zu verdanken hatte, konnte er doch dem Manne nicht zürnen, von dem er überzeugt war, daß er nur das Wohl Deutschlands vor Augen gehabt. Ihm allein unter allen Fürsten konnte es gelingen, den unbeugsamen Sinn des Königs von Böhmen umzustimmen, und deshalb hatte ihn auch Rudolph zu seinem Gesandten gewählt.

„Was führt Euch so schnell wieder an mein Hoflager zurück?" fragte Ottocar den Eintretenden. „Ich staunte als ich Euch, von dem ich glaubte, er sei schon in Beraun, in den Schloßhof einreiten sah. Es müssen dringende Geschäfte sein, die Euch zur Rückreise bewogen."

„Durchlauchtigster Herr!" erwiederte der Burggraf, „was ich Euch zu hinterbringen habe, wünschte ich ohne Zeugen Euch zu sagen." Der König gab hierauf dem Oberkämmerer einen Wink sich zu entfernen. „Ein Eilbote, welchen die Fürsten vom Ulmer Reichstage mir entgegen sandten," fuhr nun der Burggraf fort, „brachte mir ein Schreiben König Rudolph's, worin mir aufgetragen war, Euch zu erklären — doch verzeiht mir König Ottocar, daß ich nur Ueberbringer von Unangenehmem

bin — daß, gäbt Ihr die verlangten Reichslehen nicht zurück, die Acht über Euch ausgesprochen, und selbst Böhmen und Mähren Euch entrissen werden sollte."

„Weiter habt Ihr mir nichts zu sagen?" nahm Ottocar das Wort und lachte höhnisch.

„Weiter nichts" erwiederte der Burggraf.

„Nun, dann bringt meine kurze Antwort dem Grafen von Habsburg und den deutschen Fürsten: „Sie mögten kommen, mir mein Eigenthum zu entreißen, ich würde sie erwarten! — Nein, Burggraf Friedrich!" fuhr er dann mit Heftigkeit fort, „der böhmische Löwe hält, Gott und alle Heiligen seien gelobt, sein Schwerdt noch in ungeschwächter Tatze und fürchtet keine Macht der Welt. Glaubt mir, Friedrich von Hohenzollern," setzte er dann hinzu, und sein Auge glühte, „es ist nicht Uebermuth, es ist das innere Bewußtsein der Kraft, was mich so sprechen läßt. Ueber Millionen gebiete ich, ich allein, mit eisernem Willen, mir gegenüber steht eine zusammengetriebene Heerde, von hundert Hirten geführt, die nicht ein Geist, nicht ein gemeinsamer Zweck vereint. Ich wandle auf der mir nicht neuen Siegerbahn, mein Gegner wagt sich auf den von ihm bis jetzt noch nicht betretenen Pfad. — Was hab' ich zu fürchten?"

„Alles!" sagte der Burggraf als Ottocar schwieg. „Die deutschen Fürsten fürchten Eure Macht, mehr noch Euren stolzen Sinn, sie werden sich dicht um ihren König schaaren und wahrlich die Völker sind nicht gering zu schätzen, die in Schwaben und Franken, im Baier- und Sachsenlande und am Rheine wohnen. — Ueberdieß, durchlauchtigster Herr! dürft Ihr nicht auf Eure Macht zu

ſehr vertrauen, ſie iſt in ſich zerſplittert. Was jenſeits der Donau liegt iſt nicht für Euch, was diesſeits Eurem Scepter unterworfen iſt, reicht nicht hin, den deutſchen Landen zu widerſtehen, und ſelbſt der böhmiſche Adel, den ihr ſo hart bedrücktet, iſt gleich den der andern Provinzen feindlich gegen Euch geſinnt. Bedenkt das wohl und überlegt reiflich, ehe ihr die traurige Entſcheidung herbeiführt."

„Hohenzollern!" unterbrach ihn der König. „Was Ihr da ſaget, mag weiſe geſprochen ſein; aber für mich, dem das Glück noch nie den Rücken zeigte, geht die Weisheit Eurer Worte verloren. Bringt den Fürſten die Antwort, die ich Euch gab, und ſagt ihnen noch: Lieber Alles verlieren, als ſchimpflich ſich ſelbſt der ſchönſten Kleinodien ſeiner Krone berauben, ſei König Ottocar's Wahlſpruch." Mit dieſen Worten entließ er den Burggrafen, theilte dem Oberkämmerer das Vorgefallene mit, und begab ſich zu ſeiner Gemahlin, von der er überzeugt war, daß ihr ſtolzes Gemüth über ſeine trotzige Antwort ſich erfreuen würde.

Er fand hier Zawiß noch die Laute im Arm, ein Lied in provencaliſcher Sprache ſingend. „Ich danke Dir, Roſenberg," ſagte er freundlich zu ihm, „verlaß uns jetzt." Zawiß legte die Laute weg, verneigte ſich und ging. Der König theilte nun ſeiner Gemahlin die Unterredung mit dem Burggrafen mit, und war nicht wenig erſtaunt, als ſie ihm nicht mit gewohnter Aufmerkſamkeit und Theilnahme zuhörte. Er verließ ſie heute höchſt unzufrieden.

7.

In dem Gemüthe, wie in dem Herzen der Königin war seit diesem Tage eine mächtige Veränderung eingetreten. Noch nie hatte ein Mann so tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie noch nie so hingerissen. Ihr Stolz kämpfte vergebens, vergebens suchte er die Flamme zu verlöschen, die so lange verhalten, jetzt mit doppelter Kraft, Alles verzehrend, losbrach. Eine neue Welt breitete sich vor ihr aus, neue Wünsche erwachten in ihrer tobenden Brust, Sehnsucht die sie früher nicht durchschauert, ergriff sie, und der Ehrgeiz der sie sonst allein beherrscht hatte, war in einer kurzen verhängnißvollen Stunde von der heftigsten Leidenschaft zurückgedrängt, die rasch wie der zündende Blitzstrahl ihr Herz getroffen hatte.

Auf Zawiß hatte die Königin einen ganz verschiedenen Eindruck gemacht. So schön sie auch war, so reizend, reizender als irgend ein Weib der Welt, stand ihr herrliches Bild doch nur im Hintergrunde seines Phantasie-Gemäldes, denn Ludmilla, die bleiche, todtenähnliche, abgehärmte Ludmilla schwebte bald wie ein strahlender Engel, bald wie eine nebelumflorte Geistergestalt über dem moosigen Grabhügel des Friedhofes, der sich in dem Vordergrunde des Gemäldes erhob. Nur der Unglücklichen wegen hatte die Königin Werth für ihn. — Der Sänger war von ihrer Schönheit ergriffen, das heiße Blut floß bei ihrem Anblicke rascher durch seine Adern, aber für Zawiß Rosenberg war sie nur das Mittel zur Rache. Der Gedanke, der bei ihrem Anblick, vielleicht mehr noch bei den Flammenblicken, welchen er begegnete, in ihm aufgestiegen

war, ſie zu erringen und dann zu verderben, wie Ottocar die Geliebte dem Verderben geweiht hatte, erfaßte ihn ſo ſchnell, durchdrang ihn ſo tief, daß er von dem Augenblicke Zweck ſeines Daſeins wurde. Er vergaß, daß, ein ſolches Weib im Arm, auch der feſteſte, düſterſte Vorſatz endlich in Luſt und Liebe verſchwimmt.

Der König, in dieſer Zeit ganz mit den Händeln beſchäftigt, in welche er ſich verwickelt ſah, bemerkte von der Veränderung, die in ſeiner Gemahlin vorgegangen war, nicht das Mindeſte, denn es war ihm, wie ſeiner ganzen Umgebung ſchwer geworden, einen Blick in ihr Herz zu thun, das der Stolz in ſtrengen Schranken hielt. Nur wenn ſie mit Zawiß allein war, er die Laute ſpielte und ſeine Canzonen ſang, und dies geſchah bei der Freiheit und dem Vertrauen, welches der König ihr ſchenkte, oft, da verrieth das Auge, was der Stolz ſo gern verborgen hätte, und der Ritter konnte mit jedem Tage mehr die Hoffnung nähren, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Königin gemacht, und ſein Plan ihm gelingen werde. Unter dem Vorwande, er ſtehe als Troubadour einer ſchönen Frau gegenüber, und müſſe mit den Liedern der Sänger aus der Provence auch die gewohnte Courtoiſie gegen Frauen verbinden, war ſeinen Lippen ſchon manches Schmeichelwort, manch ſüße Wort entſchlüpft, das nur zu deutlich die innere Gluth eines von Liebe durchdrungenen Herzens ausſprechen mußte. Er fand leicht, oft durch ſeine Einbildungskraft verlockt, öfter noch wahrhaft von Kunigundens Schönheit ergriffen und fortgeriſſen, die Worte, welche zwar nicht von Liebe ſprachen, ſie jedoch mit Gluth aushauchten und die, wenn

auch nicht von der Königin erwiedert, doch gern gehört wurden.

In dieser Zeit, wo der Stolz der Königin immer mehr der Liebe wich, berief Ottocar die bedeutendsten Männer aus Oestreich, Steiermark und Krain zu sich, um mit ihnen zu berathen. Auch Milota war nach Prag beschieden und der König befahl Zawiß, aus welchen Gründen blieb unbekannt, aber wahrscheinlich auf Busso's Vorschlag, der ihn gern vom Hofe entfernt sah, Milota bis nach Wien entgegen zu reisen, und ihn nach dem Hoflager zu begleiten. Dieser Befehl erfreute Zawiß mehr als er ihn betrübte, da er damit zugleich einen Besuch auf der alten Burg, die auf dem Wege nach Wien lag, verbinden konnte, denn schon lange hatte es, trotz der Zaubergewalt der Königin, ihn mehr dorthin gezogen, als es ihn in Prag festhielt. Er rüstete sich zur Abreise, und als er die Gelegenheit wahrnahm, sich von der Königin ohne Zeugen zu beurlauben, so wagte er es, seinen Schmerz über die bevorstehende Trennung laut auszusprechen. „Euer Bild, Schönste der Frauen!" sprach er, „nehm ich mit mir; wo ich ein Lied von Schönheit und Anmuth singe, steht Ihr vor meiner Seele, wo ich mich begeistert fühle, da hat meine Phantasie aus Euch die Farben zu seinen glühenden Bildern geschöpft."

„Auch entfernt bleibt Ihr mir nahe!" erwiederte die Königin, ihm die Hand reichend, deren leiser Druck ihn hätte zum glücklichsten Sterblichen machen können, wäre nicht die trauernde, bleiche Gestalt Ludmilla's an ihm vorübergeschwebt. So bestieg er, sobald ihn der König

entlaſſen hatte ſein altes Streitroß und jagte dem Humwalde zu.

8.

Nicht fern von der Stelle, wo König Ottocar in jener Sturmnacht das Zigeunervolk antraf, fand es auch Zawiß, als er nach der Burg ſeiner Väter ritt. Vor ihm zogen ſich die Männer nicht in das Dickicht des Waldes zurück, ſie begrüßten ihn freundlich, boten ihm einen Trunk guten Melnecker an, brachten Hafer für ſeine Roſſe, und die Weiber ſteckten ſchnell eine Hirſchkeule an den Spieß, um ſie für ihn zu braten. Die Zigeuner waren allen Roſenbergen wohl gewogen; dieſes Geſchlecht hatte ſie in ihren Wäldern geduldet, oftmals geſchützt, ihnen in Zeit der Noth wohlgethan, aber auch zur Wiedervergeltung manchen guten Dienſt von ihnen erhalten; außerdem ſah dies unterdrückte Volk in den Roſenbergen jetzt gleichfalls die Unterdrückten, und dies erweckte noch mehr ihre Theilnahme.

„Was willſt Du in dem alten Rattenneſt?“ fragte jetzt eine ſchlanke Dirne mit ſchwarzem Haar und glühendem Auge den Ritter. „Kehre um, laß Dir rathen, Du findeſt dort nichts als Kummer; Freudiges erwartet Dich dort nicht. Kehr' um, zieh nach Prag zurück und nimm mich mit. Ich habe auch ein kleines, ſchwarzes mähriſches Roß, das beſteig' ich, und jage in männlicher Kleidung immer hinter Dir drein, bereite Dir Dein Mahl, Dein Lager, und Du ſollſt einen flinken, ſchmucken Diener an mir haben.“

„Schweig, thörigtes Kind!“ brummte die Einäugige.

„Auch ſpiel' ich die Zither, und ſie ſagen, ich ſänge gar ſchön," fuhr, trotz des Verbotes, das Mädchen fort, die obgleich erſt 15 Jahr, doch ſchon einer ſchön aufgeblühten Knospe glich. „Willſt Du ein Liedchen von mir hören?" fragte ſie dann Zawiß, der von ſeinem Roſſe geſtiegen war und ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm geſetzt hatte.

Roſenberg nickte ihr bejahend zu, das Mädchen lief ſchnell und leichten Schrittes, wie eine Gazelle in der Wüſte, fort und ſtand bald wieder, mit einer alten Zither in der Hand, vor ihm, ſetzte ſich dann zu ſeinen Füßen, ſtimmte die ſchnarrenden Saiten und ſang:

Dem Volk, das von Süden nach Nord,
Von Weſten nach Oſt, von Ort zu Ort,
Ueber Berge und Thäler, über den brauſenden Fluß,
Die Wälder durchſchweifend, ſtets wandern muß,
Das Ruhe nie findet, auf irrer Bahn,
Dem freien Volke gehör' ich an.

Ich bin Angolina. Ein altes Weib
Erzog mich zu ihrem Zeitvertreib.
Meine Mutter hab' ich niemals gekannt,
Meinen Vater hat mir noch Keiner genannt;
So ſteh' ich verlaſſen, allein in der Welt,
Die oft mir gar ſehr, oft gar nicht gefällt.

Der Himmel iſt mein gewölbtes Dach,
Der dunkle Wald mein Prunkgemach,
Das grüne Moos, ſo weich, ſo kühl,
Iſt meines Schlummers duftender Pfühl;
Und leg' ich mich dort zur Ruhe nieder,
So blicken die Sterne auf mich hernieder.

Und ich ſchaue ergriffen zu ihnen auf,
Beachte forſchend ihren glänzenden Lauf,

Der die Strahlenden führet auf heiliger Bahn,
Denn ſie gehören dem Himmel an.
Und mein Herz ſchlägt dann lauter und lauter
Und ich werde mit ihnen immer vertrauter.

Hier auf dem Moosbett unterm grünen Baum
Umſchwärmt mich manch' wonniger Morgentraum.
Sie führen mir mancherlei Bilder herbei
Und locken mich ſchelmiſch, doch ſind ſie mir neu,
Denn Liebe hat mich noch nimmer beſchlichen.
Ich bin ihren Netzen ſtets ausgewichen.

Sie kennet noch nicht mein klopfendes Herz,
Nicht ihre Wonnen, nicht ihren Schmerz.
Und doch lockt oft ein unnennbares Sehnen,
Ich weiß gar nicht wie, in die Augen mir Thränen,
Mir klopft dann das Herz und unnennbare Luſt
Durchglüht mich, durchſtrömt mir die wogende Bruſt.

Dann möcht' ich ſo gern meinem Volke entfliehen,
Ich möchte nicht länger mit ihnen ziehen,
Mir ſcheint dann ſo traurig das unſtäte Leben;
Es zieht mich hinaus, nach Beſſer'm zu ſtreben,
Hier bei der Zigeuner verwildertem Schwarm
Da fühlt Angolina ſich einſam und arm.

„Nehmt mich mit, lieber Herr!" bat das Mädchen, nachdem ſie ihr Lied beendet hatte.

„Hört nicht auf ihr thörigtes Geſchwätz, Herr Zawiß!" unterbrach ſie die Einäugige. „Kommt, ſetzt Euch auf dieſe Bank, ich breite eine hübſche wollene Decke über ſie, und der abgehauene Baumſtamm ſei Euer Tiſch; die Hirſchkeule bratet ſchon, bald könnt Ihr Euch ſättigen. Dann ziehet mit Gott weiter, nur laßt mir mein Kind hier."

„Hört nicht auf die Mutter!“ hob das Mädchen von Neuem an. „Sie meint es nicht wie sie spricht, noch gestern sagte sie mir —“

„Höre Angolina!“ nahm jetzt Zawiß das Wort, „was wolltest Du bei mir? Wie die Deinen bin ich ein irrender Wanderer, habe keine bleibende Stätte, kein freundliches Haus, das ich mein nennen dürfte. Oft schon war der Sternenhimmel meiner Wohnung gewölbtes Dach, der Wald mein Prunkzimmer, alles wie bei Dir, nur Eines nicht.“

„Ja Eines nicht, lieber Herr! Ich weiß es wohl, — Ihr kennt der Liebe Wonn' und Schmerzen, und ich ahne sie nur erst. — Zieht nicht nach der alten Burg,“ setzte sie leise hinzu, „dort findet Ihr nur noch ihre Qualen —“

„Lebt Ludmilla?“ fragte schnell der Ritter.

„Sie lebt!“ erwiederte Angolina, doch mehr konnte sie nicht sagen, denn ein alter Zigeuner mit langem, bis auf den Gürtel herabhängenden Barte rief sie bei ihrem Namen, und als sie nach ihm aufblickte, gab er ihr ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie gehorchte, noch einen bittenden Blick auf Zawiß werfend.

„Sollten wir Euch je dienen können, Herr Zawiß!“ nahm hierauf der alte Zigeuner das Wort, „so rechnet auf uns, wir sind zwar wilde, aber dennoch dankbare Menschen. Wenn Ihr Euch durch Speise und Trank gestärkt habt, so ziehet unter dem Schutze des großen Vaters da oben nach der Burg Eurer Väter. Viel Fröhliches erwartet dort nicht, doch werdet Ihr Jemand finden, der Euch werth ist. Auch wir brechen heute auf

und ziehen mehr nordwärts gen Pilſen, dort könnt Ihr, wenn es Noth thut, uns aufſuchen.“ Er verneigte ſich und ging, auch Zawiß eilte nun, noch vor Nacht die Burg zu erreichen.

Eben ging die Sonne unter als er vor der aufgezogenen morſchen Zugbrücke hielt. Der alte Thurmwart lugte aus ſeinem Fenſterchen, und als er Herrn Zawiß erblickte, gab er das Zeichen. daß ein Freund des Burgherrn Einlaß begehre; die Brücke ſank, das Thor öffnete ſich, der Ritter ritt ein. Lächelnd empfing ihn der Kaſtellan, aus dem Stalle wieherten Roſſe dem Seinen entgegen, zwei Diener ſah er nach des Kaſtellans Thurm gehen, und am Portale erblickte er jetzt den alten Milota, der ihm „Willkommen Zawiß!“ zurief.

Er ſprang vom Pferde, ſtürzte in des Alten Arme, und lang und innig war ihre Umarmung, denn ſeit der Schlacht an der March hatten ſie ſich nicht geſehen.

Als ſie in dem Zimmer beiſammen ſaßen, wo an jenem Abende Ludmilla dem Könige und Zawiß erſchienen war, fragte dieſer ſogleich nach der Unglücklichen. „Hernach von ihr!“ unterbrach ihn Milota. „Erſt berichte mir, was Du hier und in Prag zu unſerm Zwecke gethan haſt.“

„Wenig und viel!“ erwiederte der Ritter. „Dort auf jenem Seſſel ſaß ich vor gar nicht langer Zeit, und hier im Bette lag Ottocar.“

„Und Du verſäumteſt die Gelegenheit? — unterbrach ihn Milota.

„Ihr wißt, Ohm, zum Meuchelmörder tauge ich nicht,“ fuhr Zawiß, empfindlich geworden, fort. „Ueber-

dies gnügte mir solche Rache nicht. Sterben ist jedes Menschen Loos und keine Qual. — Aber leben, leben und sich unglücklich fühlen, das ist bittrer als Tod. Ludmilla lebt, Ihr lebt, auch ich irre, vom Gram begleitet, durch die Welt. Wie wir soll auch er leben, wie wir soll auch er sich unglücklich fühlen. — Ihr kennt die Königin?"

„Ich kenne sie wohl" —

„Sie, die Schönste der Frauen sei meine Rache-Göttin," fuhr Zawiß fort. „Sie weih' ich dem Verderben; er muß es dann wissen, muß wissen, daß der Opferpriester Zawiß von Rosenberg war, und Ohm, nur so sind wir gerächt."

„Armer, eitler Thor!" unterbrach ihn Milota mitleidig lächelnd.

„Niemand hätte mir das ungestraft sagen können, nur Milota von Diebicz, Ludmilla's zweiter Vater durfte dies" sagte Zawiß finster. „Aber ich bitt' Euch, Ohm, nicht noch ein solches Wort. Ihr wißt, ein Rosenberg duldet nicht leicht, duldet nicht viel."

„Du kennst die Königin wenig," fuhr Milota fort, ohne sich viel um Zawiß Drohung zu kümmern. — „Ihr Stolz weiß die Sinnlichkeit zu beherrschen, Liebe kennt ihr männliches, ehrgeiziges Herz nicht. Ottocar's Glück, sein Waffenruhm, der Glanz seines Thrones, fesselte sie an den sonst so rauhen Herrscher; er ist ihr das Höchste, was ihr Geist sich denken kann, und gegen den willst Du fahrender Ritter in die Schranken treten? Glaubst, der Gesang des Troubadours locke sie nur, um sich neben ihn zu setzen und auf seine Töne zu lauschen? Hoffst Du, daß Dein Lied bis in das Herz einer stolzen Königin

bringen, daß ſie von ihrem Throne herabſteigen und ſich einem ſchmeichelnden Sänger in die Arme werfen wird?"

„Ich glaub' es nicht allein, Ohm, ich bin es überzeugt," ſagte jetzt Zawiß ruhig, aber beſtimmt. „Ihr verſteht ſicher, die Schlacht beſſer zu führen als ich, obgleich ich auch wohl drein zu ſchlagen weiß, aber der Frauen Herz, die ſtumme und doch ſo beredte Sprache ihrer Augen verſteht Ihr nicht, da bin ich Euer Meiſter. Daß die Königin Neigung zu mir faßte, iſt gewiß. Ich reiche Euch die Hand zum Unterpfande, daß es ſo iſt, die Hand die ich in der Kapelle zum Schwur der Rache an Ottocar erhob."

„Aber giebt Deine Rache den Roſenbergen die verlornen Städte und Schlöſſer wieder?" entgegnete Milota. „Was kümmert uns ſein zerriſſenes Herz, wenn er ungeſtraft unſere Macht brach, unſere Schätze raubte, unſer Beſitzthum zerriß?"

„Sie wieder zu gewinnen überlaß ich Euch, Ohm," erwiederte Zawiß. „Ihr ſteht der Quelle der Macht näher als ich! Mir ſteht Ludmilla allein vor Augen, nicht Städte und Schlöſſer, nicht Gold und Macht.

Ich habe Euch nun alles berichtet, was ich zu ſagen hatte," fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher Beide gedankenvoll ſich gegenüber ſaßen. „Nun gebt mir auch Kunde von Ludmilla, die ich an jenem Abend durch eine verborgene Thür von dort herkommen ſah. — Sie lebt?"

„Ja, ſie lebt!" erwiederte Milota.

„O führt mich zu ihr, laßt mich ſie ſehen, laßt mich mit ihr koſen — vielleicht —"

„Was ſuchſt Du bei ihr? Dein verlornes Glück!

Das findeſt Du bei ihr nimmer! Willſt Du vergeſſen, daß ſie Deiner nicht mehr würdig iſt, willſt Du in ihrem Arm Deine Rache vergeſſen? Das kannſt Du nicht! — Wiſſe, die Unglückliche iſt wahnſinnig, ihr Anblick iſt herzzerreißend, ihre Worte ſind ſchneidende Dolche, ſie ſollen nicht verletzen, ſie ſind weich und ſanft, aber dringen dennoch tief, tief und verwundend ins Herz."

„Laßt ſie nur tief ins Herz mir dringen!" rief Zawiß mit Heftigkeit aufſpringend. „Mögen ſie der Sturmwind ſein, der die Flamme, die mein Innerſtes verzehrt, zur glühendſten Rache anbläſ't. — Laßt mich ſie ſehen, ſprechen!"

„Und biſt Du ſo ganz Herr über Dich," fragte Milota, dem Geſpräch eine andre Wendung gebend, „daß Du mit einem Herzen, in welches Rache und Verzweiflung ihr Gift träufelten, der Königin Liebe heucheln könnteſt?"

„So leicht, wie Ihr dem Könige treue Ergebenheit," erwiederte Zawiß.

„Du biſt ſeit dem Tage an der March zum Manne gereift."

„Ich hoffe es mit Gott! —" auch ſind ſchon Jahre ſeitdem dahin geſchwunden.

„Du ſcheinſt in mir nicht mehr Deinen Ohm, nicht mehr Ludmilla's Vater zu erkennen."

„Da irrt Ihr. Mir aber geht es wie der jungen Eiche, die nur unter dem Schutze des alten Eichbaums gedeiht. Sie wächſt heran, entfaltet kühn ihre Blätterkrone, koſ't nun mit dem Weſte, der durch ihre Blätter rauſcht, und während der alte Baum auf dem Gipfel ſeiner Pracht ſelbſtzufrieden nicht mehr emporzuſtreben

und ſich auszubreiten vermag, ſtrebt der junge Stamm immer höher und höher und bedarf jetzt keines Schutzes mehr, den Wettern und Stürmen zu trotzen, er ſteht in eigner Kraft auf feſtem Grunde.“

„Ich verſtehe Dich, Zawiß“ — nahm Milota ernſt das Wort. „Der Mann bedarf des Greiſes nicht mehr, er ſteht nun allein, ſteht feſt auf ſich ſelbſt.“

„Nein Ohm, nein geliebter Ohm, ſo meint' ich es nicht!“ rief Zawiß, ſich an Milota's Bruſt feſt anſchmiegend. „Ich bedarf Eures Rathes, Eurer Hülfe immer noch wie einſt, gönnt mir aber auch ein freies Wort. Der Mann darf und muß es wohl ausſprechen.“ Milota ſchüttelte ihm die Hand, der Friede war geſchloſſen.

„Und Ludmilla,“ bat nun der Ritter.

„Wilſt Du ſie wirklich ſehen? Wirſt Du den Schmerz ertragen, die Unglückliche zu ſehen?“

„Ich werd' ihn ertragen!“

Kopfſchüttelnd ſchellte Milota. Der Kaſtellan trat ein. Er raunte ihm einige Worte ins Ohr, worauf ſich dieſer wieder entfernte. — „Du haſt es gewollt, Ludmilla wird kommen. Vergiß was ſie iſt, denk nur, daß ſie Deine Verlobte war.“

Bald öffnete ſich die verborgene Thür und Ludmilla trat ein. Wie an jenem Abend war ſie in einem weißen Gewande gekleidet, ihr langes ſchwarzes Haar hing, jedoch kunſtlos, über den Nacken herab, auch hielt ſie wieder einen verloſchenen Kienſpan in der Hand. Geiſterbleich ſtarrte ſie die beiden Männer an, ſchritt auf ſie zu, hob den erloſchenen Span, als wolle ſie das Antlitz der Männer beleuchten, und ſchüttelte, als ſie ſie näher betrachtet

hatte, tiefaufſeufzend den Kopf. Milota hatte bis dahin Zawiß zurückgehalten, jetzt vermochte er es nicht länger. „Ludmilla!“ rief, von Wehmuth ergriffen, der Ritter, „meine Ludmilla! komm in meine Arme!“ Sie lächelte und ſchüttelte von Neuem ihr mit Tannenzweigen bekränztes Haupt. „Laß mich, fremder Mann, rufe mich nicht,“ ſagte ſie bittend, „mein Name iſt verpönt. Hört ihn ein Roſenberg, ſo bekreuzet er ſich und betet zehn Paternoſter für meine Seele. Doch,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, in der ſie Milota ſcharf und forſchend angeblickt, „biſt Du nicht — Milota mein Ohm? Ach, wie iſt Dein Haar gebleicht, wie tief haben ſich die Furchen auf Deiner Stirn eingegraben! — Das hat Alles der Gram um die Entehrte gethan. — Fluch ihr nicht, alter Mann, der Fluch begleitet ſie ohnedies; bald klopft er als Eule an ihr Fenſter, bald ſetzt er ſich als tückiſcher Alp auf ihre Bruſt. — Fluche ihr nicht! —“

„Armes Mädchen!“ rief Milota erſchüttert.

„Ja wohl arm,“ ſeufzte ſie tief auf. — „Sieh, den Brautkranz von Myrthe haben ſie mir geſtohlen und mir dafür dieſen von ſtechendem Tannenreis gegeben; mein Hochzeitkleid haben ſie mir genommen und mich in ein Leichentuch gewickelt, meinen Bräutigam haben ſie fortgejagt und mir ſtatt des blühenden Jünglings einen lahmen Greis übergeben, der mich mit ſeiner Liebe verfolgt —“

„Kennſt Du mich denn nicht mehr, meine Ludmilla, kennſt Du Zawiß von Roſenberg nicht mehr?“ fragte dieſer jetzt vom tiefſten Schmerze durchdrungen.

Bei dieſen Worten fuhr ſie zuſammen, aus ihrem

matten hohlen Auge zuckte eine wilde Flamme, ſie ſtarrte ihn an, „Herr!“ bat ſie dann, „nennt mir den ſchönen Namen noch einmal, es iſt der einzige ſchmelzende Ton, den meine Laute noch hervorzaubern kann.“

„Kennſt Du mich wirklich nicht, Unglückliche!“ rief jetzt Zawiß und ſeiner nicht mehr mächtig, umfaßt' er ſie und preßte ſie an ſein laut klopfendes Herz. Sie duldete es ruhig, das bleiche Todtengeſicht ſah freundlich und doch ſo ſchmerzvoll an ihm auf, ihre zitternde Hand ſtrich ihm die ſchwarzen Locken von der Stirn, um ihn noch genauer betrachten zu können, und als ſie ſo an ihm aufſah, die wilde Flamme des Auges immer mehr und mehr verloſch, und Liebe und Sehnſucht aus ihnen ſprach, da drückte er einen glühenden Kuß auf ihre bleiche Lippe. — Der Kuß durchzuckte ſie, ein leiſes, wonniges Ach! entquoll ihrer Bruſt, ihr Haupt ſank, ihr Arm, der noch auf ſeinem Haupte ruhete, fiel ſchlaff herab, ihre Kniee brachen zuſammen, leblos, einer Sterbenden gleich, lag ſie in ſeinem Arm.

9.

In dem kleinen Zimmer des Thurmes, in welchem Ludmilla auf ihrem einſamen Lager ſchlummerte, warf ein Lämpchen ſeinen matten Schimmer über die düſtern Mauern. Ein altes Weib ſaß auf morſchem Seſſel neben der Schlafenden und murmelte unaufhörlich Gebete vor ſich hin. Auf einem kleinen Tiſch ſtand ein Cruzifix, ein altes zerfetztes Madonnenbild hing über demſelben, und

neben dieſem an verblichenem Bande die Laute, welche Zawiß zurückgelaſſen hatte. Kaum konnte die Wohnung eines Gefangenen unfreundlicher ſein, als die Wohnung dieſer Unglücklichen, die nun ſchon ſo viele Jahre hier verlebt und getrauert und welcher der Himmel vielleicht aus Barmherzigkeit das Licht des Geiſtes umdüſtert hatte.

Jetzt löſchte die Alte das Lämpchen aus, denn ſchon brach der Schimmer des jungen Tages durch die eiſernen Gitter der kleinen Fenſter und begrüßte und umfloß das bleiche Geſicht Ludmilla's. Gleich einer weißen Roſe, in deren Kelche die Morgenröthe ihre Gluthen taucht, war ſie von dem ſanften Strahl der Frühſonne geröthet, die über die Todten-Geſtalt die Flamme des Lebens goß. — Schön wie ein Engel, der die Schweſterſeele zum Throne des Vaters empor trägt, die Hände zum Gebet gefaltet, lag ſie da, und ein ſüßer Traum mochte ſie umgaukeln, denn ein zartes Lächeln umfloß die ſonſt ſo ſchmerzlich zuckenden bleichen Lippen.

Die ſtrahlende Sonne weckte ſie jetzt. — „Wo bin ich!" rief ſie aus, als ſie die Augen aufſchlug und das alte Weib vor ſich ſitzen ſah. „Bin ich in meine Gruft zurückgekehrt, athm' ich wieder Grabesluft? Sag mir, Alte, wer biſt Du, die Du mit Baſilisken-Augen mich anſtarrſt und mich zu bewachen ſcheinſt?"

„Beruhigt Euch, Fräulein," erwiederte die Alte, ſchon ſeit vielen, vielen Jahren ſitze ich, Nacht um Nacht wachend an Eurem Bette und wechſele in dieſem beſchwerlichen Dienſt mit meiner Schweſter."

„Schon viele, viele Jahre!" wiederholte das Mädchen

und wurde nachdenkend — „Ja früher, da kannst Du recht haben, da entsinne ich mich, in einem weiten kalten Grabe gelegen zu haben, welches böse tückische Geister bewachten, nur zuweilen trat ein freundlicher, trauter Engel an mein Bett, und wollte mit Gesang und Zitherspiel die Unglückliche erheitern, aber ich konnte nicht lachen, — ich war zu traurig gestimmt — ich hatte nicht einmal Thränen mehr. Aber seit — waren es nicht zwei Jahre — seit ich in seinen Armen lag, er mich an seine Brust drückte, da gestaltete sich mein Leben ganz anders. Mein Lager war mit Rosen geschmückt, mein Kerker hoch und schön gewölbt, ich blickte froh hinaus in Gottes herrliche Natur, und in seinen Armen war Alles wieder wie sonst. Jetzt ist alles Schöne wieder dahin, nun sieht mein Auge hell, mein Geist erkennt sich selbst wieder — und — ich fühle mein Unglück tief, tief, die Täuschung war zu bitter. War es denn nur ein Traum, daß Milota uns segnete, daß ich mit dem Geliebten vor dem Altare stand? — Ach meine Sinne sind so verwirrt, mein Herz klopft so laut — Weh dir, Ludmilla, deine Wonne war Traum, dein Schmerz nur war Wirklichkeit! —"

„Der gestrenge Herr Milota ist hier, auch Herr Zawiß von Rosenberg," sagte jetzt die Alte.

Bei diesen Worten sprang Ludmilla rasch von ihrem Lager auf. „Ist er hier? dann hin, hin zu ihm! — Gieb mir mein Brautkleid, Alte!" befahl sie dem Weibe, doch diese schüttelte bedenklich den Kopf. — Ludmilla wurde nachdenkend, warf einen flüchtigen Blick in den kleinen Spiegel, der so ganz zu ihrem Gemache passend an der Wand hing, dann blickte sie traurig

vor ſich nieder. Plötzlich aber rief ſie: „auch in mein Leichentuch gehüllt muß ich hin zu ihm!“ ſtürzte, ohne daß die Alte ſie aufhalten konnte, hinaus, nach dem Zimmer, in welchem Milota mit Zawiß in tiefem Geſpräch begriffen ſaß. Hier warf ſie ſich in Zawiß Arme und preßte ihn krampfhaft an ihr klopfendes Herz. Doch als er „meine Ludmilla!“ ausrufend ihre Stirn küßte, entwand ſie ſich ſeinen Armen und trat ſcheu zurück. „Herr Zawiß von Roſenberg“ ſprach ſie erröthend, „verzeiht! mich trieb mein Herz zu Euch, der ſie verſtoßen hatte. Ich erinnre mich deſſen ganz wohl und es ſcheint, mein Geiſt ſchaut wieder klar in die Vergangenheit, meine Sinne ſind wie durch Zaubermacht wieder geordnet —“

„Ludmilla!“ unterbrach ſie Roſenberg und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen, doch ſie wich zurück. — „Ich bin Eurer nicht würdig, und Mitleid verlange ich nicht. — Laßt mich in Frieden wieder zurück in meinen Kerker gehen, aus welchem mich mein immer noch glühendes Herz hierher führte, damit ich dort den allgütigen Gott bitte, daß er das trügeriſche Geſchenk, welches mich nur elend machen würde, zurücknehme, und ſo barmherzig ſei, mir meine Sinne von Neuem mit Nebel zu umhüllen.“

„Höre Kind!“ nahm jetzt Milota das Wort und ergriff ihre Hand, „komm, ſetze Dich neben mich, aber höre auf zu freveln und mit Gott zu rechten.“ Zawiß ſchob ihr ſeinen Seſſel hin, ſie ſah an ihm auf, eine zarte Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, ihr Auge ruhte lange mit innigem Wohlgefallen auf ihm, dann ſetzte ſie ſich neben Milota, und horchte begierig auf das, was er ihr ſagen würde.

„Ludmilla!" begann dieſer, „verzweifle nicht an Deinem Glücke, danke Gott, der Deinen Geiſt ſeiner Banden entledigt hat. In Steiermark kenn' ich ein heiliges Haus, worinnen fromme Schweſtern wohnen, es liegt gar ſchön am wogenden, von hohen Felſen umgebenen See, dort kann ein bewegtes Gemüth die verlorene Ruhe, eine Sünderin Vergebung finden."

„Bin ich denn eine Sünderin, daß ich in öden einſamen Kloſter-Mauern büßen muß?" unterbrach ſie den Ohm und ihr Auge blickte finſter auf den alten Mann. „Habe ich Unverſchuldetes nicht ſchon genug gebüßt?"

„Ja, das haſt Du, Unglückliche!" tröſtete Zawiß, ihr die Hand reichend, die ſie auch traulich erfaßte. „Vertraue mir, Ludmilla, und beruhige Dich!"

„Kind, geh jetzt in Deinen Thurm zurück" bat Milota mehr als er befahl, „bald laß ich Dich wieder rufen; laß uns einen Augenblick allein."

„Thue das," bat auch Zawiß, „entferne Dich, bald bin ich wieder bei Dir."

Ludmilla ſtand auf, ſah Zawiß verwundert an, eine Thräne entquoll ihrem Auge, und ohne weiter etwas zu ſagen, ſchritt ſie der verborgenen Thüre zu. Da traf ihr Blick zufällig den alten, halb verwitterten hohen Spiegel, der an der getäfelten Wand hing, ſie blieb vor ihm ſtehen, überflog ihre Geſtalt und betrachtete ſich dann immer aufmerkſamer.

„Zawiß!" ſprach ſie jetzt, „Zeit und Gram haben mich entſtellt. Ich bin nicht mehr Dein blühendes Mädchen, wie Du mich in jenen Tagen des Glücks ſo oft

nanntest, ich bin eine dem Grabe Entstiegene, dem Grabe wieder Verfallene. Auf meiner bleichen Wange schrieb die Liebe ihr Lebewohl, die Hoffnung ihren Scheidebrief! Ich bin für Dich, für die Welt erstorben!" Noch einmal blickte sie wehmüthig nach ihm hin, dann entfernte sie sich. Zawiß wollte ihr nacheilen, doch Milota hielt ihn zurück. — „Sei Mann!" sagte der Alte tiefbewegt, denn er liebte die Unglückliche unaussprechlich. „Sei Mann! Laß Dich nicht von Deinen Empfindungen hinreißen, bedenke, der Augenblick erzeugt oft leichtsinnig, was durchs ganze Leben uns ernst begleitet, und Mitleid ist schwach, es giebt sich dem ersten Eindruck so sorgenlos hin."

„Was ich Euch vorhin gesagt, Ohm, steht fest in mir!" unterbrach ihn Zawiß. „Daß ich das Mädchen verließ, weil ein frecher Räuber ihr das herrliche Kleinod raubte, war Unrecht; sie trug nicht die Schuld."

„Du aber hättest die Schande mit ihr getragen," fiel ihm Milota zürnend in die Rede.

„Deshalb, Ohm," fuhr Zawiß ruhig fort, „weg von hier, hin nach den Fluren der Dürance, wo Niemand ahnet, was geschehen, wo keine Schuld die Unschuldige treffen kann —"

„Und die Rache?"

„Ueberlaß ich Euch, Statthalter von Steiermark!"

Milota lächelte bei diesen Worten bitter. „Also während der Tauber am Ufer der Dürance girrt, soll der Falke zum Kampfe die Flügel schwingen, während Du Liebeslieder singst, sollen hier die Trompeten schmettern. Noch gestern, auf dieser nämlichen Stelle, sagtest Du mir, der Tod sei nur eine kleine Rache an ihm, leben müsse er

und ſich unglücklich fühlen, wie Du Dich gefuhlt — und heute —"

„Hört nun auch mich, Ohm," nahm jetzt Zawiß das Wort. „Mitleid führte geſtern die Unglückliche in meine Arme, nur Mitleid. — Doch als ich ihr ins matte und doch noch von Sehnſucht erglühte Auge ſah, preßte die Liebe den Kuß ſo warm auf ihre Lippen, wie in jenen Tagen der Wonne, und er verſcheuchte den finſtern Geiſt, der ihre Sinne gefangen hielt. An meiner Bruſt ſchwand der Wahnſinn, der fern von mir ſicher wiederkehren wird. Soll ich ſie zum zweiten Male verlaſſen, ſoll ich den Wahnſinn wieder zurückrufen, daß er das herrliche Geſchöpf nun ganz zerſtöre? Das kann ich, das werd' ich nicht. Ich habe in dieſer Nacht alles erwogen, mich ſelbſt ſtreng geprüft, und Gott hat mir die Kraft gegeben, das Geſchehene vergeſſen und auch das bleiche leidende Mädchen lieben zu können, wie ich einſt das blühende liebte.

Auch Euer Herz hängt mit väterlicher Liebe an der Unglücklichen," fuhr er nach einer Pauſe fort, da er Milota vom Mitgefühl ergriffen ſah. „Sie iſt Euch das Einzige, was Euch aus dem Vermächtniß des ſterbenden Bruders übrig blieb, der vielleicht in dieſem entſcheidenden Augenblick zürnend über uns ſchwebt, da ſein Kind, ſeine theure Tochter noch einmal geopfert werden ſoll. Steht meinen Wünſchen nicht länger im Wege, Ohm, laßt einen Prieſter rufen, der mich mit ihr verbindet, ehrt das Andenken Eures Bruders, den Ihr zum Tode führen, den Ihr bluten ſaht. Die Erinnerung an jenen Augenblick beſtimme Euch, erſt das Mädchen zu beglücken, dann den Bruder zu rächen!"

„Ich übernehme die Rache von Beiden!“ sprach Milota und erhob seine Rechte zum feierlichen Schwur. — „Geh, und besorge einen Priester —“

Zawiß eilte fort, Milota ging in Ludmilla's düstres Gemach.

Dort fand er sie, das Haupt auf ihren Arm gestützt auf dem morschen Schemel sitzen, und neben ihr Angolina. Ludmilla schrak auf, als er sie bei ihrem Namen rief, und begann am ganzen Körper zu zittern. „Er ist fort! ich sah ihn über die Zugbrücke jagen,“ rief sie schmerzvoll, „fort, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben. O, das ist grausam — Hätte er mich doch nie zum Leben zurückgerufen —“

„Beruhige Dich, Ludmilla,“ sprach Milota freundlich, „komm und folge mir. — Doch wer bist Du?“ wandte er sich jetzt verwundert zu Angolina, „was machst Du hier?“

„Ich bin ein armes Zigeunermädchen, Herr!“ erwiederte diese, „und komme zuweilen auf die Burg, das Fräulein, dem ich von ganzer Seele zugethan bin, durch Gesang und Spiel zu erfreuen — Wollt Ihr vielleicht ein Liedchen hören, lieber Herr, ich verlange nichts dafür, als einen freundlichen Dank.“

„Schweig!“ befahl Milota. „Erwarte mich hier, liebe Angolina“ bat Ludmilla, und folgte ihrem Ohm.

Als die Beiden sich allein in dem getäfelten Zimmer befanden, sah das Mädchen zu dem Bilde auf, welches Zawiß als Jüngling in Jagdkleidung darstellte. — „Auch seine Rosen sind verblüht“ sprach sie leise vor sich hin, und der Gedanke schien sie auf einen Augenblick zu be-

ruhigen, aber schnell setzte sie hinzu:, ‚und doch ist er noch so schön, und ich — Darum verließ er mich auch —"

„Ludmilla!" unterbrach Milota ihr Selbstgespräch, „wär' es Dir vergönnt von Gott die Erhörung einer Bitte zu erwarten, welche würdest Du thun?"

„Alles vergessen zu können," erwiederte sie rasch.

„Die Antwort erwartete ich nicht von Dir. — Wolltest Du Zawiß ganz vergessen?"

„Er vergaß mich," sagte sie traurig, „verließ mich zum zweitenmal."

„Wer sagt Dir das? Wüßtest Du, weshalb er sich entfernte, Du würdest aufjauchzen in Freud' und Lust."

„In Freud' und Lust?" wiederholte sie — „Nein, Ohm, das ist unmöglich. Freude und Lust sind mit der Liebe, mit der Hoffnung entflohen, nur Gram und Schmerz sind mir geblieben."

„Hoffst Du nicht, er könne vergessen, was geschah, könne sich der Unschuldigen wieder nahen wie einstens?"

„Wie meint Ihr das?"

„Hast Du denn alle Hoffnung verloren?"

„Alle! —" rang sich aus ihrer zerrissenen Brust. „Seht in mein Antlitz, da steht ja der Scheidebrief, da steht der Liebe trauriges Lebewohl. —"

Milota sah sie bei diesen sonderbar ausgesprochenen Worten forschend an. — „Und würden beide, trotz Scheidebrief und Lebewohl, nicht wieder zurückkehren, wenn er mit dem Priester, der Euch für ewig verbinden sollte, vor Dich träte?"

„Wiederholt mir dies noch einmal, lieber Ohm," bat sie, „aber Wort für Wort, ich bitt' Euch!" — Milota

erfüllte ihren Wunsch. — „Er der Meine — für ewig!“ murmelte sie vor sich hin und preßte die Hand auf das klopfende Herz — „Schweig Thörigtes — die Ewigkeit deiner Wonne ist kurz wie ein Wintertag, nur der Schmerz, nur der Gram, nagen ewig an dir wie gierige Geyer.“

„Du fühlst Dich durch diese Nachricht nicht beglückt, Ludmilla,“ zürnte Milota.

„Ohm!“ erwieberte sie, und der Blick ihres Auges ward immer stierer. — „Gebt dem Blinden plötzlich seiner Augen Licht wieder, und er erblindet bei dem Anblick der strahlenden Sonne von Neuem, bis er allmählig sich an ihren Glanz gewöhnt. Auch ich müßte mein Glück noch nicht zu ertragen. Gönnt mir Zeit.“ Ihr bleiches Haupt senkte sich, sie schien in Träumen versunken.

„Der Frühling meines Lebens begann so schön“ hob sie dann, mit leiser Stimme für sich rebend, an. „Blumen und Blüthen sproßten zu meinen Füßen, eine Paradieses-Welt that sich in seinen Armen mir auf, eine Welt voll lieblicher Bilder, voll Liebe und Lust. — Da glaubt' ich mein Glück ewig, ich stand an seiner geöffneten Pforte, schon hob ich den Fuß, da wurde ich von meinem Heiligthum gewaltsam gerissen. — Meine Ewigkeit war ein bittrer Hohn des Schicksals, mein Paradies eine zerrissene Nebelwolke, mein Traumbild ein trügerisch Gespenst. Gott dem Barmherzigen sage ich Dank, der mir, die Dämonen zu beschwichtigen, zu beschwören, den Wahnsinn schickte, er brachte mir neue liebliche Träume, ließ mich Tage, oft Nächte durchleben, in welchen ich mich glücklich fühlte. — Ach, war es auch Täuschung, war es doch eine beseligende. — Er, mein einziger Freund in meinem Elend,

hat mich nun verlaſſen, und in der Wirklichkeit ſoll ich jetzt mein Glück finden? Sagt, lieber Ohm, kommt Zawiß heute noch zurück? —"

„Er iſt hin einen Prieſter zu holen, der Euch heute noch für ewig verbindet," erwiederte Milota, „dann will er mit Dir die Heimath verlaſſen, ſich in der Provence anſiedeln, und dort möge Euch Gott Ruhe und Zufriedenheit ſchenken."

Während er dies geſprochen, hatte Ludmilla ihre Hände zum Gebet gefaltet, ihr Auge blickte wehmuthsvoll auf gen Himmel. Sie trat dann zu dem Alten. „Ohm!" ſprach ſie, „iſt es kein Traum, ſoll ich wirklich die Seine werden? Ich — die Entehrte! — Könnte er vergeſſen, könnte er die mit Cypreſſen umwundene Todesbraut, dieſe bleiche geiſterhafte Geſtalt, wirklich lieben, wie einſt die mit Roſen und Myrthen geſchmückte? — Ich kann es kaum glauben, und mein Herz kann ſich bei dem Gedanken nicht ſo recht erfreuen, denn ich mag dem Mitleid nicht verdanken, was ich von der Liebe erwartete. — Hört Ihr es, Ohm!" raunte ſie ihm leiſe zu, „mir iſt es, als ſollt' ich vor meine Gruft, nicht vor den Altar treten; mir iſt es, als triebe das Schickſal nur ſeinen bittern Hohn von Neuem mit mir."

Sie hatte dieſe Worte ſo ſonderbar geſprochen, ihr Auge blieb dabei ſo ſtier auf den Boden geheftet, daß Milota beſorgt wurde und es zu vermeiden ſuchte, daß ſie in dieſer Aufregung Zawiß ſehe. Er führte ſie deshalb wieder in ihren Thurm und übergab ſie hier Angolina. Das fröhliche Mädchen ſuchte ſie zu zerſtreuen, aber es wollte ihr nicht gelingen, und als ſie die Zither ergriff

um ein Liedchen zu ſingen, bat Ludmilla, es nicht zu thun, und ſie nur ruhig ihren Träumen zu überlaſſen.

10.

Kurz darauf ritt Zawiß in den Burghof ein; ein Bettelmönch, Franziskaner Ordens, begleitete ihn auf ſeinem grauen Thiere, und der Kaſtellan, der ihm entgegen kam, erhielt den Befehl, Speiſe und Trank für den Mönch herbeizuſchaffen und das Nöthige in der Kapelle zu einer feierlichen Handlung zu ordnen. Dann eilte er hinauf, Ludmilla darauf vorzubereiten, wurde aber von Milota zurückgehalten.

„Zawiß," ſagte dieſer. „Selten füllt uns das Schickſal den Becher mit lauterm ganz klaren Wein, es träufelt ſtets einige Tropfen Wermuth darunter, damit der ſtolze Menſch ſich nicht zu hoch erhebe und ſeiner Nichtigkeit gedenke. Auch in Deinem Becher ſcheint mir der Wermuth nicht vergeſſen zu ſein. Ich fürchte, Ludmilla's Wahnſinn iſt noch nicht ganz geheilt, denn ihr Auge blickt zuweilen ſo ſtier vor ſich hin, ihre Worte ſind oft ſo räthſelhaft, ihr ganzes Weſen ſo geſpannt, ſo aufgeregt; überlege ja, was Du thuſt."

„Meine Küſſe haben den Dämon verſcheucht, in meinen Armen wird auch der letzte Anflug ihrer Schwermuth verſchwinden —" ſagte Zawiß, und ſein dunkles Auge flammte. „Und verfiele ſie auch wieder in Wahnſinn, bei dem heiligen Gott ſchwöre ich, ſie würde dennoch mein Weib! Ich will Alles tragen, will mein Leben ihr

nur weh'n, ſie pflegen und warten, und kann ich nur für Augenblicke ihr Unglück mindern, ihren Kummer tröſten, will ich mich glücklich fühlen, und es ſoll mich nimmer gereuen."

„Spricht dies der Troubadour oder der Ritter?" fragte Milota kopfſchüttelnd.

„Der Ritter!" antwortete Zawiß. „Nicht die Schwärmerei des Sängers, die Pflicht des Ritters bezeichnete mir dieſe Bahn. Ich will ihr Glück, ich muß ihr Unglück theilen, und wäre die Schuldloſe verdammt, es durch ihr ganzes Leben zu tragen. Wo iſt ſie? —"

„Im Thurm!"

„So eile ich, ſie zum Altare zu führen! —"

„Möge es Dich nie gereuen, Unſinniger!" ſprach Milota. „Ich überlaſſe Dich Deiner Beſtimmung. Möge ſie ein guter Engel, möge ſie ein böſer Dämon leiten, ich kann des Mannes Willen nicht gebieten. Geh nun, führe ſie herab und vollende Dein Geſchick."

Als Zawiß in das kleine finſtre Gemach trat, ſprang Ludmilla mit lautem Schrei auf und ſtürzte in ſeine Arme. „Du haſt mich alſo nicht verlaſſen," rief ſie, „meine Ahnung trog mich? — Gelobt ſei Gott!"

„Schmücke Dich" ſagte Roſenberg, ſie liebkoſend, „dann komm ich wieder, Dich als meine Braut zum Altar zu führen."

„Schmücken!" ſprach ſie traurig, „ſchmücken? Hab' ich doch nur dies weiße Gewand, das Brautkleid haben ſie mir geſtohlen, und den Brautkranz? —" Bei dieſen Worten warf ſie ſich weinend an ſeine Bruſt. — „Kannſt

Du vergessen, kann die Erinnerung ewig in Deiner Brust schlummern?"

„Sie wird!" rief er, sie küssend, und mit diesem Kusse umfloß wieder rosiges Leben ihre bleichen Wangen. Sie bebte vor Wonne, sank vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee. — „Verstoße mich nicht zum zweitenmale, Mann, in dessen Augen der Himmel mir strahlt, ein Himmel," sprach sie, als er sie aufhob, „in welchem ich die goldbeschwingten Engel mich umflattern sehe. Sie nehmen mich freundlich auf ihre Arme und legen mich an Deine Brust, o laß mich da ruhn, laß mich da schlummern, wecke mich nicht!"

„Fasse Dich, liebe Ludmilla," bat Zawiß, ihre Wangen streichelnd, „meine Arme drücken Dich an meine Brust, nicht die Engel, die Du zu sehen glaubst." —

„Ja," rief sie, und himmlisches Vertrauen sprach aus ihrem seelenvollen Blick, „Du bist der Engel meines Lebens, was bedarf ich der himmlischen noch. Darum Geliebter gewähre mir auch drei Bitten. Laß mich auch heute das Tannenreis in mein Haar flechten; seine spitzen Stacheln verwunden, und ohne Schmerz darf ich auch heute nicht sein. Dann erlaube, daß Angolina uns folgen darf, und versprich mir für sie zu sorgen, als wäre sie Deine Schwester. Ich erinnre mich, daß sie oft an meinem Lager saß, ihr Gesang erfreute mich, sie erhellte mir manche trübe Stunde, ich liebe sie innig — und dann — schenke mir ein anderes Mutter-Gottesbild. Dies ist zerrissen, wie mein Herz es war, künftig wird es ja nimmer so sein und darum gieb mir auch ein anderes

Bild der heiligen Mutter, daß ich ohne trübe Rückerinnerungen davor knieen und beten kann."

Zawiß verſprach willig jeden ihrer Wünſche zu erfüllen und haſtig griff ſie nach dem indeſſen von Angolina zum Kranze gewundenen Tannenreis, flocht ihn in ihre ſchwarzen Locken, ordnete noch einiges an ihrem einfachen Gewande und verließ, in Wonne erglüht, an der Hand des Geliebten und von Angolina gefolgt, das ſo lange bewohnte kleine Zimmer.

Als ſie in das getäfelte Gemach traten, fanden ſie Milota in tiefen Gedanken vor Zawiß' Bilde ſtehen. „Ohm!" ſagte dieſer und führte ihm Ludmilla zu. „Hier tret ich mit meiner Verlobten vor Euch, unſern zweiten Vater. — Gebt uns Euren Segen." Sie beugten ihr Haupt, der Alte legte die Hand auf ihre Stirn und ſprach tiefbewegt: „Erhöre Gott mein Gebet, daß es Euch wohlergehe, und daß Keines den Schritt bereue, den Ihr zu thun im Begriff ſtehet. Ziehet in Frieden in ein frembes fernes Land; ich will hier als Rachegeiſt zurückbleiben und das blutige Haupt meines Bruders ſoll mich ſpornen, das Ungeheure zu vollbringen."

„Mein Vater, mein armer unglücklicher Vater!" — ſchrie bei dieſen Worten das Mädchen laut auf, erbebte und ſchmiegte ſich feſter an Zawiß. — „Du ſchwurſt, ihn und mich zu rächen und haſt Deinen Schwur vergeſſen; wirſt Du auch das vergeſſen, was Du heute am Altare ſchwören wirſt?"

„Ludmilla," zürnte Zawiß.

„Der Geiſt meines Vaters ſchwebt über mir, bald hier, bald dort," fuhr ſie fort, und ihr Auge ſchien die

Erſcheinung zu verfolgen. „Er ſchüttelt ſeine blutigen Locken, und winkt mir ihm zu folgen. Ach ich kann nicht, unglücklicher Vater, mich halten ja unwiderſtehliche Bande hier feſt.“ — Sie preßte die Hand auf ihre Stirn und ſtand eine Weile regungslos, ſah dann plötzlich auf, ihr Auge ſchweifte raſch in dem Zimmer umher — dann faßte ſie Zawiß' Hand. — „Er iſt verſchwunden,“ ſprach ſie leiſe, „nun komm, ich folge Dir wohin Du mich führſt.“

Mit klopfendem Herzen, nicht ohne bange Beſorgniß führte Zawiß ſie nun nach der kleinen Kapelle; Milota, der Kaſtellan und Angolina folgten. Hier fanden ſie den Franziskaner ſchon ihrer harrend, der ein altes Meßgewand umgeworfen, welches der Kaſtellan aus einer morſchen Truhe in der Eile hervorgeholt hatte.

„Pater,“ redete dieſen Milota an, „Ihr ſeid zu einer prieſterlichen Handlung hierher berufen worden, die vor Jedermann, außer den hier Anweſenden, ein tiefes Geheimniß bleiben muß. Schwört, daß Ihr es Niemand verrathen wollt, und Ihr ſollt reichlich dafür belohnt werden.“

Der Pater ſchwur.

„Nun ſo beginnt die Handlung“ befahl Milota mit barſchem Tone, denn er liebte beſonders die Bettelmönche nicht, und ſein Auge ruhte ernſt auf dem Brautpaare, das jetzt vor den Altar trat. Angolina blieb mit dem Kaſtellan im Hintergrunde ſtehen.

Ludmilla's Hand zitterte in der Hand des Geliebten, ſie war in höchſter Aufregung; obgleich ſo nahe ihrem Glücke, fürchtete ſie immer noch, es ſei nur ein Traum;

sie schlug bald nach dem Priester die Augen auf, bald blickte sie mit innigem Entzücken auf Zawiß, der, sich einer redlichen Handlung bewußt, freudig und zutrauungsvoll gen Himmel sah. Da schien es Ludmilla einzufallen, daß sie neben ihrem andächtigen Geliebten während der heiligen Handlung mit Sehnsucht nur an das Irdische gedacht hatte, sie senkte demuthsvoll ihren Blick und schaute vor sich nieder. Da heftete sich ihr Auge immer starrer auf den Boden, ihre Hand begann in der Seinen immer mehr zu zittern — Jetzt, als eben der Priester sie fragte, ob sie mit dem gestrengen Herrn Zawiß von Rosenberg als seine treue Gattin unzertrennlich durch das Leben gehen wollte, rang sich statt des bindenden Wortes ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust, ihr Haupt senkte sich, ihre Kniee wankten, sie sank auf den Leichenstein nieder, den die Inschrift als ihren Grabstein bezeichnete. Das Schicksal hatte sie gehöhnt, in dem Augenblick der höchsten Wonne ließ der Tod ihr Stundenglas verrinnen, und endete ihren Schmerz wie ihre Freuden.

Zawiß erschrak, sein kräftiger Arm erhob sie schnell, er preßte sie an seine Brust, küßte ihre kalten bleichen Lippen, wähnte, der Tod werde vor seinem glühenden Lebenshauche so leicht weichen, wie der Wahnsinn es gethan, aber er hoffte vergebens; keine Klage weckte die Entschlafene, keine Thräne hob mit ihrem Thau das gesunkene Haupt der geknickten Blume, fest umschloß sie des Todes Arm.

Da trat der alte Kastellan zu der Todten. „Vater im Himmel!“ sprach er, „du hast barmherzig gehandelt an der Unglücklichen. Ihr Geist war seiner Banden noch

nicht entledigt, ſtiller Wahnſinn hätte ſie bis ans Grab begleitet, wohl ihr, wohl Euch, daß ſie ſo früh endete.“

Sie trugen nun die Todte hinauf, legten ſie wieder auf ihr einſames Lager. Die Tannenkrone, ihr Brautkranz, ward ihre Todtenkrone; das zerriſſene Bild der heiligen Jungfrau wurde mit keinem andern vertauſcht, ſie war ja ſelbſt hinüber geſchwebt zu der heiligen Gottes-Mutter; nur bei Angolina wurde ihr Wunſch erfüllt; der an dem Sterbelager Weinenden wurde erlaubt, dem Ritter in Knabentracht folgen zu dürfen.

Am andern Tage ward der Leichenſtein, mit dem man die Welt hatte täuſchen wollen, und welcher Roſenbergs Hoffnung auf ſo ſchreckbare Weiſe zertrümmert hatte, aufgehoben, ein Grab unter ihm gegraben und Ludmilla dort zur Ruhe gelegt. Milota weihte ihr eine Thräne, doch zürnte er nicht mit dem Schickſal, vielleicht ſegnete er es im Stillen, wie der alte Diener es laut gethan; für Zawiß aber blieb für dieſen Augenblick noch der Thränenquell verſiegt. Der Unglückliche ſaß regungslos neben dem Grabe und duldete es nicht, daß Sarg und Grab geſchloſſen wurde. Drei Tage ſaß er dort, am vierten befahl er den Sarg zu ſchließen, gürtete dann ſein Schwerdt um, Angolina nahm ſtatt ihrer Zither ſeine Mandole, und Alle verließen die verödete Burg ſeiner Väter.

Angolina.

I.

„Still, ohne ihre Gedanken durch Worte zu unterbrechen, ritten Zawiß und Milota Budweis zu, wo deſſen Gefolge ihn ſchon ſeit mehreren Tagen erwartet hatte, denn nur mit ein paar vertrauten Dienern war er, Ludmilla zu ſehen, nach der alten Burg gekommen. Angolina begleitete ſie in Knabentracht, welche ſie durch ihre Pflegemutter erhalten, die, ſo wie der Führer der Zigeunerbande, ihr auf vieles Bitten die Erlaubniß gegeben hatten, dem Ritter von Roſenberg zu folgen. Das Mädchen ſah in ihrem hellgrünen Wamms, über das ſie ein graues Oberkleid trug, ſtattlich aus. Die mit Pelz verbrämte böhmiſche Mütze, unter welcher ihr Auge feurig hervorblickte, ſtand ihr gar gut, und da ſie ſchon mehrere Male in Knabentracht herumgezogen war, fühlte ſie ſich auch durch dieſen Anzug nicht verlegen, ſo daß ſelbſt der alte Diener des Ritters, dem ſie ſich feſt anſchloß, ſeine Freude an ihr hatte und ſie mit jedem Tage lieber gewann.

„Was wirſt Du nun beginnen?“ unterbrach Milota das Schweigen endlich, denn Zawiß war bis jetzt theilnahmlos neben ihm hergeritten. „Was wirſt Du nun beginnen?“ wiederholte Milota, da Jener ihm auch dieſe Frage nicht beantwortet hatte. Doch dieſesmal fuhr Zawiß aus ſeinen Träumen auf. „Was ich beginnen werde, Ohm?“ ſagte er raſch. „Ich werde Euch nach Prag begleiten.“

„Wirſt Du dort Deinem erſten Vorſatze treu bleiben?“

„Ich glaube, ja! — das finstere Geschick hat mich gewaltsam auf diese Bahn zurückgeworfen, und so will ich auch auf ihr fortschreiten. Fortan seid Ihr nicht der Einzige, Milota von Diedicz, der sich der Rache geweiht hat, Ihr findet einen treuen Kumpan an mir. Rächet den Bruder, mir überlasset die Rache Ludmilla's."

Milota reichte ihm, zufrieden gestellt, die Hand, Zawiß ergriff sie mit Hast und schüttelte sie krampfhaft.

Aber auch dieses Gespräch hatte Zawiß nicht redseliger gemacht, Vergangenheit und Zukunft beschäftigten ihn zu sehr, seine Seele blieb für die Gegenwart theilnahmlos. Sein unsteter Blick, das Lächeln, das zuweilen seinen Mund umzog, dann wieder das Zusammenziehen der gefurchten Stirn zeigten deutlich, daß er mit sich selbst nicht einig sei, und daß zwei verschiedene Gegenstände vor seinen Augen standen. Erst in Bistritz, wo sie zur Nacht blieben, gelang es Milota, das Gespräch wieder anzuknüpfen und es auf Ludmilla zu lenken.

„Zawiß!" sagte er, „wenn ich mit Ruhe über das Schicksal dieses mir so theuren Mädchens nachdenke, so glaube ich dem barmherzigen Gott danken zu müssen, daß er den Tod, ihre Qual zu enden, sandte — Du wärest nicht durch sie, sie nicht durch Dich glücklich geworden."

„Nicht?" fuhr Zawiß auf.

„Nein!" sagte Milota ernst, „Schwärmerei allein führte Dich zu ihr zurück, zu ihr, welcher Du in der Blüthe ihrer Schönheit entsagen konntest. Sie war jetzt eine geknickte halb verwelkte Rose, Körper und Geist waren zerrüttet, denn Schmerz, wie Wonne konnten den Wahnsinn wieder zurückführen, und wie schrecklich wäre

dann Dein Loos geweſen! — Glaubſt Du, Du hätteſt dies ertragen können? Bei Gott nein! Tage, Monden lang hätte Dich das Mitleid an ſie gebunden, Du hätteſt ihr willig jedes Opfer gebracht, aber der Menſch iſt ſchwach, der feſteſte Wille reicht nicht immer zur That, des Schickſals Tücke beugt endlich doch den Muthigſten, auch Du würdeſt unterlegen und wahrlich nicht den Tag geſegnet haben, der Dich für immer an eine dahinſterbende Wahnſinnige gefeſſelt hätte."

„Ihr könnet Recht haben, Ohm!" erwiederte Zawiß, in welchem dieſer Gedanke vielleicht auch ſchon, trotz Schmerz und Kummer, aufgeſtiegen ſein mochte, „aber ich glaube, ich hätte auch dies Schreckliche zu ertragen, die Kraft, den Muth gehabt. Sie zu pflegen, ihr wohlzuthun, die wenigen Augenblicke, wo der Geiſt wieder frei um ſich geſchaut, ihr zu verſüßen, dieſe ſelige Pflicht hätte mich für alle Pein entſchädigt. Ich glaube es gewiß!"

„Ich bin überzeugt, daß Du es gewollt, ob Du es gekonnt hätteſt, glaub' ich kaum," entgegnete Milota. „Doch von etwas Anderm" fuhr er fort. „Was ſoll das Zigeunermädchen in Deiner Nähe?"

„Es war Ludmilla's letzte Bitte, ſie nicht zu verlaſſen," erwiederte Zawiß.

„Und Du hältſt es nun für Pflicht, dieſe letzte Bitte zu erfüllen? Oh, ſie wird Dir nicht ſchwer, Angolina iſt, trotz ihrer dunkeln Farbe, ein ſchönes Mädchen, eine herrliche, üppige Geſtalt, ſie ſpielt die Zither, ſie ſingt, was bedarfſt Du mehr zu Deiner Zerſtreuung."

„Ihr thut mir Unrecht, Ohm!"

„Ich würde Dir Unrecht thun, wenn ich glaubte, Du hätteſt jetzt ſchon daran gedacht, aber die Zeit verwiſcht mit milder Hand die ſchmerzlichen Erinnerungen, mit jedem Tage werden ihre Farben matter, bis ſie am Ende ganz verloſchen ſind. Auch Dein Schmerz wird bald geheilt ſein, der Königin Anmuth, Angolina's Flammenauge werden geſchäftige Diener der allgewaltigen Zeit ſein. Deshalb verwirf meinen Rath nicht ganz, ſei auf Deiner Huth, und bedenke, daß, wenn die Königin durch Zufall oder ſonſt durch einen der feindlich Geſinnten das Geſchlecht Deines unbärtigen Knappen erfährt, Dein ganzes Vorhaben ſcheitern müßte.“

Zawiß ſetzte das Geſpräch nicht fort; auch Milota berührte es nicht weiter, und die Verhältniſſe des Königs zu Rudolph von Habsburg wurden der Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Es naht für Ottocar eine bedenkliche Zeit,“ begann Milota. „Er will Krieg, verachtet die Macht der deutſchen Fürſten und ihres Kaiſers und thut Unrecht daran. Ja, wären ihm die Völker jenſeits der Donau ſo treu wie ſeine böhmiſchen Städte, und ſein mähriſches Volk, haßte ihn der Adel nicht, den er auf Unkoſten der Bürger und Bauern ſchonungslos niederdrückt; ſo glaub' ich ſelbſt, ſeine vereinte Macht könne dem Andrang derjenigen deutſchen Fürſten, welche ſich für Rudolph rüſten, ſelbſt wenn ſie ſich mit Ungarn vereinigen, widerſtehen. So aber wird er unterliegen! —“

„Und Böhmen, unſer geliebtes Vaterland?“ unterbrach ihn Zawiß.

„Böhmen, dies geliebte Vaterland, das Du noch vor

wenigen Tagen verlaſſen wollteſt, Böhmen und Mähren muß dem Sohne Ottocar's verbleiben. — Denn Ottocar —',

„Nun er? —"

„Er muß ſterben!" ſagte Milota, und vor ſeinem Blick mochte das Haupt des gemordeten Bruders vom Block rollen, denn ſein Auge blickte wild um ſich her. „Ja ſterben. Du hatteſt Recht, als Du mir ſagteſt, nicht durch Meuchelmord müſſe er untergehen, Du hatteſt Recht, denn da träfe ihn der Tod in der Blüthe ſeines Glücks; unglücklich muß er ſich erſt fühlen, von ſeiner Höhe herabgeſchleubert ſein, nicht in voller Kraft muß ſeine Lebensflamme verlöſchen, nein, nur erſt wenn er ſie verglimmen, wenn er ſein Glück untergehen ſieht, dann! — doch was nützen die Worte, die That muß ſprechen."

Als ſie nach einigen Tagen die von der Abendſonne beleuchteten Thürme von Prag vor ſich liegen ſahen, wurde Zawiß, je näher ſie der Stadt kamen, immer ernſter. „Wo ſind Deine Gedanken, Neffe?" mit dieſen Worten ſtörte Milota ſein Sinnen, „in welchen finſtern Räumen ſchweifte in dieſem Augenblicke Deine ſtets rege Einbildungskraft?"

„Ich war bei ihr!" erwiderte Zawiß.

„Bei der Todten oder der Lebenden?" fragte Milota, „denn ich fürchte, Du vergiſſeſt jene über dieſe. Du dachteſt an die Königin, die ſchöne Frau ſtand vor Dir, Du hörteſt ihre ſüße Stimme, riefeſt Dir Liebesworte herbei, die ſie Dir ſagte, ſie ruhte in Deinem Arm, Du warſt glücklich und Deine Rache zu ſüß, um Rache genannt zu werden. Nicht wahr? Zawiß —"

Dieſer ſchwieg, er mochte ſich getroffen fühlen.

„Zawiß!“ fuhr Milota fort, „täuſche Dich nicht über Dich ſelbſt, glaube nicht, daß Milota von Diedicz einen treuen Kumpan ſeiner Rache an Dir zu finden hofft. Nur im offenen Kampf, am Tage der Schlacht, führſt Du tapfer das Schwerdt in kräftiger Fauſt, und biſt ein wahrer ächter böhmiſcher Ritter, biſt ein Roſenberg! — Schweigt aber die Schlachttrompete, ſo nimmſt Du die Laute wieder zur Hand und dann — doch warum deshalb mit Dir rechten. Das Eine nur will ich Dir noch ſagen, daß es mich tief ſchmerzen würde, wenn ich ſähe, daß Du im Rauſch der Wolluſt Deinen Zweck und Ludmilla ganz vergeſſen könnteſt. Sie hat mit freiem, wie mit gefeſſeltem Geiſte ſtets in Liebe Deiner gedacht, und an Dir gehangen, träumend und wachend ſtandeſt Du vor ihr, und es wäre ungerecht, ihr Andenken nicht durch Augenblicke der Erinnerung zu ehren.“

„Ich werde ſie nie vergeſſen!“ ſagte Zawiß und in dieſem Augenblicke ſtand Ludmilla gewiß vor ſeiner trauernden Seele.

„Und noch Etwas!“ fuhr Milota fort. „Hüthe Dich, Dich in der Königin Netze zu verſtricken. Leicht könnte ſie Dich zu ihrem Spiele tauglich finden, ſelbſt bei wirklicher Liebe Dich zur Stütze des wankenden Thrones ihres Gemahls gebrauchen wollen. — Werde nie Ottocar's Freund — Ziehe nie das Schwerdt für, nur gegen ihn! —“

„Und Ihr?“ fragte Zawiß, indem er ihm die Hand, ſtatt verſichernder Worte reichte, „werdet auch Ihr nie das Schwerdt für ihn ziehn?“

„Heute, morgen, wenn er es wünſcht und befiehlt,“ erwiederte Milota und der, das edle Geſicht des Mannes

entſtellende Hohn umzog ſeinen Mund. „Glaubſt Du, ich, der Statthalter von Steiermark, auf den die Blicke und die letzte Hoffnung aller edlen Böhmen gerichtet ſind, ich der Vertraute des Königs könne anders handeln, ohne meinen großen Plan aufzugeben, und zum gemeinen Meuchelmörder herabzuſinken? —“

„Ich verſtehe Euch nun ganz, Ohm! Möge mit Gott das Werk gelingen!“ ſprach Zawiß. „Jetzt getroſt nach Prag.“ Die beiden nach Rache Dürſtenden ritten nun in der Dämmerung in Böhmens Hauptſtadt ein.

2.

Noch am nämlichen Abend hinterbrachte Buſſo dem Könige, daß Milota und Zawiß in der Herberge zum ſilbernen Schwan eingezogen ſeien, worüber Ottocar ſich wunderte, da er den Statthalter von Steiermark noch nicht fern von Wien glaubte; Buſſo's abermalige Vorſtellung, doch ja den Roſenbergen nicht zu trauen, belächelte er zwar, wie gewöhnlich, erlaubte aber doch ſeinem treuen Diener, ein wachſames Auge auf ſie zu haben.

Mehr verlangte Buſſo nicht, und bald waren Milota und Zawiß von Kundſchaftern umgeben. Doch der liſtige Milota, deſſen Scharfblicke ſo leicht nichts entging, und welcher recht gut wußte, wie ſehr er dem Kämmerer zu mißtrauen habe, obgleich ſich dieſer ihm mit der größten Freundlichkeit nahete, ward nur um ſo vorſichtiger und benutzte die ihn Beobachtenden ſelbſt, Buſſo zu täuſchen.

Zawiß, weniger in dergleichen gewandt, als ſein Ohm, würde ſich gewiß den Nachforſchungen mehr bloßgeſtellt haben, hätte ihn nicht der Zweck ſeines Hierſeins in die Nähe der Königin gezogen, bis wohin Buſſo's Kundſchafter nicht dringen konnten. An ein Verhältniß Roſenbergs zu der Königin dachte ſelbſt der mißtrauiſche Buſſo nicht, ihm ſtand ja dieſe ſtolze Frau zu hoch, zu erhaben über gewöhnliche Neigung, um es nicht für Verbrechen zu halten, nur einen ſolchen Gedanken in ſich aufſteigen zu laſſen.

Und doch irrte der ſonſt ſo umſichtige Mann. Zawiß war nicht von Eitelkeit verblendet geweſen, als er Milota verſicherte, er ſei es gewiß, daß die Königin Neigung für ihn gefaßt habe. Mit jedem Tage brach die bisher noch verborgen gehaltene Flamme heftiger hervor, und es bedurfte nur irgend einer Gelegenheit, um ſie Zawiß in ihrer ganzen Stärke zu zeigen.

Angolina, die kaum ahnete, was ſie zu dem Ritter hingezogen hatte, fühlte ſich in ſeiner Nähe nicht glücklicher, als in dem Hum-Walde unter den Ihrigen. Ihr wurden mit jedem Tage ihre Empfindungen klarer, ſie gedachte an Ludmilla und deren unbegrenzte, unerſchütterliche Liebe, und mochte ſich in einſamen Stunden wohl oft ſagen, daß das Wohlwollen, mit dem ſie an Zawiß hing, vielleicht mehr als kindliche Neigung, wohl Liebe ſei. Aber dann fühlte ſie auch, daß ihre Liebe ſo unbegrenzt, ſo unerſchütterlich ſein würde, wie Ludmilla's Liebe es geweſen war.

Daß nie ſeine Gegenliebe ihr lohnen, daß ſie ihn nie erringen, nie ihm Ludmilla erſetzen könne, dies drückende

Gefühl ließ alle Hoffnung in ihr erſterben. Sie erwartete nichts von ſeinem Herzen, und es war ihr doch das Höchſte auf der Welt, ſie ſuchte nur das ihrige vor ihm zu verbergen. So wie er Ludmilla verſprochen hatte, ſie nicht zu verſtoßen, ſo that ſie das Gelübde, ihn nie zu verlaſſen, und wenn es ihr vergönnt ſei, als Schutzgeiſt ihn begleiten zu dürfen, nur ſein Glück vor Augen, das ihrige ganz vergeſſen zu wollen, nur ihm zu leben, für ihn zu ſterben. Die Arme kannte des Schickſals Tücke, kannte den Schmerz noch nicht, der ſo oft das verſtoßene Herz zerreißt.

Ottocar, nur mit ſeinen Plänen und den Anordnungen zum nahen Kampfe beſchäftigt, kümmerte ſich jetzt wenig um das Treiben an ſeinem Hofe, vernachläſſigte ſelbſt ſeine Gemahlin, und im vollen Vertrauen auf ihre ſtolze Tugend, war ihm Zawiß' Anweſenheit lieb, der durch Spiel und Geſang die Königin in mancher einſamen Stunde unterhielt. Der Ritter war übrigens ein ſo bewährter Kriegsmann, der am Tage der Schlacht das Schwerdt noch beſſer zu führen, als in den Dämmerungsſtunden die goldnen Saiten ſeiner Laute zu greifen verſtand, und ſolche Männer mußten ihm in dieſer Zeit von doppeltem Werthe ſein. Milota, dieſer erfahrene Staatsmann, dieſer ſo oft ſchon erprobte Anführer der Geharniſchten, war jetzt die Seele der Berathungen, und ſelbſt Buſſo's Scharfblick konnte keinen Grund zum Verdacht gegen ihn auffinden. So ließ der König Beiden freien Spielraum, und gab ſich ſelbſt ihrer Rache preis.

Von allen Seiten zogen nun die Vaſallen heran. Böhmen und Mähren hielten treu an ihrem Könige, nur

von Oeſtreich und hauptſächlich aus Steiermark erſchienen ſie ſparſam, und ſelbſt Manche zogen offen Rudolph von Habsburg zu. Ottocar war nicht allein aufgebracht, auch gegen ſeine Gewohnheit niedergeſchlagen, denn er gedachte der Worte des Burggrafen von Nürnberg und fürchtete eine tiefe Verzweigung einer längſt beabſichtigten Verſchwörung. Er beſprach ſich deshalb mit Milota, der, dem Scheine nach nicht allein ſeine Furcht theilte, ſondern ihn auch antrieb, durch gewaltſame Maaßregeln ſich der Treue der Undankbaren zu verſichern. Der König befolgte dieſen gefährlichen Rath, verlangte die Söhne der Edlen zu Geißeln, entfernte dadurch noch Mehrere von ſich, und die gewaltſame Art, mit der er dies that, entfremdete ihm noch mehr die Herzen ſeiner erſt vor Kurzem erworbenen Vaſallen.

Auch hier trat Buſſo Milota'n entgegen; er rieth dem Könige zur Milde und Freigebigkeit die allein im Stande wären, die Herzen des ſtolzen Adels zu gewinnen, aber auch hier fand er bei ſeinem Herrn kein Gehör. Denn ſelbſt die Königin trieb ihren Gemahl zur Strenge an, und ſagte ihm unverhohlen, daß nur der kräftige Mann, vor dem die Völker zitterten und der ſtolze Adel ſich beugte, ſich ihre Achtung erhalten könne. „Ein Fürſt," ſo ſprach ſie, „der mit milder Hand das Scepter führt, gleicht einem unbedeutenden Lüftchen, das ſpurlos durch die Blätter der hohen Eiche fährt, aber nicht ihr ſtolzes Haupt zu beugen vermag. Es muß der Sturmwind ſein, welcher zwar über der ihre Zweige Beugenden ſchonend vorüberzieht, die, ſeinen Flügeln Trotzende aber entwurzelt." Sie und Milota beſtürmten ihn, in dieſem ent-

ſcheidenden Augenblick ſelbſt nach Steiermark zu gehen, und ſtrenges Gericht über die abtrünnigen Vaſallen zu halten, die ſich heimlich und öffentlich zu der Parthei Kaiſer Rudolphs geſchlagen hatten. Milota wünſchte dieſe Reiſe, um den König bei den Völkern ſüdlich der Donau noch verhaßter zu machen, die Königin Kunigunde aber, theils ihrer Neigung zu ſtrengen Maaßregeln folgend, theils auch wohl um Ottocar von Prag zu entfernen.

Auch die Deutſchen waren indeſſen nicht müßig geblieben. Mit ſeltener Thätigkeit hatte Kaiſer Rudolph die Gaue durchreiſet, durch Leutſeligkeit die Herzen gewonnen und geſchickt durch Heirathen die bedeutendſten Fürſten in ſein Intereſſe zu verflechten gewußt. Vom Rhein, aus Franken und Schwaben zogen ihm bedeutende Streitkräfte zu, und die meiſten Fürſten und Grafen, ſelbſt die geiſtlichen Fürſten verſprachen mit ihrem Panner zu ihm zu ſtoßen. Dies hatte Ottocar nicht erwartet; er beeilte daher ſeine Reiſe nach Oeſtreich und Steiermark, und bald verließ er mit großem Gefolge, welches faſt mehr einem Heere als einer königlichen Hofhaltung glich, vom Oberkämmerer und Buſſo, nicht aber von Zawiß begleitet, ſeine Reſidenzſtadt Prag.

3.

Blumen ſchmückten von Neuem in bunter Pracht die grünenden Auen, in dem belaubten Walde begrüßten die muntern Vögel mit ihrem Geſang den jungen Tag, die Lerche ſtieg, ihr Morgenlied trällernd, im langſamen

Fluge himmelwärts, und bei dem leisen Geflüster des Abendwindes schaukelte sich die liebeathmende Nachtigall auf der kaum halb aufgeblühten Rosenknospe, und flötete, wenn auch hoch beglückt, doch ein schmelzendes Klagelied, wohl wissend, daß ohne Wehmuth keine Liebe, ohne Schmerz keine Wonne sei. Der Frühling war erstanden, und hatte die Natur mit bräutlichem Kusse aus ihrem Schlummer geweckt; ein schöner blumenbekränzter Jüngling stand er da, seine Kränze mit verschwenderischen Händen austheilend. Die schöne Zeit war gekommen, wo das Herz in Liebe schwellt, wie die Knospe im Mairegen, die Lippen sich öffnen, zu Wort und Kuß, wie die geschlossene Blume sich den Strahlen der Frühsonne öffnet. In tausendfältigem Reiz prangte die Natur, in unaussprechlicher Wonne erzitterte das liebende Herz.

Mit unaufhaltsamer Gewalt zog es jetzt Kunigunde zu dem Sänger der Liebeslieder, zu dem edlen mannhaften Kämpfer der Schlachten hin; auch sein Blick ruhte jetzt immer mehr und länger auf der üppigen Gestalt des schönen Weibes, mehr und mehr vergaß er, in ihr Flammenauge schauend, daß nicht Liebe, daß die Rache ihn zu ihr führe. Zuweilen schwebte Ludmilla noch wie ein Schatten an ihm vorüber, ein wehmüthiges: „Schlummre ruhig in deiner Gruft, Unglückliche!“ war Alles, was er der Entschwebenden nachrief, oft blieb auch der Schatten fern, war nur die Königin ihm nahe, welcher in unbewachtem Augenblick das Geständniß der Liebe, ihrem Stolze zu früh entschlüpft war.

Als die Blüthenknospen aufbrachen, hatten sich ihre Herzen schon gefunden, als der Duft der Blumen die

Mainacht mit ihrem balſamiſchen Hauch erfüllte, ruhten ſie Arm in Arm in der Laube von wilden Roſen, wo die den Roſen ſo nahe Dornen, wo ſo manche entblätterte Blume ihnen Sinnbild der Zukunft ſein konnte. Sie war von Liebe ergriffen, er von neuer Liebe entbrannt. Vergebens nannte Angolina jetzt öfters den Namen Ludmilla — doch was vermag ein Todtenbild gegen das üppige Leben, das mit Worten kettet, mit warmen runden Armen umfängt, wenn jenes nur, ein moderndes Gerippe, von der Erinnerung ſich den Zaubermantel ſtehlen muß, der die kalte Hülle deckt, und die ſchöne Vergangenheit herbeiruft. Milota ſchien faſt Recht gehabt zu haben, als er einſt zu Zawiß ſagte: Eitelkeit und Sinnesgluth werden machen, daß du den Zweck über die Mittel, ihn zu erlangen, vergiſſeſt.

Angolina'n blieb das Verhältniß des Ritters zu der Königin nicht lange verborgen, und wenn ſie auch keine Hoffnung für ſich nährte, das Aufwallen ihres warmen Blutes für Thorheit hielt und Zawiß nicht zürnte, daß er in ihr nur die Dienſtbare, nicht die in Liebe Erglühte erkannte, hielt ſie es doch für Unrecht, daß er Ludmilla ſo bald vergeſſen konnte, und hielt es für Pflicht, die Erinnerung an die Unglückliche in ihm zu wecken. Ueberdies ſah ſie nur in eine für Zawiß ſich trübe geſtaltende Zukunft, denn ſahen andere Augen ſo ſcharf wie die ihrigen, ſo hielt ſie ihn für verloren. Sie fürchtete für ihn und haßte die Königin.

Eines Abends ſaßen beide Liebenden in dem einſamen Garten, welchen eine hohe Mauer umſchloß und den Nie-

mand ohne der Königin Erlaubniß betreten durfte. Die Mandoline ruhte auf der Rasenbank, und der Gedanke Beider war auf die Zukunft gerichtet, welche die Liebe mit schönen Farben ausschmückte. In Kunigundens Seele hatte die Hoffnung Wurzel geschlagen, ihr Gemahl, der jetzt den Werth für sie verloren hatte, werde im Kampfe gegen den Habsburger untergehen.

Zawiß dachte in diesem Augenblicke nur an Rache, und wenn Ottocar auch als Sieger aus dem Kampfe hervorging, hatte er ihn doch dem Tode geweiht, denn doppelt war jetzt der Sporn der ihn trieb: Rache für Ludmilla und Kunigundens Besitz. Diese Zauberin hatte ihn schon zu fest umgarnt, um sich ihrem Netze entwinden zu können, und so war das Ziel seines Lebens, sie sich ganz zu eigen zu machen, und dieses konnte er nur durch des Königs Tod erreichen. Aber auch diesen ernsten Augenblick finstern Nachdenkens entwölkte bald der Liebe sanftes Gekose, mit welchem Kunigunde ihn in eine noch schönere Gegenwart wiegte, als es früher seine kühnste Phantasie vermogt hätte. Ein sanfter Druck ihrer Hand, ein Kuß von ihren schwellenden Lippen, und er hatte nur Auge, nur Gefühl für die Gegenwart und für die schöne herrliche Frau. — Ludmilla's trauernder Schatten entschwebte immer mehr und mehr und verschwand endlich ganz. Er ruhte nun hochbeglückt in Kunigundens Armen, sie betrachtete mit glühendem Auge die bleichen Züge des schönen Mannes, auf dessen Antlitz sich Weichheit und Stärke, Schwermuth und Thatenkraft so sonderbar einten, sie schwelgte noch in seinem Anblick, als die Töne einer Zither und der Gesang eines Liedes, das mit beben-

der ſanfter Stimme hinter ihnen erſcholl, ſie ſtörte. Sie horchten auf und vernahmen die ernſten Worte:

Für dieſe ird'ſche Pilgerfahrt,
Glüht Minne nicht allein,
Auch wenn die Gruft die Herzen trennt,
Flammt noch ihr heil'ger Schein.

Der Tod übt nicht Gewalt an ihr,
Sein Pfeil trifft nicht ihr Herz;
Denn ewig, auch für jene Welt,
Iſt ihre Wonn', ihr Schmerz.

Vergeſſe Keiner was das Grab
Mit kalter Erde deckt,
Denn herrlicher erſteht ſie ja,
Wenn die Poſaune weckt.

Dann ſchwebt verklärt ſie himmelwärts
An eines Engels Hand,
Im reinſten Licht, in heil'ger Pracht,
Nach ihrem Heimathland.

Der Geſang war beendet, die Klänge der Laute verhallt. Da fuhr die Königin plötzlich auf. „Wer ſang hier und wagt, ohne mein Wiſſen, in dieſen Garten zu dringen?"

„Der Geſang war jenſeits der Mauer," ſagte Zawiß zerſtreut.

„War Euch die Stimme bekannt?" fragte die Königin ſchnell, „die Worte des Liedes waren nicht ohne Bedeutung."

„Mir war ſie fremd!" erwiederte der Ritter, obgleich er Angolina's Stimme gar wohl erkannt hatte.

„War es vielleicht jener ſchwarzgelockte Diener, der wie Euer Schatten Euch folgen ſoll?“ fuhr die Königin fort. „Man ſagt, er ſänge gar lieblich und ſpiele leidlich die Zither; trotz ſeines bräunlichen Geſichts ſoll kein Bartshaar am Kinn den Jüngling verrathen, und die thörigten Leute meinen, daß es ein Mädchen ſei, welches Ihr aus der Provence mit hierher gebracht habt.“

Zawiß ſah finſter vor ſich hin und erwiederte nichts.

„Euer Schweigen könnte auch mich faſt glauben laſſen, daß das, was man mir berichtet hat, wahr ſei,“ fuhr die Königin fort. „Steht mir Rede, iſt der Diener ein Jüngling oder ein Mädchen?“

„Von meinem Handeln habe ich Niemand Rechenſchaft zu geben“ erwiederte Zawiß ernſt —

„Auch mir nicht?“

„Nein, Königin!“

„Auch der Liebe nicht?“ fragte Kunigunde.

„Auch ihr nicht, denn wahre Liebe darf nicht mißtrauen. Nur völliges Vertrauen breitet die Glorie um ſie, mit der ſie alles Andere überſtrahlt. — Beruhigt Euch, Königin, in meinem Herzen ſteht nur Ihr allein; was mich ſonſt mit Zauber umfing, iſt neben Euch erſtorben und nicht mehr.“

„Alſo werth war ſie Euch früher doch?“ fragte Kunigunde immer noch aufgeregt.

„Wer?“ fragte Zawiß.

„Nun der Diener oder die Dienerin —“

„Ja er iſt mir noch werth!“ ſagte Zawiß ernſt. „Treue iſt ein unſchätzbares aber ſeltenes Kleinod, man findet es nicht auf allen Lebenswegen.“ Die Königin

blickte ihn bei dieſen Worten finſter an. „Ja edle Frau, Treue, geprüfte Treue, die über jedes Schickſal erhaben iſt, jeder Prüfung trotzt, ſoll ein köſtlicher Juwel ſein, und um ſo köſtlicher, je ſeltener er iſt.“

„Habt Ihr ihn ſchon gefunden?“ fragte Kunigunde auf des Ritters Antwort geſpannt.

„Ja, holde Frau!“ erwiederte Zawiß, „Treue bis zum Tode hab' ich gefunden und —“

„Nun? Ihr ſtockt, das Wort erſtirbt auf Euren Lippen? — Redet weiter!“

„Laßt mich ſchweigen. Was da unten ruht, iſt der Verweſung anheim gefallen, höchſtens lebt es noch in der Erinnerung, und die laſſet ruhen, Königin, weckt ſie nicht! — An Eurer Seite, an Eurer Bruſt,“ fuhr er fort, „da öffnet ſich dem Glücklichen eine Paradieſes-Welt, ein neues Leben erſchließt ſich ihm, was ſoll das Todte in dieſem Eden? — Ich fühle mich in Eurem Arme beglückt, beglückter, als ich wohl ſein ſollte, all' meine Gedanken vereinen ſich in dem Gedanken an Euch, all' mein Sehnen ſeid Ihr, Ihr der Quell, aus welchem meine Wonne in Strömen ſich ergießt. Was wollt Ihr mehr? Gönnt einer Heimgegangenen, daß ſie aus dem Thränenquell mir zuweilen ihre Tropfen ſendet, und ich den Ernſt meines bewegten Lebens aus der Erinnerung ſchöpfe.“

„Und wer war die Unglückliche?“ fragte die Königin. Statt Antwort drückte Zawiß ihr leiſe die Hand, welche noch in der Seinen ruhte und erhob ſich von ſeinem Sitze.

„Ihr wollt mich heute ſchon verlaſſen?“ fragte Ku-

nigunde. „Hat Euch denn die Erinnerung ſo ganz ergriffen?“ ſetzte ſie unmuthig hinzu.

„Der Ton meines Innern ward in dieſem Augenblicke traurig geſtimmt, ich tauge heute nicht um Euch. Erlaubt, daß ich mich entferne.“

„Folgt Eurem Herzen,“ ſagte die Königin empfindlich. „Ich bitte Euch aber, mir morgen den ſchwarzgelockten Zitherſpieler zu ſchicken.“

„Was ſoll er bei Euch?“ —

„Schickt ihn mir,“ wiederholte die Königin, in mehr befehlendem als bittendem Tone, der Zawiß neu war und mißfiel.

„Ich werd' es überlegen, ob es wohl gethan iſt, Euch den kecken Burſchen zu ſenden,“ erwiederte der Ritter.

„Ihr wolltet der Königin eine Bitte verweigern, da, wo ſie befehlen könnte?“ fuhr ſie mit Heftigkeit auf. „Bedenkt, Ritter von Roſenberg!“

„Im Gebiet der Liebe, hohe Königin, iſt ſich alles gleich, da ſchlingt ſich durch Eure Locken nur der Kranz von friſchen Roſen, nicht das goldne Diadem, da habt Ihr das Scepter mit dem Zauberſtabe, der Euch die Herzen zu eigen macht, vertauſcht, und ſteht an Liebreiz wohl, aber nicht an Macht höher, als das ärmliche Mädchen, das mit ihrem Buhlen traulich koſet. Oder ſoll ich, wenn Ihr in meinen Armen ruht, mich nur glücklich fühlen, weil ich Böhmens Königin umfange, nicht weil Ihr die Schönſte, die Herrlichſte der Frauen ſeid? Soll der Mann, der vor ſeinem König nicht zittert, auf die Befehle ſeiner Geliebten lauſchen, wie ein ſchüchterner Edelknabe auf die Befehle ſeines Herrn? — Ich werde ernſt-

lich überlegen, ob ich Euch meinen Diener ſchicken darf; dies gnüge Euch!" ſetzte er mit einer Art Trotz hinzu, und entfernte ſich. Die ſtolze Fürſtin ſah ihm lange und mit Unruhe im Herzen nach. Zürnen konnte ſie ihm nicht, obgleich die Stolze in dieſem Augenblick ſein Uebergewicht nur zu ſehr fühlte. Endlich, vielleicht täuſchte ſie ſich ſelbſt, rief ſie mit triumphirendem Lächeln aus: Wohl mir, daß ich ihn fand, der herrlich an Geiſt und Schönheit, aber auch männlich in Kraft und Willen iſt; nur ein ſolcher konnte meiner würdig ſein.

4.

„Wie konnteſt Du ſo thörigt ſein, und Dich in den Garten der Königin ſchleichen?" Mit dieſen Worten redete Zawiß Angolina eben nicht freundlich an, als er ſie zu Hauſe nachdenkend am Fenſter ſitzend fand. „Was bezweckteſt Du mit Deinem Liede? — War es Eiferſucht, welche Dich zu dieſer Thorheit trieb?"

„Nein, wahrlich nein!" rief Angolina mit Haſt.

„Und was konnte Dich zu dieſem kecken Unternehmen verleiten?" Das Mädchen ſchwieg, ſenkte ihren Blick und Purpur färbte ihre gebräunten Wangen.

„Sei offen gegen mich, Angolina!" fuhr Roſenberg fort. „Ich fürchte, Dein Geſang hat Verdacht bei der Königin erweckt, ſie ahnet Dein Geſchlecht. Leicht könnte ſie von mir verlangen, Dich zu entfernen."

„Und würdet Ihr dann ihrem Willen gehorchen,

Herr?" fragte das Mädchen und ſchien auf die Antwort geſpannt.

„Oft zwingen uns höhere Rückſichten, ihnen das Kleinere zu opfern," erwiederte er.

Angolina ſeufzte tief auf.

„Deshalb ſei offenherzig gegen mich, zeige mir Dein Inneres, unverſtellt, ganz ſo, wie es iſt," fuhr er fort. „Ich habe Ludmilla gelobt, Dich nicht zu verſtoßen, Du haſt die Deinen verlaſſen, mir zu folgen, darfſt vielleicht nicht wieder zu ihnen zurückkehren —"

„Doch, doch, ich darf!" fiel ſie ihm lebhaft in die Rede, preßte eine Thräne zurück, die eben hervorbrechen wollte, ſtrich ſich die herabgefallenen Locken von der Stirn, und blickte ſchmerzlich lächelnd auf Zawiß. „Ich ſoll Euch mein Innres aufdecken — Ihr verlangt es? — Nun ſo will ich es thun, wider Willen es thun.

Ich haſſe die Königin, die Ludmilla's Bild aus Eurer Seele verdrängt, ich haſſe das Weib, das in dem Arm eines Fremden liebegirrend ruht, während über dem Haupte ihres Gatten ein furchtbares Gewitter ſich zuſammenzieht. Ich haſſe Kunigunde, die mit ihrem Liebreiz, mit ihren Syrenen-Tönen Euch in Schlaf lullt, ſo daß Ihr den Schwur vergeſſen konntet, den Ihr am Grabſtein Ludmilla's zu Gott ſandtet. Darum ſtört ich Euch, ich rief Euch Ludmilla zurück, die Ihr ganz vergeſſen habt." —

„Und Du wäreſt ganz uneigennützig hierbei geweſen?" fragte Zawiß, da Angolina in ihrer Rede ſtockte.

„Ganz, lieber Herr. Gewiß, ganz!" fuhr ſie nun fort. „Ich war für Augenblicke ein thörigtes Kind, aber

nur für Augenblicke, in denen ich wähnte, mein Herz, mein treues Herz könne Euch erſetzen, was Ihr an Ludmilla verloret, ich glaubte, weil ich fühlte, daß ich für Euch mit Freuden ſterben könne, Ihr würdet es erkennen, würdet es ſo tief erkennen, wie ich es fühlte, aber ich irrte. Selbſt der Troubadour verlangt in der Liebe auch die Befriedigung ſeiner Eitelkeit, und alle in Lieder ausgehauchten Liebesworte ſind auch bei ihm nur flüchtige Gedanken, welche die Phantaſie in ſchöne Gewande einkleidet. Ich fühlte dies, fühlte meine Thorheit, und ſagte mir: dem Zigeunermädchen könne nur die Wonne werden, ſich für Euch zu opfern, es könne, von Wahnſinn und Liebe getrieben, für Euch ſterben, aber nie Gegenliebe erwarten, dazu ſei Euer ritterliches Herz zu ſtolz. Deshalb, Herr, trieb mich nicht Eiferſucht, wie Ihr wähnt, nach der Königin Garten — ich wollte und will feindlich zwiſchen Euch Beide treten, denn Eure Liebe zu dieſer Frau entſpringt nicht aus einem reinen Quell. Ehrſucht und Eitelkeit trüben ihn."

„Thörin!" rief Zawiß aufgebracht, „Du wollteſt es wagen, unbefugt in das Rad meines Schickſals einzugreifen?"

„Ja Herr! Das werd' ich. Nützen werd' ich Euch, ſo lange ich es vermag, bereit ſein zu jedem Opfer, das Ihr von der armen Angolina verlangt, und was ſie zu Eurem Wohl Euch freiwillig bieten kann; aber dennoch werd' ich feindlich zwiſchen Euch und die Königin treten, die Euer redliches Herz verlockt und Euern edlen Sinn, der Euch in fremde Lande trieb, Euch nach Mühldorf

und an die March zurückführte, und die sterbende Braut in Eure Arme legte, berückt." —

„Schweig!" befahl Zawiß.

„Ich werde schweigen, weil Ihr es verlangt," sagte Angolina und neigte sich demuthsvoll vor ihrem Gebieter. „Erlaubt mir," bat sie nach einer Weile, „daß ich morgen zur Königin gehen darf."

„Was willst Du bei ihr?"

„Weiß ich es doch fast selbst nicht!" erwiederte sie und verfiel in Nachdenken. „Ich glaube aber, ich will ihr zeigen, daß eine arme Hülflose in Eurer Zaubernähe sein und doch reines Herzens bleiben kann, und der Ritter von Rosenberg Tugend noch achtet, wenn er sie auch nicht zu lieben versteht."

„Willst Du unerfahrnes Mädchen Dich absichtlich in die Gefahr stürzen?"

„Was hätte ich zu befürchten, Herr? Glaubt Ihr, die Königin würde unedel an mir handeln? — Habt Ihr so wenig Achtung vor dem Gegenstand Eurer neuen Liebe, daß Ihr dies befürchten könntet? — Laßt mich hin zu ihr; wenn mir Gefahr droht, so weich ich ihr aus — sorgt nicht für mich. — Auch die arglose Angolina ist verschlagen, und wo es nicht Euer Wohl gilt, da opfert sie sich nicht nutzlos."

Zawiß dachte einige Augenblicke nach, dann gab er ihr die Erlaubniß, sich zur Königin zu begeben.

Schon am andern Morgen stand Angolina, die Zither in der Hand, vor der Königin, die sie aufmerksam und mit forschendem Blick betrachtete.

„Du hast eine leidliche Stimme," redete die Königin

ſie an, „ſing mir heute das Lied, welches ich geſtern Abend von Dir hörte, noch einmal.“

Angolina verneigte ſich, griff in die Saiten und wiederholte das Lied.

„Wer lehrte Dich die Worte?“

„Mein eignes Herz!“ erwiederte ſie. —

„So biſt Du ein Weib!“ fuhr die Königin heftig auf, „denn nur das Herz eines Weibes kann noch von Liebe jenſeits des Grabes träumen. Eines Mannes Herz wahrlich nicht! — Du biſt ein Weib!“ —

„Ja, hohe Frau,“ erwiederte ruhig und furchtlos das Mädchen. „Zwar bin ich noch kein Weib, ich bin nur eine Jungfrau, dem Volke der Zigeuner angehörend.“

„Eine Jungfrau?“ wiederholte die Königin, und ſah verächtlich auf Angolina herab. „Und was ſoll dieſe Mummerei, glaubſt Du die Welt damit zu täuſchen — glaubſt Du, es ahne Keiner Dein Verhältniß zu dem Ritter?“ fragte die Königin, immer heftiger werdend.

„Ich glaub' es Königin, daß es Niemand ahnet, und glaube, auch ſelbſt Euer Scharfblick täuſcht ſich, denn wahrlich,“ ſprach ſie mit flammendem Blick und hoher Gluth auf den Wangen, und ſtand ſtolz vor der Frau, vor der ganz Böhmen ſich beugte, „bei der heiligen Jungfrau ſei es geſchworen, ich ſtehe höher, als Ihr mich ſtellt.“

„Elende!“ rief die Königin vom Zorn erglühend.

„Elend? — Nein hohe Gebieterin, das bin ich nicht! — Nennt mich arm, verlaſſen, hülflos, und Ihr habt Recht, aber elend fühlt ſich nur der, der ſich ſelbſt verachten muß.“

Die Königin war von dieser Antwort einen Augenblick überrascht. Doch bald zweifelte sie an der Wahrheit der Worte eines Zigeunermädchens, sie warf einen verächtlichen Blick auf Angolina und sagte dann: „Du hoffst vergebens mich zu bethören. Ein Wink von mir und Du würdest ein Opfer Deiner thörigten Neigung, Deines lächerlichen, anmaßenden Stolzes, mit dem Du mir so keck gegenüber trittst. Ein finsterer Kerker würde ihn bald beugen und Dein warmes Blut kühlen, aber ich habe mehr Mitleid mit Dir als Du verdienst, überdies stehst Du zu tief unter meiner Rache, um sie Dich fühlen zu lassen. Ich befehle Dir jedoch, heute Prag und Deinen Herrn zu verlassen. Findet Dich der morgende Tag noch hier, dann wehe Dir! —"

Ein wilder Blick aus Angolina's Auge traf die Königin, rasch fuhr des Mädchens Rechte nach dem grünwollenen Wamms, da, wo es ihr lautschlagendes Herz deckte, doch eben so schnell fuhr sie wieder zurück. Sie neigte sich vor Kunigunden. „Euer Wille soll geschehen, Königin von Böhmen!" sagte sie, und entfernte sich.

5.

Als sie den Palast verlassen hatte und die Brücke über die Moldau betrat, auf welcher da, wo jetzt der heilige Nepomuck steht, damals eine kleine, der Jungfrau Maria geweihte Kapelle die Frommen zur Andacht aufforderte, trat sie dort ein und warf sich, trotz den Gebräuchen ihres Volks, das nur wenig der christlichen Re-

ligion, und nur um geduldet zu werden, ihren Satzungen nachhing, vor dem Muttergottes-Bilde nieder und betete „Heilige! Du haſt mich von ſchwerer Schuld gerettet, nimm den Dank der Sünderin und bewahre ihr wildes Gemüth vor den Leidenſchaften ihres Volkes, beruhige dieſes Herz und gieb ihm den Frieden.“ Sie murmelte noch einige Gebete, dann erhob ſie ſich und ging beruhigt, wie ſie glaubte, nach der Herberge zurück, wo ſie Zawiß, ihrer mit Unruhe harrend, fand.

Sich ſeines Verſprechens an Ludmilla erinnernd, beſorgt um das Schickſal des Mädchens, das ſo willig, ſo ſchwärmeriſch jedes Opfer für ihn nicht zu groß fand, war heute, wo Ludmilla ſo lebhaft vor ihn trat, der Wunſch in ihm aufgeſtiegen, daß Angolina ihn nie verlaſſen möchte. Oft war ſie ihm in der einſamen Stunde des Nachdenkens als der gute Geiſt erſchienen, der ihn, den verirrten Wanderer, wieder auf die rechte Bahn führen könne, denn er ſelbſt fühlte, daß ſeit ſeinem Aufenthalte in Prag er nicht mehr der Nämliche ſei, der er früher geweſen, und daß er nur Kunigunde zu beſitzen, nicht mehr Ludmilla zu rächen, dem Könige feindlich gegenüber träte. Er war deshalb ſchmerzlich berührt, als Angolina ihn benachrichtigte, daß ſie ihn auf Befehl der Königin noch heute verlaſſen müſſe.

„Und Du gehorchſt, ohne meinen Willen vernommen zu haben?“ fragte er, über ihren Entſchluß erſtaunt. „Glaubſt Du nicht, daß ich Kraft und Macht genug habe, Dich gegen die Königin in Schutz zu nehmen?“

„Ich glaube wohl, daß Ihr die Macht habt, Euch der Königin Befehl zu widerſetzen, ich will auch glauben,

daß Ihr den Willen habt, es zu thun und mich zu schützen; aber ich las in dem Blicke dieser Frau mein, vielleicht auch Euer Verderben. Könnt Ihr mich vor Gift und Dolch bewahren? Nein! Und unterläg' ich ihrer Rache, so bliebe mir nicht einmal der Trost, daß ich nicht ungerächt stürbe, denn deckte mich erst kühle Erde, dann würde ich schneller noch vergessen sein, als Ludmilla es ward, und mit dem Kuß von Kunigundens Lippen, würde das Blut, welches an der Hand des rachgierigen Weibes klebte, aus Euren Gedanken verwischt sein. Selbst Euch könnte ihre unsinnige Eifersucht verderben. Darum laßt mich ziehen mit Gott. Sitze ich im grünen Wald und mein Lied ist erstorben, die Saiten meiner Zither gesprungen, dann lausch' ich auf den Gesang der Waldvögel, welche die Tage ihrer Liebe durch Gesang verkünden, ein Glück, das mir nicht zu Theil ward, und dann will ich Eurer immer noch mit Liebe gedenken. Lieg' ich unter dem rauschenden Baum auf duftendem Moose, und der Schlaf flieht mich und ich schau hinauf zu den Sternen, und die einst mir so Vertrauten blicken strahlend und lächelnd auf mich nieder, wie in den Tagen süßer Ahnung, dann will ich Ludmilla's gedenken, die gewiß auf einem dieser Sterne wohnt und freundlich auf mich hernieder sieht. Dann wird mir wieder wohl, und meine einzige Sorge nur die sein, der Gedanke wie es Euch ergeht. Deshalb will ich auch unsichtbar um Euch sein, Euch bewachen und wenn ich Gefahr ahne, Euch warnen."

„Gutes Mädchen!" rief Zawiß, vielleicht erst in diesem Augenblicke ihren wahren Werth erkennend.

„Nicht diese freundlichen Worte, nicht diesen Blick,

der aus dem Innern Eures Herzens zum erstenmal mir freundlich entgegen zu kommen scheint. Was Ihr mir noch sagen dürft, kann nur ein kaltes Lebewohl sein, was Euer Blick mir noch zeigen könnte, wär' eine stille Thräne des Mitleids. Macht mir diese Stunde nicht allzuschwer, lieber Herr, das Scheiden ist bitter, die Trennung hart, aber härter wäre sie noch, müßte ich mir sagen: Sein Herz blutete, als er sich von mir losriß. Lebt wohl!" rief sie jetzt, da er ihre Hand ergriff und sie, vom Gefühl überwältigt, an sich zog. „Raubt mir den Frieden meines Herzens nicht, seid mitleidig! —" Doch ein glühender Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, schloß ihren Mund, und sie entwand sich rasch seinen Armen. „Das war grausam!" rief sie, entfloh, und bald jagte sie auf ihrem kleinen schwarzen Roß die Straße dahin.

„Nun steh' ich allein!" sprach Zawiß vor sich hin, als sie um die Ecke biegend seinem Auge entschwunden war. „Ich habe unrecht an ihr gehandelt und in dieser Stunde ihr den Dolch noch tiefer in die Brust gedrückt. Es gehe Dir wohl, Mädchen! Gott sei mit Dir — Auch mit mir!" setzte er leiser noch hinzu.

Da störte ihn ein Diener der Königin, welcher ihm den Befehl brachte, sich sogleich mit seiner Mandole nach dem Palaste zu verfügen.

„Sag' Deiner Gebieterin," erwiederte der Ritter, „ich hätte für heute meine Stimme verloren, kein Lied, ihrer würdig, könnte ich vortragen, überdies fühlt' ich mich krank." Der über diesen Bescheid verwunderte Diener entfernte sich, doch kehrte er am Abend wieder, und

erneuerte den Befehl. Zawiß folgte ihm nach einigem Nachdenken.

Heute wurde er nicht wie sonst in den einsamen Garten, nicht in der Königin Gemach geführt. Die Flügelthüren des großen Prunksaales öffneten sich ihm, wo er die Königin, von ihrem ganzen Hofstaat umgeben, seiner harrend fand.

„Zawiß von Rosenberg," redete sie den Eintretenden an, „wir haben lange auf Euch gewartet. Wir Alle, die Ihr uns hier versammelt seht, wünschen heute, wo uns so manche böse Nachricht, die wir von Wien erhielten, verstimmt, durch Euren Gesang aufgeheitert zu werden. Gönnt uns das Vergnügen und erfreut uns durch ein fröhliches Lied. — Doch ich sehe Ihr habt Eure Mandole nicht mitgebracht — Geh, hole die Meine," befahl sie einem Diener.

„Auch mich hat eine böse Nachricht verstimmt," erwiederte er und winkte dem Diener zu bleiben, „deshalb ließ ich auch das Saitenspiel zu Hause und gürtete nur mein Schwerdt um, dessen Klirren in dieser verhängnißvollen Zeit mehr Werth hat, als Gesang und die Klänge der Laute."

„Und wenn Euch Eure Königin bittet?" unterbrach ihn Kunigunde.

„Würde es mich schmerzen, den Wünschen meiner Herrin heute nicht gehorchen zu können," erwiederte er. „Wenn die Töne nicht dem Herzen entquellen, dringen sie auch nicht zum Herzen. Deshalb verzeiht!" —

Die Königin warf einen finstern Blick auf ihn und begab sich bald darauf in ihr Gemach. Zawiß, von

mancherlei ſtreitenden Gefühlen bewegt, ſchlich ſich nach Hauſe.

6.

Der Schlaf war von Zawiß' Lager geflohen und er hatte in der einſamen Nacht Muße gehabt, Betrachtungen über ſein Leben anzuſtellen. Er konnte ſich hierbei nicht verhehlen, daß er ſeit ſeinem Aufenthalte in Prag nicht mehr der kräftig handelnde Mann ſei, der er früher geweſen war. Seit ihn die Königin mit ihren Netzen umgarnt hatte, ſeit er täglich in einſamer von Blüthen duftender Laube an ihrer Seite ſaß, und Lied, Liebe und Geſang nur allein ihn noch zu beſchäftigen ſchienen, ſeit dieſer Zeit war ſein Ziel ihm verrückt, ſein feſter Sinn ſchwankend geworden, wie der Kahn auf bewegtem See. Er hatte den Zweck, weshalb er ſich der Königin genaht, vergeſſen, und ihren Beſitz jetzt zum Ziel aller ſeiner Wünſche gemacht. Tief fühlte er, daß dies ſich anders geſtalten müſſe. Sein unterdrücktes Vaterland, ſein faſt bis zur Armuth niedergebeugtes Geſchlecht, die wahnſinnige, ſterbende Ludmilla, waren ſo lebhaft, aber auch Rache fordernd in dieſer Nacht vor ihn getreten, daß er, kaum graute der Morgen, von ſeinem Lager aufſprang und den alten Diener rief ihn anzukleiden.

Dieſer trat ein, doch ſein gebeugtes Haupt, die Trauer, die ſich auf ſeinem Geſichte deutlich ausſprach, zeigten Zawiß nur zu gut, daß Angolina's Entfernung auch den alten Mann tief betrübt habe, denn er hatte

mit ganzer Seele an dem Mädchen gehangen, von deſſen treuer Neigung zu ſeinem Herrn er ſo feſt, wie von der Seinigen überzeugt war. Aber er wagte es nicht, ihren Namen zu nennen, auch der Ritter ſchwieg, und doch waren Beider Gedanken in dieſem Augenblick nur bei der Entflohenen.

Als der Diener Zawiß verlaſſen hatte, ergriff dieſer die Laute, löſ'te das Band ab, welches in den Tagen ungetrübten Glücks Ludmilla einſt ihm gegeben, und er erſt im Vaterland wieder an ſie geheftet hatte, verwahrte es ſorgſam, trat nun mit ihr an das offne Fenſter, durch welches die Morgenſonne freundlich hereinblickte, als ob ſie nur Glückliche begrüße, und griff einen Accord. Die Saiten ſchwirrten, der Ton verhallte in dem leiſe vorüberſäuſelnden Lüftchen. — „Noch ein Lied! ein einziges Lied!" rief er, „doch nein!" fuhr er plötzlich auf, „der Ritter mit ſeinem Schwerdte lebe fortan nur, der Sänger ſei todt und die Töne des Liedes in ihm ſollen für immer verhallt ſein." Schmerzhaft und traurig, wie beim Abſchied von dem treuſten Freund, heftete er jetzt den Blick noch einmal auf ſein Saitenſpiel, dann zertrümmerte er es. — „Wie das Schickſal meinem Herzen, ſo habe ich auch dir gethan!" rief er, als er die Stücken um ſich liegen ſah; „du biſt es noch, aber keinen Ton kann ich dir mehr entlocken; mein Herz ſchlägt auch noch auf alter Stelle, aber keiner Wonne, keinem ſeligen Traume iſt das Zerdrückte mehr geöffnet, es ſchweige fortan, wie du!" Dann ſein Schwerdt ergreifend, unterſuchte er Spitze und Schneide, küßte es, als das Einzige was ihm aus früherer Zeit nun noch übrig geblieben,

und da ein feſter Entſchluß in ihm gereift war, der ihn ſtärkte und ermuthigte, ſo ging er auch heute, wie er täglich zu thun pflegte, nach dem Schloſſe, und kein trüber Blick verrieth den Kampf, den er mit ſich gekämpft hatte.

Er fand heute die Königin in der ihm ſo wohl bekannten duftenden Laube, aus welcher man den reizenden Anblick der dahin rauſchenden Moldau genoß. Sie ſah eben hinunter nach dem wogenden Strom, die Laute, ohne welche ſie ſelten den Garten betrat, lag neben ihr auf einer Steinbank, und der die Laube umrankende Jasmin ſchien ſich in ihre Locken verſchlungen zu haben. Sie hatte den Nahenden nicht kommen hören, ſo daß er die herrliche Geſtalt betrachten konnte, und lange Zeit hatte, ſich zu prüfen, ob er Kraft genug beſitze, ſeinen Vorſatz auszuführen, oder nicht. Er glaubte es und that nun durch ein Geräuſch ſeine Gegenwart kund.

Die Königin erſchrak, doch als ſie den Ritter erblickte, veränderte ſich ſchnell der Ausdruck ihres Geſichts; der Ernſt, der es umgab, ſollte verſchwinden, ſie wollte ihn freundlich empfangen und vermochte es doch nicht. „Der König wird in einigen Tagen zurückkehren" ſagte ſie endlich und war nicht wenig erſtaunt, als Zawiß ſeine Freude über dieſe Nachricht ausdrückte. Sie ſah ihn einige Zeit verwundert an, und, war es die Bläſſe ſeiner Wangen, der ernſte Blick, der auf ihr ruhte, war es der ſchmerzvolle Zug, der ſeinen Mund umzog, was ihr heute ſo beſonders an ihm auffiel, oder waren es die Gedanken, mit denen ſie ſich ſo eben beſchäftigt hatte, ſie mußte Faſſung ſuchen, ehe ſie dieſe Worte in Unmuth hervorſtieß:

„Warum ſchluget Ihr mir geſtern Abend im Angeſicht des ganzen Hofes meine Bitte ab, mir ein Lied zu ſingen?“

„Ihr habt Angolina von mir entfernt, Königin!“ ſagte er, ohne ihre Frage zu beantworten.

„Schmerzt Euch das ſo tief, Ritter von Roſenberg?“

„Ja es ſchmerzt mich tief. Nur Wenige hingen während meines unſtäten Lebens treu und ergeben an mir, und unter den Wenigen war ſie! — Was konnte Euch dazu bewegen?“

„Dies könnt Ihr mich fragen?“

„Warum nicht! — Welches Recht habt Ihr, über meinen Diener zu ſchalten, ſei er Mädchen, ſei er Knabe? — Ich bin ein freier Mann, mein Wille führt mich morgen wieder aus meinem Vaterland, wo ich nichts zu verlieren habe.“

„Nichts zu verlieren,“ unterbrach ſie ihn, „Nichts in Eurem Vaterlande zu verlieren? Ließet kein Herz zurück, das fern von Euch verbluten würde?“

„Nein!“ erwiederte er finſter. „Noch geſtern war ich ein Thor, es zu glauben, ſeit geſtern aber bin ich enttäuſcht. Liebe ohne Vertrauen iſt nicht wahre Liebe, und das Herz der Fürſtin, welche mit eiferſüchtigem Blick ein armes Zigeunermädchen betrachten, die Unglückliche verfolgen kann, kann nicht in Liebe, kann nur im Sinnenrauſch erglühn.“

„Zawiß!“ fuhr die Königin auf.

„Ja, Fürſtin! es iſt ſo, und iſt Zeit, daß ich mein Innres Euch ganz und unverſtellt darlege. Ich habe mit Leidenſchaft an Euch gehangen, das hab' ich Euch

von dem erſten Augenblicke an gezeigt, wo Euer beredtes Auge mir die Erlaubniß zu geben ſchien, meine Gefühle in Blick und Worte auszuſprechen. Ihr habt den Troubadour mit ſeinen Liedern und ſeinem Saitenſpiele Euch die Stunden der Langeweile verſcheuchen laſſen, habt ihn um Euch geduldet, habt mit ihm geſchwärmt, von Liebe mit ihm geplaudert, den Ritter von Roſenberg aber habt Ihr nicht beachtet, der ſtand Eurem ſtolzen Sinn zu tief, um bis zu ihm herabzuſteigen. Meine Laute habt Ihr geliebt, und deshalb hab ich ſie auch zertrümmert. Ihr will ich fernerhin nichts mehr verdanken, mir allein Alles!"

„Zertrümmert!" ſagte die Königin halb leiſe vor ſich hin.

„Ja, Fürſtin, Lied und Ton ſind verklungen, den Sänger werdet Ihr nicht mehr in Eure Arme ſchließen und der Ritter könnte leicht ungenügſamer ſein als jener, der ſich oft mit einem ſelbſt geſchaffenen Traum, oft ſchon mit der Blüthe begnügt, wo dieſer kühn die Frucht bricht. — Die Lieder ſind verhallt, die Liebesworte verklungen, die Liebe aber wird noch in gleicher Gluth aufflammen, wenn Gegenliebe ſie auf den höchſten Gipfel des Glücks führt."

„Und Angolina," unterbrach ihn die Königin, ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben wollend.

„Was weckt Ihr dieſe Erinnerung in mir! Angolina hat keinen Theil an meinem Herzen."

„Keinen?" —

„Keinen, Königin! Ich verſprach, ſie nie zu ver-

ſtoßen, ſie hing treu an mir, Ihr triebt ſie von mir, dies iſt alles, was ich von ihr zu ſagen wüßte."

„Und doch war ihre Entfernung die Urſache, weshalb Ihr Eure Laute zertrümmertet und Geſang und Spiel für immer ſchweigen laſſen wollt?" ſagte Kunigunde und ihr Blick ruhte forſchend auf Zawiß.

„Ihr irrt! Nur weil ich dabei einen tiefen Blick in Euer Herz that, weil ich mein eignes erkannte. Ihr habt mich oder Euch ſelbſt getäuſcht, habt mit mir ein tändelndes Spiel begonnen, angenehm, gut genug Euch in verdrießlichen Stunden die Langeweile zu vertreiben, habt aber dabei vergeſſen, daß mein Herz bei dieſem Spiele vergehen oder nach Höherem ſtreben muß. Ich bin des Spieles müde, das ſchon ein treues Weſen von meiner Seite geriſſen hat, ich will es enden, indem ich es in Flammen auflodern laſſe oder in ein Eismeer verſenke. Offen und unumwunden frage ich Euch, wohin ſoll mich das Liederſpiel, wo die Empfindungen ſich in Worte ausſprachen, die Flammen nur wie leuchtende Irrlichter verſtohlen von unſern Lippen aufſtiegen, um zart zu erſcheinen und ſchnell zu verſchwinden, wohin ſoll das führen? — Ich muß Euch ganz beſitzen oder für immer Eure Nähe meiden."

„Mann!" unterbrach ihn Kunigunde.

„Ja, Königin! als Mann muß ich forthin handeln, und dieſer Augenblick muß über unſer Geſchick entſcheiden; ich muß wiſſen, ob Ihr mit mir geſcherzt, ob Ihr es mit mir treu und redlich gemeint habt. — Morgen kehrt der König zurück; ehe er Prag betritt muß mein Schick-

ſal entſchieden ſein, muß ich wiſſen, ob Ihr mich grenzenlos elend oder grenzenlos glücklich gemacht habt. —"

„Roſenberg!" unterbrach ihn die Königin von Neuem, „was verlangt Ihr von mir? — Soll ich" —

„Ihr ſollt den Gefühlen Eures Herzens folgen, dies verlangt der Mann, dem Ihr hundert-, dem ihr tauſendmal ewige Treue, hingebend Liebe ſchwort, dem Ihr in Wort und Lied ſo oft ſagtet, daß er Euch Alles ſei, und dem Ihr doch nur die Broſamen zuwarfet, die von ſeines Herrn Tiſche fielen." Er ſchwieg, auch ſie ſaß ſchweigend neben ihm. — Da brach er endlich die Stille und trat, ſein düſtres Auge auf ſie gerichtet, vor ſie. „Euer Herz hat entſchieden," ſprach er. „Nun ſo lebet wohl! —" Er wollte ſich entfernen, ſie hielt ihn zurück. Noch wankte ſie einen Augenblick, dann aber warf ſie ſich mit dem Ausbruch glühender Leidenſchaft in ſeine Arme. Der verhängnißvolle Bund ward geſchloſſen.

7.

Am andern Tage zog König Ottocar in Prag ein, hinter ſich eine Menge Steiermärkſche Edle ſchleppend, die entweder in Feſſeln geſchlagen, ihm folgen oder in der Blüthe ihrer Jugend ihm als Geißeln für die Treue ihrer Väter dienen mußten. Von ſeinem Antlitz war die Heiterkeit gewichen; trotz ſeines Vorſatzes vermochte er nicht den getreuen Bürgern ſeiner Hauptſtadt, das, was in ſeinem Innern vorging, unter Freundlichkeit und dem Anſcheine eines heitern Muthes zu verbergen; denn wer ihn genau

kannte, ließ ſich nicht täuſchen, ſah bald, daß der Glaube an ſein unwandelbares Glück, und das feſte Vertrauen auf ſich ſelbſt von ihm gewichen ſei. Er hatte die Länder jenſeits der Donau ganz ſo gefunden, wie ſie ihm Milota geſchildert. In Steiermark war Alles gegen ihn, nur noch in einigen Städten, denen er beſonders wohlgethan, fand er die alte Anhänglichkeit, die ſie ihm in den Kriegen gegen die Ungarn früher bewieſen hatten. In Oeſtreich hingen Wien, auf welches der ihm ganz ergebene Bürgermeiſter Paltram faſt unumſchränkten Einfluß übte, und noch einige Städte treu an ihm, hauptſächlich aber konnte er hier dem mächtigen Geſchlechte der Kuenringer vertrauen, deſſen Haupte er eine ſeiner natürlichen Töchter zum Weibe gegeben hatte. Die Uebrigen ſahen meiſt Alle der neuen Sonne hoffnungsvoll entgegen, welche dieſesmal von Deutſchland aus ihre Strahlen über dieſe Lande verbreiten ſollte, und Kaiſer Rudolph's Milde, ſeine Gerechtigkeit, der Glanz der Macht der ihn umgab, öffneten dieſem Fürſten ſchon im Voraus die Herzen der Völker, wie die Schlöſſer und Burgen des Adels.

Das Bild, welches Milota ſeinem Könige entworfen, hatte er daher nur zu treu wiedergefunden, um nicht auch den Rath dieſes geprüften Mannes zu befolgen, der, ſo viel in ſeinen Kräften war, Ottocar für die äußerſte Strenge zu ſtimmen ſich bemühte.

Mit Feuer und Schwerdt durchzog deshalb der König die unglücklichen Länder, welchen nicht Ungar nicht Deutſcher ſo viel Gräuel des Krieges hätte bringen können, als der eigne Herrſcher. Den ganzen Weg, den er mit ſeinen Böhmen und Mähren genommen hatte, be-

zeichneten rauchende Burgen und brennende Dörfer; der Edle, welcher Macht genug hatte, sich ihm zu widersetzen, oder auf welchen nur der leiseste Verdacht, er stehe in irgend einer Verbindung mit dem deutschen Kaiser, geworfen werden konnte, der war, ohne Urtheil und Recht, dem Tode verfallen. Am schrecklichsten traf seine Rache das steiersche Geschlecht der Meerenberge. Obgleich sich der alte Meerenberg über jede gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung gerechtfertigt hatte, mußte er doch seine drei Enkel dem König als Geißel überlassen, und die unschuldigen Knaben waren gezwungen, Ottocar auf seinen verheerenden Zügen überall zu begleiten. Als aber späterhin Meerenberg von Neuem angeklagt wurde, seine Schätze nach Augsburg geschickt zu haben, rückte der König vor dessen festes Schloß, und belagerte es. Meerenberg vertheidigte sich hartnäckig; das Glück schien vor dieser festen Burg den König zu verlassen, da ergriff er das empörende Mittel, den tapfern Vertheidiger zur Uebergabe zu zwingen, indem er den Jüngsten der Knaben auf eines der Wurfgeschosse legen und ihn in die Burg schleudern ließ, wo der Knabe an den Mauern des Schlosses seiner Väter sein Blut verspritzte. Ottocar erreichte seinen Zweck, ertheilte Meerenberg die königliche Versicherung freien Abzugs, aber kaum hatte dieser die Burg mit den Seinen verlassen, als er ergriffen, in Ketten geworfen und mit nach Böhmen geschleppt wurde.

Der König war von jeher hart und strenge gegen den Adel verfahren, welcher Bürger und Landmann unterdrückte; jetzt aber war Ottocar nicht mehr der furchtbare unerbittliche Vollstrecker der Gerechtigkeit, er war

zum Wüthrich geworden, den das Mißtrauen in die Treue der Seinen bei dem bevorſtehenden Kampfe mit Rudolph von Habsburg entmuthigt hatte. Der Kanzler Milota, und faſt alle ſeine Räthe billigten die Strenge, nur der getreue Buſſo warnte und bat, aber Warnung und Bitte waren nutzlos. Ein ſonderbares Zuſammentreffen, vielleicht weniger Zufall als liſtige Anordnung Milota's, führte in dieſer Zeit dem leichtgläubigen Fürſten allerhand wahrſagendes Geſindel in den Weg, und der Ausſpruch Aller war ſich darin gleich, daß ihm Gefahr drohe, welcher er nur durch blutige Strenge entgehen könne. Selbſt Meiſter Nicola, ſein Aſtrolog, auf deſſen Ausſpruch er ſo viel Werth legte, ſah damals in der Konſtellation der Geſtirne nur immer das Schwerdt neben der Wage, und rieth daher auch mehr zur Strenge als zur Milde.

So untergrub eine düſtre Ahnung das kräftige Selbſtvertrauen dieſes Mannes, der ſonſt nur in ſich ſelbſt den Quell fand, aus dem ſeine Thatkraft ſtrömte, der in kühnem Uebermuth mit mächtiger Fauſt das Glück feſt beim Schopf zu halten gewähnt, und dem das Schwerſte nicht unerreichbar gedünkt hatte. Mit dieſen drückenden Gefühlen trat er jetzt vor ſeine Gemahlin, deren ſtolzer, männlicher Sinn ihn ſonſt zu Thaten angeregt und entflammt hatte. Es war nicht mehr der unüberwindliche Fürſt, vor deſſen Macht ſich Ungarn und Polen beugte, der mit kühnem Adlerflug ſich zum gewiſſen Siege aufſchwang, er trat, wenn auch nicht muthlos, doch ohne das feſte Vertrauen, welches den Helden das Höchſte, Schwerſte leicht unternehmen läßt, berechnend, ſeine, ſeines Gegners Kräfte ſcharf abwägend, vor ſie. So ſehr

hatte das, was er in Oeſtreich und Steiermark geſehen, der Abfall ſeines Adels, das Mißvergnügen mancher ſonſt o getreuen Stadt, am meiſten wohl die Macht des deutſchen Kaiſers, ihm das feſte Vertrauen auf den glücklichen Ausgang eines Kampfes geraubt, wo nicht weniger als Krone und Ruhm auf dem Spiele ſtanden.

Selbſt an der Bruſt ſeiner Gattin, vielleicht der Einzigen, welcher er ſo ganz ſein Innerſtes vertraute, fand er jetzt, ſtatt Rath und Troſt, nur Spott und Hohn. Sie wünſchte ihn von dem Strudel der Begebenheiten mit fortgeriſſen, fürchtete jede Verſöhnung mit dem Habsburger, und Spott und Hohn ſollten die Sporen ſein, die dem Entmuthigten neue Kraft, neues Vertrauen reichen ſollten. Seit dem unſeligen Augenblick, in dem ſie ſich ganz Zawiß Roſenberg hingegeben, war ein düſtrer Gedanke in ihr aufgeſtiegen, der ſich zwar noch nicht ganz klar ausgebildet hatte, doch aber ſchon lebhaft genug vor ihr ſtand, der Gedanke: Ottocar dem Verderben zu weihen. Durch ſeine Sorgen und ſein weniges Vertrauen auf ſich, war der letzte Schimmer des Nimbus erloſchen, der ſie ſonſt ſo zauberhaft an den Sieger in ſo mancher Schlacht feſtgebannt hatte.

Kaiſer Rudolph rückte indeſſen mit ſeinem Heere gegen Oeſtreich vor. Ottocar hatte ihn nicht ſo früh erwartet, nicht die Thätigkeit in dem Habsburger geſucht, mit welcher dieſer ein ſo furchtbares Heer zuſammengebracht hatte. Doch war auch er in Bereitſchaft und ließ eiligſt die verſchiedenen Abtheilungen ſeines Heeres ſich bei Ollmütz verſammeln, wo, bis zu ſeiner Ankunft, Bi-

ſchof Bruno von Ollmütz es befehligte. Dieſer Biſchof war der erſte Rath und erſte Feldherr des Königs und einer der Wenigen, die es treu mit ihm meinten. Er hatte bisher immer zum Frieden gerathen, ſchon nach der Wahl Rudolphs dieſen als Kaiſer anzuerkennen, als das einzige Mittel empfohlen, die Länder jenſeits der Donau ſich zu erhalten, und auch jetzt noch hielt er kein Opfer zu groß, den Frieden herbeizuführen. Aber auch dieſesmal fand er den König feſt auf ſeiner Meinung beharrend, und dennoch als derſelbe bei Ollmütz eintraf, und den Befehl über das Heer ſelbſt übernahm, erſchien er dem Biſchof, trotz dieſem Schein von Beharrlichkeit ſo verändert, das Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf ſein Glück in dem ſonſt ſo nach Thaten Dürſtenden ſo erſtorben, daß er eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer um ſo nothwendiger fand, obgleich er fühlte, daß der richtige Zeitpunkt hierzu vorüber ſei.

Während König Ottocar noch unſchlüſſig war, ob er bloß Böhmen und Mähren vertheidigen, oder über die Donau ſetzen und das kaiſerliche Heer angreifen ſollte, drang Milota, der aus Steiermark mit einer kleinen Abtheilung treu Gebliebener zu ihm geſtoßen war, nebſt allen Roſenbergen in ihn, ſein Ohr dem feigen Rathe des Biſchofs zu verſchließen, und nicht einen Frieden einzugehen, den er durch ſchwere Aufopferung erkaufen ſolle, ehe noch die ihn ſonſt ſtets begleitende Victoria ihn verlaſſen; er müſſe daher Kampf und Schlacht aufſuchen. — Sie riefen Alles herbei, ſeinen ſtolzen Sinn zu wecken, aber auch ihre Bemühungen, ihn zu entſcheidenden Unternehmungen zu bewegen, ſcheiterten an dem Mißtrauen,

das den König so sonderbar ergriffen hatte, so daß er Niemand, ja sich selbst nicht mehr traute.

Als er jetzt die Nachricht bekam, der König von Ungarn habe zu seinem Verderben ein Bündniß mit Rudolph geschlossen, brach er, statt seiner ihm so getreuen Stadt Wien, welche Rudolph bedrohte, zur Hülfe zu eilen, nach Ungarn auf, nahm und verwüstete mehrere Städte und schien absichtlich jedes Zusammentreffen mit dem Kaiser zu vermeiden.

Endlich rief ihn doch die Noth Wiens wieder aus Ungarn herbei, aber zu spät; der wackre Bürgermeister Paltram mußte die Stadt wegen Mangel an Lebensmitteln übergeben, und der Kaiser zog triumphirend ein, während Ottocar am linken Ufer der Donau den kaiserlichen Adler vom Stephansthurm wehen sah. Das ungrische Heer nahete sich auch, da faßte er plötzlich den, alle die Seinen überraschenden Entschluß, den Bischof von Ollmütz nach Wien zum Kaiser zu senden, und ohne daß die Trompeten zur Schlacht gerufen, ohne daß er, seiner Göttin auch jetzt noch vertrauend, mit dem Schwerdt in der Faust um Krone und Ehre gekämpft hätte, den sonst so verhaßten Habsburger um Frieden zu bitten.

Dem Kaiser kam dieser Friedensantrag erwünscht. Er führte den Krieg nur aus eiserner Nothwendigkeit, denn er sah ein, daß ein so mächtiger Fürst wie Ottocar nicht neben dem Kaiserthrone stehen könne, ohne ihn zu verdunkeln, und daß der stolze Vasall gedemüthigt werden oder das kaiserliche Ansehn zu Grunde gehen müsse. Der Pfalzgraf am Rhein, sowie der Bischof von Würzburg, wurden von seiner Seite, der Bischof von Ollmütz

und der Markgraf Otto von Brandenburg von Seiten König Ottocar's zum Friedens-Unterhändler ernannt und hierzu einige Tage Waffenstillstand bewilligt. Die Bevollmächtigten waren bald über die Bedingungen einig. Der Kaiser versprach Ottocar mit Böhmen und Mähren zu belehnen, jedoch sollte dieser den widerrechtlich an sich gerissenen Besitzungen von Oestreich, Steiermark und Krain entsagen und sie in die Hände des Reiches zurückgeben, wo dann die Fürsten das Nähere darüber verfügen würden. Diese harten Bedingungen in etwas zu mildern, wurde eine für Böhmen vortheilhafte Heirath zwischen Rudolph, des Kaisers Sohn und Agnes, des Königs Tochter, verabredet und beschworen.

So hart die Bedingungen auch waren, so glaubte Ottocar doch, sie eingehen zu müssen; er unterschrieb.

Zwischen Korneuburg und Wien erhob in damaliger Zeit ein hoher Lug ins Land sein altergraues Haupt und schaute stolz über die rauschenden Fluthen der Donau nach den schönen Gefilden Oestreichs und den in weiter Ferne hervortretenden Bergen Steiermarks. In früherer Zeit, wo die Markgrafen von Mähren sehr oft auf längere Zeit die Länder des linken Donauufers in ihrer Gewalt hatten, war es ein wichtiger Posten, ganz zum Beobachten und zur Vertheidigung eingerichtet; seit Ottocar aber Oestreich mit Böhmen vereinigt hatte, stand der alte Wartthurm leer und unbenutzt und diente oft mancherlei liederlichem Gesindel zum Aufenthalt.

Als heute an dem verhängnißvollen Morgen Ottocar mit seinem glänzenden Gefolge dem Thurme vorüberzog,

erfaßte ihn der Wunsch noch einmal, wie schon so oft, von dessen Zinnen das Land umher zu beschauen. Sonst hatte er das mit stolzer Freude gethan, heute konnte es nur mit traurigem Herzen geschehn. Er befahl den ihn Begleitenden, unter welchen auch Otto von Brandenburg, der Bischof von Ollmütz und die angesehensten Herrn von Böhmen und Mähren waren, hier einen Augenblick zu rasten, stieg von seinem Streitrosse und winkte dem Bischof und Busso ihm zu folgen. Wie erstaunt war der König, als er in dem sonst zur Wache bestimmten Zimmer des obern Stocks seinen Astrologen Nicola in einem Lehnstuhl sitzen und schlafen sah. Das kleine Männchen hatte sich in seinen mit Bär verbrämten Mantel eingehüllt und schnarchte wacker, und alles zeigte, daß er sich in diesem Gemache häuslich niedergelassen hatte.

Busso mußte den Schläfer gar unsanft rütteln, ehe er erwachte und freudig aufsprang, als er seinen Herrn vor sich erblickte. „So treff ich Euch doch noch, gnädigster Herr," rief er, dem Könige die Hand küssend, „ich habe hier während der ganzen Nacht die Sterne befragt, und jedes Mal haben sie auf meine Fragen erwiedert: Ihr ginget heute den einzigen Weg zu Eurem Glück, jeder andere würde Euch dem Verderben zuführen."

„Verkündigten sie das?" fragte ihn der König leise.

„Ja, Herr!" erwiederte Nicola. „Darum reitet getrost hinüber und kehrt als Rudolph's Freund zurück."

„So erwarte mich hier."

„Hier in diesem Thurme?" fragte der Astrolog etwas ängstlich.

„Nun ja!“ wiederholte König Ottocar. „Hier“

„Mir ſagte,“ erwiederte der Meiſter, „eine innere Stimme die oft lauter und wahrer ſpricht, als die Sterne, dieſen Ort mit der Morgenröthe zu fliehen und längſt ſchon iſt ſie dem jungen Tage gewichen. — Doch mein König befiehlt und ich muß gehorchen.“

Der König trat nun ans Fenſter und ſtand mit verſchränkten Armen, lange die Gegend anſtarrend da, und immer krampfhafter ballte ſich ſeine Fauſt. „Ehrwürdiger Herr,“ ſagte er dann nach einer Weile, in welcher ſein Auge ſchmerzvoll auf Wien geblickt hatte, zu dem Erzbiſchof. „Jene ſchöne, treue Stadt, jenes weite Land bis an das adriatiſche Meer, war Ottocar's Eigenthum, ſein Wille war dort Gebot, was dort lebte war ihm unterthan, und jetzt? — Ohne Schwerdtſchlag, ohne des Schickſals Willen, nur von finſtern Mächten ins Verderben gezogen, gebe ich es hin mit einem Federſtrich! — Wird Rudolph es mir zu Lehn zurückgeben? — Kommt, laßt uns den Ort meiden, wo ich das mit Blut ſo theuer Erkaufte ſo — ſo feig opfre. — Aber noch iſt es Zeit,“ fuhr er plötzlich auf, „noch ſteht mein Heer gerüſtet, noch ſind meine Mannen bereit, ihr Leben für die Ehre ihres Königs dran zu ſetzen; noch heißt Ottocar von Böhmen „der Niebeſiegte,“ mehr kann ich in der unglücklichſten Schlacht nicht verlieren, als was ich hier freiwillig hingebe.“

„Wendet Euren Blick auch rückwärts, gnädiger Herr,“ nahm der Biſchof das Wort. „Dort liegt das ſchöne Land Böhmen und das herrliche Mähren, die Lauſitz und manches ſchleſiſche Fürſtenthum huldigen Eu-

rem Scepter; auch dies könnt Ihr in einer unglücklichen Schlacht verlieren. Die Deutschen sind uns an Zahl überlegen, es giebt wenig Fürsten unter ihnen, die Ihr nicht beleidigt habt, sie hängen mit Banden der Verwandtschaft, mit Treue an ihrem Kaiser, und glaubt es mir, der böhmische Adel ist Euch abhold, der mährische liebt Euch nicht mehr. Sie haben Ottocar's Thaten vergessen, und Ottocar's Strenge fühlen sie jetzt noch. Versäumt den einzigen Augenblick nicht, den Euch die Versöhnlichkeit des Kaisers noch bietet, und seid wenigstens in dem Entschluß fest, Euch mit Kaiser Rudolph zu versöhnen." „Thut so," fügte der Astrolog bittend hinzu.

Des Königs Auge rollte wild, seine kräftige Faust faßte muthig nach des Schwerdtes Griff. „Was heute verloren geht, kann morgen wieder gewonnen werden!" rief er dann plötzlich, eilte die Treppe hinunter, und schwang sich, wie von neuem Muthe beseelt, auf sein Streitroß.

Langsam ging nun der glänzende Zug, den die prächtig gekleidete Leibwache des Königs schloß, dem Ufer der Donau zu, wo schön bewimpelte Schiffe ihn erwarteten, und ihn bald nach einer Insel brachten, wo er den Kaiser zu finden hoffte; doch dieser erschien erst eine Weile darauf; gegen Ottocar's Prunk war sein Anzug schlicht und einfach, nur die Krone strahlte auf seinem wahrhaft kaiserlichen Haupte.

Als er eintrat verbeugte sich Ottocar mit stolzer Würde. „Ich trete vor meinen Lehnsherrn, den römischen Kaiser, als getreuer Vasall, von ihm die Lehn zu empfangen," sprach er, „und bitte meinen gnädigen Herrn, das Geschehene zu vergessen."

„Daß dies auch mein Wille ist," erwiederte Rudolph mit freundlichem, Zutrauen erweckenden Blick, „kann Euch der Wunsch beweisen, meinen Sohn Rudolph mit Eurer Tochter Agnes zu verloben. Seid treu Eurem heute mir zu leistenden Eide, und wir werden fortan nur Freunde, nie wieder Feinde sein. Doch nun zur Sache." Er bestieg den für ihn in aller Eile errichteten Thron, die Fürsten und Bischöfe, welche ihn begleitet hatten, ordneten sich um ihn, und während König Ottocar auf den für ihn bereit gelegten Teppich getreten war, gab der Kaiser dem Grafen Friedrich von Hohenzollern einen Wink, und dieser empfing nun aus den Händen des Markgrafen Otto von Brandenburg die fünf Banner von Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark und Krain. Der Kaiser befahl nun dem Könige, nach altdeutscher Sitte vor ihm niederzuknieen; als Ottocar den Befehl befolgt, nahm der Kaiser aus der Hand des Burggrafen von Nürnberg das Banner von Böhmen, und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Mit diesem Banner belehne ich Dich, Ottocar Przemisl, und Deinen Sohn Wenzel, so wie auch die männlichen Nachkommen welche Dir Gott noch schenken könnte, als rechtmäßigen König der Böhmen; diese drei Schläge meines Schwerdtes auf Deine Schulter, mögest Du von Deinem Lehnsherrn, aber von keinem Andern geduldig empfangen." Kaum waren diese Worte gesprochen, als plötzlich, wie durch unsichtbare Gewalt das Zelt niedersank, und den stolzen Ottocar seinem und dem deutschen Heere knieend vor Rudolph von Habsburg zeigte.

Ottocar war aufgesprungen, auch der Kaiser erhob

ſich von ſeinem Seſſel. „Wer hat dies zu thun gewagt," rief Rudolph entrüſtet, „denn bei Gott und allen Heiligen ſchwöre ich, ich gab den Befehl nicht dazu." Die Fürſten ſchwiegen, jeder ſchien es als Unrecht zu erkennen, nur Ludwig, der Baiern Herzog, konnte ein hämiſches Lächeln nicht unterdrücken.

In aller Eile wurde das Zelt wieder feſt geſtellt; Ottocar, der bei dieſem ganzen Vorgange ſeinen tiefen Schmerz wie ſeinen Ingrimm unterdrückt hatte, trat nun vor den Kaiſer, ſtehend, nicht knieend das Weitere der Ceremonie abzuwarten. Aber Rudolph erinnerte ihn an den alten Gebrauch, und daß man alte Sitte ehren müſſe; er mußte noch einmal vor dem Kaiſer knieen, und empfing ſo das Banner von Mähren.

Eine tiefe Stille herrſchte jetzt in der Verſammlung, der entſcheidende Moment war da, noch kniete Ottocar, noch hoffte er von der Gunſt des Kaiſers das Banner von Oeſtreich zu erhalten, doch ſtatt deſſen befahl ihm Rudolph aufzuſtehen, und ſagte zu den verſammelten Fürſten: „Die Länder von Oeſtreich, Steiermark und Krain, die der König der Böhmen widerrechtlich, mit dem Schwerdte in der Hand, an ſich gebracht, ſind dem Reiche verfallen, und da dieſer Krieg zu mancherlei Ausgaben mich genöthigt, werde ich die Einkünfte dieſer Länder ſo lange zu meinem Nutzen beziehen, bis diejenigen Fürſten, die zu meiner Unterſtützung herbeizogen, und mich in den Stand ſetzten dem heiligen römiſchen Reich das Verlorne wieder zu gewinnen, befriedigt ſind; dann werde ich ſie dem Würdigſten zur Lehn übergeben. Euch aber, König Ottocar, biete ich hiermit die Hand zu Fried und Freund-

ſchaft, mögen unſere Kinder Bürgen unſerer gegenſeitigen Geſinnungen ſein.“ Er ſtieg bei dieſen Worten die Stufen des Thrones herab, reichte Ottocar die Hand, umarmte und verließ ihn. Der Böhme, das Drückende ſeiner Lage hart fühlend, beeilte ſich auch den Ort zu verlaſſen, der den Glanz ſeines alten Ruhms ſo befleckt hatte.

8.

Es war trübes regneriſches Wetter eingetreten, als Ottocar, auf der Rückreiſe begriffen, ſeinem Gefolge, in tiefen Gedanken verſunken, einſam voranritt. Es drückte ihn aufs ſchmerzlichſte, daß der Aſtrolog ihm einen glücklichen Gang verheißen, und er nun ſo mit Schimpf in ſein Königreich ziehen mußte. „So iſt in den Sternen und ihren Dienern auch keine Wahrheit für mich!“ rief er entrüſtet aus. „Verlaſſen, verlaſſen bin ich, der Vielgefürchtete, der Vielgeſuchte, der bis in die Sterne Erhobene von Allen; ſelbſt meine Diener ſind es nur noch zum Schein!“ Er ſpornte ſein Roß, daß es ſchäumend dahin ſauſte, und entfernte ſich immer mehr und mehr von ſeinem Gefolge, dem er auch zurückzubleiben winkte, doch Buſſo folgte ihm, trotz dem mit einem Diener getreulich nach. — Ottocar ſchien es nicht ertragen zu können, von ſeinem Gefolge, das ſeine Erniedrigung mit angeſehen, umgeben zu ſein. „Allein,“ ſprach er abgebrochen zu ſich, „allein möchte ich zurückkehren, auf daß kein Antlitz mich an die Schmach des heutigen Tages erinnere!

— Doch ach," ſetzte er hinzu, „die Nachrichten meiner Siege flogen mir ja immer voran, wird es mit meiner Schmach nicht eben ſo ſein?"

Jetzt hielt er ſein Roß zu ruhigerem Gange an, und verſank aufs Neue in Gedanken; auf der Spitze einer Anhöhe angelangt, hatte ſein Blick über Wälder und Wieſen hinweg freien Spielraum, und konnte hinaus lugen bis an die Ufer der nicht fernen Donau. Er hielt auf der Anhöhe ſtill und litt es, daß auch Buſſo ihm zur Seite mit ſeinem Roſſe blieb.

Der treue Diener blickte mit beſorgten Augen den Herrn an, und ſchien ein Wort an ihn richten zu wollen, die finſtere Stirn des Königs aber benahm ihm den Muth dazu. Bald jedoch begann dieſer ſelbſt zu Buſſo gewandt. „Komm näher heran zu mir, und ſieh mir in's Auge." Buſſo gehorchte. „Sprich," fuhr der König fort, „ſieht man mir es an, daß ich heut um den größten Theil meines Ruhmes gekommen?"

„Herr, denket nicht daran!" erwiederte der Diener. „Wenn Ihr ernſtlich allen Anſprüchen entſagt, ſo ſeid auch ein Fürſt im Entſagen, und laßt nicht errathen, daß Ihr bereuet, was Ihr gethan. So Ihr aber Euch nur gedemüthigt habt, um Euch deſto höher und überraſchender zu erheben, nun ſo wird im Blute eines Sieges ſich alsbald jede Spur der gekränkten Ehre auslöſchen, und Euer Stern wird glänzender aufgehn als je."

Der König blickte umher auf die Landſchaft. Der Wind hatte die regennaſſen Wolken aus den Himmelsräumen geſcheucht, und die ſtille Abendſonne begann mit

milderm Lichte Alles umher zu übergießen. Das Herz des Königs, durch ſeinen gedemüthigten Stolz ſchon zur Weichheit geſtimmt, wurde bei dieſem Anblick noch weicher, er wandte ſich von Buſſo ab, als ſchäme er ſich eines ſolchen Gefühls, dann aber ſagte er: „Ich habe mir es nie gedacht, aber jetzt iſt es mir faſt ſo, als könnte mein Herz eher durch Entſagung als durch Eroberung befriedigt werden.“

Ohne Buſſo's Antwort abzuwarten, ritt er von ihm hinweg, die Anhöhe hinab.

In den Lebensgeſchicken jedes Menſchen treten Augenblicke der Beſeligung und Beruhigung ein; wenn die Stimme, welche in dieſen Augenblicken in uns ſpricht, die Oberhand gewinnt, und den Hebel unſerer fernern Handlungen bildet, ſo wandelt der Menſch zufrieden und heiter durch das Leben, und hätten auch die ſtürmiſchſten Tage ſo eben ihn bewegt. Nicht ſelten treffen gerade nach mühe- und unruhevollen Tagen ſolche Augenblicke in die Bruſt der wildeſten Naturen ein. Dies war auch heute bei Ottocar der Fall. Als er dahin ritt auf ſeinem ſchon ermüdeten, langſam und friedlich vorwärts ſchreitenden Roß, überkam ihm bei dem Andenken an ſeine einſtmalige Größe der Gedanke von Befriedigung und Beruhigung mit dem, was das Schickſal ihm verliehen. „Glücklich, glücklich der Sterbliche,“ ſagte er ſich, „der in den Armen der Liebe, von Thaten, die Glanz auf ſein Daſein werfen, ausruhen und im Bewußtſein, alles Errungene dankbaren Nachkommen zu überlaſſen, fröhlich die Tage, wo die Kraft abnimmt, herannahen ſehen kann.“

Er gedachte nun, indem er eben auf dem unwegſa-

men Pfade eines Kiefernwaldes ruhig dahin ritt, an ſeine eigene Jugend und an den königlichen Vater, der ihm aus Liebe allen Uebermuth verzieh, alle Unbill, die ſein Ehrgeiz ihm zugefügt. Ja, in offenbare Untreue und Hochverrath war er ausgebrochen, und dennoch war die Liebe des Vaters ſtärker als der Zorn des ſonſt ſo ſtrengen Fürſten geweſen, und er hatte verziehen, weil es der Sohn war, der geſündigt.

Eine Thräne ſtahl ſich aus Ottocar's Auge als er deſſen gedachte; eine Thräne aus dieſem Auge, das ſonſt nur Flammen und Blitze um ſich ſchleuderte, die zarten Regungen aus ſeiner Nähe verbannte, und Schrecken auf Alle warf, die es traf. So befällt nach unglücklichen Ereigniſſen die härteſten Menſchen oft ein Moment der Erhebung.

Plötzlich jedoch ermannte er ſich und richtete ſich auf. „Wie," ſprach er, „bin ich nicht noch ein König, ein Herrſcher, der über Millionen gebietet? Bin ich denn nicht noch immer ein glücklicher Gatte, harret nicht mein ein geliebtes Weib, das mit Liebe alles vergelten wird, was mir das Schickſal Bitteres bereitet? Hinweg, du weibiſcher Unmuth aus meiner Seele, du feiger Weichmuth, der mir, — pfui ich ſchäme mich faſt — Thränen erpreßt! Verachtet habe ich Deutſchlands Kaiſerkrone, mit Verachtung kann ich auch nur auf den blicken, der ſie trägt. Bin ich nicht Herr und Mann genug, um immer noch zu beweiſen, daß ich nicht der Gefallene bin? Die eine Stunde Erniedrigung, ſie wird ſchnell verdunkelt durch alle Größe, die ich beſaß, und alles Große, das dieſer Arm noch zu vollführen ſtark genug iſt!"

Er gab dem Roſſe die Sporen und dieſes, ermuntert wie der Reiter, ſprengte mit ihm muthig, über Dickicht und Geſtrüppe ſetzend, hinweg. Erſtaunt folgte ihm Buſſo, der ſeinen Herrn zu ſehr fürchtete, als daß er ihn jetzt anzureden wagte. Vor Ottocar's Seele wurde es nun heiterer und freier; vor ſeinem Blicke gingen die Siege im fernen Preußenlande vorüber. „O, ihr Städte am fernen Oſtſeeſtrande, ihr Veſten, die ich gegründet, du Erde, die ich gedüngt mit dem Blut meiner ſiegreichen Schlachten, ihr werdet Zeuge ſein, daß ein Ottocar geweſen und fernen Jahrhunderten erzählen, daß ein Held gelebt, der die Welt zu unterjochen im Stande war. Ihr werdet ſprechen von Thaten, wie der Habsburger ſie nie gethan, von Siegen, wie der Habsburger ſie nie erkämpft hat!" — Mit dem ſtärkeren Laufe ſeines Roſſes, ſtiegen immer kräftigere Bilder in der Seele Ottocar's auf. „Die Welt ſoll wiſſen," fuhr er fort, „wie ich den Uebermüthigen, der nur annahm, was ich ausſchlug und ſich doch ſo hochmüthig damit benimmt, daß er mich knieend vor ſich ſehen wollte, die Welt ſoll wiſſen, wie ich ihn verachte. Ein Ottocar hat vor ihm gekniet; aber an der Heiterkeit meines ferneren Lebens, an der Luſt und Freude, mit welcher ich nun meinen Thron umgeben will, ſoll man es deutlich ſehen, daß kein Schatten der Erinnerung meine Seele trübt und ich des Vorfalls nur gedenke, als hätte ich ein Poſſenſtück mit dem Kaiſer und ſeinem von mir verſchmähten Kaiſerreich getrieben."

Der Muth der längſt gewichenen Jugendjahre war ihm plötzlich wiedergekehrt, jener Jahre, wo der Eroberer ſich noch nicht durch Grauſamkeit den Kelch des Triumphs

verbittert und Gift in den Wein des Lebens geschüttet hatte. Vielleicht wäre dies die Stimmung gewesen, aus der Ottocar zu einem großen Menschen hätte hervorgehen können; allein das Unglück sollte seinen erhebenden Muth schnell brechen, und einmal wieder in die Bahn des Unedlen getrieben, war Ottocar nicht der Mann, mit Leichtigkeit umzulenken.

Doch jetzt hatte der König keine Ahnung dessen, was ihm bevorstand. Er gedachte Kunigunde's, die er treu und liebend glaubte und beschloß nun die nächste Zukunft, um eben seine Heiterkeit offenbar der Welt zu zeigen, der Freude und dem häuslichen Glücke zu widmen. In diesen Gedanken war er so versöhnlich gestimmt, daß er selbst dem Astrologen verzieh, der ihm heute Glück prophezeihet hatte. Er beschloß nach dem Thurme zu reiten, woselbst er diesem seiner zu harren befohlen, und bald auch lenkte er, als eben der Sonnenstrahl sich gesenkt und die Erde in nächtliches Dunkel gehüllt hatte, einen Nebenweg ein, der dahin führte.

9.

Die Nacht war bereits heraufgestiegen, als König Ottocar, um seinem Rosse Ruhe zu gönnen, abstieg, und von Busso und dem Diener, der die Rosse führte, gefolgt, zu Fuß den Weg nach dem Thurme fortsetzte. Noch in Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft versunken, mochte er etwa eine Viertelstunde dahingeschritten sein, als ihn ein Lichtglanz traf, der seitwärts aus dem

Dunkel des Waldes leuchtete. Der König blieb ſtehen, neugierig die Flamme betrachtend. Bald gewahrte er, daß der leuchtende Schein von einer Kienfackel herrühre, die einem größern Zuge, der ſich ſcheinbar nach der Stelle, wo er ſich befand, hinbewegte, vorangetragen wurde.

Er überzeugte ſich, daß ſich der Zug wirklich nach ihm hin begebe und beſchloß, an einen Baumſtamm gelehnt, ihn nahe genug kommen zu laſſen, um ihn genau in Augenſchein zu nehmen. — Bald war der Zug ſo nahe, daß der König die Vordern deutlich zu unterſcheiden vermochte. Voran ſchritt der greiſe Zigeuner-Hauptmann, die Kienfackel in der erhobenen Hand, ihm folgte das lieblichſte weibliche Geſchöpf, das der König je erblickt hatte; es war Angolina, wieder in der Tracht des Stammes gekleidet. Die langen Zöpfe hingen in breiten Flechten an den Wangen herab und über dieſen glänzten Goldblättchen, die Schläfe deckend, hervor. Das Haupt in der zarteſten Rundung, umwunden von der breiten Flechte des hintern Haupthaars, war mit grünen Reiſern geſchmückt. Das Geſicht ſelber in der glänzenden dunkeln Einfaſſung, von dem flackernden Lichte halb beleuchtet, halb beſchattet, die ganze Geſtalt endlich, hehr und leicht vorwärts ſchreitend, machte auf den König um ſo mehr einen angenehmen Eindruck, als Traurigkeit und Träumerei auf den Zügen des Mädchens ausgeprägt lagen, und die Mandole in der Hand es verrieth, daß das liebliche Geſchöpf auch die Kunſt beſitze, ihren Schmerz durch die ſanfte Welle des Liedes auszuhauchen.

Aber als ob dieſer liebliche Anblick zu herrlich wäre für das Auge und dieſes zu blenden vermöchte, gingen

zur Seite Angolina's die beiden alten Zigeunerinnen, welche der König als die Vergangenheit und Zukunft kennen gelernt hatte. Beide schienen Angolina zu führen, denn diese hatte den Blick gesenkt und eine Thräne glänzte hervor unter der langen Wimper. — Den Dreien folgte nun in Ordnung, wie es der Rang geboten zu haben schien, der übrige Zug, aus Männern und Frauen bestehend, so daß es dem Könige klar wurde, der ganze Zigeunerstamm sei auf der Wanderung zum Thurme begriffen.

Jetzt gingen die Ersten des Zuges ihm vorüber ohne ihn zu bemerken; das laute Gespräch, das der Zigeuner-Hauptmann mit den beiden alten Zigeunerinnen führte, weckte seine Neugierde. Er folgte daher auf dem Seitenwege durch das Dunkel der Bäume den Sprechenden einige Schritte, und war nicht wenig erstaunt, seinen eigenen Namen nennen zu hören.

„Ja wohl" begann der greise Anführer, dem sich jetzt die alte Zigeunerin, welche sich als die Zukunft bezeichnet hatte, zugesellte, Angolina und die Andern hinter sich lassend. „Ja wohl, das Schicksal hat ihm Schweres auferlegt und es erfüllt sich, was in den Sternen über ihn beschlossen war; seine Größe ist geknickt, seine Macht gebrochen, nie wird er zu der Höhe gelangen, die ihn irdisch über das neue Gestirn stellt, das nun aufgegangen. Jetzt ist er gedemüthigt, der Stolze, und nun wird die Stunde kommen, wo er des Trostes bedarf."

Der König hörte entsetzt diese auf ihn sich beziehende Rede, und er schlich weiter, um mehr über sich, sein

Schickſal und das, was die Zigeuner damit verknüpft, zu erfahren.

Die Alte begann nun: „Wir müſſen Angolina vorbereiten; wenn ſie erſt das ſtolze Herz Ottocar's beherrſcht, ſo werden wir ſchwer Gelegenheit haben ſie zu ſehen, und wahr iſt es, wenn er gebrochen und gedemüthigt die ſchwere Hand über ſich erkennt, welche irdiſche Größe zerſchmettert, ſo wird er um ſo eifriger das Glück in der Liebe des treuen Geſchöpfes ſuchen, das wir ihm zuführen.“

Ottocar glaubte den Sinn der Rede zu verſtehen; Angolina, ſo ſchien es, ſollte ihn mit den Banden der Leidenſchaft umſpinnen, um ihn ganz in den Staub der Unthätigkeit herabzuziehen, auf daß ſeine Größe ſich völlig auf die unlauterſte Weiſe verliere. „Weſſen Plan iſt dies?“ fragte er ſich; „dieſes Volk iſt von meinen Feinden erkauft, das iſt gewiß, was kümmerte ſie ſonſt mein Fall und mein Troſt?“ Er ſchlich weiter, dem Geſpräch, das leiſe geführt wurde, um es Angolina nicht hören zu laſſen, ſo viel als möglich abzugewinnen; aber es wurde ihm dennoch nur halb verſtändlich. Er glaubte die Namen Kunigunde und Zawiß Roſenberg zu hören, eine Zuſammenſtellung, wodurch ihm das Blut in all ſeinen Adern kochte. Der Argwohn, jener heimtückiſche Schleicher, der grade an den empfindlichſten Stellen ſein Gift aufs leichteſte ergießt, begann mit ſchmerzlichem Brennen in ſein Herz ſich einzubohren. Wie war mit einem Male alles vergeſſen, was er vom ruhigern Daſein ſich ſelber vorgeredet; wie war jede Spur von Verſöhnlichkeit aus ſeinem Herzen gewichen. Die Augen glühten wieder von unruhvoller Rache und Luſt, es den Feind fühlen zu

laſſen, daß er noch der alte mächtige Ottocar ſei, der des Mitleids ſo wenig bedürfe, wie er die Uebermacht der Feinde zu fürchten habe. Was ihn aber durch all dieſe Regungen der Rache und des Zorns welche ihn erhoben, und wenn auch nur krankhaft ſtärkten, danieder drückte, war das Bewußtſein, Keinen zu haben, dem er ſich vertrauen konnte.

„Kunigunde," ſprach er zu ſich, „auch du, die ich aus dem überwundenen Ungarland, das ſclaviſch zu meinen Füßen balag, hervorzog und dich als eine Herrſcherin einſetzte, deren Größe keine zweite gleich kommt, auch du könnteſt mich verrathen? Wenn es wahr wäre, was mein Herz ahnet, wenn es möglich wäre, daß ein Schatten meines Argwohns an dir haften bliebe, dann, dann —" Seine Fauſt ballte ſich, noch mehr aber zog ſich ſein Herz im Krampf des Zorns zuſammen, ſo daß er kein Wort mehr hervorzubringen vermocht hätte, und für den Augenblick unvermögend war, den Zigeunern zu folgen. Doch bald ermannte er ſich und ereilte ſie. Das Geſpräch war ununterbrochen fortgeſetzt worden, und nun vernahm er den Namen Ludmilla ſo deutlich, daß das Andenken an dieſe Unglückliche, wie an ihre Erſcheinung im alten Schloſſe, den Sinn des Königs plötzlich erfüllte und er auf andere Gedanken zu gerathen begann. „Wär's möglich, daß der Geiſt dieſer ſchwer Beleidigten und Entehrten, der mir ſchon einmal des Nachts drohend erſchienen, wär's möglich, daß er Rache ſinnend mich nun umgiebt, um mein Lebensglück zu vernichten, wie ich das der unſchuldigen Jungfrau vernichtet habe?"

Die Namen Zawiß und Kunigunde wurden wieder

mehreremale genannt, der Argwohn ſchlug in helle Flammen auf. „Wo ſoll ich Wahrheit ſuchen?“ fragte ſich Ottocar. „Buſſo, mein einziger treuer Diener, hat ſtets mich begleitet, mein Weib, ſo dachte ich, bedarf des Wächters nicht, um ihre Treue zu wahren!“ Der Zorn begann ihn zu übermannen, ſchon wollte er mit gezücktem Schwerdte hervorſpringen und Rechenſchaft über all das Geſprochene von den Zigeunern fordern, als er auch den Namen ſeines Aſtrologen deutlich hörte und die hinzugefügten Worte: „Nur er vermag über alles Aufſchluß zu geben, er, der die Verhältniſſe geleitet und um alles gewußt, was auf Ottocars Schickſal Trübes eingewirkt.“

Wie ein Blitz durchfuhr dieſe Rede den Fürſten. Schon während des ganzen Tages hatte der Argwohn gegen den Aſtrologen ſich in ſeine Seele gelagert, er hatte ihm verziehen, aber jetzt erſchien ihm ſein Benehmen wieder zweideutig, und nur das wurde ihm klar, daß Niemand als er ihm über Alles Auskunft zu geben vermochte. Ottocars Entſchluß war kurz. Er mußte hin zum Aſtrologen noch bevor die Zigeuner bei demſelben eintrafen; mit dem Schwerdte wollte er ihn zum Bekenntniſſe zwingen, um dann die Untreue dieſes Betrügers mit dem Leben erlöſchen zu laſſen. Er drängte ſich deshalb durch das Geſtrüppe, Buſſo zu erreichen, dem er befohlen hatte, ihm in weiter Entfernung ſeitwärts zu folgen, damit das Schnauben und die Tritte der Thiere ihn nicht verrathen möchten; bald hatte er ihn erreicht, ſich auf ſein Roß geſchwungen und von ihm gefolgt eilte er dem nicht mehr entfernten Thurme zu.

Bald gelangte der König an das Ufer der Donau,

ihr Rauſchen machte ſeine Seele nur ſtürmiſcher, der kühlende Wind, der über ſie hinfuhr, vermochte nicht das Gemüth des Aufgeregten zu kühlen, vielmehr fachte er die Gluth zur Flamme an. Jetzt erblickte er den Thurm; das obere Zimmer war erleuchtet und es ſchien als ob ſich ein Schatten darin hin und her bewegte. „Da iſt der Verräther" ſagte der König leiſe vor ſich hin, „ſollte er wirklich aus den Sternen mein Geſchick herausleſen um mich deſto ſicherer zu verderben? O! Ihr ewigen hohen Sterne," ſprach er, den Blick zu dieſen hinauf gewandt, „wenn Ihr den Untergang eines Mannes beſchloſſen habt, der feſt wie ihr ſelber ſeinen Ruhm gegründet zu haben glaubte, ſo gebt mir ein Zeichen, auf daß ich von Euch es erfahre was mir droht, und nicht aus dem Munde eines Knechtes, der mit Verrath und Schmach lohnt, was ich ihm Gutes und Liebes gethan! Gebt mir ein Zeichen, wie es Euch frei ſteht, es zu geben, ich bin ja nicht ein Menſch wie es Tauſende giebt, denen Ihr leuchtet, ich bin ja immer noch der Herrſcher dem Wenige auf dem Erdenrund gleichen."

Der König blickte gläubig hinauf, als ſollte beſtimmt das Zeichen erfolgen. Der Glaube der damaligen Zeit, daß die Sterne nichts denn die geiſtigen Lichtpunkte der Seele eines jeden Menſchen auf Erden ſeien, hatte feſte Wurzel im Geiſte des Königs gefaßt, daher ſein Glaube nicht nur an die damals allgemein herrſchende Aſtrologie, ſondern auch an die Ausſagen der Zigeuner und Wahrſager. Es ſchien ihm nun in dieſer bedrängten Stunde, als wäre er berechtigt, von den Sternen ſein Schickſal ſelber zu erfragen und als müßten dieſe ihm eine

Antwort geben; aber kein Zeichen ward ihm, wie er gehofft.

Der König blickte immer noch hinauf. „Welcher ist mein Stern?“ fragte er, am Firmamente unter den glänzendsten Gestirnen suchend; die drei prächtigen Sterne im Gürtel des Orion fesselten seinen Blick, doch er wandte sich ab. „Das bin ich nicht!“ sprach er „ich stehe ja allein, allein im Siege wie im Falle, nie haben mir Freunde zur Seite gestanden.“ Der glänzende Aldebaran fiel jetzt in sein Auge, der seitwärts jene Sterne überragt. „Bist Du es,“ fragte er hinaufgewandt, „bist Du es der auf einen Augenblick erlöschen wird, wenn mein Auge bricht, um dann einer neuen Seele zu leuchten? Ja Du bist es, Du bist der schönste Stern am Himmelszelt. O, Du stehst hoch und fest und wirst so bald nicht erlöschen.“

Der Blick des Königs schweifte umher und der Sturm seiner Seele schien sich gelegt zu haben, als er plötzlich den herrlichen Sirius im Aufgehen erblickte. „Was für ein Gestirn geht da auf!“ fragte er sich mit Schrecken. Der schöne, der hellste Stern des Firmaments wurde jetzt durch die immer wechselnde Luft am Horizont in den verschiedensten Farben gesehen. Ottocar war fast geblendet von diesem Farbenspiel, er gedachte an den Habsburger und dessen aufgehende Größe. „O, Du trügerisches Licht,“ rief er laut: „Du glänzest im Aufgehen, aber bald sollst Du schwinden, wenn mein Stern einen Strahl über Dich wirft,“ und plötzlich schoß eine Sternschnuppe, in der Nähe des Sirius schräg aufsteigend, nach der Gegend des Aldebaran hin. Der König zuckte so zusammen, daß das Roß sich hoch aufbäumte; das verhäng-

nißvolle Zeichen vom Himmel ſchien ihm unabänderlich gegeben. Verzweiflungsvoll ſetzte er dem Thier die Sporen ein und dieſes trug ihn alsbald an die Pforte des Thurmes. —

10.

Die Unreife der Wiſſenſchaft damaliger Zeit, die Unvollkommenheit in den Beobachtungen, ja die Unwiſſenheit der Beobachter ſelbſt ließ kein geordnetes Obſervatorium in der Art und Weiſe, wie wir ſie heute ſehen, zu. Wie ſich der Glaube damaliger Zeit zwiſchen den Heiligen und den griechiſchen Göttern und deren Einfluß durch die Geſtirne, alſo zwiſchen ſtrengem Chriſtenthum und blindem Heidenthum theilte, ſo war auch die Wiſſenſchaft nicht eine reine, ſondern ein Complexus, eine ſonderbare Miſchung alles deſſen was man wußte. Die Gebiete, die jetzt getrennt daliegen, waren chaotiſch durch einander geworfen, und der Forſcher ſuchte oft auf ganz fremdem Felde Aufſchlüſſe über Erſcheinungen, die ſich an Ort und Stelle leichter erklären ließen. Es war nicht eine Zeit der phyſiſchen Abenteuer allein, auch der Geiſt ging auf Abenteuer aus, er erfreute ſich der Zerwürfniſſe, der Unmöglichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten, die für ihn im Univerſum da waren, und erging ſich gern in jenem Gebiete, die Schauer der Erkenntniß für die Erkenntniß ſelber anſehend.

Mögen wir uns daher nicht wundern, wenn wir Nicola, den Aſtrologen, zu der Zeit, wo der König auf

dem Wege zu ihm war, in ſonderbarer Situation und Umgebung entriſſen. Das Gemach, in dem er ſich befand, war eine Rotunde, deren Kuppel einſt die des ganzen Thurmes bildete, und zu welcher man nur durch hohe, teile und enge Stiegen gelangte. Jetzt hatten Zeit und Zerſtörung die Kuppel völlig abgedeckt, ſo daß ſich der Himmel mit all ſeinen Sternen wie eine große funkelnde Glasglocke darüber wölbte, und ſein Licht alles übergoß, das den Aſtrologen umgab. In der Mitte des Gemaches erhob ſich eine Erhöhung, zu der ein paar Stufen führten und auf welcher ſtehend man ringsherum über die Mauer hinweg den Horizont und die Auf- und Untergänge der Geſtirne beobachten konnte. Ein hoher Lehnſtuhl und ein Tiſch davor, auf dem eine Lampe brannte, ſtanden ſeitwärts der Erhöhung, und in ziemlicher Ordnung umher gebracht, ſah man all jene Geräthe, die der Alchemie des Mittelalters angehörten, gemiſcht mit Natur- und Kunſterzeugniſſen, wie Abbildungen der ſonderbarſten Gegenſtände, Bilder und zerbrochene Statuen der griechiſchen Götter und Göttinnen, Menſchen- und Thiergerippe, Deſtillirkolben, Sphäroide und Globen. An den Wänden und um den Tiſch herum lagen große Folianten, an jedem hatte ein Wachsſiegel an einer Schnur hängend; auf dem Tiſche ſelbſt war ein ſolcher Foliant, wenige griechiſche und arabiſche Worte, aber deſto mehr Zeichnungen und verſchlungene Figuren enthaltend, aufgeſchlagen. Leere Pergamentblätter, in einem Scherben eine Art rother Dinte, und ein eiſerner ſchon mit Tinte gefüllter Griffel bedeuteten an, daß der Meiſter im Begriffe war die Erfahrungen niederzuſchreiben, welche ihn hier gefeſſelt

hielten. Das Gemach, der ganzen Strenge des Nacht- und Winterfrostes ausgesetzt, hatte nur einen Heerd aus Steinen, keinen Kamin der es erwärmte. Eine durch Rollen bewegliche Leinwanddecke, die vermittelst einer Schnur aufgezogen werden konnte war am obern Gemäuer angebracht, so daß die Decke mit einem Zuge sich schloß und öffnete, und, die bewegliche Bedachung des Gemaches bildend, die Sterne bald verbarg, bald enthüllte.

Jetzt in dieser Stunde stand Nicola, von einem weiten Gewande fast ganz umhüllt, so daß nur sein kahler Scheitel sichtbar blieb, auf der Erhöhung in der Mitte des Gemaches im Anschauen des Mars versunken, der seinen röthlichen Schein auf die Erde herabsandte. Tiefer und schwerer als gewöhnlich schienen die Gedanken des Gelehrten heute sein Gemüth zu erfüllen, seine Brust hob sich bei den Betrachtungen, die sich ihm erschlossen; denn sollte er den Sternen und den Deutern, deren Zunge er selbst war, glauben, so nahte ihm eine verhängnißvolle Stunde, in der sich sein Schicksal entscheiden mußte. —

Der geängstigte Astrolog seufzte auf; er konnte nicht zweifeln, daß ihm die Sterne nicht gelogen, da er wahrscheinlich selbst eine verhängnißvolle Stunde veranlaßt hatte. Er hatte die Zigeuner und mit ihnen Angolina zu sich auf den heutigen Abend herbeschieden, und doch wußte er, daß der König, der von dieser Zusammenkunft nichts erfahren durfte, ebenfalls auf dem Wege zu ihm begriffen sein konnte, wenn dieser nach der Erniedrigung, die er heute erduldet, noch ein Gedächtniß für die Worte, welche er am Morgen gesprochen, haben sollte. Und doch war er der treue Diener des Fürsten, dessen Ankunft er

befürchten mußte, und doch hatte er die Nächte seines jahrelangen Studiums fast nur der Erforschung des Schicksals seines Herrn gewidmet und in seinem Dienste Schlaf und Gesundheit hingeopfert.

Aus der gepreßten Brust des Astrologen rangen sich endlich Worte hervor: „O, ihr unerforschlichen Sterne da oben," sprach er mit bebenden Lippen, „wenn es wahr ist, daß mein Schicksal erfüllt ist, die Stunden meines Daseins gezählt sind, so verberget mir Euer Antlitz nicht, wenn ich mein brechend Auge zu Euch aufschlage. Auf Euch laßt mich blicken, denn ihr waret mein Schmerz und meine Lust, mein Leben, und ach, ihr seid auch mein Tod! —" Er ließ das Haupt auf seine Brust sinken, und die Erinnerung der stillen Tage seiner Kindheit und Jugend ging an ihm vorüber. „Ihr ewigen Sterne," sprach er mit erhobener Stimme, sich aufrichtend, „ihr ewig leuchtenden Seelen der Millionen und Millionen, ihr habt auf mich in den schwersten Stunden des Lebens herabgeschaut und milden Trost in die wunde Seele geträufelt. O, wisset ihr noch, wie meiner Mutter Grab die einzige Stelle war, wo ich, der verlassene Knabe, mein Haupt hinlegen konnte? Wisset ihr noch, wie trostreich ihr mir beigestanden, wenn ich schmerzvoll mich hinwarf? In euerem Lichte ist mein Licht, das Licht des Trostes aufgegangen! Ich verstand eueren Ruf, ich wußte, wen ich ferner lieben sollte, wer mir ersetzen müßte, was das Leben mir nicht bot. Mit der Seele eines Kindes hing ich an euch, was habe ich mir aus des Lebens härtesten Prüfungen gemacht! In Hunger und Kälte habe ich mein Herz an euch gesättigt, an euch erwärmt; im Gram habe

ich meine Hände zu euch empor gestreckt, um euch habe ich mich der Wissenschaft gewidmet, um euch habe ich den Lockungen des Lebens entsagt, um euch bin ich die Freuden geflohen, und die heiße Gluth im Herzen des Jünglings, die Liebe habe ich gewaltsam unterdrückt und in Liebe zu euch verwandelt! O, ihr wisset es, kein weiblich Auge hat mir je gelächelt und wenn ich um das eine Weib in Schmerz vergehen wollte, hab' ich auf euch geb'ickt, bis die Thränen in meinem Auge vertrockneten in der Gluth der feurigen Liebe, die ich zu euch empfand!— Und welchen Schatz habt ihr mir verliehen!" fuhr er nach einer Pause fort. Er zog eine Rolle aus seinem Busen, und hob sie mit beiden Händen hoch empor. „Habet Dank! Dank, wenn der Kelch mir nicht vorüber geht und ich die bittern Tropfen des Todes verschlucken muß. Sein und mein Geschick habt ihr verbunden, und wenn es denn beschlossen ist, ihr hohen Sterne, so seid mir gnädig in der letzten Stunde!"

Die Rolle, welche er in Händen hatte, enthielt das Geschick des Königs, zu dessen Erforschung er Jahre seines Lebens geopfert, sie enthielt noch mehr als dies, denn sie bestimmte in einem Falle das Schicksal des Astrologen selber und das Eintreten dieses unglücklichen Falles war möglicher Weise am heutigen Tage. Der Astrolog stieg von der Erhöhung herab und ging mit unsichern Schritten im Zimmer auf und nieder, endlich trat er vor eins der Gerippe hin. „Alter Freund" sprach er, „Du bist ein Heimgegangener, Du schwebst über jenen Sternen jetzt und hast Dein Geschick erfüllt; siehst Du auf mich herab, auf mich, der Deine harten Ueberreste aus dem Grabe

gerettet und Dich hier aufgestellt, auf mich, der ich bald mich zu Dir dort oben gesellen soll?" Er seufzte tief auf und zog an der Schnur; die Decke schloß sich oben und nur die Lampe beleuchtete das Gemach. „Noch einmal will ich lesen, was ich aufgezeichnet, noch einmal das Inhaltschwerste meines Thuns durchfliegen." Mit diesen Worten setzte er sich in den Lehnstuhl, nahm die Rolle vor sich auf den Tisch und die Lampe zurechtrückend, begann er zu lesen.

Der Inhalt nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er es nicht hörte, als die Thür geöffnet wurde und Ottocar entrüstet und nicht in Absicht ungehört zu bleiben, eintrat. Der Astrolog, von der hohen Lehne des Stuhles verborgen, las immer fort, während Ottocar, der sich allein glaubte, auf den Tisch zuschritt.

Da fand er nun seinen vermeinten Feind, vertieft im Anschauen eines Pergaments, das für den König unverständliche Charaktere und Schriftzüge enthielt. Ottocar sah nicht den Blick, mit dem der Astrolog die Schriftzüge durchflog, er sah nicht die zitternden Lippen, welche die diesen Worte mit Zuckungen und Bewegungen begleiteten, nicht die heiße Thräne, die hell und groß in der Wimper schwamm. Er sah nun das spärliche Haar an den Schläfen sich sträuben, und dann darüber die hohe gerunzelte Wölbung des Schädels, den große Adern durchliefen, die nun voll vom Blute strotzten. Des Königs Blicke schossen wie Blitze auf das Haupt, das vor ihm aus dem dunklen Mantel hervorlugte; waren es Dolche, es wäre einer genügend gewesen, den Gelehrten zu tödten; doch so lasteten sie nur unmerklich auf ihm, und Ottocar

ſah ſich noch immer nicht beachtet, ſo daß ſein Zorn innerlich immer heftiger wurde.

Jetzt jedoch begann der Mund des Aſtrologen, der früher lautlos zuckend die Worte ausſprach, lauter zu murmeln. Es klang wie ein Klagelied, dumpf und traurig; wie ein Todtenlied, düſter und grauenhaft. Bald löſten ſich die Töne in Worten auf, wurden verſtändlich und der König entſetzte ſich als er Folgendes hörte.

„O Ottocar, wie geſtürzt von der Höhe biſt Du! wie gefallen von Deiner Größe. Ueber Berge ging Dein Schritt, über Meere Dein Fuß, auf Throne ſetzteſt Du Deine Ferſe und der Nacken Deiner Feinde krümmte ſich unter Deinem Tritte. Nun biſt Du hin, hin, die Welt wird Dich nicht beklagen, ſie wird jauchzen in Deinem Fall, ſie wird Dich nicht beweinen, ſondern jubeln in Deinem Sturz. Banner werden ſie aufſtellen um Deine Leiche, um Allen zu zeigen, daß der Unüberwindliche für immer dahin iſt, ausſtellen werden ſie Dich dem Volke, um zu zeigen, daß Du nie wieder erſtehſt! Die Strahlen ſind erloſchen, und werden ſich wahrſcheinlich nie wieder entzünden; aber die, welche Du verachtet, über die Du Dich hoch erhaben glaubteſt, wie geht ihr Stern glänzend auf und ſendet Licht auf Alles was Dein Bereich einſt war.“

Ottocar ſtand zitternd, und ſeine Blicke flammten, alle Wuth des verwundeten Gemüths eines Tyrannen brach in einem Augenblicke aus, er ſah vor ſich eine Geſtalt, nicht die eines Menſchen, es war ein ſchwarzer Berg, und auf dieſem eine weiße Glatze, ſo geſpenſtig, teufliſch dünkte ihm die Geſtalt, als wäre ſie der Hölle entſtiegen. Der-

ſelbe Aſtrolog hatte ihm zu dem Gange gerathen, und ihm Glück verheißen, und nun ſprach er vom Sturz und von niemaligem Erſtehen. Die Fauſt des Tyrannen ballte ſich, er erhob ſie zu einem jähen Schlage; ſie ſchwebte lange über dem ahnungsloſen nackten Haupte, noch zögerte ſie, doch als der Aſtrolog die letzten Worte geſprochen, fiel ſie mit Zentnerſchwere nieder.

„Teufel!“ ſchrie der König auf.

Des Aſtrologen Haupt ſtürzte auf die Bruſt als ſollte es ſich niemals wieder erheben. Doch endlich bewegte er ſich und in demſelben Augenblicke war des Königs Schwerdt auch ſchon gezückt, und die Waffe auf den ſich langſam aufrichtenden Aſtrologen gerichtet.

Der unglückliche Aſtrolog fühlte ſich tief empört über die rohe Behandlung des Königs; der Schlag mit dem Schwerdt ſchien ihm nun nicht mehr fürchterlich; ſo klein er von Geſtalt gegen den hohen, männlichſtarken Ottocar war, ſo ſtand er dennoch jetzt aufgerichtet und vom Stolze gehoben anſehnlich, ja hoch ihm gegenüber.

„Knecht! nieder . . . .“ ſtotterte Ottocar, vor Zorn faſt ſprachlos; der Aſtrolog hob den Arm gegen ihn: „Niemals Ottocar! nun und nimmermehr. Dein Geſchick erfüllt ſich und das Meine, nun ſind wir Brüder, Söhne *eines* Unglückes. Dein Auge dürſtet nach Blut, hier iſt es das Dich ſättigen wird“ — er deutete auf die Bruſt.

Der hohe Lehnſtuhl ſtand noch zwiſchen Beiden, Ottocar ſtieß mit dem Fuß dagegen, das ſchwere Möbel ruckte, aber ſtürzte nicht um; gelaſſen ergriff es Nicola und ſtellte es fort. „Laß die unſchuldige Stätte, die mich oft

barg, wenn ich mein und Dein Geſchick erforſchte, jetzt, wo es ſich erfüllen ſoll, in Ruhe."

„Knecht, Verräther, Betrüger!" ſchrie Ottocar gereizt durch die ſtolze Ruhe des Aſtrologen. „Deine Augenblicke ſind gezählt!" er ſprang auf ihn zu.

„Halt ein!" rief der Gelehrte, „wiſſe zuvor, mein Tod iſt auch der Deine!"

„Elender! Das iſt Deine Ausflucht, damit willſt Du nur ſchrecken, wie es Viele Deines Gelichters ſchon gethan." Mit dieſen Worten erfaßte die Linke des Königs den armen Aſtrolog, während ſeine Rechte das Schwerdt über ihm bereit zum Stoße hielt. „Bekenne" fuhr er fort; — „bekenne, daß Du mich hintergangen, oder Du ſtirbſt durch dieſes Schwerdt!"

„Ich habe nichts zu bekennen, als daß ich Dein treueſter Diener war!" ſprach Nicola, das Geſicht zum König hinauf gewandt. Die Blicke begegneten ſich, der Aſtrolog, bleich wie der Tod, aber ruhig und gefaßt, ſah mit halb gebrochenem Auge hinauf; der König, bleich wie die Wuth, knirſchend, doch mit gerötheter Stirne, blickte mit wildem ſtieren Blicke hinab.

„Kunigunde?!" kreiſchte Ottocar heiſer vor Zorn, mit ſtammelnder beöender Lippe „ſprich, iſt ſie mir untreu? Du weißt es!"

„Fragſt Du die Sterne in ſolchem Tone?"

„Die Sterne nicht, den Knecht, den Verräther! Antworte!"

„Nicht auf dieſe Frage," ſprach Nicola ruhig.

„Die Zigeuner" — ſchrie Ottocar.

„Sie bringen Dir Troſt", fiel ihm Nicola ins Wort.

„Halt ein, mit Deinem Zorn und Alles wendet ſich zu Deinem Glücke, ſie führen ein Geſchöpf Dir zu, das Dich beglücken wird!"

„Alſo wahr, wahr, was ich geahnet habe! Schlange, Kuppler!" rief Ottocar und führte den Stoß auf die Bruſt des Armen.

Nicola ſank zur Erde, ſein Haupt kam in die Mitte des Zimmers nahe der Erhöhung zu liegen; im Falle war ſein ſchwarzes Gewand von ihm herabgeſunken, und der König erblickte ihn in weißen Todtenkleidern: „Ich ſterbe" hauchte er aus, und dann folgte eine Pauſe, die in ihrer Stille ſchrecklich gegen die vorigen Augenblicke abſtach. In befriedigter Rachſucht wankte Ottocar einige Schritte zurück und ſtieß auf einen Gegenſtand; er griff um ſich, und erfaßte die Knochenhand des Skeletts, das klappernd hin und her ſchwankte, ſo daß das loſe Geſtell umſank und der Knochenmann neben den Aſtrologen hin fiel; im Fallen aber verwickelte das Gerippe ſich in die Schnur, welche die leichte Leinwanddecke am Balken bewegte und im Augenblick, als es niederſtürzte, ſchien es als öffne ſich der verſchleierte Himmel, um die Sterne auf den treuen ſterbenden Diener blicken zu laſſen, der ſich ihren Anblick im Scheiden von ihnen erbeten.

Das faſt ſchon gebrochene Auge des Aſtrologen, der in jener Ohnmacht, die dem Tode der Verwundeten vorangeht, gefangen lag, bekam durch dieſen Zufall neues Leben; Ottocar war vor Grauen und Entſetzen bis an die Wand gewankt. Nicola's Auge ſah nicht nach ihm, der Sterbende ſah nur die leuchtenden Welten glänzend über ſich, und neben ſich den treuen Gefährten, das Skelett,

das er oft mit dem Blick des Forschers, öfter noch mit dem Blick des Freundes angesehen.

„Habet Dank! Dank!“ flüsterte er, „Ihr habt mein Gebet erhöret und mir Euer Auge zugewandt in diesem meinem letzten Augenblicke!“

Halb wieder von der Ohnmacht umnachtet schwieg er, während seine Hand die des Knochenmannes ergriffen hatte. Es verging eine schauerlich stille Pause, endlich erklang die Stimme Ottocars, tief, dumpf, zitternd, wie aus zerrissener Brust: „Nicola!“ ertönte es.

Die Züge des Astrologen, schon von der Seligkeit des Todes verklärt, umflorten sich plötzlich mit einem Dunkel; die schon halb gespannten Muskeln des Antlitzes hoben sich wieder, das Leben pulste noch einmal auf bei dieser Stimme, und beim Klange seines Namens, doch brachten seine Lippen nichts als ein „Wehe Dir!“ hervor.

„Nicola!“ rief Ottocar nochmals und trat einige Schritte vor.

„Wehe Dir“ sagte Nicola schwach und mit gebrochener Stimme, „wehe Dir, Dein treuester Diener stirbt von Deiner Hand und mit seinem Tode ist auch der Deinige verknüpft.“

„Treu, treu!“ fuhr Ottocar in zweifelhaftem Gefühle auf, „treu, und die Zigeuner —“

„Die Zigeuner führen Dir das einzige Geschöpf zu, das Dich geliebt, das Dein Herz nach allen Stürmen in den Hafen der Ruhe geführt hätte, wenn nicht Menschenblut auf Deiner Seele lastete, wenn Du mich nicht erschlagen hättest; jetzt aber wird jenes Geschöpf Deinen

Tod herbeiführen, ſo wahr ich von Deiner Hand getödtet, ſterbe. —

Er ſeufzte ſchwer auf und ſtockte plötzlich; es ſchien als ob der Geiſt entflohen wäre, die irdiſche Hülle zurücklaſſend. Ottocar ſtürzte in wechſelndem Gefühle auf ihn zu: „Und jenes Geſchöpf!“ rief er aus.

„Dein Kind! Dein Kind!“ ſprach der Aſtrolog mit der letzten Anſtrengung und ſank zurück, den gebrochenen Blick nach den Sternen gerichtet.

11.

Die letzten Worte des ſterbenden Aſtrologen fielen zentnerſchwer auf das Herz des Königs, der ſie nicht begriff, aber wie durch Ahnung eines Zuſammenhanges inne zu werden glaubte. Doch bald richtete er ſich wieder auf, und der gedrückte Stolz erhob ſich zugleich in ihm. „Bin ich nicht der Alte noch, der Eiſerne, deſſen Tritt zerſchmetternd, deſſen Wille unbeugſam iſt? Hat dieſer nicht als Verräther gegen mich gehandelt, da er mir Glück verkündete und mich nur Schande traf, und habe ich das Recht nicht mehr, die Treuloſigkeit zu beſtrafen?“ So ſprach er laut vor ſich hin, ſeinen Muth belebend. Mit immer heftigern Schritten begann er das Gemach zu durchſchreiten. „Lügenwerkzeug! rief er aus, als er an einen Kolben ſtieß, und zerſchmetterte ihn mit einem Fußtritt.

Wie eine heftige That in grauſamen Naturen nur heftigere Regungen hervorbringt, ſo ſchien dieſer kleine unbedeutende Ausbruch des Zornes gegen das unſchuldige

Werkzeug des Aſtrologen nur das Signal zum völligen Ausbruch deſſelben zu geben. In blinder Zerſtörungswuth ſtand Ottocar mit gezücktem Schwerdte da, bereit alle übrigen Geräthe des Gemaches ebenfalls zu zertrümmern. Da erklangen die dumpfen Töne eines Liedes, einem Todtengeſange nicht unähnlich. Die Stille, die eben um ihn geherrſcht, ward ſchauerlich dadurch unterbrochen und langſam immer näher und näher, kamen die Töne bis ſie endlich am Fuße des Thurmes deutlich erſchallten. Der König ſchauderte zuſammen, es ſchien ihm ein Geiſterchor, das die Leichenfeier begehen wollte. Bald aber erinnerte er ſich der Zigeuner und ihrer Zuſammenkunft mit dem Aſtrologen, und ſah auch gleich darauf den Anführer derſelben, die Fackel in der Hand, und ihm folgend Angolina und die Andern, in das Zimmer treten. Ein Blick auf den blutenden Leichnam des Aſtrologen, den der König jetzt unwillkührlich that, ſein gezücktes, noch blutiges Schwerdt, und endlich ſein blutiges Gewand, dies Alles erklärte augenblicklich den Eintretenden das Vorgegangene. Wie aus einem Munde erhoben ſie ein Wehgeſchrei und mit dieſem ſtürzte Angolina ohnmächtig zur Erde nieder.

Der Zigeunerhäuptling gewann zuerſt Faſſung um ſeine Klage in Worten auszuſprechen. Er richtete ſich auf, ſeine Geſtalt erſchien gehobener als je, und im Tone eines Anklägers, eines Richters und Rächers wiederholte er den Wehruf und die Klage, in welche die Uebrigen zuweilen im Chore einſtimmten. „Wehe Dir, daß Blut vergoſſen hat Dein Schwerdt, wehe Dir, daß dieſes Blut an Deinen Händen klebt, wehe Dir, daß heute dieſes Blut Dein Gewand beſpritzt! Den treuen Diener

haſt Du erſchlagen, den Forſcher, der ſein Leben, ſeine Ruhe Dir geopfert, haſt Du gemordet, den Freund, der an Deinem Glücke gebaut, hat Dein Schwerdt durchbohrt.“ Dieſer Fluch, im ſchauerlichen Tone ausgeſprochen, fiel zermalmend auf das Herz des Königs. Er wankte und lehnte ſich an die Erhöhung in der Mitte des Zimmers, und blieb dort, den Blick auf die Zigeuner gerichtet, die den Leichnam des Aſtrologen, das neben ihm liegende Gerippe, und die ohnmächtige Angolina, umſtanden.

In der That war der Anblick ein entſetzenvoller, den Gemordeten, im Blute ſchwimmend, zwiſchen den grauſenhaften, vergelbten Knochen des Skeletts, und der zarten, ſelbſt in der Todtenbläſſe reizenden Jungfrau daliegen zu ſehen; aber die Gruppe um dieſelbe war noch entſetzenvoller. In Aller Augen die Gluth, auf allen Lippen der Fluch, erblickte der König jetzt noch in jeder Hand den Dolch des Rächers. Immer mehr Zigeuner ſammelten ſich im Zimmer, immer enger und gedrängter wurde der Raum um ihn, immer lauter, klagender der Wehruf. Durch die gezückten Dolche zum Widerſtand gereizt, richtete ſich Ottocar auf. Zu ſchwach, ihren Worten zu widerſtehen, fühlte er dem drohenden Stahl gegenüber ſeinen Muth, und die Kraft ſeiner Hand erwachen, die mit dem Schwerdte ihm entkräftet niedergeſunken war. Aber es war hier auf einen ſolchen Kampf nicht abgeſehen; der Zigeuner-Häuptling trat ihm entgegen, die Fackel in der Hand. „Sieh her!“ ſprach er zu ihm, während ein Zeichen alle Uebrigen verſtummen machte, und eine grauſige Stille hervorrief, „Sieh her!“ er beleuchtete die Züge

des Aſtrologen, „dieſe Stirne, ſie iſt geblichen, dieſer Scheitel iſt kahl, dieſe Wangen, ſie ſind eingefallen, dieſe Augen, ſie ſind hohl in Deinem Dienſte geworden! Dein Geſchick erforſchend, hat er des Winters Kälte, des Sommers Gluth nicht geachtet, um Dich hat er dem Leben und ſeinen Freuden entſagt, und Deiner Feinde Verſuchungen widerſtanden. Er hatte ſein Geſchick an das Deine geknüpft!“ Der Häuptling ſchritt jetzt dem Tiſche zu, die Pergamentrolle ergreifend, die noch aufgeſchlagen vor ihm lag. „Sieh her! das iſt das Einzige, was er erſtrebt, in dieſen Zügen hat er Dein Geſchick und auch das Seine aufbewahrt, o ſchrecklich! daß es ſo blutig in Erfüllung ging!“

„Ottocar, der Gewaltthätigkeit gefürchtet hatte, war auf ſolche Worte nicht gefaßt. Sein Arm ließ das geſchwungene Schwerdt ſinken, und unvermögend, ein Wort zu entgegnen, ſtand er vor dem Greiſe, wie ein Verbrecher vor ſeinem Richter. Dieſer las den Inhalt des Pergaments mit lauter Stimme. Der Aſtrolog hatte vieles mit Zeichen hineingeſchrieben, welche dem Zigeuner-Häuptling unverſtändlich waren, was er jedoch leſen konnte, bezog ſich auf die Vergangenheit und Zukunft Ottocar's. Die Schrift enthielt die Geſchichte vom Sturz der Roſenberge, beſonders aber die Entehrung Ludmilla's. — Ihr Schatten flog dem Geiſt des Königs geſpenſtiſch vorüber, und immer deutlicher trat er hervor, als der Zigeuner die näheren Umſtände jener Gewaltthat beſchrieb. Endlich aber ſtand er in voller Klarheit vor der Seele Ottocar's, als ihre nächtliche Erſcheinung erklärt, ihr Wahnſinn ſeit der Stunde der Geburt eines Kindes erzählt wurde;

auch ihr Tod in Rosenberg's Armen wurde dem Könige jetzt bekannt, und was er nur dunkel geahnet, den Zusammenhang seines jetzigen Schicksals mit seiner damaligen That, wurde durch die Schrift des Astrologen zur vollen Gewißheit. Jetzt aber nahm der Charakter dieser Schrift einen heiterern und ruhigern Ton an. Das politische Unglück des Königs bildete freilich einen trüben Hintergrund, aber häusliches Glück, frohere, zufriedenere Tage wurden für die nächste Zukunft ihm verheißen, und das Herannahen dieser Tage stand, aus dem Inhalt des Pergamentes zu schließen, in des Königs eigner Hand. Nicht Kunigunde sollte des Glückes Trägerin ihm sein, wie er selbst geglaubt, ein anderes Wesen war dazu bestimmt ihm durch kindliche Liebe die Wolken von seiner Stirne, die Schatten aus seinem Herzen zu scheuchen. Ludmilla's und Ottocar's Kind lebte; dies sollte ihm, wenn äußere Stürme ihn niederdrückten, zugeführt werden, und aus des Mädchens Hand, so hatte der Astrolog beschlossen, sollte der Balsam des Trostes in seine Seele fließen. Die heitern Tage, die ihm nun werden sollten, waren mit der warmen und ergreifenden Farbe der Wahrheit geschildert und erging sich die Darstellung derselben in Klarheit und ziemlicher Ausführung. „Doch," hieß es weiter, „wenn Blut an jenem Tage, den Ottocar für den unglücklichsten seines Lebens halten wird, an seiner Hand kleben sollte, so hüte er sich vor diesem Kinde, denn es wird die Ursache seines Todes werden. Nie soll er es dann umfassen, niemals liebend ihm nahen." Eine andere in dunkle Andeutungen verhüllte Prophezeihung, knüpfte dies unglückliche Ereigniß an den Tod des Astro-

logen ſelber, deſſen beſchriebenes Leben ſtets die wärmſte und treuſte Anhänglichkeit an Ottocar darthat. Bis hierher hatte die tiefſte Stille geherrſcht; Ottocar, bald erhoben, bald wieder niedergedrückt, bald im Begriff in Zorn auszubrechen, bald wieder wehmüthig und zur Reue geſtimmt, ja oft in vernichtende Gefühle verſetzt, hatte unter dieſen wechſelnden Empfindungen in geſpannteſter Aufmerkſamkeit zugehört. Stark und heftig in ſeinem Schmerz, wie in ſeinem Zorne, hielt er, als der Zigeuner geendet, ſeine Gefühle nicht länger zurück. Das flammende Auge auf den Gemordeten gerichtet, faßte er mit beiden Händen ſein Gewand, und zerriß es in wildem Ausbruch ſeines zornähnlichen Schmerzes. „Mein Kind!“ fuhr er plötzlich auf, „wo iſt mein Kind!“ Er hatte eine Ahnung, daß die ohnmächtige Angolina die Verheißene ſei, und in der That deuteten die Zigeuner auf dieſelbe hin, die in der Fülle ihrer Schönheit, aber bleich wie eine geknickte Blume, noch immer vor ihm lag. Ottocar wollte auf ſie hinſtürzen, aber in dieſem Augenblicke hatten die Zigeuner ihn umringt und ihre gezückten Dolche drohend gegen ihn ausgeſtreckt. Willig wie ein Kind, ließ er ſich von dem Häuptling führen, der mit ihm das Gemach verließ; die Uebrigen, von denen Einige die noch immer bewußtloſe Angolina trugen, folgten ihnen. — Buſſo, der in ſchrecklicher Spannung mit den Roſſen ſeiner am Thurme geharrt, da die Zigeuner ihm und dem Diener den Eintritt verwehrt hatten, war hoch beglückt, ſeinen Herrn wiederzuſehen. Jedoch bevor der König mit ihm von den Zigeunern ſchied, waren ſie noch Zeugen der Leichenbeſtattung des Aſtrologen.

Der Anblick, der ſich ihnen hier darbot, war ein dem Gemüth des Königs ganz entſprechender. Im Herzen die vollſte Zerſtörungsluſt tragend, wie jeder, der Vernichtung ſeiner ſelbſt in ſich fühlt, war es ihm ein Labſal, die geſchäftigen Zigeuner zu ſehen, wie ſie aus dem Walde, nach dem ſich die Meiſten begeben hatten, gefällte Bäume und Sträucher angeſchleppt brachten, um den Thurm mit ſeiner Leiche und allem Geräth, das er enthielt, den Flammen zu übergeben. Die gefällten Bäume wurden ſammt den Reiſern in Ordnung um den Thurm geſtellt, und unter feierlichem Geſange der Zigeuner Bränder angelegt. Bald loderte die Flamme mit langen Zungen hinauf an das Gemäuer des Thurmes, während von innen ebenfalls das Holzwerk angezündet, der dicke, weiße Qualm den Sternen hinauf geſendet wurde; ſo ſtand das Gebäude da in heller Flamme und gleich einem ſchwarzen Schlot glühenden Rauch in die Höhe ſpeiend. Die Dampfſäule ſtieg auf wie aus einer Opferflamme, den Sternen, denen der gedient, deſſen Leib zu Aſche zu werden beſtimmt war, als Huldigung angezündet. Die leichten Wölkchen der Herbſtnacht ſchwanden vor den aufſteigenden Flammen, die ringsum brennend, ſich an der Kuppel des Thurmes vereinigen zu wollen ſchienen, um über dem Haupte des Erſchlagenen ein feuriges, hohes Bogendach zu bilden. Buſſo ſah bei dem ſchrecklichen Lichte des Feuers in das Geſicht des Königs und kaum erkannte er es, ſo entſtellt, bleich und verſtört waren die Züge; nur im Auge lauerte der unheimliche Ausdruck des Verderbens, der dem König immer eigen, wenn ſeine Seele mit finſtern Gedanken erfüllt war.

Als das Feuer zu verlöschen begann, hörte Busso seinen Herrn einen schweren Seufzer ausstoßen, und dann dem Rosse wüthend die Sporen eindrückend setzte Ottocar, von ihm gefolgt, der von den beschäftigten Zigeunern bis dahin nicht erkannt, ihnen zum Abschiede Drohungen zurief, den Weg durch die Nacht mit der rasenden Schnelligkeit eines von seinem Gewissen Gepeinigten und Verfolgten fort.

Kunigunde.

1.

Es war einer jener hellen Spätherbsttage, die so oft nach trüber regnerischer Zeit hervorbrechen, und das Herz des Menschen, der, schon gefaßt auf die rauhen Tage des Winters, auf freudige Naturblicke verzichtet hat, mit doppeltem Reiz beglücken. Die Sonne blickte auf die feuchte noch halb in Morgennebel gehüllte Erde, obgleich der Tag schon hervorgerückt war. Von den Blättern des königlichen Gartens hingen die Thautropfen schwer herab, und glänzten wie Diamanten im Sonnenlichte, doch hatte der Herbst das Laub schon durchsichtig gemacht, und die Stämme halb entkleidet. Jetzt sanken die letzten Nebel zur Erde, und wie im schönsten Schmuck gekleidet, prangte die Natur noch einmal auf, wie zum Abschied vor dem bald eintretenden tiefen Winterschlaf. —

Unter den Gängen einer fast völlig undurchsichtigen Allee schritt Zawiß von Rosenberg zur Seite der Königin

Kunigunde, in tiefen Gedanken langſam einher. Des Gärtners fleißige Hand hatte noch nicht Zeit gewonnen, das Laub, welches der Nachtſturm abgeſchüttelt, aus dem Wege zu räumen. Die Füße der Königin ſchritten über die vergelbten Blätter dahin, während ihr Auge, auf den Boden geheftet, die zarten dahingeſtorbenen Kinder des Frühlings zu betrauern ſchien. Zawiß dagegen häufte im Vorwärtsgehen das dürre Laub vor ſeinen Schritten zuſammen, und ein bitteres Lächeln um ſeinen Mund ſchien anzudeuten, daß mehr verzweiflungsvolle als ſchmerzliche Erregung bei ihm obwalte. So waren ſie bis faſt in die Mitte der Allee gewandelt, als die Königin tief ſeufzend ſtehen blieb. — „Zawiß!“ ſprach ſie, und ihr Auge ſchweifte in die Höhe, „das Laub, uns ſonſt verbergend, es iſt dahin geſunken und hat Lücken in dieſen heimlichen Gängen gebildet, durch die des Himmels Bläue auf uns herabſchauen kann. Das Tageslicht, das wir ſonſt gemieden, vor dem wir uns oft hierher geflüchtet, bricht jetzt ungeſcheut durch die einſt ſo dunklen Wände. Wehe mir und Dir, wenn der Schleier der Dunkelheit jetzt völlig zu ſinken begonnen hätte; wenn klar, wie das Sonnenlicht, das uns jetzt beſcheint, der Blick der Welt auf uns herabſchauen könnte.“

Wer Kunigunde, die ſtolze Böhmen-Königin, früher geſehen, wo ihr Blick Gebot, ihr Ton Befehl, ihr Wort ein Richterſpruch war, der hätte ſie nicht wieder erkannt, jetzt, wo ſie den ſchönen thränenſchweren Blick auf Zawiß gerichtet, daſtand. Dieſer ergriff ihre Hand. „Kunigunde,“ ſprach er, „wäreſt Du ein Weib, ſchwach und leichtgläubig wie die Andern, ich würde dieſe Stimmung

durch Zärtlichkeit, durch Liebkoſung in Dir zu vernichten ſtreben, ich würde es verſuchen, Dich vergeſſen zu laſſen, über welchem Abgrunde wir ſchweben, ich würde die Tiefe, welche uns verſchlingen kann, mit den Roſenblättern unſrer Liebe zu bedecken ſuchen, und Dein Herz mit Vergeſſenheit umſtricken, bis wir über den Abgrund hinweg gehoben, oder in deſſen Tiefe geſtürzt wären. Aber Du biſt die Heldin, der ich klar den Felſen zeigen darf, an dem unſer Lebensſchiff zerſchmettern kann, Du biſt das ſtarke Weib noch, das Du warſt, als ich zuerſt Dich erblickte."

Er ſah wie heftig ſie zitterte, und ſie ſanft umſchlingend fuhr er fort. „Biſt Du nicht die ſtolze Tochter Galliziens noch, wenn Du auch nicht Böhmens ſtolze Königin mehr ſein möchteſt? — Nimm mein Bekenntniß in Dir auf, und Du wirſt ſtark werden, wie Du es ſein mußt. —"

Er führte ſie ſeitwärts der Allee, einem Gartenhauſe zu, das von der Herbſtſonne warm und freundlich beſchienen ward. In einem kleinen Gemache, das die Ausſicht auf einen Teich darbot, der von Akazien halb eingefaßt, einen heitern und ruhigen Anblick gewährte, ließen ſie ſich nieder. Die Königin auf einem Polſter am offnen Fenſter ſitzend, und Zawiß zu ihren Füßen. Sie ſchienen ruhiger geworden zu ſein, und das Schweigen der Liebe, das beredter als alle Sprachen der Welt, umfing ſie mit der ſeligen Vergeſſenheit, die im Reiche der Liebe weilt. Beider Blicke ſchweiften hinaus über das glänzende, ſpielende Gewäſſer nach dem im Nebel ſchwimmenden Horizont und ſeitwärts auf die herrlichen Berge Prags, die in einen grauen Wolkenmantel ſchweigſam eingehüllt da-

lagen. Jetzt löſ'te Kunigunde ihre Hand aus der Seinigen und mit neuer Erregung preßte ſie dieſelbe ſeufzend auf ihr Herz.

„Zawiß! Zawiß!" rief ſie, „wird jemals eine Stunde wiederkommen, die der jetzigen gleicht? Ottocar hat ſich erniedrigt, er kehrt heim mit Schmach bedeckt, meiner Liebe niemals werth, hat er nun auch meine Achtung verloren. Ich fürchte ihn nicht für mich, denn er muß ſich ſcheuen mir in's Auge zu blicken, und nur mit Hohn werde ich ihn empfangen, aber ich fürchte für Dich. — Ich kenne Ottocar, er wird, um die Schwachheit, mit der er ſich Rudolph gegenüber benommen hat, in dem Andenken Aller zu verwiſchen, ſich die Opfer gierig ausſuchen, auf welche er die Wucht ſeines Unglücks zentnerſchwer fallen laſſen kann, und der leiſeſte Argwohn gegen Dich, durch irgend einen Mund, der Dir nicht wohl will angefacht, wird Dich dem Verderben weihen, und Du biſt vielleicht ſchon früher verloren, als ich eine Ahnung habe, daß Dir Gefahr droht. —"

„Fürchte nicht für mich, Kunigunde," erwiederte Zawiß, zu ſehr mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, um in den Ideengang der Königin einzugehen, „aber vernimm in den wenigen Augenblicken, die uns noch ungeſtört bleiben, ein Geſtändniß, das auf meiner Seele wie kalter Nebel laſtet, und geſpenſtig jede Wärme aus Deiner Bruſt verſcheuchen wird; doch laß mich zuvor noch einmal hören, daß Du mich liebſt. Vernimm es auch von mir, daß Du mein ganzes Herz erfüllſt, daß Dein Bild unwandelbar und ewig in mir fortleben wird."

Kunigunde ſah ihn bei dieſen Worten mit jenem

Blick und Liebreiz an, der mehr als Worte spricht; seine beiden Hände mit Leidenschaft erfassend, rief sie aus, „Bedarf's der Worte noch, wo schon die Blicke sprechen, bedarf es noch der Versichrung, wo ich alles Dir geopfert! —"

Zawiß richtete sich auf, und mit feierlichem, aber dumpfem Tone, der ein unseliges Innere verrieth, wie der Ton der Glocke den unsichtbaren Riß im Metall, sprach er zu der Königin, die zurück in den Polster gesunken war: „Wohl, Kunigunde, bedarfs der Versicherung, wohl der Worte, denn zweideutiger als diese, sind oft des Menschen Handlungen. Der Erfolg vieler Thaten ist oft ein ganz anderer, als der Mensch ursprünglich bezweckt hatte. Der Muth spielt oft mit kleinen Gefahren, dann aber, wenn sie sich häufen, will er sich glauben machen, daß er das ganze Heer derselben gekannt, welche er zu bekämpfen nunmehr gezwungen ist. Wisse, Kunigunde, und wenn auch jeder Hauch von Liebe aus Deinem Herzen schwinden sollte, wisse, Unglückliche, mich hat die Liebe nicht zu Deinen Füßen geführt, jenes edle Feuer, das des Herzens reinstem Born entquillt, fern war es mir. Die niedre Rachsucht raunte mir den teuflischen Gedanken ein, der zu meinem himmlischsten werden sollte!"

Kunigunde sah Zawiß todtenbleich vor sich empor gerichtet. Seine Stirn flammte, aus seinem Auge schoß ein wildes Feuer und nur die große Thräne, die an der Wimper hing, mäßigte das Dämonische seines Ausſehns. Ohne auf den Zustand der Königin zu achten, die schwach und gebrochen mit bebender Lippe seinen Namen leise ausrief, als wollte sie den Liebenden in ihm wieder hervor-

rufen, fuhr er fort, den Arm gegen ſie geſtreckt: „Hinweg mit ſolchem Ton, mit ſolchem Blick — ich wollte Dich vernichten! Ein durch Ottocar geſchändet Weib brach, im Wahnſinn ſterbend, in meinem Arm zuſammen; alle Flammen der Hölle loderten in meinem Herzen auf, und er, der Mörder, der Vernichter, er knüpfte mich an ſein Geſchick. Wie im Triumphzug man den Sclaven, ſo führte er mich, den Beleidigten, den Vernichteten an ſeinen Hof; aus meiner Harfe wollte er das Lied des Siegers kennen lernen, mein Spiel ſollte ihn ergötzen, während meine Wuth mein eignes Innere zerfleiſchen mußte. Ich ging, der Sirene gleich, um ihn beim lockenden Geſang gewiſſer in den Abgrund zu ziehen, ich habe wie ſein Hofnarr ſeiner Luſt gefröhnt, mich unter Jubelnde gemiſcht, um unbemerkt deſto ſicherer der Rache zu genügen. Da trateſt Du mir entgegen, Du, das ſtolze ſchöne Weib des ſtolzeſten Tyrannen. Dich zu verderben, wie er meine Ludmilla, das war ein teufliſcher, aber zugleich ein beſeligender Gedanke. —“ Zawiß hielt einen Augenblick inne, und Kunigunde, vom heftigſten Schmerz ergriffen, rief mit ſchwacher Stimme „Erbarmen! Hab Erbarmen mit mir!“

„Ja wohl Erbarmen,“ ſchrie Zawiß und ſtürzte auf die Kniee vor der Königin nieder. „Um Erbarmen flehe ich den Himmel an, um Erbarmen für die eigne Seele! — Der Ahnen Blut kocht in mir, die hingemordeten Manen ſchweben, Rache fordernd, um mein Lager, und ich? — Ich bin in den Rachebanden ſelbſt gefangen! Zu den Füßen eines Weibes, das ich haſſen müßte, winde ich mich in verzehrender Liebe!“

Zawiß ſchwieg, mit den Händen ſein Antlitz bedeckend. Kunigunde, faſt ſtarr vor Schmerz, war unfähig einen Laut hervorzubringen. Endlich richtete er ſich auf, und fuhr in hohlem Tone fort: „Kunigunde, Du kennſt mich nun, und den doppeltſchneidigen Schmerz der in mir wüthet; Du weißt, wie ich mit Deinen Gefühlen ein muthwillig Spiel begonnen, wie nach und nach ſich Gift und Balſam in mir miſchten, und jenen gräßlichen Trank in dem Kelch hervorbrachten, den zu leeren ich nun gezwungen bin! Du weißt jetzt wie der verwerflichſte Lügengeiſt mich umzog, bei Allem was Du Himmliſches und Hohes von mir zu hören glaubteſt. Blicke nun in meine Seele und ſprich's noch einmal aus, daß Du mich liebſt!"

Kunigunde vermochte nichts zu erwiedern, ihr Auge hatte bisher, wie im Irrſinn umhergeſchweift, während ſie ihre Hände rang, und ihr Herz unter blutigen Qualen zuſammenzuckte. Jetzt aber richtete ſie Blick und Arme nach Zawiß hin, und rief leiſe ſeinen Namen, mit jenem Ton und Ausdruck, der es auszuſprechen ſchien, daß ſie ihn unter tauſend Qualen, unter tauſend Schmerzen noch immer liebe.

„Nun denn," ſprach er, trat ihr näher und legte ſeine Hand auf ihr Haupt, „nun denn, ſo laß die Thränen verſiegen und ſcheuche den Kummer aus Deinem Herzen; blicke auf mich und was ich gelitten, und Dein Herz wird ſtark werden auszuharren, bis die Stunde der Rache geſchlagen, die meine Seele bis an den Abgrund der Verzweiflung gebracht!"

Kunigunde richtete ſich auf, ſie glaubte ihn zu verſtehen, und ihr Anblick war plötzlich ein ganz veränderter.

Zawiß wollte ihre Hand erfaſſen, ſie wich zurück. Stolz blickte ſie den Verwunderten an, und in übermäßiger Wallung, welche ſich nach und nach in heftiges Zittern verwandelte, ſprach ſie: „Zawiß, das Geſtändniß der Liebe gab ich Dir, als ich Dein Herz zu erkennen glaubte, und wehe mir! daß ich es nicht verleugnen kann; aus jeder Faſer meines Daſeins ſpricht es zu Dir, und wird es laut bekennen, ſo lange Athem dieſe Bruſt bewegt. Aber aus der Tiefe meines Herzens wende ich mich jetzt von Dir ab, und mit aller Regung meiner Seele will ich mich emporrichten! — Ich war ſchwach, ja ich bin es noch, aber Stärke, übermenſchliche Stärke verleiht mir der ſchreckliche Gedanke, daß Du in meiner Liebe Deine Rache nicht vergiſſeſt, und in meinen Armen auszuruhen wähneſt, wenn Du mir den Gatten erſchlagen. Der Ungeliebte, ja, der Gehaßte, er iſt mein Gatte noch, und wenn auch Schuld mein Herz belaſtet, ſo wäre doch, ich ſchwöre es, ſein vergoſſenes Blut an Deiner Hand die ewige Scheidewand zwiſchen Dir und mir!“

Die Königin, noch vor wenig Augenblicken vom Schmerze niedergebeugt, ſtand jetzt aufrecht da in hoher Haltung, und nur das Zittern ihres Körpers verrieth die heftige Erregung ihrer Seele.

Zawiß begriff ſie und ihre Gefühle ganz; ruhig trat er ihr näher. „Nicht durch mich, nicht durch meine Hand ſoll er fallen,“ ſprach er, „ſo wahr mir Dein Beſitz einſt werde, wenn ihn ſein Schickſal dennoch erreicht! Erkenne das Maaß meiner Liebe, ſie hat die Stimme der Rache in mir überwunden.“

In heftiger Leidenſchaft der bis auf den Tod ge-

ſpannten Seele, umfaßte ihn Kunigunde, da Zawiß's letzte Worte den Aufruhr in ihrem Innern beruhigten. — Wie nach wüthenden Stürmen die Stille auf dem Meere nicht ſogleich eintritt, und die Schwankungen der Waſſerberge erſt nach und nach der Spiegelfläche Raum machen, wenn auch längſt der Himmel heiter und die Luft rings umher erquickend iſt, ſo pochte das Herz der Königin noch immer gewaltſam, während Blick und Mund ſchon in dem beſänftigenden und beſeeligenden Spiel der Liebe ſich erfreuten. Auch ſie begann nun im Geſtändniß ihrer Liebe, die Geſchichte derſelben, wie die ihres ganzen Lebens, ihm darzulegen. Der Ruhm Ottocar's, ſeine Heldenthaten, die Größe ſeiner Macht, hatten den lebhafteſten Eindruck auf ſie gemacht, ſo daß ſie beglückt war, ſich als die Gattin des hochberühmten Mannes zu denken. Ihr Stolz fand auch in dem, was ſie in Prag vorfand, vollkommene Befriedigung, eine andere edlere Neigung kannte ſie nicht.

Da trat ihr Zawiß entgegen; unerfahren in dem gefährlichen Spiel der Liebe, vermochte ſie im Anfange auch nicht zu ahnen, welch eine Macht dieſe einſt über ſie ausüben ſollte. Sie gab ſich den Gefühlen hin in dem thörichten Glauben, wie in der Körperwelt, ſo auch in der geiſtigen, Herrſcherin ſein zu können. Erſt als die Rückkehr ihr abgeſchnitten war, als die Feſſeln ſie ſo gekettet hatten, daß jede andere Regung unterdrückt war, erſt dann lernte ſie zu ſpät einſehen, welch einer Macht ſie verfallen, wie ſtark die Bande waren, die ſie umfangen hielten.

So verfloſſen einige Stunden im gegenſeitigen Austauſch der Bekenntniſſe und der Verſicherungen unwandel-

barer Liebe, als die fernen Töne der Glocken ihnen verkündeten, daß König Ottocar den Einzug in Prag halte. Von neuer Angſt aufgeſchreckt, ſchauderte die Königin zuſammen und ließ Zawiß kaum Zeit, ihr die Worte zuzurufen: „Sei ſtark, denk an mich und was ich in mir trage!“ ſo ſehr drängte ſie ihn zum Fortgehen. Bald verließ auch ſie, ängſtlich um ſich blickend, den Gartenſaal und ſuchte in ihrem Gemach Faſſung zu erringen, um bei der Ankunft des Gemahls ihr Inneres nicht zu verrathen.

2.

Die Stimmung des Volkes, das den trüben, ſtillen Einzug des Königs gewahrte, an welchem man allen Glanz, alle ſtolze Pracht der ſonſtigen Einzüge vermißte, war in Prag eine höchſt getheilte. Bei der Menge hat der Glückliche immer das Recht auf ſeiner Seite. Einſturz des Glückes aber ruft die Manen begangner Verbrechen plötzlich auf, die Erinnerung erwacht furchtbar, wenn das Mißgeſchick ſie weckt. Noch nie hatte der größte Theil des Böhmervolkes ſeinen König mehr als Tyrann erkannt gehabt, als grade jetzt, wo es ihn auf dem Punkte glaubte, jeder Willkühr unvermögend zu ſein; ſo ſehr war der neue Kaiſer des deutſchen Reichs, vor welchem Ottocar gekniet, in ihren Augen groß und allmächtig durch dieſe eine Erniedrigung Ottocar's.

Bei einem andern Theil des Volkes machte dieſes einen entgegengeſetzten Eindruck. Sie glaubten nimmer-

mehr an die Unterwürfigkeit des Königs und ahen in ihr nur den Anfang eines blutigen Kampfes, der um ſo gewiſſer zum Siege Ottocar's ausſchlagen mußte, als ſeine Unterwerfung nur eine Vorſpieglung war, um den neuen Kaiſer zu hintergehen, der im Beginn ſeines Herrſchens mächtig daſtand, der aber, ſobald der Reiz der Neuheit, welcher viele Edle und Mächtige zu ihm gezogen, nachgelaſſen haben würde, um ſo gewiſſer zu beſiegen war, je unerwarteter der Angriff ihm ſein würde. In Ottocar's Seele herrſchten indeſſen ganz andere Gefühle; er kehrte in ſeine Burg ein, ohne die Königin ſehen zu wollen, ja, ohne einen ſeiner Diener um ſich zu leiden. Vereinſamt ging er in ſeinem Gemach mit heftigen Schritten auf und ab, mit ſich ſelbſt im Kampfe, ſeinem ganzen Daſein Feind. Plötzlich blieb er ſtehen. „Faſſung Ottocar!“ rief er ſich zu „Faſſung! Du haſt einen größern Feind zu überwinden, als Du je einen überwunden — Dein eigenes Innere. Der Verrath lauert jetzt ob Deinen Schritten, und der ärgſte der Verräther iſt Dein eigenes Herz. Die Verzweiflung ſollſt Du in Dir bekämpfen, denn Dich ſelber mußt Du niederdrücken, Ottocar, wenn Du wieder ſiegen willſt.“

Seinen düſtern Gedanken nachhängend, war Ottocar nach und nach wieder heftiger und ſeine Selbſtgeſpräche immer lauter geworden, ſo daß der Oberkämmerer Rziczan es für ſeine Pflicht hielt, trotz Buſſo's Warnung zu ihm zu gehen. Als er in das Gemach des Königs trat, fand er denſelben zu ſeinem größten Erſchrecken das blanke Schwerdt in der Hand. — Entſetzt wollte er ſich zurückziehen, aber Ottocar ließ ihm dazu keine Zeit, denn mit

dem Ausruf, „Knecht! Du haſt es gewagt, mich zu belauſchen!“ zückte er das Schwerdt gegen Rziczan. Dieſer war nicht fähig ſich von der Stelle zu bewegen, und ſah ſchon im Geiſte den letzten Augenblick ſeines Lebens herannahen, als plötzlich die Hand Ottocar's inn hielt, und das geſchwungene Schwerdt ſinken ließ. „Ha! Ihr ſeid es, Rziczan,“ rief Ottocar, wie aus einem Traum erwachend, wandte ſich von ihm, ſich auf einen naheſtehenden Seſſel werfend, und den Staunenden nicht weiter beachtend.

Endlich gewann dieſer Faſſung genug, um einige Worte an den König richten zu können. „Herr!“ begann er, „Ihr habt mir gewiß verziehen, wenn ich unaufgefordert vor Euch hingetreten bin, es geſchah, weil ich Euch krank glaubte, und Euer Zuſtand den Rath des Arztes vielleicht bedarf!“ Ottocar antwortete nicht.

„Herr!“ begann Rziczan wieder, „wenn dem nicht ſo iſt, ſo laſſet Eurem Diener wiſſen, was er den Großen des Reichs zu ſagen hat, welche in dem Reichsſaal harren, um ihren König würdig zu empfangen. Auch habt Ihr die Königin nicht geſehn, wie Ihr doch gewöhnlich thatet.“ Ottocar antwortete noch immer nicht.

Rziczan nahete ſich ihm bis auf einige Schritte: „Herr,“ ſprach er in einem heimlichen Tone zu ihm, „laßt uns mindeſtens wiſſen, ob Krieg, ob Friede ferner im Lande herrſchen wird, was Ihr beſchloſſen habt, oder was Ihr zu berathen denkt.“ Noch immer ſchwieg Ottocar. Da faßte der Oberkämmerer Muth, und berührte den Arm des Fürſten. Ottocar fuhr auf. Rziczan wollte ſeine Worte wiederholen; „Schon gut!“ unterbrach ihn

der König, „ſchon gut! Schweig! Ich weiß was Du geſagt. Der Löwe iſt nicht krank, und ſage den Füchſen, daß ſie um ſeine Mähne ſich nicht ſtreiten ſollen, rüttele ihn auch nicht auf, er könnte ſonſt mit einem Blick Euch vernichten. Die Königin ſoll mich erwarten.“

Rziczan ging. Ottocar legte das, vom Blute des Aſtrologen noch geröthete Schwerdt zur Seite. Ein Jagdmeſſer, welches er in ſeinem Gürtel trug, eine Zierde ſonſt, und wohl noch nie gebraucht, nahm er aus der Scheide und ſchleuderte es weit von ſich. „Hinweg! Was bedarf der, deß Wort tödtet, der Waffe? Zu raſcher That treibt mich ſolch blanker Stahl, wie ich ſo eben geſehen, ich glaube das kalte Eiſen bringt mein Blut zum kochen, und ich muß ja heiter ſein, daß ſie nicht meiner ſpotten.

Er ging jetzt gefaßten Schrittes einige Mal auf und nieder. „Die Königin,“ ſprach er leiſe, und ſtand plötzlich ſtill, und es ſchien, als ob Flammen in ihm aufſchlügen, denn der Verdacht, den er geſchöpft, begann wieder in ſeinem Inneren zu bohren. Wild auflachend rief er, „ja! das wär' ein luſtig Stück, das du ihnen vorſpielen könnteſt, was brauchten ſie mehr, als wenn ich noch ein ſolch Unglück ihnen offenbarte. — Schweig Thor! und laß den Wurm nur in Dir nagen, ich will nicht forſchen, ich will nichts wiſſen, und wenn ich's weiß, ich will nichts richten!“

In dieſem Augenblick trat ein Edelknabe ein, anmeldend, daß die Königin mit ihren Damen in dem Empfangſaale ſeiner harre. Der König zauderte einen Augenblick, endlich wollte er aus dem Zimmer ſchreiten, als der

Edelknabe das Jagdmeſſer liegen ſah und es dem Könige knieend überreichte. Ottocar zuckte zuſammen, und ein wilder Blick ſchoß wie ein tödtender Pfeil aus ſeinem Auge, der den Knaben erſtarren machte.

In demſelben Augenblick hatte die Hand Ottocar's das Meſſer dem Knaben entriſſen, und mit einer Stimme, die unheilverkündend in ihrem bebenden Tone war, fragte er ihn, „Wer biſt Du?"

„Herr," ſtotterte der Knabe, „Dein Knecht, und aus der Ungarn edlem Stamm entſproſſen."

„Ein Ungar!" fuhr Ottocar auf, „ſo hüte Dich das Meſſer jemals wieder in meine Hand zu geben." Mit einem wilden, irren Blick, grimmig die Zähne übereinander gebiſſen, wandte ſich der König, und verließ feſten Schrittes das Gemach, das Meſſer von ſich ſchleudernd. Der Knabe war entſetzt auf die Erde geſunken; das Meſſer flog über ihn hinweg und blieb in dem Boden, unweit von ihm, auf der Spitze ſtecken. —

Die Königin, von ihren Frauen umgeben, harrte unter hörbarem Pochen ihres Herzens im Empfangſaale der Ankunft Ottocar's. Die entgegengeſetzte Seite des Saales füllten die Großen des Reichs, Milota an der Spitze.

Eine bange Stille herrſchte, welche die Königin, aus deren Munde man die erſten Worte zu hören hoffte, trotz ihres Stolzes, aus Beklommenheit nicht unterbrechen konnte. Verlegen ſchweiften die Blicke Aller umher. Die Königin war ſichtlich aufgeregt, und jeder, der von

Rziczan die Gemüthsſtimmung Ottocar's erfahren hatte, zitterte vor dem Anblick des Erwarteten.

Endlich trat der König, ohne Begleitung ſeiner gewöhnlich ihn umgebenden Diener, ohne Schwerdt, ohne Prachtgewand, in ſeinen Reiſemantel gehüllt, mit finſtern Blicken ein. Sein Erſcheinen vermochte nicht die Gemüther zu beruhigen. Er war faſt bis in die Mitte des Saals gelangt und blieb da ſtehen, einen vernichtenden Blick auf Kunigunde werfend, die ihm nun ſtolz entgegen trat. Kaum hatte ſie jedoch das Wort: „mein Königlicher Gemahl" ausgeſprochen, als die unvermuthete Frage Ottocar's, zum Theil an ſie, zum Theil an die Herrn gerichtet: „Wo iſt Zawiß von Roſenberg?" ſie verſtummen ließ. Keiner wagte die Antwort auf ſolche, für dieſen Augenblick auffallende Frage. Aber ſchon im nächſten Moment hatte die Königin Faſſung gewonnen, und, ohne auf die Unterbrechung des Königs Rückſicht zu nehmen, fuhr ſie fort: „Ich heiße Euch willkommen! —" Hier traf ſie ein durchbohrender Blick Ottocar's. Deſſen ungeachtet ſchritt ſie weiter vor, der König aber ſtreckte plötzlich abweiſend ſeinen Arm gegen ſie aus, und bleich, wie der Tod, blieb ſie ſtehen. Aus den Worten und dem Benehmen Ottocar's errieth ſie, was in deſſen Innern vorging, und entſchloſſen, ſich keine Blöße zu geben, ſagte ſie in höchſter Aufregung „Seitdem Ihr die Augen vor Rudolph niedergeſchlagen, könnt Ihr wohl die Nähe Eurer Gattin nicht mehr ertragen? —"

„Hinweg!" rief Ottocar außer ſich, halb zur Königin, halb zu ihren Damen gerichtet, „die Königin iſt unwohl!"

Wirklich wankte dieſe, und die Damen, ängſtlich um ſie gedrängt, führten die halb Ohnmächtige aus dem Saal.

Ein Diener hatte, als der König nach Roſenberg fragte, dieſen eilig aufgeſucht und Zawiß trat in demſelben Augenblicke in voller Rüſtung an den Eingang, als eben die Königin hinausgeführt wurde. Dieſe gab einen leiſen Laut des Schreckens von ſich. Zawiß verbeugte ſich tief und wartete bis die Königin und ihr Gefolge hindurchgeſchritten war; dann trat er, mit der ganzen Unbefangenheit ſeines Weſens, in den Saal, ungeſchreckt vom Zorn Ottocar's. Die Befangenheit der Anweſenden war um ſo geſteigerter, je ſeltſamer die Begrüßung der Königin ſchon geweſen war.

Milota, das Verhältniß Roſenberg's zur Königin genau kennend, glaubte dazwiſchen treten zu müſſen, um des Königs Sinn, der, wie es ſchien, Verdacht geſchöpft hatte, auf andere Gegenſtände zu richten. Er trat hervor und wollte eine Anrede beginnen, aber Ottocar ſchritt ihm ſo heftig entgegen, daß er beſtürzt ſtehen blieb.

„Ich bin nicht unter Euch erſchienen," rief er, „um Euern Gruß zu empfangen, der von Vielen unter Euch aus Schadenfreude oder Furcht dargebracht wird. Schlaget nicht die Blicke nieder, ich leſe in Euern Herzen Untreue und alte Tücke. Ihr glaubet einen Gedemüthigten und Gnädigen zu finden und kommet zu heuchleriſch, um in der Huldigung nicht den Zug des Hohnes und des Lächelns ſehen zu laſſen, der um Euren Mund ſchwebt! Knechte die Ihr ſeid, weshalb ſehe ich Euch nicht auf den Knien vor mir! —"

Milota entgegnete in ruhigem Tone: „Herr, Knechte

ſind wir nicht, wir ſind Eure treuen Vaſallen, die Euch und Eurem Aufrufe, wie es die Pflicht erheiſcht, gefolgt waren. Eine Kniebeugung, obgleich ein Zeichen der Unterwerfung, iſt doch keine ſolche, und wird nicht ſchwer, wenn auch das Herz nicht dabei iſt, ja oft iſt der, welcher ſich beugt, weit entfernt, unterworfen zu ſein.“ Ottocar verſtand dieſe Anſpielung und ſchien ruhig und freundlich werden zu wollen, dies lag aber nicht in Milota's Abſicht, und um den Hochmuth Ottocar's noch mehr zu ſpornen, zugleich aber den Haß der Ritter gegen ihn noch mehr zu entflammen, fuhr er fort: „wir aber, Herr, knieen freiwillig vor Euch nieder, und legen unſer Leben Euch zu Füßen, das wir bereit ſind im Sieg für unſern König hinzuopfern!“ Mit dieſen Worten kniete er nieder, und alle Ritter, dadurch gezwungen, thaten ein Gleiches.

Wie ein Löwe, der ſeine Beute darniedergeſchlagen, ſie vor ſich ſieht und mit ſtolzem wildem Schritt den Gegenſtand ſeines Sieges umkreiſ't, mit ſolchem Blick, mit ſolchem Schritt ging der König, wie Milota erwartet hatte, der Reihe ſeiner Vaſallen, die ihm huldigten, vorüber, ohne ihnen zum Aufſtehen das Zeichen zu geben, ein Benehmen, durch welches er gewiß keine Herzen gewann. — An dem äußerſten Ende der Reihe angelangt, kehrte er um, in einem nochmaligen Vorüberſchreiten ſein Herz an dieſem Anblick zu laben. Aber wie plötzlich verwundet ſprang er zurück, als er jetzt Roſenberg an der Thüre aufrecht ſtehend erblickte, und mit dem heftigen Ausbruche ſeines Zornes flog er auf ihn zu, vor Grimm unvermögend, ein Wort hervorzubringen.

Zawiß bildete in der That einen auffallenden Contraſt gegen die Andern, welche ſich im Saale befanden. Alle knieten und ſahen entſetzt auf den König, Zawiß dagegen ſtand wie eine Bildſäule, ohne die geringſte Bewegung, ruhig den König auf ſich einſtürmen ſehend. Dieſer blieb erſt dicht vor ihm ſtehen, und ſuchte vergebens nach Worten.

Endlich gewann er ſeine Stimme wieder, aber ſie grollte und zitterte, und klang bald ſo ausbrechend, bald ſo heiſer, daß nur die Worte: „Tod und Verderben!“ daraus verſtändlich waren. Der Mantel, welcher den König umſchloſſen hatte, fiel jetzt, da ſeine Hände zitternd und zuckend vergebens nach einer Waffe ſuchten, von ſeiner Schulter, und in dem Reiſegewand daſtehend, das noch die Blutſpuren des erſchlagenen Aſtrologen an ſich hatte, nahm ſich der durch Leidenſchaft entſtellte Ottocar, den bleichen aber feſten Zügen Zawiß gegenüber, Grauen erregend aus. Plötzlich hatte Ottocar die Faſſung wieder gewonnen; das Opfer ſchien ihm geſichert. Er wandte ſich zu den Knieenden „Steht auf, Ritter,“ rief er ihnen zu, und Ihr, Zawiß, warum knietet Ihr nicht?“ fragte er ſcheinbar ruhig dieſen.

„Ich bin nicht Euer Lehnsträger wie jene,“ erwiederte dieſer kalt.

„Nieder auf das Knie,“ herrſchte der König, der ſeine mühſam errungene Haltung wieder zu verlieren begann.

„Welches Lehn gedenkt Ihr mir zu verleihen, Herr König, wofür ich Euch huldigen ſoll,“ war Zawiß's Antwort, der ſchnell eingeſehen hatte, daß ſein Verderben beſchloſſen war und daher nur mit Ehren fallen

wollte. — Ottocar's schon auf das Höchste gespannte Erregung wurde durch den Hohn, der in Zawiß' Stimme und Worte lag, fast bis zum Wahnsinn gesteigert. —

„Ihr wagt's, Euch mir zu widersetzen, Ihr!" und ganz abspringend von dem was vorgegangen war, ergriff er Zawiß' Hand, und sie heftig pressend sagte er ihm mit kaum hörbarer dumpfer Stimme, „Ihr seid des Todes schuldig, nicht wahr? Gedenkt Kunigundens!"

Das hatte Zawiß nicht erwartet; wie ein Blitz flog dunkle Gluth über sein Antlitz, verschwand aber eben so schnell, einer Todtenblässe weichend.

„Ihr seid keine Memme," fuhr Ottocar fort, „welche den Tod fürchtet, bekennet, daß Ihr ihn verdient habt und ich laß Euch ungestraft ziehen; sonst trifft Euch des Henkers Beil."

Wie plötzlich vom Leben durchhaucht, richtete sich Zawiß empor. „Was soll ich bekennen?" fuhr er auf; „deute ich aber Euere Worte recht, so seid Ihr, wenn ich den Tod verdient hätte, demselben schon längst verfallen. — Wißt, König, meine Braut hieß Ludmilla!"

Bei diesem Namen durchzuckte es den König, er erweckte Alles in ihm, was ihn seit dem Tode des Astrologen vernichtet; er schien fast zusammenzubrechen. „Fanget ihn! bindet ihn!" war alles, was er nach einigen Augenblicken den Rittern zuzurufen vermochte; aber keiner derselben hatte Lust, den Befehl des Königs zu vollführen, und das halb aus der Scheide gezückte Schwerdt des kräftigen Rosenberg hielt die Diener von ihm zurück. —

Bevor jedoch Ottocar, der von den Rittern umgeben wurde, die ihn zu besänftigen suchten, den Befehl wieder-

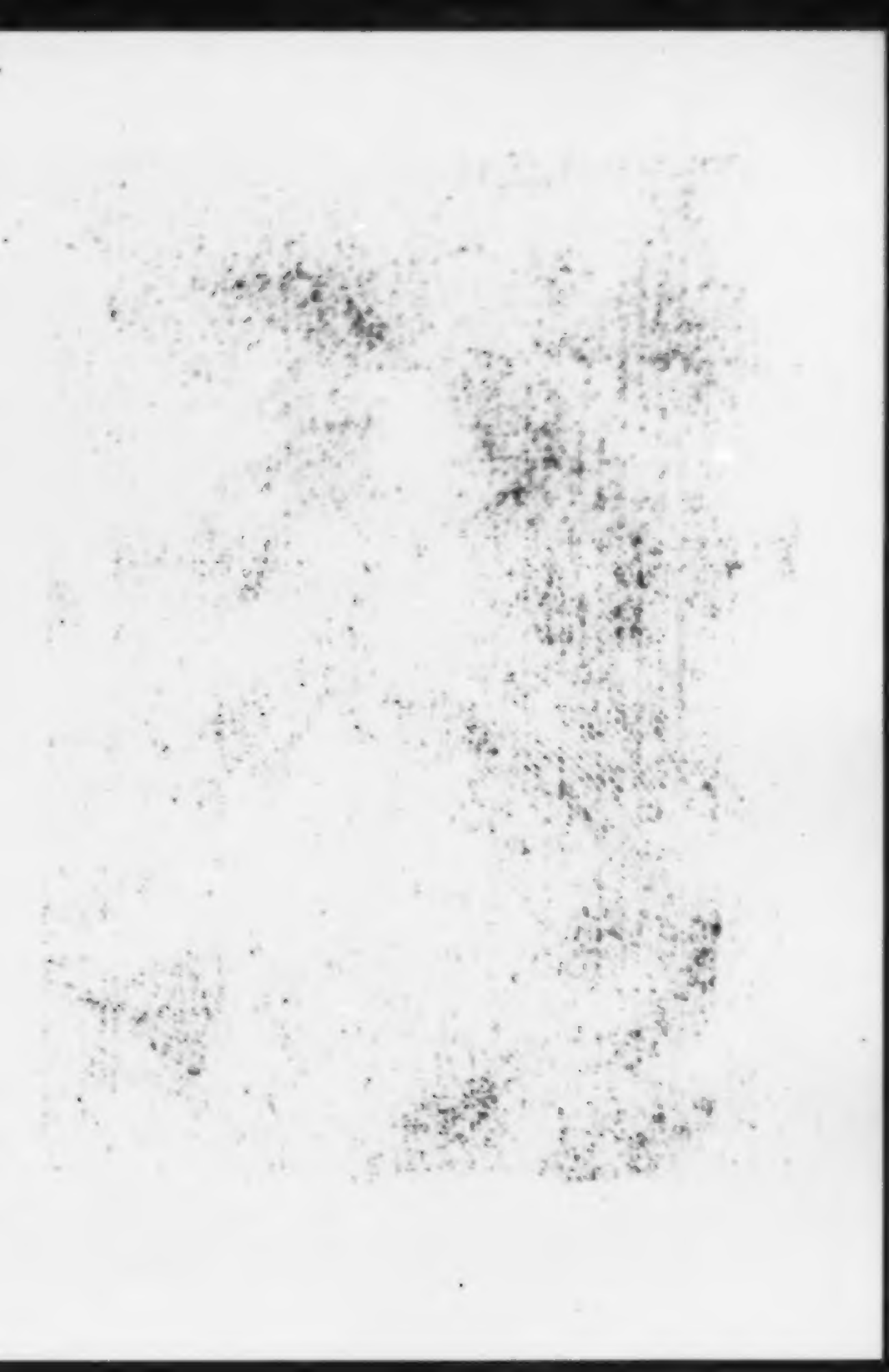

holen konnte, ſtürzte Milota auf Zawiß zu und drängte ihn nach der Thüre, indem er ihm zuraunte: „Verlaß augenblicklich Prag oder unſere Rache iſt dahin.“ Dieſes Wort wirkte auf den bis dahin Widerſtrebenden, und raſch verließ Zawiß den Saal. Umſonſt ſandte Ottocar ſeine Diener ihn einzuholen, er war verſchwunden und der König wüthete nun, daß ihm ſein gewiſſes Opfer entgangen war.

3.

Es war am Abend deſſelben Tages, als ſich Milota bei der Königin unter dem Vorwande, vom König eine Botſchaft an ſie zu haben, melden ließ. Ohne Aufſehen zu erregen vermochte deshalb die Königin, die ſie bedienenden Damen zu entfernen, und bald war ſie mit Milota allein.

„Herrin,“ begann er, „ich bin eingeweiht in die Geheimniſſe meines Neffen Zawiß — und ſo ſehr ich auch Grund habe ihm zu zürnen, ſo wenig er auch den Erwartungen entſpricht, die ich von ihm hegte, ſo wenig kann ich ihn jetzt verlaſſen, wo er dem unausbleiblichen Tode entgegen geht, wenn ihm die Flucht nicht erleichtert wird.“

Die Königin blickte ihn ſcheinbar verwundert an. „Was Eurer wartet,“ fuhr Milota, ohne ſich irren zu laſſen, fort, „wenn es verrathen wird, daß er in Euren Gemächern jetzt verborgen gehalten wird, wißt Ihr ſo gut wie ich. Euer Leben iſt in meiner Hand; damit

Ihr jedoch keine Furcht habt Euch mir zu vertrauen, damit Ihr nicht gegen mich handelt, so wißt, daß ein Rosenberg nie vergeben kann, was Ottocar seinem Geschlechte gethan." Bei diesen Worten richtete sich Milota von der ehrerbietigen Stellung auf, in welcher er vor der Königin gestanden, und Schmerz und Ingrimm zugleich, umzogen die harten Züge seines Antlitzes.

„Glaubt Ihr, Königin, ich habe das Blut vergessen, das Blut der Meinen, das den Boden färbte, wo unsere Ahnen groß und stolz geprangt, um dem ein Knecht zu sein, dessen Tod allein nur jene Manen zur Ruhe bringen kann? Nur sein Verderben, sein Sturz für ewige Zeiten, kann das Ziel meines Lebens sein. Nicht werth ist er, als Opfer meines Grimmes von meiner Hand zu fallen, denn das Schwerdt der Rache heiliget das Opfer in den Augen der Welt, und löscht die blutigen Flecke seiner Thaten aus. O, nein! so rächt sich Milota nicht. Zu tausend Malen zuckte mir meine Faust, ein Stoß und es wäre geschehen. Aber dann wäre er ein entsühntes Racheopfer geworden, während ich, der Rächer, nur vor der strengen Gerechtigkeit dort oben schuldlos dastände. — So soll er nicht fallen, er muß ein Opfer seines Hochmuths, ein Opfer seiner Leidenschaften werden. Diese müssen sein Verderben herbeiführen. Zawiß, so glaubte ich, sollte mit in meinem Plane wirken, aber die verderbenden Bande, die sich knüpften und ihn immer mehr umstricken, werden von dem Könige nur zu sehr geargwöhnt, Zawiß vermag jetzt hier nichts mehr für unsere Rache zu thun, er muß fliehen; aber Ihr werdet und müßt nun mit mir eines Weges wandeln."

Die ſonſt ſo ſtolze Königin blickte mit Grauen auf Milota ohne ein Wort hervorbringen zu können, und bedeckte dann ihr Antlitz mit den Händen.

„Doch davon ſpäter," fuhr dieſer fort, „jetzt liegt mir und wohl auch Euch die Rettung Zawiß am meiſten am Herzen. Hier ſind einige Zeilen für ihn, von mir aufgeſetzt, im Fall ich Euch nicht allein ſprechen konnte; ſie enthalten die nothwendigen Anweiſungen zur Flucht. Sein Diener wird die Roſſe bereit halten, die Zigeuner ſind durch Angolina von Allem unterrichtet, und werden ihn auf der Flucht nach ſeiner Väter Burg ſchützen. Bei ihnen wird er auch Erklärung deſſen finden, was ihm in dieſen Zeilen noch unklar ſein ſollte."

Die Königin, von alle dem, was ſie gehört, nur noch mehr aufgeregt, wollte einige Worte an Milota richten, aber dieſer unterbrach ſie. „Ich kann, ohne Argwohn zu erregen, nicht länger verweilen. In dieſer Nacht," fuhr er mit Haſt fort, „in dieſer Nacht iſt die Flucht nicht mehr möglich, erſt wenn der Morgen anbricht, mag er ſein Heil verſuchen." Bei dieſen Worten wandte er ſich, um zu gehen.

Die Königin vermochte nicht, ihn zurückzuhalten; doch fragte ſie noch: „und der König?"

„Ich glaube," entgegnete Milota, „Ihr werdet ihn bald vor Euch ſehen," und entfernte ſich dann eilig aus dem Gemach. Die Königin hatte kaum ſo viel Faſſung, das erhaltene Papier zu verbergen, als ihre Damen eintraten. Neugierig fragten dieſe nach dem Befinden des Königs, aber vergebens; die Königin beantwortete keine

Frage. Sie ſetzte ſich ſeufzend in einen Seſſel und blieb daſelbſt in tiefen Gedanken verſunken.

Die Ampel brannte trübe im Zimmer. Die Edeldamen zogen ſich an das hohe Bogenfenſter zurück, und verſuchten, ſich die Zeit und ein Grauen, das ſie alle befangen hielt, leiſe hinweg zu plaudern. Doch bald verwandelte ſich das leiſe Geſpräch in ein lauteres, da ſie gewahrten, daß die Königin ihrer nicht achtete.

So kam die erſehnte Stunde heran, wo ſie hoffen durften entlaſſen zu werden, als plötzlich die Thür ſich öffnete und der König haſtig eintrat. Entſetzt ſprangen Alle auf, und die Königin, aus ihren Träumereien aufgeſchreckt, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus. Es erfolgte eine ſtille Pauſe, in welcher Alle nur ſchwer athmeten. Der König unterbrach dieſen peinlichen Augenblick, indem er mit befehlender Stimme ſagte: „Ich habe mit der Königin allein zu ſprechen," worauf die Damen, froh, ſich entfernen zu dürfen, eilig das Gemach verließen.

So unglücklich ſich auch Kunigunde vor dem Eintritte ihres Gemahls, in dem Bewußtſein ihrer Schuld gegen ihn, gefühlt hatte, ſo vergaß ſie doch, dem gebietenden drohenden Weſen des Königs gegenüber, dieſes Alles. Der Gedanke an die ihr zugefügte Schmach und Erniedrigung im Empfangſaale, im Beiſein aller Ritter, rief ihren ganzen angebornen Stolz wieder hervor. Sie richtete ſich auf, und mit der ihr eigenen Hoheit und Würde trat ſie dem Könige entgegen. Ottocar hatte ſich geſammelt, um ruhig zu ſcheinen; doch der Ton ſeiner Stimme ließ nur zu deutlich ein verhaltenes Gewitter ahnen. Er

ſtand vor der Königin und faſt eine Minute verging, in welcher nur die gegenſeitigen Blicke einander trafen. Endlich ſagte er: „Ich bin nicht gekommen um Dich zu richten, Kunigunde, ſondern um Dein Urtheil aus Deinem eigenen Munde zu hören! Setze Dich!“ fügte er mit unterdrückter Heftigkeit hinzu.

„Mich zu richten?“ erwiederte die Königin mit verächtlichem Tone, wandte ſich von ihm ab und ſchritt an das Bogenfenſter, durch die trüben Scheiben in die finſtere Nacht hinausblickend.

Ottocar's Zorn wallte auf, und die Nichtachtung ſeines Befehls machte ihm jede erzwungene Faſſung unmöglich; mit wüthender Stimme rief er: „Kunigunde! Haſt Du nicht vernommen, daß Du Dich ſetzen und mir Rede ſtehen ſollſt?“

Die Königin wandte ſich um und ſagte mit Stolz: „Ich werde mich ſetzen, weil es mir gefällt und zuſteht, aber Eure ſeltſamen Drohungen und Befehle würden mich nicht dazu bewegen!“ Mit dieſen Worten ließ ſie ſich in einen, in des Königs Nähe befindlichen Seſſel nieder. Der König ſetzte ſich in ſcheinbarer Ruhe ihr gegenüber und begann: „Wäre ich der Tyrann, der Grauſame, wie mich meine Feinde nennen, ſo würde ich Dein Andenken mit Deinem Blute verwiſchen, und jede Spur Deiner Schuld mit Dir in die Tiefe der Erde verſenken; doch ich will verſuchen mild zu ſein, denn es iſt ja mein Weib, die ſchuldbeladen vor mir ſteht.“ — Der Zorn übermannte ihn bei den letzten Worten, plötzlich hielt er inne, die Muskeln ſeines Geſichts zuckten, während ſeine Augen Blitze ſchleuderten. Er ſprang auf, alle erzwungene Mä-

ſigung war dahin, und nach ſeinen Waffen um ſich greifend, ſchrie er, „Höllenverdammniß über alle Verſtellung! Geſteh es ein, daß Du ſchuldig biſt!“

Kunigunde war ebenfalls aufgeſprungen. „Ich weiß nicht, was Ihr von mir begehrt; nur ſo viel ſehe ich, daß Ihr alle mir ſchuldige Achtung vergeßt, und ehe Ihr mich mißhandelt, nehmt lieber dieſen Dolch und tödtet mich. —“ Mit dieſen Worten zog ſie einen zierlichen Dolch aus ihrem Gürtel und reichte ihn dem höhniſch Lächelnden hin. „Nun,“ rief ſie gereizt, „nimm ihn hin und vollführe die große That und morde, wenn Du den Muth dazu haſt, die ſtolze Böhmenkönigin, die Du durch Deine Erniedrigung ſchon entehrteſt. Einen Helden glaubte ich in Ottocar zu beſitzen. Betrogenes unglückliches Weib, einen Feigen haſt Du vor Dir, der auf den Knien erbettelte, was ſein Schwerdt ihm erhalten konnte!“

Wie ein Funke, plötzlich auf Pulver fallend, die ganze Maſſe um ſich her in eine Flamme verwandelt, ſo ſchien die Erwähnung ſeiner Unterwerfung vor dem Kaiſer, alles Blut Ottocar's in wildes Feuer verwandelt zu haben. Er ſprang zurück, wie zu einem Zweikampfe ſich rüſtend; Kunigunde aber rief in höchſter Aufregung: „Komm heran, Du Held! doch thue die That nicht hier, wo wir allein ſind, laß Deine Diener, die Zeuge waren wie Du die Füße Deines Feindes küßteſt, es ſehen, daß Du ein tapferer großer Held biſt, der mit ſeines Weibes Waffe dieſe durchbohren kann!“ Mit dieſen Worten eilte ſie nach den Thüren und riß ſie auf. In den Nebengemächern hatte der überlaute Streit ſchon Lauſcher herbeigelockt, auch die Edeldamen, noch ihrer Gebieterin har-

rend waren da, und ſo füllte ſich jetzt das Gemach ſchnell mit Frauen und Dienern, die ſtumm und entſetzt das Schreckliche mit anſahen.

Ottocar ſtand, den zierlichen Dolch ſeiner Gemahlin in der Fauſt, wie ein Steinbild, einen mächtigen Rachegott darſtellend, den Arm zum Stoß erhoben, in der Mitte des Zimmers; Kunigunde ihm gegenüber, die Bruſt dem Stahl darbietend, einer Amazone gleich, die das Leben verſchmäht, welches der Sieger ihr zu ſchenken Willens iſt.

Jetzt trat auch Milota ein. Mit einem Blick erklärte er ſich den ganzen Vorfall, und ſuchte ſogleich die Uebrigen aus dem Gemache zu entfernen; dann zu dem königlichen Paar tretend, ſprach er: „Mein Herr und König, Euere Feinde würden ſagen, wenn ſie Euch jetzt ſähen, Ottocar ſei vor Schmerz, wie ein gekränktes Weib, in Wahnſinn ausgebrochen und wüthe gegen die, ſo er beſchützen ſoll. Der Stahl findet in Eurer Hand die rechte Stelle, er wird Euch wiedergeben, was Euch jetzt gebricht, die Ruhe und den Sieg über Eure Feinde.“ Sich dann zur Königin wendend fuhr er fort, „Zieht Euch in Eure innern Gemächer zurück, Frau Königin, denn Euer Anblick, der Euern Herrn und Gebieter ſonſt entzückte, ſcheint heute, aber gewiß ſchuldlos, ſeinen Zorn zu erregen.“

Die Königin, einſehend, daß durch die längere Anweſenheit ihres Gemahls und die Aufregung, in welcher ſich der ganze Hofſtaat befand, leicht Zawißen's Zufluchtsort entdeckt werden könnte, folgte der Weiſung Milota's. Sie neigte ſich ſtolz vor dem Könige und verließ

das Gemach, aus welchem sich Ottocar, mit sich selbst unzufriedener als je, von Mileta begleitet, auch sogleich entfernte.

Die tiefste Ruhe folgte bald im Schlosse der lautesten und stürmischsten Bewegung. Das Gemach der Königin, der Schauplatz so heftiger Auftritte, war jetzt einsam, und erst als die Mitternachtsstunde längst vorüber war, wurde die Stille hier durch leise schleichende Schritte wieder belebt. In der tiefsten Dunkelheit, schweigend, nicht durch das geringste Zeichen sich verrathend, traten zwei Personen ein; sie preßten die Hände fest in einander, eine innige Umarmung folgte, dann ein zitterndes, bebendes Lebewohl, worauf sie sich nach verschiedenen Seiten eben so leise entfernten und die frühere Ruhe wieder eintrat.

4.

Wild rauschte der Sturmwind durch den Humwald, kaum daß die alten tiefgewurzelten Eichen ihm widerstehen konnten. In der Ferne rollte der Donner und scheu flüchtete das Wild nach seinen Höhlen. Aber unbeweglich, sich um die empörte Natur wenig kümmernd, saß Angolina ohnfern eines breiten gebahnten Weges auf dem abgehauenen Stamm einer Eiche, Pfeil und Bogen in der Hand, die treue Dogge neben sich, und schien auf etwas zu harren. Um sie lauerten einige Zigeunerburschе, alle, gleich ihr, mit Bogen und Pfeil und einem kurzen Schwerdte bewaffnet.

„Ischenko!“ raunte sie jetzt dem jungen Zigeuner zu, der ihr am nächsten war. „Lege Dich auf die Erde und horch, ob Du nicht den Hufschlag von Rossen hörst.“ Der Zigeuner gehorchte, und bald rief er ihr zu: „Ich höre Reiter sich nahn, doch sind es nicht viele!“

„Gelobt sei Gott!“ rief das Mädchen, und gab durch Pfeifen ein Zeichen; die Zigeuner sprangen auf, und eilten einem Dickicht zu, das den Weg durchschnitt; selbst an dessen anderer Seite ward es lebendig, denn hier und da tauchte ein Zigeuner aus seinem Verstecke auf.

Es dauerte nicht lange, so sah man einen Geharnischten auf schwarzem Rosse mit einem Diener herbeijagen. Die Rosse trieften vom Schweiß und kaum trieben die Sporen sie noch von der Stelle. Der Ritter war Zawiß von Rosenberg, welcher, als er das Mädchen erblickte, freudig ausrief: „Angolina, find' ich Dich hier!“ Er wollte von seinem Rosse abspringen, aber das Mädchen hielt ihn zurück. „Eilt, so rasch Ihr auf Eurem müden Thiere könnt, nur immer weiter, Eure Verfolger sind gewiß Euch nahe.“

In diesem Augenblick sprang Ischenko von Neuem auf. „Herrin!“ rief er, „es nahen viele Rosse, ich hörte deutlich das Stampfen ihrer Hufe!“

„Deshalb schnell fort, Ritter von Rosenberg!“ rief Angolina. „Lebt wohl! mit Gott seid Ihr bald vor Euren Verfolgern sicher!“ Sie gab von Neuem ein Zeichen; die neugierigen Zigeuner, welche aus dem Dickicht und hinter mancher starken Eiche hervorgelugt hatten, verschwanden plötzlich; auch Rosenberg gab seinem alten Streitroß die Sporen, das, seine letzten Kräfte anstrengend, dahin jagte.

Kaum war der Flüchtling dem Auge entſchwunden, als man auch ſchon einen Haufen Bewaffneter, wohl an zwanzig Mann, heranſprengen ſah. Angolina verbarg ſich hinter einem dicken Eichſtamme, legte einen Pfeil auf die Sehne ihres Bogens, die Sehne ſchwirrte, der Pfeil flog ziſchend durch die Luft und das braune Roß des Anführers ſtürzte zu Boden. Hinter allen Bäumen, aus jedem Buſche hervor ſauſten die Pfeile, Roß und Mann verwundend, oder tödtend; von allen Seiten eilten jetzt, die kurzen Schwerdter gezückt, Zigeuner herbei, warfen ſich über die noch Lebenden, und opferten ſie, trotz Angolina's Bitten, dem Tode. Nur den Anführer, es war Buſſo, deſſen Pferd ſie ſelbſt getödtet, vermochte ſie zu retten.

Als ſämmtliche Zigeuner ſich auf dem Wahlplatze verſammelt hatten, und ſich über die ſchönen Roſſe freuten, von denen zwölf in ihre Hände gefallen waren, denn die Bogenſchützen hatten nicht, wie Angolina, auf die Roſſe, nur auf die Reiter ihre Pfeile gerichtet, träten auch die Weiber, welche unlängſt dem Könige prophezeit hatten, hinzu. Kaum aber erblickten ſie Buſſo, der, zähneknirſchend, gebunden in der Mitte vor ihnen ſtand, als ſie ein Freudengeſchrei erhoben. „Ei, willkommen, geſtrenger Herr!“ rief die zweiäugige Zukunft ihm zu, „willkommen! Ihr kommt zur rechten Stunde, daß meine Kunſt nicht zu Schanden werde. Knüpft ihn an jenen ſtämmigen Baum auf, damit ſein klapperndes Gebein die Krähen verſcheuche und zur Warnung diene, keiner vom Geiſt der Wahrſagung Ergriffenen zu ſpotten.“

Buſſo hörte dieſe Drohung ruhig an, Angolina aber,

vom edlen Gefühl überwältigt, zog ihr kurzes Schwerdt. „Der Mann iſt mein Gefangener, wage es Keiner, ihn anzurühren!“ Die jungen Zigeuner zogen ſich auf dieſe drohenden Worte zurück. Da trat der alte Hauptmann hervor, ſtrich ſich unmuthig den langen, weißen Bart. „Angolina!“ rief er befehlend, „laß Dein Schwerdt in der Scheide ruhn, und kümmere Dich nicht um das Schickſal dieſes Mannes.“

Angolina gehorchte nicht; ſie blieb wie ein Cherub vor Buſſo ſtehen. Der Häuptling trat jetzt noch näher zu ihr heran. „Angolina,“ ſprach er, „ihn trifft Deinet- und ihretwegen, die Du einſt heiß geliebt, der Tod; er trägt einen großen Theil der Schuld von Ludmilla's Unglück.“ Bei der Erinnerung an dieſe theure Dahingeſchiedene, die ſie, von dunkler Ahnung getrieben, immer wie eine Mutter geliebt hatte, ſank das Schwerdt aus Angolina's Hand, und Buſſo ward nun von den Zigeunern umringt. „Du feiler Helfershelfer des Tyrannen,“ wandte ſich der Hauptmann zu ihm, „kennſt Du dieſe Stätte, wo Dich das Verhängniß ereilt? Sieh um Dich!“

Buſſo that es, und wirklich ſchien ihm der Ort nicht unbekannt; er rief ihm dunkele Erinnerungen ins Gedächtniß. Doch der Hauptmann ließ ihm nicht Zeit und ſuchte ſeinem Gedächtniſſe zuvorzukommen: „Gedenkſt Du noch, Buſſo,“ fuhr er fort, „wie Du mit Deinen Genoſſen vor Jahren an eben dieſer Stelle mich niederſchlugeſt und die Jungfrau mir entriſſeſt, um ſie der wilden Luſt des Königs zu überliefern?“ —

An Buſſo's Erbleichen ließ ſichs entnehmen, daß er wohl des erwähnten Vorgangs ſich erinnere. „An der-

ſelben Stelle wird die Rache Dich ereilen!" fügte der Hauptmann kurz hinzu, und auf ſeinen Wink wurde der Gefeſſelte ergriffen, und bevor noch Angolina Zeit hatte, aus der Nähe zu fliehen, fand Buſſo ſchon den Tod an einer ſtarken Eiche.

Als er geendet und zwiſchen Himmel und Erde ſein luftiges Grab gefunden hatte, gab der Hauptmann die weiteren Befehle, ließ die Todten zur Erde beſtatten, die erbeuteten Waffen wurden auf die Roſſe geladen, und alle Anſtalten zum Weiterziehen getroffen. Er gab das gellende Zeichen zum Aufbruch, und bald ſetzte ſich der Zug, geſchloſſen uud geordnet, in Bewegung.

Auf dem alten Schloſſe der Roſenberge ging es heute, nach langer Zeit einmal gar lebhaft zu. Zawiß kam in den Hof geſprengt und der alte Schloßwart ſchien vor Freude wieder jung zu werden, als er den Sohn ſeines geliebten Herrn bewillkommte.

„So habt Ihr doch Eure Väter nicht vergeſſen in der Luſt des Hoflebens, worin ich Euch verſunken glaubte!" jauchzte er auf. „Ja, Herr, Ihr ſeid ein würdiger Sohn würdiger Ahnen, ich hab' es immer behauptet, und wenn Euch auch die Welt verdammte. Ihr werdet das Blut der Euren nicht ungerächt laſſen."

Zawiß erwiederte hierauf nur kurze Worte und übergab dem Diener das Roß. „Mein treuer Alter," ſprach er dann, „das Blut der Ahnen kocht in mir, aber ich werde die Rache nicht ſo vollführen, wie ich gedacht; das Geſchick ſcheint es nicht ſo zu wollen; ich bin ein Flüchtling, werde mich zu dem Kaiſer begeben, und vielleicht bald im ritterlichen Kampfe auf andere Weiſe meinen

Rachedurſt ſtillen können, gewiß aber nie dieſe Mauern, dieſe geborſtenen Zinnen, und dieſe Trümmer meiner väterlichen Beſitzungen vergeſſen, die ſo Vieles, was ich liebte, einſchließen.“ Er begab ſich in das Schloß, wohin ihm der alte Diener kopfſchüttelnd folgte, nachdem er noch zuvor das Roß, ſo gut es anging, untergebracht hatte.

Sein Dienſteifer wurde durch die Nachricht von der baldigen Ankunft der Zigeuner noch mehr erhöht, und ein bewegtes Leben durchwaltete mit einem Male das ganze Schloß, das ſonſt verſtummt und finſter wie in Trauer dalag. Die Waldbewohner trafen auch bald ein, an ihrer Spitze Angolina in männlicher Tracht, mit Pfeil und Bogen und einem Schwerdte geziert. Aber der ſo fröhlich ſich fortbewegende Zug ging jetzt trübe einher, und ein Gedanke ſchien den ganzen Zigeunerſtamm niederzudrücken. Auch Angolina ſchien davon ergriffen, denn ihr Schritt, ſonſt leicht und raſch, war unſicher; ſie ging, das ſinnige Auge auf den Boden geheftet, in ſichtbarer Betrübniß an der Seite des greiſen Häuptlings einher. — Er hatte ſich lange mit ihr unterhalten, und, ohne ihr nähere Auskunft zu geben, ſie auf ihr letztes Lebewohl, das ſie bald ihnen Allen auf immer zurufen ſollte, vorbereitet.

Ein banges drückendes Gefühl preßte ihr Herz zuſammen, wenn ſie daran gedachte, daß ſie an Zawiß's Seite leben, daß er ihr den Weg bezeichnen ſollte, den ſie zu wandeln habe. Sie fühlte, wie in der Einſamkeit und Stille des Waldes, ebenſo wie im Kampf und im Wechſel des Zigeunerlebens ihre Neigung zu Zawiß eine andere, von aller Leidenſchaft freie Liebe geworden ſei, und ſie zitterte bei dem Gedanken, daß, an ſeiner Seite lebend,

die kaum gedämpfte innere Gluth wieder zur Flamme ausbrechen könnte.

Jetzt zogen sie in den Schloßhof, und der gastliche, freundliche Empfang nahm die übrigen Stunden ein, so daß der Abend herangekommen war, bevor Zawiß den eigentlichen Endzweck ihres Kommens kennen lernte. Als die Nacht bereits weiter vorgerückt war, wurde er von dem Zigeuner-Häuptling aufgesucht, und Beide gingen nun in die Kapelle, um daselbst ein wichtiges Gespräch zu führen.

Das Dunkel derselben wurde nur durch den schwachen Schimmer einer Lampe so weit erhellt, daß die nahe bei einander Stehenden sich gegenseitig ins Auge fassen konnten. Alles um sie her erschien in dem ungewissen Halblichte einer trüben Mondnacht. Dazu pfiff der Wind durch die Risse des Gemäuers, und vom Schlosse her hörte man ihn in den Kaminen schrillen, und dann und wann einzelne Steine aus den gelockerten Zinnen und Mauern zur Erde schleudern.

„Herr," begann der Alte, „in dieser Stunde werde ich meine letzte Pflicht gegen die Verewigte, die hier ruht, erfüllen;" er deutete bei diesen Worten auf das Grab Ludmilla's, „ich werde das theuerste Gut, das die Unglückliche besaß, und was sich jetzt in meinen Händen befindet, nunmehr Eurem Schutz übergeben, wenn Ihr mir den Eid leisten wollt, es zu schützen und zu schirmen.

Hört aufmerksam auf das, was ich Euch zu sagen habe, Herr Ritter," fuhr der Greis fort, als Rosenberg, verwundert, nichts erwiederte, und begann nun in leise murmelndem Tone, so daß es wie eine Geisterstimme klang, seine Erzählung. „Unser Stamm war, wie

Ihr, Zawiß von Roſenberg, es wißt, ſtets Eurem Geſchlechte zugethan, wir waren Euch ſtets zur Seite, wenn es galt, für Euch Blut und Leben einzuſetzen, denn Ihr hattet uns nie Euren mächtigen Schutz entzogen, wenn Verfolgungen uns drohten. — Ihr könnt daher denken, daß, als vor Jahren einer unſerer jungen Zigeuner, der zur Burg Eures Ohms entſendet worden war, mit der Nachricht zurückkehrte, Ludmilla ſei gewaltſam von der Burg geraubt, wir alles aufboten, die herrliche aufblühende Jungfrau ihren Räubern zu entreißen. Wir vertheilten uns in kleine Haufen, durchſtrichen die uns wohlbekannten Waldungen, und mir, der ich damals noch nicht das Haupt des Stammes war, wurde das Glück, mit meinen Leuten auf die Entführer zu ſtoßen; ſchon wichen die Räuber, Ludmilla war ſchon in meinen Händen – da erſchien Buſſo, der das Bubenſtück ausgeführt hatte, mit einer friſchen Schaar, ein Bolzen drang durch meine rechte Schulter, ein Hieb Buſſo's ſtreckte mich bewußtlos nieder, die Meinigen entflohen oder wurden getödtet, und Ludmilla wurde von dem bübiſchen Buſſo dem Könige überliefert. — Nun Buſſo hat heute ſeinen Lohn dafür empfangen," unterbrach ſich ſelbſt der Zigeuner, „und Ottocar wird auch der Rache nicht entgehen!"

Wie Ottocar gegen die Unglückliche handelte, wißt Ihr," fuhr der Häuptling, den Faden der Erzählung wieder anknüpfend, fort, „aber das habt Ihr nie erfahren, daß, als Ludmilla den Ihrigen zurückgeſendet und in Folge ihres fürchterlichen Schickſals wahnſinnig wurde, ſie ihrem Wächter entfloh und bei uns ſich wochenlang aufhielt. — Sie genas bald nach ihrer Ankunft eines

Kindes, das wir behielten, da ſie in den lichten Augenblicken, welche ſie nach ihrer Niederkunft hatte, uns flehentlich beſchwor, uns des Kindes anzunehmen und es weder dem Könige noch ihren Verwandten, die es haſſen würden, auszuliefern. — In ſpäterer Zeit würde ſie es ſelbſt wieder von uns fordern. —

Wir haben getreulich erfüllt, was wir verſprochen, aber Ludmilla hat nie mehr ihres Kindes gedacht; oft hat es ihre traurigen Tage ihr erheitert, ſie hat ſich aber nie ſeiner erinnert, denn wiſst, dieſes Kind iſt Angolina!"

„Angolina ihre Tochter!" rief Zawiß, der bis dahin von den widerſtreitenſten Gefühlen beſtürmt und in Träume verſunken lautlos der Erzählung des Alten zugehört hatte. Wie, Angolina Ludmilla's Tochter!"

„Ja, wie ich Euch geſagt, Angolina iſt ihre, iſt Ottocar's Tochter," erwiederte der Häuptling. „Doch hört weiter," fuhr er fort. „Als darauf Euer Geſchlecht durch die Willkühr und Ungerechtigkeit Ottocar's von ſeiner Höhe herabgeſchleudert wurde, und ſein Fall das Verderben aller derer, die ihm angehangen, nach ſich zog, ward unſer Stamm auch hart verfolgt. Manche der Unſrigen ſtimmten ſchon für Auswanderung nach dem fernen Siebenbürgen, aber der Wunſch, ſich zu rächen, der in mir und vielen Andern kochte, ſo wie die Verheißung unſerer Weiber, welche die Vergangenheit deuten und die Zukunft vorherſehen: daß Rache uns werden würde, hielt uns zurück, und der dichte Hum-Wald ſchützte unſern Stamm vor gänzlicher Vernichtung.

In unſern Streifzügen fingen wir einige Jahre darauf einen Mann, von dem wir glaubten, er wolle unſern

Aufenthalt auskundſchaften. Wir hatten uns jedoch geirrt; es war der Aſtrolog Nicola, der von einer Reiſe, zu Ottocar, der ſeiner ſtets bedurfte, zurückkehren wollte. Er gefiel ſich bei uns, und blieb daher einige Zeit in unſerer Mitte. Er ließ ſich unſere Kunſt, wahrzuſagen, mittheilen, und wir hatten Gelegenheit ſeine Gelehrſamkeit, mehr aber noch ſein edles Gemüth kennen zu lernen und zu bewundern.

Bald gewann er ſo viel Macht über uns, daß er unſer Thun und Laſſen zu leiten vermochte. Er erfuhr alle unſere Geheimniſſe, daher auch das Ludmilla's. Er befahl uns darauf, jeder thätlichen Rache zu entſagen und Angolina, dem Willen ihrer Mutter gemäß, bei uns zu behalten. Wir blieben in ſteter Verbindung mit ihm; er hat uns viel Gutes erwieſen, wir haben aber auch im Geheimen viel für ihn gewirkt, bis wir ihm die letzte traurige Pflicht — ihn zu beſtatten — erfüllen mußten, als er von Ottocar erſchlagen ward. — Auf Nicola's Geheiß, nach ſeinem Willen, übergeben wir Euch heute die Tochter der hier ruhenden Unglücklichen als Euer Erbtheil, auf daß Ihr ſie beſchützt, und ſie auszuführen vermag, wozu das Schickſal ſie nach dem Spruch des Aſtrologen erkoren hat. —"

„Ja übergebt mir Angolina," rief Zawiß nach einigen Augenblicken, in denen er der Königin gedachte; „es iſt meine Pflicht, die Tochter Ludmilla's zu beſchützen, und Niemand wird mir es verwehren können, es zu thun, und ſelbſt Kunigunde mir es nicht verargen. —"

Der alte Zigeuner ſchüttelte unwillig das Haupt und ſprach „es thut mir leid, daß Ihr hier am Grabe Eurer

Geliebten an Kunigunde mit Liebe denken könnt; doch das ist nicht meine Sache; aber hört, hütet Angolina wie das Weiße Eures Auges, denn durch sie allein nur kann Ottocar gestürzt werden, sie allein wird Euch, wird Ludmilla rächen, denn die Unschuldige ist vom Schicksal erkoren, die Rache herbeizuführen.

Hörtet Ihr, was ich sprach," rief jetzt der greise Häuptling, den vor sich hinstarrenden Zawiß am Arme fassend und ihn aufrüttelnd. „Hörtet Ihr's, und seid Ihr bereit zu schwören, Angolina nie zu verlassen, so lange sie Eurer bedarf und, sie an Eurer Seite, von jetzt an Ottocar'n stets feindlich entgegen zu treten?"

Unheimlich Grauen durchrieselte Zawiß beim Gedanken, daß die schuldlose Angolina ihren eignen Vater der Rache überliefern sollte, und schon wollte er sich von der Mitschuld an dieser That lossagen, da gedachte er Ludmilla's, der armen, betrogenen Ludmilla, auf deren Grabe er stand, da trat die Königin, seiner harrend, ihm vor Augen, und rasch entschlossen leistete er den verlangten Schwur in die Hand des Greises.

Dieser ließ ihn nun allein in der Kapelle zurück, und führte bald darauf Angolina in dieselbe herein. Zawiß, der auf das Grab Ludmilla's hingesunken war, erhob sich um die Schutzbefohlene zu empfangen.

Angolina zitterte, als die Hand Zawiß's sie berührte, und ein ihr unerklärliches Gefühl schwellte ihren Busen und preßte einen Seufzer aus ihrer Brust. — Der Alte beobachtete sie scharf, und diese Regung entging ihm daher auch nicht. — Mit ernster, feierlicher Stimme sagte er

nun zu ihr: „Du wirſt auf immer unſer Volk verlaſſen und wahrſcheinlich auch dieſe Stätte nie wiederſehen, denn Du biſt vom Schickſal zu einer großen, vielleicht ſchweren That berufen. Schon lange ahnteſt Du, daß Du nicht unſeres Stammes ſeieſt; Deine Ahnung hat Dich nicht betrogen, aber nur halb kann ich Dir das Geheimniß Deiner Geburt enthüllen. Knie nieder vor dieſem Steine, der den Leib einer theuren Verblichenen deckt, und wiſſe, Du knieſt an Deiner Mutter heiligem Grabe.“ —

Mit einem Schrei, in welchem Ueberraſchung, Entzücken und Wehe ſich miſchten, ſank Angolina nieder, und jede Empfindung, jedes leidenſchaftliche Gefühl, welches vorher ihren Buſen heftig bewegt hatte, war aus ihrer Seele, vor den überſtrömenden Gefühlen kindlicher Liebe zu derjenigen, deren Grabſtein ſie mit ihren Küſſen bedeckte, entſchwunden.

Angolina ſchien vergeſſen zu haben, daß ſie Zeugen um ſich habe; ihre Seufzer löſten ſich in Thränen auf, und ein Gebet ſtieg fromm und inbrünſtig zum Himmel. Als ſie geendet, legte der Zigeuner ſeine Hand auf ihr Haupt und ſprach mit leiſer Stimme:

„Bei der heiligen Aſche Deiner Mutter beſchwöre ich Dich, von nun an jede Regung des weiblichen Herzens, jede ſchwache Neigung in Dir zu unterdrücken, bis die große That geſchehen, welche Du berufen biſt unwiſſentlich auszuführen. — Iſt ſie vollbracht, werde ich wieder bei Dir ſein, bis dahin laß männliches Gewand Deinen zarten Leib und harten Stahl Dein Herz umſchließen, dann erſt möge daſſelbe wieder ſeine Regun-

gen, und die beglückenden Gefühle der Jungfrau Dir zuflüſtern."

Sie richtete ſich auf, reichte dem Häuptling die Hand und nickte unmerklich mit dem Haupt, doch plötzlich rief ſie laut „und mein Vater!" aber, als wenn ſie während dieſes Ausrufes ſich ſelbſt ſchon die Antwort gegeben hätte, ſo ſtockte ſie, blickte wie mit Feuer übergoſſen Zawiß an, als wollte ſie fragen, biſt du es! wendete aber ſchnell den Blick von ihm ab, die Antwort mit niedergeſchlagenen Augen und wogendem Buſen zitternd erwartend.

„Sei zufrieden, den Namen Deiner Mutter zu kennen," erwiederte der Greis; „Zawiß von Roſenberg, der zum Kaiſer zieht, wird Dir jetzt Vater ſein, lieb' ihn nur als ſolchen; die Zukunft wird Dir Alles enthüllen, jetzt darf ich es nicht."

„So ſei es," ſagte Angolina, welche trotz der verſchiedenartigſten Gefühle, die ihr die Bruſt zu zerſprengen drohten, ihre Faſſung wieder gewonnen hatte, „ſo ſei es; als Vater werde ich Euch ehren, Zawiß, und Ihr mich als ſolcher beſchützen; — gern und willig folge ich Euch."

In dieſem Augenblicke brach der Mond durch die Wolken klar und rein hervor, und beſchien mit ſeinem geiſterbleichen Lichte die feierliche Gruppe.

„Der Himmel," begann der Greis, indem er hinauf deutete, „der Himmel ſendet ſein Licht als Zeuge dieſer ernſten Handlung; ſo wahr das Licht über uns nimmer erlöſchen wird, ſo möge auch nimmer in Dir die heilige Regung erlöſchen, welche jetzt Dein Gemüth bewegt."

„Amen!" rief Angolina und ſank nochmals auf den Grabſtein der Mutter nieder.

Am andern Morgen, als kaum der Tag grauete, fiel die Zugbrücke nieder, und Zawiß in ſchwarzer Rüſtung ſprengte, von einem zarten Knappen auf kleinem mähriſchen Pferde und ſeinem Diener gefolgt, gen Süden. — Die Zigeuner hatten noch in der Nacht die Burg verlaſſen.

Ottocar's Ende.

1.

In Ottocar's Seele wirkte der Vorgang mit der Königin mächtig fort. Er hatte, ſo fühlte er, ihr gegenüber nicht ſo gehandelt, wie er es ſich ſelbſt ſchuldig war; war ſie ſtrafbar, ſo konnte ſie nicht als Königin neben ihm thronen und hatte das Leben verwirkt; war ſie unſchuldig, ſo mußte ſein ſchmachvolles Benehmen gegen ſie ihr ſtolzes Herz von ihm abwenden. Er hatte daher, er mochte von ihr das Eine oder das Andere glauben, ſtets fehlerhaft gehandelt. — „Statt einer ſolchen Halbheit," rief er einſt aus, „wäre es beſſer geweſen, ich hätte im Uebermaaße der Leidenſchaft ſie gemordet, mir wäre jetzt wohler und leichter um's Herz." — Aber dennoch bereute er es im Innern ſeines Herzens nicht, jene ſchreckliche That unterlaſſen zu haben, denn der Hochmuth, mit dem ihn Kunigunde fortwährend behandelte, ſchien ihm das ſicherſte Zeichen ihrer Unſchuld, und er war überzeugt, daß der ſiegreiche Ottocar auch wieder ſiegreich in ihr ſtolzes Herz einziehen würde. Er ſuchte daher auch ſich ihr wieder zu nähern, und behandelte ſie, wenn er

mit ihr zuſammentraf, ſtets mit Achtung und Aufmerkſamkeit.

Auch Angolina's gedachte er zuweilen; ihr Bild ſchwebte ihm oft in ſeinen Träumen vor der Seele, wie ſie dereinſt Rechenſchaft für das Unglück ihrer Mutter fordern würde. Vergebens hatte er ihretwegen ſchon gleich nach ſeiner Ankunft in Prag die Zigeuner aufſuchen laſſen, vergebens nach dem Tode Buſſo's deren Verfolgung im ganzen Lande geboten; weder Angolina noch der Zigeunerſtamm wurden aufgefunden, und ihm ward nur die Kunde, daß er zwar im Lande wieder geweſen, ſich aber wahrſcheinlich nach der Donau hingewendet habe. —

Sein zerrüttetes Gemüth, das fühlte er, bedurfte, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, großer Thaten; ſie waren ihm nothwendig, um ihm das Gefühl zu geben, daß er noch Ottocar ſei.

„Milota hat Recht," rief er, „das Schwerdt in meiner Hand iſt noch immer das alte Siegesſchwerdt, es muß nur gegen meine Feinde gezückt werden, und blinder Wahn hielt mich gefangen, als ich den nichtigen Rathſchlägen Bruno's und den falſchen Prophezeihungen Nicola's folgend, mich dem Habsburger zu Füßen warf. — Wahnſinn hatte meine Seele niedergedrückt, ich muß dieſes Trugbild daher mit meinem Schwerdte zerhauen, um wieder der Ottocar zu werden, der ich geweſen. —

In ſolchen Selbſtgeſprächen vertieft ging Ottocar ganze Tage lang einſam in ſeinem Gemache auf und ab, und Niemand wagte ihn dann zu ſtören. Nur Milota ſcheute ſich nicht, ihm zuweilen zu nahen, und ſeine wohlangebrachten Zuflüſterungen thaten ihre volle Wirkung

auf Ottocar's ſchwankenden Sinn. Auch Kunigunde ſchürte durch Hohn und Spott das Feuer, und ſo reifte der Entſchluß immer mehr und mehr in ihm, den angelobten Frieden durch ſchnellen Bruch in heftigen Krieg zu verwandeln, und durch kühne Thaten alles Erniedrigende der frühern Unterwerfung auf's Schnellſte vergeſſen zu machen.

In dieſer Zeit trafen Geſandte des Kaiſers ein, deren bloße Ankunft genügte, Ottocar's Inneres in wilde Gährung zu bringen, und raſch war er entſchloſſen, ihre Ankunft zum öffentlichen Bruche mit dem Kaiſer zu benutzen.

Milota, dieſen Entſchluß noch nicht kennend, aber ſehr wünſchend, meldete dem Könige das Verlangen der Geſandten um Gehör und fügte argliſtig hinzu: „die ſtolzen Herrn des Grafen von Habsburg führen eine kühne Sprache, Herr; wenn Ihr ſie höret, ſo laſſet nur Eure treuen Unterthanen, welche nicht glauben mögen, daß Ihr Euch im Ernſte unterworfen, nicht irre an Euch werden. — Ich würde rathen, ſie ohne weiteres fortzuſchicken, aber Ihr müßt ſie empfangen, um Eurem Volke zu zeigen, welchen Uebermuth die Kniebeugung des Königs von Böhmen ihnen eingeflößt, wie eingeſchüchtert ſie aber plötzlich ſein werden, wenn der königliche Löwe ſich ihnen wieder zeigt. —"

Bald ſtanden die Geſandten vor Ottocar; es waren zwei Grafen aus dem edlen Hauſe der Hohenberge und mehrere Ritter in ihrem Gefolge. — Sie ſtellten ſich dem Throne gegenüber, während an demſelben zu beiden Seiten ſich die Edlen des Böhmerlandes reihten.

Ottocar, beim Anblicke der Deutſchen des ſchmachvollen Vorfalls auf der Donauinſel gedenkend, ſtand, bevor er die Geſandten aufforderte zu ſprechen, von ſeinem Throne auf, und ging die Reihe der fremden Ritter herunter, ohne ſie eines Wortes, ohne ſie einer Begrüßung zu würdigen; nur ſein Antlitz verrieth die verhaltene Wuth, welche in ihm kochte. — Am Ende der Reihe wandte er ſich hohnlachend zu ſeinen Rittern und rief: „Seht her, was der Graf von Habsburg uns wieder für Mäuler geſendet hat; gewiß iſt jedwedes voller Worte, die alle ihn hier anpreiſen und ſeine Größe verkünden ſollen, um daheim erzählen zu können, wie der ſonſt ſo gefürchtete Ottocar es mit demuthiger Geduld hat anhören müſſen. — Geht heim," ſagte er zu den Geſandten, „und bringt dem Grafen meinen Gruß und ſagt ihm, Ihr hättet mich ſehr luſtig gelaunt gefunden, und ich hoffte ihn ſelbſt bald in Wien davon zu überzeugen." Er ging bei dieſen Worten haſtig im Saale auf und nieder, während Alle erſtaunt und geängſtigt das wunderbare Treiben des Königs beobachtet hatten. — Schon machten die Deutſchen Miene, den Saal zu verlaſſen, da faßte ſich Ottocar, er beſtieg den Thron, und ſagte mit erzwungener Ruhe: „Ich habe Euch hierher beſchieden, Euch zu hören; daher theilt mir Euren Auftrag mit, von dem ich jedoch, ohne ihn zu kennen, ſchon weiß, daß er mir nicht behagen wird."

„Rudolph, der Kaiſer der Deutſchen," begann der älteſte Graf von Hohenberg, „Euer Lehnsherr, ſpricht durch meinen Mund zu Euch, König von Böhmen und Markgraf von Mähren; er erwartet, im Vertrauen auf Euren redlichen Willen, all dasjenige zu halten, was

Ihr bei Eurer Unterwerfung verſprochen habt, ſofort die Freilaſſung der Steyriſchen Edeln, die Ihr früher, als der Untreue gegen Euch verdächtig, gefangen genommen habt, aber nach dem Vertrage ſchon längſt hättet frei geben müſſen. Rudolph hofft ferner —"

„Und wenn ich ſie nicht frei laſſe," fiel Ottocar dem Geſandten heftig in die Rede, „was dann?"

„So trifft Euch des Kaiſers Acht und des Papſtes Bann," erwiederte dieſer mit erhobener Stimme.

Ottocar verfiel vor innerer Wuth hierüber in ein ſo heftiges Lachen, aus welchem aber alle Furien des Zorns ertönten, daß dieſes Gemiſch von Wuth und Hohn ſelbſt die entſchloſſenen Geſandten einen Augenblick aus der Faſſung brachte. — Als endlich der Graf von Hohenberg nochmals von der Auslieferung und Freilaſſung der Steyriſchen Edeln zu ſprechen begann, brach Ottocar's Zorn in ſo wilde Flammen aus, daß der Geſandte ſeine Rede nicht fortzuſetzen vermochte. — Ottocar, ganz aus dem eines großen Mannes würdigen Gleichgewicht gebracht, rief: „Vor Euren Augen ſollen ſie frei gelaſſen werden, und frei ſoll das Blut der Treuloſen, welche mich hintergingen, zur Erde fließen. — Ihr aber, ſo Ihr ferner auf ihre Auslieferung beſteht, ſollt zuerſt jener Freiheit genießen, welche Ihr ihnen bereitet habt."

Auf ſein Geheiß wurden nun aus den Kerkern der Burg die gefangenen Ritter, mit Ketten belaſtet, in den Saal geführt. — „Zählt dieſe Häupter," rief er jetzt den Geſandten zu, „damit Ihr wiſſet, in welcher Zahl Ihr zu ſterben beſtimmt ſeid, wenn Ihr nur mit einem Worte noch eines Kaiſers oder Papſtes erwähnt."

Wirklich verſtummten die Geſandten, die Gefahr, welche ihnen, namentlich aber den Gefangenen drohete, einſehend, und die überlaut begonnene Scene endete jetzt in einer dumpfen Stille, in der nur Ottocar's Schritte, durch den Saal hallend, erdröhnten.

Milota ſuchte dem peinlichen Auftritte ein Ende zu machen; er wagte ſich dem zornerglühten Könige zu nahen und ſuchte ihn zu beruhigen. — Auf ſein Geheiß entfernten ſich die Geſandten, auch die Gefangenen wurden wieder aus dem Saale geführt, und ihnen folgte auf einen Wink Ottocar's die ganze Verſammlung, ſo daß nur Ottocar mit Milota allein blieb.

„Mein König," ſprach Milota zu dieſem, „die Würfel ſind jetzt gefallen, Ihr habt wie ein Herrſcher, wie der frühere große Ottocar gehandelt, das wird der Böhmen Muth auf's Neue entflammen, die gedemüthigt ſind, ohne Schlacht beſiegt worden zu ſein, die Euch anklagen, ihrem Muthe nicht beſſer vertraut zu haben; jetzt wird ſich Euch der Böhmen Volk in offnem Kampfe bewähren, und Ihr werdet wieder ſiegen, wie der Sieg ſtets Euer geweſen." Der König ſchwieg in tiefes Nachdenken verſunken, und ſtumm gingen Beide in Ottocar's Gemach, um die für die Zukunft zu nehmenden Maaßregeln reiflich in Erwägung zu ziehen.

2.

Der Treubruch Ottocar's war dem Kaiſer nicht unerwartet. — Wer wie Rudolph mit großem Scharfblick

begabt, wer wie er Menſchenkenntniß in hohem Grade beſaß, hatte bald erkannt, daß Ottocar, als er ſich unterwarf, nur den augenblicklichen Verhältniſſen gewichen war, daß aber ein ſo ſtolzer hochfliegender Geiſt, wie er, bis zu ſeinem gänzlichen Untergange gegen die Macht des Kaiſers ankämpfen würde.

Das Schickſal des deutſchen Reichs war übrigens von der Unterwerfung dieſes mächtigſten Vaſallen abhängig, und je länger der Zuſtand von Ungewißheit dauerte, deſto gefährlicher konnte Ottocar dem Kaiſer werden. Rudolph hatte nämlich durch ſeine Thätigkeit und Gerechtigkeit in kurzer Zeit unglaublich viel für Deutſchland gethan. Er fand dies ſchöne Land in einem gänzlich zerrütteten Zuſtande; die Macht der Kaiſer war zu einem Schatten herab geſunken, jeder Ritter wollte unumſchränkt auf ſeinem Gebiete herrſchen, Raubritter befeſtigten ſich in ihren Schlöſſern, und zogen als Wegelagerer auf die Landſtraße, um den Handel der Städte durch Raub und Plünderung zu vernichten. — Nur das Fauſtrecht galt; das wirkliche Recht war kaum noch dem Namen nach gekannt, und wer Macht beſaß, eignete ſich zu, was er vermochte.

Dieſem Unweſen ſteuerte Rudolph zuerſt; er brach die Burgen der Raubritter, ſuchte ſie in ihren Schlupfwinkeln auf, ließ ſie hinrichten und zerſtörte ihre Neſter. Die Gerechtigkeit war ihm heilig, er übte ſie gegen Starke wie gegen Schwache, er verlangte, daß ſich ihrem Ausſpruche Alle unterwerfen ſollten.

Natürlich zog ihm dies ſtrenge Regiment vielfache Feinde zu; ſo waren ihm die Grafen von Hochburg und von Mümpelgard, Graf Eberhard von Würtemberg und

ein groſser Theil des thüringiſchen und ſchwäbiſchen Adels abgeneigt, und alle dieſe hofften bei ihren etwaigen Unternehmungen auf die kräftige Unterſtützung des mächtigen Ottocar's. — Dieſer mußte daher vernichtet werden, wenn nicht das neu erſtehende deutſche Reich wieder in ſich zerfallen ſollte. — Zum Kampfe, er mochte auch noch ſo gefährlich ſein, ſah ſich alſo Rudolph durch den Drang der Verhältniſſe gezwungen.

Der Krieg war daher von Rudolph, der ſeine Lage gut erkannt hatte, als unvermeidlich angeſehen, und obgleich er auf weniger Hülfe von Seiten der Reichsfürſten rechnen konnte, als bei dem vorigen Feldzuge gegen Ottocar, ſo zählte er um ſo mehr auf die ſeinem Hauſe neu erworbenen Lande, welche die ſchrecklichſte Rache Ottocar's bei einer Wiedereroberung zu fürchten hatten; auch rechnete Rudolph ſehr auf die Erbitterung des böhmiſchen Adels gegen Ottocar, und rüſtete ſich daher mit Zuverſicht zu dem bevorſtehenden Kampfe, welcher entſcheiden mußte, ob ſich vor Rudolph und der deutſchen Kaiſerkrone nicht allein Böhmen, ſondern auch ſeine kleinern Feinde beugen würden, oder ob Rudolph gleich den andern Kaiſern des langen Zwiſchenreichs nur den Titel eines Kaiſers auf kurze Zeit führen ſollte.

Ottocar war ſeinerſeits, ſeitdem er ernſtlich den Krieg beſchloſſen, wieder der Held ſeiner frühern Tage geworden. — Nicht mehr jähzornig und ſchwach zugleich, wie er ſeit dem erſten Krieg gegen Rudolph geweſen, fühlte er ſich jetzt durch den Entſchluß, die Schmach von ſich abzuwälzen oder zu ſterben, beruhigter. — Er betrieb die Zurüſtungen zum Kriege mit dem gewohnten Eifer und

großer Umſicht. Der Adel aus Böhmen, Mähren und Schleſien ſtrömte mit großem Gefolge herbei, — wenn auch nicht aus Zuneigung, doch aus Furcht, denn daß jeder Säumige hart geſtraft werden würde, davon waren Alle überzeugt, — ſo daß Ottocar mit freudigem Stolz ſein Heer täglich mehr anſchwellen ſah, und wirklich, durch ſeine Thätigkeit nach außen verführt wurde zu glauben, die Zerfallenheit und Auflöſung ſeines innern Weſens, welche ihn faſt elend gemacht hatte, ſei nicht mehr. — Auch Kunigunde, welche durch Milota in ſteter Verbindung mit Zawiß geblieben war, mußte das großartige Treiben des Königs, die Thatkraft, welche er entwickelte, unwillkührlich bewundern, und wenn auch keine Stimme für ihn in ihrem Herzen ſprach, ſo konnte ſie doch nicht umhin, ihn wieder mit der ihm früher bewieſenen Achtung zu begegnen. — Nur Milota blieb ſich gleich; ſtets ſeinen Zweck vor Augen, ſuchte er das Gemüth des Königs durch Erinnerungen an die Vergangenheit zu erbittern, und ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, welches wieder zu erlangen ihm ſcheinbar gelungen war.

Nach einigen Monaten, welche mit fruchtloſen Unterhandlungen und kräftigen Zurüſtungen hingebracht waren, zog endlich Ottocar mit ſeinem wohlgerüſteten zahlreichen Heere der Donau zu; freudig und ſiegesmuthig hätte man ſagen können, wenn nicht das Andenken an Ludmilla und den Aſtrologen, ſo wie der Gedanke, daß Angolina ihn zu ſtürzen beſtimmt ſei, oft ſchwer ſein Gemüth belaſtet hätten, ſo daß es Stunden gab, wo er ſeine Unthaten gegen Ludmilla und den Aſtrologen bitter bereute, ſich gern mit Zawiß verſöhnt und Angolina als Tochter an

seine Bruſt gedrückt hätte. In ſolchen Stunden konnte er an keinen Sieg glauben, und es war ihm dann, als wenn die Rachegötter ihn, gegen ſeine beſſere Einſicht, zum Kampfe gezwungen hätten, um ihn ſo dem Verderben zu weihen. Sah er aber nach ſolch finſterer Stunde ſein ſtattliches Heer, erblickte er ſo manchen Helden, der mit ihm glänzende Siege erfochten, dann erſchienen ihm jene Gedanken als böſe Träume, die ein baldiger Sieg auf immer verſcheuchen würde.

Ottocar's Sonne ſchien in der That wieder heller als je am Himmel glänzen zu ſollen; dem Aufgebote des Kaiſers folgten nur wenig deutſche Fürſten, ein großer Theil ergriff ſogar die Parthei Böhmens, Andere ließen ſich zur Unthätigkeit erkaufen. — Der König der Roth-Reußen, Leo, kam mit ſeinen Schaaren, die Schleſier unter den Herzögen von Breslau und Oppeln, die Brandenburger unter dem Markgrafen Otto mit dem Pfeil, und außer dieſen noch Baiern, Pommern, Magdeburger, Thüringer und Meißner eilten in größeren und kleineren Schaaren herbei, ſo daß Ottocar's Heer ſich auf 45,000 Streiter belief, während Rudolph mit Mühe 7000 Oeſtreicher bei Wien geſammelt hatte. Allein Ottocar's Vertrauen auf ſein Glück war gebrochen, und drei volle Wochen verbrachte er, als wenn er die Entſcheidung aufſchieben wollte, mit der Eroberung von Droſendorf, und begann dann Laa zu belagern.

Milota, der mit Schrecken geſehen hatte, daß ſeine Aufreizungen, ſtatt den Fall Ottocar's herbei zu führen, dieſen vielleicht zum Herrn über ganz Deutſchland machen würden, beſtärkte ihn in ſeinen fehlerhaften Maaßregeln,

als plötzlich im Lager vor Laa der würdige Erzbiſchof Bruno von Ollmütz eintraf, welcher ſeit jenem Vertrage nicht wieder vor Ottocar erſchienen war, da dieſer in ihm die Hauptveranlaſſung ſeiner Schmach ſah, und nur durch deſſen Prieſterwürde ſich abhalten ließ, ihn für ſeine Rathſchläge zu beſtrafen.

Erſtaunt über dieſes unerwartete Erſcheinen, empfing Ottocar den Erzbiſchof kalt und gemeſſen. „Kommt Ihr vielleicht, Herr Erzbiſchof, zu uns in's Lager, um wieder einen Vertrag von Wien zu vermitteln? Soll ich vielleicht Böhmen und Mähren dem Habsburger anbieten, und dafür das Glück haben, vor ihm zu knieen?" begann Ottocar höhniſch, als Bruno in das Zelt trat und ſich ehrfurchtsvoll verbeugte.

„Herr!" erwiederte der Erzbiſchof mit Würde, „ich rieth Euch damals zu dem, was ich für das Heilſamſte hielt. Ich bin ein alter Mann, habe Eurem Vater ſchon treu gedient, und Euch aufwachſen ſehen, die ruhmwürdigſten Tage meines Lebens habe ich mit, und durch Euch in Preußen verlebt, der Eure bin ich alſo bis in den Tod. — Ich komme jetzt nicht Euch zum Frieden, ſondern zur Schlacht aufzufordern. Das Heer iſt zahlreich und kampfmuthig, Rudolph hat nichts Euch entgegen zu ſtellen; täglich erwartete ich, die Kunde Eures Einzuges in Wien, und die Flucht Rudolph's zu vernehmen, und ſtatt deſſen liegt Ihr vor einem Neſte, deſſen Eroberung für Euch keinen Werth haben kann." Ottocar wollte ihn unterbrechen, aber Bruno fuhr mit erhobener Stimme fort. „Seid Ihr nicht mehr der Ottocar, welcher das Kreuz ſiegreich in den fernen Nor-

den trug, der, welcher Ungarn und Baiern überwand, und aus ſechzehn Schlachten als Sieger hervorging? Seid Ihr ein Laie in der Kriegskunſt? Wißt Ihr, was Euren Muth lähmt? Eure Einſicht iſt noch dieſelbe wie früher, aber das innere Vertrauen fehlt Euch. Eure Grauſamkeit gegen den Adel laſtet ſchwer auf Euch, und hemmt Eure Thatkraft, darum befreiet Euch von dieſem drückenden Gefühl, und gedenket der Städte, die Ihr gegründet, des Volkes, welches Ihr der Sclaverei entriſſen und glücklich gemacht habt. Ihr ſeid Vielen ein harter König geweſen, waret aber Euren Städten ein gütiger Fürſt, und Ihr möget jetzt ſiegen oder unterliegen, die Geſchichte wird Euch immer den Großen, den Gewaltigen nennen, und viele Tauſende werden Euer Andenken ſegnen, wenn Ihr ſchon längſt nicht mehr ſeid. Daher ermannet Euch, und ziehet zur Schlacht!"

Ottocar, welcher nichts weniger als ſolche Mahnung von dem Erzbiſchof erwartet hatte, wurde durch ſeine Worte hingeriſſen. „Ja, auf zur Schlacht!" rief er. „Auf zur Entſcheidung! Ich ſehe, Ihr ſeid mein treuer Freund, der es redlich mit mir meint."

„Der bin ich, mein König," erwiederte Bruno. „Gebe Gott, daß alle Eure Freunde für Euch gleiche Treue im Herzen tragen."

„Wie meint Ihr das, Erzbiſchof?" fragte Ottocar haſtig. „Hegt Ihr Verdacht?"

„Herr," entgegnete dieſer, „nicht anklagen wollt' oder könnt' ich Jemand, aber vorſichtig wollt' ich Euch machen, auf daß Ihr nicht plötzlich für zu vieles Ver-

trauen geſtraft würdet. Wer es redlich mit Euch meinte, hätte Euch längſt bewegen müſſen gen Wien zu ziehen."

Mehrere eintretende Ritter machten dem Geſpräche ein Ende, deſſen Folge war, daß Ottocar den Zug gegen Rudolph beſchloß. Milota wußte jedoch dem Aufbruch Schwierigkeiten in den Weg zu legen, ſo daß wieder einige koſtbare Tage vergingen; da erhielt Ottocar die Nachricht, der Kaiſer hätte die erwarteten Verſtärkungen aus Schwaben und dem Elſaß erhalten, ſei bei Haimburg über die Donau gegangen, und würde ſich unverzüglich mit 20,000 in Eilmärſchen ankommenden Ungarn vereinigen.

Somit war der günſtige Zeitpunkt, wo Ottocar den Sieg ohne Schlacht gewonnen hätte, vorüber, und er rückte nun nur langſam dem kaiſerlichen Heere entgegen, welcher trotz der glücklichen Vereinigung aller Kräfte dennoch ſchwächer als das böhmiſche war.

3.

Zawiß war glücklich aus Böhmen entkommen, und mit Angolina beim Kaiſer angelangt, von welchem er als tapferer Ritter aus dem größten böhmiſchen Geſchlechte willkommen geheißen wurde. Als der Kaiſer begann ſein Heer zuſammen zu ziehen, war Zawiß einer der Erſten, welcher ihm, wenn auch nur mit kleinem Gefolge, wozu Milota ihm die Mittel gegeben hatte, zuzog.

Mit Achtung ward er von den Rittern Rudolph's in ihre Mitte aufgenommen, denn ſeine Tapferkeit wie

ſein Haß gegen Ottocar waren bekannt. Vor Allen ſchloß ſich ihm Seyfried von Meerenberg an, ein unternehmender junger Ritter, den gleiche Gefühle gegen Ottocar beſeelten, da dieſer mit derſelben Grauſamkeit ſein Geſchlecht verfolgt hatte, wie das der Roſenberge, und Beide vereinten ſich durch das innigſte Freundſchaftsband.

Angolina, welche Zawiß ſelbſt in's Feldlager gefolgt war, benahm ſich gegen ihn mit ſcheuer Ehrfurcht. Das zweifelhafte Verhältniß, in welchem er zu ihr ſtand, machte ſie ängſtlich, und die Gluth der Liebe, die ſie für ihn gefühlt zu haben glaubte, hatte ſich in ruhige Zuneigung zu dem Geliebten ihrer Mutter verwandelt. Dagegen ſchien der jüngere, ſchöne, muthige Meerenberg, welcher ſich dem Knappen immer nur freundlich nahte, ſeine Stelle in ihrem Herzen eingenommen zu haben, denn ſie erröthete ſtets, wenn Meerenberg's Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhten, und ein Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, ſobald er ſich wieder entfernte. Es wurde ihr nun klar, daß ſie Roſenberg nie geliebt, daß aber ihre jugendliche lebhafte Phantaſie durch alles, was ſie von ihm gehört, ehe ſie ihn geſehen, erfüllt geweſen ſei, daher auch ihr ſchwärmeriſches Anerbieten ihm zu folgen, ſo wie ſie ihn geſehen; doch ſpäter hatte manches ſie von ihm abgeſtoßen, und die ſanften Gefühle, welche jetzt für Meerenberg in ihrem Herzen wohnten, zeigten ihr deutlich, daß ſie früher die Liebe nicht gekannt habe.

Aber auch ihm war der jugendliche, ſchöne Knappe aufgefallen, und Zawiß hatte, um jeder Mißdeutung zu entgehen, den Freund zum Vertrauten gemacht. Von dieſem Augenblick an erſchloß ſich Meerenberg's von Rache

erfülltes Herz der Liebe, und nur weil er ihr Geheimniß ehrte, nahete er ihr nicht ſo, wie er ſonſt gethan.

Als nun die Heere an der March ſich gegenüber ſtanden, und man täglich die entſcheidende Schlacht erwartete, wurde Angolina immer in ſich gekehrter. Die räthſelhaften Worte des Zigeuner-Häuptlings, wonach ſie zu etwas Beſonderem erkoren ſei, fielen ihr jetzt ſchwer auf's Herz, und der Gedanke: wird ſich in ſo verhängnißvoller Zeit nicht auch Dein Schickſal entſcheiden, beängſtete ihr Gemüth und ſie verließ am Tage ihr kleines Zelt nicht mehr; nur in den ſchönen warmen Nächten, wenn die ermüdeten Krieger der Ruhe pflegten, ging ſie in die Einſamkeit hinaus, unter dem herrlich geſtirnten Himmel die Fülle ihrer Empfindungen in Worten auszuſprechen.

So fand Meerenberg, dem Rachedurſt und Liebe keine Ruhe gönnten, ſie in einer ſchönen, hellen Mondnacht. Sie lag auf den Knieen, die Hände gefaltet, im leiſen Gebet den Blick zum Himmel gerichtet. Ihre Locken, ſonſt ſorgfältig verborgen, floſſen jetzt an ihrem ſchlanken Körper herab, und ihr Antlitz hatte faſt einen Heiligenſchein in dem dämmernden Lichte der Sterne angenommen.

Inbrünſtig ſtieg ihr Gebet in tröſtender Erhebung aus ihrer Bruſt empor; ſie nannte laut den Namen Ludmilla, ihr ſehnendes Auge ſah die liebliche Mutter, dieſe verklärte Leidende, zur Heiligen geworden, und die Palmen des ſeligen Friedens ſenkten ſich mit dieſer vom Himmel auf die Tochter nieder.

Meerenberg vergaß bei ihrem Anblick Ottocar und ſeine Rache, er vermochte nicht länger ſich zurückzuhalten, und unwillkührlich rief er: „Angolina!“ Erſchreckt ſprang

die Jungfrau auf, und wollte ſchnell davon eilen, aber Meerenberg erfaßte ihre Hand, und ſie war unfähig, ſie ihm zu entziehen als er nochmals ihren Namen nannte, und ſie ihm in's bittende Auge blickte. Sie zitterte heftig, ſowohl aus Ueberraſchung, als auch weil ſie ahnete, daß der entſcheidendſte und vielleicht auch ſeligſte Augenblick ihres Lebens ſich nahe. Meerenberg konnte vor überſtrömender Empfindung kaum ſagen: „Ich liebe Dich, Angolina!“ und ſie, welche nur ſchwach widerſtand, an ſein klopfendes Herz ziehen, als Geräuſch ihn aufſchreckte, und er einen Vermummten nach Roſenberg's Zelt ſchleichen ſah. Raſch entwand ſich ihm Angolina nun und ſchlüpfte in ihr Zelt, und Meerenberg, von dem Gedanken, ſein Freund ſei in Gefahr, erfaßt, ſtürzte mit gezücktem Schwerdte an deſſen Zelt, war aber nicht wenig verwundert, als er Zawiß auf ſeinem Lager ſitzend, einem Zigeuner die Hand reichen ſah. „Da Du meinen Freund Iſchenko doch einmal ſiehſt,“ begann Roſenberg zu dem in höchſter Aufregung Eintretenden, „ſo wiſſe, Meerenberg, er bringt uns wichtige Kunde vom Feinde; der heutige Tag entſcheidet vielleicht Deutſchlands und Böhmens Geſchick. Folge mir zum Kaiſer, ich habe Großes ihm zu verkünden.“ Sie verließen alle drei das Zelt, und eilten durch das ſchweigſame Lager, nur von einzelnen Wachen angerufen, zum Zelte Rudolph's. —

Milota hatte ſchon mehrere Male durch Zigeuner Briefe von Kunigunde und Nachrichten vom Heere an Zawiß geſandt, ſo daß Rudolph von dieſem ſtets die beſten Nachrichten über das böhmiſche Heer erhielt. Die heutige Botſchaft war eine höchſt wichtige; Ottocar, ſo lautete

ſie, wollte noch an demſelben Tage den Kaiſer angreifen, und daher ganz früh mit ſeinem Heere ausrücken, um Rudolph, wenn es möglich, unvermuthet anzufallen. — Die Trompeten weckten nun raſch die Schläfer im Lager des Kaiſers, und bald ſtand das Heer gerüſtet da. Der Kaiſer ſtellte die Ungarn auf dem rechten, die Oeſtreicher auf dem linken Flügel und in der Mitte die übrigen Deutſchen in Schlachtordnung, und rückte nun, ohne Ottocar mit ſeinen Schaaren abzuwarten, ihm entgegen. Dieſer hatte den Oeſtreichern ſeine Böhmen, den Ungarn die Reußen, Polen und Schleſier, und den Deutſchen die Deutſchen, bei denen er ſich ſelbſt befand, entgegen geſtellt; Milota mit 12,000 Mähren ſtand im Rückhalt. Prag war das Feldgeſchrei Ottocar's, Chriſtus das des Kaiſers.

Beide Heere waren, ſo geordnet, lautlos und ſchweigend einander gegenüber gerückt, denn jeder Einzelne wußte, daß dies der Tag der Entſcheidung ſein müſſe, und jeder war überzeugt, einen tapfern Gegner drüben zu finden, der den Sieg ſchwer machen würde.

Ottocar fühlte ſein Herz ſchlagen, aber wie in früherer Zeit nur vor Kampfesluſt. „So wie nur eine Sonne am Himmel ſteht," ſprach er zu ſeinen Schaaren, „ſo kann nur ich allein, oder nur Rudolph auf Erden Platz haben, wir können nicht neben einander ſtehen. Von Euch, Ihr Tapfern, hängt es ab, weſſen Geſtirn ferner noch leuchten ſoll; der heutige Tag wird es entſcheiden." Ein Sturm von lauten Ausbrüchen der Ergebenheit und Treue wogte durch's ganze Heer, und Ottocar hörte mit innerem Jubel dieſe Verheißungen des nahen Sieges.

Da drängte sich vorsichtig ein alter Mann in seine Nähe, und plötzlich, ohne bis dahin beachtet worden zu sein, richtete der Gebückte sich am Pferde des Königs hoch empor. „Herr!" begann er mit hohler Stimme, „gedenkt Ihr heute siegen zu können?" Der König wandte sein Antlitz erstaunt zu dem Sprechenden, und erkannte mit Entsetzen den Zigeuner-Häuptling. „Herr," fuhr dieser fort, und seine Züge verzerrten sich, „Nicola, Euer Astrolog, sendet mich, Euch zu sich einzuladen, heut ist sein Todestag!" und eben so rasch wie er gekommen, verschwand er in der, den König umgebenden Menge der Krieger.

Todtenblässe überzog das Gesicht des erst so zuversichtlichen Königs, die Prophezeiung Nicola's, daß ihr Schicksal im innigsten Zusammenhang stehe, so wie alle übrigen Begebenheiten jenes unheilvollen Tages traten vor seine Seele, und raubten ihm das Mark seines Muthes, das innere Vertrauen auf Sieg, mit welchem er zur Schlacht gezogen war.

Seine Umgebungen, erstaunt über das veränderte Aussehen des Königs, hörten bestürzt den plötzlichen Befehl zum Rückzug. Zu spät wurde jedoch dieser Entschluß gefaßt, die Würfel waren schon gefallen, und die Heere nicht mehr in den Händen ihrer Fürsten. Ein schwäbischer Ritter, Heinrich von Schörlin, hatte sein Roß nicht bändigen können, und war in die feindlichen Reihen gesprengt. Die ihm befreundeten Baseler Ritter wollten ihn nicht im Stiche lassen, folgten ihm, und so entspann sich der verhängnißvolle Kampf.

Der klare Himmel, die ruhig dahin fließende March,

ſo wie die Schönheit der ganzen Gegend waren großartige Bilder der Ruhe und des ſtillen Friedens der Natur; aber bald erhob ſich Staubwolke auf Staubwolke und bedeckte die herrliche Gegend, ſo wie die Heere mit einem Schleier, als ſollte Gottes Auge nicht dieſe Scenen des Mordes und des Grauſens erblicken.

Ottocar war, als er die Schlacht unvermeidlich ſah, mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung an der Spitze der Seinen in die feindlichen Schaaren eingedrungen; wo er war, wichen die Feinde. Aber auch der heldenkühne Rudolph focht in den vorderſten Reihen, und warf alles vor ſich nieder. Das Banner von Oeſtreich flatterte hoch in den Händen des hundertjährigen Ritters Otto von Haslau, der Kaiſer überwand im Zweikampf den rieſigen polniſchen Ritter Herbot von Füllenſtein, der geſchworen hatte ihn zu tödten, nahm ihn gefangen, und immer weiter und weiter drängten die Oeſtreicher vorwärts.

So wogte der Kampf hin und her, alle Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, da begannen einzelne Haufen der Böhmen zu weichen, und der Sieg ſich auf die Seite des Kaiſers zu neigen; aber Ottocar blieb ruhig. 12,000 Mähren hatte er noch im Rückhalt, während der Kaiſer alle ſeine Kräfte ſchon verwendet hatte. „Milota ſoll mit den Mähren vorrücken und die Oeſtreicher vernichten!“ befahl er, ſich etwas aus dem Getümmel der Schlacht begebend, um ihren Gang überſehen zu können.

Die ganze Schlachtlinie Ottocar's begann zu wanken, einzelne Flüchtlinge löſten ſich ſchon aus den noch kämpfenden Maſſen. „Es war hohe Zeit, daß ich Milota rief,“ ſagte Ottocar, das Schlachtfeld überſchauend, zu

seiner Umgebung, „doch so wie er erscheint, ist der Sieg auch unser.“

Aber er erschien noch nicht, immer mehr der Flüchtigen bedeckten das Feld, auf einzelnen Punkten brachen die Deutschen schon durch. Ungeduldig und in höchster Aufregung schickte der König einen Ritter nach dem Andern zu Milota und immer noch wurde dieser nicht gesehen. Auf triefendem Rosse kam endlich der Erste der Ausgesandten zurück. „Herr!“ rief er ihm entgegen, „Verrath, wie mir scheint, schändlicher Verrath! Milota gab mir, statt zu kommen, höhnisch lachend dieses Papier.“ Ottocar nahm es hastig, öffnete es und las:

„Das Blut der Rosenberge ist nicht umsonst ge-
„flossen, es schreiet um Rache, und dieser selige,
„von mir so lang ersehnte Augenblick ist nun end-
„lich gekommen. Nimmer wird Milota zu Eurer
„Hülfe erscheinen, Euer Verderben soll seine Wonne
„sein, und damit Ihr auch sicher seid, daß Lud-
„milla nicht ungerächt ist, so sende ich Euch diesen
„Brief Eurer Gemahlin an ihren Buhlen Zawiß.“

Die Papiere zerreißend, fuhr der König wild empor, und Zorn durchbebte jeden Nerv seines riesigen Körpers. „Er, dem ich Alles vertraute,“ rief er aus, „verräth mich, will mich verderben und verhöhnt mich noch! Nun denn, so will ich doch erst selbst zu ihm, um zu sehen ob alle Mähren solche Verräther sind, wie er.“ Aber schon kamen andere der an Milota gesandten Ritter mit der Schreckensnachricht zurück, daß die Mähren vor einem Haufen schlechtbewaffne-

ter, feiger Kumanen die Flucht ergriffen, und das Schlachtfeld verlassen hätten.

Ottocar war einen Augenblick wie vom Blitz getroffen, zu viel des Unglücks stürmte plötzlich unerwartet auf ihn ein; den Sieg kurz vorher in Händen habend, sah er jetzt die Niederlage fast sicher vor Augen, und die Gewißheit der Schmach seines Hauses, die Untreue seiner Gemahlin drückte ihn zu Boden. Aber nur einen Augenblick war der König betäubt; im Unglück zeigen sich starke Gemüther in ihrer wahren Größe. Mit einem Blick das Schlachtfeld überschauend, sah er noch auf vielen Punkten die Seinigen, wenn auch weichend, doch noch muthig kämpfen. „Pflanzt das Banner von Böhmen hier auf!" rief er seiner Umgebung zu. „Sammelt die Flüchtigen, sagt ihnen, der König, Ottocar, welcher sie so oft zum Siege geführt, warte ihrer hier, und werde an ihrer Spitze streiten; reitet, führt sie herbei, haut aber nieder was nicht Stand halten will!" Nach allen Richtungen zerstreuten sich die Ritter, und mit Drohungen und mit Bitten brachten sie bald eine große Schaar zusammen, die, ihren König scheinbar ruhig sehend, wieder Vertrauen zu bekommen begann.

Von Neuem mit Hoffnung erfüllt, sah Ottocar seine Krieger sich mehren. „Ha!" rief er, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, laut auf. „Milota kann mich nicht stürzen, nur sie, nur Angolina vermag es! Ich werde heute siegen," rief er dann überlaut, „drum folgt mir, Ihr Ritter und meine Getreuen!" und an der Spitze seiner Schaar brach er grade in die Mitte der feindlichen Schlachtordnung ein.

Die Schwaben, vom tapfern Widerstand ihrer Feinde

ermüdet, hatten, nachdem dieſer nachließ, und ein Haufen ihrer Gegner nach dem andern das Feld räumte, keinen ſo kräftigen Anfall mehr vermuthet, und wurden nicht allein vom Vordringen abgehalten, ſondern ſogar zurückgedrängt; zu gleicher Zeit war des Kaiſers Pferd von einem Thüringſchen Ritter niedergeſtochen, und das Gerücht vom Tode des Kaiſers wirkte nachtheilig auf die Oeſtreichiſchen Schaaren. Das böhmiſche Heer drängte wieder vorwärts, Siegeshoffnung beſeelte die Entmuthigten, während ihre Gegner durch den plötzlichen Umſchwung des Kampfes beſtürzt, zu weichen begannen und nur mit Mühe noch widerſtanden. Das öſtreichiſche Banner entfiel der ermüdeten Hand des alten Otto von Haslau, ein Lichtenſtein ſchwang es von Neuem, vermochte es aber kaum gegen die wüthend andringenden Böhmen zu vertheidigen, und dreizehn Trautmansdorfer fielen an ſeiner Seite. Der Sieg ſchien Ottocar zu werden.

Seyfried von Meerenberg, der geſchworen, den König zu tödten, hatte noch nicht auf ihn treffen können, und er wie Zawiß ſahen nun mit Wuth die Ihrigen weichen. Der Punkt, wo der König war, wurde ihnen jedoch nun durch das kräftige Andrängen der Böhmen ſichtbar, und Beide ſprengten mit ihrem Gefolge dorthin. Zawiß vermochte, der vordringenden Böhmen wegen, es nicht, Ottocar zu erreichen, aber Meerenberg gelang es, Alles vor ſich niederwerfend, bis zu ihm vorzudringen. Seine reiche Rüſtung und ſeine ſchöne Helmzierde ließen den vornehmen Ritter erkennen. „Ich bin Seyfried Meerenberg, der das graue Haupt ſeines Vaters und den Lockenkopf ſeines Bruders an Euch rächen will!“ rief er dem

Könige zu, und wild rannten Beide mit eingelegten Lanzen gegen einander. Die Pferde stürzten, aber Beide waren zugleich aus dem Sattel und setzten mit den Schwerdtern den begonnenen Kampf fort; Seyfried strauchelte über einen Leichnam, da fing Angolina, die Meerenberg stets im Auge behalten hatte, den Stoß, welchen der König nach diesem führte, mit dem Schilde auf, und Ottocar holte nun zum Streich gegen Angolina aus, als ihr Anblick ihm plötzlich alles Blut erstarren machte; er ließ das Schwerdt sinken, und diesen Augenblick benutzend gab Seyfried ihm den Todesstoß.

Mit dem Ausrufe: „Angolina! meine Tochter!" fiel Ottocar, um nimmer wieder zu erstehen.

4.

Der Kampf dauerte trotz Ottocar's Fall noch fort, und Meerenberg sah sich daher bald von dem Orte seiner entscheidenden That entfernt. Kaiser Rudolph hatte ein anderes Pferd bestiegen, und zeigte sich wieder den Seinen, um in der ersten Reihe zu kämpfen. Ihr Jubelruf empfing ihn, während durch die gelichteten Schaaren des böhmischen Heeres die Kunde von Ottocar's Tode, von Milota's Flucht sich schnell verbreitete, und selbst dem Tapfersten den frischen Muth benahm. Noch kämpften sie, aber nur matt noch antwortete der Kriegesruf „Prag" dem freudigen Rufe „Christus", welcher im vordringenden östreichischen Heere erschallte. Einzelne Flüchtige bedeckten nun bald wieder das Feld, dann sah man ganze Haufen

den Rücken wenden, bis endlich das ganze böhmiſche Heer in wilder Unordnung ſich auflöſte. Mehr als 14,000 der Tapferſten des Heeres Ottocar's lagen neben ihrem tapfern Kriegsfürſten gebettet, der aus ſiebzehn Wunden geblutet hatte. — Als die Sonne an dieſem Tage unterging, glänzte nur noch ein Geſtirn, das des Kaiſers.

Ottocar's Leiche wurde vom Kaiſer ſelbſt aufgeſucht, der in ſeiner Größe auch die ſeines gefallenen Gegners zu erkennen und zu ehren wußte. Lange konnte man den Leichnam des Königs nicht finden; ſelbſt Meerenberg's Bemühungen waren vergebens, aber er wie Zawiß ſuchten auch weniger nach ihm, als nach dem lieblichen Knappen, deſſen Erſcheinung den Arm des Königs gelähmt, und Meerenberg's Herz noch mehr zur Liebe und Dankbarkeit entflammt hatte; doch erſchien es Beiden grauſig, wie das Schickſal ſich an Ottocar gerächt, daß das eigne Kind den Tod des Vaters hatte herbeiführen müſſen.

Angolina war durch den letzten Ausruf Ottocar's, welcher das Geheimniß ihrer Geburt ihr vollſtändig enthüllte, ſo wie durch ſeinen Fall, verbunden mit den Anſtrengungen des Tages, ſo ergriffen, daß ſie bald bewußtlos neben ihrem Vater niederſank. Das Kampfgetümmel tobte um ſie her, ſie vernahm es nicht, und ſchon war die Schlacht längſt entſchieden, die Fliehenden wie ihre Verfolger nur noch am fernen Horizonte ſichtbar, und immer noch lag ſie leblos am Boden. Da ſchritt ein alter Zigeuner vorſichtig durch die Maſſe der Todten, zuweilen ſich niederbeugend, um einer kräftigen Rittergeſtalt das Viſir über das vom Tode entſtellte, bleiche Antlitz aufzuſchlagen; aber dann ſetzte er ſeinen Weg kopfſchüt-

telnd weiter fort. „Sollte ich ihn nicht finden," ſagte er im Selbſtgeſpräch, „ihn, der uns, und allen denen, die wir liebten, ſo viel Böſes gethan? Sollte er, obgleich todt geſagt, dennoch unter den Lebenden weilen? — Bei Gott, hier iſt er!" rief er plötzlich, als er die ſtarke Heldengeſtalt Ottocar's, und den wohlbekannten Helm mit der Königskrone erblickte. Mit einem Sprunge, als wäre er noch ein Jüngling, ſtand er bei der Leiche Ottocar's, trat aber entſetzt zurück, als er neben dem ſtarren, wilden Antlitz deſſelben, die holden, zarten Züge ſeiner Angolina ſah. Hinweg war der Triumph der ſo lang erſehnten Rache, hinweg gewiſcht durch den Schmerz, daß die Roſe, welche er ſechzehn Jahre treu behütet, nun auch entblättert auf dem großen, weiten Todtenfelde lag.

„Von des Wüthrichs Hand iſt ſie gefallen, und ſeine letzte That war zugleich ſeine gräßlichſte!" rief er laut aus, als wollte er Ottocar beim Himmel noch anklagen. „Iſt keine Hoffnung mehr für ſie," fuhr er fort, und beugte ſich zu ihr nieder, um die Wunden mit kunſtgeübter Hand zu verbinden; aber er entdeckte keine Verletzung, und freudig überraſcht, daß nur Ohnmacht ihre Sinne gefangen hielt, eilte er, die Pickelhaube eines Fußknechtes ergreifend, zum nahe vorbei rieſelnden Bache, ſchöpfte Waſſer aus demſelben, und eilte eben ſo ſchnell zurück.

Bald gelang es ihm, die Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen, ſie richtete ſich auf und blickte ſtarr, als beſänne ſie ſich auf die jüngſte Vergangenheit, über das weite Leichenfeld; da fiel ihr Auge auf den Greis, der, ſie beobachtend, neben der Leiche Ottocar's ſtand, und plötzlich ſchien ihr die Erinnerung wieder erwacht zu ſein;

mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie zurück, als aber der Zigeuner ihr zu Hülfe eilen wollte, stieß sie ihn von sich, und richtete sich ohne seinen Beistand auf.

„Weiche von mir!" rief sie dem Erstaunten zu. „Du hast mich zur Vatermörderin gemacht, oder nein, Du mordetest den großen König, denn verschwiegst Du mir nicht das Geheimniß meiner Geburt, gabst Du mir nur einen Wink, daß der Irrthum, ich sei Rosenberg's Tochter, mich verließ, so lebte Ottocar noch, und stände als gefürchteter, bewunderter Sieger hier, wo er nun als Leiche unbeachtet liegt." Mit diesen Worten warf sie sich auf Ottocar's entseelten Körper, und ein Thränenstrom erleichterte ihr gepreßtes Herz. Der Alte erwiederte nichts. „Willst Du vielleicht leugnen, daß er mein Vater ist?" fuhr sie, sich etwas aufrichtend, fort. „Sein letztes Wort, sein letzter Ausruf war: Angolina, meine Tochter! Ach, der Ton seiner Stimme, der ewig in meinem Herzen wiederhallen wird, sagte mir deutlich, wie gern er mich, seine ihm entrissene Tochter, in die Arme geschlossen hätte, und ich mußte seine Mörderin werden!"

„Beruhige Dich, Angolina," erwiederte der Alte, durch das tiefe Leid der Armen innig gerührt. „Ottocar war Dein Vater, aber nicht ich hab' ihn getroffen, des Schicksals schwere Hand hat ihn, den Gewaltigen, gefällt, denn was die Sterne Nicola'n verkündeten, war unabänderlich; darum tröste und beruhige Dich, und folge mir zu Zawiß, der sich Deiner väterlich annehmen wird."

„Nicht Dir, nicht Zawiß werde ich ferner folgen; Du hast ein arges Spiel mit mir gespielt, und Zawiß, der, meiner Mutter untreu, der Buhle der Gemahlin meines Vaters ward, mag mein Auge nimmer wieder

ſehen.“ In dieſem Augenblick nahte der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ſich der Gruppe, und der Häuptling, ihn gewahrend, ergriff noch Angolina's Hand und drückte ſie. „Deine Kindheit habe ich gepflegt, Dir Leib und Seele rein erhalten, darum zürne mir nicht, wenn Dir auch Hartes auferlegt ward. Lebe wohl!“ Dies ſagend entfernte er ſich ſchnell.

Als Meerenberg und Zawiß Angolina noch lebend erblickten, ſprengten ſie dem Kaiſer, mit dem Ausrufe: „Angolina lebt!“ vorbei, und ſprangen freudig von den Roſſen; ſie aber wandte ſich ab, und auf den Todten zeigend, ſagte ſie mit gepreßter Stimme „mein Vater!“

Der Kaiſer, verwundert über das Benehmen der beiden Ritter, wollte ſchon nach deſſen Urſache fragen, als er Ottocar's Leiche erkannte. Dieſer Anblick verdrängte alle anderen Gedanken, er ſprang vom Pferde ab, die Ritter folgten ſeinem Beiſpiel, und von dem Gefühl der Nichtigkeit menſchlicher Hoheit in dieſem Augenblick mehr als je durchdrungen, kniete er an der Leiche Ottocar's, und betete für die Seele des Gefallenen. Als er ſich nebſt ſeinem Gefolge wieder aufrichtete, ſagte er: „Gott hat zwiſchen ihm und mir entſchieden, er liegt gerichtet von Gottes Hand; aber ein großer Geiſt, ein gewaltiger Herrſcher iſt mit ihm in's Grab geſunken, deſſen Thaten die Nachwelt noch anſtaunen wird. — Er ſoll als König beſtattet, und ſeine Leiche nach Wien geführt werden,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, und eine Thräne trat in das Auge des edlen Fürſten. Schon wollte er ſich wegwenden, da ſah er den jungen Knappen, welcher vorher ſchon ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, noch immer

neben Ottocar's Haupt auf den Knieen liegen. „Wer ist der Jüngling, der so innigen Theil an Ottocar nimmt?" fragte der Kaiser.

„Es ist mein Knappe," erwiederte Zawiß rasch.

„Nein, nicht sein Knappe!" rief Angolina heftig aufspringend, „die Tochter Ottocar's und seine Mörderin bin ich!" und dem erstaunten Kaiser zu Füßen stürzend, fuhr sie in höchster Erregung fort. „Ich habe Niemand auf der weiten Erde, dem ich noch angehöre; durch seinen Tod stehe ich verwaist auf dieser Welt; Ihr seid edel und groß, nehmt Euch der Verlassenen gnädig an." Der Kaiser hob die Knieende auf, deren lange Locken, da ihr der Helm vom Haupte gefallen, um Brust und Nacken flatternd, die Jungfrau verriethen. „Obgleich das, was Ihr mir sagt," erwiederte der Kaiser, „mir völlig räthselhaft ist, so seid meines Schutzes gewiß."

„Nun so vergönnt mir vorerst, bei der Leiche des gefallenen Fürsten zu verweilen, bis sie bestattet ist," bat Angolina, „dann wird der Herr mir wohl den Weg anzeigen, welchen ich zu wandeln habe."

Der Kaiser gab ihr die Erlaubniß, setzte sich zu Pferde und ritt, Meerenberg und Zawiß zu sich winkend, von dannen.

Die beiden Ritter theilten dem Kaiser das wunderbare und doch so grause Schicksal der holden Jungfrau mit, und dieser hörte mit der wärmsten Theilnahme der Erzählung zu, mit dem Entschluß, der Armen zu Allem, was sie wünsche, behülflich zu sein.

Die Leiche Ottocar's wurde mit großem Gepränge nach Wien geführt, und zu den Minoriten im Kloster

zum heiligen Kreuze gebracht. Dem glänzenden Zuge folgte eine tief verſchleierte trauernde Geſtalt, welcher ſich, da ſie durch den Willen des Kaiſers geſchützt war, Niemand zu nahen wagte; ſie begleitete den Leichnam auch bis in's Kloſter.

Einbalſamirt lag die Hülle des tapfern Fürſten dreißig Wochen öffentlich zur Schau aus, damit ſich Jedermann von dem Tode des Gewaltigen überzeugen konnte, und jeden Tag der dreißig Wochen ſah man die trauernde Geſtalt am Sarge ſitzen. Was ihr an Speiſe und Trank auf Befehl des Kaiſers gereicht wurde, blieb bis am Abend unangerührt ſtehen, dann genoß ſie etwas und ſchritt langſam mit geſenktem Haupte einem Nonnenkloſter zu, woſelbſt ſie die Nächte im Gebet zubrachte.

Vergebens waren Zawiß's oft wiederholte Bitten, der Welt anzugehören; ſie antwortete ihm nie, ſo daß er endlich Wien verließ, um nach Prag zu Kunigunden zu eilen. Meerenberg, deſſen Liebe zur höchſten Leidenſchaft ſich ſteigerte, bot Alles auf, ſie dem Kummer zu entreißen, und ihr Herz wieder zu gewinnen; ſelbſt die ehrwürdigen Väter der Minoriten wußte er zu bewegen, daß ſie für ihn ſprachen, indem ſie Angolina zu zeigen ſuchten, wie wenig Ottocar ſolche Aufopferung um ſie und ihre unglückliche Mutter verdient habe.

Umſonſt waren alle Bemühungen; da wagte Meerenberg den letzten Sturm auf ihr Herz. Er wandte Alles an, was die Gluth der Leidenſchaft ihm eingab, um ſie von ihrem gefaßten Entſchluß abzubringen. Er beſchwor ſie, bei dem Andenken jener ſeligen Minute, wo er ihr ſeine Liebe geſtanden, und ſie ihn Gegenliebe hatte ahnen

laſſen, ſein Weib zu werden. Da endlich ſchien die Rinde von ihrem erſtarrten Herzen ſich zu löſen; ſie reichte ihm mit wehmüthigem Blicke die Hand. „Seyfried," hob ſie mit ſchwacher, aber feſter Stimme an, „Euch liebte ich, und kann Euch das Geſtändniß tröſten, ſo wiſſet, ich liebe Euch noch; aber von meiner Geburt an zum Leiden beſtimmt, iſt das Glück nie bei mir eingekehrt, und in dem Augenblick, wo das Schickſal mich ein edles Herz finden ließ, welches das Meine erkannte, wo mein Herz, mein ganzes Sein von nie gefühlter Seligkeit erbebte, in dem Augenblick war es mir auch ſchon auf immer entſchwunden. Daß mein Vater erſchlagen, ja daß ich die, obgleich unſchuldige Urſache ſeines Todes bin, hätte ich im Gefühl meiner Unſchuld vielleicht noch ertragen, daß Ihr aber grade es ſein mußtet, der ihn erſchlug, das laſtet zu ſchwer auf mir, und iſt mir ein Zeichen des Himmels, daß irdiſches Glück für mich nicht zu hoffen iſt. Darum ſeid edel, wie Ihr es ſtets waret, ſtört mich nicht mehr in meinem Beginnen, Ihr ändert nichts darin. Euer Andenken wird nie, ſo lange ich athme, in meiner Bruſt erſterben, aber der Mörder meines Vaters kann nie mein Gatte werden. — Lebt wohl!"

Meerenberg mußte endlich ſein Beſtreben, ihren Vorſatz wankend zu machen, aufgeben, und ſuchte in den vielfachen Fehden jener Zeit die verlorne Ruhe wieder zu gewinnen, vergaß aber ſeine holde Angolina nimmer.

Als Ottocar's Leichnam von den Böhmen nach Znaym abgeholt wurde, um dort bei den Minoriten beigeſetzt zu werden, folgte Angolina dem Sarge des Königs, und ſo wie er der Gruft übergeben war, öffneten ſich ihr die

Pforten des Kloſters. Ihre Riegel trennten ſie für immer von der Welt, und die ſchöne Blume, welche der Sturm des Lebens ſo früh erfaßt hatte, wurde bald auf den Fittigen eines Engels zu einem beſſern Leben entrückt.

5.

Kunigundens und Zawiß's Wiederſehen war nicht ſo, wie ſie es ſich gedacht hatten, denn wohl kaum iſt es möglich, über der Leiche, ſelbſt eines verhaßten Gatten, ein reines Glück zu genießen. Anfangs beſchloſſen ſie, ihr Verhältniß noch geheim zu halten, aber dem ſtolzen Sinn Beider war der Zwang zuwider, und unbekümmert um den Haß des Volks, reichte Kunigunde wenig Monate nach der verhängnißvollen Schlacht Zawiß von Roſenberg ihre Hand, die reichen Herrſchaften Lundenberg und Brzedslaw ihm als Heirathsgut mitbringend. Doch glücklich war die Ehe nicht, welche das Verbrechen geſchloſſen. Kunigunde blickte ſtets nach der verlornen Königskrone hin, und gern hätte ſie Zawiß auf den Thron Böhmens erhoben, und ihrem unmündigen Sohn die Krone entriſſen, hätte der Adel nicht mit treuer Sorgfalt ſeinen König bewacht. Zawiß ward jedoch Kronfeldherr von Böhmen und Mähren, und der Mächtigſte des Adels; aber ſein Ehrgeiz ſteigerte ſich mit jedem neuen Zuwachs der Macht. Der Gemahl einer Königin, wollte er auch König ſein, und vergebens war Milota's Warnung, ſich zu mäßigen; Ränke, die Kunigunde ſchmiedete, Unruhen, welche Zawiß anſtiftete, verunglückten, und mit einer

Macht in Händen, und von einem Glanz umgeben, die der Troubadour aus der Provence zu erreichen ſich nie hatte träumen laſſen, war er dennoch unzufriedener als je; auch ſeine Liebe zu Kunigunde ging täglich mehr in dem Ehrgeiz, der alle ſeine Gedanken erfüllte, unter.

Da ſtarb ſein Ohm Milota; auch Kunigunde ſtarb 1287, von Gewiſſensbiſſen auf ihrem Todtenbette gepeinigt. Zawiß trauerte nicht länger um Kunigunde, als dieſe es um Ottocar gethan, und drei Monate nach ihrem Tode heirathete er eine Schweſter König Ladislaws von Ungarn, nannte ſich Markgraf von Mähren, verband ſich mit Ladislaw und Heinrich von Breslau gegen König Wenzel, ward aber durch Liſt von dieſem gefangen genommen, und zu Frauenburg 1288 ſchmählich hingerichtet.

Sein und Kunigundens Sohn ſtarb als Großkomthur des deutſchen Ordens, und ſein Stamm erloſch mit ihm.

Ottocar's Leiche wurde ſpäter nach Prag geholt, und dort beigeſetzt. Seine Grauſamkeiten waren bald vergeſſen, aber das Gute, was er gethan, lebte lange im Volke fort, und noch jetzt wird Ottocar als der Gewaltigſte unter Böhmens Königen genannt.

Chronos und Amor.

Unter Scherzen, unter Roſen,
Auf der bunten Wieſenflur,
Spielte Amor mit den loſen
Holden Töchtern der Natur.
Roſen, ſchön wie ihre Wangen,
Myrthe, die ihm heilig war,
Flochten ſie, indem ſie ſangen,
In ſein goldgelocktes Haar.

Küſſe, die wie Feuer brennen,
Lieder, wie ein Gott ſie ſingt,
Und Gefühle, die zu nennen
Keinem Sterblichen gelingt,
Wechſeln, bis der Gott der Herzen
Aus der Wolluſt-Schaale trank,
Und durchglüht von Wonn' und Schmerzen,
In den Schoos der Mädchen ſank.

Als er ſchlummert, ſchlich ſich leiſe
Chronos, alt und tiefgebückt,
In der Mädchen frohen Kreiſe,
Nähert Amor'n ſich und pflückt
Aus dem Kranz, den Lieb' und Freude
Um des Gottes Schläfe wand,
Alle Roſen und zerſtreute
Sie mit frevleriſcher Hand.

„Schweſtern!“ rief ein Mädchen, „blicket,
„Blickt hier her, verlaßt den Tanz,
„Seht, erbarmungslos zerpflücket
„Chronos unſern ſchönen Kranz! —
„Als uns Amors Roſen glühten,
„Floh er, neidiſch wie ein Traum,
„Amor ſchlummert, ſie verblühten,
„Und nun ſchleicht der Alte kaum.“

Wild, wie trunkne Thyrſusſchwinger,
Stürmten Alle auf die Zeit.
„Fort!“ erſcholl's „dem Freudebringer
„Amor nur ſind wir geweiht!“
Eine nur rief: „Laßt ihn bleiben,
„Schweſtern! glaubet meinem Wort,
„Oft, will man die Zeit vertreiben,
„Flieht die Liebe mit ihr fort!“

Jetzt erwacht der Gott und ſiehet
Seines Kranzes ſich beraubt;
Alle Roſen ſind verblühet,
Alle Myrthen ſind entlaubt.
Alle Mädchen ſind entflohen,
Alles iſt in wildem Streit;
Er erblickt ſie, unter Drohen
Ringend mit der grauen Zeit.

Da eilt zu dem finſtern Alten
Nun der Gott der Liebe hin.
„Kinder!“ ruft er, „laßt mich ſchalten,
„Mich, der ich allmächtig bin!
„Nur dem kühnen Gott der Liebe
„Gab Natur die Zaubermacht,
„Daß, wenn er die Zeit vertriebe,
„Er ſie ungeſtraft verlacht.“

Kühn nahm auf die goldnen Flügel
Amor nun den Alten, ſchwang
Ueber Berg und über Hügel
Lächelnd ſich hinweg und ſang:
„Seht ihr Holden, ſeht ich ſchwinge
„Durch die Unermeßlichkeit
„Leicht, wie Aether, mich und ſinge:
„Liebe nur entführt die Zeit!“ —

Aber, als der Gott der Liebe
Hoch, ſich immer höher ſchwang,
Ward ſein Auge matt und trübe,
Und ſein raſcher Flügel ſank.
Mit des goldnen Blitzes Schnelle
Stürzt der ſtolze Gott herab,
Und an Lethe's trüber Quelle
Gräbt die Zeit der Liebe Grab.

An eine Rose.

Nach dem Spaniſchen.

Laß für ſie dich gern und willig pflücken
Holde Roſe, Blumenkönigin;
Ihre Locken, ihre Bruſt zu ſchmücken,
Gieb dein kurzes Blüthenleben hin.

Oeffne deinen Kelch für ihre Thränen,
Sie verberge ſorgſam jedes Blatt,
Und verſchließe ſtill ihr leiſes Sehnen,
Wenn ihr Odem dich berühret hat.

Wenn ſich Thrän' und Seufzer in dir einen,
Wenn ihr Roſenmund dich Holde küßt,
Muß ich Armer Wehmuthsthränen weinen,
Da du meinem Himmel näher biſt.

Charade.

Hoffnungslos in meinem Schmerz verſunken,
Ach, und immer noch von Liebe trunken,
  Eilt' ich in den finſtern Buchenwald,
Wo auf ſteiler Höh' in ſeiner Zelle,
Abgeſchieden von des Lebens Helle,
  Einſam jetzt ein ſtiller Klausner wallt.

„Heil'ger Vater!" ſprach ich nun mit Beben,
  Als dem ernſten Manne ich genaht,
„Eure Worte, Eure Weisheit geben
  „Jedem Troſt, der Euch von Herzen bat.
„Reicht auch mir den Troſt für meine Leiden,
  „Lindert meinen tief empfund'nen Schmerz.
„Furcht und Hoffnung, Gram und Sehnſucht ſtreiten,
  „Und zerſtören das gekränkte Herz.

„Einem Mädchen naht' ich mich beſcheiden,
  „Legt' ihr treu mein Glück an's warme Herz,
„Sagt' ihr frei und offen, meiner Freuden
  „Herrin ſei ſie, und von meinem Schmerz.
„Und ſie ſprach: Leg' auf der Zeiten Schwingen
  „Deine Hoffnung, Deiner Liebe Glück!
„Doch die Zeiten fliehn, und nimmer bringen
  „Sie mir Glück, nicht Hoffnung mehr zurück.

„Und drum fleh ich, Balſam für die Wunden,
„Heil'ger Vater, Lind'rung für mein Herz!"
„Jüngling!" ſpricht der Klausner, „Ja für jeden Schmerz
„Hat Natur die Mittel noch gefunden:
„Mach' die erſten Silben Dir zu eigen,
„Und der Schmerz in Deiner Bruſt wird ſchweigen!"

„Nimmer, Vater! nimmer mir zu eigen
„Mach' ich dieſe Silben; meinen Schmerz
„Will ich tragen, will Dir's nicht verſchweigen,
„Ja es hofft noch das gekränkte Herz.
„Sie, als Dritte mir noch zu erringen
„Wähnt die Treue, wähnt mein feſter Sinn.
„Aus der Hoffnung ſanft bewegten Schwingen
„Tönt es mir, daß ich ihr theuer bin."

„Hoffe nur die Vierte!" ſprach der Alte
Und verſchwand mit ernſtem Blick
In dem nahen dichten Buchenwalde.
Doch verzweifl' ich nicht an meinem Glück!
Und ich reiche Dir das Ganze, ſprich
Holdes Mädchen! täuſcht die Hoffnung mich?
Und bewahrſt für mich Du innig
Dieſes Ganze lieblich, treu und ſinnig?

Sieh! es welkt ja ſchon an Deiner Bruſt! —
Ach, das hat der Alte wohl gewußt! —

Der Schuß.

Novelle.

In einem reizend gelegenen Landstädtchen Sachsens lebten in dem verhängnißvollen Kriegsjahre 1813 zwei gar originelle Menschen.

Der eine, ein Mann schon bei Jahren, war erst seit einiger Zeit in das Städtchen gezogen, wo er sich dicht an dem Thore ein ganz anständiges Haus mit einem kleinen Garten gekauft hatte, und hier nebst seiner Tochter und einer alten Magd eingezogen, doch nicht eingeschränkt lebte. Seiner Aussprache nach mußte er fern hergekommen, auch konnten seine Vermögensumstände nicht schlecht sein, denn er hatte sein Haus neu anputzen, es inwendig hübsch ausmalen, und sogar zwei Stuben tapeziren lassen; etwas Unerhörtes in diesem Krähwinkel. In seinem Gärtchen blühten die schönsten Blumen, und Jungfer Linchen, seine Tochter, war immer recht sauber und nett angezogen, und ging sogar in schwarzseidenem Kleide in die Kirche, welches die Frau Postmeisterin, die Erste in der Stadt,

nur wenn ſie zur Kommunion ging, und bei abſonderlich feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegte. Er bezahlte Alles baar, verbrauchte viel Zucker, hatte jedoch nach Angabe des Accis-Einnehmers in dem ganzen Jahre nur für ein Fäßchen Wein Trankſteuer bezahlt, weshalb dieſer treue Staatsdiener ihn ſchon ſeit einiger Zeit mit Aufpaſſern umſtellte, und der Poſtmeiſter, welchen die Honoratioren in dem auf dem Rathskeller etablirten Muſeo oftmals befragt hatten, ſchwur hoch und theuer, daß Herr Weinhard ſeit ſeinem Hierſein weder Briefe, Pakete, noch Geld durch die Poſt empfangen habe. Uebrigens erhielt kein Bettler ein Almoſen von ihm, weshalb er bei der bettelnden Klaſſe für einen Geizhals gehalten wurde, und da er nur ſelten in die Kirche kam, ſo hatte ihn der Prediger des Orts, ein eifriger Orthodox, obgleich Jungfer Karolinchen keinen Sonntag den Gottesdienſt verſäumte, als einen Atheiſten verſchrien. Er vermied jeden Umgang; ſeine Tochter verließ, den Kirchgang ausgenommen, ohne ihn nie das Haus; Niemand aus der Stadt oder Umgegend kam zu ihm, ſelbſt kein Fremder hatte ſich in dieſem, aller Welt verſchloſſenen Hauſe blicken laſſen. Seine tägliche Beſchäftigung war, ſelbſt bei dem fürchterlichſten Wetter, ſpazieren zu gehen, oder bei ſchönen Abenden vor der Hausthüre ſein Pfeifchen zu rauchen, oder ſich im Garten von ſeiner Tochter etwas vorleſen zu laſſen. Auch hatte man bemerkt, daß er einige Male mit ſeiner Tochter eine Wanderung zu Fuß gemacht habe; doch war die Fußreiſe nur zum Schein, denn eine Stunde von der Stadt erwartete ihn ſchon immer ein Wagen; dann blieb er eine Nacht aus. Man forſchte lange, wohin ihn ſein

Weg führe, aber trotz aller Bemühungen konnte man nichts erfahren.

Natürlich, daß bei dieſer Lebensweiſe und dieſem abſtoßenden Charakter das ganze Städtchen gegen den mürriſchen Sonderling aufgebracht war, deſſen Benehmen ſich auch nicht eignete, ſich die Liebe ſeiner Mitbürger zu erwerben; und nachdem alle ſeinetwegen angeſtellten Nachforſchungen vergebens geweſen waren, haßte man den Sonderling und bekümmerte ſich nicht mehr um ihn.

Demungeachtet blieb ſeine wirklich ſchöne Tochter von dem Sohne des Poſtmeiſters, der auf dem Geleitsamt als ſupernumerairer Copiſt angeſtellt war, nicht unbeachtet. Obgleich er ſie nur in der Kirche geſehn, wo die Andächtige nie den Blick aufſchlug, behauptete er doch, ſie richte ihre wunderholden Augen nur auf ihn, träte ans Fenſter, wenn er an ihrem Hauſe vorüber ginge, danke freundlich, wenn er grüße, und als er eines Sonntags auf des Schlächters Grauſchimmel vorbei geritten ſei, habe ſie ihn freundlich angelächelt, und ſich dann ſchnell, blos aus jungfräulicher Schaam, vom Fenſter entfernt. Die Frau Poſtmeiſterin, auf ihren Sohn nicht wenig eitel, da er zu der Elite der Eleganten des Städtchens gehörte, ſpornte ihn an, ſein Glück weiter zu verſuchen. Er befolgte dieſen Rath, und erfuhr bald, daß er auch bei dem Mädchen ein Supernumerar ſei; denn ſein zärtlicher Brief, den er als ächter Copiſt aus einem Roman auf Velinpapier abgeſchrieben und der Schönſten der Schönen überſchickt, hatte nur die Wirkung, daß ihm der Vater denſelben mit der ſchriftlichen Weiſung zurückſandte, ſich ferner nicht zu bemühen, da ſeine Tochter keine Neigung,

vielmehr Abneigung gegen ihn habe. Dies brachte nun die Frau Poſtmeiſterin und ihren Gatten gewaltig in Harniſch, und ohne den Grund ihres Haſſes irgend Jemand zu vertrauen, ſuchten ſie über den Alten und ſeine Tochter die nachtheiligſten Gerüchte auszuſtreuen, und die ganze Stadt noch mehr gegen ſie aufzubringen.

Der zweite gar ſonderbare Menſch in dieſem Städtchen, war ein junger Mann von drei und zwanzig Jahren, der ſeit einem Monat zu aller Welt Erſtaunen zuweilen aus einem nach dem Garten gehenden Dachfenſter des einſiedleriſchen Hauſes herausſah, wo ihn dann die neugierigen Bewohner dieſes Krähwinkels über die ganz verfallene Stadtmauer und den halb verſchütteten Graben die ſchöne Ausſicht der Gegend genießen ſahen. Bald verbreitete ſich das Gerücht, der junge Mann ſei der Sohn des alten Sonderlings und wahnſinnig, denn er ſtehe oft ganz tiefſinnig am Fenſter, ſtrecke dann plötzlich die Arme gen Himmel, murmle unverſtändliche Worte, falte ſogar zuweilen die Hände, und wenn ihn dann das Geräuſch der Neugierigen ſtöre, werfe er wüthend das Fenſter zu. Da er nun auch das Muſeum, wo die magere Leipziger Zeitung den ganzen geiſtigen Küchenzettel ausmachte, nicht beſuchte, ſich nie in der Stadt ſehen ließ, und wenn er aus der Hausthür trat, ſchnell zum Thor hinaus nach dem nah gelegenen Wald mehr lief, als ging, wo ihm die Holzhacker oft begegnet, und geſehen hatten, wie er mit den Armen die Luft durchſchnitt, und unter fürchterlichen Geberden laut ſprach und ſchrie, er überdies auch in keine Kirche ging, ſo war es wohl den guten Leuten zu verzeihen, daß ſie ihn für einen Beſeſſenen

hielten. Und doch irrten ſie ſich auch in ihm, denn er war nichts, als ein junger Dichter gewöhnlicher Art, phantaſtiſch und überſpannt, nur überdies noch mit einem ſonderbaren Spleen begabt, der ſonſt in dieſem Alter bei Dichtern nicht gewöhnlich iſt.

Herr Weinhard hatte ihn auf ſeiner letzten, oben erwähnten Reiſe, als er eben ausgeſtiegen war, ſein Frühſtück einzunehmen, zufällig unter einem Baume ſitzend gefunden. Der ſtill nachdenkend vor ſich hinblickende junge Mann hatte ſeine Aufmerkſamkeit erregt, ſo daß er ihn gegen ſeine Gewohnheit anſprach, ihm von ſeinem Frühſtück anbot, und nach und nach ſeine ganze Leidensgeſchichte erfuhr; denn womit iſt der unerfahrne Jüngling freigebiger, als mit ſeinem Schickſalsbericht. Er erfuhr, daß er der Sohn eines benachbarten Schullehrers ſei, Theologie ſtudirt, dem innern Gott aber folgend, die Kanzel aufgegeben, und ſich einer höhern Beſtimmung, der Dichtkunſt, gewidmet habe. „Von dem Augenblick an, da ich dieſer hohen Göttin mein ganzes Sein weihte", fuhr er fort, nachdem er, ohne es zu wiſſen, ein Glas Madera nach dem andern heruntergeſtürzt hatte, „fühlte ich erſt den wahren, ächten Beruf in mir, ich ward ein anderer Menſch, und wo mich meine drückenden Verhältniſſe ſchmachten ließen, führte mir die Phantaſie den Ueberfluß zu; wo ich ſonſt nur eine Welt voll Mängel ſah, erblickte ich jetzt ein Paradies; ich fühlte mich ganz glücklich. Da" — er ſtockte; ſein Auge traf zum erſtenmal Karoline, von der er bis jetzt, ohne ſie zu beachten, das kalte Huhn und den Madera angenommen hatte; aber dieſer Blick war ſo düſter und menſchenfeindlich, daß das

gute verlegene Kind willig, dem Wink ihres Vaters folgend, aufſtand, und auf der holprichen Landſtraße indeſſen, nicht ohne zuweilen einen neugierigen Blick nach dem Erzähler zu werfen, auf und abging.

„Fahren Sie nur fort!“ bat jetzt der Alte den jungen Mann, der nach einigem Kampf, und manchem Seufzer endlich wieder begann: „Da ſchuf ſich meine Phantaſie ein weiblich Ideal, herrlich, übermenſchlich ſchön, ein einfaches, jugendliches Weſen mit dem Liebreiz der Göttinnen, der Unſchuld einer Madonna, der ſanften Züchtigkeit einer Dürer'ſchen Jungfrau, und doch genial und kräftig, den Muth des deutſchen Mannes mit der zarten Schüchternheit des Weibes vereinend, ein Ideal, das ich nie auf dieſem Erdenrund zu finden hoffen konnte —“

„Und doch fanden!“ unterbrach ihn der Alte, und es lag viel Beſtimmtheit in dem Ton, mit welchem er dies ſagte.

„Ja, ich fand es,“ fuhr der Dichter fort, „und —“

„Täuſchten ſich,“ fiel ihm jener noch einmal in die Rede.

„Woher können Sie das wiſſen?“ fuhr der junge Mann halb empfindlich, halb verwundert, auf.

„Mir vertraute es mein spiritus familiaris, die Welterfahrung,“ erwiederte Herr Weinhard gelaſſen; „ſolch weibliches Weſen, wie Sie ſich träumten, möchte wohl nicht unter dem Mondt zu finden ſein.“

„Ich glaube es ſelbſt,“ ſagte der junge Mann, und der Schmerz ſprach ſich deutlich in jedem ſeiner Worte aus. — „Ich liebte das Mädchen mit der erſten, lang verhaltenen Gluth; ich glaubte, in ihr mein Ideal gefun-

den zu haben. Dies entflammte meine Phantaſie; mein Herz ſtrömte in Dichtungen über, mein ganzes Leben war Poeſie, ich fühlte ſchon hier die Wonne der Seligen, und — ward getäuſcht. Meine Geliebte ſpottete meiner Gefühle, nannte die mich verzehrende Flamme Strohfeuer, meine Gedichte lyriſchen Unſinn, meine Verzweiflung Narrheit. Der Nimbus, der ſie in meinem Wahn wie eine Heilige umgeben, verſchwand, und ich fühle mich nun ſo unglücklich, daß ich mich oft ſelbſt bedauern muß."

Er hatte dies ſo ſchmerzlich ausgeſprochen, und ſein Geſicht drückte, obgleich bittre Empfindungen ſein Innres verwundet hatten, doch ſo viel Gutmüthigkeit aus, daß ihm, trotz der Narrheit, von der er noch nicht geheilt zu ſein ſchien, Herr Weinhard ſein Mitgefühl nicht verſagen konnte. „Und was thaten Sie weiter?" fragte er ihn.

„Mein Vater war geſtorben, die Zeit, wo ich einige Stipendien genoß, abgelaufen, mir blieb nichts übrig, als den Stab zu ergreifen, und nach der Heimath zu meiner Mutter zu wandern. Hier fühlte ich bald, daß ich nicht mehr heimiſch ſei, wie ich ſonſt geweſen. Die gute Mutter war nicht mit der Zeit fortgeſchritten, ſie verſtand meine Worte, mein Herz nicht, und wenn ich im Gefühl des Schmerzes an ihrer Bruſt meinen Kummer ausſchütten wollte, ſah ſie ängſtlich auf mich und fragte, ob ich krank ſei. Auch ſah ich bald, daß meine Erhaltung ihr ſchwer wurde; ſie ſprach immer von einer trüben, drückenden Zukunft, von einer Stütze in ihrem Alter, die ſie bedürfe und in mir erwartet habe, und ich fühlte wohl, daß ich auf Erwerb denken müſſe. Ich ſammelte meine Ge-

dichte, durchging ſie noch einmal, und die Erinnerung wob mir bei dieſer Arbeit eine Dornenkrone ſtatt des geträumten Roſenkranzes. Adelaide trat wieder vor mich; meine Phantaſie, die ewig geſchäftige, führte mir ihr Bild aus jenen Tagen der Wonne zurück, und machte mir es zur ſchmerzvollen Arbeit; doch beendete ich ſie muthig und zu meiner Zufriedenheit, und mit ſtolzen Hoffnungen ſchritt ich nach der nächſten Stadt zu einem Buchhändler, und bot ihm die unter Wonne und Schmerz erzeugten Kinder meiner Muſe an. „Wenn ich die Koſten zu tragen erbötig wäre, wolle er ſie für mich in Commiſſion nehmen," war ſeine wenig tröſtliche Antwort, und da ich über die getäuſchte Hoffnung niedergeſchlagen, im Unwillen fortgehen wollte, mochte ich doch ſein kaltes Herz gerührt haben. „Junger Mann!" ſprach er, „laſſen Sie ſich nicht entmuthigen. Gedichte ſind nicht mehr an der Tagesordnung; ſelbſt die Gedichte unſerer erſten Meiſter bleiben als Ladenhüther liegen; aber laſſen Sie ſie einzeln in Journalen und Taſchenbüchern abdrucken, gründen Sie ſich damit einen Ruf; dann verſuchen Sie Novellen und hiſtoriſche Erzählungen zu ſchreiben, die ſind jetzt gangbare Waare, und haben Sie ſich auf dieſe Weiſe einen Namen erworben, dann bin ich erbötig, mit einer Kleinigkeit einen Verſuch zu machen."

Ich kehrte traurig zur Mutter zurück, ſchickte an alle Redakteure Gedichte ein, erhielt von einigen freundliche Antwort, von andern gar keine, von keinem aber Geld. Da faßte ich endlich den Entſchluß, aus der herrlichen, poetiſchen Welt in die nackte, wirkliche zu treten, und mich um eine Hofmeiſterſtelle zu bewerben; denn daß ich

meine alte Mutter unterſtützen muß, ſagt mir mein Herz und mein Pflichtgefühl.“

Dieſe letzten mit Wärme geſprochenen Worte hatten ihm das Herz des Alten gewonnen, das nicht dem Mitleiden ſo verſchloſſen war, wie es ſeine Mitbürger glaubten, denn er war im Stillen der Wohlthäter mancher unglücklichen Familie.

„Junger Mann!“ ſagte er jetzt nach einigem Nachdenken, „eine Hofmeiſterſtelle möchten Sie wohl ſchwerlich, den Knotenſtock in der Hand, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wandernd, finden; dazu gehören Empfehlungen, und mich dünkt überdies, es wäre am beſten, Sie begönnen Ihre pädagogiſche Laufbahn mit ſich ſelbſt. Ich will Ihnen einen Vorſchlag thun. Kommen Sie mit mir; ein Dachſtübchen in meinem Hauſe, einfache Koſt, und Befriedigung aller, jedoch nur der unumgänglich nothwendigen Bedürfniſſe ſoll Ihnen werden; auch will ich während des erſten Jahres Ihre Mutter nicht vergeſſen, und verlange hingegen Folgendes von Ihnen: Alle Zimmer meines Hauſes, mit Ausnahme des meiner alten Dienerin, welches neben dem Ihrigen iſt, ſind Ihnen verſchloſſen; auch das kleine Gärtchen, mein ſtilles Aſyl, iſt für Sie nicht geöffnet. — Sie reden mit Niemand, außer mit der Alten, wir andern gehen ſtumm an Ihnen, Sie an uns vorbei; mit einem Wort: Sie thun, als ob Sie allein, wir, als ob Sie nicht im Hauſe wären. Dieſer Vertrag daure, ſo lange er beiden Theilen genehm iſt. Sind Sie dies zufrieden?“

Der Antrag an und für ſich kam dem Dichter nicht

unwillkommen; nur gegen die Form ſträubte ſich ſein inneres Gefühl, auch wohl ſeine Eitelkeit. Er beſann ſich.

„Nun?“ fragte der Alte.

„Ich nehme Ihren Vorſchlag, trotz ſeiner ſonderbaren Bedingungen an,“ ſagte er endlich. „Ich geſtehe Ihnen aber frei, daß nur der Gedanke an meine Mutter mich dazu beſtimmen konnte; denn obgleich ich des Umgangs nicht bedarf, ich meine Welt in mir finde, und mich die Menſchen anekeln, und nie dem Bild entſprechen werden, das ich mir in meiner Bruſt von dem Ebenbild der Gottheit geſchaffen, ſo muß ich doch das Drückende, Feſſelnde fühlen, welches in Ihren ſonderbaren Bedingungen liegt.“

Der Alte lächelte beifällig; ihm ſchien dieſe Aeußerung des jungen Mannes mehr zu gefallen, als daß ſie ihm unangenehm geweſen wäre. „Obgleich Ihnen dieſe Bedingungen ſo läſtig ſcheinen,“ ſagte er nach kurzer Pauſe, „muß ich Ihnen doch noch eine mittheilen, die ich beſtimmt von Ihnen verlange. Sie müſſen ein thätiges Leben führen! Setzen Sie in Ihrer Einſamkeit die auf der Univerſität vernachläſſigten Brodſtudien fort, und, jedoch nur zu Ihrer Erholung, befolgen Sie den Rath des ſpeculativen Buchhändlers. Verſuchen Sie ſich im Fache der Novelle, vielleicht finden Sie darinnen einen Erwerbzweig, und der vielleicht zu hohe Schwung Ihrer Phantaſie eine beſſere Richtung.“

„Herr!“ nahm der junge Mann das Wort, und ein bittrer Schmerz umzog ſeinen Mund; „Ich will zwar verſuchen, ob ich Ihren Willen erfüllen, ob ich als proſaiſcher Schriftſteller etwas leiſten kann, aber ich fürchte, es gelingt nicht. Als mein getäuſchtes Herz die Wonne

der Liebe empfand, hauchte ſie Gluth und Leben, hauchte ſie den roſigen Duft über meine Dichtungen. — Nur einmal vermag ich ſo Schönes zu ſchaffen; einmal nur, im Frühroth der erſten Liebe taucht ſich die wonnerbebte Pſyche in den kaſtaliſchen Quell; nur der erſten Liebe ward die Zauberkraft unerreichbarer Dichtung gegeben.“

„Verſuchen Sie es nur!“ unterbrach Weinhard den Fluß der dichteriſchen Rede. „Auch der ruhigen Pſyche ſprudelt der kaſtaliſche Quell; verſuchen Sie es nur! Laſſen Sie nur die Meinung fahren, jene Zeiten hätten Meiſterwerke geſchaffen. Enttäuſchen Sie ſich durch neues Beginnen, durch anhaltenden Fleiß.“

Der junge Mann reichte ihm ſchweigend die Hand; der Vertrag zwiſchen Beiden war geſchloſſen. Weinhard nannte ihm nun ſeinen Wohnort, bezeichnete ihm ſein Haus, als das erſte auf der linken Seite, wenn er zum Thor hereinträte, und bat ihn, ſeine Wanderung ſo einzurichten, daß er erſt in der Dunkelheit ankäme. Dann grüßte er ihn, ſetzte ſich mit der Tochter in den Wagen, ohne den Fußgänger einzuladen, in dem Vierſitzigen Platz zu nehmen, und fuhr, bis er eine Stunde von ſeinem Wohnort auf freiem Felde ausſtieg, und zu Fuß vollends heimwärts wanderte.

2.

Der junge Dichter hatte die übernommenen La trappe-Verpflichtungen ſeit den vier Wochen, daß er nun ſchon in dem Hauſe wohnte, treu erfüllt. „Guten Morgen!

Guten Abend!" war gleich dem Memento mori der gelangweilten Ordensbrüder das einzige Wort, welches er von dem Hausherrn und seiner Tochter gehört, und zu ihnen gesprochen hatte, und er hätte seine Muttersprache vergessen können, wenn die alte Katharine, ein Erbstück der Familie, ihm nicht, wenn sie ihm Frühstück, Mittag- und Abendessen brachte, durch Fragen wacker zugesetzt hätte, die er anfangs mit Ja und Nein, endlich aber ausführlicher beantwortete, da er meinte, eine siebenzigjährige Alte sei ja kein Zwitterding von Engel und Teufel mehr, sondern eines oder das andere ganz; übrigens hatte seine Phantasie ihm aus dieser Jahresepoche noch kein Ideal geschaffen, und es währte daher nicht lange, so fühlte er, daß sie es recht gut mit ihm meine, denn sie trug treulich Sorge für seinen Magen, seine Wäsche und seine Bedürfnisse, und bedauerte sogar eines Tages, als sie ihm den Krug Bier vorsetzte, daß sie ihm keine Flasche Wein bringen dürfe; der Herr habe es verboten, denn er meine, der Geist eines jungen Dichters bedürfe eher des Wassers als des Weins.

Edmund, so hieß der Dichter, seinem Versprechen getreu, war nun fleißig, und saß, wenn er nicht in den nahen Wald, seinen Lieblingsaufenthalt, ging, die Zeit den ernsteren Wissenschaften widmend, bei seinen Büchern. Auch einige Gedichte hatte ihm die Rückerinnerung an Adelaide erpreßt, die noch oft in seinen Träumen bei Tag und Nacht, wie eine neckende Fee, zu seiner Qual ihm erschien; denn wollte er es sich auch nicht gestehen, daß die in seinen Augen Entheiligte, wenn auch nicht für sein Herz, doch für seine, obwohl gekränkte Eitelkeit, noch

Werth habe, beſchäftigte ſie doch ſeine Phantaſie unabläſſig. Auch hatte er in dieſer Zeit eine Novelle in Kurzem beendet, und ſie auf dem einzigen Communicationsweg, durch die Alte, an ſeinen Hauswirth zur Prüfung geſandt. Schon am nämlichen Abend erhielt er ſie mit einem beigefügten Blättchen wieder zurück, worauf die eben nicht erfreulichen Bemerkungen ſtanden: Viel zu überſpannt; die Diction zu ſchwülſtig, die Begebenheiten zu fragmentariſch, durch viel zu viel Reflexionen unterbrochen. — Ich habe zwar verſtanden, was Ihre myſtiſch-dunkeln Phraſen ſagen wollten; meine Tochter aber, die es mir vorgeleſen, faßte den Sinn, trotz alles Nachdenkens, oft nicht.

„Die Gans!“ murmelte Edmund vor ſich hin.

„Ich rathe, das Ganze umzuarbeiten,“ las er dann weiter; „die Begebenheit iſt nicht ohne Intereſſe, manche Scene mit vieler Wärme geſchrieben, und eine lebhafte Phantaſie nicht zu verkennen; nur ſtreichen Sie die vielen, oft überflüſſigen Phraſen, und den größten Theil der mit eingeflochtenen Gedichte. Man ſieht, daß oft die Situation des Gedichtes wegen, nicht das Gedicht der Situation wegen da iſt.“

Unmuthig warf der junge Schriftſteller das Manuſcript auf den Tiſch; nach einigen Tagen jedoch nahm er es wieder zur Hand, ging es durch, ſtrich, da er aber ſeine Lieblingsſtelle, von der er ſich den meiſten Effekt verſprochen hatte, mit der Bemerkung angeſtrichen fand: „kann ſo nicht bleiben, iſt kein Sinn!“ warf er es wieder fort, bis er doch endlich ſo viel über ſich vermochte, es von Neuem vorzunehmen, noch einmal es durchzugehen,

wobei er immer mehr zu ſtreichen und zu ändern fand, und es dann Herrn Weinhard wieder zuſchickte, von dem er jedoch weder nochmalige Beurtheilung, noch irgend eine weitere Nachricht über das Schickſal ſeines proſaiſchen Erſtlings erhielt. Es kränkte ihn; doch ſah er wohl ein, daß der Mann ihm mit ſeinem Schweigen ſicherlich nicht wehe thun wollte, beſonders, da er während dem einen Brief ſeiner Mutter erhielt, worin ſie ihm meldete, daß ſie eine nicht geringe Unterſtützung von einem Unbekannten, mit der einfachen Zuſchrift erhalten habe: „Einſtweilen von Freundes Hand, bis die Hand des Sohnes es vermag.“ Er war keinen Augenblick zweifelhaft, daß dieſe Unterſtützung von ſeinem einſiedleriſchen Hauswirth kam; deshalb unterdrückte er allen Groll wegen des Manuſcripts und der Recenſion und ſein „guten Morgen!“ oder „guten Abend!“ war verbindlicher, als gewöhnlich.

Karoline hingegen hatte ſich demungeachtet immer noch nicht ſeiner Aufmerkſamkeit zu erfreuen. In dem feſten Glauben, einmal getäuſcht, ſich ewig getäuſcht zu ſehen, nur in einem Ideal, wie das ſich ſelbſt geſchaffene, die Wonne des Lebens zu finden, floh er Frauen und Mädchen, und würdigte deshalb ſeine ſchöne Hausgenoſſin keines Blicks. Auch die Männer, beſonders die des Krähwinkels, in den ihn ſein Schickſal geführt hatte, verachtete er; ſie fühlten ja nicht mit ihm gleich, und verſtanden ihn nicht. — Alles dieſes beſtimmte ihn, zu Herrn Weinhard's Zufriedenheit, jeden Umgang zu meiden, und jedesmal das Fenſter ſeines Dachſtübchens zu verlaſſen, wenn er Menſchen ſah, ja ſelbſt wenn Jungfer Linchen im Garten luſtwandelte. Dieſe aber ſchwebte mit ihren

Pſyche-Flügeln nicht nach ſo hohen Sphären, wie der Dichter. Das Haus ihres Vaters war ihr Paradies; nur ſchien ihr ſeit einiger Zeit das Perſonal dieſes Edens nicht ganz zu gnügen, und ſeit Edmund es bewohnte, dünkte ſie ſich ſelbſt zur Eva berufen, und eben das Verbot ihres Vaters, jedes Geſpräch, jeden Umgang mit dem Hausgenoſſen zu unterlaſſen, machte Evchen nach dem goldenen Äpfel auf dem Wunderbaume der Erkenntniß, jedoch in allen Ehren, lüſtern. Mit einem Wort, ſie ſah in dem jungen Mann wohl etwas mehr, als einen auf ſein Dachſtübchen beſchränkten Hausgenoſſen, und mochte wohl ſchon manchmal in Gedanken mit ihm auf dem Sopha ihres niedlichen Stübchens traulich geſeſſen haben.

Der alten Dienerin entging es nicht, daß ihre Pflegebefohlene ſtiller war, als ſie ſonſt zu ſein pflegte; daß ſie häufiger, trotz der Sonnengluth, im Garten ſpazieren ging, öfters nach den Dachſtubenfenſtern aufblickte, und ſo glaubte ſie die Symptome einer aufkeimenden Neigung in dem Mädchen zu bemerken. Mit ängſtlicher Beſcheidenheit berührte ſie nun bei ihrem Herrn das Kapitel nur leiſe, er aber ſchien ſie nicht verſtehen zu wollen, und da ſie nicht unumwunden ſprach, blieb ſie über ſeine Anſichten im Dunkeln, wie zuvor. Gegen das Mädchen aber wagte die Vorſichtige nicht die kleinſte Frage; ſie fürchtete, das noch Schlummernde zu wecken, und ſchwebte, da ſie das Mädchen von Herzen liebte, nun in der tödtlichſten Angſt. Dies Alles und ihre natürliche Gutmüthigkeit machten ihr auch den Dichter, dem ſie vom erſten Augenblick wohl gewollt hatte, noch werther, und mit Freuden

hätte sie aus seinem Munde einige Fragen nach Karolinen vernommen, denn sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Herr, da er bei seiner Zurückgezogenheit einen jungen Mann ins Haus genommen habe, irgend etwas, wohl gar eine Heirath, mit seiner Tochter beabsichtige.

Aber sie irrte. Augenblickliches Mitleiden und Interesse, auch wohl des jungen Mannes Sonderbarkeit, hatten Herrn Weinhard zu dem nicht reiflich überlegten Entschluß bewogen, und gern hätte er seinen neuen Hausgenossen auf irgend eine andere Weise unterstützt, wenn Beharrlichkeit in einem einmal gefaßten Entschluß nicht Grundzug seines Charakters gewesen wäre. So hoffte er in Edmund's Haß gegen die Frauen und in seinen Vorsichtsmaaßregeln ein sicheres Palladium gegen den gewöhnlichen Gang der Natur gefunden zu haben, wobei er freilich das Herz seiner Tochter nicht mit in Rechnung gebracht hatte. Edmund's Benehmen beruhigte ihn ganz und trotz der Veränderung, welche er jetzt an dem stillen, einfachen Mädchen bemerkte, vertraute er doch zu sehr auf ihr weibliches Zartgefühl, als daß er fürchten könnte, sie würde dem jungen Mann nur einen Schritt entgegen kommen. Mit seinem Geisteskranken, wie er Edmund nannte, war er übrigens zufrieden. Er sah, daß er sich vom Morgen bis zum Abend nützlich beschäftigte, und die Stunden, in denen die Phantasie ihre Gewalt übte, mußte er ihm, als ein kluger Arzt, gönnen; konnte er doch unmöglich verlangen, daß er den überspannten Flug plötzlich so ganz einhalten, und auf einmal eine ruhige Bahn ihm anweisen könne. Ueberdies hielt er das Schreiben von Novellen für das sicherste Mittel, das mystisch Ueberspannte, das

Ueberſinnliche in dem jungen Mann zu dämpfen. Edmund mußte bei dieſer Arbeit, wenn auch ſeine Phantaſie zuweilen ausſchweifte, doch immer wieder in das wahre Leben zurücktreten, und den kaſtaliſchen Quell verlaſſend, aus dem Lebensborn ſeinen Stoff ſchöpfen.

So verging einige Zeit. Des Dichters erſte Novelle war gedruckt, fand Beifall, und das Honorar, welches Edmund, ganz überraſcht, dafür erhielt, floß der Mutter zu. Linchen ſah anfangs immer ſehnſuchtsvoller nach dem Dachſtübchen auf, doch bald gar nicht mehr, denn ihr liebendes Herz fühlte ſich durch den Gleichmuth und die Kälte Edmund's gekränkt, und ihr Stolz gewann ſchnell den Sieg. Die Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, ging ängſtlich um den Herrn und ihre Pflegebefohlene, wie die Glucke um den Teich, worin ihre Küchlein, die muntern Enten, luſtig ſchwimmen. Sie wollte reden, warnen, und hatte doch den Muth nicht, obſchon ihr das Herz brechen wollte, wenn ſie Karoline traurig das Köpfchen hängen ſah. Der Vater blieb bei alle dem gelaſſen; er lächelte über Edmund's abgemeſſenes, ſich immer gleich bleibendes Betragen, und über ſeine immer mehr zunehmende Kälte und Zurückgezogenheit, ſetzte aber doch auf den Zettel ſeiner Bemerkungen, als ihm der junge Mann eine neue Erzählung zugeſendet hatte: „Die Schilderung von Euphroſinen's Aeußerem iſt zu ſehr Portrait; hier muß die Phantaſie idealiſiren.“ Edmund erröthete, als er dies las; er fühlte die Bedeutung dieſer Worte, und erröthete noch mehr, da er ſich geſtehen mußte, der Alte habe nicht Unrecht; unwillkührlich habe Karoline, die er wohl zu-

weilen aus der Ferne durch das geſchloſſene Fenſter beobachtet hatte, ihm zu Euphroſinen's Bild geſeſſen.

3.

Der, faſt ganz Sachſen verwüſtende Krieg ſtörte die Ruhe der klöſterlichen Familie nur wenig. Das Städtchen lag in einem entfernten Kreiſe und von den Hauptſtraßen entfernt, und ſo hatten dieſe Glücklichen weder Feind, noch Freund geſehen. Kein Franzoſe, keiner der Verbündeten war dem Städtchen läſtig gefallen; ſie hatten ruhig ihre Lieferungen in die fernen Magazine geleiſtet, und nur die Leipziger Zeitung hatte ihnen vom Krieg, ſo viel ſie davon wiſſen ſollten, geſchildert. Allein ihr Stündlein ſchlug auch. Unvermuthet ließen ſich auf der fernen Anhöhe einzelne Chaſſeure ſehen, und bald folgte ein ganzes Regiment, welches ſich in dem Städtchen einquartirte.

Natürlich, daß Herr Weinhard von Einquartirung nicht verſchont blieb; ihm ward der Obriſt des Regiments mit ſeinem Adjutanten zu Theil, und bald ſchritt eine bärtige Schildwacht vor dem Hauſe, in welchem jetzt ein reges Leben ſtatt der Stille eingekehrt war. Der Obriſt, ein freundlicher Mann, wurde von Weinhard gut bewirthet, der jedoch auf ſeinem Zimmer, und ſo einſylbig blieb, wie ſonſt. Karoline verließ ihr Stübchen nur ſelten; deſto mehr hatte die Alte zu thun, vergaß aber dennoch ihren Schützling im Dachſtübchen nicht, der als ächter Muſenſohn ſich wenig um das Kriegsvolk kümmerte, nach wie vor ſeine täglichen Spaziergänge machte, und eben

mit einer Novelle aus den Zeiten der Emigration beſchäftigt war, an der er mit reger Theilnahme arbeitete.

In dieſer Zeit, wo das ſonſt ſtets verſchloſſene Haus aller Welt offen war, beläſtigten die Glieder des Magiſtrats, und ſelbſt der Herr Poſtmeiſter und ſo mancher andere der Honoratioren den armen Weinhard. Theils war es Neugierde, das Innere des Hauſes endlich einmal zu beſehen, theils war es auch die Noth, welche ſie dahin führte, denn im ganzen Städtchen war Herr Weinhard der Einzige, welcher franzöſiſch ſprach, und ſo mußte der Unglückliche bei allen Verhandlungen der Behörden gegenwärtig ſein, und der Obriſt wendete ſich bei jedem Vorfall nur an ihn.

Glücklicher Weiſe dauerte dieſe Störung ſeines Stillebens nicht lange. Es traf die Nachricht ein, die Verbündeten naheten mit Macht, und ſchon am dritten Tage marſchirte das franzöſiſche Regiment zurück. Von der entgegengeſetzten Seite ſah man ſchon am andern Tage über einer ſanften Höhe die Lanzen der Koſacken im Morgenſonnenlichte funkeln, die mit großer Vorſicht erſt einzeln, dann in kleinen Abtheilungen, ſich dem Städtchen nahten, in das offne Thor einritten, dann raſch durch die Stadt zum andern Thor hinausſprengten; und auf der jenſeitigen Höhe Poſten ausſtellten. Bald folgten die Uebrigen, von einem alten bärtigen Offizier ihrer Nation angeführt, lagerten ſich, ungefähr hundert Mann ſtark, auf dem Markt, und verlangten Lebensmittel und Futter, was ihnen auch im Ueberfluß gereicht wurde. Der Offizier, trotz dem, daß ein polniſcher Jude, der ſich zufällig im Städtchen befand, es ihm ziemlich verdolmetſchte,

wollte nicht das Quartier des französischen Obristen beziehen, blieb bei seinen Leuten, und nahm endlich Besitz von dem Museo auf dem Rathskeller, wo ihn die goldene Weintraube, als wohl bekanntes Schild, zu mächtig anzog.

Alles war nun im Städtchen in größter Bestürzung. Der Jude, welchen der Magistrat am Morgen hatte zum Thor hinausbringen lassen wollen, schien ihnen jetzt ein Gottgesandter zu sein, und wurde förmlich als Dolmetscher in Sold genommen. Die bärtigen Kosacken, denen man in der Angst des Herzens vollauf brachte, waren munter, fielen Niemand beschwerlich, und selbst der Offizier benahm sich, trotz den viel zu sich genommenen geistigen Getränken, recht leidlich. So verging der Tag, und in Weinhard's Hause war die Ruhe wieder eingekehrt.

Aber plötzlich gegen Morgen, als es eben zu dämmern begann, hörte man vor dem Thore, an welchem das stille Haus lag, schießen. Der Lärm wurde immer stärker und kam immer näher; Reiter sprengten über die Straßen hin und her; einzelne Schüsse fielen in der Stadt, es war ein wilder Lärm durcheinander; jedoch ward Alles bald wieder ruhig, und das Städtchen wie ausgestorben, da sich Niemand auf die Straße wagte. Als aber nach und nach die Furcht verschwand, und die Einwohner wieder den Muth hatten, aus ihren Häusern zu treten, war weder Franzose, noch Kosacke mehr zu sehen; einige todte Pferde lagen auf den Straßen, und zwei Schwerverwundete, welche schleunige Hülfe bedurften.

Die eingetretene Ruhe dauerte indessen nicht lange. Schon am Mittag kehrten die Kosacken zurück, besetzten

die Höhen von Neuem, und verrammelten diesmal das Thor, welches nach dem Feind zu führte. Auch in Herrn Weinhard's Hause wurde die eingetretene Stille bald unterbrochen; er bekam am Nachmittag unerwartet eine Einladung, zu dem Offizier der Kosacken zu kommen, welcher er folgen mußte. Die Seinen blieben unbekümmert, da sie keine Gefahr ahneten. Als es aber zu dämmern begann, und er noch nicht zurück war, wurden die Frauen unruhig und die Alte beschloß endlich, auf Erkundigung auszugehen; doch kaum hatte sie ihr Mäntelchen umgenommen, als es stark an die Thür pochte. Sie öffnete, der Kosacken-Offizier trat mit einigen Gliedern des Rathes und einem jungen Unter-Offizier eines Uhlanen-Regiments, welcher ein Deutscher zu sein schien, ein, und ohne daß einer dieser Herren der Armen ihre ängstlichen Fragen beantwortet hätte, gingen sie nach dem Wohnzimmer Herrn Weinhard's, öffneten den Schreibtisch, und nahmen alle Papiere heraus.

Während die Herrn noch in das Zimmer gegangen waren, wo der französische Obrist gewohnt, hatte der junge Mann die Papiere durchgesehen. Er fand hier sonderbare Sachen: Drei verschiedene Pässe, einen vom französischen Polizeiminister Fouché, auf einen Herrn Delancourt gestellt, der diesem erlaubte, von London nach Paris zurückzukehren; einen Paß des Maire von Colmar auf den nämlichen Delancourt, und einen dritten von demselben Maire auf den Rentier Weinhard gestellt, um von Colmar nach Basel zu reisen. Eine Menge Briefe, bald an Delancourt, bald an Weinhard gerichtet, enthielten meist nur Geldgeschäfte; nur Einer ohne Unterschrift

warnte ihn, in hieſiger Gegend zu bleiben, ſeine Bekanntſchaften in der franzöſiſchen Armee könnten ihn in Verlegenheit bringen. Ueberdies fanden ſich noch zwei in Chiffern geſchriebene Briefe, die Niemand verſtand.

Aus alle dieſem ſchien dem jungen Unteroffizier deutlich hervorzugehen, daß Herr Weinhard mehrere Namen führe, kein Schwabe, wie er vorgegeben, ſondern ein Elſaſſer ſei, und ein abgeriſſener Zettel, den man in des Obriſts Stube von deſſen Hand unterzeichnet fand, worauf noch die wenigen Worte ſtanden: J'arriverais a la pointe du jour, arrangés tout, a fin que le coup ne manque. A revoir! — beſtätigte den Verdacht.

Die ausgeſtellten Koſackenpoſten hatten ſich nämlich in der Nacht von den Chaſſeurs überfallen laſſen; der Feind war mit ihnen zugleich eingedrungen; nur die ſchleunigſte Flucht hatte die Koſacken gerettet. Um die Nachläſſigkeit ſeiner Leute zu beſchönigen, behauptete der Offizier, daß Verrath Statt gefunden habe, und der Feind durch geheime Wege in den Rücken ſeiner Feldwachten geführt worden ſei. Der Poſtmeiſter, der bei dieſer Verhandlung zugegen war, gab dem jüdiſchen Dolmetſcher zu verſtehen, daß nur ein verdächtiger Mann im Städtchen wohne, der ſich den Obriſten des Chaſſeur-Regiments zur Einquartirung ausgebeten habe, nannte Herrn Weinhard, drückte ihm ein Geldſtück in die Hand, und bat ihn, allen Verdacht von der Stadt ab-, und auf dieſen zu wälzen. Der Jude verſprach es und hielt Wort; jedoch wäre bald der junge Unter-Offizier ſeinem Eifer hinderlich geweſen. Dieſer war nämlich von dem Anführer der Koſacken dem Offizier, der kein Wort deutſch verſtand, als Dolmetſcher

geſchickt worden, und die Unterſuchung der Sache kam dadurch in chriſtliche Hände. Aber auch dieſer junge Mann hatte Verdacht gegen Weinhard; es waren ſo viele Beweiſe vorgefunden, daß er eine zweideutige Perſon ſei, daß er ihn ſelbſt für ein den Franzoſen ergebenes Subject hielt, und dem Offizier rieth, die Sache zu melden, und die Papiere ſeinem Vorgeſetzten zuzuſchicken, einſtweilen aber den Mann in ſtrengem Verwahr zu behalten.

Dies Alles erfuhr die Alte, und wohl noch vergrößert. Sie wollte nun zu ihrem Herrn, der auf dem Rathhaus im Arreſt ſaß, aber trotz aller Bitten konnte ſie ihn nicht ſprechen. Im Nachhauſegehen ängſtigten ſie ihre wenigen Bekannten überdies noch mit der Schreckensnachricht, morgen früh ſolle ihr Herr als Spion erſchoſſen werden. Durch dieſe Nachrichten außer ſich, kam ſie nach Hauſe, und vermochte nicht, der Tochter das Schreckliche zu verſchweigen. Karoline zeigte mehr Faſſung, als die Alte erwartet hatte. Mit der ſchnellen militairiſchen Juſtiz unbekannt, und von der Unſchuld ihres Vaters überzeugt, glaubte ſie an keine dringende Gefahr. Die Nacht ward zwar unter Wachen und Sorgen verbracht; das Vertrauen aber, das ſie in Gott ſetzte, ließ ſie nicht verzweifeln.

4.

Von alle dieſem ahnete Edmund nichts. Er hatte den ganzen Nachmittag auf Spaziergängen ſeinen Träumereien nachgehangen, auch hatte die Alte am geſtrigen

Abend, bevor ſie auf Kundſchaft ausgegangen war, ihm ſein Nachteſſen gebracht, und heute früh, als ſie das Frühſtück in ſein Zimmer trug, ſchrieb er ſo emſig, und blickte nicht nach ihr auf, daß die Schüchterne ihn nicht anzureden wagte.

Indeſſen hatte Karoline den Entſchluß gefaßt, bis zu ihrem Vater zu dringen, es koſte, was es wolle. Schon ergriff ſie Tuch und Hut, als ſie ein lautes Geſpräch auf der Straße vernahm. Von dem leiſeſten Geräuſch geängſtigt, öffnete ſie das Fenſter, und ſah an ihrem Hauſe eine Menge Menſchen zuſammentreten, die eifrig mit einander ſprachen. Sie lauſchte, und konnte deutlich die Worte unterſcheiden: „Jetzt muß er ſchon bald auf dem Richtplatz ſein; ich ſah, wie ſie ihn auf einen Karren luden; bald wirds mit dem ſtolzen Herrn Weinhard vorüber ſein.“ Halbtodt ſtürzte die Unglückliche vom Fenſter, hinauf zu der Alten, die ſich eben auf ihrer, nur durch eine Bretterwand von Edmund's Zimmer getrennten Stube befand. — Ohne vor Schreck ein Wort ſagen zu können, ſank ſie ihr zitternd um den Hals, als jenſeits des Grabens ein Schuß fiel. — „Er iſt todt, iſt ohne Rettung verloren!“ rief in dieſem Augenblick Edmund in dem Nebenzimmer, und Karoline ſank leblos nieder.

„Todt!“ rief er der eintretenden Katharine entgegen, „todt, der Edelſte, der Beſte der Menſchen!“

„Ach, lieber Herr!“ unterbrach ihn die Alte ſchluchzend, „und Mamſell Linchen liegt drüben im Sterben; ach Gott! kommen, helfen Sie mir!“

„Wer?“ fragte Edmund, wie aus einem Traume erwachend.

„Die Mamſell ſtirbt vor Schreck; helfen Sie!“ — Bei dieſen Worten zog ſie den Erſtaunten mit ſich fort nach ihrem Zimmer und drückte ihm ein Riechfläſchchen mit längſt verflogenem Balſam in die Hand. — „Bleiben Sie hier, bis ich mit dem Doctor und dem Wundarzt zurückkomme,“ rief ſie, an allen Gliedern zitternd, und ſtürzte fort.

Da ſtand er nun, dem Alles, was um ihn vorging, ein Räthſel war, ſtand vor der Ohnmächtigen, die leblos vor ihm auf dem Bette lag. Mitleidig ſah er auf ſie nieder, hielt ihr das Riechfläſchchen vor — ſie gab kein Zeichen des Lebens. Da wurde ihm ängſtlich zu Muthe; er konnte ſein Auge nicht von ihr wenden, und doch war ihr Anblick ihm nicht wohlthuend. Vor dem Leichentuch, das der Tod über das liebliche Antlitz gebreitet hatte, ſchauderte ihn, und doch erſchien ihm das bleiche Mädchen ſo überaus reizend. Es war nicht ſein Ideal, das er ſich aus Roſengluth gewoben; eine geknickte Lilie lag ſie vor ihm, die Augen geſchloſſen, die Purpurlippen bleich. Seine aufgeregte, Alles idealiſirende Phantaſie ließ ihn glauben, ſie ſei ein ſchlummernder Engel, der die Schmerzen des Todes zu prüfen in dem Augenblick des Scheidens ſich in das Mädchen geſenkt habe. „Wie lieblich wird ihr Erwachen ſein,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, „wie lieblich, wenn der himmliſche Odem des Engels ſie anweht, und die Gluth des Lebens wieder auf die bleichen Wangen tritt. Wie müßte dies Auge an mir aufblicken, das der Todesſchlummer jetzt ſchließt! — Schlummerſt du?“ fuhr er leiſe fort, mit ſcheuer Furcht ihre kalte Hand erfaſſend, „oder hat der Tod dich umarmt, und biſt du von ſeinem

kalten Hauche erſtarrt? Ach, er iſt ja nur ein ernſter Bote des himmliſchen Vaters, der dem müden Wanderer die Augen zudrückt, dem Gebeugten die Bürde abnimmt, ihn ſanft in kühle Erde bettet, und die Kinder heim ins Vaterhaus ruft. Nein, du lebſt!" rief er; „der Bote klopfte nur an deine Pforte, ſie blieb ihm verſchloſſen, noch rief er dich nicht ab." Er bog ſich bei dieſen Worten, ihren Odem zu belauſchen, über ſie; er vernahm nichts. Jetzt näherte er ſich ihr mehr; ſeine warmen Lippen berührten unwillkührlich die erſtorbenen; der Lebensfunke, der aus ihr ſtrömte, zündete, die Flamme des Lebens flackerte in ihr auf, ſie ſchlug die Augen auf, und ſah ihn vor ſich ſtehen, der von der unwillkührlichen Berührung beſchämt, zurückgetreten war.

„Wo bin ich?" rief ſie, ihn ſtarr anblickend — „mein Gott! — wo bin ich? — wer ſteht hier? — Sie? Herr Edmund!" — Dies ſagend, brach ein Thränenſtrom hervor, und ſie barg ihr weinendes Antlitz in das Kiſſen.

Des Dichters Phantaſie war durch das Vorhergehende erhitzt, ſein Herz klopfte, das weinende Mädchen bewegte ihn ſonderbar. Er ſuchte ſie zu beruhigen, und wußte doch nicht, worüber; er ſprach ihr Muth zu, und wußte doch nicht, weshalb. Dies Alles that er ſo warm, ſo innig, daß des Mädchens mattes Auge, während er ſprach, freundlich auf ihm ruhte, es ward immer lebendiger. Plötzlich erhob ſie ſich und ſprang auf. „Verlaſſen Sie mich," bat ſie, „verlaſſen Sie mich ſchnell!"

Dies kam ihm überraſchend; er blieb verwundert ſtehen, und ſah ſie unverwandt an.

„Haben Sie ſo wenig Rückſichten für die unglückliche Tochter eines Mannes, der Ihr Freund, Ihr Vater war?"

„War?" rief Edmund erſtaunt; „wodurch ſollte ich es verdient haben, daß er mir dies nicht mehr ſei?"

„Er iſt nicht mehr!" rief ſie wankend, und der Schmerz ergriff ſie von Neuem, — „der Schuß — Sie ſelbſt —" Bei dieſen Worten verſagte ihr die Kraft, ſie ſank nieder, der Jüngling umfing ſie, und hielt die Sinkende auf. — Noch einmal klopfte der Tod an die Pforte; ſie lag bleich, die Augen geſchloſſen, in ſeinen Armen.

Feſt preßte er ſie an ſich; nicht mehr den ſchlummernden Engel, das ſterbende Mädchen ſah er an ſeine Bruſt gelehnt; nicht mehr erſchien ihm der Tod als der Bote, die Kindlein ins Vaterhaus zurückzurufen, den Müden die Augen zuzudrücken; grauſig, furchtbar erſchien er ihm die klappernde Hand nach der bleichen Roſe zu ſtrecken, ſie zu brechen. Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirn; er wußte nicht, ſollte er ſie aus ſeinen Armen laſſen, ſollte er ſie noch feſter an ſich drücken. Da gedachte er des Hauches, der vorhin die Lebensflamme wieder angeblaſen hatte; er bog ſich zu ihr nieder — ſein Zartgefühl ließ ihn zaudern. „Verzeih!" rief er dann, und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen.

Da öffnete ſich die Thüre; die Alte mit dem Arzt und dem Wundarzt trat ein. „Du mein Gott, was muß ich erleben!" rief ſie bei dieſem Anblick, am ganzen Körper zitternd; „Mein Kind in Ihren Armen, Mund an Mund! Sie Unglücksprophet!"

„Sie ſchlummert vielleicht den ewigen Schlaf," ent-

gegnete er der zürnenden Alten, „ich konnte ſie nicht erwecken."

„Ich glaube es wohl," unterbrach ihn lächelnd der Arzt, und hielt der Ohnmächtigen flüchtiges Salz vor, die nun leiſe zu athmen begann.

„Entfernen Sie ſich!" ſagte er jetzt zu Edmund, mit deſſen Hülfe er das Mädchen auf das Ruhebette gelegt hatte; „Ihre Gegenwart könnte hier nur nachtheilig ſein." Edmund wollte ſich noch einmal zu Karoline wenden, aber die Alte ſchob ihn brummend hinaus.

Lange blieb er draußen ſtehen, ehe er ſeine Thüre öffnete; auch als er ſchon eine Weile in ſeinem Zimmer auf- und abgegangen war, ſchien er immer noch zu ſinnen; dann blieb er plötzlich wieder ſtehen, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Was iſt in mir vorgegangen?" murmelte er vor ſich hin, „träumte ich von Neuem jenen ſüßen Traum, oder bin ich wach, und ſehe eine neue Welt vor mir offen? — Hin, hin zu ihr!" Dies ſagend, eilte er nicht, ſondern ſchlich, trotz des lebendigen Ausrufs aus ſeinem Zimmer zur Stubenthür ſeiner Nachbarin hin, an welche er leiſe anklopfte. Niemand rief: „Herein!" Er klopfte noch einmal — die nämliche Stille. Da lauſchte er, und vernahm ein leiſes Gemurmel, als wenn das ſtumme Gebet in Worte aufſteigt; aber bald verhallte auch dies; da klopfte er noch einmal, und die Thüre öffnete ſich, die Alte trat heraus. — „Was wollen Sie hier?" fragte ſie, noch immer aufgebracht.

„Ich weiß es ſelbſt nicht!" erwiederte er verlegen. „Doch ja — ich wünſchte Sie einen Augenblick zu ſprechen. Kommen Sie in mein Zimmer, liebe, gute Frau,

und ſagen mir, was vorgefallen iſt, was Ihr armes Fräulein ſo bewegt hat, daß ſie zweimal in Ohnmacht gefallen iſt.“

„Zweimal?“ rief die Alte erſtaunt.

„Nun ja, werthe Frau Katharine!“ fuhr er fort. „Als zufällig meine Lippen vorhin die ihrigen berührten, ſchlug ſie die Augen auf, und ſprach mir unverſtändliche Worte. — Der Schuß — Sie ſelbſt! — rief ſie, und wäre niedergeſunken, hätten meine Arme ſie nicht aufgefangen. Sagen Sie mir nur, was iſt geſchehen?“

„Ich bin gleich wieder bei Dir,“ rief die ſchon halb Beruhigte Karolinen zu, und folgte dann Herrn Edmund in ſein Zimmer.

„Erklären, berichten Sie mir nur das Vorgefallene,“ bat dieſer, ihr einen Stuhl zurechtrückend; „reißen Sie mich aus der quälenden Ungewißheit.“

„Sie wollen nichts wiſſen? Thun ſo, wie ein neugebornes Kind, und riefen doch bei dem unglücklichen Schuß den wir vor einer Stunde hörten: „Er iſt todt, todt der edle Mann!“ Edmund ſah ſie ſtarr und verwundert an — „Nun was ſollte dieſer unzeitige Scherz, der meinem Liebling faſt das Leben gekoſtet hätte?“

„Frau Katharine!“ unterbrach ſie der junge Mann ſehr ernſt, „ich ſcherzte nicht. Mein tief bewegtes Gemüth erpreßte mir unwillkührlich den Ausruf. Sehen Sie,“ begann er, ihr näher rückend, „ich ſaß am offnen Fenſter bei meiner Arbeit und ſchrieb. Vor meinem Auge, das heißt, vor meinem geiſtigen, hatte ſich Alles geſtaltet, Perſonen und Begebenheiten. Da ſah ich einen edlen,

vom Schickſal gebeugten Mann vor mir ſitzen, deutlich, wie ich Sie, Frau Katharine, vor mir ſehe, das ſorgenſchwere Haupt auf ſeinen linken Arm geſtützt, die rechte Hand nach einem geladenen Piſtol geſtreckt, das vor ihm auf dem Tiſch liegt. Es iſt der Augenblick, der über ihn entſcheiden wird; ſeine düſtern Gedanken erwägen, ob es beſſer ſei, zu dulden, oder mit einem Druck an dieſes Mordgewehr ſeiner Qual ein Ende zu machen; ſeine Gedanken bilden ſich zu Worten. Hören Sie nur," unterbrach er ſich ſelbſt, ſtand auf, nahm ein Blatt von ſeinem Schreibtiſch, trat vor die ganz außer Faſſung Gebrachte, und las:

„Sterben, ſcheiden von dir, du ſüßes Leben, eingehn in die dunkle Nacht der Schatten, aus der kein Wanderer je uns Kunde brachte, die kein Stern, kein Hoffnungsſtrahl erhellte, durch die der Glaube, der blinde Glaube allein den Wanderer führt? Scheiden ſoll ich von allen Wünſchen, allen Hoffnungen, freiwillig den ſüßen Träumen entſagen und dem freundlichen Erwachen, ſchlafen ſoll ich den ewigen Schlaf? — Oder ſoll ich dulden und harren, bis das Maaß meiner Leiden gefüllt iſt, und die Senſe des Todes auch mich verdorrten Halm abmäht? Nein! dieſe Piſtole" — er ergreift ſie und ſetzt ſie vor die Stirn, „ſoll alle meine Qual enden; ein Druck, ein einziger leiſer Druck, und es iſt vorbei. — Herr!" improviſirte Edmund, die Arme gen Himmel ſtreckend, während die Alte die Hände unwillkührlich zum Gebet faltete, „Herr! ſende deinen Engel, mich zu leiten, ſende einen Strahl deines Lichts, das Dunkel in meinem Innern zu erhellen. Nimm mich Sünder gnädig auf in deinen Schooß! — Da fiel der Schuß —"

„Jeſus, Maria und alle Heiligen! er ſchießt ſich todt!“ ſchrie die Zitternde.

„So dacht' auch ich, als der Schuß fiel,“ ſagte Edmund, ſie gelaſſen unterbrechend. „Meine Einbildungskraft war ſo geſpannt, daß ich wirklich glaubte, der Schuß habe meinen Mann getroffen. Sehen Sie, liebe Katharine, wir Schriftſteller müſſen das Alles weit lebhafter fühlen, wenn wir es lebhaft darſtellen ſollen. Ich muß den Mann mit ſeinem zerriſſenen Gemüth, das geladene Piſtol lebendig vor mir ſehen, muß ſeine Qual mitfühlen, ſeinen Kampf mit ihm kämpfen. Das iſt nun einmal unſer trauriges, unſer ſchönes Loos. — Aber wie konnte Sie mein Ausruf, wie konnte er das arme Mädchen ſo erſchrecken?“

Die Alte unterrichtete ihn nun von dem Vorgefallenen, wie der Herr arretirt ſei, zur Armee hätte transportirt werden ſollen, der abſcheuliche Karren ſchon bereit geſtanden habe, ihn fortzuführen, als plötzlich der Befehl gekommen ſei, ihn hier in Verwahrung zu behalten.

Edmund hörte dies Alles mit Erſtaunen an. — „Herr Weinhard arretirt, im Verdacht, ein Spion zu ſein!“ rief er, nach ſeinem Hut faſſend. „Da muß ich hin, helfen, wenn ich es vermag.“ Dies ſagend, ſtürzte er fort, ohne auf die ihm nachrufende Alte zu hören.

Aber ſeine Eile half ihm nur wenig; der Zutritt zu dem Gefangenen wurde ihm verſagt. Er ging nun, zum erſtenmal in ſeinem Leben, nach dem Muſeo, wo der Offizier auch diesmal ſein Quartier genommen hatte, und fand ihn mit dem jungen Unteroffizier zechend.

„Wer von Ihnen beiden iſt der Offizier der Koſacken?“

fragte er, aller militairiſchen Verhältniſſe unkundig, nachdem er ſie höflich gegrüßt hatte.

„Dieſer!“ erwiederte der junge Deutſche lächelnd, auf den Offizier zeigend.

„Sie haben einen Biedermann als Spion arretiren laſſen,“ wandte er ſich nun zu dem Offizier, der, ſein Glas leerend, ihn ſtarr anſah. „Sie ſind im Irrthum; ich bürge für ihn.“

„Der Offizier ſchüttelte mit dem Kopf, und gab ihm ein Zeichen, ſich an den Andern zu wenden, der das Wort nahm, und mit wichtiger Miene ſagte: „Tragen Sie mir Ihre Wünſche vor, der Herr verſteht kein Deutſch.“

„So wende ich mich an Sie mit der Bitte, mir freien Zutritt zu dem Gefangenen zu gewähren. Sie ſind ein Deutſcher, und werden gewiß gegen Ihren Landsmann gerecht ſein.“

„Freien Zutritt?“ wiederholte Jener, und ſagte dem Offizier darauf einige ruſſiſche Worte, die dieſer lachend erwiederte. — „I nun dazu könnte Rath werden,“ begann der Deutſche ſich wieder zu Edmund wendend, „einige Louisd'or, und Sie könnten wohl die Erlaubniß erhalten, ihn einige Minuten zu ſprechen.“

„Herr!“ fuhr der junge Dichter auf, und ſeine Worte entſprangen diesmal dem Herzen und nicht der Phantaſie, „Herr! Sie ſind ein Deutſcher und können mir einen ſolchen Vorſchlag thun? Vergeſſen Sie denn ſo ganz die Würde Ihres Volkes, daß Sie für Geld erlauben, was Ihnen entweder die Pflicht verbietet, oder Ihnen zu thun befiehlt. Haben Sie ſich vielleicht den rohen Horden

zugeſellt, um gleich dieſen Barbaren Ihr Vaterland auszuſaugen? Wäre dem ſo, ſo müßte ich Sie, wie jene verachten."

Ohne auf dieſe unüberlegte Rede das Mindeſte zu erwiedern, richtete der Unter-Offizier, hochroth vor Aerger einige Worte an den Koſacken, welcher raſch ſein Glas leerend mit größter Heftigkeit aufſprang, jedoch von dem Deutſchen abgehalten wurde den Kantſchuh zu gebrauchen.

„Ich muß Sie bitten," begann der Unter-Offizier mit markirter Höflichkeit, nachdem er den Koſacken-Offizier beſänftigt hatte, „mir zu ſagen, wer Sie ſind."

„Ich heiße Edmund Blank, bin Schriftſteller und Ihnen zu jedem Beweis erbötig, daß ein deutſches Herz in meiner Bruſt ſchlägt."

„Dacht' ichs doch," erwiederte jener lächelnd, „daß Sie ein Schriftſteller wären. Auch ich trieb vor einiger Zeit dergleichen Allodria in Heidelberg; jetzt habe ich ein ernſteres Werk unternommen und die Feder mit dem Säbel vertauſcht. Damit Sie aber ſehen, daß mir unter den rohen Völkern die Rhetorik nicht ganz fremd geworden iſt, ſo hören Sie: Mitleid iſt die ſchönſte Tugend des Menſchen; es iſt der Tropfen lindernden Oels, der, als das Chaos ſich geſtaltete, aus den Himmelsräumen, als Balſam für jede Wunde, auf die Erde ſank; es iſt die Panacee der Schriftſteller, der Thränenquetſcher der Novelliſten, und das Rührei aller Betſchweſtern. Auch an mir übt es ſeine Kraft." — Er rief zur Thür hinaus, ein Koſack trat ein, er gab ihm einen kurzen Befehl, worauf die Ordonnanz ſich ſchnell wieder entfernte. „Und

nun," fuhr er fort, „sei es Ihnen vergönnt, Ihren Freund im Gefängniß zu besuchen; nicht auf kurze Minuten, wie Sie es wünschten, nein, auf längere Zeit, so lange es diesem Herrn dort belieben wird, Sie in Verwahrsam zu behalten."

In diesem Augenblick traten zwei Kosacken ein. „Uebrigens, werther Herr Landsmann!" fügte er hinzu, „mögen Sie Ihren Arrest als den wohlverdienten Lohn Ihrer Impertinenz ansehen, und wollen Sie den Beweis führen, daß ein deutsches Herz in Ihrem Busen schlägt, so ergreifen Sie lieber für das Vaterland das Schwerdt, als die Feder; besiegeln Sie Ihren Muth durch Blut, nicht durch Phrasen. Dies mein wohlgemeinter Rath! Noch bin ich mir es schuldig, Ihnen zu sagen, daß Jener das Geld verlangte, nicht ich. — Nun gehen Sie!" Er winkte. Die Kosacken führten Edmund, trotz seines Sträubens ab, und bald theilte er Herrn Weinhard's Gefängniß.

5.

Dieser war nicht wenig erstaunt, seinen Hausgenossen hier zu sehen. Als er jedoch die Ursache erfuhr, welche ihn hergebracht, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Da hat der Dichter dem Mann einmal wieder einen Streich gespielt, und ihn in üble Verhältnisse gebracht," sagte er; „denn wissen Sie, daß unsere Lage gefahrvoll ist? — Nicht das Recht, nicht die Unschuld schützt im Krieg, und überdies ist der Schein gegen mich; Sie können leicht das traurige Schicksal, welches mich erwartet, theilen."

„Muß es ſein, ſo geſchieht es mit Freuden!“ rief Edmund feurig. „Als ich, ein Verlaßner, unter jener Eiche ſaß, haben Sie als ein ächter Samariter mich aufgenommen. Sie haben nicht allein für meine Bedürfniſſe geſorgt, Sie haben auch väterlich mit Rath und That auf mein Schickſal gewirkt; das, was mich auf Abwege führte, mir zum Mittel meines Unterhaltes gemacht, und ſind bis jetzt jedem Dank ausgewichen, den ich Ihnen hätte bringen ſollen. Sie waren dem Lechzenden ein Quell in der Wüſte, ein Vater dem verlornen Sohn, ein Engel des Lichts dem von Finſterniß Umgebenen.“

„Poeſie! nichts als Poeſie!“ unterbrach Herr Weinhard dieſe Exklamation.

„Ja wohl iſt es Poeſie, wenn ein dankbares Herz ſich ergießt,“ fuhr Edmund, immer lebhafter werdend, fort, „wenn die Worte mit Wärme verkünden, wovon das Herz erglüht. — Ja, werther Mann! der Augenblick iſt da, wo ich das, was ich ſo lange in mir verſchließen mußte, laut ausſprechen, Dank meinem zweiten Vater ſtammeln kann.“

„Edmund!“ ſprach Herr Weinhard bewegt, „ich halte das, was Sie mir eben ſagten, für Wahrheit; Ton und Ausdruck laſſen mich es glauben. — In Ihnen muß, ſeit wir uns nicht ſprachen, vielleicht ſeit wir uns nicht ſahen, eine große Veränderung vorgegangen ſein. — Wo ſonſt der Dichter mit Uebertreibung ſprach, ſpricht jetzt der fühlende Menſch mit Wärme. Wo ſonſt das Leben chaotiſch vor Ihnen lag, ſcheint es jetzt weit geordneter zu liegen. Was hat dieſe Veränderung ſo ſchnell in Ihnen

bewirkt? denn noch vor Kurzem ſchienen Sie in ſich verſchloſſen, von der Welt freiwillig geſchieden, von einer traurigen Erinnerung feſtgehalten, von einer freudenreichen Zukunft ausgeſchloſſen zu ſein.“ Edmund erröthete. „Nun, überlaſſen wir das beſſern Zeiten, und ſtatt meine Frage zu beantworten, ſagen Sie mir lieber: Was macht mein Kind? Iſt ſie beruhigt? Hat ihr Gott die ſo nöthige Faſſung gegeben?“

Edmund ſtammelte, von Neuem erröthend, ein leiſes „Ja!“ und nachdem Herr Weinhard hierbei einen ſcharfen, durchdringenden Blick auf ihn geworfen, brach er das Geſpräch ab, und ſetzte ſich wieder nieder, das angefangene Schreiben, wobei ihn Edmund's Ankunft unterbrochen hatte, zu beenden.

6.

Gleich nachdem ſich Edmund ſo ſchnell entfernt, war die Alte mit freudigem Herzen zu der Kranken zurückgekehrt, und hatte ihr Alles berichtet, und den Eifer beſonders hervorgehoben, mit welchem der junge Dichter zu des Vaters Rettung geeilt ſei. Vielleicht ohne es zu wollen, trug ſie die Sache wegen des Schuſſes ſo vortheilhaft als möglich für Edmund vor, lobte dabei ſeine Herzensgüte, ſeine Theilnahme, ſelbſt an Menſchen, die gar nicht einmal in der Welt wären, daß gewiß das ſchlummernde Gefühl des Mädchens dadurch wieder erwacht wäre, hätte die Unvorſichtige nicht kurz vorher in ihrem Eifer Karolinen geſagt, daß ſie in Edmund's Armen

gelegen, er ſie geküßt habe, und Arzt und Wundarzt hierbei Zeuge geweſen wären. Das Zartgefühl des Mädchens war hierdurch tief gekränkt, es ſchien ihr eine unverzeihliche Frechheit zu ſein; ſie glaubte keine Entſchuldigung für ſolch unziemliches Benehmen finden zu können, und hatte deshalb die Erzählung der Alten gleichgültig angehört, und ſelbſt ſeine Bereitwilligkeit, dem Vater zu helfen, ſchien keinen Eindruck auf ihr verwundetes Gemüth zu machen. Als aber Edmund nicht zurückkehrte, Katharine auf Kundſchaft ausging, und unter Wehklagen die Nachricht mit nach Hauſe brachte, er ſei, da er ſich des Vaters treulich angenommen, gleichfalls arretirt, und theile deſſen Schickſal, da ſchwand der Unmuth, das betrübte Herz des Mädchens ließ auch ihm ihre Theilnahme werden, und ſie fühlte ihre Unruhe, ihren Schmerz ſich verdoppeln.

Mehrmals wurde die Alte nach dem Rathhauſe hingeſchickt, allein ſtets kam ſie ohne Nachricht zurück. Zuletzt wagte es Lina ſelbſt, aber auch ihr wurde der Zutritt zu den Gefangenen von der auf- und niederſchreitenden Schildwacht barſch verweigert, und ein höhnender Blick, welchen ihr des Poſtmeiſters Sohn zuwarf, der nicht abſichtlos vorüberging, bewog ſie, vom fernern Bitten abzuſtehen und mit betrübtem Herzen zum väterlichen Hauſe zurückzukehren. Kaum war ſie hier angelangt, hatte Hut und Tuch abgelegt, und ſich, von Unruhe und Angſt gepeinigt, ermattet auf das Sopha niedergeſetzt, als Trompetenſtöße ſie ans Fenſter riefen. Sie ſah einzelne Koſacken, die ſich in und vor dem Städtchen zerſtreut hatten, im Carrier dem Markte zuſprengen, ohne, trotz der

Eile, vergeſſen zu haben, ſich zuvor mit Lebensmitteln aller Art zu verſorgen.

Weder die Alte, welche kopfſchüttelnd die Herzensangſt des jungen Mädchens betrachtete, noch Karoline konnten ſich das, was vorging, enträthſeln, da ſchmetterten von Neuem die Trompeten, deren Klang nach und nach ſich in der Ferne verlor.

Aber je ſchwächer die Töne in Karolinen's Ohren hallten, deſto mehr ſteigerte ſich ihre Aufregung. Sie fürchtete für ihren Vater das Aeußerſte und auch Edmund's Schickſal mochte ihr nicht gleichgültig ſein.

Voller Angſt warf ſie ſich auf ihre Knice, faltete die Hände hoch gen Himmel gehoben, während die Alte in ihrem ſtillen Gebete fortfuhr, das ſie ſchon ſeit längerer Zeit in gebeugter Stellung gemurmelt. „Gott im Himmel! beſchütze ihn und meinen theuren Vater!" rief Lina aus, da öffnete ſich die Thür und Edmund ſtürzte in das Zimmer. „So hat der Himmel mein Gebet erhört," rief ſie, ſprang auf und ſtürzte dem Eintretenden entgegen. Als er aber die Thür hinter ſich ſchloß, und ſie ihren Vater nicht ſah, fragte ſie mit zitternder Stimme: „Wo iſt mein Vater? Reden, ſprechen Sie!" Edmund ſchwieg. „Ihr Schweigen könnte mich tödten." — Und wirklich das hohe Roth, welches die Freude bei ſeinem Eintreten auf ihre Wangen gezaubert hatte, verſchwand.

Edmund ergriff die Zitternde bei der Hand und führte ſie zum Sopha. „Setzen Sie ſich, ich werde alles berichten, aber erſt laſſen Sie mich Athem ſchöpfen." Erwartungsvoll hing das Auge des jungen Mädchens an Edmund's Lippen, ſie erkannte in ihnen nur die Quelle,

welche ihr Tod oder Leben geben konnte, nicht mehr das frevelnde Werkzeug, womit er ſie ſo ſchwer beleidigt hatte.

Auch die Alte war auf das Aeußerſte geſpannt, und war kaum im Stande geweſen, in den Pauſen des Geſprächs ihr Gebet zu vollenden. „Setzen Sie ſich, Herr Edmund," ſprach ſie zu dieſem, der Linchen unverwandt anſah. „Setzen Sie ſich, und berichten Sie uns das Geſchehene."

„Ihr Vater lebt," begann Edmund endlich, ſich neben Karolinen niederlaſſend, „und ſeine Unſchuld wird an den Tag kommen, wenn anders der gütige Himmel gerecht iſt. Laſſen Sie die Hoffnung nicht ſinken," fuhr er fort und ergriff Linchen's Hand und küßte ſie. „Wohl iſt noch der Beſte aller Menſchen nicht außer Gefahr, aber ich werde ſuchen ihn zu befreien."

„Retten, retten Sie!" ſprach Lina, und legte unwillkührlich ihr weinendes Geſicht auf Edmund's Schulter, der leiſe mit ſeinen Lippen ihre Stirn berührte. — „Retten Sie meinen Vater," wiederholte ſie bittend, ohne das Geſchehene zu beachten, und ſetzte ſich in ihre frühere Stellung zurück.

„Aber Herr Edmund," fiel die Alte zitternd ein, „wo iſt denn der Herr?" und nicht allein die Angſt für deſſen Wohl preßte ihr die Frage aus, auch ihre eigene Verantwortlichkeit, die ſie für dieſe neue Scene fürchtete.

„So will ich denn erzählen," ſprach Edmund. — „Ich und Herr Weinhard ſaßen im ernſten Geſpräch in dem Gefängniſſe, ohne zu ahnen, daß wir ſo bald getrennt werden ſollten, als der Offizier, von dem deutſchen Soldaten begleitet, den Sie ja auch kennen, eintrat. „Sie

ſind für Ihren Vorwitz genug beſtraft und ſind Ihrer Haft entlaſſen," ſagte Letzterer zu mir. Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu und ſagte, ich würde das Schickſal meines Wohlthäters theilen und mich nicht von ihm trennen."

„Braver Mann!" unterbrach ihn die dankbare Tochter. — „Sie müſſen!" entgegnete mir der Deutſche. „Damit Sie aber ſehen, daß ich auch menſchlich ſein kann, ſo will ich meine Ordre überſchreiten und Ihnen mittheilen, daß wir den Befehl erhalten haben, die Stadt ſogleich zu verlaſſen, und Herr Weinhard womöglich ins preußiſche Hauptquartier zu transportiren." Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo bliesen die Trompeter, die Koſacken kamen herangeſprengt und ordneten ſich auf dem Markte. Ein leerer Leiterwagen, mit Strohſitzen verſehen, fuhr vor dem Rathhauſe vor, der ruſſiſche Offizier trat zu uns und befahl Herrn Weinhard, darauf Platz zu nehmen. Ich wurde gewaltſam gehindert, ihm zu folgen.

Der Abſchied von Ihrem Vater, Karoline, war herzzerreißend; es war der ſchmerzlichſte Moment meines Lebens. Ihr Vater aber ſagte gefaßt und ruhig: Grüßen Sie meine Tochter, tröſten, ſchützen Sie dieſelbe und geben Sie ihr Hoffnung, daß wir uns bald wieder ſehen werden. — Die Trompeter ſchmetterten eine luſtige Melodie, und die Koſacken, den Wagen in der Mitte, ſetzten ſich in Bewegung. Starr wie eine Säule blieb ich ſtehen, mein Blut ſchien zu ſtocken; erſt lange als der Zug meinen Augen entſchwunden war, kam ich wieder zu mir. Die Menge Neugieriger, die anfänglich ihre Blicke auf das militairiſche Schauſpiel gerichtet, ſtarrte mich jetzt

an, als Einen der ſeiner Sinne nicht mehr mächtig iſt. Da durchzuckte mich ein Gedanke, das Blut rann wieder in meinen Adern, und unbekümmert über die ſpöttiſche Nachrede der Gaffer eilte ich hierher. —

Ja es gilt Handeln; nicht durch Elegien und Klagen wird Ihr Vater gerettet, das fühl' ich, denn die jüngſt vergangenen Stunden haben hingereicht, die Lehren meines Wohlthäters zu begreifen. Der Mann gehört der Welt an, und die verlangt Thatkraft. Ich werde zu erfahren wiſſen, wo das preußiſche Hauptquartier iſt; dorthin muß ich und dort, ich gebe Ihnen die Hand darauf, werde ich für Ihren Vater ſprechen, daß Jeder, der nur menſchlich fühlt, ſeine Unſchuld erkennen wird."

„Edler, braver Mann," ſagte Lina mit bewegtem Herzen und gab ihm willig ihre Hand, die Edmund von Neuem mit Inbrunſt küßte. —

„Würden Sie mir wohl folgen?" fragte er, das Mädchen mit feurigem Blick anſehend. „Oft ſoll ja bei den rauhen Kriegern das ſanfte Wort einer Jungfrau mehr wirken, als die logiſche Rede des Mannes."

„Da ſei der Herr für!" fiel hier die Alte ein; „Denke ich mir mein zartes Linchen jetzt auf der Landſtraße, die voll Soldaten wimmelt, mit einem jungen Candidaten allein, mich könnte der Schlag rühren."

„Wohl mag es jetzt für Damen Ihres Alters," fuhr Edmund zu ſeiner Nachbarin fort, ohne die Alte weiter zu beachten, „gefährlich ſein, Reiſen zu unternehmen, da alle Straßen mit marſchirenden Truppen bedeckt ſind; doch werde ich Sie als Mann ſchützen. Ließe ich Sie hier allein und ohne Schutz, ich würde, für Sie fürchtend,

da nicht ſprechen können, wo ich ſprechen muß. — Folgen Sie mir; was iſt das Urtheil der thörichten Welt gegen das hohe Gefühl, zur Rettung des Vaters beigetragen zu haben."

„Ich bin zu bewegt," entgegnete Karoline, „zu Verſchiedenes ſtürmt auf mich ein, ich kann nicht ruhig überlegen, was Recht, was Unrecht iſt. Ich folge meinem Herzen und bin bereit mit Ihnen zu reiſen. —"

„Gott ſei bei mir!" rief die Alte und hielt ſich zitternd an die Lehne eines Stuhls.

„Beſorgen Sie einen Wagen, gute Katharine," ſagte Edmund hoch erfreut, „bieten Sie Geld über Geld, nur ſchnell einen Wagen." Haſtig, doch freundlich faßte er bei dieſen Worten die Hand der Alten und führte ſie zur Thüre. „Nur ſchnell einen Wagen, Katharine."

„Das fehlt noch!" rief dieſe, welche ihren Widerſtand durch die nie gekannte Beſtimmtheit Edmund's beſiegt ſah, und ging kopfſchüttelnd zur Thür hinaus. —

Lina ſah ſtill vor ſich hin, nicht ſo ſtill mochte es in ihrem Herzen ſein. Es ſchlug laut, und nicht allein die Angſt um das Schickſal des Vaters, nicht allein das bevorſtehende Abentheuer, das Wagniß, welches ſie gegen ihr ſtreng jungfräuliches Gefühl an der Seite eines jungen Mannes beſtehen ſollte, trieb das Blut in raſcheren Kreiſen dem Herzen zu, ſondern es war noch ein gewiſſes Etwas, deſſen ſie ſich wohl ſelbſt nicht ganz klar war. —

Noch hielt Edmund den Griff in der Hand, womit er die Thür nach dem Heraustritt der Alten geſchloſſen hatte. Er fühlte, der jetzige Augenblick könne der entſcheidende, vielleicht der entſcheidendſte für ſein Leben wer-

den. Sein Herz sprach laut; er wollte es dem Mädchen offen darlegen, wollte ihr sagen, wie unendlich er sie liebe, wollte sie um Gegenliebe flehen, doch die ersehnte Gelegenheit war zu unerwartet gekommen; sein Glück machte ihn stumm. Er wollte Muth fassen, aber ihm schien die Stimme zu versagen. Wie oft hatte er seine Romanhelden ihre Liebe erklären, und beschwören lassen, für sich hatte er keine Worte.

So standen sich Beide stumm gegenüber. — Auch für Karoline war die Lage peinlich, da Edmund schwieg; auf die Rückkehr der Alten konnte sie sobald nicht rechnen, und mit einem Takt, der schon früh ihrem Geschlecht innewohnt, entriß sie sich der Verlegenheit. „Wir müssen uns wohl zur Reise rüsten, werther Herr Edmund, die Augenblicke sind kostbar," sagte sie, sah ihn freundlich, aber mit schüchternen Blicken an, als fürchte sie den Verrath ihrer Augen, und ging der Thüre zu.

Edmund öffnete sie und kaum hatte er dieselbe hinter ihr geschlossen, als er, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ausrief: „Ja wohl, die Augenblicke sind kostbar, die entschwundenen kehren nicht zurück! Dacht' ich doch, ich wäre ein Mann geworden, und nun kann ich nicht einmal ein paar Worte finden, die ich nur dem vollen Herzen entnehmen dürfte." — Hastig verließ er das Zimmer, um auch sich reisefertig zu machen.

Lange mußte die Alte vergebens in der Stadt umher laufen, Niemand wollte in jetziger Zeit fahren, Jeder fürchtete, nicht allein für seine Pferde und Wagen, sondern außerdem auch durch diese Hülfsleistung in anderweitige Unannehmlichkeiten zu gerathen. — Endlich fand

ſich ein Jude bereit, für einen wucheriſchen Preis die gefährliche Fahrt zu unternehmen, und bald ſtand der Wagen vor der Thür.

Die Alte hatte über ihre nächſten Pflichten alle Angſt für die Zukunft vergeſſen und ſorgte mit gleicher Emſigkeit, wie früher, daß es ihrer jungen Herrin an nichts fehle. —

Endlich war auch Edmund bereit. Sorgfältig hatte er ſein Manuſcript verſchloſſen, mit wenig Worten ſeiner Mutter noch den ganzen Vorfall geſchrieben, und ſie gebeten, wegen ihm außer Sorge zu ſein.

Sie ſtiegen nun in den Wagen; der Jude nahm gleichfalls Platz und mit zitternder Stimme rief die Alte, „Gott ſegne das Unternehmen!“ ging, als ſie ihren Augen entſchwunden, in das Haus zurück, ſchloß die Thür hinter ſich und begann nun unter lautem Gebet, ſich die härteſten Vorwürfe zu machen, zu der ſo gefährlichen Reiſe hülfreiche Hand geleiſtet zu haben.

7.

Unterdeß war im ruſſiſchen Hauptquartier große Thätigkeit geweſen. Ein Befehl jagte den anderen, alles war in der größten Spannung, denn wie auch die Würfel fallen mochten, der entſcheidende Schlag mußte geſchehen. Von allen Seiten zogen ſich die Verbündeten wie ernſte Gewitterwolken gegen Leipzig zuſammen, das Napoleon ſich zum Schlachtfelde auserſehen hatte. —

Das Hauptquartier war von Zwickau nach Alten-

burg verlegt und hier trafen abermals neue Nachrichten vom französischen Heere ein, welche die Umgebung des kommandirenden Fürsten in Bewegung setzten, neue Befehle erforderten und so die Thätigkeit in vollen Anspruch nahmen. — Natürlich war die Ankunft des Kosacken-Detachements, welches noch zur rechten Zeit von dem Vorrücken der Armee Nachricht erhalten, und, freilich auf Umwegen, statt Zwickau, das näher gelegene Altenburg erreicht hatte, kaum bemerkt worden; allein der Kosacken-Offizier drang in den diensthabenden Adjutanten des Fürsten, und verlangte durchaus, seine Meldung demselben persönlich zu bringen, da er einen wichtigen Gefangenen, wahrscheinlich einen französischen Spion, bei sich führe, den er zwar nach dem preußischen Hauptquartier bringen sollte, der aber doch eben so gut hier als dort aufgehängt werden könne.

Die Ergreifung eines Spions konnte, namentlich im jetzigen Augenblick, von zu großem Nutzen sein, der Adjutant war daher sogleich bereitwillig ihn dem Fürsten anzumelden und dieser befahl, ihm den Kosacken-Offizier vorzuführen.

Herr Weinhard hatte in stillem Hinbrüten auf dem Wagen gesessen. Der Gedanke an sein Schicksal, an die Zukunft seiner Tochter hatte ihn tief ergriffen; wohl fühlte er sich schuldlos, aber er kannte die Schnelligkeit des Kriegsgerichts und schwankte so zwischen Furcht und Hoffnung. Als er aber auf dem Marsche vernahm, daß der kommandirende Offizier ihn vorläufig ins russische Hauptquartier abliefern würde, verlor sich plötzlich sein Trübsinn und neue Hoffnung leuchtete aus seinen Augen, wel-

ches sich der deutsche Unter-Offizier um so weniger erklären konnte, da er den Tausch für Herrn Weinhard jedenfalls für nachtheilig hielt.

Kaum war er in Altenburg angelangt, als der Offizier von seiner Meldung wieder kam, und befahl, ihn unter gehöriger Bedeckung zur Wohnung des Fürsten zu bringen.

„Wer befehligt hier?" fragte unterweges Herr Weinhard seinen deutschen Begleiter.

„Der Fürst B...," entgegnete dieser.

„Nun dann könnten wir uns leicht nicht wiedersehen, und ich sage Ihnen daher herzlichen Dank für die freundliche Behandlung, welche ich wohl nur allein Ihnen zurechnen darf."

Bei diesen Worten waren sie beim Schlosse angelangt und sogleich wurde der Gefangene dem Fürsten vorgeführt.

Dieser war mit mehreren seiner Adjutanten in seinem Zimmer, auf dessen Tische eben erbrochene Depeschen und Karten in sorgloser Unordnung umherlagen. Der Fürst mußte gerade gearbeitet haben, denn eine Depesche und Feder in der Hand, trat er den Ankommenden entgegen, sah den Gefangenen scharf an, rieb sich die Augen, als wolle er genauer sehen, stand dann plötzlich still. „Ist es möglich!" rief er aus, „oder irre ich mich. Ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben? —"

„Dem Höchsten sei Dank," antwortete Herr Weinhard, „daß mich das Geschick in die Hände Euer Durchlaucht geliefert. Sie kennen mich und werden mich retten."

„Sie sind Herr Delancourt?“

„Derselbe, den Sie bei Dresden mit Moreau zusammen gesehen und gesprochen haben,“ entgegnete Herr Weinhard.

„Warten Sie im Vorzimmer auf meine weiteren Befehle,“ sagte hierauf der Fürst zu dem Kosacken-Offizier und dieser ging erstaunt und kopfschüttelnd zur Thür hinaus. —

„Erzählen Sie in aller Kürze,“ hob der Fürst an, „wie und durch welche Schickung Sie hierher kommen. —“

„Das ist mir selbst noch dunkel, was ich aber davon ahne, werde ich Euer Durchlaucht mittheilen.“ Die im Zimmer befindlichen Offiziere waren hinzugetreten, um ebenfalls von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt zu werden. „Ich muß Ihnen, meine Herren,“ sagte der Fürst, indem er sich zu den Offizieren wandte, „zum fernern Verständniß dieses Vorfalls, zuvörderst diesen Mann als einen gebornen Elsasser vorstellen, der den vertriebenen Bourbons treu blieb, und mit Moreau in näherer Verbindung stand. Der edle Zweck, für die unglückliche Königsfamilie zu wirken, welcher zu mehreren Reisen Anlaß gab, führte ihn unter falschen Namen nach Sachsen, wo er Moreau's Uebertritt in die Reihen der Verbündeten vorbereitete. — Wenige Tage vor der Schlacht von Dresden lernte ich ihn bei Moreau, den uns der Tod nur zu frühe entrissen, kennen, und bin nun mit Ihnen begierig, zu erfahren, wie Herr Delancourt unser Gefangener geworden ist. —“

„Mein Leben ist,“ begann Herr Weinhard, „wie es Se. Durchlaucht in wenigen Worten geschildert. Ich

nahm meinen Wohnsitz in einer der entlegensten Städte Sachsens, um so den Verfolgungen nicht ausgesetzt, zu gleicher Zeit den entscheidenden Ereignissen nahe zu sein. Nach dem Tode Moreau's hörte größtentheils meine Thätigkeit auf, dennoch aber wurde ich durch Verhältnisse noch in meinem Wohnorte festgehalten, bis mich die klatschhafte Verleumdung der Kleinstädter, welche meine Zurückgezogenheit nicht begreifen konnten, als einen napoleonischen Spion bezeichnete, in Folge dessen ich festgenommen und wahrscheinlich auf höheren Befehl hierher gebracht wurde, wo ich der Gnade Euer Durchlaucht meine Freiheit verdanken werde."

„Sie soll Ihnen werden; da ich jedoch vielleicht noch Einiges mit Ihnen zu besprechen habe und es auch meiner Pflicht gemäß ist, Ihnen nicht eher die vollkommene Freiheit zu geben, als bis sich ihre Arretirung näher aufgeklärt hat, so bitte ich, Ihre Wohnung hier im Schloß zu nehmen, wo sich wohl noch ein Plätzchen für Sie finden wird." Hiermit entließ er Herrn Weinhard, ein Adjutant erhielt den Befehl für ein sicheres Unterkommen zu sorgen, und begleitete ihn; ein anderer hieß den erstaunten Kosacken-Offizier sich zu seinen Kosacken zu begeben.

Der Fürst kehrte hierauf wieder zu seinem Arbeitstisch zurück, und war eben im Begriff, da die Dispositionen und alle nöthigen Befehle gegeben waren, die Offiziere zu entlassen, als ein neues Ereigniß diese in dem Zimmer zurückhielt. Eine Ordonnanz trat ein und meldete: Ein junger Mann mit einer Dame hätte sich ins Vorzimmer

gedrängt, und verlange dringend Gehör bei Sr. Durchlaucht.

Noch hatte der Fürſt nicht geantwortet, als ſich im Vorzimmer ein lebhafter Wortwechſel erhob, die Thür aufging und dieſer Mann in bürgerlicher Kleidung eintrat, ein junges ſchüchternes Mädchen nach ſich ziehend.

Ein natürliches Gefühl ließ Edmund, denn er war der Eintretende, den Fürſten unter den Offizieren erkennen, er ging auf dieſen zu, warf ſich auf die Kniee nieder und rief: „Gnade für den Edelſten der Menſchen!“ Der Fürſt und alle Umſtehenden wußten ſich dieſe Worte nicht zu erklären; das Aeußere des Bittenden hatte etwas Sonderbares, das ſich von der Kleidung bis zu ſeinen langen Haaren erſtreckte, und in ſeinem blaſſen Geſicht zuckten unwillkührlich alle Muskeln, von der heftigſten Gemüthsbewegung erregt.

Unfehlbar hätten die Umſtehenden den Hereingedrungenen mit Gewalt aus der Nähe des Fürſten entfernt, gewiß würde dieſer auch einen Wink gegeben haben, den zudringlichen, vielleicht geſtörten Menſchen hinauszuführen, hätte nicht der Anblick des jungen Mädchens auf Alle einen Zauber ausgeübt. Sie ſtand neben dem Knieenden, der ſie mit einer Hand feſthielt. Ihre von Thränen feuchten Augen ſahen bittend den Mann an, von dem ſie die Rettung ihres Vaters erwartete. Ihr Mund ſchien Worte zu ſuchen, aber die namenloſe Angſt, die ſich auf ihrem Geſicht malte, ließ ſie verſtummen.

„Stehen Sie auf,“ ſagte der Fürſt zu dem Knieenden, „und reden Sie deutlicher was Sie wollen!“

„Herr,“ ſprach dieſer ſich aufrichtend, „das Kriegs-

handwerk ſoll die weicheren und edleren Gefühle der Menſchen oft abſtumpfen, oft erſterben laſſen, und Härte und Kälte ſich des Gefühls bemeiſtern; aber deſto edler und größer muß der Krieger daſtehen, deſſen Ohr den Donner der Kanonen gewöhnt, ſich dennoch nicht der Stimme der Menſchlichkeit verſchloſſen hat, welcher ſich inmitten der Entbehrungen und Mühſeligkeiten des Krieges, und auf dem harter Lager, welches ihm das Schlachtfeld darbietet, ein weiches Herz erhalten, und in welchem die Stimme der Gerechtigkeit noch laut iſt. Hat mich aber der Himmel einem ſolchen Manne entgegen geführt, dann wird meine Bitte um Gnade für den Beſten der Menſchen, für meinen uneigennützigen edlen Wohlthäter nicht unerhört bleiben."

Nicht ohne Theilnahme hörte der Fürſt dem jungen Manne zu, aber immer noch war ihm ſeine Rede ein Räthſel, und freundlich, wenn auch etwas ungeduldig fragte er ihn: „Wer iſt denn aber Ihr Wohlthäter?"

„Gnade, edler Herr, für meinen Vater!" ſtammelte Lina in tiefſter Bewegung.

„Herr," ergriff Edmund das Wort, „es iſt der Vater dieſes jungen Mädchens, er wurde verleumdet, als Spion eingekerkert und von Koſacken, wie ich vernommen, hierher gebracht, obgleich er ins preußiſche Hauptquartier transportirt werden ſollte. Sein Name iſt Weinhard. —"

„Junger Mann," entgegnete der Fürſt freundlich, „es ſcheint nicht die Dankbarkeit allein zu ſein, welche Sie zur Rettung Ihres Wohlthäters hierher führt, und um ſo mehr freut es mich, Ihnen die tröſtliche Antwort geben zu können, daß Sie für Herr Weinhard, wie Sie den

Gefangenen nennen, nichts zu fürchten haben. — Ich habe leider keine Zeit," fuhr er, ſich zu Lina wendend, fort, „Zeuge des Wiederſehens zu ſein, doch ſollen Sie ſogleich zu Ihrem Vater geführt werden." Lina verneigte ſich tief, warf aber in jungfräulicher Verlegenheit einen Blick auf ihren Begleiter. „Ich verſtehe," ſprach der Fürſt, „Ihr Beſchützer wird Ihnen zur Seite bleiben." Mit dieſen Worten entließ er ſie, und eine Ordonnanz erhielt den Auftrag, Beide zu dem eben angekommenen Gefangenen zu führen.

Selig vor Wonne ſtürzte Lina ihrem Vater in die Arme, das Uebermaaß der Freude erſtickte die Worte. Auch der Vater war ergriffen und reichte, nachdem er die Tochter umarmt, Edmund die Hand. „Ich errathe," unterbrach er die Stille, „weshalb Sie mit meiner Tochter hier ſind, und werde Ihnen ewig dieſe Liebe und Aufopferung gedenken. Nur ſoviel muß ich Ihnen ſagen, daß ich erſt morgen den Fürſten verlaſſen kann, da derſelbe mit mir noch zu ſprechen hat, und daß ich nicht wieder nach meinem früheren Wohnort zurückkehren werde. Eilen Sie dahin, ordnen Sie daſelbſt meine Angelegenheiten und kehren Sie ſo raſch als möglich mit unſerer alten Katharine hierher zurück. Wendet ſich die Kriegsgöttin von dem Kaiſer ab, wie ich erwarte und hoffe, ſo gehen wir von hier nach Dresden, wo ſich unſer Schickſal ferner entfalten wird."

Die Würfel waren gefallen; wenige Tage nach dieſem Ereigniß im Altenburger Schloſſe, verließ der Sieg den Feldherrn, an deſſen Degen er früher gefeſſelt zu ſein

ſchien, und noch in demſelben Monat war Sachſen von den Franzoſen geräumt.

Herr Weinhard begab ſich bald darauf nach der Reſidenz, und hatte hier die Freude, zu ſehen, wie Edmund immer mehr und mehr der Welt angehörte. Freudig willigte er daher in die Verbindung der beiden Liebenden, als die Verbündeten den Rhein überſchritten hatten. Sobald die Bourbonen den Thron ihrer Väter wieder beſtiegen, ging er nach dem Elſaß zurück, wohin ihm auch das junge Paar und die treue Katharine folgten, ohne jedoch für immer Deutſchland verlaſſen zu wollen, denn Edmund's literariſche Verbindungen, die immer bedeutender wurden, machten ihm den Aufenthalt in Deutſchland wünſchenswerth.

Wehmuth.

Liebe reichte mir die Roſe,
Liebe gab der Freuden viel,
Und in ihrem Wonneſchooße
Schwelgte trunken mein Gefühl.

Doch des Schickſals finſt'res Walten
Raubte, was die Liebe gab;
Ihre lieblichen Geſtalten
Senkten ſich in's dunkle Grab.

Der Verzweiflung hingegeben,
Blieb mein Auge thränenleer,
Und für dieſes todte Leben
Sucht' ich keine Blüthen mehr.

Doch des Lebens düſt're Oede
Sah ich plötzlich hell erglühn,
Und wie leiſer Klang der Flöte
Tönten ſüße Melodien.

Hoffnung und Erinn'rung ſtiegen
Sanft herab im Flügelkleid,
Und in ihren Armen liegen
Zukunft und Vergangenheit.

An der Liebe Tempel nieder
Sank das holde Schweſterpaar,
Schüttelt frei ſein Gold-Gefieder,
Das erſt jetzt entfeſſelt war.

Und aus ihrem ſanften Flügel
  Schwebt die Wehmuth ſtill hervor,
Setzt ſich auf den Todtenhügel
  Und beweint, was ſie verlor.

Aufgelöſ't in ſüße Thränen
  Schmilzt der Gram in Aetherduft,
Und mit liebeheißen Sehnen
  Oeffnet ſich die ſtille Gruft.

Und den Blick gekehrt nach oben,
  Schmiegt ſie ſich an's wunde Herz.
Hoffnung und Erinn'rung woben
  Dieſes Kind aus Luſt und Schmerz.

Die Verzweiflung iſt verſchwunden,
  Und die Ruhe nicht mehr fern. —
O wer Wehmuth Dich gefunden,
  Dem erſcheint der Hoffnung Stern.

Chronos und der Jüngling.

Chronos.

Gieb mir Deinen blüthenloſen Kranz,
Thor! — warum vergebens dieſes Ringen? —
In der Horen ewig flücht'gen Tanz
Iſt für Dich kein Hoffen, kein Vollbringen.
Dieſe Roſe glüht für Dich nicht mehr,
Was verwelkt iſt, kann nicht mehr erblühen;
Nur ihr Dorn verwundet tief und ſchwer,
Nur durch mich kannſt Du dem Schmerz entfliehen.

Der Jüngling.

Auch verwelkt, geb' ich den Kranz Dir nicht,
Pfleg' ihn ſorgſam an dem wunden Herzen,
Und wenn auch der Roſe Dorn mich ſticht,
Lab' ich mich an dieſen ſüßen Schmerzen.
Jedes Blatt, das traurig und geknickt,
Die verwelkten Blüthen lind umrauſchet,
Hat, ſo innig an die Bruſt gedrückt,
Meine ſtillen Seufzer oft belauſchet.

Chronos.

Alles ſtürzt in meinen Strom hinab,
Alles flieht auf meines Sturmes Flügel,
Alles ſenk' ich in ein weites Grab,
Und da ruht es unter ſtillem Hügel. —
Sieh! im Kranze rauſcht ſchon meine Macht,
Und mein Hauch durchſchüttelt ſeine Blätter,
Er verſinkt in meiner Fluthen Nacht,
Und ihn ſchützet keine Macht der Götter.

Der Jüngling.

Nun, ſo ſchütz' ihn Du, mein treuer Sinn,
Schließ ihn feſt in Deine offnen Wunden.
Flieh allmächt'ge Zeit beſiegt dahin,
Fliehe mit der Hoffnung Roſenſtunden.
Denn mit ſeliger Begeiſterung
Nähr' ich Flamme Dich in meinem Herzen.
Chronos! laß mir die Erinnerung,
Laß mir meinen Kranz und meine Schmerzen!

Lieb' und Hoffnung.

Schweſterlich und eng verbunden,
Leiten Hoffnung und die Liebe
Durch des Erdenlebens Trübe
Freundlich das bewegte Herz;
Kränzen die genoß'nen Stunden;
Schlägt die Liebe auch die Wunden,
Lindert Hoffnung ihren Schmerz.

In verſchiedenen Geſtalten
Immer wechſelnd immer neu
Wird die Liebe ſich geſtalten.
Hoffnung bleibt ſich immer treu.

Liebe pflegt die zarten Blüthen,
Die zum Leben aufgeſchloſſen,
Und die Thränen, die gefloſſen,
Stillt ſie an der Mutter Bruſt;
Und die Wangen, die Erglühten,
Malen nur den innern Frieden,
Nur des Daſeins rege Bruſt.

Mild und zart iſt was ſie zeiget,
Ihre Fluthen ſilberhell;
Aus dem Buſen, den ſie reichet,
Strömt des Lebens heil'ger Quell.

Hoffnung reicht dem frohen Kinde
Lächelnd ſchon die Blumenkränze,
Führt es ein zu Spiel und Tänze,
Und mit ihren Phantaſien
Kühlt ſie's leiſe, ſanft und linde,
Wenn die Wünſche, gleich dem Winde
Unerreichbar, ſchnell entfliehn.

Immer ſchaffend, neu geboren,
Kind der goldnen Phantaſie,
Hat ſie Niemand ganz verloren,
Keinen noch verließ auch ſie.

Wenn der junge Morgen ſchwindet,
Wenn des Mittags Schwüle drücket,
Liebe um ſich Blumen pflücket,
Mit der Sehnſucht Hand in Hand;
Und die Phantaſie verkündet,
Daß für Ewigkeit ſich bindet,
Was im Augenblick verſchwand.

Glühend, Freud' und Schmerzen bringend,
Wonnelächelnd, thränenſchwer,
Heute ſchmachtend, morgen ringend,
Iſt ſie freudvoll, freudenleer.

Trügt die Hoffnung, ſcheint ſie wieder
Neu erſchaffend, neu belebend,
Immer friſche Bilder webend,
Die an uns vorüber zieh'n.
Und auf ihrem Gold-Gefieder
Läßt ſie tröſtend ſich hernieder,
Wenn die Roſen uns verblühn.

Zaubert uns in ihren Träumen,
Was die Phantaſie verhieß,
Schafft auf wilden öden Räumen
Uns ein Himmels-Paradies.

Auf des flücht'gen Lebens Wogen
Führt durch Klippen, unter Stürmen,
Die ſich ihr entgegen thürmen,
Liebe unſers Herzens Kahn.
Ewig von ihr angezogen,
Auch wohl oft von ihr betrogen,
Stößt ſie ab, und zieht ſie an.

Bei der Leidenſchaften Schwüle
Flieht ſie, an der Hand das Glück;
Doch mit bleibendem Gefühle
Kehrt am Abend ſie zurück.

Wie dem Kinde, ſo dem Greiſe,
Wie am Mittag, ſo am Abend,
Hebt die Hoffnung, immer labend,
Den geſunk'nen Muth empor.
Singend nur in ſanfter Weiſe
Troſt in's Herz zur Pilgerreiſe,
Führt zurück, was ſich verlor.

Wenn mit Schmetterlings-Gefieder
Flatternd, leichte Liebe ſchwand,
Sehen wir ſie ſchöner wieder
Kehren an der Schweſter Hand.

Doch am Grabe, an dem Hügel,
Der gekühlt des Lebens Wunden,
Stehn ſie feſt und eng verbunden
Hand in Hand im Sternenkranz.

Und das Rauſchen ihrer Flügel
Ruft aus dunklen Todtenhügel
Zu der Auferſtehung Glanz.

Und auf ihren goldnen Schwingen
Schweben ſie dann himmelwärts;
Und zum Thron des Höchſten bringen,
Liebend ſie des Menſchen Herz.

Die

Belagerung von Antwerpen.

Trauerſpiel

in

fünf Abtheilungen.

Perſonen.

Alexander Farneſe, Herzog von Parma.
Graf Mansfeld
Mondragon } ſpaniſche Generale.
Guaſto
Fernando Nunez, ſpaniſcher Hauptmann.
Edmund von der Horſt, ſpaniſcher Offizier.
St. Aldegonde, Bürgermeiſter von Antwerpen.
Federico Gianibelli, Ingenieur, die Vertheidigung Antwerpens leitend.
Ignez, deſſen Gemahlin, Fernando Nunez Tochter.
Odet von Telligny, Befehlshaber der Niederländer in Antwerpen, jetzt in Parma's Lager gefangen.
Johanna von der Werth, ſeine Verlobte.
Albano, Gianibelli's Lieutenant.
Antonio, Gianibelli's Bedienter.
Ein Krämer,
Ein Waffenſchmidt, } Bürger Antwerpens.
Ein Seiler,
Ein Wundarzt.
Spaniſche, Niederländiſche Offiziere und Soldaten. Rathsherren.
Bürger von Antwerpen.

Erſte Abtheilung.

Erſter Auftritt.

Nacht. Freier Platz in Antwerpen am Hafen der Schelde. In einer bedeutenden Entfernung ſieht man zwei große Feuer und mehrere leuchtende Punkte ſchimmern. Bürger ſtehen gruppirt und ſehen dieſem Schauſpiel zu. Bald darauf

Gianibelli, St. Albegonde und Albano.

Krämer.

Nun gebe Gott uns Segen und Gedeihn!
Manch' köſtliche Dublone ſchwimmet dort
der Brücke zu. — Hat viel, gar viel gekoſtet!

Schmidt.

Was koſten! Wer berechnet wohl, wenn es
das Vaterland, wenn es die Freiheit gilt?
Den letzten Heller, wie den letzten Tropfen
von meinem Herzblut wollt' ich willig geben
gelänge der große Meiſterſtreich.

Seiler.

Nun ſagt
mir nur, was iſt es denn ſo eigentlich

mit dieſen Schiffen, habe lange ſchon
gelauſcht, geſpäht, und kann doch immer nicht
aufs Klare kommen; Brander ſinds, nicht wahr?

Schmidt.

Was Brander! — Die verſenkt man, ſtößt ſie ab
und zünden ſie, ſo löſcht man ſchnell die Flammen —
Nein, werthe Freund' und Nachbarn! anders iſts
mit jenen Schiffen dort; — jetzt darf man ſprechen! —
Als Parma jenes Rieſenwerk, die Brücke,
kühn über unſrer Schelde Fluthen ſchlug,
mit hundert Feuerſchlünden ſie vertheidigend,
und uns von Seeland, von der Flotte trennte;
dem Hunger preisgegeben, wir allein
von unſerm Muth nur hoffen konnten; da
entſprang Gianibelli's kühnem Geiſt
ein mächtiger Gedanke und gar herrlich groß
führt er ihn aus. Dort ſchwimmen ſeine Schiffe,
Vernichtung, Tod in ihrem Innern bergend; —
die kleinen, die ihr ſchwach nur leuchten ſeht,
ſchickt liſtig er voraus, den ſtolzen Feind
zu hintergehn. — Doch jene, die ſo hell
und flammend glühn, — die Hoffnung, und das Glück
ſind ſie benannt — ſind ſeine Todesboten.
Wenn ſie der Brücke nahn, zerſtören ſie
das Pfahlwerk, fliegen auf, — die Brücke iſt
geſprengt, die Schelde offen — Seelands Flotte naht
und Noth und Mangel fliehn — wir ſind befreit! —

Krämer.

Na jubelt nicht zu früh, Ihr werthen Herrrn!

noch iſt nicht aller Tage Abend, noch
ſteht feſt die Brücke.

Schmidt.

Geht nach Haus und legt
Euch ſchlafen, ſtört hier unſern Jubel nicht!
Könnt Ihr nicht Theil an unſrer Freude nehmen,
ſo taugt Ihr wahrlich nicht in unſrer Mitte,
wo jedes Herz nur für das Vaterland
und ſeiner Freiheit heil'ge Sache ſchlägt.

Krämer.

Nun gönnt dem freien Bürger doch, das was
er glaubt und fürchtet, auch zu ſagen, wär'
ja ſonſt die Freiheit ein gar ſtrenger Herr,
wenn Herz und Mund tyranniſch ſie verſchlöß.

Seiler.

Laßt ihn nur reden, jeder hat das Recht
in freier Stadt, die Meinung frei zu ſagen.

Schmidt.

So ſprich, du banger Zweifler, aber kurz!

Krämer.

Aus allen Ländern lockt das ſchöne Gold
der Niederlande, lockre Abentheurer,
um das, was mühſam wir durch unſern Fleiß
erwarben, ſorglos wieder zu vergeuden.
Aus Spanien, Deutſchland, ſelbſt von Schottlands Bergen,
wie aus Italien ziehen ſie einher,
für unſre Freiheit, wie ſie weislich ſagen,
ihr Gut und Blut zu opfern. Aber traut

den Heuchlern nicht — ſie wollen unſer Gold,
nicht unſre Freiheit, die verkaufen ſie
an jeden, der nur ihnen ſattſam bietet.
Kein Band, nicht Sprache, nicht Gewohnheit, Sitten
vereinet ſie mit uns — ſelbſt nicht der Glaube;
und wie ein thörigt Weib den Undankbaren
ernähren wir an unſrer Bruſt die Schlangen. —
Ich traue keinem Fremden! eh' ſie nicht
aus unſrer Stadt verbannt ſind, hoff' ich nichts
und fürchte Alles.

Schmidt.

Schweigt und läſtert nicht! —
Ihr wollet dieſe tapfern Krieger, die
für uns geblutet, treu für uns gefochten,
die wolltet Ihr aus unſern Mauern bannen?
Gianibelli ſelbſt, der edle Herr,
iſt Fremdling dieſem Lande zwar; doch zeigt
mir einen, der des Niederlandes Sache
ſo treu, ſo brav vertheidigte als er?

Seiler.

Nun nun! wir wollen ſehn, die Zeit wird's lehren.
Ha ſeht! da kommen ja die edlen Herrn!
(Gianibelli, Albegonde, Albano, aus einem Boote ſteigend.)

Schmidt.

Macht Platz! (Die Bürger machen Platz und grüßen ehrerbietig.)

St. Albegonde.

Ich dank Euch, meine werthen Freunde! —
Euch hier zu finden, freuet mich, — bald iſts

entſchieden. — Faſſet Muth, verzweifelt nicht!
Es ſchützt uns Gott und unſer feſter Glaube.

Schmidt.

So lange Ihr und dieſer edle Ritter
an unſrer Spitze ſteht, verzagt wohl keiner.
Vertraut auf uns, wie wir auf Euch vertraun!

St. Albegonde.

In Noth und Tod. (Er reicht ihm die Hand, dann grüßt er nochmals die Bürger und tritt mit Gianibelli und Albano vor.)

Ihr ſeht, Herr Ritter, trotz
Gefahr und Noth, beſeelt ein guter Geiſt
Antwerpens Bürger. Thätig, arbeitſam
im Frieden, ſind ſie unverdroſſen, kühn
und treu in Kriegsgefahr, — ein braves Volk! —
(nach dem Hintergrunde zeigend.)
Doch ſeht, wie herrlich ſchwimmen dort die Brander!
Noch ſind ſie in der Ordnung, wie wir ſie
verließen. Ziehn ſo ungeſtört dahin,
als leite des Piloten Arm die Steuer;
und nur den Wellen ſind ſie überlaſſen! —
Es iſt ein großes Werk, was herrlich, kühn
zum Untergang der Brücke ihr geſchaffen;
Gelingts, ſo liegt der Rieſenbau in Trümmer,
die Flotte Seelands zieht in unſern Hafen ein;
Antwerpen iſt, es iſt durch Euch gerettet! —

Gianibelli.

Zwar bin ich nur ein Fremdling dieſer Stadt,
ein andrer Glaube wohnt in meiner Bruſt;

doch hab' ich treu, was mir Natur verlieh,
zum Beſten Eures Vaterlands benutzt.
In mir glüht gegen Spanien gleicher Haß
wie in des Niederländers freiem Herzen! —
Weil ich dem ſtolzen fürſtlichen Satrapen
nicht knechtiſch huldigte, weil meine Bruſt
des freien Muthes hohe Flamme nährte,
mein Sinn nur nach dem Großen ſtets geſtrebt;
ja, weil mein Herz mit ſeiner reinen Liebe
in einer Jungfrau holdem Auge mehr
gegolten, als des Fürſten ſchimmernd Gold;
hat Spanien ſchwer des Mannes Ehrgefühl
gekränkt, es ſchonungslos und tief verletzt;
des Kriegers wohl erworbnen Ruhm, der Thaten,
wie ſeiner Wunden nur zu ſchnell vergeſſend.
Darum hab' in der racherfüllten Bruſt
der Väter Glauben ich verſchloſſen und
der Freiheit Schwingen meinem Geiſt gelöſt.
Ich bin der Eure, bin es bis zum Tod!

(Er reicht St. Aldegonde die Hand. — Während dem Geſpräche haben mehrere Bürger ſich genähert.)

Albano (zu den Bürgern).

Fort, fort! was ſteht Ihr gaffend hier und horcht
wenn Eure Herren ſprechen?

Krämer.

Unſre Herren?
(zu den andern Bürgern leiſe)
Das iſt auch ſo ein Glückspilz, hergeeilt

vom ſpan'ſchen Lager, unſerm Vaterlande
ganz fremd.

Schmidt (zu Albano).

Herr! dieſe Stadt und dieſer Platz
und jener Hafen dort, ſind lange ſchon
das Eigenthum der Bürger von Antwerpen!
Es hat wohl Niemand Fug und Recht, uns von
dem vaterländ'ſchen Boden weg zu treiben.

Gianibelli.

Was giebts?

Schmidt.

Der da, der Kriegsmann, will uns hier
von Euch entfernen, und wir wiſſen doch,
Ihr, werther Herr, ſteht gern an unſrer Spitze.

Gianibelli.

Bei Gott! in Noth und Tod! — Albano laß
die braven Bürger ungeſtört, und geh
die Reiterei zum Seeport zu beordern,
Du ſelbſt kehrſt eilig dann zurück zur Stadt
mir, wenn es Noth thut, Nachricht ſchnell zu bringen.

(Albano geht ab. Die Bürger ziehen ſich nach dem Hintergrunde zurück.)

(zu Aldegonde.)

Bald iſts entſchieden, theurer Freund! — Es naht
die ernſte Stunde, deren düſtrer Schoos
die Freiheit oder Sclavenketten birgt. —
Verhängnißvoll iſt dieſe Nacht — in ihr
geſtaltet ſich mein Schickſal — aber Muth —;
ſinkt meine Hoffnung, ſcheitert auch mein Glück,

doch ſteh ich ungebeugt auf ihren Trümmern,
ich ſtehe neben Euch und dieſen Männern!

Aldegonde (wendet ſich gegen die Bürger, die nach den Schiffen ſehen. Die erſte Hälfte der Rede zu Gianibelli ſagend, die zweite mehr nach dem Publikum.)

Da ſteht Ihr feſt! Im Unglück haben ſie
ſich treu bewährt und für des Vaterlands
gerechte heil'ge Sache kühn das Schwerdt
geführt und ihren eignen Heerd mit Gut
und Blut vertheidigt. — Glücklich iſt das Land
wo in der Zeit der Noth der Bürger willig,
von Weib und Kind, vom Theuerſten ſich trennend,
das fremde Joch der Sclaverei zerbricht!
gern alles opfernd, nur nicht ſeine Ehre
und ſeiner Väter angeſtammten Ruhm.
Wohl glücklich iſt das Land und ſchön die Zeit,
wo dieſe heil'ge Gluth das Herz erfaßt,
wo Bruſt an Bruſt zum Schutz des Vaterlandes
den ehr'nen Phalanx bildend, freudevoll
der heil'gen Sache ſich zum Opfer weiht.

Gianibelli.

Kommt Freund, — auch dieſe thatenſchwangre Stunde
ſei in der Zeiten Denkmal eingegraben! —
Seht, wie die Hoffnung winkt, das Glück erglänzt!
Die Freiheit ſteigt aus dieſer Flammengluth,
ein Phönix, herrlicher für uns empor.

(Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

(Zimmer in Gianibelli's Wohnung. Im Hintergrunde ein Balkon mit der Aussicht nach der Schelde.
Ignez und Johanna von der Werth treten durch eine Seitenthüre ein.)

Johanna.

Was ist Dir, Ignez? Sprich, warum bist Du
so ganz verändert, so verstört, seit wir
an Sancta Clara's heil'gem Gotteshaus
uns trennten? — Warst so heiter, sahst getrost
und frohen Muthes dieser Nacht entgegen!
und jetzt, so still?

Ignez.

Hast Du ihn nicht bemerkt
den Mann, der eingehüllt in einen Mantel
uns auszuspähen folgte? In dem Gotteshaus
drängt er sich dicht an mich; ich mied ihn, eilte
hieher, doch an der Pforte schon holt er
mich ein und drückte diesen Brief mir in
die Hand.

Johanna.

Von wem der Brief?

Ignez.

Von meinem Vater.

Johanna.

Fernando Nunez?

Ignez.

Ja, von ihm! Nimm — lies!
und theile meine Angst und meinen Schmerz.

Johanna (nimmt den Brief und lieſt:)

„In Parma's Lager bin ich eingetroffen.
Dem Räuber gegenüber ſteht der Greis
den Du einſt Vater nannteſt. Sieh, es weht
auf St. Maria's Schanze meine Fahne! —
O kehr zurück! Noch winkt Vergebung Dir
die heil'ge Kirche mit der Friedenspalme;
noch ſchlägt ein Vaterherz für Dich, noch glüht
in Parma's Heldenbruſt die Liebe! — Eil'
ins ſpan'ſche Lager, in den Arm des Vaters! —"

Johanna.

Und was haſt Du beſchloſſen, Ignez? —

Ignez.

Was
die Pflicht, was mir mein liebend Herz gebietet.
(Sie zerreißt den Brief.)

Johanna.

Hochherzig, edles Weib! getreu der Pflicht,
treu der gerechten Sache, unterdrückſt
Du ſelbſt die Stimme der Natur, die Dich
ins Lager unſrer Feinde ruft. — Ja Ignez
Du thateſt recht, — die Liebe wird Dich lohnen!

Ignez.

Und that ich recht, auch andre Pflicht zu üben,
die Kindespflicht? Ich gab dem Mann, der mir
in Sancta Clara nahte, an den Vater
ein Schreiben mit.

Johanna (ſchnell einfallend).

Du warnteſt Deinen Vater?

Ignez.

Ich thats und was ich that, befahl die Pflicht,
befahl mir Gott; ich lege meine Schuld
vertrauungsvoll in ſeine Richterhand.

Johanna.

So mög' er ſie barmherzig lenken! — (Pauſe.)
(mit Innigkeit.) Ignez, nein
ich will Dich nicht verdammen, kenn' ich doch
der Pflichten ſchönſte nicht. — Mein Leben ward
der Mutter Tod, früh ſtarb mein Vater, nie
fühlt' ich die Wonne, an des Vaters Bruſt
zu ruhn.

Ignez.

Die Wonne, an des Vaters Bruſt
zu ruhn! das iſt's, Johanna, was ſelbſt an
der Liebe Hand mich ſchmerzlich oft erfaßte,
was ſchon am Ufer des Manzanares
mir meiner Jugend heitre Tage trübte;
was ich ſo lange hier der Freundin ſelbſt,
in tiefbewegter Bruſt verbarg. Es riß
mein kindlich Herz ſich von dem Vater los!

Johanna.

So heil'ge Bande konnteſt Du zerreißen?

Ignez.

Hör' und verdamme mich, wenn Du es dann
vermagſt. Im Prado zu Madrid ſah mich

der Herzog Alexander, und erglühte.
Um Liebe warb er; doch mein Herz blieb kalt.
Ich ſah in Parma nur den kühnen Fürſten,
nicht einen Ritter zarter, reiner Minne.
Mit ſtolzem Ernſte wies ich ihn zurück.
Er ſchwieg, doch meinen Anblick nicht vermeidend,
verrieth mir oft ſein dunkles Flammenauge,
was er in ſeinem Innerſten verbarg.
In dieſer Zeit trat im Gefolg des Herzogs
Gianibelli bei uns ein. Es fanden
ſich unſre Herzen und ihr ſüß Geheimniß
verriethen unſre Blicke nur zu bald.
So fand im Zwielicht uns Farneſe einſt.
Zermalmend traf ſein Blick Gianibelli;
kein Wort des Zorns erſcholl aus ſeinem Munde.
Er wandte ſchweigend, zürnend ſich und ging.
Zerriſſen war jedoch ſeit dieſer Stunde
Das Band, das Federico feſt an ihn
geknüpft. — Der Argwohn trennt es, feſter doch
und inniger vereinte uns die Liebe. —
Da traf, Johanna, mich des Vaters Fluch.
Er ſah mit Parma's nun verſcherzter Gunſt
ſein nahes Glück entſchwunden und das meine.
Sein Fluch trieb mich aus meinem Vaterland.
Ich floh mit dem Geliebten nach Antwerpen.

Johanna.

Und nichts zieht Dich ans Vaterherz zurück?

Agnes.

Nichts, Schweſter! Sieh, die Blüthe, die geknickt

am Stiel verwelkt, ſie fragt nicht, ob der Sturm,
der ſie gebeugt, die junge Knosp' ihr einſt
entfaltete. Ich habe Kindespflicht
geübt, hab' ihn gewarnt, mehr durft' ich nicht!
Gott ſei mein Richter! (Pauſe.)

Johanna.

Federico hör'
ich nahn.

Ignez.

Laß mich in dieſer ernſten Stunde
mit ihm allein.

Johanna.

Leb' wohl.

Ignez.

Gott ſchütze uns.

(Umarmung. Johanna ab. Ignez tritt nach dem offnen Balkon und blickt hinaus.)

Dritter Auftritt.

Gianibelli. Vorige.

(Ignez ſieht ſtarr hinaus ins Freie. Gianibelli beobachtet ſie — dann ſagt er:)

So einſam, meine Ignez! ſo allein? (ſie umarmt ihn.)
Du ſahſt ſo ſtarr in dieſe Flammennacht?
Freut Dich des Fackeltanzes reges Treiben?
Es iſt auch wahrlich luſtig anzuſchaun.
Sieh hier die helle Flamme, welche dort
ſo majeſtätiſch, einem König gleich
ſich durch ein Meer von niedern Flammen drängt,

ſie iſt das Glück, — das ſchwimmet auf des Lebens
bewegtem Strom, ſo lockend, leicht einher,
verbirgt die trügeriſchen Gaben, die
es ſpendet, und bethört die Trunkenen,
die hoffend ſich in tollem Muthe nahn.
Es wird die mächtige Baſtien zertrümmern
und ſei des kühnen Alexanders Bild:
es leuchte und vergeh! Was dort ſo hell
mit ſeinen hundert Flammen gaukelnd ſchwimmet,
Das iſt die Hoffnung, ſchwer beladen, ſchwer
mit tauſend Wünſchen, tauſend Leben
und Millionen Tod! Sie leuchtet freundlich,
naht gaukelnd, täuſchend ſich; und fliegt ſie auf,
reißt ſchonungslos ſie mit ſich fort, was
ihr vertraute. Hin nach St. Maria hab'
ich ſie geſendet, dort die Himmelfahrt
der Heiligen noch heute Nacht zu feiern. (Agnes erbebt.)
Du bebſt? Was iſt Dir, ſprich! (mit Bedeutung.) Haſt Du
Dein Herz vielleicht dorthin, nach jener Heiligen
gewendet?

Agnes.

Federico!

Gianibelli.

Weißt auch Du wer dort
auf St. Maria ſeine Fahnen aufgeſteckt?
(mit Heftigkeit.)
Weß Fähnlein weht auf St. Maria's Wall?

Agnes.

Des Vaters!

Gianibelli.

Und wer brachte Dir die Kunde?

(Sie ſchweigt.)

Dort wo das franſche Lager glänzt in Weſten
dahin hebt ſich Dein Blick und ruht gefeſſelt!
Hinüber nach dem Feinde drängt Dein Herz;
auf Sehnſuchts Flügeln hebſt Du Dich empor
aus dieſen Mauern, hin zu ihm!

Ignez.

Federico!

Gianibelli.

Wer gab die Kunde Dir?

Ignez.

Ein Brief des Vaters.

Gianibelli.

Woher der Brief?

Ignez.

Ein Fremder gab ihn mir
als heute Abend aus der Veſper kommend
ich heimwärts ging.

Gianibelli.

Zeig her!

Ignez.

Ich hab' ihn ſchon
vernichtet, Federico! war mir doch
ſein ernſter Inhalt Freude bringend nicht.

Gianibelli (zornig).

Gabſt Du dem Vater Antwort, Ignez?

Ignez (nach langem innern Kampfe, während deſſen Gianibelli ſie forſchend anblickt).

Ja!

Gianibelli.

Du gabſt ihm Antwort? — Sprich, was ſchriebſt Du ihm.

Ignez.

Mein Herz befahl, ihn vor der Schreckensnacht
zu warnen.

Gianibelli.

Unglückſelige! — Was kühn,
was kraftvoll, rieſenhaft, dem Geiſt entſprang,
worauf ich meinen Rettungsplan gebaut,
Antwerpen das bedrängte, hoffnungsvoll
hinblickt, haſt Du vielleicht mit einem Wort
zerſtört.

Ignez.

Des Vaters nur gedenkend, dacht'
ich nicht der Folgen.

Gianibelli.

Kindespflicht allein,
nichts anders noch, befahl es Dir? — Der Glanz
der Hoheit iſt ein blendend Licht, es ſtrahlt
und lockt gar lieblich. — Die Erinnerung
iſt ſüß, führt ſie die Tage uns zurück
wo Fürſten ſelbſt zu unſern Füßen lagen,
um Liebe flehten.

Agnes.

Federico! —

Gianibelli (mit finſterm Ernſte).

Ja!
Treibt Dich die Sehnſucht nach dem ſpaniſchen Lager,
bei St. Marien ſchwör' ich Dir, ich laß
Dich ungekränkt und frei hinüber ziehn
und trag' als Mann mein finſteres Geſchick!
(Pauſe.)
Sei wahr! drängt Dich Dein Herz nach Deinem Vater,
ſo geh! — mein Schmerz nur, nicht mein Fluch begleite
Dich!
Doch feſſelt Liebe Dich an Deinen Gatten,
ſo löſ' auch jedes Band, das Dich dort hält!
Der Seufzer nur, den Du hinüber ſendeſt,
nimmt meines Lebens Glück mit ſich dahin.

Agnes (mit Würde).

Oft hat mich ſchon in meinem trüben Leben
des Schickſals Blitz, des Schickſals Schmerz getroffen
und eltern-, heimathlos, ſteh' ich, entfernt
von meinem theuren Vaterland, allein
auf Dich und Deine Liebe nur geſtützt;
und Du, für den ich alles that und litt,
für den ich alles freudig hingegeben,
Du zweifelſt noch an dieſem treuen Herzen?
Kein Opfer, keine Liebe dämpft die Gluth
des Argwohns, der in Deinem Buſen flammt? —
Federico! wo Vertrauen fehlt, da fehlt

dem Kranz der Liebe ſeine ſchönſte Blume,
da welkt er an des Argwohns gift'gem Hauch.

Gianibelli.

Wohlan! ich will Dir glauben, Dir vertraun,
(er reicht ihr die Hand)
will jenen Dämon aus dem Herzen bannen,
der meiner Liebe Gluth zur Flamme bläſ't.
Ich will auch dieſen Pfeil aus meiner Bruſt
mit feſter Hand und heiterm Lächeln ziehn;
denn wahrlich — ſchau ich Dir ins offne Auge,
dem Spiegel Deines reinen, treuen Herzens,
ſo iſt die Wunde, die er grub, geheilt.

Agnez.

Mein Gatte!

Gianibelli.

Mein geliebtes, theures Weib!
(Agnez ſinkt in ſeine Arme, er drückt ſie ſtürmiſch an ſich, dann fährt er auf.)
Nun dann! ſo fahret nieder raſche Blitze,
entrolle Donner deiner finſtern Nacht,
ſtieg auf, mein flammend Glück, und Hoffnung, du,
zertrümmre dieſes Stolzen kühnes Werk!
Nie wird der mächt'ge Parma mich beſiegen;
und zög' er triumphirend in Antwerpen ein
was ich ihm kühn entriß, bleibt ewig mein,
auch ſterbend will ich ihm nicht unterliegen.
(Man hört die Exploſion in der Ferne. — Gianibelli fährt freudig auf.)
Triumph! Triumph! Sie flogen auf, es iſt
vollbracht, ſein ſelzer Bau liegt nun in Trümmern! —

Leb wohl, Geliebte! ich muß fort, muß hin,
muß ſchauen, ob mein Glück und meine Hoffnung
zum Himmel auf, als Rachegeiſter ſtiegen.

(Umarmung. — Er geht dann eilig ab. — Ignez blickt ihm gedankenvoll nach, dann geht ſie an das offene Fenſter und faltet betend die Hände.)

Vierter Auftritt.

Albano. Vorige.

Albano (für ſich).

Sie betet! — Nun der Teufel ſchlug gar oft
ohnfern der Kirche ſeine Wohnung auf.
(er betrachtet ſie.)
Wie ſchön ſie iſt! — wie ſchön! — (laut.) — Verehrte
Frau!

Ignez.

Was wollt Ihr hier und jetzt?

Albano.

Verzeihet, Euch
zu tröſten nah ich mich.

Ignez.

Ihr? mir zum Troſt
und um die Stunde?

Albano.

Ihr erſtaunt? — Weßhalb? —
In Eures Freundes Bruſt —

Ignez (raſch einfallend).

Was Eure Bruſt

verſchließt — das ruhe! — heute ſo wie immer! —
Verlaßt mich!

Albano.

Nur bemerken wollt' ich Euch,
daß Euer Vater Eure Warnung jetzt
erhalten haben muß, ſonſt wär's zu ſpät.

Ignez.

Zu ſpät?

Albano.

Nun ja! Hat Nunez Euer Schreiben
durch jenen Boten nicht zur rechten Zeit
erhalten — hat er jetzt die Himmelfahrt
Mariä längſt gefeiert.

Ignez (aufſchreckend).

O mein Gott!

Albano.

Auch hab' ich Euer Schreiben noch.
(Er zeigt Ignez ihren Brief.)

Ignez.

So war
die Warnung fruchtlos! — Nicht in deine Hand,
mein Vater, ließ der Himmel ſie gelangen! —
Albano! wer gab Euch den Brief?

Albano.

Gleichviel! —
Das Schickſal gab mit dieſem Schreiben
mir die Verrätherin an dieſer Stadt
in meine Hand, ihr zum Verderben, oder —

Ignez (mit Ausbruch des höchſten Schmerzes).
Mein Vater! —

Albano.

Nun beruhigt Euch. Gewarnt
iſt Nunez, iſt es, — und durch mich. Ich gab
dem Boten einen andern Brief, von mir
geſchrieben, gleichen Inhalts mit. Nur Euch
zu Liebe wagt' ich den verwegnen Schritt,
laßt Liebe mich auch dafür lohnen — wie?
Ihr ſchweigt? Verachtend ſeht Ihr auf mich nieder?

Ignez.

Elender!

Albano.

Bedenkt, in meiner Hand
ruht Euer Loos. Verſchmäht Ihr mich, ſo büßt
den Hohn, büßt die Verachtung. (Pauſe.) Ignez, doch —
reicht Ihr mir nur der Liebe kleinſte Gabe,
reicht Ihr mir nur der Hoffnung fernſtes Glück,
ſo liegt das Blatt zerriſſen Euch zu Füßen.
(ſie wendet ſich verächtlich ab.)
Wohlan! Ihr kennt Albano! — er bleibt nie
auf halbem Wege ſtehn! — Euch bleibt die Wahl
nur zwiſchen mir und Eurem Kerker.

Ignez.

Ha!
elender, feiger Heuchler, hätteſt Du
dem Gatten nicht das Leben einſt gerettet,
Dein Schickſal nicht dem ſeinen angeknüpft;
hätt' ich aus ſeiner Täuſchung ihn ſchon längſt

geweckt, Dein heuchleriſches Herz entlarvt,
zerſchmettert lägſt Du ſchon vor ihm im Staub!
Doch wagſt Du einmal noch von Liebe mir
zu ſprechen, nur dies heil'ge Wort zu nennen,
dann zittre vor Gianibelli's Zorn!

(er lacht auf.)

Elender! ich verachte Deine Rache!

Albano.

Verachte nicht Albano, ſtolze Frau.
Der Rach' entging noch nie ihr blutig Opfer —
bricht ſie hervor, kann keines Menſchen Macht
entwenden ihr den ſcharfgeſchliffnen Stahl.
Ständ'ſt Du auch noch ſo feſt auf Deinen Muth
und ſie erhebt ihr hölliſches Gefieder,
ſinkſt Stolze Du, von Deiner Höh' hernieder.

(Ignez blickt ihn mit Verachtung an, wendet ihm den Rücken und geht durch eine Seitenthüre ab.)

Er, oder Sie! — Albano raſch ans Werk.

(Der Vorhang fällt.)

Zweite Abtheilung.

Erſter Auftritt.

Spaniſches Lager vor Antwerpen. Im Hintergrunde die zerſtörte Brücke, links einen Theil der Schanze Sancta Maria. Soldaten, Arbeiter, alles iſt in Bewegung. Trümmer liegen umher.

Herzog von Parma. Guaſto. Mondragon. Mehrere ſpaniſche Offiziere.

Parma.

Ihr ſeht es, meine Freunde! Gott hat ſtreng
geprüft, zerſtört liegt unſer Rieſenwerk.
Was wir in Monden kaum beendet, warf
ſo ſchnell ein kurzer Augenblick darnieder.
Leicht zu erſchüttern iſt des Menſchen Macht,
zürnt ihm der hohe Geiſt dort über Sternen.
Doch Muth, nur Muth! — Vertrauet Gott und Euch,
vertrauet mir und meinem Glück, es hat
mir nie den Rücken tückiſch noch gewendet;
ich hab es mit Beharrlichkeit an mich,
an meinen Schritt gefeſſelt, und noch eh'
die Sonne dreimal ſich in Weſten ſenkt,
ſteht unſer Werk vollendet wieder da.

Guaſto.

Mein Fürſt! wenn nur der Feind drei Tage Zeit
uns auch vergönnen wird?

Parma.

Naht er, werd' ich
ihm zu begegnen wiſſen.

Zweiter Auftritt.

Edmund von der Horſt. Vorige.

Edmund.

Eben rückt
Graf Mansfeld mit den Fahnen von Burgund
ins Lager ein.

Parma.

Er ſei willkommen! Führ'
ihn ſchnell hieher.

(Edmund ab.)

Seht, meine Freunde!
das Glück verläßt mich nicht ſo ganz, ich hab'
erſt morgen ihn und ſeine tapfre Schaar
erwartet und ſchon heute zieht er ein.

Dritter Auftritt.

Graf Mansfeld. Edmund. Vorige.

Mansfeld.

Mein Fürſt, ich eilte —

Parma.

Dank Euch, Graf, ich weiß
es zu erkennen.

Mansfeld.

Schon von fern erſcholl
der Ruf, die Brücke ſei zerſtört; da brach

ich in der Nacht noch auf mit meinen Fahnen
und eilte her, ſtets hoffend, das Gerücht,
es habe wohl das Unglück noch vergrößert.
Doch was ich hier im Lager ſchon erblickt,
ergreift mit Staunen und Entſetzen mich.

Mondragon (Mansfeld's Hand ergreifend).

Ja, werther Freund, es war ein harter Schlag! —
Wir haben doch zuſammen manches ſchon
erlebt; hier in den Niederlanden, dort
in Mailand, in Neapel, ſelbſt bei Tunis
und bei Lepanto auf dem wilden Meer.
Doch werther Kampfgenoß, ein Nachtſtück, wie's
Gianibelli uns gegeben! — Nein! —
ein ſolches ſahn wir nie! und wahrlich ſchön,
erhaben, furchtbar war's.

Mansfeld.

Starr vor Entſetzen
ſeh' ich auf dieſe Trümmer, kaum erkenn'
ich noch die ſtolze Brücke, aber ſagt
mir, welche Macht vermochte das?

Parma.

Es mag
Euch Mondragon das Schreckliche berichten.

(Er zieht ſich etwas zurück und ſetzt ſich auf einen Stein, wo er während der Erzählung Mondragon's nachdenkend ſitzen bleibt. Sein Gefolge zieht ſich mit ihm zurück.)

Mondragon.

Hört, edler Freund, und ſtaunt ob dieſer That! —

Ein dumpf Gerücht: der Feind will heute Nacht
durch Brander unſer Werk zerſtören, ging
von Mund zu Mund. Ein jeder war gefaßt
und trat erwartungsvoll auf ſeinen Poſten. —
Es breitete die Nacht ſich über uns,
kein Sternlein funkelte am trüben Himmel;
ſtill war die Luft, die Wellen brachen ſich
nur murmelnd an dem Pfahlwerk. Sieh! da ſteigt
am fernen Horizont ein Flämmchen auf
und gleich, als ob des Waſſers feuchter Schoos
das Feuer auch gebären könne, heben
ſich tauſend Flammen aus des Fluſſes Bett
empor und nah'n ſich leuchtend, feiertlich.
Mit ſtillem Grauen ſah'n das Feuermeer
wir majeſtätiſch uns entgegen wogen,
erwartungsvoll und Unglück ahnend, ſchlägt
laut klopfend auch dem Tapferſten das Herz.

(Pauſe.)

Jetzt nahen Plaxten ſich und kleine Schiffe;
wir ſtoßen leicht ſie ab, und ihre Flammen
verlöſchen bald. Hohnlachend ſahen wir
die Sinkenden verſchwinden. Aber ſieh,
ein neuer Feuerſtrom wogt nun heran.
Ein Kauffartheiſchiff nahet ſich der Brücke,
hängt feſt und feſter ſich ins Tauwerk ein
und rüttelt mächtig an den ſtarken Pfeilern.
Der edle Herzog eilte hin. Um ihn
verſammelten die Feldherrn ſich. — Wie durch
ein Wunder reißt jetzt Hauptmann Nunez ihn
gewaltſam mit ſich fort — wir folgten ihm

und ſeinem Glück! — Da theilt ein dumpfer Schlag
die Luft — das Schiff fliegt auf, die Erde bebt,
das Meer hebt ſich aus ſeiner Tiefe, ſpeit
die Wäſſer aus — die Brücke ſtürzt zuſammen,
und auf zum Himmel ſteigen Feuerflammen! —
Von dieſem Schlag zu Boden hingeſchleudert,
liegt nun das Heer betäubt, bewußtlos da.

(Paule.)

Als nun die düſtre Schreckensnacht verſchwand,
die Morgenröthe blutig uns begrüßte;
das Schrecklichſte im wilden Chaos, ſich
dem ſtarren Auge blutig zeigte, als
hier Menſchen halb verbrannt, verſtümmelt lagen,
dort Trümmer über Leichen ſich gethürmt;
der Bruder nur vergebens nach dem Bruder,
der Freund nach ſeinem Freund vergebens ſucht
und ihn im Wellengrab bewcinen muß;
da fühlt auch wohl der Kühnſte ſich erſtarrt
und muthlos; ſtumm, von dumpfer Wuth ergriffen,
ſchaut jeder auf die wilden Trümmer hin,
blickt jeder himmelwärts, als wollt' er hier
die Hoffnung ſuchen, die mit der Minute
der allzerſtörenden, für ihn entſchwand.

(Parma ſteht auf und tritt vor.)

Mansfeld.

Ein furchtbar Schreckbild, das mit grellen Farben
Ihr mir gemalt.

Mondragon.

Entmuthigt und betäubt

von dieſem Schlag ſtand nun das Heer, das ich
vor ſeinem Feinde nie erbeben ſah.

Parma (dazu tretend).

Doch lange nicht! Schnell kehrt der Muth zurück
zu dieſen ſieggewohnten, treuen Schaaren.
Ich rief; die alten Rotten traten Glied
an Glied und bildeten die feſte Kette,
die ſtets den Sieg an Spaniens Fahnen band
und die Antwerpens wuthentbrannte Schaar,
wie Seelands Flotte nie durchbrechen wird! —
(zu den Offizieren.)
Doch jetzt ein Jeder hin auf ſeinen Poſten.
(zu Montragon.)
Geh Du mein alter, väterlicher Freund,
geh auf die Brücke, ordne wieder, was
die Nacht zertrümmert, denn wo Du biſt, ſammeln
die Schaaren der Wallonen willig ſich
zu Kampf und Arbeit. Ihr, Graf Mansfeld, ſchifft
hinüber nach St. Philipp's Schanze, laßt
ſchnell die Kanonen dort, die tiefverſunkenen
hervor aus ihrem Erdenlager ziehn,
und habt ein wachſam Auge auf die Flotte,
die uns von Lillo her bedrohet. Ihr,
Guaſto, bleibt bei mir auf Sanct Maria. —
Ihr Andern geht ein Jeder zu der Arbeit,
die Euch die Feldherrn jetzt bezeichnen werden.
(Alle, außer Parma und Edmund, ab.)

Vierter Auftritt.

Parma. Edmund von der Horſt.

Parma.

Iſt noch der Hauptmann Nunez nicht zurück?

Edmund.

Noch nicht, mein Fürſt!

Parma.

Ich fürchte faſt, es iſt
ſein Auftrag ihm mißglückt, ein Unfall ihm
begegnet. — Thät mir leid, mir wär' die Kunde
vom Feind' in dieſem wicht'gen Augenblick
erwünſcht; und überdies bin ich dem Mann,
für heute wenigſtens, den Dank noch ſchuldig.
Gerettet hat er mir in dieſer Nacht
das Leben; ohne ihn bedeckten mich
der Schelde wilde Fluthen! — Weißt Du nicht,
was dieſen Alten hat bewegen können,
mit Ungeſtüm mich von der Brücke fort
zu reißen?

Edmund.

Wenige Minuten nur
vor dem verhängnißvollen Augenblick
erhielt er einen Brief von ſeiner Tochter.
Die Warnung, dieſe Nacht ſich vor der Brücke
und St. Maria wohl zu hüten, war
ſein Inhalt, und er nutzte dieſe Warnung, Euch
zum Heil; doch ſchien es mir, als hab' Albano
den Brief geſchrieben, Iguez nicht. — Auch hat

Albano mir durch den Spion, den Ihr
hin nach Antwerpen ſandtet, ſeine Treu'
an Euch und an die Krone Spaniens
verſichern laſſen.

Parma.

Sonderbar! von ihm? —
von Ignez? — Ha! nun wird mir's klar, er hat
den Brief, worin die Warnung, ihm geſchrieben?

Edmund.

Ja ſo iſts, mein Fürſt!

Parma (wie in Gedanken).

Ich wollte doch an ſie
die leiſeſte Erinnerung verbannen;
da tritt ſie wieder vor mich hin und weckt
das ſchlummernde Gefühl. —

(Pauſe.)

Ich muß ſie warnen!

Edmund.

Mein Fürſt, Ihr wolltet? —

Parma.

Edmund, ja ich will! —
Du Freund aus meiner Jugend ſchönern Tagen,
kennſt meines Herzens leiſeſte Gedanken,
Du weißt, wie ich gekämpft, gelitten, wie
ich ſtill die Gluth in mir verbarg. — Und ſie,
der einz'ge Stern, nach dem ich liebend blickte,
der nie ganz hoffnungslos mir unterging, —
ſie, mir das einz'ge Hohe, Heilige

der Welt, ſie ſollt' ich ſo verderben ſehn?
Nein! Nein! ich muß ſie warnen vor Albano;
ich kenne dieſen Teufel! kenn' ihn lange. —
Der Gattin ſeines Freund's, nicht ihm, iſt er
gefolgt. (Nach einigem Nachdenken.)
Auf dieſem Weg darf ich ſie retten!
Geh, ruf den Telligny, den Niederländer!

(Edmund ab.)

Fünfter Auftritt.

Parma allein, im Nachdenken verſunken.

Blick' auf die Trümmer Deines Rieſenwerks!
Denk' an der Nachwelt laute Richterſtimme!
Vergiß, was längſt die Zeit in ihrem Schoos
begraben hat, was längſt aus deinem Herzen
der Stolz verbannt; weck' es nicht wieder auf;
ein Funke nur, und hell erglüht die Flamme.

(Pauſe.)

Du aber, der du in die Schranken kühn
mir gegenüber trittſt, der tollkühn wagt
mit Parma um den Preis des Siegs zu ringen,
du ſollſt mich nicht noch einmal tief verwunden!
Ich lege ab mein fürſtlich Diadem,
Mann gegen Mann, Held gegen Held tret' ich
dir gegenüber, und vergeſſen will
ich wer ich bin und wer du warſt, — mein Knecht!
Antwerpen ſei der Preis, nicht Ignez, ſie
iſt dein, ſie bleib' es! — Ich hab' ihr entſagt,
hab' über mich den ſchweren Sieg errungen! —

Und mahnt das Herz, will es zurück sie rufen,
drück' ich den Panzer auf das klopfende
und zwinge es zu schweigen, zu vergessen!

Sechster Auftritt.

Parma. Tellingy.

Tellingy.

Ihr habt befohlen —

Parma.

Tretet näher, Ritter.
Ich wünscht' ein ernst gewicht'ges Wort mit Euch
zu sprechen, Euch und Eurer Stadt zum Heil!

Tellingy.

Das gebe Gott! — Zum Heil der Niederlande
sprach seit des Herzogs Alba blut'ger Zeit
kein Spanier ein tröstend Wort.

Parma.

Ihr sprecht
sehr kühn.

Tellingy.

Dem ritterlichen Fürsten ist,
wie ich vernahm, die Kühnheit stets willkommen,
bei Freund und Feind.

Parma.

Ich ehre sie, bleibt sie
in ihren Schranken. — Doch zur Sache. — Hört!
Beschädigt ist die Brücke, frei die Fahrt
der Flotte, um der Stadt die frischen Truppen,

die nöth'gen Lebensmittel zuzuführen;
doch decken Seelands Segel nicht den Strom,
Ihr harret ihrer immer noch vergebens. —
Auch in Antwerpens Mauern scheint der Geist
zu schlummern, der sonst über diese Stadt
gewacht. Gianibelli's kühner Geist
erlahmt an Eurem trägen Bürgersinn
der zum Verwegnen nimmer sich erhebt.

Telligny.

Was ich hier sehe; diese Trümmer, sagen
mir doch, der träge Bürgersinn Antwerpens
er spreche sich in Thaten kräftig aus.

Parma.

Ein herrlicher Gedanke war es, kühn
gedacht, noch kühner ausgeführt, doch träg'
benutzt. Das Glück zog lächelnd zwar an Euch
vorüber, doch Ihr habt es nicht erfaßt;
es floh, und einmal hin, kehrt es nicht wieder!
Nur kurzer Zeit bedarf's, so schließt die Brücke
von neuem als Beherrscherin die Schelde.

(Pause.)

Ich liebe dieses Land, und auch den Sinn,
der in der Zeit der Noth den stillen Bürger
zum Helden schafft. Ich weiß die Brust, worin
die Liebe zu dem Vaterland erglüht,
nach Werth zu schätzen, doch auch meiner Pflicht
zu gnügen. — Deshalb, Ritter Telligny,
wünscht' ich die schöne Stadt nicht zu verwüsten
und meines Königs Gnade statt der Strenge

in ihre Mitte einzuführen. — Noch
iſt's Zeit; ſpannt nicht den Bogen bis er bricht,
erwartet nicht das Aeußerſte. Es ſank
in dieſer Nacht Euch auch die letzte Hoffnung;
die letzte Kraft habt nutzlos Ihr vergeudet.

Telligny.

Ein traurig — und vielleicht — ein wahres Bild!
Doch hoffet nicht zu viel, mein edler Fürſt!
manch' braver Krieger kämpft noch für die Stadt,
die kühnen Schotten ſind ein feſter Wall;
noch lebt Gianibelli, Albegonde;
es kann die Flotte Seelands noch erſcheinen!

Parma.

Nur wenig Stunden noch, und ſie erſcheint
zu ſpät.

Telligny.

Das ſteht in meines Gottes Hand. —
Doch was ſoll ich?

Parma.

Der Mittler ſein! — Ihr habt
viel Einfluß, mächt'ge Freunde. Beugt den Sinn
des ſtarren Albegonde. — Geht zurück,
ſagt was Ihr hier geſehn, wie fruchtlos, wie
vergebens dieſe Nacht für ſie verſchwand. —
Zur Unterwürfigkeit ſtimmt Eure Freunde! —

Telligny.

Herr Herzog! wenig kennt Ihr noch das Herz
der Niederländer. Klein iſt ihre Macht,

klein dieſe Scholle Erde, die ſie mühvoll
dem Meere abgetrotzt, — doch groß ihr Muth,
groß iſt die Liebe, die an dieſen Boden
ſie kettet. Den Verräther findet Ihr
nur ſelten unter dieſem Volk; und ich —
ich tauge wahrlich nicht zu dieſem Handwerk.

Parma.

Der Hunger nagt an Eurem Mark. Vergebens
bekämpft Ihr dieſen Feind. Bedenkt es ſelbſt,
nur zu dem eignen Beſten ſollt' Ihr rathen.
Eilt, Telligny! — den Lorbeerkranz habt Ihr
Euch ſchon erkämpft in Schlachten; windet auch
die Bürgerkron' um Euren Scheitel.

Telligny.

Trät'
ich ein in meine theure Vaterſtadt,
Herr Herzog, faßte mich des Römers Geiſt.
Wie Regulus würd' ich mit feſtem Sinn
das Volk zum kräft'gen Widerſtand ermahnen,
kämpft! würd' ich rufen, Freunde, kämpft bis Euch
der letzte Tropfen Eures Blut's entquollen,
ſo lange kämpft für Euren reinen Glauben,
für Weib und Kind und Eurer Väter Heerd! —
Und das iſt doch nicht Euer Wille, Herr? —

Parma.

Ich muß Euch ehren, Ritter! dächte ſo
wie Ihr, die Menge, nimmer grünte mir
der Lorbeer an dem Ufer Eurer Schelde.
(Pauſe, während welcher er mit etwas zu kämpfen ſcheint.)

Herr Ritter! ſo wie ich vernahm, ſeid Ihr
verliebt, und Eure Braut die Freundin — von
Gianibelli's Gattin?

Telligny.

Ja, mein Fürſt.

Parma.

Warnt vor Albano ſie.

Telligny.

Wie, Herr! Ihr laßt
die Gattin Eures Feindes warnen?

Parma (mit feſtem Ernſt).

Ja!

Telligny.

Darf ſie es wiſſen, daß von Euch —

Parma (raſch einfallend).

Nein nein!
(einlenkend.)
Gehabt Euch wohl! — Nehmt die Verſich'rung, daß
ich Euren biedern Sinn zu ſchätzen weiß.
Könnt' ich Euch nützlich ſein — ich wär' es gern.
Naht die Gelegenheit, ſo ſoll ſie mir
nicht ungenützt entgehn; ich achte Tugend
auch in des Feindes Bruſt. — Gehabt Euch wohl.
(geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Telligny allein.

Jahrhunderte trotzt das Mächt'ge dem Geſchick;
doch endlich ſtreckt das unerbittlich ſtrenge
nach jenem aus die furchtbar ſchwere Hand,
und ſtürzt es zürnend von der Höhe nieder.
Die Trümmer zeigen, wo Carthago ſtand,
doch nie entſteigt es ſeiner Aſche wieder.

(Telligny ab.)

Achter Auftritt.

Marktplatz von Antwerpen. Gianibelli. Albano. Niederländiſche Soldaten führen Fernando Nunez und mehrere ſpaniſche Gefangene.

Gianibelli (zu Albano).

Begleitet nach dem Rathhaus die Gefangnen,
berichtet dort, wie ich es Euch geſagt;
den Hauptmann Nunez aber führt alsdann
in enge aber ehrenvolle Haft.

(zu Nunez.)

Kann ich Euch dienen, habt Ihr einen Wunſch,
ſo ſagt es, Nunez, Euer Unglück hat
den alten Groll in meiner Bruſt gelöſcht.

Nunez.

Doch in der meinen nicht! — Gianibelli,
daß Gotteshand mich in die Eure gab,
iſt mir des Himmels ſtrengſtes Strafgericht;
die Hölle iſt es mir für meine Sünden.

Gianibelli.

Wünſcht Nunez Ihr vielleicht mein Weib zu ſehn?

Nunez.

Ich kenne Eure Gattin nicht.

Gianibelli.

Wünſcht Ihr
mit Eurer Tochter Ignez nicht zu ſprechen?

Nunez.

Im ſpan'ſchen Lager hätt' ich es gewünſcht —
hier nicht, — hier hab' ich keine Tochter! Hier
ſteht Nunez kinderlos.

Gianibelli.

Wohlan, wie Ihr
es wollt! Albano, ſag' dem edlen Rath:
der Hauptmann Nunez ſei durch mich gefangen,
ſein Schickſal, wünſch' ich, bleib' in meiner Hand
und ich allein würd' über ihn beſtimmen.
(Er wendet Nunez den Rücken und geht ab.)

Albano (zu den Soldaten).

Führt dieſe auf das Rathhaus! Nunez, bleibt!
(Soldaten ab.)

Nunez.

Was wollt Ihr von mir? Laßt mich, laßt!

Albano.

Nun, nun!

nur nicht ſo barſch! Ihr ſeid gefangen, ſeid
in Federico's, Eures Feindes Hand.
Doch, Nunez, ſorget nicht, denn Euer Freund
Albano wird Euch retten!

Nunez.

Ihr?

Albano.

Seid Ihr
erſtaunt? Wär's wohl das erſtemal, daß ich
als Freund Euch treu zur Seite ſtand. Drum hört!

Nunez (ihn unterbrechend).

Ihr liebtet Ignez?

Albano.

Deshalb folgt' ich ihr.

Nunez.

Und ſie?

Albano.

Hat mich verſchmäht!

Nunez (mit Stolz).

Daran erkenn'
ich ſie, ſie iſt mein Kind, iſt Spanierin,
ein hoher Sinn erglüht in ihrer Bruſt.

Albano (höhnend).

Für Parma wolltet Ihr, der Spanier,
den hohen Sinn doch beugen? —

Nunez (mit Verachtung).

Parma! — Ihr! —

Albano (höhniſch).

Der eine reichte Gold, der andre Liebe! —
Doch laßt das ruhn. — (heftig.) Sie ward nicht mein
— drum ſoll
ſie auch im Arm des Buhlen länger nicht
der Liebe trügeriſches Glück genießen.
Ich rette Euch aus Eurer Haft und ſie
führ' ich in Parma's Lager — Parma's Arm!

Nunez.

Albano!

Albano.

Staunt Ihr! (giebt ihm Ignez Brief.)
Nehmt dies Schreiben, Nunez,
verwahrt es wohl.

Nunez (der es geleſen).

Was ſoll der Brief von Ignez?

Albano.

Euch retten, Nunez. — Ihr erkauft mit ihm
von Federico Eure Freiheit. — (für ſich.) — Dich,
du Heilige, ſoll er verderben.

Nunez.

Noch
ſeh' ich nicht klar.

Albano.

Ich glaub' es wohl, doch bald

wird's Euch enträthſelt ſein. Doch kommt nur, kommt!
dort ſeh' ich Bürger nah'n, ſie dürfen uns
hier nicht beiſammen finden, denn mißtrauiſch
ſind dieſe kalten Niederländer. Kommt!

(er geht mit ihm ab.)

Neunter Auftritt.

Zimmer in Gianibelli's Wohnung.

(Ignez und Johanna treten durch eine Seitenthür ein.)

Ignez.

Ach! hätt' ich Nachricht nur von meinem Vater,
mir ſprengt die Angſt die tiefbewegte Bruſt.

Johanna.

Beruh'ge Dich, warum das Schlimmſte nur
erwarten. — Sieh! auch dieſes Herz ſchwebt oft
hinüber nach der Feinde Lager, wo
in enger Haft mein Telligny jetzt ſchmachtet.
Doch zag' ich nicht, denn Gott vertrauend, hebt
das Herz der Hoffnung freudig ſich entgegen.
Er liebt mich treu und wahr, ſo fürcht' ich nichts!

Ignez.

Ach das Vertrauen iſt ein Himmelsbote,
er ſchwebt zu uns durch Sturm und Nacht und reicht
den Trank der Stärkung jedem wunden Herzen.

Johanna.

Nun kenn' ich Deinen Kummer — traf der Pfeil
die Bruſt? — Gianibelli's rauhe Hand
drückt ihn voll Mißtrau'n ab. — Ja, ob das Herz,

das treue, blutend ſinkt, ob, was er liebt,
vergeht, was kümmert das den ſtolzen Mann,
der wie des Meeres wilde Wogen, brauſend
ſich über Steppen, über Auen ſtürzt.

Ignez.

Du liebſt ihn nicht, Johanna, meideſt ihn.

Johanna.

Ich fürcht' ihn, darum kann ich ihn nicht lieben.
Auch war er nie mit Telligny befreundet.
Zu ſtolz, den Helden neben ſich zu dulden,
ſtellt' er oft feindlich ſich ihm gegenüber.

Ignez.

Sei nicht ſo ungerecht, Johanna!

Johanna.

Nein,
das bin ich nicht! Umfaßt er nicht ſelbſt das
Geliebte nur mit wilder Leidenſchaft?
Verzehrt nicht ſeine Gluth was ſich ihm nahet!

Ignez.

Ach Du verſtehſt ihn nicht, wirſt ihn auch nie
begreifen, drum ſei Dir verzieh'n. — Du kennſt,
Johanna, nicht die Flammengluth der Liebe.

Johanna.

Ich bin ein niederländiſch Mädchen! Sanft
nur naht dem jungfräulichen Buſen ſich
auf unſrer Flur die Liebe; haucht die Gluth
des Südens nicht durch unſre Adern, reißt

auf ihrem wilden Sturm das Herz nicht fort,
das gern vertrauend, nichts verlangt, was es
nicht freudig ſelbſt und willig opfern könnte;
ſich treu bewußt, verbannt es jeden Zweifel.
Doch Federico's ungebändigt Herz
iſt ſtets der Leidenſchaften wildes Spiel.
Die Gluth Italiens, die ihn durchſtrömt,
unſtete Phantaſie treibt ſeine Liebe,
vertrauend jetzt, von Argwohn jetzt gepeinigt
durch Furcht und Hoffnung aus dem ſtillen Eden.
Hat er ein Ziel erreicht, gnügt's ihm nicht mehr,
hat er ein Herz errungen, zittert er
es zu verlieren, — krampfhaft hält er's feſt
in ſeiner rauhen Hand, bis es verblutet.
Mir ſchaudert vor dem Mann und ſeiner Liebe.
Er iſt ein Sturm der Deine Blüthen ſchüttelt.

Agnez.

Die Liebe trat zu Dir in freundlicher
Geſtalt, Du frommes Kind! ſie reichte Dir
in einem Kranz verſchlungen Myrth' und Roſe.
Es ruhte Dein Geliebter, ſanft und mild,
gleich einem Frühlingsengel Dir am Buſen,
er, der in Schlachten einem Löwen gleicht.

(Pauſe.)

Ein ſchönes Loos, wenn ſich des Lebens Luſt
gleich einem bunten Blumenteppich, froh
und friedlich vor uns breitet — wenn die Thräne
der Thau nur iſt, der ſeine Blüthen tränkt.

(Pauſe.)

Mir ward dies Loos des Friedens nicht beſchieden,
der Sturm des Lebens riß mich früh hinaus,
entblätterte die zarten Jugendblüthen,
und trieb mich fort aus meinem Vaterhaus,
die ſanfte Liebe reichte nicht hienieden
der Jungfrau ihren duft'gen Blumenſtrauß;
drum drängt es mich auch fort aus dieſem Leben:
nur nach dem Höchſten iſt mein höchſtes Streben.

Zehnter Auftritt.

Gianibelli. Vorige.

Ignez (ihm entgegen eilend).

O mein geliebter, theurer Federico!
Wie ſehnſuchtsvoll hab' ich nach Dir verlangt!
Die Nacht war wild und ſtürmiſch. — Feuergluth
umzog den Himmel, und das Morgenroth
trat blutig aus dem finſtern Schoos hervor.

Gianibelli (düſter).

Die Hoffnung flog empor, das Glück ging unter!

Ignez. Johanna.

O Gott!

Gianibelli.

Die Brücke ſtand in Flammen, doch
der Hohenlohe mit der Flotte zeigt
ſich nicht, Antwerpens Schiffe kehrten um!
Vergebens nur verſchleudert ich die Kraft.
Der Himmel ſelbſt reicht uns den ſchönſten Sieg,
doch niemand wagt, ihn zu ergreifen! O!

wer an das Große ſeinen Geiſt gekette'
wer in den Rieſenkampf ſich wagt, der tret'
allein nur in die Schranken, ſteh' allein
dem Feind, — denn dieſes Erdgewürm erbebt
wenn Blitze zucken, wenn die Donner rollen.

Ignez.

Du biſt erzürnt, mein Gatte?

Gianibelli.

Sollt' ich nicht,
wenn der engherz'ge Sinn gemeiner Seelen
den Aufſchwung meiner kühnen Flügel lähmt?
Wenn alles mißglückt, wenn man das Erſehnte
ſchon feſt zu halten glaubt, es an ſich zieht,
und nun der Kleinmuth der Gefährten es
entſchlüpfen läßt! O! das iſt bitter, ſchmerzvoll.
Was hilft dem edlen Volk der feſte Sinn,
der hohe Muth, ſich Freiheit zu erringen;
was nützen ihm die Ströme Bluts, die es
ſo freudig für das Vaterland verſpritzte,
wenn ihre Führer vor der großen That
erſtarr'n wie vor'm Haupte der Meduſe.

Ignez.

Gianibelli Du erſchreckſt mich; nie
ſah' ich Dich an dem Glück, nie an Dir ſelbſt
verzweifeln.

Gianibelli (ſich faſſend).

Habe Dank, daß Du mich weckteſt. —
Es war nur Unmuth, nicht Verzweiflung, die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18742/022

im harten Wort ſich ausſprach. Schwanden auch
in Dampf und Nebel jene Rieſenſchlöſſer,
die ich auf dieſe Nacht dereinſt gebaut;
kann ich auch von des Glückes flücht'ger Laune
nichts mehr erwarten, werd' ich nimmer doch
verzweifeln, denn ich fühle Muth in mir,
um jegliche Minute meines Lebens
mit dem Geſchick zu kämpfen als ein Mann! —

Ignez.

Geliebter! ſo erkenn' ich Dich. — Reich' mir
die Hand, wir gehn vereint!

(Pauſe. Sie reichen ſich die Hände.)

Gianibelli.

Du ſcheinſt gefaßt? —
biſt Du es auch auf Alles?

Ignez.

Ja, Fedrico.

Gianibelli.

Auf Alles, Alles? wenn es auch Dein Herz
verwunden würde?

Ignez.

Ja, ich glaub's, Fedrico.

Gianibelli.

Dein Vater iſt gefangen.

Ignez.

Gott! —

Gianibelli.

Iſt hier!

Ignez.

Wo iſt er, wo?

Gianibelli.

In ehrenvoller Haft.

Ignez.

O laßt mich hin —

(Gianibelli ſieht ernſt auf ſie, ohne zu antworten.)

Ach zürne nicht! — Laß mich zu ihm.

Gianibelli.

Er habe keine Tochter in
Antwerpens Mauern ſagt' er höhnend mir;
Gianibelli's Gattin kenn' er nicht.

Ignez.

Gerechter Gott! verdien' ich das? —

(ſie blickt wehmuthsvoll gen Himmel, dann ſchnell zu Gianibelli.)

Liegt noch
in Deiner Hand ſein Schickſal, Federico,
ſo gieb ihn frei, bezahl' die Schuld, die mich
zu Boden drückt, gieb ihm die Freiheit, mir
die Ruhe wieder.

Eilfter Auftritt.

Albano. Vorige.

Albano.

Federico! eben
tritt Aldegonde von Bewaffneten
begleitet in das Haus.

Gianibelli.

Zu mir?

Albano.

So iſt's.

Ignez.

Gerechter Gott!

Johanna (leiſe zu ihr).

Nur Muth! verzage nicht.

Zwölfter Auftritt.

St. Aldegonde. Vorige.

Aldegonde.

Gianibelli! — Unſre Stadt iſt Euch
verpflichtet. Ihr allein von allen, habt
treu das erfüllt, was Ihr verheißen hattet.
Wir Andern ſind hier mehr, dort minder ſchuldig. —
Gleich uns, die wir nicht feſt auf Euren Geiſt
und ſeinen kühnen Plan vertrauten, hat
die Flotte Seelands nicht mit reger Kraft
gewirkt, den Augenblick nicht kühn benutzt,

und ſo iſt dieſer Günſtige uns ſchnell
und fruchtlos hingeſchwunden. Doppelt ſind
wir Dank Euch ſchuldig, da Euch der Erfolg
nicht lohnte! Deshalb wird's dem Freund ſo ſchwer
den Becher mit dem bittern Trank Euch jetzt
zu reichen.

Gianibelli.

Mir? Sprecht deutlicher, ich bitt' Euch!
(mit Bitterkeit.) Die Dankbarkeit war niemals Bürger-
tugend;
den Edelſten verſtießen ſie mit Schmach,
wenn ihm das Glück zu viel, wenn treulos es
zu wenig ihrem Helden lächelte.

Albegonde.

Mein werther Freund! Ihr irrt! Der Undank nicht
hat uns beſtimmt, die Vorſicht nur gebeut!
Das Volk murrt laut und tobt, ſpricht von Verrath,
die Vorſicht will nur —

Gianibelli (ihn unterbrechend).

Nun, was will ſie? kurz,
was wollt Ihr von mir? ſprecht!

Albegonde.

Von Euch! — nichts! nichts!
und Alles, — Ignez!

Gianibelli.

Ignez?

Ignez.

mich!

Johanna.

O Ahnung!

Aldegonde.

Ich ſoll, ich muß die Gattin, — werther Freund! —
ſo ward's im Rath beſchloſſen, — doch verzeiht, —
es wird dem Freund die bittre Pflicht zu ſchwer, —
und dennoch wollt' ich nicht der Fremden Hand
ſie überlaſſen. — Ja! ich ſoll zur Haft
Gianibelli's edle Gattin führen.

Gianibelli (heftig).

Und welcher ſchweren Schuld klagt Ihr ſie an?

Aldegonde.

Verraths an dieſer Stadt.

Ignez.

Gerechter Gott!
(ſie ſinkt an Johanna's Bruſt.)

Gianibelli.

Verraths an dieſer Stadt? Beweiſe fordr' ich,
denn eh' ich ſelbſt mein Weib nicht ſchuldig weiß,
(er zieht Ignez an ſich)
führt ihr bei Gott! ſie ohne Blut nicht fort
von dieſer Stelle! Heldenmuth ſetz' ich
der Bürgerwuth entgegen, und es ſinkt
mit mir die letzte Säule, die Antwerpen
bis hieher noch getragen hat. Beweiſt! —

Aldegonde.

Hier leſ't, Gianibelli, leſ't und dann
ſprecht ſelbſt das Urtheil.

(Er giebt Gianibelli Ignez's Brief an ihren Vater, Gianibelli lieſ't. Aldegonde hat während dem fortgefahren:)

Dieſer Brief, — den wir
bei Nunez fanden, hat in dieſer Nacht
den Herzog und die Edelſten im Heer
der Spanier gerettet.

(Gianibelli zerdrückt den Brief und hört auf Aldegonden's Worte.)

Hauptmann Nunez
zog mit Gewalt den Herzog von der Brücke,
von Sanct Maria fort, und ſo entriß
er ihn dem ſichern Tod.

Gianibelli.

Gerechter Gott!
bedurfteſt du zum Werkzeug deiner Macht
ein kindlich Herz, das unbedacht gefehlt? —
St. Aldegonde, von dem Brief hab' ich
gewußt.

Aldegonde.

Und ſchwiegt, und ließet es geſchehn?

Gianibelli.

Es war zu ſpät.

Aldegonde (zu Ignez).

Habt Ihr den Brief geſchrieben?

Ignez.

Ich ſchrieb ihn.

Albegonde.

Schicktet ihn ins ſpan'ſche Lager?

Ignez.

Zur Warnung ſchickt' ich ihn dem Vater zu,
ich glaubte Recht zu thun.

(Pauſe.)

Albegonde.

Mein armer Freund!
ſo muß ich denn die ſchwere Pflicht erfüllen,
Euch bitten, werthe Frau! mir jetzt zu folgen.

Gianibelli.

Wohin?

Albegonde.

In das Gefängniß, ſo verlangt
es das Geſetz.

Gianibelli.

So lange dieſe Fauſt
das Schwerdt noch führen kann, ſo ſpott' ich ſein.

Albegonde.

Freund, wo das Heil des Vaterlands befiehlt,
da folgen treugehorſam ſeine Kinder.
Der Freiheit ächter Sohn bricht muthvoll wohl
die Sclavenketten harter Tyrannei,
zerreißt jedoch nicht weiſer Ordnung Bande.
Wer dem Geſetz entgegen tritt, der iſt
der Freiheit Feind. —

Ignez.

O laß mich ziehn, Geliebter!
mich ſchützt der Unſchuld heilig leuchtend Schild.

Gianibelli.

So komm an meine Bruſt, Du edles Weib;
nimm hin den Scheidekuß, er ſtärke Dich!
Der Weg, den Du betrittſt, iſt ernſt, nicht immer
kehrt man zurück. Leb' wohl, leb' wohl! — ſei ſtandhaft!
(Umarmung.)
St. Albegonde nehmt ſie hin, ſie iſt
verfallen dem Geſetz, — es richte milde.

Ignez.

Leb' wohl, Febrico! — Kommt, Herr Albegonde.
(Sie geht mit St. Albegonde ab.
Gianibelli bleibt in dumpfem Hinſtarren ſtehen.)

Dritte Abtheilung.

Erſter Auftritt.

(Zimmer in Gianibelli's Wohnung.)

Gianibelli (allein, einen Brief in der Hand.)

So willſt du auch das Letzte mir noch rauben,
den Freund? Nimm, finſtres Schickſal, nimm es hin
das letzte Opfer! — Was dem Menſchen ſich
auf ſeiner Pilgerfahrt mit bunten Farben
ſo lieblich naht, wonach er ſeine Hand
ſo ſehnend ſtreckt, und hat er es erhaſcht,
was ihn dann feſt mit Zauberbanden hält,
das hat mich nur betrogen. Mir hat nur

der Ruhm ein welkes Lorbeerreis geſpendet,
indeß mit Kränzen er Farneſe ſchmückt,
vor deſſen Glanz mein Stolz ſich beugen ſoll.
Die Liebe lächelte ſo tröſtend mir,
da reißt die Volkswuth ſie aus meinem Arm;
allein ſteh' ich auf meiner Hoffnung Grab! —
So nimm das letzte Opfer und laß mich
dann ruhn!

(Pauſe. Er klingelt. Antonio tritt ein.)

Ruf mir Albano!

(Antonio geht ab.)

Parma läßt
durch Telligny die Gattin warnen vor
Albano? — und die Warnung ſandt er mir?
und ſchreibt, auch ich ſoll auf Albano nicht
vertraun, er fürchte tückiſchen Verrath? —
Weshalb ſoll Ignez wohl Albano fürchten?
warum dem Freund ich mein Vertrauen rauben?

(Albano tritt ein.)

Albano! Telligny ſchickt mir dies Schreiben.

(Er giebt ihm den Brief und beobachtet ihn genau. Albano ſcheint Anfangs betroffen, dann faßt er ſich ſchnell.)

Gianibelli.

Du lächelſt? —

Albano.

Ja, Fedrico! dieſe Liſt,
ſo tief verſteckt, muß ich belachen.

Gianibelli.

Nun?

Albano.

Seht Ihr die Falle nicht, die man Euch ſtellt?
Euch ſenden ſie den Brief, nicht Eurer Gattin;
mißtrauen ſollt Ihr Allen, Ignez, mir; —
denn da des Vaters Brief die Tochter nicht
vermochte wegzulocken, ſo verſuchen
ſie's nun auf andre Art. —

Gianibelli.

Fahr fort, nur weiter!

Albano.

Nun fürchten ſie, ich werde Ignez warnen,
es Euch verrathen; — deshalb warnen ſie
vor mir die Gattin und den Freund; ſie wollen
auf unſre Zwietracht ihre Hoffnung bau'n! — —

(Er hält inne und beobachtet Gianibelli, der immer mit den Zeichen des Mißtrauens ihn angehört hat. Er fährt jetzt mit wichtiger Miene fort.

Auch hat der Hauptmann Nunez mir vertraut,
es wünſche Parma Telligny zurück
zu ſchicken nach Antwerpen.

Gianibelli.

Und das kannſt
Du glauben?

Albano.

Ja, warum ſollt' ich dies nicht?
Ihn liebt das Volk, ihn lieben die Soldaten;
er nur darf wagen, Euch zu widerſtreben
und um des Ruhmes Kranz mit Euch zu ringen.
Ehrt Albegonde nicht in ihm den tapfern,

den ernſt bedachten Führer, wenn er nur
in Euch den kühnen Geiſt, den Helden ehrt?
Ihr theilt ſein Zutraun nur im gleichen Maaß.
Hat er nicht ſchon in manchem Kampf geſiegt,
den gegen Eure Meinung er gefochten?
Und nun weiß Parma wohl, wie nützlich ihm
für Spanien Zwietracht iſt und gar beſonders
der Häupter Zwietracht. Darum kann er Euch
nicht tiefer kränken, kann nicht liſt'ger handeln,
als wenn er Telligny zurück ſchickt, ſo
den Einfluß ſchwächend, den im Rath Ihr Euch
errungen und für Eure Plane nun
benutzt. Den Freund trennt er von Euch, der Brief
des Vaters hat die Gattin ſchon entfernt!
Und dafür giebt zum reichlichen Erſatz
den Volksfreund er, den Abgott der Soldaten. —
Er iſt ſehr gnädig, dieſer ſtolze Herzog. — —
Drum weiß auch Nunez wohl, daß Parma ihn
für Telligny gewiß auswechſeln werde.

Gianibelli.

Du ſprichſt gar viel, bemühſt Dich eifrig, faſt
zu eifrig, jeglichen Verdacht von Dir
zu wälzen. Aber hoffſt Du wirklich mich
zu überreden, Parma, der Bedachte,
wiſſe nicht mehr, des Mannes Werth zu ſchätzen.
Glaubſt Du, ich haſſe Telligny? — Du weißt
er war mir ſtets, wenn auch mir oft entgegen,
ein edler, ehrenwerther Mann.

Albano.

Wohlan,
mißtrauet mir, werft Euch in Parma's Arme,
was kümmert's mich. — Der Blick, der mich durchbohrt,
er heißt mich gehn. — Ich werde gehn.

Gianibelli.

Albano,
wir waren Freunde. Reich mir Deine Hand,
(er reicht ſie ihm)
blick offen, frei und feſt mir in das Auge.

Albano (anfangs verſtört, dann mit Frechheit).
Was wollt Ihr von mir? Wähnt auch Ihr, es ſei
das Aug' allein des Herzens treuer Spiegel? —
Vertraut Ihr nicht dem langerprobten Freund,
vertraut Ihr ſeinem Herzen nicht, mißtraut
auch ſeinem Blick; das Auge ſtehet auch
dem Willen zu Gebote gleich dem Mund,
es trügt Euch wenn es will!
(Er ſcheint mit ſich zu kämpfen.)
Fedrico, — ja
Dein Zweifeln ſollte mich von Dir entfernen,
ich ſollte gehn, wie Deine Feind' es wünſchen;
doch ſoll ein raſches Wort, ſelbſt der Verdacht,
den mir Dein Auge nicht verbergen kann,
nicht trennen, was in Freud' und Noth ſich einte.
Was ich Dir bin, hab' ich auch Dir bewieſen.
Ich bin Dir nachgefolgt ins Land der Ketzer! —
Dir leuchtete der Hoffnung Fackel, mir
ihr Flämmchen nur; ich blieb an Deiner Seite,

zufrieden mit dem matten Wiederſchein
der Glorie, womit der Ruhm Dich ſchmückte.
Die Liebe gab für manchen trüben Blick
des Schickſals, Dir Erſatz in Ignez Arm.
Mir gab ſie nichts, mir blieb die Freundſchaft Alles! —
Und nun, da ſich das Glück von Dir gewendet,
da ſollt' ich gehn? Gianibelli, nein!
Albano bleibt und trotzet der Gefahr
und ſeiner Feinde hinterliſt'gem Werk.
So lange noch das Leben in Dir flammt,
ſoll nichts mich von Dir trennen, Federico!
(mit Bedeutung.)
Naht ſich die Todesſtunde, ſei gewiß
Albano ſteht an Deiner Seite.

Zweiter Auftritt.

Antonio. Vorige.

Antonio.

Herr!
der edle Bürgermeiſter Aldegonde,
begleitet von den Herrn des Rathes, wünſcht
Euch jetzt zu ſprechen.

Gianibelli.

Laß ſie ein, ſtets ſind
mir dieſe wackren Freunde angenehm.

Dritter Auftritt.

St. Albegonde, mehrere Rathsherrn.

Gianibelli (ihnen entgegen gehend).

Seid mir willkommen, werthe Herrn, was führt
Euch her zu mir?

Albegonde.

Mein theurer, edler Ritter!
Es hat der Herzog Alexander uns
dies offne Schreiben heute zugesendet,
lef't seinen Inhalt.

(giebt ihm den Brief.)

Gianibelli (nachdem er gelesen, leise zu Albano).

Unrecht that ich Dir,
mein Freund, verzeih. (laut.) Es will der Herzog gegen
den Hauptmann Nunez Telligny auswechseln.

Albegonde.

Ja, werther Freund, das ist des Herzogs Wunsch. —
Ihr wißt es selbst, wie viel in Zeit der Noth
bei der bedrängten Lage unsrer Stadt,
ein Mann wie Telligny uns theuer ist.
Drum läßt der Rath durch mich und diese Herrn
Euch bitten, Hauptmann Nunez frei zu geben,
sein Lösegeld nur zu bestimmen und
des besten Danks von unsrer Stadt gewiß
zu sein.

Gianibelli (zu den Rathsherrn).

Ich dank Euch werthe, edle Herrn!

(zu Albegonde.)

Was Ihr im Namen des hochweisen Raths

mir jetzt geſagt, hat mich nicht überraſcht;
ich kannte früher ſchon des Herzogs Wunſch! —
Doch kann und darf ich ihn jetzt nicht erfüllen,
denn manche Rückſicht noch gebietet mir.

Aldegonde.

Nicht, Ritter?

Gianibelli.

Nein!

Aldegonde.

Die Antwort konnt' ich nicht erwarten; nicht von Euch, Gianibelli.

(Pauſe.)

(Mit Würde.) Warum verweigert Ihr uns den Gefang'nen?

Gianibelli.

Von dem was mein iſt, hab' ich Euch und Niemand wohl Rechenſchaft zu geben. Mein iſt Nunez!
Er bleibt gefangen, bis ich ihn befreie!
und was ich thu', iſt für Antwerpens Heil.

Aldegonde.

Und wenn der Rath ihn frei läßt ohne Euch?

Gianibelli (ſtolz).

Dann! dann ergreif' ich dich mein gutes Schwerdt,
das Einz'ge was mir bleibt, und ziehe fort
Euch Eurem Schickſal überlaſſend. — Ihr
habt nun die Wahl! mich oder Telligny!

Albegonde.

Iſt unabänderlich was Ihr geſagt?

Gianibelli.

Es iſt!

Albegonde (zu den Rathsherrn).

Ihr edlen Herrn vergönnt mir wohl
nur einen Augenblick hier mit dem Ritter
allein zu ſprechen. Nach dem Rathhaus kehr'
ich bald.

(Rathsherrn und Albano gehen ab.)

Vierter Auftritt.

St. Albegonde. Gianibelli.

Albegonde.

Gianibelli, theurer Freund! —
des Bürgermeiſters von Antwerpen Wunſch
ſtießt Ihr mit kaltem Trotz zurück. So hört
die Bitte Eures wärmſten, treuſten Freundes:
Lehnt Euch nicht gegen unſern Willen auf,
gebt Nunez frei.

(Pauſe.)

Ich hoffe doch, Ihr wißt
St. Albegonden's Bitte wohl zu ſchätzen,
vorzüglich da, wo er verlangen könnte. —
Ihr ſchweigt? — Ihr gebt mir keine Antwort? Soll
auch gegen meinen Freund ich? — Nein! Es iſt
ein finſtrer Augenblick der Leidenſchaft,
des Unmuths, der Euch jetzt ergreift; er ſoll
nicht trennen was ein gleicher Sinn, das Herz,

das Unglück fest verbunden. Oder hofft
Ihr durch's Verweigern Parma's Stolz zu kränken? —
Ihr irrt! — Ihr kränkt ihn nicht, Ihr kränkt nur Euch;
und stellt Euch selbst tief unter Parma's Fürsten.
Gönnt seiner Großmuth nicht den schönen Sieg!

Gianibelli.

Ihr sprecht ja mit Begeisterung von Parma?
Ist Euer Auge, Aldegonde! auch
vom Glanz des Throns geblendet, daß Ihr selbst
in Philipp's Henker einen Heros seht?
Ihr täuscht Euch, edler Marnix, Schein nur ist
des Herzogs Großmuth, Mittel nur, die Thore
Antwerpens sich zu öffnen. Kenn' ich doch
des Herzogs Plan. — Drum bleibt, was ich bestimmt,
auch unabänderlich. Der Wille schon
von diesem stolzen Parma ruft mich auf
zum festen Widerstreben, nie erreicht
durch mich der Herzog sein ersehntes Ziel. —
Ich will ihm widerstreben! Könnt' er mir
die Freiheit, meines Lebens Höchstes reichen,
ich stieß sie kalt zurück; aus seiner Hand
würd' mir der Himmel selbst zur tiefsten Hölle! —
Beugt Euch vor seiner Macht und öffnet ihm
die alten Thore, beugt den Nacken tief,
recht tief, daß er das span'sche Joch Euch kann
bequem anlegen, spielt mit Euren Ketten,
ob golden oder eisern, bleiben's doch
nur Sclavenketten. — Ich, ich beuge nicht
um eines Haarbreits mich vor diesem Herzog.

Albegonde.

Gedenkt Ihr jener rauhen Gletſcher wohl,
die in dem Lande Schweiz ein Eismeer bilden?
Des Schreckhorns Rieſenhaupt mit ſeinem Schnee
und ſeinen grauen Wolkenlocken, hebt
gleich einem bleichen Marmorbild ſich ernſt
und ſtarr aus dieſem todten Meer empor.
Der Wandrer nahet nur mit Schaudern ſich,
er blickt voll Grau'n nach dieſem mächt'gen Rieſen,
an deſſen Bruſt der Pulsſchlag der Natur
und jedes rege, warme, ſchöne Leben
zu Eis erſtarrend, ſich dem Tode weiht.
Bewundern kann er, aber lieben nicht
dies todte Wunder der erſtarrten Welt! —
Das iſt, o glaub't es! Euer treues Bild!
Unbändig wollt Ihr nach der Höhe klimmen,
wo über Andre Ihr, dem Schreckhorn gleich
als Rieſenbild erſcheint, und ob das Herz
erſtarrt, ob die Euch nah'n durch Euch erſtarren,
das gilt Euch gleich, ſteht Ihr doch einſam droben
auf jener Höh', die noch kein Fuß erreicht,
prallt doch der Sonne warmer Strahl, erkaltet
von Eurer Stirn und badet Ihr Euch doch
in einem Meer von Schrecken.

Gianibelli.

Schildert Ihr
mich ja, als hättet Ihr im ſpan'ſchen Lager
den Pinſel eingetaucht in ſpan'ſche Galle.

Albegonde.

Genug hiervon! Was Euer Unmuth auch
geläſtert, hat des Rathes Erſter nicht
gehört, der Freund verzieh'n. Hier will ich ſchweigen.
Doch in dem hohen Saal des Raths Fedrico!
wird nur der erſte Bürger von Antwerpen
entſcheiden, wie die Stadt es wünſcht und er
es will! Von etwas Andrem jetzt! — Verhört
iſt Eure Gattin, ihre Schuld erwieſen;
doch ihre ſtrengen Richter fühlten ſelbſt,
daß nur die Kindespflicht, nicht der Verrath
zu dieſem Schritte ſie vermocht. Verfallen
iſt Ignez dem Geſetz und das erkennt
den Tod! — Jedoch da unſre Stadt ſo viel
Euch zu verdanken hat, Ihr oft für uns
geblutet, ſo bedarfs, ſo wie ich glaube
nur Eurer Bitte und vergeſſen ſelbſt
was Ihr ihr jetzt verweigert, wird der Rath
die Gattin Eurer Aufſicht übergeben
und Gnade walten laſſen wo das Recht
allein es ſollte.

Gianibelli (mit Heftigkeit).

Bitten ſoll ich? flehn? —
Um Gnade für die Unſchuld flehn? Uebt nur
das ſtrenge Recht, denn das iſt Eure Pflicht,
die Gnade ſpart für Andre auf, denn ich
bedarf nicht ihrer, Federico kennt
nur Einen, deſſen Gnad' ihm werth iſt und
der Ein' iſt Gott!

Albegonde.

Die Gattin wünſcht, daß ſie
den Vater ſprechen dürfe, habt Ihr nichts
dagegen?

Gianibelli (bewegt).

Hat das Schickſal ſie vereint,
will ich zum zweiten Male ſie nicht trennen.
(er reicht Albegonde die Hand und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

St. Albegonde, gleich darauf Johanna.

Albegonde.

Wo Pflicht gebietet, muß die Freundſchaft ſchweigen! —
Doch offner Kampf mit dieſem feſten Sinn
wär' zu gefährlich jetzt in dieſer Zeit;
auf leichterm Weg' muß man zum Ziel gelangen.

Johanna (tritt eilig herein).

Iſt's wahr, verehrter Herr! o ſagt, iſt's wahr,
was ich vernahm? — Den edlen Telligny,
die Stütze dieſer Stadt, den tapfern Krieger,
will er nicht ſeiner Haft befrei'n? dem Vater
der Gattin will er nicht die Freiheit geben?

Albegonde.

So iſt's! —

Johanna.

Und wollt Ihr wirklich dieſes dulden?
Wollt Ihr Euch auch vor ſeinem ſtarren Sinn,
vor dieſes Mannes finſtrer Laune beugen?

Albegonde.

Beruhigt Euch, mein Fräulein; Telligny
kehrt in Antwerpens Mauern an die Bruſt
der Liebe wieder, und Ihr ſelbſt ſollt ihn
befrei'n. —

Sechſter Auftritt.

Antonio. Vorige.

Antonio.

Ein Bote hat ſo eben dies
gebracht. (Albegonde lieſt.)

Albegonde (eilig).

Wo iſt Dein Herr?

Antonio.

Auf ſeinem Zimmer.

Albegonde.

Den Boten führ' zu ihm.
(Antonio ab. — Zu Johanna.)
Verzeiht, mein Fräulein. —
(Albegonde ab.)

Siebenter Auftritt.

Johanna allein, gleich darauf Albano.

Johanna.

Er kehrt zurück! — und ich ſollt' ihn befrei'n,
ich ſoll ihn wieder ſehn! — mir ſelbſt die Wonne

bereiten, — ach zu viel der Hoffnung, ach
zu viel des Glücks!

(Albano tritt ein.)

Albano.

Ihr ſcheint bewegt, was iſt
Euch? — Hörtet Ihr auch ſchon, daß Federico
den Hauptmann Nunez nicht für Telligny
auswechſeln will? Das iſt fürwahr ſehr ſchmerzlich!
So lange ſchon getrennt von dem Geliebten
und nun ſo nah' dem Ziel und doch getäuſcht!

Johanna.

Ihr war't ſein Freund.

Albano.

Gewiß der Treuſten einer.

Johanna.

Und freuet Euch, kehrt er zurück?

Albano.

Ich theile
hier die Geſinnung Federico's nicht. —
Wie bat ich ihn, wie hab' ich ihn beſchworen,
feſt blieb er, denn er haſſet Telligny.

Johanna.

Er haßt ihn, ja; er haßt ihn bitter.

Albano.

Kann
der Ehrgeiz neben ſich das Große dulden!

(Pauſe.)

Johanna (ſteht nachdenkend.)
Albano! darf ich Euch vertrau'n?

Albano.
Gewiß!

Johanna.
Seid Ihr bereit mir beizuſteh'n?

Albano.
Mit Freuden!

Johanna.
Auch wär' es gegen Federico's Plan?

Albano.
Auch dann.

Johanna.
So kommt zu meinem Ohm ſo bald
Ihr könnt. — Dort will ich Euch erwarten. Doch
ich höre nah'n, lebt wohl, auf Wiederſehn! —
(Johanna ab, Albano will ſie begleiten, indem ſieht er Gianibelli und Albegonde kommen, er verweilt lauſchend an der Thür.)

Achter Auftritt.

St. Albegonde. Gianibelli. Albano.

Albegonde.
Schon morgen! — ſchnell, ſehr ſchnell! — Der Abend naht,
die Zeit iſt kurz um alles anzuordnen.

Gianibelli.
Ich wünſche ihr noch ſchnell're Flügel; denn

mich treibt es nach dem großen Augenblick! —
Ihr ſtellt Euch alſo morgen an die Spitze
des niederländ'ſchen Fußvolks und der Bürger;
ich führ' die braven Schotten in den Kampf.
Bei Oſterweel verſammeln ſich die Schiffe,
und gegen St. Georg iſt unſer Angriff.

(Albano ſchleicht fort.)

Ich ſehe ſchon das ſtolze Banner wehen;
ich ſehe ſchon den niederländ'ſchen Löwen
hoch flattern auf dem Kowenſteiner Damm.
Die ſtolze Flotte zieht in unſern Hafen —
gerettet iſt Antwerpen!

Albegonde.

Geb' es Gott!
doch fürcht' ich immer, wo Ihr freudig hofft.
Es iſt des Alters traurig Loos zu zagen,
wo Jugend muthig in die Zukunft blickt
und dieſer Tag iſt unſre letzte Hoffnung! —
Der Hunger nagt mit ſeinem gier'gen Zahn
an unſ'rer Kraft; nur wenig Tage noch,
ſo iſt das Letzte aufgezehrt. Schon murrt
das Volk, die Söldner ſind im Aufruhr, nur
die Hoffnung auf die Flotte hält den Muth.

Gianibelli.

So muß es ſein! der Menſch muß nichts, gar nichts
mehr zu verlieren haben! — Nur dann erſt
erwacht er aus dem tiefen Schlaf und ſtemmt
mit neuer Kraft dem Schickſal ſich entgegen.

Albegonde.

Ihr ſeid Soldat! — der Ruhm, die Ehre ſind
die mächt'gen Stimmen, die zum Kampf, zum Sieg
Euch rufen; andre kennt Ihr nicht! — Ob ſie
zum Tod, zum Leben führen iſt Euch gleich.
Ihr ſetzt für ſie das Leben willig ein
und für den Preis iſt es Euch immer feil.
Doch wem die Pflicht, das Wohl von Tauſenden
ans Herz gelegt, wem Segen oder Fluch
auf jeden Schritt, auf jede Handlung folgt;
wer ſelbſt von jeder Thräne Rechenſchaft
zu geben hat, die er vergaß zu trocknen,
der wägt bedachtſam jeden Augenblick
und ſetzt nur zagend alles auf das Spiel! —
Am Kowenſteiner Damm, Gianibelli!
Da ſetzen wir Antwerpen ein. — Der Kampf
entſcheidet.

Gianibelli.

Er entſcheide! — Darum, Freund,
nur bei dem Klang der Siegstrommete rufen
wir noch dem Leben ein Willkommen! zu. —

(ſie reichen ſich die Hände und gehen ab, auf verſchiedenen Seiten.)

Neunter Auftritt.

Nacht. Gefängniß.

Fernando Nunez (allein, ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf die Hand geſtützt. Er ſpringt auf).

Mir glückte nichts in meinem finſtern Leben,
was ich ergriff, ward Gift in meiner Hand.

Drückt' ich den Pfeil ab nach der fremden Bruſt,
kehrt' er zurück, das eigne Herz durchbohrend. —
Selbſt wenn ich mich der Hölle übergab,
betrog ſie mich um meinen Lohn! —

(einzelne Accorde einer Harfe laſſen ſich hinter der Scene hören.)

O ſchweigt!
mein Herz ſchloß längſt ſich eurem Zauber!

Ignez (ſingt hinter der Scene).

Der Sturmwind heult,
er peitſchet die Wellen;
ſein Flügel zertheilt
die tobenden, ſchnellen;
Er hebet ſie kühn bis zum Himmel mit Macht
und ſtürzt ſie hinunter in finſtere Nacht.

Nunez.

Iſt
das nicht die Stimme meiner Tochter? Ja!

Ignez (ſingt).

Der Sturmwind ſchweigt,
es ruht ſein Gefieder,
Und Hesperus zeigt
ſein Strahlenhaupt wieder.
Die Wellen, wild kämpfend mit feindlichem Sinn,
ſie fließen vereint nun und friedlich dahin.

Nunez.

So nah' iſt ſie? — Was willſt Du denn von ihr?

Ignez (ſingt).

Des Menſchen Herz
iſt gleich dieſen Wogen,
Wer kennt nicht den Schmerz
wenn Liebe betrogen. —

(Die Muſik ſchweigt plötzlich.)

Nunez.

Sie ſchweigt! — Für mich iſt ſie verſtummt und todt! — —
Und iſt ſie todt für mich, ſei ſie es auch
für ihn! — O ſäh' ich ſie! — vielleicht — ein Wort
des Vaters, — meine Bitten — meine Thränen! —
ſie folgte mir. — Ich wär' gerächt! — Wer naht? —

Zehnter Auftritt.

Ignez. Kerkermeiſter. Vorige.

Kerkermeiſter (indem er die Thüre öffnet).

Nur hier herein, verehrte Frau!

(er entfernt ſich.)

Ignez (in ihres Vaters Arme ſinkend).

Mein Vater!

(Pauſe.)

Nunez.

Nach langer Zeit ſeh' ich Dich endlich wieder!

Ignez.

Mein lieber, theurer Vater!

Nunez.

Und hier! — hier?

Ignez.

Der Vaterſegen ſchafft den Kerker mir
zum Paradies.

Nunez.

Ich weiß es, theures Kind,
Du leideſt, weil Du Deinen Vater warnteſt.
Doch daß Du mir ſo nah', das ahn't ich nicht! —

Ignez.

Ich dulde gern mein Schickſal, lieber Vater!
ich dulde gern für Euch.

Nunez.

Und Federico?

Ignez (ihn unterbrechend).

Er ſandte mir ſo eben die Erlaubniß
zu Euch zu gehen, Euch zu ſprechen. Schnell
verſtummte meine Harfe und ich eilte
zu Euren Füßen. (Pauſe.) Schwer und laſtend drückt
der Vaterfluch. (zu ſeinen Füßen ſinkend.)
Mein Vater, Euren Segen.

Nunez (legt ſeine Hand auf ſie.)

Kann dieſe Hand noch Segen ſpenden, ſei
er über Dich gebreitet; er begleite
Dich nah' und fern! — Mein Fluch iſt heimgekehrt
zur Hölle.

Ignez (ſeine Hand küſſend).

Segnet, Vater, auch den Bund
der Liebe.

Nunez

Wie? ihn ſollt' ich ſegnen, ihn?

Ignez (umklammert ſeine Kniee).

Nunez (nach innerm Kampf).

Steh auf, mein Kind! die Worte ſind' ich nicht
zu dieſem Segensſpruch in meinem Herzen.
(er hebt ſie auf.)
Steh auf, verſcheuche nicht den guten Geiſt
von mir mit ſolcher Bitte.

Ignez.

Söhnt Euch ganz
mit Eurem Kinde aus, vergebt ihm Alles.

Nunez.

Die Liebe ſegn' ich nicht, die Dich im Kerker
verſchmachten läßt. O ich weiß alles wohl!
Unglücklich Kind! — ich kenne ihn, den Mann,
der Deiner Lieb' unwürdig iſt. — Laß ihn! —
Du ſtößt Dein Glück von Dir, Antwerpen wird,
es muß dem ſpan'ſchen Heere unterliegen,
dann biſt Du da gefangen, wo Du ſtolz
gebieten könnteſt.

Ignez (mit Stolz).

Nein, mein Vater! nein!
Ihr ſeht mich nie in Parma's Feſſeln! nie!
Ich ſtehe oder falle mit Antwerpen!

Nunez.

Und Parma liebt Dich noch mit heißer Gluth! —

Ignez (ihn unterbrechend).

Ich bitt' Euch, ſchweigt! nennt nicht den Namen, der
aus Eurem Mund das Herz der Tochter kränken,
des Weibes Zartgefühl beleid'gen muß.
Laßt mich die Wonne ungetrübt genießen,
an meines Vaters Bruſt zu ruhn.

(ſie ſinkt an ſeine Bruſt.)

Eilfter Auftritt.

Johanna. Ein Vermummter. Vorige.

(Der Vermummte bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Johanna (hereinſtürzend zu Nunez).

Gelobt
ſei Gott! Ihr ſeid gerettet! Eilt, o eilt! —
Fort, zögert nicht. Der Mann
(auf den Vermummten zeigend)
wird Euch begleiten!

Nunez.

Wohin?

Johanna.

Aus dieſer Stadt ins ſpan'ſche Lager.

Ignez (heimlich zu Johanna).

Johanna, jener dort im Mantel iſt
Albano. —

Johanna.

Laß ihn!

Nunez.

Ignez, theure Tochter!

o folge mir, verlaß den alten Vater
nicht länger, kehr' zu Deiner Pflicht zurück —

Ignez.

Hier hält mein Herz, hier mich die Pflicht zurück —
und hier erwart' ich ruhig mein Geſchick.

Nunez (heftiger).

Und Du willſt nicht mit Deinem Vater?

(Pauſe.)

Nun
ſo nehm' ich ihn zurück den Segen, den
Du liſtig mir geſtohlen und der Fluch —

Ignez (ihm ſchnell in die Rede fallend).

Mein Vater! (feierlich ernſt.) Häufet nicht der Sünden-
ſchuld
auf Euer Haupt, — treibt nicht den guten Geiſt
von Euch hinweg, der Euren Fluch in Segen
mir wandelte.

Nunez (heftig).

Du folgſt mir nicht?

Ignez.

Ich kann,
ich darf nicht, Vater!

Vermummter (mit dumpfer Stimme).

Eilt! der Morgen graut!

Nunez (drohend).

Du willſt nicht?

Ignez.

Nein!

Vermummter (leiſe zu Nunez).

Gebraucht Gewalt! nur raſch!

Nunez.

So ſoll mein Arm Dich mit Gewalt, —

(Er will ſie faſſen, der Vermummte tritt auch hinzu, in dieſem Augenblick faßt Ignez nach einem Dolche, den ſie auf der Bruſt verborgen hat, und tritt zurück.

Ignez.

Nur todt!

(Nunez und der Vermummte gehen auf Ignez zu.)

Johanna (ſie abwehrend).

Was wollt ihr Männer? Fort, nur fort von hier! —

(drängt Nunez nach der Thür. Der Vermummte folgt.)

Nunez (der immer noch von Johanna zu der Thür gezogen wird, im Abgehen wendet er ſich plötzlich).

Ich weihe Dich dem Tod und der Verzweiflung!

(Nunez und der Vermummte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ignez und Johanna.

Ignez (zu Johannen, die von der Thür zurückkehrt.)

Dank Dir, o Schweſter! daß Du ihn gerettet!
Nun will ich mich der Freude überlaſſen,
da ich ihn fern von dieſen Mauern weiß.
Ich will vergeſſen! — Aber wie haſt Du
gewagt —

Johanna.

St. Albegonde ſelbſt war mir

behülflich, und geöffnet iſt durch ihn
der Kerker, frei der Weg. —

Ignez.

Das ſtolze Herz
der Spanierin iſt tief gekränkt. Verraths
an dieſer Stadt ward ſie beſchuldigt; eh'
ſie nicht von dieſer Schuld iſt freigeſprochen,
eh' darf ſie dieſen Kerker nicht verlaſſen.

Johanna.

O Ignez! wenn vielleicht am Morgen ſchon
der Donner der Kanonen Dich erweckte,
zum Kampf Dein Gatte zög' — o Ignez! wenn —

Ignez (ſie raſch unterbrechend).

Er geht zum Kampf? vielleicht zum Tod! — — O ſchweig,
Du ſtolzes Herz! Ich muß ihn ſehn, ich muß
Gianibelli noch ein Lebewohl
entgegen ſtammeln, muß ihm ſagen, daß
ich treu geblieben bis zum Tod ihm bin.
Ja ich muß noch einmal Federico ſehn!

(Sie geht mit Johanna ſchnell ab.)

Dreizehnter Auftritt.

(Zimmer in Gianibelli's Wohnung.)

Gianibelli tritt ſchweigend und nachdenkend ein. Antonio folgt ihm, Helm und Schwerdt tragend, die er auf den Tiſch legt. Gianibelli hat den Panzer an. Er winkt Antonio, ſich zu entfernen. Antonio geht ab. Nachdem er ihm theilnehmend nachgeblickt hat, geht er auf die Bühne und blickt ſtarr vor ſich hin.

Gianibelli.

An mir vorüber ſchwebt ein finſt'rer Geiſt!
ich höre ſeiner Schwingen dumpfes Rauſchen,
ich fühle ſeines Athems kalten Hauch,
er mahnt mich wie der dumpfe Schlag der Uhr
an die entfloh'ne Zeit des innern Friedens,
an die entfloh'ne Zeit des Glücks! — So rauſche
nur hin, du düſtrer Mahner! Hauche mich
mit deinem kalten Oden grauſig an,
mein Herz erſtarret nicht in meiner Bruſt.
Vorüber, nur vorüber, Trug-Phantom! —
Mir winkt der Genius der Schlacht, der Genius
der Freiheit und ich folge ihrem Ruf
und blicke muthig auf zum Sternenhimmel.

(er tritt ans Fenſter.)

Du trauter Stern, der auf des Lebens Bahn
mich oft durch Nacht und Dunkel leitete,
du ſinkſt, der Sonne weichend, und verſchwindeſt! —
Auch ich vergehe, doch nicht ohne Glanz!
Ich ſinke; eine ſchöne Welt voll Hoffnung
geht mit mir unter und die Freiheit weint! —

(Pauſe.)

Und ſie, — die Alles, Alles mir geopfert,
ſie weint im Kerker, wenn ich nicht mehr bin.
Ein Wort, ein bittend Wort, — und ſie war frei.
Ja, Adegonde! ja, du hatteſt Recht! —
ich ſtehe einſam wie das Rieſenhaupt
des Schreckhorns in dem ſtarren Eismeer, einſam! —
Doch nein! kalt iſt es, kalt bis in ſein innres Mark,
und hier, hier glüht's in meiner wunden Bruſt! —
Ach tief empfind' ichs. Ja, ich liebe ſie
noch mit der Flammengluth der erſten Liebe.
Das Leben ohne ſie, iſt mehr als Tod!

Ignez (im Hereintreten).

Gianibelli!

Gianibelli.

Ha! wer ruft?

Ignez.

Fedrico!

Gianibelli.

Du Ignez! Du?

Ignez (in ſeine Arme ſtürzend).

Mein theurer Gatte!

Gianibelli.

Biſt
Du's wirklich, drück' ich Dich an meine Bruſt?

Ignez.

Ich bin's.

Gianibelli.

Wie iſt mir? — Ignez, biſt Du nicht im Kerker?
Wie kamſt Du hieher aus der engen Haft? —

Ignez.

Die Freundſchaft hat mich her zu Dir geführt.

Gianibelli.

Wer war der treue Freund?

Ignez.

Johanna war's,
ſie öffnete den Kerker — auch dem Vater —

Gianibelli.

Fernando iſt entfloh'n?

Ignez.

Schon iſt er fern!

Gianibelli (nach einigem Nachdenken).

Und Du biſt nicht gefolgt?

Ignez.

Ich blieb, wo mich
mein Herz, wo meine Pflicht mich hält, bei Dir. —

Gianibelli.

Du folgteſt Deinem Vater nicht? Floh'ſt nicht
mit ihm hinüber in das ſpan'ſche Lager? —
Zu Deinem Gatten kehrteſt Du zurück?
Du ruhſt in ſeinem Arm, an ſeiner Bruſt
und ſchmiegſt Dich feſt an dieſes Herz, das Dich
mit ſeinem Argwohn nur zu oft betrübte?

Ignez.

O ſchweig, Geliebter! ſchweig, — ich bin beglückt;
ich halte Dich mit meinem Arm umſchlungen,
bin glücklich! —

(Umarmung. Sie erblickt den Helm und Schwerdt auf dem Tiſche.)

Doch, Fedrico! Hier die Waffen!
was ſollen ſie?

Gianibelli.

Des Lebens Freiheit uns
erkämpfen. Röthet ſich der junge Tag,
dann donnern die Kanonen auf dem Damm
von Kowenſtein — dann gilt's den letzten Kampf
für dieſe mächt'ge Stadt, für meinen Ruhm,
für unſre Liebe!

Ignez.

Bleib' daheim und geh'
nicht in den Kampf, nur heute nicht.

Gianibelli.

Du zagſt?
Du, die ſo muthig ſonſt, das Schlachtſchwerdt mir
umgürtend, Lebewohl mir ſagte? — Nein,
geliebtes Weib! laß ruhig mich den Weg
der Pflicht, der Ehre wandeln. Tauſende
ſteh'n ſchon bereit und harren meines Winks,
vertrauungsvoll auf ihren Führer blickend.
Die Kraft von Tauſenden ward mir vertraut,
ich muß dies Anvertraute treu verwalten!

Ignez.

Ach, es ergreift mich eine trübe Ahnung.

Gianibelli.

Laß Ahnung! — Wo die Wirklichkeit ſo ernſt
gebietet, muß die trügeriſche ſchweigen. —

Ignez (an ſeine Bruſt ſinkend).

Mir iſt ſo bang!

(Trompetenſtoß; ſie fährt auf.)

O Gott! was ſoll der Ruf?

Gianibelli.

Zum Kampf, zum Kampf für Freiheit und für Recht.

(Trompetenſtoß.)

Horch, horch Geliebte! wie es herrlich tönt,
es ſchwellt die Bruſt von heil'ger Gluth; es drängt
mich fort, hinaus zum Kampf mit dieſem Parma!
Reich' mir den Helm; ein friſcher Lorbeerkranz
ſoll heut' ihn ſchmücken.

Ignez (Sie reicht ihm den Helm. Dumpf vor ſich).

Auch ein Todtenkranz.

Gianibelli (den Helm nehmend und ihn aufſetzend).

Auch der, Geliebte, wenn das Schickſal es
verlangt. Es ſchwebt hoch über Grab und Zeit
die treue, heil'ge Liebe; und der Tod
verwechſelt nur ihr Vaterland. — Dort trennt
kein ſtolzer Fürſt, kein Grab, was ſich geliebt;
dort finden wir uns wieder.

(Trompetenſtoß.)

Horch! ſie rufen,
ſie rufen mich, die hellen Töne! Gieb

mein Schwerdt; aus Deiner Hand führt es zum Sieg!
(ſie reicht ihm das Schwerdt.)
Laß Deine Thränen, laß mir meinen Muth;
ich muß dem Feind ihn unerſchüttert, feſt
entgegenſtellen. — Horch! es jauchzt das Heer!
die Freiheit winkt! — die Rache ruft. Leb' wohl!
(Er umarmt ſie und ſtürzt hinaus. Ignez faltet die Hände und betet.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierte Abtheilung.

Erſter Auftritt.

(Betzimmer in Gianibelli's Wohnung.)

Ignez (tritt ein).

Wie ſtill iſt's hier in dieſen öden Mauern.
Kein Fußtritt hallt, kein Diener nahet mir,
ſie eilten fort zur Schlacht. — Wie ſchauerlich.
(Sie tritt ans Fenſter.)
Verödet iſt der weite Platz, nur aus
der Ferne hallt der frohe Siegesruf.
Doch warum klopfſt Du angſtvoll, armes Herz?
Du ruhteſt ja an ſeiner Bruſt? Warum
erglühſt Du nicht von hoher, heil'ger Wonne? —
O Ahnung! Ahnung! — laß mich! rauſch hinweg
mit deinen ſchwer verhängnißvollen Schwingen.

Weg, weg! ſonſt tödtet mich die Angſt. Doch horch!
man naht? Es iſt — gerechter Gott! — Albano!

Zweiter Auftritt.

Albano. Vorige.

Albano.

Es treibt mich wider Willen her zu Euch,
ich muß Euch warnen, die Entſcheidung nah't!
Vielleicht daß jetzt ein andrer Sinn Euch leitet. –
Feſt, unauflösbar hab' ich endlich doch
an mein Geſchick das Eurige gekettet
und keine Macht vermag es mehr zu trennen.
Wir gehen einen Weg, wohin er führt,
zum Tod, zum Leben, liegt in Eurer Hand.
Ihr könnt in dieſem Augenblick noch wählen.

Agnes.

Was ſollen dieſe dunklen Worte?

Albano.

Was
ſie ſollen? Ja fürwahr! kaum weiß ich's ſelbſt. —
Nennt's Wahnſinn, nennt es Raſerei, ich kann
es ſelbſt nicht Liebe nennen, was mich hin
zu Euch mit teufliſchen Gewalten zieht.
Der finſtre Zweck von meinem wilden Leben
mein Ziel ſeid Ihr! und müßt' ich über Gräber
hin, ihm zu nah'n, doch trieb es furchtbar mich,
die blutgetünchten Pfade zu betreten.

Ignez.

Ha, Teufel!

Albano.

Teufel? Ja die müſſen mir
das ſüße Brautlied ſingen, denn die Engel
(mit dumpfer Wuth.)
ſind längſt ſchon, längſt von mir gewichen.
(Pauſe.)
Ignez,
hört, hört mich an! Mit einem einz'gen Kuß
erkauft Ihr mir den Himmel, ſtatt der Hölle.
Ja, Ignez! Schon ein Kuß, ein einz'ger Kuß
von dieſen ſüßen Purpurlippen, kann
mich retten, Euch und Federico! —

Ignez.

Ha!

Albano.

Wird's klar vor Euren Blicken?

Ignez (in dumpfem Nachdenken.
Klar wird es!

Albano.

Für einen kurzen, flücht'gen Augenblick
tauſcht Ihr —
(er will ſich ihr nah'n — ſie zieht den Dolch.)

Ignez.

Zurück, verruchter Böſewicht,
weich nicht von jener Stelle! — Muth beſitzt
die Spanierin, mit dieſem Dolche ſich
vor Dir zu ſchützen.

Albano (mit eiſiger Kälte höhniſch lachend).

Laßt, laßt ihn nur ruh'n,
bemüht Euch nicht! — Ich gehe! — Hatt' ich doch
von dieſer Stunde nichts erwartet. Nur
ein Funke thörigt Mitleid, nur ein ſchwaches,
ſchon längſt verglomm'nes Licht der Hoffnung, daß
ich meine Seele retten könnte, trieb
mich her zu Euch. — (mit wildem Tone.) — Doch Ihr
habt ſelbſt den Stab
nun über ihn gebrochen — und es ſei! (höhnend.) Leb'
wohl
Du ſchöne Wittwe, ſpar' den Liebeskuß
für ſeine bleichen, kalten Todtenlippen!
ſpar' ihn für Parma's liebeſiechen Herzog.

(ab. Er verriegelt die Thüre hinter ſich, ſo daß man es hört.)

Dritter Auftritt.

Sie hat ſtarr und bewegungslos Albano nachgeſehen, plötzlich fährt ſie auf, ſtürzt nach der Thür, die ſie verſchloſſen findet. In der fürchterlichſten Angſt kehrt ſie zurück und ſinkt auf ihre Kniee.

Heilige, Gebenedeite, Himmelskönigin!
Schmerzensmutter! Gnadenreiche!
Hör' mein Flehen, höre mein Gebet,
das aus meines Herzens Tiefe auf zu Dir,
auf zu Deinem heil'gen Thron ſich hebt!
Laß den milden Engel des Erbarmens
ſeine Flügel über Federico breiten;
nimm in dieſer finſtern Stunde ihn,

nimm ihn unter Deinen mächt'gen Schutz!
Hör' mein Flehen, hör' den lauten Ruf,
den die Angſt aus meinem Herzen preßt! —
Ach! erhör' ihn, heil'ge Mutter Gottes! —

(Pauſe, während welcher ſie auf ihrem Knie liegen bleibt, und leiſe fort betet:)

Erhört ward nicht mein brünſtiges Gebet,
dies ſagt mir meines Herzens düſt're Ahnung,
es drang nicht bis zu ihrem heil'gen Schoos,
ſie legt' es nicht an ihre Mutterbruſt,
und bracht' es nicht an des Erbarmers Thron! —
Du weißt am beſten, was dem Menſchen nützt,
barmherz'ger Gott! in Deine Hand leg' ich
mein Schickſal demuthsvoll und mit Ergebung.

(Pauſe. Sie betet einen Augenblick noch ſtill, plötzlich ſpringt ſie auf.)

Mich treibt die Angſt, ich kann nicht Ruhe finden.

(ſie geht nach der Thüre.)

Verſchloſſen! — keine Hülfe! — einſam ich
in der verhängnißvollen Todesſtunde!
und Niemand, der als Rettungsengel hin
zur Warnung zu dem Gatten eilte! Ach,
ſo ſollſt du enden, mein Gianibelli!

(ſie ſtützt ihr Haupt am Fenſter. Auffahrend, zieht ſie die Schelle.)

Naht keine Seele mir zum Troſt? Hallt noch
kein Fußtritt, der die Hoffnung mir erweckte?
Nur der Verworf'ne kam zu meiner Qual!
Noch Alles ſtill! — kein Lüftchen weht, das ihm
zu warnen Botſchaft bringen könnte. — Horch!

horch! — Hör' ich Tritte nicht? Ja, ja! ſie nah'n,
gelobt ſei Gott!

(ſie eilt der Thüre zu.)

Vierter Auftritt.

Rathsherrn und Diener mit Fackeln. Vorige.
Antonio (der die Thüre aufgeſchloſſen).

Ignez (auf ſie zuſtürzend).

Eilt! eilt! o rettet ihn! —
Schickt ſchnell ein Schiff an meinen Gatten, laßt
ihm wiſſen, liebe Herrn, daß er ihn tödtet!

Rathsherren.

Wer, edle Frau?

Ignez.

Albano iſt ſein Feind,
er will ihn im Gefecht ermorden!

Rathsherr.

Wie?
Albano?

Ignez.

Ja, Ihr werthen Herrn! doch eilt
nur, ach — ich fleh' zu Euch beim Namen des
Erbarmers, ſchnell! ſonſt iſt's zu ſpät! ach eilt!

Rathsherr (zu einem Andern vom Rath).

So eilt, beſteigt ein Schiff. Ihr findet ihn
am Rowenſteiner Damm; bringt ihm die Botſchaft.

(Der Rathsherr mit einigen Dienern ab; Ignez, die ihn bis an die Thüre begleitet hat, kehrt zurück. Mit

höchſter Leidenſchaft, während die Rathsherrn leiſe mit einander ſprechen:)

Freundliches Schiff, ihm die Warnung zu bringen,
eile dahin durch die wogende Fluth!
kämpfe, die tobenden Wellen zu zwingen,
ſpotte des Windes laut heulender Wuth,
ſchwelle die flatternden Segel und fliege
ſchnell wie der Sehnſucht verlangender Sinn,
ſchwebe mein Schiff, als wär' es zum Siege,
ſchwebe als warnender Engel dahin! —

Rathsherr.

Verehrte Frau!

Ignez (wie aus einem Traume erwachend).

Ihr Herrn?

Rathsherr.

Wir kommen, Euch
im Namen unſers Rathes zu verkünden,
daß er von aller Schuld Euch freigeſprochen.
Indeß für uns der edle Ritter glorreich kämpft,
wie konnte wohl die Gattin länger noch
Gefangne ſein. — Auch bitten wir, vergeßt,
wozu die Pflicht uns zwang.

Ignez (die während dieſer Rede in Gedanken verſunken war, ſchnell fragend.)

O ſagt mir, hat
ſchon das Gefecht begonnen?

Rathsherr.

Hört Ihr nicht
den dumpfen Donner der Kanonen?

Ignez.

Nun
ſo ſchütz' uns Gott! Geleitet mich zum Hafen!
(alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Span'ſches Lager auf der Brabanter Seite bei der Schanze St. Philipp. Man hört einzelne Kanonenſchüſſe in der Ferne, hie und da kriegeriſche Muſik. Truppen marſchiren nach der einen Seite zu, wohin auch Alle, außer Mansfeld, abgehen müſſen.

Parma. Graf Mansfeld, Mondragon, Guaſto.

Parma.

Der Feinde keckes Unternehmen hat
mich überraſcht. Der Angriff auf den Damm
iſt kühn, iſt rieſenhaft; des glücklichſten
Erfolges würdig. Doch wir wollen ihm
den feſten Muth und die Beharrlichkeit
entgegen ſetzen! Mondragon! zur Schanze
des heil'gen Kreuzes geht, auf ihr beruht
gar viel, ſie ſichert uns Gemeinſchaft mit
der Schelde. — Mansfeld, Euch vertrau' ich heut'
die Brücke; wahrt ſie gut, denn ich befürchte,
der Angriff auf den Damm iſt nur zum Schein.
Ich ſelbſt, ich bleibe hier mit den Wallonen,
mit Guaſto und dem ſland'riſchen Geſchwader.
Wo die Gefahr uns droht, kann ich dann ſchnell
erſcheinen und die alte tapfre Schaar
dem kecken Feind entgegen werfen. Ja
wir ſpielen heut' ein ernſtes, großes Spiel! —

Sind wir die Sieger — fällt in wenig Tagen
Antwerpen. Doch ſind ſie's, ſo war die Müh',
die Arbeit, alles Blut vergebens, nur
vergeudet.

Mondragon.

Wie ein Templer will ich treu
das Kreuz bewahren, das Ihr mir vertraut!
Bis zu dem Heil'gen ſoll'n die Ketzer nicht
mit ihren Hellebarden dringen. Hoch
und kühn laß ich das Zeichen von Burgund
auf meinen Wällen flattern und bei Gott
kein Niederländer reißt es mir herab.
Lebt wohl, mein Fürſt! — Der Himmel ſei mit uns!
Wir kämpfen ja für ſeine große Sache.

(geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorige, ohne Mondragon.

Parma.

Graf Mansfeld, wahrt Euch vor des Feindes Schiffen,
gedenkt der Unglücksnacht und ſchont das Volk.

Mansfeld verbeugt ſich und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne Mansfeld.

Parma.

Guaſto! hinter jener Höhe ſtellt
die Fahnen der Wallonen, dort am Buſch

die Reiterei! Ich bleibe hier, bis es
entſchieden iſt, wohin des Feindes Macht
ſich kraftig wendet. Bis dahin lebt wohl!

(Guaſto ab.)

Achter Auftritt.

Parma allein.

(Einige Offiziere ſeines Gefolges ziehen ſich nach dem Hintergrunde zurück.)

Nun endlich ſteht der große Augenblick
ſo lang erſehnt, vor mir und ſchüttelt ernſt
die Looſe, die in ſeiner Urne ruh'n! —
Sieg oder die Vernichtung meiner Plane,
den Lorbeer oder Schmach! Wohlan! ich gehe
mit Zuverſicht und kräftigem Vertrau'n
dem Tag entgegen, der entſcheiden wird! —
Der Sieg kehrt heute mit dem ſchönſten Preis,
für eine Ewigkeit wird er errungen. —
Heut ſchaut Europa ernſt, erwartungsvoll,
hin nach der Schelde blutgetünchtem Ufer.
Zum Himmel hebt der Glaube ſein Gebet;
zur Hölle wendet ſich der Ketzer Flehen;
und ernſt ergreifet ihre Richterwaage
die Nachwelt, unbefang'nen Blicks die Thaten
des großen Tages wägend. — Nun, es ſei!
ich zage nicht! ich trete kühnen Muths
vor dieſen Richter, ſtrecke meine Hand
mit Zuverſicht den Preis zu faſſen, aus,
denn in mir ruft mein Gott mich auf zum Sieg!

Neunter Auftritt.

Edmund. Nunez. Vorige.

Edmund.

Verzeihet, wenn ich ſtör', mein Fürſt! ich bring'
Euch Hauptmann Nunez, er entkam der Haft.

Parma (kalt und ernſt).

Ihr ſeid für Telligny entlaſſen?

Nunez.

Nein,
mein gnäd'ger Herr! ich floh und eilte ſchnell
hieher, da ich ſehr viel, ſehr wicht'ge Dinge
Euch zu berichten habe.

Parma.

Nun?

Nunez.

Der Feind
hat ſeine Macht bei Oſterweel verſammelt.
Der Pfahlſchanz und der Schanze St. Georg
gilt heut' ihr Angriff; alles andre iſt
nur Blendwerk, nur zum Schein.

Parma.

Woher wißt Ihr
dies ſo genau?

Nunez.

Albano hat es mir
vertraut.

Parma (unmuthig).
Albano! immer nur Albano!

Nunez.
Von Seeland naht die Flotte mit dem Kern
der niederländ'ſchen Truppen, dieſe werden
von Weſten her den Damm beſtürmen, während
die von Antwerpen ſich von Oſten nah'n.
Den Damm durchſtechen wollen ſie, und ſo
der Flotte über Felder, grüne Wieſen
die Fluthenbahn eröffnen nach Antwerpen.

Parma.
Ein ritterliches Werk! (zu Edmund.) Ruf' Guaſto mir;
dort hinter jener Höhe triffſt Du ihn.
(Edmund ab. Parma verſinkt in Nachdenken.)

Nunez (mit Bedeutung, jedoch verlegen).
Ich habe Ignez auch geſeh'n. Was nur
ein Vaterherz vermag, ſie zu bewegen
mit mir zu flieh'n hab' ich verſucht; vergebens,
ſie blieb zurück, kein Droh'n und keine Bitte
vermochte ihren ſtarren Sinn zu beugen.

Parma (ohne auf Nunez gehört zu haben).
Von Oſterweel ſagt Ihr?

Nunez.
Von Oſterweel,
Herr Herzog.
(Pauſe.)
Doch verzweifl' ich nicht, Albano
(Parma wird aufmerkſam.)

hat mir mit feierlichem Eid geſchworen,
ſie binnen kurzer Zeit, und ſei es mit
Gewalt, ins Lager her zu führen. —

Parma.

Wer
erlaubt Euch dieſe Frevelthat?

Nunez.

Der Wunſch,
Euch meine Treue zu beweiſen —

Parma.

Kann
zu einer Handlung Euch verleitet haben
durch die Ihr meinen Zorn, nicht meinen Dank
verdient. — Hab' ich auch in Madrid mit Liebe
auf Euer holdes Kind geblickt, iſt ſie
doch jetzt — Gianibelli's edle Gattin, —
ein Heiligthum, dem keine freche Hand
ſich nahen darf.

Nunez (verlegen).

Auch ſoll ich Euch, mein Fürſt,
vor Federico warnen.

Parma.

Und weshalb?

Nunez.

Er führet heut' der Schotten tapf're Schaar,
und hat geſchworen im Gewühl der Schlacht
Euch aufzuſuchen.

Parma.

Finden ſoll er mich,
ich werd' ihm ſteh'n. —

Nunez.

Doch wird der Stolze nicht
bis zu dem hohen Ziel gelangen, denn
Albano wird ihn, eh' er dies erreicht,
ermorden.

Parma.

Und das wagt Ihr mir zu ſagen?
Glaubt Ihr, daß ich des Meuchelmords bedarf,
wenn ſich ein tapf'rer Feind, Mann gegen Mann
mir ſtellt? — Geh', Feiger, fort aus meinen Augen.
(Nunez zieht ſich zurück. Parma winkt ihm zu verweilen.)
Fernando Nunez! Noch bin ich den Dank
Euch ſchuldig, daß Ihr mir in jener Nacht
das Leben rettetet. — Mit Gold werd' ich
Euch dafür königlich belohnen! — Geht! —
(Nunez bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Zehnter Auftritt.

Guaſto. Edmund. Vorige.

Parma (zu Guaſto).

Nur einen Augenblick!
(haſtig zu Edmund.)
Der Telligny
muß hier in meiner Nähe ſein. Geh', führ'
ihn ſchnell hieher.
(Edmund ab. Zu Guaſto.)

Nach St. Jacobus ſchickt
zwei Fahnen dem Camillo — drei Gamboa,
das Uebrige führt nach St. Georgen's Schanze
und dort erwartet mich; bald werd' ich folgen.

Guaſto.

Schnell ſoll, was Ihr befohlen hab't, geſcheh'n.

(Guaſto ab.)

Eilfter Auftritt.

Parma. Nunez.

Parma.

Seid Ihr noch hier?

(nach einigem Nachdenken.)

Geht in den Kampf, folgt dort
den alten, ehrenwerthen Schaaren, ſucht,
was Ihr verloren, in den Reihen der
Wallonen wieder, — Eure Ehre!

(Nunez ab.)

Zwölfter Auftritt.

Parma. Telligny. Edmund.

Parma (giebt Edmund ein Zeichen, ihm ſein Schwerdt zu geben).

Ritter!
nehmt dieſes Schwerdt, mit ihm die Freiheit, doch
nur unter dem Verſprechen, heute nicht
zu fechten, heute gilt ein Mann wie Ihr
zu viel.

Telligny.

Was nützte mir die Freiheit, Herr!
tönt mir die Schlachtmuſik des Vaterlands
und ich darf ihrem lauten Ruf nicht folgen.

Parma.

Die Pflichten gegen Euer Vaterland
erfüllet heut' auf eine andre Weiſe.
Eilt ſchnell mit Edmund hin zu Eurem Volk,
ſucht Federico auf; geſchliffen iſt
Albano's Dolch für ihn, ſchützt Euren Feldherrn! —
Nie ſage man, daß Herzog Parma's Feinde,
wenn er es hindern konnte, durch die Hand
des Meuchelmords gefallen ſind! — Auch ſagt
Gianibelli: wo des Todes Sichel
am wild'ſten mähe, könn' er Parma treffen!
Ich würd' ihm ſteh'n! Nun eilt, ſo ſchnell Ihr könnt!
(Er reicht ihm das Schwerdt. Telligny nimmt es.)

Telligny.

So nehmt mein ritterliches Wort, Herr Herzog!
Nur für den Freund, nicht für das Vaterland
eil' ich zum Kampf!

Parma.

So geht mit Gott, Herr Ritter
(Telligny geht mit Edmund eilig ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Ein ſpan'ſcher Offizier. Vorige.

Offizier (kommt eilig auf die Bühne).

Mein Fürſt! Gamboa ſchickt mich eiligſt her

und läßt Euch melden, daß der Feind mit Macht
ſchon zwiſchen Sankt Georgen und der Pfahlſchanz
den Damm erſtürmt. — Er ſcheint auf dieſem Punkt
die größte Streitkraft zu vereinigen.

Parma.

Sagt an Gamboa, daß ſchon die Wallonen
im Marſch ſind, um ihn zu verſtärken, daß
ich eilen würde, ſelbſt dort einzutreffen.

(Offizier ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Freie Gegend ohnweit des Kowenſteiner Dammes. Man hört in der Nähe Kanonendonner und Musketenfeuer, Trommeln u. ſ. w. Gianibelli, den linken Arm in der Binde, von mehreren Bergſchotten geführt und einem Wundarzt begleitet, tritt auf.

Gianibelli.

Nicht weiter, lieben Freunde, laßt mich ruh'n,
dort unter jenes Baumes Schatten ſetzt
mich nieder!

(ſie ſetzen ihn auf eine Raſenbank.)

Kameraden, nein, nicht hier,
nur dorthin laßt mich ſchau'n — dort ſteht der Feind!

Wundarzt.

Mein edler Ritter! Ruhe iſt Euch noth,
durch ſie allein könnt Ihr Geneſung hoffen.

Fünfzehnter Auftritt.

Telligny. Vorige.

Telligny (im Hereinſtürzen).
Zu ſpät, es iſt geſcheh'n! — Er iſt gemordet!

Gianibelli (bewegt).
So mußt' es enden! — Durch des Mörders Hand.
(Pauſe.)
(ſchnell auffahrend.) Doch Telligny, hier iſt der Platz nicht, wo
dem Vaterland Ihr nützen könnt. Dorthin
nach St. Georgen eilt, dort führt zum Kampf
die Schaaren! — Jubelnd werden ſie, die ſchon
Entmuthigten, dem alten Führer folgen
und ſiegen! Dort thut's noth! Der Damm war ſchon
erſtürmt, — da ſank ich nieder! — Friſche Truppen,
Wallonen rückten an, ich ſah, wie jetzt
die Unſern wichen. Was ich kühn erkämpft,
es ward verloren. Eilt! nur dorthin ruft
die Ehre, ruft das Vaterland.

Telligny.
Ich darf
nicht fechten an dem heut'gen Tag, ich gab
mein Wort an Parma.

Gianibelli.
Ihr gabt Euer Wort?
Das konntet Ihr? — Und kehrt zu uns und wollt

den Kampf der Waffenbrüder nur von fern
mit anſehn? (ſchiebt ihn bei Seite. Mit Bitterkeit.)
Tretet doch zurück, dort ſteht
der Feind, ich darf ihn aus den Augen nicht
verlieren! — Nun ſo tretet doch zurück! —

Telligny.

Gianibelli! nur um Euch ward ich
von Parma hergeſandt, um Euch zu warnen,
zu retten vor Albano!

Gianibelli.

Mich? — Ihr? — mich! —
von Parma?

Telligny.

Ja, von ihm! — Ich kam zu ſpät! —
(Pauſe.)

Gianibelli.

Gebeugt vor ſeines Feindes hohen Sinn
zu ſtehn, ſchmerzt tiefer als der Wunde Brennen.
(zum Wundarzt.) Sagt, lieber Meiſter, iſt die Wunde
tödtlich?

Wundarzt.

Nein, edler Ritter, tödtlich iſt ſie nicht,
doch Ruhe und Gelaſſenheit iſt noth.

Gianibelli.

Nicht tödtlich? Nun da hat der Schurke ſchlecht
gezielt! Nun kann ich doch, iſt Gott gerecht,
das Siegespanner über dieſe Stadt
noch flattern ſehn. Nun liegt der Tod doch noch

in meiner Macht; — er muß erſcheinen mir,
wenn ich's gebiete.

(Pauſe. In der Ferne hört man während dem Kanonendonner den Nationalmarſch der Schotten, Gianibelli ſpringt auf, Telligny und der Wundarzt halten ihn zurück.)

Freunde! ha, das iſt
der Siegesmarſch der braven Schotten. Horcht!
Sie greifen an! Nur drauf, Ihr wackern Helden,
nur drauf! die Hellebarden nur geſenkt —
nur drauf auf dieſe ſpan'ſchen Geier, drauf!

(er ſinkt erſchöpft nieder. Der Marſch fährt fort, doch entfernter. Das Schießen wird ſtärker.)

Arzt.

Er wird ſich tödten!

Telligny.

Welch ein Heldengeiſt!
wohl würdig, einem Parma gegenüber
zu ſteh'n.

(Trompeten ſchallen, ein andrer Marſch beginnt. Gianibelli fährt wieder auf.)

Gianibelli.

Das iſt der laute Siegesruf
der niederländiſchen Trompeten! Horcht!
wie hell ſie durch die Lüfte ſchmettern. Auf,
ihr Braven! auf! — folgt Morgan! nur hinauf,
den Damm hinauf! Du wackrer Albegonde!
Antwerpens Banner pflanze dort. Es weh'
als Todeszeichen überall dem Feind
entgegen.

Sechszehnter Auftritt.

Offizier (im Hereinſtürzen).

Herr! der Damm ward jetzt erſtürmt,
St. Albegonde ſchickt mich, Euch die Kunde
zu bringen. Morgan mit den Schotten, wir,
die Fahnen von Antwerpen, ſtürmten drauf —
der Sieg iſt unſer! — Nach St. Jacob hin
bringt nach der Schotte, nach der Pfahlſchanz wir,
dem Maulwurf gleich, wühlt Alles in der Erde,
und bahnt der Flotte ihren neuen Weg!
Hört Ihr die ſchott'ſche Pfeife? Noch ruft ſie
zum Kampf — noch ſchmettern luſtig die Trompeten.

Gianibelli (der während der Erzählung gen Himmel geſchaut, feierlich:)

Gerecht iſt Gott! (Pauſe.)
Nun will ich freudig enden.

(Soldaten bilden von ihren Gewehren eine Trage, Gianibelli fortzutragen.)

Fünfte Abtheilung.

Erſter Auftritt.

(Spaniſches Lager.)

Parma. Mansfeld. Guaſto. Mondragon, mehrere Offiziere.

Parma.

Ich dank' Euch, werthe Herrn und Freunde. — Was
der feſt Muth, die Tapferkeit vermag,
habt Ihr gezeigt, durch Thaten es bewieſen.
Des Feindes kräft'ger Angriff konnte wohl
erſchüttern Euch, doch Euern Muth nicht beugen.
An einem Augenblick hing die Entſcheidung.
Sie haben ihn verſcherzt in eitlem Wahn, —
wir ihn benutzt mit Heldenmuth.

Mondragon.

Das iſt
des kühnen Geiſtes höchſte Größe! Wenn
das Glück mit der Gelegenheit an ihm
mit flücht'ger Eil' vorüberſchwebt, es dann
mit ſich'rem Blick und kühner Hand zu faſſen,
und es zu zwingen, neben ihm zu ſteh'n.

Parma.

Schon haben Rath und Bürger von Antwerpen
auf leibliche Bedingung unterhandelt,
und ins Geheim verſprochen mir noch heute

die Stadt zu übergeben. Tellignу,
St. Aldegonde nur, ſind noch dagegen.

Guaſto.

Gianibelli, dieſer Trotz'ge, nicht?

Mondragon.

An ſeinen Wunden liegt er ſchwer danieder.

Guaſto.

Weh' ihm! fällt lebend er in Eure Hand!

Parma.

Der Sieg iſt mein! Der Kampf iſt nun beendet,
Antwerpen öffnet mir die Thor', ich ziehe ein
den Oelzweig in der Hand, der Krone Spanien
den köſtlichen Juwel treu zu erhalten.
Gianibelli iſt vernichtet! — Mir
nicht gegenüber mehr, ſteht dieſer Kühne,
zu meinen Füßen liegt er überwunden. —
Ich werd' ihn nicht zertreten! —

Guaſto.

Und doch wird
er ſtolz auch jetzt den Blick zu Euch erheben.

Parma.

Wird er dem Unglück ſelbſt mit kühnem Muth
begegnen, beugt ſein Stolz ſich nicht, muß ich
ihn achten.

Guaſto.

Gnäd'ger Herr! verzeiht, wenn es

mich dünkt, als ob die Großmuth Euch zu weit
geführt; Gianibelli iſt Rebell.

(Parma ſieht ihn ſtolz an, ohne zu antworten.)

Mondragon (geht auf Guaſto zu und faßt ſeine Hand).

Verlaſſen hatte einſt das Pantherthier
den mächt'gen Löwen, ſeinen edlen Herrn.
Da zog in ſeinem Grimm der Löwe vor
des Undankbaren Höhle, wo er wohl
verſchanzt, dem Könige der Thiere trotzt.
Doch, als der Hunger endlich ihn beſiegt,
als keine Rettung mehr ihm übrig blieb,
da ſtürzt mit Heldenmuth das Pantherthier
aus ſeiner Höhle auf den Löwen ſich,
und fordert ihn zum ehrenvollen Kampf.
Doch eines Jägers tückiſches Geſchoß
trifft in dem Augenblick das edle Thier,
es ſinkt! — Soll nun der mächt'ge Löwe wohl
den wehrlos Blutenden zermalmen? Soll
er das vollenden, was der Mord begann?
Ich hoffe, Guaſto, Ihr habt wohl den Sinn
der Fabel gut verſtanden?

Parma (drückt Mondragon die Hand).

(Zu Edmund).

Hört' ich nicht,
Albano ſei gefangen?

Edmund.

Ja, mein Fürſt!

Parma.

Man führe den Verräther her!

(Edmund ab.)

Noch liegt
ſein Schuldbuch offen vor mir. Ja, ich muß
noch ſchwere Rechnung mit ihm halten, aus
vergang'ner Zeit; und heute hat er ganz
ſein Maaß gefüllt; — er iſt nun reif! —

Zweiter Auftritt.

Albano. Edmund. Vorige.

(So wie Albano eintritt, giebt Parma Mondragon ein Zeichen, daß er ſprechen ſoll.)

Mondragon.

Albano!
Ihr habt den edlen Ritter Federico
Gianibelli geſtern in der Schlacht
verwundet?

Albano.

Ja!

Mondragon.

Er war Euch Herr und Freund! —
Weshalb begingt Ihr dieſe ſchwarze That?

Albano.

Zum Heil der Krone Spanien! zum Heil
des edlen Herzogs, welchen der Verräther

in dem Gewühl der Schlacht aufſuchen und
ermorden wollte.

(Parma fährt auf, faßt ſich jedoch ſchnell.)

Mondragon.

Habt Ihr alſo frei
aus eig'nem Antrieb dieſe That begangen?

Albano.

Er wär' ein Ketzer in der Ketzerſtadt
geworden, abgefallen von dem Glauben
der reinen Lehre und verdienſtlich war
mein Werk.

Mondragon.

Und keine andre Rückſicht führte
die Hand zu dieſem Meuchelmorde?

Albano.

Keine! —
Der Krone Spanien Heil, das theure Leben
des edlen Herzogs — meines Glaubens Glorie,
dies führte meine Hand; und hab' ich nicht
ſo viel gewirkt für unſre heil'ge Kirche
als jene Hand, durch die Oranien fiel,
ſo lag es nur am Opfer, nicht am Prieſter.

(Parma winkt, daß er abgeführt werden ſoll.)

Mondragon.

Hin zum Profoß, der mag das Opfergeld
Dir zahlen.

Albano (zu Parma).

Gnäd'ger Herr! dies wär' der Lohn,

daß ich den ſchon entfloh'nen Sieg zurück
an Eure Fahnen bannte? daß ich ihn,
den wilden Feind, den unverſöhnlichen
zu Euren Füßen niederwarf?

Mondragon.

Geht, beichtet!

Albano.

Gerechter Gott! ſo wär' nicht Rettung mehr
für mich?

(ſich Parma nähernd.)

Mein Fürſt, ſeht nicht die That, den Zweck
nur ſchaut, den heiligen, den reinen, — laßt
bei allem was Euch theuer, mir das Leben.

(Parma wendet ſich verächtlich ab. Albano fährt zurück.)

Wohlan, ſo höre! — (mit Hohn:)
Hin nach jener Stadt,
nach jener bunten, ſchönen Schlange ſchaut
mit lüſterner Begier Dein ſtolzer Blick! —
In ihrem Arm zu ſchwelgen hoffeſt Du?
Im eitlen Muth wähnſt Du den Lohn der That,
die ich mit meinem Leben zahlen ſoll,
zu erndten? Hoff' es nicht! Sie haſſet Dich
und mich! wir ſtehen gleich in ihrem Herzen.
Zu ihren Füßen lagen wir ja Beide,
erbettelten vergebens ihre Liebe!
Vernimm es, ſtolzer Herzog! Hör' es Parma!
Sie hat mit feierlichem Eid geſchworen,
ſich eh'r dem Tod als Dir zu weih'n, und treu

dem Schwur, folgt ſie, Dir fluchend, ihrem Gatten.
(Parma fährt zuſammen.)
Ha! Du erbebſt! — Nun führt mich hin zum Richtplatz!
Ich habe Parma vor mir zittern ſeh'n.
(Er ſtürzt ab, Mondragon winkt. Edmund folgt.)

Dritter Auftritt.

Allgemeine Stille, während welcher Parma erſchüttert daſteht. Endlich winkt er ſeinen Offizieren, ihn zu verlaſſen. Alle gehen, nur Mondragon bleibt.

Parma (dumpf vor ſich).

Ich bebte! — Ja bei Gott, er hatte Recht.
Ich fühle noch des Herzens lautes Schlagen.

Mondragon.

Mein Fürſt, mein edler, mein geliebter Fürſt.
Verzeiht dem alten Mann ein kühnes Wort.
Laßt Euch vom Schmerz nicht übermannen, bleibt
Euch treu, bleibt Herr des Schickſals, Eures Herzens!

Parma (reicht ihm die Hand).

Mein alter, väterlicher Freund! es war
ein Augenblick der Ueberraſchung nur,
der dieſes Herz ergriff, er iſt vorüber! —
Ja, Mondragon, ich will es Dir geſtehn:
Sie war, und ewig wird ſie mir es bleiben,
das Lieblichſte in meiner ernſten Welt;
drum darf ich auch ihr Glück nicht ferner trüben! —
Liegt ſein Geſchick in meiner Hand, hat er

noch nicht geendet — mag er leben und
für ſie! — Ich für den Ruhm, — das Vaterland —
(gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer in Gianibelli's Wohnung.

(Johanna kommt aus Gianibelli's Zimmer, Telligny aus der andern Thüre herein.)

Telligny.

Was macht Gianibelli? —

Johanna.

Du frägſt nach ihm?

Telligny.

Und ſollt' ich nicht? Er iſt ein edler Mann,
ein hoher Geiſt entflammt zur Thatkraft ihn.
Wenn ich ihn auch nicht liebe, acht' ich ihn.

Johanna.

Er iſt erwacht! — Der Siegestraum der ihn
umſchwebte, hat ihn wunderbar geſtärkt.
Noch weiß er nicht, daß ſeine Hoffnung ihn
betrog. Mit Siegesruf begrüßte er
den jungen Tag. Mir blutete das Herz,
dacht' ich, daß dieſes herrliche Erwachen,
daß dieſe täuſchende Begeiſterung,
die letzte milde Gabe ſei, die er
aus ſeines Schickſals kalter Hand empfängt.

Telligny.

Und Ignez?

Johanna.

Scheint dem Tode ſchon geweiht.
Zum Himmel ſchaut ſie auf, wie nach der Heimath,
und ein verklärtes Himmelslächeln ſchwebt
auf ihren bleichen Lippen. — Als ſie geſtern —
noch rollte dumpf der Donner der Kanonen —
zum Hafen ging, das Volk, das jubelnde,
im Siegeswahn ſie feierlich begrüßte
und demuthsvoll ſie durch die Reihen ſchritt;
da ſah ich nur in ihr die Himmelsbraut,
die, einem Opfer gleich, zum Tempel zieht.

Telligny.

Sie naht! —

Fünfter Auftritt.

Ignez. Vorige.

Ignez.

Johanna, ſei willkommen mir.
Verlaß mich heute nicht, laß heut' uns noch
des Lebens letzten, bittren Tropfen ſchlürfen;
denn trügt mich eine innre Stimme nicht,
ſo endet meine Wonne wie mein Schmerz
mit dieſem Tag.

(Johanna ſinkt weinend an ihre Bruſt.)

O weine nicht, Johanna!
Ich habe lange ſchon mit mir, und mit
der Welt und ihren Träumen abgeſchloſſen.

Mit dieſem Tag iſt meines Lebens Traum
beendet, und ein ſchöner Morgen dämmert
mir, der Erwachten, lieblicher entgegen. —
Laß uns die kurze Spanne Zeit nur ſtill
ergeben, aber freundlich noch durchwandeln.

(Sie umarmt Johanna. Pauſe.
Sie ſchellt, Antonio tritt ein.)

Hier in dies Zimmer führet Euren Herrn.

(Antonio und mehrere Bedienten gehen in
Gianibelli's Zimmer.)

Ihr waret niemals Freunde, Telligny!
Du haſt ihn nie geliebt, Johanna! — Doch
ich bitt' Euch, kommt ihm liebevoll entgegen
und träufelt nicht noch Wermuth in den Becher,
den überall das Schickſal ihm gereicht.
Vergeſſet, Telligny! den ſtolzen Sinn,
der Euch ſo oft gekränkt. — Vergiß, Johanna,
ſein Ungeſtüm, das Dich ſo oft betrübte.
Das Herz mit ſeiner Gluth deckt bald das Grab,
und eh' ſich's ſchließt, reicht ihm verſöhnt die Hände.

Sechſter Auftritt.

Gianibelli (von Antonio und Bedienten geſtützt).

Gianibelli (zu Antonio).

Dorthin, daß ich ins Freie blicken kann.

(ſie rücken den Seſſel.)

So recht! Nun geh', Antonio!

(Antonio und Bedienten ab.)

Schon hier,

Johanna? und Ihr, Telligny? Seid mir
willkommen, Ritter! (er reicht ihm die Hand, die Telligny ergreift.)
Sagt, wie ſteht's? — Sind ſchon die Schiffe alle in dem Hafen? Still
iſt's ja, als wie im Grab; — iſt ſchon der Jubel vorüber?

Ignez.

Theurer Gatte! länger nicht
verhehl' ich Dir, was wir verſchwiegen haben.
Das Glück hat uns verlaſſen, Parma hat
geſiegt, die Sonne geht am Sterbetag
Antwerpens heute trüb' und traurig auf!
(Gianibelli ſieht ſtarr vor ſich hin.)
Wir wollten Dir den ſüßen Schlummer nicht
durch dieſe Nachricht rauben, — deshalb ſchwiegen
wir geſtern.
(lange Pauſe.)

Gianibelli.

Parma hat geſiegt? ſo fällt
Antwerpen, meiner Thaten Flug iſt nun
gelähmt; geendet iſt mein Tagwerk! Dank
Dir, meine Ignez! daß den ſanften Schlaf,
den ſchönen Siegestraum Du mir gegönnt,
und jenes herrliche Erwachen.
(Pauſe.)
Ich ſah
die Morgenſonne ſtrahlend ſich erheben,
ich glaubt', es ſei mein ſchönes Lebensbild;

doch es war nur der Abendſonne Gold,
die mich zum Heimgang mahnend, noch umſtrahlte.

Siebenter Auftritt.

Albegonde. Vorige.

Albegonde.

Gianibelli, armer Freund! O daß
ich Euch die Schreckensnachricht bringen, Euch
verkünden muß.

Gianibelli.

Ich bin gefaßt, ſprecht frei.

Albegonde.

Ein Schreiben Parma's fordert unſre Stadt
zur Uebergabe auf, nur wenn ihm heute
die Thore noch geöffnet werden, bietet
er Gnade. Tobend, ungeſtüm, verlangt
das Volk, daß man auf billige Bedingung,
die er verſpricht,

Gianibelli (einfallend).

doch nimmer halten wird,

Albegonde.

die Thore öffnen ſoll. Die Noth zwingt uns

Gianibelli (finſter).

In's Joch!

Aldegonde.

Hört mich, mein werther, theurer Freund!
Die Flotte iſt vernichtet, niederſanken
drei Tauſend von den Unſern auf dem Kampfplatz.
Den ſchon errung'nen Sieg entriß der Feind
uns wieder und mit ihm die letzte Hoffnung.
Antwerpen fällt in Parma's Hand. — Doch ſeid
gewiß, daß Eurer wir gedenken, nie
uns unterwerfen, ohne daß des Herzogs Gnade
für Euch, mein theurer Freund, geſichert ſei! —

Gianibelli.

Von ihm verlang' ich, mag ich nichts. Ich halte
in dieſer Hand, der freien, feſſelloſen,
mein Schickſal ſelbſt. Am Kowenſteiner Damm,
ſo ſagt' ich Euch — da grünt der Lorbeer mir,
wo nicht, grünt die Cypreſſe, — und ſo ſei's!

Aldegonde.

Ihr ſteht auf dieſem Kampfplatz nicht allein,
es tritt die Gattin mahnend neben Euch.

Ignez.

Sie folgt! — Die Liebe, Aldegonde! ſtirbt
nicht in des Todes kaltem Arm. Sie iſt
unſterblich, wie des Menſchen freier Geiſt,
und hebt ſich muthig aus dem Erdenſtaube
gleich ihm, verklärter, himmliſcher empor.

Gianibelli (zu Aldegonde).

Was ſeht Ihr mitleidsvoll auf mich herab?

Wer ſo wie ich des Lebens Luſt genoſſen,
wer ſo wie ich, der Liebe Kelch geleert,
der kann mit Freuden ſich vom Leben trennen.

(Pauſe)

Der Ehrgeiz griff in meiner Jugendzeit
mit eiſerner Gewalt in mein Gemüth,
er trieb mich auf die Bahn des rauhen Kriegs,
er flocht mit blut'ger Hand mir Lorbeerkränze;
ich ſchlürfte ſeines Tranks berauſchend Gift,
und todt für alles Andre fröhnt ich nur
dem Götzen, der mir reichlich auch gelohnt!
Da ſah ich ſie, und eine neue Welt
gar wunderlieblich trat vor meinen Blick
und die Natur, die mir ein Leichenfeld
geſchienen, ward zum Blumenteppich mir, —
auf dem ich jede Farbe meines Innern,
auf dem ich meiner Liebe Blüthe fand;
und als mit jungfräulicher Scham ihr Mund
der Liebe Glück mir leis verkündete,
ich ſie in meine Arme ſchloß, entglüht
zum erſtenmal ſich Lipp' an Lippe preßte,
da fühlt' ich erſt, daß auf der Liebe Schwingen
der Menſch zum Himmel ſchwebt. — Ja, Ignez, ja,
wer liebend Dich an ſeine Bruſt gedrückt,
wer einen Tag die Seligkeit genoſſen,
den hat des Lebens ſchönſter Kranz geſchmückt.
Ein ſolcher Tag hat mit dem Leben abgeſchloſſen.

(Ignez beugt ſich weinend über ihn.)

Albegonde.

So hätt' ich hier vollendet, und die Pflicht
ruft mich zu einem ernſten Todtenamt.
Dein Grab, Antwerpen, öffne ich! — Lebt wohl,
Gianibelli! theurer Freund! lebt wohl! —

Gianibelli.

Lebt wohl für eine beſſ're Zeit, lebt wohl
für eine beſſ're Welt! — Noch einmal reich'
ich meine Hand dem freien Mann, ich drück'
ihn an mein Herz — (ſie umarmen ſich) — mit Liebe.

Albegonde.

Lebet wohl!
(er geht ab.)

Achter Auftritt.

Vorige, ohne Albegonde.

Gianibelli (Albegonde nachblickend).

Mein treuer Freund! mein theurer Albegonde!
Das Lebewohl war für die Ewigkeit.
(Pauſe.)
Die Sonne ſinkt und kehrt am Morgen wieder,
es fällt das Laub, der Schnee bedeckt die Flur,
da ſenkt der holde Frühling ſich hernieder
und neu erwacht die keimende Natur;
und alles Hingeſtorbne wird zum neuen Leben,
in neuer Pracht verſchönert ſich erheben;
nur nicht der Menſch! er geht und kehret nimmer,

ihn wecket nicht der Frühlingsſonne Licht!
er ſchwebet himmelwärts zum Sternenſchimmer,
zur Erdenheimath kehrt der Pilger nicht.

(Pauſe.)

So ſoll's getrennt ſein von dem ſchönen Leben,
von allem Lieblichen der jugendlichen Welt?
Nun wohl! Doch ernſt, wie ich im Leben ſtand,
will ich auch ernſt mich von ihm trennen, ich
will kämpfen um den letzten Funken, will
nur enden mit dem Schwerdt in meiner Hand.
Noch einmal will ich die Entmuthigten
zum Kampfe rufen! — Telligny! ſeid Ihr
bereit, mich zu begleiten? —

Telligny.

Gern! Wir haben
nichts zu verlieren mehr, nur zu gewinnen. —
Für's Vaterland zu ſterben iſt ſo ſchön;
gewiſſen Tod's ſich ihm zu weih'n noch ſchöner!

Gianibelli.

So führt mich nach dem Marktplatz hin — nur ſchnell,
es hängt an jeglicher Minute der Erfolg.

(er erhebt ſich).

Agnez.

In dieſer Stunde ſollten wir uns trennen?
Ich folge Dir!

Gianibelli (ihr die Hand reichend).

Mein treues Weib!
(zu den Andern:) Nun fort! —
(Alle ab. Gianibelli wird geführt.)

Neunter Auftritt.

Marktplatz von Antwerpen. Rathsherren, Volk, und einige niederländiſche Offiziere und Soldaten ſtehen gruppirt, gleich darauf St. Aldegonde.

Erſter Rathsherr.

Es iſt vergebens — wüthend dringt der Pöbel
auf Uebergabe, — tollkühn wäre noch
der Widerſtand.

Zweiter Rathsherr.

Antwerpen ſinkt! —

Erſter Rathsherr.

Wer kann
dem Schickſal ſich entgegen ſtemmen!

Schmidt (im Hervortreten).

Was
hilft Euch, Ihr Herr'n, das Reden? — Handeln müßt
Ihr jetzt, — die Zeit nicht ſo vergeuden! — Seht,
dort ſtehen muthvoll die Soldaten — hier
manch' braver Bürger — wenig freilich nur! —
Ein Wort von Euch — wir ſtehen auf, — befehlt;
wir ſchleudern die von Uebergabe ſprechen

mit kühner Fauſt darnieder. — Sprecht, befehlt,
ich ſammle ſchnell die Treuen.

Erſter Rathsherr.

Schweigt und geht.

Mehrere Bürger (zu den Rathsherren).

Nun habt Ihr bald beendet? — Lange ſchon
erwartet Parma Eure Antwort.

Ein Andrer.

Macht
ein Ende, ſonſt thun wir es wahrlich ſelbſt.

Krämer.

Laßt ſie nur reden, haben andre doch
vom Rath für's Beſte unſrer Stadt geſorgt;
nicht lange mehr, ſo zieh'n die Spanier ein.

Schmidt.

Du ſinkſt in Trümmern, theure Vaterſtadt!

Krämer.

So hört doch, Nachbar ...

Schmidt (ihn unterbrechend).

Nachbar? Dort wo wir
in Reih' und Glieder ſtanden, und der Feind
uns gegenüber, da nur konntet Ihr
mein Nachbar ſein — nicht hier! — Nicht gleiche Mauer,
ein gleiches Herz, ein gleicher Sinn, das iſt
die wahre Nachbarſchaft für brave Bürger.

(Aldegonde tritt auf, die Bürger grüßen.)

Zweiter Rathsherr (zu Adegonde).

Zieht er von dannen?

Adegonde.

Nein, er weicht nicht, bleibt.

Zweiter Rathsherr.

Das dacht' ich wohl! — ſo mußt' er handeln. — Nun
fahr' wohl, du edler Rittersmann! fahr' wohl!
(Gemurmel, Bewegung im Volke.)
Was iſt's? wer naht? — Bei Gott, Gianibelli!
(Das Volk macht ehrerbietig Platz.)

Zehnter Auftritt.

(Gianibelli von Tellingy geführt. Agnez, Johanna, einige niederländiſche Offiziere begleiten ihn.)

Gianibelli (zu den Seinen).

Hier will ich bleiben! hier auf dieſem Platz.
(zu den Bürgern.)
Hört mich, Ihr treuen Bürger dieſer Stadt,
hört mich zum letzten Mal! — Verzweifelt nicht!

Erſter Rathsherr.

Hier iſt nichts mehr zu thun, mein werther Ritter,
hier iſt's vorbei. Wir ſind verloren! nur
ein Wunder könnte uns noch retten.

Gianibelli.

Greift
mit muthigem Vertrau'n in Eure Bruſt,

dort ſucht den Glauben an Euch ſelbſt, das iſt
die Wunderkraft, die noch die Freiheit Euch
erretten kann! Setzt Euer Leben dran
und weihet Euch dem Tod für's Vaterland.

Erſter Rathsherr.

Es wäre tollkühn, noch das Schwerdt zu ziehn.

Gianibelli.

So laßt in Eurer Scheid' es roſten, denn
fortan hat's Ruh und Friede. —
(er tritt unter ſie.)
Aldegonde!
Ihr wackern Bürger von Antwerpen! hört,
o hört die Worte eines Sterbenden!
Gedenket Alba's! denket ſein und kämpft
ſo lange noch ein Stein den andern deckt,
ein Tropfen noch von Eurem Herzblut rinnt,
ein Pulsſchlag Euch ans Leben mahnt. Eilt ſchnell
hinaus zum Kampf. Die Trunknen ſchwelgen jetzt
in Siegestaumel, überraſchet ſie.
Ich führ' Euch an, in einer Sänfte zieh'
ich vor Euch her und über meine Leiche
treib' Euch Verzweiflung durch den Tod zum Leben.
(ſinkt ermattet einem Umſtehenden in die Arme.)

Schmidt.

Wir folgen Euch, Herr Ritter!

Niederländiſche Offiziere.

Bis zum Tod!

Telligny.

Nun wackre Bürger! auf! Die Partiſane
zur Hand, ſtellt Euch in Reih' und Glied, und wer
des Vaterlandes Wohl im Herzen trägt,
der folge dieſem edlen Rittersmann
und mir! — Ihr ſchweigt? ſteht muthlos? — Feige Seelen,
Ihr wollt das Letzte, was Ihr noch beſitzt,
ein elend Sclavenleben, wollt Ihr nicht
an Eure Freiheit wagen? — Nun ſo hört
die Ketten raſſeln, tanzt zu der Muſik! —
(verächtlich) Ihr war't des Blut's nicht werth, das für Euch floß! —

(er zieht ſein Schwerdt. Zu den Soldaten.)

Wem noch ein tapfres Herz im Buſen ſchlägt,
der folge! —

(Gianibelli erhebt ſich, Albegonde, die Soldaten auch, einige Bürger rotten ſich zuſammen, indem ertönt in der Ferne der Marſch der Wallonen, der immer näher und näher kommt.)

Gianibelli.

Ha! Verrath! — Zu ſpät! zu ſpät!
ſie nah'n! ſie nah'n! Das iſt der ſpan'ſche Marſch. —
Ich kenne dieſe Töne, haben ſie
doch oft zum blut'gen Tanze mir geſpielt.
Lebt wohl, mein Albegonde.
(zu den Offizieren.) Lebet wohl,
Ihr Freunde! (Muſik tönt näher.)
Hört Ihr's, wie es tönt und nah
und immer näher ſchallt? Nein, Parma! nein!

ich falle lebend nicht in Deine Hand.
Der Tod ſei mein Triumph.

(er reißt den Verband ab und ſinkt nieder. Ignez kniet neben ihn und küßt ſeine Hand, er legt ſie auf ihr Haupt.)

Die Liebe bis
zum Tod — den heil'gen Schwur — haſt Du getreu
gehalten — bleibe — treu — auch nach dem Tod!
(ſtirbt.)

Telligny.

Barmherz'ger Gott, es iſt geſcheh'n!

Johanna (die auf der andern Seite niedergekniet iſt).

Nimm ihn
in deinen Schooß, Erbarmer, gnädig auf.

Eilfter Auftritt.

Spaniſche Truppen.

Parma, Mondragon, Guaſto, Mansfeld, Nunez, ſpaniſche Offiziere.

(Die Muſik ſchweigt.)

Parma (im Hereintreten.)

Was ſeh' ich! Federico!

Telligny.

Ach, zu ſpät
mein Fürſt, es iſt geſchehn.

(Parma will ſich Gianibelli nähern.)

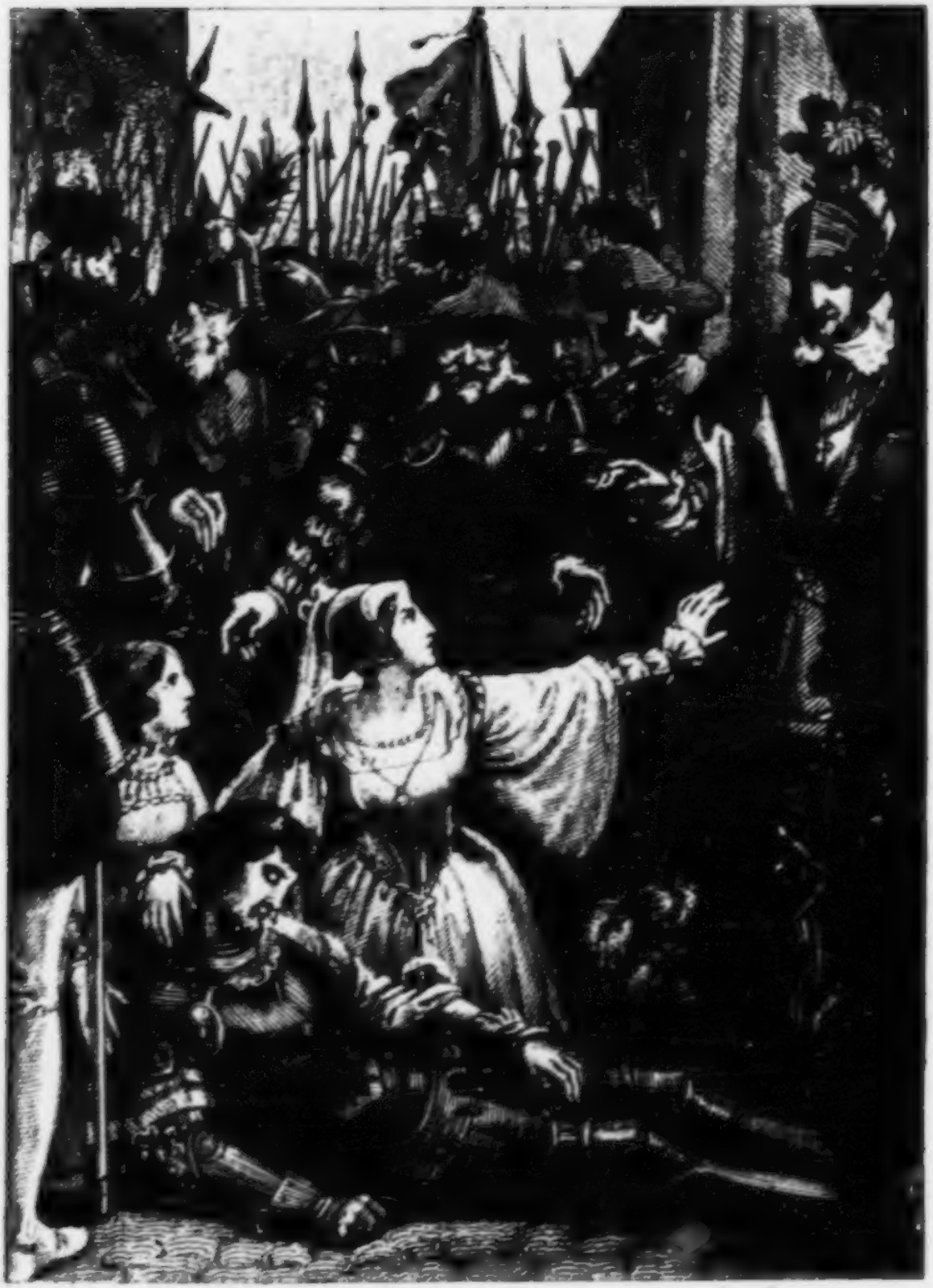

Ignez (ſich langſam erhebend).

Zurück! zurück!
naht Eurem Opfer nicht, — nicht mir! Er ſteht
im Tod, ſo wie im Leben zwiſchen uns.

Parma.

Verkennt mich nicht, verehrte, edle Frau!

Ignez.

Ich kenn' Euch wohl! Ihr ſeid das Schreckensbild,
das meiner Jugend Himmelstraum zerſtörte.
Euch folgt der Todesengel meines Glücks,
der, ſeit Ihr mir zum erſtenmal erſchien't,
mit ſeinen ſchwarzen Flügeln mich umrauſchte,
und der auch jetzt zernichtend vor mich tritt!
(Parma tritt einen Schritt näher.)
Naht Eurem Opfer nicht! — Bleibt fern von mir,
ehrt meinen Schmerz! — Laßt ruhig mich hinüber
mit ihm ins Land des ew'gen Friedens ziehn! —

Nunez.

Mein Kind, mein armes Kind
(ſie wendet ſich ab und trinkt aus einem Fläſchchen.)
o hör' die Stimme
des Vaters!

Ignez.

Hatt' ich einen Vater? — Ja
Ihr ſeid's, den ich ſo nannte. — Aber ſchweigt!
Weckt ihn nicht auf, Ihr ſeht, er ſchlummert ſanft,

der Tod hat ihm die Augen zugedrückt, —
Weckt ihn nicht auf! — Auch ich will ſchlafen gehn —
Seht dort — wo die Vergeltung thront — da theilen
die dunkeln Wolken ſich — im Sonnenglanz
eröffnen ſich die gold'nen Himmelspforten! — —
Ein Engel ſenkt aus lichter Höhe ſich
zu mir herab. — Er nimmt auf ſeinen Schwingen
mich auf — er trägt mich hin — zu ihm! — zu ihm! —
(Sie ſinkt in ſich zuſammen in Johanna's Arme.)

Parma.

Gerechter Gott!

Johanna.

Das Auge bricht! — Sie ſtirbt —

Parma (hervortretend:)

(Alles tritt zurück. Tellignv, Johanna, St. Aldegonde. Niederländer bleiben um die Todten gruppirt.)

Das Schöne ſank, es ſtrahlt im Himmelsglanz
nicht mehr das holde Auge, ſchlägt nicht mehr
das treue Herz, des Todes Arm hat nun
das Herrlichſte der Erde mir entführt.
(ſich zu den Todten wendend.)
Ruht ſanft, Ihr Treuen! — Eine Gruft verein'
Euch beide — ruhet ſanft. — Das iſt vollbracht!
Nun ſchweige, Herz, der Zauber iſt gelöſt!
Zurück in ſeine Welt tritt Parma wieder.
(zu Aldegonde.)
Ihr ſeid Herr Marnix von St. Aldegonde,
Antwerpens erſter Bürgermeiſter?

Albegonde.

Ja!

Parma.

Nur näher. (Albegonde bleibt auf ſeinem Platze. Zu den Rathsherrn:)

Auch Ihr Andern!

(Die Rathsherrn nähern ſich und beugen die Knie.)

Stehet auf!

kniet nur vor Gott!

Zweiter Rathsherr.

Mein Fürſt, gedenkt in Gnaden
der unglückvollen Stadt, verfahrt nicht ſtreng!

Parma.

Ich bin nicht Alba!

(er winkt, daß ſie ſich entfernen ſollen.)

(Der Vorhang fällt.)

In das Stammbuch eines verwachſenen Mädchens.

Freundſchaft möge das Vergißmeinnicht Dir reichen,
Was die Liebe Deiner Blüthenwelt entzieht,
Und die Sehnſucht mög' in Deinem Buſen ſchweigen,
Wenn die Jugend ungenoſſen Dir entflieht.
Ach die Wünſche die der Frühlingswelt entſteigen
Das Verlangen, was auf Roſenlippen glüht,
Weckt nicht immer Wonn' und ſüßes Sehnen,
Ach es iſt ſo oft der Quell der Thränen.

Trinklied.

Ohne Wein und ohne Minne
Iſt die Welt ein Burgverließ;
Nur der Wein und nur die Minne
Machen ſie zum Paradies.
Kann ich aus dem Becher nippen,
Schlürf' ich ächten deutſchen Wein,
Küß' ich deine Purpurlippen,
Kann ich nur im Himmel ſein.

Denn ein goldgefüllter Becher,
Den die Reſ' und Myrthe kränzt,
Welchen dem beglückten Zecher
Deine ſchöne Hand kredenzt;
Und ein Kuß von Deinem Munde,
Schon ein Druck von Deiner Hand,
Hebt mich noch zu ſelber Stunde
Zu der Engel Vaterland.

Der alte Minneſänger.

Von der Liebe mächt'ger Allgewalt
  Kühn dem Arm der grauen Zeit entriſſen,
Schweb' ich in des Miniſtrels Geſtalt
  Hin, die Purpurlippe ihr zu küſſen.
Und der Hauch, der glühend mich umweht,
  Und der Nektar, den ich gierig ſauge,
  Er verjüngt mich, und ich Trunkner tauche
In das Feuermeer, das lockend vor mir ſteht.

Gleich dem Salamander ſchweb' ich dann
  Neu geſtärkt von dieſem Flammenbade
Kühn und kräftig immer himmelan!
  Ew'ger Frühling ſchmücket meine Pfade,
Blumen kränzen mein gelocktes Haar,
  Roſen glüh'n auf meinen friſchen Wangen,
  Und mit ſehnend glühendem Verlangen
Bin ich wieder, was ich einſtens war.

Und die Schwinge, die mich höher trug,
  Läßt mich auch mit Blumen lieblich koſen,
Wo mein Herz mit Jugendfeuer ſchlug,
  Da entblüh'n mir noch der Jugend Roſen.
Phantaſie entreißt der grauen Zeit,
  Was ſie gierig drohte zu verſchlingen;
  Mit dem Liede, das die Dichter ſingen,
Zaubern ſie ſich ew'ge Blüthenzeit.

Ja, ſo lange noch das Herz der Liebe ſchlägt,
Laut und glühend, ſehnſuchtsvoll, ſo lange
Feurig noch die Phantaſie ſich regt
Und die Minne tönet im Geſange,
Bleicht die Zeit die braunen Locken nicht,
Welkt das Herz, verwelken nicht die Blüthen.
Ach, wem ihre Purpurlippen glühten,
Dem verweht die Zeit die Roſen nicht! —

VEILCHEN.

'76.1.1/8
1342.

Leipzig Baumgartner's Buchhandlu

Vielliebchen.

Historisch-romantisches Taschenbuch

für

1842.

Von

Bernd von Guseck.

Funfzehnter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen

Des alten Meisters Harfe lehnt verklungen
Am Hügel, wo er barg sein müdes Haupt,
Nachdem sein Lied so manchen Schmerz besungen:
Der Kranz, den ihm die Liebe reichbelaubt
Und blühend hat geweiht in seinem Leben,
Er welke nicht und werd' ihm nie geraubt!
In seinem Geiste wird sein Werk Euch geben
Fortan mit Sorgfalt eines Andern Hand,
Dem Ihr schon freundlich war't in seinem Streben
Wie er vergang'ner Zeiten Bild erkannt
In treuer Forschung, wie er die Gestalten
In Clio's heil'gen Tempelhallen fand.

Daran will er gewiſſenhaft ſich halten,
Hiſtoriſch keiner Fälſchung ſich getrauen:
Doch wo des innern Lebens Wunder walten,
Wohin die Augen nur des Geiſtes ſchauen,
Da mag im freien Flug die Phantaſie
Romantiſch ſich ihr Zauberſchloß erbauen. --
O daß der jungen Kraft die Poeſie,
Harmoniſch zu verſchmelzen jene beiden
Elemente, ihren Beiſtand lieh',
Wie wäre dann mein Schickſal zu beneiden!
Betrachtet, was ich Euch geſchildert habe;
Daß es gefalle, wünſch' ich mir beſcheiden,
Und ſtets viel lieb Euch ſei Vielliebchen's Gabe.

Verzeichniß der Stahlſtiche.

Seite

Tariſa, gem. v. Fanny Corbeaux, geſt. v. H. Cook. (Titelkupfer.)

Titelvignette.

Herzensfrage, gem. v. Amerling, geſt. v. J. Krepp. (Artiſtiſche Zugabe der Verlagshandlung.)

Scene zur Erzählung: Schwert und Roſe. Gez. von M. Retzſch, geſt. v. C. Kotterba 40

Theodora, gem. v. Fanny Corbeaux, geſt. v. H. Cook 150

Scene zur Erzählung: das Wildfangsrecht, geſt. v. M. Hofmann 231

Robert, gez. v. M. Retzſch, geſt. v. C. Mahlknecht 314

Bianca, gez. v. Joh. Ender, geſt. v. C. Mahlknecht 416

Inhalt.

	Seite
Schwert und Roſe	1
Das Wildfangerecht	163
Der Schleier der Zukunft	359

Herzensfrage.*)

„Lieblich klingt das Lied zur Laute,
Das von Deiner Lippe fließt!
Wie der Frühſtrahl die bethaute
Roſe küßt und ihm die traute
Glühend will den Kelch entfalten:
So vor Deiner Töne Walten
Sich mein ganzes Herz erſchließt."

„Lockt mich auch die duft'ge Ferne
Mit des Ruhmes Lorbeerkranz,
Ach! in Deinem Augenſterne
Liegt ein Zauber, daß ich lerne
Jedem Lorbeer gern entſagen,
Weil mir dämmernd ſcheint zu tagen
Einer Hoffnung milder Glanz." —

„„Hat Euch ſo mein Lied gefallen,
Da es nur von Blumen ſang,
Soll es feuriger nun ſchallen,
Wie zum Kampf die Banner wallen,
Wie die Schwerter Funken ſprühen,
Männerherzen ſtolz erglühen
In der Ehre mächt'gem Drang."" —

*) Hierzu die Abbildung als artiſtiſche Zugabe der Verlagshandlung.

„Mädchen! Deine Saiten klingen
In Begeiſt'rung wunderſtark!
Deine Feuerworte dringen,
Wie ſie Muth und Ehre ſingen,
Ritterthaten und Gefahren,
Wo ſich Helden leuchtend ſchaaren,
Bis in meines Lebens Mark!"

„Deine freien Locken fluten
Feſſellos auf Deine Bruſt;
Deiner Augen dunkle Gluten
Sind des Schönen, wie des Guten,
Das die Erde nur kann ſchmücken,
Eines Mannes Herz beglücken,
Reicher Abglanz, unbewußt."

„Dieſen Kelch mit Blut der Reben
Klar, wie flüſſiger Rubin,
Will ich auf mein Glück erheben,
Bitte Dich, Beſcheid zu geben,
Mir in's Auge treu zu ſchauen:
Ob Dein Herz mir kann vertrauen?
Koſte, dann kredenze ihn!"

Schamhaft glühen ihre Wangen,
Als ſein Mund die Worte ſpricht;
Roſen, die am Buſen prangen,
Zittern, wie das Herz befangen —
Ihre Hand berührt die ſeine:
Ob ſie ihr zu wehren meine?
Wird ſie koſten oder nicht? — —

Bernd von Guſeck.

Schwert und Roſe.

I.

In den rothen Lichtern der aufgehenden Sonne flammten die Berge. Glanz und Fülle droben, wogendes Blätterſpiel und blauer Himmel — unten noch tiefe Schatten, wo des Meeres Flut in dunkeln Wogen über den Golf rauſchte. Der Golf von Kydonia! Vorgebirge, welche trotzig in die Waſſer hinausragen, umfaſſen ihn in weiten Bogen; ſanft erhebt ſich das Land und Berge ſchwellen, bis an die Scheitel mit wallenden Wäldern bekleidet, darüber hin ſchaut das höhere Gebirge, kühn gethürmt, und vom Morgen her, Alles überragend, der Ida; die Wiege Zeus Kroniens!

Es war eine Stunde für große Gedanken. Raſch und ſiegreich ſtieg das Licht von den Höhen hernieder, goldene Strahlen weben ſich wie eine Glorie in das Morgenantlitz der Landſchaft; da ſprang die junge Sonne, voll Kraft und Glut, wie der Süden ſie kennt, in das Leben und die See blitzte, auf ihren tauſend Wogenkämmen entzündet. Wie lag eine geiſtige Beziehung ſo nah — war aber ein Auge zum Rückblick auf Kreta's Vorzeit willig?

Das ſchöne Eiland hatte ſeine Herren oft gewechſelt. Zu der Zeit, als Muhameds Jünger in fanatiſcher Begeiſterung den Islam mit Feuer und Schwert durch die Länder trugen, war auch Kreta ihrer Herrſchaft verfallen; dann hatte es Nicepherus Phokas wieder dem griechiſchen Scepter unterworfen, bis es mit dieſem in den Beſitz glücklicher Abenteurer kam. Während nämlich in Konſtantinopel 1204 Graf Balduin von Flandern ſeinen Helm mit der Kaiſerkrone ſchmückte, hatte der Markgraf von Montferrat Kreta zu ſeiner Beute des Kreuzzugs genommen. Aber Venedig, deſſen ſchlauer Doge zwar körperlich blind, aber geiſtig um ſo ſcharfſichtiger war, hatte ſich bei der allgemeinen Ländertheilung dasjenige erſehen, was ſeinem Handel und ſeiner Seemacht günſtig lag, und es war ihm gelungen, auch Kreta für eine geringe Summe dem Markgrafen abzukaufen. Die griechiſche Bevölkerung jedoch widerſtrebte, wie überall, der abendländiſchen Herrſchaft. Seit jener Beſitznahme waren nun faſt hundert Jahre vergangen, zahlreiche Koloniſten aus Venedig hatten ein Lehnsſyſtem wie ein Netz über die Inſel geſponnen, aber noch immer regte ſich der Durſt nach Freiheit und kein Luſtrum verging, in welchem nicht hier und dort drohende Zeichen einer Empörung ausgebrochen wären.

Im Hafen regte ſich Thätigkeit, ſchnelle Boote ſchoſſen über den Golf, eine venetianiſche Galeere machte ſich bereit, die Anker zu lichten, und wiederholte Signale forderten die Zögernden am Lande zur Einſchiffung auf. Sie kamen ſehr vereinzelt, Neugierige ſammelten ſich am Strande, das Bild wurde immer bewegter, immer bunter.

Ein junges Geſchwiſterpaar ſaß, zu früher Stunde wach, auf dem platten Dache einer Villa, deren weiße Säulen zwiſchen den Laubmaſſen des Berghangs flimmerten. Das

Mädchen blickte nach dem Hafen, ihre beiden Arme ſtützten den holden Leib, der ſich etwas über die Baluſtrade neigte: der Seewind kühlte ihre Wangen und ſuchte vergebens die ſchwarzen Flechten zu heben, welche lang und ſchwer über ihre Schultern hingen. Keine Leidenſchaft malte ſich in den unſchuldigen Zügen des Kindes, nur jugendliche Neugier hatte ſie ein wenig geſpannt und es war offenbar, daß ein Befreundeter mit jenem Schiffe hinwegzog, ſonſt hätte ſie anders blicken müſſen.

So dachte jedoch der Mann nicht, welcher unter den Pinien am Hauſe vorübergieng und ſeinen Morgengruß unerwiedert ſah. Aergerlich ſchlug er ſein faltenreiches Gewand über die beleidigte Bruſt und ging zum Meere hinab. Nur die dunkelaugige Saracenenſclavin, welche verſchränkten Armes hinter ihrer Herrin ſtand, ſah ihm mit zweifelhaftem Ausdrucke nach. Endlich bemerkte ihn des Mädchens ſchlanker Bruder, welcher kaum den Knabenjahren entwachſen war.

„Sieh, Theodora!“ rief er. „Iſt das nicht Konſtantin Bortazzi?“

„Gewiß!“ erwiederte ſie munter. „Mir ſagt es der Geruch von köſtlichen Salben. — Wie es dort unten wogt! Hat dich der Vater nicht mitnehmen wollen?“

„Ich mag mit den Lateinern nicht verkehren“, rief er ſtolz.

„Ha, Leo, du wirſt ſie verjagen, nicht wahr?“ lachte ſie, den weißen Arm nach dem Schiffe ausſtreckend.

Er warf ihr einen flammenden Blick zu, welcher ſeinem hübſchen Geſichte einen Ausdruck von Wildheit gab. — „Ich hoffe es zu erleben,“ ſagte er mit einer Energie über ſeine Jahre. „Viele denken, wie ich, unter ihnen ſind Männer! Auch Bortazzi!“

„Bortazzi unter Männern?“ fragte ſie ſchalkhaft.

Eine gewaltige Bewegung, welche am Meeresufer entſtand,

machte ihrem Geſpräch ein Ende. Beide ſahen geſpannt hinab, was ſich begeben würde. Die Sclavin bog ſich neben ihnen über die Bruſtwehr und ließ ihre ſchwermüthigen Augen, die ſonſt immer zur blauen See oder zu den Bergen ſtrebten, die nähere Küſte ſuchen. Ein wüſtes Geſchrei drang herauf, die lebhafte Natur der Griechen that ſich kund, viele Arme durchfochten die Luft, aber auch Waffen blitzten im Frühſtrahl und die vielfarbige Menge drängte ſich wie eine Heerſäule zuſammen, die zum Sturme geht. Plötzlich aber ſtockte ſie und verſtummte, löſte ſich auf und lief ſchreiend auseinander, in alle Richtungen verſtiebt. Und wie die Ausſicht klar wurde, ſahen Theodora und ihr Bruder einen geſchloſſenen Trupp Geharniſchter, welcher die Volksmaſſe zerſprengt hatte und nur noch von Schimpfreden aus ſicherer Ferne, von Steinwurf und Pfeil aus Gebüſchen bedroht wurde. Die Sclavin ſchlug wild in die Hände.

Spottend zeigte Theodora nach den Flüchtigen, deren Mancher gar nicht zum Stehen kam und rief: „Sind das die Männer, von denen Du ſprachſt?“

Leo war vor Unwillen und Scham tief erröthet, er preſſte die geballte Hand auf ſein Herz, das zu ſpringen drohte. — „Wo iſt der Vater?“ rief er angſthaft. Und erſt, da er die große ſtattliche Geſtalt des Verehrten erkannte, der würdevoll vor dem Hauptmann der Geharniſchten ſtand und mit ihm zu verhandeln ſchien, athmete der Jüngling freier. Er hätte es nicht ertragen, wäre es anders geweſen! — Nach Vorlazzi forſchte er nicht, er hatte ſein blaues Gewand nur zu gut erkannt, wie es im Laufe flatterte!

Das Geſpräch des Vaters mit dem Venetianer nahm eine ernſtere Wendung. — „Ihr ſprecht von Rechten, Herr Kalergis, die mir unbekannt ſind“, rief der Hauptmann. „Was euch

in alter Zeit zugestanden hat, oder nicht, das kann hier niemals in Betracht kommen, es handelt sich nur um die Gegenwart."

„Wäret Ihr älter, Herr Provediter", erwiederte Kalergis, „so würdet ihr die Vergangenheit ehren, weil es auch eine Zukunft giebt."

„Was soll das heißen?" fragte der Venetianer rasch.

„Daß," erwiederte Kalergis, „wie die Gegenwart aus der Vergangenheit entsprossen ist, so auch die Zukunft aus der jetzigen Zeit erwachsen muß. Hütet Euch, ihre Wurzeln zu vergiften. Die Frucht entspricht immer der Saat."

„Ich bin kein Ackersmann, Eure Vergleiche zu würdigen," sagte der Krieger. „Hier ist mein Pflug!" — er schlug an das Schwert. — „So lange mir die erlauchte Republik die Aufrechthaltung ihrer Gesetze anvertraut, soll sich Niemand erdreisten, ihnen Hohn zu sprechen."

„Ihr scheint die Begriffe: Gesetz und Gewalt, zu verwechseln!" rief Kalergis unwillig.

„Um Begriffe und andere Spitzfindigkeiten kümmere ich mich nicht," versetzte der Provediteve.

„Hütet euch, Herr Antonio Contarini," rief Kalergis „daß nicht Gewalt wider Gewalt aufsteht!"

Wir haben davon eben ein kleines, lustiges Beispiel erlebt," sagte Contarini lachend. „Bemühet Euch nicht, verehrter Herr Kalergis. Der Uebelthäter ist an Bord, das Schiff hat den Anker gelichtet und fängt Wind, alle Disputation ist unnütz. Ich versichere Euch, er wird sein Recht so gut in Venedig finden, als hier. Kommt, werther Herr, Ihr seid mir sonst immer freundlich; soll uns die Kleinigkeit entzweien?"

„Kleinigkeit?" rief Kalergis. „Doch ich kann mit Euch nicht streiten, es wäre auch zu spät."

Er grüßte ernst und verließ das Ufer. Der Venetianer sah

ihm nach, wie er langſam den gewundenen Bergpfad emporſtieg, der nach ſeiner Villa führte, und war unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er ihn gereizt hatte.

Kalergis kehrte ſchweigend in ſein Haus zurück, er ſetzte ſich an das Fenſter, das gen Morgen ſah; dort ſchimmerte ihm, ſo weit das Auge trug, die vielzerriſſene Küſte der Inſel entgegen mit ihren Wäldern und Vorgebirgen, mit ihren zerſtreuten Dörfern und üppigen Bergfluren, begrenzt von der tiefblauen See. Ernſte Gedanken durchflogen die Seele des Mannes, er ſah eine Herrlichkeit, die jedem Wechſel trotzt, in der ewigen Natur — aber die Herrlichkeit des Geſchlechts, das in grauer Vorzeit Kreta's Namen heiligte, wie war ſie geſunken, entwürdigt, zertreten! — er warf einen Blick hinauf zum kryſtallklaren Himmel, als wollte er fragen: Iſt die Schuld unſer?

So traf ihn Lee, ſein Sohn, welcher ſchüchtern ins Zimmer trat. Der Vater heftete ſein großes, durchdringendes Auge auf ihn und winkte ihm, näher zu kommen.

„Iſt es wahr," fragte Lee ehrerbietig, „daß die Lateiner den Hegianiti nach Venedig abgeführt haben?"

Kalergis ſah ihm forſchend in's Antlitz. — „Du ſagſt es," erwiederte er.

Der Jüngling unterdrückte einen heftigen Laut. — „Es haben ſich einige Hitzköpfe dem widerſetzen wollen," fuhr Kalergis ſcheinbar gleichgültig fort. „Ihr verbrecheriſches Unternehmen iſt wie billig geſcheitert. Warum ſollte Venedig nicht nach Gutdünken über ſeine Unterthanen verfügen? Ich freue mich, daß Du nicht auch nach Art der thörichten Jugend unter den Rebellen warſt."

„Mein Vater!" rief Lee.

„Was iſt dir?" fragte Kalergis. „Deine Wimpern zucken. Sollteſt Du doch Theil genommen haben? Sprich Wahrheit!"

„Bei unſerm Gotte, nein!“ rief Leo. „Aber Dich, mein Vater, ſo ſprechen zu hören, zerreißt mein Herz. Zürne nicht! Ich kann nicht heucheln. Du weißt, wie ich Dir in Allem gehorſam bin, wie ich Dich liebe und ehre, aber fordere nicht, daß ich meiner Ueberzeugung untreu werde. Dich, Dich zu hören, wie Du einverſtanden biſt mit dieſem neuen Eingriff in unſere Rechte, das iſt mehr als das Härteſte, was mich treffen kann. Nun züchtige mich, wie Du willſt, ich beuge mein Haupt!“

Dem Vater waren Thränen in die Augen geſchoſſen, Thränen der Freude. Er riß den Sohn ſtürmiſch an ſein Herz und küßte ihn wiederholt. — „Bewähre Deine Worte durch Thaten!“ rief er, von der Macht des Gefühls übermannt, ohne zu bedenken, wie gefährlich eine ſolche Aufforderung für ein junges gährendes Gemüth ſein mußte.

„Du haſt mich nur prüfen wollen?“ jauchzte Leo. „Ich verdiene den Kummer, da ich Dich verkennen mochte! Thaten forderſt Du? Gieb mir ein Ziel, Du ſollſt mich nicht ſäumig finden!“

„Ruhig, mein Sohn,“ ſagte Kalergis, deſſen natürliche Beſonnenheit nur einen Moment verdunkelt worden war. „Dieſer Ungeſtüm iſt eine ſchlechte Bürgſchaft für Deine Zukunft. Ich habe zu viel an unſerm Volke erlebt, um ſolchen Wallungen zu trauen. Ruhig, ſag' ich Dir! Wer thätig ſein will, findet ſeine Bahn überall. Es giebt Thaten, die nicht mit Poſaunenſchall in die Welt ſpringen, die kein menſchlich Auge als nur in ihren Wirkungen gewahrt, und es mögen leicht die beſten ſein. Könnt' es mir gelingen, den Grundſtein eines ſolchen Werkes zu legen: der Wiedergeburt meines Volkes!“

Leo hörte ihn mit durſtiger Seele an, aber er faßte die Idee ſeines Vaters in einem andern Sinne auf, als ſie gemeint war. Nicht die geiſtige Wiedergeburt verſtand er darun-

ter, ſondern die äußere der Freiheit. Er bedachte nicht, daß dieſe nicht ohne die andere beſtehen kann.

Die Thüre ſprang auf, ein lauſchender Mädchenkopf ſah in das Gemach. — „Ihr ſeid allein, ich kann es wagen," rief Theodora. Des Vaters Auge verklärte ſich, als er ſein zweites Kind willkommen hieß. Er ſchalt ſich oft, daß er dem Mädchen in ſeinem Herzen den Vorzug gab, aber ſie war ja der Mutter Ebenbild, ſo rein, ſo innig, als die Unvergeßliche! Und bedurfte ſie, der die Mutter fehlte, nicht der größern Liebe? Konnte er ſie, ob es auch die Sitte ſeines Volkes gebot, fern von ſich in das Gynäceum verweiſen, wie es der griechiſchen Frauen Loos war? Ihr Anblick weckte ihm ja das Bild ſeiner ſüßeſten Jahre!

Er liebkoſte das Mädchen, aber ſein anderer Arm umfing auch den Sohn, und ein dankbares Gefühl im Herzen prieſ ſein Glück, daß ihm für den Verluſt der Gattin noch ſolche Kinder gelaſſen ſeien.

„Vater, ich habe um Dich gezittert," rief Theodora. „Du ganz allein vor den Lanzenträgern! Und die Elenden — wie Ziegen kletterten ſie an den Bergen hinauf, um von oben zu ſchimpfen! Ich verachte ſie."

„Für mich war keine Gefahr," erwiderte Kalergis lächelnd. „Der junge Kriegsmann hört zwar nicht auf meine Worte, aber er iſt mir nicht feindlich."

„Ein ſchöner Mann, der Provediter!" ſagte Theodora. „Ich ſah ihn neulich reiten, da trug er keinen Helm, ſondern einen ſammtnen Hut mit weißen Federn, der ihm ſehr hübſch zu Geſicht ſtand. Er hat auch ſo ſprechende Augen."

„Du haſt ihn ja ſehr genau betrachtet," ſprach Leo vorwurfsvoll.

„Soll ich nicht?" verſetzte ſie. „Er iſt der erſte ſchöne Latei-

ner, den ſie uns hergeſchickt haben. Ich könnte das Volk nicht lieben, ſchon weil es ſo häßlich iſt.“

Kalergis that während dieſes Geſprächs einen Blick in das Herz ſeiner Tochter, der ihn beruhigte, aber Leo tadelte die Schweſter, daß auch ſie, wie alle Frauen, für den Fremdling eingenommen ſei.

„Warum ſind wir's?“ rief Theodora. „Weil er mannhaft iſt, und wir deſſen nicht mehr gewohnt ſind.“

„Still, vorlautes Kind,“ ſagte der Vater. „Kandia's Volk iſt noch ſo mannhaft, wie in den Tagen des Alterthums, nur —“

Hier brach das Geſpräch ab. Theodora ſetzte ſich zu ſeinen Füßen auf den Teppich und plauderte mit ihm über ihre kleinen Sorgen, den Haushalt betreffend, deſſen ſie ſich getreulich annahm. Es war ein höchſt anmuthiges Bild, das Mädchen, deſſen zartes Geſicht das edelſte griechiſche Profil zeigte, in ſeiner maleriſchen, reichgeſchmückten Tracht neben dem Vater zu ſehen, der mit ſeinen klugen Augen freundlich auf ſie niederſchaute; der Gegenſatz der Kraft und Milde ſtellte ſich dar, und über der Gruppe ſchwebte der Ausdruck plaſtiſcher Ruhe, wie der Genius helleniſcher Kunſt über den Gebilden, zu denen er einſt begeiſterte. Leo hatte ſich von Beiden abgeſondert, er ſtand einſam für ſich am Fenſter und ſeine Gedanken trugen ihn wie Adlerſchwingen zu ſonnigern Höhen, als ihm die kühngeformten Gipfel des Gebirgs darboten, die ſein Auge planlos überflog.

Es fanden ſich gegen Mittag einige Freunde des Hausherrn ein, welche von dem heutigen Ereigniſſe, deſſen Kunde ſich ſchnell verbreitet hatte, den nähern Zuſammenhang wiſſen wollten. Kalergis ſtand durch Reichthum und Geburt, mehr aber noch durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften in großem Anſehen, ſein Wort galt viel und entſchied oft die hartnäckig-

ſten Streitigkeiten; man war gewöhnt in ihm einen Vertreter des alten Nationalrechts zu ſehen und unterwarf ſich ſeiner Meinung, wo ſie irgend laut wurde. Nun hatte ſich das Gerücht verbreitet, Kalergis ſei mit den Herren der Inſel in Streit gerathen und habe einen Verſuch zu gewaffnetem Widerſtande gemacht. Es war ein Funke in den Zündſtoff. Die Griechen haßten die Venetianer, deren Herrſchaft ihnen aufgedrungen war, ſie hatten ſich ſchon mehrmals empört; bei dem letzten Aufſtande war es Kalergis geweſen, der Alles dazu beigetragen hatte, den Brand zu erſticken — welche Hoffnung ging aber jetzt auf, wenn er ſelbſt in Feindſchaft mit den Venetianern trat!

Kalergis berichtigte, was ſie gehört hatten. Es lag ihm fern, ſich der Regierung zu widerſetzen, er haßte jeden Eingriff in die Ordnung, der heutige Auflauf war nicht ſein Werk geweſen, im Gegentheil hatte er ſich bemüht, das Volk zu beruhigen. Aber eben ſo wenig hatte er gegen den Provediter ſeine Ueberzeugung verläugnet und er ſprach ſie jetzt wiederum aus. Ein Verbrechen, auf Kandia begangen, mußte auf Kandia gerichtet werden. Es ſchwebte ohnehin über den angeblichen Vergehen des Mannes, den man heut mit der abgegangenen Galeere nach Venedig geſchafft hatte, ein ſo zweideutiges Dunkel, daß es Niemand verdacht werden konnte, wenn er den Act für einen Gewaltſtreich anſah.

„Du hätteſt nicht dem Provediter, ſondern dem Duca ſollen Vorſtellungen machen," ſagte Einer der Verſammelten. „Du gehörſt zum großen Rathe, Kalergis, Niemand kann Dir wehren, dem Statthalter Deine Meinung zu ſagen."

„Vertazzi hat es gethan!" rief ein Zweiter. „Was half es? Sie beſchleunigten die Einſchiffung und boten Gewaffnete auf."

„Vertazzi hätte dem Duca zu trotzen gewagt?“ fragte ein
itter zweifelhaft.

„Er ſagt es ſelbſt,“ beſtätigte der Zweite. „Beſſere Bürg-
aft!“ riefen ſie.

Da trat der Beſprochene ein. Er trug wie gewöhnlich ein
ſtreich drapirtes Prachtgewand, ſein Haar war mit duften-
n Oelen geſalbt und ſo glatt, wie ſein Antlitz, deſſen regel-
ßige Züge einen vortheilhaften Eindruck machten.

„Du haſt mit dem Duca wegen Hegianiti geſprochen?“
fen ihm Mehrere entgegen. „Und er hat das gut aufge-
mmen? Du ſtehſt noch lebendig vor uns?“

„Wird er es wagen, entgegnete Vertazzi ſtolz, Einem aus
ndia's edelſten Geſchlechtern, auch wenn er kein Reiterlehn
n Venedig trägt, Gewalt anzuthun?“ — Sei gegrüßt, Ale-
s Kalergis! Heil Dir und Deinem Hauſe! Heil Euch, ihr
eunde! Was führt Euch zuſammen?“

„Wir wollten hören, was vorgefallen iſt,“ ſagte der Erſte.
s heißt, unſere Kandioten ſollen ſich im Laufen ausgezeich-
haben. Allerdings ein Ruhm! Bei den olympiſchen Spie-
gab ja der Wettlauf den erſten Preis!“

Vertazzi ſchielte ihn von der Seite an und huſtete ein we-
. — „Spotten wir nicht ſelbſt darüber,“ nahm Kalergis
s Wort. „Es mag kein ächter Kandiot dabei geweſen ſein,
r Geſindel, das überall davon läuft.“

Vertazzi zupfte die Falten ſeines blauen Obergewandes
recht. Dann blickte er voll Zuverſicht empor und ſprach:
Du warſt alſo ein Augenzeuge und kannſt mir ſagen, was
gab. Ich hatte Geſchäfte zu Kiſſame und ging an Deinem
uſe vorüber, wo ich Deine holde Tochter ſchon wach fand,
an den Harniſchen ergötzend. Auf meinem weitern Gange
rte ich den Lärm — was gab es denn eigentlich?“

Da drängte ſich Leo, welcher entfernt geſtanden hatte, in den Kreis der Männer, ſtellte ſich vor Vortazzi und fragte: „Du biſt zu Kiſſamo geweſen? Habe ich dich nicht unten am Meere geſehen?“

Vortazzi's Geſicht färbte ſich ein wenig roth. — „Mich nicht, Leo!“ verſicherte er.

„Ha Dich, gerade Dich!“ rief Leo. „Du liefſt Allen voraus — blitze mich mit Deinen Augen an, wie du willſt, ich ſage die Wahrheit!“

„Soll mich dieſer Knabe in Deinem Hauſe beſchimpfen, Kalergis?“ fragte Vortazzi, in deſſen Angeſicht alle Adern zuckten.

„Hinweg mit dir, Leo!“ rief Kalergis unmuthig. „Hinweg zu Deinesgleichen! Du gehörſt nicht in dieſe Verſammlung! Kein Wort mehr! Du ſollſt für Deine böſe Zunge büßen.“

Leo gehorchte ſtumm, aber noch im Hinausgehen warf er Vortazzi einen Blick zu, welcher dieſen zu ſeinem unverſöhnlichen Feinde machte.

2.

Der Abend ſchimmerte über dem Golf. Die glühende Sonne ſtand im Begriff in das Meer zu ſinken, ein Baldachin von Purpur und Gold überwölbte ihren Niedergang, ſein Spiegelbild breitete ſich weithin auf die Flut und färbte ſie mit lebendigem Feuer. Die Winde ſchliefen, nur ein leichter Weſthauch wehte den Duft der Orangen von den Gärten herüber; eine

milde Wärme, wohlthuend für den äußern und innern Sinn, hielt das ſchöne Eiland umfangen, wo der entnervende Scirocco ein ſo ſeltner Gaſt, als der Schnee, der nur kurze Zeit die höchſten Gebirge bekleidet.

Theodora ſaß in dem zierlichen Belvedere, das in dem weſtlich ausſpringenden Winkel der weißen Mauer gebaut war, welche die Terraſſengärten neben der Villa ihres Vaters umzog. Die Jungfrau war mit einer feinen Goldſtickerei beſchäftigt, zu welcher ihr die Saracenin, die ihr zu Füßen ſaß, die Fäden reichen mußte. Doch hinderte die Arbeit weder Herrin, noch Dienerin, ihre Augen an dem abendlichen Reize der Fernſicht zu weiden. Theodora ließ von Zeit zu Zeit die Hände ſinken und ſah ſtill entzückt umher, ohne Wunſch, ohne Wallung, ſelig im Genuſſe des Augenblicks, über den ihre junge Seele noch nicht hinausflog. Anders das Kind des Islams! Mit gekreuzten Beinen ſaß es dem Anſchein nach ruhig, aber die Züge des ausdrucksvollen Geſichts, die raſtloſen Augen, welche, wie eines Falken, immerdar ſuchten und nur zuweilen ſich feſthingen, dann aber mit tiefer Trauer, der wogende Buſen — in welchem Widerſpruch ſtand das Alles mit jener äußern Ruhe! Wem ein Blick in ihr verhülltes Herz zugeſtanden hätte, was würde der geſchaut haben! Aber ſie geſtattete das Niemand, ſelbſt ihrer Herrin nicht, wie lieb und freundlich ſie auch von dieſer behandelt wurde. Die Araberin war ſchön, ſelbſt nach abendländiſchen Begriffen — zwar dunkelgefärbt, aber voll Anmuth und Geiſt, ihr Antlitz etwas ſcharf gezeichnet, doch ein ſchönes Oval: die Naſe zart gebogen, der Mund lieblich, unentweiht; und ihr Auge! Granada's Ritter hätten Speere gebrochen für einen Blick von ihr, Romanzen hätten ſie gefeiert, wenn ſie Andaluſiens Kind geweſen wäre! So aber verkümmerte ſie hier als Leibeigene des Griechen, einſam, unbemerkt, wie

eine Blume der Hochalp, nur von den Sternen des Himmels geſchaut.

Sie ſaß und blickte hinaus, aber nicht wie ihre Herrin zum Meere und ſeinen Inſeln, ſondern in das Dunkel der Platanen, wo ſich die Straße in die Berge zog und weiter oſtwärts nach der Hauptſtadt. Manche vorübereilende Erſcheinung feſſelte ihr Auge. Bald war es ein Trupp Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk ſingend in ſeine zerſtreut liegenden Berghütten zog; bald kam ein Reiſender daher, welcher ſein Thier zur Eile antrieb, um noch ein Obdach für die Nacht zu gewinnen, bald ein Gewaffneter aus den venetianiſchen Lehnscolonien, deſſen raſſelnde Rüſtung ihn von fern verkündigte. Endlich wurde die Straße einſamer. Das Auge der Saracenin ſank in ihren Schooß und beſchattete ſich mit den langen Wimpern, daß es ganz verſchwand.

„Komm, Karisa,“*) ſagte Theodora, ihr die Arbeit zum Aufrollen reichend. „Ich fürchte den Thau.“

Die Sclavin gehorchte ſchweigend. Da klang es durch die Stille des Abends fern, fern, aber deutlich wie Hufſchlag und Metall. Noch einmal flog Karisa's Auge zum Walde. Theodora hatte ſich erhoben und ſtand, faſt in ganzer Geſtalt hinter der Brüſtung ſichtbar. Der Schall näherte ſich, ein Reiter ſprengte aus der Dämmerung der Bäume in das helle Licht, das noch die Nähe des Belvedere umſpielte. Er ſah die reizende Jungfrau, ſein Roß flog.

„Welches Glück!“ rief er, hart an der Mauer haltend, von welcher die Erſchreckene zurückgewichen war. Seine Stimme, die ſie nicht zum erſten Male hörte, gab ihr Muth, ſtehen zu

*) Die ſchönen Leſerinnen werden gebeten: das K wie das deutſche Ch in dem Worte: Rache, auszuſprechen.

bleiben. Sie wandte ſich um und rief halb ſchmollend, was ihr ungemein lieblich ſtand: „Iſt es abendländiſche Sitte, die Frauen zu erſchrecken, Signor?“

Er bat um Verzeihung und knüpfte ein kurzes Geſpräch an, über Nichts und Alles, welchem Theodora den Reiz der Neuheit abgewann, weil es den griechiſchen Frauen nicht vergönnt iſt, in Geſellſchaft der Männer zu kommen; die Blüthe ritterlicher Artigkeit war ihr alſo eine durchaus fremde. Xariſa hatte ſich wieder geſetzt, doch ſo, daß ihr Blick des Venetianers Antlitz hüten konnte.

Die Sonne war untergegangen, das Zwielicht des Südens erliſcht bald. Theodora fühlte, daß ihr ſelbſt der kurze Moment, den ſie dem Fremden ſchenkte, zum Vorwurf gereiche, und wie dies Bewußtſein in ihr aufdämmerte, neigte ſie ſich erröthend und trat zurück. Er verſtand ſie und ſchied; ſein ungeduldiges Pferd ſetzte, Zügelfreiheit gewinnend, über Strauch und Stein mit ihm von dannen. Theodora bemerkte den langen Blick, mit welchem die Sclavin dem Reiter nachſah.

„Hüte Dich, Xariſa!“ ſagte ſie, ſcherzhaft mit dem Finger drohend.

Die Saracenin heftete einen glühenden Blick auf ſie. Dann nahm ſie ſtumm die Arbeit auf und ſtand bereit, ihrer Herrin zu folgen. Als dieſe aber liebreich fragte, ob ſie böſe ſey, bedeckte ſie ihre Hand mit Küſſen und ſagte: „Wüßteſt Du, warum ich ihn liebe!“

„Du liebſt ihn?“ rief Theodora erſchreckend. „Mädchen! Er und Du!“

Die Rede erſtickte das momentane Vertrauen Xariſa's, ein bitterer Zug umſchwebte ihren Mund. „Wie kannſt Du es mißverſtehen?“ rief ſie. „Ich, die Sclavin —“ Sie brach ab und ließ ſich zu keiner weitern Erklärung bewegen.

3.

Die Nachricht von der neuen Widerſetzlichkeit der Kandioten war wohl geeignet, den Statthalter, welcher zu jener Zeit Jacopo Tiepolo hieß, beſorgt zu machen. Nicht ohne Kampf hatten die Venetianer von der Inſel Beſitz genommen. Auch nachdem die erſte Coloniſation durch Verleihung zahlreicher Lehen für Reiter- und Fußdienſte gelungen war, hatte der zweite Schritt der Regierung, die angeſehenſten Geſchlechter der Eingebornen mit Reiterlehen auszuſtatten, und auf dieſe Weiſe an das Intereſſe der Sieger zu knüpfen, nicht den gewünſchten Erfolg gehabt. Die neuen griechiſchen Ritter genoſſen die Früchte ihrer jetzigen Stellung, ohne der alten Verbindung mit ihren Stammgenoſſen zu entſagen. In dieſer Hinſicht hatte man es als ein ſehr günſtiges Ereigniß betrachtet, daß bei dem letzten Aufſtande einer von dieſen griechiſchen Lehnsträgern entſchieden auf die Seite der Regierung getreten war. Aber die Meldung des Provediters, in welcher Art ſich derſelbe Mann, auf welchen man bereits große Hoffnungen gebaut, bei dem jetzigen Anlaß geäußert hatte, ſchlug nicht allein dieſe zu Boden, ſondern ließ auch für die Zukunft mehr als eine Bedenklichkeit erſtehen.

Der Duca — dieſen Titel führte der venetianiſche Statthalter auf Kandia — ſaß verdrießlich vor dem Provediter und hörte ſein Bemühen, die Sache in ein milderes Licht zu ſtellen, mit Unmuth an.

„Ich weiß nicht, Centarini, wie Ihr dazu kommt, den falſchen Griechen zu vertheidigen!“ rief er endlich. „Habt Ihr ein beſondres Intereſſe dabei, ſo kann ich nur beklagen, daß die hohe Republik die Anführung der Lehnsreiterei nicht ältern Händen anvertraut hat.“

„Ihr macht mir wiederum den Vorwurf der Jugend," entgegnete Contarini, ohne ſich auf die andere Beſchuldigung einzulaſſen. „Ich dächte, die hohe Republik könnte nichts Klügeres thun, als das Alter mit ſeiner Erfahrung und Bedächtigkeit in den Rath, die Jugend mit ihrer Kraft und Entſchloſſenheit in den Krieg zu ſtellen."

„O ja, um dort zu dienen, zu gehorchen, nicht um zu befehlen," verſetzte der Duca.

„Wer aber zu lange gehorcht, der lernt niemals befehlen," rief Contarini. „Bindet dem Aar bis in ſein Alter die Flügel und ſetzt ihn dann, ſich ſelbſt überlaſſen, auf eine Klippe! Er ſtürzt elend herab. Es iſt ein Jammer, dieſe Helden zu ſehen, die der Zwang niedergehalten, bis der Reif Kopf und Geiſt und Herz überzogen."

„Mäßigt Euch, Herr Provediter!" rief der Duca, ſich halb erhebend.

„Ich kann zu Euch ſprechen, erlauchter Herr," fuhr Contarini fort. „Ihr habt ſchon im 16 Jahre vor Conſtantinopel geſiegt. Ich weiß Alles. Der Capitano war gefallen, die Galeere von den Griechen faſt übermannt, nur Ihr warft ſie zurück und errangt den Sieg. Es war ein Unglück für Venedig, daß man Euch die Stelle, die Ihr im Kampfe eingenommen, nicht gleich ließ! Wer weiß, wie die Welt jetzt ſtände!"

Der Duca war gegen das Lob, das ihm geſpendet wurde, keineswegs gepanzert. — „Laſſen wir das," ſagte er nicht unfreundlich. „Ich habe mein Ziel errungen. — Ihr ſeid alſo der Meinung, jener Alexius Kalergis könnte niemals gefährlich werden?"

„So glaube ich," verſicherte Contarini. „Ich kenne ſeinen Character genau, er hängt an verjährten Vorurtheilen, iſt ei-

was zähe in dem, was er für Recht hält und im Ganzen offener, entſchiedener als ſeine Landsleute."

„Was Ihr mir da ſagt, ſcheint Eure Behauptung der Harmloſigkeit eher zu entkräften," ſagte der Duca.

„Ihr laßt mich nicht ausſprechen," verſetzte Contarini, der ſich in ſeinem Eifer verwirrte. „Kalergis iſt bei allen jenen Eigenſchaften ein rechtlicher Mann und wird ſich nie in verbrecheriſche Unternehmungen einlaſſen."

Das ernſte blaſſe Geſicht des alten Staatsmannes verzog ſich zu einem halben Lächeln. „Ueber den Einfluß des Standpunktes, von welchem man eine Sache betrachtet, habt Ihr wohl noch nie nachgedacht, Signor Antonio?" fragte er. „Laßt gut ſein. Wir wollen dieſen Kalergis beobachten, im ſchlimmſten Falle unſchädlich machen."

Noch an demſelben Nachmittage ging die Meldung ein, daß ſich viele Griechen aus den bedeutendſten Familien bei Kalergis eingefunden und in geheimer Berathung lange bei ihm verweilt hätten. Der Duca erwog das Anſehen, in welchem Kalergis bei ſeinen Stammgenoſſen ſtand, er erinnerte ſich mancher Aeußerung, die nun erſt Bedeutung zu gewinnen ſchien, und ließ die beiden Räthe, welche ihm in der oberſten Leitung der Staatsgeſchäfte zur Seite ſtanden, zu ſich berufen. Mit ihnen ſchloß er ſich ein, und die Nacht kam heran, ehe er ſie wieder entließ.

Antonio Contarini hatte die Hauptſtadt bereits im Rücken und trabte ſeinem Landſitze zu, den er freilich heut nicht mehr erreichen konnte. Es wurde Abend, ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, und die Dunkelheit nöthigte ihn, in einem armſeligen Dörfchen einzukehren. Zum Glück fand er den Lehnsmann, der für Fußknechtdienſte Land und Sclaven beſaß, zu Hauſe, ſonſt würde er bei den ſichtbaren Zeichen des Haſſes,

die ihm während ſeines Rittes zu Theil wurden, ein übles Unterkommen gefunden haben. Der Lehnsmann lebte mit ſeinen Nachbarn in einem gewiſſen Kriegſtande, große Hunde bewachten ſein Haus, er ſelbſt, ein vierſchrötiger Geſell, war faſt immer in Waffen.

„Glaubt mir, Herr Provediter," ſagte er, „wenn nicht das ganze Geſindel ausgerottet wird, können wir die ſchöne Inſel nicht behaupten. Die Ungläubigen ſind noch die beſten Unterthanen, die fletſchen die Zähne, recht ſo! Man weiß, wie man mit ihnen dran iſt. Aber dies heimtückiſche Griechenvolk mit ſeinen freundlichen Grimaſſen! Da war geſtern Einer bei mir, der ſchwatzte ein Langes von Einigkeit und Verſchmelzung, ſo daß ich nun erſt recht auf meiner Hut bin. Ich kenne den Vogel, heißt Vortazzi, ein glatter geſchniegelter Leichtfuß, riecht auf zehn Pfeilſchüſſe weit nach Biſam; ſein Pferd war aufgeſchirrt, daß es mich blendete. Eine Schande für Venedig, daß es noch ſo reiche Griechen auf Kandia giebt, ſag' ich."

Antonie lächelte über den Groll des Mannes und fragte, was Vortazzi eigentlich gewollt habe?

„Mich aushohlen," ſagte der Lehnsmann. „Sich die Gelegenheit abſehen, mit dem Volk im Dorfe Teufeleien anſpinnen! Ich habe ihn aber nicht von meiner Seite gelaſſen! Die Streitart und meine guten Packer hielten ihn im Reſpect."

„Kennt Ihr Herrn Kalergis?" fragte der Provediter.

„Was werd' ich nicht!" brummte der Lehnsmann. „Das iſt nun gar Einer, den ließ ich an des Duca Stelle ohne Weiteres —" er machte eine ſcharfe Horizontalbewegung mit der Hand.

„Warum denn, ehrlicher Matteo?" fragte Contarini überraſcht. „Was hat Euch Kalergis zu Leide gethan?"

„Mir? Nichts! Aber gebt Acht, der wird uns noch einmal Nüſſe zu beißen geben!“ rief der Lehnsmann. „Ich höre, was die Griechen von ihm ſprechen, er iſt ihr Alles, bei ihm ſch wören die ketzeriſchen Hunde! Am liebſten jagten ſie uns weg und ſetzten ihn zu ihrem Könige ein. Das ſag' ich, Matteo Venatti!“

Centarini wurde gedankenvoll. Auf ſeinem Ritte, den er am Morgen fortſetzte, ließ er dem Pferde den Zügel und ging mit ſich ſelbſt zu Rath. Er konnte ſich nicht ableugnen, daß er mehr Antheil an Kalergis nahm, als ſich mit ſeiner Stellung vertrug. Antenie kannte des Griechen Einfluß bei ſeinem Volke aus eigener Erfahrung und mußte des Statthalters Beſorgniſſe als gegründet annehmen; wenn Kalergis von den Mißvergnügten bewogen werden konnte, ſeinen bisherigen Weg zu verlaſſen, ſo ſtand allerdings viel zu befürchten. War es alſo dem Provveditore paſſend, die Sache des Verdächtigen zu führen? Was nahm ihn denn für den Rebellen ein? Ach, wer den Reiter hätte auf ſeinem einſamen Pfade beobachten können, wie ſein Auge geſenkt war, ein leuchtendes Roth ſeine männlichen Wangen überzog und ſeine Bruſt mit einem Seufzer rang, der würde ſich die Frage ſchnell beantwortet haben. Antenie machte ſich ſelbſt auch kein Hehl daraus, er war ſtolz auf ſeine Liebe, und Theoderas Hand dünkte ihm kein verwerflicher Preis. Er hatte das Mädchen zum erſten Male bald nach ſeiner Ankunft auf Kandia erblickt, als ihn der Zufall an jenem Gartenthürmlein vorüberführte, das er ſeitdem, wie wir geſehen haben, öfter auf abendlichen Ritten heimſuchte. Kalergis, mit dem er im großen Rathe Bekanntſchaft gemacht hatte, war ihm wohlwollend begegnet, der Lehnshof Centarini's lag in geringer Entfernung von Kalergis reizender Villa, der junge Venetianer hatte den Griechen beſucht und ſich einer an-

ten Aufnahme erfreut, aber Theodora, welche bei ſolchen Gelegenheiten das Frauengemach hüten mußte, war nie zum Vorſchein gekommen. Ein ſolches Hinderniß dient dazu, den Funken entſtehender Leidenſchaft ſtärker anzufachen. Antonie malte ſich Theodoras Bild mit aller Glut der Phantaſie aus, es webte ſich in ſeine Zukunft, es wurde zur Sonne, die ſeinem Leben die Farbe gab. Er hatte von der Sitte des griechiſchen Volks gehört, die ihm den Umgang mit der Geliebten verſagte, ihn reizte der Gedanke, dies Vorurtheil bei Kalergis zu beſiegen, aber der erſte Verſuch hatte ihn von der Unmöglichkeit überzeugt. Um ſo glühender ſehnte er ſich danach, Theodora wieder zu begegnen. Endlich glückte es ihm von Zeit zu Zeit, aber nur ſelten, denn ihr Verweilen auf jenem Lieblingsplatze war nicht an beſtimmte Stunden geknüpft; noch viel ſeltner gelang es ihm jedoch, mit ihr ein Wort zu wechſeln, obgleich ſie des Italieniſchen vollkommen mächtig war. Ein natürliches Gefühl hatte ſie meiſt bei ſeiner Annäherung von der Mauer entfernt. Sie erſchien ihm dadurch um ſo liebenswerther, ſein Herz ſchwoll bei ihrem Anblick und wollte überfließen, aber die Gegenwart der fremden Zeugin, welche an Theodora's Ferſen gebannt ſchien, hatte bisher noch jedes Geſtändniß verhindert.

Nur ſich ſelbſt mußte er geſtehen, er liebte das Kind eines Mannes, welcher der Regierung gefährlich ſchien, einer Regierung, wo verdächtig und verloren unzertrennliche Begriffe waren. Was ſollte er thun? Mußte er die Leidenſchaft unterdrücken und ſeiner Pflicht getreu, wie es ihm der Statthalter geboten, Kalergis' Schritte bewachen, von dem Kleinſten, das er bemerkte, Meldung thun, und wo Gefahr im Anzuge war, gewaltſam einſchreiten?

Contarini war ein offenes gerades Gemüth, wie es im italieniſchen Blute ſelten iſt; er war dem Ränkeſpiel und der Lie-

belei, deren Fäden Venedigs Gondeln wie Weberſchiffchen hinüber und herüberſpinnen, durch ſein Leben im Feldlager entgangen, wovon ihm freilich einige ſoldatiſche Rohheit geblieben war. Aber ſeine Sittenreinheit hatte er bewahrt, die Aufſicht eines Vaters, der ihm in allen Dingen ein ehrenhaftes Vorbild gab, hatte ihm feſte Grundſätze eingeflößt und den Begriff der Ehre nicht blos an die Mannhaftigkeit geknüpft. Manche Lockung war dem ſchönen Krieger gemacht, aber er hatte ſie beſtanden und als er das Lehn ſeines Oheims auf Kandia mit dem Stabe des Provveditors erhielt, konnte er ſein Herz noch frei von jeder ernſtlichen Neigung nennen. War es der Einfluß jenes milden Eilands, wo der Weſt wie ein Liebeshauch die Bruſt umweht, wo die Natur in der üppigſten Triebkraft ſtrotzt, die Luft mit glühenden Wolken, die Ferne mit Farben und Lichtern die Phantaſie beflügelt, ein wollüſtiger Zauber an die Nerven bringt und der Schöpfung Krone, das Weib, mit allen Reizen des Urbildes ausgeſtattet iſt: Anmuth und Fülle, Zartheit und Glut zugleich — war es der Einfluß Kandia's, welcher Antonio ſo empfänglich ſtimmte, oder hätte Theodora's Erſcheinung unter jedem Himmelsſtriche ſein Herz beim erſten Blicke bewegt und mit jedem Wiederſehn unauflöslicher gewonnen? Wir wagen das Letzte zu behaupten. Die Liebe kommt auf tauſend Wegen, oft bedarf ſie der langſamen Entfaltung, wie das Körnchen keimt und ſproßt und ſpät erſt die herrliche Blüte treibt; aber ſie entzündet ſich oft auch am erſten Blicke, und manches Auge, das dieſe Blätter betrachtet, wird ſich des Moments — er mag im Roſenlichte der Gegenwart oder im ſanften Dämmerſcheine der Vergangenheit liegen — nicht ohne Bewegung erinnern, wo es der erſte Blick wie ein Sonnenblitz traf, deſſen Wirkung ſeitdem nicht erloſchen iſt.

4.

Contarini erreichte ſeinen Lehnshof, der den Namen Seccapietra mit Recht führte. Er lag wie eines Adlers Horſt auf einer Klippe, zu welchem man auf einem gewundenen Pfade, für Pferde kaum gangbar, gelangte; ſtarke Mauern, zum Theil crenelirt für Bogenſchützen, umgaben den Bau, deſſen innerer Hof beſchränkt war und den Wohngebäuden nur wenig Helle und Bequemlichkeit geſtattete. Am Fuße des Berges zeigten ſich mehrere gedrängte Hütten, in welchen die ſaraceniſchen Leibeigenen wohnten, deren jedes Reiterlehn vier und zwanzig beſaß. Dieſe Saracenen waren die Ueberbleibſel der Schaaren, welche ſich in frühern Jahrhunderten der Inſel bemächtigt hatten. Als nämlich der Kaiſer Nicephorus Phokas, wie ſchon erwähnt, ſie bekriegte, war der wehrhafte Theil erſchlagen, die Mehrzahl der Uebrigen verjagt worden, nur eine geringe Maſſe war geblieben, hatte bereits den Griechen Sclavendienſte thun müſſen und bildete jetzt unter den venetianiſchen Befehlshabern eine wahrhaft heloteſche Volksklaſſe. Noch heut zu Tage wohnen ihre unvermiſchten Abkömmlinge, welche den Namen Abadioten führen, in der Nähe des Berges Ida.

Ueber den ſaraceniſchen Hütten am Fuße der Seccapietra ſah man einige Scheunen und Stallgebäude, wo die Pferde einer Abtheilung der Lehnsreiterei ſtanden, welche von Zeit zu Zeit abgelöſt wurden. Sie waren beſtimmt, die Befehle des Provveditors für den Fall eines Aufgebots nach allen Theilen der Inſel zu tragen. Ein breiter Graben, dahinter ein Erdaufwurf als Wall, zog ſich um das Rund der Gebäude und lehnte ſich an den Berg, wo der Weg zum Kaſtell führte.

Die Gepanzerten, welche für die Dauer ihres Commando's in Waffen ſein mußten, traten in Ordnung, als der Provedi-

ter erſchien. Sein Blick überlief die Reihe, er hörte zufrieden die Meldung, daß nichts vorgefallen ſei und winkte ſeinem Leibdiener, ihm zu folgen. Hinter ihm wurden Stimmen zu ſeinem Lobe hörbar, aber Alle fanden es tadelnswerth, daß er ſtets allein reite, wo der Verrath in jedem Buſche lauern konnte. — „Und daß er den ungläubigen Hund um ſich duldet!“

Dieſe Rede bezog ſich auf den Saracenen, welchen Contarini aus der Schaar der Leibeigenen zu ſeinem Diener gewählt hatte. Es war ein alter Mann mit weißem Barte, deſſen Greiſenſchönheit dem Gebieter bei ſeiner erſten Ankunft aufgefallen war. Die ſchwere Arbeit, welche er mit den Uebrigen theilte, hatte ſeinen Kräften nicht mehr angemeſſen geſchienen; Contarini hatte ihn ſofort davon entbunden, dann aber, als der Greis überall thätig für ihn war, ihm ſelbſt, wo er irgend konnte, Dienſte erwies, denſelben zu eigener Bedienung genommen, wo er wenig zu thun hatte.

Auch jetzt war er mit ihm allein, ließ ſich die Waffenſtücke abſchnallen und fragte, was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen habe. Der Alte, deſſen tiefer Ernſt nie durch das leiſeſte Lächeln gemildert wurde, gab kurze Antwort.

„Biſt Du in Reden geweſen?“ fragte Contarini.

Der Sclav bejahte.

„Haſt Du den Herrn geſehen? Oder ſeinen Sohn? Oder — ſonſt Jemand von den Seinigen?“

„Ich habe Alle geſehen,“ ſagte der Sclav.

„So ſprich!“ rief Contarini ungeduldig.

„Was befiehlt mein Herr zu wiſſen?“ entgegnete der Saracene.

„Hat Dich Niemand nach mir gefragt?“ forſchte Contarini nach kurzem Beſinnen, einigermaßen in Verlegenheit.

„Wer ſollte mit mir ſprechen!“ entgegnete der Sclav, die Rede betonend.

Contarini ſchritt auf und ab, er hatte keine Hoffnung, ſeine Liebe erwiedert zu ſehen.

In den nächſten Tagen verſäumte er nicht, ſeine abendlichen Ritte nach den Ruinen von Kydonia wieder zu unternehmen. Sie führten ihn ja unter den Mauern von Reden, ſo hieß Kalergis Villa, vorüber. Doch wollte ſein Unſtern, daß er Theodora nie traf; nur einmal ſah er ihr lichtes Gewand von fern, aber es war verſchwunden, ehe er die höchſte Terraſſe des Weges erreichte. Wie ſteigerte das ſeine Ungeduld! Er faßte endlich ein Herz und beſuchte den griechiſchen Edeln, welchen er ſeit ihrem Wortwechſel nicht wieder geſehen hatte. Kalergis empfing ihn gaſtfrei, unbefangen, als ſei nichts zwiſchen ihnen vorgefallen. Contarini hatte ſich eine künſtliche Rede ausgedacht, wie er ſcheinbar abſichtslos nach Theodora fragen wollte, aber der Muth gebrach ihm, er fühlte, daß er ſich verrathen müſſe und hatte ſich feſt vorgenommen, nicht eher ein Wort zu dem Vater zu ſprechen, bis er Theodora's Gegenliebe gewiß ſei. So war er in höchſt befangener Stimmung und verließ endlich, als jede Hoffnung ſchwand, Theodora zu ſehen, das Haus, ohne ſeinem Ziele auch nur einen Schritt näher gekommen zu ſein.

Als er fort war, fiel der Grieche in tiefe Gedanken. Die Verlegenheit ſeines Gaſtes war ihm aufgefallen, er kannte ihre Urſache nicht, doch mancherlei Winke von guten Freunden hatten ihn gewarnt, vor dem Venetianer auf ſeiner Hut zu ſein, weil ihn der neuliche Verfall verdächtigt habe. Dieſe Winke brachte er mit dem Beſuche des Provediters in Zuſammenhang. Contarini hatte nach jedem Stoffe zur Unterhaltung gehaſcht, es waren Streitpunkte zur Frage gekommen, wo es den An-

ſchein hatte, als wolle er Kalergis aushorchen. Darüber mußte dieſer lächeln. „Wenn ſie mir keinen gefährlichern Aufpaſſer ſchicken," ſagte er, „ſo habe ich nichts zu fürchten." Er ſprang auf und kreuzte das Zimmer. „Wie ändert die Zeit alle Verhältniſſe!" rief er unmuthig. „Wer hätte geglaubt, daß ich ein Gegenſtand des Mißtrauen werden könnte, ich, dem ſie die Erhaltung der Inſel verdanken! Wenn ich damals anders gehandelt hätte!" Zweifel, ob er auch recht gethan, waren ſchon oft in ihm aufgeſtiegen und hatten ſeine Ruhe getrübt.

Theodora ſaß, während Centarini bei ihrem Vater war, mit Leo plaudernd in ihrem Gemache. Er hatte ſich vom Vater die Erlaubniß ausgewirkt, eine Reiſe in die Gebirge zu machen, wo Kalergis noch ein Beſitzthum ſein nannte. In des Jünglings Weſen war ſeit einiger Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Der träumeriſche Blick ſeines Auges hatte ſich in kühne Blitze verkehrt, ſeine weichen Züge waren ſchärfer, männlicher geworden, ſeine helle Stimme klang tiefer, es war die Macht der Idee, welche ihn auch äußerlich gereift hatte. Den letzten Abend wollte er mit ſeiner Schweſter, die er zärtlich liebte, vereint genießen, er ließ in ihre treue Bruſt manches Wort fallen, das ſie zum Staunen, aber auch zu banger Beſorgniß bewegte.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgeriſſen und herein ſtürzte Xariſa mit wilden Blicken. — „Mord!" war ihr erſter Laut, und ehe die entſetzte Theodora fragen konnte, lag ſie ihr zu Füßen, hatte ihre Knie umfaßt und rief: „Rette ihn! Er hat ihn heimlich niedergeſchoſſen."

„Wen?" rief Leo. Jetzt gewahrte ſie den Sohn ihres Gebieters und zog verſtummend den Schleier über ihr Antlitz. „Rede, was meinſt Du?" drängte Leo. — „Wer iſt es?" rief Theodora.

„Der Franke!“ ſtieß die Sclavin angſthaft hervor.

Leo ſtürzte hinaus, ſich ſelbſt Licht zu verſchaffen, Theodora hob die Knieende auf und beſchwor ſie zur klaren Rede. „Ich ſah ihn reiten!“ rief Xariſa mit wilder Haſt. „Ich ſah den Bogen ſpannen, den ſcharfen Pfeil auflegen, der ihn treffen ſollte.“

Theodora eilte, den Vater zu rufen, Xariſa flog wieder hinab, um den Erfolg, vor dem ſie ſchauderte, zu ſehen. Sie erreichte das Thürmlein und ſtarrte hinab. Da lag die ſonnige Stätte verlaſſen, keine Spur eines menſchlichen Weſens war zu erblicken. Auf dem Raſen, wo ſie einen blutigen Leichnam zu finden glaubte, war nichts zu ſehen, was auf Kampf oder Gefahr hätte ſchließen laſſen, nur der Vögel Ruf unterbrach die Stille der Einſamkeit. Xariſa ſchämte ſich vor den Leuten, welche mit Leo herbeieilten, ſie ſchlüpfte in's Gebüſch und kam auf einem Umwege zu ihrer Herrin, die eben mit ihrem Vater aus dem Portale trat.

„Was haſt Du geſehen, Maurin?“ rief ihr Kalergis entgegen. „Mein Gaſtfreund!“

„Alles verſchwunden!“ ſtammelte ſie. — Der Gebieter nahm ſie mit nach dem Thurme, wo ſie Auskunft geben mußte. Sie behauptete, ganz deutlich geſehen zu haben, wie ein Mann im Dickicht verborgen, nur ihr ſichtbar, bei Contarini's Annäherung den Bogen geſpannt und auf ihn gezielt habe. Aus Angſt ſei ſie dann zur Villa geeilt und kaum zwei Schritt entfernt geweſen, als ſie den eigenthümlichen Klang der Senne vernommen habe. Ueber den Ausgang des Abenteuers wußte ſie ſo wenig etwas, als die Verſammelten. Contarini mußte dem Mörder entkommen, ja nicht einmal verwundet ſein, ſonſt würde dieſer nicht Zeit genug gehabt haben, die Spuren zu vertilgen. Es blieb aber doch ein bedrückendes Gefühl in jedem

edlern Gemüthe; nur die griechiſchen Inſaſſen und Dienſtleute winkten ſich unter einander hämiſch zu.

Kalergis ging nachdenkend zurück. „Das iſt nicht gut!“ ſagte er ſich wiederholt und eine Beſorgniß, deren er ſich nicht erwehren konnte, ließ ihn nochmals umkehren, ſeine beiden Kinder, welche ſäumten, mit ſich zu nehmen.

„Lee,“ ſprach er, „dein erſter Ritt muß morgen nach dem Lehnshofe Contarini's ſein und wäre es für Dich ein doppelt ſo weiter Umweg. Sende mir Botſchaft, ob er verwundet iſt, und ſag' ihm, daß ich Alles aufbieten werde, um den Niederträchtigen zu entdecken, welcher meinen Grund und Boden entehrt hat.“

Die Sclavin ſtieß einen murrenden Laut aus.

„Sag' ihm,“ fuhr Kalergis fort, ohne es zu bemerken, „daß wir Alle — auch Du, Lee, das hoffe ich! mit Abſcheu von dem Anfall gehört haben. Auch Du, Lee, nicht wahr?“

„Ich haſſe die Lateiner!“ rief Lee, „Bruſt an Bruſt will ich ſie niederwerfen, aber ich verachte die Hinterliſt, die nur ein elender Feigling gebrauchen kann.“

Ein heftiges Nieſen, das aus dem nächſten Roſengeſträuch ſchallte, ließ Theodora am Arme ihres Vaters erſchrecken. Die Zweige theilten ſich und mit dem ſüßeſten Lächeln trat Conſtantin Vertazzi der Geſellſchaft entgegen, ſie zierlich mit der Rechten begrüßend, während ſeine Linke bemüht war, das lichte Gewand in bildſame Falten zu faſſen.

„Ich komme zum ſeltenen Glücke,“ ſagte er. „Schon glaubte ich Roden von Allen verlaſſen, da ich Niemand im Hauſe fand, aber ich ſah meine Kypris im Garten und eilte ihr nach. Sie möge verzeihen, wenn mein Scherz ſie erſchreckte.

Karisa, auf welche Niemand achtete, hatte ihn mit einem Blicke angeſtarrt, in welchem ſich die ungezähmte Leidenſchaft

ihres Volkes malte. Sie ſchritt mit unhörbarem Tritt hinter ihm weg, ihre kleine Hand wußte einen Saum ſeines Gewandes zu erhaſchen, an dem ſie unmerklich zog, bis plötzlich ein langer Fetzen verrätheriſch niederhing. Das Prachtkleid war ſchmählich zerriſſen, Vertazzi konnte es nicht mehr verbergen.

„Sieh, Freund!“ rief Kalergis. „Die Dornen haben Dir mitgeſpielt!“

„Dornen —?“ wiederholte Vertazzi, und zwang ſich zum Kichern. „Ja, ja, Dornen! Roſen haben Dornen!“

„Darum taugt ſelbſt ein Roſenverſteck nichts!“ ſagte Kalergis. „Offenheit, Freund! Grade Wege! Was meinſt Du?“

Vertazzi war beſchäftigt, ſeinen Riß wieder durch eine künſtliche Draperie zu verhüllen. — „Ich werde mit Dir bald ein offenes Wort ſprechen,“ erwiederte er. „Wenn es meine Kypris geſtattet — ihr gebührt die erſte Entſcheidung.“

„Darf ich vorauseilen, Vater?“ fragte Theodora, deren Erröthen Vertazzi der Mann war, zu ſeinem Vortheil zu deuten. Kalergis winkte bejahend, ſie flog mit ihrer Dienerin die Terraſſen hinauf, in ihr ſicheres Gemach.

„Sage mir, Xariſa,“ rief Theodora, als Beide allein ſaßen, „warum iſt mir der Menſch verhaßt, wie ein Scorpion? Er iſt doch ſchön, weiß ſchmeichelhaft zu ſprechen, man rühmt ſeine Freigebigkeit, ſeinen Kunſtſinn — warum erkenne ich das und muß ihm doch gram ſein?“

„Die Schlange iſt auch ſchön und klug,“ verſetzte die Sclavin.

„Glaubſt Du, er ſei von Schlangenart?“ fragte Theodora.

„Ich weiß es,“ ſagte Xariſa, ihre Arme über die Bruſt kreuzend. Theodora ſah ſie neugierig an, aber die Saracenin gab keine weitere Erklärung und blieb auf alle Fragen ſtumm

Was ſollte ſie auch ſprechen, ſie, die Sclavin? Was war ihr Loos, wenn ſie ſich eines freien Wortes erkühnte?

Theodora griff nach ihrem Saitenſpiel und wollte ſich fröhlich ſtimmen, wie ſonſt. Aber es gelang ihr nicht. Der hüpfendſte Rythmus, den ſie anſchlug, verlor ſich bald in ſanftere Töne, nicht ſelten griff ſie unwillkührlich eine Diſſonanz, die ſie nur auflöſte, um in eine andere überzugehen.

„Xariſa!“ ſagte ſie endlich. „Mord iſt doch ein gräßlicher Gedanke!“

„Ich weiß einen Mord, der ſchön iſt!“ entgegnete die Muhamedanerin.

„Abſcheuliche! Welchen?“ rief Theodora.

„Den Mord aus Rache!“ ſagte Xariſa mit glühenden Blicken.

„Entſetzliche! Geh' mir aus den Augen!“ rief Theodora. „Deine Nähe iſt ſchrecklich!“

In Demuth gehorchte die Sclavin.

„Xariſa!“ ſagte die Jungfrau. „Komm her, Kind! Wie kannſt Du, die ich Dich lieb habe, der kein Leid geſchieht, von Rache und Mord ſprechen? Gedanken, die kein Mädchenherz zu faſſen vermag!“

„Meinſt Du?“ hauchte Xariſa. „Und kein Leid ſei mir geſchehen? Denkſt Du, ein wenig Freundlichkeit, ein buntes Kleid, eine Spange könne mich beglücken?“

Theodora zog ſie weinend an ihr Herz. „Ich habe Dich ſo lieb, Xariſa; was iſt Dir? Was fehlt Dir?“ rief ſie dringend.

„Freiheit!“ klang es aus dem Munde der Saracenin. „Halt ein! Du kannſt ſie mir nicht geben, auch Dein Vater nicht! Was ſoll ich mit der Freiheit, die Ihr mir geben könnt? Ich will die Freiheit nicht für mich!“

„Haſt Du Brüder, Freunde?“ rief Theodora. „Sage mir's, der Vater ſoll helfen. Oder einen Geliebten, dem Du Freiheit wünſcheſt? Doch nein, Du haſt ja Dein Herz —“

„Ich bitte Dich,“ flehte die Sclavin. „Laß uns nicht weiter ſprechen. Helfen kann Dein Vater nicht! Nur Allah!“

Vergebens ſuchte Theodora ſie zur Mittheilung zu bewegen. Sie ſtand endlich davon ab, weil ſie die hartnäckige Sinnesart des Mädchens von Jugend auf kannte: Xariſa war mit ihr aufgewachſen.

Bald darauf trat Kalergis in das Gemach. Sein erſter Blick für die Tochter hatte einen räthſelhaften Ausdruck, den ſie vielleicht in anderer Stimmung nicht bemerkt hätte. Jetzt aber ſchien durch die Aufregung ihr Scharfſinn geweckt zu ſein, denn ſie fragte gleich nach dem Gruße: „Vater, was haſt Du? Du biſt nicht wie ſonſt!“

„Kann ich es ſein,“ erwiederte Kalergis ausweichend, „wenn meine Laren beleidigt ſind? Wenn vielleicht auf mich ſelbſt ein ehrloſer Verdacht fallen kann? — Dieſe Venetianer ſind mißtrauiſcher Natur, ich hätte vor wenig Tagen noch geglaubt, in der öffentlichen Meinung mir einen Character — doch gleichviel! Mehr davon ſpäter. Ich komme eigentlich zu Dir, Maurin. Du ſollſt mir die Wahrheit ſagen. Haſt Du den Mann erkannt, der im Gebüſch auf den Provedитor ſchoß.“

„Nein,“ ſagte Xariſa.

„Mädchen, Du lügſt,“ rief Kalergis unwillig. „Deinem Auge entgeht nichts, das weiß ich. Was haſt Du geſehen? Bei meinem Zorne, ſprich Wahrheit!“

Sie wiederholte ihre frühere Ausſage. Kalergis fragte nach dem Aeußern des Mörders, nach ſeiner Kleidung: das Mädchen gab letztere in dunkler Farbe an, von erſterm nur eine allgemein paſſende Schilderung, welche ihrem Herrn nicht ge-

nügte. — „Ich will nicht hoffen," rief er, „daß du Urſache haſt, den Elenden zu ſchonen, oder daß Du glaubeſt, ich könne Dich nicht vor ſeiner Rache ſchirmen! Ich ſchwöre Dir, die Wahrheit ſoll Dir nicht ſchaden. Bei unſerm Gotte, Mädchen!"

Ein bittres Lächeln zuckte, wie ein ſchnell verſchwindender Blitz, über Xariſa's Lippen, ein Lächeln, welches ſie einem Zeloten des Abendlandes gegenüber auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. — „Ich weiß nichts," ſagte ſie.

„Gut, trotziges Ding! Geh, daß ich nicht in Verſuchung komme, Deinen Starrſinn zu brechen!" rief Kalergis.

Die Saracenin verſchwand geräuſchlos und flink, wie eine Eiſe. Kalergis bekämpfte ſeinen Unmuth und wandte ſich der Tochter zu, welche ihre Lieblingsdienerin entſchuldigte. — „Ich weiß, es iſt ihres Stammes Art," ſagte der Vater. „Unrecht von mir, daß ich mich zum Zorne hinreißen ließ, aber es vereinigt ſich Viel, mich meinem eignen Character untreu zu machen. — Theodora, ſetze Dich zu mir, mein liebes ſüßes Kind. Sieh' mir in's Auge. Haſt Du Nichts, was Du Deinem Vater verheimlichſt?"

Sie blickte verwundert, aber eine liebliche Glut ergoß ſich über Wang' und Stirn und verwandelte die Lilien ſelbſt des Nackens in Roſen. Ihr Blick ſagte Wahrheit: ſie wußte nichts, was ſie verheimlichte, aber dennoch erröthete ſie? Was bedeutete dies unwillkührliche Erröthen? War es ein Geſtändniß ihr ſelbſt unbewußt?

Der Vater nahm Beides wahr, den offnen unſchuldigen Blick und das verrätheriſche Erglühen. Er wußte, daß ein Wort mehr das Bewußtſein wecken konnte und hütete ſich, es zu ſprechen: noch war es Zeit, noch konnte der Funke, der kaum entglommen ſchien, wieder erlöſchen! Er bereuete ſchon, daß er auch nur ein Wort geäußert hatte und ſuchte deſſen Gefahr

abzuwenden. „Ich meine: hat Dir die Maurin Nichts entdeckt, den Mördern betreffend?“ fragte er ſchnell, um nicht den Gedanken in ihr aufkommen zu laſſen, er habe etwas Anderes im Sinne gehabt.

„Kein Wort,“ verſicherte Theodora. „Ich habe Karliſa nicht nach ihm gefragt. Mich ſchaudert, wenn ich an das Gräßliche denke.“

„Ich bin überzeugt,“ entgegnete der Vater, „daß ſie den Buben zu nennen weiß. Aber frage ſie nicht. Deine reine Seele möge ſich nicht mit der Enträthſelung des Verbrechens trüben, welche der Zeit überlaſſen bleibt.“

Die Tochter meinte, es würde auch ganz fruchtlos ſein, Karliſa zu beſtürmen, da ſie bei dem Geringſten, das ſie verſchweigen *wolle*, nicht zum Sprechen zu bewegen ſei. Kalergis ſuchte darauf heitere Gegenſtände der Unterhaltung, aber mit wachſender Beſorgniß mußte er gewahren, daß ſein Kind ihm nicht immer ein aufmerkſames Ohr lieh, ſondern oft in ein Sinnen verfiel, aus dem ſie dann ſchreckhaft erwachte. Er war mit ſich uneins, was er thun ſollte. Sie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſchien ihm gefährlich: die Einſamkeit brütet die Schlangeneier der Phantaſie aus. Eben ſo wenig verſprach er ſich von weiblicher Geſellſchaft, welche Theodora's Herz errathen und zum Bewußtſein bringen konnte. Er hielt am Ende für das Beſte, mit ſeinem Kinde einen Ausflug in die Gebirge zu machen: am Buſen der Natur geſundet alles krankhafte Weſen am ſchnellſten. Sobald er in raſcher Berathung zu dieſem Entſchluſſe gekommen war, ſäumte er nicht, ihn auszuſprechen. „Wir könnten Leo begleiten,“ äußerte er.

Theodora ſah hoch auf, wiederum überwallte eine Rubinflut ihr Antlitz. „Mein Vater!“ rief ſie ſtaunend. „Das kann nicht Dein Ernſt ſein! Nach Seccapietra?“

„Wer ſagt das?“ entgegnete Kalergis betroffen und mit ſich ſelbſt unzufrieden. „Auf dieſem Umwege freilich nicht, ſondern nach unſerm Terymnos, wo wir lange nicht geweſen ſind. Was meinſt Du dazu?“

„Wie mein Vater befiehlt,“ antwortete Theodora, ſich ihrer vorigen Aeußerung ſchämend.

„Kalergis ſah wohl, daß ſie keine beſondere Freude oder Abneigung zeigte, aber es beruhigte ihn nicht.

5.

Die Mittagſonne brannte über der Seccapietra, als Leo Kalergis den äußern Grabenrand am Fuß des Berges erreichte. Der Wächter auf der Brücke rief ihn an, Leo beantwortete ſeine Fragen kurz und ſtolz und war ſehr ungeduldig, daß er warten mußte, bis man die Erlaubniß des Burgherrn eingeholt hatte. Dieſer vernahm jedoch nicht ſo bald, daß Theodora's Bruder gekommen ſei, mit ihm zu ſprechen, als er in großer Freude den gewundenen Pfad herniedereilte, um ihn ſelbſt zu empfangen.

Leo hatte voll Unmuth am Brückthor gehalten und Betrachtungen über Graben und Wall, Schanzpfahl und Fallgatter angeſtellt, die Gewaffneten, welche, einer nach dem andern, neugierig ihre behelmten Köpfe ſehen ließen, keines Blickes würdigend. Hätte ihn ſeines Vaters Wille, dem er nie zu widerſtreben wagte, nicht an die Stelle gebannt, er wäre, durch die Säumniß erbittert, ohne Weiteres von dannen geritten. Jetzt kam der Erwartete: Leo ſah ihn den Klippenhang nieder-

eilen, der Wächter winkte mit der Hand, daß der Grieche ein reiten könne.

„Willkommen!“ rief Contarini ſchon von Weitem. „Wie freue ich mich, endlich Jemand von Reden bei mir zu ſehen, das bis jetzt von freundlicher Nachbarſchaft wenig wiſſen wollte! Flink, Burſchen! Nehmt das Pferd ab!“

Leo wies ſie zurück. — „Ich kann nicht verweilen!“ ſagte er kalt. „Mich führt ein Auftrag meines Vaters zu Euch, deſſen will ich mich entledigen und dann ungeſäumt meinen Weg fortſetzen.“

Contarini war durch des jungen Menſchen Weiſe verletzt, aber Theodora's Geſichtszüge ſprachen ihn aus ſeinem Antlitze ſo mächtig an, daß er nicht zürnen konnte und nur ſein Bedauern äußerte, daß Leo ſeine Gaſtfreundſchaft verſchmähe.

„Ich kann ſie nicht annehmen,“ ſagte dieſer, nicht ohne Beziehung. „Mein Vater läßt Euch ſagen, daß er mit dem tiefſten Unwillen von dem Mordanſchlage auf Euer Leben gehört habe, daß er Alles aufbieten werde, um den Feigling zu entdecken, der nicht den Muth hat, Euch offenen Kampf zu bieten!“

„Das läßt mir Euer Vater ſagen?“ fragte Contarini betroffen.

„Es iſt der Sinn ſeiner Botſchaft, die ich nicht wörtlich wiederzugeben weiß,“ antwortete der junge Kalergis.

„Offenen Kampf!“ ſagte Contarini. „Steht es denn ſo zwiſchen uns?“

„Was nicht iſt, kann kommen,“ erwiederte Leo, welcher die Frage im allgemeinen Sinn auf die beiden Völker bezog.

Der Provedditer, ſo entſchieden gekränkt, rief mit Heftigkeit: „Wodurch verdiene ich dieſen Groll von Euerm Vater? Sagt ihm, ich wäre mir keiner Feindſeligkeit gegen ihn bewußt.

daher müſſe es mich ſehr überraſchen, von ſeiner Geſinnung gegen mich eine ſolche Probe zu erfahren. Was den Heimtückiſchen betreffe, ſo ſei er mir wohlbekannt und ich könne mich gegen ihn ſchützen, Herr Kalergis möge ſich daher nicht weiter bemühen."

Der Grieche ließ ſich nicht auf die Erörterung ein, daß er ſeinen Vater vor der Hand nicht wiederſehen würde, er nahm vielmehr ſchleunigen Abſchied und wandte ſein Pferd, von dem er nicht abgeſtiegen war, zur Waldung, welche den Lehnshof in weiter Entfernung umzog. Erſt, als er den Rand des Gebüſches erreicht hatte, ſah er ſich noch einmal nach dem feſten Hauſe um und rief: „O, wenn ich je eine treue Schaar zum Sturm auf ein ſolches Gemäuer führen könnte!"

Contarini war ſehr verſtimmt in ſeine Wohnung zurückgekehrt. Was ſollte er von dieſer Botſchaft denken, welche im Munde des Beſtellers eher den Klang einer Ausforderung angenommen hatte? Er ſah mit tiefer Betrübniß, wie die Kluft größer wurde, welche ihn von der Geliebten trennte, des Vaters Geſinnung trat mehr und mehr an das Licht und ſchien ihm jede Hoffnung zu rauben. War es anders denkbar, als daß der Sohn, deſſen Trotz der gewöhnlichen Schmiegſamkeit der Griechen ganz ermangelte, ein treues Abbild ſeines Vaters ſei? Contarini gedachte ſeiner Unterredung mit dem Statthalter und ſeufzte. Die Zukunft ſtand wetterleuchtend vor ſeiner Seele.

Nicht lange Zeit verging, ſo wurden ſeine Beſorgniſſe beſtätigt. Ein Bote aus Kandia erſchien mit einem wohlverſiegelten, in kleiner Kapſel verwahrtem Schreiben des Duca. „Zu eignen Händen des Provveditore zu übergeben!" lautete die Inſtruction, mit dem gewichtigen Zuſatz, daß des Ueberbringers Kopf für die richtige Beſtellung haſte. Contarini

hörte die Meldung und nahm das Schreiben mit geſpannter Erwartung in Empfang. Der Bote wurde hinab zu den Knechten gewieſen, Contarini erbrach das Siegel, kein Menſch war bei ihm, als Tarſe, der greiſe Saracenenſclav.

Kaum hatte der Provediter zwei Zeilen geleſen, als er heftig erſchrack, die Hand mit dem Schreiben ſinken ließ und einen beſtürzten Blick auf den treuen Diener richtete. Das Blatt enthielt den beſtimmt ausgeſprochenen Befehl, den Herrn von Reden, Alexius Kalergis, in kommender Nacht möglichſt ſtill zu verhaften und auf die Seccapietra in Gewahrſam zu bringen, wo er ſo lange in geheimer Haft verbleiben ſollte, bis eine Galeere zu ſeiner Ueberfahrt nach Venedig fertig ſei.

„Welcher Auftrag für Contarini! Er ſollte das Werkzeug ſein, Theodoras Vater zu verderben! Er ſelbſt ſollte ſein eignes Glück zertreten! Konnte ihm jemals die Hoffnung blühen, wenn Theodora in ihm den Mörder ihres Vaters erblickte? Kein Kandiot, den die ſtrenge Republik in ihre Staatsgefängniſſe zog, ſah die Heimath wieder; die Politik gebot, lieber einen Unſchuldigen zu vernichten, als ihn mit Grimm erfüllt über die unverdiente Mißhandlung in die gährende Inſel zu entlaſſen, wo er nun erſt gefährlich werden mußte. Kalergis war verloren, wenn er nach Venedig kam!

Ein qualvoller Seelenkampf raubte dem Liebenden alle klare Beſinnung. Hier iſt der Moment, zu handeln! rief der Verſucher. Jetzt oder nie kannſt Du ſie gewinnen! Willſt Du ein Thor ſein, den Kranz zerreißen, den Dir das Glück bietet? Wem ſchadet, wer weiß es, was Du thuſt? Du retteſt der Geliebten den Vater, Du erſparſt Deinem Lande eine Ungerechtigkeit! Blödſinnig, wer hier noch zaudern kann!

„Tarſe!“ rief er laut.

Der Saracene trat näher.

„Dieſe Nacht bringt dem Herrn von Rodon Kerker und Tod, wenn er ſich nicht durch die Flucht rettet! Verſtehſt Du mich?"

Tarſe heftete ſein dunkles, ſtarres Auge auf den Leidenſchaftlichen, dem dieſer fragende Blick unerträglich fiel.

„Du wollteſt ſchon lange nach Rodon gehen!" rief Contarini ungeduldig. „Geh heut! Sei klug!"

Der Saracene neigte ſich, aber ergieng nicht, ſondern faßte den Saum von Contarinis Gewande. — „Herr!" war ſein einziges Wort; doch in dem Tone, mit welchem er es ſprach, ließ ſich Warnung, Vorwurf und Bitte hören.

„Was willſt Du?" rief Contarini. „Denkſt Du, ich werde nicht thun, was mir befohlen iſt? Mit dem Schlage der Mitternacht breche ich auf; wehe Kalergis, wenn ich ihn noch zu Rodon finde! Geh, Tarſe, ſei klug und treu!"

Der Saracene ging, aber er wandte ſich in der Thüre noch einmal mit einem Blicke um, welchen ſein Herr nicht verſtehen wollte. Als ſich dieſer allein ſah, ſtürmte er im Zimmer auf und ab, ſeinen innern Aufruhr nicht mehr bekämpfend. Erſt nach langer Zeit ſank er erſchöpft in den Lehnſtuhl und das Bewußtſein, die Pflicht verletzt zu haben, überkam ihn mit zermalmender Gewalt. Was hatte er gethan? Eine Felonie begangen, deren Strafe ihm, wenn er verrathen wurde, das Leben und, was mehr iſt, die Ehre rauben konnte! Er bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen, als die Frage in ihm aufſtieg: Was wird es Dir nützen, daß Du der Lockung nachgabſt? Kalergis entflieht und nimmt die Seinen mit ſich dahin, wo ihn die Gefahr nicht mehr erreichen kann. Du wirſt Theodora niemals wiederſehen! — — Dieſer Gedanke war für den Zerknirſchten ſo unerträglich, daß er ihn gleich wieder verwarf. Aber dennoch! Durfte der Provedítor von Kandia ſich der

Tochter des Geächteten in Liebe nahen? Zum erſten Male ver-
wünſchte Contarini ſein Amt, das ihn in dieſe Strudel ge-
worfen, ſeine Treue auf eine Klippe getrieben hatte, die er
nicht zu vermeiden verſtand. — Immer enger ward ihm die
Bruſt, er bereute es bitter, den ſchwachen Moment nicht über-
wunden zu haben, ſein Ruf ſollte den Diener an der Ausfüh-
rung des halb nur angedeuteten Befehls hindern — aber es
war zu ſpät! Tarſe hatte den Hof längſt auf ſeinem geheimen
Wege verlaſſen. Mit bebender Stimme befahl Contarini, ſein
Roß zu ſatteln und ſich zum Aufbruch zu rüſten, noch konnte
er den Alten überholen, alle Zugänge beſetzen, welche nach
Roden führten und ſeiner Pflicht vollkommen Genüge thun.
Die Sonne des Sommertages ging unter, als er mit einer
bittern Reſignation ſein Roß beſtieg, das ihn auf dem ſchwer-
ſten Ritte ſeines Lebens tragen ſollte.

Tarſe hatte nicht geſäumt, den nächſten Weg nach Roden,
der nur ihm bekannt war, einzuſchlagen. Es war ein Fels-
pfad, deſſen Krümmen ſeit Jahrhunderten wohl Niemand be-
treten haben mochte, als der Fuß des Saracenen, ſo wildver-
wachſen hatte ſich das Geſtrüpp ihm gezeigt, als er zum erſten
Male Bahn brach, wo er des Pfades Ausgang durch Zufall
gefunden. Seitdem war er ihn ſo oft gewandelt, als er von
ſeinem Herrn Erlaubniß erhielt, in der letzten Zeit öfter, als
ſie, weil Contarini hoffte, durch ihn Nachrichten von ſeiner Ge-
liebten zu erlangen. — Der Alte ſchritt mit einer Rüſtigkeit,
die ſeinen hohen Jahren ſonſt verſagt iſt, durch den Cedern-
wald, über die Felsblöcke und Klippen, oft mit Gefahr ſeines
Lebens, bis er das niedere Bergland der Küſte und die Plata-
nen erreichte, aus deren Dunkel ſich ihm die Ausſicht auf die
Roſengärten, von denen Kalergis Villa den Namen Roden, „die
Roſe," trug, eröffnete. Die weiße Mauer mit ihrem Thürm-

lein leuchtete ihm entgegen, ſein Auge, das nicht mehr ſcharf war, wie in den Tagen der Jugend, erkannte wohl, daß eine weibliche Geſtalt hinter der Brüſtung ſaß, aber er konnte nicht unterſcheiden, ob es diejenige war, die er ſuchte, bis ihn der Ruf der lieben Stimme in ſeines Volkes Mundart traf. „Ich bin allein," tönte es arabiſch hernieder, „ſteige zu mir! Karisa wird dir helfen!"

Des Greiſes Angeſicht erheiterte ſich. Er faßte den Aſt eines Baumes hart an der Mauer und ſchwang ſich hinauf, ohne die Hand, welche ihm geboten wurde, anzunehmen. Karisa grüßte ihn nach des Orients Sitte mit Ehrfurcht und Liebe, er zog ſie an ſeine Bruſt, und alle Härte, welche ſeine tiefgefurchten Züge ſonſt zu Stein verkehrte, war verſchwunden; mit zärtlicher Liebkoſung umfing er das anmuthige Kind, und Worte, wie ſie Niemand mehr von ihm vernahm, entfloſſen ſeinen Lippen: Worte des Segens. Karisa führte den Greis nach dem Steinſitze, gab ihm ein Polſter, ſeine müden Füße zu ruhen und brach ihm Früchte zur Labung. Er dankte ihr und ſegnete nochmals ihr Haupt, dann ſprach er mit ihr eine kurze Weile, ſie bebte vor ſeiner Nachricht und lauſchte angſthaft, was er ihr befehlen würde. Als ſie ſeinen Wunſch vernommen hatte, flog ſie wie ein Reh durch den Garten zur Villa hinauf.

Es war kein Zufall, der die Saracenin heut von ihrer Herrin getrennt hatte. Theodora mußte dem Vater Geſellſchaft leiſten und durfte das Zimmer auch nicht verlaſſen, als ſich gegen Abend ein Beſuch einſtellte, der ſeit einiger Zeit ganz ausgeblieben war: Konſtantin Vortazzi. Der Zierliche hatte gleich bei ſeinem Eintritt darum gebeten, daß ſeine Kypris, wie er Theodora nannte, nicht fliehen möge, und Kalergis, dem es ſelbſt darum zu thun war, ſein Kind in Vortazzi's Nähe zu

beobachten, gab ſeine Einwilligung nach kurzem Beſinnen. So war es denn Konſtantin gelungen, wonach er lange geſtrebt hatte, nicht der mindeſte Zweifel kam in ſeinen Sinn, daß ihm das Größere, Theodera's Liebe zu erwerben, auch gelingen werde: ein Blick in jeden Bach machte ihn ja ſeines Sieges gewiß! An dieſen hatte Kalergis, bei dem er bereits um die Hand ſeiner Tochter geworben hatte, die Gewährung ſeiner Seits geknüpft: „Ich will mein Kind glücklich ſehen," waren ſeine Worte geweſen, „ich werde ſie nie zu einer Verbindung zwingen, der ihr Herz widerſtrebt." Im erſten Augenblicke, voll Verdruß, ſeine Werbung, die jeden Vater auf Kandia nach ſeiner Meinung ſtolz machen mußte, ſo kühl aufgenommen zu ſehen, hatte Vortazzi eine boshafte Anſpielung auf den venetianiſchen Provedlter und ſeine öftern Beſuche laut werden laſſen. Kalergis war dadurch allerdings beunruhigt worden, wie ſeine Frage, als er gleich darauf zu ſeiner Tochter kam, bewies; aber Vortazzi ſelbſt glaubte bei ruhiger Ueberlegung, es vollkommen mit dem Nebenbuhler aufnehmen zu dürfen, da er ſich rühmen konnte, bis jetzt den Sieg über jedes Frauenherz, das er ſeiner Huldigung werth geachtet, davon getragen zu haben. Freilich hatte er bis jetzt nur die Gunſt flüchtiger Stunden geſucht und ſich einzig dort angezogen gefühlt, wo jene leicht zu erwarten ſtand. Ein reines Frauengemüth läßt den Mann, deſſen Bruſt ein Herd unlauterer Wünſche iſt, ſelten in ſeiner Art erglühen, ohne bald abſtoßend oder läuternd auf ihn zu wirken. Bei Theodera hegte Vortazzi die ehrlichſten Abſichten, ihre Hand und ihr Reichthum waren ihm gleich anziehend. So benutzte er die Zeit, welche ihm vergönnt war, heut in ihrer Nähe zu bleiben, auf das Beſte und glaubte ihr Erröthen, ihre Blicke ſchon als Zeichen ſeines gewiſſen Erfolges auslegen zu können, während ſie doch nur Theodera's bittern Unmuth be-

kundeten, dem ſie nicht Worte zu geben wagte. Sonſt hatte ſie über Vortazzi und ſein weibiſches Weſen gelacht, ohne daß er ihr gerade zuwider geweſen wäre — jetzt fühlte ſie einen förmlichen Widerwillen gegen ihn, der ſie inſtinctmäßig von ihm abſtieß. Kalergis beobachtete ſie mit ernſter Beſorgniß, von welcher jedoch kein äußeres Zeichen erſchien. Sein Plan war gefaßt.

Schon neigte ſich der Tag, und Vortazzi erwartete eine Einladung, die Nacht in Reden zu bleiben. Da trat die Saracenin ſchüchtern in das Zimmer; ſie war ſich bewußt, daß ihre unberufene Erſcheinung nicht ſtatthaft ſei, deshalb eilte ſie, ohne den ſtrengen Blick des Herrn zu ſcheuen, auf Theodora zu, glitt vor ihr auf ihre Kniee nieder und flüſterte: „Ein Wort! Um Dein Leben!“

„Was will die Maurin?“ rief Kalergis. „Hat ſie vielleicht den Mörder gefunden, mit dem ſie uns ſchon einmal erſchreckte?“

Vortazzi ſtrengte ſich an, die Spange ſeines Obergewandes, welche nachgelaſſen zu haben ſchien, feſter zu ſchließen.

„Xariſa, ſprich!“ rief Theodora.

„Zu Dir nur allein!“ drängte die Maurin. „Es eilt!“

„So geh' mit der Eigenſinnigen,“ ſagte Kalergis. „Aber keine Geheimniſſe, bitt' ich!“

Während Theodora mit der Saracenin das Gemach verließ, zeigte Vortazzi eine ſchlecht verhehlte Unruhe. Sein Auge flog haſtig umher, ſeine Farbe wechſelte, er war nicht fähig, das Beben ſeiner Lippen zu unterdrücken. Kalergis wurde ſehr ernſt.

„Ich bin überzeugt,“ ſagte er, „das Mädchen kennt denjenigen, der neulich auf den Provediter geſchoſſen hat, doch wünſche ich ſehr, daß ihr jetziges Anliegen nicht ihn betrifft.

Es würde mich kränken, vielleicht einen Mann mit jener That beſchuldigt zu ſehen, den ich näher kenne: es würde mich in einen böſen Conflict ſetzen."

„Das heißt: ob Du Anzeige machen ſollſt?" fragte Vertazzi, ohne ſeinen Gaſtfreund anzuſehen. „Könnteſt Du einen Stammgenoſſen an die Lateiner verrathen? Um einer That willen, zu der ihn der reinſte Beweggrund, die Liebe zum Vaterlande, getrieben?"

Ehe Kalergis antworten konnte, kam Theodora zurück, bleich vor Schreck über Karisa's Nachricht. „Vater, Dein Leben iſt bedroht," rief ſie mit angſthafter Stimme. „Sie wollen Dich fangen und fortführen; rette Dich! Laß uns fliehen!"

„Mädchen! Welche thörichten Reden!" entgegnete Kalergis. „Wo hat die Maurin dieſe hirnloſen Gerüchte aufgeleſen?"

„Er ſchickt die Warnung!" rief Theodora mit emphatiſcher Geberde. „Ihm iſt der Auftrag geworden, aber er will mir den Vater nicht rauben, der Herrliche! — Bei unſerm Glauben, Vater, es iſt Wahrheit. Sein Sclav iſt hier, der bringt Dir die Kunde, in dieſer Nacht droht Dir Mörder und Tod, wenn Du Dich nicht durch die ſchleunigſte Flucht retten! Ein Reiter des Duca hat den Befehl an ihn gebracht."

„Was meinſt Du?" fragte Vertazzi, als der Vater gedankenvoll wurde.

„Den edeln Antonio!" rief Theodora. „Wie kann ich ihm danken!" Ihre Augen leuchteten durch Thränen, welche die langen Wimpern netzten.

„So!!" ſagte Vertazzi. — —

„Unmöglich iſt es nicht," ſprach Kalergis gefaßt. „Ich will den Boten ſelbſt befragen."

Der war aber nicht mehr in Reben zu finden. Karisa kehrte eben aus dem Garten zurück, wo ſie vergebens den Alten ge-

ſucht hatte. Sie mußte dem Herrn wiederholen, was ſie wußte, es war nicht mehr, als Theodora bereits erfuhr.

„Der Provediter läßt Dich warnen!“ ſagte Vortazzi, noch immer ſtaunend. „Ich möchte faſt errathen, was ihn dazu bewegt.“

„Nenne es Freundlichkeit, Konſtantin Vortazzi,“ erwiederte Kalergis. „Er iſt überzeugt, daß ich keine Schuld trage, die mich vor Venedigs Geſetz ſtrafbar machen könnte, und will mir einen Beweis geben, daß er unſern neulichen Zwiſt vergeſſen hat.“

„Darum ſollte er ſein Leben wagen?“ rief Vortazzi mit höhniſchem Lächeln.

„Sein Leben?“ wiederholte Theodora ſchnell, in ihrer ganzen Bildung erſchüttert.

„Bei einer guten That fragt kein hochherziges Gemüth nach Folgen,“ entgegnete Kalergis warm. „Verſprich mir, Konſtantin, daß Du von dem, was Du hier gehört haſt, gegen Niemand ein Wort äußern willſt. Schwöre mir das.“

Vortazzi leiſtete den Schwur unbedenklich. — „Wehe Dir, ſo Du in Deinem Herzen falſch biſt,“ ſagte Kalergis feierlich. „Es wäre ein Verrath auch an mir, und der Rächer würde nicht ausbleiben.“

Unwillkührlich fiel Vortazzi's Blick über die Schultern des Herrn von Reden und begegnete, magnetiſch angezogen, den glühenden Lichtern Karifa's, welche feſt und ſchrecklich auf ihn gerichtet waren. Und wie er, von einer feigen Regung übermannt, die Augen ſenkte, glitten ſie über die kleine Hand der Saracenin, welche in den Falten des Muſſelins, der ihren Buſen verhüllte, nach etwas zu ſuchen ſchien. Den Griechen befiel ein eiſiger Froſt.

Theodora hatte unterdeſſen alle Anſtalten zur ſchleunigen Abreiſe getroffen. Das Nöthigſte war eingepackt, die Dienerſchaft hatte Pferde und Maulthiere rüſten müſſen, Fackeln brannten im Hofe, und Alles erwartete nur noch den Herrn.

„Wäre es nicht um Deinetwillen, Du armes Kind," ſagte Kalergis zu ſeiner Tochter, welche ihn flehentlich zum Aufbruch trieb, „ſo würde ich, im feſten Bewußtſein meiner Unſchuld den Lauf der Dinge abwarten. Weil ich aber Dein Herz nicht ängſtigen mag, ſo willige ich in eine Flucht, die mir bei meinen Feinden nur ſchaden kann, denn ſie ſieht aus, wie ein böſes Gewiſſen. — Leb' wohl, Konſtantin. Gedenke Deines Schwures."

„Wohin wirſt Du Dich wenden?" fragte Vertazzi, als Alles ſchon in den Sätteln ſaß.

„Sie kommen!" ſchrie die Saracenin ſchnell, die Antwort abſchneidend. — „Fackeln aus! Sie verrathen uns!"

Kalergis faßte den Zügel von Theodora's Pferde und ſprengte durch die Platanen dahin. Alle Fackeln erloſchen, die Diener jagten im gedrängten Zuge der Herrſchaft nach. Vertazzi wäre am Liebſten auch mitgeritten, aber andere Beweggründe hielten ihn davon ab. „Dieſer Kalergis!" murrte er vor ſich hin. „Welcher Troß für eine heimliche Flucht! Er muß ſich verrathen!"

Horchend weilte er noch an der Villa, ſchon war der Hufſchlag der Abziehenden ſchwächer geworden und verhallte endlich ganz in der Tiefe der Schluchten, aber kein Geräuſch näherte ſich von der Seite, wo man die Bewaffneten erwarten konnte. Alles war ſtill, Karifa's Angſtruf ließ ſich durch nichts erklären, bis ſie Vertazzi zu errathen glaubte.

„Die Schlange will mir über über den Weg!" knirſchte er. „Sie ziſcht nicht blos, ſie will auch ſtechen, will mir an's Leben!" Der Gedanke machte ihn wiederum fröſteln, aber da-

durch nur giftiger. — „Vielleicht Alles eine Lüge!“ dachte er. „In irgend einer Abſicht erſonnen! Ich muß Gewißheit haben. Dieſe Nacht noch — und Contarini!“

Er ſtieg wieder vom Pferde und führte es abwärts in ein dichtes Gebüſch, wo er es anband und ſich ſelbſt unter einem breitäſtigen Baume, der ihn vor dem Thau ſchützte, auf den Raſen warf.

6.

Es war eine köſtliche Sommernacht. Der tiefdunkle Himmel brannte mit all' ſeinen Sternen, deren Glanz in ſüdlichen Gegenden ſtrahlender iſt, als ihn unſere freſthellſten Winter zeigen; die Blumen hatten ihre Kelche geſchloſſen, die Bäume ragten ſtill in die laue Luft, nur zuweilen von dem Windhauche bewegt, der kühlend über die See zu den Bergen wehte. In den Büſchen trieben unzählige Glühwürmchen ihr heimliches Weſen, kein Laut unterbrach, wie ein Mißklang, die feierliche Stille, nur des Meeres Rauſchen tönte einförmig herauf; man konnte die dunkle Fluth in der Ferne nicht vom Himmel unterſcheiden, mit dem ſie am Horizonte verſchwamm, und das phosphoriſche Leuchten, das unter dem Ruderſchlag eines Bootes, unter dem Aufſchwellen munterer Fiſche entſtand, hätte man wohl für den Blitz eines nächtlichen Gewitters halten können, wäre nicht die ſelige Ruhe, welche wie Gottesfrieden über der träumenden Landſchaft ausgegoſſen war, ſo gar nicht mit ſchwüler Gewitterſtille zu vergleichen geweſen.

Der Zug, welchen Kalergis mit ſich führte, mäßigte ſeine Eile, ſobald er die Tiefe des Waldes erreicht hatte. Hier waltete das Dunkel und machte die Straße gefährlich. Kalergis gebot, wieder die Fackeln anzuzünden, dann ſetzte er ſich ſchweigend von Neuem an die Spitze und verfolgte ſeinen Weg. Die Diener theilten ſich in leiſem Geflüſter ihre Muthmaßungen mit, warum die Reiſe, welche zwar ſchon beſtimmt, aber auf den dritten Tag feſtgeſetzt war, ſo übereilt bei ſinkender Nacht hatte angetreten werden müſſen; Viele kamen der Wahrheit ziemlich nahe.

Kalergis ritt ſtumm und in ſich gekehrt, nur ſelten hatte er einen Blick für ſeine Tochter, welche er ſonſt wie ſeinen Augapfel hütete, ſein Geiſt rang mit Gedanken, die noch nie in ihm aufgeſtiegen waren. „Du biſt nun verdächtigt!“ hallte es fort und fort in ſeiner Seele. „Nicht Deine frühern Verdienſte um Venedig, nicht Dein ganzes Leben und deſſen Zeugniß haben Dich vor dem finſtern Argwohn der Machthaber ſchützen können — und dieſe Flucht wird ihnen ein Zugeſtändniß ſein! Was kannſt Du thun, es zu entkräften? Sollſt Du feig die Hände den Feſſeln bieten, den Nacken dem Beile? Dein ganzes Volk ſieht auf Dich — was wirſt Du thun, Alexius?“ — —

Dicht an des Vaters Steigbügel hielt ſich Theodora. Sie bemerkte nicht, daß ſie heut ungewöhnlich vernachläſſigt wurde, ſie freute ſich der Stille, welche ihr geſtattete, ihr junges Herz in Träume zu wiegen. Der Sonnenſtrahl hatte die Knoſpe geweckt, daß ſie ihren ſüßen Kelch entfaltete, ſchamhaft und glühend zugleich, über ihr wolkenleer der Himmel, um ſie gaukelnd viel Schmetterlinge mit ſchimmernden Flügeln! Ach, welche Liebe erwacht nicht im Licht und Lenz, von Hoffnungen umſchwebt, deren ſie keiner glaubt einſt entſagen zu müſſen?

Contarini hätte manche That für Theodora vollbringen können, und ihr Herz würde ihm nicht auf ewig gewonnen ſein, aber daß er ihren Vater gerettet, das öffnete, wie ein Talisman, die Pforte ihres Allerheiligſten und ſtellte dort ſein Bild auf, dem nun ihre erſte Liebe mit aller Innigkeit geweiht war. Vor dieſer Kataſtrophe hätten Zeit und Entfernung den Eindruck, den Antonio auf die Jungfrau gemacht, wieder verwiſchen können, die Knoſpe wäre vielleicht nie zur Blüthe gelangt — jetzt ſtand ſie zum Leben erſchloſſen und Theodora war ihrer bewußt. Wie hob ſich ihr junger Buſen im wonnigen Gefühl, wie ſah ihr Auge nur Paradieſesauen der Zukunft! Jetzt war ihr klar, warum Antonio ſo oft an ihrem Belvedere vorüber geritten, jetzt gewann jeder Blick, jedes Wort von ihm Sinn und Bedeutung, ſeine edle That gab ihr das Verſtändniß dazu: Antonio liebte ſie! Wie anders hätte er den Gedanken nur faſſen können, der ihr den Vater erhielt?

So weit war das ſinnende Mädchen mit ihren Träumen gekommen, als ſie durch Kariſa geweckt wurde, die neben ihr leiſe ihren Namen rief. „Was willſt Du, Kind?“ fragte Theodora.

„Ich habe Bortazzi bei Dir geſehen,“ ſagte die Saracenin noch leiſer. „Hat er Dich allein geſprochen?“

„Wie ſollt' er das können!“ rief Theodora. „Mir iſt er zuwider!“

„Iſt er das?“ fragte Kariſa zufrieden.

„Dir auch! Ich weiß es,“ ſagte Theodora.“ „Warum iſt er Dir zuwider, Kariſa? Darf ich den Grund nicht wiſſen?“

„Zuwider?“ rief Kariſa mit unterdrücktem Tone. „Mehr noch! Ich haſſe ihn!“

„Haſſe Niemand!“ entgegnete Theodora ſanft. „Was kann er Dir gethan haben, um Deinen Haß zu verdienen?“

Xariſa erwiederte nichts, aber ihr Pferd machte mit ihr einen Satz, als habe ſie es in ihrer Wildheit dazu gereizt.

„Du kennſt den Sclaven, den — Contarini geſandt hat?“ begann Theodora wieder. „Ich glaube, ihn ſchon bei Dir geſehen zu haben, aber er wartete mich nie ab. Er iſt von Deinem Volk, nicht wahr? Dir vielleicht verwandt?“

„Meines Vaters Vater!“ ſagte Xariſa.

„Iſt es möglich?“ rief die Herrin. „Und ihr ſeid getrennt? Wie kommſt Du nach Rodon, während er auf der Seccapietra iſt?“

„Glaubſt Du, ſie hätten bei der Vertheilung nach den Banden der Natur gefragt?“ entgegnete Xariſa bitter. „Als Dein Vater Land und Leute von den Franken bekam, gaben ſie ihm den meinigen mit, wie ſehr er auch bat, bei ſeinen Lieben zu bleiben.“

„Er hat es doch beſſer gehabt, als die Andern bei dem alten böſen Manne, ehe Antonio kam,“ ſagte Theodora. „Und er hat hier Deine Mutter geheirathet.“

„O ja, ſie gaben ihm ein Weib!“ entgegnete Xariſa. „Ob ſein Herz drüben war und die Verlaſſene vor Gram ſtarb, danach fragte Keiner.“

„Mädchen!“ rief Theodora. „O ſage mir —“

„Was könnt' es Dir helfen?“ unterbrach ſie die Saracenin. „Ich darf es nicht erzählen, ob ich auch möchte.“

Eine Weile ſchwieg Theodora, der Gedanke an das verlaſſene Mädchen, das man ſo grauſam von ihrem Geliebten getrennt hatte, beſchäftigte ſie ſehr und ſtimmte ſie trübe. „Es muß ein gräßliches Loos ſein,“ dachte ſie.

„Vortazzi wirbt um Dich,“ ſagte Xariſa, die Pauſe unterbrechend.

„Welcher Einfall!“ erwiederte Theodora überraſcht. „Wie kommſt Du auf dieſen Gedanken?“

„Ich weiß es ganz gewiß,“ verſetzte Xariſa.“

„So mag er ſich keine Hoffnung machen!“ rief Theodora heftig.

„Ich weiß auch das!“ ſagte Xariſa, und indem ſie ihr Pferd ganz dicht an Theodora's trieb, fuhr ſie fort: „Soll ich Dir ſagen: warum er keine Hoffnung hat?“

„Still doch, Du Schwätzerin,“ bat Theodora verwirrt, einen Blick voll Scheu auf ihren Vater werfend, der des heimlichen Geflüſters nicht zu achten ſchien. Sie hatten ſich während ihres Geſprächs ohnehin von ihm nach und nach entfernt.

„Gut!“ ſagte Xariſa. „Aber mir bangt um Ihn! Vertazzi weiß Alles und wird ihn verrathen.“

„Was weiß Vertazzi?“ rief Theodora erſchreckend.

„Nicht Dein Geheimniß!“ ſagte die Saracenin. „Er weiß aber, daß Dein Vater gewarnt worden iſt und durch wen.

„Großer Gott! Das könnte er verrathen?“ rief Theodora ſo laut, daß ihr Vater aufmerkſam wurde und fragte.

„Iſt es möglich,“ rief ſie außer ſich, „daß Vertazzi den Edelmuth, dem Du Deine Rettung verdankſt, verrathen könnte?“

„Nicht doch!“ Ich habe ſeinen Schwur,“ ſagte Kalergis beruhigend.

„Und wenn er es dennoch thut, um ihn zu vernichten?“ rief Theodora. „Sage mir, Vater, ich bitte Dich um Gottes und der Jungfrau willen, was wäre ſein Loos? Gieb mir Wahrheit, Vater!“

„Kind, was quälſt Du Dich um einen Fall, der nicht eintreten wird?“ ſagte Kalergis.

„Was aber, was wird ſein Loos, wenn es doch geſchieht?“ drängte Theodora, deren Angſt in ihrer Stimme zitterte.

„Der Tod!“ ſagte Xariſa. — Ihre Herrin ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Hinweg mit Dir, Unberufene!“ zürnte Kalergis. „Wer hat Dich gefragt? Doch ich will mich nicht über den nichtigen Anlaß ereifern. Höre mich ruhig an, Theodora. Wenn es verrathen würde, daß der Provediter denjenigen, den er verhaften ſollte, gewarnt und zur Flucht veranlaßt hätte, ſo würde er allerdings Strafe verwirkt haben —“

„Gott! Und ich wäre die Urſache ſeines Todes!“ rief Theodora außer ſich. „Niemand als ich allein, daß ich gedankenlos plauderte, während Bertazzi zugegen war. Ich hätte Dich allein rufen ſollen, weh mir, daß ich es nicht gethan! — Barmherziger Gott!“ — ſie ließ den Zügel fallen und rang ihre Hände zum ſternfunkelnden Himmel empor — „Schütze Ihn, bewahre mich davor, ſeine Mörderin zu ſein.“

Kalergis hatte vergebens geſucht, den Ausbruch ihrer Leidenſchaft zu hemmen, jetzt faßte er kräftig ihren Arm. — „Willſt Du noch mehr Zeugen ſchaffen?“ fragte er ſtreng. „Bekämpfe dieſe thörichte Angſt und laß mich ſprechen, ich befehle es Dir. Der Provediter hat ſich vor keinem Verrath zu fürchten. Er iſt ſo unklug nicht geweſen, eine directe Botſchaft an mich zu ſchicken — iſt es ſo, Maurin?“

„Du ſagſt es,“ erwiederte ſie.

„Der Sclav, der die Nachricht brachte, hat es auf ſeinen eigenen Kopf gethan,“ fuhr Kalergis fort. „Er hat zufällig erfahren, wem der Verhaftbefehl gilt und es zu Reden ausgeplaudert, der Provediter wird in der Nacht mit ſeinen Reitern erſcheinen, um mich zu fangen, dieſe können ihm Alle ſeine Unſchuld bezeugen, wenn es ja zu einer Unterſuchung kommen ſollte, woran jedoch, wie ich Dir nochmals betheure, gar nicht zu denken iſt.“

Theodora beruhigte ſich erſt nach wiederholten Verſicherungen ihres Vaters, daß auf Contarini gar kein Verdacht fallen könne, indem er ſchon durch ſeine Stellung über jeden erhaben ſei. Was mochte aber Xariſa dabei fühlen, als ſie die ganze Verantwortlichkeit auf das Haupt ihres Großvaters wälzen hörte und zwar mit einer Gleichgültigkeit, die all' ihr Blut in Aufruhr ſetzte? Erſt Theodora's bange Frage: „ob der treue Diener nicht für ſeinen Herrn büßen würde," goß einiges Oel in die Wogen ihres ſtürmenden Buſens.

„Contarini wird ihn der Nachfrage zu entziehen wiſſen," ſagte Kalergis. „Ich halte ihn für zu gutmüthig, als daß er nicht ſorgen ſollte, den Menſchen vor allen Folgen zu ſchützen. Wenn aber doch das Unglück es fügte, daß er zum Verhör käme, ſo wiſſen wir aus Erfahrung" — er warf einen Seitenblick auf Xariſa — „daß jenes Volk einen Starrſinn beſitzt, den der Europäer noch nicht gelernt hat zu beugen. Der Sclav wird jeder Frage, auch der peinlichen, trotzen. Und ſelbſt den ſchlimmſten Fall angenommen, daß er ſeinen Herrn aus Abneigung verriethe: welches Gewicht könnte die Ausſage eines elenden Sclaven gegen den hochgeſtellten Provediter haben?"

Theodora verſtummte endlich und Kalergis ritt wieder, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, durch die enge Thalſchlucht, welche die Reiſenden aufgenommen hatte. Der Sinn der Jungfrau war jedoch keineswegs ganz beſchwichtigt, er kehrte immer von Neuem zu dem Gedanken zurück, der ihn quälte. „Sage mir, Liebe," begann ſie flüſternd, „wie denkt Dein Großvater über ſeinen Herrn?"

„Sorge nicht," ſagte Xariſa dumpf.

„Biſt Du ſo einſilbig nun?" ſchmollte Theodora. „Du, die mir einſt geſtanden hat, daß ſie ihn liebt?"

„Soll ich nicht, da er meines Stammes Oberhaupt aus der schmählichsten Erniedrigung gezogen, wenn auch nur zu einer glimpflichern Knechtschaft?“ rief Karisa. „Ihn soll ich nicht lieben, der ihm ein gütiger Herr ist, der sein Alter schont, seine kranken Tage durch Pflege erleichtert hat? Ich wollte für ihn mein Blut und Leben, ja meine Hoffnung auf das Paradies opfern, wenn Allah's Huld sie den Frauen gewährt hätte! — Doch irrst Du, wenn Du meine Liebe nach Deinem Sinne deutest.“

„Was meinst Du?“ fragte Theodora bittend, als die Saracenin plötzlich abbrach.

„Deine Liebe nicht!“ erwiederte Karisa.

Die Jungfrau stammelte ein Paar zürnende Worte, die von der Saracenin eine Erklärung zu fordern schienen. Aber Karisa gab sie nicht und das Gespräch der Mädchen erstarb.

7.

Die schöne Insel, auf welcher Kybele ihren Liebling dem erbarmenlosen Kronos entzog, auf welcher Minos herrschte, dessen Gerechtigkeit ihm die Wage der Schuld im Hades verschafft, Kreta, der Ursitz europäischer Kultur, liegt wie ein Halbmond, die Hörner nach Norden gekehrt, auf den dunkelblauen Fluthen des mittelländischen Meeres. Zwei Gebirgsketten durchziehen es in seiner ganzen Länge, zu ihnen erhebt sich das Land vom Gestade auf allen Seiten, die Küsten sind

ſteil, im Norden zerriſſen; viel Vorgebirge bieten der Brandung Trotz und Halbinſeln ſpringen weit hervor, natürliche Häfen bildend, wo die Schiffer dreier Welttheile auf deren Grenzmark ſich begegnen. Kandia iſt herrlich, von der See aus betrachtet; der Blick fliegt bezaubert über die ſchönen Formen der Berge, deren Waldesgrün im ewigen Sonnenſchein wie Smaragd funkelt, er hebt ſich ſtaunend zu den kühnern Umriſſen des Hochgebirgs, wo zahlloſe Kegel erloſchener Vulkanſpitzen in das Himmelsblau ragen und weilt endlich in Begeiſterung auf dem erhabenen Doppelpik, dem heiligen Ida, welcher jetzt Pſilerito genannt wird.

Hier in der Mitte der Inſel iſt der Gebirgsſtock, von welchem das Hochland, das jene zwei Parallelketten bilden, allmälig abfällt. Schön iſt Kandia in ſeiner äußern Geſtalt, wie ſie der Seefahrer kommt zu begrüßen, aber des Eilands Wunderherrlichkeit erſchließt ſich dem Blicke erſt, wenn er in das Heiligthum jenes Berglandes tritt, in die Zauberhallen, welche zu Kalergis Zeit noch nicht der Fuß des abendländiſchen Fremdlings entweiht hatte. Vom Ida, deſſen Haupt nur einige Wochen lang im Silberſchnee glänzt, zieht ſich ein ernſter Cypreſſenhain nieder — ſeine Mahnung kann nicht verloren gehen. Noch ſteht der Berg, zu dem der heitere Blick des Hellenen ſich hob, aber das Geſchlecht, das ihn ehrte und alle Geſchlechter nach ihm — wo ſind ſie, die Millionen? Sie ſind verweht, wie der Staub, den der Nordwind über die See führt, auf Kandia lebt nur noch ihr Name und was ſie geſchaffen, wer aber giebt Kunde, wohin ſie gegangen, wo ſie jetzt weilen? Das Gefühl der Vergänglichkeit erwacht nirgend ſtärker, als auf den Denkmälern grauer Vorzeit: wehe dem Unglücklichen, deſſen Gemüth nicht ihre zweite Mahnung verſteht, er muß dort verzweifeln!

Der Hain der Cypreſſen bekleidet nur den obern Abhang. Tiefer drängen ſich die herrlichſten Waldbäume, Cedern und Pinien, Ahorn und Eichen, ihr verſchieden gefärbtes Laub wogt und fließt in einander, die ſchönſten Schattirungen bildend. Dann ſetzt ſich das Bergland fort in großartiger Pracht, mächtige Höhen ſenken ſich zu fruchtbaren Thälern, von tauſend ſprudelnden Quellen bewäſſert, hier prangen die Blumen wie Sultaninnen des Orients in Schönheit und leuchtenden Farben, hier glühen die edelſten Früchte aus den Blättern hervor, die Rebe zieht ſich von Baum zu Baum bis in die Kronen; reiche Pflanzungen, wogende Saaten ſpenden ihren Segen für des Menſchen Fleiß. Aber es wechſelt die Scene wiederum. Der Gießbach ſchäumt in ein ſchwüles Keſſelthal hinab, wo die Seeluft keinen Zugang findet, wo der Urfels zu Tage tritt, Marmorbrüche in vielfacher Zerklüftung ſich zeigen. Dort weile nicht! Dort entnervt Dich die Hitze und bedrückt Dir den Geiſt, daß ſeine Schwingen erlahmen, kein wohlthuendes Grün giebt dem Auge, das am flimmernden Geſtein ſchmerzhaft umherſchweift, eines Momento Erquickung; Alles ſtarr und hart, es iſt das Leben ohne Liebe! Hinauf wiederum zu den reinern Höhen! Sieh, eine grüne Alp, die duftigſten Kräuter, und jenſeit, in den Schooß des Abhangs geſchmiegt, ein Bergſee, klar, ſtill und rein! Wie blumig ſein Rand! Was würden die Reichen in den Städten des Abendlandes geben, um dieſe köſtlichen Blüthen in ihren Gärten zu hegen! Aber die Kinder des Berges verſchmähen die Knechtſchaft, ſie ſterben am Heimweh.

Da, wo der See auf der Hochalp den ſchönen Kranz von Bergen, die ſich in ſeiner Fluth beſchauen, wiederſpiegelt, wo der Ida, wie ein Schirmherr über ſeine Vaſallen ragt, und eine Fernſicht auf das niedere Bergland und weit hinaus zur

tiefblauen See ſich öffnet, an einer Stelle, welche noch heut ſelbſt den kalten Blick der Türken zur Bewunderung zu entzünden vermag, war in den Tagen, als Venedig ſeine Kolonien auf Kandia kaum angelegt hatte, ein griechiſches Dorf zu ſchauen: Terymnos genannt. Hier beſaß Kalergis ein Haus, ganz von Marmor erbaut, den die nahen Steinbrüche in Fülle boten, von außen geſchmackvoll, von innen bequem. Er hatte in frühern Zeiten faſt immer hier gewohnt, bis er mit den Venetianern in nähere Berührung getreten war und Roden von ihnen zu Lehen erhalten hatte. Dies neue Beſitzthum war dann ſeiner Gattin beſonders lieb geworden, ſie hatte ihm zu Roden ſeine Kinder geboren und war auch dort geſtorben. Seitdem konnte er ſich nicht mehr entſchließen, ſeinen Aufenthalt wieder zu Terymnos zu nehmen, nur von Zeit zu Zeit kehrte er dahin zurück, wo er die glücklichen Tage ſeiner Kindheit verlebt hatte, aber wie gern er es auch wiederſah, er fühlte ſich dort nicht mehr heimiſch. Des Menſchen Glück wurzelt in einem andern Boden, als den ſeine Füße betreten.

Leo hingegen hatte eine ungemeine Vorliebe für Terymnos. Dort ſah er nicht die verhaßte Tracht der Lateiner, dort begegneten ihm nur Geſichter von edlem griechiſchem Schnitt, nichts erinnerte ihn daran, daß ſein Vaterland fremder Gewalt unterworfen war: er konnte von der alten Freiheit träumen, deren Bilder ſeine Seele groß gezogen hatten. Auch diesmal freute er ſich ſehr, als er nach abgemachten Geſchäften dem letzten Bergrand ſich näherte, deſſen Plateau das liebe Terymnos trug. Er ſtieg vom Pferde, um dieſem die Steile zu erleichtern. Mehrmals glaubte er oben ein wildes Geſchrei zu vernehmen, er blieb ſtehen und horchte; Alles war wieder ſtill, aber nach kurzer Pauſe klang es von Neuem, lauter als zuvor, wie eine Acclamation auf die Rede eines Sprechers. Leo war

an ſolche Ausbrüche lärmender Fröhlichkeit gewöhnt und dachte ſich eben nichts weiter, als ein Feſt, das die Bewohner von Terymnos vereinigt habe.

Da kam ihm ein Mann von eben entgegen, den er kannte. Dieſer ſtutzte, als er ihn kommen ſah und grüßte ihn von fern durch eine heftige Bewegung der Hand, während er ſeine Eile verdoppelte.

„Du kommſt wohl mit ſchwerem Herzen, Leo Kalergis?“ rief er ihm zu, ſobald er ſich vernehmlich machen konnte.

„Wie ſo?“ fragte Leo überraſcht.

„Du haſt den Vater verloren, aber du wirſt tauſend Arme finden, ihn zu rächen!“ rief der Mann.

„Was ſagſt Du? Den Vater verloren?“ ſchrie Leo. „Meinen Vater?“

„Weißt Du von Nichts?“ entgegnete der Grieche erſchrekken, indem er ſeine Hand faßte. Leo ſchüttelte heftig den Kopf, ſeine Augen rollten, die Zunge verſagte ihm den Dienſt, aber tauſend Fragen ſchwebten auf ſeinem ſchreckensbleichem Antlitze.

„Nicht weißt Du, daß ſie Deinen Vater in Ketten geworfen haben?“ fuhr der Grieche raſch fort. „Daß er auf ein Schiff gebracht, in die Kerker Venedigs, in den Tod geſchleppt worden iſt? Wo warſt Du, als ſich das Alles zutrug. Ich glaubte, Du kämeſt, uns zur Rache aufzurufen!“

Leo ſtand zu Stein erſtarrt, ſeine Hand war krampfhaft geſchloſſen, todtenblaß ſein Geſicht, nur im Auge glühte ſchreckliches Leben. — „Ermanne Dich, Leo,“ ſagte der Grieche. „Dieſer Schmerz tödtet Dich und hilft Deinem Vater nichts.“

„Rache!“ tönte es dumpf aus der gepreßten Bruſt des Jünglings.

„Die ſollſt Du haben!“ rief der Grieche. „Jeder Kandiot denkt wie Du. Droben ſind Männer aus Amari und aus Rithymnos, von Gortyne und andern Orten, und Alle haben nur Einen Willen. Ich gehe nach Vaſali, wo ſich keiner weigern wird, ſeinen Arm zu erheben. Leb' wohl, wir ſehen uns wieder.“

„Bleib' noch!“ rief Leo, indem er ihn feſthielt. „Wann iſt es geſchehen? Wie und durch wen? Wo iſt meine Schweſter und — die Andern aus Rodon? Wer hat es hieher gebracht?“

„Hör' es kurz,“ ſagte der Grieche. „Seit geſtern fliegt die Nachricht wie ein Bergfeuer von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. Dein Vater iſt in der Nacht zu Rodon überfallen worden und fortgeſchleppt — wohin anders, als nach Venedig? Kein Menſch weiß eine Kunde von ihm und den Deinigen, bewaffnete Venetianer halten Rodon beſetzt und ſperren die Straßen, nur Vermuthungen, aber untrügliche, kreuzen ſich über den Vorfall.“

„Mein Vater!“ rief Leo in ungeheurem Schmerze.

„Geh hinauf, Leo Kalergis!“ ſagte der Grieche theilnehmend. „Danke Deinem Heiligen, daß Du abweſend warſt, als ſich das Unglück begab, und Deinen Vater noch rächen kannſt. Wir ſehen uns wieder.“

Er ſchied. Leo blieb an die Stätte gefeſſelt ſtehen und ſah ihm nach, wie er ſeinen Weg verfolgte, bis ihn die Waldung den Blicken entzog. Dann, wo kein Zeuge mehr war als Gott, behauptete der Schmerz ſein Recht an der jungen Bruſt, die er zu ſprengen gedroht hatte, Leo warf ſich auf den Grund, ſeinen Händen entglitt der Zügel des Roſſes, das ſich nun frei geworden in mächtigen Sprüngen den Berg hinaufarbeitete; den Jüngling kümmerte es nicht, er ſah es kaum, ſeine Augen waren durch die Thränen verdunkelt, deren er ſich nicht mehr

ſchämte. Der Sohn weinte um ſeinen Vater und nicht um ihn allein.

Eine ſchwere Stunde zog über das Haupt des Troſtloſen. Endlich weckte ihn Stimmenſchall von der Höhe, das Pferd hatte den Weg nach Terymnos gefunden und Aufmerkſamkeit erregt, man ſuchte den Reiter, den man verunglückt glaubte. So war es auch, obſchon nicht leiblich. Die Männer ſahen und erkannten ihn, ihr Nahen, ihr Zuruf ſtählte Lee's Nerven, er ſprang auf, der Geiſt der Rache ſprühte aus ſeinen Lichtern.

„Wißt Ihr's," rief er den Kommenden entgegen, „daß der Letzte, der es mit Kandia redlich meinte, dahin iſt, von ſchändlicher Gewalt uns entriſſen? Habt Ihr gehört, daß Alexius Kalergis—" Seine Stimme brach und er konnte nicht vollenden.

„Wir wiſſen es!" ſchrieen die Männer. „Aber wir meinen es auch redlich! Wir wollen ihn rächen! Du biſt Lee, ſein Sohn?"

Sie umringten ihn, ſie führten ihn wie im Triumphe nach Terymnos. Am Ufer des Sees war eine große Zahl von Bergbewohnern verſammelt, Alle in Waffen. Sobald ihnen verkündigt wurde, daß der junge Sohn des Allverehrten, Beweinten, Vergötterten vor ihnen ſtehe, brach ſich der wilde Enthuſiasmus in einem langhallenden Geſchrei Luft, die Nymphe trug es von Berg zu Berg bis zu der fernen Hochebene, wo ſich der äußerſte von Venedigs Kolonen angeſiedelt hatte. — —

„Nieder mit den Lateinern!" brüllte es in der tobenden Menge. „Kalergis fordert Opfer! In's Meer mit den Fremden! Blut um Blut!" Und Alle drängten ſich um den ſchönen Verwaiſten, ihm ihre Bereitwilligkeit zu ſchwören.

Leo ſtand von Hochgefühlen begeiſtert in ihrer Mitte. Der Schmerz, der ſeine edeln Züge entſtellt hatte, war zu einer höhern Weihe verklärt, die ſeinem ſechszehnjährigen Antlitze den Ausdruck der kühnſten Männlichkeit gab; ſeine hohe Stirn, die geiſtvollen Augen, das ſchöne Profil, ein treues Abbild des Urtypus, der noch in Antiken lebt, der dunkle Lockenkopf — da war kein Mann in der Verſammlung, der nicht mit Bewunderung zu ihm aufgeblickt hätte, als er die Lippen zum Sprechen öffnete.

„Rache für meinen Vater!“ rief er mit Metallklang der Stimme. „Rache für Kalergis! Freiheit für Kandia!“

Das Wort zündete. „Freiheit! Freiheit!“ jauchzten die Kandioten, ein wildes Durcheinanderſchreien, Rathſchläge, Aufforderungen, ein gellender Ruf, der ſich Bahn brach: das erſte Opfer war bezeichnet! Wie ein Bergſtrom, den ein Hochgewitter geſchwellt, überflutete der Aufruhr das Ufer, die Maſſe ſetzte ſich unaufhaltſam in Bewegung, Leo Kalergis wurde auf nervigen Armen hoch emporgehoben, der Menge den Führer zu zeigen.

Ehe der Tag verging, war der nächſte venetianiſche Lehnshof ein rauchender Trümmerhaufen, unter welchem ſein Eigner mit Weib und Kindern und Sclaven geſchlachtet lag.

8.

Contarini hatte es nicht über ſich vermocht, dem Duca die Meldung über den Ausgang ſeiner Expedition ſelbſt zu machen. Der alte Tiepolo hörte alſo durch den Mund eines

Lehnsreiters, daß der Provediter mit aller Vorſicht bei nächtlicher Weile nach Roden aufgebrochen ſei, die Villa mit allen Gebäuden umſtellt, zu ſeinem großen Verdruſſe jedoch bald entdeckt habe, daß ſie von den meiſten Bewohnern verlaſſen ſei. Ein Paar alte erſchreckte Weiber, vor Angſt faſt von Sinnen, habe er endlich zu der Ausſage bewogen: Herr Kalergis ſei geſtern Abend zu einer Reiſe aufgebrochen, welche ſchon lange beſchloſſen geweſen. Ob der Ort, den ſie ihm genannt, der rechte ſei, darüber müſſe die Zeit Aufſchluß geben. er, der Provediter, habe ſogleich dorthin nachſetzen laſſen, für ſeine Perſon aber für nöthig erachtet, zu Roden zu bleiben, um von dort aus Alles aufzubieten, was zur Vollſtreckung des erhaltenen Befehls führen könnte.

Der Duca runzelte die Stirn, ließ die Unterlippe verdrießlich hängen und ſah den Lehnsmann, als er ſeine Meldung geendet, mit einem Blicke an, der ihn unwillkührlich erbeben machte. — „Ihr ſeid wohl mit Trompetenſchall marſchirt?“ fragte er höhniſch. „Oder habt Euch anmelden laſſen?“

„Monſignor,“ erwiderte der Lehnsreiter mit ſoldatiſcher Feſtigkeit, „wir haben unſere Pflicht gethan und nichts verſäumt, unſern Marſch zu verheimlichen.“

„Was meint Ihr, Grato?“ fragte der Duca. „Hat der Flüchtling Wind gehabt?“

Der Lehnsmann zuckte die Achſeln. — „Hat der Provediter die Ordre bekannt gemacht?“ fragte der Statthalter, ihn ſcharf in's Auge faſſend. „Sagt mir die Wahrheit!“

„Wir erfuhren nichts,“ erwiederte der Lehnsmann. „Nur daß wir die Schwerter aufbinden mußten und Schweigen befohlen wurde, deutete auf eine heimliche Unternehmung. Selbſt in Roden hat der Provediter nur denen, die er ausſchickte —

und das ſind die Zuverläſſigſten, Monſigner! — den Inhalt ſeiner Ordre anvertraut."

„Es kann allerdings Zufall ſein, daß die Reiſe damit zuſammentraf," ſagte der Statthalter vor ſich hin. „Aber der plötzliche Aufbruch! — Wer hat die Wache ſeit dem Eintreffen meines Boten auf der Seccapietra bis zum Abmarſch gehabt?" fragte er dann.

„Ich," ſagte der Lehnsmann dreiſt.

„Das iſt mir lieb, Andrea Grato," fuhr der Duca fort. „So werdet Ihr mir ſagen können, ob Jemand die Seccapietra während jener Zeit verlaſſen hat. Bedenkt Euch wohl."

Der Lehnsmann ſtierte ein Paar Augenblicke nach der Decke und rieb ſich die Stirn. — „Ueber die Brücke iſt Niemand gegangen," ſagte er endlich. „Das kann ich beſchwören."

„Alſo iſt noch ein anderer Aus- und Eingang da?" forſchte der Statthalter. „Ich fürchte, es wird eine Unterſuchung geben."

„Man ſagt, es ſoll ein geheimer Ausgang da ſein," ſagte der Lehnsmann. „Wäre auch nicht übel für den Fall einer Belagerung. Aber Niemand von uns kennt ihn, ſelbſt der Provveditor nicht."

„Wen meint Ihr, der etwa über dieſen geheimen Ausgang Nachricht geben könnte?" fragte der Duca immer angelegentlicher.

„Monſigner, da iſt ein ungläubiger Hund, den Meſſer Antonio zu ſeinem Leibdiener erkoren hat," erwiederte der Lehnsmann. „Wenn irgend Jemand Beſcheid weiß, ſo iſt es der. Wir wundern uns oft, daß er aus der Seccapietra verſchwindet und nach langer Abweſenheit wieder da iſt, ohne daß ihn Einer von der Wache kommen oder gehen ſieht. Das kann freilich auch anders zuſammen hängen, der Kerl iſt alt genug

und ein Mahomsdiener, und Ew. Excelenza weiß, daß dieſe mit dem Teufel auf vertrautem Fuße leben."

„Gut," ſagte der Statthalter. „Wir wollen ihm auf den Zahn fühlen. Aber ſagt mir, Andrea, glaubt Ihr, als ein zuverläſſiger und kluger Mann, daß der Grieche von der Seccapietra aus Warnung bekommen habe?"

„Gnädiger Herr!" rief der Lehnsreiter beleidigt, indem er mit dem Stahlhandſchuh klirrend auf die gepanzerte Bruſt ſchlug.

„Wären Alle wie Ihr, ſo hätte ich die Frage nicht zu thun brauchen," ſagte der Duca. „Wir werden ja ſehen! Reitet zurück nach Rodon und erſucht den Provediter in meinem Namen nach Kandia zu kommen. Für die Dauer ſeiner Abweſenheit übernehmt Ihr den Befehl über die Reiter, welche dort liegen."

„Es ſind aber Nobili darunter," wandte Grato ein, da ihm doch die Freude über das bärtige Geſicht lachte.

„Gleichviel, Ihr befehligt in meinem Namen!" ſagte Tiepolo ſtolz. „Das heißt," ſetzte er hinzu, „im Namen der erlauchten Republik, deren getreuer Diener Ihr ſeid." Damit wurde der Lehnsmann entlaſſen und trabte des Weges zurück, den er gekommen war.

Dem Statthalter ließ der fehlgeſchlagene Gewaltſchritt keine Ruhe. Er war höchſt erbittert, daß Kalergis entkommen war und ſchwor demjenigen, der ihm zur Flucht behülflich geweſen, die ſtrengſte Strafe: noch ſcheute er ſich, den allgemeinen Argwohn, den ſeine Seele fühlte, auf ein beſonderes Haupt zu werfen, aber er war mit ſich im Klaren, daß Kalergis gewarnt worden ſei. Wohin mochte er ſich gewendet haben? Daß er nach dem Orte gegangen ſei, den er öffentlich als das Ziel ſeiner längſt verbedachten Reiſe angegeben hatte, war ſehr unwahrſcheinlich, oder er mußte aus Zufall ſo plötzlich am Ver-

abend ſeiner Verhaftung aufgebrochen ſein, von letzterer keine Ahnung haben und ſolchergeſtalt doch noch in die Hände der Verfolger fallen. Geſchah das, ſo war jeder Verdacht entkräftet. Fand ſich aber Kalergis nicht, ſo mußte Alles d'rangeſetzt werden, das Einverſtändniß, dem er ſeine Rettung verdankte, zu ermitteln, und dem Statthalter ſtand in dieſer Hinſicht die Fülle ſeiner Macht zu Gebote.

Contarini kam, dem beſtimmten Befehle gehorchend nach der Hauptſtadt, wo ihn der Duca nicht allzufreundlich empfing. Er ſetzte dem finſtern Manne eine gleiche Sprödigkeit entgegen, berief ſich darauf, ſeiner Inſtructien auf das Genaueſte nachgekommen zu ſein und als der Statthalter ein Wort von geheimen Einverſtändniſſen fallen ließ, ſagte er ſtolz: „Kann ſein! Ich führe das Schwert und nicht die Schlinge.“ Sie trennten ſich höchſt unzufrieden mit einander. Der Duca wollte den Erfolg der Streifjagd auf Kalergis abwarten, ehe er mit beſtimmtern Fragen hervortrat. Nicht daß er den Provediter ſelbſt in Verdacht gezogen hätte, aber in deſſen Umgebung glaubte er den Verräther finden zu können.

Ehe noch eine der ausgeſchickten Partheien zurückkam, erſcholl das Gerücht von unruhigen Bewegungen unter der kandiotiſchen Bevölkerung; Matteo Venatti, der Fußknecht, kam zur Stadt und berichtete, daß Zuſammenkünfte von Bewaffneten Statt fänden, endlich erſchien gar ein kläglich verwundeter Menſch und brachte die Nachricht von dem Mordbrande, durch welchen die Kandioten ihren Aufſtand eröffnet hatten.

Der Statthalter zitterte vor Wuth. Er ließ den Verwundeten in den Palaſt kommen und befragte ihn ſelbſt. Da hörte er, daß eine zügelloſe Menge zuſammengelaufenen Volks plötzlich den Lehnshof geſtürmt und ſeine Bewohner ermordet habe, und daß nur er, der Sprecher, ſich durch die Flucht ge-

rettet, während die Rebellen die ausgeplünderten Gebäude in rand geſteckt.

„Haſt Du keinen Führer geſehen?“ fragte der Duca, der bei dem Verhör ſeine kalte Würde behauptete, wie ſehr auch der Zorn ſein Inneres durchflammte.

„Ich? O großer Gott!“ jammerte der Verwundete. „Ich ſah nur mein eigenes Blut, das mir über den Leib rann.“

„Keinen Namen gehört?“ fragte der Duca unbewegt. „Den Namen Kalergis etwa?“

„Kalergis — ja!“ rief der Elende. „Kalergis! Das ſchrieen ſie Einem zu, der wie ein Teufel raßte. Kalergis hieß er!“

Der Statthalter warf Contarini, welcher auf ſein Schwert gelehnt der Verhandlung zuhörte, einen bedeutſamen Blick zu. Antonio nahm ihn nicht auf. — „Du haſt ihn alſo geſehen, der Kalergis hieß,“ fuhr Tiepolo fort. „Beſchreibe mir den Mann.“

„Schrecklich ſah er aus, weiter weiß ich nichts,“ ſtöhnte der Verwundete. „Dieſen Hieb gab er mir; es war, als ob ein Feuerſtrom meinen Augen entſpritzte.“ Als ihm darauf der Frager die Geſtalt des alten Kalergis beſchrieb, ſtimmte er in allen Theilen bei, um nur loszukommen.

„Was ſagt Ihr nun, Herr Provveditor?“ fragte der Duca, ſobald ſein Wink alle Zeugen entfernt hatte.

„Wenn es wahr iſt, was der erbärmliche Schuft Euch vorgewinſelt,“ erwiederte Contarini, „ſo wird die Verfolgung meiner Reiter unnütz ſein, wir haben keinen Unterthanen zu verhaften, ſondern einen Feind zu bekämpfen.“

„Einen Rebellen, wenn's beliebt!“ ſagte der Statthalter ſcharf. „Ihr führt das Schwert, wie Ihr Euch neulich rühmtet; ſo zeigt denn, daß es keine eitle Prahlerei war.“

Contarini erröthete bis unter das dunkle Haar. „Signor Jacopo! Dieſe Sprache duld' ich nicht!" zürnte er.

Der Statthalter maß ihn mit Hoheit und erwiederte dann: „Ich werde die Lehnsreiterei nicht ganz aufbieten. Ein Geſchwader reicht hin, die Mordbrenner zu Paaren zu treiben, ihre Anführer der gerechten Strafe zu überliefern, der Schlinge, Herr Provveditor! Trefft Eure Anſtalten gut - keine Schonung!"

„In wenig Tagen ſoll die That Euch Antwort geben," ſagte Contarini, ſich verabſchiedend.

Er glühte, ſeine Worte wahr zu machen. Was geſchehen war, traf ihn, das konnte er ſeinem Gewiſſen nicht abſprechen. Zum erſten Male hatte er ſich in einem ſchwachen Momente von der Bahn der Ehren, die er ſein Lebelang ritterlich gewandelt war, verlocken laſſen, er fühlte die Schuld ſchwer, er ſah mit Schrecken, welche böſe Frucht ihr entſproſſen war. Nur ein raſches Handeln konnte die weitern Folgen im Keim erſticken. Mit Eifer betrieb er die Rüſtung und vollendete ſie weit früher, als der Statthalter erwartet hatte.

Mittlerweile waren aber andere ſchlimme Nachrichten eingegangen. Jene That hatte nur den Anfang bezeichnet. In mehrern Diſtricten der Inſel waren ſeitdem Unruhen ausgebrochen, Gewaltthätigkeiten vorgefallen, hier und da floß ſchon Blut. Der Statthalter ſah ein, daß nur ein energiſches Verfahren die allgemeine Empörung verhüten konnte; er ließ ſofort, was an bewaffneter Macht disponibel war, gegen Terymnos rücken mit dem Befehl, das Dorf, als den Herd des Aufruhrs, zu zerſtören und ſoviel Gefangene als möglich in die Kerker der Hauptſtadt zu ſchicken, wo an ihnen ein ſtrenges Beiſpiel zur Abſchreckung gegeben werden ſollte. Weil aber Kalergis nach Allem, was man hörte, die Seele des Wider-

ſtandes war, ſo ächtete ihn der Statthalter feierlich und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf.

Dieſe Bekanntmachung wurde überall, ſo weit venetianiſche Gewalt reichte, ausgerufen, aber ſie verbreitete ſich auch im Gebirge mit Blitzesſchnelle und erregte neue Erbitterung. „Alerius Kalergis?“ fragte man ſich erſtaunt. „Er war alſo nicht gefangen? Er hatte die hinterliſtigen Lateiner zu täuſchen gewußt? Sie machten Jagd auf ihn und boten Geld für ſeinen Kopf, wie für den eines gefährlichen Raubthiers? Wo weilte denn der theure Mann, warum ſäumte er noch, ſich an die Spitze ſeiner Getreuen zu ſtellen?“

Kalergis hatte mit Recht vorausgeſehen, daß man ihn auf ſeiner Beſitzung ſuchen würde, und darum ſeinen Reiſeplan unterwegs geändert. Auf der Inſel Grabuſſa, welche nur durch einen Meerarm von der kandiotiſchen Halbinſeln Buſo getrennt iſt, wohnte ihm ein Jugendfreund, der ihn, das wußte er, mit Freuden aufnahm. Hier beſchloß er, den Sturm vorüberbrauſen zu laſſen und dann die geeigneten Schritte zu thun, um die wider ihn erhobene Anklage zu ergründen und zu entkräften. Noch ehe der Tag anbrach, hatte er griechiſche Schiffer gewonnen, die ihn nach Grabuſſa überſetzten. Der Freund empfing ihn mit aufrichtiger Freude und Kalergis durfte von hier aus keinen Verrath fürchten.

Die Nachricht von den Bewegungen auf Kandia fand ihren Weg bald nach dem benachbarten Eilande, Kalergis hörte ſie mit ſchwellender Bruſt. In einſamer Stunde richtete er die Frage an ſein Rechtsgefühl: „Iſt es ein Frevel wider Gottes Gebot, was meine Stammgenoſſen beginnen?“ — Es war eine lange gefährliche Unterſuchung, in welche er ſich einließ und wir können nicht ſagen, daß er ſich dabei durchaus an die einfache Wahrheit hielt: „alle Obrigkeit iſt von Gott,“ ſondern er

ſchweifte wiederholt in das Gebiet der Sophiſtik. Noch ſchwankte er, als ein Fiſcher, der zum Verkauf in der Burg von Buſo geweſen, zurückkam und die Kunde mitbrachte, daß ein Preis für den Kopf des Alexius Kalergis ausgerufen worden. Theodora war die Erſte, welche das Gerücht vernahm. Sie flog mit Entſetzen zu ihrem Vater, um ihm das Schreckliche mitzutheilen.

Er ſagte kein Wort, aber ſeine Augen funkelten und ſeine Geſtalt richtete ſich höher auf.

„O Vater, nur fort, fort von hier!“ flehte Theodora mit gerungenen Händen.“ Laß uns fliehen, wo kein Ohr Deinen Namen je gehört hat, wohin die Unmenſchen nie gekommen ſind! Hier kann ich nicht mehr Ruhe finden, jeder Menſch, der Dir naht, kann ſich den Blutpreis verdienen und Niemand iſt hier, Dich zu retten, gleich dem Helden, der ſich um Deinetwillen ſelbſt der Gefahr ausſetzte! Fort, fort von hier!“

„Ja, das wollen wir!“ ſprach Kalergis mit Entſchloſſenheit. „Aber nicht zu weiterer Flucht, ſondern hinauf zu den treuen Kandioten. Mein Vaterland ruft, ich folge ſeiner Stimme. Sie ſelbſt, die Tyrannen, ſie drücken mir das Schwert in die Hand, ſie treiben mich mit Gewalt dazu; ſo mögen ſie's denn haben!“

Mit bangen Zweifeln lauſchte Theodora der Rede, welche ſie nur halb verſtand, ſie forſchte, ſie bat — und als ſie hörte, was die Worte bedeuteten, drang es ihr wie ein Dolch in das Herz. Der Vater zog das Schwert gegen die Gewalt der Fremden! Wehe ihrer Liebe! Antonio führte ja Venedig's Streiter!

„Du bleibſt hier,“ ſagte Kalergis, der mit zu wichtigen Entwürfen beſchäftigt war, um den Conflict ihrer Seele, wie ſehr er ſich auch in ihren Zügen malte, zu würdigen. „Die

treffliche Frau, welche Dich ſo liebreich aufgenommen hat, wird Dich halten wie ihr eigenes Kind. — Deine Geſpielin bleibt bei Dir, um Dich zu erheitern. Tröſte Dich, ich kehre bald und ſiegreich zurück!"

„O Vater, Vater, was willſt Du thun?" ſchluchzte Theodora. „Laß mein Flehen zu Deinem Herzen dringen!" —

„Biſt Du eine griechiſche Tochter?" zürnte Kalergis. „Iſt Dir das Beiſpiel ganz verloren, was Griechenlands Frauen in den Tagen der Freiheit gaben? Hat die Knechtſchaft auch die Töchter entartet? Was verlangt Deine Thräne! Ich ſoll mich durch den eigenen Sohn beſchämen laſſen! Leo ſteht an der Spitze der Tapfern und fordert Rechenſchaft für die lange Schmach, ich aber ſoll mich feig verkriechen, meinen Namen verläugnen, wie laut er auch ſchallt! Nein, das kann mein Kind nicht fordern. Sie haben mich gerufen, die Unterdrücker, mögen ſie nun vor dem Geiſte zittern, den ſie beſchworen haben!"

„So nimm mich mit Dir!" bat Theodora. „Hier ſterbe ich vor Todesangſt um Dich und Alle, die ich liebe! Laß mich an Deiner Seite jede Gefahr theilen, meine Bruſt ſoll Dein Schild ſein!"

Des Vaters Auge ſenkte ſich leuchtend in Wohlgefallen auf ſeine Tochter. „Du gehörſt nicht in den Kampf der Männer," ſagte er mild. „Dein zartes Auge würde brechen, vor den Scenen, welche Du ſchauen müßteſt."

„Ich will, ich muß Dich begleiten!" rief ſie. „Du kennſt mich nicht, ich bin ſtark, Alles zu tragen — auch das Gräßlichſte." Sie ſchauderte ſichtbar, denn ihrer Seele ſchwebte das Bild vor, das ihr als das Gräßlichſte erſchien: ein Zweikampf zwiſchen dem Vater und Antonio.

Kalergis verſuchte Alles, um ſie von ihrer Bitte abzubringen — umſonſt! Sie beſtand mit einer Hartnäckigkeit darauf, welche er an dem ſanften Mädchen noch nicht gekannt hatte, ihr ganzes Weſen zeigte eine krampfhafte Spannung, er mußte böſe Folgen befürchten, wenn er ſeinen Willen durchſetzte. — „Wohlan!“ ſagte er endlich. „Du magſt mit mir gehen, damit Dich die eigene Ueberzeugung belehre, daß ich Recht gehabt. Zu Terymnos findeſt Du nöthigen Falls eine ſichere Freiſtatt, um Dich aus den Schrecken des Kampfes zu retten.“

Theodora küßte ſeine Hand mit einer ſtürmiſchen Freude und flog dann, die Abreiſe zu beſchleunigen. „Du wirſt mich doch nicht verlaſſen, Xariſa?“ fragte ſie. „Denn zwingen — das ſei ferne.“

„Mich trennt nur der Tod von Dir!“ ſagte die Saracenin, welche von der Nachricht, daß ihr Herr endlich eingewilligt habe, leidenſchaftlich aufgeregt war. „Schaffe uns Männertracht und Waffen.“

„Was ſollte unſer ſchwacher Arm damit!“ entgegnete Theodora. „Wir wollen eine andere Treue beweiſen, liebend pflegen unſere Theuren, ihren Schlaf bewachen, ihre trüben Stunden erheitern! Oder — mit ihnen ſterben!“ —

„Zuſammen ſterben!“ wiederholte Xariſa mit einer heißen Inbrunſt, und ihr Auge glühte fanatiſch entzückt, ihre Hand ſuchte den Dolch, den ſie in den Faltenſchleiern ihres Buſens verborgen trug.

Theodora weinte.

9.

Auf dem ſchlechtgebahnten Wege, der von dem Lehnshofe, wo die Kandioten ihre erſte Wuth ausgelaſſen hatten, nach dem Gebirgslande führte, zog eine Abtheilung der aufgebotenen Reiterei. Die Straße verdiente nicht den Namen einer ſolchen, ihr Boden war felſig, das ganze Terrain für Pferde kaum gangbar. Unter den Lehnsreitern, welche überhaupt von Disciplin keinen Begriff hatten, war ſchon das lauteſte Murren ausgebrochen, daß man ſie in eine Gegend ſchicke, wohin ſich noch kein Venetianer gewagt, daß man ihnen zumuthe, ihre Pferde in den Klippen zu Schanden zu machen und ſogar keine Ausſicht auf Beute ſei. Denn das erſte griechiſche Hüttendorf, welches ihr Zug erreichte, hatten ſie leer, gänzlich ausgeräumt gefunden, und eine Fahne mit Spottverſen, welche am Eingange aufgeſtellt war, hatte ihnen verkündigt, daß es überall ſo ſein werde, bis die Rache über ſie komme. Darum zogen ſie mit großem Widerwillen weiter und Contarini — er ſelbſt führte ſie — mußte ſich ſchweren Herzens geſtehen, daß ſie Recht hatten und daß bei einem Zuſammentreffen mit dem Feinde wenig von ihnen zu erwarten ſei.

Die Beſchaffenheit der Gegend wurde der Marſchordnung immer gefährlicher. Noch hatte der Provveditor ſeine Gharniſchten, ob auch in langer Colonne, wenigſtens geſchloſſen gehalten, jetzt war auch das nicht mehr möglich. Eine ſchroffe Bergwand lag vor den Kriegern, deren Spitze ohne Befehl Halt machte, mit verdroſſenen Augen die Wildſteige, welche im Zickzack zur Höhe führten, und die Regenriſſe aus der Winterzeit muſternd, deren gräder Lauf unerſteiglich ſchien. Contarini löſte die Ordnung, gab nach, daß Jeder ſich den Pfad wählen könne und ſtrebte Allen voran; man ſah den ganzen

Abhang bald mit kletternden Reitern, wie mit einer Ziegenheerde, bedeckt.

Endlich war die Hochebene gewonnen: ein Fruchtfeld, deſſen Garben aufgerichtet in kleinen Haufen zuſammengeſetzt waren. Contarini ſprengte darüber hin, um eine weitere Straße zu erſpähen, ehe er die Vorhut ſeiner Schaaren ordnete. Einzeln und erſchöpft kamen die Reiter oben an, ihre Pferde dampften und keuchten.

Da ſauſte ein ſchwerer Stein über Contarini's Kopf, ſeinen Helmbuſch knickend. Und hinter allen Garbenhaufen wurde es lebendig von kandiotiſchen Schleuderern, welche durch die That bewieſen, daß die Kunſt, welche Kreta's Krieger ſelbſt in den römiſchen Legionen berühmt gemacht, noch nicht erſtorben ſei. Auf die überraſchten Reiter, welche noch immer einzeln und matt die Höhe erreichten, praſſelte ein Steinhagel, der Manchen betäubt vom Roſſe warf und alle Pferde toll machte. Eins bäumte, das Andre überſchlug ſich, jenes trug ſeinen Herrn in Bogenſätzen zum Abhang zurück, die Verwirrung war allgemein; vergebens donnerte Contarini's Stimme, ſich zum Angriff zu ſchließen, die Steine ſauſten unausgeſetzt auf die Venetianer, welche ſchon ihr Heil hinter dem ſchützenden Abhange ſuchten. Mancher ſtürzte in der Eile und brach das Genick am Panzer, die Meiſten kümmerten ſich nicht um ſichern Pfad, ſondern trieben ihre ſtolpernden Pferde graden Weges in die Tiefe.

Contarini's Soldatenherz wollte zerſpringen, als er ſeine Stimme machtlos ſah, er verſchmähte die Flucht der Ehrloſen, er ſuchte den Feind. Aber wie gewandt er auch ſeinen Hengſt zwiſchen den Garben tummelte, es gelang ihm nicht, einen Kandioten mit dem Schwerte zu faſſen, ſie ſchlüpften immer wieder hinter die Wälle von Halmen, und Contarini's

Hiebe trafen nur Stroh. Den Griechen ſchien dieſes neue Gefecht Spaß zu machen, ſie ſchleuderten nicht mehr nach ihm, ſie neckten ihn blos und höhnten ihn mit lautem Gelächter, das ihn zur ungezähmten Wuth trieb und ſchmerzlicher für ihn war, als die brennendſte Wunde. Er forderte den Feind, von dem er endlich abließ, zum Kampfe heraus, er ſehnte ſich mit glühendem Verlangen danach, ob er auch ſeinen Tod vor Augen ſah. In dieſem Moment des Stillſtandes faßte eine treue Hand Contarini's Arm und wollte ihn von hinnen ziehen: der Wüthende erkannte Tarſe, ſeinen greiſen Diener, welcher allein ihn nicht verlaſſen hatte. „Flieh!“ rief er ihm zu. „Sag' es in Kandia, wo ich ritterlich den Tod gefunden habe! Ich weiche nicht! Hier, dieſen Ring —“ er zog den Eiſenhandſchuh aus und einen koſtbaren Juwel vom Finger — „dieſen Ring gieb an Theodora Kalergis, ſag' ihr, daß ich ſie treu geliebt habe!“

Während er dieſe Worte flüchtig ſprach, hatten ihn die Kandioten, von den Garbenhaufen gedeckt, rings umſtellt und auch Tarſe den Rückzug abgeſchnitten. Der Saracene wollte aber keineswegs fliehen, und ehe noch ſein Herr den beſtimmten Befehl dazu geben konnte, ſprang, ſobald er das letzte Wort geſprochen hatte, hinter der nächſten Deckung ein Grieche hervor, ſich kühn dem Venetianer zum Kampfe ſtellend. Es bedurfte nur eines Blickes auf ſein jugendliches Geſicht, das keines Helmes Viſir verdeckte, um Leo Kalergis zu erkennen.

„Ihr ſeid in unſerer Gewalt, Provedítor!“ rief der Jüngling. „Aber kein Lateiner ſoll ſich rühmen, daß Kandia's Söhne den einzelnen Kampf mit ihm geſcheut haben. Eure Rede fordert mich perſönlich heraus. Hier ſteh' ich, ſitzt ab!“

Es wäre ein ungleicher Streit geweſen. Der erprobte Krieger von Kopf zu Fuß in Stahl gekleidet, an Stärke und Ge-

wandheit den beſten Fechtmeiſtern Italiens überlegen, mit dem langen Reiterſchwerte bewaffnet — und der jugendliche Kandiot, dem nur ein geſteppteſ Weſtenſtück die Bruſt ſchirmte, deſſen ganze Bewaffnung in einem leichten Schilde und einem kurzen halbgekrümmten Schwerte beſtand! Tarſe ſah mit grimmiger Luſt auf das Opfer ſeines Herrn, aber Contarini ſenkte das Schwert und ſagte: „Euch mag ich nicht bekämpfen.“

„Warum? Warum?“ rief Leo hitzig. „Wagſt Du, falſcher Franke, mit Frechheit von den Meinigen zu ſprechen und willſt nicht kämpfen? Wehre Dich, es iſt Dein Tod!“

Er ſprang mit zwei Sätzen auf Contarini's linke Seite und fiel ihn an. Der Provediter begnügte ſich, ſein Pferd raſch zu wenden und die Hiebe theils mit dem Panzer, theils mit der Klinge aufzufangen, von allen Seiten waren die Kandioten hervorgetreten und nicht eben willig, dem Kampfe müſſig zuzuſchauen; ſchon ſah das ſcharfe Auge des Saracenen, das jede Bewegung der Feinde bewachte, wie ſie Schlingen aufrollten, er warnte ſeinen Herrn; der war taub, Kalergis aber bemerkte nicht, was er ſonſt nimmer geduldet haben würde: er ſuchte nur ſeinem Feinde mit raſenden Hieben beizukommen und wurde durch deſſen Benehmen, das ſich einzig auf Abwehr beſchränkte, ſo gereizt, daß er von Allem, was um ihn her verging, nichts hörte und ſah. „Verweigerſt Du mir ritterlichen Zweikampf, ſchrie er wiederholt. „Bin ich Dir nicht ebenbürtig?“

„Mehr als das, Du biſt mir lieb!“ rief Contarini, den neuen wüthenden Anfall parirend.

In dieſem Augenblicke ſtürzte ſich Tarſe blindlings unter die Feinde, welche Schlingen nach ihm warfen und ſeinem Herrn näher rückten, den rechten Moment erſpähend; es wäre um beide geſchehen geweſen, wenn nicht zu rechter Zeit

Hülfe gekommen wäre. Wie aus der Erde gewachsen, donnerten plötzlich schwergeharnischte Reiter über die Bergflur, der Schlachtruf: „San Marco!“ drang vernichtend in das Ohr der Kandioten, sie sahen die Stahlmauer kommen, kein Widerstand war denkbar, nur eilige Flucht konnte retten. Da waren es wiederum die Garbenhaufen, denen sie ihr Heil verdankten. An ihnen brach sich die geschlossene Reihe, der Lauf stockte, die Reiter mußten einzeln ausweichen oder darüber setzen; Jeder nahm sich seinen Feind, aber die Gewandheit der Kandioten hatte den Vortheil für sich: Wenige wurden niedergerannt und getödtet, die Meisten erreichten das sichere Gebüsch.

Auch Leo Kalergis, als er die veränderte Scene wahrnahm, hatte vom Kampfe abgelassen und raschen Laufes, alle Hinternisse benutzend, den Bergwald gewonnen, wo er die Seinigen sammelte.

Centarini dankte dem tapfern Führer der Geharnischten für den unerwarteten Beistand. Es war Andrea Grato, welcher einen Theil der flüchtigen Schaar zum Stehen gebracht und beschämt, daß sie ihren Anführer verlassen, wiederum zur Höhe geführt hatte, um wenigstens seine Leiche den Beschimpfungen der Feinde zu entziehen. Centarini musterte die Zahl, ob es möglich sei, den Zug fortzusetzen; dazu war jedoch Keiner willig; selbst der unverzagte Grato nicht, welcher es als eine nutzlose Aufopferung vorstellte. „Wir werden noch anderwärts nöthig sein!“ sagte er.

So ordnete denn Centarini den Rückzug. Aber ehe er noch die Hochebene verlassen hatte, sausten wiederum die Steine der Kandioten auf die Reiter und Mehrere sanken schwer getroffen zu Boden; vergebens befahl der Provediter, ihnen beizustehen, sie mitzunehmen, er wollte selbst vom Pferde springen, aber

die Reiter umringten ihn im enggeſchloſſenen Keile und riſſen ihn mit ſich fort. Steinhagel und Siegesgeſchrei der Feinde begleiteten ſie, und als ſie, am Fuße der Bergwand angekommen, nach oben blickten, ſahen ſie den ganzen Rand mit jauchzenden Kandioten gekrönt, welche noch immer ihre Schleudern, wiewohl jetzt machtlos, gebrauchten.

„Ich wollte, Du hätteſt mich eben ſterben laſſen, Andrea!“ ſagte Contarini mit einem ſchweren Seufzer.

„Sollten ſie Euch fangen, wie ein wildes Thier und zum Spott umherſchleppen? Darauf war's abgeſehen!“ entgegnete Grato. Die Venetianer ſetzten ihren Rückzug im dumpfen Schweigen fort und Contarini fühlte den Schmerz ſeiner erſten Niederlage.

Droben waren die Sieger beſchäftigt, ihren Haß und ihre Beutegier an den Gefallenen zu ſättigen, dann ließen ſie dieſelben liegen, den Geiern zum Raub. Unter Jubel und Geſang ſtiegen ſie hierauf zu den höhern Gegenden des Gebirges, um dort ihren Triumph zu verkünden, ihre Trophäen zu zeigen; Jeder ſchmückte ſich mit Blumen und Laub, dem jungen Kalergis aber wanden ſie einen reichen Lorbeerkranz um die Schläfe.

Zu Terymnos war eine Volksmenge verſammelt; das bunteſte Gemiſch aller Trachten, welche das Gebirge bot. Sie hatte einen weiten Kreis um die Heimkehrenden geſchloſſen und ließ ſich ihre Thaten erzählen, den erſten Sieg, den die Kandioten über eine größere Abtheilung der venetianiſchen Macht erfochten hatten. In der Mitte des Kreiſes war ein erhöhter Sitz gebaut, hier hatte man Leo Kalergis, den jungen Sieger, Platz nehmen laſſen, zu ſeinen Füßen lagen die Rüſtungen der gefallenen Reiter, aus denen man ein Denkmal zu bauen gedachte. Der Jüngling ſah mit Stolz und Freude umher, ein

ſchönes Roth leuchtete auf ſeinen Wangen, er hatte zum Volke geſprochen, das Volk ihm zugejauchzt. Noch hallten die Töne an den Bergen, als in den letzten Reihen der Menge eine Bewegung, ein Gemurmel entſtand, Kopf um Kopf ſich wandte, bis eine allgemeine Aufloſung den Kreis trennte und das Stimmengewirr zum lauten Gebrüll, das Austreten Einzelner zum Lauf alles Volkes in einer Richtung ward. Lee ſprang von ſeinem Sitze, er hatte über die Köpfe hinweg den Zug erkannt, der am Ufer des Bergſees daher kam: es war ſein Vater!

Welches Wiederſehen! Der alte Kalergis umarmte ſeinen Sohn mit Freudenthränen, die Schweſter wußte den Kranz nicht zu deuten, aber er galt ihr als feſtliche Weihe; ſie umfing den Bruder und vergaß einen Moment ihr tieferes Leid. Um die Gruppe drängte ſich die Menge mit Zuruf und tauſend Fragen. Jetzt war der Sieg auf alle Zeiten gewonnen, Alexius Kalergis der Ihre!

Sie umringten den Hochverehrten, ſie führten ihn jauchzend zu dem Sitze, den ſein Sohn verlaſſen hatte, er ſah mit Staunen die Waffentrophäen, welche ein ſtummes Zeugniß für Lee gaben. Da glänzte ſein Auge in höherm Feuer, er ſtieg auf dem Sitz, zu beiden Seiten unter ihm ſtanden ſeine Kinder, er winkte mit der Hand über die ſtürmiſche Männerflut, da legte ſich der Sturm und Kalergis Stimme wurde vernehmbar.

„Ich komme zu Euch," rief er, „um mit Euch zu ſiegen oder zu ſterben!"

Mehr bedurfte es nicht. Die Begeiſterung der Menge ließ ihn nicht mehr zu Worte, ſie trieb das entzündliche Volk zum wildeſten Toben, zu den wüthendſten Aeußerungen der Freude. Alles ſchrie und ſprang durch einander, Feinde umarmten ſich, jede Beleidigung vergebend, Waffen durchblitzten die Luft,

Verwünſchung der Venetianer, gellende Flüche! — nur derjenige kann ſich einen Begriff von der Scene machen, welcher eine ähnliche im Süden, wo die Adern in der Leidenſchaft wie Feuerſtröme ſieden, ſelbſt geſchaut hat.

Erſt nach längerer Zeit gewann der Gefeierte Raum, ſich wieder verſtändlich zu machen. Er legte dem Volke ſeine Anſicht von der Lage der Dinge, ſeine Pläne für die Zukunft vor: ſie waren die Frucht reiflicher Ueberlegung. Von jetzt an ſtand das Verhältniß ganz anders. Der Aufruhr, welcher hier und da gegen die Venetianer ausgebrochen war, ohne Zuſammenhang, eine Kette von Reibungen und einzelnen Kämpfen, faſt nie ſiegreich, fand jetzt ſeinen Mittelpunkt, ſeine höhere Einheit, und der Sieg, deſſen Erſtlinge der junge Leo gepflückt hatte, ſchien nicht mehr zweifelhaft zu ſein. Kalergis hörte mit Vaterſtolz die nähern Umſtände des Gefechts, aber ſein Blick wurde ernſt, als er von dem Zweikampfe Leo's mit Contarini, deſſen Hauptgrund der Jüngling verſchwieg, Kunde bekam; er forſchte nach dem Verlaufe deſſelben; Leo geſtand, noch jetzt vor Zorn erröthend, daß der Provediter ſich einzig vertheidigt habe. Dem Vater war es nur allzuklar, warum.

10.

Noch ehe die Nachricht von der verunglückten Expedition Contarini's nach der Hauptſtadt kam, liefen andere Meldungen ein, welche dem Statthalter die Hoffnung raubten, den Aufſtand mit geringen Mitteln zu unterdrücken. Es waren neue Widerſetzlichkeiten vorgefallen, und, was von der ſchlimmſten

Vorbedeutung war, alle Griechen, welche von Venedig Reiterleben trugen, hatten sich feindselig gezeigt, ja es waren sogar einige venetianische Kolonisten offen auf die Seite der Empörer getreten. Unter diesen Umständen beschloß Jacopo Tiepolo, die ganze Lehnsmacht aufzubieten und eine schleunige Meldung von den Vorfällen auf Kandia nach Venedig zu schicken.

Die Galeere war unter Segel gegangen. Der Statthalter sah ihr gedankenvoll nach, als ahne er, sie werde mit dem Befehl seiner Abberufung zurückkehren; da wurde ihm ein vornehmer Kandiot gemeldet, welcher in wichtigen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen wünsche. Es war Konstantin Vertazzi. Der Duca kannte ihn bereits und ließ ihn vor sich kommen, erwartungsvoll, was er bringen werde. So lange hatte er den jungen eitlen Primaten, der sich oft in seiner vollendeten Eleganz bei den Schönen der Hauptstadt bewundern ließ, nicht gesehen, daß er schon geglaubt, auch er sei zu den Rebellen in die Berge gegangen. Das war vielleicht auch der Fall und er brachte Vorschläge zum Vergleich, der Duca begrüßte ihn sehr freundlich.

„Was ich Ew. Excelenza zu sagen habe," begann Vertazzi, nachdem sich alle Zeugen entfernt hatten, „mag Euch meine aufrichtige Treue beweisen, und den Kummer, den mir dieser unglückselige Zwiespalt zwischen Gliedern eines Körpers macht."

„Zur Sache!" erwiederte der Statthalter. „Jener Zwiespalt wird nicht lange dauern.

„Das hoff' ich auch, und was von meiner Seite geschehen kann —!" sagte Vertazzi betheuernd. „Nie wäre es so weit gekommen, wenn Eure, gewiß weise Maaßregel, Denjenigen unschädlich zu machen, der jetzt alle Fäden in seiner Hand hat, nicht auf so verrätherische Weise vereitelt worden wäre."

„Darüber zu plaudern, führt Euch doch gewiß nicht zu mir," ſprach der Duca ungeduldig.

„Allerdings!" ſagte Vortazzi, indem er ſich unendlich wichtig in die Bruſt warf. „Ich komme, dem Gemeinwohl den größten Dienſt zu erweiſen, indem ich den Mann nahmhaft mache, der jenen Verrath ausgeführt hat."

„Ihr kennt ihn?" rief der Statthalter mit funkelnden Augen. „Sprecht!"

„Mein Dienſt wird um ſo wichtiger," fuhr Vortazzi fort, „als dieſer Mann in ſeiner Stellung noch größeres Unheil anſtiften, ja der Sache der Republik gänzlichen Untergang bereiten kann. Ich klage ihn darum an: es iſt der Provedito der Cavalleria feudale: Antonio Centarini."

„Wißt Ihr, was Ihr ſprecht?" rief der Statthalter, ſich langſam von ſeinem Seſſel erhebend. „Ihr klagt den Nächſten nach mir auf Kandia an, einen Nobile Venedigs, deſſen Name niemals, ſo lange die Lagunen bevölkert und regiert werden ſind, im Rathe der Vierzig gefehlt hat! Bedenkt Ihr die Folgen Eures kühnen Wortes? Wehe Euch, wenn es falſch erfunden wird!"

Dem Griechen rieſelte ein feiger Schauder durch die Gebeine. — „Ich ſpreche die Wahrheit," ſagte er mit merklich veränderter Stimme. „Euer ſtarker und gerechter Arm wird mich vor der Rache ſchützen, die mir um des treuen Dienſtes willen nachſtellen könnte!"

„Daran zweifelt nicht!" rief der Duca. „Wenn Eure Anklage gegründet iſt, durch gültig Zeugniß bewieſen, der Beklagte ſeines Verbrechens überführt wird, ſo habt Ihr nur Belohnungen zu erwarten. „Sagt alſo, was Ihr wißt."

Vortazzi erzählte ziemlich der Wahrheit gemäß, was ſich am Abende der Flucht Kalergis' zu Reden begeben hatte, er

hob die Worte Theodora's, welche keinen Zweifel über Centarini's Schuld ließen, besonders hervor und schloß mit der Versicherung, den Provveditor, als er Nachts mit seinen Reitern angekommen sei und sich überrascht und ergrimmt gestellt habe, daß Kalergis entflohen — in einem geheimen Gespräche mit seinem Sclaven belauscht zu haben. Diese letztere Behauptung war nun freilich eine Lüge.

„Ihr werdet Eure Anklage dem Provveditor in's Gesicht wiederholen!" sagte der Statthalter, dessen Blick finster geworden war, wie die Nacht.

„Ist das unumgänglich nöthig?" fragte Vertazzi kleinlaut. „Es ist mir ein drückendes Gefühl, eines so hochgestellten Mannes Ehre —."

„Offener Angriff würde mir leichter sein, als ein hinterlistiger," sagte Tievele. „Ich muß Euch bitten, die Stadt Kandia nicht eher zu verlassen, bis Herr Centarini von einem Auge, den ich ihm befohlen habe, zurückgekehrt ist. Ihr werdet erlauben, daß ich Euch zu Eurer Sicherheit eine Wache zutheile, die Eure Thüre hütet."

„Soll ich ein Gefangener sein?" fragte Vertazzi erblassend.

„Ihr sollt erfahren, daß es verbedacht sein will, einen Edeln Venedigs auf Ehrlosigkeit anzuklagen!" sprach der Statthalter mit fürchterlichem Ernste. „Denkt darauf, Eure Klage zu erhärten."

Er rief den Hauptmann der Arcieri, welcher die Wache im Palast hatte, aus dem Vorzimmer herbei, befahl ihm, für die Person des Herrn Konstantin Vertazzi zu haften, ohne die Achtung zu verletzen, welche seine edle Geburt forderte, und entließ den Bitterbeleidigten, dessen Augen wie einer Schlange giftig blinzelten, mit der Versicherung: daß dies Verfahren

nur eine Form ſei, welche Contarini's hoher Rang nöthig mache und daß er der ſtrengſten Gerechtigkeit und einer Belohnung, Venedigs würdig, entgegen zu ſehen habe. Vortazzi verließ den Palaſt und der Statthalter trat an das Fenſter, die Wahrſcheinlichkeit des Gehörten in ſeinem Geiſte zu erwägen.

Was konnte den Enkel des ruhmreichen Geſchlechts, den Ritter, der ſeinen Adel durch ſo viel eigene Thaten neugekrönt hatte, verführen, ſeinen makelloſen Schild mit einer Pflichtverletzung zu trüben? War es denkbar, daß der Grieche Recht hatte, daß ſeine Klage mehr war, als boshafte Verläumdung? — Zwar, wenn der Statthalter bedachte, wie ſehr Contarini ſtets für Kalergis eingenommen geweſen, wenn er ſich erinnerte, wie man unter den jungen Grellenten von einer ſchönen Tochter des Herrn von Neden geſprochen, um welche Contarini ſo oft die Ruinen von Kydonia beſuche, ſo fiel ein wunderbares Licht auf die Anklage, und die ſteinharte Bruſt des Greiſes fand keine Entſchuldigung für ein Vergehen der Liebe. Grato's Ausſage ſchien jetzt auch ein neues Gewicht zu erlangen: der Saracenenſclav war offenbar derjenige, von dem volle Gewißheit zu erpreſſen ſein konnte und Tiepolo beſchloß, ihm keinen Grad der peinlichen Frage zu ſchenken, bis er bekannt habe.

Mit welchem Gefühl betrat Contarini den Palaſt des Statthalters, um die Meldung von ſeiner Niederlage perſönlich zu machen! Hätte er erſt ahnen können, was ihn dort erwartete! Wäre er mit einem Siege zurückgekommen, wer weiß, ob ſich nicht Alles beſſer für ihn geſtaltet hätte; aber wie es ſtand, war er verloren.

Der Statthalter ließ ihn ganz allein in ſein Kabinet kommen. Contarini ſenkte den Blick vor dem ſtarren, durchdringenden Auge, das nicht von ihm wich, und eröffnete ſeinen Be-

richt mit dem unbemäntelten Geſtändniß, daß er in ſeinem Unternehmen völlig geſcheitert ſei. Dann erſt entwickelte er die Urſachen, welche ein Gelingen unmöglich gemacht, mit ſoldatiſcher Kürze und Klarheit.

„Es überraſcht mich nicht, nach Allem, was ich ſeitdem gehört habe," ſagte der Duca, ſeinen Zorn über den neuen Unfall bekämpfend. „Ich hätte es voraus wiſſen ſollen, daß Ihr die Kandioten nicht ſchlagen würdet."

„Warum betont Ihr das Wort?" fragte Centarini gereizt. „Ich fordere den beſten Kriegsmann heraus, ob er in jener Gegend mit Reiterei ein anderes Reſultat gewinnen kann!"

„Vielleicht nicht anders, aber auf beſſere Weiſe, Herr Centarini," ſagte der Statthalter. „Keine Heftigkeit bitt' ich. Ihr ſteht vor Eurem Obern, dem Ihr einige Fragen beantworten ſollt."

„Nicht eine," rief Centarini, „wenn ſie dieſen Ton annimmt. Bei meinem Eid, ich will eher den Stab, den ich führe, dem ſchlechtſten Knecht übergeben, als in dieſer Weiſe mit mir ſprechen laſſen!"

„Ihr ſchwört bei einem Unding!" ſagte der Statthalter mit jener eiſigen Kälte, die ihres Opfers gewiß iſt. „Sagt an, wer war es, der den Alexius Kalergis warnte, ſo daß er meinen Händen entkam?"

Die Frage traf Centarini zu unerwartet, darum brachte ſie ihn ganz außer Faſſung. Er war überhaupt keiner Verſtellung fähig und Kalergis hatte ſehr falſch gerechnet, als er ſich auf ein vorſichtiges Benehmen Centarini's verließ.

„Wie kommt Ihr darauf?" entgegnete der Betroffene, zwiſchen Trotz und Befürchtung ſchwankend.

„Gebt Antwort, Herr Centarini," ſagte der Statthalter, indem er ihm dicht unter die Augen trat. „Soll ich das Zeug-

niß eines elenden Sclaven oder eines ketzeriſchen Griechen vorbringen laſſen?“

„Gegen mich?“ rief Contarini, deſſen Trotz immer mehr jede Rückſicht verſtieß.

„Seht mir in's Auge, Herr Contarini, wenn Ihr läugnen wollt!“ ſagte der Duca. „Gebt mir Eure Rechte zum Pfande, daß Ihr nichts um den Verrath wißt, der bei Kalergis Flucht obgewaltet hat. Ihr wollt es nicht?“

„Was ich thue, verantworte ich nicht vor Euch!“ rief Contarini hitzig. „Ihr werdet mir Genugthuung geben für dieſe Schmach, auf die ich nicht Rede ſtehen will.“

„Dem Geſetz werdet Ihr es müſſen,“ ſagte der Statthalter. „Auch wenn Ihr Euch noch ſo ſehr der Thaten ſchämt, daß Ihr ſie zu läugnen für gut findet.“

„Ich läugne nie, was ich gethan habe!“ ſchrie der Jähzornige, blindlings in ſein Verderben ſtürzend. „Die Folgen auf mein Haupt!“

„So verhafte ich Euch im Namen der hohen Republik!“ ſagte Tiepolo, durch die ſilberne Pfeife, welche an ſeinem Gürtel hing, einen gellenden Ton gebend. „Euer Schwert!“

Contarini war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er es nicht lieber aus der Scheide reißen und ſich einen Weg durch die Wachen bahnen ſollte, welche die Vorzimmer füllten, aber ſein beſſeres Selbſt überwog; er löſte die treue Klinge aus dem Wehrgehenk und übergab ſie dem Duca.

„Der Provedit er iſt Euer Gefangener,“ herrſchte Tiepolo dem Hauptmann zu, welcher mit Bewaffneten eingetreten war. „Ihr führt ihn ſofort unter ſtarker Bedeckung nach dem Hafen, laßt ihn auf die Hauptgalecre bringen und dort bewachen, daß Niemand ihm nahen kann. Meine weitern Befehle werden Euch zugehen.“

Mit Verwunderung ſah der Hauptmann auf den jungen Helden, der bei allen Kriegern im höchſten Anſehen ſtand. Contarini winkte ihm ſtolz, voran zu gehen und folgte, ohne den Statthalter noch eines Wortes zu würdigen. Dieſer hätte gern eine Erklärung, eine Entſchuldigung ſeines halbeingeſtandenen Vergehens von ihm gehört, aber er verſchmähte es, dieſe menſchliche Regung zu zeigen. Sein Entſchluß war gefaßt. Sowohl Konſtantin Bortazzi, als auch der Saracenenſclav, auf deſſen Ausſage das Meiſte ankam, ſollten mit Contarini nach Venedig geſchafft werden, ein Trupp der Arcieri eilte nach dem Hauſe, wo des Provveditors Wohnung in der Hauptſtadt war und auch heut ſeine Pferde ſtanden, um den Sclaven in Ketten zu werfen. Dann mußte Andrea Grate, der Lehnsreiter, welcher die letzte Wache auf der Seccapietra gehabt und den Zug nach Reden mitgemacht hatte, aufgeſucht werden, er konnte auch über die mißlungene Expedition, die nicht minder Tiepolo's Verdacht erregte, die zuverläſſigſte Meldung machen, darum ſollte er die Bemannung der Galeere, welche mit den Gefangenen nach Venedig beſtimmt war, beſchligen. So hoffte der Statthalter dem Senate die beſten Beweiſe ſeiner Thätigkeit zu liefern.

Aber die Bogenſchützen, welche nach der Wohnung des Provveditors geſchickt waren, kehrten unverrichteter Sache zurück: Tarſe war nirgends zu finden. Die andern Knechte, welche über die Verhaftung ihres Herrn in großer Beſtürzung waren, ſagten aus, daß der Ungläubige vor Kurzem nach Hauſe gekommen ſei und ſich das beſte Pferd geſattelt habe, auf welchem er dann, als ob ihn der böſe Feind jage, fortgeſprengt ſei. Da er leider bisher das volle Vertrauen ſeines Herrn beſeſſen habe und oft, ohne weitere Rechenſchaft zu geben, auf Sendungen ausgeritten ſei, ihnen aber damals das

Unglück ihres Gebieters noch nicht bekannt geweſen, ſo habe natürlich Niemand den Ungläubigen gehindert. Nun aber glaubten ſie Alle, daß er mit dem edelen Roſſe das Weite geſucht habe — und Mancher mochte wohl bereuen, daß er dem Beiſpiele nicht mehr folgen konnte, indem alles Eigenthum des Provediters auf Befehl des Statthalters in Beſchlag genommen wurde.

Dem Tiepolo war die Nachricht ſehr verdrießlich. Da es aber möglich war, daß der Saracene nach dem Lehnshofe ſeines Herrn geritten und dort noch zu finden ſei, ſo wurde ein zweiter Trupp nach der Seccapietra geſchickt und der Duca machte ſich mittlerweile an die Arbeit, einen umſtändlichen Bericht über den Vorfall an den Senat von Venedig aufzuſetzen. Mehrmals legte er dabei die Feder nieder und blickte trüb vor ſich hin. Das Menſchliche, das auch in ihm noch unter der Eiskruſte lebte, ließ ſich ſein Recht nicht nehmen: Tiepolo hatte den jungen Helden geliebt, wie ſeinen Sohn, er hatte gehofft, in ihm einen würdigen Nachfolger zu finden — und jetzt ſchrieb er die Klage wider ihn, welche ſein Todesurtheil nach ſich ziehen mußte! „Was iſt es mehr!“ ſprach er endlich dumpf. „Sein Blut über die, welche ihn ſo jung auf eine Stelle hoben, deren Verſuchung ſein Herz nicht gewachſen war! Das Herz darf keine Stimme haben!“ Und mit feſter Hand unterſchrieb er die verhängnißvolle Urkunde.

11.

Tarfe hatte den Weg nicht nach der Seccapietra eingeſchlagen, ſondern tiefer in das Gebirge. Lange Jahre waren verfloſſen, ſeit er die Gegenden nicht mehr betreten hatte, die er jetzt in großer Eile durchzog; jener Platanenwald, wo die Reben in unerreichbarer Höhe mit den edelſten Trauben prangen, hatten ihn zuletzt als Knabe geſehen; nun war es ein ſchwerbetagter Greis, deſſen Auge dieſelben Bäume maß, wie ſie noch immer ſo grün und friſch belaubt ſtanden, während ſein Haupt vom Schnee des Alters überzogen war, ſein Wuchs ſich gekrümmt hatte, als ſuche er am Boden den Weg zum Grabe. Was auch der Saracene fühlen mochte, kein Zug in ſeinem Antlitz verrieth es. Ernſt weilte ſein Blick auf den mächtigen Bäumen, deren tauſendſtämmige Halle von Weinlaub überwölbt war, ſo daß nur ſelten ein Sonnenſtrahl den Weg fand, um ein goldenes Streiflicht in die grüne Dämmerung zu ſpielen; Tarfe maß die wechſelnden Gruppen mit ſcharfem Auge, aber nur, um die Richtung feſtzuhalten, in welcher er durch die pfadloſe Wildniß ritt. Er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er ſein Ziel erreichen wollte.

Als man ſeinen Herrn gefangen nach dem Hafen führte, hatte ſich Tarfe verſteckt, ohne ihn jedoch aus den Augen zu verlieren. Sobald er dann über ſein Schickſal im Klaren war, hatte er in größter Eile die Stadt verlaſſen, um Rettung für ihn zu ſuchen: er wußte Männer, die ſein Ruf augenblicklich zur That bewaffnen mußte.

Der Mittag war vorüber. Tarfe näherte ſich dem jenſeitigen Ausgange des Platanenwaldes, als er unter den Bäumen einer zahlreichen Schaar anſichtig wurde, welche ihre Sieſta hielt. Auch der Wächter, der zur Sicherheit ausgeſtellt war,

hatte ſich mit griechiſcher Sorgloſigkeit dem Schlafe überlaſſen, ſo daß es einem Feinde im raſchen Ueberfall möglich geweſen wäre, die ganze Schaar im Schlummer zu würgen. Tarſe ritt langſam näher und betrachtete die Gruppe. Es waren Kandioten. Im Mittelpunkte ihres Lagers erhob ſich ein Zelt, vor deſſen Eingang ein junger Krieger in ſchimmernder Tracht ſich geſtreckt hatte. Der Saracene erkannte ihn: es war Leo Kalergis. Wer anders konnte in jenem Zelte ſchlummern, als ſein Vater? Tarſe ſtrich ſinnend den langen weißen Bart und änderte ſeinen Entſchluß. Die Dankbarkeit mußte ja den Griechen zu Centarini's Rettung verpflichten, hier war die Hülfe nah und Eile that noth. Der Saracene wollte eben den Nächſten wecken, als er von den Wächtern, welche nach andern Seiten ausgeſtellt waren und beſſer ihre Schuldigkeit thaten, bemerkt wurde. Sie machten Lärm, Alles fuhr auf und zu den Waffen, im erſten Augenblicke der Verwirrung wäre Tarſe faſt niedergehauen worden, weil man ihn als Feind anſah. Er wußte ſich aber verſtändlich zu machen und Kalergis, welcher aus dem Zelte trat, gebot Ruhe. Die Kandioten umringten den Greis und horchten auf ſeine Rede, die er geläufig in ihrer Sprache vortrug. Aus dem Zelte ſchlüpfte unterdeſſen eine Verſchleierte und umfing den Fuß des Saracenen, der noch im Steigbügel ſtand; es war ſeine Enkelin Xariſa.

Die Nachricht, welche Tarſe brachte, erſchütterte den alten Kalergis tief; noch größern Eindruck ſchien ſie auf Xariſa zu machen, ſie trat einen Schritt zurück, ſchlug die Hände wie verzweifelnd über dem Haupte zuſammen und ſtürzte wieder in das Zelt.

„Wir retten ihn!“ rief Leo Kalergis enthuſiaſtiſch. „Wir nehmen das Schiff, wir machen ihn frei, er wird, wie ſo Viele ſeiner Landsleute, offen die Sache ſeines neuen Vaterlandes

ergreifen!“ Leo war ganz anders gegen Contarini geſtimmt, ſeitdem er von der Verpflichtung wußte, die ſein Vater ihm hatte.

„Rette, rette ihn!“ rief eine weibliche Stimme, und Theodora warf ſich an ihres Vaters Bruſt, keines andern Wortes mächtig.

„Kandioten!“ ſagte Kalergis mit großer Bewegung. „Daß ich hier unter Euch ſtehe und meine Kräfte der Freiheit weihen kann, verdanke ich Contarini. Er hat mich geſchont, er hat menſchlich meine Flucht möglich gemacht. Seine edle That iſt verrathen worden — ſoll er um mich untergehen?“

„Freiheit für ihn!“ ſchrieen die Krieger. „Contarini tritt zu uns! Wir wollen ihn retten!“

Da berief Kalergis die Häupter der Schaar, ſeinen Sohn und den treuen Boten zu einem Kriegsrathe, wie das große Werk am ſchnellſten und ſicherſten auszuführen ſei, denn es war Gefahr im Verzuge. Theodora floh mit ihrer Dienerin in das Zelt zurück, um ihre Verzweiflung fremden Augen zu bergen.

„Was meinſt Du?“ ſagte Xariſa. „Er wird frei und Dein.“

„Haſt Du noch Hoffnung?“ rief Theodora. „Werden ihn die Unmenſchen nicht längſt hinüber in ihre erbarmenloſen Kerker geführt haben, aus denen kein Entrinnen möglich iſt? Ihn, der um unſertwillen blutet!“

„Um Deinetwillen,“ ſagte Xariſa.

„Sagſt Du das?“ rief Theodora. „Weh mir! Soll ich an ſeine Liebe glauben, in dem Momente, da er mir verloren iſt?“

„Er iſt Dir gewonnen,“ ſagte Xariſa. „So nur konnte das Band zerriſſen werden, das ihn von Dir hinwegzieht. Er wird Dein!“

Ein lautes Jauchzen und Waffengeklirr von außen unterbrach ſie und verrieth, daß der Beſchluß gefaßt und von den Kriegern gebilligt worden ſei. Karisa ſchoß hinaus, davon zu hören.

Theodora's Herz bebte in ſüßem Weh der Hoffnung, welche Karisa in ihr mächtig entzündet hatte, aber die tödtliche Angſt um das Leben des Geliebten verließ ſie darum nicht. War denn eine Rettung für ihn denkbar? Wie ſollte er aus der meerumfloſſenen, wohlbemannten Galeere befreit werden? Gott! Wenn ſie dachte, daß der Verſuch ſcheitern könnte, wenn ſie ihres Vaters Thatkraft, ihres Bruders Ungeſtüm erwog, und daß vielleicht noch mehr theures Blut fließen ſollte! Eine wilde Furcht ſtachelte ſie auf, ſie wußte nicht, wo ſie Troſt und Ruhe finden ſollte; da warf ſie ſich, plötzlich wie durch ein Licht von Oben erhellt, auf ihre Kniee, drückte die Stirn in den Staub und ein ſtummes, inbrünſtiges Gebet bewährte ſeine Kraft auch an ihr, wie an jedem gläubigen Herzen.

So fand ſie Karisa. Die Saracenin ſtörte ſie nicht, ſondern wartete, bis ſie geendigt hatte. Dann nahte ſie ihr ſtill und legte einen Ring mit blitzenden Steinen in ihre Hand. — „Von Ihm!“ ſagte ſie und ihre Stimme bekundete das eigene Gefühl. „Er ſendet es Dir zum Zeichen, daß er Dich treu geliebt hat.“

Theodora nahm das Kleinod mit unverhehltem Entzücken. „Möge es mir ein Pfand ſein, daß ich ihn wiederſehe!“ rief ſie.

12.

Eine ſtille Nacht lag auf dem Hafen, wo die Galeere, in deren unterm Raume Contarini ſein Schickſal erwartete, noch immer an den Anker gefeſſelt, ihren Kiel in den warmen weichlüſtigen Fluten badete. Der Mond war untergegangen, die Sterne fingen an zu erbleichen, im Oſten ſämmte ſich der Horizont. Keine Zeit iſt zu Ueberfällen geeigneter, als Morgens Anbruch, wo die Müdigkeit bei den Wachen ihr Recht behauptet — das wußten die Kandioten wohl und hatten darum ihre Stunde gut erſehen.

Die letzte Ablöſung der Nacht war am Strand und auf der Galeere aufgezogen. Es galt den Venetianer nur als eine unerlaßbare Form der Disciplin, welche ſie auch im Frieden mit Strenge übten; an eine Gefahr dachte kein Menſch, die Kandioten hatten ſich bisher damit begnügt, ihre Berge von Feinden zu befreien und Angriffe abzuwehren, ſie ſelbſt waren noch niemals offenſiv zu Werke gegangen. Wie ſollten ſie ſich in die Nähe der Hauptſtadt wagen! — Die Galeere war bewacht, aber durchaus nicht in voller Stärke bemannt, und das Glück der Kandioten wollte, daß ſie, ein Paar kleinere Boote abgerechnet, allein im Hafen lag, indem mehrere bewaffnete Fahrzeuge am geſtrigen Tage nach der Oſtküſte abgeſegelt, um dort Truppen an das Land zu ſetzen.

Andrea Grato, welchem die Bewachung des Gefangenen anvertraut war, ſtand zur Zeit, als der Morgen zu grauen begann, ſelbſt an den Bord gelehnt und ſah zu den dunkeln Bergen hinauf, wo er vor Kurzem geſtritten hatte.

„Es wäre beſſer geweſen," ſeufzte der ehrliche Kriegsmann vor ſich hin, „ich hätte ihn da eben im Stich gelaſſen, wie alle die Andern. Da wäre er einen guten Tod geſtorben."

Sein Blick ſenkte ſich zum Meere; da wurde er eines dunkeln Gegenſtandes gewahr, der raſch über die Wellen daherglitt. „Ein Boot!“ rief der Wächter, der es von ſeinem Standpunkte auch entdeckt hatte. Aber kein Ruderſchlag war hörbar, ſie mußten die Stangen beſchlagen haben.

„Ich werde es anrufen,“ ſagte Grate. „Paſſ' nur im andern Strich auf.“

Das Boot war nah gekommen, der Lehnsmann ſchrie hinab. „Meſſer Andrea!“ tönte eine Stimme zur Antwort.

„Wer ruft mich?“ fragte Grate beruhigt, da er Bekannte vor ſich hatte.

„Ich habe gehört, daß Ihr meinen Herrn gefangen abführt,“ klang es wieder herauf. „Allah geſegne es ihm! Ich kann am Beſten ausſagen, was ihm den Hals bricht. Kennt Ihr mich, Meſſer Andrea?“

„Du biſt der Ungläubige?“ rief Grate. „Was Teufel! Du kommſt von ſelber?“

„Laßt mich ſchnell hinauf,“ bat der Saracene. „Sie ſind hinter mir her, des Provediters Freunde, ſie lauern mir auf, ſie wollen mich ſtumm machen, da er's doch tauſendfach an mir verdient hat! Darum komm ich bei finſtrer Nacht.“

Dieſe war hell genug, um Grate ſehen zu laſſen, daß nur zwei Männer in dem Boote befindlich. Er warf alſo die Strickleiter hinab, das Boot legte ſich dicht an die Seite der Galeete und Tarfe ſtieg allein hinauf, während ſein Genoß im Boote ſtehen blieb. „Reicht mir die Hand!“ bat der Saracene, als könne er den obern Rand nicht überſteigen.

Grate vergaß einen Augenblick, daß er die unreine Berührung des Muhamedaners zu ſcheuen habe und dachte nur an Tarfe's Alter. Er gab ihm die Hand, welche der Saracene, ſich über die Brüſtung ſchwingend, rieſenſtark feſthielt — ein

Tigersprung, ein Dolchstoß in die Kehle, dumpfächzend sank Grato zu Boden. Und an der Leiter hinauf Kopf um Kopf wimmelte es von Männern. Sie hatten am Boden gelegen, Einer über dem Andern im Boote; jetzt stürmten sie an Bord. Der Saracene hatte sich auf den schreienden Wächter gestürzt, der nur einen Moment wider sein Schicksal zu ringen vermochte — schon würgte das Schwert der Kandioten unter der schlaftrunkenen Mannschaft, welche von dem gellenden Todesschrei erwachte, ein kurzes, grimmiges Gefecht entspann sich im zweifelhaften Lichte zwischen Nacht und Tag um den Hauptmast her — am Strande brüllten die Wächter zu den Waffen. Da entzündeten sich Fackeln und trugen den Brand von Bord zu Bord; der Zweck war erreicht, Aexte hatten die Thüre geöffnet, schon füllte sich das Boot, oben war der Kampf mit dem Widerstande zu Ende, die letzten Venetianer hatten sich verzweifelnd in das Meer gestürzt, um den Tod in den Fluten vorzuziehen.

Ehe auch nur eins der venetianischen Fahrzeuge vom Lande stieß, hatten die Kandioten bereits das Dunkel der bergenden Bucht wieder erreicht, wo sie eilig ihr Boot den Wellen überließen, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Während dessen leckten und züngelten die Flammen am trocknen Holz der Galeere und jede fraß gierig um sich her, der andern zu wilder Vereinigung entgegenstrebend, die Lohe schlug immer gewaltiger zum Himmel empor, weil ihr Niemand wehrte, schon wallte und wogte ein Feuermeer über das ganze Verdeck, als endlich bemannte Boote zur Rettung herbeieilten. Vergebens schrieen die Helfer zu dem brennenden Schiffe hinauf, ob etwa noch Unglückliche dort hausten, vergebens trotzten sie der furchtbaren Hitze, ruderten nahe heran und spritzten Ströme Wassers an Bord, um die Glut zu dämpfen. Sie war schon zu mäch-

tig, ſie höhnte ziſchend jede Anſtrengung und loderte nur um ſo ſchrecklicher auf. Kein menſchlicher Laut gab Kunde von denen, welche das Fahrzeug in ſich gefaßt hatte, die Leichen waren längſt mit dem tanzenden Schaum in die Ferne geführt.

Jetzt hatte die Feuersbrunſt ihre ganze grauenhafte Schönheit entfaltet. Wie der Krater eines Vulcans flammte die Galeere, ringsum der Brand, eine einzige koloſſale Garbe! Die Berge waren taghell erleuchtet, des Himmels Sterne in blutrothe Schleier verhüllt, auf dem Meere ſchwamm der Widerſchein der Glut und die Wogen, vor Hitze wallend, trugen ihn weit hinaus in tauſendfältiger Brechung. Eine große Menſchenmenge hatte ſich am Ufer verſammelt, auf den fernſten Bergen ſtanden die Bewohner in Gruppen, um das majeſtätiſche Schauſpiel zu ſehen. Der Statthalter hatte ſich ſelbſt in eine Barke geworfen und durch ſein Beiſpiel zu neuen Rettungsverſuchen ermuntert. Umſonſt! Das Brauſen verſtärkte ſich, die Wogen ziſchten, ein weißlicher Dampf quoll in einzelnen Stößen an den Seiten der niedergebrannten Borde, die Flammen zuckten. — „Zurück!“ ſchrie der Duca, welcher als Flottenführer ergraut, dieſe Zeichen wohl verſtand: „Die Galeere ſinkt!

So war es. Langſam erſt, dann mit wachſender Geſchwindigkeit fing das brennende Schiff an zu ſinken, ein raſcher wüthender Kampf der Elemente, von einem Getöſe begleitet, das der Stimme des Seeſturmes glich, dann erloſchen die Flammen und der Schwall der ſiegreichen Waſſer ſchlug hochaufbäumend über ſeine Beute zuſammen. Auf den Fluten lachte das Morgenlicht, jetzt erſt ſichtbar.

Die Beute hatten ſich ſchnell an das Land gerettet, wo ein Aufruhr laut wurde, welcher der Nachhall des eben verſtumm-

ten ſchien. Jeder theilte ſeine Vermuthungen über die Urſache des Brandes mit, Alle wollten wiſſen, wer an Bord geweſen und verunglückt ſei, Frauen ſchrieen und jammerten, die Seeleute, welche zufällig von der Galeere beurlaubt geweſen, prieſen ihr Schickſal. Mit finſterer Stirn hörte der Statthalter die Meldung der Strandwache an, da kein Einziger dem Schiffe entronnen ſchien, um das Geſchehene zu erklären. Die Wachen hatten das Geſchrei und den Kampf gehört, das feindliche Boot im Feuerſchein geſehen, wie es außer Pfeilſchußweite zum Lande flog, es war keine Frage, die Rebellen hatten das Unglaubliche gethan: eine Galeere Venedigs im Hafen der Hauptſtadt verbrannt. Wohl den Kriegern auf dem Schiffe, daß ſie alle den raſchen Tod im Gefecht oder im Meere gefunden hatten — ſie wären nur entkommen, um einen ſchimpflichern zu dulden! Tiepolo befahl, die ſämmtlichen Wachen, welche den Dienſt der Nacht im Hafen verſehen hatten, in Feſſeln zu werfen und die ſtrengſte Unterſuchung einzuleiten. Seit Contarini in ſeiner Pflichttreue gewankt hatte, wer ſtand ſo feſt, daß ihn der Verdacht nicht treffen konnte?

„Friede ſei mit Dir!“ ſagte Tiepolo für ſich, indem er den düſtern Blick über die Wogen gleiten ließ, welche nun wieder eben und mild in lieblicher Morgenbeleuchtung ruhten. „Das Schickſal hat es gut mit Dir gemeint, es wollte Dir die Schmach des Verbrechertodes erſparen. So möge auch Dein edler Name frei von Schande bleiben. Das Meer bedecke Deine Schuld, ihr Gedächtniß ſei auf ewig in meiner Bruſt begraben.“

Er kehrte ſchweigend, der einſame Mann, in ſeinen Palaſt zurück. Schwere Sorgen beugten ſein Haupt, er fühlte es, daß ſeine Kraft dem Kampfe nicht mehr gewachſen war, der einen furchtbaren Character annahm, er ſehnte ſich jetzt ſelbſt nach ſeiner Abberufung, wenn ſie nur in Ehren geſchah. Aber

wie er die ſtrenge Republik kannte, mußte er fürchten, als Opfer für ihre eigenen Mißgriffe zu fallen.

Die Nachricht der von kühnen That, welche den Eingebornen geglückt war, durchlief die Inſel mit Blitzesſchnelle und weckte überall Enthuſiasmus und Nacheiferung. Viele, die noch geſchwankt hatten, fühlten ſich dadurch angezogen und für die Sache der Freiheit begeiſtert, immer mehr venetianiſche Lehnsträger, welche ihre Beſitzungen in erbliches Eigenthum zu verwandeln hofften, traten zu den Empörern über. Es war dies, aus höherem Geſichtspunkt betrachtet, ein Glück für Venedig; dadurch wurde dem Kampfe der nationale und religiöſe Stempel, den ihm die Papa's der griechiſchen Kirche nur zu gern aufdrücken wollten, geraubt; es blieb ein Streit politiſcher Intereſſen, und auf der feindlichen Seite fand die Republik noch Anknüpfungspunkte, die eine künftige Ausgleichung hoffen ließen.

13.

In dem Platanenwalde, deſſen ſchon Erwähnung geſchehen iſt, hatte Theodora mit einer Schaar zu ihrer Sicherheit zurückbleiben müſſen, als ihr Vater und Bruder auf Contarini's Rettung auszogen. Mit welchem Auge blickte ſie ihnen nach! Es war Nacht und ſie ſuchte die Ruhe vergebens, tauſend Schreckbilder ſcheuchten den Schlaf von ihrem Lager, bis ſie ſich endlich aufrichtete, um mit Xariſa zu plaudern. Das Mädchen ſchien aber ſo ſüß zu ſchlafen, kein Athemzug verrieth ihre Nähe, daß es Theodora leid that, ſie zu wecken. Sie bog ſich nur

über, um die Saracenin, welche zu ihren Füßen ſchlief, zu ſehen — Karisa war nicht mehr da! Nichts Arges denkend, rief Theodora ihren Namen; der Wächter vor dem Zelte gab Antwort, daß ſie längſt fort ſei. „Wohin?“ — das wußte der Mann nicht. Theodora warf ſich raſch in ihr Gewand, eilte ſelbſt hinaus, rief und ſchickte nach ihr, vergebens! Karisa blieb verſchwunden. „Sie iſt mit zum Meere gegangen,“ dachte Theodora. „Sie hat die Ungewißheit nicht ertragen können! Liebt ſie ihn doch, wie ich!“ Aber es ſchmerzte ſie, daß ſie heimlich verlaſſen war, ſie hätte ihr den Wunſch ja nicht verweigert.

Karisa war allerdings auf flüchtigen Sohlen der Schaar nachgeeilt, welche zum Meere zog. Sie hatte ſich insgeheim eines leichten Obergewandes bemächtigt, das Leo Kalergis gehörte, ein buntes Tuch, in Falten geſchlungen, bedeckte ihr Haar, kein Menſch erkannte ſie im Dämmerlichte der Nacht, welches den Zug beſchützte. Gegen Morgen war es ihr gelungen, ſich ihrem Großvater zu nähern und zu erkennen zu geben. Der Greis ſchalt ſie.

Dann kam es zur That, die ſie freudig vollbringen half. Sie war es, welche zuerſt in den Raum ſtürzte, den ihr Ahn, als Contarini auf ſeinen Ruf geantwortet, mit der Axt öffnete; ſie war es, welche den Gefangenen am Arm zu eiliger Rettung hinauszog, welche nicht abließ, als er ſtaunend beim Kampf und beim Feuer verweilte, bis ſie ihn zur Leiter gebracht und ſicher in das Boot geborgen hatte. „Wer biſt Du, Knabe?“ hatte er ſie gefragt, ihre Hand faſſend. Sie hatte ſtatt aller Antwort nur einen heißen Kuß darauf gedrückt.

Das Boot ſteuerte, von Männern und Beute ſchwer, wie ſie der Moment zu machen erlaubt, ſeinen raſchen Lauf nach dem Lande. Keine Raſt! Auf geheimen Pfaden ging es eilig

in den Schluchten hinauf, und erſt von einer ſichern Höhe, welche die Ausſicht auf das Meer bot, erlaubte man ſich, den Brand der Galeere zu betrachten. Hier trat nun zuerſt Alexius Kalergis zu Contarini und reichte ihm die Hand. „Ich hatte Euch meine Rettung zu danken," ſprach er zu dem Erſtaunten, der ihn beim wachſenden Lichte erkannte, „Euer treuer Diener benachrichtigte mich von der Gefahr, in der Ihr ſchwebtet, mich trieb der Wunſch, Euch zu vergelten."

Contarini dankte ihm von ganzem Herzen und ſah nun auch Leo Kalergis, der ihn antrat und herzlich ſagte: „Ich hätte Euch nicht angegriffen, wenn ich gewußt hätte, was Ihr an meinem Vater gethan!"

„Der Kampf war ehrenvoll, junger Held!" erwiederte Contarini, der ſich noch immer umſah. Da kam ſein treuer Tarſe und küßte den Saum ſeines Gewandes. Contarini ſchlug gerührt den Arm um den Greis.

„Dir danke ich meine Freiheit! Mehr noch!" rief er. „Du ſollſt nicht mehr mein Diener ſein, Du biſt fortan frei, Dein eigner Herr, ſchalte über Dein Thun nach Belieben! — Was kann ich Dir auch noch bieten?" ſchloß er mit einem ſchweren Seufzer, der ſeine eigene Rathloſigkeit bekundete.

„Willſt Du mich verſtoßen?" fragte Tarſe. „Ich weiche nimmer von Dir."

Da bemerkte Contarini den ſchlanken Knaben, der ſich hinter den Kriegern verbergen hielt und nur in dem Augenblicke wo Tarſe mit dem Befreiten ſprach, voll Antheil das Haupt gewandt hatte. — „Warum verſteckſt Du Dich?" rief Contarini. „Du warſt der Erſte, der mir die Hand der Rettung bot! Komm doch, zeige mir Dein Antlitz!"

Widerſtrebend, mit einem ſcheuen Blick auf ihren Herrn, trat Zarifa hervor. Kalergis erkannte ſie und fragte un-

willig: was ſie hergeführt, warum ſie ſeine Tochter verlaſſen habe?

„Es iſt meines Sohnes Kind," ſagte Tarſe, an deſſen Seite ſie ſich unwillkührlich ſchmiegte. Contarini erkannte Theodora's Dienerin jetzt auch.

„So mag es hingehen," verſetzte Kalergis, der in dieſem Augenblicke noch ein anderes wohlbekanntes Antlitz unter den Gefangenen erblickte, die man aus der Haft der Galeere befreit und mit ſich geführt hatte. Es war Konſtantin Vertazzi. Der würdige Mann hatte ſich bis jetzt nicht gemeldet, weil er unangenehme Erörterungen fürchtete und in der Dunkelheit zu entkommen gedacht hatte, was ihm jedoch nicht gelungen war.

„Haſt Du endlich einen Blick für den Märtyrer der guten Sache?" fragte er nun, da er ſich erkannt ſah.

„Konſtantin, Du hier?" rief Kalergis verwundert. „Wo biſt Du geweſen? Niemand wußte von Dir, Du warſt ganz verſchollen."

„Gefangen war ich!" ſagte Vertazzi, mit Selbſtgefühl hervortretend. „Sie wußten recht gut, welchen Feind ſie beſeitigten, als ſie mich treuloſer Weiſe in engen Verwahrſam brachten. Dank, liebe Freunde! Ihr ſollt ſehen, daß meine Befreiung von den ungeheuerſten Folgen ſein wird." Er begrüßte Leo und auch Contarini mit eiſerner Stirn.

Dieſer kehrte ihm verächtlich den Rücken und richtete ein Paar arabiſche Worte an Karifa. Sie erglühte hoch, als ſie ſich in in ihrer Sprache anreden hörte, und gab eine raſche und freudige Antwort. Leo verwandte kein Auge von Beiden.

Es ward nun der weitere Zug geordnet; Vertazzi verließ ſeine Landsleute, um auf dem nächſten Wege nach ſeinen Beſitzungen zu eilen, wo man gewiß ſehr beſorgt um ihn war.

„Was gedenkt Ihr zu thun, Herr Provveditor?“ fragte er, und ſeine Schamloſigkeit nahm zu, je ſicherer er ſich glaubte, da ſeine Befürchtung ohne Grund geweſen. „Seid Ihr nun unſer?“

„Ihr ſollt zu rechter Zeit von mir hören, Herr Vortazzi,“ erwiederte der Venetianer mit einem feſten Blicke.

Jener bückte ſich und ſchlug eine andere Richtung ein. Contarini folgte ſeinem Retter. Allerdings hatte der Fragende eine wunde Stelle getroffen, und ſie blutete heftig nach, denn Antonio quälte ſich ſchon ſeit dem Augenblicke, wo er in Freiheit geſetzt wurde, mit dem Scrupel, was er jetzt thun ſolle. Offen zu den Feinden der Republik zu treten, wider das Banner zu fechten, dem er ſeinem Ruhm verdankte, das er liebte, für das er ſein Leben freudig geopfert hätte, war ſeiner Ehre, ſeiner Ueberzeugung zuwider; ſollte er aber in die Feſſeln zurückkehren, denen er kaum entronnen war, da er ja die Anklage, die man wider ihn erhoben hatte, nicht einmal vor ſeinem Gewiſſen entkräften konnte? Es wäre Wahnſinn geweſen. Die Straße, die er folgen mußte, führte alſo zwiſchen beiden Extremen hindurch, es war ein ſchmaler gefährlicher Pfad, von welchem ſo lockende Bilder auf Abwege winkten, daß ſeine Standhaftigkeit zweifelhaft blieb. Die Antwort, welche Karlſa auf ſeine Frage nach ihrer Herrin gegeben hatte, klang noch immer ſüß und ſchmeichelnd in ſeinem Geiſte.

Der Mittag kam, es wurde Halt gemacht. Ein dunkler Olivenhain bot ſeine Schatten, dorthin lagerte ſich faſt die ganze Schaar, Contarini aber zog die freie Stelle vor, wo eines Berges Ueberhang wider die Sonne ſchirmte, ein klarer Quell Kühlung und Traumlieder gab. Hier ſtreckte er ſich auf den ſchwellenden Raſen, über ihm hing der Fels, wie ſein Schickſal, neben ihm murmelte der Quell, und die Roſen an

ſeinem Rande ſpendeten ſüßen Duft und nickten im Windhauch, als verhießen ſie dem Fremdling alle Freuden, deren Symbole ſie ſind. Contarini entſchlief.

Rings umher tiefe Stille! Kein lauſchend Auge war wach, ſelbſt die Vögel in den Zweigen ſchlummerten. Da hob ſich ein jugendliches Haupt aus dem Graſe, ein dunkles Augenpaar überlief die Schläfer und haftete dann auf Einem, als könne es nimmer von ihm laſſen. Und leiſe, leiſe regte die Wachende ihre ſchönen Glieder und ſchlich zu ihm und glitt vor ihm auf die Knie. Mit Inbrunſt hing ihr Blick an ſeinem edlen Geſichte, ein ſeliges Lächeln umſpielte ihren Mund, ſie hatte Alles vergeſſen, nur ihn nicht, ſüße Träume beſchlichen ihr Herz und machten es glücklich! Wonnetrunken, zitternd in reiner Seligkeit neigte ſie ſich über den Schläfer, daß ihre ſchwarzen Locken auf den hochwallenden Buſen fielen, ein Kuß — der erſte, den ihre jungfräuliche Lippe je gehaucht — berührte, wie ein Engelgruß, den Schlummernden, der davon nicht erwachte: es war der Silberblick ihres Lebens! — —

Kalergis, der Vater, ermunterte ſich zuerſt. Er weckte die Andern und mahnte zur Fortſetzung der Reiſe. Contarini erhob ſich halb und ſah befangen um ſich her, er hatte gar wunderſam geträumt und konnte ſich doch nicht mehr darauf beſinnen. Alles rüſtete ſich ſchnell und brach auf. „Wo iſt Karifa?“ fragte Leo Kalergis. Ihr Großvater hatte ſie längſt vermißt. Man ſuchte, man rief ſie: umſonſt! Sie blieb ſpurlos verſchwunden. — „Laßt ſie!“ ſagte der alte Kalergis. „Sie wird vorausgeeilt ſein, Theodora zu benachrichtigen.“

Während Contarini, den das Mädchen ſeit heut wunderbar intereſſirte, noch umher ſah, erblickte er zu ſeinen Häupten, wo er gelegen hatte, ein Schwert, den Griff nach ihm gerichtet und in einiger Entfernung daneben: einen friſchge-

pflückten Zweig blühender Roſen. Die Abſichtlichkeit, daß er es finden ſollte, war unverkennbar, nicht ſo ihr Motiv. Contarini ſchrieb das Zeichen der verſchwundenen Xariſa zu, er nahm Beides, Schwert und Roſe, vom Boden auf und mühte ſich unterwegs, den Sinn des Symbols zu deuten. War es eine Warnung? War es ein Selam nach der Sitte des Orients, von der er gehört hatte? Oder ſollte ihm das Zeichen einfach ſagen, daß er zwiſchen Schwert und Roſe zu wählen habe und Beides unvereinbar ſei?

„Ihr tragt eine kandiotiſche Wehr," bemerkte Leo, welcher geſehen hatte, wie Contarini das gefundene Schwert an die Hüfte, welche ſeit ſeiner Verhaftung leer war, den Roſenzweig in das Gewand geſteckt. Es iſt meine Waffe. — Nicht doch, ich fordere ſie nicht zurück, behaltet ſie! Es mag eine günſtige Vorbedeutung ſein."

„Nehmt ſie," erwiederte Contarini ernſt. „Ich glaubte ſie mir beſtimmt."

„Das iſt ſie auch!" rief Leo. „Das hochherzige Mädchen, das ſich damit gegürtet, um uns zu folgen, hat ſie Euch beſtimmt, daß Ihr ſie für Kandia führen ſollt. Dann blühen Euch auch Kandia's Roſen!"

Contarini ſah, daß des alten Kalergis Augen gleichfalls auf ihm ruhten. Er mußte ſich erklären. „Ich bin von Venedigs Machthabern bedroht," ſagte er entſchloſſen, „mein Leben, ja was mir höher gilt, meine Ehre iſt gefährdet, wenn ich zurückkehre. Aber dennoch, und ob mich tauſend Bande auf die andre Seite zögen, ich darf dem Rufe nicht folgen. — Mein edler Freund, wir ſind hier unbehorcht, Keiner iſt nah, als Euer tapfrer Sohn. Laßt mich ein Geſtändniß thun, das meine Handlung in Euren Augen zu rechtfertigen vermag. Nicht wahr, es ſchien unbegreiflich, daß der Provedltor von

Kandia ſeine Pflicht ſo weit verletzen konnte, Euch zu warnen? Nicht wahr, es hat mir in Euren Augen geſchadet?"

„Das wäre ſeltſam!" erwiederte Kalergis lächelnd. „Eure Handlung iſt mir überhaupt ſo unbegreiflich nicht und da Geſtändniß, das Ihr im Sinne tragt, habt Ihr bereits öffentlich auf dem Felde vor Amari proklamirt, ehe mein Sohn Euch entgegentrat. Mag Euch alſo auch eine andere Rückſicht beſtimmt haben, ich bin Euch nicht minder verpflichtet."

„Ihr wißt —?" ſagte Contarini etwas verwirrt. „Und ich darf hoffen?"

„Laßt uns die Erklärung bis auf paſſendere Zeiten verſchieben," erwiederte Kalergis. „Uebereilt Euren Entſchlu nicht, erwägt reiflich, was Ihr thun, welchen Weg Ihr einſchlagen wollt. Dann ſprechen wir weiter."

„Könnt Ihr überhaupt zweifelhaft ſein?" rief Leo. „Die beſten Eurer Landsleute, welche ſich auf Kandia angeſiedelt haben, ſind dem neuen Vaterlande treu und kennen nur Pflichten gegen dies, nicht gegen die fremde Herrſchaft."

„Ich tadle ſie nicht," verſetzte Contarini, „Jeder mag handeln nach ſeinem Gewiſſen. Wer kein Amt getragen hat, wem kein Schwur im Wege ſteht, der kann thun, was er für recht hält. Mir aber iſt dieſe Freiheit abgeſchnitten."

„Wohl, Herr Provveditor!" ſagte Leo mit Stolz. „Dann aber buhlt nicht um Kandia's Roſen!"

Der Vater warf ſeinem Sohn einen verweiſenden Blick zu und ſagte ſchnell: „Endigen wir das unerſprießliche Geſpräch, das zu keinem Reſultate führen kann. Die Zeit wird alle Zweifel löſen."

Verſtummend folgte Contarini ſeinem Führer und auf dem weitern Zuge wurde die Frage nicht mehr erneuert. Sie hatten noch einen weiten Weg, manchen Bach zu überſetzen, manche Höhe

zu erklimmen, bis ſie den Platanenwald erreichten. Kaum wurde ihre Ankunft von den Zurückgebliebenen bemerkt, als ſie Theodora benachrichtigten, welche einſam in ihrem Zelte trauernd verweilte. Sie hörte die Kunde mit Entzücken, ſie vergaß die ſtrenge Sitte und flog ihrem Vater entgegen. Contarini hatte keine Ahnung, daß Theodora ihm ſo nahe ſei, er war durch ihre plötzliche Erſcheinung aus allen Schranken ſeiner männlichen Entſchlüſſe geworfen. Sein Blick hing trunken an ihren engelreinen Zügen, wie ſie ſich mit einem Freudenlaut in die Umarmung ihres Vaters ſchmiegte, ſtrahlend ihr Auge, verklärt ihr Antlitz. Eines Wortes hätte es bedurft, um ihn auf ewig an die Sache Kandia's zu feſſeln, aber der gefährliche Moment ging vorüber. Kalergis erinnerte ſeine Tochter leiſe an die Gegenwart des Fremden, ſie hatte ihn längſt bemerkt, darum leuchtete das Glück ſo rein in all' ihren Zügen, aber die Scham wehrte ihr, ſeinem Auge mit einem Blick zu begegnen. Sonſt hätte ſie das unbefangen gethan.

„Ihr ſeid frei, Signor!" ſagte ſie nur. „Wir danken Euch Viel!" — Und von Neuem umarmte ſie ihren Vater, ſich dann plötzlich nach dem Zelte wendend. Leo begleitete ſie. — „Wo iſt Karifa?" fragte er.

Theodora ſah ihn beſtürzt an. — „Sie kommt nicht mit euch?" fragte ſie. „Ihr habt ſie gar nicht geſehen?"

„Wohl! Sie war mit uns, ſie hatte ſich mit dem Schwert umgürtet, das Heldenmädchen," erwiederte Leo. „Auf der Heimkehr iſt ſie verſchwunden. Wir glaubten ſie vorausgeeilt."

„Wo kann ſie ſein?" rief Theodora beunruhigt, denn ſie liebte die Saracenin wirklich.

„Sie hat gewiß einen andern Weg eingeſchlagen, ſich vielleicht verirrt," ſagte Leo. „Ich werde ſie ſuchen." Er ging.

ſeinem Vater zu erzählen, daß Xariſa nicht hier ſei und daß er ſie aufſuchen müſſe.

„Sohn," erwiederte Kalergis, „ein Wort mit Dir!" — Beide ſtanden abſeits von den Andern. — „Du vergißt, daß die Zeit, wo ihr Spielgenoſſen waret, längſt vorüber iſt, daß es unſtatthaft bleibt, wenn Du, der Gebieter, mit der Sclavin wie bisher auf dem Fuße der Gleichheit verkehrſt. Die Maurin iſt ein eigenſinniges Ding und ich bereue ſehr, daß ich Dich habe in ihrem Umgange aufwachſen laſſen, es iſt viel von ihrem Trotz auf Dich übergegangen — wenn nicht in Deine Worte, ſo doch in Deinen Blick."

„Wäre es, daß ihr Umgang meinen Sinn ſtark und ſelbſtſtändig gemacht," entgegnete Leo, „ſo müßte ich ſie darum nur noch mehr lieb haben! Du, danke es ihr auch. Wäre ich bedenklich und unentſchloſſen, nur in Liſten kühn, wie es leider meines Volkes Art iſt, ſo würde die Stunde der Freiheit nie geſchlagen haben!"

Kalergis wußte, daß ſein Sohn zum Manne geworden war und freute ſich deſſen. Aber die väterliche Autorität feſtzuhalten, war er dennoch geſonnen und ſprach auf Leo's Entgegnung: „Ein rechter Held läßt die Thaten allein für ſich ſprechen. Was die Maurin betrifft, ſo kann ich nur meinen ernſten Verweis wiederholen; ich hoffe, daß Du ihn beherzigen wirſt."

„Wir waren auch Knechte und ſind nun wieder frei," erwiederte Leo; „Xariſa's Väter ſind Herren von Kreta geweſen."

„Räuberiſches Geſindel!" ſagte Kalergis, von dem Sinne, der in Leo's Worten lag, verletzt und beunruhigt. „Die Zeit iſt nicht geeignet, Dich die Geſchichte beſſer zu lehren, noch will ich mich auf Erörterungen meiner Anſichten mit Dir ein-

laſſen. Es iſt Dir genug, daß ich in der Ungläubigen nie mehr als eine Sclavin ſehen werde.“

„Wenn ſie aber ihren falſchen Gott verläßt!“ rief Leo feurig, indem er in den Worten ſeines Vaters noch einen Anknüpfungspunkt fand. „Wenn ſie eine Chriſtin wird, Xariſa, deren Schönheit, deren Muth —“

„Erlaß mir dieſe Dithyrambe!“ unterbrach ihn der Vater ſtreng. „Du ziehſt noch in dieſer Stunde mit hundert Mann gegen Kydonia hinab, kühle Deine Aufregung im Blute der Feinde. Von Jener kein Wort mehr, bei meinem Zorne!“

Leo Kalergis war zu ſehr in Ehrfurcht und Gehorſam gegen ſeinen Vater aufgewachſen, als daß er hätte wagen ſollen, ſich einem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Befehle zu widerſetzen; er ging, doch nahm er Gedanken mit, welche mehr und mehr in ihm die Hülle ſprengten, aus der ſein Gefühl, das längſt gekeimte, emporſproß.

14.

Das Mondlicht ſpielte auf den Bergen von Terymnos und ließ die Umriſſe jedes Gegenſtandes fremd und phantaſtiſch hervortreten. Theodora hatte keine Ruhe in dem Hauſe gefunden, das ſie nach dem Willen ihres Vaters ſeit heut bewohnte, ſie war dem drückenden Zimmer entflohen und wanderte, die würzige Nachtluft in vollen Zügen trinkend, nach dem Ufer des Sees. Hier öffnete ſie die wogende Bruſt dem Lüftchen, das ſich koſend und friſch an ihren unentweihten Reiz ſchmiegte; Bilder des Glückes umſchwebten das Haupt der einſamen Nachtwandlerin.

Sie war zu Terymnos. Ihr Vater hatte ſie noch an demſelben Tage, wo er von dem Zuge gegen den Hafen der Hauptſtadt zurückkehrte, von ſich getrennt und unter ſicherm Geleit nach dem höhern Gebirge führen laſſen. Sie hatte keinen Abſchied von Contarini genommen, aber Leo war noch, ehe er ſchied, bei ihr geweſen und hatte ihr geſagt: „Ich zweifle nicht, daß Du glücklich wirſt. Hoffe nur, ſüße Schweſter!“ Was er noch ſonſt über ſich ſelbſt und ſo Vieles, was er ihr beim nächſten Wiederſehen zu erzählen habe, geſprochen, das hatte ſie nicht verſtanden oder in der Aufregung, die ſeine Worte ihr gaben, nicht beachtet.

„Ich werde glücklich ſein!“ hallte es in ihrer Seele, während ſie das Bild des Mondes auf der ſtillen Flut betrachtete. „Ich werde ihn wieder ſehen.“ — Sie hob den Ring, das Pfand ſeiner Liebe, zu ihrem Auge empor. Da war es, als rauſchte der See, aber es waren die Büſche am Ufer, welche das Nahen eines Kommenden verriethen.

Theodora fürchtete ſich, ſie wollte eben aus dem freien Platze, wo ſie vom hellſten Mondlicht umfloſſen ſtand, in das Dunkel der Schatten zum Hauſe fliehen, als eine ſanfte Stimme, die ihren Namen rief, ſie an ihre Stelle feſſelte. War es denn möglich?!

Er trat hervor, es war Contarini. — „Nicht der Zufall führt mich hierher,“ ſagte er mit innigem Ausdruck, „ich habe Dich aufgeſucht, Theodora. Ich muß mein Schickſal aus Deinem Munde hören!“

„Signor!“ ſtammelte ſie. „Was kann Euch bewegen — wie kommt Ihr hierher?“

„Ein treuer Freund hat mich geführt, ich mußte Euch wiederſehen, Euch ſprechen. Bald wird mich das Schickſal von Kandia's Geſtaden reißen, ich kann nicht gehen, ohne Gewiß-

heit zu haben, ob ich zum höchſten Glück oder zu namenloſem Elend berufen bin.“

„Laßt mich, Signor, ich bitte Euch!“ flehte Theodora, kaum wiſſend, was ſie ſprach. „Ich darf nicht! Mein Vater! Mein Bruder!“

„Sie ſind fern, Niemand hört uns, als der treue Freund, dem ich Alles verdanke, und Gott, der Allwiſſende, der mein Herz kennt! Theodora! Muß ich ohne Hoffnung ſcheiden?“

„Scheiden?“ wiederholte ſie ſchmerzlich. „Ihr wollt ſcheiden?“

„Ich muß!“ ſagte er feſt und mild. „Aber dieſe Zeit der Partheiung wird nicht ewig dauern, dann kehr' ich zurück, dann — O Theodora, darf ich kein Wort von Dir mit auf die freudenloſe Bahn nehmen, daß es mich tröſte, wie ein Stern in der Nacht? Meine treue Liebe, kann ſie Dein Herz nicht rühren? Muß ich ſcheiden auf Niewiederkehr?

Ihre Hand, die er ergriffen hatte, zuckte in der ſeinigen, er zog die geliebte Geſtalt ſanft an ſich, ſie wehrte ihm nur ſchwach, ſie weinte an ſeiner Bruſt. Ich darf an Deine Liebe glauben?“ rief er ſtürmiſch. „Sprich es aus, das Wort, das mich ſelig macht, das meine Zukunft mit Roſen krönt!“

„Antonio!“ hauchte ſie bittend.

Er umſchlang ſie, von ſeiner Liebe zu den Sternen getragen, ſein Mund fand den ihrigen, ſie hatten ſich auf ewig verlobt. In dieſem Moment, wo die Wogen der Leidenſchaften hoch gingen, ſprach eine tiefe Stimme in ihrer Nähe Contarini's Namen und erinnerte an die Zeit.

„Mahnſt Du ſchon?“ rief Antonio ſchmerzlich. „Soll ich ſcheiden, da mein Glück kaum zu dämmern beginnt?“

„Herr, Dein Wort!“ ſagte der Unbeſtechliche.

„Leb' wohl, leb' wohl!" rief Antonie. „Bewahre mir Deine Liebe und Treue! Wirſt Du! Gelobe mir das!"

„Kehrt wieder!" flüſterte ſie. Er trank noch einen Kuß, den innigſten, letzten; es war, als ob ſeine Lippen ſich nimmer trennen wollten, dann riß er ſich gewaltſam los, vor ihren Augen dunkelte es, ſein Bild zerrann im Duft der nächtlichen Ferne. Eine Stunde verging, ehe ſie Kraft gewann, in ihr Zimmer zurückzukehren. Was hatte ſich in der kurzen Spanne Zeit zugetragen! Sie faßte eine Ewigkeit in ſich.

Contarini hatte bald, nachdem Theodora ihren Vater verlaſſen hatte, ein ernſtes Geſpräch mit dieſem gepflogen. Er war zu dem Entſchluſſe gekommen, Kandia zu verlaſſen und in der Verborgenheit den Gang der Dinge abzuwarten; bis dahin fand er vielleicht Mittel, ſich von der Schuld, die auf ihm laſtete, bei dem Senate zu reinigen, oder ſich doch Begnadigung auszuwirken, dann konnte er in das beruhigte Kandia zurückkehren und um Kalergis' Tochter werben. Der Grieche hörte ſeine Auseinanderſetzung ſchweigend an und ſprach, nachdem er geendigt hatte: Wir legen Euch keine Hinderniſſe in den Weg. Es wäre uns lieb geweſen, einen ſo tapfern Arm, wie den Eurigen, unſerer Sache zu gewinnen; da Ihr aber nach Euren Begriffen gebunden ſeid, ſo ziehet in Frieden. Wir ſind gegenſeitig jeder Verpflichtung quitt."

„Wollt Ihr mir keine Hoffnung mit auf den Weg geben?" fragte Contarini. „Wenn ich in Zukunft zurückkehre, darf ich —".

„In einer Zeit, wie die unſrige, giebt es kaum einen folgenden Tag," unterbrach ihn Kalergis. „Wer kann ſich vermeſſen, Pläne für die Zukunft zu machen? Ich darf Euch keine Hoffnung mitgeben."

„Wenn aber Kandia beruhigt, und Theodora's Herz und Hand noch frei iſt?“ fragte Contarini.

„Dann wird es Zeit ſein, alle Verhältniſſe zu ordnen,“ erwiederte Kalergis ausweichend. „Ihr wollt nach der Südküſte?“

So ſchnitt er ihm gewaltſam den Faden des Geſprächs durch, und Contarini erhielt keine beſtimmte Antwort. Er ſah ſich überhaupt von den übrigen Kandioten, ſeit ſie wußten, daß er nicht zu ihnen treten wollte, mit Kälte behandelt, ſie wichen ihm ganz aus. Daher trennte er ſich von dem Haufen ſo bald als möglich. Der Abſchied von Kalergis wurde ihm ſchwer.

Tarſe hatte es über ſich genommen, ſeinen Herrn, der ſich nicht mehr als ſolchen betrachtete, nach der Südküſte zu bringen, und zwar auf einem Pfade, der nur ihm bekannt war und keine Gefahr bot, in die Hände der Venetianer zu fallen. Aber Contarini beſtand darauf, ehe er Kandia verließ, Theodora noch einmal zu ſehen und da der Saracene wußte, wohin ſie geführt worden war, ſo mußte er ſich zu dem Umwege über Lerymnos bequemen. Sie hatten kaum das Lager der Kandioten aus dem Geſicht verloren, als ſich ihnen aus einem Querthale ein Reiter näherte: Leo Kalergis.

„Ein Wort noch, Herr Provediter!“ rief er von Weitem.

„Ich habe Euch ſchon gebeten, mir den Titel, der mir nicht mehr zukommt, zu erſparen,“ ſagte Contarini. „Was iſt Euer Wunſch?“

„Bedenkt des Symbols, das Euch eine ſinnige Hand gegeben hat,“ erwiederte Leo. „Ihr fragtet die Freundin meiner Schweſter in arabiſcher Sprache nach ihr: ſie gab Euch, da Ihr ſchlieſet, die Antwort.

„Sie?“ rief Centarini. „Woher wißt Ihr das? Was soll das Symbol bedeuten?“

„Ich habe es Euch schon erklärt,“ sagte Leo mit Nachdruck. „Nur das Schwert kann Euch die Rose gewinnen. Ihr weigert Eure Hand dem Schwerte, so macht Euch keine Hoffnung jemals auf die Rose. — Ich sage Euch das offen, weil ich kein Freund vom Hinhalten bin und es mir leid thut, ein wackeres Herz in vergeblicher Hoffnung zu wissen. Besser keine!“

„Ist Euch der Sinn Eurer Schwester so klar?“ fragte Centarini.

„Kandia's Töchter wählen nicht nach eignem Sinne,“ erwiederte Leo. „Ich sage Euch, nur Demjenigen, der sich uns weiht, der unserer heiligen Insel zum Glücke verhilft, nur Kandia's Retter kann Theodora's Hand gewinnen. Lebt wohl!“

„Wir sehen uns wieder,“ sagte Centarini. „Eure Hand. Wir scheiden als Freunde.“

Leo schlug ein, er hatte noch etwas auf dem Herzen, sein Blick suchte den greisen Tarik, der mit unwandelbarem Ernste das Gespräch angehört hatte. — „Weißt Du nicht, Vater,“ fragte er ihn arabisch, „wo Karika weilt?“

„Ich kann es nicht sagen,“ gab der Saracene doppelsinnig zur Antwort.

„Und Du betrübst Dich nicht um Deine Enkelin?“ rief Leo. „Sie ist auf räthselhafte Weise verschwunden, sie kann verirrt, verunglückt sein!“

„Allah weiß sie zu finden,“ erwiederte Tarik ruhig. „Was Allah will, geschieht.“

Leo stieß seinem Pferde die Stacheln in die Weichen und sprengte dem Lager zu. Er hatte wichtige Nachrichten mitzutheilen, welche seinem Vater hoch willkommen waren und schnell die Krieger unter die Waffen brachten. Während Cen-

tarini mit ſeinem Begleiter, auf kleinen Bergpferden, die ihnen Kalergis geſchenkt, ſeinen Weg verfolgte, während er, bei ſtiller Nacht in der Nähe von Terymnos angekommen, ſeinen Entſchluß, Tages Anbruch unterm Sternhimmel zu erwarten, wo ihm dann ſeine Sonne aufgehen würde, durch das unvermuthete Zuſammentreffen mit der Geliebten überflügelt ſah — zogen die beiden Kalergis einer blutigen Schlacht entgegen.

Der Statthalter hatte die Trümmer der Lehnsmacht, welche durch zerſplitterte Kämpfe und Treuloſigkeit bedeutend gelichtet war, zuſammengerafft, um ſein Heil in einem Maſſenangriff zu verſuchen. Man ſah ihn ſelbſt, den harten Greis, wie er den Helm auf dem kahlen Haupte, den Speer in der Fauſt, vor die Mitte der Streiter ſprengte, um ſie durch eine kräftige Rede zu ermuthigen. Ehe er jedoch, wonach ſich ſein altes Herz ſehnte, mit dem Feinde zuſammengetroffen war, wo ihn vielleicht ein ritterlicher Tod von der Schmach der Abſetzung befreite — hatte er das Unglück, mit ſeinem Leibroſſe, das mit ihm alt und ſtumpf geworden war und das er doch nicht abdanken wollte, in den Bergen zu ſtürzen und einen Schenkel zu brechen, ſo daß er nach der Hauptſtadt zurückgetragen werden mußte. Es war ein Vorzeichen von dem Ausgange des ganzen Unternehmens. Wohl ſchmerzte dem Kranken mehr noch, als ſeine Wunde, daß er ſeine Krieger nicht führen konnte, aber ein größerer Schmerz war ihm dadurch erſpart, der Schimpf einer perſönlichen Niederlage. Die Venetianer trafen die Kandioten wiederum auf einem Terrain, welches nur ihnen günſtig war; ſie griffen dennoch an, der Kampf währte mit großer Erbitterung von beiden Seiten faſt einen ganzen Tag hindurch, endlich wichen die Krieger der Republik. Da ſtürmten die Kandioten in ſiegtrunkener Begeiſterung ihnen nach, ein wüthender Angriff folgte dem andern, noch wehrte

die Nachhut, welche den Rückzug deckte, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit jeden ab, da erscholl plötzlich der Schreckensruf: „Wir sind abgeschnitten!“ Eine feindliche Schaar, der Gegend kundig, hatte auf näherm Wege den Paß verrannt. Schlachtruf in der Front und im Rücken! Die Kandioten griffen immer hitziger an, der Widerstand wurde immer schwächer, schon gab Mancher das wahre Heil, das nur in geschlossener Ordnung bestand, auf, und suchte es für sich allein; die Idee, abgeschnitten zu sein, bewährte auch hier ihre niederschlagende moralische Wirkung; bald lockerten sich alle Glieder und der Rückzug artete in eine regellose Flucht aus. Es war das letzte Mal, daß die Venetianer in die Berge drangen.

Bald darauf kehrte die nach Venedig gesandte Galeere zurück. Sie brachte, wie Tiepolo vorausgesehen hatte, seine Abberufung und den neuen Statthalter mit, der aus dem Geschlechte der Dandolo war. Ihm übergab der Abgesetzte alle Geschäfte; die Krankheit hätte seine Abreise verhindern müssen, aber er wollte nicht einen Moment länger den verhaßten Strand, das Grab seines Ruhmes, bewohnen; von seinem Schmerzenslager, allen Einspruch der Aerzte niederschlagend, ließ sich der alte Mann auf das Schiff tragen und befahl, daß ungesäumt die Anker gelichtet würden. Noch an demselben Tage verschlimmerte sich das Uebel des Leidenden, der Brand trat hinzu: Jacopo Tiepolo sah seine Heimath nicht wieder.

Der neue Statthalter übernahm sein Amt unter den schwierigsten Umständen. Fast alle Lehnsträger der Colonie waren abgefallen, nur an den Küsten behauptete sich noch die venetianische Macht, welche kaum über etwas anders, als Miethstruppen zu gebieten hatte, das Innere der Insel war als unabhängig zu betrachten. Noch wußte man zu Venedig nicht Alles, sonst würde Dandolo mit bessern Mitteln ausgerüstet

werden ſein. Er brachte nur Geld, keine Krieger nach Kandia. Geld wirkt freilich auch Wunder, aber wie die Verhältniſſe ſich geſtaltet hatten, konnte nur ein entſcheidender Sieg und deſſen kräftige Benutzung das Anſehen der Republik herſtellen, die Koloniſten ſahen zu klar ihren Vortheil in der Trennung vom Mutterlande. Dandolo that redlich ſeine Schuldigkeit. Er ſuchte ſich vor Allem von der Lage der Dinge zu unterrichten. Wie es zu geſchehen pflegt, bürdete man jetzt dem Gefallenen alle Schuld auf, man ſprach von ſeiner Härte und Willkühr, die ſelbſt die treuſten Unterthanen nicht ſchonte, man erzählte dem Statthalter, wie der tapferſte Ritter von Kandia, der Provveditor Gentarini, von dem vorigen Duca in Ketten geworfen worden, weil er das Unmögliche, mit Reiterei in die unzugänglichſten Berggegenden vorzudringen, nicht habe ausführen können, wie er auf einer ſchlechtbewachten Galeere, welche die Feinde im Hafen der Hauptſtadt ſelbſt verbrannt, im Feuer umgekommen und mit ihm alles Glück von den Fahnen der Republik gewichen ſei; man tadelte jede Maaßregel, welche Tiepolo zur Unterdrückung des Aufſtandes getroffen hatte. Dandolo berichtete über den Zuſtand der Inſel nach Venedig, er verſchlimmerte ſich von Tage zu Tage. Ein feſter Punkt nach dem andern ging an die Feinde verloren, die wehrhaften Männer aus der Lehnskolonie waren eine furchtbare Verſtärkung für die Eingebornen, denn ſie kannten die Schwäche und Feſtigkeit jedes Ortes. Wenn nicht etwas Kräftiges geſchah, ſo mußte in kurzer Zeit die ganze Inſel den Venetianern entriſſen ſein.

Dandolo ſammelte in aller Stille eine Schaar von Kerntruppen, führte ſie ſelbſt hinaus, überfiel eine Abtheilung Kandioten, welche ſich, im Siegeswahne berauſcht, zu ſicher glaubte und ſchlug ſie bis zur Vernichtung. Alle Gefangene wurden

an das Kreuz geſchlagen. Jene Waffenthat und die Strenge brachten den reißenden Strom des kandiotiſchen Fortſchritts eine Zeitlang zum Stehen. Die Zeit aber iſt nirgend wichtiger, als in kriegeriſchen Unternehmungen; ein Sandkorn der Uhr, das man leichtſinnig verrinnen ließ, brachte großen Reihen den Untergang. Wie kam es denn, daß Alexius Kalergis, der die Zügel in ſtarker Hand führte, den Siegeswagen plötzlich anhielt, daß er ihm nicht raſcher herniederdonnern ließ, um die verhältnißmäßig geringe Niederlage durch größere Erfolge zu decken?

Er verblendete ſich keineswegs über die unabſehlichen Folgen der Zögerung, ſein Entſchluß war ſie nicht, er trieb mit aller Energie ſeines Characters zur Thätigkeit und knirſchte, daß es ihm nicht gelang, ſie zu wecken. Eine Oppoſition, deren Grund er ſich vergebens mühte zu erforſchen, kreuzte ihm ſchon längſt auf ſeinem Wege, den er ſich ſo klar und feſt vorgezeichnet hatte, daß er ſein Volk zur äußern und innern Freiheit führen mußte. Er fand das alte Vertrauen, das ihm blindlings folgte, nicht mehr ſo unbedingt, man wollte ſeine Pläne erörtert haben, man verlangte Bürgſchaft für deren Gelingen. Immer waren es die Häuptlinge, welche ihm Mißtrauen zeigten, das gemeine Volk jauchzte ihm nach wie vor zu. „Es iſt die alte Klage aus Hellas! Die Klage, die aller Orten wiedertönt!“ ſeufzte Kalergis. Doch ließ er ſich äußerlich nichts merken, ſein geiſtiges Uebergewicht mußte den kleinlichen Widerſtand am Ende zu Boden zwingen. Die ſchönſten Hoffnungen ſäumten den Schleier der Zukunft.

15.

Am Fuße des Ida, in einer Bergwildniß, wo der Tragacanthadorn undurchdringliche Wälle bildete, zog ein kaum erkennbarer Pfad seine Schlangenlinie. Es war eine Gegend, die dem unerschrockensten Wanderer Furcht vor schlimmen Thieren und schlimmern Menschen, welche aus der verdächtigen Laubwand über ihn herfallen könnten, einzuflößen im Stande war. Aber Kandia's Thierwelt ist frei von jenen Schrecken, welche die herrlichsten Gefilde der Erde verdüstern, nur der Mensch hat sich dort das Recht des Raubthiers vorbehalten.

Ein Männerpaar zog schweigend den einsamen Pfad. Der Vorderste hielt sein kleines Pferd oftmals an, nach der verschwundenen Spur der Fußtritte zu suchen, welche hier Bahn gebrochen hatten und selten erneut wurden. Er ließ dann seine tiefliegenden Augen zur Spitze des Pfilorito, die ihm das Merkmal gab, und wiederum auf seinen Gefährten fliegen, der in sich selbst versunken hinter ihm ritt. Endlich fieng das Pferd des ersten an zu wiehern, und nach kurzer Pause klang es fern, wie ein Wiederhall; oder war es das Gelächter des Berggeistes, das so hell und fein zu hören war?

„Nun können wir nicht mehr fehlen, Herr!" rief der vorderste Reiter. „Ich darf dem Pferde nur die Zügel lassen."

„Thue das, Tarfe!" sagte der Zweite resignirt.

Der Saracene gab seinem Rößlein volle Freiheit, es spitzte die Ohren, riß die Nüstern auf und trabte in die Ferne hinauswitternd nie zweifelhaft durch die Wildniß. Centarini folgte. Nach einem längern Ritt erreichten sie ein enggeschlossenes Thal, von einem Vorberge des Ida begrenzt; es zeigten sich ein Paar Gestalten in hellen, wehenden Gewändern, welche sofort die Flucht nehmend verschwanden, aber mehrere Pferde,

welche frei graßten, hoben die Köpfe und kamen den Nahenden wiehernd entgegen.

Tarfe hob ſich in die Steigbügel und that einen gellenden Pfiff. — „Wir könnten einen befiederten Pfeil koſten!“ ſagte er. Centarini war geſpannt, was ſich begeben würde.

Alles blieb ſtill, nur die Bäume rauſchten, kein menſchliches Weſen ließ ſich hören oder ſehen. Da hob ſich Tarfe nochmals in den Bügeln und ließ einen lauten, klingenden Ruf — Worte, die Centarini nicht verſtand, ob ſie ihm auch arabiſch ſchienen — über das Thal ſchallen. Sein zitterndes Echo erſtarb in den Schluchten. Eine Weile verging, da wurden Köpfe, mit weißen faltigen Tüchern umwunden, aus dem Gebüſch hervorlauſchend, ſichtbar; immer mehr kamen zum Vorſchein, viele Männer ſprangen heraus, Alle in weiten Gewändern, ſie hoben die Arme zu Tarfe empor und warfen ſich dann nieder, ihre Stirnen auf den Raſengrund drückend. Er grüßte ſie mit der Hand wie ein König, ſeine ganze Haltung hatte ſich verändert, ſie trug die Majeſtät eines Herrſchers, der die Huldigung ſeiner Unterthanen annimmt. Und gleich darauf ſchoß, wie ein ſchlankes Wild, eine Jungfrau herbei, das dunkle, aber reizend ſchöne Antlitz vor Freude geröthet; ſie umfaßte des Greiſes Knie, er legte ſegnend ſeine Hand auf ihren Scheitel. Centarini erkannte ſie, es war Karifa.

Die Männer hatten ſich nun vom Boden erhoben, ſie umringten den Greis und erwarteten ehrfurchtsvoll, daß er mit ihnen ſprechen ſollte. Karifa war zurückgetreten, ihre Schleier, an welche ſie in der erſten Freude nicht gedacht, tief über ihr Geſicht ziehend. Wie gern hätte Centarini ſie gefragt, warum er ſie hier treffe, wie gern ihr erzählt, welche Beſorgniß ihr Verſchwinden bei den Geſchwiſtern erregt habe, aber er fand keine Gelegenheit dazu.

Der greiſe Tarfe ſprach zu der Verſammlung, welche ihm in lautloſer Stille zuhörte. Centarini verſtand Manches, weil er auf ſeinen Kriegszügen oft mit Saracenen verkehrt hatte, aber das Meiſte entging ihm; nur ſo viel ſchien ihm aus dem Tone deutlich, daß Tarfe wie ein Häuptling zu den Seinigen ſprach. Sie antworteten ihm dann durch Zuruf, und führten ihn mit Centarini in ihr Herdenlager ein. Wenigſtens verdiente das Häuflein elender Hütten, das ſich an die Bergwand lehnte, keinen andern Namen. Hier umringte ein Schwarm nackter Kinder die Angekommenen, verſchleierte Frauen liefen hin und her, der Kreis, der ſich um die Gäſte drängte, wurde immer größer. Man that Centarini alle mögliche Ehre an, man reichte ihm Brod und Salz, das Zeichen der Gaſtfreundſchaft, die Leute zankten ſich um die Verpflegung ſeines Pferdes.

„Gefall' es Euch, Herr, in mein Haus zu treten," ſprach Tarfe, nach einem Gebäude zeigend, das von Stein erbaut, alle Andern überragte. Es war einfach, aber dennoch zierlich, jene ſchlanken Säulen mit eigenthümlichen Knäufen, jene zarten, durchbrochenen Arbeiten, welche wir noch an den mauriſchen Bauten in Spanien bewundern, ſchmückten ſeine Vorderſeite und bezeichneten es als die Wohnung des Stammhauptes.

„Ich habe es ſeit meiner Kindheit nicht geſehen," fuhr Tarfe fort, indem er jeden Gegenſtand mit erwachenden Erinnerungen betrachtete. „Tretet ein, hier ſeid Ihr willkommen."

„Wie heißt dieſer Ort?" fragte Centarini ſtaunend. „Ich habe von ſeinem Daſein nichts gewußt."

„Es iſt die letzte Stätte, welche die Beni Kattal, die Söhne der Schlacht, in Freiheit beſitzen," ſagte Tarfe.

„Und Du ſcheinſt ihr Häuptling geweſen?“ fragte Contarini mit wachſendem Antheil. „Wie biſt Du in Gefangenſchaft gerathen? Warum haſt Du Dich nicht längſt entdeckt? Erzähle mir Deine Geſchichte.“

„Tretet ein, Herr,“ bat Tarſe, „Mein Leben iſt lang und ich habe ſeine Geſchichte faſt vergeſſen.“

Er öffnete die Thüre und ließ den Venetianer in eine geräumige Halle treten, deren Rund von einer zierlichen Gallerie umlaufen war und durch ein Kuppelfenſter ihr Licht erhielt. Die Malerei prangte noch in den friſcheſten Farben, ein arabiſcher Sinnſpruch, wahrſcheinlich ein Koranvers, war mit goldner Schrift mehrmals angebracht, an den Wänden entlang zogen ſich üppige Polſter, deren Stoffe allein von hohem Alter zeugten, weil ſie verblichen waren.

Contarini betrachtete dieſe lichte luftige Halle, die, mit ſeinem engen Zimmer auf dem Lehnshofe verglichen, ein Feenpalaſt ſchien, mit Neugier und Verwunderung, während Tarſe auf ein Polſter geſunken war und die Hand über die Augen gelegt hatte, ſeine Seele tief in das Meer der Vergangenheit ſenkend.

An der Thüre entſtand ein Geräuſch. Es traten viele Männer ein, ſie brachten ein reiches Ehrenkleid, und ein gekrümmtes Schwert, deſſen Griff und Scheide von edeln Steinen blitzte. Tarſe erhob ſich und fragte nach ihrem Beginnen, ſie nahten ihm ehrfurchtsvoll, ſie ſchnitten mit ihren Dolchen das Gewand der Dienſtbarkeit, das er noch immer trug, von ſeinem Leibe und bekleideten ihn mit dem Ehrenkaftan, den er jetzt im Aufblitz der Erinnerung erkannte: es war das Kleid ſeines Vaters.

Der Venetianer ſah die Ceremonie, wie ſie ihn auch mit dem koſtbaren Säbel umgürteten, und wenn er dies Wahnbild von Herrlichkeit und Macht mit der Wirklichkeit des elenden

wenn nicht hier eine Reaction im Rechte des Stärkern obwaltete, daß der Mann, dem er gewohnt war, Befehle zu geben, ſo ganz als Herr und Gebieter auftrat; aber ſein edler Sinn unterdrückte dieſe Regung. Das nur ſtand ihm feſt, daß er ſich von Tarſe trennen müſſe.

Karisa ging nicht mit den Andern, ſie blieb. Jetzt faßte Centarini die Gelegenheit und fragte, ſobald die Letzten im Abzuge waren: „Du haſt Deine Herrin verlaſſen, die um Dich weint?“

„Ich liebe Theodora Kalergis, meine Herrin iſt ſie nicht mehr,“ erwiederte Karisa.

„Er fühlte, daß er jenes Verhältniß nicht berühren könne, ohne irgendwo zu verletzen. Drum änderte er ſchnell das Thema und fragte: „Warſt Du es, Karisa, welche mir, da ich ſchlief, ein Zeichen niederlegte, das ich nicht zu deuten vermag?“

„Was ſagt Euch das Zeichen?“ entgegnete ſie.

„Du ſollſt es mir deuten?“ rief er. „Ein Schwert und ein Roſenzweig! Was meinſt Du damit, ſchöne Karisa?“

„Sagt' ich, daß meine Hand es Euch gab?“ erwiederte ſie, den Schleier dichter um ihre Wangen ziehend.

„Wer ſonſt? Geſteh' es!“ ſagte er. „Wie ſoll ich mir aber das Symbol auslegen? Hab' ich nur die Wahl zwiſchen Beiden oder kann ich ſie vereinen? Iſt es ein Glückwunſch für meine Zukunft oder eine Warnung? Sieh, ich habe den Roſenzweig noch, wenn auch verwelkt.“

„Wo iſt das Schwert?“ fragte Karisa.

„Ich habe es demjenigen wiedergegeben, dem Du es geraubt haſt,“ erwiederte Centarini. „Glaube mir, ich weiß Alles.“

„Ihr—?“ bebte Karisa erſchrecken. Der Greis, der neben ihr ſaß, legte beruhigend ſeine Hand auf ihre Schulter.

„Der rechtmäßige Herr meldete ſich," erklärte Contarini. „Ich gab ihm ſein Eigenthum zurück. Die Waffe, die ich jetzt trage, hat mir ſein Vater geſchenkt, damit ich auf der weiten Reiſe nicht wehrlos bin. — Es war ein venetianiſches Reiterſchwert, im Gefecht erbeutet. — Keine Andere, als Du, kann dem jungen Helden im Schlummer ſeine Wehr entwendet haben," fuhr Contarini fort. „Sei mir nur auch freundlich und ſprich es aus, was Du damit gemeint haſt."

„Ihr verlaßt Kandia?" fragte ſie nach einem kurzem Beſinnen.

„Ja," erwiederte er. „Doch hoffentlich nur auf eine Spanne Zeit. Wenn dieſer Kampf ausgeglichen iſt, kehre ich zurück."

„Wenn der Kampf beendigt iſt?" rief ſie heftig. „Wenn vielleicht Alle ihr Blut gegeben haben, um die Flamme zu löſchen? — Sie ſchauderte. — „Was wollt Ihr dann? Roſen auf Gräber pflanzen?"

„Mädchen, Du biſt ſchrecklich!" ſagte er mit einem unheimlichen Gefühl. „Welche Zukunft malſt Du mir aus!"

„Wenn Du Kandia verläſſeſt, habe ich Dir nichts zu ſagen," ſprach Xariſa, indem ſie aufſtand und ſich zum Gehen anſchickte. Vergebens ergriff Contarini ihre Hand und beſchwor ſie zu bleiben, ihm eine freundlichere Rede, ein Wort der Deutung zu ſchenken, ſie wand ſich kräftig los und verließ die Halle, ohne ihm eine Silbe zu erwiedern.

„Laßt ſie!" bat Tarſe. „Sie iſt freilich diejenige geweſen, die Euch das Zeichen gab, aber ſie wird es Euch nicht erklären, wenn es einmal ihr Vorſatz iſt."

„Weißt Du den Sinn, den ſie damit verbunden?" fragte Contarini. „Woher überhaupt denkſt Du, daß ſie mir das Räthſel gegeben hat?"

„Ich wachte!" ſagte Tarſe kurz.

„Und Du fragteſt ſie nicht?“ rief Centarini. „Du haſt ſie auf eigene Hand entweichen laſſen und kein Wort geäußert, als ſie geſucht, ja man kann ſagen, betrauert wurde?“

„Betrauert!“ wiederholte Tarſe mit einer bittern Betonung. „Die Sclavin! — Verzeiht, Herr,“ ſetzte er ſchnell hinzu, „ich wußte, daß Zariſa nicht mehr bleiben konnte, ich ſelbſt gab ihr den Weg an, und den Ort, wo ſie einen Führer hieher finden mußte. Sie wird die Stadt ihrer Väter nicht mehr verlaſſen. Dies ſei das letzte Wort über ſie.“

Centarini fühlte ſich durch den entſchiedenen Ton, in welchem ſein ehemaliger Diener ſprach, verletzt, es war, als habe ſich mit der äußern Verwandlung, welche mit ihm vorgegangen war, auch ſein ganzes Weſen verändert.

„Wohlan!“ ſprach der Venetianer. „So möge ſie Dir eine treue Pflegerin ſein. Auch wir trennen uns hier.“

„Du wollteſt —?“ rief der Greis überraſcht, aber nicht auf unangenehme Weiſe.

„Ich habe Dir ſchon die Freiheit geſchenkt,“ ſagte Centarini mit Würde. „Das Recht des Schwertes hat Deine Brüder den Siegern unterworfen, Dich ſelbſt, wie hoch Du auch durch Geburt unter den Deinigen ſtehen magſt, in Dienſtbarkeit gebracht, jetzt ſind wir an einer Stätte, wo ich jenes Recht nicht behaupten könnte, wenn ich auch wollte. Ich habe Dir aber ſchon die Freiheit geſchenkt, als ich Deiner Treue dieſen Lohn ſchuldig war. So bleibe denn, verlebe den Reſt Deiner Tage bei Deinen Stammgenoſſen, ich hoffe, daß Du wenigſtens nicht mit Gehäſſigkeit an mich zurückdenken wirſt.“

Der Greis warf ſich, den Schmuck des Emirs vergeſſend, zum letzten Male vor ſeinem ehemaligen Gebieter nieder und küßte den Saum ſeines Rittermantels. „Ihr ſeid mir ſtets ein gütiger Herr geweſen,“ rief er, „ich habe keines harten Wor-

tes von Eurem Munde zu gedenken. Mein Gebet und meines Kindes Gebet haben zu dem höchſten Gotte für Euer Glück gefleht, Zarifa hat Euch geliebt, wie einen Erkornen, um der Güte willen, mit der Ihr mein Alter geſchont. Ich hätte Euch bis an das Ende der Welt begleitet; aber wollt Ihr mir geſtatten, bei dem Gräbern meiner Väter zu ſterben, ſo nehme ich es mit tauſend Dank an, denn ich fühle das Ende meiner Tage nahe."

Contarini hatte ſich bemüht, ihn empor zu heben, jetzt rief er: „Steh auf! Es ſei mein letzter Befehl!"

Der Greis erhob ſich. „Ihr wollt alſo Kandia verlaſſen," fuhr er fort. „Warum? In Venedig, wie Ihr ſagt, iſt es Euch nicht vergönnt, Euer Antlitz zu zeigen, bis Ihr gerechtfertigt ſeid. Es lag nicht an mir, daß Ihr es hier nicht ſchon wurdet — was lag an den wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe? Ich hätte alle Schuld auf mich genommen, wenn Ihr nur geläugnet hättet." — Contarini winkte ungeduldig. — „Gut, Herr," ſagte Tarſe. „Nun Ihr aber nicht nach Venedig gehen dürft, nun Ihr geſonnen ſeid, das Ende des Krieges abzuwarten, warum bleibt Ihr nicht auf Kandia? Ich bitte Euch, nehmet mein Haus als das Eurige an, hier ſollt Ihr in Verborgenheit leben, wo kein Menſch von Euch weiß — für die Treue der Beni Kattai bürgt mein Leben. Zarifa wird ſtolz ſein, Euch zu dienen, meine Kundſchafter ſollen Euch ſtets Nachrichten bringen, wie der Krieg ſteht —"

„Du meinſt es gut," entgegnete Contarini, der ſich gewaltſam des lockenden Eindruckes entſchlug, welchen das Anerbieten auf ihn machte. „Ich danke Dir für Deine Anhänglichkeit, aber ich darf hier nicht weilen. Ich muß Schritte thun, die Schmach, welche mich in den Augen des venetianiſchen Adels befleckt, wieder zu tilgen. Man hat mich angeklagt, man weiß,

daß ich durch Kandioten befreit worden bin. Welches Geständniß läge darin, wenn ich auf Kandia bliebe! Nein, Tarse, ich will für Venedig an andern Küſten, in Dalmatien, auf dem Feſtlande ſtreiten, um meine Treue zu beweiſen, dadurch allein kann ich meine Ehre wieder herſtellen. Laß mich ſobald als möglich zum Meere bringen, wo ich ein Schiff zur Ueberfahrt finde."

Tarſe war traurig, daß ſein Vorſchlag abgewieſen wurde, doch beſtürmte er Contari nicht; eben ſo wenig beſtand er darauf, ihn ſelbſt zum Meere zu geleiten, als der Venetianer das mit Beſtimmtheit von ſich wies. Er ſorgte aber für den treuſten Boten, den er mit ſeinem Kopfe für Contarini's Sicherheit verantwortlich machte. Die freien Saracenen waren nicht außer Verbindung mit ihren Brüdern in der Sclaverei geblieben, ſie brachten ihnen fortwährend Troſt und waren Manchem zur Flucht behülflich, den ſie dann mit Freuden in ihrer unzugänglichen Wildniß aufnahmen, freilich fiel auch Mancher von ihnen dabei ſelbſt in Gefangenſchaft und mußte für ſeine Kühnheit büßen. Durch dieſe Streifereien waren aber den Veni Kattal, den Söhnen der Schlacht, wie ſie ſich ſtolz noch immer nannten, obgleich ſie ihre letzte und zwar ſehr unglücklich vor vierthalbhundert Jahren geſtritten, die Schlupfwinkel und geheimſten Pfade der „glückſeligen" Inſel bekannt, und Contarini durfte nicht ſorgen, ohne Gefahr bis an das Meer zu gelangen. Dort freilich mußte ihm ſein Stern weiter helfen.

„Mögeſt Du noch lange einen heitern Lebensabend genießen!" ſagte Contarini zu dem Greiſe, als alle Anſtalten für ſeine morgende Abreiſe getroffen waren. „Wenn aber der Herr der Welten über Dich gebietet, was wird Karifa's Loos ſein? Sie iſt an andere Sitten gewöhnt, ſie hat das Leben im Ueberfluß, Geſelligkeit und Feinheit kennen gelernt, was

wird ihr Loos ſein unter dem Volke, daß ihr fremd geworden iſt?“

„Gott weiß ſie zu finden,“ erwiederte der Saracene.

„Tarſe, Du mußt Sorge tragen, daß ſie nach Deinem Tode zu ihr, die ihr keine Herrin, ſondern Freundin ſein wird, zurückkehren kann; verſprich mir das!“ ſagte Contarini.

„In Kalergis Haus?“ rief Tarſe. „Nimmermehr!“

„Was haſt Du gegen Kalergis Haus?“ fragte Contarini. „Iſt Deine Enkelin dort nicht gütig behandelt worden, liebt die Tochter ſie nicht, als wären ſie durch Bande des Blutes verbunden?“

„Was ſagſt Du von Banden des Blutes?“ rief Tarſe. „Dieſe können ſie nie verbinden. Es hieße mein Kind opfern — Herr,“ unterbrach er ſich ſelbſt; „wenn Ihr irgend ahnt, warum Kariſa nicht zurückkehren darf, ſo müßt Ihr einſehen, daß die Zeit hierin keine Aenderung machen kann. Der Franke iſt wandelbar, das Kind Ismaels nimmer!“

„Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte Contarini. „Sprich deutlicher, ich nehme den höchſten Antheil an Deiner lieblichen Enkelin.“

„Ich bat Euch ſchon, es das letzte Wort über ſie ſein zu laſſen,“ erwiederte Tarſe.

„Aber es iſt noch eine ſchlimme Möglichkeit, auf welche Du vorbereitet ſein mußt,“ ſagte Contarini. „Wenn nun eine der Partheien, es mag ſein welche es will, in dieſe Berge vordringt, wenn eure Freiſtatt entdeckt, und die geringe Zahl, die ihr einem Feinde entgegenwerfen könnt, geſchlagen wird — wenn Mord und Frevel in eure Hütten eindringen, großer Gott, was ſoll aus Kariſa werden? Ihre Schönheit iſt dann ihr ſchlimmſter Feind.“

„Wir zittern vor keinem Ueberfall," erwiederte Tarfe. „Er mag zu unſern Bergen kommen, er wird uns nicht ſchaden, das Waſſer verläuft ſich wieder und wir ſind ſo frei, wie zuvor. Ich will Dir zeigen, daß wir ſicher ſind."

Er rief Männer herbei und gab einige Befehle. Der Abend dunkelte ſchon, es wurden Fackeln angezündet, Tarfe lud ſeinen Gaſt ein, mit ihm zu kommen. Sie verließen das Haus und den Bezirk der Stadt, wie die Saracenen ihre elende Hüttenreihe nannten. Zwei Männer mit Fackeln gingen voraus, zwei folgten, das rothe Licht warf einen trüben dunſtigen Schein auf die Gegend und machte nur die nächſten Dinge erkennbar. Der kleine Zug gelangte zu der Bergwand, die ſich im Hintergrunde des Thales thürmte, eine Stufe des Amphitheaters, über das ſich rieſig die Doppelſpitze des Ida erhob. Hier war die Vegetation ſo üppig, daß jeder Schritt, den die Wanderer thaten, erkämpft werden mußte. Die beiden Fackelträger, welche vorausgingen, faßten jetzt Beide mit dem freien Arme ein Paar ſtarke, reichbelaubte Zweige von Bäumen, welche dicht am Berge Wurzel geſchlagen hatten. Da zeigte ſich im Geſtein Contarini's Blicken eine Oeffnung, wie ein Thor zu geheimnißvollen Reichen; ſie war ſo breit, daß wohl ſieben Mann neben einander eindringen konnten, aber nicht überall gleich hoch, ſondern gleich am Anfang ſo niedrig, daß man ſich bücken mußte, um weiter zu kommen. Die letzten Fackelträger hatten nun die Spitze gewonnen, ihnen folgte Contarini mit dem Greiſe, der auf ſeine Frage: „wohin man hier gelange?" nur ſtumm in das Dunkel der Höhle gezeigt hatte; hinter ihnen folgten die beiden Andern, welche die natürliche Pforte der Zweige zurückſchnellen ließen.

Ein wunderbares Gebiet that ſich vor dem Wanderer auf. Der Gang, dem ſie folgten, führte nicht in grader Richtung

und gleicher Breite in das Innere des Gekläfts, er ſchlängelte ſich abwechſelnd ſchmal und geräumig über den rauhen unebnen Grund, bis er ſich theilte und wiederum theilte, in tauſend verworrenen Windungen das unterirdiſche Reich durchdringend. Ohne Führer wäre es unmöglich geweſen, ſich zurecht oder den Rückweg wieder zu finden, die Gänge kreuzten ſich unaufhörlich, ein Geſetz war nirgend erkennbar, nirgend ein Merkmal; über den Häuptern daſſelbe trockene Geſtein in ſeiner platt horizontalen Lagerung! Sieh! dort leuchtete es weiß! Die Fackel ſtrömte ihr grelles Licht auf die Stätte, wo zuſammengekauert am Boden ſaß: entſetzlich! es war ein Menſchengerippe, eine ſchreckliche Warnung! Wer kündete den Namen des Unglücklichen, der vielleicht vor Jahrhunderten hier verſchollen war, von Neugier oder Noth in das Irrſal getrieben, wo er den Ausgang nicht wieder gefunden hatte? Contarini war mit dem Tode vertraut, er hatte ihn in grauſer Geſtalt auf den Schlachtfeldern geſehen, aber dieſe Erſcheinung, die Idee, welche ſich daran knüpfte, machte ſein ſtarkes Herz bebeu. Die Saracenen waren den Anblick gewohnt, ſie ſchritten gleichgültig an dem Wächter ihrer Zufluchtsſtätte vorüber.

Endlich erreichte man das Ziel. Zwei regelmäßig ausgehauene Gemächer waren es, in welche der Gang ausließ. Hier ſah Contarini mancherlei Geräth aufgehäuft, Waffen und Beute; er mußte ſich geſtehen, daß kein Feind dieſen Schlupfwinkel finden konnte und hatte jetzt nur den Wunſch, ihn ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen.

„Glaubſt Du jetzt, daß wir ſicher ſind?“ fragte Tarſe mit einem Blicke des Stolzes.

Der Rückweg wurde ſchneller zurückgelegt. Als Contarini wieder den Himmel über ſich ſah und friſche Luft athmete,

dachte er ernſter darüber nach, warum ihm der Bau der wunderbaren Höhle ſo bekannt vorkam, als habe er ſchon davon gehört. Das Labyrinth! Es konnte nicht anders ſein! Die halbvergeſſene Geſchichte von Theſeus und Ariadne lebte in ſeinem Gedächtniſſe auf, er befragte den Saracenen darum. Der ſah ihn verwundert an und wußte von nichts, doch hatte der Gedanke, daß die Höhle wenigſtens ihrem Daſein nach bekannt ſei für, ihn etwas Beunruhigendes.

„Möglich wär' es," ſagte er, „daß ſie uns auch in unſerer letzten Freiſtatt aufſpürten. — Dann," rief er, die Hand hoch erhebend, „dann wiſſen wir Alle zu ſterben!"

16.

Contarini verließ die Wildniß der freien Saracenen, ohne Xariſa wieder zu ſehen. Er wünſchte ſo ſehr, einmal ohne Zeugen mit ihr von Theodora zu ſprechen, von ihr zu erfahren, was ſie bisher über ihn gedacht, von ihm geäußert habe; doch Tarſe, dem er ſeinen Wunſch noch ganz zuletzt vertrug, lehnte deſſen Erfüllung ab.

„Die Tochter Madim's den Tarſe muß der Sitte treu bleiben," ſagte er feſt.

Contarini nahm daher einen etwas gezwungenen Abſchied von dem Alten, zu dem ſeine ganze Stellung ſchief geworden war. Auf verborgenen Wegen, die keine Abſchweifung ſcheuten, wo es die Sicherheit gebot, brachte ihn der Führer, welchen ihm Tarſe mitgegeben hatte, nach dem Hafen von Selinus an der Südküſte. Hier, ſobald er vom Berge des Kaſtells an-

ſichtig wurde, das die Venetianer gebaut, ſagte er einen ſchnellen Scheidegruß und verſchwand, ehe ihm Contarini den Lohn für ſeinen Dienſt geben konnte.

Nicht ohne Beſorgniß nahte der Geflüchtete dem Hafen. Er wußte nicht, was ſich ſeit ſeiner Rettung zugetragen hatte; wie leicht konnte der Statthalter ihn geächtet haben, er war überall bekannt und durfte kaum hoffen, incognito zur Ueberfahrt zu gelangen! In dieſen nicht eben erfreulichen Betrachtungen ritt er ſo langſam, daß ihn ein Fußgänger, welcher demſelben Ziele zuſchritt, überholte, auch bemerkte er ihn nicht eher, bis er ſich mit erſtauntem Tone angerufen hörte.

„Was, bei San Marco! Ihr, Herr Provediter?“

Er wandte ſich unangenehm überraſcht nach dem Schreier, den er ſogleich für den Lehnsmann von Caſtel nuovo: Matteo Bonatti, erkannte, derſelbe, bei dem er auf ſeinen Ritten von Seccapietra nach der Hauptſtadt zu übernachten pflegte.

„Alſo nicht verbrannt? Dem Heiligen ſei Dank! Wo kommt Ihr her, wohl aus der Gefangenſchaft?“ ſchrie der Lehnsmann.

Contarini griff den Faden auf, der ihm zugeworfen wurde. — „Ich war bei den Feinden,“ ſagte er. „Wie ſteht es mit uns, guter Matteo? Ich bin ſo lange außer aller Verbindung geweſen, daß ich von nichts weiß.“

„Wie's ſteht?“ entgegnete der Lehnsmann mit einem derben Fluche. „Zum Stehen kommt es nicht mehr recht. Wir haben ſie zwar einmal geklopft, aber es geht immer ſchlechter.“

„Und der Duca?“ fragte Contarini.

„Nun, der neue iſt ein tüchtiger Mann; aber was kann er thun? Es fehlt an Soldaten,“ ſagte Bonatti. „Wie? Das wißt Ihr auch nicht, daß der alte Tiepolo auf der Heimkehr nach Venedig geſtorben iſt, daß wir jetzt einen Dandolo haben?“

„Wie ſollt' ich das wiſſen?“ entgegnete Contarini, von der Nachricht mächtig bewegt. „Und was hat man mit der Provediторſtelle angefangen? Ueberhaupt, was verlautete von mir?“

„Daß Ihr verbrannt wäret oder gefangen,“ erwiederte Matteo. „Die Wenigſten glaubten das Letztere, ich konnte mir's aber immer nicht denken, daß der gerechte Herrgott einen ſo tapfern Kriegshelden ſollte elend umkommen laſſen auf eine ſo liederliche Weiſe. Ganz Kandia trauerte um Euch, das heißt, ſo weit es venetianiſch iſt, Alles fluchte dem Alten, daß er Euch um ſeiner eigenen Dummheit willen gefangen geſetzt, den Einzigen, der uns noch helfen konnte.“

„Welchen Grund meiner Verhaftung gab man an? Was ließ der Duca darüber bekannt machen?“ fragte Contarini mit klopfendem Herzen.

„Nicht eine Silbe!“ rief der Lehnsmann. „Er hütete ſich wohl. Aber es lag Jedem vor der Naſe: er dachte, Ihr würdet ihm die Expedition, die er befohlen, zu einer Anklage machen, weil ſie wirklich verrückt war; daher bürdete er Euch die Schuld auf, und es mochte ihm ganz lieb ſein, daß Ihr, wie er glaubte, auf ewig verſtummtet. Nun iſt er's auch! — Und Eure Stelle? Der neue Duca wollte ſie beſetzen laſſen, aber die Räthe erwiederten: ſo lange Euer Tod nicht feſtſtehe, ſei es nicht ſtatthaft, und am Ende giebt es nichts zu provediren mehr, die Lehnsreiterei iſt“ — er blies auf ſeine Fingerſpitzen und ſpreizte ſie in alle Winde.

Contarini wurde gedankenvoll. Sein Schickſal bekam eine ganz andere Wendung, wenn er nicht angeklagt und ſeine Schuld mit Tiepolo auf ewig begraben war.

„Ich gehe nun auch!“ fuhr Matteo fort. „Mein Hof iſt ausgebrannt, alle meine Packer ſind nach und nach auf dem

Schlachtfelde geblieben, was ſoll's mir helfen, mich auch zerhacken zu laſſen, da ich kein Lehn mehr beſitze? Meine Verpflichtung iſt aus, ich gehe, mir ein andres Brod zu ſuchen?"

„Iſt der neue Duca in der Hauptſtadt?" fragte Contarini.

„Wer weiß! Es geht jetzt eine Nachricht um, die uns vollends den Reſt giebt," erwiederte Matteo. „Sagt ich es nicht immer? Habe ich es nicht auch zu Euch geſagt, man ſollte dieſen Kalergis um einen Kopf kürzen? Nun trägt er die Krone von Kandia!"

„Was ſagt Ihr?" rief Contarini. „Das iſt nicht möglich."

„Ich denke, Ihr kommt von den Rebellen?" entgegnete Matteo. „Habt Ihr dort nichts gehört? Es ſoll ganz gewiß ſein, daß ſie ihm die Krone als König von Kandia aufgeſetzt haben. Warum nicht? Es giebt einen Herzog von Athen, einen Grafen von Tripolis und wie all' die heidniſchen Oerter heißen, die von ſimpeln Edelleuten regiert werden."

„Kalergis ſollte die Krone angenommen haben?" rief Contarini. „Unmöglich! — Doch, guter Matteo, will ich Eure Nachricht nicht beſtreiten, ſagt mir nur, ob der Duca Hoffnung hat, dem Aufſtande ein baldiges Ende zu machen?"

„Wo ſoll's herkommen?" erwiederte Bonatti mürriſch. „Das wird ein Krieg für ein halbes Jahrhundert, wenn beide Theile nicht müde werden und ſich vergleichen!"

Eine troſtloſe Ausſicht für Contarini's Liebe!

Sie hatten unter dieſen Geſprächen das Hafenthor erreicht und Contarini trennte ſich von dem Manne, um nähere Erkundigungen über die ihn berührenden Intereſſen einzuziehen. Er fand überall Kleinmuth bei aller Erbitterung gegen die Empörer, welche die Beſitzhaber im Genuß ihrer Vortheile geſtört hatten, er hörte hier und da die Nachricht, daß Kalergis ſich zum Könige von Kandia aufgeworfen habe, beſtätigt und nir-

gend eine Anſpielung auf ſeine eigenen Verhältniſſe. Jeder, der ihn erkannte, begrüßte ihn vielmehr mit der ungeheucheltſten Freude und äußerte ſich unwillig über den todten Gewalthaber. Vom Aufenthalte des neuen Duca wußte man ihm nichts zu ſagen, als daß er nach den letzten Nachrichten aus der Stadt ausgezogen ſei, um durch einen zweiten Schlag die Rebellen zu ſchrecken.

Contarini hatte nebenbei in Erfahrung gebracht, daß auch ſein eigener Lehnshof, die Seccapietra, welche ſich rühmlich gehalten hatte, in den letzten Tagen durch einen Handſtreich genommen worden ſei; er fand einen ſeiner Leute in Selinus, der ihm Alles erzählte. Wer die Kandioten dabei geführt hatte, wußte der Mann nicht; es war Contarini ein unangenehmes Gefühl, ſich einen der Kalergis an der Spitze der Feinde zu denken, welche ſein Eigenthum verheert hatten. — Da er nun zu gleicher Zeit auch von angeſehenen Männern erfuhr, daß Tiepolo das tiefſte Schweigen über den Grund ſeiner Verhaftung beobachtet, ſo glaubte er ſeinen Plan ändern zu müſſen. Es war kein Anlaß mehr zu einer heimlichen Abreiſe, im Gegentheil durfte er, nun ſeine Wiederkehr bekannt geworden, Kandia nicht eher verlaſſen, bis er den neuen Statthalter geſprochen und ihm die Urſache, welche ihn dazu zwang, entdeckt hatte.

Er tauſchte alſo das kleine Bergpferd, das ſeine Erſcheinung faſt lächerlich machte, gegen ein beſſeres um, verſah ſich mit allem Nöthigen und ritt nach der Stadt Kandia. Dandolo war eine Stunde vor ihm angekommen, ſein Zug hatte keinen Erfolg gehabt; viele Verwundete, welche auf Karren nachgeſchleppt wurden, deuteten vielmehr auf eine Niederlage. Contarini begab ſich ſofort in den Palaſt, wo ihm der Statthalter, als er die Meldung hörte, mit großer Freude entgegenkam.

Beide Männer maßen ſich mit prüfenden Blicken und fanden Jeder das Bild, das ſie ſich von einander gemacht hatten.

„Gott ſei gelobt, der mir Euch wieder gab!“ rief Dandolo. „Nun verzweifle ich nicht mehr am Erfolge.“

„Ich bin eine zerbrochene Klinge,“ erwiederte Contarini. „Ich habe mein Ritterwort gegeben, in dem gegenwärtigen Kampfe nicht mehr zu fechten und bin nur auf ſolches entlaſſen worden.“

„Das habt Ihr gegeben?“ rief der Statthalter unangenehm getäuſcht. „Wer konnte Euch zwingen? Wie iſt es möglich, daß Ihr Euch dazu bewegen ließet?“

„Ich ſah nur darin die Möglichkeit, meinem Vaterlande noch dienen zu können,“ entgegnete Contarini. „Was half mir der ruhmloſe Tod in der Gefangenſchaft? Venedig hat andere Kriege zu führen, wo ich ihm Kopf und Arm weihen kann. Daß ich gefangen wurde, lag nicht an mir, ich bin nicht mit den Waffen in der Hand dazu gekommen.“

„Ihr habt Euch jeden Falls übereilt,“ ſagte der Statthalter unmuthig. „Ihr hättet den Gang der Dinge abwarten ſollen. Ihr wäret befreit oder gegen eins der Rebellenhäupter ausgewechſelt worden.“

„Habt Ihr ein ſolches in Eurer Gewalt?“ fragte Contarini ſchnell.

In ſeiner Frage lag kein Hohn, aber der Statthalter nahm ihn dafür, ſein Auge ſprühte, indeſſen bezwang er ſich und erwiederte ſtolz: „Ich habe ſie wenigſtens geſchlagen, was meinen Vorgängern, welche mir die Sache in ſo trefflichem Zuſtande übergaben, nie geglückt iſt. — Rechten wir nicht weiter um Geſchehenes, das ſich nicht mehr ändern läßt. Ein feuriger Sinn, wie der Eurige, mag der Gefangenſchaft unter Geſindel überdrüſſig geworden ſein, und die ſchnellſte wenn

auch nicht die beſte Weiſe ergriffen haben, ſich zu befreien. Laſſen wir das. Ihr werdet Euch ohne Zweifel vor dem Senate zu rechtfertigen wiſſen. Es thut mir leid, daß wir ſonach nicht Waffengefährten ſein können, aber ich vertraue der guten Sache und bin des Sieges gewiß."

„Kann ſein — auch nicht!" ſagte Contarini kalt.

„Ihr habt den Feind in unmittelbarer Nähe beobachtet," ſprach der Statthalter, nachdem er eine Weile geſchwiegen hatte. „Könnt mir einige Mittheilungen von dem, was Euer Soldatenblick bemerkt hat, machen; oder habt Ihr auch Schweigſamkeit gelobt?"

„Was ich geſehen habe, ſollt Ihr wiſſen, erwiederte Contarini. „Ich bin in dieſer Hinſicht nicht gebunden und freue mich, der Republik hier noch einen letzten Dienſt erweiſen zu können. — Ueber die Streitmacht der Rebellen hab' ich keine Nachricht, ſie hat ſich bis jetzt nicht vereint, ſondern kämpft in abgeſonderten Haufen, wo ſich Ausſicht auf Erfolg bietet."

„Aber Alle ſtehen unter einem Führer!" unterbrach ihn Dandolo. „Ich weiß, daß er ſich erfrecht, ſein dem Henker verfallenes Haupt mit der Krone von Kandia zu ſchmücken."

„Ihr meint Alexius Kalergis," ſagte Contarini. „Grade in ſeiner Nähe bin ich geweſen, auch kenne ich den Mann von früher und glaube Grund zu haben, an der Wahrheit dieſes Gerüchts zu zweifeln. Wenigſtens ſo lange ich dort war, iſt von einer ſolchen Idee nicht die Rede geweſen, ſie ſcheint mir ganz unvereinbar mit den Anſichten des Mannes, welcher der getreuſte Unterthan der Republik war und, das kann ich behaupten, gradezu den Empörern in die Arme getrieben wurde."

„Mag ſein, aber er iſt jetzt unſer gefährlichſter Feind," verſetzte der Statthalter. „Mit ſeinem Haupte fiel der ganze Tumult auseinander."

„Die Revolution iſt eine Hyder," ſagte Centarini. — „Ihr wünſcht, daß ich fortfahre. Ihre Streimacht, ſagt' ich, iſt mir der Zahl nach unbekannt, aber ihre Fechtart und Bewaffnung habe ich genau kennen gelernt und bin überzeugt, daß ſie bei ihrer Kenntniß und vortrefflichen Benutzung des Terrains einen überlegenen Feind nicht zu ſcheuen brauchen. Das Gebirg iſt ihr mächtiger Bundesgenoß."

„Ruft Ihr nicht auch den Juviter für ſein Jugendland zu Hülfe, wie mir neulich ein Gefangener drohte?" entgegnete der Statthalter.

„Ihr ſeid zu erfahren im Kriege, als daß Ihr mir nicht Recht geben ſolltet," ſprach Centarini ruhig. „Mit den Hinderniſſen der Natur iſt ſchlecht kämpfen. Ihr könnt hier ſiegen — aber den Sieg benutzen *niemals*."

Dem Statthalter hatte ſich dieſe Erfahrung ſchon ſelbſt aufgedrängt, aber er wollte ſie nicht gelten laſſen. — „So denkt Ihr, die mächtige Venezia werde in dieſem Kampfe unterliegen?" rief er unwillig.

„Keineswegs! Sie wird in keinem Kampfe unterliegen, den ſie ernſtlich meint," erwiederte Centarini. „Ihre Mittel ſind unerſchöpflich; ſie ſchaffen Flotten und Heere in ewiger Ergänzung, und wenn der Republik um ein zertrümmertes Eigenthum zu thun iſt, mag ſie am Ende — aber erſt nach langen Jahren — auch Kandia wieder unterwerfen. Darüber verblenden ſich ſelbſt die Kandioten, wenigſtens die Erleuchteten unter ihnen, nicht. Aber ob Venedig's wahrer Vortheil nicht einen andern Weg geböte, das vermag ich nicht zu erörtern."

Centarini's Ideengang hatte dieſe Richtung, welche ihm ſonſt fremd war, durch ſeine letzten Geſpräche mit Kalergis gewonnen; dem Statthalter gefiel er nicht, er ſchmeichelte ſich noch mit der Hoffnung, ſeinem Haupte die Siegerkrone zu er-

ringen. Beide trennten ſich, nachdem Contarini feierlich ſein Amt als Provveditore in die Hände des Duca niedergelegt hatte. Wenige Tage darauf ging ein Fahrzeug nach Venedig ab, Contarini mit ihm.

Schmerzlich zuckte ſein Herz, als er auf dem Verdecke ſtand und die Wellenräume, welche ihn von der Geliebten trennten, immer größer werden ſah. Sein Blick flog ſehnſüchtig über die Flut nach den grünen Bergen, in deren Schooß Theodora weilte, der Gedanke an die Seligkeit der letzten Stunde, wo er ſie geſprochen und das ſtumme Geſtändniß ihrer Liebe erhalten hatte, ſchwellte ſeine Bruſt und machte ihn einen Moment der Gegenwart vergeſſen. Um ſo greller das Licht beim Erwachen! Kandia's Küſten entfernten ſich, endlich zerrannen ſie im Duft der Ferne, nur der Ida blieb noch lange erkennbar und Contarini's Auge hing ſich an ihn, wie der Schiffbrüchige an den Felſen, von dem ihn die Brandung doch endlich hinwegreißt. Droben an des Berges Fuß, wo die Katakomben des Labyrinths ihre räthſelhaften Gänge verſchlingen, wo jenſeits die mächtigen Trümmer der alten Gortyne, dieſſeits die Wildniſſe der Beni Kattal ſich verbreiten, dort lebte Theodora's Liebling. Schwert und Roſe! Was mochte ſie meinen?

17.

Der Krieg währte fort. Wo die Venetianer, welche bedeutende Streitkräfte nach Kandia ſchickten, einen Sieg über die Bewohner der Inſel errangen, ſetzte ihnen die Natur des Lan-

des bei Verfolgung ihrer Vortheile unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, die Geſchlagenen hielten die Päſſe, wo eine Minderzahl gegen die größte Uebermacht ſicher war, und raubten den Widerſachern jedesmal, wie Contarini vorausgeſagt hatte, die Möglichkeit, ihren Sieg zu benutzen. Eben ſo wenig durften die Kandioten hoffen, auch wenn ſie das Glück einmal auf die glänzendſte Weiſe begünſtigt hatte, ſo daß die Inſel von Feinden befreit ſchien, einer bleibenden Ruhe zu genießen. Venedig gab ſeine Erwerbung nicht auf. Neue Flotten ſegelten heran und ſetzten neue Söldner, welche durch Venedig's Schätze aus allen Völkern herbeigeſchafft waren, an das Land, welches für die Stradioten, ſo nannte man dieſe Miethstruppen, ein wahres Grab wurde. Hatten Kandia's Krieger auch zuweilen die Küſten in Beſitz, und waren die Venetianer verdrängt, ſo wehrte Jenen das Meer, deſſen Herrſchaft damals Venedig nur mit Genua theilte, die Fliehenden zu verfolgen, welche mit einer Verſtärkung wiederkehrten, ſobald die Zeit es erlaubte.

Selbſt die kurzen Zwiſchenräume, in denen die Kandioten vom äußern Kampfe ſich erholen konnten, blieben nicht ruhig für die ſchöne Inſel, deren Söhne ihre echt griechiſche Abkunft auch dadurch bewährten, daß ſie wie in den Tagen helleniſcher Vorzeit die innern Streitigkeiten nur ſo lange verſtummen ließen, als ſie von fremden Feinden bedroht wurden. Das Gerücht, welches Kalergis mit der Krone von Kandia geziert hatte, war ein durchaus falſches; aber es hatte, wie jedes Gerücht, einen wahren Ausgangspunkt. Mehrere der leidenſchaftlichſten Anhänger des verehrten Mannes hatten ihm wirklich angelegen, ſich zum Könige der Inſel zu erklären, eine Leibwache um ſeine Perſon zu verſammeln und auf dieſe Weiſe den Widerſtand einer Parthei, die ihn oft in ſeinen beſten Unternehmungen kreuzte, zu Boden zu ſchlagen. Leo ſelbſt war,

trotz ſeiner Freiheitsliebe, nicht abgeneigt geweſen, ſeinen Vater mit einer Herrſchaft zu bekleiden, die auf ihn erben mußte. Aber Alexius Kalergis konnte ſeinen eigenen Grundſätzen nicht untreu werden. Er hatte den Antrag mit Unwillen verworfen, ja den Männern, die ihn beſtürmten, zur Antwort gegeben: Er wolle lieber der Republik Venedig wiederum huldigen und ihr, wenn es in ſeiner Macht ſtände, ganz Kandia überliefern, als ſich ſelbſt huldigen zu laſſen. In dieſem Sinne handelte er auch, jede öffentliche Ehrenbezeugung, die man ihm bot, mit Ernſt zurückweiſend. Aber er mußte ſich geſtehen, daß all' ſeine ſchönen Plane für das Glück ſeines Vaterlandes, all' die erhabenen Ideen von einer wahren Freiheit, nimmer zu verwirklichen ſein würden. Losreißen konnte ſich Kandia von Venedig, doch wahrhaft frei werden niemals. Jene Parthei, die ſchlimmſte Feindin aller Freiheit, die nur über ſich keine Schranken duldet, war nie zu beſiegen, denn ſie ergänzte ſich aus Allen, welche durch Glück oder Muth zu Beſitzthümern kamen: es waren die Eupatriden des Alterthums. Der Kleintyrannen Herrſchaft iſt aber ſtets die ſchlimmſte. Kalergis ſah ein, daß mit ihm der Widerſtand gegen die Ariſtokratie aufhören mußte, daß ſelbſt Leo, ſein Sohn, die Idee der Freiheit nicht ſo rein aufgefaßt hatte, wie er, und daß vielleicht das Endreſultat der ganzen Erhebung ein blutiger Bürgerkrieg ſein würde, der das zerfleiſchte Vaterland wiederum dem Stärkern zur rechtloſen Beute geben mußte. Die Wahrheit dieſer Befürchtung ſtellte ſich ihm mehr und mehr feſt und trübte ſeine Stimmung.

Auch für den äußern Wohlſtand ließ ſich in der Zukunft kein Gedeihen abſehen. So lange Venedig feindlich war — und wann ſollte das aufhören? — konnte Kandia's Handel niemals blühen: Venedig beherrſchte das Meer, ſeine Schiffe

ſperrten die Häfen der Inſel, welche all' ihre reichen Erzeugniſſe ungenutzt verderben ſah. Die Rebe hing traubenſchwer an den Bäumen, die Olivenhaine dunkelten mit gewohnter Fruchtfülle, die Baumwollenfelder ſpendeten ihr edles Geflock; aller Segen, den Ceres und Pomona über Kandia's Fluren und Berge ausgegoſſen haben, bewährte ſich als unerſchöpflicher Born, aber ein ehernes Thor verſperrte ſeinen Wellen den Abfluß und ließ ſie verdumpfen. Nur eine Flotte, eine Seemacht konnte, ob auch durch ſchwere Kämpfe, der Inſel ein künftiges Heil verſprechen: Kalergis erſchöpfte ſeine Beredtſamkeit, um die Häuptlinge davon zu überzeugen, aber ſie ſcheuten die Koſten, welche auf ſie allein gefallen wären, ſie erſchraken vor dem Gedanken, der Meerbeherrſcherin auf ihrem eigenen Elemente Trotz zu bieten und ſetzten Kalergis Reden dieſelbe Hartnäckigkeit entgegen, die ſie bei ſeinen Vorſchlägen einer idealen Verfaſſung gezeigt hatten.

Vertazzi war der eifrigſte Gegner des hochherzigen Kalergis. Doch trat er nach ſeiner Weiſe nicht offen hervor, ſondern wußte ſeine Standesgenoſſen durch heimliche Inſinuationen zu bearbeiten, daß ſie in Kalergis bald einen verhaßten Vormund ſahen, deſſen Uebergewicht ihnen ſo unerträglich wurde, als Venedig's. Auch Vertazzi hatte ſein Ideal unter den Zuſtänden des Alterthums geſucht: es war die Oligarchie, oder wo möglich: die Tyrannis für ihn ſelbſt. Andere ſollten ſie ihm erkämpfen, er ſelbſt hatte den Muth nicht dazu. Bis jetzt war er auch nicht im Kampfe gegen die Venetianer aufgetreten, er hatte Krankheit vorgeſchützt, deren Folge, die Schwäche, ihm den Panzer zu ſchwer mache.

„Die Schwäche ſitzt ihm in ſeiner Seele!" hatte der heißköpfige Leo gerufen, als man im Rathe davon ſprach. Dieſe Aeußerung war Vertazzi nicht verheimlicht geblieben und hatte

den Groll bitterer Feindſchaft, den jede Waffenthat des Heldenjünglings vermehrte, bis zum Unerträglichen geſteigert. Auch den Vater haßte er mit allem Gifte ſeines unverſöhnlichen Gemüths, ſeit ihm Theodera's Hand zum zweiten Male verweigert worden war.

„Du biſt nun geſund," ſagten ihm die Freunde. „Zeige dem verlauten Knaben, daß ſein Wort Lüge geweſen iſt, dann wollen wir Dich rächen helfen."

Konſtantin lächelte, aber in ſeinem Herzen ſah es ängſtlich aus. Die Venetianer bereiteten einen neuen Angriff; die Gelegenheit, der Aufforderung ſeiner Freunde zu genügen, ſtand vor der Thüre, er mußte etwas thun, ſich ihre wankende Anhänglichkeit zu ſichern. „Was kann es ſo Großes ſein!" tröſtete er ſich in den ſchlafloſen Nächten, welche ihm der Gedanke machte. „Ich kenne ja ſo Viele, die in Schlachten geweſen ſind; an das Leben geht es doch nicht gleich! Man hält ſich zur Maſſe, braucht ja keinen Zweikampf zu beſtehen, eine ſchwere Stunde, dann iſt Alles vorbei! Nur die Pfeile, die Pfeile!" — Es überlief ihn heiß, wenn er ſich Alles lebhaft dachte: ſeine Phantaſie malte ſich jede Trutzwaffe, die ihm gefährlich werden konnte, gräßlich aus.

Als ſich das Aufgebot verſammelte, erſchien Konſtantin Vortazzi wirklich in voller Rüſtung, wie ſie die Venetianer trugen; es war ein Bruchſtück, das er in der Waffenkammer auf der Seccapietra gefunden und erregte allgemeinen Tadel, weil die Kandioten den ſchweren Harniſch als eine Hemmniß der Thätigkeit im Kampfe betrachteten. Vortazzi ließ ſich das aber nicht anfechten, er hatte bei verſchloſſener Thüre den Panzer ſelbſt verſucht, ob er den ſtärkſten Hieben zu widerſtehen vermöge, und befand ſich im Gefühl der Sicherheit ganz wohl,

ſo daß er die furchtbare Hitze im Eiſenzeug, auf das die Sonne brannte, gern ertrug.

Die Venetianer hatten ſich diesmal beſſer vorgeſehen; ſie rückten ſcheinbar tollkühn in die Berge vor, thaten einen kecken Angriff auf die vortheilhaft poſtirten Kandioten, wurden geworfen und flohen in großer Eile, wodurch ſie die Verfolger zum heftigſten Ungeſtüm entflammten. „Mir nach!“ ſchrie eine laute Stimme, und aus den hinterſten Reihen der Kandioten brach ein Schwergeharniſchter, der das lange Schwert hoch über dem Haupte ſchwang. Die fliehenden Venetianer, welche ihn für einen Abtrünnigen der Lehnsceleute hielten, ſahen die furchtbare Geſtalt nicht ohne Zagen, ſie drängten die Vorderleute ſchneller von hinnen, aus der verſtellten Flucht ſchien Ernſt werden zu wollen.

Es war Konſtantin Vortazzi, welcher zähneklappernd den Anmarſch der Feinde geſehen hatte, dem beinah die Sinne vergangen waren, als das Schlachtgeſchrei und der erſte Stoß des Angriff's, Waffengeklirr und wüthende Stimmen ſich hören ließen. Plötzlich aber, als ihn, der durch manche Bruſt geſchirmt war, kein Feind berührte, als der Angriff zurückgewieſen war und die Venetianer flohen, hatte ihm das Gefühl, daß nun Alles vorüber ſei, ſo begeiſtert, daß ihn ein Muth überkam, an den er ſpäter ſelbſt mit Entſetzen dachte; er war hervorgeſtürzt, hatte bemerkt, wie ſein Anblick den Feinden imponirte und ſich an die Spitze der Verfolgung geworfen, ſo daß ihm Leo, der ihm zunächſt mit triefender Klinge den Feinden im Nacken ſaß, bei ſich feierliche Abbitte gelobte. Vortazzi hielt ſich ſelbſt für einen Helden!!

Plötzlich! O Schrecken! „San Marco!“ rechts und links, ein Hinterhalt ſtürzt über die zerſtreuten Kandioten, und die flüchtigen Venetianer machen Front, greifen an, rollen auf!

Da fiel Vertazzi's Heldenthum, wie eine nichtige Seifenblase zerplatzend. Er ließ beim erſten Schlachtruf der Feinde das Schwert fallen und knickte in die Knie, dann aber gab er das ſchändlichſte Beiſpiel zur Flucht. Aber hier wurde ihm der Harniſch, dem er ſich anvertraut hatte, zum Verderben; er konnte nicht drin laufen, die Angſt raubte ihm die Kraft, ſchon brüllten feindliche Flüche dicht an ſein Ohr, ein Hieb traf ſeine Schulter. Ach! er hatte die Kraft des Soldatenarms bei ſeinen ſchwächlichen Hiebproben nicht bedacht! Der Streich ſchmetterte durch den Panzer und drang in's Fleiſch, lautſchreiend ſtürzte Vertazzi auf die Knie, hob beide Hände zu dem Feinde empor und flehte um Erbarmen, tauſend Gelübde gegen den Feind ſtammelnd. Doch kam ihm Rettung. Leo Kalergis hatte die Nächſten geſammelt, warf die Flut der Angreifer zurück und verſchaffte wenigſtens einem Theile der Kandioten Raum zu eiliger Flucht, den Vertazzi, von der neuen Hoffnung wunderbar geſtärkt, benutzte. Leo ſelbſt kam blutend mit wenigen ſeiner Tapfern zurück.

Dieſen Ausgang nahm der Verſuch Vertazzi's, eine Heldenrolle zu ſpielen. Er kehrte verhöhnt und geſchmäht — denn ſeine Feigheit, die den Abfall für das Leben bot, war allgemein bekannt worden, — nach ſeinem Stammgute zurück und verdankte es nur ſeinen zahlreichen Verwandten, daß er nicht dem Blutgericht übergeben wurde. Um ſo ſchwärzer kochte das Gift der Rache in ſeiner Bruſt gegen Leo Kalergis, den er als die Urſache ſeiner Schmach anſah: ohne ihn würde er nicht in die Schlacht getrieben worden ſein.

Die Venetianer ſcheiterten in ihrem weitern Vordringen wie gewöhnlich. Auch dieſer Sieg blieb ohne Folgen, wurde durch Vortheile, welche die Kandioten errangen, wieder aufgehoben und ließ den Stand der Dinge unverändert. Mehrere

Häuptlinge ſchienen jedoch des Krieges müde zu werden; ſie haderten mit Kalergis, daß er ihnen keine Ruhe im Beſitz zu verſchaffen wiſſe und wollten doch von der letzten Anſtrengung, die eine ſolche möglich zu machen ſchien, nämlich von Errichtung einer Seemacht, nichts hören.

„Das ſind die Kreter, die einſt ſo berühmt auf dem Meere waren!“ rief Kalergis unmuthig, als er einſt nach einer ſolchen Verſammlung in ſein Haus zu Roden zurückkehrte. „Meine Kraft fängt an zu erliegen. Kaum danke ich es jetzt noch dem Wackern, der mich damals warnte; ich hätte mich gerechtfertigt und es wäre Gottes Allmacht überlaſſen geblieben, unſer Loos zu ändern. Welches Heil ſteht noch für Kandia zu erwarten?“

Leo ſah finſter auf das Meer. „Ich kenne kein Heil mehr,“ ſprach er dumpf, „als im Tode auf dem Schlachtfelde.“

„Und mich vergeßt Ihr?“ rief Theodora ſchmerzlich. „Was mein Loos wird, kümmert Euch nicht?“

Kalergis zog ſein Lieblingskind an die Bruſt, aber mit dem andern Arm umfing er auch den tapfern Sohn, auf den er ſtolz war. „Ihr meine Theuern,“ ſprach er, „wie habt auch Ihr die Macht der Verhältniſſe, denen alles Irdiſche unterthan iſt, erfahren! An welchen Fäden ſpinnt ſich das Glück des Menſchen, wie reicht ein kleiner Anlaß hin, es zu verwirren, zu zerreißen! Könnte ich Euch glücklich machen! Mein Vaterland zu beglücken, hab' ich nicht vermocht — könnt' es mir wenigſtens gelingen, die theuern Pfänder meiner Helena zu Glück und Frieden zu führen!“

„Mir kann kein Glück mehr blühen!“ ſagte Leo eintönig.

„O Bruder, ſprich ſo nicht!“ rief Theodora, welche die Worte des Vaters innig rührten. „Das Glück kommt, wie der Thau des Himmels, auf geheimen Wegen! Wer ſagt Dir, ob

es nicht jetzt ſchon nahe iſt, Deine Stirn mit ſeinem ſchönſten Kranze zu zieren? Die Hoffnung halte feſt, ſo lange noch Sterne über Dir ſchimmern."

„Mein Stern iſt untergegangen," ſagte Leo.

Der Vater ſtand auf. „Ich könnte auf Deinen Vorwurf antworten," ſagte er ernſt, „aber ich überlaſſe es der Zeit, Dir die Augen zu öffnen." Er entfernte ſich, die Geſchwiſter blieben allein.

„Xariſa lebt, Du wirſt ſie wiederſehen!" rief Theodora, „Des Vaters Worte verbürgen Dein Glück!"

„Mahne mich nicht an Glück!" entgegnete er. „Ich habe es nur im Traume gekannt. Jener Mittag, im Walde! Warum mußte ich erwachen, oder warum konnte ich nicht des Traumes Seligkeit, wie jeden andern vergeſſen?"

„Kann es nicht Wahrheit geweſen ſein?" fragte Theodora lauſchend.

„Nimmermehr! Ich wäre erwacht, ich hätte ſie nimmer von mir gelaſſen, der Welt, ſelbſt dem Vater Trotz geboten!" rief Leo. „O daß mein Gefühl erſt klar wurde, als ich das Heldenmädchen in der Gefahr an meiner Seite ſah! Ich liebe ſie ſeit meiner frühſten Kindheit!"

Theodora mühte ſich, ihm die Hoffnung, welche ſie ſelbſt zu Aetherhöhen trug, mitzutheilen; es war ſpät in der Nacht als ſie ſich trennten. Am andern Tage verließ der Vater die Villa; ſein Sohn, der noch immer an ſeinen Wunden krankte, blieb unter der Pflege der Schweſter zu Reden zurück.

Von Allem, was in Kalergis' Hauſe verging, hatte Bertazzi genaue Kenntniß, ſein Geld war der Schlüſſel geweſen, der ihm das Verſtändniß eröffnete. Sobald nun der Vater ſein Haus verlaſſen hatte und wie man wußte, auf längere Zeit, weil er nach der Oſtküſte gereiſt war, flog der beſtechene Die-

ner zu Vortazzi, um ihm die Nachricht mitzutheilen, welche ſeinem längſt vorbereiteten Unternehmen günſtig war. Der Elende hatte ſich nämlich gelobt, den Preis, den er offen nicht davon tragen konnte, heimlich zu erringen: Rache an Leo, und Theodora's Beſitz. Beides auf einmal ihm zuzuwenden, war jetzt, wie es ſchien, das Glück entſchloſſen. Kalergis hatte die meiſten ſeiner Getreuen mit ſich, nur wenige bewachten Rodon, weil auf dieſem Theile der Inſel vor der Hand nichts zu befürchten ſtand, und unter den Zurückgebliebenen war Einer, der zu jeder Zeit dem Rachedürſtenden das Thor des Hauſes öffnete. Vortazzi durfte die Gelegenheit beim Schopfe faſſen. Schon malte er ſich den Triumph, wie er den Uebermüthigen, der ihn verhöhnt hatte, nach dem Kerker der Seccapietra ſchleppte, wie er dort ſeine Standhaftigkeit brechen, ſich an ſeinem Opfer weiden wollte — ſchon malte ſein lüſterner Sinn ſich den andern, höhern Triumph, wenn er Theodora, das vollendete Weib mit ihren Götterformen an ſeine Bruſt reißen würde!

Die Dämmerung webte ſchon den Schleier zur böſen That. Im Platanenwalde verborgen, wo er ſchon einmal ein Bubenſtück verſucht, lauſchte Vortazzi mit einigen ſeiner Saracenenſclaven, verworfenen Geſellen, zu jedem Frevel bereit, nur nicht zum Verrath an ihren Stammgenoſſen. Der beſtochene Diener hatte verſprochen, ſobald Alles im Schlaf ſein würde, die Pforte zu öffnen und Vortazzi zum Gemach ſeines Opfers zu führen. Wen hatte er ſich dazu erſehen? Nicht Theodora, wie lockend es ihm auch erſchien, ſondern ſeinen Feind. Es bewies die Stärke ſeines Haſſes, daß er die Jungfrau zu rauben, ſeinen Knechten überließ, um nicht den erſten Blick Leo's beim Erwachen zu verlieren.

Die Nacht zog herauf. Lichter ſah man durch die Gemächer irren, hier und da erloſchen ſie, nur eins brannte ſtetig und

ſchien nicht ausgehen zu wollen. Ahnte Lee Kalergis, was ihm drohte und wollte er, da kein Schutzengel für ihn wachte, ſeinen Feind offenen Auges erwarten. War er wirklich ganz verlaſſen und hatte das treue Herz, das immerdar Nachricht von ihm ſuchte, dieſe eine, wichtigſte nicht erhalten? Wie? Saracenen waren die Schergen des Böſen? und dennoch?

Endlich lag Alles im tiefen Schlafe, der Verräther im Hauſe horchte umher und entſchlüpfte dann leiſe, um den Lauernden aus dem Platanenwalde zu holen. Es wunderte ihn, daß er ihm nicht ſchon entgegen kam, noch mehr, daß er ihn nicht am Rande des Gehölzes fand; er rief leiſe: keine Antwort! Da fing ſich der Elende an zu fürchten, er rannte noch bis zu dem Verſteck, das ihn Bertazzi als den Ort, wo er ihn unfehlbar finden würde, bezeichnet, wo er ihn gegen Abend verlaſſen hatte — Alles war öde und leer! Mit Entſetzen ſuchte der Menſch den Rückweg, ſchloß die Pferde zu und durchwachte den Reſt der Nacht in allen Qualen des böſen Gewiſſens. Die beiden Geſchwiſter ahnten nicht, welche Gefahr an ihnen nah vorübergeführt war.

Am andern Tag erneute der treuloſe Diener ſeine Nachforſchung im Walde. Er fand die Spur vieler Tritte, ſonſt Nichts. Da entlief er aus Reden und ging nach Bertazzi's Wohnſitz. Hier fand er den Herrn nicht; „er ſei Tage zuvor mit einigen Sclaven ausgezogen und noch nicht zurückgekehrt," hieß es. Den Elenden befiel ein Grauen. Er kehrte nicht nach Reden zurück, ſondern gieng auf die Seccavictra, welche ſich Bertazzi zugeeignet hatte; auch dort wußte man nichts von ihm. Tage, Wochen vergingen, Konſtantin Bertazzi war verſchwunden, und man hat niemals die kleinſte Kunde von ſeinem Schickſal erlangt. Seinen Verwandten ſchien es am glaublichſten, daß er von den Saracenenſclaven, deren Keiner zurückgekehrt war, er

morbet werden ſei; und wenn ſie die angeborne Grauſamkeit der Ungläubigen, den langen Haß gegen ihre Unterdrücker bedachten, ſo mußten ſie ſich ſchaudernd geſtehen, daß er ein ſchreckliches Ende genommen haben mochte.

War aber auch Vortazzi verſchollen, ſein Geiſt lebte unter den Häuptlingen fort und Kalergis geſtand ſich immer mehr, daß ein Rechtszuſtand von ihnen nicht ausgehen könne, er mußte den Krieg als das kleinſte Uebel preiſen, das die Kräfte, welche ſich ſonſt aufrieben, nach Außen wandte, aber er fragte ſich wiederholt: „Was ſoll das Ende ſein?“

18.

Jahre vergingen, beide Partheien waren des Krieges müde. Da wandte der hohe Rath von Venedig ſeine Augen auf den Mann, der ihm bereits in den Zeiten der erſten Kämpfe den einzigen Weg angedeutet hatte, ſich die Kolonie zu erhalten: auf Contarini. Der ehemalige Provveditor von Kandia, welcher alle Verhältniſſe der Inſel kannte, welcher, wie er offen geſtand, mit dem Oberhaupt der Empörer in freundſchaftlicher Verbindung gelebt hatte, er war allein geeignet, Unterhandlungen anzuknüpfen, die zu einem günſtigen Reſultate führen konnten.

Contarini hatte ſich in Venedig einen zu feſten Ruf gegründet, als daß er bei ſeiner Heimkehr von Kandia mehr als einer bündigen Rechtfertigung bedurft hätte. Man war ohnehin im Zuge, dem unglücklichen Tiepolo, weil er geſtorben war und keine Zunge mehr für den Gefallenen laut wurde, Alles auf-

zubürden, was dort Uebles geſchehen war und fand es übertrieben edelmüthig, daß Contarini, der wohl am meiſten über ihn zu klagen hatte, mit Wärme ſein Andenken vertheidigte. Es war dem Senate ſchmerzlich, in dem kandiotiſchen Kriege einen ſo tapfern Arm entbehren zu müſſen; von einem Gelübde wäre Diſpenſation zu erlangen geweſen, das Ritterwort galt jedoch für unverletzlich, und man gewährte Contarini's Wunſch, ihn gegen die Genueſen zu ſchicken, mit denen die Venetianer ſeit 1256 den Krieg führten, der erſt 1381 geendigt wurde. Es war am Tage nach einem ſiegreichen Seegefecht, als Contarini den Befehl erhielt, nach Venedig zu kommen, wo ihm ein neuer ehrenvoller Auftrag werden ſollte. Wie leuchteten ſeine Blicke bei der Ausſicht, die ihm der Doge eröffnete! Er erklärte ſich ſofort bereit, die Unterhandlung zu übernehmen und glaubte bei billigen Zugeſtändniſſen den Frieden verbürgen zu können, indem er dem Gange des Krieges nicht fremd geblieben war.

Auf Kandia erregte die Nachricht, daß die Metropolis Unterhandlungen anknüpfen wolle, eine allgemeine Zufriedenheit, nur über die Bedingungen, die man ſtellen müſſe, waren die Meinungen ſehr getheilt und es wäre ohne Kalergis zu blutigen Zwiſtigkeiten gekommen. Er bildete auch hier wieder den Mittelpunkt der Bewegung, Alle ſahen ein, daß nur er geeignet ſei, die Unterhandlung zu führen, aber Jeder wollte ihm ſeine Anſicht zum Durchfechten geben, und als er in einer groſſen Verſammlung dem Volke vorlegte, was er für das Beſte hielt, waren Wenige damit zufrieden. Erſt die Ankündigung des nahenden Geſandten und die Verlegenheit um beſſern Rath brachte die vielköpfige Meinung wieder zuſammen, ſo daß ſie Kandia's Wohl in Kalergis' Hände legte.

Der Hafen von Kydonia, wo das Schiff landen ſollte, das den Friedensboten trug, war von einer groſſen Menſchenmenge

belagert. Man hatte das Fahrzeug von der Höhe des Kaſtells, das die Kandioten zur Landwehr auf dem Vorgebirge erbaut hatten, bemerkt, aber widrige Winde hielten es noch ab und die Nacht ſank, ehe es näher gekommen war. Da zündete man auf dem höchſten Wartthurm der Burg Feuer an, um dem Schiffe die rechte Bahn zu zeigen.

Theodora Kalergis ſaß einſam auf der Freitreppe vor ihrer Villa: Vater und Bruder waren unten im Hafen. Das Mädchen hatte ſich nicht geſchmückt, wie eine Braut, die den Bräutigam erwartet, ſie wußte nicht, wen das fremde Fahrzeug brachte, kein Juwel, keine Perle zierte ihren Hals und Buſen, die ſchönen Arme waren nicht in goldne Feſſeln geſchlagen, noch blitzten Ringe an ihren Fingern, nur das reiche Obergewand, das von ſchwerem Stoff und mit Gold geſtickt, vorn offen, kurz die Aermel und farbig, mit geſchmackvollem Beſatz zurückgeſchlagen, den Leib der Jungfrau umfloß, verrieth ihre edle Geburt. Theodora war in der Zeit, da ſie Centarini nicht geſehen hatte, zur üppigſten Blüthe ihrer Schönheit entwickelt: was damals Knoſpe war, prangte jetzt in ſchwellender Fülle, ihre Glieder hatten eine Vollendung der Form erreicht, welche dem Ideal der Grazie entſprach. Kein Hauch der Sinnlichkeit umwehte jedoch die ſchöne Geſtalt. Wer ſie einſam ſitzen ſah, züchtig verhüllt, auch wo ſie Niemand erblickte als der Mond, deſſen Sichel zwiſchen leichtem Gewölk ſchwamm, wer den Adel ihres ſtillen Geſichts, den keuſchgeſchloſſenen Mund ſah, der konnte ſie lieben, doch nimmer die Reinheit ihrer Gedanken entweihen.

Sie ſchaute hinaus über das Meer. Der Mond ſäumte die Wolken und goß einen zitternden Schimmer lang auf die Flut. Vom Thurm des Kaſtells leuchtete das Feuer und ließ die Zinnen der Mauerkrone ſcharf hervortreten. Droben war Alles

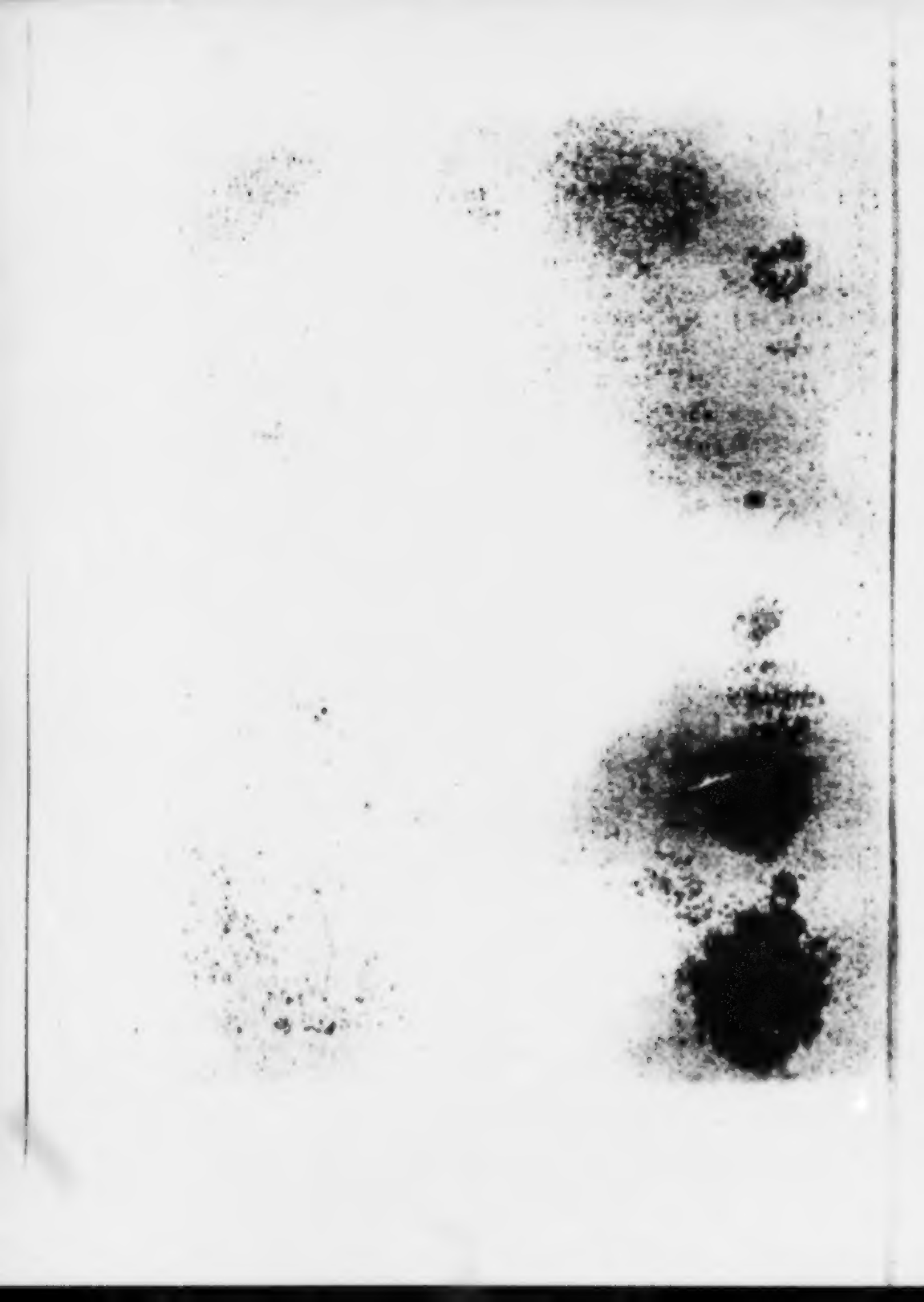

ſtill, aber unten am Hafen ſchwirrte, jubelte, ſang das Volk. Theodora blickte mit ahnender Seele hinaus. Der Bote des Friedens nahte, er brachte ihr die Gewißheit des Wiederſehens, vielleicht Kunde von Contarini. Mit welcher Sorgfalt hatte ſie alle Anſtalten zu ſeiner Aufnahme getroffen, wie ihr Vater befohlen! Heut kam er nicht mehr, es war ſpät, ſie ſuchte die Ruhe.

Der rothe Morgen weckte ſie früh. Ein tauſendſtimmiges Jauchzen vom Ufer drang in ihr Gemach, es verkündete ihr, daß die Galeere gelandet ſei; raſch erhob ſich die Jungfrau, um den Gaſt wenigſtens vom Fenſter aus zu ſehen, da ihr die Landesſitte wehrte, ihn zu empfangen. Sie ſah das Treiben am Strande, die Ceremonie der Begrüßung, hörte das wiederholte Geſchrei des Volks, das ihrem Vater zujauchzte, nicht dem Venetianer, dem es eher Waffentrotz zeigte; ſie konnte in der gedrängten Menge wenig unterſcheiden, und eine lange Zeit verging, ehe der Zug ſich ordnete, der den Geſandten mit ſeinem Gefolge in die für ihn beſtimmte Wohnung bringen ſollte. Jetzt nahte er, ſie erkannte ihren Vater — zu ſeiner Rechten — — täuſchte ihr Auge? War es Contarini ſelbſt?!

Kalergis hatte dem Gaſte die Pforten ſeines Hauſes geöffnet, er war mit ihm eingetreten, noch lehnte Theodora an dem verborgenen Gitter, wo ſie gelauſcht und konnte den ſüßen Aufruhr ihrer Seele nicht beſchwichtigen. Da rief Leo's Stimme ihren Namen; ſie eilte, ſich an ſeine Bruſt zu werfen.

Noch an demſelben Tage erblühte das Morgenroth ihres Glückes. Contarini hatte offen und männlich zu Kalergis von ſeiner Liebe geſprochen, um Theodora's Hand, falls ſie ihm ihr Herz bewahrt habe, geworben. Da widerſtand der Vater nicht mehr, und das ſchönſte Wiederſehen vereinigte die Liebenden. Mit lichtgerötheten Wangen, geſenkten Blicks, den ſie ſcham-

haft nicht zu erheben wagte, wie ſehr ihr Herz ſie auch dazu trieb, empfing Theodora Contarini. Als aber ſeine Stimme mit innigen Worten in ihr Ohr floß, als der Vater ſegnend ſeine Hand auf ihr Haupt und die ihrige in Contarini's Rechte legte, da ſank ſie bebend in die Umarmung des Geliebten und ihr volles Auge hob ſich verklärt zu dem ſeinigen.

„Euer Bund bleibe ein Geheimniß, bis ſeine Zeit gekommen iſt," ſagte der Vater.

Damit war der Abſchluß der Unterhandlungen gemeint, welche ſofort eröffnet wurden. Hier fand es ſich, daß Kalergis durch das nähere Verhältniß, in welches er zu Contarini getreten war, eher in eine feſtere Haltung gegen ihn bei den öffentlichen Angelegenheiten verſetzt wurde. Er war mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, ob nicht jeder Schritt, den er zur Erhaltung des Friedens nachgab, aus perſönlichem Intereſſe entſpränge und hielt an ſeiner Baſis mit einer Zähigkeit feſt, welche die venetianiſchen Unterhändler in Verlegenheit brachte. Contarini war an die Spitze geſtellt, aber weil man ſeinen Character kannte, ihm Räthe beigeordnet, deren Gewandtheit in der ſeinen Politik Venedigs eine leichte Ueberliſtung der Kandioten verſprach. Als ſie nun in Kalergis einen unvermutheten Gegner fanden, der weder einzuſchüchtern, noch durch Verſprechungen zu fangen war, ſpannen ſie ihre Fäden weiter aus und ſuchten Verbindungen im Lande. Nicht lange, ſo äußerten ſich Stimmen des Mißvergnügens über Kalergis' Hartnäckigkeit, welche auf unwichtigen Punkten beſtehend, den Abſchluß erſchwere; man forderte von ihm, daß er ſchneller zu Werke gehe, miſchte ſich von mehreren Seiten hinein, einzelne Häuptlinge erklärten, nöthigen Falls einen Separatfrieden zu ſchließen, die frühern Lehnsträger, welche nicht undeutlich die Abneigung der Eingebornen erkannt hatten und fürchteten, wenn

ihre Hülfe nicht mehr nöthig ſei, in ihrem Eigenthume gekränkt zu werden, waren die Erſten, welche, gegen eine vollkommene Amneſtie, Venedig wiederum huldigen wollten. So näherte ſich das Werk ſeinem Ziele und zwar zur völligen Zufriedenheit der Republik.

Leo war ſeit einiger Zeit verſchwunden. Die Nachricht, daß Xariſa lebe, welche Contarini ſeiner Geliebten mitgetheilt hatte, ohne jedoch ihren Aufenthalt, den er nicht verrathen durfte, zu nennen, war hinreichend geweſen, ihn auf neue Streifzüge zu jagen. Seit er fort war, hatte Theodora ihrem Verlobten entdeckt, daß Leo die Saracenin, welche mit ihnen Beiden erzogen ſei, liebe. „Iſt ſie Chriſtin?“ fragte Contarini.

„Sie iſt im chriſtlichen Glauben unterrichtet,“ antwortete Theodora, „ſie kennt alle Lehren unſerer wahren Kirche, aber ſie hält mit Eifer an ihrem falſchen Propheten feſt.“

„Das hat Dein Vater geduldet?“ entgegnete Contarini, der ein ſtrenger römiſch-katholiſcher Chriſt war.

„Warum nicht?“ ſagte Theodora. „Mein Vater ſagt, im Glauben dürfe kein Zwang herrſchen, die göttliche Wahrheit wiſſe ſich ſchon ſelbſt ihre Wege zu bahnen und es ſei menſchlicher Frevel, ihr mit Gewalt vorgreifen zu wollen. Nur Lehre, kein Zwang dürfe zur Bekehrung angewandt werden. Auch bei Xariſa hoffte er, Gott werde ſie zu ſchicklicher Zeit erleuchten.“

„Ich will die Verlorne zurückführen,“ rief Contarini. „Nun iſt mir Alles klar, die Abneigung Tarſe's, die Weigerung Xariſa's. Sie kennt Leo's Liebe, ſie glaubt an keine Möglichkeit des Glückes, darum will ſie ihn nicht wiederſehen.“

„Daß ſie Leo's Liebe kennt, bezweifle ich,“ erwiederte Theodora. „Sie iſt ihm ſelbſt erſt klar, ſeit Xariſa verloren iſt.

Dann, dann erſt fühlt das Herz, was es vorher nicht verſtand. — Weißt Du denn Xariſa's jetzigen Aufenthalt?“

Er gab das zu, doch mit der Verſicherung, das er ihn nicht nennen dürfte. Es war das erſte Geheimniß vor ihr und kränkte ſie, aber ſeinem Verſprechen durfte ſie ihn nicht untreu machen. Contarini pflog eine geheime Unterredung über Xariſa mit Kalergis. Dieſer ſagte ihm, daß er die Neigung ſeines Sohnes ſchon früher erkannt, aber für ein kindiſches Gefühl gehalten habe, das bei klarer Einſicht erlöſchen müſſe; es wäre auch vielleicht ſo gekommen, wenn nicht die ungewöhnlichen Ereigniſſe Xariſa in das anziehendſte Licht geſetzt hätten, er ſelbſt, der Vater, könne nicht leugnen, daß ihm das Mädchen auch ſehr intereſſant geworden ſei und er manches Räthſel ihres Weſens zu löſen wünſche; an Bildung ſtehe ſie auf gleicher Stufe mit ſeinen Kindern, was er ſich jetzt zum Vorwurf mache. Wenn ſie wiedergefunden würde und das Lebensglück ſeines Sohnes an ihrem Beſitz hinge, wolle er ihm nicht hinderlich ſein. — „Meine Kinder glücklich zu ſehen,“ ſchloß er, „iſt der letzte Wunſch, den ich hege. Ob aber Xariſa mit ihrem verſchloſſenen Weſen fähig iſt, meinen offenen feurigen Leo zu beglücken, das iſt eine Frage, die mich beunruhigt, auch wenn ich überſehen will, daß er eine Sclavin aus verachtetem Volke zu ſich erhebt.“

Leo kehrte bald nach dieſem Geſpräch zurück, niedergeſchlagener als je. Er hatte bei den Saracenen im Lande geforſcht und die Nachricht erhalten, der alte Tarſe, welcher ehedem dem Provveditor gedient, habe mit allen Seinigen die Inſel verlaſſen. Contarini, der ſich Leo's Herz zu eröffnen wußte, verſprach ihm, ſo bald er Zeit zu einem Ausfluge gewänne, die beſtimmteſte Kunde. Vor der Hand war dazu noch keine Ausſicht.

Wohl hatte Tarſe das Land verlaſſen, um in ein anderes, das noch keines Menſchen Blick erforſcht, zu gehen, die Seinigen hatten ihn bis an die Schwelle begleitet, die ſie noch nicht überſchreiten durften — und Karifa ſtand nun allein in der Welt. Als ſie zurückkehrte von den dunkeln Gewölben, in deſſen Tiefe die kalte Hülle ihres Aeltervaters zu denen ſeiner Vorfahren verſammelt worden war, trat ein Mann ihres Stammes zu ihr und ſagte: „Sei mein Weib!“ — Sie ſchrak auf, ſie wies ihn zurück. „Noch iſt der Klaggeſang nicht verhallt, und Du willſt um mich werben?“ rief ſie. — „Gieb mir drei Monden Bedenkzeit. Dann ſollſt Du meinen Entſchluß hören.“

„Ich habe Dir treu gedient,“ ſagte er, „ich habe für Dich manchen Weg gethan, um Dir Kundſchaft zu holen von Deiner Seele Schweſter. Nun hat ſie, was ihr fehlt, und ich fordere meinen Lohn.“

„Geh noch einmal, Arslan Argun,“ ſprach ſie weich. „Ich will Dir ein Zeichen geben, das bringe ihr zu Händen. Kommſt du zurück, dann wird ſich mein Schickſal erfüllet haben.“ — Sie zog einen Dolch aus ihrem Gewande und ſchnitt damit eine ihrer Rabenlocken ab, dann ſuchte ſie einen ſchlanken Blüthenzweig, der zwei Aeſte trug, dieſen umſchlang ſie mit dem ſchwarzen Gelock, küßte beide Spreſſen und gab den Zweig an ihren Boten. „Thue, wie Du von mir geſehen haſt, wenn Du vor Theodora Kalergis ſtehſt,“ ſagte ſie, dann gieb ihr das Zeichen und ſprich: Karifa's Abſchied!“

„Und ſoll ich ihr nicht auch dies andere Zeichen deuten?“ fragte der Saracene, indem er auf die kaum verharſchte Stirnwunde zeigte, welche Karifa ſeit einiger Zeit trug. Sie verneinte es und drängte ihn zum Gehen. Er fragte noch einmal,

„ob ſie auch ſein werden wolle?“ Sie gab zur Antwort: „Wenn Du heimkehrſt, thue mit mir nach Gefallen.“

Die Tage rollten dahin, Xariſa ſah mit düſterm Blick die Sonne kommen und gehen. Was auch im Buſen der Vereinſamten ſich regen mochte, nur Gottes Auge, das in's Verborgene ſchaut, gewahrte es. Sie ſchien zu einem Entſchluſſe gekommen zu ſein, der ihr die Gegenwart gleichgültig machte, ſelbſt ihr Aeußeres, für das ſie ſonſt mädchenhaft ſorgte, war vernachläſſigt, das reiche Haar verwilderte um Schläfe und Nacken, nur eine Perlenſchnur, Theodora's Geſchenk, welche vielfach ihren Hals umwand, that ſie nicht ab. Bleich war ihr Antlitz, ein ſchmerzliches Weh, das ſie nicht mehr zu bergen ſich mühte, grub ſeine Spuren um ihren reizenden Mund.

Der Tag, an welchem der Bote zurückkehren mußte, war gekommen. Xariſa erwachte am frühen Morgen. Sie lächelte zum erſten Male wieder, aber es war ein ſchreckliches Lächeln. Dann warf ſie in Eile das Gewand über, rollte den Schleier auf und verließ das Haus. Frauen begegneten ihr und ſahen, welchen Weg ſie einſchlug. „Sie beſucht ihre Väter!“ flüſterten ſie mitleidig, und die Männer, die ſie über das thaufunkelnde Gras eilen ſahen, wichen ihr aus, um ihre Trauer nicht zu ſtören.

Sie erreichte den Berg, warf das Gezweig zurück und trat in den Eingang der Höhlen. Hier überkam ſie ein plötzlicher Schauder, ſie ſank auf ihre Kniee. „Allah, warum?!“ ſtöhnte ihr ſchmerzlicher Laut. Kein Troſt ſtrömte in ihre Seele, der Gott Muhameds hat ſein Ohr den Frauen verſchloſſen, ſie ſind nur für irdiſche Luſt den Gläubigen gegeben, bunte Schmetterlinge, an denen ſich das Auge ergötzt, ſo lange der Flügelſtaub nicht verwiſcht iſt, dann aber nur zum Zertreten: der Erdenfreiheit unwerth, des Paradieſes nicht theilhaft. Konnte Xa-

riſa, welche den Gott der Liebe und des Erbarmens, den allein wahren Gott, hatte kennen lernen, ihr Herz ihm hartnäckig verweigern? Hatte das Gefühl, das ſie an den Glauben ihres verfolgten, gemißhandelten Volkes band, auch in dieſem Augenblicke die Macht, ihre wunde Seele zurückzuhalten, da ihr der Heiland winkte? „Komm' zu mir, ich will Dir Geneſung bringen?" Sie neigte ihre Stirne in den Staub, ſie fühlte die ſanfte Gewalt, die ſie aus den Banden des Wahnes löſte, ſie erkannte mit unendlicher Zerknirſchung, daß ſie den Troſt, den ihr ein Jenſeits verſprach, wo das Räthſel ihres verfehlten Erdenſchickſals ſich löſen würde, blindlings verſchmäht hatte; noch, noch war es Zeit —

Da hallte es durch die Kluft wie ihr Name, das Echo brachte den Schall aus der Tiefe zurück. Kariſa ſprang auf, von Entſetzen erfaßt. Ihr war es, als riefen die Geiſter ihrer Väter die abtrünnige Tochter zu ſich. Sie ſtarrte in das Dunkel, die Hand zur Stirn erhoben, den Leib zum Fliehen geneigt, da ſie ein Schritt in das Freie brachte, deſſen lockende Lichter des Lebens ſie noch umſpielten. Aber der Wahn hielt ihre Seele in ſtarken Fängen. „Ich komme!" rief ſie. „Mein harret Nichts mehr!" Da verdunkelte ſich der Eingang von Kommenden: „Kariſa!" tönte es nochmals, ſie traute ihren Sinnen kaum, die Erſchütterung war zu ſtark und warf ſie ohnmächtig in treue Arme.

Draußen aber ſammelten ſich die Beni Kattal und Argun rief heulend: „Ich bin betrogen! Sie haben mich mit Falſchheit gekirrt, daß ich ſie hergeleitet! Nieder mit Allen! Mein Weib, mein Weib!" Und Säbel blitzten den Männern entgegen, welche mit der Geretteten aus dem Dunkel in das volle Tageslicht traten.

„Zurück!“ gebot der Erſte von dieſen mit donnernder Stimme. „Ich bin Herr in Kandia! Ein Hornſtoß und meine Krieger dringen von allen Seiten in euer Verſteck, Feuer und Schwert in eure Häuſer tragend. Laßt ihr uns aber ziehen, ſo mag der Umſtand, daß ich, der Duca von Kandia, einſt Gaſtfreundſchaft bei euch genoſſen habe, in eurer Freiheit ſchützen. Wählt jetzt! Contarini hält, was er verſpricht.“

Die Säbel waren beim erſten Wort der arabiſchen Anrede geſunken, in den „Söhnen der Schlacht“ lebte nur noch der Name ihrer kriegeriſchen Väter, einige neue Ankömmlinge, welche ängſtlich herbeiſtürzten, verbreiteten eine böſe Kunde, die Aelteſten ſtrichen zweifelhaft ihre Bärte und verwieſen Argun, der ſelbſt vordringen wollte, mit Mund und Ellbogen zur Ruhe.

Jetzt hatte ſich Karifa erholt; ihr erſter Blick traf das Auge, das liebeglühend an ihr hing, ſie wollte ſich wieder halb betäubt aus dem Arme winden, der ſie feſt umfing. „Karifa! Ich laſſe Dich nicht!“ rief Leo. „Kannſt Du meine Liebe verſtoßen?“

„Entſchließt euch!“ rief ſein Begleiter den Arabern zu, welche die Köpfe zuſammenſteckend, ihm noch immer den Pfad ſperrten. Er zog das Schwert und erhob mit der Linken das Horn zum Munde. Da trat des Stammes Oberhaupt, Tarfe's nächſter Verwandter, hervor und fragte: „Warum willſt Du die Tochter Madims mit Dir nehmen? Laß ſie uns und zieh in Frieden.“

„Sie wird nicht gezwungen,“ entgegnete Contarini. „Sie geht ihrem Glücke entgegen.“

„Ich fordre meine Braut zurück!“ rief Leo Kalergis. Der arabiſche Freier zerriß ſchreiend ſein Gewand.

„Sprich ſelbſt!“ ſagte der Häuptling zu Xariſa. Sie ließ raſch den Schleier über ihr Antlitz niederrollen, trat vor und ſprach, Leo's Hand feſthaltend: „Ich bin ſein im Leben und Tode!“ Ihre Stimme bebte mächtig, die volle Bruſt konnte noch nicht faſſen, was ſie in dieſem entſcheidende Augenblicke beſtürmte.

„So ſchwöre uns Freiheit auf ewige Zeiten,“ ſagte der Häuptling. Contarini gelobte mit theurer Verheißung, dem Stamme ſeine Unabhängigkeit rechtlich zu ſichern, ohne daß er ſich in Zukunft ſo ängſtlich zu bergen brauche. Dann zogen die Eingedrungenen ab, zu dem Orte, wo ſie das Gefolge erwartete, das auf Contarini's Befehl heimlich ihrer Spur gefolgt war. Der verſchmähte Freier wälzte ſich im Staube und zerraufte ſeinen Bart. Er hatte ſelbſt ſein Unglück bereitet. Als er zu Roboa ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte, war er von Contarini, der Keinen ſo leicht vergaß, mit dem er verkehrt hatte, für einen der Fackelträger erkannt worden, die ihn einſt durch das Labyrinth geleitet. Er hatte dem ehemaligen Gebieter Tarfe's den Tod des Greiſes erzählt und ſeiner Frage nach Xariſa nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, welche Hoffnung er hege. Darauf ſchien auch das Abſchiedszeichen zu deuten, aber Leo hatte noch einen andern Sinn daraus geleſen: Xariſa's Kuß galt beiden Zweigen, Theodora und ihm! Er beſtürmte Contarini, welcher den Boten gewonnen hatte, ihn noch einmal zu Tarfe's Ueberreſten zu führen, daß er ihn mitnehmen ſolle, und dieſer willigte endlich ein, unter der Bedingung, daß er ſein Verſprechen, das Aſyl der Beni Kattal nicht zu verrathen, ehre.

Der Rückweg über die Gebirge nach Roboa war für Leo und Xariſa ein Pfad der Seligkeit. Das Mädchen ſchien völlig verwandelt, es war, als habe ein Blitzſtrahl die Steinkruſte

geſprengt, welche die tiefe Innigkeit ihres reichen Herzens verhüllte, kein Zug ihres ſchroffen, feindſeligen Weſens war geblieben, Karisa zeigte ſich demüthig, weich, hingebend. Hatte ſie das Bewußtſein beglückter Liebe ſo verwandelt, oder war es die Macht einer höhern Läuterung?

Leo fragte viel nach der Wunde, welche ihre reine Stirn trug. Sie bat ihn lange, ihr die Erzählung zu ſchenken, aber er ließ nicht nach. Da hörte er denn, welche Gefahr ihm einſt von Vortazzi gedroht, wie es Karisa geweſen, die ſtets von ihren Lieben Kunde gehabt und auch dieſe wichtigſte durch ihre Stammgenoſſen erhalten; wie ſie, (das letzte Mal, hatte ſie gemeint) ihre Freiſtatt verlaſſen, um an der Spitze treuer Helfer zur Rettung zu fliegen. Der Schluß ihrer Erzählung war unklar. „Vertreiben nur wollt' ich ihn," ſagte ſie, „er aber erkannte mich, ſuchte mein Leben" — ſie zeigte auf ihre Narbe — „da riſſen ihn die Männer hinweg. Mehr weiß ich nicht."

Die Wunde war es, welche ihr gleich beim Empfange zu Rodon, wo Leo den Anlaß triumphirend kund that, das Herz des Vaters eröffnete. Er hob die Jungfrau, welche demüthig auf ihre Knie geſunken war, gütevoll auf, umarmte ſie und küßte die rothe Narbe. „Sie ziert Dich in meinen Augen mehr," ſagte er, „als kämſt Du mit einem Diadem in mein Haus. Sei mir willkommen als Tochter. Ich werde nie vergeſſen, was ich Dir zu danken habe."

Contarini führte auch ſeine Braut vor das Angeſicht des Gerührten, und beide Paare empfingen den väterlichen Segen. Dann erzählte er, als Kalergis ſpäter mit ihm allein war, von dem Stamme freier Araber, deſſen Exiſtenz er nicht mehr zu verſchweigen hatte, und ſo republikaniſch die Anſichten des Greiſes waren, gereichte es ihm doch zu großer Beruhigung.

daß ſeine Schwiegertochter aus dem Geſchlechte entſproſſen, das unter den Saracenen einſt die Herrſchaft behauptet hatte. Das letzte Hinderniß, das noch im Wege ſtand, wurde bald beſeitigt: Xarifa empfing mit gläubigem Herzen die Taufe. Sie war ja nur durch Chriſtum gerettet werden!

Keine Lüge hatte Contarini geſprochen, als er ſich vor den Arabern Duca von Kandia nannte. Die letzte Galeere, welche von Venedig gekommen war, hatte ihm, nächſt der völligen Zufriedenheit des Senats mit ſeinen Schritten zur Pacification, auch die Ernennung zum Statthalter gebracht: für den Fall, daß er die Inſel beruhigen und der Republik erhalten würde. Dieſes Endreſultat wurde durch die Ungeduld der Kandioten beſchleunigt. Als nun die Verhältniſſe auf einer billigen Grundlage feſtgeſtellt waren und die Nachricht nach Venedig kam, der Statthalter werde ſich mit einer Tochter des ehemaligen Hauptes der Oppoſition verbinden, hielt es der Senat für ein Werk der feinſten Politik und beeilte ſich, nicht allein einen reichen Brautſchatz zu ſpenden, ſondern auch dem Geſchlechte der Kalergis die Eintragung in das goldene Buch der Nobili nebſt vielen Vorrechten zu verleihen. So endigte der Aufſtand.

„Du biſt Kandia's Retter!“ ſagte Leo. „Mein Vater hat mich überzeugt, daß nur ſo das Vaterland, wie ſich die innere Zwietracht geſtaltet hatte, glücklich werden konnte. Wir werden frei ſein unter dem Geſetz.“

„Jetzt führe ich das Schwert für Kandia,“ erwiederte Contarini, „und auch die Roſe iſt mein. War das der Sinn?“

Die Befragte ſchüttelte ihre ſchwarzen Locken. — „Hier iſt das Schwert,“ ſprach ſie, den Arm um ihren Gatten ſchlingend, „und dort die Roſe!“ Sie zeigte auf Theodora. „Ich

empfahl Beide Deinem Schutze, da ich ſie nimmer wieder zu ſehen glaubte."

„Gott hat Alles zum Beſten gefügt," ſagte Kalergis ernſt. „Die Krone von Kandia, die Deine Väter vielleicht getragen, die auch ich hätte meinen Kindern vererben können, ſie gilt mir nichts gegen das Gefühl, mein Land wieder beruhigt, meine Lieben glücklich zu ſehen."

Das Wildfangsrecht.

I.

In den Vorhügeln des Donnersberges, da, wo er die Grafſchaft Falkenſtein von Leiningen ſcheidet, liegt ein kleines Thal, deſſen reizende Stille jeden Fremden bezaubert. Mäßige Höhen umfaſſen und bergen es ſchirmend in ihrem Schooß, ſie ſind mit uralten Buchen beſetzt, deren Zweige mit häufigen Stürmen kämpfen; aber im Thale herrſcht der ſüßeſte Frieden, nur koſende Lüftchen bewegen die wilden Roſen, welche hier üppig wuchern. Ein klarer Bach, deſſen Born im höhern Gebirge ſprudelt, hat ſich raſchen Gefälles herniedergeſtürzt, um den Thalgrund, der nur wenig Senkung hat, in anmuthigen Krümmen zu durchrieſeln; er macht ihn grün, weich und kühl und ſcheint ihn ungern zu verlaſſen, ſoviel Umwege nimmt er, um den Ausgang in die Ebene zu erreichen. Dorthin öffnet ſich dem Blick eine freundliche Landſchaft. Wellenförmige Felder mit dem reichſten Fruchtſegen, ragende Kirchthürme aus dichtem Grün, dunkle Waldungen als Schatten im lichten Gemälde! Der Fernblick in bewohnte Gegenden mildert das Gefühl der Verlaſſenheit, das wohl Jeden im einſamen Thale

überkommt, wenn er ein ſolches, ohne dort geboren zu ſein, zu ſeiner Wohnſtätte wählt.

Auch das Thal, welches die Buchen vom Donnersberge überwölben, war ſeit früheſter Zeit bewohnt. Ein Haus von feſtem Bau, ob auch von außen verwittert, lehnte ſich, von einem kleinen Garten in der ſonnigſten Fläche umhegt, an die Bergwand, die es vor Oſtwinden ſchützte, es hatte vor Zeiten einem adeligen Geſchlechte gehört, das zeigte der Reſt eines ſteinernen Wappens über der niedrigen Thüre; aber dies Geſchlecht war ausgeſtorben und ſelbſt ſein Sinnbild nicht mehr zu erkennen, das gewaltſam zertrümmert ſchien. Der jetzige Bewohner, den die Vorzeit wenig kümmerte, ſah es gleichgültig an. Er war mit Bewilligung des Grafen, an deſſen Verfahren bereits das Erbe der Lehnsleute zurückgefallen war, eingezogen und lebte kaum ein halbes Jahr dort, als ſein Beſchützer, der wiederum bei dem Herzoge von Lothringen zu Lehen ging, von dieſem verjagt wurde. Auf den Schützling hatte das keinen Einfluß. Er blieb in ſeinem ſtillen Thale, übte das Jagdrecht, das ihm übertragen worden war, nach wie vor, und kam nur ſelten nach den Dörfern unterm Gebirge, deren Bewohner weder ſeinen Stand, noch ſeine Verhältniſſe kannten. Sie wußten nur, daß er auf der Buchecker hauſe und hielten ihn für einen herrſchaftlichen Forſtmann, wozu ſein treuherziges Weſen, das auch eine längere Unterhaltung mit gemeinen Leuten nicht ſcheute, zu paſſen ſchien. Während dieſer Ausflüge blieb ſeine Hausfrau — denn er war verheirathet — mit einer Magd allein in dem alten Gebäude und zählte die Stunden bis zu ſeiner Wiederkehr, da er immer gewiſſenhaft zu der feſtgeſetzten Zeit einzutreffen pflegte. Um ſo mehr nahm es ſie Wunder, wenn er einmal länger als beſtimmt ausblieb. Heut ganz beſonders. Er hatte nur, um einige Bedürfniſſe einzu-

kaufen, nach dem kaum zwei Stunden entfernten Dorfe gehen wollen und war gleich nach dem Mittageſſen ausgewandert: jetzt neigte ſich der lange Sommertag zu Ende und der Abhang, den der Heimkehrende heraufſteigen muſte, lag noch immer einſam, ſo weit der Blick trug. Die Frau fing an ſich zu ängſtigen. Was konnte geſchehen ſein, daß er nicht kam? — Die Sonne ſank, ihre Strahlen weilten Abſchied nehmend auf den Bergen, im Thale war ſchon alles Licht erloſchen und ſtrenge Schatten ſtiegen zu den Höhen hinauf, um es auch von dort zu vertreiben.

Zu der bangen Frau, welche vor der Thüre auf der Bank ſaß, geſellte ſich die Magd, aber nicht um ſie zu tröſten, ſondern, wie es deren Art iſt, ſie durch Vermuthungen, eine immer troſtloſer als die andere, noch mehr zu ängſtigen. Die Frau hörte endlich nicht mehr auf ſie, denn vor ihrer Seele bäumte ſich ein Gedanke auf, ſchwarz und rieſig, all' ihre Geiſter bedrohend. — „Wie, wenn er gar nicht zurückkehrte? Wenn ſie hier im fremden Lande verlaſſen blieb?

Ihr Blut entzündete ſich, es jagte mit fieberhafter Eile durch alle Adern. Die bleiche Wange wurde lichtgeröthet, als ſeien der Frühgealterten die Tage der Jugend zurückgekehrt, aber es war nicht deren froher Geiſt, der aus den neubelebten Augen blitzte, ſondern das flackernde Feuer der Angſt. Und noch war ihr das ſchrecklichſte Bild nicht aufgegangen, das ſchon der Magd vorſchwebte, der Gedanke: vorſätzlich verlaſſen zu ſein. — Ein Mann, wie der Herr, dachte das Mädchen, zwar nicht mehr jung, aber in der beſten Kraft — was hält ihn? — Sie ſah die Frau prüfend an.

„Komm, Gertraud," rief dieſe. „Wir wollen ihm entgegen gehen. Er kann ja nicht mehr lange bleiben, nicht wahr,

Gertraud? Er muß ja kommen! Es wäre ja das erſte Mal, Mädchen!"

Sie ſah mit Anſtrengung vor ſich hinaus und bemerkte darum das Kopfſchütteln nicht, welches Gertraud's ganze Antwort war. Beide gingen durch das hohe Gras, deſſen reichlicher Thau ſie durchnäßte.

„Hörteſt Du nichts?" fragte die Frau. „Mir klang es wie ein ferner Ruf!"

„Nichts, Frau Adelhart," ſagte die Magd. „Es war der Kukuk."

„Aber dort kommt etwas, ich ſeh' es genau!" rief die Geängſtigte. „Können es Deine jungen Augen nicht unterſcheiden? Sie haben doch noch nicht gelitten, wie meine — — Grab'vor uns!"

Die Dämmerung hatte ſchon zugenommen, aber Gertraud's ſcharfe Augen erkannten wirklich, zwar noch entfernt, doch unläugbar einen Wanderer, der den Weg bergauf eingeſchlagen hatte. Sie beſtätigte daher freudig die Entdeckung ihrer Herrin, welche nun von der Beſorgniß befreit, ſo ſchnell ſie konnte, dem theuren Manne, ihrem einzigen Schirm und Rath entgegen flog.

„Adelhart!" rief ſie ſchon, als ſie kaum hoffen konnte, ihn mit ihrer Stimme zu erreichen.

Da klang ihr eine unverſtändliche Antwort zurück, an welcher ſie nur mit tödtlichem Schreck erkannte, daß es die Stimme ihres Gatten n i c h t war. Es bannte ſie an die Stelle, ſie ſchwankte, als werde ſie der herbeieilenden Gertraud in die Arme ſinken; aber eine neue Idee gab ihr Troſt und Stärke: der Nahende mußte ein Bote ſein, von Ihm geſendet, um ſie zu beruhigen, ihr ſein Ausbleiben zu erklären.

„Was bringt Ihr?“ rief ſie athemlos, ſobald ſie dem Heraufſteigenden nahe genug war.

„Nicht viel!“ ſcholl ihr ein gleichgültiger Baß entgegen. „Ihr ſeid aus der Bucheck? Der Mann zu Hauſe?“

„Nein! Nein! Großer Gott, ich denke, Ihr bringt mir eine Nachricht von ihm? Ihr habt ihn nicht geſehen?“

Der Fremde ſtand vor ihr und brummte verdrießlich in ſeinen Bart. „Wo iſt er denn hingegangen?“ fragte er endlich. Ihre Antwort genügte ihm nicht, er fragte noch Mehreres, was ſie kaum zu beantworten wußte und deſſen ſie ſich ſpäter nicht mehr entſann. — „Nun, ſo komm' ich ein Andermal,“ ſprach er endlich, als er ſich die Wahrheit ihres Vorgebens nicht mehr abläugnen konnte.

„Wollt Ihr nicht die kurze Strecke noch mit uns kommen?“ fragte die Frau. „Jeder Augenblick muß ihn ja bringen.“

Er lehnte es ab, gab ihr auch keinen weitern Auftrag, als ſie nach ſeinem Anliegen fragte, ſondern äußerte nur, er würde in einiger Zeit wieder einſprechen und ſtieg langſam des Weges hinab, den er gekommen war, und wo er noch dem Heimkehrenden zu begegnen hoffte.

Frau Adelhart mußte ſich auf ihre Dienerin ſtützen, als ſie nach dem einſamen Hauſe zurückging. Sie hatte kein Ohr für den gutgemeinten Zuſpruch der Mitleidigen und ſobald ſie in ihrem Gemache war, ſank ſie wie betäubt auf ihr Lager. Gertraud ſtaunte über den Kleinmuth, ſie ſchlich hinaus, um ihr die Heimkehr des Herrn gleich zu melden, aber nach langem Horchen, wo ſie oft durch den Ruf des Wildes in den Bergen getäuſcht worden war, kehrte ſie mißmüthig zu ihrer Frau zurück. Dieſe wollte ſie zu Bett ſchicken, Gertraud indeſſen beſtand darauf, mit ihr zu wachen; Frau Adelhart lehnte ſich ſtumm auf ihr Lager, Gertraud ſetzte ſich ihr zu Füßen, und

keine Viertelſtunde verging, ſo ſchlief die Dirne feſt und ſüß, wie es der Jugend und Unſchuld möglich iſt. Die Lampe warf ihr ſtilles Licht auf die Scene.

Als die Nacht im Scheiden war, ſenkte ſich der Schlaf, der bisher die verlaſſene Frau geflohen hatte, auch auf ihr müdes Augenlied und wirre Träume lockten ihren Geiſt über die Schwelle, die er wachend nicht überſchreiten darf. Viele dunkle Bilder drängten ſich drehend um ihn her, aber ſie wechſelten raſtlos und erheiterten ſich allmählig, ihr eiliger Flug ließ nach, freundlicher ward es und friedlich: eine lichtgrüne Aue, blühende Bäume, ein Schloß mit ragenden Zinnen und unter den Blumen ſpielende Mädchen! — Die Träumende lächelte ſelig, ihr Antlitz war verjüngt, und der erſte Morgenſchein warf ſeine Roſen auf ihre Wangen, denen ſie längſt abgeblüht waren.

Da öffnete ſich die Thüre, zwei Männer traten herein. Der Erſte ſah mit einiger Verwunderung den Anblick, der ſich ihm bot: die Frau in ihren Kleidern, das Mädchen auf dem Fußboden ſchlafend. Er wandte ſich zu ſeinem Begleiter, der ſich mit Ungeſtüm an ihm vorbei drängte, und hielt ihn zurück, den Finger bedeutſam auf den Mund gelegt. Dann faßte er die nächſten zwei Seſſel mit vorſichtigem Griffe, ſetzte ſie dicht zuſammen, daß ſie grad gegenüber der Schlafenden ſtanden und winkte dem Andern ſich niederzulaſſen. Dieſer verwandte kein Auge von der ſchlummernden Frau, ſeine Wimper zuckte mehrmals, wie vor aufquellenden Thränen, eine tiefe Rührung erweichte die Züge ſeines jugendlich ſchönen, aber kühn gezeichneten Geſichts. — Der Blick des ältern Mannes ruhte wohlwollend auf ihm und ſuchte dann wieder den Gegenſtand, der ihn beſchäftigte.

Die Schlummernde fing an ſich zu regen, ihre feinen Hände, die ſie über dem Herzen gefaltet hatte, löſten ſich, die eine ſank

herab. Da hielt ſich der Jüngling nicht länger, ſtand auf, eilte leiſe hinzu, ließ ſich auf ein Knie nieder und hauchte einen inbrünſtigen Kuß auf die weiße, zarte Hand. Das Liebeszeichen weckte die Schlafende, aber nicht ſchreckhaft, es wob ſich in ihre Träume und lüftete deren Schleier nur lind und allmählig. Noch dämmerte das Lächeln des Glückes um ihre Lippen, das Augenlied hob die ſchweren Wimpern; da fiel der ſuchende Blick auf den Knieenden und haftete eine Weile fortträumend, innig auf ihm, ohne ſich zu beleben — plötzlich durchzuckte es ſie, raſch flog ſie empor, der Knieende mit ihr: ſie lag am Herzen ihres Sohnes.

Mildlächelnd war auch der Dritte näher getreten, die Mutter ſah ihn und volle Beruhigung kehrte in ihr Herz zurück.

„Ich habe Dich wohl durch mein Ausbleiben geängſtiget,“ ſagte er mit ſeiner ernſten Freundlichkeit; „doch bringe ich Dir Einen, der mich entſchuldigen wird.“

Das laute Geſpräch hatte Gertraud erweckt, ſie ſprang auf, ihr überraſchter Blick ſah nur auf den jungen Mann, der ihr völlig fremd war, dann eilte ſie ihren Geſchäften nach.

„Hat Dich alſo doch unſer Brief gefunden?“ fragte die Mutter den Sohn. „Und kommſt Du, wie ich Dich bat?“

„Ein Zufall hielt mich noch feſt, meine Mutter,“ erwiederte er. „Sonſt wäre ich längſt fort geweſen und meine Spur verweht, wie eines Vogels in blauer Luft. Der Bote traf mich — da ich nicht reiſen konnte — ich wäre früher gekommen — aber es hielt mich feſt, wie ich ſagte.“

„Robert, Du verheimlichſt mir etwas!“ rief die Mutter. „Du biſt keiner Verſtellung fähig, den Heiligen ſei Dank!“

„Nun, mögt Ihr's wiſſen!“ erwiederte Robert halb lächelnd, halb trotzig. „Mir war ein Ehrenhandel über den Weg gelaufen.“

Des Vaters Stirn überzog eine mißbilligende Wolke, aber die Mutter ſchien eher erfreut zu ſein. — „Mit wem?“ fragte ſie. „Ueber was?“

„Mit Einem vom Hochadel!“ lachte er. „Ohne Deinen Ring, deſſen Wappen ich ihm zeigte, hätte er mir gar nicht die Ehre angethan. Aber ſo mußte er, und ich habe ihm den Wahn gelaſſen, daß er den Hieb über das glatte Geſicht von einer adeligen Klinge bekommen: es wäre zuviel Kränkung auf einmal geweſen. — Aus keinem andern Grunde, Vater!“ ſetzte er offen hinzu, indem er dieſem die Hand bot. „Ich bin ſtolz auf meinen Namen und Stand.“

„Ich aber kein Freund von ſolchen Händeln, die Du Ehrenhändel nennſt,“ ſprach der Vater. — „Laſſen wir's, Franciſca!“ ſagte er zu ſeiner Frau, welche mit einer raſchen Antwort fertig war. „Geſetz und Recht! Nur die Nothwehr geſtatte ich.“

„Wohl auch kaum!“ erwiederte ſie. — „Wie hieß Dein Gegner, Robert? Und der Anlaß?“

„Das erzähle ich Dir wohl bei Gelegenheit,“ ſagte Robert, welcher den Vater zu dem Frühſtück winken ſah, das die Magd eben aufgetragen hatte.

Die Mutter beruhigte ſich dabei; bat aber ihren Gatten um Erklärung ſeines Ausbleibens und warum er ihr keinen Boten geſchickt, da er ihre Angſt habe begreifen können. — „Glaubſt Du,“ rief er, „daß ich ſelbſt für Geld Einen von dieſen abergläubiſchen Leuten bewegen konnte, zur Dämmerzeit in die Berge zu gehen? Ich durfte nur die Bucheck nennen, ſo war alle Willfährigkeit verſchwunden. Und was mich aufhielt? Sitzt nicht Robert vor Dir? Mir ſagte ein Mann von Sulzheim, daß in ſeinem Ort viel Fragens nach der Bucheck geweſen, und als ich näher forſchte, beſchrieb er mir Robert,

wie Du ihn ſiehſt, daß ich nicht zweifeln konnte, er ſei es, und mich aufmachte, ihm entgegen zu gehen."

„Mich meinem Schickſale überlaſſend!" ergänzte ſie vorwurfsvoll.

„Ich geſtehe mein Unrecht ein," ſagte er. „Doch glaubte ich, Du ſeiſt geſtählt durch größere Erlebniſſe, um einer ſo kleinen Angſt nicht mehr zugänglich zu ſein."

„Mich verlaſſen zu ſehen?" rief ſie heftig. Er ſah ihr in die Augen, um den zweideutigen Ton zu enträthſeln; ein unwilliger Blick ſagte ihr, daß ſie verſtanden ſei, doch ſchwieg er, weil er ihre Reizbarkeit kannte. Der Sohn hatte unterdeſſen ſeinen Mantelſack geöffnet und brachte der Mutter ein feingearbeitetes Käſtchen zum Geſchenk. Sie erheiterte ſchnell ihren Blick und freute ſich der Dinge, die es enthielt: Scheere, Nadeln, Fingerhut, dabei Gegenſtände für die Toilette, Kämmchen, zierliche Sammetbürſten, wohlriechendes Waſſer. Wie aber das Gemüth der Frau durch den kleinſten Umſtand zu verdüſtern war, ſo nahm ihr Auge plötzlich, als ſie den ſchönen Deckel des Käſtchens betrachtete, einen trüben Ausdruck an, und ſie ſtellte das Geſchenk ſtill vor ſich hin. Nur der Gatte bemerkte ihre ſchnelle Verſtimmung; aber ihm hätte ſie am Wenigſten geſtanden, wodurch dieſe bewirkt worden war. Er hatte überdem Zeit gehabt, ſich an ſolche Wechſel der Laune zu gewöhnen und trug ihn mit der größten Nachſicht, wie ein Ergebniß krankhafter Nerven.

Sie nahm jetzt Gelegenheit, von dem ſpäten Beſuch zu erzählen, der ihm geſtern zugedacht geweſen war. Adelhart konnte ſich nicht erklären, was der Fremde bei ihm gewollt habe, und da ihm ſeine Gattin ſagte, daß es ein Mann von ziemlich gemeinem Anſehen geweſen, ſo beruhigte er ſich mit der Annahme, es ſei wahrſcheinlich ein Bote des Grafen Wirich von

Falkenſtein, ſeines ehemaligen Gönners, den der Herzog von Lothringen, ſein Lehnsherr, vertrieben.

„Lothringen?“ rief Robert. „Wißt Ihr, daß der alte Herzog noch einmal geheirathet hat?“

„Ich bedaure die Arme, die ſich ihm opfert,“ ſagte die Mutter.

„Warum?“ entgegnete der Vater. „Ich liebe Herzog Karl nicht, aber gegen ſeine Umgebung ſoll er leutſelig ſein, er hat ein gutes Herz und einen frohen Sinn, wie man behauptet; eine Frau, die ſich in ſeine Launen zu ſchicken weiß, kann wohl mit ihm glücklich ſein.“

„Rohe Luſtigkeit, Gefallen an gemeinen Späßen, am gemeinen Volk, überhaupt am Gemeinen!“ rief Frau Adelhart. „Sein gutes Herz? Hat er es etwa gezeigt gegen ſeine erſte Gemahlin, der er Lothringen verdankt? Er hat ſie verſtoßen, und als ſie dennoch für ihn, da er gefangen war, Alles opferte, ſah er ſie nicht wieder, fragte nicht einmal, wo ſie begraben war! Frau von Guſſance, die Mutter ſeiner Kinder — wie iſt er ihr begegnet! Und ſeiner dritten Gemahlin! Sprecht mir nichts von ſeinem Herzen!“

„Du kennſt ja ſeinen Lebenslauf genau,“ ſagte Robert lachend.

Die Mutter ordnete die Falten ihrer Haube und fragte dann: „Aus welchem Hauſe iſt denn die neue Herzogin?“

„Eine Gräfin Aſprement,“ erwiederte der Sohn.

Sie bebte ſichtlich, von der unerwarteten Nachricht überraſcht. Eine raſche Glut flammte über ihr Antlitz. — „Liebe Franciſca,“ ſagte der Gatte, den Fragen des Sohnes vorbeugend; „Du ſcheinſt Dich darüber zu wundern? Das Geſchlecht von Aſprement iſt ein ſo hohes, daß ſich der Herzog geehrt fühlen muß“ —

„O ja! Das weiß ich!“ unterbrach ſie ihn ſtolz. — „Aber ich wüßte nicht, Robert, auf welchen Sprößling dieſes Hauſes ſeine Wahl gefallen ſein könnte — Haſt Du vielleicht davon gehört?“

„Ich kann es Dir genau ſagen, es wurde weitläufig genug proklamirt,“ erwiederte Robert. „Marie Louiſe heißt ſie, die Tochter des Grafen von Aſprement: Caroli Secundi, ſagte der Pater, und Franciſca von Couey, edlen Frauen von — die andern Titel hab ich vergeſſen, ſie waren aber ſo lang, daß der Pater ganz außer Athem kam.“

„Unmöglich!“ rief die Mutter. „Karl's Kind!“ — Sie unterbrach ſich ſelbſt und ſchien ein Weilchen nachzudenken. „Haſt Du recht gehört, Robert? Sie kann nicht zwölf Jahre alt ſein.“

„Doch, Mutter! Sie wurde für älter gehalten, man ſprach von dreizehn Jahren,“ erwiederte Robert. „Ich dächte, auch das wäre jung genug.“

„Der Schändliche!“ rief Frau Franciſca, ohne zu erklären, wem ihr Ruf galt. —

„Du kennſt das Haus?“ fragte Robert. „Mir wurde geſagt, die Heirath ſei geſchloſſen worden, um die alte Feindſchaft zu begraben, welche den Herzog mit dem Grafen von Aſprement entzweit und dem Letztern ſogar einmal das Schwert gegen Jenen in die Hand gedrückt habe. Weswegen? weiß eigentlich kein Menſch. Nur der Herzog ſoll einmal im Trunk geäußert haben, es ſei ein luſtiger Handel mit Aſprement geweſen, — was jetzt wieder zur Sprache kommt und viel Kopfbrechens giebt; — unnützer Weiſe, denn ſeit ſie gut Freund geworden, möchte wohl Keiner den Andern verrathen, was ſie auch ſonſt mit einander gehabt haben mögen.“

„Dreizehn Jahre!“ wiederholte Frau Adelhart, die auf des Sohnes Worte gar nicht gehört hatte. „Und Herzog Karl ein Sechziger! — Das arme, arme Kind! Daß ſie aber ſelbſt zuſagen konnte!“

„Sie wird nicht gefragt werden ſein,“ ſagte Robert. „Es galt ein Opfer für den alten Zwiſt.“

„Welcher Zwiſt?“ fuhr die Mutter auf, indem ihr Auge den Sohn zu durchbohren ſchien. Ihre Geſtalt aber zitterte.

„Ich ſprach ja eben davon,“ verſetzte Robert nicht ohne Verwunderung. „Ein Haß zwiſchen Beiden aus alter Zeit, deſſen Grund Niemand kennt, und nun gar nicht erfahren wird, wenn der Herzog ihn nicht ausplaudert, — der Wein wird jetzt oft ſeiner mächtig, er kann nichts mehr vertragen.“

Die Mutter ſchwieg, ein ſchwerer Seufzer, den ſie fruchtlos zu unterdrücken ſtrebte, rang ſich aus ihrer Bruſt. „Du kommſt nicht aus Lothringen,“ nahm der Vater das Wort; „Du haſt Paris kürzlich geſehen. Der junge König rüſtet, wie man hört?“

Damit gab er dem Geſpräche eine andere Wendung. Der junge Mann erzählte von Frankreich, von Ludwig dem Vierzehnten, deſſen Ritterlichkeit er pries, von den kriegeriſchen Anſtalten, die er dort geſehen hatte und die den ſpaniſchen Niederlanden galten. Während er mit Feuer ſprach, hatte die Mutter das Gemach verlaſſen. Er bemerkte es, brach ſeine Erzählung ab und fragte den Vater, ob die Mutter krank ſei — ihr Benehmen habe ihn erſchreckt.

„Sie mag wohl krank ſein,“ ſagte der Vater mit einer tiefen Bewegung. Doch bemeiſterte er ſich ſchnell und ſetzte hinzu: „Du weißt, ſie hängt an ihrem ſchönen Frankreich, ihre Geburt hat ſie mit dem meiſten edeln Geſchlechtern bekannt ge-

macht, darum nimmt ſie ſo regen Antheil an Allem, was dort vorgeht."

„In Lothringen iſt ſie wohl auch viel geweſen?" fragte Robert. „Vater! Du ſiehſt mich nun als Mann wieder, Du haſt mich immer vertröſtet, in reifern Jahren ſollte ich Deine Jugendgeſchichte hören, die Art, wie Du die Hand der Mutter gewonnen — halte Dein Wort, erzähle mir's jetzt."

„Sprichſt Du ſchon von Reife der Jahre?" entgegnete der Vater lächelnd. „Wodurch wären ſie gereift? Du haſt die Schwüle des Sommers mit ihren Gewittern noch vor Dir, mein Sohn. Jetzt iſt der Moment nicht, müßig von der Vergangenheit zu plaudern, dazu haben wir Dich nicht herberufen, ſondern die Zukunft iſt es, der wir eine feſte Richtung geben wollen, Deiner Zukunft!"

„Ihr wollt mich doch nicht verheirathen, mich in irgend eine Wirthſchaft ſetzen?" ſpottete Robert. „Ein junges Blut, ein ſtarker Arm und die Zukunft! Legt den Pfeil auf die Senne und ſchießt ihn auf gut Glück in's Blaue, er wird ſchon irgendwo ankommen."

„Du haſt mehr Franzöſiſch gelernt, als mir lieb iſt," erwiederte der Vater. „Die Zeit der Abenteuer iſt vorüber, irrende Ritter nennt man heut zu Tage Landſtreicher, und unter fremden Fahnen für eine beliebige Sache zu fechten, gilt mir wenigſtens für keine Ehre. Von allen Handwerken iſt das Waffenhandwerk das nutzloſeſte, ich meine damit nicht den Kriegerſtand, ſondern nur die Soldknechte, die ſich dem Meiſtbietenden verkaufen. Mit meiner Bewilligung darfſt Du Dich nie unter ſie miſchen."

„Du machſt hier einen Unterſchied," ſagte Robert. „Wirſt Du die Officiere eines großen Heeres, die Officiere König Ludwigs als Krieger gelten laſſen? — Nun wohl! Ich habe

eine ſolche Stelle zu erwarten. Das erkläre ich Dir ſpäter; ſage mir erſt, was Du mir zugedacht hatteſt."

„Nach Deinen Aeußerungen ſcheint es überflüſſig," erwiederte der Vater ernſt. „Dich hat das Franzoſenthum geblendet und gewonnen, Du denkſt einen hohen Flug zu thun und achteſt der Warnung nicht mehr. Dennoch muß ich ſie ausſprechen. Was kannſt Du unter dem ſtolzen Adel Frankreichs hoffen? — Sieh mir feſt ins Auge, Robert. Ich will nicht glauben, daß Du eine Lüge zur erſten Staffel gebrauchſt."

„Wahrhaftig, Vater," ſagte Robert mit Unmuth, „Du haſt eine Art, mich an mir ſelbſt irre zu machen."

Der Vater legte ſeine Hand auf die Schulter des Sohnes und ſprach wohlwollend: „Nur an dem, was Recht iſt, ſollſt Du nicht irre werden. Wir ſprechen darüber einmal, wenn wir ſelbander in die Berge hinauf ſteigen."

„Wenn Du mir noch nichts vertrauen willſt," bat Robert, als der Vater ſich abwandte und das Geſpräch für beendigt anſah, „ſo ſage mir wenigſtens, wie das Geſchlecht meiner Mutter heißt. Ich habe in frühern Jahren, geſtehe ich, kein Intereſſe gefühlt, danach zu fragen, jetzt aber —"

„Welches Intereſſe kann es jetzt für Dich haben?" entgegnete der Vater. „Und wäre ſie auf den Stufen des Thrones geboren, Du biſt Robert Adelhart und kannſt durch jenen Namen nichts gewinnen."

„Ich wünſche das auch nicht!" rief Robert mit Feuer. „Ich will Alles durch mich ſelbſt ſein, nur mir ſelbſt verdanken, was ich erſtrebe! Fern ſei es von mir, einer Lüge falſchen Schimmer zu borgen, und wenn mir der Name meiner Mutter jetzt wichtiger iſt, als ſonſt, ſo will ich nur wiſſen, ob ſie hoch über Dir ſtand — ob einem kühnen Streben möglich wäre, Gleiches zu erringen — ja Vater, ich kann mich nicht verſtellen

die Mutter hat Recht! Wiſſe denn, ich liebe eine Dame aus einem von Frankreichs edelſten Geſchlechtern, und denke, ſie durch Thaten zu verdienen. Kann ich auch nicht, wie Du, eine gediegene Perſönlichkeit geltend machen, ſo hoffe ich doch —"

„Sohn! Sohn!" unterbrach ihn der Vater mit Kopfſchütteln. „Ich bin nicht mit Dir zufrieden. Laß uns jetzt abbrechen, die Mutter kommt zurück. Vertraue ihr Dein Geheimniß nicht eher, bis wir uns darüber ausgeſprochen haben. Deine Hand darauf!" — Robert gab ſie, als eben die Mutter in die Thüre trat.

Ihr Weſen ſchien ganz verändert. Alle Schatten waren von ihrer Stirn gewichen, ihr Auge blinkte wieder ruhig und liebevoll, und wie ſie an ihres Gatten Seite vorüber ging, verſäumte ſie nicht, ihm die Hand zu drücken. Er verſtand ſie und war von jeher gewohnt, ihre Empfindlichkeit, die ſich oft kund gab, nur auf Rechnung eines reizbaren Nervenſyſtems zu ſetzen, das er freilich mehr hätte ſchonen ſollen. Die Männer verſtehen das aber ſelten.

2.

Der Abend waltete friedlich über der ſchönen Berglandſchaft. Schimmernde Wölkchen ſchwebten duftig durch den kryſtallklaren Himmel, die Bäume ſonnten ſich im letzten Strahl auf den Höhen; Vögel riefen und ſangen, der Fink im Hain, die Grasmücke, wie ein plauderndes Mädchen, dicht an der Laube, unten am Bach im Geſträuch die Nachtigall mit ihrer ſüßen Klage der Sehnſucht; ſchnellfüßige Bachſtelzen liefen über die

naſſen Kieſel, gelbe Pirole huſchten wie Goldblitze durch das tiefgrüne Laub und ließen ihre wohlklingende Modulation hören, die wie ein fernes Waldhorn, wie eine Schalmei auf den Bergen, die Einſamkeit nicht ſtört, ſondern traulicher macht.

„Wahrhaftig," ſagte Robert zu ſeiner Mutter, „wenn ich mit der Welt in ſpätern Tagen abgeſchloſſen habe, ſo wünſche ich mir keine Freiſtatt als die Buchreck. Hier zu leben mit dem, was man liebt, keinen Wunſch im Herzen, der noch über die Berge fliegt, ein Lebensabend wie der heutige Tag ihn feiert, — o Ihr ſeid glücklich, meine Eltern, und ich freue mich, Euch in dieſem neuen und bleibenden Aſyl geſehen zu haben."

„Ja, wir ſind glücklich," ſagte die Mutter und reichte mit heiterm Blick ihrem Gatten die Hand.

„Möge uns die Welt nicht hier aufſuchen, wir wollen ſie nur aus der ſichern Ferne betrachten," erwiederte Adelhart. Roberts Blicke ſchweiften über die Höhen und blieben zuletzt an deren äußerſtem Vorſprunge haften, welcher ziemlich ſchroff abfiel und an ſeinem Fuße vom Bache umrauſcht war. „Dort muß man weit in das Land hinein ſehen!" äußerte er. „Ich will hinauf."

„Du ſcheinſt Dich alſo noch nicht mit dem Thale zu begnügen," ſagte der Vater lächelnd.

Robert nickte den Eltern zu und ſprang mit raſchen Sätzen den Berg hinan, bald aber zwang ihn die Steile, mit ihr zu kämpfen, und es ſchien, als werde er ſie von dieſer Seite, da er rückſichtslos die unzugänglichſte gewählt, nicht beſiegen. Mit Antheil folgten die Augen der Mutter ſeinen Bewegungen; ſie bemerkte, wie kräftig ſeine ſchlanke Geſtalt ſich emporſchwang und knüpfte in einem phantaſtiſchen Gedankenſpiele ſeine Zukunft an das Gelingen des Unternehmens. Nur eine kurze Strecke ſchied ihn noch von dem Gipfel des Berges, aber

dieſe ſpottete jeder Anſtrengung, hier war der Abhang ſenkrecht, und der oberſte Rand etwa drei Mannslängen noch von Roberts Scheitel entfernt. Der Jüngling ſtand und warf die Augen umher, der Mutter ſank das Herz, obwohl ſie ſich kindiſch nannte. Robert blickte nach ihr hinab, ſie winkte mit dem Tuche. Da wandte er ſich plötzlich zu einer Tanne, die mit ſchwankenden Wipfeln neben ihm emporragte, kletterte an ihrem graden Stamme hinauf, bis er über der Höhe war, und wagte dann den gefährlichen Sprung über die weite Kluft, die ihn noch von ihr trennte. Er kam glücklich an, ſchwenkte den Hut gegen die Eltern im Thale und genoß dann die Ausſicht, die ſich ihm bot.

Triumphirend blickte die Mutter auf ihren Gatten, als wollte ſie ſagen: das iſt mein echtes Blut. Adelhart konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, doch gefiel auch ihm Roberts Entſchloſſenheit, in welcher er eine Bürgſchaft für wichtigere Verhältniſſe ſah. Dann weilte ſein Blick länger auf der zarten Frau neben ihm, deren Auge heut beſonders klar, die Wange ſogar von einem leiſen Roth überhaucht war, er legte ſeinen Arm ſanft um ihre Schultern und fragte: „Trägſt Du wirklich keinen Wunſch mehr im Herzen, der die Berge überfliegt?“

„Keinen, mein Adelhart!“ ſagte ſie aufrichtig. „Was ſollt' ich mir wünſchen? Ich habe Dich, wir leben vereint, ohne Sorgen, in einem ſtillen, ſchönen Zufluchtsort! Die Wünſche meines Herzens, ſeit wir uns kennen lernten, ſind ja erfüllt.“

Er küßte ſie innig erfreut. — „Wie macht mich Deine Rede glücklich!“ rief er. „Sieh, mich hat es oft gequält, wenn ich an die Vergangenheit dachte, daß Du wohl Deiner Kraft mehr zugemuthet, als ſie zu tragen vermag.“

„Vergiß mein Benehmen von heut!“ bat ſie. „Die alte Zeit drängte ſich mit ihren Geſtalten ſo ſinnverwirrend um

mich her, es ſchien, als wolle mich die Welt wieder in ihre Kreiſe ziehen. Du kannſt nicht glauben, wie mir die Pulſe ſchlugen, ich hatte Kopfſchmerz wie noch nie — was ſagte Robert dazu? Hat er ſich gewundert?"

„Ich habe ihm die wahrſte Erklärung gegeben," antwortete Adelhart. „Du biſt mit all' denen bekannt, von denen er ſprach, und leideſt körperlich. — Er hat mir etwas vertraut, Franciſca, was unſerm Wunſch, ihm in unſerer Nähe einen tüchtigen Wirkungskreis zu verſchaffen, widerſpricht. Man hat ihn in Frankreich gefeſſelt, er hofft auf eine Officierſtelle in dem Heere, das König Ludwig verſammelt,"

„Gut!" rief ſie lebhaft. „Er betritt die Laufbahn der Ehre! Ich geſtehe, von Allem, was Du ihm bieten konnteſt, war freilich die Jagd, als etwas Edles, das einzige Amt im Herrendienſt, in welchem ich meinen Sohn hätte ſehen mögen; aber da ſich ihm andere Ausſichten eröffnen, ſo iſt es mir lieber. Wer kann ſagen, wo des Helden Laufbahn ihren Markſtein hat? Glückliche Krieger haben ſich Kronen erkämpft!"

„Franciſca, Dich reißt Deine Phantaſie über die Wirklichkeit hinweg," ſagte Adelhart. Ich muß Dich zurückführen. Jene Krieger waren den Fürſten ebenbürtig, Roberts Anſpruch gründet ſich, wie ich fürchte, auf ein Mißverſtändniß, das er unterlaſſen hat, aufzuklären. Ich meine damit, daß man ihn nach Deinem Ringe, den er führt, als einen Edelmann gelten läßt."

„Mag das ſo bleiben!" rief ſie raſch. „Ihn kennt Niemand, wir ſind verſchollen, jener Ring trägt weder mein noch eines jetzt blühenden Geſchlechtes Wappen, es iſt ein Erbſtück aus alter Zeit, und Robert kann ſich ſeiner bedienen, ohne irgend etwas zu verletzen —"

„Als die Wahrheit, Franciſca,“ unterbrach ſie der Gatte ſanft. „Deiner Mutterliebe mag es einen Moment erlaubt ſcheinen, aber Du wirſt mir bald beipflichten. Noch muß ich Dir ſagen, was Robert an Frankreich feſſelt. Er hat mir zwar noch keinen Namen genannt, aber doch geſtanden, daß er liebt.“

„Dir?“ fragte ſie mit einem Anfluge von Eiferſucht. „Und wer iſt der Gegenſtand ſeiner Liebe?“

„Darüber ſchwieg Robert,“ erwiderte er, „doch geſtand er, daß ſie aus vornehmer Familie ſei.“

„Wie?“ rief ſie ſchnell. „O widerrath' ihm das!“

Er gab keine Antwort. Ihr Ton verletzte ihn, denn er enthielt ein unwillkührliches Geſtändniß, wie ſie jetzt über ihre eigene Verbindung denken mochte. Es hätte ihn ſchwer betrübt, wenn ſie nicht raſch hinzugeſetzt hätte: „Er kann nicht glücklich werden. Wenige giebt es — ich aber bin eine von ihnen, mein Adelhart — die an dem Manne ihrer Wahl den Werth, der unabhängig von der Geburt iſt, mit vollem Herzen anerkennen!“

Robert kam in dieſem Augenblicke zurück. Er hatte einen ſichern Umweg gemacht. Sein Antlitz glühte noch von der Anſtrengung, das Auge der Mutter ruhte wohlgefällig auf ihm, aber ſchon dämmerte der Vorwurf auf, daß er ſeines Herzens Geheimniß dem Vater vertraut, nicht ihr, welche ein größeres Recht daran zu haben meinte. Daher empfing ſie ihn kälter, als ſie ihn entlaſſen hatte. Der Unbefangene bemerkte es nicht, ſondern ſetzte ſich an ihre Seite und rühmte die ſchöne Fernſicht, welche er auf dem Berge genoſſen. — „Iſt nun dies Haus, dieſer Grund und Boden Dein?“ fragte er den Vater.

„So gut als mein,“ verſicherte dieſer. „Es iſt mir mit allen Gerechtſamen auf Erbzins übertragen.“

„Wohl, ſo hab ich nun eine Heimath!“ rief Robert. „Ich ſelbſt darf noch nicht hier weilen, ich muß noch in das Leben hinaus und komme, mir dazu Euren Segen zu holen. Hab' ich aber den Kampf beendigt, mein Ziel erreicht, der Welt meine Kräfte geweiht, dann kehr' ich zurück zu Euch, an die ich fortan mit der innigſten Beruhigung denken kann.“

Die Mutter wollte ihrer Empfindlichkeit, der ſeine Worte neue Nahrung gaben, äußern, aber Adelhart verhinderte es. — „Ich habe Deiner Mutter geſagt, was Du ihr entdecken wollteſt,“ ſprach er. „Es iſt jetzt an Dir, das Nähere zu eröffnen. Ich ſelbſt, Franciſca, nahm ihm das Verſprechen ab, mir die erſte Mittheilung zu überlaſſen; das Unvermuthete hätte ihm Deine Mißbilligung zugezogen.“

„Was Dir der Vater geſagt hat,“ verſetzte Robert, indem das Auge der Mutter eine ſchöne Röthe auf ſeine Wangen rief, „iſt Alles, was ich entdecken darf. Die Dame, der ich mich geweiht habe, kann ich nicht nennen, ſie hat mein Wort darauf.“

„So!“ rief die Mutter ſcharf. „Dein Wort? Welches Pfand haſt Du darauf gegeben?“

„Meine Ehre, Mutter, meine Ehre!“ verſetzte Robert mit blitzenden Augen. Adelhart glaubte ſeine gereizte Gattin verſtanden zu haben und kreuzte die Arme über der ſchwellenden Bruſt. Waren es die Nachrichten aus der Welt, aus der Sphäre, die längſt hinter ihnen verſunken war, welche den Dämon heraufbeſchworen hatten, der immer wieder ſeine ſchwarzen Fittiche um das Haupt der Geborgenen ſchlug?

„Habe ich mich nicht über gleiche Zurückhaltung zu beklagen?“ fuhr Robert fort, in deſſen Adern nur zu ſehr das Blut ſeiner Mutter rollte. „Bin ich im Klaren über Euer eigenes Schickſal? Daß Ihr's dem Knaben in Jahren der Unverſtändigkeit nicht vertrautet, war billig; aber ſeit ich ein Mann bin,

ſchmerzt es mich tief, nicht einmal Deinen Namen zu wiſſen, Mutter.“

Sie erhob ſich mit Stolz. — „Glaube, daß Dein Sinn nicht ſo hoch ſtrebt, als mein Stamm ſeine Krone entfaltet,“ ſagte ſie. Der Vater erinnerte Robert ernſt an ſeine Worte von heut früh. Beſchämt küßte dieſer die Hand der Mutter und bat um ihre Verzeihung; ſie neigte ſich über ihn, drückte ihn ſchmerzlich an ihre Bruſt und ging in das Haus. Dort fand ſie Gertraud, die ihre Befehle einholen wollte, in Thränen.

Vater und Sohn ſaßen eine Weile ſtumm neben einander. — „Du wirſt uns alſo bald wieder verlaſſen,“ begann endlich der Erſtere. „Dein Entſchluß iſt gefaßt, Du haſt Dir ein Ziel geſteckt, ſcheinſt durch das Wort eines ehrlichen Mannes gebunden — (er betonte das Prädicat) jede Einrede käme zu ſpät und könnte nur ein Zerwürfniß mit Dir ſelbſt herbeiführen. Ich lege Dir einzig die Wahrheit an's Herz, verſprich mir, unter allen Umſtänden wahr zu ſein!“

Robert verſprach es unbedenklich. Der Abend war vorgerückt, im Weſten brannte noch das Spätroth, aber ein Wolkenſtreif, der ſich ſchwellend ausbreitete, ließ die Dämmerung tiefer einbrechen, als es ſonſt in des Sommers längſten Tagen geſchieht. Adelhart mahnte, das Obdach zu ſuchen und verwies Robert's Bitte, ihm Aufklärung über Manches zu geben, an gelegnere Zeit.

Als Beide in das Zimmer traten, hatte die Mutter ihre Faſſung wieder gewonnen. — Sie empfing den Sohn mit einem freundlichen Lächeln, bat ihn, wenn er doch durch ſein Ehrenwort gebunden ſei, auch nach ihren Verhältniſſen jetzt nicht weiter zu forſchen und vertröſtete ihn, daß der Moment zum gegenſeitigen Austauſch ihrer Geheimniſſe nicht mehr fern ſein könne. Ihrem Gatten aber, der ihr ſpäter die Frage vor-

legte, warum ſie dem Sohne nicht offen ihre ganze Geſchichte erzählen wolle, gab ſie zur Antwort: „Jetzt weniger, als je!“ und überließ ihm, ſich dieſe Worte zu deuten.

Robert beſchäftigte ſich mehr mit der Geſchichte ſeiner Eltern, als es den Anſchein hatte. Er wußte nur, daß die Mutter aus einem adeligen, franzöſiſchen Geſchlecht entſproſſen war und ihrem jetzigen Gemahl, deſſen Vorzüge ihre Gegenliebe gewonnen, mit großer Standhaftigkeit ihre Hand bewahrt hatte, trotz aller Anfechtungen von Seiten der Familie; daß endlich der Vater eingewilligt, ſeine Tochter reichlich ausgeſtattet hatte und die Ehe Anfangs auch in äußern Verhältniſſen glücklich geweſen war. Aus ſeiner Kindheit konnte er ſich nur vieler Reiſen erinnern, dann ſtand ihm das Bild eines alten Mannes mit einem dreifachen Kinn und einer Doppelnaſe vor der Seele, das war der Graf Wirich, dem ſein Vater jetzt die Bucheck verdankte; ziemlich herangewachſen hatte ſich Robert von ſeinen Eltern trennen, dem Grafen folgen müſſen, der ihn zu Paris in fremde Hände gegeben; ſpäter war er, ſchon im Jünglingsalter, dieſem neuen Herrn, einem Grafen Mannsfeld, Falkenſteins Neffen, auf weiten Reiſen gefolgt, ohne mit ſeinen Eltern, von denen immer Briefe für ihn mit denen des Grafen Wirich an ſeinen Neffen eintrafen, außer Verbindung zu kommen; endlich vor einem Jahre zurückgekehrt, hatte er die Theuren in einem kleinen Städtchen, wohin ſie ihn beſchieden, wiedergeſehen, obwohl nur auf kurze Zeit, weil ihn Geſchäfte für ſeinen Gönner — um keinen Preis hätte er ihn ſeinen Herrn genannt! — nach Lothringen und Frankreich riefen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er Manches von ſeinem Vater gehört, was ihn auf ſeine frühere Geſchichte begierig machte, er war mit einem unbeſtimmten Verſprechen beſchwichtigt worden, das er jetzt kaum noch hoffte, erfüllt zu

ſehen. Eine Vermuthung, die ihm ſehr nahe lag, war, daß ſeine Mutter aus dem Falkenſteiniſchen Geſchlechte ſei, was den Antheil erklärte, den der alte Graf Wirich an der Familie nahm. Aber die klare Angabe ſeines Vaters, der niemals eine Lüge ſprach, wies ihn, um der Mutter Herkunft zu ſuchen, nach Frankreich, und ihre eigene Vorliebe für jenes Land und deſſen Sprache beſtätigten es vollkommen. Robert war ſehr unmuthig, daß ihm die Löſung ſeiner Zweifel verſagt blieb. Hätten ihn nicht mächtige Triebfedern nach Paris gedrängt, er wäre dem Grafen nachgereiſt, um von ihm zu erforſchen, was ihn beſchäftigte. Der Neffe deſſelben, eben jener, mit welchem Robert gereiſt war, hatte ihm oft geſagt, daß er nicht ſo viel über ſeinen Oheim vermöge, als Adelhart; Robert hätte gern einmal den alten Herrn wiedergeſehen, deſſen impoſante Stattlichkeit noch lebendig in ſeinem Gedächtniſſe lebte, wiewohl er ihn ſeit jenem Tage, wo er ihn zu Paris gelaſſen, nicht mehr mit Augen erblickt; aber Graf Wirich war, wie bereits erwähnt worden, von den unruhigen, gewaltthätigen Lehnsherrn aus ſeinen Beſitzungen vertrieben worden, und Robert hatte in der Hauptſtadt von Frankreich ein anderes Intereſſe gefunden.

„Dort muß ſich mein Schickſal entwickeln!“ rief er für ſich. „Warum ſuche ich die Vergangenheit? Kann ſie Einfluß auf mein Glück haben? Hinweg mit ihr! — Ich habe ein Verſprechen gethan, das will ich halten: Victoire iſt hochherzig, ſie wird mich nicht verwerfen, weil ich meinem Schilde erſt ein Sinnbild gewinnen muß!“

Der Vater hatte mit ihm täglich Ausflüge in das Gebirge gemacht, und mehr und mehr den Character ſeines Sohnes kennen gelernt, wie er ſich unter äußern und innern Einflüſſen entwickelt hatte. Er ſah in ihm bei aller Lauterkeit des Sinnes

keine ſichere Bürgſchaft für ein dauerndes Lebensglück; Robert war leicht entzündlich, durch Widerſtand nur hartnäckiger gemacht, phantaſtiſch in ſeinen Entwürfen, aber dann Alles wagend, um ſie zu verwirklichen; ſchnell beleidigt, aber freilich auch ſchnell verſöhnt; kein Freund von langem Ueberlegen! Eine Sinnesart, welche vom Glück begünſtigt, Großes erringen konnte, die aber auch im entgegengeſetzten Falle blind in das Verderben lief: Robert ſcheute keine Gefahr und wußte ſie auch nicht zu vermeiden. — Was konnten des Vaters Warnungen dagegen thun? Er begnügte ſich, ihm wenige gute Lehren, auf eigene Erfahrung gegründet, mitzugeben. Von der Vergangenheit war nicht die Rede mehr. Adelhart hatte ſeinem Sohne beſtimmt erklärt, da die Mutter vor der Hand keine Mittheilung wünſche, könne er nicht gegen ihren Willen handeln; Robert mußte ſich daher beſcheiden. Die Mutter, nachdem ſie der mächtigen Eindrücke Herrin geworden war, zeigte ſich ruhig, liebevoll, pflichtgetreu, ſo daß ihr Gatte ſich fragte: wie es möglich ſei, daß dies klare, ſich ſelbſt bewußte Weſen oft ſeiner eigenen Natur entfremdet werden könne?

Es nahte nun die Zeit, wo Robert wieder abreiſen ſollte. Der Scharfblick mütterlicher Liebe hatte längſt wahrgenommen, wie es ihn mächtig hinwegzog; ſeine Ritte — denn er hatte die weite Reiſe nicht zu Fuß unternommen — wurden immer mehr ausgedehnt, Frau Franciſca fürchtete täglich, er werde nicht wieder kommen, ſich ohne Abſchied entfernen. Aber das hätte er nicht vermocht. Sein Herz hing zu kindlich an ſeinen Eltern, ihr Segen allein konnte das Glück ſeiner Zukunft ſichern.

Am Vorabende der Trennung ſaß er mit der Mutter allein. Der Vater war in ſeinem Zimmer beſchäftigt, man hatte ihm, als er das letzte Mal mit dem Amtmann zuſammengetroffen war, eine Menge läſtiger Fragen vorgelegt, auf die er jetzt eine

gründliche Antwort zu Papier brachte; vielleicht mied er auch die Erweichung, welche ihn ſo gut, als ſeine Gattin, bei dem Gedanken des Abſchieds erfaßte.

„Es wird Dir an nichts fehlen," ſagte die Mutter zu Robert. „Du ſollſt wenigſtens darin kein Hemmniß finden. Könnte ich Dir alle ſo leicht aus dem Wege räumen! Aber ach! Das Wichtigſte bleibt ja doch wie ein Fels. Glaube nicht, daß ich um meinetwillen klage; was hätte der glänzendſte Name für Werth, wenn es nicht der Kinder wegen wäre? Ich habe dem meinigen keinen Seufzer geopfert, er iſt mir ein leerer Schall, ſein Wappen ein buntes Spielwerk geweſen, bis mir Deine Zukunft ihre Wichtigkeit zurückrief. Ja ich geſtehe es, wie Du mir das ſchöne Käſtchen ſchenkteſt und ich unter den goldenen Verzierungen den Wappenſchild ſah mit Helm und Krone, ſein leeres Feld für die Abzeichen des etwaigen Käufers, und ich bedachte, wie es hätte ausgefüllt werden können, nur in Bezug auf Dich, Robert, bei Gott!" —

„Auf mich ſoll es keinen Einfluß haben!" nahm Robert ſchnell das Wort, da ſie inne hielt. „War Deines Stammes Ahnherr nicht in gleicher Lage mit mir? Und achteſt Du ſeinen Adel nicht für höher, als den ſeines jüngſten Nachkommen?"

„Die Zeit urtheilt nicht ſo," erwiederte ſie ſeufzend.

„Die Zeit wird ſich ändern," ſagte er mit Ueberzeugung. „Kehr' ich zurück, dann laſſe ich dort" — er zeigte auf das zertrümmerte Waffenſtück über der Thüre — „ein neues Ehrenſchild aufrichten, das mein Stolz ſein wird. Ich wünſchte die Zeit zu erleben, wo der Adel niemals auf den Sohn erbte, ſondern jeder ihn erſt gewinnen müßte."

„Amen!" rief es hinter Beiden. Der Vater war ihnen unbemerkt genaht. Er reichte ſeinem Sohne die Hand und ſprach: „Dein Wunſch wäre für den Adel ſelbſt am erſprie-

lichſten. Er würde ihn auf der Höhe halten, die er gewonnen hat."

Franciſca ſtand auf und ſchnitt das Geſpräch ab, indem ſie einen Spaziergang nach ihrem Lieblingsort vorſchlug, einer höher gelegenen Matte, wo zahlloſe Blumen wuchſen. Dorthin erleichterte eine ſanft ſich hebende Schlucht das Aufſteigen, nur zuletzt mußte ein dichtes Gebüſch durchdrängt werden, dann lag die grüne Flur mit ihrem Blüthenſchmelz vor den Wanderern, deren Blick, rings von Laubwällen gehemmt, ſich nur an der Stätte ſelbſt freuen konnte.

„Hier iſt Alles Gegenwart!" rief die Mutter. — Darin mochten ihre Begleiter eine Erklärung ihrer Vorliebe für den Ort finden. Sie hatte unterwegs viel mit Robert geplaudert, ſich von neuen Feſten, neuen Moden am Hofe Ludwigs, der aufgehenden Sonne Frankreichs, erzählen laſſen; er war im Zuge und verglich mit dieſem Glanze die Aermlichkeit, die er in Lothringen gefunden, wo der Adel durch die Kriege und Drangſale, welche ihr Landesherr ſelbſt herbeigeführt, ſo verarmt war, daß ſeine Damen aus Mangel an ſchicklicher Kleidung nicht bei Hofe erſcheinen konnten, ſelbſt nicht bei der neuen Vermählung des Herzogs.

„Haſt Du die junge Herzogin geſehen?" fragte die Mutter.

„Weder ſie, noch ihren Gemahl," antwortete Robert. „Es traf ſich, daß ſie grade auf dem Luſtſchloß Malgrange waren, als ich in Nancy verweilte. Ich wünſchte ſehr, die junge Frau zu ſehen, die dreizehnjährige, die aber völlig erwachſen und ſehr ſchön ſei, wie man verſicherte; — daher ritt ich auf gut Glück heraus. — Malgrange liegt nur eine halbe Stunde vor der Stadt. Mir begegnete jedoch ein alter Jäger, der mich anredete, nach meinem Namen frug und wo ich hinwolle, was mich Anfangs verdroß, dann aber hoffen ließ, von ihm Aus-

kunft zu erhalten, wie ich die Herzogin ſehen könnte. Als er meine Abſicht hörte, lachte er mich aus und meinte: die junge Frau ſei nach Lüneville gereiſt. — Dich könnten ſie dort grade brauchen! ſetzte er hinzu. Seine Frechheit, mich Du zu nennen, reizte mich; ich wollte ſie beſtrafen, aber er jagte laut lachend davon, ehe ich an ihn kam. Ich wollte, ich träfe ihn noch einmal."

„Malgrange!" wiederholte die Mutter gedankenvoll.

„Du kennſt es gewiß," ſagte Robert. „Ich habe es nicht geſehen; denn als ich von einem Zweiten, den ich traf, die Beſtätigung hörte, daß mein Ritt umſonſt ſei, warf ich mein Pferd herum und kehrte nach Nancy zurück."

Auch die Luſtwandelnden hatten unterdeſſen den Rückweg angetreten. Im Dickicht begegnete ihnen der Jäger, mit welchem Adelhart oft verkehrte, er war in den Dörfern geweſen und ſtieg nach ſeiner Wohnung hinauf, welche im höhern Gebirge lag. „Viel Spektakel unten!" rief er Adelhart zu. „Der Pfälzer wärmt alte Gerechtſame auf, ſtreckt die Hand auch in unſer Ländchen. Was haben wir mit ihm zu ſchaffen, wir Falkenſteiner?"

„Der Churfürſt von der Pfalz?" fragte Adelhart.

„Ja, unſer Nachbar," beſtätigte der Jäger. „Was will er hier? Wir wiſſen zwar leider Gottes nicht mehr recht, wem wir gehören, ſeit ſich die großen Herren um uns zanken, aber pfälziſch ſind wir doch nicht geweſen, ſo lange der Falkenſtein geſtanden hat, und ſeit er liegt, erſt gar nicht! Dummes Geſchnak! Kein Menſch wird klug d'raus, was es eigentlich für eine Gerechtſame iſt, aber es handelt ſich d'rum, Frohndienſte und Geld zu erpreſſen. Hätten wir nur einen rechten Herrn hier, der würde den pfälziſchen Spürhunden ſchon die Wege weiſen."

„Erklärt mir doch, was Ihr meint," bat Adelhart. „Ich habe nichts gehört, als ich unten war."

„Ja, ich verstehe es selbst nicht," erwiederte der Jäger. „Sie fangen Menschen ein für die Pfälzer; wie und warum? das wollten sie mir begreiflich machen, aber ich war zu wild über die Geschichte. Mir sollen sie nur kommen! Gehabt Euch wohl, es ist spät. Wenn Ihr etwas hört, Ihr wohnt näher, so laßt mich's wissen."

Er rückte die Kappe und verschwand. Adelhart beeilte sich, die Seinigen, welche vorausgegangen, wieder einzuholen. Der Tag neigte sich zu Ende, Robert traf Anstalt zu seiner Abreise, der Gedanke der Trennung machte alle Drei, welche dann noch lange zusammen saßen, einsilbig. Endlich bot die Mutter ihrem Sohne gute Nacht, er suchte sein Lager und schlief das letzte Mal auf der Bucheck.

3.

Welche Leere im Hause und im Herzen, wenn uns geliebte Menschen verlassen haben? Ihr Bild fehlt jedem Rahmen der Umgebung, die schönste Gegend ist todt, der Blick irrt in Momenten der Vergessenheit suchend umher und erschrickt vor der Gewißheit, daß er nicht finden kann. — So war es der Fall mit Roberts Mutter, als sie aus dem Schmerz des Abschiedes, der sie betäubte, zum klaren Bewußtsein kam.

Adelhart that redlich das Seinige, um sie zu trösten. Wie selten es aber dem Manne gelingt, ein wundes Frauenherz zu heilen, zeigte sich auch hier. Francisca lauschte seinen Worten,

ſie geſtand deren Wahrheit, ſie verſprach, vernünftig zu ſein, aber ein Moment reichte hin, ſie wieder mit einer Springflut trüber Gedanken zu überwallen, in denen ihre kaum errungene Standhaftigkeit unterging. Was hatte ſich denn gegen ſonſt verändert? War denn nicht Alles, wie vor der Ankunft des Sohnes? Sie machte ſich ſelbſt Vorwürfe über ihre Schwachheit, ſie ſagte ſich, daß ſie den Gemahl durch ihr Benehmen unglücklich machen müſſe — umſonſt! Von früher Kindheit an war ſie gewohnt, das Gefühl ſtets auf die äußerſte Spitze zu treiben, ſich ihm in aller Fülle hinzugeben, ſpät erſt verſuchte ſie den Kampf; er ging über ihre Kräfte. Wehe ſolchen Characteren, wenn einmal eine Erſchütterung den Nerv ihres Daſeins trifft! Nur ein Gott kann ſie dann retten.

Der treue Gatte verließ die Leidende während der erſten Tage nach Roberts Abreiſe nicht. Sein klarer Blick erkannte wohl, daß es nicht allein der Schmerz um dieſen war, der ſie quälte, er ſah, daß die Vergangenheit großen Theil daran hatte, und Franciſca mit der Zeit immer mehr fühlte, daß ſie ihm ein Opfer gebracht. Es kränkte ihn tief, aber er verbarg das in die ſtille Kammer ſeiner Bruſt, feſt entſchloſſen, dieſen Gegenſtand nie zu berühren, weil er Franciſca beſchämen, mit ſich ſelbſt entzweien mußte. Sein Bewußtſein ſprach ihn frei, er hatte ſich keine Schuld beizumeſſen, jenes Opfer war von ihm nicht erſchmeichelt oder erſtürmt worden, es war ihr freier, begeiſterter Entſchluß geweſen. Weil aber nun deſſen Bedeutung ihr nach und nach ſchwer auf das Herz fiel — mußte Adelhart letzteres nicht erkältet glauben? Er fand den einzigen Troſt in der Wahrnehmung ihres krankhaften Zuſtandes, dem er viele Schuld beimaß, und ſuchte ſie durch die liebevollſte Schonung, durch die zarteſte Aufmerkſamkeit zu heilen. Sie war ihm dankbar, ſie fühlte ſich im Unrecht, ſie rang mit ſich ſelbſt.

Adelhart hatte in mehreren Tagen die nächſte Umgebung der Bucheck nicht verlaſſen, aber ſein Nachbar, der Jäger, war wieder bei ihm geweſen. Er hatte nachfragen wollen, ob der junge Mann, den er neulich in ſeiner Begleitung geſehen, derjenige ſei, dem die Jägermeiſterſtelle zugedacht war, und hatte mit Verwunderung gehört, daß er ſie ausgeſchlagen. — „Nehmt's nicht übel, Herr Nachbar," hatte er geſagt, „mein Sohn hätte gemußt."

Adelhart war hierauf, mit ihm ſprechend, weiter hinauf in die Berge gegangen und noch nicht zurück, als ſich ein Gaſt in der Bucheck einſtellte. Die Magd ſah ihn ſchon von Weitem kommen, es war ein großer dicker Mann mit einem mächtigen Stocke, deſſen Knopf fernher leuchtete; der Mann ſchritt ſtark aus und hatte etwas Amtsmäßiges in ſeinem Thun. Gertraud glaubte ihn ſchon einmal geſehen zu haben und ſeine Frage im ſtrengen Baß, die er ihr auf hundert Schritt Entfernung zuſchrie, gab ihr Gewißheit. — „Iſt der Inſaß der Bucheck zu Hauſe?" war die Frage; Gertraud erkannte den Fremden, der an jenem Abende, wo ſie vergeblich den Herrn erwartet, ſchon einmal den Weg thalauf gemacht hatte. Sie verneinte die Frage.

„Wiederum nicht?" ſagte der Fremde, den Stock aufſtoßend. „Wer biſt Du, Mädel? Die Tochter oder Frau?"

„Meines Vaters Tochter!" antwortete ſie ſchnippiſch. „Habt Ihr danach zu fragen?"

„Schaff' mir den Vater, naſeweiſes Ding!" ſchrie der Fremde. „Ich habe mit ihm zu reden, und das gleich. Wo iſt er denn?"

„Mein Vater iſt Leibdiener des Herrn Reichsgrafen," erwiederte ſie. „Sucht Euch den auf."

Während dieſes Geſprächs, das den Fremden völlig verwirrte, trat Frau Adelhart in die Thüre. Sie erblickte den An-

gekommenen, ging ihm entgegen und fragte mit jener ſichern Ueberlegenheit, welche gewöhnlichen Seelen ſtets imponirt, nach ſeinem Begehren. Er zog den Hut, machte eine Art liniſcher Verbeugung und ſagte, daß er im Auftrage churpfälziſcher Durchlauchtigkeit mit dem Fremden, ſo ſich in der Bucheck ſeit dreiviertel Jahren feßhaft niedergelaſſen, zu ſprechen habe. Jetzt erinnerte ſich Adelharts Gattin auch des frühern Beſuchs und ihre Neugier ward rege; ſie forſchte nach der Art ſeines Anliegens, aber er wollte damit nicht heraus, ſo daß ſie ihn bat, auf ihren Gemahl zu warten, der nur kurze Zeit abweſend ſein werde. Der Mann folgte ihr und ließ ſich ſchmecken, was ihm die Magd vorſetzen mußte. Frau Adelhart ging, während er aß, ihrem Gatten entgegen, ſie beſchäftigte ſich damit, was der Churfürſt von der Pfalz an Jenen für eine Botſchaft beſtellen laſſe, ihre Phantaſie nahm ſchon einen hohen Flug, ſie konnte kaum erwarten, bis ſie Adelhart's anſichtig wurde. Dort kam er. In ſeiner ruhigen, feſten Haltung, dem äußern Manifeſt einer ſich ſelbſt klaren, ihres Wollens bewußten Seele hätte Franciſca täglich ein Vorbild finden können, das ſie im Gleichgewicht hielt, aber ſie nahm eher ein Aergerniß an ſeiner Ruhe und ſchien auch heut, wie ſie ihm entgegen eilte, mehr geneigt, ſie zu ſtören, als zu theilen.

„Du bringſt hoffentlich Gutes? fragte er. Sie winkte. — „Ein Bote vom Churfürſten der Pfalz an Dich!“ rief ſie athemlos.

Er ſtutzte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Das muß ein Mißverſtändniß ſein, oder es bedeutet auch mir eine Plackerei, wie es der ſtarrköpfige Herr mit Vielen verſucht. Ich habe nie etwas mit ihm zu thun gehabt, mein Daſein iſt ihm ganz unbekannt.“

„Wer weiß!“ rief Franciska. „Vielleicht hat Graf Wirich mit ihm Deinetwegen geſprochen, Dein Werth —“

„Laß das,“ unterbrach ſie der Gatte lächelnd. „Wenn ich Dir werth bin, ſo iſt es Alles, worauf ich Anſpruch habe.“

Sie waren zum Hauſe gekommen, der Fremde ſtand auf und begrüßte ſie. Er hatte den Anfall von Höflichkeit, welchen die Nähe der ſeinen Frau veranlaßt, glücklich überwunden, trat dem Herrn des Hauſes breitbeinig entgegen und fragte: „Ihr ſeid derjenige Meiſter Adelhart — ich weiß Euren Titel nicht beſſer — dem ſeit noch nicht Jahresfriſt beliebt hat, allhier ſeine Wohnung aufzuſchlagen?“

Ein Lächeln erheiterte Adelharts ernſtes Geſicht. — „Was habt Ihr mir zu ſagen?“ war ſeine ruhige Gegenfrage.

„Wiſſet,“ begann der Fremde, „daß Seine Gnaden von der Pfalz, Karl Ludwig, geſonnen iſt, in all' denen rheiniſchen Landſchaften, welche ſonſt ſeiner Jurisdiction unterworfen geweſen ſind, deren Gerechtſame aufrecht zu erhalten.“

„Ich habe davon gehört, bin aber kein pfälziſcher Unterthan, alſo bei der Angelegenheit nicht intereſſirt,“ erwiederte Adelhart, mit einem Blicke auf ſeine Gattin, deren Stirn ſich verdüſterte.

„Nicht pfälziſcher Unterthan! So ſagen Alle!“ rief der Fremde, den Stock auf Armeslänge vor ſich niederſtoßend. „Kein Menſch will uns reſpectiren! Aber wir werden Ernſt zeigen! — Wiſſet, daß zu den Rechten meines Herrn auch das Jus Wildfangiatus gehört, und da Ihr Euch, hier Landes fremd, im Jurisdictionsbezirk der Pfalzgrafen zu Rhein niedergelaſſen, ſo nehme ich Euch im Namen meines gnädigſten Churfürſten zum Wildfang und bitte um den üblichen Fanggulden.“

Er hatte bei dieſen Worten ſeine Fauſt auf Adelharts Achſel gelegt, und hielt ihm die andere gekrümmt vor. Unwillig entzog ſich der Hausherr ſeiner Berührung und rief entrüſtet: „Dieſe Anmaßung geht zuweit. Ich rathe Euch, ſofort Eurer Wege zu gehen und Euch nie mehr in der Bucheck ſehen zu laſſen, ſonſt möchte Eure Frechheit die gebührende Strafe finden. Auf Euer lächerliches Reden habe ich keine Antwort."

„Mir das?" erboßte ſich der Mann mit dem Stecke, der ſich gleichwohl durch Adelharts Drohung eingeſchüchtert fühlte. „Mir das, einem churpfälziſchen Amtmann?"

„Das, und noch mehr, wenn Ihr nicht den Rückzug antretet," ſagte Adelhart mit ſtarker Stimme, die doch fern von aller Heftigkeit war. „Ich habe hier auch ein Recht, dem ich nichts vergeben werde: das Hausrecht, Freund!"

„Gut, wollen's zu Protokoll nehmen," ſchrie der Amtmann und ging. „Werden wiederkommen, dem Wildfang, der ſich nicht gutwillig giebt, unſer Ius begreiflich machen! Wiederkommen!" — Seine Stimme verhallte, wie der Donner eines abziehenden Gewitters.

Lautlos, aber krampfhaft bebend, ſtand Franciſca noch immer an ihre Stelle gebannt. Ihre Augen funkelten, ihr Antlitz flammte. Adelhart wollte mit beruhigenden Worten ihre Hand faſſen, aber ſie entzog ſie ihm heftig und rief: „Biſt Du ein Mann, daß Du eine ſolche Beſchimpfung zahm duldeſt? Ich verſtehe nicht, was er von Dir will, aber daß er Dir Schmach angethan, hab' ich geſehen, und Du läßt ihn ruhig fort, wie er gekommen, da Du ein Schwert haſt? Wär' ich ein Mann! Ha, wär' ich ein Mann! Oder Robert hier! In ſeinem Blute hätt' es der Freche gebüßt! Aber daran zeigt ſich Deine" — ſie ſtockte plötzlich. Er errieth ſie.

„Deine Herkunft, willſt Du ſagen, ſprich es nur aus," verſetzte Adelhart gelaſſen. „Ein Edelmann hätte zum Schwerte gegriffen und die vermeintliche Beleidigung durch einen Mord gerächt. Würdeſt Du mich freundlicher anſehen, wenn ich jetzt als Mörder vor Dir ſtände?" — Sie wandte ſich ab, um den Eindruck zu verbergen, den ſeine geiſtige Ueberlegenheit auf ſie machte. — „Franciſca," fuhr er lebhafter fort, „meine Ehre liegt mir ſo nah am Herzen, als ſie dem ſtolzeſten Bannerherrn Deines Vaterlandes nur liegen kann, ich nenne die Ehre aber: den guten Namen und das reine Gewiſſen! Wie kann mich das unſinnige Wort, das der Knecht fremder Gewalt ausgeſprochen hat, beſchimpfen? Wie kann es mich entehren, daß er ſeine Hand auf meine Schulter legte? Dadurch iſt weder mein guter Name, noch meine Selbſtachtung verletzt. Gehört der Mann doch nicht einmal zu denen, die das grauſame Vorurtheil unehrlich nennt! Die fürſtliche Anmaßung konnte mich empören, das Werkzeug niemals."

„Aber was hat es damit für eine Bewandniß?" fragte Franciſca, ohne auf ihre Worte zurückzukommen.

„Es iſt eine Barbarei des Mittelalters, längſt beſeitigt und aufgegeben," erwiederte Adelhart. „Niemand kann im Ernſt daran denken, ſie wieder aufzufriſchen. Ich kenne ſie nur, wie andere verfallene Rechte der Vorzeit, aus meinen frühern Berufsſtudien. Kümmern wir uns nicht weiter darum und verlachen ſie."

„Aber ich wünſchte doch zu wiſſen, was es bedeutet," ſagte Franciſca. „Zum Wildfang! Was heißt das?"

„In frühern Jahrhunderten war die perſönliche Freiheit des Menſchen noch weniger geachtet, als jetzt," antwortete er. „Da gab es unter andern empörenden Geſetzen auch eins, welches dem Pfalzgrafen erlaubte, in ſeinem Bezirk Fremde, welche

ſich dort niederließen, zu knechten, und von ihnen Abgaben und Frohndienſte zu verlangen. Du ſiehſt, es iſt auf die Gegenwart in jeder Hinſicht nicht mehr anwendbar."

„Entſetzlich!" rief ſie. „Zum Frohndienſte knechten! Das überlebe ich nicht! Das wäre die Fülle der Schmach!"

„Wie kann Dich der leere Schall eines Wortes ſo erſchrecken!" entgegnete Adelhart. „In der Gegenwart hat es keine Bedeutung mehr. Welches Volk, welcher Fürſt würde ein ſolches Recht noch anerkennen!"

„Aber zum Wildfang nehmen, was heißt das?" fragte Franciſca wieder.

„Eben jene zur Frohn gezwungenen, ja in vielen Fällen leibeigen gemachten Fremdlingen nannte man Wildfänge," erwiederte Adelhart, „und das Recht des Pfalzgrafen, ſie aufzujagen, das Wildfangsrecht. Es iſt faſt unglaublich, daß dergleichen jemals beſtanden hat, um ſo lächerlicher der Verſuch, auch nur den Namen wieder aufzunehmen."

„Es war aber voller Ernſt," ſagte ſie.

„Eine Geldprellerei, ſonſt nichts!" verſicherte er. „Mancher Schwachkopf mag ſich haben einſchüchtern laſſen, ſo verſuchte der Habgierige ſich auch an mir. Uebrigens wird den Anmaßungen des Pfälzers bald ein Ende gemacht werden, der Churfürſt von Mainz, wie mir mein alter Waidmann erzählte, iſt ſchon hart mit ihm zuſammen gerathen, und wenn Herzog Karl erfährt, daß irgend Jemand ſich einen Eingriff in eine lothringiſche Landſchaft erlaubt, ſo wird er ihn kräftig zurückweiſen."

„Die Macht iſt doch etwas Herrliches!" rief Franciſca. Und nach einer Pauſe fing ſie wieder an: „Herzog Karl duldet keinen Schimpf! Er wird ihn mit Waffengewalt rächen."

Ihr Geſpräch war damit beendigt, aber gegen Abend nahm ſie es von Neuem auf. — „Mir iſt es bang zu Muth, Adelhart," ſagte ſie, indem ſie ſich an ſeinen ſtarken Arm ſchmiegte. „Der Scherge ſprach von Wiederkommen, — wenn er nun mit Helfershelfern zurückkehrt, wenn er Gewalt braucht, wer wird uns ſchirmen?"

„Steh'n wir nicht in Gottes Hand?" ſprach Adelhart. „Ohne ſeinen Willen darf uns Niemand ein Haar krümmen."

„So würdeſt Du es als Gottes Willen anſehen," rief ſie blitzenden Auges, „und Dich nicht einmal der Wehr getrauen?"

Er ſah ihr unwillig in das Geſicht, ſie brach in Thränen aus und warf ſich an ſeine Bruſt. — „O Du biſt ja das Einzige, was ich noch habe!" ſchluchzte ſie. „Du biſt mein Schirm und Stab, an Dir richtet ſich meine Kraft auf; Dich in Deiner Würdigkeit gekränkt zu ſehen, wäre mein Tod."

„Fürchte nichts!" ſagte er ſanft. „Die eitle Drohung darf Dich nicht ängſtigen, ihr ſteht keine Gewalt zu Gebot."

„O ſchicke doch einen Boten an Herzog Karl!" bat ſie, von einem Gedanken ſchnell erglüht. „Entdecke Dich ihm, nenne Deinen und meinen Namen, bitte um ſeinen Schutz! Er iſt edelmüthig, er iſt ſtark."

Adelhart unterdrückte die Bemerkung, daß ſie ihr Urtheil über den Herzog von Lothringen ſo ſchnell geändert habe, und ſuchte nur, ſie durch die Verſicherung, es ſei gar keine Gefahr vorhanden, zu beruhigen. Bei ſich ſelbſt aber ſeufzte er über ihre unglückliche Reizbarkeit, welche durch den geringfügigſten Anlaß entzündet wurde; er ſann auf Mittel, ſie zu heilen.

Am folgenden Tage kam wiederum Kerb, der alte Jäger, nach der Bucheck. — „Es hat ſeine Richtigkeit mit den Mainzern," war ſein erſtes Wort, „ſie haben zugeſchlagen, iſt auch die beſte Manier, einen Handel aufs Reine zu bringen. Aber

wißt Ihr, daß ſie nun auch in's Waidwerk pfuſchen? Ich meine, die Pfälzer. Sie wollen das Recht haben, in unſers Grafen Länder Wild zu fangen. Gott ſei demjenigen gnädig, der ſich unterſteht, auf meinem Revier auch nur eine Droſſel zu fangen, geſchweige denn ein Rothwild. Fangen — vermuthlich weil ſie nicht ſchießen dürfen! Aber ſie ſollen mir nur einen Fang anlegen!"

Adelhart hatte einige Mühe, ihm die ganz andere Bedeutung des Wortes begreiflich zu machen, dann aber gerieth er in Zorn. — „Ich wollte, ich hätte mich erſt ein halb Jahr in der Grafſchaft niedergeſetzt und ſie kämen, mich zum Wildfang zu nehmen!" rief er. „Es thut mir ordentlich leid, daß es mir nicht paſſiren kann! Meine Hunde ſollten einen Spaß haben. Nachbar, ſie werden's mit Euch nicht probiren, aber wenn ſie der Tollwurm etwa ſtäche, ſo gebt mir nur einen Wink. Ihr könnt mir keinen größern Gefallen thun.

Adelhart fand nicht für nöthig, ihm zu erzählen, was bereits geſchehen war, und lehnte Korb's Anerbieten, ihm für alle Fälle ein Paar Saupacker in die Koſt zu geben, ab. Der Alte begegnete jedoch bei ſeiner Heimkehr Gertraud, die ihm Alles berichtete, worüber ihm auch gegen Adelhart, weil er ihm ein Geheimniß daraus gemacht, der Groll ſich regte, ſo daß er, ohne der Magd ein Wort an ihren Herrn aufzutragen, von dannen-ging.

Die Spannung, in welcher Franciſca lebte, war nicht geeignet, ihre Seele zu erheitern, oder auch nur zu ruhigen Gedanken kommen zu laſſen, ſie wirkte eben ſo nachtheilig auf ihren Körper. Ein quälender, einſeitiger Kopfſchmerz ließ von der armen Frau nur ſelten ab, das kleinſte Geräuſch, der unvermuthete Anblick ſelbſt ihres Gatten erſchreckte ſie, daß ſie laut aufſchrie. Adelhart dachte alles Ernſtes darüber nach, ob eine

veränderte Umgebung nicht wohlthätig auf ihre Geſundheit wirken möchte. Mit wehmüthigen Blicken betrachtete er das ſchöne, ſtille Thal, das er als einen Port des Friedens begrüßt hatte; ſeine Hoffnung, hier in einem Stillleben, wie es ſeiner Seele nach den Stürmen, nach dem rüſtigen Tagewerk des Mittags zuſagte, einen heitern, ſonnenklaren Abend zu gewinnen, war nicht erfüllt; er ſah ſich genöthigt, den Blick von der Stätte, die er liebgewonnen hatte, wieder hinaus in die ruheloſe Ferne zu richten. Um aber das Schreckbild, welches Franciſca vorſchwebte, zu entkräften, beſchloß er, es näher in's Auge zu faſſen und bat die Gattin, die ihn gar nicht mehr von ſich ließ, ihm eine Wanderung nach der Ebene zu geſtatten, wo er von dem Schultheißen des Herzogs erfahren werde, was eigentlich von der ganzen pfälziſchen Einmiſchung zu halten ſei. Dabei hütete er ſich wohl, den Gedanken, die Bucheck ſchlimmſten Falls zu meiden, auch nur von fern durchblicken zu laſſen, weil er wußte, daß Franciſca in ihrer Angſt auf unverweilte Ausführung dringen würde, zu welcher ihm noch kein Anlaß erſchien. Franciſca erſchrack, daß er ſie verlaſſen wollte, und war ſchwer zu beſchwichtigen; endlich entließ ſie ihn nur gegen das feierliche Verſprechen, vor Sonnenuntergang, falls er ſpäter kommen müßte, ihr einen Boten zu ſchicken, vor allen Dingen ihr aber getreu und wahr Alles zu ſagen, was er in Erfahrung bringen würde. Sie machte ihm dabei Vorwürfe, das Anerbieten des Jägers wegen der Hunde nicht angenommen zu haben. Er wandte ihre Rede zum Scherz, küßte ſie und ſchied.

Es war früher Morgen. Der Thau blitzte an allen Halmen, ihr friſches Grün mit ſpielenden Farben durchwirkend; die Sonne bei dem Bergthal ihren erſten Gruß; in mattgoldner Beleuchtung lag die Ferne. Adelhart hatte die letzte Krümmung des Bachs überſchritten und wandte ſich noch einmal nach

dem feſten Hauſe, in deſſen Thüre ſein Weib ſtand. Sie ſtreckte die Arme nach ihm, — zum Lebewohl? oder wollte ſie ihn zurückrufen? Er winkte ihr mit liebreicher Gebehrde zu und ſetzte den Gang fort, aber das Bild ihrer zarten Geſtalt im weißen, wehenden Gewande, ihrer vorgeneigten Stellung mit bittend erhobenen Armen, begleitete ihn und verſchmolz in die Erinnerung eines Abſchiedes in frühern Jahren, wo es einer Trennung auf Niewiederſehen zu gelten ſchien. — „Und wenn ſie mich ſeit jenem Tage nie wieder geſehen hätte," dachte er bei ſich ſelbſt, „wäre es für ſie nicht vielleicht beſſer geweſen? Vielleicht? Sage, gewiß! Ein kurzer Schmerz, ein bitterer Kampf, eine wehmüthige Erinnerung, das wäre Alles geweſen. Damals glaubt' ich es anders, ſonſt wär' ich nie zurückgekehrt, hätte mein Unglück, ſo nenn' ich es heut, wie damals, wenn ich ihr hätte entſagen müſſen — in die Ferne begraben! Aber ich hielt ihre Liebe, ihren Geiſt für ſtärker, als das Vorurtheil, ich wähnte dies bis auf die letzte Wurzelfaſer vernichtet! Iſt die Liebe nun ſchwächer geworden? Nein, Adelhart, nein! Ich wäre ungerecht, undankbar, wollt' ich das glauben. Aber das Vorurtheil hat ſich mit rieſigem Wachsthum wieder in alle Fugen ihres Daſeins eingedrängt und will unſer Glück erſticken. Bittres Gefühl! Ich kann mich nicht verblenden, Franciſca iſt nicht mit mir glücklich. Von Jahr zu Jahr fühlt ſie mehr, was ſie mir geopfert, in welcher Lage ſie lebt, in welcher ſie leben könnte. Das hab' ich nicht geahnt, — bei Gott! nein! Hätte ich geahnt, daß es ihr ein Opfer ſei oder je werden könnte, ich hätte es ſelbſt auf die Gefahr ihrer Verachtung abgelehnt. Sie verlachte mich, als ich einſt davon ſprach." —— Er beſchleunigte ſeinen Schritt und wollte ſich gewaltſam den trüben Gedanken entreißen, welche ihn mehr und mehr überkamen. Aber die Frage: was ihm die Zukunft ſolcherge-

ſtalt bringen werde? ſtand unabweislich vor ſeiner Seele, und er ſuchte vergebens nach einer günſtigen Antwort.

Sein Weg führte ihn jetzt ſcharf bergab, die Bucheck war ihm verſchwunden, er blickte nicht mehr zurück, ſondern vorwärts. Im erſten Dorfe, wo er raſtete, erzählte man viel von den Händeln zwiſchen Mainz und der Pfalz, noch mehr von den nahen Ausſichten zum Kriege, man wollte ſogar wiſſen, Herzog Karl ſei bereits mit dem Heere, das er trotz der Friedensbedingung unter allerlei Vorwänden noch unter den Waffen hielt, auf dem Marſche, um den Eingriffen in ſeine fürſtlichen Rechte zu wehren. Adelhart vernahm, daß ſich mehrere pfälziſche Amtleute in die Grafſchaft eingedrängt und mit Hülfe von bezahlten Kundſchaftern Perſonen aufgeſucht hätten, welche jenem wunderlichen Rechte verfallen wären. Manche hätten ſich auch wirklich ſchrecken laſſen und den Fanggulden bezahlt, um die Dränger loszuwerden. Es fielen dabei neugierige Seitenblicke auf Adelhart, ob er nicht auch etwas zu erzählen wiſſe; doch äußerte dieſer nur, ein ſolches Willfahren aus Schwäche ſei ſchon Eingeſtändniß, daß man das Wildfangsrecht anerkenne, und darum verwerflich; — von ſeinen eigenen Verhältniſſen ſchwieg er. Als er die Politiker des Dorfs verlaſſen hatte, fragte Einer ziemlich angelegentlich nach ſeinem Stand und Wohnort, die Andern wußten ihm aber nur den letztern anzugeben.

Adelhart erreichte das Ziel ſeiner Wanderſchaft. Der Schultheiß, mit welchem er ſchon öfter verkehrt hatte, empfing ihn mit übelverhehlter Verlegenheit, ſchob ihm einen Stuhl hin und fragte dann, tief Athem holend: „Schutz, nicht wahr? „Wollt auch Schutz von mir armen Manne? Ich möchte mir einen Stecken ſchneiden und in alle Welt gehen.“

„Ich bitte nur um Nachricht, was das Alles zu bedeuten hat," erwiederte Adelhart.

„Nichts Gutes, Freund! Mehr weiß ich ſelbſt nicht. Unſer ſchönes Ländchen ſteckt dem Pfälzer in der Naſe, drum ſucht er allerhand Rechte wieder aus dem Schutt, bis er auch ein Recht auf die ganze Grafſchaft findet."

„Werdet Ihr es aber dulden," fragte Adelhart. „Ihr, der im Namen des Herzogs hier ſteht, daß deſſen Unterthanen in ihrer Freiheit, in ihrem Eigenthume gekränkt werden?"

Der dicke Schultheiß rang nach Luft. — „Macht Ihr mir die Hölle noch heißer?" rief er ſtöhnend. „Was ſoll ich thun?"

„Die unverſchämten Geſellen aus dem Lande werfen!" rief Adelhart. „Ihr dürft nur ein Wort ſprechen, ſo legt Alles mit Freuden Hand an. Wie könnt Ihr dulden, daß einzelne Beutelſchneider Euren Pflegbefohlenen Geld abpreſſen, ſie dem rechtmäßigen Landesherrn abwendig machen? Was wird Herzog Karl von Euch ſagen?"

„An den denke ich mit Grauſen!" murmelte der Schultheiß. „Ich, ich werde Alles ausbaden müſſen."

„Sendet einen Boten nach Nancy," fuhr Adelhart fort, „laßt dem Herzog wiſſen, was ſich hier zuträgt und thut, ſo lange Ihr keinen Gegenbefehl habt, was Eures Amtes iſt, nämlich, treibt die Eingedrungenen aus und ſchirmt Diejenigen, welche unter Eure Obhut geſtellt ſind."

„Wollt Ihr die Botſchaft übernehmen?" rief der Schultheiß, beide Hände nach ihm ausſtreckend.

„Ich kann es nicht," erwiederte Adelhart beſtimmt.

„Ihr wäret aber grade der Mann, wie ich ihn brauchte," ſagte der Schultheiß unruhig. „Ihr führt eine Rede, die trifft wie ein guter Steinwurf, gradaus auf's Ziel, ohne Umwege und Umſtände."

„Der Bote iſt gleichgültig, wenn Euer Bericht nur klar und dringend ausfällt," verſetzte Adelhart.

„Schreibt mir den, Verehrter!" bat der Schultheiß. — Adelhart erklärte ſich bereit und ging ſofort an das Werk, ſich die erforderlichen Notizen erbittend. Sie beſtätigten im Allgemeinen, was er ſchon vernommen hatte, aber der Schultheiß wollte auch wiſſen, daß an den Grenzen pfälziſche Reiter ſtreiften, um den Forderungen ihres Herrn gehörigen Nachdruck zu geben. — „Seht ſelbſt, lieber Herr, ob ich handeln kann," rief er kleinlaut. „Ziehe ich durch kräftige Maaßregeln — o, ich wäre der Mann dazu! — das Kriegsvolk feindlich in's Land, welches Elend hätte ich veranlaßt? Nein, mag Jeder ſehen, wie er fertig wird! Euch haben ſie doch nicht moleſtirt?"

„Ich würde nur der Gewalt ein Recht über mich einräumen," erwiederte Adelhart ausweichend.

„Brav!" ſagte der Schultheiß. „Gott! Was iſt doch ein entſchloſſener Mann!"

Der Bericht war abgefaßt; kurz, klar und kräftig. Mit großer Freude umarmte der Schultheiß ſeinen Freund, wie er Adelhart nannte, dann ging er an das ſchwierige Werk, ſeinen Jacobus de Bibelsheim darunter zu ſetzen.

„Wenn der Herzog das lieſet, iſt uns Allen geholfen!" rief er. „Ihr ſpeiſet doch bei mir?" — Adelhart entſchuldigte ſich, weil er verſprochen hatte, noch den Abend wieder in der Bucheck zu ſein.

„Noch Eins, Herr Schultheiß," ſagte er beim Abſchiede. „Der Weg nach Nancy iſt weit; es könnte doch ſein, der Churfürſt von der Pfalz brauchte Gewalt, ehe Ihr eine Antwort vom Herzoge erhieltet. Habt Ihr für dieſen Fall Maaßregeln getroffen?"

„Mann, Ihr ſetzt mir ja das Meſſer an die Kehle!“ rief der Herr von Bibelsheim. „Wer wird gleich das Schlimmſte denken! Wie ſoll ich, was kann ich thun? Abwarten, abwarten! Sie werden ja nicht des Teufels ſein.“

„So befehlt wenigſtens, daß Niemand den Pfälzern willfährig iſt,“ rieth Adelhart. „Sie haben ſonſt den Schein für ſich.“

„Ach Gott! Schein und Recht und Gewalt! Mir geht's wie'n Mühlrad im Kopfe!“ ſeufzte der Schultheiß. „Freilich wird mir's der Herzog verdenken, wenn ich nichts thue; doch für den Augenblick weiß ich mir keinen Rath. Ihr habt meine ganze Ruhe geſtört! Wollt Ihr's denn einrichten helfen, wenn Noth iſt?“

Adelhart verſprach es und ließ den bedrängten Mann in großer Verlegenheit zurück. Die Zeit mahnte zur Heimkehr. Mit rüſtigen Schritten verfolgte Adelhart ſeine Straße; die waldigen Berge vom Duft der Abendſonne umfloſſen, winkten ihn zurück in ihren Schooß, droben wohnte ſein Glück, er ließ ſeine Augen wie ein Adler voraus zur Höhe fliegen; ſchon begrüßte ihn der Bach, der hier mit breiter Flut, in ſtattlichen Windungen das offne Land durchrieſelt, ſeine Wellen zogen glatt und ſtill, als ſei er verſtummt, ſeit er die freien Berge verlaſſen; Adelhart dachte lächelnd daran, wie er in den Jahren ſeiner jungen Liebe ſo oft an einem andern Fluſſe geweilt, der ſeine Wogen an dem Schloſſe Franciſca's vorüber trieb; wie oft er ihn um Kunde gebeten; wie er einſt mit Lebensgefahr eine Roſe, welche daherſchwamm, herausgefiſcht, weil er glaubte, es ſei ein Liebeszeichen von Ihr! Heut lächelte er, aber die Erinnerung war ihm doch ſo lieb! Und da er eben in das Flüßchen ſah, machte es ihm einen häßlichen Eindruck, als grade ein Häuflein zerzauſter Federn, blutbeſpritzt, wie von

einem Vogel, den der Falke zerriſſen, dicht am Ufer vorüberfloß. Er blickte ſchnell hinauf nach den Bergen und beſchleunigte ſeinen Gang.

4.

Der Sommertag brannte heiß, als Robert, welcher Lothringens Grenze längſt überſchritten hatte, in den willkommenen Schatten eines Waldes einritt. Die Straße war ihm wohlbekannt; Nancy, wohin er gedachte, lag zwar ein wenig aus der Richtung nach Paris, dem Ziel ſeiner Reiſe, aber er hoffte dort Aufſchlüſſe zu bekommen, welche man ihm auf der Bucheck verſagt hatte, und der Umweg war nicht allzu groß. Wenn etwas ihn hätte davon zurückſcheuchen können, ſo wäre es die Bedenklichkeit geweſen, ob es auch recht ſei, nach dem zu forſchen, was ihm ſeine Eltern gewiß mit guten Gründen verheimlichten — aber er verwarf den Scrupel, als übertrieben und ſagte ſich, daß er mündig ſei, daß ihm eine klare Einſicht für die Geſtaltung ſeiner eignen Lebensbahn nöthig werde und ſeine Forſchung nicht aus Neugier oder Vorwitz geſchehe.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ritt er durch die grüne Nacht des Waldes, deſſen Zweige ein hohes Laubdach über den ſchmalen Weg woben. Ferne Hornklänge ſchienen eine Jagd zu bedeuten, doch ſchlugen ſie halb verweht an Robert's Ohr, das ſie nicht zum Bewußtſein der Seele führte. Der Reiter hatte dem Pferde den Zügel gelaſſen und wenig Sinn für das, was ihn umgab, ſonſt hätte die wechſelnde Scenerie kühner Baumgruppen, dichten Gebüſches und lieblicher Waldgründe, welche ſtets neue Bilder vor ihm aufgehen ließ, ſeine Seele be-

zaubert. Waldestiefe iſt immer romantiſch, wie Alles, was die Seele in das Reich des Geheimnißvollen lockt: eine lichte, ſcharf begrenzte, ganz überſehbare Landſchaft, und wäre ſie noch ſo prangend ſchön, kann nie romantiſch ſein; die echte Romantik legt kein klares Lichtbild im abgeſchloſſenen Rahmen vor, ſondern ſie ſtellt die Seele in den Mittelpunkt lebenskräftiger Anſchauung und löſet ihr die Schwingen, um die unendliche Ferne, die verborgene Tiefe ſelbſt zu erkunden. Das gilt auch für poetiſche Gebilde. Was dort die geheimnißvolle Tiefe des Waldes, der Quell, deſſen Lebensadern, unerreichbar dem Blicke, im Verborgenen ſpringen, die innern Thäler des Gebirgs — das iſt hier des Menſchen Herz, geheimnißvoller als jene, unergründlicher als der Felsborn!

Im Forſte war es ſtill geworden, die letzten Töne hatten dem gequälten Hirſch Halali geblaſen, näher als zuvor. Robert wurde aufmerkſam, zog die Zügel an und ſetzte im Galopp durch das Gebüſch, in der Richtung, wo er den Hornklang vernommen. Aber kein Geräuſch, denn es war noch zu fern, hielt ihn in dieſer Richtung feſt; dichtgedrängte Bäume zwangen ihn mehrmals auszuweichen, ſo daß er ſeinen Zweck verfehlte und nicht mehr zum Ende der Jagd kam. Nach langem Umherirren gelangte er endlich auf einen grasbewachſenen Waldweg, der ihn, wie er nach ſeiner Richtung glaubte, wieder auf die Straße führen mußte; er bog ſich aber mehr und mehr ab und Robert ſah, daß er nach einem andern Ziele gebahnt war. Junger Muth wird durch ſolche Täuſchung eher in's Abenteuer gelockt, als davon abgeſchreckt. Robert ließ ſeinem Pferde, das, mit offenen Nüſtern hinaus witternd, vorwärts ſtrebte, den Willen.

Eine halbe Stunde mochte er geritten ſein, als ſich vor ihm ein großes Waldrund öffnete, auf welchem ein Jagdhaus ſtand.

Hunde bellten, Jäger waren vor dem Hauſe beſchäftigt, aber Robert's Blick hatte nur flüchtig hinüber geſchaut, weil ihn ein näheres Bild anzog. Auf einer Steinbank, hinter dem Tiſche, der unter einer mächtigen Eiche angebracht war, in geringer Entfernung von der Stelle, wo ſich der Wald ſchloß, hatte ein Paar Platz genommen und ſah dem Reiter, der abſprang und, das Pferd am Zügel, ſich ihnen näherte, erwartungsvoll entgegen. Es war ein Mann in gewöhnlicher Jägertracht, neben ihm ein junges Mädchen. Robert grüßte höflich, ſagte, daß er von der Jagd hierhergeführt ſei und fragte, ob er den Herrn des Hauſes vor ſich ſehe, in welchem Falle er um ein Nachtlager bitte, da er ſeinem Pferde keinen weitern Weg zumuthen könne.

Der Jäger faßte ihn mit ſcharfen, aber nicht unfreundlichen Blicken in's Auge. — „Irr' ich mich nicht," ſagte er, „ſo haben wir uns ſchon einmal geſehen. Ich kann mich auf mein Gedächtniß verlaſſen. Ihr wolltet mir damals für guten Beſcheid, den ich Euch gab, undankbar zu Leibe."

Robert erkannte jetzt auch, wen er vor ſich hatte. Es war derſelbe Jäger, der ihn auf dem Wege nach Malgrange durch ſeine allzuvertrauliche Anrede gereizt; ſein Geſicht war ihm ſchon damals durch beſonders ſcharf ausgeprägte Züge auffallend geweſen und nicht ſo leicht zu vergeſſen. Heut ſchämte er ſich ein wenig ſeiner frühern Heftigkeit und ſuchte ſie zu entſchuldigen. Der Alte rieth ihm lachend, ſich nicht zu bemühen, pfiff einen Knecht herbei, welcher dem Reiſenden das Pferd abnehmen mußte, und hieß Robert ſich ſetzen. Das junge Mädchen hatte einen neugierigen Blick über den Fremden gleiten laſſen und ſah jetzt wieder unbefangen vor ſich hin. Robert nahm dem Paare gegenüber Platz, ſein Auge ruhte einen Moment auf den lieblichen Zügen des Kindes, aber wie ſchön ſie

auch waren, des Jünglings Herz blieb gepanzert gegen jeden neuen Eindruck. Auch nahm ihn gleich der Alte mit ſeinen raſchen Fragen in Anſpruch, bei denen er ihm oft nicht Zeit zur Antwort ließ. Ein Knecht trug Wein und Veſperbrod auf.

„Nun Frau!“ rief der Alte. „Wir ſind hier Wirth und Wirthin. Du mußt ſchon kredenzen.“

„Frau, ſagt Ihr?“ fragte Robert erſtaunt, während ſie emſig, aber ihr eigenes Ungeſchick belächelnd, vorſchnitt und einſchenkte. „Ihr ſagt Frau?“

Hab' ich etwa kein Recht dazu?“ erwiederte der Alte luſtig. „Es iſt meine Frau.“

„Iſt das möglich?!“ rief Robert. Sie war etwas roth geworden und bat ihn, zu eſſen. Ihr Mann trank ihm zu.

„Ihr wolltet damals des Herzogs junge Frau ſehen?“ fing er an. „Seid wohl ein Liebhaber von jungen Frauen?“

„Ich wollte das Paar zuſammen ſehen,“ antwortete Robert.

„Nun das könnt Ihr, es liegt nur an Euch,“ ſprach der Alte. Seine Frau lächelte ſchelmiſch.

„Wie ſo?“ fragte Robert.

„Ihr dürft nur nach Nancy reiten,“ rief die junge Frau ſchnell. „Hier im Waldſchloß kann es natürlich nicht geſchehen.“

Roberts Blicke ruhten wiederum auf ihr und kehrten ſich dann auf den alternden Gemahl. Frühling und Winter! Die junge Frau ſchien kaum den Kinderjahren entwachſen, während ihr Gatte graues Haar und die Furchen eines langen Lebens trug, mit denen nur ſein Feuerblick und ſeine hohe, rüſtige Geſtalt contraſtirten. Während Roberts Vergleichung hatte der Alte ihn ſeinerſeits lange geprüft, zuletzt kopfſchüttelnd.

„Meiner Treu,“ ſagte er endlich, „Ihr kommt mir ſo bekannt vor, als hätten wir uns ſchon früher geſehen, als

bei Malgrange. Ihr habt einen Zug im Geſicht, der mir auffällt, nur weiß ich nicht recht warum."

„Es iſt wohl möglich, daß wir uns ſchon einmal begegnet ſind — vielleicht zu Paris," erwiederte Robert.

„Sprecht mir nicht von Paris!" rief der Alte. „Ich wollte, ich könnte es an allen vier Ecken anzünden: es müßte aber drinnen ſein, wer hinein gehört."

„Was haben Euch die Franzoſen gethan?" fragte Robert. „Oder ſprecht Ihr nur aus Anhänglichkeit gegen Euren Herzog, dem der König von Frankreich übel mitgeſpielt haben ſoll?"

„Junger Menſch," entgegnete der Waldmann ſtolz. „Karl von Lothringen läßt ſich nicht mitſpielen, und wenn er einen Moment der Uebermacht weichen mußte, ſo wird der Augenblick kommen, wo er ſich Genugthuung ſchaffen kann. Dieſen Becher dem Verderben Ludwigs!"

Robert wollte den Handſchuh für den König, dem er enthuſiaſtiſch ergeben war, aufheben, aber die junge Frau wußte die Gefahr vorüberzuführen, indem ſie an ihren Gemahl ein Paar raſche Fragen richtete und ſomit dem Streitfertigen das Wort abſchnitt. Dadurch kam er zur Beſinnung, daß es thöricht ſein würde, ſich in ein unnützes Wortgefecht einzulaſſen. Er fing deshalb nach einer Pauſe an, von der heutigen Jagd zu ſprechen und fragte, ob ſein Wirth dieſelbe mitgemacht habe.

„Was denket Ihr!" rief der Alte. „Ich ſowohl, als mein Weibchen hier."

„Die zarte Frau!" entgegnete Robert. „Was ſoll dieſe bei ſo gefährlichem Spiele?"

Die junge Frau hob ihre unſchuldigen Augen auf den Sprecher, doch die laute Lache ihres Herrn bewog ſie, den Blick ſogleich wieder zu Boden zu ſchlagen. — „Zarte Frau?

Gefährlich Spiel?" wiederholte der Alte. „Ihr ſeid wohl im Federtopf auferzogen, wie ein junges Huhn?"

„Herr!" fuhr Robert auf, indem eine jähzornige Röthe über ſein ſchönes Antlitz flammte.

„Luſt zu raufen? Gut!" rief der Alte, noch immer lachend, indem er die Hand an den Griff ſeines kurzen Waldmeſſers legte. „Wer ſeid Ihr denn eigentlich?"

„Danach habt Ihr kein Recht zu fragen, ſo wenig, als mich zu beleidigen," ſagte der junge Mann, den die angſthafte Bewegung der Frau nach dem Arme ihres Gemahls ſchon entwaffnete. „Lieber will ich im Walde ſchlafen, als mich noch länger Eurer Grobheit ausſetzen! Gehabt Euch wohl, wir werden uns wohl noch einmal treffen."

Er wollte nach dem Stalle eilen, um ſein Pferd wieder zu erlangen, aber der Alte trat ihm in den Weg.

„Ihr ſeid ein Hitzkopf, den jeder Athemzug beleidigt," ſagte er. „Kommt, ſeid vernünftig, wir wollen gut Freund bleiben, Ihr wählt Eure Worte auch nicht beſonders. Wir wollen uns verſtändigen."

„Bleibt hier, mein Herr," bat die junge Frau ſo freundlich, daß Robert nicht widerſtehen konnte. Er ſagte nur, daß er nicht gewohnt ſei, irgend eine Ungebühr zu ertragen, und als ihm der Waldmann verſicherte, daß ſein Scherz es nicht auf Beleidigung abgeſehen habe, ſetzte er ſich wieder zu dem ungleichen Paare, das ihn — er konnte es nicht leugnen — ſehr intereſſirte.

„Ihr ſeid wohl Soldat?" fragte der Alte.

„Ich habe den Kriegerſtand gewählt," erwiederte Robert, „doch hoffe ich erſt, angeſtellt zu werden."

„Schlechte Zeit für den Soldaten! Ueberall Frieden!" ſagte der Waldmann. „Wie lange wird es dauern, ſo werden

auch — die lothringiſchen Truppen auseinander gehen müſſen. Wollt Ihr aber bis dahin eine Anſtellung im Heere? Der Herzog liebt ſolche Leute wie Ihr, raſch bei der Hand, nicht faul zum Dreinſchlagen."

„Meines Bleibens kann hier nicht ſein," antwortete Robert. „Der Herzog iſt zwar ein guter Soldat und ich möchte ihn wohl zu meinem Feldherrn haben, wenn es in den Krieg geht, aber die Verhältniſſe" —

„Sprecht mir das Wort nicht aus, ich kann's nicht leiden!" rief der Alte. „Was hat der Krieger mit Verhältniſſen zu thun? Er ſchafft und lenkt ſie mit der Klinge! Sie mögen nicht günſtig ſein für den Augenblick, das gebe ich zu, aber wenn der Herzog frei Spiel gewinnt, ſollt Ihr ſehen, wie er die Fortuna zu bannen weiß."

„Ich ſprach von meinen eigenen Verhältniſſen," gab Robert zur Antwort.

Eine luſtige Fanfare, welche in dieſem Augenblicke aus dem Walde ſchmetterte, unterbrach das Geſpräch. Zwei Piqueurs ſprengten, dem Jagdhauſe gegenüber, aus dem Gebüſche hervor und richteten ihren Lauf, als ſie der Gruppe am Steintiſche anſichtig wurden, grade dorthin. Der Waldmann ſtand auf und ging ihnen raſch entgegen; einer der Piqueurs ſprang ab und machte entblößten Hauptes eine Meldung. Robert wurde aufmerkſam; die junge Frau erhob ſich jetzt auch und ſagte lächelnd: „Ihr habt mit dem Herzog ſelbſt geſprochen."

Betroffen ſtand Robert, ſein Auge ſuchte Beſtätigung in dem ihrigen. „So ſeid Ihr, gnädige Frau —?" fragte er in momentaner Verlegenheit.

„Ich bin die Herzogin, ja wohl!" ſagte ſie und lachte laut; denn war ſie auch äußerlich über ihr Alter entwickelt, ſo trug

doch ihr Geiſt noch die kindlichen Schwingen, welche nur zu bald entfiedert ſinken.

Ihre Fröhlichkeit ſagte dem zurückkehrenden Herzoge, daß ſein Incognito verrathen ſei; er drohte ihr unwillig, aber ſie ſchüttelte noch immer lachend ihr ſchönes Köpfchen, als habe ſeine Drohung wenig Einfluß auf ſie, und Robert nahm ſchnell das Wort, ſich zu entſchuldigen. Der Herzog beruhigte ihn und wandte ſich dann zu ſeiner Gemahlin: „Die Gäſte werden gleich hier ſein. — Es giebt ein ländliches Feſt, junger Freund, Ihr werdet ſehen, daß, wenn uns auch übel mitgeſpielt iſt, wir dennoch den frohen Muth nicht verloren haben.“

„Gnädiger Herr, vergeßt das ungebührliche Wort,“ bat Robert.

„Sorgt nicht, ich verſtehe Scherz!“ ſagte der Herzog. „Es wird Zeit, Marie, ein ſchicklicheres Gewand anzulegen, Du ſiehſt aus, wie ein Waldweibchen.“ -- Sie beſah ſich von beiden Seiten, neigte ſich anmuthig vor ihrem Herrn, flüchtig vor Robert und ging dem Hauſe zu; man konnte es ihr anſehen, welchen Zwang ſie ſich anthun mußte, um in ſtattlichen Schritten zu bleiben und nicht zu ſpringen, wie es ihr jugendliches Blut verlangte. Der Herzog folgte ihr nach einer gnädigen Einladung, welche Robert ablehnte. — „Ich bin nicht für ein Feſt ausgerüſtet,“ ſagte er, ſich tief verbeugend. „Erlaubt, daß ich als Zuſchauer fern bleibe und mich in aller Morgenfrühe beurlaube.“

Die Dienerſchaft wurde lebendig, ein geſchäftiges Treiben regte ſich in dem Jagdhauſe und ſeinen Nebengebäuden. Robert ſah nach ſeinem Pferde, fand es abgeſattelt und wohl verpflegt und kehrte wieder nach dem Steinſitz zurück, wo er die erwarteten Gäſte beobachten konnte. Mehrere ſchwerfällige Wagen raſſelten auf dem feſten Raſengrunde daher, Cavaliere

begleiteten ſie am Schlage, ſie ſprengten voraus, gaben ihre Pferde ab und halfen den Damen ausſteigen. Da kam hinter dem letzten Wagen noch eine Cavalcade. Auf einem Zwergpferdchen galoppirte, von einigen Herrn umgeben, von Dienern gefolgt, eine Dame heran; ihre ſchlanke Geſtalt war von einem lichtgrünen Reitkleide umfloſſen, grüne Federn wehten von ihrem Hute, die Strahlen der Abendſonne, welche ſchräg durch das Laub funkelten, hoben die reizende Erſcheinung in das helliſte Licht. Nur ihr Antlitz blieb den Blicken verhüllt, ſie hatte den Schleier niedergeſchlagen. Als ſie ſich raſch aus dem Querſattel ſchwang, waren viele Hände bereit, ihr zu dienen, aber ſie bedurfte der Hülfe nicht. Robert ſah, wie ihr die Herzogin unter der Thüre entgegen trat, wie die Angekommene ſich bückte, um ihr die Hand zu küſſen und daran verhindert ward, indem die Fürſtin ſie umarmte. Dann verſchwanden Beide im Innern des Hauſes, wohin ſich überhaupt alles Leben zog, ſo daß Robert der Einzige blieb, welcher noch im Freien weilte.

Ihm wurde einſam zu Muth, ein Gefühl, das ihn noch nie angeweht hatte — wie kam es ihm heut und jetzt? Er fragte ſich ſelbſt vergebens, was ihn denn dazu berechtige, daß ſich Jemand um ihn bekümmern ſolle; er kannte ja Niemand, ſo viel er wußte, von Allen, welche ſich drinnen beluſtigten, was machte denn ſein Herz ſo ſchwer? Welche Ahnung beflügelte ſeine Pulſe? — Er legte die Hand über die Augen und gab ſich ſeinen Träumen hin. Sie führten ihn auf Adlerſchwingen in die Nähe ſeiner Geliebten, er ſah in ihr ſeelenvolles Auge, er hörte den ſüßen Ton ihrer Stimme, ſie winkte ihn auf die Bahn des Ruhmes! Zeit und Raum entſchwand ihm, ſeine Phantaſie ſchwebte zu Aetherhöhen hinauf. Schon war die Sonne geſunken, die Dämmerung wob ſich immer dichter

um die Stämme der Eichen, im Weſten thürmte ſich ein Gewitter ſchwarz und ſchwer, Robert bemerkte es nicht. Da weckten ihn ſpät die ſchmetternden Töne, welche die Gäſte zur Tafel riefen. Er ſah ſich um, es war todtenſtill in der Natur, keines Vogels Abendlied, kein Inſect ließ ſich hören, die Zweige hingen unbewegt in der ſchwülen Luft, ein dumpfes, ahnungsvolles Schweigen brütete über dem Walde. Welcher Kontraſt zu dem geräuſchvollen Jubel, der nun bald im Innern des Jagdhauſes erwachte! Alle Fenſter waren erleuchtet, im obern Stockwerk ſtrahlten unzählige Kerzen, deren Schein im weiten Umkreiſe ein flimmerndes Licht in die Bäume warf; Stimmengewirr und Gelächter, dazwiſchen Becherklang und Hornmuſik, Alles gab Zeugniß von der Fröhlichkeit des Feſtes, die ſich um Nichts kümmert, als um den Augenblick. Robert kreuzte die Arme über die Bruſt und wandelte auf und nieder, von Zeit zu Zeit nach dem Wolkenzuge blickend, welcher das Zwielicht ſchnell zur Nacht verkehrte. Noch ſchwieg der Donner, noch hatte kein Blitz den ſchwarzen Schleier, der ſich wie ein Bahrtuch langſam über den Himmel legte, zerriſſen, aber einzelne ſchwere Tropfen fielen, und Robert ſah ſich nach dem Obdach um, das er mit ſeinem Pferde theilen wollte. Indem er am Hauſe vorüberging, wo eben eine Geſundheit ausgebracht wurde, trat ein Diener auf die Schwelle. —

„Seid Ihr's noch, fremder Reitersmann?“ rief er in das Dunkel hinaus. „Mein gnädiger Herr ſchickt Euch einen Becher Wein und hat befohlen, Euch ein Gemach mit allen Bequemlichkeiten anzuweiſen. Wollt Ihr mir folgen?“

Robert nahm den Becher aus des Dieners Hand und erwiederte: „Bequemlichkeit iſt mir nicht vonnöthen, aber dieſen Becher leere ich auf die Geſundheit Eures durchlauchtigen

Herrn. Laßt Euch durch mich nicht ſtören, Freund, für mein Unterkommen iſt ſchon geſorgt."

„Das wird wohl ein Wetter geben?" fragte der Mann, ſich umſehend. „Der Donner kann den Paukenwirbel erſetzen. Macht, daß Ihr unterkommt, Herr." — Damit ſprang er in das Haus zurück.

Robert wählte einen Stand, wo er gedeckt war, und das erhabene Schauſpiel, das ſich bereitete, ſchauen konnte. Ein zackig flammender Blitz, deſſen Gluth die Gegend momentan erhellte, kündigte die Eröffnung an; doch währte es geraume Zeit, ehe der Donner folgte, tiefmurrend, aber noch fern. Der Tropfenfall hatte wieder aufgehört, die Luft war dick und erſchwerte das Athmen, Vögel verließen ihre Ruheſtätte und kreiſten ängſtlich flatternd umher. Nur die Menſchen ließen ſich in ihrer Luſt nicht ſtören.

Der Saal, welcher den größten Theil des obern Stockwerks im Jagdhauſe einnahm, war doch nicht ſo geräumig, um der heutigen Geſellſchaft rechte Freiheit zu gönnen. Hier und dort ſtießen ſich die Diener, mit jedem Augenblicke wurde die Gewitterluft, welche ſich geltend machte, fühlbarer, der Herzog befahl die Fenſter zu öffnen, und verwarf die Warnung einiger Aengſtlichen mit Hohn. Er war überhaupt in ſeiner gefährlichſten Laune, denn er hatte viel getrunken und ſeine Luſtigkeit erreichte den Grad, wo ſie jeder Feſſel ſpottete und keinen Widerſpruch ertrug. Seine Vertrauten kannten ihn und wußten ihr Schifflein in ſeinem Fahrwaſſer zu halten; aber die junge Frau, welche bisher immer keck mit ihm geſpielt hatte, wie ein Kind mit dem Löwen, ſchien ſeinen Scherzen, welche das Maaß des Schicklichen überſchritten, Einhalt thun zu wollen, wozu ſie das unwillig erröthete Geſicht ihrer Freundin aufmunterte.

„Es zieht ein ſchweres Wetter auf, mein Gemahl,“ ſagte ſie bedeutſam.

„Wir haben ſchwerere erlebt, Liebchen! Das heißt: politiſche,“ erwiederte er. „Es hat mehrmals auf meinen Kopf ſelbſt eingeſchlagen, aber er iſt hart, Marie. —“

„Man muß den Blitz nicht muthwillig auf ſich ziehen,“ ſagte ſie. — Die Höflinge ſahen auf ihre Teller, in der Meinung, die Herzogin habe ihre eigene Lehre durch dieſe Aeußerung ſelbſt verachtet. Aber der Herzog lachte nur und verſetzte: „Ich ſpiele gern mit Blitzen. Der Waffenblitz iſt mir der liebſte, und ein Blitz aus ſchönen Augen der einzige, der mir gefährlich werden kann.“

Er warf einen feurigen Blick auf die ſchöne Nachbarin ſeiner Gemahlin, welcher nicht unbemerkt blieb. — „Eine neue Sonne!“ raunte am untern Ende der Tafel ein dicker Cavalier ſeinem Freunde zu. Man kannte des Herzogs Unbeſtändigkeit und ſah bereits wieder eine Trennung voraus.

„Die Herzogin warf ein wenig ihre hübſchen Lippen auf, als ſie bemerkte, daß die Artigkeit, welche ſie erſt auf ſich bezog, ihrer Freundin gegolten hatte; doch liebte ſie die letztere zu ſehr, um darüber zu ſchmollen und freute ſich, ihren Gemahl in eine feinere Bahn geführt zu haben.

Vor den Fenſtern lag tiefſchwarze Finſterniß, nur zuweilen von einem Blitze, durch die Kronen der Bäume leuchtend, erhellt, um ſchwärzer zurückzuſinken; der Donner rollte dumpf hinterdrein. Es fing an, beim Mahle minder laut zu werden, der Witz verſiegte, die Laune floh. Nur auf den Herzog machte das nahende Gewitter keinen Eindruck und ſeine nächſte Umgebung zwang ſich nach Kräften, ſo ſtark zu ſein, wie er, obgleich wohl Niemand an der Tafel ſaß, der ſie nicht aufgehoben wünſchte. Zum Ueberfluß erhob ſich jetzt der Luſtzug und

wehte mit heißen Schwingen zu den Fenſtern herein, als wolle er den letzten Funken des Frohſinns ausblaſen.

„Haſt Du meinem fremden Gaſt den Becher gebracht, wie ich befahl?“ fragte der Herzog, welchem der Diener auffiel, dem er jenen Auftrag ertheilt hatte.

„Er hat ihn auf Eurer Hoheit Wohl geleert,“ ſagte der Diener.

„Iſt für ihn geſorgt, Henri?“ fragte der Herzog weiter.

„Er lehnt Alles ab und iſt noch draußen,“ erwiederte der Diener. „Bequemlichkeit brauche er nicht, für ſein Unterkommen ſei geſorgt.“

„Bravo!“ rief der Herzog. „So lieb' ich's! Das iſt doch wieder ein Mann nach meinem Sinne.

„Von wem iſt die Rede?“ fragte die Dame, welche neben der Herzogin ſaß, ihre Freundin mit halber Stimme.

„Ein junger Mann kam heut zufällig hieher,“ gab dieſe zur Antwort. „Mein Gemahl hat Gefallen an ihm gefunden, es iſt viel Ritterliches in ſeinem Aeußern, doch kennen wir ſeinen Namen nicht, aus dem er ein Geheimniß machte.“

„Weißt Du, Marie, warum er mir gefällt?“ rief der Herzog.

„Doch nicht, weil er ſich mit Euch ſchlagen wollte?“ entgegnete ſie lächelnd.

„Weil er etwas von Dir in ſeinem Geſichte hat!“ rief der Herzog. „Ma foi, Marie! Dieſelben Augen! Ich verſichere Euch, Fräulein von Attencourt, Ihr würdet die Aehnlichkeit ſelbſt finden.“

Das Fräulein ſah die Herzogin ſchnell und, wie es ſchien, überraſcht an, ließ ihr Auge eine Weile ſinnend auf ihr ruhen und fragte dann: „Ihr wißt ſeinen Namen nicht?“

Ein Blitz wie ein Feuermeer! Gedankenſchnell darauf ein

ſchmetternder Schlag, daß Fußboden und Wände bebten, Gläſer und Flaſchen ſtürzten und Alles betäubt ſaß! Ein wüſtes Geſchrei von unten drang herauf, die Wipfel der Bäume rötheten ſich im Nu, die Nacht wurde zu Tage. Raſch auf ſprang die Tafelgeſellſchaft, ſtürzte zu den Fenſtern, hörte die Flammen praſſeln — wehe! das Haus brannte! Alles flog an die Thüren, jede Rückſicht auf Etikette war vergeſſen, die eigene Rettung das Höchſte. Flammenſchein ſchlug den Fliehenden entgegen, der Schlag war an der Treppe niedergegangen, ſie in Feuer ſetzend. Verzweiflungsvoll ſprangen Viele durch die Gluth und kamen, wenn auch verſengt, hinab, Andre ſchwangen ſich aus dem Fenſter auf den Baum, der ſeine Zweige faſt hinein ſtreckte. „Leitern her!“ ſchrie der Herzog mit ſtarker Stimme in die Verwirrung hinaus, die unten herrſchte. Sie waren ſchon angelegt auf der andern Seite, wo das Niederſteigen, vom Feuer entfernt, ſicherer war. — „Marie!“ rief der Herzog. „Wo biſt Du?“

„Sie iſt gerettet,“ ſagte das Fräulein von Attenreut, „ſchon unten!“ — Die Stimme der Herzogin rief laut den Namen: „Victoire!“ herauf. „Ich komme!“ ſchell die Antwort. Der Herzog ließ die Damen, welche noch im Saale vor Todesangſt bebten und klagten, eine nach der andern hinabſteigen, indem er die Fortſchritte des Feuers mit kaltem Blute beobachtete. Dann folgte er, der Letzte, als die Flammen ſchon in den Saal drangen.

„Gebt Euch keine Mühe!“ rief er den Dienern zu, welche mit Löſchverſuchen beſchäftigt waren. „Hier iſt Alles umſonſt, rettet nur die Nebengebäude.“ — Dorthin wandten ſich jetzt unter ſeiner Leitung die vereinigten Kräfte, und es gelang ihnen, auf dieſer Seite den Flammen Einhalt zu thun. Ein rauſchender Regen, der in Fluten Waſſers herniederſtrömte,

diente dazu, das Feuer löschen zu helfen, aber er durchnäßte auch die ganze festliche Gesellschaft, welche vor der Hitze, die in der Nähe des brennenden Hauses unerträglich war, Zuflucht im Walde gesucht hatten. Wenige waren so glücklich gewesen, ein dichtes Laubdach zu finden, das ihnen etwas Schutz verlieh, die Meisten flüchteten schauernd von Baum zu Baum und priesen nur ihre Rettung aus dem Feuer.

„Victoire!“ sagte die Herzogin, ihre Freundin umschlingend, mit welcher sie, vor dem Regen gesichert, unter einer breitästigen Eiche stand. „Victoire, Du kennst den Mann, der mich gerettet hat! O verbirg mir seinen Namen nicht!“

„Ich habe ihn zu Paris bisweilen gesehen,“ antwortete das Fräulein von Attencourt, indem sie gleichgültig zu sein strebte.

„Aber wie heißt er?“ fragte Maria dringend. „Nur sein Staunen, Dein Blick sagten mir, daß ihr euch kennt. Nenne mir seinen Namen.“

„Wenn er ihn geheim zu halten wünscht,“ versetzte Victoire, „so wäre es indiscret von mir, wollte ich ihn verrathen.“

„Bist Du ihm mehr verpflichtet, als mir?“ rief die Herzogin lebhaft.

„Welcher Einfall!“ entgegnete Victoire. „Doch fragen wir ihn erst, ob er mir's — ob es ihm gleichgültig ist, wenn ich ihn nenne. Im Ernst, Marie, er hat vielleicht Gründe, welche ihn bestimmen; und da er sich meinem Vater zu Dank verpflichtet hat, wär' es von der Tochter unrecht, ihn zu kränken.“

„Gute Victoire, ich sag' es ihm nicht wieder; bitte, liebe, süße Victoire, nenne mir den Fremden!“ rief Maria. Und da Victoire sie statt der Antwort nur heftig küßte, so wand sie sich schmollend los und sagte: „Ich weis jetzt, wie lieb Du mich hast.“

Des Herzogs Stimme, welche nach ſeiner Gemahlin fragte, kam der Bedrängten zu Hülfe. Victoire gab laute Antwort und der Fürſt geſellte ſich trieſend, aber mit ungetrübter Laune zu Beiden. — „Wenigſtens kann man unſerm Jagdſchmaus nicht vorwerfen," rief er, „daß er langweilig geendet hat! Nun, meine Damen, alle Betten ſind verbrannt, wir müſſen ſchon mit einer allgemeinen Streu im Stallgebäude zufrieden ſein, es wird noch luſtige Scenen geben."

„Es iſt doch Niemand verunglückt?" fragte die Herzogin beſorgt.

„Ich habe noch nicht Muſterung gehalten," erwiederte er. „Aber wie ſeid Ihr davon gekommen, Marie?"

„Mich hat, als Niemand an mich dachte, jener Fremde gerettet!" rief ſie mit großer Bewegung. „Ich wollte hinaus, Keiner machte mir Platz, die Männer, die vor Euch zittern, gebrauchten Hand und Ellnbogen, mir den Vorſprung abzugewinnen" —

„Wer hat das gewagt?" fuhr der Herzog zornig auf.

„Da ſtürmte Er in die Thüre!" ſprach Maria weiter, ohne ſeine Frage zu beantworten. „Er ſah ſich um, erkannte mich, faßte mich in ſeinen linken Arm, den naſſen Mantel um mich ſchlingend, mit der Rechten riß er den Nächſten, der ihm den Ausweg verrannte, beim Kragen zurück — mehr weiß ich nicht, die Flammen raubten mir das Bewußtſein. Erſt unten, als ich gerettet war, konnte ich ihm danken!"

„Wo iſt er?" fragte Herzog Karl.

„Er iſt wieder zum Feuer geeilt, nachdem er uns dieſe Stelle angewieſen," ſagte Marie. „O mein Gemahl, ſeid erkenntlich gegen den Retter meines Lebens! Ohne ihn wäre ich nicht hier!"

Der Herzog antwortete nicht, ſondern verließ die beiden Frauen. — „Ueberſchätze ſein Verdienſt nicht," ſagte Fräulein Attencourt. „Obgleich er nur Dich — wie es auch natürlich iſt — wählte und alle Andern ihrem Schickſale überließ, ſind wir doch Alle den Flammen entronnen."

„Ihr wäret es nicht ohne ihn, auch Dich, meine Victoire, Euch Alle hat er gerettet," rief die Fürſtin warm. „Er war es, der die Leiter ſchon angeſetzt hatte, ehe mein Herr es befahl! Er allein hielt ſie feſt, als ihr niederſtiegt, die Andern dachten Alle nur an ſich! Welcher Muth, welche Entſchloſſenheit!"

„Hüte Dich, Marie, daß Du nicht allzuwarm ſein Lob verkündigſt!" erwiederte Victoire mit unſicherer Stimme. „Du könnteſt Deinen Gemahl eiferſüchtig machen."

„Eiferſüchtig? Warum das?" entgegnete Marie ſchnell und da Victoire ſchwieg, entſtand eine Pauſe. Nach einer ziemlichen Weile fragte die Herzogin: „Wie meinſt Du das?"

„Du liebes, liebes Kind!" rief Victoire, ſie mit Heftigkeit umarmend. „Der Himmel bewahre Dich auf ewig vor dem Verſtändniß des Wortes."

„Verſtehe ich es etwa nicht?" entgegnete Marie. „Ich werde wohl wiſſen, was Eiferſucht heißt, nur ſehe ich nicht ein, wie es meinem Herrn einfallen könnte, eiferſüchtig zu werden, weil mich der Fremde gerettet! Sollte er mich lieber verbrennen laſſen? Eben ſo gut könnte ich eiferſüchtig ſein, daß Karl nur für Dich ſorgte."

„Marie, beantworte mir eine Frage," bat Victoire. „Liebſt Du Deinen Gemahl?"

„Es iſt meine Pflicht," erwiederte Marie ruhig. „Du hältſt mich doch für ſo gewiſſenhaft, meine Pflicht zu thun?"

„Mädchen!“ rief Victoire heftig. „Doch ich vergesse, Du bist ja Frau und Fürstin. Wir müssen uns aussprechen, Marie. Morgen, sobald wir Zeit dazu finden! Sieh, man kommt mit Fackeln, uns zu holen.“

Der Herzog kehrte mit einigen Dienern zurück. Schon hatten sich die meisten Geflüchteten nach dem stehengebliebenen Seitengebäude begeben, der Regen ließ nach, das Feuer war gesunken und glühte nur noch in den Trümmern der Brandstätte. Die Diener brachten Tücher für die Damen, sie traten den Weg über den wassergetränkten Rasen an, der Herzog begleitete sie. — „Euer Paladin,“ sagte er zu seiner Gemahlin, „lehnt bescheidener Weise meinen Dank ab. Doch werden wir seine Gesellschaft gewinnen, weil in der That kein anderes Unterkommen für uns ist, als auf dem Boden des Stallgebäudes, wo er als Wirth die Honneurs machen kann.“

„Eure Worte klingen ironisch,“ sagte die Herzogin, „als habe der Fremde keinen Anspruch, in gute Gesellschaft zu kommen. Das Fräulein von Atiencourt wird Euch eines Bessern belehren.“

„In wie fern, Fräulein?“ fragte der Herzog.

„Ich habe den jungen Cavalier im Hause meines Vaters gesehen,“ antwortete Victoire ein wenig stolz. „Der Vicomte würde ihm nicht den Zutritt gestattet haben, wenn er keinen Anspruch darauf hätte.“

„Und wie heißt er?“ fragte nun auch der Herzog, als sie eben die Schwelle des Nebengebäudes betraten.

„Das wird er Euch gewiß selbst sagen, gnädiger Herr,“ erwiederte das Fräulein.

„Montez!“ rief der Herzog, nach der steilen Treppe deutend.

5.

Der Bodenraum, in welchen ſich die Gäſte des Herzogs ſämmtlich geflüchtet hatten, bot den Anblick eines Zigeunerlagers: Männer und Frauen, Kleider und Geräth bunt durch einander, hier und dort ein Verwundeter, der ſeine Brandſchäden kühlte, Strohſchütten in allen Ecken. Jeder hatte von ſeiner perſönlichen Lebensgefahr zu erzählen oder einen Verluſt zu beklagen, Viele freuten ſich ſchon auf die Senſation, welche ſie mit ihrem Bericht in der Hauptſtadt erregen würden, Manche lachten und ſcherzten bereits über den Vorfall. Der Eintritt des Herzogs mit den beiden Damen wurde in der allgemeinen Aufregung kaum bemerkt, auch bewegten ſich ſo viel Schlagſchatten in jeder Richtung, daß die wenigen Lichter, die man noch aufgetrieben hatte, eher dazu dienten, die Scene phantaſtiſch zu verwirren, als zu erhellen.

Dennoch fand das ſcharfe Auge der Herzogin ſchnell, was ſie ſuchte. Der junge Mann, der ſie mit ſtarkem Arm aus dem Feuer getragen hatte, lehnte abgeſondert von Allen an einem der Balken, welche, ſchräg nach oben zuſammenlaufend, den Raum noch mehr verengten. Er ſchien gleichgültig auf die beweglichen Gruppen zu ſchauen, die ſich auch nicht um ihn, den Unbekannten, kümmerten. In Wahrheit ſah er ſie kaum, und ſein äußerer Gleichmuth war nur Schein. Wie konnte er ihn bewahren, als ſich jetzt die Beiden näherten, nach denen er ſelbſt ausgegangen wäre, wenn ihn der Herzog nicht bedeutet hätte, es ſei unnöthig?

„Licht hieher!“ befahl der Fürſt. Diener gehorchten. „Nun, junger Held,“ begann Karl, als Robert ihnen entgegen trat, „gefall' es Euch, Euer Incognito abzuwerfen. Wir ſind Euch zu ſehr verpflichtet, als daß wir nicht wünſchen ſollten, Euren

Namen zu hören. Ich weiß, daß Ihr allein die Leiter beſorgtet, an welche meine pflichtvergeſſenen Hunde, die nur ihre eigene, elende Haut ſalvirten, gar nicht gedacht haben."

„Und daß Ihr mich gerettet!" rief die Herzogin, die es kränkte, dieſe That, welche ihrem Gemahl die wichtigſte ſein mußte, gar nicht erwähnt zu ſehen. „Wir wiſſen mehr von Euch, als Ihr glaubt, und dieſe Dame hier kennt Euren Namen, den ſie aber nicht nennen will, da Ihr ihn mit Abſicht zu verbergen ſcheint. Was kann Euch aber hindern, da Ihr unter Solchen ſeid, die Euch wohl wollen? Nenne den Namen, Victoire, du darfſt es."

„Fräulein von Attencourt kennt meinen Namen nicht," ſagte Robert, indem er Victoire's Auge ſuchte. „Ich habe auch keine Abſicht, ihn zu verhehlen, und wenn es bisher zufällig geſchah, war es nur ein Mißverſtändniß."

Es hatte ſich ein Kreis um die Gruppe gebildet, manches Auge ſchaute neugierig auf den Fremden und die Damen geſtanden ſich, daß er ſehr ſchön ſei. Das edle Geſicht mit dem kühnen Profil, die dunkeln Locken, das Stutzbärtchen über dem freien Munde, vor Allem das blitzende Auge — er hatte es auf Victoire gerichtet, welche den Blick ſtolz erwiederte: „Es mag ein Mißverſtändniß zwiſchen uns geweſen ſein, Herr von Roquemadour."

Die Umſtehenden wiederholten den Namen flüſternd, fanden ihn wohlklingend und provençaliſch; die Herzogin ſprach ihn freudig nach. Aber Robert rief mit großer Verwirrung, da er ſich weder den Namen, noch Victoire's Worte deuten konnte: „Was giebt Euch Anlaß, das zu ſagen, Fräulein von Attencourt?"

„Es iſt kein Verbrechen!" nahm der Herzog das Wort. „Wir wiſſen nun, wer Ihr ſeid, und behalten uns vor, Euch

unſern Dank zu beweiſen, wozu wir heut keine ſchickliche Gelegenheit haben. Ihr begleitet uns nach Nancy. — Nun, Mesdames und Meſſieurs, arrangiren Sie ſich ſo gut es geht. Wir bedauern, keine abgeſonderten Zimmer zu haben.“ — „Ihr,“ wandte er ſich herriſch zu den Dienern, die auf ſeine Befehle warteten, „Ihr bewacht die glimmenden Kohlen, daß ſie nicht wieder in Brand gerathen! Dorthin ein Lager für die Herzogin! Ihr theilt es wohl mit dem ſchönen Fräulein, Maria? — Morgen ſprechen wir mehr, Herr von Roque — wie war das Beiwort? Amour?“

„Verzeihung, gnädiger Herr!“ entgegnete Robert raſch. „Mir gebührt dieſer Name nicht. Das mag ein Mißverſtändniß ſein, Fräulein, von einem andern weiß meine Seele bei Gott nichts!“

Seine Stimme hatte unwillkührlich den Ausdruck ſeines Gefühls angenommen; Victoire wollte etwas erwiedern, doch der Herzog unterbrach ſie. „Auf morgen Alles, Herr von Roque — Amour!“ rief er. „Ihr müßt Euch, bis Ihr uns einen andern bringt, dieſen Namen ſchon gefallen laſſen, der uns ganz paſſend ſcheint. — Heut keine Erörterungen mehr. Wir ſind Alle von der Jagd und dem Deſſert unſers Mahls ermüdet.“

Die Herzogin und Victoire ſchmiegten ſich auf das Lager, das man ihnen, ſo bequem es möglich war, in einiger Entfernung von den Gäſten bereitet hatte. Auch die Letztern ſuchten ſich einzurichten, wie es ging, die Damen rückten geſellig an einander, die Herren warfen ſich hin, wo es war; Robert hatte den Boden verlaſſen, um bei ſeinem Pferde in dem gedrängtvollen Stalle zu übernachten.

„Victoire!“ flüſterte die Herzogin, als Alles um ſie her ſtill wurde. „Schläfſt Du?“

„Ich bin zu aufgeregt," erwiederte dieſe. „Doch laß uns nicht plaudern, ich fürchte, man belauſcht uns."

„Maria hob ſich, auf den Arm geſtützt, und warf einen forſchenden Blick umher. Ein Paar Laternen, in der Höhe angebracht, warfen ein nothdürftiges Licht auf die Schläfer. Der Herzog, der ſich mitten in den Raum gebettet hatte, lag feſt entſchlummert und ſchnarchte vernehmlich, aber man hörte überall noch unruhige Athemzüge und Seufzer, welche Wachende verriethen. Maria ſank wieder herab, drückte ſich dicht an die Freundin und flüſterte: „Niemand iſt nah genug, unſere Worte zu verſtehen. Ich kann nicht ſchlafen. Sobald ich die Augen ſchließe, bin ich von Flammen umgeben, die nach meiner Bruſt zielen. Es muß ein ſchrecklicher Tod ſein."

Victoire ſuchte ſie dieſer Vorſtellung zu entreißen, indem ſie andere Bilder vor Maria's Seele führte. Beide plauderten eine Weile mit leiſer Stimme von den frohen Tagen der Kindheit, welche ſie zuſammen verlebt hatten. Die junge Gräfin Aſprement war in Paris erzogen, und nur aus dem Kloſter entfernt worden, um mit dem ſechzigjährigen Manne, den ſie nie geſehen hatte, an den Altar zu treten. Herzog Karl dagegen kannte ſie wohl, er hatte ſie in der Meſſe erblickt und war von ihrem jungen Reize dermaßen entzündet worden, daß er ſofort Anſtalt traf, den alten Groll, den der Graf von Aſprement auf ihn hatte, durch einen Heirathsantrag zu verſöhnen. Er war in der That auch das paſſendſte Mittel, wohl geeignet, den Anlaß ihrer Feindſchaft auf ewig zu beſeitigen und das Geſchehene glänzend wieder gut zu machen.

Die Gedanken der Herzogin ließen ſich aber nur kurze Zeit bannen, ſie kehrten immer wieder zu der überſtandenen Gefahr zurück und damit natürlich zu ihrem Retter. — „Du haſt ihn erſt kennen gelernt, ſeit ich Paris verlaſſen habe?" fragt ſie.

Victoire erklärte, den Zeitpunkt nicht genau zu wissen. — „Mein Vater ist ihm sehr gewogen," sagte sie; „er hat ihm irgend einen Dienst geleistet, dadurch erhielt er Zutritt in unserm Hause."

„Warum läugnete er aber heut seinen Namen, den er dort geführt hat?" fragte die Herzogin.

„Er hat ihn auch zu Paris nicht geführt," erwiederte Victoire, „aber ich bin durch einen Zufall dahinter gekommen. Kann es Dich sehr interessiren? Laß uns heut den Schlaf suchen."

„Doch! Doch!" rief Maria. „Ich gestehe, ich bin sehr neugierig, zu hören, wie Du mit Herrn von Roquemadour stehst. Der Ton, in welchem er zu Dir sprach, klang so ganz anders, als man wohl" —

„Ich bitte Dich, Marie!" unterbrach sie das Fräulein. „Welche Einbildung! — Doch wenn Du es wünschest, erzähle ich Dir, wie ich seinen Namen erfuhr. Er hatte einen Ring — mein Vater ist ein Liebhaber von alterthümlichen Dingen, ihm fiel der Ring auf, der von kostbarer Arbeit gewesen sein soll, er ließ sich das Wappen, welches darauf eingegraben war, abdrücken und ruhte nicht eher, bis er auf dem Heroldsamt erfahren hatte, welchem Geschlecht das Sinnbild gehörte. Man sagte ihm, es sei das Wappen von Roquemadour, einer wahrscheinlich ausgestorbenen Familie, der sonst das Städchen im Cahourcin, das denselben Namen führt, gehört habe."

„Unter welchem Namen war er denn eingeführt in Deines Vaters Hause?" forschte die Herzogin.

„Er nannte sich schlichtweg Robert, doch alle Welt gab ihm den Titel Chevalier," erwiederte Victoire.

„Den verdient er mit Recht!" rief die Herzogin. Das Fräulein erinnerte sie, nicht zu laut zu sprechen, und war sehr zufrieden, als Maria ganz verstummte.

Robert brachte während der Zeit gleich ſchlafloſe Stunden zu. Ihn beſchäftigte der wunderbare Zufall, der ihn ſo unerwartet in die Nähe der Geliebten geführt hatte; er wußte wohl, daß ſie mit der jungen Herzogin von Lothringen erzogen und innig befreundet war, auch hatte ſie oft den Wunſch geäußert, ſie in ihrer neuen Würde wieder zu ſehen, aber daß ſich dieſer Wunſch ſo bald erfüllen ſollte, hatte er nicht geahnt. Dann waren ihm auch Victoire's Worte: „Es mag ein Mißverſtändniß zwiſchen uns geweſen ſein!“ Worte, denen der Ton und Blick eine unheildrohende Bedeutung gaben, ſchwer auf das Herz gefallen. Was konnten ſie meinen? Und endlich: was ſollte der Name, den ihm Victoire gab, den er noch nie gehört hatte? Durfte er ihn annehmen? Mußte er nicht wahr ſein, wie er es ſeinem Vater und ſich ſelbſt gelobt? Er hätte ein Jahr ſeines Lebens geopfert, wäre es ihm vergönnt geweſen, ſich frei und ohne Zeugen mit Victoire auszuſprechen. Dazu bot ihm aber auch die nächſte Zukunft keine Ausſicht. Wie ſollte er ihr nahen? Was berechtigte ihn dazu, ſich in den hohen Kreis zu drängen, in den ſie hier, als gehöre ſie zum herzoglichen Hauſe, aufgenommen war? Ein Gedanke blitzte hell vor ihm auf. Wiſſen mußte er, wie lange ſie am Hofe zu Nancy verweilen würde, und blieb ſie auf längere Zeit, ſo durfte er ja nur des Herzogs Anerbieten, in ſeine Dienſte zu treten, annehmen. Es kam doch auf ihn an, wieder auszuſcheiden, ſo bald ihn nichts mehr feſſelte.

Sein Blut war in heißer Wallung und ließ ihn nicht ruhen, er ſtand auf und ſuchte das Freie. Keine Wolke trübte noch den Nachthimmel, ſein tiefblauer Dom wölbte ſich mit klaren Sternen über der ſchlummernden Welt, nur aus dem halbverbrannten Gebäude qualmte noch Rauch empor und zog, von einem müden Lüftchen getragen, einen mißfarbigen Streif über

die Baumwipfel. Dorther ſchallte auch der einzige Mißton in die Feierſtille der Nacht, es war das Geſpräch der Knechte, denen die Bewachung der Brandſtätte übergeben war. Robert wandte ſich von ihnen ab und ſuchte wieder die Steinbank, auf welcher ihm heut die Geliebte, ob auch von ihm nicht erkannt, zum erſten Male erſchienen war. „Hätte ich geahnt," dachte er bei ſich ſelbſt, „daß Sie droben weilte, daß ihr Leben, für das ich mit Freuden mein Herzblut opferte, in Gefahr ſei! Großer Gott! Wenn ſie in den Gluten verſunken wäre und ich hätte eine andere gerettet!" — Er ſchalt ſich ſelbſt über die unnütze Sorge um nicht geſchehene Dinge und richtete ſeinen Geiſt auf das Ziel, daß ihm verſchwebte; was dazwiſchen lag, kümmerte ihn nicht, er mußte es erreichen, er war ſich der Kraft bewußt, jedes Hinderniß zu beſiegen.

Die kurze Sommernacht verging. Am Himmel erblichen die Sterne, das Dämmerlicht im Oſten entzündete ſich zum flammenden Purpur, ein kühler Morgenwind weckte die Zweige mit ihren gefiederten Bewohnern und lebendig wurde es fern und nah. Robert rüſtete ſein Pferd, die Knechte ſahen ihn ſchief von der Seite an und raunten ſich ihre Bemerkungen zu; Keiner half ihm, die Meiſten lagen noch faul ausgeſtreckt. Plötzlich fuhren ſie aber Alle empor, des Herzogs Donnerſtimme machte ſie flink. Die Reitpferde wurden geſattelt, die Wagen beſpannt, es galt ungeſäumten Aufbruch.

„Schon munter, Herr von Amour?" rief der Herzog dem jungen Manne zu, der ihm zuerſt entgegen kam.

„Gnädiger Herr, ich ſagte Euch ſchon, daß Ihr mich mit einem Namen und Titel beehrt, den ich nicht habe," ſagte Robert, deſſen Stirn furchtlos ſeinen Verdruß zeigte.

„Nun, nun!" verſetzte der Herzog, dem Solches, weil es ihm ſelten geboten wurde, nicht mißfiel. „Ich werde den rich-

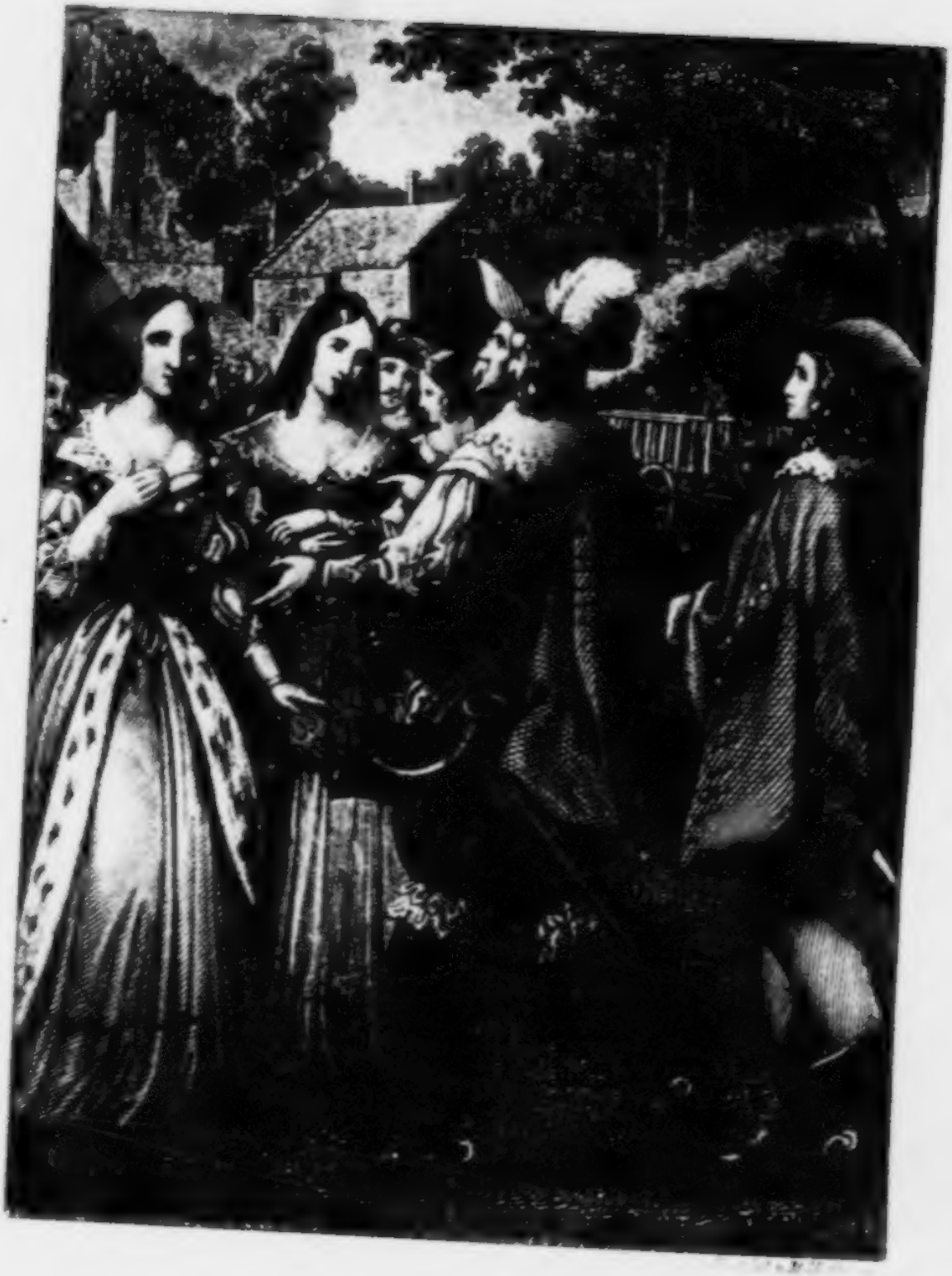

tigen schon einmal behalten — Ihr habt Pulver geladen! Ah! Die schöne Vicomtesse! Begrüßt doch Eure Bekannte — sie ist schön, wie der heutige Morgen."

Der Herzog hatte Recht. Die Jungfrau war reizend. Ihr frisches Gesicht, vom edelsten Gepräge, zart überhaucht von rosigem Schimmer, fesselte jeden Blick, ihre reinen Züge hatten jenen Ausdruck unvergänglicher Schönheit, den auch die Jahre nicht mit den Rosen der Wangen verwischen können weil er die Form ist, welche sich die Seele geschaffen hat. Victoire trat mit federkräftigem Gange in die erwachte Natur hinaus, der Morgenwind spielte mit ihren schwarzen Locken, welche sie nicht Zeit gehabt, in die Fesseln der Mode zu schlagen; so kam sie daher, im lichtgrünen Gewande, ihr Auge klar, wie der Thau, der in Blüthenkelchen zittert, ihre Gestalt frei und königlich — das Bild einer keuschen, sieghaften Diana. Neben ihr, lieblich wie Hebe, mit zartern Formen und weicherm Ausdruck, erschien Maria; ein anmuthiges Erröthen blühte auf ihren Wangen auf und drohte die kindliche Unbefangenheit im Antlitze — vielleicht auf Niederkehr! — zu verdrängen. Rasch ging der Herzog Beiden entgegen, Robert folgte langsam.

„Ihr beschämt Eure Leidensgefährtinnen!" rief der Fürst. „Nach der Schreckensnacht diese Rosen!"

„Weiße, Monseigneur!" erwiederte Victoire. „Ihr könnt deren noch mehr erblicken."

Die Damen, welche nach und nach zum Vorschein kamen, trugen wirklich Spuren der bösen Nacht, welche sie außerdem aller Mittel beraubt hatte, ihrer Schönheit künstlich aufzuhelfen. Manche, welche sonst in unveränderlichem Colorit geprangt hatten, zeigten heut ein bedenkliches Changeant in Gelb, manche lilienweiße Stirn war dunkel geworden, und das kritische Tageslicht hob jede Furche hervor, welche der Zahn

der unerbittlichen Zeit geſchlagen hatte. Spiegel waren eben nicht zur Hand, ſonſt würde Manche, vor ihrer eigenen Metamorphoſe erſchreckend, nicht zum Vorſchein gekommen ſein. Zeigte ſich aber im Allgemeinen keine Sprödigkeit, ſo lag der Grund weniger im Selbſtvertrauen, als in der Furcht vor des Herzogs ſchonungsloſer Zunge, welche er hier um ſo weniger zügelte, als er ſie nicht einmal dort, wo ſeine Ausfälle ihm Gefahr brachten, zu bändigen verſucht hatte. Seine Geſandtſchaft in Spanien war ja vorzüglich durch die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er in den Niederlanden über den Statthalter, Leopold Wilhelm, Kaiſer Ferdinands Bruder, und alle Verhältniſſe ſprach, veranlaßt worden. So fragte er, als ihn der Erzherzog erſuchte, ſeine Truppen gegen die franzöſiſche Grenze rücken zu laſſen, im Beiſein des ſtolzen Fürſten ſeinen Kutſcher um Rath, und ſpottete des ganzen Kriegsplans, was man ihm nie vergaß. Heut mußten die armen Damen manchen rohen Scherz über ihre eigene Perſon hören, er gefiel ſich darin, eine förmliche Heerſchau zu halten, während ſeine Gemahlin und das Fräulein von Attencourt-Robertſ ehrerbietigen Morgengruß mit Freundlichkeit erwiederten. Ein Blick auf Victoirens Geſicht belehrte den Liebenden, daß die Wolke, welche es ihm verdüſtert hatte, verſchwunden ſei, ihr Auge ſtrahlte wieder mit gewohnter Innigkeit und belebte ſein Herz in ſüßem Schauer. Aber umſiert war es doch, als trübe eine wehmüthige Sorge die Seelenruhe des Mädchens. So war es auch — nicht um ſich oder ihn, ſondern um ein anderes, theures Weſen. Sie mußte handeln, wenn ſie noch Rettung bringen wollte: vielleicht trieb ſie auch noch eine andere Beſorgniß, die ſich dunkel in ihr regte, und die ſie ſich ſelbſt nicht geſtand.

„Ihr begleitet uns nach Nancy, Chevalier?“ fragte die Herzogin. „Keine Widerrede! Wir ſind zu ſehr in Eurer

Schuld, als daß wir nicht wünschen sollten, Euch länger zu sehen, Euch zu vergelten."

„Hoheit, Ihr überschätzt den geringen Dienst, den mein Glück mir zu thun erlaubte," sprach Robert. „Möge es aber dem Fräulein von Attencourt gefallen, zu erklären, warum mir ein Name gegeben wird, auf den ich kein Recht habe?"

„Und wie wollt Ihr genannt sein?" fragte Victoire mit schalkhaftem Lächeln.

„Wie mein rechter Name ist: Robert Adelhart!" erwiederte er unbedenklich.

„Weiter?" sagte sie. „Euer Geschlechtsname? Ihr wollt uns doch nicht mit den beiden Vornamen abfertigen?"

„Ernstlich!" rief er. „Es sind die einzigen, die ich führe."

„Wie Ihr wollt!" erwiederte sie. „Ich weiß aus Erfahrung, Ihr seid eigensinnig. Was Ihr Euch in den Kopf setzt, muß ausgeführt werden, und wenn es selbst um diesen Kopf ginge."

Er verstand die Anspielung wohl, sie galt dem Zweikampfe, der ihm den Zutritt in ihres Vaters Haus eröffnet hatte. Den Vorwurf des Eigensinns lehnte er jedoch ab, ebenso den Titel Chevalier. Sie sah ihn verwundert an, aber der Herzog, welcher in demselben Augenblicke dazu trat, ließ keine weitere Erörterung gedeihen. Erst, als die Wagen vorfuhren, und die Gesellschaft aufsteigend sich trennte, Victoire zu ihrem Zelter ging und Robert sie begleitete, um statt des Pagen ihren Bügel zu halten, fand sie Gelegenheit, ihm mit geflügelten Worten zu sagen: „Ihr habt gewiß Gründe zu dem, was Ihr thut, aber werft wenigstens Euren Rang nicht ab. Es muß uns ja für den Augenblick trennen! Wollt Ihr das? Wollt Ihr meine Nähe meiden?"

„Victoire!“ rief er glühend. „Ich muß Euch ſprechen, Euch Alles mittheilen, Ihr dürft mich nicht verkennen.“

„Still!“ ſagte ſie, erſchrocken ſich umſehend. „Wollt Ihr uns Preis geben? Wir ſprechen uns — wenn Ihr aber bei Euren Grillen bleibt, iſt es unmöglich, rein unmöglich. Dem Chevalier Robert ſteht der Zutritt in die Nähe der Herzogin frei, und Ihr wollt ihm entſagen? Wohl!“ — Der Ton, in welchem ſie dies Wort ſprach, verrieth, was ſie damit meinte. Sie zweifelte an ihm.

„Um unſrer Liebe willen, Victoire!“ hauchte er, indem ſie ſchon in der Nähe des Pagen waren.

„Ich danke Euch, Chevalier,“ ſagte ſie laut. „Mein kleiner Chatel läßt ſich den Dienſt nicht nehmen.“ — Der Page ſchüttelte mit einem knabenhaften Stolze den Lockenkopf, und führte das Pferd ſeiner Herrin entgegen. Robert verneigte ſich und ging, das ſeinige zu holen. Er ſah, wie das herzogliche Paar ihn beobachtet hatte; Marie blickte noch immer nach ihrer Freundin, und der Herzog, welcher zu Pferd neben dem Schlage hielt, ſtrich ſich den Bart in die Höhe. Sollte er zu laut geſprochen, ihr Verhältniß verrathen haben? Der Gedanke beunruhigte Robert. Er zog ſein Pferd aus dem Stalle, als ſich Wagen und Reiter in Bewegung ſetzten; langſam folgte er nach, es drängte ihn nicht, ſich unter den Schwarm der Cavaliere zu miſchen, da er ſah, wie der Herzog ſelbſt an Victoirens Seite ritt. Aber die Scene veränderte ſich. Die Herzogin, welche in dem erſten Wagen fuhr, ließ halten und bat ihre Freundin nochmals, ſich zu ihr zu ſetzen, was ihr dieſe ſchon einmal lachend abgeſchlagen hatte. Jetzt willigte ſie ohne ein Wort des Widerſpruchs und, wie es ſchien, mit großer Freude ein. Der Herzog blieb zurück und hielt einen Pi-

queur, der ihm eben unvorſichtig in den Wurf kam, mit der Reitpeitſche um die Ohren.

„Meine Victoire," ſagte die Herzogin zärtlich, als der Zug wieder im Gange war; „was hielt Dich denn ab, gleich Anfangs mit mir zu fahren? Du hatteſt einen Grund, geſtehe mir's!"

„Biſt Du mir böſe, wenn ich ſage: ja?" erwiederte Victoire.

„Du wollteſt Dein Geſpräch fortſetzen!" rief Maria ſchnell. „O ich habe es geſehen, wie eifrig ihr Euch unterhieltet! Victoire, geſtehe mir's, Du biſt mit ihm vertrauter, als Du ſcheinen willſt."

„Marie," ſagte die Jungfrau ſchamhaft glühend, „ja, ich öffne Dir mein Herz. Robert liebt mich."

„Er liebt Dich!" wiederholte Maria mit großer Bewegung. Es war wie ein Zauberwort, das an ihren jungen Buſen ſchlug, daß er in ſeines Schlummers Tiefe erbebte.

„Bewahre mein Geheimniß!" bat Victoire. Hier iſt der Ort nicht, Dir Alles zu erzählen, zu viel Augen ſind auf uns gerichtet, ich könnte meine Züge nicht beherrſchen. In Deinem verſchwiegenen Zimmer, wo kein Lauſcher uns bedroht, finden wir Zeit, uns auszuſprechen. Ich habe Dir viel zu erzählen, meine geliebte Marie."

„Und Du?" fragte die Herzogin, als habe ſie die ganze letzte Rede nicht vernommen. „Du liebſt ihn auch?"

Victoire küßte ſtatt aller Antwort Marien's Hand, welche in der ihrigen ruhte. Beide waren dann verſtummt, das Auge der Herzogin irrte träumeriſch in die grüne Waldnacht hinaus.

6.

Robert hatte den Zug aus den Augen verloren. Er kämpfte mit ſeinem Gewiſſen, ob er das Mißverſtändniß, welches allein ihm den Weg zu Victoire eröffnete, ſtillſchweigend dulden könne, oder ob er der Wahrheit treu bleiben müſſe. Schon daß er in Zweifel war, ließ den Ausgang des Kampfes errathen. Er führte auf den Mittelweg. Robert nahm ſich vor, nicht länger ſeinen Stand zu verbergen, als bis es ihm gelungen ſei, Victoiren Alles zu entdecken. Nachdem er ſo weit gekommen war, blickte er freier um ſich, aber das Gefühl, das ihn des Unrechts, der Characterſchwäche zieh, begleitete ihn und machte ſeine Stimmung unbehaglich.

Sehr erwünſcht war es ihm daher, als ein Reiter zurückgeſagt kam und ihn zum Herzoge beſchied, der ihn ſprechen wolle. Robert ſprengte ihm nach und hatte den Fürſten, der auf ihn wartete, bald erreicht.

„Ihr wollet uns wohl zeigen, daß Ihr unabhängig ſeid?“ fragte Karl. „Keine Entſchuldigung! Sie iſt bei mir ganz unnütz. Ich war in meinen jungen Jahren wie Ihr, und die Leute ſagen, mein graues Haupt habe mich nicht klüger gemacht. — Alſo ohne Umſtände, Chevalier. Man hat mir einen Wink gegeben, daß Ihr nur bei Eurem Chriſtennamen genannt ſein wollet, wir laſſen alſo die Amour in jeder Hinſicht aus dem Spiele.“

„Der Name, den mir das Fräulein gab, enthielt auch dies Wort gar nicht,“ verſetzte Robert.

„Gleichviel!“ ſagte der Herzog. „Ihr habt Verdienſte um mich und könnt Euch noch größere erwerben, wenn Ihr in meine Armada tretet; Leute wie Ihr ſind mir hoch willkom-

men; glaubt nicht, daß Euch bei mir Gelegenheit zu Ruhm und Beute fehlen wird."

„Ich diene nur der Ehre wegen, gnädiger Herr!" rief Robert, den die angeregte Triebfeder verletzte. „Und damit Ihr beſſer von mir denken lernt, will ich Euer huldreiches Erbieten annehmen, aber ohne Sold und mit der Erlaubniß, meinen Abſchied nehmen zu können, ſo bald ich will."

„Ha! Ihr ſtellt Bedingungen?" ſagte der Herzog. „Gut! Die eine mag die andere aufwägen. Binnen Kurzem denk' ich meine Krieger zu erproben. Dann wird es ſich zeigen, Chevalier, wer dieſe Probe beſteht. Ich erwarte Euch heut zur Tafel, Ihr müßtet mir's denn wieder abſchlagen, wie geſtern."

Robert verneigte ſich und der Herzog ſprengte vor zu dem Wagen ſeiner Gemahlin. — „Niemand hat ſich mir bis jetzt ſo keck in den Weg geſtellt, als dieſer Chevalier d'Amour!" rief er. „Heiſt der Mann nicht ſo, Fräulein Victoire!"

„Roquemadour, gnädiger Herr," ſagte das Fräulein gleichgültig. „Doch kann ich mich irren, da er den Namen desavouirt."

„Wie Ihr den Eigner," verſetzte der Herzog ſpöttiſch.

„Das wäre undankbar!" erwiederte Victoire mit einem ruhigen Blicke auf ihn. „Er hat meinen Vater hoch verpflichtet."

„Darin ſcheint er Glück zu haben," ſagte Herzog Karl. „Scherz bei Seite, ſchönes Fräulein, welchen Dank hat er von Euch geerntet?"

„Meine Achtung!" erwiederte ſie ſtolz.

„Nun, Marie, womit finden Wir uns bei ihm ab?" fragte der Herzog ſeine Gemahlin. „Wollt Ihr ihm eine Schärpe ſticken, oder eine Roſe ſchenken — oder ſoll ich ihn gleich zum

Hauptmann ernennen, falls er nicht mit ſo zarten Dingen zufrieden iſt? — Halt, mir kommt ein Gedanke! Die Damen, die ihm Alle ihre Rettung verdanken, weil er die Leiter brachte, ſollen ihm zum Andenken eine Leiter, ich meine aus ſeidenen Schnüren, arbeiten. Eine Strickleiter, Fräulein Victoire, Ihr verſteht mich doch?"

Sie war weit davon entfernt; aber ſchon ſein höhnender Ton verletzte ſie, und die Herzogin erwiederte etwas heftig: „Auch Euch wäre nur der Sprung aus dem Fenſter übrig geblieben! Verdient die That des Chevaliers Euren Spott?"

Er lachte überlaut, wie ſeine Art war, wenn er Jemand gereizt hatte. Die Begleiter wechſelten vielſagende Blicke.

Nancy war endlich erreicht. Robert trennte ſich von dem Gefolge des Herzogs und ritt durch die engen Gaſſen der Altſtadt nach dem Gaſthauſe, wo er bei ſeiner vorigen Anweſenheit gewohnt hatte. Seit jener Zeit war Vieles anders geworden. Damals ſtand er noch in Abhängigkeit von einem Fremden, für den er thätig ſein mußte, damals lebte er noch einzig der Gegenwart und dachte ſelten über den folgenden Tag hinaus. Jetzt war das Band gelöſt, das ihn an den Neffen des Grafen von Falkenſtein band, er hatte Freiheit, ſich ſeine Laufbahn zu wählen, das Höchſte ſchien ihm erreichbar, denn er war ſich des Muthes und der Kraft bewußt, und als Lohn ſeines Strebens ſchimmerte ihm die Krone der Liebe. Daß er im Dienſte Lothringens nie etwas Großes wirken, zu hohen Ehren gelangen konnte, war ihm klar, auch ſah er die Verpflichtung, welche er übernommen hatte, nur als eine täglich zu löſende an. Sobald er mit Victoire geſprochen hatte, ſobald dieſe nach Paris zurückkehrte, wollte auch er dem Herzogthume, das die Thorheiten ſeines Fürſten büßen mußte und über kurz oder lang doch dem mächtigen Nachbar zufiel, ſein Lebewohl

ſagen und im Dienſte des jungen Königs, zu welchem alle Welt erwartungsvoll emporſah, nach dem Lorbeer und durch ihn nach der Myrthe ringen.

Er dachte auch lebhaft an ſeine Eltern. Das Geſpräch fiel ihm wieder ein, das er mit ſeiner Mutter über die neue Heirath des Herzogs geführt hatte. Sie kannte den Fürſten und ſeine Sinnesart, ſie kannte das Geſchlecht, aus welchem Maria entſproſſen war, ſie wußte ſogar das Alter der jungen Frau. Jedenfalls war alſo auch umgekehrt ſeine Mutter von den Meiſten gekannt, mit denen er hier verkehrte, und es fragte ſich ſehr, ob ſein Name Adelhart, wenn er verlautete, nicht Erinnerungen, vielleicht Nachforſchungen aufrief, welche ſeine Mutter offenbar ſcheute — ſonſt würde ſie aus ihrem Geſchlechtsnamen kein Geheimniß gemacht haben. „Wahrhaftig!“ rief er, ſich dieſer neuen Beſtärkung in ſeinem Entſchluſſe freuend, „es wäre höchſt unvorſichtig, wollte ich hier meines Vaters Namen offenbar machen. Ich habe ihn ſchon genannt! Aber es waren keine Zeugen dabei, Victoire und die Herzogin allein. Dieſe ſchien nicht darauf zu achten. Ich will klüger handeln, ich bin es meinen Eltern ſchuldig. Ohne Grund haben ſie ſich nicht in die Verborgenheit geflüchtet! — — Es bleibt dabei, ich heiße nur Robert — den Chevalier muß ich freilich dulden, um Victoirens willen! wenigſtens ſo lange, bis ſie Alles weiß; dann bedarf ich des elenden Nothbehelfs nicht mehr!“

Daß ſein Vater ihm, wäre irgend ein Grund dazu geweſen, verboten haben würde, den Namen Adelhart zu nennen, kam nicht in ſeinen Sinn. Er entſchlug ſich alles fernern Erwägens, da er das Richtige gefunden zu haben meinte, und dachte nur an ſeine Liebe. Neben ihr konnte ſich kein anderes Gefühl geltend machen — der Glanz der Sonne überſtrahlt jeden

Stern. Es war nun Zeit, ſich ſchicklich zu rüſten, um auf dem Schloſſe zu erſcheinen; Robert muſterte den Anzug, den einzigen, den er zum Wechſeln in ſeinem Gepäck auf dem Pferde führte, er war geſchmackvoll, aber nicht prunkend. All' ſeine reichern Kleider waren in Paris geblieben, da er ohne Begleitung nach dem Donnersberge reiſte, wie es ſeine Eltern gewünſcht hatten. So fand er ſich heut nicht feſtlich genug, aber ihn tröſtete die Erinnerung, wie einfach man ihm den Hof zu Nancy geſchildert hatte.

Darin war nichts übertrieben. Der Herzog Karl hatte ſein vielbewegtes Leben meiſt im Kriege, mehrmals auch in der Verbannung zugebracht und nur auf kurze Zeit in ſeinem Lande Hof gehalten; Lothringen war von den Franzoſen, die es wiederholt in Beſitz genommen hatten, dergeſtalt ausgeſogen, daß die bedeutendſten Familien in Armuth verſunken und außer Stande waren, des Herzogs Hofſtatt, als er ſie vor drei Jahren wieder in Nancy aufſchlug, zu einer glänzenden zu machen. Auch wurde dem Herzoge ſelbſt Schuld gegeben, daß er auf ſeine alten Tage geizig werde und nichts thue, dem Ganzen einen beſſern Schwung zu verſchaffen; die ſtolzen Edelleute rümpften die Naſen, wenn ſie bei den ſogenannten Hoffeſten auch mit den andern Ständen zuſammentrafen, die ſonſt keinen Zutritt gehabt hatten; wer es vermochte, ſchloß ſich aus. Robert durfte daher nicht fürchten, in eine Geſellſchaft zu kommen, deren Größe und Glanz ihn völlig in den Hintergrund wieſe.

Die beſtimmte Stunde ſchlug bereits, als der junge Adelhart auf den geräumigen Platz trat, wo das Schloß in ſeinem unvollendeten Baue vor ihm lag. Er beeilte ſich, den Anfang der Tafel nicht zu verſäumen, fand aber nur wenige Gäſte im Empfangzimmer verſammelt und hörte, daß es dem Herzoge

beliebt habe, das Mahl um zwei Stunden zu verschieben. Den Grund wußte man nicht, es mochte eine von den Grillen des wunderlichen Herrn sein. Die Vornehmsten waren davon benachrichtigt worden, mit den Geringern machte man keine Umstände. Robert befand sich in der unbehaglichsten Stimmung, er hatte darauf gerechnet, Victoire wieder zu sehen, wenn auch nur von fern, und wenigstens einen Blick mit ihr zu wechseln; statt dessen mußte er hier unter Fremden, die ihn nachlässig behandelten, antichambriren, er fühlte, daß er nicht an seiner Stelle sei und hätte, ohne jene Hoffnung, den Palast sofort wieder verlassen. Da es ihn aber festhielt, nahm er seinen ganzen Trotz zusammen, ging, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, die Arme über der Brust gekreuzt, auf und ab, und wies jeden Blick der Neugier mit seinem Feuerauge zurück. Es bildeten sich Gruppen, man flüsterte — wahrscheinlich über ihn. Ein dicker Mann, dessen Stimme beim besten Willen nicht zu dämpfen war, ließ die Worte hören: „Gar kein Zweifel! Die Aehnlichkeit! Man müßte blind sein!“

Robert sah, daß es ihm galt, er trat ohne Umstände näher: „Mit wem, meine Herren?“

Es waren meist ältere, vorsichtige Leute, welche hier auf den Befehl des Herzogs warteten, überdem diente die Beobachtung, welche sie eben gemacht zu haben glaubten, dazu, jede Aeußerung des Unwillens gegen Robert zurückzuhalten. Der Dicke antwortete daher, verlegen scharrfußend: „Uns erinnert Manches, so wir an Euch wahrnehmen — doch irren wir uns vielleicht, aber ein Spiel der Natur ließe wohl die Erklärung zu, maßen man Beispiele hat, daß“ —

„Daß die längste Geduld endet!“ unterbrach ihn Robert. „Ich will kurz und rund wissen, mit wem ich Aehnlichkeit haben soll.“

„Entfernte kaum!“ ſagte der Dicke, ſich ein wenig zurückziehend. „In der That, die Dame kann Euch kaum verglichen werden.“

Robert ſtutzte. Welche Dame konnte damit gemeint ſein, als ſeine Mutter? Der Mann war alt genug, ſie in ihrer Blüte gekannt zu haben! Hier galt es Aufſchluß. Er konnte ihn gewinnen, ohne ſich zu verrathen.

„Nennt mir die Dame!“ forderte er mit großer Beſtimmtheit.

Der dicke Mann huſtete ſtark und ſah ſich im Kreiſe ſeiner Freunde um, ob Niemand für ihn ſprechen werde. Aber Alle ſchwiegen. — „Ihr habt mich doch verſtanden?“ fragte Robert, einen Schritt näher tretend.

Dies Betragen, welches die gefundene Aehnlichkeit als etwas Unziemliches zurück zu weiſen ſchien, verwirrte den Corpulenten noch mehr, ſo daß er nur, nach Luft ſchnappend, die eine Hand zur Betheurung auf den Magen legte und die andere abwehrend gegen den Ungeſtümen erhob.

„Ihr ſollt mir die Dame nennen, oder bei Gott! ich werde Euch zu zwingen wiſſen!“ rief Robert heftig.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich der Kreis, der ſich in einiger Entfernung um die Beiden gebildet hatte, Aller Augen richteten ſich nach der Thüre, die nach den innern Gemächern führte, der Dicke holte tief Athem und zog das Geſicht in muthige Falten — Robert ſah ſich um, der Herzog ſtand vor ihm.

„Schon wieder Händel, Chevalier?“ rief er lachend. „Und an welchen Gegner habt Ihr Euch gewagt! Friſch d'ran, Ihr Herren! Ich werde Kampfrichter ſein. Raſch Sonne und Wind getheilt, es giebt ein Stiergefecht, ſo luſtig, wie ich keins in

Madrid geſehen! Toro! Toro!" Mit dieſem Zuruf, wie die Spanier den Stier begrüßen, der in die Schranken gelaſſen wird, ſchrie er den dicken Herrn an und ſcheuchte ihn mit dem Hute, daß die Umſtehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. Robert mißfiel der Scherz, der weder zu den grauen Haaren, noch zu der Stellung des Fürſten zu paſſen ſchien.

„Es ſcheint, der Matador giebt das Spiel auf," ſagte der Herzog. „Mir auch recht! Bei Gelegenheit erfahre ich wohl, was Euch mit dem friedliebendſten Bürger von Pont-à-Mouſſon zuſammengehetzt?"

„Kein Streit, gnädiger Herr, nur ein Frage, wir ſprachen etwas laut," verſicherte der Lothringer.

„Gut! Damit ihr Euch vertragt, ſollt ihr neben einander ſitzen," rief der Herzog. Sein Wink öffnete die Flügelthüren, umſonſt flüſterte der Hofmarſchall ihm zu, daß noch mehrere der vornehmſten Gäſte, in Folge des erhaltenen Befehls, nicht eingetroffen wären; er ſchob den Hofmann beiſeit und ließ zur Tafel ſchreiten.

Roberts Auge flog ſuchend umher, keine Dame war zugegen: er ſollte die Geliebte nicht ſehen. Mit bitterm Unmuth nahm er an der Seite des ſchnell verſöhnten Herrn aus Pont-à-Mouſſon Platz, der, wie er hörte, Lector an der dortigen Univerſität war. Erſt jetzt ſchien in dem Gelehrten das Gefühl der Kränkung über den fürſtlichen Scherz zu erwachen, der ſeine Würde verletzt und ihn zum Gelächter gemacht hatte. Er äußerte ſich darüber gegen Robert; zum Glück ſaßen Beide zu entfernt vom Herzoge, um von ihm verſtanden zu werden. Die Tafel bot einen wunderlichen Anblick, hier und da waren noch Plätze leer, namentlich in der Nähe des Fürſten, ſo daß die Mitte ſehr einzeln, die beiden Flügel dagegen voll beſetzt waren. Nach und nach fanden ſich jedoch die Geladenen ein, und

der Herzog weidete ſich an der Verlegenheit, mit welcher ſie ihm nahten, um ſich zu entſchuldigen, daß ſie ſeinem Befehle gehorcht. Robert erinnerte ſich des Urtheils ſeiner Mutter über den Fürſten, das er vollkommen beſtätigt fand: Herzog Karl habe nur Luſt an unziemlichen Späßen. Oder war es die getäuſchte Hoffnung, welche den jungen Mann ſo unnachſichtig ſtimmte?

Der Lector unterhielt ſeinen Nachbar zur andern Hand, der gleich Robert zum erſten Male am Hofe zu Nancy war, von den wunderlichen Schickſalen des Fürſten; Robert, der ſie noch nicht im Zuſammenhange kannte, hörte ſie mit an und fand zuletzt großes Intereſſe dabei. Herzog Karl war der Neffe des vorigen Herzogs und, Anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt, Coadjutor zu Toul geweſen, als ſein älterer Bruder ſtarb und er, dem Throne näher gerückt, das Brevier mit dem Schwert vertauſchte. In ſeinem ſechszehnten Jahre hatte er ſchon die Schlacht am weißen Berge mitgefochten, dann aber die einzige Tochter ſeines regierenden Oheims Heinrich, Nicoläa, geheirathet, um an ihrer Hand den Thron zu beſteigen. Nicht die Liebe hatte dieſe Verbindung geknüpft, und ſobald Karl den Herzogshut trug, ſuchte er ſich der Gemahlin, deren große Zärtlichkeit bei wenig Reizen ihm läſtig fiel, zu entledigen. Dazu bediente er ſich unter andern auch des ſeltſamen Vorwandes, ſie ſei nicht recht getauft, indem der Prieſter, der die heilige Handlung an ihr verrichtet, ſpäter als Zauberer verbrannt worden. Der Pabſt verſagte zwar ſeine Einwilligung, aber Karl verſtieß dennoch ſeine Gemahlin, welche nach Frankreich floh, deſſen König, damals noch Ludwig XIII., ſich ihrer vergebens annahm. Dieſer Zwiſt mit Frankreich führte den Herzog ganz auf die Seite Oeſterreichs, er nahm den thätigſten Antheil am Kriege, aber Lothringen ging dar-

über verloren und mußte dem Könige von Frankreich huldigen, bis noch vor Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens der Herzog, der ſeine Dienſte nicht belohnt glaubte, mit Richelieu einen Vertrag einging, wodurch er ſein Land, freilich unter harten Bedingungen, wieder erhielt. Das Volk empfing ihn mit groſſer Freude, aber ſchon nach drei Jahren zerfiel er wiederum mit ſeinem mächtigen Nachbar, führte ſein Heer, deſſen Lager von jeher ſeine Heimath geweſen, in fremdes Land, auf deſſen Koſten er ſich erhielt, und gab Lothringen den Franzoſen Preis. Nach dem weſtphäliſchen Frieden lebte er in Brüſſel und zwar, den ſtolzen Spaniern zum Aergerniß, trieb er ſein Weſen mit den Bürgern, machte deren Luſtbarkeiten mit und gefiel ſich in Spottreden wider die Herren des Landes, ſo daß er verdächtig gemacht und gefangen geſetzt wurde, anfangs in die Citadelle von Antwerpen, dann aber in eine ſpaniſche Feſte. Dort hielt man ihn bis nach dem pyrenäiſchen Frieden, welcher auch ihn wieder in ſein Land einſetzte, doch blieb er noch lange in Paris, mit neuen Heirathsplänen beſchäftigt, ehe er es wieder ſah.

„Von dieſen ſeinen Liebſchaften könnt' ich Euch Wunderdinge erzählen!" ſchloß der Lector mit einem Seitenblick auf Robert. Und da ihn dieſer fragte, ob die jetzige Gemahlin des Herzogs nicht die dritte ſei, ſchwieg der Gelehrte ein wenig und ſah den jungen Mann verwundert an. Er hielt ihn nämlich für einen nahen Verwandten der Herzogin, weil ſeine Aehnlichkeit mit ihr, welche ſchon Herzog Karl bemerkt, auch ihm aufgefallen war. Das Benehmen des Fürſten gegen Robert, und der Platz, der ihm bei Tafel angewieſen war, hatten nun zwar jene Meinung erſchüttert, aber der Vorſichtige hielt es doch für beſſer, ſich erſt ganz ſicher zu ſtellen, ehe er auf ein ſo gefährliches Thema einging.

„Erlaubt mir eine Frage, Herr Chevalier," begann er. „Seid Ihr irgendwie verwandt dem hohen Hauſe, welchem unſere junge, gnädige Fürſtin angehört?"

Robert verneinte es und fragte: „warum?" Der Lector erklärte, eine ſehr entfernte, bei näherm Forſchen ganz verſchwindende Aehnlichkeit mit Ihrer Hoheit habe ihn bewogen, an eine Verwandtſchaft zu glauben, was auch der Grund des Auftritts von heut früh geweſen ſei, wo er ihm nicht Zeit gegönnt, ſeine Beobachtung in ſchicklicher Form vorzubringen, wodurch der ganze ärgerliche Spaß des gnädigen Herrn vermieden worden wäre.

„Ich kenne unſere Landsleute," ſagte er mißmuthig, „ſie vergeſſen ſo etwas nicht, ſie greifen es auf. Der dumme Witz — Gott! was ſag' ich?" — er ſah ſich erſchrocken um — „Der Scherz wird current werden, ſie werden mich einen Taurum nennen, wo ich mich blicken laſſe. Ja ich ſelbſt werde keiner Heerde begegnen, ohne der unglücklichen Reminiſcenz zu verfallen, kein Biſſen Rindfleiſch wird mir fortan ſchmecken, ja ſelbſt ein Kalbsviertel fatale Gedanken erregen. Scheuchte er mich nicht, als ſei ich ein wildes Quadruped, ich, ein graduirter Mann! Wenn er die Wiſſenſchaft in ihren Repräſentanten alſo mit Schmach überhäuft, ſo mag er ſehen, wer noch ein Katheder in Pont-à-Mouſſon beſteigen wird. Die Univerſität geht ein — das ſage ich, Jacques Gervais!"

Ein flinker Page drängte ſich bei dieſem Worte zwiſchen Beide. „Seine Hoheit laſſen fragen," ſagte er mit boshafter Miene, „ob vielleicht die rothe Gardine mißfällig ſei, welche Euch gerade in der Perſpective hängt. Man habe Beiſpiele, daß manche Naturen an der rothen Farbe ein Aergerniß nähmen."

Der Lector wurde ſelbſt dunkelroth im Geſicht, und Robert erwiederte dem Pagen: „Wir laſſen Sr. Hoheit für die Auf-

merkſamkeit danken, ſind jedoch mit zu intereſſanten Dingen beſchäftigt, als daß wir auf die Perſpective achten könnten. Wir ſprechen von Naturen, die nicht Farbe halten, ſondern ſie gern wechſeln!"

Der Page überbrachte die Antwort ſeinem Herrn. — „Das hat der Teufel geſagt!" rief Herzog Karl. Und nach einer Weile, während er ſeine Bartzipfel in die Höhe rollte, ließ er einen flammenden Blick über die Tafel ſchießen, der jedoch nicht traf, weil Robert ganz dem Lecter zugekehrt ſaß. Dieſer hatte den jungen Mann wegen der kühnen Antwort, die zugleich ſeine eigene Schmach zu rächen ſchien, liebgewonnen, und berichtete ihm auf ſein Begehren die Heiraths- und Liebesabenteuer des Herzogs ſehr weitläufig. Die letztern haben wir guten Grund, unſern Leſern vorzuenthalten, wiewohl ſie characteriſtiſch genug ſind; die erſtern aber, weil ſie, gleich der politiſchen Laufbahn des Fürſten, zum Verſtändniß ſeines Auftretens dienen, müſſen berührt werden.

Noch während die verſtoßene Nicolăa, von der ihn der Pabſt nicht geſchieden hatte, in Frankreich lebte, machte Herzog Karl zu Beſançon, bis wohin er im Jahr 1637 feindlich gedrungen war, die Bekanntſchaft einer Frau von Cuſſance, Wittwe des Prinzen von Cantecroix, welche ſein Herz feſſelte. Er ſah die erſte Ehe als aufgelöſt an und ſchritt zur zweiten. Die Dame, welche ihn dann auf ſeinen Kriegszügen begleitete, zog mit ihm bei ſeiner erſten Reſtitution in Nancy als Herzogin ein und wußte alle widerwärtigen und ſpöttiſchen Zungen im Lande ſtumm zu machen. Aus dieſer Verbindung waren zwei Kinder entſproſſen, welche gegenwärtig im Auslande leben; der Prinz von Vaudemont und die Prinzeſſin von Listebonne. Als Herzog Karl wieder aus Lothringen abzog, trennte er ſich von dieſer zweiten Gemahlin, die er ſo wenig wiederſah, als

ſeine erſte, denn nach ſeiner Rückkehr aus der ſpaniſchen Gefangenſchaft verweigerte er ihr jede Audienz und verwies ſie aus dem Lande, wo ſie dann bald erkrankte und ſtarb. Kaum daß der harte Mann ihren Kindern erlaubte, die ſterbende Mutter noch einmal zu ſehen!"

Robert hörte dieſen Charakterzug mit großem Unwillen an und ſah darin eine neue Beſtätigung, wie genau ſeine Mutter den Herzog kannte. — „Und die Nachfolgerin jener Unglücklichen?" fragte er.

„War ein Kloſterfräulein!" ſagte der Lector. „Selbſt die geheiligte Stätte nicht verſchonend, wußte er eine junge, ſchöne Nonne zu verblenden, daß ſie mit einer Art von Dispens ihm die Hand reichte. Aber das arme Kind paßte mit ihren Kloſterſitten nicht in die Welt, und es mag wohl ein Glück für ſie genannt werden, daß der Herzog ſich alsbald von ihr wandte und ſie nach der verlaſſenen Zelle zurückſchickte, wo ſie noch lebt."

„„Noch lebt?" wiederholte Robert empört. „Und dieſe neue Verbindung, wie iſt ſie möglich?"

„Ihr vergeßt, daß das Fräulein von Lüdre eine Nonne war und der Dispens nicht vom Papſte," erwiederte Gervais. „Sie hat nur Buße, keine Reclamation zu thun — und wenn es ihr zum Troſt gereichen kann, daß ihrer Nachfolgerin ein gleiches Loos droht, als ihr ſelbſt und ihren Vorgängerinnen, ſo mag ſie ihn haben."

„Wie meint Ihr das?" fragte Robert aufmerkſam. „Hat der Herzog das Fräulein von Aſprement nicht aus Liebe geheirathet?" Iſt die Zeit der Honigwochen ſchon vorüber?"

„Mißbraucht das Wort Liebe nicht!" verſetzte der Lector, dem der Wein immer mehr das Herz aufſchloß. „Ihr ſeid wohl erſt kurze Zeit am Hofe? Dachte's gleich! Sonſt würdet Ihr

bereits wiſſen, was alle Welt ſagt. Werdet nicht wieder ungeduldig! Ich meine die neue Grazie, welche erſchienen iſt, um alle Männer in Feſſeln zu ſchlagen. Der Herzog iſt nicht fern davon, ihr ſeine Gemahlin zu opfern — denkt an Jacques Gervais, wenn es geſchehen iſt."

„Von welcher Grazie ſprecht Ihr?" fragte Robert, dem eine böſe Ahnung den Buſen ſchwellte.

„Ich ſehe, Ihr ſeid ganz fremd," erwiederte der Gelehrte. „So vernehmet, daß ſeit kurzer Zeit hier eine Dame aus Frankreich verweilet, ſie hat einen Körperbau, vergleichbar denen Statuen der Venus — ſchrecklich! ſage ich Euch, für einen Mann, der Liebesgrillen für Allotria hält und ſich bei ſolchem Anblick ihrer doch auch nicht erwehren kann — noch einmal, ſchrecklich! Dieſe iſt eine Buſenfreundin der Herzogin, oder beſſer geſagt, eine Buſen ſchlange, maßen —

„Sprecht Ihr von Victoire von Attencourt?" rief Robert erglühend.

Betroffen über ſeinen Ton, ſah ihn der Lector an. Da wurden alle Stühle gerückt, der Herzog hatte die Tafel aufgehoben. Im bunten Geräuſch des Aufbruchs fand Robert nur noch Zeit, ſeinen Nachbar zu fragen: „Ja oder Nein?" Der Lector nickte, und Roberts Seele verſank in die Brandung der Leidenſchaft.

7.

Die Abendſonne lachte in die hohen Fenſter des Zimmers, wo Maria mit ihrer Freundin den erſten Moment zur ungeſtörten Herzensergießung gefunden hatte. Es war ein liebli-

ches Bild, die beiden Weſen, denen die Seelenreinheit aus jedem Blick, aus jeder Miene ſtrahlte, neben einander zu ſehen, zwei junge Roſen! Maria hatte die ſchlanke Taille Victoirens umſchlungen und blickte mit einem neugierig ſchalkhaften Lächeln zu ihr empor, während Victoire, von jungfräulicher Scham zauberiſch verſchönt, auf ihre Fußſpitze ſah, mit welcher das kleine Hündchen — Mariens erſte Liebe! — knurrend ſein Spiel trieb. Das Mädchen ſollte beichten.

„Ach, Marie!“ ſagte ſie, nachdem die Geduld der Erwartungsvollen erſchöpft war. „Ich fürchte, was ich zu erzählen habe, wird Dir nicht genügen, denn mir ſelbſt iſt Vieles ein Räthſel. Ich frage mich oft ſelbſt, wie es geſchehen konnte, daß ein fremder Mann, den ich nur wenig geſehen, mein Herz gewann, wie es möglich iſt, daß ich ſo ſchnell ihm vertraute!“

„Du liebſt ihn alſo ſehr?“ fragte Maria, ihr Auge ſenkend. „Und er weiß es?“

Victoire barg ihr Antlitz an der Freundin Bruſt. — „Wir haben es uns geſagt,“ flüſterte ſie.

In Mariens Bruſt regte ſich eine Flut neuer, niegeahnter Empfindungen, ihre Pulſe beflügelten ſich, ihr Herz ſchlug hörbar. Es war im Erwachen. Aber ſein erſtes Gefühl ſchien ſchmerzliche Wehmuth zu ſein, denn ein Paar heiße Tropfen perlten aus den ſchönen Augen des jungfräulichen Weibes auf Victoirens Stirn.

„Marie!“ rief die Freundin, ſie feſter umſchlingend.

„Ich weiß nicht, Deine Erzählung thut mir weh!“ ſagte Maria leiſe. „Mir iſt, als müßteſt Du mich weniger lieb haben, ſeit Du einen Andern —“ ſie ſtockte.

„O Marie, glaube das nicht! Heißer, inniger lieb' ich Dich, als je!“ rief Victoire. „In meinem Herzen wird Dein Bild nie vor einem andern erbleichen! Die Liebe zu Ihm iſt

nicht eigenſüchtig.“ Mit Gewalt unterbrach ſie den Strom ihres überwallenden Gefühls, ſie durfte ſich nicht in gefährliche Erklärungen einlaſſen.

„Erzähle denn, meine Victoire,“ bat die Herzogin.

„Wo ich Robert zuerſt geſehen, weiß ich kaum zu ſagen,“ begann das Mädchen, ihre Worte zu ruhigem Ausdruck bemeiſternd. „Ich fand ihn öfter auf unſern Wegen, wenn ich mit meiner Tante ausfuhr, oder im Theater erſchien. Mir war ſein ritterlicher Anſtand aufgefallen, er hatte uns einige Mal gegrüßt, das war Alles. Ohne beſondere Einmiſchung des Zufalls hätte uns vielleicht das Schickſal wieder getrennt und wir wären einander fremd und gleichgültig geblieben.“ — Raſcher fuhr ſie fort, als ſie den Eindruck bemerkte, den ihre Worte auf die Zuhörerin machten: „Mein Vater, deſſen Heftigkeit Du kennſt, war in Zwiſt mit einem Freunde des Herzogs von Orleans gerathen. Ein Zweikampf ſollte die Beleidigung ſühnen. Ich hatte keine Ahnung davon, doch fiel mir eines Abends die ungewöhnlich ſchweigſame Laune des Vaters auf, meine Fragen dienten nur dazu, ihn noch mehr zu verſtimmen und zogen mir eine herbe Zurechtweiſung zu; doch als wir ſchlafen giengen und ich ihm die Hand küßte, übermannte ihn die Rührung, daß er mich zweimal bewegt umarmte, und mit zitternder Stimme ſprach: Lebe wohl, mein Kind! — Ich konnte darüber nicht einſchlafen. Am andern Morgen war der Vater früh ausgeritten und kehrte erſt gegen Mittag zurück. Ich ſah ihn nicht eher, als da ich zur Tafel erſchien, er kam mir ſo froh, wie ich ihn lange nicht erblickt, entgegen, ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte: Wir haben heut einen Gaſt und werden ihn öfter in unſerm Hauſe ſehen. Behandle ihn mit Achtung und Freundlichkeit: er hat mir einen großen Dienſt geleiſtet. — Bald darauf erſchien Robert.“

„Er hatte Deinem Vater im Duell beigeſtanden?“ fragte die Herzogin.

„Noch mehr! Er hatte ſich für ihn geſchlagen!“ erwiederte Victoire lebhaft.

„Aus Liebe zu Dir!“ ſagte Maria. „Er liebte Dich alſo ſchon, ohne Dich geſprochen zu haben?“

„Vielmehr hatte ihn wohl das Mitgefühl für einen alten Mann bewogen,“ erwiederte Victoire, „den er der Beleidigung ſeiner Feinde preisgegeben ſah. Ich habe ſeitdem Alles erfahren. Mein Vater, wie Du weißt, iſt kränklich, ſein Körper muß oft die leichte Erregbarkeit ſeines Geiſtes büßen; er hatte eine ſchlafloſe Nacht verlebt, angegriffen, matt erſchien er auf dem Kampfplatz im Vincenner Gehölz. Es war ein kalter Herbſtmorgen — mein Vater fühlte deſſen Einfluß, und als der Gegner, der ihn lange hatte warten laſſen, erſchien, war mein Vater, von einem innern Krampf befallen, unfähig, die Waffen zu führen. Marie! Ein ſchrecklicher Verdacht, ſo empörend, daß ich ihn nicht ausſprechen kann, ließ auch den Freund, der meines Vaters Beiſtand war, kühl zurücktreten; der Gegner, einer der frechſten Petit-maîtres von Paris, entblödete ſich nicht, eine neue Beſchimpfung auf das Haupt meines unglücklichen Vaters zu werfen, und Keiner war da, der ſich ſeiner annahm. Da trat mein Robert — ich ſage es in dieſem Augenblicke mit Stolz! — aus dem Gebüſch. Er hatte ſich nicht durch Zufall, ſondern abſichtlich in der Nähe befunden; der Gegner meines Vaters hatte öffentlich von dem bevorſtehenden Zweikampf geſprochen und ſich im Voraus ſeines leichten Sieges über den hitzigen, ſchwachen Graukopf gerühmt; Robert kam, ihn zu rächen. Mit edlem Zorne warf er dem Feinde ſein unwürdiges Betragen, dem Beiſtande meines Vaters ſeine Pflichtvergeſſenheit vor, er ſelbſt trat für den Ge-

kränkten ein; die Degen blitzten, ein Hieb, wie Gottes Strahl, traf des Feindes Geſicht und ſchlug ihm die Backe wie den lügneriſchen Mund durch! Mein Vater, neu geſtärkt, hatte während der Zeit ſeinen eignen Secundanten für den ehrloſen Verdacht zur Rechenſchaft gezogen; ſie kämpften noch, als trüben ſchon Blut gefloſſen war, ein leichter Stich traf den Arm des ſchlechten Freundes, die Ehre war gerettet!"

„Der Herrliche!" rief die Herzogin, von der lebendigen Erzählung hingeriſſen. „Wo Noth iſt, ſetzt er ſein Leben ein! Auch wir hätten ihn nie erkannt, wenn jene Nacht, wo der Feuertod uns nah war, ſeine Hülfe nicht aufgerufen hätte! Ohne ihn, was wäre ich jetzt!"

Victoire ſuchte in beſter Abſicht Roberts Verdienſt in den Augen der Freundin etwas herabzuſetzen, indem ſie äußerte, daß die Gefahr noch nicht ſo nah geweſen und ſich Alles bemüht haben würde, ſie abzuwenden — aber Maria wurde böſe. „Eigenſüchtige!" rief ſie ſchmollend. „Willſt Du nicht zugeben, daß er auch Andern ſeinen ſtarken Arm leihen wird? Raubſt Du ihm lieber den Kranz, als daß Du geſtehſt, er habe mich gerettet?"

Victoire dachte beſchämt an die eiferſüchtige Regung, die in ihr damals aufgeſtiegen war, deren Ungrund ſie ſchnell eingeſehen hatte. Sie gab Maria die Thatſache zu, aber die Gefahr nicht.

„Gut, gut!" rief die Herzogin. „Ich weiß es am Beſten. — Erzähle nur weiter."

„Robert hatte ſeit der Zeit nicht allein Zutritt in unſerm Hauſe," fuhr Victoire wiederum in gemeſſener Weiſe fort, „ſondern mein Vater behandelte ihn auch mit großer Vorliebe. Da — nach und nach —" (das Mädchen ſuchte nach Worten, die aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen kommen ſoll-

ten, denn ſie fürchtete, daß ſie den Weg zu Mariens Herzen fänden) „warum ſoll ich Dich ermüden? Wir lernten uns kennen und — ſchätzen —“

„Damit bin ich nicht zufrieden!“ fuhr die Herzogin ſchnell auf. „Du haſt mir verſprochen, Alles zu ſagen, ich will Alles wiſſen, wie er ſich Dir genähert, was er zu Dir geſagt, was Du ihm geantwortet haſt.“

„Ach Marie, weiß ich das ſelbſt noch?“ entgegnete Victoire. „Sein Blick hatte früher geſprochen, als ſein Mund, ich wußte, daß ich ihm nicht gleichgültig war — wenn ich eintrat, leuchtete ſein Auge, und ſein Geſicht war hell, wie der Tag; wenn ich ging, wurde er ernſt und ſein Blick traurig — erlaß mir das; wer kann ſich vermeſſen, den Urſprung der Liebe zu enträthſeln? Wohl ſprudelt der Quell klar wie Silber in das Sonnenlicht, und jedes Auge ſieht ihn; wer aber vermag zu ſeinem tiefen Borne zu dringen, zu der erſten Ader im verſchwiegenen Felſen, die ihn entſtehen ließ?“ — Vergebens war das Ringen des Mädchens, ihr ſtarkes Gefühl in Feſſeln einherſchreiten zu laſſen; es ſprengte die Bande und hob die Schwingen um ſo freier zum Fluge. — „Auch in mir ward es anders, wie bisher,“ fuhr ſie fort. „Ich ſah ihn nicht gleichgültig kommen, oder gehen, ſeine Gegenwart ſtimmte mich zur Freude, in ſeiner Abweſenheit war ich raſtlos; was mir das Liebſte war, ſprach mich nicht mehr an, meine Laune wechſelte, oft war ich kindiſch entzückt über Nichts, oft auch traurig zum Weinen.“ Die Herzogin machte eine Bewegung mit der Hand nach der Stirn, Victoire bemerkte es nicht, ihr Auge ſah durch das offene Fenſter in die Weite.

„Ein Moment giebt dem Leben Bedeutung,“ ſprach ſie, „er entſcheidet über Glück oder ewiges Leid. Die Knoſpe ſteht lange verhüllt in ihre geſchloſſenen Blätter, da läßt ſie zu rech-

ter Stunde der Sonnenſtrahl, und ſie erſchließt ſich in ihrer ganzen Schönheit und Fülle. So auch die Liebe."

„Fehlt aber der Sonnenſtrahl, und trifft ſie nur Regen und böſer Thau," rief die Herzogin, „ſo muß ſie den Kelch ſenken und in ihre geſchloſſenen Blätter verhüllt ſterben."

„Laß mich meine Erzählung enden," bat Victoire. „Ein Augenblick, da uns die Tante allein gelaſſen hatte, gab unſern Gefühlen Worte und feſſelte uns auf ewig. Er geſtand mir ſeine Liebe —"

„Wie ſagte er?" fragte Maria, deren Wangen nicht minder glühten, als Victoirens. „Du haſt das nicht vergeſſen!"

„Er ſagte, daß er Frankreich bald verlaſſen müſſe," ſprach Victoire, „und da ich überraſcht und, ich geſtehe, betroffen zu ihm aufſah, faßte er ſchnell meine Hand und rief mit einem Tone, der mir in's Herz drang: „Darf ich dieſem Blicke glauben? Wird das Bild des Mannes, der Euch ſo unausſprechlich liebt, zuweilen vor Eure Seele treten? — Was er ſonſt noch geſagt, ob ich geantwortet, das weiß ich nicht, mir waren alle Sinne verwirrt, aber ich fühlte da zuerſt, daß ich ihn liebte, und unſer Bund war geſchloſſen."

„Und er küßte Dich?" fragte Marie, die nicht abließ, bis ſie Alles erfahren hatte.

„Das hab' ich nicht geſagt!" rief Victoire lebhaft. — „Er mußte mir verſprechen, meiner nie zu erwähnen, bis nichts mehr zwiſchen uns ſtehe. Das wurde bei einem zweiten Wiederſehen ohne Zeugen verabredet; das erſte Mal floh ich, ſobald — wir uns geſprochen hatten; um Alles hätte ich keines Menſchen Blick ertragen können, ich floh auf mein Zimmer und verbarg mich den ganzen Tag." —

„Was ſteht denn zwiſchen Euch?" forſchte die Herzogin. Iſt er arm, von geringem Adel? Wäre Dein Vater ſo undank-

bar gegen den Retter ſeiner Ehre, daß er dieſen Mangel nicht überſehen könnte?“

„Ich weiß es nicht, wir haben uns nie wieder unbeobachtet geſprochen,“ erwiederte Victoire, „und jener Moment war kurz! Wer denkt an ſolche Dinge! — — Nur indem wir ſchieden, ſagte ich: „Schweigen!“ Und er: „Bis nichts mehr zwiſchen uns ſteht!“ Mein Blick ruhte fragend auf ihm, aber die Tante trat ein und Alles war vorüber. Bald darauf reiſte er ab. Daß er ein Geheimniß hat, beweiſt ſchon die Verläugnung ſeines Namens. Ich dachte nur in dem kurzen Augenblicke nicht daran, ſonſt hätte ich Alles erfahren — aber jetzt ſehne ich mich wahrlich, ihn deshalb zu fragen. Nur darum möcht' ich ihn ſprechen!“

„Nur darum!“ wiederholte die Herzogin. „Du biſt meiſterhaft in der Verſtellung geübt. — „Aber hat er ſeinen Namen auch in Paris nicht geführt? Du erzähleſt mir von ſeinem Wappenringe.“

„Der hat eine Hauptrolle beim Zweikampfe geſpielt,“ ſagte Victoire. „Als ſich Robert gegen den Beleidiger ſtellte, war dieſer nicht geneigt, ſich mit einem Namenloſen zu ſchlagen, da hielt ihm Robert jenen Ring unter die Augen und fragte: ob ihm deſſen Wappen adelig genug ſei? Dagegen war nichts einzuwenden, der Kampf ging vor ſich und als mein Vater nach der Beendigung deſſelben fragte, wem er ſeinen Dank ſchuldig ſei, nannte ſich Robert nur bei dieſem Vornamen. Daraus ſchloß mein Vater mit Recht, daß er Grund habe, ſeinen Familiennamen zu verheimlichen und hielt es für unbelicat, weiter zu fragen; aber gelegentlich bat er ihn um einen Abdruck ſeines Siegelringes, worauf er eben vom Heroldsamte Beſcheid erhielt. Robert war darüber ſchon abgereiſt. Es muß eine ſeltſame Bewandniß haben. Man verſicherte meinem Va-

ter, die Familie Roquemabour ſei entweder ausgeſtorben oder ausgewandert, denn ſeit Jahrhunderten habe man keinen dieſes Geſchlechts mehr bei irgend einer Gelegenheit, wo Frankreichs Adel betheiligt geweſen, weder am Hofe, noch im Kriege bemerkt. Ich bin ſehr geſpannt darauf, die Entwickelung des Räthſels zu hören."

„Das ſollſt Du!" rief Maria. „Ich werde dafür ſorgen. Der Herzog muß einen Ball geben, wo Ihr Euch im Tanz ſprechen könnt." Sie freute ſich über ihr erfinderiſches Talent, aber ſchnell überkam ſie wieder die weiche, ſchwermüthige Stimmung, welche ſie während der ganzen Erzählung gezeigt hatte.

„Auch mein Vater hat ſich darüber den Kopf zerbrochen," fuhr Victoire fort, nachdem ſie den Einfall der Freundin ſchwach bekämpft hatte. „Roberts Auftreten war durchaus ritterlich und bewies keine Armuth, doch ſah man ihn niemals in den Zuſammenkünften des jungen Adels — vielleicht hat ihn ſein beſſeres Gefühl davon abgehalten, denn ſie ſollen ſehr zügellos ſein. Anfangs glaubte mein Vater, er ſei nicht ohne politiſchen Grund in Paris; man hatte bemerkt, daß er viel mit einem Grafen aus Deutſchland verkehrte, ich habe ſeinen Namen vergeſſen, er hatte wenig Klang, aber der Eigner war ſehr gewandt und liebenswürdig" —

„Das kannſt Du finden?" unterbrach ſie die Herzogin. „Du liebſt, und ein Andrer ſcheint Dir liebenswürdig?"

„So nenn' es angenehm," ſagte Victoire flüchtig, aber in ihrem Herzen ſtieg die Beſorgniß um die Ruhe ihrer Freundin mit jeder Aeußerung, die ſie vernahm. „Er war dem Geſandten des deutſchen Kaiſers beigegeben und ſagte mir einmal, daß er Dich kennen gelernt" —

„Graf Mannsfeld!" rief Marie. „Ja, er war hier, vor nicht gar langer Zeit. Er hatte mit dem Herzoge Unterhand-

lungen wegen eines Onkels, deſſen Ländchen in meines Gemahls Beſitz — was weiß ich? Aber Du haſt Recht. Graf Mannsfeld iſt ein ſchöner Mann, nur ſchrecklich ernſt."

„Seine Geſchäfte mögen ernſter Art geweſen ſein," ſagte Victoire, froh, dem Geſpräche eine Wendung zu geben, welche Mariens Herz nicht mehr betheiligte. „Wie ich gehört, ſoll dieſer Onkel von dem Herzoge aus ſeinem Beſitzthume vertrieben ſein, auf ziemlich gewaltthätige Weiſe, und Graf Mannsfeld mag wohl deshalb mit Deinem Gemahl ernſtlich geſprochen haben."

„Ach, ein Kauf, oder ſonſt etwas war im Werke!" ſprach die Herzogin. „Ich habe es gehört, aber mich intereſſirt es nicht." Eine Kammerfrau unterbrach ſie mit der Meldung, daß die Tafel aufgehoben ſei und der Herzog in kurzer Zeit erſcheinen werde. Ueber Mariens Geſicht flog eine Wolke des Unmuths. Auf dem Corridor erklangen ſchon die Sporen unter den ſtarken Tritten des Herzogs, welcher dem dienſtthuenden Fräulein kaum Zeit ließ, ihn anzukündigen. Die Damen ſtanden auf. Karl trat ein; ſein Geſicht war vom Wein erhitzt, ſein Auge feucht unterlaufen. Unwillkührlich fielen Victoirens Blicke von ihm auf ihre zarte, reine Freundin; ein tiefes Mitleid durchſchnitt ihre Bruſt. Des Herzogs Blicke aber ſuchten nicht ſeine Gattin, ſondern hingen glühend an Victoirens reizender Geſtalt.

„Heiß, ſehr heiß hier!" rief er. „Oeffnet die Fenſter! — Nun, Fräulein Attencourt, kühne Reiterin, die keinen Cavalier braucht, werdet Ihr der morgenden Jagd wieder beiwohnen?"

Sie verſtand ihn. Auf der geſtrigen Heimkehr, da er ſich zu ihr geſellte und die Grenzen der Artigkeit überſchritt, hatte ſie ihm jene Antwort gegeben, die ihn verdroß. — „Gnädiger Herr, der Jagd habe ich auch geſtern nicht beigewohnt," erwiederte ſie.

„Aber dem Jagdmahl und Feuerwerk!“ rief der Herzog. „Wenn Ihr mir hold ſein wollt, laſſe ich vielleicht wieder ein Jagdhaus in Flammen aufgehen. Was verſprecht Ihr mir?“

„Wir verſprechen Euch das freundlichſte Geſicht,“ ſagte die Herzogin ſtatt Victoirens, „wenn Ihr uns nach der Jagd einen Ball gebt.“

„Bah! Ich tanze nicht!“ erwiederte Karl, ſich auf einen Seſſel werfend.

„Aber wir, wir!“ rief die kleine Frau, welche noch nicht gelernt hatte, ſich vor ihrem Eheherrn zu fürchten.

„Muß ich?“ ſagte der Herzog lachend. „Wünſcht Ihr es auch, Fräulein Attencourt?“

„Die Wünſche meiner fürſtlichen Freundin ſind immer die meinigen,“ erwiederte Victoire.

„Gut! So ſollt Ihr einen Ball haben, wie Euch nie ein ähnlicher wird geboten werden!“ rief der Herzog, indem er ſich ſchallend auf das Knie ſchlug. „Ich will Spaß haben, wie heut. Euer Ritter, Fräulein Attencourt, iſt ein Matador!“

„Ich muß die Ehre ablehnen, irgend einen Ritter zu haben,“ ſagte Victoire.

„Nicht? So nehmt mich! Was ſagt Ihr?“ rief der Herzog.

„Ew. Hoheit möge ihren Scherz nicht mit mir treiben, ſondern das Gaſtrecht in Ehren halten,“ ſagte Victoire beſtimmt.

„Ha, Salz! wie der Spanier ſagt,“ erwiederte Karl. „Schönes Fräulein, Ihr ſeid reizend.“

Den Damen mißfiel dieſe Unterhaltung auf's Höchſte, Herzog Karl war aber in ſeiner Weinlaune, nicht unähnlich einer Herbſtfliege, welche ſich immer wieder auf dieſelbe Stelle ſetzt und auch empfindlich zu ſtechen verſteht. Das ſollten ſie noch erfahren. Denn als Victoire ſeinem vertraulichen Tone ei-

kalten Ernſt entgegenſetzte und Marie ſich herausnahm, etwas von Weinrauſch zu äußern, rief er: „Euch Beiden wäre wohl der krausköpfige Franzos und ein Liebesrauſch gelegener!“ Beide erröthetem tief, Unwille und Scham verwirrten ihre Antwort. Karls rohes Gelächter empörte Victoire noch mehr, ſie ſagte heftig: „Erlaubt mir die ungeſäumte Rückkehr nach Paris, gnädiger Herr!“ Maria weinte.

„Diable!“ rief der Herzog. „Thränen von beiden Seiten? Die ſchwemmen mich fort, Waſſer im Auge iſt mir ſo verhaßt, als im Glaſe. Komm, Marie, ſei kein Kind mehr. Und Ihr, Fräulein, ſo jung und ſchon ſo abhold jedem Scherz? Iſt das franzöſiſches Blut? Meine Damen, ich fliehe, bin total aus dem Felde geſchlagen. Meine einzige Hoffnung iſt der Ball, der wird alles zwiſchen uns gut machen.“

Er ſtand auf und verließ ſie. Die Freundinnen ſaßen ſich ſtumm gegenüber.

8.

Die Jagd fand in der unmittelbaren Umgebung von Nancy Statt und währte bis zum ſpäten Abend. Der Tag war kühl, das Terrain nicht ſchwierig; Marie, welche auf Befehl ihres Herrn wiederum Theil an dem Parforceritt nehmen mußte, empfand die Mühen deſſelben weniger als je, dennoch war die jugendliche Freudigkeit, welche ſie noch bei dem letzten gefühlt, von ihr gewichen. Der friſchgrüne Wald, der Hörnerklang, die Luſt, über Geſträuch und Ried dem flüchtigen Hirſch nachzuſetzen, ſchien jeden aufregenden Einfluß auf ſie verloren zu ha-

ben; der Morgenwind, der ſonſt immer Roſen auf ihren Wangen begrüßt hatte, fand ſie heut nicht; ihr Auge, das ſonſt wie eines Edelſteins Brillantfeuer blitzte, war ſtiller und glimmender geworden — aber dieſe Veränderung hatte den Liebreiz der jungen Frau eher erhöht. Selbſt des Herzogs vielgeſättigtes Auge weilte oft verwundert auf ſeiner Begleiterin.

Robert hatte keine Einladung zur Jagd erhalten. Ueberhaupt wäre es einer Andern, als der Herzogin, aufgefallen, daß eine ganz beſondere Auswahl für heut getroffen ſchien. Die Jagenden ſelbſt vermißten Dieſen und Jenen, welcher ſonſt nie gefehlt hatte, aber des Jägermeiſters Vermuthung erklärte ihr Ausbleiben. — „Das junge Volk ſoll in der Nacht tanzen," ſagte er; „ſie können heut zu Tag nichts mehr leiſten, fallen gleich um. Wir aber, als wir noch jung waren!" — Die alten Herren pflichteten im Chorus bei.

Es war auf dem Luſtſchloſſe Malgrange wirklich, dem Wunſche der Herzogin gemäß, ein Ball für die Nacht veranſtaltet worden. Zahlreiche Wagen raſſelten, als es zu dunkeln begann, aus dem Thore der Hauptſtadt; die erſten waren in Malgrange zugleich mit der Jagdgeſellſchaft eingetroffen. Letztere mußte ſich daher ſchleunigſt in ſchickliche Kleidung werfen: die Herzogin freute ſich ſehr, als ſie Victoire fand, welche mit der Oberhofmeiſterin gekommen war.

„Nicht wahr, Du hilfſt mir?" ſagte ſie. „Wir entfernen jede Dienerin."

Sobald Beide allein waren, umfing Marie das einzige Weſen, das ſie zugleich lieben konnte und durfte. Victoire rieth zur Eile. Mißtrauiſch ſah die Herzogin zu ihr auf: „Du ſehnſt Dich von mir zu Ihm," ſagte ſie.

„Kannſt Du mich ſo mißverſtehen?" rief Victoire. „Bei unſrer Freundſchaft! Ich dachte nur an Dich!"

„Ach ja!“ ſeufzte Marie. „Ich bin jeder ſeiner Launen unterthan. Gott! Welches Loos iſt das meine!“ Sie hatte es erſt ſeit Kurzem fühlen gelernt, ja der geſtrige Auftritt in ihrem Zimmer war vielleicht vor Allem geeignet geweſen, ihre Augen zu öffnen.

„Ja, Marie, Dein Loos kann Deiner zartfühlenden Seele nicht genügen,“ ſagte Victoire. „Aber der Himmel hat es ſo gefügt, darum wird es zum Glücke führen. Halte treu an Deiner Pflicht, hüte Dich, wider das Unabänderliche mit Deinen Gedanken zu ringen; einſt kommt ein Tag, wo Dein Herz ſich der Prüfung freuen wird! Ich kann nicht falſch ſein, Dein Loos nicht preiſen. Der Glanz der Fürſtenkrone iſt kein Erſatz für Liebe und — (das Wort Achtung unterdrückte ſie) aber er weiſet Dir ein anderes Glück: Segen um Dich zu verbreiten! Gewinne Deinen Gemahl ganz für das Wohl ſeiner Unterthanen, er iſt vom Herzen gut, nur zu leidenſchaftlich, zu rückſichtslos. Das Schickſal hat unſanft mit ihm geſpielt, es hat ihn verwildert. Vielleicht gelingt Dir das Höchſte, ihn dem Edlern zu gewinnen. Das iſt wahrlich ein ſchönes Ziel, ein beneidenswerthes Loos. Das flüchtige Leben verweht, die Blumen welken, wie ſchön ſie auch ſind, —“

„Ach, meine Victoire,“ unterbrach ſie die Herzogin, „Deine Worte ſagen, daß mir keine Blumen blühen! — Es wird Zeit zu eilen, Du hatteſt Recht. Er iſt ungeduldig und kann auch böſe ſein, ich habe es heut früh geſehen, wo ich ſo gern noch geſchlafen hätte. Im Schlaf bin ich glücklich.“

Der Herzog war in der That ſchon ungeduldig über das Ausbleiben ſeiner Gemahlin, welches den Beginn des Feſtes verzögerte. Im hellerleuchteten Saale ſaß ein ſtrahlender Kranz von Damen. Alles, was Nancy an Schönheiten des Adels und des höhern Bürgerſtandes aufweiſen konnte, war zu die-

ſem Feſte eingeladen worden; der Herzog, wie bereits erwähnt, kehrte ſich wenig an den Unterſchied der Geburt, welchen er im Kriege, wie bei ſeinen zahlreichen Liebeshändeln ſtets verachtet hatte. Zwar fiel es auch heut den Vornehmern ſehr drückend, wiederum in derſelben Reihe mit Unebenbürtigen zu ſitzen, die ſie nicht einmal im Schmuck überbieten konnten, aber ſie tröſteten ſich mit den glänzenden Ausſichten, welche das Feſt bot. Nach der Zahl der Damen war auf eine große Menge von Tänzern zu rechnen — ſie ließen aber unbegreiflich auf ſich warten; oder war man zu früh gekommen, weil auch die Herzogin noch ausblieb? Die ältern Cavaliere hatten ſich bereits in bedeutender Maſſe eingefunden, man fragte gegenſeitig nach Söhnen und Neffen: „Nicht eingeladen!“ hieß es. Viele der Damen hatten auch untereinander darnach gefragt und ſich denſelben Beſcheid geben müſſen; man wunderte ſich, aber keine Seele ahnte die Bosheit des Herzogs in ihrem ganzen Umfange.

Endlich erſchien die Fürſtin mit ihrem Gefolge und ein Wink des Herzogs ließ die Muſik in ſchmetternden Klängen den Ball eröffnen. „Die Reihe iſt an Euch, ihr Herren!“ rief er den Verſammelten zu. Dieſe lächelten, verbeugten ſich, ſahen ſich um — kein einziger junger Mann war da, und der Herzog befahl zu tanzen. Es war eine neue Laune des ſpaßhaften Herrn, der doch ſelbſt keinen Spaß verſtand.

„Gnädiger Herr,“ riefen Einige der Muthigſten, „was werden die Damen ſagen? Sie werden uns mit Hohn zurückweiſen!“

„Beruft Euch auf mich!“ ſagte der Herzog. „Undankbare! Ich will Euch vergnügen, kein Milchbart ſoll Euch den Rang ablaufen, und Ihr beſinnt Euch? Vorwärts, ſag' ich!“

Da drückte der Erſte die Augen zu und ging zum Angriff. Sein Beiſpiel ermuthigte die Andern, aber die Damenwelt

war in einen förmlichen Aufruhr gerathen. Ein Schimpf! Ein Affront! hörte man in allen Tonarten, als der Einfall des Herzogs, ſie zu einem Altenmännerballe zu laden, kund wurde. Keine Einzige wollte tanzen, die Cavaliere, welche nun ſelbſt Luſt bekommen hatten, mochten bitten, wie ſie wollten, es war ein Stimmengewirr, das die Muſik übertönte, eine Bewegung, ein Geſtikuliren, daß ein Zeuge, der nichts von dem Anlaß gewußt hätte, in Verſuchung gekommen wäre, die Geſellſchaft für wahnſinnig zu halten. Der Herzog lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten und weidete ſich eine Zeitlang an der tumultuariſchen Scene. Endlich machte er Anſtalt, ſeinen Willen durchzuſetzen. Er ſelbſt ging zu der ſchönſten, ſtolzeſten Edelfrau und bat ſie um ihre Hand zum Tanz. Das half. Die rebelliſchen Unterthaninnen fügten ſich und traten an, in den alten Herren erwachten ſüße Reminiſcenzen der Vorzeit, und als ein paar Touren erſt die Gelenke wieder etwas geſchmeidiger gemacht, erſchienen ſich die Tänzer ſelbſt ganz auf ihrer Stelle, ja Einige wurden ſo leidenſchaftlich, daß ſie den Herzog laut prieſen, weil er ſie völlig verjüngt habe. Auch die Damen verſöhnten ſich am Ende mit dem fürſtlichen Scherz, fanden die Idee nur komiſch und originell, und da ſich, wie überall, Gleich und Gleich geſellte, kein Niedriggeborner ſeine Hand nach einer vom blauen Blute ausſtreckte, ſo war kein Bedenken weiter; das fröhliche Lothringer Blut bewährte ſich bald in lautem Witz und Gelächter, die alten Herren nahmen das nicht übel, ſprangen nach Kräften, und Keiner dachte an den ſchrecklichen Morgen, der ſeinen übermüdeten Beinen tagen würde.

In dieſem tollen Treiben fühlten ſich aber doch Manche ſehr unbehaglich; am Meiſten die Herzogin und ihre Victoire. Sie waren auf keine Weiſe zu bewegen, am Tanze Theil zu neh-

men, ſelbſt nicht mit dem Herzoge. Dieſer hatte überhaupt nur das Spiel in Gang gebracht, dann aber ſich zurückgezogen, um ungeſtört die vielen lächerlichen Scenen genießen zu können, die ſich ihm darboten.

„Ich habe Euren Wunſch erfüllt, und Ihr ſeid dennoch unzufrieden," ſagte er neckend zu ſeiner Gemahlin. „Konnt' ich ahnen, daß Euch die Würdigſten meines Landes nicht angenehm wären?"

„Erlaubt uns, daß wir den Saal verlaſſen," bat die Herzogin.

„Wo denkt Ihr hin, Marie!" rief Karl. „Ihr ſtört das Feſt. Seht doch, wie ſelig ſie ſind, die ungleichen Paare!" — Ein unwillkührlicher Blick Victoirens, der über ihn und ſeine Gemahlin ſtreifte, war ſeinem ſchnellfaſſenden Verſtande nicht verloren; er ſah, daß ſein Wort auf ihn ſelbſt bezogen wurde und biß ſich in die Lippe. Ohne weiter zu ſprechen, ging er von ihnen nach dem andern Ende des Saales.

„Dieſer unfürſtliche Sinn!" rief Maria. „Wie kann er Gefallen an ſolchen Thorheiten finden!" Sie vergaß, daß es ihr ſelbſt vor wenig Tagen noch die ausgelaſſenſte Luſtigkeit erweckt haben würde. Auch widerſprach ihr Victoire und geſtand, bei beſſerer Laune möchte es ihr nicht mißfallen.

„So getäuſcht, wie Du biſt!" rief Maria. „Ich glaubte nun Alles für Dich gethan zu haben!"

„Sprich nicht davon," bat Victoire. „Wir ſind nicht unbeobachtet."

„Wohl!" ſagte die Herzogin. „Aber ich werde es doch durchſetzen, Du mußt ihn ſprechen!"

„Liebe Marie, ich bitte Dich!" rief Victoire, indem ſie ſich nach den zunächſtſitzenden Damen umſah. Dieſe waren aber zu ſehr mit Zuſchauen beſchäftigt, oder lauſchten der Oberhofmei-

ſterin, welche aus den Erinnerungen ihrer Jugend das Bild dieſes und jenes Cavaliers zeichnete, wie er damals geweſen, der jetzt ſo ganz verfallen und verdorrt daſtand. Es gab eine trübſelige Nutzanwendung auf die blühenden, üppigen Geſtalten, welche ſich um die greiſe Erzählerin drängten.

Das Mahl unterbrach den Tanz und machte ihm ein Ende. Denn nach Tiſche war den eifrigen Tänzern Muth und Kraft gebrochen, auch trieb der Herzog, der bei keiner Idee lange feſt hielt, nicht mehr zur Fortſetzung der Luſtbarkeit, ſondern vertiefte ſich mit ſeinem Rathe in ein langes Geſpräch über ernſtere Gegenſtände. Es waren Depeſchen aus Paris angekommen, deren Inhalt der Rath erſt nach aufgehobener Tafel ſeinem Herrn mittheilen konnte. Die Rüſtungen der Franzoſen nahmen immer mehr die Beſorgniß der Nachbarn in Anſpruch.

„Auch ich muß Ernſt machen," rief der Herzog. „Meine Truppen mögen zuziehen, wem ſie wollen, ſo denke ich, ſie werden wie immer ſchwer in's Gewicht fallen. — Genug für heute, ſtellt Euch morgen früh ein." Dann ging er, während die Gäſte ſich zum Aufbruch bereiteten, auf Victoire zu und ſagte: „Ich hoffte Euch heut ein Lächeln abzugewinnen. Vielleicht glückt es mir, wenn ich die Rollen das nächſte Mal vertauſche: was ſagt Ihr dazu? Alte Damen und junge Herrn! Euren ſchönen Landsmann zum Beiſpiel und die Aya unſerer Gemahlin."

„Ihr ſolltet den Chevalier auf andere Weiſe zu belohnen ſuchen," erwiederte Victoire lächelnd.

„Ja ganz gewiß," rief die Herzogin. „Was muß er von Eurer Großmuth denken, da er kaum ein Wort des Dankes erhalten hat!"

„Ich habe heut ſchon an ihn gedacht," erwiederte der Herzog. „Leute ſeines Schlages kann ich jetzt brauchen." Damit

ſchnitt er den Faden kurz ab und nahm die Abſchiedshuldigung ſeiner Gäſte, von denen die Mehrzahl nach Nancy zurückkehrte, in Empfang.

Robert war an demſelben Tage raſtlos durch Feld und Flur gejagt, als wolle er den Gedanken entfliehen, welche in ſchwarzer Schaar ſeine Seele beſtürmten. Die verfängliche Rede ſeines Tiſchnachbars beim Feſtmahle hatte ihm den Schlaf der Nacht, die Ruhe am Tage geraubt. War ſie mehr, als eine boshafte Erfindung? Hatte wirklich das liebliche Weſen, das der Lecter eine Schlange nannte, ſein argloſes Gemüth getäuſcht, und drohte ſie auch die unſchuldige Freundin zu verrathen. Es war nicht möglich! So konnte das Himmelsantlitz, das fromme Auge nicht lügen! Was hätte ein Herz, wie Victoirens, vermocht, ſich ſelbſt untreu zu werden? Robert glaubte es zu kennen, aus tauſend Aeußerungen hatte ſich ihm die Lauterkeit deſſelben bekundet, es wäre frevelhaft geweſen, den reinen Goldklang, den er vernommen, für Betrug zu halten. Wie ſollte ſich urplötzlich Alles zum Böſen verwandelt haben? Zwar des Menſchen Herz iſt ſchwach, wo die Verſuchung ſtark wird, aber war denn hier überhaupt Verſuchung? Trat die Sünde nicht in voller Häßlichkeit entgegen? War der Abgrund, in welchen ſie die Verirrte ziehen ſollte, etwa durch Blumen verhüllt? Stand nicht, ein heiliger Wächter, die Treue da und zeigte — wenn nicht auf den Geliebten — doch auf die Freundin? Es war unmöglich! Victoire trug keine Schuld! Aber die Hand des Böſen war gegen ſie ausgeſtreckt und drohte wenigſtens, ihren Ruf zu vergiften. Jeder kannte den Herzog, man wußte, daß er ſelbſt in ſpätern Jahren, wenn er *wollte*, den Frauen gefährlich war; die Welt denkt ſchlimm, und Niemand ſteht ſo hoch und rein, daß er nicht vom Argwohn zu beſchmutzen wäre; was rettete Victoire vor dem ehrloſen Ver-

dacht, der ſie bereits getroffen hatte? Und war es denn in alle Zukunft ſo ganz unmöglich —

Er dachte den Gedanken nicht aus, er ſtach ſeinem Hengſte beide Sporen in die Weichen und riß ihn zu einem furchtbaren Satze über die Hecke, welche im Zwielicht des ſpäten Abends dunkel vor ihm lag, ſeinen Weg kreuzend. Ohne ſich weiter zu kümmern, wohin, ſtürmte er dann den Pfad entlang, der ſich weißlich zwiſchen Buchenhecken fortſchlängelte. Er führte ihn nach einiger Zeit an eine Mauer, mit einem Thore nach auswärts, von wo ſich eine grade Allee abbog, welche nach dem Innern des umhegten Grundſtücks, in das er eingedrungen war, und wie es ſchien, nach den Wohngebäuden ging, denn in der Perſpective flimmerte helles Licht. Ein kurzer Lauf ſeines Roſſes brachte Robert an das Ende der Allee. Da lag jenſeits des weiten Roſenparterres, in allen Fenſtern erleuchtet, das herzogliche Luſtſchloß vor ihm, wo heut, wie er es wohl erfahren hatte, ein großes Feſt veranſtaltet war. Noch ſchwieg die Muſik, die Gäſte hatten ſich kaum verſammelt. Robert ſah mit ſchmerzlichen Gefühlen hinüber. Dort war auch ſie, die Geliebte, und er durfte ihr nicht nahen! Lange hielt er im Dunkel der Bäume, nicht des Entſchluſſes fähig, ſich loszureißen; da ſchmetterten die Fanfaren, welche den Anfang des Tanzes bezeichneten und Robert malte ſich mit Ingrimm das Bild Victoirens, vom Männerarm umfangen, in den Reihen der Fröhlichen. — „Ob ein Gedanke zu mir entſchwebt?“ fragte er bitter. „Ob ſie mein auch nur flüchtig in der Luſt des Augenblicks gedenkt? Ich könnte ſie nicht vergeſſen, ſelbſt in Sturm und Kampf! O Victoire, Victoire, haſt Du nur ein Spiel mit meinem Herzen getrieben, muß ich Dir entſagen, ſo iſt mein Leben aus ſeiner Bahn geriſſen, kein Ziel, das wie ein Stern es führt, mehr ſichtbar, dann will ich nur gehen und

das Wehrgehenk abwerfen, dann mag mich der Buchenforſt meiner Eltern auf ewig begraben. — Ich muß ſie ſprechen. Ich will Klarheit haben, ſie ſoll wiſſen, daß ich kein Edelmann bin, ich aber will auch wiſſen, wie ſie den[illegible]' — In dieſer trotzigen Stimmung trat auf einmal das Bild der Geliebten ſo licht und zauberiſch vor ſeine Seele, daß er von Sehnſucht hingeriſſen jeden Verdacht, jeden Vorwurf vergaß, oder ſich ihrer mit tiefer Reue ſchämte. „Vertrauen!“ klang es in ſeinem Herzen. „Ich werde ſie wiederſehen, ein Blick in ihr Auge muß jeden Zweifel löſen.“

Er wandte ſein Pferd und ritt langſam zurück. Plötzlich hörte er ſich angerufen. „Halt! Wer Teufel reitet hier?“ ſchrie eine rauhe Stimme. Robert hätte ohne große Anſtrengung dem Wächter entkommen können, der ihn zu Fuß nicht einzuholen vermochte; aber es reizte ihn, Erkundigungen über das Feſt und die Gäſte einzuziehen. Er ritt daher, ſtatt auszuweichen, grade auf den Mann zu und ſagte: „Zufall, guter Freund. Was giebt's droben? Könnt Ihr mir ſagen, ob der Herzog hier übernachten wird?“

Des Wächters ganze Antwort war, daß er Roberts Pferde in die Zügel fiel, um ſich des verdächtigen Geſellen, der noch obenein eine Frage that, welche gefährliche Anſchläge verrieth, zu verſichern. Robert ſah ſeine Abſicht verfehlt, war nicht in der Laune, ſich etwas bieten zu laſſen, ein Schenkeldruck genügte, das Roß zu einem Sprunge zu bewegen, der den Wächter niederwarf und ihn befreite. Langſam ritt er von dannen, und als ſich der Menſch, der einen Augenblick betäubt war, erholte und aufſprang, war der nächtliche Reiter nicht allein verſchwunden, ſondern zum Unglück auch das Mundſtück am Horne zerbrochen, daß nicht einmal der Nothruf gegeben werden konnte. Hitzig rannte der Wächter eine Weile nach, wo er

Hufſchlag zu hören glaubte, dann verfehlte er nicht, bei der Dienerſchaft im Schloſſe Lärm zu machen und das Abenteuer in vergrößerter Geſtalt zu erzählen. Einige halfen ihm auch wirklich nachſpüren, der Kaſtellan aber unterdrückte die weitere Meldung, um das Feſt nicht zu ſtören. Erſt, als die Wagen im Abfahren begriffen waren, erhielt der Herzog die Anzeige: daß ein Verkappter zu Pferde beim finſtern Abend im Garten getroffen worden ſei, bis zu den Zähnen bewaffnet, von rieſiger Größe und Stärke; daß der Wächter auf ſeine Frage: wann der Herzog fahren werde und ob er von Wachen begleitet ſei? Hand an ihn gelegt habe, um ihn gefangen zu nehmen, daß er aber niedergeritten und mit einem Schlage über den Kopf betäubt worden ſei, dergeſtalt, daß der Verbrecher ohne Hinderniß entkommen. Das Mährchen hatte ſonach ein ganz ernſthaftes Anſehen und Herzog Karl hörte es mit zornfunkelnden Augen vortragen. „Wo iſt der elende Wächter?“ rief er. Man ſchob den Mann vor.

„Kerl! Er iſt ſtark, wie ein Bär, und kann nicht den Vagabonden vom Pferde werfen?“ fuhr ihn der Herzog an. „Wie ſah er aus? Sternlicht, hell wie am Tage!“

„Hoheit, ein Rapp!“ ſtotterte der Wächter. „Ein Rapp mit einer Mähne bis auf die Erde! Ich habe einen Buſch ausgeriſſen!“

Starr ſah der Herzog den Zitternden an, dann wandte ſich ſein Auge mit einem großen Blick auf Victoire, welche die Farbe wechſelte. — „Und der Reiter, was haſt Du von ihm geſehen?“ fragte er von Neuem.

„Federhut, Reiterſtiefeln, Fauſthandſchuh! Ein Rieſe, gnäd'ger Herr!“

„Deine Furcht hat ihn wachſen laſſen!“ rief der Herzog. „Geh! Wir wollen der Sache morgen in's Auge ſehen.“

Die Diener entfernten ſich, auch die wenigen Damen und Herren, welche zu Malgrange übernachteten, wurden entlaſſen, nur Victoire blieb bei der Herzogin, welche wiederum das Schlafzimmer mit ihr theilte. Noch aber ſchien ſie der Herzog im Saale feſt halten zu wollen.

„Was ſagt Ihr zu dem wunderlichen Verfall?“ fragte er, nachdem er mit ihnen allein war.

„Wenn nur unſern Gäſten unterwegs kein Unglück begegnet!“ ſagte die Herzogin. „Ihr ſolltet doch einige von der Leibwache“ —

„Nicht doch! Ich will ihm den Spaß nicht verderben,“ erwiederte der Herzog. „Wir beide kennen den Entrepreneur, Fräulein Attencourt, ich denke, Euer Auge hat zu viel militairiſchen Blick von dem tapfern Vicomte, Eurem Vater, geerbt, um nicht zu wiſſen, wem das Roß mit der ungewöhnlich langen Mähne gehört.“

Victoire war ſtolz und läugnete die Wahrheit nie. „Allerdings frappirte mich der Umſtand,“ erwiederte ſie, „doch kennen Andre, als der Chevalier, Pferde mit langen Mähnen reiten.“

„Es galt offenbar einen Ueberfall, nicht gerade im böſen Sinne, vielleicht nur eine Ueberraſchung unterwegs,“ lachte der Herzog. „In dieſer Hinſicht thut es mir leid, daß ich den hübſchen Anſchlag vereitelt ſehe. Du blickſt von Einem zum Andern, Marie. Ja, Kind, es war ganz gewiß der ſchöne Fremde, auf den ich anfange, eiferſüchtig zu werden.“

Sie erröthete ſchnell und wurde böſe. Er lachte mit einem bedeutſamen Blicke auf Victoire, wünſchte dann gute Nacht und ging.

„O wie mir das zuwider iſt!“ rief Maria. „Ueber Alles lacht er und ſpottet! Wie kann man nur immer lachen!“

Armes Kind, wer lachte fröhlicher, ausgelaſſener als Du noch vor wenig Tagen!

Beide hatten ſich in ihr Schlafgemach zurückgezogen und die Dienerinnen ſchnell verabſchiedet; ſie halfen ſich gegenſeitig entkleiden, die Ampel goß ihr verſchwiegenes Licht von der Decke.

„Victoire, ob er es wirklich geweſen iſt?“ fragte Maria. „Er hat Dich ſehen wollen!“

„Kaum kann ich es glauben,“ erwiederte Victoire. „Er iſt zwar unbeſonnen, ſetzt gern durch, was ihm irgend erwünſcht ſcheint, aber was durfte er hier zu erreichen hoffen, auch wenn er uns ſchnell vorüberfahrend begegnete? — Es wird ſich aufklären, ſchlaf wohl, Theure.“

„Haſt Du auch gefunden, daß er mir ähnlich ſieht?“ fragte die Herzogin nach einer kleinen Pauſe.

Auch Victoiren ſchwebte ſo eben die Geſtalt des Freundes vor. — „Das iſt es ja,“ rief ſie, „was mir ihn zuerſt lieb gemacht hat! Wenn ich ihn neben Dir ſehe, finde ich faſt gar keine Aehnlichkeit, aber in der Ferne erinnert er mich an Deine Züge. Sein Auge gleicht dem Deinen in Blick und Schnitt, nur iſt es kühner und freier.“

Die Herzogin war ſtill auf die Rede und Victoire hütete ſich, ſie weiter fort zu ſetzen.

9.

Es war noch früh am Morgen, als der junge Adelhart zum Herzoge beſchieden wurde. Der Fürſt hatte Malgrange bei Tagesanbruch, noch ehe ſeine Gemahlin erwachte, verlaſſen,

um den gestrigen Vorfall, der ihn mehr interessirte, als er gestand, zu untersuchen. Sobald Robert vor ihn trat, fragte er ihn brüsk: „Was trieb Euch in den Garten meines Schlosses?"

Robert stannte, sich verrathen zu sehen, doch kam er nicht in Verlegenheit. „Der Zufall, gnädiger Herr," sagte er; „ich ritt in's Blaue, kam im Finstern an eine Hecke, übersprang sie und befand mich zu Malgrange, wahrscheinlich auf verbotenem Terrain."

„In jeder Hinsicht!" rief der Herzog. „Und die Gewaltthat? Der Angriff auf meinen Diener, den Euer Hieb niederstreckte?"

„Eine Lüge!" entgegnete Robert warm. „Der Schelm hat Eure Hoheit belogen! Er fiel mir in den Zügel, mein Pferd stieg und warf ihn um, ich ritt weiter. Das ist Alles — mein Wort darauf!"

„Was liegt auch daran!" sagte der Herzog. „Ich wünsche den Grund zu wissen, der Euch nach meiner Rückkehr fragen ließ. Gesteht nur, Ihr wolltet ein paar schönere Sterne sehen, als die am Himmel standen. Hab' ich es getroffen?"

„Ich verstehe Euch nicht, gnädiger Herr," erwiederte Robert gereizt. „Soll es aber eine Anspielung auf irgend eine der Damen sein, welche Euer Fest verherrlichten, so erlaubt mir zu sagen, daß ich kein Recht habe, darauf einzugehen."

„Ihr seid glatt wie ein Aal!" rief der Herzog. „Eure schöne Landsmännin ist Euch also gleichgültig?"

Die Ungeduld sprühte aus Roberts Lichtern. „Ich gab Euch meine Antwort," sagte er, sich mühsam bezwingend.

„Chevalier," versetzte Herzog Karl, „ich glaube diese Antwort zu verstehen. Genug davon! — Ich bat Euch auch nicht deshalb zu mir, sondern ich wollte Euch fragen, ob Ihr in meine Dienste treten mögt. So nur kann es mir gelingen,

meine Schuld abzutragen, wir verdanken Euch viel, namentlich habt Ihr die Herzogin verpflichtet."

Seine Worte waren kalt. Der junge Mann fühlte den Geiſt, der aus ihnen wehte, er hätte die Stelle, in dieſem Tone geboten, nicht angenommen und wäre ſein höchſtes Glück damit verbunden geweſen. Auch hatte ſich ſeit dem Tage, wo er den Wunſch, hier zu bleiben, hegte, Viel geändert. — „Gnädiger Herr," ſagte er, mit Anſtand ſich neigend, „ich habe Niemand verpflichtet, und Ihr verdankt mir nichts. Ich kam Andern zuvor, die es ohne mich auch gethan hätten: Gefahr war nicht vorhanden. Es wäre daher eine unverdiente Gnade, wenn Ihr mich bei Euren Truppen anſtellen wollet, ich kann ſie nicht annehmen, mein Loos iſt bereits geworfen."

Dem Herzoge wurde in dieſem Augenblicke eine Depeſche übergeben. „Ein Eilbote aus der Grafſchaft Falkenſtein," ſagte der meldende Kämmerer. „Es ſollen Dinge von höchſter Wichtigkeit ſein." Es bedurfte dieſer Mahnung, der Herzog nahm es mit ſeinen Regentenpflichten nicht zu genau und ließ oft die Berichte tagelang uneröffnet liegen, wenn ihn Jagd oder Truppenübung beſchäftigte. Auf das Wort des Kämmerers riß er das Siegel auf und las. Gleich bei den erſten Zeilen runzelte ſich ſeine Stirne, immer zorniger wurde ſein Blick, die Adern ſeiner Schläfe ſchwellen. Mit heftigem Wurf ſchleuderte er den Brief auf den nächſten Tiſch und rief flammenden Auges: „Das ſollen ſie bitter bereuen! Ich will über ſie kommen, wie der Blitz! Mir das, in meinem Lande! — Beſtellt den Oberſten Laſoſſe!" herrſchte er dem Kämmerer zu. Dieſer flog.

Robert hatte die Meldung gehört, ſie kam aus der Gegend, wo ſeine Eltern wohnten. Sehr geſpannt war er, den Inhalt der Depeſche zu wiſſen, der den Herzog in ſolchen Zorn geſetzt;

da flog der Brief dicht neben ihm auf den Tiſch und ſein Blick fiel auf eine Handſchrift, deren wohlbekannte Züge ihn erſchreckten: es war die Handſchrift ſeines Vaters!

„Gnädiger Herr, was iſt geſchehen?“ fragte er in großer Aufregung, indem er ſich immer noch anſtrengte, ein Paar Worte zu leſen.

Der Herzog war ſelbſt zu wild entbrannt, um Roberts Beſtürzung zu bemerken, er riß den Brief wieder an ſich, las mit Fluchen und rief endlich: „Wildfangsrecht! Ich will den Pfälzern ein beſſeres lehren, das Recht der Klinge! Was? Meine Unterthanen zu Leibeigenen machen? Fremde, denen ich meinen Schutz angedeihen laſſe, zu Knechten für einen andern Herrn?“

„Um Gottes Willen, Hoheit, wem iſt das geſchehen?“ rief Adelhart.

„Mir, Chevalier!“ zürnte der Herzog. „In meiner Grafſchaft Falkenſtein! Der von der Pfalz will ein Recht haben, Fremde, die ſich dort niedergelaſſen, als Leibeigene zu ſeinem Dienſt zu zwingen — das Wildfangsrecht, wie ſie es nennen! Das wagt er gegen mich, den Europa kennen gelernt hat! Ich werde ihm aber zeigen, daß mein Schwert ſeit Prag und Nördlingen nicht roſtig geworden. Noch heut — wo bleibt der Oberſt Laſoſſe?“ —

Robert war leichenblaß geworden. — „Und der Schreiber dieſes Briefes —?“ ſtieß er mühſam hervor.

„Iſt einer von den Betheiligten, wie der Schultheiß darunter vermerkt!“ rief der Herzog. „Viel Geſchwätz von perſönlicher Freiheit! Darauf kommt es nicht an, ſondern auf mein Recht als Landesherr. Ich weiß aber, wer das Alles betreibt, wer mir dieſe Chicanen bereitet! Kein Anderer, als Graf Falkenſtein ſelbſt, der auf dieſe Weiſe ſich wieder einniſten

will, wo ich ihn, der ſich gegen mich auflehnte, fortgejagt habe. — Ihr wollt gehen? Was Teufel fehlt Euch, Ihr ſeht blaß aus, wie ein Neuling vor der Schlacht!"

„In welcher Art hat man denn jenes Recht geltend gemacht, gnädiger Herr, fragte Robert, ſeinen Hut in der Hand zerdrückend.

„Mit Gewalt! Mein Schultheiß ſchreibt, daß der Mann, der ihm den Bericht aufgeſetzt hat, auf der Heimkehr wahrſcheinlich aufgegriffen worden iſt, man vermißt ihn bis jetzt."

„Gott, meine Mutter!" ſchrie Robert und ſtürzte, alle Rückſicht vergeſſend, nach der Thüre. Der Herzog rief ihm verwundert nach und wollte Auskunft haben; vergebens! Wie von Furien gejagt, ſtürmte Robert durch die Vorzimmer, daß Alle, denen er begegnete, beſtürzt vor ihm auswichen und der Schweizer am Thore ſich berufen fühlte, ihm die Hellebarde vorzuhalten, weil er nicht anders glaubte, als das böſe Gewiſſen möge ihn verfolgen.

Welche Schreckniſſe kämpften in Roberts Seele! Seines Vaters Freiheit und Ehre war bedroht, ſeine Mutter verlaſſen, ohne Beiſtand und Troſt unter Fremden! Er konnte zu keiner klaren Vorſtellung kommen, nur das Gefühl, daß er fort müſſe, daß kein Augenblick zu verlieren ſei, trieb ihn zu raſchem Thun. Da wollte es das Unglück, daß grade ſein Pferd von dem unbeſonnenen Ritte des geſtrigen Tages lahm geworden war, ſo daß er ſich erſt ein anderes verſchaffen mußte, ehe er fort konnte. Der Wirth übernahm den Handel, da Robert fremd war, und ging aus, während der Ungeduldige, von tauſend ſchrecklichen Bildern gequält, den Raum ſeines Zimmers durchkreuzte. Schauderhaft war ihm vor Allem die Vorſtellung, welchen Eindruck das Erlebniß auf ſeine Mutter machen mußte. Er kannte ihre Reizbarkeit, beſonders im Punkte der Ehre, und

jetzt hatte ſie erfahren müſſen, daß ihr Gemahl beſchimpft, gewaltthätig zur Knechtſchaft abgeführt worden war. Alles Blut wurde zu Flammen auch in Roberts Adern, wenn er ſich das Entſetzliche dachte, das ja kein böſer Traum, ſondern Wahrheit ſein mußte!

Da kam es die Treppe herauf; Robert eilte dem Wirthe, den er erwartete, entgegen; aber er war es nicht, ſondern ein Officier des Herzogs. — „Seine Hoheit laſſen Euch in Betracht, daß Ihr ſo nah bei der Falkenſteiner Geſchichte betheiligt ſeid, anbieten, Euch dem Reiterregiment, das morgen mit dem Frühſten dorthin aufbrechen ſoll, anzuſchließen, entweder als Freiwilliger oder auch im herzoglichen Dienſt, wozu der Herr Oberſt Laſoſſe autoriſirt iſt, mit Euch Rückſprache zu nehmen.“ So lautete die Beſtellung, welche der Officier zu überliefern hatte.

Robert fühlte im erſten Augenblicke Luſt, des Herzogs Vorſchlag anzunehmen, da er ihm Gelegenheit bot, zugleich Rächer der Schmach zu ſein, welche ſeinen Vater betroffen hatte; aber nach kurzem Beſinnen lehnte er ihn ab. Seine nächſte Pflicht führte ihn zu der verlaſſenen Mutter — was geſchehen war, ließ ſich nicht mehr ändern, dem Vater mußte ja die Freiheit und auch Genugthuung gegeben werden; Robert kannte das wunderliche Recht nicht, das Jedem, der zum erſten Male davon hörte, wie eine Zuſammenſtellung von Unſinn, eine baare Gewaltthat vorkam, die weder geduldet, noch ungerächt bleiben konnte. Eh' es aber ſo weit gedieh, mußte er die Mutter, deren unſelige Stimmung ohnehin immer das Aergſte befürchtete, tröſten und ſchirmen; und wenn er ſich den regelmäßigen Marſch einer Truppe dachte, ſo konnte er nur dadurch aufgehalten werden. Ja der Ritt auf eigne Hand kam ihm jetzt auch ſo langſam vor, wenn er an die unerläßlichen Ruhe-

ſtunden für das Pferd dachte, daß er beſchloß, nur immer von Ort zu Ort zwei Pferde mit einem Knecht zu miethen, um Tag und Nacht jagen zu können. Dazu ſchickte er jetzt den zweiten Boten aus, nachdem der Officier ſich entfernt hatte, und in der verhältnißmäßigen Beruhigung, wie ſie auf einem gefaßten Entſchluß zu folgen pflegt, ſtellte ſich Robert das Bild ſeiner Victoire und die Frage vor, was ſie von einer ſo plötzlichen Abreiſe denken müſſe, wenn ihr kein Aufſchluß darüber werde. „Ich will ihr ſchreiben," war ſein erſter Gedanke. Wer aber ſollte den Brief beſtellen? Sie hatte ihm Verſchwiegenheit geboten; durfte er dieſe verletzen? — „So muß ich ſie ſprechen, ja das will ich!" rief er. Und ohne ſich lange zu bedenken, führte er den Einfall, der ihn am ſchnellſten zu ſeinem Zwecke zu bringen ſchien, aus, nämlich grades Weges nach dem Schloſſe zu gehen und ſich bei der Herzogin melden zu laſſen. Er konnte ſich ja bei ihr beurlauben; hieß es auch die Hofſitte nicht gut, ſo glaubte er gewiß angenommen zu werden, weil die Herzogin ſich ihm noch verpflichtet glaubte; bei ihr fand er Victoiren jeden Falls — gelang es ihm nicht, mit ihr allein zu ſprechen, ſo blieb ihm nichts übrig, als die Urſache ſeiner ſchnellen Abreiſe (die ohnehin der Herzog aus ſeinem unwillkührlichen Schmerzensrufe errathen zu haben ſchien) beiden Damen offen zu entdecken und es dem Blicke ſeiner Augen zu überlaſſen, der Geliebten Alles, was er nicht ſagen durfte, zu erklären. Dabei fand er Gelegenheit, mit Freimuth das Mißverſtändniß aufzuheben, das ihn in die Reihe der Hochgebornen geſtellt, eine Anſpielung auf ſein Hoffen und Vertrauen war leicht, und der Moment des Abſchiedes mußte ihm Gewißheit geben, wie die Geliebte darüber dachte. Mit ruhigerm Herzen hoffte er dann den weiten Weg antreten zu können.

Er warf ſofort das Reitwamms, das er ſchon angelegt hatte, von ſich und ſuchte ſein beſtes Kleid hervor. Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß er nichts an ſich hatte, ihm den Eintritt in die fürſtlichen Gemächer zu wehren. „Iſt es denn alſo kein äußerer Vorzug, der Jene von Uns unterſcheidet," rief er, „und bin ich mir bewußt, im Innern Keinem von ihnen an Muth und Stärke nachzuſtehen — warum ſollt' ich verzagen, mein Ziel in Zukunft zu erreichen? — Wenn nicht," ſchloß er mit einer plötzlichen Anwandlung der Leidenſchaft von geſtern, „dies Ziel mir freventlich entheiligt und geraubt wird! Gott, nur das nicht!"

Die Herzogin hörte mit einiger Befremdung den Chevalier bei ihr anmelden und um Audienz bitten, doch gewährte ſie ſchnell und wandte ſich, ſobald das Hoffräulein wieder abgetreten war, mit einer lesbaren Unruhe in all' ihren ſchönen Zügen zu Victoire, welche bewegt und erſtaunt, wie ſie, ihre Hand ergriff. „Was führt ihn her?" rief das Mädchen. „Dieſer Schritt — ich begreife nicht!"

„Er will ſein geſtriges Thun erklären und entſchuldigen," ſagte Maria; „Horch, er kommt ſchon."

Die Flügelthüren wurden aufgethan, hinter dem Eintretenden war noch einen Moment ein neugieriges Hofdamengeſicht bemerkbar, dem der Verdruß, über der Schwelle zu bleiben und die Pforte wieder ſchließen zu müſſen, in den Augen ſtand.

Robert neigte ſich tief, nachdem ein raſcher Blick ihn belehrt hatte, daß Victoire zugegen ſei; er war nicht ohne Verlegenheit; alle Anreden, die er ſich unterwegs erſonnen hatte, waren ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden, und die erſten Worte, die er ſprach, beſtärkten die Herzogin in ihrer vorgefaßten

Meinung. Sie hieß ihn gütig näher treten und ſagte lächelnd, ſie habe die Sache gleich für einen Scherz gehalten.

„Ich komme, mich von Ew. Hoheit zu verabſchieden," erwiederte Robert. „Ich muß Nancy verlaſſen."

Victoire ſah ihn raſch und verdüſtert an, die Herzogin fragte nach der Urſache ſeiner Entfernung, denn ſie glaubte, ihr Gemahl ſei dabei im Spiel, auch flog eine andere Möglichkeit wie ein Schatten durch ihren Sinn, ſie geſtand ſich ſelbſt nicht, was.

„Ein Unglück, das über die Meinigen eingebrochen iſt," ſagte Robert, und ſein Auge heftete ſich feſt und prüfend auf Victoire, als richte er ſeine Rede mehr an ſie, als an die Fürſtin — „ein Unglück ſeltſamer Art zwingt mich zu gehen, wo ich ſo ſtark gefeſſelt bin, daß, mich loszureißen —"

„Ein Unglück?" unterbrach ihn Victoire mit dem herzgewinnenden Klang ihrer Stimme, der jede Fiber in Roberts Bruſt bewegte. „O ſagt, was iſt geſchehen?"

Er hob an, da traf ein ſtarker Schlag das Thürſchloß, weit auf ſprang die Pforte, der Herzog trat ein. Sein Anblick bezeugte, daß er nicht überraſcht war, den jungen Mann zu finden, ſein funkelnder Blick ſuchte ihn zuerſt und blitzte dann zornig auf die Frauen, welche beide, ſie wußten kaum warum, in tödtlicher Beſtürzung daſtanden.

„Seh' ich recht?" rief der Ergrimmte. „Wagt man in meinem Schloß am hellen Tage Zuſammenkünfte zu halten?" — Die Herzogin wollte ſprechen, Robert trat dem Fürſten unwillig näher, ſich zu rechtfertigen, aber dieſer ließ weder ihn, noch ſie zu Worte kommen, ſondern donnerte: „Werft Ihr Euch weg, Leichtſinnige, — Du, Marie, und Ihr, mein überzartes Fräulein, — mit dieſem Menſchen, dem Sohne eines leibeige-

nen Knechts, der alſo ſelbſt leibeigen iſt, und es wagt, ſich hier einzudrängen?"

Das Wort traf, wie ein Blitzſtrahl. Victoire bebte bis in ihr Innerſtes durchzuckt, ſie war nicht fähig, ſich in dieſem Moment zu verſtellen, ihr Auge ſuchte mit einer unbeſchreiblichen Angſt Roberts Auge, um darin die Entſcheidung zu leſen; Robert war erblaßt, ſeine Lippen zuckten krampfhaft, ſein dunkles Auge ſprühte.

„Schweigt!" rief der Herzog wüthend, als er ſprechen wollte. „Könnt Ihr es läugnen, daß Euer Vater ein Leibeigener in Falkenſtein iſt? — Jedes Wort iſt unnütz! Ihr habt mit Lug und Trug Euren Rang — dankt Gott, wenn ich Euch nicht ſtrafe!"

„Hört mich!" ſchrie Robert außer ſich, ſeine Hände zu den beiden Frauen kehrend. Victoire wandte ſich ab, die Herzogin hatte noch einen Blick innigen Mitleids für ihn, dann kehrte auch ſie ſich von ihm — er ſtürzte verzweifelnd hinaus. Victoire hörte, wie er ſich entfernte, der Schall ſeiner übereilten Tritte drang ihr durch die Seele, es war als müſſe mit ihm, wie er ſich verlor, auch ihr Herz aufhören zu ſchlagen, der Gedanke ewiger Trennung legte ſich wie ein Grabſtein über ihr Haupt. Sie hörte nichts von der fortſprudelnden Rede des Herzogs, ſie hatte das Kreuz des offenen Fenſters gefaßt, an dem ſie ſtand, und ſah hinab auf die menſchenleere Straße. Maria verlor aber kein Wort, was ihr Gemahl ſagte, es ſchien als erwarte ſie nur den Moment, um für den Verurtheilten zu ſprechen. Dieſer Moment kam aber nicht, denn Herzog Karl drehte ſich mit einemmal auf dem Abſatze herum und verließ das Zimmer.

„Glaubſt Du das?" fragte Maria.

Victoire heftete einen ſtarren Blick auf ſie, als müſſe ſie ſich erſt auf Alles beſinnen. Plötzlich überkam es ſie, wie eine grelle Erleuchtung. „Hätte er mir vertraut!“ rief ſie. „Hätte er mir Alles geſagt, wer weiß, ich hätte die Kraft gehabt, die Kluft zu verachten, die uns trennt! Aber daß er mit Hinterliſt, mit Betrug mir genaht; der Falſche, wie ſoll ich ihm das vergeben!“ Sie vergaß in ihrem bittern Schmerze, was Robert im Walde, da er ſie zu ihrem Pferde begleitete, geſagt hatte.

„Der Herzog iſt von Anfang an bös auf ihn,“ ſagte Marie. „Es fehlte wenig, ſo hätte er ihn gleich, ehe Robert ihn kannte, zum Zweikampf gezwungen. Ich denke, es iſt nicht alles wahr, was er ſagt. Ich kann es von Deinem Robert nicht glauben. Abſichtliche Lüge! Bedenke doch, meine Victoire, Lüge gegen Dich, die er liebt!“

Victoire ſchüttelte heftig den Kopf. „Kann er mich lieben?“ fragte ſie bitter. „Die Liebe fordert Vertrauen!“

„Mein Kopf iſt ganz wirr!“ ſagte die Herzogin. „Laß uns doch ruhig bedenken, wie Alles gekommen iſt, ob ihm Vorwürfe zu machen ſind, auch wenn des Herzogs Nachrichten Wahrheit enthalten.“

„Ich würde zweifeln,“ rief Victoire, „wenn ich nicht die Beſtätigung in ſeinem eigenen Auge geleſen hätte! Es iſt Wahrheit, bitter: Wahrheit! Ich will den Unwürdigen aus meinem Herzen reißen, will ihn ganz vergeſſen! Dies ſei das letzte Mal, daß ſeiner zwiſchen uns Erwähnung geſchieht, darum fleh' ich Dich bei unſ'rer Liebe, Marie! Ich bin nicht ungerecht, ich habe ihn nicht ungehört verurtheilt, er hat mir Alles geſtanden, ob auch nicht mit dem Munde. Sein Mund iſt falſch, ſein Auge konnte nicht lügen!“

„Er hat doch, gehört zu werden," ſagte Maria.

„Vertheidige ihn nicht!" rief Victoire, die Hand auf den wogenden Buſen preſſend, als könne ſie damit ſeine Gefühle erſticken. „Er hat mich getäuſcht, das vergebe ich ihm nie." Sie fühlte die Spannung, welche bisher ihre Kraft auf den Höhen des Stolzes erhalten, ſich löſen und eilte in ihr Gemach, um auch der Freundin die Thränen zu verbergen, welche jetzt unaufhaltſam floſſen. Maria hätte gern von ihrem Gemahle, deſſen Zorn, wie ſie ihn kannte, ſchnell verlodert war, eine vollſtändige Erklärung geſucht, aber Herzog Karl war ausgeritten. Er muſterte das Regiment des Oberſten Laſoſſe, welches Befehl zum ungeſäumten Aufbruch erhalten hatte. Sein Blick erheiterte ſich, als er die tapfere Schaar, die er in langen Kriegszügen erprobt hatte, an ſich vorüber ziehen ſah; er freute ſich, wie trefflich bewaffnet und beritten ſie war; Alles ſein Werk! Immer freundlicher wurde ſein Geſicht, er nickte dieſem und jenem alten Krieger, den er perſönlich kannte, und als er vor dem Abmarſch noch einmal an der Front des aufgeſtellten Regiments hinab ritt, ſprach er mit Vielen und ließ, wie es ſeine Art war, manchen derben Soldatenwitz hören, der von den braunen bärtigen Geſellen mit großer Luſt aufgenommen und oftmals wiederholt wurde. Am linken Flügel warf er ſein Pferd herum, jagte vor die Mitte und hielt eine kurze kräftige Anrede, dann gab er dem Oberſten ſeine letzten Befehle: „Wo Ihr irgend pfälziſche Truppen auf meinem Grund und Boden antrefft, habt Ihr ſofort zum Angriff zu blaſen. Ihr ſollt nicht etwa nur ſchrecken, ſondern Ernſt zeigen, — ſcharfe Hiebe! verſteht Ihr mich? Das Geſchmeiß von Vögten und Amtleuten, das in mein Land gekommen iſt, um Geld zu ſchneiden, wird in Ketten geworfen, Unterthanen, die erweislich dem Pfälzer Vorſchub geleiſtet, alſo Verrath an ihrem

Landesherrn begangen haben, werden ohne Umſtände gehangen; diejenigen, welche ohne Widerſtand Geld gezahlt oder ſich dem Wildfangsrecht unterwerfen haben, ſollen geſtraft werden, wie es angeht! Keine Weinerlichkeit, Oberſt Laſoſſe, ich liebe das nicht!"

Der Oberſt ſalutirte und ließ abſchwenken. Die Trompeten bliesen den Lieblingsmarſch des Herzogs, welcher ſich an die Spitze ſetzte, ſeinen Reitern bis über das Weichbild von Nancy Geleit gebend. Aus dem Thore ſprengte eben, aus einer andern Straße gekommen, ein Mann im reiſefertigen Aufzuge, von einem Knechte begleitet; der Herzog erkannte ihn, es war Derjenige, den er vor wenig Stunden gedemüthigt hatte. Es that ihm jetzt leid, das Gefühl, des jungen Mannes Dienſt in der Gefahr ſo ſchlecht belohnt zu haben, beſchämte ihn ein wenig, er gab Befehl, den Fremden einzuholen und zu ihm zu beſcheiden. Ein Cornet jagte ihm auf flüchtigem Pferde nach und konnte ihn lange nicht erreichen, bis Robert, von ſeinem Knechte aufmerkſam gemacht, auf den Zuruf hörte und Stand hielt. Aber der Befehl des Herzogs wirkte nicht. „Sagt Eurem Herrn," rief er, ſich hoch in den Bügeln aufrichtend, „daß ich nichts mehr wünſche, als ſein Angeſicht nie wieder zu ſehen, der heutige Morgen werde mir unvergeßlich bleiben!"

Dem Cornet zuckte es in der Fauſt, nach des Fremden Zügel zu faſſen und ihn wider ſeinen Willen zum Herzoge zu führen, aber ein Blick auf die ſchwere Waffe, die an der Seite des Widerſpenſtigen hing, überzeugte ihn von der Nutzloſigkeit eines ſolchen Beginnens. Robert ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein und ſprengte weiter; der Cornet eilte zum Herzoge zurück, der wider alles Erwarten die Meldung geduldig aufnahm und nur ſagte: „So mag er zum Teufel gehen!" Innerlich verdroß es ihn aber ſehr, daß er den jungen Raufbold,

wie er ihn nannte, auf eine ſo ſchnöde Weiſe von ſich geſtoßen hatte. Denn wie unerträglich es ihm auch geweſen war, ſich von ihm auf ſeinen unlautern Wegen gekreuzt zu ſehen, hatte er doch eine zu große Vorliebe für kühne Charactere, wie er ſelbſt, um nicht dem Fremden im Grunde wohl zu wollen. So war in ſein Benehmen gegen ihn jene Inconſequenz gekommen, die ihn heut gütig, morgen feindſelig erſcheinen ließ und ihn in den Momenten der Leidenſchaft, als ihm eine dienſtfertige Zunge die Anweſenheit Roberts in den Gemächern ſeiner Gemahlin hinterbracht, zu jenem Ausbruche trieb, der ihm jetzt ſelbſt eine unangenehme Erinnerung war. Eine Sinnesart, wie die ſeinige, voll ungebeugten Trotzes, konnte ſich aber nicht mit unangenehmen Erinnerungen befaſſen, noch minder begangene Fehler laut eingeſtehen; deshalb war von ihm nicht zu erwarten, daß er ſeiner Gemahlin, oder Victoiren, auf die es bei jener Scene beſonders abgeſehen geweſen, eine Erklärung geben werde, die ihn ſelbſt in gehäſſiges Licht ſtellen, auf den Gekränkten dagegen eine volle Glorie werfen mußte. Der Herzog hatte die Anſicht über ihn zwar geändert, aber er verſchloß ſie abſichtlich. Als ihn bei ſeiner Heimkehr Maria drum fragte, fertigte er ſie kurz ab; Victoire verſchmähte es, auch nur ein Wort über den Vorfall zu äußern; ſie war ernſter, ſonſt ließ ſie an ihrem Aeußern keine Aenderung wahrnehmen. Herzog Karl hätte bei einiger Seelenkenntniß grade darin, daß ſie keine Aufklärung über den Mann ſuchte, der einſt in anerkanntem Range ein Gaſt ihres Vaters, nun als Betrüger, als ein Menſch aus leibeigenem Stande dargeſtellt war, — eine Andeutung über ihr Herz gefunden. Aber Karl der Dritte von Lothringen, wie viel er auch mit Herzen ſein Spiel getrieben hatte, wußte doch deren Tiefe nie zu enträthſeln.

Maria hatte noch oft, die Bitte ihrer Freundin als keine ernſtliche betrachtend, das Geſpräch auf Robert gebracht. „Wär' es Dir möglich geweſen," fragte ſie einſt, „wenn er Dir ſeinen Stand eröffnet hätte, ihm dennoch Deine Liebe zu weihen? Hätteſt Du vergeſſen können, was Euch trennt?"

„Ich weiß es jetzt nicht," erwiederte Victoire. „Wir ſind jetzt ſo auseinander geriſſen, daß ich mir nicht mehr denken kann, wie es früher geweſen: ich habe mein Herz beſiegt."

10.

Dem Herzen gebieten? Rufe der Welle zu, der ſtürmiſch bewegten, daß ſie ſich glätte; laß Dein Wort die Flamme beſchwören, die mit wilden Gluten zum Himmel ſchlägt, zähme den Sturm: Du vermagſt es nicht? O es iſt ſchwerer noch, das Herz zu beſchwichtigen! Du kannſt es panzern mit dem Bewußtſein der Pflicht, es pulſirt dadurch doch mit unſterblichem Gefühl in verborgener Zelle, wie der Strom lebendig rinnt unter dem Eiſe des Winters und nur auf den Frühling harrt, um die feſtige Decke zu ſprengen.

Victoire hatte einen Brief von ihrem Vater bekommen, der folgende Stelle enthielt: „Ich wünſche Deine Anweſenheit in Nancy ein wenig abzukürzen. Die Verhältniſſe an unſerm Hofe geſtalten ſich ſo, daß ich mich bald zurückziehen werde, man ſieht überall neue Menſchen, man hört die „Ruinen aus Ludwigs des Dreizehnten Zeit" verſpotten; Leute, die vor zwölf Jahren in den Reihen der Frondeurs geſtanden haben, treten den älteſten Edelleuten von höherm Range in den Weg,

und es beginnt ein neues Jahrhundert für Frankreich. Meine Güter im Süden habe ich verkauft und nur Lusigny behalten, das ich einzurichten gedenke: für mich, so lange ich noch lebe — einst für Dich, mein Kind, und Denjenigen, welchen Deine Hand glücklich machen wird. Auch das nimmt meine Gedanken in Anspruch. Es wird Zeit, an eine passende Verbindung für Dich zu denken, und ich glaube sie schon gefunden zu haben. Sei überzeugt, daß ich Dein Glück mit den Rücksichten, welche der alte Adel unsers Hauses fordert, in Uebereinstimmung zu bringen weiß."

Victoirens Hand entsank der Brief, als sie bis dahin gelesen hatte; es war, als griffe eine riesige Hand an ihr Herz. Noch hatte sich, seitdem sie dem Geliebten entsagt zu haben meinte, der Gedanke nicht entfernt in ihr geregt, einst einem Andern gehören zu müssen, jetzt wurde er ihr unvorbereitet wie ein Schreckbild vor die Seele gerückt, und sie konnte seinen Anblick nicht ertragen. Ihre erste Vorstellung war Maria mit ihrem Gemahle, sie hatte das Bild ihrer Zukunft vor Augen! Dann trat aus dem Hintergrunde ihres Herzens, wo es unbewußt sich erhalten, weil es mit dem Leben selbst verwachsen war, ein anderes Bild in die volle Sonnennähe des innern Auges. Ach, in diesem Moment erkannte Victoire, daß sie Robert immer geliebt, ewig lieben werde!

Die Herzogin hatte, während ihre Freundin las, kein Auge von ihrem Antlitze verwandt, auf welchem sich alle Empfindungen ihrer Seele malten. Victoire reichte ihr stumm den Brief. Sie wußte kaum, daß sie ihn selbst noch nicht zu Ende gelesen hatte. Die Herzogin überflog den Inhalt, mehrmals verrieth ein Ausruf ihr Gefühl, endlich sah sie mit einem Blicke voll Mitleid und Staunen auf Victoire. „Es ist mehr als Hohn des Schicksals!" rief sie. „In dem Momente, da er

Dir verloren iſt, dieſe Ausſicht in ein nie erreichbares Glück, das Dir ſo nahe ſtand!“

„Glück?“ wiederholte Victoire bitter. „Wie ſollte mir das kommen?“

„An ſeiner Hand?“ rief die Herzogin mit leuchtenden Augen. „Wenn dies Schreckliche fern geblieben wäre und Dein Vater, wie er ſagt, Deine Verbindung mit dem Retter ſeiner Ehre gewünſcht hätte?“

„Wer ſagt das?“ entgegnete Victoire ſchwellenden Herzens. Sie nahm den Brief aus Mariens Hand, las und glaubte mit ſchwindelnden Sinnen, von einem Traume befangen zu ſein. Ihr Vater nannte gradezu Robert als den Mann, dem er am Liebſten ſein Kind geben würde. „Wende mir nicht ein,“ ſchrieb er, „daß ich ihn zu wenig kenne. Den echten Edelſtein braucht man nicht Jahrelang zu prüfen, der Verſtändige kennt ihn auf den erſten Blick. So iſt es auch mit der Menſchenkenntniß, die ich mir ſchmeichle in meinem langen Leben erkauft zu haben! Der Chevalier iſt Deiner werth, und da ich ſeit ſeiner Abreiſe aus ganz ſicherer Quelle weiß, daß er von vornehmem Geſchlecht iſt und nur aus Rückſichten ſeinen Namen verſchweigt, ſo ſteht einer Verbindung zwiſchen euch nichts im Wege, vorausgeſetzt, daß er ſie ſucht. Ich will ſchon dieſem neuaufſproſſenden Pilzgeſchlecht zum Trotz Deine Hand Keinem aus ihrer Mitte geben, ſondern einem Manne vom altfranzöſiſchen, ritterlichen Stahl. Ein ſolcher iſt der Chevalier. Sein Name heißt aber nicht Roquemadour, wiewohl er ein Recht haben mag, das Wappen dieſes ausgeſtorbenen Geſchlechts zu führen. — Man hofft ihn bald wieder hier zu ſehen, und hat ihm geſchrieben, ſeine Rückkehr nach Paris zu beſchleunigen, wo ſeiner mancherlei Eröffnungen harren.“

Es war zu viel für Victoirens Herz, der Streich des Schickſals zu grauſam! Ein Paradies mit wolkenleerem Himmel wurde vor ihrem Blick erſchloſſen, das ſie nimmer betreten durfte; ſie ſah das Glück ſo nahe, das ihr bereits entriſſen war und nie wieder kehrte! Ihr Stolz brach, ſie ſank Troſt ſuchend in Mariens Arme.

Robert hatte ſeine Reiſe unterdeſſen raſtlos fortgeſetzt und ſich nur Erholung gegönnt, wo ihn die Unmöglichkeit, gleich wieder friſche Pferde zu miethen, feſthielt. Im Fluge durcheilte er die Gegend jenſeit der Moſel, vieler Herren Eigenthum; endlich mußte er durch pfälziſches Land, von welchem die Grafſchaft Falkenſtein rings umſchloſſen war, die Grenze nach Leiningen abgerechnet. Ueberall zog er Nachrichten über den Streit ein, der bereits in ernſten Kampf zwiſchen Churmainz und der Pfalz ausgebrochen war; er hörte, daß der Landesherr feſt entſchloſſen ſei, ſein altes Recht in den Rheinlanden zu handhaben und nach Kräften rüſte. Von Falkenſtein wußte man nichts, dort ſei Alles ſtill, hieß es, die Leute hätten ſich gutwillig drein gefunden. „Es mag die Stille vor dem Gewitter ſein," äußerte er unvorſichtig. Man ſah ihn mißtrauiſch an, und wenig fehlte, ſo wäre er als ein Lothringiſcher feſtgehalten worden. Nur die Saumſeligkeit der Bürger von Lautern, ehe ſie die verroſteten Spieße fanden, rettete ihn, daß er ſchon das Städtchen im Rücken hatte, als ſie mit großem Aufgebot und noch größerer Vorſicht vor ſeine Herberge rückten, um ihn zum Beſten des Landes zu fangen.

Näher traten dem Reiſenden die Berge, welche ihn ſchon lange zur Rechten begleitet hatten. Er hatte die Grenze des Ländchens überſchritten, mit banger Seele blickte er zu den duftigen Höhen empor, die er erſt am folgenden Tage erreichen konnte, denn es dunkelte ſchon und ſein Pferd war erſchöpft.

Auch der Knecht, den er im letzten Nachtquartier gedungen hatte, murrte ganz unverholen über den Todtſchlag, der an dem armen Vieh begangen werde, und ſchimpfte auf ſeinen Herrn, daß er um ein paar lumpige Gulden dem Erſten Beſten ſeine guten Pferde vermiethe. Ein Wirthshaus am Wege gab ihm Anlaß zur offenen Widerſetzlichkeit. Er beſtand darauf, keinen Schritt weiter zu reiten; Robert fühlte ſelbſt, daß es unbarmherzig ſei, dem Thiere, das ſogar gegen den kräftigſten Sporenſtoß unempfindlich blieb, noch mehr zuzumuthen und beſchloß in der Herberge zu übernachten. Morgen kam er ſo bei guter Zeit nach der Buchreck. Sein Herz ſchlug in großer Beſorgniß, wenn er an die Mutter dachte — wie würde er ſie finden? Er malte ſich viele Bilder aus, aber das rechte traf er nicht. — —

Das Wirthshaus war leer, der Wirth nicht daheim. Ein altes Weib zeigte Robert eine Kammer, wo er bleiben konnte; der Knecht war froh, dem tollen Reiter das Pferd abgenommen zu haben, und ſchwor ſich, in aller Stille, während er noch ſchliefe, davon zu ziehen. Es wurde Nacht, ehe der Wirth heimkehrte; Robert hatte ſich mit einer mehr als frugalen Abendkoſt begnügen müſſen, doch lag ihm das nicht am Herzen, ſondern er ſehnte ſich nur deshalb nach der Rückkehr des Herbergers, um von ihm etwas Genaueres über das Treiben der Pfälzer im Lande zu hören. Die alte Frau war ſtocktaub, konnte ihm alſo nicht Rede ſtehen. Sobald nun der Wirth ſich bemerklich machte, eilte Robert, ihn zu ſprechen. Der Mann war aber nicht ſo leicht zum Schwatzen zu bringen; wußte er doch nicht, wer ſein Gaſt ſei und ob er ſich vielleicht gar Ungelegenheiten zuziehe, wenn er von den Plackereien der Pfälzer ſpräche. Robert erfuhr nur im Allgemeinen, daß einige Truppen in das Land gerückt ſeien, um die Forderungen des Chur-

fürſten durchzuſetzen; von beſondern Gewaltthätigkeiten wollte der Wirth nichts wiſſen.

„Kennt Ihr die Bucheck eben?“ fragte Robert endlich.

„Bin ſeit dreißig Jahren nicht dort geweſen,“ verſicherte der Wirth. „Aber ich höre, ſie ſoll wieder bewohnt ſein.“

„Habt Ihr vielleicht gehört,“ fragte Robert mit ungewiſſer Stimme, „ob der neue Herr der Bucheck — — zu Hauſe ſein mag?“

Der Wirth ſchielte ſeinen Gaſt an und glaubte etwas mehr mit der Sprache herausgehen zu können. — „Ja, auf die neuen Herren haben ſie es eben abgeſehen!“ ſagte er. „Das heißt: wenn ſie nicht von Adel ſind. Adelige Herren natürlich können nicht eingehaſcht werden, das gilt nur bei unſer Einem! Nichts für ungut, geſtrenger Herr. — Dem von der Bucheck ſoll's nur am Adelsbrief gefehlt haben, ſo ſäße er noch warm im Neſte, kein Teufel und kein Pfälzer könnte ihm etwas anhaben; ſo aber gab's einen Wildfang!“

„Er iſt alſo gefangen?“ rief Robert, welcher mehr wiſſen wollte. „Könnt Ihr mir vielleicht die Geſchichte erzählen? Ich komme aus Lothringen und kann Euch vielleicht, wenn Ihr mir genau ſagt, was Euch bekannt iſt, auch eine gute Nachricht mittheilen.“

„Ihr kommt aus Lothringen?“ fragte der Wirth neugierig. „Was wird der Herzog thun?“

„Erſt ſprecht!“ rief Robert, vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend. „Der Herr von der Bucheck —?“

„So nennen wir ihn hier nicht,“ ſagte der Wirth kaltblütig, „aber es ſchadet nichts. Nun ſeht, der wohnt noch kein Jahr hier, ſie fingen ihn auf, als er einmal unten war. Er ſoll ſich gewehrt haben; mein Vetter, der Bader in Sulzheim, hat mir erzählt, daß er einige Haut flicken müſſen —“

„Wo haben ſie ihn hingebracht?“ rief Robert. „Er lebt doch noch?“

„Lebendig hat ihn mein Schwager geſehen, aber freilich in der Gewalt der Pfälzer,“ ſagte der Wirth. „Wo ſie ihn hingeſchleppt haben, wer kann's wiſſen? In einen Thurm jedem Falls!“

„Hat man etwas davon gehört, ob auf der Bucheck — ob die Angehörigen des Gefangenen — ich meine, ob er Familie zurückgelaſſen hat?“ fragte Robert mit ſtockender Rede.

„Wer kümmert ſich drum, geſtrenger Herr!“ ſagte der Wirth. „*In der böſen Zeit hat Jeder genug mit ſich ſelbſt zu* thun. — Ihr ſeid wohl bekannt mit dem Buchecker, wie Ihr ihn nennt?“

Robert bejahte es, mußte ſich aber mit dem Gehörten begnügen, weil der Wirth in der That nicht mehr wußte. Dann ſuchte er vergebens den Schlaf; gegen Morgen glaubte er einmal Pferdegetrappel zu hören, es kochte ihm dabei in allen Adern, denn er dachte an pfälziſche Reiter. Eine wilde Freude bemächtigte ſich ſeiner, wenn er ſich der lothringiſchen Schaar erinnerte, die er im Abmarſch geſehen hatte; er fühlte Luſt, wenn er ſich von der Sicherheit ſeiner Mutter überzeugt haben würde, freiwillig mit den Rächern zu ziehen; der Gedanke machte ihn immer munterer, das ſchlechte Bett, in welchem er ſich umherwarf, wurde ihm zur Marterbank, er ſprang auf, kleidete ſich an und ſuchte das Freie.

Es war noch dunkle Nacht, kaum ſäumte ſich der Oſten mit einem ſchwachdämmernden Rande. Robert öffnete ſeine heiße Bruſt dem Lüftchen, das mit trägen Schwingen über die träumende Erde zog; er blickte zu den Sternen empor, als wolle er ſein Schickſal dort leſen; ſie flimmerten hell und freundlich, und die Seele des Bedrückten hob ſich zu frommen

Gedanken, zum Gebet. Geht nur hinaus, die Ihr um Erdenleid trauert, unter den hehren Dom der Nacht und ſchaut zu den Sternen, dort werdet Ihr Antwort auf manche ſtumme Frage finden, die den Rath des Ewigen läſtert, dort wird euch heiliger Balſam in die ſchmerzenden Wunden thauen!

Der Moment der Erhebung war vorüber, doch hatte er Robert's Muth geſtählt. Der Jüngling blickte der Zukunft feſter in's Auge. — Noch war Alles im Hauſe ſtill. Robert beſchloß, den Knecht, den er bis zur Bucheck mit Pferden gemiethet hatte, zu wecken, damit der Aufbruch beſchleunigt werde. *Wie ergrimmte er*, als er die heimliche Flucht des Ungetreuen bemerkte! Sein Zorn half aber zu nichts, die Pferde waren fort und keine andern zu beſchaffen; der Wirth, der ſich jetzt ſehen ließ, bedauerte, ſein Geſpann geſtern verſchickt zu haben und rieth, als ſich Robert entſchloß, den Reſt ſeines Weges zu Fuß zu machen, zu einem nähern Pfad übers Gebirg. „Mein Bub' ſoll euch führen," rief er, „kann Euch das ſchwere Eiſen tragen, das Ihr ſchleppt. Ihr findet auf der Höhe ein Dorf, wo Ihr eine Stunde raſten und eſſen könnt, treffet auch ein Jägerhaus, nicht weit von der Bucheck, aber der Kerl iſt grob, ich mag nichts mit ihm theilen, komme darum nicht mehr hinauf."

Robert erkannte in der Beſchreibung den alten Kerb, bei welchem er mehrmals in Begleitung ſeines Vaters geweſen war. Durch ihn ſollte er alſo die erſte Nachricht von ſeiner Mutter hören, denn bei dem guten Vernehmen, in welchem ſein Vater mit dem ehrlichen Waldmann geſtanden, war wohl zu erwarten, daß er die verlaſſene Frau mit Rath und That unterſtützt haben werde. Mit Freuden nahm daher Robert den Vorſchlag des Wirths an und trieb nur zur Eile, indem er auch das Frühſtück unterwegs zu genießen mitnahm.

Es war kein mühseloſer Pfad, welchen der kleine Führer zeigte, doch überwand Robert die Beſchwerden trotz ſeiner Reitſtiefeln durch feſte Willenskraft, nahm auch von Zeit zu Zeit dem Buben ſeinen Mantelſack ab, den er ſelbſt in Verwahrung gehabt, ſonſt wäre er vielleicht auch mit den Pferden verſchwunden geweſen. Die Sonne brannte ſchon heiß, als Beide das Dorf erreichten, von welchem der Wirth geſprochen hatte; doch konnte ſich Robert zu keinem Aufenthalte entſchließen, und da ihm der Knabe, der überaus dienſtfertig und unverdroſſen war, ſagte, daß er in zwei Stunden das Jägerhaus ſehr gut erreichen könne, ſchlug er den ſteilern Pfad in die Buchenwälder ein, die ihre weiten, grünen Hallen vor ihm eröffneten. Reich an ſchönen Partieen war die Gegend, ein unbefangenes Auge hätte ſich mit Entzücken in die anmuthigen Gruppen vertieft, welche die Buchen — an Form die edelſten, dem Schönheitsſinn am Meiſten anſprechenden Bäume — überall bildeten, die Abwechſelung von Thal und Berg ließ die überraſchendſte Scenerie entſtehen, murmelnde Bäche ſchoſſen im eiligen Laufe der Senkung des Bodens nach, der Laubwald war kühl, der Pfad weicher Raſengrund. Alles vereinigte ſich, die Wanderung angenehm zu machen, aber Roberts Sinn blieb den Reizen der Umgebung verſchloſſen, ſein Auge blitzte nur immer voraus, ob ſich das wohlbekannte weiße Haus des Jägers noch nicht zeige, und wenn auch der Himmel über ihm ungetrübt lachte, um ſo wolkenſchwerer zeigte ſich des Wanderers Stirn. — Sieh! dort erblickte er die erſte bekannte Stelle! An jener uralten Buche, deren geborſtener Stamm Jahrhunderte überlebt hatte, war ſeines Vaters Stand geweſen, als ſie der Jäger eines Abends auf Hirſche angeſtellt, dort hinab ging die Wildbahn! Was lag zwiſchen jetzt und damals!

Er beſchleunigte ſeinen Schritt; jetzt hätte er ſich ohne Füh-

rer zurechtgefunden, das Haus war keine halbe Stunde von hier entfernt. Athemlos mühte ſich der Knabe, ihm zu folgen: endlich mußte er ihn anrufen, da er immer mehr zurückblieb. — Robert erwachte wie aus einem Traume, mäßigte ſeinen Gang, nahm dem Kleinen wiederum die Laſt ab und ſagte, ihm die glühenden Backen ſtreichelnd: „Armer Schelm, bei mir iſt kein Glück! Ich quäle Dich auch.“

„O ich kann laufen, wie eine Bachſtelze!“ rief der Knabe. „Aber Eure Laſt iſt ſchwer.“

„Ja wohl,“ ſeufzte Robert in anderm Sinne. Er fühlte ſie ſchwer auf ſeinem Herzen.

Sie gingen jetzt langſamer, Robert ſchalt ſich ſelbſt über ſeinen Kleinmuth und dachte beſchämt an die Morgenfrühe, deren belebende Wirkung ſo ſchnell wieder erloſchen war. Unterdeſſen gelangte er an das letzte Dickicht, wo ihn nur wenige Schritte bis zu Korb's Hauſe führen mußten; es war ungemein verwachſen ſeit ſeinem Hierſein, daß er die weiße Wand nicht durchſchimmern ſah; endlich trat er auf die Bergwieſe hinaus — ſtaunend, betroffen blieb er ſtehen, wie angewurzelt an der Schwelle des Dickichts. Sein Auge ſuchte das Jägerhaus vergebens, ein wüſter Brandhaufen von Schutt und verkohlten Balken war Alles, was von ſeinem frühern Daſein Zeugniß gab! Robert ſtürzte hinzu, ſtarrte die Trümmer an, blickte rings umher, als werde ihm irgend ein Zeichen das Unglück deuten, das hier gewaltet hatte. Umſonſt! Die Bergflur war leer, die Wälder ſchliefen in ihrer Mittagſtille, kein Laut regte ſich weit und breit.

„Den haben ſie wohl ausgeſchwefelt!“ ſagte der Knabe, der ebenfalls überraſcht war, ſtatt des Jägerhauſes eine Brandſtätte zu finden. — „Nun, lieber Herr, dort geht's weiter.“

Es bedurfte der Mahnung nicht, Robert zum Aufbruch zu bewegen, da ihm nur ein Moment des Nachſinnens hier gefeſſelt hatte. Im Gehen hörte er die Vermuthung des Knaben, daß es wohl die pfälziſchen Soldaten geweſen ſein möchten, welche dem alten Korb einen rothen Hahn auf das Dach geſetzt; er fragte nach dem Grunde; den wußte der Kleine freilich nicht und meinte nur, ſie hätten es unten im Lande auch ſchon verſchiedentlich ausgeführt. So blieb ein Feld unbeſtimmter Möglichkeiten, auf dem ſich Roberts Phantaſie erging, den Verfall mit ſeines Vaters Unglück in Verbindung bringend.

Sie erreichten jetzt die Schlucht, aus welcher der Bach nach dem Thalgrunde, in welchem die Bucheck lag, ſeinen raſchen Lauf nahm. Schon öffnete ſich eine Fernſicht über die abfallenden Berggruppen und deren Einſchnitte nach der jenſeitigen Ebene, ſchon erkannte Robert die ſanftgewölbte Höhe, an deren Fuß ſich die Freiſtatt ſeiner geliebten Mutter lehnte; noch verbarg ihm zwar der Abhang mit ſeinen Laubmaſſen das Haus, aber er konnte mit wenig Schritten den Rand erreichen, wo es unter ihm lag. Da ſtand er ſtill. Sein gepreßtes Herz machte ſich in einem tiefen Seufzer Luft; was war es denn, das ihn feſthielt, wo das natürliche Gefühl ihn vielmehr zu doppelter Eile treiben mußte?

„Es iſt nicht mehr weit," tröſtete ihn der Knabe. „Hier gleich unter dem Berge."

„Komm nur langſam nach!" rief Robert. „Ich kenne den Weg." Und mit weit ausgreifenden Schritten, denen der Kleine unter ſeiner Bürde nicht zu folgen vermochte, ſprang er voraus. Der Rand war erreicht. Vor Roberts Blick lag in der Tiefe das grüne Thal, das Haus mit ſeinen altersgrauen, aber feſten Mauern, mit ſeinem Garten, vom Bache benetzt, deſſen Silberflut im Sonnenlicht blitzte, ein Bild ſtillen Friedens.

Kein menſchliches Weſen war zu ſehen, doch eine leichte Rauchſäule, die ſich aus dem Schornſteine zu den Bergen hinauf kräuſelte, gab Robert ein beruhigendes Zeugniß. Er eilte in raſchen Sätzen hinab.

Niemand bemerkte ſein Nahen. Er hatte die ſchmale Vorgenthüre erreicht, ſtreckte die Hand nach dem Schloſſe, das ihm das Zimmer öffnen ſollte, lauſchte noch einen Moment — Alles ſtill! Krankheit! war der Gedanke, der ihn auf der ganzen Reiſe gequält hatte; — er öffnete zagend die Thüre. Sein erſter Blick fiel auf der Mutter Geſtalt; ſie ſaß mit dem Antlitz ihm zugekehrt, er flog zu ihren Füßen, küßte die Hand, die in ihrem Schooße lag, rief ſie mit dem Laut der innigſten Liebe.

Sie antwortete nicht, ſie legte nur die Hand, als wolle ſie ihn liebkoſen, auf ſeinen lockigen Scheitel; er hob ſein Auge, deſſen Thränen er ſich nicht ſchämte, zu dem ihrigen — wie begegnete es ſeinem Blicke! Nicht im Thau der Rührung, auch nicht erloſchen vor langen Leiden, ſondern feſt und funkelnd, mit einem langen, fragenden, entſetzlichen Blicke — „Mutter, Mutter!“ rief der Jüngling. Keine Wimper zuckte der Frau, ſie ſah ihn ſtarr an, als mache die bittere Angſt, welche alle Züge ſeines Antlitzes verwirrte, keinen Eindruck auf ſie. Nur ihre Hand lag noch auf ſeinem Haupte.

„Kennſt Du mich nicht?“ rief Robert mit lautem Schmerze. „Ich bin's ja, Dein Kind! Ich komme zu Dir, will Dich nicht mehr verlaſſen! Sprich zu mir, Mutter!“

Ihr ſtrengeſchloſſener Mund verzog ſich zu einem Lächeln, das dem Sohne bis in das Mark drang. Hinter ihm klangen Tritte: „Jeſus!“ rief eine weibliche Stimme; er ſah ſich um, es war Gertraud.

„Mädchen, um Gotteswillen!“ ſchrie er. Sie flog in Thränen ausbrechend hinzu: „Laßt's Euch nicht zu ſehr nie-

verwerfen!“ ſchluchzte ſie. „Gott wird helfen, es wird ja wieder anders werden! Ach Gott ſei Dank, daß Ihr da ſeid!“

Da fiel erſt die ganze furchtbare Wahrheit, wie ein Feuerball, in ſeine Seele. Er ſah den irren, funkelnden Blick, das verſteinte Antlitz, das keine Spur von Krankheit trug, — ſeine Mutter war wahnſinnig!

11.

Tage gehörten dazu, ehe Robert ſich ſo weit faſſen konnte, das Unläugbare dem Urtheil des Verſtandes zu unterwerfen. Er hatte mit ihm gerungen, als könne ſein Widerſpruch das Unglück entkräften; er hatte ſich den Zuſtand der Mutter auf tauſend Arten anders erklärt; er war unaufhörlich um ſie, jede ihrer Mienen, all' ihr Thun und Treiben belauſchend, ob nicht ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl zu erſpähen ſei. Umſonſt! Die Wahrheit trat ihm überall entſetzlich in den Weg, ſein treues Bemühen um die Gemüthskranke vermochte nicht, die Schleier zu lüften — auch nur momentan — welche ihre Geiſtesklarheit umnachtet hielten, und, daß ſie bei ſeiner Ankunft die Hand auf ſein Haupt gelegt, blieb das einzige Liebeszeichen, das er von ihr empfangen hatte. Es ſchien, als kenne ſie ihn gar nicht, oder er ſei ihr gleichgültig.

Ueberhaupt hatte dieſe eiskalte Ruhe, welche über ihre ganze Haltung ausgegoſſen war, auf Robert den ſchrecklichſten Eindruck gemacht, weil ſie ganz mit dem frühern, leicht entzündlichen, exaltirten Weſen ſeiner Mutter contraſtirte, in ſo fern alſo den ſicherſten Beweis für die Entfremdung ihres pſy-

ſchen Ichs gab. Es iſt ein furchtbarer Gedanke, daß auch die Grundlage der Seele, die wir durch langes Leben und eine feſte Gemüthsrichtung geſichert glauben, uns geraubt werden kann — demüthigend zugleich, das Ewige in uns den Zufälligkeiten des vergänglichen Daſeins unterworfen zu ſehen. Aber doch nur für dieſe Zeit!

Auch Franciſca's Auge hatte ſich verwandelt. Sonſt war es lebendig, ſchnell über viele Gegenſtände hinblitzend, von gewinnender Kraft, wo es verweilte; jetzt hatte es einen feſten, lang aushaltenden Blick, und leuchtete in höherm Feuer, als es ſogar zur Zeit der Jugendblüte beſeſſen. Das ganze Geſicht der Seelenkranken hatte ſich gegen die letzten Jahre verſchönt und wenn ſie ſchlief, trug ihr Anblick keine Spur von Verſtörtheit, ſo daß ſich Robert an dem zarten, geliebten Bilde, bei dem er wachte, niemals der Hoffnung erwehren mochte, ſie werde ſich einmal ganz geneſen vom Schlummer erheben. Manche böſe Täuſchung erwuchs ihm daraus.

Robert gewann nun endlich Kraft, die abgeriſſenen Erzählungen, welche ihm Gertraud unaufgefordert gab, in Zuſammenhang zu bringen. Er hörte, daß ſeine Mutter, ſobald ihr die Gewißheit unumſtößlich geworden war, von ihrem Gatten getrennt zu ſein, in wilde Krämpfe gefallen ſei und eine ganze Nacht hindurch auf ſchreckliche Weiſe gerungen habe, darauf aber nach einer langen Ohnmacht, in welche ſie aus Ermattung gefallen, in dem Zuſtande wieder erwacht ſei, der ſie noch nicht verlaſſen. Ohne den treuen Beiſtand des alten Korb, ſchloß das Mädchen, hätte ſie unterliegen müſſen. Nun habe das Unglück auch ihn betroffen, daß er in Streit mit den Pfälziſchen gerathen ſei, auf die er ſchon immer, und beſonders ſeit der Gefangennehmung des Herrn, einen Haß geworfen; eine Rotte habe ſein Haus überfallen und niedergebrannt, zum

Glück während ſeiner Abweſenheit, ſonſt würde er ſich wohl zur Wehr geſetzt und den Tod davon getragen haben. Seit der Zeit wohne der alte Mann in der Bucheck, wozu er durch dringende Bitten von ihrer, Gertraud's, Seite bewogen worden ſei und verlaſſe ſie nur, wenn ihn nothwendige Geſchäfte in das Land hinabführten, wie eben jetzt, wo er auf mehrere Tage habe verreiſen müſſen.

Von ihrem Herrn wußte das Mädchen nichts. — „Aber nach Euch iſt gefragt worden," ſagte ſie. „Es waren überhaupt ſeit dem Unglücke mehrmals Boten mit Briefen hier, welche kein Menſch geleſen hat, weil ſie die gnädige Frau abnahm und gleich verſchloß, ohne ſie ſelbſt einmal aufzubrechen."

„Briefe an mich?" fragte Robert verwundert. „Woher? Von wem?"

„Ich weiß nicht, ob ſie überhaupt an Euch waren," erwiederte Gertraud. „Nur ein Bote, der vor gar nicht langer Zeit hier einſprach, wollte von Euch Nachricht haben und wunderte ſich ſehr, Euch nicht hier zu finden. Wir konnten ihm freilich nicht ſagen, wo Ihr waret. So ging er wieder fort und hat nichts abgegeben, ſondern den dicken Brief wieder eingeſteckt."

„Aber die andern?" fragte Robert.

„Gott weiß, ob die an Euch oder den Herrn waren, oder vielleicht vom Herrn ſelbſt," ſagte das Mädchen. „Ich kann nicht leſen und die gnädige Frau hat ſie gleich in den Schrank geſchloſſen, wovon ſie die Schlüſſel immer unter ihr Kopfkiſſen legt. Dem alten Kerb, der etwas leſen kann, ſchlug ich einmal vor, ich wollte ihr, wenn ſie ſchliefe, die Schlüſſel ſanft fortnehmen, daß wir erführen, ob vielleicht etwas verſäumt würde, oder eine gute Nachricht ihr das Herz wieder geſund

machen könnte — aber er ſchalt mich aus und ſagte, wir hätten kein Recht dazu.“

Robert verſank in ein tiefes Nachſinnen. Hatte er auch kein Recht, ſich der Intereſſen ſeines Hauſes anzunehmen, da die Kranke es leider nicht konnte? Oder mußte er ſich enthalten, wie bisher, in die Geheimniſſe ſeiner Mutter zu dringen? Die Wahl blieb nicht lange zweifelhaft. Er beſchwichtigte das Gefühl, das ſeinem Entſchluſſe widerſprach, als eine überzarte Bedenklichkeit, welche in dieſem Falle eher nachtheilig werden könne und gab Gertraud Erlaubniß, in der nächſten Nacht, ſobald die Mutter eingeſchlafen ſein würde, die Schlüſſel unter ihrem Haupte vorzuziehen und ihm, der bei ihr wachen werde, zu übergeben. „Ich muß wiſſen, was vorgeht,“ ſagte er ſehr entſchieden. Sie pflichtete ihm bei.

Die Kranke war an dieſem Tage beſonders lange munter. Sie ſaß, wie ihre Gewohnheit war, in dem Lehnſtuhle, der Thüre gegenüber, und blickte nach dieſer und jener Richtung, immer unverwandten Auges auf lange Zeit. Ein Paarmal ſtand ſie auf, kreuzte das Zimmer, trat auch wohl an das Fenſter, öffnete es und ſah eine Weile nach den ſchimmernden Abendwolken, dann ging ſie wieder mit feſten, ſchwebenden Schritten nach ihrem Seſſel. So verlebte ſie überhaupt die Tage, das Haus verließ ſie ſelten. Robert hatte ſich im Anfange ſeines Hierſeins erſchöpft, ihr eine Rede abzugewinnen, er hatte alle Saiten verſucht, von denen er hoffte, daß ſie in ihrer Seele einen Anklang finden würden; umſonſt! Wenn er zu ihr ſprach, gelang es ihm wohl, ihren Blick auf ſich zu ziehen, aber dieſer Blick ſchon raubte ihm allen Troſt: keine Milderung ſeines irrflackernden Feuers verrieth, daß ſie von dem, was Robert ſprach, berührt wurde, und wenn er traurig verſtummte, ſah ihr Auge noch lange und gleichgültig auf ihn.

ſeinen Schmerz gar nicht bemerkend. Körperlich war ſie ganz geſund, ja ſie ſchien mit der pſychiſchen Störung phyſiſch erſtarkt zu ſein; die krankhafte Farbe, welche ſie in jüngſter Vergangenheit getragen hatte, war verſchwunden, es ſchimmerte ſogar zuweilen ein Anflug von Roth unter der reinen Haut ihrer Wangen; Stirn und Hals waren ſchneeweiß, die überaus kleinen, zarten Hände hatten ihren frühern ſchlanken Reiz wiedergewonnen: Robert blickte oft mit Bewunderung auf die liebliche Geſtalt und fühlte den Gram um ſo ſchmerzlicher, daß ſie nicht auch an Geiſt geſunde.

Die Dämmerung brach ein, Gertraud zündete Licht im Zimmer. Noch ſaß die Mutter ohne Müdigkeit zu zeigen, obgleich ihre Stunde zum Schlaf gekommen war; Robert bewachte ſie mit aufmerkſamen Blicken, das Mädchen hatte ſich in ihre Ecke zurückgezogen und ſpann. So verging eine lange Zeit, die für Beide noch länger ſchien — Traurigkeit dehnt die Minuten zu Stunden aus, und die Gegenwart von Gemüthskranken hat eine Wirkung, deren unheimlichen Zauber nur ein ſtarker Geiſt durch Gewohnheit entkräften kann.

In der tiefen Stille, welche auch draußen das einſame Thal umfing, war es möglich, ein Geräuſch zu hören, welches ſich dem Hauſe näherte. Die Kranke vernahm es zuerſt, als ſeien ihre Sinne ſchärfer, als die der Beiden viel jüngeren. Sie richtete ſich höher auf und ſaß mit dem Anſtande einer Fürſtin, das Auge auf die Thür geheftet. Robert hörte die Tritte jetzt auch, erhob ſich und eilte hinaus. — „Nun, Mädel?“ ſcholl ihm die Frage entgegen. Es war der alte Jäger, der von ſeiner Wanderung heimkehrte. Er ſah mit Verwunderung und Freude, wen er vor ſich hatte und rief: „Gute Nachricht, es hat ſchon Hiebe gegeben! Ich wäre früher hier, wenn ich's nicht mit anſehen mußte — hab' auch meine Kugel hinpfeifen

laſſen. Die Wälſchen fuhren d'rauf, daß es eine Luſt war, ich fluchte nur über den Staub, der die Hetzjagd nicht recht erkennen ließ. — Wie ſteht's hier? Großes Herzeleid, junger Herr! Ihr habt Euch wohl ſehr erſchrocken?"

Robert drückte dem Alten ſtumm die Hand und ließ ihn eintreten. „Guten Abend, gnädige Frau!" rief Korb mit ſtarker Stimme. Sie hatte ſich, ſobald er die Schwelle überſchritten hatte, nachläſſig zurückgelehnt und achtete nicht weiter auf ihn. — „Ich bringe 'was Neues!" rief er näher tretend. „Es wird Euch freuen, gnädige Frau. Ein Paar hundert Reiter ſind eingerückt, die machen reinen Tiſch mit den Mordbrennern. Nun wird's bald anders werden, ſie müſſen Euren Herrn freilaſſen! Hört Ihr? Der Herr wird bald wiederkommen."

Ein Lächeln der tiefſten Verachtung dämmerte um die Lippen der kranken Frau, doch verzog es ſich gleich wieder. — „Nichts verfängt!" murrte der Alte. — „Laßt ſie nur in Ruhe!" flüſterte Gertraud. „Ihr wißt ja, es hilft nichts." Robert bat ihn, ſich zu ihm zu ſetzen, das Mädchen holte ihm Abendbrod und begleitete dann ihre Herrin, welche aufſtand, ſich in ihr Schlafzimmer zu begeben. „Es war ordentlich, als habe ſie auf Euch warten wollen," flüſterte ſie dem alten Korb zu. Dieſer ſchüttelte verdrießlich den Kopf und ſagte, nachdem ſich die Thüre hinter den Beiden geſchloſſen hatten, ohne ſonderliche Schonung zu Robert: „Seht, man könnte ſelbſt um ſein bischen Verſtand kommen — ſo wunderliche Dinge erlebt man. Sie hört meilenweit — das verſichere ich Euch."

Der Sohn bat ihn, zu erzählen, was er von den allgemeinen Verhältniſſen vernommen habe.

Der Alte wußte weiter nichts, als daß lothringiſche Reiter in der Grafſchaft angekommen und mit den Pfälzern handgemein geworden; er ſelbſt hatte ein ſolches Gefecht mit angeſehen

und rühmte ſich, daß er auf die Feinde geſchoſſen habe. Doch erinnerte er ſich noch eines Gerüchts, der Herzog werde in Perſon mit einer größern Macht kommen und den Churfürſten von der Pfalz mit Krieg überziehen. Er hatte in ſeiner Jugend unter der Fahne Karls des Dritten gefochten und freute ſich, ſeinen alten Feldherrn wieder zu ſehen, dem der Sieg nicht fehlen könne.

„Habt Ihr gar keine Vermuthung über das Schickſal meines Vaters?“ fragte Robert. „Wißt Ihr nichts Näheres von ſeiner Gefangennehmung und wohin man ihn geführt? Gertrauds Erzählung klingt ſehr verworren.“

„Das glaub' ich. Ein Frauenzimmer!“ rief der alte Hageſtolz verächtlich. „Nun laßt Euch ſagen, was ich weiß. Herr Adelhart war zum Schultheißen gegangen und hatte dem eine Beſchwerdeſchrift an den Herzog aufgeſetzt — auf dem Rückwege da, wo die Querſtraße an den drei Ulmen — Ihr kennt's nicht! es iſt eine Haltſtatt, zum Auflauern wie gemacht, Keiner kann ausweichen — da fielen ſie ihn an und der Hund von Amtmann, dem er hier oben die Wege gewieſen, hetzte ſie auf den einzelnen Mann, der ſich der Ueberzahl am Ende ergeben mußte. Ein Paar hat er aber doch gezeichnet, und den Amtmann erkennt man noch an einem Pflaſter, das er über die Backe trägt. Mir thut's leid, daß ich nicht dabei war. Es hat ſo kommen ſollen! — Wohin ſie ihn gebracht? ja, wer weiß das? Ich denke, er wird es uns bald ſelbſt erzählen können, denn der Schultheiß hat die ganze ſaubere Geſchichte an den Herzog gemeldet und der iſt nicht der Mann, irgend Einen der Seinigen in der Noth ſtecken zu laſſen.“

Während ſie ſprachen, kam Gertraud leiſe aus dem Schlafzimmer geſchlichen und legte das Schlüſſelbund, welches ſie ihrer Herrin, die immer gleich in feſten Schlaf ſank, entwendet

hatte, zitternd auf den Tiſch, einen ſcheuen Blick hinter ſich werfend. Korb runzelte die Stirn. — „Haſt doch dem Teufel nicht widerſtehen können?“ fuhr er auf.

„Ich hab's ihr befohlen, Nachbar,“ ſagte Robert. „Es iſt nöthig. Wer kann wiſſen, was hier verſäumt wird, wenn die Briefe, die meine Mutter verſchloſſen hat, ungeleſen bleiben. An wem iſt es, als an mir, für das Haus zu ſorgen?“

Der Alte brummte in den Bart, die Sache wollte ihm nicht recht gefallen. Endlich — Gertraud hatte ſich gleich wieder zu der Schlafenden begeben — ſtand er auf und wünſchte dem jungen Manne, der vor Ungeduld brannte, gute Verrichtung. „Findet Ihr, was Euch nichts angeht,“ ſagte er, „ſo ſchnüffelt es nicht durch. Die letzten Briefe, freilich — darin mögt Ihr Recht haben! Ihr ſeid ja der Erbe, denn ſie iſt ſo gut, als“ — Er hielt inne, vor ſeiner eigenen Hartherzigkeit erſchreckend. Dann wünſchte er Robert ziemlich barſch gute Nacht und ging.

Robert war nun allein. Er ſtellte ſich die Lampe zurecht, ging raſchen Schrittes zu dem Schranke und paßte den Schlüſſel ein. Seine Wange brannte — war es Ungeduld oder Beſchämung? Das Schloß wich, der Schrank ſtand offen und zeigte viele Fächer, unter denen Robert die Wahl hatte. Mit fliegendem Pulſe griff er in das erſte — ein Packet fiel ihm in die Hand, zuſammen gebundene Briefe, auf deren oberſtem, von ſeiner Mutter geſchrieben, ſtand: „Die Letzten meiner Schwägerin, geſtorben den 17. November 1659.“ — Hier nahte ſich Robert eine ſtarke Verſuchung. Es ſtand bei ihm, das verblichene blaue Seidenband zu öffnen, das die Briefe umſchloß, ſie mußten ihm Auskunft über ſeiner Mutter Geſchlecht geben. Aber er legte das Packet haſtig wieder fort und ſuchte weiter, indem er ſich das Wort gab, nichts zu leſen, als jene noch unerbrochenen Briefe, von denen die Rede geweſen war.

Mehrere Fächer enthielten Kleinigkeiten, weibliche Arbeiten, auch einige Schmuckſachen. Unter dieſen fiel ihm ein Ring durch ſeine blitzenden Steine auf, der von den übrigen abgeſondert in einem eignen Sammetfutter ſteckte — er nahm ihn heraus und beſah ihn. Die innere Fläche des Goldreifs trug die Worte: A jamais, tief eingegraben, doch waren ſie wie mit einer ſcharfen Nadel zerkratzt, als habe man ſie vertilgen wollen. Seltſam! Robert ſann lange nach, ehe er das Kleinod wieder an ſeinen Ort legte: es ſchien ihm ein wunderbares Geſtändniß zu enthalten. Oder war es ein Erbſtück aus alter Zeit? — Wiederum fand er Reminiſcenzen, die aus der Kindheit ſeiner Mutter herrühren mochten, koſtbares Spielzeug, dergleichen er ſelbſt nie gehabt, ein franzöſiſches Lied, unverkennbar von ihrer Hand, aber mit kindiſch unſichern Schriftzügen, das die Ueberſchrift trug: Pour la fête de Monseigneur; endlich ein Gebetbuch im reichverzierten Einbande mit ſilbernen Ecken und Krammen, auf deſſen Deckel die Buchſtaben F. d'A. ſtanden. Das war der Name ſeiner Mutter! Mit großer Aufregung ſann er auf alle Namen franzöſiſcher Geſchlechter, die den gleichen Anfang hatten; aber konnte er den rechten dadurch errathen? Eifrig ſuchte er weiter, ſchon hatte er ſeinen Vorſatz halb vergeſſen. Da ſprang ihm wiederum ein Fach mit Briefen in's Auge, ſie waren nicht geordnet und ſchienen ſehr durchwühlt zu ſein. Robert glaubte die Geſuchten darin zu finden und hob die erſten auf. Nur einen flüchtigen Blick warf er in das Chaos der übrigen, als ſein Blick durch eine Handſchrift gefeſſelt wurde, die ſich wegen ihrer ſcharfen, charaktervollen Züge nicht wohl verkennen ließ: es war die Hand ſeines Vaters. Da riß ihn die Liebe zu dem Verehrten, den er als verloren beklagte, hin, er nahm den Brief ohne ſich weiter zu beſinnen, entfaltete und las ihn. Er war in der Zeit der erſten

Liebe geſchrieben! Viele Andeutungen enthielt er, welche Robert unverſtändlich waren, aber keinen Namen, weder des Schloſſes, von deſſen reizenden Umgebungen der Brief ſprach, noch der Freundin, welche der Schutzengel von Adelharts Liebe genannt wurde, noch endlich des bittern Feindes, der ſie bedrohte. Robert las ihn zweimal, ſein Blut hatte ſich entzündet und drang immer ſtürmiſcher zum Hirne. Ein zweiter Brief von ſeines Vaters Hand, wenige Zeilen enthaltend! „Du haſt ein Spiel mit meinem Herzen getrieben,“ lautete er, „ich weiß Alles. Wie konnt' ich Thor auch wähnen, daß Dir der ernſte Mann, der Dir keine Grafenkrone, keinen Rang, nur ſein Herz zu bieten vermag, Erſatz geben könne für ein Opfer, das Du ihm bringen müßteſt? Dir winkt ein anderes Loos: man iſt ſehr befliſſen geweſen, mir die Augen zu öffnen. Leb' wohl, möge die Fürſtin Franciſca nie wieder ein Wort von mir hören, das ihre Ruhe ſtören könnte!“

Dem Leſer ſchwindelte. Was ſollte das unterſtrichene Wort anders bedeuten, als daß ſeiner Mutter der Ihren gewinkt, dem ſie aber, wie die Gegenwart bewies, entſagt hatte, um ihrem Erwählten treu zu ſein? Mit glühenden Augen ſuchte er nach mehr Aufſchlüſſen, er bemerkte es nicht, daß die Lampe immer düſterer brannte. Da ſchlug ihn plötzlich Jemand leicht auf die Schulter; er erſchrak, daß er heftig zuſammenbebte, ſah ſich um, von der nächtlichen Stille und der Aufregung bis zur Furcht übermannt: es war ſeine Mutter! Sie hatte nur ein leichtes Nachtgewand übergeworfen und ſtand mit zornigen Blicken vor dem Sohne, der ſich verwirrt zu entſchuldigen ſuchte, indem er von nöthiger Beantwortung der Briefe ſprach, welche ſie habe liegen laſſen — und ſie um Verzeihung ſeiner Eigenmächtigkeit bat. Sie hörte ſchon nicht mehr auf ihn, ſie war ſelbſt an den offenen Schrank getreten, ihr Blick fiel auf

die Papiere, ſie fing an, darin zu kramen, ſtieß das Fach zu, riß andere auf, immer ſchneller und raſtloſer wechſelnd, ſo daß ihr Thun für Robert grauenhaft wurde. Mit ſchmeichelnder Bitte mahnte er ſie, zu Bett zu gehen; ſie wies ihn ungeduldig zurück und fuhr fort, den Schrank zu durchſuchen; es zeigten ſich nun auch geheime Fächer, deren künſtliche Federn unter leichtem Druck ſprangen. In dem erſten fiel Robert ein Bild in das Auge, das er beim trüben Lampenſchein kaum wahrgenommen hatte, als die Mutter das Fach blitzſchnell wieder ſchloß und beide Hände auf die Bruſt preßte; Robert hätte viel darum gegeben, das Bild genauer betrachten zu können. Aber ſchon war ein zweites Fach geöffnet; hier lagen drei Briefe mit unverſehrtem Siegel, ſie waren es gewiß, die er ſuchte. „Mutter, gieb mir die Briefe!“ rief er bittend und griff in das Fach, das ſie eben wieder zuſchnappen wollte; ſie wehrte ihm nicht, ſah ihn nur einen Moment ſtarr an, dann wurde ſie ungeduldig und ſchlug das Fach zu, aus welchem er die Briefe ſchon an ſich genommen hatte. Sie ließ ein drittes aufſpringen: ſieh! ein weibliches Bildniß in reicher Faſſung! Die Mutter hielt inne und betrachtete es mit Aufmerkſamkeit; Robert beugte ſich über ihre Schulter. Es war der Mutter eignes Bild, in blühender Jugend gemalt. Und wie ihr Sohn mit tiefer Rührung die engelſchönen Züge betrachtete, ſprachen ſie ihn noch in einer andern Aehnlichkeit wunderbar an. War es nicht die junge Herzogin von Lothringen, welcher das Bild glich? Blitzſchnell flog der Gedanke in ihm auf: „Aſpremont!“ rief er unwillkührlich.

Die Mutter erſchrak, ſchlug Fach und Schrank zu, ſtieß ihn zurück, als er ihre Hand faßte und ging, die Schlüſſel mit ſich nehmend, mit raſchen Schritten in ihr Schlafzimmer, wo die feſtentſchlummerte Gertraud ſie ſo wenig kommen hörte, als ſie ihr Aufſtehen bemerkt hatte.

Robert blieb mit ſeinem Funde zurück. Ja, ſeine Mutter war eine Aſprement, das ſchien ihm jetzt unumſtößlich zu ſein. Darum kannte ſie alle Verhältniſſe des Hauſes, darum nannte ſie die junge Herzogin „Karls Kind," wußte ihr Alter faſt ganz genau, und war ſo entrüſtet über die ungleiche Vermählung der Armen mit einem Greiſe! Es trat ihm aber auch ein anderes Mißverhältniß viel ſchroffer entgegen, die Verbindung ſeiner Eltern. Das Haus Aſprement machte auf den höchſten Rang Anſpruch, und ſein Vater beſaß keinen andern Adel, als den einer gediegenen Perſönlichkeit! Was hatte den Grafen bewogen, in die Verbindung zu willigen?

Der Gedanke an ſeinen Vater führte Robert wieder auf die Briefe zurück, welche er noch immer in der Hand hielt. Er putzte die Lampe und ſah nach der Aufſchrift. Die des erſten Schreibens war von fremder Hand und an ſeinen Vater gerichtet; der zweite Brief — und auch der dritte! — von ſeinem Vater ſelbſt an die Mutter! Er vergaß einen Augenblick den furchtbaren Anlaß, der ſie verhindert hatte, die Briefe zu leſen, und erbrach den erſten mit der freudigſten Erwartung. Sein Vater war frei! Er hatte den Eilboten mit der Nachricht an ſeine Gattin geſandt, damit ſie ſich nicht ängſtigen ſolle, weil ihn noch andere wichtige Verhältniſſe abhielten, zu ihr zu fliegen. Ueber die letztern lautete die Stelle: „Graf Wirich iſt ſehr krank und erwartet ſeinen Tod. Er will mich noch einmal ſprechen. Ich verdanke ihm ſoviel, daß ich es in dieſem Augenblicke für die heiligſte Pflicht anſehe, den Wunſch des Sterbenden zu erfüllen, wie ſehr ich mich auch nach Dir ſehne. Mein Troſt, daß Du meinen vorigen Brief längſt erhalten haſt! Du wirſt, wie ich Dich kenne, viel gelitten haben. Möge dieſer Sturm der letzte ſein, der unſer Zuſammenleben ſtört!" Ueber die Art der Befreiung enthielt der Brief nichts, ſondern bezog

ſich immer auf einen frühern; Robert hatte zufällig den ſpäteſten zuerſt erbrochen. Eine Nachſchrift beſagte noch, daß Graf Mannsfeld, der Neffe des alten Wirich von Falkenſtein, aus Paris kommen werde, um die wichtigen Eröffnungen, die der Sterbende zu machen habe, mit zu vernehmen. „Ich vermuthe, daß ich einen Zeugen abgeben ſoll," ſchloß der Brief.

Robert erbrach nun den andern. Er war in vollem Herzenserguſſe geſchrieben und ein treuer Bericht des Erlebten. Die erſten Zeilen enthielten gleich die Nachricht, daß er befreit ſei und nur noch dem Churfürſten von der Pfalz perſönlich vorgeſtellt werden ſolle, worauf er ſofort zu ſeinem geliebten Weibe zurückkehren werde. Was ihn betroffen hatte, war in gedrängter Kürze erzählt. Auf der Heimkehr überfallen, hatte er ſich, weil man Waffen gegen ihn brauchte, ſeines Schwertes bedient, war aber übermannt und gefangen worden. Man hatte ihn auf einen Wagen geworfen, den man im nächſten Dorfe gewaltſam herbeigeſchafft, und mit ſtarker Bedeckung über die Grenze geführt. In Pfedersheim war er in ein ritterliches Gefängniß gekommen. (Das Beiwort hatte Adelhart abſichtlich unterſtrichen, weil er wußte, daß es weſentlich zum Troſte ſeiner Frau beitragen würde, wenn ſie erführe, daß er keine ſchimpfliche Behandlung erlitten habe.) Gleich denſelben Tag hatte er ein Verhör beſtanden, in welchem ſeine klare, kräftige Proteſtation wider die erlittene Gewalt den Richter in Erſtaunen geſetzt, ſein Benehmen überhaupt dargethan hatte, daß ein Mißgriff geſchehen ſei, und er keineswegs in die Kategorie gehöre, auf welche jenes Wildfangsrecht — wenn es überhaupt noch mit der neuen Zeit verträglich — Anwendung finden könne. Der Richter hatte daher nach Heidelberg berichtet und um Verhaltungsbefehle gebeten, was mit dem Gefangenen, der ſich Adelhart nenne, zu thun ſei. Der Bericht mochte für den

Gekränkten günſtig abgefaßt ſein, denn es kam ſofort die Weiſung zurück, ihn freizulaſſen, „maßen," lautete die Erklärung, „es nicht Sr. Durchlauchtigkeit Wille ſei, Leute von einiger Condition und Faveur zum Wildfang zu nehmen, ſondern nur landläuferiſches Geſindel, ſo ſich eingeniſtet." Der „Ausfauth," welcher in ſeiner Dummheit den Eingriff begangen, ſollte zur Verantwortung gezogen werden. — Aus der Vergleichung beider Briefe ging hervor, daß Adelhart in Heidelberg einem Leibdiener des Grafen Wirich von Falkenſtein begegnet war, welcher ihm geſagt, daß ſein Herr ſehr krank geſtern von hier nach ſeinem Schloſſe Broich abgereiſt ſei, daß er einen Boten nach der Bucheck geſchickt, um ihn, den er noch einmal ſprechen müſſe, dorthin zu beſcheiden, weil er nicht gewußt, was während der Zeit mit Adelhart geſchehen war. So hatte ſich Roberts Vater, dem der Leibdiener die Krankheit ſeines Herrn als tödtlich und deſſen Sehnſucht nach ihm — die ſich in den Fieberphantaſien recht ausgeſprochen — ſehr groß geſchildert hatte, mit dem Alten auf den Weg nach Broich gemacht, von wo er unverweilt zurückzukehren verſprochen hatte. — Von wem war aber der dritte Brief? Robert glaubte die Handſchrift zu kennen, es mußte die des Grafen Wirich ſelbſt ſein, er hatte zuweilen Briefe von ihm an ſeinen Neffen, den Grafen Mannsfeld geſehen, als er noch bei dieſem war. Nur des Grafen Wappen: das ſilberne Rad und das rothe Gitter, fehlte, ein ſchlichtes Petſchaft mit einem eingeſchnittenen Kopfe hatte den Brief verſchloſſen. Robert ſteckte ihn zu ſich, ohne das Siegel zu verletzen. Er durfte ja der Ankunft ſeines Vaters bald entgegenſehen, wo ſich von dieſer Seite alle Räthſel löſen mußten; auch hoffte er das Beſte von dem Eindrucke, den ſeine Nachricht auf die Mutter machen würde. So wenig er in die dunkeln Geheimniſſe der menſchlichen Seele eingedrungen war,

ſchien es ihm doch möglich, durch einen ſtarken Eindruck die Nebel zu zerreißen, welche den Geiſt der Mutter verfinſterten. Er ſuchte mit dieſer Hoffnung ſein Bett, wo ihn doch das Erlebte nicht ſchlafen ließ.

Der Morgen erfüllte ſeine Erwartung keineswegs. Robert hatte ſich den Plan, wie er der Mutter ſeine Nachricht beibringen wollte, genau überlegt; er warf ſie ihr plötzlich, ohne Eingang, in's Ohr, um ihrer freudig aufſchreckenden Wirkung ganz ſicher zu ſein; aber ſie prallte ab, wie ein matter Pfeil vom Panzer. Die Mutter hörte ihn ruhig an, verzog keine Miene, hob nur die Hand und ließ ſie wieder ſinken; ihr Auge hing feſt an Roberts Blick, das war das einzige Zeichen, daß ſie auf ſeine Rede Achtung gab. Der treue Sohn war in Verzweiflung, ſein leidenſchaftliches Gemüth machte ſich in ſtürmiſchen Worten Luft, womit er die Mutter flehentlich bat, ſich aus dem gräßlichen Zuſtande herauszureißen, nur ein Paar Silben zur Antwort zu geben, ihm wieder die theilnehmende, ſorgliche Freundin zu ſein. Immer ſchärfer wurde ihr Blick, aber keine Klarheit, ſondern das Irrlicht des Wahnſinns brannte darin, ſie faßte ſeine Hand und ſchleuderte ſie mit großer Kraft von ſich. Es machte einen ſchrecklichen Eindruck auf Robert. Ihm war, als wolle ſie ihn damit ſymboliſch verſtoßen, Thränen füllten ſein Auge, er ſtürzte vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee — ſie entwand ſich ihm mit einer Stärke, die der zarten Geſtalt nicht angemeſſen erſchien und verließ das Zimmer.

„Damit macht Ihr's ärger" ſagte der alte Korb. „Wartet die Ankunft Eures Vaters ruhig ab, der wird Rath wiſſen — wo nicht, ſo muß man's nehmen, wie es unſer Herrgott ſchickt!" Robert hatte ihm bereits den Inhalt der Briefe erzählt, auch die nächtliche Ueberraſchung, worüber der Alte wenig verwun-

dert ſchien. „Ich ſage Euch,“ murmelte er, „die ſieht durch Mauern und Thüren.“ — Gertraud, welche Alles mit angehört hatte, fragte nun ihrerſeits, ob kein Gruß an ſie beſtellt ſei, von dem gräflichen Leibdiener nämlich, ihrem Vater. Robert mußte es verneinen.

Tage vergingen und keiner brachte den Erſehnten zurück. Gertraud hatte wieder die Pflege der Gemüthskranken übernommen, welche in Wahrheit deren körperlich kaum bedurfte; Robert's thatkräftiger Geiſt konnte nicht in ihrer Nähe aushalten, er ſtreifte in den Bergen umher von früh bis Abend, doch ſo, daß er das Haus nicht aus den Augen verlor, um gleich hinabeilen zu können, wenn man ſeiner bedurfte. Er hatte in dieſer Hinſicht dem Mädchen befohlen, mit einem weißen Tuche zu wehen, ſobald irgend Noth ſei. Der alte Korb ging ſeinen Geſchäften nach. Er verſah nach wie vor ſeinen Forſt, man hatte ihm von Seiten des Amts auf ſein Anſuchen die Bucheck zur Wohnung angewieſen, bis nach beigelegtem Handel mit der Pfalz ſein eignes Haus wieder aufgebaut werden könnte. Oft hatte er auch unten im Lande zu thun, wo er dann immer Nachrichten von dem kleinen Kriege mitbrachte, der an der Grenze förmlich ausgebrochen war; das Gerücht von der baldigen Ankunft des Herzogs gewann immer mehr Glauben.

Robert ſaß oft auf dem Vorſprunge, der am weiteſten hinausragte und eine ſchöne Ausſicht in das ebene Land bot. Es war dieſelbe Höhe, die er einſt im kecken Muthe von der unzugänglichſten Seite erklettert hatte. Hier blickte er wie ein treuer Thurmwart zur Ferne, ob der Vater nicht heimkehre, und auch hinab zu der Wohnung, die ſeiner Hut anvertraut war. Doch blieben ſeine Gedanken nicht in dieſen Kreis gebannt, ſie flogen, ſeitdem durch eine ſchreckliche Gewißheit die Spannung

ſeiner Seele gelöſt war, zurück über Gebirg und Thal und ſuchten die Nähe der Geliebten — ach! die ihn aufgegeben hatte! Fort und fort mit unverminderter Qual durchlebte er die Scene des Abſchiedes wieder, der Hohn des Herzogs donnerte in ſein Ohr und regte den Grimm auf, den er kaum bezwungen hatte; er ſah Victoirens Bewegung, wie ſie ſich von ihm abwandte! In all' dieſe peinlichen Bilder, deren Conturen ſich glühend in ſein Herz brannten, fiel nur ein einziger troſtreicher Strahl, es war der Blick der Herzogin, den ſie mild und mitleidsvoll auf ihn gerichtet hatte, den Alles verſtieß. „Sie iſt meine Verwandte!" rief er aus. „Sie allein hat mich nicht verurtheilt, mich, in deſſen Adern das Blut ihrer Väter rollt! Und Victoire!"

Er ſprang auf, ſeine Wange glühte. Begeiſtert hob er das Auge zu den Höhen des Lichts, in ſeinem kühnen Antlitze malte ſich, was ſeine Seele bewegte, er warf das Jagdgewehr in die Linke, ſtreckte die Finger zum Schwur gen Himmel und rief: „Erringen will ich mir Deine Achtung, ſo wahr mein Glaube mir hilft! Du haſt mich gekränkt und verſtoßen, ich aber will Dir dennoch treu ſein, das ſchwör ich bei meinem Gotte, und giebt Deine Liebe mich auf, will ich doch Deine Achtung ertrotzen! Wehe ihm, der mich in den Staub tritt, er ſoll fallen, wie der Vogel dort, der ſeine Raubkreiſe über mir zieht!"

Er riß das Feuerrohr an die Backe, ein Schuß krachte zum Himmel empor, das Echo trug den Schall in entfernte Gründe. Der Raubvogel überſtürzte ſich und fiel. Roberts Auge folgte ihm ſiegſtolz, bis er tiefunten im Gebüſch verſchwand, dann richtete es ſich nach dem Hauſe ſeiner Mutter, wo eben Gertraud in die Thüre trat und heftig ihr weißes Tuch ſchwenkte. Er eilte hinab. Die Mutter hatte den Schuß gehört und war in Ohnmacht gefallen, Robert fand das Mädchen mit ihr be-

Verlag von C. Pichler's Witwe in Wien

Barbier

schäftigt, als er athemlos ankam. Sie erholte sich bald, ein wilder Blick flammte wie ein Feuerrad rings im Zimmer umher, dann nahm er allmälig die frühere Stetigkeit wieder und Alles schien verüber. Es war das erste Zeichen von Schwäche, das sie seit ihrer Geisteszerrüttung gegeben hatte. Robert machte sich Vorwürfe, aber das Ereigniß schien ihm von günstiger Bedeutung zu sein; es zeigte, daß sie doch nicht so unzugänglich für äußere Eindrücke sei, als es den Anschein hatte — so konnte ja die Erscheinung des Vaters, auf welche jetzt sein letztes Hoffen gebaut war, ihren geistigen Starrkrampf brechen, Alles zum Glücke führen!

Nicht lange darauf kehrte Korb aus dem ebenen Lande zurück. Auch er hatte den Schuß gehört und seinen Gang beschleunigt, weil er ein Unglück befürchtete. „Unten schießen sie auch, das heißt, Victoria!“ sagte er. „Der Herzog soll wirklich eingerückt sein.“

12.

Gewiß hätte der Krieg, der sich um das Wildfangsrecht entsponnen hatte, eine ernstere Richtung genommen, seit der Herzog von Lothringen selbst das Schwert gezogen, wenn nicht die Fürsten des Reichs thätig gewesen wären, den Frieden zu vermitteln. Sogar König Ludwig mischte sich ein und ließ abmahnende Worte an den Herzog ergehen, dem diese kleine Fehde willkommene Gelegenheit bot, sein Kriegsvolk, den letzten Friedensbedingungen zuwider, unter Waffen zu halten. Darum wollte Anfangs Karl von nichts hören, sondern bestand darauf,

die Verletzung ſeiner Hoheitsrechte zu ahnden. Die Pfälzer wichen jedoch entſcheidenden Gefechten aus und hielten nur durch Märſche und Demonſtrationen den Krieg an der Grenze feſt, ſo daß den ungeſtümen Helden die Sache bald ermüdete und er das Heer verließ, um die Stände der Grafſchaft zu verſammeln und ſich huldigen zu laſſen, indem endlich der Kauf zu Stande gekommen war, der ihm Falkenſtein, trotz der Anſprüche der Agnaten Manderſcheid und Löwenhaupt, als eigenes Beſitzthum überlieferte. Graf Mannsfeld hatte als Bevollmächtigter ſeines todtkranken Oheims mit dem Herzoge abgeſchloſſen, da er auf ſeiner Reiſe von Paris nach Broich den Umweg über Nancy machte.

Eine der erſten Fragen, welche Karl der Dritte an den Schultheißen der Grafſchaft richtete, war nach dem Mann, welcher ſeinen Bericht geſchrieben hatte. Dem Fürſten war es eine unangenehme Erinnerung, den ritterlichen Jungen, der ihm gar wohl gefiel, wenn er auch Urſach zu haben glaubte, auf ihn zu grollen, gedemüthigt zu haben.

„Gnädigſter Herr," antwortete der Schultheiß, „wir haben nichts wieder von ihm gehört. Ein wahrer Verluſt für's Land! Hätten Alle gedacht, wie er, ſo wär' ich im Stande geweſen, zu agiren."

„Wie hieß der Mann? Wo war er her?" fragte der Herzog. „Hat er Weib und Kind? Iſt ſein Sohn hier angekommen? Wo wohnt' er?"

Dem Herrn von Bibelsheim ſchwirrten die Fragen beängſtigend durch das Ohr, er ſtand überhaupt in großer Verlegenheit vor Herzog Karl, von dem er ſcharfe Verweiſe bekommen hatte. — „Die Bucheck, ein adelig Haus am Donnersberg, bewohnt ſein Weib noch," ſagte er in eiliger Antwort; „Graf Wirich hatte dem Herrn Adelhart — ſo nennt er ſich, aber es

mag wohl mehr hinter ihm ſtecken, denn eben die Verliebe und Sorge des Grafen um ihn und die ritterlichen Prärogativen, die er ihm übergeben, Jagd u. ſ. w. — man munkelt allerlei —"

„Sein Sohn?" fragte der Herzog, ihn unterbrechend. „Iſt ſein Sohn hier?"

„Habe ſo etwas vernehmen, Durchlauchtigſter," erwiederte der Schultheiß. „Mir ſagte es der — nunmehro Herzogliche — Jäger, dem die Pfälziſchen auch das Haus überm Kerſe angeſteckt, weil er Dero Gnaden treu anhing?"

„Sie ſollen's bereuen!" rief der Herzog, mit dem Fuße ſtampfend. „Stellt mir den Jäger vor!"

„Werde gleich nach ihm ſchicken," ſagte Bibelsheim. „Er wohnt auch auf der Bucheck, ich habe ihn einſtweilen dort eingelegt, da ich nicht wußte, wohin mit dem Obdachloſen."

„Schafft mir einen Boten nach dem Orte, ich will ſelbſt hinauf!" rief der Herzog.

„Durchlauchtigſter, Ihr werdet dort kein anſtändig Unterkommen finden, ſchlechte Bewirthung!" ſagte der Schultheiß dienſtfertig. „Beliebt's Euch, laſſen wir Alle herunterkommen, die Ihr ſprechen wollt —" Aber ein gebietriſcher Wink des Herzogs machte ihn verſtummen und er eilte, den Boten zu ſchaffen.

Keine Stunde verging, ſo ſaß der Fürſt zu Pferde und ritt nur von dem Knechte des Herrn von Bibelsheim begleitet, der ihm den Weg zeigen ſollte, nach den Bergen. Es war ſeine Abſicht, dem jungen Manne, den er im Jähzorn ſo tief gekränkt hatte, ein ehrendes Wort der Genugthuung zu geben, wie es ſeiner Stellung wohl anſtand. Unterwegs ſprach er viel und leutſelig mit dem Knechte, wie es überhaupt ſeine Art war, gemeine Leute für ſich einzunehmen, während er die höhern Stände mit Stolz oder unerträglichen Sarkasmen beleidigte. Der Knecht hätte fortan ſein Leben für ihn gelaſſen,

und ſah ſeinen Herrn von Bibelsheim mit ganz andern Augen an, als bisher.

Das Hügelland wurde unwegſamer, die waldigen Berge lagen, mit ihren ſchönen Kuppen näher gerückt, vor dem Auge des Fürſten, das von Höhe zu Höhe ſchweifte, um das Ziel ſeines Rittes zu entdecken. Aber die Bucheck lag wohlgeſchirmt in ihrem Thale, von welchem nur der Bach etwas verrathen mochte, an deſſen grünem Ufer der Herzog dahin trabte. Endlich öffnete ſich hinter dem Vorſprunge, deſſen Fuß die Wellen umrauſchten, der Aufgang und das graue Haus im Hintergrunde des Thales ließ ſich erkennen. — „Dort alſo?“ fragte der Herzog. Der Knecht bejahte.

Eine letzte Carriere brachte den Herzog an die Gartenhecke, wo er abſitzen mußte. Mit Schrecken hatte ihn Gertraud, welche allein bei ihrer Herrin war, kommen ſehen; zum erſten Male war Robert mit dem alten Hausgenoſſen auf einen Streifzug gewandert, der ſie aus der unmittelbaren Nähe des Hauſes entfernte, ſie hatten keine Beſorgniß mehr vor äußern Feinden. Gertraud ſah nun zwei Reiter kommen und wußte in ihrem Schreck keinen andern Rath, als die Riegel vor die Thüre zu werfen. Es war aber ſchon zu ſpät. Ehe ſie vor Angſt zum Entſchluſſe gekommen war, hatte der Fremde die Schwelle bereits überſchritten und trat ihr in der Hausflur entgegen. Schreiend fuhr ſie zurück. — „Was haſt Du?“ rief der Herzog, ihr ſchnell folgend. „Fürchte Dich nicht. Wo iſt Deine Herrſchaft?“

Er trat in das Zimmer. Da ſtand die Herrin des Hauſes vor ihm, bebend wie Gertraud, mit glutgeröthteten Wangen, mit blitzenden Lichtern, die weit offen ſein Antlitz nicht verließen. Er prallte zurück, hob ganz außer Faſſung die Hand: „Franciſca!“ rief er mit dumpfer Stimme.

Sie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, zuckte mit beiden Händen nach der Bruſt, ein Blutſtrom quoll auf und überſprudelte das herbeiſtürzende Mädchen, das die Beſinnungsloſe in ihren Armen auffing.

„Hilf ihr! Bringe ſie auf das Bett!“ ſchrie der Herzog in großer Bewegung. „Mein Gott, welcher Zufall!“ Er riß das Fenſter auf. „Jage nach einem Arzte!“ ſchrie er dem Knechte zu. „Nimm mein Pferd mit Dir, ſetz' ihn d'rauf, kümmere Dich um nichts! Bring' einen Arzt, Dein Kopf haftet dafür!“

Der Beſtürzte warf ſich auf das Pferd und ſprengte davon. „Mädchen, wer iſt die Frau? Wie kommt ſie hieher?“ wandte ſich dann der Herzog wieder zu Gertraud, welche ihre ohnmächtige Herrin auf den Ruheſeſſel gebracht hatte. Sie konnte vor Angſt nicht antworten, ihre Glieder zitterten, ſie wußte nicht, was ſie that. Indeß ſie rathlos um ſich her ſah, und ſich vor dem fremden Manne fürchtete, der mit Fragen in ſie drang, die ſie nicht beantworten konnte, fiel ihr Blick durch das Fenſter auf eine troſtreiche Erſcheinung. Raſch entſprang ſie dem Herzoge und eilte den heimkehrenden Jägern entgegen.

„Ein Fremder!“ ſchrie ſie außer ſich. „Die Frau liegt im Sterben! Er hat ſie zu Tode geſchreckt!“

Robert ſtürzte in das Haus, ſein erſter Griff war nach dem Schwerte, das an der Wand in der Hausflur hing, der zweite öffnete die Thüre. Staunend ſah er, welcher Gaſt zur Bucheck gekommen war, er ſah ſeine Mutter todtenbleich mit geſenktem Haupte im Lehnſtuhl, Schmerz und Grimm riſſen ihn über jede Rückſicht hinweg.

„Kommt Ihr, auch hier mein Glück zu morden?“ rief er wild, und die entblößte Klinge ſauſte durch die Luft. „Wehrt Euch! Es gilt Rache!“

Der Herzog wich zwei Schritt vor dem Wüthenden zurück, über ſein gebräuntes Antlitz zuckte ein bleicher Schein — war es das Bewußtſein des Unrechts, das ihn zum erſten Male mit einer zaghaften Regung übermannte? Nur momentan! Ohne ein Wort zu erwiedern, zog er das Schwert und parirte die Anfälle des Raſenden, deſſen Hiebe, von ſtarker Fauſt geführt, hageldicht auf ihn niederregneten. Hätte der Herzog die Blößen benutzen wollen, welche ſein Gegner in blinder Wuth gab, es wäre vielleicht Roberts Tod geweſen; allein der Fürſt begnügte ſich mit der Vertheidigung. In dieſem Augenblicke kam der alte Korb dazu. Er ſah die Beiden im Kampfe, beſann ſich nicht lange, nahm ſein Jagdrohr verkehrt und ſchlug damit beide Klingen zu Boden.

„Verzeihung!“ rief er dann. „Das will ſich nicht ſchicken.“ Während der Herzog das Schwert, das ihm aus der Hand gefallen war, aufhob, war Robert zu ſeiner Mutter geeilt, welche unter Gertraud's erneuten Bemühungen die Augen aufſchlug. Ihr erſter Blick fiel auf den Herzog, ſie wollte aufſpringen, doch kraftlos ſank ſie zurück. „Hinweg! hinweg!“ ſtöhnte es von ihren Lippen, es waren ihre erſten Worte ſeit der Kataſtrophe.

„Bringt ſie doch auf ihr Bett! Beſinnt Euch doch nicht!“ rief Korb. Der Sohn umfing die Mutter und trug ſie hinaus, Gertraud folgte ihm. Der Herzog ſtand in der peinlichſten Verlegenheit.

„Mein gnädiger Herr,“ ſagte jetzt der greiſe Jäger, „verzeiht es dem jungen Manne, der Euch nicht kannte und wahrſcheinlich für einen ſchlimmen Gaſt hielt, wie wir deren ſeit einiger Zeit hier zu Lande gewohnt ſind. Vergebt ihm die Hitze, er that's aus Liebe zu ſeiner Mutter. Gott ſei Dank, daß ich zu rechter Zeit kam!“

„Seine Mutter?“ rief der Herzog. „Nicht möglich! Wie heißt ſie? Wer iſt ſein Vater?“ — Des Jägers Antworten befriedigten ihn nicht. „Ich muß ihn ſprechen!“ ſagte der Herzog dringend. „Geht hinein, Alter, ſagt ihm, er ſolle zu ruhigem Geſpräch kommen — ich müſſe ihn ſprechen, um jeden Preis!“

„Das verſteht ſich, gnädiger Herr,“ rief der Alte. „Er muß um Verzeihung bitten. Aber freilich kannte er Euch nicht, wie ich, der unter Euch bei Nördlingen mitgeritten!“

„Sag' ihm, es thäte mir leid Alles, worüber er ſich beklagen kann,“ drängte der Herzog. „Ich wolle mich mit ihm verſtändigen. Geh nur, geh.“

Robert erſchien gleich darauf. Sein ungezähmtes Auge ſuchte den Herzog, er trat ihm ſtolz näher und erwartete ſeine Anrede.

„Hat ſich Eure Mutter erholt?“ fragte Karl haſtig. „Mein Anblick war ihr überraſchend, ich wußte aber nicht, daß ich ſie hier finden würde, ſonſt — Was ſagt Ihr? Iſt ſie beruhigt?“

„Ueber die Ankunft ihres hohen Schwähers, allerdings!“ ſagte Robert bitter.

„Ihr wißt, — natürlich!“ rief der Herzog, ſich in vollem Unmuth den Knebelbart zauſend. „Alſo Ihr der Sohn? — Und hieher hat ſich Franciſca — Teufel, wer das Alles gewußt hätte! Alte Geſchichten aufzurühren, iſt mir verhaßt, aber — Junger Menſch, Ihr hättet nicht ſollen verkappt gehen!“ —

„Hab' ich etwa den Rang und Titel geſucht?“ rief Robert heftig. „Iſt er mir nicht aufgedrungen worden? Ich habe ihn abgelehnt, mich nie anders genannt, als bei meines Vaters Namen! Was gab Euch ein Recht, mich einen Leibeigenen zu nennen? Was ein Recht, hier in unſ're friedliche Wohnung zu

bringen? Warum laßt Ihr meine Mutter nicht in Ruh, die aus Euren Kreiſen freiwillig getreten iſt und ſich dabei glücklich befindet?“

„Weiß Gott!“ rief der Herzog. „Ich kam nur Euretwegen und wußte von Eurer Herkunft nichts. Mir that es leid, Euch gekränkt zu haben.“

Sein aufrichtiger Ton verfehlte die Wirkung nicht. Robert ſagte gemäßigt: „Wohlan, gnädiger Herr, ſo bitt' ich nur, daß Ihr auch den beiden Damen, welche Zeuginnen meiner Demüthigung waren — den Ungrund derſelben erklärt — wenn ich auch nicht verlange, daß Ihr der Frau Herzogin eine Verwandtſchaft entdeckt, auf welche ſie nicht ſtolz ſein kann.“

Des Herzogs Stirn verfinſterte ſich. — „Es liegt Euch wohl mehr an Fräulein Attencourt's Meinung?“ fragte er.

„Mir liegt daran, daß ich für keinen Betrüger gehalten werde!“ rief Robert ſcharf.

Der Herzog wünſchte ſehnlich ſein Pferd herbei, ihm brannte der Boden unter den Füßen. Er bereute, daß er in der erſten Anwandlung nach dem Arzte geſchickt, der augenſcheinlich nicht mehr nöthig war: ſollte er nun warten oder zu Fuß gehen? Jeder Augenblick war ihm peinlich, länger zu verweilen, obgleich er nicht fürchten durfte, daß Franciſca ein Wiederſehen mit ihm ſuchen würde. Er wandte ſich endlich raſch an den alten Jäger, der ſich ehrfurchtsvoll nach der Thüre zurückgezogen hatte. „Camerad! Führt Ihr mich den nächſten Weg hinunter?“ fragte er. „Ich denke meine Pferde unterwegs zu treffen.“

„Wie gern!“ rief Kerb. „Ihr habt mich oft geführt, wo's ſchlimmer war!“

„Grüßt Eure Mutter von mir,“ ſagte der Herzog dann ſich bezwingend zu Robert. „Mein Anblick mag ihr unangenehm

geweſen ſein, ich hätte ihn ihr bei Gott erſpart, wenn ich es gewußt hätte, daß Sie hier iſt. — Was ich thun kann, Eurem Vater glänzende Genugthuung zu ſchaffen, ſoll gewiß geſchehen."

„Mein Vater iſt frei, wir erwarten ihn täglich," verſetzte Robert. „Warum jedoch Euer Anblick meiner Mutter ſtörend ſein ſollte, weiß ich nicht; ſie hat ſich weder ihrer Wahl noch ihres Looſes zu ſchämen."

Der Herzog ſah den jungen Mann prüfend eine Weile an. Kannte er die Verhältniſſe wirklich nicht, welche die Erinnerung an ihn Franciſca verhaßt machten? — Aus der Nebenthür ſah jetzt Gertrauds verweintes Geſicht. „Kommt doch! Kommt doch!" rief ſie Robert zu. Der Sohn flog. Sie war alſo doch kränker.

„Sagt Ihr mir, alter Kriegskamerad," ſprach der Herzog, der ſich noch nicht zum Gehen entſchließen konnte, „was wißt Ihr von dieſem Hauſe? Unterhält der Vater des jungen Mannes Verbindung mit der Welt? Ich habe den Sohn zu Nancy geſehen, er kam aus Paris und wie ich heut gehört, intereſſirt ſich der bisherige Graf von Falkenſtein für ihn."

„Herr Adelhart ſteht in hohem Anſehen beim Herrn Grafen und iſt jetzt bei ihm, ſo viel ich weiß," erwiederte Korb. „Ihm hat er auch die Buchecka's Erbpacht zu verdanken. Mehr kann ich nicht ſagen, denn wir kamen früher nur beim edlen Waldwerk zuſammen, natürlich hat man da keine Zeit zu ſchwatzen."

Der Herzog ſtand in Gedanken, endlich drehte er ſich barſch nach der Thüre; Korb begleitete ihn. Im Nebenzimmer war Alles ſtill. Der Jäger deutete mit der Hand die Richtung an, welche ſein ehemaliger Feldherr zu nehmen habe, er ſelbſt hielt ſich in gemeſſener Entfernung hinter ihm. Sie mußten das

ganze Thal hinab und eine geraume Strecke der tiefern Gegend durchwandern, ehe ſie einen raſch nahenden Staubwirbel erblickten, der den erwarteten Arzt brachte.

„Sitzt nur ab!“ rief ihm Korb ſchon von Weiten zu. Der Bader — keinen andern Arzt gab es in der Gegend — freute ſich, von dem halsbrechenden Ritte, der ihm Todesangſt erregte, entbunden zu ſein, und nahm des Herzogs geringſchätzige Anrede, die auf ſeine Kunſt kein Vertrauen ausſprach, demüthig hin. „Quackſalbert nicht, und bringt mir Beſcheid!“ ſagte der Fürſt, und dann zu Korb: „Dir, alter Waffengeſell, noch einen Auftrag an den jungen Raufbold. Will er offen und ehrlich wiſſen, wie die Geſchichte zuſammenhängt, ſoll er zu mir kommen, und kann er jetzt nicht, ſo wird ſich ſeine Couſine freuen, ihn in Nancy zu ſehen. Hörſt Du? Seine Couſine!“

Er ſchwang ſich auf ſein dampfendes Pferd und ſprengte, von dem Knecht begleitet, in den Abend hinaus, der bereits ſeine Schatten in die Thäler legte. Dem Bader war es ſehr bedenklich, bei ſo ſpäter Zeit in die verrufene Bucheck hinaufzuſteigen, doch blieb ihm keine Wahl, da es der Landesherr befohlen hatte und Korb ihn nicht entließ.

Als ſie das Haus erreicht hatten, kam ihnen Robert mit der Nachricht entgegen: ſeine Mutter ſchlafe. Der Bader war zufrieden, daß man ihm eine Kammer anwies, reichliche Speiſe zutrug und ſich weiter nicht um ihn bekümmerte. Robert fühlte ſich etwas beſchämt, als er hörte, daß der Herzog für den Arzt geſorgt habe, noch mehr, als er ſeine letzten Worte an Korb vernahm. Konnte er mehr thun, um eine momentane Uebereilung wieder gut zu machen? Welcher Mann, der einen Fürſtenhut trug, hätte ſich ſo weit herabgelaſſen, den Gekränkten perſönlich aufzuſuchen, ihm Rede ſelbſt mit der Klinge zu ſtehen und den Angriff nicht einmal nachzutragen? — „Ja,“ ſagte

Korb, „das macht, weil er ein Kriegsmann iſt. Hätte er nur Zeitlebens ein Sammetkleid ſtatt des Lederwammſes und Panzers getragen, er würde ſich den Teufel um Euch und Jeden ſcheeren, der ihm nicht hofirt. Aber im Kriege, da lernen ſie, daß ſie auch Menſchen ſind und Menſchen brauchen.“

Robert war mit ſeinem Entſchluſſe fertig. Was konnte er thun, als des Herzogs Einladung annehmen, ſich mit ihm ganz verſtändigen und von ihm hören, was die Jugend ſeiner Mutter betraf? Vielleicht wurde ihm dabei auch eine Nachricht von Victoire! Die böſe Vermuthung, welche bei dem Feſtmahle zu Nancy ſein Herz in qualvollen Aufruhr geſetzt hatte, war noch nicht entkräftet und ſuchte ihn immer wieder in einſamen Stunden heim; wenn auch Victoirens reiner Sinn ihn beruhigte, durfte er doch dem des Fürſten, welcher ſich in dieſer Hinſicht nur zu ſehr dargethan hatte, Alles zutrauen. Vielleicht, wenn er ihm offen ſeine Liebe zu Victoire geſtände! — er durfte ja nicht verrathen, daß er ſich auch ihr entdeckt, daß er ſich bisher mit ihrer Gegenliebe geſchmeichelt habe! — „Die Zeit muß es ergeben!“ rief er. „Der Augenblick ſoll entſcheiden!“

Noch ſchlief die Mutter. Sie hatte, ſeit Robert ſie auf ihr Bett getragen, noch ein Paar unzuſammenhängende Worte geſprochen, von einem Bruder und bunten Schlangen und ihrer eigenen Grabſchrift, welche dem Sohne ſchmerzlich zwar, aber doch nicht mehr waren, als Phantaſieen ohne Grund und Halt, die ihm noch dazu Hoffnung gaben, daß mit der wiedergefundenen Sprache eine wohlthätige Kriſis eintreten werde. Den Herzog konnte er alſo für den unwillkührlichen Urheber derſelben anſehen; das ſtimmte ihn auch verſöhnlicher, als ihn Korb rief. Sobald er das Bett der Leidenden verlaſſen hatte, war es nach Gertrauds Ausdruck geweſen, „als ſei ſie von

Ketten losgekommen.“ Vielleicht, daß der Einfluß ſeines unverwandten Blickes ein geiſtiges Uebergewicht geltend gemacht, um ihren Irrſinn in Schranken zu halten! Dieſer hatte ſich jetzt in einem Schwall ſprudelnder Worte Bahn gebrochen, wie ein langgehemmter Katarakt, nur nicht ſo donnernd, ſondern leiſe, leiſe, aber in verwirrender Eile und Angſt, begleitet von heftigen Zuckungen. Das Mädchen war eine Weile bemüht geweſen, ſie zu beſchwichtigen, endlich hatte ſie, ihr fruchtloſes Beſtreben aufgebend, Robert zu Hülfe gerufen. Als der wieder eintrat und ſich dem Bette näherte, hörte er nur noch den letzten verrinnenden Strom der Redefluten, deſſen Schnelligkeit es ihm unmöglich machte, auch nur einen leitenden Gedanken feſtzuhalten, eh' er im unhörbaren Hauche erſtarb. Noch bewegten ſich ihre Lippen eine Weile, als ſpräche ſie fort, dann ſchloſſen ſich auch dieſe, wie die Augen längſt vorher, und ſie entſchlief. Robert ſaß am Bette, von der tiefergreifenden Poeſie des Wahnſinns in ihre Zauberkreiſe gezogen: ſein Geiſt verſenkte ſich in die Nachtſeite des Seins und ſuchte deren Geheimniſſe zu ergründen.

13.

Der Stiefſohn Aeskulaps, den man zum Heilkünſtler gepreßt hatte, wo er völlig den Grund unter den Füßen verlor, durfte der Kranken auch nicht einmal nahen. Ein Blick auf ihn reichte hin, um Robert zu überzeugen, daß dieſer Bauerntödter mit dem thieriſchen, ſeelenloſen Auge nicht der Mann ſei, welchem er die geliebte Mutter anvertrauen könne, ſelbſt

dann nicht, wenn ihr nur körperliche Leiden die Kraft geraubt hätten. Er ehrte den guten Willen, der den Mann herbefördert hatte, aber keine Vorſtellung Korbs und Gertrauds konnte ihn bewegen, denſelben an das Bett der Kranken zu führen. Er traute ſich ſelbſt mehr zu als ihm. So wurde der Bader von Sulzheim mit einem hinlänglichen Geſchenk entlaſſen und ſeine ganze Anweſenheit hatte ihm keinen Stoff zur Meldung an den Herzog verſchafft, welche dieſer doch ausdrücklich verlangte. Er war jedoch über ſolche Kleinigkeiten nie verlegen; Alle, die in ſeine Hände fielen, wurden von jeher zu Todkranken geſtempelt, (bei den Meiſten konnte ſich auch nach kurzer Behandlung ein Jeder von der Wahrheit überzeugen) er hatte das Glück, daß ihm ſtets „noch nie vorgekommene Fälle" aufſtießen; und daß ein ſolcher neuerdings auf der Bucheck eingetreten, mußte der Herzog glauben, er mochte wollen oder nicht.

Die Meldung war dem Fürſten ſehr unerfreulich, da er ſich als die Urſache des Uebels anſah; in Erſtaunen ſetzte es ihn aber, von Robert kein Wort auf ſein Entgegenkommen zu hören. Er fragte den Bader zweimal, ob ihm der Sohn der Kranken keinen Auftrag gegeben habe und entließ ihn auf ſeine Verneinung ziemlich mürriſch. Bald jedoch ſagte er ſich, daß die näher liegende Sorge wohl jeden andern Gedanken bei dem jungen Manne verdrängt haben möge, und da er ihn einmal entſchuldigt hatte, fing er an, ſeine doppelte Verpflichtung erſt recht zu fühlen. „Ich kann Alles gut machen," ſagte er bei ſich ſelbſt; „wer hindert mich, ihm eine Baronin zu geben, ihn den ſtolzeſten meiner Vaſallen gleich zu ſtellen? Kann er nicht durch eine vornehme Heirath den übereilten Schritt ſeiner Mutter redreſſiren? — Eine häßliche Erinnerung! Aber konnte ich anders? Man hat doch auch ein Gewiſſen — wahrhaftig! — Es bleibt aber doch eine häßliche Erinnerung!" — — Ich

fange an zu begreifen," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „was mich immer bei allen Reizen meiner hübſchen Marie geſtört hat. Es war eine tolle Idee, mich dadurch mit Aſpremont verſöhnen zu wollen, bei Verſöhnungen kommt überhaupt nichts heraus; hat man eine ehrliche Feindſchaft, ſo entſcheidet das Schwert immer am Beſten, aber es muß auch wirklich nicht eher in die Scheide fallen, bis die Entſcheidung da iſt. Alles halbe Weſen taugt nichts — darum ekelt mich dieſe Fehde an, wo alle Welt ſich drein legt, um es zu nichts kommen zu laſſen."

Bei ſolcher Anſicht konnte es nicht fehlen, daß er die Grafſchaft Falkenſtein, nachdem er die Huldigung der Stände empfangen hatte, bald wieder verließ. Um Robert hatte er ſich weiter nicht bekümmert; der Schultheiß von Bibelsheim war mit der Meldung zu ihm gekommen, daß Herr Adelhart in die Bucheck zurückgekehrt ſei, und hatte wiſſen wollen, ob er in dem übertragenen Rechte beſtätigt werden ſolle, was der Herzog flüchtig bejaht. Es wäre dieſem verhaßt geweſen, jetzt das Haus droben zu betreten; er hatte das Seinige gethan und wollte erwarten, ob der junge Trotzkopf ſich ihm nähern würde. „Mag er mich in Nancy aufſuchen!" ſprach er. „Ohnehin fürchte ich, daß ihn ein Magnet dort hinzieht, doch denk' ich es noch mit ihm aufnehmen zu können."

Am Hofe zu Nancy hatte ſich während ſeiner Abweſenheit der Vicomte von Attencourt eingefunden, um ſeine Tochter abzuholen. Die Zeit, welche er ihr zum Beſuch ihrer fürſtlichen Freundin geſtattet hatte, war bereits doppelt um; Mariens Bitten konnten nur bewirken, daß er ſeine Abreiſe mit Victoire um einige Wochen verſchob.

„Ich weiß nicht, wie ich mein Leben tragen ſoll, wenn Du fort ſein wirſt," ſagte die Herzogin traurig. „Ehe Du kamſt,

war ich ein Kind, das ſorglos wie ein Vogel von Tag zu Tag lebte, dem nichts Kummer machte, das ſich wohl oft nach Dir ſehnte, aber doch glücklich war. Jetzt iſt mir, als ſei ich erſt durch Dein Hierſein meiner bewußt worden."

Die treue Victoire unterdrückte den Seufzer. Sie hätte Marien's Erwachen wohl anders erklären können. „Wir ſchreiben uns oft," ſagte ſie mit einem Blick, ſo heiter ſie ihn geben konnte. „Du beſuchſt uns in Luſigny."

„Warum bin ich denn verurtheilt, einſam zu ſtehen?" rief die junge Frau mit Heftigkeit. „Wie konnten meine Eltern es über ſich gewinnen, ihr Kind fort zu geben, und in welche Hände! Er ſchätzt ſein Streitroß höher als mich. — Und ich beneide das Thier nicht darum," ſetzte ſie raſch hinzu, „mir graut vor ſeinen Liebkoſungen. — Wär' ich noch in Aſpremont!"

Victoire ſuchte ſie auf andere Gedanken zu bringen, ſie malte ihr einen baldigen Beſuch in Luſigny, dem Beſitzthum ihres Vaters aus, und verſprach des Herzogs Einwilligung dazu, ſobald er zurückgekehrt ſein würde, zu erbitten.

„Dir ſchlägt er nichts ab," ſagte Maria. „Aber er wird mich begleiten! Ich weiß, er wird außer ſich ſein, daß Du uns verläſſeſt."

„Marie!" rief die Freundin verweiſend. „Wir wollten das nie mehr berühren."

„Wär' es eine Andere, mir würde es nicht ſchmerzlich ſein," fuhr die Herzogin fort. „O er iſt mir ſo gleichgültig, ja ich kann ſagen, ſo zuwider in ſeiner Zügelloſigkeit, der nichts heilig iſt! Aber daß er es wagt, auf Dich, meine engelreine Victoire den Blick zu werfen, daß er es für möglich hält, Dich zu ſich herabzuziehen —"

„Wer ſagt Dir —?“ rief Victoire mit ſchamgerötheten Wangen. „Welcher unwürdige Verdacht!“,

„O ich weiß, ich ſehe Alles!“ ſagte Maria. „Mir ſind die Schleier meiner unbefangenen Kindheit abgeriſſen worden und nicht durch eine zarte Liebeshand. Ich kann jetzt im Auge leſen, in's Herz ſehen, wo ſonſt mein Blick nur obenhin flog. Meinſt Du, ich wiſſe es nicht, warum er den armen Robert haßt? Weil er trotz Deiner Verſtellung es ahnt, daß der Anſpruchloſe Deine Liebe beſitzt, weil ſein eignes Gefühl ihm ſagen muß, daß er ſich trotz ſeiner Fürſtenkrone nicht mit dem Sohne des Leibeigenen meſſen darf, wo das Herz entſcheidet!“

„Du biſt ungerecht,“ verſetzte Victoire, „Du verkennſt Deine Pflicht. Suche ihr, wie ſchwer ſie auch ſei, eine ſchöne Seite abzugewinnen! Dein Gemahl hat in Recht auf Deine Schonung.“

„Ernſte Mahnerin! Ich weiß es!“ erwiederte Maria. „Nur gegen Dich wallt mein Herz über — ſoll ich auch Dir es verſchließen, ach! da ich bald Niemand mehr haben werde, dem ich es öffnen darf?“

Solcher Geſpräche führten die Freundinnen viel und Victoire bemühte ſich ſtets, die Geliebte mit ihrem Schickſale zu verſöhnen, was ihr nur momentan gelang. Oft ſtaunte ſie ſelbſt, wie raſch ſich Maria vom Kinde zur Frau entwickelt hatte — die ſchönſte Zeit des Lebens, die jungfräuliche Roſenblüte, war ihr ja ganz geraubt worden.

Der Vicomte von Attencourt, ein Edelmann von altfranzöſiſchem Schlage, gefiel ſich ſehr ſchlecht am Lothringiſchen Hofe, wenn überhaupt ein ſolcher während der Abweſenheit des Herzogs exiſtirte. Es fehlte an Allem, was nach herkömmlicher Anſicht dazu erforderlich war, und die eingeführte Miſchung der Stände diente dazu, dem Gaſte ſeinen Aufenthalt vollends

zu verleiden, weil er mit Unwillen ſah, daß Ludwig XIV., der doch nur literariſche und künſtleriſche Berühmtheiten auszeichnete, hier noch überboten wurde. Hätte den Vicomte nicht ſein der Herzogin gegebenes Wort gebunden, ſo wäre er abgereiſt, ohne den Herzog zu erwarten, deſſen bevorſtehende Rückkehr jetzt gemeldet wurde.

Victoire hatte mit klopfendem Herzen einer Erklärung entgegengeſehen, welche jene Stelle ſeines Briefes zu bringen ſchien. Aber der Vicomte hatte ſich damit begnügt, ſeine Tochter lächelnd zu fragen: „Du haſt doch keine neue Liaiſon hier angeknüpft?“ und da ſie das mit gutem Gewiſſen bejahen konnte, war er zufrieden geweſen. Sie konnte ſich ſein Stillſchweigen über den wichtigen Gegenſtand nicht erklären und nur ihr ſtolzer Sinn ſträubte ſich gegen das Gefühl, das ſie antrieb, eine Erklärung zu fordern. „Zwingen ſoll mich Niemand!“ dachte ſie dann. „Wehrt mir das Schickſal, glücklich zu ſein — ſoll auch kein Anderer durch meine Hand ohne das Herz unglücklich werden!“

Vierzehn Tage waren ſeit der Ankunft des Vicomte vergangen. Da trat er eines Abends, nachdem er viel Briefe erhalten und geſchrieben, in das Zimmer der Herzogin, welche ihm den Zutritt ohne weitere Meldung geſtattet hatte. Er war überaus freundlich gegen ſeine Tochter und ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, das er nicht ſagen wollte, ohne es doch ganz verbergen zu können. Frauenaugen ſind ſcharf; die Herzogin fragte offen, was ihm ſo Freudiges begegnet ſei?

„Ich habe angenehme Nachrichten erhalten“ ſagte der Vicomte, mit einem Blicke auf ſeine Tochter. „Ihr werdet bald mehr Beſuch auf Eurer Hofſtatt haben, gnädige Frau, unerwarteten, Euch naheſtehenden Beſuch.“

„Ich hoffe meine Eltern in wenig Tagen hier zu ſehen,“ erwiederte die Herzogin. „Glaubt Ihr, ſie kämen unerwartet?“

„Mir iſt verboten, das Nähere zu ſagen, doch meinte ich nicht den Herrn Grafen von Aſprement,“ verſetzte der Vicomte. Victoire war durch ſeine räthſelhaften Blicke in Verlegenheit gerathen; eine ſchnelle Hoffnung durchflog ihre Seele, aber ſie verwarf ſie als trügeriſch. Wie ſollte ſich auf einmal ſo wunderbar Alles umgeſtaltet haben?

„Ihr ſeid grauſam, Herr Vicomte,“ ſagte die Herzogin lächelnd. „Warum erregt Ihr unſere Neugier, wenn Ihr ſie nicht befriedigen dürft?“

Er verbeugte ſich mit geheimnißvoller Miene. „Ich halte es für meine Pflicht, Euch einigermaßen vorzubereiten,“ erklärte er. „Es könnten ſich aus dieſem Beſuche neue Verhältniſſe entwickeln, welche Euch momentan in Verlegenheit ſetzen würden. Wie zum Beiſpiel, wenn plötzlich ein Sproß Eures eignen hohen Hauſes, von deſſen Daſein Ihr nichts geahnt, erſchiene und eine Verbindung ſuchte, die — wenn auch von untadeligem Adel — doch unter Eurem ſtände? Was würdet Ihr dazu ſagen?“

„Herzlich Glück wünſchen, wenn die Verbindung aus Liebe geſchloſſen wird,“ rief die Herzogin. „Aber ich weiß von keinem Verwandten, den Ihr meinen könntet.“

Er lächelte fein. „Ich ſagte ſchon, ſein Daſein möge Euch unbekannt ſein,“ ſprach er. „Seht mich nicht ſo durchbohrend an, gnädige Frau. Ihr errathet nichts und bringt mich nur in die Verlegenheit einer Unart gegen Euch, da ich nicht ſprechen darf.“

Maria blickte bedeutungsvoll auf ihre Freundin. Auch dieſer war eine Vermuthung aufgegangen, welche ihr alles Blut in die Wangen trieb. Wen konnte der Vicomte anders meinen,

als Robert, da ſich die Verbindung offenbar auf ſie bezog? Und wär es möglich? Ihn nannte der Vater einen Sproſſen des Hauſes Aſpremont?

„Wenn Ihr nicht beichten dürft," rief die Herzogin, „ſo will ich Euch wenigſtens beweiſen, daß ich rathen kann. Ihr meint den Chevalier, der Euch einen ſo wichtigen Dienſt leiſtete als mir!"

„Gnädige Frau, die Sphynx ſtürzte ſich in's Meer, als ſie ſich errathen ſah!" erwiederte der Vicomte. „Obgleich ich hier keine Gefahr ſehe, mein Geheimniß völlig enträthſelt zu haben, will ich doch der größern, von der ich ſchon ſprach, ausweichen. Erlaubt, daß ich mich verbanne."

Aber die Herzogin ließ ihn nicht fort und verſprach, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Mit Lebhaftigkeit führte der Vicomte, als er wieder Platz genommen hatte, die Unterhaltung über alle Gegenſtände, welche das Tagesintereſſe betraſen; er wußte der Herzogin oft ein Lächeln abzugewinnen, beſonders wenn er nicht ohne Bosheit die Geſellſchaft ſchilderte, welche nach ſeiner Meinung den Hof Ludwigs XIV. verunzierte. Dann kam er auf die Fehde über das Wildfangsrecht, welches zu begreifen er ſich außer Stande erklärte. „Wo ſind hier die Grenzen?" rief er. „Wer definirt mir dieſe Barbarei, die ſich ſchon in dem Namen ausſpricht? Ich kann ſagen, nur ein Deutſcher konnte auf eine ſo plumpe Idee gerathen! Was? Ich als Cavalier habe die Laune, mich incognito irgendwo niederzulaſſen, — ſoll man das Recht haben, einen Tölpel auf mich zu hetzen, der mich trotz meines Ranges mit dem Namen, den ich nicht ausſprechen kann, beehrt und meine Freiheit antaſtet? Welche Satisfaction iſt groß genug, dieſen Affront zu ſühnen? — Verzeihet mir, gnädige Frau, daß ich mich darüber erhitze; Ihr werdet es in Kurzem auch thun."

Die Frage der Herzogin: „Warum?“ beantwortete er wieder ausweichend, ſo daß ſie ganz böſe rief: „Ihr ſeid nur zu meiner Qual gekommen, Vicomte. Ich werde Euch ſtrafen, Ihr ſollt allein, ohne meine Victoire, abreiſen.“

„Das wäre um ſo grauſamer,“ erwiederte Attencourt, „als ich ohnehin nur noch kurze Zeit mein Mädchen um mich haben werde.“ Die Anſpielung war zu deutlich, als daß ſich Victoire vor einer graden Frage länger hätte ſcheuen ſollen.

„Ihr habt mein Schickſal, wie es ſcheint, beſtimmt,“ ſagte ſie mit erzwungener Ruhe; „doch möchte ich wiſſen, in welcher Art. Ihr ſcheint ſo ganz gewiß in Eurem Entſchluſſe — könnte nichts ihn ändern?“

„Ich will nicht hoffen, Kind, daß von Deiner Seite ein Einſpruch geſchehen würde!“ rief der Vicomte. „Allerdings, da unſer Geſpräch nun einmal dieſe Wendung genommen, denke ich Dich bald an der Seite eines wackern Gemahls zu ſehen und ich habe Dir ihn bereits angedeutet, da ich aus ganz ſichrer Quelle weiß, daß er Dich liebt.“

„Das wißt Ihr?“ rief Victoire aufgeregt. „Wer kann Euch das geſagt haben?“

„Ein Mann, der viel in ſeiner Nähe iſt und Menſchen zu beurtheilen verſteht,“ ſagte der Vicomte. „Du biſt ein wunderliches Kind. Was kann Dir an dem jungen, ſchönen, tapfern Edelmanne mißfallen? Er hat Vermögen, er iſt aus einem hohen, ja ſogar ſehr hohen Geſchlechte —“

„Wer ſagt Euch das?“ rief Victoire, deren Buſen flog. „Habt Ihr Beweiſe, Gewißheit?“

„Mein echtes Kind, wie bin ich ſtolz auf Dich!“ entgegnete der Vicomte. „Ja, daran erkenn' ich mein Blut, meine eigne Geſinnung! Aber beruhige Dich! Wie kannſt Du glauben, daß ich mir einen unbekannten Abenteurer, und hätte ich ihm

noch ſo viele Verpflichtungen, zum Eidam wählen würde, wenn ich nicht vollkommene Bürgſchaft für ſeine Herkunft hätte? Ich darf Dir nur den Namen dieſes Bürgen nennen, um jedes Mißtrauen zu entwaffnen. Es iſt Graf Mannsfeld, der in kaiſerlicher Geſandtſchaft ein zu hohes Amt bekleidet, um ſich mit Lügen zu befaſſen, überdem mein Freund." — „Du haſt Dich alſo," fuhr er fort, während Victoire mit der Herzogin einen unausſprechlichen Blick wechſelte, „als die Braut des Chevaliers anzuſehen — dem ich vor der Hand keinen andern Namen geben darf. Graf Mannsfeld hat bereits für ihn um Dich geworben."

„Was ſagt Ihr, mein Vater?" ſtammelte Victoire von tauſend Gefühlen beſtürmt, beide Hände auf ihren wogenden Buſen preſſend.

„Ich ſage Dir meinen Willen," erwiederte der Vater. „Es mag in der neuen Zeit Sitte geworden ſein, daß Eltern keinen Willen mehr haben, ich bin aber noch zu Heinrichs des Vierten Zeit geboren und halte es mit der Sitte der Ahnen."

„Und dieſer Chevalier iſt ein Verwandter von mir? Ein Aſyrement?" rief die Herzogin mit dem regſten Antheile. „Thut nicht ſcheu, Herr Vicomte. Ihr habt trotz Eurer Vorſicht Alles verrathen! Läugnen hilft nicht mehr, geſteht lieber frei und willig, wie Alles zuſammenhängt."

„Mein Gott, ich habe doch nicht geſagt" — entgegnete der Vicomte — „Wie kommt Ihr auf den Gedanken? Jener Verwandte und dieſer Chevalier ſind durchaus nicht eine Perſon, das iſt mir nie eingefallen, zu behaupten."

„Könnet Ihr auch Unwahrheit ſprechen?" rief die kleine Frau, von ihrer frühern kecken Laune angeweht.

„Erlaßt mir, gnädige Frau, die weitere Erörterung des Themas," bat der bedrängte Vicomte. „Die Zeit wird Alles

aufklären, was ich nicht ſo deutlich geben darf.“ Er führt auch ſofort ziemlich gewaltſam einen andern Stoff des Geſprächs herbei und ſobald er es mit Anſtand thun konnte, entfernte er ſich, unzufrieden mit ſeinem Mangel an Gewandtheit, den er ſeiner Entfernung vom Hofleben zuſchrieb.

Als die beiden Freundinnen wieder allein waren, griff Maria den abgeriſſenen Faden lebhaft wieder auf und begrüßte Victoire als Braut und künftige Couſine. Die Jungfrau war tief bewegt und konnte den Gedanken einer ſo plötzlichen Veränderung nicht faſſen. „Ach Marie,“ ſagte ſie, „das iſt ein ſchöner Traum. Suchen wir nicht, ihn näher zu ergründen, das Erwachen iſt ſchrecklich! Wenn nun Alles ein Mißverſtändniß wäre, wenn mein Vater ſich getäuſcht hätte! — — O es iſt beſſer, nie eine Hoffnung gepflegt zu haben, als ſie vom Herzen reißen zu müſſen, glaube mir das, meine Marie.“

„Nein, nein!“ rief dieſe ſchwärmeriſch. „Der Moment der Hoffnung muß doch ſelig ſein, und was anders bietet uns denn das Glück, als flüchtige Momente?“ — So ſprach Diejenige, die noch vor Kurzem, ein ſorgloſes Kind, ihre Tage durchſcherzt und durchſpielt hatte.

14.

Der Herzog war aufgebrochen, ein zahlreiches Gefolge gab ihm das Geleit bis zur Grenze der Grafſchaft. Langſam bewegte ſich der Zug an den Bergen vorüber, des Herzogs Blick flog mehrmals gedankenvoll hinauf; er wandte ihm endlich mit Abſicht nach einer andern Richtung und ſagte, als wolle er

ſcherzen, zu dem Schultheißen von Bibelsheim, der, eine halbe Pferdelänge zurückbleibend, neben ihm ritt: „Läutet Ihr mit Glocken aus Freude über meinen Abzug?“

Erſchrocken wankte der Schultheiß im Sattel. — „Mein gnädigſter Herr!“ ſtammelte er. „Wie kommt Eure Durchlauchtigkeit —“

Der Herzog ſtreckte den Arm nach der Gegend aus, wo ein feierlicher Glockenklang fernher zu hören war. Der Wind trug die Töne klar und mahnend herüber. — „Es iſt ein Grabgeläut, gnädigſter Herr,“ ſagte der Schultheiß. „Ich werde es gebührend ahnden, daß man keine ſchicklichere Stunde gewählt hat.“

Der Herzog gab ſtumm ſeinem Hengſte die Sporen, das Geleit ſprengte nach, die Roſſe brauſten, die Hutfedern flogen im Winde — es war das Bild des kräftigſten Lebens, das vor der ernſten Mahnung an die Vergänglichkeit zu fliehen ſchien, welche ſie noch eine Weile, immer ſchwächer werdend, begleitete. Hätte gar der Herzog gewußt, wen man auf dem Gottesacker des Dörfleins begrub, es würde ſein Herz vielleicht mächtig bewegt haben!

Das Trauergeläut war verhallt, die Menge verlief ſich. In ſchweren Gram verſenkt kehrten die Leidtragenden nach ihrer Wohnung zurück: Vater und Sohn! Dann mußten Tage vergehen, ehe ſie ſich mit dem Gedanken, mit dem Bewußtſein ihres Verluſtes, ſo vertraut machen konnten, daß es nicht immer wie ein Fels bei jedem Erwachen auf ihre Bruſt fiel. Endlich ermannte ſich der Vater zuerſt. Langes Leben in mancher Prüfung ſtählt die Kraft, Schweres zu tragen.

„Du mußt hinaus in die Welt,“ ſagte der Vater zu ſeinem Sohn, „dies Brüten entnervt Dich. Was Du verloren haſt — wer vermöchte das Mutterherz zu erſetzen? Aber Du weißt,

daß ihr wohl iſt, und nimmſt den Troſt mit Dir, den ihre letzten Worte uns gaben. — — Deine Hand, Robert! Du biſt ein Mann!“ Es giebt aber Momente, wo auch Mannesnerven zu ſchwach ſind. Robert konnte ſeinen Muth für das Leben noch nicht wiedergewinnen.

Der Vater drang auf ſeine Abreiſe, er erinnerte ihn an das Wort, das er dem Grafen Mannsfeld gegeben hatte. Damals freilich war noch Hoffnung geweſen, die Kranke zu erhalten! Robert konnte ſich nicht von der Stätte, wo ſie geweilt, losreißen, eben ſo wenig von ſeinem Vater, den er vielleicht in langen Jahren nicht wiederſehen ſollte. Denn Adelhart, nachdem ſein häusliches Glück zertrümmert war, hatte beſchloſſen, ſeine Thätigkeit wieder dem öffentlichen Leben zu weihen, welchem er nur um Franciſca's Willen entſagt hatte.

Mit der Geſchichte ſeiner Eltern war Robert nun bekannt. Der Vater hatte ihm in ſeiner klaren Weiſe Alles erzählt, und vielfache Aufſchlüſſe waren aus der Mutter Papieren und Eigenthum hervorgegangen, um der Geſchichte das wahre Verſtändniß zu geben. Welcher Stoff zum Nachdenken, zu einer wunderbaren Analogie mit ſeinem eigenen Schickſale! Konnte er auf Glück hoffen, trotz aller Verheißungen, welche ihm der Mann, der wie ein Freund an ihm handelte, gemacht hatte? — Als Roberts Gedanken erſt in die Ferne flogen, war ſchon viel für ſeine Seelenſtimmung gewonnen, und es bedurfte von Seiten des Vaters nur einer letzten Hülfe, um den Entſchluß der Abreiſe zur Reife zu bringen.

„Ungewißheit iſt von allen Uebeln dasjenige,“ ſagte er ihm, „das einem kräftigen Geiſte am läſtigſten fällt. Graf Mannsfeld hat es trotz der grundfalſchen Vorausſetzung, von welcher ſeine frühern Schritte, ohne Dein Vorwiſſen, für Dich geleitet wurden, übernommen, Dein Glück dennoch zu begrün-

den. — Wende mir nichts ein! — Ich ehre es, daß Dir das Andenken an die geliebte Tode näher liegt, aber Gott fügt es immer, daß von einer andern Seite Glück dem Unglück folgt.“ — „Auch ich werde es finden!“ ſetzte er mit feſtem Tone hinzu.

„Laß mich hier Alles abwarten!“ rief Robert. „Es bedarf nur eines Boten!“

„Wir verlaſſen die Bucheck zugleich,“ entgegnete der Vater. „Ich gehe nach Wien, Du nimmſt die Richtung gen Weſten. Haſt Du verſprochen, den Grafen zu begleiten, ſo mußt Du Wort halten. Auch dächte ich, es könne Dich nur freuen — abgeſehen von allen andern Verhältniſſen — wenn Du an der Stätte, wo man Dich beſchimpft hat, die Genugthuung empfängſt. Der Herzog, ſagſt Du, habe Dir eine offene, ehrliche Erklärung verſprochen — wie der Zuſammenhang jener Zeit geweſen, wo Deine Mutter ihm die erſte trübe Stunde ihrer Jugend ſchuldete. Ich begreife es, daß Du ſie bis jetzt noch nicht geſucht, aber nun?“

„Vater,“ ſagte der Jüngling, und ſeine Wange flammte, „ſoll ich mir die Geliebte erbetteln laſſen? Soll ich hingehen wie ein Supplikant und meinen vielleicht abſchlägigen Beſcheid an der Thüre erwarten? Nein, ich will mir ein Recht erwerben, Victorens Hand mit Stolz zu erbitten.“

„Und hätteſt Du es ein Recht genannt,“ entgegnete der Vater, „wenn ſich Alles ſo abenteuerlich aufgelöſt hätte, wie es Graf Mannsfeld und viele Andere geglaubt? Ich muß belächeln, wie geneigt die Welt iſt, das Wunderliche als wahr anzunehmen. Was gab den Anlaß zu glauben, daß ich dem Grafen Wirich näher angehöre, als durch einen zufälligen Dienſt, der mich leider zu tief in Manches blicken laſſen, wodurch er mir auf immer verpflichtet ward? Daß er mich in ſei-

ner Todesſtunde mit Sehnſucht zu ſprechen wünſchte, um ſein Gewiſſen zu erleichtern, Familienangelegenheiten, deren Beſorgung er nur mir anvertrauen konnte, in meine Hand zu geben? Selbſt Männer, wie Graf Mannsfeld! Die Meiſten werden ſich noch nicht beruhigen."

„In der That, lieber Vater," ſagte Robert, etwas roth werdend, „Viele mögen glauben, es ſei nur Dein Bewußtſein perſönlichen Werthes, das Dich die Zufälligkeit verſchmähen läßt, welche Dir unerwartet —"

„Damit Du nicht auch unter dieſe Viele geräthſt," unterbrach ihn der Vater, „ſo wiſſe, daß ihr Glaube völlig grundlos iſt. Was mir Graf Wirich auf dem Todenbette entdeckt hat, betrifft nur das Haus Falkenſtein, deſſen gräfliche Linie, wie Du weißt, mit ihm ausſtirbt. Es ſind verwickelte Verhältniſſe mit den Manderſcheids, der Verſtorbene war nicht vorwurfsfrei — wer überhaupt kann ſich deſſen rühmen? — Ich bin dabei nur in ſo weit betheiligt, als meine frühere Stellung in der Geſandtſchaft, der auch Graf Wirich angehörte, mich der Sache vertraut machte. Das Nähere darf ich natürlich nicht entdecken, es hat außer dem tiefern pſychologiſchen Intereſſe kein anderes für diejenigen, welche die Familie nicht kennen. Du biſt alſo auch auf Dein eigenes Selbſt verwieſen und ich table es nicht, daß Du Gnaden verſchmähſt und nach Rechten trachteſt. Eben deshalb müſſen wir uns jedoch trennen."

Dieſer Grund ließ Robert nicht länger zweifelhaft über ſeinen Entſchluß. Wenige Tage reichten hin, das Nöthige für die Abreiſe zu ordnen, der alte Kerb blieb in der Bucheck, Gertraud ließ ſich bereit finden, die Wirthſchaft auch ferner zu führen, bis ihr Vater für ein anderweitiges Unterkommen geſorgt haben würde.

Die Reiſenden brachen zugleich auf, aber ihre Wege ſchieden ſich, ſobald ſie das Thal verlaſſen hatten. „Gottes Segen möge Dich begleiten, wie ich Dir den meinigen gebe!“ ſprach Adelhart mit männlicher Rührung. „Halte feſt an Tugend und Treue, ſei ein Mann in jeder Lage des Lebens, wirke für mehr als die Gegenwart! Ich werde mich freuen, von Deinem Glücke zu hören, wir ſehen uns in nicht zu ferner Zeit wieder.“ Sie umarmten ſich feſt, dann zog Jeder ſeine einſame Straße.

Vor des Sohnes Seele lebte nun Alles wieder auf, was er gelitten und erfahren hatte. Die Geſchichte ſeines Vaters ſchwebte Bild auf Bild an ihm vorüber. Er ſah ihn an des Grafen Wirich Seite zu Paris, thätig für die Beendigung des langen Elendes, unter welchem das Vaterland ſeufzte; er ſah ihn in ſeinem frühſten Verhältniß zur jungen Gräfin Aſpremont, welche damals der Herzog von Lothringen, in ſeiner vollen Glorie als Held, auszeichnete, ſo daß ſie die ſtumme Huldigung, zu welcher die Macht der Liebe den ſonſt ernſten Adelhart hinriß, kaum bemerkte, bis jener Umſchwung kam, daß der Herzog plötzlich alle Verbindung abbrach, ohne Rückſicht auf das hohe Geſchlecht, welches er dadurch beleidigte, daß es den Anſchein einer Verſchmähung von ſeiner Seite gewann. Robert verſtand nun die Feindſchaft zwiſchen dem Herzoge und dem Grafen Aſpremont, welcher die Schmach ſeiner Schweſter rächen wollte, wozu ihn der greiſe Vater ſelbſt aufgereizt. Franciſca war deſſen Liebligskind geweſen, er hatte die Annäherung des ruhmgekrönten Fürſten trotz ſeiner unklaren Eheverhältniſſe mit Nicoläa, begünſtigt, weil er Glanz für Glück hielt. Um ſo heftiger war ſein Grimm entbrannt, als Franciſca vom Herzoge mit verletzender Schnödigkeit aufgegeben wurde. Da hatte ſich Adelhart in ſeinem tiefen Gefühl

zum erſten Male verrathen und Franciſca war für ſeinen Werth, für ſeine Liebe empfänglich geworden. — Wie es ſich dann geſtaltet, ob Franciſca den Herzog je geliebt oder nur ein phantaſtiſches Ideal in ihm, das bei näherer Betrachtung zerronnen; ob ſie ſich dann in wahrhafter Herzensneigung Adelhart zugewandt, oder ihr Gelöbniß vielleicht nur ein Kind des Augenblicks war? Das ließ ſich nicht mehr enträthſeln. Jedenfalls gab es ihrem Leben eine Richtung, welche ſie vorher nicht bedacht hatte. Franciſca's Vertraute war die junge Frau ihres Bruders, in welcher Robert jenen „Schutzengel" erkannte, deſſen in dem Briefe ſeines Vaters, den er in der Nacht geleſen, Erwähnung geſchehen war; eben ſo konnte er keinen Moment im Zweifel ſein, wer mit dem „bittern Feinde" gemeint geweſen: Graf Karl von Aſprement, der den Gedanken an eine Verbindung ſeiner Schweſter unter ihrem Stande heftig bekämpfte. Der alte Graf, ſein Vater, war nämlich in ſeinem Grimme leicht zu bewegen geweſen, ſeine Einwilligung zu geben, er ſah in Franciſca die beſtändige Erinnerung an die Schmach, welche ſein Haus betroffen, er liebte ſie nicht mehr, er wünſchte ſie ſchnell verheirathet, weit in der Ferne, um bald vergeſſen zu werden; ein ebenbürtiger Freier fand ſich eben nicht, und ein boshaftes Gerücht, das ſich vielleicht ohne Verſchulden des Herzogs verbreitet hatte, diente dazu, ſie noch mehr zu verſcheuchen. Roberts Blut kochte bei dieſem Gedanken! —

Was dieſſeit der Vermählung ſeines Vaters lag, hatte Robert zum Theil ſchon in den Gruppen ſeiner eigenen Erinnerungen bewahrt; er wußte, daß ſein Vater noch eine Weile in kaiſerlichen Dienſten geweſen und oftmals den Aufenthalt gewechſelt, am Ende aber die ſtille Freiſtatt geſucht, wo er ſein Glück, das ſchon geraume Zeit ſiechte, zu Grabe getragen hatte.

Denn Franciſca, das erzählte Adelhart ſeinem Sohne mit einem Freimuth, der Nichts ſcheut, weil er ſich Nichts zu ſchämen hat, Franciſca hatte ſich in den großen Kreiſen der Welt dadurch verletzt gefühlt, daß ſie die Stellung, welche ihr der Rang ihres Mannes anwies, mit derjenigen verglich, welche ihr ſonſt das Recht ihrer hohen Geburt angewieſen hatte — und war nicht genug Herrin über ſich ſelbſt geweſen, dies Gefühl unerrathbar ihrem Gemahl zu verbergen. Die Wiederkehr ſolcher Stunden, die zunehmende Reizbarkeit der kränklichen Frau hatten Adelbart am Ende bewogen, dem öffentlichen Leben zu entſagen und das Lehngut vom Grafen Wirich anzunehmen, der ſehr froh war, weil er auf dieſe Weiſe hoffte, ſeine Geheimniſſe auf ewig in die Vergeſſenheit zu begraben.

Robert hatte ſeine Reiſe ſchnell zurückgelegt, Graf Mannsfeld erwartete ihn mit Ungeduld. „Wir müſſen nach Nancy," ſagte er. „Der Vicomte iſt noch dort, ich habe Alles eingeleitet." — Des jungen Mannes Erklärung nahm er nur flüchtig auf. „Sorget um Nichts," ſagte er. „Das wird ſich finden. Erſt Wiederſehen, dann alles Uebrige!" — Er verrieth ſelbſt das höchſte Intereſſe, nach Nancy zu kommen, wohin es ihn mächtig zog.

Den Reiſenden voraus war ein Brief des Grafen an den Vicomte geeilt, ein feiner diplomatiſcher Brief. Im Allgemeinen geſtand er, daß wegen der Abſtammung ihres Freundes ein Irrthum obgewaltet habe, indem derſelbe mütterlicher Seits zwar dem Hauſe Aſpremont, väterlicher Seits aber nicht dem Falkenſteiniſchen angehörig ſei; doch ließ das Schreiben abſichtlich ſo viel Räthſelhaftes, daß für den Vicomte durchaus kein Grund war, ſeine Einwilligung zurückzunehmen. Robert hatte nicht die leiſeſte Ahnung von dieſem ſeinen Spiele.

Der Herzog war unterdeſſen auch in ſeiner Hauptſtadt angekommen. Die Nachricht, daß der Vicomte von Attencourt ſeine Tochter abholen wolle, ſtimmte ihn offenbar verdrießlich. Karl war nie gewohnt, ſeine Launen zu zähmen oder zu verbergen, und die Hofleute fanden ſich in ihrer vorgefaßten Meinung beſtärkt, um ſo mehr, als ihr Herr für ſeine bildſchöne Frau keine Augen zu haben ſchien und ſie auffallend vernachläſſigte. Die Herzogin hatte erwartet, von ihm über Robert eine nähere Auskunft zu erhalten; nach Allem, was der Vicomte verlauten ließ, machte des Herzogs Benehmen gegen ihn eine Erklärung nöthig. Dieſe zu fordern, faßte ſie endlich Muth. Karl hatte vermieden über Robert zu ſprechen, weil er Grund dazu hatte; die offene Frage überraſchte ihn und er gab haſtig zur Antwort: „Es war ein Irrthum. Wir haben uns verſtändigt.“

„Gott ſei Dank!“ rief Maria. „Ihr habt ihm doch für die Kränkung eine Genugthuung gegeben?“

„Ja wohl, ja wohl!“ ſagte der Herzog zerſtreut. Dann fiel ſein Auge ſinnend auf ſeine Gemahlin, welche, den Moment benutzend, ſprach: „So kann ich Euch mittheilen, daß der Vicomte entſchloſſen iſt, dem Chevalier Victoiren's Hand zu geben.“

„Victoiren's Hand?“ fuhr der Herzog auf.

„Iſt er ihrer nicht werth?“ fragte die Herzogin. „Ihr kennt doch gewiß ſeine Abſtammung?“

Der Herzog fühlte ſich dem Kinde gegenüber, wie er ſeine Gemahlin oft nannte, in einer Verlegenheit, wie er ſie noch nicht empfunden hatte: es war die Macht der Seelenreinheit, die ihn beſiegte. Sie wußte alſo, wie er ſich früher an ihrer Tante vergangen, ſie ahnte wahrſcheinlich auch, welche unlautern Wünſche in ſeiner Seele ihr ſelbſt Gefahr drohten. Wie feſt ruhte ihr Blick auf ihm. Sie glich in dieſem Augenblicke

nur zu ſehr Franciſca, wie dieſe in ihrer Blütezeit geweſen war.

„Ich ſehe, Du weißt, was vorgegangen iſt," ſprach er freundlicher, als er ihr ſeit ſeiner Rückkehr begegnet. Dein Vater hat Dich von Allem unterrichtet, ſein Groll iſt durch unſere Verbindung nicht erſtickt."

„Ich verſtehe Euch nicht," ſagte ſie aufrichtig. „Mein Vater hat mir nichts geſagt und ich weiß nur durch den Vicomte, daß der Chevalier ein Aſpremont iſt."

Der Herzog ſah ſie lange an, ihre Neugier blieb unbefriedigt, Karl brach die Unterredung ab und ließ ſich auf keine zweite über den Gegenſtand ein. Aber die Nachricht, daß er Victoire als die Braut eines Andern anzuſehen habe, ſchien eine große Veränderung in ſeinem Benehmen gegen ſie zu bewirken; er war kühl und ſtolz, verſäumte ſelbſt die gewöhnliche Artigkeit und ließ den Fürſten hervortreten, auch gegen ihren Vater, ſo daß dieſer, der leicht zu beleidigen war, ſofort den Tag ſeiner Abreiſe in kürzeſter Friſt beſtimmte, nur den Grafen Mannsfeld erwartend, dem er deshalb ſein Wort gegeben. Die Hofleute waren an dergleichen Wechſel in den Neigungen ihres Herrn gewöhnt, ſahen ſich lächelnd an und fanden in Victoirens Unbefangenheit, die ſogar den Schein des Frohſinns annahm, einen Commentar, der für den Herzog nicht eben ſchmeichelhaft war.

Mittlerweile kamen die Eltern der Herzogin an. Graf Aſpremont wurde ſofort vom Herzoge zu einer geheimen Unterredung geführt, während die Mutter ſich mit ihrem Kinde einſchloß, um — mit ihr zu weinen, denn ſie hatte blutenden Herzens ihre Marie opfern ſehen: eine Roſenknospe dem Froſt!

„Nun, Graf Karl," ſagte der Herzog. „Wißt Ihr: Franciſca lebt?"

„Ihrem Alter nach kann ſie noch lange Jahre leben," erwiederte Aſpremont kalt, ohne Antheil oder Neugier zu verrathen.

„Ich habe ſie geſehen, ich kenne ihren Sohn, Euren Neffen" fuhr der Herzog fort.

„Nennt ihn nicht meinen Neffen!" entgegnete der Graf. „Wir haben nichts mit einander gemein."

„Aber ich nehme Antheil an dem ritterlichen Jungen," ſagte der Herzog. „Ihr zuckt die Achſeln, Herr Schwiegervater, und zuckt die Achſeln über das Wort. Ritterlich, ſag' ich. Er hat mir ſelbſt mit dem Schwerte Rechenſchaft abgefordert, das Weiße im Auge hat er mir geſucht — was mancher Andere ſich ſcheute zu thun."

Des Grafen Geſicht unterlief dunkelroth. — „Ihr nehmt doch nicht an, hoff' ich," rief er mit zornbebender Stimme, „daß ich einem Zweikampfe mit Euch ausgewichen wäre, wenn ihn die Fehde herbeigeführt hätte?"

„Davon ſpreche ich nicht," ſagte der Herzog. „Ich will nur, daß Ihr Franciſca's Sohn für ritterlich gelten laßt, der mir höher im Werthe ſteht, als meine Landjunker, die nicht ein Schwert für ihren Lehnsherrn ziehen wollen" — Er vergaß, daß er es freilich nicht um ſie verdient hatte.

„Wenn Ihr für Franciſca noch ſo viel Antheil fühlt," verſetzte der Graf, „ſo ſeh' ich nicht ein, warum unſere lange Feindſchaft überhaupt entſtanden iſt."

Der Herzog ſpielte unmuthig mit ſeinem Barte. — „Ich rede nur von dem Sohne, dem ich verpflichtet bin," ſagte er. „Karl von Lothringen wird ihn ſo hoch ſtellen, daß ſich der ſtolzeſte Edelmann ſeiner Verwandſchaft nicht ſchämen darf."

„Thut das," ſprach der Graf, ſich eiskalt verneigend.

„Ja, das werd' ich," rief der Herzog hitzig. „Er iſt meiner Frauen Vetter. Noch heut ſoll mein Kanzler die Urkunde ausfertigen. Habe ich eine Uebereilung begangen, ſo werde ich ſie gut machen; vielleicht hilft es der armen Frau zur Geneſung, wenn ſie hört, daß ich ihren Sohn als nahen Verwandten mit offenen Armen empfangen habe. Das will ich, ſo wahr ich Soldat bin." Er trat mit dem Fuße auf, daß die eiſernen Sporen klirrten.

Beide trennten ſich unzufrieden mit einander. Deſto inniger war das Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter, das denſelben Gegenſtand berührte. Maria fragte nach dem räthſelhaften Verwandten, es lag ihr zu viel daran, den wahren Zuſammenhang zu erfahren. Den hörte ſie jetzt, denn die Gräfin fand ihr Kind — ach zu weit! — ihren Jahren voraus und hielt für beſſer, daß Maria die Wahrheit aus ihrem Munde hörte, als von böswilliger Dienſtfertigkeit. Doch vermied ſie Alles, was den Gemahl in den Augen der Gattin herabſetzen konnte. „Er hatte Franciſca geliebt, ihr Herz war aber dem Trefflichen zugewendet, dem ſie dann auch ihre Hand geſchenkt — ſo hatte der Herzog plötzlich ſeine Bewerbung, welcher Franciſca's Vater bereits ſein Jawort gegeben hatte, zurückgenommen, wodurch die Familie beleidigt und Graf Karl zur Fehde gereizt worden war." In dieſer Geſtalt führte die treue Mutter Franciſca's Geſchichte ihrem Kinde vor, das den Gemahl nun mit andern Augen anſah. Er hatte hoffnungslos geliebt! —

Der Herzog führte ſeine Idee, wie er kein Freund vom Zaudern war, raſch aus. Die Baronie Sainteſèche wurde Robert Adelhart mit allen Einkünften, Rechten, mit Titel und Wappen verſchrieben und ein Diplom ausgefertigt, wodurch er in den lothringiſchen Adel aufgenommen ward. Sobald dieſe Urkun-

den unterſchrieben waren, ließ der Herzog den Vicomte zu ſich rufen.

„Ich weiß, daß Ihr Eure ſchöne Tochter verlobt habt," begann er ohne Eingang, „ich kenne den Freier und bürge für ihn. Hier überantworte ich Euch ein Pfand meines Wohlwollens, gebt es Eurem künftigen Eidam und ſagt ihm: es ſei ein Erſatz für alte und neue Verpflichtung."

„Ich erwarte ihn heut," ſagte der Vicomte, indem er das Pergament mit ehrerbietiger Dankſagung in Empfang nahm.

„Wann?" fragte der Herzog raſch.

„Ich habe dem Grafen Mannsfeld, ſeinem Freunde, mit welchem er reiſet, ein Rendez-vous gegeben," antwortete Attencourt. „Dorthin will ich ihm entgegen reiten."

„Ich begleite Euch!" rief der Herzog. „Ich werde eine Ueberraſchung veranſtalten, Ueberraſchung von allen Seiten."

15.

Der Abend eines klaren Herbſttages brach ein. Im Niedergang ſchimmerten Wolken von Purpur und Gold, wie das Laub der Waldbäume, mit welchem der Wind ſein luſtiges Spiel trieb. Auf lebensfriſche Gemüther hat der Herbſt keinen trüben Einfluß. Sie ſehen in ihm nicht das Bild der Vergänglichkeit, ſondern der Ruhe nach vollbrachtem Tagwerk, welche Kräfte

für neue Thätigkeit ſammelt. Wem nun gar die Hoffnung ihre Myrthe jung und grün um die Schläfe gewunden hat, der fühlt des fallenden Laubes Mahnung nimmer, der ſchaut über die Gegenwart hinweg in den blühenden Frühling. Aber wehe dem Herzen, dem der Lenz einen Gram zum Begleiter gegeben hat, wenn es zuerſt wieder das Hinſterben der Natur betrachtet!

Victoire ſaß mit ihrer Freundin im Garten von Malgrange. Beide hatten ein langes Geſpräch über die nächſte Zukunft zu Ende gebracht und waren nun verſtummt, Jede ihren Gedanken hingegeben. Der Blick der Herzogin umflorte ſich immer mehr und nahm einen Ausdruck, der ihre rührende Schönheit hinreißend machte. Es war überhaupt wunderbar, wie ſchnell ſich die Knospe zur Blüte entwickelt hatte. Des Herzogs Auge weilte jetzt oft ſinnend auf der vollendeten Geſtalt ſeiner Gemahlin.

Bei der tiefen Stille, welche im Garten herrſchte, konnte es nicht fehlen, daß ein Fußtritt im knirſchenden Sande, der ſich nahte, ſchon von Weitem zu hören war. Victoire blickte zuerſt nach ihm auf, die Herzogin wurde durch ſie aufmerkſam, ſie ſah nicht, daß Victoire bebte, ihr Auge heftete ſich mit wachſender Gewißheit auf den Nahenden, deſſen Schritt ſich beflügelten. Ja, es war keine Täuſchung: Robert, der Längſterwartete kam, ſein Glück zu vernehmen. Victoire ſtand auf, lieblich erröthet und lächelnd, ihr Auge grüßte den Geliebten ſchon, wie der Stern, der dem Schiffer zum Port winkt. Er hatte in dieſem Moment Alles vergeſſen, was er ſich feſt vorgenommen, er vergaß ſelbſt die Nähe der Herzogin und hatte nur einen Gedanken: ſeine Liebe! Mit leuchtenden Blicken nahte er ihr, ſein Wort der Begrüßung klang wie ein voller Accord des Gefühls, das ihn bewegte; er wollte ihre Hand ergreifen, doch ſie entzog ſie ihm ſchnell und gab ihm dadurch die rechte Hal-

tung zurück. Da wurde er inne, daß er gefehlt; die Fürstin hatte sich abgekehrt; er fühlte, daß sie verletzt sein mußte, er war unzufrieden mit sich selbst und die ganze Schwere der vergessenen Vorsätze fiel wieder lastend auf sein Herz.

„Gnädigste Frau, Verzeihung!" rief er. „Ich verdiene nicht in Eure Nähe zu kommen, da ich die Achtung gegen Euch verletze."

Sie wandte sich zu ihm, schnell gefaßt. „Ihr seid mir herzlich willkommen, mein Cousin?" rief sie. „Mir ist Alles bekannt; wir werden noch näher verbunden werden. Victoire, Du erwiederst nichts?"

„Ihr habt meinen Vater gesprochen?" fragte Victoire in großer Verwirrung.

„Nein," sagte er schnell verdüstert. „Ich bin dem Grafen Mannsfeld vorausgeeilt, der sich fruchtlos um mein Glück bemüht. Ich mußte Euch sprechen. Darf ich —? Habt Ihr einen Moment für mich? Werdet Ihr, gnädige Frau, zürnen" —

„O nennt mich doch bei dem vertrautern Namen, der mir gehört," unterbrach ihn Maria. „Ihr wünscht mit Victoire allein zu sprechen."

„Nein, nein!" rief Victoire. „Meine Marie kann Alles hören."

„Verkennt mich nicht!" bat Robert. „O verkennt mich nicht, und Ihr, gütige Dame, die ich meine Verwandte nennen darf, sprecht für mich, wenn ich verurtheilt werde! — Victoire, nur Mißverständnisse haben mein Glück geschaffen — aber bei Gott! ich trage keine andre Schuld, als sie nicht gleich im Keime erstickt zu haben! Ihr wißt nun, wer ich bin, und daß, wie hoch auch der Stamm meiner Mutter prangt, doch kein offener Helm das Schild meines Vaters schmückt. Euren Vater habe ich nicht gesprochen, aber ich weiß, was er mir zu

ſagen hat und komme nicht, ſeine Tochter ihrer Pflicht abwendig zu machen. Nur ein Wort des Abſchiedes ſuch' ich, ein gütiges Wort, das mir ſagt, ich ſei nicht verkannt worden."

„Robert!" rief Victoire erbleichend. „Was ſagt Ihr? Alles, was mein Vater als gewiß annimmt?"

„Iſt Irrthum!" ergänzte Robert. „Euer Blick bedarf keines Wortes. Lebt wohl!" Er wandte ſich raſch und ging, ſein Gefühl übermannte ihn, er ſchlug beide Hände vor die Stirn.

„Robert!" klang Victoirens Stimme ihm nach. Ihr Ton verſcheuchte die Geiſter der Verzweiflung, welche ihn bereits umringten. Er kehrte zu ihr zurück.

„Iſt das Vertrauen?" hauchte ſie. „Denkt Ihr ſo klein von mir?"

„Erklärung!" rief die Herzogin.

Robert gab ſie, wie der Augenblick ihm die Worte lieh. „Nun wißt Ihr Alles," ſchloß er. „Euer gütiges Wort hat mich neu beſeelt, Ihr gebt mich nicht auf um des Vorurtheils willen, Euer Geiſt ſteht über ihm — aber ich darf kein Opfer verlangen, das Euer Vater nicht einmal ſegnen würde. Laßt mich durch Thaten dieſe Hand erringen, ich kehre mit Ehren zurück oder nie! Bewahre mir nur Dein Herz, Victoire!"

Er ſtreckte die Hand bittend nach ihr; ſie legte ſanft die ihrige in ſeine Rechte und ſprach: „Meine Treue iſt unwandelbar."

„Seht, wir bleiben nicht allein!" rief die Herzogin. „Bemüht Euch, Faſſung zu gewinnen."

Es kamen mehrere Damen und Herrn den Gang daher, Victoire griff nach ihrer Arbeit, Robert trat in achtungsvolle Entfernung zurück. Verwunderte Blicke maßen ihn, Einigen

kam er bekannt vor, ſie hatten ihn an der Tafel des Herzogs geſehen, doch bietet der Hof ſo viele neue Erſcheinungen, daß die einzelne leicht vergeſſen wird. Hoch auf ſahen jedoch Alle und wurden überaus geſchmeidig, als die Herzogin den Fremden ihren Couſin nannte. Er brach jetzt bald auf.

„Ihr verlaßt Nancy nicht eher, bis wir uns geſprochen haben," ſagte die Fürſtin freundlich. „Kein Abſchied für heut!"

Der Herzog war mit dem Vicomte geritten, ſie hatten den Grafen Mannsfeld, der ſie nicht am Orte des Rendez-vous abgewartet, unterwegs begegnet. — „Wo iſt Euer Begleiter?" fragte der Herzog, an den Schlag ſprengend. Der Graf erwiederte, daß er verlaſſen worden und der Ungeduldige ſchon in Nancy ſein müſſe, er lud dann die Herren ein, ſich zu ihm zu ſetzen, was der Herzog ablehnte, ſeiner Seits aber darauf drang, daß Attencourt die Einladung annahm. Er ſelbſt eilte nach Malgrange zurück, hatte ein kurzes Geſpräch mit ſeiner Gemahlin und fuhr dann mit ihr nach Nancy, wo er ſofort zu Robert ſchickte, der in derſelben Herberge, deren Wirth er ſein Pferd übergeben hatte, zu finden war. Robert leiſtete ungeſäumt Folge. Er hoffte ja vom Herzoge ſo Viel zu hören!

Als der junge Mann nach einigem Warten in das Empfangzimmer geführt wurde, fand er den Herzog noch nicht. In der Fenſterniſche ſtand ein Herr, deſſen glänzende Tracht und vornehm froſtiges Weſen ihm auffiel; doch da er ſeinen Gruß kaum erwiedert ſah, wandte er ſich eben ſo nachläſſig von ihm und bemerkte erſt jetzt zur Seite den Vicomte im angelegentlichen Geſpräch mit dem Grafen Mannsfeld. Der letztere drohte ihm lächelnd mit dem Finger, Attencourt eilte auf ihn zu und umarmte ihn. Des Herzogs Eintritt ſtörte die Scene. Einen raſchen Blick warf er auf den Mann am Fenſter, der ſtarr wie Eis blieb, als ſei der Sohn ſeiner Schweſter für ihn nicht in

der Welt. Dann ging er auf Robert zu, der ſich verneigte. — „Ich werde mein Wildfangsrecht auch geltend machen!“ rief Herzog Karl. „Ihr habt als Fremder in meinem Lande eine Beute gewonnen, um die ich Euch beneide. Schon das Jawort, Vicomte? Gut, ich bin Zeuge.“

„Erlaubt, gnädiger Herr,“ fiel Robert raſch ein. „Der Vicomte iſt zu ſeiner Güte gegen mich durch einen Irrthum veranlaßt worden, er muß jetzt anders denken, da er meinen Stand kennt.“

„Ach was!“ rief der Herzog. „Euren Stand kennt er vielleicht beſſer, als Ihr ſelbſt. — Kommt Ihr von Falkenſtein? Wie ſteht's dort?“

Robert wurde ernſt und trüb. — „Die Feindſeligkeiten ſind eingeſtellt,“ ſprach er.

„Ich frage nach andern Dingen,“ ſagte der Herzog unmuthig. „Eure Eltern — iſt Euer Vater zurück?“

„Ich habe ihn auf dem Wege nach Wien verlaſſen,“ erwiderte Robert.

„Nun, und — ? Sind Eure Eltern beide abgereiſt?“ fragte der Herzog.

„Meine Mutter iſt todt.“

Der Herzog ſah ihn ſtarr an, ſeine Lippen zuckten. — „Sie war doch wieder geſund?“ ſtieß er hervor.

„Seit Eurem Dortſein nicht wieder,“ ſagte Robert.

Der Herzog hatte keine Antwort; es trat eine tiefe peinliche Stille ein. Plötzlich wandte er ſich zu dem am Fenſter: „Nun, Aſprement?“ ſagte er dumpf.

Der Graf runzelte die Stirn und zuckte mit den Achſeln. Robert's Blick flammte.

„Auf morgen mehr!“ ſagte der Herzog und verließ, ohne Robert anzuſehen, das Zimmer. Graf Aſpremont folgte ihm, nur ſeine beiden Standesgenoſſen grüßend.

„Das war der Bruder meiner Mutter?“ brach Robert aus.

„Er iſt es, der Vater der jungen engelsmilden Herzogin,“ ſagte Mannsfeld. „Vergeßt ihn. Der Vicomte hat Euch viel zu ſagen.“

Attencourt nahm mit feierlicher Würde eine Kapſel empor, welche auf einem Seitentiſchchen lag, öffnete ſie und entfaltete ein Pergament, das ſie enthielt. „Vom Herzoge für alte und neue Verpflichtung,“ ſprach er, Robert die Urkunde überreichend.

Dieſer warf einen verwunderten Blick auf die Unterſchrift und das Siegel, das an der Schnur hing; aber kaum hatte er einige Zeilen geleſen, als er mit Unwillen ausrief: „Wie? Das ſoll das Leid und die Schmach bezahlen, die er auf das Haupt meiner Mutter gehäuft hat? Das ſoll das Blutgeld ſein für ihren Mord? Sein Anblick hat ſie gemordet! Nehmt hin, ich mag nichts von ihm!“

„Freund! Um Gotteswillen!“ rief der Vicomte, welcher den Zuſammenhang nicht wußte.

„Ich bitte Euch, bedenkt, was Ihr von Euch weiſet!“ ſagte Graf Mannsfeld.

„Nichts, was ich mir nicht durch eigene Kraft erwerben könnte!“ rief Robert. „Ich heiße nur Adelhart und bin nichts, als der Sohn eines braven Mannes, aber ſelbſt des Königs Ahnherr war nicht mehr. Lebt wohl, Herr Vicomte. Gelingt es mir, einſt mit Ehren vor Euch treten zu können und iſt Eurer Tochter Hand noch frei, ſo mögt Ihr dann prüfen, ob ich ihrer würdig bin.“

„Ritterlicher Junge!“ rief der Vicomte. „Ich müßte kein altfranzöſiſches Blut in den Adern haben, wenn Deine Geſinnung mich nicht entzückte. Ein Attencourt bricht ſein Wort nie! Du biſt und bleibſt meiner Tochter Bräutigam und ich führe Dich gleich zu ihr.“

„Seid Ihr auch gewiß, nie zu bereuen, was Ihr thun wollt?“ fragte Robert, mächtig ergriffen.

Der Vicomte ſchlang betheuernd ſeinen Arm in den des Jünglings und Beide gingen. Graf Mannsfeld blieb ſtill zurück.

Victoire befand ſich bei der Herzogin, als der Page den Vicomte meldete, welcher ſeine Tochter zu ſprechen wünſche. „Sei Du meine Tröſterin und bleib!“ rief ſie, Marien feſthaltend, welche ſich entfernen wollte. „Mein Schickſal entſcheidet ſich jetzt.“

Der Vicomte trat ein, Robert an ſeiner Hand. Es bedurfte nur eines Blickes auf Beide, um Victoiren Alles zu ſagen; ſie hörte kaum die Worte, welche der Vater ſprach, ſie fühlte ihre Hand ergriffen, ſie neigte ſich, dem Zuge ihres Herzens gehorſam, und der bräutliche Kuß weihte ſie zu ewiger Liebe und Treue. Die Herzogin wandte ſich ab, ihre quellenden Thränen zu verbergen.

Einige Tage ſpäter verließen alle fremden Gäſte den Hof des Herzogs von Lothringen. Der Abſchied der Freundinnen war ſchmerzlich. Victoire konnte ihre Marie nur auf ein ſpäteres Wiederſehen vertröſten, ſie hoffte Alles von der Zeit und den Troſt im Pflichtgefühl, das neuerdings wieder von der ſanften Mutter geſtählt worden war.

Graf Mannsfeld mußte ſich gewaltſam von dem Anblicke der ſchönen Frau losreißen, die der Schmerz mit einem hinrei-

ſtenden Zauber bekleidete; er nahm aber ihr Bild unauslöſchlich in ſeinem Herzen mit, und wieviel Frauen von Schönheit und Geiſt der Staatsmann auch auf ſeiner glänzenden Laufbahn ſah, gewann doch Keine ſeine Liebe, deren treues Ausharren die Zeit mit ihrem ſchönſten Kranze lohnte.

Herzog Karl wurde einige Jahre nach dem Streite um das Wildfangsrecht wiederum aus Lothringen vertrieben, weil er, um ſich von Frankreichs Uebergewicht zu befreien, zu deſſen Feinden hielt. Er wäre heimlich aufgehoben worden, wenn er nicht an dem dazu beſtimmten Tage, da er zu früher Stunde auf die Jagd reiten wollte, eine Warnung bekommen hätte. So floh er noch zu rechter Zeit und lebte fortan wieder in Verbannung, welche Maria mit ihm theilte. Noch einmal im ausbrechenden Kriege führte er kaiſerliche Völker; aber es war ſeine letzte Heerfahrt, er erkrankte und ſtarb in einem Dörfchen bei Trier im ein und ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens.

Maria's Hand war frei. Da führte ſie das Schickſal wieder mit dem Grafen Mannsfeld zuſammen, welcher unterdeſſen ſchnell von Stufe zu Stufe geſtiegen war und die höchſten Würden am kaiſerlichen Hofe bekleidete, wie er auch vom Könige Karl von Spanien, dem er die Braut zugeführt, das Fürſtenthum Fondi erhalten hatte. Seine Bewerbung, welche jetzt offen hervortrat, rührte das Herz der jungen Wittwe, ſie reichte dem Fürſten von Fondi ihre Hand und lebte vierzehn Jahre mit ihm in der glücklichſten Ehe, bis ſie der Tod, als ſie kaum das vierzigſte Jahr erreicht, zu Madrid von ſeiner Seite riß. Zwei Töchter weinten an ihrem Sarge. Die älteſte heirathete ſpäter in das Gräflich Auersperg'ſche Geſchlecht, die jüngſte vermählte ſich dem Wild- und Rheingrafen zu Neufville.

Robert fand das reinſte Glück, das nur durch einzelne Wolkenſchatten getrübt wurde, ohne welche es einmal im Leben nicht abgeht. Er hatte, ehe er Nancy verließ, noch eine Unterredung mit dem Herzoge gehabt und ſich nur aus Rückſicht auf ſeine Braut und deren Vater bewegen laſſen, die Baronie Sainteſêche, wenigſtens dem Titel nach, anzunehmen. Was er ſonſt von der Unterredung gehofft hatte, wurde nicht erfüllt. Der Moment des heftigen Eindrucks war bei Karl dem Dritten vorüber. Es wäre ihm unmöglich geweſen, zu geſtehen, welche Demüthigung ſeine ſinnliche Glut einſt von der bitter getäuſchten Franciſca, welche ihr Ideal verſinken ſah, erfahren hatte. Dieſen wahren Grund ſeines Zurücktretens verſchwieg er, ſprach blos im Allgemeinen von der Vergangenheit, ſchlug dann mit der Reitpeitſche auf die ungeheuern Stiefeln, die er immer trug, und ſagte: „Genug davon! Ein guter Soldat ſieht nicht zurück, ſondern vorwärts. Ihr werdet doch ein Commando unter meinen Truppen annehmen, Vetter?“

Aber der Vicomte hatte bereits für ſeinen Eidam eine Stelle im franzöſiſchen Heere ausgewirkt und beſtand überhaupt auf baldiger Abreiſe. Die Vermählung des jungen Paares wurde zu Luſigny gefeiert, welches Beſitzthum Vicfeiren's Heirathsgut wurde. Dort lebten Beide, ſo lange der goldne Frieden über dem ſchönen Frankreich ſchwebte. Aber nur zu oft entführte Robert der Ruf der Ehre von der Seite ſeiner Geliebten, um unter dem edlen Turenne Lorbeern zu brechen. Sein Vater ſtand, wenn auch nicht in den Waffen, doch als kaiſerlicher Rath auf der andern Seite; er mahnte den Sohn, der ihm von Zeit zu Zeit Nachricht gab, dringend an die Ungerechtigkeit des Krieges, den Ludwig XIV. begonnen hatte, doch Robert hörte nur auf die Stimme des

Ruhmes. Erſt ſeit dem Nimwegener Frieden entſagte er der kriegeriſchen Laufbahn und weihte ſein ganzes Leben der geliebten Gattin und den Kindern, welche ſie ihm geſchenkt hatte.

Der Schleier der Zukunft.

1.

An der gothiſchen Spitzbogenſäule, welche unter dem Namen: Spinnerin am Kreuz, bekannt iſt und Jedem, der die Kaiſerſtadt Wien beſucht, den unvergeßlichſten Anblick bietet, lag zu früher Morgenſtunde, da kaum die Spitze des Stephansthurmes zu erglühen begann, ein armer Slowak. Er hatte ſeine Wanderung durch die fremden Länder glücklich vollendet, einen unerwartet ſchnellen Abſatz ſeiner Mäuſefallen gefunden und kehrte nun mit dem Gelde, das ſeinem Grundherrn gehörte und einem kleinen Ueberſchuß für ſich ſelbſt in ſeine Heimath zurück. Dort hatte er ein braunes Liebchen verlaſſen, das er nun durch die gewonnenen Schätze im Stande war, heimzuführen. Wie ſehr es ihn zu ihr trieb, bewies, daß er auch heut die ganze Nacht durchwandert hatte und ſich erſt gegen Morgen, als er Wien zu ſehen bekam und die erſchöpfte Natur ihr Recht forderte, eine kurze Ruhe geſtattete. Eh' er einſchlief, hatte er noch einmal das Beutelchen, auf welchem das ganze Glück ſeines Lebens beruhte, in Augenſchein genem-

men; dann war er auf den braunen Mantel zurückgesunken und fest entschlummert.

Er erwachte aus bösen Träumen, seine Hand hatte sich krampfhaft auf das Herz gepreßt und dessen sorglosen Pulsschlag gehindert. Tief Athem holend erhob sich der Wanderer, die Sonne war aufgegangen und vergoldete die Kuppeln der Karlskirche, die Nebel zogen weitflatternd über die Donau. Des Slowaken erster Griff war nach dem Gelde — er erschrack zum Tode, faßte hier- und dorthin, riß dem Mantel vom Boden, suchte heulend vor Angst in der Runde — vergebens! Das Geld war fort, sein anvertrautes Gut sowohl, als sein Eigenthum. Verzweifelnd warf sich der Sohn der Haiden auf den Grund und raufte sein langes Haar; er hatte nicht gelernt, seine Gefühle zu beherrschen, wie es gebildeten Naturen möglich, er gab sich jeder Regung hin, im Guten, wie im Bösen. Unten wogte das Treiben der erwachenden Hauptstadt; wie Viele waren dort, welche tausendmal mehr vergeuden in kurzer Zeit, als jetzt der arme Slowak bejammerte! Hat denn die Erde nichts zur Ausgleichung der Loose, welche ihre Kinder getroffen? Doch, doch!

Der Beraubte ward endlich in seinem Schmerze stumpfsinnig; er lag auf der Seite, das straffe, schwarze Haar war ihm über das gelbe Gesicht gefallen, dicke Thränen rollten ihm unbewußt über die eingefallenen Backen und blitzten wie Thautropfen an den Spitzen der Grashalme. Vor seiner Seele schwebte nur ein Bild der Zukunft: der rettende Strick!

Da nahte sich dem Unglücklichen, dessen Geist nicht höhern Trost zu suchen vermochte, die Hülfe von irdischer Hand. Ein Paar Reisende, welche zu Fuß die Höhe erstiegen hatten, um die entzückende Aussicht auf das morgenhelle Wien noch einmal zu genießen, waren dem Liegenden ganz nahe gekommen,

als ſie ihn erſt bemerkten. Der eine von ihnen, ein kleiner, behender Mann im Staubhemd, ſah ihn, wie er ſcheinbar leblos lag, ſein breitkrempiger Hut weit von ihm abgefallen, der Mantel zerzauſt daneben; — Alles gab ihm das Anſehen eines Erſchlagenen, und der Reiſende eilte herbei, um zu entdecken, ob jede Hülfe zu ſpät ſei.

Wie er näher kam und ſeine Brille zurecht ſchob, ſah er nun freilich, daß er ſich geirrt habe, aber das bethränte Geſicht des Slowaken, das wilde Auge, das er zu ihm aufſchlug, ſagten ihm, daß er dennoch ſeiner Hülfe bedürfe.

„Was fehlt Dir, Burſch?“ fragte er, während ſein Begleiter, ein junger Mann von edler Geſtalt, näher trat und gleichfalls den Armen, der ſich auf den Ellnbogen erhob, mit Antheil betrachtete.

„Können wir Dir helfen?“ rief dieſer Zweite. „Worüber weinſt Du? — Frag' ihn doch, Friedrich, er verſteht mein ſchlechtes Deutſch nicht.“

„Ich bin beſtohlen,“ ſagte der Slowak. „All' mein Geld!“

„Nichts mehr?“ rief der jüngere der beiden Reiſenden. „Sieh Friedrich, das bedeutet mir Glück! Ich kann meine Zukunft beſtechen. — Was haſt Du verloren?“ fragte er darauf den Armen, der ihn ſtarr anſah.

Der Mann mit der Brille wiederholte die Frage, die Jener in fremdartig accentuirtem Deutſch gethan. Mit ſchmerzlicher Betonung nannte der Slowak die Summe, die für ihn, wie mäßig ſie auch war, das Unerſchwingliche bedeutete. Wer ſchildert ſein Entzücken, als der Fremde eine reiche Geldbörſe zog und ihm mehr ſchenkte, wie er verloren? Seine Freude war faſt noch wilder und unheimlicher, als ſein Schmerz. Er warf ſich vor ſeinem Wohlthäter nieder, küßte ſeine Füße und benahm ſich, mit den Armen fechtend, tauſend Dankreden in ſei-

ner heimiſchen Mundart ſprudelnd, während er wiederum Thränen weinte, ſo unbändig, als habe er den Verſtand verloren. Der Fremde entzog ſich ſeiner unſaubern Berührung und wollte zu dem Reiſewagen zurückkehren, der eben die Höhe gewonnen hatte. Da hielt ihn der Slowak am Rockſaum feſt, ſah ihm noch einmal in das Geſicht, als wolle er ſich deſſen Züge auf ewig einprägen und ſchrie dem ſich Losmachenden nach: „Jannaſch wird Dich wiederfinden!“ Er blieb zurück und ſah, wie die beiden Reiſenden in den Wagen ſtiegen, wie der Poſtillon die Peitſche ſchwang und das Viergeſpann in Trab ſetzte, er ſtand unbeweglich und blickte der fortrollenden Staubwolke nach, bis ſie in der Ferne verſchwand. Dann raffte er Hut und Mantel auf, ſtrich das lange Haar hinter die Ohren und ſprang in wilden Sätzen den Berg hinab, um die nächſte Linie der Stadt zu erreichen.

Die Reiſenden unterhielten ſich noch eine Weile über das Abenteuer, und der Jüngere, welcher mit ſeinen großen brennenden Augen kühn in die Ferne ſah, nahm es wiederholt für ein glückliches Omen. „Das giebt mir mein Schickſal wie ein Zeichen auf den Weg!“ rief er. „Dieſe ſind auch im Weh des Unglücks befangen, wie jene!“ — er zeigte über die Berge hinweg. — „Daß ich einem dieſer Elenden helfen konnte, iſt mir ein Wahrzeichen des Gelingens für Alle.“

„Unſere Anſichten diſſeriren über dieſen Punkt,“ erwiederte der ältere, kleinere von Beiden. „Ich bin zwar nur ein Menſchenarzt, aber ich ſchmeichle mir auch, der Zeit an den Puls gefühlt zu haben und finde, daß ſie ganz geſund iſt. Laßt ſie doch den naturgemäßen Proceß der Entwickelung verfolgen, und greift unſerm Herrgott nicht in's Handwerk. Euer Drängen und Treiben, Euer Impfen von Ideen und Principien bringt nur Frühreifes hervor oder gar häßliche Geſchwüre.

„Laß uns nicht ſtreiten, Friedrich," verſetzte der Andere. „Du biſt für nichts zu begeiſtern, als für eine recht complicirte Krankheit, an der ſich Dein ärztliches Genie bewähren kann. Dein Optimismus bringt mich oft zur Verzweiflung. Alles iſt gut, weil es iſt! Eine Lehre, die alle Straßen des Gedankens mit Ketten ſperrt. — Auch iſt die Zeit zu kurz, um uns noch zu verſtändigen oder gar zu vereinigen, nachdem es uns in den Jahren unſers Zuſammenlebens nicht gelingen wollte."

„Laſſen wir alſo das Thema auf ſich beruhen!" erwiederte der Arzt. „In Zukunft vereinigen wir uns doch einmal, davon bin ich feſt überzeugt. Nur eine Warnung möchte ich Dir auf den Weg geben, ehe wir uns trennen. Sei vorſichtig und bedenke bei Allem, was Du thuſt, die Folgen."

„Ich habe ſie ſtets im Auge," rief der Andere feurig. „Sie werden groß und herrlich ſein."

„Es giebt auch Donjons, Citadellen und andere angenehme Dinge," ſagte der Arzt mit trockener Miene.

„Soll mich die Feigheit zurückhalten?" rief der Freund. „Und wenn Du mir das Hochgericht zeigſt, ſo wird mich der Märtyrertod eher locken, als zurückſcheuchen. Du denkſt klein von mir, Friedrich, daß Du die Furcht als Hebel gebrauchſt, mich aus den Fugen meiner Ueberzeugung zu heben."

„Nur einer beſſern Ueberzeugung will ich Dich gewinnen," ſagte der Arzt warm. „Du ſollſt die Fata Morgana, welche Dir Zaubergefilde mit wehenden Palmen vorgaukeln, wo doch nur Sand und Dorngeſtrüpp iſt, in ihrer Weſenloſigkeit erkennen."

„Sind wir nicht immer wieder bei dem verhaßten Streit?" entgegnete der Andere verdrießlich. „Mein Ideal iſt keine Fata Morgana und wird ſich binnen Kurzem verwirklichen. Dann werden Alle, die es mit blöden Augen verſchmäht haben, ſtau-

nend niederfallen und ihm huldigen — oder untergehen. Das iſt mein letztes Wort."

„Du ſollſt das letzte Wort haben," ſagte Friedrich. „In zehn Jahren ſprechen wir uns wieder. Wir werden uns Beide dann ſehr verändert haben; wohl dem, der geiſtig auf ſeiner Bahn zu einem edlen Ziele gelangt iſt! — Meine Warnung vorher betraf aber auch materielle Intereſſen. Du biſt kein Verſchwender, aber Du wirfſt das Geld mit einer Nichtachtung von Dir, die ſich bei der Wichtigkeit, welche der Mammon erlangt hat, über kurz oder lang rächen wird."

„Schilſt Du mich wegen der Gabe, die ich dem weinenden Halbwilden gab?" rief der Freund. „Soll ich Leiden ſehen, und ſie nicht lindern, da ich die Mittel habe, es zu thun? Friedrich, Du biſt ein kalter Verſtandesmenſch."

„Deine Mittel werden bei Deiner unweiſen Benutzung verſiegen, wie reich ſie auch ſind," erwiederte der hartnäckige Warner. „Womit gedenkſt Du alsdann fremde und vielleicht — Gott verhüte es — eigene Noth zu lindern?"

„Mein Vater hat mich nicht beſchränkt, ſein Vermögen trotzt ſelbſt dem leichtſinnigſten Verſchwender, der ich nicht bin," entgegnete der Andere. „Gieb dieſe Laune auf, Friedrich. Du biſt älter, als ich, haſt viel mehr gelernt und wirſt Deinen Namen in das Buch der Wiſſenſchaft ſchreiben; ich ehre Deine Freundſchaft, als den Quell der Philippika, mit welcher Du mich überſtrömſt, aber die Zeit iſt zu kurz, mich zu ändern. Plaudern wir lieber von unſerer Zukunft, abgeſehen von den öffentlichen Verhältniſſen, in welche uns das Schickſal führen wird."

2.

Der Ort war erreicht, wo ſich die Freunde trennten. — „Camille,“ ſagte der Arzt, „ich ſcheide in großen Sorgen um Dich.“

„Sie werden ſich in Freude verwandeln!“ rief Camille. „Mein Name wird zu Dir über den Ocean ſchallen.“

„Das kann wohl ſein!“ erwiederte Friedrich mit traurigem Doppelſinne. „Verſprich mir eins, vertraue Dich Deinem Vater.“

„Du forderſt das Unmögliche!“ rief Camille. „Bedenke, was mich bindet und daß nur ein Zufall Dich in mein Geheimniß eingeweiht hat.“

„So entdecke Dich einem würdigen Diener des Herrn, einem, der wahrhaft von Gott erleuchtet und durchdrungen iſt,“ bat Friedrich. „Ich weiß, Du haſt zuweilen Scrupel. Umſonſt biſt Du gemüht geweſen, ſie meinem Blicke zu entziehen, Deine Träume in Nächten, wenn ich noch am Studirtiſch wachte, haben Dich mir verrathen. Dieſe Zweifel entdecke einem Diener Chriſti, daß er ſie löſe.“

„Du gehſt von einer falſchen Vorausſetzung aus!“ rief Camille haſtig. „Ich bin feſt, wie die die Alpen, welche auf meines Vaters Stammſitz niederſchauen.“ Er umarmte den Freund leidenſchaftlich und ſprang dann, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, in den Wagen, der bereit ſtand, ihn nach Süden zu führen, während Friedrich in dem kleinen Badeorte zurückblieb, welcher durch ſeine reizende Lage unfern der Hauptſtadt wohlbekannt und vielbeſucht iſt. Er hatte einem würdigen Geiſtlichen, deſſen Bekanntſchaft er zu Wien gemacht, verſprochen, zwei Tage in Baden, wo dieſer Geneſung ſuchte, zu verweilen, um ein intereſſantes Geſpräch, das ſie hatten abbrechen müſſen,

im romantiſchen Helenenthale fortzuſetzen. Nächſtdem hoffte er, hier ſeinem erhabenen Gönner auf der Weilburg nochmals vorgeſtellt zu werden und durch ihn ſeinen weiten Pfad ebnen zu laſſen.

Baden war in dieſem Jahre ſehr überfüllt. Es koſtete Friedrich einige Mühe, ehe er im Gaſthofe zum „Fuchſen" jenen Bekannten wieder fand, den er beim erſten kurzen Verkehr achten gelernt hatte, ſo daß er ihn eigentlich im Sinne gehabt, als er ſeinem Freunde den Rath ertheilte, ſich einem Diener des Herrn zu entdecken. Der Geiſtliche empfing Friedrich mit Herzlichkeit, Beide verlebten den Tag zuſammen. Im Laufe des Geſprächs berührten ſie auch das Thema wieder, das ſie ſchon einmal behandelt; es betraf die höchſten Intereſſen der Menſchheit, und Friedrich fand durch jedes Wort ſeine Meinung über den Würdigen beſtätigt. Als ſie ſchieden, drückte er ihm die Hand und ſagte: „Das kirchliche Leben der Zeit würde nicht ſo darnieder liegen, wenn alle Diener des Herrn Ihnen glichen!", welches Lob der Geiſtliche beſcheiden ablehnte, ſich auf ſeine Pflicht und das Vorbild ſeines göttlichen Meiſters beziehend.

Im Eifer des Abſchieds geſchah es, daß Friedrich, deſſen kurzes Geſicht ihm manche Unannehmlichkeiten zuzog, mit einer jungen Dame hart zuſammentrat, welche eben in die Hausthüre trat. Sie fuhr mit einem kleinen Schrei zurück, ihm war die Brille entfallen, nach der er ſich, eine Entſchuldigung äußernd, bückte; vor der Thüre rief eine andere Dame den Namen: „Bianca," die Gerufene eilte mit einem Lächeln, deſſen Bedeutung nicht zweifelhaft war, dem Rufe zu folgen, und Kellner und Hausknecht drängten ihr nach, um das Gepäck vom Wagen zu ſchaffen, der die beiden Damen, Mutter und Tochter, gebracht hatte.

„Sehen Sie, Freund," ſagte der Arzt zu ſeinem Bekannten, „dergleichen Tölpeleien ſind nun einmal mein Loos. Der äußere Menſch, den Sie hier ſchauen, iſt dem heidniſchen Fatum verfallen, das mit ihm ſeinen argen Spott treibt. Nicht wahr, die Dame war bildſchön?"

„Sehr wohlgebildet," erwiederte der Geiſtliche lächelnd.

„Es kann nicht anders ſein!" rief Friedrich. „Mit ſchönen Frauen habe ich immer Unglück. Wo mir eine begegnet, kann ich gewiß ſein, mich lächerlich zu machen, am lächerlichſten, wenn es mir einmal einfallt, meine Huldigungen darzubringen — denn man hat auch ein Herz, Verehrter! Ich bin aber darauf gefaßt, Hageſtolz zu bleiben."

Die beiden Damen gingen eben an ihm vorüber; ein Blick durch die wiedergewonnene Brille überzeugte ihn, daß ſie, nach ihrer Aehnlichkeit, einander nahe ſtanden und die Jüngere das lieblichſte Bild knoſpender Jungfräulichkeit war. Ihre leichte Verbeugung erwiederten die Männer und Friedrich ſprach ſich, nachdem ſie auf der Treppe verſchwunden waren, enthuſiaſtiſch zu ihrem Lobe aus.

„Es iſt mir eine freundliche Erinnerung mehr auf den Weg," ſagte er. — „Und nun leben Sie wohl, mein wackerer Freund, wie ich Sie nennen darf. Werden wir uns wohl einmal wieder ſehen?"

„Die Wege der Menſchen kreuzen ſich wunderbar," erwiederte der Geiſtliche. „Ich hoffe, daß uns die Vorſehung einſt wieder zuſammenführen wird." — Beide umarmten ſich und der Arzt verließ das Haus. Als er ſich noch einmal umſah, bemerkte er, daß ein blühender Mädchenkopf aus dem obern Stock ihm nachſchaute. Es mochte Bianca ſein.

„Da ſieht ſie nun herab und macht ſich luſtig über den Ungeſchickten," dachte er mit unangenehmer Empfindung. „Sie iſt

ſehr ſchön. Bianca!" — Er ſtand plötzlich ſtill. — „Wie iſt mir denn? Hat mir Camillo nicht —? Ja ganz gewiß, Bianca! Sollte es dieſelbe ſein, die ihn bei einer zufälligen Begegnung im Prater begeiſtert? Er beſchrieb ſie mir, groß, ſchlank, brünett mit wunderſchönen Augen! Ja, ja, die Augen! Des Menſchen Adelsbrief! — Sie iſt es gewiß. Nun denn, Camillo und Bianca! Könnte ich doch in dieſem Momente den Schleier der Zukunft lüften!" Vermeſſener Gedanke!

Der Freund, mit welchem ſich der Zurückgebliebene ſo eifrig beſchäftigte, reiſte mit angeſtrengter Eile ſeinem ſüdlichen Vaterlande entgegen. Er hatte es mehrere Jahre nicht geſehen, Studien und Reiſen hatten ihn fern gehalten. Sein Herz bebte, als er von der Höhe des Alpenpaſſes den erſten Blick auf die geſegneten Fluren Italiens that. „Mein Italien!" rief er und breitete die Arme begeiſtert aus. „Soll es mir vergönnt ſein, zu Deinem Glücke zu wirken?"

Trompetenſchall, der aus einem Seitenthale zu ihm halbverweht empordrang, ſchien ihm eine Antwort zu geben. Er nahm ſie, wie die Alten jedes Orakel, in dem Sinne, der ihm zuſagte, wo doch ein anderer, viel richtiger, ſo nah lag. Ihm klang der eherne Schall wie eine kriegeriſch auffordernde Fanfare und er ſehnte den Moment herbei, ihr genügen zu können.

Unterwegs hatte er ſchon mehrmals Truppenabtheilungen begegnet, die im Marſche ſüdwärts begriffen waren. „Sie trauen uns nicht!" dachte er. „Und ſie haben Recht." Auch in dem Thale, das er von lombardiſchen Fluren zuerſt durcheilte, traf er eine Abtheilung Küraſſiere, die ſich in langgedehnter Marſchcolonne dahinbewegte und nicht geſonnen ſchien, dem Reiſewagen Camillo's Platz zu machen. Im Gegentheil hatten die bärtigen Reiter ihren Soldatenſpaß daran, dem Poſtillon, wenn

er ausbiegen wollte, den Weg ſcheinbar abſichtslos zu ſperren und weder auf ſeinen Zuruf, noch ſeine Bitte zu achten. Camillo's Blut, das leicht entzündlich war, fing an zu kochen; er ſah ſich nach einem Officiere um; dieſe ritten aber an der Tete und waren nicht zu erlangen. Da befahl er dem Poſtillon auf ſeine Gefahr einen Beipfad einzuſchlagen, der klippenreich und überaus gefährlich war. Das Zaudern des Menſchen beſeitigte er durch Verſprechungen, und freute ſich, als er ſeinen Willen durchſetzte. Eine kurze Freude. Sie waren kaum einige Schritte gefahren, als die Pferde, vor den Kriegern ſcheuend, zur Seite prallten, den Wagen in eine Senkung riſſen, wo er unaufhaltſam umwarf. Das rohe Gelächter der Soldaten machte ihre Führer aufmerkſam; ſie ſahen das Unglück; der Rittmeiſter ſprengte ſelbſt herbei, befahl Halt! und ließ ein Paar Leute abſitzen, um den gefallenen Wagen aufrichten zu helfen. Zum Glück war er nicht bedeutend beſchädigt, Camillo hatte auch nur eine unbedeutende Contuſion davongetragen. Er dankte dem kaiſerlichen Officier für ſeine Hülfeleiſtung; dieſer, ein Mann von angenehmen Zügen und jenem Weſen, das gewinnen muß, freute ſich, ihm einen Dienſt erwieſen zu haben und ließ auf der Straße Platz machen, um den Reiſenden nicht mehr zu hindern. Das nahm Camillo noch mehr für ihn ein; er fragte, wem er die Ehre habe, ſeinen Dank abzuſtatten.

„Baron Werffen," ſagte der Rittmeiſter. „Darf ich auch meiner Seits fragen —?"

Da überkam den Italiener plötzlich wieder der Geiſt des Mißtrauens, der ſeit alter Zeit, man kann ſagen ſeit dem Augenblicke, wo König Otto die italieniſche Krone auf ſein blondes Haupt ſetzte, das Volk der Halbinſel gegen die Deutſchen beherrſcht. Er dachte, wie gefährlich es für zukünftige Fälle werden könne, ſeiner leicht erkennbaren Perſönlichkeit den wah-

ren Namen zu geben, der früh oder ſpät laut genannt werden mußte, und erwiederte daher auf des Officiers Frage mit dem erſten Namen, der ihm einfiel: „Ich heiße Graf Brunelleschi.“

„Vielleicht auf Wiederſehen in Mailand?“ fragte der Officier, als Camillo wieder eingeſtiegen war.

„Mein Weg geht weiter,“ antwortete Camillo. Die Pferde zogen an, bald war der Wagen den langſam Marſchirenden entſchwunden.

Auch in der letzten Antwort hatte Camillo nicht die Wahrheit geſprochen, ſein Weg führte nicht einmal bis Mailand, ſondern an das Geſtade des Comer Sees, wo der alte Sitz ſeines Geſchlecht in reizender Umgebung lag. Hier traf er am ſpäten Abend ein; ſein Vater hatte ſich bereits zur Ruhe begeben und Keiner von den Dienern würde es gewagt haben, ihn zu wecken. Camillo ſelbſt kannte ihn zu gut aus den Jahren ſeiner Kindheit, als daß er ein ſolches Begehren ausgeſprochen hätte; der greiſe Maggiordomo führte ihn ſchweigend nach dem Zimmer, das ſchon für ihn eingerichtet war und wies einen Lakaien zu ſeiner Bedienung an. Auch dieſen entließ der junge Graf ſobald als möglich und blieb nun einſam in dem hohen Gemache, das bei allem Prunk der Einrichtung nicht wohnlich war. Camillo fühlte ſich zu aufgeregt, um zu ſchlafen. Er trat an das offene Fenſter. Unten rauſchten die Myrthen und Oleander im Nachtwinde, der mit Orangendüften beſchwert, ſeine lauen Schwingen regte, weiterhin blitzten die Wogen des Sees im Silberlichte des Mondes, der am tiefdunkeln Himmel im Aufſteigen ſeinen Pfad erhellte, den Glanz der Sterne bedrohend, die im Zenith noch ungeſchwächt brannten; über den See hoch hinüber ſchauten die ewigen Alpen, deren Rieſenhöhen im Schnee flimmerten, rein und weiß, ein Bild makelloſen Alters.

Die heilige Stille der Nacht, die erhabene Scene der Betrachtung, die ſich dem Auge des Einſamen erſchloß, ſtimmten ſein Gemüth ernſt und weich. Er fragte ſein Schickſal, ob es ihm den Ehrenkranz beſchieden habe, nach welchem ſeine glühende Seele ſtrebte. Sein Blick durchirrte die Sternbilder, um dort die Antwort zu leſen, aber er verſtand ihre Flammenſchrift nicht; dann hing ſein Auge ſinnend an den Bergen, die gleich ewig zu ſein ſchienen, Bilder der Vorzeit reihten ſeinem Geiſte vorüber, hohe Ideale, umſtrahlt von der höchſten irdiſchen Glorie; aber die ſtumme Frage blieb ungelöſt und der Zweifel, der ihn oft ſchon an ſich ſelbſt irre gemacht, bäumte wiederum ſein geſpenſtiges Haupt auf und raubte ihm die Feſtigkeit der Ueberzeugung. Seine eigene Vergangenheit geſellte ſich zu den Bildern, die ihn beſchäftigten, die Warnungen des Freundes klangen in ſeiner Seele wieder. War Friedrich etwa ſtumpf gegen die hohen Ideale der Menſchheit, war er für nichts zu begeiſtern, wie es ihm Camillo im Aerger der Kontroverſe vorgeworfen hatte? O nein! Sein Geiſt brannte für alles Große und Edle, er wärmte ſich an den Heroen des Alterthums und hielt Licht und Freiheit für Lebensbedingungen der neuen Zeit, aber er fügte noch zwei andere hinzu: Recht und Geſetz! ohne welche das Licht zur Mordfackel, die Freiheit zur Würgerin aller Wohlfahrt würde. „Das Licht ſteigt naturgemäß von den Höhen hernieder!“ hatte er deutungsvoll geſagt, und, was zuerſt in Camillo den Zweifel an ſeiner Ueberzeugung rege gemacht: „Gewaltſamer Widerſtand gegen die Obrigkeit iſt mit dem Chriſtenthum unvereinbar!“ Camillo war fromm erzogen, eine treue Mutter hatte den unvergänglichen Keim wahrer Religioſität in ſeine junge Seele gepflanzt und bis zu den Jahren ſeiner Mannbarkeit ſorgſam gehütet, er hatte ihr auf dem Sterbebette gelobt, ihr Andenken durch einen reinen Wandel zu eh-

ren. Die Unvergeßliche ſtellte ſich jetzt auch vor das Nachtauge ſeines Geiſtes, ſie ſchien mit Friedrich einverſtanden zu ſein; Gedanken, die er bis dahin noch nicht gehegt, Gedanken an ein Leben in Frieden und Glück, erwachten in ſeiner Seele. Es war der Einfluß der ſtillen Nacht. Hätte der Sturm getobt, der Blitz aus Gewittern nach den hochragenden Bäumen gezüngelt, Camillo wäre ſtark und kühn in ſeinem Geiſte geweſen, die ſelige Ruhe um ihn her machte ihn weich; — oder war es ein anderer Eindruck, den er unvergeßlich in ſeinem Herzen bewahrte? Was malte ihm denn ein Leben in ſorgloſer Muße, am eignen ſchönen Herd, dem Glücke Vieler gewidmet, die das Schickſal ſeiner Leitung anvertraut hatte, was malte ihm ein ſolches Leben, zu dem er ſonſt verächtlich herabgeblickt haben würde, ſo befriedigend aus?

Der Morgen glühte kaum auf den Gletſchern, als der alte Graf ſeinen Sohn zu ſich beſcheiden ließ. Camillo ſchämte ſich, von dem Diener, der die Meldung brachte, im Bett überraſcht zu werden, er kleidete ſich im Fluge an und eilte zu ſeinem Vater, den er im großen Saale fand, wo er von jeher zu weilen pflegte. Der Saal war mit der ſchwerfälligen Pracht ausgeſtattet, welche den italieniſchen Paläſten alten Style, ſelbſt in dem heitern Florenz eigen iſt; dunkelrothe Gardinen von gewichtigem Seidenzeuge hingen tief in die Fenſter hinein und wehrten dem Lichte den vollen Eingang, rieſige venetianiſche Spiegel mit vergoldeten, kunſtreich gearbeiteten Rahmen, Marmortiſche, ſchwere Polſterſeſſel mit goldenen Franzen, bildeten ein Ganzes, deſſen Eindruck imponirte, ohne wohlgefällig zu ſein. Der Graf ſaß am Kamin; ein kleiner, magerer Greis mit ſchneeweißem Haar und blaſſem Geſichte, deſſen Züge ſcharf ausgeprägt und durch ein großes ſchwarzes Augenpaar gebieteriſch belebt waren. Er erhob ſich nicht, als Camillo eintrat, ſondern

ſtreckte ihm nur die Hand entgegen, welche der Sohn ehrfurchtsvoll küßte.

„Direct aus Wien?“ fragte er dann mit einer hellen Stimme, deren Klang ſich während Camillo's Entfernung nicht geſchwächt hatte.

„Auf grademWege, mein Vater,“ erwiederte der Sohn.

„Den Kaiſer geſehen?“ fragte der Greis, ſeinen Blick noch immer prüfend auf das männlich gewordene Antlitz Camillo's gerichtet.

„Ich habe dazu keine Gelegenheit gefunden,“ antwortete der Sohn. „Der Kaiſer war in Schönnbrunn, in Baden — ich habe ihn nicht geſehen.“

„Das iſt mir ſehr unlieb,“ ſagte der Graf. „Du hätteſt Dich dem Hofe unſers Oberherrn vorſtellen ſollen — ein Arlinghieri würde nicht ungnädig empfangen werden ſein. Du haſt den Anſprüchen, die Dein Name an Dich macht, ſchlecht Genüge geleiſtet.“

„Ich gedachte vor Allem der Anſprüche meines Vaterlandes!“ entgegnete Camillo mit einem Anflug unwilliger Röthe.

„Nun?“ rief der Vater ſcharf.

„Ich bin vor Allem ein Italiener!“ ſagte der Sohn. „Als ſolcher ſteh' ich durch eine breite Kluft von den Deutſchen getrennt.“

„Hör' ich einen frechen Carbonaro oder den Sprößling eines Geſchlechts, das ſich rühmt, von jeher in den erſten Reihen der Ghibellinen geſtanden zu haben?“ rief der Graf. „Wir, wir ſelbſt, Lombarden, ſind deutſchen Stammes, der kaiſerliche Aar hat Jahrhunderte lang ſeine Schwingen über uns gebreitet, Deine Väter waren ſtolz, ihr Blut gegen ſeine Feinde zu vergießen, für Hohenſtaufen und Habsburg.“

„Mein Vater, Ihr ſprecht von einer längſtvergangenen Zeit," entgegnete Camillo. „Alle Verhältniſſe haben ſich geändert, die Partheinamen, deren Ihr gedenkt, ſind längſt verklungen."

„Meinſt Du, vorlauter Knabe?" rief der Graf mit Hohn. „Iſt nicht heut noch das Verhältniß geblieben? Schaart ſich nicht Alles, was an Treue hält, unter das heilige Banner, während die Freunde der Anarchie überall geſchäftig ſind, Funken zu ſtreuen, um bei dem Brande zu rauben, das Recht mit Füßen zu treten? Namen ſind gleichgültig, wo die That ſpricht, Laß mich ein ſolches Wort nicht wieder hören, damit ich nicht fürchte, ein Arlinghieri könne von dem Gifte der Felonie angeſteckt werden."

„Laßt Euch die Anſicht, von der ich ausgehe, zu ruhiger Beſprechung vorlegen," bat Camillo, deſſen ſelbſtſtändig gewordenem Geiſte der Ton, in welchem der Vater zu ihm geredet, unerträglich fiel. „Ich bin überzeugt, Ihr könnt ſie nicht verwerfen."

„Anſicht?" wiederholte der Greis. „Haſt Du eine Anſicht gewonnen? Biſt Du, ein Knabe von geſtern, fähig, über Verhältniſſe zu urtheilen, welche der Lauf der Zeiten geſtaltet? Kennſt Du etwa die Geſchichte Deines Volkes, wie ich ſie kenne, der Du von einer Kluft faſelſt, die man gern erſt ſprengen möchte? Ich befehle Dir zu ſchweigen. Mein Ohr iſt nicht an modernes Geſchwätz gewöhnt."

„Vater, die Grundpfeiler alles Völkerwohls —" begann Camillo dennoch.

„Sind zwei," unterbrach ihn der Graf. „Treue des Unterthanen, Huld des Oberherrn. Unſer rechtmäßiger Oberherr iſt der Kaiſer, wir genießen ſeine Huld im reichſten Maaße und ſind ihm Treue ſchuldig, wie die andern Völker Italiens

ihren Fürſten. Diejenigen, die von einer ſogenannten Einheit und Freiheit Italiens träumen, vergeſſen, daß es erſt von den Römern zur Einheit geknechtet worden und ſeit dem Falle des Reichs immerdar getheilt geweſen iſt. — Müßte ich glauben," fuhr er heftiger fort, „daß mein einziger Sohn, auf den das Geſchlecht der Arlinghieri jetzt geſchmolzen iſt, ſich zu den Ideen der Neuerungsſüchtigen bekenne, daß er den alten Wappenſchild ſeiner Ahnen, der ſtets auf der Seite kaiſerlicher Majeſtät geblitzt hat, wider Berengar, wider die Städte, wider die Römer, die Anjous von Napoli, und König Franz, mit Verrath zu beflecken fähig ſei, daß er das hohe Kleinod für ein Hirngeſpinnſt opfern könne, — bei der unbefleckten Jungfrau! ich verſtieße ihn als einen Baſtard und legte mich, der letzte Arlinghieri, in das Grab, dem Kaiſer all' mein Gut hinterlaſſend!"

Das tiefgefurchte Antlitz des Greiſes hatte ſich während der Rede noch bleicher gefärbt, als es gewöhnlich war, nur ſein Auge flammte mit einer Glut, vor welcher ſich Camille's Blick zu Boden ſenkte. Nach einer ſo unumwundenen Erklärung wagte der Sohn keinen zweiten Verſuch, ſich mit dem Vater zu verſtändigen. Beide waren mit ihren Meinungen auf zu verſchiedenem Boden gewurzelt, als daß ſie ſich jemals hätten vereinigen können, auch hatte ſich Camillo nur durch die Aufwallung des Momente, als er ſich gleich einem Schulknaben gemeiſtert ſah, zu einer Erörterung hinreißen laſſen, die er jetzt bereute. Er hatte aber nicht gelernt, der Macht des Augenblicks zu widerſtehen.

3.

Seit Camillo's Heimkehr waren einige Wochen verſtrichen. Der Vater hatte ſeine Autorität gegen ihn energiſch behauptet, wie er überhaupt der Mann war, ſie an allen Orten aufrecht zu halten. Wer den kleinen, ſchwächlichen Greis nur obenhin ſah, wenn er im einfachen ſchwarzen Kleide auf einem großen Hengſte langſamen Schrittes durch die Vignen ritt, zwei reichgalonirte Diener hinter ſich, der fühlte ſich veranlaßt über die groteske Erſcheinung zu lächeln, aber ein Blick in das ſtrenge vornehme Geſicht belehrte ſchnell eines Beſſern, und wen das Auge des kleinen, alten Mannes in ſeiner vollen Stärke traf, der konnte ſich ſeines Uebergewichts nicht erwehren. Camillo hatte ſich ihm bald gefügt. Er tröſtete ſich mit dem Bewußtſein, daß ihm die Pietät kein Auflehnen geſtatte, und daß vielleicht in kurzer Zeit die Stunde der Emancipation ſchlagen würde, nicht durch den Tod, den er noch lange Jahre von dem theuren Haupte fern wünſchte, ſondern durch einen andern Umſchwung der Dinge. Dieſen fördern zu helfen, hatte er eine Reiſe nach Mailand und einigen Landſitzen befreundeter Männer gemacht. Der Vater war im Glauben an die Abtrünnigkeit ſeines Sohnes irre und dadurch freundlicher gegen ihn geworden, hatte ihm Empfehlungen an die erſten Behörden in Mailand mitgegeben, bei denen er ſelbſt in höchſter Achtung ſtand und harrte der Rückkehr Camillo's mit geſpannter Erwartung, weil er in ſeinem Schreiben den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſeinen Sohn in eine paſſende Laufbahn des Staatsdienſtes zu bringen. Solches, meinte er, würde am beſten geeignet ſein, auch den letzten vielleicht noch glimmenden Funken des aufgenommenen Brandes zu erſticken, indem die eigene Einſicht in die Trefflichkeit der Regierung und den glücklichen Zuſtand des

Landes die Thorheit, eine Aenderung um phantaſtiſcher Ideen willen zu wünſchen, in das wahre Licht ſtellen müſſe. Im Geheimen hatte er dann ſchon für eine paſſende Vermählung ſeines Sohnes geſorgt, um über die Erhaltung ſeines alten Namens beruhigt zu ſeinen Vätern zu gehen, welche letzte Reiſe, das fühlte er an der Abnahme ſeiner Kräfte, ihm täglich näher rückte.

Die Abendſonne, wenn ſie mit goldnen Strahlen den Balkon des Hauſes umſchimmerte, lockte gewöhnlich den Greis aus dem Zimmer, um ſich in der wohlthuenden Wärme zu erquicken. So ſaß er auch an dem Tage, wo er die Rückkehr ſeines Sohnes erwartete, in ſeinem Lehnſtuhle unter den blühenden Gewächſen, mit denen der Balkon beſetzt war und ſah bald in das Flammenmeer des Niedergangs, bald auf das weiße Band der Straße, das ſich am Ufer des Sees daher zog und ſeinen Camillo bringen mußte. Er fühlte ſich heut beſonders hinfällig, und ſeiner ahnenden Seele ſchwebte der Gedanke vor, daß ihm wohl bald ſeine letzte Sonne untergehen werde. Er erſchrak nicht davor, ſeiner Tage waren mehr geworden, als ſonſt den Menſchen beſchieden iſt, er hatte alle ſeine Jugendgenoſſen, bis auf Camillo, ſeine Kinder, die Mehrzahl ſeiner Bekannten verloren, neue Bekanntſchaften ſeit Jahren nicht geſucht und ſtand allein, ſelbſt dem eigenen Sohne entfremdet, dem letztgebornen Spätling einer langen Ehe. Der Tod war ihm ein Freund.

„Meinen Niedergang umſpielt die Glorie eines makelloſen Lebens!“ dachte er, indem er ſein Auge von der blendenden Sonne abwandte. „Möge die Zukunft meines Geſchlechts ihm gleichen!“

Da bemerkte er, daß die Straße, zu welcher ſeine Blicke immer wieder flogen, nicht mehr einſam war. Eine Reitercolonne bewegte ſich daher, durch den Staub blitzten die Helme

und Küraſſe, und die weißen Collets machten ſich fernher bemerkbar.

„Seh' ich euch vielleicht auch zum letzten Male, ihr tapfern Krieger Oeſterreichs?“ dachte der Greis. „Kommt ihr, mir die letzte Ehre ſoldatiſchen Begräbniſſes zu erweiſen, der ich auch unter dem Adler gedient?“

Sie lenkten raſch zum Schloſſe, der Trab ihres Hufſchlags donnerte über die Brücke des Baches, welcher ſich unfern der Gärten in den See ergoß. Dem Grafen war es unerklärlich, was ihm dieſen militairiſchen Beſuch verſchaffe, da ſein Wohnſitz entlegen von der großen Straße auch in Kriegsjahren nur höchſt ſelten bewaffnete Gäſte geſehen hatte. Er ſtand auf und begab ſich in den Saal, um die Meldung zu erwarten. Sie kam ſchnell, der kaiſerliche Rittmeiſter, Baron Werffen, ließ um ein Paar Minuten Gehör bitten. Des Dieners Geſicht ſchien beſtürzt, doch verſchmähte der Graf, die Frage an ihn zu thun, welche ſeine übervolle Zunge gelöſt hätte, und winkte nur Gewährung auf das Geſuch des Officiers.

Dieſer trat ein. Es war ein Mann in der Blüthe der Kraft, ſein offenes, männliches Geſicht verrieth deutſche Treuherzigkeit, deren Ausdruck wohl zu dem gutmüthigen Blicke ſeiner ſchönen blauen Augen paßte. Nicht ohne Verlegenheit nahte er dem kleinen Greiſe, der ihm ſo weit entgegentrat, als es ſein Rang zu geſtatten ſchien und den Krieger ſeines verehrten Monarchen höflich empfing. Baron Werffen verbeugte ſich und ſprach in geläufigem Italieniſch:

„Es iſt mir ein Auftrag geworden, der für einen Mann von Gefühl ſchmerzlich ſein muß. Doch meine Ordre möge mich bei Ew. Excellenz entſchuldigen.“ Er zog ein verſiegeltes Schreiben hervor, das an den Grafen Arlinghieri adreſſirt war, dann entfaltete er ſeine Ordre. Der Graf hatte aber ſchon

das Schreiben, das ihm galt, erbrechen und las, was an den letzten Stützen seines Daseins rüttelte. Die oberste Landesbehörde benachrichtigte ihn mit aller Schonung, auf die er Anspruch hatte, mit der vollsten Anerkenntniß seiner eignen Verdienste und bewährten Treue, daß sich sein Sohn habe verleiten lassen, an einer staatsgefährlichen Verbindung Theil zu nehmen und daß man sich deshalb genöthigt sehe, seine Verhaftung zu verfügen.

Das Schreiben entsank fast den zitternden Händen des alten Mannes, aber sein Blick hatte nichts von der frühern Festigkeit verloren, als er den Rittmeister, welcher unruhig seinen Helm in den Händen drehte, in deutscher Sprache frug: „Sie haben welchen Auftrag?"

Werffen überreichte achselzuckend seine Ordre. Sie autorisirte ihn, den Grafen Camillo Arlinghieri zu verhaften und, für dessen sichere Bewachung verantwortlich, nach Mailand zu escortiren.

„Mein Sohn ist noch nicht von Mailand zurück," sagte der Graf mit bebender Stimme.

„Er ist von dort abgereist," erwiederte der Officier. „Sein Weg ging hierher."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er nicht hier ist," sagte der Greis. „Mein Ruf wird dem Worte Geltung verschaffen."

„Da ist kein Zweifel!" rief der Deutsche. „Werden mir Ew. Excellenz verzeihen, daß ich Ihnen diese traurige Botschaft —"

„Sie thun nur Ihre Schuldigkeit, mein Herr," unterbrach ihn Arlinghieri. „Es ist mir ein schwerer Gram; nicht um das Schicksal meines Sohnes, sondern um sein Verbrechen. Sagen

Sie das Sr. k. k. Hoheit. — Und nun thun Sie, was Ihr Dienst verlangt."

Der Officier fühlte, daß jedes Wort, ſelbſt der Theilnahme, verletzend ſei; er verbeugte ſich mit einem ſtummen Blicke, der dies Gefühl ausſprach und entfernte ſich. Als der Greis allein war, ſchlug er die Hände zuſammen und ſank kraftlos in einen Seſſel. Die harrenden Diener warteten bis tief in die Nacht auf den Schall der Klingel, welche ſie rief, ihren Herrn zu entkleiden.

Baron Werffen hatte ſeine Küraſſiere aus der Umgebung des Schloſſes zurückgezogen, weil er unbedingt dem Ehrenworte des Grafen traute und annahm, daß der Geächtete auf ſeiner Rückreiſe noch einen Umweg gemacht habe, der ihn bis jetzt aufgehalten. Seit er den ſtummen Schmerz des alten Vaters geſehen hatte, konnte ſich der Officier des geheimen Wunſches nicht erwehren: Camillo möge gewarnt worden ſein. „Wenn er entflieht," dachte der ehrliche Deutſche, „und zu den Franzoſen geht, wie alle Rebellen, ſo kann er uns nichts mehr ſchaden. Oder er wird vielleicht von einem Andern arretirt, als von mir. Das wäre mir auch recht. Ich wollte mit Freuden auf einen offenen Kampf mit den Ruheſtörern ausreiten, aber dieſes Commando drückt mich. Wenn man nicht geradezu ſchon bewaffneten Widerſtand vermuthet hätte, würden ſie auch wohl nicht Truppen dazu requirirt haben. — Ich werde Gott danken, wenn meine Verſetzung — was ja nächſtens geſchehen muß — beſtätigt wird." Unter ſolchen Gedanken traf er ſeine Anſtalten, um den jungen Grafen, er möchte kommen, von welcher Seite er wollte, in Empfang zu nehmen. Er ſelbſt legte ſich in ein Winzerhaus in's Quartier.

Am andern Morgen hörte er, daß der alte Graf erkrankt ſei; es traf ihn ſchmerzlich, wenn er auch das willenloſe Werk-

zeug, ihm weh zu thun, geweſen war. Der Tag verging, ohne daß ſich eine Spur von dem Geſuchten zeigte. Schon wollte der Rittmeiſter eine Ordonnanz abfertigen, als ihm ſelbſt eine zuging, welche ihn abrief. Mit freudigem Herzen zog er ſeine Leute zuſammen, erkundigte ſich noch einmal, nach dem Befinden des alten Herrn und da er hörte, daß er wieder ziemlich wohl ſei, marſchirte er ſehr erleichterten Gemüthes ab.

Dem Untergebenen wird ſelten der Grund, warum er handeln muß, mitgetheilt. Hier war es die Ueberzeugung, welche man nach einer Ausſage bereits verhafteter Freunde Camillo's gewonnen glaubte, daß er von der Gefahr, die ihm drohte, benachrichtigt, ſein Heil in der Flucht geſucht hatte. Der Beamte, der ihn aus den Augen gelaſſen hatte, ſah ſich durch dieſe Wendung außer Verantwortlichkeit geſetzt und that das Seinige, die Entweichung des jungen Grafen glaublich zu machen. Baron Werffen erhielt ſchleunige Contreordre und der greiſe Arlinghieri ſah wiederum vom Balkon ſeines Schloſſes die in der Ferne zum Abmarſch ſich ſammelnden Panzerreiter, welche er mit ganz andern Gefühlen hatte kommen ſehen.

Zwei Tage waren ſeitdem vergangen, als plötzlich Camillo erſchien. Er hatte einen Freund beſucht, den er vergebens getrachtet hatte, in ſein Intereſſe zu ziehen; dadurch war der Aufenthalt entſtanden, dem er jetzt ſeine Freiheit zu danken hatte. Der Vater ließ ihn, ſobald er ſeine Heimkehr erfuhr, zu ſich rufen. Camillo hatte noch keine Ahnung, daß ſeiner Genoſſen frevelhaftes Spiel verrathen, er ſelbſt geächtet ſei; er gehorchte dem Rufe ſeines Vaters mit heiterm Muthe.

Auf ſeinem Seſſel ruhte Graf Arlinghieri, ſeine Bläſſe war die eines Todtkranken, er reichte dem Sohne nicht einmal wie gewöhnlich die Hand zum Kuſſe. Camillo erſchrak vor dem

Anſehen des Greiſes und eilte, ihm ſeine Ehrfurcht darzubringen.

„Zurück, Hochverräther!“ donnerte ihm der Alte mit ungeſchwächter Stimme entgegen.

Camillo, durchzuckt von dem Worte, blieb wie angewurzelt auf ſeiner Stelle, ſein Auge ſuchte verwirrten Blickes eine Erklärung.

„Wage es nicht, meine Hand durch Deinen unreinen Hauch zu beflecken!“ fuhr der Vater fort. „Ich ſollte wie Brutus handeln, der allen Zeiten ein erhabenes Beiſpiel aufgeſtellt hat, ich ſollte Dich ſelbſt in Ketten werfen und der ſtrafenden Gerechtigkeit, welche Dich ſucht, übergeben — aber meine Schwäche iſt jener hohen Römertugend nicht fähig!“

„Mein Vater! Mein Vater!“ unterbrach ihn Camillo ſchwindelnd. „Welches unſelige Mißverſtändniß!“

„Es waltet keins mehr!“ rief der Alte. „Dein Verbrechen liegt am Tage. Du haſt unſern Namen entehrt, haſt ihn unter die Fluchbeladenen gereiht — ich weiß Alles! Dein Haupt iſt geächtet, das beleidigte Recht der Majeſtät fordert Dein Blut!“

„Großer Gott, was iſt denn geſchehen, daß Ihr ſo ſprechen könnt?“ ſchrie Camillo.

„Ich habe nichts mehr mit Dir zu ſchaffen,“ ſagte der Greis hart. „Zieh jenes Fach auf, nimm, was es enthält, es iſt viel. Mir aber laſſe den Namen Arlinghieri zurück, ich gab ihn Dir, ich nehme ihn wieder; mein Fluch treffe Dein Haupt, wenn Du jemals auch in den fernſten Zonen Dich wieder anmaßeſt, ihn zu führen!“

Camillo ſtand zerknirſcht und hob nun beide Hände flehentlich gegen den Unbarmherzigen auf.

„Hinweg mit Dir, ehe der Henker Dich ergreift!“ ſagte der Alte heftig. „Nimm, ich befehle es Dir, das Gold dort und

flieh! Wenn Du in einer Stunde noch in meinem Hauſe biſt, ſo laſſe ich Dich der Gerechtigkeit verfallen ſein.“

Mit einer wüſten Brandung im Hirn that Camillo mechaniſch, was ihm geheißen war, er öffnete das Fach im Schranke, nahm das Packet, das ſchon verſiegelt für ihn bereit lag, und kehrte ſich dann zu ſeinem Vater: „Soll ich ohne Deinen Segen —“

„Er kann Dir nichts helfen!“ ſprach der Greis mit ſeiner letzten Anſtrengung, und winkte nach der Thüre.

Camillo ſtürzte hinaus.

Als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen hatte, ſtarrten des Vaters Augen noch eine Weile ihm nach, dann verhüllte er ſie plötzlich, als ſchäme er ſich der menſchlichen Regung, die ihn überkam, und ſaß lange, den Kopf in das Taſchentuch geſenkt, das ſeine zitternde Hand kaum zu halten vermochte. Hätte ihn Camillo jetzt geſehen, wie der Gram, den er ihm verurſacht, den alten Mann ſo ganz niederbeugte, die bitterſte Reue würde ſein Herz erfaßt haben; aber den Fliehenden begleitete nur das Bild des ſteinharten Greiſes, der ihn unerbittlich, wie das Fatum der Alten, hinausſtieß, alle Bande zerreißend, die ihn noch an ihn knüpften. Das gab ihm Spannkraft und ſtählte ſeine Nerven, auch das bitterſte zu tragen.

Die Stunde der Weichheit ging vorüber. Graf Arlinghieri erhob ſich und wankte an ſeinen Schreibtiſch. Dort ſchrieb er den letzten Brief ſeines Lebens, das Document, das noch einmal die unerſchütterliche Treue des vielgeprüften Mannes kund that, an ſeinen Kaiſer.

4.

Wenige Fragen, welche der junge Graf an die Dienerſchaft that, waren hinreichend geweſen, ihn über die Art, wie ſein Vater zur Kenntniß des unſeligen Geheimniſſes gekommen war, aufzuklären. Er hörte, daß ein Commando-kaiſerlicher Reiter hier geweſen, nach ihm geforſcht, alle Wege beſetzt habe, und daß Niemand aus dem Bezirk des Schloſſes gelaſſen worden ſei. Schwere Beſorgniſſe fielen auf ſein Herz und erdrückten alle ſanguiniſchen Hoffnungen, welche er genährt hatte. War es denn möglich? Konnte das Geheimniß des Bundes verrathen ſein, da alle Vorſicht bis in's Kleinliche beobachtet worden war? Wer gab ihm Licht? Wohin ſollte er ſich wenden? Durfte er wagen, öffentlich nach Mailand zurückzukehren, wo vielleicht alle ſeine Freunde ſchon der ſtrafenden Macht überantwortet waren und er ſie nicht mehr retten, nur ihr Schickſal theilen konnte?

Aus dieſer Ungewißheit riß ihn ein Eilbote eben jenes Bekannten, den er geſtern noch vergeblich für ſeine unlautere Sache zu gewinnen getrachtet hatte. Er brachte ihm ein Schreiben, das ihn dringend einlud, ohne allen Aufenthalt zu ihm zurückzukehren, weil er ihm Mittheilungen von der höchſten Wichtigkeit zu machen habe. Was konnte das ſein? Hatte Brunelleſchi — ſo hieß der Freund — ſeine Meinung geändert und wollte er jetzt, da es freilich zu ſpät ſchien, beitreten? Oder hatte er von dem unglücklichen Scheitern des Planes gehört und dachte Camillo zu warnen? Eine ſchlimmere Deutung, als wolle er ihn in eine Falle locken und verrathen, flieg zwar auch momentan vor dem Zweifelnden auf, aber er verwarf ſie mit Unwillen und eilte, der Aufforderung Genüge zu leiſten. Mit welchen Gefühlen verließ der Geächtete ſein

Vaterhaus! Er beugte ſich, ſo lange er es ſehen konnte, aus dem Wagen, ob es ihm nicht gelingen werde, das Silberhaupt ſeines Vaters noch einmal zu erblicken; — vergebens! Die Berge traten vor und entzogen ihm die letzte ſchimmernde Säule der Villa: dem Jünglinge war, als ſei es die Stütze ſeiner Zukunft.

Er hatte den Anlaß errathen, welcher den Freund — das war ihm Brunelleschi, wiewohl ſie in ihren Meinungen nicht übereinſtimmten — bewogen hatte, ihn zu ſich zu entbieten. Eine Nachricht aus Mailand hatte ihm die Entdeckung der Plane, zu denen er ſeinen Beitritt verſagt hatte, verkündigt, die energiſchen Maaßregeln der Regierung waren ihm gleichfalls zu Ohren gekommen, er liebte Camillo wahrhaft und ſah ihn in Gefahr: der Wunſch, ihn zu retten, überwog jede andere Rückſicht. Der Zufall gab ihm das leichteſte Mittel dazu an die Hand. Er ſelbſt hatte im Begriff geſtanden, eine Reiſe nach Wien anzutreten und ſich einen Paß der Landesbehörde ausgewirkt; dieſen trat er jetzt an Camillo ab: „In Wien," ſagte er, „biſt Du am ſicherſten. Mich kennt Niemand dort, Du ſelbſt haſt es nur im Fluge berührt. Trage meinen Namen, ſo lange es Dir behagt, von Wien aus wird man Deinem Fortkommen auf den Grund meines Paſſes keine weitern Schwierigkeiten in den Weg legen, aber freilich lange darfſt Du Dich nicht aufhalten. Laß Dich nicht etwa durch eine ſchöne Wienerin feſſeln."

Camillo, welchem dies Wort die wunderliebliche Erſcheinung zurückrief, welche er im Prater ein Paar kurze, ſchöne Momente geſehen und geſprochen und die ſich ſeitdem oft in ſeine Träume gemiſcht hatte, erwiederte ſeufzend: „Dazu iſt keine Ausſicht. — Deinen Namen übrigens hab' ich ſchon einmal geführt: es war, als leite mich eine Inſpiration. Ich

zweifle nicht an meinem guten Sterne, da er mich ſchon ſo oft wunderbar geleitet. Man ſollte dem Zuge, der uns zu manchem Thun treibt, nicht widerſtreben."

Brunelleschi bemerkte, daß eine ſolche Lehre ſehr gefährlich ſei und am Ende zum Quietismus führen könne, jener abſcheulichen Conceſſion für die ſündhafteſten Regungen — und fragte dann nach dem Anlaß. Camillo erzählte ihm ſein Abenteuer mit dem umgeſtürzten Wagen, wo er, gewarnt durch eine innere Stimme, den Namen Brunelleschi, der ihm als eines lieben Freundes zuerſt eingefallen ſei, uſurpirt habe. Brunelleschi fragte beſorgt nach dem kaiſerlichen Officier, ob er ihn vielleicht kenne, und beruhigte ſich, als er deſſen Namen hörte, der ihm gänzlich fremd war. — Eine Stunde ſpäter ſaß Camillo im Reiſewagen und fuhr dem Norden zu, wohin er nicht ſo ſchnell zurückzukehren gedacht hatte. Seine Bruſt hob ſich ſchmerzlich, als er die Fluren des geliebten Vaterlandes an ſich vorüberfliehen ſah, er wiederholte die Verſe des einzigen fremden Dichters, den er liebgewonnen hatte, weil er ſein Vaterland mit Begeiſterung feierte, Lord Byrons, in ſeinem herrlichen Fragment: Dante's Prophezeihung:

„Italien, Du, deß ewig goldne Fluren
Der Sonnenſtrahl nur pflügt —"

Als ihn aber die Alpennatur wieder umfing, die Luft der Berge mit friſchem Hauch ſeine Stirn kühlte und Alles um ihn groß, gewaltig, erhaben war, da wich die wehmüthige Regung wieder, und ſeine Seele hob die Schwingen. Träume der Wiederkehr berauſchten ſie und „überwölbten ihm," wie es in demſelben Gedichte heißt, „durch ein Siegesthor die Stirn!"

Mit der Zeit nahm ihn auch die Gegenwart in Anſpruch; ſein lebensluſtiger Sinn warf alle Sorgen hinter ſich und fand

jetzt erſt wahre Freude an ſeiner glücklichen Flucht. Er war frei, hatte Geld in Ueberfluß und für den Namen, den er hatte zurücklaſſen müſſen, einen andern, gleich guten Klanges, eingetauſcht. Wenn das ſein deutſcher Freund gewußt hätte! Hier war echter Humor, den Friedrich nirgend anerkennen wollte, ſo oft er auch mit ſogenannten Humoriſten zuſammentraf.

Die Reiſe wurde in ſehr kurzer Zeit zurückgelegt. Camillo kam in Wien an, vermied den bekannten Gaſthof in der Leopoldſtadt, wo er das vorige Mal mit ſeinem Freunde gewohnt hatte und quartierte ſich in das Hôtel de Londres ein. Seine Legitimation auf dem Polizeibüreau war beſeitigt, wenn gleich nicht ohne ſehr detaillirte Fragen, zu denen die obwaltenden Verhältniſſe im lombardiſch-venetianiſchen Königreich vollen Grund gaben; er hatte ſeine Aufenthaltskarte auf eine längere Zeit ausſtellen laſſen, als er zu bleiben gedachte, und wanderte nun wohlgemuth über die Ferdinandsbrücke dem Prater zu, um den Ort wieder aufzuſuchen, wo er einſt die ſchönſten Augen, die er jemals erblickt, geſehen hatte. Vielleicht war ihm der Zufall, der ſchon ſo oft mit ihm im Bunde geſtanden hatte, hold und führte ihn wieder mit der reizenden Bianca zuſammen. Er wußte, daß ſie dieſen Namen beſaß, er kannte auch den ihrer Mutter, welcher zufällig von einem ihrer Begleiter in der Anrede genannt worden war.

Der Prater ſtand in der vollen Pracht ſeines Herbſtſchmuckes; Gold und Purpur belaubte die hohen Bäume, unter denen hier und da noch ein Stamm ſein ſtrotzendes Grün der Zweige behauptete, wie auch der Raſen in ungebleichter Färbung ſeine ſchwellenden Matten. Es war Samſtag und volle Mittagſtunde. Die Alleen, welche ſonſt ein buntes, fröhliches Treiben belebte, waren ziemlich einſam, nur wenige verſpätete Spaziergänger zogen der Stadt zu; erſt auf der ſogenannten

fünften Allee, der vorzugsweis noblen, fanden ſich noch Equipagen und Reiter, welche der Sonnenſchein in das vortheilhafteſte Licht ſetzte. Graf Camillo ſchritt langſam in der Baumreihe dahin, welche den Fußgängern beſtimmt iſt; er muſterte neugierigen Auges jeden Wagen, der mit Damen daherrollte; auch ihn traf mancher Blick aus ſchönen Augen, denn ſeine ſchlanke Geſtalt war zu edel, ſein Antlitz zu blühend, um nicht ſelbſt in der Entfernung aufzufallen. Aber die er ſuchte, fand er nicht. Endlich warf er ſich, verſtimmt über die getäuſchte Hoffnung, die allerdings ſehr viel vom Zufall verlangte, auf eine Bank und ließ den allmählig verrinnenden Strom der Spazierenden an ſich vorüber ziehen. Wie nun endlich kein Wagen mehr kam und ſeine Uhr ihn ſelbſt an die Tafelzeit erinnerte, gerieth er in die mißmuthige Laune, welcher Charactere ſeiner Art, die Alles, was ſie fordern, um jeden Preis durchgeſetzt wünſchen, nur zu leicht unterworfen ſind, da es leider im Leben mehr getäuſchte, als gekrönte Hoffnungen giebt. Er wollte eben aufſtehen, als noch ein Fußgänger daher geſchlendert kam, ihn durch ein Doppelglas betrachtete und ſich ohne Umſtände neben ihn auf die Bank warf.

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ ſagte der Dreiſte im norddeutſchen Dialect. „Einziges Wetter! — Ich weiß nicht, ob ich ſchon die Ehre gehabt habe —“

Graf Camillo ſtand auf, maß ihn ſehr vornehm und wollte ſich, flüchtig den Hut rückend, entfernen. Aber die echten Söhne der norddeutſchen Metropole laſſen ſich nicht ſo leicht imponiren. Der lange, blaſſe Menſch, deſſen Alter, wie es ein Vorrecht dieſer Gattung iſt, ſich nicht ſo leicht errathen ließ, ſtand ebenfalls auf und ſchickte ſich an, den Grafen zu begleiten.

„Ich präſentire mich Ihnen,“ ſagte er, ſeine Cigarre abblaſend. „Sie könnten glauben, mit einem Suitier von der

Alle zu thun zu haben, einem „Reiſenden," wie ſie ſich nennen, daher kein anderer Menſch mehr ſo heißen, ſondern Touriſt genannt werden will. Ich bin weder ein Reiſender, noch ein Touriſt, ſondern Aſſeſſor: ich ſitze bei! Sie haben es wohl gemerkt?"

Bei dieſer Witzelei, deren Pointen, wenn ſie überhaupt ſolche beſaß, dem Italiener ganz verloren gingen, beſchäftigte ſich der Lange mit ſeiner Cigarre, lachte ſich dann Beifall und ſah Camillo auffordernd an. Als dieſer jedoch die Lippen verächtlich kräuſelte, rief er: „Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo verſtehen Sie mir nicht. Sind wohl kein Wiener?"

„Nein, mein Herr!" ſagte Camillo, drehte ſich kurz um und ſchlug die Richtung quer durch den Wald ein. Umſonſt! Der Unabweisliche befand ſich wiederum an ſeiner Seite.

„Sie ſind ein Liebhaber von Graswuchs," ſagte er. „Gott ja! In unſerm Thiergarten ſucht man ihn mit den Jämellen vergebens. Waren Sie in Berlin, mein exotiſcher Freund?"

„Herr, ich bitte, daß Sie mir den Titel Freund erſparen," rief Camillo, deſſen ſüdliches Blut nicht lange gereizt zu werden brauchte. „Wir haben nicht einen Weg, alſo empfehle ich mich Ihnen."

„Mein Herr Etranger, Sie beleidigen mich abſichtlich," ſagte der Berliner gelaſſen. „Ohne Leidenſchaft! ſag' ich Ihnen. Ich heiße Baron Mohnike. Wer ſind Sie, ausländiſches Gewächs?"

Der höhniſche Ton faſt noch mehr, als der Inhalt der Rede, entflammte Camillo's Zorn. Er nannte heftig ſeinen Namen, den wahren, ohne in der Leidenſchaft zu bedenken, wie er ſich dadurch gefährde; dann forderte er den Läſtigen, den er gern mit dem Stocke abgefertigt hätte, aus Rückſicht auf ſeinen Frei-

herrntitel, dem theuern Gewinn der väterlichen Nadel, auf Piſtolen.

„Abgemacht, Sela!“ ſagte der Berliner. „Piſtolenvergnügen, hier, morgen früh ſechs Uhr — es iſt aber eklicher Thau, alte Seele, oder ſagt er Ihrer tropiſchen Natur zu?“

Camillo, hochroth im Geſicht, nahm eine ſo drohende Stellung an, daß Baron Mohnike für klüger hielt, von ihm abzulaſſen.

„Sie beſorgen die Dampfmaſchinen, nicht wahr?“ ſagte er zurücktretend. „Jeder bringt einen Secundanten mit, ich ſchaffe Frühſtück. Oder laſſen wir den ganzen Witz und trinken eine Flaſche Tokaier zuſammen? Ich bezahle ſie.“

„Es bleibt bei dem Rendez-vous,“ erwiederte Camillo abſtoßend.

„Auch gut! Ich bin kein Verächter von Rendez-vous!“ ſagte der Berliner. „Ihren Namen bitt' ich noch einmal“ — er zog ſeine Briefſtaſche.

Camillo reichte ihm unbeſonnen eine Karte. Dieſe las der Lange, ſteckte ſie zu ſich und ſagte, ſich verabſchiedend: Verzeihen Sie, daß ich geboren bin! Ich freue mich ſehr, Ihre vampyriſche Bekanntſchaft gemacht zu haben.“ Damit ſtieg er mit weiten Schritten durch das Gras wieder der Allee zu und Camillo verfolgte ſeine Richtung, bis er auf den nächſten Pfad gelangte, den er nach der Stadt einſchlug. Er war in einer gereizten Stimmung. Noch niemals hatte er Gelegenheit gehabt, mit gemeinen Berlinern zuſammen zu treffen, und Jeder, dem es zuerſt geſchehen, wird zugeben, daß ihre ſchale, elende Witzelei, die ſich über Alles ergießt, ohne Salz und Geiſt, ihre Arroganz, ſelbſt ihre aus tauſend ſchlechten Theaterpoſſen zuſammengeflickten Redensarten, im Stande ſind, auch einen ruhigen Mann, der ſonſt gewohnt iſt, Albernheiten

nur zu belächeln, in eine feindſelige Stimmung zu bringen. Hat es nun gar der Berliner durch Geld oder den Freiheitskrieg zu einem Range gebracht, der ihm nicht in der Wiege beſtimmt geweſen, ſo bläht er ſich, wie der Froſch in der Fabel, und ſeine gemeine Natur fällt in den Zirkeln, die ihn dulden müſſen, um ſo widriger auf, als es kein Mittel giebt, ſich ſeiner Vertraulichkeit zu erwehren. Jedes Blähen eines Menſchen iſt überhaupt ein Zeichen, daß er eine Stellung bekleidet, in welcher er ſelbſt erſtaunt iſt, ſich zu finden; er dürſtet dann nach Ehrenbezeigungen, weil er das unbewußte Gefühl in ſich trägt, ſie perſönlich nicht zu verdienen, er iſt ſtets sur le qui vive, ob ihm auch die ſchuldige Achtung bezeigt wird, und ſieht in ſeiner Armuth an achtunggebietenden Gaben kein anderes Mittel, ſie zu behaupten, als die Grobheit, das geiſtige Fauſtrecht.

Baron Mohnike hatte nun freilich den Freiheitskrieg nicht anders mitgemacht, als daß er mit den erſten durch Berlin ſprengenden Koſacken als Straßenjunge Hurrah geſchrieen und einen verwundeten franzöſiſchen Voltigeur mit dem Blaſerohr aus dem Fenſter geſchoſſen hatte; er bekleidete daher keinen militäriſchen Rang, aber er beſaß Geld und war Baron, ſo gut wie der älteſte Edelmann der Mark, wie ein Quitzow und Rochow, deſſen Ahnen einſt die ſeinigen niedergetreten hatten. Ueberdem war er angeſehen in den reichſten Bankierhäuſern, ſein Witz wurde von den Damen mit wohlwollendem Gelächter goûtirt: „Mohnike iſt einzig!“ hatte er überall gehört, er wußte Göthe, den literariſchen Herrgott der Berliner Juden auswendig, verachtete Schiller und alles Gefühlsweſen tief, konnte alle Scenen der Nanteliteratur, der blühenden ſeiner Vaterſtadt, die den Typus ihres Volkwitzes allein zu würdigen und über die bittere Verachtung von außen zu tröſten

verſteht, mit obligaten Grimmaſſen recitiren und hatte ſein drittes Examen gemacht. Sollte er, der einzige Mohnike, der daheim ungeſtraft an Jedem ſeine Witzeleien verſuchte, hier in Wien, von deſſen Bewohnern er ſelbſt ſchon tauſend Anecdoten erzählt hatte, ſeine Ueberlegenheit der Junge nicht bethätigen dürfen? Sollte ihm ſo ſchnell nach ſeiner Ankunft ein ausländiſcher Hitzkopf über den Weg laufen, der nicht Spaß verſtand und ein anderes Gefecht beliebte, als ein Zungengefecht? Er ging, mit ſeinem Unſtern hadernd, nach Hauſe, feſt entſchloſſen, ſich nicht zum Zweikampf zu ſtellen. „Wien iſt groß!“ dachte er. Als er in ſeinem Zimmer war und ſich im Spiegel beſah, ſprach er: „Mohnike, Du ſiehſt miſerabel aus. Der große Nante würde ſagen: —“

Doch wir verſchonen unſere Leſerinnen mit Nante's Ausſprüchen, welche der Baron im Tone des beliebten Schauſpielers, der jenen Heros dem wiehernden Auditorium vorzuführen pflegt, emphatiſch declamirte. Dann zog er die Karte hervor, las: Camille Comte d'Arlinghieri und warf ſie auf den Spiegeltiſch. „Ein italieniſcher Franzoſe!“ murmelte er. „Laſſen wir ihn! Dieſe Kamille würde mir zu bitter ſchmecken.“

5.

Dem Grafen war es Ernſt mit dem Zweikampfe. Er fand zwar den Anlaß bei kaltem Blute etwas geringfügig, aber er hatte einmal in der Leidenſchaft die Aufforderung gethan und wußte ſeinen Gegner überdem nicht zu finden, auch wenn er ſich hätte mit ihm verſtändigen wollen. Sogar der Name, wie

wohlklingend ihn auch der Eigner zu moduliren wußte, war ihm nicht eindrücklich geblieben. Er ſchickte ſich alſo an, das Nöthige für den andern Tag vorzubereiten. Sein Haus war bald beſtellt. Er hatte Niemand, auf den er Rückſicht zu nehmen brauchte; wenn er fiel, weinte ihm kein Auge nach. Sein Vater hatte ihn verſtoßen, ſeine Freunde wußten nichts von ihm und hatten über ihr eignes Schickſal zu klagen, Friedrich war vielleicht ſchon auf der Ueberfahrt nach Amerika und wenn er einſt zurückkehrte, blieb ihm die Thräne um den Freund erſpart, der in ein namenloſes Grab geſunken war. So dachte Camillo. Er ſchrieb keinen Brief, er verſiegelte nur ſeine Papiere und ſein Geld, bis auf eine Summe, welche ſeine Rechnung und vielleicht — das erfüllte ihn doch mit einem Schauder! — ſein Begräbniß deckte, und adreſſirte das Packet an den Grafen Marco Arlinghieri. Dann ging er aus, Piſtolen zu kaufen. Seine größte Verlegenheit war, ſich einen Secundanten zu verſchaffen, da er in Wien Niemand kannte.

Als er in den Waffenladen trat, erinnerten ihn die verſchiedenen Gewehre an eine halbvergeſſene Liebhaberei ſeiner jüngern Zeit, wo er ein leidenſchaftlicher Verehrer der Jagd, auf dem heimathlichen Schloſſe ſo viel Gewehre zuſammengekauft hatte, daß es ihm der Vater endlich verbot. Er muſterte die neuen Erfindungen, fragte hier und da nach dem Preiſe und hatte alles Ernſtes im Sinn, ein Gewehr, das ihm beſonders gefiel, zu kaufen, als der Händler ihm ſagte, daß es bereits verkauft ſei, und zwar an einen Rittmeiſter von — Küraſſier, Baron Werffen.

Werffen! Der Name fiel Camille, wie ein ſchon gehörter auf, es bedurfte nur eines kurzen Beſinnens, um ihn zu überzeugen, daß es der Name jenes Officiers ſei, welcher ihm auf der Reiſe einen Dienſt erwieſen hatte.

„Iſt Baron Werſſen hier?“ fragte er den Kaufmann, indem eine raſche Hoffnung ihm ſagte, daß er in ihm einen Secundanten finden könne.

„Noch nicht, aber er wird erwartet,“ antwortete der Händler. „Das Gewehr ſollte ihm nachgeſchickt werden, es war ſchon vor ſeinem Abmarſch beſtellt, aber geſtern erhielt ich den Avis, mit der Sendung inne zu halten, weil der Baron zurück verſetzt ſei und vielleicht in kurzer Zeit eintreffen werde. Ich will die Flinte oben abgeben laſſen.“

„Wohnt er bei Ihnen im Hauſe?“ fragte Camillo leichthin, mit andern Gedanken beſchäftigt.

„Nein, aber eine Tante von ihm,“ erwiederte der Mann. „Intereſſirt es Sie, etwas Beſtimmteres über die Rückkehr des Barons zu erfahren, ſo will ich heut noch einmal fragen und es Ihnen zu wiſſen thun, wenn Sie mir Ihre Adreſſe geben.“

„Es intereſſirt mich nur für den Fall, daß er vielleicht heut noch eintrifft,“ ſagte Camillo, neu geſpannt. „Erkundigen Sie ſich ſobald als möglich und avertiren mich im Hôtel de Londres. Ich bin Graf Brunelleschi.“

Der Waffenhändler verbeugte ſich, ſtrich das Geld für die Piſtolen ein und verſprach ſelbige mit der genaueſten Nachricht über des Barons Rückkehr nach dem bezeichneten Hôtel zu ſenden. Camillo verließ den Laden und ſuchte ſeine Wohnung wieder auf, wo er in unerfreuliche Betrachtungen ſank. Zu welcher Fernloſigkeit waren ſeine Hoffnungen herabgeſunken! Was hatte er von ſeiner Zukunft geträumt und wie ſtand ſie jetzt vor ſeiner Seele! Er war ein namenloſer Flüchtling, über deſſen Haupte das Schwert des Damokles hing; damit nicht genug; ihm drohte der Tod von einer Hand, die er kaum kannte, und wenn er entrann, war er ein Mörder, an deſſen

Ferſen ſich die Grinnyen heften mußten. An dieſen Fall hatte er bis jetzt kaum gedacht. Es riß ihn empor, er mußte für ſein Fortkommen ſorgen. Wohin aber? Nach Norddeutſchland am ſicherſten! Von dort fand er die wenigſte Schwierigkeit, ſeine Zuflucht nach Frankreich oder England zu nehmen. Er traf ſofort Anſtalt, ſich einen Paß zu verſchaffen; der ſeinige lautete nur auf Wien, war aber ganz neu und gut beglaubigt. Dringlichkeit der Umſtände riefen den Eigner nach Berlin, ſein Name ſtand in vollkommener Integrität, es war kein Grund vorhanden, ſein Geſuch abzuſchlagen, und noch am Abende wurde der Paß, nach Berlin viſirt, für den Grafen Hettore Vanelleschi ausgefertigt.

Camillo erinnerte ſich jetzt auch der großen Unvorſichtigkeit, zu welcher ihn der Moment des Zornes geſtern hingeriſſen hatte. Er wußte nicht genau, ob er ſeinen wahren Namen genannt, aber wohl, daß die Karte, welche ſich unglücklicher Weiſe noch in ſeiner Taſche befunden, dieſen richtigen Namen trug. Wie leicht konnte er dadurch verrathen werden und ſeine ganze Laufbahn, die er ſich im Geiſte mit der lichteſten Glorie verklärt hatte, höchſt kläglich auf dem Spielberg — dieſem Schreckenswerte, deſſen bloßer Name ſchon die italieniſchen Mißvergnügten erſchreckte — endigen! Der Boden brannte ihm unter den Füßen, er wünſchte die Nacht vorüber und ſich ſelbſt vor die ſchwarze Mündung, um nur recht bald dieſer Ungewißheit überhoben zu ſein.

Die Nacht verging ihm ſchlaflos. Mit ſeinem Schickſal zerfallen, mit ſich ſelbſt, der ſich dies Schickſal bereitet hatte, raffte er ſich vom wüſten Lager auf, ehe noch der Morgen graute; die Augenlider brannten ihm, das Hirn ſchmerzte, er ekelte ſich unausſprechlich vor dem Leben, das ihm ſo lockende Kränze — Lorbeern und Roſen! — vorgegaukelt hatte, um ſie ihm

zu entreißen, da er ſchon die Hand danach ausſtreckte. Was bot ihm die Zukunft? Welches Ziel konnte er ſich noch ſtecken? Sollte er, der Verbannte, fremden Kriegsdienſt ſuchen, ſein Blut für Intereſſen verſpritzen, die ihm höchſt gleichgültig waren? Oder ſein verfehltes Daſein ohne beſtimmten Lebenszweck nur von Tag zu Tage ſchleppen, ſich in den Strudel der Genüſſe ſtürzen, um es nach jenes antiken Philoſophen Lehre ſo ſchnell als möglich zu enden? Was blieb ihm als Stab in der Fremde?

Da ſtellten ſich zwei treue Bilder ſeinem Geiſte dar und ſchienen ihm Troſt zuzuſprechen. Es waren ſeine Mutter und ſein deutſcher Freund. Manches Wort, manche Warnung, die er von ihrem Munde gehört und doch nicht beachtet hatte, klang zwar ſtrafend wieder in ſein Ohr, aber auch Troſt fand er in der Erinnerung, und wenn er die Stimme, die jetzt in ſeinem Herzen erwachte, recht verſtand, ſie immer ſein Lebelang bei jedem Wendepunkt achtſam befragte und ſie niemals von dem Toſen der Leidenſchaft übertäuben ließ, ſo war ſeine Zukunft reicher an wahrem Glück, als er ſie jemals geträumt hatte!

Endlich ſchien es Zeit. Ein Fiaker war beſorgt. Camillo hatte ſeine Rechnung im Gaſthofe bezahlt, alle ſeine Habſeligkeiten mit ſich genommen, um ſogleich nach abgemachter Sache, wenn ihn das Glück — entſetzliches Glück! — verſchonte, der nächſten Linie zueilen zu können, wo ein Wagen mit Poſtpferden ihn erwartete. Daß er keinen Secundanten mit ſich brachte, war ihm jetzt gleichgültig. Noch am ſpäten Abend hatte er einen Zettel von dem Waffenhändler bekommen, der ihn benachrichtigte, daß Baron Werſſen erſt in einigen Wochen eintreffen werde; er hatte es nicht anders erwartet und das Papier, als ihm der erſte flüchtige Blick den Kern ſeines Inhalts ent-

deckt, zerknittert auf die Erde geworfen, mit andern wichtigern Dingen beſchäftigt.

In der großen Allee ließ er halten und ſtieg aus. Der Flaker hatte beim Zurückſchlagen des Mantels ſo etwas, wie beſchlagene Piſtolenkolben aus der Taſche hervorblitzen ſehen und ahnte den Grund der frühen Luſtfahrt.

„Kommen's g'ſund wieder!“ rief er dem Davonſchreitenden nach und lehnte ſich auf ſeinem Sitze zurück, um den Erfolg ruhig abzuwarten.

Camillo hatte ſich die Stelle wohl gemerkt, wohin er ſeinen Gegner beſchieden hatte. Es war auf dem halben Wege zum Hirſchenſtadel zwiſchen der vierten und fünften Allee; zwei Eichen, welche ihre Zweige verſchränkten, bildeten eine ſo auffallende Gruppe, daß ſie nicht wohl mit andern verwechſelt werden konnte, auch fand ſich kein anderer lichter Platz, an Ausdehnung dieſem vergleichbar.

Noch war es früh. Das Morgenroth ſchimmerte durch die Tiefe des Praters und warf glühende Lichter in die Kronen der verbrüderten Eichen. Ein kalter Herbſtwind trieb ſein Spiel mit den Blättern und fegte in einzelnen, ſcharfen Stößen über die Lichtung. Camillo ſah nach der Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde an der feſtgeſetzten Zeit. Der Thau näßte ihm die Füße, der Morgenwind ſtrich ſchneidend über ſeine Stirn. Doch war ſein Blut zu ſehr in fieberiſcher Aufregung, um dieſe äußern Eindrücke zu bemerken. Er horchte nur immer angeſtrengt hinaus nach der Chauſſee, ob er nicht das Heranrollen eines Wagens höre. Umſonſt! Der Prater war einſam, nur der melancholiſche Ruf der Herbſtvögel ließ ſich vernehmen, wie eine Klage des Abſchiedes von heimathlichen Fluren. Dem Harrenden wurde ſelbſt weh zu Muthe.

Endlich ſtieg die Sonne. Es war ſechs Uhr. Camillo fing an über das Ausbleiben ſeines Gegners unruhig zu werden; jedes Warten iſt läſtig und kann ſelbſt über geringfügige Dinge unerträglich fallen; wie viel mehr unter Umſtänden, die über Leben und Tod entſcheiden! Der Graf ſchritt ungeduldig nach der Chauſſee zurück, wo ſein Fiaker, den das vergebliche Warten nur langweilte, feſt eingeſchlafen war. Camillo trat mitten auf den Weg und ſah deſſen lange, grade Bahn, ſo weit ſein Auge trug, leer. Es ergrimmte ihn, daß der elende Wißling auf ſich warten ließ. Er warf ſich auf die Bank, wo er geſtern ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſuchte ruhig zu werden; aber es gelang ihm nicht; jedes ferne Geräuſch, der Schrei eines Hähers, das Klopfen des Spechts, ſtörte ihn auf und trieb ihn auf die Füße, um zu ſehen, ob ſein Feind noch nicht komme. Seine Ungeduld erreichte den höchſten Grad, als Viertelſtunde auf Viertelſtunde verrann und keine den Erwarteten brachte. Vielleicht hatte er die Stelle nicht wieder gefunden und harrte an einer andern auf ihn und hielt ihn für den Ausbleibenden, vielleicht für einen Feigling, der ſich der Ehrenſache entzogen habe. Dieſer Gedanke reizte Camille ſo, daß er mit krampfhaft zitternder Hand eine der Piſtolen blind lud und abfeuerte, um Jenem ein Zeichen zu geben.

Vor dem Knall, deſſen Echo weit durch die Waldung drang, erſchraken die Pferde vor dem Wagen und zuckten an; der Fiaker wäre faſt herabgeſtürzt. Schlaftrunken haſchte er nach Zügeln und Peitſche und ſah ſich dann erſt um. „Schaun's!“ rief er endlich zufrieden, als er ſeinen Mann erblickte. „Fahr'n w'r 'r Gnaden?“ Dabei blickte er forſchend nach der Lichtung, wo er glaubte, einen Gefallenen zu ſehen und ſich über die leere Stätte wunderte.

Camillo ſchüttelte mit dem Kopfe und lauſchte auf die Wirkung ſeines Schuſſes. Er hatte die Miethspferde erſchreckt und die Vögel ſtill gemacht. Das war Alles. Keine Antwort erſcholl, kein Menſch kam, Alles blieb ruhig und einſam, wie zuvor.

„'s thut's halt nimmermehr!“ ſagte der Fiaker. „Wollen's noch eine Stund warten?“

„Der Elende!“ rief Camillo entrüſtet. Mit einem ſchnellen Entſchluſſe riß er ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche und warf die Worte darauf: „Zwei Stunden erwartete ich Sie vergebens. Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo rechtfertigen Sie Ihr feiges Ausbleiben im Hôtel de Londres No. 27.“ Dieſe Mahnung legte er für den Fall, daß ſein Gegner doch noch kommen könnte, auf die Bank und ſtieg dann in ſeinen Wagen, um vor allen Dingen nach der Enzersdorfer Linie zu fahren und den Poſtillon, welcher dort ſeiner wartete, nach Hauſe zu ſchicken. Auf die heftige Erregung, welche Camille's Nerven geſpannt hatte, war durch dieſen nüchternen Ausgang der Tragödie eine höchſt proſaiſche Erſchlaffung gefolgt.

Baron Mohnike hatte ſich im güldenen Lamble, dem Herbergslager der Norddeutſchen, welche Wien beſuchen, Punkt fünf Uhr wecken laſſen, doch nicht, um nach dem kalten Prater zum Kugelwechſeln zu eilen, ſondern um ſich behaglich in ſeinem warmen Bette mit der Vorſtellung zu vergnügen, wie ſein blutgieriger Gegner vergeblich auf ihn warten würde. Es erhielt ihn wach, bis ſeine Stunde zum Lever kam. Als er dann vor den Spiegel trat und ſeine eingefallene Bruſt unverſehrt aus dem Schlafrock blicken ſah, lächelte er ſein Ebenbild wohlgefällig an und ſagte: „Mohnike, Du biſt einzig. Ich gratulire Dir, Du ſchmeicheliſt Dir noch Deines Daſeins. Der Witz war gut. Ich werde Dir heut Abend eine Beichnung verabfolgen.“

Als Camillo ſein Hôtel wieder erreichte, war der Hausmeiſter eben im Begriff, ſein Zimmer zu vergeben. Er nahm es wieder in Beſchlag und wehrte dem Kellner, der ihm den Mantel abheben wollte, weil er ſonſt die Piſtolen entdecken mußte. Das Stubenmädchen, das eben hinausſchlüpfte, reichte ihm ein Papier, das es auf der Diele gefunden: es war das Billet des Waffenhändlers. Camillo warf ſich, ſobald er allein war, auf die Chaiſelongue und las es müſſig durch. Wie entflammte ſich plötzlich ſein Auge!

„Frau von Rodenau, ſeine Tante, glaubt, daß er ſie nächſtens überraſchen werde," ſo lautete der Nachſatz, den er geſtern Abend nicht werth gehalten, zu leſen. Welches Bild rückte ihm der Name wie durch einen Zauberſchlag vor die Seele! Rodenau hieß ja die Dame, deren Bekanntſchaft er um ihrer lieblichen Begleiterin willen geſucht; er hatte ſie damals im Prater geſehen, Bianca ſo tief in die Augen geblickt, daß ſie erröthete und dann, als ſie ſich zu einer größren Geſellſchaft begaben, ſich frei unter dieſe gemiſcht, mit der Mutter und noch mehr mit der Tochter geſprochen, bis ſie wieder in den Wagen ſtiegen, der ſie nach der Stadt zurückführte. Frau von Rodenau hatte man die Dame genannt. Aber eine Andere konnte denſelben Namen führen; Camillo gab ſich der Hoffnung noch nicht hin, welche ſeine Zukunft wiederum erhellte, wie der Sonnenſchein über Gefilde fliegt, die lange von Wolken verdunkelt geweſen. Doch wollte er Erkundigung einziehen, er glaubte ja den beſten Anlaß zu haben.

6.

Der Tag verging in Erwartung. Camille verließ das Haus nicht, für den Fall, daß ſein Gegner das auf der Bank zurückgelaſſene Billet gefunden habe und etwa noch beantworten werde. Es kam aber Niemand, auch war der Eifer des Grafen merklich abgekühlt und durch die Vorſtellung, daß von ſeiner Seite Alles geſchehen ſei, dem Ehrenpuncte vollkommene Genüge geſchehen. Als der Abend ſank, glaubte Camille die Sache auf immer abgemacht und blickte wieder mit andern Augen in das Leben. Doch faßte er keinen beſtimmten Plan. Er wollte ſich treiben laſſen, wohin es den Wellen beliebte. Bianca's Augenſterne, die ihm wieder aufgegangen ſchienen, ſollten ſeine Führer ſein, ihnen vertraute er ſein Heil. Winkten ſie ihm in einen friedlichen Port, ſo war er geborgen, keine Lockung des Wahnbildes, das ſein Schickſal getrübt, ſollte ihn mehr auf die gefahrvolle See führen. Aber vielleicht trogen die Sterne und ſein Schifflein gerieth, dem täuſchenden Schimmer folgend, in einen Strudel über blinden Klippen, der es rettungslos in den Abgrund riß?

Im Speiſezimmer, wo Camille ſeine Abendmahlzeit genoß, fand ſich ein Fremder zu ihm, der ihn um Erlaubniß bat, an einem Tiſche mitzueſſen, ein feiner, anſtändig gekleideter Mann. Seine Unterhaltung war fließend, ſeine Rede klug. Er nannte Camillo bei ſeinem angenommenen Namen, den er im Fremdenbuche geleſen hatte. Beide ſaßen ziemlich abgeſondert von den übrigen Gäſten und wurden Anfangs beobachtet, aber bald gerieth das Geſpräch an den Tiſchen in lebhaften Gang, ſo daß ſich Niemand mehr um die Nächſten kümmerte. Als der Fremde das ſah, zog er ein Blättchen unvermerkt aus der

Bruſttaſche und legte es vor Camillo auf das Tafeltuch. „Iſt das von Ihnen, Herr Graf?“ fragte er.

Camillo erkannte das Blatt, das er im Prater zurückgelaſſen hatte; ſein erſter Gedanke war, daß er es mit dem Secundanten ſeines Gegners zu thun habe. „Ja wohl, mein Herr,“ erwiederte er. „Und ich bin noch jeden Augenblick bereit, ſeinen Inhalt zu vertreten.“

Der Fremde lächelte fein. „Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß ich bei der Sache betheiligt bin,“ ſagte er. „Eine Ausforderung alſo? Ich glaubte es ſchon, als ich das Billet zufällig fand. Ihr Gegner hat ſich nicht geſtellt?“

„Unbegreiflicher Weiſe!“ erwiederte Camillo. „Darf ich aber fragen, mein Herr, warum Sie, als Unbetheiligter, mich aufſuchen, um mir das Blatt wieder zuzuſtellen? Es wäre vielleicht doch in die rechten Hände gekommen.“

„Schwerlich!“ entgegnete der Fremde. „Bedenken Sie doch ſelbſt den Schwall der Promenirenden. Jeder würde es geleſen, Jeder ſeine Gloſſen gemacht haben. Das Hôtel de Londres würde beſtürmt, der Hausmeiſter auf die Tortur gebracht worden ſein, um den Bewohner von No. 27, der ſein Cartel ſo öffentlich wie ein Placat anſchlägt, zu ermitteln. Sie kennen die Neugier unſrer Wiener nicht.“

Camillo glaubte davon das beſte Beiſpiel jetzt vor Augen zu haben und erwiederte trocken: „Ich dachte daran nicht.“

„Zum Glück war ich jedenfalls der erſte, welcher heut früh die Tour machte,“ fuhr der Fremde fort. „Ich fand das Billet und überzeugte mich, daß es Ihnen noch andere Ungelegenheiten zuziehen könne. Duelle ſind verboten, wie Sie wiſſen.“

„Aber nicht abgeſchafft,“ ſagte Camillo. „Sie werden beſtehen, ſo lange es noch Mannhaftigkeit giebt, die es ver-

ſchmäht, fremde Menſchen über die eigene Ehre richten zu laſſen."

„Streiten wir darüber nicht!" ſprach der Fremde in gelaſſenem Tone. „Ich habe auch von Ihrem Gegner gehört. Sein Sie zufrieden, daß ſich Alles ſo gefügt hat. Ihr Gegner wird ſich Ihnen nicht ſtellen."

„Sie kennen ihn?" rief Camille. „Sie wiſſen ſeine Wohnung? Seinen Namen? Ich ſelbſt habe dieſen vergeſſen."

Der Fremde ließ einen ſcharfen Blick in Camille's Auge fliegen, der ſich aber, die Wahrheit erkennend, ſchnell wieder zur gewohnten Freundlichkeit verkehrte. „Ich könnte Ihnen ſeine Wohnung nennen," ſagte er, indem ein Lächeln, deſſen er nicht gleich Herr wurde, um ſeine Lippen ſpielte. „Doch würde es zu nichts helfen. Er ſtellt ſich Ihnen nicht, vielleicht nie. Mein Wort darauf! Sein Sie zufrieden, daß Ihr beabſichtigter Zweikampf ignorirt wird."

Mit dieſen Worten erhob ſich der Fremde ſchnell, verbeugte ſich und ließ Camille, der ihn vergebens zurückzuhalten ſuchte, allein. Der Graf ſah ihn mit dem Kellner ſprechen und dann aus dem Zimmer verſchwinden; er rief den Kellner und befragte ihn; dieſer lächelte verſchmitzt, wollte aber den Herrn nicht gekannt haben.

„Es iſt dennoch ein Abgeſandter meines ehrloſen Witzbolds," dachte Camille. „Er wollte mir die Gewißheit geben, daß ich ihn richtig beurtheile; die letzte Rede klang gar wie eine Drohung. Ich verachte ſie und ihn!"

Er ſchlief ſehr ſanft auf die Spannung, welche ſich nun völlig gelöſt hatte, ſüße Träume umgaukelten ſein ſorgloſes Haupt. Früh war ſein erſter Gang zu dem Waffenhändler. Er dankte ihm für ſeine Mittheilung, forſchte nach den Verhältniſſen der Frau von Rodenau und hörte zu ſeinem höchſten Entzücken

daß es faſt keine andere ſein konnte, als die er ſich ſehnte zu finden. Die Stunde war noch zu früh, um, wie er beabſichtigte, unter dem Vorwande, nach Baron Werffen zu fragen, der Dame einen Beſuch abzuſtatten; daher ging Camillo, was höchſt nöthig war, auf das Polizeibüreau, wo er Anzeige zu machen hatte, daß er ſeine Reiſe nach Berlin aufgeſchoben, und daher um eine neue Aufenthaltskarte bitte.

Der Beamte ſah ihn ein wenig mißtrauiſch an und bat ihn, zu verziehen, weil er deshalb mit ſeinem Chef Rückſprache zu nehmen habe. Es währte eine geraume Weile, ehe er wieder kam. Dann ſtellte er ihm zwar die Karte auf den gewünſchten Termin aus, bedeutete ihn aber, daß er ſich vor allen ähnlichen Mißhelligkeiten, wie ſeine geſtrige, zu hüten habe, wenn er ſich nicht ernſten Unannehmlichkeiten ausſetzen wolle; dem Amte ſei Alles wohlbekannt, was in der Stadt vorfalle, und er möge ſich gefaßt machen, auch über den ganzen Vorgang Rede zu ſtehen.

Camillo's raſches Blut hätte ihn vielleicht, der Warnung zum Trotz, gegen den Warner ſelbſt hingeriſſen und in ſchlimmere Folgen verwickelt, wenn nicht ſein Genius in Perſon eines andern Sollicitanten erſchienen wäre. So trat er heimlich erbittert ab und ſuchte durch ein Gang über den Burgplatz zum Kärnthnerthore und auf die nächſten Baſteien die Zeit hinzubringen, deren Flug ihm heut nicht genügte. Sein Unwille hatte ſich abgekühlt, ſein Auge öffnete ſich den großartigen Scenen um ihn her, es blickte mit Bewunderung auf die Herrlichkeit der wahrhaft kaiſerlichen Stadt. Endlich ſchlugen die Uhren auf den Thürmen die erſehnte Stunde, er eilte hinab und ſtand bald wieder vor dem Hauſe, das er nun öfter zu betreten hoffte.

„Sind nach Schönbrunn!“ ſagte ein ſchnippiſches Kam-

mermädchen, als er klopfenden Herzens gemeldet zu werden verlangte.

Er ſtürmte nach der erſten Haltſtatt von Fiakern, warf ſich in einen Wagen und eilte hinaus, als hänge ſein Leben davon ab, noch heut mit dem Mädchen zuſammenzutreffen, das er ein einziges Mal geſehen, aber noch nicht kennen gelernt hatte. Seines Characters Grundton war aber leidenſchaftlich und wenn er in Schwingung gerieth, übertäubte er jede andere Stimme.

Er kam in Schönbrunn an. Der kaiſerliche Garten war heut von zahlreicher Geſellſchaft beſucht, man ſah von dem impoſanten Parterre aus die bunten Gruppen in den Buchengängen wandeln und wieder verſchwinden; — wo ſollte Camillo finden, die er ſuchte? Während er rathlos ſtand und ſein ſcharfes Auge in allen Richtungen bis zum Gloriett hinauf ſchweifen ließ, begünſtigte ihn wiederum der Zufall. — „Sieh da, Graf Brunelleschi?“ rief eine männliche Stimme, ganz in ſeiner Nähe.

Camillo wandte ſich überraſcht um. Er ſah einen Mann vor ſich, in deſſen wohlgebildeten Zügen er einen Bekannten zu finden glaubte, wenn er ſchon nicht recht wußte, wo er ihn geſehen haben mochte.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ lachte der Fremde, deſſen militairiſcher Blick ſich ſchneller zu orientiren verſtand.

„Ha, Baron Werffen!“ rief Camillo, ihn plötzlich erkennend. „Sind Sie angekommen? Man erwartet Sie.“

„Wer, Herr Graf?“ fragte Werffen.

„Ihre Frau Tante, ich hörte zufällig davon,“ ſagte Camillo, der die Gelegenheit nicht entſchlüpfen ließ. „Frau von Rodenau ſoll hier ſein, laſſen Sie uns ſuchen, es giebt eine köſtliche Ueberraſchung.“

„Dieſe iſt ſchon vorüber," erwiederte Werſſen lächelnd. „Meine Tante hat mich hier begrüßt. Ich war im Begriff, ſie wieder aufzuſuchen, nachdem ich Einiges beſtellt. Begleiten Sie mich, da Sie meine Tante kennen."

Camillo nahm die Einladung freudig an, ſeinen Stern preiſend, der ihm wieder durch denſelben Mann ſeinen Weg bahnen ließ. Im Gehen ſagte er dem Freiherrn, daß er ſeine Tante nur einmal geſehen habe, aber eben darum wünſche, die nähere Bekanntſchaft einer ſo geiſtreichen Frau zu machen, als er in ihr beim erſten flüchtigen Geſpräch gefunden.

„Sie haben Recht," erwiederte Werſſen. „Meine Tante iſt ſo klug, als liebenswürdig."

„Und Ihre Couſine ein Engel!" rief Camillo feurig.

Des Deutſchen Blick richtete ſich fragend auf den Enthuſiaſten, dann ſtimmte er in das geſpendete Lob mäßig ein. — „Wir ſind ſehr wenig verwandt," ſagte er zum Schluß. „Ein weitläufiger Vetter meines Vaters war der Tante Gemahl, die ich nur aus jüngern Jahren her mit dieſem Titel benenne. Sie iſt wenig älter, als ich."

Während er ſprach, hatte Camillo's Blick ſchon die beiden Damen entdeckt, welche in Begleitung von mehrern andern bei dem Brunnen, der dem Orte den Namen gegeben, auf ihren Verwandten warteten. Etwas verwundert ſahen ſie den Fremden an ſeiner Seite; als er ihn aber vorſtellte und Camille ſich auf die frühere Begegnung bezog, erinnerten ſie ſich, ihn geſehen zu haben, und Bianca, welche die Glut ſeines Feueraugs wiederum nach ihrem Aufblicke ſtreben ſah, erröthete, wie damals. Dem Grafen galt ihr Erröthen für das ſchönſte Pfand ſeiner Zukunft.

Die Unterhaltung web ſich leicht und heiter, wie eine Liane,

um Alles, was ſie eben erreichte. Camillo erzählte, welchen Dank er dem Freiherrn ſchuldig ſei und wurde dadurch Allen näher gerückt, die Damen fanden ihn ſchön, intereſſant; Werſens ſchlichte Erſcheinung trat durch ihn faſt in den Hintergrund. Doch bei Frau von Rodenau nicht. Sie kannte ihn ſeit früher Jugend, ſie wußte ſeinen gediegenen Werth zu ſchätzen und zog es auch heut vor, mit ihm über Intereſſen zu ſprechen, die Beiden nahe lagen, als daß ſie hätte des Fremden Unterhaltung, die, wie ſie meinte, wohl blenden, aber nicht gewinnen konnte, ſuchen ſollen. Bianca ergötzte ſich dagegen an dem Brillantfeuer ſeiner Rede. Sie war ein harmloſes Kind, deſſen Herz noch ſchlummerte, wie lebhaft ihr längſt erwachter Geiſt auch über die Blüten des Daſeins flog. Ihrem Anſehen nach hätte man ſie für viel älter halten ſollen, als ſie wirklich war, die große üppige Brünette mit den lachenden Augen, aus denen, wenn ſie ſprach, die Schalkheit ſprühte. Wer ſich aber auf die Hieroglyphik der Jahre verſtand, der ſah wohl an den weichen, kindlichen Formen von Kinn und Mund, in welche weder die Leidenſchaft, noch der Gram den ſcharfen Pflug eingeſetzt, daß Bianca kaum die reizende Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau überſchritten hatte.

Camillo war durch dies Wiederſehen bis zur höchſten Exaltation ſeines glühenden Geiſtes beſeligt. Es hätte nur eines leichten Anlaſſes bedurft, um ſein Gefühl in Worten ausſtrömen zu hören; aber die Geſellſchaft bannte es in wohlthätige Schranken und ließ nur ſeinem Auge die Freiheit, die es allzu wild benutzte. Keine der Damen war mehr im Zweifel, was ſein Herz empfinde, er kümmerte ſich auch nicht darum, er zeigte es rückſichtslos, daß Bianca auf ihn einen Eindruck gemacht, der nicht ſo bald verlöſchen werde. Frau von Rodenau hütete die Aeußerungen ihres Kindes mit mütterlicher Beſorgniß;

noch ſprach ſich in Ihnen nichts aus, was ein tieferes Wohlgefallen, als das flüchtige des Augenblickes verrieth; aber die Gefahr für Bianca's Ruhe ließ ſich nicht verkennen und war der Grund, warum die Mutter den Aufbruch von Schönbrunn weit früher betrieb, als es ſonſt der Fall geweſen ſein würde. Ihre Freundinnen wußten es ihr keinen Dank, ſie waren ſämmtlich mit jener Vorliebe, welche deutſche Damen für alles Ausländiſche ſo rühmlich auszeichnet, dem Fremden zugethan und hofften, jede einzeln, wenn er nur die erſte Verblendung überwunden habe, ſo würde er für ihren ſolidern Reiz Augen gewinnen. Baron Werſſen war zuletzt ganz ſtill. Der Abſchied führte eine neue Verlegenheit herbei. Camillo bat Frau von Rodenau offen um Erlaubniß, die Bekanntſchaft, welche ihn ſo glücklich mache, fortſetzen zu dürfen. Die Dame gab eine jener frauenhaft feinen Antworten, welche unſerer Diplomatie bei delicaten Wirren zum Muſter dienen könnten: Camillo legte ſie aber ganz zu ſeinem Gunſten aus.

Auf der Heimkehr plauderte Bianca viel von dem intereſſanten Manne und wiederholte manche ſeiner witzigen Aeußerungen, welche durch den fremdartigen Accent ſeiner Sprache einen neuen Reiz gewonnen hatten. Die Mutter ſuchte mit vorſichtiger Hand einige Strahlen, welche des Italieners Bild bei dem noch unbefangenen Mädchen verklärten, auszulöſchen und gab ihrem Vetter, der mit Beiden nach der Stadt zurückfuhr, manchen Anlaß, ein Gleiches zu thun. Aber Baron Werſſen dachte zu edel, um hinterrücks irgend Jemand, und wäre es ein gefürchteter Nebenbuhler geweſen, zu verkleinern; er ſtimmte lieber gar nicht in das Geſpräch ein und ſah ernſt in die herbſtliche Gegend, durch welche ſie flogen. Erſt als ſie Wien und die Wohnung der Tante erreicht hatten, Bianca auf ihr Zimmer geeilt und Werſſen mit der verehrten

Frau allein war, ſagte er: „Ich fürchte, daß ich heut ſelbſt den Dämon meines Glücks heraufbeſchworen habe.“

„Fürchten Sie das nicht!“ erwiederte Frau von Retenau. „Bianca's Herz hängt zu ſehr an Ihnen, als daß es ſich durch eine vorübergehende Erſcheinung könnte abwendig machen laſſen. Trauen Sie darin meinem Blicke. Uebrigens bin ich feſt entſchloſſen, den Faden dieſer forcirten Bekanntſchaft abzureißen. Mein Haus ſoll dem Grafen nicht offen ſtehen.“

„Nein, liebe Tante,“ entgegnete Werſſen. „Wehren Sie es ihm nicht. Wenn Bianca's Herz nicht geprüft iſt, ſo kann mir Niemand ein häusliches Glück auf Lebenslang verbürgen. Es iſt nicht mit dem Wechſeln der Ringe abgemacht; damit ſchließt wohl der Roman, aber ſehr oft beginnt dadurch erſt die Expoſition eines Trauerſpiels. Laſſen Sie Bianca vollkommen gewähren, führen Sie das Mädchen recht viel in die Welt, daß es deren glänzende Seite nicht erſt als Frau kennen lerne und bei vollkommenem Bewußtſein ihre Wahl treffe.“

„Sie treten zurück, Rudolph!“ ſagte Frau von Retenau. „Ich durchſchaue Sie. Warum aber der Freundin nicht offen ſagen —“

„Welcher Gedanke!“ unterbrach ſie Werſſen lebhaft, indem eine Röthe des Unwillens über ſeine männlichen Wangen flog. „Können Sie im Ernſt glauben, daß mich Bianca's Bild nur einen Moment verlaſſen habe, daß ich minder wünſche, ſie zu beſitzen, weil ich ihr Glück will? Könnte ich glücklich ſein, wenn ſie es in meinem Beſitze nicht ganz wäre, wenn ſie mir die Hand, aber nicht das Herz reichte, oder ein Herz, das ein gutmüthiges Wohlwollen für Alles hielte und ſpäter erſt ſchrecklich erwachte?“

„Sie malen Grau in Grau!“ verſetzte die Tante. „Freilich, wenn Sie das junge Mädchen vernachläſſigen wenn An-

dere mit eifriger Huldigung nahen, wenn ſie ſich geliebt ſieht und von Ihnen vergeſſen glaubt —"

„Das ſoll ſie nicht," ſagte Werffen. „Ich werde um ihre Liebe werben, ſie ſoll die meinige in ihrer vollen, redlichen Treue kennen lernen."

Bianca unterbrach das Geſpräch. Sie war den Abend über, ohne es zu wiſſen, ein Gegenſtand der aufmerkſamſten Beobachtung, aber ihr unbefangenes Weſen, das in gewohnter Munterkeit blieb, ſchien jeden Argwohn zu verbannen, und der Freiherr drückte beim Abſchied ſeiner Tante freudig die Hand. Bianca neckte ihn noch auf der Treppe.

Der Mann, den er als ſeinen Nebenbuhler anſehen mußte, war, von ſeiner Leidenſchaft berauſcht, nach Hauſe gekommen. Er hatte keinen andern Gedanken, als das reizende Mädchen, und ſchwor ſich, ſie müſſe ſein werden um jeden Preis. Alles, was noch vor wenigen Stunden ſeine Sorge in Anſpruch genommen hatte, war vergeſſen, er dachte nicht mehr daran, daß jeder Tag, den er länger in Wien verweile, ſeine Sicherheit gefährden müſſe, daß die Unterſuchung über den beabſichtigten Zweikampf, die noch keineswegs niedergeſchlagen ſchien, zu Verwickelungen führen könne, daß die Karte mit ſeinem Namen ihn verrathen möchte, daß endlich gar wohl, bei der trefflichen Pflege der öffentlichen Sicherheit, welche in Oeſterreich berühmt iſt, die Nachricht ſehr bald über die Alpen kommen müſſe, die ſeines Paſſes Zeugniß als falſch darſtelle und ihn ſomit in das unausweichbare Verderben ſtürze. Das Alles vergaß er, oder es ſchwebte nur unbeſtimmt vor ſeinem Geiſte. Die Nacht brachte ihm keine Stille, keine Klarheit. Er wiegte ſich in geträumte Hoffnungen, er ſah ſich zu Bianca's Füßen, ihr ſeine Liebe ſtammelnd, ſie neigte ſich gütig zu ihm hernieder, er zog ſie an ſein Herz, er trank ihren Götterkuß!

Im Aufſchreck erwachte er. Der bleiche Mondſtrahl ſpielte am Fenſter und ließ deſſen Kreuz und Rahmen ſchwarz wie Kerkergitter erſcheinen. Unten klang der gleichförmige Tritt der auf- und niederwandelnden Schildwache, welche das ungariſche Staatsgebäude, das dem Hôtel gegenüberliegt, hütete. — Camillo warf ſich, unangenehm berührt, auf die andere Seite und lauſchte noch ein Weilchen. Da hörte er mehrere Tritte über den Fleiſchmarkt daher kommen, ein leiſes Glöckchen durch die Stille der Nacht erklingen und den ungariſchen Grenadier drüben klirrend ſeine Honneurs machen. Er erkannte das Ereigniß wohl, es war ein Prieſter mit dem Allerheiligſten, der zu einem Sterbenden gerufen werden mochte.

7.

Am andern Morgen erhielt Camillo ein Billet, das ihn nicht wenig überraſchte. Es war in italieniſcher Sprache geſchrieben; ein Blick belehrte ihn, von wem? die Unterſchrift beſtätigte es. Sein Freund Friedrich war noch in Wien und lag krank! Er hatte erfahren, daß Graf Brunelleſchi in Wien ſei und wo er wohne, er kannte dieſen Namen, als ſeinem Camille von Jugend auf befreundet, und bat den vermeintlichen Brunelleſchi, ihn nur auf einen Moment zu beſuchen. Den Grund hatte er dem Papiere nicht anvertraut, es war die Sorge um Camillo's Schickſal, welche ihn bewegte, ſeit das Gerücht von den Vorgängen in Italien ſich verbreitet hatte.

Camillo vergaß ſich ſelbſt über dem kranken Freunde und flog an ſein Lager. Wie freudig erſchrak der Leidende, als der Ton der lieben Stimme ihn begrüßte und den Beſuch er-

kennen ließ, eh' es ſein kurzes Geſicht vermochte! Der Kellner, welcher Camillo von ſeiner frühern Anweſenheit, wo er mit Friedrich in dieſem Zimmer gewohnt hatte, auf den erſten Blick erkannte, fragte: ob er für ſein Gepäck ſorgen ſolle, da er doch wieder hier logiren würde? Camillo wies ihn zurück und blieb mit Friedrich allein.

Da erzählte der Kranke auf Begehren zuerſt, wie er, einem Schiffe gleich, das von widrigen Winden am Auslaufen verhindert werde, vom Fieber niedergeworfen liege und darüber ſeinen ganzen Lebensplan verrückt habe. Jene Stelle am Hofe zu Rio de Janeiro, die er, der allein ſtehende Mann, bei ſeinem Drange, die Herrlichkeiten der Erde zu ſehen, freudig angenommen hatte, ſei unter der Zeit längſt vergeben, ſein erlauchter Gönner habe ihm dagegen die beſten Ausſichten eröffnet, er werde nach ſeiner Geneſung auf Koſten des Staats eine wiſſenſchaftliche Reiſe machen und dann eine paſſende Anſtellung erhalten. Die Ungeduld, von Camillo zu hören, was ihn wieder nach Wien geführt, ließ ihn ſeinen eignen Bericht kurz faſſen. Camillo erzählte nun, was ihm begegnet, der Wahrheit treu; Friedrich vernahm es mit großer Beſorgniß. Als er endlich wußte, daß ſein Freund in Gefahr ſchwebe und um der raſch entbrannten Leidenſchaft willen, die ihn zu Wien gefeſſelt, verſchmähe, ſich durch ungeſäumte Entfernung zu retten, rief er, die Decke ſeines Lagers zurückwerfend: „Hier iſt nicht länger Zeit, krank zu ſein! Haſt Du den Verſtand nicht, Dir ſelbſt zu rathen, ſo müſſen Andere für Dich denken! Nimm mir's nicht übel, ich werde grob. Was willſt Du denn? Um das Licht flattern, bis Du Dich verſengſt? Sage mir Deine Gedanken."

„Ich will den Sturm hier vorüber gehen laſſen," erwiederte Camillo befangen.

„Wie kann er das?“ rief Friedrich. „Er muß Dich ja erfaſſen und niederwerfen. Ermanne Dich, mache Dir Deine Lage klar —“

„Das thue ich!“ entgegnete Camillo. „Was gilt mir ein Leben in ſchaaler Vegetation und ſpänne es ſich noch ein halbes Jahrhundert aus? Nein! Mag es morgen enden, wenn ich nur heut ſein Höchſtes mein genannt habe!“

„Was heißt das, in ſchlichtes Verſtändniß übertragen?“ erwiederte der Arzt. „Wollen Dieſelben heut noch um Dere Geliebte anhalten, ihrer Gegenliebe und des Jaworts gewiß, wollen Sie ſofort zur Trauung ſchreiten und den Lendemain in den Kerker ſpazieren? Nach meiner dummen Anſicht wäre es gewiß beſſer, Sie ließen den Sturm an einem ſichern Orte vorüber gehen, ſuchten die Verzeihung der Regierung, welche Sie beleidigt haben, und kämen dann erſt mit Ihrer Werbung zum Vorſchein. — Und dazu werde ich Dich zu zwingen wiſſen!“ rief er, mit beiden Beinen aus dem Bette ſetzend.

„Friedrich, willſt Du Dich muthwillig kränker machen?“ ſagte Camillo beſorgt.

„Was kränker!“ rief Friedrich. „Das kannſt Du nicht beurtheilen. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich laſſe Dich arretiren, Du biſt ein Wahnſinniger, der meiner ärztlichen Obhut anvertraut iſt, meine Autorität wird hier gelten, denk' ich. Was Du vorbringſt, ſind fire Ideen, ich nehme Dich mit Gewalt aus Wien.“ Er wollte die Klingel ziehen.

„Ich bitte Dich, wie kannſt Du Deinen Spott mit mir treiben?“ rief der Graf unwillig, indem er ſeinen Arm hielt.

„Nicht Spott, bittrer Ernſt!“ ſagte Friedrich. „Du müßteſt mir denn verſprechen, vernünftig zu ſein und Dich noch heut aus dem Staube machen.“

„Das will ich, wenn mein Stern ſich verhüllt," erwiederte Camillo, von einer plötzlichen Aufregung übermannt. „Ich gehe, mein Schickſal zu befragen. Iſt es mir feindlich, dann möge mich das Exil bis an das Ende meiner Tage fern halten, ich frage nichts mehr danach. — Aber, Friedrich, bedenke nun auch Deine Geſundheit."

Der Arzt hatte ſich bereits wieder fröſtelnd in ſein Bett zurückgezogen. „Deine Dithyrambe in hübſche Proſa vertirt, will ſagen," erwiederte er, „daß Du im Ernſte für möglich hältſt, ein deutſches Mädchen werde ſich ohne Weiteres mit einem Fremdling, den ſie zweimal geſehen, von dem ſie weiter nichts weiß, als daß er ein Paar feurige Augen und eine Römernaſe ſammt etlichen heißblütigen Worten beſitzt, in ein Liebesbündniß einlaſſen. Geh, verſuche Dein Heil, es bleibt aus, darauf gebe ich Dir mein Wort. Ich verlange aber auch das Deinige, daß Du in dieſem Falle noch heut abreiſeſt."

„Wenn ſich Bianca mir verſagt, wenn ich in ihren Augen leſe, daß für mich keine Hoffnung iſt," rief Camillo, „dann will ich gehen!"

„So laß augenblicklich Deinen Paß ausfertigen," drängte Friedrich. „Der Moment iſt vielleicht unwiederbringlich verloren. Jeder folgende kann die Entdeckung der Lüge herbeiführen. Verzeih, daß ich das Kind beim rechten Namen nenne."

„Leb' wohl," ſagte der Graf verletzt.

„O daß ich ſo von Dir ſcheiden muß!" rief Friedrich. „Daß ich Dir nicht aus treuem Herzen Glück wünſchen kann zu einer Laufbahn der Ehren, wie ſie Dir Deine Geburt, Dein Reichthum gebahnt hätten! Daß Dich ein falſcher Götze zu ſeinem unheiligen Tempeldienſt hinriß! Zürne mir nicht! Wir ſehen uns vielleicht nie wieder, und wehe mir, wenn ich beim Abſchiede meine Ueberzeugung verläugnete! — Der Rückweg iſt

Dir noch nicht verrannt, erkenne Deinen Wahn, rette Dein Haupt, dann ſuche Gnade!“

„Leb' wohl, wir verſtehen uns nicht mehr!“ ſagte Camille, deſſen Wangen brannten. Er ging nach der Thüre.

„Ich verſtehe Dich, wie ich Dich immer verſtanden habe,“ erwiederte Friedrich. „Du wirſt mich auch wieder verſtehen, wenn der Dämon der Leidenſchaft von Dir gewichen iſt. Kämpfe mit ihm, Camille, er iſt Dein böſer Engel. O dürft' ich Dich begleiten.“

„Sie würden dadurch nur compromittirt, Herr Doctor,“ ſprach Camille, den Drücker in der Hand. Dann beſann er ſich ſchnell eines Beſſern, ſtürzte auf Friedrichs Bett, umarmte und küßte den Freund und rief: „Du meinſt es treu, aber ich kann Dir nicht folgen. Es hält mich mit tauſend Banden. Wir ſehen uns wieder, dann mehr davon!“ Er eilte hinaus.

Mit ſtürmiſchen Schritten durchdrang er das Volksgewühl, das um dieſe Tageszeit immer die Straßen der Hauptſtadt belebt. Sein eiliger Gang fiel ſelbſt den Wienern auf, wie ſehr ſie auch gewohnt ſind, ihren eigenen Schritt faſt zum Lauf zu treiben. Mancher Witz wurde über ihn gemacht in der harmloſen Volksweiſe, welche dort immer ihr Ziel trifft, ohne mit plumper Keule zuzuſchlagen, oder giftig zu verletzen. Auch mancher Schimpf ſchallte ihm nach, wenn er Begegnende anſtieß und faſt überrannte. Ihn kümmerte es wenig, er hatte ſein Ziel im Auge; was ſonſt geſchah, ging ihm verloren.

Endlich war das Haus erreicht, wo er ſein geſtern erlangtes Recht geltend machen wollte. Er trat in den Flur, der Wirth kam ihm zufällig entgegen und begrüßte ihn. „Herrſchaft iſt im Garten,“ ſagte er dienſtfertig.

Camille folgte der Weiſung. Er trat durch das Gitterthor in die laubreichen Gänge, welche ſchon ein herbſtliches Anſehen

hatten. Die Blumenparthien ſtanden verödet, nur einige bunte Aſterbeete und in der Perſpective des Hauptganges eine reiche, in allen Farben prangende Georginengruppe zu beiden Seiten eines Ruheplatzes, gaben dem Garten noch den letzten Reiz, den die Hand des Froſtes bald abſtreifen ſollte. Camillo's Auge ſpähte umher; endlich glaubte es dort, wo ein volles Geſträuch den Sitz überwölbte, Gewänder zu ſehen. Der Graf nahte ſich leiſen Schrittes.

Bianca! Sie war es, ganz allein. Im geſchmackvollſten Kleide, wie zu einer Feſtlichkeit geſchmückt, den einen Arm im Handſchuh, den andern entblößt, einen Roſenſpätling im einfach geſcheitelten Haar, ſo ſaß die reizende Jungfrau; ihr dunkles, von langen Wimpern beſchattetes Auge ſuchte in entgegengeſetzter Richtung die Tiefe des Gartens, aber nicht träumeriſch oder ſchwermüthig, ſondern hell und frei, wie denn überhaupt der Ausdruck ihres Antlitzes nur die heiterſte Lebensfreude war. Es ſchien, als erwarte ſie Jemand.

Da ſchallte des Grafen Fußtritt, den der knirſchende Sand verrieth, in ihr Ohr. Sie wandte ſich raſch um, erkannte Camillo und erhob ſich ein wenig verlegen — was ihr ungemein lieblich ſtand. Camillo's Blicke loderten.

„Verzeihung, daß ich ſo unangemeldet, ſo ganz ohne ein Recht Ihre Einſamkeit ſtöre!“ ſagte er mit einem Tone, der kein ruhiges Element in ſich trug. „Ich fand Niemand, der mich zurecht wies, als die eigene nie täuſchende Ahnung.“

Sie begrüßte den Gaſt mit anmuthiger Verneigung und ſagte, ſie wolle ihre Mutter rufen, welche nur nach den Treibhäuſern gegangen ſei, deren Fenſter in der Mittagsſonne brannten.

„Bleiben Sie!“ rief Camillo. „Der Augenblick, den ein Gott mir ſchenkt, kommt nicht wieder. Ich ſtehe im Begriff

Wien zu verlaſſen, mein Schickſal treibt mich hinaus in die öde Ferne. Muß ich mit der troſtloſen Ueberzeugung gehen, daß kein Auge in Wien ſich darum kümmert, daß kein Herz hier ſchlägt, deſſen Gedanke auch nur ein armes einziges Mal zu dem Verbannten ſchwebte, der ach! ſein ganzes Glück zurückläßt?"

„Herr Graf!" ſagte Bianca, von der nie gehörten Sprache völlig verwirrt. „Sie reiſen ab? Ich will meine Mutter —"

„Nicht ſie kann mir die Antwort auf meine Frage geben!" rief Camillo, der Beſtürzten in den Weg tretend. „Zu Ihnen klingt meines Herzens Wort! Bianca! Sollten Sie es nicht verſtehen? Sollte mein Gefühl Ihnen fremd geblieben ſein?"

„Herr Graf, ich weiß nicht, ich verſtehe Sie nicht," ſtammelte Bianca erzürnt und verletzt, indem ſie zurücktrat und einen andern Weg ſuchte. Als er aber von ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, ihren Namen rief und ſeine Rechte nach der ihrigen ausſtreckte, bebte ſie wie vor einem Schreckbilde zurück und flog ihrer Mutter entgegen, welche ſie eben aus dem fernen Treibhauſe kommen ſah.

Camillo erkannte zu ſpät, daß er ſie beleidigt habe und folgte ihr langſam, ſeine eigene Sinnloſigkeit verwünſchend.

Frau von Rodenau ſah aus der Verwirrung ihres Kindes, an deſſen feuchtem Blick und fliegendem Buſen, daß etwas vorgefallen ſei; ſie erſchrak, als ſie den Fremden erblickte, welcher trotz aller Vorſicht in ihr Heiligthum eingebrochen war. Doch hütete ſie ſich, zu fragen, hörte ſcheinbar gleichmüthig, daß Graf Brunelleschi gekommen ſei und verdoppelte nur ihren Schritt, um ihn zu empfangen.

Der Graf hatte ſeinen Unmuth noch nicht bemeiſtert und war dadurch befangener, als ſonſt. Er bat die Dame um Verzeihung, wie er Bianca gethan, gab als Grund ſeines Beſuchs

die ſchnelle Abreiſe an, zu welcher ihn ſeine Verhältniſſe nöthigten und ſah ſich vergebens nach Bianca um, welche auf einem andern Fußpfade zum Hauſe gegangen war. Das erbitterte ihn vollkommen wider ſich ſelbſt, dem er alle Schuld beimeſſen mußte, und als ſich Frau von Rodenau ziemlich kalt bedauernd äußerte, daß ſie ihn nicht zu längerm Bleiben einladen könne, indem ſie ſelbſt verſagt ſei und, wie er ſehe, im Begriff ſtehe, einer Einladung zu folgen, die kein weiteres Säumen geſtatte, ſo empfahl er ſich in einer Stimmung, welche einen Engländer vielleicht wider ſich ſelbſt bewaffnet hätte, dem Italiener aber den gährendſten Grimm nach Außen erweckte.

Als er das Haus verließ, trat ihm Baron Werffen entgegen, der durch ſeinen Anblick offenbar betroffen ſchien.

„Ihre Tante hat Abhaltung," rief Camillo. Ihm war es unerträglich, daß ein Anderer ſich in Bianca's Nähe ſonnen könne, während er ſelbſt eine Demüthigung erlitten hatte, deren Umfang er ſich noch nicht klar machte.

„Ich hole ſie ab," erwiederte der Freiherr, und wollte mit einer flüchtigen Verbeugung an Camillo vorüber.

„Sie? Und welches Recht haben Sie dazu?" rief Camillo noch gereizter.

Der Freiherr ſah ihn ſtaunend an. „Wie kommen Sie zu der Frage?" entgegnete er ruhig. „Sie wiſſen, ich bin mit der Familie verwandt."

„Haben Sie, ſuchen ſie ein näheres Recht?" rief Camillo, vor Aufregung bebend, indem er mit ſtarkem Griffe des Offiziers Arm faßte.

„Ich würde Ihnen in dieſem Falle weder Rede ſtehen, noch Ihre Erlaubniß einholen," ſagte Werffen beleidigt, machte ſich los und eilte die Treppe hinauf, während Camillo, von den

Furien der Eiferſucht gepackt, vergebens nach Worten rang, ſeinem Vulkane in der Bruſt Luft zu machen.

Er rannte nach ſeiner Wohnung, er riß ſein Büreau auf, der Anblick der beiden Piſtolenläufe, welche ihm entgegen ſtarrten, füllte ſein Herz mit einer wilden Freude. „So hab' ich euch dennoch nicht umſonſt gekauft!“ rief er. „Aber kalt will ich ſein, eiskalt! Ich will mich faſſen, ich will meine Ruhe behaupten, Alles mit klarem Verſtande einleiten — zur Rache!“

Ehe er jedoch zu Verſtande kam und ſein eigenes Betragen, die Quelle alles Uebels, würdigen konnte, erhielt er eine officielle Vorladung, welche ihn dringend mahnte, an ſeine Sicherheit zu denken. Er waffnete ſich mit der Vorſicht, die alle möglichen Fragen in Voraus berückſichtigt und ſich gefaßt macht, ſie zu beantworten. So erſchien er ziemlich unbefangen vor der Behörde.

Man fragte ihn: ob er ſich noch nicht auf den Namen ſeines Gegners in dem beabſichtigten Duelle beſinnen könne? und als er dies verneinte: ob es wohl ein Italiener geweſen ſei? welche Möglichkeit er mit Verachtung zurückwies.

„Kennen Sie dieſen Namen?“ fragte man ſodann, und Camillo's Ohr vernahm mit Schrecken ſeinen wahren vollſtändigen, der ihn verderben mußte, wenn er nicht all' ſeine Geiſteskräfte zuſammen nahm, der Schlinge zu entgehen.

„Wohl!“ erwiederte er. „Graf Arlinghieri war ein Freund meiner Jugend.“ Camillo rief ſich Alles zurück, was ſein Verhältniß zu Brunelleschi betraf und klammerte ſich an dieſe rettende Idee, wie der Ertrinkende an die Planke ſeines geſcheiterten Schiffes.

Der Verhörende faßte ihn ſchärfer in's Auge, zog eine Karte hervor und legte ſie Camillo's Blick unter, der ſogleich erkannte,

es ſei dieſelbe, welche er mit der ſtrafbarſten Unbeſonnenheit ſeinem Beleidiger gegeben hatte.

„Kennen Sie dieſes Blättchen, mein Herr?“ klang die verfängliche Frage.

Camillo's Geiſtesgegenwart ſchien ſich in der Gefahr zu ſtählen. „Es iſt meines Freundes Name,“ erwiederte er. „Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich mit dem Grafen Arlinghieri nah befreundet geweſen bin.“

„Sie wiſſen alſo nicht, wie dieſe Karte in unſere Hände gekommen iſt?“ fragte der Inquirent.

„Ich kann es nur ahnen,“ erwiederte Camillo. „Mein unglücklicher Freund büßt wahrſcheinlich ſein Vergehen wider die Autorität.“

„Nicht doch, mein Herr, es iſt Ihre Karte, Sie ſelbſt haben ſie ausgetheilt,“ ſagte der Verhörende ſcharf. „Laſſen Sie alſo die Verſtellung und ſagen uns kurz und rund, daß Sie derjenige ſind, als den Sie dies Blättchen documentirt.“

„Keine Beleidigungen!“ rief Camillo. „Sie ſprechen in Räthſeln. Wie ſoll ich Arlinghieri's Karte ausgetheilt haben?“

„Als Cartel, mein Herr. Verſtehen Sie mich nun?“ erwiederte der Beamte.

„Unmöglich!“ rief Camillo. „Sollte ich“ — er faßte in ſeine Taſche — „eine Karte meines Freundes bei mir getragen, ſie vielleicht in der Aufregung ſtatt der meinigen — aber es iſt ganz undenkbar.“

„Darin haben Sie Recht!“ ſagte der Fragende trocken. „Kennen Sie die Urſache, warum Ihre Identität feſtgeſtellt werden muß.“

„Arlinghieri iſt in Unterſuchung,“ erwiederte Camillo. „Aber ich ſelbſt —“

„Sie werden die Güte haben, uns für Ihre Identität mit dem angeſprochenen Grafen Brunelleschi eine gültige Bürgſchaft zu ſtellen," ſagte der Beamte. „Widrigenfalls — Sie wiſſen, daß es von Wichtigkeit iſt, die Wahrheit zu ermitteln und alle Unannehmlichkeiten, in welche Sie vielleicht unſchuldig verwickelt werden, nur Folgen eigner Indiscretion ſind, ich meine dieſer Karte wegen, die einen Verdacht hervorgerufen, der ſich hoffentlich nicht beſtätigt. — Wen kennen Sie in Wien, der ſich für Sie als Grafen Brunelleschi verbürgt?"

Camillo beſann ſich eine Weile. Er dachte an Friedrich; aber deſſen unbeugſame Sprödigkeit in Dingen, wo nur ein Zweifel an rechter Handlungsweiſe obwaltete, ſeine heutige unbemäntelte Rede, die Camillo bereits der Lüge zieh, ließen es unmöglich erſcheinen, daß er ſich hergeben werde, einem Betruge Vorſchub zu leiſten. So fiel dem Sinnenden Niemand ein, als der Baron Werffen, und er nannte ihn ſo haſtig, als wolle er ſeinem Stolze den verſchmähenden Einſpruch abſchneiden; es war ihm aber zu viel, denn er ſetzte gleich hinzu: „Ich bin nicht eben befreundet mit ihm."

„Ein kaiſerlicher Officier?" ſagte der Beamte. „Wohlan! Wir werden die Ehre haben, Ihnen ſobald als möglich unſere Anſicht über dieſe Bürgſchaft mitzutheilen. Bis dahin müſſen wir Sie bitten, Wien nicht zu verlaſſen und machen Sie darauf aufmerkſam, daß auch der Verſuch dazu ein vergeblicher ſein würde." Er verbeugte ſich höflich, Camillo war entlaſſen.

Hadernd mit ſich und ſeinem Leben kehrte der Graf in ſeine Behauſung zurück, wo er eine ſchwarze Stunde voll düſterer Gedanken verbrachte. Er konnte ſich nicht abläugnen, daß auch für den Fall, Baron Werffen ſei edel genug, die Bürgſchaft zu übernehmen, dieſe Friſt nur eine kurze ſein würde. Was ſollte er thun?" Er war völlig rathlos und ſeinem Gefühle

widerſtrebte es, den kranken Freund durch die Nachricht von dem näher rückenden Gewitter, das ſein Haupt bedrohte, zu beunruhigen.

Der geniale Berliner hatte die Wolken über ihn heraufgeführt. Die Karte, welche er liegen laſſen, war geleſen, der Name, der auf der Liſte der Uebelwollenden ſtand, verlautbart worden. Einen Moment ſah man den „einzigen" Baron für den verkappten Arlinghieri an und verſicherte ſich ſeiner langen Perſon; aber das erſte Verhör, das er ſeines großen Vorbildes Rante würdig beſtand, reichte hin, um den Irrthum aufzuklären und den Mann, der höchſtens dem guten Geſchmack ſchädlich werden konnte, wieder in Freiheit zu ſetzen, die er benutzte, um mit der Eilpoſt ohne Aufenthalt in ſeine gute Vaterſtadt zurückzukehren, wo er als gereifter Weltfahrer brillirte. Seine Erlebniſſe, die er als Reiſenovellen mit philoſophiſch-äſthetiſch-kritiſchen Berolinismen durchſchoß, ſuchte er dann dem leſenden Publikum zu inſinuiren, hat aber bis jetzt keinen Verleger gefunden und erboßt ſich bei Stebely über das Glück des „Verſtorbenen," dem er ſo feind iſt, als irgend ein landbeliebtes Mitglied des Collegii, das ſeine ſcharfe Feder einſt angegriffen.

Baron Werſſen wurde aufgefordert, für die Identität des Grafen Brunelleschi, der ſich auf ihn berufen, Bürgſchaft zu leiſten. Er kam dadurch in einen Kampf mit ſich ſelbſt. Das Benehmen des Grafen, zu welchem ihn nur der Wahnſinn einer unbezwinglichen Leidenſchaft veranlaßt haben konnte, war aus den wenigen Geſtändniſſen, welche Bianca ſchamhaft ihrer Mutter gethan, in ein zu grelles Licht geſtellt worden, als daß Werſſen Luſt empfinden mochte, dem Manne, der ſeinem Glücke gefährlich zu werden drohte, aus der Verlegenheit zu helfen. Doch ſiegte das edlere Princip. Werſſen erklärte ſich bereit, für den Fremden, ſo weit ſeine Bekanntſchaft ſich mit ihm

erſtrecke, zu bürgen. Als aber die Umſtände, auf welche ſich dieſe Bürgſchaft ſtützte, einer nähern Prüfung unterworfen wurden, fand ſich, daß ſie nicht angenommen werden konnte, indem der Rittmeiſter nichts weiter bezeugte, als daß ſich ihm der Beargwohnte unter dem Namen Brunelleschi genannt hatte. Nur die Rückſicht auf den durchaus makelloſen Ruf, welchen der in der Lombardei wohlbekannte Graf genoß, hielt die Behörde ab, vor wirklich begründeter Sache wider den Zweideutigen, der ja doch noch Brunelleschi ſein konnte, einzuſchreiten, aber ſie traf die geeigneten Maßregeln, ſeiner Entweichung vorzubeugen.

8.

Frau von Rodenau hatte eine Entdeckung gemacht, welche ſie nicht wenig beunruhigte. Ihre Tochter, welche ſich früher mehrmals über den intereſſanten Fremden ausgeſprochen hatte, nannte ſeit jenem Morgen, wo er ſie in der Georginenlaube überraſcht, ſeinen Namen gar nicht mehr. War es Unwille und Schamhaftigkeit, daß ſie über den Beleidiger nicht mehr ſprechen wollte, oder hatte der unverkennbare Ausdruck eines glühenden Gefühls, der ſich ihr zum erſten Male kund that, ihr Herz bewegt und barg ſie das vor dem Auge der Mutter? Werffen war dieſer letztern Meinung und äußerte ſie gegen ſeine Tante, welche vergeblich dagegen kämpfte.

„Glauben Sie mir," ſagte er, „kein weibliches Herz iſt unempfindlich gegen die Huldigung einer wahren Liebe, die es erweckt hat."

„Was wiſſen Sie, was wißt Ihr Männer überhaupt von weiblichen Herzen!“ entgegnete die Tante. „Kein Mann verſteht, was in unſerm Herzen ſich regt — darum verletzt ſelbſt der beſte ſo oft und ſo ſchmerzlich, wo es vielleicht nie ſeine Abſicht iſt. — Begeben Sie ſich alſo Ihres Urtheils, lieber Vetter, und überlaſſen Sie mir, Bianca zu ergründen. Ich bin überzeugt, daß der Vorfall, weil er ſo ganz aus der Sphäre ſprang, in welcher Bianca bis jetzt gelebt, zwar nicht ohne Eindruck auf ſie geblieben iſt, daß ſie ſich vielleicht zuweilen mit der Frage beſchäftigt, ob der Fremde ſie wirklich ſo lieb gewonnen, als ſeine Worte ſagten — aber eben ſo feſt bin ich auch überzeugt, daß ſie ſelbſt kein tieferes Gefühl für ihn hegt. Mir ſagt es ihr Auge.“

„O wenn ſie ſich mit jener Frage beſchäftigt, ſo wird ihr Gefühl erwachen,“ rief Werſſen.

„Glauben Sie das nicht!“ verſetzte die Mutter. „Oder meinen Sie, daß jede Liebe ihre Gegenliebe bedingt?“

„Bei Frauen gewiß,“ ſagte er düſter. „Ich meine die Liebe, welche ſich mit Trompetenklang ankündigt. Die ſchmeichelt den Frauen, ein kurzer Sturm, eine Verzweiflungsſcene und ſie ſind gewonnen. Schon aus Mitleid! — Die wenigſten Liebes- und Ehebündniſſe ſind echt. Anfangs fühlen ſich die Frauen vielleicht eher abgeſtoßen, aber ſie gewöhnen ſich nach und nach an die Idee, glauben demjenigen wieder gut ſein zu müſſen, der ihnen gut iſt, der Werbung folgt das Jawort und dieſem eine Ehe, wie es viele giebt.“

„Und wie dann, mein ſeelenkundiger Seher,“ entgegnete die Tante lächelnd, „wenn ſich mehrere Männer für eine Dame intereſſiren! Glauben Sie, daß ſie alsdann ihre Neigung parcellirt, um jedem ſein Pflichttheil zukommen zu laſſen? Ich kenne Manche, mein Herr, für welche mehr als ein Mann und,

wie ich glaube, in wahrer treuer Liebe bewegt war!" — Ihr Ton ſchwankte zwiſchen Scherz und Ernſt, und Werſſen, der ihre Jugendgeſchichte kannte, wußte wohl, wen ſie damit gemeint hatte. — „Nein, Rudolph," fuhr ſie fort. „was Sie vorhin äußerten, iſt unwahr und haltlos. Dem Herzen iſt kein Zwang anzulegen, es kann Mitleid fühlen, aber nicht Liebe, wo der Talisman fehlt, der nur einmal ſein Heiligthum erſchließt, nicht dem Erſten, der anklopft, nicht dem Leidenſchaftlichſten, ſondern dem Einzigen, für den es geweiht iſt, mag er kommen früh oder ſpät — oder gar nicht.

„Sie meinen, eine Frau könne lieben, auch wenn ihre Liebe nicht geſucht — wenigſtens nicht mit Eclat geſucht wird?" fragte Werſſen.

„Ich fühle mich nicht berufen, Sie in die Geheimniſſe unſerer Pſyche einzuweihen," erwiederte Frau von Rodenau ſcherzhaft einlenkend. „Ihre vorgefaßte üble Meinung von Frauenherzen, als wären ſie wie Jericho's Mauern mit Trompetenklang zu gewinnen, hat mich ſo empört, daß ich erſt Beſſerung ſehen muß, ehe ich für Sie handle."

„O thun Sie das nicht!" rief Werſſen, deſſen Stimmung heut keinem Scherze zugänglich war. „Laſſen Sie Bianca dem Zuge ihres Herzens folgen. Ich kann kaum hoffen, daß ſie meine Neigung errathen und mit ihrer Liebe belohnen wird; aber ich könnte keine ruhige Stunde haben, wenn ich fürchten müßte, daß ſie durch Ueberredung oder andre Mittel veranlaßt würde, ihre Wahl auf mich zu lenken. Verſprechen Sie mir, nichts zu thun, Auguſte?"

Sie reichte ihm die Hand. Er küßte ſie, worauf ſie ihm ſchnell entzogen wurde. Frau von Rodenau trat an das Fenſter.

„Ich verſpreche Ihnen dagegen nochmals," ſagte Werſſen, „die Beleidigung, welche ſich der Graf gegen Bianca erlaubt,

nicht zu ahnden, wie ich es nur auf Ihre Vorſtellung, es würde Bianca's Herz zu ihm ziehen, unterlaſſen habe; ja ich bin in meiner Selbſtverläugnung ſo weit gegangen, daß ich für ihn und ſeine Perſönlichkeit Bürgſchaft geleiſtet habe, da er, Gott weiß in welcher Verlegenheit, ſich auf mein Zeugniß berief. Ich begreife ihn darin nicht."

„Er iſt alſo nicht abgereiſt," verſetzte die Tante. „Es war ein leerer Vorwand, ein Kunſtgriff, um ſich in Vortheil zu bringen, weil jeder Scheidende mit mildern Auge betrachtet wird! Ich geſtehe, mir iſt dieſer Graf unheimlich. Sein Auge, wie groß und ſchön es auch geſchnitten iſt, leuchtet in keinem wohlthuenden Feuer, ſein raſtloſes Weſen, ſeine Unterhaltung, die von einem Extrem zum andern ſpringt, verrathen einen Character, der weder ihn, noch ſeine Umgebung beglücken kann. Sie ſehen, mich wenigſtens trifft der Vorwurf nicht, den Sie uns neulich machten, daß wir ein beſonderes Wohlgefallen am Ausländiſchen fühlten."

„Sie trifft mancher Vorwurf nicht, den man im Allgemeinen Ihrem Geſchlechte machen könnte," erwiederte der Freiherr.

Seit dieſem Morgen bemühte ſich Werſen ſichtbarer um Bianca's Gunſt, als es bisher geſchehen war. Er erzeigte ihr Aufmerkſamkeiten, deren ſich keine andere Dame von ihm rühmen konnte, er ging ſelbſt in ihre Neckereien ein, welche ihm eine gute Bürgſchaft für die Freiheit ihres Herzens zu geben ſchienen. Bianca merkte wohl des Vetters verändertes Benehmen gegen ſie, die Frage nach deſſen Urſach drängte ſich ihr auf und reizte ſie, die Antwort in ſeinen Augen zu leſen. Sie wurde zuweilen ernſter, ſinnender; ob ſie Vergleichungen anſtellte? Wenn ſie es that, ſo konnte ſie keinen größern Kontraſt finden, als Camille und Werſen, ſelbſt in der äußern Bildung.

Aber es war ſehr die Frage, auf weſſen Seite in ihren Augen der Vortheil ſein mochte.

Der Graf hatte nichts weiter von ſich hören laſſen, keinen Schritt gethan, ſein Betragen, das wenigſtens in deutſchen Kreiſen ein Verſtoß gegen die Sitte war, zu entſchuldigen. Er hatte nicht einmal Werßen ſeinen Dank für die Bereitwilligkeit abgeſtattet, mit welcher er die Bürgſchaft für ihn übernommen, ein Edelmuth, auf welchen er nach Allem, was vorgefallen war, kaum hatte rechnen können. Der Freiherr fühlte den Undank, aber er verſchmähte es, darüber zu ſprechen oder nur im Geringſten eine Erkundigung nach dem Italiener zu thun. Vielleicht war er abgereiſt, dann um ſo beſſer!

Es trat eine naßkalte Witterung ein, welche, wie jede Uebergangsperiode, ſehr unbehaglich war. Der Herbſt des Jahres ſchien vor der Zeit Abſchied nehmen zu wollen, dichte Nebel führten den Tag herauf und bedrückten Seele und Körper, kein Sonnenſtrahl durchbrach das kleierne Gewölk, das ſich mißfarbig und ſchwer über den Himmel geſponnen hatte; die empfindliche Kälte, welche der ſcharfe Wind gebracht, raubte den Bäumen das letzte Laub und drohte den Regen in Schnee zu verwandeln. In dieſe Zeit fallen der Städter Marterwochen, weil die geſelligen Freuden noch nicht beginnen und das Haus gleichſam eine verbotene Schwelle hat. Nur in Familienkreiſen, wo Gemüthlichkeit herrſcht, — und dieſe ſind ſeltener als man glaubt! — iſt noch Frohſinn und Ruhe zu finden. Wo aber vereinzelte Weſen dem Winter entgegengehen, da iſt die Zeit des Herbſtabſchieds eine gar trofloſe, und Frau von Arbenau, welche vor wenig Jahren ihren Gatten verloren hatte, fühlte ſich nie einſamer, als wenn die Blätter ſanken, der Sturm durch die Straßen heulte und herbſtlicher Regen beim früh einbrechenden Abend an ihre Fenſter ſchlug. Dann war

es ihr eine frohe Erſcheinung, den treuen Werſen eintreten zu ſehen, der jeden Abend, welchen ihm ſeine Verhältniſſe frei gaben, in dem Hauſe ſeiner Liebe zubrachte. Die Lampe warf dann bald ihren Schein auf eine zufriedene Gruppe am Theetiſch und ein heiteres Geſpräch über nahe und ferne Dinge ließ den Lauf der Stunden unbemerkt vorüberrollen.

An einem ſolchen Abende überraſchte es die Vereinigten, als ein Beſuch gemeldet wurde, deſſen Namen ſie auch nicht einmal kannten. Frau von Rebenau glaubte, es könne nur ein Irrthum ſein, doch nahm ſie den Fremden an. Die Zofe öffnete ihm die Thüre und ließ ihn eintreten. Es war ein kleiner, ſchmächtiger Mann, ſchlicht gekleidet, mit blaſſem Geſicht und einer ſpitzen Naſe, auf welcher eine Brille ſaß. Nicht ohne Verlegenheit nahte er ſich dem Tiſche, wo ſich die Dame vom Hauſe erhoben hatte, ihn zu empfangen.

„Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſein,“ begann er nach ſtummer Begrüßung. „Aber eine Beſorgniß oder vielmehr ein Wunſch, deſſen Erfüllung — Zweifel, die mich nicht ruhen laſſen — gnädige Frau, laſſen Sie mich grade herausſprechen.“

„Thun Sie das, mein Herr,“ ſagte Frau von Rebenau, während Bianca's Augen mit der ſchalkhafteſten Luſt auf dem kleinen Manne ruhten, deſſen Erſcheinung ſie als ungemein komiſch ergötzte.

„Ich heiße Friedrich, bin ausübender Arzt,“ erklärte der Fremde, noch einmal mit dem Hute ſalutirend.

„Und Ihr Wunſch?“ fragte Frau von Rebenau, da ſich des Fremden Blicke mit den beiden jungen Leuten beſchäftigten.

„Nicht wahr, ich habe die Ehre, Ihr Fräulein Tochter zu complimentiren?“ fuhr Friedrich fort. „Und den Herrn Rittmeiſter, Baron Werſen?“

Beide verbeugten ſich. „Ich muß Ihnen räthſelhaft ſein,“ ſagte der Arzt, der ſich immer mehr und mehr in Faſſung ſprach. „Ja vielleicht lächerlich. Thun Sie ſich keinen Zwang an, ein deutſcher Büchermenſch iſt nun einmal ein curioſes Weſen. Ich komme in einer Angelegenheit, die mich tief beunruhigt. Sie Alle kennen einen Mann, der ſeit Jahren mein Freund iſt und ſich Ihnen unter dem Namen Graf Brunelleschi, vielleicht Camille Brunelleschi vorgeſtellt hat. Nicht wahr?“

Werffen's Stirn verfinſterte ſich, als er die Aufmerkſamkeit ſah, welche bei dem Namen plötzlich Bianca's Züge ſpannte.

„Der Graf iſt uns allerdings bekannt,“ ſagte Frau von Rodenau. „Darf ich fragen —?“

„Haben Sie ihn kürzlich geſehen?“ forſchte der Arzt mit dringendem Tone.

„Sehr lange nicht, überhaupt auch früher nur flüchtig,“ erwiederte Frau von Rodenau. „Unſere Bekanntſchaft iſt durchaus nur eine gelegentliche, die auf genauern Umgang keinen Anſpruch machte.“

„So wiſſen Sie nichts von ihm?“ fragte Friedrich getäuſcht. „Nicht ob er verreiſt iſt, oder noch hier verweilt, vielleicht ſeine Wohnung verändert hat? Ich glaubte, in Ihrem Hauſe, das er wohl öfter beſucht, würde ich Nachricht über ihn erhalten!“

„Sie irren ſich in der Vorausſetzung,“ entgegnete Frau von Rodenau ſehr gleichgültig. „Der Graf hat unſer Haus gar nicht oder höchſtens im Vorbeieilen betreten, als er ſich einmal in unſerm Garten verirrte. Wir wiſſen ſeit dieſer Zeit nichts weiter von ihm und bedauern, daß Sie ſich eine vergebliche Hoffnung gemacht haben.“

„Nicht mehr Ihr Haus betreten? Camille?“ rief der Arzt. „So iſt er verloren!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Werner, die unwillkührliche Aeußerung auffaſſend. „Warum verloren?“

„Für mich, meine ich?“ erwiederte Friedrich mit einer Geiſtesgegenwart, auf welche er nachmals nicht wenig ſtolz war. „Ich bin Ihnen freilich eine Erklärung meines unberufenen Einbruchs in Ihre Geſellſchaft ſchuldig, gnädige Frau.“

Die Dame bot ihm höflich einen Stuhl und eine Taſſe Thee an, er ließ ſich zweimal nöthigen und erſt, als Bianca, mit ihrem freundlichen Auge ihm die Taſſe kredenzte, nahm er ſie an und ſetzte ſich, jedoch nicht ohne ſich reichlich mit Thee zu begießen, was ihn wiederum im Stillen ſeinen Unſtern verwünſchen ließ.

„Das erſte Mal, wo ich die Ehre hatte mit Ihnen zuſammenzutreffen,“ ſagte er, ſich abtrocknend, „beging ich die Ungeſchicklichkeit, Sie faſt umzulaufen, — jetzt recommandire ich mich von Neuem. Sie entſinnen ſich meiner wahrſcheinlich nicht mehr. In Baden!“

„Das waren Sie?“ rief Bianca, ihrer Laune den Zügel laſſend.

„Ich war es und freue mich, um Entſchuldigung bitten zu können,“ ſagte der Arzt. „Doch halte ich Ihnen, gnädige Frau, noch immer meine Erklärung zurück. Graf Camille und ich, wir ſind ſchon ſeit Jahren befreundet und haben manche Reiſe zuſammen gemacht. Wir hatten uns eben getrennt, als ich damals in Baden Sie traf —“

„Mit der Schulter!“ ergänzte Bianca.

„Camille reiſte nach ſeinem Vaterlande, ich gedachte Europa zu verlaſſen, um die neue Welt zu ſehen,“ fuhr Friedrich fort.

„Alſo ein Europamüder?“ warf Bianca dazwiſchen. Die Mutter verwies ihr durch einen Blick, daß ſie ſich zu viel getraue.

„Wahrhaftig nicht!“ rief Friedrich. „Müde meines herrlichen deutſchen Vaterlandes? Meines Oeſterreichs? Nein bei Gott nicht! Ich wollte nur die Zeit der Kraft und die Gelegenheit nicht verſäumen, unſere ſchöne Erde von möglichſt vielen Seiten kennen zu lernen. Viele verlaſſen ſie ja, ohne mehr von ihr geſehen zu haben, als die elende dürre Sandwüſte, auf welcher ſie, wie eine graſende Ziege angepflöckt, ihr Leben verkümmern! Benutze doch Jeder ſeine Zeit, wie er kann, um zu ſchauen, was unſer Stern Schönes bietet! Der Moment kommt nicht wieder. Kein Moment im Leben!“

Die Funken, welche aus dem unſcheinbaren Steine geſchlagen waren, ſtellten ihn höher im Werth. Er fuhr fort: „Ich wurde an meiner Reiſe verhindert, eine Krankheit warf mich nieder. Auf meinem Lager, als ich ſchon wieder beſſer war, überraſchte mich Camille, den ich hier nicht erwartet hatte. Er war zurückgekehrt, er erzählte mir Viel.“ — Die Augengläſer des Arztes funkelten, auf Meriſſen und Bianca gerichtet. — „Als er von mir ging, hoffte ich ihn bald wieder zu ſehen; aber ich wartete vergebens. Er kam nicht, ich erfuhr nichts von ihm, meine Erkundigungen blieben fruchtlos. Da trieb mich die Beſorgniß um ihn, ſobald ich nur irgend konnte, perſönlich auf Forſchung aus. In ſeiner Wohnung hörte ich nur, daß er längſt abgefahren ſei; wohin, wußte Niemand. Mehr habe ich nicht erfahren und meine letzte Hoffnung iſt nun auch geſcheitert.“

Er ſtand auf, um ſich zu empfehlen, da er ſich zu einem längern Bleiben nicht berechtigt fühlte. Beim Aufſtehen hatte er aber das Unglück, dergeſtalt an den Tiſch zu ſtoßen, daß alle Taſſen klirrten und die Lampe umzuſtürzen drohte, nur Bianca, welche mit einem Laut des Schrecks raſch zufaßte, erhielt ſie. Der vortheilhafte Eindruck, den einige Worte des

Ungeſchickten gemacht hatten, erloſch durch den überaus unbeholfenen Abſchied, den er nahm.

„Sollte ich nicht an Prädeſtination glauben?“ ſagte er unterwegs zu ſich ſelbſt. „Bin ich nicht a priori beſtimmt, Zeitlebens Albernheiten zu begehen und das Stigma der Lächerlichkeit zu tragen? Wie miſerabel und einfältig erſcheine ich vor Leuten! Ich gehe auf's Beſte präparirt in Geſellſchaft, ich weiß auf's Haar, was ich thun und laſſen, reden und abhandeln will — komme ich hin, iſt Alles verweht; Flachköpfe erſcheinen wie Heroen neben mir, ich ſchweige und erſt auf der Heimkehr fällt mir ein, was ich hätte ſagen können! Entſetzliches Schickſal! Mann hält mich am Ende für dumm! Das Aergſte, was mir paſſiren kann.“

Er dachte jetzt an ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung; die Gaſſe, an deren Mündung er eben vorüber ging, ſchien ihn zu erinnern, daß er ja ſelbſt verſchmähe, ſich Gewißheit über des Freundes Schickſal zu ſchaffen. Es war die Gaſſe, in welcher das Polizeiamt liegt. Eine Anfrage konnte ihn belehren, ob Camillo wirklich von Wien abgereiſt ſei; aber Friedrich hatte ſeine vollwichtigen Gründe, dieſe Anfrage um Camillo's ſelbſt willen zu vermeiden. Als er die Wohnung in der Tuchlauben erreichte, die er ſeit ſeiner Geneſung, weil er länger in Wien blieb, gemiethet hatte, warf er ſich ſehr verſtimmt auf ſein Bett.

„Der Traum wird aus ſein!“ ſprach er für ſich. „Ich habe geſchwärmt für die Freundſchaft, ich fühle mich noch jedes Opfers fähig. Aber ſie begehrt mein nicht mehr, das Ideal zerrinnt. Welche Ideale ſieht der Menſch in's Leere zerfließen, ehe ſein Haupt ſich mit Reif überzieht! Sie ſind allzumal nichtig geweſen, aber fliehen ſie nur vor dem gröbern Stoff, mit dem die Jahre den Menſchen umkleiden, und harren ſein, wo

ihre Heimath iſt, um ihn verwirklicht auf der Schwelle zu begrüßen, im Lande der ewigen Jugend? Werde ich auch meine Ideale wieder finden, denen ich hier entſagen muß?" — Er vertiefte ſich in dieſe Idee und konnte erſt ſpät wieder ſeine gewöhnliche Haltung gewinnen.

9.

Der Herbſt ließ dem Winter ſein Recht; Eis und Schnee bedeckten die Fluren, die Landbewohner wurden iſolirt, aber in den Städten regte ſich die geſellige Luſt und führte von Freude zu Freude, bis ſie nach ihrer höchſten Glanzperiode, dem Carneval, gleichſam an Erſchöpfung ſtarb. Dann wiederum die traurige Zeit des Nachwinters, der ſeit einigen Jahren in unerträgliche Länge zu wachſen ſcheint. Endlich der erſte warme Lenzhauch! An den Bergen ſchmelz der Schnee und rieſelte thalwärts, junge Gräſer ſproßten in ſonnigen Gründen, die Lerche wiegte ſich im Frühlingswinde und jubelte ihr Lied, das uns ſo ſüß klingt, weil es die Auferſtehung der Natur verkündigt — und auch unſere Hoffnungen aus ihrem Winterſchlafe weckt. Es muß ein Herz ſehr verarmt ſein, das ſich nicht der erſten Lerche, des erſten Blümchens freut.

Wenn aber der Thauwind die einzigen Blumen raubt, die er ſchauen kann, die Eisblumen am Fenſter? Wenn das Lied der Lerche, das ferner in ſeinen Gittern leiſe verhallt, wie böſer Hohn klingt, weil er dem lockenden Rufe nicht folgen darf, weil ihm Riegel und Schlöſſer wehren und er kein Grün ſieht, als den Graswuchs auf den Wällen ſeines Kerkers? Wird ihm auch die Hoffnung erwachen, wenn die Boten des Früh-

lings deſſen Kommen durch alle Länder verkündigt, eher wird die Verzweiflung nicht wilder ſein Herz umkrallen, daß auch der letzte Troſt ſchwinde, die dumpfe Gefühlloſigkeit?

Camillo war in dieſer Lage. Nach Monaten wechſelnden Aufenthalts und vielſeitiger Unterſuchung ſeiner Schuld war er endlich an dem Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, um die Strafe, welche die Gnade ſeines Kaiſers gemildert hatte, in langer Haft zu erdulden. Die erſtre Zeit weckte ihn nicht zum Bewußtſein des ganzen ſelbſtverſchuldeten Elends, er war einem völligen Stumpfſinne verfallen, wie er heftigen Naturen nach gewaltſamer Gradation gewöhnlich iſt, mechaniſch lebte er vom Morgen zum Abend, friſtete ſein Leben gleichgültig ſelbſt durch die gröbſte Koſt, die ihm gereicht wurde, und ſchlief auf dem harten Lager todtenfeſt. Jeder Leidensgenoß hätte ihn beneiden können, wenn es möglich geweſen wäre, daß dieſer Zuſtand dauerhaft ihm ſein Unglück verhülle. Aber er mußte ja einmal weichen und das Erwachen zum Gefühl dann um ſo ſchrecklicher ſein.

Dem Frühlinge war es vorbehalten, dieſen böſen Wechſel zu bewirken. Als der Schnee verſchwand, der Sturm die Wolken ballte und vertrieb, als der Himmel wieder mit ſeinem Blau, dem Borne der Heiterkeit, lachte und der erſte Sonnenſtrahl den Weg in Camillo's Fenſter fand, war es, als träfe ihn ſein Blitz, wie ein zermalmender Wetterſtrahl. Der Gefangene erhob ſich von ſeinem Lager und ſtarrte in den Morgenhimmel hinein, der in wolkenleerer Klarheit die Erde umſpann. Die Sonne, welche er Wochenlang nicht geſehen hatte, ſtrahlte ihm wieder; ſonſt weckte ſie Freude und Muth in ſeiner Bruſt, ihr Strahl war ihm wie ein Gruß aus der Heimath, wo ſie faſt immer ſcheint — jetzt fluchte er ihrem Lichte, das ihn zum vollen Bewußtſein rief. Er klammerte ſich an ſein Gitter, er rüt-

telte an den Stangen, preßte ſein Antlitz hinein, als könne er wie ein ſchlanker Vogel durch ihren Zwiſchenraum entfliehen — in die goldene Freiheit! Mit grimmigen Schmerzen rief er ſich erſt jetzt die lange Zeit in's Gedächtniß, die er hier an ſeiner ſchönen Jugend verlieren ſollte, erſt jetzt fühlte er, was ſeine Lage bedeute, ihre ganze Troſtloſigkeit ſprang nach allen Seiten in das gräßlichſte Licht. Scham und Wuth, qualvolle Reue, Ekel vor dem Lockbild, das ihn verführt, der heiße, ach vergeßliche! Wunſch, nur zwei Jahre ſeines Lebens zurückkaufen zu können, um es anders zu geſtalten; die glühende Sehnſucht nach der Freiheit, die er verwirkt, Gedanken an liebe Freunde, an das reizende Bild, ohne welches er vielleicht jetzt im ſichern Aſyle wäre, wilde Entwürfe zur Flucht, trotziges Ankämpfen wider die Unmöglichkeit — das Alles kreuzte ſich in ſeinem Hirne und drohte es in unheilbare Zerrüttung zu ſtürzen. Viel ſchreckliche Stunden rang er in ſeiner Qual und ein grauſiger Gedanke, der ihm eine andere Befreiung bot, nahte mehrmals ſeiner Seele. Vielleicht hätte er ihm in ſeiner geiſtigen Verlorenheit nachgegeben und dem elenden Daſein, das er nicht zu ertragen vermeinte, ein Ende gemacht, wenn nicht eine wohlthätige Erſchöpfung ſeinen Krampf gelöſt und in ein ſchwaches Hinbrüten verwandelt hätte, das ihn den ganzen Tag über nicht mehr aufkommen ließ.

Der folgende Morgen fand ihn ſchwach und entkräftet nach einer ſchlimmen Nacht voll wüſter Träume. Er beſann ſich mit erneuter Pein auf Alles, er quälte ſich wiederum in troſtloſen Betrachtungen, aber die Kriſis, welche ihm gefährlich werden konnte, war vorüber. Tag auf Tag verging. Wer wollte ſie ſchildern? Silvio Pellico hat uns ſein Kerkerleben mit den kleinſten Zügen gemalt; im Aeußern glich ihm Camillo's; aber die Richtung, welche Einſamkeit und Erhebung der Seele des Pic-

monteſen gaben, blieb Arlinghieri fremd. Er war zu verſtrickt in irdiſche Intereſſen, um ſich dem Ewigen zuzuwenden.

Von allen Gedanken, welche ihn quälend heimſuchten, bereitete ihm der an Bianca die bitterſten Schmerzen. Sie war ihm, das fühlte er, unwiederbringlich verloren. Konnte er hoffen, daß ihr Herz etwas für ihn fühlte? Konnte er glauben, daß ſie, deren Schönheit tauſend Bewerber finden mußte, ihre Hand frei erhalten würde? Frei, wie lange? Er nannte ſich die Jahreszahl ſeiner Befreiung und ſchauderte. Wenn es ihm auch gelang, ſein Gemüth zu ſtillen, das Leben hinzuſchleppen bis zu jenem Zeitpunkte, — wie mußte er aus dem Kerker hervorgehen? Seine Blüte war geknickt, ſeine Jugend vorüber, von ſeiner Lage in Rückſicht anderer Verhältniſſe konnte er ſich nicht einmal eine Vorſtellung machen. Gewiß hatte ſein Vater, wie er ſeine eiſerne Feſtigkeit kannte, die Drohung erfüllt, ihn zu enterben — wo nicht, ſo war ſein Vermögen confiscirt. Wie ſollte er, der Gealterte, mit der Schmach des Verbrechens Bedeckte, Verarmte, noch um Bianca werben können? Und ſie ſelbſt? Mußte er ſie nicht auch verblüht wieder finden? Der Frauen Blüte iſt ja zu ſchön, um lange währen zu können.

Was blieb ihm alſo für ſeine Zukunft? Ihr Schleier hing ſchwarz und ſtill vor ſeinen Augen, keine bunten Zauberlichter, wie ſie die Jugend dahinter gaukeln ſieht, kein ſchnell verſchwindendes Bild, das in Träumen hinter ſeinem Rande hervorſchaut und beim Erwachen vergeſſen iſt, ließ ſich erkennen. Tag auf Tag, Monat auf Monat, ſelbſt ein Jahr wurde der Zukunft abgewonnen zur Gegenwart, der Schleier blieb unberührt, wie von jedes Sterblichen Hand: ſein Geheimniß iſt ewig.

Camillo gewährte ſich keine Schonung. Er ſuchte ſeine Wunden nicht zu heilen, es gereichte ihm zu einem wollüſtigen Schmerze, ſie immer wieder aufzureißen — wollte er vielleicht

verbluten? Nur wenn der Morgen aufſtieg, die Sonne in das einzige Fenſter des Gemachs ſchien und ein friſcher Wind Camillo's Stirn umwehte, fühlte er zuweilen einen Anflug des alten Lebensmuthes und er ſagte ſich dann: „Edlere Geiſter, wie Du, haben gelitten, haben gleiche Noth ertragen und ſchuldlos! Sie trugen mit Würde. Kann Dich ihr Beiſpiel nicht zu gleicher Kraft begeiſtern?“ Das konnte es nicht, eben weil er ſich Vorwürfe zu machen hatte. Die Standhaftigkeit des Schuldbewußten iſt nur Trotz.

Am Morgen ſtand Camille gern, wo das offene Fenſter ihm einen Blick in die Freiheit gewährte, mochte ihm auch die Ausſicht auf Graben und Contreſcarpe ſeine Lage erſt recht beſtätigen. Er ſah doch friſches Grün und zuweilen einen Vogel. Nur das Bajonnet des Grenadiers, der unter ſeinem Fenſter als Schildwache ſtand, war ihm ein gehäſſiger Anblick, den er möglichſt vermied. Wenn ihn aber die Sehnſucht allzuſehr übermannt, kehrte er ſich nicht mehr daran, ſondern drückte ſein Antlitz durch das Gitter in den vollen Sonnenſchein, in den Morgenwind, ſchloß die Augen und träumte ſich frei.

Das war eines Tages wieder der Fall. Mit gleichgültigen Blicken maß ihn der Grenadier, welcher, das Gewehr im Arm, neben dem Schilderhauſe ſtand. Da fing Camille an, die Gitterſtangen zu rütteln. Solches war verboten und die Schildwachen hatten die Pflicht, die Gefangenen daran zu erinnern. „Der Unger?“ — ein ſolcher war der Soldat — rief drohend herauf. Camille ſchien es nicht zu hören. Der Grenadier trat ein Paar Schritte näher und wollte ihn mit der Spitze des Bajonnets anrühren, um ihn aus ſeinen Träumen zu wecken. Jetzt erſt faßte er ihn ſchärfer mit ſeinen Blicken und hielt in ſeinem Vorhaben ein, er rückte die Bärmütze tiefer in's Geſicht, um ſich die Augen zu ſchirmen, ſtrich den ſcharf-

gewichsten Bart in die Höhe, murmelte ein Paar Worte in seiner Muttersprache.

„Herr!“ rief er dann plötzlich und ließ seine Maße am Eisengitter klingen.

Camille schrak auf und wollte, mit einem finstern Blicke auf den Gewehrträger, vom Fenster weichen. Aber der Soldat hob die rechte Hand gegen ihn auf, sah sich nach allen Richtungen um, ob er bemerkt würde, und da er die nächste Schildwache abgewendet erblickte, rief er mit gedämpfter Stimme: „Kennen's mich?“

Camille hatte kein Gedächtniß für das gelbbraune Gesicht mit den breitgetrennten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und dem schwarzen Schnauzbart, der nach Vorschrift dressirt war. Er schüttelte den Kopf.

„Ich heiß' Jannasch,“ sagte der Grenadier. „Sie haben mich vor zwei Jahren beschenkt. Bei Wien.

Camillo erinnerte sich kaum des Ereignisses mehr, das einer nähern Erklärung bedurfte, ehe er sich vollkommen darauf besann. Die Begegnung interessirte ihn als ein Vorfall, der das Einerlei seines Lebens unterbrach. Er ließ sich mit dem Grenadier in ein Gespräch ein, fragte ihn, wie er Soldat geworden, hörte eine Alltagsgeschichte und war endlich abgefunden. Nicht so der Slowak. Sein schwarzes Auge hing glühend an dem Antlitz des Gefangenen und blitzte nur zuweilen spähend umher, ob auch Niemand ihn beobachte, wie er trotz des Verbotes mit einem der Verhafteten sprach. Als der Graf mit seinen Fragen, welche Jannasch im geläufigern Deutsch, wie er es auf seinen frühern Kunstreisen gelernt, beantwortete, zu dem Resultate gekommen war, sein Beschenkter habe zu Hause nicht Alles nach Wunsch, sein Liebchen untreu gefunden, das Geld verspielt, und am Ende zur Fahne geschworen, wollte er

ſich zurückziehen, aber der Slowak fragte nun ſeiner Seits: ob er ſchon lange gefangen ſei? Der Ton, in welchem der Naturmenſch ſich äußerte, verrieth ſo herzlichen Antheil, daß Camille, dem er ſeit ſeiner Verhaftung noch nicht zu Theil geworden war, ſich dadurch trotz der Kluft, welche ihn nach Rang, Bildung und Heimath von dem gemeinen Manne trennte, wohlthuend angeſprochen fühlte, und ihm Rede ſtand.

In dieſem Augenblicke geſtikulirte aber Jannaſch heftig zu ihm hinauf und ſchrie mit rauher Stimme: „Laſſen's mich ſein!“ Camille ſah ihn Anfangs ſtaunend an, bemerkte aber bald, daß die Ablöſung von weitem erſchien und zog ſich zurück, um dem armen Kerl ſeine Strafe zu veranlaſſen. Als die Formalitäten des Dienſtes abgethan waren und der Gleichſchritt des abmarſchirenden Trupps verhallte, war es Camille, als habe ihn ein Freund verlaſſen.

An demſelben Tage erhielt Jannaſch den Poſten unter Arlinghieri's Fenſter nicht wieder, weil vier Stunden darauf, wie gewöhnlich, die neue Wache aufzog. Camille, der ſich nie um militairiſche Verhältniſſe gekümmert hatte und den Uebergang des Dienſtes nicht kannte, ſah in jeder neuen Schildwache, welche aufgeführt wurde, ſeinen ſlowakiſchen Freund und fühlte ſich getäuſcht, wenn der gebräunte Magyar, dem er prüfend in das bärtige Geſicht ſah, ſeinen Blick nur mit dem der Neugier erwiederte. So vergingen mehrere Tage, bis er des Harrens müde gar nicht mehr an das Fenſter trat und die Beſorgniß in ihm wach wurde, ſein verbotenes Geſpräch ſei entdeckt und der pflichtvergeſſene Soldat beſtraft werden.

Er hatte ſich mit dieſem Gedanken, nachdem er ſein karges Mahl verzehrt, auf das Lager geworfen, das mit Recht ſein Felſen des Prometheus genannt werden konnte. Die Geier, die ihm am Herzen nagten, überfielen ihn ſtets, wenn er die

Stätte ſuchte, wo andere Vergeſſenheit, ſelbſt der bitterſten Sorgen, finden. Heut war es wiederum die Eiferſucht, welche ihm das Blut in Brand ſetzte, der Gedanke, daß Werſſen Bianca liebe, daß er täglich um ſie werben, ihr Herz gewinnen könne. Er quälte ſich, daß ihn die Macht des Geſetzes hinweggeriſſen habe, ehe er Zeit zu ſeinem Werke gefunden: Werſſen zur Rede zu ſtellen. Nie war ihm der Kerker ſo drückend geweſen, als in dieſem Momente, wo er ſich das Glück ſeines Nebenbuhlers ausmalte.

Ein Klingen am Fenſter weckte ihn aus ſeinen ſchwarzen Träumen. Er ſah eine Bajonnetſpitze an die Gitterſtange ſchlagen; es war ein Zeichen, das ihm ſein Bekannter gab. Raſch ſprang er auf, er hatte ſich nicht getäuſcht. Das gelbe Geſicht ſeines Freundes — als ſolchen und einzig nahen ſah er Jannaſch an — blickte ihm unter der Bärenmütze entgegen und war zu einem Lächeln erheitert, das es wahrhaft verſchönerte.

„Noch geſund?“ fragte Jannaſch.

„Geſund wohl am Körper, aber nicht am Geiſte,“ erwiederte Camille. „Geht es Dir gut?“

„Ganz gut,“ ſagte der Slowak. „Wiſſen's was? Ich könnt' Ihnen 'raus helfen. Haben's Luſt?“

„Menſch!“ rief Camille, von der plötzlichen Ausſicht ganz verblendet, keines weitern Wortes fähig.

„Jetzt nicht,“ ſagte der Soldat, indem er, ſich abwendend, eine gleichgültige Stellung annahm. Die nächſte Schildwache hatte ſich eben in ihrem Auf- und Niedergehen ihm zugekehrt und wenn ſie auch zu fern war, um überhaupt zu hören, wenn geſprochen wurde, ſo mußte doch alle Vorſicht gebraucht werden, daß ſie es nicht ſah.

Als Jannaſch wieder das Meſſingſchild ihrer Patrontaſche in der Sonne blitzend erblickte, was ſein Wahrzeichen der

Sicherheit war, das ihm der Rücken gekehrt wurde, begann er von Neuem: „Ich steh' jetzt bis sieben Uhr. Dann komme ich wieder auf von Eilf bis Eins. In der Nacht geht's Reden beſſer. Laſſen's uns alleweil ſtill ſein."

„Sage mir nur eins!" rief Camille. „Iſt eine Möglichkeit vorhanden? Haſt Du Hoffnung?"

„Ich werd' Sie doch nicht narren!" entgegnete Jannaſch. „Bin Ihnen viel ſchuldig. Hab' mir's gut ausgeſonnen!"

„Großer Gott!" rief Camille aus ſeiner vollen Bruſt. „Wär' es möglich? Sollt' ich die Luft der Freiheit —"

„Schreien's nicht ſo!" warnte der Slowak. „Wenn's Einer hört!"

„Aber Dich, Du großmüthiger Menſch, wird es Dich nicht in Gefahr bringen?" fragte Camille beſorgt. „Wenn ich fürchten müßte, Dich um meinetwillen büßen zu ſehen, ich könnte mich der Rettung nicht freuen."

„Keine Noth!" lachte Jannaſch. „Wenn Sie fort ſind und ſich's macht, ſchieß' ich hinterdrein. Aber jetzt ſein's ſtill, der Dolk dort hat wieder die Naſe her." Er ſetzte ſich ſelbſt in Marſch, um ſeinen Cameraden zu täuſchen und antwortete auf jede Frage, welche Camille ihm fernerhin zuflüſterte, nur mit einem unwilligen Winken der Augenbrauen, oder wenn er ganz nah war, durch die Worte: „Heut Nacht ſag' ich Alles, jetzt nicht."

Es war Abends ſieben Uhr, als er abgelöſt wurde. Die vier Stunden, welche vergehen mußten, ehe ihn wieder die Reihe traf, ſchienen Camille eine Ewigkeit zu ſein; er verzehrte ſich faſt vor innerer Unruhe, ſeine Adern ſtuteten wilden Drang, das Blut ſtieg ihm zu Kopfe und die Pulſe ſeiner Schläfe drohten ihre Decke zu ſprengen; ein krampfhaftes Zucken entnervte ſeine Glieder. Vergebens warf er ſich nieder und ſuchte

zu ſchlafen; es ließ ihm keine Raſt, er mußte wieder aufſpringen, mußte die enge Zelle durchkreuzen. Was ſollte er hören? Welchen Plan hatte der treue Burſche erſonnen? Wohin ſollte er, wenn er glücklich der Feſte entronnen war, fliehen, um die Verfolgung zu meiden? Was fernerhin thun, wie und wovon leben? Tauſend Combinationen ſtürmten in raſtloſem Wechſel durcheinander, überſtürzten ſich, bildeten ein buntes, wirres Chaos, in welches keine Ordnung zu bringen war.

Endlich hörte ſein fieberhaft pochendes Ohr den Tritt des Ablöſungtrupps, der Jannaſch brachte, durch die ſchweigende Nacht. Er hörte den Anruf der Schildwache, die Commandowörter, den Abmarſch. Erſt, nachdem auf dem nächſten Poſten abgelöſt und nichts mehr zu vernehmen war, als der Tritt, welcher Jannaſch gehören mußte, wagte ſich Camillo in einer Spannung, welche ſeine Sinne zu erſchüttern drohte, an das Fenſter. Die Nacht war dunkel, das ſchwache Licht der Sterne vermochte nicht, die Gegenſtände zu erhellen, und Camille konnte kaum den Wandelnden wahrnehmen, der in dieſem Momente eine Strecke entfernt war. Es befremdete ihn, daß er ſich nicht kund gab. Er huſtete, der Soldat machte Kehrt und kam näher. Camillo erwartete klopfenden Herzens ſeine Anrede, weil er ſelbſt nicht eher ſprechen wollte, aus Furcht, belauſcht zu werden. Dazu mußte noch Gefahr ſein; der Getreue ging, ohne einen Laut, unter dem Fenſter vorüber. Camillo wurde immer ungeduldiger. Das Spiel wiederholte ſich dreimal. Endlich konnte ſich der Gefangene nicht länger mäßigen, er flüſterte mit verhaltener Stimme hernieder: „Jannaſch?“

Ein rauher Kehllaut, ein Paar Worte in unbekannter Sprache! Camillo bebte vom Fenſter zurück, Jannaſch war es nicht, es war ein Anderer! Wie vernichtet ſtürzte er auf ſein

Lager, das ſtolze Gebäude ſeiner Hoffnungen begrub ihn zuſammenbrechend unter ſeine Trümmer.

Es währte eine geraume Zeit, ehe der Getäuſchte ſo viel Faſſung gewinnen konnte, um Vermuthungen über das unerklärliche Ausbleiben ſeines Helfers anzuſtellen. War er erkrankt? Hatte er einen andern dienſtlichen Auftrag bekommen? Oder — war ſeine Abſicht verrathen worden? „Nur das nicht!“ rief Camille, die Hand vor die glühenden Augen preſſend, als wolle er nicht in den Abgrund ſehen, der ſich mit dem Gedanken plötzlich vor ihm eröffnete. Nach und nach faßte er wieder Hoffnung. Vielleicht hatte der Zufall einen Tauſch bewirkt und Jannaſch erſchien in der folgenden Stunde. Sie kam; aber Jannaſch blieb aus. Camille harrte vergebens auf ihn, bis die Sterne am Himmel erblichen und der Oſten ſich färbte; dann erſt entſagte er ſeiner Hoffnung für diesmal, ohne ſie doch für die Zukunft aufzugeben. Aber auch die Ungewißheit, welche tauſend mögliche Fälle, und unter dieſen manchen troſtreichen, zuließ, ſollte ihm geraubt werden. Die Sonne war noch nicht hoch geſtiegen, als die Schlöſſer an ſeiner Thüre raſſelten, und der Aufſeher mit einem Handwerksmanne erſchien, der ſich ohne weitere Erklärung daran machte, mit Hammer und Zange die Feſtigkeit der Gitterſtangen am Fenſter zu unterſuchen. Sein Beginnen fiel Camille wie ein Zentnerblock auf das Herz, denn es ſchien eine ſchauderhafte Erklärung der verſchwiegenen Nacht zu geben.

„Warum geſchieht das?“ fragte er den Aufſeher, welcher mit ernſtem Blick der Unterſuchung des Meiſters zuſchaute.

„Das werden Sie wohl ſelbſt am beſten wiſſen,“ erwiederte der Aufſeher kurz.

„Wie ſo? Was heißt das?“ rief Camille, ſich zur Unbefangenheit zwingend. „Fürchten Sie von mir etwa —?“

„Zu fürchten iſt überhaupt nichts," antwortete der Aufſeher. „Nur ſicher ſtellen wollen wir uns, damit nicht ein Unſchuldiger durch Sie zur Verantwortung kommt. — Alles in Ordnung, Meiſter?"

Der Mann bejahte. „Wir könnten allenfalls noch ein Paar Queerſtangen legen," äußerte er, nicht eben erbaulich.

„Sie ſprachen von Verantwortung?" fragte Camillo, als der Aufſeher ſich entfernen wollte. „Darf ich nicht hoffen, daß Sie mir eine Erklärung geben, was Ihre Worte, was dieſe Anſtalten bedeuten?"

„Das wäre ſehr überflüſſig," erwiederte der Aufſeher. „Nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß Sie ſich nicht mit thörichten Hoffnungen ſchmeicheln dürfen. — Sie ſollten ſich ſchämen, Herr!" — Damit verließ er, einen Blick ernſten Vorwurfs auf den Beſtürzten heftend, das Gemach und der Schließer, der bald darauf erſchien, dem Gefangen Frühſtück zu bringen, war außer Stande, Camillo's Fragen, die er nicht direct ſtellen wollte, zu befriedigen. Es war auch nur noch das letzte Zucken wider die gewaltſam einbrechende Ueberzeugung, daß der Anſchlag, auf den er ſein Heil gebaut hatte, verrathen ſei. Welche namenloſe Pein, wenn er an das Schickſal des Unglücklichen dachte, der ſich aus Erkenntlichkeit für ihn in's Verderben geſtürzt hatte!"

10.

Camillo's Urtheil war ſeinen Freunden und Allen, welche ihn kannten, nicht lange ein Geheimniß geblieben. Friedrich hatte es längſt geahnt und nahm es tief ſeufzend hin, was er

immer als unausbleiblich dem Verblendeten prophezeiht hatte. Er konnte nichts für ihn thun, da ſelbſt eine Reiſe, die er unternahm, um ihn zu ſprechen, fruchtlos geweſen war.

Blanca erfuhr es auf einem Faſchingsball. Sie ſtand neben ihrer Mutter, als dieſer eine ihrer Freundinnen nahte, welche damals mit von der Geſellſchaft geweſen war, die den ſchönen Fremdling zweimal in ihrer Mitte geſehen hatte. Mit großer Umſtändlichkeit trug ſie ihre Nachricht vor, daß der italieniſche Graf, an den man ſich wohl noch erinnern werde, ein Betrüger geweſen ſei, unter falſchem Namen ſich eingeſchlichen habe und jetzt als Revolutionair ſeine Kerkerſtrafe erleide. Ihre Worte ſprudelten wie ein Springquell, ihre Haube flog vor dem eindringlichen Nicken, das den Vortrag begleitete. Frau von Revenau beobachtete verſtohlen ihr Kind, welchen Eindruck die Nachricht auf daſſelbe machen würde. Sie freute ſich des Heilmittels, wenn es deſſen bedurfte, aber ſie zitterte vor ſeiner anfänglichen Wirkung. Blanca lauſchte mit offenem Antheil: ein leichtes Roth, das die Farbe ihrer Wangen momentan erhöhte, ein leiſes Zucken der Lippen, und Alles war vorüber. Die Mutter dankte Gott und entſagte mit Freuden der Genugthuung, das Räthſel des jungfräulichen Buſens zu ergründen.

Werſſen's Character war zu grade und ehrlich, jeden Schlangenwege zu abhold, als daß ihn nicht die Entdeckung von der Unwahrheit, in welche er ſelbſt gezogen worden, mit Unwillen hätte erfüllen ſollen. Es kränkte ihn empfindlich, daß er ſich hatte bereit finden laſſen, für eine Lüge zu bürgen, er ſchalt auf wälſche Ränkeſucht und Falſchheit und eilte, den Flecken, der nach ſeiner Meinung auf ihn ſelbſt fiel, durch eine offene Erklärung abzuwaſchen. Man verſicherte ihn lächelnd, daß der Zuſammenhang längſt klar vorliege und ſein tadelloſer Ruf zu feſt begründet ſei, um nur den

leiſeſten Verdacht zu faſſen, der ihn der Hehlerei eines Verbrechens bezüchtige.

Noch im vollen Grimme über den Wälſchen, der ihm den Streich geſpielt, traf er einmal in Dienſtgeſchäften mit Friedrich zuſammen, der jetzt eine amtliche Stellung bekleidete. Er ſäumte nicht, nachdem die dienſtliche Angelegenheit beſeitigt war, ſich über Camille gegen den Mann auszuſprechen, der ſich ſeinen Freund genannt hatte.

„Richten Sie nicht zu ſtreng!“ ſagte Friedrich. „Nennen Sie ihn unglücklich, aber nicht ſchlecht. Ich kenne jede Falte ſeines Herzens, es iſt probehaltig und rein, nur ſeinen Kopf tadeln Sie, ſein leidenſchaftlich Gemüth, ſeine ſchnell entzündliche, leicht zu verführende Phantaſie. Er hat von der Natur ein böſes Geſchenk für das Leben bekommen und nicht gelernt, es richtig zu gebrauchen. Das mag ſeine Schuld wenigſtens erklären.“

„Sie iſt ziemlich deutlich auch durch ſich ſelbſt,“ erwiederte Werſſen.

„Nein, Herr Baron,“ verſetzte Friedrich. „Wer ein Vergehen nur nach Thatſachen beurtheilt, wird nie den rechten Standpunkt gewinnen, um ſeine Strafbarkeit zu würdigen. Ich meine nicht die Strafbarkeit vor dem Geſetz. Dieſe ſteht feſt, und es iſt ein Glück für die Menſchheit, daß ſich das Geſetz nicht durch pſychologiſche Beluſtigungen das Schwert, das es von Gott führt, entwinden läßt. Aber die Strafbarkeit vor dem Blicke, der in das innerſte Getriebe des Herzens ſchaut.“

„Wollen Sie dieſe ermeſſen?“ fragte Werſſen.

„Das ſei ferne von mir!“ erwiederte Friedrich. „Aber ich fühle mich niemals berufen, auch meiner Seits einen Stein wider den Gefallenen aufzuheben, ſondern ich ſuche den Triebfedern ſeiner Handlungen, den Verhältniſſen, die ſeinem Charac-

ter die erſte Richtung gaben, nachzuſpüren und frage mich oft: ob ich unter gleichen die Verſuchung beſtehen würde."

„Ich glaube hier doch: Ja! ſagen zu müſſen," verſetzte der Freiherr. „Nichts in der Welt könnte mich veranlaſſen, die Pflicht gegen meinen Landesherrn mit Füßen zu treten, unter falſchem Namen ehrliche Leute zu täuſchen oder ſelbſt in böſen Ruf zu bringen."

„Das weiß ich," ſagte der Arzt. „Auch ich ſelbſt, wie ich bin und denke, glaube jeder Verſuchung der Art gewachſen zu ſein. Aber ſein wir billig. Sie, Herr Baron, ſind aufgezogen in Ehren und Frömmigkeit, deutſchen Stammes in einem Lande, deſſen Treue nie wanken wird, weil ſie ein heiliges Vermächtniß unſerer Väter iſt, das unſer Glück verbürgt. Die Geſchichte bietet Ihnen nur Stärkung darin: unſere altdeutſchen Dome ſind das Bild unſerer Vorzeit. So hat ſich Ihr Character gebildet, auf feſte Grundſätze geſtützt: Sie ſind ein deutſcher Edelmann im adelichſten Sinne des Wortes."

„Herr Doctor, wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo wiſſen Sie, daß ich dergleichen Reden nicht wohlgefällig einſchlürfe," unterbrach ihn Werſſen lächelnd.

„Nun aber denken Sie ſich einen Italiener," fuhr Friedrich fort. „Seine Vorzeit hält ihm die Größe Roms vor, die klaſſiſchen Schriften, die er mit Begeiſterung lieſt, erfüllen ihn mit Bildern republikaniſcher Größe, ſein feuriger Geiſt nährt ſie und führt ſie auf die Gegenwart über, vergeſſend, daß ſie todt ſind und ſo wenig zu beleben, als ihre kalten Marmorbilder in den antiken Hallen. Der Funke zündet. Die blutigen Geiſter des Mittelalters, wo die furia tedesca Italiens Fluren verheerte, ſteigen herauf und ſchüren den Brand. Und von außen kommen ruchloſe Hände, die an allen Pfeilern des Beſtehenden rütteln, ohne ein anderes Gebäude ſicher und gut für

die Menschheit aufgeführt zu haben. Der Schlachtruf, den sie gewählt, klingt zu schön, als daß er nicht auch feste Seelen stutzig machen könnte. Wie viel mehr des Italieners leicht beweglichen Sinn. Er greift enthusiastisch nach dem Ideal, das er für die Himmelstochter hält, der erste Schritt ist gethan, er selbst den feindlichen Mächten verfallen. Zu spät erkennt er, was es für Folgen haben wird; Zweifel quälen sein wiedersehrendes Bewußtsein, aber er kann nicht mehr zurück, es reißt ihn von Stufe zu Stufe, bis er in dem Abgrund seines Erdenwohls stürzt. — Das ist Camillo's Geschichte. Ich habe ihn gewarnt, ich hätte Alles gethan, um ihn zu retten. Aber er blieb meinen Worten unzugänglich."

Werffen hatte sich bei der warmen Schilderung des Antheils nicht erwehren können und sagte nun: „Es mag sein, daß des Menschen Freiheit im Handeln durch seine Jugend, Erziehung und Anderes beschränkt wird, aber verantwortlich bleibt er darum doch und ich kann Ihren Freund nur beklagen, nicht entschuldigen."

Dies zweite Zusammentreffen der beiden Männer führte zu näherer Bekanntschaft, und Werffen lernte bald den innern Werth des Arztes, dessen unvortheilhaftes Auftreten ihm schon oft in seinem Berufe hinderlich gewesen war, schätzen. Beide besuchten sich seit der Zeit wiederholt und verständigten sich in ihren Ansichten, welche, dem Grundprincip nach gleich, nur verschieden ausgeprägt waren. Eine glückliche Kur, welche in dieser Periode Friedrichs Namen in Wien berühmt machte, diente dazu, ihn auch in den Kreisen, wo äußere Geschliffenheit eine unerläßliche Bedingniß des Fortkommens ist, zu empfehlen; man machte diesmal eine Ausnahme, weil es das höchste Gut, das theure Leben, mit welchem ja alle Größe, alle Verrechte zusammenstürzen, galt, übersah manchen Verstoß des

Gerühmten, um der ſichern Heilung willen, die von ihm zu erwarten ſtand und entſchuldigte ſich, daß man einem Humoriſten kleine Excentricitäten verzeihen müſſe. Unter dieſem Namen kurſirte Friedrich bald in ganz Wien.

„Entweiht den Begriff des Humors nicht!“ rief er, als ihn Werſſen damit bekannt machte. „Jeder, der heut zu Tage ein Paar dumme Späße machen kann, nennt ſich humoriſtiſch, unter den Schriftſtellern graſſirt eine wahre Humorswuth, die abgeſtandenſte Witzelei wird frech als Humor in die Welt geſchickt, ſo daß es kein Wunder wäre, wenn ſich der echte Humor — das Doppelweſen mit dem Januskopfe, das auf die lachenden Höhen und in die dunkeln Gründe des Lebens ſchaut, ihre Bilder zu verkündigen — ganz verlöre. Die Welt fängt an zu vergeſſen, daß der wahre Humor ein Spiegelbild der Licht- und Nachtſeite des Unendlichen iſt, daß er neben Scherz und Witz auch den tiefſten Ernſt, die wehmüthigſte Klage bedingt und die Verſchmelzung beider Elemente ihm erſt den echten Stempel aufdrückt. Nennt mich darum keinen Humoriſten, ich ſchäme mich der Anmaßung.

Werſſen ließ es ſich angelegen ſein, den neuen Freund auch in das Haus ſeiner Tante einzuführen, wogegen ſich Friedrich Anfangs mit einer räthſelhaften Befangenheit ſträubte. War es das Bewußtſein, ſich durch ſeinen erſten Beſuch nicht eben zu ſeinem Vortheil empfohlen zu haben, oder ein anderes Gefühl, das ſich Friedrich, um nicht vor ſich ſelbſt lächerlich zu werden, keineswegs geſtand, genug, er lehnte, als ihn Werſſen auffoderte, die Einladung entſchieden ab. Erſt wiederholte Verſuche und die Unmöglichkeit, Werſſens Fragen nach dem Grunde ſeiner Weigerung zu beantworten, vermochten ihn, ſeinen Starrſinn zu beugen.

Frau von Rotenau war bereits durch ihren Neffen zu Fried-

richs Gunſten geſtimmt, ſie empfing ihn mit Auszeichnung und half ihm leicht über die Verlegenheit des erſten Augenblicks hinweg. Es war eine größere Geſellſchaft bei ihr verſammelt; Werffen hatte es ſeinem Freunde vorgeſchlagen, grade eine ſolche, als die bequemſte Art ſich einzuführen, zu wählen. Bianca konnte ſich bei ihrem muntern Sinne und der Erinnerung an das Erdbeben, das Friedrich bei ſeinem erſten Hierſein verurſacht, eines Lächelns nicht enthalten, aber der Arzt ſah bekanntlich ſchlecht und bemerkte es gar nicht. Sobald er erſt im Kreiſe eingewohnt war, ging es ihm beſſer, er hatte offenbar Fortſchritte gemacht, auch in der Converſation. Verſtöße, wie er ſonſt zuweilen begangen, (er hatte in einem vornehmen Zirkel einmal von „Dummheit" geſprochen, ein Wort, das in jenen Kreiſen ſtreng verpönt iſt, wiewohl die Sache ſelbſt Eintritt hat) kamen jetzt nicht mehr vor, höchſtens konnte das ſatiriſche Lächeln, daß bei mancher Aeußerung ſeinen Mund umſchwebte, fatal und unbequem genannt werden. So ging der Abend ziemlich leicht vorüber; Friedrich hatte ſich gefallen und nahm die Einladung der Frau vom Hauſe zu öfterem Wiederkommen gern an. Eine Unpäßlichkeit, welche Bianca bald darauf befiel, und der Mutter Sorge machte, ließ ihn als Arzt rufen, ſein Rath ſtellte die Kranke wunderſchnell her und begründete einen freundſchaftlichen Umgang, in welchem Friedrich, der ſeit frühſter Jugend allein ſtand, die wohlthuende Gemüthlichkeit des Familienlebens kennen lernte. Er kam öfter, als er ſich vergenommen hatte.

II.

Nicht fehlen konnte es, daß Bianca bei ihrem Liebreiz, der ihre Erſcheinung ſelbſt in den Salons des frauenſchönen Wiens auszeichnete, von Anbetern umſchwärmt war. Die Mutter,

ſie mochte es ſich ſelbſt abläugnen, wie ſie wollte, ſah es nicht ungern. Jeder Triumph ſchmeichelt der weiblichen Eitelkeit, und die Huldigungen, welche ihr um der Tochter willen gebracht wurden, das Empreſſement, mit welchem man ſie zu Feſten und Bällen zog, konnten ihr nicht gleichgültig bleiben. Werffen ſah ſein Glück von Neuem bedroht, es reizte ihn, durch eine raſche Erklärung über ſeine Zukunft entſcheiden zu laſſen, aber die Beſorgniß vor einer unwillkommenen Entſcheidung hielt ihn davon zurück. — „Ich muß meiner Sache erſt gewiß ſein," dachte er. „Sie ahnt, ſie kennt meine Neigung. Ich muß ein Zeichen der ihrigen ſehen, ehe ich mich der Gefahr ausſetze, zurückgewieſen zu werden."

Darüber verging nun freilich die Zeit. Denn der ehrliche Werffen, ſo ſcharf ſein Blick auch in militairiſchen Dingen war, hatte doch kein Auge für die zarten Aeußerungen eines weiblichen Herzens, welche mehr errathen, als erkannt ſein wollen. Das Zeugniß der Mutter verwarf er überdem, wie er ſie auch dringend gebeten hatte, Bianca's Wahl weder durch Winke, noch Worte zu lenken. So hielten ſich denn die Verhältniſſe längere Zeit auf demſelben Standpunkte.

Bianca dachte nicht daran, ihre Zukunft zu beſtimmen. Sie lebte, wie es des Mädchens Roſenzeit, die ſchöne, nie wiederkehrende, mit ſich bringt, im Sonnenſchein der Gegenwart, hüpfte ſorglos von Freude zu Freude, ſah über ſich nur heitres Himmelsblau, um ſich nur freundliche Bilder. Jeder Schritt wurde ihr geebnet, Wohlwollen und Aufmerkſamkeit begegneten ihr, wo ſie ſich nahte, ihr Lächeln, ihr Blick weckte Huldigung, ſelbſt von ältern und ſtolzen Männern, welche an Rang weit über ihr ſtanden. Wie hätte ſie es anders wünſchen ſollen, da es ihrem jugendlichen Herzen noch nicht gegeben war, an ernſtere, ſchwere Lagen des Lebens zu denken? Es weckt dem

Beobachter, deſſen Blick nicht auf der Oberfläche des Moments ſtehen bleibt, ein wehmüthiges Gefühl, dieſe Gefeierten zu ſehen. Wie drängt ſich Alles, ihnen Weihrauch zu ſtreuen, wie ſucht man um die Wette ihr Hirn und Herz zu berauſchen! Jugend und Schönheit werden vergöttert, ſie haben den Vortritt überall. Wohl ihnen, wenn ſie vom Höhenpunkte ihres Glanzes im Triumph an den Altar geführt werden! Doch Wehe den Andern! Wenige Jahre reichen hin, um ihre Kränze zu entblättern, und die Männer, welche ſonſt für einen Blick von ihnen ihr Blut verſpritzt hätten, wenden ſich kalt, oft höhniſch lächelnd von der Verblühten zu neuen Erſcheinungen, die in friſchem Jugendreiz auftreten. Beklagenswerth die Arme, wenn ſie keine Reſignation fühlt, wenn ſie, deren Herz vielleicht noch jung iſt, ſich nicht erkennt und würdig zurückzieht.

Betrachtungen ſolcher Art drängten ſich beſonders dem Doctor Friedrich auf, wenn er, wie jetzt nicht ſelten geſchah, größern Feſten beiwohnte. Er war ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Werffen, ſeit ſeinem Umgange mit den Damen von Rodenau ein ganz Anderer geworden. Seine ſcharfen Ecken hatten ſich allmälig abgeſchliffen, er hatte gelernt, ſich auf der geſellſchaftlichen Bahn zu bewegen, ohne überall anzuſtoßen. Mehr und mehr trat ſein trefflicher Kern aus der rauhen Schaale an das Licht, und ſein hoher Gönner freute ſich des allgemeinen Rufs, den ſein Schützling mit der Zeit gewonnen hatte. Das alte Sprichwort: Galenus dat opes, fing an, ſich an ihm zu bewähren, Friedrich wurde geſucht, geehrt, belohnt, Mütter ſelbſt adeligen Standes ſahen ihn bereits für einen homme à marier an und wunderten ſich, daß er ſo ganz blind für die Reize ihrer Töchter ſei, welche ſie Sorge trugen, ihm durch mancherlei Unpäßlichkeiten bemerkbar zu machen. Viele ſchoben es auf ſeine ſchlechte Brille.

„Man will Sie heirathen, Doctor!“ ſagte Werſſen zu ihm.

„Ich heirathe nie!“ erwiederte Friedrich, ohne ſich jedoch auf eine Erörterung einzulaſſen. Es war nicht Weiberfeindſchaft, auch nicht eingefleiſchtes Hageſtolzthum, denn er ſprach ſich oft mit Wärme über den Werth einer wahren, im Himmel geſchloſſenen Ehe aus und hatte Werſſen mehrmals gerathen, den Schritt zu thun, vor welchem der wackere Mann trotz ſeines Kriegermuths zagte. Werſſens Liebe war ihm nämlich kein Geheimniß geblieben und da er für Camillo nicht die leiſeſte Hoffnung hatte, ſo konnte er nicht anders, als ſich geſtehen, daß Bianca mit Werſſen ſehr glücklich ſein werde.

„Einen Anlaß ſuchen Sie?“ ſprach er oft. „Brauchen denn zwei Menſchen einen Anlaß, um ſich zu ſagen, daß ſie ſich lieb haben? Dürſten Sie danach, ſich um Fräulein Bianca ein recht glänzendes Verdienſt zu erwerben? O der proſaiſchen Zeit, die ſo wenig Gelegenheit zu romantiſchen Abenteuern bietet! Rettung aus Feuersgefahr und Räuberhänden iſt durch unſere treffliche Polizei ſchier unmöglich geworden, ein Duell für die Geliebte wäre noch das Einzige; aber wo finden Sie gleich einen Gegner, der ſie verunglimpfte? Vielleicht wäre ein Durchgehen der Pferde vor dem Wagen zu arrangiren, oder ein Umſtürzen des Kahns auf einer Waſſerpartie. Sie können doch ſchwimmen?“

„Spotten Sie nur!“ erwiederte Werſſen. „Sie können ſich hierin doch kein Urtheil anmaßen.“

Es war, als habe das Schickſal beſchloſſen, die Säumniß zu ſtrafen. Ein Sturz mit dem Pferde ſtreckte Werſſen eine geraume Zeit auf das Schmerzenslager und trennte ihn von Bianca; zwar ſchickte ihre Mutter jeden Tag, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, zwar brachte ihm Friedrich, der im Rodenauſchen Hauſe über ſeinen Patienten ſo oft als möglich

Bericht abſtatten mußte, den beſten Troſt und rühmte den innigen Antheil, welchen Bianca ſtets äußerte, aber es war ihm doch kein Erſatz für das verlorne Glück ihrer Nähe, das er ſo ſchlecht benutzt hatte. Er wußte überdem, daß die Zeit der Faſchingsfeſte wiederum nahe war, daß der ungariſche Graf, den er als ſeinen gefährlichſten Nebenbuhler fürchtete, Gelegenheit haben würde, ſich um ſie zu bewerben — ſein Regiment hatte unter der Zeit Marſchordre bekommen, ſobald er geſund war, mußte er ihm nacheilen, mußte Bianca verlaſſen! Dieſe Gedanken, welche ſein Blut entzündeten, ließen ihm keine Ruhe und verzögerten ſeine Geneſung ſehr. Friedrich machte ihm die eindringlichſten Vorſtellungen, welche jedoch, wie es in der Regel der Fall iſt, wenig fruchteten.

Endlich fühlte er ſich ſtark genug, um ſeinem Arzte die Erlaubniß abzudringen, das Feſt, das die Krone des Carnevals ſein ſollte, zu beſuchen. Friedrich wurde grob über das Anſinnen, hielt ihm die Pflicht gegen ſich ſelbſt, gegen Bianca, gegen den Dienſt, da er ſich noch nicht geſund gemeldet, vor und ſchlug ſeine Genehmigung rund ab. Werſſen beruhigte ſich ſcheinbar, ſobald aber der Arzt eine Krankentour, die ihn länger entfernt halten mußte, unternommen hatte, ließ er ſich ankleiden und fuhr, ohne ſich zu bedenken, dahin, wo er gewiß war, ſeine Geliebte wiederzuſehen.

Er trat in den feſtlich erleuchteten Saal, die Wogen der Töne ſchwollen ihm entgegen, zahlreiche Paare flogen im Walzer dahin. Werſſens Blick ſuchte nicht lange. Bianca ſtand, angetreten zum Tanz, in ſeiner Nähe, wie es das Herz ihm unheilvoll prophezeiht, neben dem Magnaten, wie ſeines Gleichen ſich gar zu gern nennen hört. Er ließ nicht ab, zu ihr zu ſprechen, ſein glühendes Auge ſchweigte in ihren Reizen. Ob ſie ihm Antwort gab, konnte Werſſen nicht bemerken, ſie ſtand ihm

abgekehrt. Er bahnte ſich Platz, bis er dicht hinter ihr ſtand. In dieſem Augenblicke war die Reihe an dem Paare, der Ungar umſchlang mit dreiſtem Arme den jungfräulichen Leib, wo ſich Werſſen, der niemals getanzt, nicht getraut hätte, ihre Fingerſpitzen zu berühren — und flog mit Bianca durch den Saal. „Es iſt ein ſeltſames Ding um die Walzerſitte, welche Freiheiten geſtattet, die ohne Muſik Frechheiten wären. Heiligt denn der obligate Geigenſtrich des Mannes Hand, daß ihre Berührung nicht mehr die Züchtigkeit verletzt?“ — So unmoderne Gedanken, Kinder des Verdruſſes, nahten ſich dem Zuſchauer, der ſich ſehr matt fühlte, aber dennoch nicht wich, ſondern auf den Stock geſtützt, den er nicht abgelegt hatte, das walzende Paar mit den Augen verfolgte, bis es athemlos wieder vor ihm inne hielt. Bianca bemerkte ihn noch nicht, ihr Auge war zu Boden geſchlagen, ſie wandte ſich auch von ihrem Tänzer ab. Er mochte ihr im Walzen etwas geſagt haben, das ſie in Verwirrung ſetzte. Werſſens Herz ſchwoll immer bitterer.

„Darf ich mir dies Schweigen günſtig deuten?“ hörte er jetzt mit geſchärften Sinnen, wie er Bianca zuflüſterte.

Bianca warf einen ſchnellen, ſuchenden Blick um ſich her und begegnete einem treuen Auge, das mit bekümmertem Ausdruck auf ihr ruhte. Es zuckte über ihr Antlitz, das ſich mit hoher Glut färbte, in allen Mienen belebt.

„Sie hier, Couſin?“ rief ſie mit freudiger Stimme. „Sind Sie geſund?“

Werſſens krankhafte Bläſſe, die in der Bewegung des Augenblicks noch eine ſchlimmere Farbe angenommen hatte, ſchien ihm die Antwort zu erſparen, der er ohnehin nicht fähig war. Er zuckte nur mit den Achſeln.

„Haben Sie meine Mutter geſprochen?“ rief Bianca be-

ſorgter. „Führen Sie mich zu ihr. — Herr Graf!“ Sie verneigte ſich und trat ab.

„Sie leiden und ich tanze!“ ſagte ſie dann im Gehen mit einem Selbſtvorwurf, der aufrichtig war. „Wir hatten aber ſo gute Nachricht von Ihnen, daß ich mir den Ball nicht verſagte. Ich tanze ſo gern. — Aber dürfen Sie denn ausgehen? Und müſſen wir Sie hier zuerſt ſehen?“ Sie blickte ihn ſo liebreich an, daß er ſich eiligſt entſchuldigte. Frau von Rodenau, welche ihn von Weitem erkannt hatte, kam ihnen durch das Gedränge des Saales entgegen, erſchrak aber auch über das kranke Ausſehen des Vetters und fragte ängſtlich: ob der Arzt dieſen Gang auch erlaubt habe? was Werſſen freilich verneinen mußte.

Sie tadelte ihn ernſtlich und Bianca fragte, was ihn zu dieſem Trotz gegen die Vorſchrift veranlaßt habe? Sein Auge, das ihr eine unwillkührliche Antwort gab, trieb ihr wieder das Blut in die Wangen, aber ihr Gefühl wurde zur Angſt, als ſie die zunehmende Schwäche des noch Ungeneſenen bemerkte. Auch die Mutter ſah es, wie er ſich nur mit Anſtrengung aufrecht hielt, trieb ihn zum Sitzen und beſtand auf ſeiner ungeſäumten Heimkehr. — „Unſer Wagen iſt ſchnell herbeigeſchafft,“ ſagte ſie.

„Ja wohl,“ beſtätigte Bianca. „Wir begleiten ſie. Mir iſt dieſer Ball ohnehin zur Laſt.“ Ein Diener flog mit der Beſtellung davon.

„Ich glaubte das Gegentheil,“ ſagte Werſſen beziehend.

„Das konnten Sie!“ rief Bianca lebhaft. „Sie haben geſehen, wie der Unerträgliche mir die harmloſe Freude am Tanz verbitterte. Iſt es denn unmöglich, daß man tanzen kann, ohne immer von Neuem und von Jedem gequält zu werden? Ich möchte lieber gar nicht mehr tanzen.“

Werſſen hatte ſich niedergelaſſen und litt offenbar. Frau von Rodenau beobachtete ihn und unterhielt ein ſchonendes Ge-

ſpräch, um ſeine Geiſter bis zur Ankunft des Wagens in Spannkraft zu halten. Bianca wurde ſtill.

Endlich meldete man den Wagen. Vergebens widerſetzten ſich einige Herren, der Magnat faſt à vive force, dem Abgehen der ſchönſten Tänzerin, Frau von Rodenau mußte ihren Willen mit Energie durchführen. Im Wagen ſagte Bianca: „Wenn dieſer Ausflug üble Folgen für Sie hätte! Ein ſchrecklicher Gedanke!“ — Er tröſtete ſie mit der Verſicherung, ſich ganz wohl zu fühlen.

Sie ſchwiegen eine Weile. — „Ich habe noch etwas mit Ihnen zu ſprechen,“ fing Bianca wieder an. „Der Unglückliche, deſſen Sie ſich angenommen haben, — kann es Ihnen keine Gefahr bringen, einen ſolchen Menſchen um ſich zu dulden? Ich geſtehe, daß ich mich vor dieſem Volke fürchte, wo ich irgend Einem begegne.“

Er beruhigte ſie. Der Wagen hielt, die Reverberen warfen ihr Licht auf Bianca's Antlitz, als Werſſen Abſchied nahm. Ihr tiefer inniger Blick traf ſein Herz.

12.

Jahre waren verfloſſen, hatten Vieles umgeſtaltet, den Strom der Zeit, der eine gefährliche Richtung zu nehmen drohte, wieder in ruhige Bahnen gelenkt. Jetzt wurde es möglich, das Wort der Gnade zu ſprechen. Gnade! Erhabenes Vorrecht der Fürſten, das ſie Gott ähnlich macht, nicht dem zornigen Jehovah, der an flammender Rache Gefallen findet und die Sünder mit ſeinen Strafen zerſchmettert, ſondern dem Vater Chriſti, dem Gotte der Liebe, der die Verirrten aufrichtet und mit ſanfter Barmherzigkeit auf die verlaſſene Bahn des Guten zurückführt!

Die Amneſtie war verkündigt. Friedrich eilte, ſobald er die Gewißheit vernommen hatte, mit Poſtpferden nach der fernen

Feſte, um ſeinen Freund beim Wiedereintritt in das Leben zu begrüßen, um mit ihm ſeine Zukunft zu berathen, und den Groll zu tilgen, den vielleicht das Schickſal in ihm zurückgelaſſen hatte. Er fand ihn nicht mehr. Kaiſerliche Commiſſarien waren bereits mit den Staatsgefangenen abgereiſt. Da er nicht hoffen durfte, ſie einzuholen, und einmal Urlaub zu reiſen hatte, benutzte er ihn, um ſeinen norddeutſchen Freund, den Geiſtlichen, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechſelte, zu beſuchen. Welcher Verdruß, als er hörte, daß er die Reiſe umſonſt gemacht hatte, daß ſein Bekannter wiederum in Süddeutſchland war und auch Baden, auch ihn ſelbſt zu beſuchen geäußert hatte. Er verließ das Städtchen ziemlich unwirſch. Hätte er noch dazu eine Ahnung gehabt, was ſich während ſeiner Abweſenheit in Baden zugetragen hatte!

Die Saiſon war in dieſem Jahre ungemein glänzend. Es iſt uns in unſerm Kreiſe überhaupt verſagt, Silhouetten zu ſchneiden, als nur zu unſerer eigenen Ergötzlichkeit; wir haben viele äußere Lächerlichkeit kennen gelernt, noch mehr geiſtige Miſère, vor der Hand ziehen wir noch den Hut und ſchweigen. In dem Kreiſe aber, der ſich dazumal zu Baden bei Wien verſammelt hatte, war ein zu reiches, frohſinniges, an liebenswürdigen Erſcheinungen üppiges Leben, als daß ſich ein ſatiriſcher Silhouettenſchneider hätte beluſtigen können, Jagd auf Böotier zu machen, die uns leider! ſo vielfach über den Weg gelaufen ſind, große und kleine.

Camillo Arlinghieri ſah ſich mitten in dies Leben verſetzt. Es war Sonntag; er hatte jede Hemmniß für den Moment beſeitigt und fühlte ſich frei. Noch war ihm dies Bewußtſein während ſeiner Reiſe nicht klar erwacht. Jetzt ſtrömte es ihm wie ein belebender Geiſt durch alle Adern. Er hätte jauchzen mögen, ſein Auge flammte wieder mit der alten Glut, ſein

Bruſt trank die würzige Verginſt in langen durſtigen Zügen. Auch ſie ſollte er wiederſehen. Er wußte, ſie war hier. Er hatte in Wien nach Frau von Rodenau gefragt, ſie war in Baden, ihre Tochter auch. Seine Zukunft zeigte ihm nicht mehr dem ſchwarzen Schleier, er hatte ſich roſig gelichtet. Einen Stein vor das Grab der Vergangenheit!

Der Park zu Baden iſt beſchränkt, als habe ſich die Kunſt geſchämt, mit der Natur, die rings ſo Großes und Reizendes geſchaffen, zu wetteifern. Camillo durfte, nachdem er Bianca's Spur bis hierher geſucht, nicht lange forſchen. Dort ſaß ſie — neben ihrer Mutter. Camillo zögerte, ihr zu nahen, ſeine Auge weidete ſich trunken an der vollendeten Schönheit, zu welcher ſich die liebliche Jungfrau entwickelt hatte. Sie ſaß ſo ſtill in edler Ruhe, ſie ſprach ſo liebreich zur Mutter gewandt, kein Zierling ſchien es zu wagen, ſeine unreine Nähe dieſem Himmelsbilde, das für ihn zu hoch ſtand, aufzudringen. Gewiß, ſie war noch frei! Und wie der Gedanke durch Camillo's Seele ſtrahlte, gab er ihm Muth; er eilte, von Hoffnung getrieben, ſeinem Schickſal entgegen.

Die Damen erkannten ihn nicht, als er ſie grüßte. Er hatte ſich ſehr verändert, der innere Wurm ſeine Blüte zerſtört. Erſt, als er ſprach, wurde die Erinnerung in Bianca wach und ſie erröthete. Er ſah es mit Entzücken. Sein glühender Geiſt, durch die reizbaren Nerven, die Folge langer Kämpfe, noch mehr exaltirt, nahm den Flug zu Sonnenhöhen, ohne Furcht vor jähem Sturze. Ein leichtes Geſpräch entſpann ſich, beide Damen zeigten den unverkennbarſten Antheil, aber ſie vermie- den zart Alles, was ihn an ſein Unglück erinnern oder verletzen konnte. Sie ſprachen von Friedrich mit ihm, Beide zu des Freundes Lobe, ſie ſagten ihm, daß er verreiſt ſei, aber täglich erwartet werde. — „Er iſt ein ſehr lieber Freund unſres Hau- ſes!“ ſagte Bianca. Camillo hörte Bedeutung darin. Gewiß

hatte Friedrich, der Treue, ſein Intereſſe wahrgenommen, ihn entſchuldigt, Bianca's Herz ihm gewonnen und erhalten.

Da ſprang unter den Bäumen ein kleines, goldlockiges Mädchen daher, ſchmiegte ſein Köpfchen in Bianca's Schooß. Sie liebkoſte das Kind mit ihrer feinen Hand, es blickte aus blauen Augen zu ihr empor und nannte ſie mit dem Mutternamen. Camillo erſtarrte. Es war, als ſtürze die Rieſenhand ſeines feindlichen Schickſals eine Eismaſſe in die Glut, die ihn durchwallte; aber gedämpft wurde ſie dadurch nicht, ſie praſſelte nur wilder empor und ſchlug über ſeinem Haupte, alle Sinne verwirrend, zuſammen. Ohne Rückſicht auf Klugheit oder Sitte, nur dem ungezähmten Drange ſeiner Leidenſchaft gehorchend, ſprang er auf, ſtammelte ein Paar Worte, die er ſelbſt nicht verſtand und floh mehr, als er ging. Zu den Bergen hinauf trieb es ihn, dort ſah ihn Niemand, er warf ſich auf den Grund, er raſte wider ſich ſelbſt. Noch im Scheiden hatte er den Mann wohl erkannt, dem das Kind vorausgeeilt war: Werſſen war es, er der Beglückte, er in Bianca's Armen! Mit erfinderiſcher Grauſamkeit malte er ſich dies Glück aus, Werſſen war von Stund an ſein Todfeind, die Hölle erwachte in ſeiner Bruſt und trieb ihn zu wilden Wünſchen. Er ſah es nicht, daß ein Menſch auf ihn zuſprang, er hörte kaum ſich angerufen, er ſchrak erſt auf, als er ſeine Kniee umfaßte, ſeine Hände mit Küſſen bedeckt fühlte. „Ich bin's ja, Jannaſch!“ ſchrie der Freudige. „Sind Sie nun los?“

„Du hier?“ ſtieß Camillo dumpf heraus.

Der Slowak hatte bürgerliche Kleidung an, trug keinen Bart und ſah ganz ehrbar aus. Er blickte vorſichtig umher und raunte dann dem Grafen zu: „Deſertirt!“

„Was willſt Du? Geld? Nimm!“ rief Camillo und warf ihm die Börſe zu. „Geh, verlaß mich.“

„Ich brauch's nicht," ſagte Jannaſch, „bin im Dienſt bei einem reichen Officier, kein Menſch kennt mich, als Doctor Friedrich. Der war mein Retter, wie ich mich ſchon angeben wollt', ich erkannt' ihn, er brachte mich unter, wo mich Niemand ſucht. Aber Sie?"

„Willſt Du mir helfen? Willſt Du?" rief Camillo mit funkelnden Augen.

„Sagen's an!" betheuerte der Diener, die Hand auf die Bruſt legend.

Einen irren Blick heftete Camillo auf ihn, noch ſträubte ſich die Zunge, das Wort auszuſprechen. „Morgen!" ſagte er mühſam. „Finde mich Morgen dort" — er zeigte nach dem Vorſprung, wo die Trümmer der Feſte Rauhenſtein ragen — „dort oder weiter thalauf, morgen früh, eh' es Tag wird. Nun geh'." Er ſtand auf, winkte den Slowaken hinweg und verließ ihn.

Planlos verfolgte er den Bergpfad, bis ein Pfad ihn in das Thal führte, ſeine Seele brütete über dem Unerhörten, das ihn ſo plötzlich vom Gipfel des erträumten Glücks in die Nacht geſtürzt hatte. Er vergaß ſeine Verbindlichkeit, ſein Ehrenwort, er wandelte geiſtig vernichtet, gleichgültig durch die reizende Scenerie des Helenenthals, an den Prachtgebäuden vorüber, immer weiter hinauf in die Berge. Auf einmal blieb er ſtehen, er ſchauderte vor ſich ſelbſt, er begriff nicht wie ein Moment ihn hatte ſo ganz beherrſchen, ſeinen Willen auf ein Gelüſt richten können, das ihn jetzt mit Grauen erfüllte. Welch' ein Abgrund des Menſchen Bruſt!

Noch ſtand Camillo; da war es, als ſchwölle ein reiner Dreiklang feierlich durch die Luft. Der Abend lag bereits über den Bergen, Alles war ſtill, die Bäume ſchienen zu lauſchen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18743/023

Camillo war mit seinen Gedanken fern, er nahm die Töne, welche wiederholt in mahnenden Accorden durch die Stille des Abends klangen, unwillkührlich in sein Ohr, sie durchdrangen sein Inneres und weihten es von Neuem, alle finstern Geister verscheuchend. Endlich wurde er aufmerksam. Es war Orgelklang, der im Tempel des Herrn nie seine Wirkung verfehlt, hier aber, im schönen friedlichen Thale, unter dem Himmelsdom und den Säulenhallen der Waldung einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Camillo wußte nicht, daß es die Orgel über dem Thore von Heiligenkreuz war, welche immer statt der Glocken die Frommen zur Kirche ruft, er erfuhr es auch nie und begehrte keine Lösung des heiligen Räthsels. Zur Umkehr trieb es ihn, er faßte das Leben wieder in's Auge, wenn es auch das Leben in Verbannung war, das er fortan führen mußte. Doch konnte er sich nicht von der Stätte trennen, bis der Schlußaccord leise verwehend in den Schluchten erstarb.

Spät Abends kam er nach Baden zurück, wo er ohne Aufenthalt nach der Hauptstadt abreiste. Sein Ausbleiben hatte schon bei dem Beamten, der ihn auf sein Ehrenwort einen Tag ohne Begleitung beurlaubt, große Sorge erregt; um so gütiger wurde er empfangen und auf der weitern Reise, bis ihn das Schiff aufnahm, behandelt. Er hatte nach Niemand mehr gefragt, auch nach Friedrich nicht. Kein Band sollte ihn mehr an die alte Welt fesseln, deren Küste er auf Niewiederkehr verließ, wie es seine Bestimmung forderte. Die Gnade des Kaisers hatten ihm, dessen Güter nach dem Tode des alten Grafen dem Kronschatze zugefallen waren, die Mittel des Fortkommens gesichert. Ob er durch die Erschütterungen geläutert, zu Ruhe und Glück gelangen wird — wer kann das sagen? Er hat ein neues Leben begonnen und steht noch in der Fülle der Manneskraft, welche ihm lange Jahre verspricht. Wer kann sich ver-

meſſen, deren Wechſelfälle auch nur zu ahnen? Im Heute ſchlummert das Morgen, aber kein Auge dringt zu ihm, bis es tagt.

Friedrich vernahm bei ſeiner Heimkehr mit aufrichtigem Schmerze, daß er Camille auf immer verloren habe. Er hörte tiefbetrübt, welches Leid der Scheidende mit ſich fort getragen, das Leid hoffnungloſer Liebe. Als ihm dann insgeheim der Slowak, der ſich nur ihm ganz vertraute, ſein Zuſammentreffen auf dem Berge und jedes Wort Camille's erzählte, als er vernahm, daß der treue Menſch ihn früh Morgens vergeblich bis zum Kloſter geſucht — verſank er in tiefes Sinnen und ſprach ſich erſt ſpät gegen ſeinen geiſtlichen Freund aus, der ihn mit Freuden in Baden bewillkommt hatte.

„Ich weiß von einem Pilger aus grauer Vorzeit," ſagte er, „der unbekannt in jenes Kloſter gekommen, dort den Abend ſeines Lebens in Demuth und Frömmigkeit zugebracht und erſt auf dem Sterbebette gebeichtet hat, daß er einſt Ungarns Krone getragen. Sollte Camille gleich ihm dort Ruhe geſucht haben, weil ſein Daſein verfehlt iſt?"

„Wer Ruhe ſucht, der findet ſie überall," erwiederte der Freund. „Kein Daſein iſt ſo verfehlt, daß es nicht wieder zum wahren Ziele zu lenken wäre. Wie Sie mir Ihren Camille geſchildert haben, glaube ich nicht an Ihre Vermuthung."

Friedrich verbot dem Slowaken, ſeiner Bekanntſchaft mit Arlinghieri um der eigenen Sicherheit willen gegen Niemand zu erwähnen. Er ſelbſt hatte Sorge um den armen Menſchen, deſſen wahre Geſchichte er auch Werſſen, ſeinem neuen Herrn, nicht erzählt, weil er den gewiſſenhaften Mann nicht in Conflict mit ſeiner Pflicht ſetzen wollte, die ihn veranlaßt hätte, den Deſerteur ſeiner doppelten Strafe für dies und ſein früheres, ſchweres Vergehen zu überliefern. Wir wollen hoffen, daß der arme Jannaſch, der in der feinen Livree mit Cravatte und Handkragen,

Handschuhen und Stulpstiefeln sich selbst nicht mehr ähnlich sieht, auch durch consequentes Waschen eine lichtere Hautfarbe gewonnen hat, dem scharfen Auge der Obrigkeit entgehen oder — daß sie es zudrücken möge, wenn kein Kläger auftritt. Sie hat ja kein Gefallen an Blut und Thränen, wo sie nicht fließen müssen zum Heile der Menschheit!

Das bekundet sich täglich von Neuem. Durch den Gnadenact, der seitdem auch im Norden erfolgt ist, sind tausend Thränen getrocknet, viel zagende Elternherzen aufgerichtet und an den Begnadigten treue Unterthanen gewonnen worden, die fortan bereit sind, mit begeisterter Hingebung ihr Herzblut für den Thron zu vergießen.

Wir bedauern, kein abgeschlossenes Lebensbild mit diesen Zeilen endigen zu können und verwahren uns feierlichst wider die Annahme, daß solches überhaupt durch eine Heirath möglich sei. Noch leben Alle, deren Schicksale in ihrer Verflechtung wir bis hieher verfolgt haben, und wäre es uns vergönnt, ihr künftiges Loos zu schauen, wie sehr würde es vielleicht unser Interesse bei Freud und Leid noch in Anspruch nehmen! Werffens und Bianca's vor Allem! Das Paar lebt so glücklich, die zarte, liebende Frau mit dem trefflichen Manne, der seine Pflicht als Gatte und Vater so freudig thut, wie er gewissenhaft in des Kaisers Dienst verfährt. Werden sie immer so glücklich sein? Wir hoffen und wünschen es; aber die Sehnsucht, welche Friedrich bei seiner ersten Trennung von Camille geäußert, bleibe uns fern, bleibe jedem Sterblichen fern! Wenn der Schleier der Zukunft plötzlich risse, daß mit einem Aufblicke der Mensch all' seine kommenden Schicksale überschauen könnte, sein Auge trüge es nicht: es wäre ihm Vernichtung, selbst wenn es nur Lichtglanz erblickte.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfunddreißigſtes Bändchen.

Der alte Troubadour.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Der alte Troubadour.

Romantiſche Erzählung

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

1.

Am Geſtade der Provence, unfern von Marſeille, ragt ein Fels weit in das Meer hinaus. Ihn ſcheint die Natur für eine friedſame, von der Welt abgeſchiedene Seele dahin geſetzt zu haben, denn einſam und ſchauerlich trotzt er hier den Wogen, und nur durch einen ſchmalen Rücken mit dem Lande verbunden, ſteht er mit ſeinem nicht unbeträchtlichen Umfange wie ein verödeter Punkt in dem ſchäumenden Meere. Zwei hohe Ulmen, deren Wurzeln ſich durch ſeine Ritzen gewunden, zeigen noch jetzt, daß er einſt nicht unbedeutend und bewohnt war.

In den Zeiten der Kreuzzüge, ungefähr zwölf Jahre nach Ludwigs des Heiligen Zuge nach Egypten, ſtand hier eine geräumige freundliche Hütte, einfach, aber nicht ärmlich. Weinran-

ken, vor der Gluth der Sonne ſchirmend, umzogen ſie, Mandel- und Olivenbäume, zwar nur von ſpärlichem Wuchſe, umgaben ein kleines Gärtchen, und vor der Hütte, da wo die Ausſicht nach dem Meere und den Thürmen von Marſeille das Auge ſo wohlthuend erquickt, ſtand dicht am ſteilen Abhange des Meeres ein Baum von ziemlicher Größe und breitete ſeinen kühlenden Schatten über den Felſenſitz, den des Meiſels geſchäftige Hand hier ausgearbeitet hatte.

Von dem allen keine Spur mehr! Nur der Sitz auf der nackten Klippe zeigt dem Wanderer noch den Ort, wo einſt die Ulme geſtanden. Die Zeit hat alles zerſtört; im Kreislaufe der Jahre iſt Hütte und Gärtchen, Rebe und Olive verſchwunden, wie die damals dort wohnenden guten Menſchen.

An einem ſtürmiſchen Abende, wo die Sonne ihre Gluthen dunkelroth in den Golf von Languedoc tauchte, und der warme Süd von der afrikaniſchen Küſte herüber blies, ſaß auf dieſer Felswand ein alter Troubadour. Eine Harfe ruhte in ſeinem Arme, den von den Jahren gekrümmten Rücken lehnte er an den Ulmbaum,

das Auge blickte in die Gluth der Abendſonne, und ſchien der Untergehenden den Abſchiedgruß zu bringen. Sein grauer Bart hing nicht über das dunkelbraun wollene Koller herab, er kräuſelte ſich nur in Silberlocken, wie die Welle des murmelnden Baches, der an der linken Seite des Felſen in das Meer ſich ſenkte, und die wenigen Locken, die den Scheitel bedeckten, flatterten frei im Winde.

Zu ſeinen Füßen, auf einem hervorragenden Felsſtücke, ſaß tiefer dem Meere zu eine Jungfrau. Wie der Schaum der brauſenden Wogen an ihr hinaufſpritzte, hätte man meinen ſollen, es ſey die Göttin der Liebe, dem Schaume des Meeres ſo eben entſtiegen. Nicht wie der Troubadour das Auge gen Abend gerichtet, blickte ihr dunkelglühendes gen Morgen, wo die Spitzen der Thürme von Marſeille im Abendrothe erglänzten. Aermlich, doch reinlich gekleidet, flatterte ihr langes dunkles Haar, das regellos über Schulter und Stirn wallte, im Winde, und ſo aufmerkſam ſie auch über das Meer blickte, lauſchte ſie doch ſorgſam auf den Alten.

Der Troubadour, den Blick immer nach dem

Untergange der Sonne gewendet, griff jetzt in die Saiten, sein Auge wurde feucht, die Brust hob sich, er sang:

Alles raubt uns die Zeit!
Der Jugend Schöne,
Des Frohsinns Töne,
Was das Leben nur beut.
Unſ're seligſten Stunden
Sind für immer entſchwunden,
Unſ're Blüthen verwelkt und zerſtreut.

Vater, lieber Vater! unterbrach das Mädchen den Gesang: wollt Ihr denn nicht in die Hütte gehen? Der Sturm wird immer heftiger.

Doch, ohne auf sie zu achten, sang der Greis weiter:

Alles raubt uns die Zeit!
Des Knaben Spiele,
Des Jünglings Gefühle,
Was den Mann hoch erfreut,
Ihm lieblich erblühte,
Was ihm heilig erglühte,
Nimmt sie gierig die fliehende Zeit!

Und als er die dritte Strophe begann, stimmte das Mädchen leiſe mit ein und sang:

Eines nur raubt ſie uns nicht!
Dem treuen Herzen
Bleiben die Schmerzen,
Bis das trauernde bricht;
Und der Liebe die Thränen,
Und das unendliche Sehnen
Raubt die Alles Verſchlingende nicht!

Beide ſchwiegen; nur einige ſanfte Akkorde verloren ſich noch in dem Sturme, dann ruhte die Harfe wieder in des Troubadours Arm, deſſen Auge ſich auch jetzt nach der Abendröthe gewendet hatte; das Mädchen ſah hinunter nach den Wellen, die, vom Sturme den Felſen hinauf gepeitſcht, faſt ihre Füße benetzten, und nur das Geſchrei der über ihnen flatternden Seemöven kreiſchte im Brauſen des Sturmes.

Kommt, Vater, kommt in die Hütte! bat noch einmal das Mädchen, ſtieg den Felſen herauf, und trat neben den Alten unter die Ulme: Seht nicht ſo in die Abendgluth, Ihr wißt ja, dann ſchmerzen Euch immer die Augen, Ihr müßt morgen gewiß den Anblick des Sonnenlichts entbehren, und die Binde um die Augen tragen; blickt nicht in die Gluth!

Der Troubadour lächelte und drückte des Mädchens Hand.

Thut es nicht, lieber Vater! bat die Jungfrau von neuem: Wenn ich Euch so auf dem einsamen Felsen stehen sehe, die Harfe im Arme, das trübe Auge über das Meer gehoben, starr, unbeweglich dort hin blickend, wo, wie Ihr mir oft erzähltet, der fruchtbare Nil die Auen bewässert, da denke ich immer an jenen alten griechischen Sänger, von dem Ihr mir so oft sagtet, daß er auf dem Felsen am ägäischen Meere gesessen, und mit geschlossenem Auge doch hell in die Vergangenheit schauend, die Thaten seines Landes gesungen habe. Dann, Vater, dann ist es mir, als sähe ich auch Eure Augen geschlossen.

Wie Gott will, so geschehe! sprach der Alte, die Hände unwillkührlich faltend: Verlischt das matte Licht meiner Augen, so leitest Du mich hier auf dieses Plätzchen und wieder zurück in die Hütte, reichst mir meinen kleinen silbernen Becher, das theure Vermächtniß, und legst mir die Früchte in die zitternde Hand, statt daß ich sie jetzt mir selbst aus Deinem weidengeflech-

tenen Körbchen nehme. Ich könnte blind seyn, und mich wohl glücklich denken.

Vater! bat das Mädchen.

Sieh, liebe Klotilde! sagte der alte Troubadour, und sein Gesicht glänzte gar feierlich im Abendrothe: Wären meine Augen geschlossen, so säh' ich nicht mehr unsere kleine ärmliche Hütte, einst so freundlich geschmückt mit Zierathen und allerlei Hausrath aus fernen Ländern. Ich vermißte nicht mehr die Geschenke der Großen, die wie eine Erinnerungtafel meiner Gesänge mich umgaben, und blickte nicht mit thränenschwerem Auge nach dem kleinen silbernen Becher, den ich nie leere, ohne den Krystall des Quells mit meiner Thräne zu trüben. Ich schaute nicht mehr die Trümmer der Burg auf jener Höhe. — Er schwieg, und finster gestalteten sich die wehmüthigen Züge seines Gesichtes.

Dann, hob er plötzlich an und von neuem glänzte die halberloschene Flamme seines Auges: dann tritt die Vergangenheit in Nacht weit hinter mich, die Erinnerung verliert ihre mahnenden Boten, und nicht aus dem Strome unglücklicher Zeiten schöpfe ich die Farben zu

meinen Bildern, aus mir ſelbſt, aus dem unerſchöpflichen Borne der Dichtung bilde ich mir dann ein neues Leben, tauche meinen Pinſel in die Gluthen jugendlicher Träume, und nichts erinnert mich an das Alter, dieſen neidiſchen Zerſtörer des friſchen lebendigen Lebens. Ich wäre glücklich, mahnte mich nichts mehr an die vergangene Zeit, glücklich als ein Blinder.

Und auch Eure Klotilde ſäht Ihr dann nicht mehr, rief das Mädchen wehmüthig.

Ja wohl, da verlör ich viel, unterbrach ſie der Alte mit Feuer: denn das Herrliche der Erde, der Jungfrau Engelbild, ſtünd nicht vor mir. Ja wohl, mein Kind! ſäh mein Auge Dich nicht mehr, ſo wär alle Lebensgluth von mir gewichen, meine Harfe ruhte, mein Geſang verſtummte, denn was noch lebendig und glühend aus mir ſtrömt, reichte Dein Himmelblick dem alten Troubadour, und wenn er ſich noch in den Kranz ſeiner Lieder eine Blume windet, haſt Du ſie gepflückt.

Das Mädchen küßte ſchweigend die nach ihr geſtreckte Hand des Greiſes und lehnte ſich ſchmeichelnd an ihn.

Nun komm, geliebtes Kind, ſagte der Alte: der Sturm rauſcht gar zu wild durch die Zweige der alten Ulme, und umſauſt mich. Die Sonne iſt ſchon wieder untergegangen — und er iſt noch nicht zurück!

Ach, Vater, er iſt noch nicht zurück! rief Klotilde, und blieb an der Thür der Hütte ſtehen.

Den ich erwarte, auf den hoffſt Du nicht, thörichtes Kind! zürnte der Alte und trat in die Hütte, das Mädchen folgte.

Der Sturm wurde heftiger, lauter tobten die Wellen, ſtärker klopfte des Mädchens Herz. Der Sonne letzte Strahlen verbreiteten nur noch ein Dämmerlicht, und als es dunkel zu werden begann, ordnete Klotilde eilig den kleinen Tiſch, ſetzte Früchte und Brot darauf, ſprang hinunter zum Quell, den Becher zu füllen, und blickte traurig nach der Fiſcherhütte am Meere, aus deren kleinem Fenſter noch kein Licht ſchimmerte.

Der Sturm iſt doch fürchterlich, lieber Vater! ſagte das Mädchen im Hereintreten, indem ſie dem Troubadour den Becher reichte:

Die Unglücklichen auf der hohen See können mich jammern, und die Nacht wird so finster. Horcht nur wie der Wind heult, und die Wellen gegen den Felsen schlagen; der Sturm ist schrecklich.

Und morgen ist er vorüber, vielleicht schon heute! unterbrach sie der Greis: So nicht der Sturm des Lebens; wo der wüthet und tobt, da reißt er alles nieder und nichts ersteht. Aus seiner Nacht bringt keine Morgenröthe uns die Hoffnung zurück. Was der Sturm des Lebens erfaßte, sinkt.

Aber das Mädchen hatte nach dem Sturme des Meeres nur geschaut, als sie, während der Alte sprach, an dem kleinen Bogenfenster mit den bemalten Scheiben stand, denn plötzlich rief sie: Ich sehe Licht in der Fischerhütte; gelobt sey Gott!

Ich rufe dieß mit Dir, mein Kind, sagte der Alte: Gott sey gelobt, der den Nächsten vor drohender Gefahr bewahrt. Aber — höre Klotilde, setze Dich her zu mir, so — rücke Deinen Sessel näher, blick nicht hinüber nach der Hütte und ihrem Lichte, höre mir aufmerk-

ſam zu. — Mit Robert, dem Fiſcher, mußt Du alle nähere Verbindung abbrechen; nie, ich wiederhole es Dir, nie wird mein Segen Deine Neigung heiligen, und ohne Vaterſegen, Klotilde, welkt jede Lebensblüthe. Senke Dein Haupt nicht, Du duftende Roſe der Provence, blicke mich nicht ſo traurig, ſo wehmüthig an. Ich kann zu dieſer Liebe meinen Segen nicht geben, bräche darüber mein Herz, bräche das Deine. Robert iſt ein wackerer Burſche, wenn auch nicht thätig und nicht recht geſchickt in ſeinem Geſchäfte, wie ich oft von fern bemerkte, denn der Baſtian iſt weit gewandter, doch mag ich ihn leiden, und plaudre gern mit ihm. Er weiß von der vergangenen Zeit, und von dem heiligen Zuge des frommen Königs ſo lieblich zu erzählen, als ſey er ſelbſt dabei geweſen, auch iſt ſein Wandel fromm und ehrbar, aber an Deiner Seite ſeh ich ihn nicht gern. Nun, wer klopft? — Klotilde ſprang auf und eilte nach der Thür. — Es war Baſtian; einen zappelnden Fiſch in der Hand trat er ein, und bot dem Alten einen guten Abend. Da ſendet Euch Robert einen Theil ſeiner Beute, verzehrt ihn

mit mehr Ruhe, als wir ihn gefangen haben. War ein greuliches Wetter, alter Herr! Das Meer ging so hoch, die Wellen trieben den Nachen bald in die Lüfte, bald senkten sie ihn wieder in die Tiefe hinab, und seht — doch vom Meere versteht ein alter Troubadour nicht viel.

Der Alte lächelte schmerzlich. Hab manche Fahrt gemacht in Sturm und Noth, sagte er bewegt: darum, Bastian, fahr fort in Deiner Erzählung.

Als wir dort bei der Insel vorbei wollten, fuhr jener fort: brauſt' ein Wirbelwind heran, die Wellen gingen gar hoch, und eine fuhr gar über uns.

Und Robert? rief Klotilde.

Robert sitzt daheim und trocknet seine Kleider, erwiederte Bastian.

Dann erzähle nur weiter, sagte das Mädchen beruhigt.

Nun, die Welle fährt über uns, nimmt zwei der größten Fische mit aus dem Nachen, und rauscht mit ihrer Beute davon.

Habt Ihr beim Sturme guten Fang gemacht? fragte der Alte.

Geht

Geht an! Auf der Inſel haben wir alles verkauft bis auf dieſen da, und ein Gericht für uns ſelbſt. Doch Ihr laßt den armen Teufel lange zappeln, Jungfrau. Tödtet Eure zarte Hand vielleicht nicht gern das arme Thier, ſo will ich in die Küche gehen und ihn abſtechen. Der Robert iſt unten und wartet Eurer, raunte er hiebei dem Mädchen leiſe zu.

Soll ich ihn nicht in den Fiſchhälter tragen, mein Vater! fragte ſie jetzt: und ihn dort für das morgende Mittagsmahl verwahren, denn — ſie ſtockte und trat dem Alten näher — wir müſſen wohl die Beiden zu Gaſte bitten, habt ja noch einen Krug Wein, und der große Fiſch verdürbe uns. — Sie ſah dem Vater ſo bittend ins Auge, ſchmiegte ſich ſo ſanft an ihn, daß er, dem Blicke nicht widerſtehend, freundlich erwiederte: Sie mögen kommen.

Flüchtig wie ein hüpfendes Reh eilte ſie hinaus, gab draußen Baſtian den ungeduldigen Fiſch, ihn in den Hälter zu tragen, und eilte nach dem Raſenplätzchen, da wo eine Gruppe von Mandelbäumen ein ſchirmendes Dach darüber bildete. Hier kam ihr Robert entgegen,

und reichte ihr zum Willkommen traulich die Hand. Selbſt in Sturm und Wetter kömmſt Du, liebe Klotilde, mir guten Abend zu ſagen, ſprach er herzlich: danke Dir!

Robert, ſagte die Eilende: nur auf Augenblicke kann ich bei Dir ſeyn, darum nimm meinen innigen Dank für Dein Geſchenk. Du weißt, es iſt das Lieblinggericht des Vaters, der ſich ſo manches verſagen müßte ohne Deine treue Liebe. Er ladet Dich ein, morgen Mittag Dein Geſchenk bei uns verzehren zu helfen, komm deßhalb recht bald, mein guter Robert. Er ſingt Dir dann auch ein Liedchen, wenn wir zuſammen unter dem Ulmbaume ſitzen, vielleicht das von dem zerſtörten Schloſſe des Grafen von Sault, oder vielleicht das von dem Becher, Du kennſt es ja ſchon.

Mit ſonderbarer Bewegung hatte der Fiſcher den Worten des Mädchens zugehört, er war ſtumm und nachdenkend geworden; Klotilde ſah ängſtlich nach ihm.

Dein Vater will mir nicht wohl, ſagte er ernſt.

Er liebt Dich, erwiederte das Mädchen: doch daß ich Dich liebe, darüber zürnt er.

Und weßhalb? fragte der Fiſcher halb unwillig: Kann er ſeit dem halben Jahre, daß ich Euer Nachbar bin, meinen Lebenswandel tadeln, habe ich nicht guten Verdienſt, leide ich Noth?

Das nicht, lieber Robert! erwiederte das Mädchen, und legte alle Weichheit der Stimme in ihre Worte: Er ſagt von dem allen nichts, und meint nur, er könne, dürfe unſere Liebe nicht ſegnen, und — verzeih' dem alten Manne, zuweilen ſcheinen ihm die Erinnerungen an vergangene glückliche Zeiten ſeine jetzige Lage vergeſſen zu machen, dann, meint er, für einen Fiſcher habe er ſeine Enkelin nicht groß gezogen. Zürne ihm deßhalb nicht, lieber Robert, bat ſie ſchmeichelnd: Du genügſt ja mir, in Deiner kleinen Hütte fühlte ich mich glücklicher, als in der ſtolzen Burg des Grafen d'Esparron, von der mein Vater in ſeinem Liede ſingt. Da mögte ich nicht ſeyn, mein Robert!

Schweigend drückte der Fiſcher ſein Mädchen an die Bruſt. Der Sturm tobte, die Wellen brauſten, die Zweige rauſchten über ih-

nen, ſie vernahmen es nicht, Baſtian ſtand ſchon lange vor ihnen, ſie ſahen ihn nicht, doch das Glöckchen der Hütte vernahm ſie. Leb wohl, Robert, der Vater ruft, leb wohl bis morgen. Wenn Du Deine Netze am Ufer ausſpannſt, blicke ich durch das Fenſterchen und ſehe Dir zu, und wenn Du Deinen Nachen reinigſt, und ich im Gärtchen das Unkraut jäte, blick' ich hinunter nach Dir und ſchicke Dir einen Morgengruß. Gute Nacht, Robert, gute Nacht, guter Baſtian.

Sie eilte fort, klimmte die Felſen hinauf, und ſtand neben dem zürnenden Vater.

2.

Der Himmel war heiter, ſanft wehte die Luft, als Klotilde am anderen Morgen ſchon lange am Fenſter geſtanden, und forſchend hinüber nach der Fiſcherhütte geſchaut hatte. Noch ſchlummerte der Troubadour. Jetzt, als ſie Robert im Nachen erblickte, eilte ſie hinaus,

nahm das weiße Tuch und ließ es zum Morgengruß hoch in die Luft flattern.

Der Vater hat Recht, sagte sie mit ernstem Blick, da Robert, den Gruß erwiedernd, in die Hütte getreten war: heute ist der Sturm vorüber, das Meer schaukelt nur noch die beruhigten Wellen, und der Wind rauscht nur leise durch die Blätter der freundlichen Ulme. Wie so heiter ist es und still, niemand könnte das Wetter von gestern nur ahnen. Doch was im Herzen tobt, das beruhigt wohl der Schlummer, aber die Morgensonne weckt es wieder zu neuen Stürmen. Sie legte die Hand auf ihr Herz, ging in das Gärtchen, band die Blumen an, welche der Sturm umgerissen, und ordnete alles, damit der Vater, wenn er in sein Gärtchen träte, auch hier die Spur des Unwetters nicht mehr fände. Noch blühte an einem Rosenstrauche eine einzige Rose, die letzte im Garten, und schien den Strahlen der brennenden Sonne zu trotzen; noch gestern hatte sie der Vater mit Wohlgefallen bemerkt, und Klotilde sie durch ein Dach von grünen Blättern gegen Regen und Sonne geschützt. Auch heute lachte

ſie ihr freundlich entgegen, ſchon hob die Jungfrau ihre Hand, ſie für den Geliebten zu pflücken. Nein! rief ſie, und zog ſchnell die Hand zurück: Nein, blühe fort, freundliches Röschen, bis dein letztes Blatt dir entſinkt, blühe dem Vater zur Freude und mir! Ach du ſollſt ja, wie der Vater oft ſingt, ein Bild der Liebe ſeyn, und biſt du dieß, ſo ſey mir ein freundliches Zeichen, das mir künde, ob der Thau, der auf dir im Morgenrothe ſchimmert, Perlen mir bedeute oder Thränen.

Da flatterte eine Nachtigall aus dem nahen Gebüſche zu dem Roſenſtocke hin, und als ob die Sängerin der Liebe ſich den ſchönſten Blumenkelch zu ihrem Liede gewählt, ſchwang ſie ſich auf die Roſe, und hauchte in die Friſche der Morgenluft ihr Liebeslied aus. Freudig, von ahnender Wonne durchglüht, lauſchte das Mädchen auf die ſchmelzenden Töne, ſah, wie die Nachtigall, ſich auf dem Kelche der Blume wiegend, die Thautropfen herabſchüttelte, ſah, wie ſie girrend davon flog, und ihr Herz bebte vor Freude. Sie hielt dieß für eine freundliche Vorbedeutung, ordnete mit neuem Muthe alles

in ihrem kleinen Gärtchen, und sah sehnsuchtsvoll hinüber nach der Fischerhütte, wo Robert oft seinen Hut zum freundlichen Gruße in der Luft schwenkte.

Bald war die Arbeit im Gärtchen beendet. Lauschend, ob der Vater schon wach sey, schlich sie zu seinem Lager, der Greis schlummerte ruhig und sanft; da trug sie frische Milch auf den kleinen Tisch, legte das Brot daneben, daß alles bereit sey wenn er erwache, warf noch einen Blick hin durch das Fenster nach der kleinen Fischerhütte, und da sie dort niemand sah, trat sie, die Laute im Arme, unter die Ulme und schaute übers Meer. Schaukelnd glitt Roberts Nachen über die Wellen dahin, lustig flatterte der Wimpel in der Morgenluft, der Wind schwellte das Segel, pfeilschnell flog das Schiffchen; Sehnsucht, unaussprechliche Sehnsucht ergriff das Mädchen.

Schon wieder fort, und so alle Tage! rief sie traurig: Wie oft kehrt er selbst zur Nacht nicht zurück, schwärmt auf dem wilden Meere, dann flieht mich der Schlaf, und mein Sehnen bleibt ungestillt. Ach! seufzte sie und sang:

Wenn der Abend ſinkt,
Thau die Roſe trinkt,
Die Nachtigall ſchlägt,
Das Herz im Buſen ſich regt,
Wenn die Sterne des Himmels erglühn,
Mögt' ich ſo gern zum Geliebten ziehn.

Wenn um Mitternacht
Noch mein Auge wacht,
Die Wange mir glüht,
Der Traum der Liebe mich flieht,
Sehnſucht das müde Auge mir näßt,
Fühl' ich, daß Liebe von Liebe nicht läßt.

Und doch muß ſie laſſen Klotilde! ſagte mit faſt rauher Stimme der Troubadour, der indeſſen hinter ſie getreten war: Du mußt Dich losreißen, Unglückliche! Deine Liebe iſt ein thörichtes Beginnen, ſie wird Dein Auge mit Thränen näſſen, ſie wird Dich elend machen.

Das Mädchen hatte anfangs erſchrocken auf den Zürnenden geblickt, doch jetzt ſah ihn ihr Auge ſo freundlich bittend an, es lag ſo viel Herzliches, ſo viel Ergebung in dieſem Blicke, er drückte ſo ganz das Gefühl ihres Innern aus, daß der Troubadour gerührt ſchweigen

mußte, als ſie mit kindlichem Tone zu ſingen begann:

Straf mich nicht für mein Beginnen.
Was kann ich für meine Thränen,
Für mein Lieben, für mein Sehnen?
Laß mich weinen, laß mich minnen.

Laß das arme Herz nur walten.
Mag es hoffen und ſich trügen.
Mag es dulden oder ſiegen,
Ich kann es zurück nicht halten!

Sie ſank an ſeine Bruſt, drückte ihn heftig an ſich. Vater, lieber alter Vater! rief ſie: Ich habe gegen mein Herz gekämpft, weil es Euch traurig machte, wenn es mich nach Robert zog, ich habe meine Gefühle unterdrücken, ich habe mir ſelbſt meinen Himmel zerſtören wollen, der ich den Euren trübte; aber konnte ich? Ich bin nur ein ſchwaches Kind, darum vergebt Eurer Klotilde und zürnt ihr nicht. Tag und Nacht ſage ich mir, daß ich Unrecht thue, Tag und Nacht kämpfe ich gegen meine Liebe, aber wenn ſein Nachen dorthin fährt, nimmt er mein Herz mit, wenn er wiederkehrt, bringt er

es mir nicht wieder. Vater, dieſe Thräne, die aus Eurem Auge auf meine Stirn rollt, brennt ſo heftig; weinet nicht! Klotilde kann Eure Thränen nicht mehr trocknen, die Liebe iſt zu mächtig in ihrer Bruſt!

Auch das noch! rief der Greis: Schickſal! ich glaubte du hätteſt den Becher bis an den Rand gefüllt, aber das Gift, welches Du tropfenweiſe hineinträufelſt, findet noch immer Raum. Träufle nur zu, der Tod macht doch ein Ende.

Bei dieſen Worten wand das Mädchen ſich leiſe aus des Vaters Arme, trat einen Schritt zurück, und ſtarrte mit gar ſonderbarem Blick ihn an. Wünſcht Ihr den Tod? fragte ſie feierlich.

Ich muß ihn wünſchen, ſeh' ich Dich in des Fiſchers Armen. Deine Liebe macht mich zum Meineidigen an meinem treuſten Freunde; im Grabe noch müßte er mir fluchen.

Das ſoll er nicht, Vater, ſagte das Mädchen und warf einen Blick voll Ergebung gen Himmel: das ſoll er nicht! — Weiß ich auch nicht, was Euer Freund für ein Recht hat mich

zu ſegnen, oder mir zu fluchen, ſo fühl' ich doch, daß, ſoll ein Opfer ſeyn, ich oder Ihr, daß ich es ſeyn muß. Ihr dankt mir nichts, als daß ich Euch pflege, zuweilen Eure Thränen trockne, und Eurem ernſten Munde ein Lächeln entlocke, Ihr aber ſeyd meiner Mutter Vater, Ihr nahmt die Waiſe zu Euch, theiltet die letzte Habe mit ihr, ſie war Eures Lebens einziger Zweck; darum fühl' ich es, ich muß ihm entſagen, und ſollte mein Herz darüber brechen. Ich muß und will es, der Himmel wird mir Muth und Kraft dazu geben! — Doch, herzlieber Vater, fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort: gönnt mir nur noch heute die Wonne der Liebe, laßt mich heute ihre Neige ſchlürfen. Morgen, ich verſpreche es Euch, bitte ich ihn, ſich von mir zu trennen, wenn er kann, bitte ihn, ſeine Hütte zu verlaſſen. Robert iſt gut, iſt brav, liebt mich redlich, und wird mir es nicht verſagen. Morgen, Vater, zerreiß ich das Band mit blutendem Herzen, aber ich zerreiße es! — Seyd deſſen gewiß!

Klotilde, ſagte tief bewegt der Greis: wüßteſt Du, wie es mich ſchmerzt, Dich leiden zu

ſehen, könnte ich Dir nur ſagen, was mich zwingt, hart, grauſam gegen Dich zu ſeyn, Du würdeſt williger das Opfer bringen, aber unglücklicher werden, als Du es ſchon biſt.

Dann ſchweigt, Vater, ſagte das Mädchen: ich fühle mich jetzt unglücklich genug, um es noch mehr ſeyn zu wollen. Ihr habt mein Wort, ich halte es, und nun bitte ich, laßt mich einen Augenblick allein; ich muß mich ſammeln, meine Gedanken, meine Gefühle ordnen. Sie küßte ihm die Hand, und ſetzte ſich auf den Felshang; der Troubadour ging mit blutendem Herzen zurück in die Hütte.

Lange ſaß die Jungfrau über den rauſchenden Wellen, und ſah in die Meeresfluth hinab. Dahin, dahin! rief ſie endlich den Eilenden nach, die wogend daher zogen, und, an dem Felſen ſich brechend, ſchäumend verſchwanden. Alter Mann! rief ſie jetzt, den Blick nach der Hütte gewendet: es muß eine mächtige Gewalt ſeyn, welche dich zwingt, deine Klotilde unglücklich zu machen, unglücklich für das ganze Leben. Vergebe Dir es Gott! Sie ſah wieder ſtarr in die Wellen hinab, und ſummte vor ſich:

Wenn Sehnſucht das müde Auge mir näßt,
Da fühl' ich, daß Liebe von Liebe nicht läßt!

Sie muß! rief ſie aufſpringend: ſie muß, Klotilde!

Heiter wie ein wolkenloſer Maihimmel trat ſie zu ihrem Vater, der, das ſorgenſchwere Haupt auf ſeinen Arm geſtützt, ſinnend am Fenſter ſaß. Er betrachtete ſie mit wehmüthigem Blicke, wie ſie alles in der Hütte ordnete, und Feuer auf dem Heerde machte. Sie fragte ihn jetzt: Wollt Ihr denn Eure Milch nicht trinken, mein lieber Vater, bis Mittag iſt die Zeit noch lang. Doch, ſetzte ſie traurig und leiſe hinzu: bis morgen iſt ſie ſo kurz! — Der Troubadour ſchüttelte verneinend ſein graues Haupt. Mich hungert nicht, ſagte er, ſtand auf und nahm ſeine treue Gefährtin, die Harfe. Oft verſuchte ſeine bebende Hand die Saiten zu berühren, aber ſie ſank auf den Schoos; ſeine Seele war nicht bei der Harfe.

Manches Bild der Vergangenheit mogte wohl an ihm vorübergehen, denn Klotilde, die ängſtlich aus der Ferne den Vater beobachtete, vernahm ſeine Seufzer; manches Bild der Zu-

kunft mogte düſter vor ihm aufſteigen und ſeinen Zorn erwecken, denn jetzt ballte er krampfhaft die Fauſt, und ſein Blick ſah finſter hin über die Thürme von Marſeille. Die Zeichen ſeines innern Grimmes waren jedoch nur raſch ſich folgende Zuckungen. Plötzlich hob er das geſenkte Haupt, ſeine Hand rauſchte wild durch die Saiten, daß ihre Töne hell durch das Toſen der Wellen hindurchdrangen, und wie von einem inneren Geiſte getrieben, ſang er:

Die heiligſten Kleinod der Erde,
Sie hab ich Dir Wackern vertraut,
Einen Becher von meinem Vater,
Die Veſte, die ich mir gebaut,
Ein Weib wie keines auf Erden,
Einen Knaben zum Kampfe bereit,
Und mehr noch als alles dieſes,
Eine zarte liebliche Maid.

Verwahr mir ſie treu, wackrer Sänger!
So ſprach er. Ich reicht' ihm die Hand.—
Er drückt' an ſein Herz die Treue,
Und eilte vom heimiſchen Strand.
Sein Schifflein ſchwamm über die Fluthen,
Sein Streitroß trug ihn zur Schlacht.

Das Schifflein iſt wiedergekehret,
Und hat ihn nicht wiedergebracht.

Der Feind hat die Veſte zertrümmert,
Sein Weib liegt im finſteren Grab,
Und von den Zinnen dort drüben
Da ſtürzte der Knabe hinab;
Die Maid iſt in Flammen verſchwunden,
Kein Aug' hat ſie wieder geſchaut.
Der Becher allein iſt geblieben,
Von allem, was er mir vertraut.

Drum leer' ich ihn alle Tage,
Erneure Erinn'rung und Schmerz;
Und wenn ich des Freundes gedenke,
So blutet und bricht mir das Herz.
Sein Schifflein ſchwamm über die Fluthen,
Sein Streitroß trug ihn zur Schlacht.
Das Schifflein iſt wiedergekehret,
Ihn hat es nicht wiedergebracht.

Die Harfe entſank ihm, er barg das Geſicht in ſeine Hände. Dank Dir, gütiger Vater! rief er endlich: noch ſind die Thränen nicht vertrocknet, ich kann noch weinen, und aus meinen brennenden Augen träufeln noch die Tropfen Balſams. Klotilde! rief er: ſtelle die

Harfe dort an die Thür, und dann ſetze Dich zu mir, daß ich Dein trauernd Antlitz ſehen kann, und der Schmerz über Dein gebrochenes Herz mit meinen Thränen dahin fließe zu meinem Freunde. Ach Klotilde, das war ein treuer Mann, groß und mächtig, und doch des Troubadours Freund; und ſein Weib. — Höre Klotilde. — Das alte Herz liebte ſie einſt, als ſie noch Jungfrau war, o! wie manches Lied hab' ich ihr geſungen, wie oft hat ſie vor des Sängers Auge geſchwebt, und noch jetzt ſteht ſie vor mir. Anna! ich konnte Dich nicht retten, mein Arm war zu ſchwach, er blutete! rief er Klotilden zu, doch plötzlich ſagte er traurig: Du biſt es ja, liebes Kind, und nicht ſie. So lächle nur, frommes Mädchen, lächle, daß auch mich die Liebe beſtrickte, aber auch ich mußte ſie opfern, wie Du; doch feſter knüpfte ſich mit dem gelöſten Bande der Liebe die Freundſchaft, und ſie hat beſtanden bis zum Tode.

Ermattet ſank er auf den Seſſel und ſchloß die Augen. Bilder der Vergangenheit wollte er herbeirufen, da beſchlich ihn ein freundlicher

Traum.

Traum. Er ſchlummerte ein, Klotilde bewachte den ſanft Entſchlafenen.

3.

Wehmüthig ſah ſie auf den Vater; der Traum, der an ihm vorüber ſchwebte, mußte lieblich ſeyn, denn ein freundliches Lächeln breitete ſich über ſein Antlitz. Er träumt nicht von mir! ſeufzte die Jungfrau: ich könnte ihm nur trauernd erſcheinen, das Lächeln gehört nicht mir. Indem ſie ſo dachte, und den alten Mann ſorgſam beobachtete, blickte ihr Auge zuweilen nach der Fiſcherhütte, zuweilen nach dem Meere, das heute nur von einem ſanften Lüftchen bewegt, im ruhigen Spiegel die Strahlen der Sonne wiedergab. Endlich ſah ſie in der Ferne ein Segel immer näher und näher kommen. Ja es war ſein Nachen, er und Baſtian darin, jetzt konnte ſie ihn deutlich erkennen, hoch klopfte ihr Herz vor Freude. Doch plötzlich drang die Thräne in ihr Auge. Er kommt, ſagte ſie leiſe vor ſich hin: er kommt, um den letzten Liebes-

blick zu holen; darum ſchweig, Herz, rinne nicht mehr Thräne des Schmerzes; es muß geſchieden ſeyn. Sie ſchlich ſich in die Küche, ordnete alles zum heutigen Mahle, trat dann in das Kämmerchen, holte aus der kleinen Truhe das Bild ihrer Mutter, drückte es an ihr Herz, und als habe ſie mit dieſem Drucke dem Klopfenden Stärkung gegeben, kehrte ſie zu dem Vater zurück.

Noch ſchlummerte der Greis. Der Nachen war gelandet, Robert und ſein Gefährte ans Land getreten; die Sonne ſtand ſchon hoch, bald mußte es Mittag ſeyn, der Geliebte bald kommen. Jetzt trat er in ſeine Hütte, er hatte das gegebene Zeichen verſtanden, erwiedert. Jetzt trat er wieder heraus, Baſtian folgte, ſie ſchritten auf dem Fußſteig dem Felſen zu, jetzt waren ſie über den Bach, über den Steg, bei den Mandelbäumen, an der Raſenbank. Willkommen! rief das Mädchen ihnen leiſe entgegen, ſchlich aus der Hütte, und eilte den Felſen hinab.

Noch nie hatte ſie den Geliebten ſo glühend an ihr Herz gedrückt, ihn noch nie ſo em-

pfangen. Ihr ganzes Weſen ſchien Liebe zu ſeyn, aus ihren Augen ſtrahlte, von ihren Lippen ſtrömte ſie. Mein Robert! war zwar alles, was ihr Gefühl ſie ſagen ließ, aber in dieſen Worten lag ein Himmel voll Wonne, die ganze Seele mit ihrem Schmerz und ihrer Freude lag in ihnen. Robert! rief ſie noch einmal, und wie ein ſchmeichelnd unſchuldvolles Kind ruhte ſie in des Geliebten Arm.

Wie biſt Du heute ſo innig, meine Klotilde! ſagte der Jüngling ſein Glück kaum faſſend: Du, ſo karg ſonſt im Ausdrucke Deines Gefühles, biſt heute als müſſe Dein Inneres aufjauchzen vor Wonne. — Gelobt ſey Gott, daß ich Dich ſo finde, meine Geliebte, gewiß hat ſich der Unmuth des Vaters gelegt, und der alte Troubadour ſein holdes Kind und unſere Liebe geſegnet.

Er zürnt mir nicht, daß ich Dich ſo empfange, mein Geliebter! unterbrach ihn das Mädchen: Laß uns heute den Tag und ſeine Stunden, ſeine Minuten genießen, als ſeyen ſie das ganze Maaß der Zeit, das uns noch zugemeſſen wäre, laß uns geizen mit den Augen-

blicken, alle der Liebe leben, und keinen der ungewiſſen Zukunft weihen. Komm mit mir herauf, ſey freundlich, mein Robert, laß heute nur den Ernſt ſchwinden, der auch noch jetzt Deine Stirn umzieht, laß uns wie Kinder die Gegenwart genießen, komm!

Sie zog den Erſtaunten mit ſich fort. So hatte er ſie noch nicht geſehen, ſo ſich ihren Gefühlen unbefangen überlaſſend, und doch glaubte er durch dieſe Freudenſtrahlen die Thränen in ihr Auge brechen zu ſehen, und es war ihm nicht heimiſch bei ihrer Luſt. Wie in einer Sternennacht, wenn der Weſtwind leiſe die Bäume ſchaukelt, und alles vom Mondſchein erhellt in magiſchem Roſenlichte um den Wanderer wogt, ſein Herz von einem heiligen Gefühle erhoben, doch ahnungsvoll bebt, als weile er in der Nähe tückiſcher Elfen, die ihren Reihetanz unglückbringend um ihn beginnen, ſo war es dem Fiſcher. Es that ihm der Anblick des liebeglühenden Mädchens ſo wohl, und dennoch war ihm ſo bang, und oft ſtieg der leiſe Wunſch in ihm auf, ſie möchte weinen.

Sie ſetzten ſich unter den Ulmbaum. Kle-

tilde, ſagte der Fiſcher: heute früh, als ich auf-ſtand, die Netze zu trocknen, Deine liebliche Ge-ſtalt mir auf dem Felſen entgegen trat, und ich Deiner Einladung und des frohen Tages ge-dachte, den Du mir bereiten würdeſt, glaubte ich, er müſſe ein Tag des Glückes für mich wer-den. Ich beſtieg mit Baſtian den Nachen, wir warfen die Netze aus, und meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen, einen Fang thaten wir, wie ſeit lange nicht. Schnell ſegelten wir nach Marſeille, verkauften die Fiſche, und keh-ren nun mit einem großen Krug Wein für Dei-nen Vater zurück. Du haſt mir ja den Fang verſchafft, Du mir den Tag zum glücklichen ge-macht, deßhalb gehört auch Dir heute ein Theil unſerer Beute.

Ich hätte Dir den Tag zum glücklichen ge-macht? ſagte traurig Klotilde. Nun ja! rief ſie ſchnell: er werde glücklich, ſelig vollbracht.

Indeß hatte Baſtian den Krug in die Hütte geſetzt, den Fiſch geholt, ihn bereitet und in den Keſſel gethan, als der Troubadour erwachte, und Baſtian bei dem Feuer das Geſchäft ſeiner Tochter verrichten ſah. Guten Tag, Baſtian!

rief er freundlich, ihm die Hand reichend: Wo ist mein Kind, daß Du statt seiner das Mahl bereitest? — Bastian lächelte und zeigte hinaus nach der Ulme, wo die Liebenden kosend Hand in Hand saßen.

Der Alte näherte sich ihnen, sie hörten ihn nicht, er stand schon hinter ihnen und sie ahneten seine Nähe noch nicht; sie ruhten Arm in Arm. Da riß sich der Fischer plötzlich empor. Klotilde! rief er, das Auge gen Himmel gewendet: Gestalte sich mein Schicksal wie es mag, traurig oder glänzend, so schwöre ich Dir hier unter diesem ehrwürdigen Baume, ich bleibe Dir treu bis in den Tod! — Das Mädchen schwieg. — Und Du? rief der Jüngling: Du schweigst; fühlst Du Deine Liebe nicht stark genug, auch mir Treue zu geloben, zu schwören, daß Du die Meine werden willst, und wenn das Schicksal unsern Bund mit dem Tode besiegelte?

Ich schwöre Dir Treue und Liebe, ich schwöre Dir —

Halt ein! rief der Troubadour: Schwöre

nicht. Ihn nicht zu vergeſſen, das kannſt Du ihm verſichern, mehr darfſt Du nicht!

Der Jüngling war aufgeſprungen, des Greiſes zürnender Blick hatte ihn anfangs erſchreckt, jedoch ſtand er dem Alten jetzt muthvoll gegenüber, das Mädchen aber ſagte ſanft bittend: Heute, mein Vater, ſtört mein Herz nicht in ſeinem kurzen Traume, ſeyd menſchlich.

Was nicht über die Stunden des Tages reicht, ſey Dir gegönnt, Klotilde, was für ferne Zeiten bindet, zerreißt meine Hand.

Robert, des Greiſes dunkle Worte nicht verſtehend, ſah unmuthig auf ihn, als Klotilde ſchnell ſeine Hand faßte. Komm mit mir in meinen Garten, auch Ihr, Vater! bat ſie. Beide folgten der Jungfrau.

Eine Hecke von duftendem Ginſter umzog das kleine Gärtchen, eine niedere Pforte, aus manchem Schnitzwerk vergangener Zeit gar zierlich zuſammengeſetzt, ſchloß den Eingang. Hier hielt das Mädchen an. Lieber Vater, ſagte ſie: Ihr wißt, noch eine Roſe blüht an jenem Strauche friſch und duftend, zwar Eure Freude, doch darf ich ſie wohl meinem Robert zum An-

denken des heutigen Tages geben. Eine Nachtigall ſetzte ſich in der Morgenſtunde darauf, ſang ihr ſchmelzendes Lied, und weihte die Blume der Liebe zum ſinnigen Geſchenk für den Geliebten. Ihr erlaubt es; nun ſo komm, mein Robert, empfange die Duftende, Blühende, drücke ſie an Dein Herz, dort erſt verwelke ſie.

Sie trat an den Strauch. Schon verwelkt! rief ſie traurig: geknickt beugſt du dein Haupt, hat die Nachtigall dich gebrochen unter Klagegeſang und Wehmuthslaut? War dieß die Ahnung, die mich durchſchauerte, als deine Tropfen ſanken, Blume der Liebe? Nun ſo ſey's! Sie brach die Roſe und gab ſie Robert. Nimm die Verwelkte, nimm ſie aus meiner Hand, und gedenke ſtets meiner mit Liebe. Sie ſank an ſeine Bruſt, ihre Thränen floſſen. Verzeiht, Vater! rief ſie: Es ſind die letzten, die ich heute weine, gewiß die letzten! Sie führte den ſtaunenden Jüngling zurück in die Hütte, und mit einem frohen Muthe, als habe nichts die Stimmung ihrer Seele getrübt, ordnete ſie den Tiſch, ſetzte den Becher, heute mit Wein gefüllt, auf die Stelle, wo der Vater zu ſitzen pflegte, und

trug den Fiſch auf, den Baſtian köſtlich bereitet hatte.

4.

Während der Mahlzeit ſchien ſich der trübe Blick des Troubadours zu erheitern. Zwar, wie er den Becher an ſeine Lippen ſetzte und der Duft des Languedocs ihm entgegenſtieg, rollte eine Thräne in den goldnen Wein, und einen Seufzer, wohl nach vergangenen Zeiten, konnte er nicht unterdrücken; als er ihn jedoch oft geleert, der Wein, dieſer Sorgenbrecher, auch ihm die Sorgen verſcheucht, und er ein fröhliches Lied zum Lobe der Reben geſungen hatte, da ſchien der Geiſt der Freude in ihn zurückgekehrt zu ſeyn, und Klotilde ſah mit wehmüthiger Rührung des alten Vaters feierlich begeiſterten Blick.

Alter Herr! begann jetzt Baſtian, als das Geſpräch ſtockte, die Liebenden nicht Worte bedurften, ihre Gefühle gegenſeitig auszutauſchen, und der Troubadour, in Gedanken verſunken,

seine Blicke auf den silbernen Becher heftete: Ihr singt so manches herrliche Lied. Seyd Ihr frohen Muthes, wie heute, singt ihr von Liebe und Lust, seyd Ihr traurig, singt Ihr das Lied von Eurem Freunde, seyd Ihr finster gestimmt, das Lied von jener zerstörten Burg. Mich däucht, die Lieder haben alle ihre Worte und ihre Weise aus Eurem Leben erhalten, theilt uns doch, wenn es Euch beliebt, etwas davon mit, und von jener zerstörten Burg; es muß herzzerreißend seyn.

Der Troubadour schwieg und sah finster vor sich hin.

Nun, fuhr Bastian fort: mahnt es Euch an vergangene böse Zeiten, so laßt es ruhen. Leert lieber den Becher, wenn der Wein Euch mundet. — Er füllte ihn bis an den Rand. — So, nun, alter Herr, trinkt aber auch!

Mit ernstem Antlitz ergriff der Alte den Becher. Den Todten ein fröhliches Auferstehen! sagte er feierlich, trank den Wein, erhob sich, und ergriff seine Harfe. Dann setzte er sich unter den Ulmbaum, und bald leise bald

ſtärkere Akkorde greifend, waren die Töne das Echo ſeines bewegten Innern.

Auch die Andern waren aufgeſtanden. Klotilde trug ſchnell das Geräthe wieder an ſeinen Ort, und während Robert mit dem Gefährten leiſe ſprach, ordnete ſie alles und trat freundlich zu ihnen. Als ob die Stunden, die ſie noch ihrer Liebe geweiht hatte, Stunden der Ewigkeit wären, ſo heiter, ſo voll Ergebung ſah ſie die Zeit entſchwinden, und als die Sonne ſich ſchon zu neigen begann, ſchien ſie vertrauenvoll den Blick nach ihr zu wenden, als wenn ſie morgen mit neuer Freude ſie umſtrahlen würde.

Der Troubadour hatte indeß, in ſtillen Betrachtungen vertieft, ſich nicht um ſeine Gäſte gekümmert. Klotilde war mit Robert hinunter an den rieſelnden Bach gegangen, und womit Liebe die Zeit beſchwingen kann, mit ſüßen Tändeleien, ſo wichtig der Liebe, mit ihrem Ernſt, der tief bis in das Innerſte des Herzens dringt, damit hatten ſie ſich um die eilende Zeit betrogen, während Baſtian ſtill vor der Hütte geblieben war. Da erhob ſich der Greis, ſchaute um ſich, ſah die Liebenden nicht mehr, das

Glöckchen der Hütte ertönte, und bald war alles um ihn verſammelt.

Baſtian! ſagte er freundlich: Du haſt die Geſchichte jenes Schloſſes gern wiſſen wollen, wovon das Lied, das ich ſinge, wenn der Unmuth mich ergreift, Dir ſchon ſo manches hat ſagen können, ich will ſie Dir erzählen. Setzt Euch um mich und hört die Kunde aus vergangenen Tagen.

Klotilde ſetzte ſich auf ihr Lieblingsplätzchen, dem Felsſtück über dem Meere, neben ſie Robert, den Arm traulich um ſie geſchlungen, ſo blickten ſie aufwärts zum Vater, der, ſeine Harfe an den Ulmbaum gelehnt, Baſtian neben ſich ein Plätzchen eingeräumt hatte. Sein Geſicht war gen Abend gewendet, das Auge feurig, der Mund lächelte wehmüthig. Er begann:

Ich war ein rüſtiger Troubadour, durchzog mit meinem Saitenſpiele das ſchöne Frankreich nach allen Himmelsgegenden, durchſtrich die lachenden Fluren Italiens, und wenn ich nach der Heimath zurückkehrte, die alten Thürme von Aix, wie würdige Bekannte mir entgegen blickten, und mein kleines Haus am Abhange der

Rebenhügel mir freundlich einladend entgegen lachte, dann griff ich freudetrunken in die Saiten der Harfe, und das Lied der Rückkehr erſchallte durch die Flur. Dieß war die Zeit der Roſen; Frohſinn, Jugend und Ueberfluß begleiteten mich überall, und das Leben war mir ein offener Blüthengarten, in dem ich mir Blumen zu meinen Kränzen flechten, und ſie wählen konnte, wie ich nur wollte. Dieſe Frühlingszeit dauerte lange; ich muß den Himmel preiſen, daß er mir das Schmetterlingsleben ſo lange gönnte.

Damals kehrte ich oft auf jener Burg ein. — Er wandte ſein Geſicht nach den Ruinen des Schloſſes, und ſeine ausgeſtreckte Rechte deckte ſchnell das Auge, damit man die Thräne nicht bemerken ſollte, welche die Erinnerung erpreßte. Es war ein herrliches Werk, von ſeinem Beſitzer, Roſtan d'Ajout, Grafen von Sault, erſt kürzlich erbaut; ſtattlich und hehr, hoch ſeine Zinnen in die Luft hebend, ſchien es Jahrhunderten zu trotzen, und jetzt. — Nach kaum dreißig Jahren liegt es in Trümmern. — Er hielt ein und ſuchte ſeines Gefühles Herr zu werden.

Ich hatte den Grafen an Renés von Anjou Hofe kennen gelernt. Er liebte den Geſang, ich den Wein, ſo naheten wir uns, und in gleichem Alter, von gleicher Geſinnung, nur er ein Kriegsmann, rauh und jähzornig, ich ein Troubadour, ſanft und weich, ſchloſſen wir bald innige Freundſchaft. Ich zog nie ſeiner Burg vorüber, ohne Wochen lang bei ihm einzukehren, er war mir hold und gewogen, ich ihm treu ergeben. So vergingen Jahre, ich oft von der Minne geneckt, er noch immer ihren Netzen entgangen.

Da zog ich zu dem Dauphin nach Vienne, ſah am Hofe eine Jungfrau — ach noch ſeh' ich ſie vor mir mit allem Liebreiz, den Erde und Himmel vereint dem Sterblichen zu reichen vermögen. Ich erglühte; ſie bemerkte den Troubadour, der nur für ſie die Lieder ſang, den nur die Locke ihres dunkeln Haares begeiſterte, den ein Blick ihres Feuerauges zum Himmel erhob. Sie war mir nicht abhold. Dankbar, daß ich ſie zum Ideale meiner Dichtung erkohr, mitleidig gegen den armen Sänger, welcher der reichen Jungfrau nichts bieten konnte als ſein

Lied, duldete ſie, daß ihr Name in meinen Geſängen lebte, und wenn ich am Hofe des Dauphins in die Saiten griff, das Lob der Einzigen von meinen Lippen ſtrömte, erröthete ſie nicht, wenn die Menge nach ihr, der Schönſten der Schönen, blickte.

Als ich von Vienne in die Heimath kehrte, zog ich in die Burg des Freundes ein. Er hörte meine Lieder, erſtaunte darob, denn ſolche Gluth, ſolche lebendige Bilder waren ihm neu. Da geſtand ich ihm, daß die Minne ſelbſt das Minnelied gedichtet, ſang ihm das Lob Annas, malte ihm die Schönheit der Herrlichen, und als ich in wenigen Wochen zu einem Turnier dorthin zurückkehrte, zog er geſchmückt und gerüſtet mit mir. —

Ach, guter Baſtian, begann nach einer langen Pauſe der Alte: was iſt die Harfe gegen eine Lanze, was der Geſang gegen das Klirren der Schwerter, was der Troubadour mit ſeinem kurzen verbrämten Mantel, das Saitenſpiel im Arme, gegen den geharniſchten Ritter auf ſeinem Streitroſſe, wenn die Trompeten ſchmettern, die Schranken ſich öffnen, das muthige

Roß ſich bäumt, und der Rittersmann einreitet keck und kühn zum blutigen Kampfe. Lockend ſind die Töne der Nachtigall, das Ohr lauſcht auf ſie, ſie entzücken, bewegen mit ſanftem Leben das Gemüth, aber der Adler ergreift den Götterknaben, auf ſeinen Schwingen reißt er ihn mit ſich fort durch die unermeßlichen Lüfte.

Der Freund war der Glückliche, ich, den Pfeil im Herzen, trat blutend zurück. Aber ich zürnte nicht, ich zog den Pfeil aus der Bruſt, und hoffte, die Zeit würde die Wunde heilen — ſie heilte nicht. An dem Tage, wo Trompeten und Schalmeien die Liebenden zum Altare geleiteten, hatte ich den Muth, vor ihnen zu erſcheinen, ein Lied der Weihe dem Freunde, ein Lied des Lobes der einſt Geliebten zu ſingen. Er drückte mich an ſein Herz, ſie reichte mir zum erſtenmale die Hand zum Kuß, und fortan war ich der Dritte in ihrem heiligen Bunde.

Da beglückte eine geahnete Hoffnung die Mutter, und mir wurde es traurig ums Herz. Ich glaubte, dieß unheimliche Gefühl entſpräng' aus unlauterem Quell; ach, es war trauriges

Vorgefühl.

Vorgefühl. Ich zog fort, landete in Joppe, pilgerte nach Jeruſalem, und mit meinem Geſange fand ich ſelbſt bei den Sarazenen freundliches Obdach. In der heiligen Stadt bat ich Gott für die Freunde um Glück und Segen, aber ich mußte mit ſündigem Herzen an heiliger Stätte gekniet haben, denn mein Gebet hat Gott nicht erhört.

Ich kehrte heim, ein Knäblein trug die Hausfrau mir entgegen, und legte es in meine Arme. Haucht ihm die Gabe des Liedes ein, lieber Troubadour, ſagte ſie freundlich: ſchenkt ihm Eure Liebe, weiht ihn ein in Eure Kunſt. Ich küßte des Knaben Stirn; nach zehn Jahren küßte ich ſie wieder — ſie war zerſchmettert!

Er hielt an, nahm die Harfe, griff einige Akkorde ſtürmiſch wild, dann ſetzte er ſie wieder mit Heftigkeit an den Baum und fuhr fort.

Mein Wanderleben begann von neuem. Auch nach Deutſchland führte mich mein Stab; ich hörte hier gar ſüße Lieder, und waren ſie auch nicht ſo lockend, ſo ſchmeichelnd wie an den Ufern der Dürance, ſo quollen ſie doch aus einem tiefen Gemüth, und heiliger, reiner wa-

ren dort die Töne der Minneſänger, als in den tändelnden Liedern der Troubadoure. Ich nahm manches wackre Lied mit heim, und ſang es dann an der Wiege eines kleinen Engels, den der Himmel dem Freunde geſchenkt, daß beides, das Zarte und das Starke, ſich in ſeinem Lebenskranze freundlich einen möge.

So vergingen Jahre; ich wanderte und wie die Schwalbe kehrte ich immer zur Heimath wieder zurück. Da hatte der Freund mir, während ich in Gascogne ſchwärmte, dieß Hüttchen bauen, dieſe Bäume pflanzen laſſen. Faſt jeden Abend, wenn ich ſonſt auf der Burg hauſte, wandelte ich mit meiner Harfe hieher; wo Du ſitzt, Klotilde, ſah ich die Sonne untergehen, und weidete mich an dem herrlichen Anblicke des brauſenden Meeres. Darum hatte der Freund dieß Plätzchen gewählt. Ich zog hier ein. Die Schwalbe fand jedes Frühjahr ihr Neſt, und kehrte wieder dahin zurück, der Freund fand immer des Freundes Herz, der Freundin theilnehmenden Blick; die Kinder wuchſen heran, ich wiegte ſie auf meinem Schooſe. Ich ſchien glücklich, ich glaubte ſelbſt es zu ſeyn,

aber ſeit den Tagen von Vienne war der Glanz des Lebens mir verſchwunden, die Glorie ſtrahlte meinen Augen nicht wieder um das Haupt einer Sterblichen, die Poeſie des Lebens war dahin.

Da begann in dieſer Zeit der fromme Ludwig ſeinen Kreuzzug gen Egypten. Auch die Ritter der Provence folgten der Oriflamme, der Freund verließ Weib, Kind, und die Burg, die er ſelbſt gebaut; alles vertraute er dem Freunde, und ſegelte nach Damiette. — Er kehrte nicht wieder, ſein Leibknapp hatte ihn auf dem Schlachtfelde todt zurückgelaſſen, Barbieux, ſein Streitroß, neben ihm.

Zwölf Jahre habe ich alle Abende hier die Sonne untergehen ſehen, habe nach Egypten geſchaut, und er iſt nicht wiedergekehrt. — Wohl ihm, nur wenig würde er finden, wenig und doch viel. Hört weiter.

Ich war auf der Burg, tröſtete die Wittwe, und Gott weiß, ich litt unausſprechlich mit ihr. Hatte auch wohl früherhin in unbewachten Stunden des Troubadours lebhafte Einbildungskraft ihm Bilder aus vergangenen glücklichen Zeiten gemalt und ſie zu einem blüthenreichen Teppich

gewoben, so zog der Schleier, welcher der Wittwe Antlitz deckte, wie ein heiliges Palladium einen Vorhang vor meine Augen. Treu hab' ich meine Pflicht erfüllt, treu in That und Sinn, treu, bis das Schicksal mich fürchterlich mahnte, daß ich ein vergänglicher Mensch sey, zum Dulden, zum Leiden geboren.

In Friede und Freundschaft hatte Graf Sault mit seinen Nachbarn gelebt, überdieß schützte ja der Gottesfriede die Besitzungen der zum Kreuzzuge Gezogenen, nur einen, den Grafen d'Esparron, dem er seine frühgestorbene Schwester schnöde verweigert, den er beim Turnier öffentlich beschimpft, und dann im Zweikampfe überwunden, hatte er zum Feinde, und ach, daß ich es sagen muß, er hatte ihm Unrecht gethan, ihn gereizt — Doch, Robert, Du siehst so starr und wild auf mich, Dein Auge stört mich in meiner Erzählung, höre ruhig zu, und verspare Deinen Grimm auf den Augenblick des Schreckens. — Sieh mich an, Geliebter! bat das Mädchen: sieh mir ins Auge, der Vater hat Recht, mich schauderte es vor

Dir! Robert drückte ihr ſchmerzlich lächelnd die Hand, der Troubadour fuhr fort.

In einer Nacht, noch ſteht ſie mit allen Schrecken vor mir, dringen Feinde in die friedliche Burg. Noch ehe an Widerſtand zu denken iſt, praſſeln die Flammen über uns, wildes Getümmel weckt die ruhig Schlummernden. Ich ſpringe vom Lager; das Schwert in der Hand, dringe ich bis zu dem Gemache der Herrin. Meine Kinder! ſchreit ſie mir entgegen, und ſinkt leblos in meine Arme. Ich trage ſie eine verborgene Treppe hinunter in den Garten, lege ſie auf den Raſen und eile zurück. Ueberall höre ich das Jauchzen der Mordbrenner, überall verſperren die Flammen mir den Weg. Verbrannt an Händen und Füßen kehre ich zu ihr zurück. Sie ſchlummerte, um nimmer zu erwachen. Der Tag graut, keine Morgenröthe weckte die Entſchlafene. Stumm, vom Schmerz betäubt knie ich neben ihr, und als ich aus meiner dumpfen Bewußtloſigkeit aufblicke, ſteht Esparron vor mir und blickte, die Hände über einander geſchlagen, ernſt auf die Entſeelte. Ich ſtarre ihn an. Ihr ſeyd der Mörder! rufe ich

aus: darum Fluch Euch! Wie sie geendet, endet auch Ihr! Er sah finster auf mich, und ohne ein zürnendes Wort zu erwiedern, wandte er mir den Rücken, und verließ mit den Seinen die rauchende Burg. — Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Grausig, fürchterlich! rief Robert, während Bastian ein stilles Gebet für die Seelen der Umgekommenen murmelte; auch dem Alten schüttelte Fieberfrost die Glieder, und Klotilde schmiegte sich fester an den Geliebten, der die geballte Faust krampfhaft auf sein Herz drückte.

Ich suchte nun nach den Kindern, fuhr der Troubadour fort: Niemand von den wenigen Geretteten, die mir begegneten, konnte mir Nachricht geben; ich durchkroch jeden Winkel, aber bald versagten mir die wunden, verbrannten Füße den Dienst; ich setzte mich auf die Trümmer des eingestürzten Gemäuers, mein Blick schaut hinab in die Tiefe, da sah ich — o erspart mir den Schmerz — ich küßte die blutende zerschellte Stirne des todten Knaben.

Er schwieg und wischte die Thränen aus seinem Auge. Klotilde war aufgestanden, und

nahte sich ihm. Die Leiden der Vergangenheit ließen sie ihren Schmerz vergessen, sie umfaßte den Vater, drückte sein gesenktes Haupt an ihre wallende Brust, und als ein tiefer Seufzer sich aus der seinen rang, und ihn wieder frei athmen ließ, da blickte er freundlich in des Mädchens Auge. Ja Du bist es Klotilde! rief er, und schloß sie stürmisch in seine Arme, als habe er sie nach langer Trennung wiedergefunden.

Gieb mir einen Becher Wein, mein Kind! bat er jetzt: mich durstet. Die Jungfrau eilte in die Hütte und kehrte mit dem gefüllten Becher zurück. Da, Vater, trinkt! sagte sie. Und als der Troubadour den Becher ergriff, ihn hoch in die Höhe hob, sein Auge lange und wehmüthig auf ihm ruhte, sprach er feierlich: Friede den Vorangegangenen, Friede den Zurückgebliebenen! Er leerte den Becher und gab ihn der Jungfrau zurück.

Und das Mägdlein fandet Ihr nicht? fragte theilnehmend Klotilde.

Da schaute sie der Alte schmerzlich lächelnd an, zog sie an seine Brust, küßte ihre Stirn und sagte feierlich: Friede Deinem Herzen!

Sie kniete bei dieſen Worten vor ihm nieder, der Troubadour legte ſegnend ſeine Hand auf ſie.

Und meiner Mutter habt Ihr in Eurer Erzählung nicht gedacht? fragte jetzt noch immer knieend das Mädchen. Und doch wohl, erwiederte er, ſtreichelte die herabgefallenen Locken aus der Jungfrau Stirn, und liebkoſte ſie.

Robert und Baſtian hatten von dem allen nichts bemerkt, ihr Auge ſah forſchend nach dem Meere, wo von Marſeille eine ſchön geſchmückte Gondel daher geſchwommen kam. Sie ſchienen nur Augen für dieſe zu haben, von deren Maſten bunte Bänder flatterten, und auf deren Verdecke Cympeln und Flöten erſchallten. — Da trat Robert eilig zu der Knienden. Steh auf, Klotilde! ſagte er mit gebietendem Tone, und als das Mädchen aufblickte, war es ihr, als ſey es eine andere Geſtalt, die vor ihr ſtand. Ich muß jetzt von hier ſchnell, eilig. Die Stunde der Prüfung naht, ſo wie ich fürchte, ſey ſtandhaft, und eh' ich ſcheide, ſchwöre mir, nicht im Leben, nicht im Tode von mir zu laſſen.

Das Mädchen war aufgeſtanden, der Troubadour hielt ihre zitternde Hand feſt in der ſei-

nen. Robert! rief ſie bittend: warum den Schwur? laß uns heute glücklich ſeyn und hoffen, denn morgen geht die Hoffnung zu Grabe.

Du ſchwörſt nicht den Schwur ewiger Treue? rief der Fiſcher zornig. Kommt! bat Baſtian ängſtlich: kommt, Robert! und Ihr, Jungfrau, waffnet Euch mit Muth. Er zog Robert mit ſich fort; Klotilde folgte, und warf ſich dem Geliebten in die Arme. Ach Gott! rief ſie: zürne mir nicht, ich darf nicht ſchwören, — ich muß —

So lebe wohl! rief der Fiſcher, und in dieſen Worten lag Wehmuth und Schmerz. Leb' wohl! rief das zitternde Mädchen: leb' wohl! und ſank in die Arme des Troubadours. Nicht einmal die kurzen Stunden der Wonne hatte das neidiſche Schickſal ihr gegönnt.

5.

Liebkoſend führte der Troubadour das Mädchen nach der Ulme zurück, aber mit ihrem Auge folgte ſie nur dem Geliebten, der durch das

Olivenwäldchen längs dem Bache, doch nicht seiner Hütte zueilte. Jetzt sah sie noch einmal durch die Weinreben seine Gestalt schimmern, dann verschwand er. Schweigend kehrte sie zurück, setzte sich unter den Baum, während der Alte sie mitleidsvoll betrachtete. Sonderbar, sagte er: was war dem Fischer und seinem Gehülfen? Als trieb eine böse That sie von hinnen, so eilten sie davon; ein gut Gewissen geht ruhig seinen Weg und scheidet in Liebe und Freundschaft.

Vater! bat das Mädchen, dem des Alten Worte wehe thaten.

War es mir doch, als er zürnend vor Dir stand, fuhr der Troubadour fort: als sey es eine andere Gestalt, erhabener, würdevoller als sonst; ich erkannte den Fischer nicht mehr in ihm. Aber, unterbrach er sich plötzlich: höre die Musik, die vom Meere herüber tönt, sieh das bunt gemalte Schiff, viel Volk ist darauf, lauter Jubel und Lust. Ach, wenn sie nur nicht bei des Troubadours Hütte landen, hier ist der Schmerz eingekehrt, hier hat der Gram sich gebettet, und die Flöten und Schalmeien sind

nur Mistöne zu unserer Stimmung. Wahrhaftig sie landen am Bache. Stattlich Volk, reiche Kaufherren, die mit ihren Schätzen prunken, und denen kein Herz unter dem seidenen Wams schlägt. O! kehrt nicht ein in die Hütte des Troubadours, seine Harfe ist verstimmt, wie sein Gemüth.

Die lustige Bande zog indessen singend und jubelnd den Felsen herauf, nur einer, er schien der Vornehmste zu seyn, schritt ernst voran, lugte überall umher, winkte dann einigen seines Gefolges, und gab ihnen, wie es schien, Befehle. Dann setzte er seinen Weg weiter fort. Es waren außer dem Kaufherrn wohl einige zwanzig lustige Gesellen, denen vier Pfeifer und Flötenspieler voran gingen. — Der Alte trat ihnen entgegen, Klotilde, ihrer nicht achtend, blieb sinnend auf der Felsbank sitzen.

Seyd mir willkommen, Ihr Herren! sagte er, dem Greise, der vorangeschritten war, die Hand reichend: seyd mir willkommen. Sucht Ihr hier ein freundliches Plätzchen, die Sonne zu sehen, wie sie glühend sich in die Meeresfluth taucht, wollt Ihr Eure Thürme im Abend-

golde erglänzen ſehen, ſo könnt Ihr freilich kein ſchöneres finden als dieſes. Suchet Ihr aber die Freude auf dieſem Felſen, ſo findet Ihr ſie nicht, wenn ſie Euch nicht hieher begleitet hat. Wollt Ihr das Lied des Troubadours? Die Saiten ſeiner Harfe ſind verſtummt, der Gram hat der Dichtung Schwingen gebunden.

Des Troubadours Lied wollen wir! ſagte der Greis mit Ernſt, indem er vor die Hütte trat. Er war ein alter Mann von ſtattlichem Anſehn, die Zeit hatte ſeine Haare gebleicht, das Schickſal tiefe ernſte Furchen auf ſein Antlitz gegraben. Er war in der Tracht der Kaufherren, die nach Cypern und den Morgenländern Handel treiben, und ſein ganzes Aeußere hatte etwas Rauhes, Abſchreckendes.

Der Alte ſchwieg auf dieſe trotzige Aufforderung zum Geſange.

Wir wollen des Troubadours Lied! wiederholte der Ernſte noch einmal.

Das Lied des Sängers ſchwebt gleich dem königlichen Adler freien Fluges durch die Lüfte; ſind die Schwingen ihm gelähmt, oder fehlt

ihm der Wille, so steigt er nicht auf, erwiederte stolz der Alte.

Oder fehlt ihm der Wille? wiederholte der Kaufherr. Troubadour! sagte er mürrisch: so viel ich weiß, hat der Wein Kraft, die Muse herbeizulocken; nehmt diesen Cyperwein zum Geschenk, und singt uns ein Lied.

Der gefüllte Becher, Herr! entgegnete der Sänger: öffnet zuweilen der Dichtung heilige Pforte, doch nur wenn der Frohsinn ihn kredenzt, oder die Freundschaft ihn beut.

So nimm diesen Beutel mit Geld und sing uns ein Lied.

Ihr bietet mehr, als es werth ist, und doch nicht genug, sagte mit festem Blicke der Alte.

Und welchen Preis verlangst Du? fragte jener.

Ein herzliches Wort, eine freundliche Bitte.

Auch das! sagte der Kaufherr: So bitte ich Dich, Troubadour, sing uns das Lied von jener zerstörten Burg dort drüben; es soll schauerlich seyn.

Das Lied soll ich Euch singen? unterbrach ihn der Alte: Heute es Euch singen?

Ich habe Dir geboten, was Du verlangtest!

ſagte der Fremde ernſt: nun erfülle auch meine Bitte und Dein Wort.

Der Troubadour ſagte, nachdem er ſich lange bedacht: So ſetzt Euch dort unter die Ulme, Ihr Andern lagert Euch, ſo gut Ihr könnt.

Als ſie der Ulme zuſchritten, ſtand Klotilde auf, neigte ſich züchtig vor den Fremden, und wollte nach der Hütte gehen.

Iſt dieß Eure Tochter? fragte dieſer, und ſah mit feſtem durchdringenden Blicke auf die Jungfrau.

Es iſt meine Enkelin.

Verweilt doch einen Augenblick, holde Jungfrau! bat der Kaufherr, und wie er die frommen, trauernden Züge des Mädchens betrachtete, ſchien der finſtere Ernſt ſeines Geſichtes allmählig zu ſchwinden. Ihr ſeyd wahrlich eine ſeltene Blume! rief er: wohl werth — Doch Euer Lied, Troubadour! — Er wandte ſich zu dieſem, Klotilde ſchlich ſich in die Hütte.

Setzt Euch, Herr! ſagte der alte Sänger: Es iſt ein ſchweres Opfer, welches ich heute bringe, das Lied der Trauer und des Schmerzes zu ſingen.

Der Kaufherr, unverwandt nach den Ruinen blickend, antwortete nicht; der alte Sänger begann das Lied.

Mehrere Strophen hatte er schon gesungen, der Fremde ihm aufmerksam zugehört, die um ihn Gelagerten mit keinem Laut ihn unterbrochen, als er plötzlich inne hielt, und sein ganzes Wesen, welches beim Gesange des Ueberfalles und des Brandes wild und heftig geschienen, ganz verändert wurde; eine düstere Wolke umzog seine Stirn, stille Trauer seine Züge.

Nun so singt! sagte der Fremde ungeduldig.

Mit zitternder Hand griff er in die Saiten und sang mit bewegter Stimme:

Wie die Lilie vom Sturmwind geknickt,
Lag sie dem lieblichen Leben entrückt,
Nimmer erschloß sich ihr Blick.
Und meiner Thränen brennende Fluth,
Und mein aus Wunden strömendes Blut,
Riefen sie nimmer zurück.

Und wie in Lüften mein Jammerruf schallt,
Tritt eine düstere wilde Gestalt
Aus den Flammen hervor.

Höhniſch blickt ſie auf Anna und ſpricht:
So halt' ich endlich mein furchtbar Gericht,
Halte, was einſt ich beſchwor!

D'Eſparron! rief ich, Du biſt es, — Du! —

Ja, ich bin es! unterbrach der Fremde, von ſeinem Sitze ſich erhebend, den Geſang: ich bin Wilhelm d'Eſparron!

Starr ſah der Troubadour ihn an. Ja! ſagte er, als habe er in dem Buche ſeines Gedächtniſſes ihn aufgefunden: Ja, Du biſt es! Deinen wilden Blick hat nur das Alter gemildert, dieſe Furchen die Schuld tiefer gegraben. Du biſt es, ich erinnere mich noch wohl Deiner furchtbaren Geſtalt, erinnere mich noch Deiner, als Du, ein Rachegeiſt, aus den Flammen tratſt. Was willſt Du, was ſuchſt Du hier?

Meinen Sohn! erwiederte der Vicomte.

Der wäre ſicherer in eines Tigers Höhle aufgehoben, als in der Hütte des Troubadours! erwiederte dieſer mit kalter Ruhe.

Kennſt Du Robert, den Fiſcher? fragte höhniſch d'Eſparron.

Den kenn' ich, ſagte der Greis.

Er iſt mein Sohn!

Dein Sohn, der dort in jener Hütte wohnte? — Arme, arme Klotilde!

Heuchler! rief der Vicomte: Du wähnſt, ich ſollte glauben, Du habeſt ihn nicht gekannt? — Das Mädchen ſollte ihn verlocken, mit ihrem frommen Geſichte ihn verlocken und elend machen.

D'Eſparron! rief der Greis zornig: Ihr kennt mich ſchlecht. Hätte ich gewußt, er ſey Dein Sohn, ich hätte ihn, wie Du jenen Knaben d'Ajout, vom Felſen geſchleudert, und ſeine zerſchmetterte Stirn nicht geküßt. — Doch Gott ſey gedankt, daß ich ihn nicht erkannt habe.

Einen Augenblick beſann ſich d'Eſparron, dann befahl er den Seinen, die Dirne aus der Hütte zu holen.

Was wollt Ihr beginnen? rief der Troubadour.

Des Sohnes Geliebte in das väterliche Schloß geleiten, ſagte höhniſch der Vicomte.

Mann! rief der Troubadour und ſtreckte die zitternde Rechte gen Himmel: Dort thront ein ernſter, ein ſtrenger Richter, zittre vor ihm!

Die Tochter des bettelnden Troubadours

ſoll im Burgverließ ihre Hochzeit feiern, weiter will ich nichts! erwiederte der Vicomte. — Dieſe Antwort gab dem Greiſe neues Leben.

Klotilde wurde von einigen Männern herbeigeführt. Sie bebte, ihre Schritte wankten, ſie ahnete ihr Schickſal; wer Robert ſey, hatte ſie ſo eben vernommen. Wie ſie ſo vor dem Vicomte ſtand, bleich wie der Tod, bebend wie das Blatt der Geislaube, wenn der Sturmwind ſie durchrauſcht, ſagte d'Eſparron vor ſich hin: Sie kann ich nicht opfern, ſie lebe! — führt ſie auf das Schiff.

Herr! rief der Troubadour, und der Stolz des Mannes war gebrochen: Trennt mich nicht von meinem Kinde, laßt mich mit ihm ziehen ins Gefängniß. Seyd menſchlich, und Gott möge es Euch in Euerm Schuldbuche anrechnen, daß Ihr den Greis nicht trenntet von ſeinem Kinde. Laßt mir meine Harfe und dieſen Becher, und gönnt mir ein Lager auf hartem Stein neben ihr!

Der Vicomte ſchwieg.

Schaut dort nach jenen Trümmern, gedenkt der Flamme, die emporſtieg, denkt des Blutes,

das Ihr dort vergoßt, denkt des Fluches der Kirche, der Euch lange verfolgte, und seyd menschlich!

Deine Bitte sey Dir gewährt, Du darfst ihr folgen, sagte der Vicomte, und der Troubadour ergriff Harfe und Becher. Leb' wohl, mein Asyl, leb' wohl, für immer! rief er, und folgte der jammernden Tochter ins Schiff.

Als das Schiff die Anker gelichtet, sank die Sonne mit ihren ersten Strahlen in die Meeresfluth. Der Alte saß neben Klotilden und sah hinüber nach dem stillen Wohnplatz seiner Ruhe. Sonderbar erglühte die einsame Hütte im Wiederschein der Abendsonne, und der Ulmbaum schien in ihren Strahlen zu brennen.

Sieh nur, sagte der Alte: wie herrlich! welch' prächtiges Schauspiel. Sieh unsre Hütte, und sie mußten wir verlassen. Nun so bin ich denn losgerissen von allem, was mir theuer war; von allem — nein, nein! sagte er leise und drückte Klotildens Hand: Dich haben sie mir gelassen, und meinen Becher, und so bin ich noch reich. Sieh nur, Kind, sieh nur, wie herrlich der Felsen dort glänzt, und dort jene Burg-

trümmer der d'Ajouts. Ach dieſe Sonne können ſie nicht vernichten, und dieſer Felſen trotzt den Flammen und der Rache. Sieh, es wird ſchon dunkel, tiefer ſinkt die Sonne, und die Nacht wird mein Ruheplätzchen bald unſern Augen verbergen; bete, Kind, bete ein inbrünſtig Gebet, daß wir noch einen, nur einen frohen Tag dort verleben mögen, und das Lebewohl, was wir ihm ſagten, nicht für ewig ſey.

Die Jungfrau faltete ihre zitternden Hände, ihr frommes Gefühl ſtieg im Gebete auf, doch Worte fand ſie nicht, und als der Troubadour ſein Gebet geendet hatte, war ſchon der Schleier der Nacht über das Hüttchen und den Felſen gebreitet, und die Sterne traten aus der Dämmerung bleich hervor.

Leiſe, als ob kein ſorgenſchweres Herz es belaſte, ſchwamm das Schiff über die Wellen, ein ſanfter Wind trug es längs der Küſte hin; da ſummte der Troubadour leiſe vor ſich:

Sein Schifflein ſchwimmt über die Fluthen,
Und führe ihn nimmer zurück.

Jetzt ward es Nacht; nur das Sternenlicht, in den ſchaukelnden Wellen ſich brechend, ver-

breitete noch einen magiſchen Schimmer, eintönig hallte das Schlagen der Ruder, ſchauerlich das Rauſchen der Wellen an dem ſchaukelnden Schiffe. Keine Flöte, keine Schalmeie ertönte, kein froher Geſang unterbrach die Stille der Nacht, in ſo manche Bruſt hatte das Schickſal ſeine laſtenden Schmerzen gelegt, daß ſie nicht aufathmen konnten in Luſt. So ſchwamm das Schiff über den Golf von Marſeille, wandte ſich dann links, und als es nach langer Fahrt dem alten einſamen Wartthurme vorüber kam, nahte es ſich dem Lande, an deſſen Ufer eine dunkle Maſſe immer deutlicher aus dem Grau der Nacht hervortrat. Jetzt gewahrte man ein einſames Licht, und als die Ruder, am nahen Ziele ihrer Fahrt recht emſig geführt, mit doppelter Kraft die Wellen theilten, ſchallte von oben eines Thurmwarts Horn, mehrere Lichter wurden ſichtbar, und Thürme und Mauern traten aus dem Dunkel hervor.

In einer Bucht, über welcher ſich der Felſen mit ſeiner alten Burg wie ein Rieſe erhob, landete das Schiff; der Troubadour und Klotilde ſtiegen, von Bewaffneten ſtreng beobachtet,

die in den Felſen gehauene Treppe in mancherlei Krümmungen hinauf, und als ſie an der Zugbrücke ſtanden, ſank ſie nieder, die Pforte raſſelte auf und ſchloß ſich hinter ihnen.

Der Troubadour und ſeine Tochter wurden über einen von Fackelſchein erleuchteten Hof in ein Zimmer der Burg gebracht, wo ſie wohl einige Stunden verweilen mußten, bis ein alter mürriſcher Mann eintrat, und ihnen zu folgen befahl. Durch mehrere Gänge gelangten ſie bis an einen Thurm; eine Wendeltreppe führte von hier in die unteren Gewölbe, und erſt, nachdem ſie einige Stufen hinabgeſtiegen waren, hielt ihr Führer an, öffnete eine Thür, und führte ſie in ein rundes von einer in der Mitte herabhängenden Ampel ſattſam erleuchtetes Gemach. Hier verließ ſie der Führer, die eiſerne Thüre ſchloß ſich, ſie waren der Freiheit nun gänzlich beraubt.

Während Klotilde in unnennbarem Schmerze ſinnend auf einem Seſſel ſaß, beſah der Troubadour ſeine neue Wohnung. Zwar tief unter der Erde von keinem Licht' erhellt, als dem der Ampel, nur durch eine Oeffnung im Gewölbe

von einem erfriſchenden Luftzug erquickt, hatte dieß Gemach nicht das Fürchterliche der Burgverließe damaliger Zeit. Hoch und geräumig, die Wände getäfelt, der Hausrath nicht ärmlich, ſchien es eher der Gaſtfreundſchaft anzugehören, als der Tyrannei, und ſelbſt das Lager war weich und einladend. Ein Krug mit Wein ſtand auf dem Tiſche, kaltes Fleiſch und Brod daneben, ſo daß man ſah, daß der hier Gefangene ſeine Tage wohl in Haft, aber nicht im Elende verbringen ſollte.

Klotilde merkte von dem allen nichts. An Robert denkend war es ihr gleichgiltig, ob ſie auf hartem Steine, ob ſie auf weichem Pfühle ruhe; ſie zürnte ihm, daß er ſie in dem einfachen Gewande eines armen Fiſchers hintergangen habe. Dachte ſie aber, was er für ſie gewagt, entbehrt habe, ſo fand ſie in dieſer Täuſchung den höchſten Beweis ſeiner Liebe, und bald vereinigten ſich alle Gefühle ihres aufgeregten Gemüthes in dem einzigen Gefühle der Beſorgniß um das Schickſal des Geliebten; an ihre eigene Noth nicht denkend, bangte ſie nur um ihn.

Der Troubadour hingegen dachte nur an ihr Schickſal, ihn kümmerte Robert nicht, denn war ihm der Stand des armen Fiſchers zu gering für die herrliche Jungfrau geweſen, hätte er dem Fiſcher doch eher ſeinen Segen gegeben, als dem Sohne Wilhelm d'Eſparrens. Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, ſchöpfte er aus dem bequemen, faſt freundlich eingerichteten Kerker, er ließ ihn hoffen, der Vicomte habe nicht alle menſchliche Empfindung unterdrückt; der Tochter ſeine Hoffnung mittheilend ſprach er ihr Muth ein.

Doch dieſer hatte ſich bei dem Sinnen über ihr Schickſal ein Gedanke entwickelt, der ihr allen Muth wiedergab. Hatte ſie nicht an jenem Unglückstage dem Vater verſprochen, ſich von Roberts Herzen loszureißen, konnte ihr dieſer Tag wohl Schrecklicheres bringen, als ſie ſich ſelbſt bereiten ſollte? Getrennt war ſie zwar von ihm, Riegel, Schloß und Mauern lagen zwiſchen ihr und dem Geliebten, aber ihr Herz gehörte noch ihm, noch durfte ſie ihn den Ihrigen nennen, noch war das Band nicht zerriſſen, das ſie aneinander knüpfte. Sie fühlte ſich glück-

licher, gewaltſam von ihm getrennt zu ſeyn, als hätte die eigne Hand den Liebeskranz zerpflückt. Frei, unverhohlen theilte ſie dem Vater ihre Empfindungen mit, er lächelte, und freute ſich über die Täuſchung, die ſie ſich ſelbſt bereitete.

Geſtärkt durch dieſen Glauben, warf ſie ſich auf ihr Ruhebett, und der Schlaf, dieſer freundliche, ſorgliche Begleiter der Jugend, wiegte ſo lange das gramerfüllte Herz, bis das Auge ſich ſchloß, dem Traume die Pforten zu öffnen und den Kummer in Vergeſſenheit zu ſenken.

Der Troubadour ſtand von ſchmerzlichem Gefühle durchſchauert vor ihr. Der Gram hatte von ihren Wangen die Roſen genommen, bleich lag ſie, als ruhe ſie im Arme des Todes; aber ſie ſchlief ſo ſanft, in ihrem Buſen wogte das Leben auf und ab, auf ihrem Munde ſchwebte ein wehmüthiges Lächeln, ihre Hand ruhte auf dem ſchlagenden Herzen, ſie war das Bild eines entſchlafenen Engels. Sie lebt ja! ſagte der Troubadour leiſe für ſich: ſie lebt, und wird will's Gott mir die Augen zudrücken, die mich heute ſo ſehr ſchmerzen. Da raſſelten die Rie-

gel, die Thür öffnete ſich. Ach ſtört ſie nicht, ſtört ihren Schlummer nicht, bat er leiſe. Es war d'Eſparron, der eintrat; ernſt war ſein Blick, ſtolz ſeine Haltung. Als er ſprechen wollte, zeigte der Troubadour auf die immer noch Schlummernde, d'Eſparron winkte ſeinen Begleitern zurückzubleiben, und trat vor das entſchlafene Mädchen.

Erſchrocken fuhr er bei ihrem Anblicke zurück; als träte ein Geiſt vor ihn, ſo ſtarr, ſo unverwandt ſah er nach dem Lager, faßte des Troubadours Hand, und zog ihn von der Schlummernden hinweg.

Was iſt Euch? fragte dieſer.

Eine finſtere Erinnerung trat vor mich. Der Troubadour ahnete, was ihm ſey, und bangte davor. D'Eſparron! ſagte er jetzt, dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben: Wer Euch ein Recht gab, mein Kind herzuführen, weiß ich nicht; doch will ich Euch deßhalb meinen Dank, daß Ihr uns ein menſchliches Gefängniß angewieſen habt, nicht entziehen. — D'Eſparron ſchwieg, ſein Auge ſah verſtört umher. — So wie ich Euch kennen lernte, fuhr

der Troubadour fort: konnte ich dieß nicht erwarten. Seit jener Nacht, wo ich Euch neben der Entſeelten zum erſtenmale ſah —

Schweigt, unterbrach ihn der Vicomte ſchnell, während er ſich zu ſammeln ſuchte, und mit ſtarrem Blicke auf die ſchlafende Jungfrau zeigte. — Trabadour! fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort: habt Ihr Wünſche, habt Ihr Bedürfniſſe, nennt ſie Eurem Wächter, es ſoll Euch hier nichts fehlen, als die Freiheit, und dieſer habt Ihr freiwillig entſagt. Betrachtet Euch als meinen Gaſt, und nur Eure Tochter als meine Gefangene. Aber, fuhr er mit ſtrengem Ernſte fort: alle Verbindung mit meinem Sohne iſt Euch unterſagt, ſtreng unterſagt, jeden Verſuch, Euch zu befreien, müßtet Ihr theuer bezahlen, dann würde meine Milde zur furchtbarſten Rache, und dieſe habt Ihr kennen gelernt! — Ohne noch einen Blick auf die Jungfrau zu werfen, verließ er ſchnell den Kerker.

6.

Schweigend ſtanden Vater und Sohn in dem hohen Rüſtſaale ſich gegenüber, Robert düſter vor ſich hinſtarrend, der Alte den ernſten, finſtern Blick ſtreng auf denſelben gerichtet.

Iſt das Euer unabänderlicher Wille, mein Vater? fragte jetzt der Jüngling, den Blick kühn empor hebend.

Er iſt es!

Und iſt Euer Herz verſchloſſen vor den Bitten des Sohnes?

Der Vater ſchwieg.

Iſt jeder Funken von Liebe aus Eurer Vaterbruſt gewichen? — Soll um eines thörichten Wahnes willen Eures Sohnes Glück zertrümmert ſeyn; ſoll Euer Stamm mit mir enden?

Jene ehrwürdigen Bilder mögen Dir Antwort geben, erwiederte der Greis, indem er auf die Gemälde der Ahnen zeigte, die in ununterbrochener Folge von den Zeiten Hugo Kapets bis jetzt hier vereinigt hingen.

Auch der Sohn ſchwieg. — Der Vater trat vor eines der Gemälde und ſchien dieſem ſeine

ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Plötzlich näherte sich ihm Robert. Lebt wohl, Vater! sagte er ernst, ihm die Hand reichend.

Wohin? fragte dieser mit kalter Ruhe.

Dahin, entgegnete jener: wo keine Vaterhand des Sohnes Herz zerreißt, wo die Hand der Enkelin eines alten Troubadours aus adelichem Geschlechte so viel Werth hat, als die Hand der reichen Erbin aus Languedoc, wo keine Blutschuld den Fluch herbei ruft, der wie ein Pesthauch über das sündige Geschlecht fährt, und den Vater von seinem einzigen Kinde trennt.

Mit grimmigem, zermalmendem Blicke sah der Alte dem Zürnenden in das flammende Auge.

Vater! fuhr dieser fort: Ihr selbst habt Euch von mir losgerissen, und mich berufen, die mahnende Stimme der Vergeltung zu seyn. Ich habe auf meinen Knieen Euch um Erbarmen gefleht, Ihr habt mich verstoßen; ich habe die Tage Euch zurückgerufen, wo meine Pflege, meine Liebe, meine innige kindliche Liebe die bösen Geister verscheuchte, die um Euer Krankenlager sich versammelt hatten, — Ihr habt

dieſer Erinnerung geſpottet. Nun rufe ich Euch zu mit Worten, die, wie die Pfeile der Araber, ihr Ziel nie fehlen: denkt an d'Ajout, Grafen von Sault, und lebt wohl! Er wandte dem Vater den Rücken und ging.

Ruhig trat dieſer ans Fenſter, nahm das Hifthorn von ſeiner Schulter und gab ein Zeichen; da ſchloß ſich das Fallgatter, die Zugbrücke raſſelte auf, der Sohn kehrte zurück.

Mit kalter Ruhe nahm er das Schwert aus dem Wehrgehenk, legte es auf den eigenen Tiſch und ſagte: Ich kenne das Zeichen, ich kenne den Ruf. Die Pforte iſt geſchloſſen, der Weg iſt verſperrt, ich bin ein Gefangener auf der Burg meiner Väter, darum lege ich freiwillig meine Waffe ab, und frage Euch: In welchen Kerker ſoll ich wandern?

Noch hielt der Alte ſeine Wuth zurück. Du weißt, ſagte er ernſt: daß ich mein Wort gab, Dich mit Adelaiden von Guiche zu verloben, Du ſelbſt ſchienſt mit dieſer Verbindung zufrieden. Mein Wort breche ich nicht.

Und ich nicht das meine! erwiederte Robert.

Nun dann! rief der Alte, und mäßigte ſei-

nen Zorn nicht mehr: Nun dann, Feſtigkeit gegen Troz! Er rief den Kaſtellan des Schloſſes. Bringt dieſen in den Thurm gegen Morgen! Der alte Diener zögerte, doch ein Blick aus den Augen des Furchtbaren, und er befolgte ſchweigend den Befehl.

Am anderen Morgen berichtete dieſer, der Gefangene habe die Speiſe verſchmäht, den Wein noch nicht berührt.

Der Vicomte lachte. Den folgenden Morgen wiederholte er dieſe Meldung, d'Eſparron lächelte; am dritten und vierten Morgen aber, als er die nämliche Kunde brachte, ſchwieg der Alte, und ſein Auge wich dem Auge des Dieners aus, in welchem er eine Thräne ſchwimmen ſah. Als dieſer aber am anderen Tage berichtete, der Sohn liege matt und hinfällig auf ſeinem Lager, habe die ganze Zeit nicht Speiſe, nicht Trank genoſſen, da löſte ſich die Rinde vom Herzen des Vaters. Er ging hin zu dem Sohne, es war ja ſein einziges Kind. Robert, ſagte er mit gepreßter Stimme, was beginnſt Du?

Trotz gegen Festigkeit, erwiederte dieser, und wendete sein bleiches Gesicht vom Vater ab.

Und was forderst Du von mir? fragte dieser, halb mit Unmuth, halb wehmüthig.

Die Freiheit!

So folge mir. Mit Mühe hob sich der sonst so rüstige Jüngling vom Lager und folgte.

Wohin willst Du gehen? fragte der Vater. Robert schwieg.

Kann nichts Dich zurückhalten? fuhr jener fort.

Klotildens Hand!

So zieh!

Darf ich sie nicht noch einmal sehen, Vater?

Nein! erwiederte dieser streng: Geh und leb' wohl! Er reichte dem Sohne die Hand, dieser küßte und drückte sie an sein Herz. Lebt wohl, Vater! Aber ehe die Thüre sich hinter ihm schloß, wandte er sich noch einmal. Vater, sagte er feierlich: ihr Tod ist auch der meine! — Er ging, und bald sah man ihn auf seinem Streitrosse, nur von einem Diener begleitet, über die Zugbrücke reiten.

Der Troubadour hatte indessen seine Tage

mit

mit Ergebung verlebt, Klotilde ſchien beruhigt und freute ſich, daß ſich der Vater an Speis' und Trank erquickte, oft die Harfe wieder ergriff, und zuweilen zu ihren Tönen ſogar ein Lied der Freude anſtimmte; beide bargen jedoch unter heiterer Außenſeite ein kummervolles Gemüth. So oft der Troubadour den Becher leerte, gedachte er des Freundes, es blutete ihm das Herz, und nur mit Mühe konnte er die Thränen zurückhalten; ſchlummerte aber Klotilde, dann rann die Thräne unaufhaltſam herab, und hier auf der Burg des Feindes, von deſſen Weine trinkend, von deſſen Brode eſſend, hatte der Schmerz doppelte Kraft, die Sehnſucht doppelte Schwingen. Auch that das Licht der Lampe ſeinen Augen wehe, der ſtäte Wiederſchein an den getäfelten Wänden, das beſtändig flackernde Licht, war ihnen nicht wohlthuend, und ſchon in den erſten Wochen mußte er oft die Binde vor den Augen tragen. Ach! ſeufzte er dann: ſäß ich nur jetzt auf dem Felſen am Meere, und die Sehnſucht zöge mich hinüber über die tobenden Wogen, und meine Saiten rauſchten melodiſch zu dem Brauſen der Wel-

len, dann wär' ich blind wie jener alte Sänger, aber fesſellos, ſo ſchwänge mein Geiſt ſich auf zu den Sphären; ich wäre blind, aber frei.

Auch Klotilde verbarg den Schmerz in ihrer wogenden Bruſt. Sie kannte die Verhältniſſe des Lebens zu wenig, um es ſich möglich zu denken, Robert könne ihr nicht nahen, ſich ihr nicht kund thun mit Wort, Schrift oder Geſang. Sie hielt ihn, wo nicht treulos, doch nicht feſt im Glauben und Liebe. Gedachte ſie dann, wie ſie ſelbſt noch vor wenigen Tagen ihn hatte aufgeben, die Bande ihrer Liebe zerreißen wollen, da war ſie faſt gewiß, daß die Thränen ſeines Vaters ihn bewogen hätten, ihr zu entſagen. Wie glühte daher ihre Wange, wie pochte ihr Herz, als eines Mittags der Wärter mit den Speiſen eintrat, und die eintönigen Worte ſprach: Man läßt Euch grüßen, Jungfrau! Zwar konnte kein Bitten, kein Schmeicheln den alten mürriſchen Mann vermögen, ihr zu ſagen, von wem der Gruß komme, aber ihr Herz ſagte es ihr ja, was bedurfte es da noch weitere Kunde.

Täglich wiederholte der Alte ſeinen Gruß, ſelbſt als Robert ſchon fern von der Burg war,

trieb ihn das Mitleid, ihn der Harrenden zu bringen, denn er sah wohl, seit dem Gruße mundeten der Jungfrau die Speisen, und auf ihre Wangen kehrte die Frische der Jugend wieder.

Vater! rief sie eines Tages, als der Alte eben das Lied der Sehnsucht gesungen, und sich auf die Harfe gelehnt hatte: Vater, weinet nicht, ich sehe unter der Binde die Thränen hervorquellen. Weinet nicht, mir sagt eine ahnende Stimme, alles wird sich noch glücklich gestalten, wir sehen unser Hüttchen wieder.

Ich nicht, mein Kind, mein Auge wird trübe — Gott ist barmherzig! — Als ich mit frohem heiteren Sinne mich in seiner Schöpfung umschauen konnte, da sah mein Auge so hell, so weit, nichts entging mir; was des Falken Blick erspähen konnte, sah auch ich; und jetzt, wo nur die Wände des einsamen Kerkers sich meinem Auge zeigen, wo nichts mir mehr entgegen tritt, das mich erfreuen könnte, wo selbst Dein Liebreiz, Du holdes Wesen, mich nur betrüben müßte, da erst schließt sich mein Auge. Ich bin darüber getröstet, und habe mich in mein dunkles Schicksal ergeben. Nur meine Hütte möchte ich noch ein-

mal ſehen, ſie, die mir der Freund erbaute! Doch kann ich ſie auch nicht mehr ſehen, ſind einſt die Pforten der Freiheit wieder geöffnet, ſo leiteſt Du mich hin, und ich tappe umher, meine Hand wird zum Auge, und führt dem ſchaffenden Geiſte alles vor. Schon jetzt, wenn die Binde das Auge deckt, und Du mir den Becher zum Nachttrunk reichſt, berühre ich ihn von allen Seiten, fühle am Rande nach den Ranken von Weinreben, die ihn umwinden, und tiefer unten nach dem Leuen im Wappen der d'Ajouts. Aber kehren wir einſt zurück, wird nichts mehr ſeyn, wie es war. Leer und ausgeplündert wird die Hütte ſtehen, das Gärtchen zertreten, der Ulmbaum, dieſer freundliche treue Spender kühlender Erquickung, wird umgehauen ſeyn. Nur den Felſen werden meine Tritte finden, und das Meer mit ſeinem Brauſen und Toben wird mein Ohr vernehmen, und der Sturm wird über mir heulen, und in meinen grauen Locken ſauſen; denn was des Herrn mächtige Hand ſchuf, vermag die ſchwache Hand des Menſchen nicht zu verrücken! — Laß Deine Thränen, Klotilde, eines finden wir doch noch wieder, eines, woran meine ſchwache Hand jahrelang ge-

meiſſelt hat, — mein ſtilles Ruhebett am Abhange des Felſens, das haben ſie mir gewiß gelaſſen!

Er nahm die Harfe und ſtürmte in ihre Saiten. Oft rief ſie ihm dann neuen Schmerz hervor, öfter aber entführte ſie den Sänger auf ihren Tönen in das Reich der Begeiſterung. Schmerz und Kummer war dann vergeſſen, eine ſelbſtgeſchaffene herrliche Welt umgab ihn, und der Geſang träufelte Balſam in den Becher des Schickſals.

7.

Robert, welcher ſich von der väterlichen Burg nach Marſeille gewandt hatte, ließ daſelbſt den Diener und die Roſſe zurück, beſtieg einen Kahn, und fuhr in trüber Stimmung nach ſeiner Fiſcherhütte. Hier fand er Baſtian, der es nicht gewagt, mit ihm auf die Burg zurückzukehren, während dieſer Zeit die Hütte des Troubadours ſorgfältig gehütet, das Gärtchen gepflegt, und das ganze freundliche Aſyl in einer Verfaſſung erhalten hatte, daß man die Abweſenheit des

Beſitzers nicht bemerken konnte. Groß war daher die Freude des treuen Dieners, als er den Kahn landen, und ſeinen guten Herrn ausſteigen ſah, aber der Anblick deſſelben milderte ſie ſchnell. Bleich und abgehärmt trat er ihm entgegen, reichte ihm ſchweigend die Hand, beantwortete nur kurz die theilnehmenden Fragen, und eilte in die Fiſcherhütte, um ſie bald wieder in ſichtbarer Unruhe zu verlaſſen. Sein Auge fand ſchnell des Troubadours Hütte, unwillkührlich zog es ihn hin unter die freundlichen Zeugen ſeiner ſeligſten Stunden. Da ſaß er traurig unter dem Mandelbaume, trank aus dem murmelnden Quell, aus dem ſie ſo oft ihm Kühlung geſchöpft, ſetzte ſich auf die Bank, wo ſein holdes Mädchen noch am letzten Abend, der vollen Gluth jungfräulicher Liebe ſich hingebend, in ſeinen Armen geruhet hatte. Die lieblichſten Erinnerungen feſſelten ihn mit den holdeſten Bildern, aber noch länger wollte er ihn träumen, den Traum der ſchönen Vergangenheit, und eilig, als erwarte ihn das Ziel ſeiner Wünſche, glimmte er den Felſen hinan, wohin ihm Baſtian folgte. Alles fand Robert hier wie an jenem Unglückstage,

den alten Tiſch, den Stuhl mit ſeinem Schnitzwerke, Klotildens kleinen Spiegel, der ihr die liebliche Geſtalt ſo treu wiedergab. — Da lag noch das für ihn angefangene Netz, und auf der Truhe das Bild ihrer Mutter. Lange betrachtete er dieß, es war ihm, als ſäh' er Klotilde, nur war die Mutter ernſter, mehr Würde thronte auf ihrer Stirn, weniger Lieblichkeit um ihren Mund, auch ſchien ſie älter an Jahren geweſen zu ſeyn, da ſie gemalt wurde, als die Jungfrau. Selbſt das Pilgergewand, das ihren zarten Gliederbau deckte, ließ noch deutlich ſehen, daß die Natur auch ihr Klotildens nymphenhafte Geſtalt zum Weihegeſchenk gegeben habe. Er drückte das kleine Gemälde an ſein Herz, und legte dann das Heiligthum wieder an ſeine Stelle. Alles fand er in der kleinen Hütte in beſter Ordnung, nur die Saiten ihrer Laute waren geſprungen. Ach, wenn er gewußt, welches Lied ſie zum letztenmale begleitet, er hätte noch mehr um ſie getrauert.

So finde ich denn alles noch, wie ich es verlaſſen! rief er aus: nur ſie fehlt, und mit ihr der Liebreiz, der wie Roſengluth alles, was

ſie umgab, belebte und verſchönte. Klotilde fehlt, und mit ihr — das Leben.

Von Schmerz gefoltert ging er nach dem Gärtchen. Die Roſe, die ſie ihm an jenem Tage gegeben hatte, war zwar verwelkt, doch hatte er ſie ſorgſam verwahrt; wehmüthig blickte er auf den Strauch, von dem ſie gepflückt worden. Da flatterte es in den Zweigen, die Nachtigall lockte, ſie girrte und flötete das Lied der Klage. Trauerſt auch du, Sängerin der Liebe? rief er aus: Singe nur durch die ſchweigende Nacht, ſie vernimmt deine Klage nicht, ſinge bis zur Morgenröthe, die ſchönſte der Blumen erſchließt ſich nicht in ihrem jugendlichen Strahle, ſie trauert im Kerker, ſie trauert und welkt!

Nun zog es ihn nach dem Ulmbaume hin. Dort ſetzte er ſich auf die Klippe am Felſenhange, wo er an ihrer Seite der Erzählung des Troubadours ſo aufmerkſam, und mit ſo ſtreitenden Gefühlen zugehört hatte. Es war ihm, als müſſe ſie noch kommen, ſich zu ihm ſetzen, ihn mit ihren Armen umſchlingen; aber der Abendſtern kam, Klotilde nicht! — Der Mond ſtieg auf hinter den Bergen, ſie kam nicht

in ihrem Glanze, ſie, herrlicher als Sterne und Mond. — Traurig kehrte er zurück.

Am andern Morgen wallfahrte er wieder nach der Hütte, ſetzte ſich an das Fenſterchen, wo ſie immer zu ſitzen pflegte, und träumte dann liebliche Träume; jede Stunde, die er ſich leben durfte, verlebte er hier. Doch ſchwärmte er viel in der umliegenden Gegend umher, ſein Streitroß mußte zu mancher Burg ihn tragen, wo ſeine Freunde und Waffenbrüder wohnten, welche er zu einem Ritt, ſeine Geliebte zu befreien, aufforderte. Dieſe, ohne zu wiſſen, daß ſie in der Gewalt ſeines Vaters ſey, gelobten ihm ihren Beiſtand. Auch hatte er auf des Vaters Burg mehrere Diener, auf deren Treue er ſich verlaſſen zu können glaubte; ſie ſollten ihm bei Nachtzeit das Thor öffnen, er wollte dann mit ſeinen Freunden einziehen, den Vater überfallen, und ſo ohne Blutvergießen Klotilde befreien.

Schon hatte er ein wackeres Häufchen geworben, an dreißig Lanzen mit ihren Knechten waren zu dem Zuge bereit, und dieſe Zahl hinreichend, da nur wenige Reiſige die Burg bewachten, und er unter dieſen ſo manchen ihm

Getreuen zählte. Immer hoffte er, sein Vater solle, wenn auch nur auf einige Tage, das Schloß verlassen; es hatte für ihn etwas Abschreckendes, Empörendes, das Schwert in der Hand, gegen den Vater zu treten, aber der Vicomte war, seit der Troubadour und seine Tochter dort gefangen saßen, noch keine Stunde von der Burg gewichen.

Ungeduldig beschloß er endlich, nur noch die letzte Nachricht abzuwarten, und dann zur Ausführung zu schreiten. Diese Nachricht erwartete er heute in der Hütte des Troubadours. Schon mochte es Mitternacht seyn, und der Bote war noch nicht da. Bastian, der schon mehreremale, aber vergebens, auf der Straße von Marseille ihm entgegen gegangen war, hatte sich deßhalb eben jetzt wieder entfernt, und Robert war allein. Er setzte sich, des langen Harrens müde, auf ihren Sessel am Fenster, schloß die Augen, und an sie, nur an sie denkend, vergaß er Leiden und Schmerz. Alles war still; nur der Nachtwind, der zu stürmen begann, rauschte in den Zweigen der Ulme, das Meer brauste, der Regen schlug an die klirrenden Fenster, ein einsames Heimchen zirpte eintönig an dem alten Ka-

mine, und die matt glimmende Lampe warf nur einen düſteren Schein. Robert, an Klotilde denkend, bemerkte es nicht; in ſeinen Gedanken verſunken, ſah er nur den zürnenden Vater, hörte er nur den Jammer der Geliebten. Da pochte es dreimal an die Hütte. Robert fuhr erſchrokken auf; muthig im Kampfe, war ihm doch die Stunde der Mitternacht ſchaurig. Da pochte es wieder, — ſein Haar ſträubte ſich, — er nahm Schwert und Lampe, öffnete die Thür, und eine hagere lange Geſtalt, mit tiefliegenden blitzenden Augen, trat ihm im Pilgergewande entgegen.

Wer ſeyd Ihr? rief Robert.

Und wer biſt Du? fragte der Pilger.

Ich bin Robert d'Eſparron, und nun gieb auch mir Antwort, wer Du biſt, und wen Du hier ſuchſt?

Seyd Ihr der Sohn Wilhelm d'Eſparrons? frägte der Pilger ſchnell.

Der bin ich, unbeſcheidener Frager, erwiederte der Jüngling unmuthig: und nun iſt es an Euch, Pilger, mir zu antworten.

Während dieſer Rede ſah man, wie dieſer mit äußerſter Kraft ſich zu mäßigen ſuchte. Rit-

ter d'Esparron, begann er: ich bin ein Edler aus der Dauphiné, den eine rasche That nach Palästina trieb, dort an heiliger Stätte für sein Verbrechen die Sühne zu empfangen. Ein Gelübde verbietet mir, meinen Namen zu nennen, bis mich dieser Stab zu dem Heerde meiner Väter zurückgebracht, und ich dieß Gewand abgelegt habe. Ich wollte auf meiner Wallfahrt nicht der Hütte meines einzigen noch übrigen Verwandten, des alten Troubadours Pierre Jacquelin, gemeinhin nur Pierre Jacques genannt, vorbeigehen, ich wollte ihn besuchen, einen Becher mit ihm leeren, und die alten Lieder noch einmal vernehmen, die ihm bei den schönen Frauen der Provence einst so manche freundliche Aufnahme erwarben. Nachdem ich daher nach vieler Mühe und Gefahr in Marseille gelandet, ist meine erste Wallfahrt auf heimathlichem Boden hieher, und statt seiner finde ich Euch. Könnt Ihr mir nicht berichten, ob der Alte noch lebt, und wo er haust?

Robert, für den der Wortkarge plötzlich zum Schwätzer geworden war, wußte nicht, was er ihn beichten sollte, des Pilgers Blick war so unstät, bald freundlich und gleichmüthig, bald schien

ein wildes Feuer aus ſeinen Augen zu blitzen. Der Troubadour iſt plötzlich verſchwunden; ſagte er gleichgiltig ſcheinend: vor mehreren Wochen fand man am Morgen die Hütte leer. Doch Ihr, Herr Ritter aus der Dauphiné, ſcheint ermüdet, ſetzt Euch.

Der Pilger nahm in dem Armſeſſel Platz, und der ernſte Blick verſchwand nach und nach, die ſcharfen Züge ſeines Geſichtes wurden weich. Er ſah wehmüthig und lächelnd, doch ſinnend vor ſich hin.

Wollt Ihr nicht einen Trunk Wein? fragte jetzt Robert, ihm den Becher reichend.

Ich danke Euch, erwiederte der Fremde, aus ſeinen Gedanken aufgeſchreckt, und ſchob den Becher mit Unwillen von ſich.

Herr Ritter aus der Dauphiné, Ihr ſcheint auf Euren Wanderungen die ſo löblichen Sitten unſeres Landes vergeſſen zu haben; fuhr Robert heftig auf: in der Provence verweigert man auf dieſe Weiſe einem Ehrenmanne den Becher nicht.

Der Pilger erhob ſich mit Haſt, ſetzte ſich jedoch langſam wieder nieder. Verzeiht, junger

Mann, ſagte er: wenn ich vielleicht rauh zurückwies, was ich wohl hätte freundlicher thun ſollen. Ich trinke nicht Wein, und meine Gedanken waren in dieſem Augenblicke fern, weit von hier. Verzeiht!

Er öffnete das Fenſter und ſah gen Abend, wo die alte zertrümmerte Veſte ſchauerlich im Mondlichte erglänzte. Liegt dieſe Burg, die der Mond trotz des Unwetters ſo herrlich beleuchtet, ſchon lange in Trümmern? fragte er: Es muß ein herrliches feſtes Schloß geweſen ſeyn.

Robert ſchien des Alten Rede nicht vernommen zu haben.

Ich frage Euch, Ritter d'Eſparron, wiederholte der Pilger: liegt dieſe Burg ſchon lange in Trümmern?

So lange ich ein Roß tummeln, eine Lanze ſchwingen kann, erinnere ich mich, ſie nur ſo geſehen zu haben.

Ihr Anblick muß Euch kein trauriges Gefühl zurückgelaſſen haben, ſonſt würdet Ihr nicht ſo gern, wie es ſcheint, in ihrer Nähe ſeyn, begann der Pilger von neuem. Auch verzeiht mir, wenn ich Euch frage, wie kommt Ihr um dieſe

Zeit in Pierre Jacquelins Wohnung, wo ich alles ſo wohl aufgeräumt und in Ordnung finde, als habe ſich der Hausherr erſt ſeit ein paar Stunden zur Ruhe gelegt. Was führt Euch hieher, edler Herr?

Robert war verlegen, er fühlte eine Art Scheu vor dem Pilger, es lag in des alten Mannes Blick ſo viel Abſtoßendes, daß er ihm unmöglich ſein Herz öffnen konnte. Ich war ſein Freund, ſagte er endlich: mich ergötzten ſeine Lieder, ich leerte manchen Becher mit ihm, und ſaß oft da draußen unter dem Ulmbaume an ſeiner Seite. Da hörte ich von ſeinem Verſchwinden; Sarazenen ſollen ihn über das Meer geſchleppt haben. — Ich eilte hieher, ließ die Hütte, damit das kleine Eigenthum des Troubadours erhalten würde, durch einen meiner Diener bewachen, fand mich heute hier von der Nacht überraſcht und blieb.

So müßte ich Euch wohl für die Sorgfalt danken, mit welcher Ihr das Eigenthum meines Verwandten beſchützt, Ritter d'Eſparron! ſagte der Pilger, nachdem er einen durchdringenden Blick auf ihn heftete. Aber faſt ſollte es mir

unmöglich dünken, daß hieher, ſo nahe einer volkreichen Stadt, an die Küſte des mächtigen Frankreichs Sarazenen gedrungen wären, um einen alten Troubadour wegzuführen.

Da trat Baſtian in die Hütte, und war nicht wenig erſtaunt, einen Fremden hier zu finden. Herr! ſagte er, ſich ſchnell faſſend, und winkte Robert, ihm zu folgen; dieſer ſtand auf.

Edler Herr aus der Dauphiné, wendete er ſich zu dem Pilger: ich muß Euch für heute verlaſſen, mich rufen dringende Geſchäfte. Mein Diener wird zurückkehren, für Speiſe, Trank und ein Lager ſorgen, da Ihr doch gewiß heute Nacht hier zu bleiben gedenkt.

Heute Nacht, morgen, und ſo lange es mir beliebt, erwiederte der Pilger mit Stolz.

Wie Ihr wollt! ſagte Robert: Gehabt Euch wohl! Er verließ die Hütte, Baſtian begleitete ihn.

Der Pilgersmann ſtand nun allein und ſah ſtarr nach dem alten Seſſel, wo er die in Taxusholz geſchnittene Harfe gar wohl wieder erkannte, wehmüthig ſah er auf das kleine Kamin, wo das Olivenholz ſo oft hell geflammt, und

zu dem Liede des Troubadours praſſelnd in die Höhe geſtiegen war. Und wie er nun noch ſo bald hier, bald dahin, überall das Alte, überall die freundliche Erinnerung vergangener glücklicher Tage wieder fand, da flackerte das Lämpchen hell auf und verloſch.

Auch dieß nicht, ſagte er bitter lachend: auch die Freuden der Erinnerung gönnſt du mir nicht einmal, neidiſches Schickſal!

Er verließ die Hütte und trat unter den Ulmbaum. Hier mußte wohl ſein Lieblingsplätzchen geweſen ſeyn, denn als er unter ſeinen breiten, vom Sturm bewegten Aeſten ſtand, den Blick nach den Trümmern der monderhellten Burg der Grafen von Sault gewendet, warf er ſich auf die Kniee, faltete die Hände, — und als er ſein inniges Gebet ſchon lange beendet hatte, beugte er noch ſein Haupt auf den Felſenſitz, und lag in Schmerz verſunken.

Der Sturm war heftiger geworden; die Wolken, die er dem Monde vorübergejagt, hatten ſich in Süden geſammelt, das Meer ging hoch, die Wellen tobten den Felſen hinan. Der Mond verbarg ſein leuchtendes Antlitz, der Re-

gen rauſchte nieder, die Natur ſchien empört. — Der Pilger kniete noch, noch ruhte das Haupt in ſeinen Händen auf dem harten Steine, das Toben der empörten Natur ſchien das Toben ſeines Innern nicht zu überſtimmen. Er hörte den Donner nicht, der in der Ferne rollte, er ſah die Blitze nicht, die an den dunkeln Wolken zackig herabfuhren. Nur ſeinen Schmerz fühlte, nur die Stimme der Rache hörte, nur die Trümmer ſeiner Burg ſah Roſtan d'Ajout, Graf von Sault.

Das Gewitter kam näher, lauter krachte der Donner, raſcher, heller fuhren die Blitze hernieder, der Sturm trieb die Unwetter zuſammen. Wie zwei feindliche Geiſter auf Wolken reitend, ſtürzten ſie aneinander, ſchleuderten ihre Blitze, entladeten ihre Waſſer. Da fuhr der Pilger, von dem Kampf der Elemente endlich aus ſeinem Schmerzensſchlaf erweckt, auf, und ſah zürnend nach den leuchtenden Wolken. Iſt denn keiner der unzähligen Strahlen für mich, daß ich ihn nach Montcallier ſchleudere? Iſt denn kein Donner für mich, des Feindes Veſte in ihren Trümmern zu er-

ſchüttern? Zieht ihr ruhig vorüber über des Frevlers Haupt, und trifft ihn kein tödtender Blitz? Nein! rief er aus: In meiner Hand liegt ſein Tod, aus meinem Schwerte ſoll der zermalmende Strahl flammen. — Er hatte dieß ſagend ſeine Rechte erhoben, und ſtreckte ſie in den Sturm. So ſtand er, eine furchtbare Geſtalt, in den Wettern der Nacht; wild jagte der Sturm das weite Pilgergewand, der lange Bart wogte im Winde, und wie ein Geiſt der Nacht, der, ſich auf des Sturmes Flügeln ſchwingend, ſeine wilde Fahrt durch die Lüfte beginnen will, ſo ſtand der Alte, als wolle er aufſchweben zu den Gewitterwolken, als wolle er hinüber mit ihnen zu des Feindes Burg.

Aber ſchwach und gering iſt des Menſchen Kraft, des Geiſtes Muth erlahmt an dem Irdiſchen. Nicht gleichen Flug vermag des Körpers Gebrechlichkeit mit den Schwingen des Willens zu halten. Gegen die Elemente, gegen dieſe furchtbaren Boten des Herrn, iſt des Menſchen Kraft ein ſchwankendes Rohr im Sturme. — Noch rollte der Donner, noch leuchteten die Blitze, noch brüllte der Sturm,

brauſten die Wellen, und des Pilgers Arm, den er nach den Blitzen geſtreckt hatte, ſie zu erfaſſen, ſank ſchon kraftlos; er ſelbſt warf ſich abgeſpannt auf den Felsſitz, und ſeine Wuth löſ'te ſich in Thränen der Wehmuth auf.

Alles, alles iſt hin! rief er: Weib und Kind, alle hat der Feind mir erſchlagen! Die Burg iſt zertrümmert, des Freundes Hütte leer, und der Greis ſteht allein, den furchtbaren Schwur zu erfüllen. Ach! ſo verlaſſen zu ſeyn, nichts mehr zu haben woran das Herz hängt, nichts als den blutigen Dolch der Rache, das iſt furchtbar! Weib und Kind, alle, alle hat er mir erſchlagen, nicht die treue Gattin iſt mir geblieben, nicht der muntere Knabe, nicht das holde, liebliche Mädchen. Ein Bettler ſteh' ich hier, mit Cröſus Schätzen beladen, ein Hungriger ſteh' ich an dem Seckel voll Edelſteine, und jammere um einen Biſſen Brod; kein Kind, nicht das Weib hat er mir gelaſſen, und auch den Freund haben ſie mir genommen!

Ja! fuhr er plötzlich auf: Was dahin iſt, ruft die Klage nicht zurück, keine Thräne wäſcht die That hinweg, kein Seufzer weckt die Todten,

kein Jammer hebt die Trümmer wieder empor, daß, wie einſt, die Thürme kühn nach den Wolken die goldenen Fahnen ſtrecken. Ja! rief er, und ein Feuerſtrahl durchzuckte ihn von neuem: der Löwe lag in Ketten, er hat ſie gebrochen, und ſteht brüllend vor der Höhle, die furchtbare Tatze gehoben. Der Löwe der d'Ajouts ſoll zu Grabe getragen werden mit mir, aber erſt in des Feindes Blut ſeine Wuth kühlen. Weg Pilgergewand, weg Pilgerſtab; Schwert und Panzer umgürtet, und dann zur That!

Da fuhr ein Blitz dicht am Geſtade in die tobenden Wellen, raſſelnd begleitete ihn der Donner, hoch ſprützte das Waſſer in die Höhe, daß ſeine Tropfen des Greiſes nackten Scheitel näßten. Weihſt du mich? rief er jauchzend: Nun wohl, es geſchehe!

Ermattet kehrte er in die Hütte zurück und warf ſich in den Seſſel; eine kurze Stunde erquickte ihn der Schlaf, der ferne Donner, der immer ſchwächer und ſchwächer hallte, ſtörte ihn nicht. — So fand ihn Baſtian. Auch ein Unglücklicher, ſagte er theilnehmend, als er den Pilger entſchlummert ſah, dem der Schlaf die

kummervollen Züge nicht erheiterte: Möge er ſanft träumen. — Er ging zur Küche, ein ſtärkendes Mahl zu bereiten, womit er den Alten bei ſeinem Erwachen zu erquicken gedachte.

8.

Bald wachte der Pilger wieder auf. Er ſah Baſtian vor ſich, der theilnehmend fragte: ob er etwas begehre? Und obgleich der Alte ihm herzlich dankte und nichts zu bedürfen vorgab, breitete er doch ſein buntes Tuch auf den Tiſch, ſetzte einen Napf mit kräftiger Suppe darauf, und in dem Wahne, der unglückliche Pilger, denn dafür hielt er ihn, habe gewiß ſeit langer Zeit nichts gegeſſen, ſetzte er ein dampfendes Gericht Seefiſche daneben, und brachte einen Krug Wein. — Der Pilgersmann lächelte über dieſe gutmüthige Sorgſamkeit, genoß nur wenig, und trat dann in die ihm wohlbekannte kleine Kammer, jetzt die ſtille Wiege von Klotildens ſüßen Träumen. Er wunderte ſich, hier

mehreres zu finden, das eine weibliche Hand verrieth; seine Neugierde wurde rege. Er fand das Bild ihrer Mutter. Ach, er kannte sie ja so gut, sie war ihm so theuer, so lieb gewesen; er drückte das liebe Bild an seine Lippen, an sein Herz, dort den Raub zu verwahren. Ach, dieses weckte die Vergangenheit so schmerzhaft, mehr als Hütte und Grab, mehr als die Trümmer seiner Burg! — Es wurde ihm zu enge in der Kammer, er eilte in's Freie.

Eine sanfte, kühle Morgenluft wehte ihn an, Kräuter und Blumen hauchten nach vorübergegangenem Gewitter ihre balsamischen Düfte in vollen Strömen aus. Der Thau erglänzte im Strahle der Frühlingssonne, und die Natur erquickte sich an der sanften Ruhe, die nach dem Wetter sich über die Fluren zu breiten pflegt. Das Meer, in seinen Tiefen erschüttert, ging noch hoch, und seine Wellen wälzten sich noch langsam über die am Gestade hervorragenden Klippen. Auch auf das Gemüth des Pilgers hatte diese Ruhe einen wohlthätigen Einfluß; ergeben in sein finsteres Geschick, blickte er hinüber nach seiner Burg, mit sanfterem

Schmerze wandelte er in dem Gärtchen. Hier ſah er die Bäume, die er einſt für den Freund gepflanzt, während der Jahre ſeiner Leiden ſo herrlich gewachſen; auch das Grab am Felshange, da wo die Klippe über die ſchäumenden Wogen ſich beugt, fand er. Schweigend blickte er in die enge Wohnung des Todes. Ach! ſo wenig Raum ſollte den umfaſſen, dem die Erde für ſeines Geiſtes Flug zu klein war; nur wenige Schritte ſollten dem unſteten Wanderer über Berg und Thal, über Strom und Meer, genügen.

Sein Blick wendete ſich jetzt von der engen Zelle in die weite Ferne hin nach Morgen. Die Thürme von Marſeille traten eben aus dem Nebel hervor, das alte Schloß der Stadt lag im Dämmerlichte auf ſeinem Felſen vor ihr, und liebliche Erinnerungen vergangener glücklicher Tage traten mit ihm hervor; alles rief ihm fröhliche Zeiten zurück. Da gewahrte er am Strande die freundliche Fiſcherhütte, ſie war ihm unbekannt; als er nach Damiette zog, ſtand ſie noch nicht von ihrem Gärtchen umgeben da. Aber was ihn mehr wunderte, als

ihr Anblick ſelbſt, war ein Hauſe Bewaffneter, die ſich um ſie gelagert hatten. Knappen waren es, Streitroſſe an der Hand haltend.

Freund! rief er Baſtian zu, der in der Hütte zurückgeblieben war: Sagt mir doch, was jene Reiſigen bedeuten, die unten an der kleinen Hütte gelagert ſind?

Das kümmere Euch nicht! erwiederte dieſer, der ſie ſelbſt erſt zu gewahren ſchien: Auf Wiederſehen! und mit ſchneller Eile ſprang er den Felſen hinunter.

Des Pilgers ganze Aufmerkſamkeit zog ſich unwillkührlich nach der Fiſcherhütte und den gelagerten Reiſigen. Seit lange hatte er nicht gewappnete Streitroſſe wiehern hören, Krieger ſeines Vaterlandes gerüſtet geſehen; das Herz des alten Kriegers klopfte laut bei dieſem Anblicke, er vergaß ſich ſelbſt und ſeine Leiden, nur dauerte das Entzücken nicht lange. Er ſah den Diener, wie er über den Bach der Hütte zueilte, Bekannte mußten es ſeyn, die er dort fand, denn ſie begrüßten ſich freundlich — jetzt ſah er ihn in die Fiſcherhütte gehen.

Das Unglück iſt der Vater des Argwohns.

Der Diener gehörte dem Sohne Wilhelm d'Esparrons, dieſer mußte unten in der Hütte ſeyn. Er ſelbſt hatte ſich vielleicht verrathen, jener ihn erkannt, deßhalb die Reiſigen verſammelt, den Diener bei ihm zurückgelaſſen, um ihn in des Troubadours Hütte feſtzuhalten. Dieſe Gedanken durchkreuzten ſich, ſchnell war der Entſchluß gefaßt. Des Freundes Hütte Lebewohl ſagend, ergriff er den Pilgerſtab, und auf wohlbekannten Felspfaden ſtieg er eilig eine Thalſchlucht hinab auf dem Wege nach den Trümmern ſeiner Burg.

Während ſeines Aufenthaltes in Pierre Jacquelins verlaſſener Hütte hatte es ihn hinüber nach der Veſte gezogen, aber Furcht und Sehnſucht ſtritten in ihm. Es ſchauderte ihn, den Wohnplatz ſeines häuslichen Glückes wieder zu betreten, auf Trümmern zu wandeln, die einſt von ſeiner ſchöpferiſchen Hand geſchaffen, im ſchönſten Ebenmaße als eine Zierde des Landes geprangt hatten. Jetzt trieb ihn die Furcht dahin, von wo ſie ihn kurz zuvor zurückgehalten hatte. Er ſtieg den Berg ſchnell hinauf, und erſt, als er an einen moosbewachſenen Felſenſitz

kam, über welchen ſich eine vom Blitz halb zerſchmetterte Eiche bog, hielt er an. Was ihn von Pierre Jacquelins Hütte getrieben, deſſen gedachte er nicht mehr, nur was ihn hier heraufzog, ſtand lebhaft vor ihm. Er ſetzte ſich auf den bemoosten Stein, ſah hinauf nach der Burg, und aus ſeiner Bruſt ſtieg ein leiſes: Muth, Muth! hinauf zu den Trümmern Deines Glücks!

Er erhob ſich und betrat langſamen Schrittes den verwilderten Weg. Wie oft war er ihn auf ſeinem andaluſiſchen Hengſte hinaufgeſprengt, wie oft, den Falken auf der Fauſt, hinuntergeritten, und jetzt — alt, ſchwach, auf den Pilgerſtab ſich ſtützend, kraftlos wankte er hinauf. Kein Thurmwart begrüßte ihn mit ſchallendem Horne, kein Kind, kein Freund kam ihm über die Zugbrücke entgegen, kein treuer Hund ſprang ihm voraus, den freundlichen Knaben zu liebkoſen; durch Brombeerranken, den Blick auf den Boden geheftet ſtieg er immer höher. Jetzt ſtand er vor dem Thore, ein Pilger vor ſeinem verödeten Hauſe.

Unbeweglich und wild wie der Löwe über dem

großen Portale, ſtarrte er auf die Trümmer. Die Zugbrücke war verbrannt; — was bedurfte es ihrer auch, die von der Gluth geborſtenen Mauern hatten den Graben gefüllt, überall boten ſie Eingang. Der hohe Thurm, welcher die Zugbrücke bewachte, dieſer kecke Lug ins Land, den er ſonſt nur mit Luſt und Behagen angeſchaut, von dem er ſtolz auf Meer und Land herabgeblickt hatte, lag in Trümmern, weit, weit in die Tiefe hinab waren ſeine Quadern gerollt. Nur das Portal ſtand, der Löwe bewachte es noch. Warum haſt du in jener Unglücksnacht geſchlafen, du tapferer Gefährte der d'Ajout! rief er in ſeinem Schmerze. Doch warum zog ich aus und verließ Weib und Kind! ſetzte er dumpf hinzu.

Bevor er durch die Pforte über den Schutt zu ſchreiten wagte, ſetzte er ſich auf einen Stein, und als wolle er ſich ſelbſt peinigen, rief er ſich alles zurück, wie es einſt war, den innern Hof, den Stall der Roſſe, das Häuschen, worin ſeine Lieblingsfalken verwahrt wurden; dann führte ihn die Erinnerung die Wendeltreppe hinan — vor der offenen Thüre mit Schnitz-

werk ſtand er, es war die Thüre zum Gemache ſeines Weibes. O Gott! rief er aus, und ein tiefer Seufzer entquoll der Bruſt, doch keine Thräne rann. Er ſprang auf, klimmte den Schutthaufen hinan, und ſtürzte wie ein Verzweifelter in den Hof. Noch ſtanden hier und da die hohen ſpitzen Fenſterbogen, aber kein freundliches Geſicht lachte ihm daraus entgegen. Aus dem untern Geſchoſſe lugte ein Marder, das einzige lebende Weſen hier, ſo keck und kühn nach ihm hin, als ſey er jetzt Herr der Burg. Auf dem verödeten Hofe rauſchte das Gras im Winde, ſein Tritt hallte in den Mauern ſchauerlich wieder.

Jetzt ſchritt er durch das gekrümmte, halbeingeſtürzte Thor in den innern Hof. Nach Norden war der Thurm ganz eingeſtürzt, die Mauern verfallen, nach Süd und Oſt ſtanden ſie noch an mancher Stelle ſtattlich da. Nach Weſten, da wo die Kapelle ihr Kreuzgewölbe erhoben, war das kleine Thürmchen der Sakriſtei unverſehrt geblieben, und obgleich die Bogen der hohen Fenſter eingeſunken, und dieſer Theil faſt noch mehr gelitten hatte, als die übrigen, war doch hier die

Zerſtörung geringer, und es ſah nicht ſo verödet aus, als an den andern Seiten.

Lange hatte ſich d'Ajout finſter umgeſchaut, ehe er in das große Portal nach Oſten trat; hier war der Haupteingang des Schloſſes geweſen. Die breite in dem vorſpringenden Thurme hinauflaufende Wendeltreppe ſtand noch, ſo wie der ganze Thurm, der mit ſeinem graubemoosten Haupte die Trümmer ſtolz überragte. Eine einſame Birke hatte ſich auf ſeiner Zinne eingewurzelt, und ſchwankte mit ihren dünnen Aeſten über das Gemäuer. Er ſchritt an der Treppe vorüber in den Rüſtſaal. Die Decke war eingeſtürzt, halbverbrannte Balken lagen auf dem ſteinernen Fußboden, die großen eingemauerten Haken, woran die Rüſtungen ſeiner Ahnen gehangen, ſtaken verroſtet noch in der Wand, kein Helm, kein Panzer hing jetzt an ihnen, kein vom Feinde erbeutetes Schwert, kein Schild im Kampfe geführt. Die Banner, in den Kriegen des heiligen Landes das Schrecken der Sarazenen, waren Aſche, die Fahne des Emir von Damaskus, in der Schlacht bei Askalon von dem Ahnherrn erbeutet, hatte die

Flamme verzehrt. Die Frucht ſo manchen Sieges, theuer mit des Stammes Blut erkauft, war dahin, nichts von allem mehr vorhanden! — Doch nein! — Als der Pilger wuthentbrannt den Balken zurückſtieß, der ſeine Schritte hemmte, rollte ein Schwert ihm vor die Füße. Freudig, als habe er einen Schatz von unendlichem Werthe gefunden, ergriff er es. Es war alt und verroſtet, ein einfaches Kreuz von Eiſen der Griff, auf der Klinge waren drei Sterne über eines Löwen Haupt ſtrahlend geätzt. Der Pilger hob es mit leuchtendem Blick in die Höhe. Theures Schwert! rief er: was Philipp d'Ajout, mein edler Ahn am Tage der Eroberung der heiligen Stadt führte, ſey mir willkommen! ſey das Schwert der Rache! Und als habe dieſes Wiedergefundene ihm neuen Muth gegeben, ſo kräftig ſetzte er ſeine Wanderung fort. Er trat in das große gewölbte Zimmer, wo die Reiſigen ſich ſonſt verſammelten, die Knechte und Diener ſich gelabt, und von den Zügen ihrer Herren ſich erzählt hatten; dann wanderte er durch den engen Gang; Mauertrümmer überall, überall Verwüſtung.

Jetzt kam er wieder an die Wendeltreppe, er ſchritt hinauf. Hier zog es ihn über den langen Gang, am Ahnenſaale vorbei, nach ſeinem Gemache. Da hing die Armbruſt nicht mehr am gewohnten Orte, vom ſteinernen Tiſche im Bogenfenſter blinkte ihm nicht mehr der Becher entgegen, alles war leer, und ein unheimliches Gefühl trieb ihn weiter. Hier — die Balken waren umgeſtürzt, der Gang verſchüttet — hier war der Gattin Gemach. Die Fauſt geballt, das alte Schwert auf dem Boden ſtampfend, daß die Balken unter ihm drönten, ſah er auf zum Himmel, und wandte ſich dann ſchnell ab. Auch zu dem Gemache der Kinder war ihm der Weg verſperrt, und er kehrte durch den hohen Ahnenſaal zurück, die Wände waren hier leer, die Bilder der Ahnen verſchwunden; Eulen flatterten auf, und Fledermäuſe fuhren aus dem verfallenen Kamine, nur noch ein halbverbranntes Bild hing hier, als habe es der Flammen geſpottet, über der zum Altane führenden Thüre, unkenntlich, ein Ruheplatz der Vögel.

Nach der andern Seite nach Norden zu, wo ſein Freund gewohnt, und die Zimmer der Gaſtfreundſchaft

freundſchaft geöffnet geweſen waren, wollte er nun hin. Der Thurm hatte hier die Mauern zerſchlagen, er konnte nicht weiter, alles war verſchüttet, alles zerſtört; er kehrte nach dem Hofe zurück und ſtand jetzt vor dem weſtlichen Flügel.

Ahnungsvoll klopfte ihm das Herz. Es ſchien ihm, als habe des Freundes Hand hier geordnet, als habe der Freund ſeines Lebens Höchſtes hier begraben. Mit dem Muthe der Verzweiflung trat er durch die gothiſche Thür in die Kapelle. Ausgebrannt war das heilige Haus, nur die Sakriſtei mit ihrem Thürmchen, auch der Altar von grauem Marmor ſtand noch, und vor ihm ein Stein. — Gütiger Himmel! ſende dem unglücklichen Greiſe deine lindernden Thränen, damit ihn der Schmerz nicht vernichte! — Die gebeugte Geſtalt ſank zuſammen, warf ſich aufgelöſt über den Unheil kündenden Stein von Marmor, benetzte ihn mit heißen Thränen, und küßte ihn mit bebenden Lippen. — So lag er lange, ohne ſich ermannen zu können, dann erhob er ſich mühſam und las die zerſchmetternden Worte:

„Hier ruht Anna d'Ajout, Gräfin von Sault, ein Engel im Leben, ein Engel im Tode. Der Freund rettete die irdiſche Hülle aus den Flammen, die Seele war ſchon aufgeſchwebt zu Gott. Friede ihrer Aſche, Fluch dem Mörder!"

Und als der Unglückliche das Auge traurig von der Schreckensſtätte hob, erblickte er noch einen Stein zu dem Haupte der Gattin; ſein Athem ſtockte, kaum vermochte ſein thränentrübes Auge die eingegrabene Schrift zu leſen: „Hier ruht Claude d'Ajout. Am Fuße des ſüdlichen Thurmes lag er zerſchmettert; er folgte der Mutter. — Dem Kinde iſt wohl!"

Ihm iſt wohl! wiederholte der Pilger mit bebender Stimme: ſein Herz ſchlägt nicht mehr! Und ängſtlich beklommen blickte er umher, denn noch fehlte ja eines der Seinen. Mathilde, wo ſchlummerſt Du, ſüßes Kind? rief er jammernd: wo ruht Deine Aſche, Du zarte, kaum zum Leben entfaltete Knoſpe. Mathilde, mein Liebling! Ach, Dich haben die Flammen verzehrt, Deine Aſche der Wind verweht, Du ruhſt nicht im engen Hauſe des Todes, in allen Winden iſt Dein Grab!

Jetzt ſetzte er ſich auf die Stufen des Altars, legte den Pilgerſtab dort nieder, und ergriff das alte Schwert. Meine Wallfahrt iſt hier beendet, ſprach er feierlich: den Stab lege ich hier zur Ruhe, und nehme das Schwert wieder zur Hand. Was der Freund auf dieſen Stein graben ließ, ſoll in Erfüllung gehen: Fluch, Rache dem Mörder!

Von dieſem Augenblicke an ſchien der Schmerz einer andern Leidenſchaft gewichen zu ſeyn. Noch einmal blickte er nach den Gräbern ſeiner Lieben, verließ die Kapelle und trat in den Garten; auch hier war alles verödet. Anfangs hatte des Freundes ſorgſame Hand ihn wieder zu ordnen verſucht, aber er hatte es nicht ferner vermocht, der Gram beugte ihn hier mit doppelter Gewalt; zu bitter riefen dieſe Trümmer ihm das Wehe zurück, welches das Schickſal über des Freundes Stamm ausgeſprochen hatte, auch verließen ihn ſeine Kräfte, und in den letzten Jahren beſuchte er die Burg nur ſelten. — Jetzt ſchritt der Pilger durch die verwilderten Bogengänge, hier und da kannte er noch einen wildverwachſenen Baum, den er einſt gepflanzt

und gepflegt hatte, und der in den Jahren der Abweſenheit üppig emporgeſchoſſen war; er trat zum Springbrunnen, der ſonſt ſo luſtig ſeine klaren Strahlen hob, ein griechiſcher Meiſter hatte ihn angelegt, von fern her die Waſſer zu ihm geleitet, jetzt war er vertrocknet, verſchüttet.

Doch nun ſtimmte dieß alles ihn nicht mehr wehmüthig; zur Rache rief es ihn auf, und er wühlte nur noch gierig unter den Trümmern, um neue Nahrung zu finden, die Rache zur Flamme anzufachen. Aber endlich, von ſeinen Wanderungen ermüdet, ſetzte er ſich auf die Trümmer des Thurmes in Süden, da wo Weib und Kind ſo oft aus ihrem Gemache über das Meer geblickt hatten, und als er ſo da ſaß, das Auge hinauf nach den öden Fenſtern gerichtet, und es ihm war, als müſſe eines ſeiner Lieben herausſehen, ihn zu begrüßen, ſenkte ſich traurig ſein Blick und traf unter dem Fenſter auf etwas weißes, das zwiſchen den dunkeln Steinen ſchimmerte. Er ſprang auf, ſchritt hin — es war der Todtenſchädel eines Kindes, der zerſchellt unter mehreren Gebeinen lag. Mathilde! rief er, und hielt ihn in ſeiner zitternden Hand:

Mathilde! — Sein Haupt beugte ſich auf die Bruſt, das Schwert entſank ihm, ſtarr blickte er die grauſigen Ueberreſte an; er war zermalmt.

Pilgersmann! rief eine ſanfte Stimme. — D'Ajout ſchrak auf, ein junger Mann, den Helm auf dem Kopfe, einen gelbwollenen Waffenrock über das Panzerhemd, ſtand vor ihm. Pilgersmann! ſagte er: Ihr ſcheint in traurige Gedanken vertieft. Aus dem Schmerzestraume den Schlummernden zu wecken, halte ich für Pflicht.

Ich danke Euch, junger Herr! ſagte der Pilger: Doch ich träumte nicht, ich hielt die furchtbare Wirklichkeit in meiner Hand.

Einen Schädel, wie ich ſehe!

Es iſt der Schädel eines mir theuern Weſens; ich fand ihn hier.

Ehrwürdiger Pilger! ſagte der Ritter mit herzlicher Gutmüthigkeit: wenn Ihr ihn hier gefunden habt, wie könnt Ihr denn wiſſen, wem er angehört. Wer hat ihn bezeichnet? Der Tod verwiſcht des Lebens Merkmale, und auf den nackten Schädel gräbt die Vernichtung den Na-

men nicht; gleich ſind ſich die Schädel des Ritters und des Knechtes.

Schmerzlich blickte der Pilger auf; er ließ den Schädel hinrollen, und ſah ihm traurig nach.

Was ſucht Ihr hier, alter Mann? fragte der Ritter.

Was ich ſuche? Alles, alles!

Das werdet Ihr hier ſchwerlich finden. Ich ſuche die prächtige Burg des Roſtan d'Ajout, Grafen von Sault, eines meiner Verwandten, von der ich in meiner Kindheit ſchon ſo vieles hörte, ſie aber vor dem Brande nie ſah. Es muß eine feſte Burg geweſen ſeyn; Schade, daß ſie der Rache geopfert wurde.

Ihr möget Recht haben; ſagte der Pilger, und ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend. Wer ſeyd Ihr, Herr? fragte er plötzlich.

Der Sohn Pierre's le Noir, den Karl von Anjou mit den Gütern des in Egypten gebliebenen d'Ajout belehnte.

Ein wackerer Herr, Herr Pierre le Noir, unterbrach ihn der Pilger mit ruhigem Ernſte: ich kenne ihn aus alter Zeit. Und was treibt Euch hierher, junger Herr? Wollt Ihr vielleicht

einen Riß entwerfen, die Veſte wieder aufzubauen, um auch dieß Erbe Roſtan d'Ajouts zu beſitzen?

Ihr irrt, erwiederte der Jüngling: ein Abentheuer anderer Art führte mich dort unten nach der Fiſcherhütte am Meere. Da konnte ich dem Wunſche nicht widerſtehen, die zerſtörte Veſte des edlen Grafen zu ſehen, und während meine Waffenbrüder dort unten zechen, und über den Zug ſtreiten, den wir vorhaben, eilte ich hier herauf.

Und was für ein Abentheuer führte ſo ſtattliche Ritter in die Hütte eines armen Fiſchers?

Ihr ſcheint ein verſtändiger Mann zu ſeyn, ſagte der Jüngling: ſo daß ich wohl Euer Urtheil vernehmen möchte. Haltet Ihr es gegen das Geſetz, wenn ein Sohn gegen den Vater ſich ſelbſt Recht ſchafft?

Dieß hängt wohl von den Umſtänden ab, bezeichnet ſie mir genauer, erwiederte der Pilger.

So hört! Der Sohn liebt ein Mädchen, der Vater verweigert ihm den Segen, und wirft die Geliebte in tiefen Kerker. — Iſt es dieſem nun erlaubt, die Geliebte zu befreien, die Burg

des Vaters zu überfallen, und, jedoch ohne Blutvergießen, die Braut ſich zu retten?

Gegen den Vater das Schwert ziehen, iſt Sünde.

Aber wenn kein Blut fließt?

Wer kann dem Schwerte gebieten, wenn es aus der Scheide fuhr: tödte nicht! Wer dem Pfeile, daß er nicht trifft?

Ich bin Eurer Meinung, deßhalb verließ ich auch die unten Verſammelten. Aber das dem Freunde gegebene Wort bindet uns.

Dem Robert d'Esparron?

Kennt Ihr ihn?

Wie ſollt ich nicht. Ich ſprach ihn in dieſer Nacht, bevor er zur Fiſcherhütte ging. Die künftige Nacht iſt wohl zu Eurem Unternehmen beſtimmt? Auch ich ſtoße mit meinen Mannen zu Euch.

Nein, Pilger, Ihr irrt; erſt in der Nacht des Johannistages. — Doch wie wollt Ihr, ein Pilger aus dem gelobten Lande, mit Euren Mannen zu uns ſtoßen?

Sorgt nicht, wir ſehen uns wieder!

Unvermerkt waren ſie an das Portal gekom-

men, wo des Ritters Knappe mit den Pferden hielt. Ritter le Noir! ſeht Ihr den Löwen dort oben im Wappen, der, die Tatze hebend, ſich anſchickt zum Kampfe, ſagte der Pilger, und die gebeugte Geſtalt ſtand rieſenhaft vor dem Jüngling. Wenn Ihr einen Ritter ſeht, der Euch ſein Schild mit dem Löwen vorhält, ſo wißt, ich bin es! Nun gehabt Euch wohl! Das Schwert des Ahnen unter dem Arme ſchritt er an dem Ritter vorbei über das Gemäuer den Fußſteig hinab in das Thal, und richtete ſeine Wallfahrt nach den Ufern der Dürance.

9.

Da, wo dieſer liebliche Fluß ſich in die Rhone ergießt, erheben ſich drei Hügel mit ihren Reben und Mandelbäumen, und begrenzen in der Entfernung einiger Stunden ein reizendes Thal. Auf dem mittelſten derſelben lag eine Burg, man hätte ſie eher ein Schloß nennen können, denn einem ernſten Angriff konnte

sie nicht widerstehen. Seit langer Zeit gehörte sie der Familie der Grafen von Sault, war aber schon seit einem Jahrhunderte nicht mehr der beständige Aufenthalt derselben; an der Küste hatten sie sich eine Burg gebaut, die, nachdem sie der Blitz zerstört, von Rostan d'Ajout mit vieler Pracht wieder aufgebaut worden war. Die Herrschaft an der Dürance, ganz unabhängig von ihren übrigen Besitzungen am Meere, war einmal durch Heirath an diese Familie gekommen, und deßhalb nach dem vermeintlichen Tode des Grafen Rostan, den mehrere in der Schlacht am Nil hatten fallen sehen, dem Pierre le Noir mit dem Beinamen le juste, der gegründete Ansprüche darauf hatte, von Karl von Anjou zur Lehn gegeben.

Der neue Herr zog das lachende Schloß seinen Besitzungen in den Gebirgen der Dauphins vor, und friedliebend wie er war, und in keiner blutigen Fehde begriffen, kümmerte es ihn wenig, ob das Schloß leicht zu ersteigen sey, und mehr geräumige Zimmer als feste Thürme habe. Mit Freuden hatten ihm die Vasallen gehuldigt, er war ein sanfter und gerechter Herr,

der faſt bei allen ſtreitigen Fällen in der Umgegend als Schiedsrichter erkoren ward. Gegen die alten Diener des Hauſes d'Ajout hatte er gleiche Gerechtigkeit geübt, und überhaupt in Allem das Andenken des unglücklichen Grafen geehrt, und dadurch die doppelte Liebe ſeiner Unterthanen ſich erworben, die ihren ehemaligen Herrn faſt vergöttert hatten.

Den Falken auf der Fauſt, ritt Pierre le Noir eines Tages längs den Ufern der Dürance auf die Reiherbeize, nur von dem Kaſtellan des Schloſſes, dem Falkenier und einigen Dienern begleitet. Eben ſtieg ein Reiher aus den Gewäſſern auf und ſchwebte ſtolz über ſie hin, Pierre nahm ſchnell dem Falken die Kappe ab, ließ ihn ſteigen, und jagte mit ſeinem Araber über Stock und Stein nach. Das ſchnelle Roß trug ihn bald die Höhe hinauf, an einem Olivenwäldchen vorbei, und den Falken im Auge, gab er wenig Acht auf den Weg, dieſe Sorge überließ er ſeinem ſichern Araber. Da ſtutzte dieſer plötzlich, bog ſeitwärts ein, und Pierre, durch die Bewegung des Roſſes erſchreckt, hielt

unwillkührlich den Zügel an, und ein Pilger ſtand vor ihm.

Grüß Euch Gott, edler Herr! rief dieſer dem Ritter zu, der unwillig ihm faſt zu danken vergeſſen hätte: Ich möchte Euch wohl um etwas bitten, wenn anders der Reiher dort Euch nicht mehr in Anſpruch nimmt, als ein alter Pilgersmann.

Indem er dieß ſagte, hatte der Falke ſich über den Reiher geſchwungen, dieſer, ſeinen ſpitzen Schnabel gegen den Feind gerichtet, ſuchte, ſich vertheidigend, zu entfliehen. Der Augenblick war zu wichtig. Henriot! rief der Ritter dem Kaſtellan zu: ſprich mit dem Manne, gib ihm, wenn er etwas verlangt, will er mehr, bring' ihn nach Barbantane auf das Schloß, und dem Araber die Sporen gebend, jagte er mit dem Gefolge dahin, nur der Kaſtellan blieb zurück.

Nun, alter Mann, ſagte der Eilige, ſich vorwärts nach einem Seckel mit Kupfermünze beugend: was iſt Euer Begehr?

Der Pilger ſchwieg, und ſah Henriot ſtarr ins Auge.

Dieſer, dem die Beize faſt eben ſo ſehr am

Herzen lag, als ſeinem Herrn, faßte unmuthig in den Seckel, und ſchon hatte er einige Kupfermünze in der Hand, um ſie dem Pilger als einen Zehrpfennig zuzuwerfen, als ihm doch einfiel, er könne wohl ein anderes Begehren haben. Nun ſprecht doch! ſagte er, nach dem Falken blickend: und haltet mich nicht ſo lange auf, Ihr ſeht, der Vogel hat vorbeigeſtoßen, der Reiher zieht nach dem Buſche.

Der Pilger ſchwieg noch immer.

Nun, wenn Ihr nicht reden wollt, ſo ſchweigt. Er gab ſeinem Pferde die Sporen, der Pilger aber faßte die Zügel des Roſſes, und Henriot! mit ernſter Stimme rufend, bannte er, wie mit einem Zauberſpruche den Kaſtellan, der, erſchrocken über die Stimme, dem Greiſe ſtarr ins Auge ſah.

Henriot! rief dieſer noch einmal: Haben denn die Jahre der Knechtſchaft mein Geſicht ſo entſtellt, daß Du Deinen Herrn nicht wieder erkennſt?

Noch ſtarrte der Alte den Pilger regungslos an. Stehen die Todten aus ihren Gräbern auf! rief er endlich.

Der Sklav zerbrach ſeine Feſſeln, als Herr

kehrt er in die Heimath zurück, erwiederte der Pilger.

Da ſtürzte der Alte vom Roſſe zu den Füßen ſeines Herrn, zweifelte nicht länger, daß es Roſtan d'Ajout, ſein todtgeglaubter, guter Herr ſey, umklammerte ſeine Kniee, und überließ ſich ſeiner unausſprechlichen Freude.

Steh auf, guter Henriot! ſagte dieſer: ſteh auf und antworte mir wahr und offen. Finde ich noch Freunde im Lande und unter meinen Vaſallen?

Treue, wahre Freunde.

Die Blut und Leben für mich opfern werden?

Blut und Leben!

So birg mich, wenn Du kannſt, im Jagdhauſe an der Rhone, ſammle von Rittern, Reiſigen, Freunden und Vaſallen, ſo viel Du vermagſt, und führe ſie mir zu.

Und wem gilt der Zug?

Kannſt Du fragen, alter Graukopf; — nach Monteallier ziehen wir!

Gott ſey gelobt! rief der Alte: da zieht Pierre le Noir mit uns.

Er darf nicht wiſſen, daß ich hier bin. Er

iſt ein edler, ein gerechter Mann, aber Herr meiner Lehen, und deßhalb darf er es nicht wiſſen.

Er darf es wiſſen, lieber Herr! ſagte der Kaſtellan: Bei Gott, er darf es. Mein grauer Kopf bürgt für ihn, beſonders wenn es Wilhelm d'Eſparron gilt.

Schweig! gebot der Graf: und geleite mich, wohin ich Dir gebot.

Sein Roß leitend, welches der Pilger, Aufſehen zu vermeiden, nicht beſteigen wollte, zog der Kaſtellan neben ſeinem Herrn. Bald waren ſie am Ufer der Rhone, wo der Graf durch eine Hinterpforte eingelaſſen wurde. Freilich fand er hier wenig Bequemlichkeit, aber die Freude, die ihm aus den Augen des Alten ſtrahlte, hatte für den Heimkehrenden mehr Werth, als die köſtlichſte Bewirthung. Tauſend Fragen that Henriot ſeinem Herrn, aber nur wenige beantwortete dieſer, dem ſeine Angelegenheiten zu ſehr am Herzen lagen, und als der Abend begann, trieb er den Alten nach Barbantane zurück.

In der Johannisnacht müſſen wir vor Montcallier liegen! rief er ihm noch nach: Hörſt Du!

Als der Graf am andern Morgen noch

ſchlummerte, weckte ihn ſchon der Hufſchlag der Pferde, und kaum daß er von ſeinem Lager aufgeſprungen war, öffnete ſich die Thür und le Noir trat ein. Seyd mir willkommen in Eurer Heimath, würdiger d'Ajout! rief er ihm entgegen: ſeyd mir willkommen in Eurem Hauſe, denn von dem Augenblicke an, wo ich durch Henriot Eure Anweſenheit erfuhr, ſeyd Ihr der Herr und ich der Gaſt. — Zürnt dem Alten nicht. Er kannte mich und wußte, daß ich keiner unedlen Handlung fähig ſey. Nothwendig war es, daß er mich von Eurem Vorhaben unterrichtete, denn hätte er Eure Vaſallen heimlich in Eurem Namen aufgeboten, wie hätte das mir, wie das im ganzen Gau verſchwiegen bleiben können, und Verſchwiegenheit allein kann Euch zum Ziele führen. Drum zürnt dem Alten nicht, nicht mir, der, Euch nicht mehr am Leben glaubend, ſeine Rechte geltend machte, und wie ich glaube, als ein treuer Verweſer gewirthſchaftet, als ein gütiger Herr an Euren Lehnsleuten gehandelt hat.

Gerührt drückte ihm der Graf die Hand. Ich komme nicht, mein Eigenthum zurückzufordern,

dern, le Noir! ſagte er bewegt: Ein kinderloſer Greis, ſo nahe dem Grabe, bringe ich Schätze die Fülle aus dem Lande der Ungläubigen mit, um, wenn ich mein Gelübde erfüllt, ein Kloſter zu ſtiften, und dort als bußfertiger Sünder mich zu jenem Leben vorzubereiten. Behaltet, was Ihr mit Recht habt. Nur laßt die Vaſallen und Lehnsleute aufſitzen, den letzten Reiterdienſt für ihren Herrn zu thun. Monteallier muß Aigremont gleichen, der Falke der Esparrons in das Grab Wilhelms gelegt werden, wie der Löwe der d'Ajout in das meine!

Das wäre ſchrecklich! rief le Noir.

Schrecklich, aber gerecht. Tretet auf Aegremont, ſucht die zerſtörte Herrlichkeit in den Trümmern, weint neben dem Grabe der Gattin, des Knaben, ſucht unter dem Schutthaufen der Tochter Gebeine, und dann ſprecht das Urtheil über die That.

Wilhelm iſt ein wilder, ein rachgieriger Mann, entgegnete le Noir: er hat auch mir wehe gethan, ſtört den Frieden des ruhigen Landes, ihn treffe Eure Rache. Aber Robert, ſein Sohn, iſt zwar dem Alten gleich an feſtem Sinn und Muth, doch

ein edles Herz ſchlägt in ſeiner Bruſt, kein Verbrechen laſtet auf ihm, kein Fluch; ihn ſchont!

Der Väter Sünden ruhen laſtend auf dem Geſchlechte. Der Stamm der Esparrons muß mit dem meinen untergehen. — Ihr ſeyd Herr in Barbantane. Tragt Ihr Bedenken, Eure Mannen aufſitzen zu laſſen, ſo gehe ich ans Meer, gehe in die Dauphiné, und ſtoße ich dort in mein Schlachthorn, verſammeln ſich Schaaren der Vaſallen um mich, und die offene Fehde beginnt. Wenn Ihr mir aber die Hand bietet, geht es ſchneller, weniger Blut fließt, und das Land wird nicht verwüſtet.

Edler Graf! erwiederte le Noir: ſchon ſind die Boten überall ausgeſendet, die Freunde und Vaſallen in meinem Namen aufzubieten, Henriot ſammelt ſchon die Reiſigen, in wenigen Tagen iſt alles verſammelt. — Der Graf drückte ihm dankbar die Hand. — Jedoch noch einmal bitte ich Euch im Namen des Erbarmers, ſeyd menſchlich, denkt vergangener Prüfungstage, die nun vorüber ſind, ſeyd menſchlich.

Hättet Ihr gelitten, Herr! rief der Graf von Sault und ſein Auge glühte: Hättet Ihr

gelitten, was ich litt, verloren, was ich verlor, Euer ſanftes Gemüth glühte von Rache, Euer friedlicher Sinn ließ die Trompete blaſen zum Kampfe. Ich habe ſchreckliches durch ihn erfahren. Hört mich an, dann richtet.

Wir zogen nach Egypten, auch d'Esparron mit uns. Ihr kennt die Unglücksfälle, die den frommen Ludwig und ſein Heer trafen. In dem unglücklichen Gefechte am Nil, das ihm die Freiheit koſtete, wehte des Vicomte Banner neben dem meinen; noch hielten die Schaaren der Provence, uns gegenüber war der Feind geflohen. Da ſahen wir den König umringt. Ihr Männer von Anjou, rief ich, auf, unſern Lehnsherrn zu retten! Ich ſprengte hin, d'Esparron mir nach, dicht an meiner Seite ſtürmte er mit mir ein. Bald waren wir von den Unſern getrennt, ich umringt. Denkt an Alice! rief er hohnlächelnd, jagte zurück und ließ mich unter den Feinden. Ich, allein gegen die Menge, unterlag; aus vielen Wunden blutend, ſank ich unter mein Streitroß.

Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht. Als ich die Augen aufſchlug, war ich in der

Hütte eines Egyptiers, lag auf einem Lager von Schilf, und fühlte mich so matt, daß ich bald die Augen wieder schließen mußte, und in einen Zustand verfiel, der zwischen Schlafen und Wachen liegt. Da vernahm ich aus dem Gespräche zweier Männer, die in der Hütte waren, daß sie mich aus Habsucht vom Schlachtfelde hierher getragen, meine Kleider, meine Rüstung sorgfältig verwahrt, um mich, der ich ihnen von vornehmer Abkunft schien, an irgend einen Israeliten zu verkaufen. Sie hatten mich deßhalb nach Kräften verpflegt, und fürchteten nur, daß mein Tod ihre Hoffnung zerstören würde.

Er war nicht so barmherzig. Ich genas, und als ich das erstemal mein Lager verließ, trat auch schon ein Jude in die Hütte, und unserer Sprache wohl kundig, fragte er mich, wer ich sey. Der Listige hatte aus meinen Waffen, meiner Rüstung und mehreren Anzeichen geschlossen, daß ich Bannerherr sey, mithin ein mächtiger Vasall des Königs; ich beantwortete seine Fragen offen, der Wahrheit gemäß. Er sprach mit den Egyptiern, und wie um Vieh feilschte der Jude um meine

Freiheit, und erhandelte mich. Meine Waffen und Kleider packte er auf ein Kameel, gab mir einen Sklavenkittel, und ſo mußte ich ihm folgen.

Er vermied alle Städte, nur von fern ſah ich Cairo mit ſeinen hundert Moſcheen, und tief ins Land hinein zog er mit mir auf ein entferntes, einſam gelegenes Landhaus, wahrſcheinlich, damit mich die Habgier der Sarazenen ihm nicht entreißen ſollte. Zehntauſend Livres verlangte er Löſegeld; ich verſprach es ihm gern, ſo ungeheuer auch die Summe war. Nach einiger Zeit kaufte er einen Mann aus Languedoc los, unter der Bedingung, bei ſeiner Rückkehr ins Vaterland zu meinem Weibe zu gehen, und ihr das Schreiben zu bringen, damit ſie die Summe zuſammentreiben, und zu meiner Ranzion nach Alexandrien ſchicken könne. — Jahre vergingen, kein Geld, keine Nachricht kam, nie habe ich von dem Manne aus Languedoc wieder gehört. Der Jude, der mich bis dahin menſchlich gehalten hatte, wurde härter, meine Koſt geringer, ich mußte im Garten arbeiten wie die andern Sklaven, mein Loos verſchlimmerte ſich. Noch einmal ſchrieb ich

an mein Weib, an meinen Freund, den Troubadour; ein jüdiſcher Handelsmann, mit dem der Iſraelit in Verbindung ſtand, und der oft nach Marſeille reiſte, verſprach den Brief und das Geſchäft zu beſorgen. Nach einem Jahre traf die Nachricht ein, er ſey auf ſeiner Reiſe geſtorben, und ich erhielt von den Meinigen weder Geld, noch Kunde. Vier Jahre hatte ich nun ſchon in der ſchmählichen Gefangenſchaft verlebt; mit jedem Jahre wurde mein Loos trauriger, denn mit der Dauer meiner Gefangenſchaft ſtieg auch des Juden Härte; nur wenn er auf Reiſen war, und das geſchah, Gott ſey Dank, oft, war das Schickſal ſeiner Sklaven erträglicher. Sein Weib, der Himmel möge ſie lohnen, obgleich ſie eine Ungläubige war, ſein Weib war ein Engel an Milde, und Sanftmuth der ſchönſte Zug ihres herrlichen Gemüths. Mir beſonders war ſie wohlgewogen, ich unterrichtete ihre zwölfjährige Tochter im Spiel der Laute, und meiner Mathilde gedenkend, mit der das Mädchen in gleichem Alter war, blieb mir das Kind ein wahrer Troſt in meinen Leiden.

Sechs Jahre waren ſo vergangen. Des

Kindes Neigung hatte ſelbſt auf das Herz des alten Juden wohlthätig für mich gewirkt, und da ich faſt mehr darüber jammerte, daß ich nichts von Weib und Kind und von dem Freunde vernahm, als über den Verluſt der köſtlichen Freiheit, ſo beſchloß er endlich, einen ſeiner Diener nach Marſeille zu ſchicken, um wegen des Löſegeldes zu unterhandeln, und mir Nachricht von den Meinen zu bringen. Welche heißen Segenswünſche folgten ihm, als er das Kameel beſtieg; ach, hätte ich ahnen können, welche Kunde er mir bringen würde, nie hätte ich ihn ziehen laſſen. Nach einem Jahre kehrte er zurück. Jubelnd eilte ihm alles entgegen; Rebecca, die nun ſchon ihre Schönheit zu entfalten begann, ſprang den mit Dattelbäumen bepflanzten Hügel hinauf — doch langſam kehrte ſie zurück.

Seine traurige Kunde mögt Ihr Euch ſelbſt ſagen. Zermalmt ſtand ich da, ein Bettler an allen irdiſchen Freuden, ein Sklave in den Wüſten Egyptens; abgeſpannt an Geiſt und Körper, niedergebeugt durch dieſen Schlag, blieb mir nichts als Verzweiflung. Sie zerrüttete

meinen Körper, meinen Geiſt, — o! dieſe Erinnerung, die Erinnerung an jene Tage, Ritter, könnte das Hirn des alten Pilgers noch einmal zerrütten!

Als ich nach Jahren genas, die wilde Wuth in ſanften Schmerz ſich aufgelöſ't hatte, war alles um mich verändert, mein Herr war geſtorben, Rebecca zur blühenden Jungfrau aufgewachſen, die Mutter krank und ſchwach. Mit jedem hellen, neuen Blick meines Geiſtes erwachte in dem Herzen die Sehnſucht nach der Heimath, nach dem Grabe meiner Lieben. Da verſprach die würdige Frau mich heimziehen zu laſſen; dieſe Nachricht ſtärkte Geiſt und Körper, und der Gedanke, edler Herr, die Hoffnung, zurückzukehren ins Vaterland, und wenn uns dort auch nichts begrüßt, als die Gräber unſerer Lieben, ach, dieſe Hoffnung iſt ſo erquickend. Die Freude, als man mir, zum Zeichen der Freiheit, mein Schwert wieder gab, als es meine Hand ergriff, ich es küßte, und jauchzend ſchwang, o dieſe Freude war unausſprechlich.

Als Kaufmann verkleidet ſollte ich mit einer Karavane an den Nil gehen, von da zu Schiffe

nach Alexandrien, und ſo der Heimath entgegen. Doch das Schickſal beſchloß es anders.

Ein reicher Türke, Sohn eines benachbarten Emirs, der ungefähr drei Meilen von dem Landhauſe der Jüdin einen Sommeraufenthalt beſaß, hörte von Rebecca's Schönheit. Er fand Gelegenheit, ſie zu ſehen, und als ich in einer Nacht von den Küſten der Provence träumte, und unter den Mandel- und Olivenbäumen der Heimath zu luſtwandeln wähnte, hörte ich ein Angſtgeſchrei; ſchnell ſetzte ich meinen Helm auf, nahm Schwert und Schild, ſprang aus meinem Kämmerchen, und fand den Türken von mehreren begleitet Rebecca im Arme, ſie aus dem Hauſe ſchleppend. Ich drang auf die Räuber ein, mein Schwert bahnte ſich den Weg bis zu ihm, ich haute ihn nieder, die Feigen flohen.

Aber mit dieſer That war auch der Tod uns gewiß. Die Mutter, obgleich krank und ſchwach, verlor nicht Muth und Beſinnung, ließ ſchnell Gold und Juwelen einpacken, und auf ein Kameel ſich werfend zog ſie mit den

Ihrigen auf Schleifwegen dem Meere zu, ich, ihr Retter, mußte folgen.

Der Himmel begünstigte unsere Flucht. Ungehindert kamen wir nach Rosette; ein Boot brachte uns zu einem genuesischen Schiffe, das vor dem Hafen kreuzte. Auf Cypern setzte es uns ans Land. Hier war ich Zeuge, wie jener Diener, der mir die Unglücksnachricht gebracht, Rebeccas Gatte wurde, hier drückte ich der braven Mutter die Augen zu, und bestieg dann ein Schiff, das mich nach Marseille bringen sollte. Rebecca und ihr Gatte begleiteten mich, und als die Anker gelichtet wurden, trennten wir uns mit tief empfundener Rührung. Sie drückte mir beim Abschiede ein Kästchen in die Hand. Nehmt dieß, so sprach sie, zur Erinnerung an uns, zum Aufbau Euerer Burg, unser Dank folgt Euch bis zum Grabe! Sie bestiegen ein Boot, der Wind schwellte die Segel; ich kam glücklich im Hafen von Marseille an.

Die Burg will ich nicht aufbauen von den Schätzen, welche mir die Dankbarkeit geweiht. Ein frommes Haus will der Kinderlose stiften, und dort bis an sein nahes Ende für seine

Sünden büßen. Nur einmal will ich das Schwert meiner Väter noch ziehen, und dann ruhe es für immer und folge mir ins Grab.

10.

Auf Montcallier lebte indeſſen der Troubadour mit ſeiner Tochter ein einſames, gleichförmiges Leben. Schmerzvolle Rückerinnerungen waren die heimlichen Boten des Kummers, der Wächter mit ſeinem eintönigen: Ich ſoll Euch grüßen, Jungfrau! war der trübe Mahner des Schmerzes. Wenn die Riegel raſſelten glaubte der Troubadour die Ketten zu hören, wenn er den alltäglichen Gruß vernahm, ſchien es ihm, als ſende ihn der Hohn; ſo wie der Wächter Speis und Trank auf den Tiſch ſetzte, war es ihm, als ob der Giftbecher ihm gereicht würde, denn was d'Esparron ihm auch bieten konnte, war ihm bitter.

Ganz anders war es in Klotildens Innern. Der Gruß war ihr ein Bote des Himmels, Theilnahme ſah ſie in dem ernſten Blicke des Wächters, in der mit jedem Tage beſſern Be-

wirthung das versöhnte Herz, in dem Vicomte nur den Vater ihres Geliebten. Sie suchte jetzt den Troubadour zu trösten, die sonst seines Trostes so sehr bedurft hatte, in ihrer Brust war ein Vertrauen aufgegangen, das ihn gänzlich verlassen hatte, und der Strahl des Lichtes, der sich nur noch trübe in seinen erblindenden Augen brach, mochte auch wohl sein Inneres verdüstern. Wenn er es sich auch früher mit voller Ergebung oft möglich, selbst gewiß hatte denken können, daß er, wenn auch erblindet, dennoch mit zufriedenem Herzen am Gestade des Meeres sitzen könne, so fühlte er sich ja damals von diesem wilden Elemente umrauscht, vom Sturme umtost, und mit jedem Athemzuge erquickte den freien Mann die freie, balsamische Luft. Da, unter dem blauen Himmelszelte, umgeben von der großen Natur, konnte ihm das trübe Bild unmöglich so düster erscheinen, war er sich doch in seinem Innern eines reichen Quells bewußt, aus dem er schöpfen konnte, eine neue Welt vor das geschlossene Auge sich zu zaubern. Hier aber, wo in dem eintönigen Leben des einsamen Kerkers nichts

die Seele erhob, und ſein Schmerz wie ein Vampyr Tropfen vor Tropfen den Lebensmuth ihm ausſog, hier unterlag des Alten kräftiger Geiſt, und mit dem Augenlichte erloſch auch der Stern ſeiner Hoffnung.

Als heute der Wächter eintrat und ſeinen Gruß brachte, erwiederte ihm Klotilde von dem Anblicke des Vaters aufgeregt halb in Unmuth: Sagt dem, der Euch mich zu grüßen befahl, es wäre wohl an ihm, den Gruß nun ſelbſt zu bringen. — Da entfuhr dem wortkargen Boten der unfreiwillige Ausruf: Ja, wäre er nur hier! — und verſetzte die Jungfrau in eine noch traurigere Stimmung. — Der Nachmittag verging ſtill und ohne Mittheilung. Der Abend fand beide noch ſchweigend am Tiſche ſitzen, der unter der Oeffnung ſtand, die ihnen den einzigen friſchen Luftzug brachte. Der Alte hatte ſein ſorgenſchweres Haupt auf die Harfe geſtützt, und preßte die Augen, die ihn heute ſo ſehr ſchmerzten, auf die zitternde Hand, Klotilde ſah mit beſorglichem Blicke nach dem Vater, der heute beſonders traurig und niedergeſchlagen war. Da unterbrach endlich der

Troubadour die Stille. Klotilde! bat er: nimm mir doch die Binde von den Augen, der Schmerz iſt vorüber, und ich habe dort eine andere gar ſonderbare Empfindung. Klotilde ſprang auf, nahm das Tuch ab, und drückte, von Wehmuth ergriffen, ſein Haupt an ihre Bruſt.

Und als der Alte es erhob, ſah er ſtarr um ſich — eine ewige grauſige Nacht hatte ſich für ihn ausgebreitet. Iſt die Lampe erloſchen? fragte er: oder iſt meiner Augen Licht dahin? Ich ſehe nichts um mich, Nacht iſt es, finſtere Rabennacht.

Wie die junge Birke, vom Sturmwind gefaßt, gebrochen zur Erde ſich beugt, ſo ſank bei dieſen Worten Klotilde zu den Füßen des Vaters, barg ihr Haupt in ſeinen Schooß und weinte bitterlich.

Weine nicht! tröſtete ſie der Alte: Beuge Dich unter den Willen des Herrn! und wiſſe — ein Auge iſt mir geblieben, das Auge, das ich himmelwärts richten, womit ich dort das Heiligſte ſchauen kann; indem ſich mir die Erde verſchloß, hat ſich der Himmel mir geöffnet. Gelobt ſey Gott! — Und er griff in die Saiten

seiner Harfe, die zitternde Hand fand sie ohne das Auge, stimmte einen Gesang zum Lobe des Herrn an, und als er geendet hatte, sagte er feierlich: Er wird mich nicht verlassen, der mir den Glauben, das Vertrauen, so tief in die Brust legte. Darum weine nicht, Klotilde! Des Vaters milde Hand führt seine Kinder durch Dunkelheit zum Licht.

Aber das Mädchen beruhigte sich nicht. In grenzenlosen Schmerz aufgelöst blickte sie unverwandt in die seelenlosen stieren Augen, sonst der Spiegel des herrlichsten Gemüths, und hoffte mit jeder Minute, daß der Strahl des Lebens aus ihnen hervorbrechen sollte. Vergebens! Des Vaters freundlicher, sanfter Blick traf ihr kindliches Herz nicht mehr, seine Augen sollten nicht mehr nach oben schauen, wenn er begeistert in die Harfe griff, sollten nicht mehr die Boten innerer Gefühle seyn bei Schmerz und Lust, und es war ihr, als ob sie ihre Empfindungen zurückhalten müsse, als ob der Vater sie nicht mehr verstehen, sie nicht mehr theilen könne.

Als sie den Alten zu seinem Lager leitete, ihm den silbernen Becher mit dem Schlaftrunke

reichte, befühlte ihn seine Hand genau. Ja! rief er freudig: sehe ich dich auch nicht, du edler Leu, so fühlt dich doch meine Hand. Er setzte den Becher an seine Lippen, und als er ihn geleert, drückte er ihn an sein Herz und gab ihn der Tochter. — Schlaf wohl, mein Kind! sagte er freundlich: Schließ auch Du Dein Auge, aber morgen laß die hellen Sterne wieder leuchten.

Klotilde blieb noch lange lauschend am Lager des Vaters sitzen, dann, als sie hörte, daß er sanft entschlummert war, setzte sie sich an den Tisch, stützte den Kopf auf den Arm und dachte an Robert. Da rauschte etwas neben ihr hernieder, sie schrak auf; es war ein Blättchen, das von oben durch die Oeffnung gefallen seyn mußte, sie ergriff es. „Morgen Nacht siehst Du Deinen Robert," las sie, und zitternd vor Furcht drückte sie die geliebten Züge an ihre Lippen. Aber plötzlich ließ sie den freudig gehobenen Arm sinken. Nie hatte sie seine Schriftzüge gesehen, kam sie auch von Robert, diese tröstende Hoffnung, oder war es das Werk eines Hämischen? — Nein, nein! rief sie: es sind Züge von seiner Hand, das Gefühl, welches

mich

mich bei ihrem Anblicke durchſchauerte, trügt mich nicht; ſie kommen von ihm!

Schon war ſie aufgeſprungen, dem Vater die frohe Kunde mitzutheilen, ſchon ſtand ſie an ſeinem Lager, als ſie der traurige Gedanke zurückhielt: Er freut ſich ſeiner Ankunft nicht, er ſieht mich lieber in dieſen einſamen Mauern, als in den Armen Robert d'Eſparron, und, ſagte ſie düſter vor ſich hin, freute er ſich auch mit mir, ſo ſchläft er ja ſo ruhig, ſein Mund lächelt ſo ſanft, ich könnte ihn doch nicht wecken. Vorſichtig ſchlich ſie auch jetzt zu ihrem Lager, von dem heute Hoffnung, Freude und Sehnſucht lange den Schlaf fern hielten. Endlich nahte der Tröſtende mit ſeinen lieblichen Träumen, ſie entſchlummerte ſanft.

Nicht alle ſchliefen ſo ruhig, wie die Gefangenen. Kaum war d'Eſparron um Mitternacht eingeſchlummert, als ihn ſein Diener wieder weckte. Ein Bote hielt vor der Burg, dem Vicomte ein Schreiben von Wichtigkeit einzuhändigen. Dieſer, der unter keinen Umſtänden die nöthige Vorſicht vergaß, befahl, die Zugbrücke nicht nieder zu laſſen, die Pforte

nicht zu öffnen, bis er selbst alles genau untersucht habe. Er kleidete sich an und ging zu dem Thurmwart, den Boten selbst zu befragen.

Wer bist Du? rief er aus einem kleinen Fenster herab: und wer sendet Dich?

Ich bin ein Diener meines Herrn, erwiederte der Bote.

Und Dein Herr?

Euer Feind!

Bringst Du mir einen Absagebrief? rief er entrüstet.

Nein, Herr! rief jener: Ein Herold würde Euch den Absagebrief bringen, nicht ein schlichter Diener.

Und der Name Deines Herrn?

Werdet Ihr wahrscheinlich im Briefe finden. Doch, Herr, meine Zeit ist mir zugemessen, ich muß noch Holz zum morgenden Johannisfeuer aus dem Walde holen. Hier auf dem Steine liegt der Brief, und nun Gott befohlen. Er ging.

Der Vicomte, dem das Räthselhafte dieses sonderbaren Gesandten auffiel, ließ die Pforte nicht eher öffnen, bis er seine Reisigen versammelt, und alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen

Ueberfall getroffen hatte, dann schickte er einen Getreuen durchs Pförtchen, ließ es hinter ihm schließen, und erst dann die Zugbrücke fallen. Der Brief fand sich auf einem Steine, und ohne daß der Abgesandte irgend etwas Verdächtiges bemerkt hätte, kehrte er wieder zurück. Die Zugbrücke rasselte hinter ihm auf, die Pforte öffnete sich, der Vicomte empfing den Brief.

Neugierig, wer sein Feind sey und was er von ihm wolle, öffnete er das Schreiben und las:

„Morgen in der Johannisnacht wird Dein Sohn mit seinen Freunden, die er aufgeboten hat, vor Deine Burg rücken, sie zu überfallen. Nimm Deine Maßregeln gut, denn in der Burg selbst bist Du mit Verräthern umringt. Dich benachrichtigt hiervon Dein bitterster Feind."

Die Namensunterschrift fehlte; der Vicomte schüttelte bedenklich sein greises Haupt. Sollte Jemand Scherz mit mir treiben? Wer sollte dieß wagen? Sollte Robert wirklich feindlich gegen mich auftreten, die Leidenschaft ihn bis zu einem Gewaltstreiche führen? Aehnliche Gedanken kreuzten sich, und jetzt fiel ihm so manche

Bewegung unter seinen Knechten auf. Die Jüngeren, die immer mehr zu dem Sohne sich gehalten, waren in dieser Zeit oft zusammengetreten, und hatten, wenn er sie so traf, bestürzt geschienen. So manche Merkmale, daß die Warnung nicht ganz grundlos sey, glaubte er wohl gefunden zu haben, und von quälender Unruhe gefoltert, betrat er sein Gemach, und überlegte hier, was wohl zu thun sey.

Nach reiflichem Nachdenken beschloß er, sich Niemanden anzuvertrauen, selbst dem Burgvoigt nicht, der ihm vierzig Jahre die Veste in Noth und Gefahr bewahrt, und ihm treu zur Seite gestanden hatte. Unter dem Vorwande, daß ein Freund ihn um Hülfe angesprochen habe, ließ er durch die ihm Vertrautesten von seinen Höfen alle waffenfähige Mannschaft in der Stille zur Burg beordern. Mit ihnen wollte er die Besatzung verstärken, während er alle diejenigen, auf welche er nicht ganz vertrauen zu können glaubte, am andern Abend nach einer entlegenen Burg zu einem seiner Freunde auszusenden gedachte, um sie so von Montcallier zu entfernen. Er selbst wollte indeß die Veste bewachen, und

dieß glaubte er mit einigen vierzig Reiſigen bewerkſtelligen zu können.

Am andern Morgen traf er ſeine Anſtalten. Niemand durfte heute die Burg verlaſſen; die Lehnsleute von den Höfen, welche am Nachmittage eingezogen, wurden ſchnell mit Waffen verſehen, wobei der Vicomte alle ſeine Reiſigen verſammelt hatte, um auf ihren Geſichtern zu leſen, wem dieſe neuen Gäſte etwa nicht willkommen wären. Er glaubte ſie ausgefunden zu haben, und ein alter Diener zog, ehe es noch zu dämmern begann, mit zehn Bewaffneten auf die Straße nach Lyon. Der Vicomte ſelbſt nahm die Schlüſſel der Burg zu ſich, ſtellte alle Wachen aus, und hatte ein beſonderes wachſames Auge auf die Gefangenen.

II.

Während ſich dieß auf der Burg begab, hatte Robert mit Baſtian ſchon am frühen Morgen die Fiſcherhütte verlaſſen, und ſich in das einſame Thal bei der Walkmühle begeben,

wo die Freunde einzutreffen verſprochen hatten. Nur diejenigen blieben aus, denen die ganze Unternehmung, da ſie gegen den eigenen Vater gerichtet war, ungerecht erſchien, und ehe die Sonne geſunken, hatte Robert ſchon ein ſtattliches Häufchen beiſammen. Auch Raoul le Noir war mit mehreren Reiſigen aus der Dauphiné eingetroffen. Er hatte ſie aus den dortigen Beſitzungen ſeines Vaters gezogen, denn er fürchtete, dieſen von dem Vorhaben zu unterrichten, und ſo unangenehm ihm auch das ganze Unternehmen war, ſo glaubte er doch das dem Robert d'Eſparron gegebene Wort halten zu müſſen.

Als die verſammelten Ritter in der Mühle noch beim Becher ſaßen, Robert den Freunden für den Reiterdienſt, den ſie ihm zu leiſten in Begriff ſtanden, dankte, ſagte le Noir: Ritter d'Eſparron, ich vermiſſe noch einen Verbündeten, der mir mit ſeinen Mannen zu kommen verſprach. Es war ein Pilger, den ich in den Trümmern von Aigremont ſitzend fand; er verſicherte mir, Euch geſprochen zu haben, und bei dem Zuge nach Montcallier uns begleiten zu wollen.

Ein Pilger? fragte Robert ſtaunend.

Eine lange Geſtalt mit greiſem Haupte, Ernſt und Würde im Blicke, erwiederte le Noir.

Ich traf einen ſolchen in der Hütte des Troubadours, und könnte nicht ſagen, daß ſein Anblick einen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht hätte, unterbrach ihn Robert. Es lag etwas Finſteres, Abſchreckendes in dem Blicke dieſes Mannes, ſo daß ich mich freue, ihn nicht Wort halten zu ſehen. Zwanzig Lanzen und ſechzig Knechte, die ich hier verſammelt finde, ſind hinreichend, unſer Vorhaben auszuführen, wir bedürfen der Pilger aus Paläſtina nicht.

Nein, wahrlich nicht! riefen die vom Weine aufgeregten Ritter: und wenn er noch mit ſeinem Pilgergefolge kommen ſollte, laßt uns ihm den Weg weiſen, und dem alten Graubart ſtatt der Lanze den Pilgerſtab geben!

Spottet nicht! ſagte le Noir faſt entrüſtet: Es lag in des alten Mannes Geſtalt, in ſeinem Blicke etwas Ehrfurchtgebietendes, ſo daß ich mich freuen würde, ihn in unſerer Mitte zu ſehen.

Meine Freunde! rief jetzt Robert, das Geſpräch unterbrechend, ſtand auf und nahm den

Becher zur Hand: Euch ist sattsam bekannt, weßhalb wir uns hier versammelt haben. Die Geliebte aus den Kerker zu befreien, ist allein mein Zweck, die Person des Vaters, so wie die Burg der Ahnen mir heilig; deßhalb bitte ich Euch, mir zu schwören, nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg zu schonen, und sie wieder zu verlassen, wenn ich es verlange.

Wir schwören! riefen alle.

Nun wohl, so laßt uns noch einen Becher auf die glückliche Fahrt leeren, und dann zu Rosse.

So geschah es, die Becher klirrten, laut war der Jubel. Heil seiner Geliebten, Sieg Robert d'Esparron! ertönte es im wilden Jubel, als die Thür sich öffnete, und ein ganz geharnischter Ritter mit geschlossenem Visir eintrat. Alle stutzten beim Anblicke dieser majestätischen Gestalt, der Jubel schwieg, aller Augen waren auf den Ritter gerichtet. Dieser, das Haupt nur wenig neigend, begrüßte die Gesellschaft und schritt auf Raoul le Noir zu, ihm sein schwarzes Schild mit einem aufrecht stehenden Löwen entgegenhaltend. Ritter le Noir,

ſagte er mit freundlicher Stimme: der Pilgersmann iſt hier!

Unwillkührlich reichte ihm der Ritter die Hand. Indeſſen hatten die andern Muße gehabt, den fremden Gaſt zu betrachten. Seine Geſtalt war von mehr als gewöhnlicher Länge, ſein Schritt feſt und majeſtätiſch, die Rüſtung mochte wohl von hell polirtem Stahl geweſen ſeyn, jetzt war ſie unſcheinbar und verroſtet, und ſchien ganz ſchwarz wie Feldbinde und Wehrgehänge, worin ein langes Schwert hing, deſſen Griff ſchmucklos ein Kreuz bildete.

Robert, nicht gewohnt vor irgend einem lebenden Weſen zu zittern, konnte ſich doch nur mit Scheu dem Unbekannten nahen. Verzeiht mir! ſagte er zu dem Geharniſchten tretend, der im Kreiſe der jungen Ritter umherſchaute: Verzeiht, wenn ich um Euren Namen frage, und um den Grund Eurer Gegenwart?

Meinen Namen Euch zu nennen, Ritter d'Eſparron, erwiederte der Gewappnete, verbietet mir ein Gelübde; deßhalb erlaubt, daß ich ihn Euch verſchweige. Meine Abſicht iſt, Euch mit meinen Mannen nach Montcallier zu begleiten.

Nun so seyd mir willkommen, sagte Robert und reichte ihm die Hand. Der Ritter that, als bemerke er dieß nicht, er blickte auf seines Schwertes Griff, und achtete des hierüber entstandenen Gemurmels nicht.

Ritter! rief Robert, dem diese Beleidigung nicht entgangen war, der jedoch seine Empfindlichkeit mäßigen zu müssen glaubte: Alle hier Versammelte haben mir geschworen, bei unserem Zuge nach Montcallier nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg meiner Väter zu schonen, und sie wieder zu verlassen, wenn ich es verlange. Da Ihr uns begleiten wollt, so fordre ich auch von Euch diesen Schwur.

Ich schwöre nicht! erwiederte der Ritter ganz ruhig: Ich schwöre nicht und ziehe mit Euch nach Montcallier.

Erstaunt sahen sich die Ritter an. Sie wurden unruhig, Robert fürchtete Streit, und obgleich selbst über des schwarzen Ritters kecke Verweigerung entrüstet, hielt ihn doch eine innere Scheu vor dem Fremden ab, seinen Zorn losbrechen zu lassen. Er sagte mit aller Höf-

lichkeit: So kann ich, werther Herr, Eure Begleitung nicht annehmen.

Wie es Euch beliebt, Robert d'Esparron! erwiederte der Unbekannte: Lebt wohl, auf Wiedersehen! Er neigte sich gegen die Versammlung so stolz als er bei seinem Eintritt es gethan, drückte le Noir die Hand, und verließ die versammelten Ritter.

Als er auf sein Streitroß gestiegen war, hielt er im Kreise der Reisigen, die den schwarz Geharnischten neugierig begafften; es schien, als ob er ihre Anzahl erforschen wolle, und winkte dann seinem Begleiter, welcher hierauf in das Hifthorn stieß.

Jetzt schmetterten unfern der Mühle Trompeten. Die Reisigen, von diesem Kriegsrufe aufgeschreckt, sprangen zu ihren Pferden, die Ritter stürzten aus der Mühle, bestiegen ihre Streitrosse und ordneten alles zum Kampfe.

Ruhig hielt der Schwarze in ihrer Mitte, und als von der Höhe herab ein Zug Reisige im Mondlichte sichtbar wurde, rief er: Gute Nacht Ritter d'Esparron, glückliches Unternehmen! und sprengte nach dem Zuge, der, sich

um die Ritter nicht kümmernd, in schönster Ordnung der Mühle vorbeizog. Es mochten an dreißig Lanzen und zweihundert Reisige seyn.

Als der Zug vorüber war, stürmten die Freunde auf le Noir ein, ihnen zu sagen, wer der Geheimnißvolle sey. Le Noir versicherte, ihn nicht zu kennen, und erzählte das Zusammentreffen auf Aigremont. Robert, der sich jener Unterhaltung in der Hütte noch wohl erinnerte, berichtete seinen Freunden, daß, wenn, wie er fast glauben müsse, beide Pilger eine Person seyen, er ein Edler aus der Dauphins, ein Verwandter Pierre Jacquelins wäre. Niemand konnte sich sein Erscheinen erklären, Niemand, wie er in so kurzer Zeit einen so ansehnlichen Haufen habe werben können, und einigen schien ein Geheimniß dahinter verborgen, das auf ihr heutiges Unternehmen Bezug habe.

Möge es auch seyn! rief Robert ungeduldig: Mich ruft die Geliebte, Euch bindet das Wort, deßhalb zu Pferde und muthig zur That!

Als sie aus der Thalschlucht zur Höhe zogen, konnten sie in der Ferne den Haufen des schwarzen Ritters noch sehen. Er nahm nicht die

Richtung nach Montcallier, und ſchien mehr öſtlich zu ziehen. Die jungen Ritter ſpotteten des zudringlichen Gaſtes, nur le Noir und Robert nahmen die Sache ernſthafter, ihnen ſchien die geharniſchte Geſtalt von ſchlimmer Vorbedeutung zu ſeyn. Aber an Klotilden denkend war bald Pilgersmann und Ritter vergeſſen, die Sehnſucht trieb ihn raſch vorwärts.

Roberts Plan konnte beinahe nicht mißlingen. Während die Freunde hinter einem Felſen verborgen den günſtigen Zeitpunkt abwarten ſollten, wollte er nur von Baſtian begleitet nach Montcallier reiten, ſich dem Thurmwart zu erkennen geben und den Einlaß verlangen, der ihm nicht verweigert werden würde. Auf das Zeichen des Thurmwarts, daß Jemand Einlaß verlange, ſollten ſeine Getreuen in der Burg ſich einzeln auf dem äußerſten Hofe einfinden, und ſobald der Voigt die Zugbrücke herunter gelaſſen und die Pforte geöffnet habe, über ihn herfallen und das Thor öffnen; dann ſollten ſeine Freunde, die ſich indeß heranggeſchlichen, ſchnell vorrücken, in die Burg einziehen, und ſo die wenige Mannſchaft, die allen-

falls noch seinem Vater treu geblieben, in Zaum halten; er selbst mit den Seinen wollte indessen Klotilde und den Troubadour aus dem Gefängnisse befreien. — Daß bei diesem Plane an keinen Widerstand von Seiten des Vicomte zu denken sey, war zu vermuthen, auch die Vorkehrung getroffen, daß sein Gemach, sobald der Voigt die Pforte geöffnet, verriegelt, und hierdurch alles persönliche Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn vermieden werden sollte. Im Besitze Klotildens wollte man die Burg wieder verlassen, Blut sollte nicht fließen.

Auf monderhellten Pfaden zogen die Ritter Montcallier zu; sie wollten vor Untergang des Mondes nicht vor der Veste eintreffen, damit die Dunkelheit ihr Unternehmen begünstige. Es mochte Mitternacht seyn, als sie in dem Gehölze anlangten, welches gegen Norden auf einem Abhange der Burg gegenüber lag. Sie hatten sich zu sehr beeilt, denn noch schien der Mond, noch war das Thal, durch das sie ziehen mußten, erhellt; sie stiegen deßhalb von ihren Rossen und rasteten, bis die Nacht nur noch ihr Sternenlicht schimmern ließ, dann zogen sie weiter.

Hinter einem Felsen, der sie jedem Auge verbarg, machten sie jetzt Halt, und nur Robert und Bastian ritten bis an die aufgezogene Brücke.

Auf ihren Ruf erschien der Thurmwart und fragte nach ihrem Begehr. Robert gab sich kund; der Thurmwart, hoch erfreuet den Sohn seines Herrn zu vernehmen, gab das Zeichen; sein Ruf fand jedoch schon alle wach, den Vicomte gewaffnet im inneren Hofe, die Besatzung bereit, ein jeder auf seinem angewiesenen Posten.

Der Vater wird dem Sohne selbst die Pforte öffnen; komm mit mir, Gregoire, und thue genau, was ich Dir befehle, sagte der Vicomte; öffnete die Pforte, lugte durch das Dunkel der Nacht spähend umher, ehe er die Zugbrücke niederzulassen befahl, und als Robert darüber geritten war, rasselte sie wieder hinter ihm nieder. Der Vater trat zurück in den Hof. Verzeiht, Herr, sagte nun der Burgvoigt: daß ich nicht das Thor, nur die Pforte Euch öffnen kann, und deßhalb bitten muß abzusteigen und zu Fuß einzuziehen. Euer Vater hat des Thores Schlüssel verwahrt und mit auf sein Jagdhaus genommen, wohin er gestern Abend zog. Dem

jungen Ritter war dieſe Nachricht willkommen, er ſtieg ab, und ſchritt mit freudigem Herzen durch die Pforte, Baſtian folgte ihm mit den Pferden. Wie betroffen war er jedoch, als er ſchon unter dem Thore den Hof mit Fackeln erleuchtet ſah, noch mehr aber, als er in der Mitte der Reiſigen ſeinen Vater erblickte, der mit Hohn ihm entgegen rief: Willkommen auf Montcallier, Robert d'Eſparron! und ſo allein, wo ſind denn Deine Begleiter, die mächtigen Ritter der Provence? Auch allein ſey mir willkommen, mein würdiger Sohn, Dein Gemach iſt ſchon bereitet! Führ' ihn hinab in den Kerker des weſtlichen Thurmes! rief er jetzt grimmig dem Burgvoigte zu. Jenen aber, auf Baſtian zeigend, verſorgt, wie er es verdient.

Robert hatte mit ſtolzem, feſtem Blick auf den Vater geſchaut, während dieſer die höhnenden Worte geſprochen; jetzt, als er ſchwieg, wendete er ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den Rücken und folgte dem Voigt. Der Vicomte, von dieſem Trotze noch mehr erbittert, rief den Knechten zu, ihn in Feſſeln zu legen. Die Unverſtändigen, zu wenig mit den Verhältniſſen bekannt,

bekannt, wollten des Herrn Befehl befolgen und Hand an ihn legen, — da flammte das Schwert in seiner Rechten, die Frechen sanken von ihm getroffen zu Boden, er schritt allein dem Kerker zu.

Noch von Zorn entbrannt, begab sich jetzt der Vicomte in den äußersten Thurm. Ihr Herren, die Ihr vielleicht zum erstenmale zu einem Strauße ausgezogen seyd, rief er den Rittern zu, die vor der aufgezogenen Brücke immer noch in Erwartung hielten, Robert werde ihnen das Thor öffnen: kehrt nach Hause zurück, legt Euch zur Ruhe, und danket der Nacht, die mir Eure Schilde verbirgt, daß ich Euch nicht erkennen, und meine Rache Euch nicht verfolgen kann. Kehrt nach Hause zurück, sonst werden die Bolzen meiner Schützen Euch den Weg weisen!

Da trat ein Ritter vor; es war Raoul le Noir. Vicomte d'Esparron! rief er: ich und zwanzig Ritter, meine Freunde, stehen als Waffenbrüder Roberts d'Esparron zwar nur mit weniger Mannschaft hier vor Eurer Burg, doch verlangen wir, daß Ihr uns diesen frei gebt und

ſeine Geliebte, wo nicht, ſo kündige ich Raoul le Noir, und dieſe meine Waffenbrüder Euch blutige Fehde an! Er nannte jetzt die Namen der Ritter.

Herr Raoul le Noir, erwiederte der Vicomte: Ihr nennt mir da Namen von ehrenwerthen Männern, die ich nicht zu dem teufliſchen Unternehmen eines Sohnes gegen den Vater verſammelt geglaubt hätte. Doch da ich ſie einmal hier finde, ſo nehme ich die Fehde an, und laſſe ſie nach Würden begrüßen. Die Bolzen der Schützen ſauſten durch die Luft, ſie prallten hell klirrend von Schild und Harniſch der Ritter ab, die ſich bei dieſer feindlichen Begrüßung zurückzogen.

Da wir zu ſchwach ſind, um gegen die wohlbemannte Veſte etwas zu unternehmen, begann jetzt le Noir zu ſeinen Freunden: ſo iſt mein Rath, heimzuziehen, dem Vicomte den Abſagebrief zu ſchicken, in acht Tagen bei der Mühle mit all' unſrer Macht uns zu verſammeln, und dieſe Schmach dann zu rächen! — So beſchloſſen auch die Uebrigen; den Freund bedauernd zogen ſie, jedoch vereint, den Weg zurück.

Noch waren ſie keine Stunde geritten, als ſie durch das Dunkel der Nacht ganz in der

Nähe einen Haufen Bewaffneter anrücken ſahen, ſie hielten an, le Noir ſprengte vor. Ha willkommen, junger Herr! rief ihm Henriots wohlbekannte Stimme entgegen: Hat doch der alte Ritter wahr prophezeit, wir würden Euch von Eurem Zuge rückkehrend antreffen. Ihr findet in dem Haufen, der mir folgt, faſt lauter Freunde und Vaſallen, nur wenig Fremde; wollt Ihr Euch deßhalb uns anſchließen, ſo erfüllt Ihr den Wunſch Eures Vaters.

Während der Alte noch ſprach, näherte ſich ihnen der ſchwarze Ritter und rief le Noir ein: Willkommen! entgegen. Ihr kehrt zurück, begann er: lüſtet Euch und Euern Begleitern aber gar zu ſehr auf Monteallier einzuſprechen, ſo begleitet mich. Hundert wackre Fußknechte mit Sturmleitern begleiten mich, dreißig Lanzen mit ihren Reiſigen folgen mir, alles Nöthige, die Thore zu ſprengen, habe ich bei mir; wollt Ihr mich aber nicht begleiten, ſo ziehet mit Gott ruhig Eure Straße weiter.

Roberts Freunde hatten ſich indeſſen um den ſchwarzen Ritter verſammelt, der auch hier in der finſtern Nacht ſein Viſir geſchloſſen hielt.

Kaum hörten sie, daß sein Zug nach Montcallier gehe, als alle sich ihm anschlossen, und seine Sache wie die Ihrige zu führen versprachen.

Versprecht nicht zu viel! rief der Alte: Meine Fehde ist nicht der Zwist von Vater und Sohn, sie ist ernsterer Art; wollt Ihr aber mit mir ziehen, so fordre auch ich Euer ritterliches Wort, das Ihr schon Robert d'Esparron gabt. Nicht die Veste zu zerstören, und wenn ich es verlange, die Burg zu verlassen, schwört auch mir dieß zu halten.

Die Ritter schwuren.

So laßt meine Fußknechte und Schützen an Euch vorbeiziehen, schließt Euch an sie an, — und nun Henriot den Weg nach Montcallier ohne Verweilen! Der Zug setzte sich in Bewegung; ein stattlicher Haufe, wohl werth, daß Rostan d'Ajout Graf von Sault, der edle Streiter, an seiner Spitze stand.

12.

Die verschiedenen Bewegungen in der Burg am Abende dieses verhängnißvollen Tages waren

dem Troubadour und Klotilden nicht unbemerkt geblieben. Die Jungfrau wußte nicht, ſolle ſie deßhalb zagen, ſolle ſie ſich darüber freuen; der Vater, dem ſie von dem herabgefallenen Zettel nichts geſagt, ſchöpfte Hoffnung aus dieſem Treiben, aus dieſem Waffengeklirr, das durch die Stille der Nacht ſelbſt bis zu ihnen drang. Seine Lage war ihm ſo drückend, daß jede Begebenheit, wenn ſie nur eine Veränderung ſeines Schickſals bewirken konnte, ihm willkommen war. Er beruhigte Klotilde, aber ihn floh der Schlaf, und auch ſie, die immer noch Roberts Worte vertrauend, bei dem leiſeſten Geräuſch ſein Kommen erwartete.

Als ſie das Horn des Thurmwarts vernahm, pochte ihr Herz. Es war ihr, als ob dieß Zeichen die Ankunft des Geliebten verkünden müſſe, aber ſie vernahm ſeine Tritte nicht. Bald war alles wieder ſtill, und er immer noch nicht da. Sehnſuchtsvoll blickte ſie nach der eiſernen Thüre, die Stunde entſchwand, ihn brachte ſie nicht. Da nahten Tritte, die Riegel raſſelten. Er kommt! rief ſie aus, ſank ihrem Vater freudeglühend um den Hals; die Thür öffnete ſich,

ſie riß ſich aus des Vaters Armen und ſtand vor dem Vicomte.

Mich habt Ihr wohl nicht erwartet, Jungfrau? ſagte er finſter: Alſo auch Ihr waret von dem Bubenſtücke unterrichtet, auch Ihr, alter Graukopf, billigtet alſo, daß ein Sohn bei Nacht des Vaters Burg überfällt, ihn gefangen nehmen, einſperren, oder Gott weiß was noch für Greuliches thun will, um eine Dirne heimzuführen, und hierdurch ſeinen Stamm zu entehren.

Herr Vicomte! rief der Alte heftig und ſprang auf: das lügt Ihr, Klotildens Hand entehrt keinen Fürſten! Des Vicomte höhniſches Gelächter brachte ihn jedoch ſchnell zur Beſinnung. Ich bin aus edlem Geſchlechte, fuhr er gelaſſener fort: ich ſollte meinen, die Enkelin eines Troubadours von edlem Stamme ſey doppelt geadelt, beſonders in der Provence, wo die Harfe neben dem Schwerte geehrt wird. Was Ihr mir jedoch von Eurem Sohne ſagt, iſt für mich dunkel, ſein Vorhaben mir unbekannt, und wißt, Vicomte, läget Ihr vor mir auf Euren Knieen, ſo würde doch nie mein Segen Euren Sohn zum Altare begleiten, nur mein Fluch.

Seit jener Nacht auf Aigremont kann mir von Euch und Eurem Stamme nichts Segensreiches kommen!

Nun wohl, Alter! ſagte der Vicomte nach einigem Sinnen: Ihr kommt meinen Wünſchen entgegen. Wir beide wandern nach einem Ziele, helfſt es mir erreichen, und auch Ihr gelangt dahin. Zieht mit Eurer Tochter übers Meer; eine der Inſeln des Archipels wird Euch willig aufnehmen; mein Geld ſoll Euren Seckel füllen. Wandert frei von hier, nur ſchwört mir nie zurückzukehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund zu thun.

Aus meiner Heimath ſoll ich wandern; ein blinder Greis wandern mit meinem Kinde von ihrem Erbe? rief der Troubadour.

Nur ſo! rief der Vicomte ungeduldig: nur ſo könnt Ihr Euer Kind retten!

Ich verſtehe Euch; unterbrach ihn der Alte mit Ruhe: ſpart Eure Worte. Wer die unbewachte Burg anzünden, das Blut ſo vieler Unſchuldigen verſprützen konnte, dem iſt das Leben einer Jungfrau ein geringes Opfer. Ich verſtehe Euch, Vicomte, und will ziehen, dahin

ziehen, wo kein Tiger die Krallen nach dem unschuldigen Kinde ausstreckt, das den blinden Sänger zu seinem Grabe leiten muß. Ich verstehe Euch und wandre!

So schwört mir, daß Ihr nie zurückkehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund thun wollt!

Ich schwöre, nie von meiner Pilgerschaft zurückzukehren, nie Eurem Sohne kund zu thun, wo ich bin!

Und auch Ihr, Jungfrau! sagte der Vicomte mit erzwungener Freundlichkeit.

Herr! rief das Mädchen, und sah dem wilden Manne freundlich und doch fest ins Auge: Ich schwöre nicht! So lange ich lebe, wird es mich nach Robert ziehen. Meinem Vater die verlorene Ruhe wiederzugeben, hätte ich ihm entsagen können, das Leben mir zu erkaufen, entsage ich ihm nicht. Thut mit mir, was Ihr vor einem hohen Richter dereinst zu verantworten gedenkt, ich, ein schwaches Mädchen, kann es Euch nicht wehren, und bin auf das Schrecklichste gefaßt; aber entsagen kann ich ihm nicht. Irrte ich in Arabiens Steppen! rief sie voll Feuer: ich bät

den Süd der Wüſte, ihm zu künden, wo ich ſey; klimmte ich auf den Höhen der Alpen, ich flehte die ſtrahlende Sonne, ihn zu wecken, ihm zu zeigen, wo ich weilte; wär' ich auf tobendem Meere, ich ſchmeichelte den Wellen, daß ſie nach Monteallier ſich wälzten, ihm zu künden, wohin ſie mich getragen; ruhte ich im Bette des Todes, mein Geiſt würde ihn umſchweben, im Traume, im Wachen die Stätte ihm zeigen, wo ich ruhte, daß er an meinem Grabe noch die unausſprechliche Sehnſucht mir ſtillen könnte!

Raſende! rief der Vicomte.

Komm, meine Tochter! ſprach der Vater, und breitete die Arme nach ihr: Komm an meine Bruſt, Du biſt Deines Namens werth, laß uns ſterben und heimgehen zu unſern Lieben!

Laß uns heimgehen, ſagte das Mädchen, und ſchmiegte ſich feſt an den Troubadour. Der Vicomte verließ wüthend den Kerker.

13.

Der ſchwarze Ritter war indeſſen mit ſeinem Heerhaufen auf der Straße nach Monteallier

fortgezogen. Henriot, der die Vorhut führte, hatte einen der Burg ganz kundigen Mann bei ſich, einen jener zehn Bewaffneten, die der Vicomte am Abend ausgeſandt. Er hatte ſich heimlich davon geſchlichen, Robert von dem zu benachrichtigen, was indeſſen auf der Burg vorgefallen war, und da er ihn in der Fiſcherhütte nicht gefunden, war er forſchend in der Gegend umher geſchwärmt; hier ſtieß er in der Nacht auf den bewaffneten Haufen Henriots, der ihn auskundſchaftete, und bei ſich behielt, um ihn zu ſeinem Zwecke zu gebrauchen.

Als ſie jetzt kaum noch eine Viertelſtunde von der Burg entfernt waren, bat der Reiſige Henriot, hier einen Augenblick zu verweilen. Auf jener Höhe iſt ein Kreuzweg, ſo ſagte er: hat der Vicomte Poſten ausgeſtellt, ſo ſtehen ſie dort, denn alle Wege kreuzen ſich auf dieſem Punkte. Man ſieht weit in der Ferne umher, und uns ſelbſt könnte man vielleicht, ſobald wir auf der Höhe ſind, trotz der Dunkelheit der Nacht, von dort erblicken. Gebt mir einige Fußknechte, gute, ſichere Armbruſtſchützen, dann ſchleiche ich mich auf einem mir wohlbekannten

Fußpfade zwiſchen die Burg und den Kreuzweg, und es ſoll keinem gelingen, zur Burg zurückzukommen. Henriot befolgte dieſen Rath.

Indeſſen hatte der Vicomte, von mancherlei Sorgen gequält, die ſein Herz ſo nahe angingen, dennoch nichts unbeachtet gelaſſen, was ihm zur Sicherheit der Burg nöthig ſchien. Als ihm der Thurmwart meldete, die Gewaffneten hätten ſich zurückgezogen, ſchickte er Fußknechte aus, welche die Gegend rings um die Burg auskundſchaften mußten, und da dieſe zurückkehrten, und vom Feinde nichts gewahrt hatten, ſandte er Reiter nach dem Kreuzwege, dort alles zu beobachten, und ihm ſchnell Nachricht zu geben, wenn Bewaffnete der Burg nahen ſollten.

So geſichert, ließ er nur die nothwendigen Wachen auf den Thürmen und Mauern, befahl dem Burgvoigt, ein wachſames Auge zu haben, und ging in ſein Gemach zurück, wo er den Schlaf umſonſt ſuchte. Unruhig ſprang er vom Lager auf und ſchritt im Zimmer auf und ab; mancherlei Gedanken durchkreuzten ihn. Bald wollte er hinunter in den Kerker ſeines Sohnes, bald ſchon heute mit Klotildens Leben ihm

alle Hoffnung rauben, aber ſo oft auch dieſer Gedanke in ihm erwachte, entſtieg das Todtenbild Anna's d'Ajout mit ihm dem Grabe, und er bebte erſchrocken zurück.

Unterdeſſen war Henriot nach einer kurzen Raſt den Hügel hinauf gerückt, und überzeugte ſich ſchon dort, daß der Reiſige von Montcallier Recht gehabt. Er ſah in der ſternenhellen Nacht die Reiter zurückſprengen, aber die Armbruſtſchützen ſchoſſen zu gut, um ihren Mann zu fehlen, keiner kehrte zur Burg, die Nachricht zu bringen, und die Schützen kamen mit den erbeuteten Roſſen dem Kaſtellan triumphirend entgegen.

Jetzt zog man in der beſtimmten Ordnung vorwärts. Zuerſt eine Abtheilung Reiſiger zu Fuß, dann die Träger der langen Sturmleitern, die mit Aexten Bewaffneten, und die, ſo Balken trugen, um mit dieſen zu den Ketten der Zugbrücke gelangen zu können; ihnen folgte ein Haufe zu Fuß, nur mit Pickelhaube, Schwert und Schild bewaffnet, dicht hinter ihnen die Armbruſtſchützen, dann die Ritter, an ihrer Spitze Roſtan d'Ajout; die Reiſigen zu Roß beſchloſſen den Zug.

Leiſe nahten ſie der Brücke, legten unbemerkt einige Balken darüber, einer ſtürzte jedoch krachend in den Graben, die Schildwache über dem Thore machte Lärm, das Horn des Thurmwarts rief zu den Waffen, und ehe noch die mit Aexten Bewaffneten zu den Ketten der Zugbrücke gelangt waren, erſchienen ſchon die Reiſigen d'Esparrons auf den Thürmen und Mauern. Aber die Leitern wurden auch jetzt ſchon in den Graben gelaſſen, an die Thürme und Mauern geſetzt, die leicht Bewaffneten ſtiegen hinauf, die Bolzen der Armbruſtſchützen flogen wie dichter Hagel nach den Mauern und Schießſcharten, hell und laut dröhnte der Schlag der Aexte durch das Kampfgetöſe; — jetzt erſcholl ein dumpfer furchtbarer Schlag, die Zugbrücke fiel nieder, Schwerbewaffnete, Kriegswerkzeuge führend, rückten gegen das Thor.

Da ſtürzten Steine und Balken von oben herab auf die Stürmenden und verwundeten manchen, während alle Armbrüſte, nach dieſem Punkt gerichtet, bald die Mauer lichteten; dumpf tönte das Geſchmetter der Balken, die gegen das eichene Thor getrieben wurden, krachend

widerſtand es der Gewalt, bis es endlich praſſelnd niederſtürzte. Jubelgeſchrei erfüllte die Luft; die Reiſigen drangen vor.

Jetzt begann ein mörderiſcher Kampf. Zu mir, Ihr Tapfern von Montcallier! ſo ertönte des Vicomte Stimme durch das Klirren der Schwerter, während Roſtan d'Ajout bei dieſem Rufe von ſeinem Streitroſſe ſprang. Zu Fuß, Mann gegen Mann! rief er, und drang durch die weichenden Schaaren der Seinigen, mehrere Ritter folgten dem Greiſe.

Hell war der Hof erleuchtet, Fackeln brannten und Pechtonnen flammten, flimmernd glänzten Schwert und Schild in dieſem nächtlichen Feuer. Selbſt das tiefe Thor war von der Flammengluth erleuchtet. Wo biſt Du, d'Eſparron? ſchrie der ſchwarze Ritter, alles mit ſeinem mächtigen Schwerte vor ſich her jagend: Hervor, du Fackel von Aigrement, hervor! Immer weiter drang er vorwärts, das Thor war frei, doch konnten die Lanzen nicht einreiten, die Fußknechte verſperrten den Weg.

Jetzt erblickte Graf Saulk beim Scheine einer Fackel die hohe Geſtalt ſeines Gegners;

wie der königliche Adler in seinem Grimme auf den räuberischen Geier sich stürzt, so stürmte der Alte den Seinen voran. Steh! rief er: steh, d'Esparron! und indem er dieß rief, stürzte das eiserne Fallgatter hinter ihm nieder.

Nur von wenigen der Seinen umgeben, stand Robert d'Ajout umringt von den Feinden. Höhnisch lachend rief ihm der Vicomte von fern entgegen: Hab ich Dich, Du von den Todten Erstandener, sey mir gegrüßt! Aber wie der gefangene Leu seinen Käfig zerbricht, und die gaffende Menge wie Spreu im Winde zerstreut, so warf sich der Greis auf die Reisigen, das Auge nach d'Esparron gerichtet, der ihn zu vermeiden schien. Die Knechte wichen, doch auch die Seinen sanken um und neben ihm, er selbst blutete aus mehreren Wunden. Nur ein Ritter hielt noch neben ihm Stand, es war Raoul le Noir. Nur immer drauf, mein edler Herr! rief er: die Unsern ersteigen die Mauern, die Hülfe ist nah! und als das Siegsgeschrei von Zinnen und Thürmen erschallte, da warf sich der Vicomte endlich verzweifelnd dem mächtigen Grafen von Sault entgegen, dem Raoul zu Hülfe sprang.

Zurück! donnerte dieſer dem Jüngling zu: mir allein gehört der Augenblick! und hoch blitzte das alte Schwert, auf Helm und Schild fuhr es ſchmetternd herab, doch d'Esparron ſtand. Leben, Ehre und Freiheit galt es, mehr noch dem alten blutigen Haß, mit Jünglingskraft kämpften die Greiſe. — Der Vicomte ſank.

Den Kampf zu beenden, ließ d'Ajout ſein Horn erſchallen, des Blutes war genug gefloſſen, nur der Stamm der Esparrons ſollte untergehen. Sammle die Unſrigen! ſagte er jetzt noch athemlos zu Henriot, der ſeine Kniee umfaßte: lade die Ritter, die mich mit Raoul le Noir hieher begleiteten, ein, ſich um mich zu verſammeln.

Das Gefecht hörte auf. Die Ritter mit ihren Knechten hatten ſich auf dem Hofe verſammelt, Raoul und ſeine Freunde bildeten nach kurzer Raſt einen Kreis um d'Ajout, der beim Scheine der Fackeln wie eine Rieſengeſtalt aus alter fabelhafter Zeit vor ihnen ſtand. Ihr Freunde! begann er: habt Dank für Euren Reiterdienſt, und verzeiht, daß ich Euch ſchon jetzt bitte, die Burg mit den Euren zu verlaſſen.

Mehrere

Mehrere murrten. — Ich habe Euer Wort! Mein Tagewerk iſt noch nicht vollendet, und zu dem, was ich nun beginnen muß, nutzt Eure Gegenwart nicht. Heute, fuhr er fort, ſich zu Raoul le Noir wendend: zog ich mein Schwert, um es für immer in der Scheide roſten zu laſſen, ich bedarf ſeiner fortan nicht mehr, nur noch für einen Tag gehöre mir das Richteramt; geht die Sonne unter, ſo lege ich auch dieſes nieder, und nie mehr ſchmücke mich Helm, Schild und Panzer. Er nahm ſein Schwert aus dem Wehrgehenk. Dieß iſt mir ein theures Schwert, ſo ſprach er: bei Jeruſalem führte es mein Ahn, ich am Tage des letzten Kampfes. Keinem Sohne kann ich es hinterlaſſen, der hier Erſchlagene zerſchmetterte ſein Hirn, und doch möchte ich es gern in edeln Händen wiſſen. Deßhalb nimm Du es, Raoul le Noir, Du Erbe meiner Beſitzungen, führ' es mit tapfrer Fauſt, gleich meinem Ahn, und übergib es einem Sohne. — Lebt wohl, meine Freunde! In dem Kampfe, den ich noch zu kämpfen habe, kann nur Gott mir beiſtehen.

Die Ritter reichten ihm verſöhnt die Hände,

und zogen ſchweigend von dannen, nur Raoul blieb.

Und willſt Du mich nicht verlaſſen? fragte der Alte bewegt.

Graf! ſagte der kühne Jüngling: Ihr wollt die Burg anzünden, ſie zerſtören?

Wenn mein Richteramt beendet und kein lebendes Weſen mehr in ihren Mauern iſt. — Ja!

Seyd mild, Graf Sault! rief der Jüngling mit Feuer.

Was ich an den Pyramiden in Egypten ſchwur, will ich auf den Bergen der Heimath halten. Geh, Raoul, ich bitte Dich, feſt wie dieſer Felſen ſteht mein Vorſatz, Du änderſt nichts.

Robert d'Eſparron und ſeine Geliebte ſind in dieſen Mauern, unterbrach ihn le Noir.

Ich weiß es, ſagte Graf Sault mit finſterm Blick. — Und als der Jüngling noch in bittender Stellung vor ihm ſtehen blieb, ſagte er mit finſterm Ernſt: Ritter, ich mahne Euch an Euer Wort.

So nehmt Euer Schwert zurück, Graf! rief Raoul erglüht: Ihr möchtet es hier noch zum Richteramte bedürfen; ich mag es nicht!

Er wandte ihm ſtolz den Rücken und verließ die Burg.

Der Greis ſah dem kühnen Jünglinge lange und ſinnend nach, dann gab er Henriot das Schwert, und ſagte dumpf vor ſich hin: Noch einen Schritt, und dann ins Grab!

14.

Die Knechte d'Esparrons waren ſchon mit den Weibern und Kindern ausgezogen, die Reiſigen d'Ajouts hatten die Mauern und Thürme beſetzt, ſeine Vaſallen ſich im Burghofe verſammelt. Ein jeder ahnete das furchtbare Gericht, das der Greis halten würde. Jeder Verſuch, ihn zur Milde zu bewegen, war, gleich le Noirs Verſuch, kalt zurückgewieſen worden, und obgleich man auf des Grafen Antlitz den Kampf las, den er mit ſeinem Herzen zu ſtreiten hatte, ſo blieb er dem Vorſatze treu, ſeinen Schwur zu erfüllen. Er hatte eine Stunde allein im Burggarten zugebracht, und als er in den Kreis der Seinen trat, ſah man, daß der Gram und der

Schmerz seine Begleiter in der Einsamkeit gewesen waren.

Er grüßte die Umstehenden freundlich, trat dann zu dem entseelten Körper Wilhelms d'Esparron, hob das schwarze Leichentuch empor, und sah starr auf den Todten, in dessen Zügen die Verzweiflung sich noch fest eingegraben hatte. Lange stand er, ihn betrachtend, dann rief er mit furchtbarer Stimme: Bringt das Banner d'Esparrons herbei! Aus dem Rüstsaale wurde dieß ehrwürdige Zeichen gebracht; der Falke glänzte im blauen Felde auf der Fahne, die noch jetzt, als ginge es zur Schlacht, lustig im Winde rauschte. Er ließ sie zu des Vicomte Haupte pflanzen, Schwert, Schild und Harnisch zu seinen Füßen legen; den Leichnam bedeckte er selbst wieder mit dem Leichentuche.

Euch das Schicksal meines Hauses zu wiederholen, begann er nun zu den Umstehenden: hieße nur meinen Schmerz erneuen, Ihr kennt es, Ihr habt Aigremont brennen sehen, kanntet mein Weib, meine Kinder, und theiltet meinen Schmerz. — Als die Schreckensnachricht mir wurde, da schwur ich, nur im

Blute der Esparrons meine Rache zu kühlen, keinen des Stammes zu schonen, nicht des Säuglings in der Wiege, Montcallier zu zertrümmern, wie Aigremont zertrümmert lag. Ich bin hier, meinen Schwur zu lösen.

Das Haupt fiel im ehrlichen Zweikampfe, den Sohn glaubte ich mit dem Schwerte in der Hand hier zu finden, darum verrieth ich dem Vater sein Unternehmen, damit Beide Ein Schlag treffe; ich hoffte, auch er sollte einen ritterlichen Tod im Gefechte sterben, und mein Richteramt wäre dann beendet gewesen, das Rachschwert der Hand entwunden, und nur noch der Fackel hätte es bedurft, um mir zum Grabe zu leuchten. Das Schicksal hat es anders bestimmt. Robert d'Esparron muß durch die Hand des Nachrichters sterben, nicht, wie ich es gewünscht, gehofft habe. Doch er muß! — der Himmel hat meinen Schwur vernommen. Führt ihn aus seinem Kerker hierher! Keine Bitte. Mit blutendem Herzen bringe ich den Meinen dieß Opfer — ich muß!

Dumpfe Stille herrschte in der Versammlung, jedem war die Brust bewegt, jeder sah mit

angſtvollem Herzen auf den kommenden Augenblick.

Der Jüngling nahte. Würdevoll trat er ſeinem Ankläger und Richter entgegen, ſchaute zürnend dem Greiſe in das unſtete Auge und ſchwieg. Auch Roſtan d'Ajout fand nicht die Worte; des Jünglings herrliche Geſtalt jammerte ihn. So ſchlank, dachte er in dieſem Augenblicke, ſo kräftig müſſe auch ſein Claude ſeyn, hätte er nicht die Stirn am Felſen zerſchellt. Aber dieß Bild vom Mitleid vor ſeine Seele geſtellt, entflammte ſeinen Zorn; des Sohnes zerſchmetterten Körper ſah er am Felſen, die Tochter in den Flammen, die Gattin in des Freundes Armen, bleich und entſeelt.

Bereitet Euch zum Tode, d'Esparron! rief er: Nur noch wenige Augenblicke, und das Schwert trennt Euch vom Leben. Habt Ihr aber noch etwas mir zu ſagen, habt Ihr einen Wunſch, ſo thut ihn mir kund.

Verrichte Dein Amt, Henker! erwiederte der Jüngling kalt, die Rechte nach d'Ajout ausſtreckend: Von Dir verlange ich nichts, ſelbſt

das Leben wäre mir Tod aus Deiner Hand. Ich verachte Dich!

Der Greis bebte vor Zorn. Erſchüttert hatten ihn dieſe Worte, aber auch die Flamme der Wuth in ihm angefacht. Knabe! rief er: Du ſollſt Dich vor mir beugen, oder bei Gott! ich häufe meiner Sünden Schuld, und gebe Dir eine Begleiterin zum Tode, bei deren Anblicke Du Dich krümmen ſollſt gleich einem Wurm.

Der Jüngling ſah verächtlich auf den Wüthenden.

Führt die Dirne herbei! rief Roſtan wild.

Einen Augenblick ſtutzte Robert, dann ſagte er mit Ergebung: Auch ſie weiß zu ſterben! — Er nahte ſich jetzt der Bahre, auf welcher ſein Vater lag, ſank auf die Kniee neben ihn nieder; aber des Todten Antlitz enthüllte er nicht.

Als er noch, das Haupt auf die Bahre geſenkt, andachtsvoll kniete, führte man Klotilde herbei. Sie nahte zitternd. — D'Ajout ſtutzte bei ihrem Anblicke, ſeine Hand fuhr raſch über die ſtarren Augen, als wolle er das Bild von ſich treiben, das mit ihr vor ihn trat. Da erblickte ſie den Geliebten an des Vaters Bahre

knieend. Robert, schrie sie auf: mein Robert! und sank in seine Arme.

Wir müssen sterben! sagte der Jüngling.

Sterben! wiederholte die Jungfrau.

Ja, sterben, doch vereint! rief er, sie fest an sich schließend. Da wollte sie sich plötzlich aus seinen Armen reißen, doch er hielt sie zurück. Klotilde! rief er ernst: entweihe diesen Augenblick durch keine Klage, keine Bitte. Ein Tiger steht vor Dir, er kennt kein Erbarmen, er hört Dich nicht. Sey meiner werth! Bei diesen Worten eilte er mit ihr in den Kreis, wo der Nachrichter mit dem gezückten Schwerte ihrer wartete, sein Amt zu verrichten, warf sich auf die Kniee, und bot dem Henker seinen Nacken dar. Klotilde sank neben ihn, und faltete die Hände. Der Nachrichter blickte forschend nach dem Grafen, dessen Auge jedoch starr auf die Betende sah. Vater! rief sie jetzt: vergib, daß Dein Kind ohne Lebewohl von Dir scheidet, Vater, vergib Deiner Klotilde!

Hat die Dirne einen Vater hier? fragte der Graf, und seine Gedanken schienen abwesend.

Er wartet meiner im Kerker! rief das Mädchen: o gönnt mir, ihm Lebewohl zu ſagen, Herr!

Robert erhob ſich bei dieſen Worten, und riß die Bebende auf. Knie nicht vor dieſem Manne! rief er zornig: Vor dem Henker nur laß uns knieen, den Todesſtreich zu empfangen, nicht vor ihm! Noch einmal komm an mein Herz, Du im Tode die Meine! Sie ſank an ſeine Bruſt. Da öffnete ſich der Kreis und machte einem herbeigeführten blinden Greiſe Platz.

Wo iſt mein Kind? rief er: wo biſt Du, Klotilde, was ſollſt Du hier?

Sterben! ſagte das Mädchen, und ſank zu ſeinen Füßen.

Wer biſt Du, alter Mann? rief plötzlich Graf Sault: Deine Stimme — Deine Züge — Pierre Jacquelin, biſt Du es, mein Troubadour?

Wer ruft mich? fragte der Alte.

Mein Mörder! ſchrie das Mädchen.

Dann iſt es meines Freundes Stimme nicht, die ich vernahm. Dann Fluch — !

Halt ein! rief der Graf: Halt ein, Pierre, fluche mir nicht. Sie lebe!

Biſt Du es, Roſtan? rief der Greis, und

ſtreckte die Hand nach dem Freunde: Biſt Du es wirklich?

Ich bin es, ich bin's!

Und wollteſt dieſen Engel morden? D'Ajout ſchwieg.

Da ſuchte der Troubadour das Haupt der Jungfrau, und als ſeine zitternde Hand es gefunden hatte, legte er ſie ſegnend auf ihre Stirn. Ein Engel hat Dich beſchirmt, Graf Sault. Du hätteſt — Dein Kind gemordet.

Starr, wie ein Todtenbild, den Blick auf die Jungfrau geheftet, ſtand d'Ajout vor dem zürnenden Freunde. Mathilde! rief er: Du, meine Mathilde?

Sie iſt's! ſagte der Troubadour: Drücke Dein Kind an die Vaterbruſt. Und als ſie an ſeiner Bruſt ruhte, den ſanften Blick nach ihm gehoben, da rief der Greis, und ſchloß die Jungfrau mit zitternden Armen an ſein Herz: So bin ich nicht kinderlos. Eins iſt mir geblieben; ich bin ein reicher, ein überglücklicher Mann! ein Kind iſt mir geblieben, und meine Hand rein vom Blute, mein Gewiſſen rein von Schuld! — Robert d'Eſparron! Ein Kind iſt dem Stamme

d'Ajout geblieben, eins bleibe dem Stamme d'Esparron. Der Tod ſollte Euch einen, ſo vereinige Euch das Leben!

15.

Ein leiſer Wind ſchwellte die Segel, das Schiff ſchaukelte ſanft über das ruhige Meer, nur leiſe brachen ſich die Wellen an dem hohen Bord, und luſtig flatterten die bunten Wimpel in der Luft. Die Sonne, ihre Strahlen wie eine Glorie über die Wogen breitend, tauchte ſo eben in den Golf von Languedoc.

Kinder! ſagte Pierre Jacquelin, der zwiſchen ſeinem Freunde und Klotilden ſaß: jetzt, wenn ich nicht irre, und mein Ohr mich nicht täuſcht, ſchiffen wir an Marſeille vorüber, denn ich höre das Lärmen im Hafen, und wenn der Wind nur etwas heftiger bläſt, ſo ſind wir in wenigen Minuten um die Landſpitze, dann ſteht unſre Hütte vor uns — und ich kann ſie nicht ſehen! ſetzte er traurig hinzu.

Vater, bat Mathilde d'Ajout den Troubadour: denkt nicht an das, was Euch der Himmel ent-

zieht, denkt nur an die Freuden, die er Euch gab. Zwiſchen Eurem Freunde und Eurer Klotilde ſitzt Ihr, dieſe neben ihrem Geliebten, und ſo führt uns das Schiffchen der Hütte zu.

Ja, Kind! rief Pierre Jacquelin, und ſein geſchloſſenes Auge wollte gen Himmel blicken: Du haſt Recht, ich bin ein Ungenügſamer, ſollte ich nicht, ſtatt zu klagen, laut aufjauchzen vor Freude, denn: Sein Schifflein iſt wiedergekehret, und hat mir ihn wiedergebracht! — Er drückte d'Ajouts Hand, lehnte ſein Haupt ſanft an deſſen Bruſt, und ſang leiſe vor ſich hin:

Die Mald iſt aus Flammen erſtanden,
Dein Aug' hat ſie wieder geſchaut;
Der Becher und ſie iſt geblieben
Von dem, was der Freund mir vertraut!

Lieber Gott! ſagte er, die Hände faltend, mit Inbrunſt: Herrlich und ſchön war der Morgen meines Lebens, da nahte der Mittag, und mit ihm ein Gewitter, fürchterlich und ſchreckbar, nun iſt es vorüber, und der Abend ſo heiter, und die Nacht nicht mehr fern. Was habe ich denn noch zu wünſchen? — Wenn ich hinüber geſchlummert bin, ſo legt mich in mein Felſen-

grab; es ist mir, wenn die Ruder schlagen und die Wellen rauschen, als vernähm' ich einen Gruß von daher! — Mathilde küßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. Du sanfter Engel, sprach er: willst immer mit Deinen Flügeln den Schmerz mir kühlen, und die trüben Gedanken verscheuchen, ich danke Dir! Doch sage mir, siehst Du die Hütte noch nicht?

Im Abendroth erglänzt sie schön, mein Vater!

Und steht der Ulmbaum noch, und weht die Abendluft durch seine Zweige?

Er glüht feurig, wie an jenem Abende, wo das Schiff uns nach Monteallier trug.

Ach, leer wird die Hütte seyn, und alles zerstört!

Mein Robert hat sie beschützt.

Das lohne Dir Gott, Junge! rief der Troubadour, die Hand nach dem Jünglinge ausstreckend: Darum hat auch der Himmel Dein Schicksal so glücklich gestaltet. Aber, Freund, wendete er sich zu dem Grafen: Du sagst kein Wort, hast die Tochter, den Freund, die Heimath wieder gefunden, und Deine Freude ist stumm!

Dort glänzen die Trümmer im Abendrothe,

Pierre, dort ruht Weib und Kind! erwiederte d'Ajout. Mathilde ſank an ſeine Bruſt.

Hadre nicht mit dem Geſchicke! zürnte Pierre Jacquelin: Nur kurz iſt noch unſre Pilgerfahrt, und dann ſtehen wir wieder vereint im Kreiſe unſrer Lieben. Hadre nicht, und hebe Dein Auge mit Ergebung zu den Sternen.

Das Schiff landete jetzt, ſie ſtiegen an dem Giesbache aus, Robert und Mathilde leiteten den Blinden; Baſtian, der ſchon früher alles geordnet hatte, erwartete ſie dort. Als Pierre Jacquelin in die Hütte trat, faltete er die Hände zum ſtillen Gebet, dann tappte er, als er dem Höchſten ſeinen Dank gezollt, überall umher, lächelte zufrieden, ſobald ſeine Hand einen alten Bekannten berührte, und als er an ſeinen Seſſel kam, fühlte er nach der Harfe, die in die Lehne geſchnitzt war, und da er ſie gefunden hatte, ſetzte er ſich mit fröhlich heiterm Antlitz auf ſein gewohntes Plätzchen.

Wie oft hab' ich hier geſeſſen, und Deiner gedacht, mein Roſtan! rief er bewegt: wie oft da draußen unter dem Ulmbaume den Blick nach Egypten gewendet, und Deiner geharrt, und

endlich biſt Du doch gekommen! — Fülle mir den Becher, Baſtian! — Er nahm ihn, und als ob er ihn beſchauen könne, ſah ſein geſchloſſenes Auge ſtarr auf das theure Vermächtniß. D'Ajout! rief er, nachdem er ihn geleert: ſo wie ich mich nicht von ihm getrennt habe, trenne Dich auch nicht von mir! Baue ein heiliges Haus, erfülle Dein Gelübde, doch bleibe bei Deinem Freunde, er könnte Dir nicht in die heiligen Mauern folgen. Gottes freie Natur muß ihn umgeben, die reine balſamiſche Luft ihn umwehen, und wenn ſein Herz von Freude überſtrömt, muß die Harfe ſein Lied begleiten. Darum bleibe bei mir; die Erinnerung vergangener Tage ſoll uns verjüngen, mein Lied Dich erheitern. Bleibe bei mir!

Roſtan drückte ihm die Hand, Pierre verſtand den Druck.

Die Freunde trennten ſich nicht mehr, die Hütte hatte Platz für Beide, und für Baſtian, den treuen Diener. Von Monteallier zog Robert und ſein geliebtes Weib noch oft herüber zu ihren Vätern; von Barbantane kam oft Raoul le Noir mit Henriot, die Alten zu begrüßen.

Versöhnt hatte d'Ajout dem Jünglinge die Hand gereicht, seine Lehen, sein Schwert ihm überlassen, die Juwelen Rebeccens waren ja eine glänzende Aussteuer für die Tochter, sie bedurfte der Herrschaft an der Dürance nicht.

Das Gotteshaus stieg prachtvoll empor, doch ehe es beendet war, fand d'Ajout eines Abends seinen Freund, die Harfe im Arm, unter dem Ulmbaume entschlummert. Er war vorangegangen, des Freundes Ankunft an Anna zu verkünden; auch Rostan folgte ihm bald. — Das Grab am Felshange nahm Beide in seinen kühlen Schoos. Noch sieht man den Stein, der die irdische Hülle der Freunde deckt. — —

Wenn es draußen stürmt, und der Süd über die Wogen braust, dann treibt er sie den Felsen hinauf, und ihre schäumenden Wasser bespritzen die Gräber der Freunde. Schweigt der Sturm, so murmeln die Wellen leis' und eintönig unter ihrer Schlummerstätte, daß ihr Schlaf sanft sey bis zum Morgenrothe.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Sechsunddreißigſtes Bändchen.

Die Vierhundert von Pforzheim.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Die Vierhundert von Pforzheim,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1833.

I.

An einem schönen heitern Septemberabend zogen zwei Wanderer auf der Straße von Zürich nach Brugg. Der Eine, ein Baret mit weißen Federn auf seinem Haupte, eine Laute über seinen grünen Wamms, saß auf einem stattlichen falben Rosse, ein breites Schwert an seiner Seite, und ein paar mit Silber ausgelegte Pistolen an seinem Sattelknopfe. Sein Auge sah gleichgiltig umher. Der Andere, ein kräftiger Bursche, dem das braune Haar um Schulter und Nacken lockig herabrollte, schritt in der einfachen Kleidung eines Handwerksmannes, seine ganze Habe in einem Bündel auf dem Rücken tragend, neben ihn her. So zierlich der Reiter gebaut war, so stark und kräftig war der Wanderer zu Fuß, der,

ſich an der Gegend ergötzend, mit ſeinen dunkelblauen Augen umher ſchaute.

Laßt uns hier einen Augenblick verweilen! ſagte er zu dem Reiter: Hier iſt es gar zu ſchön. Seht nur das herrliche Thal, wo die brauſende Aar ſich die Bahn gebrochen hat, ſeht dort das ferne Gebirge, hier unten die ſtille Abtei, und die alte mächtige Römerſtadt, jetzt nur noch ein ärmliches Dorf.

Hab ich Euch mein Roß nicht ſchon oft angeboten? erwiederte der Andere abſteigend: Aber ſeit wir aus Mailand gezogen ſind, habt Ihr es noch nicht ein einziges Mal beſtiegen.

Lieber Herr, erwiederte der Fußgänger: Ihr ſeyd ſo freundlich gegen mich! Nicht die Müdigkeit läßt mich hier verweilen, die Nähe ſo manches berühmten Ortes, die ſchöne Ausſicht hält mich hier feſt. Seht nur, wie ſchön! Solch ein Anblick erhebt das Herz, und verſtänd' ich die Laute zu ſchlagen, wie Ihr, und ſo viele ſchöne Liedlein zu ſingen, wahrhaftig, hier griff ich in die Saiten, und ein Lied, dem eigenen Gefühl entſprungen, ſtrömte unwillkührlich aus mir hervor.

Freund Waffenſchmidt, entgegnete der An-

dere: wo ich nicht ein holdes Frauengeſicht in der Nähe weiß, da fehlt mir die Luſt zu Sing und Sang. Aber wenn mich zwei ſchöne Augen locken, ein küßlicher Mund mir winkt, ja, dann zuckt es mir in allen Fingerſpitzen, und die ſchmelzenden Lieder fließen dahin, wie ein murmelnder Wieſenbach. Sollte mich die Sonne mit ihren Strahlen und die Berge mit ihren Eiskronen ſo entzücken, wie Euch, mein werther Reiſegeſell, dann müßte ich ja durch die ganze liebe Schweiz nichts thun, als ſingen und ſpielen. Ich nehme meine Feldflaſche zur Hand und überlaſſe Euch gern die ganze Gegend zum Eigenthum.

Nun dann, ſagte der Fußgänger, als ſie die Trümmer der alten Habsburg über ſich ſahen: reitet nur in Gottes Namen weiter nach Brugg, es ſind immer noch einige Stunden, bis es Nacht wird und dann bin ich wieder bei Euch. Ich muß die Ueberreſte des alten Stammſitzes unſers Kaiſerhauſes betreten, und könnte wahrlich nicht ſo vorüber gehn.

Wenn Ihr das Klettern nicht laſſen könnt, ſo ſteigt hinauf in das alte Eulenneſt; entgegnete

der Kaufherr: was kümmr' ich mich um Habsburg und die Vorfahren unsrer Kaiser.

Ei ei, junger Herr, sagte der Waffenschmidt: als ein Deutscher solltet Ihr doch mit mehr Achtung von dem Stammhause und dem Geschlechte der Habsburger sprechen, das dem Vaterlande so manchen wackern Kaiser gegeben hat. Ich bin ein Anhänger Luthers und wir sind jetzt in hartem Streit mit dem Kaiser und den Spaniern, aber dennoch schlägt mein deutsches Herz freudig, denk' ich mir, daß einst dort oben die ehrwürdigen Ritter einzogen, deren Nachkommen noch jetzt so ehrenvoll die Kaiserkrone tragen.

Wohl bekomme Euch der Spaziergang! entgegnete der Andere: und grüßt mir die alten Mauern! Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon.

Albrecht Roser, fast verächtlich seinem Reisegefährten nachblickend, klimmte nun rüstig einen Fußpfad über den Wülpelsberg nach der Habsburg hinauf und stand bald vor den Trümmern der alten ehrwürdigen Veste. Die Zeit hatte arg hier gewüstet und nur wenig aus der Vergangenheit übrig gelassen. Auf der einen Seite stand

noch ein Theil des alten Gebäudes, von einem dürftigen Landmanne bewohnt, die andern Seiten waren ganz verfallen und zeigten nur noch Ueberreste von Mauern und Thürmen, die ſie einſt beſchützten, und dieſe Burg, die Wiege des großen Fürſtengeſchlechtes, das in damaligen Zeiten über drei Welttheile ſeine Arme breitete, konnte nur klein und unbedeutend geweſen ſeyn. Albrecht durchwanderte, nur an die Vergangenheit denkend, ihre Trümmer. Der Zeit trotzt doch nichts! rief er aus, als er auf den Ueberreſten eines der verfallenen Thürme ſtand: Kein Denkmal von Menſchenhänden geſchaffen, und wär' es noch ſo kühn und herrlich, vermag ihr zu widerſtehen. Nur über die große That ſchwingt ſie vergebens ihre Senſe. Ueberall ſehe ich im Schweizerland zertrümmerte Burgen, die blühenden Städte können vergehen, ſelbſt die Berge eher verſinken, als das Gedächtniß an die Tage von Morgarten und Sempach — das bleibt in dem Munde der Nachwelt, ſo lange das Herz für das Edle erglüht, die Welt unzertrümmert beſteht.

Nun warf er den Blick über die herrliche Gegend, welche in herbſtlicher Pracht vor ihm lag. —

Wo die Morgenſonne hinter den in weiter Ferne hervorragenden Eisbergen von Uri und Glarus hervor tritt, hatte jetzt die Abendſonne ihren goldenen Mantel gebreitet; unter ihnen wölbten ſich die waldumkränzten Berge mit ihren vergoldeten Spitzen, und zu ihren Füßen grünten die lieblichen Hügel, welche das Birrfeld umgeben. Auf der andern Seite ſah er die Aar durch das ſchöne Thal von Städten und Schlöſſern, Dörfern und Wieſen bekränzt, die freundliche Landſchaft mit manchem Reiz beleben, und da, wo die Fluthen der Reus und der Limmat ſich mit der Aar verbinden, erblickte er die alte Abtei Königsfelden, dieß düſtre Denkmal eines Kaiſermordes. Hoch ſchlug ihm das Herz, feurig blickte ſein Auge umher, ſeine ganze Seele ſchwelgte in Genuß.

Die heimziehenden Vögel, das ferne Geläute der Heerden mahnte ihn zum Aufbruch. Das Herz von edeln Gefühlen gehoben, verließ er die Burg und wanderte wieder ins Thal hinab. Die Abendſonne ſenkte ſich ſchon tief hinter die Berge, ſchon begann es zu dämmern, als er eine reizende Thalſchlucht gewahrte, welche die Höhe wieder hinauf führte. Das leiſe Plätſchern eines Quells

zog ihn an. Soll ich denn ſchon nach der engen Herberge wandern, ſprach er für ſich: und nicht hier bei dem Flüſtern des Abendwindes, bei dem melodiſchen Geläute der heimziehenden Heerden verweilen, und dem Gefühle nachhängen das mir oft in der freien Natur ſo ſonderbar die Bruſt beengt? Ach, könnt' ich nur die Laute ſpielen und all' die Lieder ſingen, welche oft bei dem eintönigen Schlage meines Hammers, ich weiß nicht recht ob aus meinem Kopfe oder aus dem Herzen hervor, aber nie auf meine Lippen treten; ich wollte dem Adler entgegen ſingen, der dort oben mit ſeinen Flügeln über mir rauſcht, und zu dem Plätſchern der Quelle, die ich hier ſeitwärts vernehme, die zärtlichſten Töne aus meinen Saiten locken; aber meine Stimme iſt rauh, wie meine Hand, und was mir oft die Bruſt zerſprengen möchte, kann ich in Liedern nicht ausſprechen. Nun, alle Welt kann nicht Minneſänger ſeyn, und ſo lange es Krieg gibt, bedarf man auch eines tüchtigen Waffenſchmidts. Dieß ſagend, folgte er dem Rauſchen des Waſſers, bog um ein Felsſtück und ſah —

Neben dem klarſten Waſſerſtrome, welcher durch

eine Röhre von dem Felsen herabgeleitet, in ein natürliches Becken fiel, saß auf einem Steinblocke ein Mädchen, dessen Tracht nicht ganz der Kleidung der Jungfrauen aus dem Aargau gleichend, auf fremden Ursprung hinzudeuten schien. Die vollen Flechten hingen nicht, wie hier zu Lande, üppig herab, sie waren, wie es in seinem lieben Vaterlande Schwaben gebräuchlich, zum Kranze zusammen geflochten und mit Astern [illegible]schlungen. Das Mädchen lehnte ihren rechten Arm auf einen gefüllten Wasserkrug, die linke Hand hielt eine Spätrose, und ihr großes dunkles Auge blickte schwermüthig vor sich hin. Lange schon hatte Albrecht sie betrachtet; es war ihm, als ob er dieses schwermüthige Gesicht in früherer Zeit schon irgendwo gesehen, als ob dieser liebliche Mund ihn schon angesprochen haben müsse, und doch konnte er sich nicht erinnern, wo? Da mochte wahrscheinlich ein Geräusch die Jungfrau aus ihrem Sinnen geweckt haben, sie sah sich um, erblickte ihn, und sprang erröthend auf.

Ihr habt Euch wohl verirrt, lieber Herr, sagte sie freundlich zu dem Schweigenden, der die holde schlanke Gestalt bewundernd anstaunte: denn hier-

her führt kein Pfad. Kommt mit mir nach der Wohnung meines Oheims, die ganz nahe hier am Abhange des Berges liegt. Von dort könnt Ihr den Weg nicht verfehlen.

Ich danke Euch! erwiederte Albrecht: Erlaubt, daß ich die Kanne tragen und Euch folgen darf. Eure Rede iſt mir zu angenehm, ſie führt mir die Töne der Heimath zurück, und Ihr glaubt nicht, wie lieblich uns die im fremden Lande klingen.

Weß Landes ſeyd Ihr? fragte das Mädchen: Ich ſollte faſt meinen, es errathen zu haben.

Ich bin aus Schwaben, erwiederte der Waffenſchmidt.

Dacht' ich's doch! ſagte ſie, und ihr ernſtes Geſicht erheiterte ſich: Kommt nur, kommt! Ihr werdet in meines Oheims Hauſe eine freundliche Aufnahme finden. Dieß ſagend, ſchritt ſie voran und Albrecht ſäumte nicht, ihr zu folgen.

Als ſie an ihrer Wohnung, einem freundlichen Landhauſe, angekommen waren, dankte ihr der Wandersmann, ſetzte den Krug auf die ſteinerne Bank und wollte, obgleich mit ſchwerem Herzen, ſeinen Weg fortſetzen; aber das Mädchen bat ihn,

doch wenigſtens einen Augenblick bei ihrem Oheim einzuſprechen und einen Trunk Wein zu genießen. Denn wißt, er iſt auch aus Schwaben und wird ſich ſehr freuen, einen Landsmann bei ſich zu ſehen.

Nun, wenn Ihr es mir vergönnt, ſagte Albrecht: ſo folge ich Euch, und ſollte es ſich fügen, daß Ihr oder Einer der Euren nach meiner Vaterſtadt Pforzheim käme, ſo wird Euch in meiner Eltern Hauſe gleiche Gaſtfreundſchaft widerfahren.

Aus Pforzheim ſeyd Ihr gebürtig? rief das Mädchen freudig aus: O ſo tretet herein! — Oheim, rief ſie dem ihnen Entgegenkommenden zu: hier dieſer junge Handwerksmann iſt aus unſerer lieben Vaterſtadt —

Dann ſeyd mir von Herzen willkommen; tretet nur näher hier ins Zimmer! ſagte der Alte, ihm freundlich die Hand reichend: Euer Name?

Albrecht Roſer, erwiederte der Wandersmann.

Des alten Waffenſchmidts Sohn? O ich erinnere mich Eures Vaters, meines Schulfreundes, noch wohl, obgleich es lange her iſt, daß ich nicht in dem guten Pforzheim war, es ſind nun wohl

ſchon 20 Jahre und darüber — Kennſt Du den jungen Mann? wandte er ſich nun zu dem Mädchen.

Nein Ohm, erwiederte ſie: ich entſinne mich nicht, ihn geſehen zu haben.

Glaub' es wohl! nahm Albrecht das Wort: Bin ich doch ſchon 6 Jahre aus meiner Heimath, und da waret Ihr noch ein zartes Kind; ich erinnere mich aber jetzt Eurer noch ſehr gut. Ihr ſeyd Gertraud, des reichen Juweliers Herrn Deimlings Tochter. — Ich habe Euch oft mit dem Geſangbuch in der Hand neben Eurer würdigen Mutter zur Kirche gehen ſehen, und mich über Euer ſtilles ſittiges Weſen gefreut.

Gertraud wandte ſich bei dieſen Worten ſchnell von ihm ab und verließ das Zimmer.

Berühret das Andenken an ihre Mutter nicht, Albrecht Roſer! ſagte der Alte: Die gute Frau iſt vor einigen Monden geſtorben und das Mädchen grämt ſich immer noch und kann den Verluſt nicht verſchmerzen. Sie hat auch Recht, es war eine herrliche brave Frau, und mein Bruder hat wohl nicht immer den Werth ſeines Weibes erkannt. Da nahm ich denn das Mädchen zu

mir und hoffte, ſie würde ſich in unſern Bergen zerſtreuen, verließ deßhalb mein Haus in Aarau und zog hierher, wo ich ſonſt nur einige Wochen zu ſeyn pflege; aber unſer klarer Himmel, unſere reine Luft erheitern ſie nicht, ſie ſehnt ſich nach Hauſe, glaubt, es geſchähe um ihres wunderlichen Vaters willen, und es iſt doch nur der Mutter Grab, das ſie dorthin zieht. Trutchen, rief er hinaus: bring doch Wein und einen Imbiß! — Und nun ſetzt Euch, fuhr er fort: und erzählt mir, woher Ihr kommt, und wohin Ihr zu ziehen gedenkt.

Ich komme von Mailand, erwiederte der Waffenſchmidt: habe mich lange dort aufgehalten, da, wie Ihr wohl wiſſen werdet, in jener Stadt mein Handwerk am tüchtigſten getrieben wird und Ihr keinen beſſern Harniſch finden könnt, als einen Mailändiſchen. Da ich aber von meinem Vater vernahm, daß es in der lieben Heimath kriegeriſch ausſehe und der Baier und die Spanier immer mehr ſich dem Schwabenlande nähern und der edle Landesvater wieder werben laſſe, da hielt es mich in meiner italiäniſchen Werkſtatt nicht länger, die Sehnſucht nach

Vater

Vater und Mutter und meiner Heimath zog zu ſtark, und mit dem Vorſatze, auch einmal wieder das Schwert zu führen, das ich geſchmiedet, ſchnürte ich mein Bündel und bin nun auf dem Heimwege begriffen.

Indem trat Gertraud mit zwei gefüllten Bechern ein, man ſah ihr an, daß ſie geweint hatte. Sie reichte den einen ihrem Ohm, dann nahm ſie den andern, und ſich züchtig verneigend ſagte ſie freundlich zu dem Reiſenden: Auf glückliche Heimkehr, lieber Herr! nippte von dem Weine und reichte Albrecht den Becher. Er nahm ihn dankend. Auch Euch, werthe Jungfrau, ſprach er: bringe ich den Wunſch baldiger Heimkehr, denn am eigenen Heerde ſitzt es ſich doch immer am traulichſten!

Vermehret nicht noch ihr Heimweh! unterbrach ihn der Alte: Trinkt und eßt, aber ſchweigt davon. Ruht Euch aus, ein Kämmerchen ſteht zu Eurem Empfange bereit.

Herr! erwiederte Albrecht, und ſein Auge ſah, um vielleicht was ſie wünſche zu erſpähen, nach dem Mädchen: In Brugg wartet mein Reiſege-

ſelle auf mich, der möchte wohl, wenn ich in der Nacht nicht einträfe, um mich in Sorgen ſeyn.

Da habt Ihr Recht, meinte der Alte: ich will hinunter ſchicken, und es ihm wiſſen laſſen. Wer iſt er, wie heißt er?

Er heißt Philipp Wels, und iſt eines reichen Kaufherrn Sohn aus Cöln, erwiederte Albrecht.

Aus Cöln? mithin wohl katholiſch. Wie kommt Ihr zu ihm, wie der wandernde Geſell zu dem vornehmen Cölner Handelsmann?

Weiß ich es doch ſelbſt nicht; — antwortete Roſer: als ich aus dem Thore von Mailand meine Straße zog, kam er hinter mir drein geritten, ich grüßte ihn, er dankte freundlich. Wohin des Weges? fragte er. Haſt ja ein ſo gutes Schwert an Deiner Seite, wackerer Geſelle, daß Du eher einem Kriegsmanne als einem Handwerker gleichſt. Da antwortete ich ihm: bin ein Waffenſchmidt, gedenke über Bellenz und den St. Gotthardt nach Luzern und von da weiter über Baſel nach meiner Heimath zu ziehen. — Des Weges gehe ich auch, ſprach er dann, und ſo können wir zuſammen reiſen. — Ich hatte ſo eben die über ſeine Schulter hängende Laute erblickt, und da ich eine

gar große Freude am Geſang habe, ſo beſann ich mich nicht lange, und erwiederte: Ja Herr, wenn Euer ſtolzes Roß gleichen Schritt mit mir halten will, ſo können wir wohl mit einander ziehen. Er machte mir nun gar freundlich den Vorſchlag, auf dem ganzen Weg durch Italien und die Schweiz freie Herberge für mich zu halten, ich aber lachte, denn vielleicht hat mir mein Fleiß mehr Dublonen in den Seckel gebracht, als ſeine Verſchwendung ihm darin gelaſſen. Ich dankte höflichſt für den guten Willen, und ſo ſind wir denn mit einander gezogen bis hierher —

Der Alte entfernte ſich nun, wahrſcheinlich um hinunter nach Brugg zu ſchicken, und der Waffenſchmidt blieb mit Gertraud allein.

Ihr liebt alſo den Geſang? fragte ihn das Mädchen, nachdem ſie einige Zeit ſchweigend einander gegenüber geſtanden hatten.

Ueber Alles! erwiederte er.

Und ſingt wohl ſelbſt, ſpielt wohl gar die Laute? —

Ach könnt' ich das! ſagte er faſt betrübt: ſo wär' ich vermögend, was mir oft die Bruſt beengt, auszuſprechen; aber meine Hand, von Ar-

beit gehärtet, würde die Saiten nur zerſprengen, ſtatt Töne aus ihnen zu locken, und meine Stimme iſt ſo rauh —

Und doch nicht unmelodiſch, ſagte das Mädchen, ſchnell innehaltend, da ſie ihr Erröthen fühlen mochte.

Wann gedenkt Ihr wieder nach Pforzheim zurückzukehren? fragte er ſie, die eingetretene Stille unterbrechend.

Sobald es mein Vater wünſcht und mein Ohm es erlaubt; erwiederte ſie. O! Es iſt Einem doch nirgends ſo wohl, als daheim. Was nützt mir das ſchöne Land mit ſeinen Bergen und ſeinen grünen Matten, was der mahleriſche Fluß mit ſeinen Krümmungen und den herrlichen Wieſen?

Je nun, meinte Albrecht: bei ihrem Anblicke erquickt ſich doch das Auge und erhebt ſich das Herz.

Ihr habt wohl Recht! fuhr ſie fort: Ich war erſtaunt, als ich die waldumkränzten Berge, die Thäler und die ſchönen Heerden zum erſten Mal ſah, und die Eismeere, welche wie der kalte Tod auf das Leben unter ihnen, drücken, aber ich

fand hier Niemand, mit dem ich so recht traulich sprechen, Niemand, mit dem ich von meinem Vaterhause, von unsrer alten Kirche, und von meinen Gespielinnen reden konnte, und das Herz erwärmt sich doch mehr am Herzen, als an der todten Natur und wäre sie noch so schön. Und dann, fuhr sie traurig fort: wenn ich auch in stiller Andacht in Aarau auf den Friedhof ging, fand ich doch das Grab meiner Mutter nicht, an dem ich mich so gern ausgeweint hätte. Jetzt sind längst die Blumen verwelkt, die ich darauf pflanzte. — Lieber Landsmann, sagte sie plötzlich: Geld darf ich Euch nicht bieten, Ihr habt dessen genug, wie Ihr vorhin dem Oheim sagtet, aber nehmt das einfache Kreuz von Ebenholz an dieser kleinen Kette von mir an, und versprecht mir dafür, sobald Ihr nach Pforzheim kommt, das Grab der Mutter, so lange der Frost es erlaubt, mit Blumen zu schmücken. Nehmt statt Geld dieß kleine Andenken, welches ich lange und oft getragen habe, und versprecht mir —

Die schönsten Blumen, die ich finden kann, sollen Eurer Mutter Grab schmücken; unterbrach er sie: hier meine Hand, daß ich Wort halte!

Er reichte ihr seine Rechte, sie ergriff sie, errö-thete und ließ sie schnell los. Ich glaube Euren Worten und dem treuherzigen Blicke Eures Au-ges, sprach sie ängstlich: und bedarf keiner wei-tern Versicherung —

Der Oheim trat ein. Gewiß habt Ihr von Pforzheim und dem Schwabenlande gesprochen, sagte er: denn Eure Wangen glühen und Deine Augen, Gertraud, sind lebhafter, als ich sie seit lange sah. Des Mädchens Wangen erglühten bei diesen Worten noch mehr, sie setzte die Becher wieder auf den Kredenzteller und eilte verlegen hinaus. Als sie wieder eintrat, der Tisch gedeckt, das Nachtessen aufgetragen war, bat der Haus-herr den fremden Gast, sich zu setzen, welcher einen Augenblick zögerte und mit Bescheidenheit bemerkte, daß er ja nur ein schlichter reisender Geselle sey, dem in diesem Hause zu viel Ehre geschähe. Auf des Alten nochmalige Einladung nahm er jedoch, zwischen ihm und einer alten Verwandten, welche die Wirthschaft besorgte, Gertraud gegenüber, Platz.

Ihr meint, begann nun der Alte: es geschehe Euch zu viel Ehre, an dem Tische eines wohl-

habenden Handelsherrn zu ſitzen? Nein, guter Freund, Euer Stand iſt ehrenwerth, wenn auch nicht mehr ſo geachtet und nützlich wie ſonſt, wo kein Reiter anders, als vom Kopf bis zum Fuß geharniſcht, auszog, kein Fußknecht ohne Pickelhaube, Halskragen und Panzer den Kampf beſtand, wo noch Schwert, Hellebarde, Lanze und Streitkolben die einzigen Waffen waren, und man alles zum Kriegshandwerk Nöthige in der Werkſtatt eines guten Waffenſchmidts fand. Damals war Euer Gewerbe hoch geachtet, und das Eiſen unter Eurem Hammer wurde zu Gold. Jetzt freilich, wo das Fußvolk dem tödtenden Geſchoß die Bruſt meiſt frei bietet, der geharniſchte Küraßreiter allein noch nach alter Sitte gewappnet iſt, und der Ritter die künſtlichen Arm- und Beinſchienen und die Knieſtücke nur ſelten trägt, da dünkt ſich ein blanker Goldſchmidt gar ein andres Ding als ein Waffenſchmidt, und vollends Einer, der, wie mein Bruder, gar Edelſteine künſtlich faßt; ein ſolcher meint, er werde geſchimpft, wenn man ihn einen Handwerksmann nennt.

Der reiche Juwelier, Herr Deimling, iſt alſo

Euer Bruder? fragte Albrecht: und der Bürgermeiſter —

Iſt mein jüngſter, mein liebſter Bruder. Er iſt ein wackerer Mann, der gewiß zuweilen in Eures Vaters Werkſtatt einkehren und ſich ein gutes Schwert ausſuchen wird. Er handelt, wie ich, mit ſeidenen Stoffen, und auch wohl mit Spezereien, iſt in ſeinem Geſchäft ein tüchtiger Mann, ſo wie auf dem Rathhauſe ein wackerer Bürgermeiſter. Unſer Vater hatte ihn nach Rotterdam geſchickt, die Handlung zu lernen, glaubte ihn dort recht fleißig hinter dem Schreibtiſch und im Laden, und ſtatt deſſen zog er mehrere Jahre mit Oranien gegen die Spanier, und hat da als ein wackerer Kriegsmann gefochten. Als er wieder heim kam, ein Weib nahm, und ſein Geſchäft betrieb, that er auch dieß mit treuem Eifer; nur wenn eine Trommel wirbelt, oder eine Trompete ſchmettert, dann wirft er Elle und Feder bei Seite und ſein Herz klopft! — Na, Ihr werdet ihn ſchon kennen lernen. — Aber Ihr eßt ja gar nicht? Ihr ſcheint in Gedanken. Seht doch lieber mehr auf die Schüſſel und den Becher, und hört weniger auf mein Geſchwätz, ſonſt zankt die

alte Muhme mit mir, die mir überdieß immer Schuld gibt, ich halte durch meine langgesponnenen Reden die Gäste vom Essen ab.

Der gute geschwätzige Alte irrte sich; die Muhme gab ihm heute sicher nicht die Schuld, sie bemerkte nur zu gut, daß des Fremden Ohr nichts von seiner Rede vernahm, wohl aber dessen Auge um so aufmerksamer auf Gertraud schaute, mit der er jetzt ein Gespräch von der Heimath und dem lieben Schwabenlande anknüpfte. Der Hausherr, dem dieß Kapitel nicht anstand, da er seine Nichte hierbei immer trauriger werden sah, stand bald auf, und befahl der Alten, dem Gaste sein Lager anzuweisen, sagte ihm, als eben das Mädchen nicht im Zimmer war, gute Nacht, und so mußte Albrecht, ohne das holde schwermüthige Engelsgesicht noch einmal gesehen zu haben, in sein Kämmerchen wandern.

2.

Als er allein war, die Thüre verriegelt, die Lampe ausgelöscht hatte, warf er sich auf das

weiche Lager; aber ſo ermüdet er auch war, ſtob ihn doch der Schlaf. Unmuthig ſprang er auf, trat an das nach dem Garten hinausgehende Fenſter und überſah die vom Mondlicht beleuchtete Gegend. Die fernen Berge erſchienen ihm wie graue mit ſilbernem Harniſch gewappnete Rieſengeſtalten, die rauſchende Aar, in deren Wellen das Mondlicht ſich brach und die Sterne tanzten, leuchtete ihm wie ein funkelnder Gürtel, welcher die Rieſen umgab, die nahen belaubten Bäume, durch deren ſchwankende Zweige der Nachtwind rauſchte, die hohen zackigen Fichten, die knarrend zuſammen ſchlugen, wogten wie dunkle Nebelgebilde vor ihm, — und zu alle dieſem klopfte ihm ſein Herz ſo laut, daß er unwillkührlich ausrief: Was willſt Du denn mit dieſem Pochen, glaubſt Du, daß meine Bruſt ein Ambos ſey? — Was ſoll das, unruhiges Herz? — Und was ſollen dieſe Geſtalten, die, ewig vor meinem Auge gaukelnd, wie jene Schattenbilder der Nacht, bald in Nebel zerfließen, bald wie dieſe Sterne ſich zu des Mädchens Bilde formen? — Iſt es doch auch ein liebes Antlitz! ſagte er dann beruhigter vor ſich hin: ein Antlitz, auf welchem

das Auge ſo gern verweilt; liegt doch in ihrem ſchwermüthigen Blick ein Zauber, der mich immer wieder hinzieht, wenn ich auch den feſten Vorſatz hätte, ſie nicht wieder anzuſehen. — Und ihr Mund — ach! er ſpricht ſo liebe Worte und man wähnt — Horch, Lautenklänge! rief er lauſchend, und er irrte ſich nicht, es waren Töne einer Laute, welche durch das ſchaurige Rauſchen des Nachtwindes drangen, und bald von einem wehmuthsvollen Geſange begleitet wurden. — Schweig, ſchweig! ſagte er zitternd: ſchweig, holde Sängerin! Deine Töne dringen zu tief in mein Herz und durchſtrömen mich mit Gluth. —

Da verhallte der Geſang, Alles ward ſtill, er ſah im Mondlicht eine weiße Geſtalt durch das Gebüſch dem Hauſe zueilen, und ihm ſchien, als ſchwebe ein Engel des Himmels in ſternerhellter Nacht an ihm vorüber. Schlaf wohl! rief er ihr leiſe nach.

Der Schlaf floh ſein brennendes Auge, und als er am andern Morgen das Reiſebündel ordnete, war es ihm ſo wehmüthig ums Herz, wie damals, als er, das Vaterhaus verlaſſend, zu der Mutter ging, ihr Lebewohl zu ſagen. Nur

langsam schlich er die Treppe hinab und setzte sich vor der Hausthür auf die Steinbank; aber so kühl die Morgenluft ihn auch anwehte, so herzerhebend auch der Anblick der, mit majestätischem Schritte hinter den Bergen hervortretenden Sonne war, blieb sein Herz doch beklommen; bei jedem Oeffnen der Thüre ward es ihm ängstlich, und er glaubte, der Augenblick der Trennung erscheine. Aber er saß eine geraume Zeit, weder der Alte, noch Gertraud ließen sich blicken; endlich trat die Muhme heraus und lud ihn freundlich zum Morgenimbiß in das Wohnzimmer ein.

Hier fand er Gertraud neben dem Oheim schon bei dem Frühstücke. Der Alte grüßte ihn freundlich, die holde Sängerin aber schlug die Augen nieder, und sprach kaum hörbar: Guten Morgen, Herr Roser! sah, während die Suppe verzehrt wurde, nicht auf, und eilte, sobald der Alte aufgestanden war, davon.

Ich gebe Euch hier zwei Schreiben mit, begann nun dieser: das eine ist an meinen Bruder Caspar, den Juwelier, das andere an Berchtold, den Bürgermeister. Das Erstere spricht nur von Geschäften, meist das Mädel betreffend, das

Zweite aber von Euch, den ich während ſeines kurzen Aufenthalts lieb gewonnen habe. Grüßt meinen Bruder, den Juwelier, den Berchtold aber zweimal von mir, ſagt ihnen, Ihr hättet mich geſund an Leib und Seele, an Hab' und Gut getroffen.

Trudchen! Muhme! He! rief er jetzt zur Thür hinaus: Kommt doch, dem Landsmanne Valet zu ſagen, er will fort! Die Muhme kam, ſpäter Gertraud. Die erſte fand bald ihre zierlich geſetzten, in der Küche weislich überdachten Worte wieder, Gertraud aber ſtockte, als ſie Albrecht die Hand zum Abſchiede reichte. Vergeßt meine Bitte nicht, und betet ſtatt meiner an dem Grabe der Mutter. Dieß ſagend, wandte ſie ſich ab, die Thränen zu verbergen und trat ins Fenſter. Albrecht blickte ihr ſinnend nach. Galten die Thränen mir oder der Mutter? Dieſer kühne Gedanke durchflog ihn, als der Alte ihm freundlich, zu gehen, winkte.

Lohn' Euch Gott, daß Ihr mich ſo gaſtfreundlich beherbergt! ſagte der Wandersmann gerührt: Möge der Herr jede Thräne trocknen, welche in dieſem Hauſe geweint werden könnte! Schönen Dank für Speiſ' und Trank, herzlichen für die freundliche Aufnahme. Er ſchüttelte dem Alten

Nun lieber Landsmann, wandte ſich der Hausherr an Albrecht, ohne über die neue Bekanntſchaft ſeine Freude kund zu thun: wollt Ihr Eurem Reiſegefährten zu Lieb' einige Tage verweilen, oder treibt es Euch zu ſtark von hier nach der Heimath?

Während Albrecht ſeine Antwort in Gertraubs Auge, das ſie eben forſchend auf ihn gerichtet, zu leſen ſuchte, raunte die Muhme dem Hausherrn leiſe zu: Laßt ihn ziehen, ich will Euch hernach ſchon ſagen, weßhalb?

Nun, Landsmann, fuhr der Alte fort, ohne ſich um das Einflüſtern der Muhme zu kümmern: Ihr ſcheint ſo unſchlüſſig zu ſeyn, hätte geglaubt, der Entſchluß wäre bei Euch raſcher.

Ich werde drei Tage in Brugg verweilen, länger jedoch auf keinen Fall, erwiederte nun Albrecht: und ſomit ſage ich Euch Allen für jetzt kein Lebewohl; denn es wird mir doch wohl vergönnt ſeyn, ehe ich aus hieſiger Gegend ziehe, dieß gaſtfreundliche Haus noch einmal zu betreten.

War Euch die Herberge in dieſer Nacht ſo unbehaglich, daß Ihr ſie verlaſſen wollt? fragte der Alte ſcherzend: Bleibt bei uns, bis das Roß Eures Gefährten geheilt iſt. Ihr habt gewiß die

Güte, uns davon zu benachrichtigen. Philipp verneigte ſich.

Wenn Ihr es mir vergönnt, unter Eurem gaſtfreundlichen Dache zu verweilen, ſo nehme ich es willig an, erwiederte Albrecht nach langem innern Kampfe. Der Alte ſchien ſich über dieſen Entſchluß zu freuen, die Muhme aber verließ brummend das Zimmer, und Gertraud wandte ihr holdes Antlitz ſchnell nach dem Fenſter und ſchlich ſich bald wieder davon.

Ihr habt ſehr recht, das freundliche Anerbieten Herrn Deimlings anzunehmen, begann nun Philipp: denn die Herberge in Brugg iſt abſcheulich. —

Wüßte doch nicht! entgegnete der Alte ſpöttiſch: Wirth und Wirthin ſind freundliche, reinliche Leute, man kehrt ſonſt gern bei ihnen ein, und wenn uns ein ſo edles Thier krank iſt, da überläßt man es nicht gern fremder Pflege, und nimmt ſchon mit weniger guter Bewirthung vorlieb.

Philipp Wels verſtand den Wink — er ſprach nicht mehr davon, und nachdem er ſich einige Stunden von Handelsgeſchäften mit dem Kauf-

herrn

herrn unterhalten hatte, empfahl er ſich, und wurde auf morgen zur Mahlzeit geladen.

3.

Als Albrecht von einem Spaziergange in der Umgegend zurückkam, fand er den Hausherrn mit ſeiner Nichte und der Alten ſchon auf ihn wartend. Euer Freund, ſo redete ihn Herr Deimling an: gefällt mir nicht. Es iſt zwar ein verſtändiger Mann, der wohl ſeine Kenntniſſe haben mag, aber es liegt in ſeinem Geſichte etwas Abſtoßendes für mich; ſein Blick iſt unſtät, und ſein Mund zieht ſich zuweilen zu einem höhniſchen Lächeln. Wie habt Ihr Euch beide doch zuſammen gefunden; ein paar verſchiedenere Reiſegeſellen habe ich noch nicht geſehen.

Albrecht ſchwieg; er wollte dem Hausherrn nicht widerſprechen, ihm aber auch nicht Recht geben.

Nun, junger Mann, fuhr Herr Deimling fort: ſeyd Ihr nicht gleicher Meinung mit mir? Ich ſollte es faſt glauben, denn die Art und Weiſe,

wie Ihr Euch gegen ihn benehmt, scheint eben nicht von inniger Freundschaft zu zeugen.

Herr, erwiederte Albrecht: was kann ich Euch über meinen Reisegesellen sagen? In fremdem Lande freut man sich schon, wenn man nur ein vaterländisches Wort hört, und gar gern gesellt man sich da zu seinen Landsleuten. Ich könnte freilich nicht sagen, daß mich der Kaufherr aus Cöln so angesprochen hätte, daß ich ihn zu meinem Freunde erwählen möchte; aber zum Reisekumpan schien er mir doch besser, als gar keiner. Er ist munter, singt artige Lieder, sitzt gern beim vollen Becher, schimpft, wenn die Sonne scheint und lacht, wenn es regnet. So hat er mir manchmal die Zeit vertrieben, und da er sich bisher freundlich gegen mich benommen, so habe ich Liebes mit Liebem vergolten.

Auch mir hat er nicht gefallen, sagte jetzt Gertraud: es ist wohl ein feiner Mann, aber ich könnte kein Zutrauen zu ihm fassen.

Da bist Du doch sehr undankbar; begann die Muhme, sich in das Gespräch mischend: sein Auge hat Dich stets verfolgt, und in den wenigen Augenblicken, daß er Dich gesehen hat, schien es mir, als wenn Du ihm nicht gleichgiltig wärest.

Hättet Ihr Recht, Muhme, erwiederte das Mädchen: so würde er mir deßhalb noch weniger gefallen.

So? meinte die Muhme empfindlich.

Nun, laßt dieſe unnützen Worte, unterbrach der Hausherr das Geſpräch: Gertraud, gehe Du mit unſerm Landsmanne hinunter nach Königsfelden; zeige ihm dort das blutige Denkmal und lade den Vogt ein, morgen Mittag bei uns zu ſpeiſen. Die alte Barbara kann Dich begleiten und das bereit ſtehende Körbchen mit Obſt für ihn mitnehmen. Haltet Euch nicht auf und kehrt bald wieder heim, denn ich habe noch Manches mit Euch, junger Mann, zu ſprechen.

Gertraud konnte die Verlegenheit nicht verbergen, in welche ſie der Befehl ihres Oheims verſetzte; ſie nahm ihren Strohhut und begab ſich auf den Weg. Albrecht folgte ihr mit freudigem, aber dennoch mit beklommenem Herzen.

Kaum hatten ſich die jungen Leute entfernt, als die Muhme ihren Unwillen auszuſprechen begann. Aber, mein Gott, Vetter, ſeyd Ihr denn blind? Saht Ihr denn nicht die Blicke, welche die Beiden verſtohlen wechſelten, habt Ihr denn

noch nicht bemerkt, wie unſre Gertraud, ganz wider ihre Gewohnheit, in Gegenwart des jungen Mannes befangen iſt und ewig roth wird? Habt Ihr nicht ſein glühendes Auge geſehen, wenn er auf ſie blickt?

Der Alte lächelte. Gute Muhme, das kümmre Euch nicht! erwiederte er gelaſſen: Unſere Gertraud iſt ein wackeres züchtiges Mädchen, der Waffenſchmidt, wenn ich nicht irre, ein braver Mann. Was wäre dabei zu befürchten? Faßten die Leutchen Neigung für einander, was ſchadet's? Sie ſind ſich werth und Keiner betrügt den Andern bei dem Kauf; ſein Vater iſt ein wohlhabender Bürgersmann, und Albrecht ſcheint etwas gelernt zu haben.

Und Euer Bruder? — unterbrach ſie ihn.

Ja freilich, der verlangt eines Kaiſers Sohn zum Eidam; ich aber habe meine Freude an dem treuherzigen biedern Burſchen. Sein Vater war mein liebſter Schulfreund, und da mir leider, Gott keine Kinder gegeben hat, und der Sohn meines Berchtolds und Gertraud die einzigen Erben meines hübſchen Vermögens ſind, ſo ſollten ſie nicht

darben, wenn auch der Bruder die Hand von seinem Kinde abzöge.

Während die Alte über des Vetters Aeußerung den Kopf schüttelte, wanderte Albrecht und Gertraud der Abtei Königsfelden zu. Die schöne Gegend gab ihnen wohl hie und da Stoff zur Unterhaltung, aber oft riß der Faden, oft gingen sie mehrere hundert Schritte schweigend neben einander und Keines wagte aufzublicken, Keines das Gespräch wieder anzuknüpfen. Als aber endlich die Rede auf die liebe Vaterstadt kam, wurde es lebhafter und wärmer; die Erinnerung führte ihnen so manches, Freude und Sehnsucht Erweckendes vor, und nach und nach, ihnen selbst unbewußt, verschwand die ängstliche Scheu und sie wurden gegenseitig vertrauter.

Ihr vergeßt doch Euer Versprechen nicht, lieber Freund! sagte jetzt Gertraud: Pflanzt ja recht viele Astern auf das Grab, dieß waren meiner guten Mutter Lieblingsblumen; sie sagte oft: diese Kinder des Herbstes schmücken, wenn alle andere schon längst verblüht, noch mit ihrer bunten Pracht den Garten, und sind mir dann ein treues Bild des ehelichen Glückes. Wenn Rose und Nelken und

alle die andern schönen Blumen längst verblüht sind, dann erquicken die Astern noch mit ihren bunten Farben das Auge, bis der kalte Herbststurm sie schüttelt und der Winter sein Kleid über sie breitet. Darum, pflanzt ja recht viel Astern auf ihr Grab, und vergeßt meine Bitte nicht.

Wie könnt' ich Eure Bitte vergessen, Jungfrau? sagte Albrecht, das Kreuz, welches an der goldnen Kette um seinen Hals hing, aus dem Koller hervorziehend: Wie könnt' ich es vergessen, da ein so werthes Andenken mich daran erinnert? Er küßte mit Inbrunst das Kreuz, erschrak über das, was er gethan, und verbarg es rasch wieder an seiner Brust. Gertraud erröthete und das Gespräch stockte wieder, wie anfangs.

So gelangten sie nach Königsfelden. Der Vogt empfing sie freundlich, und führte Albrecht Roser selbst in der ehemaligen Abtei umher, welche nach vollbrachter furchtbarer Rache Kaiser Albrechts Gemahlin und Tochter zur Sühne gestiftet hatten. Als sie in der Kirche die Stufen des Hochaltars betraten, schauderte Gertraud. Hier ist, sagte sie: die unglückliche Stelle, wo der Kaiser durch Meuchelmord fiel. Der Altar drückt die blut-

getränkte Erde, und Ströme Blutes floſſen zum Sühnopfer für das hier Vergoſſene.

Eine furchtbare That! ſprach Albrecht: Die Vergeltung ereilt ſtets den Verbrecher, ihr entgeht er nicht.

Und doch, berichtete der Vogt: ereilte ſie nur den minder Schuldigen. Die Mörder Johann von Schwaben, Palm, Eſchenbach und Degernfelden ſind dem Arme der Gerechtigkeit entgangen, nur der Freiherr von Wart, ein unthätiger Zuſchauer, büßte für Alle. Von ſeinem Freunde verrathen fiel er in die Gewalt Agneſens von Ungarn; er wurde in Winterthur gerädert, und noch lebend aufs Rad geflochten, wo er erſt nach drei Tagen ſtarb.

Und ſeine edle Gemahlin, fiel Gertraud dem Vogt in die Rede: ſchlich, ſo wie es zu dämmern begann, jeden Abend zu dem Rabenſteine, betete mit ihm, tröſtete ihn, linderte ſo ſeine qualvollen Leiden und drückte ihm endlich die Augen zu. — Nicht ohne Thränen kann ich an die edle Frau denken, wenn ich vor dem Bilde der rächenden Fürſtinnen ſchaudern muß. Kommt, kommt! ſagte ſie dann: Weg von dieſer unheimlichen Stelle! Nicht der

Gesang, nicht das Gebet der Klosterfrauen konnte die That, konnte die Rache versöhnen.

Sie verließen diesen Aufenthalt trauriger Rückerinnerungen, dieses Denkmal des Verfalles irdischer Größe. Auf dem Heimwege, wo die Vergangenheit ihnen Stoff zu manchen Gesprächen gab, schien wieder unbefangene Vertraulichkeit einzutreten. Jedes Wort, jeder Blick brachte sie näher, und als sie vor ihrer Wohnung standen, mochte wohl ein leiser Druck seiner Hand ihr mehr sagen, als alle Worte, die sie unterweges gewechselt.

Der Alte setzte sich nun mit Albrecht in ein kleines Zimmer, wo er zu arbeiten pflegte. Hier ließ er einen Krug mit Wein bringen und lud den jungen Mann ein, sich zu ihm zu setzen.

Ihr scheint mir ein wackerer Bursche zu seyn, begann er zutraulich: kräftig an Geist, wie an Körper, und hoffentlich unserer Lehre mit Leib und Leben zugethan, obgleich Ihr in Gesellschaft eines Papisten reist. Ich bin Euch um Eurer selbst und auch darum gewogen, weil Ihr der Sohn eines wackern Mannes, meines Schulfreundes, seyd. Auch werdet Ihr hoffentlich, wenn die Trommel gerührt wird, nicht der Letzte seyn, sich in Reih' und

Glied zu ſtellen. Ich habe deßhalb den Brief, den ich Euch an den Bürgermeiſter mitgab, geſchrieben, und Euch in demſelben als einen wackern Mann geſchildert, der wohl Kraft und Muth genug hätte, das Banner der Stadt zu tragen. Straft meine Worte nicht Lügen, junger Mann! und beginnet der Kampf, ſo macht meinem Glauben an Euch Ehre, und denkt, daß oft nur der Kühne ſich einen, ſonſt unerreichbaren, Preis erringen kann.

Ja, fuhr Albrecht lebhaft auf, faßte des Alten Hand, und ſchüttelte ſie herzlich: ſo wahr ich hier vor Gottes Angeſicht und vor dem Angeſicht eines deutſchen Mannes ſtehe, ſo wahr ſollt Ihr mich bereit und Eures Zutrauens würdig finden! Ob ich mir einen Preis erringen kann, fuhr er hocherglühend fort: das mag Gott der Allmächtige wiſſen, daß ich aber handeln werde, als ob mir der Schönſte zum Lohn werden müßte, das ſeyd von mir gewiß. Auch, lieber Herr, ſagte er gerührt: werde ich dieſer Stunde und Eurer nie vergeſſen. Habt Ihr in meiner Bruſt eine Hoffnung angezündet, deren Funke kaum zu glimmen wagte, ſo ſoll ſie in mir verborgen glühen, und ich werde beſcheiden aber muthig mei-

nem Ziele entgegen gehen und Eures Wohlwollens mich werth zu machen ſuchen.

Der Alte erwiederte den Händedruck. Halte Wort! ſprach er: und Du kannſt auf mich rechnen.

4.

Am Abend, als ſchon Alles im Hauſe ſchlief, vernahm Albrecht wieder die Lautentöne und den lieblichen Geſang, der ſich heute von dem am Fenſter Lauſchenden nicht unterbrechen ließ, und der erſt nach manchem ſchön geſungenen Liede verſtummte. Auch ſchwebte die Sängerin nicht, wie geſtern, geiſterhaft in der Ferne vorüber; Gertraud rief ihm, als ſie unter ſeinem Fenſter vorbei ſchlüpfte, eine freundliche gute Nacht zu, und ſo floh ihn auch heute der Schlaf; denn die Bruſt wollte ihm vor Freude zerſpringen, und das holde Bild dieſes lieben ſchwermüthigen Mädchens trat unaufhörlich vor ihn. Und doch fühlte er ſich ſo geſtärkt, als der erſte Schimmer des Tages hinter den Bergen hervor brach, doch fühlte er ſich ſo wohl, daß er ſich aus dem Hauſe ſchlich, den Wülpelsberg hinauf klimmte und die Sonne in majeſtätiſcher Pracht aufſteigen

ſah. Hatte ſie an jenem Abend um die eisbedeckten in der Ferne hervorragenden Gletſcher einen goldenen Mantel gebreitet, ſo hauchte ſie heute das zarteſte Roth über die weißen Eisfelder und, wie eine züchtige Braut dem nahenden Geliebten ſanft erröthend entgegen ſieht, ſo harrte die Natur, von roſigem Hauch umfloſſen, der Alles belebenden Sonne. Es war dem Jünglinge, als ob mit ihren wiederkehrenden Strahlen eine neue Hoffnung für ihn aufgegangen ſey, und ſeit dem Geſpräche mit dem alten Ohm hatte ſich in ihm eine Zukunft geſtaltet, die er früher nicht einmal zu ahnen gewagt hatte. Wäre es denn möglich, dachte er, und bei dieſem Gedanken fühlte er ſein Herz ſchneller klopfen: könnte ich ihre Liebe gewinnen? könnte ich ſie wirklich erringen? Ach, womit? fragte er ſich plötzlich und ſeine Gedanken geſtalteten ſich in Worten. — Bin ich doch ein ſo ſchlichter Menſch, der weder mit zierlichen Reden, noch durch Minnelieder und Harfenklänge ſich in des Mädchens Herz zu ſtehlen weiß. Aber das verlangt ſie auch nicht, ſetzte er beruhigt hinzu. Verſtand ſie nicht den leiſen Druck meiner Hand? erwiederte ſie ihn nicht, und verſtand ich nicht, was dieſe Erwiederung ſagen

wollte, obgleich der Druck viel leiſer, als der meine, und kaum fühlbar war? Ach! braucht es denn des äußeren Tandes, daß ſich die Herzen finden? Ja ja! ich glaube, ich hoffe, auch ſie iſt mir gewogen.

In dieſen ſeligen Träumen, die zum erſten Male in ſeinem thätigen Leben in ihm aufgeſtiegen waren, ſchwärmte er durch manche Schlucht, auf mancher Bergkuppe umher. Frei, wie der über ihm ſchwebende Adler, fühlte er ſich in der reinen Morgenluft, die er gierig einſog, frei dünkte er ſich und hoch beglückt, und bedachte nicht, daß die Liebe der Freiheit, wenn auch nur roſige Bande anlege und er jetzt erſt einem ernſten Schickſale entgegen träte. Aber der Augenblick des Glücks verſchlang die Zukunft, er gedächte nur Gertrauds und der Funke der erſten Liebe flammte in ſeinem Herzen unaufhaltſam auf.

Es iſt eine gar ſchöne Zeit, dieſe Knospenzeit der Liebe, wo die erſten Blätter ſich röthen, Thränen nur ein ſanfter erquickender Thau ſind und die Strahlen der Morgenſonne mit warmem Hauche die Blätter zum Entfalten hervor locken. — Schwellend drängen ſie ſich nach dem Lichte, nach dem wärmenden Hauche, ein unbekanntes Gefühl

hebt ſie immer mehr und mehr empor, und im Entfalten ſuchen ſie ihr einziges Glück. — Da ſaugt an einem Wonnetag ein milder Sonnenſtrahl den Thau freundlich auf, die Knospe ſchwellt, ſie durchbricht die grüne Hülle und zart, ſanft erröthend öffnet ſie ihren verſchloſſenen Kelch dem Lichte und ſcheint in dem erſten Duft, den ſie aushaucht, leiſe zitternd zu rufen: ich liebe! — Was kümmert ſie dann der Sturm, der ſie umweht, küſſen doch die Strahlen der neuen Aurora die Thränen der Nacht von ihren Blättern, und entfaltet doch jeder junge Tag ſie mehr und mehr, duftet ſie doch an jedem Abend lieblicher, und verweilt doch der Weſt, um ihre zarte Blätterfülle ſpielend, gern bei ihr. — Aber was Duft und Farbe lockte, was das Verborgene zum Leben hervor rief und das Farbenloſe mit dem ſanften Roth überhauchte, die Strahlen der Sonne bleichen ihre Blüthe, der Zephyr drängt ſich nicht mehr zwiſchen ihre dichten Blätter, ſie ſenkt trauernd ihr Haupt, und er rauſcht durch die welken, ſie auf ſeinen Schmetterlingsflügeln mit ſich fortnehmend. Kurz ſind die Blüthentage des Frühlings, lang iſt der Sommer, lang die Tage des Herb-

ſtes, und der Winter? — o wie tief iſt ſein Schlaf bis zum neuen Erwachen!

Aber noch kürzer iſt das Blüthenleben der erſten Liebe, oft ſind es nur Stunden, oft nur Tage, ſelten Jahre, in denen ſie in Gluth und Friſche den Menſchen beglückt, drückend iſt der ſchwüle Sommer des Lebens, rauh ſind die Stürme des Herbſtes und Erinnerung und Sehnſucht nach den ſchönen Tagen eines Freudenparadieſes iſt Alles, was uns bleibt.

Auch Gertraud fühlte bei den Strahlen der Morgenſonne in ihrer Bruſt der erſten Liebe Himmelstraum ſich entfalten; was des treuherzigen Alten, vielleicht zu raſch geſprochenes, Wort in des Jünglings Bruſt zum Leben hervor gerufen, hatte bei ihr der Muhme warnende Rede gethan, welche ihr den ernſten lieben Landsmann nur als den rußigen Waffenſchmidt mit Schurzfell und Hammer vorgemalt hatte. Die Liebe hat ihre eigenen Zauberfarben, ihre eigene Geſtaltung, ein fremder Pinſel malt nie treffend, deßhalb war auch der Muhme Mühen vergebens geweſen, und nur an ihn gedenkend hatte ſich Gertraud aufs Lager geworfen. Aber auch ſie fand keinen Schlaf, die Morgenröthe hatte

ſie ins Freie gelockt, und als Albrecht eben wieder im Zurückgehen begriffen war, begegneten ſich Beide.

Zarte wahre Liebe ſpricht nur wenig, die Lippen ſchweigen, das Auge allein iſt beredt. Auf dem Heimwege entſchlüpfte ihnen kein Wort von dem, was ſie empfanden, und doch brachte dieſe Stunde ſie ſo nahe, und doch traten ſie überreich an Glück in das Landhaus.

Da ſtörte ſie Philipp Wels in ihrem ſtillen Glücke, der wie durch einen Zauber der Muhme grämliches Antlitz zu erheitern, Gertrauds ſanft erglühtes Auge zu umdüſtern verſtand. Scharf beobachtend ruhte ſein Blick auf den Glücklichen, das Mädchen bemerkte es, ihr Gleichmuth war hin, und der Gedanke, ihre Empfindungen vor dieſem Fremden verbergen zu müſſen, ließ ſie ihre Gefühle erſt ganz erkennen. Der Ohm, dem dieß Alles nicht entging, ſuchte den Kaufherrn mit ſeinem Geſpräch in ſeine Nähe zu bannen, aber er vermochte nicht, die glühenden Blicke Philipps von Trudchens holder Geſtalt abzuziehen, und ehe noch der Vogt von Königsfelden ankam, hatte ſich der Cölner ſchon von dem Alten wieder losgemacht,

ſeine Laute ergriffen und verſuchte nun mit ſeiner wirklich melodiſchen Stimme und einem zarten Liede das Mädchen an ſich zu locken. Aber mit einem Blicke voll Liebe Albrecht noch beglückend, entfernte ſie ſich, mitten in ſeinem Geſang und erſt, als das Mittagseſſen aufgetragen war, erſchien ſie wieder. Auch Albrecht entging dieſe zudringliche Bewerbung ſeines Gefährten nicht, ihn dauerte das Mädchen, dem dieſer mit jedem Worte, das er ſprach, immer läſtiger zu werden ſchien. Zuweilen gelang es Albrecht wohl, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, und Philipp in ein anderes zu verwickeln; aber immer wendete dieſer ſeine Worte wieder an Gertraud, welche über die Schmeicheleien, womit er ſie quälte, verlegen wurde. — So verging der Tag, für Keinen befriedigend; erſt ſpät am Abend ritten der Vogt und der Cölniſche Kaufherr wieder heim und Albrecht ſehnte ſich nun, in der Hoffnung, daß ihn Gertrauds Geſang für den verlorenen Tag entſchädigen würde, nach ſeinem ſtillen Kämmerchen. Er täuſchte ſich nicht; auch heute tönte ihr Lied, ſchmelzender als je, auch heute beglückte ihn der trauliche Ton ihrer Stimme, mit welchem ſie ihm: Gute Nacht, mein lieber

theurer

theurer Landsmann! zurief, und auch heute verbrachte er die Nacht von freundlichen Träumen umgaukelt.

Der andere Tag, der letzte, welchen er in ihrer Nähe seyn sollte, da ihn sein Reisegefährte von der Wiederherstellung seines Rosses benachrichtigt hatte, war ein Gemisch von Himmel und Hölle. Am Morgen quälte die Ruhme sie mit ihrer Gegenwart, und verließ Gertraud keinen Augenblick; nach Tische störte der zudringliche Freund die Stunden der Weihe, und nur den Abend hofften sie ganz für sich genießen zu können; aber hier trennte sie der Ohm. Er hatte dem jungen Manne so manche Vermahnung, so manchen Auftrag, so viel Grüße an die Brüder und an seinen Jugendfreund mit auf den Weg zu geben, daß sie auch nicht einmal ein leises Wörtchen mit einander sprechen, nicht ein Händedruck sie beglücken konnte.

Als Albrecht, da Alles schlief, ihre holde Stimme wieder vernahm und dachte, daß dieß das letzte Mal sey, daß er sie höre, wollte er hinunter zu ihr; aber die Furcht, ihr zu mißfallen, zügelte seine Sehnsucht. Er blieb und lauschte auf jeden Ton der lieben Sängerin, die heute früher als

gewöhnlich endete, und da sie unter seinem Fenſter vorübergehend ihm gute Nacht zurief, hielt er ſich nicht länger. O daß ich hinunter zu Euch kommen dürfte, rief er ihr leiſe zu: es liegt ſo viel auf meiner Bruſt, das ich Euch vertrauen möchte.

Das dürft Ihr nicht, mein Freund! erwiederte ſie: Im Dunkel der Nacht ziemt es der Jungfrau nicht, an Eurer Seite zu luſtwandeln; wenn aber morgen der Tag anbricht und die Berge ſich röthen, dann will ich Euch auf der Bank vor dem Hauſe erwarten.

Die Dämmerung fand ihn ſchon dort. Der erſte roſige Schein der Morgenröthe führte Gertraud an ſeine Seite, und bald ſaßen ſie ſchweigend, Hand in Hand, Aug' in Auge. Viel hatten ſie ſich zu ſagen, aber nur wenig ſprach der Mund. Da überraſchte ſie die Muhme, rief das Mädchen herein und ſtörte auch ſo die letzte feierliche Stunde.

Als der Augenblick der Trennung nahte, der Alte den Jüngling an ſein Herz ſchloß, Albrecht, trotz dem Kummer, den ihm die Alte gemacht, ihr freundlich die Hand reichte, und für das Gute dankte, was er hier genoſſen, er jetzt mit zagendem

Schritte ſich Gertraud nahte, ihr Lebewohl zu ſagen, trat der Hausherr zwiſchen Beide. Macht es kurz, Kinder! ſprach er gerührt: Macht Euch den Abſchied nicht ſchwer, reicht Euch die Hände, und ſagt Euch ein kurzes Lebewohl.

Lebt wohl, liebe Gertraud! ſprach jezt der Waffenſchmidt, ihr die Hand reichend.

Zieht mit Gott! erwiederte ſie: Ich werde oft Eurer mit Liebe gedenken. Lebt wohl! Sie eilte hinaus, und Albrecht zog nun, von Gertrauds Bilde begleitet, ſeiner Heimath zu.

5.

Der Weg bis Baſel ſchien ihm nicht ſo reizend, als der, den er ſchon zurückgelegt hatte. Er beachtete die ſchöne Natur nicht mehr; in ſich verſchloſſen, theilte er ſich nur wenig mit, und ſein Reiſegefährte, den nicht die Lähmung ſeines Roſſes, ſondern die Abſicht, mit Gertraud in nähere Berührung zu kommen, in Brugg aufgehalten hatte, ward unwillig. Oft hatte er ihn ſchon mit der ſchönen Schweizerin am Wülpelsberge geneckt. Albrecht hatte es nicht gehört, oder vielmehr nicht

hören wollen; da jedoch Philipps Neckereien immer bitterer und unfeiner wurden, und ſelbſt das Mädchen trafen, ertrug er ſie nicht mehr gleichgiltig. Er bat ſeinen Gefährten höflichſt, zu ſchweigen, und ein ernſter Blick auf ſein Schwert gab ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß er jede Verunglimpfung Gertrauds mit dieſem beantworten würde. So gelangten ſie in wenig traulicher Eintracht nach Baſel, wo der Kaufherr, Geſchäfte vorſchützend, zurück blieb; Albrecht aber ſetzte ſeinen Wanderſtab weiter fort und eilte der lieben Vaterſtadt zu.

Hoch ſchlug ihm das Herz, als er an einem ſchönen Morgen auf der Höhe ſtand, von welcher er Pforzheim überblicken konnte. Seit ſechs Jahren hatte er dieſe Thürme nicht geſehen, und dieſe Zeit hatte das Gefühl für ſeine Vaterſtadt nicht geſchwächt. Alles, was ihn hier Liebes erwartete, winkte ihm ſchon aus der Ferne zu; das Vaterhaus, die Werkſtätte, wo er das erſte Mal den Hammer geſchwungen, der alte Vater mit dem ſchwarzen Käppchen über ſeinen ſpärlichen Locken, den aufgeſchürzten Arm noch kräftig am Ambos ſchwingend, der alte Konrad, dieſer treue Geſelle, der vierzig Jahre ſchon ſeines Vaters ſteter Mit-

arbeiter geweſen war, und vor Allen die gute ſorgſame Mutter, welche er kränklich verlaſſen und die er kaum wieder zu ſehen geglaubt hatte, Alles dieß trat lebendig vor ihn, und zog ihn jetzt, wie mit magiſcher Gewalt, den Hügel hinab. Seine Schritte verdoppelnd eilte er dem grauen Thore zu, und als er durch das finſtre Gewölbe ging, durch die belebten Gaſſen ſchritt, wo ſo mancher Bekannte ihn freundlich begrüßte, als er das Giebeldach ſeiner väterlichen Wohnung in der Ferne erblickte, jetzt näher kam und die Funken vom Ambos in der Werkſtatt ſprühen ſah, hielt es ihn nicht länger, er ſtürzte in die offene Thür, reichte im Vorübergehen dem alten Konrad die Hand und fiel dem Vater um den Hals, der, von ſeinem Anblick überraſcht, den aufgehobenen Hammer ſinken ließ.

Du biſt ein wackerer Burſche geworden! ſagte der Alte, ihn nach der erſten Bewillkommnung vom Haupt bis zu der Sohle betrachtend: Biſt ein Mann geworden, der wohl im Stande iſt, mein Werk fortzuführen. Grüß Dich Gott, mein Sohn. Willkommen in Deinem Vaterhauſe, Albrecht, und doppelt willkommen, gehſt Du ſo redlichen Herzens ein, wie Du auszogeſt.

Ich hoff' es, erwiederte Albrecht. Aber sagt, mein Vater, fragte er besorglich: wo find' ich die Mutter?

Dacht ich's doch, antwortete der Alte lächelnd: daß es Dich nicht lange bei mir halten und es Dich gleich nach der Mutter ziehen würde. Es ist brav von Dir, mein Sohn, denn solch ein Mutterherz findet man nur selten. Geh hinüber, in die Wohnstube, dort wirst Du sie auf ihrem alten Plätzchen finden.

Albrecht eilte hinüber. Auf gewohnter Stelle, in ihrem alten Lehnstuhl sitzend, fand er die gute Mutter, welche seine Stimme schon gehört und die Arme nach ihm ausgestreckt hatte. Lange kniete er vor ihr, lehnte sein Haupt an ihre Brust, und seine Freude war stumm:

Hab' ich Dich endlich wieder, mein Sohn, Du mein einziges Kind! rief sie, Freudethränen im Blicke: Hat mir der Himmel doch so lange das Leben gefristet, daß ich Dich noch einmal sehen konnte! Steh' auf, mein Albrecht! daß Dich meine trüben Augen betrachten und sich an Dir ergötzen können. Ja, sagte sie freundlich lächelnd: das ist noch der sanfte Blick, welcher meinen Augen so manche Freudenthräne entlockte, das ist der

freundliche Mund, der, wenn Schmerz und Krankheit mich unmuthig machten, mir ſo kindlich Troſt zuſprach, das iſt noch das ſchöne dichte braungelockte Haar; aber ſonſt erkenn' ich nichts an Dir wieder. Du biſt viel ſtattlicher geworden, biſt zum Manne gereift und ſtehſt jetzt vor mir, ganz das Bild Deines Vaters, aus jener Zeit, wo er um meine Hand warb. Sieh nur, Paul! rief ſie dem lächelnden Alten zu, der lange ſchweigend, mit Wohlgefallen auf Beide blickend, hinter Albrecht geſtanden hatte: ſieh nur unſern Sohn und freue Dich mit mir!

Was ſollt' ich nicht, gute Alte? ſprach der Meiſter, ihr die Hand traulich ſchüttelnd: Dir gegenüber ward mir ja immer die Freude zu Theil, und ſteht er in unſerer Mitte, dann wird ſie uns dreifach.

Und wie kehrſt Du heim, mein Sohn? fragte nun die Mutter: Haſt Du meine Lehren noch tief in Dein Herz geprägt, oder gingen ſie im Strudel der Welt unter? Kannſt Du auf dieſe Frage, die ich mit Zittern an Dich thue, mir frei in das Auge blicken?

Das kann ich, Mutter! erwiederte er: Rein trat ich aus dieſem frommen Hauſe, rein kehr' ich wieder dahin zurück.

Der Herr ſey gelobt! ſprachen die Alten, falteten die Hände und dankten Gott im ſtillen Gebete.

Du findeſt mich, mein Sohn, auf dieſen Seſſel gebannt; begann nun die Mutter ihr Herz auszuſchütten: des Abends trägt mich der Vater ins Bett und den Morgen wieder hierher zurück. Meine Füße ſind ganz gelähmt, ſelbſt als ich vorhin Deine Stimme hörte, konnte ich Dir nicht einmal entgegen gehen. Mit mir iſt es während Deiner Abweſenheit ſchlimmer geworden. Ich tauge zu nichts mehr, und nun ich Dich wieder geſehen, thäte Gott wohl beſſer, er nähme mich zu ſich. Ich bin ja Allen nur zur Laſt —

Schweig doch, Mutter! unterbrach ſie der Meiſter faſt unwillig: Wer am Ende der Laufbahn ſeine Gefährtin, wenn auch durch Noth und Elend, nicht mit Geduld und Liebe bis zu der dunkeln Ruheſtätte tragen wollte, der wär' ein ſchlechter Mann! Haſt Du doch ſo viele Jahre für mich geſorgt, mich gewartet und gepflegt, in den noch Uebrigen laß mich es thun, und gönne es mir, daß Du mir bleibſt, bis auch ich von hinnen gehe.

Die Alte nickte ihrem Eheherrn freundlich dankend zu. Er iſt ſo gut, Albrecht; Du kennſt

ja Deines Vaters Herz! ſprach ſie gerührt: Nun, wie Gott will! Aber für eine Hausfrau, die ſo treulich ihrer Wirthſchaft vorgeſtanden, iſt es doch zu hart, wenn ſie nun Alles in fremde Hände übergeben muß!

Darüber darfſt Du doch nicht klagen! meinte der Alte.

Ich klage auch nicht, erwiederte die Mutter: denn unſre Margarethe iſt ein Engel, den mir Gott geſendet hat. Ja, mein Sohn! ſprach ſie mit Feuer: willſt Du mich in meinen alten Tagen ganz glücklich machen —

So ſchweig doch! ſagte der Vater unwillig: Was gehört das jetzt hierher? Laß uns nur an das Glück denken, den braven Jungen wieder um uns zu haben, das Andere überlaß Gott.

Die Worte der Mutter, welche Albrecht wohl verſtand, hatten ihn verlegen gemacht, und er erbleichte, als die Thüre ſich öffnete und eine Jungfrau eintrat, die ihn ſchüchtern willkommen hieß.

Das iſt unſere Margarethe, ſagte die Mutter, freundlich ihre Wangen ſtreichelnd: eine arme Waiſe, die ich zu mir nahm, und welche mir das

Bißchen Gute, das ich ihr that, tauſendfach gelohnt hat. Ehre ſie, mein Sohn! —

Liebe ſie, wie Deine Schweſter! fiel ihr der Alte in die Rede: und an dem feierlichen Tage Deiner Wiederkehr in Dein Vaterhaus mach' ich es Dir zur heiligſten Pflicht, für ſie als Bruder zu ſorgen, wenn wir einſt nicht mehr ſind.

Das verſprech' ich Euch, Vater! Ich will treulich für Euch als Bruder ſorgen, Margarethe, wendete er ſich zu dem Mädchen: und Euch, ſteht es in meinen Kräften, das lohnen, was Ihr an meiner Mutter gethan.

Margarethe verneigte ſich erröthend, warf einen verſtohlenen Blick auf den jungen Mann und verließ, ſobald ſie konnte, das Zimmer.

Schon am Nachmittage ging Albrecht aus, die Briefe abzugeben. Zuerſt führte ihn der Weg zu Herrn Caspar Deimling, dem Juwelier. Er fand ihn in einem kleinen Gartenhäuschen ſeines Blumengartens, in perlfarbenem tuchenem Oberkleid, ein rothes Sammtkäppchen auf ſeinen braunen Haaren und eine Brille auf der Naſe, in einem großen mit Sammet beſchlagenen Lehnſtuhl ſitzen. Vor ſich hatte er einen Folianten aufgeſchlagen und neben

ſich einen künſtlich gearbeiteten Becher mit Wein ſtehen.

Als Albrecht eintrat, erhob er ſich ein wenig, rückte ſein Käppchen und fragte nach des Fremden Begehr.

Herr Deimling, begann dieſer, ſich ehrerbietig vor Gertrauds Vater neigend: ich komme aus der Schweiz und bringe Euch hier einen Brief von Eurem Bruder, dem Kaufherrn in Aarau, und —

Zeigt her! unterbrach ihn der Juwelier, die Hand nach dem Briefe ſtreckend, dann überflog ſein Auge den jungen Mann. — Ihr wünſcht gewiß in meiner Werkſtatt angeſtellt zu werden und Euch bei mir zu vervollkommnen? Nun, wir wollen ſehen!

Ihr irrt, Herr! erwiederte Albrecht: Seht nur meine Hand, ſie taugte wahrlich in Eurer Werkſtatt nicht.

Das weiß Gott! ſagte Herr Deimling, vor der nervigen Fauſt des Waffenſchmidts faſt erſchrekkend: Nun, was wollt Ihr ſonſt?

Den Brief übergeben, antwortete Albrecht: und Euch einen Gruß von Eurem holden Kinde, der Jungfer Gertraud, bringen.

Danke Euch ſchön! ſagte der Juwelier, ſein

Käppchen rückend, und sein ganzes Gesicht erheiterte sich: Wie geht es ihr, ist sie munter? Hat die Melancholie sie verlassen, und wird sie bald wieder ins Vaterhaus zurückkehren?

Albrecht fühlte wohl, daß er jede Rede über Gertraud vermeiden müsse, wenn er nicht dem Vater, der ihn überdieß schon scharf beobachtete, sein Innerstes verrathen wollte; er antwortete daher mit gutem Bedacht: Dieß Alles wird wohl in dem Briefe stehen, brecht ihn nur auf, lieber Herr, und leſt.

Der Juwelier brach ihn nun auf. Während des Leſens sah er einige Mal scharf auf Roſer, der seine Verlegenheit nicht ganz unterdrücken konnte, dann legte der Alte den Brief zusammen und fragte: Ihr seyd also Meister Pauls, des Waffenschmidts, Sohn?

Ja, Herr!

Wollt hier im Orte bleiben und die Werkstatt Eures Vaters übernehmen?

Mit der Zeit, wenn der Vater dem Geschäfte nicht mehr vorstehen kann, antwortete Albrecht.

Und da sucht Ihr Gönner und Freunde und

wünſcht unſre Protektion? fuhr Caspar Deimling fort.

Nein, Herr! die ſuche ich nicht, wohl aber Eure Liebe —

Der Alte ſchüttelte, über dieſe Antwort nicht wenig verwundert, den Kopf. Was ſollte Euch die nützen? fragte er, und nicht die leiſeſte Ahnung von dem, was der Waffenſchmidt damit meinen mochte, ſtieg in ihm auf. —

Albrecht fühlte, daß er ſchon zu viel geſagt habe, und ſuchte wieder einzulenken. Der Protektion bedarf ein ehrlicher fleißiger Bürger nicht, ſagte er ſtolz: das Geſetz ſchützt, ſeine Arbeit nährt ihn, aber die Liebe ſeiner Mitbürger muß ihm werth ſeyn. —

Was verſteht Ihr unter Mitbürger, mein Freund? fragte der Juwelier ihn unterbrechend.

Je nun, lieber Herr, das dächt' ich, wüßtet Ihr beſſer als ich, entgegnete Albrecht. Wer ſeine Abgaben gibt, ſeine Laſten trägt, für der Stadt Wohlfahrt ſorgt, und mit treuer Liebe an ſeiner Heimath hängt, das iſt ein Bürger dieſer Stadt, und mithin auch mein Mitbürger. Habe ich mich nicht recht ausgedrückt, fuhr er nach einer kleinen

Pauſe fort, worin er deutlich Mißfallen auf Herrn Deimlings Geſichte las: ſo verzeiht mir; ich habe mich ſo ganz nach meinem ſchlichten Verſtande ausgeſprochen.

Hat nichts zu ſagen, entgegnete der Juwelier: wir ſind alle Menſchen und vor Gott gleich. — Hier auf dieſer Welt findet wohl zuweilen, und auch mit Recht, ein Unterſchied ſtatt — doch dieß gehört nicht hierher. Ich danke Euch für Eure frohe Botſchaft, fuhr er fort: und will mich auch gern auf eine andere Art dankbar beweiſen. Sollte die Zeit kommen, wo Ihr eine Braut in Euer väterliches Haus einführen wollt, ſo laßt mich es wiſſen, und ich verſpreche Euch, Eurer Botſchaft wegen, und da mich mein älterer Bruder, der Euch liebgewonnen zu haben ſcheint, darum bittet, einen wohlgearbeiteten Verlobungsring ohne Zahlung zu verehren. Kommt dann alſo nur mit Eurer Braut zu mir. Vom Caspar Deimling, dem Juwelier, könnt Ihr ſchon eine freundliche Hochzeitgabe annehmen. Und nun Gott befohlen! Er rückte ſein Käppchen wieder, machte eine geringe Verbeugung mit dem Kopfe und that als ob er aufſtehen wolle.

Danke Euch, lieber Herr, für freundliche Auf-

nahme, und für das Verſprechen, erwiederte Albrecht lächelnd. Ich werde mich ſchon zur rechten Zeit deßhalb bei Euch einfinden. Lebt wohl! — Dieß ſagend empfahl er ſich und ging nach des Bürgermeiſters Wohnung.

Herrn Berchtold Deimlings Haus war nicht ſo prachtvoll von außen und innen, wie das ſeines Bruders; es war das väterliche Haus, klein aber freundlich. Auf der Hausflur begegnete ihm Rudolph, des Bürgermeiſters Sohn, ein Jugendfreund, der ihn auch gleich zu dem Zimmer ſeines Vaters führte.

Er klopfte an. Auf das Herein! öffnete er die Thüre. Ein Mann, den Rücken ihm zugewandt, ſaß am Schreibtiſche, ſchien emſig beſchäftigt, und beachtete ihn nicht. Albrecht trat ein, blieb ruhig wartend an der Thüre ſtehen und hatte Zeit, ſich im Zimmer umzuſehen. Auch hier fand er Alles anders, als in dem, mit Schildereien und manchen Koſtbarkeiten geſchmückten Gartenſtübchen des Juweliers. Die Bildniſſe des Markgrafen Georg Friedrichs und Luthers ſchmückten allein die Wand. Auf der einen Seite ſtand ein Geſtell mit Büchern, auf der andern ein Gleiches mit Akten.

Vor dem Tische, an welchem er den Bürgermeister sitzend fand, hing eine Landcharte. Alles aber war einfach und sorgsam geordnet.

Lange hatte er so erwartend gestanden, als endlich Herr Deimling, ein langer, hagerer, doch kräftig gebauter Mann, sich erhob und mit raschem Schritte auf ihn zuging. Was ist Euer Begehr, junger Mann? fragte er freundlich: Wer seyd Ihr?

Ich bin Meister Paul Rosers, des Waffenschmidts Sohn, erwiederte Albrecht.

So seyd mir von Herzen willkommen! sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend: Setzt Euch und sagt mir Euer Begehr.

Ich bringe Euch, gestrenger Herr, begann Albrecht: Gruß und Schreiben von Eurem Bruder aus der Schweiz.

Gebt her! unterbrach ihn der Bürgermeister mit Hast: Was von ihm kommt, ist mir werth; seyd mir nun doppelt willkommen! Er nahm den Brief, riß eilig das Siegel ab, und las. Man sah es ihm an, daß er den Inhalt begierig durchflog, aber je länger er las, desto aufmerksamer ward er, und sein Auge verweilte sogar auf man-

chen

chen Stellen, und dann ſchien er über den Inhalt nachzudenken. Unverwandt den Blick auf den Brief gerichtet, ſchien er Albrecht gar nicht zu beachten, und auch jetzt noch, als er das Schreiben ſchon lange wieder zuſammengeſchlagen auf den Tiſch gelegt und in ſeiner Stube auf und ab ging, ließ er den jungen Mann, der gehofft hatte, der Brief enthalte Einiges von ihm, unbeachtet ſtehen.

Doch plötzlich trat er auf ihn zu. Setzt Euch doch, Albrecht Roſer, ſagte er freundlich: und berichtet mir, wie es meinem Bruder geht, ob er geſund und friſchen Anſehens, und über den Verluſt ſeines vor Jahren geſtorbenen Weibes nun endlich getröſtet iſt. — Auch von meiner Nichte Gertraud erzählt mir, und ob die Schweizerluft, oder ſonſt Etwas, ihren Trübſinn aufzuheitern vermocht hat. Je mehr, je länger Ihr mir von ihnen erzählt, deſto lieber wird es mir ſeyn.

Albrecht begann nun unbefangen zu ſagen, was er geſehen, gehört, und wie ihm die Verhältniſſe erſchienen wären. Anfangs unterbrach ihn der Bürgermeiſter nur ſelten, zuletzt aber, beſonders wo die Rede von Gertraud war, that er ſo manche Frage an ihn, und das mit ſo theilneh-

mendem Tone, daß Albrecht unvermerkt offener über ſie ſprach, als er es wohl gewollt, und ſie mit ſo lebhaften Farben ſchilderte, daß Jeder leicht merken konnte, ſie ſey ihm nicht gleichgiltig.

Herr Deimling ſchien es aber nicht zu bemerken, fragte bald nach gleichgiltigen Sachen, bald verlockte er den jungen Mann wieder, über Gertraud ſein Herz auszuſchütten. Hierbei beobachtete er ihn genau, ohne es jedoch im Mindeſten zu ſcheinen. Mein lieber Bruder, ſagte er dann lächelnd: hat mir viel Gutes von Euch geſchrieben, ich hoffe, er hat Recht. Aber unbedingt möchte ich ihm doch nicht Alles glauben, ſo ein verſtändiger Mann er auch iſt, ſo hat das Alter ſein Jugendfeuer noch nicht ſattſam gedämpft. Er ergreift Alles mit Leidenſchaft, weſſen Geſicht ihn anſpricht, dem kommt er herzlich entgegen, und tauſendmal getäuſcht, iſt er tauſendmal dem erſten Eindrucke wieder gefolgt, und hat ſich von ihm hinreißen laſſen. So bedächtig er in ſeinen Geſchäften, ſo raſch iſt er in ſeinem übrigen Handeln, und ſein ewig reger Geiſt reißt ihn immer mit fort. Auf ſein gegebenes Wort könnt Ihr wie auf feſtem Grunde bauen, ſeinen Anſichten, ſeinen

Hoffnungen vertraut nie, er täuſcht ſich und Andere hierin oft.

Auch mich hat Euer offenes ernſtes Weſen beſtochen, junger Mann! fuhr er fort: Auch ich will Euch wohl, ſchon Eurer würdigen Eltern wegen; aber ehe ich mich dieſem wohlwollenden Gefühle ganz überlaſſe, bedarf es Zeit, Prüfungszeit. Bis dahin ſeht in mir einen Freund, wie ich es Jedem meiner Mitbürger bin, der es zu ſeyn verdient. Albrecht dankte beſcheiden.

Ihr wollt in den Krieg ziehen? fragte der Bürgermeiſter: Mein Bruder meint, Ihr wäret ein wackerer Geſelle, das Stadtbanner zu tragen, wenn es je aufgerollt werden ſollte. Euer Arm iſt freilich kräftig genug dazu, aber ob auch das Herz? Deſſen Kraft bedarf der Fahnenträger am meiſten, und ein Handwerksmann, fühlt er auch im Leben zu Allem tüchtigen Muth, findet ihn doch nicht immer, wenn es zum Kampfe geht. Da muß man ſich ſelbſt erſt geprüft haben —

Das that ich ſchon, Herr! unterbrach Albrecht den Bürgermeiſter.

So? das freut mich zu hören, erwiederte dieſer: nun, wie war es Euch da zu Muthe? —

Anfangs menſchlich, ſagte er ganz offenherzig. Das Herz mochte wohl ſchneller klopfen wie gewöhnlich, und die Vernunft rief mir zuweilen zu: Thor, was ſuchteſt Du auch vorwitzig die Gefahr? Warum bliebſt Du nicht heim? Aber wie ich mir ſagte: Du biſt nun einmal hier, laß Gott walten und zeige Dich als einen braven Schwaben, da war das Herzklopfen vorüber, ich zog guten Muthes vorwärts und achtete nicht mehr der Kugeln und Hiebe, die um mich ſauſten und auf mich fielen.

Und wo habt Ihr Eure erſte Waffenthat gethan? Erzählt mir es, aber recht ausführlich, ſagte der Bürgermeiſter, ſeinen Seſſel näher rückend.

Ich arbeitete eben in Genf, begann Albrecht: da erſcholl das Gerücht von der grauſamen Metzelei der Proteſtanten im Veltliner Land, und wie Zürich und Bern den Bündnern zu Hülfe zögen, die Mörder zu ſtrafen; da kam mir aus mancherlei Grund die Luſt an, mit zu ziehen. Erſtens wollte ich auch das Kriegshandwerk einmal verſuchen, dann galt es ja einer gerechten Sache und dem Glauben. Ich ging nach Zürich und trat wohlgerüſtet unter die Fahne des Hauptmanns Stucki von Obriſt Müllinens Regiment. Wir

zogen bald durch Bünden über den Caſanaberg in das Wormſer Gebiet, die Bündner voran, die Zürcher in der Mitte, die Berner in der Nachhut. Schon am Abend ſah ich die Kriegsfurie, ihre Brandfackel in der Hand, vor uns herziehen; die Bündner, von wildem Glaubenseifer getrieben, zündeten mehrere verlaſſene Dörfer und einzeln ſtehende Häuſer an, und gräßlich leuchteten die Feuer durch die dunkle Nacht. Das wollte mir und auch den Zürchern nicht ſo recht gefallen. Am andern Morgen rückten wir über den Jouplan gegen den Flecken Pedevos vor. Hier trafen wir auf die Spanier, das Scharmuziren begann, und wie die erſte Falkonettkugel meinen Nebenmann niederwarf, ward es mir ſonderbar zu Muthe; aber dieß dauerte nicht lange. Wir ſtürmten immer vorwärts, trieben den Feind aus den Häuſern, aus der verſchanzten Kirche bis auf das freie Feld, und ich glaubte nun, es müßte ſo ſeyn und das Pfeifen der Kugeln kümmerte mich wenig mehr. Jetzt aber rückte uns geharniſchte Reiterei in geſchloſſenen Reihen entgegen, wir ſchloſſen uns dichter zuſammen, die beiden erſten Glieder, unter denen auch ich war, ſanken auf die

Kniee und erwarteten mit vorgehaltenen Hellebarden den Angriff, während die Hakenschützen ihre Lunten abklopften und sich zum Feuern bereit hielten. Als ich die geharnischten Männer auf mich heranjagen sah, wollte es mir doch bald dünken, als könne ich schwacher Mensch solcher Gewalt nicht widerstehen, doch bohrte ich mein rechtes Knie fest in den Boden, stemmte den linken Fuß gegen eine Baumwurzel und den Schafft meiner Hellebarde tief in den Grund gestoßen, erwartete ich guten Muths den Angriff, der auch mit Wuth geschah, jedoch tapfer zurückgeschlagen ward. Wir verfolgten die Fliehenden und kamen nach Worms, ohne daß sich der Feind bis dahin weiter gezeigt hätte.

Herr! Ich glaube, es gibt nichts Grausigeres und das Gemüth Ergreifenderes, als wenn man im Krieg in einen von Menschen verlassenen Ort einrückt. Die Straßen sind öde, die Häuser stehen offen, keine Thüre ist verschlossen; überall Spuren des Lebens und Alles doch wie ausgestorben, kein Mensch, der uns entgegen tritt, kein Laut, der uns begrüßt, Alles um uns her wie ein groeßer Friedhof. Noch steht der halbgeleerte Becher

auf dem Tiſche, noch glimmt das Feuer auf dem Heerde, wo das Mittagseſſen, halb bereitet, noch dampft. Das Gebetbuch liegt aufgeſchlagen, worin die Unglücklichen Troſt geſucht, und Truhen und Schränke ſtehen dem Plünderer offen. Das Vieh brüllt in den Ställen, die Hausthiere laufen ſcheu umher und ſelbſt der rohe Kriegsmann ſchreitet nur mit Grauſen durch die verlaſſene Wohnung und ihm iſt, als ob aus jeder Thür, hinter jeder Wand Jemand, der verborgen auf ihn lauere, hervortreten müſſe. Plötzlich erfaßt ihn Unmuth, die Wuth des Plünderns wird in ihm wach, kein Jammer, keine Bitte kann ihn zurückhalten und ſein Herz rühren, mit wilder Habgier ſtürzt er von Gemach zu Gemach, immer nach Geld und Geſchmeide ſuchend, was er doch nur ſelten findet, übt dann im Unmuth ſeines getäuſchten Hoffens Rache an dem Lebloſen, zertrümmert, zerreißt, was ihm nicht nützen kann, und der Hyäne gleich, die auch geſättigt am Morden noch ihre Luſt findet, durchwühlt und zerſtört er noch Alles, wenn er auch ſchon längſt ſeine Beute nicht mehr fortſchleppen kann. Zuletzt wirft er die Brandfackel in das verlaſſene Haus und zieht hohnla-

chend weiter. Ach! der wuthentbrannte habgierige Menſch iſt ein reißendes Thier! —

Schon brannte es an verſchiedenen Orten, fuhr Albrecht in ſeiner Erzählung fort: als der wackere Obriſt Müllinen die Trommel rühren und dem Gräuel Einhalt thun ließ. Er führte uns ins freie Feld und nun war der blaue Himmel unſer Dach und die Sterne unſere Leuchten; mir ward es wohl, denn mit Abſcheu hatte ich den Gräuel geſehen, und der Vorſatz, nie für fremde Sache und aus eitler Luſt das wilde Kriegshandwerk zu treiben, ſtand in mir feſt.

Wir rückten nun unter mancherlei Scharmützel bis Tyran vor. Hier hatten wir noch einen harten Strauß. Der Feind griff uns an. Die Bündner, die Berner flohen, die Zürcher aber rückten muthig vor, verzagten nicht und verjagten den Feind. Unſre Fahne drang mit den Flüchtigen bis in die Stadt, da uns aber Niemand folgte, mußten wir uns fechtend wieder zurückziehen, begruben in der Nacht die Gebliebenen, trauerten am Hügel unſers braven Obriſten, den eine feindliche Kugel getroffen hatte, und zogen uns den andern Morgen wieder zurück, bis wir auf dem nämlichen

Wege wieder nach Graubünden gelangten. Die Eidgenoſſen gingen heim, und ich verkaufte nun in Zürich Panzer, Pickelhaube und Hellebarde, wanderte über den Gotthard nach Mailand, ging wieder in die Werkſtatt zur Arbeit und die Luſt zum Kriege war geſtillt.

Alſo für immer habt Ihr den Krieg abgeſchworen? fragte der Bürgermeiſter.

Nein, geſtrenger Herr! erwiederte Albrecht: Für ſein Vaterland und ſeinen Glauben zu ſtreiten, oder wenn der Landesherr befiehlt, auszuziehn, das iſt Pflicht, und mit Gott werden wir wohl nicht ſengen und brennen, wie die Bündner es thaten.

Der Bürgermeiſter lächelte, klopfte dem jungen Mann auf die Schulter und ſagte mit herzlichem Tone: Ich freue mich, Albrecht Roſer, Euch ſo befunden zu haben. Ihr habt Euch einen Freund an mir erworben; in Zeit der Noth rechnet auf mich, und wenn die Trommel gerührt werden ſollte, könnte Euch wohl die Fahne werden. Lebt wohl, grüßt Euern wackern Vater und ſeyd fleißig in der Werkſtatt, denn wir möchten Eurer jetzt bedürfen. Dieß ſagend, entließ er ihn.

6.

Als Albrecht nach Hauſe kam, fand er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung ſeinen Reiſegefährten bei den Eltern; ſchon ſeit einer Stunde war er dort geweſen und hatte auf ihn gewartet. Freundlich begrüßte er ihn, denn die kleinen Neckereien auf dem Wege von Brugg nach Baſel waren längſt vergeſſen, und ſeine Freude, den muntern Geſellen in ſeiner Heimath zu ſehen, aufrichtig. Dieſer hatte ſchon durch die Erzählung ſeiner Reiſe, und was ihm mit Albrecht unterwegs begegnet, das Herz der Mutter gewonnen, welche eine von den Frauen war, die bei edlem Herzen und klarem Verſtande, doch nie eine gewiſſe Demuth gegen Höhere oder Reichere ablegen konnte, obgleich ſie oft von ihrem Eheherrn deßhalb geſcholten wurde. Der reiche Anzug und das vornehme Benehmen des Cölners ließen es ihr als Herablaſſung erſcheinen, daß er ihrem Sohn in ſeiner Geſellſchaft zu reiſen erlaubt habe, und ſie vermochte nicht ganz ihre Dankbarkeit deßhalb zu unterdrücken. Einige finſtere Blicke Meiſter Pauls führten ſie zwar bald wieder ins Gleis zurück, aber doch konnte ſie nur

mit ſcheuer Verlegenheit den Wunſch ausſprechen, daß der Fremde am andern Mittag mit einem ſchlechten Mahle vorlieb nehmen möge.

Warum ſollte der Herr nicht zu uns kommen? unterbrach ſie der Meiſter: Daß er gern geſehen wird, weiß er, daß er nicht hungrig vom Tiſche aufſtehen wird, darf er hoffen, und überdieß hat ein Waffenſchmidt immer kräftige Koſt und liebt guten Wein.

Herr Wels nahm die freundliche Einladung willig an und ſtellte ſich den andern Tag zur rechten Zeit ein. Er hatte den Morgen damit zugebracht, das Merkwürdige der Stadt zu ſehen, hatte den Bürgermeiſter begrüßt und in dem Laden des Juweliers mehrere Ringe und einen ſchöngearbeiteten, vergoldeten Becher gekauft, ſich mit dem Vater Gertraud's lange unterhalten, und da ſeines Vaters Handelshaus, welches die Frankfurter Meſſe fleißig bezog, auch Herrn Kaspar Deimling wohlbekannt war, ſo fand er bei dieſem eine freundliche Aufnahme, zumal da er ihm von ſeinem lieben Kinde zu erzählen und ſeinem Stolze zu ſchmeicheln wußte. Der Cölner beſchrieb die Schönheit des Mädchens mit ſo glänzenden Far-

ben, ſchilderte dem Vater das Heimweh ſeiner Tochter ſo lebhaft, und mit dem, was ſein Bruder ihm geſchrieben, ſo übereinſtimmend, daß der Alte, der außer ſeinen Juwelen nur Gefühl für ſein einziges Kind hatte, von der Sehnſucht nach Gertraud mehr als je ergriffen wurde. Auch mochte wohl manches noch unter Beiden im Stillen abgehandelt ſeyn.

Von hier war Herr Philipp Wels zu ſeinem Reiſegefährten gegangen, wo er ſich auch heute mit der Mutter viel unterhielt und ihr den kleinen Becher verehrte, den ſie, obſchon erſt nach vielem Weigern, dennoch gern annahm. Dem Meiſter war dieſes Geſchenk unangenehm; er ging in die Werkſtatt und kehrte mit einem künſtlich ausgelegten Piſtol, das ihm Albrecht früher aus Mailand geſendet hatte, zurück und überreichte es ihm mit den Worten: Nehmt auch Ihr dieß Geſchenk von mir, es iſt ein treffliches, ſeltenes Stück. Gebraucht es nur zu edlem Zweck. Der Kaufmann nahm es mit Dank.

Bei dem Mittagseſſen machte Margarethe die Wirthin, weil die Mutter ihren Lehnſtuhl nicht verlaſſen konnte. Ihre Gegenwart war vielleicht

das Einzige, was für den verwöhnten Kaufherrn Reiz haben konnte. Die einfache, obgleich ſchmackhafte Koſt, der gute, aber gewöhnliche Wein des Landes genügten ſeinem Gaumen nicht, des alten Meiſters Unterhaltung hatte für ihn nichts Anziehendes, eben ſo wenig die ſeines ehemaligen Reiſegefährten, der heute ſtill und einſylbig war und wahrſcheinlich an das Landhaus am Wülpelsberg dachte, und ſo mußte es ihm lieb ſeyn, wenigſtens Etwas an des Waffenſchmidts Tiſche zu finden, was ihm behagte. Margarethe, nicht ſchön, war eine von den ſchlanken Geſtalten, wie ſie die Maler des vergangenen Jahrhunderts zu ihrem Ideal aufgefaßt hatten, ein Bild der beſcheidenen Anmuth und der Jungfräulichkeit. Ihr blaues Auge blickte ſanft, aber nicht ſtrahlend, ihr Mund war friſch, aber nicht lockend, der Ausdruck ihres Geſichts zeigte tiefes Gemüth, aber nicht hohen Geiſt, und doch war über das Ganze ein ſanfter Zauber verbreitet, der unwillkührlich, man wußte nicht wodurch, anzog, und ſelbſt Albrechts Auge, obgleich Gertraud's ſchwermüthiges Bild ihm immer vorſchwebte, ruhte oft mit Wohlgefallen auf der ſittigen Jungfrau.

Sie aber ſchlug dann ihr Auge nieder, und auch heute war ſie in Gegenwart des Cölner Kaufherrn ſtill, und begegnete ſie zufällig ſeinem Blicke, verlegener als je. Seine Gegenwart ſchien ihr ſo unangenehm zu ſeyn, wie ſie Gertraud geweſen, und nach beendeter Mahlzeit, wo ſich wieder Alle um den Lehnſtuhl der kranken Mutter verſammelt hatten, ließ ſie ſich nicht mehr blicken. Auch Philipp empfahl ſich, da er morgen in aller Frühe aufbrechen und nach ſeiner Heimath ziehen wollte, verſprach jedoch, bald wieder zu kommen, da ihn Handelsgeſchäfte nach Schwaben zurück riefen, und nur von der Mutter bedauert, die ſo gern über Gertraud mit ihm geſprochen hätte, verließ er das Haus. Der Meiſter ſchlug, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, ein Kreuz und meinte, in dem Herzen dieſes Mannes habe ſich Gott keinen Altar gebaut, obgleich er ihm eine einnehmende Geſtalt gegeben; und als er Margarethe fragte, weßhalb ſie zu Mittag ſo verlegen ihr Auge niedergeſchlagen, erwiederte ſie erröthend: Der ſchöne junge Mann habe ſie immer ſo durchbohrend angeblickt, und da habe es ihr, ſie wiſſe nicht weßhalb, geſchienen, als ob ſich ſein freundliches Geſicht ver-

zerre. Der Alte lachte, Albrecht aber wurde bei des Mädchens Worten ernſter.

Von dieſem Tage an fand der frühe Morgen Albrecht ſchon in der Werkſtatt und der Alte hatte ſeine Freude an des Sohnes Arbeit, den er oft ſelbſt, hierbei feiernd, zuſah. Feſt und dauerhaft, aber zugleich künſtlich und zierlich war, was er raſch förderte, und man hätte nicht glauben ſollen, daß das Werk ſolcher rauhen Fauſt entſprungen wäre. So verſtrichen Monden in gleichmäßiger ſtiller Freude und bei ſteter Arbeit, Alles blieb in ſeinem ruhigen Gleiſe, nur ſchien es, als ob Albrecht und Margarethe ſich mehr und mehr näherten. Das Mädchen hatte alle Schüchternheit in ſeiner Gegenwart verloren und oft begleitete ſie ihn jetzt, wenn er am Abend nach dem Garten vor dem Thore ging. Der Mutter Herz klopfte dann, der Vater ſchüttelte bedenklich den Kopf, die ganze Stadt aber meinte, Jungfer Margarethe würde bald, mit dem Brautkränzchen geziert, an Albrecht Roſers Seite zur Kirche gehen.

7.

Festlich geschmückt, die Zünfte um ihre Fahnen versammelt, standen die Bürger Pforzheims heute auf dem Markte, die Ankunft des Markgrafen Georg Friedrich, ihres geliebten Landesherrn, erwartend. Die Jungfrauen, mit Blumen geschmückt und in ihren Sonntagskleidern, hatten sich an dem, nach Durlach führenden Thore versammelt, und unter ihnen war wohl manche schöner noch als die Blumen an ihrer Brust. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung, fast alle Häuser waren verschlossen, denn weder Alt noch Jung wollte heute daheim bleiben.

Es mochte schon Mittag vorüber seyn, als der Reiter, welcher auf einer Höhe zum Spähen ausgestellt war, in die Stadt sprengte und die nahe Ankunft des Herrn verkündete. Schnell wirbelten die Trommeln und riefen einen Jeden zu seiner Fahne. Von dem stattlichen Bürgermeister Berchtold Deimling angeführt, setzte sich der Zug rüstiger Männer und Jünglinge in Bewegung, dem Fürsten entgegen zu ziehn; nur die Alten

blieben

blieben an dem Portal des Schloſſes zurück, um dort den Landesherrn zu empfangen.

Noch hatten ſie nicht lange auf dem, mit Obſtbäumen bepflanzten Anger vor dem Thore geſtanden, als auch ſchon der Markgraf ſich in der Ferne zeigte. Die Glocken begannen zu läuten und der Bürgermeiſter mit Einigen der angeſehenſten Bürger ritt ihm entgegen. Willkommen! rief ihm der Markgraf ſchon aus der Ferne zu: Willkommen Bürgermeiſter! Herzlich freue ich mich, Euch noch ſo rüſtig auf Eurem Roſſe ſitzen zu ſehen. Iſt es mir doch immer, als müßt' ich Euch nur in Helm und Panzer erblicken, denn wahrlich! Ihr ſeht ſo ritterlich aus, wie irgend ein Kriegsmann an meinem Hofe.

Dank Eurer Gnaden für dieſen freundlichen Gruß! erwiederte Berchtold: Seyd auch mir und unſrer Stadt herzlich willkommen, und wenn Euch die Pforzheimer in Rüſtung beſſer gefallen, ſo befehlt nur und ſie ſtehen in Waffen vor Euch.

Der Markgraf reichte ihm traulich die Hand. Ich weiß, weſſen ich mich von Euch zu gewärtigen habe, ſprach er, und nachdem er die Andern gleich-

falls freundlich gegrüßt, ritt er mit ihnen der Stadt zu.

Wie einen Vater, wenn er nach langer Abwesenheit zurück in den Kreis der Seinen kehrt, und ihn die Kinder jubelnd empfangen, so herzlich begrüßten die Bürger ihren Landesherrn, drängten sich um sein schneeweißes Roß und Jeder suchte seine Hand zu fassen, oder ihm durch irgend ein Wort seine Freude zu bezeugen. Die schönsten Jungfrauen der Stadt näherten sich ihm, überreichten ihm Blumenkränze, und als Margarethe, die Pflegetochter des Waffenschmidts, ihm, so wie es der Vater befohlen, einen Lorbeerkranz entgegen streckte, sagte der Markgraf, einen ernsten Blick auf die Gabe senkend: Ich will ihn annehmen, liebes Kind, um Dein Geschenk nicht zurück zu weisen; doch hab' ich dieses Zeichen noch nicht verdient. Vielleicht, wenn ich in Kurzem einmal wieder nach Pforzheim komme, so magst Du mir einen andern bieten, den ich dann mit froherem Herzen annehmen darf. Er nahm den Kranz und gab ihn seinem Stallmeister zur Verwahrung.

Hierauf zog er, von den Zünften begleitet, nach dem Schlosse, der ehemaligen Residenz seiner Vor-

fahren. Hier befahl er dem Bürgermeiſter, mit den Gliedern des Rathes, den Vorſtehern der Gewerbe und noch Einigen der rechtlichſten Bürger, unangeſehen ihres Vermögens, am Nachmittag zu ihm zu kommen, wo er ihnen ſein Anliegen eröffnen würde.

Die Bürger, an ihrer Spitze Herr Berchtold Deimling, ſtellten ſich auf dem Schloſſe ein. Der Markgraf empfing ſie in dem großen Rüſtſaale, grüßte Jeden freundlich und huldvoll und dann begann er:

Ich habe Euch, getreue Bürger meiner Stadt Pforzheim, hierher beſchieden, mit Euch in den Tagen der Noth mich zu berathen. Die Kriegsfurie zieht immer furchtbarer durch Deutſchland und nähert ſich mehr und mehr unſern Landen, der Churfürſt von der Pfalz irrt ohne Heimath auf fremdem Boden, die Spanier hauſen in ſeinen Staaten. Kein deutſcher Fürſt zieht das Schwert für ſeinen unglücklichen Bruder, keiner bedenkt, daß auch an ihn die Reihe kommen kann, wo er, von Land und Leuten verjagt, fern von ſeiner Heimath, ein Geächteter, fremdes Brod eſſen, aus fremden Bechern trinken wird. Nur der edle Graf

von Mannsfeld ſteht noch kampfgerüſtet dem Heere der Lige und den Spaniern gegenüber; aber er muß unterliegen, wenn ihm nicht Hülfe wird. Die proteſtantiſchen Fürſten ſchlummern, Euer Landesvater allein blieb wach. Lange und reiflich habe ich nun erwogen, was mir zu thun obliegt, die Noth deutſchen Vaterlandes bedacht; aber auch das Elend, welches ich über mein Land bringen könnte. Da ließ Gott den Entſchluß in mir reifen, in aller Stille zu werben, und für Deutſchland, Freiheit und meinen Glauben zu ſiegen oder unterzugehn. Damit ich aber meine geliebten Unterthanen nicht mit in den Strudel eines ungewiſſen Verhängniſſes hinabziehe, habe ich meinem Erſtgebornen die Regierung in der Stille abgetreten und übergeben, zu ſeiner Zeit wird es feierlich geſchehen. Markgraf Georg Friedrich ſteht heute nicht mehr als Herr und Gebieter unter Euch, er befiehlt nicht, daß Ihr Eure Fahnen aufrollen und ihm die Folge leiſten ſollt, er ſteht nur wie ein Freund unter ſeinen Freunden, ein Kriegsmann unter ſeines Gleichen und wirbt bei Euch um einen ehrlichen Reiterdienſt. Nicht die Bürger Pforzheims ſollen mir auf meinem Zuge folgen, Freiwillige aus allen

Ständen will ich werben. Meine Fahne in der Hand trete ich auf Euren Markt, laſſe die Trommel rühren und wer um geringen Sold ſein Schickſal an das meine knüpfen, für Gott und Vaterland fechten will, der ſchließe ſich an mich an.

Gnädigſter Herr! nahm jetzt der Bürgermeiſter, aus dem Kreiſe hervortretend, das Wort: Ich bin beauftragt, im Namen meiner Mitbürger Euch zu antworten. So hört in mir die Stimme Aller.

Erſt unſer Beileid, daß wir unſern theuern Vater verlieren ſollen, daß er das Scepter, welches er ſo ſanft und gerecht führte, einem Andern, und wenn es auch ſein Sohn iſt, übergeben hat. Glücklicher können wir nicht werden, als wir es durch ihn wären, feſter kann der Baum der Treue nicht wurzeln, als er für Euch, edler Herr, auf gutem Grunde unerſchütterlich ſtand, und ſchmerzvoll werden wir dem neuen Landesherrn den neuen Eid leiſten, denn er reißt uns von Eurer Vaterbruſt. Er ſchwieg. In heiliger Stille ſtand die Verſammlung, kein Athemzug ſtörte ſie, die Bruſt war zu bewegt, um aufzuathmen, aber Thränen rollten über die Wangen der Greiſe und Männer herab, die ſich nun in dieſer ernſten Stunde von ihrem ge-

liebten Vater losreißen ſollten. Auch der Bürgermeiſter, ſonſt ein unerſchütterlicher Mann, mußte Faſſung ſuchen, doch ermannte er ſich bald. Nun, gnädigſter Herr, fuhr er fort: was ich Euch noch zu ſagen habe, gilt nicht mehr dem Fürſten, es gilt dem Freund, dem Waffenbruder.

Es bedarf keines Trommelſchlages, die kampfluſtigen Männer um Euch zu verſammeln. Ich wähle die rüſtige Jugend aus, die Andern beſtimme das Loos. Vierhundert ſollen mit Euch ziehen und mit ihrem Leib Eure fürſtliche Gnaden, wie treue Knappen ihren Ritter, beſchützen. Vierhundert kann Pforzheim verlieren, ohne ganz zu Grunde zu gehen; beſtimmte ich aber die Zahl nicht, dann, gnädigſter Herr, zögen Alle mit, denn ein Schimpf würde es dem ſeyn, der da zurückbleiben wollte. Die Werkſtätten blieben leer, Handel und Wandel ſtockte, und die Thränen der Wittwen und Waiſen könnten doch wohl im Unmuth über den zu großen Jammer Euch bei Gott anklagen. Vierhundert tüchtige Männer mit feſtem Willen, für ihren Fürſten, ihr Vaterland und ihren Glauben in den Tod zu gehen, ſind ſchon ein ehrenwerther Haufen, und werden eine treue Leibwacht um Euch bilden, wenn

Ihr ihnen dieſe Ehre gönnt. Seyd Ihr meiner Meinung, meine Freunde? wandte er ſich zu ſeinen Mitbürgern: ſo ſprecht! Ein einſtimmiges Ja bekräftigte, was er geſagt.

Der Markgraf war tief gerührt; ohne ein Wort zu erwiedern, ging er im Kreiſe umher, reichte einem Jeden die Hand und mit dieſem Handſchlag weiheten ſie ſich, ſein Schickſal zu theilen. Ich danke Euch, meine Freunde! Gott ſey mit uns! war Alles, was er zu ſagen vermochte. Amen! ſprach die Verſammlung und mit tief erregtem Gemüth gingen ſie heim.

Hier fanden ſie auf den Straßen überall lauten Jubel. Die Jugend zog mit Muſik und aufgerollten Fahnen durch die Stadt, Trommeln wirbelten, von den Thürmen ſchmetterten die Trompeten luſtig herab, und als ſey der Tag der Wonne erſchienen, ſo ganz gaben ſich die Bürger Pforzheims ihrer Freude hin. Als aber die jubelnde Menge die Väter mit ernſtem Antlitz vom Schloß herabkommen ſah, die zwar frohen Muthes, doch nachdenkend und ſchweigend an ihnen vorüber gingen, da fühlten ſie wohl, daß die Stunde nicht dem Jubel, daß ſie ernſten Geſchäften geweiht ſey.

Jeder eilte nach Hauſe, dort Kunde von dem zu erhalten, was auf dem Schloſſe verhandelt worden. Doch was ſie hier vernahmen, trübte ihre Freude nicht. Wie ein Sturm die praſſelnde Flamme erfaßt und ſie hoch und immer höher jagt, ſo ergriff die Nachricht, daß Vierhundert unter ihnen mit ihrem Herrn in den Kampf ziehen ſollten, die Flamme ihrer Freude und trieb auch ſie leuchtend empor. Jetzt begannen die Trommeln erſt recht zu raſſeln, jetzt erſt die Trompeten vom Thurm unaufhörlich zu ſchmettern, lauter wurde der allgemeine Jubel, Alles drängte nach dem Hauſe des Bürgermeiſters, als ob Jeder befürchte, der Letzte der Vierhundert zu ſeyn. Nicht mehr geſchmückt, wie zum Tanze, gerüſtet traten ſie einher, und ſelbſt die Jungfrauen nahmen Theil und ermuthigten ihre Brüder, ihre Geliebten, nicht daheim zu bleiben, ſondern zum Streite mit auszuziehn.

Hoch ſchlug dem Markgrafen das Herz, als er dieß aus den Fenſtern ſeines Schloſſes gewahrte. Bei Gott! ſagte er zu dem eben gegenwärtigen Herzoge Magnus von Würtemberg: Wüßten die Fürſten die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen, ihr Thron ſtände unerſchütterlich!

8.

Und Du bleibſt heute o ſtill für Dich daheim? ſagte Meiſter Roſer zu ſeinem Sohne, als dieſer ruhig neben dem Seſſel der Mutter, ſie liebkoſend, ſaß: Nimmſt Du keinen Theil an der allgemeinen Freude? Willſt Du nicht Einer der Vierhundert ſeyn? — Nun ſo werde ich wohl für Dich eintreten müſſen.

Vater, erwiederte Albrecht ſanft: thut mir nicht Unrecht. Mein Entſchluß war gefaßt, ehe ich noch in die Vaterſtadt heimkehrte. Der bevorſtehende Krieg hatte ſo gut wie Ihr und die Mutter Theil daran, daß ich das ſchöne Mailand und meinen geſchickten Meiſter ſo bald verließ. Sorgt nicht für mich; was heute brennt, das iſt ein Strohfeuer, von dem Augenblick angeblaſen, von der Begeiſterung entflammt. Wir wollen ſehn, wie es nach Wochen ſteht.

Du kennſt Deine Mitbürger wenig; erwiederte der Alte unwillig: nach Wochen wird dieſe Flamme zwar nicht mehr ſo praſſelnd, aber deſto heller brennen.

Das iſt zu wünſchen! erwiederte der Sohn: und dann tret' ich mit Freuden unter ſie. Das

Banner der Stadt will ich tragen, hoch will ich es schwingen im Glück, im Unglück feſt an mein Herz drücken, daß es nur mit ihm untergehe. Es ſoll die Braut ſeyn, der ich mich dann vermähle.

Mein Sohn! unterbrach ihn die Mutter: rede nicht ſo freventlich! Thue Deine Pflicht in Demuth und erwarte Dein Schickſal ruhig von Gott. Des Menſchen Kraft iſt ſo ſchwach, was nützt ihm der hochſtrebende Wille? Was ſoll Dir das Banner zur Braut? Gönnt man Dir auch die Ehre, es zu tragen, ſo ſtellſt Du es, kehrſt Du heim, wieder auf das Rathhaus und in der Wohnung des Friedens lebſt Du einer andern Pflicht. Dann mein Sohn —

Anna! unterbrach ſie der Meiſter: trübe mir nicht den heutigen Tag!

Nein, Vater! nahm die Alte das Wort: es muß heraus, es ſprengte mir ja ſonſt die Bruſt. — Kehrſt Du zurück, fuhr ſie zu Albrecht fort: dann mein Sohn, gib unſerer Margarethe die Hand, erheitere ſo der alten Mutter kummervolle Tage und bereite ihr einen ſanften Tod. Nicht wahr, mein Albrecht, die Bitte Deiner kranken Mutter dringt bis zu Deinem Herzen?

Mutter! erwiederte er, und knie'te unwillkühr-

lich an ihrem Seſſel nieder, drückte innig ihre welke Hand und ſein großes blaues Auge, von einer Thräne befeuchtet, ſah mit kindlicher Liebe nach ihr auf. Mutter! ſagte er bewegt: was Ihr von mir fordert, das zu erfüllen iſt mir unmöglich.

So hat ein italiſches Mädchen, wie ich es längſt gefürchtet, Dein Herz umſtrickt! Darum bliebſt Du auch ſo lang' in Mailand unter dem katholiſchen Volke, fuhr die Alte heftig auf und entzog ihm die Hand.

Nein, Mutter! kein italiſches Mädchen umſtrickte mich; einer deutſchen Jungfrau gelobte ich im Stillen ewige Treue, und was ich, wenn auch nur mir ſelbſt, gelobt, muß ich halten.

Was ich eben höre, gefällt mir nicht, mein Sohn! nahm der Alte das Wort, während Albrecht ſich erhoben hatte: Wenn es gilt, die Hausfrau in das Vaterhaus zu führen, dann haben die Eltern wohl auch ein Recht, mit zu reden. Du haſt nun einmal die Sache herbeigeführt, Anna, wandte er ſich zu dieſer: ſo ſoll auch der Becher, den Du gefüllt, geleert werden bis auf den Grund, ſey es nun Sekt oder Wermuth, den wir hinunter trinken müſſen. Aber ehe ich den Sohn eines Weitern

befrage, reich' ihm wieder Deine Hand, blick ihn mit Mutterliebe an, damit ihm das Zutrauen zu Dir nicht fehle. Und nun ſag' uns, Albrecht, wer iſt das Mädchen? wie heißt ſie? wo iſt ihre Heimath?

Langſam hatte, während dieſer Frage, die Mutter ihre Hand wieder nach dem Liebling geſtreckt; leiſe drückte ſie die ſeine und ihr feuchtes Auge, aus dem der Kummer ſprach, zwang ſich, ihn freundlich anzulächeln. Sprich, mein Sohn! ſprach ſie mit bebender Stimme: ſag' uns Alles, verheimliche uns nichts; kehre Dich nicht an meinen ängſtlichen Blick, nicht an mein Zittern; ich will ja gern das Grab meiner Hoffnung ſich öffnen ſehen, wenn ich Dich nur glücklich weiß.

Mutter, Mutter! bat Albrecht: Nicht dieſe Güte! Ihr macht mir den Kampf zu ſchwer. Zürnt mir! Ich kann leichter Euern Zorn ertragen, als die Milde, die ich in Euern Augen leſe.

Laß das und rede! unterbrach ihn der Vater verweiſend: In den ernſten Augenblicken des Lebens taugt die Weichheit nicht; da muß der Mann ſprechen und handeln!

Die Jungfrau, die ich liebe, begann nun Al-

brecht, und eine hohe Röthe überflog ſeine Wangen: die Jungfrau iſt aus unſrer Vaterſtadt.

Aus Pforzheim? fuhr die Mutter neugierig auf: Mein Gott, wie wär' es möglich!

Sie iſt Gertraud, Herrn Deimlings, des Juweliers, Tochter.

Bei dieſen Worten ſchien der Kummer in der Mutter Antlitz der Freude zu weichen. Unwillkührlich faltete ſie die Hände, während der Vater ſchmerzvoll auf den Sohn blickte. Armer Junge! ſprach er: Du haſt Dir ein ſchönes, aber unerreichbares Ziel geſetzt. Ich wollte lieber, Du hätteſt die Tochter eines armen Hirten gewählt, als das Kind dieſes ſtolzen Reichen. Wie er ſeine Juwelen nur für Grafen und Fürſten faßt, ſo hält er dieſen Juwel auch nur ihrer werth. Hoffe nie, ſie Dein Weib nennen zu können! —

Sollt' es einmal nicht Margarethe ſeyn, ſo wüßt' ich keine liebere Tochter, als Gertraud! meinte die Mutter: Hat ſie ſich Dir ſchon mit Hand und Mund verlobt?

Ich ſelbſt habe ihr noch nicht geſagt, daß ich ſie liebe, erwiederte er. Wie dürft' ich das, liebe Eltern, ohne Euern Willen zu kennen? Aber das

weiß ich und fühl' es tief in meinem Innerſten, daß ſie mich liebt, mich treu liebt, ihr Händedruck, ihr Lebewohl hat es mir geſagt. Auch ſind mir die beiden Brüder ihres Vaters gewogen, Beide haben mir, der eine mehr, der andere minder, eine ferne Hoffnung gezeigt, und ich glaube, ſie recht verſtanden zu haben. Laßt mich muthig meinem Ziele entgegen gehn; der Menſch vermag Alles, wenn ſich ihm das Schickſal nicht gar zu tückiſch entgegen ſtellt. Aber, gute Mutter, laßt mich nur in freundliche Augen ſchauen, denn ſähe ich Kummer auf Eurer Stirn, ſo wäre mein Muth dahin.

Der Herr gebe Dir ſeinen Segen! ſprach die Mutter, und der Vater reichte ihm die Hand. Es war brav von Dir, mein Sohn! ſprach er: daß Du der Eltern Meinung vernehmen wollteſt, dem Mädel Dein Herz nicht entdeckteſt, und ſie nicht durch ſüße Worte umſtrickteſt. — Die Neigung, welche die ſtummen Boten zum Herzen führen, ſoll die feſteſte ſeyn. Nun aber auch mit Gott, trotz Lieb' und Sehnſucht, an die Arbeit! Jetzt dürfen des Waffenſchmidts Hände nicht ruhn.

Mit leichtem Herzen ging Albrecht den andern

Tag in die Werkstatt; hatte er doch vor seinen Eltern kein Geheimniß mehr in seiner Brust verschlossen.

9.

Wenige Tage nach der Abreise des Markgrafen versammelten sich alle waffenfähige Bürger auf dem Rathhause, wo der Bürgermeister zuerst 300 Jünglinge aus denen, die zu der Erhaltung ihrer Familien nicht unumgänglich nothwendig waren, auswählte. Dann ließ er für das fehlende Hundert das Loos entscheiden. Die Bürger waren mit dieser Einrichtung zufrieden, die Jünglinge brannten vor Begierde, in den Kampf zu ziehen, und die, so das Loos betroffen, hielten es für eine Schickung des Himmels und kehrten frohen Muthes heim, ihre Rüstungen und Schwerter hervor zu suchen. In keinem Hause flossen Thränen, jeder der Erwählten war stolz, zur Vertheidigung des Vaterlandes mit seinem Herrn zu ziehn. Am stolzesten aber kam Albrecht Roser nach Hause, den der Bürgermeister, als Hauptmann dieser auserwählten Schaar, die Fahne anvertraut hatte.

Jetzt ward es in der Werkstatt Meister Pauls lebendiger, als je. Alle strömten herbei, die verrosteten Harnische poliren, die Schwerter und Partisanen in Stand setzen zu lassen, und Albrecht hatte vollauf zu thun. Aber trotz der Arbeit, trotz dem, daß sein Geist mit dem Kriegszuge beschäftigt war, gedachte er doch stets Gertrauds. Seinem Versprechen zufolge hatte er gleich bei seiner Ankunft das Grab ihrer Mutter mit Blumen geschmückt, aber jetzt, da der Herbststurm schon den Schnee über die Felder jagte, konnte er keine Blume mehr finden, und die letzten Astern, die er gepflanzt, standen entblättert, ein Bild der Vergänglichkeit, auf dem Grabhügel. Des Sonntags, wenn die Arbeit ruhte, die andern jungen Leute zechten und sich vergnügten, auch wohl hier und da von dem bevorstehenden Kriegszuge schwatzten, schlich er, wie Gertraud es gewünscht, auf den Friedhof, trat trauernd an das Grab der Entschlafenen, und betete. Auch ging er zuweilen zu Herrn Berchtold, sprach mit ihm über Kriegs- und Weltbegebenheiten, wobei der würdige Mann, welcher den Jüngling von Herzen liebgewonnen, ihn oftmals in seine Gewehrkammer führte, in

welcher

welcher er noch aus dem niederländiſchen Kriege ſeine Waffen und manches ſeltene Stück aufbewahrte. Nur Wenige konnten ſich dieſer Vergunſt erfreuen, denn nur den, welchem der Bürgermeiſter beſonders hold war, führte er in dieß abgelegene Kämmerchen, wo er ſeine liebſten Erinnerungen verwahrte. Er hielt es als Handelsherr und Bürgermeiſter nicht an ſeinem Platz den Kriegsmann zu ſpielen, und darum war ſeine Rüſtkammer nur den Freunden offen. Heute aber, da es wieder dem Ernſte galt, ſuchte er eine ſtattliche Rüſtung, die er einſt einem ſpaniſchen Hauptmanne abgewonnen hatte, hervor, ergriff das Schwert, welches ſchon in manchem Strauße ſein treuer Gefährte geweſen, und übergab Beides Albrecht, um es wieder in ſeinen alten Glanz herzuſtellen.

Nicht allein die verſtändige Rede des erfahrenen Mannes, nicht die Freude an den ſeltenen Waffen, führte den Jüngling in das Haus des Bürgermeiſters. Am meiſten zog ihn der Umgang des Sohnes, eines biedern treuherzigen Jünglings, an, der ſich mit Freundſchaft ſchon früher an ihn angeſchloſſen hatte. Doch waren es auch hier nicht

allein die gleichen Geſinnungen und Anſichten über ſo mancherlei Lebensverhältniſſe, welche Rudolph Deimling zu dem Waffenſchmidt hinzogen, es war ein tieferer Grund vorhanden, ihre Herzen in Freundſchaft zu verbinden. Rudolph liebte Margarethe, und hatte dieß in einer vertrauten Stunde ſeinem Freunde mitgetheilt, und von ihm in Rückſicht Gertrauds ein gleiches Geſtändniß erhalten. Daher die größere Vertraulichkeit zwiſchen Albrecht und dem Mädchen, und wenn die Mutter beide nach dem Garten vor dem Thore gehen ſah, ahnte ſie wohl ſchwerlich, weßhalb Margarethe ihren Sohn begleite.

Wär' ich nur auch ſo glücklich, wie Du! Ständen mir nur auch ſo wenig Hinderniſſe im Wege, wie Dir, ſagte Albrecht zu ſeinem Freunde, wenn ſie gegenſeitig ihre Herzen ſich öffneten: Du kannſt der Einwilligung meiner Eltern gewiß ſeyn —

Aber nicht der, meines Vaters; unterbrach ihn dann Rudolph beſorglich: er iſt zwar ein freiſinniger Mann, aber der Kaufmann ſieht auf Geld und Gut, und Margarethe iſt eine arme Waiſe.

Da hab' ich mehr Vertrauen zu Deines Vaters Denkart; meinte Albrecht: ein ſo edler Mann

berückſichtigt nur das Herz, und nicht den äußern Tand. Rudolph ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Als Albrecht eines Sonntags allein bei dem Bürgermeiſter ſaß, der Becher oft geleert wurde, und dieſer heute beſonders guter Laune war, ſtieg der kecke Entſchluß in ihm auf, für ſeinen Freund bei dem Vater zu werben, wozu Herr Deimling auch bald Gelegenheit gab. Von einer neckenden Laune verlockt, begann dieſer, was er noch nie gethan, Gertrauds zu erwähnen, und hätte faſt, wie ſein älteſter Bruder, dem Jünglinge geradezu ſeine Geſinnungen mitgetheilt, wenn er ſich nicht noch zur rechten Zeit bedacht hätte; ſo aber blieb es bei kleinen Neckereien, die dem ſonſt ſo ernſten Manne nicht gewöhnlich waren. Aber Albrecht hielt ihn feſt, er ſchien in ſeinen Scherz einzugehn und fragte unter Andern: Geſtrenger Herr, was würdet Ihr ſagen, wenn ich Euch geſtände, daß ich Eure Nichte, von welcher Ihr eben jetzt ſo viel Liebes und Gutes mir ſagtet, zum Weibe begehrte?

Ich würde ſchweigen, antwortete der Bürgermeiſter lächelnd.

Und wie ſollt' ich mir dieß Schweigen erklären? fragte Albrecht weiter.

Darauf behalt' ich mir die Antwort vor, erwiederte er ernſter werdend.

Und was würdet Ihr ſagen, fragte Albrecht, ohne ſich von dem ernſten Blicke des würdigen Mannes ſtören zu laſſen: was würdet Ihr ſagen, wenn Euer Rudolph zu Euch trät' und ſpräche: Vater, ich liebe ein gutes frommes Mädchen, arm an Gütern, reich an Gemüth. Gebt mir Euren Segen!

Ich würde ſprechen, erwiederte der Bürgermeiſter halb ernſt, halb launig: mein Sohn, davon, wenn ich aus dem Kampf zurückgekehrt bin. Erſt die Pflicht für das allgemeine Wohl erfüllt, dann an die Pflicht für ſich ſelbſt gedacht! Beachtet dieſes Wort, junger Mann, denn ich würde in gleichem Falle Euch das Nämliche antworten.

So unbeſtimmt dieſe Antwort auch war, ſo ſchöpfte doch Albrecht für ſich und ſeinen Freund manche Hoffnung daraus; er eilte vergnügten Herzens nach Hauſe und theilte ſie Rudolph mit.

10.

Einige Tage nach dieſer Unterredung ſtand Albrecht eines Nachmittags, als der Vater mit

den Geſellen eine Menge in Stand geſetzter, der Stadt gehöriger Waffen, auf das Rathhaus brachte, allein in ſeiner Werkſtatt. Der junge Waffenſchmidt legte eben die Schienen eines Harniſches auf ſeinen Ambos, und nahm die Feile zur Hand; aber ſeine Gedanken waren hierbei ſanfter, als die ſchrillenden Töne ſeiner Feile, ſie waren bei Gertraud, von der er ſeither noch nichts vernommen hatte. War er auch zuweilen, unter mancherlei Vorwand, bei ihrem Vater geweſen, der ihn Margarethens wegen neckend fragte, ob er käme, ſeinen Verlobungsring zu beſtellen, hatte er auch dann das Geſpräch geſchickt auf Jungfer Gertraud zu wenden verſtanden, ſo war es ihm doch nicht geglückt, irgend etwas Weiteres von ihr zu erfahren. Eben heute gedachte er ihrer ſo recht von Herzen; ſeine Sehnſucht wuchs mit jedem Augenblicke, und da er eben den letzten Feilenſtrich gethan, und zwar, noch ſeine Arbeit vor ſich, an ſie und ſein Schickſal denkend, unwillkührlich den Blick auf die Straße geheftet hatte, wär' ihm bald Feil' und Schiene vor Staunen entſunken, denn er ſah Gertraud, den ſchlanken Leib in einen ſtattlichen Marderpelz gehüllt, zwiſchen ihrem Vater und Herrn Philipp

Wels, dem Hause vorüber gehen. Ha! rief er aus, und eilte, Alles von sich werfend, hinaus. Doch der Ruf seiner Mutter hielt ihn auf der Hausflur zurück; er besann sich und trat zu ihr ein.

Hast Du sie gesehen? fragte sie, über den starren Blick ihres Sohnes geängstigt: Hast Du Gertraud mit dem Kaufherrn gesehen?

Ich sah sie, erwiederte Albrecht, bei dem es nur eines Augenblicks bedurft hatte, Fassung zu gewinnen: und freue mich jetzt von Herzen, daß ich sie nur hier weiß. Nun erst will ich mit rechter Lust an die Arbeit gehen, denn in ihrer Nähe wird jeder Tag ein Tag der Freude.

Und fürchtest Du nichts? fragte die Mutter warnend: Sahst Du nicht den Cölner Kaufherrn in seinem mit Pelz verbrämten Oberkleide? Sahst Du nicht ihres Vaters stolzen triumphirenden Blick, als ob er sagen wollte: Seht, das ist mein künftiger Eidam!

Ich sah alles dieß, antwortete Albrecht: aber auch des Mädchens trauriges, schwermuthsvolles Auge. So geht die Braut nicht an der Seite ihres Bräutigams. Und dann, Mutter, vertrau' ich dem

Mädchen feſt, und ſie iſt wahrlich meines Vertrauens werth!

Und Dein Benehmen gegen Margarethe, fuhr ſie fort: könnte mich auch wohl glauben laſſen, Du würdeſt Dich über Untreue tröſten.

Mutter, Mutter, wie arg denkt Ihr doch von mir! unterbrach er ſie heftig: Könnt Ihr glauben, daß Euer Sohn ſo wankelmüthig iſt? Wißt, was ich Euch bis jetzt verſchwiegen — aber fragt nicht weiter, denn was ich Euch vertraue, iſt nicht mein Geheimniß — Margarethe wird von einem braven Manne geliebt, ſie liebt ihn wieder, und ich weiß davon.

Mein Gott! rief die Mutter erſchrocken und doch freudig: Und das blieb mir verborgen? Das Mädchen konnte hinter meinem Rücken eine Verbindung anüpfen?

Mutter! erſt müſſen die Herzen ſich kennen, erſt müſſen ſie Gewißheit haben, ehe der Mund das Geheimniß ausſpricht. Fragt Margarethe nicht, ſie hat zu ſchweigen gelobt und dürfte Euch nichts vertrauen. Vertraut mir und ſorgt nicht, da es ein wackerer Mann, und er ihrer wohl werth iſt. Gebt

mir die Hand, daß Ihr nicht weiter nach dem forschen wollt, was ich Euch unvorsichtig sagte.

Die Mutter konnte ihrem Sohne nichts versagen, sie gab ihm Hand und Versprechen, und brach es schon am Abend, als sie mit Margarethe allein war. Die Arme warf sich, statt Antwort, weinend an ihren Hals, liebkoste die Mutter, schwur bei Allem, was ihr heilig sey, ihre Liebe sey rein, der Mann ihrer zehnfach werth; aber seinen Namen nannte sie nicht.

Indessen Margarethe dieß peinliche Verhör ausstehen mußte, war Albrecht ohne bestimmte Absicht nach dem Friedhof gewandert. War es sein täglicher Gang oder hatte ihn eine leise Ahnung hingezogen, er öffnete die Gitterthür, ging um die Kirche nach dem offenen Gewölbe, unter dessen schützendem Dache der Grabhügel von Gertrauds Mutter aufgeworfen war, sah hier Gertraud, den Rücken nach ihm gewandt, trotz Sturm und Schneegestöber, an der Mutter Grabe betend knieen, und wagte nicht, ihre Andacht zu stören. Als sie sich erhob, sich wandte, erblickte sie ihn und erbleichte. Aber schnell trat sie auf ihn zu. Albrecht! sprach sie mit fester Stimme, und die Verzweiflung gab ihr Muth:

Mir droht Gefahr! Euer Reisegefährte ist der von meinem Vater mir bestimmte Bräutigam; ich hasse ihn, nie werd' ich die Seine. Seyd Ihr noch, wie Ihr Euch in dem Landhause bei meinem Oheim zeigtet, fuhr sie fort: so ist es Eure Pflicht, mir beizustehen. Sendet einen Boten nach der Schweiz, an meinen Ohm, meldet ihm, was ich Euch eben gesagt; hier werd' ich selbst für mich handeln!

Gertraud! rief Albrecht und wollte ihre Hand fassen.

Nicht so, Albrecht! bat sie: Man könnte uns bemerken, ich muß nach Hause eilen, verlaßt mich!

Nun so muß ich das, was so lange in mir verschlossen liegt, seiner Bande entledigen, rief er. Ich muß sprechen! Nehmt die Versicherung, daß ich Euch liebe, bis zum Tode lieben werde!

Auch ich! sprach sie leise, und eilte, wie ein aufgescheuchtes Reh, über den Friedhof hinweg.

Da stand er, im Sturmgebraus und Schneegestöber, die weißen Flocken umtanzten sein Haupt und breiteten sich zum Leichentuch über die Gräber — er sah es nicht; der Sturm jagte wirbelnd sein Haar empor, er bemerkte es nicht. Ein Frühling, lächelnd und wonnig, wie am blüthenreichsten

Maientage, zauberte ihn begrüßend einen bunten Teppich um ihn her. Die weißen Grabhügel schmückten sich mit frischem Grün, Blumen sprießten aus dem Schooße der Verwesung und duftende Rosen keimten aus dem Staube der Todten empor. Sie hatte ja das himmlische Wort gesprochen, was kümmert ihn die tobende Natur? was die schneeigen Flocken? Mit diesem Worte breitete sich ein Paradies vor ihm aus, und der trübumflorte Himmel strahlte ihm in azurnem Glanze! So stand er lange in glücklicher Täuschung. Aber endlich zerstörte dieß liebliche Bild sich selbst; die todte Wirklichkeit trat vor ihn, die Gräber mahnten ihn, daß Alles auf dieser Erdenwelt vergänglich sey; sein Maientag hatte abgeblüht, er schritt in sich gekehrt über die Hügel hinweg, und mit jedem Schritte gestaltete sich ihm die Zukunft ernster.

Und wenn mir auch das Leben keine der schönen Blumen böte, die eine trunkene Phantasie mir so eben erschuf, rief er endlich freudig aus: so wollt' ich doch nicht mit dem Geschicke hadern! Weiß ich doch, daß sie mich liebt, daß sie mich ewig lieben wird. Mit diesen Gedanken kehrte das Vertrauen

und der Muth in seine Brust zurück, und hoch beglückt trat er in das väterliche Haus.

Hier fand er seinen Reisegefährten, der gestern schon angekommen, und bis jezt abgehalten worden war, ihm seinen Besuch zu machen. Er erwähnte Gertrauds mit keiner Sylbe. Auch Albrecht schwieg und hatte die Fassung, nicht den mindesten Unmuth gegen Philipp blicken zu lassen; auch fühlte er wirklich keinen Groll gegen ihn in seinem Herzen. Warum sollte er ihm verargen, nach diesem Engel seine Wünsche zu heben? Und heimtückisch war es auch nicht von ihm, daß er um sie warb; wie konnte er, dem er sich nie vertraut hatte, das Verhältniß ahnen, in welchem er zu Gertraud stand? Kleinliche Eifersucht und Rache war seinem biedern Herzen fremd, und so reichte er mit eben der Freundlichkeit auch heute Philipp die Hand zum Willkommen, wie er sich von ihm in Basel getrennt hatte.

Die Mutter aber war über das Betragen ihres Sohnes betreten. Fürchtest Du denn gar nichts? fragte sie ängstlich, als sie allein waren: Ist Dir denn dieß neue Hinderniß gleichgiltig, und bist Du denn des Gelingens so gewiß?

Ihrer Liebe bin ich gewiß, Mutter! erwiederte

er mit freudiger Zuversicht: Sie hat mir eben jetzt ihr Herz aufgeschlossen, und was brauch' ich mehr? Auf ein solches Wort, auf einen solchen Blick, der das Wort bekräftigte, baue ich vertrauensvoll mein Schicksal.

Herr Caspar hatte indeß seinem Bruder die ihm so freudige Nachricht mitgetheilt, daß der Sohn des reichen Cölner Kaufherrn, Philipp Wels, um sie angehalten, und er sie ihm zugesagt habe. Herr Berchtold hörte ihm gelassen zu, und als er geendet, fragte er, ohne das, was er über Gertrauds Herz wohl ziemlich gewiß wußte, zu erwähnen, den Juwelier: Hast Du denn die Ueberzeugung, daß Deine Wünsche auch die Wünsche Deines Kindes sind?

Das eben nicht, erwiederte Herr Caspar. Sie scheint im Gegentheil dem Kaufherrn nicht wohl zu wollen. Aber das findet sich; ich kenne das aus Erfahrung. Du weißt ja selbst, wie lange mein verstorbenes Ehegespons sich gegen den Willen ihrer Eltern sträubte, bis sie endlich doch das Ja aussprach.

Und weiß auch, Bruder, unterbrach ihn Herr Berchtold mit finsterm Ernst: daß sie durch ihr ganzes Leben nicht glücklich war, daß sie in mancher schlaflosen Nacht den Mann ihrer ersten Liebe be-

weinte, der aus Verzweiflung den Tod ſuchte, und ihn auch auf dem Bette der Ehre fand. Du warſt und machteſt nicht glücklich, Bruder! das Gold, was Dir Dein Weib zubrachte, und weßhalb ihr Beſitz Dir ſo wünſchenswerth war, hat den Frieden nicht in Dein Haus gebracht, und der Prunk, mit dem Du Dich umgabſt, die Perlen, mit welchen Du Dein Weib ſchmückteſt, haben die Thränen nicht getrocknet, die ihr brennendes Auge ſo lange weinte, bis der Tod es endlich mitleidig ſchloß. Erinnere Dich jener Stunde, fuhr er fort: wo wir in ſtiller Nacht an ihrem offenen Sarge ſtanden. Die Todtenlichter brannten matt, der Dampf des Weihrauchs, der die Leiche umgab, umſchleierte noch mehr ihr Antlitz; und als Du ihr näher trateſt, Dein Auge theilnehmend auf ihr ruhte, und Dein Gewiſſen laut mahnend zu Dir ſprach, ſchien es Dir, ihre bleichen Lippen bewegten ſich und ihr Auge ſahe ſtarr auf Dich. Da, in jener ernſten Stunde, gelobteſt Du feierlich, was Du an ihr geſündigt, wieder gut zu machen. Ich mahne Dich an dieſes Gelübde! — Sie ruht im Grabe, ihr iſt wohl, Deine Macht erſtreckt ſich nicht bis zu ihr; aber ſie ließ Dir eine Tochter zurück, ganz ihr Ebenbild an Herz

und Gemüth. Blick' in ihr Auge, mit dem Tode der Mutter erbte ſie der Mutter Schwermuth; zwinge ſie nicht, und mache nicht auch ſie unglücklich. Laß ihrem Herzen freie Wahl, und vielleicht verſtummt bei ihrem Glücke die mahnende Stimme Deines Gewiſſens. Geh' in Dich, Bruder, und denke, daß dereinſt von jeder Thräne, die wir dem fremden Aug' erpreßten, Rechenſchaft gefordert wird.

Würdevoll, einen ernſten, aber doch einen Blick voll Liebe auf ſeinen Bruder heftend, ſtand er vor dem Erſchütterten, der ihm ſchweigend die Hand reichte und mit wahrhaft gerührtem Herzen ihn verließ.

11.

Kaum aber war der erſte Moment der Rührung vorüber, kaum war das Bild der Geſtorbenen durch andere Bilder verdrängt, als Herr Caſpar, zwar den Vorſatz noch feſt hielt, ſeine Tochter nicht zu zwingen, aber ſchon auf Mittel dachte, auch ohne dieß zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er hoffte, der ſchöne Mann und die reichen Geſchenke, welche er

mitgebracht, würden mit der Zeit ihren Eindruck auf das Herz ſeiner Tochter nicht verfehlen, und da er nicht ahnen konnte, daß ſchon eine andere Neigung ſich deſſen bemächtigt habe, ſo glaubte er, daß Herrn Philipps angenehmes Weſen, ſein Geſang und ſeine Laute ſich den Weg bahnen würden. Aber nicht Laute, nicht Geſang, nicht Schmeichelworte öffneten die Pforte, die ihm ſtets feſt verſchloſſen blieb, und die Geſchenke wurden mit Verachtung und Stolz von Gertraud zurückgewieſen. Mochte er auch täglich um ſie ſeyn, mochte der Vater ihm keine Gelegenheit verſagen, mit ihr allein zu ſprechen, ſo gewann er dadurch nichts, als daß ſie, die anfangs nur mit ſchweigender Kälte ihn abgewieſen, ihm jetzt unverholen ſagte, daß er ihr läſtig ſey und nichts von ihr zu erwarten habe.

Aber was jeden Andern entmuthigt hätte, ließ ihn nur deſto beharrlicher in ſeinen Bewerbungen bleiben. Ihr ganzes Benehmen zeigte ihm klar, daß eine frühere Liebe allein ihm im Wege ſtände, und ſeine tief gekränkte Eitelkeit ſagte ihm ſtets, daß nur eine ſolche vermögend ſey, ſich dem Eindrucke, den er auf das Mädchen glaubte machen zu müſſen, entgegen zu ſtellen. Natürlich kam ihm hierbei ſein Reiſe-

gefährte in den Sinn. Er umſchlich nun Gertraud, ließ jeden ihrer Schritte bewachen, aber da ſie nirgends als in der Kirche oder an dem Grabe ihrer Mutter und zuweilen in dem Hauſe des Bürgermeiſters geſehen wurde, ſo waren ſeine Nachforſchungen vergebens; denn in dem Gotteshauſe verbot die Frömmigkeit dem Geliebten auch nur einen Blick zu ſchenken, an dem Grabe der Mutter ſie aufzuſuchen, hatte ſie ihm unterſagt, und in dem Hauſe des Bürgermeiſters, wo der junge Kaufherr keinen Zutritt hatte, konnte er von dem, was dort vorging, nichts erfahren.

Einigemal hatte Albrecht Gertraud dort ganz zufällig getroffen, und einmal ſogar ſie hier allein zu ſprechen Gelegenheit gehabt; aber was bedarf die Liebe auch der Worte? Ein Blick, ein leiſer Druck der Hand genügt, um ſie zu nähren, und ein Briefelein, tauſendmal geleſen und an die Lippen gedrückt, läßt die Erinnerung ſo oft erneuen, und ſtärkt die zarten Keime der Liebe mehr, als die ſchnell verhallenden Worte. Ueberdieß war Rudolph des Freundes treuer Bote, ihm vertraute ſie ihre Briefe an, und was die Liebenden ſich ſonſt noch kund zu thun hatten, ging durch ſeinen Mund.

Philipp Wels hoffte jeden Tag mit der Beſtätigung ſeines Argwohns vor den Vater treten zu können, aber noch war es ſeiner Verſchlagenheit nicht gelungen, auch nur das Kleinſte aufzufinden, wodurch er dem ſtolzen Juwelier es hätte glaublich machen können, daß ein rußiger Waffenſchmidt um die Gunſt ſeiner Tochter werbe. Aber von Eiferſucht und Rache getrieben, konnte er nicht länger die verächtliche Zurückweiſung erdulden. Er trat eines Morgens in Herrn Caſpars Zimmer und beklagte ſich über Gertrauds kaltes abſtoßendes Benehmen. Der Vater bedauerte ihn, geſtand ihm aber offen, daß er ſein Kind unter keinem Verhältniſſe zwingen würde, ermahnte den jungen Handelsherrn, nur ſtandhaft in ſeinen Bewerbungen zu ſeyn, und führte ihm ſein eignes Beiſpiel an, wie er durch Ausdauer doch endlich ans Ziel gekommen ſey, und ſeines Weibes Herz damals ſogar von einer andern Leidenſchaft ergriffen geweſen wäre.

Das ſcheint auch hier der Fall zu ſeyn, unterbrach ihn Philipp, froh, daß ihm der Vater ſelbſt eine Gelegenheit bot, ihm ſeinen Verdacht mitzutheilen.

Herr Caſpar lächelte. Meine ſtille ſchwermü-

thige Gertraud? ſagte er zuverſichtlich: Nein, nein, Ihr irrt! Die Eiferſucht läßt Euch ſehen, wo nichts zu ſehen iſt. Doch durchflog er ſchnell die Reihe der Wenigen, welche er würdig und kühn genug hielt, nach ſolchem Preis zu ringen.

Und ich ſetze das Beſte, was ich habe, gegen eines Bettlers Wamms ein, wenn ich mich irre! entgegnete zuverſichtlich der Cölner.

Und wenn Ihr Alles ſo genau wißt, ſo ſagt mir doch, wer denn der Glückliche iſt? fragte der Juwelier ſpöttiſch.

Wer es ſey? fuhr Jener fort: Schon in der Schweiz ſah ich die beredten Liebesblicke wechſeln, ſchon da war ich überzeugt —

In dem Hauſe meines Bruders? fiel ihm Gertrauds Vater geſpannt in die Rede: Ein Schweizer? Alſo vermuthlich ein wohlhabender Kaufherr aus Aarau —

Ihr irrt, Herr Deimling, nahm Philipp das Wort: der Waffenſchmidt Albrecht Roſer iſt der Glückliche.

Dem Juwelier wäre bei dieſen Worten der Becher mit dem Morgentrunk, welchen er eben in der Hand hielt, faſt entſunken, ſo ſehr hatten ſie ihn er-

ſchüttert; nicht, daß er die Nachricht nur im Mindeſten geglaubt hätte, nein, es war ja unmöglich! aber daß der Kaufherr es wagen konnte, ſolchen Gedanken zu faſſen, und ihn ſogar zu äußern, empörte ihn.

Herr! ſagte er entrüſtet: Ihr müßt einen ſchlechten Glauben von meinem Hauſe und dem Werthe meiner Tochter haben, daß Ihr einem ſolchen Gedanken die Herberge bei Euch gönnen könnt. So tief kann meine Gertraud nicht ſinken. Philipp lächelte höhniſch.

Zwar lieſt man in alten Büchern, fuhr Herr Caspar, unruhig auf und abgehend, fort: daß die Liebe zuweilen wunderliche Dinge ausgeführt hat, und ſo könnte auch wohl die Tochter des reichen Juweliers, Caspar Deimling, ſich in — Nein, nein! ſagte er beruhigt: das iſt nicht möglich. Mein Kind iſt zu fromm, zu ſittſam, blickt nach keinem Manne, denkt nur an jene Welt, nicht an dieſe, nur an den Tod, nicht an die Liebe — Aber, was ſtehe ich hier und ſinne? fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, auf: es bedarf ja nur eines kurzen Ganges bis zu ihr, es bedarf ja nur einer Frage und ich bin beruhigt. Verweilt einen Augenblick, bat er: ich

kehre gleich zurück. Dieß sagend eilte er nach der Thüre; doch sollte er seiner Unruhe nicht sogleich quitt werden, denn sein Bruder, der Kaufherr aus Aarau, trat unvermuthet ein, umfing ihn herzlich grüßend und hielt ihn zurück.

Du wunderst Dich wohl, Caspar, begann er nach der ersten Umarmung: mich hier in unsrer Vaterstadt zu sehen? Glaub' es Dir wohl; aber die Sehnsucht und so manches Andere noch zog mich her. Nun sind es sechs Jahre, seit wir uns nicht sahen und Du das letzte Mal in Aarau wareſt. Ach, seit dem, Bruder, hat sich gar viel verändert! Unsre Frauen schlummern im Grabe und wir stehen verlassen und einsam, wie halb vertrocknete Stämme, um die sich kein Epheu mehr traulich rankt. Aber laß das! Sey mir von Herzen gegrüßt, Bruder! und gebe Gott, daß ich Dir so willkommen bin, als ich mich freue, Dich zu sehen.

Herzlich willkommen! entgegnete Herr Caspar, der, wenn der Stolz und die Eitelkeit nicht sprachen, ein gar wohlwollender Mann war: Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Bruder! — Aber wo ist Dein Gepäck, wo sind Deine Leute?

Ich bin im elterlichen Hause bei Berchtold ab-

gestiegen; erwiederte Herr Georg: seit 20 Jahren hatte ich es nicht betreten, und so kannst Du mir es nicht verargen, daß mich die Sehnsucht dahin zog, obgleich mich Deine Gertraud, das liebe Mädchen, bald zu Dir verlockt hätte.

Gertraud? wiederholte der Juwelier, und der Waffenschmidt, seines Bruders Brief, in dem er ihm den jungen Mann angelegentlichst empfahl, dessen Bitte um den Verlobungsring, Alles das trat plötzlich vor ihn. Gertraud! ja, ja! wiederholte er noch einmal: Nun ich gehe, sie Dir herzubringen. Verweile nur einen Augenblick bei diesem Herrn. Dieß sagend eilte er nach dem Zimmer seiner Tochter. —

Verstört trat er ein, das Mädchen erschrak über des Vaters Aussehn. Ist es das böse Gewissen, Gertraud, das Dich bei dem Anblick Deines Vaters erbeben läßt? rief er ihr entgegen: Ahnest Du, warum ich hier bin, welche Frage ich an Dich thun werde?

Ich ahne nichts! erwiederte die Tochter: nur Euer Aussehen erschreckt mich.

Du liebst! sagte er mit Heftigkeit: Dein Er-

röthen klagt Dich an. Du liebſt den rußigen Waffenſchmidt!

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt, und mit ihm ſchien ſie einer drückenden Laſt entladen.

Antworte! rief er heftig: antworte mir auf der Stelle! Biſt Du ſo tief geſunken, daß Du den Waffenſchmidt Albrecht Roſer zu Deinem Buhlen erkoren haſt?

Ob ich tief geſunken bin, erwiederte ſie: darüber richte Gott! Daß ich Albrecht Roſer liebe, hat, nach meinem Gefühle, mich eher erhoben, als erniedrigt.

Gertraud! unterbrach ſie der Alte zerſchmettert: Habe ich das um Dich verdient? Lohnſt Du mir ſo meine Liebe?

Vater! unterbrach ihn das Mädchen: Als ich das erſte Aufflammen der Neigung zu ihm in meinem Herzen fühlte, waret Ihr mein erſter Gedanke; ich ahnete, daß ich Euch wehe thun, Euch betrüben würde, und ich gebot dem Herzen zu ſchweigen; aber es gehorchte nicht, immer mehr und mehr gab es ſich den ſüßen Träumen der lieben Hoffnung hin, und wenn ich auch noch ſo ſehr an Euch dachte, ſtand er doch nur vor meinem Blick; die Liebe zu ihm war ſtärker als die Pflicht.

Unglückſelige! rief der Alte: Doch, was jammere ich! — Fern von ihm ſollſt Du Deine Thorheit vergeſſen. Ich ſende Dich fort von hier nach Augsburg, nach Nürnberg, oder noch weiter, damit Berg und Thal Euch trennen ſollen, dann wird die Zeit ſchon die Thorheit heilen.

Vater! unterbrach ihn Gertraud, ſich ſanft an ihn ſchmiegend, wehmuthsvoll blickte ihr großes dunkelblaues Auge an ihm auf, und tiefer Schmerz ſprach aus jedem ihrer Züge: Vater, nicht Zeit, nicht Raum heilt den Liebesſchmerz. — Wälzt Berg und Thal und das wilde Meer zwiſchen die Herzen, laßt Jahre über ſie dahin rollen, wahre Liebe bleibt unwandelbar. Schleppt mich gewaltſam zum Altar, erpreßt durch Eure Thränen, durch Euer kummervolles Antlitz meinem kindlichen Herzen das furchtbare Ja! Was hilft es Euch? Sein Bild trät' am Altare zwiſchen mich und den Verlobten, es begleitete mich überall durchs Leben, im Wachen und Träumen wär es nur er, an den ich dächte, bis ich Ruhe fänd' im Grabe. — Weinet nicht, Vater! — Grämt Euch nicht! ich könnte Eure Thränen, Euer kummervolles Antlitz nicht ſehen, ich würde dem reichen Handelsherrn aus Cöln,

Euch zu beruhigen, die Hand reichen und dann im Schmerz untergehen wie meine Mutter —

Bei dieſem Worte wurde der Alte bleicher, ſeine Kniee wankten, er hielt ſich an den Seſſel. Das Bild der Todten, deren Lippen gebebt, deren gebrochenes Auge ſich geöffnet haben ſollte, ſtand drohend vor ihm, er ſah nur dieß Gebild ſeiner Einbildungskraft, und beachtete die Tochter nicht, welche vor ihm niederſtürzend ſeine Kniee umklammert hielt. Vergebt Vater! bat ſie: vergebt das harte Wort, das nie über der Tochter Lippen hätte kommen ſollen. Vergebt ihr, was die Angſt, der Schmerz ihr erpreßte. — Ich will ja das Opfer ſeyn, wenn es Euch glücklich macht.

Der Vater beugte ſich gerührt über ſie hin, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Beide waren ſo tief ergriffen, daß ſie das Eintreten des Bruders nicht bemerkt hatten. Gebe Gott ſeinen Segen und erhalte Euch in Lieb' und Eintracht! ſprach dieſer, beide umarmend: Dir, mein Bruder, ſey das Herz und die Erinnerung ein ernſter Mahner — Dir, Gertraud, ſey das Beiſpiel Deiner Mutter heilig, die dem Gebote: Ehre Vater und Mutter! ein ſchmerzliches Opfer brachte. Dort oben erntet die

Dulderin jetzt ihren Lohn. — Nun aber kommt! Keinen Entſchluß, mein Bruder — kein Entſagen, Gertraud! Eure Seele iſt betrübt, Euer Gemüth aufgeregt, nicht die Rührung des Augenblicks, die Vernunft muß über Euch beſtimmen. Kommt! Er zog ſie mit ſich fort.

12.

Ein Bote, den Albrecht mit der Nachricht von dem, was hier vorgefallen war, nach Aarau geſendet, hatte Herrn Deimlings Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt beſchleunigt. Schon ſeit Gertrauds Abreiſe, welche der Vater plötzlich zurückgefordert hatte, war es ſein feſter Vorſatz, zum Wohl des Mädchens dieſe Reiſe zu unternehmen. Gertraud war ihm während ihres Beſuchs ſo lieb und werth geworden, daß er nicht mehr Theil an ſeinem eigenen Kinde hätte nehmen können. Ihre Liebe zu dem jungen Waffenſchmidt, obgleich er in ruhigen Augenblicken den Kopf deßhalb bedenklich ſchüttelte, hatte etwas Romantiſches, das biedere Weſen des jungen Mannes gefiel ihm, und ſo hatte er ſich feſt vorgenommen, der Beſchützer ihrer Liebe zu ſeyn. Er kannte ſeinen

Bruder genau, kannte ſeinen Stolz, aber auch ſeinen Eigennutz und hoffte den erſtern mit dem letztern zu bekämpfen; auch rechnete er auf deſſen Liebe zu ſeinem Kinde und auf ſein ſonſt ſo weiches Herz. Der Bürgermeiſter hatte jedoch einen ſichreren Weg eingeſchlagen. Seit dem Tode ſeiner Ehefrau oft von Gewiſſensbiſſen gequält, furchtſam von Natur, konnte Herr Caspar die Scene am Sarge nicht vergeſſen, und von dieſem Tage an, ſein Unrecht gegen die Verſtorbene einſehend, glaubte er durch fromme und milde Handlungen den Himmel verſöhnen zu müſſen. Berchtolds erſchütternde Worte hatten ihn ſchon beſtimmt, ſein Kind nicht gegen ihren Willen zu verheirathen; die Worte des Mädchens aber ihn ſo weich geſtimmt, daß, wenn ſie oder der Bruder den Augenblick benutzt hätten, er damals zu Allem ſeine Einwilligung gegeben hätte.

Am andern Tage, da die Brüder in dem väterlichen Hauſe verſammelt waren, brachte der Handelsherr die Sache, wegen Gertrauds Heirath, ernſtlich zur Sprache. Der Bürgermeiſter unterſtützte ihn, ſchilderte Albrecht als einen edlen Jüngling, dem mit ſeinem Muth und ſeinem Geiſt, beſonders in dieſer kriegeriſchen Zeit, die Welt überall

offen ſtände, und der, nicht an den Ambos gebunden, ihm wohl zu Größerem beſtimmt zu ſeyn ſchiene. Der Kaufherr verpflichtete ſich überdieß noch, ſchon bei ſeinen Lebzeiten einen großen Theil des ihr Zugedachten dem jungen Ehepaare auszuzahlen, ſo daß der Bruder nicht nöthig habe, ſein Geld aus der Handlung zur Ausſteuer ſeiner Tochter zu ziehn, und ſo gab endlich Herr Caspar mit ſchwerem Herzen nach und verſprach — jedoch unter der Bedingung der Neigung ſeines Kindes nicht entgegen zu ſeyn, daß Albrecht Roſer ſein Handwerk niederlegen, ſich im Kriege einen Namen und eine ehrenvolle Stelle erwerben und dann erſt die Hand ſeiner Tochter ihn beglücken ſolle. Bis dahin, da überdieß der Auszug ins Feld nicht mehr ferne ſey, müſſe Alles ein Geheimniß bleiben, und nur mit Mühe vermochten ihn die Brüder, dem Sohne zu erlauben, wenigſtens den Eltern ſein Glück kund thun zu dürfen. Der Bürgermeiſter übernahm nun auch das unangenehme Geſchäft, mit Herrn Wels zu ſprechen, und ihm jede Hoffnung auf Gertrauds Hand zu nehmen. Da die Urkunde, welche der Kaufherr ſogleich über die Mitgift Gertrauds ausſtellte, Herrn CaſpersErwartungen bei weitem übertraf, ſo ſöhnte

er ſich ſchnell mit dem Verhältniß aus und ſchickte, die Liebenden zu überraſchen, einen Diener an Albrecht Roſer, mit der Bitte, daß er augenblicklich zu ihm kommen möchte.

Dieſe Botſchaft kam Albrecht unerwartet; er konnte nichts Freudiges hoffen und ging daher mit klopfendem Herzen nach der Wohnung des Juweliers. Hier fand er Herrn Deimling mit den Brüdern und Gertraud, welche, ſein Kommen nicht ahnend, bei ſeinem Anblicke nicht wenig betroffen war, um einen Tiſch ſitzen. Der Juwelier rückte, wie an jenem Tage, zum Gruß nur wenig ſein Sammetkäppchen und ſprach zu Albrecht, der ängſtlich auf die bleiche Gertraud ſah: Junger Mann, ich habe Euch rufen laſſen, um mein Verſprechen zu löſen, ich weiß, Ihr ſeyd im Stillen verlobt, nehmt dieſen Ring! Dieß ſagend öffnete er ein vor ihm ſtehendes Käſtchen, nahm einen funkelnden Brillantring heraus, und reichte ihn Albrecht mit den Worten: Nehmt, und gebt ihn Eurer Braut!

Herr! erwiederte Albrecht, indem er den Ring anzunehmen ſich weigerte und ſeine Wange erglühte: Kenn' ich auch eine Jungfrau, mir theurer als alle Schätze der Welt, iſt auch keine Macht der

Erde vermögend, das Liebesband zu trennen, welches uns für ewig eint, ſo iſt ſie doch nicht meine Verlobte, denn noch fehlt uns der Segen ihres Vaters, und ſo lange der unſer Glück nicht heiligt, muß es ſtill in unſrer Bruſt verſchloſſen ruhn. Deßhalb behaltet Euren Ring, werther Herr, bis zu glücklichern Tagen; dann werdet Ihr mir ſchon erlauben, ihn Euch abzufordern.

Der Juwelier wollte lächeln, aber die Worte des Jünglings, ſein edles Benehmen, die tiefe Achtung für das väterliche Wort, hatten ihn zu tief gerührt, er vermochte es nicht. Nein, Albrecht Roſer, ſprach er herzlich: nehmt den Ring! Seht, neben Euch ruht an einem klopfenden Herzen eine weiße Hand, ſteckt ihn an den Zeigefinger dieſer Hand, und des Vaters Segen wird Euer Verlöbniß heiligen.

Schmerzvoll — denn Albrecht meinte, es ſey bitterer Spott — blickte er auf Gertraud; aber ihr Auge, aus dem, ſeit der Vater die freundlichen Worte geſprochen, die Hoffnung leuchtete, ſah ihn beruhigend an, da ſtreckte er ermuthigt die Hand nach dem Ring, erfaßte ihn, aber wagte es dennoch nicht, ihn an die liebe Hand zu ſtecken; noch traute er ſeinem Glücke nicht, es war zu groß, zu überraſchend.

Nun, was zögert Ihr? rief der Vater lächelnd: Vertraut Ihr meinen Worten nicht? Doch, Ihr habt Recht! sagte er plötzlich: Ehe Ihr Euch meiner Tochter verlobt, hört erst die Bedingungen, unter welchen sie Euer Weib werden kann. Ihr zieht in den Krieg, fechtet für eine gerechte Sache, die Fahne der Stadt ist Euch anvertraut, und somit steht Eurem Muthe ein weites Feld offen. Nur, wenn Ihr mit Ruhm und Ehre zurückkehrt, sey Gertraud die Eure! Doch das Schurzfell werft dann weg, es würde mir immer ein Dorn im Auge seyn und mir die Freude an meines Kindes Glück stören.

Ist es möglich! rief Albrecht aus, und drückte Gertrauds Hand an sein Herz: Bin ich denn plötzlich aus einem finstern Traum erwacht? Und darfst Du, liebliches Wesen, mir als die Morgenröthe eines herrlichen Tages erscheinen? Darf ich Dich mein nennen, mein für immer?

Du darfst! erwiederte Gertraud, sich an ihn lehnend.

Und die Bedingungen? unterbrach sie Herr Caspar.

Herr! Wie könnt' ich in dem Augenblicke, wo mein Herz von freudigem Dank durchdrungen ist,

Eurem Willen entgegen seyn? Fordert noch mehr! Denn was Ihr von mir verlangt, ist ja nur wenig. Ob ich die Waffen führe oder sie schmiede, ist wohl gleich; bei Beidem kann ich ein rechtlicher Mann seyn und bleiben. Er wandte sich nun wieder zu Gertraud, steckte ihr den Ring an den Finger, auch sie nahm den Verlobungsring ihrer Mutter und that ihm ein Gleiches. Nun, Gertraud, sprach er, laß uns zum Vater treten, mit kindlich gerührtem Herzen ihm danken und um seinen Segen flehn!

Sie traten vor ihn, knieeten nieder, er legte seine Hände auf ihre glühende Stirn und nur mühsam rangen sich die Worte aus seiner gepreßten Brust: Sey glücklicher, Gertraud, als Deine Mutter es war, und Du, mein Sohn, mache Dein Weib glücklicher, als ich es vermochte! Sie sanken an seine Brust, und dieß war wohl der erste wahrhaft schöne Augenblick in dem Leben dieses Mannes; zum ersten Male fühlte sein Herz, daß Wohlthun mit Aufopferung der eigenen liebsten Wünsche das belohnendste Gefühl des Menschen ist.

Und nun, Ihr werthen Herren! wandte sich Albrecht zu den Brüdern: nun nehmt auch Ihr unsern herzlichen Dank! Ich wußte längst, daß Ihr mir

wohlwolltet, und Euch, Herr Bürgermeiſter, fordre ich hiermit auf, dereinſt mein Richter zu ſeyn, und zu entſcheiden, ob ich, was ich hier gelobte, treu erfüllt habe.

Das wirſt Du, mein Sohn, ſagte Herr Berchtold, ihm treuherzig die Hand ſchüttelnd. Um einen ſolchen Preis könnte ſelbſt der Feige zum Helden werden, wie vielmehr Du! Aber noch eins! begann er: Mein Bruder wünſcht, daß Eure Verlobung noch geheim bleibe. Erfülle ſeinen Willen, und mache nur Deine Eltern damit bekannt. Albrecht verſprach es mit frohem Herzen.

Auch Rudolph trat jetzt ein, theilte die Wonne ſeines Freundes, und ein trauliches Zunicken ſeines Vaters ſchien ihm ein ähnliches Glück zu verſprechen. Als der kriſtallne Pokal, der nur bei feierlicher Gelegenheit vom Schenktiſche genommen wurde, fleißig in die Runde ging, und auf die Geſundheit der Neuverlobten geleert wurde, ſagte Herr Caspar plötzlich: Iſt es mir doch ſeit lange nicht ſo wohl geweſen, als an dem heutigen Tage, und meine verſtorbene Marie mir noch nie ſo freundlich vor Augen getreten, als eben jetzt! Ich glaube faſt, Ihr Brüder, daß ich Urſache habe, Euch zu danken.

Doch

Doch nichts mehr von dieſen traurigen Rückerinnerungen! Ich ſehe Thränen in den Augen meines Kindes, ſie rollen ihr in's Kelchglas, und der heutige Tag, ſo wie der Wein, muß nun der Freude geweiht bleiben.

Auch wohl wehmuthsvoller Erinnerung! ſagte Gertraud: Dieſen Wein, mit dem ſich meine Thräne vermiſchte, weih' ich der Todten. Ein ſanfter Schlummer Dir, meine gute Mutter! ſprach ſie tief bewegt. Eine heitere Morgenröthe, weckt Dich einſt der Engel der Auferſtehung! Dieß ſagend trank ſie aus dem Becher, reichte ihn dem Vater, und die Freude machte in dem Herzen Aller der Erinnerung an die Heimgegangene Platz.

Da ergriff Herr Berchtold die ſilberne Kanne, füllte noch einmal den Pokal, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach mit lauter freudiger Stimme: Laßt die Todten ruhn, ihnen iſt wohl! Gedenkt Eures Glückes, ohne es freventlich zu trüben, und trinkt noch einmal aus dieſem Pokal. Der frohen Gegenwart! rief er, ihn mit einem Zuge leerend: und einer noch frohern Zukunft! und Allen denen die Hoffnung, welche mit ſehnendem Herzen

ein gleiches Glück, wie Ihr, erwarten. Bei dieſen Worten ſchaute ſein Auge freudig auf ſeinen Sohn, dieſer verſtand den Blick, und leerte auf Margarethens Wohl das Kelchglas, welches ihm ſein Vater gereicht hatte.

13.

Während dem erwarteten Meiſter Paul und Anna nicht ohne Unruhe die Rückkehr des Sohnes. Die Lampe hatte ſchon lange gebrannt, der Vater ſchon manches Blatt in dem Chronikenbuche umgeſchlagen, und Margarethe längſt ſchon den Tiſch gedeckt, und noch immer kam der Sohn nicht heim.

Mir wird doch ganz ängſtlich zu Muthe! ſagte die Mutter, das drückende Schweigen unterbrechend: Was nur der ſtolze Juwelier von ihm will? Ach, hat er es erfahren, daß das Mädchen ihm gewogen iſt, hat er ihn hart angefahren, ihm alle Hoffnung genommen, ſo iſt der arme Junge zur Verzweiflung gebracht. Wer weiß —

Ach was, Mutter, Verzweiflung! unterbrach ſie der Meiſter: Die ergreift den Muthi-

gen nie; unterliegen kann man im Kampfe, aber ihn nicht gleich hoffnungslos aufgeben. Was wird es seyn? tausenderlei Dinge können ihn zurückhalten. Wer wird denn immer das Schlimmste fürchten.

Der Bruder aus der Schweiz ist heute früh angekommen, sagte jetzt Margarethe schüchtern: vielleicht daß —

Woher hast Du die Nachricht? fragte Meister Paul die Hocherröthende: Weißt Du denn so genau, was in der Familie vorgeht? Du warst doch heute noch nicht aus dem Hause. Von wem hast Du die Botschaft?

Das Mädchen eilte, statt zu antworten, hinaus.

Das heimliche Thun und Flüstern mit Albrecht gefällt mir nicht; brummte nun der Alte: da steckt ein Geheimniß dahinter; — was die Eltern nicht wissen sollen, ist selten etwas Gutes. Sie muß mir Rede stehn! Er stand auf, eilte nach der Thür und rief; aber statt ihrer trat der Bürgermeister ein.

Seyd mir herzlich willkommen! sagte Meister Paul, wohl ein wenig überrascht, während die Mutter sich verlegen auf dem Lehnstuhl hin und her schob. Was bringt Euch so spät zu mir, lieber

Herr? Iſt es eine traurige Kunde, ſo ſagt ſie, ich bin darauf gefaßt, ſelbſt wenn ſie meinen Sohn beträfe. Margarethe! rief er, dem Bürgermeiſter einen Seſſel bietend: zwei Becher mit Wein!

Laßt deren drei bringen, wenn ich bitten darf, ſagte Herr Berchtold, die eintretende Margarethe freundlich grüßend: laßt deren mehrere bringen, vielleicht bedürfen wir ſie!

Herr! nahm jetzt die Mutter das Wort: Verzeiht, daß ich nicht, wie es wohl meine Schuldigkeit wäre, Euch ehrfurchtsvoll begrüße. Ich bin, wie Ihr wiſſen werdet —

Laßt nur, gute Frau, unterbrach Herr Deimling ihre entſchuldigende Rede: ich weiß es ſchon und es bedarf überhaupt deſſen nicht. Mein liebes Mädchen! fuhr er fort, ſich zu Margarethen wendend, die ihm eben den Becher kredenzte. — Darf ich Dir wohl im Namen meines Sohnes zutrinken, Margarethe? fragte er, ihre Hand ergreifend: darf ich wohl um dieſe niedliche kleine Hand für ihn werben?

Du gerechter Gott! ſchrie Mutter Anna freudig auf, während das Mädchen des Bürgermeiſters Hand an ihre Lippen drückte.

Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeiſter? fragte jetzt der Alte.

Nun, mein Gott, fiel ihm die Mutter ins Wort: wie kann der geſtrenge Herr dieß anders meinen, als —

Schweig, Anna! fuhr Meiſter Paul auf: Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeiſter? wiederholte er ſeine Frage.

Wie kann ich es anders meinen, erwiederte Herr Berchtold: als daß ich für meinen Sohn um die Hand Eurer Pflegetochter werbe. Ich habe ſie lange beobachtet, ſie iſt eine ſittſame, ehrbare Dirne, zwar arm, doch ſchadet das nichts. Reichthum bringt nicht immer Segen ins Haus, und der Glanz der Juwelen überſtrahlt nicht den Heiligenſchein eines frommen Herzens. Darum bitte ich Euch, lieber Meiſter, und Euch, werthe Frau, gebt ſie meinem Sohne zum Weibe und mir zur Pflegerin in meinen alten Tagen. Wenn wir aus dem Kampfe zurückkehren, dann ziehe ſie bei mir ein, und damit Ihr der Pflege nicht entbehrt, ſteht draußen eine arme Magd, die ich für Euch geworben habe. Er öffnete die Thür und Gertraud, von Albrecht und Rudolph begleitet, traten ein.

Ja, verehrte Mutter, ſprach ſie, die zitternde Hand der alten Frau an ihr Herz drückend: ich will Euch Margarethens Stelle erſetzen, wenn Ihr mir es erlaubt. Ich will Euch eine treue, folgſame Tochter ſeyn, und auch Euch, Meiſter Paul.

Jungfrau, ſprach Anna gerührt: ich weiß, was Ihr Eurer Mutter war't, wie Ihr ſie in geſunden und kranken Tagen gepflegt, und welch ein Engel der Milde Ihr den Armen ſeyd, deßhalb dank' ich Gott mit aufrichtigem Herzen, daß er mir in Euch einen Engel ſandte. Auch in Euren Armen wird ſich's ſanft ſterben laſſen.

Warum ſolch' traurige Worte? ſagte der Meiſter, und doch lag auch in dem Tone ſeiner Stimme Wehmuth: Laß uns lieber mit gerührtem Herzen Gott danken und ausrufen: Herr, du überſtrömſt uns mit deiner Gnade, du läßt deine Sonne aufgehen über uns. Sende nicht deine Nacht hernieder, die ſegnenden Strahlen zu decken, prüfe im Glücke unſre Demuth nicht zu ſtreng, prüfe unſern Muth nicht zu hart im Unglücke; ſey uns ein gnädiger Gott!

Des Glückes dünkt mir faſt zu viel, Herr Berchtold! wandte er ſich jetzt zu dieſem: Wem

Gott ſolch Uebermaaß ſendet, den will er prüfen. Nun, ſein Wille geſchehe!

Obgleich die Verlobten Hand in Hand, Bruſt an Bruſt ruhten, die Alten mit freudiger Hoffnung und von manch' lieber Erinnerung aufgeregt, auf ihre Kinder blickten, ſo drückte doch ein trüber Ernſt Aller Herzen und die Freude war nicht laut.

14.

Der Bürgermeiſter, der es übernommen hatte, Herrn Philipp Wels zu entfernen, ließ ihn am andern Tage höflichſt einladen und ſagte ihm, ohne weitere Umſchweife, daß ſeine Nichte ſich unter keiner Bedingung entſchließen könne, ihr Glück mit ihm zu theilen; ſo angenehm, ſo ehrenvoll auch ſeinem Bruder der Antrag eines ſolchen wackern Mannes geweſen ſey, könne er ſein Kind doch nicht zu ſolch wichtigem Schritte zwingen. Er bäte ihn alſo, ſeinem Bruder, von deſſen gutem Willen er gewiß überzeugt ſey, es nicht zu verargen, von ſeinen Bewerbungen abzuſtehn, und in Freundſchaft von ihnen zu ſcheiden.

Herr Philipp, deſſen Stolz durch dieſe zwar

herzlich geſprochenen Worte nicht wenig beleidigt war, erwiederte anfangs nichts. Als aber Herr Berchtold, der wirklich glaubte, die Nachricht habe ſein Herz tiefer verwundet, als er gedacht, und dem deßhalb der junge Mann Leid zu thun begann, ihn tröſten wollte, unterbrach ihn der Kaufherr und ſagte mit ſpöttiſchem Tone: Spart Eure Worte, Herr Bürgermeiſter; ich weiß mich ſchon allein über den Verluſt zu tröſten, der für mich wohl eigentlich keiner iſt; ich wünſche Euch Glück zu dem neuen Vetter. Ein Handwerksmann iſt ja in einer kleinen Stadt, wo die Stände wie die Häuſer näher zuſammengerückt ſind, ein ehrenwerther Mann, und ſomit wird Albrecht Roſer Euch wohl ſo willkommen ſeyn, als ich.

Wohl möglich, erwiederte der Bürgermeiſter empfindlich: ein tüchtiger Handwerksmann iſt überall ehrenwerther, als ein vornehmer Geck.

Ich danke Euch für die feine Zurechtweiſung, Herr Bürgermeiſter, erwiederte der Cölner; ein ſtolzer Blick, der Herrn Berchtold treffen ſollte, prallte jedoch an dem ernſten des würdigen Mannes ab, und ohne weiter etwas zu erwiedern, ver-

ließ er, Rache im Herzen, des Bürgermeiſters Wohnung.

So wenig ihm auch ſonſt der Muth geworden, irgend Jemand kühn unter die Augen zu treten, ſo hatte doch die bittere Kränkung ihn jetzt ſo ſehr aufgeregt, daß er in ſeiner Wuth nach Albrechts Wohnung eilte, den er in der Werkſtatt arbeitend fand.

Nun, werther Reiſegefährte, rief er ihm zu, und der ſpöttiſche Zug ſeines Mundes konnte den Verdruß, der ſich auf ſeinem Geſichte deutlich ausſprach, nicht verbergen: ich komme, Euch Glück zu wünſchen.

Wozu? erwiederte Albrecht.

Zu der ſchmachtenden ſchwärmeriſchen Jungfrau, welcher Ihr ſchon in der Schweiz nicht abhold waret. Je nun, ſie iſt ſo übel nicht, und Ihr könnt Euch immer noch Glück wünſchen, denn hängt ſie auch das Köpfchen wie eine geknickte Lilie und glühen auch ihre trüben, ſchwermüthigen Augen nicht vor Luſt und Freude, ſo funkeln doch die Juwelen ihres Vaters deſto heller, und das wird Euch ſchon entſchädigen.

Herr! rief Albrecht, den Hammer vor ſich nie-

derlegend: ich verſtehe Euch nicht, und mich dünkt, verſtänd' ich Euch, ſo müßte ich bitten zu ſchweigen.

Nun, nur nicht ſo eifrig! unterbrach ihn Philipp: Bedenkt, daß Ihr nicht eine Schiene vor Euch habt, die Ihr nach Belieben auf Eurem Ambos hämmern könnt, und vergeßt nicht, daß ich vor Euch ſtehe.

Wahrhaftig! ſagte Albrecht, ſich lächelnd von ihm abwendend: Säh' ich in Euch nicht meinen Reiſegefährten, ich hätte es längſt vergeſſen —

Herr! unterbrach der Vater das Geſpräch: Welches Mädchen meinet Ihr?

Jungfer Gertraud, erwiederte Wels ziemlich keck.

Sprecht von dieſer mit mehr Achtung! fuhr der Alte zornig auf: ſonſt könnt' ich mich vergeſſen und mein Hausrecht gebrauchen. Bei dieſen Worten gab ſein zorniges Auge dem Geſellen einen Wink. Albrecht, der ihn verſtand, nahte ſich ſchnell dem Vater. Laßt es gut ſeyn! bat er: Es verlohnt ſich nicht der Mühe; ein ernſtes Wort iſt hinreichend, ihn los zu werden. Herr Philipp, wandte er ſich jetzt zu dieſem: ich erſuche Euch, uns zu verlaſſen. Was Euch bewogen haben mag,

zu uns zu kommen und mit ſpitzen Worten uns wehe thun zu wollen, weiß ich nicht, und doch vergeb' ich Euch. Wiederholt aber weder Beſuch noch Worte, denn es könnte leicht ſeyn, daß Ihr dann zur Schiene würdet, auf die mein Hammer losſchlüge.

Wir ſehen uns wieder, Herr Waffenſchmidt, antwortete der Cölner, und verließ eiligſt die Werkſtatt.

Sagt' ich's nicht, nahm jetzt der Alte das Wort: daß auf dieſes Menſchen Stirn ein böſes Zeichen gegraben ſey? Gebe Gott, daß er nicht Wort hält und wir ihn nie wieder ſehen.

15.

Nichts ſtörte jetzt die Liebenden in ihrem Glücke. Herr Caspar, der ſeinen künftigen Eidam ſchon in Gedanken als einen würdevollen Hauptmann des Fußvolks zurückkehren ſah, und jetzt manche Vorzüge an ihm zu finden glaubte, die er bei einem Waffenſchmidt nie geſucht haben würde, ſchien mit dem Gange der Begebenheiten zufrieden, war glücklich in dem Glücke ſeines

Kindes, nur quälte ihn in ſeinem Innern noch der Kampf zwiſchen dem Stolze und der Eitelkeit. Gertraud war verlobt; gern hätte die Eitelkeit durch prunkende Feſte ſeinen Reichthum gezeigt, ſeine Koſtbarkeiten zur Schau geſtellt, aber der Stolz verbot ihm, den Handwerksmann als künftigen Eidam den Freunden und Nachbarn vorzuſtellen, und dieß trübte gar ſehr ſeine Zufriedenheit. Nur zuweilen durfte Albrecht zu ihm kommen, nur wenn es dunkel war, Gertraud zur Mutter Anna ſchleichen, und ſo ſahen ſie ſich meiſt nur in dem Hauſe des Oheims.

Glücklicher waren hierin Rudolph und Margarethe; aber auch ihr Glück war nicht ganz ungetrübt; trotz dem, daß der höchſte, der einzige Wunſch des Mädchens erfüllt war, blickte doch aus ihrem Auge zuweilen ein geheimer Kummer zwiſchen den Strahlen der Liebe hervor, den vielleicht nur Albrecht verſtand und der Verlobte im Rauſch ſeiner Freude nicht bemerkte. Ungehindert ſahen ſie ſich, öffentlich ward ihre Verlobung gefeiert, und nur der nahe Kriegszug verſchob noch das Ziel ihrer Wünſche.

Der Tag des Auszugs nahte. Graf Manns-

feld war in den Elsaß gerückt, Tilly verfolgte ihn, der Zeitpunkt kam immer näher, wo der Markgraf, der bis jetzt nur unter dem Vorwande, sein Land gegen feindliche Einfälle zu schützen, das Heer geworben hatte, seine wahre Absicht zeigen durfte. Das ganze Land schien nun ein Waffenplatz zu seyn, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar rückten mit einem Heerhaufen heran, und die Uebergabe des Landes an seinen Sohn, die bisher noch nicht öffentlich geschehen war, ging nun auf der Carlsburg feierlich von Statten.

In Pforzheim selbst versammelte sich täglich die zum Kampf bestimmte Mannschaft, und übte sich in den Waffen. Alt und Jung strömte dann herbei, und kaum vermochte das Ansehen des Bürgermeisters die Kriegslustigen zurück zu halten, sich in Reih' und Glied zu stellen. Die Liebe zu ihrem Landesherrn, der Glaubensmuth war zu groß, zu allgemein, die Hoffnung, sich bürgerliche und Glaubensfreiheit zu erringen, zu süß, als daß nicht das Herz eines Jeden vor Begierde, Theil an dem Kampfe zu nehmen, geschlagen hätte. Von den Zurückbleibenden beneidet, rückte die gerüstete Schaar zu ihren Uebungen, und selbst die Mütter,

die Verlobten jammerten nicht. Auch Gertrauds Herz klopfte freudig, sah sie Albrecht, die Fahne in der Hand, vor dem Kriegshaufen der Vierhundert einherschreiten, und Margarethe konnte dann ihren stillen Kummer, den Albrecht wohl errathen hatte, nicht bergen, den Kummer, daß Rudolph nicht auch in ihren Reihen stand. Herr Berchtold hatte wohlbesonnen seinen Sohn nicht mit unter die dreihundert Auserwählten gestellt, und das Loos hatte ihn nicht getroffen. Ich gehe selbst, mich dem allgemeinen Wohle opfernd, der Gefahr entgegen, sprach er zu seinen Freunden: meine Brüder sind ohne männliche Nachkommen, und so hielt ich es für Pflicht, den einzigen Zweig zurück zu lassen, damit das alte Geschlecht nicht ganz untergehe.

Ein herrlicher Geist herrschte jetzt in Pforzheim, das Treiben und Wogen, diese allgemein verbreitete Gesinnung, gab einen herzerhebenden Anblick. Man wußte nicht, war es die Liebe zu dem Landesherrn, war es der Eifer für den Glauben, war es Kampflust, welche sie am meisten beseelte, denn jubelnd, als wäre der Tag des Auszugs ein allgemeiner Festtag für die Stadt, sehnten sie sich nach der

Stunde, die ſie vielleicht für immer von den Ihrigen trennte.

Sie erſchien. Der Markgraf kam noch einmal in ſeine treue Stadt, um Muſterung zu halten. Unter Trommel- und Trompetenſchall rückten die Vierhundert aus und erwarteten die Ankunft ihres Herrn. Alle gleich in weiße Röcke gekleidet, über welchen der blanke Harniſch funkelte, dreihundert mit der Hellebarde, hundert mit Feuergewehr bewaffnet, ſtanden ſie da, eine ſich freudig dem Tode weihende Schaar. Kein Auge war getrübt, kein Antlitz, auf dem ſich nicht die Luſt des Kampfes ausgeſprochen hätte; ſo von ihren Mitbürgern umgeben, empfingen ſie mit freudigem Zuruf den Markgrafen, der von dem Oberſt Hofſtetter und einem bedeutenden Gefolge begleitet, jetzt heran ſprengte. Er ſtieg von ſeinem Roß und durchſchritt, dem Bürgermeiſter zur Seite, die ſich öffnenden Reihen, beſah Mann vor Mann, lobte die Bewaffnung, ihr kriegeriſches Anſehen, und beſonders ſchien ihm die gleiche Tracht zu gefallen. Dann trat er vor ſie, nahm aus des Oberſten Hand eine Fahne und ſagte:

Ihr habt Euch, meine treuen Pforzheimer,

zu meiner Leibwacht erboten, ich nehme Euch als ſolche hiermit an und überreiche Euch, ſtatt des Banners der Stadt, meine Leibfahne. Das Wappen meines Hauſes werdet Ihr darauf finden, und die Worte Luthers: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott. Dieſes kräftige Wort, von dem gottesfürchtigen Manne geſprochen, ſtehe feſt in unſern Herzen, denn nur durch Gott können wir ſiegen, und nur ihm vertrauend, Demuth im Glücke, Muth im Unglücke finden. Er reichte Albrecht die Fahne. Junger Mann, redete er ihn an: bewahre ſie treu, daß ſie nie in die Hände der Feinde unſres Glaubens gerathe. Du ſcheinſt mir ein wackerer Geſell, darum übergebe ich ſie Dir mit Vertrauen. Albrecht neigte ſich ſchweigend, übergab das Stadtbanner einem Andern, rollte die Leibfahne des Markgrafen auf, daß ſie luſtig im Morgenwinde flatterte und Jedermann die Worte Luthers, auf welche die Sonne ihre Strahlen warf, deutlich leſen konnte.

Noch fehlet Eines! rief jetzt der Oberſt Hofſtetter, ein verſuchter Kriegsmann: Ehe Ihr der Fahne folgt, muß ſie geweiht ſeyn, ſo verlangt es der Kriegsgebrauch. Eine Jungfrau muß das

Band an ſie heften, damit, ſo wie der Jungfrau Hand rein, ſie auch unentweiht von Feindes Hand, ſtets vor Euch herziehe. Wählt unter den Umſtehenden Eine und gebt ihr dieß ſilberne Band, um es anzuheften.

Da trat Albrecht in den Kreis der Zuſchauenden und ſenkte die Fahne vor Gertraud. Jungfrau! ſprach er, ihr das Band reichend: Ich wüßte, ſo werth ich alle Jungfrauen halte, die ich hier verſammelt ſehe, Keine, die ich würdiger fände, von welcher ich lieber das Zeichen an meine Fahne geheftet ſähe, als Euch. Was mir auch geſchehe, indem ich mit ihr zum Sieg oder zum Tode gehe, ſo wird es mir ein Troſt ſeyn, wenn dieß heilige, mir anvertraute Pfand durch Euch geweiht wird.

Bleich, bebend, faßte Gertraud das Band und knüpft' es dicht unter der Fahnenſpitze feſt. Gebe Gott, ſprach ſie, und vermochte nicht die Thräne zurückzuhalten: gebe Gott, daß dieß Band ſtets flattern, nie mit der Fahne ſinken mag, und Ihr mit ihr ſiegreich in die Vaterſtadt zurückkehret!

Wer iſt das Mädchen? fragte der Markgraf: Sie ſcheint innigen Antheil an dem jungen Manne

zu nehmen, und ihr Aeußeres iſt ſchön und erweckt Theilnahme.

Sie iſt meines Bruders Tochter, erwiederte der Bürgermeiſter.

Nun ſo gebe der Himmel, ſprach der Fürſt: daß ihre Thränen und ihr ſchwermüthiger Blick nicht eine böſe Vorbedeutung ſind. — Ihr Männer von Pforzheim, wandte er ſich dann zu dem Haufen: kehrt nun in Eure Wohnungen zurück und genießt noch die kurzen Stunden der Ruhe, bald ſehen wir uns bei Durlach, wo ich das Heer verſammle, wieder. Den Muth, den ich aus Eurem Antlitz leuchten ſehe, bewahret feſt, ſo wie das Vertrauen zu Gott; und der Sieg wird uns werden.

So ſtandhaft Georg Friedrich auch war, ſo vermochte er doch nicht, eine innere Rührung zu verbergen, als er die Schaar der Vierhundert, aus einer Stadt ihm zugezogen, vor ſich vorbei ziehen ſah. Er grüßte noch einmal die Umſtehenden, dankte ihnen herzlich für das Opfer, welches ſie gebracht und ſprengte davon.

In der Bruſt der treuen Bürger jauchzte von Neuem die Freude auf. Lauter Jubel folgte ihrem

geliebten Herrn, und frohen Muthes kehrten ſie in ihre Wohnung zurück.

Nur aus Gertrauds Bruſt war die Ruhe gewichen. Albrecht! ſagte ſie am Abend, als ſie in dem Garten ihres väterlichen Hauſes mit ihm allein war: Als ich das Band um die Fahne knüpfte, durchrieſelte es mich, wie kalter Todtenſchauer, Dein Antlitz erſchien mir bleich, Deine flammenden Augen erloſchen und ſelbſt der Blick des Markgrafen ruhte mit ernſter Trauer auf uns. Mir iſt, als ob die nahe Stunde der Trennung die Stunde des ewigen Scheidens wäre, und wir uns erſt jenſeits wieder finden würden.

Albrecht lächelte. Wohl möglich, liebe Gertraud, daß Du Recht haben magſt, ſprach er: denn das Schickſal liegt nicht in des Menſchen Hand, das liegt in einer höheren. Aber, was könnte mich entmuthigen? Iſt es nicht ein ſo herrlicher Preis, für den ich kämpfen ſoll? Hat wohl noch je ein Arm für einen ſchöneren das Schwert gezogen? Vierhundert meiner Mitbürger trag' ich die Fahne vor, und unter ihnen iſt Keiner, der nicht mit Freuden für ſeinen edeln Herrn in den Tod ginge. Dem Glauben gilt es, der Freiheit unſres Gewiſſens,

das Irdiſche, wie das Himmliſche ruft uns! Und mir, ſprach er, ſie feſt in ſeine Arme drückend: mir winkt noch ein ſchönerer Preis. Dich erring ich mir, Du wirſt die Meine, und ſo ruft mich ja Alles, was den Menſchen zur Begeiſterung entflammen, was ihn zum Helden machen kann: Glaube, Vaterland und eine heilige Liebe, die, iſt ſie auch irdiſch, mich doch jenſeits hinüber begleiten wird. Darum, liebe Gertraud, würde Deine Ahnung wahr, ſähen wir uns, wenn ich aus dieſen Mauern ziehe, auch hier nicht wieder, ſo fänden wir uns dort!

Dort! wiederholte ſie, ihm die Hand reichend, und der Bund war auch für Jenſeits geſchloſſen.

16.

Der Bote, welcher des Markgrafen Befehl zum Aufbruch brachte, ſäumte nicht, in Pforzheim einzutreffen. Der von dem Grafen von Mannsfeld beſchloſſene Uebergang über den Rhein hatte es nöthig gemacht, daß ein Theil des noch nicht ganz verſammelten markgräflichen Heeres ſich in Marſch ſetzen und in der Gegend von Germersheim zu dem Grafen ſtoßen mußte. Schon hatten ſich die

Herzöge von Weimar mit 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern mit ihm vereinigt, der Markgraf ſelbſt war von Durlach mit Allem, was er dort beiſammen hatte, nach Bruchſal gerückt, wohin auch die Pforzheimer beordert waren. Die Heeresabtheilungen, welche in der obern Grafſchaft lagen, fehlten noch und hatten den Befehl, in nämlicher Richtung zu folgen.

Der kommende Tag war zum Ausmarſch beſtimmt. Mit ſo frohem Jubel auch dieſer Befehl empfangen wurde, ſo jauchzend auch das junge Kriegsvolk den Tag über die Straßen durchzog, ſo wurde es doch gegen Abend ſtill und die Stadt ſchien wie ausgeſtorben. Jede Familie hatte ſich in ſtillem Kreiſe zum Abſchiedsmahle verſammelt; denn es galt eine lange Trennung, und da der Abſchied, vielleicht auf ewig, ſo nahe war, ſchwieg die Freude und ernſte Betrachtungen traten an ihre Stelle. Die Jungfrau, welche mit freudigem Blicke den Kriegsübungen ihres Geliebten zugeſehen, deren Herz, von freudigem Muthe geſchwellt, lauter geklopft hatte, dachte ſie, daß er für Glauben und Vaterland zum Kampfe zog, fühlte jetzt nur noch den Schmerz der Trennung, und die herrlichen Träume

ihrer Phantaſie waren trübe und traurig. Auch das Mutterherz, auch der ſorgſame Vater konnte ſich nicht der Freude überlaſſen. Das ſo nahe Lebewohl konnte ja für ewig ſeyn, und die Zukunft lag düſter und verhüllt vor ihnen. Es bedurfte alles Muthes, um nicht in Klagen auszubrechen, und nur der biedere Sinn, der feſte Glaube und das Vertrauen auf Gott ließ die treuen Pforzheimer nicht verzagen.

In dem Hauſe des Bürgermeiſters hatte ſich die Familie verſammelt. Meiſter Paul und die Seinen waren auch da. Herr Berchtold, vielleicht der Einzige, dem das Herz ganz ohne Betrübniß ſchlug, that alles Mögliche, die ernſte Stimmung, welche auch in dieſen Kreis ſich einzuſchleichen drohte, zu verſcheuchen. Er rief den Wein und die Liebe zu Hülfe, aber beide vermochten nicht, Gertrauds ſchwermüthigen Blick zu erheitern und die faltenreiche Stirn ſeines Sohnes zu glätten. Selbſt Herr Caſpar, dem ſonſt die Welthändel weniger zu Herzen gingen, als ſeine Juwelen, und den bei Gelagen der Wein immer zu erheitern pflegte, konnte heute nicht recht in ſeinem fröhlichen Gleiſe fortgehen; bald nahm er Theil an des Bruders Frohſinn, bald an dem Kummer ſeiner Tochter, und

mit jeder Thräne, die er in ihrem Auge erglänzen ſah, ward er weicher, nachdenkender geſtimmt. Albrecht! ſprach er, ſeinem künftigen Eidam freundlich die Hand reichend: jetzt, da Ihr uns verlaſſen müßt, fühl' ich erſt recht, was für einen ernſten Weg Ihr zu gehen habt. Ich leſe in den Augen meiner Tochter die Furcht, Euch nicht wieder zu ſehen, und bedenke, daß wohl jenes Wort, welches der Stolz aus mir ſprach, daß Ihr nur dann mein Eidam werden ſolltet, wenn Ihr mit Kriegsruhm und Kriegsehren zurück kämet, ein frevelhaftes Wort war. Ich nehme es hiermit zurück; kehrt heim ohne Glanz, tretet wieder in Eure Werkſtatt, und mein Kind werde Euch, wenn Ihr auch nicht mit goldenen Ketten behangen ſeyd. Leicht könnte der Preis Euch bis zur Tollkühnheit führen, leicht könnte mein Stolz das Grab Euch öffnen und das ſey fern von mir! Ich habe in dieſen Tagen gefühlt, welch ein Glück es iſt, Anderer Glück zu fördern. Deßhalb will ich nur meiner Gertraud Wohl, das ſie, wie ich ſehe, nur in Euch finden kann, und ſomit ſag' ich Euch, daß ſie auch unbedingt die Eure wird. Gertraud ſprang bei dieſen Worten auf, ſank an die Bruſt ihres Vaters

und raunte ihm leiſe zu: Nun hat Euch die Mutter ſicherlich vergeben. Dank, Dank, lieber Herzensvater!

Das war ein braves Wort geſprochen, Bruder! nahm jetzt der Handelsherr das Wort: Leicht hätteſt Du können den Brauſekopf in den Tod jagen, da er ſich das Mädel mit ſeinem Blute erkaufen ſollte.

Nein, Herr! erwiederte Albrecht, und ruhige Heiterkeit überſtrahlte ſein Antlitz: Ich würde auch ohne den gütigen Erlaß Eurer Bedingung nicht anders gehandelt haben, wie ich auch jetzt handeln werde. Wenn ich das Schwert ziehe, oder den Hammer führe, ſo ſteht feſte Beharrlichkeit mir zur Seite; der Kriegsmann muß ſein Leben freudig einſetzen oder daheim bleiben. Will er dem Schickſale, dem Glücke nichts überlaſſen, ſo verſuche er es nicht und verlange nichts von ihm; den Feigen ereilt der Tod noch ſicherer als den Muthigen, und wo es einen großen Zweck gilt, wo der Einzelne mit ſeinem Leben das Leben Vieler erhalten kann, da weihe man ſich freudig einem gewiſſen Untergange, denn wer das Schwert zieht, weihte ſich ja ſchon den dunkeln Mächten. Zage nicht, geliebte Gertraud, Du weißt, es gehe auch

wie es wolle, unſere Trennung iſt nur kurz, der Tod hat keine Gewalt über uns.

Laß dieſe Worte! unterbrach ihn Herr Berchtold: Sie tröſten nicht das wunde Herz des Mädchens, ſie nähren nur ihre Schwermuth. Freventlich iſt es, unſere Pläne bis in eine Ewigkeit hinüber zu bauen, die wir nicht einmal kennen. Erwartet hier, was der Himmel über Euch beſchieden, in das Jenſeits gehet mit gläubigen, demuthvollen Herzen ein. Hoffe und vertraue, meine Tochter! wandte er ſich zu Gertraud: Tauſende zogen aus, Tauſende kehrten heim! Aber auch Mancher kehrt nicht wieder! ſetzte er düſter hinzu, erhob ſich von ſeinem Sitze, nahm den gefüllten Pokal, ſchaute ſich in dem Prunkzimmer, wo die Bilder ſeiner Eltern und ſeiner Vorfahren hingen, umher, und als riefen ſie ihm ein Willkommen entgegen, ſo freundlich nickte er ihnen zu. Dann aber ward ſein Auge wieder ernſt. Ob ich wohl noch einmal unter Euch treten, noch einmal in das väterliche Haus heimkehren werde? ſprach er, von ſeinem Gefühle übermannt. Mich dünkt es faſt, als ſagtet Ihr mir jetzt ein Lebewohl, Ihr alten Bilder, die mir ſo oft mit der Erinnerung Eures

thätigen Wandels das Herz erhoben. Nun, dann wär' es vollbracht! — und Du, mein Sohn, wandte er ſich zu Rudolph: hingeſt dann mein Bild neben das Deiner Mutter, und wenn Du am Abend Deines Lebens in dem Kreiſe der Deinen ruhig Deiner Stunde entgegen ſiehſt, und auf dieſer Stelle, wo ich jetzt ſtehe, um Dich in dieſem würdigen Kreiſe der Vorangegangenen blickſt, dann möge Dir Gott den heitern Muth geben, zu vollenden, wie er ihn mir in dieſem Augenblicke reicht. — Und nun, fuhr Herr Berchtold fort, den Becher hoch hebend: Auf glückliches Wiederſehen!

Wenn auch nicht hier — dort gewiß! liſpelte Gertraud ihrem Verlobten zu.

Auf glückliches Wiederſehn, Ihr Herren! nahm jetzt Meiſter Paul das Wort: Wenn wir uns dann wieder zum frohen Gelage vereinen werden, ſitzen zwei Bräute mit dem Kränzchen im Haar unter uns, und meines guten Weibes Herz klopft dann vor Freude und nicht mehr vor banger Sorge. Und nun, dächt' ich, Ihr Herren, ein Jeder ginge heim; getrennt muß es einmal ſeyn, eine Stunde früher, eine Stunde ſpäter, was hilft's?

Sie folgten ſeiner Mahnung und ſtanden auf.

Als nun Albrecht ſein Baret genommen, die Mutter ihr Mäntelchen umgethan und von den rüſtigen Geſellen ſchon im Tragſeſſel aufgehoben, Allen eine freundliche gute Nacht, dem Bürgermeiſter aber ein herzliches Lebewohl geſagt hatte, zog Albrecht Gertraud in das Erkerfenſter. Leb wohl! ſprach er hier mit männlichem Muthe: Verlaß morgen in der Frühe nicht Dein väterliches Haus, mich noch einmal zu ſehen, Dein Anblick könnte meinen Muth brechen. Laß uns hier trennen, und darf ich einer Stimme trauen, die laut in mir ſpricht, ſo ſehen wir uns hier wieder. Dieß ſagend drückte er den erſten Kuß auf ihre bebenden Lippen und eilte davon.

17.

Kaum röthete der Morgen die Thurmſpitzen Pforzheims, als auch ſchon die Trommel, durch die Straßen wirbelnd, zum Aufbruch rief. Die Schaar der Vierhundert trat nun gewappnet aus ihren Häuſern und eilte, von ihren Lieben begleitet, nach dem Marktplatze, wo auf hohem ſchwarzen Roß, in völligem Harniſch, Herr Berchtold

Deimling ſie erwartend hielt. Ihm zur Seite ſtand Albrecht Roſer, die glänzende Pickelhaube auf ſeinem Haupte, den hellpolirten Panzer und Halskragen über ſein weißes Gewand, das einfache Kreuz, dieß Geſchenk Gertrauds, um den Hals. Rauſchend flatterte die weiße Fahne mit dem Wappen von Baden, hinter der ſich die Rotte ſammelte, im Morgenwind.

Als der Haufe geordnet, und Alles zum Aufbruch bereitet war, gab der Bürgermeiſter ein Zeichen, und die Glocken begannen zu läuten, die Trommeln wirbelten. Ade! Ade! Leb' wohl! Leb' wohl! tönte aus Aller Munde. Väter, Mütter, Schweſtern ſtürzten ſich in die Reihen, drückten die Scheidenden an ihr Herz und kehrten in ſtiller Trauer heim. Gertraud hatte die Bitte Albrechts erfüllt und war nicht bei dem Ausmarſche gegenwärtig, ſie kniete während dem an dem Grabe ihrer Mutter.

18.

Schweigend zogen nun die Vierhundert gen Bretten, und von da am andern Morgen nach

Bruchſal, wo ſie den Markgrafen nicht mehr fanden, denn er war eiligſt mit dem, was er bei ſich hatte, zu Mannsfeld geſtoßen und hatte ihnen den Befehl zurückgelaſſen, einſtweilen in Bruchſal zu bleiben.

Unmuthig, daß ſie hier unthätig liegen ſollten, bezogen ſie ihre Quartiere, aber bald erſcholl die Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Wisloch, wo das vereinigte Heer die Baiern geſchlagen und Tilly zum Rückzug über den Neckar gezwungen hatte, und verwandelte ihren Unmuth in lauten Jubel. Der Sieg hatte das erſte gemeinſame Unternehmen gekrönt.

Aber ſchon aus dieſer Viktoria entſprang die Zwietracht unter den Heerführern. Der Churfürſt von der Pfalz, aus dem Haag in ſeine Lande zurückgekehrt, befand ſich bei dem Heere; ihm war Alles an der Wiedereroberung deſſelben gelegen; er verlangte nach dieſem Treffen, welches nicht von großer Bedeutung war, Ladenburg, eine wormſiſche, mitten in der Pfalz gelegene Stadt, zu belagern. Mannsfeld, welcher den Kriegsſchauplatz, wegen Unterhalt ſeines Heeres, nach den geiſtlichen Landen ziehen wollte, ſtimmte willig in dieſen Vor-

ſchlag ein. Der Markgraf von Baden aber glaubte, es ſey am gerathenſten, Tilly zu verfolgen, und ſo die Vereinigung des ſpaniſchen und ligiſtiſchen Heeres zu verhindern; Mannsfeld drang jedoch mit ſeinem Plane durch, rückte über den Neckar gegen Ladenburg vor und der Markgraf trennte ſich nun von ihm, die Herzöge von Weimar folgten dieſem mit ihren Hülfsvölkern, und zogen ſich nach Bruchſal zurück, dort die übrigen Regimenter aus der obern Grafſchaft erwartend.

Bald trafen dieſe ein. Das Heer, 15000 Mann ſtark, war verſammelt, und der Aufbruch nach dem Neckar, Tilly die Spitze zu bieten, beſchloſſen, während Mannsfeld Ladenburg belagern und die Spanier jenſeit des Neckars feſthalten ſollte.

Das Heer rückte jetzt über Gochsheim und Eppingen gegen Wimpfen vor, in der Abſicht, bei Neckars-Elz über den Strom zu ſetzen, und auf Tilly los zu gehen; aber die Nachricht, daß Tilly ſchon dieſſeits des Neckars ſtehe und ihnen entgegen rücke, machte den Markgrafen in ſeinen Bewegungen ungewiß; er ließ das Heer auf der Höhe dieſſeits des vom Regen angeſchwollenen Bellinger Bachs halten und ein Lager beziehen, das in

der Eil durch Schanzen und eine Wagenburg befeſtigt werden ſollte.

19.

Als die Markgräflichen damit beſchäftigt waren, traf die Nachricht ein, daß das ligiſtiſche Heer im vollen Anzuge auf Wimpfen ſey und ſchon den Wald beſetzt habe. Der Markgraf ſandte ſogleich an den Grafen Mannsfeld, ihn zu vermögen, die Belagerung von Ladenburg aufzuheben und ſich über Sinsheim, im Fall die Spanier unter Ferdinand von Cordova ihn nicht daran hinderten, mit ihm zu vereinigen. Auch ließ er ihm wiſſen, daß er bis zu ſeiner Ankunft in der verſchanzten Stellung bleiben und nur gezwungen ein Treffen annehmen würde.

Tilly, dieſer kriegserfahrene Feldherr, hatte ſich in aller Stille, ſobald er die Trennung beider Heere vernommen, in der Gegend von Neckar Steinach mit den Spaniern vereinigt, die ſich wenig um Mannsfeld und die Belagerung von Ladenburg kümmerten. Schnell über den Neckar geſetzt, rückte er in Eilmärſchen dem Markgrafen entgegen, ihm,

ehe ſich Mannsfeld mit ihm vereinigen könnte, ein Treffen zu liefern.

Von der Vereinigung Tilly's und Cordova's wußte der Markgraf nichts; er glaubte nur Tilly und ſeine Baiern vor ſich zu haben und Ferdinand von Cordova mit Mannsfeld beſchäftigt, ſonſt würde er ſich wohl bei Zeiten zurückgezogen und ein Treffen vermieden haben. Als er aber am andern Tage die Vereinigung der beiden Heere erfuhr, ſtand der Feind ihm ſchon zu nahe, und ein Rückzug konnte leicht von ſchlimmeren Folgen ſeyn, als eine verlorene Schlacht.

Sein Heer, aus 5 ſtarken Regimentern zu Fuß und 28 Schwadronen Reitern beſtehend, ſtand, den rechten Flügel bei Unter-Eiſesheim an dem Neckar, den linken bei Biberach am Bellinger Bach gelehnt. Auf der Höhe zwiſchen beiden Orten war in einem Halbkreis die, von 20 Stück Geſchütz vertheidigte, Wagenburg aufgefahren, Eiſesheim mit Fußvolk beſetzt, und in dem Zwiſchenraume von da bis zu dem verſchanzten Lager ſtand der größte Theil der Reiterei unter Herzog Magnus von Würtemberg aufgeſtellt. Die Herzöge von Weimar hatten den linken Flügel am Abhange der Höhe nach Biberach

berach zu mit ihren Völkern beſetzt. Der Bellinger Bach, über den mehrere Brücken führten, war der Schlachtordnung im Rücken, deren Hauptſtärke das verſchanzte Lager und die Wagenburg auf der Höhe war.

Am Abend des 25. Aprils, als eben die Markgräflichen Gottesdienſt hielten, erblickten ſie an dem Rande des Waldes, der ſich von Wimpfen nach Biberach zieht, das verbündete Heer der Liga und Spanier, welches mit einzelnen Abtheilungen die dem Lager gegenüber liegende Höhe beſetzte. Die Andacht wurde durch dieſen Anblick nicht geſtört, feuriger ſtieg das Gebet zum Himmel auf, und als der Geſang beendet und jeder in ſein Zelt zurückgekehrt war, begann der laute Jubel, denn das Heer erglühte von freudigem Muthe, welchen der Anblick des Feindes nur noch erhöht hatte. Nur der Markgraf, der in Eiſesheim ſein Quartier genommen, und eben jetzt die Herzöge Magnus von Würtemberg und Wilhelm und Bernhard von Weimar und mehrere hohe Offiziere zur Berathung bei ſich hatte, ſchien nicht mit ſo freudigem Muthe dem morgenden Tage entgegen zu ſehen. Der Feind, ſprach er: iſt uns an Anzahl weit über-

legen, wir ihm nur an Geſchütz. Tilly und Cordova führen uns alte gediente Schaaren, wir ihnen neu geworbenes Volk entgegen; es war gefehlt, uns von Mannsfeld zu trennen. Es fragt ſich daher, ſollen wir noch die Vereinigung zu bewerkſtelligen und die Schlacht zu vermeiden ſuchen, oder ſie annehmen, und den Lorbeer allein brechen?

Iſt die Vereinigung mit Mannsfeld noch eine Möglichkeit, nahm Herzog Wilhelm das Wort: ſo ſtimme ich dafür. Beſſer, wir wenden uns gegen Germersheim und ſetzen im ſchlimmſten Falle über den Rhein —

Und mein armes Land liegt den Spaniern offen — unterbrach ihn der Markgraf.

Sie werden nicht weit vorrücken und ſich vom Neckar entfernen, wenn ſie unſere Vereinigung erfahren, meinte der Herzog.

Vertraut Ihr denn Eurem Muthe nicht? unterbrach Herzog Magnus ſtarke Stimme die Berathung: Sollen wir denn im Angeſicht des Feindes den Kampf vermeiden, und ſo den Muth der Soldaten niederſchlagen? Laßt uns mit Gott die Schlacht annehmen, an der Wagenburg ſollen die Spanier ihre Köpfe ſchon zerſchellen.

Und Eure Meinung, mein junger Herr! wandte ſich der Markgraf, wohl nur aus Höflichkeit, zu dem achtzehnjährigen Herzog Bernhard.

Ich diene als Rittmeiſter in meines Bruders Regiment, erwiederte dieſer beſcheiden: mir gebührt hier nur zu hören, nicht zu ſprechen; zu lernen, nicht zu belehren.

Redet! rief ihm Herzog Magnus zu: Jahre geben nicht immer Einſicht —

Aber doch Erfahrung, meinte der junge Fürſt.

Wir erſuchen Euch, Eure Meinung zu ſagen, nahm der Markgraf das Wort.

Nun wenn Ihr es wünſcht, ſo muß ich gehorchen, ſprach Herzog Bernhard. Meiner Meinung nach, begann er: wär' es beſſer, wenn wir die Schlacht vermieden, und nur mit Mannsfeld vereint ſchlagen könnten; jetzt aber im Angeſicht des kriegserfahrenen Feindes wagen wir beim Zurückzuge mehr als bei der Schlacht. Die Höhe iſt gut beſetzt, dort werden ſie uns nichts anhaben, für das Fußvolk, durch Schanzen und Wagen gedeckt, fürchte ich nicht, wohl aber für die Reiterei, an der ſie uns überdieß überlegen ſind. Sie muß ſo lange als möglich den Kampf vermeiden. Und würde ſie

auch geſchlagen, und hat dann das Fußvolk nur Muth und Ausdauer, iſt der Sieg dennoch unſer! —

Junger Herr, nahte ſich dem Herzoge der Oberſt Hofſtetter: Ihr ſprecht, als hättet Ihr ſchon zehn Schlachten beigewohnt — ich bin ganz Eurer Meinung. Nur Muth, Ausdauer und keinen unüberlegten Angriff der Reiterei, und die Spanier prallen an unſern Verſchanzungen ab, und doppelte Ehre wird uns, haben wir den Sieg allein erfochten.

Herzog Wilhelm's Meinung drang nicht durch, und nach langer Ueberlegung wurde die Schlacht anzunehmen beſchloſſen.

20.

Als der Morgen des verhängnißvollen Tages zu grauen begann, ergriff das markgräfliche Heer nach kurzem Gebete die Waffen, und jedes Regiment trat auf den ihm angewieſenen Poſten, das Fußvolk hinter die aufgefahrenen, mit eiſernen Spitzen wohl verſehenen Wagen; die Reiterei, von Herzog Magnus befehligt, ſtellte ſich der Wagenburg zur Rechten, des Herzogs Wilhelm von Weimar Regiment zur Linken. Die Vierhundert Pforz-

heimer, unter dem Befehle ihres Bürgermeisters, standen im Hintertreffen bei den Munitionswagen. So geordnet, erwartete das Heer den Angriff.

Er begann von feindlicher Seite durch das Feuer der auf der Höhe vor dem Walde aufgeführten ganzen Karthaunen, welches die Markgräflichen beantworteten, während das Fußvolk der Liga noch im Walde zurück blieb, um dem überlegenen feindlichen Feuer nicht nutzlos ausgesetzt zu seyn. Der Morgen verging unter Scharmutziren. Einzelne bairische Reiter-Regimenter rückten mehrmal auf Herzog Magnus vor, der ihnen seine Schwadronen entgegen schickte, wobei bald die Baiern, bald die Markgräflichen zurückgetrieben wurden. Eben so war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Wilhelm den Spaniern gegenüber stand, die zuweilen mit ihrem Fußvolk aus dem Walde hervorbrachen und das gegen Biberach aufgestellte Weimarische mit abwechselndem Erfolge angriffen; jedoch schien es, als ob die Verbündeten nirgend rechten Ernst zeigten. Das grobe Geschütz donnerte von beiden Seiten, Tylli rückte nicht aus dem Walde, der Markgraf blieb hinter seiner Wagenburg.

Mittag war vorüber, ſchon glaubte das proteſtantiſche Heer, der Feind werde wenigſtens heute die Schlacht nicht wagen, als plötzlich, es mochte um die zweite Stunde des Nachmittags ſeyn, Tilly aus dem Walde mit der ganzen Armada hervorbrach, ſich auf der Höhe nach dem Neckar hinzog und die Spanier, nur eine kleine Abtheilung, Biberach gegenüber, am Walde zurücklaſſend, ihm folgten. Er bildete nun ſeine Schlachtlinie, den linken Flügel an den Neckar, den rechten an den Wald hinter dem Geſchütz gelehnt. Beinahe die ganze aus 80 Cornetten beſtehende Reiterei, war hinter dem Fußvolke auf dem linken Flügel aufgeſtellt.

Jetzt begann der Markgraf auch aus ſeinen Feldſchlangen und halben Karthaunen den Feind zu begrüßen, deſſen Fußvolk zwar noch unbeweglich ſtand, deſſen Reiterei aber hervorbrach und durch eine gewagte Bewegung zwiſchen der Wagenburg und den in Eiſesheim Aufgeſtellten gegen Herzog Magnus vordrang. Dieſer ging dem Feinde muthig entgegen, und obgleich viel ſchwächer, warf er ſich dennoch mit ſolcher Gewalt auf ihn, daß er ſeine Schwadronen durchbrach und ihn gegen den

Neckar zurück trieb. Hier aber nahm die italieniſche Reiterei und das Fußvolk die Fliehenden auf, und hemmte die Fortſchritte der Markgräflichen, die ſich wieder auf ihren Poſten zurückziehen mußten.

Bald erneuerten die Baiern, von der Reiterei Don Cordova's unterſtützt, den Angriff. Der Herzog, von tollem Muthe getrieben, verließ auch jetzt ſeine vortheilhafte Stellung zwiſchen dem beſetzten Dorfe und der Wagenburg, noch einmal ging er den Anrückenden entgegen, mußte jedoch der Uebermacht weichen. Seine Reiterei floh, ihm wurde das Pferd getödtet, er beſtieg ein anderes, ſammelte die Flüchtigen, ſetzte noch einmal in den Feind, warf ihn zurück, verlor ein zweites Roß, konnte aber mit ſeinem ſchwachen Haufen der Uebermacht nicht länger widerſtehen; er ward von Neuem geſchlagen, zerſtreut, ein neapolitaniſcher Küraſſier erreichte ihn und ſchoß ihn nieder. — Die Flucht der Reiterei war allgemein, ſie floh in Unordnung über den Bellinger Bach, dann bei Grattach über den Neckar, und zeigte ſich nicht wieder.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke ließen die verbündeten Feldherren das Fußvolk von der Höhe

herab gegen die Wagenburg rücken, während ein Theil der Reiterei durch den Wald zog, um den feindlichen linken Flügel, wo die weimariſchen Fürſten ſtanden, anzugreifen. Das markgräfliche Fußvolk, obgleich von dem größten Theile ſeiner Reiterei verlaſſen, ſtand hier unentmuthigt, einen jeden erhob der Gedanke: auf ſie beruhe die Schlacht. Dreimal ſetzten die Baiern, zweimal die Spanier an, das Geſchütz, das Feuer der Musketen riß ganze Haufen nieder, ſie mußten weichen, drei ligiſtiſche Regimenter verließen zerſtreut das Schlachtfeld und waren nicht mehr zu ſammeln, ſelbſt die furchtbaren walloniſchen Regimenter, unter Cordova, zögerten mit dem nochmaligen Angriffe, als eben die ſpaniſche Reiterei aus dem Walde hervorbrach und ſich auf die 1000 Geharniſchten Wilhelm's von Weimar ſtürzte. An Muthe gleich, an Zahl überlegen, mußte auch hier der Sieg dem katholiſchen Heere werden. Trotz der Anſtrengung der beiden Herzöge wurde das weimariſche Regiment geworfen und die Fürſten ſelbſt durch die Fliehenden über den Bellinger Bach mit fortgeriſſen.

Noch ſtand das Fußvolk. Die vierhundert

Pforzheimer, die Munition deckend, hatten noch keine Pike geſenkt, noch keine Muskete abgebrannt. Mit Ingrimm ſahen ſie die Flucht der Reiterei, und dem Allen mußten ſie unthätig zuſehen, konnten nicht helfen, nicht wirken; das ernſte Wort Herrn Deim'ling's bannte ſie feſt. Unmuthig hatte Albrecht Roſer ſeine Fahne in die Erde geſtoßen, ſchritt murrend auf und ab, und als der Bürgermeiſter an ihm vorbei ging, ſagte er: Wir ſtehen hier als ein verlaſſener Haufe, überall wüthet die Schlacht, nur wir nehmen keinen Theil daran!

Ohne ihn zu antworten, das Auge unverwandt nach dem Gefechte der Weimaraner gerichtet, befahl jetzt der Bürgermeiſter ſeiner Schaar, ihm zu folgen. Er rückte mit ihnen gegen die entblößte linke Seite der Wagenburg, wo eben die ſpaniſche Reiterei einzubrechen ſich anſchickte. Hier faßte er Poſto. Nun, meine Freunde, rief er: nun gilt's! Senkt mit feſter Fauſt die Partiſanen, ſtreckt den Spaniern einen undurchdringlichen Wald entgegen und zielt gut, ihr Schützen. Auf dieß Wort ſtießen die Musketiere ihre Haken in die Erde, die Pikeniere ſenkten ihre Partiſanen, und erwarteten ſo den anrückenden Feind. Mit kalter Ruhe

trabten die Spanier die Höhe hinauf, ſtuzten einen Augenblick, als ſie unvermuthet die weiße Kriegsſchaar vor ſich erblickten, beeilten jedoch ihren Angriff und jagten nun, Piſtol und Schwert in der Hand, auf die ſie ruhig Erwartenden. Vergebens ſtampften die muthigen Roſſe mit kräftigem Hufſchlag die Erde, vergebens boten ſie ihre Bruſt dem feindlichen Stahl, Roß und Reiter ſtürzten zuſammen, hier und da riſſen zwar die ſinkenden Roſſe die Reihen nieder; aber unerſchüttert ſtanden dennoch die Bürger von Pforzheim, luſtig flatterte ihre Fahne hoch in der Luft; die Spanier wichen, das Feld war mit Leichen überdeckt. Aber des erfahrenen Cordova's Scharfblick ſagte ihm nur zu gut, daß hier der wichtigſte Punkt ſey, der Schlüſſel zu der ganzen, feſten Stellung des markgräflichen Heeres. Er ſandte neue Regimenter zum Angriffe, dreimal ſtürmten ſie heran, dreimal ſchlugen die Pforzheimer ſie zurück.

Nur Wenige von dieſen waren geblieben. Die Piſtolen, womit die Reiterei, nach damaligem Kriegsgebrauche, ehe ſie zum Einhauen anſetzten, feuerte, hatten wenig getroffen, einige aus den erſten Gliedern waren von den in die Reihen geſtürz-

ten Roſſen beſchädigt, aber wer nur noch ſtehen, ſeine Fauſt noch rühren konnte, verließ ſein Glied nicht.

Nach dieſem Angriffe ließen Tilly und Cordova die ganze vom Verfolgen zurückgekehrte Reiterei den Angriff gegen die Wagenburg erneuern, aber immer vergebens. Der Markgraf, überall, wo es Noth that, zugegen, feuerte die Seinen an, ſetzte ſich an ihrer Spitze jeder Gefahr aus, und obgleich ſeine Reiterei das Schlachtfeld verlaſſen, kämpfte er mit dem Fußvolke noch immer um den Sieg, und das Geſchütz ſtreckte Tauſende der Feinde nieder. Da ließen die feindlichen Feldherren das ganze Fußvolk noch einmal vorrücken, ein mörderiſches Feuer begann. Zwei neapolitaniſche Regimenter, welche bei dem erſten Angriffe in Unordnung zurückgegangen und von Cordova, der ſie wieder geſammelt, mit entehrenden Worten geſtraft waren, ſchloſſen ſich dicht aneinander, und mit dem Schwure, eher unterzugehen, als noch einmal zurück zu weichen, ſenkten ſie die Piken und nur vor ſich auf den Boden ſehend, keine weitere Gefahr beachtend, rückten ſie gegen neun, dem Walde gegenüber aufgeführte halbe Karthaunen an.

In dieſem verhängnißvollen Augenblicke entſchied ein Zufall die Schlacht. Ein dumpfer Schlag theilte im Rücken des markgräflichen Heeres die Luft. Die Munitionswagen, neben welchen früher die Pforzheimer zur Deckung geſtanden, flogen, wodurch, iſt unbekannt geblieben, in die Luft; ein paniſches Schrecken ergriff das hinter der Wagenburg ſtehende Fußvolk, in dem nämlichen Augenblicke hatten auch die Neapolitaner, immer vorwärts dringend, nicht die Lücken achtend, welche die feindlichen Kugeln in ihre Reihen riſſen, nicht den Tod ſo vieler Hunderte der Ihrigen, die Karthaunen genommen und ſie gegen das noch Stand haltende markgräfliche Fußvolk gerichtet. Zu gleicher Zeit ſtürmten, die Verwirrung der Feinde ſehend, die Baiern mit Roß und Mann von Neuem heran. — Alles wich, Alles floh über die Brükken des reißenden Bellinger Baches. Vergebens drohte der Markgraf und verſuchte die Fliehenden zum Stehen zu bewegen, vergebens warf er ſich mit einer kleinen Schaar Getreuer dem eindringenden Feinde entgegen und hielt ihn auf; ſtärker und immer ſtärker drang der Feind auf allen Seiten vor, immer ſchwächer wurde der, den

Markgrafen umgebende Hauſe, — die Schlacht war verloren.

Von der Höhe, auf welcher die Pforzheimer ſtanden, ſah Herr Deimling dem erſchütternden Schauſpiele zu, ſah die Flucht des Heeres, die gegen ihn heranrückenden Spanier, ſah den Markgrafen auf ſeinem ſchneeweißen Roſſe im dichteſten Handgemenge. Da durchzuckte ihn ein kühner Gedanke. Mir nach! rief er und eilte der Stelle zu, wo der Markgraf focht. Die Partiſanen geſenkt ſtürzten ſich die Vierhundert auf die Feinde, warfen Alles vor ſich her, brachen ſich Bahn bis zu ihrem Herrn, der, nur von wenigen Getreuen umgeben, den Kampf der Verzweiflung focht. Hier gaben ſie bald dem Kampfe den Ausſchlag, nahmen den Markgrafen, ſeinen Sohn und den Obriſt Hofſtetter in ihre Mitte, und Schritt vor Schritt, oft dem nachrückenden Feinde die Stirne bietend, zogen ſie ſich, die Letzten auf dem Schlachtfelde, nach der Brücke zurück, über welche Freund und Feind ſich drängte.

Obgleich von der ligiſtiſchen Reiterei heftig verfolgt, erreichten ſie dennoch die Brücke, die ein-

zige, welche noch brauchbar war; die andern hatten die Fliehenden zerſtört.

Jetzt, mein gnädiger Herr, wandte ſich Herr Deimling, als ſie das andere Ufer erreicht hatten, zum Markgrafen: jetzt, gnädiger Herr, eilt mit Eurem Prinzen über den Neckar, ſammelt, was Ihr unterweges findet, und eilt zu dem Mannsfeld —

Und Ihr? fragte der Markgraf.

Wir halten Stand, bis wir Euch in Sicherheit wiſſen. Eine Stunde wird uns doch Gott noch Friſt geben, und dann habt Ihr einen guten Vorſprung. — Der Markgraf zauderte. Herr, bat der Bürgermeiſter von ſeinem Roß ſpringend, und umklammerte des Markgrafen Knie: nehmt mein Roß, das Eure blutet, das meine hat heute noch wenig gethan, iſt noch friſch. Eilt davon, der Feind naht!

Der Markgraf beſtieg, nach langem Zögern, das Streitroß des Bürgermeiſters. Lebt wohl, Ihr Treuen! rief er den Pforzheimern im Davonſprengen zu: Auf glückliches Wiederſehen!

Dort oben! murmelte Herr Berchtold leiſe vor ſich: Aber wollt' Ihr dem Herrn nicht folgen,

Herr Obriſt? ſagte er zu Hofſtetter, der abgeſtiegen war und ſein Roß einem Diener gegeben hatte: wollt Ihr Euren Herrn nicht begleiten?

Wie könnt Ihr ſo gering von einem alten Kriegsmanne denken? erwiederte dieſer: An meinem Leben liegt nichts! Ich bleibe hier und ſterbe mit Euch!

Hebe die Fahne, Albrecht, rief jetzt der Bürgermeiſter begeiſtert: hebe ſie hoch, daß Jeder ſie ſehe, Freund und Feind! — Wollt Ihr, Bürger von Pforzheim, wandte er ſich zu dieſen: wollt Ihr die Brücke vertheidigen, bis unſer Herr gerettet iſt?

Wir wollen! ertönte es laut.

Wollt Ihr, wenn Gott es über uns verhängt, Eure Treue mit dem Tode beſiegeln, ſo ſchwört bei dieſer Fahne!

Wir ſchwören! riefen ſie einſtimmig, die Hand zum Schwure hebend.

Nun dann, mit Gott! — Seyd ſtandhaft, der Feind naht!

Indem rückte auch ligiſtiſche Reiterei unter lautem Victoriarufen gegen die Brücke. Sie prallte an der ehernen Bruſt der Pforzheimer

ab, die in dichten Reihen mit geſenkten Partiſanen die Brücke ſchloſſen, während die Musketiere, am Ufer hinter den Weiden aufgeſtellt, manch Geharniſchten von ſeinem Roſſe niederſchoſſen. Des Häufleins immer noch ſpottend, verſuchte die Reiterei noch mehrmal den Angriff; aber immer vergebens. Da rückte ligiſtiſches Fußvolk heran und begann ein geregeltes Feuer. — Die Vierhundert ſtanden; zwar bald mußten die hinteren Glieder die Lücken der erſten ausfüllen, aber ſie ſtanden. — Plötzlich rief Herr Berchtold: Albrecht, hebe die Fahne, ſenkt die Partiſanen, mir nach! Sie folgten, ſtürzten ſich auf den Feind, er wich, floh, und ruhig zog ſich die muthige Schaar in ihre alte Stellung über die Brücke zurück. Zweihundert und achtzig nur waren noch übrig, auch Obriſt Hofſtetter war nicht mehr.

Da ſtimmte der Bürgermeiſter mit lauter Stimme an: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein' gute Wehr und Waffen, und die dem Tode geweihte Schaar fiel ein, und über die Leichen ihrer Brüder und über die Leichen der Feinde ſtieg der herzerhebende Geſang unter Trommel- und Trompetenklang

petenklang der wieder anrückenden Feinde zum Himmel auf.

Jetzt sprengte ein Trompeter auf die Brücke zu. Dreimal schmetterte die Trompete, dann rief er mit lauter Stimme: Der Generallieutenant, Graf Tilly, fodert Euch auf, die Waffen nieder zu legen, Ihr sollt dann frei in Eure Heimath ziehen.

Sag' Deinem Feldherrn, erwiederte Herr Berchtold, und sein Auge sah forschend nach den Regimentern, die jetzt gegen ihn heranzogen: will er uns eine halbe Stunde diesen Posten noch gönnen, dann wollen wir unsere Waffen niederlegen.

Da wären wir doch Thoren, Euch dieß zu gestatten, erwiederte der Trompeter: an der Brücke ist uns gelegen, nicht an Euch und Euren Waffen. Längerer Widerstand hilft Euch nicht, seht, wie die Reiterei durch den Bach auch ohne Brücke setzt. —

Sind nur Einzelne, die das steile Ufer hinab können; entgegnete der Bürgermeister: bis wir die Unsern gerettet wissen, vertheidigen wir unsern Posten, so lange Gott will.

Ohne hierauf Etwas zu erwiedern, ritt der Trompeter zurück. Statt seiner rückte ein Re-

giment Fußvolk an. Der Kampf ward erneuert. Nicht Mann gegen Mann begann das Gefecht, aus der Ferne ſchoſſen ſie mit Musketen; ſelbſt eine Feldſchlange wurde aufgefahren und ſo die Tapfern niedergeſtreckt. Da riß der Bürgermeiſter Albrecht die Fahne aus der Hand. Nimm die Muskete jenes Gefallenen! rief er: Laß mir die Fahne! Dem Kriegsgotte gleich trat er, die Flatternde in der Hand, auf die Brücke, vor das immer mehr zuſammenſchmelzende Häuflein: Gedenkt Eures Schwures! rief er: und ſteht! Da zerſchmetterte eine Kugel ihm das rechte Bein, er kniete auf das linke nieder, und ſeine kräftige Fauſt ſchwang die Fahne hoch. Da zerriß eine Traubenkugel ihm den rechten Arm, die Fahne ſank, er erfaßte ſie ſchnell mit der Linken. Schön iſt der Tod für's Vaterland! rief er aus, hob die Fahne noch hoch in die Luft, und ſank mit zerſchmetterter Bruſt zu Boden. Da ergriff Albrecht die Geſunkene. Mir nach! rief er dem kleinen Häuflein von kaum noch Achtzigen zu: mir nach in den Tod, daß wir Mann gegen Mann fechtend ſterben! In der Linken die Fahne, in der Rechten das Schwert, ſtürzte er voran

über die Brücke, die Andern folgten, drangen in die dichten Reihen des ihnen gegenüberſtehenden walloniſchen Regiments, und das Gefecht mit blanker Waffe begann mörderiſch.

Furchtbar wüthete der Tod, die Verzweiflung iſt ſeine furchtbarſte Senſe. Leichen thürmten ſich auf Leichen, immer tiefer in das geſchloſſene Viereck der Wallonen drangen die Pforzheimer, aber auch immer enger ſchloſſen ſich die Reihen der Feinde hinter ihnen, immer kleiner ward der Hauſe, die Kraft erlahmte, die Uebermacht drückte ſie zu Boden; theuer ihr Leben verkaufend, ſanken ſie. Die Schaar der Vierhundert war nicht mehr. Nur noch die weiße Fahne flatterte hoch, noch ſchwang Albrecht ſein Schwert. Unverwundet, als habe eine höhere Macht ihn geſchützt, kämpfte er, der Letzte der Heldenſchaar. Da ſpaltete der Schlag einer Partiſane ſeine Pickelhaube — er taumelte — und hundert Arme waren mordend gegen ihn gehoben, als eine Stimme Halt! rief. — Die ſchon gehobenen Schwerter ſanken, und vor dem Jüngling, der ſich auf ſeine Fahne, an ihr ſich aufrecht zu erhalten, ſtützte, hielt auf grauem Roſſe ein kleiner Mann in ſpaniſcher Tracht, vor dem die

Soldaten ehrfurchtvoll zurück wichen. Er ſah Albrecht lange durchdringend an, dann ſagte er: Junger Mann, ſeyd Ihr raſend, allein gegen ein ganzes Regiment kämpfen zu wollen? — Steckt Euer Schwert in die Scheide, laßt Euch verbinden, und dann zieht hin, wohin Ihr wollt. Ich ehre Euren Muth!

Albrecht ſah auf, ſah den Grafen Tilly — denn er war es — ſtarr an, und ſammelte, noch von dem Schlage der Partiſane betäubt, ſeine Gedanken, während ſich Alles neugierig um ihn drängte.

Gebt Eure Fahne ab, und laßt Euch verbinden! wiederholte der General.

Meine Fahne? rief er, und ſeine Lebensgeiſter waren zurückgekehrt: Ich meine Fahne geben? Der Einzige ſeyn von den Vierhunderten, der dieſen Tag überlebte. Nein, Herr! lebend geb' ich meine Fahne nicht!

So behalte ſie, ſonderbarer Menſch, ſie ſey Dir geſchenkt! ſprach der Feldherr.

So ſchenke Euch Gott für dieß freundliche Wort auch dereinſt einen ſanften Tod auf dem Bette der Ehren! erwiederte Albrecht, die Fahne an ſeine Bruſt drückend. Da traf ſein Blick Ger-

traud's Kreuz. Leben ſoll ich? ſagte er dumpf vor ſich hin: mit Schande heimkehren zu ihr, der einzige Lebende von den Vierhundert? — Nein, nein! — Herr! gebt mir den Tod! rief er Tilly zu: oder ich ſuche ihn —

Da fiel ohnweit des Feldherrn ein Schuß, eine Kugel drang durch Albrecht's Panzer, zerſchmetterte ſeine Bruſt — er ſank nieder.

Wer wagte es, ohne meinen Befehl? rief Tilly zornig: Wer wagte es in meiner Gegenwart?

Dieſer! riefen die Wallonen, von der That empört: Der Cölner Kaufherr, der ſtets hinter uns her, nie mit uns zog.

Haut den Frechen nieder! befahl Tilly und ſchnell gehorchten die aufgebrachten Krieger, und Philipp Wels erndete ſchnell den Lohn ſeiner Schandthat.

Tragt Sorge für den Verwundeten! befahl nun Tilly einem Wundarzt: und man laſſe ihm ſeine Fahne! Dann beſah er die Wahlſtatt. Mehr als Tauſend der Seinen ſah er liegen und zwiſchen ihnen die 400 Männer von Pforzheim. Keiner von ihnen war übrig geblieben, Keiner

lebte mehr, die Wuth der Feinde hatte auch der Verwundeten nicht geſchont.

Schweigend betrachtete Tilly die Todten. Daß 400 Krieger ſich dem Heldentod geweiht, mußte, konnte er bewundern; daß 400 Bürger ſo feſt, ſo edel die Treue an ihrem Landesherrn bewährt, das faßte er nicht, denn es ſchlug kein deutſches Herz in ſeiner Bruſt.

21.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht traf nur zu bald in Pforzheim ein, doch über das Schickſal der Ihrigen blieben ſie länger in Ungewißheit. Aber auch bald darauf erhielten ſie die ſchreckliche Kunde, daß Keiner der Vierhundert übrig geblieben, Alle auf dem Schlachtfelde gefallen ſeyen. Zugleich verbreitete ſich die Nachricht, Tilly wäre mit dem ligiſtiſchen Heere im Anzug und geradesweges im Marſch nach Pforzheim begriffen. Sie mußten fürchten, daß er an ihnen Rache wegen ihrer, dem Landesherrn bewieſenen Treue, ſelbſt wegen des in der Schlacht bezeugten Muthes, durch den ſo Viele der Seinen gefallen

waren, furchtbar nehmen würde. Aber der Muth, der ſie in ſo mancher Gefahr nicht verlaſſen, verließ ſie auch jetzt nicht. Zwar gaben ſie alle Gegenwehr auf, faßten den einmüthigen Entſchluß, ſich dem Sieger zu unterwerfen; aber dieß hielt ſie trotz der Nähe des Feindes nicht ab, für die Gebliebenen ein feierliches Todtenamt zu halten.

Gertraud hatte die Nachricht dieſes Unglücks mit Faſſung vernommen. Ich ahnete den traurigen Ausgang, ſagte ſie zu ihrem Vater: und war darauf gefaßt. Daß für mich kein Glück auf Erden blühen würde, fühlte ich ſchon längſt. Sie ging, obgleich ſie ſelbſt des Troſtes ſo ſehr bedurfte, die Mutter ihres Geliebten zu tröſten, und ſo tief ihr Herz auch verwundet war, entſchlüpfte ihr dennoch keine Klage.

Durch die ganze Stadt herrſchte bei der Nachricht, das ligiſtiſche Heer ſey nur noch wenige Stunden entfernt, eine dumpfe Stille. Aengſtlich bereitete jeder Hausvater ſich zu dem Schrecklichſten vor; was Jeder an Koſtbarkeiten gehabt, hatte er zwar ſchon früher in irgend eine befreundete Stadt geſchickt, aber von dem Koſtbarſten, was ihm blieb, von ſeinem Weibe, ſeinem Kinde,

hatte er ſich nicht trennen können. Jetzt nahte die verhängnißvolle Stunde, Tilly's finſterer Geiſt ſchwebte vor ihr her und erfüllte mit bangen Sorgen die treuen Bürger. Manche Jungfrau floh noch aus dem väterlichen Hauſe, wo die Zurückgebliebenen ſich nur noch dem Schutze Gottes empfehlen konnten.

Da gab der Thürmer das Trauerzeichen, daß der Feind ſich nahe. Die ehrwürdigen Glieder des Rathes verſammelten ſich, dem Feldherrn entgegen zu gehen, an ſie ſchloſſen ſich mehrere angeſehene Bürger, um durch Bitten das Herz Tilly's zu erweichen; unter ihnen war auch Meiſter Paul Roſer.

Als ſie vor das Thor kamen, ſahen ſie in der Ferne ſchon Abtheilungen von Reiterei; dieſen voraus zog ein kleiner Haufen, theils Fußvolk, theils Reiter, die unbekümmert, ob die Stadt Widerſtand leiſten werde oder nicht, ohne Ordnung ſich nahten. Bald erkannte man, daß ſechs bärtige Fußknechte einen mit einer Fahne bedeckten Verwundeten auf der Bahre trugen, welche mehrere Reiter begleiteten, wovon der eine jetzt raſch hervorſprengte. Als er die vor dem Thore

Verſammelten erreichte, rief er ihnen zu: Ihr Herren! Ich bringe Euch hier einen Verwundeten, welchen der General Eurer Pflege empfiehlt, auch freue ich mich, Euch hier zu unſerm Empfange in Frieden bereit zu ſehen; das hat Euch ein guter Geiſt gelehrt.

Als während dem die Fußknechte bis bald zu den Bürgern gekommen waren, ging ihnen Meiſter Paul, den eine Ahnung vorwärts trieb, entgegen. Sie hatte ihn nicht getäuſcht. Er ſah Albrecht, dem Tilly die Bitte gewährt hatte, ihm den Tod in ſeiner Vaterſtadt zu gönnen, bleich, faſt leblos auf die Bahre geſtreckt. Schweigend reichte ihm der Vater die Hand, die der Verwundete kaum zu erfaſſen vermochte. So zogen ſie, ohne daß eine Klage das Schweigen gebrochen hätte, der Stadt zu.

Als der vorangeſprengte Offizier erfuhr, daß Meiſter Paul der Vater des Verwundeten ſey, begrüßte er ihn höflich. Herr! ſagte er: es muß ein ſchmerzliches Gefühl ſeyn, ſein Kind in ſolchem Zuſtande wieder zu ſehen, aber auch ein ſchönes, das Bewußtſeyn zu haben, daß er ſo männlich dem Schickſale ſeinen Tribut gezollt hat.

Wahrlich, Ihr Bürger Pforzheims, fuhr er fort: hätten alle ſo ritterlich gefochten, wie er und die Vierhundert Eurer Stadt, wir ſtänden nicht vor Euren Mauern.

Da ich Euch nun in den Händen Eures Vaters weiß, wandte er ſich jetzt zu Albrecht: ſo ſag' ich Euch ein Lebewohl, junger Herr, wünſche Euch einen ſanften Tod und eine fröhliche Auferſtehung! Und nun zieht in Frieden nach Eurem Vaterhauſe. Er ließ die Reiter halten und ritt den Heranrückenden, die indeß der Stadt ziemlich nahe gekommen waren, entgegen.

Voran zog ein ligiſtiſches Küraſſierregiment, alte gediente Krieger, die, ohne den Gruß der Pforzheimer zu erwiedern, mürriſch an ihnen vorüber ritten, mürriſch, weil ihre Unterwerfung ihnen die Ausſicht zur Plünderung nahm. Sie beſetzten das Stadtthor und blieben aufmarſchirt davor halten. Hinter ihnen kamen mehrere Reiter in vollem Jagen geſprengt. Ein kleiner ſchon bejahrter Mann, auf einem braunen arabiſchen Roſſe, hielt plötzlich vor ihnen an. Leicht konnten ſie an Kleidung und Aeußern in ihm den

Generallieutenant der Liga, Graf Tſcherklas von Tilly, erkennen.

Würdevoll, ohne das Knie zu beugen, traten ſie an ihn heran. Der Aelteſte des Rathes überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt, und bat mit kurzen aber eindringenden Worten, um Schonung.

Ihr habt wohl bange Sorge gehabt, erwiederte Tilly: habt gefürchtet, daß Eurer Treue an einem Fürſten, der gegen ſeinen Kaiſer zu Felde zog, eine ſtrenge Ahndung werden würde? Fürchtet nichts! Der Muth, den die Vierhundert Eurer Stadt auf dem Schlachtfelde bewieſen, hat mein Soldatenherz mit Bewunderung erfüllt. Sie ſind als Helden gefallen, ſind den ſchönſten Tod geſtorben, wär' es nur für eine beſſere Sache geſchehen! Solchen Muth ehrt der Krieger auch in dem Feinde, und ſie haben mit ihrem Tode Euch Schonung und Milde erkauft. Vertraut meinen Worten. Geht zurück zu den Eurigen, beruhigt ſie, und empfangt das einziehende Kriegsvolk gut, gebt, was Ihr vermögt, und Mannszucht ſoll gehalten werden.

Dieſe unerwartete Milde eines ſonſt ſo ſtrengen Kriegers war den Tiefgebeugten, die ſchon

ihre Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt ſahen, ein Stern in ihrer Nacht. Doppelt werth war ihnen jetzt das Andenken an die Gebliebenen, die noch im Tode ihre Vaterſtadt gerettet hatten.

22.

Als Albrecht in ſein väterliches Haus gebracht, ſein Lager, neben welchem die ihm anvertraute, nun zerſchoſſene Fahne ſtand, dicht bei dem Seſſel der Mutter aufgeſchlagen war, Gertraud, Margarethe und die Väter vor ihm ſtanden, da ſchien mit dem Eintritte in das Vaterhaus der letzte Lebensfunken noch einmal in ihm aufzuflammen. Sagt' ich Dir es nicht, meine Gertraud, ſprach er: wir ſähen uns hier noch einmal wieder? Gelobt ſey Gott, daß Du mir die Augen zudrücken kannſt! Gelobt ſey Gott, daß ich Euch, mein Vater, und Euch, meine gute Mutter, noch einmal ſehn, Euch die Hand reichen kann. Draußen, wo an der Brücke die Vierhundert gefallen ſind, war ein heißer, aber ein ſchöner Tag; die Helden ſanken, das Vaterland weint! Da wollte das Schickſal nicht, daß ich das

Bette der Ehren mit ihnen theilen ſollte, aber der Tod hat mich doch dort auf dem Schlachtfelde erfaßt, wenn er mir auch hier erſt das Herz zerdrückt. Ich fühle ihn nahen, und lobe Gott, daß er mich nicht übrig ließ, daß ich das Schickſal der Edlen theilen und mit ihnen den Heldentod ſterben kann! Rollt meine Fahne auf, daß ich die Zerſchoſſene noch einmal ſehe! rief er freudig: Seht, wie das ſcharfe Blei ſie zerriß. Breitet ſie über mich, wenn ich ausgerungen! Und nun Euren Segen, Vater, ſprach er mit matter Stimme: ſchließt mich in Euer frommes Gebet, gute Mutter! Reich mir Deine Lippen zum Kuß, meine Gertraud! Schnell! denn ich fühle — daß meine Stunde ſchlägt. Und als der Vater den Segen ſprach, die Mutter ein frommes Gebet zum Himmel ſandte, Gertraud ſich über ihn beugte, ihre bebenden Lippen auf ſeinen Mund drückte, da erhob ſich krampfhaft ſeine Bruſt, der Tod ergriff ihn, der Letzte der Vierhundert war nicht mehr. —

Gertraud und Mutter Anna folgten ihm bald.

Die That der Dreihundert bei den Thermopylen hat die Geſchichte zu uns gebracht, der Ruf dieſer That verſcholl nicht in dem rauſchenden

Fluge von Jahrtauſenden. — Der That der Vierhundert von Pforzheim bei Wimpfen, über die nur zwei Jahrhunderte hinweg zogen, gedenkt Keiner, denn es waren Deutſche. — Jene ſtarben den Tod für die Freiheit ihres Vaterlandes, dieſe für Rettung ihres edlen Fürſten, für Freiheit und Glauben; und kein Dichter ſang ihren Ruhm, von keinem Katheder preiſt man die That, denn der Deutſche ehrt nur das Fremde, und was aus ihm ſelbſt hervorgeht, dünkt ihm niemals groß.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Erstes Bändchen.

Romantiſche Gemälde aus dem Leben
Albrecht des Kriegers,
Markgrafen von Brandenburg.

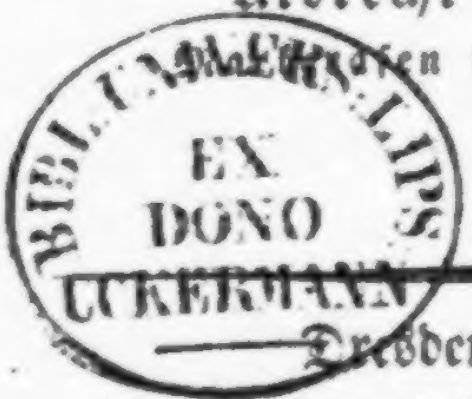

Dresden und Leipzig,
in der Arnold'ſchen Buchhandlung.
1833.

Romantiſche Gemälde

aus dem Leben

Albrecht des Kriegers,

Markgrafen von Brandenburg.

Von

A. von Tromlitz.

Erſte Abtheilung:

Der Harfner und ſein Kind.

Dresden und Leipzig,
in der Arnold'ſchen Buchhandlung.
1833.

1.

In der Herberge zur goldnen Gans zu Frohse, einem kleinen, einige Stunden von Magdeburg gelegenen Städtchen, saßen zwei adelige Kriegsleute an dem Tische und ließen es sich wohlseyn. Die Diener hatten die Speisen schon abgetragen und nur noch die großen zinnernen, bis an den Deckel mit Frankenwein gefüllten Kannen standen auf dem Tische.

Sie schießen immer noch! — sagte der Eine, seinen rothen Knebelbart streichend. — Muß doch mit der Uebergabe noch nicht so rechter Ernst seyn.

Hm! — erwiederte der Andere, der seinen linken Arm in der Binde trug. — Was kümmert's uns? Es ist doch Alles nur Spiegelfechterei, am wenigsten kümmert's Dich, der noch

bei keinem Scharmützel zugegen war; mir haben die Städtischen anders zugesprochen. Aber sagen muß man, sie schlagen sich ächt adelig und man sollte meinen, jeder Hakenschütze habe seine sechzehn Ahnen aufzuweisen. Doch die gottlosen Bursche hast Du nicht kennen gelernt, Grumbach!

Und was hast Du bei der Bekanntschaft gewonnen? — erwiederte dieser vornehm lächelnd. — Einen lahmen Arm! Guter Mandelsloh, bei der Fehde ist nichts zu gewinnen.

Doch, doch Wilhelm, Ehre und Kriegsruhm!

Ehre? — spöttelte Wilhelm von Grumbach. — Hast Du sie nicht mit vor Magdeburg gebracht, wirst Du sie auch hier nicht gewinnen, dazu schlagen die aus der Stadt zu unhöflich drein und bei Gott! der Markgraf hat vollauf zu thun, das Gesindel abzuwehren; wo sich unsere Völker nur blicken lassen, sitzen sie ihnen auf den Hacken. Nun, wenn das Ding hier zu Ende ist, was dann? Bist Du um etwas Anderes reicher geworden, als um einen zerschossenen Arm? Wir ziehen heim, erhalten ein Gotteslohn mit auf den Weg und wenn es gut geht, einen gnädigen Blick und

für unſere Knechte den rückſtändigen Sold. Den Gewinn ſtecken die Fürſten in die Taſche, für uns fällt nicht einmal ein Broſame von ihrem Tiſche ab. Solche Fehde lieb' ich nicht, und für ſolchen Lohn ſetze ich mein Leben nicht auf's Spiel, da muß etwas Beſſeres zu gewinnen ſeyn. —

I nun, — ſagte Ernſt von Mandelsloh — Du verſtehſt dieß Handwerk beſſer als ich; ich weiß nur mit dem Schwerte drein zu ſchlagen und muß deßhalb auch als ein treuer Diener meines Herrn meine Glieder daran wagen. Du aber biſt des Markgrafen Rath, hilfſt ihm mit Deiner Liſt und Deinen Praktiken mehr als ich mit meinem Arm und dafür wagſt Du auch nur Deinen Kopf — nimm ihn in Acht, Wilhelm! — Doch ich höre Pferdegetrappel, gewiß wieder eine Botſchaft, die einen ehrlichen Krieger den Mittagtrunk nicht in Ruhe genießen läßt! — Dieß brummend trat er an's Fenſter und ſah auf die Straße. — Was Henker! — rief er — was giebt's da? Frauenvolk! — Sieh' nur, Bruder, welcher Beſuch Dir bevorſteht, denn Dir gilt er gewiß, Du warſt von jeher ein Frauenknecht und biſt es auch in Deinen alten Tagen noch — Sieh' nur!

Grumbach war aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, und ſah hier zwei verſchleierte Frauen, von einem Diener und mehreren Bewaffneten begleitet, von ihren Maulthieren abſteigen und nach einigen an den Wirth gethanen Fragen in das Haus treten. Der Wirth kam kurz darauf in das Zimmer, um dem geſtrengen Herrn von Grumbach anzuzeigen, daß die eben bei ihm eingetretenen Damen ſeine Gnaden zu ſprechen wünſchten.

So will ich mich nur entfernen! ſagte Mandelsloh, ſeinen Becher und die noch volle Kanne dem Wirthe reichend, mit dem Befehle, es auf ſein Zimmer zu bringen und ließ dem gebückten Mann nicht einmal Zeit, Grumbach's Antwort abzuwarten.

Dieſer war von dem unerwarteten Beſuche überraſcht. Daß ihn kein freundliches Abenteuer hier im Feldlager vor Magdeburg aufſuchen würde, konnte er faſt gewiß ſeyn; er ſann hin und her und ſein ſonſt ſo ſcharfſinniger Geiſt wußte es nicht zu ergrübeln. — I nun! — rief er endlich lachend — ſind es doch Frauen, deren Beſuch mir ſonſt immer willkommen war! — befahl dem wieder eintretenden Wirthe, die Damen herauf zu führen,

ſtrich ſeinen Knebelbart zurecht, warf einen flüchtigen Blick auf den kleinen, zerſprungenen Spiegel, der an der grauen Wand hing, und erwartete nun, nicht ohne Spannung die Frauen.

Er mußte noch lange harren, ehe die Thüre ſich aufthat und die beiden verſchleierten Damen eintraten. Sie begrüßten ihn mit einer ſtolzen Verbeugung und ſchienen ihre Blicke feſt auf ihn zu heften; doch ſprachen ſie kein Wort, ſo daß Grumbach Zeit genug gewann, auch ſie genau zu betrachten; da aber Schleier ihre Geſichter verbargen, ſo konnte er nur ihre ſchönen Geſtalten bewundern, obgleich auch dieſe von ſchwarzen, faltenreichen Gewändern bedeckt wurden.

Werthe Damen, die ich ſicher ſchöne Damen anreden würde, hätte ich Ihr Antlitz geſehen, — brach er endlich, ungeduldig werdend, das Schweigen — was iſt Euer Begehr, was führt Euch in's Feldlager der Verbündeten? Habt die Güte, mir es kund zu thun, denn wahrlich, ich bin neugierig zu vernehmen, was Euch zu mir bringen könnte.

Ohne etwas hierauf zu erwiedern, warf die Eine den Schleier zurück und ein ernſter, feindſeliger Blick traf aus zwei dunkeln, ſte-

chenden Augen den Ritter, der ſich mühte, aus den verblühten, aber noch immer ſchönen Zügen ſich eine Erinnerung zurückzurufen.

Ihr ſcheint mich nicht zu kennen! — brach jetzt die Dame das Schweigen. — Ich glaub' es wohl, die Zeit verwiſcht mit ſchonungsloſer Hand die blühenden Farben, gräbt Furchen und ſo wird die Erinnerung nicht geweckt. Auch Ihr, Wilhelm von Grumbach, habt Euch verändert, ſehr verändert; jetzt würde es Euch ſchwerer werden, ein Frauenherz zu erobern, nur noch mit Liſt könnte es vielleicht gelingen, Euch hinein zu ſchleichen. Auch ich kenne Euch kaum wieder! Mir ſcheint Euer gelocktes, dunkelblondes Haar röther und ſtruppiger, das große blaue Auge grünlicher und kleiner, ſein Feuer ſtechender, brennender geworden zu ſeyn und Eure Geſtalt an Corpulenz, aber wahrlich nicht an Grazie gewonnen zu haben.

Nun bei Gott und dem Erzengel Michael! — unterbrach ſie der Abkonterfeite — Auch Euch, Dame, ſcheint die Grazie und Liebenswürdigkeit, die vielleicht ſonſt in der Blüthezeit Euer Erbtheil war, nicht geblieben zu ſeyn, denn Ihr beginnt mit einer ſo ſcharfen, eben nicht höflichen Zunge mich zu ſchildern,

daß ich nicht begreifen kann, wer Euch das Recht giebt, auf dieſe Weiſe Euch bei mir einzuführen.

Dieſe! erwiederte die Dame hämiſch lachend und warf den Schleier ihrer Begleiterin zurück.

Grumbach blieb ſtarr vor Staunen. Dieſes ſchöne, regelmäßig geformte Geſicht, dieſe dunkeln, ſchwärmeriſchen Augen, aus welchen die Glut des Südens ſtrahlte, dieſen lieblichen, zum Küſſen geformten Mund glaubte er ſchon einmal irgendwo geſehen zu haben, doch ließ ihn ihr Anblick nicht lange in der Vergangenheit weilen, die Gegenwart war zu ſchön, ſein Auge blieb auf dieſer jugendlichen Geſtalt gebannt, deren Blick gleichfalls feſt auf ihn gerichtet war.

Dieſer alſo iſt er? ſagte ſie jetzt, ſich zu der älteren Dame wendend, und in ihrem Antlitz drückte ſich Unmuth und getäuſchte Hoffnung aus.

Was ſoll ich ſein, ſchönes Mädchen? — unterbrach ſie Grumbach. — Für Euch, liebliches, holdes Weſen, könnte ich Alles, nur nicht Euer Feind ſeyn.

Und doch ſeid Ihr es, — erwiederte ſie ſtolz — denn Euer Anblick hat die Schmerzen meiner Bruſt nicht geheilt, nicht den trüben Gedanken, der mich ſeit meiner Kindheit ſo laſtend begleitet hat, aus meinem Gedächtniſſe gebannt.

Erklärt Euch deutlicher, denn ich verſtehe Euch wahrlich nicht, Dame! ſagte Grumbach unruhig werdend.

Von meiner frühen Jugend an — begann ſie und ihr Auge ward immer ernſter — fühlte ich mich ausgeſtoßen aus der Welt, meine Verwandten vermieden mich, ſelbſt die Geſpielen meiner Kindheit ließen mich oft durch ihre Verachtung mein Elend fühlen; und wenn ſie mir erzählten, wie der Vater ſie geliebkoſt, was er ihnen geſchenkt, was er für ſie gethan, that es meinem Herzen ſo wehe, daß ich vaterlos und ein fremder Name mir geworden war. Dieſe drückende Leere habe ich bis jetzt in mir getragen und da ich Euch ſehe, iſt ſie nicht ausgefüllt.

Wie verſtehe ich das? fragte Ritter Wilhelm mit Heftigkeit.

Daß bei dem Anblick meines Vaters mein Herz nichts fühlt und der Augenblick, den ich

mir ſeit meiner Kindheit mit ſo heißer Sehnſucht herbei gerufen habe, kalt an mir vorüber gegangen iſt.

Ihr ſeid? unterbrach ſie Grumbach.

Die Tochter dieſer Dame, Eure Tochter! ſagte die Jungfrau kalt.

Franzeska! rief Grumbach, ſich zu der Aelteren wendend; doch war es nicht die Freude des Wiederſehens, die dieſen Ausruf hervorlockte, es war das Erſtaunen, an das längſt Vergeſſene auf ſo unangenehme Weiſe wieder erinnert zu werden.

Wilhelm! — nahm nun Franzeska das Wort — Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu ſehen. Ich war auch ſchon in Würzburg, Euch aufzuſuchen, und hörte, daß Ihr bei dem Heere des Markgrafen wäret.

Und waret auf Rimpar bei meinem Weibe? fragte er, ſie mit Heftigkeit unterbrechend.

Nein! — erwiederte ſie. — Ich komme nicht, um Frieden zu ſtören, die Rache wäre zu klein. — Habt Ihr in dieſem elenden Hauſe noch ein Gemach, — brach ſie das Geſpräch ab — ſo zeigt es mir an, damit Laurette ſich, während wir mit einander reden, dahin begeben kann.

Grumbach öffnete ſeine Schlafkammer, und die Tochter, ohne Neigung zu zeigen, weiter an dem Geſpräche Theil zu nehmen, trat hinein.

Setzt Euch! — ſagte die Dame. — Nicht das, was geſchehen iſt, nur das, was Ihr thun werdet, wird meine Handlungsweiſe beſtimmen. Hört mich an!

Als Ihr mich in Bologna mit meinem Kinde im Elende heimlich verließet, blieb ich einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich Euch folgen und mich rächen, oder mein Schickſal ertragen und Euch verzeihen ſollte; zu dem Letzteren hatte ich nicht Duldſamkeit und guten Willen genug, ich nahm daher meine wenige Baarſchaft zuſammen und zog gen Deutſchland. Doch mein Schickſal wollte es anders! In Mailand hielt mich das Unwohlſeyn meines Kindes auf — ich verweilte dort einige Tage und es trieb mich in die Kirche zum Beichtſtuhl — Ihr wißt ja, daß ich ſtets, ſelbſt im wildeſten Rauſche der Welt den Himmel nicht vergeſſen kann — dort beichtete ich einem Prieſter meine Sünden und entdeckte ihm meine Schuld und mein blutiges Vorhaben. Er ermahnte mich zur Vergebung, ſtellte mir das

Fluchwürdige einer ſolchen Handlung mit lebhaften Farben vor und beredete mich zu dem Verſprechen, noch vierzehn Tage in Mailand zu verweilen, ehe ich meine Reiſe weiter fortſetzte. Der fromme Mann mochte ein guter Menſchenkenner ſeyn, denn trotz meiner reulgen Beichte ſuchte ich auch in dieſer Stadt die Vergnügungen auf, lebte in Luſt und Freude und nach vierzehn Tagen war meine wenige Baarſchaft zur Hälfte geſchmolzen und mir nun nicht mehr möglich, Eure Heimath zu erreichen. Ich vertraute mich nun meinem Beichtiger, der mich täglich beſuchte, und er empfahl mich einem jungen Nobile, der mich großmüthig unterſtützte; ich war dankbar und vergaß bald meine Rache und Euch. Aber wie Ihr gethan, that auch er und verließ mich.

Ich lernte nun Euer Geſchlecht kennen und verachten, — fuhr Franzeska nach einer Pauſe fort — ſah ein, daß die Liebe eines Weibes nichts als ein tückiſcher, kurzer Traum ſey, deſſen Erinnerung ihr die kommenden Tage vergällt. Zu ſtolz, um Euch um Unterſtützung anzuflehen, meine eigene Schuld tief genug empfindend, um nicht mehr an Rache zu denken, ſuchte ich durch das, was Ihr mich gelehrt, mein Leben zu fri-

ſten, und einem ſo trefflichen Lehrmeiſter hat die Schülerin Ehre gemacht. Ich habe, Euerm Geſchlechte zum Verderben, mit meinem Pfunde treu gewuchert; doch da die Natur Jedem ſein Ziel ſetzt, auch mir, ſo verſiegte mit meinem Welken die Quelle. Was ich bedachtſam erworben, hatte ich leichtſinnig vergeudet, und da ich nichts mehr hatte und keine Mittel mehr, Etwas zu gewinnen, mußte ich meinen Stolz beugen und beſchloß, mit meinem Kinde zu Euch zu ziehen, und fordere Euch hiermit auf, für mich und Laurette zu ſorgen.

Nach dem, was Ihr mir aus Euerm Leben erzählt habt, finde ich dieß eine ſonderbare Zumuthung, — unterbrach ſie Grumbach unwillig. — Wer gibt mir die Gewißheit, daß Jene mein Kind iſt, wenn ich Euch auch als die Bologneſerin Franzeska erkennen muß?

Dieſen Zweifel, oder vielmehr dieſe Ausflucht, ſah ich voraus! — ſagte Franzeska unbefangen — Hier ſind die nöthigen Papiere, und überdieß kann Euch das Mal auf der linken Schulter, Euch gewiß noch erinnerlich, da auch Ihr es habt, die Tochter bezeichnen. Uebrigens erſcheint mir meine Zumuthung nicht ſo ſonderbar, wie ſie Euch zu dünken ſcheint, — fuhr ſie

gelaſſen fort. — Für Laurette zu ſorgen, befiehlt die Pflicht des Vaters, für mich? — ſpreche, was da will! — Thut, was Ihr wollt, mein Entſchluß iſt gefaßt. Beſtimmt daher, wohin wir uns wenden ſollen, jedes Aufſehen ſoll vermieden, Euer häusliches Glück nicht geſtört werden, dazu bin ich zu klug. Die Furcht allein kann mir nützen, von ihr, nicht von Euerm Herzen erwarte ich Hülfe.

Wahrlich, eine ſonderbare Weiſe, Jemand zu verpflichten! — nahm Grumbach das Wort — Glaubt Ihr denn, Franzeska, daß mich Eure Drohungen beſtimmen würden?

Ja und nein! — erwiederte ſie mit Ruhe — Ich kenne Euch zu gut, um nicht zu wiſſen, daß, ehe Ihr Euch durch mich verwunden ließet, Ihr mir den Dolch in die Bruſt ſtoßen würdet; für dieſen Fall iſt aber ſchon geſorgt und der Rächer wach. Doch wozu dieſe Umſchweife! Wir wollen offen gegen einander ſeyn. Ihr kennt nur in mir das liebeſieche, thörige Mädchen, das ſeine Thränen Euch verbarg, ſeine Leiden duldſam ertrug. Wilhelm! ich habe ſeitdem einen furchtbaren Lehrmeiſter gehabt, der mich belehrte, daß Thränen Thorheit und Duldung Schwäche ſey. Des Mädchens leichter Sinn iſt

zum finstern Ernst geworden, die Wallung seines warmen Blutes kann ihm jetzt so leicht den Dolch in die Hand geben wie sie sonst die Unglückliche in Eure Arme führte. — Ich habe Euch in Bologna kennen gelernt und habe darauf meinen Plan gebaut, und was ich hier von Euch erfahren, hat mich in meinem Vorsatze und in dem Glauben bestärkt, daß ich Euch nützlich, mithin nicht unangehm seyn kann. Trägt nur das, was Ihr mir gebt, Zinsen, wuchert es gut für Euch, so bin ich gewiß, Euch ein willkommener Gast zu seyn. Ich bin hier die Witwe Eures Jugendfreundes aus Bologna, Euer Edelmuth, für den der Himmel jeden Unglücklichen bewahren mag, legt Euch die Pflicht auf, für mich zu sorgen. Ihr thut dieß öffentlich durch Euern Schutz, in's Geheim durch Euer Geld, dessen die fromme Witwe nur wenig bedürfen wird, und somit ist die Sache in Ordnung.

Und welcher Nutzen soll mir daraus entsprießen? fragte er lachend.

Kurzsichtiger Mann, der sich doch so weise dünkt! — fuhr die Italienerin fort — Sind denn die Bande, die den Markgrafen an Euch ketten, so fest, so unzertrennlich, daß Ihr kei-

ner andern zu bedürfen glaubt als Eure gleißneriſche Zunge und Eure Verſchlagenheit und Liſt? Ein ſchlechter Rath, ein mißglücktes Unternehmen, ein eigennütziger Freund, eine Euch feindlich geſinnte Freundin und Ihr ſeyd um einen Beſchützer, durch den, oder auch, wenn es ſeyn muß, über deſſen Trümmer Ihr ſteigen und Euch bereichern wollt — glaubt Ihr, Laurette könne nicht den dreißigjährigen, leidenſchaftlichen Fürſten mit ſtärkern Banden an Euch feſſeln als Ihr ſelbſt?

So iſt alſo die Tochter ſchon in die Myſterien der Sünde eingeweiht? — ſagte Grumbach, vor dieſem Gedanken erſchreckend.

Haltet mich doch nicht für ſo gar thörig! — unterbrach ſie ihn und ihr Mund verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln, das ihre ſonſt ſo ſchönen Züge entſtellte — Glaubt Ihr, mein unglückliches, freudeloſes, wildes Leben habe mir nicht wenigſtens einige gute Lehren zurückgelaſſen? Glaubt Ihr, ich würde mein, unter Schmerz, unter Thränen und Reue gebornes Kind zu einem traurigen, dem meinen gleichen Schickſal erzogen haben? Einer großen Aernte muß man gewiß ſeyn, ehe man ſolch herrliche Frucht abmähen läßt, es muß ein Preis ſeyn, ſolch eines

Opfers werth, nicht ein ſo gemeiner als mir wurde! — ſagte ſie, mit Verachtung auf Grumbach blickend — Doch mich führt mein wallendes Blut zu weit, Euch gegenüber muß ich bedacht bleiben, ſonſt iſt Euer kalter Verſtand mir überlegen; Euch gegenüber muß ich ſtets auf meiner Huth ſeyn!

Franzeska! — ſagte nun Grumbach und ſein bisher nur zum ſpöttiſchen Lächeln gezwungenes Geſicht war ernſt geworden — Mir iſt nicht Alles ganz klar an Euch. Als ich Euch kennen lernte, waret Ihr ein lebenfrohes, leichtes Ding, ganz geſchaffen, des Mannes Ernſt zu erheitern und ihm die Sorge von ſeinen Lippen wegzuküſſen; als ich Euch verließ, waret Ihr eine langweilige, in Thränen zerfließende Büßende. Jetzt tretet Ihr vor mich, ein keckes Weib in Worten, ob in der That, muß erſt die Zeit lehren; Ihr bietet mir Freundſchaft an und flechtet um dieſes Band ſo viel läſtige Drohungen, daß ich nicht weiß, iſt es ein Band, das mir drückend oder freudebringend werden ſoll.

Es liegt in Eurer Hand, wie Ihr es um uns flechten wollt! — erwiederte ſie kalt — Jahre eines wüſten Lebens, worin jeder Genuß nur ein ſchnell entſchwundener, bitterer Rauſch war,

haben die alte Neigung zu Euch verwiſcht, das Elend, dem Ihr mich Preis gabt, die Liebe in Haß umgewandelt; doch ſehe ich auf unſer Kind, will ich Euch dennoch wohl — deßhalb handelt gegen mich wie es Eure Klugheit befiehlt, gegen Laurette väterlich, ich habe das Meine an ihr gethan.

Aber wie kountet Ihr bei Eurer Lebensweiſe des Mädchens Seele rein erhalten? unterbrach ſie Grumbach, dieſem Gedanken immer noch nachhängend.

Seit ihrer zarten Kindheit war ſie im Kloſter, erſt vor einem halben Jahre hat ſie es verlaſſen.

Und ſeyd Ihr gewiß, daß, wenn auch ich einſtimmte, ſie in Eure Pläne eingehen würde? fragte er weiter.

In den Jahren des Entfaltens iſt das Herz eines Mädchens weich wie Wachs, biegſam gegen jeden Eindruck! — erwiederte ſie — Laurette könnte zwar eine Ausnahme machen, ihr ward des Vaters Verſchlagenheit und nicht der Mutter ſchwaches Herz zu Theil, doch hoffe ich, ſie zu lenken.

Hm! — meinte nach einigem Nachdenken Grumbach — die Sache bedarf der Ueberlegung.

Wäre ſie meine ebenbürtige Tochter — nun und nimmermehr! So aber —

Armer Wicht! — unterbrach ihn Franzeska — Als Du der Seidenkrämers-Tochter zu Füßen lagſt, ihr ewige Treue gelobteſt, bei Gott und allen Heiligen ſchwureſt, ſie zu ehelichen, als Du an jenem für mich ſo unglücklichen Abend Dein Ritterwort verpfändeteſt, es treu und redlich mit mir zu meinen, ſtanden da Deine Ahnen vor Dir? — oder ſchliefen ſie bei dem Meineid ihres Enkels? — Grumbach! wenn Du mit einer Deiner ſieben edelgebornen Töchter Dir das Kloſter Maydbron und eine Grafenkrone erkaufen könnteſt, mit Freuden gäbſt Du alle hin und Laurette noch obend'rein!

Ich glaube, Ihr irrt, Signora! — unterbrach ſie der Ritter — Für dergleichen habt Ihr kein Gefühl und Euer Verſtand faßt es nicht! Doch von etwas Anderm. Ihr könnt auf jeden Fall meiner Unterſtützung gewiß ſeyn; vor's Erſte aber zieht nach dem nahgelegenen Städtchen Schönebeck, dorthin ſoll Euch einer meiner Diener geleiten; für das Weitere werde ich Sorge tragen. Morgen bin ich bei Euch; doch — fragte er plötzlich — ſagt mir, wem gehören

die Reisigen, die Euch hierher begleitet haben? Mich dünkt, ich sollte sie kennen!

Ihr kennt sie gewiß! — erwiederte Franzeska — Es sind die Reisigen Eures Freundes, Wilhelm von Stein, der sie mir zur Begleitung von Würzburg aus mitgab; sein Sohn hat uns hierher geführt.

Sein Sohn, der Konrad? — murmelte Grumbach und wurde nachdenkend — Durch ihn seyd Ihr wahrscheinlich von Allem, mich betreffend, so unterrichtet?

Ihr fürchtet vielleicht, er wisse um die Sache? — fuhr Franzeska fort — Ich habe ihm das Mährchen von der Witwe Eures Freundes aufgebunden und für ihn war ich die unglückliche Gräfin Sessa.

Grumbach schüttelte, wie es schien, dieß mißbilligend, den Kopf, ging nach der Thür der Schlafkammer und rief Laurette.

Ich freue mich, Dich endlich einmal gesehen. Dich so schön, so lieblich gefunden zu haben — redete sie Grumbach an — Ich zürne Dir nicht, daß Du bis jetzt noch den Vater in mir nicht erkennst, um so mehr, da Du Dich nur im Stillen Deinen kindlichen Gefühlen überlassen könntest und sie auch ferner noch der

Welt verbergen müßtest! Dir iſt Dein Verhältniß noch zu neu und es iſt ein thörigter Glaube, daß die Stimme der Natur immer laut ſprechen ſoll; wirſt Du mich aber erſt beſſer kennen, meine Liebe zu Dir ſchätzen lernen, dann hoffe ich, Du wirſt Dich mir zutrauensvoll und kindlich nahen.

Gebe es Gott! — ſagte das Mädchen — Wenn es zu meinem Heile iſt, wird es geſchehen.

Wir müſſen uns noch in dieſer Stunde trennen! fuhr er fort — Hörſt Du den Donner der Karthaunen? Mich ruft meine Pflicht in's Lager —

Wo ſie die unglückliche Stadt beſchießen! — fiel ihm Laurette in die Rede — Sie ſoll ihren Glauben verleugnen und deßhalb überziehen ſie die eigenen Glaubensbrüder und ſchleudern die zerſtörenden Kugeln auf ihre Gotteshäuſer.

Woher weiß das Mädchen die Dinge? — fragte Grumbach.

O, hört nur, wie man nah und fern darüber ſpricht! — ſagte ſie hocherröthend — Die Rechtgläubigen meinen, der Kaiſer habe ein Meiſterſtück ausgeführt, die Ketzerſtadt durch Ketzer ſelbſt vernichten zu laſſen; die Irrgläu-

bigen verdammen die Fürſten, daß ſie ſich aus ſchnödem Gewinn zur Unterdrückung gebrauchen laſſen.

Grumbach lächelte. Du ſcheinſt warmen Antheil an der Sache zu nehmen! — ſagte er, ſie liebkoſend — So kurze Zeit in Deutſchland und ſchon ſo unterrichtet von den Begebenheiten des Landes? Weißt du auch, welche Fürſten vor der Stadt mit ihren Kriegsheeren ſtehen?

Sollte ich die Fürſten eines Landes nicht kennen, in welchem mein Vater wohnt? — erwiederte ſie ernſt — Moritz von Sachſen führt das Belagerungsheer an, es ſoll ein kühner, unternehmender, gefährlicher Mann ſeyn; Herzog Georg von Mecklenburg, den die Magdeburger gefangen haben, ſteht unter ihm, und der kühne Markgraf Albrecht von Brandenburg, mir der Liebſte von Allen.

Grumbach warf bei dieſen Worten einen bedeutenden Blick auf Franzeska, welchen dieſe jedoch nicht zu verſtehen ſchien und das Geſpräch kurz abbrach, indem ſie ihren Reiſemantel umthat und ſich zur Abreiſe anſchickte.

Ich werde Eure Begleiter erſuchen, Euch die Zeit über, da Ihr in Schönebeck bleiben werdet, ferner zu ſchützen, ſagte nun der Rit-

ter — ihre Roſſe bedürfen überdieß einige Tage Ruhe. Biſt Du das zufrieden, Laurette?

Mir gleichviel! — erwiederte ſie unbefangen und machte den Vater in ſeinen Vermuthungen irre, der ihre Stirn küßte, Franzeska die Hand zum Abſchied reichte, und als ſie ihn verlaſſen und nach Schönebeck gezogen waren, zu Hauſe blieb und nicht, wie er vorgegeben hatte, zu ſeinem Herrn, dem Markgrafen, in's Lager vor Magdeburg ritt.

2.

Dort war noch bis gegen Abend wacker ſcharmuzirt worden. Die markgräflichen Konſtabler hatten ihr ſchwer Geſchütz auf den Domthurm gerichtet und manche Kugel der Feldſchlange zugeſchickt, welche die Magdeburger auf dieſen Thurm gebracht und von daher die feindlichen Schanzen beſchoſſen hatten. Aber ehe es noch zu dämmern begann, kam der Befehl, mit Schießen einzuhalten, da die Unterhandlungen zur Uebergabe ihrem Ende nahe wären und Markgraf Albrecht wurde eingeladen, nach der Neuſtadt zu kommen, wo Kurfürſt Moritz

von Sachſen, wenn er im Lager gegenwärtig war, ſein Quartier hatte.

Markgraf Albrecht, dem die Belagerung dieſer Stadt ſchon viel zu lange gedauert hatte, war über dieſe Nachricht nicht ungehalten und machte ſich ſogleich auf den Weg. Er fand ſchon die Kriegsoberſten verſammelt, denen der Kurfürſt die Capitulationspunkte, welche er den Magdeburgern zu bewilligen gedachte, vorlegte und die auch allgemein als den Umſtänden angemeſſen befunden wurden, nur Lazarus Schwendi, der als kaiſerlicher Commiſſarius dem Kurfürſten beigegeben war, meinte, es wäre hierbei nicht genug für das Anſehn des Kaiſers und zu wenig für die Kriegsleute geſorgt und nicht hinlänglich darauf Bedacht genommen, daß ſie ihren rückſtändigen Sold baar ausgezahlt bekämen. Kurfürſt Moritz lächelte.— Alter Kriegsgeſell! — ſagte er mit der ihm ſo eignen Huld — Fürchte nicht, daß ich Deine Fahnen vergeſſe, ſie ſollen im Thüring'ſchen gute Winterquartiere und im Frühjahre ihren Sold haben, wer weiß, wozu ſie der Kaiſer dann gebraucht! — Schwendi, vielleicht den Sinn dieſer Worte ahnend, beruhigte ſich bei dieſem Verſprechen und ſo trennte man ſich zu-

frieden, nur der Markgraf blieb auf des Kurfürsten Bitte zurück.

Markgraf Albrecht! — begann dieser — Wir haben nun schon lange in treuer Freundschaft und Verbindung mit einander gelebt, zogen vereint gegen Heinrich von Braunschweig, gegen Friedrich von Sachsen und stehen jetzt als Waffengefährten vor dieser Stadt. Gleich an Jahren, sind wir auch gleich in Gesinnungen. Ihr seyd der reinen Lehre mit ganzem Herzen zugethan, seyd krieglustig wie ich, und so dächte ich, wir schlössen bei einem Becher Wein als Fürsten, als Feldobersten und mehr noch als Deutsche einen steten und ewigen Freundschaftbund, oder erneuerten vielmehr den alten. Wenn zwei Männer wie wir zum Schutz deutscher Nation und ihrer Freiheit vereint auftreten, wer kann ihnen, wer kann dem Vaterlande Etwas anhaben? Schlagt ein, Markgraf! Friede und Freundschaft für immer!

Mit Freuden! — erwiederte Markgraf Albrecht und schüttelte treuherzig des Kurfürsten Hand. — So lange Ihr Euerm Worte treu bleibt, bleibe ich es dem Meinen; so lange Ihr nicht feindlich gegen mich handelt, bin ich Euer getreuer Bundesgenosse; so lange Euer Wahl-

ſpruch Religion und Vaterland iſt, werdet Ihr mich ſtets Euch zur Seite ſehen. Aber — ſetzte er mit ſeiner gewohnten Freimüthigkeit hinzu — iſt dem ſo, wie Ihr vorher mir ſagtet, daß Ihr Euerm Glauben von ganzem Herzen zugethan wäret, woran jedoch ſeit der Mühlberger Schlacht mancher Zweifel in mir aufgeſtiegen iſt, ſo ſagt mir nun eigentlich, was Euch vor Magdeburg geführt hat?

Der Kurfürſt ſchwieg und ſchien die Antwort zu überlegen.

Ich weiß wohl, daß Ihr die nämliche Frage auch mir thun könntet, — fuhr der Markgraf mit ſeiner Lebhaftigkeit fort — allein ich ſtehe, wie Ihr wißt, in des Kaiſers Dienſt, meine Verpflichtung geht erſt mit der kommenden Weihnacht zu Ende und die Reiter, die ich Euch zugeführt, ſind in des Kaiſers Sold. Ihr aber ſeyd ein unabhängiger Mann, ein mächtiger Fürſt, Euer Wort hat Gewicht und Euch bindet keine Verpflichtung.

Sind die Capitulationspunkte, die ich den Magdeburgern bewilligt habe, nicht mild? — fragte der Kurfürſt ſtatt Antwort. — Berühren ſie Einſchränkungen der Religion- oder ihrer ſtädtiſchen Freiheiten? War es für unſere Glau-

bensbrüder nicht beſſer, ich zog vor ihre Mauern, als wenn Heinrich von Braunſchweig, oder gar ein Alba den Befehl des Belagerungs-Heeres übernommen hätte? — Die Stadt wäre dann in Flammen aufgegangen, nun iſt ſie gerettet. — Vetter! — ſagte er, des Markgrafen Hand traulich faſſend — Oft gebietet Klugheit dem Kräftigſten, ſich vor den Verhältniſſen zu beugen! Glaubt es mir, wer dem Schickſal ſtets die Bruſt darbietet, ſei der ſchützende Panzer auch noch ſo gut, der Pfeil trifft doch endlich den verwundbaren Fleck. — Was haltet Ihr von dem franzöſiſchen König? fragte er jetzt, dem Geſpräche eine andere Richtung gebend.

Hm! — erwiederte der Markgraf — Mich dünkt er weniger ritterlich als ſein Vater.

Aber auch feſter, beharrlicher als dieſer! — fuhr der Kurfürſt fort. — Ein Bündniß mit ihm könnte deutſcher Freiheit nur nützen und ein Schutz gegen ſpaniſche Anmaßung ſeyn.

Und im unglücklichen Falle uns einen Zufluchtort bieten! — fiel der Markgraf ein, dem ſeine lebhafte Einbildekraft alles ſchnell auffaſſen ließ. — Aber wie kommt Ihr auf dieß Thema? — lenkte er, ſich beſinnend, ein. — Wollt

Ihr, der gegen Jedermann ſo verſchloſſen iſt, durch zutrauliche, verfängliche Reden mein Herz öffnen und meine Treue an Kaiſers Majeſtät auf die Probe ſtellen? Gebt Euch deßhalb keine große Mühe; Albrecht von Brandenburg macht aus ſeinem Herzen kein Hehl, fragt ihn offen und er antwortet Euch eben ſo!

Nun dann! — ſagte der Kurfürſt, ihm näher rückend. — Seyd Ihr dem Kaiſer mit Leib und Seele ſo ganz von Herzen zugethan? — führt Euch perſönliche Neigung in ſeine Dienſte, oder hattet Ihr andern Zweck, als Ihr ſein Feldoberſter wurdet?

Ich bin nie und in keiner Lage des Lebens gern der Diener eines Andern, — erwiederte der Markgraf — am liebſten folge ich der Stimme, die in mir gebietet und fremder Wille und Uebergewicht, und wäre es das meines Freundes, iſt mir läſtig und unerträglich. — An Karl des Fünften Hof erzogen, führte mich Gewohnheit und die Neigung zum Krieg in ſeine Dienſte, nicht perſönliche Anhänglichkeit, denn der Mann iſt mir zu kalt, zu bedacht. So bin ich meiner erſten Laufbahn gefolgt, weil ich nirgend mehrern Kriegerruhm und beſſern Vortheil zu finden wußte. Aber

lügen würde ich, wollte ich ſagen, daß ich an des Kaiſers Thun und Treiben Gefallen fände, beſonders ſeit der Mühlberger Schlacht, von der ich faſt glaube, es wäre für Deutſchland beſſer geweſen, ſie wäre nicht geſchlagen. Sein Benehmen gegen den gefangenen Kurfürſten, ſein unkaiſerliches, wortbrüchiges Verfahren gegen den Landgrafen, muß das Herz jedes deutſchen Fürſten empören. —

Wie um ſo mehr das Meine! — fiel ihm der Kurfürſt in die Rede; — ich, der ich mich, des Kaiſers Wort vertrauend, bei dem Landgrafen, meinem Schwiegervater verbürgte, ihm frei Geleit verſicherte und dennoch den ehrwürdigen Fürſten in Flandern gefangen wie einen gemeinen Verbrecher, trotz meiner Bitten ſitzen ſehen muß, mich ſchmerzt es ſicher am meiſten. Der Kaiſer wähnt, Deutſchlands Fürſten wären ſo ſchwach, daß er nicht auf ſie zu achten brauche, er meint, ſie wären ſpaniſche Granden, wohl gar ſeine neapolitaniſchen Herzöge, die mit ihrem Titel und ihrem Prunk wie gebeugte Sklaven an des Spaniers Throne ſtehen, und Hofſchranzen, aber keine Männer ſind. So tief wie jene, möchte er auch uns ſtellen.

Das wird, das ſoll ihm nicht gelingen! — fuhr der Markgraf heftig auf, ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Becher zuſammenſtießen. — So tief beugt er uns nicht, der alte Herr! So wahr ich ein Hohenzoller bin!

Ueberdieß — fuhr Moritz fort — iſt das Interim ein Greul, ein Zwitterding, nicht katholiſch, nicht proteſtantiſch. Wir Beide mußten es leider, durch Umſtände gezwungen, annehmen und ganz Deutſchland feindet uns deßhalb an. Die Katholiſchen finden darin für ihre Religion nichts gewonnen, für ihre Freiheit viel verloren; die Proteſtanten ſehen in uns die Verräther unſers Glaubens.

Und haben nicht unrecht! fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Deßhalb, Vetter, müſſen wir uns, und wäre es mit einem Gewaltſtreiche, von dieſem Flecke zu reinigen ſuchen.

Ein Gewaltſtreich? — rief der Markgraf freudig auf. — Da bin ich dabei!

Ahnet Ihr nun, weßhalb ich vor Magdeburg zog? — Doch, noch iſt mein Plan nicht reif, deßhalb bleibe er in meiner Bruſt verſchloſſen — Zu ſeiner Zeit und bald ein Mehres!

Und warum nicht jetzt? — ſagte der Markgraf empfindlich. — Setzt Ihr Mißtrauen in meine Verſchwiegenheit, in mein Wort?

In Euer Wort nie, lieber Vetter! — ſagte der Kurfürſt beſchwichtigend, wohl aber in Eure Räthe. Ihr habt da einige um Eure Perſon, denen ich nicht ſo ganz traue, der Wilhelm von Grumbach zum Beiſpiel —

Das iſt ein kluger, gewandter Mann! — fiel der Markgraf ein — ein Mann, auf deſſen Anhänglichkeit ich ſicher bauen kann!

Kurfürſt Moritz ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Vetter! — ſagte er — der Mann iſt klug, verſchlagen, er weiß zu überreden und iſt ſicher zu jeder Unterhandlung brauchbar, aber mich dünkt, er iſt kein Ehrenmann und wo ich den nicht finde, da bin ich karg mit meinem Vertrauen.

Und wo ich Zuneigung finde, da bin ich damit freigebig! — nahm Albrecht das Wort. — Seht, hierinnen ſind wir, ſonſt ſo gleichgeſtimmt, doch ſehr verſchieden.

Und noch in einem Punkte! ſagte der Kurfürſt lächelnd.

Der wäre? fragte der Markgraf neugierig.

Bei den Frauen! — meinte Moritz, der dem Geſpräche eine andere Wendung geben wollte. — Kaum zwanzig Jahre alt nahm ich ein Weib und Ihr —

Ich liebe die Weiber, doch nicht die Ehe! — entgegnete Markgraf Albrecht. — Mein ungebundener, freier Sinn mag keine Feſſeln tragen und wären ſie auch roſig, wie man zu ſagen pflegt. Minne, Wein und Geſang, das ſind die drei Göttinnen, denen ich, wenn die Kriegstrommete ſchweigt, von ganzer Seele huldige. Aber der Minne muß ich Valet ſagen können, wenn ſie mich langweilt, den Becher wegſetzen dürfen, wenn der Wein mir nicht mehr mundet, und den Geſang? — I nun, wenn mein Meiſterſänger ſein Lied anſtimmt und ich in die Melodie einfalle, mag es dauern ſo lange es will, es erhöht meine Freude und verſcheucht meinen Unmuth. Hätte ich aber ein Weib, müßte ich ſie lieben Zeit meines Lebens, und das wäre ein langweilig Ding, dürfte den Becher nicht immer leeren und füllen, wenn es mir beliebte, und das wäre ärgerlich, und ſollte mir mein Meiſterſänger ein Kriegslied ſingen, wollte ſie vielleicht, daß es ein Minnelied ſey. Nein, nein! mein Geiſt ſchmiegt ſich nicht in

fremden Willen und in irgend eine Feſſel, und überdieß iſt der Eheſtand des Soldaten Grab, das Weib begleitet ihn in's Feldlager, nur an ſie, nur an die Kindlein denkend, ſehnt er ſich heim.

Ei, ei! — unterbrach ihn der Kurfürſt — Wie würde Euch meine Agnes zürnen, hörte ſie die frevelnden Worte. Aber liebt nach Eurer Weiſe, trinkt den vollſten Becher leer und laßt Euch von dem ehrbarſten ſteifen Nürnberger Reimſchmid ein Kriegslied ſingen, das Euerem Geiſte und Eurer Bruſt gewiß kräftiger entſtrömen würde, was kümmert das mich? Gehen wir doch einen Weg und haben wir doch ein edles Ziel vor Augen: Deutſchlands Ehre und unſers Glaubens Wohl! — und die Erhaltung unſerer fürſtlichen Würde und Rechte! ſetzte er bedeutſam hinzu.

Albrecht reichte ihm noch einmal die Hand und ſchüttelte ſie ihm nach ſeiner treuherzigen Weiſe.

So ſprech' auch ich! — ſagte er dann! — Möge ein Jeder ſein Glück finden, wo er es ſucht, heißt es nur, wenn es das öffentliche Wohl gilt: Ein Wort, ein Mann!

Sie trennten ſich nun, feſter noch in Freundſchaft und Eintracht vereint, obgleich

der Markgraf doch in etwas verdrießlich war, daß der Kurfürſt ſeinen Plan vor ihm noch verborgen hielt; denn ihm war dieſe Art Mißtrauen fremd. Ueberhaupt kam ihm des Kurfürſten Benehmen während der ganzen Zeit der Belagerung ſo geheimnißvoll vor, daß er trotz der lange beſtandenen Freundſchaft kein rechtes Vertrauen mehr zu ihm faſſen konnte.

3.

Am andern Morgen war ſchon die Kapitulation mit der Stadt abgeſchloſſen, die dem Kaiſer keinen andern Gewinn brachte als die Unterwerfung der Stadt und ihr Verſprechen, ſich in kein Bündniß gegen ihn einzulaſſen; außerdem mußten ſie einiges Geſchütz ausliefern und dem Kurfürſten zur Bezahlung ſeiner Soldaten 50,000 Gulden zahlen. Die anweſenden kaiſerlichen Räthe, mit dieſer Kapitulation nicht ſehr zufrieden, waren dennoch nachzugeben und zu unterzeichnen gezwungen, da alle Fürſten und Kriegsoberſten ſich für die Magdeburger verwendeten. So wurde endlich die langwierige Belagerung, die bisher nur

ſchlechten Fortgang gehabt und auf die ganz Deutſchland ſein Auge gerichtet hatte, beendet; denn dieſe Stadt hatte ſich in einem Zeitpunkte, wo Alles ſich der Macht des Kaiſers unterwarf, allein gegen dieſen allgewaltigen Fürſten aufgelehnt und das Interim anzunehmen verweigert, und war, zwar ſich dem Kaiſer unterwerfend, doch ihre Privilegien und mehr als dieß, ihre Religionsfreiheit rettend, ehrenvoll aus dieſem Kampfe getreten.

Schon am andern Tage geſchah der feierliche Einzug des Kurfürſten. Er ritt in Begleitung der Fürſten und ſeiner Kriegsoberſten, von 5 Fahnen Fußvolk und einem niederländiſchen Regiment begleitet, nach dem Rathhauſe, wo ihn die Bürger und der Rath feierlich empfingen, um dem Kaiſer und ihm zu huldigen. Als nun Doctor Ulrich Mordeiſen mit lauter Stimme den Bürgern die Kapitulationspunkte vorlas und ſie zur treuen Erfüllung derſelben ermahnte, und dann in ſeiner Rede fortfuhr und ſagte: Nachdem ſich die Stadt nunmehr ergeben — unterbrach ihn der Syndicus Doctor Levin von Embden:

Nicht alſo! — rief er — Vertragen muß es heißen, und nicht ergeben!

Aller Blicke waren bei dieſen kühnen Worten auf den Kurfürſten gerichtet, der jedoch mit großer Leutſeligkeit ſagte: Es iſt vertragen und ſoll auch vertragen ſeyn und bleiben! Leſt nur weiter, Doctor!

Die Magdeburger leiſteten hierauf den Eid, und der Kurfürſt begab ſich nach beendeter Ceremonie nach dem Hauſe des Hieronymus Denhart, wo ihm ſein Quartier bereitet war und wohin ihm die Fürſten folgten.

Hier war es, wo Lazarus Schwendi an ihn herantrat und ihm ſagte: Eure Kurfürſtlichen Gnaden möge mir als kaiſerlichem General-Commiſſarius die Erinnerung verzeihen, daß Dieſelben wohl heute etwas zu glimpflich mit den Rebellen verfahren ſind. Meinen wahrlich dieſe frechen Bürger, ſie hätten ſich uns nicht unterworfen, ſondern ſich mit uns vertragen und wagen dieß in Gegenwart der verſammelten Fürſten laut auszuſprechen!

Iſt dem nicht ſo, Herr Lazarus? — nahm der Kurfürſt das Wort — Iſt unſer Volk über ihre niedergeſchoſſenen Mauern ſtürmend eingezogen, oder waren wir ſo weit vorgerückt, die Stadt zur Uebergabe zwingen zu können? Sagt ſelbſt, Oberſt, hättet Ihr Euch uns

verpflichten mögen, binnen vier Wochen die Stadt zu nehmen? Seht, deßhalb iſt Milde beſſer als Strenge; wir haben damit das Blut manches wackern Mannes geſchont und ſind an's Ziel gelangt, und traun! es wäre beſſer und erſprießlicher für Deutſchlands Wohl, wenn der Kaiſer mild gegen die Fürſten von Sachſen und Heſſen gehandelt hätte, dann wäre Ruhe im Lande geblieben!

Der Commiſſarius mußte pflichtſchuldigſt ſprechen, — erwiederte Schwendi — der Soldat hätte geſchwiegen.

Der Kurfürſt reichte ihm, ohne weitern Groll zu äußern, freundlich die Hand — er bedurfte des Mannes — empfing dann die Abgeordneten des Rathes mit der ihm eigenen Milde und bat den Markgraf, wenn alle die Ceremonien und das Mahl beendet wären, zu ihm zu kommen, da er im Geheim mit ihm zu ſprechen wünſche.

Der Markgraf ſtellte ſich am Abend ein und fand Niemand als den Herzog Georg von Mecklenburg zugegen. Hier legte Moritz den beiden Fürſten, die ihm vorerſt Verſchwiegenheit geloben mußten, ſeinen Plan vor, zeigte ihnen unverhohlen das Gewagte ſeiner vorha-

benden Unternehmung, aber auch wie nothwendig für die jetzige Lage Deutschlands ein solcher entscheidender Schritt sey und forderte sie zur thätigen Mitwirkung auf. Beide versprachen dieß feierlich und so wurde beschlossen, daß die Völker des Markgrafen nach Franken rücken, die Sächsischen aber, die zu jedem Tage wieder einberufen werden konnten, in ihre Heimath geschickt werden sollten. Herzog Georg aber sollte mit seinen und den kaiserlichen Völkern die zwar entlassen, aber unter dem Vorwande, daß ihnen der Sold nicht bezahlt werden könnte, zusammengehalten wurden, in Thüringen Winterquartiere beziehen; die Niederländer wurden nach Hause geschickt. Auch übernahm Markgraf Albrecht, Lazarus Schwendi für ihre Partei zu gewinnen.

Den andern Tag, nach nochmaliger Versicherung eines festen, dauernden Bündnisses und eines ewigen, unter ihnen bestehenden Friedens, trennten sich die Fürsten und der Kurfürst ging in seine Lande zurück; der Herzog und Markgraf aber blieben noch einige Zeit mit ihren Völkern bei Magdeburg.

4.

In Culmbach, einem Städtchen im Baireuther Lande, lebte damals in großer Behaglichkeit Meister Klaus, der Goldschmid, der schon lange Wittwer und ohne Kinder war und einer sorglosen Zukunft entgegen sah; denn er hatte mit seinen beiden Gesellen vollauf zu thun, seine Arbeit war in ganz Franken berühmt und deßhalb seine Kasten nie leer, sein Keller stets gefüllt. Wer bei ihm einsprach, fand immer eine freundliche Aufnahme, gutes Bier und guten Wein. In damaliger Zeit standen überhaupt die Gewerke hoch, besonders die, bei denen viel Verlag und manche Hilfswissenschaft nothwendig und mit denen gewissermaßen der Handel verbunden war; so war ein Meister Goldschmid mit seinen Gesellen ein wohlgeachteter, ehrenwerther Mann, bei dem Fürsten und Grafen gern einsprachen. Ueberdieß ging zu damaliger Zeit die Bildung von den Städten aus und man fand sie häufiger in der Werkstatt angesehener Handwerker, die von ihren Reisen die abgeschliffenere Sitte des Auslandes in ihre Heimath mitgebracht hatten, als auf den Schlössern der Adeligen.

So gehörte auch Meiſter Klaus und ſeine beiden Geſellen gewiß zu den Gebildeten ihres Standes. Aber demungeachtet vermieden ihn ſeine Nachbarn, wohl mehr aus Neid, als aus ſonſt einem andern Grunde; denn die mancherlei Gerüchte, die von ihm umhergingen, waren ſo mährchenhaft und dem damaligen Zeitgeiſte ſo angemeſſen, daß ſie bei Verſtändigen nur wenig Eingang fanden. Bald ſollte er einen Kobold im Hauſe beherbergen, der ihm Gold und Silber vollauf brächte, bald gab man ihm Schuld, mit dem Böſen ein Paktum geſchloſſen zu haben; denn einer ſeiner Geſellen, der auch ſogleich ſein Haus verlaſſen mußte, wollte geſehen haben, daß er mehre heilige Kirchengefäße eingeſchmolzen habe; ſogar hielten ihn Einige für einen Alchymiſten; denn trotz ſeiner vielen Arbeit konnte doch bei ſeinem luſtigen, gaſtfreien Leben ſein Vermögen nicht ſo zunehmen, wie es von Jahr zu Jahre that, ſo daß er es dem Fleiße allein wohl nicht verdanken konnte. Je weniger aber ſeine Mitbürger bei ihm einſprachen, deſto mehr Fremde ſah er bei ſich; denn kein Künſtler ging durch Culmbach, ohne ſeine Werkſtatt beſucht, kein Adeliger der reichsfreien Ritter-

ſchaft aus Franken ließ einen Becher bei einem andern Goldſchmid machen als bei Meiſter Klaus dem Verſtändigen, kein herumziehender Meiſterſänger, kein Zitherſpieler verließ das Städtchen, ohne ſeinen Wein verſucht zu haben; denn Meiſter Klaus war ein beſonderer Verehrer der Muſik.

Selbſt Markgraf Albrecht, wenn er auf der nah' gelegenen Plaſſenburg Hof hielt, ſprach zuweilen bei ihm ein; wogegen freilich der alte Melchior von Schaumburg, ſein Oberhofmeiſter und Erzieher, mehr noch Magiſter Otto Körber, der Hofprediger und Superintendent, ein zweiter Jeremias, eiferte; denn er behauptete feſt, der Meiſter Goldſchmid ſtehe im Bündniß mit dem Böſen. Als des Hofpredigers ſteter Widerpart beſuchte der kleine Zwerg Peter, der Hofnarr, Klauſens Werkſtatt deſto öfterer, ſchien großes Wohlgefallen an dem Meiſter zu finden und unterhielt ihn bei ſeiner Arbeit mit allerhand Kurzweil.

Eines Abends, als es ſchon dunkel war und der kleine Peter auf ſeinem, eigens für ihn eingerichteten Polſterſtuhle ſaß und den Goldſchmid mit manchem kurzweiligen Mähr-

chen beluſtigte, klopfte es ſtark an die Hausthüre, ſo, daß der Kleine erſchrocken in ſeiner Erzählung einhielt und Meiſter Klaus aufſtand, um zu ſehen, was es gäbe. Während dem lauſchte der Kleine ängſtlich, doch auch neugierig, und vernahm nur leiſe Stimmen, ſonſt weiter nichts. — Endlich kehrte der Goldſchmid zurück.

Peterlein, — ſagte er — brich auf, der Thurmwart oben auf der Burg hat ſchon zum zweiten Mal geblaſen, brich auf und gehe nach Haus, ſonſt mußt Du heute Nacht unter freiem Himmel bleiben. — Tummle Dich!

Ihr ſeyd doch heute ſehr beſorgt um mich! — meinte der Kleine, ſeine Schellenkappe ergreifend. — Hm, hm! Nun, ich gehe, aber dahinter ſteckt Etwas, Meiſter Klaus. Ich bemerke dieß nicht aus Neugier, nur damit Ihr nicht denken ſollt, ich wäre ſo blind.

Blind oder ſehend, macht, daß Ihr zur Plaſſenburg kommt! ſagte der Goldſchmid verdrüßlich, den Kleinen fortdrängend.

Als er dieſen los war und die Hausthür feſt zugeriegelt hatte, trat er wieder in das Zimmer, ſtocherte die Lampe, daß ſie heller brenne, nahm einen Brief aus der Taſche

und las ihn, schüttelte dann lächelnd den Kopf und murmelte vor sich hin: Weiß doch der liebe Gott, was der wieder für Praktiken vorhat, in des Mannes Hirn ist doch nimmer Ruh' und Rast! Wünschte fast, ich hätte Zeit meines Lebens nichts mit ihm zu theilen gehabt! — dann verschloß er den Brief sorgfältig und legte sich zu Bette.

Als er am Morgen in die Werkstatt trat, wo er seine Gesellen schon beschäftigt fand, sagte er ihnen mit ungewöhnlichem Ernste:

Es hat eine Veränderung in meinem Hauswesen Statt gefunden; ich habe Gäste bekommen, die Euch nicht kümmern müssen. Geht an ihnen fein bescheiden vorüber, grüßt sie ehrerbietig; denn sie sind mir werth und mir von einem Handelsfreund aus Mailand empfohlen und gedenkt meiner alten Weisung: Hört, seht und schweigt! Besonders Dir, Otto, gebe ich den Rath, Deine Augen fein ehrbar niederzuschlagen, wenn Du ihnen begegnest; denn es sind Frauen, und da weiß ich, daß Du oft Deinen Blick, wenn auch nicht frech, doch zu lange auf ihnen ruhen läßt.

Die Gesellen gaben schweigend ein Zeichen, daß sie den Meister vernommen und

verſtanden hatten und ſetzten ihre Arbeit unbekümmert fort. Dieſer aber, heute ſorgfältiger gekleidet als ſonſt, entfernte ſich bald und als er erfuhr, daß ſeine Gäſte ſchon aufgeſtanden waren, trat er bei ihnen ein.

Seyd mir gegrüßt in meinem Hauſe, werthe Frauen! — ſprach er mit einer leichten Verbeugung — und laßt es Euch in dieſem engen Raume gefallen. Ihr findet hier keinen Marmorpalaſt, werdet ihn ſchwerlich in ganz Franken finden, aber ein bequem eingerichtetes, bürgerliches Haus, worin Euch die beßten Gemächer eingeräumt ſind. Mein Gönner, der Freiherr von Grumbach, unſers gnädigen Herrn geheimer Rath, hat Euch mir empfohlen, und ſeine Empfehlung hat für mich Werth genug, Euch in mein Haus gern aufzunehmen, das ſonſt, beſonders den Frauen, nur ſelten offen ſteht. Ich bitte Euch aber, mir nicht für ungut zu nehmen, wenn ich Euch Einiges mittheile, was ſo Geſetz bei mir, und mithin für alle Hausbewohner zu wiſſen nothwendig iſt.

Gebt Euch keine Mühe, — unterbrach ihn Franzeska; denn ſie, Laurette und eine Magd waren die Neuangekommenen — der

Freiherr hat mich ſchon von Allem unterrichtet.

So, von Allem? fragte der Goldſchmid etwas verlegen, doch faßte er ſich ſchnell.

Wir müſſen ſehen, hören und ſchweigen, — fuhr Franzeska ſpottend fort — müſſen mit dem Glockenſchlag halb zehn Uhr im Hauſe ſeyn, um zehn Uhr kein Licht mehr brennen, keine fremden, unbekannten Menſchen ohne Eure Genehmigung einführen, kein Zimmer betreten als das unſere; aber ſingen können wir ſo viel wir wollen, ſelbſt um Mitternacht — Habt Ihr noch Anderes zu bemerken, geſtrenger Schloßherr, ſo macht uns damit bekannt.

I nun! — nahm Meiſter Klaus das Wort, und ſein Auge ſah hierbei eben nicht freundlich auf die Dame. — Ihr wißt ſo Manches, aber doch noch nicht Alles. So wünſche ich zum Beiſpiel an meinen Hausgenoſſen Beſcheidenheit; denn wo mich eine Gefälligkeit vermocht hat, Fremde in mein Haus aufzunehmen, da verlange ich auch, daß man meine Eigenheiten freundlich ertragen, oder ſich lieber entfernen mag.

Alſo nur Eurer Gefälligkeit gegen den Freiherrn danken wir die Freiſtatt unter Euerm Dache? — fuhr Franzeska fort, während Laurette, die an dem ganzen Geſpräche wenig Theil genommen, an das Fenſter trat. — Da hat mich der von Grumbach falſch berichtet, doch laßt uns hierüber nicht ſtreiten, Ihr ſeyd unſer gefälliger Wirth, wir Eure beſcheidenen Gäſte.

Auch hat mir der Freiherr den Auftrag gegeben, Euch bis zu dem Betrag von —

Habt nur die Güte, mir einſtweilen zehn rheiniſche Gulden zu geben, — unterbrach ihn Franzeska raſch — das wird wohl vor der Hand reichen. — Wißt Ihr nicht, wenn der Markgraf zurückkehrt? fragte ſie dann.

In einigen Tagen, ſagt man! erwiederte der Goldſchmid, der das Geſchehene ſchon vergeſſen zu haben ſchien.

Und jenes alte Schloß auf dem Berge, das eher einer Feſtung als einem fürſtlichen Palaſte ähnlich ſieht, iſt das ſeine Reſidenz?

Das iſt die Plaſſenburg, wo unſer Herr, wenn er in ſeinem Lande iſt, Hof zu halten pflegt! — erwiederte Meiſter Klaus empfind-

lich — Ihr müßt freilich unſere Schlöſſer nicht nach denen Eures Vaterlandes meſſen. Unſere Fürſten gebrauchen ihre Häuſer zum Schutz, die Eurigen nur zum Vergnügen; denn wenn die Unſern im eiſernen Panzer einherſchreiten und auf ihren Streitroſſen Sturm und Wetter trotzen, ſitzen die Euern in Sammet und Seide gehüllt in ihrer Sänfte und laſſen ſich von einer Villa zur andern ſchaukeln.

Unſere Fürſten — nahm Franzeska das Wort, und ihre Vaterlandsliebe war gereizt — ſind groß und edel in ihrem Handeln wie in ihrem Seyn; wahrhaft fürſtliche Pracht umgibt ſie und ihre Paläſte beurkunden ihren Geſchmack und ihre Macht. Sie beſchützen die Künſte —

Hm! — meinte der deutſche Goldſchmid — meiſt nur aus Eitelkeit. Auch ich bin lange in Welſchland gereiſ't, aber habe, wahrlich! wohl Eure Natur und Eure Kunſtwerke, nicht Eure Fürſten bewundert. Neapel, Sicilien, Mailand gehorchen dem deutſchen Kaiſer, der Glanz der dreifachen Krone leuchtet nur dießſeit der Alpen, in Rom ſelbſt iſt der Nimbus erloſchen. Allenfalls kann man den Herzog von Savoyen einen Fürſten nennen; die Medicis aber ſind

Kaufleute, die Este, Farneſe, Gonzaga, Nepoten-Geſchlechter, die ſich bald vor Spanien krümmen und winden, bald um die Gunſt Frankreichs buhlen und ihre Erhaltung nur der Eiferſucht dieſer beiden Mächte danken. In Deutſchland aber findet Ihr noch Fürſten, die Männer ſind. Seht unſern Herrn, ſein Land iſt klein, die Stadt Mailand zählt vielleicht mehr Einwohner als er in all' ſeinen Städten und Dörfern, und doch könnt Ihr ihn, wenn es nöthig thut, an der Spitze eines ſo bedeutenden Heeres ſehen, daß der Papſt und Eure Este und Farneſe vor ihm zittern würden.

Er ſoll ſchön ſeyn? fragte Franzeska weiter.

I nun! — erwiederte der Goldſchmid — der Geſchmack iſt verſchieden; eine Form gefällt nicht Allen. Genügt Euch eine kräftige, männliche Geſtalt, ein Paar ſprechende blaue Augen und ein freundlicher Mund, ſo mögt Ihr ihn ſchön nennen, ſonſt —

Iſt er freigebig oder karg, verſchwenderiſch oder —

Signora! — unterbrach er ſie unmuthig — fragt dieß ſeinen Seckelmeiſter; mir bezahlt er meine Arbeit fürſtlich; ob er Thorheiten eben

so bezahlt, — sagte er schneidend — das weiß ich freilich nicht.

Er soll die Musik mit Schwärmerei lieben! — fiel ihm Laurette in die Rede, die, seit das Gespräch den Markgrafen betraf, aufmerksam geworden war.

Ihr habt gewiß eine schöne Stimme, Dame? — erwiederte, von seiner Verehrung der Musik verlockt, Meister Klaus; aber Laurette, welche dieser Frage wohl eine andere Deutung geben mochte, wandte dem Erstaunten stolz den Rücken zu und beantwortete sie nicht.

Der Goldschmid schüttelte bedenklich den Kopf, und als er sich gleich darauf entfernte, murmelte er, die Treppe hinuntersteigend, unverständliche Worte, unter denen Otto, der muntere Geselle, das Wort „Bettelstolz" gehört haben wollte.

Kaum war der Meister wieder in seine Werkstatt getreten, als ein Bekannter bei ihm einsprach. Es war der Junker von Altenstein, der schon oft in Geschäften seines Vaters bei ihm gewesen und dem der Alte wohlgewogen war. Der Junker gab Meister Klaus ein Zeichen, daß er mit ihm allein zu sprechen habe, und dieser führte ihn in seine Schreibstube.

Sind die Frauen ſchon aufgeſtanden? fragte hier der Junker.

Sie waren ſchon mit dem Frühroth wach, die Aeltere bleich wie ein Morgennebel, die Jüngere ſtolz und ſchön wie die aufgehende Sonne!

Führt mich zu ihnen! bat der Junker.

Lieber, junger Herr! — entgegnete der Goldſchmid — verweigern kann ich es Euch nicht; denn Ihr habt ſie ja ſelbſt hierher geleitet, aber rathen muß ich Euch und warnen. Mir ſcheinen die Welſchen gefährliche Sirenen und ſo ſtolz zu ſeyn, daß, verzeiht mir, ſie um eines armen Junkers vom Stegreif ihr Lied anzuſtimmen wohl nicht der Mühe werth halten möchten. Nach oben trachtet ihr Sinn, dem Herrn gilt ihr Beſuch!

Der Junker erröthete.

Ueberdieß, lieber Herr, da ich Euch ſchon Eurer reinen, wohltönenden Stimme wegen, mit der ihr kürzlich das Lied von den Maienglöckchen ſanget, wohlwill, ſo möchte ich Euch gern abhalten, hinaufzugehen und noch einmal in die Flammenaugen zu ſehen, deren Feuer ſogar bis zu meinem verſchrumpften Herzen drang. Was wollt Ihr dort? — In ehrlicher

Minne werben? — Wißt Ihr, wer die Frauen ſind? Und ſo ein zartes Reislein auch die Jungfrau zu ſeyn ſcheint, möchte es doch ſchwerlich auf Euern alten Stammbaum gepfropft werden können; oder wollt Ihr in wilder Gluth Euch um Gegengunſt bewerben? — Lieber Junker, ich glaube, die Waare ſteht hoch im Preiſe und wird nicht verſchleudert — deßhalb rath' ich —

Meiſter! — unterbrach ihn der von Altenſtein ungeduldig — ich muß ihnen Valet ſagen, da ich heute noch heimreite.

Das befiehlt freilich die Höflichkeit und dabei iſt nicht viel zu wagen — meinte Meiſter Klaus. — Hat man nur erſt der Gefahr den Rücken gewendet, ſo hat man ſchon halb gewonnen. Nun geht mit Gott, macht es fein kurz und hütet Euch vor den dunklen Augenſternen; ſieht man zu lange in die Sonne, ſo wird man oft blind! — Mit dieſen Worten geleitete er Junkherrn hinauf zu den Frauen.

Dieſe empfingen ihn freundlich, doch als er ihnen ſagte, er komme, ſich bei ihnen zu beurlauben und daß er noch heute nach Würzburg zurückgehen würde, wurde Laurettens Antlitz ernſter, während der Mutter dieſe Nach-

richt mehr willkommen als unlieb zu seyn schien.

Ich danke Euch, werther Herr, — sagte sie — daß Ihr Euch so viel Mühe gegeben und Beschwerden wegen uns erduldet habt; wir erkennen es dankbar. Grüßt Euern Vater von uns, dankt auch ihm für seine uns mitgegebene Begleitung, der ich gern, wenn es mir erlaubt ist, ein kleines Geschenk machen möchte.

Der Junker lehnte es ab.

So will ich es wenigstens wagen, Euch diese Feldbinde anzubieten, die ich selbst gestickt habe! — nahm Laurette das Wort, ihm eine Feldbinde überreichend. — Sie ist blau wie der heitere Himmel meines Vaterlandes und die kleinen Blümchen, mit denen ich sie durchwirkt habe, sind weiß wie der Schnee, den ich zum ersten Male in dem Eurigen sah, tragt sie zu meinem Andenken!

Der Junker stand, ohne etwas auf diese herzlich gesprochenen Worte erwiedern zu können, das Mädchen unverwandt anblickend, da, dann warf er, wohl unwillkührlich, einen Seitenblick nach der Mutter, welcher dieser nicht entging. Sie schien ihn zu verstehen und verließ unter einem Vorwande das Zimmer.

Laura! — brach nun der Junker das Schweigen — der Drang des Augenblickes gibt mir Muth, Euch das, was ich verbergen wollte und doch nicht kann, und was ich seit dem ersten Augenblicke, da ich Euch sah, für Euch empfand, laut zu sagen. Ich liebe Euch! — Seyd wahr, seyd offen! Ist Eure Freundlichkeit, Euer Zutrauen, das Ihr mir während des ganzen Weges bewieset, sind diese innigen Blicke Boten der Liebe? — Oder habe ich mich getäuscht?

Junker! — erwiederte das Mädchen hocherröthend — ich kannte die Liebe nicht und mir scheint, ich kenne sie noch nicht. Ich will Euch wohl, Ihr seyd mir lieb und werth. Was ich für Euch fühle, darüber hab' ich mein Herz noch nicht befragt; ich glaube, es ist jetzt Freundschaft; ob sie sich je zu Liebe gestalten könnte —

Das Eintreten der Mutter unterbrach plötzlich das Gespräch. Noch stand der Junker hocherröthet vor dem Mädchen, das mit vieler Besonnenheit sagte: Tragt die Binde zum Andenken; hätte ich Euch gekannt, als ich sie stickte, hätte ich ihr vielleicht die Farbe der Hoffnung gegeben. Lebt wohl und gedenkt meiner in Freundschaft!

Lebt wohl! — ſagte auch die Mutter. — Der Jüngling verneigte und empfahl ſich und blieb dennoch träumend an der ſchon halb geöffneten Thüre ſtehen. — Lebt wohl! — wiederholte Franzeska — Grüßt Euern Vater! — und erſt dieſe ſtarkbetonten Worte weckten ihn aus ſeinen Träumen; er verneigte ſich und ging.

Ich hatte Dich abſichtlich verlaſſen, da ich voraus ſah, was da kommen würde, — begann nun die Mutter — denn ich war neugierig, zu wiſſen, wie Du Dich hierbei aus der Verlegenheit ziehen würdeſt.

Verlegenheit? — fragte Laura verwundert — Glaubt Ihr, ich ſey dem Manne gegenüber verlegen geweſen? Da irrt Ihr, Mutter!

Deſto beſſer! Dann hab' ich deſto weniger für Dich zu fürchten, da Du Dich ſo in der Gewalt haſt.

Ich verſtehe Euch nicht, Mutter! — ſagte Laurette immer noch verwundert — Was ich dem Junker von Altenſtein geſagt habe, war Wahrheit, lautere, innere Wahrheit. Ich will ihm wohl, ich glaube, er könnte mir ein treuer, werther Freund ſeyn; vielleicht, ſähe ich ihn recht männlich handeln, könnte ich ihn auch lieben.

Laura, — begann jetzt die Mutter — dergleichen Herzensverbindungen wären in Deiner Lage Thorheit. Was ſoll Dir der Junker mit ſeiner Ahnentafel? — Hoffe nie, daß einer dieſer ſtolzen deutſchen Narren je Dein Gatte werden könne; auf dieſes Glück, wenn es ein Glück wäre, mußt Du verzichten. Nicht wie der Vogel, der von Zweig zu Zweige ſeinem heimathlichen Neſte zuhüpft, wo er weiß, daß ihn der Gatte erwartet, nein! wie die Biene mußt Du von Blume zu Blume ſchwärmen, in der Blüthenzeit den Honig einſammeln, von dem Du im Winter Deines Lebens zehren kannſt, der Biene gleich mußt Du in einſamer Zelle bauen und ſammeln.

Verſtehe ich Euch recht, Mutter! — ſagte Laura ernſt — ſo hatten meine Geſpielinnen Recht, mich zu verſpotten; denn mir iſt ein trauriges Loos beſchieden und ich ſoll dem Herrlichſten des Lebens entſagen.

Für jede Entſagung gab die weiſe Natur etwas zur Entſchädigung! — unterbrach ſie die Mutter — Grüble darüber weiter nicht nach, folge meinem Rathe, bekämpfe jede aufkeimende Leidenſchaft, waffne Dein Herz gegen die Liebe; denn nur auf ſturmbewegtem Flügel kann

ſie Dich entführen, kann Deine Blüthe knicken, aber ſie nie mit ihren reinen Sonnenſtrahlen entfalten. Laß Dich durch das Beiſpiel Deiner Mutter warnen und faſſe die Ueberzeugung, daß alle Männer falſch und treulos ſind. Die beſſeren, die es mit Dir redlich zu meinen glauben, täuſchen ſich ſelbſt, ſie halten die Flamme, die ſie erfaßt, für das ewige Feuer der Veſta, und es iſt nur eine Flamme von Sinnenluſt geweckt, von Sinnenluſt ſchnell wieder verweht.

Das wäre traurig! — ſagte Laura, nachdenkend geworden — Traurig und hart! — Aber wenn ich Euch auch glauben wollte, Mutter, ſo ſpricht doch eine Stimme in meinem Herzen dagegen und ruft mir zu: Liebe iſt das Herrlichſte auf der Erde!

Du wirſt Deinen Glauben theuer büßen! warnte Franzeska und verließ die in bange, ahnungsſchwere Träume Verſunkene.

5.

Ganz Culmbach war ſchon ſeit dem früheſten Morgen in Bewegung. Der Oberhof-

meiſter von Schaumburg, dieſer würdige Greis, trieb Jung und Alt auf dem Schloſſe zur Thätigkeit an, damit der Herr, wenn er heute auf der Plaſſenburg einritt, Alles in Ordnung finden möchte. Die Bürger des Städtchens zogen trotz dem Schneegeſtöber mit Weib und Kind auf der Straße nach Lichtenfels dem Markgrafen entgegen. Sie liebten ihn; denn obgleich er ein wilder, kriegeriſcher, ſelbſt oft ein harter Mann war, war er doch ein milder, gar freundlicher Herr, der dem Niedrigſten Zutritt verſtattete und der half, wenn er nur helfen konnte.

Auch Meiſter Klaus hatte ſein Feſttagkleid angethan, ſeinen ſchön verbrämten Pelz umgeworfen und war, der Menge folgend, eine gute Strecke Weges gegangen, als er den von Grumbach aus der Ferne heranreiten ſah, der ihn freundlich grüßte, dann abſtieg und zu Fuß neben ihm her den Weg nach Culmbach zurückwanderte.

Meiſter Klaus! — ſagte er, als ſie das Gewühl hinter ſich hatten — Nun, wie ſeyd Ihr mit den Hausgenoſſen zufrieden, die ich Euch zuſchickte?

Gut und ſchlecht! — erwiederte der Meiſter. — Die Eine gleicht dem bleichen, geſpenſtigen Mondſcheine über einem Gottesacker, die Andere dem Morgenſtrahle der Sonne, wenn er hinter der Höhe hervorbricht.

Ho, ho! — unterbrach ihn der Ritter. — Der Meiſterſänger lugt doch noch immer bei Euch hervor.

Will's Gott, auch lange noch; — gnädger Herr! Durfte Hans Sachs bei ſeinem Pech und ſeinem Pfriemen Verſe machen, warum ſollte ein Goldſchmid nicht auch ein wenig in die Poeſie pfuſchen?

Nur weiter, weiter! unterbrach ihn Grumbach.

Seht, edler Herr, die Frauen haben wahre italieniſche Geſichter und Kehlen. Uebrigens könnte ich mich eben nicht ihrer freuen. Die Jüngere iſt ſchön wie ein Engel, aber hoffärtig wie ein armes Stiftsfräulein; die Aeltere — Herr, vor der bewahre Gott jeden guten Chriſten — die hat der Schlange Liſt im Hirn, ihr Gift auf der Zunge und einen Krebsſchaden am Herzen, der nicht heilt, ewig brennt und an dem die Macht der Alles heilenden Zeit zu Schanden wird.

So gleicht ſie ja Dir! unterbrach ihn Wilhelm von Grumbach ſpottend.

Nein, nein, Herr, mir gleicht ſie nicht; ſie will nicht heilen, und ich möchte um Alles in der Welt, daß Alles in mir und um mich vernarbt und geheilt wäre, ſelbſt ihr —

Sind die Bamberger Geſellen und die aus dem Fichtelwalde zeither fleißig bei Euch eingeſprochen? — fragte das Geſpräch abbrechend, der Ritter.

Still, um Gotteswillen ſtill, daß uns Niemand hört! — bat der Meiſter. — Ich habe mich von ihnen losgeſagt! raunte er ihm leiſe zu.

Grumbach lächelte. — Könnt Ihr Euch denn losreißen, wenn Ihr wollt? — Meiſter, Meiſter! Satan hat lange Krallen, wen ſie einmal gepackt haben, den laſſen ſie nicht wieder fahren.

Und doch! — ſagte Klaus vertrauensvoll. — Ein feſter Wille vermag viel.

Iſt vielleicht indeß Magiſter Körber bei Euch eingekehrt? fragte Grumbach, den Alten immer noch höhnend.

Der beſucht mich nie und redet nicht zu mir; wohl aber mein Gewiſſen!

Befehlt dem, zu ſchweigen, — meinte Grumbach ſpottend — ſonſt ſchmeckt Euch der Würzburger nicht mehr und kein Lied ſteigt weder aus Eurer Kehle, noch dringt es Euch zum Herzen.

Doch, doch! — ſagte der Meiſter und ſein Antlitz erheiterte ſich — ſeit ich der Stimme folge, mundet mir der Wein beſſer und die Muſika erfreuet mich noch mehr.

Wohl bekomm's! ſagte Grumbach, ſah ſich nach dem Lärm um, der ſich hinter ihnen erhob, winkte dem Diener mit den Pferden und da er den Markgrafen nahen ſah, ſchwang er er ſich auf ſein Roß und jagte nach der Plaſſenburg voraus.

Jage nur immer hin, — brummte Meiſter Klaus vor ſich — Du erjagſt Dir doch den Frieden des Herzens nicht!

Indem er ſo vor ſich hin ſprach, traten ſeine beiden Geſellen zu ihm, neigten ſich ehrerbietig, wie es in damaliger Zeit noch bei den Gewerken Sitte war und boten ihm den Morgengruß.

Sind die Frauen daheim geblieben? — fragte er ſie. — Oder haben ſie ſich auch auf den Weg gemacht?

Sie ſind zu Haus! — ſagte Otto, eines Goldſchmids Sohn aus Ansſpach. — Die Junge ſingt wie eine Lerche bei der erſten Frühlingsſonne, und die Aeltere brummt wie ein Maikäfer im Zwielicht; ſie ſcheint böſer Laune zu ſeyn.

So? — ſagte Meiſter Klaus, den jungen Burſchen ſcharf in's Auge faſſend. — Aber laßt uns unſerm Herrn entgegengehen. Seht nur, wie ihn das Volk umringt und ihn begrüßt — ſeht! — Ha, wahrlich! der Herr ſteigt von ſeinem Pferde und kommt mit Jung und Alt, mit Vornehm und Gering des Weges zu Fuß.

Das thät ich nicht! — ſagte Otto. — Sieht es doch viel ſtattlicher aus, wenn man auf einem ſtolzen Gaule ſitzt und auf die Menſchen herab ſieht, als wenn man da zwiſchen ihnen geht und ſich unter der Menge verliert.

Eitler Narr! — ſagte der Meiſter verweiſend. — Dir mag es groß dünken, Dich über Andere zu erheben; Fürſten aber ſtehen nie höher, als wenn ſie zu ihrem Volke herabſteigen, dann ſind ſie Väter zu ihren Kindern, nicht Herren unter ihren Dienern.

Wohl-

Wohlgeſprochen, lieber Meiſter! — ſagte Georg, der Aeltere der Geſellen — Ich wette Zehn gegen Eins, das Herz unſerer Bürger ſchlägt noch einmal ſo warm dem Markgrafen entgegen, da er unter ihnen geht, als ſäße er auf ſeinem wilden Streithengſte, dem Niemand nahen darf.

Unter dieſem Geſpräche hatten ſie den Haufen erreicht, der den Markgrafen begleitete.

Ei, ei, Meiſter Klaus, — rief er ihm zu — einer der Letzten? — Faſt ſollte ich zürnen, aber dennoch ſeyd gegrüßt! — Wie gehen die Geſchäfte? Habt Ihr neue Muſter aus Florenz erhalten und wie ſteht es hauptſächlich um die Muſika?

I nun, mein gnädiger Herr Markgraf, — erwiederte Meiſter Klaus ſich tief neigend — mit der Muſika geht es immer gut. Wollen auch die Töne nicht mehr ſo recht friſch aus der Kehle rollen, tönen ſie doch noch im Innern rein. Was mein Geſchäft betrifft, wornach Euer fürſtlichen Gnaden ſich zu erkundigen belieben, ſo habe ich zwei köſtliche Modelle bekommen; zwei Becher, einfach, aber geſchmackvoll; auf dem Deckel des einen ſteht eine Victoria, auf dem des andern auf gold-

ner Kugel die Fortuna; beide eigneten ſich wohl für Eure fürſtlichen Gnaden.

Ihr wißt doch immer Eure Waare fein anzupreiſen! — ſagte der Markgraf, ihm freundlich zunickend. — Bringt mir gelegentlich die beiden Stücke auf das Schloß, dann wollen wir ſehen, ob ſich die Frauen wohlfeil einhandeln laſſen.

Indem er dieß ſagte, erblickte er von weitem einen Reiter mit einigen Dienern, der im raſchen Trabe ſich ihnen nahete.

Mein Roß! — rief er. — Schnell, ſchnell! — Dieß ſagend, ergriff er den Zügel, ſchwang ſich auf den bäumenden Schekken und — habt Dank, auf Wiederſehen! — den Bürgern zurufend, ſprengte er zwiſchen ihnen durch, dem Reiter entgegen.

Als dieſer wohl noch hundert Schritte von dem Markgrafen entfernt war, hielt er ſein Roß an, ſtieg ab und nahete ſich ihm; doch der Markgraf ſprang gleichfalls vom Roß, eilte auf den Alten zu und ſchloß ihn in ſeine Arme.

Sey mir gegrüßt, Oberhofmeiſter, herzlich willkommen, mein guter Schaumburg! — rief er. — Wie geht's? — Was macht

das Zipperlein? — Wie ſteht's auf der Plaſſenburg?

Der alte Herr vermochte die ſo raſch hinter einander gethanen Fragen nicht ſchnell genug zu beantworten, ſchien auch keine Luſt dazu zu haben; denn er war ſo ganz in dem Anſchauen ſeines Herrn verſunken.

Wahrlich! — rief er dann freudig — Eure fürſtlichen Gnaden ſehen wohl und munter aus, das Feldlager vor Magdeburg iſt Euch gut bekommen und friſch und kräftig zieht Ihr wieder in Euer Schloß ein! — Nun, geſegne es Gott, der Euern Einzug beglücken mag!

Das wollen wir hoffen, alter Vater! erwiederte der Markgraf, ihm die Hand reichend, die er traulich ſchüttelte.

Und auch die alte Liebe iſt uns, ſo wie ich ſehe und fühle, mit Euer fürſtlichen Gnaden wieder heimgekehrt und mit ihr das Glück meines Alters — ſagte der alte Hofmeiſter.

Laß das — fiel ihm der Markgraf in's Wort — und erweiche mir nicht das Herz; da oben, wenn mich der Magiſter empfangen wird, ſteht mir noch ein harter Strauß bevor. — Komm' zu Pferd!

Dieß ſagend, ſchwang er ſich auf ſein Roß, hielt jedoch das Muthige ſo lange zurück, bis der alte Herr das Seine beſtiegen hatte und ihm in raſchem Trabe folgen konnte.

Als ſie nun den Berg hinaufritten, hielt der Markgraf plötzlich an und ſah mit freudig erglänzendem Auge auf ſein Schloß.

Traun, Schaumburg! — ſprach er ſo recht aus der Tiefe ſeines Herzens — Fremdes Land kann ſchön ſeyn, die Heimath iſt doch das Allerbeßte! Klopft mir doch das Herz, wenn ich den alten Schieferthurm vor mir habe und den Adler dort am Thorwege ſeine Flügel ſpreizen und den Eingang bewachen ſehe. Nun, Glück auf! Wer weiß, wie lange ich hier die Ruhe genießen mag. Iſt es mir doch immer, wenn ich irgendwo einreite, als müßte ich ſchon wieder an den Ausritt denken.

Blaſ' nur, blaſ' nur Dein Liedel, Du alter Hans da oben! — rief er, als er längs der äußern Mauer dem Thore zu ritt und der Thurmwart herabblies. — Ich weiß auch ohne Dein Lied, daß ich Dir willkommen bin, wie Allen, die dort oben wohnen und auf die ich mich recht herzlich freue.

Ach, käme doch auch die fürſtliche Hausfrau Euch entgegen! — ſagte der alte Oberhofmeiſter ernſt. — Oede iſt das Frauengemach, nicht Weib und Kind weilt hier oben.

Kommt Zeit, kommt Rath! tröſtete der Markgraf.

Auch iſt der von Grumbach ſchon eingeritten, berichtete Schaumburg.

Ich weiß es! — ſagte der Fürſt — er iſt auf mein Geheiß hier.

Dann ritt er durch das weit geöffnete Thor, ohne auf das Brummen ſeines alten Lehrmeiſters weiter zu achten.

In den innern Schloßhof eingeritten, kam dem Markgrafen Magiſter Körber, der Hofprediger, entgegen, ihn mit wohlſtudirter Rede zu empfangen; der Markgraf nahm ſeinen ſpitzen Hut ab, grüßte ihn freundlich, faſt mit Ehrerbietung, ſagte jedoch, ehe der Geiſtliche noch beginnen konnte: „Laßt das bis oben, Magiſter!“ dann ſtieg er ab und ſchritt die Wendeltreppe hinauf nach ſeinen Gemächern. Hier angekommen, öffnete er, trotz der Kälte, welche ein rauher December-Tag brachte, das Fenſter, ſah hinaus, ſah nach der Stadt, ſchien ſich ſeines Landes, ſeiner

Heimath zu freuen und war so in diesen Gedanken vertieft, daß er den Hofprediger nicht bemerkte, der ihm auf dem Fuße gefolgt war und räuspernd hinter ihm stand.

Endlich wandte sich der Markgraf und sah den Mann Gottes stehen. Seyd mir auf Plassenburg willkommen! sprach er, ihm die Hand reichend.

Und Euch, mein gnädiger Fürst, möge Gott, der Euch von einem gefährlichen Unternehmen, gefährlich für Leib und Seele, gnädiglich hat heimkehren lassen, Euern Einzug segnen. Ihr zoget, trotz meiner Warnung, aus, eine fromme Stadt zu bekriegen; der Herr hat sie in Eure Macht gegeben. Eure Demuth zu prüfen, hat er erlaubt, daß ihre Thore Euch geöffnet würden und Ihr triumphirend einzöget. Aber dennoch muß ich das Wehe über die ausrufen, so diese fromme Stadt überzogen und sie zwangen, vor dem Spanier sich zu beugen. Markgraf Albrecht von Brandenburg! Auch heute wiederhole ich, was ich Euch sagte, als Ihr mit Euerm Kriegvolk gen Magdeburg zoget. Gott wird den Frevel rächen an Allen, so sich versammelten, die Mauern jener Stadt zu bre-

chen, ſie zu dem Interim, dieſem Baalsdienſte zu zwingen und von dem reinen Glauben abwendig zu machen. Wehe ihnen, ſie werden untergehen und ihr Reich, ihre Herrſchaft wird bald zu Ende ſeyn!

Magiſter! — unterbrach ihn der Markgraf, ſeinen Unmuth nicht verbergend — wahrhaftig, daß iſt ein ſonderbarer Willkommen, mit dem Ihr mich begrüßt; ein frommer, chriſtlicher Segen, den Ihr mir ertheilt. Kennte ich nicht die lautere Quelle, aus der Euer Eifer entſpringt, traun, ich könnte — — ſo aber ſey Euch verziehen, der guten Abſicht wegen und in der Hoffnung, Gott werde mich Sünder, trotz Eurer harten Worte, nicht mehr ſtrafen als ich es verdiene.

Das möge der Barmherzige! — ſagte der Hofprediger, ſich verneigend — Und mein gnädiger Herr wird dem Diener Gottes verzeihen, wenn er zu ihm geſprochen, wie es ihm der Herr befahl.

Schon gut, ſchon gut! — ſagte der Markgraf und reichte ihm die Hand — Wir verſtehen uns; Ihr glaubt, Eure Worte müßten ſo ſchneidend, wie mein Schwert, und eines Fürſten Wandel ſo fromm ſeyn, wie der ei-

nes Predigers. Aber allzuſcharf macht ſchartig, lieber Magiſter, und das gehörige Maaß und Ziel in Allem, auch im Amtseifer, iſt gut und Euch anzurathen. Nun, zieht Eure Augenbrauen nicht ſo finſter zuſammen und nehmt auch einmal von mir eine gute Lehre an, auch mir kommt manchmal ein guter Gedanke, und ſomit Gott befohlen; heute bei Tafel ein Mehreres!

Somit entließ er den Geiſtlichen, der kopfſchüttelnd ſich entfernte und meinte, es wäre Zeit, daß der fromme Herr aus dem Feldlager zurückgekehrt ſey, wo er Demuth vor Gott und Achtung für ſeine Diener verloren.

Bald, nachdem er ſich entfernt, begab ſich der Markgraf in den Saal, wo die Hofleute und Diener ſich verſammelt hatten, ihren Herrn nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen und zu begrüßen. Es waren ihrer nicht Viele; denn des Markgrafen Wahlſpruch war: Viel Soldaten, wenig Hofſchranzen, junge Frauen, alter Wein, ein feſtes Schloß und ein guter Meiſterſänger, den Hofprediger und den Narren nicht zu vergeſſen, das ſeyen die wahren Requiſiten einer ächt

fürſtlichen Hofhaltung, und ſomit bedurfte er nur wenig zu ſeiner Bedienung, außer für Küche und Keller, die ſtets gut beſetzt waren.

Als alle dieſe läſtigen Ceremonieen vorüber waren, gab er dem Haushofmeiſter Ruprecht von Remmingen einige Befehle, dann winkte er dem Kanzler, Chriſtoph Straß, und verſchloß ſich mit ihm in ſein Gemach.

6.

Als es ſchon lange dunkel war, klopfte es auch heute wieder leiſe an Meiſter Klauſens Hausthür, der ſeinen Pelz umwarf, hinausſchlich und vorſichtig öffnete. Wer iſt da? fragte er.

Laßt mich nur ein! — ſagte eine ihm wohlbekannte Stimme, und zwei Männer traten in das Haus, wovon der eine Etwas unter dem Mantel hervorholte. — Hier iſt ein Kelch und eine Hoſtienſchachtel, um die ich in Pilſen die Kirche der Auguſtiner ärmer gemacht habe, — ſagte er — wiegt, wie

ſchwer ſie ſind, die Vergoldung habt Ihr außer dem andern Abzuge noch umſonſt.

Mein lieber Kurt, — erwiederte der Goldſchmid freundlich — behaltet Euer geſtohlenes Gut, oder beſſer, gebt es der Kirche zurück, der Ihr es entwendet habt; Ihr wißt, ich kann dergleichen nicht mehr gebrauchen!

Nicht mehr gebrauchen? — rief der in den Mantel Gehüllte mit lauter Stimme, da er bisher nur leiſe geſprochen hatte — Seh' doch einer den Jeſuiten! Will auf einmal ein Heiliger werden! Da nehmt! Macht keine Umſtände, — vier Batzen laß ich noch ſchwinden —

Ich nehme nichts von Euch, Kurt! — ſagte der Goldſchmid nochmal im ernſten, aber immer noch höflichen Tone — Ich habe dem Handel als ſündlich entſagt und bitte Euch, geht Eurer Wege.

So ſoll Euch — doch fluchen will ich nicht, aber Ihr ſollt Eure Heuchelei theuer bezahlen und es wird ja ſonſt noch einen Schuft von Goldſchmid geben, der mir das, was ich und die Meinen Euch ſtehlen können, abkaufen wird.

Thut, wie Ihr es verantworten könnt! erwiederte Meiſter Klaus gelaſſen.

Nun dann; Gott befohlen! Hütet Euer Haus, daß nicht ein rother Hahn auf dem Dache aufgesteckt wird und Euch ein Morgenliedchen kähe! — Dieß sagend, verließ er das Zimmer; der Andere aber, der sich fest in seinen Mantel gehüllt hatte, blieb zurück.

Nun, Freund! wollt Ihr nicht Euerm Kameraden folgen? wandte sich der Meister an diesen, der, ohne zu antworten, stehen blieb.

Nun? — fuhr Klaus auf — Geht Ihr bald? — Was wollt Ihr hier? — Aber der Verhüllte rührte sich nicht von der Stelle, so daß es Klausen fast unheimlich wurde und er nach der Schelle griff.

Halt! — rief dieser endlich — Keinen Lärm — ich muß unerkannt bleiben! — Dieß sagend, warf er den Mantel zurück, und Wilhelm von Grumbach stand vor dem Erstaunten.

Herr! — fuhr der Meister auf, doch besann er sich schnell und sagte gelassener: Ich finde es nicht fein von Euch, mit mir Euren Scherz zu treiben. Ich habe es Euch gesagt und wiederhole es nochmal, ich will keine Gemeinschaft mehr mit dem Volke, schickt es hin, zu wem Ihr wollt, nur nicht zu mir.

Iſt Euer Seckel ſchon übervoll? fragte der Ritter höhniſch.

Dieß kann Euch gleich ſeyn, Herr! da Ihr ſtets Euren richtigen Antheil bekommen habt! antwortete der Goldſchmid, ſich ein Herz faſſend.

Meiſter! drohte Grumbach.

Herr! — nahm Klaus das Wort, ohne ſich durch die Drohung ſchrecken zu laſſen — ich weiß, ich bin meiner Sünde wegen in Eurer Hand. Ich war der Hehler einer Bande, mit der Ihr im geheimen Verkehr ſteht. Ich habe das geraubte Gold und Silber und die Edelſteine aufgekauft und etwas Erkleckliches dabei gewonnen, doch gewiſſermaßen, wie der heilige Criſpin, das Leder geſtohlen, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen, denn ich habe meinem Nächſten Gutes gethan.

Nur raſch, raſch vorwärts in Eurem Sermon! unterbrach ihn Grumbach.

Und doch fürcht' ich Euch nicht! — fuhr Klaus fort — denn Ihr ſeyd in meiner Hand ſo gut wie ich in der Eurigen, und ſelbſt wenn ich die Augen ſchließe und vielleicht ein ſchneller Tod mich unvorbereitet übereilt hätte, ſo habe ich geſorgt, daß ein treues Herz mein

Geheimniß kennt und im Nothfall Mittel hat, mich zu rächen. Daher, lieber Herr, dünkt es mir am beßten, daß wir auf dieſem Punkte in Frieden uns trennen, übrigens aber ferner in guter Freundſchaft leben. Wo ich Euch gefällig ſeyn kann, will ich es gern thun, wie ich es Euch erſt kürzlich durch die Frauen bewieſen, die ich ungern bei mir aufgenommen habe. Schickt mir aber das Geſindel nicht mehr über den Hals und laßt mich in Ruhe und Friede!

Närriſcher Menſch! — unterbrach ihn Grumbach — Wer will denn mit Euch in Unfrieden leben? — Der Zufall führte den Kurt zu mir —

Schweigt, ich bitte Euch! — fiel ihm der Goldſchmid in die Rede, dem ſchon das Nennen dieſes Namens unangenehm zu ſeyn ſchien — und ſagt mir lieber, was Euch hierher führt?

Ich muß die Frauen ſprechen.

So will ich Euch hinauf leuchten! ſagte Klaus, die Lampe ergreifend, ſchritt voran und der Ritter folgte ihm, über die eilfertige Bereitwilligkeit lächelnd, mit der der Meiſter ihn zu entfernen ſuchte.

Als Grumbach bei den Frauen eintrat, war die Freude des Wiederſehens eben nicht groß, und ſelbſt als ſich Franzeska mit ihm im Geheim beſprach, konnten ſie ſich anfangs nicht vereinigen. Grumbach wollte die Tochter mit in das Geheimniß ziehen, Franzeska aber behauptete, jeder Verſuch, ſie zu irgend einem planmäßigen Betragen zu bereden, würde an dem Charakter des Mädchens ſcheitern und ſie müſſe, durch ihr Herz und ihren Stolz verlockt, ſich, ohne es zu wollen, ihren Wünſchen fügen. Erſt dann, wenn der Markgraf keinen Eindruck auf ihr Herz, aber die Eitelkeit ihren Stolz rege gemacht habe, dann erſt wäre es Zeit, das Letzte zu verſuchen und ſie mit den Planen bekannt zu machen, die Beide vereint entworfen hatten.

7.

Bald aber hätte ein Schreiben des Kurfürſten Moritz alle ihre Pläne ſcheitern laſſen; denn in dieſem Schreiben, welches Lazarus Schwendi überbrachte, erſuchte Moritz den Markgrafen, nach Paris zu reiſen, um perſön-

lich mit Heinrich dem Zweiten die eingeleiteten Unterhandlungen zu beenden und das Bündniß abzuſchließen. Der Markgraf, der auf dieſe Weiſe ſeinen Vortheil am Beßten wahrzunehmen glaubte, ging willig in dieſen Vorſchlag ein und Schwendi, ſchon durch den Kurfürſten gewonnen, beſchloß, den Markgrafen zu begleiten.

Da dieſe Reiſe ganz im Geheim geſchehen mußte, wurde Niemand davon unterrichtet als Grumbach, der in des Markgrafen Abweſenheit die Geſchäfte leiten ſollte; ſelbſt der alte Schaumburg erfuhr nur, daß ſein Herr eine geheime Reiſe, wozu er die Anſtalten zu treffen habe, unternehmen und deßhalb ausgeſprengt werden müſſe, der Markgraf ſei krank. Der Kanzler Straß und zwei Diener waren die ganze Begleitung, welche der Markgraf mitzunehmen gedachte.

Grumbach konnte Franzeska'n des Markgrafen Abreiſe nicht ganz verſchweigen; ihr jedoch die Wahrheit zu ſagen, hielt er für zu gewagt und das Intereſſe des Markgrafen, mithin ſein eigenes, zu ſehr dabei auf's Spiel geſetzt. Er verheimlichte ihr daher das Ziel und den Zweck der Reiſe und meinte, daß es am

Beßten ſei, die Ausführung ihres Planes bis zu des Markgrafen Rückkehr aufzuſchieben, beſonders da ihn, ſo lange dieſer noch auf der Plaſſenburg ſei, nothwendige Geſchäfte nach Würzburg riefen. Franzeska ſchien heute hierin ganz ſeiner Meinung zu ſeyn, und ſo reiſ'te Grumbach am andern Tage ab, nachdem er Meiſter Klaus den Befehl zurückgelaſſen hatte, für die nothwendigen Bedürfniſſe der Frauen Sorge zu tragen.

Aber Franzeska konnte unmöglich ein ſo lange ſchon vor Augen gehabtes Ziel weiter hinausſchieben. Durch ihr früheres Leben an ſtetes Ränkeſchmieden gewöhnt, war es ihr nicht möglich, Wochen lang unthätig und zwecklos zu bleiben. Sie durchſchauete Grumbach zu gut, um nicht gewiß zu ſeyn, daß ſie ſeine Unterſtützung nur ſo lange und gewiß nur in kärglichem Maße erwarten könne, als ſie ihm von Nutzen ſey. Ihr Plan war daher, durch ein anzuknüpfendes Verhältniß des Markgrafen mit Lauretten ſo viel zu erwerben, daß ſie einer ruhigen Zukunft entgegen ſehen und unabhängig leben könne; das Glück ihres Kindes kam hierbei wenig in Betracht. Grumbach's Abweſenheit war ihr deßhalb willkommen, da ſie

ihn

ihn hierbei nicht zu bedürfen glaubte und die Erkundigungen, welche sie theils durch Grumbach, theils durch Andere über den Charakter Markgraf Albrecht's eingezogen hatte, gaben ihr die Hoffnung, daß ihr Plan gelingen werde. Der Fürst war jung, unvermählt, kein Feind der Weiber, durch sein stetes Kriegsleben jeder Häuslichkeit fremd; er liebte den Gesang, und wenn auch in seinem Hauswesen einfach und nicht verschwenderisch, war er doch gegen Soldaten, Frauen und Sänger freigebig und oft mehr als sein Seckel erlaubte. Hierauf bauete Franzeska ihren Plan, und da sie durch Grumbach wußte, daß der Markgraf nur noch acht Tage auf dem Schlosse bleibe, so war keine Zeit zur Ausführung zu verlieren. Der Zufall konnte ihr nicht behilflich seyn, da es Winter, die ganze Landschaft beschneiet war und sie den Fürsten nicht im Freien treffen konnte; sie wandte sich deßhalb an ihren Hauswirth, gab vor, daß ihr im Mailändischen eine Besitzung widerrechtlich entzogen worden sei und sie wollte sich deßhalb an den Markgrafen persönlich wenden, ihn um sein Vorwort bei kaiserlicher Majestät zu bitten. Aber Meister Klaus schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das

würde wohl wenig helfen, doch müsse sie sich deßhalb an den Oberhofmeister wenden, der im Schlosse die Oberaufsicht habe; nur er könne ihr den Eintritt und eine Unterredung bei dem Markgrafen verschaffen.

Meister Klaus wußte wohl, daß es keiner weitern Erlaubniß bedurfte, den Markgrafen zu sprechen und daß für Jeden das Schloß offen stand; aber den italienischen Frauen so wenig wie ihrem Beschützer trauend und wohl ihr Vorhaben ahnend, glaubte er recht zu thun, wenn er sie so lange als möglich vor dem Markgrafen verborgen hielt. Deßhalb hatte er auch den von Schaumburg eingeladen, zu ihm zu kommen, damit er die Becher auf's Schloß mitnehmen und nicht den Markgrafen vielleicht die Neugierde zu ihm in sein Haus führen möchte. Aber die Vorsicht des guten Meisters war vergeblich gewesen; denn gleich nach seinem Gespräch mit Franzeska trat ein fürstlicher Diener mit dem Befehl bei ihm ein, die Becher sogleich auf's Schloß zu bringen. Dieß war Meister Klaus auffallend, doch mußte er gehorchen, packte die Becher fein sauber ein, zog sein beßtes, mit Pelz verbrämtes Ober-

kleid über und wanderte den Berg hinauf nach der Burg.

Als er im äußeren Hofe an dem Springbrunnen vorbei nach dem Schlosse zu gehen wollte, begegnete er Magister Körber, den er ehrfurchtsvoll grüßte; doch dieser rückte kaum die Mütze zum Gegengruß, murmelte unverständliche Worte und ging mit verachtendem Blicke an ihm vorüber.

Prediger und Priester sind sich doch überall in Hoffart gleich! dachte Klaus und ging getrost; denn er wußte recht gut, daß ihm der geistliche Herr nie recht wohl gewollt, dem innern Hofe des Schlosses zu. Da fand er den alten Herrn von Schaumburg, den Hufbeschlag eines Rosses beschauend, er grüßte ihn ehrerbietig und sagte verbindlich: Ich hoffte Euch bei mir zu sehen! — aber der Oberhofmeister erwiederte in unfreundlichem Tone; Geht nur hinauf, der Herr wartet schon auf Euch.

Diese kalten, fast mit Geringschätzung gesprochenen Worte eines Mannes, der sonst so mild und freundlich gegen Jedermann war, befremdeten ihn; doch sich keiner Schuld bewußt, stieg er getrost die Treppe hinauf, wo er im Vorzimmer seinen kleinen Freund Peter, den

Hofnarren, antraf, der ihm lächelnd entgegen kam.

Meiſter! — raunte er ihm zu — ſoll ich Euch rathen, ſo zieht Euern Pelz aus und geht in Euerm Wamms zu dem Herrn.

Peterlein, wie würde ſich das ſchicken? erwiederte der Goldſchmid.

I nun, — ſagte der Narr und ſeine kleinen Augen blinzelten tückiſch — werdet ſchon da drinnen einen neuen verdienen.

Guter Peter! — entgegnete der Meiſter ganz ernſthaft, des Narren Rede nicht verſtehend — an ſolchen Stücken nimmt die Arbeit zu viel Zeit weg und man verdient wenig daran.

Zeigt mir doch die köſtlichen Sachen und erlaubt, daß ich ſie beſehen darf! — bat Peter. — Der gnädige Herr ſitzt noch mit dem Kanzler drinnen bei ihrer Schreiberei und Ihr könnt immer noch ein Stündchen warten, bis Ihr eingelaſſen werdet, zeigt her!

Meiſter Klaus packte gutmüthig ſeine Pokale aus und ließ ſie den Kleinen ſehen, der ſie genau und beſonders die beiden Figuren auf den Deckeln betrachtete.

Ihr werdet ein hübſch Stück Geld an ihnen verdienen! — ſagte er hierauf, die Pokale

wieder vor ſich auf den Tiſch ſetzend. — Die Victoria gefällt mir beſſer als die Fortuna, die ſieht mir zu alt aus als ob ſie nicht mehr ſo ganz in ihrer Jugendfriſche wäre und da iſt es nichts mit ihr.

Wie könnt Ihr nur ſo reden, Peterlein! — unterbrach ihn Klaus unwillig. — Eher könnte man doch die Victoria für älter halten, ſie iſt ernſt, und jene freundlich und lockend.

Nun, Glück auf! — fuhr der Kleine fort, ohne ſich durch die Kunſtbemerkung des Goldſchmids irren zu laſſen. — Theilen wir den Kuppelpelz?

Wie meint Ihr das? fragte der Meiſter ſtaunend und unwillig.

Lieber Klaus! — ſagte der Kleine und ſtrich ſich mit bedeutſamer Miene den kurzen Knebelbart — Verſteht Ihr mich wirklich nicht, oder wollt Ihr, ſonſt ein ſo kluger, liſtiger Mann, mich nicht verſtehen? — Seht, ich ſpreche ja nicht von der Glücks- und Siegesgöttin auf den Pokalen; ich meine Eure ſchönen welſchen Hausgenoſſen, welche die Angel nicht in ein gemeinſames Waſſer, nein, in einen fürſtlichen Weiher werfen wollen. Die Jüngere möchte gern die Victoria ſein, damit

ihre Mutter Frau Fortuna würde und da bilde ich mir nun ein, Ihr habt Beide ſinnbildlich hier vorgeſtellt.

Der Goldſchmid ſtand ſtarr vor Erſtaunen vor dem kleinen Mann im bunten WammS. — Jetzt erſt ward ihm des Magiſters, ward ihm des Oberhofmeiſters Benehmen gegen ihn klar; alſo hielt man ihn für den Kuppler des Markgrafen? Das war mehr als ſein Langmuth ertragen konnte.

Welche ehrloſe Zunge hat den böſen Leumund und das Gift über mich ausgeſchüttet? rief er, ſich vergeſſend.

Stille, ſtille Freund! — bat der Narr — Stört den Kanzler da drinnen mit Eurem Geſchrei nicht in ſeinem Sinnen und ereifert Euch nicht! — Wer die Schellenkappe aufſetzt, nicht wahr, den hält man für einen Narren, und welcher ehrſame Witwer hübſche Frauen in ſein Haus aufnimmt, von dem glaubt man, er habe ſie für ſich oder für Andere beſtimmt: denn ſelten geſchieht es aus chriſtlicher Liebe. Deßhalb mag es Euch nicht wundern, wenn man die fremden Zugvögel für Eure Lockvögel hält, unſern Herrn zu fangen. — Sagt mir nur, iſt die Jüngere wirklich ſo ſchön wie man ſagt?

Ja, ja, ſo muß ich handeln, — brummte der Goldſchmid, ohne auf des Hofnarren Frage zu hören — ſo werd' ich es!

Antwortet mir doch und befriedigt meine Neugier; ſingt denn die Jüngere wirklich ſo ſchön, wie ich gehört habe?

Singen? — Ja, ja, Peterlein! — erwiederte Klaus, über die Erinnerung an Laura's holden Geſang ſeinen Unmuth ganz vergeſſend — Sie ſingt wie eine Lerche am Frühmorgen.

Und lockt wie eine Nachtigall am Spätabend — nicht wahr? fiel ihm der Kleine in die Rede.

Ohne etwas hierauf zu erwiedern, packte der Goldſchmid mit Unmuth ſeine Pokale zuſammen und ärgerte ſich, daß er ſich durch die Muſik von dem Narren zu einer Antwort hatte verlocken laſſen, der ihn ſchmunzelnd anblickte und nach der Thür des markgräflichen Gemachs wies, die ſich auch in dem Augenblicke öffnete. Der Kanzler trat heraus, nach ihm der Markgraf. Als dieſer den Goldſchmid erblickte, grüßte er ihn freundlich und winkte ihm, in ſein Gemach zu kommen.

Zeigt, Meiſter Klaus! — rief der Markgraf dem Eintretenden zu — Ich möchte ſchon

im Voraus wetten, daß es vorzügliche Arbeit wäre; denn aus Eurer Werkſtatt kommt nichts Gemeines!

Der Goldſchmid neigte ſich, für das ſchmeichelhafte Lob dankend, packte die Becher aus und ſtellte ſie vor den Markgrafen auf den Tiſch, der ſie flüchtig betrachtete.

Hm! — ſagte er — ich muß wohl Beide kaufen, wenn Ihr nicht gar zu theuer damit ſeyd; ich bedarf des Glückes wie der Siegesgöttin! — Der Preis?

Hundert und funfzig rheiniſche Gülden! — ſagte der Goldſchmid und ſah hierbei den Markgrafen forſchend an.

Viel Geld! — Doch dießmal will ich nicht handeln; denn ich hoffe noch zu dieſen beiden Göttinnen die Liebesgöttin als Zugabe von Euch zu bekommen.

Ich habe dergleichen nicht in meiner Werkſtatt! ſagte der Meiſter ernſt.

Aber wohl in Euerm Hauſe! — fiel ihm der Markgraf in die Rede — Warum die Umſchweife, Meiſter? — fuhr er dann lächelnd fort — Warum wollt Ihr mir verhehlen, daß Ihr zwei Frauen, die von jenſeit der Alpen zu Euch kamen, in Euerm Hauſe beherbergt,

wovon die Eine ſchön ſeyn ſoll? Die böſe Welt ſagt überdieß, Ihr hättet ſie mir zu Liebe aufgenommen, da Ihr wüßtet, ich wäre kein Feind der Weiber, und man hat mich vor Euch und vor ihnen gewarnt, aber da ich gern meinem Feind in's Auge ſehe, ſo habe ich Euch mit den Bechern zu mir beſchieden, um Euch zu ſagen, daß ich noch heute, wenn es dunkel wird, in Eure Werkſtatt kommen werde, wo Ihr mir hoffentlich alles Schöne und Neue zeigen werdet, was Ihr im Hauſe habt.

Gnädigſter Herr! — ſtammelte Meiſter Klaus verlegen — Eure fürſtlichen Gnaden irren ſich in mir. Fern ſey es, daß ich mich ſolcher ehrloſen Spekulation unterzöge, dazu dünkt ſich Klaus, der Goldſchmid, zu gut. Die Frauen ſind mir von einem Freunde empfohlen worden.

Von welchem Freunde? — fragte der Markgraf raſch.

Eure fürſtlichen Gnaden können ihn leicht errathen, da er Denenſelben gar nicht unbekannt iſt; — erwiederte der Goldſchmid — ihn zu nennen, könnte mir aber großen Nachtheil bringen.

Fahrt nur fort! — ſagte der Markgraf nach einigem Nachdenken — Ich glaube den Freund errathen zu haben.

Auch verſichere ich Eure fürſtlichen Gnaden, — fuhr Meiſter Klaus fort — daß es mein feſter, chriſtlicher Vorſatz war, meinen gnädigen Herrn vor den Frauen zu warnen, die es, ſo wie es mir ſcheint, auf Euch und Euern Seckel abgeſehen haben. Es ſind Sirenen!

Singen ſie? fragte der Markgraf raſch.

Mit wahren Glockenſtimmen! platzte der Goldſchmid heraus.

So muß ich ſie hören, noch heute Abend hören! — ſagte der Markgraf, als die Thür ſich öffnete und der Oberhofmeiſter eintrat.

Guädiger Herr! — unterbrach er das Geſpräch — an der Pforte ſteht eine fremde Frau, die Einlaß begehrt; ſie dringt, trotz meinem Zurückweiſen darauf, Eure fürſtlichen Gnaden zu ſprechen. Es iſt eine der Landſtreicherinnen, die ſich unten in der Stadt, wo ſie wohl eigentlich keine Aufnahme hätten finden ſollen, ſeit einigen Tagen aufhalten.

Sicher eine von den Italienerinnen, von denen Ihr geſprochen! ſagte der Markgraf.

So iſt es, Eure fürſtlichen Gnaden! erwiederte der Oberhofmeiſter.

Ich will ſie nicht ſehen, weiſe ſie ab! befahl er dem von Schaumburg; und als dieſer ſich mit freudigem Herzen, den Befehl ſeines Herrn zu vollziehen, entfernt hatte, wandte ſich der Markgraf zu dem Goldſchmid und ſagte: Ich will ſie in Euerm Hauſe ſprechen, nicht hier!

Gnädigſter Herr! bat Meiſter Klaus in höchſter Verlegenheit.

Schweigt und geht! unterbrach ihn Markgraf Albrecht heftig.

Der Goldſchmid ging. Doch ehe er noch die Thür erreicht hatte, rief ihn der Fürſt zurück.

Meiſter Klaus, — ſagte er freundlich — iſt Euch mein Beſuch wirklich ſo zuwider, wie es faſt ſcheint, ſo ſchließt Eure Hausthür und öffnet ſie nicht auf mein Pochen. Ich werde Euch deßhalb nicht zürnen und ſchon Mittel finden, auf andere Weiſe meine Neugierde zu befriedigen. Gott befohlen!

Der Goldſchmid ging tief betrübt, ohne ihn zu bemerken, an dem Narren vorüber, der ihm lachend nachſah.

8.

Um die ſechste Stunde des Abends pochte es bei Meiſter Klaus ſtark an die feſt verriegelte Thüre. Beklommen ſchritt dieſer in ſeiner Stube auf und ab und rieb ſich, ungewiß, was er thun ſollte, die Hände; als es aber noch einmal pochte, da griff er haſtig nach dem Schlüſſel und ging mit ſchwerem Herzen, aber raſchen Schritten der Thüre zu; denn ihm ſchien es doch unmöglich, ſeinem Herrn den Eingang in das Haus zu verweigern. Er ſchob den Riegel zurück, ſchloß auf und der Markgraf trat, ganz einfach gekleidet, ein.

Stille! — raunte er ihm zu — Schließt Euer Haus wieder und dann führt mich in Eure Wohnſtube. —

Klaus ſchob in Eile nur den Riegel vor und that, wie der Herr ihm befohlen.

Meiſter, — begann hier der Markgraf — ich habe Würde und Titel auf der Plaſſenburg gelaſſen und komme zu Euch als Euer alter Bekannter, der markgräfliche Rittmeiſter Vibra; führt mich unter dieſem Namen bei den Frauen ein, oder lockt ſie herunter,

mir gleich. Ich will ſie nur ſehen, nur ſingen hören, die Neugierde allein treibt mich her; denn was ich übrigens von ihnen gehört habe, könnte wohl den Kühnſten abſchrecken, ihre weitere Bekanntſchaft zu machen.

Gnädigſter Herr! — nahm Klaus, deſſen Stolz von dieſen Worten aufgeregt war, das Wort — kennt ſie doch Niemand hier, und wüßte ich doch nicht, in wiefern man ihr Betragen in meinem Hauſe tadeln könnte. Der Schein iſt gegen ſie, doch leben ſie ſtill und eingezogen, ſonſt wären ſie gewiß ſchon längſt nicht mehr bei mir, und ich wüßte nichts Böſes von ihnen zu erzählen, beſonders von der Jüngern nicht; denn wer ſolch reine Glockenſtimme hat, dem kann Satan das Gemüth nicht verſtimmt haben. Horcht, gnädiger Herr! — rief er jetzt plötzlich — Mich dünkt, ich höre ſie. — Er öffnete die Thür, aber es war Alles ſtill. — Schade, Schade! — ſagte er — Aber verweilt nur einen Augenblick; iſt die Dame guter Laune, ſo ſingt ſie mir zu Liebe gewiß ein Lied, ich lehne nur die Thüre an, und wenn Ihr die Güte habt, Euch auf den Vorſaal zu bemühen, wo Ihr den Geſang deutlich hören könnt,

ſo wird Euch ein ſeltener Ohrenſchmaus werden.

Der Markgraf nickte ihm beifällig zu und der Dienſtfertige eilte hinauf.

Den Markgrafen hatte allein die Neugierde hergeführt. Es mußte ihm auffallend ſeyn, daß die Frauen in Kulmbach, einem ſo kleinen Städtchen, ihren Wohnſitz genommen hatten; Manches, was man ihm wohl im gehäſſigen Lichte von ihnen berichtet hatte, ließ ihn irgend eine geheime Abſicht vermuthen und machte ſie ihm verdächtig; ſelbſt einige Worte Grumbach's, deren er ſich jetzt erinnerte, mahnten ihn zur Vorſicht, beſonders da die Bemerkung des Kurfürſten über deſſen Charakter in ſeinem Herzen Wurzel gefaßt hatte. Aber ein ſchönes Weib in ſeiner Nähe zu wiſſen und es nicht zu ſehen, wäre ihm eben ſo unmöglich geweſen, als einem Abenteuer zu begegnen und es nicht zu beſtehen. Er lachte über die Warnung ſeines alten Mentors, der ſtets vergaß, daß ſein Zögling ein Mann und ein erprobter Krieger geworden war, der ihn wie ſeinen Vater ehrte und liebte und ſeine ſteten Ermahnungen aus

alter Anhänglichkeit wohl duldete, selten aber befolgte.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, hatte der Markgraf nun schon eine ganze Weile, jedoch vergebens auf den Gesang der Italienerin gelauscht, als er endlich einzelne Töne vernahm. Er schlich leise die Treppe hinauf, Laura begann eben ein Lied. Er horchte aufmerksam zu, seine lebhafte Einbildungskraft zauberte ihm ein liebliches Bild der holden Sängerin, das er, je tiefer die Töne zu seinem Herzen drangen, desto himmlischer sich ausmalte, und welches ihn endlich so sehr ergriff, daß er, sich vergessend, die Thür aufriß und zum großen Schreck Aller in das Zimmer trat.

Laura verstummte, Franzeska warf einen scharfen Blick auf die einfache, fast ärmliche Kleidung des ungestümen Mannes, den Meister Klaus, der wieder Fassung gewonnen hatte, den Frauen als einen seiner Bekannten, den Rittmeister Bibra von den markgräflichen Reitern, vorstellte.

Verzeiht! — sagte der Markgraf und sein Blick hing fest an der holden Sängerin und schien Franzeska ganz zu übersehen — verzeiht Signora, daß ich Euch in Euerm Ge-

ſange ſtörte; mein Gefühl übermannte mich, mir genügte nicht allein, Euch zu hören, ich mußte Euch auch ſehen, und, bei Gott! Euer Anblick hat meine Erwartung übertroffen. Nehmt es einem Krieger nicht übel, — lenkte er ſchnell ein — daß er unangemeldet bei Euch eintrat und er Euch gegenüber ſeine Worte nicht zierlich zu ſetzen weiß; was er ſagt, kommt vom Herzen und iſt deſto wahrer!

Ihr habt mich überraſcht, Herr! — erwiederte Laura, die dem ungeſtümen Manne zürnen wollte und ihm doch nicht zürnen konnte; denn ſein großes, blaues Auge ſprach ſo deutlich ſeine Bewunderung und ſein Wohlgefallen ſo offen aus, daß ſie ihm ſein Ungeſtüm, ſelbſt ſeine Zudringlichkeit verzeihen mußte. Doch nicht ſo Franzeska, welche für ſein Benehmen keine Entſchuldigung finden mochte. Sie maß ihn mit ſtrengem Blick, ſah bald auf ihn, bald auf den Goldſchmid, der verlegen am Fenſter ſtand und ſeinen Freund in der Unterredung mit Laura nicht zu unterbrechen wagte, und als des Markgrafen Blick ſie jetzt zufällig traf und er das Mädchen leiſe fragte: Wahrſcheinlich Eure

Mut-

Mutter? trat Franzeska hinzu und ſagte mit dem ihr eigenen herriſchen Tone: Ich bin die Mutter dieſer Dame und geſtehe, Rittmeiſter, Euer Benehmen nicht in den Schranken des Anſtandes zu finden, den der Mann bei Frauen nie verletzen muß.

Ohne ihr zu antworten, blickte der Markgraf ſtolz, faſt verächtlich auf ſie herab und fuhr, ſich nicht weiter um ſie kümmernd, in ſeiner Unterredung mit Laura fort, während Meiſter Klaus, einem unangenehmen Auftritte vorzubeugen, ſich der Signora nahte und ihr leiſe zuraunte: Nehmt das rückſichtloſe Betragen meines Freundes nicht ſo ſtreng auf, ein Krieger verwöhnt ſich im Feldlager ſo leicht und der Anblick Eurer Tochter ſcheint ihn überdieß etwas verwirrt zu haben. Beruhigt Euch mir zu Liebe!

Dieſe Worte, ſo wie des Meiſters ängſtliches, verlegenes Benehmen, hauptſächlich aber die ſtolze, Ehrfurcht gebietende Haltung, mit der der Fürſt, ihrer nicht achtend, vor ihr ſtand, mußte Franzeska auffallen; ſie betrachtete den Rittmeiſter genau, rief ſich das, was man ihr von den Geſichtszügen und der Geſtalt des Markgrafen früher geſagt, in das

Gedächtniß zurück, und plötzlich stieg der Gedanke in ihr auf: das ist Markgraf Albrecht! Aber zu verschlagen, um nur durch einen Blick, durch ein Wort es sich merken zu lassen, daß sie die Vermummung durchschaue, hatte sie Gewalt genug über sich, selbst ihre Freude darüber zu verbergen. Sie blieb sich gleich, ließ den Markgrafen mit Lauretten ungehindert sprechen, unterhielt sich indessen mit dem Goldschmid, und da die Tochter auf des Markgrafen Bitte ihre Laute ergriff und ein Lied zu singen begann, störte sie es nicht.

Als Laurette das Lied beendet hatte, sprang der Markgraf von seinem Sitze auf, trat rasch und mit Leidenschaft auf sie zu, hielt jedoch plötzlich an, besann sich einen Augenblick, dann bat er mit wenigen Worten, daß sie ihm erlauben möchte, bald wiederzukommen und sich an ihrem herrlichen Gesange Herz und Seele zu laben; er entfernte sich schnell, kaum mit einem leichten Kopfnicken die Muttergrüßend.

Da hat wahrlich der Gott der Liebe ein Meisterstück geschaffen! — sagte er zu dem Goldschmid, als sie auf der Hausflur standen — Morgen kehrt Rittmeister Vibra wieder

bei Euch ein. Verrathet ihn nicht, und nun gute Nacht! — Dieß ſagend, eilte er ſchnell aus dem Hauſe und ließ den Erſtaunten in eben nicht freudiger Stimmung zurück.

9.

Wie gefiel Dir der Mann? fragte Franzeska gleich darauf, als der Markgraf das Zimmer verlaſſen hatte, ihre Tochter, die erſt durch dieſe Frage aus ihrem Sinnen geweckt ward.

Wie er mir gefällt, Mutter? — entgegnete ſie. — Ich dachte eben jetzt darüber nach und da ſagte ich mir, daß mir die Geſtalt, das offene, freie Antlitz des Mannes wohl gefiel, ſelbſt ſein beſtimmtes, kecks Auftreten mir nicht zuwider ſey und das Schmuckloſe ſeiner Rede, da es aus ſeinem Herzen zu kommen ſchien, mir wohlgethan habe.

Franzeska lächelte.

Warum dieß Lächeln, Mutter? Weßhalb dieſer Spott, den ich auf Euern Lippen ſehe? Glaubt Ihr, ich habe Eure Worte vergeſſen, die Ihr mir auf dieſer Stelle ſagtet: daß dergleichen Herzergießungen für mich Thorheit wä-

ren, da ſie mich nie zum Altare führen würden? Während ich ihm das Lied von der Liebe ſang, gedachte ich Eurer Warnung recht wohl, und ſo wie Ihr mich, habe ich da Eure Warnung belächelt; denn indem ich ſang und er mir ſo recht klar in's Auge ſah, fühlte ich, daß doch eine Zeit kommen könnte, wo das Herz nicht durch Warnung, nicht durch Vorurtheile geſchreckt, ſich ſeiner Neigung rückſichtslos hingiebt und hingeben darf.

Laurette! zürnte die Mutter.

Warum ſoll ich ein Spiel mit Euch und mit mir ſelbſt treiben? — fuhr das Mädchen fort. — Warum nicht einen offenen Blick in das Herz werfen; warum die Flamme, wenn ſie in mir auflodert und die beengenden Schranken zu durchbrechen droht, als unheilig verleugnen? — Ich fühle, daß ich der Gewalt der Liebe nicht werde widerſtehen können, wenn ſie einmal mich erfaßt, fühle an dem Klopfen meines Herzens, an den raſchen Schlägen aller meiner Pulſe, daß ſich Liebe für Liebe hingeben, ſich opfern könnte. Deßhalb werde ich ihr zwar mein Herz verſchließen, ſo lange ich Kraft dazu habe; aber ich fürchte, Mutter,

wenn ich ihre Schmeicheltöne höre, ſo öffne ich die Pforte und laſſe ſie ein.

Du ſcheinſt ſie nicht feſt verſchloſſen zu halten! — ſagte die Mutter höhnend. — Schon drei Mal dünkte ſie mir nicht wohl verwahrt!

Schon drei Mal? unterbrach ſie Laurette.

So iſt's — fuhr die Mutter fort. — Unſer Begleiter, der Junker von Altenſtein, ſchien Dir nicht gleichgiltig; ſelbſt der junge blonde Geſelle hier im Hauſe dünkt Dir der Aufmerkſamkeit werth, und das Hereinſtürmen des Rittmeiſters hat wieder ſo ſtark an die Pforte geklopft, daß ich fürchte, Du wirſt ihn nicht lange draußen harren laſſen.

Laurette wurde ſtill und blickte ſchweigend vor ſich nieder, doch war es nicht das Gefühl der Schuld, das ſie ſchweigen ließ, es war ein ernſtes Nachdenken, dem ſie ſich hingab.

Ihr nennt mir da drei ganz verſchiedene Menſchen — begann ſie endlich, das Schweigen zu brechen — und Ihr habt nicht ganz Unrecht, Mutter, alle Drei könnten mir werth werden. Der Erſte als Freund, der Andere als Diener, der Dritte als Herr. Könnte ich die Drei in Einen verſchmelzen, hätte der Krieger die Sanftmuth, das Schwärmeriſche des

Freiherrn, hätte er das galante Weſen, die Feuergluth des Geſellen, ſo ließe ich ihn wahrlich nicht lange unerhört vor der Pforte ſtehen!

Hüte Dein Herz, Laurette! — warnte die Mutter. — Es wird von Sinnlichkeit bethört. Was ſoll der elende Geſelle in dieſer Reihe? Fühlſt Du Dich nicht zu edel für ſolch' gemeine Liebe?

Mutter, wie ſeyd Ihr doch ſo ſonderbar? — Sprecht mir erſt beſtimmt jede Hoffnung ab, daß mich ein Adeliger als ſein Weib heimführen könne, und nennt nun die Neigung zu einem rechtlichen Geſellen gemein. — Was ſoll ich denn? wohin ſoll ich denn mein Herz mit Liebe wenden? Soll vielleicht — ſagte ſie, einen forſchenden Blick auf die Mutter heftend — der Altar nicht das Ziel meiner Hoffnung ſeyn? — Und wolltet Ihr vielleicht? — Nein, nein! das kann kein Mutterherz wollen! —

Wäre mir ein trauriges Loos beſchieden, — fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher Franzeska den Blick ihrer Tochter vermieden hatte — ſo will ich in Liebe, durch Liebe untergehn! — Was meinem Herzen bereitet iſt, welche Wonne, welcher Schmerz, das weiß ich nicht, aber daß ich nur von der

Hand der Liebe mein Loos empfangen werde, das fühle ich. — Es wird kein gemeines ſeyn, Mutter! — ſagte ſie ernſt. — Ich werde ſchwelgen oder darben, werde hoch mich ſchwingen oder — untergehn.

Und was würde Dein Vater ſagen, wenn er Deine thörigen Worte vernommen hätte? unterbrach ſie die Mutter, Laura's aufgeregtem Gemüthe eine andere Richtung zu geben.

Er hätte geſchwiegen, wie bei meinem Geſchrei, als Ihr mich mit zitternden Armen ihm das erſte Mal entgegen truget, wie bei meinen Thränen, wenn ich, eine Vaterloſe, ausgeſtoßen wurde aus dem Kreiſe meiner Geſpielen, wie bei meinem Anblick, wo ſein glühendes Auge nur ſprach, nicht ſein Mund, nicht die Stimme der Natur — Und hätte er er auch zürnend zu mir geredet, was kümmert das mich? — Sechszehn Jahre hat er mich von der Vaterbruſt geſtoßen und Tage knüpfen das ſo bitter zerriſſene Band nicht ſo leicht wieder an, beſonders wo kein Magnet uns anzieht, uns vielmehr abſtößt.

Du biſt ſehr ſtreng in Deinem Urtheile, — ſagte jetzt die Mutter — fühlſt Du nicht,

daß jedes Deiner Worte ein Dolchstich für mich sein muß?

Das sollen sie nicht sein, Mutter! Ich thue Euch nicht mit Vorsatz wehe. Ihr habt viel für mich gethan, mütterlich gesorgt, habt gedarbt, um mich zu erhalten — für mich manches Opfer gebracht — vielleicht wäre es besser gewesen, Ihr hättet es nicht — Doch ich bin Euch verpflichtet! Bleibt mir eine liebende Mutter, so werde ich stets Euer dankbares Kind sein und für Euch wirken und schaffen, so viel ich vermag.

Ihr seyd bewegt, Eure Augen glühen, Ihr seht zornig auf mich! — fuhr sie gelassen fort.— Zürnt mir nicht, ich meine es gewiß gut mit Euch! Zürnt mir nicht, wenn ich nicht Euern, wenn ich meinen Weg gehe!

Und wohin wird er Dich führen, thöriges, undankbares Kind? fragte Franzeska, durch das Gefühl ihrer Schuld nur noch mehr gereizt.

Das mag der barmherzige Gott und seine Heiligen wissen! — sprach sie, den Blick nach oben gewandt. — Jedem ist sein Ziel gesteckt, jedem sein Weg bezeichnet. Ruhig werde ich den meinen nicht betreten, nicht die kalte Vernunft, nicht engherzigen Eigennutz, nur mein

Gefühl und meinen Stolz zum Führer wählen —

Und so untergehn — fiel ihr die Mutter zornig in die Rede.

Vielleicht, vielleicht auch nicht! erwiederte Laura mit kalter Ruhe, setzte sich zu ihrer Strickerei und suchte das Gespräch abzubrechen.

Die Mutter, den unbeugsamen Sinn ihres Kindes kennend, drang nicht weiter in sie und schwieg.

10.

Am andern Morgen, während Meister Klaus in seiner Schreibstube mit den Rechnungsbüchern beschäftigt war, trat der kleine Peter in die Werkstatt, ließ sich bei den Gesellen nieder und unterhielt sie mit allerhand Histörchen. Otto hörte ihm aufmerksam zu; denn er hatte Gefallen an dem kurzweiligen Burschen, der ihnen manche Stunde der Arbeit durch seine Schwänke verkürzte; Georg aber, ein ernster, in sich verschlossener Jüngling, liebte den Narren nicht, dessen beißender, stechender Witz ihm oft zuwider war und

ihm nur ſelten ein Lächeln abzugewinnen vermochte.

Heute hatte ſich der Kleine ein gar angenehmes Thema erwählt, mit welchem er die Geſellen zu unterhalten verſuchte. Er ſprach, vielleicht abſichtlich, von den Frauen, wobei ihm doch ſicherlich die Erfahrung mangelte, ſchilderte in ſeiner Art ächt poetiſch ihre Schönheit und welche Gewalt ſie über die Herzen der Männer übten und kam ſo allmählig auf die Bewohnerinnen des Hauſes, die geſtern, ſo wie er vernommen habe, einen Beſuch von einem ſtattlichen Krieger gehabt hätten.

Otto horchte auf; Georg aber ſagte verdrießlich: Da wißt Ihr mehr als wir, Peterlein! Wenn wir in der Werkſtatt ſitzen, achten wir wenig auf das, was im Hauſe vorgeht, und haben wir Feierabend, ſo ziehen wir uns in unſer Kämmerlein zurück oder beſuchen die Trinkſtube des Nachbars und laſſen es uns bei einer Kanne guten Bieres wohl ſeyn. Für uns kann im Hauſe vorgehen, was da will, was kümmert es uns? Und Euch, dächte ich, ſollte es noch weniger kümmern.

Seht Ihr meine Schellenkappe nicht, werther Sanct Görg? — ſagte der Kleine, ſein

Käppchen ſchüttelnd — Und könnt Ihr glauben, ich dächte und handelte ſo klug und weiſe als Ihr? — Narren miſchen ſich in Alles, und das iſt eines der vielen Vorrechte, die ſie haben. Ihr aber, Herr Otto, kümmert Euch gewiß mehr um die Frauen; denn Ihr ſeyd mir ſchon in manchen Dingen viel ähnlicher als Euer Kamerad und ich wollte wetten, Ihr wüßtet, wer geſtern da oben geweſen wäre.

Wahrlich nicht! verſicherte Otto.

Nun, ſo ſeyd Ihr kein guter Spürhund, wofür ich Euch gehalten, kein ächter Frauenknecht, wie ich geglaubt, und ehrbarer als ich vermuthet hätte; denn wo ein junger Mann mit ſchönen Frauen in einem Hauſe wohnt und er nicht jede Stunde an ſie denkt, nicht weiß von jedem ihrer Schritte Rechenſchaft zu geben, da iſt er nicht werth, daß er ſich in ihren goldenen Netzen fängt und an ihren Leimruthen kleben bleibt.

Ei, ei, Peterlein! — unterbrach ihn Otto — Ihr ſcheint kein Freund der Frauen zu ſeyn!

Hm! — meinte der Kleine — auf dieſen Punkt allein bin ich kein Narr! Was ſind denn die Frauen auch ſo beſonders? Stolze,

hoffärtige, eitle, heimtückiſche Dinger ſind ſie, die Plage der Männer, die alle Tage des Lebens zu Apriltagen machen. Glaubt mir's, als der liebe Gott das Weib ſchuf, hat er ein Verſehen gemacht. Er wollte ein Mittelding von Engel und Menſchen ſchaffen, und ergriff zu ihrem Körperlichen zwar den wahren himmliſchen Stoff, als aber ein Engel ſie mit ſeinem ſanften Odem anhauchen und beleben ſollte, mochte dieſer zu ſehr im Anſchauen verſunken ſeyn und Satan paßte einen günſtigen Augenblick ab und blies dem Weibe ein wenig Satantiſches mit hinein, und ſo ward ein Mittelding von Engel und Teufel daraus.

Peterlein, — unterbrach ihn Georg — hattet Ihr denn Gelegenheit, die Frauen ſo genau kennen zu lernen? Mich dünkt doch —

Ihr meint, — fiel ihm der Narr empfindlich in die Rede — daß ich wohl wenig mit ihnen verkehrt hätte und ſie ſich um den kleinen, ungeſtalteten Narren nicht viel bekümmerten? Ihr mögt Recht haben, weiſer Georg; aus Erfahrung habe ich, Gott gedankt, wenig gelernt, aber ſo manches erlebt. Zum Beiſpiel wie erging es unſerm Herrn in Rochlitz?

Nun? — fragte Otto, während Georg emsig in seiner Arbeit fortfuhr und auf den Narren nicht zu hören schien — Erzählt es uns.

War dort die Wittib weiland Herzog Johann's, eine junge, schöne Frau, kaum einige und zwanzig Jahre alt, die lebte eben kein gottesfürchtiges Leben und obgleich des frommen Landgrafen Wilhelm's Tochter, schien sie doch mit dem Witwenkleide den Freuden der Welt nicht abgesagt zu haben; denn sie umgarnte bald mit ihren Liebesnetzen unsern Herrn und verrieth ihn dann dem Kurfürsten. Wie er nun sorgenlos, von Wein und Liebe berauscht, auf dem Schlosse schlief, rückte der Kurfürst mit seinem Heere heran, überfiel uns und nach tapferer Gegenwehr ward unser Markgraf gefangen. Mich, denkt Euch nur, mich faßt ein Reiter des Kurfürsten, so ein thüringischer Grobian, bei meinem Wamms, hob mich auf sein Roß und da mußte ich vor dem Kriegsvolke allerlei Späßchen machen, und die Buben zwangen mich sogar, ein Spottlied auf unsern Herrn zu singen. Solch ungeziemende Kurzweil trieben sie auf dem Markte von Rochlitz eine ganze Weile mit mir, bis der Kurfürst des Weges geritten kam und ihnen mit

ſeiner ernſten Stimme es verwies und ſagte: Danket lieber Gott für den erfochtenen Sieg und laßt den Narren laufen! — Da warf mich der Thüringer ſo unſanft zu Gottes Erdboden nieder, daß ich mir die Hüfte ausrenkte und noch jetzt zuweilen bei veränderlicher Witterung hinken muß.

Beſſer, Du hätteſt das Genick gebrochen! brummte Georg vor ſich hin.

Seht, ſo ſind die Weiber! — fuhr Peter fort — und darum hütet Euch, Ihr Junggeſellen, hängt Euer Herz nicht an ſie, und wollt Ihr mit ihnen verkehren, ſo gebraucht ſie nur zur Kurzweil, nicht zum Ernſt.

Elender Wicht! rief Georg.

Sanct Georg, Sanct Georg! — fuhr der Kleine auf, doch ſchnell beſann er ſich, nahm ſein Käppchen ab, ſchüttelte es in ſeinem Unmuth, daß die Glöckchen hell klangen und trat dann mit dem freundlichſten Geſicht vor Georg — Ich will nicht Böſes mit Böſem, nicht Bitteres durch Bitteres vergelten, ſondern, trotz Eurer böſen Worte Euch warnend prophezeihen, obgleich ich kein Zigeunerweib bin. — Er ſtellte ſich nun gravitätiſch vor den Geſellen, der mitleidig auf ihn herabſah, faßte ihn ſcharf

in's Auge und begann feierlich, doch blitzte aus ſeinen Augen Schadenfreude! Du wirſt durch die Frauen viel leiden, Sanct Georg! Deine ſtörriſche Tugend bringt Dich um alle Erdenfreuden und Du erringſt am Ende Deines Lebens — den Tod!

Narr! unterbrach ihn Georg, ſtand auf, da er eben ſeine Arbeit beendet hatte, und verließ in Unmuth die Werkſtatt.

Und was prophezeiheſt Du mir denn, Peterlein? Aber nur etwas Klügeres wie dem Georg; denn ſo klug prophezeihen kann ich auch! — fragte jetzt Otto ſcherzend — Sieh mir einmal recht in die Hand, beſchau' die Lineamente genau, ſpanne Deinen Witz an, Männlein! und öffne die Schleußen Deines Hirns!

Das brauch' ich nicht! ſagte der Kleine lachend — Bei Dir kann es Weiſer und Narr an Deinem feurigen Blicke, an Deinen ſchwellenden, blutrothen Lippen erkennen, daß Du den Weibern, mithin dem Verderben angehörſt.

Peterlein! — unterbrach ihn Otto — gehör' ich den Weibern an, ſo bin ich dem Glück anheim gefallen und wohl mir! Doch davon

verſtehſt Du nichts, Du redeſt davon wie der Fuchs von der Traube.

Nun, wir wollen ſehen, ob meine Prophezeihung nicht eintrifft! — ſagte Meiſter Peter — Ich ziehe meine Kabbala nicht aus den Sternen wie die Aſtrologen, nicht aus den Lineamenten wie das Zigeunervolk; das Auge des Menſchen, aus dem ſich ſein Geiſt, der Mund, auf dem ſich ſein Gemüth ausſpricht, das ſind die Spiegel, in denen ich ſeine Zukunft erſchaue, und die Erfahrung iſt das Zauberbuch, welches ich aufſchlage. Das Feuer, lieber Otto, — fuhr er zutraulich fort — das aus Deinem Auge ſprüht, Deine glühenden, zuckenden Lippen, ſiehſt Du ein ſchönes Weib, ſagen mir mehr und Wahreres als all der Tand, womit der Aberglaube die Thoren ködert; halte mich nur nicht für einen Propheten, ich treibe dieß Handwerk nur bisweilen zum Scherz und heute, um Deinen Mitgeſellen zu ärgern! Du aber könnteſt Dir wohl aus dem, was ich ſagte, eine gute Lehre ziehen. Nun leb' wohl, nichts für ungut und hübſch aufmerkſam auf die Sirene und ihre Silberſtimme, es iſt ein ſeltener Vogel und wohl der Mühe werth, ihn zu fangen! — Dieß ſagend,

gend, verließ er die Werkſtatt und Otto trällerte, trotz Peter's Vermahnung, ſo ſorgenlos und fröhlich ſein Lied wie immer; denn er kümmerte ſich wenig darum.

Als jedoch Feierabend gemacht war und Georg ihn einlud, mit ihm zum Nachbar zu gehen, ſchlug er es ab und blieb daheim, aber nicht in ſeinem Kämmerlein, da wollte es ihn heute nicht laſſen. Er ſchlich hinaus, trat, trotz der Kälte, auf den überdeckten, über den Hof gebauten hölzernen Gang und ſah von hier aus nach der Thür, die in Laurettens Stube führte.

Ja wohl iſt es ein ſeltener Vogel! — dachte er, ſich der Worte des Narren erinnernd — und wohl wär' es der Mühe werth, ihn zu fangen. Aber ein armer Geſelle — wie könnte ich hoffen? — Ah, warum nicht? — brummte er vor ſich hin — Dem Kühnen iſt nichts unerreichbar und überdieß ſcheint ſie mir gewogen zu ſeyn.

Eben als er dieß vor ſich hin ſagte, öffnete ſich die Thür und er ſah das Mädchen, eine Kerze in der Hand, in ihren Pelz gehüllt, aus der Stube treten und über den Vorſaal der Treppe zu gehen. Raſch trat er ihr

entgegen, grüßte ſie verbindlich und fragte, wohin ſie ſo eilig gehen wollte.

Zu Eurem Meiſter! antwortete ſie freundlich und zog den ſchon gehobenen Fuß zurück.

Ei, der Glückliche! — ſagte der Geſelle unwillkührlich.

Wie ſo? fragte das Mädchen.

Nun, Dame! — erwiederte er und ſelbſt der Ton ſeiner Stimme zeigte, daß er etwas Verbindliches ſagen wollte — Nun, ich ſollte doch meinen, daß der, zu dem Ihr eintretet, ſich glücklich preiſen könnte? — Die Schönheit iſt immer ein willkommener Gaſt!

Lerntet Ihr dieſe Galanterie in Eurer Werkſtatt? fragte ſie mit zweideutigem Tone.

Otto erröthete bei dem Doppelſinn dieſer Frage. Fräulein! erwiederte er endlich — was man in der Werkſtatt nicht lernt, lehrt zuweilen der Blick aus holden Augen; es bedarf nicht immer der Bruſt eines Edeln, daß ein edles, liebendes Herz in ihr ſchlägt.

Laurette ſah ihn verwundert an. Der Jüngling mit ſeinen flammenden, dunkelblauen Augen ſtand ſo keck, ſo auf ſich vertrauend vor ihr, daß es ihr ſchwer wurde, in dem Augenblicke daran zu denken, daß er der Geſelle ei-

nes Goldſchmids ſey. Ihr Auge mochte ihm dieß verrathen haben; denn ehe ſie noch etwas erwiedern konnte, trat er ihr näher. Fräulein! — bat er — habt die Güte, auch heute Abend das Lied zu ſingen, welches Ihr geſtern ſanget; es war gar zu ſchön, und habe ich gleich nur wenig die Worte verſtanden, ſo wünſcht' ich doch, Ihr hättet es Mir geſungen.

Indem er dieß ſagte, klopfte es an die Hausthür. Laurette bog ſich, ohne ihm zu antworten, über das Treppengeländer — ſah hinab, wandte ſich dann ſchnell zu Otto, ihm zuraunend: Ich ſinge Euch heute das Lied! — und ſchlüpfte in ihre Stube.

Otto, neugierig, was das bedeute, trat wieder auf den Gang zurück, um von hieraus ungeſehen lauſchen zu können. Bald ſah er auch einen in einen Mantel gehüllten Krieger die Treppe herauf kommen und in das Zimmer der Frauen treten; wer es ſey, konnte er in der Dunkelheit nicht erkennen. Trotz dem ſcharfen Oſtwind, der kalt über den offnen Gang blies, blieb er noch lange ſtehen, ohne das verſprochene Lied zu hören; endlich jedoch verließ den halb Erſtarrten die Geduld, er wollte eben in Unmuth ſeinen Poſten verlaſſen, als ſich die

Thür öffnete und der nämliche Mann mit Laurette heraus trat, die ihn bis an die Treppe begleitete. Lebt wohl, auf Wiederſehen, Herr Rittmeiſter! ſagte ſie hier freundlich. Der Krieger nahm ſtatt Antwort ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ging dann die Treppe hinab. Laurette ſah ihm ſinnend nach.

Otto hatte alles dieß nur im Dämmerlicht geſehen und gehört und den Freunden nicht erkennen können; denn Laurette hatte ihn ohne Licht begleitet und Franzeska die Thür hinter ihnen zugemacht, ſo daß nicht einmal das Licht aus den Zimmern den Vorſaal erhellen konnte; aber das, was er geſehen, war hinreichend, ihn auf ſo unangenehme Weiſe zu berühren, daß er, als Laurette wieder in ihre Stube zurückkehren wollte, haſtig aus ſeinem Verſteck hervor trat und die Erſchrockene zurückhielt. Fräulein! — ſagte er mit Heftigkeit — Ihr ſeyd mir das verſprochene Lied noch ſchuldig! Habt es wohl über einen Geſellſchafter vergeſſen?

Geſelle! — erwiederte Laura mit Stolz — Wer ſich mir nahen will, der lerne Beſcheidenheit, Euch geziemt ſie am meiſten! — Dieß

ſagend, wandte ſie ihm den Rücken, ging in ihr Zimmer und ließ den Ergrimmten ſtehen.

Der Meiſter mochte wohl etwas von dieſem Vorfall erfahren haben; denn von dem Tage an ging er, gegen ſeine Gewohnheit, jeden Abend, wenn die Werkſtatt geſchloſſen wurde, mit den Geſellen zu dem Nachbar und kehrte mit ihnen erſt ſpät nach Hauſe ſo daß mehrere Tage vergingen, ohne daß Otto Laurette geſehen hätte.

11.

In dieſer Zeit war Wilhelm von Grumbach wieder nach der Plaſſenburg zurückgekehrt und durch Franzeska von dem, was ſich indeſſen begeben hatte, unterrichtet. Er war mit der Geſtaltung der Sache ſehr zufrieden; denn noch ahnete Laurette nicht, daß der Mann, der ſich mit ſo viel Wärme um ihre Gunſt bewarb, der Markgraf ſey. Sein männliches Anſehen gefiel ihr, ſein zuverſichtliches Benehmen, ſein Freimuth waren ihr nicht zuwider; ſie wußte ihn ja in den Schranken der

Achtung zurückzuhalten und wenn die Leidenſchaft bei ihm zu ſtürmiſch hervorbrechen wollte, dieſe Flamme gehörig zu dämpfen. Unbemerkt gewann der offene Deutſche ihre Neigung und ein gewiſſes Etwas, wohl des Markgrafen Keckheit und der Stolz, der aus jedem Worte, aus jeder ſeiner Bewegungen ſprach, ließen ihr den Krieger als einen, ihrer Neigung würdigen Gegenſtand erkennen. Ihn in ihren Feſſeln zu ſehen, ward Plan und Wunſch bei ihr; daß er ſich nicht als Sklave die roſigen Bande anlegen laſſen würde, war ſie überzeugt, doch wünſchte ſie vielleicht dieß auch in dieſer Zeit noch nicht; glaubte ſie doch in dem Geſellen Otto den gefunden zu haben, deſſen ihre Laune zum Spielzeug bedurfte. Ueberdieß hatte der Markgraf wohl ſein Glück jezt noch mehr der Eitelkeit als dem Herzen, ſo wie Otto den flüchtigen Antheil, den ſie an ihm nahm, nur ihrer Phantaſie zu danken. Vielleicht hatte die Mutter recht, als ſie den Junker von Altenſtein als den Dritten nannte, er war vielleicht der Einzige, der den Weg zu ihrem ſelbſtſüchtigen Herzen gefunden hatte, und deßhalb war er ihr auch ſchon ſo ziemlich gleichgiltig geworden.

Den Markgrafen vergnügte ſeine Maske. Es hat für die Hohen der Erde einen beſondern Reiz, wenn ſie einmal die Ueberzeugung faſſen können, ſie würden um ihrer ſelbſt willen, nicht bloß um den Glanz ihres Standes geliebt. Er hatte daher auch gegen ſeine Gewohnheit Geduld genug, um nicht, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, im Sturmſchritte die Veſte zu erobern; ihm war ſelbſt das Harren und Schmachten lieb geworden und die kleinen Gunſtbezeigungen, die ihm Laurette nur ſparſam und wohlbedächtig reichte, ſchienen ihm zu genügen. So gewiß er auch war, daß ſie durch Grumbach nach Culmbach gekommen und dieſer Schlaue irgend einen Plan mit ihr vorhabe, hatte er doch feſt beſchloſſen, gegen ihn Laurette nicht zu erwähnen. Er ſetzte täglich ſeine Beſuche fort und Meiſter Klaus, ſo unlieb ihm auch das Ganze war, entfernte um die bewußte Zeit alle ſeine Hausgenoſſen. Der Markgraf gewann immer mehr die Gunſt Laurettens, und faßte am Ende ſelbſt eine innige Neigung zu dem Mädchen, das ihn durch Geſang und Witz und durch ihre ſich immer mehr entfaltende Schönheit bezauberte. Auch Grumbach erwähnte

gegen seinen Herrn die Frauen nicht; der Zufall war ihm trefflich zu statten gekommen und da es Franzeska nicht entging, daß das, was bei dem Markgrafen Anfangs nur Sinnlichkeit gewesen, sich allmälig zur ernsten Leidenschaft gestaltete, ließ sie ihn ferner walten. Den Charakter ihrer Tochter genau kennend, legte sie ihr absichtlich manches Hinderniß in den Weg und warnte, bloß um sie zum Gegentheil zu reizen und sah zu ihrer Freude, das ihr Plan ganz gelang, der Fürst in Lauretta's Netz und diese durch ihr eigenes Herz gefangen sey. Nur Otto machte ihr Sorge; ihr war der Antheil nicht entgangen, den Laurette an diesem schönen, feurigen Burschen nahm; sie fürchtete, er werde am Ende, trotz der Besonnenheit des Mädchens, ihre Phantasie entflammen, und sie trat deßhalb jeder Zusammenkunft, die der Zufall, vielleicht auch die Absicht eines von Beiden herbeigeführt hatte, störend entgegen.

So rückte der Tag der Abreise des Markgrafen, welche Grumbach, trotz seinem Plane mit Lauretten, eifrig betrieb, heran. Er hatte seinen Herrn schon lange zu einer Verbindung mit Frankreich zu bereden gesucht,

aber bis jetzt keinen Eingang bei ihm gefunden. Markgraf Albrecht war ein deutscher Fürst, der mit beharrlicher Treue an seinem Vaterlande hing. An Kaiser Karl's Hofe erzogen, hatte er sich den Haß gegen Frankreich zu eigen gemacht und obgleich ihm der ritterliche, galante Franz eher ein Vorbild zu seyn schien, als der kalte, abgemessene Spanier, so hatte er sich doch daran gewöhnt, in dem Hofe zu Fontainebleau immer nur den Feind seines Kaisers und seines Vaterlandes zu sehen. Aber seit der Mühlberger Schlacht dünkte es ihm, daß er Kaiser und Vaterland von einander trennen müsse, es schienen ihm Karl's Absichten nicht mehr so rein, so uneigennützig wie sonst, und durch den Bischof von Arras in so manchem gekränkt, durch den Kaiser selbst mit weniger Aufmerksamkeit als sonst behandelt, ward es dem Kurfürsten Moriz leicht, ihn für seine Sache zu gewinnen und eben so leicht fanden jetzt Grumbach's Rathschläge Gehör.

Dieser hatte schon längst den Markgrafen zu bereden gesucht, nicht allein des Kaisers Kriege zu führen, wo er nur Versprechungen und sparsamen Geldlohn gewinnen

konnte, ſondern lieber auf ſeine eigenen Fehden Kraft und Muth zu verwenden. Die jüngere Linie der Hohenzollern hatte von jeher zwei Ziele vor Augen: Unterjochung Nürnberg's und Vergrößerung ihres Gebietes durch die ſie umgebenden geiſtlichen Fürſten. Obgleich mit Nürnberg in beſtändigen Fehden, war die Demüthigung dieſer ſtolzen Reichsſtadt ihnen nie gelungen, ſelbſt der kriegeriſche Albrecht Achilles hatte nicht vermocht, den Stolz, die Kraft dieſer Reichsbürger zu beugen, die außer ihrer mächtigen, volkreichen Stadt faſt ſo viel Gebiet beſaßen als einer der Markgrafen ſelbſt. Seit der Reformation hatten ſich dieſe Fürſten zwar der Stadt mehr in Freundſchaft genähert und ihr Augenmerk mehr auf die Bisthümer gerichtet, aber Markgraf Albrecht, im Dienſte des Kaiſers, mußte mehr der Vertheidiger der katholiſchen Biſchöfe als ihr Feind ſeyn, und ſo waren ihm auch hier die Hände gebunden; doch nährte er im Stillen den Groll gegen Nürnberg und die Bisthümer behielt er, ſtets beuteluſtig, im Auge.

In dieſen Anſichten beſtärkte ihn Wilhelm von Grumbach, Vaſall des Biſchofs

von Würzburg, ein unruhiger, ränkevoller Mann, noch mehr. Er war aus des Biſchofs Dienſt in die des Markgrafen getreten, und von der Natur mit einem einnehmenden Aeußeren und einem ſeltenen Verſtand, beſonders mit Scharfblick und der Kunſt begabt, durch die Macht der Ueberredung die Herzen zu gewinnen; ſo hatte er ſich feſt in des Markgrafen Gunſt geſetzt, durch deſſen Glück er ſich zu bereichern hoffte. Kühn in ſeinen Plänen, ohne jedoch ſich ſelbſt der Gefahr unbedacht Preis zu geben, ſuchte er mehr durch Liſt als Gewalt, mehr durch Andere als durch ſich ſelbſt ſeinen Zweck zu erreichen; nur erſt, wenn er kein anderes Mittel ſah, trat er ſelbſt der Gefahr und dann kühn und kräftig gegenüber. Ohne daß ihn der Markgraf ſeiner Perſönlichkeit wegen liebte, fühlte er wohl, daß er in den verwickelten Verhältniſſen, worin er ſich befand, ſeines Verſtandes, ſeines Rathes bedürfe, und da Grumbach ſo leicht in jeden Lieblingsplan des Markgrafen einging, ſeinen Launen ſich hingab, zu ſeinen ſchnellen, raſchen Entſchlüſſen die Mittel ſchnell fand und eben ſo bereitwillig das ſchon Begonnene wieder aufzugeben ſchien, ſobald es der Laune ſeines

Herrn beliebte und der ewig unruhige Fürst den fast schon gereiften Plan durch einen neuen verdrängen ließ, so hatte er sich in die Gunst seines Herrn, trotz dem, daß dieser den Mann weder achtete noch liebte, festgesetzt.

Vergebens stemmte sich der alte, ehrwürdige Schaumburg dagegen. Dem alten Mentor war von seinem früheren Einfluß nichts geblieben, als die Liebe seines Zöglings und daß er ungestraft warnen, selbst tadeln durfte; aber man achtete des Tadels wie der Warnung wenig und der junge Fürst fühlte wohl, daß seine Manneskraft dem Zügel entwachsen, sein aufstrebender Geist mit der Zeit fortgerissen sey, wo nicht sie überflogen habe. Jedoch stand Schaumburg in des Fürsten Privatleben ihm stets als väterlicher Freund zur Seite, und da, wo sein Wort dem Herzen und dem edlen Sinne des Markgrafen begegnete, fand es stets eine freundliche Statt.

Auch war Meister Peter nicht ganz ohne mittelbaren Einfluß, und sonst wohl hämischen Gemüthes, wie oft die kleinen, verwahrlos'ten Naturen es zu sein pflegen, hing er doch sehr an dem Oberhofmeister, der ihm

in früherer Zeit wohlgethan hatte, und dieſer gebrauchte oft bei dem Markgrafen des Narren Witz, wo er wußte, daß die Weisheit nicht gehört werden würde. Gegen Grumbach, der den Kleinen verächtlich behandelte, war dieſer feindlich geſinnt.

Grumbach kümmerte ſich um Beide wenig. Er wußte ſich dem Markgrafen unentbehrlich zu machen; fehlte es dieſem an Geld, ſo ſchaffte er Rath; ließ der Markgraf werben, ſo waren die beiden Fahnen, die Grumbach gemeinhin ſtellte, am ſchnellſten, am vollzähligſten beiſammen und beſtanden aus den verwegenſten, kühnſten Knechten, deren Anblick allein ſchon Furcht erregen mußte; entließ der Markgraf ſein Volk und mußte er von Neuem werben, ſo fand er die nämlichen, verwegenen Geſichter unter Grumbach's Fahnen wieder, ſo daß man hätte glauben ſollen, ſie wären gar nicht entlaſſen worden und ſtets zuſammen geblieben. Als der Markgraf einſt bei Tiſche Grumbach dieſe Bemerkung machte, ſagte der Narr mit ſeinem hämiſchen Freimuthe:

Gnädiger Herr! des Grumbach's Knechte kommen auch nie aus den Waffen, im Frie-

den führen ſie doch immer ihre eigene Art Krieg.

Und als der Markgraf ihn hierauf fragte: Wie meinſt Du das, Peterlein? — verwies ihn dieſer mit der Antwort an den Ritter ſelbſt, der ihn ſchon verſtehen würde.

12.

Die Vorkehrungen zu der Reiſe nach Paris waren nun getroffen, und der Markgraf wollte am andern Morgen ſchon die Plaſſenburg verlaſſen. Am Abend vorher ſchlich er wie gewöhnlich in das Haus des Goldſchmids, Laurette noch einmal zu ſehen. Sonſt nicht gewöhnt, bei Frauen lange zu ſchmachten, ſchien er doch hier eine Ausnahme zu machen und es für ihn einen beſondern Reiz zu behalten, unerkannt zu bleiben und ſich bloß um ſein Selbſt willen geliebt zu ſehen; er ſchwieg daher, duldete gelaſſener als es wohl in ſeinem Charakter lag, die Launen und das oft ſpröde Weſen der Italienerin und hütete ſich wohl, ſeinen Stand zu verrathen, beſonders da er gleich Anfangs einen auf ihn berechneten Plan ver-

muthete; aber aus ſo Manchem konnte er die feſte Ueberzeugung faſſen, daß Laurette ſeinen wahren Stand nicht kenne. Sie gab ſich ihm ſo traulich und offen hin, ſprach ſo rückſichtslos mit ihm über den Markgrafen, den ſie kennen zu lernen wünſchte, über deſſen Vorzüge und Fehler, ſtimmte oft mit ein, wenn der Rittmeiſter Bibra ſeinen Herrn tadelte, und dieß that ſie auf ſo unbefangene Weiſe, daß er keinen Zweifel mehr hegen konnte, und ſelbſt der Stolz, mit dem ſie ſich ihm oft entzog und ihn in die Schranken der Achtung zurückwies, beſtärkte ihn in ſeinem Glauben; nur Franzeska's abgemeſſenes, oft ehrfurchtsvolles Betragen und Grumbach's Schweigen waren ihm verdächtig.

Ich komme, Laurette, — begann der Markgraf, als er an dieſem Abend in ihr Zimmer trat, das heute die Mutter nach kurzer Begrüßung verließ — mich von Euch auf längere Zeit zu beurlauben. Wochen, Monde können vergehen, ehe ich wieder vor Euerm holden Antlitz erſcheinen kann.

Und wann reiſ't Ihr?

Morgen früh!

Schon morgen?! — rief ſie — Und das ſagt Ihr mir erſt jetzt? Nun, wie es Euch beliebt! — ſprach ſie kalt — Lebt wohl! — Sie wandte ſich bei dieſen Worten und wollte gehen, — der Markgraf hielt ſie zurück.

Ihr macht mir den Abſchied leicht, Fräulein!

Und Ihr mir die Trennung nicht ſchwer! unterbrach ſie ihn empfindlich.

Noch hielt Markgraf Albrecht ihre Hand feſt, obgleich ihn der Unmuth überwältigen wollte, doch faßte er ſich. Erſt heute erhielt ich den Befehl! ſagte er.

Den Befehl? — unterbrach ſie ihn ſchnell Seyd Ihr ſo wenig Euer eigener Herr, daß Ihr nicht einmal über einen Tag gebieten könnt?

Der Markgraf, dem ich diene, verlangt es, und ich muß gehorchen! ſagte Albrecht und ließ ihre Hand fahren.

Der Markgraf verlangt es? — ſprach ſie nach kurzem Sinnen — Nun, wohl! und ich verlange, daß Ihr erſt übermorgen reiſet; das Mädchen, dem Ihr ſo oft Liebe ſchwuret, verlangt es.

Es iſt unmöglich, Laura! — völlig unmöglich!

O, der erbärmlichen Liebe! o, des kalten deutſchen Herzens, das der Geliebten nichts zu opfern wagt, dem Fürſtengunſt höher ſteht als die Gunſt ſeines Mädchens! — Geht! bleibt Monden, Wochen, bleibt nur Tage entfernt, mir gleich; Ihr werdet mich hier nicht mehr finden, nirgend mehr finden, das ſchwör' ich Euch!

Schwört nicht! — ſagte der Fürſt, und ſein Antlitz umzog ſich finſter — Ich werde morgen reiſen, nicht allein, weil es des Fürſten Wille iſt, nicht, weil ich ſeinen Zorn zu befürchten hätte, der würde mich um meines Entſchluſſes willen nicht treffen — ich reiſe, weil ich will!

Das Mädchen ſtarrte ihn ſtaunend an.

Laurette! — ſagte er, jedoch mit weniger rauhem Tone — ich habe Euch geliebt, ich glaube, wie ich noch kein Weib liebte, habe meine Leidenſchaft gezähmt und meine Sinne gebändigt, aber nicht meine Würde, nicht meinen Stolz abgelegt, der mir jede Feſſel, die nicht von Roſen gewunden iſt, zu tragen verbietet. Lebt wohl! Hat der Mann für Euch

keinen Werth, wolltet Ihr einen Sklaven, so ſucht ihn unter meinen Dienern.

Immer verwunderter hatte des Mädchens Blick auf dem Fürſten geruht. Sie wollte zürnen und doch erzwang ſein ſtolzes Benehmen ihre Achtung; ſie konnte es nicht und reichte ihm entwaffnet die Hand. Wann kehrt Ihr zurück? — fragte ſie, und aus dem Blicke ihres Auges ſprach Verſöhnung — Wann ſehe ich Euch wieder?

Keinen Augenblick ſpäter, keine Stunde eher als es meine Pflicht mir gebietet! erwiederte der Markgraf. —

So lebt denn wohl und kehrt mit treuer Liebe zurück! — ſagte ſie bewegt und ſchmiegte ſich bei dieſen Worten ſanft an ihn und lehnte, nach ihm aufblickend, ihr lockiges Haupt an ſeine Bruſt. Er bog ſich zu ihr herab, ihre Lippen berührten ſich zum erſten Mal, der erſte Kuß war auch der Kuß des Scheidens. An der Treppe, wohin ſie ihn begleitet hatte, umfing er ſie noch einmal; ſich unbemerkt glaubend, überließ ſie ſich ſeiner Umarmung; aber der Verräther lauſchte. Otto, von thöriger Leidenſchaft getrieben, hatte ſich heute krank geſtellt, und während der Meiſter ihn in ſei-

nem Bette glaubte, ſich auf den Gang geſchlichen, wo er lauſchte. Er ſah den Markgrafen, ohne ihn jedoch zu erkennen, aus Laurettens Zimmer kommen, war Zeuge des zärtlichen Abſchiedes und konnte ſich kaum vor Wuth in ſeinem Verſteck zurückhalten. Als er aber den Krieger hinuntergehen, die Hausthür öffnen hörte, ſprang er hervor, ergriff Laurette, welche eben in's Zimmer zurück wollte, und raunte ihr mit verbiſſenem Grimme halb leiſe zu: Wie mundete Euch der Kuß?

Laßt mich, Unverſchämter! — rief das Mädchen, ſich losreißend; aber er hielt ſie mit ſträflicher Leidenſchaft feſt. — Hört Ihr nicht, es kommt Jemand die Treppe herauf! ſagte ſie ängſtlich.

Und käme Georg mit ſammt dem Meiſter, ſo laß' ich Euch nicht, ohne auch von Euren ſüßen Lippen den Honig genaſcht zu haben wie Jener! — Dieß ſagend, umfing er ſie, das Mädchen ſchrie auf und eine rauhe Stimme auf der Treppe rief: Was gibt es da oben?!

Otto ließ ſeine Beute fahren und in dem Augenblicke trat auch Franzeska mit einer

brennenden Kerze heraus. Gott und alle Heiligen! ſchrie plötzlich der Geſell — Der —

Bube! — donnerte Markgraf Albrecht — ſprichſt Du noch ein Wort, ſo ſchlage ich Dich mit meiner Fauſt zu Gottes Erde nieder! — Fort! — Packe Dich! —

Otto ſchlich eiligſt davon. — Was wollte der Burſche, weßhalb ſchrieet Ihr auf, Fräulein? — fragte nun der Markgraf — Ich hoffe doch nicht —

Er trat in der Finſterniß raſch auf mich zu, — erwiederte Laurette mit Beſonnenheit — ich erſchrak, ſchrie auf —

So? — weiter nichts? — ſagte Markgraf Albrecht und trat mit den Frauen in die Stube — Als ich eben das Haus verlaſſen wollte, — begann er hier — beſann ich mich, daß ich vergeſſen hatte, Euch die Schnur Perlen zu verehren, die ich für Euch mitgebracht hatte. Nehmt ſie zum Andenken freundlich von mir an und verſchmäht die kleine Gabe um des Gebers willen nicht.

Laurette nahm zwar das Käſtchen, welches die Perlenſchnur enthalten ſollte, ſtellte es jedoch, ohne Dank zu ſagen, ganz beſtürzt auf den Tiſch. Der Markgraf blickte, über

dieſes ſonderbare Benehmen verwundert, ſie ſtaunend an.

Und Du dankſt dem Herrn nicht für ſein Geſchenk? — ſagte die Mutter verweiſend — Ich verkenne Dich, Laurette!

Ich kenne mich faſt ſelbſt nicht! — erwiederte dieſe, noch immer befangen, erfaßte des Markgrafen Hand und ſagte dann bewegt: Ihr ſchenktet mir eine Schnur Perlen? — Perlen ſollen Thränen bedeuten und deßhalb weiß ich kaum, ob ich Euch dafür danken ſoll. Doch ich will es! — ſagte ſie plötzlich, und Ton und Blick waren heiter — Auch die Liebe ſoll ja ihre Thränen haben, und ich will glauben, jene Perlen bedeuten nur die ſüßen Thränen der Liebe. Ich danke Euch, Herr! In den Stunden der Andacht und den Stunden der Erinnerung an Euch, auch in den Tagen der Sehnſucht will ich ſie an Lipp' und Herz drükken und Eurer dabei mit Liebe gedenken!

Weniger innig als vorhin war jetzt die Trennung. Laura war tief bewegt, auch der Markgraf ſchied ernſt.

Was iſt vorgefallen? — fragte nun die Mutter gebieteriſch — Was wollte der freche Geſelle von Dir?

Laura ſchwieg.

Nun, bekomme ich Antwort? fragte Franzeska noch einmal.

Was ſoll ich Euch erwiedern? — antwortete Laurette kalt — Ihr ſeyd in dieſem Augenblicke heftig, gebieteriſch, und Ihr wißt, Mutter, dieſer Ton öffnet nie mein Herz. Kümmert Euch um Otto nicht, überlaßt das mir!

Und Dein thöriges Benehmen, als Dir der Rittmeiſter die Perlenſchnur verehrte; was ſollte das bedeuten? Du ſchienſt erſchrocken, und hat mich der Schein der Kerze nicht getäuſcht, ſo erbleichteſt Du.

Wohl möglich! — erwiederte Laura und verſank in Nachdenken.

Es liegt hier ein Geheimniß verborgen! fuhr die Mutter fort — Entdecke es mir!

Kein Geheimniß, Mutter, nur eine kindiſche Thorheit könnt' ich Euch vertrauen, — ſagte das Mädchen, immer noch ernſt — eine Frucht des Aberglaubens, weiter nichts; doch hört und belacht mich: Am Vorabend unſerer Abreiſe von Bologna, als ich das Kloſter verlaſſen will, wohin ich mich, der Aebtiſſin Lebewohl zu ſagen, begeben hatte und eben durch den Kreuzgang der Pforte zu gehe, ſehe ich

unſern der Kirchthüre ein häßliches, zerlumptes Weib ſtehen. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ ſpricht ſie, die Hand nach mir ſtreckend. In Ewigkeit! erwiederte ich und reichte ihr eine Kupfermünze. Sie erfaßt meine Hand, wirft einen flüchtigen Blick darauf, dann ſchaut ſie mir in's Auge, läßt meine Hand fahren und ſpricht: „Hätteſt Du mir eine Silbermünze gegeben, Kind, ſo hätte ich Dir etwas Schönes geſagt, vor Kupfer ſchließt ſich mein Auge und mein Mund!“ — Halb zürnend, halb neugierig gebe ich ihr ein kleines Silberſtück. — Sie beſieht es, wendet es bedächtig mit der Hand und ſagt, das Geld in ihre ſchmutzige Taſche ſteckend! „Schmucke, hübſche Dirne, ſchenkt Dir Dein erſter Liebſter einen goldenen Reif an Deinen Finger, ſo bedeutet es Dir Glück und Segen; ſchenkt er Dir Perlen, ſo bedeuten ſie Thränen und Schmerzen.“ Ich ſah die Alte forſchend an und hatte unwillkührlich meine Hand ihr noch einmal entgegengeſtreckt, als ob ſie Weiteres darin leſen ſollte, ſie aber ſagte: „Geh' nur, geh', für Dein Geld haſt Du genug erfahren, forſche nicht nach Weiterem.“ — Die Pförtnerin kam eben, mir die Pforte aufzuſchließen; ich ver-

ließ das Kloſter und habe das alte Weib nicht wieder geſehen.

Thorheiten! — unterbrach ſie die Mutter — kindiſcher Aberglaube! Was weiß ſolch freches Bettelweib von der Zukunft!

So dacht' auch ich und denke noch ſo, Mutter; aber in dem Augenblicke, da mir der von Bibra die Perlenſchnur reichte, war es mir doch, als ſtände die Alte vor mir; ich ſchrack zuſammen —

Und dieſer Prophezeihung wegen biſt Du wohl ſo freundlich gegen den jungen Goldſchmid? — fiel ihr Franzeska in die Rede — Du hoffeſt wohl den goldenen Reif von ihm?

Laura warf einen ſtolzen Blick auf die Mutter, erwiederte nichts und ging in ihre Kammer.

13.

Schon ſeit einiger Zeit war in Culmbach die Nachricht von dem Unwohlſeyn des Markgrafen verbreitet worden und am Tage ſeiner Abreiſe wurde, ſeiner vorgegebenen Krankheit wegen, Jedermann der Eintritt in die

Plaſſenburg verweigert; Stadt und Land geriethen in bange Sorge um ihren Herrn. Meiſter Klaus und Otto theilten jedoch dieſe Sorge nicht; Erſterer hatte ja täglich dem Herrn die Thüre ſeines Hauſes geöffnet und Letzterer ſtand eben vor ſeinem Meiſter, der ihm über das, was geſtern Abend vorgefallen war, eine ernſte Strafpredigt hielt und ihm bei ſeinem Leben gebot, Jedermann zu verſchweigen, daß er den Herrn geſehen und der Italienerin nicht zu verrathen, daß es der Markgraf ſey, der ſie beſucht habe.

Ho, ho, Meiſter! — unterbrach ihn der kecke Burſche. — Glaubt Ihr wirklich, die Dirne wiſſe nicht, daß der Markgraf ihr Buhle ſey? — Das weiß ich beſſer!

Du? fragte der Meiſter verwundert.

Ja, ich! — fuhr der Vorlaute fort. — Glaubte ſie, es ſey der von Bibra, wie Ihr vorgebt, Meiſter, ſo würde ſie ihm wahrſcheinlich die Thüre weiſen, oder mit treuer Liebe an ihm hangen und ihre ſchwarzen, flammenden Augen fein jungfräulich niederſchlagen, wenn man ihr begegnet. —

So? — brummte Klaus. — Nur weiter, mein Sohn!

Aber sie wissen da oben recht gut, daß es der Markgraf ist, der um sie buhlt und meinen, er sey ein stattlicher Hahn, den sie brav rupfen können, wollen nur sein Geld und weiter nichts von ihm.

Otto! — sagte der Meister gelassen, aber aus seinem Gesichte sprach deutlich der Unmuth. — Am Palmsonntage ist Deine Zeit um, dann verlässest Du mein Haus. Solche kluge Bursche wie Du taugen nicht bei mir.

Ihr kommt meinen Wünschen entgegen! — fiel ihm Otto schnell, aber nicht empfindlich in die Rede. — Ich wollte Euch schon seit einiger Zeit bitten, daß Ihr mich entließet; ich habe keine Freude mehr an der Arbeit und mich ekelt das Geschäft an. Ich will es bis zu meinen alten Tagen verspaten, bis dahin mich auf ein Roß schwingen und in den Krieg ziehen; da, unter Gottes freier Sonne, steht dem Manne eine ganz andere Welt offen als in der engen Werkstatt.

Der Meister lächelte. — Gälte ein glattes Gesicht im Felde so viel als ein benarbtes, möchtest Du vielleicht Recht haben, mein Sohn, der Fahne zu folgen — doch thue wie es Dir beliebt und Du es vor Gott und

Deinen braven Aeltern verantworten kannſt; aber ſo lange Du in meinem Hauſe und in des Markgrafen Lande biſt, hüte Dich und ſey verſchwiegen. Du kennſt unſern Herrn, er iſt gut, aber ſpaßt nicht lange und Du könnteſt leicht ſtatt auf ein Roß, auf einen Eſel zu reiten kommen. Nun geh' an Deine Arbeit und bis Du aus meinem Hauſe ſcheideſt, ſey fleißig und brav wie bisher.

Seitdem die fremden Frauen im Hauſe wohnten, ſeit Laura ihn freundlich angeblickt und ſeine Leidenſchaft zu ihr erwacht war, hatte der Gedanke in Otto Wurzel gefaßt, ſein Gewerk aufzugeben und Soldat zu werden. Eine Stimme, die er manchmal gern unterdrückt hätte, ſagte ihm, daß der Goldſchmidgeſelle wohl keine Anſprüche an die Welt, keine an Laurettens Neigung zu machen habe und ſeine Eitelkeit ſpornte und zeigte ihm unter den Fahnen eine glänzende Laufbahn, wo dem Kühnen Ruhm und Ehre werden könne. Der geſtrige Vorfall beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Vorſatze. Die geringſchätzende Art, mit der ihn der Markgraf behandelt, hatte ihn empört; der Stolz, mit welchem ihn Laura gedemüthigt hatte, als er

ihr vertraulich genaht, reizte seine Eitelkeit um so mehr, da er wohl fühlte, daß, wenn nur ein seidenes Wamms ihn schmückte,. ein Ritterschwert an seiner Seite hing, sie wohl zuvorkommender gegen ihn sein würde. Die Entdeckung, daß der Markgraf es sey, der des Abends heimlich zu ihr schlich, stimmte freilich seine Empfindungen für sie ganz anders; der Nimbus war verschwunden, das Engelsbild zertrümmert, aber um desto lokkender und schöner stand die vermeinte Sünderin vor ihm, und desto stärker, rücksichtsloser war seine Leidenschaft entflammt. Zwar wollte er nicht mehr, um sich durch Ruhm und Ehre das Mädchen zu gewinnen, in den Krieg ziehen, das dünkte ihm jetzt überflüssig, nur aus Eitelkeit strebte er nach Thaten; denn die schöne Sünderin blieb ihm doch gewiß — und mit ihrem Geheimniß vertraut, zweifelte er keinen Augenblick, trotz der Scene von gestern Abend, an seinem Glücke.

Er war deßhalb den ganzen Tag auf der Lauer; wenn er nur oben die Thüre knarren hörte, verließ er unter mancherlei Vorwand die Werkstatt und schlich hinauf; aber immer war sein Mühen vergebens, Laurette ließ sich

nicht blicken. Endlich am andern Tage vernahm er ihre Silberſtimme, der Meiſter war außer dem Hauſe, Franzeska ſchon früher ausgegangen und ſo die Gelegenheit günſtig; er eilte hinauf und traf ſie ſingend auf dem Gange auf und abgehend. Nie war ſie ihm ſo reizend erſchienen, ihr dunkelbraunes Haar wallte über Nacken und Hals in üppigen Lokken herab, ein Pelz deckte nur nachläſſig die ſchönen Formen, und das Lied, welches ſie ſang, mußte gar wonnige Empfindungen in ihr erwecken; denn ihr Auge ſtrahlte hell und ſie ſchien ſo in ihren Gedanken oder in dem Geſange vertieft, daß ſie ihn nicht kommen hörte. Endlich gewahrte ſie ihn und trat mit ſtolzem Schritte auf ihn zu; jedoch ſchien ihr Auge zu vermeiden, dem Seinen zu begegnen.

Es iſt mir lieb, Euch zu treffen! — begann ſie endlich, da er abſichtlich geſchwiegen hatte. — Euer Benehmen von geſtern verdiente zwar nicht, daß ich Euch nur noch ein Wort ſagte, Ihr ſeyd ein kühner, faſt möcht' ich ſagen, ein frecher Burſche, den ſeine Eitelkeit zu Thorheiten verleitet; deßhalb nur noch das. — Nahet mir nie wieder auf ſo unfeine Art, oder bei Gott! ich bitte den

Rittmeiſter, Euch zu züchtigen, wie er geſtern gedroht!

Hohe Gluth überzog die Wangen des jungen Mannes; in dem erſten Augenblicke wollte ſein Stolz ihn gehen heißen, er fühlte ſich jedoch zu tief beleidigt, um ſeinen Unmuth nicht auslaſſen zu müſſen.

Fräulein! — erwiederte er mit erzwungenem Lächeln — Sorgt nicht, daß ich meinen Scherz wiederhole — wo das Herz ſchweigt, ſpricht die Vernunft. Nehmt die Sache nicht ſo ſtreng, nicht ſo hoch auf — Euer Mund, ich muß es geſtehen, iſt der ſchönſte, den ich noch ſah, und ladet zum Kuß ein; da glaubte ich nun in meiner tollen Laune, was dem Einen beſchert ſey, könne auch dem Andern werden.

Da habt Ihr ſehr geirrt! — unterbrach ihn Laura. — Für den Einen ſchuf Gott die Roſe, für den Andern die Diſtel.

Und Beide bricht der freche Knabe! — ſagte er raſch. — Das Reich der Liebe, ich kenne es noch wenig, ſoll ein freier Staat ſeyn, wo Alles gleich iſt und nur die Schönheit gilt.

Laura lächelte, doch ihr Blick muſterte unwillkührlich den jungen Geſellen, der trotzig, aber wahrlich auch in voller Kraft jugendlicher Schönheit vor ihr ſtand.

Freund! — ſagte ſie dann — Schönheit iſt es nicht allein, was den Mann im Gebiete der Liebe erhebt, Kraft, Würde, Muth, das ſind die Gewalten, welche die Liebe herbeirufen. — Ihr ſtandet geſtern vor dem Rittmeiſter erbarmenswürdiger als ein Schulknabe, er dagegen wie ein Fürſt, wie ein Gebieter vor Euch! — Wahrlich! liebte ich Jemanden — wie es, St. Annen ſey es gedankt! nicht der Fall iſt — und er hätte ſo vor mir geſtanden wie Ihr, der Augenblick hätte Alles verwiſcht; Ihr ſtandet gar zu jämmerlich da.

Otto war zermalmt, zu ſeiner Rechtfertigung ſchwebte die Enthüllung des Geheimniſſes wohl zehn Mal auf ſeinen Lippen; aber die Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit fürchtend, auch weil er glaubte, die Enthüllung des Geheimniſſes, wenn es ihr noch Geheimniß ſey, würde ihrer Eitelkeit zu wohlthun, ließen ihn ſchweigen und ſeine gekränkte Eitelkeit unterdrücken.

Es wird eine Zeit kommen, Fräulein! — ſagte er mit verbiſſenem Grimme — wo Euch meine Stellung nicht mehr ſo bejammernswerth dünken wird als jetzt — oder vielmehr, Ihr wißt recht gut, warum ich geſtern Abend ſchweigen, dulden und gehen mußte — Doch laßt uns das nicht weiter berühren. — Wäret Ihr weniger ſchön als Ihr es ſeyd, würde ich Stolz gegen Stolz ſetzen, ſo aber — wenn der erſte Rauſch der Hoffart vorüber iſt, dann pocht der arme Geſelle leiſe an und bittet um Einlaß, und ich glaube, die ſchöne Sünderin öffnet dann das Pförtchen und läßt ihn ein. Bis dahin Ade!

Otto! — rief plötzlich Laura dem Davoneilenden zu und ſchien ſelbſt dieſe Beleidigung vergeben zu wollen. — Nur einen Augenblick! — Hinter Euern frechen, mir faſt unverſtändlichen Worten liegt noch Etwas verborgen — enthüllt es mir! Ich ſollte bei reiflichem Nachdenken faſt glauben, Ihr wäret zu ſtolz und hättet zu großen Begriff von Euerm Werthe, um Euch vor einem gewöhnlichen Krieger ſo zu beugen und beſchimpfen zu laſſen. Wer iſt der Mann, der Euch ſo verächtlich behandeln durfte?

Ein Mann, der so gern küßt als ich; — erwiederte der Geselle boshaft — ein Mann, der Euch so wenig ehelichen wird als er um Eure Mutter freit; ein Mann, der mit seinem Kleide sein Liebchen wechselt, mit einem Worte, ein Mann, der Euch wohl Edelsteine und Perlen, nie aber den goldnen Reif an Euern zarten Finger stecken wird.

Dieß sagend, ging er rasch die Treppe hinunter und überließ Laura ihren Betrachtungen, die durch den goldnen Reif so sonderbar wieder an das alte Weib im Kreuzgange der Augustinerinnen geweckt waren.

14.

Der Name des Rittmeisters von Bibra, den der Markgraf bei Laura angenommen hatte, war ihm so lieb geworden, daß er ihn auch auf seiner Reise nach Frankreich beibehalten hatte und so, ohne daß es der Kaiser ahnete, in Paris ankam.

So wenig auch Markgraf Albrecht's offener, unverstellter Charakter zu einem Unterhändler paßte, so durchschaute sein Scharf-

blick doch ſchnell die Verhältniſſe des franzöſiſchen Hofes, und die kluge Bedachtſamkeit ſeines Kanzlers hielt ſeinen Eifer und ſein oft unbedachtes Handeln in den gehörigen Schranken zurück. Daß die Herzogin von Valentinois die Seele von Allem war, der Connetable und der Herzog von Guiſe unter ihrem Einfluſſe das Land regierten, ſah er in dem erſten Augenblicke. Er wandte ſich daher hauptſächlich an die Herzogin, ſchmeichelte der Eitelkeit des Connetables, der auch wohl als Soldat das Lob von einem Krieger verdiente, und ſo gelang es ihm, trotz ſeiner einfachen Sitten und ſeiner Geradheit, ſich die Gunſt Beider zu erwerben. Nicht ſo glückte es ihm bei Franz von Guiſe; war es natürliche Abneigung, war es die feſte Beharrlichkeit des Markgrafen, Frankreich keine Eroberung zuzugeſtehen, die ihn von Guiſe entfernte — dieſer blieb kalt und faſt feindlich gegen ihn und ſetzte ſich beſonders jedem Artikel des Vertrages entgegen, wodurch dem Markgrafen perſönliche Vortheile werden ſollten.

Endlich wurde doch der Traktat abgeſchloſſen, der für Deutſchland ſo ungemein wichtige Folgen, beſonders in Hinſicht der

Religion hatte. Er enthielt die Bestimmung, daß der König von Frankreich ein Heer nach Deutschland schicken, dem Kurfürsten Moritz und den verbündeten Fürsten 200,000 Fl. gleich baar für die ersten drei Monate des Krieges, sodann monatlich 60,000 Fl. zahlen und keinen Separatfrieden mit dem Kaiser schließen sollte, dagegen versprachen die Fürsten, 7000 Reiter, eben so viel Fußvolk und das nöthige Geschütz zu stellen und erlaubten dem Könige, Cambray oder Metz, Toul und Verdun unter dem Titel eines Reichs-Vicars zu besetzen — mithin zu behalten.

Gegen diesen letztern Punkt sträubte sich der Markgraf lange, doch da Frankreich nur unter dieser Bedingung Hülfe versprach, diese Städte, worin überdieß schon damals französisch und nicht deutsch gesprochen wurde, sehr wenig Interesse an dem deutschen Reiche nahmen und sich mehr Frankreich zuwandten, auch der Markgraf hoffen konnte, daß ihre Eroberung so viel Zeit und Aufwand kosten würde, daß die Verbündeten eher ihren Zweck erreicht, als die Franzosen eine dieser Städte eingenommen haben würden, so gab er end-

lich nach und unterzeichnete in ſeinem, des Kurfürſten Moritz und des Landgrafen von Heſſen Namen den Traktat. Für ſich ſelbſt bedung er ſich im Fall eines Unglücks eine Freiſtätte und Entſchädigung für ſeine verlorenen Länder aus.

So ſehr den Markgrafen auch die Pracht und das Wohlleben des franzöſiſchen Hofes anziehen mußten, ſo hinderte ihn doch das Incognito, öffentlich Theil an den Feſten zu nehmen, welche der König in dieſer Zeit der Herzogin von Valentinois mit beiſpielloſer Verſchwendung gab, und er ſehnte ſich nach ſeiner Heimath zurück. Die bevorſtehenden Kriegsrüſtungen machten ſeine Gegenwart dort nothwendig und auch Laurette hatte wohl einigen Theil an der Eile, mit welcher er ſeine Rückreiſe betrieb. Aber der Alles reiflich überlegende Kanzler, und ſelbſt Oberſt Schwendi, hielten ihn von Uebereilung ab. Erſterer wollte vorher Alles in gehöriger Form beendet wiſſen und die 200,000 Fl. in Empfang nehmen; Schwendi aber unterhandelte im Geheim mit Guiſe, dem Könige zehn Fahnen Fußvolk zuzuführen, im Falle die Unternehmung in Deutſchland fehlſchlüge.

Während dem hatte Laurette immer mehr und mehr den Glauben genährt, ihr Geliebter ſey der Markgraf. Seit jener Unterredung mit Otto hatte ſie Argwohn geſchöpft; manche, ihrer Mutter entſchlüpften Aeußerungen, manche, vielleicht abſichtlich geſprochenen Worte ihres Vaters hatten ſie hierin noch mehr beſtärkt, von jedem, mit dem ſie ſprach, ließ ſie ſich die Geſtalt des Markgrafen beſchreiben, um die des Rittmeiſters damit zu vergleichen; überdieß ließ die Krankheit des Markgrafen, die ſo ganz mit Vibra's Abreiſe zuſammentraf, keinen Zweifel mehr übrig. Den Krieger hatte ſie lieb gewonnen, der Fürſt war ihr theuer. Sie harrte mit Ungeduld ſeiner Rückkehr und der Entſcheidung und faßte dennoch den feſten Vorſatz, ferner die Getäuſchte zu ſpielen und ruhig der Entwickelung entgegen zu ſehen, die ſie nicht herbeiführen wollte. Sie behandelte jetzt den Geſellen mit noch mehr Stolz als bisher, erlaubte ihm nicht die kleinſte Freiheit in Wort und Geberde und — ſonderbar! vermied dennoch ſeine Nähe nicht und ſchien ſich wohl in ſeiner Gegenwart zu fühlen. Auch ſprach ſie ihn oft allein, und Otto, obgleich

ihn die abstoßende Kälte des Mädchens hätte abschrecken sollen, blieb beharrlich in seinen Bewerbungen; sein feuriges Auge hing immer mit gleich kühner Begier an ihren Reizen, und oft in die Schranken zurückgeführt, durchbrach er sie stets wieder mit keckem Muthe und mit einem gewissen stolzen Selbstvertrauen, daß Laura ihm seiner Beharrlichkeit wegen, trotz mancher Demüthigung, die er erdulden mußte, nicht ihre Achtung, ihre Theilnahme versagen konnte.

Eines Sonntags kehrte das Mädchen aus dem kleinen Blumengarten des Meisters zurück und begegnete Otto auf der Treppe. Ein Schneeglöckchen, welches die erste Frühlingssonne aus seinem Winterschlafe geweckt und das sie gepflückt hatte, hing an ihrer Brust. —

Fräulein! — bat Otto — gebt mir dieß Blümchen.

Laureite faßte willfährig nach der Blume, sah, daß sie zerknickt war und sagte freundlich: Was soll Euch die Zerknickte?

Des Jünglings Auge flammte bei diesen Worten und in seinem Gesicht drückten sich schnell ganz verschiedene, sich drängende Empfindungen, Wehmuth und Unmuth aus. Gebt

nur, gebt! — ſagte er dann ernſt — Wie kann mir noch eine andere Blume werden!?

Laura zögerte einen Augenblick, dann nahm ſie das Schneeglöckchen, reichte es ihm und entfernte ſich ſchweigend. Otto's Worte hatten ihr Nachdenken geweckt, ſie ſtand noch lange ernſt und ſinnend in ihrer Kammer, dann lächelte ſie ſchmerzvoll. Alſo auch zerknickt wär' ich Dir werth, treues Herz? — ſagte ſie vor ſich hin — Sollſt Du mir deßhalb theurer oder verächtlich ſeyn? — Sie wagte nicht in dem Augenblicke dieß zu entſcheiden, aber zürnte ihm deßhalb nicht. —

15.

Endlich durchlief die frohe Nachricht das Städtchen, der Markgraf ſey geneſen; Manche hatten ihn auch ſchon am Morgen in voller Lebensfriſche durch den obern Theil der Stadt reiten geſehen, wo er Jedermann freundlich gegrüßt hatte. Dieſe Nachricht ſetzte Laura's aufgeregtes Gemüth in eine unbeſchreibliche Unruhe. — Wird er heute kommen? Wird mir ſein Erſcheinen Gewißheit bringen, daß

es der Markgraf iſt? — Dieſe Gedanken beſchäftigten ſie während des ganzen Tages, der ihr heute ſo gedehnt, ſo unabläſſig lang dünkte; ſelbſt die Märzſonne, welche heute ſo warm ihre Fenſter beſchien, war ihr unwillkommen; denn ſie hielt die Stunden der Dämmerung zurück. Endlich ward es dunkel, und Laura lauſchte nun auf jedes leiſe Pochen an der Hausthür, auf jeden hallenden Tritt im Hauſe; es war ihr, als müſſe die kommende Stunde entſcheidend für ihr ganzes Leben ſeyn. Endlich drangen, aber er war es nicht, fremde, widrige Stimmen zu ihr herauf, ſie kehrte unmuthig in ihr Stübchen zur Mutter zurück, die ſie lächelnd fragte: Warum biſt Du denn heute ſo unruhig, Laurette? — Statt zu antworten, ging ſie von neuem hinaus; denn ſie hatte, trotz dem Wortwechſel im Vorhauſe, laut an die Hausthür pochen gehört. Sie lauſchte, die Thüre öffnete ſich und eine ihr wohlbekannte Stimme, es war die Seine, rief gebieteriſch: „Was wollt Ihr hier? Fort, den Augenblick!“ — Ihr Herz ſchlug heftig, und während es im Hauſe ſtill wurde, ſie nun nicht einmal ein leiſes Flüſtern mehr vernahm, hörte ſie die Tritte eines Mannes auf der Treppe. —

Er iſt's dachte ſie; ſchon wollte ſie, obgleich der Stolz ihr warnend zurief: Beſonnen, Laurette, beſonnen! — die Arme nach ihm ſtrekken, als Otto vor ihr ſtand.

Glück auf, Fräulein! Euer Stern geht auf und der meine geht unter! — Dieß agend, faßte er ihre Hand, drückte ſie krampfhaft, daß Laurette laut hätte aufſchreien mögen und ſprang dann ſchnell die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer.

Aber der Blick Laurettens folgte ihm nicht, Aug' und Ohr war nach unten gewandt, der arme Geſelle ſaß oben in qualvoller Liebespein und ſie dachte nicht an ihn, und ihr war es gleichgiltig, ob ihm die Wuth oder der Gram das Herz zerdrückte; ſie jauchzte nur unwillkührlich auf, als ſie Meiſter Klauſens Stimme leiſe ſagen hörte: »Eure fürſtlichen Gnaden werden mich gewiß gegen männiglich ſchützen.«

Laurette, nun völlig gewiß, ihr Geliebter ſey der Markgraf, ſchlich, während dieſer die Treppe herauf kam, in die Stube zurück. Gleich darauf trat der Markgraf ein, eilte ſtürmiſch auf ſie zu und ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie entwand ſich ſeinen Küſſen.

Herr, wer gab Euch ein Recht zu ſolchem Benehmen? verwies ſie ihm ernſt.

Kind! — ſagte der Markgraf und achtete wenig auf die zürnenden Worte der Mutter, die auch ihr Scherflein Tugend mit hinzulegen wollte. — Mir mundete noch der Abſchiedskuß ſo ſüß, daß ich unmöglich den Willkommen kalt und abgemeſſen ausdrücken konnte — Verzeih'! — Ihr aber, Dame Vernunft! — wandte er ſich zu der Mutter — thätet wohl, wenn Ihr uns verließet. Ich weiß, daß Euch meine Gegenwart nicht unangenehm iſt, — fuhr er, ſeine Worte ſcharf betonend fort — ich erſuche Euch deßhalb.

Franzeska erfüllte, ohne etwas zu erwiedern, ſeine Bitte und ging.

Laura! — ſagte nun der Markgraf, ſo traulich ihre Hand faſſend, als ob er ihre Worte von vorher ſchon längſt vergeſſen habe. — Ich muß in einigen Tagen wieder fort von hier; Gott weiß es, wann ich zurückkommen werde, aber lange wird die Trennung ſeyn; darum will ich mein Glück raſch erfaſſen, es feſt halten und ſchnell die Entſcheidung herbeiführen. Seyd wahr und offen gegen mich! — Darf ich mich gleicher Neigung erfreuen, wie ich

für Euch fühle? — Darf der schlichte, einfache Krieger, der nicht Schlösser, nicht Güter, nur ein treues, deutsches Herz und ein gutes Schwert sein nennt, auf Liebe hoffen, auf eine Liebe, die jedes Opfers fähig wäre?

Rittmeister! — erwiederte Laurette und von Freude und Hoffnung, von Furcht und Ahnung auf so mancherlei Weise bewegt, umzog Purpurgluth ihre Wangen. — Ich leugne es nicht, ich bin Euch nicht abhold, Euer männlich würdevolles Benehmen hat meine Achtung, Eure Liebe Gegenliebe erweckt und ich reiche vertrauenvoll dem Manne, den ich achten und lieben lernte, Herz und Hand.

Der Markgraf lächelte. — Laura! — sagte er nicht im Mindesten verlegen — Rechnet sicher auf mein Herz, das ist ganz Euer — auf meine Hand möchtet Ihr wohl weniger Rechnung machen dürfen.

Ich verstehe Euch nicht! — sagte das Mädchen, und in ihr waren alle Leidenschaften rege; denn nun hatte sie völlige Gewißheit. — Was soll mir Eure Liebe ohne Eure Hand? — Wähnt Ihr vielleicht, weil ich nicht ebenbürtig bin, aus fremden Landen in Euer rauhes Vaterland zog und mein Stammbaum nicht

ſo alt iſt als die Eichen in Euren Wäldern, Ihr dürftet mir Eure Liebe bieten, ohne Eure Hand?

Und wenn mir das zu thun unmöglich wäre? ſagte der Markgraf.

Seyd Ihr vermählt? fragte ſie ſchnell.

Nein!

Und was hindert Euch ſonſt?

Laura! — nahm der Markgraf das Wort. — Wenn das Schickſal mich nun hinderte, Euch als mein Weib auf meine Burg zu führen; wenn mein Wille durch unwiderſtehliche Macht gebunden, mein ſehnlicher Wunſch unerreichbar wäre, könntet Ihr mir darob zürnen? Könntet Ihr aufhören, den Mann zu lieben, der mit ganzer Seele an Euch hängt?

Laura ſchwieg und ſchien nachdenkend; ſie ſchien es nur zu ſeyn; denn ihr Entſchluß war ſchon längſt gefaßt.

Herr! — ſagte ſie endlich — Wie kann ich mir denken, daß des kräftigen Mannes Wille gebunden ſeyn kann, da, wo das Herz der einzige Gebieter iſt? Nicht Vater, nicht Lehnherr, nicht Vorurtheil müſſen ihn beſtimmen, er muß ſeinem Herzen folgen, wenn dieß von wahrer, treuer Liebe erglühte.

Und wenn er dennoch nicht könnte?

Dann — ja, könnte ich mir einen ſolchen Fall denken, — ſagte ſie ſchwärmeriſch — dann würde mein Herz dennoch für ihn ſprechen, die Jungfrau würde Liebe um Liebe geben, das Irdiſche würde verklärt, und wie Engel rein und heilig lieben, ſollte auch mein Herz ihn lieben und müßte es ſtets in Sehnſucht vergehen. Aber, Herr! — ſagte ſie mit ernſtem Blicke ſich von ihrem Seſſel erhebend — Was bedarf es der Worte? Ihr habt Euer Urtheil ſelbſt geſprochen, Ihr kennt meinen Willen und der gnüge Euch.

Ihr meßt mit kargem Maße! — begann der Markgraf, ſie zurückhaltend. — Ihr bietet viel und doch ſo wenig; reicht einem hungrigen Erdenpilger himmliſche Koſt, wobei er verhungern müßte; weiſet den Dürſtenden, während er nach dem lieblichen Quell lechzt, der zwiſchen Blumen zu ſeinen Füßen dahin fließt, auf den Himmelsborn an. Was nennt Ihr Lieb' um Liebe geben? Heißt das: Wort um Wort, Schwur um Schwur, oder Kuß um Kuß?

Ich verſtehe Euch nicht! — ſagte Laura mit Unmuth, ihre Hand der ſeinigen entzie-

hend. — Aber ſoll ich Euch nicht verlaſſen, Euch nicht ver — doch ich will das verletzende Wort nicht ausſprechen — ſo nennt mir die Macht, die Euch die Hand feſſelt, nennt mir den Herrn, der Euren Willen ſklaviſch beherrſcht!

Der Markgraf war, während ſie dieß ſprach, raſch im Zimmer auf- und abgeſchritten und pfiff leiſe vor ſich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er ſeinem Ungeſtüm den Kappzaum anlegen wollte. Endlich, da Laura ſchwieg, trat er vor ſie.

Ihr wollt ihn kennen, der meinen Willen beherrſcht? — ſagte der Markgraf ernſt — Ich will ihn Euch nennen: es iſt Markgraf Albrecht von Brandenburg!

Hat der die Macht, über Euer Herz zu gebieten? fragte ſie raſch.

Ach, es wäre gut, holdes Mädchen, übte er immer dieſe Macht; aber leider geſchieht dieß nicht! erwiederte der Markgraf lachend.

Nun, ſo übe er ſie nicht, indem er unſere Herzen trennt! fuhr Laurette, den Markgrafen ſcharf beobachtend, fort.

Wozu ſo viel vergebliche Worte, wozu dieſer forſchende Blick? ſagte er endlich, unge-

duldig werdend — Ich ſelbſt bin Markgraf Albrecht!

Schweigend, mit geſenktem Haupte das Knie beugend, neigte ſich Laura vor dem Fürſten, dann ſagte ſie feierlich: Ja wohl, auf dieſe Weiſe hat freilich das Schickſal eine Kluft zwiſchen uns geſtellt, die nicht zu überſchreiten iſt — und Ihr, gnädiger Herr, habt ein grauſames Spiel mit mir getrieben.

Warum das? — unterbrach ſie der Markgraf ſchnell, die vor ihm ſich Neigende freundlich erhebend — Glaubſt Du, liebliches Kind! das Herz des Fürſten ſchlüge nicht eben ſo warm für Dich als das des Kriegers? — Glaubſt Du —

Und was will mein Fürſt von mir? fragte ſie ernſt, ihn unterbrechend.

Das kannſt Du mich noch fragen, Laura? erwiederte er mit Ungeſtüm — Dein Herz ſoll für mich glühen wie das meine für Dich; um Gegenliebe werb' ich, und wahrlich! ich muß Dich erringen und hätte der Himmel Dich mit diamantenen Ketten an ſeine Pforten geſchmiedet!

Gnädiger Herr! — ſagte ſie beſonnen, und in ihrem ganzen Weſen lag Stolz, mit dem

Ausdruck inniger Neigung zart verwebt — Gnädiger Herr, daß ich Euch liebe, habe ich Euch gestanden, daß meine Liebe sich nur schüchtern dem Fürsten naht, ist leicht begreiflich, daß Ihr mithin nichts von mir fordern könnt, da Ihr mir nichts dagegen zu bieten habt, gewiß!

Nichts hätte ich Dir zu bieten? — fuhr Markgraf Albrecht auf — Bin ich denn so arm an Geld und Gut, an Ehre und Glück? Ist denn ein Fürstenherz, ist mein Herz eine so verrufene Münze, daß ich ganz werthlos vor Dir stehe?

Geld und Gut verlang' ich nicht, — erwiederte sie stolz, fast kalt — meine Ehre finde ich allein in mir und meinem Werthe, und das Glück, so wie ich es begehre, gnädiger Herr! könnt Ihr mir nicht, kann mir kein Fürst gewähren, das liegt außer Eurer Macht. Das Glück, von dem ich träumte, ist dahin, unwiederbringlich dahin! Und so bleibt mir nur Euer Herz! — Nun wohl! — sagte sie feierlich — ihm will ich vertrauen, Herz gegen Herz will ich wagen, es sey auch förder das Eure.

Der Markgraf wollte sie stürmisch umfangen, sie entwand sich seinen Armen. Nicht so, mein Fürst und Herr! Liebe um Liebe will ich ge-

geben, ſprach ich, und da der irdiſche Traum dahin iſt, ſo werde er zum Himmelstraum und unſere Liebe ſey rein wie die Liebe der Engel! Stolz will ich ſeyn, den Helden Deutſchlands mein zu nennen; ſtolz mag er ſeyn, ein Mädchen zu lieben, das mit reinem Herzen an ihm hängt. So ſey es fortan zwiſchen uns.

Thöriges Kind! — unterbrach ſie der Markgraf faſt unmuthig — das iſt Schwärmerei; Dein feurig auf mich gerichtetes Auge ſagt mir, Du willſt mich betrügen, oder betrügſt Dich vielleicht ſelbſt. Aus dem Munde unſerer alten Minneſänger oder der Troubadours aus der Provence hört ſich ſolche überirdiſche Rede wohl gut an und iſt dem Gemüth, das Sinn für Dichtung und Muſik hat, auch verſtändlich, aber von den roſigen Lippen eines Liebe athmenden Mädchens tönt es gar ſonderbar. Was willſt Du von mir? Soll ich, wie ein Ritter von der Tafelrunde, mit Drachen und Rieſen um Deinen Beſitz kämpfen, oder ſoll ich wie ein flötender Schäfer um Dich ſeufzen und girren? Nein, wahrlich, Mädchen! ſo ſchön Du biſt, ſo hold und lieblich, faſt möcht' ich ſagen, ſo zauberiſch Du vor mir ſtehſt, das kann Markgraf Albrecht nicht.

Der Kampf, den er beſtehen muß, iſt ernſterer Art, und girren und ſeufzen verſteht er gar nicht. Darum komm in meine Arme, nimm Liebe für Liebe, nimm Alles, was mein iſt, Herz und Seele, Geld und Gut und gib Dich mir ganz!

Dieſe gerade Offenheit überraſchte Laurette und lag vielleicht außer ihrem Plane. Sie liebte den Mann und ihre Neigung zu ihm war noch nicht bis zu dem Grade der Leidenſchaft geſtiegen, ſie von dem Pfade der Tugend abzuleiten. Sie glaubte, eine ſchwärmeriſche Neigung ſollte ihm genügen, wie ſie es von ſich im thörigen Wahne glaubte, und kannte hierbei nicht den Markgrafen, nicht ſich ſelbſt. Sie wollte ihn feſſeln, beherrſchen, es koſte was es wolle, wollte ohne Opfer zum Ziel gelangen, und hätte ſie einen tiefen Blick in ihr Herz gethan, ſo hätte ſie ſich ſagen müſſen, daß ſie auch zu jedem Opfer bereit ſey, wenn ſie das Ziel nicht anders erreichen könnte. Sie war mit ſich ſelbſt nicht einig und täuſchte ſich ſelbſt. Gnädiger Herr! — erwiederte ſie beſcheiden — ich durfte das Unmögliche nicht von Euch verlangen, verlangt es auch von mir nicht. Es genüge Euch mein Herz!

Und ſoll ich alle Hoffnung aufgeben? — fragte der Markgraf ungeduldig — Soll ich nichts von der Zeit erwarten dürfen?

Die Zeit, gnädiger Herr, — erwiederte ſie ernſt — rollt mit uns dahin; woher wir kamen, wiſſen wir, wohin ſie uns führt, bleibt uns verborgen. Wen Hoffnung nicht ganz verließ, der darf immer von ihr erwarten.

Hätte nicht die Neuheit der Verhältniſſe einen beſondern Reiz für den Fürſten gehabt, ſo würde Laura's Betragen, ihr ernſtes Verweigern der kleinſten Gunſtbezeigung ihn ſchnell gelangweilt und abgeſchreckt haben; ſo aber war ihm das Benehmen des Mädchens neu, auch glaubte er, die Mutter ſey mit im Spiel und die Tochter müſſe gegen ihren Willen ſo bedachtſam handeln; er beſchloß daher, die Sache von einer andern Seite zu faſſen, unterdrückte ſeinen Unmuth und ſchied freundlich von dem Mädchen.

Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, als Franzeska aus der Kammer trat und ihre Tochter umarmte. Du haſt Deine Rolle meiſterhaft geſpielt, — ſprach ſie — ſelbſt ohne daß es deßhalb meiner Lehren bedurft hätte.

Laura erwiederte nichts; ein mitleidiges Lächeln, welches ſo oft in der Mutter Gegenwart ihren Mund umzog, zeigte dieſer, daß ſie ſich auch jetzt wieder in der Tochter geirrt habe. Mutter! — ſagte ſie endlich — was ich dem Markgrafen geſagt, habe ich aus der Tiefe meines Herzens geſprochen; für allen äußern Tand opfere ich nichts; denn er hat für mich zu wenig Werth, und überdieß ühle ich wohl zu dem Fürſten Neigung, aber nicht die Gluth der Liebe, die mich von meinem ruhigen Pfade in den Abgrund reißen könnte.

Liebſt Du den Markgrafen nicht? fragte Franzeska, die Tochter ſcharf beobachtend.

Dem Rittmeiſter Vibra wollt' ich wohl; hätte ich mich von ihm losreißen müſſen, wäre es mir unlieb, aber nicht ſchmerzhaft geweſen. Der Markgraf iſt meinem Herzen theuer, und von ihm könnt' ich mich nur blutend trennen; denn Neigung, Stolz, Eitelkeit, Ehrſucht, Alles macht mir ſeinen Beſitz werth; ich muß ihn feſſeln; der Held, auf den ganz Deutſchland mit Stolz blickt, muß zu meinen Füßen liegen.

Und glaubſt Du, thöriges Kind! — unterbrach ſie Franzeska — daß Du ihn mit ſol-

chen ätheriſchen Banden feſſeln wirſt? Gute Laura, dazu ſcheint er mir zu derb. Bald wird er ſich in dieſen abgeſchmackten Empfindeleien langweilen und die Närrin verlaſſen, oder, wenn er den unbewachten Augenblick erſiehet, ihn benutzen; denn Deine Tugend, Laurette, iſt nicht die ächte, wahre, ſie iſt nur das Kind Deines Stolzes.

Kennt Ihr ſie? — fragte das Mädchen mit ſchneidendem Tone, und es war gut, daß die Magd eintrat und das Geſpräch abgebrochen wurde. Sie meldete Franzeska, daß Meiſter Klaus ſie erſuchen ließ, ſich zu ihm zu bemühen. Franzeska folgte gern dieſer Einladung; denn ſie vermuthete, weßhalb der Goldſchmid ſie entbieten ließ und hatte ſich auch nicht geirrt. Der Markgraf hatte Meiſter Klaus den Auftrag gegeben, mit der Mutter zu ſprechen, um wo möglich die Sache mit ihr abzumachen. Der Meiſter, ſo gedemüthiget, faſt entehrt er ſich auch durch ſolchen Auftrag fühlte, war doch nicht, beſonders in dem jetzigen Augenblicke, kühn genug, des Markgrafen Geſuch abzulehnen und ihn gegen ſich aufzubringen, und ſo erhielt er denn nach mancher, wohl unnützen Entſchuldigung, daß er einer Mutter

dergleichen Vorschläge machen müsse, und nach manchem Schein eines innern Kampfes von ihrer Seite, den günstigen Bescheid: der Markgraf möge nur nicht verzweifeln; sie kenne ihre Tochter zu gut, um ihm die Hoffnung zu nehmen; — auch gab sie dem Meister zu verstehen, daß, wenn man ihr eigenes Interesse nicht vergäße, sie zu Allem bereitwillig die Hände bieten würde.

Der Meister trennte sich mit Abscheu von dieser Mutter und ging niedergeschlagen und mit tiefbetrübtem Herzen nach der Plassenburg, dem Herrn den Bescheid Franzeska's zu bringen.

16.

Markgraf Albrecht, den Rath der Mutter befolgend, setzte in den wenigen Tagen, die er noch daheim zuzubringen gedachte, seine Besuche bei Laura fort. Ihn wunderte es selbst, daß des Mädchens Benehmen so viel Reiz für ihn haben konnte; denn obgleich ihre Neigung sich von Tage zu Tage immer leidenschaftlicher aussprach, hatte sie dennoch

Kraft und Gewalt über ſich, ihrem Vorſatze treu zu bleiben, ihre Gefühle nicht ganz laut hervorbrechen zu laſſen und ihrem Stolze nichts zu vergeben. Sie würde faſt durch dieß Benehmen des Markgrafen Achtung erworben haben, der von der Tugend der Frauen ſonſt eben keine große Meinung hatte, wenn nicht Grumbach, mit dem er doch endlich über die Fremden geſprochen, abſichtlich, in der Furcht, der Markgraf möchte die Geduld verlieren, ſich zweideutig geäußert und den Glauben in ihm beſtärkt hätte, es ſey hierbei mehr auf ſeinen Seckel, als auf ſein Herz abgeſehen. — Spendet nur Gold und Geſchmeide und Ihr werdet ſehen, gnädiger Herr, wie bald der Stolz dieſer Italienerin ſich beugen und ſchwinden wird. — Der Markgraf fröhnte nun der Habgier der Mutter und huldigte auf zartere Weiſe durch Geſchenke der Eitelkeit Laurettens, aber das Verhältniß zu dieſer blieb ſich gleich, nur daß ſie, jemehr der Tag der Trennung nahte, deſto traulicher wurde und in unbewachten Augenblicken zuweilen die langverhaltene Gluth hervorbrach, die ſie auch dann dem Markgrafen näher brachte.

An einem schönen Frühlingabende, wo die Natur ihr schneeiges Gewand längst abgeworfen und hier und da schon das junge Grün Felder und Auen belebte, fand der Markgraf auf einem einsamen Spaziergange mit Grumbach, Laura unter einer hohen Tanne sitzend. Der Fürst nahm Platz neben ihr und sein weltkluger Begleiter entfernte sich bald. Der Markgraf hatte eben mit Grumbach über wichtige Angelegenheiten gesprochen und war dadurch ernst gestimmt, selbst Laura, die an dieser einsamen Stelle wohl über ihr Schicksal nachgedacht haben mochte, konnte nicht gleich den Ton des Frohsinns finden. Die Stille der sie umgebenden Natur, die untergehende Sonne, welche die Felswand, auf welcher die Tanne stand, mit ihrem goldnen Lichte gar wunderbar beleuchtete, das Brausen eines Felsquelles, der sich nicht fern von ihnen über das herabgerollte Gestein wälzte, das leise Lüftchen, welches durch die Zweige rauschte, stimmten sie noch ernster. Aber sonderbar, eben diese Stimmung brachte Laurette ihm näher, die heute ihr Haupt unbefangen an seine Schulter lehnte, deren Auge fromm und doch so glühend an ihm auf-

ſah, daß, als die Abendgluth ihre goldenen Strahlen über das holde Mädchengeſicht breitete, er wähnte, eine Heilige ruhe in ſeinen Armen. Aber bald war der heilige Schein verſchwunden, er ſah nur das geliebte Mädchen in ſeinen Armen ruhen, drückte einen glühenden Kuß, den ſie auch duldete, auf ihre ſchwellenden Lippen und ſchloß ſie feſt in ſeine Arme. Als habe der Abendwind den Stolz des Mädchens auf ſeinen bethauten Flügeln davongetragen, ſo duldſam ſchmiegte ſie ſich an ihn. — Sie mußte ſüß geträumt haben und der Traum jetzt in Erfüllung gehen; denn ſie vernahm nichts mehr um ſich, nur in ihrem Traume fortlebend, nur in ihrem Gefühle verſunken, hatte ſie nur Auge, nur Ohr für ihn. Da hallten zwiſchen dem Rauſchen des Baches leiſe Harfenklänge zu ihnen herüber und weckten die Liebenden aus ihrem entzückenden Traume.

Horcht! — fuhr Laura auf und ſchien dankbar auf die Töne zu lauſchen, die ſie aus ihrem Sinnenrauſche geweckt hatten. — Horcht, Harfenklänge! — Kommt! — hat ſie, den Markgrafen mit ſich fortziehend, der nur ungern das Plätzchen verließ. — Kommt, wir

wollen ſehen, wer dieſe lieblichen Töne den Saiten entlockt!

Sie ſchlichen nun dem Giesbache zu, von woher ſie die jetzt ſchon verhallten Töne gehört hatten, bogen das Erlengebüſch zurück, das ſie verbarg und ſahen —

Neben dem ſich ſchäumend herabſtürzenden Giesbache ſaß auf einem, in Felſen gehauenen Sitze ein alter Mann. Seine ärmliche Kleidung wurde von einem verſchloſſenen blauen Mantel nur ſparſam gedeckt, ſein ſchneeweißes, langes Haar hing ſorgfältig geſcheitelt über beide Schultern herab und ein langer Bart gab dem bleichen, ernſten, jetzt feierlich von der Abendröthe beleuchteten Antlitz ein patriarchaliſches Anſehn. Das Auge des Mannes war geſchloſſen; er ſchien zu ſchlummern.

Vor ihm ſaß in einem einfachen braunen Gewande ein Mädchen. Ob ſie ſchön ſey, konnten die Lauſchenden nicht bemerken; denn das Mädchen ſaß, den Rücken nach ihnen gewendet, auf einem Felsblock dem Alten gegenüber. Sie hatte ihren Kopf, von welchem die blonden Locken herabrollten, auf die Harfe geſtützt, zwiſchen deren goldnen Saiten ihre

Finger noch ruheten und ſchien, den Schlaf des Alten bewachend, ihn unverwandt anzuſchauen. Der Markgraf und Laurette ſahen verwundert auf den Schlafenden und die Harfnerin. Die Ruhe des Abends, die ſich den Pilgern mitgetheilt zu haben ſchien, der ſanfte Schlummer des Alten, das Sinnen des auf der Harfe ruhenden Mädchens machte einen feierlichen Eindruck auf den Fürſten, mehr noch auf Laurette, die ſchweigend des Markgrafen Hand drückte und begierig auf den Augenblick zu warten ſchien, wo das Mädchen ſich erheben und der Alte erwachen würde.

Sie ſollten nicht lange harren. Das Mädchen griff in die Saiten ihrer Harfe, einzelne Akkorde hallten zwiſchen dem Brauſen des Baches hindurch, aber erweckten den Alten nicht, der, an den Fels gelehnt, immer noch ſchlummerte. — Jetzt wurden die Töne ſanfter, immer leiſer ſchwebte die ſchön geformte Hand über die Saiten, dann hielt ſie an — nur das Brauſen des Waldbaches vernahm man noch. Aber bald ſtiegen feierlich wehmüthige Töne durch die Abenddämmerung himmelwärts. Das Mädchen ſang:

Wenn die Sonne ſich in Wellen taucht,
Durch den Laubwald golden flammt und glühet,
Thau die welke Blume gierig ſaugt,
Heimwärts nach dem Neſt der Vogel ziehet,
Dämm'rung ſchweigend die Natur umhüllt
Und mit Ahnung meine Bruſt erfüllt;
Ach, dann möcht' ich gern aus dieſem Leben
Aufwärts nach dem Himmelsdome ſchweben.

Wenn der Nachtwind in dem ſtillen Hain
Wie ein Geiſtergruß durch Blätter ſauſelt,
Und im See, von falbem Mondenſchein
Schauerlich erhellt, die Wellen kräuſelt,
Und der goldnen Sterne ſtrahlend Licht
Sich in tauſend Demantfunken bricht;
Ach, dann möcht' ich gern aus dieſem Leben
Aufwärts nach den goldnen Sternen ſchweben.

Staunend hatte der Markgraf auf das Lied der Sängerin gehört, das den Schlafenden nicht erweckt hatte. Wunderbar hatte der Geſang Laura ergriffen, als ein neues Begebniß Beide noch mehr in Erſtaunen ſetzte. Der Alte, geſchloſſenen Auges gleich einem Nachtwandler und ohne ein Glied zu bewegen, begann unter Begleitung der Harfe mit volltönender, kräftiger Stimme:

Wenn den Mond die dunkle Wolke deckt,
An dem Himmelszelt die Stern' erbleichen,
Sturm die ſchlummernde Natur erweckt,
Hohe Föhren ihre Wipfel neigen;

Regen rauſcht und Dunkel Alles hüllt,
Blitze zucken und der Donner brüllt;
Dann möcht' ich aus meinem dunkeln Leben
Auf nach lichten Sonnenhöhen ſchweben.

Aber Nacht deckt mich und ew'ge Nacht!
Wie ein Fremdling irr' ich durch dieß Leben;
Was den Menſchen freundlich grüßt und lacht,
Kann mich nur im Schmerzenstraum umſchweben.
Ach! für mich ſchuf Gott die Sonne nicht,
Nicht der goldnen Sterne funkelnd Licht!
Mir blieb nichts als die Erinnerungen
Und Gott lob — bald ſind auch ſie verklungen!

Bei den letzten Worten ſprang er auf, das Mädchen ſank in ſeine Arme und er preßte ſie mit Heftigkeit an ſich.

Alter Frevler! — rief er dann unmuthig — Sey nicht gegen Deinen Schöpfer ungerecht! Hat er Dir doch dieſen Engel gelaſſen, dieſen treuen Stab in der Wüſte, dieſen erquickenden Strahl der Hoffnung, der den blinden Vater durch ſeine Erdennacht leitet und ſeinen Fluch in Segen wandelt, ſein Gift in Balſam. — Herzenskind! — ſagte er dann bewegt — Der Sturm von außen hat den in meinem Innern erweckt, zürne mir nicht, wenn ich nicht ſo fromm ſein kann wie Du; haben mir doch böſe Menſchen die

Liebe aus dem Herzen gerissen und den Haß dort gebettet!

Das Mädchen küßte seine gefurchte Stirn und sagte freundlich:

Lieber Vater, laßt das, vergeßt was geschah, duldet was geschieht und denket nur, daß Gott die Thränen der Unglücklichen sammelt und aus jeder ein Halm für jenseit keimt. —

Die Abendsonne muß heute warm scheinen, sie geht gewiß schon zur Ruhe! — unterbrach er das Mädchen. — Steh' ich denn so, Marie, daß ich sie sehen könnte, wenn mein Auge nicht geschlossen wäre?

Ihr könnet sie sehen, Vater! sprach das Mädchen, noch immer gegen den Alten gewendet.

So sey mir gegrüßt, Du heiliger Bote des Friedens! — rief, seine Arme nach der Untergehenden streckend, der Blinde. — Ach! könnte ich Dich doch nur noch einmal sehen, wie Du Dich hinter den Bergen senkst und den Menschen, dem dunkeln Walde wie der lächelnden Flur ein feierliches Lebewohl sagst — Oder könnte ich mit Dir heimgehen zur Ruhe!

Und ließe Eure Marie zurück? ſagte das Mädchen traurig.

Dich ſchützet Dein frommes Gemüth, Dich ſchützen die Engel Gottes, die Dich umſchweben! ſprach der Alte feierlich, und als er dieß ſagte, wendete ſich das Mädchen nach der untergehenden Sonne, hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leiſe vor ſich hin.

So ſtand Marie vor den Erſtaunten, die jetzt das liebliche Mädchen betrachten konnten. Hoch und ſchlank war ihre Geſtalt, blond ihr Haar, das in wallenden Locken über den blendenden Nacken rollte, innig, ſeelenvoll und fromm das dunkelblaue, gen Himmel gehobene Auge, ſchön die Form ihres Geſichts, ſanft der liebliche Zug um ihren Mund, der Ausdruck jungfräulich. Wie eine Lilie in Rosengluth getaucht, ſo ſtand, von der Abendröthe umſtrahlt, die Jungfrau, und wer ſie ſo betend ſah, mußte glauben, die Madonna ſey von ihrem Himmelsthron herabgeſtiegen, die Irdiſchen zu beglücken. Selbſt Laura theilte des Markgrafen Entzücken, der in den Anblick der Betenden verſunken, kaum aufzuathmen wagte.

Was murmelſt Du ſo leiſe, Marie? — fragte der Alte — Beteſt oder ſprichſt Du mit Jemand? Mich dünkt, ich höre ein Rauſchen in der Nähe. Iſt noch Jemand außer uns hier?

Kommt, Vater! — rief das Mädchen erſchrocken, als ſie jetzt die Beiden gewahrte, ergriff die Harfe und erfaßte des Vaters Arm — Kommt, wir wollen nach der Stadt! — Dieß ſagend, ſchritt ſie mit dem Vater eiligſt vorwärts, doch der Markgraf, der mit Laura hinter dem Gebüſche hervorgetreten war, hielt ſie auf.

Grüß' Dich Gott, Alter! und Du liebliches Kind, ſey mir willkommen! — rief er ihnen entgegen — Weß Weges kommt Ihr?

Von Regensburg, Herr! — entgegnete der Alte — und wollen nach Dresden, an den Hof des Kurfürſten Moritz.

Wo werdet Ihr übernachten? fragte der Markgraf weiter.

In Culmbach! — antwortete der Blinde — Wir vernahmen in Nürnberg und Baireuth, daß Markgraf Albrecht, der die Muſika liebt, auf der Plaſſenburg ſey, und da wollte ein alter Meiſterſänger mit ſeinem Kinde bei ihm ein-

einſprechen und ſich einen Zehrpfennig verdienen.

Thu' das, thu' das, Alter! — ſagte der Markgraf freundlich — Ich bin Euch gut dafür, daß Ihr auf der Plaſſenburg dem Herrn werdet willkommen ſeyn; er liebt den Geſang und die Dichtkunſt.

Lieber Herr! da Ihr ſo freundlich mit uns ſprecht, — nahm jetzt Marie das Wort — ſo wollt' ich Euch bitten, uns eine gute Herberge in dem Städtchen zu nennen, wo ehrbare Pilgersleute ohne Gefahr einkehren können.

Verweilt nur ein Weilchen noch hier, — ſagte der Markgraf, während Laura die Harfnerin unverwandt betrachtet hatte — dann zieht getroſt nach der Stadt, dort ſollt Ihr den von Grumbach finden, der für Euch ſorgen wird.

Komm, Marie! — ſagte der Alte raſch — Kehren wir um.

Warum das, ſonderbarer Graukopf? — unterbrach ihn der Markgraf — Der von Grumbach wird ſich ſchon treulich Eurer annehmen.

Ich verlange ſeinen Beiſtand nicht, verlange nichts von ihm! ſagte der Alte heftig

und ſchien auf das, was ihm das Mädchen leiſe zuflüſterte, nicht zu achten.

Nun, — ſagte der Markgraf, ſich zu Laura wendend — ſo erſucht den Meiſter Klaus, Euren Hauswirth, die Pilger bei ſich aufzunehmen. Er liebt den Geſang und wird mir die Bitte nicht abſchlagen.

Der Alte zog Marie ſeitwärts und raunte ihr leiſe zu: Sag' mir, Kind, wie ſieht der Mann aus, der eben ſprach, kannſt Du ſeinem Geſicht vertrauen?

Ich glaube! erwiederte das Mädchen.

So wollen wir ihm folgen! ſprach er und führte ihn wieder zu den Andern.

Nun, Alter! — fuhr ihn der Markgraf an — Du ſcheinſt ein eigenſinniger Geſelle zu ſeyn, dem nichts recht iſt; ich glaube wahrlich, bót' ich Dir mein Prunkgemach auf der Plaſſenburg an, Du bedächteſt Dich noch lange, ob Du mir die Ehre erweiſen ſollteſt!

Gnädiger Herr! — erwiederte der Alte, ſich neigend, während Marie erſchrocken und verlegen zurücktrat — daß ich vor meinem Herrn, dem Markgrafen Albrecht ſtehe, ſagen mir Eure Worte. Verzeihet mir! Hätte mich ein finſteres Schickſal nicht meiner Augen be-

raubt, das Unglück nicht ſelbſt den Blinden verfolgt, könnte ich in dem Auge der Menſchen leſen und ihnen überhaupt vertrauen, ſo würde ich Euch gewiß willig gefolgt ſeyn — ſo aber nanntet Ihr mir einen Namen —

Vater! bat Marie.

Kommt, folgt mir! — ſagte Laurette, die das Geſpräch zu unterbrechen ſuchte, da ſie die Stirn des Fürſten ſich umwölken ſah — Kommt, folgt mir! — Lebt wohl, gnädiger Herr!

Markgraf Albrecht warf einen durchdringenden Blick auf Marie und nickte Lauretten freundlich zu, die voran ſchritt. Die Harfnerin, den Blinden führend, folgte.

17.

Noch an dem nämlichen Abend erhielt der Haushofmeiſter des Fürſten die Befehle zu dem ſchon zum andern Tage bereiteten ſtattlichen Bankett, wozu der Adel aus der Umgegend und die Kriegs-Oberſten eingeladen waren, auch den Harfner und ſeine Tochter zu beordern, um mit ihrem Geſange das Feſt zu verſchönen. Sieh, Melchior! — ſagte er dann

zu dem alten Schaumburg, mit dem er ſich eben allein im Zimmer befand — da ſollſt Du ein Mädchen ſehen, ſo ſchön, daß Dein altes Herz laut klopfen und Dein frommes Auge erglühen wird.

Der Oberhofmeiſter ſeufzte.

Sey munter, Vater! — fuhr der Markgraf fort, ihm die Hand reichend — Gräme Dich nicht über Deinen, der Zucht entwachſenen Zögling; den Liebesrauſch verſchläft er ſo leicht wie den Weinrauſch, und kein Weib hat ihn noch an ihrem Siegeswagen ziehen laſſen, noch keine ſeine Thatkraft gelähmt.

Denkt an Rochlitz! brummte der Alte halblaut vor ſich hin.

Das war ein dummer Streich, Melchior, der mich zeitlebens ärgern wird; aber die Zeit iſt vorüber und mein Glück wetzte die Scharte bald wieder aus. Nichts mehr davon!

Als ich geſtern Abend ausritt, mir Bewegung zu machen, — fuhr der Oberhofmeiſter fort — ſah ich Euch, gnädiger Herr, mit dem Grumbach luſtwandeln. Ihr waret mit ihm im eifrigen Geſpräch begriffen, und da ich wohl weiß, daß Ihr manch Geheimniß

vor mir habt, das Ihr dem anvertraut, ſo bog ich ſeitwärts und ritt den Wolfshügel hinauf, da blickt' ich nun von der Höhe wohlgefällig über die dunkeln Forſte Eures Landes und mein Blick wandte ſich auch zufällig hinunter, in's Thal, wo die einzelne hohe Tanne am Vorſprunge ſteht — da ſah ich — Herr, verzeiht Eurem alten Lehrer, daß er nicht ſchweigen kann — da ſah ich Euch mit der welſchen Sirene ſitzen, die ſich wollüſtig an Euch ſchmiegte und ſo begehrlich an Euch aufſah, daß mir es wurde, als ſeyen ihre Blicke Pfeile und ihre Arme Netze; ich ſeufzte tief auf und wendete mein Roß.

Er ſchwieg, auch der Markgraf ſagte nichts und ſchien zu glauben, daß der alte Herr noch lange nicht geendet habe. Endlich fuhr dieſer fort: Sollen denn immer nur leichtfertige Dirnen an dieſer edlen Fürſtenbruſt ruhen, ſoll denn kein ehelich Gemahl das Auge liebend nach meinem Herrn wenden können, ſoll ich die Freude nicht erleben, Eure Knaben auf meinem Schooße zu wiegen, wie ich Euch gewiegt? — nein guter Sohn Albrecht, mein lieber Herr, der Ihr ſo oft auf meine Worte gelauſcht, und ſelbſt wenn ich Euch

ſtrafte, mir um den Hals fielet und ſagtet: „Ich habe Dich doch lieb, Melchior, wenn Du auch noch ſo hart gegen mich biſt; denn Du meinſt es redlich mit mir!“ — Hört auch jetzt noch auf mein warnendes Wort — jaget die Fremde von Euch, ſie hat Böſes im Sinn!

Ich habe Dich ausreden laſſen, guter Alter! — ſprach der Markgraf mit Ruhe und Freundlichkeit — Es iſt ja Dein einziger Troſt, wenn Du Dich vor mir ausſprechen kannſt; aber jetzt muß ich Dich beruhigen und Dir ſagen, daß Du Dich irreſt. Das Mädchen iſt die Tugend ſelbſt, die langweilige Tugend, die mich nicht lange mehr mit ihrer empfindſamen Laune feſthalten wird. — Uebrigens iſt ſie ein Engel!

Ja wohl, aber ein böſer! — fiel ihm Schaumburg in die Rede — Schön von außen wie eine Schlange, aber auch liſtig und giftig wie die. Je mehr ſie ſich zu ſträuben ſcheint, je dichter zieht ſie das Netz über Euch zuſammen; ſie kommt aus einer guten Schule — Grumbach —

Bläſ't der Wind von da, ſo ſchweig, — fiel ihm der Markgraf in die Rede — denn gegen den biſt Du ſtets ungerecht. Doch von

etwas Anderem. Bei dem morgenden Bankett wird ein blinder Meiſterſänger mit ſeiner Tochter uns mit ihrem Geſange erfreuen. Sagſt Du von dieſem Engel auch, daß es ein böſer iſt, ſo iſt, während ich vor Magdeburg ſtand, Dein Herz ganz zuſammengeſchrumpft und Du biſt keines Gefühles mehr fähig!

Und was ſoll das Mädchen! fragte der Alte.

Singen!

Singen, und weiter nichts? Das gebe der Himmel! — fuhr Schaumburg fort — Iſt ſie ein Engel, dann bewahre ſie Gott! Iſt ſie eine lockere Dirne, ſo möge er Euch bewahren!

Nun, ſieh ſie nur erſt und dann ſprich! ſagte der Markgraf, ſchon ungeduldig werdend.

Ach Gott! ſähe ich doch Keine mehr auf der Plaſſenburg einziehen, Keine als die fürſtliche Hausfrau mit ihrem Gefolge! klagte der alte Herr.

Gute Nacht, Schaumburg! — ſagte der Markgraf, raſch aufſpringend — Sing' mir nur nicht immer das ewige Lied vor und langweile mich nicht!

Dieß ſagend, verließ er das Zimmer und ließ den Alten allein, der kopfſchüttelnd und traurig ſich gleichfalls entfernte.

18.

Während dem war Laura mit dem Blinden in ihrer Wohnung angekommen und hatte hier Meiſter Klaus mit ſeinen neuen Gäſten nicht wenig und nicht angenehm überraſcht. Anfangs wollte er ihnen die Aufnahme verweigern, als er aber erfuhr, daß es des Markgrafen Wunſch ſey, willigte er endlich ſeufzend ein und gab die deßhalb nöthigen Befehle. Als er jedoch Marie näher betrachtet und in das engelfromme Geſicht des Mädchens geſchaut hatte, bot er ihnen einen herzlichen Willkommen, rückte dem Mädchen einen Stuhl näher, nahm ihr die Harfe ab und lehnte ſie vorſichtig an die Wand, dann reichte er dem Alten die Hand und führte ihn zu ſeinem Sorgenſtuhle.

Ihr ſeyd ein Meiſterſänger, wie ich vernommen, und dieß Euer Kind? — fragte er dann freundlich. — Durchzieht das Land, mit

Geſang und Spiel Euer Brod zu erwerben? Traun! zuweilen eine gar herrliche Beſchäftigung, wenn man aus voller Bruſt ſingen und die Gedanken nach der Menſur und zierlich gereimt Andern vortragen kann, die unſer Gefühl theilen; aber ein trauriges Handwerk, wenn man um's liebe Brod nur den Ohren, nicht dem Herzen ſingen muß. —

Ja wohl! ſeufzte der Alte.

Ueberdieß — fuhr der Meiſter fort, Marie immer noch mit Wohlgefallen betrachtend — wird Euch Eure Wanderung noch mühſamer, da Ihr blind ſeyd und Euch der Obhut Eurer Tochter anvertrauen müßt, ſtatt ihr Schutz und Schirm zu ſeyn. Iſt es ſchon lange her, daß Euch der Himmel des Augenlichts beraubte?

Neun Jahre! erwiederte der Harfner.

So habt Ihr Euer Kind nicht erblühet, nicht in voller Schönheit geſehen?

Lieber Herr, redet nicht in des Mädchens Gegenwart von Dergleichen, — unterbrach ihn der Alte — ſolch unverdientes Lob könnte auch das reinſte Gemüth mit giftigem Hauche beflecken. Ich erinnere mich nur noch ihrer als ſie acht Jahre alt war, an meiner Seite

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18744/624

ging oder freudig und froh vor mir herſprang, da dünkte ich mich in meinem thörigen Stolze zuweilen, ich ſey ihr ſchützender Engel, und jetzt iſt ſie der Engel, der den blinden Tobias leitet. — Komm', mein Kind! — ſprach er bewegt, die Arme nach ihr ſtreckend — komm', mein frommer Engel, daß ich Dich ſegnen und an mein Herz drücken kann! — Das Mädchen trat zu ihm, er legte die Hand auf ihr niedergebeugtes Haupt. — Gott ſegne Deinen Eingang in dieß Haus, erhalte Dich rein von Sünden und lohne Dir Deine Liebe durch ein freudiges Leben oder durch einen ſanften, baldigen Tod! — Dieß ſagend, drückte er ſie an ſein Herz.

Herr! — wandte er ſich nun zu Meiſter Klaus, das Mädchen noch in ſeinen Armen haltend — Verhängt auch der Himmel das Fürchterlichſte über den Menſchen, laſtet ſeine Prüfung auch noch ſo hart auf ihm und er hat nur ein reines Gewiſſen und ſteht ſchuldlos vor ſeinem Richter, dann iſt er nie ganz unglücklich, fühlt Muth und Kraft in ſich, zu dulden und Gott ſendet ihm einen ſchützenden Engel. Deßhalb gehe ich muthig und getroſt meinen dunkeln Weg dem Tode ent-

gegen; denn ich weiß, jenseit wird es wieder licht für mich! Aber, Herr, wo die Sünde einmal gewohnt hat, da gräbt das Schicksal unaustilgbar die Furchen in des Menschen Herz.

Der Meister hatte bleich wie der Tod diesem zugehört, Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, er sah noch regunglos vor sich nieder, als Marie schon lange vor ihm stand, um zu fragen, ob es ihn vielleicht erfreuen würde, ein Liedchen von ihr zu hören, gern wolle sie ihm eins singen. — Erst nachdem sie die Frage mehre Male und immer schüchterner wiederholt hatte, sagte er freudig:

Thut das, liebe Jungfrau, singt mir ein Lied, das mich aufheitert. Ich liebe den Gesang gar sehr und wenn ich zage, so stärkt er mich.

Das Mädchen sang, der Meister war ganz Ohr, hatte bald die Worte des Alten vergessen und die Ruhe des Herzens kehrte auf den sanften Tönen des Gesanges in seine Brust zurück. Er war entzückt, eilte, als sie das Lied geendet, nach einem kleinen Wandschrank, suchte hin und her und nahete sich dann dem Mädchen.

Liebe Jungfrau! — sprach er — Euer holder Gesang hat mir so wohlgefallen, hat mich so beruhigt, daß Ihr mir die Freude nicht versagen müßt, diesen kleinen werthlosen Ring zum Dank von mir anzunehmen — Erlaubt! — Er steckte ihr den einfachen, goldnen Reif mit einem werthlosen Steine an den kleinen Finger ihrer linken Hand, was sie auch hocherröthend duldete. — Seht nicht auf den Werth, — fuhr er fort — denkt, daß der, der ihn Euch gab, es im Entzücken über Eure holde Stimme that; denn nur so kann er einigen Werth für Euch haben.

Das Mädchen war zu verlegen, zu beschämt, um alsbald Worte des Dankes zu finden, sie stammelte Einiges und wagte nicht den Ring zu betrachten, der fast für ihren zarten Finger zu klein war. Endlich aber vermochte sie doch nicht der Neugierde zu widerstehen und während der Meister den Wandschrank wieder schloß, warf sie einen Blick auf das Geschenk, bei dessen Anblick sie zusammenfuhr, ihn genauer betrachtete und dann plötzlich aufschrie: Vater, mein Ring! — Ich habe meinen Ring wieder!

Was ist Euch? — Was ist Dir? fragte der Meister und der Alte zugleich.

Ich habe durch die Güte dieses Mannes meinen Ring wieder, freuet Euch mit mir! — rief Marie freudig aus. — Ihr wißt, wie werth er mir war; denn Ihr sagtet mir ja, er sey von meiner Mutter. Er und der kleine silberne Becher, den sie uns auch nahmen, war ja das Einzige, was mir von ihr geblieben war.

Bist Du auch gewiß, daß es Dein Ring und kein anderer ist? fragte der Alte, während Meister Klaus verlegen in's Fenster trat.

Ich bin es, Vater! Der rothe Stein, das schöngearbeitete Blümchen, das ihn einfaßt, hier der kleine Sprung, gewiß, er ist es!

Wie kam dieser Ring in Eure Hände, Herr? fragte jetzt der Alte.

Ich kaufte ihn in Augsburg mit mehreren Sachen in einer Versteigerung! erwiederte der Goldschmid verlegen.

So habt Ihr auch vielleicht das andere Pfand der Erinnerung, den Becher? fragte Marie schnell.

Wohl möglich! — sagte der Meister. — Könnt Ihr ihn mir bezeichnen?

O, gut, recht gut kann ich das! — erwiederte sie schnell. — Er war klein, ein Rand umgab ihn, und ein Kranz von Rosen, in welchem ein F stand, war in erhabener Arbeit darauf zu sehen.

Ich glaube, ich habe auch ihn! sagte der Meister, öffnete den Schrank und reichte ihr einen Becher.

Des Mädchens Freude war unaussprechlich, als sie dieß theure Andenken ihrer Mutter wieder in ihrer Hand hielt.

Ja, er ist's! — rief sie freudig, aber plötzlich ward sie still und ernst. — Wie könnt' ich ihn Euch bezahlen? — sagte sie traurig. — Haben wir doch kaum so viel in unserm Seckel, um auf ein paar Tage Herberge und Kost zu zahlen; doch — fuhr sie plötzlich auf — wenn wir vor dem Markgrafen auf der Plassenburg singen und er uns vielleicht freigebig lohnt; will ich Euch Alles geben, was wir bekommen, nur laßt mir den Becher.

Behaltet ihn auch ohne Zahlung, — sagte der Goldschmid — und sänget Ihr mir zum Dank auch nicht ein Liedchen mehr, so würde ich ihn Euch doch gern verehren, glaubt es

mir, von Herzen verehren; denn Gott sey's gedankt, daß er wieder in Euern Händen ist.

In Augsburg sagtet Ihr, hättet Ihr Beides gekauft? — fragte jetzt der Blinde. — Sonderbar, und in hiesiger Gegend wurden wir dieser geringen Kleinodien beraubt, wie kamen sie dorthin? Doch das Geschick führt ja zuweilen den Menschen gar sonderbar von Ost nach West, von Süd nach Nord, warum sollte auch nicht das Leblose durch hundert Hände nach entfernten Gegenden wandern können?

Er schwieg, der Meister knüpfte das Gespräch nicht wieder an und Marie war in kindlicher Freude nur mit Becher und Ring beschäftigt.

Plötzlich unterbrach der Alte die Stille. Werther, freundlicher Mann, der uns so liebevoll in seinem Hause aufgenommen, nennt mir nun auch Euren Stand und Namen, daß ich Euch gehörig begrüßen und bei Eurem ehrenwerthen Namen nennen kann.

Ich heiße Klaus Barnbühler und bin meiner Profession nach ein Goldschmid.

Hm! — fuhr der Blinde auf — Ist mir doch, als hätte ich diesen Namen schon irgendwo gehört.

Wohl möglich! In Baireuth, Nürnberg, Regensburg und Augsburg kennt man mich und meine Arbeit gar gut! — erwiederte Meister Klaus und konnte seine Verlegenheit nicht verbergen — Vielleicht habt Ihr da meinen Namen nennen gehört.

Die eintretende Magd, welche dem Meister meldete, daß die Kammer für die Fremden in Ordnung sey, störte zu des Meisters Freude das Gespräch. Marie ergriff nun des Vaters Arm, der Meister trug die Harfe und begleitete sie in ihre neue Wohnung.

Aber noch am nämlichen Abend rief er seinen Gesellen Georg zu sich. Setze Dich, — sagte er, unruhig in der Stube auf und abgehend — ich habe Ernstes mit Dir zu reden. Vor Dir darf ich kein Geheimniß haben, vor Dir, guter Mensch, dem ich so viel verdanke. Gott hat mir schon wieder ein Merkmal seiner Gnade gegeben; — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — ich konnte geraubtes Gut wieder in die Hände des Beraubten legen. Ach! könnte ich nur Alles

wie-

wieder erstatten, gern wollte ich, ein Bettler, herumziehen, würde nur mein Gewissen dadurch rein und ich frei von drückender Schuld!

Quält Euch doch nicht, lieber Meister! — unterbrach ihn Georg — Dem reuigen Sünder ist Gott immer barmherzig; fahrt nur mit Beharrlichkeit fort, der Tugend nachzustreben, und dann wird das, was geschehen ist, der Himmel gewiß verzeihen.

Ach, Georg! — nahm der Meister das Wort und man sah an seinem unstäten Blicke, daß das Vertrauen noch nicht so ganz in ihn zurückgekehrt war — wenn die Sünde in dem Menschen heimisch geworden ist, wird man sie so wenig los wie einen ungestümen Mahner; man werfe sie fort, schließe die Herzthüre zu, sie kehrt immer wieder mit ihrer lockenden Stimme auf geheimen Wegen zurück; denn sie hat den Menschen mit unsichtbaren Banden umgarnt, die er kaum gewahr wird, und der kleinste Fehltritt wird durch sie zum Falle. So auch mir. Ich wagte nicht, Grumbach den Aufenthalt der italienischen Frauen in meinem Hause zu verweigern, und ich wurde dadurch wider meinen Willen des Markgrafen Liebeshehler; nun sendet er mir

noch eine Zweite in's Haus, die zwar den Stempel der Frömmigkeit auf ihrem Antlitz trägt, aber eben deßhalb — und dieß iſt die Veranlaſſung, weßhalb ich Dich rufen ließ — eben' deßhalb ruft mir mein Gewiſſen zu: Sünder, ſchütze die Unſchuld; denn die zarte Taube fiel in Geiers Hände!

Georg hatte bisher aufmerkſam zugehört, nun wurde er immer geſpannter.

So wie ich unſern Herrn kenne, — fuhr Klaus fort — muß ihm die Jungfrau gefallen haben; denn ſonſt hätte er ſich nicht um ſie bekümmert. Georg, wir müſſen die Seele des Mädchens retten!

Wenn ich es vermag, mit Freuden! — ſagte der Geſell — Ihr wißt, Meiſter, wo es das Gute gilt, bin ich gern zur Hand.

Das weiß ich nur zu gut! ſagte Klaus, ihm dankbar die Hand drückend — Ich übergebe ſie Dir! Da, wo meinem ſchwachen Gemüthe der Muth fehlt, da handle Du. Du biſt ein freier Mann, reicher Eltern Kind, haſt Keinen zu fürchten; Dein Haus und Hof und Deine Güter liegen nicht unter des Markgrafen Bann; nimm Dich des Mädchens und ihres blinden Vaters an!

Wenn ſie es verdient, gern! ſagte Georg.

Ob ſie es verdient? Sieh ihr nur in's Auge — ſprach der Meiſter mit Feuer — und Du ſiehſt eine himmliſche Jungfrau, wie ſie Dein Landsmann, Albrecht Dürer, zu malen pflegte.

Nun, wir wollen ſehen! — ſagte der Bedächtige. — Oft trügt der Schein, und ihr Geſang, den ich aus der Ferne vernommen habe, hat Euch leicht bethören können. Doch verſpreche ich Euch, möge ſie der Sünde verfallen oder ein Engel ſeyn, ich ſtehe ihr als Freund warnend zur Seite! —

Durch dieſe Zuſage war der Meiſter getröſtet, der in dem feſten Glauben ſtand, der Böſe wolle ihn durch dieſe ſchönen Frauen und ihre Stimmen verlocken. Auch konnte das Zutrauen, welches er zu Georg hatte, feſt begründet ſeyn. Dieſer brave Jüngling hatte das geheime Treiben des Meiſters belauſcht, hatte beobachtet, daß er mit einer Räuberbande in Verbindung ſtehe, geſtohlenes Gut kaufe und ſo der Hehler des Verbrechens wurde; er hatte offen mit ihm hierüber geſprochen, ihm das Sträfliche ſolches Beginnens unumwunden gezeigt, ihn ermahnt und be-

wogen, dieſe unrechte Handelsweiſe aufzugeben und künftig ein gottgefälligeres Leben zu führen. Er hatte dieß mit ſo viel Wärme gethan, war, gegen den Wunſch ſeiner Eltern, blos deßhalb noch in des Meiſters Werkſtatt geblieben und unterſtützte den noch zuweilen Wankenden mit Rath, That und Beiſpiel, ſo daß Meiſter Klaus, und mit Recht, in ihm ſeinen rettenden Engel ſah.

Nicht mit ſo freundlichen Augen, wie von Meiſter Klaus, war übrigens der Harfner und ſein Kind von Franzeska betrachtet worden, die im Vorbeigehen nur einen Blick auf das Mädchen geworfen und ſogleich Laura die bitterſten Vorwürfe gemacht hatte, daß ſie dieſes Mädchen in ihre Wohnung aufgenommen habe. Sie iſt ſchön, — ſagte ſie — ſehr ſchön, hat jenes Anziehende, Jungfräuliche, das oft die Männer ſo wunderbar bezaubert und ihre Schmetterlingsflügel feſter zu binden verſteht als die vollendetſte Schönheit. Wozu rufſt Du eine Geguerin in die Schranken? Warum hältſt Du ſie hier feſt, die mit einem Zehrpfennig gern weiter gezogen wäre? Warum die fromme Einfalt, die kalte Tugend neben Dich ſtellen?

Und warum dürfte ich die Tugend nicht neben mir dulden? Fühl ich sie doch noch in mir! erwiederte Laurette stolz.

Kind! — unterbrach sie die Mutter, mitleidig lächelnd — ich wiederhole es Dir noch einmal: Du kennst die wahre Tugend so wenig, als ich sie kannte; in Deiner Seele ist sie nicht eingeprägt und über Deinem Gemüth schwebt sie nur wie die Libelle über dem Waldbach, ein leiser Lufthauch — und sie flattert, wohin er sie treibt. Dein Stolz, nichts weiter, erhält Dich, ein unbewachter Augenblick — und Du fällst!

Laura mochte der vergangenen Stunde gedenken und schwieg.

Morgen muß die Bettlerin von hier! — fuhr die Mutter fort — Meister Klaus darf sie nicht länger bei sich dulden, und wenn der Markgraf nach ihr fragt, so presse feurig Deine Lippen auf seinen Mund und er wird nach keiner andern Antwort verlangen. Ich werde morgen mit dem Alten sprechen, und mit einer Hand voll Scheidemünze fördert man solch Gesindel schnell.

Thut mit ihnen, was Euch gut dünkt, Mutter! sagte Laurette, nachdenkend geworden,

und die liebliche Gestalt der Harfnerin mochte wohl in dem Augenblicke, da sie das harte Wort aussprach, noch lieblicher ihrer Phantasie erschienen seyn.

Als aber Franzeska am andern Morgen hinüber zu dem Blinden ging, ihm einen Goldgulden in die Hand drückte und den sonderbaren Antrag machte, sich mit seiner Tochter sogleich aus der Stadt zu entfernen, erstaunte sie nicht wenig, als ihr der Alte, das Geld zurückgebend, erwiederte: Mich hat der Markgraf mit meinem Kinde auf das Schloß bescheiden lassen, bei Tafel ihn mit unserm Gesange zu vergnügen; des Herrn Befehl muß ich gehorchen; aber auch ohne dieß würde ich Euern Vorschlag so wenig als Euer Geld angenommen haben!

Franzeska verließ ihn entrüstet, um so mehr, da sie heute das Mädchen in dem vollen Zauber seiner Schönheit sah. Sie eilte nun zu Lauretten, und was ihre List nur erdenken, ihr Verstand nur erklügeln konnte, wendete sie, und wohl nicht vergebens, an, das Herz der Tochter durch Eifersucht und Eitelkeit zu entflammen und gegen die Harfnerin aufzubringen.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zweites Bändchen.

Romantiſche Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgrafen von Brandenburg.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Romantiſche Gemälde

aus dem Leben

Albrecht des Kriegers,

Markgrafen von Brandenburg.

Von

A. von Tromlitz.

Zweite Abtheilung:

Der Harfner und ſein Kind.

(Fortſetzung.)

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

1.

Um die Mittagzeit blies vom hohen Schieferthurme der Thurmwart ein luſtiges Lied. So war es auf Plaſſenburg Sitte, wenn der Markgraf ein Bankett hielt, zu welchem die Grafen und Herren aus der Nachbarſchaft eingeladen waren, dann rief das Lied die Bürger von Culmbach auf das Schloß und ſie durften ihren Herrn tafeln ſehen. Wer nur in einem anſtändigen Kleide erſchien, Mann oder Frau, dem wurde der Einlaß in den Speiſeſaal nicht verweigert, den Armen, Zerlumpten aber Bier, Brod und Fleiſch im Schloßhofe gereicht, damit auch ſie ſich erfreuen konnten. Auch heute, da es eben ein Sonntag war, zog Alt und Jung auf den Ruf des Thurmwarts den Berg hinauf nach der Burg und faſt Niemand

blieb daheim; denn es war seit lange wieder das erste Mal, daß der Herr hier bankettirte.

Auch der blinde Harfner, von seinem Kinde geführt und von Georg begleitet, wanderte nach dem Schlosse. Aller Augen ruhten theilnehmend auf dem alten blinden Manne, aber mehr noch auf seiner Führerin, Jedermann machte ihnen Platz, Aller Blicke waren auf die Jungfrau in ihrem lichtblauen, wollenen Gewande gerichtet, die nicht um sich sah, nur versorglich den Blinden leitete, bedächtig für ihn den ebensten Pfad suchte und ihn warnte, wenn etwa ein Stein in dem rauhen Wege lag. — Wohl dem, — raunten die Alten sich zu — den solch' kindliche Liebe pflegt. — Seht nur! — sagten die Mütter zu den Töchtern — wie bescheiden, wie züchtig sie zwischen uns einhergeht und nicht aufblickt als nach dem alten Manne! — Sieh' nur, — raunte eine freundliche Jungfrau ihrer Gesellin zu — wie knapp der weiße Gürtel sie umschließt, welche schlanke Gestalt, wie einfach sie das starke, blonde Haar gerollt und aufgesteckt, wie schön sie es gescheitelt hat und wie es doch so lockig über ihre Schultern herabrollt! — Hast Du was Schönerrs gesehen?

Dieſer Blick, dieſe Farben, dieſe Geſtalt! rieſen leiſe die jungen Männer ſich einander zu, leiſe; denn ſie wagten es nicht, laut ihr Lob vor der ſittſamen Jungfrau auszuſprechen.

So wanderte Marie, von Allen bewundert, den ſteilen Berg hinauf und als der Alte auf eine Steinbank unter einer knospenden Linde ruhte, hielt auch der ganze Zug an; denn keiner wollte an ihnen vorübergehen. Endlich gelangten ſie an das äußere Thor der Burg, wo ihnen aus dem Schloſſe ſchon Trompeten, welche die Gäſte zur Tafel riefen, entgegenſchmetterten. Ein hoher, weiter Saal nahm die ſtattlichen Gäſte auf, in welchem auf drei Seiten eine hölzerne breite Gallerie lief, auf welcher die Muſici und Zuſchauer ſattſam Platz fanden, die ſich nun nach der dahinauf führenden Treppe drängten; aber Niemand ging an dem blinden Harfner und ſeinem Kinde vorüber, ohne ſein: „Grüß Dich Gott, ſchöne Jungfrau!“ oder: „Gott mit Euch, armer, blinder Mann!“ noch in der Eile zu ſagen. Georg blieb unten bei ihnen zurück und wollte ſie nicht eher verlaſſen, bis ſie in den Speiſeſaal berufen würden.

Als er dieß erwartend, schweigend bei ihnen stand, fühlte er plötzlich einen leisen Schlag auf die Schulter, es war Otto, der an der Seite eines feingekleideten Jünglings hinter ihm stand.

Ei, ei, St. Georg! — sagte er spöttisch. — Wie? finde ich Dich heute im Frauendienst? Aber bei Gott, Du hast Recht; denn solch —

Ehe er noch weiter sprechen konnte, zog ihn sein Begleiter mit sich in das Gewühl fort. Staunend blickte ihnen Georg nach; denn er hatte sogleich in dem Zierlichgekleideten Laurette erkannt.

Jetzt trat ein Diener zu dem Harfner und befahl ihm einzutreten.

Lebt wohl, Jungfrau, seyd nicht verzagt, der Herr ist gar gut! raunte Georg dem Mädchen zu und drängte sich nun mit den Andern gleichfalls die Treppe hinauf; der Harfner und Marie traten in den Saal ein. —

Der Markgraf mochte mit seinen Gästen schon von dem blinden Spielmanne und seiner Tochter gesprochen und manches zu des Mädchens Lobe gesagt haben; denn bei ihrem Eintreten waren sogleich Aller Augen auf sie gerichtet. Er selbst rief, auf einen Pfau zei-

gend; der als Prunkſchüſſel in der Mitte der Tafel ſein ſchönes Gefieder ſpreizte, aber auch damit den Fürſten hinderte, die Eintretenden zu ſehen: Nehmt mir den verdammten Vogel weg! — Und als nun dieſer hinweggetragen war, der Markgraf Marie vor ſich ſah, war er wie ſeine Gäſte überraſcht.

Traun, Melchior! — rief er dem Oberhofmeiſter zu — Sieh' hin und ſprich! Hatte ich nicht Recht?

Gott möge ſie ſchützen! murmelte ſtatt Antwort der Alte vor ſich hin.

Heda, Maulaffen! — rief jetzt Markgraf Albrecht den Dienern zu, die auch gaffend da ſtanden und das Mädchen betrachteten. — Bringt dem Alten und der Dirne Seſſel und einen Becher Wein, dem Mädel Sekt, dem Alten Würzburger!

Die Diener erfüllten ſchnell den Befehl, brachten Seſſel und Becher. Plötzlich aber fuhr der Markgraf zornig auf.

Haushofmeiſter! lehre doch dem Schlingel dort Sitte! — rief er. — Schickt es ſich, einer ſolchen Jungfrau den Wein in einem zinnernen Becher zu kredenzen? Ein ſilberner ge-

hört ihr von Rechtswegen, wohl eigentlich ein goldener.

Der Harfner erhob sich jetzt, den Becher in der Hand. — Ehe ich diesen leere, — sagte er mit Anstand — möge mein Mund erst Dank und Segen aussprechen. Meinem gnädigen Herrn, dem Markgrafen Albrecht, möge Gott es wohlergehen und sein Unternehmen gelingen lassen! Alle seine frommen Wünsche möge er ihm gewähren, er noch lange der Schirm und Hort deutscher Ehre und seines Glaubens seyn, der Adler der Hohenzollern schirmend, mächtig und hoch sich schwingen über Deutschland und sein Stamm blühen, gedeihen und sich vermehren!

Ich danke Dir, Alter, für Deine guten Wünsche, — sagte der Markgraf — aber — setzte er lachend hinzu — was das Letzte betrifft, so überlasse ich das meinem Vetter zu Anspach und dem Kurfürsten in Berlin, die mögen mit Gott den alten Stamm fortpflanzen. Was ich hinterlasse, soll unsterblich seyn; in meinen Thaten nur will ich fortleben, nicht in meinen Kindern! — Doch trink' Deinen Becher aus, und auch Du, rief er Marien zu, die,

als sie den Becher an die Lippen setzte, hocherröthend sagte:

Auf Euer Wohl, gnädiger Herr!

Und weiter sagst Du mir nichts? fragte der Markgraf.

Ich weiß nicht, was ich Euch wünschen sollte! — sagte sie sittsam — Gott nur weiß, was dem Menschen nützen kann, deßhalb will ich Euch in mein Gedächtniß schließen, gnädiger Herr!

Thue das! — sagte der Markgraf — Das dringt gewiß bis zu Gott, und wenn Ihr die Becher geleert und der erste Gang abgetragen ist, dann beginne Euer Gesang.

War es nun, daß es Markgraf in der Stille befohlen hatte, oder waren alle Gäste begierig, das Mädchen singen zu hören, die Trompeten gaben bald das Zeichen, daß der erste Gang abgetragen werden sollte, und selbst der dicke Graf von Castel, sonst ein gar leckerer Herr, hatte den gespickten Aal mit Salbei, ohne ihn zu berühren, vorübergehen lassen.

Nun von der rothen burgundischen Traube, Mundschenk! — befahl der Markgraf. — Schenk' rasch ein, rasch die Becher geleert, Ihr Her-

ren, damit der Gesang beginnen kann. Dann Alles still!

Auch die Becher wurden schneller als gewöhnlich leer, der Markgraf winkte und Marie legte dem Vater die Harfe in den Arm, der so sicher, als könne er die goldnen Saiten deutlich erkennen, sie griff und starke Akkorde hervorrief, dann sang er das Lied von dem treuen Reibisch, der, als in Ungarn die Türken Kurfürst Moritzens Pferd niedergestoßen hatten, sich auf seinen Herrn warf, ihn mit seinem Körper deckte, bis Hilfe kam und so der Kurfürst gerettet wurde. Der Edle starb an seinen Wunden.

Gebe Gott jedem Fürsten viele solcher Diener! rief, als der Alte sein Lied geendet, der Markgraf unwillkührlich aus.

Jeder von uns würde für Eure fürstlichen Gnaden ein Gleiches thun! nahm Wilhelm von Grumbach das Wort.

Möchte doch auf die Gefahr nicht unter meinem Rosse liegen und die Türkensäbel über mir! — sagte der Markgraf und sein Auge flog schnell im Kreise seiner Gäste umher. — Schweigt! — rief er dann den Trompeten zu, die eben das Signal zum Auftragen der zwei-

ten Tracht gaben. — Erſt noch den Geſang der Jungfrau, bis der geendet iſt, müſſen ſich nun wohl meine werthen Gäſte gedulden und ihre Eßluſt zähmen. Singt uns etwas, das zum Herzen geht. Mitten in der Freude, ſelbſt beim Becher liebe ich den ſchwermüthigen Geſang.

Das Mädchen verneigte ſich, durchlief mit ihrer weißen Hand einige Mal die Saiten der Harfe, dann begann ſie.

„Tritt näher, Sänger!“ der König ſpricht.
Der Sänger nahet und leert
Den Becher mit traurig ernſtem Geſicht,
Den ihm der König verehrt.

„Nun nenn' uns auch, Pilger, Dein Heimathland
Und Deinen Namen; denn traun!
Es iſt kein Sänger aus niederm Stand,
Den wir hier vor uns ſchau'n.“

Ich heiße Wolfram. Dieß freundliche Land,
Der ernſte Pilgersmann ſpricht,
Das iſt auch mein liebes Vaterland,
Kennt mich denn mein König nicht?

„Bis einſt der Tod die Blume geknickt
Mit kalter, eiſiger Hand,
Sey Du, der meine Schweſter berückt,
Von meinem Throne gebannt.“

So sprachst Ihr. — Gehorchend zog ich fort,
Hab' nimmer die Holde erblickt.
Doch nun ist gelöst't Euer strenges Wort:
Der Tod hat die Blume geknickt.

Ich komm', ihr das Todtenopfer zu weih'n
In schauerlich nächtlicher Luft;
Gönnt mir ein Plätzchen auf moosigem Stein,
Hers König, an ihrer Gruft.

Da töne mein Lied, da dringe der Klang
Von meiner Harfe hinab,
Mein leiser, schmerzvoller Klaggesang
Umflüst're ihr einsames Grab.

„Zieh' hin in Frieden! Es sey Dir vergönnt;
Vernichtet ist, was ich gebot.
Was ich im Leben einst zürnend getrennt,
Das sühne nun fürder der Tod."

Der Sänger neigt sich und wandelt allein
Zur Stätte der Ruhe, und setzt
Sich auf den grauen, bemoosten Stein,
Von mancher Thräne benetzt.

Er seufzet tief auf, er starret hinab,
Durchdrungen von Gram und von Schmerz,
Denn unten im grausig einsamen Grab,
Da modert das treueste Herz.

Er greift in die Saiten — da bebet der Klang
Der Harfe durch säuselnde Luft,
Und wehmuthvoll steiget der Grabgesang
Hinab in das Dunkel der Gruft.

„Klein iſt Dein Bett und eng der Raum,
Doch mild und freundlich iſt der Traum,
Den Dir der Engel zugebracht,
Der Deinen ſanften Schlaf bewacht.

„Schlaf wohl, ſchlaf ſüß im engen Haus! —
Wir gehen All' dort ein und aus,
Durch kurze Nacht führt ja der Tod
Den Pilger bis zum Morgenroth."

Der Sänger ſchweigt, kein bebender Laut
Dringt mehr durch die ſäuſelnde Luft;
Und als im Oſten der Morgen ergraut
Iſt's ſtill und todt um die Gruft.

Da nahet der König. — „Was ſtörſt Du die Ruh'
Der Todten noch immer? Steh' auf! —
Feſt ſchließet der Tod die Gräber zu.
Keine Klage ſprenget ſie auf!"

Der Sänger acht't nicht das zürnende Wort,
Das der König zu ihm ſpricht;
Er blicket hinunter immer fort
Und rühret und reget ſich nicht.

Das Haupt geſenkt, die Harf' in der Hand,
Beſtrahlet vom Morgenroth,
Den ſtarren Blick zur Gruft hingewandt,
Sitzt er erbleichet und todt.

Das Lied, das in dem Dunkel der Nacht
So wehmuthvoll ſchauerlich klang,
Das er der Treuen zum Opfer gebracht,
Es war ſein Schwanengeſang.

Tiefe Stille hatte im ganzen Saale während des Geſanges geherrſcht, Gäſte, Diener und Zuſchauer hatten nicht aufzuathmen gewagt, Alle hatte eine tiefe Rührung ergriffen, Jeder unverwandt das Mädchen angeblickt, das, ſeiner Schönheit unbewußt, im Gefühl des Liedes, was es ſang, wie eine heilige Cäcilie in dem hohen, getäfelten Saale ſtand und die Herzen entzückte. Dieſe Stille herrſchte noch, als daſſelbe ſchon längſt ſchwieg und des Markgrafen Auge hing mit ernſtem, unverwandten Blicke an der Jungfrau, deren Töne ihn ſo tief erſchüttert, deren Anblick ihm ſo unausſprechlich wohl that. Da unterbrach der Graf von Caſtel endlich die Stille, er erhob ſich, ſo ſchwerfällig er auch war, von ſeinem Sitze und ging mit dem gefüllten Becher auf die Sängerin zu. Mädchen! — ſagte er — ſo wahr dieſer Wein ein ächter Burgunder iſt, ſo wahr verſichere und ſchwöre ich im Beiſeyn meines gnädigen Herrn und aller hier verſammelten Edlen, daß, wenn Du uns noch ein Lied ſingen willſt, ich den Becher hinſetzen und ihn nicht leeren und auf meinem Seſſel, mitten im Geruch der dampfenden Schüſſeln, ſitzen bleiben will, ohne

eine zu berühren und ſo mich kaſteien, wie ich noch nie gethan; denn wahrlich! ſo wie Du, hat mich noch nichts entzückt, ſo haben mich noch keine Töne durchdrungen als die Deinigen!

Während Alle riefen: Haltet ihn bei'm Wort, Jungfrau! der Markgraf Marie bat, ihm noch ein Lied zu ſingen, hatte dieſe ſich hocherröthend vor dem Grafen geneigt und erwiederte jetzt ſtammelnd: Euer Wunſch, Herr, iſt mir Befehl!

Bis die Sonne untergegangen nicht Speiſ' und Trank! rief der Graf und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz, während der Hofprediger hierüber: Miraculum! ausrief.

Marie ſang noch ein einfaches, trauriges Lied und bezauberte die Zuhörer von neuem, beſonders ward der Markgraf ungewöhnlich ernſt und befahl ſeinem Seckelmeiſter, als ſie geendet, den ſilbernen Becher, aus dem ſie getrunken, mit Nürnberger Groſchen zu füllen und ihn der Sängerin bei ihrem Heimgange in ſeinem Namen zu verehren.

Bei manchem der Zuſchauer hatte dieſe Scene gar verſchiedenen Eindruck gemacht. Meiſter Klaus, der auch auf der Gallerie nicht

fehlte — wo hätte er können eine Gelegenheit vorbeilaſſen, dem Geſange zu huldigen? — war ganz Ohr geweſen und man hätte ihn jetzt fragen können, ob die Sängerin ein braunes Gewand oder braunes Haar habe, er hätte es wahrſcheinlich in ſeiner Verzükkung bejahet. Seiner Meinung nach, die er jedoch für ſich behielt, war Laurettens Geſang künſtlicher, aber nicht ſo ſeelenvoll als der der Harfnerin; jener entzückte ihn, dieſer aber ſandte himmliſche und doch verſtändliche Laute zu ſeinem Herzen. — Georg war ſtill und in ſich gekehrt, ihm waren die Töne nur ein ſanfter Weſthauch, der ihn wunderſam in ſüße Träume wiegte; erwachte er, ruhte ſein Blick auf dem Mädchen, ſo ergriff ihn eine unbeſchreibliche Wehmuth, die er ſich nicht zu erklären wußte. — Otto verwandte, ſo lange Laurette neben ihm ganz Aug' und Ohr war, kein Auge von der Sängerin, ſein glühender Blick ſchien ſie zu durchbohren und ſeine Phantaſie geſchäftig zu ſeyn, aber jetzt ergriff er, ſich vergeſſend, Laurettens Hand, drückte ſie innig, und dieſe, hierdurch aufmerkſam gemacht, raunte ihm leiſe zu: Beobachtet lieber die Blicke des Mark-

grafen, als daß Ihr so unverwandt die Harfnerin anstarrt! Les't, wenn es Euch möglich ist, in seinem Auge, was in seinem Herzen vorgeht; ich will Marien beobachten. — Der Saame, den die Mutter ausgestreut, war aufgegangen, des Markgrafen Benehmen hatte ihre Eifersucht geweckt, selbst Otto's Bewunderung des schönen Mädchens verursachte ihr ein unangenehmes Gefühl. Sie war so mit ihm und Marien beschäftigt, daß sie nicht das leise Flüstern der sie Umgebenden bemerkte, unter denen Einige, trotz ihrer Verkleidung, sie erkannt und ihren Nachbarn spottend zuraunten: Sieh nur, das ist die welsche Dirne!

Meister Peter, der Hofnarr, der, gegen seine Gewohnheit, bis jetzt ganz still gewesen war und Jedermann mit seinem Witz verschont und sich zu dem blinden Harfner und seinem Kinde gesetzt und selbes mit Wohlgefallen betrachtet hatte, horchte jetzt nach dem Gefliester auf der Gallerie und erkannte, trotz der Verkleidung, Lauretten. Schnell trat er hinter den Markgrafen: Herr! — raunte er ihm, doch nicht so leise zu, daß es nicht auch die Nachbarn hätten hören kön-

nen — Herr! seht die verkehrte Welt. Da oben steht eine Sirene im Trockenen, während hier unten ein Gottesengel unter Zechbrüdern sitzt.

Der Markgraf sah hinauf und sein erster Blick traf Laura, die er auch sogleich erkannte, sein zweiter den Gesellen ihr zur Seite. Es war ihm unlieb, Laura hier und den Gesellen neben ihr zu sehen; er hatte das unangenehme Gefühl, das man empfindet, wenn man aus einem lieblichen Traume, wenn auch durch eine liebe Person, geweckt wird; man ist erwacht, das Gewebe des Traumbildes ist zerrissen und durch nichts wieder anzuknüpfen. Seine Gedanken waren so ruhig, so heiter, so still beglückend gewesen, wie nach einer Himmlischen hatte er nach Marien geblickt und kein unheiliger Gedanke, kein sündlicher Wunsch hatte ihn verlockt. Seit er wieder in Laura's Flammenauge gesehen, wallte sein Blut wieder stärker, er leerte einen Becher nach dem andern, blickte bald hinauf nach der Italienerin, bald überflog sein Auge Marie, die am untern Ende des Saales mit dem Vater sich, von dem gespendeten Beifall beschämt, in eine Fen-

stervertiefung zurückgezogen hatte. Er verglich, legte die Schönheit Beider auf die Wage, befragte sich, ob das Feuer der Südländerin nicht die leuchtende Glorie der Harfnerin überstrahle, fragte sein Herz, wohin es sich neige, aber dieses Polypenartige streckte seine tausend Arme nach Beiden.

Unterdessen hatte Georg seinen Mitgesellen auf das Flüstern und Zeigen der Zuschauer aufmerksam gemacht und dieser theilte dieß Lauretten mit, die schon während des ganzen Mahles über Markgraf Albrecht's Benehmen unruhig und mißmuthig gewesen war. Sie gab in ihrem Unmuthe um so leichter Otto's Bitten nach, sich, um ferneres Aufsehen zu vermeiden, davonzuschleichen, was jedoch nicht geschehen konnte, ohne daß es Peterlein nicht bemerkt hätte.

Gnädiger Herr! — sagte er zu dem Markgrafen — die Sirene taucht unter!

Dieser warf einen Blick auf die Gallerie und sah nur noch Laura an Otto's Hand sich durch die Menge der Zuschauer drängen. Dieß verdroß ihn und doch wußte er eigentlich nicht, weßhalb. Er leerte nun um desto fleißiger den Becher, seine Gäste thaten ein Gleiches;

der Lärm an der Tafel wurde immer ſtärker und die Blicke, womit der Markgraf zuweilen nach Marien ſah, wurden immer glühender. Wohl ihr, daß ſie die Augen jungfräulich niederſchlug und den ſeinen nicht begegnete, doch befand ſie ſich demungeachtet bei dem immer noch zunehmenden Lärm in unbeſchreiblicher Angſt. Dieß mochte der Oberhofmeiſter bemerken, er gab den Trompetern ein Zeichen, die alsbald ein luſtiges Stückchen bliesen und die Zuſchauer, von Alters her dieß Signal wohl verſtehend, entfernten ſich allmählig. Dieß war eine Sitte, die Melchior von Schaumburg mit Erlaubniß des Markgrafen eingeführt hatte, damit die Unterthanen ihren Herrn nicht ſähen, wenn der Wein, wie es wohl öfters geſchah, ſeine Sinne umnebelte; auch ſtand der alte, ehrwürdige Herr jetzt auf, ließ ſich von dem Seckelmeiſter den Becher mit Nürnberger Groſchen reichen, ging zu den Sängern und gab ihn mit den Worten Marien:

Dieß ſendet Dir mein Herr, der Markgraf, zum Lohne für Deinen Geſang; möge Dein Herz, Du liebes, frommes Kind, immer ſo rein bleiben, wie Deine Stimme,

möge Dein Engel Dich vor Fehl bewahren! Nun geh', hier ist's für Dich nicht mehr geheuer!

Marie nahm den Becher und gedachte hierbei, wie sie nun Meister Klaus Ring und Becher bezahlen könne, neigte sich vor dem alten Herrn, dankte und küßte ihm kindlich die Hand. Als aber der Markgraf sie hinausgehen sah, rief er sie mit den Worten zurück:

Ihr müßt noch singen, ich muß noch ein Lied von Dir hören, schönes Mädchen!

Aber während Marie zitternd den Vater wieder zurückleitete, war Herr Melchior zum Markgrafen getreten und bat ihn väterlich, die Leutchen nach Hause gehen zu lassen, da sie hier wohl schwerlich mehr taugten.

Ihr seht, mein Hofmeister schwingt noch immer die Zuchtruthe über mich wie vor fünf und zwanzig Jahren! — rief dieser, sich zu seinen Nachbarn wendend — Aber er hat es so treu und redlich mit mir gemeint und meint es heute noch so gut, daß, wenn ich auf seine grauen Locken blicke, die Ehrfurcht mir gebietet, ihm zu folgen. — Geht nur, geht! — rief er dem Harfner zu — aber nicht

ohne meine Erlaubniß aus Culmbach, wenn Ihr mich nicht erzürnen wollt!

Den gefüllten Becher in der Hand, freudig, als sey sie dem Kerker entlassen, verließ Marie den Saal. Von Jedermann, dem sie begegnete, freundlich begrüßt, eilte sie mit Schätzen beladen, die sie gern für das Wiedergefundene hingeben wollte und mit dankbarem Gefühle für den ehrwürdigen Oberhofmeister, der sie aus so peinlicher Lage gerissen hatte, in ihre Wohnung zurück. Sie konnte ihm auch danken; denn von dem Augenblicke an, da sie den Saal verlassen hatte, war das wilde Jauchzen und der Lärm noch ärger geworden, ihr Lob erscholl von jedem Munde und obgleich es in geziemenden Ausdrücken geschah, würde sich doch ihr Zartgefühl dadurch beleidigt gefühlt haben.

Bring' den großen Pokal, Mundschenk! rief mitten unter dem Jauchzen der Gäste jetzt Markgraf Albrecht. — Und Euch, hochgelahrter Herr, bitte ich zu bleiben! wendete er sich zu dem Magister Körber, für den der große Pokal immer das Zeichen zum Aufbruch war; denn wenn dieser die Runde machte, waren alle Zügel los und der geistliche

Stolz konnte nicht mehr hoffen, durch seine Gegenwart die Unordnung zu hemmen.

Der Markgraf ließ nun den Becher bis zum Rande füllen. — Euch, dem Diener des Wortes, thue ich hiermit zuerst Bescheid! — sprach er ernst. — Es gilt einer großen, wichtigen Sache, es gilt unserm Kriegzuge —

Hoffentlich wird er zum Heil des Glaubens geschehen! fiel der Hofprediger dem Markgrafen in die Rede.

Unterbrecht mich nicht immer, Magister! — rief ihm der Fürst unwillig zu und seine Stirne furchte sich. — Hört lieber zu, was ich Euch sagen werde, so ziemt es sich! — Daß ich in den Krieg ziehen werde, wißt Ihr, Ihr Herren! — wandte er sich nun wieder zu seinen Gästen. — Gegen wen, blieb Euch bisher unbekannt. So will ich es Euch hiermit kund thun. — Er gab ein Zeichen, die Dienerschaft verließ den Saal. — Morgen, Graf Mannsfeld, brecht Ihr mit dem Fußvolk und Geschütz gegen Rotenburg auf, der Graf von Löwenstein wird Euch mit der Reiterei dahin folgen. Dort versammeln sich die deutschen Schaaren, die für Glauben, Va-

terland und Freiheit gegen die spanische Tyrannei kämpfen werden.

Gegen des Kaisers Majestät? — riefen mehre Stimmen — Gegen Kaiser Karl geht der Zug? Bei Gott, ein gewagtes Unternehmen!

Nun? — fuhr der Markgraf heftig auf und sah wild im Kreise umher, besonders faßte er den Grafen von Castel, der das Letzte gesprochen hatte, scharf in's Auge. — Wer keinen Muth hat, mit mir den Strauß zu wagen, der ziehe heim! Allein, versteht sich, seine Fahne bleibt bei mir. Wer nicht Muth hat, taugt nicht einmal an meiner Tafel, geschweige in meinem Heere und thut deßhalb besser, sogleich sich zu entfernen.

Keiner stand auf.

Nun? — sprach der Markgraf weiter — Jetzt so stumm und vorhin so laut? — Was sollte der Ausruf gegen Kaiser Karl, den Ihr mit so ängstlicher Besorgniß thatet, Graf von Castel? — wandte er sich zu diesem. — Glaubt Ihr, ich hätte Euch Euer Regiment gegen die Schnapphähne im Fichtelgebirge werben lassen?

Markgraf Albrecht! — entgegnete der Graf, und erhob sich rasch und unmuthig von seinem Sitze. — Obgleich ich Niemandem von meinen Gedanken und Thun Rechenschaft zu geben habe und als ein freier Stand des deutschen Reichs Niemand als meinen Oberherrn erkenne, als das Oberhaupt deutscher Nation, so will ich doch mich gegen Eure fürstlichen Gnaden um meiner selbst willen entschuldigen. Nicht Furcht, Verwunderung erpreßte mir den Ausruf, Verwunderung über das kecke Wagstück und daß Ihr so schnell des Kaisers Partei verlassen habt, und diese Verwunderung theilen wohl die meisten der anwesenden Herren mit mir. So sauer es mir wird, ehe ich im Sattel sitze, so gern will ich mein Roß für Euch tummeln und mit Euch ziehen, und ging es auch gegen den Teufel selbst! Nur schmerzt es mich, daß Eure fürstlichen Gnaden Zweifel in meine Anhänglichkeit an Euch setzen; denn meinem Muthe gilt es doch hoffentlich nicht?

Das sey fern von mir! — sagte der Markgraf freundlich — der ist erprobt! Und nichts vor ungut, Graf Castel, wenn mir ein rasches Wort entschlüpft ist. — Er nahm sei-

nen Becher und ging zu dem Grafen, der ihm schnell entgegen kam. — Auf gutes Vernehmen, Graf Wilhelm! sprach er und stieß mit ihm an, der aber schnell den schon an die Lippen gebrachten Becher absetzte.

Verzeiht mir, gnädiger Herr, daß ich nicht Bescheid thun kann! — sagte er — Ich gab aber vorhin der blondgelockten Dirne mein Wort, heute vor Sonnenuntergang keinen Becher mehr zu leeren, keinen Bissen mehr zu essen und Wort muß ich halten!

Ich dispensire Euch! — nahm rasch und wohl etwas anmaßend Magister Körber das Wort. — Die Sache betrifft den Frieden der Streiter der Kirche und da müssen solche kleinliche Rücksichten schweigen.

Mit nichten, ehrwürdiger Herr! — erwiederte der Graf. — Mein Wort halte ich, und im Punkte der Ehre möchte Eure Dispensation, die überdieß etwas nach dem Papstthume riecht, nicht viel gelten. Verzeiht daher, gnädiger Herr, wenn ich den Becher nicht leere. Mein Wort, daß ich Euch in Noth und Tod nicht verlasse, so sauer es auch meinem Leichname werden mag, genüge Euch.

Schon gut, schon gut! — sagte der Markgraf. — Ein Becher Wein mehr oder weniger mit einander geleert, befestigt die Freundschaft um keinen Heller mehr — Freunde und Krieggenossen wie immer! — Er schüttelte ihm treuherzig die Hand und der Graf war beruhigt.

Unter wildem Gejauchze wurde nun der Becher beim Trompetenschalle fleißig auf das Wohl der Armada geleert und noch lange wacker gezecht. Nur dem Markgrafen wollte der Wein heute nicht mehr so recht munden, er hob ungewöhnlich bald die Tafel auf, empfahl sich bis morgen den Gästen und zog sich mit den Grafen von Mannsfeld und Löwenstein in sein Gemach zurück.

2.

Am nämlichen Abende saß Meister Klaus in seiner Wohnstube und hatte gar liebe Gäste bei sich, den Blinden, Marie und Georg, seinen jungen Freund. Noch ganz von dem schönen Gesange der Harfnerin entzückt, sprach er sich darüber offen und lebhaft aus und dieß

Lob erfreute Marie, da sie in der kurzen Zeit ihres Hierseyns Zutrauen zu dem Meister gefaßt und ihr deßhalb sein Lob nicht unangenehm war. — Das Gespräch, an welchem Georg, der nur immer das Mädchen beobachtete, wenig Theil nahm, wandte sich endlich von der Musik auf das Schicksal des Blinden und die heitere Laune, die bisher in der kleinen Versammlung geherrscht hatte, wurde ernster.

Ihr seyd mir durch so Manches werth geworden, — begann nun Meister Klaus — auch Eures Kindes wegen, deren Gesang mich so heiter und doch so feierlich, so wehmüthig und doch so wohl gestimmt hat. Kennt man das Schicksal der uns werthen Personen, so werden sie uns noch theurer; denn selten ist es die äußere Gestalt, die uns anzieht, meist nur der innere Mensch und der zeigt sich nur in seinem Handeln und Treiben. Deßhalb macht mich mit Eurem früheren Leben bekannt und theilt mir Euer trauriges Schicksal mit; denn traurig muß es für jeden Blinden gewesen seyn.

Wenn man Wunden aufreißt, so bluten sie zwar von neuem, — sagte der Harfner —

aber doch theilt sich der Unglückliche gern mit und versetzt sich willig in die Vergangenheit, als ob er in ihr schwelgen könne. So will ich denn, Euch zu Liebe und mir selbst zum Trost, meine einfache Lebensgeschichte erzählen, aber hofft, keine wichtigen Begebenheiten:

Ich ward in Wunsiedel von armen Aeltern geboren, die ich schon in früher Jugend verlor. Nach ihrem Tode nahm mich ein wohlhabender Verwandter, ein Pelzhändler in Nürnberg, zu sich in sein Haus. Der Alte war ein wunderlicher Mann, lebhaft und unruhig, heute das, morgen jenes wollend. Bald sollte ich ein Handwerk lernen, bald wollte er mich zum Rechtsgelehrten bilden, bald glaubte er, wegen meiner Stimme und meiner Lust zum Versmachen, Talent zu einem Meistersänger in mir zu finden. So kam ich denn zu einem Kürschner in die Lehre, verließ das Handwerk bald wieder, um die Schulen zu besuchen, aber nur die Prosodie hatte Reiz für mich, Lateinisch und Griechisch ekelte mich an. Da wurde ich zu dem alten Meistersänger Gebhard in die Lehre gegeben, lernte Reime schmieden, Sylben abwägen und den ängstlichen Bau der Verse, und mein Wohlthäter war entzückt, wenn mir

so ein mühsames Verslein gelungen war. Als ich aber die Lieder unserer früheren Minnesänger las, mich der Geist der Dichtung aus diesen Liedern anwehte und ich zu fühlen begann, daß nicht im Wort, nicht im Sylbenfall, nur in Geist und Gemüth die heilige Poesie wohne und dieß laut äußerte, da erzürnte ich meinen Meister, er entließ mich als einen Thoren, und ich nahm getrost meine Harfe und den gefüllten Seckel, den mir mein Wohlthäter nebst seinem Segen bei meinem Abschiede gab, und wanderte frei und froh, getrost und sorgenlos in die weite Welt, die ich für mich überall offen glaubte; denn den Schlüssel zu jeder Pforte hoffte meine Phantasie schon längst gefunden zu haben. Ich wanderte von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, der Seckel ward allmälig leer und ich mußte meine Kunst um Gewinn üben und mir so meinen Unterhalt verschaffen. So lebte ich zu meinem Aergerniß von der Kunst, oft im Ueberfluß, öfter noch mit Mangel kämpfend, durchstreifte während mancher Jahre mein Vaterland und die Fremde und wurde nicht reicher an Geld und Gut, nicht reicher an Erfahrung; denn überall suchte ich die Welt

und die Menſchen meiner Phantaſie, und ſo fühlte ich mich ſtets betrogen, mithin unglücklich.

Aber Alles hat ſein Ziel! Selbſt der Dichtung Schwung, ſelbſt die Flügel der Phantaſie erlahmen und mir wurde mein herumziehendes Leben zuwider. Ich begann eine Leere in mir zu fühlen, die nicht Geſang, nicht Dichtung auszufüllen vermochte; wohl aber endlich ein Mädchen, das ich an den Ufern des Neckars fand. Nun erſt geſtalteten ſich meine früheren Träume, nun erſt glaubte ich den wahren Zweck meines Lebens gefunden, mein Ideal erfaßt zu haben. Die Liebe lohnte dem Minneſänger, verſchönte ihm mehr als es je die Phantaſie vermocht hatte, das Leben, und an der Hand eines lieben Weibes ſtrömte mein Geſang nur um ſo inniger aus meinem wonneerfüllten Herzen, als ich immer mehr den Engel ſchätzen lernte, den mir Gott zur Geſellin gegeben hatte. Sechs Jahre habe ich ſchöne Tage durchlebt, keine Wolke umdüſterte meinen Horizont, ich fand in der Wirklichkeit alle Träume meiner Phantaſie erfüllt, ich fand mich glücklich und war ſelig, wenn ich in die ſpiegelhellen Augen mei-

nes Weibes blickte. Da brach sie der Tod, meine zitternde Hand schloß sie, ein enges Grab, ein kleiner Hügel deckte all' mein Glück!

Ihr Beispiel, ihr frommer Wandel hatte mir Ergebung in den Willen des Höchsten, hatte mich männliche Duldung meines Schicksals gelehrt. Ich wanderte nun, ein einsamer Pilger, durch dieß Leben und wo sich früher die Liebe im Hochgenuß ihres Glückes freudig und jauchzend ausgesprochen, da hauchte sie jetzt ihre wehmuthvollen Töne aus und ich lebte fortan nur noch in der Erinnerung. So zog ich manche Jahre umher, bis endlich am Fuße der Tyroler Alpen, als ich eben mein liebes deutsches Vaterland verlassen und nach Welschland ziehen wollte, mir das Schicksal einen neuen Stern aufgehen ließ —

Und das war? unterbrach ihn Meister Klaus gespannt.

Fortan zog ich nicht mehr allein; — fuhr er fort, ohne des Meisters Frage zu beantworten — meine Marie begleitete mich mit ihrer Wärterin und in dem Kinde lebte mein Weib von neuem um mich. Allmälig trug ich all' meine Liebe zu diesem Kinde über,

mein Schmerz verschmolz in sanfte Trauer und nur bei ihrem Lächeln — ach, könnte ich es nur noch einmal sehen! — fühlte ich mich wieder glücklich. So zog ich acht Jahre umher und es ging mir wohl, ich war mit meinem Loose zufrieden. Nur wenn die Knospen schwollen, die Blüthen sich entfalteten und die ganze Natur ein duftender Blüthenkranz, die Frühlingssonne freudig begrüßte und das Kind mir ein Veilchen brachte, das mich an die lieben Augen der Entschlummerten erinnerte, da wurde ich traurig, denn in dieser Zeit hatte ich ihr die Augen zugedrückt und der Fruchtbaum mit seinen weißen Blüthen erinnerte mich nicht an das neue, aufstrebende Leben, nur an den Tod, nur an das weiße Leichentuch, worein ich mein Weib gewickelt und sie so der Vernichtung übergeben hatte.

Die schönen Gefilde Deutschlands hatte ich durchschweift, lange am Neckar verweilt, an dessen lachenden Ufern mein Glück erblüht war und mich die Erinnerung fest hielt, als mich die Sehnsucht nach der Heimat aus den lockenden Gefilden nach dem Fichtelgebirge zog. Ich verließ Schwaben, durchzog das schöne Frankenland und mein Herz schlug

freudig, da ich mich nun den waldumkränzten Höhen meines Vaterlandes so nahe wußte. In Berneck, Ihr kennt ja wohl dieß so romantisch gelegene Städtchen mit seinen rauschenden Wässern, übernachte ich und steige am Abend mit der Kleinen zu der alten, schon längst verfallenen Burg — solch alt Gemäuer zieht mich immer gar wunderbar an — setze mich dort auf die Trümmer und sorglos, als sey ich der König des Landes, lass' ich freudiges Herzens, während die Kleine Beeren sucht, mein Lied erschallen. Die Sonne sinkt hinter den Bergen, feuchter Nebel hebt sich aus dem belebten Thale, ich sehe es nicht, Dämmerung breitet sich vor mir, ich bemerke sie nicht, ist es doch licht in mir und sehe ich doch die Vergangenheit vor mir aufgerollt, die Burg in ihrer Pracht, und ruht mein Auge doch mit Wohlgefallen auf der Kleinen, die zu meinen Füßen sitzt und aus ihrem weidengeflochtenen Körbchen die gesammelten Beeren ißt. Da rauscht es in dem Gestrippe hinter mir, zwei schwarze, wilde Männer treten plötzlich hervor —

Georg! — unterbrach Meister Klaus den Erzähler — pochte es nicht an die Hausthü-

re? Horch! — Ja, ja, es pocht schon wieder! Ein — zwei — drei Mal. — Entferne Dich, Georg, — schnell! — Ihr könnt bleiben! — rief er im Hinauseilen Marien zu, die, trotz ihrer angstvollen Spannung, den leisen Druck fühlte, mit welchem ihr der Geselle, sich rasch entfernend: Gute Nacht, Marie! zuraunte.

Kaum hatte der Blinde sein Kind gefragt: Was mag das seyn, Marie, mir wird so bange! als sich auch schon die Thüre öffnete und der Markgraf mit Meister Klaus eintrat, der höchst verlegen und unruhig zu seyn schien.

Nach einem Banket, wo der Herr bis in die späte Nacht zu zechen pflegte und selten in ruhigem Zustande war, würde jeden dessen Besuch befremdet und erschreckt haben. So war es auch dem Goldschmid ergangen, als er den Markgrafen vor sich stehen sah, und er hatte, an die Harfnerin denkend, ihn schnell hinauf, zu den fremden Frauen führen wollen, allein Markgraf Albrecht, wahrscheinlich von der Straße schon des Blinden Stimme vernehmend, hatte rasch die Thüre geöffnet, und so war Meister Klaus jede Hoffnung benommen, ihn zu entfernen.

Grüß Euch Gott! sprach Markgraf Albrecht im Hereintreten und sein Auge ruhete feurig auf dem Mädchen, die, den Blick niederschlagend, zu ihrem Vater trat und ihm leise etwas zuraunte, der dann schnell aufstand, den dargebotenen Arm der Tochter faßte und sich entfernen wollte.

Wohin? — rief der Markgraf. — Wo willst Du hin, Mädchen? Ich dachte, Du würdest mir hier noch ein Liedchen singen, deßhalb kam ich von der Burg herunter. Bleib'! — Setze Dich, Alter!

Wo mich mein Kind hinführt, da folge ich, gnädiger Herr! sagte der Harfner und setzte sich nicht. Auch Marie verneigte sich, um zu gehen.

Warum fliehst Du vor mir, was bebst Du, Kind? fragte der Markgraf zwar mit sanfter Stimme, jedoch funkelte sein Auge so lebhaft, daß Meister Klaus von neuem bangte.

Gnädiger Herr! — erwiederte Marie erröthend, doch war die scheue Furcht gewichen und Selbstvertrauen mochte ihr Muth gegeben haben. — Mich dünkt, ich tauge nicht hier und es sey besser, ich ginge mit dem Vater auf meine Kammer.

Und weßhalb? fragte der Markgraf.

Das weiß ich Euch nicht zu ſagen! — erwiederte ſie unbefangen. — Es fliſtert mir eine leiſe Stimme zu, daß ich gehen ſoll. Darum erlaubt, gnädiger Herr!

Der Markgraf ſtand ungewiß vor dem Mädchen, die fromme Unſchuld, die aus jedem ihrer Züge ſprach, flößte ihm Achtung ein, aber die ſchönen Formen ihres Körpers, der Liebreiz, der ſich wie ein roſiger Hauch über ihr Antlitz breitete, erhitzten ſeine von Wein aufgeregten Sinne noch mehr. Er faßte ihre Hand und hielt ſie faſt gewaltſam zurück.

Setzt Euch, Vater! — ſagte ſie jetzt mit heiterer Ruhe. — Der Herr Markgraf befiehlt, wir ſollen hier bleiben, wir müſſen wohl gehorchen und ich ſinge Sr. fürſtlichen Gnaden auch noch ein Lied —

Laß das, — unterbrach ſie der Markgraf, durch die Bereitwilligkeit des Mädchens, die ſich ruhig niedergeſetzt hatte, getäuſcht — laß das für heute! Wir wollen lieber traulich mit einander koſen, führe den Vater, wenn er müde iſt, hinauf auf die Kammer, kehre dann zurück; Meiſter Klaus bleibt bei uns.

Ich bin nicht müde, gnädiger Herr! — sagte der Alte mit bestimmtem Tone. — Wo mein Kind ist, da bleib' auch ich.

Du bist sehr frech, Graukopf! — fuhr der Markgraf auf. — Ein Bettler wie Du sollte schmiegsamer seyn.

Gnädiger Herr! — erwiederte der Alte, jedoch mit Bescheidenheit — Erlaubt Ihr wohl einem alten Sänger — wenn er auch jetzt ein Bettler ist — Euch ein Gleichniß vorzutragen? Vielleicht vergnügt es Euch, vielleicht auch nicht. Es kommt dabei Alles auf die Stimmung an, in der man sich eben befindet.

So beginne und mache es kurz! sagte der Markgraf, setzte sich neben Marie, bog seinen Arm über die Lehne ihres Sessels und suchte sich in ihrem Anblick für die Parabel entschädigen zu wollen. Meister Klaus stand in ängstlicher Erwartung.

Auf dem Fichtelgebirge, auf dem Schwarzwalde, wie in den Schweizerbergen — so begann der Blinde — entspringt der Main, die Donau und der herrliche Rhein, der das Land der Reben durchströmt. Stolz wälzen sich ihre Fluthen durch Felder und Fluren, strömen brausend über Felsen daher, und tra-

gen, leicht wie der Sturm das falbe Blatt des Eichbaums, auf schäumenden Rücken hoch bemastete Schiffe, während die Quelle, welche der blumigen Wiese entsprang, sich leise murmelnd und kaum von spielenden Knaben bemerkt durch Sträucher und Blumen windet und nur auf kräuselnder Welle die Blume trägt, welche sinnend die Jungfrau in ihre Fluthen warf —

Und was soll das? — Ende, komm' an's Ziel! sagte der Markgraf schon ungeduldig.

Ja, gnädiger Herr, an's Ziel gelangen sie bald, an ein großes, allgemeines Ziel, dem tobenden Meere. Der stolze Rhein wie der klare Bach, Beide treibt die Macht ihres Geschicks unaufhaltsam fort, die blaue Meeresfluth verschlingt Beide, Quell und Strom, und in dem großen Becken des Oceans verschwinden und mengen sie sich und wogen als Tropfen in einer Welle dahin.

So auch der Mensch! — fuhr er fort und der Markgraf, der aufmerksam geworden war, wurde ernst. — Groß und Kleine; die so brausend, stürmisch einherzogen und die still, bescheiden sich durch die Krümmungen des Lebens wanden, die Fürsten wie die Bettler

wandern Alle nach einem Ziel; das Leben treibt sie vorwärts, bis das Grab sie Alle verschlingt. In diesem weiten Erdenbecken werden sie gleich, und gleich stehen sie dann vor Gott und müssen Rechenschaft geben von ihrem Thun! — Nun komm', Marie!

Er erhob sich, Marie desgleichen, sie neigte sich, ergriff des Markgrafen Hand, küßte sie und ihr Auge sah hierbei so fromm und engelmild zu ihm auf, daß der Fürst, frei von jedem irdischen Gedanken, sich zu ihr neigte und ihre Stirne küßte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Laurette trat ein.

Gottes Segen über Euch, mein gnädiger Herr! — sagte die Harfnerin, die durch Laura's Eintreten nicht verlegen geworden war, sie freundlich grüßte und des Vaters Hand ergriff, der mit tiefbewegter Stimme sagte: Wohl dem Fürsten, dessen Herz der Tugend nicht verschlossen ist! und von Meister Klaus begleitet das Zimmer verließ.

Staunend sah ihnen Laurette nach, dann wandte sie sich nach dem Fürsten, ihr Auge glühte, sie zitterte.

Iſt das die Liebe, von der Ihr mir ſagtet? Von der Ihr mit ſo viel Wärme, mit ſolchem Feuer zu mir ſpracht? — rief ſie leidenſchaftlich. — Welch' eine erbärmliche Liebe, die wie die Mücke um jedes flackernde Licht flattert und ſich die Flügel verſengt! Welch' eine Ewigkeit für dieſes Götterkind! Nicht vom Morgen bis zum Abendroth, nicht eine Sturmnacht dauert ihr jämmerliches Leben —

Habt Ihr bald geendet? — unterbrach ſie der Markgraf gereizt. — Mich langweilt es, von Eurem Munde Sermone zu hören, überlaßt das lieber meinem Magiſter, Euer Mund iſt zum küſſen, nicht zum predigen geſchaffen.

Ueberraſcht, regungslos ſtand Laura. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Markgraf dieß ſprach, der Unmuth, der ſich auf ſeinem Geſichte deutlich ausdrückte, erpreßte ihr Thränen.

Ich bitte Euch, laßt das Weinen! — fuhr der Markgraf fort. — Weiberthränen ſind mir zuwider; denn entweder ſie rühren, oder ſie ärgern mich, und beides mag ich nicht. Und weßhalb weint Ihr denn? Daß

ich dem Engelkinde die Stirne küßte? — Bei Gott! so tugendsam küßte ich noch kein Mädchen. — Was zürnt Ihr mit mir? Legt die glühende Flamme auf kaltes Eis und sie verlischt; was kann die Flamme dafür? Lange genug habe ich vor Eurer Thüre gebettelt, kaum eine Lucke hat sich mir aufgethan, aus welcher Ihr mir mit karger Hand noch kargere Brosamen gereicht habt. Ich bin es satt! — Und wäret Ihr das schönste liebeathmende Weib, das ich noch sah, noch schöner, noch lockender als Ihr wirklich seyd, ich müßte Euch Valet sagen und gehen. Bei Gott! — So sehr wie ich das Minnespiel liebe, so wenig mag ich, daß sie ihr Spiel mit mir treibt; denn Liebe ohne Gegenliebe ist ein Unding!

Nennt Ihr das, was Ihr für mich fühlt, Liebe? — sagte Laura, doch schien sie jetzt weniger aufgeregt zu seyn als vorhin. — Aber was frag' ich noch! Ihr seyd Fürst! Was Eurem Auge gefällt, soll Eurem Willen unterthan seyn, und so wähnt Ihr auch, die Schönheit sey Euch unterthan. Wahrer Liebe seyd Ihr nicht fähig!

Hört, edle Dame! — unterbrach sie der Markgraf — mich dünkt, auch Ihr nicht. Um

mit mir ein verliebtes Schäferspiel zu spielen, seyd Ihr wahrlich nicht aus Welschland hierher gekommen, absichtlos nicht nach Culmbach gezogen. Ihr wolltet mein Geld, warum schließen wir nicht rasch und ohne Verstellung den Handel ab? Fordert — ich biete!

Empört wandte sich Laura, entfernte sich und ließ den Markgrafen allein.

Der Markgraf war indessen in Gedanken hastig im Zimmer auf und ab geschritten und hatte nicht einmal das Eintreten des Meisters bemerkt. — Hm! — brummte er vor sich hin — Ein sonderbares Wesen! Mir neu! Es wäre wohl der Mühe werth!

Gnädiger Herr! unterbrach Meister Klaus das Selbstgespräch.

Wer ist hier? fuhr ihn der Markgraf zornig an; doch, gegen seine Gewohnheit, erschrak Meister Klaus dießmal nicht, sondern fuhr mit Fassung fort: Verzeiht, wenn ich Eure fürstlichen Gnaden störe. Es trieb mich aber zu Euch herein und ich komme, ein Bittender, zu Euch.

Was ist's — was wollt Ihr von mir? fragte der Markgraf immer noch unwillig.

Mir hat Gott einen Engel in's Haus gesendet —

Vielleicht einen Teufel! — unterbrach ihn der Markgraf.

Nein, mein gnädiger Herr, das ist die Tochter des blinden Harfners nicht!

Ja so, Ihr meint die! sagte Markgraf Albrecht, seinen Irrthum belächelnd.

Ich meine die unschuldige Jungfrau, die vor Euren Augen Gnade gefunden zu haben scheint und um derenwillen ich bittend vor Euch stehe.

Nun? — Warum stockt Ihr? — fragte der Markgraf den plötzlich Schweigenden.

Weil ich die rechten Worte nicht finden kann, um das, was meine Brust beengt, auszusprechen.

Redet nur offen, der Sinn ist die Sache, die Worte machen es nicht! — unterbrach ihn der Fürst, sich auf einen Sessel setzend.

Gnädiger Herr! — begann nun Meister Klaus — Ihr habt in meinem Hause die fremden Frauen, die mir aufgedrungen wurden, heimlich besucht. Ich habe aus gebührender Devotion geschwiegen, so schmerzlich es mir auch war, zu dergleichen die Hand zu

bieten. Ihr habt mir darauf den blinden Harfner und sein Kind zugeschickt, ich habe ihnen aus schuldigem Gehorsam den Aufenthalt nicht verweigert; aber das, von dem ich heute Zeuge wa., läßt mich fürchten, daß Ihr, mein gnädiger Herr, keine gottgefälligen Absichten mit dem frommen Kinde habt, und so ein arger, jedoch mit Gott reuiger Sünder ich auch bin, so möchte ich doch um alle Schätze der Welt diese neue Sünde nicht auf mich laden. Deßhalb, mein gnädiger Herr! verzeiht, wenn ich Euch in Demuth bitte, ehrt die Tugend und achtet das Haus eines ehrbaren Bürgers als eine Freistatt der Unschuld, seyd ein gerechter, ein gütiger Herr!

Narr! — fuhr der Markgraf auf — Und was könntet Ihr thun, wenn ich Eurer thörigen Worte nicht achte?

Herr, was mir Gott befiehlt! erwiederte der Meister rasch.

Und was befiehlt er Euch?

Die Unschuld zu schützen mit Leib und Leben, lieber Haus und Hof zu verlassen und mit den Unglücklichen hinzuziehen, wohin Euer mächtiger Arm nicht reicht.

Wohl gar nach Nürnberg? fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Nach Nürnberg, oder wohin Gott es mir eingäbe, — fuhr der Meiſter fort — nur ſie retten, das habe ich meinem Gott in den Stunden der Reue geſchworen, und meinen Schwur halte ich.

Der Goldſchmid, ſonſt ein ſchmiegſamer Mann, ſtand jetzt ungebeugt vor ſeinem Fürſten, der ihn lächelnd vom Kopfe bis zur Sohle muſterte.

Meiſter Klaus! — ſagte er endlich, ſich von ſeinem Seſſel erhebend — ich liebe den Muth nicht allein an dem Krieger, auch an dem Bürger ehre ich ihn, beſonders wenn ihn eine gute Sache entflammt. Deßhalb zürne ich Euch nicht über das, was Ihr eben geſprochen, ſondern achte Euch deßhalb doppelt. Meiſter! wir Fürſten begegnen ſo ſelten der Unſchuld, daß wir oft ihre Thränen für Täuſchung, ihre Worte für Lockungen halten, uns zu täuſchen; auch finden wir ſelten einen Biedermann, der die Wahrheit höher ſchätzt als unſere Gunſt, darum fehlen wir auch öfterer, ohne ſchlimmer zu ſeyn als Andere. Eure Pflegbefohlene hat nichts von mir zu befürchten!

ten! In zwei Tagen ziehe ich von hier; behaltet sie in Eurem Hause und ich werde es Euch vergüten, oder schickt sie fort und Ihr könnt ihnen von mir einen güldenen Zehrpfennig mit auf den Weg geben. Thut, wie es Euch gut dünkt und wißt, daß Ihr mir von dieser Stunde an werther seyd als je; denn ich sehe in Euch einen Ehrenmann, der rein und würdig vor mir steht, so daß ihm Markgraf Albrecht mit Freuden die Hand reicht; denn Ihr waret, in diesem Augenblicke wenigstens, besser als ich.

Der Goldschmid ergriff hastig die dargereichte Hand und küßte sie. Herr! — sprach er, und sein ganzes Wesen war verändert, sein Auge glühte und war dennoch feucht, man sah es dem Manne an, daß sein ganzes Innere aufgeregt war — Herr! Ihr habt zu viel Milde für mich, ich verdiene sie nicht; denn ich war ein böser Mensch! — Dieß sagend, warf er sich zerknirscht vor dem Markgrafen nieder. — Ja, ich bin ein arger, aber ein reuiger Sünder, der sich in Demuth dem Strafgerichte Gottes unterworfen hat und sich jetzt dem Schwerte der Gerechtigkeit übergiebt —

Sprecht Ihr irre? — unterbrach ihn Markgraf Albrecht verwundert — Steht auf! — Kniee vor Deinem himmliſchen Richter, ſündiger Menſch, nicht vor dem irdiſchen!

Meiſter Klaus ſtand auf. Nein, mein gnädiger Herr! — fuhr er dann fort — was ich ſage, iſt nicht im irrigen Wahne geſprochen, es kommt aus der enggepreßten Bruſt, worin es nicht länger verborgen bleiben will! Hört mich an, dann richtet mich! In Eurem, im Thüringer Lande, an den Grenzen der Bisthümer zieht eine Räuberbande umher —

Ich weiß es, habe ſchon Mancherlei davon gehört, aber ſprich nur weiter! — unterbrach ihn der Fürſt.

Ein mächtiger Mann, der Eurer fürſtlichen Perſon gar nahe ſteht, iſt ihr Haupt, — fuhr der Goldſchmid fort, während der Markgraf immer aufmerkſamer wurde — nicht ſo eigentlich ihr Anführer, aber er gibt ihnen Schutz an allen Orten, wo er Macht hat, ſammelt ſie um ſich, wenn er ihrer bedarf —

Und dieſer Mann?

Herr! ſeinen Namen darf ich nicht nennen, ein furchtbarer Eid bindet mich und hundert Dolche wären auf mich gezückt.

Und was haſt Du mit den Räubern gemein? — fragte jetzt der Markgraf, dem die Sache wichtig zu werden begann, da er ſchon ſeit lange gern dieſem Unweſen an der Grenze ſeines Landes geſteuert hätte.

Ihr Haupt, mit dem ich früher ſchon mancherlei ehrlichen Verkehr getrieben, überredete mich, der Hehler ihrer Unthaten zu ſeyn, goldene und ſilberne Gefäße und die geraubten Kleinodien ihnen abzukaufen —

Menſch! — fuhr der Markgraf von ſeinem Seſſel auf, doch ſetzte er ſich gleich wieder — Fahre nur fort! — Nur weiter! ſagte er dann anſcheinend mit Ruhe.

Der Goldſchmid, ohne vor dem zornigen Blicke ſeines Herrn zu erſchrecken, fuhr mit Ruhe fort: Hierdurch gewann ich viel Geld, gab den Armen reichlich und hoffte ſo mein Gewiſſen zum Schweigen zu bringen; aber vergebens! Jeder Becher mit Wein, den ich leerte, jeder Heller, den ich mir zur Freude ausgab, mahnte mich an meine Schuld, verbitterte mir Alles und ließ mir nicht Ruhe noch Raſt. Dieß bemerkte einer meiner Geſellen, der wohl ſchon Manches, was um mich vorging und was ich verborgen glaubte, be-

obachtet haben mochte; er redete mir in's Gewissen, sprach mir so warum zum Herzen —

War das der kecke Bursche, den ich bei der Italienerin fand? fragte Markgraf Albrecht.

Nein, gnädiger Herr! — erwiederte der Meister — Das ist ein Kind der Sünde, Jener aber ein Engel des Lichts!

Und, was that dieser Engel des Lichts?

Er ließ den Entschluß in mir reifen, jener schändlichen Verbindung zu entsagen. Ich habe mich muthig losreißen wollen, aber die Sünde hält fest und schwer ist es, ihr Netz zu zerreißen. Noch immer stürmen die Böse-wichter auf mich ein und die, so Ihr eines Abends bei mir tobend und lärmend trafet, waren von dieser gottlosen Bande. Ich bitt' Euch, gnädiger Herr, schützt mich und unsere Stadt vor ihnen, sie haben gedroht, mein Haus anzuzünden und die Stadt in Flammen aufgehen zu lassen.

Fürchtet nichts! — beruhigte ihn der Markgraf, indem er den Meister scharf be-obachtete — Ich werde meinen Rath, den von Grumbach mein' ich, mit seinen Fahnen hier zurück lassen, der wird schon den Ort

rein halten und die saubern Gesellen zu Paaren treiben.

Den Ritter von Grumbach mit seinen Fahnen wollt Ihr hier lassen? wiederholte der Goldschmid erblassend.

Nun ja! — sagte der Markgraf gelassen — Aber warum erschreckt Ihr so, fürchtet Ihr ihn?

Nein Herr! stotterte Meister Klaus und seine Fassung schien dahin — Thut nach Eurer Einsicht.

Des Markgrafen Antlitz überzog plötzlich hohe Röthe, er stand rasch auf, ging, bitter lächelnd, einige Mal im Zimmer auf und ab, dann winkte er dem Goldschmide, zu ihm zu treten. Meister Klaus! — sagte er und jeder Zug von Milde war aus seinem Antlitz verbannt — Ihr habt Euch durch Euer Geständniß der Gerechtigkeit übergeben, der ich Euch überantworten sollte. Sie würde Euch durch die Tortur zur Nennung des Namens bringen, den Ihr mir verschwiegen habt und Euch zum Strange verdammen. Da ich aber auch ohne Euch wohl den Mann kennen lernen will, Ihr aber Euch selbst angeklagt, ein reuiger Sünder seyd und meiner

Milde vertraut habt, so will Albrecht von Brandenburg es dem Markgrafen, Eurem Herrn, verschweigen und was Ihr dem gesagt, vergessen.

Das aber schmerzt mich tief, — fuhr er nach einer langen Pause unmuthig auf, während welcher Meister Klaus sich wieder muthig in sein Schicksal ergeben und Fassung erlangt hatte — daß ich mich schon wieder einmal getäuscht, Schlacke für Gold, Euch für einen redlichen Mann gehalten und Euch die Hand gereicht habe.

Ohne weiter zu grüßen, verließ der Markgraf das Haus des Goldschmids.

3.

Am andern Morgen erwartete der Markgraf Wilhelm von Grumbach, den er zu sich beschieden hatte, mit einer gewissen Unruhe. So manches, was ihm Meister Klaus gesagt, so Manches, was ihm der alte Oberhofmeister schon früher hinterbracht hatte, ließ ihn glauben, Grumbach sey der Mann, den der Goldschmid gemeint habe. Um alles in der

Welt hätte er nicht gemocht, daß es so sey, besonders in jetziger bedenklichen Zeit, wo dieser Mann mit seinem hellen Verstande und seinem durchdringenden Blicke ihm unentbehrlich war und er ihn doch sogleich von sich hätte entfernen müssen, fand er seine Vermuthung gegründet.

Als Grumbach eintrat und ihm allerhand Papiere zur Durchsicht vorlegte, konnte er nur mit Gewalt seine Heftigkeit unterdrücken und so viel über sich gewinnen, sie mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, dann unterzeichnete er Einiges, legte die Schriften vor sich auf den Tisch und wollte eben zu sprechen beginnen, als jener anhob:

Ich habe wichtige Nachrichten von Dresden erhalten. Der Kurfürst hat den Kaiser auf sehr listige Weise getäuscht, indem er die vom Kaiser Karl gewonnenen kurfürstlichen Räthe dem Schein nach in sein engstes Vertrauen zog, ihnen gerade das Gegentheil von dem, was er thun wollte, mittheilte und sie auf diese Weise hinterging, so, daß ihre Berichte den Kaiser noch sicherer machen mußten, als er schon war —

Das wußt' ich ſchon! unterbrach ihn der Markgraf.

Aber gewiß noch nicht, — fuhr Grumbach beifällig lächelnd fort — daß der Kurfürſt in geheimen, ununterbrochenem Briefwechſel mit dem Könige von Ungarn ſteht und er nur auf die Vereinigung des Heeres bei Rotenburg wartet, um ſogleich einen Vertrauten in's Geheim nach Wien an König Ferdinand zu ſenden.

Das wußt' ich nicht, dieſe Nachricht iſt wichtig! ſagte der Markgraf und wurde nachdenkend.

Mich dünkt, mein gnädiger Herr, — fuhr Grumbach fort — der König von Ungarn und der Kurfürſt ſind beſſere Freunde als es zu Eurem Vortheil frommt. Habt Acht, Ihr arbeitet auch dießmal wieder für Andere, und wenn Ihr Eure Rechnung ſchließt, ſo habt Ihr nichts gewonnen. Sich ſelbſt wird Moritz von Sachſen wohl bedenken, wie er nach der Mühlberger Schlacht that, und Ihr habt Euch die Gnade des Kaiſers verſcherzt und keinen Meierhof dabei gewonnen.

Und doch riethest Du mir ſtets zum Bruch mit Spanien? unterbrach ihn der Markgraf.

Das that ich und thäte es auch jetzt noch aus treuer Anhänglichkeit! — erwiederte Grumbach. — Nur müßt Ihr an der Spitze stehen, und die Seele und das Haupt des Unternehmens, nicht nur der Arm seyn, der das Schwert für Andere führt. Gelingt die Sache, so bleiben Euch kaum ein Paar tausend Gulden übrig; mißlingt sie, so trifft Euch die Rache des Kaisers, vielleicht noch mehr als den Mächtigeren, der an der Spitze stand. Ihr kennt ja das alte Sprüchwort: Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen.

Kannst Recht haben, Grumbach! — fiel ihm der Markgraf in die Rede. — Aber gut, daß Du mich mit Deinem Sprüchwort an das erinnerst, worüber ich eben mit Dir sprechen wollte. Mir ist berichtet worden, daß eine Rotte Raubgesindel in meinen Landen an der böhmischen und thüringischen Grenze herumzieht, in den Städten mit List, auf dem Lande mit Gewalt raubt und furchtbaren Unfug treibt.

In Eurem Lande, gnädiger Herr? — fragte Grumbach überrascht. — Das glaub' ich kaum.

Woher behauptest Du, woher weißt Du das? — Oder glaubst Du, sie machten's wie die Marder, die an dem Orte, wo sie ihr Nest haben und sich geduldet glauben, nicht auf Raub ausgehen. Du irrst, der Mensch ist nicht einmal so dankbarer Natur als ein Marder! — Auch sagt man, — fuhr er fort und seine Stirne furchte sich — Du ständest an der Spitze dieser saubern Gesellen.

Ich? — erwiederte Grumbach mit frechem Lachen. — Was doch nicht alles in dem trocknen Hirn Eures alten Oberhofmeisters brütet!

Hast Du nicht Verkehr mit der Diebesbande? fragte der Markgraf, schon heftiger werdend.

Meine Bande hat ihre Fahnen aufgerollt und ist mit des Grafen von Castel's Regimente nach der Tauber gezogen! erwiederte Grumbach immer ruhiger werdend, je heftiger der Markgraf wurde.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Markgraf.

Nun gnädiger Herr, daß ich immer so ein Paar hundert verwegene Bursche zu meiner Verfügung habe, die sich unter meine

meine Fahnen stellen, wenn ich winke, Ihr kennt ja die bärtigen, verwegenen Gesichter, die ich immer, sobald Ihr Kriegsvolk bedurftet, zu Euch stoßen ließ. Welch Handwerk sie treiben, wenn ich sie wieder entlassen habe, darum bekümmere ich mich wenig.

So? — brummte der Markgraf und begann pfeifend seine Wanderung im Zimmer. — Du kümmerst Dich nicht um sie und ich habe doch gehört, daß ihnen auf Deinen und Deiner Freunde Schlösser stets ein Asyl wird und Du ihnen sogar zum Absatz ihres Raubes behilflich bist.

Warum sollte ich nicht, gnädiger Herr? — erwiederte Grumbach, ohne außer Fassung zu kommen. — Kommt so ein braver Krieger in's Gedränge, hat er sich ein Stück Wild aus fremdem Forst geholt, oder verfolgt ihn ein zäher Rentmeister der schuldigen Steuer wegen, sollte ich ihm nicht ein Fleckchen gönnen, wo er ruhig das Gewitter abwarten kann? Ihr selbst waret ja wohl auch schon gegen einen alten Krieger gnädig und gabet ihm in Euren Landen ein Asyl, wenn es ihm in der Fremde schlecht ging und Euer fürstlichen Gnaden wissen besser als ich, daß

man einen wackern Krieger auch in Friedenszeit freundlich behandeln muß, will man seiner in Zeit der Noth gewiß seyn.

Ueberdieß — fuhr er muthiger fort, da er sah, daß der Markgraf nicht ungern seine Entschuldigungen anhörte — bin ich eines höhern Zweckes wegen mit diesen alten Kriegern in näherer Verbindung geblieben, was mir schon manches Opfer und manchen rheinischen Gulden gekostet hat. Diese Menschen haußen meist auf den Grenzen der Bisthümer, kennen in der Bischöfe Land Weg und Steg, und sollte einmal der, von mir so sehnlich gewünschte Tag kommen, wo Euer Adler sich auf die Bischofmütze setzt und einen Stein nach dem andern herauspickt, dann sind solch ein Paar hundert verwogene Kerle, so ein Paar Fahnen ein gutes Mittel, den Adel auf seinen Burgen fest zu halten und den Bauer in seiner Hütte einzusperren, denn wenn alle Nächte ein Paar Feuer im Lande brennen und niemand weiß, ob es auch ihn nicht morgen trifft, dann bleibt Alles daheim, seinen Heerd zu schützen und keiner will zur Fahne.

Ein teuflischer Einfall, eine furchtbare Vorsorge! rief der Markgraf.

Wie so, gnädiger Herr? — sagte er kalt. — Diese Kerle sind tüchtige Krieger, fechten stets unter Eurer Fahne und wenn es endlich einmal an dem Main losgeht, dann erst werdet Ihr ihren Nutzen und wie klug und vorsorglich ich handelte, erkennen.

Ich mag das Raubgesindel nicht bei meinem Heere! sagte der Markgraf unwillig.

Wie Ihr meint! — Soll ich die beiden Fahnen entlassen, daß sie zu Kurfürst Moritz stoßen, oder gar in die Dienste der Stadt Nürnberg treten, wenn die sich, wie ich fast vermuthe, für den Kaiser erklärt? Gnädiger Herr! Wo es Land und Leute gilt, wo es gilt, als ein mächtiger Fürst auf dem Throne zu sitzen, oder wie Kurfürst Friedrich und Landgraf Philipp von dem stolzen Spanier von Ort zu Ort zur Freude der Gassenbuben mitgeschleppt zu werden, da frage man doch nicht, ob das Schwert, mit dem man den Sieg und die Freiheit errang, vordem ein Königsschwert, oder das eines Nachrichters war.

Hm! — brummte der Markgraf. — Müßte es gar schlecht mit mir stehen, griff ich nach solchem.

Und eben, weil ich Eure fürstlichen Gnaden kenne, so habe ich es erfaßt und werde es aus treuer Anhänglichkeit für meinen edlen Herrn führen. Wagniß und Verantwortung trifft mich allein, nicht Euch, und somit, gnädiger Herr, ist es ein Opfer, das ich Euch bringe. — Befehlt Ihr aber, so schicke ich dem Hauptmanne Freisleben einen Boten nach rufe die zwei Fahnen zurück und entlasse sie. —

Der Markgraf schwieg.

Ihr würdet mir wehe thun, gäbt Ihr mir den Befehl, — fuhr Grumbach nach kurzem Schweigen fort — und Mißtrauen zeigen, das mich tief kränken müßte.

Sie mögen bei dem Heere bleiben! — sagte endlich der Markgraf, den Blick noch immer auf den Boden geheftet. — Bei dem ersten Sturme schicke ich sie voran und verdiene mir so ein Gotteslohn, wenn ich die Brut vertilge. Uebrigens thätest Du besser, Deine Luftschlösser nicht mit so schlechten Materialien zu bauen. Mir gefällt dergleichen nicht. Ich bedarf nicht solches Raubgesindels, um mit ein Paar Bischofmützen fertig zu werden. Deines Kopfes bedarf ich, Grumbach, mache, daß ich Dein Herz so schätzen lerne wie jenen und

Du bist mir unentbehrlich! — Bei diesen, mit strengem Ernst gesprochenen Worten gab er ihm die Papiere zurück.

Forsch ferner nach, was der Kurfürst im Schilde führt — sagte er dann freundlicher — und nun Gott befohlen!

4.

So ernst, so streng hatte Grumbach den Markgrafen noch nicht gesehen. Von woher das Gewitter kam, ahnete er, und schon im Nachhausegehen schwur er dem alten Narren, dem Goldschmide, Rache; aber auch zugleich überlegte er, daß unter solchen Umständen Laurettens Einschreiten nothwendiger sey als je, und er eilte schnell zu Franzeska.

Den Markgraf hatte dieß Gespräch nicht beruhigt, so gern er sich auch von Grumbach's Unschuld, wenigstens von seiner guten Absicht überreden, so gern er auch glauben wollte, daß Grumbach mit dem Gesindel nur aus Anhänglichkeit an ihn, nur aus Haß gegen den Bischof von Würzburg in Verbindung sey, so war es ihm doch nicht möglich, ihn ganz frei

zu sprechen und des Kurfürsten Moritz Warnung schlug nur noch tiefere Wurzel in seinem Herzen.

Fällt mir doch immer, wenn ich die klugen Rathschläge dieses Mannes vernehme, der Teufel ein, der unsern Herrn versuchen wollte und ihm die Schätze der Welt anbot, — brummte er vor sich hin — und doch — Ob wohl Meister Klausens Worte auch auf mich angewandt waren und die Sünde mich in Gestalt Grumbach's so fest umstrickt hätte, daß ich nicht mehr das Netz zerreißen könnte? —

Georg, der eben eingeführt wurde, störte ihn in diesem Selbstgespräche. Gut, daß Du kommst, Bursche! — rief ihm der Markgraf entgegen — Ich freue mich, Dich, und besonders in diesem Augenblicke, zu sehen; denn die Fürsten sehen so selten Männer um sich, die es so recht aus Herzensgrunde und uneigennützig treu mit ihnen meinen. Du hast brav an Deinem Meister gehandelt, mein Sohn, ich weiß es von ihm selbst, hast ihn durch Dein Beispiel und Deine Ermahnungen auf den rechten Weg zurückgeführt, deßhalb hab' ich Dich liebgewonnen, ehe ich Dich noch sah. Aber auch Dein Aeußeres gefällt

mir,

mir, Du haſt ein offenes, biederes Geſicht und ich könnte Zutrauen zu Dir faſſen. Willſt Du in meine Dienſte treten?

Womit könnte ich Euch nützen, gnädigſter Herr? — ſagte der Geſelle, ſich dankbar neigend — Ich bin nicht einmal Meiſter in meiner Kunſt und überall würdet Ihr geſchicktere Männer finden, als ich bin.

Was kümmert mich Dein Handwerk und Deine Kunſt! Wirf das bei Seite, nimm ein Schwert zur Hand! Du ſcheinſt mir Muth genug zu haben, auch einen ernſten Strauß männlich zu beſtehen; folge mir im Kriege, eine Stelle unter meinen Leibdienern ſoll Dir werden. Aber nicht Deines Armes, Deines Herzens wegen will ich Dich werben. Die Wahrheit ſollſt Du mir ſagen, die reine, ungeſchmückte Wahrheit!

Herr! — ſagte Georg hocherröthend und beſchämt — dafür habt Ihr ja Meiſter Peter, den Hofnarren!

Burſch! fuhr der Markgraf drohend auf.

Und überdieß — fuhr Georg ruhig fort — bin ich eines Nürnbergers Kind, und die ſtellen ſich ſelten unter des Markgrafen von Brandenburg Fahnen. Deßhalb, mein gnä-

diger Herr, so wenig wie ich, so lange mir Gott das Leben schenkt, die Stunde nicht vergessen werde, in welcher Ihr so gnädig zu mir gesprochen und mir gesagt, daß ich brav an meinem guten Meister gehandelt habe, so wenig kann ich Euer Diener werden. Ich liebe mein Handwerk und nur zur Nothwehr, oder wenn meine Vaterstadt meiner bedarf, ziehe ich das Schwert.

Hör' einmal! — nahm der Markgraf das Wort — hat denn Deine Stadt viel solcher kecker Bursche wie Du?

Gnädigster Herr! ich bin gewiß der Schlechtesten einer; denn schon früh verließ ich das schöne Nürnberg und zog in die Fremde. Wer aber so immer in seiner Heimath bleibt und mit den Vätern der Stadt seine Jugend verlebt, der mag wohl an Kenntniß weniger, aber an Liebe zu seinem älterlichen Heerde gewiß mehr gewinnen.

Du gefällst mir! — sagte der Markgraf — Und es ehrt Dich als Nürnberger, daß Du meine Dienste ausgeschlagen hast. Ich gäbe Dir gern einen Beweis meiner Huld; aber was soll ich Dir geben? Geld — das nimmst Du nicht; eine Kette — schickt sich nicht für

Deines Gleichen; einen silbernen Becher? Den machst Du Dir selbst —

Gebt mir für den armen blinden Harfner und sein Kind einen Geleitsbrief durch Eure Lande! — bat Georg mit einer Art Hast — Ich fürchte, sie bedürfen Eures Schutzes.

Für wen sprichst Du in diesem Augenblicke, für den Alten oder sein Kind? fragte Markgraf Albrecht lächelnd.

Für Beide, gnädiger Herr, wahrlich für Beide! erwiederte der Jüngling mit heiterer Ruhe.

Sahest Du nicht zu lange, zu tief in des Mädchens Veilchen-Auge? Mich dünkt, werther Reichsbürger von Nürnberg, das Mädchen hat Dich umstrickt!

Georg schwieg.

Nun, wäre es auch so, dann kämen ein paar gute Menschen zusammen und ich würde mich freuen. Morgen hole Dir den Geleitsbrief ab und grüße den Alten und sein Kind! — Er winkte ihm freundlich zu und klopfte ihm traulich bei'm Weggehen auf die Schulter.

5.

Als es zu dämmern begann, saß Laurette, einer qualvollen Unruhe preis gegeben, allein auf ihrem einsamen Zimmer. Schon seit gestern Abend, wo sie der Mutter vertraut hatte, was ihr Gemüth so furchtbar bewegte, schon seit dem frühesten Morgen, den sie weinend zugebracht, war sie von Franzeska bestürmt worden, Eitelkeit, Eifersucht, selbst ihre glühende Neigung, die sie sich nicht mehr verbergen konnte. Alles hatte diese zur Hülfe gerufen, ihren Stolz zu beugen, die Stimme des Engels zu unterdrücken, der ihr warnend zur Seite stand; aber noch stand er freudigen Blickes neben der Schwankenden, noch hörte sie seine Stimme. Als aber ihr Vater eintrat, der schon früher das Nöthige mit Franzeska verabredet hatte, und die Nachricht brachte, der Harfner und seine Tochter würden dem Markgrafen nach Rotenburg folgen, ihnen erzählte, wie des Mädchens Gesang, wie ihre Gestalt den Fürsten bezaubert habe, da brachen die Thränen von neuem hervor, alle wilden Leidenschaften wurden rege und sie hörte nicht mehr auf die warnende Stimme.

Grumbach, der ſelbſt den Schein vermeiden wollte, als kenne er das Verhältniß ſeiner Tochter zu dem Markgrafen, verließ ſie bald darauf und überließ Franzeska das Weitere. Es gelang ihr auch, das aufgeregte Gemüth des Mädchens noch mehr zu entflammen und als ſie glaubte, ihrer gewiß zu ſeyn, geſtand ſie ihr, daß ſie dem Markgrafen Hoffnung gegeben und ihn heute Abend hierher beſchieden habe. Laura erbebte bei dieſer Nachricht, ihre Kniee ſchwankten, ſie verſuchte, die Mutter, die ſich entfernen wollte, zurückzuhalten, aber es gebrach ihr die Kraft, es gebrach ihr der Wille.

Als ſie ſich nun allein befand, Dämmerung ſie umgab, der Abendwind leiſe durch die hohe Linde vor ihrem Fenſter rauſchte, unten im Garten Alles ſtill war und jeder leiſe Schritt ihr die Ankunft des Markgrafen verkündete, da wurde es ihr ſchauerlich und beklommen. Gott, mein Gott! — ſeufzte ſie in ihrer Angſt tief auf und Angſtſchweiß perlte von ihrer Stirn — Gott! was ſoll aus mir werden! — Sie riß, friſche Luft zu athmen, das Fenſter auf; die Abendlüfte, mit ihren herabgefallenen Locken ſpielend, wehten ihr

auch Kühlung zu, die Thränen, die sich von neuem in ihr brennendes Auge drängten, lösten ihren angstvollen, stummen Schmerz und sie schritt jetzt händeringend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen. Tugend! Tugend! — rief sie, starr vor sich hinblickend und ihre Gedanken gestalteten sich bald zu Worten, bald bewegten sie lautlos ihr aufgeregtes Gemüth — bist Du wirklich kein leerer Wahn, bist Du der Hauch eines Engels, der tief in des Menschen Brust drang? Oder bist Du nur ein Phantom, uns zu schrecken? — Bist Du eine Himmelgeborne oder ein Erdenkind? — Nährte ich doch den Wahn, Du allein reichtest dem Herzen die Palme des Friedens! Verdammte ich doch die Schwachen, die auf Deinem Pfade strauchelten, und jetzt? — Noch ist es Zeit! — rief sie auffahrend — Ein rascher Entschluß und Du bist gerettet, Laurette!

Will ich denn gerettet seyn? — sagte sie mit bitterm Lächeln — Ist denn die Tugend mein Ziel? — Ihn will ich erringen! — rief sie feurig — Ihn mit meinen Armen umfangen, umklammern und so fest halten und so mit ihm Ehr' und Macht, Herz und Lie-

be theilen! Ja ihm, ihm will ich Alles opfern! — — Alles, unwiederbringlich opfern? — sagte sie jetzt dumpf vor sich hin — Das ist furchtbar! Aber ich muß! — Soll Jene ärnten, wo ich säete? soll ich, indeß sie in Freude und Genuß schwelgt, darben und von Thüre zu Thüre mit der Mutter betteln?

Ja, ich will betteln! rief sie, die Hände zum Gebet faltend, den Blick vertrauenvoll gen Himmel gerichtet — Ich will! — Aber nur fort, fort von hier und schlüge dieß Herz auch noch lauter ihm entgegen, fühlte ich mein Blut auch noch mit zehnfacher Gluth durch meine Adern jagen — nur fort! — Sie ergriff ihren Mantel, eilte nach der Thüre, riß sie auf und stürzte — dem Markgrafen in die Arme.

Wohin? fragte der Erstaunte.

Laura schwieg. Schreck, Freude, Ueberraschung stürmten zu heftig auf sie ein, als daß sie hätte zu sprechen vermocht.

Da ergriff er die Hand der Bebenden und führte sie in das Zimmer zurück. Laura! — sagte er theilnehmend — sprich, was ist Dir?

Nichts, gnädiger Herr! — erwiederte sie kaum hörbar; als sie aber an ihm aufsah, des Fürsten besorglich liebender Blick sie traf, er sie noch einmal theilnehmend fragte: Wie ist Dir? da lispelte sie mit allem Schmelz ihrer Stimme: Mir ist wohl, recht wohl! — schmiegte ihr Haupt innig an seine Brust, ihr Herz bebte vor Wonne, der Himmelsstrahl, der sie durchdrungen hatte, erlosch, der warnende Engel warf einen wehmüthigen Blick auf die Unglückliche und verließ sie. — — —

Die Sonne hatte sich schon längst hinter den Höhen verborgen; was bedurften sie des heiligen Lichtes des Tages? der Abend breitete seinen Mantel über sie, er war ihnen willkommen; der Abendwind, vorhin so sanft, rauschte jetzt stürmisch durch die Linde; was kümmerte sie das? Hätten Donner gerollt, Blitze, die Dunkelheit erhellend, den Baum zerschmettert, sie hätten es nicht vernommen. Sie fühlten sich zu beglückt! Aber wie die milde Stimme des Engels, der die Todten aus langem Schlummer weckt, so weckten sie jetzt aus ihrem Sinnestaumel sanfte Harfenklänge, die aus dem Gärtchen zu ihnen her-

auftönten. Laurette riß ſich jäh aus des Markgrafen Arm empor, er ſelbſt ſprang auf, ſchüttelte ſein wildes, lockiges Haar und horchte auf, da vernahmen ſie durch das Rauſchen des Sturmes Mariens und des Harfners Geſang:

Die Tugend iſt des Menſchen Himmelsgabe,
Der Engel, der den Pilger ſchirmt und ſchützt,
Und wenn es um den Müden ſtürmt und blitzt,
Ihn treu begleitet bis zu ſeinem Grabe.

Wer einmal ſie verließ — Es war für immer!
Nicht Reue, Buße nicht führt ſie zurück,
Der Engel wandte weinend ſeinen Blick,
Und mit ihm ſchwand des Lebens heil'ger Schimmer.

Umſonſt ſucht dann der Menſch den innern Frieden,
Das heilige Vertrau'n, des Herzens Ruh';
Ihm ſchloſſen ſich die Himmelspforten zu.
Ach, ohne Tugend iſt kein Glück hienieden!

Fort, Fort! — rief Laurette aufſpringend wie das Reh, über welchem der tödtende Pfeil ſchwirrte — Weg, weg von hier! rief ſie und ſtürzte unaufhaltſam fort.

6.

An der Aiſch, zwiſchen Windsheim und der Burg Bergheim, ging es gar luſtig her.

Zelte waren längs der Höhe in langen Reihen aufgeschlagen, im Thale wieherten und stampften die muthigen Rosse ungeduldig, hier rasten zu müssen; das ganze Feld schien belebt. In dem Städtchen wie auf den Dörfern wimmelte es von Kriegern, die lustig und in Freuden den am heutigen Morgen erhaltenen Sold verpraßten und wacker auf eigene und fremde Unkosten zechten. Hier saß ein Haufe bärtiger Landsknechte um eine Trommel und würfelte, dort schwenkten unter dem luftigen Zelte der Marquetenderin die Reiter des Grafen Löwenstein die schmucken Bauerdirnen, die sich anfangs gesträubt, bald aber in den Armen der wohlgeputzten, munteren Krieger sich ganz wohl befanden. Weiterhin vergnügten sich die munteren Gesellen aus dem Oberlande mit dem Hahnenschlag, oder schossen mit der Armbrust nach der, an der Weide flatternden Taube. Böhmen und die aus der obern Pfalz, meist von des Seckendorf's Regiment, saßen in ruhigen Haufen und sangen Kriegslieder aus den Zeiten des Ziska. In der Stadt selbst, wo des Grafen von Castel Regiment, zu welchem die zwei Fahnen Grumbach's gehörten, im Quartiere lag, war es etwas stil-

ler und wer sich recht vergnügen wollte, zog hinaus in's Feldlager und auf die Dörfer. Die Reichsbürger, die dem Markgrafen nur wider Willen die Thore geöffnet, hatten sich dabei strenge Manneszucht ausbedungen und der Graf von Castel hielt auch sonst immer auf gute Ordnung. Aber dem ungeachtet schlichen die Grumbacher, leicht an ihrer gelben Hahnenfeder auf dem Hute zu erkennen, wie der Marder um den Taubenschlag, umher und schienen doch ihre Rechnung hier mehr zu finden als draußen, wo viel zu verthun, aber wenig zu gewinnen war; denn die Landleute hatten ihre meiste Habe schon gerettet und zum Theil stand das Lager noch auf dem Grund und Boden des Markgrafen, wo nun freilich nicht so gehauf't werden konnte, als in den Paar Dörfern der Reichsstadt Windsheim. Die Regimenter, lustig und guter Dinge, lagen schon seit einigen Tagen hier und erwarteten das Heer des Kurfürsten Moritz, der sich in Schweinfurth mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen vereinigen und dann auf Rothenburg ziehen sollte, wo er den Markgrafen mit seinem 8000 Mann starken Heere zu treffen hoffte.

Markgraf Albrecht, der sein Quartier in Burg Bernheim genommen hatte, wo es nicht weniger munter herging als im Lager, obgleich der alte Oberhofmeister, der dießmal nicht daheim geblieben war, hier sehr auf Zucht und Ordnung hielt, kam eben mit Wilhelm von Grumbach die Höhe heraufgeritten und machte plötzlich aller der Lust und Freude ein Ende. Er ließ zum Aufbruch blasen und mit diesem Schmettern der Trompeten und dem Rasseln der Trommeln war wie durch einen Zauberschlag der ganze Schauplatz verändert. Die Spielenden trennten sich schnell, mit gefüllten oder leeren Taschen, mit freundlichen oder grämlichen Gesichtern, nachdem Frau Fortuna ihnen gelächelt hatte oder nicht, die lustigen Tänzer verließen ihre Dirnen, die, so schnöde verlassen, beschämt in ihre Hütten zurückschlichen. Die Reihen der weißen Zelte, die noch vor einem Augenblicke so hell im Sonnenschein geglänzt hatten, waren in einem Nu niedergerissen, dicke Rauchwolken, prasselnde Flammen wirbelten aus den in Brand gesteckten Hütten empor, und wo vor Kurzem nur wildes Leben gewogt, war jetzt überall Zerstörung.

Nur erſt, als das Chaos ſich entwickelt, die Zelte gepackt, die Roſſe geſäumt, das Geſchütz beſpannt und Jeder in Reih' und Glied getreten war, ſtand Alles wieder geordnet und man hätte meinen ſollen, die wilden, durch einander wogenden Maſſen hätten ſchnell nur Eine gebildet, ſo dicht an einander geſchloſſen, ſo unbeweglich ſtanden ſie, als der Markgraf die Reihen durchritt, freundlich wie immer zu den Kriegern ſprach und ſie zur Eintracht mit den ſächſiſchen und heſſiſchen Völkern ermahnte, dann ließ er ſie an ſich vorbei auf die Straße nach Rothenburg ziehen, er ſelbſt wandte ſein Roß und ritt auf die entgegengeſetzte Seite den Weg nach Ipsheim, wohin er ſeinen Amtmann aus Dachsbach beordert hatte, um noch Einiges mit ihm zu ſprechen.

Nur von Wilhelm von Grumbach begleitet, der bis Rothenburg mit ihm gehen ſollte, um bei der erſten Zuſammenkunft mit Kurfürſt Moritz mit ſeinem Rath bei der Hand zu ſeyn, ritt er langſam in dem Thale hin; ihre Unterredung betraf die Zeitereigniſſe. Die Nachricht war eingegangen, daß die Vereinigung der ſächſiſchen und heſſiſchen Völker vor

sich gegangen und sie schon bei Kitzingen den Main überschritten und so durch das Würzburger Land gegen Rothenburg zogen. Diese Nachricht war Grund des schnellen Aufbruchs. Markgraf Albrecht wollte guter Quartiere wegen dem Kurfürsten bei Rothenburg vorkommen und sich gleich so lagern, daß ihm bei weiterem Marsch die Vorhut, mithin stets gute Quartiere, werden mußte.

Grumbach benutzte diesen Augenblick, seinen Herrn noch einmal vor dem Kurfürsten zu warnen und ihm den Rath zu geben, sobald es die Kriegsereignisse erlaubten, sich von ihm zu trennen und an der Spitze eines eigenen, unabhängigen Heeres den Krieg für sich allein zu führen. Er gab ihm noch manche Rathschläge, wie er den verschlagenen Bundesgenossen überlisten und ihn dahin bringen könne, auch sein Interesse wahrzunehmen; aber er redete in den Wind. So sehr Markgraf Albrecht sich auch vornahm, den Rath zu befolgen, so wenig verstand er die Kunst, sich zu verstellen und dem schlauen Moritz würde seine Absicht keinen Augenblick verborgen geblieben seyn.

Als sie unter diesem Gespräche in kurzem Trott auf der Landstraße hinritten, sahen sie in der Ferne an einem Feldbüschchen zwei Krieger gelagert; der Eine hielt die Pferde, der Andere schien es sich wohlschmecken zu lassen. Je näher sie kamen, desto deutlicher schien es ihnen, daß es angesehene Krieger sein mochten; denn ihr Anzug war stattlich. Der Eine, nur mit einem Schwerte bewaffnet, schien auch keine andere Waffe führen zu können, der Andere aber, wie ein Hackenschütz mit Harnisch, Eisenhaube und Armschienen gepanzert, hatte eher das Ansehen eines Soldaten. Der Markgraf, neugierig, sie in der Nähe zu sehen, gab jetzt seinem Rosse die Sporen und sprengte auf sie zu. Kaum gewahrten ihn die Gelagerten, als sie plötzlich aufsprangen und der Eine sich leicht und behend auf seinen Klepper schwang und dem Fürsten entgegenritt, während der Andere, welcher der Diener zu seyn schien, Mantel, Flasche und Mantelsack wieder ordnete.

Laurette! — rief der Markgraf freudig aus, als das Mädchen ihr weißes Roß anhielt und er sie mit allem Liebreiz, den die

Tracht eines jungen Edlen noch erhöhte, vor sich sah. — Was willst Du hier?

Euch begleiten, gnädiger Herr! — erwiederte sie und ihr Auge ruhte innig und feurig auf ihm. — Euch begleiten in Noth und Tod, zu Freud' und Sieg! — Eure Fortuna will ich seyn, die Euch bekränzt, die Zauberin Euch werden, welche die trüben Stunden verscheucht, die seligen Euch herbeiruft, als Euer Leibdiener will ich Euer Schild tragen und den Tod abwehren mit sicherer Hand; als Euer David die trüben Gedanken durch meinen Gesang verscheuchen und mehr als dieß — als Eure Laura die Sorgen Euch wegküssen und mitten im Feldlager — doch — hielt sie plötzlich hocherröthend und verlegen an, da sie erst jetzt Grumbach bemerkte.

Laß Dich nicht durch dessen Gegenwart stören, — fiel der Markgraf rasch ein — für ihn habe ich kein Geheimniß und Du findest in ihm gewiß keinen strengen Richter.

Und doch — vielleicht! sagte das Mädchen ernst und ihr Auge vermied den Freiherrn, der, um diese Verlegenheit schnell zu enden, den Markgrafen um die Erlaubniß bat, zurückreiten zu dürfen, damit er das Nöthige

bei

bei dem Hoflager zur Aufnahme des neuen Leibdieners beſorgen könne.

Reite lieber voraus nach Ipsheim und ordne das Bewußte mit dem Dachsbacher Amtmann; in Burg Bernheim erwarte ich Dich morgen in aller Frühe.

Grumbach, ohne ſich länger aufzuhalten, gab ſeinem Roſſe die Sporen und entfernte ſich.

Laura war über ihres Vaters Benehmen erſtaunt. Sie hatte ihn auf der Plaſſenburg geglaubt und nicht geahnet, ihn hier zu finden. Hatte er nicht bemerkt, wie ſie den Markgrafen empfangen hatte? — Wie konnte er ſie mit ihm abſichtlich allein laſſen? — War es ſein Plan? — Hatte auch der Vater gleiche Geſinnung wie die Mutter? War ſie das Opfer ihrer ehrſüchtigen, eigennützigen Pläne? — Dieſer Gedanke erſchreckte ſie und trübte die Wonne, den Geliebten wieder zu ſehen. Der Markgraf hingegen fühlte ſich durch Laura's Ankunft hoch erfreut. Seit jenem Abend, wo der Geſang des Harfner's ſie aus ihrem Rauſche erweckt hatte und ſie davongeeilt war, hatte er ſie nicht mehr geſehen. Der frühe Aufbruch in's Lager, das kriegeriſche Gewühl, die Vorkehrung, die Be-

rathung hatten ihn zerstreut und wenn er auch oft an sie dachte und er sich ihr liebliches, lockendes Bild auch oft zurückrief, und alsdann der Wunsch und die Sehnsucht nach ihr immer reger in ihm wurde, so wußte er doch eigentlich nicht recht, was er mit ihr in dieser stürmischen Zeit beginnen sollte. Er hatte endlich beschlossen, Grumbach den Auftrag zu geben, bei seiner Zurückkehr auf der Plassenburg für sie zu sorgen und sie bis auf ruhtgere Zeiten zu vertrösten. Er glaubte seinen Verhältnissen und sich selbst dieß Opfer schuldig zu seyn. Aber jetzt hatte sie selbst den Knoten gelöst und um alles in der Welt hätte er jetzt nicht den schmucken Leibknappen, der an seiner Seite ritt, zurückgeschickt. Was die Welt hierüber sagen würde, das kümmerte ihn weniger, als was sein alter Mentor sagen könnte; aber auch dieser mußte jedoch endlich schweigen und so reichte er Laura traulich die Hand und sein Auge sprach noch herzlichern Willkommen aus als sein Mund.

Schon waren sie Windsheim vorbei und ritten eben über das Feld, wo noch vor einigen Stunden das Lager gestanden hatte, als der Markgraf sich zufällig umsah und den

Hackenschützen gewahrte, der ihnen in bedeutender Entfernung folgte.

Wer ist Jener dort auf seinem unbändigen Gaule? fragte sie der Markgraf.

Mein Diener! erwiederte sie, gleichgiltig scheinend.

Dem Markgrafen mußte das tolle Roß auffallen, er hielt an und wollte es mehr in der Nähe sehen, der Reiter aber hielt gleichfalls sein Roß an, stieg ab und ordnete etwas am Sattel.

Nun, wird's bald, Bursche? rief der Fürst, schon ungeduldig werdend, diesem zu, der gar nicht fertig werden zu wollen schien — Sitz' auf und reite mir Dein wildes Roß vor!

Der Hackenschütz gehorchte, schwang sich in den Sattel, drückte aber heimlich dem Pferde die Sporen tief in die Weichen, so daß der wilde Gaul in hohen Bogensätzen heransprengte und er so an dem Markgrafen, das Roß nicht mehr bändigen könnend, vorbeijagte. Markgraf Albrecht, zu sehr mit dem Gaule beschäftigt, hatte wenig auf den Reiter gesehen und jagte nun dem Flüchtigen nach. Aber je mehr er jagte, desto mehr spornte der Hackenschütze seinen Gaul. Dieß bemerkte end-

lich der Markgraf. Warte, Burſche! — rief er, ohne weiter an Laura zu denken — mein Araber ſoll Dich ſchon einholen! — Er ließ jetzt ſeinem edlen Roſſe den Zügel ſchießen, das nun flüchtig wie der Wind dahin jagte. Hältſt Du Dein Roß nicht an, frecher Burſche! — rief jetzt der Markgraf, dem Reiter ſchon ganz nahe — ſo hau' ich Dich vom Pferde! — Bei dieſen Worten warf der Fliehende einen raſchen Blick rückwärts, ſah den Fürſten dicht hinter ſich und that nun ſein Möglichſtes, das wilde Roß anzuhalten, welches ſchon das Gebiß zwiſchen den Zähnen, nun nicht mehr der Fauſt ſeines Reiters gehorchen wollte.

Der Markgraf ſah die Anſtrengung, mit welcher der Hackenſchütze ſeinen Befehl zu vollziehen ſich vergebens mühte; er erfüllte deßhalb, als er ihn erreichte, ſeine Drohung nicht, ſprengte an ihm vorbei, bog ihm vor, das Roß des Reiters prellte raſch auf die Seite und der Reiter ſelbſt fiel herab.

Ei, ei, Burſche! — ſagte der Markgraf, vor ihm haltend — Du biſt ein kecker, aber ein ſchlechter Reiter, Du haſt wohl einen der-

ben Fall gethan? Steh' auf, nimm Dein Roß und dann steh' mir Rede!

Nur mit Mühe erhob sich der Reiter und nahm sein Roß aus des Markgrafen Hand.

Visier auf! — rief dieser. — Er schlug das Visier zurück. — Du bist's? — rief der Markgraf und hohe Röthe überflog sein zürnendes Antlitz, seine Faust griff rasch nach dem Schwerte, doch eben so rasch ließ sie es los. Was willst Du hier? — fragte er Otto, den Gesellen; denn dieser war es, der vor ihm stand.

Mit meinem gnädigen Herrn in den Krieg ziehen! — erwiederte er, sich anständig verbeugend.

So? — Gut, mein Sohn! — sagte der Markgraf lächelnd und es wäre schwer gewesen, zu sagen, ob dieses Lächeln Wohlwollen oder Verdruß ausdrückte — Und da begleitest Du die Signora, damit Euch der Weg bis zum Heere nicht zu einsam sey. Nicht wahr?

Zum Schutze des Fräuleins, das mich darum ersuchte, zog ich mit ihr.

Zum Schutze? — Und verstehst nicht einmal Dein Roß zu bändigen? — spottete der Markgraf — Du gewährtest ihr die Bitte wohl gern?

Mit Freuden! sagte Otto, sich vergessend, und sein Auge erglühte.

In des Markgrafen Brust erweckten diese so feurig gesprochenen Worte ein unangenehmes Gefühl, er sah den jungen Mann ungewiß und ernst an und wußte nicht so recht, ob er ihm zürnen oder seine Thorheit belachen sollte; doch schwand der Ernst allmälig, aber nicht Wohlwollen, eine Art Geringschätzung trat an seine Stelle.

Also Du willst mit in's Feld ziehen? fragte er endlich, sein Schweigen brechend.

Ja, gnädiger Herr!

Unter welcher Fahne?

Unter der, — erwiederte Otto mit Feuer — wo die meiste Ehre zu erwerben, die meiste Gefahr zu finden ist!

Hm! — brummte der Markgraf für sich und diese Antwort schien ihm nicht zu mißfallen — dazu kann Rath werden. Jetzt aber reite zurück und sieh, wo die Signora geblieben ist; sie scheint Dir nicht so eilig gefolgt zu seyn als Du ihr.

Otto schwang sich auf sein Roß und trabte zurück, froh, so leichtes Kaufes davon gekommen zu seyn.

Der Markgraf blieb auf der Höhe unter einem Baume halten und sah sinnend nach dem Wege, auf welchem Laura kommen mußte. Warum ärgert mich denn eigentlich der thörige Knabe? — fragte er sich — Scheint es doch ein braver Junge zu seyn, und so habe ich einen tüchtigen Soldaten mehr unter meinen Fahnen, der schon aus toller Eitelkeit sich gewiß männlich zeigen wird. Oder fürchte ich etwa für Lauretteus Herz? — Nein! — Gedenke ich jenes Abends, dann hätte ich Unrecht, sehr Unrecht — und überdieß — müßte ich nicht über solchen Nebenbuhler erröthen? — Dieß sagend, sprengte er Lauretten entgegen, die jetzt hinter dem Kieferwäldchen mit Otto hervorkam.

Dein Gaul, Laurette, scheint nicht sehr rasch zu seyn! — rief der Markgraf ihr entgegen und reichte ihr freundlich die Hand, die das Mädchen ergriff und mit sonderbarer Bewegung an ihre Lippen drückte. Sie zwang sich hierbei, unbefangen an ihm aufzusehen, aber die hohe Röthe, die sie brennend auf ihren Wangen fühlte, machte sie dennoch verlegen. Gnädiger Herr! — sagte sie — Ihr werdet wohl oft noch Nachsicht mit Eurem

neuen Diener haben müſſen, der ein gar verzagter Reiter iſt.

Nun, wenn ich nur darin Nachſicht zu haben brauche, — ſagte Markgraf Albrecht nicht ohne Betonung — ſo kannſt Du auf ſie rechnen; mein alter Stallmeiſter ſoll Dir ſchon Unterricht geben. Aber was ſoll Dir jener Fant dort, der immer hübſch beſcheiden zurückbleibt, was willſt Du mit ihm?

Ich nahm ihn aus Vorſorge zu meinem Schutze mit mir und wenn Ihr es erlaubt —

Was ſoll ich erlauben? unterbrach ſie der Markgraf raſch.

So behalte ich ihn als meinen Diener bei mir.

Das möchte doch wohl nicht gut gehen! — meinte der Fürſt halb ernſt, halb ſcherzend — denn ich müßte Dein armes Pferd bedauern, wenn er es warten ſollte. Er müßte wieder einen Andern dazu haben, und ſo hätte die Dienerſchaft kein Ende. Er trete unter die Fahne meines Leibregiments und werde ein wackerer Soldat; Dir werde ich ſchon einen Diener wählen, wie er ſich für Dich ſchickt und wie er mir paſſend dünkt.

Diese Worte befremdeten Laurette. — Hab' ich denn meinen Willen an Euch verpfändet, Markgraf Albrecht? — fragte sie stolz und unmuthig — daß ich nicht mehr das Recht habe, meine Diener mir zu wählen, wie ich will? Bin ich denn von Euch so ganz abhängig geworden?

Liebes Kind! — erwiederte der Markgraf, ohne ihren Unmuth zu beachten — wer an meinem Hoflager sich aufhält, der muß sich in meinen Willen fügen, und wenn Du mich liebst, wirst Du es gewiß gern thun und es einsehen, daß es sich nicht ziemt, daß Du den Goldschmidgesellen um Dich hast? — Denke an Culmbach!

Habt Ihr denn so wenig Vertrauen zu mir, so wenig Vertrauen zu Euch selbst? — sagte Laurette aufgeregt und in ihren Worten sprach sich Hohn aus — Kann Markgraf Albrecht von Brandenburg —

Schweig! — unterbrach er sie heftig und seine Stirn furchte sich — Jetzt kein Wort mehr davon! Laura schwieg, der Markgraf ritt finster an ihrer Seite und so war der Augenblick des Wiedersehens eben nicht zu einem freundlichen geworden. Den Markgra-

sen verdroß es, daß sie den Gesellen mitgebracht und doch war er noch unzufriedener mit sich, daß ihm die Laune des Mädchens nicht gleichgiltig war. Laura hingegen fand ihre Erwartung getäuscht.

So ritten sie sinnend neben einander, als der Markgraf einen Trupp Reiter auf sich zukommen sah. Da kommt mein Oberhofmeister und sucht mich, da ich ohne Diener weggeritten bin, sicherlich auf! — sagte der Markgraf — Bleib' zurück, er darf unvorbereitet Dich nicht so finden; ich glaube, der Alte könnte sich nicht fassen. Den Gesellen kannst Du als Deinen Diener bei Dir behalten. In Burg Bernheim findest Du mich! — Dieß sagend, sprengte er dem alten Schaumburg entgegen.

7.

Langsam, im Nachdenken versunken, folgte Laurette dem Markgrafen. Sein Benehmen that ihr weh, sie hatte gehofft, er würde mit glühender Liebe ihr entgegenkommen, ihr tausend Mal für den Entschluß, ihm ge-

folgt zu seyn, danken, und statt dessen — kaum ein herzliches Wort, kaum ein liebender Blick, ein warmer Händedruck. Der Gebieter hatte sich mehr gezeigt als der Geliebte und unwillkührlich drängte sich eine Thräne bei dem Gedanken in ihr Auge: Das war des Opfers nicht werth! — Daß es ihm unangenehm seyn konnte, Otto um sie zu sehen, daran dachte sie nicht. Ihr war der Geselle ein ihr treu ergebener Diener, den ihre Eitelkeit allein, nicht ihr Herz gewählt hatte, der nur seiner alles opfernden Neigung, seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit wegen Werth für sie hatte, dem sie aber dafür zu lohnen, wahrlich nicht gesonnen war. Wie konnte der Markgraf seinetwegen fürchten, wie konnte er sie für so klein, so erbärmlich halten, daß sie in diesem thörigen Jünglinge mehr als einen Narren finden könnte, der das Unerreichbare sich zu seinem Ziele gesetzt hatte? — Die Stolze kannte das weibliche, kannte das eigene Herz zu wenig, sonst hätte sie sich nicht über des Fürsten Benehmen verwundert.

Otto, der, so lange der Markgraf gegenwärtig gewesen, bescheiden immer in einiger

Entfernung zurückgeblieben war, ritt nun schon eine ganze Weile dicht hinter ihr und hoffte vergebens, daß sie ihn anreden sollte; aber sie war zu sehr in Gedanken versunken und obgleich auch mit ihm beschäftigt, dachte sie doch gewiß in diesem Augenblicke nicht daran, daß er in ihrer Nähe sey, ritt immer schweigend weiter und selbst der Markgraf, der jetzt die ihm Entgegenkommenden eingeholt und mit ihnen die Straße nach Burg Bernheim verfolgte, schien ihre Aufmerksamkeit nicht mehr zu fesseln. Dieß Schweigen begann endlich Otto zu langweilen.

Dame! — sagte er, neben dem Mädchen vorreitend — Seid Ihr denn ganz verstummt? Euch scheint der Markgraf nicht so in Bewegung gesetzt zu haben, wie mich und meinen braven Rappen, der noch vom Schaum so weiß ist als Euer Schimmel.

Laura schien nicht auf ihn zu hören.

Ich glaubte, — fuhr er fort — wenn Ihr Euch Beide wiedersähet, würdet Ihr in Lust und Freude schwimmen, die Himmelspforten würden sich Euch aufthun und lauter Jubel Eurer Brust entsteigen. Statt dessen geht Euer erstes Zusammentreffen ziemlich

frostig vorüber, dann trifft mich die Jagd, ich mußte meinen Schädel für Euch wagen und ich weiß eigentlich noch nicht, was ihn vor des Markgrafen Schwert geschützt hat, das sonst eben nicht spaßt; dann schient Ihr im ernsten Gespräch vertieft, wovon ich nichts vernahm, als manchmal meinen Namen, und der war mir gar nicht lieb, auf diese Weise zu hören und seit der Herr davon sprengte, reitet Ihr nachdenkend und sinnend, schwermüthig und niedergeschlagen einher, als wäre alles Leben mit ihm von Euch gewichen und Otto, Euer treuer Schildknappe, wäre nicht in Eurer Nähe.

Du darfst in meinen Diensten bleiben! — sagte jetzt Laura, sich freundlich nach ihm wendend. — Er hat es erlaubt.

Wer? fragte Otto.

Der Markgraf! erwiederte Laura.

Was hab' ich mit ihm gemein, was hat er über mich zu gebieten, was über mich zu bestimmen? — rief der Jüngling unwillig. — Bin ich denn sein Diener? Ist er mein Herr? — Ich bin keines Menschen Diener, nur der Eurige, und dieß freiwillig. — Nein! Der Wahrheit die Ehre, nicht freiwillig. — Ge-

gen meinen Willen, gegen mein beſſeres Ich reißt mich die Leidenſchaft zu Euch hin. — Wie der Bettler ſtehe ich an Eurer Thüre, der Broſamen harrend, die in meinen Sack fallen könnten, ſtrecke die Hand nach dem Gottespfennig aus, der ſeit jenem Abende zur falſchen Münze geworden und verrufen iſt.

Otto! — fuhr das Mädchen auf und ihr Blick traf den Jüngling zornig, der jedoch unbekümmert fortfuhr.

Seit jenem Abende, wo ich die Schlange belauſchte, als ſie der Eva den Apfel reichte, und ich in wilder Verzweiflung den Engel in den Garten lockte, Euch in Eurem wilden Taumel zu ſtören, ſeit jenem Abende kümmere ich mich weniger als ſonſt um dergleichen zornige Blicke, wie ſie mich jetzt treffen. Ich kümmere mich nur um mich ſelbſt, daß ich die Bande nicht zerreißen kann, die mich umſtricken und daß ich wie ein Thor hinter Euch herziehe und auf den Augenblick warte, wann es dem Markgrafen gefällig iſt, Euch Valet zu ſagen.

Laura hatte ihm anfangs mit immer ſteigendem Unwillen angehört, nach und nach ſchien er ſich zu legen. Sie mochte Otto

aus dem richtigen Gesichtpunkte auffassen und seine unbesonnenen, verwundenden Worte nur auf Rechnung seiner gereizten Eitelkeit und seiner glühenden Leidenschaft schreiben; denn sie erwiederte mit mehr Ruhe, als ihr sonst wohl eigen war:

Wollt Ihr in meiner Nähe bleiben, Otto, dann nie mehr ein solches Wort! — Hat Euch Euer Vorwitz von Dingen unterrichtet, die überdieß fürder kein Geheimniß bleiben können, so gibt Euch dieß kein Recht, sie zu berühren. Bescheidenheit ziemt Euch allein, nur durch sie könnt Ihr mir werth werden.

Wollt Ihr mir denn immer nur Hartes sagen, wollt Ihr stets meinem Herzen wehe thun? — nahm jetzt Otto das Wort und gab in seinem Unmuthe dabei dem Gaule so tüchtig die Sporen, daß das Thier, sich hoch häumend, mit einem wilden Satze seinen Reiter noch einmal abzuwerfen drohte. — Wollt Ihr so zu mir reden — fuhr er dann fort — so wendet Euren Blick von mir ab. Seh' ich in Euer Auge, so ist mir, als spräche dieß freundlichere Worte zu mir als Euer Mund, als gäbe es mir die Hoffnung, wo er sie mir nimmt. Zürnt mir ganz mit Auge

und Mund und ich will mich zurückziehen wie die getretene Schnecke in ihr Haus, will meine Gluth mit Weisheit ersticken und meiner Leidenschaft selbst die Schellenkappe anhängen. Aber treibt nicht länger Euer Spiel mit mir.— Zieht mich nicht an —.

Guter Freund. Ihr irrt! — unterbrach ihn Laura beleidigt und höhnisch. — Ich spiele ein höheres Spiel, um es mit Euch versuchen zu wollen. Deßhalb seyd vernünftig und besonders bescheiden, bleibt um meine Person, ich will es Euch gönnen; denn ich mag Eure Unterhaltung gern und Euer Anblick ist mir nicht zuwider, leset, wenn es Euch glücklich macht, aus meinem Blick was Ihr wollt, hofft, was Ihr nicht hoffen solltet, mir gleichviel, nur wägt Eure Worte.

Dame! — erwiederte nach einigen Sekunden düstern Nachdenkens der Geselle. — Sucht einen stummen Diener, wo es Euch beliebt; ich danke für dieses Amt. In Reih' und Glied, wenn der Tod mir nahet, will ich ihm statt Euch in's Auge sehen und so mich von einer Thorheit heilen, wenn ich noch der Heilung bedürfte. Ich könnte Euch noch manches Bittere sagen, ich fände sattsam Stoff;

aber

aber ich will ſchweigen. Nur noch das: Bedürft Ihr meiner, ſo winkt und ich bin, wo und wie es auch ſey, zu Euern Dienſten, verſteht ſich aber nur um Minnelohn, nicht den kleinſten Dienſt ohne Zahlung, nicht Euch vom Pferde gehoben ohne Händedruck! — Dieß ſagend, hielt er ſein Pferd an.

Thut was Ihr wollt! — erwiederte Laura, gleichgiltig ſcheinend, konnte jedoch nicht umhin, als er, ihr Lebewohl ſagend dahin ſprengte, die ſchöne Geſtalt des Jünglings noch lange und mit Wohlgefallen zu betrachten.

Gern hätte ſie ihn jetzt ſchon zurückgerufen; denn es war ihr unangenehm, ſo ganz allein, ohne alle Begleitung in Burg Bernheim einzureiten und ſich ſo den Umgebungen des Markgrafen zu zeigen, aber ſein Roß hatte ihn ſchon weit weggetragen und ſo blieb ihr nichts weiter übrig, als an dem einſamen Häuschen, das ſie vor ſich liegen ſah, zu warten und erſt weiter zu reiten, wenn die Dämmerung ſie dem Auge der Neugierigen verbergen konnte. Sie ſtieg daher, als ſie das Haus erreicht hatte, ab, band ihr Pferd an einen Apfelbaum und trat in das Haus, das ſie

ganz leer und ausgeplündert fand. Es ward ihr ängstlich zu Muthe, sie eilte hinaus und setzte sich auf eine verfallene Bank neben ihrem Pferde. Hier hatte sie Muße, über sich und ihre Verhältnisse nachzudenken; denn die Straße, auf welcher am Morgen noch Alles voll Leben war, war jetzt wie ausgestorben und nur der Karren einer nachziehenden Marketenderin störte sie in ihrem Sinnen. Endlich sprang sie ärgerlich von ihrem Sitze auf. Sie war mit sich unzufrieden, daß Otto's Bild sich immer neben das des Markgrafen stellte und sie ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken konnte, daß dieser Jüngling sie verlassen habe. Sie blieb sich ein Räthsel, wie sie das schmerzen könne, da sie es selbst herbeigeführt habe und der Geliebten des Markgrafen ein Goldschmidgeselle doch ganz gleichgiltig seyn müsse; aber es mochte doch nicht so seyn; denn immer brachte ihr die neckende Phantasie das Bild des schönen Jünglings zurück und lockte sie so unaufhörlich damit, daß sie endlich unmuthig ausrief: Was grämʼ ich mich? — Kann ich ihn doch wieder so fest an mich binden, wie ich nur will, ein Blick, ein Kuß —

Dame! — rief eine männliche Stimme hinter ihr und weckte sie aus ihrem versöhnenden Traume — mich sendet der Markgraf hierher —

Laurette fuhr auf, hob das gesenkte Auge empor und vor ihr stand der Freiherr von Altenstein.

Ihr hier? sagte sie verwundert.

Er neigte, sie begrüßend, schweigend sein Haupt.

Was führt Euch zu mir und hierher? fragte sie, sich schnell fassend.

Der Befehl meines Herrn! — erwiederte der Freiherr — Der junge Mensch, der Euch begleiten sollte, kam wie ein Wahnsinniger durch das Thor gesprengt, der Markgraf sah ihn, ließ ihn zu sich führen, fragte nach Euch und erfuhr, daß er nicht in Eure Dienste, sondern als Reiter unter eine Fahne treten wollte, dort ehrenvoll zu dienen. Diese Worte hatte der Freiherr so stark betont, daß Laura hoch erröthete. — Der Markgraf stellte ihn hierauf unter meine Fahne — fuhr dieser fort — und gab mir den Befehl, Euch entgegenzureiten und Euch in der Dämme-

rung ohne Aufsehen nach Burg Bernheim zu geleiten.

Ihr habt schon einmal die Güte gehabt, — begann nun Laura, den Unmuth verbergend, den ihr der Befehl des Markgrafen, sie nur in der Dämmerung zu sich zu führen, verursacht hatte — es scheint, der Zufall ist mir immer so günstig.

Der Freiherr erwiederte hierauf nichts, er war freundlich, höflich, aber sein Benehmen war kalt und abgemessen, und Niemand, der Beide hier in der Einsamkeit gesehen hätte, würde ihr früheres Verhältniß geahnet haben. Nur zuweilen ruhete sein Auge, aber wehmüthig, auf dem Mädchen, das sich eben nicht sehr zu beeilen schien, das Roß zu besteigen, welches der Diener des Freiherrn schon lange bereit hielt. — Als sie es endlich bestiegen hatte, ritt ihr der junge Krieger zwar zur Seite, sein Schweigen aber zeigte keineswegs, daß er den Auftrag seines Herrn mit Freuden erfülle.

Es ist lange her, seitdem wir uns das letzte Mal in Culmbach sahen! unterbrach Laura nach langem Kampfe mit ihrem Stolze die eingetretene Stille.

Mehre Monate! erwiederte er.

Es hat sich Manches seitdem verändert! fuhr sie fort. Als jedoch der Freiherr nichts hierauf antwortete und sie sein finsteres Auge bemerkte, das auf den Hals seines Rosses geheftet war, fühlte sie erst, was sie gesprochen hatte. In Frieden trennten wir uns, — lenkte sie schnell ein — im Kriegsgewühl treffen wir uns wieder.

Sonnenschein und trübe Tage wechseln! — sagte er ernst — Was heute blüht, ist morgen verwelkt; auch die Sonne, selbst das Herrlichste des Lebens geht unter!

Ein tiefer Seufzer hob unwillkührlich Laurettens Brust; sie knüpfte das Gespräch nicht wieder an. Es war ihr nicht gleichgiltig, auch dieses Herz von sich gewendet zu sehen, fast war es ihr schmerzlicher als Otto's Entfernung. Jenen trieb der Unmuth und die Hoffnungloſigkeit von ihr; sie fühlte aber, sie war ihm noch wünschenswerth geblieben; für diesen hatte sie Alles verloren, was ihren Besitz ihm einst theuer machen konnte, er trauerte um die verwelkte Blume, um die untergegangene Sonne; sie hatte seine Achtung verloren. Noch war sie nicht durch jene unglückliche

Stunde so tief gesunken, daß ihr dieß nicht ein peinliches, schmerzliches Gefühl hätte seyn sollen; sie versuchte deßhalb nicht noch einmal, sich ihm zu nähern und ritt schweigend neben ihm, bis sie durch das alte Thor des Marktfleckens einzogen.

Dort ist das Amthaus! — sagte der Freiherr, auf ein hohes Gebäude am andern Ende der Straße zeigend — Dort wohnt der Markgraf, dahin müßt Ihr reiten. — Er zog seinen Hut, grüßte sie mit einem leisen Kopfnicken und bog in eine Seitengasse ein. —

Langsam und mit klopfendem Herzen durchritt Laurette die Straße, stieg vor dem Amthause ab, wo sie am äußersten Thore zwei Diener fand, wovon der eine ihr das Pferd abnahm, der andere sie auf einer Wendeltreppe, einen kleinen Thurm hinauf in ein kleines, schmuckloses Zimmer führte und sie dann verließ. Hier blieb sie ihren Gedanken überlassen; denn es dauerte lange, ehe der nämliche Diener wieder eintrat, ihr Speise und Trank brachte und sich, ohne ein Wort zu sagen, bald wieder entfernte.

Beginnen so meine Träume in Erfüllung zu gehen? — seufzte sie tief auf — Ist das

der Glanz, der mich umgeben sollte, dieß einsame, ärmliche Stübchen der Palast, in dem ich zu herrschen gedachte? Wagt er es nicht, der Welt offen zu sagen: das ist meine Geliebte, das ist sie, die ich mir aus Tausenden erkor? Muß ich, in Dämmerung gehüllt, zu ihm kommen, und darf ich nicht im Glanze mich ihm nahen? Ist das die geträumte Herrlichkeit, dann wehe mir! Sie warf sich unmuthig auf einen Sessel, schob Speise und Wein ungeduldig von sich und bedeckte mit bebender Hand das glühende Auge.

Ein treues Herz und die Achtung eines edlen Mannes habe ich verloren, — fuhr sie fort — den Jüngling habe ich von mir gestoßen, der mit leidenschaftlicher Gluth an mir hing und den ein Kuß von meinen Lippen, ein freundliches Wort in die Schwerter meiner Feinde gejagt hätte. Aber nein! so kann es nicht bleiben — so wird Markgraf Albrecht nicht an mir handeln, so gering kann er mein Opfer nicht schätzen! — Thränen entrollten ihr, der Schmerz gekränkter Eitelkeit, der Schmerz getäuschter Liebe zerriß ihr Herz.

Da öffnete sich die Thür und der Markgraf trat ein, eilte auf sie zu und schloß sie

in seine Arme. — Sie schob ihn zurück, ihr thränengetrübtes Auge ruhte zürnend auf ihm, der sie verwundert ansah. — Liebchen! — rief er halb theilnehmend, halb unwillig — was sollen die Thränen? Weinst Du sie der Vergangenheit, so fließen sie vergebens! Und die Gegenwart sollte doch wohl Freude mit sich bringen, und statt daß Du mich kalt zurückweisest, solltest Du mir glühend in die Arme sinken.

Ist dieß Gemach, dieser Ort für mich geeignet? unterbrach sie ihn, in dem verfallenen Zimmer umherschauend.

Armes Kind! — sagte der Markgraf lächelnd — In diesem Kriegzuge wird uns noch oft die ärmliche Hütte des Landmannes aufnehmen müssen, der Himmel unsere Decke, der Rasen unser Teppich seyn, daran mußt Du Dich gewöhnen. Spare Deine Thränen für ernstere Sachen auf.

Und nur in der Dämmerung sollte der von Altenstein mich zu Euch führen? Schämt Ihr Euch, der Welt zu zeigen, daß Ihr mich liebt?

Wahrlich, nein! — sagte der Markgraf treuherzig — Der ganzen Welt will ich es

verkünden, daß Du mein Liebchen biſt und ſtolz darauf ſeyn; denn Du biſt ein herrliches, ſchönes Weib!

Und weßhalb dieſe Vorkehrungen, dieſes Geheimnißvolle?

Das will ich Dir ſagen! — unterbrach ſie der Markgraf und reichte ihr, ſie zu beſchwichtigen, die Hand — Da oben hauſen zwei Männer, die ewig brummen und mit mir grollen und denen ich nichts recht machen kann, der Oberhofmeiſter und der Feldprobſt, Magiſter Ruprecht. Beide wollte ich erſt vorbereiten. Wenn ſie erſt meinen feſten Entſchluß ſehen und merken, daß ihre Worte in den Wind geredet ſind, ſo ſchweigen ſie und laſſen das Ding gehen, wie ich es für gut finde. Ueberdieß, Kind! muß ich zuweilen Rückſichten nehmen und darein mußt Du Dich fügen. Mein Seckel ſteht Dir ſo offen wie mein Herz; was ich Dir zu Liebe thun kann, ſoll geſchehen, gern will ich ſelbſt Deinen Launen nachgeben, aber was ſo einmal Sitte bei mir iſt, was ich einmal angeordnet habe, verſuche nicht, ändern zu wollen. Mein Herz wirſt Du beherrſchen, da biſt Du Königin, meinen Willen aber nie. Auch bitte ich Dich,

laß das Weinen, ein fröhliches Geſicht iſt mir wie ein heiterer Himmel, unter deſſen blauem Dom ſich es recht wohl ſeyn läßt; einem trüben, regnerigen entziehe ich mich und ſuche dann ein anderes Obdach.

Du ſcheinſt Dich zu wundern, Laurette, daß ich Dir dieß eben jetzt ſage, wo Du Liebesworte ſtatt dieſer ernſten erwarteſt! — fuhr er fort, da das Mädchen trauernd vor ſich nieder ſah — Es iſt ſo meine Art, nichts auf dem Herzen zu behalten und offen zu ſagen, wie ich es haben will. Darum, Liebchen, laß Dich das nicht kümmern, ich meine es nicht böſe und meine Liebe zu Dir iſt demungeachtet eben ſo feurig als ſprächʼ ich in den ſchönſten Ausdrücken! — Er ſchlang, indem er dieß ſagte, ſeinen Arm um ſie, vergaß bald, was er geſagt — und auch ſie ſchien beſänftigt.

Am andern Morgen fand ſie eine Dienerin vor ihrem Bette, ihre Befehle zu vernehmen, welche ihr hierauf, nicht ohne heimliches Lächeln, die männliche Kleidung anlegen half und ſich dann entfernte. Kurz darauf trat der männliche alte Diener, der ſie geſtern Abend hier herauf geführt, ein, brach-

te ihr das Frühstück und sagte ihr nicht im freundlichsten Tone: Junker, ich bin auf meines Herrn Befehl zu Eurem Dienste beordert und frage Euch deßhalb, ob Ihr heute wieder Euer Roß besteigen oder in einer Sänfte getragen seyn wollt; denn Karossen giebt es nicht in unserm Heerlager.

Laß mein Roß vorführen! befahl Laurette dem Alten ziemlich unfreundlich; denn an Otto denkend, mochte ihr wohl der grämliche Diener nicht so ganz recht seyn, wie überhaupt Manches nicht, was sie seit gestern erfahren hatte. Du hattest wohl recht, Mutter! — murmelte sie vor sich hin — Er ist zu rauh für die schwärmerische Empfindung der Liebe; ich habe mich getäuscht. Nicht Liebe um Liebe, nicht Opfer um Opfer! Es war ein Sinnenrausch, der mich bethörte und ich bin früh erwacht. Nun wohl, so handle besonnen, Laurette. Von seinem Herzen erwarte nichts, er nichts von dem deinen!

Mit diesen Gedanken beschäftigt, schwang sie sich auf ihr Roß und folgte, von dem Alten begleitet, dem Trosse, der schon weit voraus auf dem Wege nach Rothenburg sich befand.

8.

Der Markgraf war schon seit mehren Stunden in Rothenburg und musterte eben das Kriegsvolk, als man ihm die Nachricht brachte, Kurfürst Moritz rücke in die Stadt ein.

Desto besser, so mag er mich an der Spitze meines Heeres finden! sagte er und sandte den Oberhofmeister zurück, den Kurfürsten zu empfangen.

Melchior von Schaumburg begegnete dem Fürsten schon diesseit der Stadt, der, den Markgrafen zu überraschen, dem Lager zujagte.

Herzlich war der gegenseitige Empfang der beiden Fürsten, mit lautem Jubel empfing den Kurfürsten das Heer, durch dessen Reihen er mit dem Markgrafen ritt.

Traun! — sagte er zu diesem — Das sind tüchtige Krieger, alte Soldaten, die ihrem Handwerk gewachsen sind, absonderlich gefällt mir die Reiterei, gute Rosse und die Reiter bärtige, gediente Männer, die man ohne Gefahr dem hispanischen Volke entgegenstellen kann. Ich danke Euch, Markgraf

Albrecht, daß Ihr mir solch einen trefflichen Kriegerhaufen zugeführt habt.

Hm! — lächelte der Markgraf und strich seinen langen Bart. — Wo es die Selbsterhaltung gilt, da muß man wohl alle Mittel anwenden, die einem zu Gebote stehen. Ich wette, Eure kurfürstlichen Gnaden führen eben so stattliche Haufen mir zu, als ich Euch.

Der Kurfürst stutzte. Der Markgraf hatte das mir so stark betont, daß er leicht die Absicht, warum er es gethan, errathen konnte. Zu bedächtig, sich etwas merken zu lassen, schwieg er, sprach von ganz gleichgiltigen Dingen und erst in Rothenburg, nachdem sie mit einander gespeis't hatten und sich auf des Kurfürsten Zimmer allein befanden, betraf ihr Gespräch wieder ernstere Gegenstände.

Nun, so wäre endlich der Augenblick gekommen, den ich so lange erwartet habe, — nahm der Kurfürst das Wort — der Augenblick, der uns vor ganz Deutschland und vor unsern Glaubensbrüdern rechtfertigen wird; denn selbst die katholischen Stände Deutschlands müssen uns Dank wissen, wenn wir

das spanische Joch zerbrechen, das Kaiser Karl um Deutschland so tyrannisch geworfen hat.

Ich glaube kaum! — unterbrach ihn der Markgraf. — Die geistlichen Fürsten leiden wenig von diesem Druck und die weltlichen stehen zu sehr unter dem Einfluß der Pfaffen, um es fühlen zu dürfen. Ich muß Euch offen gestehen, ich fürchte, Deutschland wird es uns wenig danken.

Nein, nein, Markgraf Albrecht! — sagte der Kurfürst und ein ruhiger, freundlicher Zug um seinen Mund belebte sein Antlitz. — Ich glaube und hoffe zu Gott, wir erwerben uns durch diesen Kriegzug den Dank der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt. Aus reiner Absicht, allein zum Heil unsers Glaubens und zur Erhaltung deutscher Freiheit habe ich das Schwert gezogen und gewiß auch Ihr, mein edler Waffengenosse!

I nun! — meinte der Markgraf — Hätte ich wie Eure kurfürstlichen Gnaden geärntet, würde auch ich dem Hilfbedürftigen gern die Aehrenlese gönnen und auch einmal für das allgemeine Beßte etwas thun. Wer aber, wie ich, bis jetzt noch leer ausging, immer

zu Pferde saß und sich nie etwas erjagte als ein Gotteslohn, der hofft freilich, auch einmal auf errungenem Grund und Boden absitzen zu können und sein Roß weiden zu lassen. Bisher habe ich bei allen meinen Fehden noch nichts gewonnen als einen leeren Seckel und ein volles Schuldbuch und das ist doch bei Gott und dem Ritter Görg weniger als nichts.

Mit der Zeit kommt das Glück! — tröstete der Kurfürst, der diese Wendung des Gesprächs nicht erwartet hatte.

Eben deßhalb muß man es auch beim Schopfe festhalten, wenn es sich bietet, und das Schwert muß nicht eher in die Scheide zurückkehren, als bis es etwas Tüchtiges erworben hat! — erwiederte Markgraf Albrecht. — Doch von etwas Anderem. Wie steht Ihr mit den Reichsstädten, was sagen Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und die anderen?

Sie scheinen bereitwillig, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, besonders Augsburg. Mit Nürnberg habe ich mich in Unterhandlung eingelassen und Alles ist geordnet.

So? — stutzte der Markgraf gedehnt. — In wiefern?

Die Stadt zahlt in der Stille 200,000 Gulden, bleibt neutral und wir verlangen weiter keine Erklärung von ihr, — erwiederte der Kurfürst — da sie nicht auf unserem Wege liegt, weder Durchzug noch Besatzung uns nothwendig ist, wohl aber ihr Geld, so bin ich es gern eingegangen.

Mir ist es lieb, daß ich den Vergleich nicht mit abgeschlossen, nicht unterzeichnet habe! fiel ihm der Markgraf rasch in die Rede.

Euer Theil von dem Gelde wird Euch nicht entgehen, Vetter! — sagte der Kurfürst freundlich. — 40,000 Gulden liegen für Euch bereit.

Weiß ich doch nun, wie hoch Ihr meine Hilfe schätzt! — unterbrach ihn Markgraf Albrecht mit Unmuth, doch wußte er sich zu mäßigen. — Was Nürnberg betrifft, — sagte er dann gelassener — so habe ich manche alte Rechnung mit der Stadt abzumachen und das möchte ich gern allein thun.

In diesem Augenblicke wurde die Ankunft des Landgrafen Wilhelm und des Herzogs

zogs Georg von Mecklenburg gemeldet und ihre Ankunft unterbrach das Gespräch, welches eine ernste Wendung zu nehmen gedroht hatte.

So waren denn die vier Fürsten beisammen, die sich zu einem edlen, großen Zweck vereinigt hatten. Der Herzog von Mecklenburg und der Markgraf waren alte Bekannte, wenn auch eben nicht Freunde. Ganz dem Kurfürsten ergeben, war der Herzog bei diesem Kriegzuge mehr ein Werkzeug in dessen Hand als ein selbstständiger Fürst; denn er befehligte nur die im Namen des Kurfürsten geworbenen Völker und war mithin mehr dessen General als dessen Verbündeter. Den Landgrafen, des Kurfürsten Schwager, leiteten persönliche Rücksichten mehr noch als das allgemeine Wohl. Sein Vater schmachtete, gegen des Kaisers Wort, noch in der Gefangenschaft, und so war Kindespflicht die stärkste Triebfeder, die ihn zu diesem Kriegszuge bestimmte. Die Befreiung seines Vaters war der Hauptzweck, Freiheit und Glaube standen diesem nach; zu erobern, lag ganz außer seinem Plane. Kurfürst Moritz führte einen tiefdurchdachten Plan dabei aus, und er wollte

bei diesem Zuge das schon Erworbene erhalten. Die schwankende Gunst des Kaisers fürchtend, der ihm stets den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich entgegen zu stellen drohte, hatte er sich ganz auf die Seite König Ferdinand's geneigt, der mit seinem Bruder, dem Kaiser, haderte. Dieser wandte Alles an, nach seinem Tode die Kaiserkrone seinem Sohne Philipp zu sichern und das wohlerworbene Recht Ferdinand's zu schmälern. Er suchte diesen zur Entsagung, die deutschen Fürsten zur Wahl Philipp's von Spanien zu vermögen, aber alle dießfalsigen Unterhandlungen scheiterten. Moritz's Scharfblick sah bald, daß dieser Augenblick der Spaltung der günstige sey, einen festen Grund für das schwankende Gebäude der Religion zu legen und den Kurhut auf seinem Haupte zu befestigen. Er trat daher in der Stille auf die Seite Ferdinand's, heuchelte dem Kaiser völlige Ergebung und trat, den schlauen Spanier überlistend, nun plötzlich als das Haupt der protestantischen Partei, als der Verfechter Deutschlands an der Spitze eines mächtigen Heeres ihm gegenüber. Sein Zweck war mehr, zu erhalten, zu beschirmen als zu er-

obern; diese Ansicht theilte aber Markgraf Albrecht nicht mit ihm. Der ritterliche Fürst wollte für seinen Glauben, für die Freiheit deutscher Nation kämpfen, der Krieger aber wollte auch erwerben, mit Nürnberger Gelde auf den Trümmern Würzburg's und Bamberg's sein Fürstenthum vergrößern und so immer weiter — wo findet der Eroberer seine Grenzen? — sein Land und seine Macht vermehren.

Dieß alles durchschaute Moritz recht gut. Er sah wohl, aus welch lockeren Fäden die Bande der Eintracht gewebt waren, welche die Fürsten jetzt verbanden. Landgraf Philipp's Freilassung konnte seinen bedächtigen Schwager wankend machen, der Kaiser durfte nur öffentlich oder in's Geheim dem Markgrafen in Erwerbung des bambergischen Landes behilflich seyn und er konnte ihn leicht sich gegenüber, statt jetzt an seiner Seite sehen und die Loslassung des gefangenen Johann Friedrich ihm einen neuen, mächtigen Feind erwecken. Deßhalb dünkte ihn die größte Eile noth und er hatte alle Anstalten so gut getroffen, daß in Wochen ausgeführt werden konnte, wozu es sonst Monate bedurft hätte.

Dieß war die Gesinnung der Fürsten, die hier in Rothenburg versammelt waren, sich der spanischen Tyrannei entgegenzustellen und sich mit dem Schwert in der Hand im Felde das zu erkämpfen, worüber auf den friedlichen Reichstagen so oft und vergebens unterhandelt worden war.

Der Herzog und der Markgraf begrüßten sich demnach als alte Bekannte, der Brandenburger und der Hesse wie zwei Männer, die sich als Freunde auf einem Wege finden, den sie nun vereint gehen sollen. Der Markgraf empfing seine neuen, jungen Waffengefährten mit einer Art Uebergewicht, die des Landgrafen ernstes Gesicht eben nicht zuvorkommender und freundlicher machte und erst Albrecht's trauliches Wort, mit dem er ihn anredete: Wahrlich, Herr Landgraf, Ihr habt unter uns Allen das meiste Recht, mit Karl dem Fünften zu hadern und das Schwert gegen ihn zu ziehen; denn Euch ruft die Kindespflicht auf und Ihr habt ihm nichts zu danken wie der Kurfürst und auch wohl ich! — brachte ihn dem Landgrafen näher, der, sonst kalten, ruhigen Gemüths, sich nicht leicht ohne strenge Prüfung irgend Jemand hingab.

Die Fürsten setzten sich nun, um, wie es damals Sitte war, bei'm vollen Becher sich über die ferneren Kriegsoperationen zu berathen. Kurfürst Moritz wurde einstimmig der Oberbefehl übertragen, nur machte der Markgraf hierbei die Bemerkung, daß nichts, weder im Kriegwesen, noch in der Politik geschehen dürfe, was nicht gemeinschaftlich beschlossen worden sey. — Zum Beispiel, — sagte er, sich zu dem Kurfürsten wendend — wenn Eure Kurfürstlichen Gnaden vielleicht schon mit dem König Ferdinand in Unterhandlung getreten sind, so könnten wir verlangen, daß das, was geschehen sey, uns mitgetheilt würde; denn hier, wo Jeder seinen Mann stellt und mit Gut und Blut an der Spitze seiner Völker sein Beßtes thut, da will man auch mit sehenden Augen handeln, nicht mit verbundenen sich der Leitung Anderer blindlings hingeben.

Wäre dem so, — erwiederte der Kurfürst gelassen — so würde ich gewiß meine lieben Freunde und Verbündete davon unterrichtet haben. Was ich mit König Ferdinand verhandelte, betrifft die Wahl Philipp's von Spanien allein.

Euer Wort genügt mir! — sagte der Markgraf — Aber jetzt, werthe Herren, wandte er sich nun an die Fürsten — Vor allen Dingen eine Frage, die Euch sonderbar dünken wird, es aber wahrlich nicht ist: Was wollen wir eigentlich bezwecken?

Die Freiheit unsers Glaubens erkämpfen! — nahm der Herzog das Wort — Das spanische Joch abschütteln —

Wohl gesprochen, lieber Vetter von Mecklenburg! — unterbrach ihn der Markgraf — Das wußt' ich schon, als ich das erste Fähnlein werben ließ. Aber wie, auf was für Weise? das ist zu wissen nöthig.

Wir versichern uns der schwäbischen Städte, — nahm jetzt der Kurfürst das Wort — dringen in die österreichischen Lande, selbst in Italien ein, wenn es seyn müßte, und erzwingen uns so einen Vertrag, der unsere Rechte als Fürsten und die freie Uebung unserer Religion sichert.

Wohlgesprochen! — meinte der Markgraf — Das heißt, wir unterhandeln, trauen auf Versprechungen, welche die dringende Gefahr dem Kaiser abnöthigte und die, ist die Gefahr vorüber, nicht gehalten werden. Wir be-

gnügen uns in Sachen der Religion mit Bewilligungen, die mit jesuitischer List entworfen, mit pfäffischem Trug späterhin umgangen würden. Summa, wir stecken unser Schwert wieder in die Scheide, ehe es Zeit ist.

Lieber Vetter, — nahm der Kurfürst das Wort — Ich halte es stets für räthlich, den Bogen nicht zu stark zu spannen, zur rechten Zeit die Hand zum Frieden zu bieten und mit einem kleinen Gewinn zufrieden zu seyn, ehe man Alles auf's Spiel setzt. Ist Landgraf Philipp frei, wird den Beschwerden der Fürsten, die wir mit Recht führen, abgeholfen, ist uns die freie Ausübung der Religion zugestanden, was wollen wir mehr? —

Sicherheit für die Zukunft wollen wir haben! — unterbrach ihn der Markgraf rasch — That, nicht Worte! Mit Schulden belastet, kehre ich in meine Länder zurück, entlasse mein Volk und singe und bete auf meiner Plassenburg, was ich bisher auch konnte, wenn ich wollte; und wenn es dann einem hochweisen Rathsherrn von Nürnberg beliebt, über mich bei kaiserlicher Majestät Klage zu führen, oder der Würzburger oder Bamberger Bischofsmütze es einfällt, mich auf meiner Grenze zu

necken und ich losschlage und der Kaiser, sich des jetzigen Zuges erinnernd, aus schuldiger Dankbarkeit die Acht über mich spricht wie über Euren Vater, Landgraf von Hessen, und über den alten Kurfürsten, was dann? Werdet Ihr, lieber Vetter von Mecklenburg von der Ostsee nach Franken ziehen, dem bedrängten Markgrafen zum Schutze? — Ihr, Kurfürst Moritz, Euren Kurhut d'ran wagen, dem alten Waffengefährten einen Reiterdienst zu erweisen? Ihr allein, Herr Landgraf, würdet vielleicht kommen; denn Ihr seyd, wie ich, von Katholischen umgeben und kennt die Gefahr, wenn man so wie ein Eber im Dickicht von den Hatzhunden umstellt ist.

Und was ist der Sinn Eurer Rede? fragte der Kurfürst ernst.

Daß man sich so ein wenig Luft macht, da man es kann! — antwortete der Markgraf — die Bisthümer zapft und die stolzen Reichsstädte rupft und sich so bei Kräften erhält, statt von Kräften zu kommen. Auf völlige Abstellung aller Beschwerde und hauptsächlich auf völlige Freiheit und freie Ausübung des Glaubens muß man dringen, das will sagen, liebe Herren, nicht daß man uns

Ketzer duldet, nein, daß wir mit den Katholischen gleiche Rechte theilen, Summa, daß wir die Sache gründlich abmachen, den Vortheil eines Jeden vor Augen haben und nicht ein Einzelner zufrieden ist, wenn er seinen Theil erworben hat und sich dann um die Uebrigen nicht mehr bekümmert. — Bei diesen Worten traf ein scharfer Blick den Kurfürsten, der ihn gar wohl verstehen mochte.

Ihr habt weise gesprochen, — nahm dieser das Wort — Ihr habt an die Zukunft gedacht, das ist vorsichtig; aber die Gegenwart liegt uns näher, deßhalb von ihr zuerst. Laßt uns morgen gegen die Donau aufbrechen, Donauwörth ist uns von Bedeutung und in drei Tagen sind wir dort: dann ohne Aufenthalt gen Augsburg. Ob man uns da einlassen oder die Thore schließen wird, wird viel bestimmen. In Augsburg also das Weitere! — Bis dahin ersuche ich Euch, Markgraf Albrecht, die Vorhut mit Eurem Volke zu bilden. Und nun, Freundschaft und Eintracht, Ihr Fürsten! — sagte er, mit Würde zwischen sie tretend — denn ohne sie sind wir nur schwankende Rohre, leicht zerbrechlich in der mächtigen Hand des Spaniers! — Indem er dieß sagte, reichte

er jedem der Fürsten nach altdeutscher Sitte die Hand, sie thaten gegenseitig ein Gleiches und befestigten so durch Handschlag das Band, welches die Noth und gleiche Gesinnung, wenn auch nicht gleicher Zweck geknüpft hatten. Die Becher wurden auf Deutschlands Wohl geleert und so trennten sie sich in Freundschaft.

9.

Während dieß im Feldlager geschah, saß Meister Klaus traurig in seinem Zimmer, denn seine lieben Freunde wollten ihn morgen Alle und für immer verlassen. Georg hatte ihm schon längst seinen Entschluß mitgetheilt, nach seiner Vaterstadt zurückzugehen und den Blinden und seine Tochter zu seinen Aeltern zu führen; auch hatte er den Meister beredet, sein Geschäft aufzugeben, Haus und Hof zu verkaufen und in Nürnberg oder in Augsburg seine Tage in Ruhe zu beschließen. Meister Klaus hatte auch gleich nach des Markgrafen Abreise schon allen Vorrath an Gold und Silber heimlich nach Nürnberg gesandt, jedoch seine Absicht, Culmbach zu ver-

laſſen, weislich verſchwiegen. Noch konnte er ſeine Vaterſtadt nicht verlaſſen, hauſeten doch noch die Italienerinnen bei ihm. Als aber Laurette und Otto ſich in aller Stille davon gemacht, Franzeska allein noch zurück war und ihm ankündigte, daß ſie bald einen andern Aufenthaltort ſuchen würde, ſo traf er alle Anſtalten, ſeinem jungen Freunde Georg und dem blinden Harfner, den er mit ſeinem Kinde immer lieber gewann, bald zu folgen.

Sie ſaßen heute Abend noch einmal in dem traulichen Stübchen beiſammen, wo ſie ſich in dieſer Zeit ſo manchmal zuſammen gefunden hatten und Meiſter Klaus manch liebes Lied vernommen hatte. Der Gedanke an die morgende Trennung machte ſie traurig, nur ſchienen Georg und Marie ſich zuweilen mit Blicken zu begegnen, denen der Troſt nicht fehlte, denn eine ſtille Neigung hatte die Beiden einander immer näher gebracht. Der Harfner ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle, ſprach kein Wort und regte kein Glied, wie er zu thun pflegte, wenn ſeine Seele mit Etwas ausſchließend beſchäftigt und ſein Gemüth bewegt war; der Meiſter war deſto unruhiger, bald trat er zu dem Alten, ſprach einige trö-

stende Worte zu ihm, liebkos'te Marie und drückte Georg herzlich die Hand, dann eilte er hinaus, kehrte jedoch bald wieder zurück. Kein Wein, den die alte Ursula brachte, war ihm gut genug, so daß es ihn endlich selbst in den Keller trieb, von dem Besten zum Valettrunk heraufzuholen.

Als er die Becher gefüllt und dem Harfner den seinen hingeschoben hatte, sagte er mit bewegter Stimme: So soll es denn morgen getrennt seyn, Ihr lieben Freunde, so wollt Ihr fortwandern und ich bleibe allein zurück? Das ist für mich betrübt! Bei Euch fand ich das Vertrauen zu Gott und zu mir wieder, bei Euch ward das schwankende Rohr zum festgewurzelten Stamm und nun soll ich Euch missen und allein stehen, weiß Gott wie lange! Deine kindlich frommen Worte, mein Georg, Deine süße Engelstimme, holdes Mädchen, und Deine ernste Lebensweisheit, Du hartgeprüfter, blinder Mann, soll ich nicht mehr vernehmen? Das macht mich beklommen und mir ist, als sey unsere Trennung für lange, wohl gar für immer. Darum sprecht mir Trost zu, denn ich bedarf seiner mehr als Ihr, die Ihr in Lieb'

und Freundschaft vereint bleibt und mit einander wandert, mit einander Euer Schicksal theilt.

Wer kann das wissen! — sagte der Alte ernst. — Wer wagt es, mit sicherer Hand den Schleier von der kommenden Stunde zu ziehen!? Gottes Huld deckte des Menschen Zukunft mit undurchdringlichem Dunkel und gab ihm dann die Hoffnung als Trösterin zu Seite. — In meinem traurigen Leben — fuhr er fort und winkte seinem Kinde, daß es sich ihm näher setzen sollte — habe ich oft die Erfahrung gemacht, wie die kommende Stunde uns das Erwartete so selten bringt und ich möchte fast das harte, frevelnde Wort sprechen: die Phantasie ist des Menschen einzige Freudengeberin.

Als der Alte schwieg, nahm Georg das Wort. — Lieber Herr! — sagte er — Ihr wurdet neulich durch die Ankunft des Markgrafen in der Erzählung Eurer Lebensgeschichte unterbrochen, jetzt, so nahe der Trennung von dem Meister! würdet Ihr ihm kein lieberes Andenken zurücklassen können, als wenn Ihr sie vollendet. Ihr befandet Euch in Eurer Erzählung eben auf der alten, verfallenen

Burg zu Berneck, Marie saß zu Euren Füßen und aß aus ihrem weidengeflochtenen Körbchen die gesammelten Beeren —

Ihr habt Alles recht wohl behalten, Georg! — unterbrach ihn das Mädchen, und es schien sie zu freuen, daß ihr Bild aus jenem Augenblicke noch so lebendig vor ihm stand. Statt Antwort drückte er ihr die Hand; sie duldete es gern.

Ja, wie war es doch? — fuhr der Geselle nach dieser Unterbrechung fort. — Ja, wie Ihr so in Gedanken versunken da saßet, rauschte es hinter dem Gestrippe und schwarze, wilde Männer brachen hervor.

So war es! — fiel der Blinde ein. — Zwei wilde Männer mit struppigem Haar und furchtbaren Blicken stürzten auf mich zu, der Eine setzte mir den Dolch auf die Brust, der Andere packte das aufschreiende Kind. — Laßt das Kind los, Ihr wilden Gesellen! — rief ich — nehmt meine Habe, ich gebe sie Euch gern! — Damit reichte ich ihnen meinen Quersack, worin mein ganzer Reichthum sich befand. Sie durchwühlten ihn, nahmen Alles, auch den kleinen Becher heraus, durchsuchten meine Kleider, nahmen der zitternden

Kleinen auch den Ring vom Finger und eilten in das Dickicht zurück. Freudigen, dankenden Blickes sah ich nun auf gen Himmel — hatten sie mir doch mein Kind und meine Harfe gelassen! — War ich auch so arm, daß mir nicht so viel blieb, meinen Hunger zu stillen, fühlte ich mich doch noch reich. Ich drückte die Kleine in meine Arme, sah mit Andacht und vertrauenvollem Herzen der untergehenden Sonne nach, griff dann in die Saiten meiner Harfe und stimmte ein Loblied zur Ehre Gottes an. Dann wanderte ich, mein Saitenspiel am Arme, die Kleine an der Hand, getrost in die Stadt hinab, stellte mich in den Kreis mehrer Bürger, die sich auf dem Markte versammelt hatten, sang ihnen ein Lied und gewann mir Zehrung auf mehre Tage. — Meine Erzählung, wie man mich beraubt hatte, erweckte ihr Mitleid; denn sie wußten nur zu gut, daß gottloses Gesindel in der Gegend umherziehe, die der Adel auf seinen Burgen beschütze und besonders der von Grumbach.

Still, ich bitte Euch, still! — unterbrach ihn der Meister. — Nennt den Namen nicht, oder nennt ihn mir leise.

Ich werde ihn noch öfters nennen müſſen! — fuhr der Harfner fort. — Doch hört nur weiter! — Den andern Tag trat ich den Weg nach meiner Heimath an, Gefreß und Weißenſtadt lagen bald hinter mir und ich ſah die Thürme Wunſiedels. — Seitdem habe ich ſie nicht mehr geſehen! —

Es iſt doch ein eigenes Ding um die Heimath. Iſt die Fremde auch noch ſo ſchön, ſteht man auch noch ſo entzückt vor den Paläſten und den Denkmälern des Alterthums, das Giebeldach des Vaterhauſes, die Linde, unter der man ſpielte, der einfache Glockenthurm und mehr als alles dieß, der ſtille Friedhof, wo Vater und Mutter ſchlummern und die Erinnerung mit ſo ſchaurig wehmüthigem Hauch uns anweht — ach, lieber Herr, das iſt zehn Mal mehr als jener Prunk! Nicht Staunen, nicht Bewunderung, Sehnſucht ergreift uns, Sehnſucht nach jener goldnen Zeit, nach jenen theueren Menſchen erwacht. Aus jedem Baum, aus jedem Haus, auf jeder Stelle ſpricht uns die Erinnerung an und was das Schickſal über uns verhängte, alles bleibt zurück, frei wie in der Zeit der Kindheit athmet die gedrückte Bruſt, die lindernde Thrä-

ne bricht hervor, noch einmal ist man Kind und ist glücklich. —

Ich blieb nur kurze Zeit in meiner Heimath! — fuhr er nach einer kurzen Pause fort. — Die Erinnerung, anfangs wohlthuend, stimmte mich immer trauriger; denn mir war dort nichts geblieben als das Grab meiner Aeltern, und sonderbar, mir war es hier drückender als an jedem anderen Orte, von Haus zu Haus, von Herberge zu Herberge zu ziehen und für Lohn zu singen und zu spielen. Darum wanderte ich eines Morgens aus nach den bischöflichen Landen und von da nach Frankfurt, zog immer längs dem Main hin und suchte mich zu täuschen und mich glauben zu machen, es sey der Neckar, wo ich mein Weib zum ersten Mal gesehen, und so kam ich bald nach Zettlitz. Ich hatte zwar auf dem ganzen Wege viel von dem Raubgesindel gehört, das an der thüringischen Grenze bald diesseit, bald jenseit hause; aber ein Armer fürchtet die Räuber nicht, er hat ja nichts zu verlieren! Ich kehrte deßhalb getrost in dem Gasthause ein, fand dort eine Menge lustiger Gesellen, spielte und sang und verdiente

mir manchen Groschen. Einer unter ihnen, der sich viel mit der Kleinen abgegeben hatte, setzte sich endlich zu mir und raunte mir zu: Spielmann! hier ist's nicht geheuer, mach', daß Du fortkommst! Immer landeinwärts — der Grumbach —

Still, still! unterbrach ihn Meister Klaus von neuem.

Der Grumbach wirbt und da ziehen seine Gesellen von allen Weltgegenden her. — Ich in meiner Thorheit erwiederte auf diesen wohlgemeinten Rath ganz laut — Zu verlieren habe ich nichts, was kümmert deßhalb einen armen Meistersänger der Grumbach und sein Gesindel! — Kaum hatte ich aber das unvorsichtige Wort gesprochen, als die wilden Gesellen aufsprangen, doch einer unter ihnen gebot Ruhe; sie gehorchten und kümmerten sich weiter nicht um mich, der ich wohl meinen Fehler einsah, mich ruhig fortschlich und bei Nacht ohne weiteres Abenteuer in Lichtenfels ankam. Am andern Tage zog ich landeinwärts gen Bamberg und setzte von da ungehindert meinen Weg nach Würzburg fort. Es begann schon zu dämmern, als ich bei Schwarzach,

über den Main ging; denn ich wollte noch vor Nacht Dettelbach erreichen; aber Gott hatte es anders beschlossen. In einem Büschchen überfielen mich Gewaffnete, knebelten, banden mich und warfen mich und mein Kind auf einen Karren und jagten so mehre Stunden in der Dunkelheit mit mir fort. Endlich hielt der Karren, ich hörte eine Zugbrücke niederlassen, ein Thor aufrasseln und wir fuhren ein. Hier wurde ich zwar meiner Bande entledigt, mir meine Harfe wiedergegeben, aber in einen finstern Thurm mit meinem Kinde geworfen, wo ich ein schreckenvolles Jahr zugebracht habe, ohne daß ich nur einen Schimmer des Sonnenlichtes erblickt hätte —

Vater, wollt Ihr nicht aufhören? — bat Marie. — Es greift Euch zu sehr an.

Laß mich nur enden! — sagte der Alte. — Es ist mir, als ob ich heute dazu berufen wäre.

Ich lag mit meinem Kinde, wie ich Euch schon berichtete, im finstern Kerker; — fuhr der Harfner fort — Brod und Wasser war unser Speis' und Trank, Stroh unser Lager,

ein feuchtes, niederes Gewölbe unser Himmelszelt, eine matte Lampe unsere Sonne. Anfangs murrte ich, haderte mit Gott, doch des Kindes Sanftmuth und Geduld, das nicht klagte, nicht weinte, gaben mir endlich auch die Kraft, mit Ergebung mein Schicksal zu ertragen. In dieser Zeit lehrte ich Marie die Harfe spielen, aber auch diese Freude sollte nicht lange dauern; denn bald sprang eine Saite nach der andern, wie eine Hoffnung nach der andern mir entfloh und mein Saitenspiel verstummte und mit ihm die Stimme des Trostes.

Eines Tages — mehre Monden mochten wohl hier schon vergangen seyn, öffnete sich die Thür meines Kerkers und ein großer, stattlicher Mann von wildem Ansehen, trat mit dem Schließer, der mir täglich die sparsame Kost brachte, herein. Er setzte einen zinnernen Krug vor mich auf den Tisch und sagte mit höhnischem Lächeln: Du hast auf Deiner Wanderung so oft auf unsern Herrn, den Ritter von Grumbach geschmäht, heute ist ein feierlicher Tag für ihn und er sendet Dir aus besonderer Gnade einen Becher mit

Wein, den Du auf seine Gesundheit leeren und Gott bitten sollst, ihm Glück und Heil zu schenken. Da nimm und trink'!

Bei'm Nennen dieses Namens schauderte ich zusammen. Was ich auf meinen Wanderungen von ihm gehört hatte, ließ mich ihn verabscheuen; auch mochte ich wohl zuweilen unvorsichtig genug gewesen seyn, mich nicht im Guten über ihn geäußert und ihn geschmäht haben, und so zauderte ich. „Trink!" wiederholte der Mann. „Auch die Kleine muß Bescheid thun!" — Weiß Gott, wie mir bei diesen Worten der sonderbare Gedanke kam, es sey Gift in dem Weine — als ob meine Peiniger nicht Mittel genug gehabt hätten, mir den Tod auf andere Weise zu geben. Dieser Gedanke und mein Abscheu gegen den Ritter ließen es mich standhaft verweigern. Habe ich so lange Euer Wasser getrunken, — sagte ich keck — so will ich es auch heute! — Ich schob bei diesen Worten den Krug zurück und mochte dieß wohl mit Heftigkeit gethan haben; denn ich stieß ihn um, so daß der Wein zu Boden floß. „Bube!" rief der Unhold, schlug mich, daß ich niedertaumelte und entfernte sich.

Als der Schließer mir am Abend mein Brod brachte und mich wieder verließ, nahm er die Lampe mit. „Zur Strafe Deiner Frechheit — sprach er — sollst Du auch dieses Lichtes beraubt seyn!“ — Und als ob ich mein trauriges Schicksal ahnete, schloß ich Marie in die Arme, schaute noch einmal auf ihr liebes Antlitz, blickte noch einmal in ihr frommes Auge und habe es nie wieder gesehen; denn der Grausame setzte mir Brod und Wasser in der Dunkelheit hin und trat nie wieder mit dem Lichte ein.

Er hielt inne und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, liebkos'te und küßte das Mädchen, das ihn zu trösten und zu beruhigen suchte und sich selbst nicht beruhigen konnte, dann fuhr er fort: Fortan war es Nacht um mich, die Saiten meiner Harfe gesprungen, der Anblick meines Kindes mir genommen; denn die graue Dämmerung, zu der sich nach langer Gewohnheit die dunkle Nacht endlich vor meinem Auge gestaltete, ließ mich doch ihr liebes Antlitz nicht deutlich sehen; nichts blieb mir als der Gesang. — Zu meinem Gott ließ ich nun mein Lied erschallen und

wenn es so recht aus voller Brust tönte und in dem feuchten Gemäuer wiederhallte, dann kehrte das Vertrauen, das mir doch kein Mensch, kein Wüthrig nehmen konnte, in mir zurück.

So vergingen Monden. Die leise, sanfte Stimme des Kindes begleitete oft meinen Gesang und mit Ergebung ertrug ich mein Geschick; denn noch war ich und Marie wohl, noch fühlte ich mich von Hoffnung gestärkt. Aber jetzt begannen mir die Augen zu schmerzen, ich mochte sie wohl zu sehr angestrengt haben, um, trotz dem Dunkel, die Gegenstände zu erkennen; sie brannten mich, ich litt schmerzlich und das Wasser, was uns zum Trinken gereicht wurde, war den Augen die einzige Erquickung, die einzige Kühlung. So verlebte ich traurige Tage; der Gesang wollte mich nicht mehr erheitern und Mariens Stimme tönte mir nur wie eine leise Klage, die sich der jungen Brust entrang. Aber Gott läßt den Menschen nie, ohne daß ihm nicht eine Tröstung zur Seite steht, auch mir ließ er die Phantasie; sie zauberte mir aus dunkler Nacht das blaue Himmelszelt, sie

ließ mir die Sonne meinen Kerker erleuchten, bettete mich auf weichen Pfühl und malte mir das Engelantlitz des Kindes immer rosenroth. Manch gutes Lied mag ich damals gedichtet, manch hoher Gedanke mich beseelt haben, aber das Lied ist verhallt, den Gedanken hat der Augenblick mit sich genommen und nichts ist mir aus diesen Tagen geblieben als der Schmerz des Erwachens. — Auch jetzt noch fühl' ich ihn.

Eilt doch, Vater! — bat Marie, ängstlich werdend — Eilt doch schnell über die Schreckenzeit hin; wie könnt Ihr nur so gern da verweilen?

Der Schmerz ward mein Erbtheil, mein Kind; er ist mir lieb geworden! — sagte der Alte — Es ist ein Pfund, das mir jenseit wuchern muß, und um nichts in der Welt gäb' ich ihn hin. Eines Tages, — begann er wieder, und sein Antlitz erheiterte sich, sein Auge hätte gewiß geglüht, wäre es nicht geschlossen gewesen — Eines Tages saß ich auf meinem Schemel, Marie lag neben mir auf dem Strohlager und schlief, da wandte ich meine Seele so recht innig zu Gott und —

ich will es gestehen — bat den Barmherzigen um einen sanften Tod. Da war es mir, als träte ein Engel neben mich, nicht glänzend, nicht strahlend, nein! wie ein zarter, freundlicher Jüngling stand er da, legte seine Hand auf meine Stirn und sagte mild und freundlich: „Dein Wunsch sey Dir gewährt!" — und als sein Odem mich anwehte, durchrieselte es mich kalt und mir war es, als habe der Tod mich erfaßt, als läg' ich im Grabe und die Nacht, die mich umgab, sei Grabnacht. Ich mochte über diesen Gedanken eingeschlummert seyn und meine Hand im Schlafe die wenigen Saiten der Harfe berührt haben, sie tönten, und als ich von ihrem Klange erwachte, war es mir, als hörte ich ein Chor von Harfen und das Grab thäte sich auf und licht war es um mich. Mein Geist fühlte sich nun seiner Hülle ledig, ich schwebte auf, immer höher und höher der Sonne zu, die ich im vollen Glanze vor mir strahlen sah und in die mein Auge ungeblendet schauen konnte. Je näher ich ihr kam, desto größer, desto strahlender erschien sie mir, bald sah ich nur sie und der ganze Himmel schien mir ein Gluthmeer zu seyn. Da sah ich plötz-

lich, wie sie sich theilte und zur Strahlenpforte ward, die sich vor mir aufthat und das Paradies lag offen vor mir. Wie das Allerheiligste verbarg ein Strahlenglanz den Thron des Höchsten meinem Blicke, aber die lieblichen Engel, die ihn umschwebten, konnte ich sehen und die Heiligen und Frommen deutlich erkennen, die zu seinen Stufen betend knieeten und heilige Hymnen sangen. Auch ich, von Andacht durchdrungen, sank anbetend nieder und neigte in Demuth mein Haupt. Da rasselte die Thür meines Kerkers, meine Sonne erlosch, mein Paradies war dahin, aber ein matter Schein dämmerte noch vor mir und ich vernahm die Stimme eines Engels, der mir sagte: „Steh' auf, alter Mann, nimm Dein Kind und Deine Harfe und ziehe von hier!" — Ich starrte nach dem Orte hin, woher die Stimme kam, sah aber nichts, nur hörte ich noch einmal sagen: „So steh' doch auf und wecke die Kleine!"

Marie! — rief ich.

Das Kind sprang auf, that einen lauten Schrei und sank mir in die Arme. „Eine

Dame ſteht vor uns! — Seht Ihr ſie denn nicht?" — raunte ſie mir zu.

Es iſt ja dunkel um uns! — ſprach ich aufhorchend — Ich ſehe nichts! — „Dunkel? — ſagte Marie — Es brennen ja Fackeln und die Tropfen am Gewölbe funkeln glänzend wie Edelgeſtein!" — Ich rieb mir die Augen, ſtrengte ſie an — ach, ich war blind! — Hatte ſich auch meinem innern Auge das Himmelsparadies geöffnet, das Paradies der Erde war mir verſchloſſen. — „Kommt nur, Vater! — ſagte Marie und faßte meine Hand — Kommt nur und folgt dieſer freundlichen Dame!" — Es war des Grumbach's Gattin, die ſich unſerer erbarmt hatte. — „Ich will Euch leiten, Euch nicht verlaſſen!"

Vater, Vater! — rief Marie, ſich dem Alten in die Arme werfend — ich bitte Euch, nicht weiter; Ihr zerreißt mein Herz!

Und ſie hat mich nicht verlaſſen! — ſagte der Harfner und über ſein Antlitz verbreitete ſich Heiterkeit — Gott lohne es ihr!

Könnte die Tochter den Vater verlaſſen? — unterbrach ihn Marie — Ich that ja nur meine Pflicht!

Der Alte seufzte tief auf. Ach Gott! — sagte er und preßte Marien mit Heftigkeit an sich — Arme, verlassene Waise!

Was redet Ihr doch, Vater! — zürnte das Mädchen — Bin ich denn eine Waise? Seid Ihr mir nicht geblieben, wenn mir auch Gott die Mutter nahm?

Armes Kind! seufzte der Alte.

Da pochte es leise an die Hausthüre. — Wer stört uns denn schon wieder? brummte Meister Klaus und ging hinaus, die Thüre zu öffnen.

Der Harfner lauschte indessen, seiner Gewohnheit nach, was es draußen gäbe; Marie aber hatte nur Auge, nur Ohr für Georg, dessen Herz bei ihrem Anschauen hoch und freudig klopfte. Georg! — weckte ihn der Alte aus seinem Entzücken — mich däucht, ich höre draußen Wortwechsel!

Georg horchte an der Thür, riß sie schnell auf, stürzte hinaus. Der Lärm wurde nun stärker, heftiger das Fluchen und Toben fremder Stimmen. Jetzt, da man deutlich ver-

nahm, daß ſie draußen handgemein wurden, riß ſich Marie von dem Vater los, ſtürzte nach der Thür, die ſich öffnete und durch welche ein Mann von wildem Anſehn, ganz denen ähnlich, denen ſie ſchon früher begegnet waren, eintrat. Kommt, Jungfer! — ſagte er mit grinſendem Lächeln zu der Bebenden — Reicht Eurem Vater die Hand und folgt mir!

Wohin? fragte das Mädchen mit Faſſung.

Werdet es ſchon erfahren! — erwiederte er — keine Umſtände, der leiſeſte Laut und Ihr und der Alte ſeyd des Todes!

Gehorche! — ſagte der Alte, die Hand nach ſeinem Kinde ſtreckend — Laß uns der Gewalt weichen, Gott wird uns ſchützen!

Nimm die Harfe mit, Tobias, daß uns der Alte etwas vorſpielen kann! — befahl, als der Harfner von ſeinem Seſſel aufgeſtanden war, der Räuber einem Andern — Und nun kommt raſch und kein Wort, kein lauter Athmenzug!

Marie gehorchte und leitete den Vater hinaus, doch als ſie in die Hausflur traten,

bebte sie zurück. Von einer Menge wilder Männer umringt, lagen der Meister und Georg geknebelt am Boden, über des Gesellen Gesicht rann Blut. Mein Georg! — schrie sie, Drohung und Alles vergessend, laut auf, ließ ihren Vater los und stürzte zu Georg hin. Aber plötzlich hielt sie an, auch ergriff sie schon der Arm eines Frechen, der sie fortschleuderte und den Dolch auf sie zückte. Nur ein Wort, — drohte er — und Du bist des Todes! — Marie warf noch einen Blick auf Georg, faßte bleich wie der Tod des Vaters Hand, sträubte sich nicht mehr und folgte dem Manne, der voranschritt und mit ihnen das Haus verließ.

10.

Während Meister Klaus und Georg auf der Hausflur geknebelt lagen und mit klopfendem, angsterfülltem Herzen einen Wagen, der wahrscheinlich den Harfner und seine Tochter wegführte, rollen hörten, hatten mehre der Räuber das Haus, welches sie genau zu ken-

nen schienen, durchsucht und was sie an Geld oder Geldeswerth fanden, zusammengepackt. Sie schienen mit ihrer Beute nicht sehr zufrieden zu seyn, da der Meister glücklicherweise seine Kleinodien und das silberne Geräth nach Nürnberg geschickt hatte, deßhalb fluchten und drohten sie auch, ihn zu durchbohren, wenn er nicht gestände, wo er seine Reichthümer verborgen habe. Der Meister aber gab durch Zeichen zu verstehen, daß er ihnen nichts Weiteres angeben könne und so ließen sie sich beruhigen und zogen mit ihrem Raube davon.

Da nun Alles ruhig im Hause war, hoffte Meister Klaus, seine treue Magd würde aus ihrem Versteck hervorkriechen und ihn und Georg ihrer Bande befreien, aber eine lange Stunde verging und Niemand erschien; sie lagen in schmerzvoller Unruhe und Niemand kam zu ihrer Hilfe. Da klopfte es endlich leise an die Thüre, es klopfte wieder, Niemand konnte öffnen. Endlich that sie sich auf und Peterlein, der kurzweilige Rath, trat mit seinem Blendlaternchen ein und fuhr bei dem Anblicke der Gebundenen erschrocken zurück.

Schnell war er bei der Hand, Georg von seinen Banden zu befreien, der dann den Meister der seinen zu entledigen half. — Sagt mir nur um Alles in der Welt, was ist geschehen? fragte der Kleine, und als ihm der Meister, der kaum aufrecht zu stehen vermochte, mit wenigen Worten das Vorgefallene erzählte, schüttelte er bedenklich den Kopf, verwunderte sich nicht wenig und trat sogleich der Meinung Georg's bei, daß es nicht allein auf Raub, sondern hauptsächlich auf den Harfner und seine Tochter abgesehen sey. Noch mehr wurden, sie darin bestärkt, als sie die Magd gleichfalls in ihrer Kammer geknebelt fanden, welche aussagte, daß sie vernommen, wie einer der Räuber die andern durch Drohungen abgehalten habe, das Zimmer Franzeska's, die sich eben abwesend befand, zu betreten. Da sagte Peter mit teuflischem Lachen! Das hat sicher der Grumbach gethan!

Ihr habt Recht, Peterlein! — rief Georg. — Ihr bringt mich auf die Spur. Schnell ihnen nach. — Lebt wohl! Er stürzte fort und der Meister sah ihm traurig nach; denn mit Georg verließ ihn sein einziger Freund.

Nun kommt nur und laßt uns sehen, was geschehen ist! — sagte der Kleine, den Meister aus seinem Stumpfsinn weckend. — Heute kann ich Euch noch mit Rath und That an die Hand gehen, morgen ziehe ich dem Herrn mit den Proviantwagen nach; denn so lange der Grumbach, der gestern zurückgekehrt ist, auf der Plassenburg das Regiment führt, schmeckt mir kein Trunk mehr und ich mag oben nicht mehr bleiben.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als die Hausthüre sich öffnete und zu seinem Schreck Franzeska, von Grumbach begleitet, eintrat.

Guten Abend, Meister! — sagte dieser, dem Erstaunten treuherzig die Hand schüttelnd. — Ich bin gestern aus dem Feldlager zurückgekommen und wollte doch Euer Haus nicht vorbei gehen, ohne den Auftrag des Herrn auszurichten. Er läßt Euch den Harfner und sein Kind empfehlen und Euch sagen, Ihr möchtet ja Sorge für sie tragen, sie pflegen und warten lassen, er würde Euch Alles vergüten.

Dieſe Worte Grumbach's überraſchten den Goldſchmid, er ſtarrte ihn mit Erſtaunen an und fand nicht Worte, etwas zu erwiedern. Doch Peter war nicht ſo überraſcht als der Meiſter.

Die Vöglein ſind ausgeflogen — ſagte Peter — und das Neſt iſt leer, wie Ihr wohl wiſſen werdet, geſtrenger Herr! Seht nur, wie ſie hier unten ausgeräumt haben und nun ſolltet Ihr erſt ſehen, wie es oben zugegangen. Auf Eurem Zimmer, Signora, haben die Böſewichter furchtbar gehauſ't.

Mein Gott! — ſchrie Franzeska auf. — Sagte ich es Euch nicht? wendete ſie ſich dann vergeſſend zu Grumbach und eilte hinauf.

Was ſpricht der Narr? fuhr der Freiherr jetzt Meiſter Peter an.

Wahrheit, Wahrheit, geſtrenger Herr! — entgegnete dieſer hohnlachend. — Ich habe geſehen, wie die Männer den Harfner und ſein Kind fortführten, habe ſie geſehen, wie ſie ſich mit dem Raube davonſchlichen. Ich kenne den Einen, ſah ich doch den Fre-

chen heute noch, als ich mein Vesperbrod verzehrte, auf dem Schlosse umherschleichen. Ach, Ihr kennt ihn gewiß auch, wenn ich ihn Euch zeige. — Groß, lang, einen rothen Bart wie Judas Ischariot, der unsern Herrn verrieth. — Besinnt Euch nur!

Schweig, Narr! — unterbrach ihn Grumbach unwillig. — Seyd Ihr beraubt worden, lieber Meister? — fragte er nun diesen, der ihn scharf beobachtet hatte. — Ist es wahr, daß der Alte mit seinem Kinde gewaltsam weggeführt wurde?

So ist es! erwiederte der Goldschmid.

Ei, so will ich gleich Anstalt treffen! — rief Grumbach ganz entrüstet. — Glaubt die Brut, weil der Herr nicht zugegen ist, sie dürften hier hausen nach Wohlgefallen?

Eben, weil der Herr zugegen ist! murmelte Peterlein vor sich hin. — Grumbach schien dieß nicht gehört zu haben, fragte noch nach einigen Umständen und ging dann hinauf zu Franzeska, die sich höchlich freute, daß Alles so gut gelungen und sie ohne Schaden davon gekommen war. Schon vor seiner

Abreise nämlich hatte ihn Franzeska angelegen, Marie und ihren Vater fortzuschaffen. Andere nur nach sich beurtheilend, fürchtete sie immer noch, das schöne Mädchen möchte den Markgrafen von Laurette abziehen; überdieß war ihr die fromme, stille Jungfrau zuwider und sie haßte sie schon ihrer Sittsamkeit wegen. Grumbach, dem anfangs der Harfner gleichgiltig war, da er sich seiner nicht mehr erinnerte, wollte sich nur an dem Goldschmid rächen und fürchtete den Einfluß Mariens weniger. Seit ihm aber der Markgraf den Auftrag gegeben, den Harfner zu bewegen, in Culmbach zu bleiben, ihm bis dahin das Nöthige reichen zu lassen und gegen ihn den Wunsch geäußert hatte, den Blinden mit seiner Tochter an seinem Hoflager zu behalten, seitdem einer seiner Leute den Alten als den Blinden wieder erkannt, den er nur auf Bitten seiner Gattin frei gegeben, fürchtete er ihn und ging ganz in Franzeska's Plane ein. Da schon früher die Beraubung des Goldschmids beschlossen war, so wurde nun Beides zugleich ausgeführt und der arme Blinde zum zweiten Mal seiner Freiheit beraubt.

Meiſter Klaus ließ ſich von dem Narren leicht über den erlittenen Verluſt tröſten, aber das Schickſal des Alten und ſeiner Tochter bekümmerte ihn ſehr; doch auch hier verſprach ihm Meiſter Peter Hilfe. — Er wolle ſchon — meinte er — dem Markgrafen einen Floh in's Ohr ſetzen und ihn beſtimmen, ernſte Maßregeln zur Befreiung Mariens zu nehmen; denn er habe die feſte Ueberzeugung, Grumbach ſey der Anſtifter alle des Unglücks! — Mit dieſem Troſte verließ er den Meiſter und ging auf die Plaſſenburg, wohin kurz vor ihm der von Grumbach gleichfalls zurückgekehrt war.

Mit mancherlei Plänen beſchäftigt, nahm der Kleine alsbald ſeinen gewöhnlichen Schlaftrunk, legte ſich zur Ruhe und freute ſich des kommenden Morgens, der ihn weit weg von der Plaſſenburg und dem Verhaßten bringen ſollte. Aber der Morgen erfüllte ſeine Hoffnungen nicht. Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, die Rüſtwagen, die ihn mitnehmen ſollten, waren ſchon ſeit Anbruch des Tages und früher fortgefahren, als es beſtimmt war; er ſelbſt hatte gegen ſeine

Gewohnheit und ihm unerklärbar bis Mittag geschlafen und fühlte sich unwohl. Daß ihm Grumbach einen Streich gespielt habe, war ihm einleuchtend und er sann nun auf Rache.

11.

Georg, welchen mehr als ein Beweggrund trieb, die Spur der Räuber zu verfolgen, hatte, so sehr sein Gemüth auch erschüttert war, dennoch seine ruhige Fassung nicht verloren. Er war, sich mit Geld und einem Pferde zu versehen, zu seinen Freunden geeilt, war dann ausgegangen, um an den Thoren Erkundigungen einzuziehen und erfuhr gleich an dem, das nach Koburg führt, daß ein Karrn, auf welchem mehre Menschen gesessen, spät am Abend die Straße nach Lichtenfels genommen habe. Er eilte ihm nach, holte ihn auch bei Anbruch des Tages bei'm Ueberfahren über den Fluß ein, erkannte die Räuber, sah aber weder den Harfner noch seine Tochter. Ihm war weniger an dem Raube als an dem Auffinden Ma-

riens gelegen, überdieß, wenn ihn die Räuber gewahrten, so konnte es leicht um ihn geschehen seyn; er eilte daher schnell nach Culmbach zurück, setzte hier seine Nachforschungen fort und erfuhr endlich, daß das Fuhrwerk mit dem Blinden und seiner Tochter den Weg nach Erlangen genommen habe.

Da er nun wohl einsah, daß es unmöglich wäre, die Räuber einzuholen, beschloß er, wo möglich wenigstens ihre Spur zu verfolgen. In jedem Dorfe, in jeder Hütte forschte er nach, und so glückte es ihm, bis zu dem festen Schlosse Beiersdorf auf ihrer Spur zu bleiben. Hier schien ihn das Glück verlassen zu wollen, das Schloß wurde so streng bewacht, daß es unmöglich war, hinaufzukommen; im Orte selbst wußte man nicht, was dort vorging, und so blieb Georg nichts übrig zu thun, als die Burg noch am Abende mehrmal zu umschleichen, überall auf Kundschaft auszugehen und es übrigens dem Zufalle zu überlassen.

Dieser war ihm auch behilflich. Ein Weißgerber von Emskirchen, der in der näm-

lichen Herberge zu Beiersdorf eingekehrt war, erzählte zufällig, daß markgräfliche Reiter einen blinden Harfenſpieler mit ſeiner jungen Tochter bei ihnen durchgeführt, die das Mitleid des ganzen Städtchens erregt hätten. Der Alte wäre ſtill und in ſich verſchloſſen, das Mädchen aber heiter und geſprächig geweſen und Niemand hätte begreifen können, weßhalb der Herr, der doch ſonſt Geſang und die Spielleute ſo ſehr liebe, dieſes hübſche Kind und den alten unglücklichen, blin- Mann nach Hoheneck in Verwahrſam bringen laſſen, da Beide ſo fromm ausſähen, daß ſie gewiß Niemand ein Leid zugefügt hätten. Dieß war für Georg genug, ſein Pferd ſatteln zu laſſen und nach Hoheneck zu jagen. Hier erfuhr er ſogleich, daß der Harfner geſtern angekommen, in der Nacht aber weiter geführt worden ſey; wohin? konnte ihm Niemand berichten und jede ſeiner Nachforſchungen blieb nutzlos. Da entſchloß er ſich, auf das Schloß zum Amtmann ſelbſt zu gehen, von dem er allgemein erfuhr, daß es ein wackerer alter Mann ſey, den Jedermann in der Nachbarſchaft liebe und ſchätze. Er trug ihm ſein Geſuch vor und bat, ihm

nur zu sagen, wohin die Unglücklichen gebracht worden wären.

Der Amtmann lächelte bei dieser sonderbaren Zumuthung des jungen Mannes. Mein Sohn, — sagte er jedoch nicht unwillig. — Du scheinst noch wenig mit der Welt bekannt zu seyn, da Du mir eine solche Frage thust. Soll es Niemand wissen, wohin die Leutchen gebracht sind, so werde ich Dir es gewiß nicht sagen, soll es kein Geheimniß seyn, so würde es Dir jeder Neugierige im Orte sagen können. Aber Du sagtest mir vorhin von gewaltsamen Wegführen durch Räuber. Berichte mir doch, was Du davon weißt.

Georg machte den Amtmann mit dem Vorgefallenen bekannt, der bedenklich sein greises Haupt schüttelte. Ich rathe Dir, mein Sohn, — sagte er zu Georg — unsern gnädigen Herrn, den Markgrafen, in seinem Feldlager aufzusuchen und ihm den Vorfall zu berichten; ich glaube kaum, daß es mit seinem Wissen geschehen ist, obgleich seine Reiter die Gefangenen hierher gebracht haben. Doch Dich treibt, so wie mich es dünkt,

mehr noch als Menschenliebe zur Hülfe der Armen, und deßhalb wollte ich Dir wohl wünschen, daß Du sie auffändest, wenn Dir das Ziel nur nicht zu hoch läge. Nun geh', mein Sohn!

Die Worte: „wenn Dir das Ziel nur nicht zu hoch läge", hatte der alte Herr, besonders das Wort hoch, so scharf betont, daß es Georg aufgefallen war und er auf dem Wege nach seiner Herberge immer darüber nachdachte. Nach hohen Landsberg! — dieser Gedanke durchfuhr ihn plötzlich und zugleich erinnerte er sich, daß Herr Ernst von Mandelsloh, den er oft bei seinem Meister gesehen, dort befehlige. Er säumte daher keinen Augenblick und machte sich auf den Weg dahin.

Es war schon spät am Abend, als er in Weichenheim, einem Dorfe, das an dem Fuße des hohen Landsberges liegt, ankam; hier kehrte er in einer elenden Herberge ein. Aber kaum begann es zu tagen, so zahlte er seine Zeche, ließ sein Roß für jeden Fall satteln und packen und eilte zu Fuß den Berg hinauf. Nebel deckte noch die hohe Burg und

rollte sich, vom Ostwinde gejagt, durch das Thal, bald aber brachen die Strahlen der Sonne hindurch, drückten die Nebel nieder und überglänzten gar freundlich die Burg.

Georg stand nun auf dem waldbewachsenen Berge, über dessen alten Eichen der nackte Fels ragte, auf den, der Zerstörung zum Trotz, die Veste gebaut war. Kein hoher Thurm überragte die alten Gebäude, nur westlich stand einer mit niedrigem Dache, der gemeinhin die Wohnung des Befehlhabers zu seyn pflegte, weil man von da die Gegend rings umher am beßten übersehen konnte. Das eigentliche Schloß, was in der Mitte der Befestigung lag, war ein altes, einfaches, mit vier Thürmchen auf der Seite versehenes Gebäude von geringem Umfange. Erst seit einigen Jahren hatte es der Graf von Schwarzenberg dem Markgrafen eingeräumt, der die Werke vermehrt und es ganz zu einem festen, fast unangreifbaren Posten gemacht hatte, der ihm einen festen Punkt zwischen den beiden Bisthümern gab. Mit ängstlichen Gefühlen begann Georg jetzt seine Wallfahrt, ungewiß, ob er sie dort finden würde; denn im Dorfe hatte

er nicht das Mindeſte von dem Harfner und ſeinem Kinde gehört.

12.

Während er den ſteilen Fußpfad hinaufklomm, der nach einem kleinen Häuschen führte, das unfern des Einganges zu dem Schloſſe auf der weſtlichen Seite des Felſens lag, ſtieg der Gedanke in ihm auf, ob er nicht beſſer gethan hätte, wenn er, ſtatt Marie hier aufzuſuchen, ſogleich zu dem Markgrafen geritten wäre, der doch allein über ihre Freiheit gebieten könne. Aber einmal hier, ſchien es ihm thörig zu ſeyn, umzukehren, und er ſchritt munter nach dem Häuschen zu, wo ein freundliches Mädchengeſicht, friſch wie der Thau, der auf dem Mooſe perlte, und lächelnd wie die Frühſonne, zu einem Fenſter heraus ſah, ihn begrüßte und erſtaunt war, ſchon ſo früh einen Fremden hier zu ſehen. Sie bat ihn, einen Augenblick zu verweilen.

Während er ihrer harrend vor der Thüre ſtand, blickte er hinauf nach dem Schloſſe,

dessen Mauern hier auf steiler Felswand unübersteiglich jedem Angriffe zu trotzen schienen. Ein bärtiger Krieger lugte aus einem Vorsprungshäuschen heraus, überschaute die Gegend und brummte sein Morgenlied; sonst konnte er von dem Schlosse nichts gewahren, das dicht über ihm seine grauen Steinmassen den Wolken entgegen hob. —

Indessen war das Mädchen herausgekommen, stand in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung vor ihm und lud ihn ein, bei ihr einzutreten.

Es ist nur ein schlechtes Gasthaus, — sagte sie freundlich — Es kehrt auch nicht viel bei uns ein, als die Leute vom Schlosse, aber tretet nur herein, eine warme Suppe soll gleich vor Euch stehen.

So wenig sich auch Georg sehnte, die schöne freie Natur mit der ärmlichen Hütte zu vertauschen, so war doch die Einladung des Mädchens zu freundlich, um widerstehen zu können, auch hoffte er, hier etwas von Marien zu erfahren. Er betrog sich nicht; denn kaum hatte das Mädchen ihr Versprechen gelöst und eine dampfende Mehlsuppe

ihm vorgesetzt, als sie auf Georg's Frage auch gleich erwiederte, daß sie von den Knechten, die in dem Wasser, was sich dort vor dem Hause in der Vertiefung des Felsens sammle, die Pferde zu schwemmen pflegten, erfahren habe, daß ein blinder Spielmann mit seinem Kinde gefänglich auf die Burg gebracht, ihnen aber in dem innern Schlosse ein gut Quartier bereitet worden sey.

Die Knechte — fuhr sie fort — konnten nicht genug die Schönheit des Mädchens rühmen und die Neugier trieb mich hinauf, aber ich habe sie nicht gesehen, sie kam nicht an's Fenster; ich hörte sie jedoch ein frommes Lied singen und sie sang so schön! — Ach, Herr, wenn Ihr sie nur einmal hören könntet! Ich wollte es Euch wohl gönnen.

Ja wohl! seufzte Georg und sein unwillkührlicher Ausruf unterbrach für einen Augenblick die Redseligkeit des Mädchens.

Hättet Ihr nur Erlaubniß, auf die Burg zu gehen, — fuhr sie jedoch gleich wieder fort — so wollte ich Euch schon auf einen Fleck bringen, wo Ihr sie sehen könntet.

Wäre es denn gar nicht möglich, auf das Schloß zu kommen? fragte der Geselle.

Ohne des geſtrengen Herrn von Mandelsloh Erlaubniß, der dort oben befehligt, würde es wohl nicht geſchehen können. Ich will gern ein gutes Wort bei ihm einlegen, — ſagte ſie nach einigem Nachdenken — der Herr iſt immer recht wohlwollend gegen mich, wenn ich ſeine Beſtellung gut ausgerichtet und ihm Allerhand von Sensheim mitgebracht habe. Geduldet Euch nur, bis mein Vater aus ſeiner Kammer herunter kommt, dann will ich hinauf auf das Schloß und für Euch bitten.

Thue das, liebes Kind! — ſagte Georg. — Der geſtrenge Herr da oben kennt mich recht gut. Sag' ihm nur, ich käme von Meiſter Klaus, dem Goldſchmid aus Culmbach und hätte ihn nothwendig zu ſprechen.

Das Mädchen ſprang nun eilig nach dem Schloſſe hinauf.

Sie verweilte dort nicht lange und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß Jemand kommen würde, den Fremden hinauf zu führen. Ein alter, bärtiger Lanzknecht kam auch bald herunter und befahl mit gravitätiſchem

Ernſte dem Geſellen, ihm hinauf zu dem Hauptmanne zu folgen, nicht von ſeiner Seite zu weichen und ſich nicht vorwitzig rechts und links umzuſehen; Georg folgte ihm. Der alte Krieger, ihn feſt im Auge behaltend, ſchritt rüſtig durch das geöffnete Fallgatter, das ſich wieder hinter ihnen ſchloß, dann führte er ihn durch einen Zwinger, den längs der ſteilen Felswand auf der äußeren Seite hohes Pfahlwerk umgab, auf der andern aber eine hohe Mauer mit einem Bollwerk, worauf mehre ganze Karthaunen aufgepflanzt waren.

So gelangten ſie bald zu einer kleinen Pforte, die in den Thurm auf der Abendſeite führte, wo Ernſt von Mandelsloh ſein Quartier hatte. Der Lanzknecht gab ein Zeichen, die Pforte öffnete ſich, Georg trat mit ihm ein und ſtieg eine Wendeltreppe hinauf, die in ein Vorhaus führte, das mit den Ahnenbildern der Freiherren von Schwarzenberg behangen war. Hier mußte er einige Zeit warten; denn der Hauptmann ſaß noch bei ſeinem Frühſtück, wo er ſich dann nicht gern ſtören ließ.

Als Georg endlich vorgelaſſen wurde und in das getäfelte Zimmer trat, erkannte ihn Mandelsloh ſogleich.

Seyd mir gegrüßt, Georg! — rief er ihm zu. — Was bringt Euch hierher zu mir? Es müſſen wichtige Dinge ſeyn, daß Euer Meiſter Euch ſo weit von ſich entfernt. Setzt Euch und nehmt einen Morgentrunk, Ihr habt mir in Culmbach manchen Becher mit gutem, altem Weine kredenzt, trinkt auch hier von dem Meinigen. — So! — Und nun, da Ihr getrunken habt, ſo beginnt; denn ich ſehe Euch die Ungeduld in den Augen an.

Ihr habt immer ein weiches Herz gehabt, edler Herr! — begann nun Georg. — Waret ſtets ſo gütig, ſo mild geſinnt —

So weit es einem Krieger ziemt! unterbrach ihn der Hauptmann.

Habt Mitleid mit den Unglücklichen gehabt —

Hm! nicht immer; doch laßt das und kommt lieber zur Sache! — Was begehrt Euer Meiſter von mir?

Georg begann nun, ihm das Vorgefallene zu berichten, verschwieg jedoch seinen Argwohn und erwähnte Grumbach's mit keinem Worte.

Mandelsloh hatte ihm aufmerksam zugehört. — Ja, ja! — sagte er dann — das ist ein gar sonderbarer Handel. Aber wie kommt Ihr dazu, — fragte er plötzlich, sich besinnend — daß Ihr Euch deßhalb an mich wendet? Was weiß ich, wohin die Räuber die Dirne geschleppt haben?

Das wüßtet Ihr nicht, lieber Herr? — unterbrach ihn Georg und sah dabei dem Krieger treuherzig und zutraulich in's Auge. — Wüßtet nicht, daß sie in dem innern Schlosse wohnen, hättet sie nicht gestern Abend singen gehört?

Da hätte ich sie freilich sollen in's Burgverlies stecken lassen, wo sie Niemand gesehen und gehört hätte, — sagte er verdrüßlich — aber der alte Mann dauerte mich und die Dirne war zu hübsch, um da unten zu vermodern. Ueberdieß lautete ja auch mein Befehl nicht so. Nun, da Ihr es einmal

wißt, ſo ſchadet es auch nichts, aber helfen kann ich nicht! Die Leute ſind mir auf Befehl meines gnädigen Herrn zur Verwahrung übergeben, ſeine Reiſigen haben ſie hierher gebracht, was kann ich für ſie thun?

Laßt ſie mich ſehen, nur einen Augenblick ſprechen! bat Georg.

Der Hauptmann beſann ſich, dann ſagte er lächelnd: Die Dirne iſt wohl gar Euer Liebchen? — Nun, wenn dem ſo iſt und da es nicht gegen den erhaltenen Befehl iſt, ſo will ich Euch ſelbſt zu ihr führen. Aber macht es kurz; denn die Unterhaltung von Verliebten iſt mir immer langweilig geweſen und allein laß ich Euch nicht.

Lieber Herr! — ſagte Georg hoch erfreut, daß ihm ſein Wunſch ſo ſchnell gewährt wurde — Bleibt in Gottes Namen bei uns, ich will ihnen nur einige Worte Troſt und Hoffnung bringen, weiter habe ich nichts zu ſagen.

Nun, — meinte Mandelsloh lächelnd — wir wollen ſehen! — Er gürtete ſein Schwert um und ſetzte den ſpitzen, mit Federn ge-

ſchmückten Hut auf. — Kommt, Georg! — ſagte er dann freundlich, ging die Wendeltreppe voran, die ſie zu einem andern Pförtchen nach dem inneren Hofe brachte und bald ſtanden ſie vor dem Schloſſe. — Wundert Ihr Euch nicht, — fragte er hier den Geſellen, den die Ungeduld immer vorwärts trieb — hier ſo wenig wie an dem äußern Thore den Brandenburgiſchen Adler zu ſehen? Aber all' meine Vorſtellungen und Bitten haben in der Zeit, als ich hier bin, den Herrn nicht bewegen können, das Wappen der Schwarzenberge abbrechen und das Brandenburgiſche aufrichten zu laſſen, und Ernſt Mandelsloh muß zu ſeinem Verdruß in einem Schloſſe befehligen, an deſſen Thore ein Wappen ſteht, was um keinen Heller beſſer iſt als das ſeine.

Kommt doch, lieber Herr! bat Georg, der zu ſeinem Schrecken ein Paar alte Lanzknechte auf ſie zukommen ſah und noch größeren Aufenthalt fürchtete.

Ihr ſeyd verdammt eilig, junger Herr! ſagte Mandelsloh, doch nicht im mindeſten unwillig werdend, winkte den Soldaten, zu

warten und pochte an die Thüre. Sie wurde ihnen geöffnet und sie traten ein. —

War es nun, daß der Krieger mit der Ungeduld des Gesellen seinen Scherz treiben wollte, oder daß es so in seiner Art war, er begann, ihm die alten Schlachtgemälde, auf denen die Farben kaum mehr zu erkennen waren, zu erklären; aber Georg hörte nicht darauf, seine Seele war bei Marien. Das mochte doch endlich Mandelsloh bemerken, er brach die Beschreibung der Schlacht bei Mühldorf ab und rückte nun endlich Georg's so lang ersehntem Ziele näher.

Als sie in dem innern Thurme hinaufgestiegen waren, zeigte der Freiherr nach einer kleinen Thür. — Dort wohnen sie; — sagte er — die kleine eiserne Thür ist Euer Paradiespförtlein, geht, öffnet sie! — Aber zu seinem Erstaunen eilte Georg nicht, sie zu öffnen, er blieb beweglos stehen und faßte des Hauptmannes Hand. Nur einen Augenblick verzieht, lieber Herr! — bat er — Nur einen Augenblick!

Haha! — sagte der Krieger lächelnd — hatt' ich doch recht, das Herz ist mit im

Spiele! und er blieb nun so lange ruhig stehen, bis Georg's Blick ihn bat, das Pförtlein zu öffnen.

Hier bringe ich Euch einen Bekannten! — rief Mandelsloh, als er die Thür aufgeschlossen hatte, den Gefangenen entgegen.

Marie, die hinaus in die weite Ferne geblickt hatte, wandte sich, sah den Gesellen und rief, sich vergessend: Vater! — Georg! mein Georg! und sank dem Jünglinge in die Arme.

Liebe Marie! — war Alles, was dieser stammeln konnte.

Georg ist da, unser junger Freund aus Culmbach? — fragte der Alte, und Freude leuchtete auf seinem Gesicht — So sprich doch, Marie! — Aber Freude und Schreck, vielleicht auch der Ort, wo sie ruhte, hatten ihre Lippen geschlossen, ihre Wange gebleicht, so daß, als Georg es bemerkte, er sie ängstlich auf den Sessel trug und das Fenster öffnen mußte, daß die frische Luft sie wieder erquicke.

Aber Marie, antwortest Du mir nicht? — fragte der Alte von Neuem — So rede doch, sprich! ist es unser Freund Georg, der hierher zu uns gekommen ist?

Es ist Euer Freund Georg! antwortete der Hauptmann.

Und wer seyd Ihr, der statt meines Kindes mir Antwort giebt?

Ich bin der Befehlhaber dieses Schlosses, der markgräflich Culmbach'sche Hauptmann Ernst von Mandelsloh! — erwiederte dieser, mit soldatischer Gravität vor den Blinden tretend — Euer Kind ist vor Freude unwohl geworden, aber schon wird von Freundes Hand für sie gesorgt.

Meine Marie! — rief der Alte aufspringend — Ach, da steh' ich nun — jammerte er — und kann keinen Schritt vorwärts thun, nicht einmal meinem Kinde zu Hilfe! Herr, führt mich hin zu ihr, seyd barmherzig! — Mandelsloh hatte, trotz seinem steten Kriegleben, ein weiches Gemüth, er besann sich keinen Augenblick und leitete den Harfner zu der Ohnmächtigen, die Georg durch

allerlei Mittel, die ihm eben zu Gebote ſtanden, wieder zum Leben zurückzurufen, ſich bemühte. Während er ging, tappte der Alte ſchon mit der Hand nach ihr, endlich erreichte er die Zitternde und traf ihre Stirn. Kalt, kalt! — ſagte er dumpf vor ſich hin — als habe der Tod ſie mit ſeinem eiſigen Odem angehaucht, ſo kalt! — Nun, geh' nur an dieſer Knospe vorüber, furchtbarer Geſell! Sahſt Du denn den alten Blinden nicht? — Nimm ihn, da brauchſt Du nicht erſt die Augen zu ſchließen. Geh' nur an ihr vorüber!

Sie lebt! — rief Georg freudig aus — Ihre Wangen röthen ſich, die Lippe zuckt!

Gelobt ſey Gott! der Tod hat meine Bitte erhört und hat ſeine Beute fahren laſſen! — jauchzte der Harfner — Marie, ſprich nur ein Wort, ich ſeh' ja nicht das Leben auf Deinen Wangen zurückkehren, ſeh' Deine Lippen nicht zucken, deßhalb ſprich nur ein Wort des Troſtes —

Wo war ich? ſagte jetzt das Mädchen, die Augen aufſchlagend; doch als ſie Georg

erblickte, überzog Purpurgluth ihre Wangen, sie sank an des Alten Brust. Vater, — lispelte sie ihm zu — ich habe ihm mein Herz verrathen, ich habe an seiner Brust geruht!

Beruhige Dich, Kind! — sagte der Harfner, ohne die Umstehenden zu beachten — Georg ist ein rechtlicher Mann, ein treues Herz, das auch Dir mit wahrer Liebe zugethan ist.

Ja, Marie, der Vater spricht wahr, er spricht aus meinem Herzen! — sagte der Geselle und reichte ihr die Hand, die sie, die Augen senkend, mit Zittern ergriff — Warum es uns auch länger verhehlen, Marie, daß unsere Herzen sich in treuer Liebe fanden? Ist dem nicht so, gute Marie?

So ist's! sprach sie leise und sank von Neuem in des Vaters Arm.

Mandelsloh, der dem Allen nicht ohne Theilnahme zugehört hatte, nahm jetzt einen Schemel, rückte ihn an die Thür, setzte sich und sah vor sich auf die Erde, wahrscheinlich aus Gutmüthigkeit, damit es den Schein ha-

be, als bemerkte er die Liebenden nicht. Diese achteten auch nicht auf ihn; der Augenblick, wo das erste süße Geständniß der Liebe tönt, ist kein Augenblick, der der Welt angehört. — Unbewußt, was um und neben uns ist, haben wir nur ein Gefühl, nur einen Gedanken und sind todt für alles Andere. So standen Georg und Marie Hand in Hand, Aug' im Auge, ihr Glück durchschauerte sie, doch waren sie sich dessen kaum bewußt, selbst den blinden Vater beachteten sie nicht in dem Augenblicke, wo sie sich ganz einander zu eigen gaben. Der leise Druck von Georg's Hand rief sie erst zum Leben zurück.

Für ewig bin ich Dein! sprach sie und wie vorhin die jungfräuliche Scham sie in des Vaters Arme geworfen hatte, so führte sie jetzt die Liebe, die überschwenglich glückliche Liebe an des Geliebten Brust.

Sie mochte lange so in stillem Entzücken geruht haben, als Mandelsloh, den die Sache zu langweilen begann, ihre Wonne störte. Macht der Sache ein Ende; — sprach er — ein Weilchen laß' ich es mir gefallen, das währt aber zu lange; Georg, sagt ihnen nun,

was Ihr zu sagen habt; denn wahrlich! der Sessel ist hart und ich möchte nicht bis zum Mittag hier sitzen.

Schon bei den ersten Worten des Hauptmannes hatte sich Marie schnell aus Georg's Armen gerissen und leitete, vor Scham hocherröthend, den Vater zu seinem Sitze, schob für Georg einen Sessel neben ihn und setzte sich, die Augen niederschlagend, in das andere Fenster.

Nun beginnt! — brach Mandelsloh, ungeduldig werdend, das Schweigen — Nur noch wenige Augenblicke gebe ich Euch Zeit, dann wird der Rückmarsch angetreten.

Ich komme hierher, lieber Vater! — sagte Georg, durch des Hauptmannes Worte zur Eile gemahnt — Euch zu trösten und Hoffnung zu bringen. Ihr seyd auf einem Schlosse des Markgrafen und befindet Euch in dem Gewahrsam eines edlen, menschenfreundlichen Mannes, der Euch nicht hart behandeln wird; deßhalb tröstet Euch und habt Geduld, der Markgraf will Euch, will mir wohl, und sicherlich seyd Ihr nicht auf seinen Befehl

hierher gebracht, und sobald er durch mich Euer Schicksal kennt, wird er Euch die Freiheit geben, deßhalb hofft und seyd gutes Muthes. Ich mache mich noch heute auf den Weg nach dem Lager der verbündeten Fürsten und hoffe mit Gott, bald wieder mit dem Befehl, Euch in Freiheit zu setzen, hier bei diesem edlen Herrn einzutreffen, der gewiß mit freudigem Herzen Euer mildes Gefängniß öffnen wird.

Da thut Ihr wohl daran, Georg! — nahm der Hauptmann das Wort — Ist dem so, wie Ihr mir sagt, so wird der Markgraf keinen Augenblick anstehen, Eure Bitte zu erfüllen; denn er ist ein gar gnädiger Herr.

Das gebe Gott! sprach der Harfner.

Und nun kommt, sagt der Dirne Lebewohl, ich will Euch die Freude nicht stören, will es draußen abwarten, aber macht nicht zu lange! Dieß sagend, ging er hinaus.

Lebt wohl, Vater! leb' wohl, Marie! rief Georg. Das Mädchen trat auf ihn zu und reichte ihm verschämt die Hand.

Gott segne Euch, meine Kinder! — sprach der Alte feierlich — Möge der Himmel Euerer Liebe nie von Wolken umflort werden!

Leb' wohl! — sprach Marie, die Hand des Geliebten an ihr Herz drückend — Gott sey mit Dir, Georg! — So schieden sie in der Hoffnung baldigen Wiedersehens; die Gewißheit treuer Liebe blieb ihr zurück.

13.

Du hast mich nicht lange warten lassen! — sagte der Hauptmann im Heruntergehen zu Georg. — Nun, etwas länger hättest Du immer drinnen bleiben können, das hätte ich Dir schon gegönnt. Nun aber komm' mit mir in mein Gemach, stärke Dich dort durch Speise und Trank zu einem tüchtigen Ritte.

Georg wollte Einwendungen machen.

Eile mit Weile! — fuhr der Hauptmann fort. — Ich will Dir einen Paß ausstellen, daß Du ungehindert zum Heere gelangen

kannſt, die Vorſorge iſt wohl in dieſer Zeit nöthig und da dieß etwas Zeit erfordert, ſo verſäumſt Du nichts, wenn Du mir einen Hirſchziemer verzehren und eine Kanne Wein leeren hilfſt. Komm!

Georg gehorchte dem menſchenfreundlichen Krieger gern, der den Befehl zur Ausfertigung eines Paſſes ſogleich gab und ſich dann, obgleich es noch früh war, an den ſchon gedeckten Tiſch ſetzte.

Du haſt mir ja noch kein Wort, keinen Gruß von meinem Freunde, dem von Grumbach gebracht, — begann nun Mandelsloh — und er iſt doch, da er auf der Plaſſenburg wohnt, gewiß täglich in Meiſter Klauſens Hauſe?

Eben weil er Euer Freund iſt, ſchwieg ich! — entgegnete Georg, beſann ſich aber ſogleich und lenkte ein. — Ich habe den Herrn vor meiner ſchleunigen Abreiſe nicht geſehen! ſagte er doch in etwas verlegen.

Mandelsloh wurde nachdenkend, vergaß ſelbſt Eſſen und Trinken und erwähnte Grumbach nicht weiter. Bald kam der Paß, er

unterzeichnete ihn, was ihm freilich einige Anstrengung kostete, und wünschte Georg glückliche Reise, der nun auf dem Wege, auf den er gekommen war, das Schloß in Begleitung des grämlichen Landsknechtes wieder verließ, der ihn hinauf geführt hatte. — Als sie das äußere Gatterthor hinter sich sahen und der Landsknecht, dem Georg ein kleines Geschenk in die Hand gedrückt hatte, eben wieder zurück wollte, sahen sie einen Reiter, dessen Roß von Schweiß triefte, in scharfem Trott den Berg herauf reitend.

Wer seyd Ihr? fragte der Reiter, sein Pferd anhaltend und Georg scharf in's Auge fassend, diesen mit barschem Tone.

Ein Freund unsers Hauptmannes, um den Du Dich nicht zu bekümmern hast, Reitersmann! — nahm der alte Landsknecht schnell das Wort. — Komm' nur mit mir auf das Schloß und laß ihn ungehindert gehen. — Nun, gehabt Euch wohl, junger Herr!

Der Reiter ritt unmuthig hinauf, der Landsknecht folgte ihm; Georg aber, des

freundlichen, bereitwilligen Mädchens gedenkend, bog, so sehr es ihn auch weiter trieb, nach dem Gasthause ein. Er fand aber hier die Dirne nicht, drückte dem Vater ein Stück Geld für die Zeche in die Hand und eilte den Berg hinunter. — Nun war er allein, nun konnte er sich seinen Gedanken, seinen Gefühlen, seinen Träumen hingeben, sein Glück erst ganz fühlen. Wie anders erschien ihm jetzt das alte Schloß, nach welchem er oft sehnsuchtvoll zurückblickte, wie ganz anders erschien ihm die Natur, wie viel heiterer war ihm die Aussicht, wie viel freier und doch so beklommen war ihm jetzt die Brust. Nur mit sich und seinem Glücke beschäftigt, übertrug er seine Gefühle jedem Gegenstand, den er traf, er hatte nur Sinn für sein Glück, das er Allen gern mitgetheilt hätte. Da traf sein Blick am Fuße des Berges Etwas, das dennoch seine Aufmerksamkeit anzog, er sah das Mädchen aus dem ärmlichen Gasthause, sein gesatteltes Roß an der Hand, eiligst den Berg herauf kommen; das war ihm auffallend, er verdoppelte seine Schritte, das Mädchen die ihrigen und bald trafen sie sich

Herr!

Herr! — rief ſie ihm ſchon von weitem entgegen — beſteigt ſchnell Euer Roß und jagt davon. Ein Reiter von Culmbach ſucht Euch auf, hat in der Herberge, wo ich eben vor dem Fenſter ſtand und es hörte, den Wirth befragt, ob kein junger Mann zu Roß, der nach dem gefangenen Blinden gefragt habe, bei ihm eingekehrt ſey, und als der Wirth es bejahte und ſagte, Ihr wäret den Schloßberg hinauf gegangen, ſprengte der Reiter fort immer den Berg hinauf; ich aber ließ mein Körbchen im Stich, eilte in den Stall, wo ich Euer Pferd ſchon geſattelt fand, bat den Knecht, den ich gar wohl kenne, es aufzuzäumen und es durch das Hinterpförtchen mir hinaus zu führen, und da ich ihm verſicherte, daß ich es Euch bringen wolle, und ihm einen Kuß zum Lohne gab, — ſetzte ſie erröthend hinzu — that er es und Gott muß es mir eingegeben haben, daß ich es Euch entgegen führe. Macht nur, daß Ihr fortkommt!

Sie verweigerte die Gabe, die ihr Georg bot, ſprang die Klippen hinauf, Georg befolgte ihren Rath, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte, das Dorf vermeidend, davon.

Das Mädchen hatte recht gehört. Grumbach, vorsichtig und listig, hatte über Georg Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß er in der Nacht zu Pferde die Straße nach Coburg eingeschlagen habe, wieder zurückgekehrt und dann zum Thore, das nach Erlangen führt, hinaus gesprengt sey. Ihm zuvor zu kommen, sendete er einen vertrauten Reiter ihm nach, der zugleich seinem Freunde Mandelsloh einen Brief mit näheren Befehlen in Hinsicht der Gefangenen bringen sollte. Der Reiter hatte auf dem Wege hierher Georg's Spur gefunden und eilte um so mehr, vor ihm den Hohenlandsberg zu erreichen. Er fand eben Mandelsloh noch mit dem Hirschziemer beschäftigt und übergab ihm den Brief.

Schon gut! — sagte dieser, als er ihn gelesen, die Stirne runzelnd. — Sorg' für Dein Pferd, dann sollst Du bald Antwort haben.

Herr! — nahm der dienstefrige Reisige das Wort — Ich habe —

Wahrscheinlich Hunger? — Geh' in die Küche! — unterbrach ihn mit befehlendem Tone der Hauptmann. — Geh'!

Als Mandelsloh allein war, entfaltete er den Brief und las ihn noch einmal.

„Werther Freund und Bruder!

„Ein Geselle Meister Klausens, des „Goldschmids, ein verliebter, aberwitziger „Bursche, Georg Tirschner mit Namen, „verfolgt, wie ich so eben vernommen, die „nun wohl schon Dir übergebenen Gefan„genen, den blinden Harfenspieler und sein „Kind, in das der Narr verliebt zu seyn „scheint, um wo möglich sich ihrer zu ver„sichern. Er ist eines reichen Bürgers Sohn „aus Nürnberg und Du weißt, wie die „gegen unsern Herrn gesinnt sind. Leicht „könnte der junge Fant ein Paar Dutzend „verwegener Bursche auftreiben und ein Wag„stück unternehmen, was ihm jetzt, wo der „größte Theil der Besatzung mit dem Herrn „gezogen ist, leicht werden könnte. Sey „deßhalb auf Deiner Hut, und wo Du sei„ner habhaft werden kannst, halte ihn fest „und wirf ihn in's Loch, mein Befehl setzt „Dich außer aller Verantwortung. Auch mußt „Du die Gefangenen durch einen Vertrauten „bei Nacht in den finstern Kerker unter der

„Roßmühle ſtecken laſſen und dann ausſpren„gen, ſie ſeyen entflohen, ſo wendeſt Du je„de tollkühne Unternehmung von Dir ab. „Du weißt, was ſich ſo ein Nürnberger und „beſonders, wenn ihn die Liebe ſpornt, zu „unternehmen fähig iſt. Nochmals warne „ich Dich, auf Deiner Hut zu ſeyn. Es „liegt in mancherlei Hinſicht gar viel an den „Gefangenen.“

Hm! — brummte Mandelsloh und ſchob in ſeinem Unmuthe ſogar den Becher von ſich. — Das iſt ein ſchlimmer Handel und Freund Grumbach hätte wohl können einen Andern dazu ausſuchen; er weiß, zu dergleichen tauge ich nicht. Aber was nun zu thun? — Den Jungen, — ſo dachte er — der noch vor ein Paar Augenblicken ſo glücklich, ſo dankbar gegen mich war, einfangen? — Nein! Reiſe mit Gott, freundlicher Burſche! Der Markgraf, mein Herr, mag über Dein Schickſal entſcheiden. — Den alten, blinden Mann, der keine Freude mehr auf der Welt hat, das Bischen geſunde Luft rauben? Das arme Kind, dem ich ſeiner Züchtigkeit und Schönheit wegen or-

deutlich wohl will, in den fauligen Kerker werfen? — Das wäre eine Sünde gegen den Schöpfer, hätte er denn so eine liebliche Blume geschaffen, daß sie da unten vermodern sollte? Nein! — Ich will dießmal meinem Herzen folgen, will alle Vorkehrungen treffen, will selbst die Nacht wachen und die Runde gehen; aber hart will ich nicht handeln. — Und überdieß — murmelte er von Neuem vor sich hin — kömmt es mir bald vor, als sey es ein arges Stückchen von Grumbach und der Herr wisse kein Wort von den Leuten. War er doch schon lange von Culmbach fort, als sie gefangen genommen wurden. Nun, zu ihrem Verderben thue ich nichts!

Dieser Entschluß stand fest und er traf seine Einrichtung darnach.

Rasch trabte indessen Georg's Klepper immer vorwärts, sein Herr ließ ihm die Zügel und glücklich, daß ihn sein Weg auf die Heerstraße führte, die das ungarische, muntere Roß nicht verließ, er würde sonst oft genöthigt gewesen seyn, wieder umzukehren

und den Weg zwei Mal zu machen: denn nur mit seinem Glück beschäftigt, kümmerte Georg sich wenig um den Weg. So erreichte er am dritten Tage glücklich Donauwörth, aber obgleich die Sonne schon zu sinken begann, so trieb es ihn doch heut' noch über die Donau. Als er nun auf der Landstraße längs der Schmutter ritt und eben in Gedanken mit dem beschäftigt war, was er morgen dem Markgrafen vortragen wollte, sah er einen zweiräderigen Karren, mit einem Verdeck von bemalter Leinwand und mit einem schweren brabanter Gaul bespannt, vor sich her fahren, der sich gar sonderbar ausnahm. — Der Mann muß schwer geladen haben, — dachte er bei sich selbst — da er einen so starken Gaul vorgespannt hat. Und da er schon die Häuser von Draisheim, wo er übernachten wollte, vor sich liegen sah, hielt er sein müdes Roß an und folgte im Schritte dem sonderbaren Fuhrwerke. Aber wie erstaunte er, als er in der Ferne den Klang einer Schalmei vernahm, wie sie zu damaliger Zeit die Hirten zu blasen pflegten, und ein ihm wohlbekanntes Lied hörte. Schnell gab er seinem Pferde die Sporen,

ſprengte an den Karren heran und fragte den Fuhrmann: wen er fahre?

Affen, — erwiederte der Mann in niederſächſiſcher Mundart — die mein Herr, der Herzog von Cleve, dem Herzog von Baiern ſchickt.

Und blaſen die auf der Schalmei? fragte Georg lachend.

Nein, ſo viel Künſte ſie auch machen können, das verſtehen ſie doch nicht! — erwiederte der Niederländer — Es ſitzt aber noch ein anderes Geſchöpf darin, das ich für guten Lohn bei Dünkelsbühl aufgenommen habe, um es nach Augsburg zu dem Markgrafen zu bringen; es macht mir aber alle meine Affen mit ſeinem Pfeifen und Geklingel unwirſch!

Kaum hatte er dieß geſagt, ſo hörte Georg auch ſchon das ihm wohlbekannte Klingeln und erblickte Peterleins Kopf, den dieſer aus der Leinwand herausſteckte. — Willkommen im Schwabenlande, Sanct Georg! — rief der Kleine — Wir ziehen wohl einen Weg?

Grüß' Dich Gott, Peterlein! — erwiederte der Geſelle und reichte dem Narren die Hand — Aber wie find' ich Dich?

Gut! — ſagte der Kleine — Iſt es nicht gleich, ob man zwiſchen Menſchen oder Affen ſitzt? Beide ſind tückiſcher Natur, Beide zauſen Dich, wo ſie nur können und machen Dir, wenn Du ihnen einen Apfel hinwirfſt, gern ihre Künſte vor. Machen es die Menſchen nicht eben ſo? — Da ſitz' ich hier oben auf dem Kaſten eines Pavians, der, wenn ich meine kurzen Beine nicht recht an mich zöge, gern mit ſeinen Krallen meine gelbwollenen Strümpfe zerriſſe, und wenn nun die Beſtien unter und neben mir unruhig werden, ſchreien und toben, ſo nehme ich meine Schalmeie, blaſe ein Liedchen und Magiſter Körber hat auf der Plaſſenburg ſo andächtige Zuhörer nicht, wie ich hier in meinen Kaſten; denn Alles wird ſtill, die Affen kriechen in die Ecken ihrer Käfige und fürchten ſich vor meiner ſchönen Muſik. Aber wie weit wollt Ihr heute noch?

Bis Draisheim! antwortete Georg.

Das ist ja schön! — sagte Peterlein schnurrend — Mein schwerfälliger Karrengaul wird auch nicht weiter kommen; da habe ich doch an Euch einen Schutz und die Gassenbuben lassen mich in Ruh'.

Aber sagt mir nur, Peterlein, — fragte nun Georg — wie in aller Welt kommt Ihr in den Karren? Ich glaubte Euch schon lange bei dem Markgrafen.

Ja, — entgegnete der Kleine — wohin kann nicht ein Narr gerathen? Auf den Thron wie unter die Affen! Das Schicksal führt den Menschen, am meisten den närrischen Menschen, gar wunderlich. Auch mich hat es sonderbar geführt, seit wir uns nicht sahen; doch davon erst, wenn wir in unserer Herberge angekommen sind. Reitet nur voraus und bestellt ein gutes Nachtessen und ein weiches Bett; denn auf dem Affenkasten wird mein armer Leichnam gar zu arg gerüttelt.

Georg erfüllte seine Bitte, ritt voraus und besorgte Alles, wie der Narr es verlangt, und als dieser eingekehrt war, sattsam ge-

geſſen und getrunken und die müden Glieder auf einem alten Lehnſeſſel ausgeſtreckt hatte, begann er ſeine Erzählung.

Ich nahm doch in Culmbach Abſchied von Euch, wollte am andern Morgen mit des Herrn Küchenwagen, wo mir die alte Gertraud ein bequemes Plätzchen eingerichtet hatte, nach dem Lager fahren und bei dem Herrn Eure und des Blinden Sache führen, aber es ging ganz anders. Eine geſchäftige Hand mochte mir ein paar betäubende Tropfen in meinen Schlaftrunk gethan haben, die mich länger ſchlafen ließen als ich ſollte, und als ich erwachte, war es nicht mehr früh am Tage und die Bagage ſchon lange abgefahren. Ich zürnte, daß mich Niemand geweckt hatte und erfuhr, daß der geſtrenge Rath verboten hatte, den luſtigen Rath zu wecken; alſo von daher kam der Wind und mein Plan war ſchnell gemacht. Zu Pferde, das wißt Ihr, kann ich nicht fort, auf einem Eſelein zu reiten, da kommt man auch nicht vom Flecke und die Gaſſenbuben hätten mich, glaub' ich, geſteinigt. Ich mußte alſo ein Fuhrwerk haben; aber wie mir das verſchaf-

sen? Von Spionen war ich umgeben, das sah ich, und es bedurfte der List, um aus Grumbach's Klauen zu kommen, da fiel mir Meister Klaus ein, dem ich zwar eben nicht viel Unternehmunggeist zutraute, aber in der Noth ist auch ein halber Mann noch etwas Ich schlich zu ihm, fand ihn, mir zu helfen, bereitwilliger als ich geglaubt hatte und redete mit ihm ab, daß er mir des andern Tages einen guten Wägen mit zwei tüchtigen Pferden vor das Erlanger Thor schicken sollte, mit denen ich auf gut Glück und sonder Bedeckung meine Reise antreten wollte.

Alles ging glücklich, ich konnte in der Dämmerung mein Bündel fortbringen, Niemand bemerkte mich, als ich am frühen Morgen die Plassenburg verließ, und ich kam glücklich zu dem Wagen und fuhr ab, gelangte ohne Abenteuer nach Rothenburg, begegnete von da auf dem Wege nach Dünkelsbühl manchem Krieger, der mich beutelustig anhielt, aber bei dem Anblick meiner kleinen Person, meines kleinen Bündels und meiner schwarz und weißen Schellenkappe ließen sie mich in Ruhe; was sollten die vierschröti-

gen Kerle auch in ihren Pluderhosen mit meinen knappen Höslein machen? So kam ich den vierten Tag; denn ich reis'te aus Bequemlichkeit etwas langsam, in ein Wäldchen, nicht weit von Dünkelsbühl, da nesteln sich drei Reiter mit gar sonderbaren Gesichtern an meinen Wagen, beschauten mich und ich sie, und erkannte in ihnen gleich ein paar Gesellen Grumbach's. Sie befahlen jetzt dem Knecht, umzulenken und meinten, sie wollten mich schon einen bessern Weg zu einem guten Nachtquartier führen. Als nun der Knecht, von ihrer Drohung erschreckt, umlenken will, schrie ich und stellte mich, als ob ich fürchte, der Wagen falle um, sprang heraus, schlüpfte zwischen den Pferden hindurch in das Gebüsch und lief, so rasch mich meine krummen Beine tragen konnten, durch das Dickicht immer waldeinwärts. Aber zwei von diesen Unholden hatten abgesessen und waren hinter mir drein und hätten mich sicher erwischt; denn meine Schellenkappe, die ich doch nicht wegwerfen wollte, verrieth mich mit ihrem Geklingel, doch zu meinem Glücke erblickte ich einen alten, hohlen Eichstamm, in den kroch ich hinein, und wie die Jagd-

hunde, wenn sie die Spur des Hasen verloren haben, rechts und links springen und schnuffeln, so suchten die gottlosen Gesellen links und rechts. Ich aber stak ruhig in meinem Baume und rührte mich nicht, selbst als eine Wespe mich auf die Stirn stach — noch könnt Ihr die Beule sehen — hatte ich die Kraft, den Schmerz geduldig zu ertragen und nicht mit dem Kopfe zu schütteln. Endlich wurden sie des Suchens müde und meinten, ich müßte in einen Dachsbau gekrochen seyn oder der Teufel müßte mich geholt haben, gingen zurück und ich hörte sie mit meinem Wagen und meinem Päckchen davon fahren.

Als es nun zu dämmern begann, wagte ich mich aus meinem Verstecke und schlich, vorsichtig umherlugend, nach der Landstraße, und vom Schreck und Laufen ermüdet, setzte ich mich am Wege auf einen abgehauenen Eichstamm. Ein paar alte Weiber, die vorübergehen wollten, bekreuzigten sich, als sie mich da hucken sahen, und ein vorwitziger Knabe, der des Weges kam, sprang vor Schreck in den Wald. So saß ich, Andern

ein Schrecken, in furchtbarer Todesangſt, als der Karren mit Affen angefahren kam. Nach langem Unterhandeln nahm mich endlich der Mann ein, und wohl mir, daß ich kein Narr geweſen und mein Geld in den Bündel gepackt hatte, ſonſt wär' es mir übel gegangen und der niederländiſche Grobian hätte mich ſicher nicht aufgenommen. So bin ich nun geborgen; denn in dem Kaſten ſuchte mich kein Menſch, bin glücklich hierher gekommen und morgen wird ja auch Gott mich ferner ſchützen. Aber nun, Freund Georg, erzählt mir nun auch Eure Fata, berichtet mir, ob ein Glücks- oder ein Unglücksſtern Euch auf Euerer Wanderung geleitet hat.

Georg erzählte nun ſeinerſeits, was ihm auf der Reiſe begegnet war. Peterlein horchte aufmerkſam zu, machte manchmal ſeine ſchelmiſchen Bemerkungen oder brach in Verwünſchungen über Grumbach aus und bat endlich den Geſellen, ja nicht vor ihm zum Markgrafen zu gehen, ſondern ihn zuerſt mit dem Herrn ſprechen zu laſſen, weil er erſt des Herrn Galle gegen Grumbach

rege machen wolle, da überdieß, so wie er schon auf der Plassenburg vernommen, die Italienerin von Burg Bernheim aus den Herrn begleite und Grumbach an ihr eine gute Fürsprecherin habe.

Georg versprach es und ließ auch am andern Morgen den Karren mit den Affen und dem Narren eine Strecke voraus, ehe er sein Roß bestieg.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Drittes Bändchen.

Romantische Gemälde aus dem Leben
Albrecht des Kriegers,
Markgrafen von Brandenburg.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1835.

Romantiſche Gemälde

aus dem Leben

Albrecht des Kriegers,

Markgrafen von Brandenburg.

Von

A. von Tromlitz.

Dritte Abtheilung:

Der Pförtner und ſein Kind.

(Schluß.)

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

1.

Georg und Peterlein kamen faſt zu gleicher Zeit vor Augsburg an, das ſie ſchon in den Händen der Verbündeten fanden. Die proteſtantiſchen Bürger, als die bedeutende Mehrzahl, hatten ſich für die Fürſten erklärt, die ſchwache Beſatzung war in der Stille abgezogen und die Bürger hatten den Herrn die Thore geöffnet.

Georg ſuchte nun eine Herberge auf, Peterlein aber war ſchon vor dem Thore ausgeſtiegen und ſchlich nach der Wohnung des Markgrafen. Hier fand er die Fürſten bei einem Banket verſammelt und obgleich dieß ſonſt ſein eigentlicher Tummelplatz war, ſo hatte er doch heute keine Luſt, ſeinen Witz zu

üben und überdieß hatte er noch einen Groll auf den Kurfürsten, der einmal in seiner Gegenwart gesagt hatte, daß er die Narren nicht liebe. Er setzte sich deßhalb still und unbeachtet in's Vorzimmer seines Herrn, das Ende des Festes abzuwarten.

Er hatte schon einige Zeit da gesessen und sich gelangweilt, als er in einem Gemache, dem des Markgrafen gegenüber, Geräusch vernahm; er lauschte und hörte leise sprechen, verstand jedoch kein Wort, und wollte, löblicher Gewohnheit nach, durch's Schlüsselloch zusehen. Er sah aber nichts. Da versuchte er leise die Klinke zu drücken, die Thüre war verschlossen; das dünkte ihm sonderbar, besonders da es ihm schien, als vernähme er drinnen eine weibliche Stimme. Seine Neugier ließ ihn nicht ruhen, er ging hinaus, schlich über den langen Gang, versuchte hier alle Thüren, die nach dem Gemache führen konnten, fand aber alle verschlossen, doch die letzte nicht, er öffnete sie und trat ein. — Es war ein Frauengemach, wahrscheinlich einer Zofe gehörig; denn weibliche Kleidungsstücke lagen ungeordnet umher, aber was ihn

wunderte, war der Spitzenkragen eines Junkers und ein Hut mit einer weißen Schwungfeder geschmückt, die er hier fand. Er trat in ein zweites Zimmer, da staunte er noch mehr. Neben einem mit gelbdamastenen Vorhängen behangenen Prachtbette lagen weibliche und männliche Kleidungstücke, zwar geordnet, neben einander, weibliches Nachtzeug, männliche Prachtkleider, ganz neu, als wären sie erst vom Meister Schneider gekommen. Doch seine Aufmerksamkeit verweilte hier nicht lange; denn er hörte ein leises Gemurmel im Nebengemache, bemerkte eine geöffnete Tapetenthüre und glücklich, seine Neugier befriedigen zu können, schlich er hin, öffnete sie mit Vorsicht noch ein wenig mehr und sah — zwei junge Männer, den Rücken nach ihm gewendet. Bei ihrem Anblick glaubte er sich schon in seinen Erwartungen betrogen; denn er hatte hier, während Alles bei dem Banket beschäftigt war, ein verliebtes Abenteuer zu belauschen gehofft und sah nichts als zwei junge, anständig, fast reichgekleidete Bursche, die mit einander im Wortwechsel begriffen zu seyn schienen. — Eben wollte er sich wieder davonschleichen, als sich

der Eine nach ihm wandte und er seinen Freund Otto in ihm erkannte.

Otto! rief er sich vergessend, öffnete die Thüre, trat hastig in's Gemach und auch Laura stand nun vor ihm.

Ihr seht nun die Folgen Eurer Thorheit, — sagte diese zu Otto, jedoch nicht im mindesten in Verlegenheit. — Wenn Euer Freund Peter plaudert, so habt Ihr Euch eine wohlverdiente Züchtigung von dem Markgrafen zugezogen. Geht und wagt es nicht wieder, zu mir zu kommen.

Ja, geht nur, mein lieber Otto, — bat der Narr — denn träf' Euch der Herr hier, er spießte Euch auf wie der Koch eine Lerche. — Geht, besucht mich bald; denn wir haben allerhand mit einander zu plaudern.

Otto ging, ohne auf Alles dieß ein Wort zu erwiedern, nur in seinem trotzigen Blicke konnte man deutlich lesen: Und ich komme doch wieder!

Ein zudringlicher, kecker Bursche! sagte Laura, da sie ihn entfernt wußte.

Und doch ein schöner, feuriger, kühner, blondgelockter Jüngling, wohl eines süßen Minnelohnes werth! unterbrach sie Peterlein

und sein Auge ruhte schalkhaft auf dem hübschen Jungen, der dieß nicht gehört zu haben schien.

Wie steht's in Culmbach; denn von daher kommt Ihr doch, Meister? — fragte sie ablenkend. — Habt Ihr meine Mutter gesehen und was macht sie?

Sie sitzt daheim ruhig im Neste, Signora, gleich einem Grasmücken Weibchen, das dem Kukuk ein Junges aufgezogen hat und es jetzt seinen ersten Ausflug machen sieht.

Laßt Euern Witz, Peter! unterbrach ihn Laura.

Wie könnt' ich das? Ein Narr ohne Witz ist wie eine Braut ohne Myrthenkranz, seine schönste Zierde fehlt ihm.

Narr! — unterbrach ihn Laura unwillig, lenkte jedoch bald ein und fragte: Was macht Marie und ihr blinder Vater, der treue Georg und unser ewig mit der Welt und sich selbst uneinige Wirth?

Ihr fragt viel auf einmal! — erwiederte der Narr. — Ich will versuchen, ob ich Euch auf Alles antworten kann. Zum Ersten der Harfner und sein Kind, — hierbei faßte er Laurette fest in's Auge — die sind — aber

ich bitte Euch, verrathet mich nicht! — sagte er plötzlich, mit geheimnißvoller Miene einhaltend — die sind gewaltsam entführt! — Laurette konnte bei dieser Nachricht sich eines Lächelns nicht verbergen. — Und errathet, auf wessen Befehl? — Auf des Markgrafen Befehl! — Sie werden bald hier seyn.

Anfangs erblaßte das Mädchen, schnell aber faßte es sich. Das glaube ich nicht, Peterlein! — sagte sie mitleidig lächelnd — Da seyd Ihr falsch berichtet.

Wie Ihr meint! — fuhr dieser unbekümmert fort. — Zum Zweiten, der treue Georg ist hier.

Hier?

Ja, hier in Augsburg; gleicht einer Glukke, die ihre Flügel über die Küchlein breitet, um sie gegen den Stoßvogel zu schützen. Er wird bald hier im Hause seyn, um mit dem Herrn über den blinden Spielmann und seine Tochter zu sprechen. — Zum Dritten, der ewig mit sich und der Welt unzufriedene Meister gleicht einer gerupften Gans, die schnatternd umher läuft und Niemand gibt ihr, trotz ihres Geschreies, nur eine Feder wieder.

Ihr sprecht in Räthseln, Peterlein! sagte Laura.

Meine Räthsel, werthe Dame, sind von Euch wohl leicht zu lösen. — Eure Mutter scheint ob Eurem Ausflug vergnügter zu seyn als Georg über die Entführung Mariens, und den armen Meister Klaus haben Diebe gerupft. Nun wißt Ihr Alles, aber irr' ich nicht, so höre ich den Herrn kommen, ich muß von hier ihm entgegen. Riegelt nur auf, der rechte Vogel will einfliegen.

Rasch eilte er nun auf den Weg, den er gekommen war, zurück, trat unangemeldet in des Markgrafen Zimmer und blieb mit einer Armensünder-Miene an der Thüre stehen.

Ei, Peterlein! — redete ihn der Markgraf an, der mit dem Oberhofmeister auf und ab ging. — Ist es Dir endlich gefällig gewesen, zu kommen? Nun gut, daß Du da bist, wir bedürfen hier Deiner Schwänke; denn es geht hier gar ernst her.

Und warum bist Du nicht mit dem Küchenwagen gekommen, wie ich es befohlen hatte? — nahm der Oberhofmeister das Wort. — Hast gewiß neue Unkosten gemacht?

Lieber Herr! — entgegnete Peter. — Der Freiherr von Grumbach hatte mich so lieb gewonnen, da wollte er mich nicht fortlassen, gab mir einen Schlaftrunk ein und da mich Niemand weckte, verschlief ich die Zeit.

Also auch einmal über den Durst getrunken? sagte der Markgraf lachend.

Nein, mein gnädiger Herr! — erwiederte Peter. — Ich hatte nur meinen gewohnten Becher geleert, aber sie hatten mir so etwas Teufliſches hineingemiſcht.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Markgraf; ehe aber Peter noch antworten konnte, trat ein Diener ein und meldete den Goldschmidgesellen Georg, von Culmbach, der den Herrn zu sprechen wünsche.

Hat er sich eines Besseren besonnen? — sagte der Markgraf lächelnd. — Aber heute bin ich nicht bei Laune, er kann morgen wieder kommen.

Was mag der junge Mann hier im Feldlager wollen? — nahm jetzt der Oberhofmeister das Wort. — Er ist ein rechtlicher Mensch, von unbescholtenem Wandel —

Der Geselle will sich nicht abweisen lassen; er gibt vor, wichtige Dinge Eurer fürst-

lichen Gnaden vortragen zu müſſen! berichtete der eintretende Diener.

Laßt ihn herein kommen, gnädiger Herr! — bat der Narr. — Sie haben ihm ſeine Taube weggefangen und die ſollt Ihr ihm wieder verſchaffen.

Er komme! befahl der Fürſt und Georg trat alsbald herein.

Sey mir willkommen, ehrlicher Burſche! — redete der Markgraf Georg an — Haſt Du Dich beſonnen? Willſt Du in meine Dienſte treten oder führt Dich ſonſt etwas zu mir?

Gnädiger Herr! Vor dieſem edlen Manne darf ich wohl offen ſprechen? nahm Georg das Wort, auf den Oberhofmeiſter zeigend.

Das kannſt Du! — ſagte der Markgraf und winkte Peter, ſich zu entfernen — Nun rede und mach' es kurz.

Ich komme zu Eurer fürſtlichen Gnaden, Gerechtigkeit zu erflehen.

Das Recht ſoll Dir werden! — erwiederte der Markgraf ernſt — Gegen wen klagſt Du?

Gegen Euren Rath Wilhelm von Grumbach!

Burſche, bedenke wohl, was Du ſagſt! — fuhr der Markgraf auf — Ich laſſe meine treuen Diener nicht ungeſtraft verläumden!

Mein Leben ſey Euch verfallen, wenn ich ein Verläumder bin! — entgegnete Georg mit Ruhe — Erlaubt, gnädiger Herr, daß ich Euch meine Sache vortragen kann.

Thu' das! — ſagte der Markgraf immer noch verdrießlich — Ich liebe zwar dergleichen Geſchäfte nach einem Bankete nicht, doch heut' mag's ſeyn. — Er ſetzte ſich und winkte dem alten Herrn, ein Gleiches zu thun. Georg begann nun, den ganzen Hergang zu erzählen, und nur mit Mühe konnte der Fürſt ſeinen Unwillen mäßigen, der oft gegen den Erzähler, öfterer noch gegen den Angeklagten losbrechen wollte.

Als Georg geendet hatte, ſchellte der Markgraf. Ein Diener trat ein. Der Schreiber komme und der Junker von Altenſtein ſoll ſich zum Ritt bereit halten! — befahl er dieſem, dann ging er im Zimmer heftig auf und ab, pfiff ſein Liedchen und murmelte zuweilen unverſtändliche Worte vor ſich hin. — Melchior, — ſagte er dann zu dem Oberhofmeiſter und ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft und nur

mit Mühe konnte er seine Wuth unterdrükken — dießmal will ich mit Gelassenheit untersuchen, will bedächtig handeln, aber streng strafen; Du siehst, wie ruhig ich bin —

Das seyd Ihr nicht, gnädiger Herr! — erwiederte der Alte lächelnd — Ihr bebt vor Zorn, mäßigt Euch, ehe Ihr einen Entschluß faßt.

Du thust mir leid, armer Junge! — wandte sich dann der Markgraf zu Georg — Ich will nicht fragen, ob Du dem Mädchen mit Liebe zugethan bist, oder ob Dich bloß die Anhänglichkeit an Deinen Meister und das Mitleid zur thätigen Hilfe aufgefordert hat, aber es sey wie es will, ihnen soll Recht werden. Wehe Dir aber, hast Du mich hintergangen!

Das hab' ich nicht, gnädiger Herr! sagte Georg furchtlos.

Freiheit soll den armen Leuten werden, — fuhr der Markgraf immer noch aufgeregt fort — Entschädigung soll ihnen Grumbach geben und aus seinem Seckel. Ich will für den Alten sorgen als wär' er mein Freund, für Marie, als wäre sie — doch wozu die Worte! — Gut, daß Du kommst! — sagte er zu dem

Schreiber, der eben eintrat — ſetze Dich und ſchreib'.

Gnädiger Herr! — bat der Oberhofmeiſter, während der Markgraf brummend und pfeifend auf und ab ſchritt und Georg unbeachtet und noch immer erwartungvoll an der Thür ſtand — Euer Blut iſt noch in Wallung, reitet ein Stündlein ſpazieren und dann erſt handelt.

Du meinſt wohl, Alter, — erwiederte Markgraf Albrecht unwillig — der Wein jage mir das Blut nach dem Hirn und das mache mich ſo wild? — Du irrſt! Die Schandthat empört mich, das Benehmen eines Mannes, der mir, beſonders im jetzigen Augenblicke, wo jahrelanges Brüten zur That werden ſoll, ſo unentbehrlich iſt, das iſt es, was mich kränkt!

Ich weiß es, gnädiger Herr — unterbrach ihn der Oberhofmeiſter, ängſtlich durch Blicke auf Georg und den Schreiber zeigend — deßhalb müßt Ihr ruhig ſeyn, ehe Ihr über die Sache entſcheidet. So ſehr ich Grumbach haſſe — Ihr wißt es! — ſagte er leiſe — ſo wenig dürft Ihr jetzt um ſolcher Sache willen mit ihm brechen.

Der

Der Markgraf ſchwieg, ging noch einige Mal auf und ab, dann ſagte er plötzlich zu dem immer mit der Feder in der Hand Harrenden: Schreib'! — Der Schreiber gehorchte.

Von Gottes Gnaden Albrecht, Markgraf von Brandenburg u. ſ. w. — las dieſer dann laut.

Schon gut, ſchon gut! — ſagte der Markgraf, dann dictirte er ihm immer auf und abgehend, oft einhaltend und das, was geſchrieben werden ſollte, mit Heftigkeit ſagend:

„Unſern günſtigen Gruß zuvor,
Lieber, Getreuer!

„Uns iſt hinterbracht worden, wie der von „Grumbach, unſer Rath und Statthalter auf „dem Gebirge, Euch einen blinden Meiſter„ſänger und ſeine Tochter in Verwahrſam „nach dem hohen Landsberg zugeſchickt hat. „Da dieß gegen Unſern Willen und Gebot „geſchah, ſo habt Ihr ſie ſogleich ihrer Haft „zu entlaſſen, ſie mit dem Nöthigen zu ver„ſehen und dem Junker von Altenſtein zu über„geben, der ſie zu Uns führen wird. — Da„tum zu Augsburg, den 18. April des Ein-

„tausend fünfhundert und zwei und funfzig-
„sten Jahres.

Unserm Hauptmann auf dem hohen
Landsberg und Lieben, Getreuen,
Ernst von Mandelsloh."

Da nehmt! — sagte er zu dem Junker, der eben reisefertig eintrat — Reitet in Begleitung einiger Bewaffneten nach dem hohen Landsberg, übernehmt von dem dortigen Hauptmann einen Harfner und seine Tochter, laßt Euch von dem Seckelmeister das nöthige Geld geben und führt sie mir zu. In Dünkelsbühl sollt Ihr die Weisung finden, wo Ihr mich treffen könnt. Nun reist mit Gott!

Euere fürstlichen Gaben verzeihen, daß ich unterbreche; — sagte jetzt Georg, hervortretend — es ziemte wohl mir am beßten, daß ich der Bote wäre, der ihnen ihre Freiheit brächte, besonders da sie mir zu meinen Aeltern nach Nürnberg folgen wollen.

Ihr? — sagte der Markgraf, sich rasch nach ihm wendend — Ihr bleibt so lange hier im Verwahrsam, bis ich weiß, ob Alles so ist, wie Ihr mir berichtet habt!

Ueberdieß, gnädiger Herr, — fuhr Georg fort, ohne sich durch des Markgrafen ernstes

Geſicht ſchrecken zu laſſen — zweifle ich, ob der Blinde mit ſeiner Tochter in Euer Feldlager zu kommen begehrt.

Es iſt mein Wille! — ſagte der Markgraf herriſch — und deßhalb ſoll es ſo ſeyn!

Euer Wille, gnädigſter Herr, — nahm Georg, jedoch mit beſcheidenem Tone, das Wort — kann wohl nicht über den Willen eines freien Menſchen gebieten.

Reichsbürger von Nürnberg! — drohte Markgraf Albrecht — prüfe meinen Langmuth nicht zu ſehr, ich ehre Kühnheit, ſtrafe aber Frechheit! — Nehmt ihn mit, Junker, — befahl er dem Altenſtein — ſorgt, daß er in ſtrenge, aber gute Verwahrung komme und daß ihm Niemand Leid zufügt, weder mit Wort noch That.

Der Gewalt muß ein Jeder weichen! ſagte Georg, verbeugte ſich und folgte, ohne ferneres Widerreden dem Junker, auch der Schreiber durfte abtreten.

Liegt doch ein ſonderbarlicher Trotz in dem reichſtädtiſchen Volke! — fuhr jetzt der Markgraf auf, als er mit dem Oberhofmeiſter allein war — Der ärmſte Handwerker dünkt ſich ſo gut wie ein Edler, die Reichen

meinen, sie müßten es den Grafen gleich thun, und die Patrizier, die dünken sich vollends höher als die Fürsten. Stadtwohlfahrt ist ihr Wahlspruch, als ob ihre Stadt das einzige Paradies der Welt wäre und Gott das Landringsumher nur für sie geschaffen hätte. Haben immer die Freiheit im Munde und bald herrscht das Volk, bald die Patrizier, und sie kämpfen und streiten sich um die Gewalt und so gibt es bei ihnen auch nichts weiter als Herren und Knechte; denn es gibt Arme und Reiche; aber warte, du stolzes Nürnberg, das immer um sich her gegriffen und sich zu einem Fürstenthume ausgebreitet hat, ich will dich einengen und zwacken, und gönnen mir die Andern auch nicht, daß ich dich zuvor schlage, will ich dich fettes Hühnlein doch so rupfen, daß du lange zu thun haben sollst, bis dir die Federn wieder wachsen!

Die Stadt ist mächtig — sagte Melchior von Schaumburg — und hat immer männlich den Markgrafen, Eueren Vorfahren, widerstanden; sie hatten nie Segen von den Fehden mit Nürnberg.

Das weiß ich wohl, alter Herr! — unterbrach ihn der Markgraf, über den Wider-

ſpruch verdrießlich — Selbſt der mächtige Albrecht Achilles, mein kriegeriſcher Ahnherr, vermochte nichts gegen ſie. Aber die Zeiten haben ſich geändert; damals hielten die Reichſtädte in Eintracht zuſammen, jetzt trennt ſie der Eigennutz und der Neid, damals ſtritten ſie um ihre Freiheit, jetzt um die Erhaltung ihres Habes und Gutes. Zu jenen Zeiten zogen die Gewerke zu Felde und ſtritten für ihr Heerd, jetzt geben ſie mit grämlichen Geſichtern einen Theil ihrer Reichthümer her, um Söldner zu werben. Es ſind nicht mehr die Alten! Gib nur Acht, wie ich ſie zu Paaren treiben werde. Doch das wird die Zeit lehren, jetzt — habe ich doch heute ſchon ſelbſt während des Bankets ſo manchen Verdruß gehabt — jetzt will ich auch ein Stündchen der Freude widmen. Gehab' Dich wohl! Er ging hinüber zu Laura.

2.

Nur wenige Tage blieb das verbündete Heer vor Augsburg, dann zog es vor Ulm, von welcher Stadt man vorher 3 Tonnen Gol-

des und den dritten Theil ihres Geschützes und ihrer Munition gefordert hatte. Die Reichsbürger schlugen diese unbillige Forderung ab und die Belagerung der Stadt wurde beschlossen. Aber hier brach der Unfriede aus, der schon seit einiger Zeit im Stillen zwischen dem Kurfürsten und dem Markgrafen Wurzel gefaßt hatte. Der Kurfürst wollte sich die Reichsstädte zu Freunden erhalten, der Markgraf meinte, man müsse die Gelegenheit zu ihrer Demüthigung nicht vorbei gehen lassen, der Kurfürst wollte Alles mit Bedacht ausführen, der Markgraf Alles mit Gewalt durchsetzen und so entzweiten sie sich in einem Kriegsrath, der über die Führung der Belagerung gehalten wurde. — Markgraf Albrecht's Meinung war, das ganze Gebiet von Ulm nach und nach mit Feuer und Schwert zu verwüsten und so die Stadt, um ihre Besitzungen zu retten, zur Uebergabe zu zwingen. Der Kurfürst verweigerte dieß grausame Mittel und da er überdieß eine Einladung König Ferdinand's erhalten hatte, zu ihm nach Passau zu kommen, um hier über den Frieden zu unterhandeln, so ergriff er diese Gelegenheit, sich entfernen zu können, trat rücksicht-

los gegen den Markgrafen auf und da dieser halsstarrig auf seinem Plane beharrte, ließ er sein Heer gegen Stockach aufbrechen und trennte sich ganz von seinem Verbündeten, der Landgraf und der Herzog von Mecklenburg folgte ihm; er selbst eilte nach Passau.

Hatte der Kurfürst geglaubt, den Markgrafen durch diese Trennung zu kränken, so hatte er sich geirrt. Albrecht war froh, ihn los zu seyn und frei schalten und walten zu können wie er wollte. Wußte er doch, daß seine Freunde, der Graf von Oldenburg und Jobst von Dahlbeck, mit 300 Reitern und 5000 Mann Fußvolk zu ihm zu stoßen im Anzug waren und so dünkte er sich stark genug, da er überdieß von Frankreich dreimonatliche Hilfgelder ausgezahlt erhalten hatte, mit eigenen Mitteln seine Plane auszuführen. Er begann nun mit Abbrennen aller der am nächsten um Ulm gelegenen Häuser und Dörfer und drohte der Stadt, wenn sie seine Bedingungen nicht einginge, mit ihrem ganzen bedeutenden Gebiete auf gleiche Weise zu verfahren. Die Ulmer sahen jedoch standhaft ihre Landhäuser und Gärten verwüsten, sahen die Flammen von Langenau und Günzburg, die

trinken und ihn über seine thörige Neigung zu Laura, aus der er kein Hehl machte, zu spotten.

. Das Heer rückte nun nach Heidenheim, plünderte des Kloster Königsbrun, fand dort gar stattliche Beute, die dem Seckel des Markgrafen wohl zu statten kam und zog dann nach Elwangen, wo das Ländchen des gefürsteten Probstes arg mitgenommen wurde. Als hier der Markgraf nach der Mittagtafel am Fenster des auf dem hohen Berge gelegenen Schlosses stand und sich die Namen der verschiedenen Burgen nennen ließ, die man von hier aus sieht, trat auch der Narr hinzu und sagte:

Seht, mein gnädiger Herr, da drüben hinter jenem Berge liegt die Reichsstadt Dünkelsbühl, dermalen von Euern Fahnen besetzt, es ist gar nicht weit hin — da erwartet der Junker von Altenstein —

Gut, daß Du mich daran erinnerst, — sagte der Markgraf — ich werde noch heute an ihn denken!

Ob er es und wie er es gethan, konnte Meister Peter nicht erforschen; nur so viel sah er, daß der Junker von Altenstein am andern

Morgen allein nach Elwangen kam, wohl eine Stunde bei dem Markgrafen war und dann wieder fort ritt, ohne irgend Jemand weiter gesprochen zu haben; auch bemerkte er, daß der Markgraf sehr übel gelaunt war und den Kanzler zu sich rufen ließ.

Ich muß Euch heute mit einer Weibergeschichte bekannt machen, Kanzler, womit ich Euch sonst nicht behellige! — begann der Markgraf den Eintretenden anzureden, der sich tief verneigte und ernst, als beträfe es des Landes Wohlfahrt, aufhorchte, was sein Herr ihm sagen würde. — Der Grumbach hat schlechte Streiche gemacht und selbst meinen Namen dabei gemißbraucht. Er hat des Goldschmid Klaus Varnbühlers Haus überfallen und plündern und den Harfner und seine Tochter, die Ihr auf der Plassenburg bei Tafel gesehen habt, gewaltsam fortführen lassen; auch hat er die Frechheit gehabt, sie, als geschähe es auf meinen Befehl, auf den hohen Landsberg in Gewahrsam zu schicken. Dieses eigenmächtigen, unedlen Verfahrens bin ich satt, des Mannes Herz ist zu schlecht. — Der Kanzler zuckte die Achseln. — Ich mag ferner nichts mehr mit ihm gemein haben.

Setzt Euch, schreibt ihm, daß er meiner Dienste entlassen sey und meine Gnade verwirkt habe.

Der Kanzler, seinen Herrn genau kennend, säumte keinen Augenblick, sich hinzusetzen, hielt sich zwar etwas länger als gewöhnlich auf, ehe er begann, und schielte zuweilen nach dem Markgrafen hin, der heute nicht, wie er zu thun pflegte, auf und ab ging, sondern an einem Fenster stand und mit den Fingern erst leise, dann immer heftiger an die Scheiben trommelte, begann aber doch zu schreiben. Der Kanzler war Grumbach's Freund oder vielmehr ein so treuer Diener seines Herrn und ihm so mit ganzer Seele zugethan, daß er Grumbach wohlwollte, weil er ihn dem Markgrafen ganz ergeben glaubte und seinen durchdringenden Verstand schätzte, wenn ihm auch übrigens des Mannes Thun und Treiben mißfiel. In diesem Augenblicke aber war ihm der Auftrag seines Herrn höchst unangenehm und er suchte Alles hervor, das Ungewitter zu beschwören.

Gnädigster Herr! — begann er endlich, den Markgrafen aus seinem Sinnen störend — wie befehlt Ihr, daß ich das Schreiben ab-

fassen soll, in harten oder in milden Ausdrücken?

Schreib' ihm meinen Willen derb und verständlich! befahl der Markgraf und trat von dem Fenster weg, begann seine Wanderung und pfiff sein Stückchen. — Der Kanzler schrieb, doch jetzt, da der Markgraf sich ihm gegenüber auf einen Sessel geworfen hatte und finster zur Erde blickte, nahm er sich ein Herz und sagte mit bittendem, treuherzigen Tone: Wollten Euere fürstlichen Gnaden nicht bedenken, daß dieses Schreiben von zu wichtigen Folgen seyn kann, als daß man es im Augenblicke des Zornes absenden sollte. Ihr stoßt damit einen Euch ergebenen, brauchbaren Diener von Euch, der viel bei dem fränkischen Adel vermag und der, mehr noch als alles dieß, alle Eure Geheimnisse kennt. Wäre es wohl rathsam, diesen Mann in dem Augenblicke, wo er Euch so viel nützen, so viel schaden kann, von Euch zu thun und den Gekränkten zur Rache aufzufordern?

Schaden? — Mir? — sagte der Markgraf, verächtlich lächelnd — Freilich, Ihr fürchtet immer und überall. Aber les't nur, les't —

Sey es, daß dieſe Bemerkung den Kanzler verdroß, oder wollte er das Letzte wagen, er ſtand auf und trat vor ſeinen Herrn. Euere fürſtlichen Gnaden, mir befiehlt meine Pflicht, meine treue Anhänglichkeit, Euch zu bitten, daß Ihr mir erlauben möget, erſt morgen früh den Brief Euch vorzulegen, und ihn erſt nach reiflicher Ueberlegung abzuſenden. Gewährt einem treuen Diener die Bitte, die er nur zu Euerem Wohle thut.

Der Markgraf beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er gelaſſener: Packt Eueren Kram zuſammen, kommt morgen wieder, aber hofft nicht, mich anders geſtimmt zu finden!

Der Kanzler, froh, Zeit gewonnen zu haben, legte den Brief zuſammen, verließ eilig das Zimmer und ſchlich durch die Hinterthür zu Laurette.

Er mußte ihr Verhältniß zu Grumbach, wenn auch nicht in ſeinem ganzen Umfange, kennen, ſonſt würde er dieſen Schritt wohl nicht gethan, ſie von dem Vorgefallenen unterrichtet und ihr den Rath gegeben haben, ihren Einfluß auf irgend eine Weiſe zu benutzen, den Herrn umzuſtimmen; dann ging

er in der nämlichen Absicht zu Herrn Melchior von Schaumburg; denn ihm lag Alles daran, den Markgrafen in diesem Augenblicke nicht mit Grumbach entzweit zu sehen.

Laura hatte diese Nachricht unangenehm überrascht. Obgleich sie ihren Vater wenig liebte und wenig Theil an seinem Glücke nahm, so hielt sie es doch schon der Klugheit gemäß, ihn in der Gunst des Markgrafen zu erhalten, da sie immer noch seines Schutzes zu bedürfen glaubte, aber mehr als alles dieß bestimmte sie der Gedanke an Marie, sich seiner mit allen Kräften anzunehmen. Hatte er nicht ihretwegen den Harfner und seine Tochter gefangen nehmen lassen? Hatte er es nicht selbst auf ihre Bitte gethan? Deßhalb glaubte sie, Mittel anwenden zu müssen, das Gewitter von ihrem Vater abzuwenden, aber auch das ihr so verhaßte Mädchen, in dem sie seit jenem Abend nur ihre Nebenbuhlerin sah, zu verderben.

Der Markgraf, der eben bei ihr eintrat, fand sie in Thränen. Er fragte nach der Ursache, sie gestand es ihm offen, daß die Theilnahme, die er an Marien nähme, ihrem Her-

zen wehe thäte, daß die Ungnade, in welche Grumbach gefallen sey, sie betrübe.

Wer hat Dich davon benachrichtigt, und weßhalb nimmst Du denn solchen Theil an ihm? fragte der Markgraf, begierig, das Verhältniß endlich zu durchschauen, in welchem Grumbach zu den fremden Frauen stand.

Er nahm sich der Hilflosen treulich an, — erwiederte Laura — und als Noth uns drückte, sorgte er für uns, deßhalb möchte ich gern dankbar seyn.

Wenn Du Alles weißt, kannst Du das, was er gethan, entschuldigen? fragte der Markgraf, ungeduldig werdend.

Wißt Ihr doch selbst noch nicht, gnädiger Herr, wie die Sache zusammenhängt; wartet doch erst seinen Bericht ab, vielleicht verdienten es die Menschen, vielleicht that er es bloß zu Euerem Besten. Wie könnt Ihr doch so schnell einen treuen Diener verdammen?

Du nimmst Dich seiner fast mit zu viel Wärme an, Laurette! — unterbrach er sie verdrießlich — Du thätest besser, — sagte er dann ernst — Dich um Deinen Putz als um dergleichen Angelegenheiten zu bekümmern

Mich dauern die armen Leute, die auf ſo ungerechte Weiſe ihrer Freiheit beraubt, vielleicht gemißhandelt ſind; ich muß gut machen, ſo viel ich kann.

Eben das, daß ſie Euch dauern, zerreißt mir das Herz! — fuhr Laurette leidenſchaftlich auf — Eben, weil ich ſehe, welchen Theil Ihr an der Harfnerin, an dieſem bleichen Madonnengeſichte nehmt, die ſo kalt iſt wie das Eis Eurer Berge, fühl' ich mich unglücklich. Gnädiger Herr! — rief ſie, ſich ihrer nicht mehr mächtig und warf ſich unter Thränen zu ſeinen Füßen — habt Mitleid mit meinem Schmerze und gebt mir das feierliche Verſprechen, das Mädchen nie wieder zu ſehen.

Sie lag in ihrer ganzen Schöne vor ihm, ihr thränenvolles, dunkles Auge ſah bittend an ihm auf. Er wurde weich, fürchtete, es möchte ihn nachgebend ſtimmen, und doch dauerte ſie ihn. Ohne auf ihre Bitte etwas zu erwiedern, liebkoſ'te er ſie und ſuchte ſie zu beruhigen. Aber ſie wiederholte, mit Heftigkeit ſich losreißend, ihre Bitte, und ſo ſtürmiſch, daß es den Markgrafen verdroß.

Kind!

Kind! — ſagte er, zwar immer noch freundlich, aber der ſcharfe Beobachter konnte leicht ſeinen Unmuth durchblicken ſehen — Kind, ich laſſe meine Handlungen nie durch ein voreiliges Verſprechen binden, vielweniger meinem Willen von irgend Jemand Feſſeln anlegen, deßhalb werde ich den Blinden und Marien ſehen und hören, wenn es mir beliebt. Ich ſollte meinen, Du hätteſt mich ſchon beſſer kennen gelernt, als daß Du hoffen könnteſt, mich am Gängelbande zu führen. Laß das! Dem liebenden Mädchen bringe ich gern ein Opfer, dem herriſchen könnte ich leicht abhold werden. — Mit dieſen Worten verließ er ſie raſch.

Starr ſah ihm Laura nach. Alſo das war mein Lohn? — ſagte ſie endlich, wiſchte ihre Thränen und ſchüttelte zornig das wild flatternde Haar zurück — Du willſt der Löwe ſeyn, der keine Bande duldet, willſt Gold geben für Liebe, nicht Liebe für Liebe? Gut, Albrecht! Ich nehme Dein Gold, aber mein Herz bleibt mein Eigenthum, das verkauft ſich nicht für ſolch elenden Preis! — Sie trat an's Fenſter, blickte ſinnend hinunter in das Thal, ohne dort das Städtchen mit ſeinen vie-

len Thürmen, ohne auf dem Berge gegenüber die schöne Kirche der heiligen Maria von Loretto zu sehen. Plötzlich aber fuhr sie auf: Ja, so sey es! Er selbst hat mir den Weg bezeichnet, den ich gehen soll. Sagte er nicht, nur dem liebenden Mädchen bringe er Opfer? O, ich verstand dieß höhnende Wort gar wohl: Ich verstehe wohl, was Du Liebe nennst. — Gut! So will ich mit Liebe, mit der Liebe Dich bändigen, der einzigen, die Du kennst. An meiner Brust soll der Löwe schon zahm werden und meine Lippen sollen die stolzen Worte schon wegküssen, daß sie leise tönen sollen, wie das Girren des Taubers. Ich will schon die rechte Stunde finden, wo Du stark Dich dünkend, schwach bist wie ein liebesieche Knabe! Du selbst sollst sie verderben, diese Fromme, die mit ihrer kalten Heiligkeit, weil Du ihr noch nie begegnet bist, Dich anzieht, sie, die vielleicht nur tugendhaft ist, weil kein Tropfen heißen Blutes durch ihre Adern rinnt. Untergehen muß sie durch ihn!

So brütete Laura, welche die Eifersucht zur Unholdin umgeschaffen, Verderben über die Unglückliche, die in ihrem Morgen- und

Abendgebet selbst für ihre Feinde den Frieden des Herzens erflehte.

3.

Als der Kanzler am andern Morgen zu dem Markgrafen kam, um seine ferneren Befehle zu vernehmen, erwähnte dieser, mit Anordnung des Marsches beschäftigt, der Sache Grumbach's gar nicht und der Kanzler hütete sich wohl, sie zu berühren. Auch setzte sich der Markgraf alsbald zu Pferde, rückte mit dem Heere nach Schwäbisch Hall, um von dort des andern Tages dem Deutschmeister zu Mergentheim einen Besuch abzustatten. Er mochte seine Ursachen haben, diesen noch weniger zu schonen als den Probst zu Ellwangen; denn er schrieb fast überschwängliche Brandschatzung aus und das ganze Land wurde geplündert. In banger Erwartung sahen nun die geistlichen Fürsten auf das Heer, das wie ein Rachegeist die Unthaten rächen zu wollen schien, welche die Spanier und das katholische Heer des Kaisers in Sachsen und Hessen und den protestantischen Reichsstädten verübt hatte.

Mainz, Würzburg und Bamberg zitterten, der Abt von Fulda, die reichen schwäbischen Abteien fürchteten, da wendete sich zu Jedermanns Erstaunen der Markgraf, während das Heer des Kurfürsten bei Gundelfingen an der Donau seine Befehle erwartete, plötzlich nach seinen Landen zurück. Das Ungewitter, das die geistlichen Lande bedrohte, zog dießmal vorüber und das Heer lagerte wieder bei Rothenburg an der Tauber, wohin es der Graf von Mansfeld auf seinen alten Lagerplatz geführt hatte.

Der Markgraf war indessen in aller Stille mit dem alten Schaumburg und einer geringen Begleitung, ohne irgend Jemand davon zu benachrichtigen, selbst Laura war es ein Geheimniß geblieben, nach Hohen-Landsberg geritten, und überraschte daselbst Niemanden mehr, als Ernst von Mandelsloh, der eben seinen Vespertrunk zu sich nahm, als der Markgraf, der seiner Begleitung vorausgesprengt war, zu ihm in's Zimmer trat.

Willkommen, Ernst! — rief er ihm zu. — Was macht Dein Arm, kannst Du ihn bald wieder gebrauchen, oder mußt Du noch länger hier unthätig sitzen?

Der Hauptmann, vor Schreck erstarrt, hielt den Becher immer noch in die Höhe und stand starr und steif vor seinem Herrn.

Laß nur gut seyn, — sagte der Markgraf — der Thurmwart hätte freilich besser Acht haben und blasen sollen und die Schildwache mich nicht so herein jagen lassen sollen, aber die hat mich wohl erkannt. Gräme Dich deßhalb nicht, laß es gut seyn, laß Wein geben und schicke mir den Harfner und seine Tochter her, die der Altenstein Dir schon wieder wird zurückgebracht haben.

Mandelsloh, erst jetzt zu sich gekommen, verneigte sich tief, stammelte einige Worte und ging die Befehle seines Herrn zu befolgen, der indeß an das geöffnete Fenster trat und hinaus in's Freie sah.

Eine weite, schöne Aussicht! — sagte er umherschauend. — Hier das Würzburger, dort das Bamberger Land, schöne Auen, gesegnete Fluren! Du würdest Dich doch freuen, alter Burggraf Friedrich, wenn Dein Geschlecht da geböte und in die Thore jener Waffenstädte, als Herrn aus- und einzöge? — Nun, Gott gebe es, vielleicht!

Der eintretende Diener, welcher den Wein brachte, störte ihn in seinem Selbstgespräche auf; bald darauf kam Mandelsloh mit dem Junker von Altenstein und dem Harfner, den Marie leitete.

Laßt mich mit den Leutchen allein, — befahl der Markgraf — und wenn mein Gefolge kommt, soll mich Niemand stören.

Setze Dich, Alter! auch Du, Marie! — sagte er jetzt zu dem Mädchen, das schüchtern gehorchte und mit ängstlich klopfendem Herzen den Ausgang von diesem Allen erwartete. — Da — reich' ihm einen Trunk Wein zur Erquickung. — Ich hoffe, man hat Euch gut behandelt und es hat Euch an nichts gefehlt?

Uns hat nichts gefehlt, gnädiger Herr, als die Freiheit! erwiederte der Alte, den Becher auf das Wohl des Herrn leerend.

Nun, berichtet mir den ganzen Vorgang, — befahl der Markgraf — verschweigt mir nichts, selbst nicht Euern Verdacht. Sprecht ohne Furcht, es soll Euch Recht werden.

Der Alte erzählte nun umständlich den Hergang, verschwieg dem Markgrafen nicht, daß er schon einmal von Grumbach hart be-

handelt und er die Urſache ſeiner Blindheit ſey, äußerte die Vermuthung, daß es jetzt auch deſſen Leute geweſen, die den Goldſchmid beraubt und ſie hierher gebracht hätten. Er bat hierauf den Markgrafen, Gott die Rache zu überlaſſen, ihnen aber die Freiheit zu ſchenken, ſie würden wohl in Nürnberg ein Aſyl finden, wo ſie vor Grumbach's Verfolgung ſicher wären.

Der Markgraf hatte zwar anfangs aufmerkſam zugehört, da er aber nichts erfuhr, was er nicht ſchon wußte, ſo hatten ſich ſeine Blicke allmälig nach Marien gewendet und ſeine Gedanken waren nur bei ihr. Er fand ſie heute ſchöner als je, ſie war aufgeregter wie gewöhnlich, des Markgrafen feurige Blicke beleidigten ihr Zartgefühl und erhöheten das Roth ihrer Wangen. Das ſittſame, jungfräuliche Betragen des Mädchens hatte doppelten Reiz für ihn und er mußte, obgleich eine innere Stimme ihm ſagte, er entheilige dadurch die Reine, ſie mit Lauretten vergleichen, und ſie gewann dabei.

Gnädiger Herr! — unterbrach endlich der Harfner die eingetretene Stille. — Ihr habt mir nicht auf meine Bitte geantwortet, ich

wiederhole ſie daher: Gebt uns die Freiheit und laßt uns ungehindert nach Nürnberg ziehen.

Nach Nürnberg wollt Ihr? — fuhr der Markgraf aus ſeinen Gedanken auf. — Was wollt Ihr dort? Da gibt es der Meiſterſänger zu Dutzenden, Ihr werdet dort nicht viel verdienen und überdieß — doch das gehört nicht hierher, ich rathe Euch, nicht nach Nürnberg zu gehen. Bleibt bei mir.

Nein, Herr! So ſehr ich auch Eure Güte zu ſchätzen weiß, ſo kann es nicht geſchehen! erwiederte der Alte.

Und warum nicht? fragte Markgraf Albrecht.

Aus mancherlei Gründen, die ich Eurer fürſtlichen Gnaden nicht vertrauen dürfte! erwiederte der Harfner.

Laßt uns ruhig ziehen! bat nun auch Marie.

Weil ich Euch wohl will, darf ich Euch nicht ziehen laſſen! — entgegnete der Markgraf. — Glaubt mir's, es geſchieht bloß zu Eurem Beßten. Auch habe ich noch eine Urſache, warum ich Euch, wenn auch nur auf einige Tage, bei mir zu ſehen wünſche, deß-

halb dürft Ihr jetzt noch nicht von mir. — Er besann sich einige Augenblicke, dann sagte er — Alter, willst Du mir versprechen, noch während des Maimondes an meinem Hoflager mit Marien zu bleiben, so genügt mir Dein Wort und Du genießest völlige Freiheit und eine fürstliche Belohnung soll Dir dafür werden — aber willst Du nicht, so muß ich Dich zwingen, bis dahin mir zu folgen.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn Marie bittend.

Fürchte nichts, liebes Kind! — sagte der Markgraf mit Huld — Georg soll Dein steter Begleiter seyn, er soll Dich schützen und schirmen, und fern sey es von mir, Eure Herzen zu betrüben, Eure Liebe zu stören. Aber Ihr müßt bei mir bleiben!

Und wenn Ihr uns auch in Gewahrsam behaltet, gnädiger Herr! — nahm der Blinde das Wort — könnt Ihr mich, könnt Ihr mein Kind doch nicht zwingen, vor Euch zu singen. Was nützten wir Euch? — Gesang und Dichtkunst sind Kinder der Freiheit, nur ungebunden heben sich ihre Schwingen; im Kerker erlahmen sie.

Wer ſagt Dir denn, alter ſtörriger Mann, daß Ihr im Kerker ſchmachten ſollt? Frei ſollt Ihr ſeyn, thun und laſſen können was und ſingen wenn Ihr wollt, nur bleibt wo ich bin.

Gnädiger Herr, wir ſind in Eurer Gewalt, thut mit uns, wie Ihr es vor Gott und vor Menſchen verantworten könnt, — erwiederte nun der Alte — aber freiwillig folgen wir Euch nicht.

So muß ich Euch zwingen! ſagte der Markgraf, über den Widerſtand des Harfners heftig geworden, da er ſich keiner böſen Abſicht bewußt war, gab ſogleich die Befehle, ſie unter Bedeckung nach Beiersdorf zu dem Amtmann zu bringen. Dieſem gab er die Weiſung, ſie auf dem Schloſſe in ſtrengem Gewahrſam zu halten, übrigens aber ſie gut und freundlich zu halten und ihnen jede Freiheit zu gewähren. Auch ſandte er ſogleich den Befehl in's Lager, Georg die Freiheit zu geben und ihn zu benachrichtigen, daß der blinde Harfner in Beiersdorf ſey. Dann ſchrieb er eigenhändig an Wilhelm von Grumbach, verwies ihm ernſtlich ſein ungeziemendes, grauſames Betragen und drohte ihm mit

seiner Ungnade. Das Schreiben war derb, aber dennoch schonend.

Den Markgrafen bestimmte Manches zu diesem anscheinend harten Verfahren gegen den Harfner. Nürnberg konnte in diesem Augenblicke kein friedlicher Aufenthalt für sie seyn, deßhalb wollte er sie nicht dahin ziehen lassen und der eigennützige Grund, weßhalb er sie um sich haben wollte, war, Lauretten zu zeigen, daß er den ungerechten Bitten nicht nachgebe. Seine Absicht war löblich; wenn auch Mariens Schönheit seine Sinnlichkeit reizte, so achtete er ihre Tugend und seit jenem Abende in Culmbach, wo er einen Kuß auf ihre Stirn drückte, stand der Wille, das Mädchen zu schützen und nicht zu verderben, fest in ihm und deßhalb erfreute ihn auch ihre Neigung zu Georg. Aber der Fürst hatte nicht Widerstand zu ertragen gelernt, was er einmal beschlossen, mußte durchgesetzt werden, in den kleinsten wie in den bedeutendsten Dingen, und so handelte er zuweilen, trotz seines edlen, guten Herzens, tyrannisch.

4.

Noch am nämlichen Tage verließ der Markgraf das Schloß und traf während der Nacht im Lager bei Rothenburg ein. Jedermann glaubte, er würde wieder mit dem Heere den alten Weg über Nördlingen auf Donauwörth ziehen und sich mit dem sächsischen und hessischen Kriegvolk vereinigen, das bei Gundelfingen die Ankunft des Kurfürsten erwartete; aber man irrte sich. Sein längst genährter Plan war reif, er ließ zwar am Morgen das Lager aufbrechen, rückte aber, statt an die Donau, seitwärts nach Herrieden in's Eichstädtische, ließ sein Kriegsvolk in diesen bischöflichen Landen nach Gefallen hausen und wandte sich, zu aller Welt Erstaunen, am andern Tage nach Lichtenau, einem Nürnbergischen Amt und Schloß, was mitten in den Anspachischen Landen liegt. Die Stadt wurde schnell genommen, geplündert und angezündet und das Schloß belagert. Da der Markgraf sich hier nicht lange aufhalten wollte, befahl er schon am andern Morgen zu stürmen. Die Besatzung wehrte sich tapfer und schlug einigemal die Stürmenden zurück. End-

lich gelang es den Markgräflichen auf der Seite, wo er ſelbſt hielt und die Stürmenden anfeuerte, die Mauer zu erſteigen. Vorzüglich that ſich hierbei ein reiſiger Knecht hervor, klimmte, ein märkgräflich Fähnlein in der Hand, allen Andern voran, die Leiter hinauf, ſprang auf die Mauer, wehrte ſich tapfer gegen die Nürnberger Söldner, bis ſeine Kameraden ihm folgten und das Schloß erobert ward.

Ehe der Markgraf dort einzog, verlangte er den Reiter zu ſehen, der dieſe muthige That vollführt hatte, und war nicht wenig erſtaunt, als der Graf von Mansfeld ihm den Goldſchmidsgeſellen Otto vorführte, der ſich freiwillig unter die Stürmenden gemiſcht hatte.

Du biſt ein wackerer Burſche, — ſagte der Markgraf huldvoll — und Dein Muth ſcheint ſo unbändig zu ſeyn als Dein Roß! Willſt Du künftig unter meinen Trabanten fechten, ſo habe ich einen tüchtigen Krieger mehr um mich.

Mit Freuden, gnädigſter Herr! — erwiederte Otto — Je näher Eurer Perſon, deſto

mehr Gefahr, deſto mehr Gelegenheit, Ruhm zu erwerben!

Nun, ſo beſteige Dein wildes Roß nur wieder — ſagte der Markgraf — und folge mir. — Otto küßte die dargereichte Hand. Stolz, und wohl an Laura denkend, beſtieg er ſein Roß und zog ſeinem Herrn voran in das Schloß.

Erſt von hieraus ſandte der Markgraf den Abſagebrief an Nürnberg, ließ Geſchütz und Munition, die er hier in Menge fand, abführen und auf ſeine Schlöſſer bringen, zerſtörte die Veſte und rückte dann weiter in das Gebiet der Reichsſtadt vor.

Eben als er Lichtenau verlaſſen wollte, erhielt er ein Schreiben Grumbach's, das ihm über den Anmarſch des Grafen von Oldenburg erfreuliche Nachricht gab und folgendermaßen ſchloß:

„Euere fürſtlichen Gnaden ſcheinen über „den Vorfall im Hauſe des Goldſchmids Varn„bühler und mit meinem Verfahren in Be„treff des blinden Spielmannes und ſeiner „Tochter ungnädig auf mich zu ſeyn. Das „ſchmerzt mich tief und gibt mir von neuem „die Lehre, daß es thörig iſt, ſeinen Dienſt-

„eifer zu weit zu treiben und sein eigenes „Beßtes dem seines Herrn nachzusetzen. Was „den Goldschmid betrifft, so erfuhr ich, daß „er vereint mit einem seiner Gesellen, einem „Nürnberger, böse Praktiken treibe, Alles, „was hier vorgeht, dorthin berichte und schon „alle seine Habe an Gold und Silber nach „Nürnberg geschickt und unter der Hand sein „Haus, Hof und Garten zu verkaufen gesucht „habe. Da mir dieß auffallen mußte und er „ohne Euere Bewilligung die hiesigen Lande „nicht verlassen darf, so wollte ich Licht in „der Sache haben und stellte deßhalb die Sa„che so an, wie sie geschehen ist. Bei der „Durchsuchung fand sich denn der Verdacht „gegründet. Die Reisigen fanden nicht einen „Heller Werthes an Silber oder goldenen Ge„fäßen, die Meister Klaus doch sonst in gu„tem Vorrath hatte, fanden kein Geld und „nur das Nothwendigste an Leinenzeug, wo„von nichts angerührt ist. An verdächtigen „Schriften hat sich nichts vorgefunden als ein „Schreiben, aus dem man sehen kann, daß „er die Absicht hatte, nach Nürnberg auszu„wandern, was er denn auch seitdem in aller „Stille gethan.

„Was nun den Harfner und sein Kind „betrifft, so schien es mir aus Manchem, was „mir Euere fürstlichen Gnaden gesagt haben, „daß Euch das Mädchen gar wohl gefiele. „Noch in dem Augenblicke der Abreise em„pfahlt Ihr mir sie dringend, und so glaubte „ich Eueren Wünschen zuvorzukommen, wenn „ich sie von dem Gesellen entfernte, dem sie „nicht abhold zu seyn scheint, und sie in sichern „Gewahrsam und so viel als möglich in Eue„re Nähe bringen ließe; hätte ich diese Ab„sicht nicht dabei gehabt, so würde ich sie „wohl auf eines meiner Schlösser geschickt „haben.

„Ich hoffe durch diese aufrichtige, wahr„haftige Darstellung Eure fürstlichen Gnaden „von meiner Unschuld überzeugt zu haben und „werde, sobald ich Euch im Feldlager vor „Nürnberg weiß, mich nach Erlangen bege„ben, um dort Eueren weiteren Befehlen ent„gegen zu sehen.

„Jobst von Dahlbeck wird, so wie ich „eben erfahren, mit seinem Haufen, der aus „wackeren Knechten bestehen soll, morgen in

Schmal-

„Schmalkalden eintreffen. Wohin soll er sich „von da wenden?

Meines gnädigen Herrn unterthäniger, gehorsamer Diener
Wilhelm von Grumbach.“

Der Fürst lächelte, als er diesen Brief durchlas. Er mochte der Wahrheit des Inhaltes nicht so recht vertrauen und doch war es ihm lieb, Grumbach's Entschuldigung gelten lassen zu können. Es ist mir lieb, — sagte er am nämlichen Tage zum Kanzler, als er das Heer bei Schwabach gesammelt hatte, daß ich in der Sache mit Grumbach Eueren Rath befolgt habe; er ist nicht so schuldig als ich dachte.

5.

Während dem war Georg, seiner Haft entlassen, in Eil von Rothenburg nach Beiersdorf geritten, wo Marie schon früher mit ihrem Vater eingetroffen war. Der alte, freundliche Amtmann, an den er sich sogleich wandte, machte auch nicht die mindeste Schwierigkeit, ihn zu dem Harfner zu lassen.

Als er bei ihnen eintrat, erheiterte ſich Mariens trübes Antlitz, ſie ſuchte ihre Thränen zu verbergen und empfing ihn mit inniger Herzlichkeit; ſie gab ſich ihm mit unverſtellter Liebe in Blick und Worten hin.

So thuſt Du recht; — ſagte der Alte — der Menſch muß ſich ſeiner Gefühle nicht ſchämen, und hat die Jungfrau einmal ihr Herz entſchleiert, muß es auch dem Geliebten offen da liegen.

Beſonders da wir dem Ziele ſo nahe ſind, Marie; — unterbrach ſie Georg — nur wenige Stunden ſind es von hier bis zu meiner Vaterſtadt. Mein Vater, meine Mutter ſegnen gewiß den Tag, wo ich Dich bei ihnen einführe und nichts ſteht meinem Glücke mehr im Wege, als daß Du mir ein freundliches „Ja!“ entgegen rufſt!

Werther Freund! — ſagte das Mädchen mit Wehmuth — gern ſprächʼ ich das Wort. Du haſt es ſo ehrlich mit mir und dem Vater gemeint, haſt ſo zart um mich armes, hilfloſes Mädchen geworben, haſt mein Herz ſo ganz verſtanden. Wie könnte ich nicht mit Sehnſucht den Augenblick herbei wünſchen, wo ich in Dein Vaterhaus eintreten könnte.

Aber was hilft mir Sehnſucht und Wunſch? Wir ſind Gefangene des Markgrafen und dürfen nicht von hier!

Nicht von hier? — rief Georg heftig — Gefangen und immer noch gefangen, und mit welchem Rechte?

Wir ſollten nicht nach Nürnberg, meinte der Markgraf! Wir würden dort keinen friedlichen Aufenthalt finden. — Mir däucht, er meinte es nicht böſe mit uns und mich beruhigte er, als er mir ſagte, daß Du um mich bleiben könnteſt, daß er unſere Herzen nicht betrüben, unſere Liebe nicht trennen wollte, jedoch verlangte er, daß wir den Raimond noch hier bleiben müßten.

Sonderbar? — ſagte Georg bedenklich — Eine böſe Abſicht traue ich dem Herrn nicht zu. Er iſt jähzornig, hart, im Kriege ſelbſt grauſam, aber unedel iſt er nicht. Sollte der Kriegzug meiner Vaterſtadt gelten? — Doch ſey es auch wie es ſey! Du biſt mein, Deine Liebe iſt ein feſter, unerſchütterlicher Anker, von dem kein Sturm mich losreißt, Du biſt der Stern meines Lebens!

Nur bei Nacht leuchten die Sterne dem Wanderer! — unterbrach ihn der Alte — Ge-

be Gott, daß ſie Deine Lebensſonne wird! Marie! — ſagte er dann und weckte das Mädchen gewiß aus ſüßen Träumen; denn ſie ruhte an Georg's Bruſt — Marie, laß mich einen Augenblick mit ihm allein. Männer haben ſich oft etwas zu ſagen, was vor den Ohren der Frauen nicht taugt. — Marie gehorchte. — Nun Georg, ſetze Dich zu mir, — ſprach er, als ſie ſich entfernt hatte — recht nahe, daß ich leiſe zu Dir reden kann. So, — nun höre und vernimm, was ſo lange ſchon auf meinem Herzen laſtend lag und was ich Dir jetzt entdecken muß, ſo ſchwer es mir auch wird; denn mir iſt, als ſenkte ich mit dieſen Worten mein letztes Lebensglück in's Grab.

Du liebſt Marie, auch ſie hängt an Dir mit treuer Zärtlichkeit; Du willſt die Waiſe in Dein väterliches Haus als Deine Verlobte führen! Dieß zwingt mich, Dir zu ſagen — o barmherziger Gott, gib mir Kraft! — Dir zu ſagen — Marie iſt nicht mein Kind!

Nicht Euer Kind? fuhr Georg auf.

Still, um Gottes willen ſtill! daß ſie es nicht hört. Laß ihr den ſüßen Glauben, daß ſie all' ihre Liebe, ihre Sorgfalt nicht an ein

fremdes Herz verſchleuderte, das mit heißer Gier die Wonne des Vatergefühles einſog, das ihre kindliche Neigung ſich widerrechtlich zu eigen gemacht hat, laß ihr den Wahn, ſie ſey nicht ganz verwaiſ't, und mir laß den Troſt, daß ich nicht ganz verlaſſen ſtehe. Ach, Georg! ſah ich den Himmelsblick ihres Auges, mit dem ſie mir für meine Liebe dankte, hörte ich in ſpäterer Zeit ihre ſüße Stimme, die mir Troſt einſprach, ward es mir wehmüthig um's Herz, wenn ich dachte, ihr Auge würde ruhig mir danken, ihr Mund nur kalt mir Troſt zuſprechen, wüßte ſie, daß ich ihr ein Fremder bin. Und jetzt, wo ſie ein Herz gefunden hat, ihr werther als das Vaterherz, wo dieß ſonſt ſo kindliche Herz mit innigen, glühenden Banden umfangen iſt, da würde ihr der arme Blinde nichts mehr ſeyn und er hat doch nichts als!

Tröſtet Euch, Vater! — ſprach Georg, ihn zu beruhigen — Sie bleibt Eure Tochter und Ihr gewinnt an mir einen Sohn. Habt Ihr nicht mit Vaterliebe für ſie geſorgt? Dankt ſie Euch nicht Alles was ſie iſt?

Ich war ein eigennütziger Menſch und weiter nichts! — ſeufzte der Harfner — Um

meinetwillen that ich mehr als um sie. Ich fühlte mich so verlassen, da nahm ich die Verlassene auf und sie ward der Engel meines Lebens.

Hört nur wie alles geschah! — sagte der Harfner jetzt in heftiger Bewegung. — Eines Abends wandere ich, an mein Weib denkend, längs den Ufern der Etsch, da, wo sie sich in einem Thale des Lessinischen Gebirges nach Italien hinabstürzt; die Harfe ruhete mir im Arme, mein Auge schweifte in der Gegend umher, mein Geist war bei ihr. Da gewahrte ich in der Ferne eine Frauengestalt auf einer weit über den Fluß ragenden Felsspitze einsam sitzen. Dieser Anblick zieht mich von meinen Träumen ab, ich nahe dem Weibe und sehe deutlich, daß ein Kind auf ihrem Schooße ruht — sehe wie sie jetzt aufspringt, auf die äußerste Spitze des Felsens tritt und sich über die Wellen beugt — mir schwindelt bei diesem Anblick — sehe, wie sie das Kind hoch in die Höhe hebt, als ob sie es in die Fluth schleudern wollte — ich schreie auf — da zieht sie die Arme langsam zurück, drückt das Kind an ihre Brust und setzte sich

auf die nämliche Stelle wieder nieder, wo sie vorher gesessen hatte.

Eiskalt hatte es mich durchrieselt. Ich glaubte in dem Weibe eine Verzweifelnde oder eine Wahnsinnige zu sehen, die sich und ihr Kind in die Wellen stürzen wollte und eilte deßhalb mit klopfendem Herzen auf sie zu. Als sie mich gewahrte, sprang sie auf, ließ den Schleier fallen, blieb einen Augenblick starr vor mir stehen, dann reichte sie mir mit Heftigkeit das Kind. — „Nehmt, nehmt! — rief sie mit furchtbarer Stimme — Nehmt um Gott und aller Heiligen willen das Kind, rettet es, rettet mich vom Verderben!“ Dieß sagend, legte sie mir das Kind in den Arm und eilte fort. Aber plötzlich kehrte sie um, steckte einen kleinen Ring an des Kindes Finger, warf den kleinen Becher, den Ihr kennt, neben mich auf einen Stein und ehe ich zur Besinnung kommen konnte, rannte sie wie eine Wahnsinnige den Felspfad, der nach Verona führt, hinab und war verschwunden.

Da stand ich nun, das Kind in meinen Armen. Mein Auge ruhete auf der Kleinen, die mich freundlich anlächelnd an mir aufblickte und mit diesem Lächeln, mit diesem

Blick Troſt und Vertrauen in mein Herz ſenkte. Ich lehnte meine Harfe an den Felſen — ſie war ja nun nicht mehr das Einzige, was ich hatte — ſetzte mich auf die nämliche Stelle, wo das Weib geſeſſen, wickelte das Kind in meinen Mantel und überließ mich meinen Gedanken, mehr aber wohl noch meinen Gefühlen.

Was ich ſo oft in den Tagen meines Glückes mir gewünſcht hatte, drückte ich jetzt an meine Bruſt; ich war nun nicht mehr allein! Der Himmel hatte mir ein Weſen zugeſellt, dem ich meine Tage weihen, für das ich ſorgen, für das ich arbeiten ſollte, und der arme Spielmann, der keinen Reichthum beſaß als ſeine Harfe und ſeinen Geſang, fühlte ſich in dem Augenblicke reich und vor ihm rollte ſich eine frohe Zukunft auf, die ihm Muth und Vertrauen wieder gab. Ich drückte das Kind freudetrunken an mein Herz. — Marie ſollſt Du heißen! — rief ich — der Name der Verſtorbenen ſoll Dir werden, werde auch ihr gleich an Milde und Liebe!

So ſaß ich wohl eine Stunde und konnte mein Glück kaum faſſen, als die untergehende Sonne mich zum Heimgange mahnte.

Aber wo sollte ich hin? — Ich war ein irrer, heimathloser Wanderer, der eben seine Wallfahrt nach Italien beginnen wollte und der kein Obdach für das Kindlein hatte, das in seinen Armen so sanft schlummerte. Ich stand nur noch wenige Schritte von dem steinernen Kreuze, das dicht am Flußbette die schäumende Welle der Etsch bespritzt und wo der Fuß des Deutschen hinüber tritt in das fremde, welsche Land. — Aber was sollte ich jetzt dort? — Nach der Heimath zog es mich ja, nach einem Hüttchen in meinem Vaterlande, wo ich für die Kleine ein Lager, ein Obdach finden konnte. Welches Land Dich auch gebar, arme Waise! — so sprach ich — Deutschland, das Land biederer Treue, soll Dein Vaterland werden, komm!

Ich kehrte um, ging den Weg zurück, den ich gekommen war und stimmte, vom Rauschen des Sturmes, vom Brausen der tobenden Wellen begleitet, mit freudigem Herzen ein Danklied an und so gelangte ich spät am Abend zu der einsamen Hütte, wo ich mein Vesperbrod verzehrt hatte. Hier bat ich um Herberge und fand eine freundliche Aufnahme und freundliche Menschen, aber mehr noch

als dieß, eine arme, hilflose, vierzehnjährige Waise, mit der die Armuth die kargen Brokken theilte; sie folgte mir am andern Morgen, trug und wartete das Kind. Sechs Jahre hat mich diese Treue begleitet, dann mußte auch ich sie begraben, wie ich Alles begraben muß, was mir theuer ist. —

Er hielt inne, bewegtos hatte sich sein Haupt gesenkt, als ob er schon die Stelle vor sich sähe, wo er ihr Grab graben solle.

Habt Ihr wohl davon gehört, — fuhr der Harfner jetzt fort, sein Haupt langsam erhebend — wie auf einem Dorfe bei Augsburg ein armer Spielmann begraben wurde, sein treuer Hund sich auf sein Grab legte, nicht wich noch wankte und seinem Herrn auch im Tode folgte, wie er es treu im Leben gethan? — So würde auch ich! Auf Mariens Grab würde ich mich setzen, in die Saiten meiner Harfe mit zitternden Händen greifen, bis eine nach der andern zerriß, wie mein gebrochenes Herz. — Gott! — rief er — Laß mich nur bald sterben, laß mich diesen Jammer nicht erleben!

Beruhigt Euch doch, Vater! — bat Georg. — Marie blüht ja wie eine frische Rose,

Georg! — unterbrach ihn der Alte, erhob ſich von ſeinem Sitze und über ſein Antlitz verbreitete ſich ſo Schauerliches, daß Georg mit Staunen auf ihn blicken mußte; denn er glaubte einen blinden Seher vor ſich zu ſehen. — Georg! Nicht aller Sterne Licht iſt mild und ſtrahlend! Es ſtehen auch finſtere Sterne am Himmelsdome, Unglück bringend, Unglück verkündend. Wehe, über wen ſie bei ſeiner Geburt dahin zogen, ihm folgt durch's ganze Leben ein finſteres Geſchick! — Ueber meinem Haupte ſtand der dunkelſten einer!

Darf ich Marie herein rufen? fragte Georg, den Alten abzulenken.

Rufe meine Marie, — ſagte der Alte — daß ſie mir ein tröſtendes Lied ſinge, damit ſie den finſteren Geiſt verſcheuche und ich mich wieder zu Gott erheben kann; rufe ſie!

Marie! — bat der Alte, als er ihre Tritte vernahm — Setze Dich und ſinge mir ein Lied, das meinen entmuthigten Geiſt kräftige und erhebe. Singe mir das Lied der Sehnſucht. — Ach, der blinde Sänger möchte ſo gern heimwärts ziehen und das Leben hält

ihn mit seinen Banden so fest' — Setze Dich und singe das Lied.

Marie, wohl wissend, daß nur eine traurige Stimmung den Vater zu solcher Bitte bewegen konnte, sank an seine Brust.

Muth, Muth! — sagte sie und auch ihr gebrach vielleicht der Muth. — Vertrauet Gott, sein Auge wacht! –

Singe nur, liebes Kind! — bat er — Auf den Tönen des Gesanges dringt, wenn auch nicht Trost, doch Wehmuth in mein Herz.

Marie sang:

Zieh'st Du, Schwan, mit immer gleichem Flug,
Sanft getragen von den Abendwinden,
Wohin oft Dich schon Dein Flügel trug,
Nach der Heimath langersehnten Gründen?

Segle nur, Du Himmelspilger, schnell,
Schlag' die Luft mit Deinen raschen Schwingen.
Noch im Osten ist es heiter, hell,
Doch der West wird bald den Sturmwind bringen.

Segle, segle muthig nur voran!
Warum blickst Du nur auf eine Stelle?
Heb' Dein sehnend Auge himmelan,
Blick' hinab zur dunkelblauen Welle.

Sieh', die Wolken thürmen finſter ſich,
Horch! es rauſcht des Sturmwinds ſchwarz Gefieder.
Segle, Waller, ſonſt ergreift er Dich
Und er ſtürzt Dich in die Fluth hernieder.

Aber ruhig, ſtets im gleichen Flug',
Unbekummert ob des Sturmes Toben,
Wohin oft ihn ſchon ſein Flügel trug,
Zieht der Schwan, den Sehnſuchtsblick gehoben.

Nur der trauten, lieben Heimath zu
Seinen ewig gleichen Flug gewendet,
Segelt er in ungeſtörter Ruh',
Hofft, die Wallfahrt ſey nun bald beendet.

Doch der Sturm treibt ihn von ſeiner Bahn,
Sauſet durch ſein weißes Flaumgefieder,
Reißet jetzt ihn brauſend himmelan,
Stürzt ihn jetzt in's Wellenbett hernieder.

Und der Pilger kämpft durch Sturm und Nacht,
Stets den Blick der Heimath zugewendet,
Gegen den Orkane wilde Macht,
Die ſein finſt'res Schickſal ihm geſendet.

Doch er ſinkt ermattet in die Fluth,
Einmal ſieht er ſehnend noch hinuber,
Dann erbleicht der Flamme heil'ge Gluth
Und ſie wird mit jedem Seufzer truber.

Da ertönt ſein leiſer Sterbeſang,
Einmal nur ward ihm der Ton verliehen,
Doch wenn dieſes Wehmuthslied erklang,
Darf er nach der ſtillen Heimath ziehen.

Tiefe Schwermuth hatte sich Aller bemeistert, es schien, als sey das Vertrauen auf den Tönen des Liedes nicht zu ihnen herniedergeschwebt; denn mit gesenktem Haupte sahen sie starr und sinnend vor sich hin, selbst Mariens Hand, die in der Hand Georg's ruhte, fühlte keinen leisen, wohlthuenden Druck des Geliebten; der ernste Greis hatte sie alle ernst gestimmt. Da wurde die Thüre jach aufgerissen und Laura von Otto begleitet, trat hastig ein. Willkommen, Ihr Freunde! — rief sie mit freundlichem Gesicht, nur hätte der scharfe Beobachter leicht die Wolke bemerken können, die es umzog als ihr Auge die erschrockene Marie traf — Willkommen hier auf dem alten, traurigen Schlosse!

Wessen Stimme ist dieß? Sie dünkt mir wohlbekannt! fragte der Harfner, während Otto seinem alten Stubengesellen treuherzig zum Willkommen die Hand schüttelte.

Es ist Laura! raunte Marie dem Vater zu, der bei diesen Worten bekümmert sein greises Haupt schüttelte; er hatte immer die Italienerin für einen Engel der Finsterniß gehalten.

Wir kommen aus dem Feldlager; — nahm nun Laura das Wort — da habe ich gar mancherlei erlebt, was auch die Bruſt eines Weibes mit Muth beleben kann, habe geſehen, wie die Karthaunen blitzend und donnernd die Mauern niederſchmettern, wie das Kriegvolk mit wildem Jauchzen zum Sturm anrückt, Wall und Mauer erklettert, Stadt und Schloß dann in Flammen aufgeht und von aller Herrlichkeit nichts übrig bleibt, als rauchende Trümmer. Es iſt ein großer, herrlicher Anblick!

Bewahre Dich Gott dafür! ſagte der Alte, Marie an ſich drückend.

Und wo habt Ihr dieß Fürchterliche geſehen? fragte Georg.

Vor Lichtenau, einem Nürnbergiſchen Orte.

Das habt Ihr brennen, von dem Markgrafen verbrennen geſehen?

Schloß und Stadt! erwiederte Laurette.

Georg erbleichte, erwiederte jedoch nichts.

Ich komme hierher, — fuhr Laura fort — um Euch in Eurer Einſamkeit Geſellſchaft

zu leisten, mich langweilt das Kriegleben, und da ich wünschte, in der Nähe des Markgrafen zu bleiben, der, wie ich glaube, vor Nürnberg ziehen wird, so habe ich dieß Schloß zu meinem Aufenthalte gewählt. Wir wollen uns mit Gesang unterhalten, Marie und Euer Vater wird sich wohl die Mühe geben, mein Lehrmeister zu werden.

Ihr bedürft meiner nicht, — sagte der Harfner ernst — Gott hat Euch eine reine, wohlklingende Stimme gegeben und wenn Ihr fühlt, was Ihr singt, wenn die Töne nicht allein aus der Kehle, wenn sie auch aus dem Herzen kommen, so dringen sie wieder zum Herzen und es bedarf keiner weitern Anleitung. Wer lehrt der Nachtigall ihr süßes, melancholisches Lied?

Auch Ihr, Marie, sollt mir Unterricht im Drehen der Spindel geben, — wendete sie sich zu dieser, ohne des Vaters Antwort zu beachten — und ich lehre Euch dagegen die Kunst, mit der Nadel gar künstliche Sachen zu sticken, so wird uns die Zeit vergehen in stiller Freude; Ihr habt überdieß Jemand an Eurer Seite, der alles Uebrige

Euch

Euch entbehrlich macht, wenn ich mich mit der Mutter begnügen muß, die, so wie ich hoffe, bald hier eintreffen wird. — Dieß sagend, grüßte sie freundlich und verließ das Gemach, um, wie sie sagte, sich in dem alten, wüsten Schlosse ein Obdach zu suchen. Otto folgte ihr.

Ihr Erscheinen hatte den Harfner, Marie und Georg in eine ernste Stimmung versetzt. Mir ahnet Böses; — sagte der Alte — ist mir doch immer, wenn ich die Italienerinnen höre, als vernähm' ich die Stimmen tükkischer, Unglück verkündender Geister. Könnt' ich nur einmal, um darin zu lesen, in ihr Auge schauen. Hüte Dich vor ihr!

Ja, hüte Dich vor der Sünderin! — fiel ihm Georg in die Rede — Sie ist einer der gefallenen Engel, der Alles mit sich in das Dunkel der Hölle ziehen möchte. Mir grauet bei dem Gedanken, daß sie wieder mit Dir unter einem Dache hausen soll. Und besonders jetzt, wo ich Dich verlassen muß.

Du, mich verlassen? fuhr Marie erschrocken auf.

Ja, Geliebte, ich muß! Meine Vaterstadt ist in Gefahr und sie bedarf des Armes ihrer Söhne. Ich muß hin, mich ruft die Pflicht, wenn auch die Liebe mich zurückhält; ich muß hin und noch in dieser Stunde. Wer weiß, ob nicht in der kommenden die Thore mir verschlossen sind.

Dieß überraschte Marie, sie sank weinend an seine Brust. — Fasse Dich, Kind! — tröstete der Alte — Ihn ruft seine Pflicht und diesem Rufe muß jeder gute Mensch folgen!

So ziehe mit Gott! — sagte das Mädchen gefaßt — Muß es geschieden seyn, so will ich Dich keinen Augenblick zurückhalten; ich habe jetzt den Muth, es zu ertragen. Leb' wohl! Wenn Dich in Deinem Vaterhause die Morgensonne weckt, so denke, Deine Marie wacht auch schon und sendet ihr Gebet für Dich zu Gott, wenn Du hinter dem Walde die Abendsonne sich senken siehst, so wisse, Dein Mädchen sitzt hier an diesem Fenster, schaut hinüber nach jenen Höhen und auch ihr Auge ruht, wie das Deine,

auf der Scheidenden und ihre Seele iſt dann bei Dir, wie die Deinige ſicher bei ihr! Der Raum trennt ja die Herzen nicht, nicht Berg und Thal, nicht Strom noch Wald hemmen die Vereinigung unſerer Gedanken ewig ſind ſich die Herzen nah, Sehnſucht führt ſie zu einander, die Liebe vereint ſie, ſelbſt wenn auch das Grab ſie trennte. Ziehe mit Gott! Sein Auge wacht!

Lebt wohl, Vater! ſagte jetzt Georg, zu dem Alten tretend.

Warum nennſt Du mich ſo? — fuhr dieſer unwillig auf — Geh' nach Nürnberg, dort wartet Vater und Mutter Dein, hier ſitzt der Kinderloſe in ſeiner Grabnacht allein!

Vater, Vater! — rief Marie und ſank vor ihm nieder — habt Ihr in Eurem Unmuthe Euere Marie vergeſſen? Könnt Ihr mich in dieſer unglücklichen Stunde noch ſo tief betrüben?

Der Alte ſtreckte die Arme nach ihr, drückte ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, aber ſchwieg und ſprach kein Wort des Troſtes.

Da riß sich Marie von ihm los. Ist mir doch in diesem Augenblicke, — sprach sie — als ob ich ganz allein auf der Welt stände, als ob in der Stunde, wo mich Georg verlassen muß, auch der Vater sich von mir losreißen wollte? — Zögere nicht länger! — sagte sie dann, mit ungewohnter Heftigkeit dem Geliebten die Hand reichend — Ziehe, wohin Dich Deine Pflicht ruft! Die Stunde der Trennung ist so bitter, daß man sie nicht verlängern muß; an jede ihrer Minuten hängen sich, wie am Abend der Thau an der welkenden Blume, die Thränen; erst das Wiedersehen trocknet sie. Leb' wohl!

Gott schirme Dich, Marie! rief Georg, drückte sie noch einmal an sein Herz, drückte noch einmal des Alten Hand und eilte hinweg.

6.

Der alte, freundliche Amtmann hatte zwar unter Kopfschütteln dem schriftlichen Be-

fehl des Markgrafen zu Folge für Laurette die beßten Zimmer des Schloſſes in Stand ſetzen laſſen, aber ganz unumwunden ihr erklärt, daß er ihren Begleiter, der ihm doch etwas zu vertraut mit der Dame umzugehen ſchien, nur die Herberge im Flecken zur Wohnung anweiſen könne, da er ohne ausdrücklichen Befehl des Herrn keinen fremden Krieger hier dulden dürfe und erſt auf Otto's Erwiedern, daß er auch nicht geſonnen ſey, in dieſem Schloſſe ſich einſperren zu laſſen, beruhigte er ſich.

Alſo Ihr benutzt die Erlaubniß des Markgrafen, einige Zeit mir folgen zu dürfen und reitet mir zu Liebe nach Culmbach? nahm Laura das Wort, als ſie allein waren.

Eine ſonderbare Weiſe, dieſe Erlaubniß zu benutzen, — erwiederte Otto — mich auf's Pferd zu ſetzen und davon zu reiten.

Wenn ich Euch bitte, recht herzlich bitte! — ſagte das Mädchen mit ſchmeichelndem Tone, — ſo müßt Ihr mir es gewähren und meine Mutter hierher geleiten.

Wenn ich mich verlocken ließe, wäre ich doch ein Thor! — erwiederte er. — Statt einer jungen Schönen in das Frauenauge zu schauen, neben einer Alten herzureiten und ihr langweiliges Geschwätz mit anzuhören. Und thät ich es, welcher Lohn würde mir?

Ungenügsamer! — erwiederte Laura und ihr Auge strafte dem ernsten Worte Lügen. — Genügt es Euch nicht, daß ich Euch um mich dulde, daß ich Euch gern um mich sehe?

Der Anblick des köstlichen Mahles genügt dem Hungrigen nicht, — erwiederte Otto keck — er verlangt mehr.

Und was könnt Ihr mehr verlangen?

Den Honig von diesen Lippen zu schlürfen, mich so zu berauschen, daß mir die Sinne verginnen; denn nur sinnlos könnte ich mich Euch ganz zu eigen geben.

Und würdet Ihr auch dann so ganz mit Leib und Seele, mit Herz und Blut mein eigen? fragte sie mit einem Blicke, in dem er den Himmel schon geöffnet zu sehen glaubte.

Ihr verlangt viel, Laurette! — antwortete er beſonnener als ſie es erwartet hatte. — Herz und Blut, Leib und Leben ſey Euch geweiht; ob die Seele? — Da meint Ihr doch wohl nur, ob ich von ganzer Seele Euch anhängen könnte? Ja, darauf könnt Ihr rechnen und darum verſucht es mit mir.

Bei dieſen Worten ſchlang er den Arm um ſie, ſie wehrte es ihm nicht und ihre Lippen fanden ſich im glühenden Kuß.

Wahrlich! — rief Otto, als ſie ſich ſeinen Armen entwand und er ſie noch trunken mit feurigem Auge anſtarrte. — Wahrlich, Deine Lippen ſind glühende Magnete, ſie ziehen an mit Himmelsgewalt, ſind Flügel eines Paradiesvogels, auf denen man zum Wohnort der Seligen ſich ſchwingen kann. — Dein Kuß hat Zaubergewalt, übe ſie fürder an mir, liebliches Mädchen!

Dienet mir treu! — antwortete ſie, ihm die Hand reichend. — Euer Lohn ſoll Euch werden; jetzt aber geht. Der Markgraf hat nur in einem Anfalle von übler Laune, da ich ſeiner Eiferſucht ſpottete, Euch erlaubt,

mich zu begleiten. Ich muß wenigſtens ihm zeigen, daß Ihr mir gleichgiltig ſeyd und trotz ſeiner Erlaubniß Euch von mir entfernen und die Mutter zu mir kommen laſſen. Geht, verlaßt mich, Otto! — und kehrt bald zurück.

Und ſo ſoll ich gehen? Jetzt in dieſem Augenblicke, wo alle meine Pulſe klopfen und mein Herz vor Freude aufſpringen möchte? — rief er glühend. — Gehen, ohne eine Gabe, ohne die kleinſte Gabe? Das wäre hart!

Da, nehmt! ſprach ſie und reichte ihm die Hand zum Kuſſe.

Er hielt ſie feſt in der ſeinen, ſein Auge ruhte faſt traurig auf dem Mädchen.

So herrlich ausgeſtattet von der Natur, ſo reich an Schönheit und Liebreiz, ſo reich an Mitteln zu beglücken und doch ſo karg! — Die Hand reicht Ihr mir? — Sie iſt ſchön, ſehr ſchön — aber könnte mich doch nicht mehr beglücken! — Dieß ſagend ließ er ſie mit Heftigkeit los und eilte davon.

Noch lange ſtand Laura auf derſelben Stelle und ſah ſtarr vor ſich hin.

Alſo Dir wäre meine Hand jetzt ſchon kein wünſchenswerthes Gut? — murmelte ſie leiſe. — Meine Hand, mit der Du Alles empfängſt, wonach Dein lechzender Mund dürſtet, was Deine glühende Phantaſie Dir malt, wäre Dir ſchon jetzt kein beglückendes Gut mehr, lieber, wilder, feuriger Mann? — Auch Du verlangſt die Tugend? — Tropf! — rief ſie auffahrend. — Was nützte ſie Dir? Hätte ich ich ſie treu in meiner Bruſt bewahrt, Du ſtändeſt, ein ewig Dürſtender, vor dem goldenen Becher mit reinem Wein. Schlürfe lieber aus dem roſenumwundenen, mit perlendem Schaum gefüllten und hätt' auch ein Tropfen Sünde ihn getrübt.

Sie wollte des Jünglings ſpotten, doch ihre Lippen vermochten es nur, ihr Herz fühlte ſich tief verwundet, ihr Stolz ſich tief gebeugt.

7.

Georg hatte Recht gehabt, zu eilen; denn kaum war er in ſeinem Vaterhauſe angekom-

men, als auch schon die markgräflichen Geschwader heranrückten und die Stadt einschlossen. Lauf, Gräfenberg und mehre Schlösser waren durch sie eingenommen und eingeäschert worden und das ganze weitläufige Gebiet der Stadt in des Markgrafen Gewalt. Er ließ dort, dem Geiste der damaligen Zeit gemäß, gar übel hausen und überall stiegen Rauchwolken empor, die seinen Heereszug bezeichneten.

Aber dennoch verzagte Nürnberg nicht. Es fühlte wohl, daß die schönen Zeiten des schwäbischen Bundes vorüber waren, aber mit dieser Zeit hatte es seine Kraft und seinen Muth nicht verloren und als der Markgraf noch am nämlichen Tage seinen Kanzler in die Stadt zur Unterhandlung schickte, verwarf der Rath die ihm vorgeschriebenen harten Bedingungen, die in nichts weniger bestanden, als dem Markgrafen alle die genommenen Städte, Schlösser und Dörfer zu uberlassen, 600,000 Goldgulden Kriegkosten zu bezahlen und markgräfliche Besatzung einzunehmen.

Auf diese abschlägige Antwort, die Markgraf Albrecht voraussehen konnte, begann die

Einſchließung und Beſchießung der Stadt und ſchon am andern Tage ward die Goſtenhofer Vorſtadt genommen, geplündert und abgebrannt, das Geſchütz aufgefahren und die Stadt aus zwölf ganzen und vierzehn halben Karthaunen beſchoſſen.

Die Nürnberger wehrten ſich tapfer; ihr gut bedientes Geſchütz that den Markgräflichen bedeutenden Schaden, welche die Ankunft Jobſts von Dahlbeck, der mit acht Fahnen zum Belagerungheere ſtieß, von Neuem ermuthigte. Der Markgraf ſelbſt verließ nach einigen Tagen, da ſich die Unterhandlungen ganz zerſchlagen hatten, das Heer, übergab während ſeiner Abweſenheit dem Grafen von Mansfeld den Oberbefehl und ging nach Erlangen, dort das Weitere mit Wilhelm von Grumbach zu beſprechen.

Dieſer hatte ſich ſchon, von Franzeska begleitet, auf den Weg dahin gemacht, ſo daß Otto, der ſie unterweges traf, mit ihnen nach Erlangen zurückgehen und von da die Mutter nach dem Schloſſe von Beiersdorf begleiten konnte.

Der Markgraf, der kurz darauf in Erlangen eintraf, konnte gegen Grumbach seinen Unmuth nicht ganz verbergen, doch dieser hütete sich wohl, es bemerken zu wollen und das Vorgefallene zu erwähnen, im Gegentheil berichtete er dem Markgrafen so mancherlei und so wohlgefällige Dinge, daß dieser ihm willig und gern Alles im Herzen vergab. Auch meldete er ihm, daß der Graf von Oldenburg mit seinen Fahnen heute nach Streitberg rücken werde, er habe sie dem Befehle gemäß gemustert und 10 Fähnlein alter Lanzknechte und 1000 wohlberittene Reiter gefunden, das nöthige Geschütz stehe schon in Streitberg bereit und so könne der Tanz mit Nürnberg und den Bischümern zugleich losgehen.

So wollen wir nach Beiersdorf, um von dort das noch fehlende Geschütz und die Munition abgehen zu lassen — unterbrach ihn der Markgraf — und dann den Pfaffen einen Streich spielen, der sie überraschen wird.

Ich glaube es kaum! — erwiederte Grumbach. — Sie sehen schon lange das Ungewitter heranziehen, bangen und haben

mir ſchon allerhand Vorſchläge machen laſſen. Laßt Euch nur vor der Hand auf nichts ein, gnädiger Herr, ein großer Schlag muß erſt geſchehen, ehe die geiſtlichen Herren zu Kreuz kriechen. Das große Ziel, das Ihr vor Augen behalten müßt, iſt der Herzoghut von Franken, der Eurem Stamme gebührt.

Säßen nur die Biſchofmützen nicht ſo feſt und ſo innig in einander verbunden, — erwiederte der Markgraf — ſo könnte man wohl dieſe Hoffnung nähren, ſo aber — wer an einer rüttelt, rüttelt an Allen. Jetzt freilich iſt der Zeitpunkt, oder nie! — Er ließ den Kanzler rufen und befahl ihm, den Abſagebrief an Bamberg aufzuſetzen. — Mit dem an den Würzburger Biſchof — meinte er — hat es noch ein Paar Tage Zeit.

Und welche Beſchwerden ſoll ich als Gründe anführen? fragte der Kanzler.

Da wäret Ihr doch ein ſchlechter Schriftgelehrter, wenn Ihr die nicht auffinden könntet! — erwiederte der Markgraf. — Einem Kanzler muß es leicht werden, Beſchwerden ſelbſt gegen den lieben Gott aufzufinden, wenn es ſeyn müßte.

Wir wollen ſehen! meinte Herr Straß und ſchon am andern Morgen ritt ein markgräflicher Trabant mit dem Fehdebrief gen Bamberg; der Markgraf aber ritt nach Beiersdorf.

Hier fand er Laurette, welche mit der männlichen Kleidung alle Launen und ſelbſt die Eiferſucht abgelegt zu haben ſchien. Sie folgte hierin ganz dem Rathe ihrer Mutter, auch mochte Otto vielleicht Theil an dieſer Veränderung haben; denn ſeit jenem Kuſſe hatte ſein Bild Laurette ſtets umſchwebt. Suchte ſie auch in der Gunſt des Markgrafen immer noch das ſchimmernde Glück, ſo hatte ſein derbes, oft rauhes Benehmen ihr wohl gezeigt, daß ſeine Liebe zuweilen wohl herzlich und gut gemeint, aber doch nur ſinnlich ſey. Was ihr klopfendes Herz, ihre glühende Phantaſie bei ihm nicht fand, glaubte ſie in Otto gefunden zu haben, und hätte ihr Stolz und ihre Eitelkeit ſie nicht noch aufrecht erhalten, ſo hätte ſie vielleicht jetzt ſchon gern die Bruſt des kriegeriſchen Fürſten mit der des Goldſchmidsgeſellen vertauſcht, der, ſie mußte es ſich ſelbſt geſtehen, ihrem

Herzen theurer war. Sie verbarg auch ihre Empfindungen der Mutter nicht, an die sie sich jetzt weit mehr anschloß als sonst; die Kluft, die sie einst getrennt, hatte sich verengt und sie standen sich jetzt näher. Auch tadelte die Mutter die Neigung zu Otto nicht, sie warnte nur und hoffte auch daraus Nutzen für sich zu ziehen.

Den Markgraf überraschte die Heiterkeit Lauretteus, mehr aber noch ihr Entschluß, hier auf dem Schlosse zu bleiben, obgleich er ihr eine bequeme Wohnung in Erlangen anbot. Weißt Du denn nicht, — fragte er sie neckend — daß Marie mit ihrem Vater hier wohnt? Sollte Dir das unbekannt geblieben seyn? —

Eben weil sie hier wohnt, will auch ich hier bleiben! — erwiederte Laura mit unverstellter Heiterkeit — Ich war ein thöriges Mädchen, Euch zu bitten, die Armen zu entfernen. Wohin sollten sie jetzt in dieser unruhigen Zeit, wo sollten sie ein sicheres Obdach, wo das schöne zarte Mädchen einen Schutz für ihre Tugend finden, da überall

Kriegvolk umherzieht und keine Landstraße, keine Herberge sicher ist?

Und da willst Du wohl die Tugend unter Deinen Schutz nehmen? — unterbrach sie der Markgraf spottend — Willst sie bewachen und glaubst, in Deiner Nähe könntest Du sie am beßten vor mir wahren.

Bei Gott nicht, Markgraf Albrecht! — rief das Mädchen erröthend — Bleibt hier, laßt mich allein nach Erlangen gehen, ich vertraue Euerem Herzen, Euerer Liebe. Das warme Blut, das durch meine Adern rinnt, die Lebendigkeit des Südens, die mein Erbtheil wurde, lassen mich oft in dem Augenblicke der Leidenschaft die Sachen aus falschem Gesichtpuncte sehen und dann sprechen sich meine Empfindungen auch heftig und unbedacht aus. Was kann mir Marie schaden? Und selbst, sähe ich die Kalte in Euerem Arm, wohin sie nur der Eigennutz, nicht die Liebe führen könnte, so würde ich es lächelnd und mit Ruhe sehen; denn fesseln, fesseln mit den Ketten glühender, unverwelklicher Rosen, das könnte die Lebendig-Todte wahrlich nicht.

Nein,

Nein, Laura, — ſagte der Markgraf — das könnte ſie nicht. Ich würde ſie nicht an mein Herz mit glühender Begierde reißen, ſie nicht mit ſtürmiſcher Sehnſucht umfangen; denn auch der wildeſte Mann trägt eine ſcheue Ehrfurcht für die Tugend in ſeiner Bruſt und auch ich fühle, daß Marie für die wilde Liebe eines Kriegers zu rein, zu hoch ſteht.

Dieſe Wendung überraſchte Laurette und kränkte tief ihren Stolz. Alſo höher ſtellt Ihr ſie, — ſprach ſie mit Empfindlichkeit, die ſie auch gar nicht zu bergen ſuchte — höher ſtellt Ihr ſie, weil kein Tropfen warmen Blutes durch ihre Adern rinnt, höher als das Mädchen, das mit ſchwärmeriſcher Liebe ſich Euch hingab? Alſo nur die wilde Liebe des Kriegers ward mein Theil? Die edle Liebe des Fürſten gehört ihr, deren Tugend noch keine Probe beſtand?

Wie kannſt Du nur ſo thörig ſprechen? — unterbrach Markgraf Albrecht die Leidenſchaftliche — Du verſtehſt mich ſicher und willſt mich doch nicht verſtehen. Eben weil

ich gezwungen bin, ſie zu achten, iſt jede Neigung fern von mir. Als Du mich in Culmbach, ihre Stirn küſſend, überraſchteſt, da ſah ich nur ein frommes Kind vor mir knieen, deſſen Mund um Schutz, deſſen Auge um Schonung flehte. Beides hab' ich ihr gelobt und werd' es mit Gott auch halten.

So lange die Gelegenheit fehlt! — unterbrach ihn Laura — Die Sinne Markgraf Albrechts ſind geſchäftige Boten der Hölle, wer nicht ihr Herr ward, iſt verloren!

Ueberdieß iſt ſie die Verlobte des Geſellen Georg! fuhr der Markgraf fort.

Strecktet Ihr die Hand noch nie nach fremdem Eigenthume? — fragte Laurette nicht ohne Bitterkeit — O! läg' dieſes bleiche, nur von zartem Roſenhauch belebte Antlitz an Eurer Bruſt, fühltet Ihr das Klopfen ihres bebenden Herzens, das nur wider Willen und unter Qualen des Gewiſſens lauter in Eueren Armen ſchlüge, ſähet Ihr das halbgeſchloſſene Auge, das um Schonung flehend, doch von Sehnſucht erglüht, — wahr-

lich! ſo wie ich Euch kenne, Euer männlicher Entſchluß würde wanken und dahin ſeyn!

Nein! — ſagte der Markgraf mit ruhigem Lächeln — Du irrſt in mir, Laura! Ich breche unbekümmert die Blumen, die ſich mir entgegen neigen, aber, Gott ſey gedankt, ſo wild ich bin, ſo gern, ſo gierig ich die Freuden des Lebens genieße, verlernte ich doch nicht, die Tugend zu achten und mir ſelbſt zu geſtehen, daß ſie das Beßte im Menſchen iſt.

Nun, wir werden ſehen! — ſagte Laura lächelnd — So ein tapferer Kriegsheld Ihr auch ſeyd, ſo ſchwach dünkt Ihr mir, wenn Euere Sinne locken. Beſteht die Probe und ich will mich für überwunden erklären.

Du biſt ſehr uneigennützig, — nahm der Markgraf das Wort — uneigennütziger als ich geglaubt hatte. Nun wohl, es gilt! Aber auch Du magſt eine Probe beſtehen! — Wo iſt der wackere Junge, der Otto, ſo keck bei'm Sturm als bei den Frauen?

Ich ſandte ihn nach Culmbach, die Mutter abzuholen, — antwortete Laura — und

als er sie hierher gebracht, eilte er in's Lager vor Nürnberg zurück.

Nun, so mag er wieder hierher kommen und Dein Begleiter seyn. Du siehst, ich bin kühner als Du; denn Dein Erröthen könnte mich fürchten lassen — doch ich will Dir an Großmuth nicht nachstehen.

Was hab' ich mit Otto zu theilen? — unterbrach Laurette den Markgrafen und wollte empfindlich scheinen, konnte jedoch ihre Verlegenheit nicht ganz verbergen — Laßt ihn dort, wo er sichere Lorbeeren zu pflücken hat; hier würde ihm wahrscheinlich nicht einmal ein verwelktes Blatt zu Theil werden.

Der Markgraf lächelte, erwiederte weiter nichts und brach das Gespräch ab.

Noch am nämlichen Abend ließ er den Harfner mit seiner Tochter zu sich kommen und nachdem sie ihn mit ihrem Gesange vergnügt hatten, fragte er das Mädchen nach Georg.

Er hat uns bei der Nachricht, daß seine Vaterstadt bedroht werde, verlassen! antwortete Marie.

Und will wohl gar gegen mich fechten?

So glaub' ich, mein gnädigſter Herr! erwiederte das Mädchen nicht ohne Zagen.

Da hat er recht gethan! — ſprach der Markgraf mit Feuer — Sein Arm wird zwar in der Wagſchale wenig nützen, aber es iſt brav von dem Jungen, es iſt ein treues, redliches Herz, Deiner werth, Marie! — Das Mädchen erröthete. — Schäme Dich Deiner Liebe nicht, — fuhr der Markgraf fort — Du kannſt mit Stolz Jedermann ſagen: Das iſt mein Verlobter! — Und damit Du nicht ſo ganz als eine Arme in ſein väterliches Haus trittſt, will ich für eine kleine Mitgift für Dich ſorgen.

Marie ſchien ſich dieſer Huld nicht zu freuen. — Nun, — ſagte der Markgraf — Dir ſcheint meine Gabe nicht erfreulich?

Gnädiger Herr! — erwiederte das Mädchen zögernd — Ihr ſeyd ſo gnädig gegen mich und doch möchte ich, wenn Ihr mir nicht zürnen wolltet, gern Euer Geſchenk ausſchlagen. Arm hat mich Georg gewählt, arm wie ich bin an Geld und Gut, ihm ge-

nügte mein Herz. Und würde ich durch Euere Gnade ihm werther, würde ich ihm theurer seyn, träte ich mit Eurer Mitgift in sein Vaterhaus? Ich wäre nicht reicher, ich wäre für ihn ärmer geworden.

Du bist stolz, Marie, fast könnt' ich sagen, zu stolz; — sprach der Markgraf — doch wie Du willst, ich dringe meine Wohlthaten Niemand auf und bin Dir deßhalb nicht gram geworden. In jeder Lage meines Lebens sey meines Schutzes gewiß.

Meint Ihr es gut mit uns, gnädiger Herr, so laßt uns von hier ziehen! — sagte plötzlich der Alte, der bisher kein Wort gesprochen hatte — Gebt uns unsere Freiheit —

Ihr thörigen Leute! — unterbrach ihn der Markgraf — Seht Ihr denn noch nicht, daß es zu Euerem Beßten war, daß ich Euch nicht nach Nürnberg ziehen ließ? Dort wüthet der Krieg, mein Geschütz bringt Tod und Verderben über die Stadt, und wenn sie in meine Hände fallen, wenn sie mit Sturm genommen werden sollte, wie könnte ich Euch da schützen? Sobald die Stadt sich mit mir

vertragen hat oder in meiner Gewalt ist, sollt Ihr Euere Freiheit haben und meinetwegen hinziehen, jetzt aber wo das Kriegvolk überall umherschwärmt, wo keine Stadt, kein Dorf sicher ist, ohne daß dort die Kriegfurie nicht zerstörend wüthete, freut Euch Euerer Freistatt!

Seit die italienischen Frauen hier wohnen, kann ich mich dessen nicht freuen! erwiederte der Harfner.

Schweig' alte Unke! Weil Du nichts siehst, glaubst Du überall Unglück sehen zu müssen! — fiel ihm der Markgraf rasch in die Rede — Tröste Dich und Gott befohlen! Du aber, Marie, — sagte er, sich ihr freundlich nähernd — reich mir zum Abschied Deine Wange zum Kusse; zwar hat dieß vielleicht noch weniger Werth für Dich als eine Mitgift, aber ich fordere es als eine Gabe von Dir.

Du kannst wohl des Herrn Wunsch erfüllen, Marie; — sagte der Alte — er will Dir wohl und hat sicher nichts Böses im Sinne.

Bei Gott nicht! — sagte der Markgraf treuherzig, ergriff des Mädchens Hand, das ihm auch nun die hocherröthende Wange bot. Doch nicht die Wange, den Mund des Mädchens küßte er mit stürmischem Feuer, und als die Zürnende leise, damit der Vater sich nicht kränke, zu ihm sagte: Das war nicht edel von Euch, Herr! blickte er sie mit so klaren, offenen Augen treuherzig an und sagte: Du irrst doch in mir, es war nicht bös gemeint! blickte noch einmal mit Wohlgefallen auf die Hocherröthende und verließ sie dann.

8.

Am andern Morgen rückte der Markgraf mit einem Theile seiner Trabanten, einer Fahne Fußvolk und zwei halben Karthaunen dem Grafen von Oldenburg entgegen, der von Streitberg heran zog. Es galt dießmal der bambergischen festen Stadt Forchheim, die sogleich aufgefordert und deren Thor, während die Rathsherren sich auf dem Rath-

hause zur Berathung versammelten, durch zwei Kanonenschüsse aufgesprengt wurde. Der Markgraf drang ein, die Bürger zogen sich ohne Gegenwehr in ihre Häuser zurück, die schwache Besatzung streckte das Gewehr, wurde unter die markgräflichen Fahnen gesteckt und die Stadt kam mit einer Brandschatzung von 30,000 Gulden davon; der Fürst schonte sie absichtlich, da er sie zu behalten gedachte. Von hier aus sandte der Markgraf dem Bischof von Würzburg den Absagebrief, übergab die fernere Eroberung der bischöflichen Lande dem Grafen von Oldenburg und eilte wieder nach Beiersdorf zurück. —

Dießmal war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, nur wenige Stunden blieb er dort; aber diese wenigen reichten hin, Lauretten tief zu kränken. In der kurzen Unterredung, die sie mit dem Markgrafen hatte, führte sie das Gespräch bald wieder auf Marie. Der Markgraf hatte ihr schon früher erzählt, wie er die Probe ritterlich bestanden und das Mädchen feurig umarmt habe; heute wiederholte er, daß es ihm bei dieser Umarmung gewesen sey, als

drücke er die Schweſter, als drücke er eine Heilige an ſein Herz.

Ich ſtand beſchämt — geſtand er offen — als ſie mir zuraunte — das war nicht edel von Euch, Herr! — und ſie hatte Recht. Hatte ich auch keine ſündigen Gedanken, ſo war es doch unedel von mir, daß ich dem Mädchen, mich zu prüfen, auf dieſe Art wehe that und ihr Zartgefühl beleidigte. Nun, ich will es gut machen ſo viel ich kann und das arme Kind gewiß nicht mehr quälen, und willſt Du mir eine Freude, willſt Du Dich mir noch werther machen, Laura, ſo nimm ſie in Deinen Schutz, ſchenke ihr Deine Freundſchaft, ſie verdient ſie gewiß.

Wird die Heilige mit der Sünderin in Gemeinſchaft treten wollen? — fragte Laura und konnte ihre Empfindlichkeit nicht verbergen. — Was bedarf eine Dirne meines Schutzes, die der Himmel ſelbſt zu beſchützen ſcheint? Denn wahrlich! dem Mädchen muß ein ſchirmender Engel zur Seite ſtehen, das Markgraf Albrecht, wenn er es in ſeine Arme ſchließt, noch für eine Heilige hält.

Spotte wie Du willſt! — erwiederte der Markgraf ernſt. — Ich wiederhole es Dir nochmal, mein Herz iſt im Kriegleben nicht ſo verderbt, daß es nicht Achtung für Tugend, Achtung für das Heilige hätte.

Und warum hieltet Ihr mich nicht für eine Heilige, als Euer ſtarker Arm mich Sträubende umfing und Ihr wider meinen Willen den erſten Kuß auf meine Lippen preßtet?

Närriſches Mädchen, — erwiederte der Markgraf hell auflachend — weil Du keine Heilige biſt und daß Du keine ſeyeſt, ſagte mir bei'm erſten Anblick Dein Auge.

Und doch ehrte ich noch die Tugend, als ich Euch zum erſten Male ſah! ſeufzte Laurette ſtill vor ſich hin und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

Leb' wohl! — rief der Markgraf, ihre Thränen gewahrend. — Leb' wohl, Du weißt, Thränen ſind mir was dem Löwen das Hahngeſchrei iſt. Wenn ich von Nürnberg zurückkehre, hoffe ich ſie getrocknet zu ſehen, bis dahin ſey freundlich gegen den Blinden und

sein Kind, schütze sie, daß Niemand, selbst mein Vertrautester, nicht wieder einen tückischen Streich ausübe; denn ich würde zum zweiten Mal wahrscheinlich nicht so nachsichtig seyn.

Er wollte sie umfassen, aber sie entzog sich mit Unmuth seiner Umarmung und floh in ein Nebenzimmer. Der Markgraf rief ihr lachend ein Lebewohl nach, setzte sich auf das bereitstehende Roß und trabte, unbekümmert um Laura's Unmuth, dem Feldlager vor Nürnberg zu. Ihm waren beim Karthaunendonner die Pfeile der Liebe nur Spielwerk, sie kümmerten ihn wenig bei dem ernsten Geschäft.

Als Franzeska ihre Tochter in Thränen fand und von ihr die Ursache, auch die Unterredung mit dem Markgrafen erfuhr, schüttelte sie bedenklich den Kopf.

Die Dirne — sagte sie dann — kann uns verderblich werden, darum werde sie selbst dem Verderben geweiht. Dein Plan, sie durch den Markgrafen untergehen zu lassen, war thörig und gefährlich, wär' er

Dir gelungen, ſo wareſt Du verloren. Sie hätte ſich ihm dann mit aller duldenden Liebe hingegeben, hätte in ihrer erſt jetzt erwachten Neigung Troſt und Vergebung geſucht und Deine Reize, Deine Leidenſchaft wären nicht vermögend geweſen, ihn von ihr loszureißen. Solchen gefallenen Engel hat der himmliſche Zauber nicht verlaſſen und er ſchlingt um das wilde, begehrliche Herz des Mannes ein feſtes, oft unauflösliches Band. Durch einen andern muß ſie verdorben werden — durch Otto!

Otto? — fuhr Laura aus ihrem Sinnen auf. — Was ſoll der?

Du haſt mir jetzt Dein Herz verrathen, Laurette! Du liebſt den Geſellen, den Markgrafen liebſt Du nicht mehr!

Ihr könnt Recht haben, Mutter! meinte Laura, da ſie ihr Erröthen fühlte.

Mir gleichviel! — fuhr Franzeska fort. — Je weniger Du den Markgrafen liebſt, deſto beſonnener wirſt Du handeln. Ich habe immer Deine ſchwärmeriſche Liebe getadelt, ſie taugt nicht und gemahnt mich nur,

wie der erſte Ausflug des jungen Adlers, der, ſeine Kräfte noch nicht kennend, die Sonne ſich zum Ziel ſetzt und nach kurzem Flattern ermattet zu Boden ſinkt. Ach, Laura! Die Flügel der Phantaſie eines liebenden Mädchens ſind Schmetterlingflügel, bunt und ſchön, von einer Blume zur andern flatternd, aber zum kühnen, hohen, zum geiſtigen Fluge haben ſie nicht Kraft, jeder Westhauch treibt ſie wohin er will.

Ihr ſprecht wahr, Mutter! — nahm Laura das Wort. — Die geträumte Ewigkeit hat ſchon jetzt ihr Ende, das Paradies iſt entlaubt und nach einem neuen ſehnt ſich dieſes Herz.

Iſt auch das Paradies entlaubt, — unterbrach ſie die Mutter — ſind ihm doch die goldenen Früchte noch geblieben; ſammle ſie ein und ſpare ſie mit Bedacht, auf eine Zeit, wo auch ſie Dir nicht mehr reifen. Aber wir kommen ganz von unſerem Geſpräche ab, Laurette, wir vergeſſen ganz Marie. — Alſo Otto ſey das Werkzeug!

Ich weiß nicht, Mutter, was ſich in mir dagegen ſträubt! — fiel ihr Laura in die Re-

de. — Eiferſucht iſt es nicht, ich glaube es wenigſtens nicht, und doch ruft mir eine innere Stimme zu: Wag' es nicht!

Wag' es nur, thöriges Kind! — ſagte die Mutter lächelnd. — Du ſetzeſt nichts dabei auf's Spiel. Otto iſt ganz anderer Natur als jener rohe Krieger. Wo dieſer, iſt er geſättigt, den Becher gleichgiltig wegſetzt, löſcht jenem der Wein den Durſt nie und macht ihn nur noch begehrlicher, lechzender. Otto's Leidenſchaft dünkt mir nicht wie die Motte zu ſeyn, die ſich am Licht erwärmend die Flügel verſengt und vernichtet ſinkt, ſie gleicht eher dem Phönix, der verjüngt aus ſeiner Aſche erſteht. Reiche ihm die Schale mit perlendem Weine gefüllt und der Trunkene iſt Dein mit Leib und Seele.

Seine Leidenſchaft iſt eine wilde, zerſtörende Flamme, faſt fürchte ich ſie! ſagte Laura.

Warum ſie fürchten, Laura? Eben eine ſolche wilde, Alles zerſtörende brauchen wir. Wem ſie nicht, wenn es ſein muß, den Dolch in die Hand zu drücken vermag, wer nicht

Alles für ſie opfern kann, Blut und Leben, Seel' und Leib, der taugt nicht für uns; zum Tändeln findeſt Du tauſend Schmetterlinge, die die Roſe umflattern, ſo lange ſie noch duftet, aber ſelten wirſt Du ein Herz finden, das für Dich ſich dem Verderben weiht, und ein ſolches glaube ich in Otto gefunden zu haben.

Wider der Tochter Willen wollte die Mutter den jungen Krieger in ihre Plane ziehen. Laura konnte nicht widerſtreben und nur mit Zagen verſprach ſie, die Hand dazu zu bieten. Nicht um Mariens, nicht um Otto's Willen ſträubte ſie ſich, um ihrer ſelbſt war es ihr unangenehm, daß er es ſeyn ſollte. Es war, ſo wenig ſie ſich es geſtehen wollte, die Eiferſucht, oder vielleicht eine leiſe Mahnung ihrer längſt entflohenen Tugend; aber einmal der Sünde anheim gefallen, vermag nichts, den Menſchen aus ihren Netzen loszureißen, und überdieß haßte ſie Marie zu ſehr, um nicht Alles, ſelbſt den Geliebten zur Befriedigung ihrer Rache opfern zu können.

Mut-

Mutter und Tochter beſchloſſen nun, Alles zu thun, um Mariens und des Harfners Zutrauen zu gewinnen; Laura ſollte, da ihr Verhältniß zum Markgrafen ſelbſt Marien nicht hatte unbekannt bleiben können, die büßende Magdalene, Franzeska die unglückliche, zürnende Mutter ſpielen. Dieſe hatte während des Harfners Aufenthalt in Culmbach nur mit Verachtung von dem blinden Spielmanne geſprochen, ihn kaum im Vorbeigehen gegrüßt und ihn ſeit jener kurzen Unterredung, wo ſie ihm einen Zehrpfennig bot, keines Blickes gewürdigt. Heute aber, da ſie mit der Tochter zu ihm ging, ſich dem Alten gegenüber ſetzte und Einiges mit ihm ſprach, ſchienen doch die edlen Züge des Mannes ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und während Laura mit Marie ſich unterhielt, ruhte ihr Auge unverwandt auf dem Alten, der, obgleich ihm ihre Gegenwart zuwider war, doch bisher freundlich zu ihr geſprochen hatte. Aber ſeit mehrern Minuten war ihre Unterhaltung in's Stocken gerathen, Franzeska hatte keine weiteren Fragen an ihn gethan und er nicht geſonnen, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, hatte geſchwiegen. Da brach ſie

plötzlich das Schweigen und fragte ihn mit sonderbar bewegter Stimme: Meister, waret Ihr nie in Welschland?

Nie hat mein Fuß jenes Land betreten! erwiederte er.

Nie? — murmelte Franzeska vor sich hin und holte tief Athem, wie Jemand, den eine schwere Last zu drücken beginnt — Also nie? — Sie stand auf, ging unruhig im Zimmer auf und ab und schien ganz den Zweck ihres Hierseyns vergessen zu haben; denn erst, nachdem Laura ihr Einiges leise zugeflistert hatte, setzte sie sich wieder zu dem Alten und bat ihn, doch immer noch zerstreut, ihr Einiges aus seinem Leben mitzutheilen.

Signora, — erwiederte er — wer, wie ich, blind ward, der ruft nicht gern die Erinnerung herbei, die ihm Alles darstellt, als säh' er es vor dem noch geöffneten Auge, es ist dann nur eine kurze Täuschung und die Wahrheit ist zu bitter! Ueberdieß liegt so viel Trübes hinter mir, daß ich nicht gern zurückschaue. Sollte es Euch nicht eben so

gehen? Ihr seyd Witwe, habt den Gatten, vielleicht schon ein theures Kind verloren —

Graukopf! — rief Franzeska, wild aufspringend, so daß Laura und Marie erschrokken herbei eilten — was sagst Du mir? Kennst Du mein Schicksal — willst Du mich höhnen?

Nein, Signora! — erwiederte der Harfner mit Freundlichkeit und Ruhe — das wollte ich nicht. Mir ist Euer Schicksal unbekannt, und so konnte ich wissentlich keine Saite greifen, die Euch schmerzen sollte. Ihr seyd Mutter, seyd mit Eurem Kinde allein hier muß ich nicht glauben, Ihr wäret Witwe, und könnte Euch der Himmel nicht noch ein Kind geschenkt und es Euch wieder genommen haben?

Nein, nein! — rief Franzeska immer noch heftig — Nur ein Kind gab mir der Himmel, nur eines! —

So verzeiht! — fuhr der Harfner fort — Aber begreifen kann ich nicht, wie dann meine Worte Euch verletzen konnten.

Was ist der Mutter? — fragte Laurette staunend aber kalt, während Marie mit inniger Theilnahme auf die Frau sah, in deren Gesicht sich alle Leidenschaften ausdrückten. Erst als die Tochter zum zweiten Male fragte, was ihr sey, rief sie ihr ein hartes: „Schweig!“ zu, sprang auf und verließ das Zimmer. Laura folgte ihr mit Unmuth.

Marie! — fragte der Alte, als sie allein waren — hast Du die Frau, während sie so außer sich war, beobachtet?

Ja, Vater! — erwiederte das Mädchen — Noch schaudere ich, wenn ich mir das Bild der Verzweiflung zurückrufe, das sich auf dem Antlitz dieser Frau zeigte. Alle Leidenschaften schienen in ihr aufgeregt, ihr Auge sah starr und leblos vor sich hin und doch schien es zu flammen, ihr Mund schwieg und doch bebten ihre Lippen. Einmal hoben sich ihre Augen gen Himmel, aber schnell senkten sie sich wieder und mir war es, als ob sie dort oben Trost gesucht und ihn nicht gefunden hätte. Vater, die Frau dauert mich, tiefer Kummer muß sie drücken!

Oder tiefe Schuld! — sagte der Harfner ernst — Marie, dieß ist der Unterschied zwischen dem Sünder und dem Reinen: das Schicksal schlägt beiden Wunden, beide fühlen die Schmerzen, aber jenen treiben sie zur wilden Verzweiflung, wenn sie diesen zur stillen Ergebung mahnen. Jener fühlt sich für ewig aus dem Himmel geschieden, wenn dieser nur in dem Blicke nach oben den Trost findet. Sie muß eine arge Sünderin seyn, daß mein absichtlos gesprochenes Wort sie so zerschmettern konnte.

Und doch habe ich Mitleid mit ihr; sie ist unglücklich! Seyd kein so strenger Richter, Vater! Ihr wägt mit zu strenger Wage.

Die Menschen haben das Mitleid aus meiner Brust gerissen! erwiederte er finster.

Marie, die wohl wußte, wie sehr dieser Gedanke, einmal aufgefaßt, ihn immer düster stimmte, nahm die Harfe. Soll ich Euch ein Lied des Trostes singen? fragte sie, und als der Alte bejahend ihr zunickte, griff sie in die Saiten und ihr Gesang beruhigte bald des Vaters aufgeregtes Gemüth.

9.

Nicht so schnell war das Gemüth Franzeska's beruhigt, sie war verstummt, nur mit finsteren, zurückstoßenden Blicken beantwortete sie die Fragen ihrer Tochter, die sie auch bald nicht mehr damit belästigte. Sie schien ganz in düsteres Nachdenken versunken zu seyn; aber nicht lange blieb sie in dieser Abspannung, ein heftiges Fieber durchschütteite sie, sie mußte sich zu Bett legen und eine Nacht voll Fieberphantasieen folgte dem düster durchlebten Abend.

Als Marie am Morgen erfuhr, Franzeska sey gefährlich krank, trieb sie das Mitleid zu ihrem Lager. Da, wo Laurette fast wider Willen Pflege übte, war sie bereitwillig zu jedem Dienste, wachte die kommende Nacht am Krankenbette und betete hier zu Gott, die Sünderin in ihren Sünden nicht sterben, ihr Zeit zur Buße zu lassen. Mehr als je schloß sie sich an Laura an, schien das Geschehene vergessen zu haben, übersah die wenige Theilnahme, die jene für die Leidende fühlte und gedachte nur, daß,

wenn Gott die Kranke heim rufe, die Unglückliche eine Waise sey und allein auf dieser Erde stehe. Anfangs machte dieß großmüthige Benehmen Mariens Eindruck auf Laurettens Herz, sie ward inniger, offener gegen die Harfnerin und zuweilen, wenn ein kurzer Schlummer die Mutter stärkte und sie unbelauscht am Krankenbette saßen, schien sie Vertrauen zu Marien fassen zu wollen und manches Wort, mancher Seufzer sagte dieser, daß Laurette sich nicht glücklich fühle. Aber die Ankunft des Markgrafen störte nur zu bald diesen Frieden. Die Achtung, welche er Marien bewies, die Theilnahme für sie, welche sein Auge aussprach, das Lob, das er ihr spendete, sah er sie als sorgsame Krankenwärterin an dem Bette eines Weibes, von der sie die Ueberzeugung haben mußte, es sey ihre Feindin, erweckten Laurettens Eifersucht von Neuem, der alte Haß erwachte und trotz dem, daß sie wider ihren Willen sich sagen mußte, Marie sey ein Engel, war doch ihre Leidenschaft stark genug, sie eben deßhalb doppelt zu hassen und ihr unversöhnliche Rache zu schwören.

Während der Tage, wo der Markgraf nur auf kurze Stunden in Beiersdorf gewesen war, hatte Franzeska in steten Fieberphantasieen gelegen. Ihre Tochter und Marie waren die Gegenstände, mit denen sie sich am meisten beschäftigte, zuweilen mochte auch der Harfner, den sie jedoch immer jugendlich und in männlicher Schönheit ausmalte, vor ihren irren Sinnen vorüber ziehen. Am vierten Tage erwachte sie nach dem ersten erquickenden Schlafe am Abend, als eben Marie ihr Bette verlassen hatte und Laurette allein bei ihr saß. Nach einigen unzusammenhängenden Fragen, die deutlich zeigten, daß sie sich ihres fieberhaften Zustandes nicht bewußt war, fragte sie, ob die Harfnerin nicht hier gewesen sey, und als Laura es bejahte, sagte sie, wild um sich blickend:

Ich habe sie oft in meinem langen, unruhigen Traume gesehen, bald erschien sie mir wie der Engel des Todes, der sich neben mein Lager setzte, auf meinen letzten Athemzug lauschend, bald wie eine Jungfrau, die den Myrtenkranz im Haare statt der Tod-

tenkrone, aus einem Grabe erstand, am öf-
tersten aber als ein schlafendes Kind, das
sich mit Polypenarmen an meine eiskalte
Brust anklammerte und heftig schrie, so daß
ich jedesmal davon erwachte. Wenn ich aber
die Augen aufschlug und um mich sah, war
das Kind verschwunden und ich erblickte nur
gaukelnde Gestalten um mich; nur heute er-
kenne ich Dich. — Ich mag sie nicht mehr
sehen! — fuhr sie dann fort. — Laß sie nicht
mehr meinem Lager nahen! — Ich hasse dieß
Wesen, das mein Inneres so widrig aufregt
und meine ruhigen Träume stört.

Auch ich hasse sie, die mit ihrer kalten
Glorie den Fürsten lockt, der nur für mich
ein ungetheiltes Herz haben soll! — nahm
Laura jetzt das Wort. — Ich hasse sie dop-
pelt, weil ich fühle, sie bewahrte in Rein-
heit, was ich leichtsinnig verschleuderte, weil
ich fühle: Sie steht höher als ich —

Verderbe sie Gott! rief Franzeska in
einem neuen Fieberanfalle und bei diesen
schaudervollen Worten schrak selbst Laura zu-
sammen und konnte nicht umhin, der Mut-

ter zu erzählen, wie Marie bisher bei ihr gewacht und ihren alten, blinden Vater oft allein gelassen habe, um nur sie zu pflegen.

That sie das? Und das littest Du? — unterbrach sie die Mutter zürnend. — Ließest Andern die Pflichten erfüllen, die Dir oblagen? — Ja, ja! — murmelte sie vor sich hin. — Ich habe mein Kind früh verloren und stehe allein auf der Welt!

Ihr seyd ungerecht gegen mich, Mutter! — fuhr Laura unmuthig auf. — Ihr wißt, mein Wahlspruch ist: Liebe für Liebe! und wahrlich! ich habe Kindespflicht besser geübt, als Ihr die Pflichten der Mutter.

Franzeska, ohne etwas zu erwiedern, wandte der Tochter den Rücken, hüllte ihr Antlitz in die Kissen, wahrscheinlich, um Lauretten ihre Thränen zu verbergen.

Kaum hatte diese die Mutter verlassen und ihr Zimmer wieder betreten, als sie unvermuthete Gäste bekam, Otto und Meister Peter traten ein.

Der Markgraf, Signora, — begann der fürstliche Trabant — hat mich, und ich muß

es gestehen, dießmal nicht ganz mit meinem Willen hierher geschickt, Euer Ritter zu seyn — dieß sind des Herrn eigne Worte — bis er von dem Heerhaufen des Grafen von Oldenburg zurückkehrt. So beseelt ich mich fühle, wenn ich Eure schönen, zwar jetzt umflorten Augen schauen darf, holde Dame, so beglückt ich mich fühle, in Euerer Nähe zu seyn, so that es mir doch wehe, den wackern Junker von Altenstein und die Karthaunen zu verlassen, die so manche schwere Kugel in die halsstarrige Stadt geschickt haben.

Und auch ich — begann nun der Narr und achtete wenig der flammenden, zornigen Blicke, die über Otto weg ihn trafen — und auch ich bin auf Befehl meines Herrn hier, durch meine Schwänke Eure böse Laune zu vertreiben, mit der Ihr, wie der Herr meint, seit einiger Zeit geplagt seyd. Ich habe diesen Befehl gern befolgt, erstens, weil ich die schönen Frauen liebe, zweitens —

Habt die Güte zu schweigen! — unterbrach ihn Laura mit Unmuth. — Mich zu langweilen hat Euch vermuthlich der Mark-

graf nicht hierher gesandt und jetzt bitte ich, Euch zu entfernen.

Glaube wohl, daß der da es noch besser versteht, Euch bei guter Laune zu erhalten, als ich! — erwiederte der lustige Rath mit hämischem Blinzeln auf Otto zeigend. — Deßhalb will ich auch gehen; aber vorher muß ich Euch noch einen guten Rath ertheilen und hört Ihr den nicht ruhig an, so gehe ich nicht von der Stelle.

Für's erste, Signora, — begann er, da Laura nichts einwendete — muß man große Herren nie seine Laune fühlen lassen; diese Herren sind gewohnt, überall freundliche Gesichter zu sehen, selbst wenn sie den Leuten auf die Füße treten. Zweitens ist es leichter, sich auf zwei Stühle festzusetzen, als zwei Liebhaber zugleich sich zu erhalten. — Gott befohlen!

Wie könnt Ihr mir nur den Narren zuführen! — zürnte Laura, als sie mit Otto sich allein befand. — Ihr wißt, er war mir stets zuwider. Er ist ein heimtückischer Affe.

Der es mit mir redlich meint! — unterbrach sie Otto. — Kein Frauenknecht und ich glaube auch fast, ein arger, unversöhnlicher Feind, aber auch ein desto treuerer Freund!

Er soll nicht wieder vor meine Augen! — rief Laura, durch die Theilnahme, die Otto für Meister Peter zeigte, nur noch mehr entrüstet. — Nicht über meine Schwelle!

Thut das nicht, holde Dame! rief der Jüngling. — Des Narren Wort findet bei dem Markgrafen oft eher eine Herberge als das Wort seines Feldkaplans. Ueberdieß vergeßt nicht, daß er in Augsburg uns belauschte und er leicht aus Rache selbst den Freund opfern könnte. Auch fürchte ich, der Markgraf läßt sich von Euch nur absichtlich täuschen.

Worin? — fragte Laura stolz. — Kennt Ihr ein Geheimniß von mir, daß ihm nicht kund werden dürfte?

Meine Lippen kennen es, aber behalten es nur zu gern für sich, deßhalb schweigen sie gewiß.

Habt Ihr den Harfner, habt Ihr seine Tochter schon gesehen? fragte jetzt Laura erröthend.

Wie sollte ich nach irgend etwas schauen, ehe ich nicht das Herrlichste der Erde gesehen! rief er, doch mehr galant als entzückt.

Spart Eure Worte — und von etwas Ernsterem. Ihr habt wohl nicht vergessen, was Ihr mir gelobtet, treu mir zu seyn mit Leib und Leben, mit Gut und Blut —

Ich vergaß es nicht!

So verlange ich jetzt den ersten Dienst von Euch. Ihr horcht auf — seyd gespannt — fürchtet vielleicht, es koste den Kopf! — So grausam bin ich gegen meinen Ritter nicht; mein Auftrag ist von ganz anderer, von süßerer Art, nur höchstens Dornen könnten Euch dabei ritzen. Nun hört genau auf das, was ich Euch sage —

Ehe Ihr weiter sprecht, holdes Mädchen, — unterbrach sie Otto feurig — so laßt mich erst, wenn ich auf Eure Worte achten soll, den Mund küssen, der sie ausspricht, ich wür-

de ſonſt nur an jenen Kuß zurückdenken und Eure Rede würde unbeachtet an mir vorüber gehen.

Euer Wunſch ſey Euch gewährt! — ſagte Laura kalt, ihm die Wange reichend — Ich wehre es Euch nicht.

Nein, Dame! — ſprach Otto, ſtolz zurücktretend. — Um ein Gotteslohn habe ich nicht gebettelt, wenig von Euren Lippen, viel von Eurem Herzen verlangt. Ihr wollt Eurer Gabe für mich den Werth nehmen, wollt gleichgiltig ſcheinen und doch wäret Ihr es wahrlich nicht geblieben, wenn ich Euch in meine Arme geſchloſſen hätte. Aber ſprecht nur weiter, laßt Euch nicht durch meine Reden, nicht durch meine Blicke irre machen. Ich will ganz Ohr ſeyn und mir Eure roſigen Lippen denken, als wären es Schneeglöckchen, die meine Sehnſucht eiskalt zu Grabe lauteten. Sprecht nur weiter!

Laurette war überraſcht; Otto hatte ſie an Stolz und Gleichmuth überboten, ſie mußte einen andern Weg einſchlagen, welchen? — darüber dachte ſie eben nach. Ihr Auge ſah

hierbei zuweilen auf von dem Boden, auf den es geheftet ſchien, nach dem jungen Krieger, der in voller Kraft und in ſeiner Schönheit erwartungvoll vor ihr ſtand. Endlich brach ſie das Schweigen.

Heute ſpreche ich nicht, vielleicht morgen! — Auch da nicht! — Es wird ſich ſchon eine Stunde finden, wo meine, wo Eure Laune beſſer iſt als heute. Kommt morgen um die achte Stunde im Zwielicht zu mir, bis dahin ſtärke Euch dieß.

Ein flüchtiger Kuß, mit dem ſie ſeine Lippen ſchloß, überraſchte ihn und ehe er ſich noch von ſeinem Erſtaunen erholen konnte, war ſie in das Krankenzimmer der Mutter geſchlüpft.

10.

Während des ganzen folgenden Tages ſchlich Meiſter Peter im Schloſſe herum, ſuchte bald den Amtmann über Manches auszuforſchen, bald kroch er in allen Winkeln des weitläu-

läufigen Gebäudes umher, als ob jedes Kämmerlein für ihn von Wichtigkeit ſey, dann hatte er den Harfner beſucht und ſich von ihm das, was ihm bisher begegnet war, erzählen laſſen. Jetzt aber verſpottete er Otto, der unruhig bald auf dem alten, viereckigen Thurme die Tauben verſcheuchte, bald im Zwinger mit der Armbruſt aus Langweile ſchoß, ſie zu tödten, bald an Laura's verſchloſſene Thüre vergebens klopfte und mit Ungeduld das Zwielicht erwartete.

Als die Sonne ſich hinter den Höhen ſenkte, klopfte er leiſe an Laurettens Thür, aber Niemand öffnete ihm, er mußte immer noch ſeine Ungeduld und ſeine Neugier zügeln; denn die Art, wie Laura geſtern das Geſpräch abgebrochen, die Urſache, weßhalb ſie ihn ſo ſpät im Zwielicht hierher beſtellt haben konnte, das geheimnißvolle Verſchließen der Thür, alles dieß mußte ſeine Erwartung ſpannen, ſeine Neugier regen.

Endlich, als ſchon hie und da im Schloſſe eine Kerze ſichtbar wurde, machte er ſich von Meiſter Peter, der ſich heute überall an ihn

anneſtelte, los, ſchlich noch einmal hinauf und fand nun endlich die Thür offen. Laura trat ihm entgegen, aber nicht Laura, wie er ſie zu ſehen gewohnt war — nein! eine Himmliſche, ſtand ſie im Glanz irdiſcher Schönheit vor ihm. Nicht ſeidene Stoffe, nicht Juwelen ſchmückten ſie, einfach und ſchlicht war ihr Gewand, wie an einem heitern Frühlingmorgen jeder Reiz der üppigen Natur in buntem Blumenflor vor dem Auge ausgebreitet liegt, ſo hatte hier die Natur mit einfachem Gewande ihr Herrlichſtes zauberiſch verhüllend, ſich entfaltet. Der Schein der Kerzen, der die Himmelsgeſtalt des Mädchens mit einem magiſchen Licht umgab, blendete faſt das Auge des Jünglings, der, in ihrem Anblicke verſunken, wie leblos da ſtand und ihr nicht zu nahen wagte.

Biſt Du bereit, zu vollführen, was ich von Dir verlangen werde? fragte jetzt das Mädchen und ſtreckte die Hand zum Willkommen nach ihm.

Ich bin bereit! ſagte Otto, vor Wonne bebend.

So höre! — rief ſie und duldete, daß er ſie ſtürmiſch umfing. Aber bald entwand ſie ſich ſeiner Umarmung. — Nicht alſo! — ſprach ſie — Handle, dann erſt erwarte den Lohn! Komm, ſetze Dich, Otto! — Meine Ruhe iſt hin; — begann ſie nun nach einer kurzen Pauſe — ich habe meinen Himmel für einen ſchlechten Preis geopfert, und ſelbſt dieſen Preis fürchte ich nun zu verlieren.

Den Markgrafen meinſt Du Laurette? unterbrach ſie Otto geſpannt.

Wen ſonſt! — fuhr ſie, immer ernſter werdend, fort — Ihn ſollſt Du mir erhalten.

Ich? — Ihn Dir erhalten? — Sonderbare Zumuthung! rief der Jüngling aufſpringend.

Wo kein Opfer iſt, iſt auch kein Verdienſt! — ſagte ſie gelaſſen und zog ihn wieder zu ſich hin — Vermagſt Du nicht das Schwerſte zu vollbringen, ſo hoffe auch nicht das Höchſte zu erwerben; nur durch Aufopferung bewährte ſich wahre Liebe! Und wie leicht, wie ſüß iſt das, was ich von Dir

verlange; es gilt nur, eine Blume zu zertreten, die mir im Wege ſteht, eine Lilie zu zerknicken, deren ſtrahlendes Weiß mir läſtig wird — es gilt nur — ſie hielt ein, ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken — es gilt, mich zu erringen!

Wem gilt es noch? — fragte jetzt Otto, ſie feurig an ſich drückend — Und müßt ich mit Satan anbinden — Dich in meinen Armen haltend, in Dein flammend Auge blikkend, fühle ich Kraft und Willen zu Allem. — Wem gilt es? Sprich, ehe die Kraft mir vergeht, ehe der Augenblick kommt, wo der Gedanke an Dich, wo der Blick nach Dir alle andere Gedanken verſchlingt! — Wem gilt es?

Der Harfnerin! ſagte Laura, ſich erhebend.

Marien? — rief Otto erſchrocken — der Braut meines Freundes, dem frommen Engel, dem einzigen Troſt des alten, blinden Mannes?

Ihr gilt es! — unterbrach ihn Laura — Uns beide mußt Du erringen, oder Dir wird keine!

Otto ſchien nicht nach ihr zu hören, ſein Auge ruhte ſtarr auf dem Boden, als ob er zu ſeinen Füßen einen furchtbaren Abgrund geöffnet ſähe, während Laura ihn mit ernſtem Blicke, der aber nach und nach immer weicher, immer liebevoller wurde, betrachtete. — Otto! — rief ſie und der Arm, den ſie um ihn ſchlang, weckte ihn mehr noch aus ſeinem Sinnen als ihre Stimme — liebſt Du mich ſo wenig, daß Du aus meiner Hand das köſtliche Geſchenk verſchmähſt? — Sie ſchläft einen tiefen Schlaf, — fuhr ſie fort, ihn mit ſich fortziehend — noch während einer Stunde hält der Mohnſaft ihre Augen verſchloſſen und raubt ihr die Beſinnung. — Dieß ſagend, trat ſie mit Otto durch die von ihr geöffnete Thür, ſchloß ihn leidenſchaftlich in ihre Arme, preßte einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen und ließ ihn allein.

Ein Lämpchen, das auf einem mit Blumen beſtreuten Tiſche ſtand, verbreitete in dem kleinen Gemach ein ſchauerliches Licht, das Otto das auf einem Ruhebette ſchlummernde Mädchen zeigte. — Marie! —

rief er bei dieſem Anblicke, von einem angſtvollen Gefühl ergriffen — Marie, erwache! — Aber die Jungfrau ſchlief feſt, ſein ängſtlicher Ruf ſtörte ihren Schlummer nicht. Da trat er mit ungewiſſen Schritten ihr näher, ſein Blut begann heftiger durch ſeine Adern zu jagen, die Pulſe ſtärker zu klopfen, er nahm das Lämpchen und beleuchtete die Schläferin. Züchtig wie die wache Unſchuld, ſanft und freundlich lächelnd wie ein ſchlummerndes Kind, lag das holde Mädchen in all' ihrer Schönheit vor ihm. Ein ſüßer Traum mochte ſie umgaukeln; denn ihr Mund lächelte freundlich, ein höheres Roth umzog ihre Wangen und erhob ihren Liebreiz nur noch mehr. Mit glühendem Blicke hing Otto an dieſem holden Mädchen, das ſorglos, nur von dem Himmel und ihrer Unſchuld beſchützt, ſanft ſchlummerte und nicht ahnete, daß ein finſteres, unheilbringendes Schickſal ihr ſo nahe ſtand.

Lange hatte Otto ſchon, in ihrem Anſchauen verſunken und in ſtetem Kampfe mit ſeinen Sinnen, an ihrem Lager geſtanden. Jetzt fühlte er, ſein böſer Engel könne ſiegen,

da rief er noch einmal: Marie, Marie! erwache! — Aber sie hörte nicht auf seinen warnenden Ruf, sie erwachte nicht! Da ergriff ihn ein schauerliches und zugleich ein heiliges Gefühl. Ihm war, als sähe er einen Engel am Fuße ihres Bettes sitzen, dessen Flügel, aus Lilienblättern gewoben, hell im Scheine der Lampe erglänzten. — Nein, frommes Kind! — sprach er leise — war auch der Engel, den ich Dich bewachend erblickte, nur ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie, ich will Dein schützender Engel, nicht Dein Verderber seyn. Schlummere sanft! — Er nahm eine Lilie und legte sie auf ihr Herz. — Rein und keusch wie diese Blume klopfe immer, du frommes, liebes Herz; das Heilige soll nicht in Sünde untergehen! — Dieß sagend, verließ er die Kammer und trat ernsten Blickes zu Lauretten. Aber wie erschrak er, als er sie in den Armen des Markgrafen fand, der unvermuthet angekommen war, sich zu Lauretten geschlichen und sie überrascht hatte.

Du hier, frecher Bursche? rief Markgraf Albrecht zornig.

Doch ehe noch Otto etwas erwiedern konnte, zog Laura den Markgrafen nach der Kammer hin. Der Besuch galt mir nicht, er galt Euerer Heiligen! — raunte sie ihm tückisch zu — Beschämt die Unglückliche nicht; — bat sie — es genüge Euch die Ueberzeugung! — Dieß sagend, öffnete sie die Thür nur wenig und ließ den Markgrafen die Schlummernde nur auf einen Augenblick sehen, dann schloß sie sie schnell und sagte lächelnd: Mehr ist nicht noth, nun kennt Ihr die Heuchlerin!

Der Markgraf sah bald Laura, bald Otto verwundert an, ihm schien die Sache nicht ganz klar zu seyn. Otto! — sagte er dann — weißt Du, daß Marie die Verlobte Deines ehemaligen Freundes ist?

Ja, Herr! erwiederte der Jüngling, sich wohl anderer Schuld, nur nicht der bewußt, die der Markgraf von ihm glaubte.

So geh'! — sagte der Markgraf, ihn zornig anblickend — Morgen, vor meiner Abreise, warte im Vorzimmer, bis ich Dich rufen lasse. — Und Ihr, — sagte er, als

Otto ſich entfernt hatte, ſich zu Laura wendend — Ihr hättet auch die Hand nicht zu ſolchem Bubenſtücke bieten ſollen, dem Verführten vergiebt's der Himmel leichter als dem Verführer, auch ſchäme ich mich, daß Ihr mit meinem Trabanten in dergleichen Verbindungen getreten ſeyd. Gute Nacht!

Laura ſuchte ihn mit Schmeichelworten und Bitten zurückzuhalten, aber vergebens. Erſt muß ich Licht in dieſer Sache haben, eher ſeht Ihr mich nicht wieder, Signora! — Mit dieſen Worten verließ er ſie im Zorn, und Laura eilte, von dem Benehmen Markgraf Albrecht's überraſcht, zu ihrer Mutter.

Als Marie aus ihrem todtähnlichen Schlafe erwachte, erſtaunte ſie nicht wenig, ſich allein in einem ihr unbekannten Zimmer zu finden, mehr aber noch, als ſie die Lilie an ihrem Herzen fand. Bin ich erwacht oder träume ich noch? — Was iſt mit mir geſchehen? — ſprach ſie, ſich langſam von ihrem Lager erhebend — Sonderbare Träume, wie ich ſie noch nie gehabt, verwirren jetzt noch meine Sinne. Wo war ich doch ge-

stern? — dachte sie, um sich Alles lebhaft zurückzurufen — Den Nachmittag bei meinem Vater, dann rief mich Laura zu ihrer Mutter. Ja, ich fand diese schon außer dem Bette und dann — ja dann weiß ich mich nichts Weiteres zu erinnern. Der Schlaf muß mich überrascht und ich lange geschlummert haben. — Aber wie kam ich hierher — wie die Lilie an meine Brust? — Mir räthselhaft! Aber der arme Vater, — fuhr sie plötzlich auf — wie wird er sich geängstigt haben, wie um mich besorgt gewesen seyn? — Bei diesem Gedanken ergriff sie schnell das Lämpchen, öffnete leise die Thür und fand das Nebenzimmer, welches sie sogleich für das Laurettens erkannte, dunkel und leer. Nun wußte sie, wo sie war, und eilte unbemerkt hinaus, über den langen Gang, der zu ihrer Wohnung führte, hinweg. Hier trat ihr Otto entgegen.

Gelobt sey Gott, daß ich Euch erwacht finde! — sagte er, sie aufhaltend — Seyd auf Eurer Hut, Marie, vertraut Euch Niemanden an, geht zu Niemand, bleibt in Euerem Gemache verschlossen. Mehr kann

ich Euch nicht sagen, ich höre bekannte Tritte sich nahen, gute Nacht! — Dieß sagend, eilte er auf dem Wege, den er gekommen war, zurück. Sie aber öffnete mit Hast die Thür ihrer Wohnung und verschloß sie schnell hinter sich; denn sie sah den Markgrafen, von einem Diener geleuchtet, auf sich zukommen.

Der Blinde, schon gewohnt, Marie bei Tag und Nacht am Krankenbette Franzeska's zu wissen, hatte sich Anfangs nicht um sie geängstigt; da sie aber zur Zeit des Nachtessens immer bei ihm zu seyn pflegte und dann bei ihm blieb, bis er sich zur Ruhe gelegt, war es ihm doch ängstlich geworden. Wie sehr freute er sich daher, als sie bei ihm eintrat. Wohl ihm! daß er nicht die Bläße ihrer Wangen, überhaupt nicht ihren verstörten Blick sehen konnte. Hätte er nur die leiseste Ahnung von dem gehabt, was Marien begegnet war, so würde schon das Aengstliche, Ungewisse ihrer Rede es ihm verrathen haben. So aber legte er sich unbekümmert zur Ruhe, Marie jedoch fand die Mitternacht noch wach. Beängstigende Gedanken raubten ihr den Schlaf und Otto's

Worte; „Gelobt sey Gott, daß ich Euch erwacht finde!“ beunruhigten sie am meisten. Er hatte sie also schlafend gesehen? — Was war mit ihr vorgegangen, was ihr geschehen? Dieß waren die Gedanken, die sich in ihr durchkreuzten. Sie fürchtete nun gar, was sie geträumt, sey ihr wirklich begegnet, und versuchte nun, ihre Träume sich zurückzurufen und sie zu ordnen, aber sie schwirrten nur wie düstere Schattenbilder vor ihr, so durcheinander verschlungen, daß sie sich keines klaren Gedankens bewußt werden konnte. Da wendete sie in ihrer qualvollen Unruhe ihr Herz zu Gott, und so fand sie endlich im Bewußtseyn ihrer Unschuld die Ruhe, doch den erquickenden Schlaf nicht wieder.

11.

Am frühesten Morgen stand Otto schon in des Markgrafen Vorzimmer, woselbst er Meister Peter fand.

Peterlein! — redete er ihn an. — Ich weiß nicht, wohin mich die kommende Stun-

de führen wird, deßhalb übertrage ich Dir ein Amt, das Dir vielleicht läſtig werden könnte. Sorge für Marie, ſie iſt von argen Feinden umgeben.

Und gehört Ihr nicht zu dieſen? fragte der Kleine mit grinſendem Lächeln.

Nein, wahrlich nicht! — entgegnete Otto. — Ich liebe das Mädchen ſchon deßhalb, weil ſie Georg's Verlobte iſt und überdieß irr'ſt Du in mir, wenn Du mich für gar zu ſchlimm hältſt.

Der Narr lächelte. — Ihr ſeyd ſonſt eine gar gute Haut, — ſagte er — bei den Weibern aber ſeyd Ihr ein ſchlimmer Geſelle, da verliert Ihr mit dem Herzen den Kopf. Sollte wohl ein kluger Mann um ſolche verrufene Münze buhlen wie die welſche Sängerin? Ihr gemahnt mich da wie der Knabe, der ſich glücklich preiſ't, die Aehren leſen zu dürfen, die der Schnitter zurückließ. Werbt um etwas Beſſeres, hängt Euch an eine wackere Dirne, die Euch mit Liebe und Treue zugethan iſt, nicht an —

Das verſtehſt Du nicht! unterbrach ihn Otto unwillig.

Hm! — lächelte dieſer ſpöttiſch — das verſtände ich nicht, wüßte nichts von Weibern und Liebe? — Ihr meint wohl, weil ich eine Zwerggeſtalt bin? — Ihr irrt, kluger Leibtrabant des Markgrafen. Wer ſich an Weiber hängt, iſt ein Narr, mithin meines Ordens, und deßhalb verſtehe ich ſo viel davon als Ihr und habe mithin das Recht, Euch einen Thoren zu ſchelten, da Ihr Euch an ſolche Buhlerin hängt.

Guter Peter! — unterbrach ihn Otto — Du haſt gut reden, Dein Herz kennt die mächtige Zauberin, die Liebe nicht, die den Weiſen zum Thoren, den Thoren oft zum Weiſen macht; kenneteſt Du ſie, würdeſt Du mich nicht verdammen. Eben das Sündhafte gibt für mich dem Mädchen einen höheren Reiz, zieht mich an und erregt in mir eine Leidenſchaft, welcher es gleich iſt, ob ſie durch Himmel oder Hölle zum Ziele gelangt. — Doch, Freund, Du hörſt nicht auf mich — Deine Gedanken ſind fern von hier — Du

verſtehſt nicht was ich Dir ſage, kannſt Dir die Qual nicht denken, zu harren und harren und immer nur mit der Gluth im Herzen, einem Falken gleich, ſich aufzuſchwingen und doch nur wie eine Schnecke ſeinem Ziele entgegen zu kriechen.

Otto! ſagte jetzt der Kleine, hob ſein geſenktes Haupt und ſah mit ſchwermüthigem Blicke an dem Jünglinge auf. — Glaube nicht, daß dieß Herz, weil es der Schöpfer in einem verkümmerten Körper ſchlagen läßt, ſo ganz fühllos wäre, glaube das nicht. Aber eben das iſt die Pein, brennender als die Pein der Verdammten, nur unerreichbare Wünſche zu nähren, immer zu hoffen und ſich zu ſehnen und nie die Hoffnung erreicht, die Sehnſucht geſtillt zu ſehen, Neigung zu fühlen und ſich ſagen zu müſſen: Du erweckſt nie ein gleiches Gefühl, höchſtens nur Mitleid! — Das iſt ein herbes, trauriges Loos — es war einſt mein Loos!

Armer Narr! ſagte Otto theilnehmend.

Bemitleide mich nicht! — unterbrach ihn Peter mit Unmuth — Mitleid iſt mir ein

Greuel, ist mir wie verschimmeltes Brod, das man in den Bettelsack stecken soll, es nützt einem nichts und doch soll man dafür danken.

Otto wußte nicht, sollte er den Kleinen bemitleiden, oder sollte er ihn belächeln, dem eine trübe Erinnerung eben vorschweben mußte, denn Bitterkeit und Wehmuth wechselten sichtbar auf seinem Gesichte. Da öffnete sich die Thüre, Grumbach trat heraus und einen finstern, vernichtenden Blick auf Otto werfend, gab er ihm den Befehl, bei dem Markgrafen einzutreten.

Otto gehorchte und fand diesen in seinem Morgenkleide auf einem Sessel sitzend. Dieß war für den, welcher den Markgrafen näher kannte, ein gutes Zeichen, denn wenn er zornig war, ging er pfeifend im Zimmer auf und ab.

Tritt näher! — rief er Otto zu. — Du bist ein braver, verwegener Soldat, ich mochte Dich trotz Deiner dummen Streiche in Culmbach wohl leiden und bin Dir wider Willen noch jetzt nicht gram. Sage die Wahrheit,

heit, erzähle mir, was gestern vorgefallen ist, ich gebe Dir mein fürstliches Wort, Alles was geschehen ist, sey Dir verziehen.

Eure fürstlichen Gnaden werden mich stets wahr finden! — antwortete Otto bescheiden, aber furchtlos. — Wollt Ihr nach dem fragen, was Ihr zu wissen verlangt, würde ich Euch die Wahrheit nicht verhehlen; aber meine Sünden, hätt' ich deren gethan, freiwillig zu bekennen und sie wie im Beichtstuhl herzubeten, das habe ich, da ich kein Katholik bin, nicht gelernt.

Nun, so steh' mir Rede, wie kamst Du in Laura's Gemach? fragte der Markgraf.

Auf Befehl Eurer fürstlichen Gnaden.

Auf meinen Befehl? fuhr der Markgraf auf.

Ja, gnädigster Herr! Habt Ihr mich nicht selbst, gegen meinen Wunsch, zu dem Fräulein geschickt, ihr Ritter zu seyn? muß ich sie da nicht schützen, für sie kämpfen, wenn es Noth thut? Darf ich, muß ich da nicht in ihrer Nähe seyn?

Im Zwielicht war es eben nicht nöthig! — unterbrach ihn der Markgraf. — Aber ſteh' mir jetzt Rede — Was haſt Du mit des Harfners Tochter zu ſchaffen, wie kamſt Du mit ihr in Laura's Kammer? Was iſt dort vorgefallen?

Herr! — ſagte Otto, mit dem feſten Vorſatze, Laura, es koſte was es wolle, nicht zu verrathen. — Ich ſah die Himmelsthüre offen, da trat ich ein und fand einen Engel auf einem mit Blumen geſchmückten Lager ſchlummern —

Und? fiel ihm der Markgraf geſpannt in die Rede.

Und trat vor den Engel und blickte auf ihn, wohl anfangs mit frevelhaften Gedanken, aber da war es mir — gewiß nur in der Einbildung — als ſäße ein zweiter Engel zu den Füßen des Schlummernden und da ergriff mich ein heiliger Schauer — ich hätte niederknieen und wie zu einer Heiligen, zu ihr beten können; ſtatt deſſen legte ich eine Lilie auf das Herz der Schlafenden und rief ihren Namen, daß ſie erwachen ſollte; ſie

aber ſchlief feſt, hörte nicht auf meinen Ruf, ich verließ ſie und traf Eure fürſtlichen Gnaden! ſagte er hocherröthend.

Und Du ſtandeſt in keinem früheren Verhältniß mit Marie?

In keinem, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn und er Nürnberg in Eure Hände geben mag?

Stehſt Du mit der Italienerin auch in keinem Verhältniß?

Otto ſchwieg und fühlte, wie das Blut ihm auf die Wange trat.

Antworte! fuhr der Markgraf heftig auf.

Die Antwort wird mir ſchwer! — erwiederte Otto ſich faſſend. — Wollte ich ja ſagen, ſo thäte ich Unrecht gegen das Mädchen; wollte ich nein ſagen, ſo ſpräche ich von mir nicht die Wahrheit —

Sprich deutlich und nicht in Räthſeln befahl Markgraf Albrecht ſchon unmuthig werdend.

Gnädiger Herr! – sagte Otto nach einigem Sinnen und man konnte es ihm ansehen, daß das, was er sprach, ihm unangenehm war, zu sagen. – Ich gemahne mich, als wäre ich ein treuer Hund, der sich an einen fremden Herrn drängt, dieser weis't ihn zwar hart zurück, das Thier will aber einmal nicht von dem Herrn lassen und so wird er am Ende geduldet.

Gut, schon gut, – fiel ihm der Markgraf in die Rede – ich verstehe Dich schon. Du bist ein kluger, rechtlicher Bursche. – Er ging einige Mal auf und ab, dann sagte er gelassen – Der Oberhofmeister ist gestern Abend von Erlangen auf's Schloß gekommen, geh' hin zu ihm, sag' ihm, daß er zu mir komme und erwarte dann im Vorzimmer meine Befehle.

Otto ging nachdenkend, was aus alle diesem noch werden sollte, richtete den Befehl des Markgrafen aus, folgte dem Oberhofmeister und wartete im Vorzimmer, wo er ganz allein sich seinen Gedanken überlassen konnte; denn Meister Peter, in welchem

eine düster klingende Saite berührt war, hatte sich schon lange davongeschlichen.

Er mußte eine ganze Weile erwartungvoll da sitzen, ehe er zum Fürsten gerufen wurde.

Otto! — sagte der Markgraf freundlich und doch umwölkte ein finsterer Ernst seine Stirn — Ich will Dir wegen Deines am Sturm in Lichtenau bewiesenen Muthes das, was Du vielleicht gegen mich verschuldet haben könntest, vergeben und Dir wie bisher in Gnaden gewogen bleiben, und somit ist das Geschehene vergessen; und nun von dem, was geschehen soll. Du bleibst hier, in drei Tagen begleitest Du die italienischen Frauen; wohin sie ziehen wollen, mir gleichviel! Für das Uebrige wird mein Seckelmeister sorgen. Geh' zu ihnen und kündige ihnen an, daß sie binnen drei Tagen das Schloß und mein Land meiden müssen. — Du kannst bei ihnen bleiben, kannst sie trösten, wenn Du willst, oder zurückkehren und als mein Trabant mir wieder dienen; ein braver Krieger ist mir immer werth.

Herr! wollte Otto beginnen, aber der Fürst unterbrach ihn mit Heftigkeit –

Schweig! Geh' und thue, was ich Dir befohlen!

Das werde ich, gnädiger Herr! – erwiederte er muthig. – Aber gönnt mir nur ein Wort –

So mach' es kurz! sagte der Markgraf.

Ich werde thun wie Ihr befohlen, hingehen und Euren Willen den Frauen verkündigen; ist aber dieß geschehen, so erlaubt, daß ich Euch in's Kriegslager folgen und dort als ein tüchtiger Reitersmann kämpfen kann und nicht hier wie ein Frauenknecht herumschleichen muß.

Deine Bitte sey Dir gewährt! – erwiederte der Markgraf, dem des Jünglings Rede nicht mißfallen hatte. – Du darfst mir, wenn Du Deinen Auftrag ausgerichtet hast, in's Lager folgen, aber nach drei Tagen kehrst Du hierher zurück und begleitest die Frauen. Keine Widerrede, mein Wort ist unwiderruflich – nun geh'! –

Nicht ohne Unruhe ging Otto nun nach dem Gemach der Frauen. — Er fand Laura ſchon wach, Franzeska ſchlief noch.

Ich bin von dem Markgrafen zu Euch geſendet! begann er und ſein Auge ruhte traurig auf dem Mädchen, das im leichten Morgengewande lockend wie eine Sirene vor ihm ſtand.

Bei dieſen Worten zog ihn Laura ſchnell mit ſich in die Kammer.

Kommt! — ſprach ſie — daß meine Mutter nicht geſtört wird. — Sie ordnete noch einiges an ihrem Anzuge, ſteckte die dunklen Flechten zuſammen und ſetzte ſich dann auf das Ruhebette.

Vor Otto's Seele war indeß der geſtrige Abend getreten — o, wie ganz anders fand er jetzt Alles hier! — Die friſchen, duftenden Blumen waren verwelkt und umhergeſtreut, das magiſche Licht des Lämpchens, welches ausgebrannt noch auf dem Tiſche ſtand, hatte dem Lichte des Tages weichen müſſen, ſtatt der Schlummerruden mit ihrem Engelgeſicht, lag jetzt Laurette nachläſſig auf

der nämlichen Stelle, wo jene geruht und statt des festgeschlossenen Auges, begegnete dem Blicke des Jünglings, der fast darüber seinen Auftrag vergessen hätte, das dunkle, brennende Auge des Mädchens, und nur den Blick senkend, vermochte er sich zu sammeln.

Nun, so berichtet mir, was der gestrenge Herr mir wissen läßt! — begann sie jetzt, durch ein stolzes Lächeln die Unruhe verbergen wollend, die ihren Busen schneller hob. — Berichtet es mir ohne Scheu.

Otto war verlegen. War auch sein Herz gegen Laura empört, verwischte doch ein einziger Blick, der ihn traf, seinen Vorsatz, seinen Abscheu; er wollte ihr zürnen, wollte sie verachten und war zu schwach, es zu können.

Es wird mir schwer, mich meines Auftrags zu entledigen! begann Otto endlich.

Laßt die Entschuldigung; — fiel sie ihm in die Rede — nur zur Sache!

Aber er stand von Neuem in ihrem Anblicke versunken und hörte nicht, was sie ihm sagte. — O, wie schön seyd Ihr! — rief er, sich vergessend, mit glühender Leidenschaft —

Welch herrliche, himmliſche Geſtalt gab Euch der Schöpfer! — Laura unterbrach ihn nicht, ſeine gluthvollen Worte ſchienen ihr nicht zu mißfallen. — O, wie Schade iſt es, daß alles dieſes Herrliche zertrümmert ward! — Aber nein! — fuhr er auf — Nein! Soll denn das Herz, das eine Welt beglücken könnte, nur einem Einzigen angehören? — Schuf Gott das Schönſte der Erde nur, daß es nur Einem zu Theil werde? — Laura, — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort — ich liebe Euch, trotz Euerer Sünde, liebe Euch, obgleich ich fühle, die Seele eines Engels wohnt nicht in dieſer Engelgeſtalt. Ja, ich bin, trotz dem Kampfe meines guten Geiſtes, der Eure bis in den Tod. Ich glühe für Euch und dennoch kann ich Euch nicht achten!

Menſch! — rief Laura, bei dieſen Worten aufſpringend — Schwacher Menſch! der, wenn ich ihn in meine Arme ſchließe, wenn ich ihn an meine wogende Bruſt drücke, ſeinen Bruder morden würde, ſobald ich es ihm geböte, glaubſt Du, Deine Achtung wäre das Ziel, nach dem ich ſtrebe? Wir ſind uns gleich. Warmes Blut rinnt durch Deine,

wie durch meine Adern, nur das meine dämpfte eine Zeit lang der Stolz, das Deine jetzt allenfalls noch die Gewohnheit, Tugend zu üben, wahrlich nicht die Tugend selbst! Ich sank, weil ich es so wollte. Dich werden Deine Sinne verderben gegen Deinen Willen, und somit was könnte mir an Deiner Achtung gelegen seyn, da Du schwächer bist als ich, da Du keinen andern Werth für mich hast, als daß Du schön und glühend und mir mit Leib und Seele zugethan bist? Aber wohin führt mich der Zorn? — sagte sie lächelnd und warf sich nachlässig auf das Ruhebette — Richte Deinen Auftrag aus! — Redet, Otto, und laßt Euch durch meine leidenschaftlichen Worte nicht stören!

Aber diese leidenschaftlichen Worte hatten Otto wenig bekümmert, doch sein wallendes Blut hatten sie gekühlt, seinen Stolz erregt. Fest und ruhig blickte er jetzt auf sie, auf deren Rosenlippen für ihn der Zauber seine magische Kraft verloren hatte, ernst, als säß' nur die Sünderin vor ihm, sprach er: Der Markgraf läßt Euch seinen Willen durch mich wissen, binnen drei Tagen das

Schloß und ſein Land zu verlaſſen, ſein Sekkelmeiſter würde das Weitere beſorgen.

Dieſer Schlag traf Laura unerwartet. — Hin zu ihm! rief ſie aufſpringend.

Bemüht Euch nicht! — ſagte Otto, ſie zurückhaltend — Dort reitet der Markgraf über den Schloßhof in das Feldlager. — Jach riß ſie das Fenſter auf, aber zu ſpät, der Markgraf bog eben um die Krümmung des Thores und war ihren Augen entſchwunden.

Das hatte ich nicht erwartet! — ſagte ſie dumpf vor ſich hin, bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz und blieb unbeweglich vor Otto ſtehen — Das hatte ich noch nicht um ihn verdient.

Auch befahl er mir, Euch dahin zu begleiten, wohin Ihr geführt ſeyn wolltet! — ſagte nun Otto, Mitleid mit der Unglücklichen fühlend.

Sie erwiederte hierauf nichts und blieb noch eine Weile in der nämlichen Stellung, dann ſanken ihre Hände, aber ihr Auge blieb immer noch auf den Boden geheftet. — Wer-

det Ihr diesem Befehle nachleben? sagte sie endlich.

Ich werde ihm nachleben und mit Freuden! — erwiederte Otto — Gelobte ich doch Leib und Blut, Hab' und Gut Euch zu weihen! Was ich gelobte, werd' ich halten!

Da hob sie den gesenkten, trüben Blick, in dem alle Flammen verlöscht zu seyn schienen. Otto, — sprach sie — wollt Ihr mich nicht verlassen, die Gefallene, die Unglückliche nicht verlassen?

Ich verlasse Euch nicht! — sagte er theilnehmend — Ich liebte Euch von dem Augenblicke an, da ich Euch sah, mit so wilder Leidenschaft, daß ich auch der Gefallenen in Treue und Liebe folgen konnte. Ich glaube nicht, daß auch in mir eine reine, heilige Flamme für Euch glühte; und noch lodert sie. Aber daß Ihr die Unschuld morden wolltet, das hat sie gekühlt, wenn auch nicht gelöscht.

In diesem Augenblicke öffnete sich rasch die Thüre und Grumbach trat mit Franzeska

ein. Was macht Ihr hier, Trabant? fragte er mit barſchem, befehlenden Tone.

Ich bin hier auf Befehl Eures und meines Herrn! erwiederte dieſer ſtolz, während Laura wieder mit flammendem Blicke ihrem Vater entgegen trat.

Verlaßt uns! befahl Grumbach.

Auch ohne Euch würde ich gegangen ſeyn! entgegnete der junge Mann und verließ, noch einen theilnehmenden Blick auf Laura werfend, das Gemach.

Das ſind die Folgen Deiner Thorheiten! — begann nun Grumbach, zürnend auf ſeine Tochter blickend — Genügte, Dir die Zuneigung des Markgrafen nicht? Bedurfte Dein Herz noch des wilden Geſellen? Doch das hätte Dir weniger geſchadet als Dein unſinniges Benehmen gegen die Harfnerin, die Gott verdammen möge, ſo wie den buckligen Zwerg, der Alles dem Herrn verrieth. Die Rache, die Du an ihr nehmen wollteſt, war furchtbar, aber thörig; Du vergaßeſt, daß der Heiligenſchein, welcher in den Augen des Markgrafen die Tochter des Spielmannes

umgibt, sie allein gegen seine Nachstellungen schützte; denn noch versteht er nicht, die lächerliche, lästige Scheu vor der Tugend ganz abzuschütteln. Du zerbrachst selbst die einzige Waffe des Mädchens. Und was wolltest Du mit dem Gesellen? Zum Spielzeug war die Sache zu ernst, zum Ernst der Mensch zu erbärmlich, zu gering!

Habt Ihr nun geendet? — fragte Laura mit kühnem, trotzigen Muthe, als Grumbach schwieg — Der Lehren bedarf ich nicht, die behaltet zur Selbstbefolgung für Euch! Was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden, was geschehen soll, darüber denkt nach und rathet. Wo soll ich hin, was soll aus Euerer Tochter, aus Franzeska werden? Es ist endlich Zeit, daß auch Ihr einmal für Beide sorgt. In drei Tagen, eher keine Minute, reise ich von hier ab. — Wohin soll mich Otto begleiten?

Er? — Sicher nicht! fiel ihr Grumbach in die Rede.

Und doch! Ohne ihn weiche ich keinen Schritt von hier! — sprach sie mit Heftig-

keit — Glaubt Ihr, weil Ihr mir ein elendes Leben gegeben habt, Ihr hättet ein Recht, von mir die Pflichten eines Kindes zu verlangen? Bettet Eure väterliche Gewalt neben Eure Vaterpflicht, daß sie beide ruhig schlafen; ich will ein Herz, das das meine versteht, nicht von mir stoßen, es ist ja das erste, das einzige, was ich noch fand. Schon in meiner Wiege lag ich, ohne daß eine theilnehmende Hand mich pflegte, der Mutter Abendgebet mir Segen erflehte; schon von dem Tage an, wo ich die ersten Worte lallen konnte, ist kein herzlicher Laut zu meinem Herzen gedrungen. Mutter, Euerem Herzen blieb ich stets fremd, so wie Ihr dem meinigen — Euch, Vater, habe ich erst hier kennen gelernt, und wie? Vater und Mutter, mich aus Ehrgeiz und Geldgier dem Fürsten verkuppelnd, den ich unerfahrene Thörin zu lieben glaubte!

Ja! — rief sie nach kurzem Sinnen — allein will ich mit ihm ziehen. Was brauch' ich Vater und Mutter, die mich verderbten? Will versuchen, mit ihm, dessen Herz noch nicht vergiftet ist, wie das meine, auf red-

lichen Wegen zu wandeln. Eine neue Bahn will ich betreten ohne Euch!

Grumbach hatte dieß alles mit kalter Ruhe, Franzeska mit auffallender Ungeduld angehört. Ich könnte Dich mit einem Worte niederschmettern, thöriges, undankbares Kind! sprach sie.

Thörig? Ja, Mutter, das war ich und bin es vielleicht auch noch. — Undankbar? Nein, das will ich nicht seyn. Ihr gabt mir Speise und Trank, und so will auch ich den letzten Heller, der mir werden kann, mit Euch theilen. — Liebe? die ward mir nie und auch ich kann sie Euch nicht geben. Die Stimme der Natur schweigt in meiner Brust, wie sie in der Euren schwieg, als Ihr mich vom Wege der Tugend verlocktet. Ihr steht beide vor mir als wäret Ihr mir fremd, und ich könnte eher denken, eine Wölfin habe mich gesäugt als Ihr! — Gott möge mir das, was ich sprach, vergeben! rief sie, zusammenschaudernd, und stürzte hinaus.

Ein finsterer Geist wohnt in diesem Mädchen! — rief Grumbach, ihr nachblikkend.

Das

Das einzige Erbe, was Ihr Euerem Kinde gabt! — sagte Franzeska, höhnisch auf ihn blickend — Laßt sie gehen, sie ist ein Kind des Augenblickes und die auflodernde Flamme wird bald gedämpft seyn, dann ist sie schmiegsam und weich wie Wachs. — Aber sagt mir, ist keine Hoffnung, daß der Markgraf wieder in ihre Fesseln zurückkehrt? Glaubt Ihr, daß sein Entschluß so fest steht, daß auch Ihr ihn nicht erschüttern könntet?

Ich fürcht' es wenigstens für den Augenblick. — Der Vorfall mit der Harfnerin — der hämische Narr hat ihn ausgespürt, ohne daß Marie selbst ahnet, was ihr hat geschehen sollen — hat den Herrn empört. Der Oberhofmeister und der Feldprobst, beide haben wackere Sermone gehalten; der Eine hat ihm das Aergerniß vorgestellt, das er dem Heere und den verbündeten Fürsten gegeben, der Andere ihn ermahnt, in einem heiligen Religionkriege, wofür ihn der Priester hält, durch gottgefälligen Wandel die Reinheit seiner Absicht öffentlich kund zu thun und die Papistin wegzuschicken. Doch hätten diese Sermone wenig gewirkt, der Markgraf ist

ſchon gewohnt, dergleichen gleichgiltig anzuhören, aber ſo manches Andere hat ſein Scherflein dazu beigetragen, Laura's hochfahrender Charakter, ihr Verhältniß zu dem elenden Burſchen, wobei ſie, wenn auch nicht ſtrafbar, doch den Schein nicht ganz zu vermeiden wußte, brachte ihn auf und hat ihn endlich beſtimmt. Ueberdieß iſt der Markgraf jetzt mit ſeinen hochfliegenden Planen zu ſehr beſchäftigt, daß er auf den Zeitvertreib der Liebe, denn nur Zeittödterin iſt ſie ihm, weniger Werth legt als ſonſt. Vielleicht ſpäter, wenn ihn einmal Dame Fortuna wetterlauniſch behandeln und Laura ihm begegnen ſollte, könnte er zu ihr zurückkehren. Daß er aber den frechen Burſchen nicht zertreten hat, bleibt mir ein Räthſel.

Was er verſäumte, werd' ich nachholen! — ſagte Franzeska kalt, und ſchlich, noch hatte ſie ſich von ihrer Krankheit nicht ganz erholt, nach einem Schränkchen, das ſie öffnete — Auch die Heilige ſoll es büßen! — ſagte ſie und ein teufliſches Lächeln belebte ihre todtenähnlichen Züge — O, meine Rache ſchläft nicht! Kein Flügelſchlag der Zeit

wiegt sie in Schlummer! Dann schloß sie, ohne irgend etwas aus dem Schranke genommen oder hineingelegt zu haben, ihn wieder zu und nahte Grumbach, der in diesem Augenblicke von der Nemesis geweckt, mit Grauen auf die schwankende, geisterähnliche Gestalt sah. Glaubet nicht, Wilhelm, — sagte sie und eine leichte Röthe überflog ihr bleiches Gesicht — glaubt nicht, daß meine Worte Euch galten. Nicht die Zeit, die eigene Schuld hat die Euere aus meinem Schuldbuche gewischt und unsere Herzen versiehen sich ja auch jetzt noch. Nicht wahr, Ihr reicht mir die Hand zum Rachebund, der Marie zuerst verderben muß?

Grumbach, so wenig er sonst vor dergleichen erschrak, reichte ihr doch die Hand mit Widerwillen.

Also drei Tage gibt er uns Zeit? — fuhr sie fort — O, wie viele Stunden, wie viele Minuten hat nicht so ein Tag, und es bedarf ja nur eines Augenblickes zur That! — Auch er, der stolze, kühne Krieger, — mur-

melte sie vor sich hin — der mit frecher Hand die liebliche Blume knickte — auch er —

Franzeska! — fuhr Grumbach auf — seyd Ihr rasend? Wagt es! Ja ich selbst könnte Euch verderben! Da — ich kenne Euch aus alter Zeit! — rief er und nahm hastig ein künstlich gearbeitetes Beutelchen, das auf ihrem Bettische lag und hielt es ihr vor — Da! auf diese Reliquie, die Ihr höher haltet als Euern Gott, schwört mir, gegen den Markgrafen nichts Feindliches zu unternehmen, oder, so wahr ich Wilhelm von Grumbach heiße, Ihr wandert von hier in den finstersten Kerker und ich selbst werde Euer Ankläger!

Franzeska warf einen verächtlichen Blick auf den Mann. — Ihr seyd doch nie etwas ganz, nicht einmal ein vollendeter Bösewicht! — sprach sie höhnisch, neigte sich dann ehrfurchtvoll vor der Reliquie, bekreuzte sich, legte drei Finger auf sie und sprach: Ich schwöre, vor jetzt aller Rache an Markgraf Albrecht von Brandenburg zu entsagen und ihm seinen an Laura verübten Treuebruch zu

verzeihen, ſo wahr mir dieſe heiligen Reſte den Weg zum Himmel bahnen mögen!

Nun ſeyd Ihr doch beruhigt, Furchtſamer? — wandte ſie ſich zu Grumbach. — Doch nun auch raſch an's Werk! — Ihre Heftigkeit riß ſie fort, aber noch zu ſchwach, ſank ſie ermattet auf das Ruhebett.

12.

Dem Markgrafen war der Entſchluß, Laurette zu entfernen, nicht leicht geworden, ſie hatte ſeine Sinne gefeſſelt, und es trefflich verſtanden, dem kühnen Aufſchwunge ſeines Geiſtes zu folgen. Auch hatte ſie Muth, ſcheute keine Gefahr, dieß machte ſie ihm werth und ſelbſt ſein Herz würde für ſie geſprochen haben, wenn er ſie nicht von einer Seite hätte kennen gelernt, die ihm zeigen mußte, daß ſie ſeiner Achtung unwerth ſey. Otto's wegen zürnte er ihr nicht, ihr Benehmen gegen dieſen ſetzte er auf Rechnung

der Eitelkeit; Otto hielt er für einen Menschen, der im Kriege wie in der Liebe kühn, selbst nach dem Unerreichbaren strebte, und da sein Stolz ihn nie glauben ließ, daß er einen Nebenbuhler an ihm haben könnte, so blieb er ihm immer noch gewogen, wie er seit dem Sturm von Lichtenau gewesen war. Einem Krieger verzieh Markgraf Albrecht gern alle Fehler, nur nicht Mangel an Muth.

Meister Peter war eigentlich der Hebel, der in der Stille Alles in Bewegung gesetzt und früher schon durch manche beißende Bemerkung Laura bei dem Markgrafen geschadet hatte. Otto's Freund, Grumbach's Feind, haßte er Laura, weil dieser sie beschützte und die Italienerin jenen, wie er sich ausdrückte, in seinen Orden einführte. Er traute Otto weniger Festigkeit zu und fürchtete, Laura würde ihn zu bösen Thaten verlocken; überdieß wußte er, daß er seinem Wohlthäter, dem alten Oberhofmeister, sich nicht dankbarer erzeigen könne, als wenn er diese Sirene vom Hoflager entferne und so folgte er seinem natürlichen Instinkt, schlich Laura über-

all nach, belauſchte und bewachte ſie ununterbrochen und dadurch war ihm der Vorfall mit Marie nicht verborgen geblieben, wo er aus Otto's Reden ſelbſt, ſo ſehr dieſer ſich auch hütete, Lauretten zu verrathen und aus manchem, was er am Abend noch von Marien ſelbſt erfuhr, ſich leicht das Geſchehene zuſammenreimen konnte, beſonders da es ihm Gewohnheit war, jeder Handlung den ſchlechteſten Grund unterzulegen. Er hatte die Keckheit, am frühen Morgen den Markgrafen die Sache in ſeiner hämiſchen Manier als einen luſtigen Schwank vorzutragen und da dieſe Erzählung ſo ganz mit dem, was der Markgraf ſelbſt geſehen hatte, überein traf, ſo empörte ſich ſein edles Gemüth und von ſeinem luſtigen Rath durch beißenden Witz immer noch mehr gereizt, faßte er endlich nach langem Kampfe den Entſchluß, Laura zu entfernen, jedoch ſie nicht hilflos zu laſſen. Daß er Otto zu ihrem Begleiter wählte, that er, um ihn zu prüfen, wobei der Markgraf freilich die Schwäche des menſchlichen Herzens und ſeines eigenen wenig berückſichtigte.

13.

Indeſſen ging die Belagerung von Nürnberg nur langſam vor ſich. Die Stadt wehrte ſich tapfer, es fehlte ihr an nichts zu ihrer Vertheidigung und beſonders war ſie den Belagerern in Bedienung des Geſchützes überlegen. Zwei Thürme zwiſchen dem Spittler- und Frauenthor waren zwar ſchon eingeſchoſſen, hie und da eine Lücke in Wall und Mauer ſichtbar, aber nirgend war noch eine ſo große Breſche geſchoſſen, daß man den Sturm hätte wagen können. Von allen Seiten kamen Abgeordnete der Städte und Fürſten, um zu Gunſten der Stadt zu unterhandeln, ſelbſt Kurfürſt Moritz, der indeſſen ſeinen ritterlichen Zug nach Tyrol unternahm, ſchickte Geſandte an den Markgrafen, mit der Mahnung, die ihm ſo befreundete Stadt, welche durch ihren erſten Vertrag mit den verbündeten Fürſten mehr wie Alliirte als Feindin zu betrachten ſey, nicht ferner mit Krieg zu überziehen. Aber nichts beugte den Starrſinn Markgraf Albrecht's, der zwar einſah, daß, wenn auch Nürnberg in ſeine

Hände fiel, er nicht würde im Beſitz dieſer wichtigen Reichsſtadt bleiben können, jedoch hoffte er einen Theil der eroberten Schlöſſer und Aemter für ſich zu behalten und die Kriegskoſten von der damals ſo reichen Stadt ſich bezahlen zu laſſen. Deßhalb wendete er, während ein Theil ſeines Heeres den Biſchof von Bamberg zu einem ſchimpflichen Vergleich zwang, welcher dem Markgrafen achtzehn Aemter und hunderttauſend Goldgulden Kriegskoſten bezahlen mußte, alle ſeine Macht gegen Nürnberg, jedoch immer noch vergebens.

An einem nebligen Morgen, als eben der Markgraf beſchäftigt war, Geſchütz, das er von Hoheneck hatte kommen laſſen, in den Schanzen aufzuſtellen, hörte er plötzlich an dem Graben der Stadt ein lebhaftes Feuern, der Nebel hinderte ihn, das war vorging, deutlich erkennen zu können. Er ließ jedoch ſogleich die zwei zur Deckung des Geſchützes in den Schanzen aufgeſtellten Fahnen vorrücken, ſandte den hinter St. Leonhardt im Lager ſtehenden Regimentern den Befehl zu, ſchleunig zur Beſatzung der Schanzen

auszurücken, besonders aber ließ er die in Schweinau stehende Reiterei zum schleunigen Vorrücken beordern, denn er war bloß von seinen Trabanten umgeben und ahnete einen allgemeinen Ausfall der Städtischen.

Er irrte sich nicht, denn als er vorsprengte, um in der Nähe zu sehen, was es gäbe, kamen ihm die Seinigen schon fliehend entgegen und selbst die beiden Fahnen, es waren zufällig Grumbach's Fahnen, die er zur Unterstützung abgeschickt hatte, zogen sich eben nicht in bester Ordnung zurück. Der Markgraf schäumte vor Wuth, suchte die Fliehenden aufzuhalten, aber es war ihm unmöglich; Alles drängte sich nach den Schanzen hin, um dort Rettung zu finden, denn die Nürnberger drangen in geschlossenen Reihen, ihre trefflichen Hakenschützen vor sich her, unaufhaltsam vor. Schon wurden mehre von des Markgrafen Umgebung neben ihm getödtet, schon konnte er durch den aufsteigenden Nebel die dichten Massen des städtischen Kriegsvolks auf sich zukommen sehen; da sah er wohl ein, daß für den Augenblick hier kein Widerstand möglich sey. Er befahl dem

Hauptmann der Grumbacher, sich in die Schanzen zu werfen und sie so lange tapfer zu vertheidigen, bis der Succurs ankäme, er selbst sprengte, von seinen Trabanten begleitet, zurück, suchte von Flüchtigen zu sammeln was möglich war, stellte die Trabanten hinter ein eingeäschertes Gebäude im Versteck auf und da er wohl an hundert Zerstreute in den Schanzen gefunden hatte und hoffen konnte, auch die beiden Fahnen würden sie besetzen, so fürchtete er nicht, daß die Nürnberger hier weiter vordringen und das Geschütz nehmen würden, besonders da die Hilfe in jedem Augenblicke ankommen mußte. Er ritt zu den Trabanten, war so gutes Muthes, daß er von seinem Rosse abstieg und erwartete nun in dem Vertrauen auf den Muth seiner Völker ruhig den Ausgang. —

Aber er täuschte sich, die Nürnberger waren so rasch vorgedrungen, daß sie des Grumbach's Fahnen ereilten. Ein panischer Schrecken hatte diese ergriffen und ihres alten Ruhms uneingedenk, senkten sie ihre Spieße nicht gegen das städtische Volk, trenn-

ten ihre Glieder und flohen völlig aufgelöſ't, jedoch nicht den Schanzen zu, aus welchen jetzt ein mörderiſches Karthaunenfeuer auf die Anrückenden begann. Aber die von Nürnberg, obgleich ganze Reihen der Ihrigen niedergeriſſen wurden, drangen unaufhaltſam vor, die Schanzen, das Geſchütz ſchien verloren, da hob ſich der Nebel, der Markgraf ſah in dieſem kritiſchen Augenblicke von Schweinau her eine Staubwolke, ſah aus St. Leonhard das Fußvolk hervorbrechen und ein kühner Gedanke ergriff ihn — der rettende Augenblick mußte benutzt werden und ohne weiteren Befehl zu geben, ſprach er mit kaltem Blute, wie er es ſtets zu thun pflegte, wenn er ſein Roß zum entſcheidenden Kampfe beſtieg, ſein Schlachtgebet:

Das walte der Herr Jeſus Chriſt
Mit dem Vater, der über uns iſt.
Wer ſtärker iſt als dieſer Mann,
Der komm' und thu' ein Leid mir an,

und ſchwang ſich dann auf ſein Streitroß. Seine Trabanten, dieſes Sprüchlein und deſſen Bedeutung wohl kennend, hielten ſchon

kampffertig und nun rief er: „Mir nach!“ Die Trompeten schmetterten und auch im nämlichen Augenblicke durchbrachen die Geharnischten die Reihen der im Siegestaumel unordentlich gegen die Schanzen Heranrückenden. Aber bald folgte bei dem Feinde die Besonnenheit der Ueberraschung. Wenn auch des Markgrafen Trabanten den Tod um sich her verbreiteten, ihre wilden Rosse die städtischen Söldner niederrannten und ihre Hufe sie zermalmten, schlossen sich doch die Reihen hinter ihnen, Kugeln sausten von allen Seiten, von den Partisanen der Städter durchbohrt sank manches Roß, von ihrem Schwertschlag mancher Geharnischte. Da vernahm man das Schmettern der Trompeten, so wie das dumpfe Rollen des Donners drang aus der Ferne, das Dröhnen des Hufschlags der Löwensteinischen Reiter durch den Schlachtlärm zu dem Ohre der Kämpfenden; die Nürnberger stutzten, die markgräflichen Reiter sprengten mit gesenkten Lanzen heran, drangen in die aufgelöst'ten Reihen — der Markgraf mit seinen Trabanten bekam Luft, die Flucht der Nürnberger ward allgemein, sie flohen unter dem Gemetzel der Sieger ihrer Stadt zu und

wohl ihnen, daß das Geschütz von Wall und Thürmen den Markgrafen vom weiteren Verfolgen abhielt.

Mitten im Kampfgewühle hatte Otto mit lüsternem Auge eine städtische Fahne mit ihrem zweiköpfigen Adler und dem Stadtwappen flattern gesehen. Mehre Male drang er auf sie ein, aber immer drängten sich die Nürnberger zwischen ihn und sein ersehntes Ziel und schützten männiglich ihr Kleinod. Jetzt, da sich der Haufen in wilde Flucht auflöst'te, sprengte er, wie der Falke auf die fliehende Taube, hin, wo er die Fahne flattern sah, ritt, hieb Alles vor sich nieder und drang so fast bis zu dem Fahnenträger vor. Ergib Dich! — rief er ihm schon aus der Ferne zu — oder Du bist des Todes!

Der Fahnenträger aber achtete seiner Drohung nicht, rannte mit seinem anvertrauten Kleinod einer halbverbrannten Mauer zu, und in dem Augenblicke, wo Otto ihn ereilt zu haben glaubte, durchstach die Partisane eines fliehenden Lanzknechtes sein muthiges Roß, und als ob es auch noch im Sterben

seinen Herrn zum Siege führen wollte, stürzte es über den Fahnenträger hin, warf ihn nieder und seinen Herrn über ihn.

Fest hielt der Städtische seine Fahne, fest hatte sie Otto gepackt. Sie rangen auf dem Boden, Brust an Brust, Stirn an Stirn, um das Kleinod der Ehre, schon zuckten sie die Dolche, da rief Otto plötzlich, den schon zum Stoß gehobenen Arm des Gegners aufhaltend: Ergib Dich, Georg, es ist keine Rettung mehr für Dich! Kämpfe nicht, Du siehst, es naht mir Hilfe! — Dieß sagend, schob er sein Visir zurück, sprang auf und unterstützte den vom Falle des Rosses Gequetschten. — Wir wollen nicht mit einander kämpfen! — sagte er dann z. seinem alten Freunde, der immer noch halbbetäubt seine Fahne fest umfaßt hielt — Gern ließe ich Dir die Fahne, aber ich darf nicht!

Laß sie ihm nur, wackerer Junge! — rief es hinter ihnen; Otto erkannte des Markgrafen Stimme, wandte sich, und der Herr hielt, von Schweiß und Staub bedeckt, hinter ihm — Führ' ihn mit seiner Fahne nach

meinem Quartiere zurück — sagte er — und erwarte mich dort! Dann sprengte er den Fliehenden nach.

Schweigend schritt Georg neben Otto über die Leichen seiner Landsleute hin. Sein Blick war finster und nur vor sich hingerichtet; auch Otto sprach nicht. Endlich, nachdem sie die Schanzen und den Kampfplatz weit hinter sich hatten, sagte der Trabant: Kamerad, ich glaube, das Gehen wird Dir so sauer wie mir, wir haben beide einen bösen Fall gethan; komm', laß uns hier unter den Bäumen niedersetzen und ausruhen, meine Feldflasche ist noch nicht ganz leer, da nimm und trink, Du bedarfst der Stärkung mehr als ich!

Georg setzte sich, aber weigerte sich, zu trinken. Höre, Georg, — sprach Otto treuherzig — Du zürnst mit dem Schicksal, daß es Dich meinen Gefangenen werden ließ, daß es Dich in die Hände Deines ehemaligen Nebengesellen gab, den Du immer weit tiefer stelltest als Dich selbst. In Manchem mochtest Du Recht haben, Du warst frömmer,

mer, fleißiger, rechtlicher — immer ein beſſerer Menſch als ich; aber ſo ganz ſchlecht bin ich doch wahrhaftig nicht, daß ein ehrlicher Reichsbürger ſich ſchämen müßte, mein Gefangener zu ſeyn. Ich bin ein tüchtiger Soldat und wahrlich auch ein beſſerer Menſch als Du vielleicht meinſt und Urſache haſt, zu glauben. Gib mir die Hand und ſey vergnügt! Sieh', ich laſſe Dir Deine Fahne, die Du ſo feſt an Dich drückſt, als hätteſt Du Marie im Arm! — Bei dieſen Worten erheiterte ſich Georg's Geſicht. — Sie iſt wohl, — fuhr Otto fort — und hat, ſo viel ich weiß, einen geſunden Schlaf. Schlag' Nürnberg und Deinen Unfall aus dem Gedächtniß, denk' an Marie, die Du bald ſehen wirſt, und laß uns gute Freunde ſeyn, wie wir, trotz unſerer verſchiedenen Geſinnungen, es immer waren.

Otto, — ſagte Georg, dem Treuherzigen die Hand reichend — hätte mir unſer Gewerk nicht ſeine Fahne anvertraut und wäre ich mit der Partiſane in der Hand gefangen worden, ſo wollte ich mich nicht grämen, ob es mich gleich ſchmerzt — ich muß

meinen Fehler gestehen — daß Du es eben bist, der mich gefangen nahm. So aber kann ich mich nicht zufrieden geben, daß ich die Anvertraute nicht wieder auf ihrem alten Platze aufstecken kann.

Otto tröstete ihn, so gut er konnte, und nachdem sie noch eine Weile ausgeruht hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und waren bald in des Markgrafen Quartier, wo sie aber noch lange auf seine Ankunft warten mußten.

Der Markgraf hatte, als er die Flucht der Nürnberger sah, einen kühnen Gedanken gefaßt, den er auch sogleich ausführte. Er sammelte die herbeigeeilten Regimenter und stellte sie hinter den Trümmern der Vorstadt Gostenhofen auf, zog dann die zwei Fahnen von Grumbach, die sich indessen wieder gesammelt hatten, vor und befahl ihnen, den Sturm auf das Bollwerk am Spittlerthore, das am meisten gelitten hatte, zu eröffnen. Ich kenne Euch jetzt! — redete er sie an — Im Fichtelgebirge und im Thüringer Walde seyd Ihr ein gar tapferes Volk, im Angesicht

des Feindes aber flieht Ihr wie Memmen! — Wetzt Eure Scharte aus, oder, bei Gott! ich lasse den zehnten Mann von Euch aufhängen! Nun frisch voran! Ein reichlicher Lohn oder der Galgen erwartet Euch! —

Aber des Markgrafen Verheißung ging nicht in Erfüllung. Mit wildem, blutdürstigen Blicke, mit Wuth im Herzen hörten die schwarzen Gesellen die Rede des Markgrafen an, den sie vielleicht in diesem Augenblicke lieber als alle Nürnberger gemordet hätten, drückten ihre Eisenhauben tiefer in's Gesicht, ergriffen mit wilder Hast die bereit gehaltenen Leitern und Faschinen, und sich wohl mehr dem Teufel als Gott empfehlend, rückten sie unter Trommelschlag mit aufgerollter Fahne da, wo der Graben schon halb ausgefüllt war, auf das Bollwerk los. Der Graf von Cazkel folgte mit dem übrigen Theile seines Regimentes.

Sie fanden die Nürnberger weder unvorbereitet noch entmuthiget und ein mörderisches Feuer empfing sie. Schweigend, ohne Kriegruf, ernst, als fühlten sie sich schon

dem gewissen Tode geweiht, warfen sie die Faschinen in den Graben, stürzten sich nach, setzten die Leitern an und klommen muthig, wenn auch über und neben ihnen die Kameraden, von Kugeln und Partisanen getroffen, sanken, das Bollwerk hinan, schwangen sich über die Brustwehr und hoch flatterte schon ihre Fahne. Aber das Glück belohnte ihren Muth nicht. Die Nürnberger, ehe noch der Graf von Castel den Seinen folgen konnte, drangen auf das kleine Häuflein ein — es galt ja ihre Vaterstadt, ihre Freiheit, und trotz verzweifelter Gegenwehr unterlagen die Muthigen der Uebermacht; die Stadt war gerettet.

Als Markgraf Albrecht, welcher den Angriff bloß in der Hoffnung der Ueberraschung unternommen hatte, die Niederlage der Grumbacher sah, wollte er nicht mehr sein Volk opfern und ließ zum Rückzuge blasen. Von 240, so stark waren die Fahnen Grumbach's gewesen, kehrten nur 32 zurück; ihre Fahne, ihre Ehre war jedoch gerettet. Als diese kleine Schaar an dem Markgrafen vorbeizog, trat einer unter ihnen, ein schon bejahrter

Mann mit buschigem Barte und wildem, verwogenem Ansehn aus dem Gliede. Herr Markgraf! — sprach er, an den Fürsten heranretend — den Galgen haben wir doch wohl nicht verdient, aber Euern Lohn mögen wir auch nicht. Zweihundert der Unsern sind einen ehrlichen Reitertod gestorben, möge Euch Gott einer gleichen Gnade würdig halten! — Ohne des Markgrafen Antwort abzuwarten, trat er wieder in sein Glied und marschirte mit seinen Kameraden weiter.

Einen Augenblick war der Markgraf unschlüssig gewesen, ob er den Verwegenen für seinen Freimuth züchtigen oder ihn ziehen lassen sollte; doch der Hingeopferten gedenkend, beschloß er, ihm zu verzeihen. Der Menschheit ist eine Wohlthat geschehen, daß ich diese Rotte zur Schlachtbank geführt habe; — sagte er zu den Umstehenden — auch ihnen; denn ihres Muthes wegen wird Gott ihnen gewiß ihre andern Sünden vergeben.

Als er in sein Quartier zurückgekehrt war, ließ er Georg und Otto zu sich kommen. Ihr seyd beide ein paar wackere Bursche! —

redete er sie an — Dir war ich schon lange gewogen, — wendete er sich zu Georg — und bin Dir nicht abhold geworden, daß Du für Deine Vaterstadt gefochten hast. Ich gebe Dir deßhalb die Freiheit und mache Dir Deine Fahne zum Geschenk, die Du gleich nach Nürnberg zurückbringen kannst, jedoch unter zwei Bedingungen: Du kehrst heute wieder zurück, und wenn es noch Deine Absicht ist, Marie zu ehelichen, so trittst Du schon morgen mit ihr auf meinem Schlosse zu Beiersdorf zum Altar. Auch bringst Du Meister Klaus zu mir hierher. Dieß ist die zweite Bedingung. Sag' ihm, daß ich ihm nicht zürne, daß ich sein gnädiger Herr noch bin, wie ich es stets war, und ich gebe ihm mein Wort, daß ihm kein Leid geschehen soll, und wenn er nach Nürnberg zurückkehren will, er es noch heute kann. — Nun nimm Deine Fahne und geh'! — Du aber, toller, verwegener Bursche, — sprach er zu Otto — Du sollst ferner mir näher stehen. Leute wie Du braucht Markgraf Albrecht um sich und wird sie brauchen bis an sein seliges Ende. Morgen begleitest Dich mich nach Beiersdorf, von wo Du am andern Tage die fremden

Frauen wenigſtens ein Stück Weges geleiten mußt.

Gnädiger Herr! — bat Otto — laßt mich hier im Lager.

Fürchteſt Du Dich mehr vor den Frauen als vor den Nürnbergern? — fragte der Markgraf lächelnd — Dich zu prüfen, gebe ich Dich zur Begleitung ihnen mit, vielleicht auch noch aus einer andern Urſache, doch dieß mag Dir gleichviel ſeyn. Du gehſt morgen mit mir nach Beiersdorf, übermorgen, wohin Deine Dame befiehlt.

14.

Grumbach hatte noch am nämlichen Tage die Kunde von dem unglücklichen Gefechte ſeiner beiden Fahnen erhalten und ſchäumte vor Wuth. Er konnte des Markgrafen früherer Aeußerung nach recht wohl wiſſen, daß er ſie abſichtlich auf die Schlachtbank geführt

hatte, doch sagte er weiter nichts, als daß er still vor sich hin brummte: Zu seiner Zeit werde ich es Dir gedenken! — Die Nachricht aber von der auf morgen bestimmten Ankunft des Markgrafen, von der Gefangenschaft Georg's und daß der Herr dem Oberhofmeister im Geheim den Befehl gegeben habe, alles zu dem Hochzeitfeste Mariens vorzubereiten, was ihr jedoch unbekannt bleiben sollte, theilte er Franzeska mit. Diese lächelte tückisch bei dieser Nachricht.

Nun, so sey ihr Hochzeittag der Tag meiner Rache! — sprach sie zu Grumbach. — Haltet für mich und Laura nur Rosse bereit, daß wir im Nothfall uns retten können.

Dann legte sie sich ruhig zu Bette, unterhielt sich noch lange mit Laura, die seit des Markgrafen Abreise still und in sich gekehrt war und von der alles Leben, aller Muth gewichen zu seyn schien. Sie hatte, seit Otto sie verlassen, keinen andern Gedanken, als an ihn und fragte sich unaufhörlich, ob er wohl morgen kommen und sie dann begleiten würde. Von dem Vorhaben ihrer Mutter war sie nicht unterrichtet. —

Marie hatte seit jenem Abende ihren Vater nicht verlassen. Zu reinen Gemüths, ahnete sie nicht, was vorgefallen war, aber eine, ihr selbst unerklärbare Scheu hielt sie vor den fremden Frauen zurück. In ihrer Einsamkeit beschäftigte sie sich nur mit Georg und bangte für ihn, den sie in so großer Gefahr wußte; um so beunruhigender war ihr daher die Nachricht, die ihr Grumbach von der Niederlage der Nürnberger noch am nämlichen Abende brachte, der ihr dabei tückischer Weise ihr nahes Glück verschwieg und sie in Ungewißheit über Georg's Schicksal ließ.

Am andern Morgen, als sie eben mit dem Vater im ernsten Gespräch begriffen war, erstaunte sie nicht wenig, Laura von ihrer Dienerin gefolgt bei sich eintreten zu sehen. Die Dienerin legte ein reiches Gewand und mehre kostbare Sachen auf einen Sessel und entfernte sich, während die Italienerin, Marie und den Alten freundlich begrüßend, sagte:

Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen; denn morgen verlasse ich dieß Schloß und ziehe nach meiner Heimath zurück.

Freiwillig? fragte der Harfner sie unterbrechend.

Gern ziehe ich von hier! erwiederte sie.

Nun, dann reis't mit Gott! — sprach der Alte herzlich. — In fernen Landen mögen seine Engel Euch näher stehen als hier!

Laura schien dieß nicht gehört zu haben, sie ergriff das neben ihr liegende Kleid und sagte, anscheinend mit Wohlgefallen auf Marie blickend:

Ehe ich von hier gehe, wollte ich Euch ein kleines Andenken zurücklassen, Marie! — Dieses Kleid, diese einfache Perlenschnur und diesen Myrthenkranz. — Ich habe die Myrthe selbst gebrochen und meine Hand hat sie zum Kranz gewunden, nehmt ihn zur Erinnerung an mich freundlich an und wenn Ihr Euch mit diesem Kleide schmückt, die Perlenschnur um Euren blendenden Hals hängt und Ihr den Kranz in Eure blonden Locken schlingt, so gedenkt meiner mit Liebe!

Marie war überrascht.

Was soll mir das köstliche Gewand? — sprach sie. — Dieß einfache braune Pilger-

kleid, das mir eine würdige adelige Matrone im Schwabenlande verehrte und das mich nun ſchon ein Jahr deckt, iſt gut genug für mich.

Und wenn Ihr nun zum Altar treten müßtet?

So würde ich meinem Verlobten auch in dem braunen Gewande gefallen und er gern mit der einfach Geſchmückten zum Altare treten. Aber er iſt in ſeiner Vaterſtadt und Gott weiß es, ob er noch lebt —

Und Euer gedenkt! — fiel ihr Laura in die Rede. — Die Männer ſind in der Liebe vergeßlich und treulos.

Er nicht! ſagte Marie und in Ton und Blick drückte ſich die feſte Ueberzeugung aus.

Und wer iſt Euch dafür gut? fragte Laura.

Mein Herz, das mich noch nie betrog! — erwiederte ſie und nahm den Myrthenkranz vom Tiſche, auf den Laura ihn gelegt hatte. Behaltet doch dieſen Kranz, den Ihr ſo künſtlich und gewiß unter mancherlei Gefüh-

len geflochten habt! — bat sie. — Es soll nicht gut seyn, wenn die Jungfrau einen Myrthenkranz verschenkt, den sie selbst gewunden und dabei an ihren Geliebten gedacht hat. Behaltet das Kleid und auch den Kranz, Ihr bedürft ihn vielleicht eher als ich.

Das reine Gemüth Mariens ahnete bei diesen Worten gewiß nicht, wie schmerzhaft sie für Laurette seyn mußten, die jedoch von ihnen weniger gekränkt als betrübt wurde.

Ich bedarf seiner nie mehr! — sagte sie und eine Thräne quoll aus ihrem dunklen Auge. — Für mich bleibt dieser Kranz ewig entlaubt.

Unglückliche! — rief Marie, der in diesem Augenblicke das Schicksal des Mädchens vor Augen schwebte. — Verzeihet mir — lenkte sie schnell ein — daß ich eine Saite berührte, deren Ton so wehmutherregend in Euer Herz drang.

Laura, in welcher der gute Geist noch zuweilen wie das letzte Flackern der verloschenen Lampe aufflammte, drückte ihr innig die Hand, doch sich bald dieses Gefühles schä-

mend, trocknete sie die Thräne und spottete über ihr schwaches, kindisches Herz.

Marie! — sagte sie, wieder ganz sie selbst — Nehmt Kleid und Kranz, ich bitte Euch!

Nimm es nur, mein Kind, wenn es die Dame nicht anders will; — sagte der Alte — leg' es bei Seite in Deine Truhe, da Du es wohl nie gebrauchen wirst.

Nein! — sagte Laura lebhaft. — Noch heute muß sie sich damit schmücken, ich selbst flechte ihr den Kranz in die Locken.

Wozu? — unterbrach sie Marie. — Wozu dieses traurige Spiel? Noch ist das Ziel mir fern und die einsame Wallfahrt noch nicht beendet. Was soll mir der Tand, was die Brautkrone im Haare?

Oft ist die Entscheidung näher als wir glaubten! — entgegnete Laura. — Versagt mir meine Bitte nicht, läg' auch keine weitere Bedeutung in ihr, wäre es nur eine kindische Laune, so gebt ihr nach; erfüllt meine Bitte.

Sie bat ſo inſtändig, ſo dringend, daß Marie, wenn auch ungern, endlich nachgab und ſich zu ſchmücken verſprach, Laurette bot ſich an, ihr dabei hilfreiche Hand zu leiſten.

Franzeska, ihrer Tochter noch wenig vertrauend, hatte ſie abſichtlich zu Marie mit dem Auftrage geſandt, es koſte was es wolle, ſie zu bewegen, ſich bräutlich zu ſchmücken, der Tochter jedoch verhehlt, daß Georg heute noch eintreffen würde. Laura, zwar den Grund nicht kennend, weßhalb ſie mit dem Mädchen dieß Faſtnachtſpiel treiben ſollte, ahnete jedoch, daß die Mutter irgend eine feindliche Abſicht dabei habe, ließ ſich willig dazu bereden, da ihr Haß gegen Marie, trotz ihrer trüben Stimmung, noch immer lebendig in ihr glühte und ging mit der Magd hinüber. — Als ſich nun Franzeska allein befand, ging ſie erſt einige Mal mit frohlockendem Lächeln im Zimmer auf und ab, ſetzte dann zwei Becher, wovon der eine inwendig vergoldet, der andere aber es nicht war, auf einem Credenzteller zurecht, füllte ſie mit Wein, öffnete hierauf den Wandſchrank, nahm eine kleine Phiole heraus, die ſie neben die Becher ſtell-

te und ging dann zu ihrem Bettisch. Hier knieete sie nieder, erfaßte die Reliquie, preßte sie an ihre Lippen, sprach mit andachtvoller Geberde einige Gebete über sie und so in ihrem Wahne gestärkt, trat sie wieder zu dem Tische und öffnete die Phiole.

Der Mensch ist doch ein jämmerlich, elendes Ding! — sprach Franzeska — Stolz und kühn entwirft er für die Zukunft riesenhafte Plane, trotzt dem Schicksal, glaubt für die Ewigkeit zu bauen, schwingt sich in stolzem Uebermuthe wie der junge Adler der Sonne entgegen und zwei Tropfen aus diesem Fläschchen, und seine Flügel sind gelähmt, seine stolzen Gebäude zertrümmert, seine Kraft — Staub. Ehe die Sonne sich hinter die Berge senkt, — fuhr sie fort und träufelte die Tropfen vorsichtig in den vergoldeten Becher — sind Deine frommen, blauen Augen geschlossen, Marie! Niemand weiß mehr, ob sie fromm oder lüstern umherschauten! Der Rosenhauch Deiner Wangen ist gebleicht — der Todtenkranz, den ich Dir winden will, schlingt sich statt Laurettens Brautkranz durch Dein Haar — und all' die Herr-

lichkeit, all' die Heiligkeit hat ein Ende! Eine Ketzerin wandelt weniger auf der Erde und ich habe mit alle dem noch ein gutes Werk gethan! — Hierauf verschloß sie die Phiole wieder in den Schrank, deckte die Becher sorgfältig zu und ging in ihr Schlafgemach, sich anzukleiden und durch Gebet sich zu ihrem Unternehmen zu kräftigen. Wohl eine Viertelstunde mochte sie damit zugebracht haben, als sie heraustrat, klingelte und der Magd befahl, ihr mit den Bechern zu folgen.

Guten Morgen, blinder Sänger! — sprach sie im Hereintreten — Guten Morgen, Marie! Ei, Du trittst mir ja wie eine Verklärte entgegen. — Wahrlich, alter Mann! Ihr eyd zu beklagen, daß Ihr Euer Kind nicht in ihrer ganzen Schönheit sehen könnt. So wie sie heute vor mir steht, so herrlich sah ich sie noch nie!

Dame! — erwiederte der Alte — Marie bedarf keines äußern Tandes, um ihrem Verlobten zu gefallen, und schöner als mein geschlossenes Auge sie vor sich sieht, schöner als meine Phantasie sie mir malt, seht Ihr sie gewiß nicht!

Ich

Ich komme als ein Bote des Glücks, — fuhr Franzeska fort — komme, Euch zu verkünden, was zwar noch vor Euch verborgen bleiben ſollte; aber ich möchte gern noch kurz vor meiner Abreiſe Euch meine Theilnahme beweiſen und an Euerem Glücke Theil nehmen und ſo kann ich nicht ſchweigen. Kommt, Marie, laßt uns auf Georg's Wohl einen Becher leeren. Sträubt Euch nicht, leert ihn auf das Wohl Eures Verlobten, denn ihn betrifft die Kunde, die ich Euch zu bringen habe. —

Ihr ſeyd doch kein Bote des Unglücks? — rief Marie erſchrocken. — O ſprecht, ſprecht!

Fürchtet nichts! fuhr Franzeska fort — Mir folgt das Glück! In dieſem Becher findet Ihr die Ruhe wieder; nehmt und leert ihn auf das Wohl des Geliebten!

Sie reichte ihr den Becher und ergriff den andern. Zu Euerem ewigen Heil, zu Eueres Verlobten Glück, und ſey es noch ſo kurz, trinke ich, und nun folget meinem Beiſpiel! — Sie drang in das Mädchen, das

gezwungen aus dem Becher nippte und ihn wieder hinsetzte.

Auch ich trinke auf sein Wohl! — sprach Laurette und griff hastig nach dem Becher, aber die Mutter verwies es ihr gelassen — Trink aus dem meinen, Laurette! — sprach sie — Was die Braut ihrem Verlobten geweiht hat, das dürfen keine anderen Lippen berühren. — Aber Ihr habt ja nur aus dem Becher genippt! — fuhr sie fort, sich zu Marien wendend — Haltet Ihr Euern Bräutigam nicht werther? Nun noch einen Trunk und ich sage Euch, daß er noch heute hier ist und daß — doch trinkt nur, trinkt, was bebt Ihr vor Freude? Trinkt auf seine baldige Ankunft! — Sie drückte ihr den Becher in die Hand; Marie, freudevoll den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trank. — Ich danke Dir, Gott im Himmel, für die Freude, die Du mir bereitetest, — sprach sie — und Euch, liebe Dame, danke ich für die frohe Nachricht und Euern Wein!

Ich gab Beides gern, — erwiederte Franzeska hohnlachend — und verkünde Euch

nun überdieß, daß Alles zu Euerem Hochzeitfeſte bereit iſt und daß Ihr heute noch als Gattin in des Geliebten Arm ſchlummern werdet. Hört Ihr den Thurmwart ſein luſtig Liedchen blaſen — hört Ihr Pferdegetrappel? — Seht, er iſt's! Er kommt! — Dieß ſagend, ergriff ſie eiligſt die Becher, und während Marie das Fenſter öffnete, ihren Georg zu begrüßen, verließ ſie mit Laura das Zimmer, die über der Mutter ſonderbares Benehmen nicht wenig erſtaunt war.

15.

Das Glöcklein der Schloßkapelle rief die Bewohner zur feierlichen Handlung. Marie ſchritt zwiſchen Georg und ihrem blinden Vater, von Meiſter Klaus und Otto begleitet, zum Altar, wo der Prediger den Segen über ſie ſprach und den Bund für die Ewigkeit knüpfte. Als die Ceremonie beendet war, umarmte Otto ſeinen Freund. Ach! würde es mir doch auch einmal ſo wohl wie Dir,

mein Bruder! — sprach er — Stände ein solcher reiner Engel mir zur Seite und das Ja aus seinem Munde tönte mir so lieblich und beglückend, wie Dich dieß Wort Deiner Marie beseligte! Aber zu solchem stillen Glück bin ich verdorben, mir wird wohl kein anderer Engel nahen als der Engel des Todes, der mich im Schlachtgewühl aufsucht. Nun, Glück zu, lieber Kamerad! Und lange, lange Dauer der Freude — dieß wünsch' ich Dir und Deinem holden Weibe von Herzen! — Dieß sagend verließ er die Kapelle.

Als die Neuvermählten in ihr Zimmer zurückgekehrt waren, sank Marie in des Geliebten Arm. — Georg! — sprach sie — Du hast edel an mir gehandelt, hast die Arme, Verlassene, Hilflose zu Dir hinaufgehoben. Ich mußte durch die Welt ziehen, mein spärliches Brod mir verdienen und die Schmach erdulden, vor dem frechen Blicke der gaffenden Männer mich hinzustellen und für den drückenden Lohn Töne aus meiner gepreßten Brust zu locken, die freudig und rein erklingen mußten und gern nur wehmüthig ertönt hätten; Du hast mich diesem Elende ent-

riſſen, mehr aber noch als dieß, Du haſt mich durch Deine treue Liebe unausſprechlich glücklich gemacht. Tauſend Dank dafür! In jeder Minute meines Lebens will ich Dir, ſo viel ich vermag, es lohnen. — Aber, edler, lieber Mann, — fuhr ſie, ihn kraulich umfaſſend, fort — ſey auch meinem Vater ein gütiger Sohn, ſtoße ihn nicht von Dir, denn müßte ich den blinden Mann von mir laſſen, fehlte mir die Ruhe des Herzens und ich könnte nicht glücklich ſeyn.

Sorge nicht, Marie! — ſprach Georg — ich werde ihn lieben und ehren wie den eigenen Vater.

Und wird dieſer nicht zürnen, wenn mein Vater mit uns in ſein Haus eintritt, wird Deine Mutter mir deßhalb nicht gram werden?

Nein, Marie, Vater und Mutter ſind durch mich ſchon von Allem unterrichtet und werden ihn aufnehmen wie es dem Vater meiner Marie gebührt.

So lohne ſie Gott dafür! ſprach das Mädchen und ſank auf die Kniee und brachte

dem Vater im Himmel ihren innigen Dank im stillen Gebet. Dann traten Beide in das Nebengemach, wo Meister Klaus und der Harfner mit stillen Betrachtungen über die sonderbare Fügung des menschlichen Schicksals sich beschäftigten. Der Alte konnte sich des Glücks seiner Kinder nicht recht freuen. So oft vom Unglück getroffen, fürchtete er immer seine Nähe und seine Freude konnte nicht so recht laut werden, eine drückende Angst beklemmte ihm die Brust, er wollte dieß seinen Kindern verbergen, aber er vermochte es nicht ganz, Marie täuschte er nicht und so trübte er ihre Freude.

16.

Nicht so in stiller Heiterkeit war man auf dem andern Flügel des Schlosses. Als Otto bei den Frauen eintreten wollte, hielt ihn Meister Peter an ihrer Thüre zurück.

Junger Freund! — sprach er — Für die Frauen stehen unten im Tannenhölzchen Pfer-

de zur ſchleunigen Flucht bereit, Grumbach hat ſie ihnen verſchafft, folge ihnen nicht, Du ergibſt Dich dem Satan! Ich bitte, folge ihnen nicht! — Die Alte iſt des Teufels Großmutter, die Junge ſein Kebsweib.

Ich muß ſie begleiten, Peter! — ſagte Otto — Halb thue ich es mit Widerwillen, halb gern. Der Markgraf hat es befohlen und ich muß gehorchen.

So ziehe nur heute nicht von hier! bat der Kleine.

Ich muß ſie begleiten, wenn und wohin ſie wollen! entgegnete Otto.

So wiſſe, die Italienerin hat Marie — indem er dieß ſprach, öffnete ſich die Thüre und Franzeska trat heraus.

Ha, Ihr hier, Otto! — rief ſie ihm mit Haſt entgegen. — Seyd mir willkommen, und tretet ein, Laura erwartet Euch mit Sehnſucht. — Aber ſo dringend ſie ihn auch nöthigte, konnte ſie es doch nicht verhindern, daß der Narr ihm zuraunte: Trink keinen Wein, Du biſt ſonſt des Todes!

Dieſe Warnung überraſchte Otto; ernſter wie es vielleicht ſonſt geſchehen wäre, trat er ein und fand Laurette heiterer als er erwartet hatte. Er grüßte ſie freundlich.

Ich bin nun zu Eurem Dienſte; wohin befehlt Ihr, daß ich Euch morgen begleiten ſoll? ſagte er.

Nach Würzburg! antwortete raſch die Mutter – aber nicht erſt morgen, ſchon heute. Sobald der Seckelmeiſter uns abgefunden hat, ziehen wir von hier. Unſer Gepäck iſt ſchon voraus und unten auf der Straße nach Neuſtadt ſtehen die Roſſe bereit; ſchickt auch die Eurigen dorthin, aber bald.

Und Ihr ſeyd ſo ſtill, Laura, und ſagt zu alle dem kein Wort? — fragte Otto, ſich zu ihr wendend. — Iſt es auch Euer Wille, ſchon heute zu reiſen, und wollt Ihr nicht noch die Ankunft des Markgrafen abwarten?

Nein! erwiederte ſie kalt.

Ihr ſcheint mißlaunig, einſylbig zu ſeyn?

Ich gleiche nur Euch! — ſagte ſie ernſt. — Für die Geliebte des Markgrafen hattet

Ihr tausend süße Worte, tausend Liebesblicke; für die Verstoßene habt Ihr nicht einen —

Laurette! — etwiederte Otto und er wollte gern ruhig und heiter scheinen, aber dennoch sprach der Trübsinn aus seinem Blicke. — Warum soll ich Euch und in dem Beiseyn der Mutter wiederholen, was mich quält, weßhalb ich meine Gefühle unterdrücken und meine Leidenschaft zügeln muß? — Denkt an Marie! —

Hohe Röthe überflog des Mädchens Wange, ihr Auge flammte, sie wollte eben antworten, als die Magd hastig hereintrat.

Ach, Frau! — rief sie — Alles läuft im Schlosse zusammen, man hat schon nach dem Arzte gesendet. Die junge Braut soll unwohl, sehr unwohl seyn.

Triumph; rief Franzeska, raunte Laura die Weisung in's Ohr, Otto hier fest zu halten und eilte nach dem andern Flügel, wo sie mit Heftigkeit in Marieus Gemach trat.

Was wollt Ihr hier? — fragte Georg, dem Todtenblässe das Antlitz entstellte. — Ihr thätet besser, Euch zu entfernen.

Ich komme, hilfreiche Hand zu leisten! — erwiederte Franzeska, während Marie, obschon sie auf ihrem Lager in heftigen Krämpfen lag, dennoch Georg durch Blicke bat, schonend gegen die Eintretende zu seyn. — Ich habe manche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — fuhr Franzeska fort — die Euch vielleicht von Nutzen seyn könnten.

Nehmt nichts von ihr! — sprach der Blinde, der an Mariens Lager niedergekniet war — Denn was sie reichen würde, ist Gift! — Meister! — rief er Klaus zu — Entfernt das Weib, mich schaudert's in ihrer Nähe.

Eben als Klaus sich Franzeska nahen wollte, die mit teuflischem Lächeln die Kranke unverwandt anstarrte, warf diese sich krümmend auf ihrem Lager umher und rief: Ach Gott, mich dürstet so sehr, gebt mir einen Trunk!

Franzeska erfaßte, ehe noch Georg ihn ergreifen konnte, den auf dem Tische stehenden Becher und reichte ihn Marien, doch als diese darnach faßte, schrie Franzeska auf —

Wo kamt Ihr zu dem Becher? — Jesus Maria, auch der Ring!

Marie ließ vor Schreck über die Furiengestalt des Weibes den schon gefaßten Becher fallen.

Wo kamt Ihr zu Ring und Becher? rief Franzeska noch einmal und starrte dabei ſtier auf die Kranke.

Es iſt das einzige Erbtheil, das mir meine Mutter hinterließ! lallte Marie, von Schreck und Schmerz betäubt.

So ſtehe mir Gott bey! — rief Franzeska. — Mein Kind hat Gift! — Gift von meiner Hand!

Sie ſtürzte hinaus raſch über den langen Gang hinweg, riß jäh die Thüre ihres Gemaches auf und ſchloß mit Haſt den Schrank auf.

Leer! — rief ſie. — Alles ſchon fort, kein Gegengift mehr da, es meinem Kinde zu geben! — Otto, bat ſie — führe mich hin zu ihr, zu meinem Kinde, daß ich es noch einmal ſehe.

Euer Kind steht ja neben Euch! — sagte er, sie beruhigen wollend — seht, hier steht ja Laura.

Sie ist nicht mein Kind! — Sie ist mir fremd. — Aber komm', lieber Otto, führe mich zu meiner Marie! — bat sie von Neuem. — Komm! —

Otto zauderte, sah bald auf Franzeska, bald auf Laura, die erschrocken und erstaunt auf jene blickte. Da warf sich Franzeska vor ihm nieder.

Führe mich hin zu ihr, unterstütze mich! — fuhr sie fort — Ich fühle meine Kniee wanken, ich kann nicht hin und ich muß doch, ich muß sie noch einmal sehen! — Hab' Erbarmen!

Da konnte er nicht länger ihren Bitten widerstehen, hob sie auf, unterstützte die Schwankende und führte sie der Wohnung Mariens zu. — Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Grumbach.

Wilhelm! — rief das Weib ihm zu — komm zu Marie, die ist unser Kind, nicht

des Markgrafen Buhlerin. — Sie ringt mit dem Tode – ich gab ihr Gift! —

Weib, was sprichst Du? fuhr Grumbach erschrocken auf.

Die blutige Wahrheit! — rief sie hohnlachend. — Was die Sünde gebar, muß die Sünde auch verderben. — Nur geschwind, führt mich hin! — Sie raffte alle Kraft zusammen und eilte so schnell sie konnte.

Als sie mit Grumbach und Otto eintrat, fanden sie schon den Arzt mit der Kranken beschäftigt und Meister Peter gegenwärtig.

Blinder Harfner! — sprach Franzeska mit leiser, zitternder Stimme — Legte Dir nicht im Etschthale ein Weib dieß Kind in Deine Arme? Sprich die Wahrheit vor Gott und diesen Zeugen!

So ist es! — stammelte der Alte händeringend. — Marie ist nicht mein Kind!

Laßt mich mit der Kranken allein! — sagte der Arzt. — Noch ist Hoffnung, das Gift war nicht tödtend, gönnt ihr Ruhe.

Ich ſollte von meinem Kinde gehen, thöriger Quackſalber? — rief Franzeska. — Wenn die achte Stunde ſchlägt, muß ſie ſterben — ich kenne die Kraft meines Giftes!

Raſende! zürnte Georg, umfaßte ſie und trug ſie hinaus. Otto, Meiſter Klaus und der Narr folgten; die Andern blieben bei der Kranken, die in heftiger Bewegung war, aber dennoch bald zu ſchlummern begann.

Mit Gewalt mußte man die Verzweifelte in ihr Zimmer bringen. Sie ſetzte ſich hier auf einen Seſſel, ſtarrte unverwandt nach dem leeren Schrank, ſchüttelte bitter lachend das Haupt und ſagte dann —

Der Arzt iſt ein Narr, drei Tropfen tödten ſicher nach zwölf Stunden — um die achte Stunde leerte ſie den Becher. — Horch! — ſie zählte ſieben. — Noch eine Stunde und ſie iſt im Paradieſe und ich ſehe ſie nicht wieder; denn da ſind mir die Pforten verſchloſſen.

Frau! — ſagte Meiſter Peter, den ihr Jammer endlich rührte — Verzweifelt nicht, Euer Kind iſt nicht ohne Rettung verloren,

denn sie kann nur eine kleine Portion von Eurem Gifte bekommen haben. Ich mißtraute Euch schon längst, da leitete Gott meine Schritte nach Eurer Thüre, ich lauschte, sah durch das Schlüsselloch und sah, wie Ihr eben die Tropfen in den Becher träufeltet, ihn bedecktet und Euch entferntet. Da öffnete ich leise die Thüre, schlich hinein, goß den Wein aus beiden Bechern zu dem offenstehenden Fenster hinaus und füllte sie, Euch zu täuschen, von Neuem aus dem Kruge. Leider muß ich ihn nicht rein ausgeschüttet und sich Gift zu Boden gesetzt haben und so muß etwas darin geblieben seyn — oder habt Ihr vielleicht hernach noch einmal —

Narr! — sagte Franzeska lachend — Du erzählst mir da wunderliche Dinge. — Hast Du denn Deine Schlangennatur abgelegt und sie mit Mitleid vertauscht? Du lügst, um mich zu trösten. — Spare die Mühe. — Wer sein Kind in fremde Arme legen, wer ihm den Giftbecher füllen konnte — der ist verdammt hier und dort und aller Trost ist an ihm verschwendet. — Sie blickte bei diesem

Worten wieder ſtarr vor ſich nieder und ſprach ferner kein Wort.

So wenig wie Laurette Franzeska als Mutter geliebt hatte, ſo war ſie doch durch das Vorgefallene tief erſchüttert. Sie wußte nicht, ſollte ſie ſich freuen, daß dieß Weib ihre Mutter nicht war, ſollte es ſie ſchmerzen, daß ſie nun ſo ganz einſam, eine Waiſe da ſtand. Sie trat zu Franzeska.

Ich vergebe Euch die ſo lange Täuſchung, — ſprach ſie — vergebe Euch, daß Ihr mich unglücklich gemacht habt, aber ſagt mir auch, wer ſind meine Aeltern?

Franzeska ſchwieg.

Meinen Verluſt habe ich nicht zu bedauern — fuhr Laura fort. — Mich zog mein Herz nie zu Euch, nicht zu dem, den Ihr meinen Vater nanntet, vielleicht iſt mir ein beſſeres Loos beſchieden. — Wo weilt mein Vater, wer iſt meine Mutter?

Die Sünde! murmelte Franzeska vor ſich hin und ſchwieg.

Nicht die Bitten Georg's, nicht die Drohung Meiſter Klauſens konnte ſie zu reden

den bewegen, ſie ſchwieg und verfiel in eine Art Starrſucht. Als aber die Glocke acht ſchlug, ſprang ſie auf.

Verhüllt mein Antlitz! — rief ſie. — Die Engel ſteigen hernieder und kommen, die Seele der Heiligen aus der Hand des Todes zu empfangen. — Verhüllt mein Antlitz, daß ſie mich nicht erkennen, ſie fordern mich ſonſt vor Gericht und dann iſt für mich kein Erbarmen! — So! — rief ſie nach einer Weile und ſtrich ſich die herabgefallenen ſchwarzen Locken von der Stirn. — Nun kann ich wieder frei athmen, frei aufblicken — es iſt vorüber! — Sie ſchwangen ſich auf und trugen die Lilie auf ihren ſchneeweißen Armen empor — mich ließen ſie zurück!

Dieß ſagend, ſank ſie ermattet zuſammen.

17.

Meiſter Peter's Vermuthung, daß ein Reſt vergifteten Weines im Becher geblieben ſeyn müßte, war richtig geweſen, doch die

Heilmittel, die Jugend und die kräftige Natur Mariens hatten schon in der Nacht den Sieg über das Gift errungen, so daß ihr körperlicher Zustand am Morgen leidlich war und sie schon das Bett verlassen konnte; ihr Gemüth war jedoch noch sehr angegriffen. Der Vorfall des vorigen Abends hatte sie zu tief erschüttert, als daß sie sich so schnell hätte fassen können, und der Glaube, der alte Mann, an dem sie so ganz mit kindlichem Herzen auch jetzt noch hing, sey nicht ihr Vater, sey ihr ein fremder Wohlthäter, war ihr bitter und schmerzhaft. Und gegen wen sollte sie dieß Herz voll Liebe, dieses edle Gemüth vertauschen? Gegen einen Mann, vor dem sie immer mit Widerwillen zurückgetreten war und den sie nicht lieben, nicht achten konnte? Gegen eine Mutter, die ihr den Giftbecher gereicht, vor der ihr schauderte und für die höchstens das Mitleid sprechen konnte? Selbst wenn sie Georg ängstlich und sorgsam neben sich sitzen sah und Worte des Trostes vernahm, schien ihre Seele nicht ganz bei ihm zu seyn; sie streckte die Hand nach dem Blinden, der schweigend und in sich verschlossen da saß, und es schien, als ob sie

mit heißerer Liebe als je an ihm hinge. Nach der Mutter fragte sie nur selten, den Vater erwähnte sie gar nicht; ihr ward es schwer, diesen theuern Namen einem Andern als dem zu geben, der so väterlich für sie gesorgt hatte. Das Bild ihrer Mutter hatte bisher nur wie im Traume sie umschwebt und sie hätte es eher mit einem andern vertauschen können, wenn es nur nicht das Bild Franzeska's gewesen wäre.

Sie saß, das Geschehene überdenkend und noch sehr ermattet, in dem Armstuhle, als man ihr meldete, Grumbach wünsche sie zu sprechen. Der Arzt, der eben gegenwärtig war und dem der Eindruck nicht entging, den diese Nachricht auf sie machte, wollte es hindern, aber sie verlangte ihn zu sehen. Er ist mein Vater, ihm darf meine Thür nicht verschlossen seyn! sprach sie.

Als Grumbach eintrat, verlangte er von den Umstehenden, ihn mit Marie allein zu lassen. Meister Klaus leitete den Harfner hinaus, Georg aber wollte das Gemach nicht verlassen. Grumbach befahl es ihm im gebietenden Tone, er aber erwiederte ruhig:

Nach dem, was geſchehen iſt, laß' ich mein Weib hier nicht allein, nicht mit dem Vater, nicht mit der Mutter, und ich bleibe!

Grumbach, die Feſtigkeit Georg's kennend, beſtand nicht weiter darauf und meinte, es wäre auch wohl gut, daß er das mit anhöre, was er Marien zu ſagen habe, und ohne irgend eine Liebkoſung oder irgend eine Aeußerung der Freude begann er:

Du ſollſt meine Tochter ſeyn? Ich will es glauben, obgleich die Wahnſinnige mir ſchon eine als ſolche unterſchob; doch muß ich Dich fragen, haſt Du ein Mahl auf Deiner linken Schulter?

Marie bejahete es erröthend.

So hat der Zufall dem Weibe treulich beigeſtanden, — fuhr er fort — und ich will meine Zweifel unterdrücken. Höre weiter! — Gott hat meine Ehe reichlich mit Kindern, auch mit Töchtern geſegnet, ſo daß Du es mir nicht verargen kannſt, wenn mich das Glück, eine Tochter im Fluge erhaſcht zu haben, eben nicht berauſcht. Du biſt mir ſo lieb als mir jene war, in mancher Hinſicht lieber, und ich werde gern ein gütiger

Vater gegen Dich seyn, nur verlange ich eins —

Und was ist dieß Eine? unterbrach ihn Georg.

Daß es der Welt ein Geheimniß bleibt, daß Du meine Tochter bist. Dir kann es nichts nützen, wenn sie es weiß. Bleib' vor der Welt des Harfners Tochter.

Auch im Herzen! sagte Marie unwillkührlich.

Nun, dann soll Dir auch eine Mitgift werden —

Herr! — fuhr Georg auf, den diese Worte empört hatten — behaltet Eure Mitgift; was aus Euern Händen kommt, bringt überdieß keinen Segen. Auch ohne Euer Geld wird mein Weib mit Freuden den blinden Harfner als ihren Vater erkennen und es mit freudigem Herzen vergessen, daß Ihr der Vater seyd. Glaubt es mir, Herr, sie müßte ja doch nur erröthen, wenn sie Euch Vater nennen wollte. Seyd außer Sorgen —

Bursche! fuhr Grumbach auf.

Droht nicht! — unterbrach ihn Georg — Ich war Gefangener, der Markgraf gab mir die Freiheit und wird mich und mein Weib gewiß schützen. Ueberdieß muß ich Euch ersuchen, uns zu verlassen. Der Vaterrechte habt Ihr entsagt, mithin bleibt Euch kein Recht, uns lästig zu werden.

Beruhige Dich, Georg! — bat Marie — Laß mich mit dem Vater reden. — Was Ihr verlangt, Herr, — wendete sie sich zu Grumbach — werde ich erfüllen; ich werde es zu vergessen suchen, was Ihr so leicht vergessen könnt. Aber auch ich habe eine Bitte an Euch, die erste und wohl auch die letzte. Sorgt für die Mutter, damit es ihr wohl gehe, Elend sie nicht in's Verderben zurückführe und sie Zeit zur Buße gewinne. Versprecht es mir!

Hm! — brummte Grumbach, sinnend, was er erwiedern sollte.

Quält Euch nicht um eine Antwort! — sagte Georg — Ihr braucht nicht für sie zu sorgen, das überlasset mir. Bin ich auch noch nicht Herr meines Vermögens, so hat doch Meister Klaus mich an Kindes Statt

angenommen, und da wird ſich wohl ſo viel finden, einer Unglücklichen die Tage zu friſten. Geht mit Gott, Herr! Kümmert Euch nicht um Euer Kind, nicht um deſſen Mutter. Wir verlangen von Euch nichts als Ruhe, und die werdet Ihr uns doch wohl gönnen. —

Wie es Euch beliebt! ſagte Grumbach mit dem höchſten Gleichmuthe und ging nach der Thür.

Da ſprang Marie, ſo ſchwach ſie auch war, von ihrem Seſſel auf, ergriff Grumbach's Hand, küßte ſie mit Innigkeit. Zürnt mir nicht, — bat ſie — und ſcheidet nicht in Unmuth von mir. Sprecht nur ein freundliches Wort, gönnt mir einen herzlichen Blick!

Den Bitten dieſes Engels konnte der Fühlloſe nicht widerſtehen, er ſchloß ſie in ſeine Arme, küßte ihre Stirn und entfernte ſich ſchweigend.

Georg hatte mit finſterm Blicke Marie dieß kindliche Opfer bringen ſehen; aber ſie liebkoſ'te mit himmliſcher Freundlichkeit den Ernſten. Sey nicht böſe, mein Georg! —

ſprach ſie — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein Herz mir nicht wohl will, am wenigſten das Herz meines Vaters; ich muß' es verſöhnen!

Georg fühlte in dieſem Augenblicke den hohen Werth ſeines Weibes, er drückte ſie liebend an ſein Herz. Wahrlich, Marie, — rief er, — Du biſt beſſer als ich!

18.

Schon am folgenden Abend ſaß die kaum Geneſene an Franzeska's Krankenbette.

Hier ſcheitert meine Kunſt, — ſagte der Arzt — ihr Gemüth iſt zerrüttet, nicht ihr Körper. Wahnſinn hat ſie ergriffen und den kann nur die Zeit heilen.

Marie litt unausſprechlich, die ſteten Phantaſieen der Kranken, die immer in dem Etſchthale auf den ſteilen, herüberhangenden Felſen zu ſitzen glaubte und ſtets den Giftbecher vor ſich ſah, erſchütterten ihr Gemüth und

wenn es auch Georg endlich gelungen war, sie von dem Krankenbette zu entfernen, so zog doch das Mitleid, wohl auch das kindliche Herz sie wieder hinüber; denn nur wenn die Wahnsinnige Mariens Hand erfaßt hatte, oder sie mit ihren stieren Augen das freundliche Weib anblickte, schien sie beruhigt zu seyn.

Laurette hingegen verließ selten ihre Kammer und kümmerte sich wenig um Franzeska, die sie, jemehr sie über ihr Schicksal nachdachte, desto stärker zu hassen begann. Der Seckelmeister hatte ihr im Namen des Markgrafen 1000 Gulden ausgezahlt, dieß und mehre Kleinodien, die sie von dessen Freigebigkeit besaß, setzten sie in Stand, wenigstens für den Augenblick sorgenfrei zu leben. Sie hatte schon am Morgen das Schloß verlassen und nach Augsburg sich begeben wollen; Otto aber, der nach dem Vorgefallenen erst die Ankunft des Markgrafen und dessen Befehle abwarten wollte, hielt sie davon ab. Sie fügte sich in seinen Willen, schien sich ganz ihrer Neigung hinzugeben, glaubte kein anderes Glück, als in Otto's Liebe zu finden und so

besonnen auch dieser geworden war, so sehr er auch gegen sich selbst kämpfte, so konnte er doch leicht voraussehen, daß sie ihn bald mit ihren Zaubernetzen ganz umstricken würde.

Den Markgrafen hielten wichtigere Angelegenheiten vor Nürnberg zurück. Kurfürst Moritz war bis Inspruck vorgedrungen und hatte den Kaiser gezwungen, vor ihm zu fliehen. Die abgebrochenen Unterhandlungen in Passau waren wieder angeknüpft und indessen eine Art Waffenstillstand eingetreten, welchen die verbündeten Fürsten benutzten, einen Vergleich zwischen dem Markgrafen und der Stadt Nürnberg zu Stande zu bringen. Endlich gelang es ihnen, da Markgraf Albrecht wohl einsah, daß er seine beßten Kräfte vor dieser mächtigen Stadt unnütz vergeuden würde. Er hob die Belagerung auf und gab die eroberten Städte und Schlösser zurück; jedoch mußte Nürnberg außer 200,000 Goldgulden Kriegskosten dem Markgrafen noch 6 ganze Karthaunen und 400 Centner Pulver geben. Auch schloß Wilhelm von Grumbach zur nämlichen Zeit einen Vertrag mit Würzburg, wonach das Würzburger Land dem Markgrafen 200,000

Gulden baar bezahlte und einen großen Theil seiner Schulden übernahm. Erst nachdem dieß Alles geordnet war, kam der Markgraf nach Beiersdorf, wo sich seit diesem Vorfalle nichts Wesentliches geändert hatte.

So vergingen mehre Tage. Franzeska's Sinne blieben zerrüttet und Mariens Körper, durch die Nachtwachen angegriffen, immer noch schwach. Laura zog das Netz immer enger und enger um den leidenschaftlichen Jüngling, der nicht mehr auf des Narren Warnung hörte. Der Harfner war glücklich, auf gewisse Weise seinem Kinde wiedergegeben zu seyn, und Meister Klaus ordnete das Nöthige zu der bevorstehenden Abreise nach Nürnberg, wozu ihm der Markgraf die Erlaubniß gegeben hatte.

19.

Soll ich Dir rathen, junger Freund, — sprach am andern Tage der Ankunft des Markgrafen, Meister Peter zu Otto — so besteige Dein Roß und ziehe morgen mit dem Freun-

de nach Nürnberg, bleibe ſo lange bei ihm, bis Dich die Kriegstrompete wieder in's Feldlager ruft, hier iſt nicht gut ſein für Dich.

Weßhalb? fragte Otto erſtaunt.

Der Falke zieht wieder in langen Kreiſen über der ſchon einmal gerupften Taube, gib Acht, er packt ſie von neuem.

Dann, Freund, — erwiederte Otto — dann folge ich Deinem Rathe gewiß; früher aber nicht.

Otto, — ſprach der Kleine — kennſt Du das alte Sprichwort nicht: „Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen!?“ Nimm Dich in Acht; denn — ſagte er hämiſch lächelnd und zog ein Schreiben unter ſeinem Mäntelchen hervor — ich ſoll Dir dieß Schreiben mit der Weiſung geben, es ſogleich dem Oberhofmeiſter nach Erlangen zu bringen und nur mit Antwort zurückkehren. — Nimm Dich in Acht, daß es kein Urias-Brief iſt!

Otto belachte den Einfall. — Nun wahrlich, zu ſo etwas iſt der Herr zu edel! ſprach

er, bestieg seinen Rappen und ritt sorglos nach Erlangen.

Aber der Narr konnte doch in gewisser Art Recht gehabt haben; denn der alte Oberhofmeister hielt Otto unter mancherlei Vorwand lange auf und als er ihn endlich abfertigte und er auf dem Schlosse eintritt, war es Nacht, der Markgraf schlief schon und Laurettens Thüre war verschlossen und sie öffnete sich ihm trotz wiederholtem Klopfen nicht.

Am Morgen, als er dem Markgrafen den Brief brachte, der eben keiner großen Eile bedürfen mußte, da er ihn unerbrochen auf den Tisch warf, sagte ihm dieser mit Huld —

Otto, ich habe Dich als einen recht wakkern Burschen kennen gelernt, und was mir Dein Freund, der Narr, von Dir gesagt, so hast Du Dich auch ziemlich männlich der Italienerin gegenüber benommen, deßhalb will ich Dir wohl und habe Dich Deines Amtes, sie zu begleiten, entbunden; es schien mir überdieß, als ob Du es nur wider Willen übernommen hättest. Ich habe sie allein ziehen lassen und so ist es besser.

Otto war bei dieſer Nachricht wie vom Donner gerührt.

Ich meinte es gut mit Dir! — fuhr der Markgraf fort. — Willſt Du ihr in vierzehn Tagen folgen, ſoll Dir kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Bis dahin überlege und prüfe genau. Nun geh'!

Als Otto den Herrn verließ, fand er den Narren im Vorzimmer.

Nun? fragte ihn dieſer höhniſch lachend.

Wohin haben ſie Laura gebracht? fragte ihn Otto mit Heftigkeit.

Was weiß ich es! erwiederte Peter.

Hämiſcher Menſch! — rief Otto zornig. — Aber Du ſollſt mich nicht hindern, heute noch dem Markgrafen den Dienſt aufzuſagen und ſie aufzuſuchen; finden werde ich ſie gewiß! Dieß ſagend, eilte er fort.

Otto, Otto! rief ihm der Kleine ängſtlich nach.

Was willſt Du? fragte der Jüngling ſich wendend.

Nimm doch meine Schellenkappe auf die Reiſe mit, Du wirſt ſie brauchen können.

Otto warf einen verächtlichen Blick auf den Narren und ließ ihn stehen.

20.

Der Markgraf schien nicht unwillig zu seyn, als Otto ihn gleich darauf um seine Entlassung bat.

Ich kann Dich nicht zurückhalten, wenn Du Deinem Verderben entgegen gehen willst, kann nichts weiter für Dich thun, als Dich wieder freundlich aufnehmen, wenn Du von Deinem thörigen Abenteuer zurückkehrst. Gott befohlen!

Er ließ ihn stehen und ging zu Marien, die sich eben zur Abreise mit ihrem Gatten, dem Harfner und Meister Klaus anschickte.

Ihr nehmt, so wie ich höre, die Wahnsinnige mit Euch, — sprach der Markgraf — obgleich ich ihr einen Aufenthalt auf diesem Schlosse gönnen und für sie sorgen wollte; dieß macht Eurem Herzen Ehre! — Dann reichte er ihr ein Schmuckkästchen. — Nehmt und tragt es mir zum Andenken! — fuhr

er fort, es der Verlegenen aufdringend. — Nehmt es, denn wahrlich, Frau, Ihr seyd das erste Weib, vor dem ich mit Ehrfurcht stehe! Wüßte ich unter den fürstlichen Fräulein Eine, die Euch glich', ich glaube mein Vorsatz, mich nur der Dame Fortuna anzutrauen, würde schwankend, und ich schmiegte mich in's eheliche Joch.

Marie nahm das Geschenk; dann reichte er jeden zum Abschiede die Hand und verließ noch früher als sie das Schloß, um sogleich mit dem Heere zu neuem Kampfe aufzubrechen.

Mit Innigkeit wurde Marie in Nürnberg von Georg's Aeltern empfangen und sie verbreitete einen neuen Reiz über die Tage der Alten. In ruhiger Stille verlebte sie an ihres Gatten Seite ihre Tage, nur der Mutter Wahnsinn störte zuweilen ihr Glück. Oft noch lauschte Meister Klaus, wenn sie mit ihrer melodischen Stimme den Gesang des blinden Harfners begleitete.

Gera, gedruckt mit Schumann'schen Schriften.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Viertes Bändchen.

Romantiſche Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers,
Markgrafen von Brandenburg.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Romantiſche Gemälde

aus dem Leben

Albrecht des Kriegers,

Markgrafen von Brandenburg.

Von

A. von Tromlitz.

Vierte Abtheilung:

Das Schlachtfeld von Sieversshauſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

1.

An einem heißen Nachmittage des Juli-Monats im Jahr 1552 zogen zwei Reiter die Straße nach Frankfurt und unterhielten ſich eifrig. Es mochten Krieger ſeyn, wie ſie zu damaliger Zeit im lieben deutſchen Lande, Dienſte ſuchend, ſchaarenweiſe umherzogen, und fanden ſie keine, ward ihr Seckel leer, dann thaten ſie ſich in Haufen zuſammen, wählten einen Anführer und lebten, zum Schrecken des Landmannes und der Reiſenden, trotz des Landfriedens, vom Stegreif.

Dieſem ähnlich waren auch die beiden Geſellen, wovon den Einen ein elender Klepper trug, der Andere auf einem ſtattlichen Roſſe ſaß. Beide aber, Roß und Mann, ſchienen müde zu ſeyn und ſich nach der Herberge zu ſehnen.

Der Reiter, welcher den magern Klepper ritt, hatte viel Aehnliches mit seinem Gaule. Mager, wie das verhungerte Thier, hing er nur in seinem Harnisch und man hätte denken sollen, die eisernen Schienen zögen mit ihrem Gewichte seine Beine hinunter, so matt hing er auf seinem Klepper, der, über jeden Stein stolpernd, neben dem Streitrosse des Andern einher trabte. Aber so abgespannt, so kraftlos auch der Reiter zu seyn schien, so blitzten doch seine dunkeln, leuchtenden Augen unter den buschigen Augenbrauen feurig hervor und der krause Bart, der fast die Lippen bedeckte, gab ihm eher ein wildes als ein mattes Ansehen. Zwischen alle diesem lag auf seinem Antlitz ein Ernst, der mehr edel als finster zu nennen war, und das lange, hagere Gesicht, die tiefen Furchen, welche das Schicksal, der Zeit vorgreifend, darein gezogen hatte, würden eher Theilnahme erregt, eher angezogen als abgestoßen haben, hätte sich nicht in dem ganzen Manne ein bitterer Hohn ausgesprochen, der Jeden, der sich ihm nahen wollte, abschreckte; das Schicksal mußte ihm hart mitgespielt haben.

Sein Reisegefährte war ein ganz anderer Geselle; jung, kraftvoll, voll Lebensmuthes. Bald sang und pfiff er, gab zuweilen seinem müden Rosse aus bloßem Uebermuthe ganz zur Unzeit die Sporen, bald ließ er den gelockten Kopf hängen oder blickte schwermuthvoll nach dem blauen Himmel, den heute kein Wölkchen trübte. Daß die Liebe ihn schwermüthig, die Jugendkraft ihn lustig stimme, konnte Jeder leicht sehen, der das menschliche Herz nur ein wenig kannte. — Es war Otto, der Leibtrabant Markgraf Albrecht's, der bisher vergebens die Kreuz und Quer gezogen war, seine verschwundene Schöne, die Italienerin Laurette, aufzusuchen.

Wir sind dem Lager so nahe, — sagte jetzt der hagere Reiter — laßt uns die Rosse ein wenig anhalten und sie verschnaufen; ehe es Abend wird, sind wir längst dort. Singt lieber ein Liedchen, junger Mann, hängt den Kopf nicht so und seht nicht so erbarmenswürdig auf Euern Sattelknopf nieder, dort sitzt's Liebchen wahrlich nicht!

Otto hielt sein Roß an und blickte verdrießlich auf seinen Reisegefährten.

Nun, ſtiert mich nur nicht ſo feindlich an, Herr Leibtrabant Markgraf Albrechts! — fuhr Jener fort — Ihr habt wahrlich keine Urſache, den Kopf hängen zu laſſen und über Euer Schickſal zu klagen. Wer heißt Euch, wie ein Landſtreicher einer unnützen Dirne nachreiten, die wahrlich nicht des Spornſtichs werth iſt, mit dem Ihr Euern wackern Gaul vorwärts treibt. Fragt den Markgrafen, der wird ſchon wiſſen, wo die Dirne ſteckt; ſucht ſie in ſeinem Feldlager auf, dort findet Ihr ſie gewiß.

Habt Ihr Euer Verſprechen ſchon vergeſſen, nie dieſe Geſchichte zu berühren? ſagte Otto unmuthig.

Und Ihr das Eurige, Euch von dem abgeſchmackten Abenteuer die gute Laune nicht verderben zu laſſen? — erwiederte der Andere — Ihr fangt früh an, Euch das Leben zu verbittern; wartet es doch fein gelaſſen ab, bis die Zeit kommt, wo das Schickſal über Euch losbrechen wird; es bleibt ſicher nicht aus. Erſt wenn Euch ein wirkliches Unglück trifft, dann laßt Euch die Stunden eines mühevollen Lebens verbittern, jetzt aber, in Eurer Jugendfriſche, iſt es noch

nicht an der Zeit, besonders nicht um einer solchen Buhlerin willen.

Ihr predigt wie ein Dominikaner, — unterbrach ihn Otto — verweis't mich auf das Lied vom Frohsinn und plärrt selbst das Miserere den ganzen Tag, sprecht mir Muth ein und hängt auf Eurem polnischen Klepper wie ein zusammengeflickter Gliedermann. —

Ein sonderbares Lächeln umzog bei diesen Worten den Mund des hageren Mannes, man konnte nicht wissen, war es Stolz, Hohn oder Wuth, was es aussprach, aber das sah man deutlich, daß der Reiter und sein Roß in diesem Augenblicke alle Kräfte anstrengten; denn der Reiter hob sein gesenktes Haupt, der gebeugte Rücken verlängerte sich, die schlaffen Schenkel umschlossen fest und kraftvoll das magere Roß, das, von diesem Drukke aufgeweckt, Kopf und Schweif hob und mit brausenden Nüstern neben dem schwarzen Streitrosse stolz einher schritt, Roß und Reiter waren verändert.

Junger Mann! — sagte der Hagere — wäret Ihr nicht so ein wackeres Gemüth, wie Ihr es mir schon, seitdem wir zusammen ziehen, oft bewiesen habt, wahrlich! der

Gliedermann raffte seine letzte Kraft zusammen, Euerem Schädel Achtung, dem Alter, mehr noch Achtung dem Unglück einzuprägen, so aber —

Zürnt mir nicht! — unterbrach ihn Otto beschwichtigend — Weiß ich denn, ob Euch das Unglück verfolgt? Daß Ihr ein verdrießlicher Reisegefährte seyd, das allein weiß ich und habe Eure Launen und Euern Unmuth nur geduldet, weil ich ahnete, daß Ihr ein Unglücklicher wäret. Ich habe Euch offen meinen Kummer mitgetheilt, Ihr mir den Euren verschwiegen. Ihr neckt mich ewig, daß ich umher ziehe und ein Mädchen suche, dem vielleicht nicht einmal etwas daran gelegen ist, wenn ich sie finde, und lasse ich meiner Laune den Zügel und berührt sie eine Saite, die Eure Ohren verletzt, dann hättet Ihr schier Lust, mit Eurem rostigen Schwerte mir das Hirn einzuschlagen. Ich habe Euch noch nicht einmal nach Eurem Namen gefragt —

Den werdet Ihr auch so bald nicht erfahren! fiel ihm der Andere finster in die Rede.

Nun, so behaltet ihn für Euch! brummte Otto vor sich hin, ließ seinem Rappen die

Zügel, der jedoch nun in ſtarkem Schritte der Herberge zueilte.

So waren ſie eine Weile geritten, als der Alte das Schweigen brach. Sagt mir doch, ſind denn Markgraf Albrecht und Moritz von Sachſen ſo recht ein Herz und eine Seele?

Könnt' es eben nicht ſagen! — erwiederte Otto — Schon ſeit Ulm ſchien mir die Freundſchaft der beiden Fürſten ziemlich lauer geworden zu ſeyn. Ihr wißt, dort treunte ſich der Kurfürſt von dem Markgrafen und dieſer züchtigte, während Moritz nach Tyrol zog, die Biſchöflichen und Nürnberg, zog dann nach Mainz und rupfte dieſer fetten Henne ihre beßten Federn aus. Als aber der Kaiſer ſich nicht fügen wollte und Kurfürſt Moritz unverrichteter Sache Paſſau verließ und mit dem Heere vor Frankfurt zog, ſchloß ſich der Markgraf wieder an ihn an und belagerte Sachſenhauſen. Das Ding dauerte ihm aber zu lange; denn ſeit Herzog Georg's von Mecklenburg Tode, den bei'm Verfolgen der Feinde eine Kugel traf, ging die Sache gar langſam von Statten und der Markgraf verließ noch einmal mit ſeinen

Völkern das Heer, suchte Worms und Speier heim, plünderte Mainz und kehrte dann, da der Kurfürst wieder nach Passau gegangen war, den Frieden mit dem Kaiser endlich abzuschließen, zum zweiten Male nach Frankfurt zurück.

Mich dünkt, sie passen nicht recht für einander! — nahm jetzt der Hagere das Wort — Der Eine rasch in Wort und That, offen, ohne Hehl, der Andere versteckt, die That immer anders als sein Wort. Zwei solche Männer können meinem Bedünken nach nicht so recht lange fest beisammen halten, der Offene wird überlistet, und kömmt er dahinter, so schlägt er mit dem Schwerte drein und aus ist die Freundschaft. —

Hm! — brummte Otto vor sich hin — So könnt' es wohl kommen!

In Einem sind sie sich gleich! — fuhr Jener fort — Beide sind wackere Krieger, Beide haben Muth, Beide sind rasch mit dem Schwerte zur Hand; nur buhlen sie dabei nicht um ein und dasselbe Liebchen. Der Eine weiß eigentlich selbst nicht, was er will, da er Alles will; Kriegsruhm möchte er erwerben, damit von allen Seiten die Reisigen

und Lanzknechte angezogen kämen, sich unter seine Fahnen zu stellen, Geld und Gut, um es mit Weibern, seinen lustigen Gesellen und mit den Soldaten zu verprassen, und Land und Leute möchte er gewinnen, damit eine Menge Lehnsträger ihm folgen und die Unterthanen Geld geben müßten, neue Regimenter werben zu können. Markgraf Albrecht will den Krieg des Krieges wegen.

Nicht so der bedächtige Moritz. Kriegsruhm ist ihm lieb, der Ehre wegen und des Vortheils, den er daraus ziehen kann, Geld und Gut mag er gern erwerben, um es als ein kluger Haushalter zu Rathe zu halten, damit er es im Fall der Noth habe; und Land und Leute erwerben, das ist sein Element und sollte er sich dem Teufel darüber verschreiben und Gott und seinen Glauben darüber vergessen!

Da haltet Ihr es gewiß mit dem Bedächtigen? unterbrach ihn Otto.

Wer sagt Euch das? — erwiederte der Andere, höhnisch lachend — Mit ihm es halten, da bewahre mich Gott vor!

Nun, so zieht mit zu Markgraf Albrecht! meinte Otto.

Wüßt' ich, daß die Freundschaft bald zu Ende ginge, thät' ich es mit Freuden!

Ihr seyd ein sonderbarer Mann, lobt den Kurfürsten —

Den Moritz von Sachsen, wollt Ihr sagen? — unterbrach ihn der Hagere heftig, sein Auge glühte und seine Faust rückte unwillig mit dem Zügel, daß der Klepper mit dem Kopfe zurückschnellte. Auch dem Feinde muß man Gerechtigkeit wiederfahren lassen, selbst wenn man ihn haßt! sagte er dann finster.

Also Moritz ist Euer Feind? — Nun so seyd Ihr gewiß ein Diener des gefangenen Herrn, den der Kaiser mit sich herumführt, aller Welt zur Aergerniß?

Errathen! — erwiederte der Alte — Und ich bin stolz, eines solchen Herrn Diener gewesen zu seyn.

Und seyd ihm doch nicht in die Gefangenschaft gefolgt, fragte Otto. Bei diesen Worten drückte der Hagere dem Polen die Sporen so unsanft in die Weichen, daß er aus seinem kurzen Trott im Galopp dahin jagte. Otto folgte ihm und holte ihn bald ein.

Herr! — ſagte er hier zu ihm — Ihr ſeyd über meine Worte unwillig geworden und habt es Eurem armen Gaule entgelten laſſen, der ſo fürchterlich ſchnauft, daß es einen jammern möchte; haltet doch Euer Roß an und laßt uns fein ruhig und friedlich neben einander reiten. Meine Frage von vorhin war ſo böſe nicht gemeint.

Der Alte ſchien auf die beſchwichtigenden Worte Otto's zu achten, hielt ſein Roß an und ſetzte nun langſam aber ſchweigend ſeinen Weg fort.

Nach einer Weile brach der Alte das Schweigen wieder. —

Ihr möget vorhin wohl Recht gehabt haben, die Frage an mich zu thun, junger Mann! — ſagte er. — Denn ein treuer Diener ſeines Herrn ſollte ihn nie, am wenigſten im Unglück, verlaſſen; darum ſey es Euch verziehen und da Ihr mir früher Vorwürfe gemacht habt, daß ich Euch nicht mit gleicher Offenheit entgegen gekommen bin wie Ihr mir, ſo will ich es wieder gut machen und mich zugleich vor Euch entſchuldigen.

Ich heiße Dietrich von Karras, bin ein ſächſiſcher Edelmann aus der Gegend von Wit-

tenberg, war Kurfürst Johann Friedrich's Lehnmann und ward gleich nach seines Vaters Tode einer seiner Räthe, da ich vorher nur Hofjunker gewesen und mit dem seligen Herrn auf die Jagd geritten war. Im Rathe, ich gestehe es Euch unverholen, taugte ich nicht viel; denn gelernt habe ich wenig, kein anderes Buch gelesen, als des Doctors Martini heilige Schrift und mich überhaupt mehr mit dem Kriegshandwerk als mit Praktiken abgegeben. Aber wo man mit der gesunden Vernunft ausreicht, wo allenfalls auch ein klares Auge die drohende Gefahr voraussehen kann, da stand ich im Rathe meinen Mann. Galt es aber die edle Jagd, oder irgend die Rüstung zu einem Kriege, so saß ich fester im Sattel als irgend einer der klugen Räthe, die mit ihren langweiligen Bedenklichkeiten unsern überdieß ruhigen Herrn nur noch ruhiger machten; auch war ich ein Freund Luther's, der mir wohlwollte und oft mein aufbrausendes Gemüth mit seinem kräftigen Worte beschwichtigte und ich glaube, hätte mir der nun schon in Gott ruhende fromme Mann nicht beym Kurfürsten das Wort geredet, die Räthe, die mich schon längst anfeindeten, hät-

ten

ten mich schon früher von meinem guten Herrn getrieben. Aber des Doctors Martini Wort galt viel und man hörte auf ihn.

Ihr kennt die Geschichte des schmalkaldischen Bundes; mir wollte er nie gefallen. Viel Köpfe, viel Sinne! Manchem, so wie dem Kurfürsten, war die Religion und die Freiheit des Vaterlandes Zweck und Ziel; Viele hingegen wollten nur ihr Privatinteresse dadurch befördern. Der Kurfürst, stets bedächtig und schwankend, Landgraf Philipp von Hessen, unternehmend und rasch in Geist und That, wie konnten die beiden Häupter neben einander stehen, wie den Bund zu etwas Ersprießlichem führen? Ich war immer auf der Seite des Landgrafen, erzürnte schon bei Ingolstadt meinen Herrn, als ich in ihn drang, das schlecht befestigte kaiserliche Lager, wie es der Landgraf wollte, anzugreifen, ehe Kaiser Karl die Verstärkung aus den Niederlanden an sich zöge, und als die Nachricht von dem heimtückischen Beginnen Herzog Moritzens im Lager eintraf und der Kurfürst seinen bedrängten Landen zu Hilfe ziehen wollte, da beschwor ich ihn, sein Land zu opfern und die allgemeine Sache nicht zu verlassen, stellte

ihm vor, daß, wenn der Kaiser geschlagen würde, Herzog Moritz verloren und Alles ohne Schwertschlag wieder gewonnen sey; aber die andern Räthe waren für ihre Schlösser bange und so zogen wir nach Sachsen.

Was bis zur Mühlberger Schlacht geschah, wißt Ihr. Diese Schlacht, Gott vergebe denen nimmer, die sie schlugen, ging durch des Kurfürsten Sorglosigkeit und wahrscheinlich auch durch Verrätherei verloren. Ich theilte des Herrn Gefangenschaft, war zugegen, als sie ihm vor Wittenberg das Todesurtheil vorlasen, erkannte hier erst recht seinen frommen Muth, mit dem er es anhörte und sich zum Sterben bereitete, und, von jeher mit Leib und Blut ihm ergeben, schwur ich in diesem Augenblicke, auch, wenn es zu seinem Heile wäre, Leib und Seele zu opfern.

Wie zur Schau führte uns der Kaiser mit sich umher, überall mußten wir ihm folgen. Der Kurfürst ertrug auch diese Schmach geduldig und ertrug sein Schicksal als ein Held. — Ich aber murrte, zähneknirschend sah ich in Augsburg Herzog Moritz, nachdem er die Lehn vom Kaiser empfangen hatte, in vollem Gepränge bei uns vorbeiziehen. Ich

zog den Herrn fast mit Gewalt vom Erkerfenster zurück, von wo er den Zug mit ansah. — Laß mich, Dietrich, — sagte er mit freundlicher Ruhe — laß mich, den Prüfungkelch ganz leeren: Der Herr hat es über mich verhängt, sein Wille sey gelobt! — Und nachdem er eine Weile nachdenkend, mit gesenktem Haupte dagestanden, sagte er, den Blick erhebend; Vor dem Könige Himmels und der Erden werde ich an seinem Throne dereinst würdig als sein treuer Diener stehen und mag dann nicht mit Moritz tauschen. — Schon hier möchte ich es nicht, setzte er heftiger hinzu —

Aber, junger Freund, wir sind dem Lager so nahe. — Ich muß meine Erzählung abbrechen, das Weitere sollt Ihr schon ein andermal hören. — Sagt mir nur, wessen Völker stehen hier vor Sachsenhausen? Euer scharfes Auge kann wohl schon die flatternden Panner erkennen.

O ja! — erwiederte Otto. — Sie sind schwarz und weiß, das brandenburgische Feldzeichen; Markgraf Albrecht steht hier.

Nun, wenn dem so ist — sagte der Alte — und Ihr mich beherbergen könnt, möchte

ich wohl ein Paar Tage im Lager zubringen und sehen, wie die Freundschaft zwischen Moritz und dem Markgrafen sich gestaltet hat. Weiß zwar nicht, ob der Markgraf mich dulden wird.

Laßt mich nur dafür sorgen; denn hoffentlich ist er mir noch immer ein so gnädiger Herr als sonst, sagte Otto und fragte einen Reiter, der eben des Weges geritten kam, wo sie Markgraf Albrecht finden könnten.

Sie erfuhren nun, daß er an gar verschiedenen Orten sein Quartier habe. — Bald sei er im Lager, gemeiniglich in Oberoden, zuweilen auch in Offenbach.

So laßt uns nach Offenbach ziehen und das Lager umreiten! — meinte Otto. — Ich möchte wohl erst in Offenbach spioniren, ehe ich mich dem Herrn zeigte.

Und was hofft Ihr dort zu finden? fragte Herr Dietrich von Karras.

Wie könnt Ihr noch fragen? — erwiederte Otto. — Was ich so lange vergebens suchte.

Hofft oder fürchtet Ihr es da zu finden? fragte der Sachse. Otto schwieg und erwiederte nichts.

2.

So kamen sie bald, um die Landwehr reitend, an welchem das markgräfliche Lager stand, nach Offenbach, einer damals kleinen, unansehnlichen, dem Grafen von Ysenburg gehörigen Stadt. Hier ritten sie in eine Herberge ein, wo sich Otto nach Allem genau erkundigte und bald erfuhr, daß der Markgraf sich oft hier aufhalte, jedoch nur selten in dem für ihn bereiteten Quartiere auf dem gräflichen Schlosse, sondern meist in einem Bürgerhause absteige, in welchem, wie man sagte, eine junge, schöne Dame wohne, die mit ihm hierher gekommen sey. Otto erkundigte sich sogleich nach diesem Mädchen, da sie aber Niemand gesehen hatte, konnte man ihm auch über sie keine weitere Nachricht geben, als daß sie von Jedermann für die Geliebte des Markgrafen gehalten werde.

Froh, endlich sein Ziel erreicht zu haben, machte sich Otto, kaum daß es dämmerte, auf den Weg, schlich, in seinen Mantel verhüllt, nach dem Hause, wo Laurette jetzt wohnen sollte, fand es aber verschlossen. Unruhig schritt er auf und ab, sah hinauf, wo er durch

die zugemachten Laden Licht gewahrte; aber Niemand ließ sich blicken. Da pochte er leise an die Thüre und eine rauhe Stimme, welche er der Aussprache nach für keinen Hausbewohner, sondern für einen aus dem Frankenlande erkannte, fragte: wer draußen sey? Er antwortete nicht und wohl ahnend, daß der Markgraf drinnen und das Haus unten bewacht sey, trat er zurück und lehnte sich ruhig, so sehr ihm auch das Herz pochte und es ihn dort hinauftrieb, an eine gegenüber stehende Mauer, hier abzuwarten, ob der Markgraf wirklich in jenem Hause sey, oder nicht.

Er brauchte nicht lange zu warten; bald öffnete sich die Thür und der graugefleckte Saufänger, der herausprang, gab ihm die Gewißheit, daß sein Herr nicht ferne sey, trieb ihn aber auch aus seinem Versteck hervor; denn der Hund hatte ihn ausgewittert und bellte ihn grimmig an.

Der Markgraf, der eben heraustrat, ging auf Otto zu, rief den Hund zurück und fragte, wer er sey?

Meines gnädigen Herrn Leibtrabant Otto, erwiederte dieser.

Biſt Du wieder hier, hat ſich das Fieber gelegt? — ſagte der Herr lachend und winkte ihm, daß er ihm folgen ſollte — Hat Dich Dein Soldatenherz endlich wieder zu Deiner Fahne geführt, wackerer Burſche? Nun, ſo ſey mir willkommen! Solche brave Soldaten, wie Du biſt, brauchen wir hier. — Wo warſt Du in der Zeit?

Ich ſchwärmte herum wie ein fahrender Ritter —

Und haſt Deine Dame nicht gefunden — Nicht wahr? unterbrach ihn der Markgraf.

Doch, doch! erwiederte Otto vorſchnell.

Wo? fragte der Markgraf geſpannt.

Otto fühlte, daß er unvorſichtig geſprochen habe und lenkte ſchnell ein. Gefunden habe ich ſie nicht —

Nun, was redet der Narr! unterbrach ihn der Markgraf mit Unmuth und ſchritt dem Schloſſe zu, — der Trabant folgte in einiger Entfernung.

Otto! — rief ihm der Markgraf endlich wieder zu — von woher kommſt Du jetzt?

Von Trier, gnädiger Herr!

Was ſpricht man dort?

Viel und mancherlei. Dort fürchtet man, daß den Protestanten in Passau zu viel eingeräumt werden möchte, so sehr ihnen auch der Friede willkommen ist, da man durch ihn Eurer Nachbarschaft quitt würde.

Markgraf Albrecht murmelte einiges vor sich hin, das Otto nicht verstehen konnte, dann fragte er ihn: Wenn kamst Du hier an?

Heute Nachmittag.

Was suchtest Du hier auf der Straße?

Frische Luft, gnädiger Herr!

Hm! — brummte der Markgraf, der übrigens in keiner heitern Stimmung zu seyn schien — Die konntest Du überall finden. Kamst Du allein? fragte er dann weiter.

Ein alter Diener des abgesetzten Kurfürsten von Sachsen begleitete mich, antwortete der Trabant.

Haha! — rief der Markgraf — Gewiß Einer von denen, die den Mantel nach dem Winde hängen und, wie ihren unbrauchbaren Rock, den alten Herrn mit dem neuen vertauschen wollen?

Ihr irrt, gnädiger Herr! erwiederte Otto — Der Mann ist seinem Herrn noch mit Leib und Seele zugethan.

Das iſt ein Wunder! Im Unglück mögen Freunde und Diener ein ſeltener Artikel ſeyn! — Was will er denn hier?

Ich glaube, er wünſchte bei Euch Dienſte zu nehmen, gnädiger Herr!

Bei mir?

In der Vorausſetzung —

Was ſetzt der Narr voraus?

Daß Eure Freundſchaft, gnädiger Herr — doch was kümmert das mich? Ihr könntet mir zürnen —

Sprich weiter, ſprich gerade heraus! ſagte der Markgraf, ſtehenbleibend.

Daß Eure Freundſchaft mit Kurfürſt Moritz — wiederholte der Trabant — nicht von langer Dauer ſeyn würde.

Der Markgraf erwiederte hierauf nichts, und als ſie in den Schloßhof traten, gab ihm der Markgraf ein Zeichen, daß er ihm in's Schloß folgen ſollte, ging, ein Lied ſummend, die Wendeltreppe hinauf, und erſt als ſie auf einen langen Gang kamen, wo Meiſter Peter, der Hofnarr, Otto freundlich begrüßte, wandte ſich der Markgraf nach dieſem. Komm' morgen früh mit Deinem Reiſegefährten nach

Oberoden, wo Du mich treffen wirst. Nun kannst Du gehen.

Diese kurze Abfertigung verdroß Otto; er wandte sich mürrisch um, hätte bald in seiner Heftigkeit den Kleinen umgerannt, der ihn eben bei seinem, auf dem Arm zusammengerollten Mantel festhielt. Nun, nur nicht so rasch, junger Freund! — sagte er lachend — Kommt mit auf meine Kammer, eine Kanne mit Rüdesheimer steht dort parat, als ob sie auf Euch gewartet hätte —

Ich habe keine Zeit! fiel ihm Otto unmuthig in die Rede.

Hat Euch der Herr mit seiner üblen Laune angesteckt? Ja, seit einiger Zeit, besonders so oft er hier in Offenbach ist, treibt sie ihr böses Spiel mit ihm; aber kommt, hier haben die Wände Ohren und Ihr sollt manches erfahren, was seitdem vorgefallen ist. — Er zog hierbei den Trabanten fast mit Gewalt mit sich fort und Otto mußte wider Willen folgen.

In seiner Kammer angelangt, schenkte Meister Peter die Becher voll. Setzt Euch und trinkt diesen guten alten Wein mit Ruhe — sagte er — und erzählt mir, was Euch,

seit wir uns in Beiersdorf sahen, begegnet ist, dann will ich Euch auch von uns berichten.

Otto, nur an Laura denkend, nur nach ihr sich sehnend, hatte keine große Lust, dem Narren Bericht über seine thörigen Fahrten abzustatten, aber da er hoffte, von ihm manches zu erfahren, was ihm wichtig seyn konnte, so begann er endlich: Was soll ich Euch erzählen, Meister Peter? Daß ich durch mancher Herrn Länder gezogen bin —

Das ist freilich nicht viel! — meinte der Kleine — In einem Tage kann man auf einem Maulthiere zehn Herren Länder im lieben Deutschland heimsuchen.

Ihr wißt, — fuhr Otto fort — daß ich Laurette aufsuchte. Keine Stadt, kein Schloß zog ich vorüber, ohne nach ihr zu forschen, aber immer vergebens. Ich bestand manches Abenteuer, meine Faust mußte mir oft Luft machen, wenn ich zu sehr in's Gedränge kam und Händel hatt' ich vollauf. Die Taube glaubte ich ausgeflogen und sie sitzt noch im alten Neste —

Ei, das wäre! unterbrach ihn der Narr.

Rejte ich herum, ſtatt ruhig bei meinem Herrn zu bleiben, wie ſie gethan. — Erſt hier hab' ich ſie gefunden.

Hier? — grinzte Peter — Sonderbar! — Und wo das?

Seht, daß Ihr ein Scheinheiliger ſeyd und es nicht redlich mit mir meinet, ſo wie wohl mit keinem Menſchen auf Erden! — Stellt Euch, als wüßtet Ihr nicht, daß Laura hier wäre und eben kam doch der Markgraf von ihr und hätte mich nicht der ſchnuffernde Hektor verrathen, wahrlich! ich ſäße jetzt bei ihr, ſtatt hier bei Eurem ächten Weine und Eurem gleißneriſchen Geſichte zu ſitzen.

Der Kleine ſchenkte, mehr grinſend als lachend, die Becher wieder voll. Otto! — ſagte er dann — Wie oft habt Ihr mir ſchon Unrecht gethan? — Seht, ich will Euch jetzt beweiſen, wie ſehr ich Euer Freund bin, will mit Euch nach dem Hauſe gehen, aus dem Hektor kam, Euch auszuſpüren, und will eine Tracht Prügel wagen, um Euch gefällig zu ſeyn; denn wahrlich! ohne meine Protection gelangtet Ihr nicht zu dem Schatze, der, wie von Drachen, von einem baumſtarken Kerl bewacht wird.

Laura bewacht? fragte Otto verwundert.

Die Zeiten verändern sich, lieber Junge! oft mehr als wir selbst! — sagte der Kleine und über sein ganzes Gesicht breitete sich die Schadenfreude — Leert Euern Becher und kommt! — Er nahm sein Mäntelchen um und Otto säumte nicht, ihm zu folgen. Aber bald war er dem Kleinen voraus, der hinter ihm herkeuchte. Eilt doch nicht so! — rief er — Ihr kommt wahrhaftig nicht ohne mich in's Haus und kommt überdieß immer noch zu früh. — Geduldet Euch! — Aber Otto, den die Ungeduld trieb, hörte nicht auf die Bitten des Narren, ging immer rasch voraus und Meister Peter blieb endlich brummend zurück, setzte sich auf einen Eckstein, schöpfte Athem und ließ den Trabanten immer zu laufen.

Otto war indessen vor dem Hause angekommen und wollte hineinstürmen, fand es aber verschlossen, und auf sein wiederholtes Klopfen ward er mit der Antwort zurückgewiesen, daß hier auf hohen Befehl Niemand eingelassen werde. Er sah nun wohl ein, daß er Meister Peter's bedürfe; denn mit Gewalt

war hier nichts auszurichten, kehrte um, ſuchte und fand ihn auch bald.

Seht Ihr es wohl, junger Mann, — ſagte der Narr — Eile bringt ſelten Gutes. Laßt mich nur erſt verſchnaufen, legt einſtweilen die Hand auf's Herz und ſagt mir, weßhalb Ihr denn eigentlich, wie der Falke hinter der Taube, hinter der Italienerin herlauft? — Liebt Ihr ſie denn noch?

Lieben, ich das Mädchen lieben? — ſagte Otto halb vor ſich. — Nein! — Ich glaube, geliebt, ſo wahr und innig geliebt, wie Georg Marie, hab' ich ſie nie. Sie war das Ziel, nach welchem ich rang, ein ſchönes Ziel, aber wenn ich es auch erreiche, doch ein verfehltes!

Da gebt Ihr Euch viel Mühe um etwas Geringes! — nahm Meiſter Peter das Wort. — Aber was wollt Ihr jetzt da oben?

Weiß ich's? Sehen muß ich ſie, ſprechen, ihr ſagen — weiß ich, was ich will? — Kommt nur, kommt! —

Doch vorerſt Euren Handſchlag, Niemandem, wer es auch von dem Gefolge des Markgrafen ſey, und, verſteht ſich, ihm ſelbſt nicht, zu verrathen, daß ich Euch da hinauf-

gebracht. Verſichert es mir durch Hand und Mund.

Otto reichte ihm ſeine Rechte.

Nun, ſo kommt! — ſagte der Kleine und klopfte leiſe an die Hausthür. — Mach' auf, alter Cerberus! — rief er dann durch's Schlüſſelloch — Meiſter Peter iſt's!

Bei dieſen Worten öffnete ſich wie durch einen Zauberſchlag die Thüre, ein alter, bärtiger Krieger grüßte ſie mehr ehrerbietig als freundlich und ſchloß, Otto ſcharf in's Auge faſſend, wieder ſorgſam die Thüre hinter ihnen zu.

Nun faßt ein Herz! — ſagte der Kleine, die Treppe voranſchreitend.

Iſt Eure Herrin zu ſprechen? fragte er eine rothwangige, hübſche Dirne, die, im Vorhauſe ihre Spindel drehend, ein Liedchen trällerte.

Für Euch, Meiſter Peter, iſt ſie immer zu ſprechen! — erwiederte ſie, nach einer Thüre zeigend. — Tretet nur ein.

Aber ehe Peter nur den Fuß heben konnte, riß Otto die Thüre ſchon auf und ſtürzte, „Laurette!“ rufend, in das Zimmer, wollte

aber eben ſo raſch wieder zurück nach der Thüre, die ſich hinter ihm geſchloſſen hatte.

Was iſt Euer Begehr, Herr? — ſagte eine Dame, die bei ſeinem ſtürmiſchen Eintreten von ihrem Sitze aufgeſprungen war. — Was führt Euch hierher?

Ich kam — ſtammelte Otto verlegen — und hoffte Jemand zu finden —

Alſo mir galt Euer Beſuch nicht? — ſagte ſie weniger ernſt. — Wen ſuchtet Ihr?

Ich ſuchte ein Mädchen, das mir einſt werth war! erwiederte Otto, zwar noch von dem Anblick der Dame überraſcht, doch nicht mehr verlegen.

Und wer führte Euch hier ein? fragte ſie weiter.

Meiſter Peter.

Ein Schalkſtreich von ihm, und wo iſt er? — Otto wandte ſich nach ihm und bemerkte erſt, daß er ihm nicht gefolgt ſey. — Ihr riefet vorhin den Namen Laurette, meint Ihr vielleicht die Italienerin?

Ja, ſie mein' ich! — rief Otto ſchnell. — Wo iſt ſie? — O ſagt es mir, Dame!

Ich weiß es nicht! — erwiederte ſie kalt. — Bei mir werdet Ihr ſie nicht finden. Nun

lebt

lebt wohl! Wer Ihr auch seyd, ich warne Euch um Euretwillen, Niemandem zu sagen, daß Ihr hier waret.

Otto verbeugte und entfernte sich, ohne die Dame nur einmal recht in's Auge gefaßt zu haben; er war zu überrascht, zu beschämt.

Ein hämischer Streich von Euch! — sagte er im Heraustreten. — Mich bei einer Fremden einzuführen, das gedenke ich Euch, Peter, und vergebe es Euch nie!

Droht nie, wenn Ihr nicht schlagen könnt! — erwiederte der Kleine gelassen — Und schweigt, so lange wir im Hause sind, auf der Straße könnt Ihr Euerm Herzen Luft machen.

Aber auf der Straße war Otto stumm, verließ den Narren bald und ging nach seiner Herberge, ohne ihm nur gute Nacht! gesagt zu haben. Der Streich, den er ihm gespielt, war zu empfindlich.

3.

In der Herberge fand Otto seinen Reisegefährten noch wach und ihn erwartend.

Ihr scheint schon ein Abenteuer bestanden zu haben und kein glückliches, — redete ihn dieser an — denn Ihr kehrt so verdrießlich heim, wie ich Euch noch nie sah.

Der Markgraf will Euch morgen früh sprechen! sagte Otto statt Antwort.

Mir recht! erwiederte Jener.

Ihr seyd mir das Ende Euerer Erzählung noch schuldig! — unterbrach Otto endlich die eingetretene Stille, da ihm wohl bei dem Gedanken, seinen Reisegefährten morgen bei dem Markgrafen einführen zu müssen, auch die Nothwendigkeit klar wurde, daß er dessen weitere Schicksale kennen lerne. — Ich bedarf überdieß einer Zerstreuung, die meine Gedanken auf etwas Anderes lenkt. Habt die Güte und fahrt heute fort; Ihr scheint noch nicht ermüdet zu seyn und ich bin zu aufgeregt, um schlafen zu können. — Ihr endetet eben, als Ihr mit Eurem Herrn, dem Kaiser nach Augsburg zum Reichstage gefolgt waret —

Ja, ja! da blieb ich stehen! — sprach der Alte, da, als Moritz in vollem Gepränge an unsern Fenstern vorüber zog und Gott dem Kurfürsten Muth und Seelenstärke gab, dieß

ruhig mit anzuſehen. Es war ein trüber, unglücklicher Tag und ich werde ihn, ſo lange ich lebe, nicht vergeſſen, nie die Seelenſtärke meines Herrn vergeſſen, der in ſeinem Glauben Troſt und Beruhigung fand. Aber was kann ich Euch Weiteres erzählen? — Wollt Ihr wiſſen, wie wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land herumzogen und der ſpaniſche Stolz uns verächtlich behandelte? — Da könnte ich Manches ſagen, das Euer deutſches Herz empören müßte. Solltet Ihr es glauben, daß man ſelbſt in den nichtkatholiſchen Städten Deutſchlands es vergaß, daß wir für deutſche Freiheit ſo gut wie für unſern Glauben bei Mühlberg gefochten hatten? Man höhnte uns der Religion wegen, vergaß unſer Unglück und kroch wie ein Sklave vor jedem ſpaniſchen Großen, der ſich auf der Straße blicken ließ. O Luther, Luther! Hätteſt Du Dein Vaterland ſo tief erniedrigt geſehen! Und Ihr, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, hättet Ihr den deutſchen Adel vor dem ausländiſchen Stolze ſich ſo erbärmlich beugen ſehen, nie würdeſt Du, edler Franziskus, vor Frankfurt gerückt ſeyn, um mit bewaffneter Hand die Stimmen für

Karl von Spanien zu ertrotzen. Du hast dem deutschen Vaterlande weher gethan, als ihm genützt, hast es tief verwundet! —

Doch, was rede ich von dergleichen, — fuhr der Alte nach einer Pause fort — Ihr wollt ja nur wissen, weßhalb ich meinen unglücklichen Herrn verlassen mußte. Ach! er selbst sandte mich zürnend von sich. Hört, wie dieß geschehen konnte.

Wir waren eben in Brüssel, wo wir durch einige niederländische Große zuweilen Nachrichten aus Sachsen bekamen. Mir blutete jedesmal das Herz, wenn ich von meinem Vaterlande hörte. Die Kurfürstin und ihre Kinder hatten kaum noch so viel, daß sie nothdürftig, nicht fürstlich leben konnten; in den Kirchen, wo sonst Luther selbst die reine Lehre verkündete, wurde der Gottesdienst nach einer neuen Weise, auf Art des Interims, gehalten und Alles, was wir von dort her erfuhren, mußte uns tief betrüben. Des Kurfürsten standhafter Muth ward durch alles dieses nicht erschüttert, mir aber wollte die Geduld fast vergehen, die mir auch nicht in reichlichem Maße zugemessen ist; denn der rechte Glaubensmuth ist mir nicht geworden,

weßhalb mich auch Doctor Martinus zuweilen getadelt hat. Oft bot ſich uns in dieſer Zeit eine Gelegenheit zu entfliehen dar, aber nie wollte der Kurfürſt ſie benutzen. „Mein Wort iſt mir heilig, nie werde ich es brechen;“ ſagte er dann: „iſt es Gottes Wille, daß ich als ein freier Fürſt in die mir übrig gebliebenen Lande zurückkehren ſoll, ſo wird er ſchon meine Bande löſen.“ Ich aber meinte, Wunder geſchähen nicht mehr und dem Menſchen hätte der Himmel Kraft und Verſtand, auch den freien Willen gegeben, ſich ſelbſt zu helfen, und dem lieben Gott Alles aufzubürden, ſey eben nicht recht, und da ſchalt er mich einen gottloſen Menſchen, dem die Demuth mangele und der Glaube, behandelte mich ſtreng und ſprach wochenlang kein freundliches Wort mit mir. Dann, wenn dieß abſtoßende Betragen des Herrn mich empörte, faßte ich den Entſchluß, ihn zu verlaſſen, aber weiß Gott, ich konnte nicht; auch in dem Menſchen liegt zuweilen eine hundiſche Treue — und ich blieb bei ihm.

Das muß ein gar würdiger Herr ſeyn, der Kurfürſt, eines beſſern Looſes werth! — unterbrach Otto den Erzähler — Möchte wohl

den Mann sehen, dessen Vertrauen zu Gott nichts erschüttern kann.

Ja! — fuhr der Alte fort, und sein Auge leuchtete feurig — sähet Ihr ihn nur einmal, wie ich ihn oft sah, Ihr würdet mit so treuem Herzen an ihm hangen als ich, der Verstoßene, noch jetzt ihm zugethan bin. Es ist eine gar eigene Sache um den Glauben und das Vertrauen zum Himmel! — fuhr er dann fort — An jenem Tage, als die Spanier mit dem Kurfürsten vor Wittenberg unterhandelten, er seinem schönen Lande entsagen mußte und er mit ruhigem Ernste zu dem Bischof von Arras sprach: „Ich bin in Euerer Gewalt und kann mein Land nicht mehr schützen, nehmt und thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt.“ Und der Pfaff ihm dann die Aussicht zeigte, daß er manches schöne Stück sich erhalten könne, wenn er im Punkt der Religion nachgäbe und dem Kaiser zu Willen wäre, da erzürnte der sanfte Dulder — „Und sollte ich als ein Bettler durch Deutschland ziehen, barhaupt und barfuß,“ so sprach er: „ich weiche von meinem Glauben nicht eines Haares breit und ergebe mich getrost in den Willen des Herrn!“ Der Bischof schwieg,

ſah den Fürſten verwundert an, neigte ſich, wohl unwillkührlich, vor dem edlen Manne wie vor einem Heiligen, und ſeit dem Tage bis zum Interim haben ſie den Herrn nicht mehr mit dergleichen Anforderungen beläſtigt.

Es muß doch eine ſchöne, große Sache ſeyn, — fuhr er nach einer langen Pauſe fort — als Märtyrer ſeines Glaubens zu ſterben, ſo recht die feſte Gewißheit zu haben, was uns auch betreffen mag, komme von oben und ſey zu unſerm Heile, und den Blick nur nach dem Himmel gewandt, ruhig über die Trümmer des Glückes auf Erden zu wandeln, hier zu arbeiten, um dort den Lohn zu empfangen. Mir fehlt dieß Vertrauen, ich möchte es wohl beſitzen, aber der Herr hat es mir nicht gegeben, wohl aber Kraft und Muth, mit Beharrlichkeit den mir einmal vorgeſetzten Weg zu gehen und für die gute Sache Märtyrer werden zu können.

Doch ich komme ganz von meiner Erzählung ab. Mich ſtörte auch jetzt ein Gedanke, der mich ſeit der Mühlberger Schlacht verfolgt und der mich ſo feſt hält — doch hört nur weiter. Als ich des Herumziehens nun ganz überdrüßig war, das Schickſal meines

Herrn ſich immer nicht wieder zum Beßten lenken wollte, ergriff ich einmal, wie ich meinte, eine gute Gelegenheit, da ihn ein Schreiben der Kurfürſtin, das ihm aus ſeinem Lande traurige Nachrichten mitgetheilt, ganz unmuthig geſtimmt hatte, und ſagte ihm, da wir uns eben allein befanden, für alles dieß wüßte ich ein ſchnelles Mittel! — Der Herr ſchien aber nicht auf mich zu hören, er hielt das Schreiben immer noch in zitternder Hand und der Unmuth erfaßte ihn ſo ſehr, daß er den Brief in ſeinem Zorn zerdrückte und, gegen ſeine Gewohnheit, heftig im Zimmer auf und ab ſchritt.

Gnädiger Herr! — wiederholte ich, ihm in den Weg tretend — ich kenne ein Mittel, dieß Alles raſch zu beenden.

„Nun?“ fragte er aufhorchend.

Die Spanier mißtrauen dem Herzog Moritz, ich glaube, nachdem ſie ihn zu ihren Planen benutzt, legten ſie ihn gern bei Seite, da er ihnen hier und da im Wege iſt; — und dann ſagte ich ihm noch etwas, das ich Euch jedoch verſchweigen muß.

Der Kurfürſt blieb, nachdem er mich angehört, unbeweglich vor mir ſtehen, ſein

Auge sah starr auf mich, kein Glied seines Körpers rührte sich, es schien, als hätten ihn meine Worte gelähmt; plötzlich hob er jedoch den Arm, zeigte nach der Thüre „Fort von mir, Bote der Hölle!“ rief er zornig. Ich gehorchte und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen; denn als ich am andern Tage ihn sprechen wollte, bekam ich den Bescheid: daß ich meiner Dienste entlassen sey. Man reichte mir das nöthige Geld, in meine Heimath zu ziehen, das ich nun freilich nicht annahm, und so bin ich nun seit sechs Monden herumgeirrt wie ein Aussätziger, der nicht in's Vaterhaus treten darf, habe den Unwillen meines Herrn auf mich geladen und nichts mit mir genommen als die Ueberzeugung, daß ich für solchen Herrn zu schlecht bin.

Das ist freilich wenig! – sagte Otto, mit einer Art Scheu den Mann betrachtend, der gebeugt und doch stolz vor ihm stand – Und was wollt Ihr nun beginnen? fragte er dann.

Weiß ich's – erwiederte der Alte starr vor sich hinsehend – So wie Euch das lokkende Bild der Sünde in der Gestalt jener Italienerin von Ost nach West, von Süd nach Norden zieht, obgleich Ihr nur zu gut wis-

ſet, daß ſie die Sünde iſt, ſo treibt mich auch ein ſchwarzer Gedanke, der meine Seele erfaßt hat, unaufhaltſam umher, ich kann ihn nicht los werden, obgleich ich weiß, daß er der Hölle angehört.

Ihr dauert mich, armer Mann! — ſagte Otto — Aber faßt einen kräftigen Entſchluß, treibt den teufliſchen Gedanken von Euch und überlaßt dem Lenker der Welt das Schickſal der Fürſten.

Der alte Krieger ſah mitleidig auf Otto. Könnt Ihr denn Herr Eurer Begierden werden? Habt Ihr denn Ruh' und Raſt? Müßt Ihr nicht umherirren und dem ſündigen Weibe nachrennen, das, wenn Ihr es gefunden habt, Euch verderben wird? — Mein Ziel iſt doch ein großes, meine That hat doch einen edlen Zweck! — Aber gute Nacht! Er reichte Otto die Hand und entfernte ſich ohne Weiteres.

4.

Am andern Morgen ritten Beide nach Oberraden. Gedachte Otto des Geſpräches

von gestern Abend, so wollte es ihm fast unheimlich werden, wenn er den langen, hageren Mann auf seinem polnischen Klepper betrachtete, der unverwandt und ohne zu sprechen vor sich nieder sah. Es gereuete ihn fast, daß er seinetwegen mit dem Herrn gesprochen hatte, da ihm nach jener Erzählung der Mann gefährlich zu seyn schien, und er wäre lieber mit ihm umgekehrt, als daß er ihn bei dem Markgrafen einführte. Aber jetzt war es zu spät, er mußte vorwärts und so gelangten sie bald nach Oberraden.

Hier fanden sie den Markgrafen in einem, vor dem Orte aufgeschlagenen türkischen Zelte und mußten lange warten, bis der Alte vorgelassen wurde; denn ihn allein verlangte Markgraf Albrecht zu sprechen; Otto blieb zurück.

Nachdem ihn dieser vom Kopf bis zum Fuße genau betrachtet hatte, grüßte er ihn durch Kopfnicken und fragte: Ihr waret in des Kurfürsten Johann Friedrich's Dienste?

Ja, gnädiger Herr! erwiederte der Sachse, sich verbeugend.

Und sucht jetzt?

Dienste bei Eurer fürstlichen Gnaden.

Der Markgraf faßte den Mann mit seinem blassen, ernsten Gesichte noch einmal fest in's Auge.

Hm! — sagte er dann — Ich brauche stets tüchtige Soldaten, aber wer bürgt mir dafür, daß Ihr einer seyd? Ich kenne Euch nicht, sah Euch noch nicht, weder an meiner Seite fechten, noch mir gegenüber —

Doch, doch! — fiel der Alte, über des Markgrafen Wort empfindlich, ihm rasch in die Rede. — In Rochlitz —

So? Waret Ihr auch da? — Nun, große Thaten habt Ihr Herren da nicht vollbracht, noch weniger habt Ihr Euer Glück zu benutzen gewußt. Doch still davon — Ihr hättet besser gethan, mich nicht daran zu erinnern, es bleibt mir immer ein unangenehmer Tag. Uebrigens — fuhr er fort — könnt Ihr mir es nicht verargen, daß ich nicht mit rascher Faust zugreife, wenn Ihr Euch mir anbietet. Ihr seyd ein alter Mann, Euer Aeußeres zeigt nichts Kräftiges und wenn ich sagen wollte, daß mich Euer Gesicht anspräche, müßt' ich lügen; da ich Euch nun nicht kenne —

So feilscht Ihr um mich wie der Metzger um einen Stier!

Hört, Freund! — fuhr der Markgraf auf — unterbrecht mich nicht, wenn ich rede, oder packt Euch fort, wenn Ihr es nicht anders könnt. Wer mir dienen will, vergesse nie, daß er mit einem Fürsten spricht!

Der Alte verneigte sich, ohne etwas zu erwiedern, warf einen ernsten, durchdringenden Blick auf den Markgrafen und entfernte sich. Aber ehe er noch das Ende des Zeltes erreicht hatte, rief ihn dieser zurück.

Was befiehlt Markgraf Albrecht? fragte Sachse.

Tretet näher! — Der Alte gehorchte. — Wie lange dientet Ihr dem gefangenen Kurfürsten?

Seit seiner Regierung.

Warum verließet Ihr ihn?

Weil er mich von sich entfernte.

Mit Recht?

Kurfürst Johann Friedrich handelt nur nach dem Rechte!

Ihr scheint ihn auch jetzt noch hoch in Ehren zu halten?

Das wollt' ich meinen! fuhr der Alte rasch auf und sein Auge erglänzte.

Und doch bietet Ihr mir Eure Dienste an?

Ja!

Hm! — brummte der Markgraf. — Freund- und Feindschaft wechselt oft wie Aprilwetter, besonders bei Fürsten. — Doch auf wie lange wollt Ihr in meine Dienste treten?

So lange als mein alter Herr meiner nicht bedarf und — er hielt inne.

Nun weiter, weiter! sagte der Markgraf ungeduldig.

Und Ihr des Kurfürsten Johann Friedrich's Freund bleibt —

Topp, alter Herr! — rief der Markgraf, ihm die Hand reichend. — Bleibt bei mir so lange es Euch gefällt!

Und wo und wie soll ich Euch dienen? fragte der Alte.

Das wird die Zeit lehren, vielleicht werde ich Eurer bald bedürfen. Geht und meldet Euch bei meinem Oberhofmeister, der wird Euch schon das Nähere sagen und bleibt bis auf Weiteres in Offenbach.

5.

So schweigend als Dietrich von Karras hierher geritten war, ritt er auch wieder heim, nur schien er heiterer gestimmt zu seyn; aber desto unmuthiger war Otto, den es verdroß, daß der Markgraf gar nicht nach ihm gefragt und ihn nicht vorgelassen hatte. Durch des Fürsten Herablassung verwöhnt, glaubte sich sein Stolz beleidigt und er ritt mißmuthig in seine Herberge zu Offenbach ein, setzte sich auf einen Lehnstuhl und dachte über das nach, was er nun beginnen sollte. Das Leben als fürstlicher Trabant, so wenig er es auch noch genossen hatte und so viel Kriegsruhm auch dabei zu gewinnen war, wollte ihm nicht recht munden; denn ihm fehlte die ungebundene Freiheit, nach welcher sein auffliegender Geist strebte, ihm war es drückend, im Vorzimmer Wache zu stehen, das gnädige Wort des Herrn als ein Glück, sein Schweigen als ein Zeichen seines Unwillens betrachten zu müssen und da ihn überdieß der Markgraf schon in Beiersdorf seines Dienstes entlassen, so glaubte er sich frei und ungebunden ziehen zu können, wohin er wolle.

Wohin aber seine Schritte wenden? Das war die Frage, welche ihn jetzt beschäftigte. Noch einmal die Irrfahrt zu beginnen und Laurette aufzusuchen, schien ihm doch zu thörig, obgleich sein ungestümes Herz immer noch für sie schlug; nach Anspach ziehen, dort die gelernte Kunst üben, sich als ehrsamer Meister in der Vaterstadt ansiedeln, das wollte ihm auch nicht recht in den Sinn. In dem Schwerte liegt eine sonderbar magnetische Kraft, wer es einmal geführt, dem will kein anderes Werkzeug als dieser Hammer des Todes mehr gefallen. Aber fremde Kriegdienste suchen, vielleicht selbst gegen den Markgrafen fechten, das hätte er um Alles in der Welt nicht gethan; denn sollte sich sein freier Sinn einmal die Fesseln der Dienstbarkeit anlegen, so konnte es nur der Markgraf von Brandenburg seyn, dem er dienen mochte.

Aber bald riß ihn und den Alten, der nachdenkend ihm gegenüber gesessen, ein plötzlicher Lärm aus ihren Betrachtungen.

Eine bedeutende Nachricht mußte das Städtchen durchlaufen; denn Alt und Jung strömte freudigen Gesichts aus den Häusern, trat auf der Straße zusammen und horchte

und

und plauderte eifrig mit einander. Otto eilte hinunter und kam bald mit der Nachricht zurück, die sich in dem Lager und der Stadt verbreitet hatte: Kurfürst Moritz sei von Passau zurückgekehrt und der Friede sei zwischen dem Kaiser und den verbündeten Fürsten geschlossen.

Diese Nachricht mußte dem Alten sehr zu Herzen gehen; denn er sprang auf, gürtete sein Schwert um und ohne Otto zu sagen, was er vorhabe, bestieg er seinen Klepper und jagte nach Oberraden zu dem Markgrafen, den er jedoch nicht fand; denn er war nach Bornheim zu dem Kurfürsten geritten und, wie ihm die Diener sagten, hatte er, eben nicht in der beßten Laune, sein Pferd bestiegen.

Im Lager selbst, das er einstweilen durchstrich, fand Herr Dietrich Alles in Bewegung. Kein Krieger war in seinem Zelte; sie standen auf ihren Waffenplätzen, sprachen mit einander und berathschlagten sich, was nun zu thun sey. Auf Aller Gesichter las man deutlich Unmuth; denn was konnte den Söldnern unwillkommener seyn als der Friedensruf; mit dem Kriege hörte ja ihr Gewer-

be auf. Sie mußten heimziehen, statt des Schwertes den Pflug ergreifen und im Schweiße ihres Angesichts die kärgliche Mahlzeit verzehren, da sie sich jetzt an dem Tische von Bürger und Bauer in Behaglichkeit gütlich thaten.

Hast Du es gehört, Kamerad aus Schwaben? — rief ein bärtiger Küraßreiter einem Hakenschützen zu, der nachdenkend an dem Zelte der rothwangigen Marketenderin stand — Es ist Friede, der Kaiser hat den Muth verloren, den spanischen Stolz abgelegt, und kein Spanier darf mehr in's heilige römische Reich; wir können das Abendmahl genießen, wie wir wollen und brauchen nicht mehr den Pfaffen zu beichten.

Und bekommen auch keine Absolution mehr! — erwiederte der Hakenschütze, der bei Ulm sich unter des Markgrafen Fahnen hatte anwerben lassen — Ich bleibe bei meinem alten Glauben; komme ich nach Haus, bringe ich reichliche Beute mit und theile sie mit unserm Schloßpater, so spricht er mich frei von allen Sünden, die ich die Zeit über im Felde begangen habe; wenn ich gemächlich dem Fegefeuer vorüber, dem Paradiese zuge-

he, mußt Du dort ſchwitzen und braten und keine fromme Meſſe rettet Dich aus ihren Flammen.

So wenig es mir heute luſtig zu Muthe iſt, — erwiederte der Geharniſchte hell auflachend — muß ich doch über Deine Thorheit lachen, Kamerad. Doch was kümmert mich das! Beichte und laß Dich zehnmal abſolviren, Du wirſt um nichts beſſer und wenn Du am Paradieſe Deinen Ablaßzettel vorzeigſt, laſſen ſie Dich doch nicht ein, ſo wenig als ſie Dich mit dem falſchen Feldgeſchrei in Frankfurt einlaſſen. Aber wenn es Friede iſt und wir entlaſſen werden und Du, Deinen Laufpaß in der Hand, demüthig nach der Heimath wanderſt, dann öffnet Dir die alte Ehehälfte das Thürlein Deiner Hütte und blickt eher nach Deinem Ranzen als nach Dir, ſtatt daß Dir hier jede rothwangige Dirne willig das Pförtlein öffnet. Glaube mir, ein entlaſſener Soldat, den weißen Stecken in der Hand, iſt nicht halb ſo viel werth, als wenn er in Reih und Glied ſteht, ſein Piſtol in der Hand, ſein Schwert an der Seite. Gehſt Du in Deiner Heimath nach der Schenke und willſt toben und lärmen, wenn der

Wirth Dir nicht gleich aufwartet, wie Du es gewohnt bist, so lachen Dich die Buben aus und der erste Beßte schlägt Dich mit seinem Dornenknüppel über das Hirn, daß Dir Hören und Sehen vergeht. — Hier befehlen nur wir, Bürger und Bauer beugt sich vor uns, als wären wir ihre Herren. Sieh! Wenn der Markgraf an der Spitze seines Heeres einherzieht, wie geehrt ist er, wie hofieren ihm nicht die stolzen Rathsherren der Reichsstädte! Käm' er allein, sie kredenzten ihm kaum einen Ehrentrunk. Aber das machen wir; wir geben ihm Kraft und Ehre; denn Jeder von uns ist ein Glied in der Kette, stark und fest, wenn wir treu beisammen halten. Sind wir aber aufgelöst, ziehen wir heimwärts, so ist es aus mit uns und wir sind um keinen Deut besser als die andern Menschenkinder. Sieh nur meinen rüstigen Gaul, ist er nicht glatt wie ein Aal und rund wie eine schwäbische Dirne, und steht er nicht wiehernd und muthig vor mir wie ein Wittenberger Student, der seinen ersten Strauß glücklich bestanden hat; steht er aber daheim im Stalle bei sauerm Heu und Gerstenstroh, das häßliche Kummt um den stolzen Hals,

den Pflug hinter ſich, die harte Erde aufzuſchaufeln, da iſt es aus mit ihm, mager und ſtruppig wird das arme Thier und putze und ſtriegle ich ihn auch noch ſo ſehr, die Kraft von innen fehlt ihm; denn ſie iſt die Hauptſache bei Menſchen und Vieh!

Hört, Kamerad! — unterbrach Dietrich von Karras, dem das kernige Wort des Geharniſchten wohlgefiel — Sollte es denn wirklich Friede mit dem Kaiſer ſeyn und Euch der Markgraf entlaſſen?

So ſprechen ſie — brummte der Reiter ſtatt Antwort und beſah ſich den Alten vom Kopf bis zum Fuß. —

Nun, der Friede hat auch ſein Gutes! — meinte Herr Dietrich, aber der Küraßreiter entgegnete zornig: Für faule Bärenhäuter und magere Pickelheringe, wie Ihr und Euer Klepper, mag er was taugen, für einen ehrlichen Krieger iſt er den Teufel nicht werth.

Burſche! — rief der Alte und hob droſſend die geballte Fauſt — wäre ich nicht ein ſächſiſcher Edler, ſo ſollte Dich mein Schwert belehren.

Ihr ein ſächſiſcher Edelmann? — rief der Reiter lachend — Da ſeyd Ihr wohl ſeit

der Mühlberger Schlacht gelaufen bis jetzt; denn Ihr gleicht eher einem Windhunde als einem Eber.

Herr Dietrich blieb bei dieser frechen Rede dem Scheine nach gelassen, ergriff ruhig sein Pistol und während mehre Krieger, von dem Lärm herbeigezogen, sich um sie versammelten und er seine Lunte anzündete, sagte er stolz zu dem Reiter: Ich könnte Dich niederschießen wie einen tollen Hund, aber das mag ich nicht, und da Du mir ein tüchtiger Krieger zu seyn scheinst, so will ich vergessen, daß ich ein Edler, und nur denken, daß ich Soldat bin. Sitz' auf, zieh Dein Pistol, tummle Dein Roß und wir reiten dann gegen einander auf Leben und Tod und wollen sehen, wer den Andern in den Sand streckt, Du mit Deinem gemästeten Ranzen, oder ich, der Pickelhering mit meinem magern Gaule. Macht Platz, Kameraden! rief er den Umstehenden zu: Es gilt einen Zweikampf, deßhalb haltet Ruhe!

Herr! — sagte der Küraßreiter, dem die edle Gestalt des alten Mannes Ehrfurcht gebot — ich bin zum Kampfe mit Helm, Panzer, Arm- und Brustschienen gewappnet, Ihr

seyd im leinenen Wamms, nur eine Blechhaube auf Euerm greisen Schädel; ich bin ein kraftvoller Mann, Ihr ein abgelebter Greis, der Kampf ist ungleich und so wehrlos, wie Ihr seyd, trete ich Euch nicht gegenüber. Reitet heim, kommt gewappnet zurück und Ihr werdet den Rottmeister Klaus von des Seckendorf's Fahne hier zum Kampfe bereit finden, er wird den Tanz mit Euch beginnen, obgleich er nie gern nach einem greisen Haupte, wie das Eurige, seine Streiche führt.

Zu viel Worte, zu wenig That! — rief der Alte ungeduldig — Sitz' auf, Prahlhanns, oder ich jage Dir die Kugel durch's Hirn!

Nun, wenn's so gemeint ist, — brummte der Reiter und schwang sich in den Sattel — so sey's! Aber indem er sich bügelfest setzte, begann ein furchtbares Feuern aus dem groben Geschütz. Was Teufel! — rief er, sein Pistol ergreifend — Sind denn die Konstablier dort in den Schanzen toll geworden, daß sie feuern, als sollte die Erde untergehen? Oder ist das ein Freudenfeuer des heillosen Friedens wegen? Hört nur, wie die alten Karthaunen donnern. Das bedeutet etwas!

Mag es bedeuten, was es will! — rief der Alte zornig — Seyd Ihr kein Feiger, so tummelt Eure Mähre und nehmt die Lunte zur Hand!

Macht Platz, Kameraden! — rief der Reiter — Der alte Narr will es nicht besser haben! schwenkte sein Roß, jagte eine Strecke abwärts, während Dietrich von Karras mit gespanntem Pistol kein Auge von ihm verwandte.

Aber kaum war der Reiter einige hundert Schritte abwärts gejagt, als er sein Pistol rasch in die Holster warf, vom Pferde sprang und steif und unbeweglich neben seinem Rosse stand und im nämlichen Augenblicke sah man um die Ecke des Busches den Markgrafen mit seinem Gefolge heransprengen. Ohne den Reiter zu beachten, ritt er an ihm vorüber, gerade auf den von Karras zu, der noch immer, seinen Gegner erwartend, das Pistol in der Hand, auf seinem Klepper saß.

Was macht Ihr hier und in dieser Stellung? — fragte der Markgraf finster und sein blitzendes Auge übersah schnell das Kriegvolk, das sich an ihn herandrängte; doch ehe

der Alte noch antworten konnte, befahl der Fürſt, daß er ihm folgen ſolle.

Gnädiger Herr! iſt es Friede? — riefen jetzt mehrere Krieger und traten ihm in den Weg — Müſſen wir Euch verlaſſen?

Friede iſt's! — erwiederte der Markgraf — Aber wir bleiben beiſammen!

Ein lauter Jubel erſcholl. Hört Ihr nicht, wie die Büchſen donnern? — fuhr der Markgraf fort — Auch allein wollen wir den Muth nicht ſinken laſſen! Mag Sachſen und Heſſen heimwärts ziehen, Brandenburg ſteht feſt!

Mit Gott und Euch! riefen die Krieger. — Der Markgraf grüßte freundlich und ſprengte durch die jubelnde Menge hindurch; Dietrich von Karras folgte ihm. —

6.

Der Markgraf ließ Dietrich von Karras bald in ſein Zelt rufen, wo er Niemand gegenwärtig fand als den Kanzler und den Oberhofmeiſter.

Sorgt für diesen Mann, Melchior! — sagte der Fürst zu diesem — Er ist in meine Dienste getreten und wir werden ihn bald brauchen können. Gebt ihm ein neues Kleid, ein gutes Roß und einen tüchtigen Knecht und haltet mir ihn in Ehren; er kann auf dem Schlosse in Offenbach sein Quartier nehmen, wohin auch ich, sobald ich zu Mittag gegessen habe, reiten werde. — Dieß sagend, reichte er dem Alten die Hand. — So lange es Euch bei mir gefällt, könnt Ihr bleiben; ruft Euch Euer alter Herr zu sich, so zieht mit Gott! — Hier und dort findet Ihr nicht des Kurfürsten Moritz Freunde — Dann entließ er den Alten, der, als er wieder seinen treuen Klepper bestiegen hatte, nicht recht wußte, sollte er wieder zurück und den Reiter aufsuchen, oder ruhig nach Offenbach reiten und dort des Markgrafen Befehle abwarten. Er that das Letztere. — Hätte mich ja doch nur mein Jähzorn zu einer Thorheit verleitet! — sprach er vor sich hin. — Narrheit war es, mich mit einem elenden Küraßreiter messen zu wollen; muß ich mich doch für etwas Größeres aufsparen.

Als er seinen Gaul in den Stall gebracht und ihn versorgt hatte, ging er hinauf in das Zimmer, wo er Otto nach schon beendeter Mahlzeit bei dem Becher und, wie es schien, in weit heiterer Laune fand, als er ihn verlassen hatte.

Nun, junger Mann, — redete er ihn an — waren wir bis jetzt Reisegefährten, so werden wir es noch lange seyn; denn ich bin heute auch in den Dienst des Markgrafen getreten.

Hm! — lächelte der Trabant. — Und ich werde ihn verlassen. Ist es Friede, was soll ich noch hier? Ueberdieß könnte meines Bleibens so nicht lange mehr hier seyn.

Wie so? fragte ihn der Alte theilnehmend.

Ich war, wie Ihr wißt, des Dinges schon lange müde, stehe nicht gern wie ein gaffender Tagedieb vor dem Zelte und wenn es dem Herrn nicht gelüstet, mir einen guten Tag an den Hals zu werfen, kann ich Stundenlang stehen und er bekümmert sich nicht um mich. Ueberhaupt ist ein Trabant eine Art Zwitterding; halb Diener, halb Krieger, und das liebe ich nicht. Frei ist

der Mensch und edel geboren, es mag ihn ein seidenes oder leinenes Wamms decken, gleich viel; in der Kraft der Jugend steht dem Kühnen die ganze Welt offen und das höchste Ziel dünkt ihm nicht zu hoch, selbst wenn ein Fürst ihm gegenüber in die Schranken tritt, bebt er nicht zurück und ringt muthig mit ihm um den Preis.

Otto! — unterbrach ihn der Alte lächelnd — Was ist Euch begegnet? Ihr seyd in so aufgeregter Stimmung, wie ich euch noch nie sah. Oder hat der Wein Euch erhitzt und Euern Sinnen einen solchen tollen Schwung gegeben, daß Ihr Euch höher zu heben gedenkt als Euch die Flügel tragen?

Dient nur dem Markgrafen und kümmert Euch nicht um mich! — fiel ihm Otto in die Rede. — Wollte ich einem Herrn dienen, so wäre es keiner als er; denn er ist noch unter den Hoffährtigen der Herablassendste und ein ächter Kriegsheld; aber mein Schicksal führt mich ihm immer entgegen und so kann ich sein Diener nicht seyn.

Redet ohne Räthsel, oder schweigt lieber, wenn Ihr unverständliche Worte sprechen wollt! sagte der Alte verdrießlich.

So werde ich ſchweigen und trinken! — meinte Otto, füllte den Becher und ſchien von gar luſtiger Laune zu ſeyn; der Alte trat indeſſen an's offene Fenſter und wurde nachdenkend. Da weckte ihn Pferdegetrappel, er ſah hinaus.

Der Markgraf iſt ſchon gekommen! rief er und hing ſchnell ſein Wehrgehenk um.

Reitet er vorüber nach dem Schloſſe? brach Otto das Schweigen.

Er nicht, nur ſein Gefolge! — erwiederte der Alte. — Ein Knecht führt ſein Roß.

Ha! — rief Otto aufſpringend und ſein Antlitz erglühte. — So iſt er — doch — fuhr er lächelnd fort — was ereifere ich mich! Kommt, lieber, alter Herr! — ſagte er freundlich — leert einen Becher mit mir — auf gut Glück

Ja, das gebrauchen wir Alle! — ſagte Herr Dietrich. — Es ſey! Gut Glück zu allen edlen Unternehmungen!

Otto ſtutzte einen Augenblick.

Es ſey! — rief er anſtoßend. — Denn was ich unternehmen will, ſtreitet nicht gegen Gottes Gebot und iſt ein ächt chriſtlich Werk.

Der Alte setzte bei diesen Worten den Becher vor sich hin, hob ihn jedoch bald wieder mit beiden Händen und sah starr hinein. Da sah Otto zwei große Thränen über die bleiche Wange des alten Mannes herab in den Becher rollen und er wagte nicht, den Schmerz des Mannes zu stören.

Herr mein Gott vergieb und sei barmherzig! — murmelte der Alte vor sich hin, als Hufschlag vieler Rosse und ein tobender Lärm auf der Straße ihn an's Fenster zog, doch kaum hatte er hinausgeblickt, als er heftig den Becher auf den Boden und das Fenster zuwarf.

Ha! — rief Otto lachend — Bringt Euch der Anblick des Kurfürsten schon so in Wuth, da thut Ihr wohl, wenn Ihr hier bleibt und nicht auf das Schloß gehet. Ihr seyd zu aufgeregt, setzt Euch, leert einen Becher Wein —

Wollt Ihr mir das Blut noch mehr erhitzen? — sagte der Alte, sich in den Lehnstuhl werfend. — Armer Johann Friedrich! Edler Dulder! o, daß ich Dir nicht helfen kann!

Sagt mir nur, lieber Herr! — sprach Otto, ihm den Becher reichend und sein ganzes Mitgefühl war bei dem Anblicke des niedergebeugten Mannes rege. — Sagt mir nur, was hat so mächtig die Anhänglichkeit in Euch erweckt, daß Ihr nur Gedanken und Wünsche für einen Herrn habt, der Euch doch und wie es mir scheint, ziemlich unfreundlich von sich gewiesen hat. Hat er Euch früher viel Gutes gethan und Euch so mit festen Banden an sich gefesselt? Habt Ihr früher vielleicht gegen ihn schwer gefehlt und er hat Euch großmüthig verziehen, oder war er Euch mit besonderer Liebe ergeben?

Von alle dem nichts! — erwiederte Dietrich ernst. — Der Kurfürst, mein Herr, hat mir nie vor Andern etwas Gutes gethan, meine Dienste zwar hinlänglich belohnt, doch weiter nichts; auch hat er nie Gelegenheit gehabt, mir eine Schuld verzeihen zu können, und mit besonderer Liebe war er mir nicht zugethan und duldete mich nur um sich als einen treuen Diener seines Vaters, mochte wohl oft im Gegentheil auf mich zürnen, da ich nach seiner Meinung nicht immer alles Gott anheim stellen und nicht so fromm

seyn konnte als er. — Aber, junger Mann, es liegt eine Zauberkraft in [illegible]Scholle Erde, wo unsere Aeltern begraben liegen und wir unsere Kindheit verlebten, die Heimath; das Vaterland ist ein heiliges Band, das den Menschen fest an diese kleine Scholle kettet und so kommt es auch, daß die Völker mit unwandelbarer Treue ihrem alten Fürstenhause anhangen, dessen Thron seit Jahrhunderten über den Gräbern ihrer Väter stand. Wer dem Volke seinen Regenten gewaltsam nimmt, wer den alten Thron umstürzt, wird auf dem neuen nur wankend sitzen; denn die alte Liebe zum alten Herrscherstamme erwacht spät oder früh. Das ist es, junger Mann, was mich an den edlen Dulder und an sein Unglück fesselt, das ist es, warum ich stolz bin, mit ihm zu theilen. Ich folgte ihm in die Gefangenschaft und ließ Haus und Hof — Gottlob, daß ich nicht Weib und Kind drinnen zurück ließ — und als der neue Fürst mir die Mahnung sandte, heimzukehren und mich bei seinem Heere mit einem Ritterpferde zu stellen, da war ich zu stolz, mich vor einem aufgedrungenen Fürsten zu beugen, zu edel, dem Feinde meines Herrn zu die-

dienen, blieb dem gefangenen Fürsten treu und sie nahmen mir dafür mein väterliches Erbe, das ich im Churkreis besaß; daß sie mir mein kleines Gütchen zu Corbede im Meißner Lande nahmen, daran thaten sie nicht Unrecht; denn Herzog Moritz war dort mein Lehnherr. — Nun, — sagte er nach einer Pause — was sie mir nahmen, kann ich wohl wieder gewinnen, mit furchtbaren Zinsen wieder gewinnen!

Als sie noch so sprachen, sprengte der Markgraf dem Schlosse zu, sein Aussehn war finster, fast wild und er schien seinen Unmuth über den Besuch des Kurfürsten nicht verbergen zu wollen. Er hatte sich nämlich, als er die Nachricht von dem Passauer Frieden vernahm, sogleich in der größten Aufregung auf's Pferd geschwungen, um zu dem Kurfürsten zu reiten, war jedoch, kaum über den Main gelangt, durch seinen väterlichen Freund, Herrn Melchior von Schaumburg, nach langen Bitten zur Rückkehr bewogen worden. Kurfürst Moritz mochte davon unterrichtet worden seyn, und da ihm die Freundschaft des Markgrafen von Werth war, hatte er sich, wohl hauptsächlich hierzu durch den Donner

des Geschützes bewogen, der ihm deutlich des Markgrafen Gesinnung aussprach, selbst auf den Weg gemacht.

Der Markgraf war eben bei der fremden Dame, welcher am vorigen Abend Otto mit Meister Peter einen unwillkommenen Besuch abgestattet hatte, als der Kurfürst in Offenbach einritt. Schon an der Treppe des Schlosses erwarteten der Kanzler und der Oberhofmeister den Markgrafen, ihn, der über den Passauer Vertrag empört war, zu beruhigen; Markgraf Albrecht versprach auch endlich, gelassen zu seyn und seine Empfindlichkeit gegen den Kurfürsten, so viel ihm möglich, zu unterdrücken.

Mit diesem Vorsatze eilte er die Treppe hinauf und fand den Kurfürsten schon auf ihn wartend. — Markgraf Albrecht! — redete dieser ihn an, ihm freundlich entgegentretend ich komme selbst, Euch die frohe Botschaft zu bringen, daß unser Ziel erreicht, zu Passau ein ehrenvoller Friede mit dem Kaiser geschlossen und die Freiheit unsers Glaubens errungen ist.

Ich wußte es schon, ehe Euer Liebden sich zu mir bemüht hatten, mir eine eben

nicht erfreuliche Nachricht mitzutheilen! — erwiederte Markgraf Albrecht, über diese Anrede empfindlich — Ich bin wahrlich einer der Letzten, der sie erfahren hat; denn von Euerm Lager kamen sie haufenweise über den Main, und jeder Troßbube wußte mehr als ich und konnte die Artikel vom Anfang bis zum Ende herzählen.

Der Kurfürst schien den Unmuth, mit welchem der Markgraf dieß sprach, nicht zu beachten und sagte freundlich: Also nur weil Ihr den Abschluß des Friedens noch nicht kanntet, ließet Ihr noch ein solch mörderisches Feuer gegen die Stadt beginnen?

Mit nichten! — erwiederte der Markgraf — Jetzt soll erst der Tanz recht losgehen!

Wißt Ihr auch, daß ich und der Landgraf mit unsern Völkern in drei Tagen abziehen werden? unterbrach ihn der Kurfürst.

Wenn ich es auch nicht wüßte, würde ich es doch nicht anders glauben! — erwiederte Albrecht — Zieht meinetwegen, wohin Ihr wollt, ich mag es Euch nicht wehren; ich bleibe hier!

Albrecht! — sagte der Kurfürst mit Herzlichkeit — wir waren seit unserer Jugend

Freunde und Waffenbrüder, sind einem Wege, einem Willen gefolgt, laßt uns auch jetzt beisammen bleiben in Fried' und Freundschaft. Ich will Euch die Artikel des Paßauer Vertrags mittheilen und wenn Ihr mit Ruhe überlegt, so werdet Ihr finden, daß wir Beide zufrieden seyn können.

Ihr gewiß! unterbrach ihn der Markgraf.

Der Kurfürst schien dieß nicht gehört zu haben, er nahm das auf dem Tische schon bereit liegende Friedens-Instrument und las Artikel nach Artikel vor, der Markgraf hörte aufmerksam zu. Nun, — sagte der Kurfürst — findet Ihr nicht, daß Alles für die Religion geschehen ist und wir erst durch diesen Frieden ein Recht erlangt haben, wo wir früher uns nur der Duldung erfreuen konnten?

Der Markgraf lächelte und erwiederte nichts.

Euch schließt dieser Friede mit ein, sobald Ihr nur Euer Kriegvolk entlaßt oder es dem Könige von Ungarn gegen die Türken zur Hilfe sendet, — fuhr Kurfürst Moritz fort. — Ich sollte meinen, die Gunst des Kaisers würde Euch nützlicher seyn als wenn Ihr in Unfrieden mit ihm lebt.

Ja! wenn ich meinen Vortheil so gut verstände als Euer Liebden, — unterbrach ihn der Markgraf mit Bitterkeit — doch wozu diese Worte? Warum nicht lieber reden, wie es um's Herz ist? — Deßhalb muß ich es jetzt ausschütten, was mich schon lange drückt. Ich habe Euch ein Heer zugeführt, wie man es nicht besser finden kann, zehntausend kriegkundige Gesellen, die ich theils aus meinem Seckel, theils von den in Feindes Landen erpreßten Brandschatzungen bezahlt habe. Laß' ich mein Kriegvolk auseinander gehen, so fallen die Bischöfe und die Reichsstädte über mich her, nehmen mir die Aemter wieder, die ich ihnen abgezwackt, und Markgraf Albrecht sitzt auf der Plassenburg um keinen Deut, um keinen Meierhof reicher als da er Euch zur Hilfe zog. Für Euch rückte ich nach Sachsen und gerieth in Gefangenschaft, Euch zu Liebe machte ich die langweilige Belagerung von Magdeburg mit, wo nicht Ehre, nicht Geld zu gewinnen war. In der Hoffnung, das Vaterland vom spanischen Joche zu befreien, unsern Glauben zu schützen und Land und Leute zu gewinnen, schickte ich auf Euer Bitten und Mahnen

dem Kaiser, der mir bisher ein gar gnädiger Herr gewesen war, den Absagebrief zu, stieß mit einer tüchtigen Kriegmacht als Verbündeter zu Euch, und schon vor Ulm meintet Ihr, Markgraf Albrecht solle nur tanzen, wie es Euch zu pfeifen beliebe. Und in dem Augenblicke, wo das Glück uns günstig ist und wir das kaiserlich spanische Joch ganz abschütteln könnten, thut Ihr nichts, handelt bloß für Euch, seyd zufrieden, der Religion wegen, die Ihr bei Mühlberg unterdrücken halft, Euer Gewissen beruhigt zu haben und glaubt, wenn Ihr nur den Kurhut und ein treffliches Land gewannet, könne das Spiel in Gottes Namen beendet seyn. Hättet Ihr mir wenigstens das, was ich im Frieden mit Nürnberg und den Bischöfen gewann, in Passau zusichern lassen, so hätte ich mich vielleicht nach Euerm Willen gefügt.

Wie konnt' ich das? — sagte der Kurfürst, ihn zu beruhigen suchend — Wie konnte der Kaiser —

Wer eine Kur und ganze Länder im Wittenberger Lager verschenken konnte, durfte auch ein paar elende Aemter Markgraf Al-

brecht zur Belohnung geben, der bis jetzt noch immer leer ausgegangen ist.

Hatten sich Nürnberg, Bamberg und Würzburg gegen den Kaiser aufgelehnt, wie Johann Friedrich? — nahm der Kurfürst das Wort — War die Acht über sie ausgesprochen?

Vetter! unterbrach ihn der Markgraf — überlisten könnt Ihr mich wohl, aber überreden sollt Ihr mich nicht, daß Ihr recht an dem gefangenen Kurfürsten oder an mir gehandelt habt. Ihr habt gehandelt wie in der Fabel der Löwe bei der Theilung der Beute, habt Alles für Euch behalten und Eueren Mitgenossen nichts gegönnt. So behaltet es; Markgraf Albrecht will fortan allein stehen, allein handeln, für sich allein sorgen. Vielleicht als des Kaisers Feind untergehen, vielleicht als des Kaisers Freund über seine falschen Freunde victorisiren —

Wie es Euch beliebt, Markgraf Albrecht — erwiederte der Kurfürst mit Stolz — Glaubt Ihr, Euch mit Gewalt eine Bahn brechen zu können, so versucht es. So lange es möglich ist, werde ich Euch nicht feindlich gegenüber treten; denn es sollte mir leid

thun, die alte Freundschaft in Feindschaft verwandelt zu sehen, und somit lebt wohl! In drei Tagen ziehe ich mit meinen Völkern und den Hessen ab. Ueberlegt Alles wohl, noch steht Euch die Aussöhnung mit dem Kaiser offen.

Lebt wohl, Kurfürst Moritz! sprach der Markgraf und reichte ihm mit feindlichem Blicke die Hand; als jedoch die beiden Fürsten so Hand in Hand sich gegenüber standen, mochte wohl in Beiden der Gedanke aufsteigen: Wäre die Trennung für immer? Da erwachte die alte Liebe, unwillkührlich sanken sie sich in die Arme und trennten sich mit Herzlichkeit, um sich nie mehr zu sehen. —

7.

Nach dieser Unterredung verließ der Kurfürst Offenbach, auch der Markgraf verließ das Schloß und begab sich in sein Lager, dort Anordnungen zu treffen, die auf Fortsetzung der Feindseligkeiten deuteten. Er befahl, daß immer noch an den Schanzen gearbeitet werden solle und ließ noch am nämlichen Abende

unter Trompeten- und Trommelschall dem Heere bekannt machen, daß er, trotz des Friedens, den Krieg fortsetzen, keine Fahne entlassen, sondern neue anwerben und die alten vermehren würde. Bei dieser Nachricht ertönte ein froher Jubel durch das Lager, jede Unruhe war verschwunden und mit neuem Muthe gingen sie an's Werk.

Während dem dort Alles in Lust und Freude der Nacht entgegen schwärmte, saß Herr Dietrich in der Herberge und hatte, trotz Otto's häufiger Mahnung, der im Zimmer unruhig auf und ab ging und etwas zu erwarten schien, sein Quartier noch nicht auf dem Schlosse genommen, obschon er den Kurfürsten hatte wegreiten gesehen. Seine Gedanken waren nur bei Johann Friedrich, er brannte vor Begierde, zu wissen, ob der Friede diesem edlen Fürsten die Freiheit geben werde und unter welchen Bedingungen, und machte sich deßhalb auf den Weg nach dem Schlosse, dort Erkundigung einzuziehen. Eben als er das Haus verlassen wollte, trat ihm ein kleiner Bursche entgegen und fragte ihn, ob er der fremde Herr sey, der seit gestern hier wohne? und da er es mit Ja be-

antwortete, reichte er ihm ein versiegeltes Briefchen und entfernte sich schnell. Neugierig öffnete es der Alte und las:

„Ihr habt den Zeddel, den ich herabfal„len ließ, aufgehoben und gelesen und ich „zweifle nun keinen Augenblick, daß Ihr zu „meinem Dienste bereit seyd. Um die zehnte „Stunde erwarte ich Euch, mein Argus wird „dann hoffentlich, vom Weine berauscht, schla„fen, und meine Magd Euch zu mir herauf„führen. Seyd Ihr nun ein unternehmen„der, ritterlicher Mann, wie Ihr den Schein „habt, so zweifle ich keinen Augenblick, Ihr „werdet zu meiner Rettung um die bestimm„te Stunde erscheinen."

Hm! — brummte der Alte — So viel ist gewiß, daß das Brieflein nicht mir galt und wohl dem jungen Trabanten. Er kehrte um und wollte eben die Treppe wieder hinaufgehen, um es ihm zu geben, als er sich doch bedachte. Thue ich auch recht, — fragte er sich — wenn ich ihm den Brief gebe? — Was kann es seyn als irgend ein verliebtes Abenteuer, das selten zu etwas Gutem führt? — Er steckte den Brief ruhig wieder ein und ging nach dem Schlosse.

Hier fand er aber Niemand, bloß einige Diener, die von nichts unterrichtet waren und Meister Peter, an dem er vorbei ging, ohne ihn nach etwas zu fragen; denn ihm war der Kleine mit seinem stechenden, listigen Blicke unangenehm und widrig; doch entging er der scharfen Zunge des Kleinen nicht. Ihr sucht wohl Euer Nest, Gevatter Rabe? — redete dieser ihn an — Wenn Ihr es Euch nicht selbst macht, könnt Ihr lange vergebens hoffen, bis sich einer von dem Hofgesinde Eurer erbarmt. Uebrigens heiß' ich Euch willkommen, da ich vernahm, daß Ihr in die Dienste unsers Herrn getreten seyd: werdet hier sattsame Gelegenheit finden, Euch wieder auf die Beine zu helfen; denn an unserm Hofe ist gut für Küche und Keller gesorgt.

Der Alte ging, einen verächtlichen Blick auf den Narren werfend, schweigend an ihm vorbei, wieder nach Hause. Hier fand er Otto noch unruhiger als er ihn verlassen hatte und eben im Begriff, auszugehen. Der Alte hinderte ihn nicht daran und bald stand Otto vor dem Hause, wo er gestern mit Meister Peter gewesen und ihm heute von zarter

Hand ein Briefchen zugeworfen worden war. Aber alle Fenſter waren dicht verhängt, die Thür verſchloſſen und da er fürchten mußte, den Markgrafen dort zu finden, ſo ſchlich er einige Mal auf und nieder und machte ſich dann wieder unmuthig auf den Weg nach Hauſe. — Sonderbar, — dachte er — daß ich meinem Herrn, dem ich doch eigentlich mit Leib und Seele zugethan bin, immer bei den Weibern in den Weg treten muß, auch hier ſchein' ich wieder dazu auserwählt zu ſeyn und ich kann nicht leugnen, ſo wenig als mich auch die ernſte, ſtolze Dame da oben angezogen, ſo wenig wie ſie auch Laurettens Bild aus meinem Herzen verdrängt hat, möchte ich doch, obgleich ich kein Ritter, nur ein ſchlichter, markgräflicher Trabant bin, mich zu ihrem Ritter aufwerfen.

Erſt am andern Morgen zeigte ihm Herr Dietrich wie von ungefähr den Zeddel; Otto fuhr auf, machte dem Alten die bitterſten Vorwürfe; dieſer aber blieb gelaſſen, kümmerte ſich, nur an den Paſſauer Frieden und ſeinen alten Herrn denkend, wenig um die Verzweiflung ſeines jungen Freundes und verließ ihn, um in's Lager zu reiten, dort

das Nähere des Friedens wegen zu erfahren.

Schon unterwegs begegnete Herrn Dietrich ein Bote, der ihn, zum Markgrafen zu kommen, beordern sollte. Er trieb nun seinen Gaul an und stand bald vor dem Markgrafen, der, obgleich eine finstere Wolke über seinen Augenbrauen zu schweben schien, ihn doch freundlich empfing.

In Passau ist der Friede mit dem Kaiser geschlossen worden! — redete er ihn an. — Wir Protestanten haben leidliche Versicherungen der Religion wegen erhalten; die aber, wie immer, nur leere Versprechungen bleiben werden. Kurfürst Moritz hat den Kurhut und die schönen Lande Eures alten Herrn behalten, dieser hat die Freiheit, ich aber nichts erhalten und Deutschland bleibt nach wie vor unter spanischem Joche. Deßhalb mache ich keinen Frieden, verstärke das Heer und trotze allein der Macht des Kaisers. Geht zu dem Kurfürsten Johann Friedrich, tragt ihm ein Bündniß mit mir an. Während Moritz in Ungarn für König Ferdinand gegen die Türken kämpft, ziehe ich nach Sachsen und wir treiben das nämliche Spiel mit ihm, wie er

es vor der Mühlberger Schlacht mit Eurem Herrn spielte. Sagt ihm, daß er sich vor dem Kaiser nicht zu fürchten brauche; ich kenne ihn zu gut; der vergibt Moritz den Streich, den er ihm gespielt, nimmermehr und freut sich, wenn er ihn gedemüthigt sieht. Ich will am kaiserlichen Hofe schon das Nöthige einleiten und glaube dort immer noch besser zu stehen als der Stolze, der den Passauer Frieden schloß. In Kurzem, so schreibt man mir von Inspruck, geht der Kaiser nach Augsburg, dort wird er dem gefangenen Kurfürsten seine Freiheit geben, der dann über Nürnberg nach seinen Landen zurückkehren wird. Reitet nach Nürnberg, gebt ihm dieß Schreiben; seine Antwort wird mich bestimmen, wohin ich mich mit meinem Heere wenden soll; ich hoffe, Ihr werdet mit dieser Botschaft Eurem Herrn willkommen seyn.

Ich glaube kaum! — nahm Herr Dietrich das Wort. — Ich fürchte —

Was wäre hierbei zu fürchten? — fuhr Markgraf Albrecht auf. — Gilt es nicht, die Kur und die verlorenen Lande wieder zu gewinnen.

Johann Friedrich, gnädiger Herr, wird nicht in Euren Vorschlag eingehen, — antwortete der Alte gelassen — ich kenne ihn zu gut; für seinen Glauben konnte er freudig das Schwert ziehen, für sich selbst läßt er es in der Scheide ruhen?

Dann ist er ein Narr! fuhr der Markgraf, immer heftiger werdend, auf.

Narrheit und Weisheit trennt nur ein schmaler Steg! fuhr Herr Dietrich, über des Markgrafen Worte empfindlich, fort.

Thorheit ist's, wenn man nicht für sich selbst sorgt! — unterbrach ihn der Markgraf von neuem. — Gott hat seine Donner, er bedarf unsers Schwertes nicht, wohl aber wir bedürfen es zu unserer Vertheidigung. Ich hänge an meinem Glauben so fest als Euer Kurfürst; nicht für die ganzen deutschen Lande würde ich ihm ungetreu; denn was ich tief in meinem Herzen fühle, was mein Geist als das Bessere einsieht, vertausche ich mit dem Schlechteren um Alles in der Welt nicht. Wer mich zwingen wollte, ein Papist zu werden, dem würde ich mich mit aller Kraft entgegen und Leib und Blut, Land und Leute daran setzen; das thät ich jedoch meinetwegen,

nicht Gottes wegen, dessen Allmacht meiner, eines elenden irdischen Wurmes, nicht bedarf. Aber nähme man mir ein Schloß, ein Amt — ja nur einen Meierhof, so könnte ich es nicht vergessen so lange ich lebte; wer es mir genommen, bliebe mein Feind und ich setzte Alles daran, es wieder zu gewinnen.

So denkt der Kurfürst nicht! — nahm Herr Dietrich das Wort, als der Markgraf schwieg. — Auch mögen ihn wohl sein trauriges Geschick und seine lange Gefangenschaft muthlos gemacht haben.

Hm! — begann Markgraf Albrecht, pfeifend im Zimmer auf und ab gehend. — Als ich in Gotha gefangen saß, wo ich freilich nicht hoffen konnte, so bald meine Freiheit wieder zu erlangen, da sann ich alle Tage, alle Stunden, bei Tag und Nacht, wie ich mich aus meinem Gefängnisse befreien könne und war damals heiterer als hernach, da mir das Glück wieder lächelte. Im Unglück, Herr, muß man das Haupt höher heben als im Glück. Beuge man nur den Nacken nicht vor dem Schicksale, und es lächelt uns bald wieder freundlich an, wie eine stolze Dirne, die doch selten dem Beharrlichen widersteht. —

Aber

Aber dieſe weiſen Lehren will ich mir bis zur Zeit der Prüfung ſparen. — Jetzt reiſet mit Gott, grüßt den Kurfürſten, ſagt ihm von mir, er ſolle die alte Fehde vergeſſen und mir fortan vertrauen. Sucht den frommen Herrn zu ſeinem Beßten zu lenken. Ein guter Gaul für Euch, einer für Euren Diener und auch das Reiſegeld iſt bereit, und laßt mich bald Weiteres von Euch wiſſen; aber beeilt Euch; denn des Kurfürſten Entſchluß beſtimmt meinen Plan.

Hierauf entließ er Herrn Dietrich, den der Gedanke, ſeinen alten Herrn wieder in Freiheit zu ſehen, ſchon allein zur Eile ſpornte.

8.

Als er in Offenbach ankam, fand er Roſſe und Diener bereit, auch der Seckelmeiſter wartete ſchon, ihm das Reiſegeld und eine neue Kleidung zu reichen; denn in damaliger Zeit war ein neuer Rock ein bedeutender Theil der Beſoldung fürſtlicher Diener. — Herr Dietrich hatte nun bald ſein Bündel geſchnürt und Alles zur Abreiſe bereitet; nur fehlte

sein lustiger Reisegefährte, dem er doch gern ein Lebewohl gesagt hätte. Otto war aber schon früh ausgegangen und wollte gar nicht wiederkehren; der Alte harrte und harrte vergebens, die Rosse wurden ungeduldig und so mußte er seinen polnischen Klepper besteigen, ohne Otto Valet gesagt zu haben; der stattliche Rappe, den ihm der Markgraf verehrt hatte, folgte als Saumroß, und er zog, einen finstern Blick aus der Ferne auf des Kurfürsten Lager werfend, längs dem Maine, Aschaffenburg zu und setzte seinen Weg in der freudigen Hoffnung, bald seinen geliebten Herrn wieder zu sehen, nach Würzburg fort.

An einem schwülen Mittage, wo die Sonnenhitze unerträglich brannte, kam er an den Ufern des Maines bei Trissenstein an, stieg in einer Herberge, die an den lachenden Ufern des Flusses den Reisenden durch zwei hohe schattige Linden zur Rast einlud, ab, setzte sich, während die müden Rosse im Stalle ruhten, unter die Bäume und erquickte sich durch Speise und Trank.

Bald verfiel er jedoch in düsteres Nachdenken. Nicht die flatternden Segel, nicht die plätschernden Wellen, nicht das muntere

Treiben der Schiffer, die hier an einem bequemen Landungplatze geschäftig waren, konnten ihn zerstreuen. Der Gedanke, der mit unumschränkter Gewalt ihn erfaßt, der ihn ununterbrochen begleitet hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Der gute Werthheimer blieb unberührt neben ihm stehen, die Schiffe zogen unbeachtet vorüber, nur an seinen Herrn denkend, nur daran denkend, wie er dessen Loos verbessern könne, sah sein umdüsterter Blick in die dahinrauschende Fluth.

Es ist doch ein elendes Leben, was uns hier zu Theil wird! — brummte er vor sich hin. — Mühen und Treiben ist unser Loos; wie ein lecker Nachen zwischen Eisschollen drängen wir uns durch die Klippen des Schicksals mühsam nach einem thörigen Ziele, und das einzige Ziel, was wir Alle sicher erlangen, ist das Grab; Jeder endet damit, hungrige Würmer zu speisen — und dann? — Hm! — brummte er und nahm den Becher zur Hand — Doktor Martinus meinte, dann erst wäre die Aernte, hier nur die Saat. — Wer es nur so recht glauben könnte. Ja, es muß ein schönes Ding seyn, während der kurzen Spanne Lebens zu entbehren, um für

die Ewigkeit reichlich zu sammeln; aber Niemandem ist noch Rechnung abgelegt worden und wir sind nicht klüger als die Kinder, welche willig die Mährchen glauben, die man ihnen erzählt. Nun, wohl dem, der gläubigen Herzens, wohl aber auch dem, der ohne Glauben reines Herzens ist! — Auf einen sanften Schlaf, Doktor Martinus, und eine fröhliche Auferstehung! — rief er jetzt mit lauter Stimme und leerte den Becher. — Du lebtest und wirktest für diese wie für jene Welt und warest ein Biedermann, ein großer Mann in Wort und That. — Dir aber, frommer Johann Friedrich! — sagte er dann bewegt, den Becher wieder füllend — ein ruhiges, friedliches Alter! Möge Dir Gott dereinst reichlich vergütigen, was er Dir hier nahm und Dir dort eine himmlische Krone statt des Kurhutes werden, hier bist Du zu fromm für einen Thron!

Diese letzten Worte sprach er schon mit Heftigkeit, ein finsterer Gedanke mußte dabei seine Rührung gestört haben; denn er trank den Wein hastig hinunter und setzte den Becher unmuthig vor sich hin, dann füllte er ihn

wieder und ein höhnendes Lächeln umzog seine Lippen.

Soll ich auf sein Verderben trinken? — sagte er und sein Auge rollte wild. — Auf des Mannes Verderben trinken, der meinem Herrn Land und Leute nahm? — Nein! — rief er — Verderbe ihn Gott! —

Wer ist der Narr, der wie ein Besessener mit sich allein spricht und mit seinen dürren Armen die Luft durchschneidet? schallte es störend hinter Herrn Dietrich, der jetzt aufblickte und einen stattlich gekleideten Reiter von einem Haufen Geharnischter und Diener umgeben vor sich auf einem gelben Rosse halten sah. Bei dem Anblicke des Mannes schrak der Alte zusammen; es war jedoch mehr Ueberraschung als Furcht; denn er faßte sich bald und sagte:

Der Narr ist Dietrich von Karras, einst im Dienste des Kurfürsten Johann Friedrich, jetzt —

Ah! — rief Kurfürst Moritz — Treffen wir uns endlich hier? Warum habt Ihr Euer Lehnspflicht nicht Folge geleistet und seyd mit dem Ritterpferd mir nicht zugezogen, als

Ihr gefordert wurdet? fragte er ihn dann und sein Auge sah finster auf ihn.

Gnädiger Herr! — erwiederte der Alte gelassen; — Wenn mein Roß auf einem Ritte lahm wird, soll ich es dann, ohne für seine Heilung zu sorgen, stehen lassen und ein anderes besteigen? Soll ich meinen Herrn wechseln wie meinen Rock? Was würde dann aus Euch werden, gnädiger Herr, wenn Euch ein Unglück beträfe und alle die geputzten und gewappneten Herren, die ich in Eurem Gefolge erblicke, Euch verließen und Ihr allein bliebet? In der Noth mögen die Fürsten ihre treuen Diener erkennen, im Glück, da finden sie Schmarotzer genug.

Der Kurfürst betrachtete den Mann aufmerksam, dann sagte er: Ich habe Mancherlei von Euch gehört, Dietrich von Karras, Mancherlei, das, wäre es wahr, Euch den Kopf kosten könnte; aber Eures Freimuthes wegen will ich das Beßte von Euch glauben, sonst müßte ich Euch gefangen nehmen und zur Untersuchung führen lassen.

Dafür schützt mich meine Bestallung als Hauptmann des Markgrafen von Branden-

burg! erwiederte Herr Dietrich, seinen Bestallungbrief aus dem Koller ziehend.

Also jetzt im Dienste des Markgrafen? — nahm der Kurfürst das Wort und stieg vom Pferde — Und wohin wollt Ihr?

Nach Nürnberg, meinem alten unglücklichen Herrn entgegen.

Euch sendet der Markgraf? — fragte Moritz, seinem Gefolge einen Wink gebend, das sich entfernte.

Mich treibt mein Herz zu ihm!

Und habt Ihr keinen Auftrag von Markgraf Albrecht an den Kurfürsten?

Keinen! erwiederte der von Karras.

Ist es schon lange her, daß Ihr des Kurfürsten Dienste verlassen habt?

Seit einem halben Jahre.

So seyd Ihr lange mit dem unglücklichen Fürsten umhergezogen, den der Kaiser so ungerecht behandelte und für dessen Freiheit ich Alles so willig that!

Der Alte erwiederte hierauf nichts und sah dem Fürsten starr in's Auge. Ist es Hohn oder ist es wirklich Mitleid, was ihn dieß sprechen ließ? fragte er sich und bemerkte nun erst, daß sich das Gefolge zerstreut hatte und

er ſich mit Kurfürſt Moritz allein befand; dieß überraſchte ihn, ein finſterer Gedanke mochte in ihm aufſteigen.

Meine Frage ſcheint Euch ſtumm gemacht zu haben? — ſagte der Kurfürſt, die eingetretene Stille unterbrechend — Euer Auge ruht ſo feſt auf mir, was ſoll ich von Euch denken?

Denkt, gnädiger Herr, von mir, was Euch gut dünkt, denkt nur das Beßte! — erwiederte Herr Dietrich, und man ſah ihm an, daß in dem Augenblicke ein anderer Entſchluß in ihm gereift ſeyn mußte; denn ſein Auge ſah nicht mehr feindlich auf den Kurfürſten, ſein ganzes Weſen war verändert. — Bedenkt nur ſtets, daß ein Gott im Himmel thronet, deſſen Auge den Fürſten wie den Bettler bewacht! ſagte er dann ernſt.

Wie ſoll ich das verſtehen? fragte Moritz, über dieſe ſonderbare Ermahnung verwundert.

Gnädiger Herr, erlaßt mir die Erklärung; was ich ſagte, kam aus gutem, friedlichen Herzen! erwiederte der Alte.

Der Kurfürſt, zu klug, um nicht zu bemerken, daß in dem Alten irgend etwas ver-

borgen ſey, was er ihm verheimlichen wollte, verſuchte noch einige Mal, ihn über ſ. .e Sendung nach Nürnberg auszuforſchen, aber es gelang ihm nicht, auch nur das Mindeſte ihm zu entlocken; doch gab er nicht alle Hoffnung auf. Der Weg nach Nürnberg führt Euch über Würzburg, auch ich reite dahin und Ihr könnt mich begleiten.

Herr Dietrich verneigte ſich und der Kurfürſt, ſich nicht weiter um ihn kümmernd, ſetzte ſich mit Einigen ſeines Gefolges unter die Linde und ließ die Becher füllen.

Der Alte hatte indeſſen ſeine Roſſe wieder aufzäumen und herausführen laſſen, und da er es für gerathen fand, der Einladung des Kurfürſten zu folgen, ſo wartete er es ruhig ab, bis der Herr aufbrechen würde. Der Kurfürſt ſäumte auch nicht lange und beſtieg bald wieder ſein Roß, Herr Dietrich folgte auf ſeinem magern Klepper dem Zuge in einiger Entfernung. Doch nicht lange ließ man ihn dort ſeinen Gedanken nachhängen; denn er wurde zum Kurfürſten, der allein ſeinem Gefolge voran ritt, entboten. Dietrich von Karras, — redete dieſer ihn an — welchem von Euren drei Herren werdet Ihr

von jetzt an dienen? Euerm Lehnsherrn, Euerm Kriegobersten oder Euerm ehemaligen Herrn? Antwortet mir offen und ohne Scheu, Ihr seht, daß ich Euerm Fehler vergeben habe und gnädig gegen Euch bin.

Mein Lehnherr, — erwiederte der Alte — hat mich in dem Augenblicke meiner Pflicht entbunden, als er mein Lehn einzog, meinem Kriegobersten bin ich nur so lange verpflichtet, als Kurfürst Johann Friedrich meiner nicht bedarf, und so seht Ihr wohl, gnädiger Herr, daß ich Euch so eigentlich nicht sagen kann, wem ich künftig dienen werde.

Also Einem von Beiden, nur mir nicht! sagte Kurfürst Moritz lächelnd.

Ja, Herr, so ist's!

Und was hat Euch so feindlich gegen mich gestimmt?

Gnädiger Herr! erwiederte der Alte rasch, doch hielt er schnell in seiner Rede ein.

Nun? fragte der Kurfürst.

Bedarf es noch einer Antwort? — fuhr Herr Dietrich fort — Erlaßt sie mir —

Nein, rede, rede frei! — sagte der Kurfürst freundlich — Was Du mir auch sagst,

ſey Dir ſchon im Voraus verziehen, darauf gebe ich Dir mein fürſtliches Wort!

Gnädiger Herr! — hub der Alte an, und man ſah, daß er ſeine Empfindungen zu unterdrücken verſuchte — wozu könnte das führen, wozu es frommen?

Zu Vielem! — erwiederte der Kurfürſt — Zu einer aufrichtigen Verſöhnung zwiſchen mir und Johann Friedrich.

Ein bitteres Lächeln umzog den Mund des alten Mannes. Eine aufrichtige Verſöhnung kann wohl nie zwiſchen Euch und dem Kurfürſten Statt finden; der Unterdrückte kann wohl ſchweigen, die Gottesfurcht ihm Vergebung lehren, vergeſſen wird er jedoch nie, nie wird der Stachel ſeine wunde Bruſt verlaſſen, den ſein Feind ihm eindrückte. Die beiden Kurfürſten von Sachſen können nie Freunde werden.

Moritz hatte, indem Herr Dietrich dieß ſprach, ihn aufmerkſam beobachtet. Er glaubte in dem Blicke des Mannes unverſöhnlichen Haß zu leſen und ſich ſo Manches erinnernd, was ihm von dem kleinen Hoflager Johann Friedrich's über den von Karras zu Ohren gekommen war; denn auch dieſer from-

ne Fürſt war von Verräthern umgeben, glaubte er, in ſeinem Blicke die Beſtätigung der feindſeligen Nachrichten zu leſen, die ihm hinterbracht worden waren, deßhalb hielt er es um ſo mehr für räthlich, ihn ausforſchen zu müſſen und ſagte, nachdem der Alte ſchon eine Weile ſchweigend neben ihm geritten war: Ich hatte Euch auserwählt, Dietrich von Karras, das Euch unmöglich Dünkende möglich zu machen, Ihr ſolltet den Freundſchaftbund ſchließen helfen, der den ſächſiſchen Landen ſo Noth thut.

Ich? — Nimmermehr! — fuhr der Alte auf, doch beſann er ſich ſchnell — Wie könnte ich das? Von Euch, gnädiger Herr, kaum gekannt, von dem Kurfürſten meiner Dienſte entlaſſen, tauge ich am wenigſten zu einem Friedensboten.

Und doch! — unterbrach ihn der Kurfürſt — und doch! In Euerm Blicke liegt ſo viel Offenheit, ſo viel Zutrauenerweckendes, daß ich Euch, troz der Nachrichten, vertraue, die ich über Euch und über die Urſache vernommen habe, weßhalb mein Vetter Euch entlaſſen hat.

Da seyd Ihr gewiß falsch berichtet worden, gnädiger Herr! — sagte Herr Dietrich mit Fassung und Ruhe — Warum mich der Kurfürst entließ, weiß nur Er und ich und der allwissende Gott!

Man sagt, — fuhr Kurfürst Moritz fort — Ihr hättet dem frommen Fürsten das Anerbieten gemacht, mich zu ermorden und er habe Euch deßhalb in seinem Zorne von sich gewiesen.

Dietrich von Karras schwieg und sah dem Kurfürsten starr in's Auge.

Seit ich dieß edle Benehmen meines Feindes erfuhr, hielt ich es für doppelte Pflicht, Alles für seine Freiheit zu thun, und es ist mir geglückt.

Dankt Gott dafür, gnädiger Herr, daß er Euch den Weg offen ließ, in etwas wieder gut zu machen, was Ihr Böses gethan. — Ja, seht mich nicht so finster an — Ihr selbst fordertet mich ja auf, freimüthig zu reden und so will ich es auch thun und meinen, Gott habe es mir befohlen! Bei diesen Worten verklärte sich sein Gesicht und die vom Alter gebeugte Gestalt erhob sich kraftvoll und kühn. — Gnädiger Herr! — sprach

er, und der Ton seiner Stimme war Anfangs weich und sanft, aber indem er sprach, ward er immer rauher und heftiger — Ihr habt unrecht gehandelt an dem Kurfürsten, habt Euch mit dem Kaiser und den Katholischen gegen Eure Glaubensbrüder vereinigt, die Spanier in's Land gelockt und so das Verderben über Deutschland herbeigerufen. Was Ihr an dem Glauben gesündigt, habt Ihr in Passau redlich wieder gut gemacht; macht auch wieder gut, was Ihr dem frommen Fürsten gethan, gebt ihm sein Land und Euch den innern Frieden wieder; denn der ist Euch seit der Mühlberger Schlacht genommen.

Den Menschen, — fuhr er fort, da der Kurfürst ihn mit ernstem, unverwandten Blicke anschaute, ohne auf diese, wohl zu freimüthigen Worte etwas zu erwiedern — den sterblichen Menschen mahnt jeden Abend die untergehende Sonne an seinen Heimgang. Mag es auch jenseit seyn, wie es will, so nimmt Keiner Krone und Scepter, Land und Leute mit in die Gruft und das Grab macht Bettler und Fürsten gleich und endet jedes irdische Treiben. Euer Stündlein könnte

früher schlagen als Ihr glaubt; denn der Rächer des Unrechts schleicht im Verborgenen der bösen That nach, aber da Ihr dem Stamme der edlen Sachsenfürsten entsprossen seyd, so fühle ich gegen meinen Willen eine Art Zuneigung zu Euch, die nie in der Brust des Sachsen für sein Fürstenhaus ganz verlöschen kann und ich warne Euch deßhalb. — Zehn, dem Kurfürsten Johann Friedrich getreue Männer, haben sich, ohne daß er es weiß, und sicher wider seinen Willen, gegen Euch verschworen. Söhnt Euch mit dem unglücklichen Fürsten aus und stellt ihn zufrieden, oder bereitet Euch zu einem nahen Ende.

Seyd Ihr einer der Zehn? fragte Kurfürst Moritz mit ungestörter Ruhe.

Ja, Herr! — erwiederte Dietrich von Karras — Ich will es nicht leugnen, jedoch Euch warnen. Nun thut mit mir nach Euerm Willen!

Alter Mann! — sagte der Kurfürst bei aller seiner Ruhe von diesem Geständniß überrascht — Ihr dauert mich!

Ich wüßte nicht, weßhalb ich Euch dauern könnte! Brächet Ihr Euer fürstlich Wort, das mich aufforderte, ungestraft freimüthig zu

reden, so sterbe ich den Märtyrertod für meine Treue und der gilt mir so werth als der für den Glauben; laßt Ihr mich aber ruhig ziehen, so hoffe ich, meine Worte werden nicht ganz im Winde verhallt seyn. Entscheidet über mich:

Du bist ein wahnsinniger Narr! — sagte der Kurfürst endlich, die Geduld verlierend, und hielt sein Roß an — Denn nur ein Solcher kann so thörig und verwegen mit seinem Herrn reden. Ich sollte Dich an jener Weide aufknüpfen lassen, aber ich verlache Deine Drohung und Deine neun Gesellen und mag selbst einem Wahnwitzigen mein Wort nicht brechen. Gib Deinem Rosse die Sporen und mach', daß Du aus meinen Augen kommst, damit mich der Zorn nicht erfasse!

Herr Dietrich warf noch einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Kurfürsten; es mochte wohl der Gedanke in ihm aufgestiegen seyn, den Augenblick zur That zu benutzen, dann gab er seinem flüchtigen Gaule die Sporen, bekümmerte sich wenig um seinen Diener und das Saumroß, das er zurück ließ, und sprengte in vollem Jagen davon.

9.

Als Herr Dietrich eine Weile geritten war und ruhiger über das Vorgefallene nachdachte, sah er wohl ein, daß er thörig gehandelt und daß der Wunsch, seinem Herrn zu dienen, ihn irre geleitet habe. Wozu konnten alle die Worte nützen? Wozu es nützen, daß er den Kurfürsten gewarnt hatte? Ihm allein konnte seine Unvorsichtigkeit schaden und ihn in's Verderben führen. Bei dem allen wunderte er sich, wie ihn der Kurfürst habe frei ziehen lassen können, ohne ihn in Verwahrsam zu behalten. Dieß bestimmte ihn, seinen Weg nicht über Würzburg zu nehmen und dieser Vorsatz war sein Glück; denn Kurfürst Moritz, nachdem er sich die Sache ruhiger überlegt hatte, glaubte die Sache ernster behandeln zu müssen und gab bei seiner Ankunft in Würzburg Befehl, Dietrich von Karras aufzusuchen und gefangen zu nehmen.

Dieser aber trabte indessen ruhig Rothenburg zu, noch ungewiß, ob er von hier aus seinen Herrn in Augsburg aufsuchen, oder in Nürnberg erwarten sollte. Er beschloß endlich das Letztere und setzte nun durch die An-

spach'schen Lande den Weg nach der alten Reichsstadt fort.

Aber auch dahin sollte er nicht ohne Abenteuer gelangen. Als er eben durch Lehrberg geritten war und sinnend auf seinem müden Gaule hing, hörte er plötzlich Pferdegetrappel hinter sich und als er sich umsah, erblickte er Otto, der mit noch einem jungen Manne und einem Diener hinter ihm hergesprengt kam. —

Seht! — rief ihm Otto zu, der den Alten mit seinem magern Klepper schon von Weitem erkannt hatte — Wir sind vom Schicksal einmal zu Reisegefährten bestimmt und treffen uns auch hier. Wohin geht Euer Weg?

Nach Nürnberg! erwiederte der Alte.

Nun, dahin führt auch der Meine! sagte Otto, seinem Reisegefährten traulich die Hand reichend, der diesen Gruß auch eben so treuherzig erwiederte, jedoch dabei den jungen Begleiter Otto's scharf in's Auge faßte. Otto mochte dieß bemerkt haben; denn er raunte dem Alten leise zu: Thut über den jungen Gesellen keine Frage an mich, Ihr sollt schon heute Abend Alles erfahren. — Herr Dietrich, eben nicht neugierig, noch weniger sehr ge-

sprächig, erfüllte gern diese Bitte, bekümmerte sich nicht weiter um den Fremden und setzte unbekümmert seinen Weg fort.

So sehr sie aber auch eilten, noch heute Nürnberg zu erreichen, war der junge Geselle von dem Ritte zu ermüdet, um heute noch weiter zu können, und sie mußten einige Stunden vor der Stadt in einem Dorfe Herberge suchen. Das einzige Kämmerchen, das sie fanden, wurde dem jungen Fremden eingeräumt, der während des ganzen Weges kein Wort gesprochen hatte; Herr Dietrich und Otto nahmen in einem einsamen Winkel der Gaststube Platz.

Ihr seyd wohl recht neugierig, zu wissen, was mich hierher geführt hat? — nahm Otto das Wort, als sie sich endlich allein befanden. — Ich will Euch Alles getreulich mittheilen, werther Freund, wenn ich auch schon im Voraus weiß, daß ich durch meine Erzählung sicher Euren Tadel mir gewinnen werde. Wißt Ihr, wer mein Reisegefährte ist?

Ein Weib! — erwiederte Herr Dietrich — das sah ich auf den ersten Blick.

Und ein schönes Weib! — fuhr Otto fort. — Schön, aber langweilig. Das Aben-

teuer, das ich bestanden habe, gehört nicht zu den lustigen.

Das freut mich Eurer und ihretwegen; — erwiederte der Alte — aber kommt hübsch zur Sache und berichtet mir, wie Ihr zu der Dame kamt, oder vielmehr sie zu Euch; macht es aber fein kurz; denn ich fühle mich ermüdet.

Nun, so hört! — begann Otto und rückte Herrn Dietrich näher. — In Offenbach erfuhr ich, wie Ihr wißt, daß der Markgraf dort öfters eine fremde Dame besuche. Ich glaubte sicher, es sey Laurette und ich eilte hin und wurde nicht wenig überrascht, als ich statt der Italienerin eine Fremde fand, die mich mehr stolz als freundlich aufnahm, jedoch bald wieder entließ. Dieß verdroß mich; aber sie war schön und das war genug, mich am andern Tage, während Ihr beim Markgrafen waret, mehre Male an ihrer Wohnung vorbei zu führen, wo ich dann fleißig nach ihrem Fenster schielte. Ich sah zwar eine weibliche Gestalt hinter dem Vorhange, konnte aber nicht erkennen, ob es die Schöne von gestern Abend war, wohl sah ich aber bald darauf eine kleine, niedliche Hand das Fenster

öffnen, die ein Papier fallen ließ, das ich unbemerkt aufhob und es in meiner Narrheit an die Lippen drückte. Sobald ich mich nun in einer Seitengasse befand, öffnete ich den Zettel, der mir zeigte, daß die Dame eine Unglückliche sey, die wider ihren Willen von dem Markgrafen in Verwahrsam gehalten wurde und die mich zu ihrer Rettung aufforderte. Sie würde mich noch heute das Nähere wissen lassen, wenn ich, zum Zeichen, daß ich ihren Wunsch erfüllen wolle, noch einmal ihrer Wohnung vorüber ging. Ich that dieß sogleich und erwartete nun während des ganzen Abends mit Ungeduld einen Brief, der in Eure Hände gekommen ist und den Ihr mir leider erst am andern Tage gabet.

Kaum hattet Ihr Euch nach dem Lager begeben, als ich nach ihrer Wohnung eilte, die ich aber verschlossen fand; jedoch, nachdem ich einige Male auf und ab gegangen war, öffnete sich das Fenster wieder und wie am vergangenen Tage flatterte mir ein Zettel entgegen, der das nämliche enthielt, was der Brief mir schon gesagt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß ich auf heute Abend an die Hinterpforte des Gartens bestellt ward, wo

ich Alles zur Flucht bereit hälten ſollte. So leichtſinnig ich mich auch ſonſt in jede Gefahr ſtürze, ſo dünkte mich dieß doch faſt zu gewagt. Ich kannte die Fremde und ihre Verhältniſſe nicht, und daß ſie den erſten Beſten, den ihr der Zufall zuführte, zu ihrer Rettung erkor, mußte mir ſagen, daß ſie entweder eine leichte Dirne ſey, oder mich nur zu ihrer Hilfe aufrufe, ohne mich dafür belohnen zu wollen. Auch befand ich mich noch im Dienſte des Markgrafen, und es war mir klar, daß ich mit dem, was ich vollführen ſollte, ihm wahrſcheinlich keinen Dienſt erweiſen würde. Doch nach manchem Ueberlegen ließ ich mein Roß ſatteln und ritt in's Lager zum Markgrafen, ihn um meine beſtimmte Entlaſſung zu bitten; aber dort wäre mein Wille bald wieder wankend geworden.

Alter Herr, — fuhr Otto nach einer Pauſe fort — Ihr hättet das Treiben und Rennen ſehen ſollen! Der Main wimmelte von Kähnen, alle mit Soldaten, meiſt mecklenburgiſches Volk, beſetzt, die, ſtatt ſich unter des Kurfürſten Fahnen zu ſtellen, zu dem Markgrafen zogen. An dem einen Tage kamen an die Zweitauſend herüber, alle gediente

Krieger, ſogar ganze Compagnieen mit aufgerollten Fahnen und klingendem Spiele. Der Kurfürſt ſoll es gar übel aufgenommen haben, aber was kümmert ſich der Markgraf darum? Eine wahre Luſt war das Jauchzen und Jubeln im Lager; der rückſtändige Sold ward ausgetheilt, und Ihr wißt, wie der Soldat dann gutes Muthes iſt, wenn er Geld im Sekkel und Beute zu erwarten hat. Faſt gereuete mich jetzt mein Vorſatz, aber als ich zurück nach des Markgrafen Zelt ritt und die Stelle ſah, wo ich an jenem Tage ſo lange unbeachtet hatte ſtehen müſſen, da erwachte die Sehnſucht nach freiem, ungebundenen Willen wieder in mir und ich ging zu dem Oberhofmeiſter und trug dem meine Wünſche vor. „Otto, — ſagte der alte, würdige Herr — warum willſt Du von uns ziehen? Du taugſt zu nichts als zum Krieger; Dir gab der Himmel eine kräftige Geſtalt, und ich fürchte, einen noch kräftigeren Willen; Du biſt zum Soldaten geboren.“ Aber ich beharrte auf meiner Bitte, und er gewährte ſie mir endlich, meinte aber, der Markgraf würde unwillig werden, wenn er es erführe. Er ließ mir hierauf durch den Schreiber mei-

nen ehrenvollen Abschied ausfertigen, und als er mir ihn einhändigte, sprach er die väterlichen Worte zu mir: „Du gehst vielleicht einem tollen Beginnen entgegen. Vergeude Deine Kräfte nicht vor der Zeit und laufe der Buhldirne nicht nach. — Mache, daß Du morgen bei Zeiten fort bist, daß Dich der Herr nicht mehr findet, ich stände nicht dafür, daß er Dich nicht hart anließe!“ Er reichte mir die Hand, und ich, meiner Schuld mir bewußt, küßte sie ehrerbietig; denn wahrlich, Herr Melchior von Schaumburg ist ein gar wackerer Mann.

Das ist er! — fiel ihm Herr Dietrich in's Wort — Bei dem Zuge in's Sachsenland hat er manches Uebel abgewendet und sich manchen Segen verdient.

Als ich nach meiner Herberge zurückritt, war es mir doch ganz sonderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß ich unrecht gegen den Markgrafen handelte, der mir so wohl gewollt hatte; aber die Lust, ein Abenteuer zu bestehen, die Erinnerung an die schöne Dame, auch, ich kann es offen gestehen, der Gedanke, eine Unglückliche zu retten, ließen bald mein Gewissen schweigen; ich packte meine Sachen,

kaufte noch ein Roß und ehe die Glocke zehn schlug, stand ich schon an der Gartenpforte bereit.

Wie klopfte mein Herz, als ich Schritte nahen, die Thüre sich öffnen hörte. Die Dame trat in männlicher Kleidung heraus, reichte ihrer weinenden Zofe zum Abschiede die Hand und sagte zu mir: Es ist edel von Euch, Herr, daß Ihr Wort gehalten. Wohin werdet Ihr mich führen?

Daran hatte ich noch nicht gedacht. Ich mußte erwarten, sie selbst würde mir den Ort nennen, wohin ich sie bringen sollte, und die Sache kam mir nun fast ein wenig zu abenteuerlich vor. Ich besann mich jedoch nicht lange, gedachte eines alten Freundes in Nürnberg, und beschloß, meinen Weg mit ihr dahin zu nehmen. Wir trabten nun Aschaffenburg zu, ohne daß sie ein Wort sprach; auch ich schwieg; weiß Gott, wodurch mir die Stumme solche Ehrfurcht einflößte, daß ich neben einem schönen Weibe so demüthig reiten konnte; und als der Tag grau'te, waren wir schon jenseits des Mains und hatten einen guten Vorsprung gewonnen. Aber ich wagte es dennoch nicht, den geraden Weg

nach Nürnberg einzuschlagen, und bog seitwärts auf Rothenburg zu. Als es nun Tag ward, die Morgensonne freundlich meine junge Reisegefährtin beschien und ich ihr in das ernste Auge sah, mußte ich gestehen, daß meine Schöne wahrlich des Wagstückes werth; und wohl schöner sey als Laurette, aber doch fehlte ihr der Zauber, der mich so gewaltsam nach der Italienerin gezogen hatte. Kalt blickte das dunkelblaue Auge auf mich, kein freundliches Lächeln umzog den rosigen Mund, und wenn sie zu mir redete, sprach sie wie eine Herrin zu ihrem Diener. Das verdroß mich, noch mehr aber ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich so demüthig wie ein Frauenknecht neben ihr herritt und mir gefallen ließ, daß sie meine Fragen kaum beantwortete. Wußte ich doch nicht einmal, wer sie war und was sie in des Markgrafen Gewalt gebracht hatte.

Erst gestern faßte ich den Vorsatz, sie zum Sprechen zu bringen, oder sie mit ihrer Hoffahrt allein die Straße ziehen zu lassen; denn ihr Stolz und die Kälte, mit welcher sie jede Annäherung zurückwies, waren mir unerträglich geworden. Ich sagte ihr, daß

wir uns Nürnberg naheten, wo ich sie einer angesehenen Bürgerfamilie übergeben wollte, müßte aber deßhalb wissen, wer sie sey und was sie in das Feldlager vor Frankfurt geführt habe. Da bedachte sie sich eine ganze Zeit, ob sie reden solle oder nicht; endlich erfuhr ich, daß sie die Witwe eines jungen Adeligen aus Steyermark sey, der gleich ihr der Lehre Luther's angehangen und durch manche unüberlegte Worte, durch manche Widersetzlichkeit sich die Ungnade König Ferdinand's zugezogen habe. Dieser habe, bei Gelegenheit eines unbedeutenden Aufstandes, ihren Gatten gefangen nehmen und nach der Ehrenberger Klause in Tyrol bringen lassen, wohin sie ihm gefolgt; hier sey er an einem bösartigen Fieber wenige Zeit vorher, ehe Kurfürst Moritz die Bergveste eingenommen habe, gestorben. Sie sey dann in die Hände der Sieger gefallen und habe dem Herzog Georg von Mecklenburg auf seinen Herzügen folgen müssen. Als er vor Frankfurt den Tod gefunden, habe sie Kurfürst Moritz in ihre Heimath zurückschicken wollen; da sie aber dadurch von neuem in des Königs von Ungarn Gewalt gefallen wäre, habe sie sich heimlich

an den Markgrafen gewandt, ihr einen Zufluchtort zu geben, der zwar ihren Wunsch erfüllt und sie in der Stille habe aufheben lassen, allein ihr Schicksal sey dadurch um nichts verbessert worden.

Und in welchem Verhältnisse folgte sie dem Herzoge? fragte der Alte.

Sie schwieg, als ich sie deßhalb befragte; ihre ganze Antwort war ein stolzer, strafender Blick, der mich traf. Mich beginnt die ganze Sache zu langweilen.

Auch mich; — sprach Herr Dietrich gähnend: — Ihr hättet hübsch bei des Markgrafen Heere bleiben, dort als ein wackerer Krieger kämpfen und Euch einen Namen erwerben sollen, statt Euern Herrn zu verlassen und ihn durch Euer thöriges Beginnen zu erzürnen.

Hab' ich doch eine gute That gethan! — meinte Otto empfindlich.

Junger Mann! — sprach der Alte, des Jünglings Hand mit Wärme ergreifend — die Folgen der edelsten Handlung sind in den Schleier der Zukunft gehüllt. Kein Sterblicher kann wissen, ob er dem Sinkenden wohl thut, dem er, ihn aus den Fluthen zu zie-

hen, die Hand reicht. Das iſt das Elende im menſchlichen Leben, daß des Menſchen Auge ſo ſchwach, ſein Wille ſo kräftig iſt; daß er mitten im Licht dennoch im Dunkeln wandelt, daß er bei keiner That mit Sicherheit ausrufen kann: Sie wird mir, ſie wird Andern frommen!

Nun, was ſchadet das? — unterbrach ihn Otto mit Lebhaftigkeit — Folge man der Stimme des Herzens; was das befiehlt, vollführe man, und der Menſch hat gethan, was er vermochte.

Würde die Abſicht nur erkannt, dann ſtände es gut um mich! murmelte Herr Dietrich vor ſich hin und ſprach heute mit tieferer Rührung ſein Gebet als je.

10.

Die Spitzen der Thürme Nürnbergs wurden nun allmählig über den grauen Nebeln ſichtbar und begannen im Morgenlichte zu erglänzen, als die Drei langſam der Stadt zuritten. Herr Dietrich beobachtete während dem die fremde Dame genau, und als ſie in

das hohe Thor der alten Reichsstadt einritten, raunte er Otto zu: Trügt mich nicht alles, so ist Eure Begleiterin eine edle Frau. Eben der kalte, ruhige Blick, der Euch so sehr geärgert hat, der ernste Zug um den schön geformten Mund, sind mir Bürge eines wackeren Gemüths. Sorgt ja für sie, so viel es in Euren Kräften steht. — Otto versprach es, und so ritten sie in die Herberge zur Glocke ein.

Aber kaum waren sie dort, als Otto nach der Wohnung Georg's eilte. Er überraschte ihn in der Werkstatt bei der Arbeit, und Beider Freude war groß; denn sie liebten sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Gemüther, von Herzen. — Komm, — sagte Georg, und zog den Freund mit sich fort — komm und überrasche meine Marie, die Dir gar wohl will und recht für Dich bange war, als sie erfuhr, daß Du die Italienerin aufsuchtest. Komm! — Er zog ihn mit sich fort und führte ihn in ein Hinterstübchen, das die Aussicht in einen kleinen Blumengarten hatte, wo sie Marie reinlich und einfach gekleidet mit einer Handarbeit beschäftigt fanden. Sie erröthete, als Otto sich ihr nahte, doch war sie nur ei-

nen Augenblick verlegen; denn sogleich reichte sie ihm mit freundlicher Unbefangenheit die Hand zum Willkommen.

Traun! werthe Frau, der Ehestand hat Euch noch verschönet! — redete Otto sie an. — Ihr seht frischer, freudiger aus und in Euren Augen steht klar geschrieben: „Ich bin ein glückliches Weib!“

Wer ist der Fremde, dessen Stimme mir so bekannt dünkt? sagte jetzt der blinde Harfner, sich von seinem Sitze erhebend, und riß Maria dadurch aus der Verlegenheit, auf Otto's verbindliche Anrede etwas zu erwiedern.

Vater, — sagte die junge Frau — es ist ja Otto, der Mitgeselle und Freund meines Mannes.

Otto war indessen zu dem Alten getreten.

Sei mir gegrüßt, Du alte, patriarchalische Gestalt, — redete er ihn an — der Du mit geschlossenen Augen und doch so scharf in die Tiefe der Natur schaueſt und mit wankendem Tritte Dich so leicht in dem Gebiete des Sanges bewegst! — Seyd mir gegrüßt, Vater Mariens, wahrlich, bei Eurem Anblicke hebt sich mein Gemüth aufwärts, und ich möchte sagen, ich fühle auch den Geist der

Dichtung und des Gesanges in mir rege werden.

Auch mir seyd willkommen, Otto! — erwiederte der Alte und drückte ihm herzlich die Hand. — Wer noch bei dem Anblick eines alten, blinden Mannes Ehrfurcht fühlt, wem noch die Poesie und Musika die Saiten des Herzens höher stimmen kann, der ist noch nicht in den Lüsten der Welt so tief gesunken, daß er sich nicht wieder erheben und aufschwingen könnte. Wohl Euch, ich bangte für Euch!

Ich nie! — sagte Georg — ich kenne sein Herz.

Ihr kommt mir Alle mit so viel Liebe entgegen — fiel ihm Otto in die Rede — daß ich mich wahrlich gerührt fühle; Ihr habt eine so gute Meinung von dem wilden, unbändigen Jüngling und sprecht sie so herzlich aus, daß ich nicht weiß, wie ich Euch danken soll. Nur Ihr, liebe Frau, Ihr schweigt, und Eure freundlichen Worte, ich gestehe es, hätten doch den meisten Werth für mich.

Statt Antwort reichte ihm Marie die Hand und drückte sie ihm recht herzlich. — Dieser Druck sage Euch, Otto, daß ich Euch

werth,

werth, recht werth halte! sprach sie, und bei diesem Wortr mochte wohl die Erinnerung Manches aus der Vergangenheit ihr zurückrufen; denn sie schien tief bewegt.

Der junge Trabant hielt noch die Hand der lieblichen Frau in seiner Rechten und streckte eben die Links nach seinem Freunde, ihn an seine Brust zu ziehen und so in der Mitte dieser guten Menschen auf einmal den stillen Frieden des Herzens zu empfinden, als eine dumpfe Stimme hinter ihm sagte: „Gib ihm die Hand nicht, Marie, sie ist vergiftet!“ Otto wandte sich, durch diesen Unkenton unangenehm überrascht, und Franzeska, mit stierem, feindlichen Blicke auf ihn schauend stand hinter ihm. Er erschrak bei ihrem Anblicke; denn der Wahnsinn sprach noch aus ihrem Auge.

Liebe Mutter, kommt nach dem Garten, — bat Marie; sie schütteltе verneinend mit dem Kopfe — oder setzt Euch wieder auf Euren Lehnstuhl.

Nein, nein! — erwiederte Franzeska mit Heftigkeit, doch drückte sie schnell Marie an sich und liebkoſete sie, aber ihr Auge war hierbei unverwandt auf Otto gerichtet, dem Georg

einige Worte zuraunte. — Otto! — schrie jetzt die Wahnsinnige, die ihn in diesem Augenblicke erkennen mußte, freudig auf. — Bist Du es, schmucker Bursche? sei mir willkommen! Reich' mir die Hand! — und als Otto sie ihr reichte, lächelte sie zufrieden. — So stehe ich nun doch nicht mehr in diesem frommen Hause allein, eine Sünderin, bist Du doch hier, den Laurettens Blick dem Satan verkaufte. — Glaub' es mir, Otto, sie pflegen und warten mich hier mit Liebe; Marie ist eine fromme Tochter und betet für mich, rückt mir das Kissen, wenn ich mich zur Ruhe lege, und übt treue Kindespflicht wie ein Engel des Himmels an mir; Georg hat Mitleid mit der Armen und duldet willig die wahnsinnige Mutter im Hause; selbst der blinde, grämliche Mann dort in der Ecke zürnt nur zuweilen, wenn ich zu tolle Worte spreche, und gibt sich die vergebliche Mühe, mich belehren zu wollen; aber doch ist es mir unbehaglich hier, so allein unter Frommen zu wandeln, ist langweilig, und ich sehne mich oft nach Laurette. — Wo ist sie? Wo hast Du sie gelassen? Erzähle mir von ihr, der Undankbaren! — Fluch möge sie treffen! —

rief sie plötzlich wild auffahrend — doch als der Blinde schnell in die Saiten seiner Harfe griff und die Akkorde ertönten, legte Franzeska den Finger auf den Mund, schlich nach ihrem Sessel und winkte Otto, ihr zu folgen. Hier bog sie sich zu ihm und raunte ihm kaum hörbar zu: — Mein David ergreift die Harfe, um die bösen Geister zu verscheuchen; ich muß still seyn, daß sie ihn hören können — setze Dich nur neben mich und gib Acht, wie einer nach dem Andern sich davon schleicht — Keiner nimmt aber den Giftbecher mit, den ich der Tochter gab, der bleibt unzertrennlich bei mir, ich muß ihn mit in's Grab nehmen und ihn am Tage der Auferstehung selbst vor Gottes Thron tragen, daß er mich dort anklagen kann. Versuche Du es, Otto, ob Du ihn nicht wegnehmen kannst.

Wollt Ihr Euch nicht auf Euer Ruhebett legen, Mutter? — bat jetzt Marie. — Kommt! — Sie bot ihr den Arm, Franzeska folgte ihr willig. — Verlaß uns noch nicht, — raunte sie im Weggehen Otto zu — damit ich Dich bei meinem Erwachen wieder finde.

Armer Freund, Du dauerst mich! — sagte nun Otto zu Georg, als sich Marie mit

der Mutter entfernt hatte. — Das Weib verbittert Dein Glück.

Nein, — erwiederte der wackere Mann — das thut es nicht. Oft zwar zerreißt der Anblick der Wahnsinnigen meines Weibes fühlendes Herz, manche Thräne fließt der Unglücklichen, aber der Gedanke, daß der Arzt sie heilen, daß die Tochter der Mutter zerrüttetes Gemüth Gott wieder zuführen könne, diese Hoffnung giebt ihr Muth und Stärke, und wenn man eine schwere Pflicht übt, geht immer eine sanfte Beruhigung uns zur Seite.

Otto schüttelte ungläubig den Kopf. — Das ist mir nicht so recht klar! — meinte er. — Mir wäre Franzeska eine böse Zuthat zu dem frommen, lieblichen Weibe.

Thöriger Jüngling! — zürnte der Blinde, der bisher geschwiegen hatte. — Hoffst Du denn immer nur auf rosige Tage in Deinem Leben? Soll Deine Sonne ewig ungetrübt Dir scheinen, nie Wolken an ihr vorüber ziehen? — Das Morgenroth wird zur brennenden Sonnengluth, bis sie sich endlich zur Ruhe senkt und der letzte Schein der Abendröthe in Dämmerung ergrauet. Dem

Glücke geht das Unglück zur Seite und jeder Mensch muß seine Bürde tragen, damit er nicht zu kühn und keck sich über andere erhebt und fein demuthvoll seine irdische Bahn durchwandle. Franzeska ist Georg's und Mariens Bürde; oftmals auch wohl der blinde Harfner; — setzte er traurig hinzu — mir nahm Gott der Augen Licht, daß ich bei dem Anblick meiner Marie nicht zu hoffährtig würde; doch ließ er mir das Licht des inneren Auges, das bis über die Sterne, durch die Strahlen der Sonne mit Klarheit schauet und dem keine Pforte des Unerreichbaren verschlossen ist. Dich ließ er Laurette sehen, und Du trägst mit Deiner Leidenschaft schwer an Deiner Bürde — Sieh', so hat Jeder sein Theil, auch meine Kinder haben das ihrige.

Indem trat Marie wieder ein. — Zürnt meiner Mutter nicht! — bat sie Otto mit der ihr so eigenen Freundlichkeit. — Vergeßt, was geschehen ist, und möge die Gegenwart der Unglücklichen Euren Aufenthalt bei uns nicht verbittern. — Gewöhnt Euch daran, Euch nicht immer von glücklichen Menschen umgeben zu sehen.

Liebe Frau, — erwiederte Otto — daran habe ich mich wohl die Zeit über gewöhnen müssen. Seit mehren Wochen bin ich eines alten, sächsischen Edelmannes Reisegefährte gewesen, dem das Glück eben nicht auf dem Fuße gefolgt ist, eine ausgetrocknete, hagere Gestalt, ein Mann, der auf der Erde nichts als einen dürren Gaul und kaum noch seinen Leichnam sein nennen kann; denn er schrumpft mit jedem Tage immer mehr wie eine Mumie zusammen.

Wie kamst Du zu dem? fragte Georg.

Der Zufall führte mich in einer Herberge mit ihm zusammen, als ich, Laurette aufzusuchen, umherzog. Wir bekamen bald Streit mit einander; denn es ist ein alter Haudegen, der leicht zu erzürnen ist. Ich hatte Unrecht, erkannte es und das gefiel dem Alten, und da wir einen Weg in's Feldlager vor Frankfurt zogen, blieben wir beisammen und sind gute Freunde geworden und auch geblieben.

Und ist er Dir auch hierher gefolgt? fragte Georg weiter.

In Lehrberg führte uns der Zufall wieder zusammen und wir ritten hierher, wo er

ſeinen Herrn, den Kurfürſten Johann Friedrich, erwartet.

Der zieht in einigen Tagen in unſere Stadt ein, und der edle Dulder wird gar ſtattlich empfangen werden! — fiel ihm Georg in die Rede. — Aber was führt Dich hierher?

Je nun, was mich hierher führt, iſt ein gar närriſches Ding, — fuhr Otto etwas verlegen fort — wobei ich ganz auf Deine Freundſchaft und auf die Herzensgüte Deines Weibes gerechnet habe. Im Grunde iſt es wieder ein unüberlegter Streich von mir; aber mich dünkt, da ich einmal zu Abenteuern verdammt bin, ſo kann ich ihnen auch nicht entgehen.

Er theilte ihnen nun das Vorgefallene, ſeine Reiſegefährtin betreffend, mit und bat, daß er ſie einſtweilen in ihr Haus bringen könne, bis ſie über ihr ferneres Schickſal entſchieden habe.

Hierüber laß uns im Freien ſprechen! — ſagte Georg, ſeines Freundes Arm erfaſſend. — Marie, bereite indeſſen, bis wir wiederkehren, einen Imbiß.

Dieß sagend, verließ er mit Otto das Zimmer und trat mit ihm in den Garten.

Otto! — begann er hier — Wie stehst Du mit der Dame, die Du unserer Sorge anvertrauen willst?

Der junge Krieger sah seinen Freund bei diesen Worten verwundert an.

Befremdet Dich meine Frage? — fuhr Georg fort. — Wem ich in meinem Hause einen Zufluchtort gebe, der muß es werth seyn, daß ich ihn aufnehme; denn die Flecken meiner Hausgenossen trüben meinen und meines Weibes Ruf, deßhalb sey wahr, Freund.

Otto lachte hell auf. — Lieber Georg! — sagte er. — Sieh' die Dame nur einen Augenblick und Du wirst Dir Deine Frage selbst beantworten können. Sie ist das kälteste, stolzeste, langweiligste Geschöpf, das mir noch aufgestoßen ist, nicht eines freundlichen Dankes habe ich mich zu erfreuen.

Und sie zog doch mit dem Mecklenburger Herzog aus einem Feldlager in's andere? — fragte Georg. — War wochenlang in des Markgrafen Gewalt und ließ sich von Dir entführen? — Verzeih', wenn ich Deinen

Worten nur in dem, was Dich betrifft, glaube, sonst aber in die Heiligkeit Deiner Schönen noch manchen Zweifel setze. Führe sie zu uns, aber ehe ich mich zu etwas entschließe, muß ich sie kennen und prüfen; denn was die Weiber betrifft, kann ich Deinem Auge nicht ganz trauen. Aber auch Deinen alten Reisegefährten führ' uns zu.

Otto versprach es und sie traten wieder in das Zimmer ein, wo sie schon den Tisch gedeckt und die Hausfrau geschäftig fanden.

11.

Noch am nämlichen Morgen führte Otto die Dame bei Marie ein und nachdem er sie seinem Freunde anempfohlen, ließ er sie, Georg's Wunsche gemäß, mit ihnen allein und kehrte zu seinem alten Reisegefährten in die Herberge zurück, den er dort aufgeregter als je fand. Herr Dietrich hatte nämlich die Nachricht eingezogen, daß der Kurfürst Johann Friedrich in einigen Tagen in Nürnberg erwartet würde. So werde ich ihn wiedersehen, den edlen Fürsten wiedersehen und

seine Milde wird mich gewiß huldreich aufnehmen, er wird mir gewiß verziehen haben! Mit diesen leidenschaftlich gesprochenen Worten empfing er seinen jungen Freund und das ganze Gesicht des alten Mannes war dabei wie verklärt. Otto konnte in seine Freude nicht mit einstimmen, ihm war das Gefühl fremd, das den Alten so tief bewegte, und überdieß waren heute seine Gedanken mehr als je bei Laura; denn Franzeska, Marie, selbst Georg hatten die verflossenen Tage ihm lebhaft zurückgerufen.

Hab' ich denn keine Seele, die mit mir fühlt, sich mit mir freut? — klagte der Alte, da Otto ihm kalt erwiedert hatte: auch er habe es vernommen, daß der Kurfürst bald eintreffen würde — Muß ich denn meine Freude wie meinen Kummer in meine Brust verschließen, und lacht mich denn kein menschlich Antlitz an, wenn aus diesen verwelkten Zügen auch einmal die Freude spricht?

Nun, nur gemach, alter Herr! — unterbrach ihn Otto — Ich will Euch heute noch zu Menschen bringen, die so sanft und voller Theilnahme sind, daß sie willig mit Euch lachen und weinen werden. Erinnert Ihr Euch

wohl noch aus der Erzählung meines Lebens des Geſellen Georg, der die Tochter des Harfner ehelichte? Zu ihm will ich Euch bringen.

Nun, da finde ich wohl eine theilnehmende Seele, — ſagte der Alte — die meine Freude mitfühlt. Iſt der blinde Harfner bei ihnen?

Ja, und auch die Wahnſinnige!

Um die kümmere ich mich nicht, aber den Harfner möcht' ich ſehen. Ein Blinder weckt in mir ſtets Theilnahme, entweder hat ihn der Himmel mit Finſterniß geſtraft und er tappt wie ein Büßender auf ſeiner langen Bußfahrt umher, dann ſeh' ich in ihm eine furchtbare Mahnung, oder der Himmel nahm ihm das Licht der Augen und gab ihm dafür ein reineres, heiligeres Licht, das von innen herausſtrömt, dann ſteh' ich ehrfurchtvoll vor dem Seher und mir iſt es, als ſähe ich einen der Propheten der Vorzeit. Ward ihm überdieß noch die Gabe der Dichtung und des Geſanges gegeben, dann dünkt es mich immer, ich ſähe den alten königlichen Sänger vor mir, die Harfe in der Hand, die Pſalter zum Lobe des Herrn anzuſtimmen.

„Ihr seyd ja heute recht' fromm gelaunt! — unterbrach ihn Otto scherzend.

„Die Bemerkung ziemte Euch nicht, junger Mann! — erwiederte der Alte finster — Wenn sich mein Herz freut, dann erhebt es sich stets zu Gott, wenn es aber verwundet und zerdrückt sich fühlt, dann — ja dann wankt mein Glaube und mir fehlt die muthige Erhebung. Darum bin ich auch nur ein sündiger, schwacher Mensch!

Otto berührte die Saite nicht mehr; es that ihm leid, daß er über die ernsten Gefühle des alten Mannes hatte scherzen können und er suchte durch Freundlichkeit und Theilnahme es wieder gut zu machen, was ihm auch bald gelang.

Nach dem Mittagmahle führte er nun Herrn Dietrich zu Georg, den er mit dem Harfner in dem Gartenstübchen allein fand. Georg begrüßte den Krieger mit Ehrerbietung; der seinen Gruß nur flüchtig erwiederte; denn sein Auge war nur auf den Harfner geheftet. Er näherte sich diesem, begrüßte ihn treuherzig und bald waren die beiden Alten so bekannt, als ob sie schon lange mit einander gelebt hätten.

Indeſſen beſprachen ſich die beiden Freunde über die fremde Dame, die Otto ihnen zugeführt hatte. Da meine Aeltern eben auf's Land gereiſet ſind, wo ſie wohl noch längere Zeit bleiben werden — ſagte Georg — ſo ſtört es unſer Hausweſen nicht, wenn die Fremde einige Zeit bei uns verweilt und Du biſt ſomit der Sorge um ſie überhoben. Marie will ſie gern bei ſich aufnehmen, und die Dame ſcheint auch zu verdienen, daß man thätig für ſie handelt und für ihre Zukunft ſorgt. Daß Du ſie langweilig findeſt, glaube ich gern, ſie ſcheint keine Roſe zu ſeyn, die den gaukelnden Schmetterling liebt. Aber habe Dank, daß Du das Vertrauen zu uns hatteſt und ſie uns zugeführt haſt —

Indem er dieſes ſagte, öffnete ſich die Thür und die Fremde trat an Mariens Seite, in weiblicher Kleidung, ein. Ich danke Euch, — redete ſie Otto an — daß Ihr mich aus den Banden des Markgrafen befreit und hierher, zu dieſen guten Menſchen gebracht habt, ich danke Euch um ſo mehr, da Ihr meinetwegen Euern Herrn verlaſſen habt, ohne von mir irgend einen Lohn erwarten zu können. Nehmt dieſes einfache Kreuz, es hat nur ge-

ringen Werth, aber als das Einzige, was ich noch habe, mag es Euch genügen. Erinnert Euch meiner dabei und gebt es einst dem Mädchen Eurer Liebe, wenn Ihr es zum Altar führt! — Sie sprach dieß so feierlich, daß Otto, ohne zu wissen warum, davon ergriffen war und fast mit Demuth sein Haupt beugte, als sie ihm das Kreuz, das an einer goldenen Kette hing, um den Hals befestigte.

Hatte dieser Augenblick etwas Ergreifendes für ihn, oder war durch die Freundlichkeit, mit der sie sprach, der Ernst gemildert, der ihn sonst so abgestoßen hatte, die Dame erschien ihm in diesem Augenblicke ganz anders und viel liebenswerther als sonst. Ich werde Euer Geschenk ehren — sagte er mit Rührung — und es nicht von mir geben, selbst nicht meiner Verlobten! — Georg lächelte bei dieser Aeußerung; denn sein weniges Vertrauen auf die Beharrlichkeit seines Freundes hatte sich noch jetzt nicht vermehrt. —

Schon am andern Tage fühlte sich Herr Dietrich in Georg's Hause heimisch und verließ es fast keinen Augenblick. Er und der Harfner saßen dann in der einsamen Flieder-

laube des Gärtchens und waren immer in ernstem Gespräche vertieft; Otto allein trieb die Unruhe umher; denn er fand hier nichts, das seine Phantasie fesseln konnte; die Fremde blieb auf ihrer Kammer, oder, war sie zugegen, so unterhielt sie sich mit Marien, die sich mehr um ihren Hausstand als um ihn bekümmerte; Georg ging ungestört seinen Geschäften nach, die beiden Alten waren unzertrennlich und ihm blieb nur Franzeska, die er sorgfältig vermied, so sehr sie auch sich mit ihm zu beschäftigen suchte. Meister Klaus, sein ehemaliger Lehrherr, war in dieser Zeit auch von Nürnberg abwesend und so fühlte er sich oft mitten unter diesen guten Menschen wie verlassen.

12.

Aber diese stille Einförmigkeit sollte bald belebter werden. Ganz Nürnberg schien heute in Bewegung. Alt und Jung zog in Festtagkleidern durch die Straßen, dem Spittler-Thore zu und wogte auf dem Wege nach Schwabach, von wo Kurfürst Jo-

hann Friedrich heute erwartet wurde. Einige Glieder des Rathes waren bis an die Grenze des städtischen Gebiets dem Fürsten entgegen gegangen, ihn dort feierlich zu empfangen. Von dem äußersten Thore der Vorstadt bis zu der für ihn bestimmten Wohnung waren die Gewerke aufgestellt, die Jungfrauen der Stadt aber, Alle in weiß und grün, die Farbe Sachsens, gekleidet, versammelten sich in der Gostenhofer Vorstadt, wo sich die jungen Männer aus allen Ständen und selbst die Alten anschlossen, um vor dem Kurfürsten einherzuziehen. An dem Thore selbst stand die Geistlichkeit, den Fürsten zu empfangen, der, ein Märtyrer seines Glaubens, so lange standhaft und mit so viel Ergebung geduldet hatte. Kein Bürger blieb daheim, ein Jeder wollte den Fürsten sehen, der größer im Unglück als im Glück, selbst seinen Feinden Bewunderung eingeflößt hatte.

Auch aus Georg's Hause hatte diese freudige Begebenheit die meisten Bewohner getrieben, nur der Blinde und Franzeska hatte unter der Obhut einer verständigen Magd zu Hause bleiben müssen und zu ihnen

ge-

gesellte sich bald Herr Dietrich von Karras, den es heute nicht zu Hause hielt und der doch nicht vor allem Volke seinem Herrn zum ersten Male wieder vor Augen treten wollte. Es trieb ihn zu dem Blinden, zu dem er ein besonderes Zutrauen gefaßt, ihm sein Herz geöffnet und ihn theilweise mit seinem Schicksale bekannt gemacht hatte; aber die Ursache, warum ihn der Kurfürst seiner Dienste entlassen, hatte er ihm bisher noch verschwiegen. Auch heute, obgleich ihn vielleicht eine Unruhe, die ihn kaum auf einer Stelle bleiben ließ, redseliger machte als gewöhnlich, erwiederte er doch nur auf des Harfners desfallsige Frage — Werdet es schon mit der Zeit erfahren, alter Spielmann!

Jetzt donnerte das Geschütz von Wall und Burg und verkündete der Stadt, daß der Kurfürst im Anzuge sey und Glockengeläute ertönte von allen Thürmen, ihn feierlich zu begrüßen, da sprang Herr Dietrich auf und ergriff sein Barret.

Mich hält's hier nicht länger! — rief er — ich muß hin, muß ihn sehen! — Lebt wohl!

Er eilte fort, drängte ſich auf der Straße durch die wogende Menge, durch die aufgeſtellten Reihen der Gewerke, durch die im Thore in Reih' und Glied ſtehenden Soldaten und, vielleicht der Einzige, der nicht feſtlich gekleidet war, drang endlich bis zur Goſtenhofer Vorſtadt.

Hier war das Gedränge zu groß, um weiter kommen zu können, er mußte für den Augenblick ſeine Eile zügeln und trat, um ſich von ſeiner Anſtrengung zu erholen, unter den Thorweg eines Hauſes. Immer noch donnerte das Geſchütz in kurzen Pauſen, feierlich hallte das Läuten der Glocken zu dem leiſen Murmeln der wogenden Menge, die ihre Freude ſo ehrerbietig ausſprach. Herr Dietrich von dem, was er ſah und hörte, leidenſchaftlich ergriffen, wollte vor Freude und Furcht, vor Hoffen und Bangen vergehen und ſtand mit gefalteten Händen da und ſein ſtummes Gebet war ſchon lange zum Himmel aufgeſtiegen, als endlich ſeine Empfindungen ſich in Worten ausſprachen und ohne die ihn umgebende Menge zu beachten, nur, meinte er vor ſich hin: Herr, mein Gott! öff-

ne mein Herz dem Vertrauen und Glauben, laß mich fromm werden in Wort und That wie dieser edle Dulder, wie dieser, kaum seiner Bande entledigte, Würde und Lande beraubte Fürst, der, besiegt, dennoch triumphirend hier einzieht, der, wenn auch schwach an Macht, doch stark ist im Glauben und so höher steht vor Gott und Menschen als der, der ihm Land und Leute nahm und mich einen wahnsinnigen Narren schalt, wofür ich ihn zur Rechenschaft fordern werde.

Feierlich und leise hatte das Gebet begonnen, heftig und laut, von seiner Leidenschaft hingerissen, hatte er es beendet, so daß die Umstehenden aufmerksam wurden, auf ihn sahen und sich scheu von ihm zurückdrängten; denn die lange, hagere Gestalt in ein unscheinbares ledernes Koller eingezwängt, der wilde Blick des zornfunkelnden Auges, selbst die letzten Worte, die er laut und Jedermann vernehmlich aussprach, mußte die Umstehenden glauben lassen, es sey ein Wahnsinniger, der, während Alles aus den Thoren strömte, seinem Gewahrsam entsprungen sey. Aber bald wurden Aller Augen von ihm abgewandt;

denn das Gerücht: „Er kommt; er kommt!“ durchlief die Reihen, eine feierliche Stille folgte, man hätte das Lüftchen können durch die Lindenbäume rauschen hören, dann aber begann plötzlich wie aus einer Kehle der feierliche Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ von dem Läuten der Glocken und dem Donner des Geschützes begleitet.

Und die Jungfrauen mit ihren Blumenkränzen im Haare, Palmenzweige in der Hand, zogen singend und Gott preisend, Paarweise heran und bestreuten den Weg mit Blumen. Ihnen folgten die Jünglinge und Greise, dann der Rath und die Geistlichkeit, und in der Ferne sah man auf hohem Rosse den Kurfürsten mit seinem kleinen Gefolge heranziehen. Bei seinem Anblicke hielt es Herrn Dietrich nicht länger auf dem einsamen Platze; am ganzen Körper zitternd, brach er sich Bahn durch die Menge, drängte bald rechts, bald links, stieß Alles vor sich hin und achtete wenig auf den Unwillen, der sich jetzt laut um ihn aussprach, bis ihn eine derbe Faust von hinten packte und festhielt.

Seyd Ihr toll geworden, Herr Dietrich? — raunte ihm eine wohlbekannte Stimme zu. — Wollt Ihr vom Volke erschlagen werden? Denn wahrlich, nur der Feier des Tages verdankt Ihr es, daß man Euch noch nicht gemißhandelt hat!

Herr Dietrich hatte sich umgeschaut und sah Otto hinter sich, der ihn noch festhielt.

Laßt mich los! — rief er — Ich muß meinen Herrn, den Kurfürsten sehen!

Dieß immer mit lauter Stimme sagend, drängte er wieder vorwärts und die ihn Umgebenden, welche dieß wahrscheinlich vernommen hatten, machten auch willig Platz, so daß er, ehe noch der Fürst heran kam, in der vordersten Reihe stand.

Jetzt nahete der Kurfürst auf lichtbraunem, friesischem Rosse und grüßte freundlich die Menge, die mehr in stiller Hochachtung als mit lautem Jubel ihn bewillkommte; denn noch tönte das feierliche Lied, noch sangen die Umstehenden es mit, und selbst der fromme Fürst schien leise mit in den Gesang einzustimmen, als er bis an Herrn Dietrich

heraus kam. Freudig und doch mit banger Furcht, der Herr könne ihm noch zürnen, sah dieser auf den Mann, den er jetzt auf Erden am höchsten stellte und an den er sich wie durch unzertrennliche Bande gekettet fühlte. Auch des Kurfürsten Auge traf ihn jetzt, er schien überrascht, ihn hier zu sehen und nickte ihm freundlich zu; aber schon während der kurzen Bewegung seines Hauptes umdüsterte sich des Fürsten Antlitz und er wandte finster das Auge von ihm ab.

Der Alte stand zerknirscht; aus einem langen, süßen Traume, den er sich so herrlich ausgebildet hatte, ward er so unfreundlich geweckt. Mit weitgeöffnetem, stierem Auge sah er dem Fürsten noch lange nach und wie durch einen Zauberschlag glaubte er durch diesen einen Blick alle so lange, so sorgfältig genährten Empfindungen in sich vernichtet zu fühlen.

Führt mich nach Hause, oder besser in's Freie, — bat er Otto, der ihm zur Seite stand — meine Kniee schwanken, mir wird hier unter der Menge so beklommen zu Muthe. — Kommt, junger Freund, geleitet mich hinaus auf's Feld, die Stadt wird mir

zu enge, es ist mir, als ob die Giebel der Häuser sich über mich zusammen bögen; kommt!

Otto, dem des Kurfürsten finsterer Blick nicht entgangen war, ahnete, was in dem Alten vorging, faßte ihn beim Arme und suchte, so gut er konnte, ihn durch das, dem Zuge folgende Gedränge zu bringen. Endlich gelang es ihm, bis an's Ende der Gostenhofer Vorstadt und in's Freie zu kommen. Hier führte er den Alten von der Landstraße ab, nach einer Rasenbank unter einen wilden Birnbaum, auf der sich Herr Dietrich niederließ.

Ich danke Euch, junger Freund! — sagte er nun, Otto die Hand reichend. — Geht zurück in die Stadt, weidet Euch an dem Schauspiel der jubelnden Menge und laßt mich allein, ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu sammeln.

Otto zögerte; da aber der Alte ihn von neuem dringend bat, gab er nach und verließ ihn, blieb jedoch in einiger Entfernung im Verborgenen stehen, um seinen Reisegefährten, für den ihm bangte, zu beobachten und im Fall der Noth ihm beispringen zu können.

Herr Dietrich saß hier lange mit gebeugtem Haupte, doch schien sein Kummer immer mehr ernstem Nachdenken zu weichen. Er grub allerhand Zeichen in den Sand, wischte sie dann mit dem Fuße wieder aus und trieb dieß Gaukelspiel lange Zeit. Plötzlich sprang er auf und sah starr vor sich hin. — Nein! — rief er dann — Ich will nicht länger ein Thor sein und wie ein Hund, Trotz den Fußtritten, vor meinem Herrn kriechen. Dem Manne ziemt nicht hündische Treue, stößt man ihn von sich, so muß er gehen. — Rasch schritt er dann vorwärts, aber kaum hatte er einige Schritte gethan, so blieb er stehen. — Und soll ich wirklich mein Ziel aufgeben, nach dem ich so lange rang? Soll den Mann verlassen, dem ich mein ganzes Leben mit störrischem Eigensinne weihte, ihn verlassen, weil er meine Hilfe verschmäht, und so meinen Eid brechen? — Nein, ich will wider seinen Willen für ihn wirken, und hat er nicht immer Kraft genug, zu handeln, ist er nur groß im Dulden, so soll das mich nicht von ihm entfernen; denn auch sein Weg ist ein schöner, sein Ziel ein edles Ziel. —

Ueberdieß — fuhr er fort — iſt ja auch ſeine Sache die meinige geworden. Daß Moritz mir mein väterliches Erbe als verfallenes Lehn einzog, vergebe ich ihm, eine Art Recht war auf ſeiner Seite; daß er mich aber, der ich es in dem Augenblicke wahrhaft gut mit ihm meinte, einen wahnſinnigen Narren ſchalt, das zahl' er mir theuer! — Dieß ſagend, ſchritt er raſch der Stadt zu und ſein nun gefaßter Entſchluß ſchien ihm neue Kräfte gegeben zu haben.

Am Thore trat ihm Otto entgegen. — Wohin ſo eilig? fragte er ihn.

Zum Kurfürſten! entgegnete der Alte.

In dieſer Kleidung?

Einem Geächteten iſt der elendeſte Kittel gut genug! — erwiederte Herr Dietrich — Dieß Wamms gab mir der Kurfürſt; mag er ſehen, daß es abgetragen iſt.

Darf ich Euch begleiten? fragte Otto beſorglich.

Bis an die Pforte des Hauſes, in welchem er wohnt, ja! — antwortete der Alte —

weiter kommt Ihr nicht. Glaubt nicht, daß die Thüre zu des Kurfürsten Gemach Jedermann so offen stehe wie die des Markgrafen; das ist nur Sitte bei Kriegsleuten, am Hofe des Kurfürsten aber geht es nach der strengen Sitte des Hofes, deßhalb thut Ihr besser, Ihr verlaßt mich; das Schwere meines Ganges könnt Ihr mir doch nicht erleichtern.

Aber demungeachtet begleitete ihn Otto bis zur Wohnung des Kurfürsten, wo so eben die Herren vom Rathe und die Geistlichkeit heraustraten.

Nun geht mit Gott! sagte der junge Krieger, immer noch für den Alten besorgt, der mit Hast in das Haus trat.

Hier traf Herr Dietrich manchen seiner alten Bekannten, die ihn herzlich begrüßten. Viele, denen er seines derben, offenen Wesens wegen verhaßt war, empfingen ihn mit scheelem Blicke. Alle riethen ihm aber, nicht vor dem Herrn zu erscheinen, der den Befehl gegeben habe, ihn ohne dringende Noth nicht vorzulassen. Ich komme nicht als ein Diener, nicht als ein Bittender zu dem Kurfür-

ſten, — erwiederte er ſtolz — ich komme als ein Abgeſandter! — Hierauf nahte er ſich dem alten Leibdiener des Kurfürſten, der eben Küſtzeug die Treppe hinauf trug, und ſagte leiſe zu ihm: Klaus, geh' aus alter Liebe zu mir hinauf zum Herrn und verſchaffe mir Einlaß!

Ich darf nicht! — erwiederte dieſer — Der Herr will Euch nicht ſehen.

Du darfſt! — ſagte der Alte — Ich bin von Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einem Schreiben an den Kurfürſten hierher geſandt. Nenne meinen Namen nicht und ſag' dem Herrn nur, ein Abgeſandter des Markgrafen wünſche ihn zu ſprechen, und ſo biſt Du aus aller Schuld.

Nun, Euch zur Liebe muß ich es wohl wagen, meinte Klaus, legte das Gepäck bei Seite und ging in das Gemach des Kurfürſten, von wo er bald mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Abgeſandte des Markgrafen eintreten könne.

Aber es bedurfte einiger Zeit, ehe der Alte die nöthige Faſſung finden konnte, ſein

Herz schlug gewaltig, die alte Liebe, die unbegrenzte Hochachtung, die er für den Kurfürsten gefühlt, erwachte, und mit zitternder Hand öffnete er endlich die Thür.

Kurfürst Johann Friedrich, sonst so gelassen und mild, fuhr bei seinem Anblicke zornig auf. Und Ihr wagt es, vor mir zu erscheinen?! — rief er ihm entgegen — Gebot ich Euch nicht, Dietrich von Karras, mir nie wieder unter die Augen zu treten?

Ich stehe vor Euch, gnädiger Herr, — nahm der Alte das Wort, und obgleich durch des Fürsten Empfang tief gebeugt, doch nicht entmuthigt — Ich stehe vor Euch, von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Euch gesandt; in seinem Auftrage bin ich hier —

So? — sagte der Kurfürst, Fassung suchend — Da hätte der Markgraf mir auch wohl einen Andern schicken können als Euch. — Was will er von mir?

Dieß Schreiben wird es Euer Kurfürstlichen Gnaden sagen, erwiederte Herr Dietrich.

Der Kurfürst nahm das Schreiben und las es. Während dem stand der Alte vor dem edlen Fürsten und sein Auge ruhte schmerzvoll auf dem Manne, der mit so viel Härte seine treue Anhänglichkeit von sich stieß. Er wollte ihm zürnen, aber die tiefen Furchen des Grames, das bleiche Antlitz, die vor der Zeit gebeugte Gestalt des sonst so rüstigen Mannes erfüllten seine Seele mit Wehmuth. Er fand sein Haar gebleicht, das Feuer seiner Augen verloschen, ihn seit den Monden, wo er ihn nicht gesehen, um Jahre gealtert, und sein Unmuth war dahin, das Herz schlug dem Fürsten aus dem alten Stamme der Sachsen wieder wie vormals treu entgegen, und noch hatte der Kurfürst das Schreiben nicht durchgelesen, als schon Herr Dietrich wieder von ganzer Seele der Alte war, treu, seinem Herrn ergeben und fest entschlossen, müßte es seyn, für ihn zu sterben.

Jetzt faltete der Fürst den Brief zusammen. — Kennt Ihr den Inhalt des Schreibens? fragte er dann.

Ja, gnädiger Herr!

Der Markgraf scheint es wohl mit mir zu meinen?

Ihr könnt ihm vertrauen! — In ihm ist kein Falsch, so wie in —

Still! — gebot der Kurfürst — Ich werde Euch noch heute ein Antwortschreiben einhändigen lassen, das Ihr Euerm neuen Herrn von mir überbringen könnt.

Meinem neuen Herrn? — sagte Herr Dietrich traurig — Nein, bei Gott schwöre ich —

Mißbraucht den Namen des barmherzigen Gottes nicht! — unterbrach ihn der Kurfürst — Ihr wißt, ich dulde dieß nicht in meiner Gegenwart und habe es Euch schon oft verwiesen.

Nun, so will ich mit aller Ruhe, die mir möglich ist, Euer Kurfürstlichen Gnaden sagen, — fuhr der Alte fort — daß ich nur auf so lange in des Markgrafen Dienste getreten bin, bis Ihr mich wieder zu Gnaden aufnehmt.

Das wird nimmer geschehen! sprach der Kurfurst ernst. —

Nimmer? — rief Dietrich von Karras leidenschaftlich und sein Auge wurde naß —

Nimmer? Es iſt hart, daß Ihr mit einem Worte alle meine Hoffnung zerſtört.

Dietrich von Karras! — nahm der Kurfürſt das Wort und ſein Auge ſah mit Milde auf den alten Mann, der ihn zu jammern ſchien — Ihr ſeyd ein treuer Menſch! Wollte Gott, Alle, die mir dienten, hätten mit der Ergebenheit, wie Ihr, an mir gehangen. Ich zürne Euch nicht, aber ich fürchte Euch! Ihr ſeyd der Verſucher, den Satan mir ſendet, mich zu verlocken; Ihr reißt Wunden in mir auf, die ich längſt vernarben ließ, und weckt Wünſche, die zu unterdrücken mir viel Mühe gekoſtet und die von mir zu entfernen, nur der Glaube und das Gebet vermochten. Gelobt ſey Gott, daß ich endlich dahin gelangt bin, wo ich jetzt ſtehe, daß ich nun, den Blick nach dem Himmel gewendet, das Irdiſche vergeſſen, tiefe Kränkung erdulden gelernt habe und die Rache mir fremd geworden iſt. Gott hat mich prüfen wollen in Demuth, ſein Wille ſey gelobt!

Gnädiger Herr! — nahm Herr Dietrich das Wort — ſtändet Ihr allein, ſo hättet Ihr

vielleicht Recht, aber die Prinzen, Eure Söhne, denken vielleicht nicht wie Ihr.

Sie werden es müssen! sagte der Kurfürst mit Ruhe.

Und die tausend Herzen, die von Euch losgerissen sind und die sich unter fremdem Scepter unglücklich fühlen, — rechnet Ihr die für nichts? nichts die kurfürstliche Würde?

Dietrich von Karras! — sprach der Fürst und sein Antlitz umzog Trauer — tief blutet mein Herz, denke ich an meine getreuen Unterthanen, die mir nun fremd geworden sind, denk' ich meiner Schlösser zu Torgau und Wittenberg, die ich nur noch als ein Fremdling betreten darf, denke ich jener mir so theuern Stadt, wo der Mann Gottes, der Mann des Friedens begraben liegt. Hätte ich Luther's Lehre befolgt, nie das Schwert für den Glauben gezogen und es dem Allmächtigen überlassen, das Reich des Lichtes selbst zu gründen, es stände noch gut mit mir und mein Haar wäre nicht vor der Zeit ergraut, mein Herz nicht mit so vielem Kummer belastet. Und deßhalb will ich auch in Frieden mich zur Ru-

he

he legen und das Wenige, was mir Gott gelassen, dankbarlich genießen, als sey es mir von Neuem geschenkt, will vergessen, was man mir genommen und den Eid, den ich in Augsburg leisten mußte: mich nie an Moritz zu rächen, treulich halten, wie es einem Christen geziemt.

Solchen Eid habt Ihr in Augsburg geschworen, gnädiger Herr? — rief der Alte und sein Auge glühte — Das habt Ihr schwören müssen? — Nun, dann freilich, der Mann hält sein Wort, der Christ seinen Schwur und somit hätte ich dem Markgrafen nichts Weiteres zu sagen, als daß er auf Eure Hilfe nicht rechnen kann.

Das sagt ihm und danket dem Markgrafen, daß er sich meiner hat annehmen wollen, wenn er auch wahrscheinlich nur seinen Vortheil, nicht den meinigen dabei vor Augen gehabt hat. Sagt ihm, ich ließe ihn zum Frieden mahnen, das Kriegglück wäre ein gar veränderliches Ding und der tapferste Soldat müßte endlich unterliegen.

Nun, das mag er halten wie er will! — nahm der Alte, über des Kurfürsten

Gleichmuth etwas verdrießlich geworden, das Wort — Wenn es gegen Moritz geht, steh' ich ihm zur Seite; denn ich habe in Augsburg keinen Eid geleistet und mir steht die Rache frei, wie ich sie nehmen mag oder kann. Ihr habt mich auf ewig von Euch gestoßen, gnädiger Herr! Habt mir alle Hoffnung, Moritz mir mein kleines Lehn genommen und das Erbe meiner Väter, so steh' ich, ein alter Bettler, auf der Landstraße, und sollte Almosen mir einsammeln und die Vorübergehenden ansprechen und sagen: Gebt einem armen sächsischen Edelmanne, den sein alter Herr von sich stieß, sein neuer das Erbe nahm, um Gottes willen einen Heller? — Aber nein, noch habe ich einen Gaul und ein Schwert und ein Herz, das auch in der Verbannung für euch schlägt und für sich selbst zu handeln Muth genug hat, einen grauen Kopf, der weder das Schlachtschwert noch das Henkerbeil scheut und somit wird der alte Dietrich von Karres nicht am Scheidewege stehen und die dürre Hand nach der Gabe ausstrecken; er wird handeln für sich und doch für Euch!

Dietrich! — sagte der Kurfürst bewegt und streckte ihm huldvoll die Hand entgegen — ich bin ein armer Fürst, sie ließen mir nicht viel, aber so lange ich noch einen Gulden im Seckel habe, sollst Du keine Noth leiden; jedoch Dich wieder in meine Dienste zu nehmen, verbietet mir mein Gewissen.

Der Alte, obgleich er des Kurfürsten Hand fast mit Verehrung geküßt hatte, erwiederte doch in seiner rauhen, derben Sprache: Mögt Ihr meine Dienste nicht, Herr! mag ich auch keinen Lohn von Euch!

Alter Mann! — nahm der Kurfürst das Wort und sein Antlitz umdüsterte sich — kann ich einen Diener um mich dulden, der mich für so unedel hielt, daß er mir den Vorschlag machen konnte, meinen Feind meuchlings morden zu lassen, der sich selbst dazu antrug? Darf die Treue so weit führen, daß sie sich der Hölle verkaufe? Nur ein Wahnsinniger oder ein Böswicht kann zum Mörder werden wollen; denn der Zweck heiligt nie die Mittel. Ich kenne Euer Herz, kenne Euern finstern, unbeugsamen Sinn, weiß, daß das, was Ihr Euch einmal vorgesetzt habt, un-

wandelbar und fest in Euerm Kopfe steht; darf ich solch einen gefährlichen Mann in meiner Nähe dulden? Muß ich ihn nicht von mir weisen, wenn auch mein Herz blutet? Ich weiß Treue zu schätzen, sie muß aber ihre Schranken nicht überschreiten, nicht von der Bahn des Rechts weichen. Deßhalb zieht hin, wohin Euch das Schicksal treibt. Es gehe Euch wohl, ich erkenne Eure Liebe, Eure Treue — beweis't sie mir nie blutig, beweiset sie mir durch gottesfürchtigen Wandel und lebt wohl!

Bei diesen mit Rührung gesprochenen Worten hatte der Alte unwillkührlich sein Knie gebeugt, sank langsam vor dem Fürsten nieder und preßte des Kurfürsten Hand, auf welche die heißen Thränen rollten, an seine Lippe, Ihr liebt mich noch, Herr, trennt Euch nur ungern von mir? Nun, so will ich mit Freuden ziehen, mit Freuden für Euch sterben!

Stirb! wenn Dich Gott abruft, aber stirb im Frieden! — sagte der Kurfürst ernst — Laß die freigeistigen Gedanken fahren, denen Du von jeher anhingest und werde

ein frommer Christ. Steh' auf und wandele fortan auf Gott gefälligem Wege! — Herr Dietrich stand auf, der Kurfürst öffnete eine Truhe und nahm ein kleines ledernes Beutelchen heraus und reichte es ihm. Nehmt dieß Scherflein der Wittwe zum Zehrgeld, Herr Dietrich, — sprach er — und zieht nun mit Gott; das Schreiben an den Markgrafen werde ich Euch morgen in die Herberge senden.

Herr Dietrich aber legte das Beutelchen wieder auf den Tisch und sah noch einmal den Herrn mit leuchtenden Augen an. Und sollte ich der Hölle verfallen, doch muß ich Euch rächen! rief er und stürzte zur Thür hinaus.

13.

Herr Dietrich kehrte in seine Herberge zurück und suchte hier sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Manche widerstrebenden Empfindungen kämpften in ihm gegen einander, aber nur eine beherrschte ihn ganz,

eine, von der er scheute, sich selbst Rechenschaft zu geben. Otto, der ihn besuchte, wollte ihn bereden, mit ihm zu Georg zu gehen, der Alte aber schlug es hartnäckig aus und blieb allein zurück, desto ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen. Jedoch als der Abend nahte, ward es ihm doch zu einsam in seinem Zimmer und er eilte hinaus in's Freie, durchstrich die Stadt und besuchte die alte Burg, aus welcher einst der Stamm der Hohenzollern seine Aeste ausgebreitet hatte.

Vergänglichkeit ist doch das Loos alles Irdischen! — sagte er, auf der Zinne der Burg stehend und von hier aus über die volkreiche Stadt blickend. — Hier zog Friedrich von Hohenzollern als Burggraf ein, hier blühte ein Geschlecht von Helden und obgleich jetzt mächtiger als je, müssen doch jetzt die Nachkommen der ehemaligen Bewohner hier vorüber ziehen und dürfen nicht durch die Gemächer wandern, wo ihre Ahnherrn hausten, wenn es ihnen die Herren vom Rathe der Stadt Nürnberg nicht erlauben. Oede steht diese Kaiserburg, sonst von dem

mächtigen Burggrafen-Geschlechte bewohnt, und jener Söldling mit seiner zweischneidigen Hellebarde und dem Stadtwappen auf dem Wamms, geht, sich spreizend, umher, als sey er im Namen des Bürgermeisters Burggraf des Schlosses. — Und doch ist es gut, — fuhr er fort — daß Alles vergeht, Allem gleiches Recht, Alles zu Staub wird.

Er besah sich den stolzen Söldner mit seinem Wappen noch einmal, dann ging er lächelnd an ihm vorbei, den Berg hinab und sein Weg führte ihn nach der Wohnung des Goldschmids.

Die alte Magd öffnete ihm die Thür.

Herr Soldat, — sagte sie — geht nur in den Garten, dort findet Ihr Alles versammelt, was zu Hause ist, die andern werden bald wieder heimkommen.

Herr Dietrich, ohne ihr zu antworten, ging rasch dem Garten zu; denn es war ihm lieb, daß er Niemand zu Hause fand, da er sich vorgesetzt hatte, den alten Harfner, zu dem er in kurzer Zeit so großes Vertraun gefaßt hatte, mit seinen Verhältnissen bekannt zu machen und nicht sowohl seinen

Rath, als seine Meinung zu vernehmen. Als er aber an die Gartenpforte kam, überraschte ihn ein sonderbares Schauspiel. Der alte Harfner saß auf einer Rasenbank unter einem Apfelbaume, hatte die Harfe vor sich, ohne jedoch ihre Saiten zu berühren, ihm seitwärts kauerte Franzeska, flocht ihre langen, schwarzen Haare in Flechten und sah bald freudig auf ihr Haar, bald traurig an dem Alten auf.

Es war für Herrn Dietrich ein sonderbarer Anblick, besonders heute, wo er überdieß aufgeregt war und Alles so leicht sich in ihm romantisch zu gestalten vermochte. Der Alte mit seiner patriarchalischen Ruhe, der, wenn er die Hand auf den Saiten ruhen ließ, einem sanft Entschlummerten glich, den ein schöner Traum umschwebte; das Weib, das zu seinen Füßen saß, auf deren Antlitz die Reste vergangener Schönheit den Ausdruck des Wahnsinns nicht zu mildern vermochten, schien jetzt gedankenlos ihr Haar zu flechten, jetzt gedankenvoll an dem Alten aufzublicken, ihr stieres Auge ruhte dann lange auf ihm, als ob sie erwartete, daß sich

das Seinige öffnen ſollte. Es war, als habe ſie ihm etwas mitzutheilen, das ſchon lange ihre Bruſt zu beengen ſchien; ſie meinte ſicher, er ſchlafe und wollte ihn nicht wecken.

Der alte Krieger hatte durch die Gitterthür dieſem ſtummen Schauſpiele ſchon einige Zeit theilnehmend zugeſehen; Franzeska bemerkte ihn nicht, da ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den Blinden gerichtet war und ſo konnte er ſie unbemerkt beobachten, als das Weib ungeduldig zu werden begann.

He, alter Harfenſpieler! — ſagte ſie jetzt — ſchläfſt Du denn einen ewigen Schlaf? Wach' doch auf, Franzeska will mit Dir plaudern.

Ich ſchlafe ja nicht! erwiederte der Alte.

Warum haſt Du denn die Augen zu? — fragte ſie unwillig. — Ich ſitze wohl ſchon eine Stunde hier und harre, daß Du erwachen möchteſt und harre immer vergebens. Warum ſingſt Du nicht? —. Singe mir doch ein recht ſchauerlich Liedchen, das von dem ermordeten Königſohn — dann will ich Dir auch etwas ſagen.

Ich habe heute keine Laune zum Singen, antwortete er, unwillig, daß ihn das Weib in seinen Gedanken störte.

Nun, was thust Du denn, wenn Du nicht singst?

Ich denke über manches nach, Franzeska, manches ruft mir die Erinnerung zurück —

Denke dann nicht an mich! — fuhr sie heftig auf. — Denke nicht an mein Kind — nicht an den Becher —

Nein, das habe ich schon längst vergessen — sagte er, sie beruhigen wollend. — Ich dachte an den sächsischen Edelmann, der seit einiger Zeit bei uns ist.

An den denk' ich auch oft; denn ich wollte wetten, er wäre auch dem Bösen verfallen. — Seine lange, hagere Gestalt deutet auf nichts Gutes. — Solche Menschen sind ausgedörrt an Leib und Seele — auch ich weiß es an mir! — Als ich noch voll und rund war, da war ich auch menschlicher und der Böse hatte nicht so Gewalt über mich als hernach. — In des Mannes lang verzerrten Zügen, da grinst Sa-

tän überall heraus und dann — verachtet mich nicht — beſitze ich einen Inſtinkt — ich wittere wie ein guter Jagdhund das Wild, die Sünde, aus — und deßhalb bin ich luſtig, wenn Otto kommt und auch den Hagern ſeh' ich deßhalb gern —

Da ſieh ihn, alte Unke! rief Herr Dietrich, ungeduldig geworden, riß die Gartenthüre auf und trat zu den Beiden.

Habt Ihr mich doch faſt durch Euer heftiges Eintreten erſchreckt! — ſagte der Harfner, Herrn Dietrich willkommen heißend. — Ihr habt gelauſcht —

Wärſt Du nur nicht ein ſo hageres, gelbes Geſicht, — nahm Franzeska das Wort, noch ehe der Krieger dem Harfner antworten konnte — ich könnte Dir wohl gut ſeyn — aber ſo? — Doch warte einen Augenblick, dann komm' ich wieder und bin ſchön geſchmückt, Roſen und Lilien auf meinen Wangen und mein ſchwarzes Haar windet ſich gar üppig im Kranz auf meinem Scheitel, geduide Dich nur einen Augenblick.

Sie ging rasch dem Hause zu, der Harfner gab mit einer Pfeife das Zeichen und die alte Magd eilte herbei, die ein lustiges Liedchen Singende zu begleiten.

Der Himmel hat die Arme furchtbar gestraft! — sagte jetzt der Harfner — Sie war gewiß ein gutes Geschöpf, ehe sie den ersten Fehltritt that; aber dann ging sie rasch von Stufe zu Stufe, und hätte Gott nicht über sie gewacht, so wäre sie Mörderin ihres eignen Kindes geworden —

Herr Dietrich unterbrach den Alten nicht und sah nachdenkend vor sich hin.

Ja, — fuhr der Harfner fort — die Sünde ist wie die Schneelawine. — Ein kleiner Ballen lös't sich ab, rollt von der Höhe herab, und immer größer und größer werdend, von der eignen Last fortgerollt, zertrümmert sie Häuser und bedeckt lachende Fluren. Ein gottloser Gedanke, gern und mit sündiger Liebe genährt, ist schon hinreichend, den beßten Menschen zu verlocken; wird er zur That, dann ist er verloren.

Verloren – unwiederbringlich verloren? ſagte Herr Dietrich vor ſich hin.

Ja, Herr! – fuhr der Harfner fort. – Der erſte Schritt wird zaghaft gethan, der zweite muthig, die folgenden mit Freuden –

Hört, alter, blinder Mann, den Gott einen tiefen Blick in's menſchliche Herz thun ließ; als er ihm den Blick in die ſchöne Welt nahm, der, wie mich dünkt, ſtets auf rechten, Gott gefälligen Wegen wandelte — ſagt mir — heiligt nie der Zweck die That?

Zuweilen, doch ſelten; — erwiederte der Harfner — nur da, wo ich mir allein ſchade, nicht Andern.

Wenn zum Beiſpiel ein freidenkender Mann einen Tyrannen tödtet — fuhr Herr Dietrich fort — und dadurch das Sklavenjoch von Millionen abſchüttelte, wenn er dafür als Märtyrer büßte, thät er dann nicht Recht? Und würde ihm dereinſt dennoch die That und nicht der edle Zweck auf die Wagſchale gelegt? —

Der Menſch muß Gott das Richteramt überlaſſen, nicht das Schwert des Allmäch-

tigen mit kraftloser Hand ergreifen! — erwiederte der Harfner. — Wollte Gott den Tyrannen verderben, bedürfte es nur seines Willens, nicht eines Menschen Arm. — Aber warum thut Ihr so sonderbare Fragen an mich? — Ich kann Euer Antlitz nicht sehen, weiß daher nicht, welchen Stempel Gott darauf gedrückt, weiß nicht, ob Ihr vielleicht selbst — Doch laßt uns von der Sünde schweigen, sie nahet auch ungerufen. — Wehe dem Manne, — fuhr er dann fort und erhob sich von seinem Sitze, stützte seine Linke auf die Harfe und streckte die Rechte nach dem Krieger — Wehe dem, der mit kecker Faust das Richtschwert Gottes ergreift! — Und trieb ihn der edelste Wille, er weiht sich dem ewigen Verderben!

Nicht immer, nicht immer! rief Herr Dietrich; doch die Ankunft der übrigen Hausbewohner störte die ernste Unterredung der beiden Alten und Mariens frommes, freundliches Wesen führte bald die Heiterkeit in den kleinen Kreis zurück; nur Herrn Dietrich wollte sie nicht erfassen, er schlich sich, als Franzeska mit Blumen geschmückt eintrat, leise davon.

14.

Kaum war Herr Dietrich in seine Herberge getreten, als ein Diener des Kurfürsten ihm zwei Schreiben brachte; das eine war für den Markgrafen, das andere an ihn gerichtet. Als der Diener sich entfernt hatte, erbrach und las er das an ihn gerichtete und ein sonderbares Gefühl mußte sich seiner hierbei bemeistern; denn er blieb, nachdem er es gelesen, unbeweglich stehen, seine Hand hielt den Brief krampfhaft geballt und auf seinem Antlitz sprach die Verzweiflung: Täusche ich mich nicht, habe ich auch recht gelesen? rief er, entfaltete den Brief und las noch einmal:

„Da ich Eure Absicht kenne, so befiehlt „mir mein Gewissen, den Kurfürst Moritz „vor Euch zu warnen. Vermeidet daher sei„ne Nähe, wagt Euch nicht in seine Lande „und hütet Euch, daß Ihr nicht in seine Ge„walt gerathet; es würde mir wehe thun, „wenn Euch durch mich ein Unglück begeg„nete. Gerathet Ihr in Noth, so wendet „Euch getrost an mich.

Johann Friedrich."

Ein gar gnädiger Herr, der Kurfürst! — fuhr jetzt Herr Dietrich, bitter lachend, auf — Lohnt meine Treue und den guten Willen, ihm zu dienen, auf gar besondere Art, die mich leicht, ehe ich noch mein Ziel getroffen hätte, auf's Blutgerüste bringen könnte. Doch nein! — rief er plötzlich — ich thue dem edlen Fürsten Unrecht. Nur mich von Moritz entfernt zu halten, schrieb er dieß, mich von meinem Vorsatz abzubringen, gebrauchte er diese List. Ich kenne Dich schon, edler Herr; Du wandelst auf zu frommen Wegen, um das Leben eines Menschen auf das Spiel zu setzen. Ich verstehe Dich schon!

Hierauf ging er in den Stall und schüttete seinem Polen doppeltes Futter vor. Du wirst bald tüchtig laufen müssen, altes, treues Thier! — sagte er dabei — Morgen beginnt die Wallfahrt von neuem, darum stärke Dich zu dem langen Ritt.

Als er am Morgen aufstand, seinen Gaul besorgt und Alles zu seiner Abreise bereitet hatte, ging er nach Georg's Wohnung, dort Lebewohl zu sagen. Zuerst traf er Otto, von dem er sich nur mit Rührung trennte; denn

er

er liebte den jungen, ſtürmiſchen Mann wahrhaft. Wir treffen uns doch wieder, — ſagte er — denn Ihr könnt nicht lange unthätig bleiben, und da zieht es Euch zu dem Markgrafen, der Euch gewiß Euern thörigen Streich vergeben wird. — Alſo auf Wiederſehen! — Dann empfahl er ſich Georg und Marien und ſuchte den Harfner auf, der ſich im Garten an der Morgenſonne erquickte.

Ich komme, Euch Lebewohl zu ſagen, da ich heute noch von hier will! redete er ihn an.

Schon heute? — ſagte der Harfner — Das überraſcht mich. — Sind wir allein? fragte er ihn dann leiſe, und da Herr Dietrich es bejahete, bat er, ſich neben ihn zu ſetzen. Lieber Herr! — begann er dann — Ihr habt Euch ſo gern mit dem alten Blinden unterhalten, habt ihm ſo viel Zutrauen gezeigt, ihm ſo Manches aus Euerm Leben erzählt und auch wohl hier und da Euer Herz ihm aufgeſchloſſen, ſo daß ich wahrhaftigen Theil an Euch nehme. Dieß zwingt mich, ein freimüthiges, aber ernſtes Wort mit Euch zu reden; darf ich es?

Thut es nur! erwiederte Herr Dietrich.

Ihr habt einen böſen Vorſatz gefaßt! — fuhr der Harfner fort — er iſt mir aus ſo Manchem, was Ihr mir geſagt habt, klar geworden. Ihr meint, die Treue zu Euerm alten Herrn verlange deſſen Ausführung; aber verzeiht, Herr! ich begreife nicht, was Eure Treue bis zu ſolch furchtbarem Grade genährt haben kann. Der Kurfürſt Johann Friedrich hat Euch nie ſein beſonderes Vertrauen geſchenkt. Ihr ſagtet mir ſelbſt, er ſey oft, Eurer wenigen Gottesfurcht wegen, ungnädig gegen Euch geweſen, Doktor Luther allein habe Euch am Hofe das Wort geredet und Ihr ſelbſt wäret nicht immer mit dem lauen Betragen Eures Herrn zufrieden geweſen. Was iſt es denn, das ſolche furchtbare Treue in Euch geweckt und erhalten hat, ſo daß Ihr meint, Ihr müßtet Beides, Seel' und Leib, Euerm Herrn opfern? Dankbarkeit kann es nicht ſeyn, perſönliche Neigung ſcheint es mir auch nicht; erklärt mir das Räthſel; denn ſo wie ich Euer Verhältniß erkenne, fänd' ich auch nicht die leiſeſte Entſchuldigung für eine böſe That.

Herr Dietrich ſchwieg lange und bedachte ſich, ehe er antwortete; endlich begann er: Da Ihr einmal in die Tiefe meines Herzens geſchaut habt, ſo will ich Euch auch mein Innerſtes nicht länger verbergen. Hört mich an.

Ihr habt Recht, wenn Ihr vermuthet, daß weder ich bei dem Herrn ſehr in Gunſt, noch er früher ſehr in meinem Herzen geſtanden hat. Mein auffahrendes, heftiges Gemüth konnte den duldenden Gleichmuth Johann Friedrich's nicht recht faſſen, deßwegen tadelte ich Manches an ihm. Mein geringer Glaube an die Fortdauer nach dem Tode und an eine vormundſchaftliche Fürſorge des Himmels, die den Verſtand und den freien Willen des Menſchen unnütz macht, nahmen mir das Zutrauen des Herrn. Er ſandte den Doktor Martinus an mich, mich zu belehren, mich auf die rechte Bahn zurückzuführen, und der fromme Mann übernahm es auch gern; denn er war mir immer wohlgewogen, und oft ſaß ich Stunden lang bei ihm, diſputirte mit ihm und ſein kräftiges Wort drang tief in mein Herz. Ich ſah wohl ein, daß mein Geiſt auf Abwege gerathen war, aber den

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53207-5
WITZLEBEN,K.A.F.VON FN. 18745/025

rechten, festen, unerschütterlichen Glauben, selbst da, wo die Vernunft nicht mit einstimmte, der wollte mir nicht so recht kommen. Luther zürnte mir deßhalb nicht und meinte, die Wahrheit gewinne doch endlich den Sieg, und so würde es auch bei mir gehen; aber es ging nur langsam, desto schneller wuchs die Liebe und die Hochachtung für den würdigen, frommen Mann. Er ward mein Vorbild; denn in ihm war Kraft und That und furchtlos ging er seinen Weg.

Den Abend vorher, ehe er seine letzte Reise nach Eisleben antrat, saß ich in Wittenberg bei ihm auf seinem Studirstübchen. Katharina, sein Eheweib, brachte uns eben einen frischen Trunk Torgauer Bier und wollte sich zu uns setzen, er aber gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen, und als wir allein waren, sah ich auf seinem Antlitz, daß er mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Lieber Dietrich! — sagte er zu mir — ich ziehe von hier und Gott weiß, ob ich wieder zurückkehren werde. Die Welt bedarf meiner nicht mehr, ich ihrer nicht, deßhalb können wir uns leicht trennen und so dünkt mich, mein Heim-

gang ist nahe. Wenn ich nicht mehr bin, wird hier Alles anders werden, der Landgraf wird so lange an dem Kurfürsten rütteln, bis er ihn dahin gebracht hat, das Schwert zu ziehen. Der Friede, der allein das Wort Gottes befördern kann, wird gestört und die Kriegsfurie bricht über dieß fromme Land aus und wird es verwüsten.

Der Kurfürst hat viele Diener, aber wenige, die es treu mit ihm meinen; er ist ein gar frommer, aber ein unentschlossener Herr, der Alles gern der Weisheit Anderer überläßt und kein Vertraun zu sich selbst hat. Im Glück werden sie: Hosianna! vor ihm her singen, im Unglück werden sie ihn verlassen. Ihr aber werdet nicht gleich ihnen seyn; denn seyd Ihr auch kein gläubiges, seyd Ihr doch ein treues Herz, und so versprecht mir denn, Euerm Herrn treu zu bleiben in Noth und Tod, ihn nach Kräften bei Ehren und Würden zu erhalten, sollte es Euch auch Hab' und Gut, Blut und Leben kosten; gebt mir den Handschlag darauf! — Ich reichte ihm ohne Zögern meine Rechte, er drückte sie und sprach feierlich: Was zum

Beßten des Landes, zum Beßten der Kirche ist, thut es und Gott wird Euch stärken und beschützen! — Und ich that den feierlichen Schwur, seine Worte zu befolgen, dann schieden wir. Er starb in Eisleben, Gott nahm ihn zu sich, mir aber blieb die Erinnerung an ihn und an mein Versprechen und der feste Vorsatz, es zu erfüllen.

Seit ich dem Kurfürsten in die Gefangenschaft gefolgt war, ward mir auch der Herr werther und ich sah ein, daß man, ohne mit dem Schwerte d'rein zu schlagen, auch als Dulder ein Held sein kann. Johann Friedrich's stille Ergebung, seine unerschütterliche Standhaftigkeit erweckten meine Bewunderung und ich sah, wo ich sonst nur Frömmelei, Muthlosigkeit und Unentschlossenheit erblickt hatte, den wahren Glauben, der uns über das Schicksal erhebt, den wahren Muth des Christen und die Standhaftigkeit, die nichts beugen, nichts erschüttern kann, und mein Herz hing nun mit Schwärmerei an dem Dulder, dessen Beispiel kräftiger auf mich wirkte als selbst die Worte Luther's. So ist die Treue mir geworden, die nichts

erschüttern soll und die mich bis zum Tode begleiten wird!

Und glaubt Ihr, — unterbrach ihn der Harfner — daß Ihr durch eine böse That sie beweisen könnt?

Ja! erwiederte Herr Dietrich mit Zuversicht.

Ihr irrt;

Ich irre nicht! — rief der Krieger mit Feuer — Verderben kann ich nur mich und was ist eine That ohne Opfer? Was das Verderben einer Seele gegen das Heil so vieler Tausende? — Und sagte nicht Martin Luther: „Was zum Beßten des Landes, was zum Beßten der Kirche ist, das thut, Gott wird Euch stärken und schützen!“ — Was opfere ich dabei als meinen Leib? Meine Seele übergebe ich dem barmherzigen Gott —

Dem Teufel übergebt Ihr sie! — kreischte Franzeska, die sich leise herbeigeschlichen hatte, hinter ihm und störte das Gespräch; auch Otto und Georg, die ihr gefolgt waren, traten herzu, und so konnte der Blinde sein Herz nicht weiter ausschütten und nur noch

bei'm Abſchiede Herrn Dietrich warnend ſagen: Ihr geht einen gefährlichen Weg, lieber Herr, berathet Euch erſt mit Eurem Gewiſſen, ehe Ihr handelt.

Herr Dietrich ſchied, durch dieſe Worte in ſeinem Vorſatze nicht wankend gemacht, aus dem Kreiſe dieſer guten Menſchen, beſtieg ſeinen Klepper und trabte Frankfurt zu.

15.

Auch Otto hielt es nicht länger mehr in Nürnberg. Die Fremde ließ ſich faſt nicht vor ihm ſehen und die Verſicherung Georg's, daß ſie Hoffnung habe, bald in ihr Vaterland zurückzukehren, wo ſie in dem Schooße ihrer Familie ihr ſtilles Leben beſchließen wolle, war eben nicht geeignet, ihn zu bewegen, ſeinen Aufenthalt ihretwegen in Nürnberg zu verlängern. Er entſchloß ſich daher, die Reichsſtadt zu verlaſſen und auf einige Tage zu ſeinen Aeltern nach Anſpach und von dort nach Göttingen zum Herzog Erich

zu ziehen, wo, wie er meinte, ein tüchtiger Krieger auch willkommen wäre.

Zwei Tage nach Herrn Dietrich's Abreise ſagte Otto Marien und dem Harfner Lebewohl und zog nach Anſpach, wohin ihn Georg, der dort eben Geſchäfte hatte, begleitete. Unterweges kam das Geſpräch, wie natürlich, auf die fremde Dame.

Jetzt — ſagte Georg — will ich Dir die Wahrheit geſtehen, bis jetzt haben wir Dich in Rückſicht ihrer getäuſcht. Sie iſt, wie ſie Dir geſagt hat, eine adelige Dame aus Steyermark, die gegen ihren Willen mit einem Manne vermählt ward, den ſie nicht lieben konnte, der ſie mißhandelte und, als die Unterſuchung gegen ihn eingeleitet wurde, ſo grauſam war, ſie als Mitſchuldige anzugeben, weßhalb ſie auch mit ihm nach der Ehrenberger Klauſe in's Gefängniß gebracht wurde. Hier theilt ſie zwei unglückvolle Jahre mit ihm den Kerker, bis der Tod ſie von dem Unmenſchen, die Verbündeten ſie aus ihrer Haft befreiten. Als die Klauſe genommen ward, rettete ſie Herzog Georg aus den Händen der wüthenden Soldaten und gewährte

ihr Schutz. Heimwärts durfte sie nicht, aus Furcht vor neuer Gefangenschaft, sie wußte nicht wohin, da bot ihr der Herzog den Aufenthalt in seinen Landen an, wo er für sie zu sorgen versprach. Sie nahm in der Noth das Anerbieten an und folgte ihm; aber ihre Abreise nach Mecklenburg verzögerte sich von Tag zu Tage, immer traten neue, vielleicht absichtlich herbeigeführte Hindernisse ein; denn der Herzog hatte indeß Neigung zu ihr gefaßt und den Reizen der schönen Frau nicht widerstanden. Sie aber kämpfte lange gegen ihr Herz, dem die Liebe bis jetzt unbekannt geblieben war. Endlich aber gewann des Herzogs edles, schonendes Betragen das schon längst Befangene und so entspann sich nach und nach ein Verhältniß, das mehr der Freundschaft und der Dankbarkeit, als der Leidenschaft entsprang.

Nun, wahrlich! — lachte Otto laut auf — Entweder Du hältst mich für sehr leichtgläubig, oder bist es selbst! Ein Weib, das mit ihrem fürstlichen Buhlen aus einem Feldlager in das andere, aus einer Stadt in die andere zieht und nach Monden als eine Hei-

tge erſcheinen will, muß uns überreden wol-
en, Gott habe Wunder an ihr gethan. Be-
halte Dein Mährchen für Dich, Freund, Du
ührſt nur mein Zwergfell damit, nicht mein
Herz.

Lache ſo viel Du willſt, — erwiederte
Georg — ich habe die Beweiſe in Händen
gehabt. Nie war ſie im Lager, nie wohnte
ſie mit ihm in einem Hauſe, das bezeugen
die Briefe, die ſie von ihm erhielt und in
denen ich den Beweis ihrer Tugend ſattſam
gefunden habe. Wäre ſie des Herzogs Buh-
erin geweſen, warum hätte ſie dem Mark-
grafen widerſtanden?

Weiberlaune! — Aber bei den 11,000
Jungfrauen, die in dem alten Köln ſämmt-
lich ihr Leben für ihre Tugend hingaben, ſo
ein Fall iſt mir noch nicht vorgekommen!

Ueberhaupt, werther Freund, ſcheint es,
haſt Du noch nicht vielen edlen Frauen auf
Deinem Lebenswege begegnet und kennſt ſie
noch wenig. Dein Ideal war kein Kind des
Himmels, es war eine irdiſche, leichtſinnige
Dirne — und nach ihr willſt Du das ganze

Geschlecht messen? — Auch muß ich Dich fragen, da unser Gespräch eben die Frage herbei führt, willst Du wirklich noch Laurette aufsuchen, willst Du so Deine Kraft, Deine Zeit vergeuden?

Nein, Georg, das will ich nicht! — erwiederte Otto. — Schon im Lager vor Frankfurt that ich den Schwur, mich nicht mehr um sie zu kümmern und hätte mich die langweilige, steyermärkische Dame nicht verlockt, mein Rappe trüge mich heute noch zum Kampf vor die festen Wälle der Reichsstadt Frankfurt, statt jetzt nach dem stillen Vaterhause hinzutraben, wo ich nach dem ersten freudigen Willkommen nur ein eintöniges Leben erwarten kann. Ich glaube kaum, daß ich dort werde länger als einige Tage, und dieß meiner Mutter zur Liebe, aushalten können. Alles ist mir dort zu enge und mein Vater gibt mir jeden Abend statt des Nachttrunkes, eine langweilige, christliche Ermahnung mit in's Bette.

Und ist Dir die Liebe Deiner Aeltern so wenig? fragte Georg.

Sie lieben mich und ich liebe sie von Herzen. Sollte ich für meinen alten Vater zehn Mal mein Leben wagen, ich thät es; für die Mutter wagte ich es hundert Mal mit Freuden. — Aber wie der Vogel, der dankbar sein Futter aus Deiner Hand empfängt und doch sein golden gegittertes Haus für ein Gefängniß hält und die erste Gelegenheit, Trotz Sturm und Regen, wahrnimmt, es zu verlassen, so geht es auch mir; das Vaterhaus beengt mich, ich kann nicht drinnen toben und lärmen wie ich möchte, mein Geist taugt nicht in die enge Werkstatt; denn müßte ich jetzt einen Becher verfertigen, so langweilte die Arbeit mich sicher mehr noch als sonst; denn ich dächte nicht an mein Werk, nur an den Wein, der darin perlen, oder an die rosigen Lippen, die aus ihm schlürfen würden und dann möchte ich den perlenden Wein trinken und die rosigen Lippen küssen, den Becher aber bei Seite werfen.

Georg schüttelte unmuthig den Kopf.

Du kennst mich ja, wie ich sonst war und mein Kriegleben und mein abenteuerlich Rennen hinter der Italienerin haben mich um

nichts gebeſſert, vielleicht mir noch das Bischen Poeſie, die mich, wenn auch auf Abwege, doch auf ſchönem Wege führte, genommen. Klarer ſehe ich zwar jetzt in's Leben hinein, täuſche mich nicht mehr ſo oft und verſchönere mir nicht Alles mehr wie ſonſt; aber ich fürchte, damit bin ich um nichts gebeſſert.

Ich glaube kaum, daß ich Dir dazu Glück wünſchen kann, — meinte Georg — ich weiß nicht, ob Du dabei gewonnen haſt —

Ich fürchte dieß ſelbſt; — ſagte Otto — aber ſeitdem ich mich in's thätige Leben geworfen und allen Träumereien abgeſagt habe, iſt es, als ob der Schwung meines Geiſtes eine ganz andere Richtung genommen habe.

Gebe Gott, daß er Dich nicht irre leitet! — ſagte der bedächtige Georg und zeigte nach der Thurmſpitze, die hinter der Höhe hervorragte. — Sieh'! da blickt der Thurm Deiner Vaterſtadt herüber und begrüßt Dich, dahin ſollte der Aufſchwung Deines Geiſtes Dich führen. Wenn ich Nürnbergs Thürme von weitem erblicke, klopft mir immer das Herz lauter, die Sehnſucht wird ſtärker und

h möchte Flügel haben, um den kurzen Weg
eſto raſcher zu beenden.

Otto lächelte, trieb aber ſein Roß nicht
eiter an und ſchien eben nicht von Sehn-
cht beflügelt zu ſeyn.

Bald gelangten ſie nach Anſpach, wo ſich
e Freunde trennten; denn Georg verweigerte
, die Gaſtfreundſchaft von Otto's Aeltern
Anſpruch zu nehmen.

Otto fand Alles im väterlichen Hauſe,
ie er es erwartet hatte; eine zärtlich lieben-
Mutter, einen ewig ſchmollenden Vater,
e alte Dienerſchaft, wie vor Jahren, ſelbſt
r alte Haushund bellte ihn zum Willkom-
en ſo unfreundlich an wie ſonſt, ſo daß ihm
s alte Einerlei ſchon an dem erſten Tage
ngweile erregte. Als Georg am dritten Ta-
auch die Stadt wieder verließ, hielt es
n nicht länger und er beſtieg am vierten
n Roß wieder und ſagte ſeinem Vater Le-
wohl, der, Trotz ſeiner Abmahnung, es
ch vielleicht gern ſah, daß der unruhige
ohn ſein Haus wieder verlaſſen wollte; denn
füllte ſeinen Seckel reichlich und mit den
parpfennigen, die ihm die Mutter heimlich

in den Mantelsack schob, konnte Otto gar sorgenlos seine Reise antreten.

So vergnügt er auch sonst zu seyn pflegte, wenn er auf seinem wilden Rosse saß und er von Ort zu Ort einem freudigen Ziele entgegen trabte, so war er doch heute unmuthig. Es wollte ihm nicht recht behagen, einen neuen Herrn aufzusuchen und es trieb ihn immer nach Frankfurt in's Lager des Markgrafen; fast war er entschlossen, es zu wagen und ihm wieder unter die Augen zu treten, doch fürchtete er seine aufbrausende Hitze zu sehr und so ritt er denn langsamer, als gewöhnlich, den Weg nach Würzburg, wo er sich bestimmen mußte; denn dort trennte sich der Weg. Auch vermied er bedächtig, die Lande des Markgrafen Albrecht zu berühren und zog deßhalb nicht über Windsheim, sondern über Rothenburg.

Am andern Tage seiner Reise gesellte sich ein schlichter Reiter zu ihm, der auch nach Würzburg wollte. Es war ein Mann schon bei Jahren, der, wie er sagte, mancher Fehde, manchem Treffen beigewohnt hatte und deßhalb Otto eine willkommene Unterhaltung war,

er ihm von den mailändiſchen Kriegen erzählte, die er zum Theil unter dem kaiſerlichen Heere mitgemacht hatte. Unter mancherlei ähnlichen Geſprächen ritten ſie in gutem Vernehmen neben einander, als ſie durch Frauenthal, ein anſpachiſches Dorf, kamen und von hier einem Buchenwalde zuzogen, der am Abhange des Hügels lag.

Die Schwüle des Tages ließ ſie eilen, den ſchattigen Wald zu erreichen. Hier ſollten wir raſten, — ſagte der Reiter — hier iſt es kühl, der Wind weht hier erquickend, und ſeht doch! bei dem kleinen Bache unter der hohen Buche, da ſitzen ſchon ein paar Müde und verzehren ihr kleines Mittagmahl. — Otto meinte zwar, in einer Herberge, die nicht mehr weit ſeyn könne, wäre es doch bequemer, als er aber zwei muntere Geſellen unter dem Baume bei'm Becher ſitzen ſah, von denen der eine eine Laute neben ſich liegen hatte, glaubte er auch, daß es ſich hier gut raſten laſſe, hielt ſein Roß an, ſtieg ab, band es an einen Baum und hing ihm den Futterſack um, dann ſetzte er ſich, ſeine mit gutem Wein gefüllte Kürbisflaſche mit ſich nehmend, zu den Andern.

Als er die munteren Gesellen näher betrachtete, die ihn mit wildem Gejauchze, den Reiter aber als einen alten Bekannten begrüßten, fand er sich nicht recht behaglich unter ihnen; die Zither hatte ihn verführt, er hatte geglaubt, es wären ein paar muntere Musensöhne von Altorf oder Wittenberg, die hier vorbei zögen und mit denen sich wohl ein heiteres Gespräch anknüpfen ließe; bei näherer Betrachtung aber gewahrte er, daß es ein paar rohe Gesellen waren, die eher eine Axt oder das Schlachtschwert führen als die Zither spielen könnten, und die auf sein Begehren, ein Liedchen zu singen, hell auflachten, und ihn, den Becher reichend, einluden, mit ihnen zu trinken. Unter Wölfen muß man mit heulen! dachte Otto, trank und holte ein Stück frischen Schinken aus seinem Quersacke, ihn mit seinen Genossen theilend, welche gierig aßen und tranken und sich wenig um die Unterhaltung kümmerten.

Der Reiter war indessen aufgestanden, auch seinen Theil zum frugalen Mahle herbei zu holen, als sich Otto plötzlich von zwei starken Armen umfaßt fühlte, und als er auf-

ſpringen und ſich losreißen wollte, ſtürzten die beiden Geſellen über ihn her, ſo daß er, Trotz ſeiner Jugendkraft, niedergeriſſen, gebunden und geknebelt wurde. Hierauf ſchleppten ſie ihn tiefer in den Wald hinein, warfen ihn hier auf einen bereitſtehenden bedeckten Wagen und jagten mit ihm davon.

Otto hatte hier Zeit, über ſein Schickſal nachzudenken; denn es wurde Nacht und immer noch fuhr der Wagen, den, ſo wie er hören konnte, mehre Männer zu Roß begleiteten, in ſchnellem Trabe fort. Anfangs glaubte er unter Räuber gefallen zu ſeyn, die ihn von der Landſtraße abwärts nach irgend einem verborgenen Aufenthalte, ihn dort zu plündern, wohl gar zu ermorden, ſchleppen wollten; als es aber zu dämmern begann und der Wagen immer noch nicht hielt, ſchwand eine Beſorgniß, aber eine andere trat an ihre Stelle, die Beſorgniß, auf Befehl des Markgrafen gefangen worden zu ſeyn. Aber bald fiel es ihm ein, daß dieſer Fürſt, der mit ſo wichtigen Dingen beſchäftigt war, von einer ſo ſchnell beſchloſſenen Reiſe keine Kunde haben könne, und der Gedanke, daß Je-

mand, der mit der von ihm entführten Edelfrau in Verbindung stehe, ihm diesen Streich gespielt, stieg nun in ihm auf und wurde ihm wahrscheinlich. So beschäftigte sich seine Phantasie unaufhörlich, die Quelle seines Unglücks zu erforschen, als er bemerkte, daß der Wagen bergauf fuhr. Es mußte ein steiler Weg seyn; denn kaum vermochten die müden Rosse ihn aufwärts zu ziehen. Jetzt hielt er; ein Thor rasselte auf, eine Zugbrücke rasselte nieder, ein zweites Thor öffnete sich, der Wagen fuhr langsam hindurch und hielt dann an. Drei Männer hoben ihn vom Wagen und trugen ihn, Trotz seines Sträubens, eine kleine Strecke, dann eine Wendeltreppe hinab; eine eiserne Thür ging auf und schloß sich hinter ihm zu.

Jetzt lösten die Männer, während der eine die Lampe anzündete, seine Bande und er sah sich in einem Kerker; auch die Knebel wurden ihm abgenommen und er konnte wieder frei athmen und stand frei und ledig unter den Dreien, in denen er seinen Begleiter zu Pferde und die beiden Gesellen mit der Laute wieder erkannte. Der Zorn übermannte

ihn, er schlug den Einen mit der Faust zu Boden, packte den Andern mit kräftigem Arme bei der Brust, der aber, während der Dritte schnell die Lampe auslöschte, sich von ihm losmachte und entwischte; nun hörte er die Thür öffnen und schnell wieder schließen und so glaubte er sich in der Dunkelheit allein. Aber bald, als er heftig auf und ab schritt, stieß sein Fuß an ein menschliches Wesen, das der von ihm zu Boden Geworfene seyn mußte. Steh' auf! — rief er, noch immer seiner kaum mächtig, und schüttelte ihn unsanft — Steh' auf und beichte, wo ich bin und wer mich hat hierher führen lassen, oder bei Gott! meine Fäuste sollen Dich erdrosseln! — Aber der Unglückliche lag beweglos auf dem Boden, rührte sich nicht und blieb stumm. — Nun, ich muß Dich derb getroffen haben, — sagte er nun ruhiger; denn der Mann dauerte ihn — oder Du mußt ein weichlicher Wicht seyn, daß ein Schlag Dir schon das Lebenslicht auslöschen konnte. — Nun, wer weiß, wie bald auch meine Stunde schlägt! — Da hörte er Tritte sich nahen, und bald darauf trat ein bejahrter Mann von stattlichem, edlen Ansehen, von mehren Be-

waffneten und Fackelträgern begleitet, zu ihm ein.

Junger Mann! — sagte dieser — Ihr habt Euch ziemlich ungeberdig betragen, wie es wohl einem Gefangenen nicht ziemt, habt hier diesen Mann, der kaum aufzustehen vermag, zu Boden geschlagen und verdientet Züchtigung, doch weil Ihr sonst ein ehrenwerther Krieger seyd, mag es Euch verziehen seyn, jedoch betragt Euch künftighin anständiger, zähmt Euren Unmuth und gebt mir so die Gelegenheit, Euch Eure Haft zu erleichtern; denn ungern möchte ich sie Euch erschweren.

Auf wessen Befehl bin ich hier?

Hierüber muß ich schweigen. Nur das darf ich Euch sagen, daß Euch ein bequemes Lager und gut Essen und Trinken werden soll, wenn Ihr fein ruhig seyd, aber eine strenge Behandlung zu erwarten habt, geberdet Ihr Euch noch einmal so unwirsch wie vorher.“ Bei diesen Worten grüßte er Otto freundlich und verließ ihn.

Dieser sah wohl ein, daß ihm sein Zorn hier nichts helfen würde, er war daher gegen

den grämlichen Mann, der ihm sein Lager machte und Speise und Trank brachte, so freundlich als er es nur seyn konnte und hoffte, dadurch den Stummen zur Sprache zu bringen; aber er blieb nach wie vor einsylbig und beantwortete keine der Fragen, die Otto an ihn that. So verstrichen mehre Tage, in denen er vor Ungeduld vergehen wollte; denn noch wußte er nicht, in wessen Gewalt er war und sich aus diesem tiefen Kerker zu retten, schien ihm unmöglich. Da schimmerte ihm am achten Tage eine neue Hoffnung entgegen; der Kerkermeister, das einzige Wesen, das er bisher gesehen, brachte ihm heute nicht die Speisen, ein alter Mann von listig freundlichem Ansehen ersetzte seine Stelle. Er wagte es, ihm ein Stück Geld in die Hand zu drücken, das dieser auch willig annahm und auf die Frage: in wessen Gewalt er sich befinde? antwortete: Das werdet Ihr noch heute erfahren.

Als er ihm am Abend sein Nachtessen brachte, erwiederte er bedeutsam lächelnd das Nämliche auf die nämliche Frage und hätte beinahe damit Otto zum Zorn gereizt, wenn

dieſem nicht die Vernunft geſagt hätte, daß er hier nur mit Freundlichkeit gewinnen, aber nichts durch Jähzorn erreichen könne. Er ſchenkte ihm wieder einige Heller, die der Alte anzunehmen nicht verweigerte.

So wenig Otto auch den Worten des alten Wächters Glauben beimeſſen konnte, ſo hatten ſie ihn doch aufgeregt und ſeine Neugierde geweckt, und als es ſchon ſpät war, ging er noch bei dem Scheine der Lampe nachdenkend im Kerker auf und ab und dachte an ſein früheres Leben und was wohl die eigentliche Urſache ſeiner Gefangenſchaft ſein könne. Immer glaubte er, die ſteyermärkiſche Dame ſey die Urſache und dachte er an ſie, ſo ward er ſtets unwillig. — Ich Thor! — rief er unwillkührlich aus — daß ich mich um dieſe langweilige Schöne bemühte; ſo reizend ſie iſt, war ſie doch nicht einmal werth, daß ich meinen Rappen ihretwegen ſattelte und demungeachtet, wenn mich der Himmel aus dieſem dunkeln Käfig erlöſ't, wird es nicht die letzte Thorheit ſeyn, zu der mich die Weiber bringen —

Indem er dieß ſprach, raſſelte das Schloß, die Thüre öffnete ſich und ſtatt des alten Mannes trat ein in den Mantel Vermumm- ter herein.

Wollt Ihr mir vielleicht die Nachricht bringen, wer mich hier, wider alles Recht, gefangen hält? fragte Otto.

Statt Antwort warf der Vermummte den Mantel weg und Laurette lag in ſeinen Armen.

Du hier? — rief Otto, mehr erſtaunt als entzückt — Dich finde ich hier?

Bin ich Dir nicht willkommen, Otto? — ſagte ſie, ihn ernſt und ſcharf beobachtend und warf ein kurzes Schwert und ein Bün- el, das ſie unter den Mantel getragen hatte von ſich. — Bin ich Dir nicht willkommen, ſprich und ich gehe —

Habe ich Dich doch ſeit Monden aufge- ucht und Dein Erſcheinen ſollte mir nicht willkommen ſein? — ſagte er feurig und ſchloß ſie in ſeine Arme; doch mit dieſer Umarmung trat die Scene mit Marie und wie er ſie in den Armen des Markgrafen

überraſcht hatte, lebhaft vor ihn, er ließ ſie los, ſein glühendes Auge ward ernſt und er fragte die überraſchte — Laurette, in weſſen Gewalt befinde ich mich?

In der meinigen! ſagte ſie kalt.

Und wer gab Dir das Recht, mich in dieſen Kerker zu werfen? — Was führte Dich hierher? — Was wollteſt Du in meinen Armen?

Ich ſuchte an Deiner Bruſt ein Herz von Liebe glühend, ich fand ein eitles, ſtolzes Herz! erwiederte ſie, ſetzte ſich auf den Seſſel und ſchien mit Etwas in ihrem Innern zu kämpfen.

Ich zürne Dir nicht, Laura, — nahm nach langem Schweigen Otto das Wort — nur —

Du zürnſt mir nicht? — fuhr ſie heftig auf. — Was kümmert mich Dein Zorn?

Deine Liebe will ich und ohne ſie haſt Du keinen Werth für mich. — Aber ich kenne Dich ſchon, Deine Sinnlichkeit vermag ich zu entflammen, Dein Herz verlangt eine Kalte, Heilige, Reine. Warum bliebſt Du

nicht bei des Mecklenburgers Geliebte? Sie war keusch wie eine Nonne, rein wie der frischgefallne Schnee und langweilig wie das Plätschern eines Springbrunnens, der ewig murmelt und doch nichts sagt.

Woher kennst Du sie? fragte er staunend.

O, Deine Heldenthaten sind bis zu mir gedrungen! — fuhr sie immer noch leidenschaftlich fort. — Während ich Dich in Kampf und Schlacht wähnte, vernahm ich, daß Du, eitler Thor, neben einem stolzen Frauenbilde einherzogest, der Du nicht einmal gut genug schienest, daß sie Dich zu ihrem Pagen angenommen hätte. Lässest Dich wie einen girrenden Tauber kirren, sie dem Markgrafen zu entführen und bist so thörig und fragst nicht einmal nach Deinem Lohn!

Wozu die Worte? — fuhr Otto auf. — Laß mich aus diesem Kerker ziehen und zwinge mich nicht, Dich zu hassen. — Ein stolzes, fast verächtliches Lächeln umzog hierbei Laurettens sonst so lieblichen Mund. — Glaubst Du, ich scherze? — rief er heftig. — Jetzt bist Du in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinigen.

Thöriger Mann! sagte sie und auf ihrem Antlitze drückte sich zugleich Schmerz und Bitterkeit aus. — Wolltest Du mich mit Deinen Armen umfangen, wolltest Du mich fesseln, so umgarntest Du Dich selbst mit unzerreißbaren Banden, Herz an Herz, Brust an Brust, Lipp' an Lippe würde ich pressen, vor Sehnsucht würdest Du vergehen und in meinen Banden gefangen seyn, nicht ich in den Deinigen —

Otto! — sagte sie dann, faßte seine Hand und ihr leuchtendes Auge ruhte glühend auf dem Seinen. — Es muß für mich ein sonderbarer Zauber in Dir liegen, der mich nur mit Widerstreben die Bande zerreißen läßt, die mich an Dich ketten, der mich bei dem Gleichmuthe, den Du mir zeigst, dennoch ewig nach Dir zieht. — Sie schwieg und bedachte sich einen Augenblick.

Nein! — rief sie — ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. — In jenem Bündel — sagte sie dann leise, als ob sie fürchte, gehört zu werden — findest Du den Anzug eines reisigen Knechts, wie sie ihn hier im Schlosse tragen, auch Stricke, den

alten Wächter zu binden, wenn er Dir morgen Mittag Dein Essen bringt. — Hast Du dieß gethan, so thue den Bart vor, der Dich unkenntlich machen wird, nimm seine Schlüssel, öffne die Kerkerthüre, öffne die andern Pforten, die Du verschlossen finden wirst, und gehe dann den Weg rechts, ja nicht links, er führt an ein kleines Pförtchen, das Dir geöffnet sein soll; es führt Dich auf einen zweiten Hof, wo Du das Thor des Schlosses vor Dir siehst. Geh' unerschrocken zwischen den Wachen hindurch und fragen sie Dich, wohin Du willst? so sage nur: In's Gasthaus zu der schönen Else! — Geh' dann eiligen Schrittes, doch nicht so, daß Deine Eile Verdacht erregen kann, immer den Berg hinab; am Fuße desselben wirst Du ein Roß finden, besteig' es, jage davon und meide des Markgrafen Lande.

Und Du? fragte Otto theilnehmend.

Ich bleibe hier.

Du willst mir nicht folgen?

Nein!

Aber bin ich in Deiner Gewalt, — fragte er plötzlich — warum diese Umstände? Wa-

rum befiehlst Du nicht, daß der Kerker sich mir öffne?

Kurzsichtiger! — sagte sie bewegt. — Durch Deine Sinne nur bist Du in meiner Gewalt, über Deine Freiheit kann ich nicht gebieten. Du bist in der Gewalt Markgraf Albrechts und dieser Kerker liegt im Schloßthurme des hohen Landsberges. Der Markgraf vermuthete gleich, daß Du mit Deiner Dame nach Nürnberg ziehen würdest, er gab deßhalb dem Befehlhaber des Schlosses den Auftrag, Dich einzufangen, wo er Dich auch treffen sollte. Schon in Nürnberg stellte man Dir nach und beobachtete jeden Deiner Schritte, und so wurdest Du gefangen und hierher geführt. Ich erfuhr es, bereitete dem Kerkermeister einen Trank, der ihn auf's Siechbette warf, bestach den neuen Wächter, daß er mich zu Dir führte — doch wozu Dir dieß sagen. — Thue wie ich Dir gesagt, geneset der Kerkermeister von seiner Krankheit, so vermag ich Dich nicht mehr zu retten; denn er ist unbestechlich und Du bist vielleicht für ewig hier begraben —

Die Zeit verſtreicht, ich muß wieder herauf! brummte draußen der Wächter, mit den Schlüſſeln raſſelnd.

Gedulde Dich! — rief ihm Laurette im befehlenden Tone zu. — Verbirg' die Kleider und das Schwert — wandte ſie ſich dann zu Otto — und thue, wie ich Dir geſagt, und nun leb' wohl! — Sie ſchritt nach der Thüre.

Laurette! bat Otto, ſie zurückhaltend.

Nun? — Was willſt Du von mir?

Begleite mich; denn ohne Dich —

Wäre Dir die Welt eine Einöde und das Leben nur ein tückiſcher Traum? — fiel ſie ihm ſpöttiſch in die Rede. — Otto, Deine Liebe hatte einſt Werth, hohen Werth für mich, Deiner Dankbarkeit aber, vielleicht gar Deinem Mitleide, mag ich nichts verdanken.

He, Alter, ſchließ auf! — rief ſie jetzt, und als Otto ſie liebend umfing, ſie noch einmal bat, ihn zu begleiten, trat der Alte ein. Laurette entwand ſich ſeinen Armen. — Gute Nacht! liſpelte ſie ihm zu, und entfernte ſich ſchnell.

Als die Riegel der Thüre hinter ihr raſſelten, er ſich wieder in dem düſtern Kerker allein ſah und das Mädchen in ihrer lockenden Schönheit noch lebhaft vor ihm ſtand, da ſchalt er ſich einen Thoren, daß er ſie, die es ſo treu mit ihm meinte, ſo kalt behandelt habe. Die faſt verloſchene Gluth flammte von Neuem auf, alle ſeine Vorſätze waren hin und er hätte beinahe den Entſchluß gefaßt, Laurettens Rath nicht zu befolgen, im Kerker zu bleiben, um nur in ihrer Nähe zu ſeyn, bis ſie ihm auf ſeiner Flucht zu folgen verſprechen würde; aber die furchtbaren Worte: Du biſt vielleicht für ewig hier begraben! erinnerten ihn an ſeine Pflicht. Er verbarg die Kleider und das Schwert und nur an ſeine Freiheit, nur an Laurette gedenkend, ſchlief er endlich ein.

Als der Alte ihm am Morgen das Frühſtück brachte, überlegte er genau, wie er den Streich am beßten ausführen könne. Der Alte war ein ſchwacher, hilfloſer Mann, ihn zu überwältigen, war leicht; nur ſträubte ſich ſein Gefühl dagegen, ihn zu binden, aber zu ſeiner Rettung ſchien es ihm nothwendig und

da-

daher, als am Mittage ihm der Alte die Speisen brachte und ihn gar freundlich einlud, sich es wohlschmecken zu lassen, packte ihn Otto, warf ihn nieder und band ihm, Trotz seines Sträubens, Arme und Beine.

Ist das mein Lohn? — jammerte nun der Alte, während Otto sich umkleidete. — Mein Lohn, daß ich so freundlich und menschlich mit Euch umging, daß ich so viel wagte, Euch ein angenehmes Stündchen mit der Jungfrau zu verschaffen? — Pfui, schämt Euch, Herr! Das ist nicht edel von Euch gehandelt.

Otto dauerte der Alte, er theilte die Sparpfennige der Mutter mit ihm, nahm aber dennoch die Schlüssel, öffnete seinen Kerker und schritt rasch die Treppe hinauf. Noch drei Thüren hatte er zu öffnen, ehe er in's Freie gelangte; hier aber hatte er vergessen, ob er links oder rechts gehen sollte, doch besann er sich nicht lange, überließ es dem Zufall, der ihm günstig war, fand das Pförtchen und befand sich bald auf dem zweiten Hofe, wo er den Haupteingang des Schlosses vor sich sah. Getrost ging er darauf los, ob-

gleich eben die Wache ſich in der Mittagſonne wärmte und die Schildwache ihn in's Auge faßte.

Wohin, Kamerad? fragte ihn, als er eben an ihnen vorbei gehen wollte, einer von ihnen, ein junger, kecker Burſche.

Zur ſchönen Eliſe in's Gaſthaus! erwiederte Otto, ſo wie ihm Laurette befohlen hatte.

Daß Dich das Wetter! — rief der Söldner und trat ihm in den Weg. — Weißt Du nicht, daß das mein Liebchen iſt und ich um ſie freie?

Was kümmert das mich? — erwiederte Otto beſonnen. — Freie ſo viel Du willſt, ich gönne es Dir, gönne mir nur das gute Bier, das ſie ſchenkt.

Fange keine Händel hier an, Rudolph, — ſagte jetzt der Rottmeiſter, hinzutretend — und Du geh' Deiner Wege.

Otto ließ ſich dieß nicht zwei Mal ſagen, ging raſch über das Bret, das neben der aufgezogenen Brücke für die Fußgänger gelegt war, und eilte, ſo ſchnell es ſich thun ließ,

den Berg hinab, wo er ſchon von fern einen Landmann mit einem Roſſe halten ſah.

Setzt Euch auf — ſagte dieſer — und reitet nach jenem Büſchchen, Herr, aber ja keinen andern Weg.

Otto gehorchte, ſprengte nach dem Buſche und — fand Laurette.

Komm! — rief ſie ihm entgegen — Komm, ich folge Dir durch's Leben!

Dieß ſagend, ſprengte ſie voran, Otto folgte und in einer kurzen Stunde waren ſie im Würzburger Lande in Sicherheit.

16.

Dietrich von Karras war indeſſen bei dem Markgrafen eingetroffen und ſtattete ihm Bericht von ſeiner mißglückten Unterhandlung ab. Ich habe nichts Anderes erwartet; — erwiederte der Fürſt, mehr verdrießlich als aufgebracht — der gute Kurfürſt hat mit dem Himmel ein Bündniß geſchloſſen und glaubt nun,

jedes irdische sey ketzerisch. Mir kann es gleich seyn, wenn er mit dem zufrieden ist, was sie ihm aus Mitleid ließen. Geht es nicht nach Osten, ziehe ich nach Westen.

Aber dort hauset Moritz von Sachsen nicht! — meinte der Alte.

Das weiß ich ohne Euch! — fuhr der Markgraf heftig auf; denn jeder Widerspruch machte ihn leicht ungeduldig — Aber doch werden wir uns mit der Zeit treffen. Wollt Ihr nicht mit, so ziehet heim, oder bleibt; ich lasse Euch in Friede gehen, behalte Euch aber auch gern, das heißt, zum d'reinschlagen, nicht zum d'reinreden, das liebe ich nicht. Beherziget diese Lehre und glaubt nicht, daß sie im Bösen gesagt ist. Ich will Euch wohl, Ihr seyd ein alter Haudegen, der sich vor einem Dutzend auf ihn gezückte Schwerter nicht scheut, und Solchem bin ich immer gewogen. — Indem er dieß sagte, reichte er ihm die Hand, die Herr Dietrich auch ohne Widerstreben treuherzig ergriff.

Nun sagt mir, — fragte er nach einer Weile — ist Euch nicht auf Eurer Fahrt nach

Nürnberg Euer ehemaliger Reisegefährte Otto aufgestoßen? Ich vermuthe, er hat den Weg dorthin genommen und sich zu den Reichsbürgern geflüchtet.

Ich begegnete ihm vor Nürnberg.

Mit einer Dame? fragte der Markgraf rasch.

Ja, gnädiger Herr! —

Wart Bursche! — fuhr er auf und ging pfeifend im Zelte auf und ab — Deine Frechheit sollst Du mir theuer büßen. Mein Hauptmann auf dem hohen Landsberg hat schon die nöthigen Befehle erhalten! — wandte er sich wieder zu dem Alten — Sicher bekomme ich den Fant in meine Gewalt; denn sein unruiger Geist hat nicht lange an einem Orte Ruhe; dann will ich ihm wohl Ruhe schaffen.

Gnädiger Herr! — nahm der Alte das Wort — ich glaube, er bereuet jetzt schon seinen Fehler.

Was kümmert mich seine Reue? Es ist ein frecher Bursche, der nun schon zum zweitmale — — Doch wie nahm sich das Weib gen ihn?

Kalt wie eine Decembernacht!

Der Markgraf lachte laut auf. Das gönn' ich ihm! — Im Grunde — fuhr er beruhigter fort — hat er mir eben keinen bösen Streich gespielt; ich hätte mich doch nur mit der Närrin gelangweilt —

In diesem Augenblicke wurden Abgesandte der Stadt Frankfurt gemeldet. Der Markgraf befahl, sie einzuführen und gab dem von Karras ein Zeichen, sich zu entfernen; gleich darauf traten zwei Rathsherren ein. —

Nun, habt Ihr Euch eines Besseren besonnen? — redete der Markgraf sie barscher an als es ihm um's Herz war; denn die Belagerung zog sich in die Länge und begann ihn zu langweilen — Seyd Ihr hier, wegen der Uebergabe mit mir zu unterhandeln?

Dieß nicht, gnädiger Herr! — nahm einer der Rathsherren das Wort — Nie wird sich die Stadt unter solchen Umständen ergeben; noch sind Wall und Mauer fest, noch schweigt unser Geschütz nicht vor dem Euren, und des Kaisers Majestät ist von Augsburg mit dem Heere zum Entsatz im Anzuge; aber demungeachtet wollen wir, fernerem Blutver-

gießen Einhalt zu thun, Euer fürstlichen Gna-
den eine ekleckliche Summe bieten, wenn Ihr
abziehen und unsere Stadt ferner nicht mehr
mit Euerem Kriegheere molestiren wollt. Wir
sind deßhalb hierhergesandt —

Und was bietet ihr? — fragte der Mark-
graf gespannt.

Hunderttausend rheinische Gulden und
dem Heere einen dreitägigen Sold.

Seyd ihr toll? — fuhr sie der Markgraf
an — Wenn ich mein Geschütz nach Eueren
Haarenlagern richten wollte, thät' ich Euch
in einem Tage mehr Schaden als Ihr mir
für den Abzug bietet.

Und welchen Nutzen hättet Ihr dann da-
von? — erwiederte der Rathsherr mit beschei-
denem Freimuthe — Bedenkt, gnädiger Herr,
daß wir eine deutsche Stadt und Eures Glau-
bens sind; verfahrt nicht ungerecht gegen uns,
da wir keinen Theil an Eurer Fehde haben
und nur durch die kaiserliche Besatzung ge-
zwungen wurden, Euch von unseren Wällen
mit Gewalt abzuhalten. Bedenkt dieß und
auch, daß Eure Verbündeten abgezogen sind,

Ihr allein steht und das kaiserliche Heer im Anmarsche ist.

Dem bin ich gewachsen! — sagte der Markgraf ruhiger als er sonst bei dergleichen Unterhandlungen zu seyn pflegte. Plötzlich that er die sonderbare Frage an die Abgeordneten: Glaubt Ihr meinen Worten?

Die Rathsherren verneigten sich und wagten nicht zu antworten.

Vertrauet Ihr Herren von Frankfurt fest auf mein Wort? wiederholte er.

Jedem Ehrenmanne muß sein Wort heilig seyn, wie viel mehr einem Fürsten! erwiederten sie.

So hört meine Vorschläge, von denen ich Euch mein Wort gebe, daß ich keinen Deut nachlasse. Bedenkt dieß; sagt ja oder nein und feilscht nicht weiter! Gebt meinem Heere einen vierzehntägigen Sold, mir zweimalhunderttausend Gulden, eine ganze, zwei halbe Karthaunen, zwei Feldschlangen und zehn Centner Pulver, und ich verspreche, den nämlichen Tag, an dem dieß gezahlt ist, abzuziehen.

Gnädiger Herr! — erwiederten die Rathsherren, welche, wie es schien, die Forderung nicht überraschte — so weit geht unsere Vollmacht nicht; wir wollen jedoch Euer Verlangen der Stadt vortragen und morgen sollt Ihr die Entscheidung haben.

Sie laute aber: Ja oder Nein! — sagte der Markgraf — Nicht einen Heller lasse ich nach!

Unsere Antwort wird bestimmt seyn! erwiederten sie und entfernten sich.

Markgraf Albrecht war an der Eroberung von Frankfurt nichts mehr gelegen. Der Kaiser rückte mit einem bedeutenden Heere, das in Mailand und Neapel geworben war, heran, von den Niederlanden führte ihm der Marquis von Marignan 18,000 Mann zu, so daß Markgraf Albrecht, der diese Rüstung nicht so rasch beendet glaubte, sich zwischen den beiden anrückenden Heeren befand. Zwar war sein Heer durch die Hessen, Sachsen und Mecklenburger bedeutend vermehrt worden und es bestand aus 60 Fahnen Fußvolk und einer ansehnlichen Reiterei, aber vor Frankfurt mußte er aus seinem eigenen Seckel zahlen,

deßhalb lag ihm daran, so bald als möglich über den Rhein zu gehen, die Bisthümer heimzusuchen und sich so Frankreich zu nähern, mit dem er noch verbündet war. Das Anerbieten der Frankfurter war ihm deßhalb willkommen und er erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag und die Antwort. Sie war befriedigend, seine Forderungen wurden bewilligt und das Heer bereitete sich zum Abzuge.

17.

Mit banger Sorge sahen nun die fränkischen und rheinischen Bisthümer dem Augenblicke entgegen, wo der Markgraf ihre Länder überschwemmen würde. Jedes fürchtete, daß der Schlag ihn treffen würde. Am meisten war Würzburg und Bamberg in Sorge; denn, obgleich sie erst seit Kurzem durch schwere Aufopferungen sich den Frieden erkauft hatten, so lagen ihre Länder dem eroberungssüchtigen Fürsten zu gelegen und das kaiserliche Mandat, das die mit dem Markgrafen geschlossenen Vergleiche für nichtig erklärte und ihnen befahl, die abgenommenen Aemter wie-

der zu erobern, konnte ihn leicht bewegen, ihnen zuvorkommen zu wollen; sie hatten daher wohl die meiste Ursache zur Furcht.

Aber diesmal zog das Unwetter an ihnen vorüber; der Markgraf setzte zwischen Mainz und Oppenheim über den Rhein, nahm Oppenheim mit Sturm und gab es der Plünderung preis. Dann rückte er vor Mainz, das ihm nach kurzem Widerstande die Thore öffnete, brandschatzte es, nahm den Kirchen ihre Schätze und ließ das fürstliche Schloß in Flammen aufgehen; überhaupt zeigte sich Markgraf Albrecht seit der Trennung von seinen Verbündeten viel härter als sonst und seine Völker hauf'ten zügelloser als je. Es schien, als habe er kein anderes Besitzthum mehr als sein Heer.

Herr Dietrich, im Lager Kurfürst Johann Friedrich's gewohnt, neben der Kriegfurie auch die Menschlichkeit walten, den Soldaten auch im Krieglager singen und beten und die Prädikanten beim Heere eine einflußreiche Rolle spielen zu sehen, erstaunte nicht wenig über das Leben und Treiben in dem Heere des Markgrafen; zwar wurde auch

Gottesdienst gehalten und die Feldprediger eiferten und ermahnten, aber Niemand hörte auf sie. Der Markgraf selbst, der in einer Stunde mit beispielloser Härte dem friedlichen Bürger das Letzte nahm, in der andern einen Hilfbedürftigen, der sich an ihn wandte, gern und mit mildem Herzen unterstützte, betete fleißig, versäumte keinen Gottesdienst, aber sobald dieser geendet war, dachte er nicht weiter daran und hatte den Glauben, die Katholischen müsse man züchtigen. Anfangs wagte es Herr Dietrich freimüthig, dem Fürsten deßhalb Vorstellungen zu machen, der Markgraf lachte dazu, wenn er bei guter Laune war und gebot ihm bei schlechter, stillzuschweigen. Nach und nach sah der alte Krieger wohl ein, daß er schweigen und mit den Wölfen heulen müsse, sah dem wilden Treiben gleichgiltiger zu, hielt sich aber von jeder Unordnung fern.

Als das kaiserliche Heer sich dem Rheine näherte, verließ der Markgraf Mainz und zog abwärts nach Trier. Hier gaben die Kirchen und die reichen Stifte, die seit Sickingens Zügen von allen Krieglasten befreit geblieben waren, ihm sattsame Mittel zum Unterhalte

seines Heeres; das Kriegsvolk hauf'te hier noch übler als in Mainz, und Furcht und Schrecken ging vor ihm her. Glücklicherweise war des Markgrafen Grundsatz: nie lange an einem Orte zu verweilen. Deßhalb verließ er Trier und während das Heer des Kaisers bei Landau und im Elsaß die schönste Zeit vergeudete, zog er in's Luxemburgische, trieb Brandschatzungen ein und rückte nach Lothringen, um dem französischen Heere näher zu seyn, das der Herzog von Aumale an der Grenze zusammenzog, während sich sein Bruder, der Herzog von Guise, mit dem Kern des französischen Adels nach Metz geworfen hatte, dessen Eroberung der Plan des Kaisers zu seyn schien.

Dieser rückte endlich aus dem Elsaß vor und schickte sich an, Metz einzuschließen. In dieser Zeit stand der Markgraf zu Pont a Mousson und beide Theile bewarben sich um seine Freundschaft. Mehr geneigt, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, als sich in die Arme Frankreichs zu werfen, sandte er seinen Kanzler nach Diedenhofen zu Karl V., zugleich aber auch einen Vertrauten an den Herzog von

Annale, von dem er, ehe er mit dem Heere zu ihm ſtoßen könne, die rückſtändigen, vom franzöſiſchen Hofe verſprochenen Hilfsgelder verlangte. Dietrich von Karras ſchickte er nach Metz, den Herzog von Guiſe zu täuſchen und ließ ihn ſogar erſuchen, des Markgrafen Belagerung-Geſchütz in Metz aufzunehmen. So täuſchte er die Franzoſen, die ſein Heer willig mit Lebensmitteln unterſtützten, jedoch die Hilfsgelder zurückhielten. Endlich faßten ſie Mißtrauen und auch mit Recht. Der Kanzler Straß hatte den Frieden für den Markgrafen im Geheim mit Granvella abgeſchloſſen, in welchem der Markgraf verſprach, dem Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere gegen Frankreich zu dienen, dagegen der Kaiſer ihm erlaubte, in Frankreich ſo viel Brandſchatzung einzutreiben als er nöthig habe, den rückſtändigen Sold ſeines Heeres zu bezahlen. Die Zahlung des Heeres, ſo lange der Markgraf mit ihm verbunden war, übernahm der Kaiſer und ſicherte dieſem die von Würzburg und Bamberg gemachten Eroberungen zu.

Hierauf rückte Markgraf Albrecht in Frankreich ein, raubte und plünderte und König Heinrich war gezwungen, ihm ein Heer ent-

gegen zu schicken. Hier kam es zu Unterhandlungen; der Markgraf versprach, sich zurück zu ziehen und that es auch, wobei ihm der Herzog von Aumale immer zur Seite blieb, der doch Plünderung und Erpressung nicht hindern konnte; bei Toul trieb ihn die Noth, seinen Soldaten, da er ihnen den Sold nicht zahlen konnte, die Erlaubniß zu geben, fünf Tage zu plündern.

Hierbei gerieth er doch in eine gefährliche Lage. Das Reichenbergische Regiment zu Fuß, das schon nach der Einnahme der Ehrenberger Klause gegen Kurfürst Moritz meutenirt und bei dieser Gelegenheit selbst auf ihn gefeuert hatte, nach dem Abschlusse des Passauer Vertrags aber aus des Landgrafen Dienste mit klingendem Spiele zu dem Markgrafen übergegangen war, empörte sich auch hier, verließ das Heer und zog mit Waffen und Bagage zu den Franzosen, welche hierdurch bewogen wurden, den Markgrafen, dessen ganzes Heer sie in Aufstand glaubten, anzugreifen. Das ganze Fußvolk weigerte sich auch wirklich, bei Annäherung des französischen Heeres, zu fechten und nur die

Reiterei blieb dem Markgrafen treu. In dieſer mißlichen Lage ſetzte er ſich noch in der Nacht an ihre Spitze, überfiel das weit ſtärkere franzöſiſche Heer, ſchlug es in die Flucht und machte eine beträchtliche Beute und nahm den Herzog von Aumale gefangen. In dieſer Schlacht focht Dietrich von Karras dem Markgrafen ſtets zur Seite und rettete ihn aus der Gefangenſchaft, da er im dichten Gedränge ſchon von den Feinden umringt war; Herr Dietrich ward aber hierbei ſchwer am Kopfe verwundet.

Als Markgraf Albrecht ihn am andern Tage beſuchte, ſeines Muthes wegen lobte und ihn fragte: ob er denn keinen Wunſch habe, durch deſſen Gewährung er ſich doch in Etwas dankbar gegen ihn bezeigen könne, erwiederte der Alte freudig:

O ja, gnädiger Herr! habt nur die Güte, meinem Reiſegefährten Otto ſeine Thorheit zu verzeihen und wäre er in Eurer Gewalt, ihm ſeine Freiheit wieder zu geben.

Die hat er ſich ſelbſt genommen! — ſagte der Markgraf lachend. — Der Zufall woll-

wollte, daß, als er gefangen wurde, man ihn auf die nämliche Veste in Verwahrsam brachte, die ich jener Italienerin, von der er Euch wohl erzählt haben wird, zu ihrem Aufenthalte, um sie seinen Nachforschungen zu entziehen, angewiesen hatte. Sie hatte dort völlige Freiheit und benutzte sie, ihren Geliebten zu befreien. Ihr seht, Eure Bitte kommt zu spät; aber Euch zur Liebe will ich ihm auch diese neue Tollheit verzeihen; denn ich mag den wilden Burschen wohl leiden, wie ich überhaupt jedes tapfern Kriegers Freund bin und Eueren gestern bewiesenen Muth nie vergessen werde.

Eben als der Markgraf das Krankenzimmer verlassen wollte und schon an der Thüre war, kehrte er noch einmal um.

Dietrich von Karras! — sagte er — Sollte ich einmal in meinem Zorne heftig und ungerecht gegen Euch seyn, so zeigt mir nur die Narbe auf Eurer Stirn und ich werde dann nicht vergessen, daß ich Euer Schuldner bin. Baldige Besserung! Und folgt mir bald in's Lager vor Metz.

18.

Noch an dem nämlichen Tage zog er mit dem Heere vor Metz, wo er das Heer des Kaisers nicht in dem erfreulichsten Zustande fand. Karl V. hielt die Gicht in Diedenhofen zurück, der Befehl des Belagerungsheeres war unter den Herzog von Alba und den Marquis von Marignan getheilt; der Markgraf aber wollte unter Keinem von Beiden stehen, und so nöthigte die Uneinigkeit der Heerführer den kranken Kaiser, sich in's Lager bringen zu lassen und selbst den Oberbefehl zu übernehmen.

Ganz mit dem Markgrafen ausgesöhnt, der ihm eine so mächtige Hilfe zugeführt, hatte sich dieser nun der Huld des Kaisers zu erfreuen. Granvella, Bischof von Arras, mit dem er immer auf einem guten Fuße gewesen war, bewilligte ihm Alles, was er nur verlangte und seinem Heere fehlte es an nichts, wenn selbst das kaiserliche Heer zuweilen Mangel litt. Aber bei alle dem hatte er keine Freude an der Belagerung, die nur schlechten Fortgang hatte. Marignan und Alba haßten sich; die spanische Bedachtsam-

it faßte selten einen raschen Entschluß, der
ch seltener zur raschen That wurde; der
erzog von Guise vertheidigte sich mit Muth
d Einsicht, der Winter rückte heran und
r die unermüdete Thätigkeit des Kaisers
chte es dahin, daß die Belagerungsarbei-
schnell bis an den Stadtgraben vorrück-
Nun ließ er die Stadt mit schwerem
chütz beschießen, aber die ausdauernde
tigkeit der Franzosen stellte Mauer und
l bald wieder her und schwächten durch
fige Ausfälle das kaiserliche Heer. Ein
ger Winter trat ein, die Schildwachen
ren auf ihren Posten, der Soldat konnte
in seinem Hüttenlager nicht mehr gegen
Kälte schützen und es fehlte oft sogar an
nsmitteln. Da beschloß der Kaiser einen
meinen Sturm, aber sein Heer weigerte
zu stürmen.

Habe ich denn keine Männer mehr um
— rief der erzürnte Monarch und gab,
gebeugt, den Befehl, die Belagerung
heben.

Der Markgraf, dessen Heer zwar viel
n hatte, aber doch noch in gutem Zu-
war, deckte den Rückzug des Kaisers

und nahm alsdann seine Winterquartiere im Trier'schen. Hier rüstete sich der ewig kriegslustige Fürst zu neuem Kampfe. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg hatten bei'm Kammergericht auf Zurückgabe der ihnen abgenommenen Aemter angetragen und dieß dem Markgrafen den Befehl zugeschickt, sie den Bischöfen wieder zu übergeben. Er verweigerte, dem Ausspruche Folge zu leisten und war entschlossen, das Gewonnene mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Hierzu bestimmten ihn hauptsächlich die mancherlei Erfahrungen, die er im Lager vor Metz gemacht hatte. Des Kaisers Gesundheit war geschwächt, sein Unternehmunggeist gelähmt; von ihm hatte Deutschland nichts mehr zu fürchten, nichts zu hoffen. Der Passauer Vertrag und die Belagerung von Metz hatten ihm vor den Augen der Welt den Nimbus der Macht genommen, der ihn bis jetzt umgeben hatte. Der Markgraf hatte den einst so stolzen Fürsten zu oft vom Schicksal tief gebeugt gesehen, um weder die Gewalt des Kaisers zu fürchten, noch auf seine Hilfe zu bauen; auf sich allein und auf sein Heer mußte er jetzt sein ganzes Ver-

trauen ſetzen; er glaubte es zu können und wies jeden ihm angebotenen Vergleich zurück und ſelbſt die von dem Kaiſer zu Heidelberg veranſtalteten Friedensunterhandlungen, wo ihm Würzburg, Bamberg und Nürnberg bedeutende Summen zur Entſchädigung boten, brach er, wohl in etwas ſeine Kräfte überſchätzend, ab.

Wilhelm von Grumbach hatte ſchon von Baireuth aus die Feindſeligkeiten gegen Bamberg begonnen, als der Markgraf aus ſeinen Winterquartieren nach Franken aufbrach. Bei Neuſtadt an der Aiſch ſammelte er ſein Heer, rückte in's Bambergiſche ein, wo er den Grafen von Naſſau bei Pommersfelde ſchlug und Bamberg und alle feſten Städte und Schlöſſer des Bisthums, mit Ausnahme Forchheims, eroberte, die Reiterei der Nürnberger überfiel und ſie ſämmtlich gefangen nahm. Nach der Einnahme von Lauf und Altorf wandte er ſich mit Blitzesſchnelle nach Würzburg. —

Ueberall folgte ihm das Glück, aber auch überall ſtanden neue Feinde gegen ihn auf, an deren Spitze ſich König Ferdinand von

Ungarn und der mit dem Könige auf das innigste verbundene Kurfürst Moritz stellte. Am thätigsten rüstete sich jedoch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, des Markgrafen alter, unversöhnlicher Feind, und sandte seinen zweiten Sohn, Philipp Magnus, mit einem bedeutenden Heere, zu dem Moritz mehre Schwadronen Reiterei und zehn Fahnen Fußvolk stoßen ließ, den Bischöfen zur Hilfe. Von der andern Seite bedrängten den Markgrafen die Reichsstädte und der fränkische Adel, zu denen ein Haufen Böhmen gestoßen war, so daß Markgraf Albrecht der auf ihn eindringenden Macht nicht mehr gewachsen war. Da faßte er einen kühnen Entschluß, den er eben so kühn ausführte. Er warf nach Schweinfurt und den eroberten Städten hinlängliche Besatzung und rückte plötzlich, während die Braunschweiger und Sachsen vor Schweinfurt zogen, unvermuthet durch den Thüringer Wald auf Erfurt, das bedeutende Brandschatzung erlegen mußte, verwüstete die Länder des Kurfürsten Moritz, schonte aber, auf Bitten Dietrich's von Karras, die Länder des Kurfürsten Johann Friedrich's auf das gewissenhafteste. Er hoffte

vielleicht, ihn noch für sich zu gewinnen, allein der Kurfürst war seinem Vorsatze getreu, fortan in Frieden zu leben und blieb neutral.

Kurfürst Moritz, der all' sein Volk nach Franken gesendet hatte, war durch diesen plötzlichen Einfall in keiner geringen Verlegenheit. Er sammelte, was er noch im Lande hatte, und besetzte Leipzig, für das er am meisten fürchten zu müssen glaubte; allein der Markgraf durchzog mit der Brandfackel schnell sein Land, wandte sich plötzlich nach Niedersachsen, wo Herzog Erich ein Heer für ihn geworben hatte und überzog, nachdem die ganze Gegend, selbst die Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen gebrandschatzt waren, die Länder des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und zwang so seine Feinde, die Belagerung von Schweinfurt und anderer fester Oerter aufzugeben, seine Länder zu verlassen und ihm nachzuziehen.

19.

In der Stadt Braunschweig angelangt, die ihn mit offenen Armen aufnahm, ver-

einigte er sich mit Herzog Erich und sandte Herrn Dietrich von Karras, den er in dieser Zeit auch als einen klugen und gewandten Mann hatte kennen gelernt, nach Wolfenbüttel zu dem Herzog. Nicht, daß er ernstlich dessen Freundschaft gesucht hätte, dazu war der Markgraf ein viel zu erbitterter, unversöhnlicher Feind des Herzogs, sondern bloß in der Hoffnung, ihn vielleicht für den Augenblick von des Kurfürsten Moritz Partei und den Bischöfen abzuziehen. Er übersandte ihm zugleich ein Abmahnschreiben des Kaisers, dem der Herzog stets treu und ergeben gewesen war, von der Fehde gegen den Markgrafen abzustehen. Der Herzog, eben so wenig geneigt zur Versöhnung als Albrecht von Brandenburg, war eben so listig und suchte Zeit zu gewinnen, da sein ganzes Land, außer Wolfenbüttel, von dem Markgrafen besetzt und sein Heer noch in Thüringen, die Hilfe der Verbündeten aber noch fern war. Er vertröstete Herrn Dietrich mit freundlichen Worten, hielt ihn von einem Tage zum andern in Wolfenbüttel auf und ließ ihn in der Herberge stattlich bewirthen.

Durch alles dieß täuschte er aber den schlauen Alten nicht, der Wolfenbüttel bald verließ und nach Braunschweig zurückkehrte, seinem Herrn Bericht von seiner Sendung abzustatten; der Markgraf schickte ihn jedoch am nämlichen Tage wieder dorthin. Ihm war daran gelegen, durch diese Sendung das Mißtrauen der Verbündeten gegen den Herzog zu erwecken.

Eines Abends, als es schon zu dämmern begann und Herr Dietrich sich eben nach Hause begeben wollte, hörte er eine herrliche Stimme ein Liedchen singen. Da er den Gesang leidenschaftlich liebte, blieb er stehen und fragte einen Vorübergehenden: ob er nicht wisse, wer die Sängerin in jenem Hause sey?

Das ist gewiß das Weib des Fähndrichs von unsers Herrn Hoffahne: — erwiederte der Bürger. — Es ist eine Welsche und wird mit ihrem Gesange dem Lande wohl kein Glück bringen.

Und wie so? fragte Herr Dietrich.

Unsere Prinzen treten in die Fußtapfen des Vaters, der die Frauen liebte, wie Ihr wohl wissen werdet, und den Einen soll diese

Sirene auch schon gefangen haben; uns dauert nur ihr armer Mann, ein schmucker, tüchtiger Bursche.

Aus Eurem Lande gebürtig? fragte der Alte schnell.

Nein! Erst kürzlich kam er mit seinem Weibe hier an — aber gute Nacht, Herr! Ich muß zu meinem Weibe, das, Gottlob! nicht singen, aber Treue bewahren kann.

Dieß sagend, ließ der ehrsame Bürger Herrn Dietrich allein, der, ohne sich lange zu bedenken, in das Haus trat, der Stimme folgte und bald die Thüre des Zimmers öffnete, aus welchem ihm der Gesang entgegen tönte.

Bei seinem Eintreten schwieg die Dame.

Wer stört mich und tritt so frech bei mir ein? — fragte eine Frau, die vom Fenster aufstand und auf ihn zu kam.

Herr Dietrich, erst jetzt seine Uebereilung fühlend, sagte eben einige verbindliche, ihn entschuldigende Worte, als eine Nebenthüre sich öffnete und ein Mann, eine brennende Kerze in der Hand, eintrat.

Otto! rief der Alte.

Dietrich von Karras! — der junge Mann, ihn in die Arme schließend. — Seyd mir willkommen! Sagte ich nicht wahr, wir fänden uns auf unserm Lebenswege wieder?

Aber als Feinde! — unterbrach ihn der Alte. — Ihr seyd in Herzog Heinrich's Dienste — ich —

Was schadet das? — fuhr Otto leidenschaftlich auf. — Begegnen wir uns im Kampfe, haut nur derb auf meinen Schädel, mir gleichviel —

Der Alte sah ihn verwundert an.

Ah! Gewiß Dein Reisegefährte, Otto, von dem Du mir so viel erzählt hast? nahm die Dame das Wort.

Ja, dieß ist mein alter Freund, Herr Dietrich von Karras — und dieß Laurette, mein Weib, von der ich Euch auch so mancherlei berichtet habe! erwiederte Otto und in jedem seiner Worte lag Unmuth und Bitterkeit.

Seyd mir willkommen, Herr Dietrich! wandte sich Laura nun zu dem Alten, der erst jetzt sie anzublicken wagte und gestehen mußte, daß er nun die Thorheit des jungen Mannes nicht mehr so streng beurtheilen könne; denn er fand sie schön und reizend. Das Benehmen gegen

ihren Gatten war untadelig und voller Aufmerksamkeit: hingegen war jedes Wort, das Otto zu ihr sprach, scharf und verwundend. Dieß beunruhigte den Alten, verleitete ihm den längeren Aufenthalt und bewog ihn, den Besuch abzukürzen. Laura bat ihn, bald wieder zu kommen, Otto nöthigte ihn nicht, länger zu bleiben, sondern warf seinen Mantel um und begleitete ihn.

Sie hatten Beide den kurzen Weg bis zur Herberge schweigend zurückgelegt, als sie aber in Dietrich's Zimmer kamen, sagte dieser mit seinem treuherzigen Tone: Werther Freund, mit Euch ist es nicht mehr, wie es war! Euer brausender Lebensmuth ist hin. Eure freundlichen Worte sind verwundende Pfeile und das helle Feuer, das mir sonst mit so jugendlichem Uebermuthe aus Euren Augen strahlte, ist zur dunkelglühenden Flamme geworden. Was ist mit Euch vorgegangen?

Ich habe den Teufel so oft geneckt, — erwiederte Otto, Schwert und Baret mit Heftigkeit auf den Tisch werfend — daß er des Dinges endlich überdrüßig wurde und, meinen Uebermuth zu zähmen, mir das Weib

n den Kerker ſandte. Sie rettete mich, die
lte Raſerei; denn Liebe kann ich es nicht
ennen, erwachte, die Dankbarkeit verlockte
nich und ich war bald dem Teufel anheim
efallen. — Er hielt bei dieſen Worten inne
nd ſchritt heftig im Zimmer auf und ab,
ann ſagte er: Wollt Ihr, daß ich weiter re-
, ſo laßt Wein heraufbringen, damit ich
e Galle, die mir die Erinnerung macht,
nunterſpülen kann. Der Wein iſt jetzt mein
nziger Freund, mein einziges Labſal!

Das iſt nicht gut! — meinte Herr Diet-
h kopfſchüttelnd, ließ jedoch Wein bringen
d ſchenkte die Becher voll — Ich glaube,
ber Otto, — ſagte er, ihm den Becher
chend — Ihr habt ohne den Wein wenig-
ns noch einen Freund behalten; ſetzt Euch
ihm und erzählt mit Ruhe, was Euch be-
net iſt, vielleicht erweckt das Mitgefühl
en guten Rath in mir.

Mir iſt nicht mehr zu rathen! — fuhr
o auf — Ich bin dem Unglück, dem Ver-
ben geweiht —

Laſtet eine Schuld auf Dir, Unglückli-
? fragte der Alte, vor der Antwort ban-
.

Nein! Gott gedankt, nein! — rief Otto feurig — Ich büße nur meine Thorheit, nicht eine Schuld.

So ist noch nichts verloren! — sagte Herr Dietrich theilnehmend — So lange das Herz frei von Schuld ist, kann des Schicksals Pfeil es nur streifen, nicht durchbohren, wenn aber die Schuld die Geißel schwingt, wenn die That geschehen ist, dann — doch, — sagte er, eben so unruhig, wie Otto, auf und ab gehend — kommt, setzt Euch zu mir und theilt mir Euer Unglück mit, das ich, Eure Leidenschaftlichkeit kennend, nicht für so groß halte, als Ihr es zu thun scheint. Kommt, Otto! setzt Euch zu mir, erzählt mir, wie es Euch bisher ergangen ist. Daß Euch Laura aus der Gefangenschaft befreiet, weiß ich durch den Markgrafen selbst, der Euch auch diesen Streich verziehen hat.

O, wäre ich bei ihm geblieben! — seufzte Otto und setzte sich, doch dauerte es lange, bis er sich entschließen konnte, seinen Kummer in Freundes Brust auszuschütten. Endlich begann er: Wir flohen vom Hohen Landsberg nach Würzburg und schon hier ward Laura mein Weib; sie hatte mich mit

ihren Liebesnetzen so fest umstrickt, daß ich nicht mehr entfliehen konnte. Ohne Abenteuer gelangten wir nach Göttingen, wo wir jedoch den Herzog nicht fanden, der eben auf der Erichsburg Hof hielt. Ich wollte mit meinem Weibe dahin, sie aber meinte: der Herzog sey, wie Jedermann wisse, mit dem Markgrafen verbunden und werbe Volk für ihn, ich hätte zu befürchten, daß er uns an den Markgrafen ausliefere. — Ich Thor glaubte es und ließ mich bereden, mit ihr hieher zu ziehen, Dienste bei dem Herzog Heinrich zu suchen.

Und vergaßet dabei, daß Ihr dann gegen Euern alten Herrn fechten mußtet! — unterbrach ihn Herr Dietrich.

Meßt nicht meine Anhänglichkeit an den Markgrafen nach der Eurigen an Kurfürst Johann Friedrich. Mein Kriegsinn verehrt ihn, aber mein Herz spricht weiter nicht für ihn; überdieß war ich in den Banden meines Weibes und that, wie sie es wünschte. Doch hört nur weiter und unterbrecht mich nicht, daß ich nur bald ende. Wir kamen hier an, ich zeigte mich dem Herzoge, gefiel ihm, und

da ich ihm sagte, daß ich im Dienste des Markgrafen gewesen sey, fragte er mich nach der Ursache, weßhalb ich ihn verlassen habe. Ich Thor gestand es ihm offen, er lächelte und stellte mich bei seiner Hoffahne an.

Nach einigen Tagen, als ich mit meinem Weibe im Garten des Schlosses lustwandelte, begegnete uns sein ältester Sohn, Carl Victor, ein schöner, rüstiger Mann, grüßte freundlich und ging, ohne sich weiter um uns zu kümmern, an uns vorüber. Wir begegneten ihm späterhin mehre Mal und er schien uns kaum zu bemerken. So vergingen Monate, ich lebte trunken von Liebe und glaubte, in den Armen meines Weibes der glücklichste Sterbliche zu seyn; aber bald sollte ich enttäuscht werden. Einige hessische Reiter zogen bei uns ein, die, wie man erfuhr, eine schöne fremde Dame hierher begleitet hatten, welche auf dem Schlosse abgestiegen sey. Jedermann war neugierig, zu wissen, wer das wohl wäre; auch ich ging dem Schlosse zu, als ich meinem Hauptmanne begegnete, der mir sagte, daß ich zum Rottmeister ernannt und bestimmt sey, morgen eine fremde Dame nach Celle

zu

zu begleiten und sie dort dem Herzoge Ernst zu übergeben. Mir kam dieß unerwartet und war mir unangenehm, doch mußte ich gehorchen und bat um die Erlaubniß, daß Laura mich begleiten könnte. — Der Hauptmann schlug es ab, unter dem Vorwande, die größte Vorsicht und Verschwiegenheit sey dabei nothwendig.

Ich kam mit dieser Trauerpost nach Hause und war nicht wenig erstaunt, Laura so gleichgiltig über die bevorstehende Trennung zu finden. Sie scherzte noch mit mir, daß ich doch immer vom Schicksal ausersehen sey, den Frauen als Begleiter zu dienen — Dieser Scherz verwundete mich und wir trennten uns an andern Morgen zum ersten Mal; zum ersten Mal, seit sie mein Weib war, war ich unzufrieden mit ihr.

Mit diesem Verdruß im Herzen hielt ich mit meinen Reitern auf dem Schloßhofe, die Dame erwartend, die auch nicht lange, von einem Hauptmanne geführt, zu kommen ermte. — Nachdem ich nun die nöthigen Befehle und Briefschaften erhalten hatte, ließ den Wagen fortfahren und ritt mißmuthig,

ohne mich weiter um die Dame und ihre Zofe zu kümmern, neben dem Wagen her.

Jedoch als wir, die Pferde zu wechseln, anhielten und uns mit Speise und Trank zu erquicken, bot ich ihr den Arm und führte sie der Herberge zu. Wie erstaunte ich, als sie mir sagte: Zum zweiten Mal bin ich Euch verpflichtet, Herr Otto, zum zweiten Mal führt Ihr mich der Freiheit entgegen! Sie warf den Schleier zurück und ich sah meine langweilige steyermärkische Dame, wo möglich noch schöner als je, an meiner Seite.

Ich kann Euch versichern, daß ich eben nicht bei ihrem Anblicke sehr erfreut war, was sie auch bemerken mochte; denn sie sagte lachend: Ihr scheint heute Euer Amt nicht mit so gutem Herzen zu üben, als da wir Offenbach verließen? — Wohl möglich! erwiederte ich trocken. Auch sie schwieg nun, und bis wir in Celle eintrafen, war dieß unser einziges Gespräch. Dort erfuhr ich von ihr, daß Georg getreulich Alles für sie gethan und sich an den Kurfürst Moritz gewandt hatte, der ihrerwegen an den Herzog von Mecklenburg geschrieben und dort, nach dem früher geäußerten Wunsche Herzog Georg's, ihr eine

Freistatt ausgemacht habe. Georg hatte sie nun auf Umwegen, um nicht die Lande des Markgrafen zu berühren, nach Würzburg geführt, von wo sie nach Kassel und von da nach Wolfenbüttel gebracht worden war. Sie schien mit ihrem Loose zufrieden, war heiterer als ich sie früher gekannt, und fragte mich sogar, ehe wir uns trennten: ob ich auch meines Versprechens noch eingedenk sey, das kleine Kreuz meiner Braut geben zu wollen? — Ich erröthete, denn ich hatte es nicht gethan, trug es auch nicht mehr und sagte ihr, daß ich Laurette zum Weibe genommen. Hierauf schwieg sie und behandelte mich seitdem kalt und stolz.

Mir war dieß gleichgiltig, meine Gedanken waren nur bei meinem Weibe. Oefterer als je erinnerte ich mich ihres Verhältnisses mit Markgraf Albrecht und die Eifersucht ward mir rege. — O Herr! das ist eine furchtbare Natter, die langsam aber schmerzvoll an unserm Herzen nagt. Sie zerstört alle Freude, nimmt die Ruhe des Herzens mit sich und besticht unsere Phantasie, daß sie uns nur teufelvolle Bilder schafft. Ich erinnerte mich nun, was man von Herzog Heinrich und sei-

nen ältern Söhnen in Hinsicht ihrer Neigung zu den Frauen erzählte; es fiel mir auf, daß man mich eben gewählt hatte, die Fremde nach Celle zu führen; ich gedachte des Gleichmuthes meines Weibes bei unserer Trennung, in dem ich jetzt selbst eine geheime Freude erblickt zu haben glaubte. So quälte ich mich unablässig, es zog mich nach Wolfenbüttel zurück, und doch verzögerte sich meine Abreise von Tage zu Tage; denn ich konnte vom Herzoge Ernst meine Abfertigung nicht erhalten. Endlich durfte ich abreisen, ich kehrte zurück, mein Weib empfing mich zärtlich, meine Besorgniß schwand. Und doch fand ich späterhin, daß sie nicht ungegründet war. — Mir fehlen Beweise — aber in meinem Herzen fühle ich die Gewißheit — mein Weib ist mir ungetreu.

Ohne Beweise darf kein rechtlicher Mann das von seinem Weibe glauben! — unterbrach ihn Herr Dietrich — Argwohn kann Vorsicht erwecken, aber darf nicht die Handelweise des Menschen bestimmen. Es ist ungerecht gegen ein Weib gehandelt, wenn man ihr mißtraut, ehe man Beweise hat; habt Ihr diese, dann

trennt Euch von ihr, bis dahin behandelt sie liebevoll.

Otto schwieg, stand auf und ging nachdenkend auf und ab, dann ergriff er sein Schwert und sein Baret und sagte zu dem Alten verdrießlich und kalt: Ihr habt nie geliebt, Ihr kennt die Qual der Eifersucht nicht. Deßhalb — was öffne ich mein Herz einem Manne, der das Gequälte nicht versteht? Lebt wohl! Er entfernte sich, und da Dietrich von Karras auch den andern Tag Wolfenbüttel verlassen mußte, sahen sie sich hier nicht wieder.

20.

In der Umgegend von Braunschweig hatte Markgraf Albrecht indessen sein Heer versammelt und sich mit Herzog Erich vereinigt. Von hier aus durchzog er die Bisthümer Hildesheim und Minden und lebte mit seinem Kriegsvolke auf gewohnte Weise von der Beute, die er in den Landen der geistlichen Herren machte. Aber in Osten zog sich eine Wolke zusammen, der braunschweigische Prinz Ma-

gnus hatte eiligst die Belagerung von Schweinfurt aufgehoben und war nach Sachsen gerückt, der böhmische Kanzler, Herr von Plauen, stieß mit den Völkern des römischen Königs bei Nordhausen zum Kurfürst Moritz, der sich nun an die Spitze des vereinigten Heeres stellte. Späterhin vereinigte sich auch Herzog Heinrich mit ihm und die vereinigten Fürsten rückten nun über Einbeck nach Osterode, von wo aus König Ferdinand und Kurfürst Moritz dem Markgrafen förmlich den Krieg ankündigten.

In der Gegend von Minden überbrachte ein Herold des Kurfürsten dem Markgrafen die Kriegserklärung. Sogleich versammelte er die Offiziere seines Heeres und las ihnen das Manifest vor.

Bis hierher — sagte er dann zu ihnen — seyd Ihr mir treulich gefolgt, habt mit mir gedarbt und in Freude gelebt, Glück und Widerwärtigkeiten erduldet und seyd gutes Muthes meiner siegreichen Fahne gefolgt. Jetzt hat sich Freund und Feind gegen mich vereinigt, selbst der römische König tritt gegen mich auf und ich werde vollauf zu thun haben, mir die Feinde alle vom Halse zu schaffen;

denn es sind nicht ein Paar elende Bischöfe, oder eine stolze Reichsstadt, der es gilt, es sind die mächtigsten Fürsten Deutschlands, die wir zu bekämpfen haben und leicht könnte das Glück mich verlassen, doch der Muth wahrlich nicht! Deßhalb frage ich Euch, wollt Ihr unter meinen Fahnen auch den gewagten Kampf fortsetzen und mein Schicksal theilen? Oder wollt Ihr heimziehen und Euren alten Feldherrn verlassen? Sprecht ohne Scheu, ich gebe Euch mein fürstliches Wort: Wer mich verlassen will, kann mit den Seinen ungehindert ziehen, wohin er will!

Die Versammelten schwiegen.

Redet frei! — rief der Markgraf, schon ungeduldig werdend. — Wer hat Muth und Treue genug, Markgraf Albrecht von Brandenburg in der Zeit der Gefahr nicht zu verlassen? Der trete vor und schließe sich an mich an. — Und Alle traten vor, Keiner blieb zurück; sie schwuren dem Fürsten von Neuem unwandelbare Treue.

Da ließ der Markgraf den Herold rufen.

Ihr seht mich hier in der Mitte meiner Offiziere, — redete er ihn an — die mit mir Glück und Unglück theilen wollen; sagt dieß

Euerem Herrn, dem Kurfürsten, sagt ihm, er habe schon drei Mal mir sein Wort gebrochen, nun, so möge er es auch zum vierten Mal thun und kommen und sehen, was er ausrichten wird.

Hierauf beschenkte er den Herold und entließ ihn.

Markgraf Albrecht zog nun auf Hannover, musterte hier sein Heer und rückte dann gegen Braunschweig vor. Die vereinigten Fürsten, von seinem Anmarsche benachrichtiget, zogen ihm entgegen.

Als er am Nachmittage ganz allein in seinem Zelte saß und bei der Nähe des feindlichen Heeres wohl für sich den Plan zur nahen Schlacht entwarf, vernahm er einen Lärm vor dem Zelte und hörte eine ihm bekannte Stimme, die, Trotz dem Abweisen seiner Diener, zu ihm eingelassen zu werden verlangte. Er trat heraus, zu sehen, was es gebe und war nicht wenig erstaunt, den Trabanten Otto zu finden. Verdrüßlich, in seinem Nachdenken gestört zu seyn, war er schon Willens, ihn fortzuschicken, als ihm einfiel, daß er Fahnenträger der Hoffahne Herzog Heinrich's

ey und nur eine bedeutende Urſache ihn hier-
er führen müſſe. Er befahl, ihn einzulaſſen.

Wo kommſt Du her, toller Burſche? —
ragte er ihn barſch. — Was ſuchſt Du hier?
Suchſt Du vielleicht den Galgen?

Ich habe meinen ehrlichen Abſchied aus
em Dienſte Euer fürſtlichen Gnaden, — er-
iederte Otto keck — deßhalb fürchte ich den
Galgen nicht.

Auch nicht, da Du mir eine Dame nach
er Andern entführteſt?

Auch deßhalb nicht, gnädiger Herr! Ich
omme, unter Eurer Fahne den Tod zu ſu-
hen —

Und kommſt geharniſcht wie ein Ritter?
ragte der Markgraf, den ſtattlichen Mann mit
Wohlgefallen anblickend.

Ja, gnädiger Herr, ich bin ritterlich ge-
waffnet und will auch ritterlich für Euch käm-
pfen. Erlaubt nur, daß ich mich Euch an-
chließen kann, vergeßt, was ich Euch gethan,
ergebt meine Thorheiten und verſtattet mir,
aß ich mir morgen den Platz auswählen kann,
o ich fechten will.

Kommſt Du von dem Heere des Herzogs?

Ja, geſtern verließ ich Wolfenbüttel.

Sind die Fürſten vereinigt, oder zieht Herzog Heinrich allein mir entgegen, ſein Land zu decken?

Die Fürſten ſind Alle mit ihrem Kriegsvolke beiſammen, Kurfürſt Moritz hat den Oberbefehl des Heeres.

Wie ſtark iſt der Feind?

Drei und zwanzig wohlberittene Schwadronen und dreißig ſtarke Fähnlein Fußknechte —

So ſind ſie mir an Reiterei überlegen! — ſagte der Markgraf. — Aber was ſchadet's. Sie ſollen mich finden! — Sage mir, Otto, fragte er plötzlich, ſich nach ihm wendend und ſein feuriger Blick heftete ſich feſt auf den Jüngling — wie kommſt Du dazu, Du, den ich ſonſt nur als einen wackern Krieger kannte, am Vorabend einer Schlacht zum Ueberläufer zu werden? Das will mir ſonderbar dünken und mir nicht gefallen. Ich möchte Dir faſt nicht trauen —

Trauet mir, gnädiger Herr! — ſagte Otto mit furchtbarem Tone. — Ich komme nicht freiwillig, Laura, mein Weib, ſandte mich zu Euch.

Haſt Du die Thorheit begangen, die zum Weibe zu nehmen, ſo bedaure ich Dich; — ſagte der Markgraf verdrießlich — alſo ſie ſchickt Dich zu mir?

Ja, Herr! Ich traf ſie in den Armen des Prinzen Carl Victor, zog mein Schwert, ward entwaffnet und floh —

Das hätte ich Dir prophezeien wollen! — meinte der Markgraf ziemlich gleichgiltig — Von ſolchem Weibe konnteſt Du nichts anderes erwarten. Schlage ſie Dir aus dem Sinn!

Nein, gnädiger Herr! — rief Otto aufgeregt. — Sie ſoll vor mir ſtehen bei Tag und Nacht, ihr Bild ſoll mich in die Schlacht begleiten und ſo will ich ihn aufſuchen in den dichteſten Reihen und Rache an ihm nehmen.

Thue das! — ſagte der Markgraf. — So rächſt Du Dich auf edle Weiſe als ein braver Soldat. Ich will Dir einen Geſellen geben, einen alten Jäger, der, wenn ich nicht irre, auch ſein Netz nach einem Wilde ausſtellen will.

Er rief einen Diener und befahl ihm, Dietrich von Karras herbei zu rufen.

Es ist Dein alter Reisegefährte, — fuhr der Markgraf fort — ein tüchtiger Kämpfer und ein geschworener Feind des Kurfürsten.

Aber statt Herrn Dietrich's kam der alte Oberhofmeister, Melchior von Schaumburg, herein, der gegen des Markgrafen Willen seinen Herrn auch auf diesem Zuge gefolgt war.

Gnädiger Herr! — berichtete er — Der von Karras ist nirgend zu finden. Noch ehe es zu dämmern begann, hat er sich in der schwarzen Rüstung, die Ihr ihm verehrt habt, gewappnet, zu Pferde gesetzt und ist ohne Diener und ganz allein aus dem Lager geritten; Niemand weiß, wohin. Man will ihn auf dem Wege nach Sievershausen gesehen haben. Bei dieser Nachricht fragte ich seine Diener aus, Keiner konnte mir Nachricht geben, ich trat hierauf in sein Zelt, durchsuchte es und fand dieß Schreiben an Euch.

Er überreichte dem Markgrafen ein versiegeltes Papier, das dieser rasch aufbrach und las:

„Gnädiger Herr!

„So wie ich Euch und den Kurfürsten „kenne, wird morgen die Schlacht geschlagen „werden, deßhalb verlasse ich Euch, doch nicht

„als ein Eidbrüchiger. Ihr habt mir erlaubt, „zu gehen, wenn es der Dienst meines alten „Herrn verlangt. Die Stunde, die mich ab„ruft, hat geschlagen. Sorgt nicht für mich, „bleibt mir ein gnädiger Herr, so wie ich „Gott bitte, daß er mir ein barmherziger „Vater sey.

„Dietrich von Karras.“

Daß Dich der Blitz träfe und Dich zu lsche brennte, alter Sünder! — rief der Markgraf wüthend und zerriß in seinem Zor. e das Papier. — Warum Du mich ver. ssen hast, ahn' ich und kann es nicht mehr erhindern. — Sein zorniger Blick traf in esem Augenblicke Otto. — Bin ich denn it lauter Menschen dieses Gelichters um. ben?

Wie meint Ihr das, gnädiger Herr? un. rbrach ihn Otto beleidigt.

Wie ich das meine? verlauter Narr! — och ich that Dir unrecht! — sagte er dann h besinnend und klopfte Otto freundlich auf Schulter — Du bist ein braver Krieger, seinem Feinde im Schlachtgewühle entge. n tritt und ihm männlich steht. — Jener?

— Doch, ich kann dem alten Manne unrecht thun — der morgende Tag wird es lehren; aber wehe ihm, ist mein Verdacht gegründet!

Rufe mir den Sekreiber! — befahl er nun Otto, ging pfeifend im Zelte auf und ab und wandte sich dann zu Herrn Melchior.

Der Kurfürst ist mein Feind, — sagte er in heftiger Gemüthsbewegung — ich hasse ihn, trotz einer alten Gewohnheit von Liebe, der ich nicht ganz Herr werden kann, sein Tod müßte mir willkommen seyn und träfen wir uns in der Schlacht, ich schonte ihn wahrlich nicht — aber durch Meuchelmord soll er nicht fallen.

Der alte Diener ergriff seine Hand, küßte und drückte sie an sein Herz. — Das war ein fürstliches, ein christliches Wort! sprach er, als der Schreiber eintrat.

Setze Dich und schreib! befahl der Markgraf.

„Ihr seyd mein Feind, Kurfürst Mo„ritz! — dictirte er — Aber meiner Ehre „und unserer alten Freundschaft gedenkend, „muß ich Euch warnen. — Ein Mann in „schwarzer Rüstung, hager und lang, ein fah„les Roß reitend, aussehend wie der Tod auf

„Albrecht Dürer's Bilde, sucht Euch im
„Schlachtgewühle auf, um Euch zu morden;
„hütet Euch! — Morgen treffen wir uns.
„Bis dahin möge Euch Gott in seine heilige
„Obhut nehmen".

Albrecht von Brandenburg.

Gebt diesen Brief einem sichern Traban-
ten, der sogleich das feindliche Heer aufsuchen
und das Schreiben dem Kurfürsten überge-
ben soll! befahl er, und erst als er wußte,
daß dieß geschehen war, beruhigte er sich.

21.

In dem vereinigten Heere, das unfern
Feina im Lager stand, waren eben die Für-
ten und Feldobersten zum Kriegsrath ver-
sammelt gewesen und hatten beschlossen, mor-
gen mit Gott die Schlacht zu wagen und den
Markgrafen, wo sie ihn auch treffen sollten,
anzugreifen. Herzog Heinrich von Braun-
schweig, seine beiden ältesten Söhne, Carl
Victor und Philipp Magnus, und der Her-
zog Friedrich von Celle waren bei dem Kur-

fürsten geblieben und er berathete sich insbesondere noch mit dem alten kriegerfahrnen Herzog, der schon so manchen Wechsel des Glückes erfahren, so manche Feldschlacht geschlagen hatte. Beide standen zum ersten Male als Freunde neben einander.

Mir ist es heute gar sonderbar, — nahm Herzog Heinrich das Wort, nachdem sie über die Anstalten zur morgenden Schlacht sich vereinigt hatten — daß ich Euer Liebden neben mir und meinen Söhnen sehe. Es sind kaum acht Jahre, da saßen wir zu Wibrechtshausen ganz anders neben einander, dort waret Ihr mein Fürsprecher bei dem Landgrafen, Eurem Schwiegervater, und ich mußte mich mit meinem Sohne ihm gefangen geben und heute sitzen wir freundschaftlich beisammen und überlegen, was zu unserm gemeinschaftlichen Wohl ist und doch kann ich mich nicht recht freuen.

Zweifelt Ihr an dem Siege? fragte der Kurfürst.

Nein! — erwiederte der Herzog — Ich vertraue der gerechten Sache, unserm Muthe und unserm Heere, das besonders an Reiterei dem Markgrafen überlegen ist, aber — ich

kann

kann mich nicht freuen. — Als ich Euch vorhin mit meinem Vetter von Lüneburg und meinen beiden Söhnen vor mir sitzen sah, wollte es mich fast dünken, als sähe ich einen Todten zwischen Euch sitzen —

Vertrauet Gott und laßt Euch durch dergleichen Ahnungen nicht entmuthigen! — unterbrach ihn der Kurfürst — Wir Alle stehen in Gottes Hand; was er über uns in seiner Weisheit verhängt hat, muß geschehen, wir können es nicht ändern.

Ihr mögt Recht haben! — begann der Herzog — Ihr seyd ein junger, rüstiger Herr, dem bis jetzt nur das Glück gelacht hat. In meinen Jahren aber und nachdem ich so viel traurige Erfahrungen in meinem unstäten Leben gemacht habe und so manche Ahnung mir mein Schicksal voraus verkündete, hat ich das feste Vertrauen auf mein Glück, aber nicht auf Ahnungen verloren. Ich wollte, er morgende Tag, und ist es auch ein Siestag, wäre vorüber. — Indem er dieß sagte, trat ein Kämmerer des Kurfürsten ein und berichtete: daß draußen ein Trabant Markgraf Albrecht's mit einem Schreiben an Seiner Kurfürstlichen Gnaden halte. Alle

waren darüber erstaunt, am meisten der Kurfürst selbst. Sollte er vielleicht Anerbietung zum gütlichen Vergleich machen, — sagte er — so müssen wir ihn anhören —

Keinen Vergleich! keinen Vergleich mit Albrecht von Brandenburg! — rief der Herzog — Zu tief hat er mich gekränkt, mir zu wehe gethan! Und sollte ich allein gegen ihn ziehen — ich schlage!

Der Kurfürst lächelte. — Und doch fürchtet Ihr den morgenden Tag?

Ich fürchte ihn, aber die Gefahr, die mich bedrohen könnte, scheue ich nicht so sehr als Friede und Versöhnung mit dem Markgrafen! erwiederte der alte Fürst.

Führe den Trabanten herein! — befahl der Kurfürst — Das Schreiben dürfen wir wenigstens nicht uneröffnet zurückschicken.

Der Trabant trat ein, überbrachte das Schreiben, der Kurfürst erbrach, durchlas es schnell und sein Antlitz erheiterte sich. Sag' Deinem Herrn, — wandte er sich zum Trabanten — ich ließe ihm danken, nicht der Warnung wegen, die möchte wohl überflüssig seyn, aber der alten Freundschaft wegen, die in diesem Schreiben sich ausspricht und die

mir immer noch werth ist. — Hiermit entließ er ihn und befahl, ihn bis zu des Markgrafen Lager zu geleiten. —

Der Markgraf muß Euch gar Erfreuliches geschrieben haben, — nahm jetzt Herzog Heinrich das Wort — denn Euer ganzes Antlitz hat sich erheitert.

Les't, Vetter! — erwiederte der Kurfürst, ihm den Brief gebend — Der Herzog las, auch er lächelte, aber es war ein ganz anderes Lächeln. Wahrlich! — sagte er zum Kurfürsten — der grimmige Bär ist zum listigen Fuchse geworden. Erdichtet ein Mährchen, Euch zu kirren, spielt den Edelmüthigen und ruft Euch dabei die alte Freundschaft in's Gedächtniß. Traut ihm nicht, er will Euch nur vorsichtig machen, Ihr sollt Euch den morgenden Tag mehr mit Euch als dem Heere beschäftigen, Euch keiner Gefahr aussetzen und deßhalb soll jede schwarze Rüstung Euch Verdacht erregen, das ist seine Absicht.

Ihr irrt Euch in dem Markgrafen, — unterbrach ihn der Kurfürst und seine Stirn umdüsterte sich — ist er auch ein rauher, herzloser, wilder Mann, wenn er des Feindes Land verheerend durchzieht, so hat er doch

ein Herz, der Freundschaft offen, und ein redlich Gemüth, keiner unedlen Handlung fähig.

Wäre dem so, — nahm der Herzog das Wort — warum konnte er den Mann, der Euch nach dem Leben trachtet, nicht in's Gefängniß werfen? Warum nicht wenigstens Euch seinen Namen nennen? Vielleicht hatte er die Nebenabsicht, zu erfahren, wo und wie unser Heer stände, der Ueberbringer ist vielleicht nur ein Spion? Wer kennt nicht die listigen Praktiken Markgraf Albrecht's?

Moritz widersprach nicht. Der Herzog konnte Recht haben, aber in der Brust des Kurfürsten sprach eine laute Stimme für den ehemaligen Freund. Jedoch als es Nacht wurde und er zur Ruhe ging, verließ ihn der Gedanke an den Ritter in schwarzer Rüstung keinen Augenblick und die ganze Nacht über stand die lange, hagere Gestalt, seinen Schlaf störend, vor ihm. —

22.

Am frühen Morgen kam die Nachricht, der Markgraf ziehe längs dem Walde gegen

Sieversshausen und suche den Damm zu gewinnen, zu dem ein Hohlweg führt. Jenseit des Dammes war eine große, von zwei Wäldern begrenzte Ebene; sie hatte sich der Kurfürst, seiner Ueberlegenheit an Reiterei wegen, zum Schlachtfelde ausersehen. Ueberschritt der Markgraf den Damm, so blieb ihm, bei seiner größern Anzahl von Fußvolk, der Vortheil des Bodens, der hier mit Hekken und Graben durchschnitten war. Kurfürst Moritz gab deßhalb den Befehl, daß das Heer sogleich ausrücken und eilen sollte, den Damm zu gewinnen. Es gelang ihm auch, er erreichte ihn zuerst und rückte nun schnell mit der Reiterei vor, sandte den Oberst Krumsdorf voran, der mit zwei Fahnen meißnischer Landreiter und der Fahne des Rittmeisters Hotzfeld durch den Hohlweg zu dessen Vertheidigung vorrückte. Der Kurfürst folgte mit zehn Fähnlein Reitern, worunter die sächsische und braunschweigische Hoffahne war, dann kam das Geschütz von Herzog Heinrich, mit zehn braunschweigischen Fähnlein Reiterei gedeckt; das Fußvolk, das etwas zurückgeblieben war, traf erst später ein.

Als Markgraf Albrecht sah, daß er diesseit des Dammes schlagen müsse, bildete er schnell seine Schlachtordnung, ließ sein Geschütz auf einem Hügel auffahren, lehnte seinen rechten Flügel an den Wald, den linken an ein Hölzchen, setzte sich für seine Person an die Spitze von fünf brandenburgischen Geschwadern und stürzte so auf die feindliche Vorhut. Ohne den Angriff abzuwarten, ohne einen Schuß zu thun, kehrten die Landreiter um, zogen des Hotzfeld's Fahne mit sich fort und ließen sich durch die Markgräflichen ohne Gegenwehr niederhauen.

Indessen ließ der Markgraf noch vier Fahnen vorrücken, zu der einen hatte sich Otto gesellt. Er sammelte nun seine Haufen und bildete schnell seine Schlachtlinie dem Kurfürsten gegenüber, der, als er die Seinen die Flucht ergreifen sah, ihnen entgegensprengte und Alles versuchte, sie zum Stehen zu bringen; aber sie hörten nicht auf ihn und jagten flüchtig davon.

Unmuthig ritt er zu seiner Reiterei zurück und ermahnte nun diese zur Standhaftigkeit, besonders seine Hoffahne, deren Fähnlein Herzog Friedrich von Celle trug, redete

er an und rief ihren Muth, ihre Treue auf. Mit lautem Gejauchze beantworteten sie die Rede ihres sieggewohnten Fürsten und schwuren, mit ihm zu stehen oder zu fallen; auch die braunschweigischen Reiter, an deren Spitze die beiden Prinzen hielten, zeigten gleichen Muth und so gab der Kurfürst das Zeichen, vorzurücken. Die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten freudig und mit lautem Kriegsruf trabten die Geharnischten vorwärts und zu gleicher Zeit, jedoch ohne große Wirkung, begann von beiden Seiten das Geschütz ein mörderisches Feuer.

Da, als er eben um seine Hoffahne herumbog, sah der Kurfürst in einiger Entfernung einen schwarzen Ritter langsam heranreiten, ganz so wie ihn der Markgraf in seinem Briefe beschrieben hatte; sein Anblick machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn und er wollte eben einige Diener hinschicken, ihn beobachten zu lassen, als Markgraf Albrecht, der bisher ruhig den Angriff abwarten zu wollen geschienen, plötzlich ansetzte und mit seinen Spießreitern in die Kurfürstlichen eindrang.

Aber grimmiger noch setzten die vier Schwadronen auf die Braunschweiger an. Ein Ritter in blanker Rüstung sprengte allen Andern voraus; er schien ein besonderes Ziel zu haben, das er zu treffen hoffte. Es war Prinz Carl Victor, der die Braunschweiger anführte, und an seinem hohen, gelben Federbusche und seinem Tigerhengste leicht zu erkennen war. Als er den Ritter mit eingelegter Lanze auf sich zu sprengen sah, setzte er sich sattelfest und faßte seinen Gegner in's Auge, der mit aufgeschlagenem Visir auf ihn eindrang. Des Prinzen gute Rüstung schützte ihn nicht; von des Feindes Lanze durchbohrt, ward er vom Pferde geworfen und sein Fall entmuthigte die Seinen, sie begannen zu wanken und die Markgräflichen drangen ein.

Aber auch bei Kurfürst Moritz war der Sieg zweifelhaft. Er mußte Trotz des Handgemenges, das seine und des Markgrafen Schwadronen ganz aufgelöst hatte, sich in das größte Getümmel begeben, den Seinen Muth einzusprechen. Hier focht er wie ein gemeiner Reiter und sein Beispiel belebte den fast gesunkenen Muth. Aber fast wäre sein Mühen vergebens gewesen, der Markgraf setzte zu wü-

thend auf ihn ein, die Markgräfliche Leibfahne, aus lauter Schützen bestehend, machte ein mörderisches Feuer, kaum konnte sich noch Freund und Feind im Pulverdampf erkennen, alle Ordnung war aufgelöst und das Gefecht war nur noch Mann gegen Mann. Hierbei hatten nun die alten, krieggewohnten Reiter des Markgrafen den Vortheil, da die Lanzen nicht mehr und nur Schwert und Pistole gebraucht werden konnten, und da noch sechs Fähnlein dem Brandenburger zur Hilfe kamen, begann des Kurfürsten Reiterei zu weichen. In diesem entscheidenden Augenblicke brach Herzog Heinrich mit seinen Schaaren hervor; er hatte den Tod seiner beiden Söhne vernommen und stürmte herbei, sie zu rächen, warf sich auf die anrückenden sechs markgräflichen Fahnen, die seinem Angriffe nicht widerstehen konnten, fiel den Schwadronen, die Markgraf Albrecht selbst anführte, in die Seite und entschied das Gefecht ganz zum Vortheil des Kurfürsten.

Zwei Fahnen markgräflichen Volkes, die sich wieder gesammelt hatten, stellten sich ihm noch einmal entgegen, brachen sich durch seine dichten Reihen, warfen Alles vor sich nieder, wurden zwar von der Menge umzingelt, mach-

ten sich aber Bahn durch die feindlichen Geschwader und schlugen sich nach Braunschweig durch; unter ihnen war Otto.

Der Kurfürst war eben im Verfolgen des fliehenden Feindes begriffen, als Claus Barner dem Markgrafen drei frische Fahnen zuführte und diesen noch einmal den ungleichen Kampf zu versuchen bestimmte. Der Kurfürst rief seine im Verfolgen begriffenen Schaaren zurück, ordnete sie und noch einmal begann ein mörderisches Gefecht, noch einmal war Freund und Feind im wilden Gedränge durch einander, da traf in dem Augenblicke, wo das Gefecht sich von Neuem für ihn entschied und er den erbitterten Feind weichen sah, ein Pistolenschuß den Kurfürsten, der mit dem Ausrufe: „Mein Jesus, ich bin tödtlich verwundet!“ vom Pferde sank und den schwarzen Ritter, der, sein Visir aufreißend, sich ihm zu erkennen gab, neben sich erblickte. Der Unhold, den Augenblick der Bestürzung benutzend, drückte nun seinem wilden Gaule die Sporen in die Weichen, jagte davon und verschwand im Getümmel.

Noch donnerte die Schlacht; denn jetzt erst setzte das Fußvolk an einander und das Geschütz, das während des Reitergefechts hatte schweigen

müſſen, begann von Neuem, während Herzog Heinrich die fliehende feindliche Reiterei verfolgte, die, Trotz den Drohungen und Bitten des Markgrafen, nicht mehr zum Stehen zu bringen war und ſich auf die Straße nach Hannover zurückzog.

Während dem ſtanden die kurfürſtlichen Diener in tiefer Trauer um ihren Herrn, den man unter einen Baum gelegt hatte, wo die Wundärzte ſeine Wunde unterſuchten und verbanden. Gott hat es über mich verhängt! — ſagte der Fürſt unter unſäglichen Schmerzen zu den Umſtehenden — Tröſtet Euch, noch ſtehe ich in ſeiner Hand und es kann noch gut enden. Aber wie ſteht es um die Schlacht?

Auch das Fußvolk des Feindes weicht, — berichtete man ihm.

So wendet mich, — befahl er — daß ich den Feind im Auge behalte; denn der heutige Sieg iſt wahrſcheinlich meine letzte irdiſche Freude. — Da ſprengte Herzog Heinrich herbei. Der Sieg iſt unſer, Alles flieht! rief er dem Verwundeten zu.

Gelobt ſey Gott! — erwiederte der Kurfürſt mit matter Stimme, dann reichte er dem Herzoge, der vom Roſſe geſtiegen war,

die Hand. Armer Vater! — sagte er — Ihr seyd mehr zu beklagen als ich.

Ja wohl arm! — murmelte der Herzog, tief erschüttert, vor sich hin — Meinem Stamme hat dieser Tag die schönsten Zweige genommen; was ihm noch bleibt, ist wenig! Wir haben den Sieg zu theuer erkauft! — Hierauf gab er die nöthigen Befehle für die Pflege des Kurfürsten und ritt auf dem Wahlplatze umher, die Leichen seiner Söhne zu suchen. Er fand sie bald; der jüngere, Philipp Magnus, lag, von zwei Kugeln getroffen, unter einem Haufen Todter und Verwundeter, der älteste, Karl Victor, von einem Lanzenstiche durchbohrt, allein bei einem von Karthaunenkugeln zerschmetterten Eichbaume. Mit Heldenmuth ertrug er ihren Anblick, überwand den Schmerz, der sich seiner bemächtigen wollte, und gab die Befehle, sie nach Wolfenbüttel zu schaffen.

Glänzend war der Sieg, aber theuer erkauft. — Nach zwei Tagen starb auch Moritz von Sachsen, der größte Fürst seiner Zeit, der größte Fürst seines Stammes. Mehr noch hätte ihn die Mit- und Nachwelt bewundert,

hätte er nicht auf Johann Friedrich's Trümmer die Größe seiner Macht gebaut.

23.

Kaum waren einige Tage vergangen, so hatte der Markgraf schon wieder ansehnliche Haufen Fußvolk und Reiterei in Hannover gesammelt. Die Schlacht hatte er verloren, aber seinen unerschütterlichen Muth nicht. Heiter, als sey er bei Sieverkhausen der Sieger gewesen, sammelte er die zerstreuten Schaaren und warb neue. Einen Karren habe ich umgeworfen, — sagte er zuversichtlich — einen Wagen will ich wieder aufrichten! Doch wollte er noch nicht dem Herzog Heinrich im offenen Felde begegnen und blieb vor der Hand ruhig in Hannover, wo seine Muhme, die verwittwete Herzogin, ihm alle mögliche Unterstützung zukommen ließ. Sein Haß gegen Herzog Heinrich war durch die verlorene Schlacht noch vergrößert worden und sein einziger Trost war, daß seine Feinde ihren Sieg so theuer hatten erkaufen müssen; auch der Tod des Herzogs Friedrich von Cel-

le, der gleichfalls in der Schlacht geblieben war, kümmerte ihn wenig, aber der Tod des Kurfürsten Moritz ging ihm zu Herzen. Zwar hatte er dadurch seinen mächtigsten Feind verloren, aber die alte Freundschaft war noch nicht in ihm erloschen, und da das Gerücht sich verbreitete, er sey meuchlings gefallen, so zweifelte er nicht, Dietrich von Karras sey der Mörder, und fürchtete, man könne ihm die Schuld beimessen.

Seit seinem Verschwinden aus dem Lager hatte Niemand etwas von Herrn Dietrich gehört, Niemand ihn gesehen, und trotz allen Nachforschungen wußte man nicht, was aus ihm geworden sey; auch von Otto hatte man weiter keine Nachricht, als daß er mit den beiden Fahnen sich durchgehauen, aber auf dem Wege nach Braunschweig von ihnen abgekommen sey. Der Markgraf hielt Herrn Dietrich für todt und glaubte von Otto, daß er wieder nach neuen Abenteuern umherzöge.

Eines Tages, als er nur mit geringem Gefolge in dem Blumenauer Forste auf die Jagd geritten war, an der er heute weniger Antheil nahm, als er wohl sonst zu thun pflegte, ritt er mit Melchior von Schaum-

burg durch eine lange Wildbahn und sprach mit ihm vertrauenvoll von der Zukunft und wie er sich nicht von seinem ersten Unglücksfalle entmuthigt fühle, erst den Herzog züchtigen, dann nach Franken zurückkehren und dort sein Nest von dem bischöflichen Geschmeiße reinigen wolle; da sah er plötzlich einen Mann von seltsamen Ansehen auf sich zureiten, der, so wie er ihn erblickte, stutzte, dann aber seinem Gaule die Zügel schießen ließ, auf ihn zusprengte und dicht vor ihm sein Roß anhielt. Habe ich Recht gethan, Markgraf Albrecht? — rief der sonderbare Reiter dem Fürsten zu, ehe dieser noch den langen, hagern Mann erkannte — Hab' ich Recht gethan? — fragte er noch einmal und hob das gesenkte Haupt und sah mit verstörtem, stieren Blicke auf Markgraf Albrecht, der jetzt Dietrich von Karras in ihm erkannte, „Ha! Du hier?!" ausrief und rasch sein kurzes Schwert zog.

Der Alte nahm bei dieser zornigen Bewegung des Markgrafen ruhig seinen Eisenhut ab. Spaltet nur den grauen Schädel! — sprach er — so sterbe ich doch einen ehrlichen Tod! — Aber der Markgraf, der schon

den Arm gehoben, erblickte die Narbe auf des Alten Stirn und warf schnell sein Schwert in die Scheide. Du mahnst mich an mein Wort, — sagte er gelassener — diese Narbe rettet Dich. Ziehe hin, wohin Dich der Fluch von Tausenden treiben wird. Geh', packe Dich!

Markgraf Albrecht von Brandenburg! — sprach der Alte, den diese Worte tiefer verwundet hatten, als es das Schwert hätte thun können und setzte dabei den Eisenhut wieder auf — Ihr ruft den Fluch Tausender über mich auf, weil Ihr glaubt, das Leben eines Menschen sey da oben in mein Schuldbuch eingetragen! — Wie viele Tausende hat Eure tolle Kriegwuth geopfert, von denen Ihr dereinst Rechenschaft geben müßt? Euch verfolgt der Fluch von Millionen!

Der Markgraf verlor bei diesen frechen Worten die Geduld, Herr Melchior aber hielt den Ausbruch seines Zornes zurück. Laßt ihn ruhig ziehen! bat er.

Wohlgesprochen, alter Mann: — sagte Dietrich von Karras — Wohlgesprochen! Auch dem Sünder gebe man den Frieden mit auf den Weg. Auch ich rufe Euch zu: Ziehet hin

in Frieden! — Ihr habt ihn nöthig hier und dort! Euren Fürstenhut laßt Ihr hier zurück, so wie Moritz seinen Kurhut zurück lassen mußte und ich meine Eisenhaube, und dort oben, sagte Doctor Martinus, sind wir Alle gleich vor Gott. Ziehet in Frieden! — Er grüßte, ließ seinen polnischen Klepper die Sporen fühlen, der dieß verstand und in kurzem Trott an dem Markgrafen vorbeitrabte.

Hat mich doch noch keine Predigt so erschüttert wie dieses Wahnsinnigen Worte! — sagte der Markgraf, ihm lange noch nachsehend — Er mag wohl Recht haben! Mit dem Tode hat alle Herrlichkeit ein Ende, im Grabe findet auch mein unruhiges Gemüth endlich den Frieden, all' mein Kriegsruhm verhallt mit dem Sterbeliede, das sie über meinem Sarge singen, und von aller Beute, allen Erwerbungen nimmt der Mensch keinen Heller mit in's Grab und all' sein Mühen und Treiben war vergeblich! — Du hast Recht, alter Mann, ziehe auch Du in Frieden!

Dieß sagend, stieß er in sein Hifthorn, befahl, die Jagd zu enden, und kehrte in ernster Stimmung nach Hannover zurück.

24.

Als Herr Dietrich von Karras von dem Markgrafen wegritt, überließ er seinem Klepper, wohin er ihn führen wolle; denn er hatte sich kein Ziel gesteckt und wußte selbst nicht, welchen Weg er nehmen solle. Seit der Schlacht war er von einem Dorfe zum andern, von einer Hütte zur andern geirrt und wo er rastete, trieb es ihn wieder fort. Sein Geist war seitdem umdüstert und wenn er sich auch überreden wollte, er habe Recht gethan, konnte er doch die mahnende Stimme seines Gewissens nicht zum Schweigen bringen, und es jagte ihn wie einen Ausgestoßenen rastlos umher. Da hatte er, ohne selbst zu wissen warum, den sonderbaren Entschluß gefaßt, den Markgrafen aufzusuchen. Vielleicht hoffte er, bei ihm Schutz zu finden; denn wohin er sich auch wenden wollte, mußte er durch die Lande Herzog Heinrich's oder der mit ihm verbündeten Fürsten und so war er in steter Furcht, in deren Hände zu fallen. Die Härte, mit der ihn der Markgraf aufnahm, hatte sein Innerstes noch mehr zerrüttet und er mußte nun, fluchbeladen, wie er glaubte, umher irren.

Sein Klepper nahm den Weg über die Leine und trabte, so müde er war, dem Steinhuder See zu. Hier fand der Alte unfern des See's ein einsames, mit hohen Eichen umgebenes Bauerhaus, vor dessen Thüre eine junge Frau mit ihrem Kinde saß und die Spindel drehte. Er ritt auf sie zu, grüßte sie und fragte: ob sie nicht einem verirrten Krieger für die Nacht eine Herberge geben wolle? die Frau aber sah ihn mißtrauisch an und schüttelte bedenklich den Kopf, doch sagte sie endlich gutmüthig:

Ich schlage Euch nur ungern Eure Bitte ab, lieber Herr, da Ihr mir ein Unglücklicher zu seyn scheint, aber unser kleines Haus beherbergt schon zwei Gäste, Ihr würdet kein Plätzchen mehr für Euch finden; auch für Eueren Gaul findet Ihr keinen Stall; denn zwei Rosse stehen schon dort.

Haben vielleicht auch drei darin Platz, — erwiederte Herr Dietrich — wenn Ihr mich nur aufnehmen wollt, Frau, so ist mir auch am Heerde das Plätzchen nicht zu schlecht.

Er stieg ohne weiteres ab, führte sein müdes Roß auf die Scheuntenne und trat in den Stall.

Iſt das nicht Otto's Rappe? — ſagte er, das Pferd genau betrachtend. — Wahrlich, es iſt meines Reiſegefährten Streitroß! — Treffen wir uns ſchon wieder? — Schnell band er ſeinen Klepper an einen Pfoſten und eilte der Stube zu. Da fand er — den jungen, rüſtigen Mann, bleich wie der Tod, auf einer Bank hinter dem Tiſche ſitzen, ſein hohles Auge ſah unverwandt nach einem ihm gegenüber ſitzenden Weibe, in welchem Herr Dietrich ſogleich Laurette erkannte, die bitter, faſt höhniſch lächelnd die bleiche Geſtalt ihres Gatten anſtarrte.

Der Alte ſchauderte bei dieſem Anblicke, doch raffte er ſich zuſammen.

Grüß Euch Gott, Otto! — ſprach er, ihm die Hand reichend. — So finden wir uns doch noch einmal in unſerm Leben wieder.

Und wohl zum Letztenmal! erwiederte dieſer mit matter Stimme.

Was iſt hier vorgefallen? — fuhr der Alte auf und trat vor Laurette, welche den furchtbar ſtieren Blick des Alten kaum zu ertragen vermochte. — Beichte, Weib!

Seyd Ihr ſo heilig, alter Sünder, mich Beichte hören zu können? erwiederte ſie kalt.

Ich glaube fast, wenn ich das recht durchschaue, was hier vorgefallen ist, so könnte ich der Teufel selbst seyn und wäre dazu noch heilig genug! erwiederte der Alte.

Ereifert Euch nicht und stört meine letzten Stunden nicht! — bat Otto. — Mein Weib kennt so wenig die Ursache meiner Leiden als ich. — Ach, Dietrich von Karrat, die Rache trifft gemeinhin zugleich auch die Hand, die den Dolchstoß führte.

Der Alte schwieg. Diese Worte schienen seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben zu haben; er sah eine Weile starr vor sich hin, dann setzte er sich zu Otto.

Erzählet mir, was Euch begegnet ist! — sagte er treuherzig. Ich nehme Theil an Euch und jetzt mehr als sonst; denn fast glaube ich, wir werden auch Reisegefährten zu der langen, letzten Wallfahrt werden. Darum, ehe sie beginnt, wollen wir uns noch unsere Abenteuer mittheilen — Erzählt mir!

Willst Du uns nicht verlassen, Laura? fragte der Kranke.

Keine Sekunde! erwiederte sie trotzig.

Nun, wie Du willst! — So hört! — wandte er sich zu Herrn Dietrich. — Wie ich es in Wolfenbüttel vermuthete, so war es auch, mein Argwohn war gegründet. Ich fand mein Weib in seinen Armen, wollte ihn durchbohren und ward von seinen Dienern entwaffnet. Da kaufte ich von einem Edelmanne eine Rüstung und jagte so, Rache im Herzen, zum Markgrafen. Und ich war es, — rief er und sein Auge glühte wieder feurig — der den fürstlichen Buben niederrannte! — Dann stürzte ich mich mit verzweifelter Wuth in die dichtesten Reihen der heranrückenden Feinde, suchte den Tod, fand ihn nicht und folgte den beiden Fähnlein, die sich durchschlugen und sich nach Braunschweig retteten.

Da, wo der Weg von Braunschweig und Wolfenbüttel zusammentrifft, sah ich in der Ferne zwei Reiter heransprengen, wovon der Vordere ein gelbes Roß ritt. Das Roß fiel mir auf; denn mein Weib ritt ein ähnliches, und da die Feinde uns nicht mehr verfolgten, so blieb ich auf dem Kreuzwege halten und erkannte bald, daß es Laura war, die, so wie ich vermuthete, ihrem Buhlen selbst auf das Schlachtfeld folgen wollte. —

Er hielt inne; denn der Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne und ihm ſchien die Bruſt beengt und der Athem ſchwer zu werden.

Der Alte ſuchte Otto zu beruhigen, der immer unruhiger wurde, bald aufſprang, bald ſich wieder niederſetzte, während die hellen Schweißtropfen von ſeiner Stirne rollten; dem Allen ſah Laura mit auffallendem Gleichmuthe zu und entfernte ſich. Endlich ſchien der Leidende beruhigt zu ſeyn, er ſetzte ſich und fuhr fort:

Als ich ſie erkannte, war mein erſter Gedanke, auch ſie, gleich ihn, zu durchbohren; da ich aber ihr bleiches, verweintes Antlitz ſah, übermannte mich das Mitleid und ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, die alte Liebe erwachte in all' ihrem Wahnſinn, der Zauber, den dieſes Weib an mir übte, hatte ſeine Kraft noch nicht verloren; denn ſelbſt die Frage, die ſie mir ſchon aus der Ferne entgegen rief: „Iſt es wahr, wie uns Flüchtige berichtet haben, daß der Prinz getödtet iſt?“ konnte meine Wuth nicht reizen. Ich antwortete ruhig: Er fiel! — „Und von Deiner Hand?“ fragte ſie, und als ich es bejahte, ſchien ſie ganz ein anderes Weſen geworden zu ſeyn. — „Du haſt mir verge-

ben, mir ſagt es Dein freundlicher Blick! — ſagte ſie ſchmeichelnd. — Er iſt todt und fortan bin ich ganz, ganz Dein eigen, ſo lange Du lebſt. Komm, fort von hier!“ Sie ſandte den Diener zurück und ich ſchwacher Menſch konnte dem Zauber ihres Blickes auch jetzt nicht widerſtehen, ich ritt an ihrer Seite, als wäre nichts geſchehen. — Wohin? — fragte ich jetzt. — Wohin Du willſt! — erwiederte ſie — Ich folge Dir fortan treu durch's Leben!“ — Aber als ich nach Braunſchweig mein Roß lenkte, wollte ſie nicht folgen, ſo wenig als zu dem Markgrafen. So irrten wir nun manche Tage umher, bis wir hier ankamen; hier erſt traf mich Gottes Gericht, hier bin ich plötzlich ſiech und leidend geworden, hier erſt hat der Tod an meine Lebenspforte geklopft.

Unglücklicher! — rief der Alte, als Laurette eben wieder eintrat — Und Du liebſt ſie noch?

Ja. alter Herr! — rief Otto, die letzten Kräfte zuſammenraffend. — Ich liebe ſie noch, Trotz ihres Vergehens. Tadelt, verſpottet mich, die alte Leidenſchaft iſt erwacht, die Flamme glüht wie einſt glühend heiß, wie es mir jetzt in meinen Eingeweiden brennt. Daß ich ſie zurücklaſſen muß, macht mir allein den Tod bitter —

Wahnſinniger! rief Dietrich.

Schweig, alter Mann! — nahm Laura das Wort und die Theilnahmloſe erhob ſich von ihrem Seſſel. — Schweig, was weißt Du von der verzehrenden Flamme der Liebe!

Otto! — ſprach ſie dann — liebſt Du mich wirklich noch und mit der Gluth, mit der Du mich zum erſten Mal umfingſt?

Ja! rief er und die verlöſchende Flamme ſeines Auges flackerte noch einmal auf; er reichte ihr die Hand, die ſie leidenſchaftlich küßte und aus ihrem glühenden Auge rollten helle Thränen herab. Dann nahm ſie einen Becher, der noch halbgefüllt vor ihr ſtand und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen.

Liebe um Liebe! — rief ſie — Tod um Tod!

Otto, ſprach Laura, nach einer Pauſe ſich neben ihn ſetzend, und umſchlang traulich ſeinen Nacken — wir müſſen Beide ſterben, in dem Becher war Gift —

Gift! — rief Otto, während der Alte das Schwert halb zuckte, es jedoch gleich wieder in die Scheide ſtieß — Gift — und von Deiner Hand?

Ja, Otto! — ſprach ſie mit furchtbarem Ernſte — Auch mich trieb die Rache, wie Dich;

Du ſollteſt ſterben für ihn und ſo konnte ich Dich mit kaltem Herzen leiden ſehen, mit kaltem Herzen hätte ich Dich ſterben ſehen können — da riefen Deine Liebesworte auch in meinem Herzen die geſtorbene Liebe zum Leben auf — ich leerte den Becher, um mit Dir zu ſterben! Auch der Tod ſoll uns vereinen, wie es das Leben that — ſtürmiſch, ſchmerzlich und ſündhaft!

Furchtbares Weib! rief Herr Dietrich.

Störe uns nicht, alte Unke! Hätte ich noch einen Becher mit Gift, ich reichte ihn Dir aus Mitleid, die Qualen Deines Gewiſſens zu enden. Störe uns nicht! Wir wollen die letzte Neige des Lebens noch in Ruhe genießen. Komm', Otto! — ſprach ſie zu dem Sterbenden — lege Dein Haupt an meine Bruſt, ſie ſey Dein Sterbekiſſen; hebe Dein halbgebrochenes Auge noch einmal nach mir auf, vergib mir, und wenn die Zuckungen des Todes Dich ergreifen, ſo preſſe Dich feſt an mein klopfendes Herz und der Tod wird Dir dann ſanft und minder ſchmerzlich die Augen zudrücken.

Otto ſah noch einmal nach ihr auf, das letzte Lächeln umzog ſeinen Mund, der kaum noch: „Ich vergebe Dir!“ zu ſtammeln ver-

mochte; und als der Tod seine Gebeine durchrieselte, krampfhaft seine Brust zusammenzog, umfing er sie mit seinen Armen, preßte sie in Todeszuckungen an sich und verschied.

Als sey er an ihrer Brust nur entschlummert, als umschwebe ihn ein süßer Liebestraum, so ruhig winkte sie dem Alten, ihr beizustehen, den Todten auf die Bank niederzulegen, auf der sie saß. Dann knieete sie vor ihm nieder und ergriff seine Hand. Du warst eines schöneren Looses werth! — sprach sie tief gerührt — Eines edleren Herzens werth als das meine! Dir hätte das Schicksal wohl einen sanfteren Tod gönnen können; denn Dein Sterben war schmerzvoll und furchtbar! Nein! so will ich nicht enden! — rief sie aufspringend — die Qualen will ich nicht erdulden, will Dir schnell folgen, daß ich Dich auch dort fest umklammern kann. — Lebt wohl, alter Mann! Gott bewahre Euch vor Wahnsinn! sagte sie zu dem Erstaunten und ehe er es noch hindern konnte, stieß sie sich den Dolch in's Herz.

26.

Herr Dietrich war durch diesen Anblick tief erschüttert: er rief das Weib herbei, die

sorglos mit ihrem Kinde vor dem Hause gespielt hatte und eben ihrem Manne entgegen gehen wollte, der längs dem Ufer des See's von seiner Tagfahrt heimwärts kam. Bleib'! — rief ihr der Alte zu und hielt sie zurück — Nicht die Freude, die Trauer ist in Deiner Hütte eingekehrt. Drinnen liegen zwei Todte, denen Du ein Nachtlager bereiten mußt; geh' hinein und ordne es! Das erschrockene Weib setzte rasch das Kind vom Arme und lief eiligst in das Haus, während der Mann, der dieß von fern gesehen, seine Schritte beeilte.

Hast Du einen Spaden, Bauer? — fragte Herr Dietrich den Mann, der nur mit Zittern die hagere, schreckbare Gestalt des Kriegers mit verstörtem, wilden Gesichte vor seinem Hause stehen sah — Hast Du einen Spaden, so gib ihn mir für mein Schwert, das ich fürder nicht mehr gebrauche. Ich muß ein Grab graben, lang und weit, es müssen zwei darin Platz haben, die der Tod in ihrer Blüthe brach, einen wilden Rosenstock, hoch und stolz, und eine Rose, purpurn und üppig. Gib mir einen Spaden und tummle Dich! —

Wo ist mein Weib, Herr? — fragte der Erschrockene, das Schrecklichste fürchtend.

Drinnen; sie spricht den Segen über die Todten und wischt das Blut von der Diele; geh' auch Du hinein und bete andächtig ein Vaterunser, ich will indessen eine Stelle suchen, wo es sich sanft ruhen läßt. Er verließ den Landmann und wanderte dem Ufer entlang; da blieb er bei einem wilden Birnbaume stehen, der auf einem Hügel unfern des See's seine schattigen Aeste breitete. Hier, — sagte er freundlich lächelnd — hier ist ein Plätzchen für sie, wild und hoch wie Otto streckt der Baum seinen Wipfel aufwärts, und hier bei dem Rauschen der Wellen kann sie ihn um Mitternacht in den Schlaf singen, wenn der Unruhige erwachen sollte. — Er eilte schnell in's Haus zurück, wo er die Bewohner jammernd bei den Todten fand.

Weinet nicht! — rief er Ihnen zu — Roß und Wamms und was sie im Seckel haben, ist Euer, und das ist genug, Eure Thränen zu trocknen. Gebt mir nur schnell ein Grabscheit und meinem Gaule Futter, ich habe den Platz gefunden, wo sie sanft ruhen können. Nur rasch! — Der Mann ging und brachte ihm ein Grabscheit; der Alte nahm sein Wehrgehenk mit dem Schwerte von der Schulter

und reichte es dem Bauer. Waffe um Waffe! — sprach er — Beide arbeiten für den Tod. — Dann ging er nach dem Birnbaume und begann die ungewohnte Arbeit, ein Sterbelied dazu brummend.

Als der Bauer herbei kam, ihm zu helfen, trieb er ihn fort. Ich muß den Freunden allein das Lager bereiten, geh' Du nur und besorge die Rosse. Und als er nun allein war, begann er sein Werk mit verdoppeltem Eifer; aber der Abend überraschte ihn dennoch, kaum hatte er noch eine Elle tief die Erde ausgeworfen; denn das Grab war geräumig und weit, da hörte er, als der Mond hervortrat, ermüdet auf. Keine Bitte der wieder herzugekommenen gutmüthigen Landleute konnte ihn bewegen, mit ihnen zurück in das Haus zu kommen. Ich will es versuchen, wie es sich im Grabe ruht, sagte er — sorgt nur für meinen Gaul, für mich seyd unbesorgt! — Und als Mann und Frau sich entfernt hatten, setzte er sich unter den Baum, sah lange mit Wohlgefallen in den See, in dessen Fluthen sich die funkelnden Sterne spiegelten, dann sprach er vor sich hin: Doctor Martinus Luther, Du Mann Gottes, Du

Licht in der Finsterniß, oft hast Du mir gesagt, daß an dem Rande des Grabes dem Menschen der Himmel sich öffnen, sein Blick sich erhellen, die Schlacken von seinen Augen fallen, der Sünder Reue fühlen und Buße thun würde. Ich sitze hier an dem Rande eines Grabes, zwar nicht an dem meinigen, aber das meine ist mir auch schon geöffnet, dort, jenseit der Hügel, oder hier in den Fluthen des See's, mir gleichviel! Und doch fühle ich von alle dem nichts. Mein Blick erhellt sich nicht im Lichte des Mondes, die Wolken decken mir den Himmel, und mein Vertrauen, dort oben zu ärnten, was ich hier gesäet, steht noch nicht fest in meiner Brust. Nur Ekel vor dieser Welt, nur Sehnsucht nach dem Grabe fühle ich in mir. Darum will ich mich hineinlegen und den ersten Traum des Todes darin träumen; wenn auch mein Lager vom Abendthau feucht ist, werden mich die Wellen dennoch in Schlaf murmeln, und ist es mein letzter, dann geschehe mir, wie es Gott über den Menschen verhängt hat." — Er stieg in das offene Grab, legte sich zur Ruhe und schlief bei'm leisen Flistern des Abendwindes durch die Zweige des Baumes, beim Rauschen der Wellen so sanft ein, als läg' er auf seidenem Pfühle, als wecke keine Schuld sein Gewissen.

Als er am Morgen erwachte und sein Morgengebet verrichtet hatte, begann er von Neuem seine Arbeit, die er am Mittage ge-

endet hatte; dann ging er in die Hütte zurück und trat zu den Todten, die, ein Strohbündel unter dem Kopfe, in weiße Tücher gewickelt, auf ein Paar Bretern lagen. Er trat vor sie, betrachtete sie aufmerksam und drückte noch einmal Otto's Hand. Wir begegnen uns bald wieder, junger Reisegefährte! — sagte er, blickte kopfschüttelnd die Purpurrose, die zur weißen gebleicht war, an und sagte dann zu den Umstehenden, die der Hauswirth zum Begräbniß herbeigerufen hatte: Betet ein andächtiges Vaterunser und dann tragt sie zur Ruhe!

Als das Gebet geendet war, trugen rüstige Männer die Todten unter den Birnbaum und senkten sie in das Grab und der Alte faltete die Hände und sprach: Sey ihnen gnädig, barmherziger Vater im Himmel! breitete Rasen über sie, winkte den Umstehenden, sich zu entfernen und warf nun die kühle Erde über sie hin.

Als der Mond hinter den Wolken hervortrat, hatte er den Hügel beendet, setzte sich darauf und betete, dann sprang er plötzlich auf. Gute Nacht, gute Nacht, Ihr Entschlafenen! — rief er, eilte nach der Hütte, sattelte seinen Polen, schwang sich darauf und ritt langsam durch die Nacht längs dem See hin.

Niemand hat ferner von ihm gehört.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Fünftes Bändchen.

Der Schwan.
Der Myrthenkranz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

Der

Schwan.

Norwegiſche Sage.

Von

A. von Tromlitz.

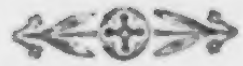

BIBLIOTECA CENTRAL
EX
DONO
CUBERIANS

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

1.

Der Himmel war heiter, kein Regen oder Sturm verkündendes Wölkchen trübte seinen blauen Aether und die Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die schroffen Felswände, welche die blauen Fluthen des Wodna See's umgeben. Ein kühler Westwind kam vom Meere herüber und säuselte leise, die Gluth der Sonne kühlend, durch die Wipfel des hohen Föhrenwaldes, der die Felsspitzen wie mit einer dunkeln Binde bekränzte. Es war ein heiterer langer Frühlingstag, wie die Bewohner des nördlichen Theils von Norwegen sich zu erfreuen haben, wenn bei ihnen die Sonne nur wenige Stunden zur Ruhe geht.

Ein alter Fischer, zwei Angelruthen in der Hand, eine Binsendecke um den rechten Arm geworfen, schritt noch rüstig einem Fel-

ſeuriffe zu, das ſich in die See hinausbog. Ein junges Mädchen, ſchön und hold wie Freya, die Göttin der Liebe, folgte ihm, ein geflochtenes Körbchen am Arme, die Blicke nach dem See gerichtet, von woher ſie etwas zu erwarten ſchien. Sie war leicht geſchürzt, ihr dunkelblondes Haar war auf dem Scheitel zuſammengerollt und widerſtand in ſeiner üppigen Fülle nur ungern der zur Nadel zugeſpitzten Kräte eines Haifiſches, die es zuſammenhielt. Ein buntes hänfenes Tuch deckte Hals und Nacken und kein künſtliches Gewand verbarg den ſchönen ſchlanken Bau ihres Körpers.

Wir wollen es hier verſuchen, Fiona! ſagte der Alte, ihr eine der Angelruthen reichend. Es iſt heute ein ſchöner Tag zum Fang und ich hoffe, wir tragen manch fetten Lachs nach unſerer Hütte; da nimm die Binſendecke, ſprach er, ſie dem Mädchen reichend: ſetze dich darauf, die Steine ſind rauh. Dann ordnete er ſeine Angel, nahm auf dem äußerſten Rande der Klippe ſeinen Platz und warf die Angel aus. Fiona breitete ſchweigend die Binſendecke neben ihm, ſetzte ſich und that ein Gleiches.

Aber trotz des schönen heiteren Wetters wollte dem Alten schier die Zeit lang werden, ehe ein Fisch sich durch den zappelnden Wurm bethören ließ, desto mehr aber schien der Tochter das Glück wohlzuwollen, die jedoch gar nicht auf ihre Angel sah. Zieh doch an! rief der Vater jetzt. Siehst du denn nicht, Fiona! daß ein derber Fisch sich gefangen hat? Sieh nur, wie er zappelt und plätschert. Soll dir wenig helfen, du unruhiger Geselle! Dies sagend, riß er der Tochter die Angelruthe aus der Hand, that einen kurzen Ruck, dann zog er langsam und bedächtig seine Beute herauf. Er hatte sich nicht geirrt, es war ein schöner Lachs, der bald in das Binsenkörbchen gethan und dann von der Klippe wieder herab als Gefangener in sein altes Bett gesenkt wurde.

Sag mir nur, Fiona! wo waren deine Gedanken? fragte der Alte: Du bist jetzt so zerstreut, stehst seit einiger Zeit, ich muß es dir geradezu sagen, deiner Wirthschaft nicht mehr vor wie sonst, läßt die Fische oft noch Tage lang nutzlos an der Sonne hängen, wenn sie schon längst gedörrt sind, und zweimal war in dieser Woche mein Haferbrei angebrannt.

Auch gehst du jetzt weniger als sonst zu dem Grabe deiner Mutter, lauschest, ob sie dir erscheine. —

Vater, Vater! unterbrach ihn das Mädchen: ein Fisch zappelt an Eurer Angel! Der Alte, der über seine Klagen die Angelruthe vergessen hatte, fuhr auf, zuckte zu rasch, die Schnur riß, der Fisch schwamm mit dem Haken davon.

Der Fischer brummte. Fiona war froh, daß sie so leichten Kaufs davon gekommen, denn der Alte, obgleich er recht gut wissen konnte, weshalb sie so zerstreut war, schalt sie jedesmal, wenn sie träumend in Gedanken saß und an Olaf dachte. Sie wußte nun, daß sie vor jeder Frage des Vaters sicher sey, der dies Mißgeschick nicht vergessen konnte, kein Wort mehr sprach und nur mit seinem Fang beschäftigt war.

Auch Fiona unterbrach die Stille nicht, sie fing nur wenig und ihr Auge schweifte immer weit über den See hinweg nach dem nahen Meere; aber kein Segel ward dort vom Westwind geschwellt und leuchtete glänzend am fernen Horizonte. Sie senkte ihr liebliches Haupt und ihr sanftes Auge blickte mehr in

den eigenen Schoos als nach der Angel. Da ſtörte plötzlich der an dieſer menſchenleeren Gegend ſo ungewohnte Ruf eines Hifthorns die Stille; der Alte wie Fiona ſchauten ſich erſchrocken um und ſahen am Saume des Waldes dicht über ihnen einen rieſenhaften Mann in koſtbarer Jagdkleidung ſtehen, an dem einige Hunde heulend aufſprangen. Jäger kamen jetzt herbei, einen getödteten Bär tragend, den ſie, ſo wie es ſchien, auf ſeinen Befehl die ſchroffe Felswand hinabrollten, ſo daß er unfern der Angelnden niederfiel.

Jetzt entfernte ſich der ſtattliche Jäger und ſtieg auf ungebahntem Wege die Felswand hinunter, wo die flüchtige Ziege kaum zu weiden wagte. Seine Hunde mochten ihm nicht folgen und blieben heulend oben ſtehen; der Jäger aber ſprang ſicheren Trittes von Klippe zu Klippe und ſtand bald vor den Staunenden

. . . . . .

Seyd gegrüßt, Ihr guten Leute! ſprach er. Wir wollen unſere Beute theilen! — Nehmt den Bär, den ich den Felſen herabſchleudern ließ, es ſcheint ein fetter Burſche zu ſein, und theilt mir dafür von Eurem Fange mit. Der Alte dankte dem großmüthigen

Geber und zog den Binſenkorb ſchnell aus dem Waſſer herauf, während Fiona vor dem flammenden Blicke des Mannes die Augen ſenkte.

Laßt nur Eure Fiſche in dem Korbe! ſagte der Jäger. Ich verlange einen Fiſch, den die Jungfrau gefangen hat. Deshalb wirf noch einmal die Angel in die Fluth, ſchönes Kind, und ſieh, ob du für mich glücklich biſt. Fiona gehorchte ſchüchtern, ließ die Angelſchnur langſam an dem Felſen hinabfallen und ohne wohl eigentlich zu wiſſen warum, wünſchte ſie, daß kein Fiſch ſich möchte fangen laſſen.

Aber ihr Wunſch ward nicht erhört, bald tauchte die Angelruthe unter, ſie ruckte ſchnell, hoffend, der Faden ſolle reißen; aber der Fang war nicht groß, ein Barbe hing an dem Haken, nach welchem der Jäger mit Haſt griff. Du ſollſt mir nicht mehr entwiſchen! ſagte er lachend, nahm das Waidmeſſer, ſchnitt ihn auf und aus dem Eingeweide, wie es ſchien, rollte ein goldener Reif zu des Mädchens Füßen; den jedoch der Jäger abſichtlich und unvermerkt von ſeiner Hand gezogen hatte.

Der Fisch bleibt mein, der Reif ist dein! sagte er lachend; so theilen wir die Beute! Er bückte sich, nahm den Ring auf und reichte ihn dem Mädchen, die ihn aber anzunehmen weigerte. Was soll ich mit dem Kleinode? sprach sie hocherröthend. Der Fisch ist Euer, also der Ring auch.

So nimm ihn doch, thöriges Mädchen! sagte der Vater. Vielleicht bringt er Glück in unsere Hütte.

Glück? sagte Fiona und schüttelte traurig ihr Köpfchen. Glück bringt er mir nicht! Wie käme der Ring ohne Zauberei in des Fisches Eingeweide. — Hierbei wagte sie nach dem Jäger das Auge aufzuschlagen, der jetzt zum erstenmal die frommen Augensterne des Mädchens sah.

Nimm den Ring, ich befehle es dir! sagte jetzt der Vater, der an das Bärenfell dachte, worauf es sich so weich ruhen lassen mußte. Nimm und beleidige den Herrn nicht! Fiona gehorchte seufzend. Ihr war es, als hielt sie eine Centnerlast, als der Reif in ihrer Hand lag; kein Dank ward dem Jäger für seine Gabe; sie legte ihn in ein kleines Körbchen, worin Angelhaken und Schnur verwahrt

wurden und ſetzte ſich wieder zum Angeln nieder.

Der Jäger ſtörte ſie nicht, ihr Anblick ſchien ihm zu gnügen, er ſtand neben ihr und ſein Auge hing bewundernd auf der ſchönen Geſtalt, die in jeder ihrer Bewegungen ſo lieblich und anmuthvoll war. Endlich aber glaubte er doch ſich trennen zu müſſen. Fiſcher! ſagte er zu dem Alten: weißt du keinen beſſern Weg die Höhe hinauf, als den, den ich herunter gekommen bin?

Wohin ſoll er Euch führen?

In den Wald, um Weiteres kümmere dich nicht! erwiederte der Jäger barſch. Weißt du einen beſſern Weg, ſo führe mich ihn, der feiſte Bär iſt wohl einen Gang werth. Komm! Der Alte legte eilig ſeine Angel zur Seite und machte ſich mit dem Fremden auf den Weg, der Fiona zum Abſchiede die Hand reichte und ſie heftig drückte.

Dieſer Druck hatte ſie ſonderbar durchzuckt; es war nicht die warme, wohlthuende Gluth, die ſie auch wohl ſchon bei dem Handdruck eines Mannes empfunden hatte, er ließ eine unangenehme Empfindung in ihr zurück.

Freya sei gelobt, daß er fort ist! seufzte sie jetzt, als sie ihn hinter ihrer Hütte den Fußpfad hinaufgehen sah, und warf schnell den Ring wieder in die Wellen. Nun wird mir wieder wohl und leichter um das Herz. Was hat mich denn bei dem Anblick dieses Mannes so unangenehm bewegt? — Was mein Blut so rasch durch die Adern gejagt, daß der kalte Angstschweiß auf meiner Stirne perlt? — Es ist doch ein schöner Mann, schöner als ich noch einen sah. Sein braunes Haar ringelte sich gar hübsch um seinen Nacken und sein ganzes Ansehn war stattlich, seine Kleidung reich — und doch — wenn ich Olaf in seiner ärmlichen Jacke sehe, die bunte Mütze, die ich ihm webte, über seine blonden Locken, wenn ich in sein frommes Auge sehe, das mir immer sagt, wie lieb er mich hat, dann wird mir so wohl um das Herz, ich sehe ihm lange und gern ins Auge und sein Händedruck durchzuckt mich auch, aber so warm und wohl, daß ich freudig den Druck erwiedere. —

Wo er nur bleiben mag? rief sie aufspringend und legte ihre Angel hin: da schweift er auf dem wilden Meere umher und diesmal,

wie er mir sagte, ging seine Fahrt hin nach fernen Ländern, wo die Sonne ihr weites Bett hat und zur langen Ruhe sich senkt. — Ja, wie oft ist sie schon untergegangen und er ist immer noch nicht zurück! Ach hätte ihm das feuchte Wellenbett auch die Ruhestätte bereitet, wie der glühenden Sonne? — Hätte er in fremden Landen fern von seiner Heimath den Tod gefunden — oder — mich vergessen? — Hätte eine Andere? — Nein, nein! Olaf ist treu und gut, die Götter werden ihn schützen. Er kehrt sicher wieder heim!

Dies sagend schien die Hoffnung wieder in ihr zurückzukehren, das Vertrauen auf seine Treue war nicht wankend geworden und ihr Antlitz leuchtete freudig wie die Erinnerung an ihn. Da setzte sie sich wieder auf die Binsendecke, sah in die blaue, spiegelglatte Fluth hinab, die ihr nur sein Bild wiedergab, und an ihn gedenkend, sang sie das Lied von dem Fischer:

Heimwärts, heimwärts nach dem Strande,
Wo sein treues Liebchen wacht,,
Tragt ihn nur mit leisem Schaukeln,
Wellen, durch die finstre Nacht.

Daß er lande, daß er ruhe,
Seines Glückes sich bewußt,
In den Armen seines Mädchens,
An Fiona's treuer Brust.

Heimwärts, heimwärts tragt den Nachen,
Tragt ihr doch mein ganzes Glück!
Also sang sie, doch vergebens!
Nimmer kehret er zurück.

Was im Wellengrabe schlummert,
Ist gebannt zu ew'ger Ruh:
Wenn der Tod die Augen schließet,
Schließt er sie für immer zu.

Nun hörst du bald auf mit deinem Gesange? brummte jetzt der Vater, welcher indessen zurückgekommen, sich mit dem Bären beschäftigt hatte. Komm und hilf mir. Fiona gehorchte, hielt mit ihren zarten Händen die eine Tatze des Bären, während der Alte ihn abstreifte. Bin zwar kein Jäger und mache es wahrscheinlich nicht waiderecht, sprach er dann: aber was schadet es, bleibt nur die Haut unversehrt. Nun das soll mir schon gelingen! — Es ist ein wackrer Herr, der Jäger, fuhr er nach einer Weile immer noch geschäftig fort. Groß von Gestalt, wie ein ächter Recke, und

freundlich, als wäre er unſers Gleichen: verſchenkt einen Bären, als wenn es eine Makrele wäre, und ſieh nur, wie feiſt das Thier iſt, — das ſoll uns trefflich zu ſtatten kommen, wenn es Winter wird. — So, nun kannſt Du ruhn, das Uebrige will ich ſchon ſelbſt thun. Fiona ſetzte ſich auf einen Stein neben ihn und ſah wieder hinüber nach dem See. — Du warteſt gewiß heute wieder einmal auf Olaf? brummte der Alte. Thöriges Kind! Drei Monden iſt er ſchon fort, wer weiß, welcher Haifiſch ihn längſt verſchluckt hat. — Nun weine nicht Fiona! ſagte er, ſie beruhigen wollend; es wird nicht ſo ſchlimm ſeyn, er ſteht ja unter dem Schutze der Götter!

Fiona ſchwieg; der Alte wetzte ſein langes Meſſer auf einem Stein und löſte ein Hinterviertel des Bären ſo geſchickt ab, als es der beſte Jäger nur hätte thun können. Warum betrübſt du dich? — fuhr er hierbei fort zu plaudern und gedachte ſchon Fiona's Thränen nicht mehr. Hin iſt hin! und ein Seefahrer iſt immer nur ein halber Ehemann, der Mondenlang ſein Weib in der Hütte daheim

heim läßt und auf dem wilden Elemente tausend Gefahren trotzen muß.

Schützt ihn nicht Niord? unterbrach ihn Fiona. Hat er Euch doch auch bei Sturm und Wetter geschützt, wenn Ihr Euch dem wilden Elemente in Euerm Nachen ausgesetzt habt.

Ja auf diesem See da gehen die Wellen nicht hoch, da halten die Berge den kalten Nord und wilden Ostwind ab, aber auf dem Meere, da bedarf es gar andern Muthes, wenn die Stürme rasen.

Ach schweigt Vater! bat Fiona: Ihr macht mir so bange.

Und überdies, fuhr der Alte fort, den der Bär wohl in dem Augenblicke mehr beschäftigte, als sein Kind, denn er sah die Thränen nicht, die ihren Augen entströmten: überdies scheint mir Olaf kein ächter Seemann zu seyn, er ist viel zu still und in sich gekehrt, das wilde Leben fehlt ihm, das so einem Menschen in Noth und Tod begleiten muß — und dann scheint auch kein frommes Herz in ihm zu schlagen. Bei unsern Festen, unsern Opfern schleicht er sich immer weg. — Ich fürchte, er ist der Abtrünnigen Einer.

Wie könnt Ihr nur so denken, Vater! unterbrach ihn Fiona. Wie oft hat er mir zum Feste Freya's Blumen auf den Felsen gesucht und mir geholfen, sie zum Kranze für die Göttin zu flechten, wie oft hat er nicht an ihrem Altare mir Liebe und Treue geschworen. Es ist ein frommes Herz!

Da nimm! unterbrach sie der Alte und reichte ihr einen fetten Bärenschinken. Trag ihn nach der Hütte und hänge ihn gegen Mitternacht auf, daß ihn die Sonne nicht gar zu rasch austrockne, dann hole die Fische und das Angelgeräth, trag Alles an seinen Ort zurück, indessen werd ich wohl hier fertig sein — Fiona that, wie der Vater ihr geboten, und ehe es Abend ward, hing der zerlegte Bär schon auf Stangen und der Alte betrachtete freudigen Blicks den köstlichen Vorrath für den Winter. So reich war er noch nie gewesen.

2.

Jenseit des Waldes, welcher die, den Wodna See umgebenden Höhen bekränzte,

lag ein einsames Thal, das nur der Fuß des unermüdeten Jägers betrat, denn steile Felsen schlossen es ein, und von der Fischerhütte führte nur ein einziger, durch Brombeergesträuche verwachsener Fußsteig hinab; jenseit des Thales aber war der Weg durch den Wald nicht mehr so beschwerlich, und wand er sich auch in steten Krümmungen über Klippen und Felsen und an jähen Abgründen vorbei, so wurde er doch hier gebahnter, und man sah leicht, daß jenseit des Waldes Menschen wohnen mußten. So war es auch, denn hatte man eine Zeitlang den Wald Berg auf Berg ab durchstreift, so stand man an dem Fuße einer steilen Höhe, auf dessen Gipfel das Gemäuer eines verfallenen Thurms über die Bäume hervorragte. Die Sage ging, daß einst hier ein König Hof gehalten und von seinem Weibe erschlagen worden sey, seitdem stand das Schloß leer und nur Jäger und Fischer wohnten am Fuße desselben in ihren ärmlichen Hütten zerstreut und lebten von der Jagd und dem Fischfange.

Seit einiger Zeit aber war diese öde Gegend lebhafter geworden. Eine Frau war eines Tages auf wildem finnischen Rosse an den

Jägerhütten vorbei den Berg hinauf geritten und seit der Zeit wimmelte es da oben von Menschen, von denen man nicht wußte, woher sie gekommen waren. Das verfallene Schloß hatte in wenigen Wochen ein ganz anderes Ansehn bekommen, und wenn es auch von außen noch wüst und öde aussah, so glänzten doch beim Scheine der Abendsonne wieder bunte Scheiben in den hohen Bogenfenstern, starke eichene Thüren schlossen das Portal und ein dunkles Schieferdach deckte die geborstenen Mauern, aus denen Uhu und Rabe gescheucht waren und schützte vor Sturm und Regen; im Innern sollte es gar prachtvoll und herrlich anzusehen seyn, prachtvoller als zu den Zeiten des erschlagenen Königs. Es wimmelte von Dienern und Rossen, Lastthiere schleppten täglich eine Menge Lebensmittel hinauf und die Priester aus der Umgegend besuchten fleißig die Gebieterin, die mit ihrem Gatten oder Geliebten da oben offne Tafel hielt.

Die Frau mußte einst sehr schön gewesen seyn. Sie war eine jener hohen vollen Gestalten, die nur langsam verblühen und immer noch, selbst wenn die Rosen der Wangen

allmählig gebleicht sind, sich einen gewissen Reiz erhalten. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr langes schwarzes Haar flatterte ungebunden im Winde und hing wie ein langer schwarzer Mantel über ihre Schultern; ihr Mund war schön geformt, ihre Augen glichen unter den schwarzen Wimpern zwei flammenden Sternen in einer Rabennacht; aber aus Auge und Mund sprach ein Etwas, das eher abstieß, als anzog; Bitterkeit umzog die rosigschwellenden Lippen, und Tücke machte den Blick ihrer Augen stechend und widrig. Ihr Anzug war übrigens gewöhnlich einfach; ein goldener Gürtel, auf welchem mancherlei Charaktere gewirkt waren, umschloß ein faltenreiches, grauwollenes Gewand. Sonst trug sie weder Gold noch Edelsteine an ihrem Körper.

Der Mann, der ihr hierher gefolgt, war nicht ihr Gatte und der nämliche, der Fiona und ihren Vater am Ufer des Sees getroffen hatte. Es war ein norwegischer Edler aus der Gegend von Romsdalen. Dort hatte sie ihn bei dem Feste der Freya, deren Priesterin sie war, gesehen und entbrannte für ihn; aber er, von ihrem finstern, herrischen Wesen abgeschreckt, wollte ihre Liebe nicht er-

wiedern. Da lockte sie ihn zu sich in ihre Wohnung, und welchem Weibe fehlte die Zaubermacht, im einsamen Gemache die Sinne des Mannes zu bethören? Sie gewann Gewalt über ihn, die dreimal drei Monde dauerte, dann war die Gewalt gebrochen, er wieder drei Monde frei und seiner Bande ledig, ehe sie wieder Macht über ihn gewann.

Von den Priestern, zu denen ihr Vater gehörte, in der Magie unterrichtet, durch den Vater selbst mit den geheimen Kräften der Natur vertraut, durch die finstern heidnischen Gottheiten unterstützt, waren ihr die Geister unterthan. — Sie mußten alle ihre Wünsche befriedigen und die Schatzkammern der Natur ihr öffnen; sie gebot über Wetter und Sturm und über Alles was der Erde gehörte; aber weder das Herz des Menschen noch sein Leben war in ihre Hand gegeben, nur die Sinne konnte sie durch zauberische Mittel bethören, nur über die Gestalt des Menschen, nicht sie zu verschönern, wohl aber sie zu verunstalten, gebieten.

An dem Morgen, an welchem der stattliche Jäger auf die Jagd gezogen und Fiona bei dem Augeln getroffen hatte, war die letz-

te Stunde der dreimal drei Monden abgelaufen. Der Nebel, der bisher, ohne daß er es ahnete, seine Augen umflort hatte, war zerronnen und er sah nun Alles um sich her in seiner wahren Gestalt. So erschien ihm auch das Fischermädchen in all ihrer Schönheit; seit langer Zeit sah er zum erstenmal ein weibliches Wesen, das ihm schöner als seine Geliebte erschien, er betrachtete sie mit nie gefühlter Bewegung, und sie zu besitzen war nun sein einziger Wunsch, sein einziges Ziel. Mit diesem Gedanken kehrte er nach dem Schlosse der Priesterin zurück, nicht ahnend, daß seine Bande gelößt, daß der Zaubertrank seine Wirkung für ihn für jetzt verloren habe; denn hätte er auch noch zehn Schaalen mit dem berauschenden Safte geleert, sein Blut wäre kalt, sein Auge klar geblieben.

Nur an das Fischermädchen denkend, trat er in den Vorhof der alten Burg, die er prachtvoll erleuchtet vor sich sah. Leicht geschürzte liebliche Dirnen, die er noch nie hier gesehen, kamen ihm, mit Blumenkränzen geschmückt, entgegen und führten ihn unter Tanz und Gesang die Treppe hinauf zu ihrer Gebieterin, die in dem hohen, mit hundert Ja-

ckeln erleuchteten König-Saale auf weichen, seidnen Polstern ruhte. Sie war heute nicht im einfach wollenen Gewande, ein reiches, knappanschließendes Kleid von Silberstoff umgab die schönen Formen ihres Körpers, ein Diadem von funkelnden Rubinen umschlang ihr schwarzes Haar; aber dennoch war das Feuer der Edelsteine nur matt gegen die Flamme ihres Auges, das glühend nach dem Jäger blickte, der von aller dieser nie gesehenen Pracht zwar überrascht, dennoch bei dem Anblick der Druide zurückbebte, denn heute sah er sie wieder in ihrer wahren Gestalt. Der Lilienschnee ihrer zarten Haut war dahin, die Rosen ihrer Wangen gebleicht; die Zeit, wenn auch nicht das Alter, hatten ihren Tribut wieder empfangen und die Jugendblüthe war verwelkt. Die Priesterin mochte dies bemerken, sie winkte und Diener und Dirnen verließen den Saal.

Rolf! sprach sie nun, sich erhebend; komm, setze dich zu mir unter diesen Baldachin und erhole dich von deinem Staunen! — Höre mich an und handle klug! begann sie nach langem Kampfe. Du siehst mich heute, wie du mich bei Freya's Feste sahest; späterhin verschönte mich die Göttin in deinen Augen,

du sahst mich, wie ich vor dreimal sieben Jahren war, in voller Blüthe der Jugend. Es gnüge dir, daß die Geliebte dir so erschien; was die Zeit verwischt hat, rechne der Freundin nicht zu und zürne ihr deshalb nicht. Deine Wünsche werd' ich noch alle befriedigen und deine treue Freundin seyn, wenn auch die Liebe dich nicht mehr an mich fesselt. Verlaß mich nicht ganz, kehre, zuweilen nur, in meine Arme zurück und dir sollen sich die Schätze der Erde aufthun, das schönste Mädchen des Nordens will ich in deine Arme führen; nur verlaß mich nicht für immer.

Willst du das wirklich? Willst du alle meine Wünsche befriedigen? fragte der Jäger, an Fiona denkend.

Sobald du nichts verlangst, was mich tödten würde, schwöre ich dir bei Freya, meiner Gebieterin, und bei den Nornen, die das Schicksal der Menschen in ihren Händen halten, jeden deiner Wünsche, so weit meine Macht reicht, dir zu gewähren.

Diesem feierlichen Schwur vertrauend, erzählte er ihr unverholen, was ihm begegnet

ſei, ſchilderte ihr die Schönheit Fiona's und ſeine Sehnſucht, ſich in den Beſitz des Fiſchermädchens zu ſetzen und erzählte ihr, daß er einen Fiſch von ihr bekommen, und als er ihn aufgeſchnitten, habe er den für immer bindenden Ring, den ſie ihm gegeben, hinein fallen laſſen, und ſo dem Mädchen glauben gemacht, er ſei in den Eingeweiden des Fiſches geweſen. Sie habe ihn auch endlich von ihm genommen, aber nicht an ihren Finger geſteckt. Führſt du ſie in meine Arme, ſo ſchwör' ich auch dir, bei Odin und Thor, dankbar und dein Freund zu ſeyn und zu bleiben durch das Leben.

Die Prieſterin lächelte bei dieſen Worten ſchmerzlich, bat ihn nur einen Augenblick noch zu verweilen und entfernte ſich. — Da traten von allen Seiten die leichtgeſchürzten Mädchen wieder ein und begannen durch Tänze ihn ergötzen zu wollen. Muſik, lieblich und ſchmelzend, ertönte aus der Ferne herüber und der Jäger glaubte in Walhalla zu ſeyn und die reizenden Mädchen zu ſehen, welche die Götter den auf dem Schlachtfelde gefallenen Kriegern zum Lohn ihrer Tapferkeit zutheilen

Aber so wie die Gebieterin wieder eintrat, verschwanden auch die Tanzenden. Rolf! sagte diese, ein kleines Kästchen in der Hand tragend: mir wird es schwer, deine Wünsche zu erfüllen; aber ich muß, wenn ich dich nicht für immer verlieren will, so hart es auch ist, dir selbst den Weg der Untreue bahnen. Trägt das Mädchen den Ring nicht an ihrer Hand, so übt er keine Gewalt über sie. Dies Kästchen aber, sprach sie dann: enthält ein einfaches rothwollenes mit einer Perlenschnur umwundenes Band, es war einst weiß wie der frischgefallene Schnee auf hoher Bergspitze; aber ich tauchte es in das Blut eines girrenden Taubers, den mein Pfeil in dem Augenblicke traf, als er um die Geliebte buhlte. Wenn es das Mädchen sich freiwillig um den weißen Hals schlingt, wird es für dich von nie zuverlöschender Liebegluth entbrannt, und wenn sie dich vorher auch gehaßt hätte, wie die bösen Geister. Der Zauber ist unwiderstehlich, unzerreißbar die Kette, mit welcher er Herz an Herz knüpft. Doch — setzte sie hinzu — erst in drei Tagen darfst du ihr nahen, nahst du ihr früher, so ist der Zauber unwirksam. Da, nimm und

werde glücklich! — Ich will gehen und indeſſen verſuchen, meine Gluth mit Thränen zu löſchen.

Dies ſagend, reichte ſie ihm das Käſtchen mit dem magiſchen Bande. Leb wohl! ſprach ſie dann; ihren Mund umzog ein höhniſches Lächeln und aus ihrem Blick flammte Zorn und wilder Schmerz.

3.

Als Fiona am andern Tage mit ihrem Vater wieder auf der Klippe am See ſaß und angelte, hörte ſie von fern ein ſonderbares Getöſe, ſie wandte den Blick nach der Gegend, von woher es kam, und ſah längs dem Ufer auf ſchmalem Fußpfade, den oft die ſchäumende Welle beſpülte, ein Weib auf brauſendem Roſſe heran jagen, deſſen Lauf kein Zügel hemmte. Steh! rief jetzt das Weib, das Roß ſtand, dem Befehle gehorchend. Das Weib ſprang ab, trat mit ſtolzem Schritte auf das Mädchen zu und betrachtete ſie aufmerkſam, ohne zu grüßen.

Fiona erſchrak über den ſtechend flammenden Blick des Weibes. Was wollt Ihr von mir? ſagte ſie ängſtlich und faßte bebend die Hand ihres Vaters. Was ſeht Ihr mich ſo ſtarr und zornig an? Laßt mich in Frieden meine Angel auswerfen, jaget weiter und kümmert Euch nicht um mich!

War geſtern ein Jäger bei dir? fragte die Prieſterin, denn ſie war es, die vor dem Mädchen ſtand, und ihr Auge ſuchte den Ring an Fiona's Hand.

Ein Jäger war hier — erwiederte ſie immer ſtärker zitternd.

Und was wollte er von dir?

So antwortet doch für mich, Vater! ſagte das Mädchen ängſtlich: die Furcht lähmt meine Zunge.

Der Vater wollte zu ſprechen beginnen, aber die Prieſterin befahl ihm mit gebietendem Tone zu ſchweigen und nach ſeiner Hütte zu gehen. Der alte Fiſcher zögerte anfangs, doch da er ſchon viel von dem furchtbaren Weibe gehört hatte, das jetzt auf der verödeten Königsburg hauſe, überfiel ihn die Furcht, er gehorchte und ging.

Was wollte der Jäger von dir? fragte die Prieſterin von neuem, und kaum vermochte Fiona ſtammelnd ihr das Vorgefallene zu erzählen, ſo ſehr fühlte ſie ſich beklommen. Das Weib hörte aufmerkſam zu, betrachtete das Mädchen mit forſchendem Blick, dann ſagte es: du biſt wahrlich ſchön, Mädchen! Ich ſelbſt muß es geſtehen, aber zu ſchön für mein Glück. Doch Freya ſey gelobt! Der Zauber, der aus deinem Auge ſtrahlt, vermag nicht meiner Zauberkraft zu widerſtehen. — Sieh noch einmal in dieſen Spiegel! ſprach ſie, ihr eine Scheibe von hellgeſchliffenem Stahle vorhaltend, in welchem Fiona deutlich ſich erblicken konnte. Sieh nur hinein! Noch einmal kannſt du dich in deiner Schönheit erblicken. Sieh! Dieſes lockige, gelbe Haar wird ſtruppig wie Binſenſchilf und roth wie das Haar des liſtigen Fuchſes, dieſes dunkle blaue Auge grau und triefend werden, tiefe Runzeln werden dieſe glatte Stirne furchen, deine Röthe ſchwinden, wie der letzte Sonnenſtrahl in der Dämmerung, dein hoher ſchlanker Körper wird die Geſtalt einer verſchrumpften nächtlichen Elfe annehmen und dieſe runden, vollen Arme ſich lang und ma-

ger ausstrecken, wie die Beine der Seespinne. — Ein Wort von mir und Alles das Liebliche, das du noch erblickst, ist hin.

Frau! rief in qualvoller Angst das Mädchen und sank vor ihr nieder: thut das nicht an mir, was könnt' es Euch nützen? — Ob ich schön bin, weiß ich nicht; die Wellen, in denen ich zuweilen mein Bild sah, haben mir es nicht gesagt, und Er sprach nur immer, ich sey brav und gut; daß ich schön sey, sagte er mir nie! — Laßt mich wie ich bin, um seinetwillen, damit ich ihm gefalle bis an meinen Tod.

Wem willst du gefallen bis zum Tode? rief das Zauberweib zornig.

Olaf, dem Schiffer! — Dort, jenseit dem See, wo die hohe Föhre auf steilem Felsen schwankt, dort ist seines Vaters Hütte. Drei Monden ist er schon fern und schweift auf wildem Meere umher. Laßt ihn mich finden, wie er mich verließ, daß sein Auge auch ferner Gefallen an mir habe und sein Herz mir treu bleibe für immer.

Liebst auch du ihn treu?

Wie könnt Ihr mich fragen? erwiederte Fiona: Treue bis zum Tode schwur ich ihm

über dem Grabe meiner Mutter, Treue schwur ich ihm am Altare Freya's.

Ein bittres Lächeln umzog den Mund der Priſterin, da ſie an ewige Liebe und Treue dachte. Und gefiel dir der ſchöne Jäger nicht? fragte ſie dann das immer noch knieende Mädchen.

Er iſt ein ſtattlicher Mann, antwortete Fiona: aber wie könnte er mir gefallen, da ich Olaf liebe?

Die Prieſterin ward nachdenkend. Steh auf! befahl ſie dann. Bleib ſchön, wie die Natur dich ſchuf, ſchön bis zu deinem Schwaneneliede! — Ha, gefräßiges Thier! rief ſie dann ihrem Roſſe zu, das am Seeufer im Graſe weidete und auf dieſen Ruf mit raſchen Sprüngen ſich ſeiner Herrin nahte: was ſäumſt du? — Sie ſtreichelte das Roß, ſchwang ſich behend auf ſeinen Rücken und ſprengte am Seeufer dahin.

Fiona eilte nach der Hütte, wo ſie bleich wie der Tod eintrat. Was iſt dir Kind? fragte ſie der erſchrockene Vater leiſe, denn noch war er bange, das Weib möchte es hören. Was iſt dir begegnet?

Nichts!

Nichts! sprach das Mädchen. Noch ist mir nichts begegnet, aber mir wurde mit Fürchterlichem gedroht — Mein Haar sollte struppig werden wie Binsenschilf und roth wie das Fell des listigen Fuchses, Runzeln sollten meine Stirne furchen, meine Röthe schwinden wie die Abendsonne, mein Körper zusammen schrumpfen und ich der Gestalt einer nächtlichen Elfe gleichen, und meine Arme dürr werden wie die Beine der Seespinne. Mir schaudert, Vater, wenn ich denke, so hätte mich Olaf gefunden, er hätte mich nimmer erkannt.

Beruhige dich, Kind, aber sey vorsichtig, sagte der alte Fischer nach einigem Nachdenken. Ich ahne Schreckliches! Dem Jäger, wie dem Weibe, stehen Zauberkräfte zu Gebote, sey gegen den Einen vorsichtig, stoße ihn nicht zurück, doch gewähre ihm nichts; gegen das Weib aber sey demüthig und folgsam. Ich fürchte, ich fürchte, wir bezahlen den Bär und sein Fell gar theuer —

Auch ich fürchte es! seufzte Fiona, und die jungfräuliche Brust war von dieser Stunde an von qualvoller Unruhe bewegt.

4.

Als am vierten Tage der Morgen mit ſeinem glühenden Strahle die Berggipfel zu röthen begann, der Auerhahn ſein Neſt auf hohem Horſte verließ und der Waldbär brummend vom feuchten Mooslager aufſprang, um auf Beute auszugehen, nahm auch der Jäger ſeinen Jagdſpieß zur Hand und ging, von ſeinen Dienern und Hunden begleitet, dem See zu. Der ſchmetternde Schall ſeines Hornes, der bis zur Königsburg drang, jagte die Prieſterin vom einſamen Lager auf, und während er die Spur des aufgeſcheuchten Bären verfolgte, und immer weiter weſtwärts zog, trat ſie zornig auf das Gemäuer des verfallenen Thurmes und blickte nach der Gegend hin, wo das Hifthorn luſtig ſchmetterte.

Treue möge Skuld, die Norne der Zukunft, lohnen, Untreue Varanda, die Herrin flüchtiger Gegenwart, ſtrafen! rief ſie zornig und ſtreckte die bebende Rechte weſtwärts; Skuld hörte ihren Fluch, Varanda aber, die ewig Flüchtige, achtete ſeiner nicht und übergab ihn der zögernden Schweſter. So ſtand die Zauberin in ihrem Schmerz, ihr Fuß

ſtampfte ungeduldig auf die feſten Trümmer, daß die Quader hinabrollten und Föhre und Birke mit ſich fortriſſen; dann ging ſie in ihr Gemach zurück und überließ ſich ernſten Betrachtungen, ſah auf den Flug der Raben und lauſchte, ob nicht ein Käuzchen Unglück weiſſagend in dem Gemäuer aufſchreien möchte.

Während dem durchſtrich der Jäger mit ſeinen Hunden den Wald, überließ es ſeinen Dienern, den vorſichtigen Bären zu verfolgen, warf ſeinen Jagdſpieß nach dem vorüberjagenden Wolfe, erklomm die ſteile Höhe des Felsthales und ſah ſich nach mühevoller Fahrt auf dem Felſen am See. Er ſchaute hier umher, erblickte aber weder den Fiſcher noch ſeine Tochter, die Klippe, wo er ſie geſehen, war leer und Alles ſtill in der ganzen Gegend; auch begann es plötzlich ſo ſtark zu regnen, daß man hätte glauben ſollen, der Himmel habe alle ſeine Pforten geöffnet, und über den See und das Thal zog ſich ein dichter Nebel. Da ſuchte er den gebahnten Pfad, den ihm der Alte geſtern gezeigt, fand ihn auch und gelangte trotz des glatten Bodens mit ſeinen Hunden endlich unfern der Hütte am See.

Ehe er aber seinen Weg weiter fortsetzte, überdachte er noch einmal, was er thun wollte. Das höhnische Lächeln, mit welchem ihm Asta, die Priesterin, das Zauberband gegeben, hatte sein Mißtrauen erweckt, denn er kannte das leidenschaftliche Herz dieser Frau nur zu gut. Ueberdies fühlte sich sein Stolz und seine Eitelkeit gedemüthigt, daß er bei einem armen Fischermädchen solcher Mittel bedürfe, um ihre Liebe zu gewinnen, und so beschloß er, sich des zweideutigen Geschenkes nur als letztes Mittel zu bedienen. Mit diesem Vorsatze nahte er sich der Hütte.

Als er eintrat, fand er den Alten und Fiona Körbe flechtend. Das Mädchen erwiederte kaum seinen Gruß und wagte nicht nach ihm aufzublicken. Das Bellen der Hunde hatte seine Ankunft verrathen, die Furcht hatte sie ergriffen und der Gedanke an das Zauberweib machte sie noch ängstlicher und beklommener, als sie ohnedies der Anblick des Jägers gemacht haben würde, der sich freundlich zu ihr setzte und mit ihr zu sprechen begann. Als er kurz darauf, wohl! ahnend daß Asta hier gewesen sey, Fiona darnach fragte, nahm der Vater statt ihrer das Wort,

leugnete es gerade zu; auch schien er heute die Tochter mit ängstlicher Sorgfalt bewachen zu wollen und verließ die Hütte keinen Augenblick.

Fiona sprach wenig. Was auch der Jäger ihr Verbindliches sagte, so schien sie es doch nicht zu beachten und er mußte ohne einen freundlichen Blick oder nur ein theilnehmendes Wort von ihr vernommen zu haben, die Hütte verlassen und den Rückweg antreten. Sein Stolz fühlte sich gekränkt, aber dennoch gewann er es über sich, am andern Tage, wo er von neuem nach der Fischerhütte wanderte, das Kästchen mit dem Zauberbande daheim zu lassen und in sich selbst den Zauber zu suchen, mit dem er das Herz des Mädchens gewinnen wollte. Aber er verfehlte auch heute sein Ziel; je dringender er wurde, jemehr er seine Empfindungen laut aussprach, desto ängstlicher und zurückhaltender wurde Fiona.

Noch einmal versuchte er es und kam ohne seine Zauberwaffe. Heute traf er sie mit Angeln beschäftigt auf der Klippe am Meere; der Vater saß wieder an ihrer Seite und schien sie auch heute nicht verlassen zu wollen. Aber daß dies geschehe, dafür hatte der

Jäger schon gesorgt, denn nicht lange hatten sie da gesessen, als auf dem nämlichen schmalen Pfade längs dem See, auf welchem die Priesterin gekommen war, ein Diener mit einem Saumrosse sich nahte, das zwei Schläuche mit Meth trug, welches der Jäger dem Alten als Geschenk verehrte. Dies überwog seine Besorgniß, er eilte hin, den köstlichen Trank in Empfang zu nehmen, und während er sich anschickte, dem Diener einige Makrelen zu sieden, und den so lange entbehrten Meth zu kosten, blieb der Jäger mit Fiona allein und ergriff die Gelegenheit, ihr, was er fühle, mit aller Gluth der Leidenschaft zu sagen.

Lieber Herr! erwiederte das Mädchen, und raffte hierbei allen ihren Muth zusammen: Ihr scheint es recht gut mit mir zu meinen und mir wohl zu wollen, nennt mich schön und lobt Dinge an mir, die wohl nicht einmal lobenswerth sind; dafür bin ich Euch dankbar, wenn mich auch Eure Worte schamroth machen. Aber Ihr spracht auch von Liebe zu mir und da muß ich offen zu Euch reden und Euch gestehen, daß mein Herz nicht mehr frei ist. — Ich habe es vergeben in Lieb' und Treue, an Freya's Altare habe ich mich

einem Jünglinge verlobt, und was ich da gelobte, will ich auch halten. Darum seht Ihr wohl, setzte sie stockend hinzu: daß Ihr Eure Worte an mir verschwendet und ich es nicht einmal werth bin, daß Ihr den steilen Felspfad zu mir herab stieget.

Der Jäger hatte diese Rede ruhig mit angehört, und als sie von der ewigen Treue sprach, die sie gelobt hatte und halten wollte, lächelte er höhnisch und gedachte seines Zauberbandes. Und wer ist denn der Glückliche? fragte er das Mädchen: welchen Fürsten der Erde hieltest du für würdig, ihm dein Herz zu schenken?

Ach Herr! erwiederte Fiona, wehmüthig lächelnd, denn sie hatte den Spott wohl gefühlt, der in seiner Rede lag: mein Bräutigam ist ein armer Schiffer, brav und gut, der es treu und redlich mit mir meint. Dort drüben — seht lieber Herr! rief sie lebhaft, die Angelruthe rasch neben sich legend: dort, wo der Nachen mit dem weißen Segel herüber schwimmt, dort, — am andern Ufer — unter der hohen Föhre — dort ist seine Hütte! — Und der Nachen — ja es ist sein Nachen!

Niord! rief sie jetzt und hob die Arme zum Himmel empor: schütze ihn; befiehl dem Abendwinde, daß er die Segel ihm sanft schwelle, damit der Nachen leicht und schnell über die blauen Fluthen gleite. — Schütze mich, schütze ihn! Sie streckte sehnsuchtvoll die Arme nach der Gegend hin, wo der schaukelnde Nachen mit Pfeilschnelle über die sanften Wellen glitt, dann lief sie, unbekümmert um den Jäger, nach der Hütte, ihrem Vater die frohe Botschaft zu bringen, daß Olaf nahe.

Während dem hatte der Jäger unverwandt nach dem Nachen geblickt, der immer näher kam. Schon konnte er die Gestalt des Mannes erkennen, der ihn lenkte; Eifersucht und Unmuth trieb ihm das Blut rascher durch die Adern. Soll ich ihm meinen Wurfspieß entgegen senden, soll ich ihn von den Doggen zerreißen lassen? dies waren die Gedanken, die sich rasch in ihm durchkreuzten. Aber nein! rief er dann: er selbst soll meinen Triumph feiern, er soll Zeuge meines Glückes sein, sich verzweiflungvoll in die Fluthen stürzen und sich selbst den Tod geben, damit ich ihm nie in Walhalla begegnen kann.

Fiona war indessen mit ihrem Vater wieder herbeigekommen. Er ist's! — Mein Olaf ist's! rief sie aus und eilte hinunter nach dem Platze, wo er zu landen pflegte; der Jäger aber blieb mit dem Alten ruhig auf der Klippe stehen. Jetzt landete der Nachen, der Jüngling sprang heraus und die Kette noch mit starker Hand haltend, schloß er Fiona in seine Arme, die nur: mein Olaf! zu stammeln vermochte.

Als der erste selige Augenblick vorüber war, er den Nachen festgebunden hatte, und sie nun Arm in Arm hinauf zu dem Vater gingen, fragte Olaf, wer der Jäger sey, der neben dem Vater stehe. Fiona berichtete ihm Alles in der Eile, doch verschwieg sie ihm die Absicht seines Hierseins. Olaf aber trotz dem Vertrauen, das er zu der Geliebten im Herzen trug, blieb bei dem Anblick des schönen Mannes nicht gleichgültig; das Blut trat auf seine Wangen, er grüßte den Vater Fiona's herzlich, den Jäger aber kalt. Dieser mußte die wilden Doggen, die den Fremdling mit unfreundlichem Gebelle begrüßten, so wie seine eigne Wuth zurückhalten, als er den schlanken jungen Mann, das

kurze Schwert an der Seite, kühn und keck vor sich stehen sah, der, als ob er ihn höhnen wollte, vor seinen Augen Fiona liebend umfing.

Der alte Fischer ward unruhig, strafende Blicke trafen die Liebenden, die sie jedoch in ihrem Glück nicht einmal bemerkten. Der Jäger aber störte sie in ihrem Gekose, indem er zu Fiona trat: Jungfrau! sprach er: ich sehe Euch so glücklich, daß ich vermuthe, noch ehe der Mond sich dreimal in den See getaucht, hat Euch Freya zum ewigen Bunde vereinigt. Meth und Bärenfleisch habe ich schon zum Hochzeitmahl gespendet, so will ich morgen Euch auch ein köstliches Hochzeitgeschenk reichen; dem Anschein nach werthlos, aber dennoch unschätzbar. Lebt wohl! Bleibt nur zurück, Alter! sagte er unwirsch zu dem Fischer, der ihn begleiten wollte. Ich kann den Pfad schon allein finden.

Als sie allein waren und wieder wie sonst traulich neben einander in der Hütte saßen, konnte sich der Alte nicht so recht über das Glück seines Kindes freuen. Olaf, der bisher schweigend und in Gedanken neben Fiona gesessen hatte, brach jetzt die Stille. Mir

gefällt der Mann nicht, sagte er: so schön und stattlich auch sein Aeußeres ist. Es ist einer jener stolzen Herren, welche glauben, Kraft und Macht allein gebe den Menschen seinen Werth. Nimm kein Geschenk von ihm an und ist es Euch recht, Vater, so laßt mich bald Fiona als mein Weib heimführen.

Olaf! erwiederte der Alte: ich habe dir Fiona zum Weibe versprochen und hätte auch jetzt nichts dagegen, nur fürchte ich den Jäger und eine in Zauberkünsten erfahrene Frau, die dort drüben in dem verfallenen Königschlosse wohnt. Sie sind beide gar mächtig, haben prächtige Rosse, viele Diener und was ich mehr fürchte als alles dies, sie sind in Zauberkünsten bewandert. Das Weib reitet auf wildem Rosse ohne Zaum und Sattel über Stock und Stein, und ich glaube, ihr Roß, das auf jedes ihrer Worte gehorcht, trüge sie über den See; sie erregt Sturm und Unwetter, und Raben sollen bei ihr täglich aus und einfliegen und Botschaft bringen und Botschaft holen. Sie war hier und hat gegen Fiona gar furchtbare Drohungen ausgestoßen; er hat sich um Fiona's Gunst beworben. Nimm dein Verbot zurück, daß sie kein

Geſchenk von ihm annehmen ſoll, ich fürchte das Weib und den Jäger und es iſt nicht gut, wenn man ſie abſichtlich zum Zorne reizt.

So nimm, was er dir zur Hochzeitsgabe bringt, Fiona! erwiederte Olaf lächelnd: aber nimm auch von mir ein Amulet, welches mir in fernen Landen, wo ich mit dem Schiffe lange vor Anker lag, ein frommer Mann verehrte; es wird dich vor jedem Zauber ſchützen, und mit mächtiger Kraft heilbringend auf dich wirken. Bei dieſen Worten nahm er ein kleines hölzernes Kreuz aus ſeinem Wamms und reichte es Fiona. Dieſe aber fuhr erſchrocken zurück und ſchauderte vor dem Dargebotenen. Unglücklicher! rief ſie: was bieteſt du mir? Verflucht iſt der und Hela anheim gefallen, der ſolch frevelhaftes Zeichen trägt, Freya wendet ihr liebliches Antlitz von ihm und beglückt ihn nimmer! ſo ſprach die Prieſterin der Göttin, als ſie dies Zeichen auf der Bruſt einer Jungfrau fand, und darum werd' auch ich es nimmermehr von dir annehmen, ich würde die Göttin der Liebe erzürnen.

Sagt ich es dir nicht, fiel ihr der Vater in die Rede: Olaf iſt nicht frommen Herzens?

Wie könnt Ihr doch so reden, Vater? nahm Olaf schnell das Wort. Sieht man fremde Länder, so lernt man mancherlei. Dies Zeichen, welches die Christen hoch verehren, gab mir ein Priester, mich vor Zauberkünsten zu schützen und mich zu stärken im Glauben an einen Gott, der höher steht als unsere Götter Alle — und —

Frevle nicht! zürnte der Alte. Schweig, ich bitte dich! bat Fiona.

Nun wie Ihr wollt! meinte Olaf: der höchste Gott möge dich schützen! Er hing das Kreuz wieder auf seine Brust und es dauerte einige Zeit, ehe Fiona sich deshalb beruhigen konnte.

Aber die Liebe war stärker als die Furcht; und als sie mit ihm in der Abendkühle vor der Hütte saß, er von seiner Fahrt, von den großen Häusern ihr erzählte, die, wohl viele Hundert neben einander, in langen Reihen ständen, und wie die Menschen dort auf einem Fleck friedlich zusammen wohnten, ohne sich einander zu erschlagen, wie schön sie gekleidet wären und Meth und Wein tränken, da rief Fiona staunend aus: Das muß ein glück-

liches Land seyn und Hertha es mit vielen Gaben gesegnet haben!

Dort beten sie nicht zu Hertha! erwiederte Olaf.

Und doch schüttet sie ihr Füllhorn über die Gottlosen aus? rief Fiona verwundert.

Sie beten nicht Odin an, nicht Thor und Freya. — Sie haben nur einen Gott, den sie verehren, der ist mächtig, groß und gütig und hat nur einen Sohn, der für die Menschen am Kreuze gestorben ist. Und nun erzählte er Fiona, was ihm ein frommer Priester, der ihre Sprache verstanden, vom Christenthum mitgetheilt hatte, und seine Worte, welchen die Liebe doppelte Kraft gab, begannen in ihr Herz zu dringen. Aber der Vater unterbrach ihn mit zürnender Rede: Frevle nicht, Olaf! Lade nicht den Zorn der Götter auf dich, thöriger Mensch, und trenne dich nicht selbst von den Gefilden, wo deine Väter jetzt unter Odins Schutze wandeln. Entferne dich nicht von Freya's Altären, leichtsinniges Kind, das eine thörige Liebe zum fremden Götzendienste verlocken will. Sprich nicht mehr von dergleichen

Olaf, sonst sähe ich lieber, du bändest deinen Nachen los und segeltest heim.

Olaf schwieg. Er selbst war noch nicht mit sich einig, noch hatte die Lehre des christlichen Priesters nicht feste Wurzel in seinem Herzen gefaßt und er schwankte noch im Glauben, wie das vom Wind bewegte Schilf am Ufer des heimathlichen See's. Bald ließ ihn auch Fiona's freundliches Gekose Odin und Hertha, nur Freya nicht vergessen; der Abend verging den Liebenden mit raschem Fluge und schon war es Mitternacht, als er den Nachen bestieg und morgen, sobald er mit seinem Vater vom Fischfang zurückgekehrt sey, wieder zu kommen versprach.

5.

Aber ehe Olaf wiederkehrte, stand der Jäger schon vor der Hütte. Heute hatte er das Kästchen bei sich und freute sich schon im Voraus seines Triumphes und seiner Beute; aber doch war seine Eitelkeit noch stark genug, noch einmal den Versuch zu wagen, sich selbst das schöne Mädchen zu verdanken, nicht

dem Zauberbande. Er hoffte, trotz dem, was er gestern gesehen, wenn er sich nur ernstlich bewerbe, sich dennoch in den Besitz des Mädchens zu setzen. Er sprach mit dem Vater und verlangte Fiona zum Weibe, dabei stellte er dem Alten vor, welcher Reichthum, welche Gemächlichkeit ihn dann erwarte und hätte er auf Fiona's Herz so wirken können, wie auf das des Alten, dem der Meth, welcher ihm durch die Freigebigkeit des Jägers geworden war, noch mundete, so würde er nicht des Zauberbandes bedurft haben. Aber kaum hatte er bei dem Mädchen seine ernstliche Bewerbung angebracht, kaum ihr gesagt, daß er sie noch heute als sein Weib in sein prächtiges Haus nach Romsdalen führen wollte, als sie schüchtern, wie ein aufgescheuchtes Reh aufsprang, und die Hütte verließ.

Der Jäger verwünschte seine Eitelkeit, folgte ihr schnell und der Alte, Unglück ahnend, wagte kaum, ihn zu begleiten. Fiona war, von Angst getrieben, nach der Klippe gelaufen, von wo sie Alles auf dem See übersehen konnte. Sie hoffte mit Ungeduld auf Olaf, es war ihr als ob er, nur er sie schützen könne und freudig klopfte ihr Herz, als sie

in der Ferne das weiße Segel, vom Westwind geschwellt, erblickte; unverwandt hing ihr Auge an dem schaukelnden Nachen, der leicht über die Wellen gleitete, so daß sie es nicht bemerkt hatte, daß der Jäger schon lange neben ihr stand.

Fiona! redete dieser sie an; doch sie, nur Auge und Gedanke auf den Nachen gerichtet, sprang auf. Seht ihr nicht dort das Segel und den Nachen? — Er kommt, mein Olaf kommt! rief sie, ihn unterbrechend, und wollte hinunter nach dem Platze, wo er zu landen pflegte. Der Jäger hielt sie aber mit kräftigem Arme zurück, der Vater hatte nicht Muth, ihn abzuwehren, sie konnte nicht mehr entfliehen, — der Nachen war noch fern.

Fiona! sprach der Jäger jetzt mit sanftem, schmeichelndem Tone. Du fliehst mich und fliehst vor deinem Glücke. Ich meine es gut mit dir, und statt dir zu zürnen, daß du mich so unfreundlich zurückgewiesen hast, bist du mir dadurch nur werther geworden, denn du hast dich als ein treuliebendes Mädchen mir gezeigt. — Da nimm, wie ich versprach, dies Kästchen, zum Hochzeitgeschenk, und was es enthält, wird dich stets vor Mangel schütz-

en, so lange du es treu bewahrst. Nimm es und sei mit deinem Olaf glücklich, ich gönne es dir!

Fiona zögerte, das Kästchen zu nehmen, aber ein zorniger Blick des Vaters bestimmte sie. Zitternd ergriff sie das künstlich mit funkelnden Steinen Ausgelegte, das sie wider Willen neugierig betrachten mußte, denn es war gar zu schön gearbeitet und der Gedanke, daß es sie und ihren Olaf für immer vor Mangel schützen könne, war ihr wohlthuend. Nachdem sie noch einen Blick nach dem Nachen geworfen, der noch fern von ihr war, konnte sie der Begierde nicht widerstehen, sie öffnete das Kästchen und fand das schmale, mit einer Perlenschnur umwundene rothe Band.

Dies Band, fuhr der Jäger fort: schenkte eine freundliche Elfe meiner Mutter, die es beständig trug. Auf ihrem Todbette reichte sie es mir und sagte: mein Sohn! Nimm dies Geschenk der Elfen und gieb es dem Mädchen, das die erste Liebe dir einflößen wird; ist sie keusch und tugendhaft, so wird es ihr Glück bringen, wie es mir durch's ganze Leben brachte; ist sie es nicht, wird die

Purpurröthe des Bandes schwinden, die Perlenschnur wird zerreißen und es ihr unheilbringend seyn. Fiona! Du hast in mir zuerst die Flamme der Liebe angezündet, deshalb gab ich es dir, wie meine Mutter mir gebot. Nimm es und werde glücklich, wie sie es war!

Die zarten Finger des Mädchens hatten schon das Band berührt, doch zögerte sie noch, warf einen forschenden Blick nach dem Nachen, wo sie schon deutlich Olaf mit starker Faust emsig das Ruder schlagen sah, und blickte ungewiß auf die Perlenschnur und das Band.

Du zögerst? sagte der Jäger und der Ton seiner Stimme drückte Hohn aus. Hab' ich einer Unwürdigen das Geschenk meiner Mutter gegeben?

Nein, das habt Ihr nicht! rief das Mädchen erröthend. Rein wie die heitre Frühlingssonne am Maimorgen, rein wie der frischgefallene Schnee auf unsern Bergen ist Fiona's Herz! Sie nahm das Band aus dem Kästchen. — Da, nehmt dies zurück! sprach sie, ihm das Kästchen reichend, und in dem Bewußtseyn eines reinen Gemüths sehnsuchtvoll

nach dem Geliebten schauend, der sich schon dem Ufer nahete, schlang sie das Zauberband um.

Ein ängstlicher Schauer durchzuckte sie, als die kalten Perlen ihren Schwanhals berührten. — Olaf! rief sie: mein Olaf, wie wird mir? Dies rufend, streckte sie die Arme nach ihm — und stürzte sich in die Wellen ihm entgegen.

Da erscholl von der Höhe herab ein schallendes Gelächter. Der erschrockene Jäger blickte hinauf, während der Vater hinablief, sein Kind zu retten und Asta stand wie ein Geist der Nacht über ihm. Folge deinem Fischermädchen, Thor! rief sie und verschwand.

Starr vor Entsetzen, war Olaf das Ruder entfallen, als er Fiona sich in die Wellen stürzen sah, doch erfaßte er es schnell wieder und wollte zu ihrer Rettung herbeieilen, da theilte sich unfern des Nachens die Fluth und ein Schwan, weiß wie der Schaum der Wellen, ein rothes, mit Perlen umwundenes Band um den schlank gebogenen Hals, schwamm an den Nachen heran, nach dem Erstaunten aufblickend, der von ängstlicher Ahnung ergriffen: bist du es, Fiona? ausrief.

Der Schwan bog bei dieſem Rufe den Hals über den Bord und blickte traurig an ihm auf, und während das Fahrzeug vom Winde nach dem Ufer getrieben wurde, ſchwamm er, das Auge auf Olaf gerichtet, neben dem Nachen her.

Als der Jäger, nun die Heimtücke der Zauberin erkennend, hinab zu dem Alten getreten war, das rothe Halsband des Schwanes erblickte, ſagte er reuevoll zu dem Jammernden: Der Schwan iſt dein Kind, ſorge, daß das Band von dem Halſe gelöſ't werde, in ihm liegt der verderbliche Zauber. Dies ſagend, eilte er mit ſeinen Doggen die Höhe hinauf.

Den Blick gen Himmel gehoben, ſaß nun Olaf in dem Nachen und liebkoſ'te den Schwan, der mit ſeinem Halſe ſich ſanft an ihn ſchmiegte und immer noch traurig zu ihm aufſah. Ja du biſt es! rief Olaf: du biſt meine Fiona! Ein böſer Zauber hat dich Unglückliche in einen Schwan verwandelt, deſſen Gefieder ſo weiß und rein iſt, wie dein Gemüth es war. — Ach hätteſt du doch das Kreuz genommen, es würde dich gegen den Zauber jenes Mannes geſchützt haben.

Olaf! rief der Alte. In dem rothen Bande um den Hals soll der Zauber liegen, sagte mir der Jäger, versuche, es abzunehmen, vielleicht ist er dann gelöst. Olaf versuchte es, aber fest, als sey das Band mit den Federn verwachsen, blieb es um den Hals geschlungen; da wagte er, eine Feder auszurupfen, der Schwan zuckte schmerzhaft, schauderte zusammen und sah noch wehmüthiger an ihm auf.

Vielleicht hilft dies! sagte er nun, das Kreuz von seiner Brust nehmend; als jedoch der Schwan es erblickte, tauchte er schnell unter und erst nach einer Weile, da Olaf das Kreuz wieder verborgen hatte, kam er an der andern Seite des Nachens hervor. Olaf liebkoste ihn und unter dem Liebkosen hielt er ihn mit seinen starken Armen fest, ergriff das Kreuz und berührte das Band; der Schwan zitterte, schlug sträubend mit den Flügeln, aber das Band blieb an seinem Halse.

Der alte Fischer jammerte, zerraufte sich das Haar. Olaf konnte ihn nicht trösten, bedurfte er doch selbst des Trostes so sehr; und als die Sonne sich in's Meer tauch-

te, die Sterne hellflimmernd ihr strahlendes Haupt in den dunkeln Wellen badeten und Olaf sich mit thränendem Auge zur Heimfahrt anschickte, bat er den Vater seiner Fiona, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen, damit er nicht allein hier zurückbleibe. Aber der Alte konnte sich nicht von seiner Hütte trennen. Kehre heim, Olaf! sagte er: daß dein Vater sich nicht auch bekümmere, wie wir, ich bleibe hier in meiner Einsamkeit.

Als nun Olaf den Nachen wandte, noch einmal den Schwan liebkoste, und sein Unglück tief fühlend von dem Strande abstieß, wo er so oft mit freudigklopfendem Herzen gelandet war, all sein Glück zertrümmert vor sich sah und nun, seiner Hütte zurudernd, die Fluthen durchschnitt, blieb der Schwan unbeweglich auf einer Stelle, wendete bald nach der väterlichen Hütte, bald nach dem Nachen den weißen Hals und schien ungewiß zu seyn, ob er dem Geliebten folgen, ob er an dem Ufer der Heimath bei dem Vater bleiben sollte. Plötzlich hob er die Schwingen, sie trugen ihn schnell über die blauen Wogen hinweg, hin zu dem Geliebten. Hier ließ er sich an

seinem Nachen nieder, lehnte noch einmal den schlanken, weißgefiederten Hals an seine Brust, dann wandte er sich, überließ sich den Wellen und der Abendwind, der durch sein Flaum-Gefieder blies, trieb ihn langsam dem Ufer der Heimath zu.

So hast du ihn verlassen, um bei mir zu bleiben, fromme Tochter? sagte der Alte jammernd, als er sie herbei schwimmen sah. So wolltest du doch deinen alten Vater nicht ganz verlassen? Freya möge dir lohnen und den Zauber lösen. Er ging nach der Hütte, holte den letzten Haferkuchen, den er noch hatte und theilte ihn mit seinem Kinde, das freudig die dargereichten Brocken aus seiner Hand nahm.

6.

Indessen hatte der Jäger, Rache im Herzen, mit seinen Hunden den Wald durchstreift und durch Jagd seinen Unmuth zu verscheuchen gesucht. Sein sonst so wildes Gemüth war durch Fiona's Unglück bewegt worden. Ihn jammerte das Mädchen, das er immer

noch in seiner Schönheit vor sich sah; die Reue ergriff ihn und trieb ihn an, Alles zu thun, den Zauber zu lösen; aber in diesen Künsten unbewandert, stand es nicht in seiner Macht und er sann hin und her, was er beginnen sollte. Endlich glaubte er, das rechte Mittel gefunden zu haben; er beeilte nun seine Schritte, um noch vor Abend nach der Burg zu gelangen. Dort wollte er Asta mit neuen Liebesnetzen zu umgarnen suchen, und, hielt er sie erst in seinen Armen fest, sie zwingen, den Zauber zu lösen und Fiona ihre vorige holdselige Gestalt wieder zu geben.

Aber war er des Weges nicht recht kundig oder hatten ihn seine Gedanken vom rechten Wege abkommen lassen, die Sonne begann schon zu sinken, als er sein Ziel noch lange nicht erreicht hatte. Bär und Wolf ließ er jetzt ruhig an sich vorüberziehn, selbst die Hunde durften die Bestien nicht mehr verfolgen, ihm war die Jagd gleichgültig und er strebte nur heimwärts. Erst als es zu dämmern begann, stieß er in sein Hifthorn, die vielleicht noch im Walde jagenden Diener um sich zu versammeln; aber kein Hörnerschall antwortete seinem Rufe, nur

das Rauſchen der Waldvögel, die zu ihren Neſtern zogen, ſtörte die Stille der ſinkenden Nacht. Als er endlich nach manchem Irrwege das alte Königſchloß vom Monde beleuchtet vor ſich liegen, kein Fenſter erleuchtet ſah, kein harrender Diener ihm entgegen kam, kein Wiehern der muthigen Roſſe ihn begrüßte, die Hunde ſich ängſtlich an ihn ſchmiegten, wie ſie wohl zu thun pflegen, wenn es nicht recht geheuer in ihrer Nähe iſt, da wurde auch ihm grauſig; der kühnſte Mann zagt oft in der Stunde der Geſpenſter. So trat er in den Vorhof. Hier war es ſtill wie im Grabe, und als er durch das hohe, von keiner künſtlich geſchnitzten Thüre mehr geſchloſſene Portal ſchritt, kam kein Diener ihm entgegen, ihm die Wendeltreppe hinaufzuleuchten; der Mond allein ſpendete ihm ſein bleiches, geſpenſtiges Licht, das für ihn oft die vorüberjagende Wolke ausblies. Aber auch die Treppe war verfallen und nur mit Mühe konnte er über die übereinander geworfenen Stufen hinaufklimmen. Endlich gelangte er in ſein Gemach. — Wie verödet fand er es hier! — Raben flogen zu den offenen Fenſterluken hinaus, Rü-

ſtung und Schlachtſchwert, das ſein Leibdiener in Ordnung an der ſchön getäfelten Wand aufgehangen hatte, lagen über Trümmern und verwitterten Balken umher, und ſeine reichen Kleider, die er ſorgſam in Truhen verwahrt hatte, auf dem ſtaubigen Boden des Gemaches und hatten den Krähen zum Neſte gedient.

Alſo du haſt die alte Königsburg verlaſſen, tückiſche Zauberin? rief er aus. Was ich hier ſah, was mich hier umgab und beglückte, war eitel Blendwerk, wie du ſelbſt, als ich glaubte, das ſchönſte Weib der Erde in meinen Armen zu halten? Den edeln Sinn haſt du in mir erſtickt, mich zu unedler That angetrieben, ſo daß ich ſchamroth vor mir ſelbſt daſtehe. Ich haſſe dich! — würde dich nie aufſuchen und für mich könnteſt du ziehen, wohin du willſt, wäre nur dein Zauber gelöſ't, hätte ich nur nicht durch meine thörige Begier das arme Mädchen unglücklich gemacht. Aber aufſuchen will ich dich und ſollte ich bis nach der Finnmark dringen, wo die Mitternacht den Tag wie die Nacht begrüßt, finden muß ich dich!

Er ſetzte nun durch das verödete Schloß ſeine Wanderung fort, durchzog den noch am Morgen ſo prachtvollen Saal, die reichgeſchmückten Zimmer der Zauberin; aber auch hier war es verödet, ſtatt des koſtbaren Lagers, wo er ſo oft auf perſiſchen Teppichen geruht, lag verfaultes Stroh, aus dem eine langgeſchwänzte Ratte ihm entgegen ſprang; ſtatt des Seſſels mit prächtigen Stickereien am Altane, auf welchem Aſta zu ſitzen und mit ihm zu koſen pflegte, lag ein verwitterter, mit grauem Mooſe bewachſener Stein.

So war denn Alles nur Trug, und die Freuden, die ich hier genoß, nur Täuſchung eines böſen Zaubers, ich ein Spielball in der Hand eines unerſättlichen Weibes? Dies mit Ingrimm ausſprechend, ſchritt er gedankenvoll durch die lange Reihe verfallener Gemächer, bis er zu dem Thurm gelangte, zu deſſen Spitze eine ſchmale Wendeltreppe führte. Er betrat ſie, aber bald fand er ſie ſo verfallen, daß er nicht weiter konnte. Er ſetzte ſich nun auf die Trümmer und blickte durch eine verfallene Luke in die vom Mond beleuchtete Gegend, die im bleichen Todten-

lichte vor ihm lag; denn nur wie durch einen Schleier drangen die Strahlen des Mondes durch den Nebel, der in langen Streifen an ihm vorüberzog, und breiteten so über den dunklen Föhrenwald ein schauerlich geisterhaftes Licht. Nachtvögel, vielleicht von ihm aufgescheucht, umzogen kreischend den Thurm, als er zwischen ihrem Krächzen und dem lauten Schlage ihrer Flügel einen Ton vernahm, als ob ein tiefer Seufzer sich aus menschlicher Brust ringe. Eiskalt überlief es ihn, er schauderte, hob den Blick und sah oben auf der Zinne des Thurmes auf losgerissenem Gestein, das schon weit über den Abgrund hinaushing, eine verschleierte Gestalt sitzen, um welche die Nachtvögel in engen Kreisen kreischend zogen.

Die Gestalt saß unbeweglich. War es ein menschliches Wesen, wie kam es da hinauf? War es ein Geist? Wie hätte er den Hügel der Ruhe durchbrechen und die Asche seiner Gebeine sammeln und sie wieder zur Form gestalten können?

Wer bist du finsteres Wesen, das da oben in nächtlicher Stille an so gefährlicher Stelle sitzt und dir einen finstern Kranz von

Raben und Eulen um dein verhülltes Haupt gewoben haſt? redete der Jäger ſie an. Gehörſt du den Lebendigen an, ſo rede, gehörſt du dem Grabe, ſo kehre zurück zu deinem Hügel, ich will ihn hinter dir ſchließen, ſobald der Tag anbricht.

Ich gehöre dem Leben wie dem Tode an, dem Tage wie der Nacht! antwortete eine dumpfe Stimme. Bin todt für die Freude und lebe dem Gram! Erkennſt du mich noch nicht? Nun ſo blicke in mein Antlitz, Treuloſer! rief ſie, und der Schleier, der ſie umgab, flatterte von der Nachtluft getragen, dahin, verſcheuchte die krächzenden Vögel und der Jäger erblickte Aſta in ihrem grauen Gewande, den golddurchwirkten Gürtel unter der Bruſt geſchlungen, mit einem weißen Stäbchen in der Hand.

Was machſt du hier in dieſer Oede? rief er hinauf, ſeines Vorſatzes zur Rettung Fiona's gedenkend. Unglückliche! du ſitzeſt auf einer furchtbaren Stelle, verrückt ſich ein Stein, bröckelt ſich der Mörtel ab, ſo ſtürzeſt du in den Abgrund und biſt verloren.

Was kümmert das dich? erwiederte ſie bitterlachend: deine Wünſche ſind fern von

hier am Wodna-See, wo das Schwannmädchen mit dem Perlenhalsbande die Fluth durchzieht, und der West wollüstig mit ihrem Flaumgefieder spielt, dorthin sind sie gerichtet. Laß mich hier sitzen und störe mich nicht in meinen ernsten Betrachtungen. Ich sehe die Zukunft in der Sterne Lauf und Skuld ist mir die Norne der Trauer.

Steig herab, Asta! bat er. Es ängstigt mich, dich dort oben so gefahrvoll sitzen zu sehen; erhebt sich der Wind, erfaßt dich der Sturm, so bist du verloren!

Dem Sturm gebiete ich, erwiederte sie kalt. Er nimmt mich auf seine rauschenden Flügel, und trägt mich, wohin ich es ihm gebiete.

Komm herab, komm mit mir und breite wieder die Teppiche, daß ich von den Mühen der Jagd in deinem Arme ausruhen kann. Rufe die Vergangenheit zurück, auch sie wird deinem Willen gehorchen.

Thöriger Mensch! Wie vermöchte ich, was Odin selbst nicht kann? Was der Vergangenheit anheim fiel, hält sie mit eisernen Händen fest, der entschwundene Augenblick gehört ihr für immer. Nie werden jene

Stunden mir wieder ſchlagen — nie kehr ich in deinen Arm zurück!

So löſe den Zauber, womit du Fiona gefeſſelt haſt, gieb ihr ihre Geſtalt zurück, bat der Jäger. Ich will ſie nicht wieder ſehen, will dir dreimal drei Monden freiwillig dafür dienen, wie ich ſchon einmal gezwungen gethan.

Liegt das in meiner Macht? erwiederte ſie. Den Zauber kann nur der Unſichtbare löſen, der ſtärker iſt, als Odin ſelbſt. — Böſes kann ich thun, aber das Gute zu thun, die Macht ward mir verſagt. Aber ein Weg, das Mädchen zu retten, bleibt dir noch offen — tödte ihren Verlobten, träufle ſein Blut auf ihr Halsband und es löſ't ſich, fällt ab und die Jungfrau liegt ſchön wie ſie war in deinem Arm.

Tödte du ihn und vollbringe das Werk, mich gelüſtet nicht nach Blut! erwiederte er.

Mir iſt die Gewalt über ihn genommen, er führt eine Waffe mit ſich, vor der meine Macht ſich beugen muß. Aber du vollführſt mit ſeinem Tode überdies noch ein großes Werk, Odin und Thor werden dich dafür belohnen und werden dir in Walhalla den

ſchönſten Platz und Fiona bewahren. — Geh und vollbringe, was ich dir gebot!

Das werde ich nicht! ſagte er zürnend. Hab ich das Mädchen auch ohne meinen Willen unglücklich gemacht, will ich durch den Mord ihres Buhlen meine Schuld nicht mehren.

Elender, feiger Menſch! rief das Weib. Ich verachte dich und verfluche die Stunden, die ich in deinem Arm ſchwelgte, und rufe die Götter an, daß ſie den Adler ſenden, der den glänzenden Schwan vor deinen Augen zerreiſſe, daß ihr weißes Flaumgefieder mit dem Schaume der Wogen dahinfließe, ihr Blut die Wellen röthe und ſie in einer Geſtalt des Todes Beute werde, die ihr die Pforten Walhalla's verſchließt, damit du ſie nimmer dort finden mögeſt.

Da ergriff der Jäger einen herabgerollten Stein und warf ihn mit kräftigem Arm nach dem Weibe, ſie aber fing ihn hohnlachend in ihrem Schooſe auf, ließ ihn wieder herabrollen, erhob ſich von ihrem Sitze und ſchwebte mit einem grauen Nebelſtreifen, von den kreiſchenden Nachtvögeln gefolgt, immer nordwärts durch die Mondnacht dahin.

Staunend blickte der Jäger ihr nach, da krachte der Thurm, seine Spalten gähnten, die Fugen des Mörtels bröckelten sich los, Steine rollten herab und kaum war der Jäger die Treppe hinunter geeilt, so stürzte der Thurm unter furchtbarem Krachen zusammen.

7.

Der Tag begann zu dämmern, der rosige Schein der Morgenröthe glühte schon durch die Wipfel der dunkeln Föhren, als der Jäger aus dem verfallenen Thore des Schloßhofes trat. Hier fand er seine treuen Hunde, die winselnd an ihm aufsprangen; sie waren ihm nicht in das Schloß gefolgt. Von ihnen begleitet ging er, den Wurfspieß in der Hand, nordwestwärts Romsdalen zu. Da fand er, kaum tausend Schritte von dem alten Schlosse, sein dänisches Roß weidend; Sattel, Zaum und Decke lagen nicht weit davon im Grase. Schnell sattelte er es, bestieg das freudig wiehernde und setzte dann die Reise in die Heimath fort.

Bald langte er ohne Abentheuer in Romsdalen an, aber es hielt ihn nicht dort; seine Rosse vergnügten ihn nicht, seine Jagden beschäftigten ihn nicht mehr, seine Zechgenossen waren ihm zuwider; selbst Meth und Bier mundeten ihm nicht und immer trieb es ihn nach dem Wodna-See zu dem Schwannädchen hin. Nicht daß die Erinnerung an ihre schöne Gestalt, nicht daß der holde Blick ihres Auges, den er sich in seiner Einsamkeit oft zurückrief, ihn gelockt hätte, Fiona jammerte ihn; der Gedanke: er sey die Ursache des Unglücks, das dies unschuldige Mädchen betroffen habe, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Da machte er sich eines Tages mit einem einzigen Diener auf, verließ in aller Stille seine väterlichen Hallen und trabte dem See zu. Er sehnte sich nach Olaf, den er früher so gehaßt, und glaubte ihm und dem alten Fischer, so viel in seiner Macht stände, vergütigen zu müssen, was er ihnen genommen hatte; deshalb füllte er seinen Seckel und sein Diener mußte für den Alten einen warmen Wolfpelz mitnehmen.

Auf wohlbekannten Wegen kam er am andern Abend endlich an dem alten Königschlosse an, wo er Alles noch so verödet fand, wie er es verlassen. Ihm graußte, als er an diesen Trümmern vorbei nach einer Hütte am Fuße des Berges ritt, welche einem Jäger gehörte, der ihn oft auf die Jagd begleitet hatte. Er klopfte an, des Jägers Weib öffnete und warf, als sie ihn erblickte, schnell die Thüre wieder zu; so geschah ihm an allen den Hütten, wo er einkehren wollte, sie erkannten in ihm den Genossen der Zauberin wieder, und scheuten sich, ihn einzunehmen.

So müssen wir uns wohl von den Bären und Wölfen ein Nachtlager erbitten, sagte Rolf verdrießlich und ritt in den Wald hinein, wo ihm der Diener ein schlechtes Lager unter einer buschigen Birke bereitete und mit den Hunden den kurzen Schlaf seines Herrn bewachte, der mit dem frühesten Morgen wieder aufsprang, sein Roß bestieg und auf ungebahntem Wege dem Wodna-See zuritt.

Als er auf die Höhe kam, von welcher er zum erstenmal Fiona mit ihrem Vater hatte angeln gesehn, klopfte ihm das Herz

ſtärker, denn er ſah hier den alten Mann allein, den Blick ſtarr auf die Angelruthe geheftet, ſitzen und in der Ferne erblickte er auf dem See einen weißen Punkt; aber es war kein ſchwellendes Segel, es war ein weißer Schwan, der emſig der Klippe zuſchwamm. Er ließ nun den Diener mit Pferd und Hunden zurück und ſtieg den Fußpfad hinab.

Wie erſtaunte und erſchrack der alte Fiſcher, als er den Mann wieder ſah, den er für den Urheber des Unglücks ſeines Kindes hielt. Herr! ſagte er: kommt Ihr in guter Abſicht, ſo ſeyd mir willkommen. Wollt Ihr aber neues Verderben über mich bringen, ſo zieht von hier, es ſind ſchon böſe Geiſter genug in meiner Hütte eingekehrt, ich brauche Euch nicht noch.

Rolf ſuchte den Alten zu beruhigen und erzählte ihm, wie ſich alles zugetragen und er ſelbſt betrogen worden ſey. Der Fiſcher glaubte aber ſeinen Worten nicht, warf ſich vor ihm auf die Kniee und bat, ihm ſein Kind, ſeine Fiona wieder zu geben. Rolf bot ihm Gold, der Alte verweigerte es anzunehmen. Was ſind mir armem, kinderloſen

Manne alle Schätze Norwegens gegen mein Kind? rief er. Nichts kann sie mir ersetzen, nie kann ich wieder ruhig werden, bis Hela meinem Lager naht, und den Todtenschleier über mich breitet. Seht! rief er aufspringend: da kommt sie von seiner Hütte herüber geschwommen, ihr Futter aus meiner Hand zu empfangen. Es ist ein Jammer, sie anzusehen! Ihr Auge weint wie das Auge eines Menschen, und doch kann sie mit keinem Laute, mit keinem Gesange mir kund thun, wie betrübt sie ist. Gebt ihr ihre Gestalt wieder oder mir den Tod!

Rolf war von dem Jammer des Alten tief erschüttert, er fühlte bei den Thränen des Mannes sein Unrecht doppelt und konnte doch nicht helfen. Weinen und klagen kann ich mit Euch, sprach er: aber das Loos der Unglücklichen ändern, kann ich nicht —

Als der Schwan nahe kam, der Vater Haferbrod für ihn holte und er den Jäger neben ihm erblickte, schlug er mit seinen Flügeln, hob sich in die Luft und flog nach dem jenseitigen Ufer zurück. Seht! klagte der Alte: schon Eure Gegenwart verscheucht die Unglückliche; wo Ihr naht, seyd Ihr unheilbringend.

Erſt am Mittage, als der Nachen Olafs die Wellen durchſchnitt, kam auch der Schwan mit angeſchwommen, doch blieb er bei Rolfs Anblick vom Ufer entfernt.

Als Olaf gelandet war, trat er finſtern Blickes auf den Jäger zu. Was wollt Ihr hier, der Ihr freventlich die Ruhe glücklicher Menſchen geſtört habt? — Eure Zauberkünſte nützen Euch nichts, denn mich ſchützet ein Gott, der mächtiger iſt als Odin und ſeine Geſellen und meine kurze Wehr nimmt es wohl auch mit Euerm rieſigen Schwerte auf. Was wollt Ihr hier? rief er, ſein Schwert ziehend.

Laßt es ruhen; nicht mein Blut vermag den Zauber zu löſen, der die Unglückliche bindet. Hört mich ruhig an und dann laßt uns berathen, was wir zu ihrer Rettung thun müſſen. Eure Rache an mir würde ſie nur für immer verderben, und das wollt Ihr doch nicht? — Olaf ſenkte bei dieſen Worten ſein Schwert wieder in die Scheide, und ſchien ruhig zuhören zu wollen. Rolf erzählte nun, wie Alles ſich zugetragen habe, und zeigte ſo aufrichtige Reue und ſo viel Wärme, auch zur Rettung Fiona's zu wirken, daß Olaf die dargereichte Hand ergriff, denn die

herzliche, aufrichtige Art, mit welcher der Jäger ihm dies mittheilte, hatte ihn besänftigt. Mögen die Götter Euch verzeihen, so wie ich es thue, sagte er: mögen sie uns die Macht geben, den Zauber zu lösen!

Laßt uns zusammen durch die Marken ziehen und die Zauberin aufsuchen; nordwärts soll sie hausen. Von ihr selbst erfuhr ich, daß ihre Zauberkünste an Euch die Macht verlieren, deshalb habt Ihr von ihr nichts zu fürchten. Finden wir sie, so wollen wir sie binden und zwingen, den Zauber zu lösen, oder sie muß sterben!

Nein, Herr! sagte Olaf. Das nützt zu nichts! Was die Götter einmal zuließen, das ändern sie nicht wieder. Wenn sie Macht gaben, ihr schönstes Werk zu vernichten, dann stellen die Feindlichen es nicht wieder her. Ich glaube das einzige Mittel zu kennen, Fiona und mich selbst zu retten!

Er trat dann Hand in Hand mit Rolf an das Ufer und winkte dem Schwane, der freudig heran geschwommen kam. Fiona! sagte Olaf. Dieser Mann meint es gut mit uns, er ist nicht bösen Sinnes und ward, wie du, von dem bösen Weibe betrogen.

Vergieb ihm! Von diesem Augenblicke an schien sich der Schwan nicht mehr vor dem Manne zu scheuen und verließ den Nachen nicht wieder, auf welchem die Männer saßen.

Rolf begleitete am Abend Olaf nach seiner Hütte; hier theilte ihm der Jüngling seinen Plan mit und suchte ihn zu überreden, ein Gleiches zu thun, aber der Jäger schüttelte ungläubig den Kopf und meinte, für einen Mann, der das Schwert zu führen verstände, tauge solcher Vorsatz nicht. Laß uns Jeden unsern eigenen Weg gehen, sprach er: Fiona zu entzaubern, sey unser Ziel. Du ziehe nach Süden, ich ziehe nach Norden. Heute über drei Monden, wenn Hela uns noch nicht abgerufen hat, oder Odin meiner in Walhalla bedarf, finden wir uns hier wieder!

Am dritten Tage schieden sie. Traurig war Olafs Abschied von seinem Vater, der hinüber zu dem alten Fischer zog, damit beide kinderlose Greise nicht ganz einsam bleiben sollten; trauriger noch der Abschied von Fiona. Und als Olaf den Kahn bestieg, um nach dem Meere zu segeln, wo ein Schiff ihn erwartete, schwamm der Schwan

neben dem Nachen bis zu dem Schiffe. Hier hob er die breiten Schwingen, umkreis'te Olaf noch einmal und richtete dann seinen Flug wieder heimwärts.

8.

Rolf hatte auch den See Wodna verlassen und kehrte nach Romsdalen zurück. Dort wurde er durch Mancherlei wider seinen Willen mehre Wochen zurück gehalten und schickte sich dann zur weitern Reise an; vorher aber hatte er Erkundigungen von dem Wohnsitze der Priesterin eingezogen, die in der Umgegend wohl bekannt war; so erfuhr er, daß sie gewöhnlich in einem Walde am Meere, in der Gegend von Drontheim wohne. Nun brachte er Freya, der Göttin der Liebe, reichliche Opfer, wendete sein Gebet an sie, Fiona's Zauber zu lösen und machte sich dann mit einer stattlichen Begleitung auf den Weg. Aber schon nach einigen Tagen hielt eine sonderbare Begebenheit seine Reise auf. Als ihn in der Gegend von Opdael die Nacht überfiel und er in einer

einsam gelegenen Hütte eines Landmanns übernachten mußte, wo seine Diener sich um die Hütte bei'm flackernden Feuer gelagert hatten, öffnete sich die Thüre und ein junges Mädchen in der Tracht des Landes, jedoch das Gesicht, wie es hier nicht üblich war, unter einem dichten Schleier verhüllt, trat schüchtern ein und blieb ängstlich, wie es schien, an der Thüre stehen.

Wer bist du? fragte Rolf erstaunt; sein Herz klopfte, da ihn das dunkelblonde, auf des Kopfes Wirbel zusammengerollte Haar, das buntwollene Tuch um den Hals, der grau und roth gestreifte kurze Rock an Fiona erinnerte. Wer bist du, die mir verschleiert naht? Zeige mir dein Antlitz und sage, woher du kommst und wer dich zu mir sendet

Mich sendet Freya durch ihre Priesterin! erwiederte die Verschleierte. Sie warf den Schleier über mein Haupt und befahl mir, so schwer es mir auch würde, dir hierher zu folgen und dir zu danken. — Du habest — so sprach die Priesterin zu mir — durch die Opfer, die du vor deiner Abreise auf dem Altare der Göttin niederlegtest, ihr Herz erweicht, daß sie deine Bitte erfüllt und mir

meine vorige Gestalt wieder gegeben habe; ich soll dir danken und deinem Willen in Allem gehorchen, so schwer es mir auch werden könnte. — Befiehl deiner Magd, was sie thun soll!

Wirf den Schleier zurück! sprach er; sie gehorchte und Fiona stand vor ihm.

Fiona! rief er auf sie zueilend und schloß sie in seine Arme. Sie duldete lächelnd sein Ungestüm; doch plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, ließ er sie los — Und Olaf? fragte er.

Er ist ein Abtrünniger und Freya befahl mir, ihn zu vergessen.

Und kannst du ihn vergessen?

Ich werde gehorchen! erwiederte Fiona.

Ich danke dir, daß du mir so weit gefolget bist, da ich nur so wenig Theil an deiner Errettung habe, sagte jetzt der Jäger, und die erste Glut der Leidenschaft schien verraucht. Setze dich, Kind, und erzähle mir, wie sich deine Rettung zugetragen hat.

Mehre Wochen, begann das Mädchen: nachdem Olaf und Ihr uns verlassen hattet, schwamm ich traurig im Sternlichte durch die blauen Fluthen. Ich fühlte mich so un-

glücklich, da auch er mich verlassen hatte, mein Auge sah empor nach den funkelnden Sternen, da gewahrte ich einen Seeadler über mir schweben, größer als ich je einen gesehen. Mir ward bange, der Adler kreis'te immer tiefer und tiefer, jetzt schoß er auf mich herab, ich tauchte unter und entschlüpfte so der Gefahr; aber kaum war ich wieder über dem Wasser, so begann er von neuem auf mich herabzuschießen, ich rettete mich von neuem. Endlich aber stieß er in dem Augenblick, als ich wieder auftauchte, auf mich, packte mich mit seinen starken Krallen, hob mich hoch in die Luft und flog mit mir über dem Walde dahin.

Der Schreck mußte mich betäubt haben, denn als ich aus meinem Erstarren erwachte, lag ich unter einem hohen, der Freya geweihten Baume und eine Priesterin der Göttin stand neben mir und befahl mir zu thun, wie ich Euch vorhin schon sagte.

Danke den Göttern, daß sie dir deine holdselige Gestalt wieder gaben, Fiona, und lege dich zur Ruhe, du Arme wirst ermüdet seyn. Dies sagend verließ er sie und

ging hinaus, die Nacht bei seinen Dienern zuzubringen.

Das ist Fiona nicht! murmelte er vor sich hin, als er in stiller Nacht gedankenvoll auf und ab ging. So würde sich das sittsame Mädchen nicht an mich geschmiegt, nicht meine Liebkosungen erduldet, nicht so leicht ihren Olaf vergessen haben. — Und doch, welche Aehnlichkeit, ganz ihr liebliches Gesicht, ihre schlanke Gestalt, Und wäre es auch kein Trugbild, wär' es auch Fiona selbst, doch will ich Olafs gedenken, Mann seyn und mich beherrschen.

Dieser Vorsatz faßte während der Nacht feste Wurzel in ihm und seine Begleitung war nicht wenig erstaunt, als er ihnen bei'm Aufbruch befahl, umzukehren, da er wieder heimwärts zu ziehen gedenke; auch Fiona war erstaunt, als sie diese Nachricht vernahm. Ich zittre, wenn ich Olaf wieder begegnen und er wieder Gewalt über mein schwaches Herz gewinnen sollte, sprach sie: dann wäre ich, dem Ausspruch der Götter nach, verloren.

Ich führe dich zu deinem Vater, tröstete sie Rolf. Er bedarf deiner Pflege und die

Göttin wird dich schützen, während du kindliche Pflicht übst.

Schon am ersten Tage ihrer Rückreise umdüsterte sich der Himmel, Regen strömte herab, Gewitter, furchtbar und verheerend hielten sie auf ihrem Wege auf; selten konnten sie ein Dorf oder eine Hütte erreichen, sie mußten fast immer unter freiem Himmel, dem Unwetter preißgegeben, übernachten; aber dies beugte Rolfs festen Willen nicht, im Gegentheil bestärkte es ihn noch mehr in seinem Glauben, daß es Fiona nicht sey, sondern ein Blendwerk, das ihm Asta entgegen gesandt, um ihn von der Reise zu ihr abzuhalten.

Aber doch wurde er oft in seinem Glauben irre. Seit der Heimreise war Fiona zurückhaltend gewesen, hatte mit Sehnsucht von ihrem Vater gesprochen, mit Wehmuth Olafs gedacht und als er, sie zu versuchen, sich in einem traulichen Augenblick ihr hatte nahen wollen, entzog sie sich mit den Worten: Ehret das Unglück in mir, Herr! seiner Umarmung.

Die häufigen Gewitter und der in Strömen herabstürzende Regen hatten alle Flüsse

und Waldbäche angeschwellt und Steg und Brücken weggerissen, so daß sie, nur noch eine Tagereise vom Wodna-See entfernt, an einem Waldstrom halten mußten, der so reißend war, daß es kaum für Roß und Reiter möglich schien durchzukommen. Rolf jedoch, seinem dänischen Rosse vertrauend, wollte es versuchen, Fiona schwang sich hinter ihm auf den Rücken des Pferdes und so schwamm das muthige Thier gegen die reißenden Fluthen an. Aber dem Mädchen mußte schwindeln, es glitt herab und sank mit einem lauten Schrei in die Fluthen, wo sie der reissende Strom mit sich fortriß. Rolf, keine Gefahr scheuend, stürzte sich nach, erfaßte die schon halb Erstarrte und strengte alle Kräfte an, das jenseitige Ufer zu erreichen. Es gelang ihm, sie war gerettet. Da trug er die Ohnmächtige, sie vor dem immer noch herabströmenden Regen zu schützen, in eine Höhle, die er unfern des Stromes in einem Felsen fand, und rief die Diener zu ihrer Hülfe herüber. Aber der Strom rauschte immer wilder zwischen ihnen und keiner konnte es wagen, sich den Fluthen anzuvertrauen, und so blieb er mit Fiona allein

zurück

zurück, die erstarrt kein Zeichen des Lebens von sich gab. Er war außer sich, kein erwärmendes Feuer konnte er anzünden, keinen Mantel, sie zu erwärmen, über sie breiten, und doch hoffte er, das Leben sey noch nicht entflohen, noch glaubte er in dem Dämmerlichte, welches die Höhle erhellte, zu bemerken, daß eine leichte Röthe ihre Wangen zuweilen überflog: da setzte er sich neben sie, legte ihr feuchtes Haupt an seine Brust und trocknete so viel er vermochte, ihr volles Haar, das sich jetzt wie ein goldner Strahl über ihren Nacken breitete; aber nichts half, kalt blieben ihre Lippen, erstarrt ihre Glieder. Da versuchte er mit der eignen Wärme sie zu beleben, er schloß sie fest in seine Arme, preßte seine Lippen fest auf ihren kalten Mund und hoffte so das schlummernde Leben durch seine Glut zu erwecken. So, Brust an Brust, Lippe an Lippe, gedachte er nur Fiona's, das Trugbild war vergessen, nur des holden, frommen Fischermädchens gedachte er.

Da schien es ihm, er fühle ein leises Schlagen ihres Herzens, es zucke in den erwärmten Lippen; fester und glühender schloß er sie in seine Arme, da hob sich die Brust,

die Himmelsterne öffneten ihre umnebelten Thore. Wo bin ich! rief die zum Leben Erwachte. — Seyd Ihr es Rolf? — Ihr Götter! — Sie wollte sich seinen Armen entwinden, er aber hielt sie fest umschlungen, schloß von neuem ihre Lippen, welche Rosenglut wieder belebt hatte, als er seine Diener nahen hörte, die, als die Fluthen sich verlaufen hatten, durch den Strom gesetzt waren, und jetzt den Trunkenen aus seiner Betäubung rissen.

Er legte nun die Erschrockene sanft nieder und sprang auf. Wohl mir, daß sie kamen! murmelte er vor sich hin. Ich hätte treulos an Olaf gehandelt, oder wäre von neuem von den Banden jenes Weibes umstrickt worden. Aber eine so herrliche Gestalt, solch liebliches Antlitz kann ein böser Zauber nicht hervorbringen, es ist Fiona selbst. So quälte ihn die Ungewißheit, er fürchtete, daß es Fiona sey und fürchtete doch auch, sie sey es nicht.

Während die Diener nun das Nothwendige zu ihrer Rast ordneten, denn schon begann es zu dämmern, kehrte Rolf in die Höhle zurück, wo er Feuer anmachen ließ,

damit sich Fiona und die Seinen wärmen konnten. Das Mädchen saß neben der Glut auf einem Steine und wagte nicht aufzublicken; der Gedanke, in des Mannes Arm geruht, geduldet zu haben, daß seine Lippen sie berührt, sein Arm sie umschlungen habe, schien die Glut der jungfräulichen Scham auf ihre erbleichten Wangen zurückzurufen. Ihr Auge, nur auf den Boden geheftet, wagte nicht auf Rolf zu sehen, der, im Anschauen dieses holden Wesens versunken, neben ihr stand.

Am andern Morgen betraten sie den Wald, der den Wodna-See begrenzt. Rolf gebot hier seinen Begleitern unfern der steilen Felswand, auf einem freien Platze im Walde anzuhalten und seine Rückkehr zu erwarten, er selbst ging mit Fiona dem See zu. Als sie sich allein befanden, begann das Mädchen mit Wärme von ihrem Vater zu sprechen, die Sehnsucht nach ihm schien ihre Schritte zu beflügeln; aber plötzlich hielt sie an. Edler Mann! sagte sie und sank an des Jägers Brust: wie kann ich Euch lohnen, womit Euch danken? Dies sagend schmiegte sie sich noch inniger an ihn, ihr Kopf bog

sich zurück, ihr Auge sah schmachtend, sehnsuchtvoll an ihm auf, ihr ganzes Wesen schien Liebe zu seyn.

Beruhige dich des Dankes wegen, erwiederte Rolf, wider Willen sonderbar bewegt. Es bedurfte aller Kraft, um sich zu sagen: Beruhige dich noch einen Augenblick und das Räthsel ist gelöst, denn schon sah er durch den lichter werdenden Wald den blauen Himmel schimmern. Er faßte traulich des Mädchens Hand und schritt rüstig dem wohlbekannten Fußsteige zu, der nach der Hütte führte; hier aber verengte sich der Weg und wurde so schroff, daß er Fiona loslassen und ihr vorangehen mußte.

Jetzt trat er aus dem Wald hervor, die Fischerhütte lag dicht unten am Felsen, der See mit den waldbewachsenen Höhen vor ihm. Da blickte er hinab nach der wohlbekannten Klippe und sah unfern derselben einen Nachen angebunden, über den ein Segel gleich einem Dache gespannt war und den alten Fischer auf dürrem Binsengrase liegen, neben dem Nachen aber den Schwan mit dem rothen Halsbande. Elende Betrügerin! rief er, sein Schwert zuckend und sich

nach dem Mädchen wendend, das pfeilschnell bei diesen Worten entfloh und seinem Blicke entschwunden war.

So war ich denn schon wieder von dir überlistet, furchtbares Weib! rief er zähneknirschend aus: und ich bin so fern von meinem Ziele, als ich es war, da ich das Letztemal von dieser Höhe herabsah? Nun vielleicht ist es gut, daß ich meinen Weg hierher nahm, vielleicht gut um des alten Mannes wegen, den ich da unten auf luftigem Krankenlager liegen sehe. Er schritt nun getrost hinunter, doch tief betrübt, wohl auch um sein selbst willen, daß das Wesen, welches er in seine Arme geschlossen, das sein Odem wieder in's Leben gerufen hatte, nicht Fiona gewesen sey.

Als er den Abhang des Berges erreicht hatte, trat eben Olafs Vater aus der Hütte und begrüßte ihn traurig. Ihr kommt, Herr, an einen Ort des Jammers! so sprach er. Kommt an das Sterbelager eines Unglücklichen, der sich freuen wird, Euch zu sehen. Da die arme Fiona, die Nornen mögen wissen warum, nicht an's Land treten kann, so schleppte er sich, als er sein nahes Ende

fühlte, nach dem Nachen, um ſein Kind bis zum letzten Hauche ſeines Lebens um ſich zu haben. Ich machte ihm ein Lager von trocknen Binſen und Farrenkraut und breitete das Segel über ihn, daß er vor Sturm und Regen geſchützt ſey, und Fiona verläßt ihn nicht, weder bei Tag noch bei Nacht. Kommt und bereitet durch Eure Gegenwart dem Alten noch einen heitern Augenblick.

Rolf eilte jetzt hin zum Nachen. Kaum erblickte ihn der Kranke, als er die Hand nach ihm ſtreckte und ihn freundlich begrüßte. Daß ich Euch noch einmal ſehen, Euch bitten kann, wenn ich nicht mehr bin, Euch jenes braven Mannes und meines Kindes anzunehmen, iſt mir lieb und erleichtert mir den ſchweren Gang. Auch warnen muß ich Euch, damit Ihr nicht in gleiche Schuld verfallt, wie ich.

An dem Tage, da das böſe Weib hier bei meinem Kinde war und ſie zu verunſtalten drohte, wollte ihr Olaf ein kleines hölzernes Kreuz geben, das ihm ein Prieſter der in fernen Landen wohnenden Chriſten zum Schutz gegen Zaubereien geſchenkt hatte. Die Unglückliche, an Freya's Dienſte hän-

gend, schauderte zurück, und ich Thor zürnte mit dem Jünglinge und verbot ihr, es anzunehmen. Ach, hätte mich doch da schon der Tod getroffen, ehe ich das unglückliche Wort sprach, Euer Band hätte sie nicht unglücklich gemacht! Die Vorwürfe, die mich deßhalb quälen, haben mich seitdem nicht verlassen und das Kreuz steht immer vor meinem Blicke, wachend und träumend seh ich es vor mir am Himmel schweben, und eine unbegreifliche Sehnsucht zieht mich nach ihm, das ich verdammte. Lieber Herr, sollte Euch das Kreuz je erscheinen, verwünscht es nicht, es könnte Euch auch die Ruhe kosten, wie mir.

Rolf suchte ihn zu trösten, aber der Alte drückte ihm die Hand und sein Auge zeigte auf den Schwan, der traurig sein Gefieder hängen ließ und aus dessen Augen, wie aus dem Auge des Menschen, die heißen Tropfen des Kummers rannen. Rolf liebkos'te den Schwan, der theilnahmlos es duldete, dann eilte er die Felsen hinauf zu seinen Begleitern, sandte sie nach Romsdalen und behielt nur zwei Diener und das Nöthige zurück, womit er den Alten er-

quicken und seine Lage bequemer machen konnte.

Aber nicht lange genoß dieser die Vorsorge des Jägers, der so gern durch Pflege und Erleichterung seine Schuld doch in etwas bezahlt hätte; am andern Morgen war der Alte sanft entschlafen.

Rolf ließ nun durch seine Diener auf der Klippe, wo der Todte zu angeln pflegte, einen Scheiterhaufen errichten und legte am dritten Tage den Leichnam des Alten darauf, zündete selbst den Holzstoß an und sammelte in einem thönernen Kruge die Asche, die er dicht am Ufer in eine Grube stellte und einen Hügel über ihm erhob, den man weit von dem See aus sehen konnte. Fiona schwamm trauernd am Ufer hin, keine Klage konnte ihrer Brust entsteigen, nur Thränen zeigten ihren tiefen Schmerz.

Als Rolf dies Alles beendet, Fiona ein trauriges Lebewohl gesagt und die beiden Diener zur Hülfe von Olafs Vater und zur Sorge für Fiona zurückgelassen hatte, trat er den Heimweg an, um von neuem zum Aufsuchen Asta's gen Norden auszuziehen.

9.

Kaum war er in dem engen Thale angekommen, als ihm eine Dirne entgegentrat, in welcher er sogleich die Vertraute der Priesterin erkannte. Herr! redete sie ihn an: meine Gebieterin läßt Euch durch mich begrüßen und sagen, sie wolle Euch die lange Fahrt nach Drontheim ersparen. Sie bewohnt die alte Königsburg wieder und ladet Euch ein, zu ihr zu kommen; in Norden würdet Ihr sie nicht finden.

Rolf, zwar durch diese Einladung zugleich überrascht und erfreut, folgte der Dirne nach dem Königschlosse. Hier fand er alles verödet, wie er es an jenem Morgen verlassen hatte, den Vorhof menschenleer, die Burg verfallen, die Treppe so, daß er nur mit Mühe hinaufklimmen konnte, und Krähen und Raben bewohnten noch die verfallenen, wüsten Gemächer.

Ei! wie hat sich hier Alles verändert sagte er spottend zu seiner Begleiterin. Sonst so viel Pracht und jetzt?

Damals verschönte Freya diesen düstern Aufenthalt, erwiederte die Dirne, welche

leicht geschürzt ihm voran ging. Wo diese Göttin nicht mehr weilt, wird es öde und freudelos. Aber kommt nur! — Doch Ihr wißt ja den Weg hier so gut als ich.

Sie standen jetzt vor dem offenen Gemache, das die Priesterin sonst bewohnt hatte und wo der Jäger sie auch jetzt wieder fand. Sie saß auf einem Stein, den Kopf auf ihren Arm gestützt und schien sein Kommen nicht zu bemerken.

Endlich hob sie ihr gesenktes Haupt und sah traurig und finster nach ihm auf, der sie kalt begrüßte. Also so sehen wir uns wieder? sagte sie, ohne ihm entgegen zu treten. Thöriger Mann, dem ich so wohl wollte, daß ich ihm selbst mein Glück opfern konnte. Kurzsichtiger! fuhr sie fort, da Rolf über diese dunkeln Worte erstaunte. Sahst du denn nicht, daß jener Schwan nur noch ein Blendwerk ist? Seit Freya mir befahl, den Zauber Fiona's zu lösen und den Adler zu senden, schwimmt eine meiner Dienerinnen auf dem Wodna-See, Olaf bei seiner Rückkehr zu täuschen, zu verderben. Doch du stießest die Unglückliche zurück, welche dir mit liebendem Herzen, durch mich entbrannt,

entgegen kam und ich mußte sie dir wieder entreißen, um sie vor deinem Zorn zu schützen.

Du hältst mich für sehr leichtgläubig, Asta, sagte jetzt Rolf, der das ganze Gewebe ihrer List zu durchschauen glaubte: der Schwan, der um den todten Vater trauert, ist Fiona; Jene, die bei Opdael mich verlocken wollte,, ist ein Werk deiner Zauberkünste.

Die Priesterin lächelte. Glaube, was du willst, entgegnete sie: aber sag' mir, Rolf, warum suchst du mich so emsig, da du mich doch hassest? Selbst bis zu meiner Wohnung im fernen Norden willst du dringen, da es doch nur eines herzlichen Wunsches von dir bedarf, daß ich dir erscheine, wo du auch bist. Du siehst, ich komme dir, selbst ohne daß du es verlangst, entgegen.

Ein herzlicher Wunsch von mir, fiel er ihr in die Rede: wird deine Gegenwart nie verlangen.

Und was willst du von mir? — Sprich es endlich aus! fragte sie gelassen. Noch bin ich hier, vielleicht in wenig Augenblicken ruft mich die Göttin in den ihr geweih-

ten Hain zurück und ich muß dich verlaſſen, deshalb ſprich!

Ich will dich zwingen, den Zauber Fiona's zu löſen, rief er heftig. Dich in Banden legen und den Göttern zum Trotze dich martern und quälen, bis du dich vor meinem Willen beugſt und dem Mädchen ihre holde Geſtalt wiedergiebſt.

Rolf! erwiederte ſie, ohne zu zürnen. Wozu das? Der Zauber iſt gelöſ't, Fiona ruht in deinem Arm, wenn du es verlangſt. Und wäre er nicht gelöſ't, wie du in deinem thörigen Wahne glaubſt, ſo ſtänd es ja ohne den Willen der Göttin nicht in meiner Macht, deine Wünſche zu erfüllen. Das Gute kann ich zum Böſen, das Böſe nie zum Guten wenden. Einen Adler konnt' ich ſenden, den Schwan durch die Lüfte in Freya's Haine zu tragen, ihn zu entzaubern, konnte nur die Göttin ſelbſt.

Du willſt mich mit trügeriſchen Worten täuſchen, es gelingt dir nicht, ich ſpotte deiner Macht, deine Zauberkraft iſt an mir verloren! rief er erzürnend.

So lange ich dich noch liebe, unterbrach ſie ihn ſchnell: ja, ſo lange will und kann

ich dir nicht schaden; aber doch steht mir noch immer die Macht zu Gebote, dir zu entgehen. — Hasse ich dich, wird mir auch die Macht wieder, dich zu verderben. Zwinge mich nicht dazu, Rolf! Die Erinnerung an jene Tage ist mir noch zu süß, zu werth. — Ja, ich will es dir gestehen, fuhr sie mit bewegter Stimme fort. Ja, es gab eine Zeit, wo du meine Macht in Banden legen konntest. Wenn ich in deinen Armen schlummerte, Liebesträume mich umgaukelten, hättest du da mich mit seidener Schnur gebunden, so wäre mein Wille, meine Macht dir unterthan geworden. Freya strafet so die Schwächen ihrer Priesterinnen. — Jetzt? — Armer Sterblicher, versuch' es!

Bei diesen Worten trat Rolf, von ihrem Trotze gereizt, rasch auf sie zu, wollte sie mit seinen kräftigen Armen umfassen und festhalten; sie aber entschlüpfte ihm und war verschwunden und er vernahm nur noch leise, als käme sie aus fernen Lüften, über sich die Worte: Reize mich nicht zum Zorne, Rolf! — Ziehe in Frieden von hier, noch hat der Haß die Liebe nicht aus meinem Herzen verdrängt; lebe wohl!

Der Jäger sah staunend nach der halbverfallenen Decke des Gemaches, von woher die Stimme gekommen war und wo nur der blaue Himmel ihm entgegen lachte. — Asta war verschwunden, er sah, er hörte sie nicht mehr. Da durchstrich er, immer noch in der Hoffnung, sie wieder zu finden, die Gemächer des Schlosses, aber nirgend fand er sie und er mußte seinen Heimweg antreten. Aber schon senkte sich die Sonne, er fürchtete, wenn er den Weg nach Romsdalen nehmen wollte, daß ihn die Nacht in dem Walde übereilte, er entschloß sich daher, nach dem Wodna-See zurückzukehren.

Es war ein schöner Abend, die Sonne breitete glühend ihre Strahlen und vergoldete die Zacken der Fichten, die wie leuchtende Meteore hoch in der Luft glühten, der ruhige See schien ein goldener Spiegel zu seyn, welcher mit jeder schaukelnden Welle ein neues glühendes Bild wiedergab; die Wasservögel zogen schon heimwärts zu ihren Schilfnestern und auch ihre dunkeln Schwingen erglühten durch die Dämmerung. Eine feierliche Stille schien sich über die Natur gebreitet zu haben, denn auch unten an der

Hütte, die jetzt zu seinen Füßen lag, war es still, und der Todtenhügel stand einsam am Ufer, und nur das Plätschern der Wellen hallte eintönig durch die Stille des friedlichen Abends; selbst der Schwan schwamm nicht am Ufer entlang, auch er bewachte heute den Grabhügel nicht.

Rolf schritt nun den steilen Fußpfad hinab und stand bald vor der Fischerhütte. Er fand sie leer, Olafs Vater, selbst seine Diener hatten sie verlassen; er ging an's Ufer nach dem Hügel, keine menschliche Seele ließ sich blicken; nun setzte er sich auf die Klippe und schaute über den See, keinen Nachen, keinen Schwan sah er die dunkelglühenden Wogen theilen. Da überließ er sich seinen Gedanken und saß noch hier, als die Sonne längst schon ihre Strahlen eingezogen und sich in ihr Wellenbett gesenkt hatte. Er gedachte Fiona's, neue Zweifel stiegen in ihm auf, oft glaubte er, sie sey es dennoch gewesen, die in der Höhle an seiner Brust geruht; da hörte er aus der Ferne ein leises Stöhnen, als wenn ein Seufzer sich aus der Brust des Leidenden ringt, er wandte sich hin und sah —

An dem Todtenhügel, den Rücken nach ihm gewandt, ſtand eine weibliche Geſtalt unbeweglich, regunglos. Trotz der Dämmerung erkannte er Fiona in ihr. Er ſprang auf, eilte hinab. — Schläfſt du ſanft, guter Vater? hörte er ſie jetzt ſagen. Und dein Kind konnte dir nicht die letzten Stunden des Lebens verſüßen? Vergieb, ich war nicht Herrin meines Willens! Vergieb!

Rolf hatte, als er ſie ſprechen hörte, ſeine Eile gezügelt, er wollte ſie nicht in ihrer Andacht ſtören, war ſtehn geblieben und lauſchte auf jedes ihrer Worte; aber ſie ſprach nicht mehr, ſetzte ſich an das Grab nieder und weinte.

Zweifel ſtiegen von neuem in ihm auf. Statt des Schwanes, ſah er hier das Mädchen an dem Grabhügel des Vaters trauern. — Wo war nun der Schwan? War dies Fiona? Oder war es wieder ein Blendwerk der Zauberei? War es vielleicht Aſta ſelbſt, die ihn täuſchen und ſo von neuem ihn mit ihren Netzen umgarnen wollte? — Aber die Trauer des Mädchens war zu unverſtellt, ihr Schmerz ſprach ſich zu laut aus. Da ſtieg plötzlich der Gedanke, ſie zu prüfen, in ihm

auf.

auf. War es Fiona, so zweifelte er, daß sie sich, besonders hier an diesem Orte, wo Alles sie an Olaf erinnern mußte, ihm liebend nahen würde, und lag sie in seinen Armen und war es dennoch die Priesterin selbst, so sollte die seidne Schnur, an welcher sein Jagdbecher hing, sie binden und sie in seine Gewalt geben.

Mit diesem Vorsatze trat er auf sie zu. — Das Mädchen erschrack, sprang auf und wollte entfliehen, er aber hielt sie zurück. Warum vor mir fliehen, Fiona? sprach er, und in des Mädchens Thränen bethauten Augen schauend, vergaß er bald seinen Vorsatz. Warum fürchtest du mich?

Herr! sprach sie bebend: ich gedenke des Schwertes, das Ihr auf mich zucktet. —

Vergiß die Aufwallung meines Zornes, Fiona! bat er. Ich ward getäuscht — ich hielt dich — doch vergieb. —

Und während mein eilender Fuß mich weit von hier trug, jammerte sie: rief der Tod den Vater ab und er mußte von der Welt scheiden, ohne daß sein Kind an seinem

Lager ſtand! O! wär' ich der Stimme der Prieſterin nicht gefolgt, wär' ich heimwärts gezogen, ſtatt zu Euch!

Vergiß, was geſchehen iſt, ſprach er und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. — Sie aber entwand ſich ihm.

Nicht alſo, lieber Herr! bat ſie, Thränen nur ſind noch mein zugetheiltes Loos.

Ich werde deinen Schmerz ehren, ſagte Rolf zurücktretend: fürchte nicht! Aber das Eine ſage nur und ſprich die Wahrheit: war es blos der Befehl der Göttin, der dich zu mir nach Opdael führte und befolgteſt du dieſen Befehl ohne Widerſtreben? — Fiona erröthete. — Bei der Aſche deines Vaters beſchwöre ich dich, bei den mächtigen Göttern, die in Aasgard thronen, ſprich die Wahrheit, zeige mir dein Herz offen!

Ich zog gern zu Euch — ſeit ich Olaf vergeſſen mußte, gedachte ich nur an Euch, erwiederte ſie ſtockend und entfernte ſich raſch. Aber Rolf folgte ihr, erreichte ſie bald und ſuchte ſie zu beruhigen, zu tröſten; es gelang ihm. Als der Mond in die einſame Hütte ſchien, hatte er den Vorſatz der Prüfung

und ſie es vergeſſen, daß nur Thränen noch ihr zugetheiltes Loos wären.

10.

Schon brach die Morgenröthe hinter dem Föhrenwald hervor, als Rolf erwachte und mit ſeligem Blick auf die holde Schläferin ſah, die neben ihm auf dem Binſenlager ruhte. Ihr gelbes Haar hatte ſich gelöſ't und rollte lockig über die blendende Schulter, ihre Wange glühte, ihr halbgeöffneter Mund lächelte ſanft — und dennoch trotz all dieſer Schönheit, die vor ihm lag, ſtieg jetzt zum erſtenmal, ſeit er in der Hütte war, der Gedanke, vor dem er erbebte, wieder in ihm auf: ſollte es Aſta ſeyn? — Zwar belächelte er ſeine Zweifel, erhob ſich aber dennoch leiſe vom Lager, löſ'te die ſeidene Schnur von dem Becher und nahte ſich der Schlafenden.

Sie ſchlief feſt, kein böſer Traum ſtörte ihren Schlummer und Alles ſchien ihm günſtig zu ſeyn; nur Eins war ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens hinderlich, ihr rechter Arm lag ruhig auf ihrem klopfenden Herzen,

der linke aber ruhte unter ihrem Lockenhaupte und er fürchtete, sie möchte erwachen, wenn er ihn hervorzöge. Aber er mußte es wagen und that es mit aller Vorsicht, so daß sie nicht erwachte. Nun band er ihr so behutsam die Hände zusammen, verschlang die Schnur in einen festen Knoten, den ihn eine Wahrsagerin zu schlingen gelehrt hatte und erwartete so mit ängstlicher Sorge ihr Erwachen.

Er stand nicht lange vor der lieblichen Schläferin und weidete sich an ihrem Anblick, als sie erwachte und staunend und verschämt auf ihn blickte. Sie wollte aufspringen und fand sich gefesselt.

Warum thatest du das an mir? sagte sie weinend: warum bandest du meine Hände? Glaubst du, die Bande seyen nicht fest genug, womit ich Dir verbunden bin? Oder willst du mich zu Deiner Sklavin machen, die ewig Deine Fesseln tragen soll?

Rolf dauerte die Weinende, doch ließ er sich durch ihre Thränen nicht von seinem Vorsatz abbringen. Versuch' es, diese Bande zu lösen, Fiona, sprach er: und sie sollen Dich nie mehr drücken.

Fiona sah ihn verwundert an, sie schien seine Worte nicht zu verstehen. Versuch es Mädchen, sprach er: und gelingt es Dir, den Knoten zu lösen, dann erkenne ich erst ganz mein Glück und bin Dein für immer.

Das Wort wird mich stärken, sprach sie, und führte die gefesselte Hand nach ihrem rosigen Munde und versuchte so den Verschlungenen zu lösen. Hatte nun Rolfs bebende Hand ihn nicht fest geschlungen oder begabte eine höhere Macht das Mädchen mit besonderer Kunst, nach kurzer Mühe war der Knoten gelöst, die Bande sanken von ihren Armen, sie war frei, und Rolf, nun die feste Ueberzeugung habend, es sey Fiona, drückte sie leidenschaftlich an seine Brust.

Arm in Arm traten die Glücklichen aus der Hütte und gingen zu dem Todtenhügel des Vaters. Hier, sprach Rolf feierlich: hier an diesem Dir so theuern Hügel schwöre ich von neuem, Dein zu seyn, so lange ich athme, nur Dich zu lieben und Dir treu zu seyn bis in den Tod!

Die Götter mögen diesen Schwur vernehmen, wie ich ihn vernahm, sagte Fiona, sich sanft an ihn schmiegend: aber nun laß

uns von hier gehen, mein Geliebter, heute ist die Zeit verronnen und die Stunde naht, in welcher der Abtrünnige wieder zurückzukehren versprach. Träf' er mich hier in Deinem Arm —

So würde mein Schwert Dich schützen!

Kein Blut, Rolf — bat sie: laß uns von hier gehen, ich würde vor ihm erröthen müssen. — Komm, mein Geliebter! Er aber blieb, den Blick nach dem See gerichtet, unbeweglich stehen, denn in der Ferne sah er einen Schwan herbei rudern, an welchem er bald das rothe Halsband erblickte. Fiona versuchte noch einmal ihn zu bereden, den Ort zu verlassen, er aber zeigte nach dem sich immer mehr Nahenden und blieb.

So oft ich einen weißgefiederten Schwan sehe, brach sie jetzt das Schweigen: wird es mir beklommen um's Herz, ich erinnere mich dann jener angstvollen Tage, wo ich von einem Ufer zum andern traurig schwamm, tiefer Schmerz meine Brust erfüllte und ich keine Worte hatte, ihn auszusprechen, denn Thränen waren das Einzige, was mir geblieben war. Denke ich aber noch des Augenblicks, wo mich der Seeadler packte und mich,

als wär' ich leicht wie mein Flaumgefieder, durch die Lüfte trug, so möchten mir die Sinne vergehen, wie damals. Sieh nur! fuhr sie fort, während Rolf das Auge nicht von dem Schwane wendete: er kommt immer näher, und sonderbar, scheint zahm und nicht menschenscheu zu seyn. Verweile einen Augenblick, ich gehe in die Hütte, vielleicht finde ich etwas dort, ihn zu füttern. Sie lief eilig dahin und während sie sich dort verweilte, war der Schwan bis an's Ufer geschwommen, schien gern dort zu weilen und sich nicht vor Rolf zu scheuen, der zu seinem Erstaunen auch heute Thränen in dem Auge des Thieres bemerkte.

Indessen war Fiona zurückgekommen, brachte Haferbrod mit und reichte es dem Schwan, der es aber nicht annahm und sich vom Ufer entfernte. Mein Geliebter, sagte das Mädchen bebend und leise zu Rolf: dies ist kein gewöhnlicher Schwan, bei seiner Nähe fühlte ich das nämliche Zucken durch alle meine Glieder, welches ich empfand, als ich das rothe Band, das du mir gabst, um meinen Hals schlang. Auch dieses Thier

iſt bezaubert, ich fühle es. Komm, laß uns ſeine Nähe meiden, laß uns von dieſem furchtbaren Orte fliehen. — Sieh! trügt mich mein Auge nicht, ſo ſeh' ich dort ein weißes Segel glänzen. — Olaf darf mich hier nicht finden, ehe ſtürzt' ich mich in die Wellen! Rolf zögerte noch — Hörſt du nicht auf Fiona's Bitten? rief ſie und ſank ſchmeichelnd an ſeine Bruſt. Iſt das der Lohn, daß ich mich Dir mit heißer Liebe hingab? Du mußt mir folgen. Dies ſagend, ergriff ſie ſeine Hand und zog ihn mit wunderbarer Kraft vom Ufer fort, die Höhe hinauf in den Wald.

11.

Sie hatte nicht geirrt; das Schiff, welches das weiße Segel aufgezogen hatte, trug Olaf und kaum gewahrte es der Schwan, als er die Schwingen hob und ihm entgegen flog. Olaf, der in ihm ſeine geliebte Fiona zu ſehen glaubte, war erfreut, ſie wieder zu finden, liebkoſ'te ihn und es war, als

ob man könnte die Freude aus des Schwanes Auge leuchten sehen, der, immer die weißen Flügel hoch hebend, neben dem Kahne herschwamm.

Dies ist die Unglückliche, von der ich Euch erzählte, ehrwürdiger Herr! sagte er jetzt zu einem seiner Begleiter, einem Manne von ernstem Ansehn, den ein weites schwarzes Priestergewand umgab. O könntet Ihr sie retten!

Ihre Rettung steht allein in Gottes Hand, erwiederte dieser: habt Vertrauen! – Jetzt landete das Fahrzeug, Olaf sprang an das Ufer und erschrack, als er den Hügel erblickte, er eilte nach der Hütte und fand sie leer, selbst das ärmliche Geräthe des alten Fischers war nicht mehr da, nur den Becher Rolfs fand er. Da stürzte er hinaus, angstvoll an den eigenen Vater denkend, theilte diese furchtbare Ahnung seinem Begleiter mit, bestieg, nachdem Alles ausgeladen war, das Fahrzeug und segelte mit ängstlich klopfendem Herzen, von dem Schwane begleitet, hinüber nach seiner heimath-

lichen Hütte. Hier fand er zu seiner unaussprechlichen Freude den Vater wohl und gesund und erfuhr, daß der Tod den alten Fischer heimgeführt habe. Auch erzählte ihm der Vater, daß der Jäger bei dessen Tode zugegen gewesen, aber wieder ausgezogen sey, die Zauberin aufzusuchen. Die Nacht verbrachte er nun bei seinem Vater und erzählte auch ihm, was ihm auf seiner Fahrt begegnet sey und wie einige Männer aus dem südlichen Lande sich entschlossen hätten, zum Heil seines Vaterlandes ihn zu begleiten.

Am andern Morgen segelten Vater und Sohn wieder nach der Fischerhütte hinüber, welche der Vater nach des Alten Tode verlassen hatte und auch der treue Schwan begleitete sie wieder. Aber wie erstaunte der Alte, als er auf dem Todtenhügel ein weißes Kreuz aufgepflanzt sah. Bist du ein Christ geworden, Sohn? fragte er diesen ängstlich: Hast du dem Dienste Odins entsagt?

Das habe ich, Vater! erwiederte er: dankt dem Himmel, der mich erleuchtet hat;

fortan wird das Licht des Chriſtenthums auch im Nordlande leuchten und uns den Frieden bringen.

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſchwieg. Schon früher hatte Olaf ihm ſo mancherlei von den Wundern des chriſtlichen Glaubens erzählt, von dem Frieden, den er gebot, von der hohen, heiligen Liebe, die ihm entquoll, daß er ihm gern zugehört und auch jetzt dem Sohne nicht zürnte, den Dienſt der alten Götter abgeſchworen zu haben.

Gleich nach Olafs Ankunft ſchritten nun die Männer raſch an's Werk. Auf dem Lieblingsplätzchen Fiona's, auf jener Klippe, die hinaus in die See ragte, ward mit emſigem Fleiße eine kleine Kapelle, der Mutter Gottes zu Ehren erbaut; bald war das Holz dazu gefällt, bald ſtand die Kapelle mit einem einfachen, ſchmuckloſen Altare da. Ein kleiner Thurm erhob ſich über dem Moosdache und ein Glöckchen, das ſie aus chriſtlichen Landen mitgebracht, wurde dort aufgehangen, die Bewohner des Strandes zum

heiligen Gebete zu verſammeln; der Tag Mariä Geburt wurde zur feierlichen Einweihung beſtimmt.

Olaf hatte gehofft, daß ſchon des Kreuzes Nähe den Zauber Fiona's löſen würde, aber er hatte vergebens gehofft. Aengſtlich in weiten Kreiſen ſchwamm der Schwan um den Todtenhügel und ſchien Scheu zu tragen vor dem heiligen Zeichen; aber Olaf ſowohl als der Prieſter verſuchten es, Fiona zu beruhigen, täglich unterrichtete ſie Olaf in dem Glauben der Chriſten und was die überzeugenden Worte des frommen Prieſters nicht wirkten, wirkte die allmächtige Stimme der Liebe. Mit jedem Tage ward Fiona's Scheu geringer, und obgleich ſie durch nichts ſich verſtändlich machen konnte, ſo zeigte ſie doch zur Freude Olafs, daß ſeine und des Prieſters Lehren in ihr Herz gedrungen waren, denn bald hielt ſie ſich gern am Ufer bei dem Kreuze auf.

Aber immer wollte das Vertrauen in Olafs Herzen nicht ſtärkere Wurzel faſſen, das Vertrauen, daß Gott ſeine Bitten erhö-

ren und der Unglücklichen ihre holde menschliche Gestalt wiedergeben möchte, und selbst des Priesters Trost und Ermahnung konnte ihn nicht ganz beruhigen; sein Herz hing zu sehr an dem Mädchen und noch gehörte es dem Himmel nicht allein an.

12.

An dem Tage vor Mariä Geburt war Alles zur feierlichen Einweihung der ersten christlichen Kapelle in Norwegen beendet. Feldblumen waren gepflückt und Kränze, von Laub und Blumen geflochten, schmückten Pforte und Altar, auf welchem ein Muttergottesbild aufgestellt war. Der Priester brachte mit seinen Begleitern den Abend in stillem Gebete zu, Olaf aber, den heute eine unaussprechliche Angst zum See trieb, verweilte nicht so lange bei den frommen Männern und schlich nach dem Todtenhügel, wo er gewiß war, den Schwan zu finden.

Wie erstaunte er, als er durch die Stille des Abends leise Töne vernahm, die immer

näher und näher zu kommen schienen, Töne, wie er sie noch nie gehört, weich und schmelzend, als wenn ein sanfter Abendwind die goldenen Saiten einer Harfe berührt. Die Töne ergriffen ihn wunderbar, er wähnte, es sey die Stimme eines Engels, der vom fernen Himmel herab zu Ehren der heiligen Mutter eine Hymne anstimme, die nur leise bis zu ihm dränge. Aber als er jetzt an dem Todtenhügel stand, den Schwan die Fluthen theilen sah und je näher er kam, desto vernehmlicher die Töne wurden, überzeugte er sich bald, daß dem Schwane der wunderbare Gesang entstieg und er schauderte zusammen, denn auch bis zu ihm war die alte Sage gedrungen, daß dem Schwan nur einmal, um sein Sterbelied zu singen, die Gabe des Gesanges würde. Er schauderte bei dem Gedanken, sank vor dem heiligen Kreuze nieder und bat den Gott der Christen, auch ihn aufzulösen, wenn der Schwangesang Fiona's Sterbelied sey.

Während er sich mit geängstetem Herzen zu Gott wandte, hatten die wehmüthigen Töne ununterbrochen sein Gebet begleitet und

hallten in kurzen Pausen noch immer, doch nur fern vom Ufer; es war als ob der Schwan sich heute nicht dem Todtenhügel nahen wolle. Olaf rief der Geliebten Namen, dessen Ruf er sonst so willig gefolgt war, heute aber blieb er fern. Da versuchte er es an einer andern Stelle des Ufers, ihn zu locken, unbeweglich schien er immer nur auf einer Stelle das Lied des Todes singen zu müssen. Olaf war ausser sich, der Vater war mit dem Nachen nach seiner Hütte geschifft und so war er am Ufer festgebannt und konnte nicht zu ihr.

Unruhig wanderte er während der kurzen Nacht längs dem See auf und ab, immer auf die Töne hörend und wenn der Wind sie zuweilen leiser zu ihm trug, lauschte und fürchtete er, daß sie verhallen möchten und mit dem Liede Fiona geendet habe.

So begann endlich der Tag den Wiederschein seines Licht-Gewandes in Osten zu zeigen und wie die funkelnden Sterne verloschen, verhallte auch allmälig des Schwanes Gesang und mit dem ersten rosigen Strahle

der Morgenröthe ward es still, nur die sanft plätschernde Welle begrüßte mit ihrem Murmeln den kommenden Tag, der Geburt der Himmelskönigin geweiht. Aengstlich pochte Olafs Herz, er wollte zu Gott, zu der heiligen Jungfrau sein Gebet erheben; aber sein Herz, seine Gedanken waren nur bei Fiona, nur nach dem See war sein trauernder Blick gerichtet.

Da sah er durch die Dämmerung den Schwan, und seine Empfindungen bei seinem Anblick, sein Gebet sprach sich in den Worten aus: Der Herr sei gelobt! Als aber der Weißgefiederte dem Ufer näher kam, traurig nach ihm aufblickte, kaum noch die Fluthen zu theilen vermochte und ihn jede Lebenskraft verlassen zu haben schien, da war die Freude schnell in Schmerz verwandelt. Du sangst dein Schwanlied, Fiona! rief er und streckte die Arme nach ihm, der endlich das Ufer erreichte. Olaf liebkos'te ihn, der Schwan legte traurig seinen Kopf an ihn an, sah mit halb gebrochenem Auge an ihm auf; es schien seine Todesstunde zu seyn.

Da trat die glühende Sonnenscheibe hinter der waldigen Höhe hervor und der fromme Priester, von einem Chorknaben und seinen Begleitern gefolgt, trat aus der Fischerhütte und als er an Olaf vorbeizog, sprach er: Verzweifle nicht, ungläubiges Herz, und folge mir!

Aber Olaf vermochte nicht den Sterbenden zu verlassen, er zögerte. — Da erschallte zum erstenmal das Glöcklein und rief zur heiligen Messe, und ein Schauer durchzuckte bei diesem Tone den sterbenden Schwan, hoch hob er das gesenkte Haupt, breitete mit der letzten Kraft noch einmal die Flügel, als ob er sich zu dem blauen Aether aufschwingen wolle; der Wind rauschte durch sein Flaumgefieder und als das Glöcklein noch einmal tönte, sank die befiederte Hülle und Fiona, das holde Mädchen, stand entzaubert vor ihm.

Komm! rief Olaf, ohne sie in seine Arme zu schließen, ohne einem Gedanken sündlicher Liebe Raum zu geben, nur an seinen Gott und dessen Barmherzigkeit denkend.

Komm, Geliebte, dem allmächtigen Gotte an den Stufen seines Altares für deine Errettung zu danken. — Komm, Fiona! Er zog sie mit sich fort, sie folgte ihm willig, sank an dem Altare neben ihrem Geliebten nieder und ihr Herz öffnete sich dem Strahle des heiligen Lichtes, ihr Gebet stieg stumm aber heilig zum Himmel empor. — Und zum erstenmal ward auf Scandinaviens Halbinsel der Name des Höchsten, einzigen Gottes vor seinem heiligen Altare gepriesen.

Noch den nämlichen Tag empfing Fiona die heilige Taufe und wurde Maria genannt, Olaf, der früher schon in die Gemeinschaft der christlichen Gemeinde getreten war und den Namen Joseph bekommen hatte, fühlte sich nach Kurzem in den Armen seines geliebten Weibes ganz glücklich, und bald durchdrang, von dem frommen Paare verbreitet, das Licht des Christenthums, wie die Strahlen der Sonne durch dunkle Wolken, Norwegen, die Altäre Odins und Freya's sanken vor dem Altare des alleinigen Gottes in Staub.

13.

Ein Jahr war verflossen, während welchem die frommen Ansiedler das Land durchzogen und die christliche Lehre verbreitet hatten, und als längs der Küste und in den Gebirgen das Meßglöcklein überall die Gläubigen zu den Kapellen rief, kehrten sie nach ihrer Hütte zurück, um hier in stiller Einsamkeit sich ihres Glückes zu freuen und dem Frieden ihres Herzens zu leben, als eines Abends ein Mann von finsterm, verstörtem Ansehn den Felsen herabstieg. Bald erkannte Marie in ihm Rolf, den riesigen Jäger. Er war lange in den Liebesnetzen der Priesterin verstrickt geblieben, die ihn in der Gestalt Fiona's getäuscht hatte. Endlich hatte er den Betrug bemerkt und sich ihr entziehen wollen; sie aber hatte nun Gewalt über ihn und hielt ihn fest, bis auch in Drontheim Freya's Altar umgestürzt wurde, und ihre Zaubermacht dahin war.

Er eilte nun zum Wodna-See, durch den bösen Zauber an Geist und Körper zerrüttet; doch fand er bald unter den Fron-

men die Klarheit des Geiſtes, die Reinheit des Herzens wieder, und baute, ſeine Sünden zu büßen, unſern der alten Königsburg eine Einſiedelei, wo er durch frommen Wandel die zu ihm Pilgernden erbaute. Fiona, an der er immer noch mit frommer, reiner Liebe hing, drückte ihm bald nachher das gebrochene Auge zu.

Der Myrthenkranz.

Eine böhmische Sage aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Auf dem Wege von Prag nach Eger ritt der Rittmeister von Gemmingen, von des Rheingrafen Regiment, mit seinen zwei Dienern und einigen Bewaffneten. Er war in einem Scharmützel vor Prag, den Tag bevor Königsmark dort einzog, verwundet worden und des Kriegwesens und des ewigen Herumtreibens im lieben deutschen Vaterlande müde, zog er in seine Heimath, nach Franken zurück.

Die Sonne sank schon hinter waldumkränzte Höhen, düster breiteten sich die Schatten über seinen Weg, und noch hatte er keine Herberge gefunden, denn in diesen unglücklichen Zeiten lagen die Dörfer öde und verlassen, und nur selten erblickte man an der Landstraße eine einzelne Hütte, die der Wuth des Krieges getrotzt und in dieser alleszerstörenden Zeit sich erhalten hatte. — Schweigend ritt er immer zu und überdachte das Dunkel seines Jugendlebens. — Sonder-

bare Schickſale waren ihm auf kurzem Lebenswege begegnet. Sein Vater, ein ruhiger Landedelmann, hatte durch den Krieg ſein Vermögen verloren und war dadurch gezwungen worden, Dienſte unter Wallenſtein zu nehmen, um ſich und die Seinigen zu erhalten. Die ſorgſame Mutter hatte ihr einziges Kind treu gepflegt und zu allem Guten und Edlen erzogen; nur war in der Zeit der Noth der religiöſe Sinn dieſer edlen Frau in Schwärmerei übergegangen und dieſe ſuchte ſie auch ihrem geliebten Rudolph mitzutheilen. Es gelang ihr zum Theil. Sein jugendlicher Kopf füllte ſich mit überſpannten Ideen und ein alter Diener, der trotz ſeines Glaubens, bei Leipzig und Lützen unter Guſtav Adolphs Fahnen gefochten hatte, trug zu der Richtung, welche der Flug ſeines Geiſtes nahm, nicht wenig bei. Doch nicht zu dem Religiöſen neigte ſich dieſe Flamme, das Soldatenleben begeiſterte ihn und führte ihn, als ſeine Mutter plötzlich ſtarb und der Vater bei dem Heere in Italien entfernt war, zu den ſchwediſchen Fahnen. Das neidiſche Schickſal ließ ihn in der Schlacht bei Breitenfeld, als er eben von Torſtenſon zum

Lohne seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister ernannt worden war, seinen Vater unter den verwundeten Feinden finden, und mit Grauen erfuhr er von dem Sterbenden, daß des Rheingrafen Regiment ihn niedergeworfen habe. Der Vater starb in seinen Armen, ohne ihm vergeben zu haben, daß er dem Feinde des katholischen Glaubens anhing, und das ernste, kalte Lebewohl, mit dem er von ihm schied, ließ in des Jünglings Brust einen Trübsinn zurück, den nicht das Toben des Krieges, nicht der frohe Jubel seiner Krieggefährten verscheuchen konnte. So ward er leicht des Krieghandwerks müde, und erwartete mit Sehnsucht die frohe Kunde des Friedens, nach welcher das hartbedrängte Deutschland sich schon so lange gesehnt hatte.

In sich gekehrt und nicht auf die Mahnung seiner Diener achtend, daß die Sonne schon untergegangen und noch keine Herberge in der Nähe sei, wurde er plötzlich durch den Anblick eines alten beim Glanz des aufsteigenden Mondes wundersam erhellten Schlosses, das von der Landstraße seitwärts aus dunkeln Kiefern hervorragte, aus seinem Sinnen ge-

weckt. Ein Weg, der eben nach diesen alten Ueberresten der Vorzeit links abzuführen schien, ließ ihn einen Augenblick sein müdes Roß anhalten und nach kurzem Ueberlegen wandte er den treuen Rappen auf diesen seitwärts gehenden Pfad. — Immer düstrer wurde es um ihn her, je schmaler der Weg, desto dichter wurde der Föhrenwald, und seine Einbildekraft, gewohnt, alles sich schauerlich zu malen, führte ihm geschäftig mancherlei Bilder und Gestalten vor die Seele, während seine Diener vorsichtig ihre Büchse von den Schultern nahmen, von ihren Lunten die Asche am Sattelknopfe abklopften und rechts und links spähend, schweigend folgten.

Doch bald wurde die Aussicht lichter, — über eine grüne Wiese hinweg, in deren Thau der Mondstrahl sich tausendfarbig spiegelte, ritten sie einem Bergbegrenzenden Walde entgegen, auf dessen Gipfel die vorhin erblickte Burg zu liegen schien. Sie mußten absteigen, ihre Rosse am Zügel leiten und langsam die steile Höhe, nach deren Gipfel nur ein schmaler Fußsteig führte, über manche vom Sturm umgestürzte Fichte hinaufklimmen. Endlich lichtete sich der Wald und

im Glanze des hellsten Mondscheines lag das alte Gemäuer vor ihnen wie ein schwarzer Trauermantel, welchen der Mond Grauenerregend bestrahlt. Nur ein schwaches Licht, welches ihnen aus einem der kleinen Bogenfenster entgegenblickte, gab ihnen den Trost, daß diese öde Burg bewohnt sei und je näher sie kamen, desto deutlicher formten sich getegelte Gestalten, und die Hoffnung hier ein Nachtlager zu finden, wurde zur Gewißheit. — Jetzt standen sie vor der aufgezogenen Brücke, sie riefen mit lauter Stimme, Niemand antwortete. Da befahl Gemmingen einem der Gewappneten ein lustiges Liedchen auf seiner Trompete zu blasen, und alsbald antwortete des Thurmwächters Horn mit gellenden unmelodischen Tönen. Ein Fenster des hervorspringenden Thurmes öffnete sich und eine Stimme fragte nach ihrem Begehr.

Wir bitten um Einlaß, erwiederte Gemmingen in sanftem Tone: ein verwundeter schwedischer Officier hält hier mit weniger Begleitung und ersucht um ein freundliches Nachtquartier.

Wie viel sind Eurer? fragte die nämliche Stimme.

Sieben! entgegnete der Rittmeiſter.

Eine böſe Zahl! ſchallte es aus dem Thurme; doch wartet ein Weilchen, ich will es an den Herrn berichten!

Alles war wieder ruhig. Ein Käuzchen, das auf der Zinne des Thurmes ſaß und grämlich in das helle Mondlicht hinein ſah, unterbrach nur zuweilen dieſe Stille mit ſeinem heiſern Gekrächze, doch bald öffnete ſich das Fenſter wieder und die vorige Stimme ſagte freundlich: Werther Herr! zieht Euch bis hinter das heilige Häuschen dort am Wege zurück, dann will ich hinaus kommen und wie es in dieſen böſen Zeiten wohl nothwendig iſt, und es meine Pflicht erheiſcht, ſpähen, ob mit Eurem Einlaß keine Gefahr verbunden ſei.

Den Rittmeiſter verdroß dieſes Mißtrauen, aber ſein Arm ſchmerzte ihn mehr als je und Ruhe war ihm, ſeinen Begleitern und den Roſſen nöthig; er ritt daher mehrere hundert Schritte zurück und erwartete dort die Ankunft des vorſichtigen Dieners.

Dieſer erſchien bald, zählte das Häuflein ſeiner Gäſte, ſpähte überall umher, ob nicht in der Entfernung jemand verborgen ſei und

da er nichts Verdächtiges fand, pfiff er und alsbald rasselte die Zugbrücke, welche hinter ihm schnell wieder aufgezogen worden war, nieder.

Verzeiht, mein werther Herr, unterbrach der Alte das Schweigen, indem er neben Gemmingen über die Brücke ging: verzeiht meine unbescheidene Vorsicht. In diesen Zeiten, Ihr kennt sie besser noch als ich, ist ein verrammeltes Thor sicherer als Wort und Handschlag, und nur durch Vorsicht schützt man sich vor den herumziehenden Schnapphähnen, die überall das Heer als Geißel der armen Landleute umschwärmen.

Unter diesem Gespräche gelangten sie an das äußere Thor. Vorsichtig ritten sie durch ein finsteres Gewölbe, das sie in geborgener Richtung zum innern Hofe führte und als ihnen der Schein einer matten Lampe auf der entgegen gesetzten Seite ein Fallgitter zeigte, als sie hörten, daß das Thor sich hinter ihnen schloß, fragte Gemmingen seinen Führer mit ernster Stimme: was soll das?

Ohne diese Frage zu beantworten, sagte der einsilbige Castellan, auf einen Mann deutend, der mit einer Fackel aus dem Thur-

me kam, zu den gewappneten Schweden: Führt Eure Pferde in jene Ställe, wohin Euch dieser geleiten wird, Ihr anderen Herren habt die Güte, mir zu folgen.

Die alten Krieger sahen ihren Rittmeister fragend an, er winkte, sie folgten. Das Fallgitter öffnete sich, sie zogen durch ein zweites Gewölbe, weniger tief, weniger gekrümmt, und standen nun endlich in dem innern Hofe eines alten geräumigen Schlosses, dessen wenige Fenster fast alle erleuchtet waren, und wo ein reges Treiben und Gehen der Diener ihm sattsam zeigte, es werde bewohnt.

Habt die Güte abzusteigen, gnädiger Herr! sagte nun der Castellan höflichst: und erlaubt mir, daß ich Euch im Namen meines Herrn, des Grafen Podiebrad, willkommen heiße. Er ist zwar hier im Schlosse, jedoch zu diesem Augenblicke verhindert, Euch selbst zu empfangen, wie es sich wohl gebührte.

Gemmingen war abgestiegen und folgte dem Castellan. Eine breite Treppe führte zu der großen Thüre, welche des Alten Schlüssel öffnete. — Sie traten in einen Vorsal, der mit Gemälden geschmückt war, schritten

die Treppe hinauf durch lange schwach erleuchtete Hallen in ein großes Zimmer, der alte Diener des Rittmeisters folgte mit einem Theile des Gepäcks.

Hier, gnädiger Herr! sagte der Castellan, die Kerze auf einen eichenen Tisch setzend, welcher in der Mitte des Zimmers stand: hier macht es Euch bequem, bald bin ich wieder bei Euch, mich nach Euren Befehlen zu erkundigen. Er verneigte sich und ging.

Herr! sagte Curt: hier ist es nicht geheuer, wir sind den Böhmen in's Netz gerathen; herein sind wir, besser wär's, wir wären erst wieder hinaus.

Schweig, unterbrach ihn Gemmingen verdrießlich, ob gleich er seinem treuen Diener nicht ganz Unrecht geben konnte und legte die Sturmhaube und den Küraß ab, warf sich in einen mit schwarzem Leder beschlagenen Sessel und schaute in seiner neuen Wohnung umher. Vor ihm hingen an der mit grün wollenem Zeuge ausgeschlagenen Wand, wo hie und da die goldenen Leisten noch den ehemaligen Glanz verriethen, zwei sonderbare Bilder; das eine stellte einen jungen Ritter in Haustracht

vor, wie sie ungefähr zu Zeiten des Königs Ottocar gebräuchlich gewesen sein konnte. Langes gelbes Haar rollte über sein meergrünes Wamms, eine schneeweiße Dogge stand ihm zur Seite und sah aufmerksam nach ihm hinauf, der Jüngling hatte die linke Hand auf sein Herz gelegt und den Blick nachdenkend auf einen Falken gerichtet, der auf seiner Rechten saß.

Auf dem zweiten Bilde, welches in einiger Entfernung hing, lag eine Jungfrau im weißen Sterbegewande, die Hände gefaltet, ausgestreckt auf einem Ruhebette. Die Bläße ihrer Wangen, das geschlossene Auge zeigte, daß sie verschieden sei, ihre Züge waren schön, und selbst verblüht, umgab sie noch ein unwiderstehlicher Zauber. Zu ihren Füßen saß eine andere Jungfrau, gleichfalls schön, doch thronte ein finsterer Ernst auf ihrer Stirn, sie sah düster, stier vor sich hin und zerpflückte einen Myrthenkranz, auf den ihre Blicke unverwandt gerichtet waren.

Beide Gemälde waren alt und hie und da schadhaft, man sah jedoch noch deutlich, daß sie ein wackrer Meister gemalt haben mußte. Gemmingen konnte sein Auge nicht

von

von ihnen wenden, bald zog ihn der meergrüne Ritter mit seinem langen blonden Haar, bald der sanft entschlummerte Engel an, bald ergriff es ihn sonderbar, sah er die finstere Gestalt, die in dumpfem Brüten auf den zerpflückten Myrthenkranz niederschauete. Endlich schweifte sein Blick weiter im Zimmer umher, ohne etwas Bedeutsames zu finden. Ein großes Bett mit Vorhängen von grünem Serge, mehre mit schwarzem Leder beschlagene Stühle und ein langer Spiegel, dessen goldner Rand nur noch Spuren ehemaligen Glanzes zeigte, war alles, was dieses Gemach enthielt.

Curt packte, während sein Herr mit inniger Theilnahme auf die Gemälde sah, den Mantelsack aus, holte Leinwand, Charpie und heilende Salbe; und wie ein treuer Diener in damaliger Zeit pflegte, war er im Begriff, das Amt des Wundarztes zu verrichten, als die große Flügelthür sich öffnete und der Castellan, gefolgt von zwei Dienern, hereintrat, welche gefüllte Becher und dampfende Schüsseln trugen.

Ein Ereigniß, das für heute wenigstens die Ruhe unsres Schlosses stört, sagte er,

indem er ein weißes Tuch über den runden Tiſch breitete: hindert meinen Herrn, Euch aufzuwarten. Er läßt um Entſchuldigung bitten; und ich thue desgleichen, wegen des kärglichen Mahls, das ich Euch vorſetzen muß.

Mir wäre Ruhe wohl heilſamer als Speiſe und Trank, ſagte Gemmingen, und wies auf ſeinen verwundeten Arm, den er in der Binde trug: denn meine Wunde ſchmerzt ſehr, ich fürchte faſt, der Ritt iſt mir ſchlecht bekommen.

Verwundet? mein Gott! ſagte der Caſtellan, und wo?

Vor Prag.

Iſt der Graf Königsmark ſchon eingerückt? fragte er vorlaut: — denn daß Ihr ein Schwede ſeid, ſagt mir Eure Feldbinde und die kennen wir genau.

Ich weiß nicht! erwiederte Gemmingen kurz abgebrochen und reichte den Arm ſeinem Diener, der vorſichtig den Verband abnahm und kopfſchüttelnd die Wunde reinigte. —

Sehr erhitzt, lieber Herr! ſagte er: legt Euch zur Ruhe.

Ei, ei! meinte der Castellan, der hinzugetreten war und sorgsam die Wunde beschauete: möchte Euch fast unsern Meister Wilhelm schicken, er ist in der Heilkunde wohl erfahren.

Laßt nur! laßt! unterbrach ihn Curt brummend.

Sagt mir, lieber Freund! nahm Gemmingen das Wort: — Was bedeuten diese für mich so anziehenden Gemälde, die ich den ganzen Abend betrachten möchte und doch am Ende alle wunderliche Gedanken, die sie in mir erwecken, nicht zu ordnen verstände.

Es sind Familienbegebenheiten, traurige Ereignisse, antwortete der Alte ernst, verbeugte sich ehrerbietig und wünschte eine gute Nacht.

Nur bald zu Bett! bat jetzt Curt seinen Herrn, der immer noch, als seine Wunde schon längst verbunden war, nachdenkend auf seinem Lehnsessel saß und mit den Gemälden beschäftigt zu sein schien; da jedoch die Erinnerung und Mahnung nichts half, verließ er das Zimmer, um den übrigen Theil des Gepäcks herauf zu holen. Gemmingen trat indessen an den besetzten Tisch,

nahm einen gefüllten Becher, trank nur wenig und konnte sein Auge noch immer nicht von den anziehenden Gemälden wenden. Er trat ihnen näher, nahm eine Kerze und betrachtete sie aufmerksam; da gewahrte er in der Wand zwischen beiden eine Spalte, er untersuchte und fand eine verborgene Thür, die er schnell öffnete. Neugierde, wohl auch die in den damaligen Zeiten so nöthige Vorsicht, lockte ihn aus seinem Zimmer, die heimliche Thür schien ihm wohl einer Untersuchung werth. Er nahm die Kerze, trat hinaus und gelangte durch eine Reihe halb verfallener Zimmer, in welchen nur hie und da alter unbrauchbarer Hausrath stand, in einen hohen Saal, den Familienbilder schmückten. Es schien ein förmlicher Stammbaum des hier wohnenden Geschlechts zu sein, der sich bis in dunkle Zeiten hinauf hob, denn Kleidung, Rüstung und die Gemälde selbst zeigten die Verschiedenheit der Zeitalter, in denen diese Ritter und Frauen gelebt hatten und abconterfeit waren. Sein erster Blick suchte den blondgelockten Jüngling, er schweifte überall umher, doch vergebens, nicht die mindeste Aehnlichkeit,

nicht ein Bild was ihm glich; aber die beiden Jungfrauen fand er wieder. Die Bleiche, Entschlafene stand hier schön geschmückt im bräutlichen Gewand, den Myrthenkranz im Haar, die andre im einfachen Hauskleide, ihren Rosenkranz in der Hand betend. Lange schaute er noch im Kreise der alten Ritter und Frauen umher und betrachtete die ehrwürdigen Gesichter, bis es ihm endlich unheimlich bei ihnen wurde. In einem hohen, finstern gothischen Saale, wo alles Tod, Vergänglichkeit und Oede ausspricht, und nichts dem Blicke zeigt, als die alten Gewaffneten, oder die ehrbaren Hausfrauen in steifer Tracht der Vorzeit, die mit ernsten Blicken von der Wand auf uns herabschauen, da gewinnen endlich diese todten Bilder Leben, wir sehen den Geist aus diesen starren Augen uns entgegen blitzen, und wo sich unser Blick hinwendet, sieht ein finsteres, ernstes Auge auf uns nieder; Alles bekömmt nach und nach Regung und Leben, und wir sehen den Augenblick sich nahen, wo die Gespenstigen, ihre Stelle verlassend, ernst auf uns zuschreiten und uns fragen werden: Was suchst du hier?

Auch Gemmingen wurde es unheimlich, er warf noch einen scheuen Blick auf die bräutliche Jungfrau und verließ den Saal, wo der dumpfe Schall der eigenen Tritte seine Schritte beflügelte.

Er trat in einen langen Bogengang, der, so wie es schien, in einen andern Theil des Schlosses führte. Alles war hier still und öde, nur sah er in dem entgegengesetzten Theile des Gebäudes Licht und Leben, er wollte dahin, doch bald war der Gang zu Ende, eine Thüre schloß ihn, er öffnete sie, strauchelte, indem er in einem finstern Gemach einige Stufen hinabschreiten mußte, die Kerze fiel hinab und verlosch.

Da stand er nun allein in rabenschwarzer Finsterniß, nur von Bildern und Ahnen begleitet, die seine Phantasie um ihn her versammelte. Der Wind pfiff durch einen offenen Kamin, und wehte die Funken der noch glimmenden Kerze in dem dunklen Zimmer umher, die Fenster klirrten, er tappte nach dem Eingange, doch da er die Richtung verfehlt hatte, konnte er die Thüre nicht wieder finden. Da sah er durch einen Ritz den Schein eines Lichts, er schlich leise hin,

fand die Klinke einer Thür, öffnete sie, und vor ihm lag am andern Ende des Zimmers auf einem Ruhebette eine bleiche weibliche Gestalt, blond ihre Locken, weiß ihr Gewand, wie auf dem Bilde von oben, zu ihren Füßen saß eine Jungfrau mit schwarzen Locken, die Hände gefaltet und schien zu beten. Zwei Wachskerzen, die neben dem Ruhebette auf einem kleinen Tischchen standen, warfen nur einen matten Schein auf diese bewegungslosen Gestalten.

Gemmingen stand wie gebannt. Ein eisiger Schauer durchrieselte ihn. Er sah die lebenden, doch erstarrten Figuren, das Gemälde aus seinem Zimmer hier plastisch vor sich, nur der Myrthenkranz fehlte. Noch stand er so, als die Jungfrau, die am Bette saß, die schwarzen Locken von ihrer Stirn strich, aufsah, ihn gewahrte und mit einem leisen Schrei aufsprang, und ihm entgegentrat. Ach! vermuthlich unser Gast, ich sehe es an dem Arm in der Binde, sagte sie mit einnehmender Stimme.

Verzeihung, mein Fräulein! erwiederte Gemmingen sich kaum fassend: der Zufall führte mich hierher.

Still, ja still! — unterbrach ihn die Schwarzgelockte: meine Schweſter ſchläft, Ruhe iſt ihr nöthig. Sind Sie ohne Licht?

Die Kerze erloſch.

Hier, nehmen Sie! ſagte die Jungfrau, indem ſie eine Wachskerze vom Tiſchchen holte und ſie ihm reichte. Gute Nacht! Wie gebannt blieb Gemmingen vor ihr ſtehen. Sie beſah ihn mit forſchenden Blicken. Gute Nacht! wiederholte ſie, verbeugte ſich und ging zu der ſchlummernden Schweſter zurück.

Auch Gemmingen ging, wieder über den langen Gang und trat in den alten gothiſchen Saal, wo für ihn die alten Ritter und Frauen, die ihn ernſt zu begrüßen ſchienen, noch lebten. Sein Blick ſchwebte an ihnen vorüber, er ſuchte die bräutlich Geſchmückte, und die Jungfrau mit dem Roſenkranz in der Hand, warf nur einen flüchtigen Blick auf ſie, und eilte, als ob ihn alle dieſe Bilder verfolgten, auf ſein Zimmer.

Da fand er den treuen Curt ſorgſam ſeiner warten. Doch ohne ihn zu bemerken,

rief er mit sonderbar schauerlichem Ton vor sich hin: Ich habe sie gesehen!

Zu Bette, nur zu Bette, lieber Herr! mein Gott, wie schnell Euer Puls schlägt! sagte der Diener, und mechanisch duldete Gemmingen, daß er ihn entkleidete. Das hohe Gastbett nahm den Kranken auf, und den Blick nach den beiden Jungfrauen gerichtet, schlummerte er ein.

Als er erwachte, war es Nacht. Eine Kerze brannte auf dem Tische und die Bilder zeigten sich ihm in schauerlichem Helldunkel. Sein Arm schmerzte, er richtete sich in die Höhe, und seine Sinne sammelnd, starrte er vor sich, als der untere Vorhang des Bettes zurückgeschlagen wurde, und eine Jungfrau, einen Rosenkranz in der Hand, vor ihm stand, und ihn mit weit geöffneten Augen ansah. Gemmingen fuhr erschrocken zurück, doch behielt er sie fest im Auge. Auch sie blickte forschend nach ihm hin. Aber plötzlich verschwand sie, er hörte nur ein vernehmliches Gemurr und ein

leises Stöhnen: Sein Haar sträubte sich empor, jetzt hörte er rauschen, die Gestalt nahte wieder und stand wie vorhin vor seinem Bett, sein Curt hinter ihr die Augen sich reibend. Die Jungfrau verneigte sich jetzt schweigend und verschwand durch die Tapetenthür. Gott gedankt, lieber Herr! daß Ihr so sanft geruht habt, wir waren recht um Euch besorgt, rief endlich Curt aus.

Sahst Du sie? fragte Gemmingen nach der Thür zeigend.

Wen? lieber Herr!

Dort, dort verschwand sie!

Barmherziger Gott! unterbrach ihn Curt: das war ja Fräulein Elisabeth, die Euch sorgsam gepflegt und Eure Wunde verbunden hat.

Mich verbunden, diese Gestalt?

Ja wohl, lieber Herr, seit den acht Tagen, daß wir hier sind, hat sie treu für Euch gesorgt, so oft die Krankheit des andern Fräuleins es ihr erlaubte, ist sie nicht von Eurem Bette gewichen.

Hab' ich denn so lange geschlafen? fragte Gemmingen, und schaute nachdenkend vor

ſich, als ob er die vergangenen Tage vor ſeinem Blick ſammeln wollte.

Nicht geſchlafen, lieber Herr, berichtete ihm der alte Curt. In Fieber-Phantaſie habt Ihr gelegen, und wahrlich, Meiſter Wilhelm, wie ſie ihn hier nennen, hat Wunder an Euch gethan.

Alſo krank war ich, guter Alter und um acht Tage meines Lebens hat mich mein Fiebertraum betrogen? Er ſah hierbei ermattet vor ſich nieder.

Nehmt dieſe Arzenei, lieber Herr, bat jetzt Curt eine Flaſche ſchüttelnd, goß den Trank in eine ſilberne Schale und reichte ſie ſeinem Herrn. Trinkt nur, fuhr er fort: Meiſter Wilhelm hat es ſo verordnet. Gemmingen trank, ſah noch einmal auf zu den Bildern, und zum erſten Mal trat Leben in die dunkeln Geſtalten ſeiner Einbildekraft. Die barmherzige Schweſter, die an ſeinem Krankenlager gewacht hatte, verdrängte die todten Bilder und er erkannte in ihr die Jungfrau, die er neulich am Krankenbette der Entſchlummerten geſehen, die ihm eine Kerze gereicht hatte, und ein tiefer Seufzer entfloh ſeiner Bruſt. Noch an ſie denkend

ſchloſſen ſich ſeine Augen wieder, und er entſchlief ſanft unter dieſen wachen Träumen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch im Mittage, als er erwachte. Vor ſeinem Bette ſah er eine kleine Geſtalt, welche den Rükken nach ihm gekehrt, die Gemälde zu betrachten ſchien. Es war ein alter Mann, deſſen weißes Haar unter dem ſchwarzen Sammtkäppchen nur ſpärlich hervorſchauete, ein braunes Hauskleid deckte den hagern Körper, und die grauen Strümpfe, welche die dünnen Beine umgaben, waren vom Zahne der Zeit ſchon ziemlich zernagt. Er ſchien in ſeinen Beobachtungen verſunken und ſchüttelte nur manchmal bedenklich den Kopf.

Ihn näher zu betrachten, veränderte Gemmingen ſeine Lage, der Alte mochte dies bemerken, er wendete ſich und trat näher. Auf ſeinem Geſichte ſchwebte ein heiteres Lächeln, überhaupt lag in ſeinen Zügen das Zutrauen-Erweckende, was ſo leicht zum Herzen ſpricht.

Ihr habt sanft geruhet, Herr von Gemmingen, sagte er freundlich und faßte nach dem Pulse.

Seid Ihr vielleicht Meister Wilhelm? fragte der Kranke.

Der bin ich.

Ihr treibt die Heilkunde?

Ich treibe so mancherlei hier auf diesem Schlosse, bin Arzt, Meistersänger, Mundschenk und Geheimschreiber. Ihr seht, ich vereine viel in meiner kleinen Person.

Ich bin Euch Dank schuldig.

Wofür? für die Kräuter, die ich sammelte und aus denen ich Euch einen kühlenden Trank bereitete? Für sonst etwas wüßte ich nicht, denn Pflege und Wartung übernahm Fräulein Elisabeth, die Ihr, wie ich hörte, bei Eurem Erwachen hier sahet.

Und die dem Fräulein gleicht, das im alten Rittersaale abconterfeit hängt; ich meine die Jungfrau, welche den Rosenkranz betet.

Das wolle Gott nicht! sagte der Alte schnell.

Und weshalb nicht?

Kennt Ihr die Geschichte dieser hier Abconterfeiten? fragte der Alte ernst und zeigte nach den Bildern.

Wie sollte ich, — doch meine ich diese nicht, die den Kopf mit den schwarzen Rabenlocken senkt, und so ernst vor sich hin blickt. — Ich meine das andächtige Fräulein im Saale.

Sind beide eins, nur jene gemalt in der Zeit, als sie noch dem Himmel gehörte, diese aber, als sie sich der Hölle übergeben hatte, sagte Meister Wilhelm. Gemmingen sah bei diesen Worten starr auf das Gemälde. Ihr wünscht wohl den Sinn meiner Worte zu erfahren? — Nun wohlan, erst diesen Trank, dann laßt mich Eure Wunde verbinden und ist das geschehen, so will ich Euch mit der ernsten Geschichte unterhalten, die Ihr wissen könnt, da sie vor Niemand ein Geheimniß ist.

Er nahm den Verband ab und lächelte. Ist doch die Ruhe des Menschen beßter Arzt. Wenn das Blut hübsch gleichmäßig und gelassen zum Herzen strömt, fuhr er fort, das heilende Pflaster auflegend, und vom Herzen wieder zurück durch alle Adern, dann

treten nur kühlende Säfte in die Wunde, lindern Entzündung und Schmerz und es wird dem Arzt so leicht zu helfen. Wo aber das Blut wild durch die Adern rollt — Indessen, unterbrach er sich selbst, indem er die Binde befestigte — wozu über Dinge mit Euch reden, die Euch gleichgültig sein müssen, da Ihr jetzt auf meine Erzählung harrt, darum laßt den Arzt schweigen und befehlt dem Geheimschreiber zu reden.

Gemmingen winkte ihm freundlich; er setzte sich zu den Füßen des Bettes und hob an:

Vor langer, langer Zeit, es soll in den Tagen Kaiser Adolphs von Nassau gewesen sein, lebte ein Ur-Ahn des Geschlechtes der Podiebrad auf diesem Schlosse in stiller Eingezogenheit. Zwei Töchter hatte ihm der Himmel geschenkt, Sibylle, die ältere, das Fräulein mit schwarzen Haaren, den Rosenkranz in ihrer Hand, die nämliche, welche hier den Myrthenkranz zerpflückt, war des Vaters Augapfel. Weniger liebte er Hedwig, die jüngere, die Ihr im Saale als Braut, hier aber auf dem Todtenbette erblickt. — Sie war ein stiller, sanfter Engel, anspruchlos und demuthvoll und ihr reiner, stiller

Sinn war nicht so hochfahrend und stolz als der der ältern Schwester.

Da trug sich's zu, daß die Schwestern, als sie von einer Wallfahrt nach St. Marien vom Brunnen zurückkehrten, einem Ritter mit einem Falken auf der Hand begegneten. Er grüßte freundlich, doch in dem Augenblicke schwebte ein Reiher über ihnen, er ließ den Falken los und folgte dem Vogel so schnell, so sehnsuchtvoll, wie die Blicke der Schwestern ihm folgten. Der Falke schwang sich hoch in die Luft, hoch und immer höher, bis er über dem Reiher schwebte und nun mit Pfeilschnelle auf seine Beute herabstürzend, ihn nieder drückte und mit ihm zu den Füßen der beiden Fräulein sank.

Auch der Ritter kehrte zurück, lockte den Falken ab und entschuldigte sich bei den Jungfrauen und ihren Begleitern, daß er sie durch seine Jagd in ihrem Wege aufgehalten habe. Doch sah er nicht auf seinen Falken, der sich gehorsam auf seine Faust setzte, er sah nur in das blaue Auge der erröthenden Hedwig, die, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, nicht umhin kon-

te, noch einmal nach dem schönen Jäger umzuschauen.

Lange soll der Ritter auf dieser Stelle gehalten und gedankenvoll seinen Falken stier angeblickt haben. Endlich gab er seinem Rosse die Sporen, jagte dem Zuge nach, fragte einen Zurückgebliebenen nach dem Namen des Fräuleins und kaum wußte er ihn, als er heimkehrte, sich wappnete und hieher nach diesem Schlosse trabte. Die Minne soll selbst den Rossen Flügel geben, er gelangte auf Nebenwegen früher an als die Jungfrau selbst, wurde vom alten Grafen herzlich empfangen und — wozu eine lange Erzählung — nach kurzer Zeit stand er mit Fräulein Hedwig am Altar, der Priester seguete den Bund.

Aber der Böse säet auch sein Unkraut auf den heiligsten Boden, wie viel leichter nicht in das Herz einer liebesiechen Jungfrau. Auch in Sibyllens Auge war der Ritter von Eger der schönste Mann, den sie je gesehen, auch sie wünschte an seiner Hand an den Altar zu treten, doch war all ihr Wünschen und Hoffen vergebens; er hatte ihren Lockungen widerstanden, wies die Arme vielleicht

zu streng zurück und der Böse erhielt Gewalt über sie. Als unter Jubel und Trompetenschall die Gäste die selige Braut in das Hochzeitkämmerlein begleiteten, blieb sie bei ihr zurück, half ihr sich auskleiden, nahm mit zitternder Hand den Myrthenkranz aus ihren Locken, übergab ihn mit finsterem Blick dem Gatten und sagte ihm höhnisch lächelnd eine gute Nacht. Doch nicht lange, so stürzte der Ritter aus dem Gemache hin zu dem Vater der geliebten Gattin. Todt! rief er aus, todt ist meine Hedwig! Alles stürzte in das hochzeitliche Zimmer, da lag, wie Ihr hier seht, Hedwig erstarrt und leblos und am Bette saß Sibylle und zerpflückte den Myrthenkranz. Sprachlos, unbeweglich blieb sie sitzen, sah nur auf die herabfallenden Blätter, lachte höhnisch und schien die Umstehenden nicht zu bemerken. Gott hatte sie ihrer Sinne beraubt, als sie triumphirend auf die gemordete Schwester schaute und so verschloß ihr der barmherzige Vater die Pforte der Reue, sie blieb der Hölle, der sie sich geweiht hatte.

Dies deutet das Bild. Eine Sage geht: Sibylle wandle öfters, wenn eine merkwür-

dige Begebenheit die Familie zu betreffen drohe, zu jeder Stunde, selbst am Tage umher, doch ist dies wohl nur eine Fabel, die Hölle entläßt ihre Gefangenen so leicht nicht und schon seit mehrern Generationen hat man schriftliche Nachrichten in dem Archive, daß die graue Frau, wie die Sage sie nannte, nicht erschienen sei und Jedermann hielt bis jetzt das Ganze für ein Mährchen aus den Zeiten des Aberglaubens.

Hielt es bis jetzt? unterbrach ihn Gemmingen gespannt: und weshalb nicht mehr?

Meister Wilhelm sah unmuthig vor sich hin und schwieg; endlich hob er an: Seit vielen Jahren habe ich selbst die gottlose Sibylle aufgefordert, mir zu erscheinen, ich habe hier um Mitternacht vor diesem Bilde, auch im Saale dort drüben gesessen und sie beschworen, sich mir zu zeigen, ich habe sie in Balladen geneckt und im Mondlicht, bei Sturm und Wetter und im Donner und Blitz ihr ein keckes Liedchen vorgesungen und sie höflichst gebeten, mir zu erscheinen, doch hab' ich nichts gesehen und Niemand hat seit Jahrhunderten die Wandernde erblickt. Nur an dem nämlichen Tage, als ihr bei

uns einrittet, nur wenige Stunden vorher, er stockte — Gemmingen streckte schweigend die rechte Hand nach ihm aus und ein herzlicher Händedruck bat ihn, fortzufahren. — Nur wenige Stunden vor Eurer Ankunft in diesem Schlosse, wandert Fräulein Jakobine durch diese öden Gemächer und als sie die Thüre zu dem Prunkzimmer öffnet, um einen Becher für ihren Vater von dort zu holen, steht eine lange geisterhafte Gestalt in grauem Gewande vor ihr und winkt mit drohender Gebehrde, daß sie sich entfernen solle. Der Schreck lähmt ihre Glieder, sie sinkt zu Boden, die Kerze verlöscht und so fand ich sie ohnmächtig liegen. Deshalb die Unruhe im Schlosse, als Ihr kamt, deshalb die Entschuldigung des Grafen, daß er Euch nicht, wie sich's gebühre, empfangen könne.

Sonderbar! fuhr Gemmingen auf: und sah außer dem Fräulein Niemand den Geist?

Niemand! selbst Fräulein Elisabeth nicht, die doch sonst so gern mit der Geisterwelt verkehrt und mit ihrem überspannten Gemüthe nur zu empfänglich für dergleichen Eindrücke ist. Gott sei gedankt, daß das Fräulein wieder hergestellt ist. Sie war sehr

ergriffen und es wäre schade um diesen holden Engel gewesen, wenn ein Gespenst ihrer Einbildung sie uns entführt hätte.

Die Wunde am Arme heilte schnell, die Wunde aber, welche Elisabeths Auge dem Herzen geschlagen hatte, wollte nicht heilen. — Diese Wunde hielt ihn auf dem Schlosse gebannt, wenn auch jene seine Abreise erlaubt hätte. Der alte Graf Podiebrad, ein guter, freundlicher Greis, nöthigte ihn überdies zu bleiben und seine völlige Wiederherstellung hier abzuwarten. Auch Jakobine, die sanfte blonde Jakobine, bat so dringend; wie hätte er das Schloß verlassen können, wo alles ihn freundlich begrüßte, wo ihm, so sagte sein ahnendes Herz, Elisabeths feuriger Blick die stumme Liebe verrieth, die sie vergebens zu verbergen suchte.

Alles schien sich jetzt auf der alten Burg freundlich zu einen. — Die Nachricht des Friedens öffnete die Herzen, Meister Wilhelms Harfe tönte und manch trauliches bedeutungvolles Lied floß von den Lippen des

alten Sängers. Die graue Dame hatte sich nicht mehr blicken lassen, und man spöttelte über Jakobinens Thorheit. Gemmingen und der alte Meister hatten schon manchmal in dem nämlichen Zimmer, wo das Gespenst dem Fräulein sollte erschienen sein, um Mitternacht verweilt, es beschworen, und nicht einmal ein geistiger Hauch hatte sie berührt.

Aber blieb auch das Gespenst entfernt, so einten sich innig und inniger die beiden Liebenden. Gemmingen lebte nur für Elisabeth, sie nur für ihn. Worte enthüllten die Gefühle ihres Herzens und der Bund der Liebe war geschlossen. Jakobine lächelte freundlich den Liebenden entgegen, doch schwamm oft eine Thräne in ihrem sanften blauen Auge und suchte vergebens die Glut zu löschen, die aus ihm strömte, sie blieb freundlich, herzlich. Auch sie fühlte sich nach Gemmingen hingezogen, und war ihre Neigung nicht die mächtig auflodernde schwärmerische Leidenschaft Elisabeths, so war sie gewiß tiefer, inniger noch; doch sie verbarg was sie fühlte, versuchte es, die Liebe in Freundschaft umzuwandeln und fürchtete sie

von ihrem Gefühle übermannt zu werden, so trat sie sinnend vor das Bild auf Gemmingens Zimmer, überdachte die schreckliche Sage und schöpfte aus ihr Muth und Kraft, duldend ihr Schicksal zu ertragen.

Es war ein freundlicher Morgen, als Gemmingen den alten Grafen im Rittersaale fand, wo er schweigend und sinnend auf- und abging. Ihm seine Liebe zu entdecken, ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, war der Grund, weshalb er ihn aufsuchte. — Er trat schüchtern vor den Greis — Ihr habt so viel Güte für mich gehabt, werther Herr! sagte er stockend: daß ich fürchte —

Was Ihr mir sagen wollt, weiß ich, Gemmingen, unterbrach ihn schnell der Alte. Ich liebe Euch, ich leugne es nicht. Euer sittliches, würdevolles Benehmen hat Euch meine Achtung erworben, würdet Ihr um meine Jakobine werben, mit Freuden legte ich Eure Hand in die ihrige. Aber Elisabeth —

Und weshalb diese nicht? unterbrach Gemmingen das eingetretene Schweigen.

Sie ist die Jüngere, sagte der Graf mit ernstem Tone: und es taugt nie, wenn Rahel eher freiet als Lea, am wenigsten in meiner Familie, und fast möcht' ich sagen, es sei ein Familiengesetz, daß —

Solltet Ihr, mein würdiger Vater, unterbrach ihn der rasche, feurige Jüngling: solltet Ihr auch von dem unglücklichen Wahne ergriffen sein, daß man das Schicksal der Seinen nach den albernen Sagen der Vorzeit ordnen soll, von deren Wahrheit Niemand überzeugt ist?

Ich werde mich nicht von dem Aberglauben bestimmen lassen, erwiederte der Alte nach einigem Nachdenken, ich werde Eurem Glücke nichts in den Weg legen, ich gebe Euren Wünschen nach, aber mit schwerem, ahnungvollen Herzen. Gebe der Himmel, daß ich für meine Schwachheit nicht büßen muß, da ich der Erste bin, der dieses Hausgesetz übertritt, gebe Gott, daß ich es nicht dereinst schwer zu bereuen habe.

Gewiß nicht, mein theurer Vater! sagte der freudetrunkene Gemmingen, sank dem

Greise in die Arme und eilte mit dieser frohen Botschaft zu seiner Geliebten. Er fand sie in einer Laube des Gartens, an einer Schärpe für ihn arbeitend, Jakobine, in einem frommen Buche lesend, saß neben ihr. Freudetrunken stürzte er in ihre Arme und verkündete ihr, daß der Vater ihr Glück nicht hindern wolle. — Elisabeth zitterte vor Freude, Jakobine aber stand schweigend auf, die Thränen zu verbergen, welche sich bei dieser Nachricht in ihr Auge drängten. Doch Gemmingen ergriff ihre Hand: Nicht so, liebe Schwester, sagte er mit Herzlichkeit: eilt nicht von uns, ohne unsre Liebe zu segnen und freundlich unser Glück mit uns zu empfinden.

Jakobine bebte, doch faßte sie sich, legte ihre zitternde Hand auf Beide und sprach mit bewegter Stimme: Segne Gott Eure Liebe, das ist mein heißester Wunsch, das war schon lange mein brünstiges Gebet. Sie küßte Elisabeths Stirn, drückte Gemmingen schweigend die Hand und verließ die Laube.

Ach! in dem seligen Augenblicke, wo die Ahnungen der Liebe zur Gewißheit werden, wo man das Geliebte sein nennen-

es an sein Herz drücken darf, in einem solchen Augenblicke übersieht man so leicht was um uns ist, und nur mit sich und seinem Herzen beschäftigt, vergißt man im Genusse eigener Wonne so leicht fremden Schmerz.

Auch Gemmingen und Elisabeth vergaßen schnell Jakobinens Thränen und ihren Gram; nur ihrer Liebe, nur ihrem Glücke lebten sie in diesem seligen Augenblicke.

Tausend Plane einer glücklichen Zukunft schuf diese herrliche Stunde, tausend Betheuerungen einer ewigen Liebe strömten von ihren Lippen; Gemmingens Herz schwur mit inniger Gewißheit ewige Treue und empfing zutrauenvoll Elisabeths Schwur.

Plötzlich jedoch riß sich die Jungfrau aus seinen Armen: Für das Leben hab' ich Dein Wort, Geliebter, aber auch für den Tod verlang' ich von Dir den Schwur: Nie eine Andere Dein zu nennen. Gemmingen, im Rausche der Wonne, im Rausche des seligen Augenblicks, der ihm sein Glück, sein Alles; die Geliebte schmeichelnd an sein Herz gelegt hatte, schwur: Auch Treue nach dem Tode!

Da schwebte Elisabeths flammender Blick über Zeit und Grab hinweg, auch sie schwur Liebe im Leben, Treue im Tode, umschloß den Geliebten und drückte ihn fest an ihre Brust. Plötzlich fuhr sie aus diesem Rausche auf und ein geisterhaftes Wesen umgab ihre ganze Gestalt. Sie trat einige Schritte zurück. Geliebter! rief sie aus: wer von uns dem Andern vorangeht ins Grab, kehre wieder zurück nach der Welt und ihrem Licht und erscheine, ihn an seinen Schwur zu mahnen. Willst Du dies, Gemmingen?

Elisabeth! sagte Gemmingen und der Gedanke erschütterte ihn. — Laß uns nicht freveln, noch Niemand entstieg dem finstern Grabe, Niemand kehrte wieder aus den Armen des Todes.

Siehe! fuhr sie nach einer Pause fort und trat feierlich vor ihn und ihre dunkeln Locken rollten schattend über ihre Stirn: sieh, die Sehnsucht nach Dir, mein Rudolph, triebe mich gewiß aus der Grabesnacht zum Leben und schlössen mich tausend Kerker, ich bräch' die Riegel und schwebte zu Dir! Hier in diesem feierlichen Augenblicke, fuhr sie fort: schwör' ich Dir, ruft

mich der Tod früher vom Leben als Dich, was Gott geschehen lassen möge, so siehst Du mich wieder!

Elisabeth! unterbrach sie Gemmingen und drückte sie an sein Herz: läß diese Töne aus der Geisterwelt schweigen, sei mein für diese Welt, für das Jenseit laß den barmherzigen Vater sorgen.

Sie sank heftig an seine Brust, er drückte sie fest an sich, und eilte mit ihr zum Vater.

Dieser theilte nur halb die Freude und Wonne der Liebenden. Er blickte auf Jakobinens thränenschweres Auge und sah den Kampf, dem sie zu unterliegen schien. Die dunkeln Sagen der Vorzeit traten vor ihn und eine Ahnung, vor der er sich selbst scheuete, bemächtigte sich seiner. Eine ähnliche Begebenheit wie die, worauf das Bild deutete, befürchtete er nicht, wie konnte auch nur ein Gedanke in ihm aufsteigen, der seine fromme, sanfte Jakobine jener Unholdin an die Seite gestellt hätte. Aber es liegt

in dem Menſchen ein eignes ſonderbares Gefühl. Glauben wir uns auch über die Geiſterwelt erhaben, ſpotten wir auch der Ahnung, der Träume und aller Berührung mit Dingen, die über unſerer Sphäre für uns unerklärbar und verborgen liegen, ſo ſcheuen wir uns doch, uns gegen dieſes Geiſtige frevelnd zu ſtemmen, und der Unglaube, ſo kühn er iſt, fordert nicht gern, nicht leicht den Aberglauben zum Kampf auf.

Seit Jahrhunderten war es herkömmlich und faſt zum Familiengeſetz der Podiebrad geworden, nie die jüngere Tochter zu vermählen, bevor nicht die ältere der Schleier deckte oder die Myrthe kränzte; und waren auch Jahrhunderte verfloſſen, in welchen die graue Frau ruhig in ihrem Grabe geſchlummert hatte, ohne die Oberwelt zu betreten, ſo hatte doch der Vorfall mit Jakobinen, der wohl nur Folge einer reizbaren kränklichen Einbildekraft ſein konnte, die faſt entſchlummerte Sage wieder erweckt.

Während dieſer traurigen Betrachtung traf die frohe ſichere Nachricht von Prag ein, der Friede, der ſo berühmte weſtphäliſche Friede ſei geſchloſſen, und mit ihm

war auch das kleinste Hinderniß, das der Verbindung der Liebenden im Wege stehen konnte, Gemmingens Stellung bei dem schwedischen Heere aus dem Wege geräumt und der alte Graf selbst gab schon an diesem Abende dem Wunsche des Freiherrn nach, daß die Verbindung so bald als möglich vor sich gehen möchte, denn war nun einmal die Sache unabänderlich, so entzog die Eile dem neckenden Schicksale vielleicht manche Gelegenheit und manchen Augenblick, seine Tücke zu üben.

Die Gäste waren versammelt, die Kerzen brannten im hohen Rittersaal, die Geister der Ahnen schienen ihr todtes Konterfei belebt zu haben, denn als ob sie Theil nähmen an dem was in der Familie vorging, so ernst und doch so lebendig schauten sie auf die Versammlung der Nachbarn und Freunde nieder. Jetzt erschien die Braut, geführt von ihrem Geliebten; sie war zum Entzükken schön. Ein Kleid von weißem Sammt schmiegte sich zart an die üppigen Glieder-

eine Rose von Brillanten schloß den Spitzenkragen, der das Schönste, das Zarteste deckte. Um die braunen Locken, die über den blendenden Nacken herabrollten, wand sich die bräutliche Myrthe, doch schöner als alles strahlte das dunkle Auge, lächelte der rosige Mund.

Einfacher stand der Bräutigam neben ihr. Zum letzten Mal sollte ihn an seinem Festtage die Reitertracht schmücken; blau, wie die Farbe des Rheingrafen, war sein seidenes Wamms, durch die Schlitze sah man das gelbe Koller hindurchschimmern. Alles war reich und nach dem Schnitt der Soldateske, nicht höfisch geformt. Für den schönen Mann ist der einfache Anzug des Kriegers der vortheilhafteste und Meister Wilhelm meinte, Venus und Mars könnten nicht schöner gewesen sein als dieses Paar.

Jakobine folgte mit ihrem Vater. Auch sie war schön, war ein treffliches Bild der Madonna. Rollend fielen die goldenen Locken über die weiße Schulter und das graue Atlas-Gewand; fest umschloß der goldene Gürtel unter der klopfenden Brust den zarten Körper, und schlang sich auch nicht die Myr-

the um das Haar, so rankten sich sinnige Cyanen durch das Gelock, und glühte auch nicht Freude in ihrem Blicke, so strahlte das Heilige der Dulderin aus dem blauen Veilchenauge, und wahrlich, es würde schwer gewesen sein, zu bestimmen, welcher der Preis gebühre.

Der Zug ging in die Kapelle des Schlosses — ein hohes gothisches Gewölbe, vom Lichte der gemalten Scheiben nur matt erhellt. In der Mitte ruhten die Ahnen in ihren vermoderten Särgen und links und rechts knieten die Ritter und Frauen, in kalten Stein gehauen, betend und der Auferstehung harrend. Zur rechten Hand erhob sich an einem alten Pfeiler ein Grab aus alter Zeit, die Inschrift war erloschen, die Figuren undeutlich und halb verwittert. Von diesem Grabe ging die dunkle Sage, es decke die Gebeine der unglücklichen Schwestern, die das Leben feindselig trennte und die der Tod friedfertig hier wieder vereint habe. Ueber diesem Grabe hing eine alte verrostete Rüstung, das sollte die nämliche sein, welche der Ritter von Eger trug, als er zum ersten Mal auf das Schloß kam.

Im

Im Hintergrunde des Gewölbes erhob sich ein Altar von vaterländischem Marmor, über welchem ein treffliches Bild, die Himmelfahrt Maria zu sehen war; fast hätte man glauben sollen, der Maler habe Jakobine zum Vorbild seiner Madonna genommen, so ähnlich war sie ihr.

Der Priester stand schon vor dem Altare, als der Zug der Edlen eintrat. Eine tiefe Stille herrschte, dumpf tönten die Tritte auf den hohlen Gräbern und Alles schritt feierlich dem Altare zu.

Als der Freiherr mit seiner Braut in der Mitte der Kapelle am Grabmale der Schwestern vorüberschritt, hauchte ein eisiger Luftzug sie an. — Das ist ja so kalt wie der Tod, sagte Elisabeth leise zu Gemmingen und in diesem Augenblicke stürzte die Rüstung über dem Grabmale prasselnd herab. Alles bebte erschrocken, Elisabeth schmiegte sich zitternd an ihren Begleiter und der alte Graf sagte seufzend: Gebe Gott ein gutes Ende.

Ruhig schritt jedoch Alles wieder vorwärts. — Es war nur ein störender Augenblick, den der Zufall herbeigeführt hatte.

Sie traten vor den Altar, der Prieſter weihte den Bund und lächelnd kehrten ſie zurück, über die Rüſtung ſpottend, die ſo zur Unzeit von ihrer alten Stelle herabgefallen ſei.

Das galt Euch, mein werther Herr! ſagte Meiſter Wilhelm launig. Ihr legt morgen den ſchwediſchen Waffenrock ab und trennt Euch vom wilden Krieggetümmel, darum ſtürzte die Rüſtung herab, ſie hat uns zwar nicht wenig erſchreckt, aber jetzt bedeutet es Friede im lieben deutſchen Reiche und in Eurer Bruſt, mein holdes Fräulein.

Gemmingen drückte ihm herzlich die Hand und eilte in den frohen Kreis der Gäſte. Eine Hochzeit hat die magiſche Kraft das Herz zur Freude zu ſtimmen, das Alter labt ſich dann an der Erinnerung, die Jugend an ſeligen Träumen einer himmliſchen Zukunft und ſo ſchlürft jeder aus dem Becher der Freude, den, iſt er geleert, der perlende Wein wieder füllt. Nur Jakobine ſchlürfte nicht aus dem Becher, die Vergangenheit konnte ihr keine Erinnerung bieten, die Zukunft lag düſter vor ihr, ſie ſchlich nach der Tafel in den einſamen Gar-

ten, während die Andern zum frohen Tanze eilten.

Hoffnunglose Liebe lebt nur in der düstern Phantasie der Sänger, Liebe ist nie hoffnunglos, denn Hoffnung und Liebe sind ja beide so nahe verwandt, so innig verbunden, daß sie nur vereint mit einander wandeln oder vergehen können. Will auch die Lampe der Hoffnung verlöschen, schüttelt Liebe ihre Fackel, und die sprühenden Funken erwecken die erlöschende zum neuen Leben: Will Liebe vergehen, trägt Hoffnung das mattglimmende Lämpchen zur Verlöschenden und erhellt mit ihrem schwachen Strahle die Sinkende. Unzertrennlich seid ihr und könnten euch Schicksale trennen, die Phantasie, eure unsterbliche Tochter, einte euch doch wieder.

Es ist vorüber! sagte Jakobine, die Hand aufs Herz legend, indem sie in den einsamen Garten trat: schweig und ende! Noch einmal sah sie hinauf nach den erleuchteten Fenstern, sah die Tanzenden, Schatten ähnlich vorüberschweben, seufzte tief und eilte mit beflügeltem Schritt durch die hohen Taxus-Gänge zur stillen Hütte am

ſchroffen Felſenhang. Hier ſtürzte ſie auf ihre Kniee, richtete ihr ſtummes Gebet zu Gott und ſchaute hinab in den ſchauervollen Abgrund, an deſſen Rande ſie knieete. Düſter blickte ſie in den Waldſtrom hinab, der tief unten rauſchte und auf deſſen toſenden Wellen des Mondes freundliches Bild hüpfend dahinglitt. Da hinunter! rief ſie plötzlich aus: Barmherziger Gott! da hinuhter! Da tönten durch die flüſternden Zweige des nahen Gebüſches die Klänge einer Harfe, leiſe führte der Abendwind die ſanften Töne ihr zu, näher und näher vernehmbar ſchwebten ſie ihr entgegen und es hallte ein leiſer Geſang:

Hoffnung läßt den Zagenden nicht ſinken,
Liebe ebnet ihm die rauhe Bahn;
Wenn die Sterne Gottes freundlich winken,
Strebe muthig kühn nur himmelan.
Ewig leuchtet dir der Hoffnung Licht,
Gott verläßt ja ſeine Engel nicht.

Glaube feſt an des Erbarmers Milde
Und vertrau' des Vaters hoher Macht.
Hin zum Lichte führt dich ſeine Milde
Durch des Lebens ſchreckenvolle Nacht.
Werde der Verzweiflung nicht zum Raube,
Dich beſchütze Hoffnung, Liebe, Glaube.

Noch ein Accord der Harfe und verhallend starben die Töne dahin. Jakobine erhob sich, sah gen Himmel, sah den leuchtenden Mond, die funkelnden Sterne Gottes über sich und mit diesem Blicke drang der Glaube, der sich auf den Schwingen der Töne ihr genaht hatte, in ihr beruhigtes Gemüth.

Seid glücklich! rief sie aus und Thränen stürzten über ihre Wangen: Seid glücklich, ihr Lieben! Sie schritt langsam dem Schlosse zu. Da begegnete ihr im Garten Meister Wilhelm, er nahte sich schweigend, verbeugte sich und indem er ihre Hand küßte, fühlte sie, daß eine Thräne auf sie herab sank.

Was ist Euch, lieber Meister? fragte sie mit Theilnahme.

Nichts, Fräulein! entgegnete er. Kommt nur und eilt in's Schloß zurück, man hat Euch dort schon lange vermißt, ich habe Euch vergebens überall gesucht. Seht nur wie dort ein Wetter aufzieht, schwer und dunkel wälzen sich die Wolken heran, kommt nur, seht, es zucken schon einzelne Blitze dort in Mitternacht.

Auch rollte der Donner schon in weiter Ferne und vereinte seine feierlichen Accorde mit der rauschenden Musik, die vom Schlosse herab ihnen entgegen schallte, einzelne Tropfen fielen, und Meister Wilhelm zog fast mit Gewalt Jakobine, die an dem heranziehenden Gewitter und an dem Leuchten der Blitze sich zu erfreuen schien, aus dem Garten hinweg.

Wie ganz anders fanden sie es im alten Rittersaale. Unbekümmert des Blitzes, den sie nicht sahen, unbekümmert des Donners, den sie nicht hörten, schwebten die Tanzenden lustig und fröhlich im wogenden Kreise dahin; Gemmingen stand ernst und schweigend am hohen Kamine, grade dem Bilde der betenden Jungfrau gegenüber und sah sinnend auf die herrliche Gestalt, doch je mehr er sie betrachtete, desto mehr traten Elisabeths Züge lebendig aus ihr hervor. Das nämliche Auge, das nämliche schwarzgelockte Haar, der Wuchs — sie war es! — Wie ganz anders, sagte er nun still für sich: stehe ich jetzt in diesem hochgewölbten Saale, wie ganz anders schaut ihr auf mich nieder, ihr Ahnen, deren Reihe ich mich heute an-

ſchließe, als da ihr mir geiſterhaft erſchient und meine Schritte beflügeltet.

Da zuckte ein Blitz an dem hohen Balcon-Fenſter vorüber, er erſchrak. Hier die rauſchende Muſik und draußen der ernſte feierliche Ton des Himmels! rief er aus. Doch weg, an dieſem Tage umgaukle mich nur die Freude und die Sehnſucht! Schnell wand er ſich zu Eliſabeth, die mit ihrem Vater im traulichen Geſpräch am Fenſter ſtand. Laß uns dem Getümmel entfliehen, meine Geliebte! liſpelte er ihr leiſe ins Ohr: komm, meine Eliſabeth! — Nur einen Augenblick, mein Gemmingen, laß uns warten, entgegnete ſie leiſe, drückte ihm bedeutſam die Hand, küßte ihres Vaters Lippe und verſchwand unter der Menge.

Das Gewitter kam immer näher, die Blitze zuckten, Schlag auf Schlag rollte der Donner, der Schein der Kerzen war nicht vermögend, des Himmels Licht zu überſtrahlen, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken nicht laut genug, das Rollen des Donners zu übertönen. Da wurden der Tänzer immer weniger, die Frauen und Jungfrauen verließen verſchüchtert die

Reihen und nur noch die Kecken und Muthigen ſchwebten zum Takte der Muſik im rauſchenden Walzer dahin.

Gemmingen aber ſuchte irrend umher, nirgend ſah er ſeine Eliſabeth, er fragte die Diener, Niemand konnte ihm Kunde geben; der Kaſtellan hatte ſie mit Jakobine den Saal verlaſſen geſehen, wohin ſie aber gegangen ſei, wußte Niemand. Alle Zimmer durchſuchte er, aber vergebens. Er trat jetzt in ſein eignes Zimmer, da ſtand der treue Curt und harrte ſein, aber er bemerkte ihn nicht; er hob die flackernde Kerze hoch in die Höhe und beleuchtete das düſtere Bild der Schweſtern. Wie ein Blitzſtrahl zuckte es auf ihn nieder, doch er zündete nicht. Nein! nein! rief er aus: — Jakobine! nein, es wäre dieſem Engel nicht möglich! So ſtürzte er nach dem Saale. In einem vorliegenden Zimmer begegnete ihm Jakobine.

Habt Ihr Eliſabeth nicht geſehen? — rief er ihr ängſtlich entgegen.

Sie betet in der Kapelle! entgegnete dieſe mit einem freundlichen Lächeln; — Gute Nacht! Gemmingen, ſetzte ſie noch

wehmüthig hinzu: gute Nacht! Dann eilte sie fort.

Sie betet in der Kapelle, flüsterte der Bräutigam dem alten Vater leise in's Ohr, der auch mit Unruhe seine Zurückkunft erwartet hatte. Kommt, guter Vater, begleitet mich, — wir wollen sie von dort abrufen, die Nachtluft könnte ihr schaden.

Sie verließen den Saal, der Kastellan leuchtete. — Als sie in den langen Bogengang traten, der zu der Kapelle führte, sahen sie durch die geöffnete Pforte Elisabeth am Altare knieen, auf welchem die heiligen Kerzen flackernd brannten. Ihr Haupt hatte sie tief vor dem Gekreuzigten gebeugt. Jetzt schlug sie das heilige Kreuz, erhob sich und kehrte zurück. — Gemmingen beflügelte seine Schritte, er eilte ihr entgegen. Da zuckte ein Blitz, der Donner rollte mit ihm zugleich und zerschmettert lag Elisabeth neben dem Grabe der unglücklichen Schwestern; die Kapelle stand in Flammen.

Unter ihren Trümmern saß Meister Wilhelm auf einem Leichensteine, zu seinen Fü-

ßen öffnete ſich eine Gruft, das Begräbniß-gewölbe der Familie, die Harfe ruhte in ſeinem Arme. Er griff gedankenlos einige Accorde und ſchaute ſinnend nieder nach dem Steine, auf welchem er ſaß. — Biſt du es? rief er plötzlich aus: Hat dich das Unwetter hieher an den Eingang der Gruft geſchleudert, willſt du der Todten auch den letzten Augenblick bezeichnen, wo ſie noch auf der Erde weilt, wie du der Lebenden als Markſtein des Todes dienteſt? — Liegt doch jetzt Alles an dieſem heiligen Orte in Trümmern, fuhr er nach einer Pauſe fort: ausgebrannt und verödet ſtehen die wüſten Mauern, nur was die Erde verſchloß, blieb unverſehrt; ruhig ſtehen noch die Särge da unten und der zündende Blitz drang nicht bis zu ihnen hinab. Ruhig iſt nur was die Erde verſchließt. Da ſchlug die Glocke vom Schloßthurm zehn und mit ihr begann das eintönende Glöckchen des Thurmes zu läuten und aus fernem Thale antwortete das ernſte Geläute der Abtei. In der Entfernung flackerten jetzt Lichter, deutlich und immer deutlicher formte ſich ein Zug und in feierlicher Stille tönte der Grabgeſang der heiligen

Frauen, die irdiſche Hülle Eliſabeths nahte ihrer Ruheſtätte. Feierlich nahte der Zug, voran die Jugend in Feſtkleidern geſchmückt, den ſchwarzen Flor ſtatt des hellen Bandes um ihre Hüte, dann Mütter und Greiſe, jammernd und die Entſchlummerte beweinend, welche in den Zeiten der Noth ſo mild, ſo freundlich die Kranken gepflegt, und als ſegnender Engel in ihre Hütte eingegangen war. Ihnen folgten die Urſulinerinnen, die geweihten Kerzen in der Hand. Die heilige Mutter Clara, ihre Aebtiſſin, ſchloß den ehrwürdigen Zug, von dem Träger des heiligen Kreuzes gefolgt. Acht Jünglinge trugen die Leiche, das ſchwarze herabhängende Tuch deckte das Irdiſche des Engels, der ſchon jetzt vor Jehovas Throne den Lohn des frommen Erdenwandels empfing; hell glänzten die goldenen Leoparden, das Wappen der Podiebrad, auf den geſtickten Schildern der Decke und beſcheiden aber noch grünend prangte auf der Mitte des Sarges der jungfräuliche Kranz, den, ſonderbare Schikkung des Himmels, das Element des Blitzes wunderbarlich verſchont hatte. Gemmingen folgte, neben ihm wandelte der gebeugte Vater

und Jakobine, hinter ihnen ſchloß ſich paarweiſe die Dienerſchaft an. Niemand fehlte außer Meiſter Wilhelm, er war ſchon vorangeſtiegen in die öde Gruft und harrte ſeiner theuren Eliſabeth.

Die Träger ſetzten ihre Bürde nieder, der Prieſter ſegnete die irdiſche Hülle. Der Geſang tönte von neuem und hinunter in die öde Gruft ſenkte ſich der ſchwarzbehangene Sarg. Zermalmt wankte der Vater zurück — ihm folgte der Zug. Nur Gemmingen blieb und mit ihm Jakobine.

Schweigend ſetzte er ſich auf den Grabſtein am Eingange der Gruft und ſah verzweiflungvoll in die finſtere Oede hinab. Hell blickte der Mond auf ihn nieder, doch war ſein Silberlicht nur wie ein zuckender Blitz, ſchnell verdüſterte ihn die fliehende Wolke. Alles war ſtill um ſie. Jakobine ſchauete mit thränendem Blicke auf den Gebeugten und wies die Hoffnung, die mit leuchtendem Sternenkranze aus der Todtengruft ihr entgegen ſchwebte, zürnend zurück.

Da tönte vom Schloßthurme die Glocke hohl und dumpf und wie der elfte Schlag durch die ſtillen Lüfte zitterte, rief Gem-

mingen, die Arme ausstreckend, aus: Erscheine und löse dein Wort! — Starr sah er auf die Gruft, zitternd zog es auch Jakobinens ängstlichen Blick nach der nämlichen Stelle. O erscheine, meine Elisabeth! rief noch einmal der Verlassene. Da stiegen aus der Tiefe der Gruft Töne wie von Engelharfen herauf und man vernahm die feierlichen Worte:

Wage keiner in die Geisterwelt zu schauen,
Was das Grab bedeckt, kehrt nicht zurück.
Was hier unten thront, deckt Nacht und Grauen;
Wage keiner in die Geisterwelt zu schauen,
Sie enthüllt sich nie vor deinem schwachen Blick.

Gönnt den Todten ihren Grabesschlummer,
Gönnet ihnen ihre heil'ge Ruh'.
Weckt sie nicht zu eigner Qual und Kummer,
Störet nicht der Todten Grabesschlummer,
Für die Ewigkeit schloß sich die Pforte zu.

Die Töne verhallten, die Harfenklänge entschwebten, nur noch eine Todtenluft wehte sie aus dem tiefen Gewölbe an.

Laßt uns heimkehren, bat Jakobine: doch Gemmingen sprang auf, stürzte die Treppe der Gruft hinunter, aber prasselnd schloß sich vor ihm die eiserne Thür.

Die Geisterwelt weis't Euch zurück, der Tod verschließt Euch seine Pforten, kehrt zurück zum Leben! lispelte Jakobine; laßt uns heimkehren.

Nicht eher bis die Geisterstunde vorüber ist! sagte Gemmingen und setzte sich wieder auf den Grabstein nieder. Jakobine blieb neben ihm stehen. Kein Ton, kein Wort unterbrach die Stille. Da flötete im nahen Hollunderbusch die lockende Nachtigall, auf den Schwingungen ihrer Töne drang die Wehmuth in das erstarrte Herz und lös'te es auf in lindernde Thränen. Elisabeth! rief er aus und streckte die Arme hinauf gen Himmel: Elisabeth! warum lösest du nicht dein Wort und erscheinst mir zum Trost, o komm, komm! Alles war still, nur Jakobinens Seufzer stöhnte durch die Luft.

Bis die Geisterstunde vorüber war, blieb er harrend sitzen, nur erst als die erste Stunde schlug, erhob er sich und ging schweigend zurück, ohne Jakobine zu beachten; diese folgte.

In der Gruft, vor dem Bilde der betenden Jungfrau im Saale, ſelbſt vor dem düſtern Bilde der Vorzeit in ſeinem Zimmer ſaß er oft um Mitternacht und harrte der Rückkehr ſeiner Eliſabeth. Vergebens! — Aus des Grabes Tiefe kehrte noch keiner wieder, was der Tod uns nahm, gab er nie zurück. Jakobinens tröſtende Worte konnten ihn nicht beruhigen. Sie gedenket meiner nicht! rief er ſchmerzvoll aus: im Kreiſe der Engel hat ſie mich vergeſſen.

Und wenn ihr Geiſt ſich nicht hernieder ſenken, wenn er Euch nicht mehr umſchweben darf? entgegnete ihm das Mädchen.

So iſt die Liebe, nur Sinnenrauſch, der mit dem Lebewohl von dieſer Welt vergeht. Antwortete er finſter.

Es wäre Euch wohl beſſer, Ihr zöget hinaus in die Welt und ihr Getreibe, ſagte nach mehren Monden Meiſter Wilhelm zum Freiherrn. Kriecht hier wie die Schnecke zurück in Euer Trauerhaus und der Kummer hängt ſich bei jedem Tritte, den ihr wandelt,

an Eure Ferse. Fort, hinaus in die Welt! Schlürft die fremde Luft als Balsam für Euer wundes Herz, und denkt der Frühling ist nicht vorüber, wenn auch der Nachtwind seine schönste Blume knickte. Fort, hinaus, hier steckt Ihr alles an mit Eurer Trauer, mich, den alten Herrn und —

Nun? wen noch? fragte Gemmingen, wie einer, der sich die Frage selbst beantworten kann, aber doch die Antwort gern aus dem Munde eines Andern hören möchte.

Fräulein Jakobine! fuhr der Meister mit anscheinendem Gleichmuth fort. Sie war zwar nie ausgelassen wild, war immer still und fromm, doch jetzt schleicht sie umher. Eure Melancholie hat sie gewiß angesteckt.

Ich reise morgen! rief Gemmingen plötzlich aus. Alles lasse ich hier zurück, setzte er leidenschaftlich hinzu: meine Ruhe, meine Gluth, meinen Jugendtraum.

Mein Herz! brummte Meister Wilhelm vor sich.

Nur ihren Kranz nehme ich mit. Er ist das Einzige, was der zündende Blitz nicht traf, das Einzige was mir noch von diesem Engel blieb, was er schützend nicht verwelken

welken ließ. Ihr habt Recht, Meiſter Wilhelm, daß Ihr mich mahnt zu gehen; ich fühl' es ſelbſt, Ihr habt Recht! — Darum ſchnell, ſchnell von hier. Er eilte aus dem Zimmer, um ſeinem Curt die nöthigen Befehle zu geben.

Schwaches Menſchenherz! rief Meiſter Wilhelm aus, als er allein im Zimmer ſtand und ſein Blick unwillkürlich auf das Bild der beiden Schweſtern fiel. Schwaches Menſchenherz in der Hand des Schickſals, du ſchwingſt dich mit Knabentrotz auf die Flügel der Ewigkeit. Das Schickſal läßt lächelnd dir dein Kinderſpiel und wenn es ihm nicht mehr behagt, ſchüttelt es dich ab und wirft dich in des Zufalls Arme. Schwaches Menſchenherz, baue für dies Leben und danke deinem Genius, wenn er dich treu erhielt bis an das Grab. Aber weiter hinaus, hin in jene Welten, die wir nicht kennen, hin in jene Zeiten, die wir uns träumen, dahin, wo der Glaube nur den verborgenen Pfad dir zeigt, nur die Hoffnung dich leitet, dahin führt dich Erdenliebe nicht!

Er flieht und das ist gut, er flieht sich selbst, flieht Jakobinen und das ist brav; er kämpft gegen die auflodernde Leidenschaft, er hofft dem Schmetterlinge der seiner Puppe entsteigt, die Flügel zu lähmen und das ist edel! — Und doch wird der Schmetterling als lockende Psyche ihn umflattern, in bunten, lieblichen Kreisen ihn umschweben und ehe er es ahnet, ihn auf den Pfad zurück nach diesem Schlosse, zurück in Jakobinens Arme locken.

Nun in Gottes Namen! fuhr er nach einer Pause fort: Ich wage nicht in das Rad des Schicksals einzugreifen. Er ziehe! —

Ueber Felsen und Ströme, durch Wald und Flur, durch Deutschlands verwüstete Gaue, fort über die Alpen nach Italiens lachenden Gefilden jagte der Freiherr, immer schwebte Elisabeths Bild als leitender Engel vor ihm, immer — doch das wollte er sich nicht gestehen — folgte ihm Jakobinens Bild. Er jagte durch die Welt, als wollte er das luftige Phantom welches vor ihm schwebte,

erhaſchen oder dem ſanften Engel, der ihm folgte, entfliehen. Doch kaum Mailands lachende Felder verlaſſend, kaum am Ufer des Arno angelangt, wo die rankenden Reben, die goldenen Früchte, die hohe Pinie ihn mahnten, er wandle nicht mehr in dem Schatten der vaterländiſchen Eichen, da ergriff ihn die Sehnſucht nach dem Zurück. Er wendete ſein Roß und als er die Appeninen überſchritt, die hohen Alpen wieder vor ſich ſah — ſonderbar — da ſchwebte Jakobinens Bild vor ihm und Eliſabeth's Schatten folgte, nur leiſe mahnend, dem Eilenden.

Meiſter Wilhelm hatte wahr geſagt, als er ausrief: Er wird unterliegen, er wird zurückkehren. Jubelnd empfing er ihn am hohen gewölbten Schloßthore.

Ein Jahr und mehrere Monden waren ſeit jenem Unglückstage verſtrichen, als der wankende väterliche Greis Jakobine und Gemmingen ſegnete. Ein ſtilles Gebet, das er zum Himmel wandte, ſollte die zürnenden Blitze hemmen und die rollenden Donner

bezähmen. Bis zum Spätherbſt verſchob er den glücklichen Tag, damit kein ſchweres Gewitter heranziehen und die Freude wieder zur Trauer wandeln könne.

Die Blätter fielen ab, das Leben der Natur bleichte ſeine friſchen Farben; der Herbſtwind wehte das fahle Laub über die Haferſtoppel hinweg, da wandelte Gemmingen am Vorabende des glücklichen Tages zur Gruft. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht trieb ihn heute zu den theuren Reſten ſeiner Eliſabeth und ihren Myrthenkranz in der Hand, ſtieg er die Stufen hinab. Ein Thränenſtrom entſtürzte ihm, als er auf einen ſteinernen Vorſprung ſich ſetzte und den dunkeln Sarg vor ſich ſtehen ſah. Freundlich, lebhaft trat das Bild der Entſchwundenen vor ihn. Lieblich wie in den Tagen der Liebe, erhob ſie ſich aus dem geſchloſſenen Sarge und freundlich wie ein Friedensbote ſchaute ſie auf ihn nieder. Ach, nur der lebhafte Rückblick in die Vergangenheit hatte ihm das Bild gezaubert. Seine Sehnſucht, ſeine unausſprechliche Sehnſucht, ſie noch einmal zu ſehen, hatte ſie nicht aus ihrer ſtillen Klauſe hervorgelockt. Eliſabeth! rief er

aus, ſtand auf und hielt den Myrthenkranz hoch empor: theure Eliſabeth! biſt du mir nah, umſchwebt mich dein Geiſt, ſo laß mich dich noch einmal ſehen, ſegne den Bund meiner Liebe, ſegne mich und deine geliebte Jakobine.

Still und todt blieb Alles um ihn her; der Schein der Lampe welche die Gruft erhellen ſollte, warf ſein mattes Licht und ſeine langen, düſtern Schatten einförmig über ihn. Da ſchlug die Stunde der Geiſter. Eliſabeth! rief er noch einmal, und hell flackerte kniſternd die Lampe auf und mit dem letzten Schlage zog ein ſchneidender Wind durch die vergitterte Oeffnung an ihm vorüber; der Myrthenkranz entſank ſeiner Hand, der Wind trieb ihn hin auf Eliſabeths Sarg.

Schaudernd griff Gemmingen nach dieſem theueren Pfande, nahm es zum zweiten Mal von des Sarges Deckel und ſchweigend, von Grauen erſchüttert, wankte er die Stufen hinauf. Als er durch die öden Trümmer der ausgebrannten Kapelle in die lange Halle ſchlich, kamen ihm Jakobine und Meiſter Wilhelm entgegen, ſie ſuchten ihn und ihre Ahnung hatte ſie den rechten Pfad ge-

leitet. Jakobine erschrak, als sie Gemmingens bleiches Antlitz erblickte. Was ist Dir, Geliebter? fragte sie ihn ängstlich und leise und zitternd setzte sie hinzu: Hast Du Elisabeth gesehen?

Ich sah sie nicht! entgegnete Gemmingen finster: doch wehte da unten in der Gruft ein schneidender Wind, riss den Myrthenkranz aus meiner Hand und trug ihn hin auf ihren Sarg, von wo ich ihn nahm.

Auf ihren Sarg? unterbrach ihn Jakobine aufmerksam.

Ja, Geliebte!

Nun dann schmücke er morgen meine Locken, rief sie aus und ergriff den Kranz.

Fräulein! warnte mit bewegter Stimme der alte Meistersänger.

Ihr versteht nicht den Ruf der Geister, fuhr sie fort: Nicht länger sollte der Kranz in Deinen Händen ein Todtenopfer sein, ich und Elisabeth theilten im Leben Freud und Leid, Lust und Schmerz. Sie wußte, mein Rudolph, daß ich Dich liebte, daß ich duldend schwieg, deshalb gönnt sie mir als verklärter Geist mein Glück, das ich ihr als eine Sterbliche nicht trübte. Ja, meine Elisabeth!

rief sie begeistert aus, drückte den Kranz an ihr Herz und hob die Fackel in ihrer Rechten empor: ich kannte dein Herz, du kanntest das meine. Bist du uns nahe, so segnest du unsern Bund! — Der Zugwind pfiff durch die lange Halle, die Fackel verlosch, sie standen im Dunkel der Nacht.

Du zitterst! rief Jakobine, Gemmingens Hand fassend: ich zittre nicht, mein Schicksal liegt in Gottes Hand, ich bin mir keiner Sünde bewußt und fürchte nicht die mahnende Vergelterin, sollte ihr Geist mir zürnen, thät er unrecht. Ich wollte ihrem Glücke mein Leben opfern. Der Todten meine Wonne, meine Erdenseligkeit zu bieten, wäre nutzlos und thörig! Komm! rief sie muthig: komm, mein Geliebter! Ein reines schuldloses Herz steht unter Gottes Schutz, das Vertrauen auf ihn muß uns bewahren vor Unglauben, vor Aberglauben; komm, laß die Geister zürnen, wenn sie es vermögen, Gott ist ihr Herr wie der unsere.

Am andern Tage wallte der Zug nach der Kirche der Ursuliner-Abtei. Das Fest sollte nicht rauschend wie an jenem unglücklichen Tage beginnen; still, nur von wenigen

Freunden umgeben, ohne Tanz und Gesang, demuthvoll wollten sie den ernsten Weg gehen. Einfach, doch schön stand Jakobine am Altare, Elisabeths Kranz schlang sich durch ihre goldenen Locken, ihr froher, heiterer, zuversichtlicher Blick hatte in Gemmingens Brust die Ruhe zurückgeführt, die der Aberglaube und die Ueberspannung verscheucht hatten. Der Priester sprach den Segen, sie kehrten nach dem Schlosse zurück und still vergnügt nahte die ersehnte Stunde.

Als sie an die Thür des Gemachs traten, stand Meister Wilhelm, die Harfe in der Hand und sagte freundlich: Wenn die Engel in den Himmel einziehen, da ertönen Psalter und Harfen, darum erlaubt, daß ich hier verweilen und ein Lied als frommes Gebet zu Gott schicken darf.

Und Du, lieber Gemmingen, lispelte jetzt leise Jakobine: verweil auch Du, laß mich allein dort eingehen; meine Dienerin erwartet mich drinnen, komm eher nicht, bis du Kunde von mir erhältst. Sie drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen und er verweilte bei Meister Wilhelm.

Jakobine trat in ihr Gemach, Marie hatte schon lange ihrer gewartet. Das Zimmer war herrlich, prachtvoll im Geschmacke damaliger Zeit ausgeschmückt. Ein breiter Spiegel gab der lieblichen Braut ihr reizendes Bild zurück und so demuthvoll bescheiden sie auch war, ruhte ihr Blick doch mit Wohlgefallen auf ihrer holden Gestalt. Blumen schmückten die großen Marmortische, prächtige Sessel luden zur Ruhe ein und die Menge der Wachskerzen erhellte das Ganze mit ihrem magischen Lichte.

Rasch entkleidete sie sich, bald schmiegte sich das einfache Nachtgewand um ihre zarten Glieder, das Festkleid ruhte wohlgeordnet auf dem Sessel und sie schritt mit zagendem Tritt und klopfendem Herzen nach dem Vorhange. Da blieb sie plötzlich sinnend stehen, sie erinnerte sich, daß der Myrthenkranz noch ihre Locken schmücke und eben löſ'te ihn auch die aufmerksame Zofe aus ihren Haaren.

Sei doch nicht so unzart und zerreiße mir nicht die Locken! rief sie, sich zürnend nach dem Mädchen wendend, aber sie war schon verschwunden; statt ihrer stand Gemmingen mit ausgebreiteten Armen hinter ihr,

sie sank an sein klopfendes Herz. Alles, alles war vergessen, die Vergangenheit mit ihrer gespenstigen Erinnerung verschwunden, nur Ahnung der Seligkeit hob die wallende Brust und Arm in Arm traten sie mit trunkenem Blicke ihrem Himmel entgegen. Er drückte noch einmal die jungfräuliche Brust an sein überwallend Herz, sein Haupt beugte sich nieder zum innigen Kuß, während die ungeduldige Hand sich ausstreckte, die Schnur des Vorhanges zu ergreifen. Da wehte eine kalte Todtenluft sie an, die Lichter verloschen, der Vorhang rauschte, sie sahen auf und langsam theilte er sich und vor ihnen saß im Halbdunkel — die bleiche Elisabeth im Hochzeitlichen Gewande, den Myrthenkranz in der Hand, auf welchen sie traurig und unverwandt niederschaute. Kein Schrei, kein Laut entfuhr den Erstaunten. Stier mit geöffneten Augen schauten sie regunglos nach der Erscheinung, die immer noch, ohne durch sie gestört zu sein, auf den Kranz blickte. Wie gebannt standen sie vor ihr. Gemmingen wollte die Lippen öffnen, er vermochte es nicht, Jakobine wollte die Arme ausstrecken nach der geliebten Schwester, sie

ſanken matt nieder. Da hob ſich die geſpenſtige Geſtalt langſamer empor, drohte auf den Myrthenkranz zeigend, mit ernſtem Blick, doch bald überzog ein ſanftes Lächeln das kalte Todtengeſicht, eine Thräne ſchien aus dem hohlen Auge auf den Kranz zu rollen, den ſie an die Bruſt drückte; geiſterhaft ſchritt ſie auf ſie zu. Und wie ſie nun zwiſchen ihnen durchſchwebte, ſchlang ſie den Kranz in Jakobinens Locken und legte die eiskalte Todtenhand auf Gemmingens Stirn, als ob ſie ihn ſegnen wollte, dann ſchritt ſie nach der Thür und wendete ſich. Ich habe Wort gehalten, Du nicht! tönte es hohl doch friedlich, ein heiliges Licht umfloß die Geſtalt und in dem Strahl des hereinblinkenden Mondes verſchmelzend, verſchwand ſie.

Draußen ſang Meiſter Wilhelm:

O ſende deine Engel aus
Sie gnädig zu beſchützen.
Beſchirme ſie in Nacht und Graus
In Wetter, Sturm und Blitzen.

Erhöre Vater mein Gebet,
Erhör' warum ich dich gefleht.
Gieb ihnen ſchon hienieden
Des Herzens heil'gen Frieden.

Der Gesang, die Harfe schwieg, still war es wie im Grabe. Gemmingen und Jakobine stürzten auf ihre Kniee nieder und beteten still demuthvoll zu Gott. Als sie aufstanden, noch mit erschrockenem Blicke umher schaueten und die verloschenen Kerzen im hellsten Glanze strahlten, stürzte Jakobine in Gemmingens Arme. Ich habe ihre Sendung verstanden, mein Geliebter! rief sie aus: Nimm diesen letzten Kuß und nun schlaf wohl und geh mit Gott!

Kaum daß der Morgen graute, wandelte Jakobine nach der verschütteten Kapelle. Den verwelkten Kranz in der Hand stieg sie hinab in die Gruft und legte ihn auf der Schwester Sarg. Was ich dir nahm, geb' ich dir wieder! sagte sie feierlich, kniete nieder, empfahl die wandernde Seele Gott und trat mit ruhigem Schritte die Wallfahrt zur Abtey der Ursulinerinnen an.

Hier schüttete sie in den Busen der würdigen Aebtissin, ihrer zweiten Mutter, ihren Kummer und ihre Sorgen; doch diese be-

ruhigte leicht das gequälte Herz. Verſöhnt iſt die Entſchlummerte! ſo ſprach ſie: ihr Wort zu löſen, Gemmingen ſeines Schwurs zu entledigen, erſchien ſie Euch und wand den Brautkranz in Deine Locken. Genieße im Leben das Glück, was der Tod der armen Eliſabeth raubte.

Als Gemmingen mit ſeiner Jakobine am Abend der Stelle nahte, wo Eliſabeth ihnen erſchienen war, ſchmückten Roſen und Myrthen und tauſend liebliche Kinder des Frühlings das bräutliche Bett, ein leiſes Flüſtern, als wenn der Abendwind mit matten Schwingen über die Saiten der Aeolsharfe rauſchte, umtönte ſie.

Am andern Morgen brachte Meiſter Wilhelm die Kunde: auf Eliſabeths Grabe grüne der Myrthenkranz wieder.

Gera, gedruckt mit Schumann'schen Schriften.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Sechstes Bändchen.

Die seltsame Wette.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

Die ſeltſame Wette.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

1

Vor dem kleinen Schlößchen Bellevue, das zu jener Zeit noch unzerstört bei le haut clocher im Lothringischen, unfern des Sees von Latour niedlich und anmuthig auf einem Hügel lag, ging ein stattlicher Kriegsmann auf und ab. In einiger Entfernung hielt bei einem einzelnen Hofe, auf dem Wege nach Pfalzburg, eine Abtheilung Reiter, an deren grünen Feldbinden man leicht erkennen konnte, daß sie zu dem Heere Herzog Bernhards von Weimar gehörten. Der Kriegsmann war von gutem Ansehn, groß, wohlgebaut, es war der Oberst Reinhold von Rosen, der Freund des Herzogs, und Anführer der Reiterei. Er erwartete hier einen Mann, der sich schon oft ungebeten bei ihm eingefunden und ihm dann meistens ein lästiger Besucher gewesen war,

den kaiſerlich ligiſtiſchen Feldmarſchall Lieutenant Johann von Werth, welchen General Gallàs, der das verbündete Heer gegen Frankreich befehligte, hierher geſendet hatte, um über einiges mit dem Herzoge zu unterhandeln.

So ſollten nun heute die beiden größten Partheigänger damaliger Zeit friedlich zuſammen kommen, und beide waren gewiß geſpannt, ſich ſo nahe gegenüber, Aug' in Auge, kennen zu lernen. Johann von Werth, der Sohn eines armen, niederländiſchen Landmanns, ohne geiſtige Bildung, roh, beutegierig, den Krieg nur des Krieges wegen führend, war im kaiſerlichen Heere unſtreitig der unternehmendſte General. Mit raſtloſer Thätigkeit verband er Kühnheit und jenen ſo ſeltenen kriegeriſchen Scharfblick, der den günſtigen Augenblick und des Feindes Fehler ſchnell zu benutzen weiß. Für nichts Sinn, als für den Krieg und ſeine Greuel, führte er ihn auch mit beiſpielloſer Grauſamkeit und war eben ſo das Schrecken der friedlichen Einwohner, als das ſeiner Gegner. Seit der Lützener Schlacht ſtand er faſt immer dem Herzog Bernhard gegenüber, oft Sieger,

öfters noch beſiegt, war er keinen Tag vom Schauplatz gewichen, hatte ſich nach jeder erhaltenen Schlappe ſchnell wieder erholt und wenn man ihn und ſeinen Reiterhaufen vernichtet glaubte, ſtellte er ſich wieder mit neuer Kraft dem ſorgloſen Feind entgegen. Er war beſonders bei dem Heere des trägen Gallas die alles belebende Seele. Der Herzog erkannte in ihm ſeinen gefährlichſten Feind und deshalb war es ſchon längſt ſein Plan geweſen, ihn für ſich zu gewinnen, den er auch, bei dem Charakter Johann von Werths, nicht für unausführbar hielt.

Reinhold von Roſen, aus einem alten liefländiſchen Geſchlechte, war dem Könige Guſtav Adolph als ein junger Mann nach Deutſchland gefolgt und hatte ſich in deſſen Schule gebildet. Nach des Königs Tode ſchloß er ſich ganz an Herzog Bernhard an und blieb bis zu dem Tode dieſes jugendlichen Helden ſein ſteter Begleiter. Er befehligte bei dem weimariſchen Heere faſt immer die Vorhut, wurde von dem Herzog zu gefährlichen Unternehmen gebraucht, und ſo kam es, daß er ſich meiſt Johann von Werth

gegenüber befand. An Bildung diesem weit überlegen, an moralischem Werthe weit höher stehend als der Niederländer, war er nicht so unternehmend, wie jener, und konnte es auch nicht sein, da ihn ganz andere Rücksichten leiten mußten. Was jener mit seinen Kroaten und der leichten Reiterei wagen konnte, durfte Rosen mit seinen Regimentern, diesen theuern Kriegsgesellen, nicht wagen, die einmal aufgerieben, nicht leicht wieder zu ergänzen waren, da jenem der Verlust an Mannschaft und Pferden ziemlich gleichgültig blieb, wenn er nur irgend einen Zweck dadurch erreichte. Rosen diente in einem Heere, auf dem die ganze Existenz seines Herrn und Freundes beruhte; Johann von Werth halb im Dienst des Churfürsten von Baiern, halb in dem des Kaisers, durfte eher Menschen opfern, da man in Wien und München schon gewohnt war, ganze Heere verschwinden und neue wieder entstehen zu sehen. So waren die beiden Kriegs-Obersten, die jetzt friedlich in dem Schlößchen bei le haut clocher zusammen treffen und nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Worte den Sieg gewinnen sollten.

Verdrießlich, da ihn sein Gegner etwas lange warten ließ, schritt Rosen, den Blick auf den Weg nach Pfalzburg gerichtet, ungeduldig auf und ab, bis er endlich von ferne eine Staubwolke sah und er bald darauf Johann von Werth erkannte, der seine Begleitung bei dem Meierhofe zurück ließ und allein dem Schlößchen zu sprengte, wo ihn, nach kurzem Gruß, Rosen ohne weitere Ceremonien empfing. Johann von Werth schüttelte ihm treuherzig die Hand zum Willkommen und versicherte ihm, als sie in das Schlößchen traten, daß der Herzog keinen Officier seines Heeres hätte schicken können, der ihm so angenehm gewesen wäre, als Oberst Rosen, da er schon lange gewünscht habe, ihn persönlich kennen zu lernen. In dieser Versicherung lag so viel Gradheit, daß Rosen ihm ein Gleiches und auf gleiche Weise sagen mußte.

Ohne Weiteres schritt nun Johann von Werth zur Sache selbst, trug den Wunsch des General Gallas, seinen Neffen und einige andre, bei seinem Rückzug aus dem Lager von Dieuze gefangene Officiere gegen Ranzion auszuwechseln, vor, und Rosen stellte die-

se so gering und war in Allem so bereitwillig, daß der listige General rasch seinen zweiten Vorschlag machen konnte.

Gallas gönnt dem Kriegsvolk Erholung, begann er nun: und schlägt deshalb Seiner fürstlichen Gnaden und Seiner Eminenz dem Kardinal la Valette vor, bis zum März eine Art Waffenstillstand eintreten zu lassen. Er will im Elsaß die Winterquartiere beziehen, sie Euch dagegen in Lothringen gönnen. Drei Monat Ruhe sollte wohl dem Kriegsvolk wohl thun.

Im Elsaß wollt Ihr die Winterquartiere beziehen? erwiederte der Oberst Rosen lächelnd: Der Herzog muß diesen Fall voraus gesehen haben, denn er hat mir den bestimmten Befehl gegeben, in keiner Art auf dergleichen einzugehen.

Nicht? fuhr Johann von Werth auf.

Nein, General! erwiederte Rosen bestimmt.

Da hat der Herzog aus meiner Seele gesprochen, sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd: Keine Ruhe! das ist mein Wahlspruch. Gehen auch ein paar Tausend in einem Winterfeldzuge zu Grunde, so

werden die Uebrigen doch desto besser. Wenn der Soldat auf der faulen Bärenhaut liegt, schrumpft sein Muth in gleichem Maaße ein, wie sich sein Bauch ausdehnt, und die Offiziere denken an nichts als ihren Seckel zu füllen. Was schadet das Schneegestöber und der Frost? Bahnt er doch die Wege, und es jagt Roß und Reiter nur schneller, wenn die Kälte sie treibt. Also keine Ruhe! — Da werden wir uns wohl bald wieder sehen, Kriegskamerad! wenn auch nicht so nahe als heute. Freut es mich doch, Euch, den ich immer als meinen wackern Gegner geachtet und hochgeschätzt, kennen gelernt zu haben. Nun, mit Gott werdet Ihr es noch lange sein!

Rosen war zwar gegen diese offen ausgesprochenen verbindlichen Worte nicht unempfindlich und erwiederte sie gern; jedoch ließen ihn die geringen Ursachen dieser Sendung, zu der es Johann von Werths nicht bedurft hätte, eine wichtigere Absicht noch im Hintergrunde ahnen. So ungebildet der ligistische General auch war, besaß er doch viel natürlichen Verstand und eine reiche Gabe Schlauheit, so, daß er schon öfters zu den schwierigsten Unterhandlungen gebraucht

worden war. Rosen blieb deshalb auf seiner Huth, besonders da er Johann von Werth zu gut kannte, um nicht überzeugt zu sein, daß er sich nicht wegen Auswechslung einiger Gefangenen und zum Unterhändler ruhiger Winterquartiere, wo er schon im Voraus wissen konnte, daß sie nicht bewilligt würden, hätte gebrauchen lassen.

Rosen machte nun den freundlichen Wirth und führte seinen Gast zu der längst bereit stehenden Mittagstafel. Er hatte absichtlich seinen Auftrag an Johann von Werth bis nach aufgehobenem Mahle verschoben, da er wohl wußte, wie sehr man in Gallas Heere den Becher liebte und er selbst, an die strenge Lebensweise bei Herzog Bernhards Tafel gewöhnt, fürchtete nicht, daß der Wein Herr seines Kopfes werden könne. Er schenkte deshalb seinem Gaste fleißig ein und suchte auf diese Weise den Verschmitzten redseliger zu machen, von dem er gewiß überzeugt war, daß er noch etwas im Rückhalte habe. Es schien ihm auch zu gelingen. Johann von Werth wurde immer gesprächiger, immer lebhafter, schien ganz den Zweck seines Hier-

seins zu vergessen und überließ sich ungestört seiner Fröhlichkeit.

Für den Beobachter hätte diese kleine Tafel, woran die Beiden allein saßen, höchst interessant sein müssen. Oben an saß der ligistische General, dessen ganz gewöhnliche Gestalt, dessen breite Nase und aufgeworfener großer Mund, das dicke, schwarze, kurzabgeschnittene Haar, das ungescheitelt und glatt zurückgekämmt, den Nacken kaum bedeckte, keine Spur von etwas Außerordentlichen zeigte. Der ganze Ausdruck des Mannes wäre gemein gewesen, hätten nicht seine sprechenden, leuchtenden Augen den unternehmenden Geist, und die kriegerische Haltung den entschlossenen, muthigen Mann kund gethan. Ihm gegenüber saß Oberst Rosen, ein schöner Mann, mit ausdruckvollem freundlichen Gesichte, dessen Blick, wenn auch nicht so lebhaft wie der von Werth, geistvoll und heiter war und in dessen Haltung und jeder Bewegung sich Würde aussprach. Gleich in ihrem Wirkungkreise konnte man im Aeußern, selbst in ihrem Innern nicht zwei entgegengesetztere Männer sehen, als die hier an der Tafel Vereinten.

Der Wein machte Johann von Werth immer lebhafter und geſprächiger. Roſen ſuchte in ſeinen derben Ton ſo viel als möglich, einzuſtimmen, und berührte nebenbei, wie er ſich wundre, daß Gallas ihn zu ſolchem unwichtigen Auftrage hierher geſendet habe. Hätte der Herzog nicht erfahren, fuhr er fort: daß Ihr kommen würdet, hätte er ſicher nur einen unbedeutenden Officier geſandt, ſo aber mußte ich Euch zu Ehren das kleine Geſchäft übernehmen, und es freut mich, da ich bei dieſer Gelegenheit Euch kennen gelernt habe.

Johann von Werth dankte und erwiederte dann lächelnd: Und hätte ich nicht einen geheimen Auftrag, würde mich kein Teufel des elenden Neffen wegen, der ſich auf liederliche Weiſe gefangen nehmen ließ, hierher gebracht haben.

Und dieſer Auftrag wäre? fragte Roſen geſpannt, und ſchenkte den geleerten Pokal wieder voll.

Kamerad! erwiederte Werth, den Pokal zurückſchiebend: Den Auftrag richt' ich nur an den Herzog ſelbſt aus — .

Dazu könnte sich Gelegenheit finden, der Weg von Dieuze bis hierher ist nicht weit, sagte Rosen gleichgültig scheinend: und der Herzog sieht Euch lieber hier als in seinem Lager.

Hm! brummte Johann von Werth vor sich hin und wurde nachdenkend.

Uebrigens könntet Ihr mir Euren Auftrag nur mittheilen, fuhr Rosen fort: ich kenne ihn überdies schon.

So? meinte der kaiserliche General: Seid Ihr allwissend?

Wahrlich nicht! erwiederte Rosen lächelnd: aber Verschwiegenheit ist, wie Ihr wohl wissen werdet, nicht die Tugend Eures Hauptquartiers; der General-Lieutenant Gallas ist nach der Tafel gesprächiger, als er wohl sollte, und so wußten wir schon gestern was Ihr uns anzubringen habt.

Nun, ich wäre doch neugierig, dies aus Eurem Munde zu vernehmen? unterbrach ihn Johann von Werth.

Gallas hat den Auftrag von Wien, den Herzog für den Kaiser zu gewinnen; sagte jetzt Oberst Rosen — Johann von Werth

ſtutzte. Er ſendet Euch, dem Herzog die Bedingungen vorzulegen.

Kennt Ihr auch dieſe? fragte der General.

Man verſpricht dem Fürſten das Herzogthum Franken; die Bißthümer und die Reichsſtädte ſollen es bilden, man verſpricht es ihm, wenn er ſein Heer zu dem Euren ſtoßen läßt, ernennt ihn dann zum Generaliſſimus der kaiſerlichen Völker und wenn er ſeine Glaubensbrüder verrathen, und Deutſchland unterjocht haben würde, dann —

Und dann? unterbrach ihn Johann von Werth mit Haſt: dann?

Läßt man ihn enden, wie den Friedländer, der wahrlich nur zur Nothwehr Verräther an ſeinem Herrn ward.

Oberſt Roſen! fuhr Johann von Werth auf, doch faßte er ſich ſchnell wieder, und ſein feuriges Auge leuchtete, wie Flammen; mit Heftigkeit ergriff er den Becher: Stoßt an! ſprach er: Es gilt einem alten Kriegshelden, dem Friedländer!

Dem ehrenwerthen Feinde, dem Andenken Wallenſteins, ſei dieſer Becher gebracht! rief Roſen anſtoßend: Es war ein großer unter-

nehmender Mann, größer als alle die, welche seine Güter, aber nicht seinen Geist erbten.

Hätt' er, statt dieses Gallas, Euch gegenüber an der Spitze des Heeres gestanden, wir hätten uns nicht in diesem winzigen Schlosse zusammen gefunden! sagte der Niederländer, seinen Becher leerend.

Wohl möglich! erwiederte Oberst Rosen lächelnd: Gallas hat das Heer nutzlos zu Grunde gerichtet.

Ja Herr! fuhr Johann von Werth heftig auf: hätte ich so viel Menschen und Pferde in einer Schlacht opfern dürfen, als Hunger, Elend und Krankheit hinweg gerafft haben, ich hätte Euch bis nach Paris gejagt.

Rosen unterdrückte sein Lächeln — Ihr scheint mit dem General-Lieutenant unzufrieden? fragte er dann.

Wer könnte bei dieser Trägheit zufrieden sein?

Auch mit Maximilian von Baiern habt Ihr Ursach zu zürnen, nach Aldringers Tode gehörte Euch das Kommando des ligistischen Heeres.

Ich bitte Euch, ſchweigt davon; berührt dieſe Saite nicht! unterbrach ihn Johann von Werth unwillig.

Nur in Wien ſcheint man Euern Werth zu erkennen.

In Wien? fragte er höhniſch lachend.

Hat Euch der Kaiſer nicht das Freiherrn Diplom zur Belohnung Eurer Dienſte und aus beſonderer Gnade noch obendrein ſportelfrei ausſtellen laſſen? fuhr Roſen fort.

Den Titel haben ſie mir gegeben, der koſtet ihnen nichts als ein Stückchen Pergament, aber beim Teufel, keine freiherrliche Beſitzung! ſagte Johann von Werth mit Unmuth: Da weiſen ſie den Kriegsmann immer auf fremdes Gut und feindliches Land an, wo er ſich mit ſeinem Blut die Habe erringen ſoll, damit ſein Lohn ihnen nichts koſte.

Roſen ſchwieg, er wollte das Gift ruhig wirken laſſen, das in der Bruſt des beleidigten, zurückgeſetzten Feldherrn zu kochen begann. Aber Johann von Werths Heftigkeit mußte ſich Luft machen. In Wien, begann er: iſt man jetzt ſo karg wie in München.

Ja! nach des Friedländers traurigem Ende, da schüttete man die Gnade in Scheffeln aus, jetzt, da man aus eignem Seckel zahlen muß, misst man so karg, und mit so kleinem Maße, daß Gott sich der armen Soldaten erbarmen muß, sollen sie es zu etwas bringen! Und der Churfürst? — Der ist ein wackerer, durchlauchtiger Herr, versteht das Regiment zu führen und den Haushalt; ist aber zu genau mit Geld und Menschen. Vertraut lieber sein Heer einem Gallas an, der nicht ein Reiterpiket aus seinem verschanzten Lager zu schicken wagt und doch das Heer untergehen läßt, oder dem Lothringer, dem Fortuna ewig den Rücken wendet, obgleich er stets um die Metze buhlt, als einem tüchtigen Krieger, der dem Feinde kühn unter die Augen tritt. Wenn Tausende an einem Schlachttage fallen, erschrecken die Herren und meinen, das Heer sei verloren, wenn sie auch dem Sieg geopfert wurden; aber wenn viele Tausende durch Hunger und Elend fein langsam aufgerieben werden, das erschreckt sie nicht, das kömmt ihnen nicht so plötzlich. Seht Oberst, deshalb vertrauen sie Johann von Werth kein Heer an, denn in der Jah-

ne seines Regiments steht der Wahlspruch: aut vincere aut mori! —

Ihr scheint, und mit Recht, sehr unzufrieden zu sein, unterbrach Rosen den immer noch Trinkenden scharf beobachtend.

Unzufrieden? Hm, wie Ihr es meint — Nun ja! erwiederte Johann von Werth; so ganz zufrieden bin ich nicht! —

So thue ich Euch einen Vorschlag —

Thut ihn! was das Ohr hört, geht ja nicht immer zum Herzen, und bildet sich da nicht gleich zur That aus.

Ergreift unsere Parthei! — Eine Anstellung, wie sie Euer Ehrgeiz nur wünschen kann, Güter, die Euch sattsam für das entschädigen können, was Ihr vielleicht dort verlieren könntet, sollen Euch werden, und eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres darf ich Euch im Namen des Königs von Frankreich anbieten. Sind dies nicht annehmbare Bedingungen? Und daß sie gehalten werden, dafür wird Euch des Herzogs fürstliches Wort Bürgschaft geben.

Oberst Rosen, erwiederte Johann von Werth, indem er den schon gehobenen Becher wieder vor sich hin schob: weshalb wider-

ſteht Euer Herr dem Anerbieten ſeines Kaiſers, das ihn doch nur zu ſeiner Pflicht zurückführte, nicht von ſeiner Pflicht entfernte? Iſt das Würzburger, iſt das Bamberger Land, das man ihm geben will, nicht ein Paradies, in dem es ſich wohl gut und gemächlich regieren ließe und mehr werth als die luſtigen Verſprechungen eines Richelieu, der Euern Herrn nur gebraucht, für Frankreich die Kaſtanien aus dem deutſchen Feuer zu holen? — Oder fürchtet Ihr, man würde einem Ketzer nicht Wort halten? — Oeſtreich ſtellt Geißeln und ſetzt ihn in augenblicklichen Beſitz des Landes; Spanien gibt ſein Wort, ſelbſt der Pabſt ſchweigt, daß ſich zwei Biſchofmützen zu einem Fürſtenhute umgeſtalten mußten — Seht Krieggeſell! Noch etwas ganz anderes liegt bei Euch im Hintergrunde, ſo gut wie bei mir. — Wenn mich Wien karg, Maximilian von Baiern zutrauenlos behandelt, ſo murr' ich, aber ſchlage mich als braver Soldat und hoffe auf beſſere Zeiten, die auch nicht ausbleiben werden. Aber gegen meinen Glauben fechten, meinen Soldateneid brechen, das thu' ich nun und nimmermehr. Ich halte es für verdienſtlich,

gegen Ketzer zu Felde zu ziehen und nur, indem ich dies thue, kann ich dereinst Vergebung für das finden, was ich hier in Kriegswuth verübe. Auch hält mich die Dankbarkeit an die Sache des Kaisers fest. Ein armer Bauer, zog ich mit dem Ackergaule meines Vaters zu den Spaniern, und sah als Rittmeister meine Heimath wieder; bis zum Obersten hob mich des Churfürsten Gnade und der Kaiser ernannte mich zum General; das erkenn' ich, obgleich ich auch dafür etwas Tüchtiges geleistet und sie ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Krieg ist mein Element, ohne ihn mag ich nicht leben, und soll es nun geraubt, geplündert und gezündet sein, dann sei es zur Ehre Gottes, der es mir dereinst vergeben muß. Nun, nachdem ich durch mein Glaubensbekenntniß die Gurgel ausgetrocknet habe, Oberst Rosen, noch einen frischen Trunk und kein Wort mehr davon. Ich erwarte den Herzog nicht und reite zurück, er möchte mir antworten, wie ich Euch. Mögen sie ihm zum Unterhändler schicken, wen sie wollen, mir gleichviel. Euch aber, Oberst Rosen, reich' ich die Hand zum Zeichen, daß ich Euern Vorschlag als

wohlgemeint angesehen und bitte Euch, mir noch einmal von dem feurigen Burgunder einzuschenken; denn da wir nun unsre Geschäfte beendet haben, wollen wir als wackre Krieger noch ein wenig von unserm Handwerk plaudern, trinken und dann als gute Freunde von einander scheiden.

Rosen schenkte wieder ein, und war im Ganzen mit Johann von Werth zufrieden, daß er seinen Antrag so geradezu zurückgewiesen hatte. Sie sprachen nun von den vergangenen Kriegen und Werth berührte oft etwas unfein die mancherlei Scharmützel, worin er Rosen eine Schlappe angehangen, ohne daß dieser Gleiches mit Gleichem vergalt. Rosen nahm die Prahlereien des Ligisten scherzhaft auf, schenkte immer fleißiger ein und ließ sich durch nichts aus seinem Gleichmuth bringen, aber jener wurde immer redseliger, er ging beinahe jeden Ueberfall, jedes Scharmützel in seinen kleinsten Detail's ruhmredig durch, verweilte besonders lange bei dem Ueberfall von Altenried, wo Rosen an der Spitze von Herzog Bernhards Leibregiment fast gefangen genommen worden wäre, kam dann auf das Gefecht bei Deckendorf

und spottete hierbei derb über die schnelle Flucht der Weimeraner. Dies ertrug Rosen noch, als er jedoch die Nördlinger Schlacht, diesen Schattenpunkt für Rosen und seine Reiterei berührte, und er die eben nicht feine Frage an den Weimeraner that — Aber sagt mir nur Oberst, wie war es möglich, daß eine Reiterei, die doch sonst als eine tapfere Schaar männiglich bekannt ist, an solch einem entscheidenden Tage so feig das Feld räumen konnte, ohne kaum den Angriff abzuwarten? ward Rosen, und mit Recht, gereizt.

General! erwiederte er, aber Zorn und Unmuth übermannten ihn nicht: Das Schicksal der Schlachten ruht in Gottes Hand, der Muth ist nicht alle Tage gleich. Auch Euch könnte ein solches Stündlein schlagen.

Mir? rief hohnlachend Johann von Werth: Mir nimmermehr!

Und wenn Eure Regimenter Euch nicht folgen, trotz Eures Beispiels umkehren, fliehen, zieht Euch dann das Schicksal nicht mit ihnen fort in die allgemeine Flucht?

Dann stehe ich allein! rief der Ligist mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Pokale klirrten: Lieber todt, als feig!

Und was gewönnet Ihr dabei? fragte Rosen — Ihr würdet gefangen!

Gefangen? unterbrach ihn Johann von Werth: Glaubt Ihr mich gefangen zu sehn? — So wenig auf dem Schlachtfeld, wie in dem Netz eines Weibes.

Nun, nun! sagte Rosen lächelnd: Seid Ihr auch des Erstern gewiß — obgleich wohl Fälle möglich sind, wo der Tod selbst Euch nicht von der Gefangenschaft retten könnte — so mögt Ihr doch vor dem Anderen nicht stehen. Die Weiber werfen ihre Netze so schlau, daß der Unbändigste darin gefangen wird. Laget Ihr noch nie in einem solchen? fragte er dann, Johann von Werth ins Auge fassend, der seinen Becher mürrisch hinunter stürzte: Noch nie? wiederholte Rosen wohl etwas boshaft, da er sah, daß er einen verwundbaren Fleck bei seinem Gegner getroffen hatte.

Hm! brummte nach einer Weile der General und strich sich den dicken Knebelbart: Einmal in Straßburg — vor gar nicht lan-

ger Zeit — da beging ich die erste, und wahrlich auch die letzte Thorheit, mich in ein Milchgesicht zu vernarren; statt ihr den Hof zu machen, hätte ich mein edles türkisches Roß streicheln sollen, das dankbar mir dafür entgegen gewiehert hätte. — Aber beim Teufel, so betrügt mich keine mehr, wie die eitle Margarethe Epp —

Von der habe ich mancherlei gehört, nahm Rosen das Wort: sie soll schön sein.

Ja, schön ist sie, das muß jeder gestehen, dem sie auch noch ärger mitgespielt hat als mir.

Klug?

Wie eine Schlange!

Und hoffärtig?

Wie der Kardinal Infant! platzte Johann von Werth heraus — Glaubt die Dirne, alle Männer wären nur da, ihr den Hof zu machen, jeden lockt sie an und jeden läßt sie laufen — Doch schweigen wir — Kommt Oberst! rief er, das hinweggeschobene Glas wieder ergreifend: Stoßt an! Krieg auch den Weibern!

Da stoß ich nicht mit Euch an, General! entgegnete Rosen. ich liebe die Frauen

und achte sie und möchte um alles nicht mit ihnen in Fehde leben. Kleine Scharmützel, wo es nur Schrammen, keine Wunden gibt und die von einem Kuß schnell wieder heilen, laß ich mir gefallen, aber keine offene Fehde.

Glaube wohl, daß Ihr bei den Frauen mehr Glück macht und Ihr in der Art von Krieg bewanderter seid als ich! sagte Johann von Werth spöttisch. Ich kümmere mich um das Frauenvolk wenig, blickt mich nur ein Weib freundlich an, steht mir nur Frau Fortuna beim Kanonendonner zur Seite, so bin ich zufrieden, und überlasse Euch gern jenen Kampfplatz, auf dem kein Lorbeer grünt.

Ich hoffe, General, Ihr werdet mich wohl auch auf dem anderen finden! erwiederte Rosen: ich dächte, wir hätten uns schon manchmal dort getroffen!

Ja, ja! sagte Johann von Werth, dem Margarethe von Epp die gute Laune verdorben zu haben schien: ich machte Euch schon oft meinen Besuch, Ihr seid mir aber fast den Gegenbesuch noch schuldig.

Ich dächte kaum, sagte Rosen, der seinen Gleichmuth schnell wieder bekommen hatte,

da er ſah, daß ſein Gegner in ſeinem Unmuth einen Becher nach dem andern hinunter ſtürzte: und wär es nicht, kann es noch geſchehen.

Topp! rief Johann von Werth: Topp! hier liegt mein Handſchuh! —

Ich hebe ihn auf! ſagte Roſen gelaſſen.

Nicht zum Zweikampf! fuhr der Niederländer fort: nicht wie zwei gemeine Kriegsknechte ihre Zänkereien, wie Feldherren wollen wir an der Spitze der Reiterei unſere Sache ausmachen! — Hört! fuhr er plötzlich auf: — Ich biete Euch eine Wette an — Es gilt zwei edle Streitroſſe und 200 Doublonen! Wer dem andern binnen 2 Jahren und 2 Monaten in offener Feldſchlacht oder im Scharmützel den empfindlichſten Streich beibringt, erhält ſie von dem andern. Seid Ihr das zufrieden?

Hier meine Hand! ſagte Roſen: es gilt!

Nun dann, langes Leben und gute Geſundheit, daß wir unſre Wette als wackre Krieggeſellen ausführen können! rief Johann von Werth mit ſoldatiſchem Frohſinn: Und nun den Valet-Trunk. — Wir bleiben Freunde, wenn Ihr auch ein Ketzer ſeid. — Heda!

— Meinen Gaul! rief er, das Fenſter öffnend — Ich ſehe dort Reiter ankommen, es könnte der Herzog ſein, und der muß Johann von Werth beſonnener finden als er jetzt iſt —

Der Herzog iſt es nicht, unterbrach ihn Roſen: es iſt der Marquis von Feuquieres, vom Kardinal la Valette an Euch geſandt.

Deſto ſchlimmer, wenn es ein Franzos iſt, die haß' ich noch mehr, wie die Lutheraner, addio! — Dank für gute Bewirthung! Dies ſagend, drückte er Roſen die Hand, eilte hinaus, ſchwang ſich auf ſein wieherndes Roß und jagte davon.

Roſen, der ihm gefolgt war, ſah ihm mit verſchränkten Armen lange ſinnend nach — Wir wollen ſehen, wem das Glück günſtig iſt, Johann von Werth! ſagte er vertrauensvoll lächelnd und ging dem Marquis entgegen, der nicht wenig verwundert war, Johann von Werth nicht mehr zu finden.

2.

Anderthalb Jahre waren seit der Zusammenkunft in Bellevúe verflossen, ohne daß das Schicksal die beiden Feldherren einander gegenüber geführt hatte. Johann von Werth war mit den ihm untergebenen ligistischen Regimentern dem Kardinal Infanten nach den Niederlanden zugezogen, wo er den Spaniern bei ihrem Einfall in die Pikardie treffliche Dienste leistete; Oberst Rosen, der mit dem Herzog nach Burgund und dem Elsaß gerückt war, hatte wacker dazu beigetragen, daß Gallas sich über den Rhein ziehen und Lothringen und Elsaß Preis geben mußte.

Dem Herzog Bernhard war nun nichts wichtiger, als den Krieg auf das rechte Rhein-Ufer zu spielen, hierzu war ihm ein sicherer Uebergang nothwendig und Straßburg am gelegensten. Schon lange hatten beide Parteien, die kaiserliche und schwedische, um den freien Durchzug und den Uebergang über die Rheinbrücke mit der Stadt unterhandelt; aber Straßburg, welches den Prager Frieden, jedoch nur bedingweise angenommen, hatte bis jetzt seine Neutralität behauptet, keinem

Heere den Durchzug und nur Einzelnen von beiden Parteien den Eintritt gestattet. Der Religion wegen sich wohl mehr zur protestantischen Partei hinneigend, hatte es in der Stille, da wo es, ohne die Neutralität zu verletzen, geschehen konnte, Herzog Bernhard und sein Heer begünstiget, ihm aber öffentlich, so wie dem General Gallas, jede thätige Unterstützung und das Oeffnen ihrer Thore und den Gebrauch ihrer Brücke verweigert.

Beide Parteien bewarben sich demnoch um die Gunst dieser, für die Kriegführung im Elsaß so wichtigen Stadt. Gallas drohte; Herzog Bernhard führte ihnen das Wohl der protestantischen Sache zu Herzen, aber beide stets vergebens. Bald befanden sich österreichische, bald französiche und schwedische Abgeordnete daselbst und bei den jetzigen Konjuncturen glaubte Herzog Bernhard ihrer Freundschaft besonders zu bedürfen. Er gab deshalb Oberst Rosen den Befehl dahin zu gehen, um noch einmal wegen des Ueberganges über die Schiffbrücke, oder wenigstens wegen Herbeischaffung der nöthigen Materialien zum anderweitigen Schlagen einer solchen zu unterhandeln.

Seit der Unterredung mit Johann von Werth hatte ſich dieſer oft mit der ſchönen hoffärtigen Margarethe von Epp beſchäftigt, die ihm ſeine Phantaſie auf ſo mancherlei Weiſe, aber immer lockend vorgeführt hatte. Was er von ihr gehört, mußte ſeine Neugierde erwecken, ſeine Eitelkeit reizen und den Wunſch in ihm rege machen, das ſtolze, jede Bewerbung zurückweiſende Mädchen kennen zu lernen. Deshalb war ihm der Auftrag des Herzogs doppelt willkommen, da er ihm Gelegenheit gab, ſeinem Herrn zu dienen und die ſchöne Straßburgerin zu ſehen, und ſo zog er mit dem Gedanken an ſie, ſpät am Abend in Straßburg ein.

Kaum in der Herberge zum Kreuze angelangt, machte ein Lärm auf der Straße ſeine Aufmerkſamkeit rege. — Er öffnete das Fenſter und ſah, wie die Jugend der Stadt an der Thür eines hellerleuchteten, anſehnlichen Hauſes lärmte und polterte. Schön geſchmückte Jungfrauen, irdene, mit Blumen geſchmückte Gefäße tragend, zogen jetzt bei Fackelſchein paarweiſe unter Geigen und Flötenſchall heran, die Jugend machte Platz, die Thüre des Jubelhauſes öffnete ſich ihnen,

ihnen, und sie traten dann unter Trompeten und Pauken-Schall ein.

Rosen erkundigte sich, was dieser Lärm und dieser Aufzug bedeute, und erfuhr, daß heute der Polterabend der Tochter des reichen Freiherrn von Epp gefeiert werde. Diese Nachricht überraschte ihn, die lieblichen Träume so vieler Monden waren dahin, das seltne, in ganz Elsaß gepriesene Kleinod von fremder Hand errungen. Unmuthig legte er sich zu Bette. Als er jedoch am Morgen erwachte und ruhig über sich, seine Hoffnungen und Wünsche nachdachte, mußte er lächeln, daß ein Phantom seiner Einbildungkraft, daß ein Mädchen, welches er noch nie gesehen, ihn so lange beschäftigen, ihm auch jetzt noch Unruhe erregen konnte. Und als die Glocken des Münsters ertönten und er erfuhr, daß um die zehnte Stunde die Traumg des Fräuleins von Epp dort vor sich gehen sollte, befahl er, völlig beruhigt, dem Diener, ihm sein Staatskleid zu bringen, und beschloß, ehe er noch irgend jemand in der Stadt seinen Besuch gemacht, nach dem Münster zu gehen, um dort die allbewunderte Margarethe als Braut zu sehen und sich zu überzeugen, ob

die Fama nicht gelogen, und ſie wirklich es werth ſei, daß er ſeit ſo vielen Monden ſich ausſchließend mit ihr beſchäftigt habe. Er trat nicht ohne Neugierde in den Münſter ein. Schon war das Lied beendet, die feierliche Handlung hatte ſchon begonnen, und das Brautpaar ſtand vor dem Altar, als Roſen ſich durch die dichte Menge der Zuſchauer drängte, die willig dem Krieger von gar ſtattlichem Ausſehen Platz machten. Jetzt war er bis zum Chor gedrungen, jetzt konnte er das Brautpaar deutlich ſehen, und — ſtatt der hohen, junoniſchen Geſtalt, die ſeine Phantaſie ſeit le haut clocher ihm in Margarethe vorgezaubert hatte, ſah er ein kleines, wie es ihm ſchien, verwachſenes Geſchöpf, pruukend gekleidet am Altar ſtehen.

Iſt das die Braut? — Iſt das das Fräulein von Epp? — fragte er eine Nebenſtehende.

Das iſt ſie! erwiederte ihm ſeine Nachbarin — Seht nur das reiche Kleid von Silberſtoff, ſeht nur den Halsſchmuck. Ach! Sie iſt reicher Eltern Kind, und der Bräutigam mag ſich wohl freuen, ſolchen Schatz in ſein Haus einzuführen! Seht nur, jetzt zieht ſie

den Sammethandschuh aus, habt Ihr schon solch schöne Armbänder gesehen?

Aber Rosen sah weder Armband, noch Handschuh, noch Braut. Seitwärts, unfern des Brautpaares stand neben einem reichgekleideten alten Herrn ein Mädchen, das die Blicke des Kriegers nur allein fesselte. So wie diese dacht' ich sie mir! seufzte er sich ganz vergessend auf: So mußte Margarethe Epp aussehen, solch herrliche Gestalt mußte ihr, von der die ganze Umgegend spricht, geworden sein — Als er dies vor sich hin murmelte, traf auch des Mädchens Auge zufällig auf ihn, es ruhte einen Augenblick, wo es sich unbemerkt glaubte, mit Wohlgefallen auf dem Krieger, wandte sich aber schnell und traf ihn dann noch einmal, aber so stolz, so kalt, daß Rosen beleidigt den Blick eben so stolz erwiederte.

Die Ceremonie war nun beendet, die Braut wandte sich zu den Umstehenden und Rosen sah ein sanftes, freundliches, aber nicht schönes Gesicht. Er lächelte bei ihrem Anblick und dachte: Bei Gott, Johann von Werth muß leicht zu fangen sein, wenn er an solcher Angel zappelte! wandte sich dann,

obgleich sein Auge durch einen geheimen Zauber nach der Schönen mit ihren blonden Flechten, ihrem weißen über den Nacken herabhängenden Schleier immer noch heimlich angezogen ward, als ein muthiger Streiter, selbst bei Frauen, nach einem der hohen Pfeiler, an welchem ein Gemälde aufgehangen war, besah dann den herrlichen Dom, vergaß über das Schöne, Bewunderung Erregende, was er in diesem erhabenen Gebäude sah, für einen Augenblick die hohe Frauengestalt und ging nun, um die Kirche zu verlassen, dem Portale zu.

Da war es ihm, als sähe er jenen langen, weißen Schleier, der das schöne Mädchen schmückte, noch unter dem Bogen des Portals flattern; unwillkührlich drängte er vorwärts, sie noch einmal zu sehen, als ihn eine kreischende Stimme anredete. Edler Herr! vernahm er hinter sich: verzeiht, wenn ich Euch hier aufhalte. — Rosen wandte sich und hinter ihm stand ein schon bejahrtes Männchen — Ich erkannte schon während der Trauung meiner Tochter in Euch den Obersten Rosen, den Anführer der weimarischen Reiterei! begann nun der Freiherr von Epp,

denn dieſer war der kleine höfliche Mann: Höchſt erfreut, Euch hier zu ſehen, halte ich Euch unbeſcheidener Weiſe mit der Bitte auf, meinem Hauſe die Ehre zu gönnen, Theil an dem heutigen Feſte zu nehmen.

Roſen, zwar von dieſer unerwarteten Einladung überraſcht, konnte nicht umhin, ſie anzunehmen. Der Freiherr dankte für ſeine Bereitwilligkeit, winkte einer bereitſtehenden Sänfte und empfahl ſich dem immer noch Ueberraſchten.

Als Roſen in ſeiner Herberge ankam, hielt es ihn nicht lange dort. War es Langweile, war es die Neugierde, welche das Räthſel zu löſen hoffte, wie eine kleine, verwachſene Geſtalt einem ſo rohen Mann, wie Johann von Werth, noch nach ſo trauriger Erfahrung das Zeugniß unbeſtritteuer Schönheit entlocken konnte, er ging, da es wohl Mittagzeit war, hinüber in das Hochzeithaus. Hier wies ihn ein Diener, den er nach dem Freiherrn fragte, in den Garten. Er trat ein, durchſtrich mehrere Gänge und erblickte ſtatt des kleinen freundlichen Mannes die Jungfrau mit dem ſtolzen, hoffärtigen Blick, die er im Münſter geſehen hatte. Jetzt aber

war der Ausdruck ihres Geſichts ein ganz anderer. Lächelnd, als ob ein freundlicher Traum an ihr vorüber ſchwebte, ſah ſie, das niedliche Köpfchen etwas vorwärts gebeugt, vor ſich hin, ihr Mund lächelte ſchelmiſch und die Roſe in ihrer Linken, die ſie vielleicht eben an ihr klopfendes Herz gedrückt haben mochte, hatte gewiß irgend eine liebe Erinnerung in ihr erweckt. Roſen blieb, das Auge unverwandt nach der holden Sinnenden gerichtet, wie gebannt auf ſeinem Platze ſtehen; der ſtolze, ihn beleidigende Blick im Münſter war vergeſſen, ſtand doch das freundliche Mädchen vor ihm, das von der Kirche gleich in den Garten gegangen ſein mußte, denn noch hielt ihre Hand das Geſangbuch. Jetzt führte ſie die Roſe an ihren Mund, preßte ihre Lippen auf die ſanft gerötheten Blätter, dieſes Sinnbild der Liebe — aber, hatte ſie ein Dorn verwundet, oder ſie den Fremden bemerkt, wie von einem Zauberſtab berührt, war ihr Antlitz verändert; ſie ſah ernſt vor ſich hin, warf die Roſe haſtig weg, wandte und entfernte ſich ſchnell. Roſen war von dieſer plötzlichen Veränderung überraſcht. Kenner des chamäleoniſchen Geſchlechts, war

er den Frauen gegenüber ſtets auf ſeiner Hut und am meiſten, wenn er dem eignen Herzen nicht recht trauen zu können glaubte. Auch jetzt war mit ihrem Verſchwinden hinter der grünen Buchenhecke die Begeiſterung dahin und er zog den ſchon gehobenen Fuß ſchnell zurück. Sei vorſichtig! raunte ihm ſeine Erfahrung zu: unterſuche, ehe du den Lockungen deiner Sinne folgſt! Dieſer Gedanke hielt ihn zurück. Als er ſie aber weit genug entfernt glaubte, ging er dennoch nach der Stelle, wo ſie geſtanden hatte, beugte ſich nach der Roſe, die ihre Lippen berührt, und die ihres Glückes unbewußt ſorglos am Boden lag, hob ſie auf, und — O! Die Stärke des männlichen Herzens iſt wie das Eiſen der Armbruſt, ſie gibt dem Eindruck der Sinne nach und beugt ſich vor ihm, wie der ſtählerne Bogen der Waffe unter der kräftigen Hand; doch hat die Sehne geſchwirrt, ſo tritt es ſtolz in ſeiner Kraft zurück und wähnt vergeſſend, was ihm ſchon oft geſchah, keine Hand könne es mehr beugen. So auch das Herz! iſt der Eindruck vorüber, glaubt es ſich ſtark genug, jedem neuen zu widerſtehen.

Auch Roſen vergaß, was ihm vorhin die Erfahrung zugeraunt, er drückte die Blume — wo möglich auf der nämlichen Stelle, wo ihr Mund ſie berührt hatte — an ſeine Lippen; aber ſchnell, als hätte auch ihn ein Dorn geſtochen, barg er ſie unter ſein Kleid, als er es hinter der Hecke rauſchen hörte. Es war der Hausherr, der ſich nahte, um ihn zu den Gäſten zu führen.

Ihr werdet dort manche ſchöne Frau und manche feine Jungfrau ſehen; ſagte er ihm auf dem Wege dahin: Straßburg hat, Gott ſei's gedankt, dermalen wie von jeher, keinen Mangel an preiswürdigen Schönheiten, auch mich hat der Herr auf dieſe Weiſe geſegnet, und fuhr er mit wohlgefälligem Selbſtvertrauen fort, ohne Roſens Lächeln über den etwas zweideutigen Segen des Herrn zu bemerken: Ihr ſollt mit der Wahl Eurer Nachbarin zufrieden ſein. Sie ſoll Euch den Beweis führen, daß ich ein Kenner von Schönheit im Leben und im Bildniß bin; denn meine Gemälde-Sammlung beſteht meiſt nur aus abſonderlich ſchönen weiblichen Geſtalten, jedoch Eure Nachbarin zur Linken übertrifft ſie alle, die zur Rechten freilich? — I nun,

wenn nur die Herzens Seite gut versorgt ist.

Unter diesem Gespräch, während welchem Rosen immer nur den stillen Wunsch gehegt hatte, daß die Stolze mit dem Schleier die gepriesene Nachbarin sein möge, waren sie bis in die Prunkzimmer gekommen, wo wirklich Rosens flüchtiger Blick manch schönes Gesicht fand, nur die zweideutige Rosenspenderin nicht. Nachdem er der Braut und dem Bräutigam und den vorzüglichsten Gliedern der Familie des Freiherrn vorgestellt war, und er den kaiserlichen General, den Grafen Ossa begrüßt hatte, der mit seinem Sohne, einem Rittmeister unter Johann von Werths Reiter Regiment, auch zugegen war, wurde zur Tafel gerufen, wo, in den Speisesaal eingetreten, der geschäftige Hausherr nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als den Obersten nach seinem Platze zu führen. Meine Vorliebe für Euern Herzog und auch für Euch, werther Herr, raunte er ihm leise zu: hat mich die Wahl Eurer Nachbarin treffen lassen, seht sie als einen Beweis meiner Verehrung an, und laßt es Euch bei mir wohlschmecken.

Schon ſetzte ſich ein Theil der anweſenden Gäſte, und ein junges Mädchen, nicht ausgezeichnet ſchön, aber lieblich, nahm den Platz zu ſeiner Rechten ein; aber immer fehlte noch die Schöne, die an ſeiner Linken ſitzen ſollte. Da trat die Stolze aus dem Gewühl hervor, ſchritt auf ihn zu, nahm mit kalter Höflichkeit ihren Platz, und erſuchte ihn, nun ein Gleiches zu thun.

Roſen folgte dieſer Einladung mit Freuden; aber das kalte, abgemeſſene Benehmen ſeiner Nachbarin mäßigte bald dieſe Freude und gab ihm das nöthige Gleichgewicht wieder. Er war verbindlich gegen ſie, doch zeichnete er ſie nicht vor ſeiner Nachbarin zur Rechten aus, vermied, ſo viel es ſich thun ließ, ohne eine Abſicht dabei zu verrathen, ihrem Blick zu begegnen und, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſpielte er den Unbefangenen meiſterhaft, war aber doch neugierig ihren Namen zu erfahren, und fand bald Gelegenheit dazu.

Ihr liebt die Roſen, wie es ſcheint? fragte ihn die Jungfrau, ein anderes gleichgiltiges Geſpräch kurz abbrechend —

Woher glaubt Ihr das? erwiederte der Oberſt nicht ohne durch dieſe Frage in Verlegenheit geſetzt zu ſein, da er fürchtete, ſie habe ihn im Garten belauſcht.

Ich ſchließe es blos aus Euerm Namen und aus dem Roſenblatt, das ſo eben aus Euerm Kleide fiel

Der Name könnte Euch täuſchen, erwiederte er: obgleich Ihr wohl Recht habt, denn ich liebe die Roſen ſehr und pflückte mir deshalb eine in dem Garten dieſes Hauſes, wo ich Euch ſah. Ich konnte ja kein lieblicheres Bild von Euch mit mir nehmen als dieſe Blume.

Die Jungfrau lächelte ſpöttiſch. Der Vergleich iſt alt und verbraucht und paßt für jedes jugendliche Geſicht! erwiederte ſie.

Ihr irrt! lenkte Roſen ſchnell ein: Er paßt nur für wenige, nur für die, welche die zarte Farbe der Beſcheidenheit, die leiſe Röthe der Jungfräulichkeit auf ihren Wangen tragen, nur für die, ſo ſchön ſind ohne es zu wiſſen, ſanft, ohne mit ihren Dornen zu ſtechen — Da Ihr aber aus meinem Namen auf meine Neigungen geſchloſſen habt, lenkte er ein: ſo bitte ich, mir den Euren zu ſagen,

damit auch ich einen gleichen Schluß machen kann. Vorerſt Euer Taufname? —

Margarethe! erwiederte ſie unbefangen.

In Frankreich würde man Euren Namen auf Perlen oder auf eine Blume deuten, die man in Deutſchland Tauſendſchön nennt. Da nun Perlen Thränen bedeuten, für die Ihr keine Vorliebe zu haben ſcheint, ſo find' ich, und wohl auch Ihr ſelbſt, das Letztere paſſender.

Wie Ihr meint, erwiederte ſie gleichgiltig.

Und Euer Familienname? fragte Roſen weiter ohne ſich im Mindeſten irren zu laſſen.

Ich bin die Tochter des Hausherrn, des Freiherrn von Epp.

Margarethe von Epp? Margarethe von Epp! rief Roſen ſich vergeſſend aus, und ſo laut, daß die Nächſtſitzenden es hören mußten.

Worüber ſtaunt Ihr ſo, habt Ihr Margarethe von Epp in mir geſucht?

Nein Fräulein, dies iſt nicht der Grund, weshalb ich ſtaune, erwiederte er gutmüthig lächelnd: Ein ganz ſonderbarer Irrthum iſt die Schuld!

Ich kann ihn fast errathen, Ihr verwechselket meine Schwester mit mir; sagte das Fräulein erröthend und ihr Gesicht ward noch ernster.

Kennt Ihr den ligistischen General Johann von Werth? fragte jezt Rosen, ohne ihren Unmuth bemerken oder ihre Vermuthung berichtigen zu wollen.

Ich kenne ihn!

Ihm dank' ich viel; er hat mir Euern Namen zuerst genannt.

Das ist nicht schmeichelhaft für mich — Ich wünsche nicht, in der Erinnerung dieses rohen, ungesitteten Mannes zu sein, der nur an die Spitze seiner Kroaten, nicht aber in den Kreis der Frauen gehört.

So habt Ihr eine große Probe Eurer Geduld und Sanftmuth gegeben, fuhr Rosen fort: da Ihr ihn so lange um Euch gelitten habt.

Ich duldete ihn zu meiner Belustigung! erwiederte sie mit Heftigkeit.,

Fräulein! unterbrach sie Rosen mit Unmuth: ein wackrer Krieger, wenn er auch häßlich ist und im Feldlager das Courtoisiren nicht gelernt hat, verdient doch nicht

ſolch beißenden Spott; ein Mann, der für Fürſten, Glauben und Ehre ſein Leben willig opfert, verdient nicht ſolch ſchimpfliche Aeußerung, die den ſchönen Mund des ſchönſten Mädchens entſtellt.

Verzeiht Herr! ſagte ſie verlegen: Verzeiht ein unüberlegtes Wort, das meiner fröhlichen Laune entſchlüpfte — Ueberdies lieb' ich die Kriegsleute nicht, jedes Zartgefühl, jede Achtung für Frauen geht in dem wilden Leben unter —

Fräulein! nahm Roſen das Wort, ſein Blick traf das dunkelblaue Auge des Mädchens, das ſeelenvoll auf ihm ruhte und ſein Herz erbeben ließ. Fräulein, ein edles Weib vermag auch dem roheſten Mann Achtung einzuflößen, wenn ſie Achtung verdient. Es liegt ein Zauber in Euerm Geſchlechte, mit dem es auch den Roheſten außer ſeinem Kreiſe gebannt hält; zerſtört aber Eitelkeit oder Gefallſucht den magiſchen Kreis, wer ſollte dann den Mann in ſeinen Schranken zurückhalten?

Ei, ei! ſo wie ich ſehe, Oberſt Roſen, habt Ihr wenigſtens im Feldlager weiſe Sittenſprüche nicht verlernt! unterbrach ſie ihn

ſcherzend, und der ſeelenvolle Blick war ſchon lange wieder zum ernſten geworden: Sie bringen Euch aber heute um manches ſchmackhafte Gericht und hindern Euch, den Becher ſo oft zu leeren, wie Ihr wohl ſolltet. Trinkt ihn bis zum letzten Tropfen aus und erlaubt, daß ich ihn mit Muskat fülle und Ihr werdet ſehen, daß ich Süßeres zu geben weiß als Ihr! Dies ſagend füllte ſie den Becher, wandte ſich dann nach dem jungen Grafen Oſſa und bekümmerte ſich, mit dieſem angelegentlich ſprechend, nicht weiter um Roſen.

So vergingen die Stunden des Mahles in ſteter Fehde. Faſt dünkte es Roſen, Johann von Werths Trinkſpruch: Krieg den Frauen! ſei auch der Seinige geworden. Margarethe blieb kalt, faſt abſtoßend, nur hier und da glaubte Roſen, einen Funken Gefühl und Herzlichkeit durchblitzen zu ſehen, und ſogar wähnte er zuweilen, er belauſche einen freundlichen Blick; doch der Vorſichtige ſchrieb dieſe Bemerkung auf Rechnung ſeiner Eitelkeit und zürnte mit ſich, daß, wenn ihn auch das kalte ſpöttiſche Betragen abſtieß, ein einziges Wort dieſer Circe ihn

wieder mit ihr versöhnen, ihm Hoffnung geben konnte. So verstrich der größte Theil des Mittagmahles. Schon war der Nachtisch aufgetragen und Rosen war entweder mit seiner schönen Nachbarin noch immer in Streit begriffen oder sie schienen sich gar nicht zu beachten. Jetzt aber, als ein Körbchen mit Feigen und Apfelsinen herumgegeben wurde, nahm Rosen eine der goldenen Früchte. Ihr scheint dieser Frucht besonders gewogen zu sein, sagte er, das lange Schweigen brechend: denn ihre Blüthe windet sich duftend durch Euer Haar; wie ich die Rose, scheint Ihr die Orange zu lieben.

Ihr habt es errathen, erwiederte Margarethe. Diesen Baum möchte ich mir zum Sinnbild des Lebens wählen: Frucht und Blüthe trägt er zugleich und so ward ihm ein ewiger, unvergänglicher Frühling; in seinem Vaterlande schüttelt der Herbst nie ganz seine Blätter, nie läßt ihn der Winter erstarren, und nimmt ihm das freundliche Leben; die goldnen Früchte prangen stets glühend zwischen seinem dunkeln Laube, und wenn Ihr die eine brecht, entblättert sich schnell die

Blü-

Blüthe, um einer neuen Frucht Platz zu machen.

Rosen lächelte —

Ihr scheint meine Meinung nicht zu theilen, fuhr das Fräulein fort.

Nicht ganz! erwiederte Rosen: Duftend ist die Blüthe, prangend die Frucht, aber oft, o wie bitter das Innere — Wünschtet Ihr Euer Leben eben so, gnügte Euch das Aeußere, gnügte Euch die Schönheit des Mannes, wenn die goldene Schaale nur einen bittern Kern verbürge?

Ihr fallt schon wieder in den Prediger Ton, unterbrach ihn Margarethe: jedem leicht hingeworfenen Worte gebt Ihr eine ernste Deutung.

Bei Euch, ja!

Und warum eben bei mir? fragte sie schnell.

Solltet Ihr Euch diese Frage nicht selbst beantworten können? erwiederte er, der Antwort ausweichend.

Ich glaube kaum —

So erlaubt, daß ich die Antwort bis auf eine Zeit spare, wo ich Euch näher kennen und offener mit Euch reden darf.

Wird dieſe Zeit je kommen? fragte ſie halb ernſt, halb ſpöttiſch.

Vielleicht, vielleicht auch nicht! ſagte er gleichgiltig, und da die Tafel eben aufgehoben wurde, verbeugte er ſich kalt, und ſchien ſich weiter nicht um ſie zu bekümmern.

Nun? fragte der überglückliche Vater: ſeid Ihr mit meiner Wahl, ſeid Ihr mit Eurer Nachbarin zufrieden?

Wie könnte ich anders? erwiederte Oberſt Roſen verbindlich.

Laßt Euch nicht von ihrem abſtoßenden Weſen irre machen, es iſt ſo ihre Art. Seit ſie in die große Welt getreten iſt, hat man mit Recht ihre Schönheit ſo viel beſprochen und beſungen, daß ſie ihren Werth hat erkennen lernen müſſen. Hunderte haben ſchon um ſie gefreit, aber keiner kann ſich auch der kleinſten, wohlerlaubten Gunſt rühmen. Wie eine Königin ſteht ſie unter Männern und nimmt ihre Huldigungen als wohlverdiente Opfer an. Es ſoll mich wundern, wenn der Eine kommen wird, der die Spröde beſiegt.

Wohl nie! entſchlüpfte Roſen.

Ei, ei! Warum nicht gar! Wie könntet Ihr glauben, daß um solch liebliche Blume sich nicht Tausende bewerben würden?

Bewerben wohl, aber erringen? lenkte der Krieger ein.

Erringen? — Ja, Ihr habt wohl nicht ganz Unrecht! fuhr der Vater fort: Es gehört Viel dazu! Aber kommt mit mir, damit ich Euch meine Gemälde zeigen kann, ehe es zu dämmern beginnt, und urtheilt dann selbst, ob Ihr Eins der vielen Frauenbilder schöner finden könnt als meine Tochter. Kommt, werther Herr! Während er Rosen in seine kleine Gemälde-Gallerie führte, zog sich Margarethe Epp aus dem Gewühl auf ihr einsames Stübchen zurück.

5.

Wie gefiel dir Oberst Rosen? fragte am andern Morgen Josephe, die junge Ehefrau, ihre Schwester, als diese sinnend am Fenster stand. Margarethe beantwortete diese freundlich gethane Frage nicht.

Mich dünkt, nahm Herr von Gemmingen, Josephens Gatte das Wort: Margarethen ergeht es wie Eurer Stadt, sie steht zwischen den Kaiserlichen und den Weimeranern, beide buhlen um ihre Gunst und es wird ihr eben so schwer wie Straßburg, die Neutralität zu behaupten.

Margarethe schien auf alles dies nicht zu achten, sie sah in den Garten hinab, bog sich weit hinaus und zerdrückte hierbei die Rose an ihrer Brust.

Die arme Rose! seufzte Josephe.

Wer ist arm? fuhr Margarethe, wahrscheinlich an Rosen denkend auf — wer?

Wer anders, erwiederte die Schwester lächelnd: als die arme Blume, die du so schonungslos an der Fensterbrüstung zerdrückst.

Unmuthig wandte sich Margarethe wieder nach dem Fenster und sah hinunter, während der von Gemmingen das Zimmer verließ und Josephe zu ihrer Schwester trat.

Ich muß meine Frage noch einmal wiederholen, Margarethe! begann sie: wie gefällt dir Oberst Rosen?

Wie alle Männer! erwiederte sie gleichgiltig.

Sollte ich mich geirrt haben, Schweſter? Ich glaubte, du fändeſt doch einen Unterſchied zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen Rittmeiſter?

I nun, antwortete ſie ſcherzend: wie ich einen Unterſchied zwiſchen dieſer Roſe und der Hagebutte da unten finde: an der einen gehe ich unbeachtend vorüber, die andere werf' ich, wenn ſie mir läſtig wird, weg, wie dieſe. Sie warf bei dieſen Worten die Roſe hinunter.

Frau von Geminingen lächelte — Und welchen Mann wirſt du endlich deiner werth finden? fragte ſie nach einer Weile.

Wahrlich keinen! erwiederte Margarethe.

Da beklage ich dich!

Glaub' es wohl, liebe Schweſter, unterbrach das Fräulein ſchnell. Den Tag nach der Hochzeit möchte auch ich vielleicht den Liebe-Rauſch noch nicht ausgeſchlafen haben, und der Mann mir liebenswerth erſcheinen, der mich wahrſcheinlich nur meiner Mitgift wegen freite.

Du willſt mich verwunden, Margarethe! ſagte mit himmliſcher Sanftmuth Frau von Gemmingen: du weißt, daß ich in die Wagſchale äußerer Vorzüge ſo wenig zu legen ha-

be, und ſo iſt es nicht liebreich von dir, daß du mich eben heute ſo bitter daran erinnerſt.

Margarethe ſank an ihre Bruſt — Verkenne mich nicht, liebe Schweſter! bat ſie: Du weißt, meine Worte kommen nicht immer aus dem Herzen.

O! hielteſt du es nicht immer, wohl oft wider ſeinen eignen Willen, ſo feſt verſchloſſen, ſagte Joſephe: erlaubte dir nur dein Stolz, dich zu zeigen wie du biſt, du würdeſt nicht ſo einſam in der Fülle deiner ganzen Schönheit daſtehen. Ziehe ich von hier, Margarethe, dann haſt du keine Freundin, keinen Freund mehr, der warnend und tröſtend dir zur Seite ſteht. Des Vaters Liebe iſt dir ſelbſt oft läſtig; ihm, der eine Himmliſche in dir zu erblicken glaubt, der dich vergöttern möchte, wirſt du deine Schwächen nicht aufdecken —

Margarethe faßte ſtürmiſch die Hand der Schweſter und preßte ſie an ihr Herz.

Du biſt 22 Jahre alt, fuhr Joſephe fort: die Tage des Entfaltens ſind vorüber, nur noch eine kurze Zeit ſtehſt du in voller Blüthe, dann gehſt du dem Verblühen entgegen. Denke an jene Zeit, nicht an die ſchimmern-

de Gegenwart, und du wirst unter den Männern wohl Einen finden, der deiner werth ist. Sieh den stattlichen Krieger den Oberst Rosen.

Den? Nun und nimmermehr! fiel Margarethe ihr schnell in's Wort.

Und warum sagst du das mit solchem Eifer, mit solcher Leidenschaft? Glaubst du, mein theilnehmendes Schwesterherz kenne dich nicht und habe dich nicht beobachtet? Sein Aeußeres wenigstens muß dir gefallen haben.

Nicht im mindesten! erwiederte das Fräulein und suchte ihr Erröthen zu verbergen.

Ich will dir es glauben, fuhr Josephe ruhig fort. — Aber sag mir nur, weshalb dir der Oberst so sehr zuwider ist, und was dich so ganz gegen ihn aufbringt? Täusche ich mich nicht, so ist es beleidigte Eitelkeit! Ich weiß es wohl, sagte sie nach einer Weile, da die Schwester ihre Frage nicht beantwortete: daß du stets mit den Männern dein Spiel treibst, sie heute mit einem freundlichen Blick anziehst, um sie morgen mit stolzem Hohne wieder zurück zu stoßen; daß du heute ihnen die Hoffnung reichst, morgen sie

ihnen wieder unzart nimmſt. Bei all dieſem Spiel verläßt dich dein Gleichmuth nur ſelten, höchſtens macht er der Langweile oder dem Unmuth Platz, wenn die Männer deine abſtoßenden Worte nicht gleich verſtehen wollen; aber nie ſah ich dich noch ſo mißlaunig, ſo verſtimmt, ſo nachdenkend wie heute. Macht Roſen von den übrigen Männern eine Ausnahme, verſteht er zu verwunden, ſtatt an deinen Pfeilen zu verbluten? — Warf er die Angel aus, ſagte ſie mit ſcharfer Betonung: und fing den glatten Aal, ſtatt ſich fangen zu laſſen?

Joſephe! fuhr Margarethe empfindlich auf: Du beleidigſt mich!

Nun ſo erkläre mir das Räthſel! fuhr jene fort: denn, ich wiederhole es, Schweſter, ſo ſah ich dich noch nie, wie heute. Sei offen gegen mich! — Was du mir vielleicht verbergen willſt, würde mir Freude machen zu hören. Beichte, entſchleiere mir dein Herz, zeige es mir wie es iſt, ſprich es aus, was es in dieſem Augenblick empfindet.

Während Margarethe ſchwieg, überzog Purpurröthe ihre Wangen. Aber plötzlich verwandelte ſich der Ausdruck ihres Geſichts,

feurig sah ihr Auge umher und Josephe mußte mit Unmuth sehen, daß Stolz und Selbstvertrauen in ihr zurückgekehrt war. Ich soll den Schleier von meinem Herzen heben, Josephe? begann sie jetzt: — gern, warum sollt' ich nicht die Schwächen eines Augenblicks enthüllen, der in dem Kreislauf stolz durchlebter Stunden und Tage wie ein Tropfen im Weltmeer verschwimmt? — Ich sah in dem Münster einen Krieger sich durch das Gewühl drängen, seine hohe, über Andere hervorragende Gestalt, die Eile, mit der er sein Ziel verfolgte, machten mich auf ihn aufmerksam, und als er endlich an dem Gitter des Chores stand, sein Auge mit Neugierde auf dich gerichtet war, hatte ich Zeit, ihn genau zu betrachten. Sein Aeußeres, besonders der männliche kraftvolle Ausdruck seines Gesichts gefiel mir; als aber sein Blick den meinen traf, wandte ich mich plötzlich, und damit er nicht das Wohlwollen, das er in meinen Augen hatte lesen können, wohl gar mein schnelles Abwenden mißdeuten könnte, wandte ich mich noch einmal nach ihm und mein Blick drückte gewiß den Stolz meines Innern aus. Da wagt er es, gleich kalt,

gleich stolz den Blick zu erwiedern und mit diesem Blick forderte er mich zum Kampfe auf. — Sie hielt inne —

Sprich weiter, liebe Schwester, bat Josephe, mit Innigkeit ihre Hand fassend: sei ganz wahr. So sehr ich auch mit meinem Glück beschäftigt bin, nehm' ich doch zu sehr Theil an dir, um auch an einem für mich so wichtigen Tage dich ganz vergessen zu können. Ich bemerkte wohl, daß du bei unsrer Nachhausekunft die Einsamkeit suchtest, sah, wie du die Rose pflücktest.

Ja, ich muß es gestehen, nahm Margarethe das Wort: sein Bild begleitete mich, an ihn denkend brach ich die Rose, ich fühlte mich zum erstenmal bewegt; aber es war nur ein Augenblick, bald ward ich Herr dieser drückenden Schwäche — und sein Benehmen während des Mittagmahles! abgemessen, kalt, berechnet jedes Wort, meinem Stolze Gleichmuth, meiner Laune die Seinige entgegensetzend betrat er gleichgiltig den Kampfplatz. War ich freundlich, so sprach er herzlich, ward ich bitter, tadelte er es freimüthig und begann mich belehren zu wollen, wandte ich mich zu dem Grafen Ossa, sprach

er und so wie es schien, gern mit seiner Nachbarin; nie suchte er den Faden des Gesprächs anzuknüpfen, die Gelegenheit mußte sich ihm dazu bieten — Aber glaube mir, sagte sie mit Zuversicht: sein kaltes, gleichgiltiges Benehmen ist nur Schein, die Glut seines Auges, die ich oft belauschte, verräth mir deutlich, daß er in meinen Fesseln liegt, und vielleicht gewarnt, sich ihnen zu entziehen glaubt, wenn er mich mit meinen eignen Waffen bekämpft.

Margarethe! unterbrach sie die Schwester: wohin verirrst du dich? Von dem sanften, blumenumgrünten Pfade, den die Natur dem Weibe entblühen ließ, stürzest du dich auf eine rauhe Dornenbahn, wo du nie an ein freundliches, glückliches Ziel gelangen kannst! Wie wenig kennst du dich! Eben dieser Ungestüm, diese Leidenschaftlichkeit, dieser Unmuth zeigt mir deutlich, daß du endlich einen Mann gefunden hast, der sich nicht willig an deinen Siegeswagen spannen läßt, dies zeigt mir deutlich, daß dein Herz endlich —

Schweig, schweig Josephe! rief Margarethe heftig, und stürzte zur Thür hinaus.

Der Pfeil traf, er sitzt tief! sagte die sanfte, freundlichlächelnde Josephe: Gelobt sei Gott!

Am andern Tage lebte Rosen ganz seinen Geschäften. Schon im Voraus gewiß, daß der Hauptpunkt seiner Sendung, der freie Gebrauch der Brücke nicht bewilligt werden würde, schien es ihm angemessen, ihn bei seinen Unterhandlungen nur obenhin zu berühren, und nur auf die Beihülfe von Materialien zur Schlagung einer anderweiten Schiffbrücke anzutragen, wozu er jeden Einzelnen im Geheim zu stimmen suchte. Der Freiherr von Epp war seines Reichthums und seines Einflusses wegen nicht ohne Wichtigkeit, auch erforderte es der Anstand, daß er ihm für die gastfreundliche Einladung danken mußte, dies und wohl auch die Hoffnung, Margarethe zu sehen, bestimmten ihn am andern Tage, dem Freiherrn seinen Besuch zu machen. Ehe er aber den kurzen Weg antrat, hielt er Rücksprache mit seinem Herzen, das er ziemlich ruhig zu finden glaubte. Margarethens Schönheit hatte seine Sinne, ihr Stolz, selbst ihre Laune seine Phantasie beschäftigt, aber der geheime Zauber, der das

Herz durchbebt, dieſe unwiderſtehliche Gewalt, welcher ewig die Hoffnung zur Seite ſteht, hatte ihn nicht erfaßt. Nur ſein Stolz, ſeine Eitelkeit war aufgeregt, und auch nur Stolz und Eitelkeit riefen ihn auf, den Kampf mit dieſer Spröden zu wagen. So, mit Gleichmuth gewaffnet wie er meinte, betrat er das Haus des Freiherrn, der ihn mit Auszeichnung aufnahm, hier, wo ſie allein waren, in Lob über Herzog Bernhard ausbrach und Alles nur mögliche, jedoch nur im Geheim zu thun verſprach, was der Sache der Proteſtanten und dem Herzog nützen könnte. — Daß Ihr, werther Herr, meine Offenheit nicht mißbrauchen möget, bedarf wohl keiner Bitte; ſagte er dann geheimnißvoll: wer ſpräche in jetzigen, unruhigen Zeiten wohl gern offen ſeines Herzens Meinung aus. Heute lacht Euch das Glück, morgen Euern Feinden. Ueberdies muß ich Rückſichten nehmen, um es nicht mit dem Grafen Oſſa, ich meine den Feldmarſchall-Lieutenant zu verderben. Er iſt in Schwaben, wo er General-Kommiſſarius iſt, ein ganz mächtiger Herr, hat ſich in ſeinem Wirkungkreiſe ein ungeheures Vermögen erworben, und ſein Sohn, der

Rittmeiſter von des tollen Johann von Werth's Reiter Regiment, ſcheint an den Siegeswagen meiner Tochter geſpannt zu ſein, und ich läugne es nicht, ich wünſchte wohl — doch das brauche ich Euch als einen ſo erfahrnen Mann nicht erſt zu ſagen — meine Güter liegen jenſeit des Rheines, dem Grafen von Oſſa verdank' ich ihre Erhaltung, und ſo we- he es meinem proteſtantiſchen Herzen auch thut, mein Kind vielleicht — doch was rede ich — Ihr werdet mich gewiß verſtehen und entſchuldigen.

So ſehr Roſen auch vorher mit ſeinem Herzen im Reinen zu ſein geglaubt, ſo hat- ten doch die Winke, welche ihm der Freiherr gab, es gewiſſermaßen in Unruhe verſetzt. Der alte Graf Oſſa war ein bedeutender, einfluß- reicher, der Sohn ein junger ſchöner Mann, Roſen dünkte es daher natürlich, daß der Va- ter dieſe Verbindung wünſche, und in ſo man- chem, was ihm während des geſtrigen Mit- tagmahles in des Fräuleins Betragen gegen ihren andern Nachbar gleichgiltig geſchienen, fand er jetzt Bedeutung. Das ſtolze, hoffär- tige Mädchen hatte durch dieſe Nachricht bei

ihm an Interesse gewonnen und so schien er doch nicht so ganz mit seinem Herzen im Reinen zu sein, und es mochte wohl der Gedanke, um ihren Besitz zu ringen, in diesem Augenblick bestimmter als je in ihm aufsteigen. In diesem aufgeregten Zustand begab er sich zu dem Herrn von Gemmingen, von dem er, wie von seiner Gattin mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Josephe war eines jener sanften, weiblichen Wesen, die, wenn ihnen auch die Natur äußere Vorzüge versagt hat, doch tausendfach durch ein zartes, weibliches Gemüth für dies Entbehren entschädigt sind. Der Lebensplan ihrer Schwester hatte sie, besonders seit einiger Zeit tief betrübt, sie fühlte, daß Margarethe bei diesem Benehmen den Zweck ihres Lebens verfehlen mußte und es that ihr doppelt wehe, da sie die Schwester genau kannte und wußte, wie sehr sie alle Mittel glücklich zu werden und glücklich zu machen, in sich vereinte. Aber von ihrer Kindheit an der Liebling des Vaters, der unter seinen vielen Schwächen besonders die der Eitelkeit in großem Maße besaß, hatte ihr Geist eine schiefe Richtung bekommen, welche nicht durch sorgsame Mutterhand auf die rechte Bahn

geleitet werden konnte, da die Mutter schon früh gestorben war.

Der Vater war ihr überdies nicht das Vorbild eines kräftigen Mannes gewesen; die Männer, die sich ihr späterhin huldigend genaht, hatten dies entweder zu anmaßend und roh, oder zu unterthänig und zart gethan, so daß das schöne, von Jedermann gehuldigte Mädchen, deren Vater ihr solch hohen Begriff ihrer eignen Vollkommenheit schon von frühester Jugend an eingeimpft hatte, die Männer verachtete, und sie entweder für Tyrannen oder Sclaven hielt. Josephe hatte dem Spiele, das Margarethe seit ihrem Auftreten mit den Männern trieb und welches ihre Eigenliebe immer mehr erhöhte, mit sorgerfülltem Herzen zugesehen, sie hatte und mit Recht vor der Zukunft gebangt, und so war ihr Rosens Erscheinung eine freundliche gewesen, da es ihrem Scharfblick nicht entgangen war, daß er der erste Mann sei, der, wenn auch nur einen flüchtigen Eindruck auf Margarethe gemacht habe, und welcher Charakter und Gewandtheit genug besäße, die Hoffart der Schwester zu beugen. Ihr Gatte, mit ihr überein-

stim-

ſtimmend, empfing ihn daher offen und herzlich.

So befand ſich Roſen in dem Kreiſe dieſer freundlichen Menſchen wohl, die Margarethens und bald auch ſeinetwegen ein lebhaftes Intereſſe an ihm nahmen und wohl einige Hoffnung auf ihn bauten.

Margarethe ſelbſt ſah er nicht, ſie ſchützte, da Joſephe ſie einladen ließ, herüber zu kommen, Unwohlſein vor, und Roſen mußte, ohne ſie geſehen zu haben, in ſeine Herberge zurückgehen.

4.

Hier fand er ein Schreiben, das Herzog Bernhard aus dem Lager vor Lure in der Franche comté an ihn ſendete, und worin er ihm befahl, die Unterhandlung ſo ſchleunig als möglich zu beenden, da er nach der Einnahme von Lure geſonnen ſei, mit dem Heere nach dem Rheine zu rücken. Zugleich erhielt er die unangenehme Nachricht, daß Ehrenbreitenſtein ſich endlich nach tapferer Gegenwehr an Johann von Werth übergeben habe-

Der Befehl des Herzogs, ſo wie dieſe niederſchlagende Nachricht beſchäftigten ihn nun ausſchließlich, ohne ihn doch Margarethe von Epp vergeſſen zu laſſen, die er ſo gern vergeſſen hätte. Aber wenn er am Tage von einem der bedeutenden Männer Straßburgs zum andern gewandert und ſeine Ueberredunggabe an der Bedenklichkeit dieſer Herren geſcheitert war, ſo zog es ihn doch am Abend nach dem Hauſe des Freiherrn von Epp, wo er oft zweifelhaft wurde, ob Margarethens Schönheit oder der ſonderbare Reiz ihrer Laune ihn mehr anſprach.

Roſen hatte wohl während ſeines ſteten Krieglebens, trotz dem, daß er den Umgang mit Frauen, den damals ſo gewöhnlichen Zechgelagen bei weitem vorzog, nie daran gedacht ſich zu verehelichen. Die Feſſeln des Eheſtandes waren dem freien Krieger zuwider, ſie ſchienen ihm nur drückend zu ſein, und welchen Anſpruch konnte er auch bei ſeinem irrenden Leben auf häusliches Glück machen? Aber hier, wo er die Neuvermählten ſo ganz in ſich beglückt fand, wo er ſah, wie man im engen Kreiſe ſich ſelbſt genügen, wie das zufriedene Herz größere Freuden biete als der

ewig unbefriedigte Ehrgeiz, da mußte Margarethens Schönheit und ihr reger Geist seine Phantasie beflügeln, da mochte wohl zum erstenmal die Sehnsucht nach häuslichem Glück in ihm erwacht sein, und sein Herz den Ausspruch für Margarethe thun.

Diese blieb sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich, nur daß sie den Spott bei Rosen zügelte, mit dem ihre Laune sonst so leicht und so gern verwundete. Rosens ernstes, männliches Benehmen hatte ihre Achtung ertrotzt, sie glaubte zwar den Stolzen zu hassen, aber konnte doch nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie ihn achten müsse, und dieses Gefühl machte sie oft unzufrieden mit sich selbst.

Rosen hingegen, der seit einiger Zeit einen klaren Blick in sein Herz gethan, hatte jetzt den festen Entschluß gefaßt, sie zu erringen, es koste was es wolle. Um dieses schöne Ziel zu erlangen, fühlte er nun wohl, daß er auch jetzt noch seine Gefühle unterdrücken und ihrer abstoßenden Kälte Gleichmuth entgegensetzen müsse. Es war ihm traurig, hier, wo er so gern offen gehandelt hätte, solch verstecktes, ihm widriges Spiel zu spielen, und nur

das Zureden seines neuen Freundes, des Freiherrn von Gemmingen, mit dem er offen über das Verhältniß gesprochen hatte, gab ihm Muth, den einmal betretenen Weg fortzusetzen.

Aber bald mußte er sein Ziel erreichen, oder er hatte es ganz verfehlt. Seine Unterhandlungen waren fast beendet, die Einnahme von Lure gab dem Herzog freie Macht, nach dem Rhein zu rücken, und der junge Graf Ossa ward in seinen Bewerbungen immer dringender, Margarethe immer freundlicher gegen den Zudringlichen; und obgleich Gemmingen und seine Gattin ihm versicherten, daß diese Freundlichkeit nur Maske sei, fing er doch an, fast muthlos zu werden.

Als er eines Tages an dieses sonderbare Verhältniß denkend in seiner Herberge saß und überlegte, ob es nicht besser sei, den Knoten plötzlich zu zerhauen, oder die Lösung einem andern überlassend, sich von Straßburg zu entfernen, öffnete sich die Thüre mit Ungestüm, und Johann von Werth trat ein.

Ihr wundert Euch wohl, Oberst Rosen, mich hier zu sehen? rief er dem Erstaunten entgegen: glaubtet mich wohl noch vor Ehrenbreitenstein? Das Teufelsnest ist über, und

Buſſy hat nicht einmal eine Ratte darin gelaſſen. Ja, Kriegskamerad! Hättet ſollen die Beſatzung ſehen; wie ausgedorrte Pickelheringe zogen ſie an uns vorüber, der Trommler konnte kaum mehr ſein Kalbfell rühren, und die Fähndriche wankten bei dem Flattern ihrer aufgerollten Fahnen — Es war eine Freude mit anzuſehen! — Kein Malter Korn, kein Faß Wein war mehr in den Magazinen, deſto beſſer aber war das Zeughaus beſetzt, 60 Stück Geſchütz, 200 ſchöne Musketen und Pulver und Blei in Menge — Gott ſei gedankt, daß ich nicht mehr vor dem Felſenneſte liege, ſo eine Belagerung iſt mir ein Gräuel, man iſt auf einen Fleck ſo feſt gebannt, als ob die ganze übrige Welt einem verſchloſſen wäre.

Roſen hatte Johann von Werth, der ihm kaum ſo viel Zeit gelaſſen hatte, ihn zu begrüßen, mit Verwunderung zugehört. Er war ſo ſehr mit ſeinem Glück, dieſe Feſtung erobert zu haben, beſchäftigt, es ſchien ihm ſo viel daran gelegen zu ſein, dies Roſen fühlen zu laſſen, daß es noch einige Zeit dauerte, ehe das Geſpräch eine andere Wendung erhielt. Roſen hatte ihm gelaſſen zugehört,

und während Johann von Werth ihm die Kapitulation-Punkte etwas weitschweifig vor erzählte, Wein zu bringen befohlen.

Wir waren lange getrennt, Oberst Rosen! begann dann Johann von Werth von Neuem. Ihr zoget nach Süden, ich nach Norden, Ihr lagertet in der Franche comté, ich hauste indessen in der Pikardie, streifte bis vor die Thore von Paris —

Und mußtet doch wieder umkehren, und all Euer Mühen war vergebens! unterbrach ihn Rosen, der einen Bericht über alle die Gefechte befürchtete —

Da habt Ihr wohl Recht, fuhr Johann von Werth fort, ohne weder über diese Unterbrechung, noch über die Bemerkung ungehalten zu sein. Mit den Spaniern ist nichts anzufangen, die deliberiren mit steifem Ernste tagelang, deliberiren bis der Moment vorüber ist und so gelangen sie nie zu einer kühnen That. Einigemal habe ich sie gegen ihren Willen mit mir fortgerissen, und da haben sie sich als tüchtige Kriegsleute bewährt; ihr Fußvolk ist vortrefflich, die alten Banden halten zusammen, als wären sie mit Ketten an einander geschmiedet, und stehen

wie ehrne Mauern, aber ehe man solch ein Heer in Bewegung setzt, da gehört mancher Hebel dazu. List, Ränke, Schmiegen und Biegen und Gott weiß was Alles habe ich anwenden müssen, und doch war es meist vergebens. Danke Gott, daß ich von ihnen fort bin, mir ist bei meinen deutschen Krieggesellen wieder so wohl wie dem Vogel, der seinem Käfig entfloh; kann ich doch jetzt mit meinen Reitern nach allen vier Himmelsgegenden ziehen, und wenn Fortuna mir winkt, den Augenblick ihrer Gunst benutzen, kann ich doch nun — meine Wette von Euch gewinnen.

Seid Ihr dessen gewiß? fragte Rosen lächelnd —

Wie könnte ich das? erwiederte der ligistische General. Der Krieg ist ein Spiel, wo der gewandteste Spieler nicht immer der Glückliche ist und den Kühnsten nicht immer die Victoria begleitet. Aber das Vertrauen und die Zuversicht muß in des Soldaten Brust wohnen, das Vertrauen auf sich und sein Glück, und mit Gott! Das fühl ich in mir!

Nun, wie es auch ausfalle, General, nahm Oberst Rosen das Wort, die Becher

füllend: gute Soldaten-Freundſchaft, es mag gewinnen oder verlieren, wer da will! Stoßt an!

Mit Freuden! erwiederte Johann von Werth — Und bald möge der Tag kommen, wo wir uns treffen! — Er leerte den Becher und fuhr dann, ſein liſtiges Auge unverwandt auf Roſen gerichtet, fort: Der Tag wird bald kommen, meine ich, Euer Herzog rückt an —

So? fragte der Weimeraner unbefangen: habt Ihr Nachricht?

Es ſollte erſt gen Baſel und nach den Vierwaldſtädten gehen, das hat ſich aber geändert, der Herzog iſt ſchon durch das Thal von Befort gerückt und zieht auf Thann.

Seid Ihr deſſen gewiß? fragte Roſen, die größte Verwunderung zeigend.

So gewiß als Ihr es ſeid! erwiederte Johann von Werth: — doch von etwas andern — Ihr ſeid ein Hausfreund des Freiherrn von Epp?

Ich bin oft in ſeinem Hauſe; erwiederte Roſen.

Zieht dann, wie es ſich nicht anders vermuthen läßt, an dem Siegeswagen der Dame

Margarethe, fuhr er spöttelnd fort: um Euch nun zu zeigen, wie freundschaftlich ich gegen Euch bin, will ich Euch einen Gefallen thun und Euch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreien, ich meine den Rittmeister meines Reiter Regiments, den Grafen Ossa.

O, laßt ihn nur hier, mir ist er nicht im mindesten lästig, bat Rosen.

Steht Ihr schon so fest, guter Freund? fragte Johann von Werth hellauflachend! Weiber Gunst ist wie Flugsand, nur ein Thor baut sein Glück darauf — Aber fort muß der Bursche, am Putztisch der Frauen gibt es zwar keine Narben, aber auch keine Ehre, und es ist Zeit, daß er endlich einmal unter seine Fahne tritt — Seid Ihr heute bei dem Freiherrn zum Mahl geladen?

Ich werde dort sein; erwiederte Rosen.

Dies sprecht Ihr Alles so kalt, so einsilbig, daß ich an Euch und der Fama irre werden könnte, die von Euch sagt, daß auch Ihr um den goldnen Apfel werbet — Nun Gott sei Dank, daß bei mir das Fieber vorüber ist, ich muß mich gar drollig dabei geberdet haben.

Rosen könnte sein Lächeln nicht unterdrücken —

Lacht nur, Kriegskamerad, lacht nur immer hin. Ein jeder, sei er noch so klug und gelenk, stellt sich bei solchen Possen lächerlich an. Die Reihe zum Lachen ist jetzt an mir, denn verbergt es so viel Ihr wollt, Ihr seid in dem Netze dieser Hexe gefangen so gut als ich es war. Wenn man nicht Muth hat, das ganze Netz zu zerreißen und so frei wie der Fisch im Wasser fort zu schwimmen, so ist es ziemlich gleich, ob man sich etwas mehr oder etwas minder gesträubt hat. Nun auf Widersehen bei der schönen Margarethe! Dort sage ich Euch Lebewohl, denn morgen früh schon geht es wieder zurück über den Rhein, den ich blos überschritt, Euch in dem Netze zappeln zu sehen und Euch an unsre Wette zu erinnern.

Das Erstere werdet Ihr nicht! erwiederte Rosen stolz: das Letztere wäre überflüssig, dergleichen vergißt der Soldat so leicht nicht; doch freut es mich, Euch gesehen zu haben und Euch in meiner Nähe zu wissen.

Johann von Werth schüttelte ihm beim Abschied treuherzig die Hand, und sie trennten sich noch einmal in Frieden.

5.

Margarethe von Epp stand kurz vor dem Mittagmahle im Garten, an dem nämlichen Rosenstock die Blumen betrachtend, wo Rosen sie an dem Hochzeittage ihrer Schwester überrascht hatte, da trat in gewählter, kostbarer, spanischer Kleidung der junge Graf Ossa feierlich auf sie zu und störte sie in ihrem Sinnen. Dem Fräulein mochte dies unangenehm sein oder sie mußte es ahnen, weshalb er komme; denn sie empfing ihn ernst und unmuthig und erwiederte seine tiefe Verbeugung kaum durch ein leichtes Kopfnicken. Er aber ließ sich davon nicht abschrecken, ging mit steifem Anstand auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen, die sie jedoch unzart zurückzog.

Was wünscht Ihr von mir, Graf Ossa? fragte sie den jungen Mann, der weder durch den scharfen Ton dieser Frage, noch durch den

ſtolzen Blick, der ihn hierbei traf, verlegen wurde.

Ihr waret bis jetzt ſtets ſo gütig gegen mich, holdes Fräulein, begann er mit Zuverſicht, daß mir Muth und Hoffnung ward. Ich nahe mich Euch, durch Euer zuvorkommendes Benehmen aufgemuntert, durch den Wunſch Eures und meines Vaters berechtigt, um das Schönſte, das Edelſte der Erde zu werben.

Wollt Ihr darum werben, Graf Oſſa, unterbrach ihn Margarethe ſchnell: ſo müßt Ihr es nicht bei mir ſuchen. Im Feldlager, wo die Ehre des Mannes Scheitel mit dem Lorbeer krönt, da werbt um das Edelſte, Schönſte, was nur der Muth dem Manne reichen kann, nicht bei mir. Sie wandte ihm den Rücken und wollte ſich entfernen, aber er hielt ſie zurück.

Habt Ihr mich auch recht verſtanden, Fräulein? fragte er jetzt, doch in etwas verlegen: ich komme um Eure Hand zu werben, ſie meinte ich, als ich von dem Edelſten, Schönſten der Erde ſprach.

Margarethe lächelte — Ihr ſeid ſehr kühn, Graf, ſagte ſie nach kurzem Schweigen: Ihr

werbt um meine Hand, ehe Ihr um mein Herz geworben?

That ich das nicht? fragte er verwundert: warb ich nicht schon mondenlang, und hat mir, und ich glaubte nur mir allein, dies stolze Herz nicht freundlich die Pforte seines Paradieses geöffnet? — Wenn Oberst Rosen keines Blickes von Euch gewürdigt wurde, wendetet Ihr Euch freundlich nach mir, wenn er Euch langweilte, fandet Ihr Zerstreuung in meinem Gespräch.

Glücklicher Mensch! sagte Margarethe mitleidig lächelnd.

Ja wohl dünk' ich mich der Glücklichste der Erde, fuhr der Graf fort: ja wohl ist der glücklich, dem solch ein Himmel offen steht!

Armer Mann! unterbrach ihn das Fräulein von neuem: Euer Auge trügt Euch, der Himmel und seine Pforten sind Euch verschlossen! — Müht Euch ferner nicht, werbt ferner nicht um meine Hand, sie wird Euch nie zu Theil. —

Nie? rief er, aus dem Traume seiner Eitelkeit erwachend: Nie! — Ihr scherzt, fuhr er in seinem Wahne fort! — wie? — ich sollte ein Loos mit Rosen theilen, ich? —

Nein, Graf Oſſa, erwiederte Margarethe ſich vergeſſend: dies ſollt, dies werdet Ihr nicht! Mit Oberſt Roſen habt Ihr nichts zu theilen, nicht Ehre, nicht Kriegsruhm, nicht mein Herz — Von ihm, fuhr ſie erſchrocken, über das, was ſie eben geſagt, ſchnell einlenkend fort: von ihm ſpricht die Welt. Den Anführer der weimariſchen Reiterei nennt Deutſchland, Frankreich und Hiſpanien, wenn man von dem edlen Herzog Bernhard und ſeinem gefürchteten Heere ſpricht; der Name Roſen und ſeine Kriegsthaten werden im Munde der Nachwelt leben, wenn der Eure im Schwabenlande nur in dem Jammergeſchrei der Unglücklichen lebt, und mit dem frohen Jauchzen des heilbringenden Friedens verhallt iſt. Sie wandt' ihm verächtlich den Rücken und ließ ihn ſtehen.

Mit Ingrimm biß der Beleidigte die Unterlippe blutig, riß in kindiſcher Wuth die blühenden Roſen vom Stock und ſtreute ſie zerpflückt umher — So ſollſt auch du vergehen, ſtolze Dirne! rief er, Du und der elende Kezzer mit ſeinem Kriegsruhm!

Margarethe war zur Geſellſchaft gegangen. Unzufrieden mit ihrem Benehmen, welches

das Geheimniß ihres Herzens viel zu laut verrathen hatte, wurde sie noch unmuthiger, als sie in das Besuchzimmer trat und dort Johann von Werth erblickte. Es hatte früher ihrer Eitelkeit wohlgethan, diesen wilden Krieger, dessen Herzens Neigung sich wohl noch kein Weib rühmen konnte, an ihrem Triumphwagen ziehen zu sehen. Sie hatte in jener Zeit, so lange die Neuheit der Sache ihr eine Art Reiz gab, seine Bewerbungen nicht unfreundlich abgewiesen, wohl aber, da ihr seine Rohheit lästig ward, ihn mit so viel Hohn behandelt, daß sie jetzt, wo zuweilen eine reifere Ueberlegung sie zu einiger Vorsicht mahnte, und ein dunkles Gefühl ihr eine gerechte Vergeltung ahnen ließ, bei seinem Anblick unwillkührlich erbebte.

Aber Johann von Werth weniger mit ihr als mit seinem Gegner beschäftigt, schien das Vergangene gänzlich vergessen zu haben. Er hatte während des Mahles seinen Platz neben dem Hausherrn, dem Fräulein gegenüber erhalten, die wieder Rosen und den zudringlichen Freier an ihrer Seite sah; und obgleich Johann von Werth es sich trefflich schmecken ließ, beobachtete er dennoch Rosen scharf und sah

zu seinem Verdruß, wie kalt, wie gleichgiltig er an der Seite dieser Gefeierten saß, die sich heute in nicht geringer Verlegenheit befand, da sie gegen ihre beiden Nachbarn, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, ziemlich einsilbig sein mußte.

Der junge Graf Ossa verbarg meisterhaft seine Wuth. So sehr ihn seine Eitelkeit verlockt hatte, gab sie ihm doch auch Kraft zur Verstellung — Rache kochte in seinem Herzen, Rache an der Stolzen, die ihn auf so höhnende Weise abgewiesen hatte, und an ihm, den Margarethe als den gefeierten Krieger mit einer Wärme geschildert hatte, die den Verdacht in ihm erweckte, Rosen sei von ihr begünstigt.

Dieser, da er sich von Johann von Werth beobachtet wußte, war heute mehr noch als je auf seiner Hut und sammelte alle Kraft, die Empfindungen seines Innern zu verbergen. Er wußte durch die Frau von Gemmingen, daß der Graf Ossa, dessen Abreise auf den andern Tag bestimmt war, heute um Margarethens Hand werben würde, oder es schon gethan habe. Dies beunruhigte ihn, noch mehr aber Margarethe selbst, die zwar heute weni-

ger gesprächig war als sonst, über deren Antlitz aber ein Zauber lag, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte. Still sah sie vor sich hin, ihr Blick ruhte gedankenvoll auf einer Stelle, und wenn irgend eine Frage, die er an sie that, sie aus ihren Träumereien weckte, traf ihr Auge, wenn auch nur für einen Augenblick, mit Innigkeit das Seine. Dies beunruhigte ihn noch mehr, er glaubte, der Schritt sei schon gethan, seine Hoffnung zerstört, oder der nahe Augenblick der Entscheidung mache sie nachdenkend. Der Graf Ossa hingegen, dem dies stille Sinnen der sonst so Lebhaften auch nicht entgangen war, deutete es endlich sogar zu seinen Gunsten; Beide irrten sich.

Indessen war der Pokal fleißig in die Runde gegangen, und der Freiherr von Epp hatte nicht versäumt, seinem Nachbar zuzutrinken, der auch immer gesprächiger und lauter wurde, ohne jedoch seine Beobachtungen ganz einzustellen. Er wendete sich jetzt öfters an Margarethe, neckte sie, nicht immer auf die feinste Weise, mit ihren beiden Nachbarn, ließ selbst sein früheres Verhältniß zu dem Fräulein nicht unberührt und kam so durch

ſonderbare Ideen-Verbindung auf ſeine Wette mit Oberſt Roſen. Ja, ſagte er, ſich zu dieſem wendend: ja Oberſt Roſen! Hättet Ihr das Fräulein von Epp gekannt, als wir uns in Bellevüe trafen, ich hätte einen andern Preis geſtellt. Statt der 200 Doublonen und der Streitroſſe, wäre die ſtolze Dame der Preis des Sieges geweſen. —

Aber General, unterbrach ihn Roſen ſchnell, der den Unmuth auf Margarethens Antlitz deutlich bemerkte: wie hätte der Beſiegte dieſen Preis zahlen können, da er nicht in ſeiner Macht ſtand? —

Ja, ja! fiel Johann von Werth ihm lächelnd in die Rede: Euch würde es freilich ſchwer geworden ſein, das Fräulein dahin zu vermögen, denn wahrlich, ich glaube, ſie würde ſich eher dem Schwarzen übergeben als mir. Aber ich meine, mir würde es leichter geworden ſein, mit ſolch ſeltener Münze zu zahlen; denn obgleich ich mich beſſer auf ein gutes Schwert und ein tüchtiges Roß, als auf ein Weiberherz verſtehe, ſcheint es mir doch, als ob ihr auf dem Schlachtfelde hier glücklicher ſeid als ich — Doch ich ſehe ein Ungewitter heran ziehen. Nichts für ungut, Fräulein

Margarethe, treibt mich nicht mit dem Hagel Eurer verwundenden Pfeile, nicht mit dem groben Geschütz Eures Spottes zurück, ich weiche gern freiwillig und erkenne mich, Euch gegenüber, stets für überwunden.

Dieser unfeine Scherz hatte das Fräulein fast außer Fassung gebracht. Ohne daß es Johann von Werth vielleicht ahnete, hatte er die verwundbare Stelle getroffen und dankbar nikte sie der Schwester zu, die ihre Verlegenheit bemerkend, sich zu Johann von Werth wandte und dem Gespräch eine andere Wendung gab.

Die Frauen verließen nun bald die Tafel, mit ihnen der junge Graf, der seine morgende Abreise vorschützend, sich empfahl. Die Männer blieben noch bei ihren Pokalen sitzen, und so unangenehm es auch Rosen war, den besonders des Grafen Ossa Abwesenheit beunruhigte, mußte er doch bei dem Trinkgelage bleiben, wo Johann von Werth nach gewohnter Weise fast allein das Wort führte.

Erst spät am Abend brach dieser auf. Trotz dem, daß er die ganze Zeit über wacker gezecht, mehr noch gesprochen hatte, war ihm der Wein nicht zu Kopf gestiegen, er hatte ihn wohl offener und redseliger aber nicht

trunken gemacht, und ſo wanderte er mit feſtem Schritt, Roſen begleitend, ſtill nach Hauſe.

Schade iſt es um Euch, ſagte Johann von Werth endlich, als ſie durch die engen Straßen Straßburgs ſchlenderten: ſchade daß Ihr, ein ſo wackrer Krieger, ſo ſchlechter Sache und gegen Deutſchland dient. Zwar ſeid Ihr ſo wenig als ich ein Deutſcher, aber wir fechten doch beide auf deutſchem Boden und für eine deutſche Sache, denn das werdet Ihr mir doch nicht glauben machen wollen, daß es jetzt noch die Religion ſei, für die wir das Schwert ziehen?

General! erwiederte ihm Roſen unmuthig: wohl dem Soldaten, der glaubt, er ſtreite für die gerechte Sache; in dieſem Glauben liegt das Vertrauen zum Siege. Ihr folgt dem Adler Oeſtreichs, ich dem Banner meines fürſtlichen Freundes, Ihr zieht das Schwert zur Unterjochung Deutſchlands, ich zu deſſen Vertheidigung; ſo ſtehen wir feindlich gegen einander über, jeder in dem Glauben, er ſtreite für das Rechte. Laßt jedem dieſen Glauben!

In Gottes Namen! ſagte Johann von Werth treuherzig: und da ich eben jetzt vor

der Thür meiner Wohnung stehe, so wollen wir wenigstens hier als Freunde von einander scheiden, können wir es auch nicht auf dem Schlachtfeld. Oberst Rosen! fuhr er fort, ihm die Hand reichend: ich will Euch wohl, sind wir gleich verschieden in Glauben und Meinung, setzt Ihr gleich zierlich Eure Reden und haltet Eure Zunge gebunden, wenn ich mit freien Worten, was ich denke, unverholen aller Welt sage, so treffen wir doch in einem zusammen: Wir sind beide brave Kriegsleute, und Ihr ein Ehrenmann, den ich achten und schätzen gelernt, deshalb reich' ich Euch meine Hand von Herzen, und freue mich der Erwiederung meines Handdrucks — Nun Ade! Unter Kugelregen sehen wir uns wieder!

Rosen hatte diese herzlichen Worte auf gleiche Weise erwiedert, und wollte sich eben mit dem ihn begleitenden Diener entfernen, als ihn Johann von Werth zurück hielt. Irr' ich nicht, so sehe ich dort, wo die Gasse sich verengt, verdächtige Gesellen hin und her schleichen, sagte er: — mir war es früher schon, als ob sie uns immer voran gegangen wären, und während wir hier sprachen, sind sie dort stehen geblieben. Habt Ihr vielleicht irgend

einen Feind hier in Straßburg, denn mir ſcheint, daß es Euch gilt; nehmt lieber meine Diener zur Begleitung mit Vorſicht kann nie ſchaden.

Wer ſollte auf offener Straße in dieſer friedfertigen Stadt es wagen, mich meuchlings anzufallen, erwiederte Roſen, indem er ſich jede Begleitung verbat. Ueberdies wüßte ich Niemanden, der mein Feind und ſolcher ſchlechten That fähig ſei. Lebt wohl, General, dieſſeit oder jenſeit des Rheines ſehen wir uns bald wieder. Er verließ ſeinen Gegner und ging getroſt weiter.

Kaum einige Schritte gegangen, erblickte er deutlich mehrere in Mäntel Gehüllte, die in der engen Straße mit einander plauderten. Er kümmerte ſich wenig um ſie und befahl dem Diener, der die Fackel trug, und bei ihrem Anblick ſtutzte, nur getroſt an ihnen vorbei zu gehen. Der Diener gehorchte, als er jedoch eben an ihnen vorüber gehen wollte, wurde ihm die Fackel aus der Hand geſchlagen und Roſen umringt, der aber ſchnell ſein Schwert zog, ſich Luft machte und ein Haus erreichte, an deſſen Mauer gelehnt, er ſich gegen die Andringenden vertheidigen konnte,

die den Diener entwaffnet hatten und nun mit Ungestüm auf den Obersten eindrangen. Aber nicht lange blieb Rosen in dieser gefahrvollen Stellung, denn im Rücken der Angreifenden fiel Hieb auf Hieb, sie flohen, nur ein Schwerverwundeter blieb auf dem Platze liegen, den Johann von Werth — er war der Freund, der zu Rosens Rettung mit seinen Dienern herbei geeilt war — in seine Wohnung zu bringen befahl.

Sagte ich es Euch nicht, Oberst, daß Ihr der Gefahr entgegen ginget? begann er nun zu Rosen, der verdrießlich das Schwert in die Scheide stieß. Schändlich, wenn man gegen solch Lumpengesindel sein gutes Schwert ziehen muß! Morgen sollt Ihr schon erfahren, wer der saubere Bursche ist, der im Dunkel der Nacht seine Heldenthaten beginnt, bis zum Verhör wird der Verwundete doch noch leben. Es freut mich nur, daß Johann von Werth diesmal vorsichtiger war als Ihr, und noch zur rechten Zeit ankam — Nun gute Nacht — Auf Wiedersehen! Meine Diener mögen Euch begleiten.

Johann von Werth! sagte jetzt Rosen, mit Wärme des Generals Hand ergreifend:

Laßt uns unſre Wette aufheben! Dem Fremde, denn als ſolchen habt Ihr Euch an mir bewährt, möchte ich nicht gern auf ſo feindliche Weiſe entgegen treten. Führt uns der Zufall zuſammen, treffen wir uns in offener Feldſchlacht, dann hat uns das Schickſal einander gegenüber geſtellt, nicht unſer eigner Wille; laßt uns die Wette aufheben!

Nein, Oberſt Roſen, nimmermehr willige ich darein! entgegnete Johann von Werth: was ich einmal ausgeſprochen, was mein Handſchlag bekräftigt hat, das bleibt unabänderlich!

So will ich die Wette verloren haben, will den Preis bezahlen! ſagte Roſen.

Beleidigt mich nicht! fuhr Johann von Werth heftig auf: glaubt Ihr, der Doublonen, der Roſſe wegen ſetzte ich meine Ehre dran und forderte das Glück heraus? — Der Ruhm iſt es, nicht der Gewinn, der mich treibt, eine Lanze mit Euch zu brechen. Drum Baſta und gute Nacht, es bleibt beim Alten! —

Am andern Morgen wurde Roſen auf eine unſanfte Weiſe aus ſeinem Schlafe geſtört, denn kaum der Tag graute, ſtand ſchon

Johann von Werth vor ſeinem Bette und rüttelte ihn auf. Oberſt Roſen! rief er dem noch Schlaftrunkenen zu: ich verſprach Euch heute Kunde zu geben, wer der ſaubere Burſche ſei, der Meuchelmörder gegen Euch ausgeſendet hatte, ich kann nicht Wort halten, obgleich ich ihn kenne; ich muß das Geheimniß in mir verſchließen und komme deshalb ſelbſt, mich zu entſchuldigen, und da die Roſſe ſchon geſattelt ſtehen, muß ich eilen. Lebt wohl! — Auf Wiederſehen! — Dies ſagend verließ er eilig das Zimmer und ließ Roſen in nicht geringer Verwunderung über den kurzen Beſuch und die geheimnißvollen Worte zurück.

6

Durch mehre Bürger, welche der Lärm und das Waffengeklirr am vergangenen Abend an das Fenſter gelockt hatte, war die Nachricht ſchnell in der Stadt verbreitet, daß Oberſt Roſen meuchelmörderiſch angefallen ſey; dies erregte allgemeine Theilnahme. Des Oberſten freundliches, einnehmendes Betragen, die

Vorliebe, welche überdies Straßburg im Allgemeinen für die Proteſtanten und das Heer Herzog Bernhards zeigte, hatten längſt ſchon die Gemüther für ihn gewonnen. Es geſchahen nun von Seiten des Magiſtrats die ſtrengſten Nachforſchungen, um die Thäter auszumitteln, allein jede Bemühung blieb vergebens.

In dem Hauſe des Freiherrn von Epp hatte die Nachricht von dem nächtlichen Angriff eine allgemeine Beſtürzung erregt, ſelbſt Margarethe war in dem erſten Augenblicke nicht ganz Herrin ihrer Empfindungen geblieben, und hatte ihre Theilnahme nicht verbergen können. Aber es bedurfte nur Augenblicke, um ihr die Beſonnenheit wieder zu geben. Sie ſpöttelte über den Vorfall und meinte, die ganze Sache wäre wohl nur darauf angelegt, Aufſehn zu erregen; doch empfing ſie Roſen freundlicher und mit mehr Wärme als gewöhnlich, und es ſchien, als ob von dieſem Augenblicke an etwas in ihr vorgehe, das ihr Gemüth tief bewege. Sie blieb auch hierbei, wie immer, gegen Jedermann, ſelbſt gegen die theilnehmende Schweſter verſchloſſen.

Der Tag von Rosens Abreise rückte unterdessen heran. Schon war der Herzog bis Thann vorgerückt und hatte seinem Freunde und Kriegsgefährten den Befehl zugeschickt, ihn in Mühlhausen zu erwarten, wo der Herzog Thann vorbei ziehend, in einigen Tagen einzutreffen gedachte. Rosen hatte seine Geschäfte, so gut er es bei obwaltenden Umständen vermochte, beendet, nichts stand seiner Abreise mehr entgegen, und so verließ er am Abend seine Herberge, um noch einen schweren Gang zu thun. Noch einmal wollte er jenes Haus betreten, wo sie wohnte, wo ihm der süßen Hoffnungen so manche geworden, so manche aber auch schnell wieder entrissen worden waren; wollte hin, Margarethen Lebewohl zu sagen, von der, wenn das Schicksal die ungestümen Wünsche seines Herzens erhört hätte, ihn nichts getrennt haben würde. In sonderbar bewegter Stimmung trat er nun mit dem festen Vorsatz in das Haus, seine Empfindungen auch heute standhaft zu unterdrücken und das Geheimniß seines Herzens mit in das Feldlager zu nehmen.

Als ein alter Bekannter, der ohne Förmlichkeiten das gastfreundliche Haus betreten

darf, ſchritt er die Treppe nach dem Theile des Hauſes hinauf, welchen der Freiherr von Gemmingen bewohnte. Hier fand er niemand, der kühle Abend hatte die Familie ins Freie gelockt, auch der Freiherr von Epp war abweſend und ein unangenehmes Gefühl ergriff ihn, als er durch das einſame Haus wieder nach der Treppe zurück gehen mußte.

Soll ich denn ohne Lebewohl von hier ſcheiden? dachte er, als er ſinnend vor der Thüre von Margarethens Zimmer ſtand — Sie wußten es doch, daß ich morgen abreiſe und blieben nicht daheim? — Ob auch ſie? — Seine Hand erfaßte unwillkührlich die Klinke — Sie? — gewiß nicht! rief er ſich vergeſſend unmuthig aus, und in der Heftigkeit, mit der er dies ſprach, mußte ſeine Hand die Klinke gedrückt haben, denn die Thüre ſprang auf, und vor ihm ſaß, den Rücken nach ihm gewendet, Margarethe von Epp im Armſeſſel, den blonden Lockenkopf auf ihren Arm geſtützt. Er wollte zurück, noch war es Zeit, da ſie ihn noch nicht bemerkt hatte; aber trotz dieſes Vorſatzes blieb er wie feſt gebannt an der Thüre ſtehen — Warum auch fliehen? dachte er: warum ſie vermeiden? — hin, hin zu ihr! —

Blick ihr noch einmal in das Flammenauge, unterdrücke muthig, was in deinem Busen glüht, und presse dein klopfendes Herz zurück, daß es nicht laut und stürmisch tobe! Er blieb am Eingange stehen und als das Fräulein plötzlich aufsprang, unmuthig den Wocken, den ihre Hand hielt, auf einen Sessel warf, sich nach der Thüre wandte, erblickte sie Rosen und war überrascht — Auch sie mochte in Träumen versunken gewesen sein, aus denen sie sich gewaltsam gerissen hatte, denn sie konnte, vielleicht noch zu sehr mit ihnen beschäftigt, nicht gleich Worte, nicht gleich Fassung finden.

Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, Fräulein von Epp! begann Rosen nach langem Schweigen mit kaltem, berechnetem Tone: verzeiht, daß ich Euch störe.

Lebt wohl, Oberst! erwiederte Margarethe sich neigend, während Rosen ihr näher tretend, eine Thräne in ihrem Auge bemerken konnte — diese Thräne deutete er für sich — in ihr glaubte er der Hoffnung lieblichste Farben sich brechen zu sehen. Ihr habt geweint, Fräulein? fragte er mit Theilnahme: Euer Auge ist naß, ich sehe eine Thräne!

Ein heftiger Kopfschmerz erpreßte sie mir; erwiederte Margarethe nicht ohne Erröthen.

Thränen sind der Jungfrauen schönster Perlenschmuck! fuhr Rosen mit Wärme fort: Thränen sind die milden Boten des Herzens, sie entrollen dem Auge, wie Thautropfen der Blume. Wie diese den heitern, reinen Tag verkünden, verkünden jene die Empfindungen eines reinen, zarten Gemüths. Schämt Euch ihrer nicht, Margarethe von Epp! Ich freue mich, sie in Euerm Auge zu sehen, denn wahrlich, ich glaubte ihren Quell in Euch versiegt.

Und warum glaubtet Ihr das? fragte das Fräulein, die Kränkung verbergend, welche diese Frage ihr verursacht hatte.

Ja! erwiederte Rosen, und sein Gefühl ließ sich nicht länger von der Vernunft unterdrücken: ja, ich hielt Euch der Thränen nicht fähig. Euer kaltes, abgemessenes, abstoßendes Betragen, der scharfe Witz, dieser ewig verwundende Pfeil, mit dem ihr jeden, auch den Wohlwollendsten von Euch abhaltet, ließ mich glauben, Euer Gefühl sei in der Eitelkeit erstorben, und wo Gefühl in des Weibes Busen fehlt, da entrollt die Himmelsthräne nicht dem Auge; wo dieses fehlt, da betrach-

tet der Mann das Köſtlichſte der Erde, das ſchönſte Weib nur mit wehmüthigem Blick, ſein Herz klopft ſtürmiſch, die Empfindungen möchten ſich ſo gern zu Worten geſtalten, aber ihre Glut erſtarrt an dem eiſigen Hauch, der ihnen entgegen weht; er verſchließt die Pforten ſeines Herzens und ſollt' es auch gewaltſam geſchehen!

Margarethe hatte, während er ſprach, kein Auge von Roſen gewendet, nur an das, was er ſprach denkend, hatte ſie die Thräne wegzuwiſchen vergeſſen, die immer noch ihr Auge umflorte, das mit einem Ausdruck an Roſen hing, der ihn Vorſatz und Alles vergeſſen ließ. Ja Margarethe! rief er mit Wärme: Eure Thräne, Euer inniger Blick entlockt mir das Geſtändniß. Der eiſige Hauch, der Euch umweht, hat auch mich bisher zu ſchweigen gezwungen; aber jetzt muß ich reden, jetzt, wo ich mich nicht ſchäme zu geſtehen, daß auch ich Euch bewunderte, daß auch ich mich nach Euch hingezogen fühlte, aber auch beklagen mußte, daß das Herrlichſte der Erde durch ſich ſelbſt zerſtört, in Stolz und Eitelkeit untergehen konnte.

Aufmerksam hatte das Fräulein auf jedes Wort gelauscht, in ihrem hocherrötheten Gesichte mahlten sich lebhaft ihre Empfindungen. Anfangs flammte die Freude in ihrem Auge: Jetzt, jetzt, beugt sich der Stolze und liegt zu meinen Füßen! schien es zu sagen, triumphirend leuchtete es; aber bald umwölkte sich ihr Blick, ihr Triumph war nur kurz, die Freude wich dem Schmerz. Ihr verkennt mich, Oberst Rosen, sprach sie leise, ihre Hand, die er unbewußt ergriffen, bebte in der Seinen und ihr Auge senkte sich vor dem Krieger, der würdevoll und ernst in diesem verhängnißvollen Augenblick vor ihr stand. Lebt wohl und gedenkt meiner zuweilen — mit Schonung! — Dies sagend, eilte sie in ein Nebenzimmer und ließ Rosen erstaunt zurück, der ihr nacheilen wollte, plötzlich aber stehen blieb — Ruhig Herz! sprach er vor sich hin: — ruhig! — War es Wahrheit, was sie dir sagte, meinte er: so wird die Zeit schon die Blüthen für dich pflücken; sollte es aber bittre Täuschung sein, so vernichtest du ihren Triumph.

Er hatte den Muth zu gehen; aber noch einmal das Haus zu betreten, wagte er nicht. Er empfahl sich der sanften Josephe von Gem-

min-

mingen schriftlich und die wenigen Worte, die sie ihm zur Antwort sandte: Reiset glücklich, werther Freund, und nehmt die Hoffnung zur Begleiterin mit Euch! waren ihm tröstend. Fortan, wenn er Margarethens gedachte, sie vor ihm schwebte oder ihm zur Seite stand, sah er sie nur, die Thräne im Auge, ihn bittend, ihrer zu gedenken. Ein freundliches, lieblicheres Bild erschien sie ihm fortan.

7.

In Mühlhausen traf Oberst Rosen den Herzog Bernhard, und stattete ihm hier Bericht von seinen Unterhandlungen in Straßburg ab. Der Herzog hatte zu wenig von der vorsichtigen Stadt erwartet, um nicht mit den Versprechungen, die Rosen ihm brachte, zufrieden zu sein. Von manchem, was diesen persönlich betraf, wohl schon unterrichtet, meinte der Herzog scherzend, daß es ihm schiene, seine Werbung bei dem ehrbaren Rathe sei glücklicher gewesen als bei den Straßburger Schönen, und der Freiherr von Epp habe sich

bereitwilliger zur Erfüllung ſeiner Wünſche gefunden als deſſen ſchöne Tochter. Roſen, des Herzogs Vertrauter auch in dem, was das Herz ſeines fürſtlichen Freundes betraf, theilte ihm Alles mit und verbarg ihm auch ſeine Hoffnung nicht. Dieſer ſchüttelte bedenklich das Haupt. Du weißt, Roſen, ſagte er: wie oft die Hoffnung trügt, ſelbſt da, wo ſich die Herzen treuliebend fanden; hoffe nicht zu viel, hänge dieſer Leidenſchaft nicht zu ſehr nach und denkſt du an das Fräulein von Epp, ſo möge ſie dir zugleich Johann von Werth herbei rufen. Du haſt den Wolf auf dich gehetzt; hüte dich! Mit ihm ſpielt man ſtets ein gefährliches Spiel.

Gnädiger Herr! erwiederte Roſen: ſpielen wir dies nicht Beide? Der Herzog lächelte. Erſt die Pflicht, dann die Liebe! fuhr er dann lebhaft fort. Sorgt nicht für mich, mein gnädiger Herr. Ehe ich Margarethe von Epp ſah, hing ich ſchon mit ganzer Seele an Euch. Euch habe ich mich im Leben geweiht und ſo ſoll es auch bleiben bis zu meinem Tode!

Der Herzog drückte ihm ſchweigend die Hand und dieſer Druck ſagte Roſen mehr als Worte.

Am andern Tage ſetzte das Heer ſeinen Marſch auf Enſisheim, welches die Kaiſerlichen noch beſetzt hielten, fort. Dieſe Stadt war dem Herzog zur Verbindung mit der Schweiz und ſeiner unſern Baſel ſtehenden Heerabtheilung nothwendig. Rheingraf Philipp mußte daher mit einem Theile des Heeres davor ſtehen bleiben, während der Herzog über Colmar, welches noch von ſeinen Völkern beſetzt war, weiter vor nach Bennfeld rückte. Hier machte er Halt, gab den wenigen Regimentern, die er bei ſich hatte, einige Tage Erholung, und traf indeſſen alle Anſtalten zu dem beabſichtigten Uebergang über den Rhein.

Ihm gegenüber, am rechten Ufer, bildete Johann von Werth indeſſen ein kleines Heer, aus einigen Regimentern Reiterei, die er in Eilmärſchen aus dem Darmſtädtiſchen heran gezogen hatte. Der Herzog von Savelli blieb indeſſen ruhig im Breisgau und gegen Baſel in ſeinen Quartieren und ließ ſich von dem franzöſiſchen General du Hallier dort feſthalten, der mit kaum 1500 Mann in der Gegend von Hüningen über den Rhein zu gehen Miene machte. Der Herzog benutzte die Unthätigkeit dieſes Generals und obgleich kaum

4000 Mann ſeines Heeres verſammelt waren, rückte er doch ſchnell nach Rheinau, welchen Ort er zum Uebergang beſtimmt hatte. Keine Gegend war auch hierzu geeigneter; denn zwei Inſeln, die hier im Rheine lagen, erleichterten das Ueberſetzen des Heeres. Die Oerter Wittenweier und Kappel am rechten Ufer bildeten zwei Stützpunkte und ein von dem Doppelarme der Elz umfloſſenes Viereck bot einen vortrefflichen Landungplatz dar.

In dem Augenblicke, als der Herzog mit ſeinem Volk an dem Rheinufer anlangte, kamen 3 große Straßburger Schiffe nebſt einem Floß von Baſel her. Sie wurden durch einige Kanonenſchüſſe an das linke Ufer anzulegen gezwungen, und ſogleich in Stand geſetzt, um zur Ueberfahrt der Truppen zu dienen, das Holz der Flöße aber zum Schlagen der Schiffbrücke verwendet. Dies war die Unterſtützung, welche die Stadt Straßburg dem Herzog im Geheim angedeihen ließ, und da die Schiffe zum Theil Pulver, Lunten und Blei, das für die Stadt in Baſel aufgekauft war, mit ſich führten, ſo war dieſer Fang für Herzog Bernhard und ſein Heer von Bedeutung.

Mit Hülfe dieſer Schiffe wurde nun der Uebergang unternommen und bald war ſo viel Fußvolk an das jenſeitige Ufer gebracht, daß man die dort vom Feinde nur ſchwach beſetzten Schanzen nach kurzer Gegenwehr nehmen und ſämmtliches Fußvolk hinüber führen konnte, das nun ſchnell Wittenweier zu verſchanzen begann. Während dem wurde mit größter Thätigkeit an der Brücke gearbeitet, die auch bald vollendet ward, ſo daß ſchon am folgenden Tage auch die Reiterei ſich am jenſeitigen Ufer befand.

Johann von Werth war eben in Freiburg bei dem Herzog von Savelli, dieſen Unthätigen aus ſeinem Schlaf zu wecken, als er die Nachricht von dem Uebergang des Herzogs erhielt. Schnell eilte er nach Offenbach, das er ſeinen Regimentern zum Sammelplatz beſtimmt hatte, zog die in Eil Heranrückenden an ſich, und blieb dort vor der Hand noch in ſcheinbarer Unthätigkeit ſtehen.

Mehre von Roſen ausgeſchickte Streifcorps, die bis in die Gegend von Offenbach drangen, brachten nun die Nachricht mit, daß Johann von Werth hinter der Kinzig ſeine Reiterei ſammle, nur wenig Poſten jenſeit des Flußes

vorgeſchoben habe und Fußvolk und Geſchütz noch erwarte. Dieſe anſcheinende Ruhe ſeines ſo thätigen Gegners ſchläferte Roſens Vorſicht nicht ein, er verdoppelte ſeine Wachſamkeit, ſchickte täglich Abtheilungen in die Gegend von Offenbach, und erfuhr nun, daß Johann von Werth an 3000 Reiter und 1000 Mann Fußvolk verſammelt habe, ſich in Offenburg verſchanze, und, wie es verlautete, nicht eher etwas unternehmen würde, bis die ihm von Rheinach, dem Kommandanten von Breiſach verſprochene Verſtärkung eingetroffen ſei.

Die Verſchanzungen am Brückenkopf bei Wittenweier und Kappel waren nun beendet und der Herzog damit beſchäftigt, die Inſeln in Vertheidigungſtand zu ſetzen, auch war du Hallier mit 2000 Franzoſen und der Rheingraf zu ihm geſtoßen, ſo daß der Herzog ſich jetzt an der Spitze von 7000 Mann befand. Seinen Rücken deckte Bennfeld und Colmar, die Straßburger hinderten nicht den freien Verkehr und ſo war jeder Noth im Lager vorgebeugt und Lebensmittel waren voll auf da. Der Herzog nahm nun ſein Quartier in Wittenweier, und Roſen legte ſeine Reiterei in die umliegenden Dörfer.

Gnädiger Herr! sagte dieser, als der Herzog dort eintraf: weßhalb seid Ihr nicht in Rheinau geblieben, warum setzt Ihr Eure Person so rücksichtlos jeder Gefahr aus? — oft begreife ich Euch nicht!

Der Herzog lächelte. Wie ich mich seit Jahren nach diesem Rheinufer gesehnt habe, mein treuer Krieggenoß, erwiederte er dann: weißt du. Ist es mir doch, als könne ich erst von hier jene Berge begrüßen, erst von hier über sie meiner Heimath entgegen ziehen; dünkt es mir doch als stände ich erst hier auf deutschem Boden. Was jenseit liegt, das umgibt Spanien und Lothringen, und ist kein ächtes deutsches Land; auch treibt mich meine Sehnsucht immer ostwärts, immer weiter von jener Hauptstadt Frankreichs. — Seit der Nördlinger Schlacht, fuhr er dann mit finsterm Blicke fort: hat mich mein guter Geist verlassen — ich meine nicht die Victoria, sie blieb mir zur Seite und wird mich noch oft und überall begleiten; aber der Schutzgeist meines Vaterlandes, der mir von Kindheit an zur Seite stand, verließ mich, denn als ich bei Mannheim diesen Fluß überschritt, da war es mir als müßte ich dem Vaterlande

Valet ſagen. Ein deutſcher Fürſt, führte ich nach des Königs Tode deutſche Krieger zum Freiheit-Kampfe. Ich war ihr Fürſt, ihr Vater, in mich ſetzten ſie ihr ganzes Vertrauen; Glaube, Vaterland und Ziel, alles hatte ich mit ihnen gleich — und jetzt? — Weiß ich Roſen, ob ich für, ob ich wider mein Vaterland ſtreite? — Fremd ſind mir die meiſten meiner Krieger, die Meſſe wird in meinem Lager geleſen und die Kapuziner ziehen in ihren Kutten unter uns herum, als wären wir kroatiſch Volk; du Hallier, Fenquieres ſtehen mir zur Seite, mehr mich zu beobachten als mir zu rathen, mehr meine Schritte zu hemmen als ſie zu beflügeln. Jeden großen, kühnen Gedanken legen ſie in Paris auf die Wagſchaale ihres Nutzens und wägen genau, ob er für ihre Sache tauge oder nicht — Nein, Roſen! ich fühle es, das hohe Ziel ging mit der Nördlinger Schlacht verloren! — Meinen Kriegerruhm werde ich wieder gewinnen, aber mein Ziel iſt und bleibt verfehlt!

Und habt Ihr Euch nicht bis jetzt rühmlich den franzöſiſchen Abſichten entgegengeſetzt? tröſtete der Freund: iſt es Euch nicht gelungen, den langerſehnten vaterländiſchen Rhein

wieder zu überschreiten? Was hindert Euch, die alte Bahn von neuem zu betreten?

Ich habe mich gegen die Politik Richelieus männlich gestemmt, fuhr der Herzog fort: ich habe oft meine Existenz auf's Spiel gesetzt, aber nichts gewonnen, nur die Achtung meiner selbst aus diesem Strudel gerettet. Sieh Rosen! Ich gemahne mir oft, wie ein kühner Waghals, der mit eisernem Willen sein Ziel erreichen will, und hierzu sogar die Hülfe Satans nicht verschmäht. Er unterschreibt zwar mit seinem Blute keinen Pakt, bewahrt mit ängstlicher Vorsicht seine Freiheit ungefesselt und seine Seele rein; sein guter Geist verläßt ihn nicht ganz, aber auch der dämonische Einfluß nicht, dem er sich hingab — Ueberall ist er umgarnt, überall umgeben ihn die finstern Mächte, unwillkührlich ist er in ihren Zauberkreis gebannt und seinem großen Ziele weiter entrückt — Der edle Wille, die Kraft bleibt ihm, aber der Thatenflug ist gelähmt, und wohl ihm, geht er endlich in Reinheit unter!

Vaterland! rief er dann, und streckte die Arme nach den östlichen Bergen des Schwarzwaldes: und du, Freiheit des Glaubens! Euch

weihte ſich der Knabe, für Euch blutete der Jüngling, für Euch ſtirbt mit Freuden der Mann, Euch will ich nicht verleugnen, und böte Wien mir Kronen und Gold, und theilte Frankreich ſeine Beute mit mir. Für Euch will ich leben, wirken und ſterben! — Du ſchüttelſt mißbilligend dein Haupt? wandte er ſich jetzt zu Roſen: Du belächelſt vielleicht die Gefühle, die mich von einer glänzenden Laufbahn abziehen? — Stelle dich mir nicht gleich — Du biſt der Sohn des Krieges, ich der Sohn eines deutſchen Fürſten, du ſtehſt auf fremdem Boden, ich auf heimathlicher Erde; dir iſt Ruhm und Beute alles, mir nichts, ohne meinem Vaterlande die Freiheit des Glaubens errungen zu haben. Darum kann Oberſt Roſen Herzog Bernhard nicht verſtehen, wenn er die Nichte Richelieus und mit ihr ein Fürſtenthum ausſchlägt, zehnmal größer als ſein kleines, väterliches Erbe, und wenn er dem Herzogthum Franken entſagt, womit Wien ihn zum Verräther an ſeinen Glaubensbrüdern zu machen verſucht.

Ihr thut mir Unrecht, gnädiger Herr! unterbrach ihn Roſen.

Wohl dir, wohl mir! fiel ihm der Herzog in die Rede: Du biſt dann reicher an edlem Sinn, und mir iſt der Freund geblieben. — Aber laß uns jetzt davon ſchweigen! fuhr er, ſich gewaltſam von dieſen Unmuth erregenden Gedanken losreißend, fort: — ſei mir willkommen auf dem rechten Ufer des Rheins. Ich fürchte, ich fürchte, die Dämonen ziehen mich wieder zurück, und es wird unſers Bleibens nicht lange hier ſein — Du aber, ſprach er weiter, und die Wolken, die ſeine Stirn umgaben, waren verſchwunden: — Du aber, hüte dich vor dem Werth; die träge Ruhe, mit der er in Offenburg ſitzt, iſt mir bedenklich, und um alles möchte ich nicht, daß er die Wette gewönne, ſelbſt um deiner ſtolzen Dame in Straßburg nicht, die dich dann wohl mitleidig belächeln könnte. Ich habe heute Nachricht bekommen, fuhr er dann fort: daß Johann von Werth Miene zum Aufbruch macht, auch in Breiſach regen ſie ſich, ſchicke doch einen Haufen auf Kundſchaft gegen Offenburg und Gengenbach, ſuche Gefangene zu machen und ſchicke ſie mir zu. Nun geh, ſagte er dann freundlich, Roſen die Hand reichend: — ich will ſehen, ob ich im Schwaben-

lande noch so gut schlafen kann, als sonst. Gute Nacht! Rosen verließ seinen fürstlichen Freund und sprengte nach seinem Quartier zurück.

8.

Es begann zu dämmern, die Nacht senkte sich nach einem heißen Tage des Julimonats kühl und erquickend auf die dürstende Erde, als ein bedeutender Haufe Kroaten bei Gengenbach über die Brücke der Kinzig zog; zwei Regimenter Arquebusirer, ein Reiter- und ein Dragoner Regiment, an deren Spitze Johann von Werth sich befand, folgten mit 3 Kompagnien Fußvolk. In ruhiger Ordnung zogen sie immer weiter dem Städtchen Lahr zu und der ganze Haufe, wohl an 3000 Mann, war fröhlichen Muthes, denn es galt gewiß einen Hauptstreich, dies zeigten die Vorkehrungen. Schon am Morgen war Offenburg geschlossen, und sie hatten in aller Stille ihren Marsch nach Gengenbach antreten müssen, dort wurden wieder die Thore und die Passage über die Brücke gesperrt. Sie mußten hier unter

freiem Himmel rasten und die Pferde füttern, und obgleich Quartiermacher nach Zell und Hornberg vorausgeschickt waren, und das Gerücht verbreitet wurde, daß sie nach dem Breisgau zum Herzog von Savelli zögen, glaubte es doch keiner, da jedermann den General zu gut kannte, um nicht einen geheimen Anschlag zu ahnen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn als es zu dämmern begann, brachen sie in aller Stille auf und rückten, statt nach Zell, dem Rheine zu.

Sie mochten wohl schon mehre Stunden marschirt sein, als Johann von Werth seitwärts bog und die Reiterei an sich vorüber ziehen ließ, bald jedoch sprengte er wieder vor zu seinem Regimente, das an der Spitze marschirte und rief im Vorbeijagen: Rittmeister Ossa! Der junge Kriegsmann verließ auf den Ruf des Generals seinen Platz und folgte diesem, der sich wenig um ihn kümmernd immer vorwärts jagte, bis er seiner Reiterei eine bedeutende Strecke vorangeeilt war. Hier hielt er das Pferd an, schickte sein Gefolge zurück und ritt nun allein mit dem Grafen im ruhigen Schritte weiter.

Lange ſchon war der junge Mann ihm gefolgt, Johann von Werth hatte noch kein Wort mit ihm geſprochen, dies mochte ſeine Eitelkeit kränken, er ſprengte an ihn heran: Ihr habt mich zu Euch gerufen, General! ſagte er: was iſt Euer Begehr?

Johann von Werth wandte ſich, und ſein Auge ruhte ernſt auf dem Rittmeiſter, dann fragte er gleichgiltig: Wißt Ihr, wohin wir ziehen?

Ich vermuthe, dem Feind entgegen; erwiederte Graf Oſſa, über dieſe Frage verwundert.

Auf wen werden wir treffen? fuhr Johann von Werth im nämlichen gleichgiltigen Tone fort.

Ich glaube auf den Oberſt Roſen, der die feindliche Vorhut befehligt; war des Grafen Antwort.

Junger Mann! fuhr der General immer noch ruhig fort: nur um Eures Vaters willen nahm ich Euch mit, ſonſt hätte ich Euch nach Offenburg zurückgeſchickt.

Wie meint Ihr das, General? fragte der Graf beleidigt.

Wie ich es meine? fuhr Johann von Werth wild auf: — könnt Ihr Oberſt Roſen unter die Augen treten? Habt Ihr Luſt, mit ihm anzubinden, ſo hättet Ihr es in Straßburg thun ſollen, ſtatt Meuchelmörder zu dingen. — Der Graf erbleichte — Eures Vaters wegen habe ich die Schandthat nicht aufgedeckt, ſonſt hätte ich Euch aus meinem Regiment geſtoßen! Wiſcht durch eine kühne Waffenthat den Schandfleck wieder aus; denn bei Gott, zeigt Ihr heute ſo wenig Muth, wie in Straßburg, ſo mögt Ihr morgen ziehen wohin Ihr wollt, meinethalben zum Teufel! — Nun reitet zu Eurer Schwadron. —

Graf Oſſa wendete eben zähneknirſchend ſein Pferd, um zurück zu reiten, als ſich in der Ferne Schüſſe hören ließen. Wartet! befahl Johann von Werth — Das Schießen wurde immer ſtärker — Das iſt ein unangenehmer Vorfall! brummte der General vor ſich hin: — Sie ſind auf ihrer Hut! Aber wir wollen ſehen, ob es dennoch nicht gelingt. Jagt hin, wo das Gefecht iſt; befahl er jetzt dem Grafen: Ihr werdet bald die Kroaten im Handgemenge finden, bringt dem Oberſt Saradesky von mir den Befehl, das Gefecht

wo möglich noch eine zeitlang zu unterhalten, dann ſeine Retirade in aller Eil auf dem nämlichen Wege zu nehmen, den er gekommen iſt, hier würde er mich ſchon finden. Dann ſprengte der General zu ſeiner Reiterei zurück, ließ 100 Küraſſiere auf der Straße Poſto faſſen, rückte weiter vor und ſtellte dann die Regimenter ſeitwärts, hinter einer Höhe. So erwartete er den Feind.

Das Gefecht kam immer näher, ſchon ſprengten Verwundete zurück, deren Ausſage, daß die ganze feindliche Reiterei im Anzuge ſei, von Johann von Werth bezweifelt wurde. Ihnen folgten gleich darauf ganze Haufen in wilder Unordnung, den Befehl nicht achtend, ſich hinter den aufgeſtellten Küraſſieren zu ſammeln. Jetzt jagte Oberſt Saradesky ſelbſt, von den weimariſchen Dragonern verfolgt, in voller Flucht mit den übrigen Kroaten heran, warf ſich auf die aufgeſtellten Küraſſiere, riß ſie mit fort und die Flucht war nun allgemein.

Aber da brachen die Schwadronen hinter der Höhe hervor. Roſen, an der Spitze ſeines Regimentes, machte ſchnell Halt und ließ zum Rückzug blaſen; aber zu ſpät. Die Dragoner des Rheingrafen, durch das Verfolgen aufgelöſ't,

löſ't, konnten ſich nicht mehr ſammeln, ſein eignes Regiment verlor bei dem Anblick des ihn in der Seite angreifenden Feindes den Muth, ließ die Rheingräflichen im Stich und zog ſich zwar noch mit einiger Ordnung zurück. Vergebens bemühte ſich Oberſt Roſen, die Fliehenden aufzuhalten, ſie riſſen ihn mit fort, denn Johann von Werths Arquebuſiere waren ihnen auf den Ferſen, brachen ſchon durch die Glieder und löſ'ten jetzt die Schwadronen zur völligen Flucht auf.

Roſen gedachte in dieſem kritiſchen Augenblick ſeiner Wette und ſchäumte vor Wuth. Seine einzige Hoffnung ſetzte er noch auf Herzog Bernhards Leibregiment, das zum Rückhalt an der Waldſpitze hielt. Hinter dieſem glaubte er die Flüchtigen ſammeln zu können. Aber dies Regiment zog ſich bei dem Anblick der kaiſerlichen Regimenter, der Uebermacht ausweichend, mit Ordnung auf Wittenweier zurück, und den Weimeranern blieb nichts übrig, als ihr Glück in der Schnelligkeit ihrer Pferde zu ſuchen. Während nun Alles in wilder Unordnung zurückjagte, Freund und Feind untermiſcht ſich vorwärts drängte, dieſer mit ſeinem Schlachtſchwerte Hiebe austheilte, je-

ner sie parirte, mancher brave Reiter, durch einen Pistolenschuß getroffen, vom Pferde sank, hatte Rosen vollauf zu thun, sich selbst gegen die Andringenden zu vertheidigen. Besonders schien ein Mann, den er, trotz des Getümmels für einen Officier erkannte, es auf ihn abgesehen zu haben, denn unverwandt nestelte er sich an ihn an, hatte schon mehremal sein Pistol, jedoch ohne zu treffen, auf ihn abgedrückt und sprengte jetzt von neuem, einen Streich nach ihm führend, auf ihn zu. Rosen wich dem Hiebe aus, sein Schwert spaltete des kecken Feindes eisernen Hut, das Blut strömte herab, und da dessen Pferd im Handgemenge einen Schuß bekommen hatte, jagte es unaufhaltsam, mitten durch die weimarische Reiterei Wittenweier zu.

Unfern dieses Ortes hatte des Herzogs Leibregiment Halt gemacht, schwenkte ein und erwartete den Feind. Rosen setzte sich an seine Spitze, während sein Regiment und der Rest der Rheingräflichen sich hinter demselben wieder zu ordnen suchten. Das erste Anprallen der in wilder Unordnung Verfolgenden hielt das Regiment standhaft aus; aber jetzt rückte Johann von Werth mit den übrigen Regi-

mentern in Ordnung heran und bildete die Angrifflinie. Klein war nur der Haufe, den ihm Rosen entgegen zu setzen hatte, aber groß die Hoffnung auf die nahe Hülfe, die er vom Herzog aus dem nahen Wittenweier erwartete, von wo er schon die Trompeten zum Satteln blasen zu hören glaubte. Ruhig den Angriff erwartend, sprach er eben den Seinen Muth ein, als er einen Fähndrich seines Regiments mit flatterndem Fähnlein vom Feinde her auf sich zu sprengen sah. Oberst! rief ihm dieser entgegen: mein Pferd stürzte, ich ward gefangen und zu dem feindlichen General geführt, der ließ mir ein andres Roß und meine Fahne zurückgeben, befahl mir, zu Euch zu reiten und Euch zu sagen, daß er sich für die Fahne seine gewonnene Wette ausbäte. — Rosen knirschte vor Wuth, er hielt dies für Hohn, und kam noch mehr außer sich, als in diesem Augenblick ein Officier ihm den Befehl des Herzogs Bernhard brachte, in keinem Fall den Angriff des Feindes abzuwarten, sondern sich seitwärts in der Richtung nach Nonnenwerth zurück zu ziehen und jedes Gefecht so viel als möglich zu vermeiden. Er mußte gehorchen, befahl den Rückzug, aber

kaum hatte er dem Feinde den Rücken gewendet, als Johann von Werth, der eben seine Schlachtlinie gebildet hatte, mit den Regimentern hervorbrach. Rosen beeilte nun seinen Rückzug, aber der Kühne verfolgte ihn in vollem Jagen — Schon war er dicht hinter ihm, da übermannte Rosen die Wuth; seines Herrn Befehle vergessend, rief er verzweifelnd ein donnerndes Halt! soll ich denn vor dem Manne immer nur fliehen? dachte er ingrimmig, schwenkte ein und ließ zum Angriff blasen — Wenig würde dem geschmolzenen Häuflein der Braven ihr guter Wille, ihr Muth genützt haben, wenn nicht in dem Hohlwege, der von Wittenweier nach der Waldecke führt, die blanken Helme der weimarischen Kürassiere in der Morgensonne funkelnd, sichtbar geworden wären. Johann von Werth, der sie gleichfalls erblickte, ließ halten, seine zweite Linie gegen sie einschwenken, und wies mit kaltem Blute den heftigen Angriff Rosens zurück, der nun seine Wette nicht mehr verloren gab, die Zurückgeschlagenen ordnete und den Angriff des Herzogs abwartete, der auch schnell hervor brach, die ihm entgegenstehenden Schwadronen zurück warf, und Johann

von Werth nöthigte, ſich auf der Straße nach Offenburg mit bedeutendem Verluſte zurückzuziehen.

Um mit gleichem Maße zu bezahlen, wie der ligiſtiſche General, ſchickte Roſen vom Wahlplatz aus einen gefangenen kaiſerlichen Officier ohne Ranzion zurück, und ließ durch ihn Johann von Werth ſagen, er möchte bei einer andern Gelegenheit die Zahlung der Wette holen, diesmal hielte ſich Oberſt Roſen ſo wenig für den Sieger als für den Beſiegten.

Während der Herzog mit ſeiner Reiterei den Feind auf der Straße nach Offenburg bis nach Frieſenheim verfolgte, marſchirte Roſen mit ſeinem und dem Reſte des rheingräflichen Regiments, von welchem am andern Tage noch viele ſich wieder um ihre Fahnen ſammelten, in ſein Standquartier zurück. Auf ſeinem Wege fand er unter einer Eiche einen verwundeten Officier, neben ſeinem todten Roſſe mit blutigem Haupte ſitzen. Er ritt zu ihm und erkannte den Grafen Oſſa und in ihm den Mann, der ihm während des Gefechts mit ſo ſteter Beharrlichkeit zugeſetzt hatte. Roſen ließ ihn verbinden, gab ihm eines ſeiner Pferde und nahm ihn mit ſich.

Während ſie neben einander ritten, war der Graf verſchloſſen, erwiederte die wenigen Fragen, die Roſen an ihn that, nur kurz und abgebrochen, ſah ſtarr vor ſich hin und blickte nur zuweilen ſeitwärts auf Roſen. Er mochte wähnen, dieſem wäre der Anſtifter des meuchelmörderiſchen Angriffs nicht unbekannt geblieben, und fürchtete ſeine Rache, fürchtete Mißhandlungen, wohl gar den Tod. Wie erſtaunte er aber, als Roſen ihm noch am nämlichen Tage ſeine Freiheit, jedoch unter der Bedingung gab, eidlich zu verſichern, während 6 Monaten nicht wider den Herzog und ſeine Verbündeten zu dienen und zur Heilung ſeiner Wunden nach Straßburg zu gehen und dort zu bleiben. Dieſe Großmuth hatte der Unedle nicht erwartet, der in dieſem Augenblick dieſe Handlung Roſen auch wohl viel zu hoch anrechnete; denn ſie entſprang mehr aus Stolz als aus Edelmuth. Roſen wollte Margarethe von Epp, wollte Johann von Werth zeigen, daß er ſeinen Nebenbuhler nicht fürchte, darum ſchickte er dieſen, während er bei dem Heere ſtritt, nach Straßburg, und gab ihm ſo Gelegenheit, Margarethe zu ſehen und um das Herz des ſchönen Mädchens zu werben.

9.

Dieſe war auch nicht wenig erſtaunt, als ſie die Ankunft des Grafen Oſſa vernahm. Sie hatte, als ſie früher den nächtlichen Angriff auf Roſen erfuhr, keinen Augenblick gezweifelt, daß dieſer der Anſtifter des meuchelmörderiſchen Ueberfalls geweſen ſei. Trotz jugendlicher Schönheit war ihr der junge Mann immer zuwider geweſen; jetzt aber, nach dieſer That, war er ihr verhaßt. Als er nach einigen Tagen, da ſie ſich eben bei dem Vater befand, in deſſen Zimmer trat, empfing ſie ihn mit ſchneidender Kälte, faſt mit Verachtung, doch ließ er ſich dadurch nicht irren. Fräulein, ſagte er mit pathetiſchem Tone: Oberſt Roſen, wahrſcheinlich einer der Ritter von König Arthurs Tafelrunde, ſendet mich, den ein Zufall in ſeine Hände gab, als Gefangenen zu Euch, der Dame ſeines Herzens — Ich ſoll ſo glücklich ſein, in Eurer Nähe zu weilen, und mich der Wonne Eures Anblicks zu erfreuen, während er im Kriegslager fern von ſeiner Dame ſich langweilt. Ihr ſollt mir, Euerm Sclaven, die Ketten anlegen, die noch keiner zu brechen vermochte,

während er, so wie es mir schien, bis jetzt Euern Fesseln entgangen ist.

Ritter! erwiederte Margarethe im nämlichen Tone, obgleich von dieser frechen Anrede empört: — ich schenke Euch mit Freuden Eure Freiheit, denn ich wüßte Euch wahrlich selbst als Sclaven nicht zu gebrauchen. Zu nächtlichen Abentheuern, wo der feigste den bravsten Krieger meuchlings niederstoßen kann, würdet Ihr bei mir keine Gelegenheit finden — deshalb verlaßt mit Gott diese Stadt; Euer Bann ist gelöst! —

Bleich wie der Tod, zähneknirschend vor Wuth, stand Ossa vor der Zürnenden; er wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, aber es gelang ihm nicht. Zu tief beschämt, schlug der Gedanke, daß man von jener unedlen Handlung unterrichtet sei, anfangs seine Frechheit nieder, doch bald ermannte er sich. Fräulein, erwiederte er und sein Auge blickte heimtückisch auf Margarethe. Ich habe zwar Eure weise Antwort nicht ganz verstanden, aber so viel ist mir dennoch daraus klar geworden, daß Ihr mir Bittres, Unfreundliches, ja Beleidigendes sagen wolltet. Euern Hohn zu ertragen, dünk' ich mich zu groß, Ihr seid je-

doch für meine Rache nicht zu klein — Lebt wohl, vergeßt den Grafen Oſſa nicht ganz — doch das ſollt Ihr nicht, er wird ſchon wiſſen ſich gelegentlich in Euere Erinnerung zurückzurufen — Euch werther Freiherr aber frage ich, ob Ihr vielleicht auf Euern Gütern in Schwaben etwas zu beſorgen habt; gern ſoll es auf freundſchaftliche Weiſe durch meinen Vater geſchehen. Gott befohlen! Dies ſagend verließ er mit höhniſchem Lächeln das Zimmer.

Was haſt du gemacht? zürnte der erſchrokkene Vater.

Einen Buben gezüchtigt, deſſen Drohung ich verachte: erwiederte ſie ſtolz.

Und was kann dir dergleichen nützen? fuhr der Alte fort: Er iſt der Sohn eines bedeutenden Mannes, unſre Güter jenſeit des Rheines ſind in ſeiner Gewalt. Wie leicht kann des Sohnes Rache alle meine bisherigen Aufopferungen bei dem Vater unnütz machen. Ein Wort von ihm, und meine Schlöſſer gehen in Flammen auf, meine Heerden werden weggetrieben — ich bin ein Bettler, und Niemand kümmert ſich mehr um uns. —

Ihr würdet ein Bettler? wiederholte ſie in Nachdenken verſunken vor ſich hin: und Margarethe Epp wäre dann ein armes, unbedeutendes Mädchen, dem der Himmel nichts gelaſſen hätte als ihren Stolz, als ihre jugendliche Geſtalt? — Ob er dann wohl noch um mein Herz ſich bewerben würde? — ob ihn dann noch meine Hand beglücken könnte?

Von wem ſprichſt du? unterbrach der Vater ihr Selbſtgeſpräch.

Von wem ich ſprach? wiederholte ſie erröthend: — Von wem könnte es ſeyn, ſagte ſie feurig: als von Oberſt Roſen; er iſt ja der einzige Mann, dem meine Achtung ward.

Wunderliches Mädchen! ſagte der Vater lächelnd: wenn auch meine Güter in Schwaben verwüſtet würden, blieb mir doch noch genug Geld und Gut, um für einen armen Krieger die Tochter hinlänglich auszuſtatten, die überdies von der Natur mit ſo viel Schönheit begabt iſt.

Und wenn auch ſie verginge? ſprach ſie wieder halbleiſe für ſich: wenn der Sturm an einem rauhen Frühlingstage die Blüthe knickte und ſie dahin welkte, würde er auch dann noch? — ich glaube! rief ſie leidenſchaftlich: —

ja, er würde mich um meiner selbst willen lieben, ohne Schönheit, ohne Gut! — Ja, ich fühle es in diesem Augenblick lebendig- die Natur gab dem Weibe noch Köstlicheres als Schönheit und Reichthum — Ein neuer Himmel thut sich mir auf, eine neue Welt gestaltet sich mir — Hier, hier! rief sie, die Hand ans Herz drückend: hier, wo es klopft, wo es so stürmisch klopft, wenn ich an ihn denke, da knospet eine unvergängliche Blüthe, die nimmer verwelkt und für das ganze Leben herrliche Früchte bietet. Im Herzen, nicht in äußerm Glanze suche fortan deinen Himmel, thörige Margarethe! —

Das thue, herzliebe Schwester! unterbrach sie die Frau von Gemmingen, die eben eintrat und schloß die Erschrockene in ihre Arme. Sieh wie glücklich ich bin, wie glücklich sich mein Gatte an meiner Seite fühlt, und der Himmel versagte mir jeden Liebreiz. Gelobt sei Gott, daß du dieses Sinnes wurdest und deinen wahren Werth zu schätzen weißt.

Ich verstehe Euch nicht, sagte jetzt der staunende Vater, da er die Thränen seiner Kinder unaufhaltsam fließen sah. Weshalb weint Ihr denn? Es ist ja noch nichts verlo-

ren, noch ſtehen die Schlöſſer an der Donau und du meine liebe Margarethe, blühſt noch wie die ſchönſte Roſe in meinem Garten. Warum vor der Zeit weinen und ſich über Dinge härmen, die erſt kommen ſollen? — Hört nur auf! bat er, die Töchter beruhigen wollend: Ihr wißt ja, daß ich keine Thränen ſehen kann, ohne mit zu weinen; dies ſagend entfernte er ſich ſchnell.

Aber Margarethe achtete nicht auf ſeine Worte, nicht auf ſein Gehen, ſie lag ſprachlos in den Armen ihrer Schweſter und weinte. Zum erſtenmal hatten die ſo lange verborgenen Gefühle ihren Kerker durchbrochen, und einmal von ihren Banden befreit, ſtürmten ſie unaufhaltſam fort. Sie barg nicht allein der Schweſter ihr Inneres nicht mehr, auch vor ſich ſelbſt hob ſie den Schleier und ward ſich ihrer Empfindungen deutlich bewußt. Sie geſtand es Joſephen, daß es nicht die gereitzte Eitelkeit, daß es lange ſchon wahre, innige Liebe geweſen ſei, die ſie zu Roſen hingezogen habe.

Darf er es wiſſen, darf ich ihm Hoffnung ſenden? fragte die Frau von Gemmingen, von ihrer Freude verlockt.

Nein, nein! rief Margarethe nach langem innern Kampfe: glaube mich nicht ganz umgeändert, Josephe! Um alles möchte ich nicht vor ihm meinen Stolz beugen. Edel, wie ein schätzbares Gut, um das der wackre Ritter kämpft und ringt, so muß ich vor ihm stehen, ein Preis, an den man Gut und Leben setzt. Deshalb laß selbst vor deinem Manne, was dir in dieser Stunde mein Herz vertraute, ein Geheimniß sein, mag es der Zufall Rosen enthüllen, oder das Unbewachte selbst, nur will ich es nicht freiwillig. Aus meinem Blicke mag ihm die Hoffnung winken, aber der Mund wird schweigen — und sollte dies Herz auch brechen! —

10.

Hätte Rosen dies Alles gewußt, er würde nicht so mißmuthig auf seinem Schlachtroß gesessen und mit seinen Schwadronen dem fliehenden Feinde nachgejagt sein, der schon wieder einen Rittmeister und 80 Reiter von des Herzogs Leibregiment, die er auf Kundschaft ausgesandt, aufgehoben hatte. Die Aussage

einiger Gefangenen, daß Oberſt Rheinach mit 5000 Mann von Breiſach, Johann von Werth zu verſtärken, im Anmarſch ſei, war eben auch nicht geeignet, ſeinen Unmuth zu verſcheuchen; überdies ſtiegen ſo manche trübe Wolken an ſeinem Horizonte auf und bekümmerten ſein Gemüth. Richelieu hielt die verſprochene Hülfe an Mannſchaft und Geld zurück, der Herzog wurde täglich mißmuthiger und ſeine Geſundheit ſchien zu leiden; dies Alles und manches kleine unglückliche Gefecht, wobei ſeine Reiterei oft Nachtheil gegen die Johann von Werth's gehabt hatte, verſtimmten ihn ſchon ſeit einiger Zeit, und der heutige Verluſt, welcher des Herzogs Leibregiment betraf, wirkte um ſo mehr auf ihn, da ihm der Feind mit ſeiner Beute entwiſcht war.

Aber im Kriegsleben wechſeln die Looſe, heute lächelt das Glück, morgen wendet es tückiſch den Rücken. Verloren hatte Roſen ſeine Wette noch nicht, ſo wenig als Johann von Werth, der eigentlich wohl im Vortheil war, und es auch den Umſtänden nach ſein mußte, da dem Herzog weniger an Eroberung, als nur an der Behauptung des Rhein-Uebergangs lag, weshalb Roſen ſich zu keinem

Unternehmen von den Schanzen entfernen und nur vertheidigungweiſe handeln konnte. Ueberdies hatte die Nachricht, daß die 5000 Mann Verſtärkung im Anzug wären, dem Herzog das Zuſammenhalten ſeiner Streitkräfte nöthig gemacht und deshalb ging er auch nicht in Roſens Vorſchlag ein, mit dem Fußvolk die Schanze beſetzt zu halten und mit der ſämmtlichen Reiterei Johann von Werth bei Gengenbach anzugreifen, ehe er die Verſtärkung an ſich gezogen. Aber ſchon am andern Tage mußte Roſen einſehen, daß des Herzogs Vorſicht weiſe geweſen war, denn in aller Frühe überfiel Johann von Werth die weimariſchen Quartiere; diesmal jedoch galt es nicht Roſen, ſondern dem Quartiere des Oberſt Schönbeck. Er fand zwar die Weimeraner auf ihrer Hut, drang aber dennoch mit ſolcher Uebermacht vor, daß der Herzog genöthigt war, die Reiterei zurückzuziehen, die Dragoner abſitzen, die übrigen aber auf die Rhein-Inſel übergehen zu laſſen; Roſen blieb mit den Dragonern zur Vertheidigung der Wittenweier Schanzen zurück, auf welche der Angriff gerichtet zu ſein ſchien. Der Herzog hatte ſich nicht geirrt, Johann von Werth entwik-

kelte so bedeutende Streitkräfte, daß man Gewißheit bekam, die Verstärkung von Breisach sei zu ihm gestoßen, und heute gelte es nicht die Wette zu gewinnen, sondern den Herzog auf das jenseitige Ufer zurück zu werfen.

Der Angriff begann; Johann von Werth führte sein durch ausgetheilten Wein berauschtes Fußvolk selbst gegen die Schanzen, das sich mit beispielloser Wuth auf den Feind stürzte, durch die tiefsten Wassergraben wadete und die Schanzen hinauf klimmte, wo sich die Piken der Weimeraner ihm entgegenstellten. Oft kämpfte Mann gegen Mann auf der Brustwehr, schon sprangen die Berauschten in die Schanzen, brüllten ihr jauchzendes: Victoria! und fanden im Siegestaumel den Tod. Dreimal zurück geworfen, führte Johann von Werth die Wüthenden von neuem zum Sturm, aber nichts vermochte die Ruhe und Beharrlichkeit Herzog Bernhards zu erschüttern; auch ließ er, um sie im Fall der Noth zu Fuß zu gebrauchen, die Reiterei wieder nach Wittenweier rücken und um den Seinen jede Hoffnung des Rückzugs zu nehmen, einen Theil der Brücke abbrechen.

Noch

Noch zweimal stürmte Johann von Werth. Schon füllten die Todten die Gräben aus und über sie bahnten sich die Stürmenden den Weg zu den Schanzen, aber mit kalter Entschlossenheit warf Rosen jeden Angriff zurück, und angefeuert durch die Gegenwart des Herzogs, der sich überall hinbegab, wo Gefahr drohte, schlugen sich die Weimeraner mit beispiellosem Muthe. Da ergriff Johann von Werth das Letzte, seinen blutigen Zweck zu erreichen. Das Haslangische Regiment, eine in Waffen ergraute Schaar, die stets ihren alten Kriegerruhm sich rein erhalten, war noch übrig und hatte noch nicht gestürmt; 500 Kürassiere mußten diese 1500 Veteranen decken, und so rückten sie mit gesenktem Haupt und gesenkter Pike im Kugelregen unaufhaltsam auf die Schanzen los, durchwadeten den Graben, erstiegen die Brustwehr — aber hier fanden sie ihre Gegner kampfgerüstet, zur muthigen Gegenwehr bereit. Mit Schwert, Kolbe und Pike begann nun ein mörderisches Gefecht, und nach langem, hartem Kampf blieb der Sieg dem Herzog, das ganze Regiment ward vernichtet — Johann von Werth mußte zum Rückzug blasen lassen, und zog sich, von sei-

ner Reiterei gedeckt, von der Reiterei des Herzogs verfolgt, nach Schuttern zurück. Tausende deckten den Wahlplatz, aber auch der Herzog hatte durch das feindliche Geschütz manch braven Krieger verloren, mancher war in dem letzten Handgemenge verwundet worden. Auch Oberst Rosen, durch eine feindliche Pike, obgleich nicht gefährlich am Schenkel verwundet, mußte sich am andern Tage nach Bennfeld bringen lassen.

11.

In banger Erwartung hatten die Straßburger den Kanonendonner aus der Ferne gehört; ängstlich erwarteten sie die Nachricht von dem Ausgang des Treffens. Ihre Wünsche waren für Herzog Bernhard und sein Heer, denn sie wußten recht gut, daß, würde der Herzog über den Rhein zurückgeworfen, der Elsaß noch fernerhin der Schauplatz des Krieges bleiben würde, und nur sein weiteres Vorrücken nach Schwaben könne sie aus der steten Unruhe reißen, in welche die Nähe beider Heere sie versetzen mußte.

Niemandem aber ſchlug bei dem Kanonendonner das Herz ſtärker als Margarethen. Sich ganz ihren Gefühlen hingebend, verbarg ſie jetzt ihre Unruhe nicht mehr. Eben ſo bekümmert um Roſens Ruhm, da ſie Johann von Werth ihm gegenüber wußte, als um ſein Leben, war ihr nicht allein ſeine Perſon, auch der Ausgang des Treffens wichtig. Ihr Schwager mußte daher auf ihr Bitten einen ſeiner Diener, einen kecken Burſchen, in die Gegend von Rheinau ſchicken, um dort über das Treffen Erkundigungen einzuziehen. Er kehrte ſchon am Abend mit der frohen Nachricht zurück, daß die Kaiſerlichen geſchlagen und in vollem Rückzug begriffen wären, worüber ganz Straßburg jubelte; aber er brachte auch die Trauerpoſt für Margarethe, daß Roſen verwundet nach Benfeld gebracht worden ſei.

Schon am andern Morgen ritt der Freiherr von Gemmingen nach Benfeld, ſeinen Freund zu beſuchen, um Margarethen wo möglich tröſtliche Nachricht von ihm zu bringen. Er fand Roſen heiter und ziemlich wohl, nach errungenem Sieg ſchmerzt ja den Krieger die Wunde nur wenig! auch ſchien es ihn zu freuen, Gemmingen hier zu ſehen und Kunde von

Margarethen zu erhalten. Wie ſtaunte er aber, als ihn dieſer im Namen des Freiherrn von Epp erſuchte, zu ſeiner Heilung nach Straßburg zu kommen, wo er in deſſen Hauſe Wartung und Pflege finden würde.

Und was würde Margarethe ſagen? erwiederte Roſen, den dieſer Antrag überraſchte: Sie würde mir zürnen, und das möchte ich um keinen Preis!

Sie wird nicht auf Euch zürnen, ſie wird Krankenwärterin ſein, und ſo das Unrecht gut machen, das ſie Euch gethan, erwiederte Gemmingen — Kommt nur, Oberſt Roſen, Ihr werdet nirgend einen ſo guten Wundarzt finden als Margarethe von Epp Euch ſein wird.

Roſen, den das Herz nach Straßburg zog, ſäumte keinen Augenblick, an den Herzog zu ſchreiben und ihn um die Erlaubniß zu bitten, ſich zur Heilung ſeiner Wunde dorthin bringen zu laſſen. Der Herzog antwortete ihm:

„Mit Freuden geb' ich dir die Erlaubniß, mein braver Waffengefährte, nach Straßburg zu gehen, wo du mir nützlicher ſein kannſt als in Bennfeld. Möge dich dort der Sieg und das Glück begleiten, wie er es geſtern bei Wittenweier gethan. Johann von Werth

iſt bis Offenburg zurück, ſein tolles Unternehmen koſtete ihm 2000 Mann, hätte er gewußt, was ich ahne, er hätte das gefloſſene Blut auf ein andermal geſpart. In Paris ſieht es trübe für uns aus; ich fürchte, meine dortigen Feinde werden mich eher vom Rhein treiben als der tolle Werth. Aber ich laſſe mit Gott den Muth nicht ſinken, morgen brechen wir hervor, ſtürmen Ettenheim und Mahlberg und dann auf Kinzingen; bekommen wir dies in unſre Gewalt, ſo ſteht uns Schwaben und das Würtemberger Land offen. Laß dich indeſſen von der Hand der Liebe pflegen und kehre bald wieder zurück zu mir."

Schon am andern Abend traf Roſen in Straßburg ein, wurde als ein lieber Gaſt freundlich in dem Hauſe des Freiherrn empfangen, nur Margarethe erſchien nicht, und er mußte ſich zur Ruhe legen, ohne ſie geſehen zu haben.

Mit Roſens Eintritt in das Haus hatte eine unnennbare Unruhe ſie erfaßt. Vorher hatte ſie mit Sehnſucht ſeine Ankunft erwartet, es hatte ihr ſo angenehm, ſo reizend gedünkt, an ſeinem Krankenlager zu ſitzen, ihm das Kiſſen zu rücken, die Arznei zu reichen,

zu jeder Hülfleiſtung bereit zu ſein; jetzt aber, wo alle dieſe freundlichen Phantaſiebilder ſich verwirklichen ſollten, überfiel ſie eine Art Scheu — ihr Stolz, ihr weibliches Zartgefühl ſprach dagegen, und ſelbſt als ſie Roſen die Treppe hinauf tragen ſah, das ſchöne, bleiche, männliche Geſicht, ſein mattes Auge erblickte, das forſchend, ſicher ſie ſuchend, umher ſah, fühlte ſie der Liebe mächtige Flamme ſie durchglühen, aber doch hielt der Stolz den ſchon gehobenen Fuß zurück — Keinen Schritt ihm entgegen, ſagte ſie vor ſich hin: und ſollte das Herz in Sehnſucht vergehn! —

Ihre Schweſter, ihr Schwager zürnten auf ſie, nannten ihr Betragen kindiſche Eitelkeit, und meinten, daß es mehr dem Stolz als dem wahren ſittlichen Gefühl entſpränge; aber all ihr Bitten, ihr Zürnen konnte ſie nicht bewegen. Laßt mich meinen Weg allein gehen; ſagte ſie ernſt: und faßt die Ueberzeugung, daß ich den rechten wandeln werde; laßt mich, und ſeid meinetwegen unbeſorgt! Erſt am andern Nachmittag trat ſie in das Krankenzimmer, begrüßte Roſen freundlich, erkundigte ſich mit Theilnahme nach ſeinem Befinden, freute ſich des errungenen Sieges bei Witten-

weier, und übernahm schon am nämlichen Abend manch kleines Geschäft zu seiner Pflege.

Von diesem Tage an schien sie an seinen Sorgenstuhl gebannt und wartete ihn; doch verrieth nicht Wort, nicht Blick, was in ihrem Innern glühte. Auch Rosen blieb auf seiner Hut, er äußerte zwar unverholen seine Dankbarkeit für den kleinsten Dienst, den ihm Margarethe leistete, seine Worte waren innig, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, aber er wußte auch die Neigung, die mit jedem Tage immer mehr und mehr zur Leidenschaft ward, gleich ihr zu zügeln.

12.

Während dem war Herzog Bernhard vor Kinzingen gerückt und belagerte es. Schon war Bresche geschossen und alles zum Sturm bereit, als Johann von Werth, der sich mit Savelli und Isolani vereinigt hatte, auf ihn anrückte. Bernhard gab die Belagerung auf, ging dem Feinde bis Ettenheim entgegen, wo es zu einem zwar harten, aber nicht entschei-

denden Gefechte kam, da Johann von Werth weislich jede Feldschlacht vermied und sich wieder in sein befestigtes Lager bei Schuttern zurück zog. Auch der Herzog gab nun die Eroberung Kinzingens auf und rückte wieder in seine Verschanzung von Wittenweier ein.

Glücklicher als sein fürstlicher Freund war indeß Oberst Rosen. Dem klopfenden Herzen kann man wohl zuweilen für Tage Ruhe gebieten, doch für immer dauern die Fesseln nicht, die man dem Sträubenden anlegt, es zerbricht sie und Augen und Mund sind die lauten Verkünder seiner Freiheit. Eines Abends, als Frau von Gemmingen das Zimmer verlassen hatte, Margarethe sinnend, ihr Haupt gestützt am Fenster saß und den Verwundeten neben ihr auf seinem Lehnstuhl nicht zu achten schien, mochten mancherlei Gedanken sie erfassen, denn sie seufzte tief und durch diesen Seufzer aus ihren Träumen geweckt, sprang sie erschrocken auf und eilte der Thüre zu, doch Rosens sanfte Worte: Warum wollt Ihr mich verlassen, Fräulein, mir war so wohl in Eurer Nähe! hielten sie zurück. Sie wandte sich, ihr Auge ruhte wohlwollend auf ihm — Ach könnte ich zu Euch, könnte ich Euch

meine Hand reichen! rief er, in ihrem Anſchaun verſunken: daß ein leiſer Druck Euch der freundliche Dollmetſcher meines Herzens ſein könnte! Da trat ſie bebend, als ſei ſie ſich einer Schuld bewußt, ihm näher. Iſt es möglich! rief er und ſtreckte ſeine Arme nach ihr: Ihr gewährt meine Bitte? — und ſie reichte ihm hocherröthend die Hand, die Abendgluth vermochte den Purpur ihrer Wangen nicht mehr zu erhöhen — Ihre Stunde ſchlug, die Liebe ſiegte, dieſer Augenblick entſchied und einte ihre Herzen für immer!

Wenn die Jungfrau erröthend wie die zarte Lilie im roſigen Morgenlichte, neben dem Manne ihres Herzens ſteht, wenn das erſte leiſe Geſtändniß der Liebe mit jungfräulichem Sträuben der wogenden Bruſt ſich entringt, der erſte feurige Blick einen Himmel voll Seligkeit erleuchtet, da haucht der ſchützende Engel des Menſchen ihn mit dem Odem der Liebe an, himmliſche Wonne durchſchauert ihn, und freudig lächelnd fühlen die Engel mit ihnen, denn was die Glücklichen empfanden, gehört dem Himmel an. So beglückt fühlten ſich Beide und ſtanden Hand in Hand, als die eintretende Joſephe, von dieſem Anblick

überraſcht ausrief: Dank ſei dem Himmel! Dank, daß die eiſige Rinde geborſten, daß du ihm dein fühlendes Herz gezeigt haſt, wie ich es ſchon lange erkannte! — Sie theilte ihr Glück, eilte mit der frohen Kunde zu dem Vater, und dieſer, der nie gewohnt war ſeinen Willen dem Willen ſeiner Tochter entgegenzuſetzen, und dem dieſe Verbindung übrigens wünſchenswerth ſchien, ertheilte gern ſeinen Segen, und ſo fehlte dem Glücke der Liebenden nichts mehr.

Tage, Wochen vergingen in kaum geträumter Luſt, und Roſen würde ſich in dieſer Zeit der Hoffnung und Sehnſucht ſo glücklich gefühlt haben als Margarethe es zu ſein ſchien, die ihre Empfindungen nicht mehr barg, ſie mit glühenden Worten ausſprach und mit jeder Minute der Gegenwart die verlornen Stunden wieder abgewinnen zu müſſen glaubte; aber die Nachrichten, welche Roſen von Zeit zu Zeit aus dem Feldlager erhielt, ſtimmten ihn oft ernſt und beſorglich. Der Herzog, Frankreichs Politik durchſchauend, ſah nun wohl ein, daß man ihn in der Nähe der franzöſiſchen Grenzen feſthalten wollte, damit er ganz abhängig bliebe. Hierüber mißmuthig,

vielleicht auch den großen Plan, den er späterhin ausführte, schon vor Augen, beschloß er, sein Heer wieder auf das linke Ufer des Rheines zu ziehen, ließ deshalb eine genugsame Besatzung in den Schanzen zurück, schlug sein Hauptquartier in Bennfeld auf und legte das Heer zwischen Molsheim und Straßburg in die Quartiere. Ueberdies kränkelte er schon seit einiger Zeit und die Aerzte riethen ihm Ruhe und Vermeidung aller Strapazen. Oft umwölkten diese Nachrichten Rosens Stirn, und stimmten ihn, selbst in Margarethens Gegenwart ernst, dann theilte er ihr seinen Kummer und seine trüben Ahnungen mit und fand in ihrem muthigen Sinne Theilnahme und das schwindende Vertrauen auf sein Glück wieder; denn Natur hatte sie bei hoher Schönheit auch mit Muth begabt.

Eines Tages, als Rosen die Nachricht von dem Herzog erhielt, daß er den Kommandanten von Colmar, Manicamp nach Paris gesendet habe und der Erfolg dieser Sendung über sein Schicksal entscheiden müsse, da er sich nicht länger mit leeren Versprechungen hinhalten lassen wollte, ward Rosen ernst, eine trübe Zukunft enthüllte sich vor ihm und er

glaubte auch hierüber offen mit Margarethe sprechen zu müssen. Er machte sie mit dem Gefährlichen der Stellung des Herzogs bekannt, der nur zwischen zwei Sachen noch zu wählen habe: Diener Frankreichs, oder mit Wien versöhnt, Mittel zur Unterjochung seines Vaterlandes und seiner Glaubensbrüder zu werden. Und sieh, liebe Margarethe, fuhr er dann fort: an sein Schicksal knüpft sich das Meine. So lange der Herzog als Feldherr seines eigenen Heeres auftritt, seine Fahnen mit dem Rautenkranze vor seinen Regimentern flattern, er, ein freier Fürst, gegen den Kaiser in offener, eigner Fehde steht, so lange blüht Rosens Glück und er ist der Diener eines deutschen Fürsten. Sinkt aber Herzog Bernhards Stern, so würde ich der Diener eines Dienenden, oder müßte heimziehen nach Liefland, wo mir wahrlich des Glückes nur wenig blüht. —

Und fürchtest du, daß dich die Schweden für diesen Fall nicht mit offenen Armen aufnehmen würden? unterbrach ihn Margarethe.

Zu ihnen mag ich nicht! erwiederte Rosen finster. Sie sind Liefflands stolze, drückende Eroberer und mit dem Oxenstierna, der

da meint, er habe König Gustav Adolphs Geist ererbt und er sei der Kalif der Protestanten, mit ihm mag ich nichts zu schaffen haben; wir lieben uns Beide nicht.

Und wenn sich der Herzog zur Aussöhnung mit dem Kaiser entschließen könnte? fragte sie weiter: glaubst du, daß man dich in Wien nicht huldreich aufnehmen würde? Der kühne Anführer der weimarischen Reiterei hat sich zu bemerkbar, zu furchtbar gemacht, als daß sie dort den Werth seiner Dienste verkennen sollten.

Nach Wien? unterbrach sie Rosen: — dahin geht der Herzog nie! —

Und ging er?

Rosen schwieg, seine Stirne furchte sich. —

Du scheinst mit so unwandelbarer Treue an deinem Herrn zu hangen, daß ich fast fürchten muß, ich habe nur den zweiten Platz in deinem Herzen.

Er reichte ihr bei diesen Worten die Hand, drückte sie innig, sein Blick verneinte, was Margarethe eben gesagt, aber sein Mund schwieg dennoch.

Sprich offen, lieber Freund! fuhr das Fräulein fort: sei wahr! Könntest du Herzog

Bernhard um meinetwillen verlaſſen? — Rede! —

Stets werde ich meiner Pflicht folgen!

Das heißt? — fragte Margarethe ſchnell.

Daß ich meinen fürſtlichen Freund nie, am wenigſten in der Noth verlaſſen, daß ich nie ehrlos neben dir ſtehen könnte. — Zürne mir nicht! ſagte er raſch, da ſie ihn eben unterbrechen wollte: zürne dem Manne nicht, dem die Ehre, die Pflicht, eine ſo lang geprüfte Freundſchaft über alles werth iſt. Du biſt der Engel meines Lebens, dein Blick die Sonne, die in der finſterſten Nacht meinen Pfad zu erleuchten vermag — Er iſt der Geiſt, dem ich mich weihte, dem mein verwandter Geiſt ſich hingab für ewig, der Stern, der bei meiner Geburt mein Schickſal beſtimmte.

Reinhold! nahm Margarethe das Wort und über ihr ganzes Sein hatte ſich ein neuer Glanz gebreitet, und würdevoll ſtand ſie, nicht ſtolz vor dem Manne ihrer Wahl. Könnte ich dir zürnen, ſo müßte es ſein, weil du ſo wenig meinen Geſinnungen vertrauteſt. Lieber, werther biſt du mir von dieſem Augenblicke an, die Treue an deinen Herrn iſt mir ein ſicherer Bürge für die Zukunft, denn

ich erkenne in dir den Mann, der ſelbſt im Sinnenrauſch der Wahrheit treu bleibt. — Zieh' hin zu ihm, kämpfe für ihn, ich will ruhig harren, bis die Morgenröthe des Tages für mich aufgeht, der uns für immer vereint; will die Trennung ruhig ertragen und die Tage der Entbehrung als gerechte Strafe für die erdulden, die mein Stolz mir und dir getrübt hat. Heute fühle ich ganz, daß hohe Achtung für dich meinen eitlen Sinn umwandelte, nicht Sinnenrauſch, nicht Schwärmerei!

Roſen ſchloß ſie dankbar in ſeine Arme; nun glaubte er ſeines Glückes ganz gewiß zu ſein, ihm nichts mehr daran zu fehlen, denn er hatte überdies heute ein Schreiben des Herzogs erhalten, worin ihm dieſer zu ſeiner Verbindung Glück wünſchte und ihm den Rath gab, den für ewig bindenden Tag nicht weit hinaus zu ſchieben, da das Schickſal oft tückiſch in das Leben eingriffe. Seine Wunde war faſt geheilt, der Tag ſeiner Vermählung beſtimmt, und nur noch Wochen trennten ihn von ſeinem Glück, die man dem Freiherrn zur Vorbereitung gönnen mußte.

So durchlebte er ſchöne Tage, als ihn eines Morgens Kanonendonner weckte, den man von der Seite von Rheinau vernahm. Roſen zweifelte keinen Augenblick, daß Johann von Werth die Abweſenheit des Herzogs benutze und die Schanzen bei Wittenweier angreife. Schnell ſprang er vom Lager auf, ließ ſeine Roſſe ſatteln, ſagte Margarethe ein kurzes Lebewohl, und ſprengte, von ſeinem kriegeriſchen Sinn getrieben davon.

Je ſtärker das Feuer wurde, deſto mehr ſpornte er ſein Roß; unbekümmert, ob ihm in dieſer gefahrvollen Zeit Feindliches begegnen könne, ſprengte er mit ſeinen Dienern immer längs dem Rheine dem Kampfplatz zu. Aber kaum war er in der Gegend von Ehrſtein angelangt, als er auch ſchon auf allen Straßen Kriegsvolk anziehen ſah, das ſeinen Kampfbrüdern zur Hülfe eilte. Bei Rheinau begegnete er der Karoſſe Herzog Bernhards, der, ſo krank er auch war, die Regimenter von Beunfeld ſelbſt herbeigeführt hatte. Herzlich bewillkommte der edle Fürſt Roſen, beſtieg hier ſein Streitroß und jagte, ſich wenig um das ihn ſchüttelnde Fieber kümmernd, über die Brücke den Schanzen zu.

Noch zur rechten Zeit traf er hier ein, um den ſinkenden Muth der Seinen zu heben. Schon waren die kleinen Schanzen an der Elz in den Händen der Feinde und Oberſt Ehm hatte alle Mannſchaft in die Hauptſchanze an der Brücke zuſammen ziehen müſſen, um die ununterbrochen wiederholten Angriffe Johann von Werths abzuſchlagen. Seine Krieger waren ermattet, ihr Muth war geſunken, und nur die Ankunft des Herzogs belebte ihn von neuem. Johann von Werth, der die zur Hülfe herbeieilenden Regimenter anrücken ſah, fühlte nun wohl, daß ihm nur noch ein kurzer Augenblick zur Entſcheidung übrig blieb. Er wollte ihn benutzen, ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze des Fußvolks und begann von neuem zu ſtürmen. Aber des Herzogs Gegenwart machte jede Anſtrengung nutzlos, ein Piſtolenſchuß ſtreifte den feindlichen General den Backen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Stürmenden anzufeuern und ſie nochmals gegen die Schanzen zu führen. Aber auch hier unterlag zum zweitenmal ſein ſtürmiſcher Muth, er mußte weichen und verließ, trotz ſeiner Wunde den Kampfplatz nicht eher, bis er den Rückzug angetreten und ſein kleines Heer in

Sicherheit wußte. Noch einmal waren die Schanzen gerettet und dem Herzog der freie Uebergang des Rheines gesichert.

13.

Rosen kehrte nicht wieder nach Straßburg zurück, denn seine Wunde hinderte ihn nicht mehr, thätig bei dem Heere zu wirken, und der Herzog bedurfte seiner in diesem Augenblick. Im höchsten Grad auf Richelieu aufgebracht, der erst nach langem Zögern 600,000 Livres zur Zahlung des Heeres sandte und 6000 Mann Verstärkung zu schicken versprach, durch körperliches Leiden niedergebeugt, wohl auch durch Mangel an Unterhalt in dem ganz ausgesogenen Elsaß gezwungen, beschloß der Herzog den Rückzug. Er übergab dem französischen General Manicamp 1500 Mann und die Vertheidigung der Brücke, ließ nur schwache Besatzung in Colmar und Benfeld zurück und zog mit dem Ueberrest, kaum 5000 Mann, in das Bisthum Basel, das bisher von jeder Kriegslast verschont geblieben war und wo er in dem fruchtbaren Dellsberger Thal und durch

ſeine zu Mömpelgard aufgehäuften Magazine den Truppen gute Winterquartiere zu geben hoffte. Johann von Werths Verwundung ließ ihn um ſo mehr Ruhe für ſeine Brücke und Schanzen hoffen.

Nur auf einen kurzen Augenblick eilte nun Roſen nach Straßburg, ſeiner Verlobten Lebewohl zu ſagen. Margarethe war bei dieſer Trennung ſtandhaft. Wer an einen Krieger ſein Herz gehangen, ſagte ſie mit feſtem Muthe: der muß die Launen des Schickſals ertragen lernen, und im Sturm des Lebens, wie der Krieger ſelbſt, wenn er auch von dem ſichern Hafen weit weg getrieben wird, das Steuer unverzagt lenken und der Hoffnung vertrauen.

Sie hätte, wenn es der Anſtand erlaubt, Roſen gern nach Bennfeld begleitet, um den Mann zu ſehen, an dem ihr Geliebter ſo leidenſchaftlich hing, vielleicht auch aus weiblicher Eitelkeit, dem Herzog die ſchöne Braut ſeines Freundes zu zeigen, aber ſie unterdrückte ihren Wunſch und trennte ſich mit ſtandhafter Ergebung von Roſen.

Dieſer fand bei ſeiner Rückkehr ein Schreiben von Johann von Werth vor, über deſſen

Inhalt er nicht wenig erſtaunte. So verſchieden auch beide Männer in Charakter, Sitten und Handlungweiſe waren, hatte doch Johann von Werths offenes, faſt freundſchaftliches Benehmen Roſens Achtung erworben, und ſtets, wenn er ſeiner erwähnte, ſprach ſich dies aus. Um deſto mehr mußte ihn dieſer Brief, den der ligiſtiſche General freilich nicht eigenhändig geſchrieben, doch unterſchrieben hatte, verwundern.

Oberſt Roſen!

„Ehe Ihr von hier zieht, muß ich, ein alter Krieger, Euch ein ernſtes Wort ſagen. In fröhlichem Uebermuth, und im Gefühl, daß Ihr mein würdiger Gegner wäret, bot ich Euch in Bellevue eine Wette an; Ihr nahmt ſie an und ich geſtehe, daß ich mir viel Mühe gegeben habe, ſie zu gewinnen, leugne nicht, daß ich 100 Doublonen dem verſprochen habe, der Euch lebend und unverwundet gefangen nähme, aber auch die ſtrengſten Befehle erließ, Euch wo möglich ſelbſt im Gefechte zu ſchonen. Was ich in Straßburg an Euch that, erwähn' ich nicht, denn ich hätte es jedem gethan, nur konnt' es Euch beweiſen, daß ich Euer perſönlicher Feind nicht war. Nun er-

fahre ich aus sicherer Quelle, daß Ihr nicht allein verächtlich über mich, meine Sitten und meinen Kriegerruhm gesprochen, sondern auch einen bedeutenden Preis auf mein Leben gesetzt habt, und dem, der mich beim Angriff der Wittenweier Schanzen verwundete, meine Person gezeigt und ihm befohlen habt, mich aufs Korn zu nehmen, was ihm denn auch ziemlich geglückt ist. Dies ist nicht brav gehandelt und nicht, wie zwei Feldherren einander gegenüber thun sollten, und somit sag' ich Euch alle Freundschaft auf und unsre Fehde gehe von jetzt ohne Schonung auf Leben und Tod. Ich mache Euch damit bekannt, daß Ihr Euch darnach achten könnt!"

Rosen antwortete mit dem Boten, der ihm dies Schreiben gebracht:

General!

„Schlösse Euer Brief nicht mit einer Drohung, so würde ich es für Pflicht halten, Eure ungerechten Anschuldigungen zu widerlegen, so aber schweig' ich im Gefühl meines Rechts und erwarte mit Ruhe, was Euch zu thun belieben wird!"

Als er späterhin Margarethe von diesem sonderbaren Brief unterrichtete, warnte sie

ihn vor dem Grafen Oſſa, den ſie ſowohl für den Anſtifter des nächtlichen Ueberfalls, als für die Urſache dieſes Briefes hielt. Dies aber kümmerte Roſen weniger als ihm der Gedanke wehe that, daß Johann von Werth ihn ſolcher Handlung fähig glaube. Der Rückzug war ihm jetzt doppelt unangenehm, da er ihn von ſeinem Gegner entfernte, und gern hätte er den Herzog gebeten, ihn zur Vertheidigung der Brücke zurück zu laſſen, wenn er nicht gefürchtet hätte, dieſer könne glauben, die Nähe Straßburgs, nicht Johann von Werth, ſei der Grund ſeines Geſuchs.

Der Rückzug aus dem Elſaß ward nun angetreten. Unter tauſend Mühſeligkeiten wurden die von dem Landvolk und den Völkern Carls von Lothringen vertheidigten Engpäſſe genommen und ſo gelangte endlich das Heer in ruhige Quartiere.

Aber kaum in Dellsberg angekommen, befahl der Herzog Roſen, nach Straßburg zurückzukehren, dort ſeine Heirath zu vollziehen und zugleich ein wachſames Auge auf die Wittenweier Schanzen und das zu haben, was bei dem Heerhaufen Johann von Werths und Savellis vorgehe, da er der Vorſicht Manicamps

und der Franzosen überhaupt nicht sehr vertraue. — Ich würde dich gleich zu diesem Zweck dort gelassen haben, fuhr er fort: aber ich bedurfte deiner, die Reiterei bei diesem beschwerlichen Kriegzuge bei guter Laune zu erhalten — Nimm zwei Schwadronen Reiter, die du in Bennfeld zurück lassen kannst mit dir, sei auf dem Marsche auf deiner Huth, suche die Straßburger für mich zu stimmen und sei überzeugt, daß, ehe ich von hier zu irgend einem Unternehmen ausbreche, ich dich wieder zu mir beordern werde.

Obgleich er seinem höchsten Glück entgegen ging, trennte sich Rosen dennoch mit schwerem Herzen von seinem Feldherrn, und traf nach einigen, mit dem Lothringischen Volk gehaltenen Scharmützeln in Bennfeld ein, von wo er sogleich nach Straßburg eilte.

Hier überraschte er Margarethe, die seine so schnelle Zurückkunft nicht erwartet hatte, auf freudige Weise. Ohne Rückhalt willigte sie in seinen Wunsch, den Tag ihrer Vermählung nicht weiter hinauszuschieben. Der Freiherr von Epp aber verlangte 8 Tage Zeit zur Vorbereitung des unumgänglich nothwendigen Festes und da man sich ihm in diesem billi-

gen Verlangen nicht entgegenſetzen konnte, ſo wurde der 31ſte October zum Hochzeittage angeſetzt.

14.

Die Stunden der Sehnſucht und Hoffnung gingen den Liebenden ſchnell vorüber, der Vorabend nahte, ein großes Feſt ſollte ihn verherrlichen. Alle Freunde und Bekannte waren dazu eingeladen, und halb Straßburg ſtrömte am Abend auf den Platz, wo das Haus des Freiherrn von Epp ſtand, die Mummereien und Masken zu ſehen, die, eine Nachahmung Venedigs, ſich zur Feier des Feſtes herzudrängten. Zahlreich war die Verſammlung, die unter ihrer Verkleidung dem Brautpaare oft werthvolle, oft nur neckend und beluſtigende Geſchenke brachte und alles überließ ſich dem Frohſinn und der Freude des Tages. Auch Roſen, ſeinem Ziele nun ſo nahe, ſaß beglückt Hand in Hand mit Margarethe, die ihm nun unverholen geſtand, wie glücklich ſie ſich fühle, als einer ſeiner Diener ihm ein kleines Käſtchen brachte, das ihm eine der

Masken, seinem Herrn zu übergeben, eingehändigt hatte.

Rosen öffnete das sonderbare Geschenk. In dem Kästchen lag eine künstlich vergoldete Rose, um deren Stiel ein Zettel gewunden war, Margarethe rollte ihn ab und las:

„Laßt Eure Reiter sogleich von Bennfeld bis an das Weichbild der Stadt rücken, und Eurer dort harren, Euch droht sonst Gefahr. Achtet meiner Warnung!“

Der Inhalt dieses Schreibens beunruhigte Margarethe, Rosen schien es entweder ein unzeitiger Scherz, oder eine Falle zu sein, um die 2 Fahnen, kaum 100 Pferde stark, so weit wie möglich von Bennfeld zu locken. Er gedachte des Grafen Ossa, dessen Vater sich eben jetzt wieder in Straßburg befand, und suchte eine böse Absicht darunter; Margarethe aber war andrer Meinung, und bat ihn, die Warnung als eine freundliche zu nehmen und sogleich einen Diener mit den nöthigen Befehlen nach Bennfeld zu schicken.

Rosen erfüllte endlich wohl eigentlich wider Willen Margarethens Wunsch, und schickte mit dem Befehle, daß die zwei Cornetten sogleich aufbrechen, mit der größten Vorsicht

marſchiren und an der Brücke der Ill ihn erwarten ſollten, einen Diener ab. Auch an der Brücke ſollten ſie noch ſolche Vorkehrungen treffen, als ob der Feind in ihrer Nähe ſei, und im ſchlimmſten, unvorhergeſehenen Falle ſich unter die Wälle Straßburgs zurückziehn.

Indeſſen hatte das Feſt mit ſeiner fröhlichen Mummerei, die zu allerhand Scherz Veranlaſſung gab, bis ſpät in die Nacht ſeinen ungeſtörten Fortgang. Roſen und Margarethe nahmen wenig Theil daran, obgleich er die Sache mit der Warnung weniger ernſt nahm als ſeine Verlobte. Doch theilte ſich ihm nach und nach ihre unruhige Stimmung mit, ſo daß er glaubte, den Brigadier Manicamp, der von Wittenweier zu dem Feſte eingetroffen war, von dem Vorfall benachrichtigen zu müſſen. Manicamp belächelte die Sache.

Ich weiß gewiß, Johann von Werth hat ſich ſeiner Wunde wegen nach Breiſach bringen laſſen und liegt dort ſchwer darnieder; ſagte er zuverſichtlich: und gegen die Schanzen ſteht nur noch Enkvorth mit 2000 Mann; was hätten wir denn zu befürchten? Schlaft ruhig, träumt von Euerm Liebchen und laßt

durch dergleichen neckende Warnungen Euer Glück nicht stören. Ich wundre mich nur, wie Ihr Euch habt verleiten lassen, die 100 Pferde von Bennfeld hierher zu beordern, an Eurer Stelle schickte ich Gegenbefehl. —

Das werde ich nicht thun! sagte Rosen nach einigem Nachdenken: ich widerrufe das einmal gesprochene Wort nicht gern — schlaft wohl, Brigadier! Auf Wiedersehn bis morgen!

Lange währte es noch, bis die Gäste alle heimgegangen waren, und es mochte wohl um die dritte Stunde des Morgens sein, als Rosen Margarethe in seine Arme schloß und ihr gute Nacht sagte. Des Mädchens Stirn war umwölkt, ihr Auge ruhte schmerzvoll auf Rosen. Ist mir doch, als ob wir uns auf lange trennen müßten! sagte sie, ihrer Bangigkeit wegen auf sich zürnend: ich habe immer über Ahnungen gespottet, und doch hat mich jene Warnung so sonderbar ergriffen, hat eine Furcht in mir erweckt, der ich nicht Herr werden kann, ich schäme mich ihrer, und doch kann ich sie nicht überwinden. Nun, wie Gott will! Sie drückte ihn noch einmal stürmisch an ihr Herz, dann schieden sie.

Rosen ging in seine alte Herberge, wo er diesmal, des Anstands und der Sitte wegen, abgestiegen war. Zu sehr aufgeregt, um sich zur Ruhe legen zu können, trat er an das Fenster, schaute in die sternenhelle, kühle Nacht hinaus und blickte hinüber nach dem Hause des Freiherrn, wo jetzt ein Licht nach dem andern verlosch, ein Fenster nach dem andern dunkel wurde — Morgen, morgen! rief er aus und an dieses Wort knüpfte sich eine Reihe Gedanken, eine Folge süßer Träume, daß er, alles um sich vergessend, nur diesem Gedanken nachhing. Aber wie die Lichter in jenem Hause, schwanden auch jetzt vor dem hervorbrechenden Tage die Sterne, er bemerkte ihr Scheiden nicht, die Morgenluft begann kalt zu wehen, doch weckte sie ihn nicht aus seinen Träumen, wohl aber der eintretende Diener, den er nach Bennfeld geschickt hatte und der ihm jetzt die Meldung brachte, daß Rittmeister Brandenstein an der Ill Brücke halte und seiner weitern Befehle gewärtig sei. Auch stehen Eure Rosse schon im Hofe gesattelt, hier ist Küraß und Helm und alles ist zum Aufbruch bereit.

Zum Aufbruch? fragte Rosen erstaunt: Wohin?

Weiß ich das? erwiederte der Diener: wir glaubten nur, weil Ihr die Reiter an die Ill Brücke beordert hättet, so würdet Ihr mit ihnen zu irgend einem Unternehmen ausziehn.

Narr! fuhr Rosen den Diener unwillig an: — was sollt' ich heute? Weißt du nicht, daß heute mein Hochzeittag ist? —

Herr! unterbrach der Diener Rosens heftige Rede: — Hört Ihr nichts?

Was soll ich hören? fragte der Oberst mißlaunig.

Horcht! fuhr der Diener, näher ans Fenster tretend, fort: horcht — Ist es mir doch, als hörte ich Schüsse — Tretet nur her.

Während der Diener eilig nach dem Küraß griff, trat Rosen an das Fenster. Deutlich konnte er jetzt aus der Gegend von Rheinau her Kanonenschüsse hören. Unwillkührlich duldete er nun, an die Warnung von gestern denkend, daß der Diener ihm den Küraß umschnallte, und da die Schüsse sich mehrten, erfaßte er hastig Helm und Schwert, eilte die Treppe hinunter, schwang sich auf sein Roß

und in dieſem Augenblick nur an ſeine Pflicht denkend, jagte er der Ill Brücke zu.

Schon unterwegs begegnete ihm ein Officier, der ihm von dem Schießen, das man jetzt deutlicher hören konnte, Meldung brachte. Roſen ſäumte keinen Augenblick, ſandte einen Diener nach Straßburg an den Freiherrn und ſeine Tochter, ließ das Vorgefallene melden, ſich entſchuldigen und bitten, die Feierlichkeit bis zum andern Tag aufzuſchieben, wo er wieder einzutreffen gedenke und trabte nun mit ſeinen Reitern den Schanzen zu. Bald ereilte ihn Manicamp, der durch den Kanonendonner geweckt ſogleich ahnete, was vorging und den Angriff auf Wittenweier vermuthend, mit verhängtem Zügel den Schanzen zuſprengte, um wo möglich durch ſeine Gegenwart die Abſicht des Feindes zu vereiteln. Er wollte auch jetzt Roſen voran eilen, doch dieſer hielt ihn zurück. Herr Manicamp, ſagte der Bedächtige: Johann von Werth leitet ſicher den Angriff, und Eure Nachrichten, daß er in Breiſach an ſeiner Wunde darnieder läge, waren falſch. Wir müſſen deshalb auf unſerer Hut ſein. Gedenke ich der Warnung von geſtern, ſo ſcheint ſie mir eine Fal-

le, mich mit meinen Reitern herbei zu locken — Hört nur den Kanonendonner, der Angriff iſt auf dieſer Seite, nicht bei Wittenweier, wir kommen zu ſpät! — Bleibt bei mir, jagt nicht unvorſichtig der Gefahr entgegen! Manicamp folgte ſeinem Rathe und blieb. Als ſie gegen Gerſten kamen, ſandte Roſen eine Abtheilung voraus, die ſich durch den Buſch, der ſich längs dem Rhein heraufzog, ſchleichen und was ſich dort begab, ausſpähen ſollte, er ſelbſt folgte ihnen auf der geraden Landſtraße. Je näher ſie kamen, deſto deutlicher zeigte ihnen die Richtung, in der ſie das Feuern hörten, daß der Angriff den Schanzen des linken Rheinufers gelte, und als ſie in das, von allen Einwohnern verlaſſene Obenen einritten, kam ihnen auch der zum Ausſpähen ausgeſchickte Haufen mit einigen Gefangenen entgegen, von welchen Roſen erfuhr, daß ein Regiment kaiſerlicher Dragoner ſich durch den Wald geſchlichen habe, um die Brücke von Kraft zu nehmen und ihm ſo den Rückzug nach Straßburg abzuſchneiden, daß die Brücken von Roſfelden und Hülzheim beſetzt und es unmöglich ſei, nach Bennfeld oder Schlottſtadt zu kommen. Auch erfuhr er, daß ſchon die ău-

ßeren Schanzen faſt ohne Gegenwehr genommen wären und Johann von Werth mit einer bedeutenden Macht auf dieſer, Enkvorth auf der andern Seite ſtehe. Es war ihnen nun durch dieſe Ausſage jede Hoffnung genommen, die Schanzen zu gewinnen, ſie mußten ſich ihrem Schickſal überlaſſen und nur darauf denken, wie ſie ſich und die Reiter retten könnten. Das Gewagteſte ſchien Roſen das beßte. Er verfolgte ſeinen Weg, verließ ihn erſt da, wo er von Rheinau aus bemerkt werden konnte und hoffte über Neukilch ſich hinter der Höhe weg nach Zelſenheim zu ſchleichen; aber ſchon vor dem erſten Orte fand er 200 Kroaten zu ſeinem Empfange aufgeſtellt. Er griff ſie mit Ungeſtüm an, warf ſie auf den erſten Anfall gegen Bennfeld zu und ſtatt nun ſeinen Weg in Eile fortzuſetzen, mochte ihn in dieſem Augenblick der Verdruß über Johann von Werths Unternehmen, auch wohl der Gedanke an die Wette zu dem kühnen Wagſtück verführen, ſich raſch nach Rheinau zu wenden, um vielleicht, da er vermuthete, daß alle Mannſchaft mit dem Angriff der Schanzen beſchäftigt ſein würde, dort Johann von Werth zu überfallen.

Allein dieser setzte eben an der Spitze der Reiterei durch den Rhein, um die Verschanzungen auf der Insel anzugreifen, Rosens fast tollkühnes Unternehmen hatte daher keinen weitern Erfolg, als daß er die Konstabler einiger am Ufer aufgestellten halben Karthaunen niederhieb, mehrere Gefangene machte und durch sein plötzliches Erscheinen für eine kurze Zeit den Angriff auf die Insel verzögerte und sich dann schnell auf die Flucht begab.

Aber fast hätte Rosen seine Tollkühnheit theuer bezahlen müssen. Johann von Werth ließ ihn durch mehrere Schwadronen verfolgen, sein Pferd stürzte und bald wäre er hier dem Feinde in die Hände gefallen; doch sein Glück rettete ihn, er bestieg schnell ein andres Roß und entkam mit Verlust von 20 Pferden der Gefahr. Besser beritten als seine Gegner, gewann er einen Vorsprung, warf sich in die Gebüsche der Ischer und gelangte, jedoch erst am dritten Tage, mit 70 Pferden in Colmar an.

Hier erfuhr er die schmachvolle Vertheidigung und den Verlust der Rheinschanzen und daß Johann von Werth Bennfeld eingeschlos-

ſen und ſelbſt Schlettſtadt bedrohe, und ſo ſchmerzhaft es ihm auch war, ſich von Straßburg zu entfernen, beſchloß er doch unter dieſen Umſtänden zum Herzog nach Dellsberg zu ziehen.

Unter den bei Rheinau Verlornen war auch Rittmeiſter Braudenſtein. Sein Pferd wurde ihm erſchoſſen und er gefangen genommen; Roſen ſchmerzte ſein Verluſt ſehr. Wie erſtaunte er aber, als er ihn am andern Tage in Colmar bei ſich eintreten ſah. Johann von Werth hatte ihn mit dem Auftrag zurückgeſandt, Oberſt Roſen ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen:

„Oberſt-Roſen!

Ich glaube wohl, nun die Wette gewonnen zu haben, da ich die, auch Euch anvertrauten Schanzen überrumpelt und genommen habe und Euch vor mir fliehen ſah. Mehr aber als die gewonnene Wette macht es mir Freude mich auch zugleich an Margarethen von Epp, dieſer Stolzen gerächt und ihr den Hochzeittag verbittert zu haben. Warum hat ſie nicht Wort gehalten und mich zur Hochzeit geladen, wie ſie mir einmal in ihrem ſtolzen Uebermuthe verſprach? Alſo Oberſt

Rosen, wenn Ihr anders die Wette für verloren haltet, wollet Ihr mir Rosse und Doublonen gelegentlich schicken. Glaubt Ihr aber, ich habe noch kein Recht an den Preis, so laßt es nur gut sein, ich will schon eine Gelegenheit finden, wo Ihr mir mein Recht nicht disputiren könnt — Gott befohlen!

Johann von Werth."

Unten stand noch als Nachschrift:

„Wollt Ihr vielleicht, ehe Ihr von Colmar zu Euerm Herrn, diesem Verräther seines Vaterlandes zieht, Euerm Liebchen ein tröstendes Schreiben senden, das sie zur Geduld und zur Treue ermahnt, so schickt es mir nur, ich werde es getreulich durch den Grafen Ossa ihr überreichen lassen."

Rosen lächelte bei Durchlesung dieses Briefes. Kann doch der gezähmte Wolf nicht von seiner wilden Art lassen, wie sollte es Johann von Werth? Er zeigt sich mir jetzt in seiner ganzen plumpen Rohheit! sagte er zu Manicamp, den dieses Schreiben empörte, da es den Franzmann gegen alle Courtoisie zu sein schien: die Wette halte ich noch nicht für verloren, mich hat er nicht überfallen, mir nicht die Schanzen abgenommen und daß ich mich

mit so geringem Verlust zurückgezogen habe, gereicht mir mehr zur Ehre als ihm, der mich entwischen ließ. Er ranzionirte nun die wenigen Gefangenen, die er gemacht, schickte sie zurück, um in nichts Johann von Werth nachzustehen und antwortete mit wenigen Worten, daß er die Wette noch nicht verloren zu haben glaube und selbst Mittel finden würde, Briefe an seine Verlobte gelangen zu lassen.

15.

Als Margarethe am Morgen ihres Hochzeittags erwachte, brachte ihr der Vater die niederschlagende Nachricht, daß Rosen nicht mehr in Straßburg sei und ihn habe ersuchen lassen, die Trauung bis zum andern Tage aufzuschieben — Margarethe, an die Warnung von gestern denkend, fühlte zwar eine grenzenlose Unruhe, hatte aber Kraft genug, sie zu verbergen. Wenn die Pflicht ruft, sagte sie mit Ergebung zu dem Vater: so muß alles andere schweigen.

Und du kannst dabei so gelassen bleiben? fuhr der Freiherr wider Gewohnheit auf: ist

es dir so gleichgiltig, da alle Freunde und Verwandte geladen, alle Speisen und köstliche Sachen angeschafft und bereitet sind, daß die Sache aufgeschoben wird?

Vertröstet die Geladenen auf morgen! erwiederte sie ruhig.

Und wenn er morgen nicht kommt? unterbrach sie der Freiherr, dessen empfindlichste Saite dieser Vorfall berührt hatte.

So verzehrt das Mahl ohne uns, und es wird den Gästen eben so gut schmecken.

Gleichgiltige! zürnte der Vater: fürchtest du nicht die Reden der Stadt, wenn sie die an ihrem Hochzeittage verlassene Braut verspotten werden?

Mein Verlobter folgte dem Ruf der Ehre und seiner Pflicht. Wie hätte er dem Ruf der Liebe folgen, wie in der Stunde des Kampfes mit mir vor den Altar treten können? Was kümmert mich der Spott, wenn er nur vor mir gerechtfertigt steht?

Und wenn er gar nicht wiederkehrte?

Wie meint Ihr das, Vater? fragte sie mit Hast.

Nun! erwiederte der Freiherr: Männer, und besonders Soldaten sind oft treulos,

überall ſteht ihnen die Welt und das Herz der Frauen offen — wer weiß? —

Margarethe lächelte mitleidig. Wen ich einmal an mein Herz drückte, ſagte ſie mit Zuverſicht: wen einmal meine Lippen berührten, wer einmal das Wort der Liebe aus meinem Munde vernahm, den halten diamantne Ketten feſt — für ſeine Treue bangt mir nicht!

Und wenn er aber nicht wiederkehren könnte? begann nun der Vater.

Dann! ſagte Margarethe und die Wehmuth ſprach ſich in ihren Zügen deutlich aus: dann würde das Hochzeitmahl zum Todtenmahle — Aber überlaßt das der Zeit, Vater, und geduldet Euch bis zum Abend.

Der Abend nahte und Roſen kam noch nicht, aber Gerüchte verbreiteten ſich, die Schanzen ſeien, bis auf die große Schanze bei Wittenweier von den Kaiſerlichen genommen — Die Nacht ſenkte ſich nieder und brachte nicht Kunde von ihm, der Angſtvollen keinen Schlummer. Der Morgen fand ſie noch wach und nur Kanonendonner vernahm ſie, das erneute Gefecht verkündend, aber Roſen brachte er nicht zurück. Als es

Mittag wurde und mit ihm die Nachricht, daß auch die Wittenweier Schanzen genommen seien, ankam, ließ der Freiherr den Gästen absagen, schickte die bereiteten Speisen dem Hospital zu, und verschloß sich voll Unmuths in sein Zimmer.

Margarethe ertrug ihr Schicksal standhaft, ihr Stolz erhob sie über ihr Geschick und sie verstand wenigstens ihren Kummer zu verbergen, so daß die Schwester fast an ihrem Herzen irre wurde. Die Boten, welche der Vater schon am vorigen Tage nach Bennfeld und in die Gegend von Rheinau geschickt hatte, kehrten ohne Nachricht von Rosen zurück, Niemand wollte ihn gesehen haben und so nahte auch dieser Abend ohne Trost zu bringen; nur den jungen Grafen Ossa brachte er.

Anfangs wollte ihn Margarethe nicht sehen, aber die Hoffnung, er könnte ihr doch vielleicht Nachricht von Rosen geben, bestimmten sie, ihn vorzulassen.

Zu zeigen, Fräulein von Epp, begann er im Hereintreten: wie sehr ich es mir angelegen sein lasse, Euch zu verbinden, eile ich, kaum aus dem Gefecht zurückgekehrt, hieher, Euch Kunde von dem Oberst Rosen zu bringen.

Was wißt Ihr von ihm! fiel ihm die Frau von Gemmingen ſchnell in die Rede, während Margarethe ruhig und faſt gleichgiltig, was er zu ſagen habe, erwartete.

Er kam, während wir die Inſel angriffen, mit wenigen Pferden gen Rheinau; berichtete nun der Graf: beſchäftigte ſich, unſer Gepäck zu plündern, und als Johann von Werth mich mit den Arkebuſieren gegen ihn ſchickte, floh er in die Moräſte der Iſcher; weiter haben wir nichts von ihm gehört.

Waret Ihr bei dem Gefecht? fragte Margarethe ernſt.

Habe ich es Euch nicht geſagt, Fräulein von Epp! erwiederte der Freche: und ich glaube, Oberſt Roſen hat es empfunden, daß ich ſein Gegner war.

So muß ich Euch bitten, Graf Oſſa, uns mit Euerm Beſuche ferner nicht mehr läſtig zu fallen.

Wie ſo? fragte er beſtürzt.

Ich ſage Euch dies im Namen meines Vaters, der ein Ehrenmann iſt und Niemand gern in ſeinem Hauſe ſteht, der ehrlos vor ihm ſtehen müßte.

Fräulein! fuhr der Rittmeiſter auf.

Graf Oſſa! ſprach ſie mit Stolz: wer Meuchelmörder dingt, als Gefangener ſein Wort verpfändet, binnen 6 Monat nicht gegen den Feind zu fechten und es bricht, ſelbſt den, der ihm auf edle Weiſe die Freiheit gab, feindlich aufſucht — dem kann ich nur den Rücken wenden. Komm Schweſter! ſprach ſie dann und verließ mit der Frau von Genuinaen das Zimmer und ließ den Grafen, von Wuth und Rache entbrannt, ſtehen.

Prallt denn jeder Pfeil der Rache an deiner Bruſt ab? rief der Graf zähneknirſchend: kann mir Satan keinen Gedanken eingeben, der bis zu deinem Herzen verwundend dringt? — Ich hoffe es! Mit dieſen Worten verließ er das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Nach zwei angſtvoll durchlebten Tagen erhielt Margarethe endlich Nachricht von Roſen ſelbſt, und fühlte ſich nun hochbeglückt. Es hätte nicht dieſes Schreibens bedurft, ihn vollkommen zu entſchuldigen; ſie fand es recht von ihm gehandelt, daß er, ſeinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilend, das Streitroß ſelbſt an ſeinem Hochzeittage beſtiegen hatte. Sie fand es eben ſo recht gehandelt, daß er von Colmar zum Heere zog; denn für Roſens Ruhm

entbehrte ſie gern die Tage der Wonne. Nun fühle ich, daß er meiner ganz werth iſt! ſagte ſie mit edlem Stolze: und ich will durch wahre, treue Liebe dieſen ritterlichen Mann zu verdienen ſtreben. Johann von Werth hatte, indem er auf eine eben nicht edle Art die Verbindung zu ſtören glaubte, Margarethens Herz nur noch feſter an Roſen geknüpft.

16.

Mit Roſen zugleich traf ein Mann im Hauptquartiere des Herzogs ein, der ſpäterhin auf den Gang der Kriegs-Operation viel Einfluß gewann. Es war dies Ludwig von Erlach, Oberſt in ſchweizeriſchen Dienſten, der ſchon unter Guſtav Adolph ein alter Waffengefährte des Herzogs geweſen war. Durch ihn hatte der Fürſt im Geheim um freien Durchzug bei den proteſtantiſchen Kantonen unterhandeln laſſen, und jetzt kam Erlach ſelbſt zum Heer, das Nöthige mit dem Herzog zu verabreden. Nach langem Berathen wurde der Angriff der vier Waldſtädte beſchloſſen und Erlach wirkte nun im Geheim von der Stadt

Baſel die Erlaubniß aus, ungehindert durch ihr Gebiet zu ziehen.

Das weimariſche Heer beſtand nur aus 6 bis 7000 Mann. Mit der größten Mühe war die Reiterei wieder beritten gemacht und es fehlte immer noch an Beſpannung für das nöthige Geſchütz. Aber dennoch ließ die Uneinigkeit der feindlichen Feldherren ein glückliches Reſultat hoffen. Dem Herzog von Savelli, dieſem trägen, ſtets unglücklichen Feldherrn war der Befehl über alle kaiſerlichen Regimenter in Ober-Deutſchland gegeben, Johann von Werth war ihm mit den ligiſtiſchen Truppen zugeſellt. Feldmarſchall Lieutenant Rheinach, ein ausgezeichneter Krieger, fand ſich dadurch zurückgeſetzt, er haßte den Italiener, und konnte Johann von Werth den Sturm auf die Wittenweier Schanzen nicht vergeben, wobei die ihm untergebenen Regimenter am meiſten gelitten hatten. So waren die drei Feldherren gegenſeitig in feindlichem Verhältniß, und überdies alle in der feſten Meinung, Herzog Bernhard würde mit ſeinem ſchwachen Heere den Krieg nicht nach dem Rhein zu ſpielen wagen, ſondern es nach der Franche comté führen. Johann von Werth

war überdies zur Herſtellung ſeiner Wunden, auch wohl um die Früchte ſeiner Thaten zu ernten, nach München gegangen, der Herzog von Savelli aber zu Carl von Lothringen nach Burgund, die künftigen Kriegsoperationen zu beſprechen; blos Rheinach war in Breiſach auf ſeinem Poſten.

Am 7ten Januar 1638 rückte Herzog Bernhard mit 1000 Reitern und eben ſo viel Fußvolk aus dem Dellsberger Thale dem Rheine zu, die andern folgten. — Klein war ſein Heer, aber groß das Vertrauen, das es auf ſeinen Heerführer ſetzte. Niemand, nur ſeine vertrauteſten Officiere ahneten, wohin es gehe, ſelbſt für den franzöſiſchen Hof war es ein Geheimniß. In möglichſter Eil ging er Rheinfelden vorbei, auf Stein zu; hier ſetzte er in Kähnen über den Rhein, nahm Seckingen faſt ohne Widerſtand und zog den andern Tag auf beiden Ufern des Rheins gegen Lauſenburg, eroberte es während der Unterhandlung mit Sturm und erhielt nun einen feſten Punkt und eine gute Brücke zum Uebergang. Auch Waldshuth wurde gleich darauf genommen und als nach wenigen Tagen der übrige Theil des Heeres am Rhein eintraf, wurde

die Belagerung Rheinfeldens beſchloſſen, deſſen Beſatzung indeſſen von Breiſach aus bedeutend verſtärkt worden war.

Gleich nach der erſten Nachricht, die Maximilian von Baiern von dem Marſche des Herzogs nach dem Rhein erhielt, verließ Johann von Werth die Hauptſtadt und eilte in das Hauptquartier nach Villingen. Alle Beſatzungen, die er unterwegens antraf, ließ er folgen, Rheinach ſammelte gleichfalls die zerſtreuten Krieger im Breisgau und Elſaß und ſandte ſie ins Hauptquartier, wo bald darauf der Herzog von Savelli und Johann von Werth eintrafen. Aber die Regimenter kamen ſpäter an als man erwartete und Herzog Bernhard ängſtigte Rheinfelden von Tage zu Tage immer mehr. Schon war Breſche geſchoſſen und die muthige Beſatzung hatte ſchon einen Sturm abgeſchlagen, als die öſtreichiſchen Heerführer beſchloſſen, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Sie brachen mit 8 Reiter- 1 Dragoner- und 4 Regimenter Fußvolk, kaum 9000 Mann ſtark von der Donau auf und rückten in forcirten Märſchen zum Entſatz Rheinfeldens heran. An dem nämlichen Tage, an welchem Herzog Bernhard einen Hauptſturm

wagen wollte, ſtanden ſie am frühen Morgen unvermuthet vor ſeinem Lager bei Bücken.

Johann von Werth hoffte den Herzog unvorbereitet zu finden, und des Sieges gewiß beſetzte er ſogleich den Weg nach Laufenburg, um den Weimeranern, deren Krieger auf beiden Seiten des Rheines vertheilt waren, jeden Rückzug zu ſperren, während Savelli aus dem Karſchauer Walde hervorbrach und ſich nach Rheinfelden zog. Herzog Bernhard, wohl eigentlich überfallen, verlor doch die Beſonnenheit nicht, er nahm alle Mannſchaft, die er von beiden Rheinufern zuſammen ziehen konnte und ſtellte ſie auf der Straße, die nach Rheinfelden führte, auf. Graf Naſſau und General Taupadel befehligten auf dem rechten Flügel, ihnen gegenüber ſtand Johann von Werth; der Herzog, unter ihm Roſen, befehligte den linken und hatte den Herzog von Savelli ſich gegenüber. Graf Naſſau begann den Angriff mit ſolcher Heftigkeit, daß die baierſchen Regimenter in Unordnung geriethen. Johann von Werth that alles, ſie zu ſammeln, aber vergebens. Er ſchäumte vor Wuth, da er Roſen gegen ſich zu haben glaubte, und ſuchte ihn im Handgemenge auf. Statt ſei-

ner traf er auf den Grafen von Naſſau, auf welchen er ſein Piſtol abfeuerte und ihm den Hut durchſchoß. Johann von Werth erhielt durch einen Piſtolenſchuß des Grafen eine Streifwunde, die ihn jedoch nicht das Gefecht zu verlaſſen nöthigte, er focht wie ein Verzweifelnder, und mußte demungeachtet der Flucht der Seinen folgen.

Indeſſen war Herzog Bernhards Flügel nicht ſo glücklich geweſen. Oberſt Sperreuter brach in das weimariſche Fußvolk ein und trieb es nach dem Schloſſe Bücken zurück; auch Roſens Reiterei gerieth in Unordnung und nur das wohlgeordnete Feuer der Musketiere hinter den Mauern des Schloſſes vertrieb den Feind. Herzog Bernhard hielt hier Stand, da aber die Reiter Taupadels, ſtatt Johann von Werth zu verfolgen, ſich mit der Plünderung des Gepäckes beſchäftigten, hatte dieſer die Zeit benutzt, die zerſtreuten Regimenter wieder zu ſammeln und mit ihnen zum Herzog von Savelli zu ſtoßen. Nun wurde der Kampf auf dem Flügel, wo der Herzog befehligte, erneuert. Johann von Werth leitete den Angriff mit überlegener Macht, die Reihen des weimariſchen Fußvolks wurden

getrennt, sämmtliches Geschütz fiel in die Hände der Feinde, und sicher wäre der Herzog verloren gewesen, hätte ihm nicht Johann von Werth gleichfalls durch Plündern des Gepäkkes Zeit gegeben, die Flüchtigen zu sammeln und von Nassau und Taupadel verstärkt, das Gefecht von neuem zu beginnen. Ein Theil seines Geschützes wurde wieder erobert und das Schlachtfeld behauptet, bis die sinkende Nacht die Streiter trennte. Weder der Herzog noch die Kaiserlichen konnten sich den Sieg zueignen, beide hatten Gefangene gemacht und Geschütz verloren, beide den Wahlplatz behauptet. Doch war der Vortheil mehr auf kaiserlicher Seite, denn sie hatten ihren Zweck erreicht, Rheinfelden war entsetzt und sie blieben auch nach der Schlacht in Verbindung mit der Stadt, wohin sie sich vom Wahlplatze zogen. Ueberdies waren sie noch bei gleichem Verluste bei weitem die Stärkeren, so daß sie sich, als Herzog Bernhard sich am andern Morgen nach Laufenburg zurück zog, den Sieg und wohl mit Recht zuschreiben konnten.

Rosen war während der Schlacht, so sehr er es auch gewünscht, nie mit Johann von Werth zusammen getroffen. Er hatte während

des

des ganzen Treffens gegen seinen Landsmann und ehemaligen Waffengefährten, den Oberst Sperreuter gestanden und konnte mit diesem Tage eben nicht sehr zufrieden sein, denn seine Regimenter hatten fast bei jedem Angriff der Uebermacht weichen müssen. Aber auch in Allem seinem fürstlichen Freunde gleich, hatte er die Hoffnung nicht verloren und nach jedem mißlungenen Angriff hatte er den Muth seiner Regimenter von neuem zu heben gesucht. Von den Soldaten geliebt, die ihm unbedingt vertrauten und ihm willig in Kampf und Tod folgten, ward es ihm leicht, selbst während des Rückzugs, das Zutrauen zu dem Glück und der Einsicht ihres Feldherrn von neuem in ihnen anzufachen, so daß das Heer sich muthmuthigt um Laufenburg vereinte.

Rosen hatte die Nachhut befehligt, traf daher von allen Kriegsobersten zuletzt dort ein. Er eilte zum Herzog, den er auf seinem Zimmer in Gedanken auf und ab schreitend fand, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn etwas Großes in seiner Seele vorging. Nun Rosen! rief er dem Eintretenden freundlich entgegen: wie stehts?

Gut! erwiederte dieser.

Gut? Hm! Vielleicht! — ſagte der Herzog vor ſich hin: haſt du Nachricht vom Feinde? fragte er dann ſchnell.

Johann von Werth hat mich gegen ſeine Gewohnheit nur bis Wallbach verfolgen laſſen: erwiederte Roſen: die Abtheilung, die ich von Seckingen aus auf Kundſchaft ſchickte, iſt noch nicht zurück.

Es war ein böſer Tag! nahm der Herzog das Wort: blutig und in ſeinen Folgen für uns unglücklich. Ich habe theure Freunde verloren, der Rheingraf blieb; der edle Herzog von Rohan, mir als Krieger und als Menſch ſo theuer, liegt hoffnunglos an ſeinen Wunden danieder; der ſo beſonnene Erlach, Schaffelitzky und Bernhold ſind gefangen, der größte Theil des Geſchützes ging verloren. Es war ein böſer Tag, und das gefloſſene Blut wohl eines beſſern Erfolges werth — Nun, mit Gott wird es ſchon beſſer werden! — Wie iſt die Stimmung deiner Regimenter?

Gut! Sie ſind treu, muthig, vertrauenvoll wie immer! — erwiederte Roſen.

Sie hielten geſtern nicht guten Stand gegen die kaiſerlichen Küraßreiter! ſagte der Herzog: — doch dieſe Worte ſollen ihnen und

dir kein Vorwurf ſein, fuhr er fort, das Harte dieſer Rede mildern wollend: das Glück iſt dem Soldaten nicht alle Tage günſtig — Nun, ſag' ihnen, ſie ſollten bald Gelegenheit haben, die Scharte auszuwetzen.

Morgen! rief Roſen raſch.

Morgen? fragte der Herzog: — wie meinſt du das?

Der Feind hat bedeutend verloren, der Siegestaumel macht ihn fahrläſſig. Kehrt um, gnäd'ger Herr, überfallt ihn, wie er uns überfallen hat. — Der Herzog lächelte — ich habe überdies mein Wort an Johann von Werth noch nicht gelöſ't, ihn will ich aufſuchen! —

Roſen! unterbrach ihn der Herzog: wie du ſagteſt, ſo wird es wahrſcheinlich geſchehen, unſre Gedanken haben ſich begegnet. Iſt der Feind', wie ich vermuthen muß, da er mich ſo ruhig ziehen ließ, ermattet und unthätig, iſt er trunken von ſeinem Siege und nicht auf ſeiner Huth, ſo machen wir ihm einen Gegenbeſuch auf gleiche Weiſe wie er uns überraſchte, doch morgen noch nicht. Das Heer muß einen Tag ruhen, ich muß die Stimmung der Soldaten genauer kennen, denn

die kommende Schlacht bestimmt mein Schicksal! Mit ihr geht mein Stern unter oder ein neuer steigt mir glänzend auf. Wie es auch Gott verhängt, der Tag wird für mich und meine Glaubensbrüder, obgleich ich nur mit einem kleinen Heere schlagen werde, so verhängnißvoll sein, wie der unglückliche Tag von Nördlingen — Du sollst an ihm Gelegenheit haben, deine Wette zu gewinnen, wie ich meinen verlornen Ruhm! — Oder hat es der Himmel anders beschlossen, dann Freund, dann auch haben wir sicher ein Ziel.

Den Tod! fiel ihm Rosen in die Rede.

Ja Rosen, den Tod! fuhr der Herzog fort: denn mir bliebe dann nichts übrig als Versöhnung mit Wien, und das wäre Verrath an meinen Glaubensbrüdern, oder Feldherr Frankreichs zu werden und das wäre Verrath an meinem Vaterlande und ich müßte den Hermelin-Mantel ablegen, den meine Vorfahren so lange und so ehrenvoll trugen und mich mit dem Marschallstabe begnügen — Wird mir der Sieg, dann faß ich festen Fuß am Rhein, Breisach ist mein Ziel und habe ich es erreicht, der Punkt, auf dem ich sicher stehe. —

Was ich dir sagte, bleibe in dir verschlossen, fuhr er dann ruhiger fort: Nur Taupadel und Nassau kennen meinen Entschluß, erforsche die Stimmung der Regimenter, belebe ihren Muth, ich weiß du vermagst es, denn dich lieben die Soldaten vor allen, und hauptsächlich schaffe mir sichre Kunde vom Feinde. — Als Rosen sich aber entfernen wollte, rief ihn der Herzog zurück. Taupadel hat mir zwei Briefe Johann von Werths gebracht, die man in seinem Gepäck gefunden; kaum hätte ich von ihm geglaubt, daß er solchen Briefwechsel unterhielt. Einer ist an den Churfürsten von Baiern, der andere an Rheinach nach Breisach gerichtet. Letzterer gibt mir Kunde über die Stärke des feindlichen Heeres; beide aber sind voll Schmähungen auf mich. Sind wir auch nicht einerlei Meinung, streiten wir auch nicht für eine Sache, so hätte ich doch geglaubt, Johann von Werth würde den Krieger und den deutschen Fürsten in mir ehren; ich habe mich geirrt und er hat mich an meiner empfindlichsten Seite verwundet, da er mich einen Verräther des Vaterlandes nennt. Ich glaube kaum, fuhr der Herzog fort und sein sonst so milder Blick glühte von Zorn:

gäbe ihn Gott in meine Gewalt, daß ich dies vergessen, ihm vergeben und ritterlich behandeln könnte. Nun geh und bringe mir bald Kunde vom Feinde.

Sie trennten sich, die verlorene Schlacht hatte den Muth des edlen Sachsenfürsten nicht gebeugt, sie hatte ihn noch zu glänzenderen Thaten entflammt.

17.

Die Nachrichten, welche die ausgeschickten Parteien brachten, stimmten alle darin überein, daß der Feind Rheinfelden gegenüber lagere, den Herzog in vollem Rückzug glaube und nur schwer Geschütz von Breisach erwarte, um Laufenburg anzugreifen. Auf diese Nachricht hielt der Herzog am Morgen Heerschau, und da alle Abtheilungen sich vereinigt hatten und der Verlust des vorigen Tages kaum in einigen hundert Mann bestand, so fand er sein Heer noch 5000 Mann stark, größtentheils Reiterei. Er sandte noch am nämlichen Tage den General Taupadel nach dem Schwarzwalde, um von dieser Seite den Feind wo

möglich zu umgehen, er selbst rückte längs dem Rheine bis Ober-Schwerstadt, wo er die Nacht blieb, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, der unbegreiflicher Weise, selbst nach dieser Gegend, keine Kundschafter ausgeschickt hatte. Auch General Taupadel hatte seinen Marsch ungehindert fortgesetzt, so daß er am Morgen früh mit der Reiterei vor dem Schlosse Bükken zu dem Herzog stoßen konnte. Das vereinigte Heer rückte nun dem Rhein entlang, wo jenseit Rheinfelden die Kaiserlichen zwischen Warmbach und Nollingen hinter einem Graben sorglos lagerten. Ein Haufen Kroaten, auf welchen die weimarischen Reiter unfern des Schlosses Bücken gestoßen waren, brachte Allarm ins Lager und die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes nach Rheinfelden, wo der Herzog von Savelli, Johann von Werth und alle Generale und Obersten sich in größter Sorglosigkeit befanden. Johann von Werth glaubte anfangs, es sei nur ein Streifcorps und nicht das ganze Heer Herzog Bernhards, dennoch begab er sich eiligst ins Lager, wo er die Regimenter in der größten Bestürzung fand und die Ueberzeugung erhielt, daß das ganze feindliche Heer

im Anmarsch sei. Schnell ordnete er die Zerstreuten hinter dem Graben, warf Musketiere in das Gebüsch am Rhein, und besetzte mit dem Wahl'schen Regiment einen Wald, der den linken Flügel des Heeres deckte; hier übernahm er selbst den Befehl und unter ihm Enkvorth. Savelli stand, wie am ersten Schlachttage mit den kaiserlichen Regimentern, die auch eine Schlachtordnung gebildet hatten, auf dem rechten Flügel, dem Herzog Bernhard gegenüber. Dieser ließ dem Gegner keine Zeit, seine Anordnungen zu vollenden. Unter dem Feldgeschrei: Gott mit uns! stürzten sich seine Regimenter gegen den Graben, während Rosen, der sich auch heute wieder Sperreuter gegenüber befand, das Gebüsch von den Musketieren reinigte und sich auf die am Rhein aufgestellten Dragoner und Kroaten warf, sie schnell in die Flucht jagte, und auf die Regimenter Neumeck und Gehling einhieb. Der Herzog von Savelli that alles mögliche, das Treffen wieder herzustellen, aber weder sein Beispiel noch seine Drohungen konnten die Fliehenden zum Stehen bringen; die Weimeraner überschritten den Graben, Rosen nahm Oberst Sperreuter gefangen, und das

Geſchütz Herzog Bernhards, welches an dieſem Tage zum erſtenmal im Vorrücken feuerte und bis dicht an das feindliche Fußvolk rückte, riß ihre Reihen nieder; Alles floh.

Auf dem linken Flügel war Johann von Werth nicht glücklicher. Ein paniſcher Schrekken ſchien die alten Schaaren der Liga ergriffen zu haben, die Regimenter Goltz, Metternich und Horſt wichen in der größten Unordnung und auch dieſer Flügel wurde in allgemeine Flucht aufgelöſ't. Da rettete das Regiment Wahl die Ehre des Tages. Johann von Werth, vom Feinde umringt, zu Fuß, da ſein Pferd unter ihm todtgeſchoſſen war, gelang es, ſich bis zu dieſen Braven Bahn zu brechen; er ſetzte ſich an ihre Spitze und vertheidigte den Wald, warf drei Angriffe Taupadels zurück, widerſtand dem erneuten Anfall des Fußvolks, und ſchlug mit ſtandhaftem Muthe die Aufforderung, das Gewehr zu ſtrecken, ab.

Oberſt Roſen, durch Sperreuter unterrichtet, daß ſein Gegner ſich auf dem linken Flügel befinde, rief einige Schwadronen Dragoner vom Verfolgen zurück, und jagte, nur das Gefecht im Walde vor Augen habend,

mit verhängtem Zügel dahin. Noch dauerte der mörderiſche Kampf, doch war das Wahl'ſche Regiment ſchon im Weichen, und wollte ſich, Johann von Werth immer noch an ſeiner Spitze, durch einen wohlgeordneten Rückzug retten, als Roſen in ſeinem Rücken erſchien und die Braven, nach tapferer Gegenwehr zwang, das Gewehr zu ſtrecken. Auch Johann von Werth mußte ſich gefangen geben, doch wandte er, ſchäumend vor Wuth, Roſen den Rücken und übergab ſein ſonſt ſo getreues Schwert einem Rittmeiſter von des Grafen Naſſau Regiment. Roſen, den beleidigenden Brief vergeſſend, den er ihm geſchrieben, begrüßte ihn freundlich und erinnerte ihn nicht an ſeine in le haut clocher ſo trotzig ausgeſprochenen Worte: lieber todt, als gefangen! Johann von Werth aber, über ſein Schickſal ergrimmt, dankte ihm kaum, wandte ſich zu dem Officier, dem er ſich gefangen gegeben und ſagte barſch: führt mich hin, wohin es Euch beliebt, aber nur weg von hier!

General Taupadel und Roſen verfolgten nun die Flüchtigen mit der Reiterei, der Herzog aber blieb mit dem Fußvolk auf dem Schlachtfelde zurück. Als die Gefangenen vor-

geführt wurden, empfing er den Herzog von Savelli, so wie den General Eukvorth freundlich, den Oberst Sperreuter hingegen wollte er nicht sehen, und ließ ihn sogleich nach der Festung Hohen-Twiel bringen. Als sich ihm Johann von Werth nahte, sah man augenscheinlich, wie der Herzog sich zu bekämpfen und seinen Zorn zu unterdrücken suchte; der freundliche Ausdruck seines Gesichts war verschwunden, sein Auge blickte finster auf den trotzigen Krieger, der, gleich als wäre er der Sieger, auf den Herzog mit mehr Keckheit als Würde zuschritt. Dieser faßte sich in diesem Augenblick und wurde Herr seines Zornes. Ei! Welch ein unvermuthetes Zusammentreffen! war Alles, was er ihm zurief.

Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über das ich mich nicht zu rechtfertigen weiß: erwiederte Johann von Werth muthig und neigte sich zwar vor dem Herzog, doch eben nicht auf verbindliche Weise. Der Herzog, ohne ihm Weiteres zu sagen, stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt, kniete nieder und dankte im Beisein der gefangenen Generale Gott für den errungenen Sieg. Das Heer that ein Gleiches und unter Kanonen-

donner ertönte das herrliche Lied: Eine feſte Burg iſt unſer Gott!

18.

Roſen, vom Verfolgen der Feinde zurückgekehrt, wo ihm der Rittmeiſter, Graf Oſſa, zum zweitenmal in die Hände gefallen war, beſuchte gleich nach ſeiner Ankunft in Laufenburg Johann von Werth, der ſich dort in leidlichem Gewahrſam befand. Obgleich Herzog Bernhard wohl Urſache gehabt hätte, gegen ihn aufgebracht zu ſein, ſo hatte er ihm doch, gleich den andern gefangenen Officieren, nur ehrenvolle Haft gegeben. General! redete ihn Roſen, die Hand bietend, an, was Johann von Werth jedoch nicht bemerken zu wollen ſchien: ich komme, Euch meine Wette zu zahlen.

Johann von Werth fuhr bei dieſer Anrede raſch auf, ſein Auge blickte zornig auf Roſen, denn er hielt die Worte ſeines Feindes für bittern Spott. Roſen jedoch fuhr ruhig fort: Ihr ſeid nicht mein Gefangener, ſondern der des Generals Taupadel, mich trieb nur die

Begierde, Euch gegenüber zu ſein, vom linken nach dem rechten Flügel, da habe ich blos das, was Taupadel unternahm, ausführen helfen, und mithin habe ich Euch keinen Streich geſpielt, wodurch ich die Wette gewonnen hätte.

Wie mir der Herzog ſagte, unterbrach ihn Johann von Werth: ſo hättet Ihr den kühnen Gedanken zuerſt gefaßt, umzukehren und uns zu überfallen?

Ich hatte ihn, theilte ihn dem Herzoge mit, aber in dem Geiſt dieſes großen Mannes fand ich ihn ſchon gereift, ſchon Alles zur Ausführung angeordnet! erwiederte Roſen.

Wahrlich viel Beſcheidenheit! brummte der General vor ſich hin.

Wegen der Gefechte um die Wittenweier Schanzen ſtehen wir uns gleich, aber am 31ſten October vorigen Jahres, wo Ihr die Rheinbrücke nahmt und, verzeiht, eben nicht auf ſehr galante Weiſe meinen Hochzeittag ſtörtet, habt Ihr wohl eigentlich die Wette gewonnen.

Die Wette gewonnen? — Ja und nein, wie Ihr es nehmen wollt! erwiederte Johann von Werth: der Streich, den ich Euch damals

ſpielte, traf mehr den Mann als den Soldaten, denn Euch war nicht die Obhut, nur die Aufſicht der Brücke anvertraut und deshalb dünkt es mich, habe ich kein vollkommnes Recht. Was die Störung Eures Hochzeittags betrifft, ſo wählte ich dieſen Tag aus mancherlei Gründen. Ich wollte Euch und Manicamp entfernt wiſſen und konnte nicht glauben, daß Ihr ſo ungalant gegen Eure Braut ſein würdet, ſie an ihrem Hochzeittage zu verlaſſen, um mit Euern paar Reitern nach Rheinau zu kommen. Manches, was mir Graf' Oſſa, der Vater hinterbracht, mußte mich feindlich gegen Euch ſtimmen und führt auch jetzt noch eine Scheidewand zwiſchen uns auf. Ueberdies — ſetzte er ſpöttiſch hinzu: hatte das Fräulein von Epp mir das Wort gegeben, mich, wo ich auch ſei, zu ihrer Hochzeit einzuladen. —

Und Wort muß und ſoll gehalten werden! fiel ihm Roſen in die Rede: aber wegen Eures Schreibens und deſſen, was Graf Oſſa, der Sohn, Euch von mir geſagt, glaub' ich, daß ich mich jetzt bei Euch entſchuldigen muß. Was Euch der Graf hinterbracht hat, iſt erlogen, hier Hand und Wort, daß ich nie

etwas Unglimpfliches über Euch ſprach, nie einen Preis auf Euer Leben ſetzte.

Bube! murmelte, die Fauſt ballend, Johann von Werth vor ſich hin.

Ja wohl iſt es ein ehrloſer Bube, der ſein gegebenes Wort, binnen 6 Monat nicht gegen uns zu fechten, bei Rheinau und hier zweimal brach.

Gab er das? fuhr Johann von Werth auf.

Mit Eid und Handſchlag!

So laßt ihn aufknüpfen, den ehrloſen Schurken, er hat es zehnfach an Euch verdient! rief er mit Heftigkeit. Roſen erwiederte hierauf nichts, ſondern ſagte mit verbindlichem Tone: da ich nun meine Wette verloren habe, General, ſo komme ich zu Euch, ſie zu zahlen. Unten ſtehen zwei tüchtige Roſſe für Euch, beſeht ſie nur, ſie werden Euch gefallen; ſie ſind von echt ſpaniſcher Race und kommen vom Kardinal Infanten; und hier ſind die 200 Doublonen.

Während Roſen das Geld aufzählte, trat Johann von Werth, von ſeiner Liebhaberei zu Pferden verlockt, an das Fenſter, die Roſſe zu beſehen. Wie erſtaunte er nicht, als er

die zwei Leibroſſe, die ihm der Kardinal Infant im vergangenen Jahre verehrt hatte, mit Sattel und Zeug unten ſtehen ſah: Wie ſoll ich dies aufnehmen? fragte er, mit ſich ſelbſt nicht einig, ob er über dieſe Galanterie zürnen oder ſie dankbar annehmen ſollte.

Nehmt ſie freundlich an! ſprach Roſen verbindlich: ich habe ſie einem Reiter, der ſie erbeutet hatte, für ein Spottgeld abgekauft — und dies Geld werdet Ihr, für den Augenblick wenigſtens, brauchen können, da Ihr wahrſcheinlich ohne Barſchaft ſeid.

Johann von Werth beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er, Roſen die Hand reichend: zwar hat man mich nicht ausgeplündert, man hätte auch nichts bei mir gefunden, denn ich jagte, ohne an dergleichen zu denken, nach dem Schlachtfeld; doch nehme ich Geld und Pferde dankbarlich von Euch an, nicht als Bezahlung der Wette, ſondern als ein Darlehn, das ich Euch hoffentlich werde wieder erſtatten können. Die Wette habt Ihr nicht verloren: ich habe Euch ſo eigentlich nicht an Thaten, wohl aber Ihr mich an Edelmuth übertroffen. Er umarmte Roſen, aber mitten in der Umarmung fuhr er auf:

laßt

laßt den Buben hängen, Oberſt Roſen, laßt ihn an den dickſten Strick hängen, den Elenden, thut es mir zu Liebe!

Roſen vermied auch jetzt darauf zu antworten und fragte dann plötzlich: Kam das Warnungſchreiben an meinem Polterabend von Euch?

Nein! erwiederte Johann von Werth unbefangen.

Roſen erzählte ihm hierauf die Begebenheit: das iſt gewiß ein Bubenſtreich von dem Oſſa! ſagte Johann von Werth, wofür er doppelte Züchtigung verdient; dann verſicherte er dem Oberſten nochmals, daß es ihm jetzt leid thue, das Ziel ſeines Glücks ſo weit entfernt und ſeinen Hochzeittag geſtört zu haben, Roſen nahm die Sache als Scherz auf und ſo ſchieden ſie Beide verſöhnt und freundſchaftlicher als je.

19.

Der Herzog, welcher durch die zu ſeinen Fahnen übergetretenen Gefangenen ſein Heer um 3000 Mann verſtärkt hatte, ſchickte nach

einigen Tagen Johann von Werth und Enkvorth, unter der Aufsicht Roſens, nach Bennfeld und begann von neuem die Belagerung von Rheinfelden, welches er auch nach kurzer Zeit eroberte.

Trotz der Flucht des Herzogs von Savelli, der ſein gegebenes Wort gebrochen hatte und durch Hülfe einiger Mönche von Laufenburg entflohen war, blieben Johann von Werth und Enkvorth auch in Bennfeld, wohin Roſen von Colmar aus vorangeeilt war, in anſtändiger Haft, ſo daß ſie frei umher gehen konnten. Nur der Rittmeiſter Oſſa, für den ſein Vater ſchon ein bedeutendes Löſegeld, aber vergebens geboten hatte, ward auf dem Rathhauſe in finſtern Kerker geworfen und das Gerücht verbreitete ſich durch die ganze Stadt, daß ihm der Proceß gemacht und peinlich gegen ihn verfahren werden ſollte.

An dem Morgen nach ſeiner Ankunft wurde Johann von Werth in aller Frühe ſonderbar überraſcht. Oberſt Roſen, ſtattlich gekleidet, trat zu ihm ein und begrüßte ihn freundlich — General! redete er ihn an: Ihr habt meiner Verlobten den Vorwurf, und wohl mit Recht gemacht, ſie habe nicht Wort

gehalten. Dieſen Vorwurf von ſich abzuwälzen, ſchickt ſie mich zu Euch und läßt Euch zu unſerm Hochzeitfeſt einladen — Habt die Güte, Euch anzukleiden, in einer halben Stunde werden die Glocken mich zur Kirche rufen, wohin Ihr wohl Margarethe von Epp als Brautführer geleiten werdet.

Gern würde ich das ſchöne Fräulein zur Kirche führen, ſo wenig ich mich auch zu dergleichen Courtoiſie tauglich fühle; erwiederte Johann von Werth: wenn ein Schwert an meiner Seite hing. Zwar ſtand ich ſchon oftmal als ein Gefangener vor ihr, aber da begleitete mich mein Muth und mein Schwert — Aber jetzt —

Nehmt einſtweilen das Meine! entgegnete Roſen, ihm ſein Schwert reichend: — gedenkt nicht mehr des Vergangenen, ſchlagt einer edlen Dame und einem wackern Krieger ſeine Bitte nicht ab und führt meine Braut zur Kirche.

Mit Freuden! erwiederte Johann von Werth.

Nun ſo werde ich Euch verlaſſen, ſagte Roſen ihm dankend: in einer halben Stunde,

mehr Zeit gebraucht Ihr doch nicht Euch zu kleiden, kehr' ich zurück.

Das rasche Ankleiden habt Ihr mir in Rheinfelden gelehrt! erwiederte Johann von Werth bitter lächelnd: werde hier auch nicht mehr Zeit brauchen als dort, Ihr sollt mich fertig finden!

Als Rosen wieder zu ihm eintrat, fand er ihn reich gekleidet, in echt soldatischem Glanz. Weiß ich doch eigentlich nicht, ob ich recht thue, sagte er zu dem Eintretenden: kommt mir die Sache wie ein Narrenspiel vor, das Ihr aus Eitelkeit mit mir treibt; Hand auf's Herz, Wahrheit auf den Lippen, Oberst Rosen, was bewegt Euch mich zum Brautführer zu wählen?

Der Wunsch meiner Verlobten war auch der meine! erwiederte Rosen mit Offenheit. Wüßt' ich doch von allen Kriegern Deutschlands keinen, von dem ich mir lieber die Fortuna zuführen sähe, und das ist mir Margarethe von Epp, als von Euch, durch dessen Gefangenschaft der Liga die Schwingen, mit denen sie uns so oft überflügelte, sattsam gelähmt sind.

Nun dann, wenn dem ſo iſt, ſagte Johann von Werth, Roſen die Hand ſchüttelnd: ſo führt mich zu Eurer Braut, ich will mich ſo zierlich gebehrden wie ein Hofſchranz, nur muß ich mich hüten in des Fräuleins Auge zu ſchauen, ſonſt möchte mein Vorſatz ſcheitern. Kommt!

Als ſie in die Herberge traten, wo ſie den Freiherrn von Epp, die Frau von Gemmingen mit ihrem Gatten und die Braut fanden, die heute eben ſo wie an jenem Tage, wo ſie Roſen zum erſtenmal ſah, gekleidet war, nur daß heute ein Myrthenkranz, ſtatt der Orangenblüthe durch ihr Haar ſich ſchlang, nahte ſich ihr Johann von Werth mit ſteifer Zierlichkeit und redete ſie an. Fräulein! ſagte er: Ihr meint, ich habe Euch ſchwer beleidigt, aber dem iſt nicht ſo. Man ſagt, der glücklichſte Tag im Leben einer Jungfrau ſei ihr Hochzeittag. Seht! Ohne mich wär' er für Euch längſt vorüber, da er Euch nun heute noch ſo glückverheißend begrüßt, wie ich es in dieſem Augenblick thue.

Es ſei Euch vergeben, General, ſagte Margarethe lächelnd, aber durch dieſes Lächeln leuchtete doch ein wenig Freude, den gefürch-

teten Johann von Werth vielleicht als zweifach Gefangenen vor sich stehen zu sehen. Sie reichte ihm die Hand und schritt an seiner Seite mit königlichem Anstand in die Kirche, wo sie für ewig mit dem Manne verbunden wurde, der allein unter so vielen ihren Stolz zu beugen, ihr Herz zu gewinnen verstanden hatte.

Als die Glücklichen am Abend im traulichen Kreise der Ihrigen Hand in Hand saßen, Johann von Werth ihnen gegenüber, bald über den Ausbruch ihrer Empfindungen sich ärgerte, bald eine leise Stimme in seinem Innern kaum unterdrücken konnte, die Sehnsucht erweckend ihm zurief — Du entbehrst doch viel! — sagte Margarethe schmeichelnd zu ihrem Gatten: Lieber Rosen! ich fühle mich so unaussprechlich glücklich und doch trübt etwas meine Heiterkeit — Gewähre mir am heutigen, frohen, verhängnißvollen Tage eine Bitte, durch mein ganzes Leben werd' ich dir dafür dankbar sein — Gib den gefangenen Grafen Ossa frei! —

Bei diesen Worten sprang Johann von Werth heftig auf und trat einen Schritt vor, während Rosen einen Augenblick sich bedachte, dann die Gattin fest an sich drückend sagte — Er sei frei, wie du es wünschest — Obgleich ich weiß, er hat nach meinem Leben getrachtet, er hat den Brief geschrieben, der mich ins Verderben locken sollte, so sei ihm vergeben, denn am heutigen Tage fühlt sich mein

Herz zu glücklich, um nicht der Versöhnung geöffnet zu sein.

Das ist ein thöriger Edelmuth, Oberst Rosen! fuhr Johann von Werth heftig auf: einem solchen Schuft die Freiheit und sogar ohne Ranzion zu geben; ich hätte ihn, so wahr ich Johann von Werth heiße, an dem nächsten Baum aufknüpfen lassen, wie er es verdient!

Ihr, Herr Feldmarschall-Lieutenant hättet Recht gethan! erwiederte ihm Margarethe mit Stolz: mein Gemahl aber hat gehandelt, wie die Welt von Oberst Rosen erwarten mußte.

Johann von Werth schien den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen, war dadurch nicht beleidigt und das gute Vernehmen zwischen diesen beiden so sehr entgegengesetzten Menschen wurde während Rosens kurzen Aufenthalts in Bennfeld noch eher vermehrt als gestört; — und als späterhin Johann von Werth als Gefangener nach Paris geschickt wurde, hatte Rosen oft Gelegenheit, ihm durch thätige Hülfe seine Freundschaft zu beweisen.

20.

Margarethens Stolz, der aus einem eitlen ein edler Stolz geworden war, fand in der glänzenden Laufbahn, welche ihr Gatte, selbst

noch nach Herzog Bernhards frühem Tod durchlief, sattsame Nahrung. Aber auch ihr Herz fühlte sich in dem Besitz Rosens glücklich; nur das betrübte sie oft, daß sie während des verhängnißvollen, noch lange dauernden Krieges, auf den Genuß häuslichen Glücks Verzicht leisten mußte, denn nur selten konnte sie um ihren Gatten sein. Erst als er nach dem Aufstand der weimarischen Reiterei, welche Türenne den Gehorsam aufkündigte, da er sie nicht unter Rosens Befehl stellen wollte, von dem französischen Hof als vermeinter Aufwiegler der Truppen lange gefangen gehalten wurde, konnte sie während eines ganzen Jahres seine Gefangenschaft mit ihm theilen. Nie gereute es sie, ihren Stolz vor ihm gebeugt, nie gereute es ihn, um dies herrliche Weib gefreit zu haben.

Johann von Werth vergütete späterhin durch einen prächtigen Schmuck für Margarethe und zwei stolze Andalusier die bezahlte Wette an Rosen. Oft noch standen sie sich während des Krieges gegenüber; aber nie mehr als erbitterte Feinde, denn die von keinem gewonnene Wette hatten sie längst aufgehoben.

Gera, gedruckt bei Friedrich Schumann.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Siebentes Bändchen.

Catharina Guzmann.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
GERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Catharina Guzmann.

Hiſtoriſche Novelle

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Ueber Caſtiliens herrliche Fluren ſchwebte in der Mitte des 14ten Jahrhunderts ein finſterer Geiſt. Don Pedro der Grauſame ſaß hier auf dem Throne ſeines würdigen Vaters; mehr das blutige Schwert des Nachrichters als den milden Zepter des Königs in der Hand, badete er ſich in dem Blute ſeiner Unterthanen. In der Blüthe der Jugend war er ſchon das Schrecken ſeines Landes, Blutdurſt und Wolluſt waren die furchtbaren Leidenſchaften, die ihn beherrſchten. Den Tag nach ſeinem Beilager mit Blanka von Bourbon verſtieß er ſie und kehrte zu ſeiner früheren Geliebten Maria Padilla zurück. Ohne von ſeiner Gemahlin getrennt zu ſeyn, heirathete er Johanna de Caſtro, die er gleichfalls verſtieß; dann ließ er ſeine erſte Gemahlin vergiften und weinte, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem blutbezeichneten

Leben, Thränen an dem Grabe Maria Padilla's.

Mit ihrem Tode ward die Tigernatur immer vorherrschender in dem jungen Monarchen. Bei einem Turniere in Sevilla sah er Catharina Guzmann, die Nichte der unglücklichen Eleonore Guzmann, der Geliebten seines Vaters, die durch ihn eines gewaltsamen Todes gestorben war. Catharina's Schönheit entzückte ihn, er warb um ihre Gunst, er warb, da er diese nicht erringen konnte, um ihre Hand, aber Catharina wies den Tyrannen mit edlem Stolze zurück; das Beispiel Johanna's de Castro, wohl mehr noch eine stille Neigung, die sie in ihrem Herzen zu Heinrich Grafen von Trastamara, des Königs natürlichem Bruder, dem Sohne der unglücklichen Eleonore, verschloß, bestimmten sie. Der König, von ihrer Liebe unterrichtet, verfolgte nun seinen Bruder, den er ohnedieß haßte, auf's grausamste und zwang ihn, sich nach Aragonien zu flüchten, ließ dann unter nichtigem Vorwande Don Juan Guzmann das Blutgerüste besteigen und Catharina sollte der Preis für das Leben des Vaters seyn. Der edle Castilianer be-

ſchwor die Tochter, der Ehre ihres Namens zu gedenken und legte ſein Haupt willig auf den Block. Diego, Catharina's älteſter Bruder, folgte ihm bald, auch er ward das Opfer der wilden Leidenſchaft des Königs. Da rückte Heinrich von Traſtamara mit Bertrand du Guesclin an der Spitze eines Heeres, das meiſt aus den zügelloſen Banden beſtand, die nach dem Frieden mit England, Frankreich in allen Richtungen verheerend durchzogen, in Spanien ein, eroberte in der kurzen Zeit von zwei Monaten faſt ganz Caſtilien, zwang Don Pedro ſich zu flüchten und beſtieg, obgleich Baſtard, mit Einſtimmung der Nation den Königthron Caſtiliens.

Frei athmete Catharina wieder. In Burgos, wohin ſie mit Alfons, ihrem Zwillingbruder, und Donna Maria, der Schweſter ihres Vaters, gezogen war, ſah ſie den Mann, den ſie über Alles liebte, die Krone auf dem Haupte; ihr Glück war grenzenlos, wenn ihm auch die Hoffnung mangelte. Nahe Verwandtſchaft und noch ſtärkere Hinderniſſe traten ihrer Sehnſucht in den Weg; aber ihr reines Gemüth fühlte ſich dennoch beglückt, war ſie doch ſeiner Liebe gewiß, fühlte

sie doch in seiner Nähe den Zauber, der unwiderstehlich Herz an Herz knüpft, und öffneten ihr doch seine Schmeichelworte ein Paradies, das zu erreichen ihr die Liebe jedes Hinderniß ebnete; denn wo wäre Liebe ohne Hoffnung! —

Aber bald sollte dieser reine Himmel getrübt, ihr Glück zerstört werden. Don Pedro war zu dem Prinzen von Wallis, dem unter dem Namen des schwarzen Prinzen so bekannten ritterlichen Fürsten, nach Bourdeaux geflüchtet, und da Heinrich von Trastamara von Frankreich unterstützt wurde, so vermochte dieß und Don Pedro's Versprechungen den Prinzen leicht, seine Partei zu ergreifen. Mit einem mächtigen Heere rückte er, von Don Pedro begleitet, in Biscaya ein, für diesen den verlorenen Thron Castiliens wieder zu gewinnen. König Heinrich, welcher die französischen Hilfsvölker zu früh entlassen hatte, ging ihm mit seinem Freund Bertrand du Guesclin und einem in der Eile in Castilien geworbenen Heere muthig entgegen, beide Heere trafen sich bei Navarette, König Heinrich wurde geschlagen, sein Heer zerstreut, du Guesclin gefangen und der

junge König konnte ſich kaum nach Aragonien retten.

4.

Da, wo unfern den Trümmern des alten Numantia der ſtolze Duero aus ſeinem Felsbette hervorſprudelt, hebt ſich eine Höhe, die unten mit düſtern Olivenbäumen bepflanzt, oben von einem Walde ſchattiger, immergrüner Eichen bekränzt iſt. Eine Schlucht, durch die ein Waldbach herabſtürzt, zieht ſich die Höhe hinauf und ladet den müden Wanderer ein, in ſeiner Kühle und an ſeinem Quelle ſich zu erfriſchen; mehr aber zieht ihn noch die Klauſe des frommen Einſiedlers von Soria an, wie er in der Umgegend, trotz der Entfernung Soria's, von ſeinem Ruheplätzchen genannt wurde. Dieſer fromme Greis, einſt ein wackerer Krieger unter den Fahnen des Königs Alfons, hatte ſich hier, den Stürmen des Lebens auszuweichen, ein Hüttchen gebaut, wo er unter frommen Betrachtungen, mehr aber noch durch ein thätiges, wirkſames Leben, die Sünden ſeiner

früheren Jahre zu büßen strebte. Die ganze Umgegend wallfahrtete zu ihm und ganz Spanien, so weit es Christen bewohnten, verehrte ihn als einen heiligen Wunderthäter, der unter frommen Gebeten, bloß durch Auflegung seiner Hände Blinde sehend, Kranke gesund machen könne.

Der fromme Mann belächelte die Einfalt der Menge, denn er war für seine Zeit ein vorurtheilfreier, redlicher Mann; da ihm aber dieser Wahn oft Gelegenheit gab, Gutes zu thun, und das Vertrauen zu seiner Wunderkraft schon oft Wunder gewirkt hatte, so schwieg er und glaubte Recht zu thun, den Irrigen die Augen nicht zu öffnen.

An einem freundlichen Sommerabende saß er auf der Bank vor seiner Hütte und schnitzelte von der Rinde des Korkbaumes Kruzifixe und Heiligenbilder; ein zahmes Reh, das sich in seiner Einsamkeit zu ihm gesellt hatte und ihn fast nie verließ, lag zu seinen Füßen, und der alte Mann, eben dem heiligen Sebastian, den er gar sauber ausgeschnitzelt hatte, die Pfeile eindrückend, mochte wohl über das Martyrthum mancherlei Betrachtungen anstellen, als das Reh, wie es

wohl zu thun pflegte, wenn fremde Menſchen ſich nahten, die Ohren ſpitzte, aufſprang und dem Gebüſche zulief.

Der Einſiedler ward aufmerkſam und erblickte vom Thale herauf drei Wanderer ſeiner Klauſe zuſchreiten, die er bald für einen Mann und zwei Frauen erkannte, welche, ſeine Wohnung zu erreichen, die Schritte beeilten.

So ſpät am Abend, ſo eilig und ohne Raſt die Höhe herauf? — dachte er. — Sie treibt nicht die Andacht; wahrſcheinlich ſind es Unglückliche und deßhalb mir doppelt willkommen.

Er trat in die Klauſe, öffnete einen Schrein, holte ſchnell einen kleinen Schlauch mit Wein, ein Körbchen mit friſchen Oliven und Maisbrod heraus, ſetzte es auf den Tiſch zurecht und ging nun wieder vor die Hütte, die Wanderer zu erwarten.

Dieſe waren indeſſen näher gekommen, ſo daß er ſie nun deutlich erkennen konnte. Es war ein junger Mann von bleichem Anſehn, auf deſſen rechten Arm eine verſchleierte Dame ſich ſtützte, die, ihm zu folgen, ihre letzten Kräfte anſtrengte; ſeine Linke führte

eine ſchlanke, weibliche Geſtalt, welcher auch die Kraft zu mangeln ſchien. Der Einſiedler, den Zuſtand der Ermattung ſehend, in dem ſich alle Drei befanden, eilte ihnen entgegen, und ehe er noch einen Gruß vernommen, oder ein Willkommen ausgeſprochen hatte, faßte er die verſchleierte Dame unter dem Arm und leitete ſie zur Raſenbank vor der Hütte; die beiden andern waren ihm gefolgt.

Seid mir willkommen in meiner Klauſe! — ſagte er jetzt. — Wollt Ihr nicht lieber hinein treten? Ihr ſeid erhitzt und der Abend iſt kühl —

Ehrwürdiger Vater! — erwiederte der junge Mann — Findet das Unglück bei Euch eine Zuflucht?

Das Unglück immer, doch nie das Verbrechen! Dies ſagend führte er ſie in die Hütte, und da es ſchon zu dämmern begann, vielleicht auch aus andern Urſachen, zündete er das Lämpchen an, ſchloß die Laden und verriegelte ſorgfältig die Thüre. Dann bat er die Fremden, ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken. Er ſelbſt aber öffnete eine Thüre, die in ein kleines Gemach führte, wo ein Kruzifix auf einem Altare ſtand, zündete

hier die Kerzen an, läutete zur Vesper und knieete dann nieder, sein Abendgebet zu verrichten; auch die drei Fremden dankten Gott in stillem Gebete für die Zuflucht, die er ihnen hier hatte finden lassen.

Als der Klausner seine Andacht beendet hatte, trat er wieder zu seinen Gästen. Auch Ihr habt Euch zu Gott gewendet, — sagte er — Ihr thatet Recht! Im Unglück muß der Mensch vertrauenvoll sein Herz zum Himmel erheben, denn dann bedarf er am meisten der Stärkung von oben. Jetzt aber, Ihr lieben Gäste, setzt Euch und erquickt Euch durch Speise und Trank. Nehmet Platz! — junger Mann! — fuhr er fort, als sich die Ermatteten niedergesetzt hatten — erquickt Euch mit dem Wenigen, das ich Euch geben kann, und dann sagt mir, was Euch hierher führt.

Während die drei Wanderer sich durch einen Trunk Wein labten, heftete der Klausner den Blick immer aufmerksamer auf den jungen Mann. Herr! — sagte er endlich — Eure Züge wecken in mir gar liebe Erinnerungen, sie rufen mir Zeiten zurück, an die ein frommer Bruder zwar nicht denken sollte,

aber der Himmel möge es mir verzeihen, es war die Zeit der Kraft, und Euer Auge, dieſe breite Stirn, der freundliche Zug um Euren Mund friſcht in mir das Bild meines edlen Pannerherrn, der eines ſo ſchmählichen Todes ſterben mußte, wieder ſo lebhaft auf.

— Und wer war der Edle, den Ihr ſo betrauert? fragte der junge Ritter.

Don Juan Guzmann! erwiederte der Einſiedler.

Mein Vater! rief der Jüngling freudig.

Trog mich doch meine Ahnung nicht! — ſagte der Klausner, ihm die Hand reichend — Seyd mir willkommen, Herr, in meiner niedern Hütte, ſeyd mir von Herzen willkommen! Und jene Dame, die mit thränendem Auge ſo ſchwermüthig zu Boden blickt, iſt gewiß die unglückliche Donna Catharina, Eure Schweſter, die ganz Spanien, ihres traurigen Schickſals wegen, beklagt hat. Segne Euch Gott, Kinder meines edlen Herrn und Freundes, tauſendmal willkommen in dieſer Zeit der Noth! Meine Hütte iſt ein ſicherer Zufluchtort, ſie iſt beſſer verwahrt als ſtände ein Geſchwader Reiſiger zu

ihrem Schutze davor, denn sie schützt der Glaube des Volkes, Gott habe mich Sünder zu seinem Erwählten erkieſet und mir ſchwachem Menſchen die Kraft der Wunder verliehen. — Sagt, was führt Euch hierher; iſt auch die Kunde der unglücklichen Schlacht von Navarette, die Spanien von neuem dem Wüthrich preis gibt, bis zu Euch gedrungen? — und flüchtet Ihr vor Don Pedro's Henkerſchwerte? —

Ihr habt es errathen, frommer Bruder! fiel ihm die ältere Dame, Donna Maria, die Schweſter Don Juan's, in's Wort — Wir fliehen vor dem Tiger, dem Gott in ſeinem Zorne den Sieg gab. Wir eilten bei dieſer Nachricht von Burgos und hofften uns nach Aragonien retten zu können; aber da, wo ſich die Straße bei den drei großen Kaſtanienbäumen die Höhe herauf zieht, ſahen wir uns von feindlichen Reitern verfolgt; es war keine Rettung mehr möglich, ſie waren ſchon dicht hinter uns. — Ich ſprang aus meiner Sänfte, Don Alfons und ſeine Schweſter von ihren Roſſen, wir verbargen uns hinter dichtem Geſträuche, das zu unſerm Heil unfern des Weges ſtand, und wäh-

rend unſere Verfolger dem Hufſchlage unſerer Roſſe folgten, klimmten wir den Felſen hinauf, und gelangten nach mühevoller Fahrt endlich in dieſe Freiſtatt.

Waren es Engländer, oder Don Pedro's Leute, die Euch verfolgten? — fragte der Einſiedler ſchnell.

Es waren Reiſige Don Pedro's, ich erkannte ſie an ihrem blutrothen Federſchmuke! — erwiederte die Dame.

Das iſt ſchlimm! meinte der Klausner.

Seyd Ihr der fromme Einſiedler von Soria? fragte jetzt die junge Dame, die bisher keinen Theil an dem Geſpräche genommen hatte.

Ich bin der, den die Leute dieſer Gegend ſo nennen —

So leuchtet mir neue Hoffnung! — rief ſie — Der Ruf Euerer Heiligkeit ſagt, daß Euer Gebet, das Auflegen Euerer frommen Hand Wunder thun könne.

Glaubt das nicht, edle Dame. Wo Heilung möglich iſt, da läßt der barmherzige Gott mich zuweilen die rechten Mittel finden.

den, mein inbrünstiges Gebet stärkt mein Vertrauen und es gelingt mir, den Kranken zu heilen; aber Wunder vermag kein Sterblicher zu thun, über die Kräfte der Natur gebietet kein Erdgeborener und selbst der Heilige bleibt nur ein schwacher Mensch, meine Hand, die schwache Hand des Arztes, den sein eigenes, den fremdes Vertrauen stärkt und hilft; deßhalb hoffet nichts von mir, als was die Natur erlaubt.

Ich wünschte Euch etwas zu vertrauen — sagte Catharina. Ich hoffe, wenn auch nicht von Euerer Hand, doch von Eueren Worten den stärkenden Balsam zu empfangen.

So tretet in mein Betstübchen, — bat der Klausner Donna Maria und Alfons, und als die Beiden seinen Wunsch erfüllt hatten, wobei jedoch die ernste Dame ihren Unmuth nicht verbergen konnte, ergriff der fromme Alte traulich Catharina's Hand. — Was beklemmt Eure Brust? — sprach er — Ich sollte meinen, ein Auge, das so fromm, so rein gen Himmel aufblickt, könnte nicht in Thränen schwimmen, welche die eigene Schuld erpreßte.

Catharina lächelte wehmüthig, dann begann sie: Ihr kennt, wie ich vorhin vernahm, meine Leiden. Als der Vater auf dem Schafot geblutet hatte, wollte meine strenge Muhme, ich sollte diese unheilbringenden Züge unter dem klösterlichen Schleier verbergen; ich that es nicht! Auch meinen Bruder mordete Pedro's wilde Leidenschaft; Donna Maria drang von neuem in mich und ich widerstand ihrem Mahnen, ihren Bitten; sie zeigte auf den letzten Zweig unsers Hauses, auf den Bruder, der mir noch allein übrig geblieben war, aber ich dachte an Heinrich von Trastamara, blieb für ihre Ermahnungen taub und ließ die trügerische Hoffnung nicht sinken, endlich noch das Ziel meiner Sehnsucht zu erreichen. Als Don Henrico siegreich in Burgos einzog und Pedro flüchtete, verließ ich mit den Meinen Sevilla, eilte zu dem Geliebten und überließ mich ganz meinem Herzen und meinem Glücke. Bin ich deßhalb strafbar, frommer Mann? — O, sprecht, gebt mir Trost, beruhigt mich! Mir grauf't vor dem heiligen Kerker, wie Grabesluft weht es mich an, so oft ich die öden Mauern eines Klosters betrete, ich

kann mein Leben, mein Glück, meine Hoffnung — meine Liebe nicht in dem finstern Kerker für ewig verschließen.

Der Klausner sah das Mädchen lange theilnehmend an, ehe er ihm antwortete. Es hatte sich, während es sprach, erhoben und stand in all' seiner Schönheit vor ihm, der mit Wohlgefallen auf die Tochter seines Freundes blickte. „Wahrlich! — sagte er endlich, von ihrem Anblick ergriffen — es wäre traurig, müßte sich so viel Liebliches unter dem Schleier verbergen; aber doch — lenkte er ein — wenn der Sturm des Lebens den jungen Wanderer auf seiner Pilgerfahrt erfaßt, wenn er ihn über ungebahnte Wege zwischen Klippen und Dornen fortschleudert, soll da der Wanderer das Asyl verschmähen, das sich ihm darbeut? soll er es verschmähen, wenn der Sturm auch seinen Gefährten erfaßt und er mit sich zugleich auch ihn retten kann? — Tochter meines edlen Lehnherrn, — sagte nach kurzer Pause der Alte mit Rührung — für Dich ist die Lebenssonne für immer getrübt, wo Du auch hinblickst, nirgend brechen ihre wärmenden Strahlen durch das Dunkel Deiner Nacht;

findeſt Du auch in den heiligen Mauern nicht Glück, flieht auch die irdiſche Hoffnung, die irdiſche Liebe die ſtille Zelle, ſo findeſt Du doch Ruhe und Frieden dort.

Die finde ich auch im Grabe, und nur im Grabe oder an ſeiner Bruſt! — unterbrach ihn Donna Catharina — Glaubt Ihr, guter Vater, der Friede könnte in dieß klopfende Herz dringen, die Ruhe meine Sehnſucht ſtillen? — Nein! Ich bin die Pilgerin, die der Sturm erfaßt und die kein Aſyl vor ihm ſchützt.

Der Klausner ſchüttelte bedenklich ſein greiſes Haupt. Dieſer Glaube wird Euch nicht zum Glücke führen, Catharina! — ſagte er ernſt — Das Leben iſt dem Unglücklichen eine lange Pilgerfahrt, nur das Glück kürzet ſie ab, und Euch ſtehen noch traurige Tage bevor.

Ich bin auf ſie gefaßt! erwiederte die Jungfrau vertrauenvoll.

Viel Muth, faſt zuviel! unterbrach ſie der fromme Bruder — Fordert das Schickſal nicht freventlich auf, es könnte Euere Standhaftigkeit furchtbar prüfen! Denn wenn Ihr noch einmal in Don Pedro's Ge-

walt fielet, der Bruder das Blutgerüſt beſtiege, wenn Ihr in ſeiner Gewalt — Doch ich will das Schrecklichſte nicht ausſprechen.

Catharina erwiederte hierauf nichts, ſie ſchien, über etwas ſinnend, kaum auf die Worte des Klausners gehört zu haben. Endlich hob ſie das geſenkte Haupt. Laßt uns von Jenem ſchweigen, über etwas Anderes muß ich Euch noch befragen, frommer Vater, — ſagte ſie dann und ihr ganzes Weſen ſchien verändert.

Thut dieß! — erwiederte der Klausner, durch die ſonderbare Stimmung, in welcher er die Jungfrau ſah, geſpannt — Thut es, Sennora, ich werde Euch aufmerkſam zuhören.

Eines Abends — ſo begann ſie — ſaß ich in einer Jasminlaube des königlichen Gartens, wo mich ſo eben Don Henrico und mein Bruder verlaſſen hatten. Der Wind ſäuſelte leiſe durch die Blätter und der Mond, der eben hinter den Bergen hervor trat, ſandte ſeine gebrochenen Strahlen geiſterhaft durch die dunklen Zweige. Mir wurde es ſchauerlich, denn es war ſo ſtill um mich wie im Grabe und ich konnte die fernſte

Grille zirpen, die Blätter des nahen Ahorns rauschen hören; auch mochte der starke Duft der Jasminblüthen betäubend auf mich wirken, denn obgleich von leisen Schauern aufgeregt, schlummerte ich, mir selbst unbewußt, bald ein; doch weiß ich eigentlich noch jetzt nicht, ob ich wirklich schlief, oder ob ich Alles um mich her in Licht und Leben sah. Da umgaukelten mich sonderbare Bilder. Eine Gestalt wie die eines Engels erschien mir, die Farbe seiner Flügel war die Farbe der glühenden Morgenröthe, braungelockt war sein Haar, um das ein Kranz von goldenen Sternen strahlte, in seiner Rechten hielt er einen Palmzweig, in seiner Linken eine Binde, die mir aus Nebel gewebt zu seyn schien. Er reichte mir beides, Palmzweig und Binde, und obgleich ich nach der freundlichen Palme fassen wollte, trieb es mich doch, die Binde zu ergreifen. Da lächelte der Engel wehmüthig, hob die Hand nach dem vor mir aufsteigenden Gewölke und es theilte sich; immer lichter ward es vor mir und ich sah mich plötzlich in dem hellerleuchteten königlichen Saale zu Sevilla, wo ich so oft Don Pedro, mir zum Verderben

auf dem Throne sitzend, gesehen. Aber ich sah jetzt nur Henrico in voller Jugendschöne auf dem goldenen sitzen; seine Hand hielt einen Myrtenkranz, er winkte mir, ich eilte hin, die Myrte aus seiner Hand zu empfangen, doch er schlang sie um meine Locken, und wie ich freudetrunken aufblickte, mich so geschmückt im Spiegel zu sehen, der neben dem Throne hing, sah ich keine Myrte in meinem Haare, wohl aber strahlte ein Heiligenschein, wie ihn die frommen Maler um das Haupt der Märtyrer zu bilden pflegen, um mein Haupt; auch waren Thron und Geliebter verschwunden. Dämmerung ward es wieder um mich und der Engel mit den aurorafarbenen Flügeln stand mir von neuem zur Seite, nahm die Nebelbinde aus meiner Hand und schlang sie um meine Augen. „Komm', Catharina, — sagte er leise zu mir — des Menschen Pilgerpfad führt ihn durch die Dämmerung zum Licht!“ — Er führte mich nun lange, dann hielt er an und drückte einen leisen Kuß auf meine Stirn, wobei es mich kalt durchrieselte, die Binde sank, ich erwachte und mein Herz klopfte ängstlich und laut. Noch glaubte ich

den Sternenkranz und das Haupt des Engels zu ſehen, glaubte ſeine Stimme zu hören, ach, es waren die gebrochenen Strahlen des Mondlichtes, das flimmernd durch die dunklen Zweige der Laube drang, es war die Nachtigall, die aus fernem Roſengebüſch ihren Klageton durch die Stille des Abends mir ſandte; der Engel hatte mich verlaſſen.

Was haltet Ihr von dieſem Traume, oder vielmehr von dieſer Erſcheinung, ehrwürdiger Herr? — fragte ſie nach einer Pauſe.

Der Klausner lächelte.

Ihr glaubt nicht, daß der Himmel gläubige Herzen auswählt, ihnen höhere Kräfte zu verleihen als anderen Sterblichen? Ihr glaubt nicht, daß Gott dem Menſchen die Macht gibt, den Schleier zu heben und in die Zukunft zu ſehen?

Nein, — ſagte der Alte mit feſter Zuverſicht — das glaube ich nicht! — Der Geiſt, der die Zukunft zu enthüllen wähnt, iſt ein Geiſt der Lüge, denn das herrlichſte Geſchenk, welches Gott dem Menſchen gab, iſt, daß er ihm ſeine Zukunft verſchleiert hat. Wehe dem Unglücklichen, dem er dieß

Geſchenk zurück nähme. Vertrauenvoll wandelt der Menſch auf dunkler Bahn, er ſieht die Abgründe nicht, an denen ihn die Hoffnung, ſeine treue Begleiterin, vorbei führt, und ſo geht er freudig ſeiner Morgenröthe entgegen. Wer aber im ſtolzen Dünkel glaubt, Gott habe Wunder an ihm gethan, habe ihn mit übernatürlichen Kräften begabt, den verführt ein eitler Wahn und der Herr wird ihn demüthigen und ein ſtreng Gericht über ihn halten.

Der Einſiedler ſchwieg, Catharina, ohne etwas zu erwiedern, küßte ſeine Hand, ſetzte ſich ſchweigend auf einen Seſſel nieder und ſchien über das nachzudenken, was ihr der fromme Bruder geſagt.

Indeſſen waren Donna Maria und Alfons wieder eingetreten und beratheten ſich, was zu thun ſey. Alfons, deſſen Jugend ihn bisher von Fehde und Schlachten abgehalten hatte, fühlte nun wohl, daß es Zeit ſei, als Mann Theil an den Begebenheiten ſeines Vaterlandes zu nehmen und im Unglück Don Henrico nicht zu verlaſſen; er wollte die Frauen erſt an einen ſichern Ort bringen und dann dem Könige nach Frank-

reich folgen. Wohin er ſie aber bringen wollte, darüber waren ſie nicht einig. Der Klausner ſchlug das Kloſter de nostra Sennora de Herrera in Aragonien vor, wo er die Aebtiſſin kenne und ſie freundlich aufgenommen werden würden, Donna Maria ſtimmte mit ihm ein, und ſchon ſchien Alfons auch damit zufrieden, als Catharina, die bis jetzt geſchwiegen hatte, ſich plötzlich erhob.

Nicht in ein Kloſter will ich! — ſagte ſie ernſt. — Nie werde ich den Schleier nehmen, mich nie in die öden Mauern verſchließen. Frei will ich ſeyn, frei wie die Waldtaube, die von Gipfel zu Gipfel flattert, die reine Luft will ich athmen, welche im Sonnenſtrahle ſich geläutert hat, und kann ich auch die Blume nicht mehr pflücken, will ich doch ihren balſamiſchen Duft im reinen Aether einathmen. Nach Saragoſſa will ich, wo er weilt!

Nach Saragoſſa? — unterbrach ſie Donna Maria. — An den Hof des Königs von Aragonien? — Fürchteſt Du die Peſtluft des Hofes nicht mehr als die drückende

Luft der Klostermauern? Denke an Don Pedro! —

Muhme! — erwiederte Catharina, und der Ernst ihres Auges verschmolz in Wehmuth — Wer wie ich nur in eine dunkle Zukunft blickt, der ist nach einem seligen Augenblicke so gierig, wie der Verschmachtete in Arabiens Wüste nach dem Thautropfen, den ihm die Nacht zur Erquickung sendet. In Saragossa weilt Henrico gewiß noch, dort werde ich ihn sehen, ihn vielleicht zum letzten Mal sehen und ihm Lebewohl sagen können — Gönnt mir diese Neige des Glücks.

Catharina! — nahm der Bruder das Wort — Was willst Du von Don Henrico? — Soll er nicht die Gattin aus den Töchtern der Könige wählen, muß er nicht durch sie eine mächtige Stütze finden, die ihn auf Castiliens Thron erhält? Hat ihm dieß nicht der heilige Vater zu Avignon streng geboten, hat er ihm nicht die Dispens, Dich zu ehelichen, verweigert und handelt er gegen seinen Befehl, ihm mit dem Banne gedroht? Und bist Du nicht mit ihm so nahe verwandt, daß nur des Papstes Macht einen

könnte, was Euch nach göttlichem Gesetze trennt? Oder willst Du wie die unglückliche Eleonore, die Schwester unsers Vaters, Don Henrico alles opfern, selbst die Ehre Deines Hauses? — Catharina! — sagte er jetzt tief bewegt — Du bist das einzige Theuere, das mir das grausame Schicksal ließ; schon bei unserem Werden knüpfte die Natur ein festes Band um uns, denn wir lagen in einer Stunde in dem Schooße unserer gemeinschaftlichen Mutter. Ich liebe Dich mit unaussprechlicher Liebe, ich hange mit Verehrung und Treue an meinem Könige; aber der Augenblick, der Dich in seine Arme führen würde, wäre auch der Augenblick, der mich von Dir riß. Ein Flekken ruht auf unserem Geschlechte, Eleonorens grausamer Tod hat ihn verwischt, Henrico hat ihn mit der Krone Castiliens bedeckt, Du aber sollst ihn nicht erneuern!

Catharina hatte den Bruder ruhig angehört. — Fürchte nicht für mich, — sagte sie dann — ich stehe Dir an Stolz nicht nach. Ueberlaß mich meinem Gefühle, es wird mich sicher leiten, betritt die kriegerische Bahn, denke im Schlachtgewühle an die

Ehre unſeres Geſchlechts und ſorge nicht für mich.

Ja! — fiel ihr der Einſiedler in die Rede, da er ihr Auge erglühen ſah und dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben wünſchte — Ja, Don Alfons! Ziehet nach Andaluſien, ſammelt dort Eure Freunde, ſammelt die Don Henrico treu Gebliebenen um Euch und rettet, was noch zu retten iſt; dort nützt Ihr der Sache des Königs mehr, als wenn Ihr ihm nach Frankreich folget. — Ihr aber, Donna Catharina, — wandte er ſich jetzt zu dieſer — verzweifelt nicht, vertrauet Gott, aber laßt den thörigen Wahn, der Herr habe Euch die Gabe verliehen, hinter die verſchleierte Zukunft zu blikken. Zuweilen verwirklicht ſich die Ahnung, die den menſchlichen Geiſt, wie der Nachtwind die einſame Cypreſſe, ſchauerlich durchrauſcht; dann möget Ihr in Demuth dieſer Stimme vertrauen, ohne jedoch zu glauben, Gott thue Wunder an Euch. Und nun trennt Euch. — Don Alfons, Euch ruft die Ehre, überlaßt die Schweſter meinem Schutze; noch iſt es Zeit, noch iſt der Weg über Osma nach Siguenza offen; in dieſe

Gebirge dringt kein Feind, und Don Pedro wird nach Burgos, dem Sitze der castilianischen Könige eilen und so Euch Zeit geben, neue Kräfte zu sammeln.

Anfangs wollte Alfons nicht in die Trennung willigen, er selbst wollte die Schwester nach Saragossa begleiten, da aber Donna Maria und selbst Catharina in ihn drang, gab er endlich nach.

Der Augenblick der Trennung war bitter. Alfons und Catharina liebten sich mit Schwärmerei, und obgleich in Manchem verschieden, hingen sie seit ihrer Kindheit fest an einander. Alfons, dem der Stolz und Muth seiner Nation nicht mangelte, war lebensfroher und weniger fest und beharrlich als die Schwester, die ruhiger, besonnener, mit gleichem Stolze, gleichem Muthe eine seltene Beharrlichkeit verband. Das Schicksal hatte sie früh geprüft und geläutert, die traurigen Ereignisse, die sie unverschuldet in ihrer Familie herbei geführt, hatten ihren Charakter ernst gestimmt, und die Hindernisse, die sich ihrer Liebe entgegenstellten, ihrem Geiste einen romantischen Aufschwung gegeben. Zu diesem allen gesellte sich noch

der Wahn, der Himmel habe ihr die Gabe der Ahnung verliehen, ein Glaube, den die gottesfürchtige, aber stolze Donna Maria ihr zu nehmen nicht bemüht war. Dieser war der Glanz ihres Geschlechtes Alles, Catharina und Alfons die einzigen Wesen, die sie zärtlich liebte. Sie hatte ihrem Bruder am Tage seiner Hinrichtung versprochen, ihnen Mutter zu seyn und ihr Versprechen treu erfüllt, hatte streng über Catharina gewacht und sie stets ermahnt, den Schleier zu nehmen, da ihre Schönheit das Verderben des edlen Geschlechts der Guzmann herbei geführt hatte. Alfons liebte sie nur, weil er der Letzte des Stammes war.

Als sollten sie sich für immer trennen, so schmerzvoll war der Augenblick, wo Alfons sich aus den Armen seiner Schwester riß, und in einem ärmlichen Gewande, das ihm der Einsiedler verschafft hatte, die Klause verließ. Seine Waffen und die reiche Kleidung blieben in der Hütte zurück. Von einem Landmanne begleitet, begann er noch am Abend seine Wanderung und ließ die trauernde Schwester unter dem Schutze des Einsiedlers von Soria.

2.

Catharina durchwachte eine ſchlafloſe Nacht, und während der Schlummer Donna Maria beſchlich, ſaß ſie auf der Raſenbank vor der Klauſe und ſann über ihr ernſtes Schickſal nach. Auch der fromme Bruder, obgleich er keine Gefahr fürchtete und den morgenden Abend ruhig abwarten zu können glaubte, wo er ſeine Schutzbefohlenen nach Aragonien zu bringen gedachte, hatte ſich nicht zur Ruhe gelegt und brachte die Nacht unter Beten zu, oder geſellte ſich zu Catharinen, deren Zutrauen er immer mehr zu gewinnen bemüht war.

So verging die Nacht, der Tag brach an und der Geſang der Vögel verkündete das neu erwachte Leben; auch Donna Maria trat aus der Hütte, und vom Strahle der Morgenröthe beleuchtet, verrichteten die Drei ihr Gebet. Dann ſetzte der freundliche Alte Obſt und Wein auf den Tiſch und lud die Frauen ein, ſich durch Speiſe und Trank zu ſtärken. Er ſelbſt aß nur wenig und ging den Landleuten entgegen, die er, um Maulthiere

für

für die Frauen zu beſorgen, nach Soria geſandt hatte.

Aber ſtatt dieſer kamen andere nach der Klauſe geeilt, welche dem frommen Bruder die unerwartete Nachricht brachten, daß feindliche Scharen ſich in der Nähe blicken ließen. Sogleich traf er Vorkehrung, die beiden Frauen zu verbergen. Hinter dem kleinen Altare ſeines Betſtübchens führte eine verborgene Treppe nach einem ſchmalen Gewölbe, wo ein leerer Sarg ſtand, in welchem er begraben ſeyn wollte und wo er an dieſer Stätte des Todes jeden Tag ſein Gebet verrichtete. Hierher führte er jetzt die Frauen.

Dieſen blieb das Grauſige ihres Aufenthalts unbekannt, ſie wußten nicht, daß ſie in einer Gruft, einem offenen Sarge gegenüber ſaßen und kannten die Gefahr nicht, die ſie von außen bedrohte, denn kaum hatte der Klausner dieſe Vorkehrungen getroffen, als ſchon einzelne Reiter und bald ein ſtärkerer Haufen auf faſt ungebahnten Wegen heran geſprengt kamen. Es waren Spanier von Don Pedro's Partei, die ſich nach dem fliehenden Feinde und beſonders nach Don

Henrico erkundigten, jedoch den Klausner mit aller Ehrerbietung behandelten, da sie aus Biscaya und Navarra waren, und der Ruf der Heiligkeit des Einsiedlers von Soria bis in ihre Thäler gedrungen war. Sie hielten sich nicht lange auf, sondern ritten bald auf dem Wege nach Soria weiter.

Kurz darauf kam ein neuer Haufen Reisiger, die der Klausner schon aus der Ferne für Engländer erkannte. Sie blieben bei der Hütte halten, stellten überall Posten aus und schienen hier rasten zu wollen, denn sie stiegen ab, banden ihre Pferde an die Bäume, begrüßten den frommen Mann mit Ehrerbietung, jedoch trat keiner in seine Hütte.

Jetzt zog ein Trupp Geharnischter den Berg herauf. Der Anführer des hier rastenden Haufens ging ihm entgegen und der Klausner, um weiteren Nachforschungen zu entgehen, trat in seine Hütte. Aber hier blieb er nicht lange allein; zwei Ritter, der eine in hellglänzender, der andere in schwarzer Rüstung, traten zu ihm ein und schnell erkannte der Alte zu seinem Schrecken in dem Einen den König Don Pedro, doch

verlor er den Muth nicht. Der Andere nahm seinen Helm mit den schwarzen Federn ab, gab ihn einem Edelknaben, beugte dann sein Knie vor dem Klausner und sagte:

Frommer Mann, der Ruf Eurer Heiligkeit und Wunderkraft ist bis zu mir gedrungen. Ich bin zu Euch gewallfahrtet, Euern Segen zu empfangen und Euch zu bitten, mich in Euer Gebet einzuschließen, denn ich bin, wie alle Erdgeborene, vor Gott ein sündiger Mensch, der der Gnade des Himmels bedarf. Ueberdieß leide ich an manchem körperlichen Gebrechen, und da Ihr in dem Rufe steht, Kranke gesund, Blinde sehend zu machen, so bitte ich Euch, Eure fromme Hand auf mich zu legen, daß ich von meinem Uebel genese.

Ehe ich Euch segnen kann, Herr! — erwiederte der Klausner, wohl ahnend, wer vor ihm stehe — muß ich erst wissen, wer Ihr seid und ob ich segnen darf.

Ich bin Eduard, Prinz von Wallis!

So möge Gott Euch stärken, — sprach der Alte feierlich — und meine Hand, die ich auf Euer edles Haupt lege, Euch Segen bringen und von dem Uebel befreien, das

Euch der Herr zur Prüfung geſendet hat. Ihr ſeid ein großer Kriegsheld, ein weiſer Fürſt und mehr noch als dieß, ein edler Menſch. Einem ſolchen folgt der Segen hier und dort, auch ohne daß ich ihn in mein Gebet ſchließe. Seid mir willkommen in meiner Klauſe, edler Prinz!

Kennſt Du mich? fragte ihn jetzt Don Pedro.

Ja Herr, ich kenne Euch, Ihr ſeyd Don Pedro, der mit ſeinem Bruder um die Krone Kaſtiliens kämpft! erwiederte der Klausner.

Und nennſt Du Deinen König in Deiner Hütte nicht willkommen?

Wen der heilige Vater excommunizirte, den darf ein Prieſter nicht willkommen heißen, wenn er bei ihm eintritt.

Frecher Narr! — rief der König — was hält mich ab, daß ich Dir nicht den Dolch in die Bruſt ſtoße?

Einer der höher iſt als Ihr! erwiederte furchtlos der Greis.

Beruhigt Euch, Don Pedro! — nahm der Prinz von Wallis ſchnell das Wort — Ein Diener des Herrn muß über des Papſtes

Bannfluch anders denken als wir Laien. Kümmert Euch nicht, frommer Klausner von Soria, Ihr steht unter meinem, mehr wohl noch unter Gottes Schutze.

Der Klausner verbeugte sich schweigend, öffnete dann seinen Schrein, nahm seinen Vorrath von Früchten heraus und holte aus dem kleinen Keller einen Schlauch voll kühlen Weins. Was ein armer Bruder Euch bieten kann, gnädige Herren, das reich' ich Euch mit Freuden! — sprach er, ihnen die reifen Feigen und Mandeln vorsetzend — Auch der Wein ist von einem guten Gewächs, kostet ihn nur.

Der Prinz von Wallis langte freundlich zu, leerte den Becher, den ihm der Klausner reichte und aß von den Feigen; Don Pedro aber dankte, und während der Prinz sich erquickte, sah dieser spähend in der Wohnung des Alten umher und gewahrte durch eine Spalte der Thüre das Gewand und die Waffen Alfons.

Wen von meinen Feinden hast Du hier verborgen, feiler Knecht des Priesters von Avignon? — fuhr er den Klausner an — Führ' ihn hierher, und wär es mein Bruder,

der Baſtard, ſelbſt, ich nähme blutige Rache an ihm.

Der Klausner bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er, ſich zu dem Prinzen von Wallis wendend: Mich und Jeden, der in meiner Klauſe ſich befindet, ſtelle ich vertrauenvoll unter Eueren Schutz, gnädiger Herr! —

Das thut! — erwiederte der ſchwarze Prinz — Ich gebe Euch mein fürſtliches Wort, Niemand ſoll Euch und ihnen ein Haar krümmen.

So werde ich thun, was Ihr mir befahlt, Herr! — ſagte nun der Klausner, ſich vor Don Pedro neigend und trat in das Betſtübchen. Der König lachte ihm höhniſch nach.

Don Pedro! — nahm jetzt der Prinz von Wallis das Wort — wer auch hier in dieſer Hütte verborgen ſeyn mag, der ſteht, ſo wie der heilige Mann ſelbſt, in meinem Schutze; ich gab mein Wort, und Ihr wißt, Eduard von England bricht das nie!

Und wäre es einer meiner Unterthanen?

So würde ich Euch bitten, aus Freundschaft für mich, mild zu seyn — und hörtet Ihr nicht auf meine Bitte —

Wer gibt Euch ein Recht, Prinz von Wallis, mich in meinem Königreiche in dem Richteramte stören zu wollen?

Wer mir das Recht gibt, mein Wort zu halten und es gegen männiglich zu behaupten, fragt Ihr mich? — erwiederte der schwarze Prinz rasch aufstehend — Hier liegt mein Handschuh! — Dieß ist meine Antwort!

Don Pedro, sonst ein muthiger Mann, stutzte doch bei diesen Worten. Schnell mochte er die Folgen seiner Uebereilung überlegt haben, denn er ließ den Handschuh ruhig liegen; der Prinz wartete einen Augenblick, und als Don Pedro immer noch zögerte, ihn aufzuheben, öffnete er die Thüre und rief seinem Edelknaben. Harry! — sprach er zu dem Eintretenden — heb' den Handschuh auf! — Der Edelknabe überreichte ihm das Fehdezeichen knieend und verließ dann schnell die Hütte wieder.

König von Kastilien! — begann jetzt Prinz Eduard — Ihr seyd König eines

mächtigen Reiches, ich nur Prinz von Wales und Statthalter meines Vaters in Frankreich. Ob mich je die Krone schmücken wird, steht in Gottes Willen, aber auch ohne eine Krone, nur meinen schwarzen Helm auf dem Haupte, bin ich stolz genug, mich Euch gleich zu halten, daher bitte ich Euch, Don Pedro, mein einmal gegebenes Wort zu ehren; ob ich es in Kastilien oder in Guienne gab, gelte Euch gleich, es ist das Wort eines Edelmannes, und bei Gott und Sankt Georg! krümmt Ihr dem frommen Bruder und denen, die hier verborgen sind, ein Haar, so ziehe ich mit meinen Völkern ab und Ihr mögt dann das Richteramt in Kastilien führen wie es Euch beliebt, wenn Ihr dazu noch die Macht habt.

Don Pedro schäumte vor Wuth und mußte doch seinen Zorn dämpfen und schweigen. Es war eine harte Prüfung, aber noch eine härtere stand ihm bevor, als die Thüre sich öffnete und der Klausner mit Catharina eintrat.

Ist sie es, oder ist es ihr Geist?! rief der König, von ihrem Anblick überrascht.

Ich bin es ſelbſt, Don Pedro! — ſagte Catharina erbebend — Ich bin Catharina Guzmann, doch komme ich nicht, Euch zu fluchen. — Vergeb' Euch Gott!

Tretet nur näher! — rief der Prinz von Wallis jetzt dem Klausner freundlich zu — Und Ihr, Catharina Guzmann, ſeyd mir gegrüßt; ich habe von Euch gehört. Ihr ſeyd eine edle Jungfrau, meiner Achtung, meines Schutzes werth. — Ihr kennt die Dame wohl, Don Pedro? fragte er dann den König.

Wie ſollt' ich nicht? erwiederte dieſer zornig.

Bei Gott! ſie iſt ſchön, ſchöner als ich je ein Weib geſehen! — fuhr der ſchwarze Prinz fort, Catharina unverwandt anblikkend — Wo Schönheit und Tugend ſich vereinen, da hat Gott einen Engel auf Erden geſandt, unter Menſchen zu wandeln. — Doch iſt Euch nicht wohl, Dame? fragte er theilnehmend, da er Catharina heftig zittern ſah.

Ihr ſcheint ſo viel Theil an dieſer Dame zu nehmen, Prinz von Wallis, daß meine Gegenwart mir hier überflüſſig dünkt! —

ſagte jetzt der König, als eben Catharina antworten wollte — Während Ihr Euch hier an dieſer Schönheit ergötzt, will ich zum Heere zurückkehren und es nach Calahorra führen.

Thut dieß! — erwiederte der Prinz — Ich werde bei Euch ſeyn, ehe Ihr vor Calahorra lagert.

Als Don Pedro die Hütte verlaſſen hatte, warf ſich Catharina dem Prinzen zu Füßen. Rettet mich, Herr! — rief ſie, noch mit Schauder auf die Thür blickend, die ſich hinter Don Pedro ſchloß — Rettet mich vor dieſem Furchtbaren!

Steht auf, Dame! — erwiederte der Prinz, ſie aufhebend — Nur vor Gott beugt Euere Kniee, nicht vor einem ſündigen Menſchen. Ich werde Euch ſchützen, dem Fürſten wie dem Ritter gebietet es ſeine Pflicht. Wohin wollt Ihr ziehen?

Catharina bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte ſie ſchnell: Nach Saragoſſa!

Meine Reiſigen ſollen Euch bis an die Grenze Aragoniens begleiten, — erwiederte der Prinz — dort ſeyd Ihr, für den Augenblick wenigſtens, vor Don Pedro ſicher.

Wär' ich, wär' es Kastilien doch für immer! — sagte Catharina, und ihres unglücklichen Vaterlandes gedenkend, glaubte sie sich in diesem Augenblicke verpflichtet, für das blutgetränkte Land das Wort zu führen. — Prinz von Wallis! — sprach sie feierlich, und Würde gesellte sich noch zu der Schönheit — Ihr habt nicht gut gethan, den verjagten Tiger in seine Heimat zurückzuführen. Blut wird fließen in Strömen und Tausende werden Euch deßhalb verklagen vor Gottes Throne, vor den Ihr bald treten könnet.

Spricht der Geist der Wahrsagung aus Dir, fremmes Mädchen? fragte der Prinz, von dieser Anrede erschüttert, da er schon seit einiger Zeit seine Gesundheit wanken fühlte.

Mir gab es der Augenblick ein, Euch dieß zu sagen; ob Gott es mir befahl, ob mein eigenes Herz, wage ich nicht zu bestimmen. Nur so viel weiß ich, daß ich Euch um der Menschheit und um Euer Seelenheil willen bitten muß, tretet aus der Gemeinschaft jenes Grausamen, der den spanischen Boden mit dem Blute seiner Unter-

thanen tränkt wie eine Unheil bringende Nacht die Fluren mit giftigem Mehlthau. Ueberlaßt ihn seinem Schicksale und seyd ferner nicht mehr des edlen Henrico Feind — Löwe und Tiger wandeln nie in Freundschaft neben einander!

Beachtet ihr Wort, gnädiger Herr! — sagte jetzt der Klausner, den die Rede der Jungfrau nachdenkend gemacht hatte — Durch sie sprach in diesem Augenblicke Gott zu Euch.

Ich werde mich dessen erinnern, was Ihr mir sagtet, fromme Jungfrau, — erwiederte der Prinz nach kurzem Schweigen — und Eure Worte sind für mich nicht im Winde verhallt, sie drangen in mein Herz! —

Das gebe Gott! — sprach sie — Er möge Euch segnen und Euch einen sanften Tod bereiten.

Der Prinz war bewegt. Auch Dir ein freudenreiches Leben und dereinst einen sanften Tod! — sagte er zu Catharina, und sein Auge ruhte theilnehmend auf der Jungfrau, dann wandte er sich zu dem Klausner. Ich glaube, es wird gut seyn, from-

mer Bruder, — ſprach er — wenn auch Ihr Euer Aſyl auf einige Zeit verlaßt. Wer weiß, wie lange ich noch in Kaſtilien bin und Euch ſchützen kann. Begleitet die Jungfrau nach dem Kloſter, ich werde ſchon Sorge tragen, daß der König von Aragonien Euch Schutz verleihen wird. Habt Ihr einen Wunſch, den ein Menſch zu befriedigen vermag, ſo wendet Euch an mich, ich will ihn Euch gewähren, wenn er nicht gegen meine Pflicht und meine Ehre iſt. Auch Euch, Dame Catharina, bitte ich, gedenkt meiner, wenn Ihr zu der heiligen Mutter betet, und nun lebt wohl!

Gott ſchenke Euch Sieg bis zu Euerem Ende! — ſagte der Klausner und ertheilte dem edlen Prinzen den Segen, der nun die nöthigen Befehle gab, daß eine Abtheilung ſeiner Krieger zurückbleibe, den Klausner und die Frauen zu beſchützen und ſie bis nach Aragonien zu geleiten, dann verließ er ſie.

Der Einſiedler führte nun auch Donna Maria aus ihrem Verſtecke hervor, ging dann noch einmal hinab in die Gruft und trat vor den geſchloſſenen Sarg. Der Menſch — ſo ſprach er — hat doch keine bleibende

Heimat hienieden, das Schickſal treibt ihn von Oſt nach Weſt, von Süd nach Nord, und niemals kann er am Morgen mit Gewißheit ſagen, wo er am Abend ſein Haupt zur Ruhe legen will, auch nicht einmal zur ewigen Ruhe. Glaubte ich doch ſeit Jahren, hier würde ich ſchlummern, dieß ſey mein Ruhebett, betete ich doch täglich hier zu Gott, mir in dieſem engen Hauſe einen ſanften Schlaf, ein freudiges Auferſtehen zu ſchenken — fühlte ich doch hier ſo oft die Nähe des Todes, und all' mein Ahnen, all' mein Glaube war Täuſchung, der Himmel beſchloß es anders. Ich muß fort in die Welt, muß mir eine andere Hütte bauen, ein anderes Grab graben. Nun leb' wohl, ſtiller Aufenthalt, leb' wohl, mein Bett der Ruhe, wer weiß, wer ſtatt meiner in dir ſchlummern wird; möge ſein Schlaf ſanft ſeyn! — Dieß ſagend, verrichtete er ſein ſtilles Gebet und trat dann aus dieſer Stätte des Todes.

Bald war Alles zur Abreiſe geordnet und ein Maulthier mit den ihm theueren Sachen bepackt, dann übergab er die einſame Hütte, worin er ſo viele Jahre in Frieden gelebt hatte, der Obhut einiger Landleute und dem

Schutze Gottes und zog mit den Frauen, von engländiſchem Volke begleitet, Aragonien zu.

3.

Unter dem Schutze ihrer Begleitung erreichten die Wanderer glücklich Tarragona. Von hier, nur von dem heiligen Manne begleitet, ſetzten ſie ihre Reiſe nach Saragoſſa fort. Auf ihrem Wege fanden ſie überall Haufen flüchtigen Kriegsvolkes, das ſich in der Hauptſtadt Aragoniens wieder zu ſammeln ſuchte, überall kamen ihnen über das Schickſal Don Henrico's die furchtbarſten, widerſprechendſten Nachrichten entgegen. Bald erzählte man ihnen, er ſei in der Schlacht von Navarette geblieben, bald er ſei gefangen, ſelbſt daß ihn der König von Aragonien in das Gefängniß geworfen, um ſich durch ſeine Auslieferung günſtige Friedensbedingungen von Don Pedro zu verſchaffen, hinterbrächte man ihnen, ſo daß Donna Maria mehre Mal dafür ſtimmte, ſogleich nach dem heiligen Kloſter von Nueſtra Sennora zu zie-

hen. Aber Catharina, durch keine dieſer Nachrichten entmuthigt, beſtand darauf, den Weg nach Saragoſſa fortzuſetzen, ſie glaubte gewiß ſeyn zu können, daß ſie Henrico dort finden würde, und ſo ſehr ſie ſich auch ſonſt in den Willen Donna Maria's fügte, ſo blieb ſie doch hier feſt; auch hatte ſie an dem Einſiedler eine Stütze, der ſich mehr zu ihr als zu der älteren Dame zu neigen ſchien.

Donna Maria war auch die Gabe nicht geworden, Herzen zu gewinnen. Streng in ihren Grundſätzen, ſtrenger noch gegen ſich, wie es wohl Eheloſe in gewiſſen Jahren immer zu ſeyn pflegen, war ſie ſtolz und abſtoßend. Der Glanz ihrer Familie war ihr alles, und jedes Glied derſelben ihr nur in dieſer Hinſicht werth. Deshalb fühlte ſich Catharina auch nie zu ihr hingezogen, und oft wurden ihr die Ermahnungen der alten Dame, die ſie jedoch als Schweſter ihres geliebten Vaters kindlich ehrte, läſtig. So war Donna Maria nicht geſchaffen, das Vertrauen der Jungfrau zu gewinnen, und ſie gab ihr nur wenig Troſt für ihre Leiden, im Gegentheil ließ ſie ihren Unmuth über Catharina's Neigung zu dem jungen, jetzt flüchtigen

gen Könige freien Lauf. Catharina würde ihn haben bitter fühlen müssen, hätten nicht oft die ernsten Worte des Klausners den Ausbruch der Unzufriedenheit dieser strengen Frau gezügelt, und da Catharina während des ganzen Weges nach Saragossa fast immer schwieg und sich ihren Träumen und Hoffnungen hingab, so langten sie endlich in der Ebene an, in welcher das schöne Saragossa liegt, ohne daß die unfreundliche Donna Maria Gelegenheit fand, ihrem Unmuthe ganz freien Lauf zu lassen.

Hoch schlug bei dem Anblicke der schönen Stadt Catharina's Herz; ob sie ihn dort finden, wie sie ihn finden würde, damit beschäftigte sich ihre lebhafte Einbildekraft. Je näher sie dem Augenblicke kam, der ihr über Henrico's Schicksal Gewißheit geben konnte, desto ängstlicher wurde sie, desto mehr entschwand ihr jede Hoffnung.

Als sie nun die Höhe herabzogen, zeigte sich ihnen ein herrliches Schauspiel. Vor ihnen lag, von Rebenhügeln umgeben, das alte Saragossa mit seinen hohen majestätischen Thürmen, der Ebro strömte brausend ihnen zur Seite und vor ihnen, auf der mit

Olivenbäumen bepflanzten Ebene, lagerten Scharen von Kriegern in buntem Gemiſch. Als ſie jedoch näher kamen, ſahen ſie wohl, daß es nicht ein Gewühl luſtiger Krieger war, die ſich hier der Freude und der Hoffnung überließen, ernſt, traurig waren die Geſichter, die ſie hier erblickten, nicht der frohe Jubel von ſorgloſer Hoffnung genährt ließ ſich hören, eine dumpfe Stille verbreitete ſich über die Ebene, auf welcher die Krieger in verſchieden geordneten Scharen lagerten. Deutlich ſah man, wie die Nationen ſich hier getrennt hatten. Am entfernteſten von der Stadt erblickte man das Panner Kaſtiliens flattern, aber nicht luſtig wie die Fahnen im Morgenwinde wogten die Krieger umher. Ernſt, ihr finſteres Geſchick überdenkend, auf aragoniſchem Boden ſich gedemüthigt fühlend, als Schutzſuchende Fremdlinge ſich zu ſehen, ſchritten die ſtolzen Ritter Kaſtiliens umher, das Leben anfeindend, das ſeinen Werth für ſie verloren hatte; jeder Schritt vom kaſtilianiſchen Boden ſchien ihnen ein Schritt aus ihrem Paradieſe zu ſeyn und nur mit Mühe ſuchten ſie den Schmerz zu verbergen, der ihre Bruſt zernagte.

Fern von ihnen, dicht an den Mauern Saragoſſa's lagerten die Scharen Aragoniens; weniger niedergeſchlagen, weniger entmuthigt, tröſteten ſie ſich, daß den ſtolzen Nachbarn, die im kecken Uebermuthe ſo oft Aragoniens Edle verhöhnt hatten, noch tiefere Wunden als ihnen geſchlagen waren, wußten ſie doch, daß es eines Wortes ihres Königs bedurfte, daß er nur mit Don Henrico zu brechen brauchte, um das Heer des ſchwarzen Prinzen und mithin auch das Heer Don Pedro's von ihren Grenzen abzuhalten.

Am lachenden Ufer des Ebro lagerte die kleinſte Schar. Jubelnd und ſingend, als hätte ſie der Sieg vom Schlachtfelde begleitet, hämmerten ſie die Scharten aus ihren Schwertern, verbanden ſie die Wunden, pflegten ihre müden Roſſe und ließen keine Dirne ungeneckt, die mit dem Weinſchlauche ſich unter ſie wagte. Es war franzöſiſches Volk, dem du Guesclin gefolgt, Söhne des Krieges, gewöhnt an die Tücke des Schickſales, gewöhnt, ſich in ſeine Launen zu fügen. Wohin ſie zogen, vor- oder rückwärts, überall fanden ſie ein Vaterland, überall eine Heimat, einen Heerd, auf dem für ſie

das Feuer brannte; nichts gewonnen zu haben war ihr Verluſt, zu verlieren hatten ſie nichts.

Schweigend, von traurigen Ahnungen ergriffen, zogen die Frauen mit dem frommen Klausner durch die Reihen der Krieger. Die Franzoſen ſahen ihnen neugierig nach und hatten nur Augen für die jugendliche Geſtalt Catharinens, die Aragonier und Kaſtilianer aber, durch deren Lager ſich die Nachricht verbreitete, der heilige Mann von Soria nahe, ließen ſie, ehrerbietig grüßend, vorüber ziehen und der Einſiedler theilte freigebig ſeinen Segen aus. So gelangten ſie in die Stadt, wo Donna Maria in dem Hauſe einer ihr befreundeten Dame abſtieg, der Einſiedler aber in einem nahe gelegenen Kloſter ein Ruheplätzchen fand.

Die Frauen wurden gaſtfreundlich aufgenommen, und Catharina erfuhr hier alsbald die für ſie ſo beglückende Nachricht, daß Don Henrico hier ſey, das Gerücht ſich aber verbreite, er werde in Kurzem Saragoſſa verlaſſen und nach Frankreich gehen, dort Hilfe zu ſuchen. Dieſe Nachricht belebte Catharina von Neuem, die Hoffnung, ihn

wieder zu ſehen, war ein leuchtender Stern in ihrer Nacht, aber wie und wo ihn ſehen, wie ihm Kunde geben, daß ſie hier ſey — dieß quälte ſie. Sich der Frau des Hauſes anzuvertrauen, litt ihr Stolz nicht, denn kannte auch ganz Kaſtilien die unglückvolle Leidenſchaft Don Pedro's zu ihr, ſo glaubte ſie doch, ihre Neigung zu Don Henrico ſei der Welt verborgen. Die Ungeduld, ihn zu ſehen, wuchs mit jeder Stunde und nur die Ausſicht, durch den Klausner, wenn er morgen zu ihnen kommen würde, es den König wiſſen zu laſſen, tröſtete ſie in etwas, ohne jedoch ihre Unruhe zu dämpfen.

Sie eilte, als der Abend zu dämmern begann, in den Garten, an welchem der Ebro vorüber floß und deſſen Wellen den Fuß einer, mit Zitronenbäumen beſetzten Terraſſe umſpielten. Hier ſetzte ſie ſich in eine Jasminlaube, ſah in die glühenden Strahlen der untergehenden Sonne und noch nie hatte ſie ſo ſehnſuchtvoll Abſchied von ihr genommen, noch nie war der Wunſch, die golden Strahlende möchte bald, recht bald im roſigen Schimmer wieder erſtehen, ſo

innig geweſen, denn der morgende Tag war ihr ja ein Tag der Hoffnung.

Wie wird es noch mit mir enden? — fragte ſie ſich jetzt, — Wird die Flamme mein Herz verzehren, oder werden meine Thränen die Flamme löſchen? — Darf er meine Liebe erwiedern? Verbot es ihm nicht der heilige Vater zu Avignon? — Und wie ſoll es nun enden? Rein und heilig ſoll meine Liebe ſeyn, und doch — ſehe ich in ſein flammendes Auge, berührt mich ſeine Hand, ſo fühle ich, daß ich ein ſchwaches Weib, eine Erdgeborene bin — in ſeinen Armen vergäße ich den Himmel!

Als ſie ſo dachte, ſank der letzte Strahl der Sonne hinter den Bergen, und wie ein Held, wenn er thatenmüde in die Gruft ſteigt, lange noch hinter ſich den Glanz ſeines Ruhmes verbreitet, ſo glühte auch, nachdem die Sonne ſchon ſank, lange noch das Abendroth an dem ſich dunkelnden Himmel. Der Abendſtern zeigte ſein bleiches Licht und immer mehr röthete ſich das Goldmeer hinter dem Walde, bis es in Grau verſchwamm und die Nacht es mit ihrem dunklen Mantel bedeckte.

Da vernahm die Sinnende das Nahen eines Kahnes, sie blickte auf und sah einen düsteren Punkt vom jenseitigen Ufer dem Garten sich nahen, sie hörte eilige Ruderschläge, vernahm das Rauschen der Wellen, die sich an des Kahnes Bord brachen, und erkannte jetzt drei Gestalten, von denen zwei im Kahne aufrecht standen, die dritte das Ruder führte. Sie sprang ängstlich auf, wollte fliehen, aber der Gedanke, er könne es seyn, hielt sie gebannt. Sie blieb in der Laube, lauschte durch die zurückgebogenen Zweige, sah wie die dunklen Gestalten den Kahn verließen, auf die Terrasse stiegen und sich ihr nahten. Bald vernahm sie leises Flistern. — So geh', Carlos, und kehre schnell wieder! hörte sie jetzt, eine wohlbekannte Stimme, Henrico's Stimme! Ihr Herz pochte gewaltig; ihrer nicht mehr mächtig rief sie den theueren Namen und sank bewußtlos nieder.

Als Catharina aus einem süßen Traume erwachte, fand sie ihn verwirklicht. Sie lag auf einer Rasenbank, der Mond warf sein Zauberlicht durch die im Nachtwinde wogenden Zweige der Laube und schien gern

auf dem verklärten Antlitze des Geliebten zu weilen, der vor ihr knieete, während der Page Carlos neben ihm stand, eine Schale mit Wasser ihm vorhielt und sich, als er das Erwachen der Sennora bemerkte, schnell entfernte.

Du lebst! Gott gedankt, Du lebst, Catharina! — rief der König entzückt, ihre Hand an seine Lippen drückend — Ich habe Dich wieder, Du bist mir von neuem geschenkt. Gelobt sey Gott!

Henrico! — sagte Catharina schnell aufspringend und vom Feuer seiner Worte sanft ergriffen, aber auch erschreckt — Nicht diese stürmische Glut! sie darf unsere Herzen, die der heilige Vater trennt, nicht entflammen.

Wie vermag der zwey Herzen zu trennen, die in Liebe vereint sind?! — rief Henrico feurig — Was die Liebe eint, trennt nicht Interdict, nicht Bannfluch, selbst der allmächtige Gott vermag es nur durch den Tod!

Mein König! — sagte die Sennora bewegt — Nicht diese frevelnden Worte, nicht diesen vergeblichen Kampf gegen eine höhere

Macht. Die Krone Kastiliens auf Eurem Haupte, müßt Ihr in den ernsten Stunden Eures verhängnißvollen Lebens nur Kastiliens, nicht meiner gedenken. In den einsamen Stunden, wenn das Leben Euch schwer gedrückt und Ihr ermattet unter der Last der Krone seufzet, dann denkt an mich, Herrscher Kastiliens, weiht diese Stunde mir und ich bin zufrieden.

Ich bin es nicht! — rief der König und nahm mit Heftigkeit sein Baret ab — Sieh', dieser Reiherstrauß ist Alles, was mir von der Krone Kastiliens blieb. Auf fremder Erde steht der entthronte König, dem nur wenige seiner Getreuen in's Elend folgten, arm wie ein Bettler, mußte er hier um Schutz, muß er in Frankreich um Hülfe flehen. Du aber bist mir allein geblieben, ganz und gar, treu und lieb. Die Glut Deiner Liebe leuchtet mir noch aus Deinem Auge, und wo blieb der Glanz meines Diadems? — Was ist dem länderlosen Fürsten der Papst zu Avignon mit seinem Banne, was habe ich noch zu verlieren, das mir Priestermacht nehmen könnte? Was besitzt Heinrich von Trastamara noch? Arm ist er an Land und Leu-

ten, an Geld und Gut, an Krone und Scepter, aber reich in ſeinem Herzen; da ruht ein hohes Glück, ruht ſtatt der Krone die Glorie der Schönheit, ſtatt Scepter der Zauberſtab der Liebe, ruhſt Du Herrliche, Du, das Einzige, was ich noch zu verlieren habe. Und Dich ſollt' ich freiwillig hingeben? Das letzte, herrlichſte Kleinod, das ich beſitze, ſollte ich dem ungewiſſen Glanze von Kaſtiliens Krone opfern? Ich wäre ein Thor, ein erbärmlicher Thor! Nein, Catharina, trotz Papſt und ſeinem Banne reiche mir Deine Hand, folge mir morgen zum Altare, werde mein Weib, theile mein Mißgeſchick, und lächelt mir das Glück, theile dann auch dieſes mit mir! — Er umfaßte ſie ſtürmiſch, ſie entzog ſich aber ſeiner Umarmung und blickte ſchmerzvoll auf ihn, der faſt mit Unmuth ihren Blick erwiederte.

Henrico! — ſagte ſie jetzt mit ſüßer, ſchmeichelnder Stimme — daß ich Dich liebe, weißt Du; daß Deine Liebe der Stab all' meiner Hoffnungen iſt, an dem ich freudig durch's Leben wandern möchte, daß Du mir die Welt zum Paradieſe ſchaffſt und ohne Dich die blumenreichſten Gefilde ſelbſt zur

Einöde werden, deß biſt Du gewiß. Aber weil ich Dich ſo unausſprechlich liebe, will ich auch nur Dein Glück. Mir ruft das Vaterland zu, das größere Anſprüche an Dich hat, als ich: Entſage ihm, denn der König gehört ſeinem Volke! — Deinem Herzen kann ich nicht entſagen, dazu iſt mein Herz zu ſchwach. Aber dem Glücke, dem höchſten Glücke des Lebens, an Deiner Hand als Gattin es zu durchwallen, muß ich, wenn auch mit blutendem Herzen entſagen. Deßhalb höre ich nicht auf die lockende Stimme, nicht auf die ſüßbethörenden Worte Deines Mundes, die mir ſchmeichelnd, wie der duftige Hauch der Abendwinde durch die dunkeln Zweige der Orange, zum Herzen dringen; er bewegt ſie ſanft, ſchaukelt ihre balſamiſche Blüthe, aber er ſtürmt, entblättert und bricht ſie nicht. Doch meine Blüthen würden ſich entblättern, mein Herz würde brechen, denn ich hätte Dich unglücklich gemacht.

Kannſt Du ohne Deinen Beſitz mich glücklich denken? fragte Don Henrico.

König! — erwiederte Catharina — der Thron hat eine Zauberkraft, das Diadem

um den Scheitel zieht alle Gedanken dahin, das Herz bleibt leer.

Wie kannst Du glauben, Catharina —

Ich kann es wohl glauben, denn ich habe es schmerzlich empfunden. Der Graf von Trastamara hing glühender in Sevilla an mir, als in Burgos der König Don Henrico. Über die Beschwerde, ein weites Reich zu regieren, über die Last, die den König drückt, über die mancherley Sorgen, die ihn quälen, selbst über die vielen Freuden, die er genießen kann, vergißt er oft, was ihn einst in allen Stunden des Lebens beschäftigte. Dem Grafen von Trastamara war die Liebe der Zweck seines Lebens, dem Könige nur Erholung nach ernstem Geschäfte.

Du bist ungerecht gegen mich, Catharina! — unterbrach sie der König empfindlich — Ich glaubte nicht, als mein dienstfertiger Page mir Deine Ankunft meldete, und ich auf Flügeln der Sehnsucht hierher eilte, daß Du meine treue Liebe zu Dir mißkennen würdest. Den König hat die Pflicht um manche selige Stunde betrogen, die süßen aber hat er desto gieriger genossen.

Zürnet mir nicht, Don Henrico, — unterbrach ihn Catharina — zürnet der Schwärmerin nicht, wie Ihr mich immer nanntet. Ich bin ein ungenügsam Weſen und deßhalb ewig mit dem Schickſale grollend, und auch wohl mit Recht, denn es hat mich ſchon ſchwer getroffen. Doch weg mit dieſen Erinnerungen; wenn Ihr ſonſt um mich waret, verſchwanden ſie ja ſchnell und ich labte mich an Euerem Anblicke wie der Erkrankte an einem Strahle der Sonne. Ich will vergnügt, ich will fröhlich ſeyn, ſehe ich Euch doch wieder, mein König, weiß ich doch nun, daß Ihr lebt, daß Ihr frei ſeyd.

Dieß iſt auch alles, Catharina, was mir aus der Schlacht von Navarette blieb. Die Freunde liegen auf dem Wahlplatze, oder ſind, wie der edle Du Guesclin, gefangen, ich verlor Alles in dieſem einen Tage, nur nicht meinen Muth und Dein Herz. Und deßhalb will ich nicht murren, will kühn meinem Geſchicke entgegen gehen, wenn Du mich nur begleiteſt!

Bei dieſen Worten hörte er Tritte ſich nahen; es war der Page, der eilig zu be-

richten kam, daß ſich, ſo viel er bei'm Sternenlicht erkennen könne, eine weibliche Geſtalt der Terraſſe nahe.

Das iſt ſicher Donna Maria, — ſagte Catharina, mißmuthig über die Störung, wohl auch den Schwall Ermahnungen fürchtend, die ſie dieſer nächtlichen Zuſammenkunft wegen würde hören müſſen. Sie hatte ſich nicht getäuſcht; Donna Maria, durch das lange Ausbleiben ihrer Nichte beunruhigt, hatte geglaubt, Catharina habe Gelegenheit gefunden, den König von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, ihn hierher beſchieden und dieſer ſey ſchnell der Einladung gefolgt. Auch vernahmen die Liebenden bald ihre Stimme, indem ſie laut: „Donna Catharina!" rief.

Dieſe trat ihr, von dem Könige gefolgt, entgegen. Ich beuge meine Kniee vor meinem Könige und Herrn und begrüße meinen Neffen mit freudigem Herzen! ſprach ſie, ihr Knie vor dem Könige beugend, der den Gruß der Schweſter ſeiner Mutter ehrfurchtvoll entgegnete, ſo unlieb ihm auch ihre Gegenwart in dieſem Augenblicke ſeyn mochte.

Herr! — fuhr die alte Dame fort, jedoch stets eine Art von Unterthänigkeit beobachtend — verzeiht, wenn ich meine Nichte zurück in das Haus führe. In Aragoniens Hauptstadt muß eine edle Kastilianerin sich makellos zeigen; was in Kastilien Unrecht war, wird im fremden Lande zur Sünde. — Lebt wohl, mein König, und zürnt mir nicht. — Komm', Donna Catharina! befahl sie herrisch.

Ihr seyd streng, Donna Maria, oft zu streng! — nahm der König das Wort und hielt die Dame, die durch ihre Entfernung den Anstand zu verletzen befürchtete, dadurch zurück — Nur noch den morgenden Tag kann ich in Saragossa bleiben, meine Diener, meine Freunde sind schon voraus, und morgen muß ich zu meinem Ohm, dem Könige.

Nur morgen noch, Henrico? fiel Catharina dem Könige in die Rede.

Ja, nur der morgende Tag sieht mich noch hier! — erwiederte Don Henrico — Deßhalb bat ich —

O, schweigt, ich bitte Euch, schweigt, unterbrach ihn die Geliebte.

Und sollte ich nun die letzten Augenblicke, die mir das Schicksal noch läßt, nicht der Liebe weihen? fuhr der König fort, sich zu der alten Dame wendend.

Ihr wißt, gnädiger Herr, — unterbrach ihn diese — die Liebe ist in unserer Familie nur eine Unglücksbotin, denkt an Euere Mutter, denkt an Don Juan, an Don Diego Guzmann, und eben die Liebe, der Ihr, mein König, die wenigen Augenblicke weihen wollt, würde auch nicht Glück in unser Haus bringen. Darum ersuche ich Euch, — hierbei beugte sie wieder ehrfurchtvoll das Knie — erlaubt, daß ich mich mit Donna Catharina entfernen darf.

So müssen wir uns trennen! — sagte der König empfindlich — Die alte Dame befiehlt, und da müssen wir wohl gehorchen. — Morgen, wenn es dämmert! raunte er Catharina zu, rief dem Pagen, empfahl sich den Frauen und bestieg seinen Kahn.

Catharina, nur an die Worte des Königs: Morgen, wenn es dämmert! denkend, folgte schweigend der Muhme, die ihrem Unmuthe freien Lauf ließ. Ist dieß das Betragen einer Guzmann? Glaubst Du, die

Per=

Person des Königs heilige solchen Frevel? Eben weil es ein König ist, ist er doppelt strafbar.

Was ereifert Ihr Euch, Muhme? — erwiederte sie, empfindlicher, daß sie in ihren Träumen gestört wurde, als daß die alte Donna ihre Unzufriedenheit mit ihr hart aussprach — Ist es meine Schuld, daß mich, als ich hier abstieg, des Königs Page erkannte, meine Ankunft seinem Herrn meldete und dieser mich im Garten überraschte? Darf, kann ich ihn von mir weisen, wie Ihr es gethan? Kann ich gegen mein Herz kämpfen, das ihn mit Liebe und Wonne empfing? Verlangt nicht das Unmögliche von mir und überlaßt, was recht und schicklich ist, nur mir allein; sorgt weniger für mich, und Ihr werdet weniger verdrießliche Stunden haben.

Obgleich Donna Maria den stolzen, unbeugsamen Sinn ihrer Nichte kannte, fiel es ihr doch jedesmal schwer auf's Herz, schweigen und ihr nachgeben zu müssen; bis zu einem gewissen Punkte war Catharina nachgebend bis zur Duldsamkeit, verwundeten aber Donna Maria's harte Worte ihren

Stolz oder ihr Herz, dann sprach sie im Bewußtseyn ihrer Unschuld und ihres Rechtes, und die alte Dame schwieg. So auch jetzt; sie sagte nichts weiter und versuchte, ihren Zorn durch Gebete zu verscheuchen.

Am andern Morgen kam der Klausner zu Donna Maria und ihrer Nichte und benachrichtigte sie, daß er schon das Nöthige zu ihrer Aufnahme in Nuestra Sennora de Herrera besorgt habe, und rieth ihnen, Niemandem, selbst ihren vertrautesten Freunden nicht, etwas von ihrem zukünftigen Aufenthaltorte zu sagen.

Der König von Aragonien — fuhr er fort — fürchtet die Macht des Prinzen von Wallis und erwartet mit Sehnsucht den Augenblick, wo Don Henrico mit seinen Kastilianern und den Franzosen Saragossa und sein Land verläßt. Ihr seyd dann hier nicht sicher, wie leicht könntet Ihr der Preis seyn, mit dem der unedle König sich den Frieden erkaufte. Im Kloster, wo Ihr Euch unter fremdem Namen aufhalten werdet und der Verschwiegenheit der Aebtissin gewiß seyn könnt, seyd Ihr geborgen.

So folgen wir lieber dem Könige nach Frankreich! sagte Donna Catharina schnell.

Der Klausner erwiederte kein Wort, aber der Blick, der sie traf, sprach einen bittern Tadel aus, und war hinreichend, daß Catharina schwieg, sich vor dem frommen Manne ehrfurchtvoll beugte und seine Hand küßte.

Wir werden uns bereit halten, jeden Augenblick abreisen zu können! — sagte jetzt die alte Dame. — Ich wäre schon jetzt bereit dazu, Saragossa ist mir zuwider; in der Hauptstadt Aragoniens findet sich ächt kastilianisch Blut nicht heimisch und überdieß —

So schnell könnt Ihr nicht reisen, edle Frau! unterbrach sie absichtlich der Klausner, wohl ahnend, was sie sagen wollte. Er ermahnte noch Catharina, sich nicht von ihrer Leidenschaft vielleicht zu einem unüberlegten Schritte hinreißen zu lassen, und blieb, bis ihn die Glocke zur Vesper rief.

Kaum hatte er sich entfernt, als ein aragonischer Edler erschien, Donna Maria im Namen seines Königs als nahe Verwandte seines Bundesgenossen Don Henrico zu begrüßen und sie seines königlichen Schutzes

zu versichern. Der gute Mann hatte so viel zu fragen, daß die alte Dame, des Klausners Worten eingedenk, nur mit der größten Vorsicht antwortete. Kaum hatte er sich entfernt, so machte ein kastilianischer Edler der Muhme seines Königs die Aufwartung, bald folgten ihm mehre; da gedachte sie an Donna Catharina, die bei alle diesem schicklicherweise nicht gegenwärtig seyn konnte; eine qualvolle Unruhe ergriff sie, sie fürchtete, Don Henrico sei in der Nähe.

Sie irrte auch nicht. Er saß mit Catharina in der Jasminlaube der Terrasse. Alles was die Liebe Süßes und Lockendes hat, ein schwaches Herz zu bethören, wendete er an, sie zu bewegen, den Kahn zu besteigen und mit ihm nach einem Kloster zu eilen, wo alles zu ihrer priesterlichen Einsegnung bereit sey.

Catharina widerstand.

Ich liebe Euch zu sehr, Don Henrico, — wiederholte sie auch heute — um die Quelle Eures Unglücks werden zu wollen. Ihr bedürft den Beistand des heiligen Vaters, ohne ihn werdet Ihr nicht Freunde in Kastilien, nicht Freunde in Frankreich finden, und

ohne dieſe würdet Ihr nie wieder den Thron beſteigen. Dürfte ich meinem Herzen folgen, — fuhr ſie fort, da ſie ſeine Stirn ſich umwölken ſah — würde ich alles vergeſſen, deſſen ich eingedenk ſeyn ſollte, und Euch folgen, wohin es auch ſey.

Ihr liebt mich nicht, Catharina! — ſagte er empfindlich — Ihr fürchtet mehr für meine Krone als für mein Herz.

Dieß Wort ſchmerzt tief! — ſprach ſie ſtolz, und ſich raſch erhebend — Dieß hätte ich nicht erwartet, das habe ich nicht verdient.

Aber bald hatte der König ſie wieder beſänftigt. Ein liebendes Herz iſt den Schmeichelworten ſo leicht geöffnet, vergibt ſo gern und iſt dann nur noch weicher, noch empfänglicher für des Geliebten Worte; ſo auch Catharina, die der König immer noch beſtürmte, mit ihm zum Altare zu gehen und ſeines Lebens ganzes Glück mit dieſem einen Gange feſt zu gründen. Er ſprach ſo dringend, ſeine Stimme wurde immer weicher, ſein Auge immer feuchter, der Arm, den er um ſie ſchlang, folgte der Empfindung ſeines immer ſtürmiſcher klopfenden

Herzens und preßte sie leise, doch fester an sich, so daß sie, von seinen Worten berauscht, es duldete, als sie an seiner Brust lag, er den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte. — Aber schnell ermannte sie sich, sprang auf, eilte aus der Laube, der König ihr nach und vor ihnen stand der heilige Mann von Soria.

Wer seyd Ihr? fragte der König, der Catharina's Hand fest hielt, den Klausner mit barschem Tone.

Ein Waldbruder, König von Kastilien! — erwiederte dieser — der von Milch, Brod und Früchten lebt und was ihm sonst die guten Leute der Umgegend bringen, der täglich zwölf Ave Maria, zehn Paternoster für sich und eben so viel für seine sündigen Nebenmenschen betet.

Und was sucht Ihr hier um diese Stunde? — fragte der König. — Geht in Eure Klause zurück und werdet Andern nicht lästig.

Herr! — erwiederte der Alte gelassen — ich suchte diese Dame, deren zitternde Hand Ihr so fest haltet. In meine Klause kann ich nicht zurück, die hat wahrscheinlich Don Pedro schon zerstören lassen, und der Ein-

ſiedler von Soria könnte nur den Sündern läſtig ſeyn, nicht dieſer edlen Dame, auch wohl nicht ſeinem Könige, den er täglich in ſein Morgen- und Abendgebet einſchließt.

Bei den Worten: der Einſiedler von Soria, ließ der König die Hand Catharina's los, und ſattſam von der Heiligkeit und Wunderkraft dieſes Mannes unterrichtet, trat er ehrerbietig auf ihn zu.

Verzeiht, frommer Mann, daß ich, ohne Euch zu kennen, Euch ſo hart anfuhr. Vergeßt dieß und ſchließt mich ferner in Euer Gebet.

Das werd' ich, mein König! — erwiederte der Klausner. — Aber wäre ich auch nicht der Einſiedler von Soria, ſo hätte doch dieß Gewand zeigen können, daß ich hier auf guten Wegen wandelte. Verzeiht dieſe Erinnerung. — Ihr zieht morgen von hier, geht nach Frankreich, in Avignon noch einmal Hilfe und Beiſtand zu ſuchen. Ihr dürft jetzt nur einen Gedanken nähren, den, Euerem bedrängten Vaterlande zu Hilfe zu eilen, ehe der Tiger dieſe herrlichen Fluren zu einer Einöde macht. Alles Andere müßt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 1874E/026

Ihr vergessen, auch sie, die mit thränendem Auge neben Euch steht.

Vergessen? — unterbrach ihn Catharika. — Vergessen darf er mich nicht! Die Erinnerung an mich muß ihn durch's ganze Leben begleiten wie ein freundlicher Traum, von dem man weiß, er kann sich nie verwirklichen, der uns aber noch lange beschäftigt und unzertrennlich begleitet, und den man tausend Mal wachend wiederträumt. So muß ich ihn stets umschweben, bei dem Gedanken an mich muß ihm sein Herz klopfen, sein Auge sich nässen.

Und er in dieser Schwärmerei sich unglücklich fühlen und seine Pflicht vergessen! — unterbrach sie der Einsiedler. — Das Herz eines Königs gehört seinem Volke, das Glück von Millionen legte Gott in seine Hand, der Traum seines Lebens muß die Wohlfahrt seines Landes, sie sein steter Gedanke seyn: Die Liebe darf ihm ein duftendes Blümchen in dem Kranze seines Lebens, nicht die Krone selbst seyn, die ihm das Haupt schmückt! Deßhalb, König von Kastilien, zieht mit Gott nach Avignon, laßt dieses Kleinod, das nicht das Eure werden kann, zurück, be-

folgt die Befehle des heiligen Vaters, und sitzet Ihr wieder auf dem herrlichen Throne der beiden Kastilien — dann —

Dann? unterbrach ihn der König und Catharina zugleich.

Dann seyd Vater Euerem Volke und herrschet mild. — Jetzt müßt Ihr Euch trennen. Donna Catharina, man hat Euch eben vermißt, kommt, folgt mir! Der Segen des Herrn begleite König Don Henrico!

Dieß sagend, ergriff er Catharina's Hand, die der König noch zurück hielt.

So sollen wir scheiden? — rief dieser. — Ohne ein Lebewohl uns trennen?

Lebt wohl, Henrico! rief Catharina, vom Gefühl übermannt.

Der König preßte ihre Hand stürmisch an sein Herz.

Wie werden wir uns wiedersehen? fragte er bewegt.

Vertraut dem Himmel! ermahnte der Klausner und führte Catharina nach dem Hause zurück.

4.

Am andern Morgen verließ Don Henrico mit den Franzosen Saragossa. Nur wenige kastilische Edle zogen mit ihm, die anderen kehrten auf ihre festen Schlösser zurück, von dort aus ihre Partei zu verstärken, oder sie blieben auch bei dem Könige von Aragonien zurück, der immer noch einen Einfall Don Pedro's fürchtete.

Traurig durchlebte Catharina diesen Tag. Es war ihr, als würde sie Don Henrico nie wiedersehen, und doch drängte die Hoffnung diesen quälenden Gedanken immer wieder zurück, sie konnte, sie wollte nicht an Henrico's Glücke verzweifeln; sie ward nun immer stiller und eingezogener, der Klausner allein war ihr eine tröstliche Erscheinung.

Die wenigen Tage, die sie noch in Saragossa verweilte, blieb ihre Stimmung sich gleich, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Sehnsucht nach dem Kloster. Deßhalb bestieg sie auch willig das Maulthier, das sie nach Nuestra Sennora de Herrera tragen sollte. Der Einsiedler begleitete sie nicht, er wollte eine Wallfahrt

nach seiner Klause wagen, sehen, ob sein Hüttchen noch stände, seine Gruft nicht zertrümmert sey; Donna Maria freuete sich, den stets mit ihr unzufriedenen Alten los zu werden, Catharina trennte sich von ihm wie von ihrem treuesten Freunde.

Als sie am andern Tage die Mauer und den stumpfen, grauen Thurm des Klosters, auf dem nur sparsam mit Bäumen bewachsenen Felsen erblickte, schauderte es ihr. Finster und hoch waren die Mauern, die sie fortan einschließen sollten, und war ihr Wille auch nicht gebunden, konnte sie dieselben zu jeder Stunde verlassen, so war schon der Beweggrund, warum sie hier eintreten mußte, so traurig, daß ihr dieser Anblick nur schmerzvoll seyn konnte. Sie seufzte tief auf, und als Donna Maria bei einem Heiligenbilde anhielt, um Gott noch einmal für ihre Rettung zu danken, wandte sie ihr Maulthier nach der Gegend von Saragossa und blickte, statt zu beten, sehnsuchtvoll nach den fernen Pyrenäen hin, die er jetzt übersteigen mochte. — Frei athmete ihre Brust wieder auf, die Hoffnung trat ihr wieder zur Seite, und sie mochte, als die

alte Dame ihr Maulthier bestiegen hatte, den Weg fortzusetzen, wohl freundlich gelächelt haben, denn Donna Maria glaubte, Catharina freue sich, das Asyl zu erreichen, aber sie irrte.

Jetzt waren sie vor dem Thore des Klosters angelangt. Mit ängstlich klopfendem Herzen durchschritt Catharina die gewölbten Hallen, wo ihre Tritte dumpf wiederhallten; desto freudiger ging Donna Maria neben ihr; sie hatte endlich ihre Absicht, Catharina in den Mauern eines Klosters zu sehen, erreicht, und glaubte, trotz ihren Versicherungen, doch gewiß seyn zu können, daß der irdische Sinn des Mädchens unter den frommen Schwestern sich zum himmlischen erheben würde; in dieser Zuversicht trat sie mit ihrer Nichte vor die Aebtissin, welche die Fremden freundlich empfing. Als ihr Donna Maria das Schreiben des Klausners überreichte, küßte sie es, ehe sie es öffnete, und sagte: Euch sendet ein Mann, heilig in seinen Worten wie in seinen Werken, ein Muster der Frömmigkeit, aber auch ein Muster ausübender Tugend, deßhalb seyd mir doppelt willkommen. Sie erwach

nun das Schreiben, und während sie es durchlas, ruhte ihr Auge oft schmerzvoll auf dem Mädchen, das, in sich gekehrt über sein Schicksal nachdenkend, vor ihr auf einem Sessel saß.

Catharina Guzmann, — sagte die Aebtissin jetzt und legte die Hand wie zum Segen auf des Mädchens Stirn — Gott hat Dich schon schwer geprüft, Du hast bis jetzt die Prüfung bestanden, doch bist Du noch nicht am Ziele Deiner irdischen Laufbahn; erhalte Dir den Muth, und die himmlische Krone wird Dir werden, wie Heinrich von Trastamara die irdische zu Theil ward. Hat auch ihn Gott geprüft, so wird er die Prüfung muthig bestehen. Frankreich und Arragonien werden ihn nicht verlassen. Er ist nach Avignon geeilt, Hilfe bei'm heiligen Vater zu suchen, er wird sie finden. Der Graf von Anjou wirbt für ihn ein Heer, Bertrand du Guesclin, der tapfere Held, wird, wenn er seine Freiheit wieder gewann, sicher die Krieger Frankreichs versammeln, herbeiziehen und bald wirst Du Don Henrico siegreich den Thron seines Vaters wieder besteigen sehen.

Dann will ich gern sterben, — sagte Catharina — wenn ich ihn nur glücklich weiß!

Der Herr hat Deine Tage gezählt, Catharina! — fuhr die Aebtissin fort — ihm überlasse es, den zu bestimmen, der Dich zur ewigen Freude abruft. Erwarte in Demuth, was Gott über Dich verhängt. — Aber Ihr bedürft wohl der Ruhe? — brach sie das ernste Gespräch ab — Kommt, ich will Euch ein Ruheplätzchen anweisen und Dich in die kleine, für Dich bereitete Zelle führen, die Raum hat für den Demüthigen und dem Frommen genügt. — Sie führte sie, von einer Laienschwester begleitet, über den langen Kreuzgang nach einer geräumigen Zelle, die nach Osten lag. — Hier weile, bis die Stunde schlägt, die Dich wieder in die Welt abruft; Du, Schwester Agathe, bist der Donna Begleiterin und verlässest sie keinen Augenblick. Für Euch, edle Frau, — wendete sie sich zu Donna Maria — ist ein Gemach dicht neben dieser Zelle bestimmt, auch zu Euerem Dienste wird eine Laienschwester bereit seyn. Nun schlaft wohl, laßt Euch durch die Hora nicht in Euerem

Schlafe stören, während Ihr ruht, wollen wir für Euch beten. — Sie entfernte sich, auch Donna Maria schied von ihrer Nichte und ließ sie unter der Obhut von Schwester Agatha zurück.

Aber die Ruhe des Herzens folgte Catharinen nicht in ihre Zelle; sie überließ sich ganz ihren Träumen und nur selten erschienen sie ihr freundlich. Die Gegenwart war düster, die Vergangenheit blutig und aus der Zukunft blickten so wenig Sterne in ihrer Nacht, daß sie die Flügel ihrer Phantasie zum kühnsten Fluge erheben mußte, um sich zu täuschen. So durchlebte sie traurige Tage, sie suchte die Einsamkeit und nur selten war ihr die gutmüthige Agatha willkommen.

Nur den verständigen Worten der Aebtissin, die ihr allmählig und mit Schonung ihre immer noch genährten Hoffnungen auf irdisches Glück benahm, gelang es zuweilen, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Was konnte sie auch noch auf dieser Welt hoffen, so lange ihr Herz an dem Manne hing, dem sie entsagen oder ihn unglücklich machen mußte? Wo konnte ihr noch hier das Glück

erblühen? Die Aebtissin machte sie allmählig mit dem Gedanken vertraut, nur jenseit Glück und Ruhe zu suchen, aber zeigte ihr nicht die enge Zelle als das einzige Asyl, wohin sie sich flüchten sollte. — Auf dem Schlosse Montesillos könnt Ihr so gut als in den Mauern eines Klosters Euch auf die Zukunft vorbereiten, — sagte die ehrwürdige Frau — ein so muthvolles, standhaftes Gemüth wie das Euere, bedarf nicht des klösterlichen Zwanges, nicht des Beispiels frommer Schwestern, um sich zu erbauen, Ihr findet Kraft in Euch selbst.

Mit diesen freundlichen Ermahnungen gewann sie ganz das Zutrauen Catharinens, die sich eifrig bestrebte, allen ihren Hoffnungen zu entsagen und ihre Gedanken nur zum Himmel zu erheben. Oft glaubte sie dieß Ziel schon erreicht zu haben, aber jede Nachricht von Henrico belebte, wenn auch nicht die Hoffnung, doch ihre Sehnsucht nach ihm und der Welt von neuem und führte ihre Seele nur zu ihm. — Nicht das Gebet, nicht die strengen Worte Donna Maria's, nicht der Aebtissin mütterliche Ermahnungen, die nie den Weg zu ihrem Herzen verfehlten,

konn-

konnten den Flug ihrer Phantaſie hemmen: ſie lebte dann nur in der Erinnerung an ihn, und dieſe Augenblicke der Täuſchung waren auch wohl die einzigen glücklichen ihres zerſtörten Lebens.

5.

Monate waren ſo vergangen, keine Nachricht, weder von dem Könige noch von ihrem Bruder, bei Catharina eingelaufen, da begann Donna Maria ſelbſt zu bangen. Dieſe Ungewißheit ſollte jedoch nicht lange währen. Ein Bote kam mit einem Schreiben Alfons, das die Gemüther ſeinetwegen beruhigte und freudigen Inhaltes war. Er hatte, während Don Pedro in Kaſtilien die edelſten Männer auf dem Blutgerüſte ſterben ließ, mit einem Jugendfreunde, Don Gonſalvo de Lara, die Freunde Don Henrico's in Andaluſien und Eſtremadura um ſich geſammelt und manch feſtes Schloß, manche bedeutende Stadt genommen. Auf dem für unüberwindlich gehaltenen Schloſſe zu Albuquerque war der Mittelpunkt ihrer Macht

und da Don Pedro noch anderwärts vollauf zu thun hätte, blieben die Freunde König Henrico's jetzt noch die Herren der dortigen Gegend.

Alfons, den Widerwillen seiner Schwester gegen das Kloster kennend, vielleicht auch noch aus einem andern wichtigen Grunde, bat sie, Albuquerque künftig zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wo sie für Don Henrico mehr wirken könne, als im Kloster.

»Da wir bis auf einige Städte in dem Besitze Andalusiens und Estremaduras sind — schrieb er — und in Kastilien selbst, nur auf den Schlössern unserer Freunde zu übernachten brauchen, so hast Du für nichts zu fürchten. Ich hole Dich ab, Du lebst dort Deinem Stande gemäß, und sicherer, als Du im Gebiete des wankelmüthigen Aragoniers leben könntest, und mehr, als alles dieß, Du bist bei Deinem Dich so innig liebenden Bruder, dem sich Dein Herz öffnen wird und dessen Theilnahme Du gewiß bist. — Der würdigen Muhme, die wir als unsere Herrscherin betrachten würden, kann es nicht gleichgültig seyn, mich an der Spitze eines Unternehmens zu sehen, das dem Ge-

schlechte der Guzmann einen neuen Glanz geben wird; bitte sie, meiner Einladung zu folgen.“

Das Herz Catharina's klopfte stürmisch bei Durchlesung dieses Briefes; auch Donna Maria vergaß das Kloster und die frommen Schwestern; ihr Stolz glaubte mehr Befriedigung in Albuquerque zu finden, als hier, und die fromme Dame sehnte sich fast noch mehr nach dem Waffenplatz der Freunde Henrico's, als Catharina selbst; denn diese mußte ja nach Westen ziehen, und jeder Schritt entfernte sie mehr von dem Geliebten. Aber dieß hielt sie dennoch nicht ab; sie hoffte für den König wirken und thätig seyn zu können; dieser Gedanke gab ihr Muth, und so antwortete sie mit Bewilligung Donna Maria's dem Bruder, sie werde ihm nach Albuquerque folgen, sobald er komme, sie abzuholen. Mit dieser Antwort ward der Bote zurückgesandt.

Die Äbtissin schüttelte bei der Nachricht bedenklich ihr ehrwürdiges Haupt. — Ihr wagt in dieser kriegerischen Zeit viel, Donna Maria. Oft ist der, welcher heute Sieger war, morgen besiegt; überdieß ist Euer

Neffe noch ein Jüngling, wohl einer raſchen, kühnen, aber nicht immer einer wohl überlegten That fähig. Ich kann meine Verwunderung nicht verbergen, und wünſche nur, Gott möge Alles zum Beßten lenken.

Von dieſem Tage an hatte die Sehnſucht, das Kloſter zu verlaſſen, mehr noch die alte Dame, als Donna Catharina ergriffen. Die ſtolze Frau ſah ſich ſchon, als Muhme des Königs, von den Großen Spaniens umgeben; ihr lüſterte nach Einfluß auf die Staatsbegebenheiten, und die Würde, mit welcher ſie in Albuquerque auftreten wollte, beſchäftigte ſie bei Tag und Nacht. Catharina hingegen freuete ſich, den Bruder wieder zu ſehen, hoffte dort im Stillen für Henrico wirken zu können; ihr Herz fühlte ſich hingezogen, nicht ihr ſtolzer Sinn. Deßhalb erwartete ſie auch die Ankunft des Bruders mit Ruhe, während die ſonſt ſo bedächtige, abgemeſſen einherſchreitende Dame ungeduldig und unruhig umher ging, und den Tag, wo ihr ſtolzes Gemüth einen ſo herrlichen Triumph feiern ſollte, nicht erwarten konnte.

Endlich erschien Don Alfons, aber nicht allein, sein Freund Don Gonsalvo de Lara begleitete ihn. — Catharina sah ihren Bruder im Sprachzimmer wieder, das eiserne Gitter trennte sie, bald aber konnte sie das Kloster mit Donna Maria verlassen und unter dem freien Himmelsdome ruhte sie hier in des geliebten Bruders Armen.

Sieh', mein Alfons! — sprach sie, ohne den in einiger Entfernung stehenden Freund ihres Bruders zu bemerken — deckte mich der Schleier, hielt mich ein Gelübde in jenen finstern Mauern zurück, so trennte uns das eiserne Gitter, und ich könnte Dich nicht an mein Herz drücken.

Darum laß uns schon morgen von hier eilen! — entgegnete er. — Ich höre, Don Pedro ist im Anzuge und meine Gegenwart in Albuquerque nothwendig. Doch bald hätte ich in der Freude des Wiedersehens vergessen, Dir meinen Waffenbruder, Don Gonsalvo de Lara vorzustellen, den treuesten Diener des Königs, meinen innigsten Freund.

Gonsalvo trat mit einer gewissen Befangenheit, die, wenn sie männliche Würde be-

gleitet, für Frauen stets anziehend ist, vor Catharina.

Ich fühle mich beglückt, Euch, Donna Catharina, die Schwester meines Freundes begrüßen und meine Huldigung darbringen zu können.

Ich danke Euch, edler Herr! erwiederte Catharina, von dem Anblicke des schönen Mannes überrascht, der sich schnell, das Versehen seines Freundes gut zu machen, zu Donna Maria wandte, sie ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Catharina schien ihn, trotz ihrer Überraschung, wenig zu beachten; desto fester ruhete sein Blick auf ihr. Er blieb von fern, und ein Druck seiner Hand sagte Alfons deutlich, was er in diesem Augenblicke fühle. Alfons hatte ihm oft in vertrauten Stunden von seiner Schwester erzählt, vielleicht nicht absichtslos ihren Geist, ihr Herz, ihre Schönheit gerühmt, jedoch von der Neigung zu Don Henrico geschwiegen; sein sehnlichster Gedanke war, Freund und Schwester mit einander verbunden zu sehen, und unerfahren in der Liebe, nährte er die Hoffnung, Catharina würde dem schönsten Manne Ka-

stliens nicht widerstehen können. Aber sie blieb bei Lara's Anblicke kalt, behandelte ihn als Freund ihres Bruders mit aller Achtung, und sein bescheidenes Betragen gab ihr keine Gelegenheit, das ihrige zu ändern. So ging die erste Unterhaltung bei ihr spurlos vorüber, und sie ordnete mit unbefangenem Herzen das Nöthige zur morgenden Abreise.

Obgleich Ihr mein Kloster so schnell, und ich gestehe, gegen meinen Willen verlasset, — sagte die Abtissin, als Catharina am andern Morgen von ihr Abschied nahm — so biete ich es Euch doch zum Asyl an, wenn die Stürme des Lebens Euch ein sicheres Obdach suchen lassen sollten. In diesen stillen Mauern könnt Ihr es finden. Meine Arme sollen Euch dann so mütterlich umfangen, wie jetzt, da ich Euch Lebewohl sage, und mit traurigem Herzen Euch segne. Der Herr stärke Dich! ich fürchte, Du bedarfst des Muthes! sprach sie, schloß sie in ihre Arme, und tief gerührt begann Catharina ihre Reise.

6.

Am ersten Tage wurden sie nur von Alfons und mehren Dienern begleitet; Gonsalvo war am Abende schon vorausgeritten, die an der Grenze von Aragonien bereitgehaltene Bedeckung, die sich indessen auf den Schlössern ihrer Verbündeten zerstreut hatte, zu sammeln. Es waren an vierzig Lanzen, die auf dem Herwege manches kühne Wagstück unternommen hatten.

Alfons hatte daher am ersten Tage ihrer Reise Gelegenheit, mit seiner Schwester über ihre Verhältnisse mit dem Könige ungestört zu sprechen. Jetzt, da er glaubte, der Freund könne sie glücklich machen, da er diese Verbindung so sehnlich wünschte und seinem biedern Sinne immer die Liebe Catharina's zu Don Henrico unangenehm gewesen und ihm auch jetzt noch sorgenvoll war, so hielt er es um so mehr für seine Pflicht, aufrichtig und ernst mit ihr deßhalb zu sprechen. Zu jung, zu unerfahren, um das menschliche Herz, besonders das weibliche, zu kennen, noch nie in Liebe erglüht, sah er in dieser Liebe, wenn auch nicht ein Verbrechen,

doch wenigstens eine Schuld. Gewohnt, Alles nur auf der Wagschale der Ehre zu wägen, legte er auch das Herz des Mädchens auf diese strenge, und unbekannt mit der Schwärmerei der Liebe, ward er, eben weil er die Schwester vergötterte, ein ungerechter Richter.

Catharina! — begann er, als sie sich von der alten Dame und ihrer Begleitung entfernt hatten — ich habe bis jetzt zu Deiner Liebe geschwiegen, habe durch ernste Worte Deinen Kummer nicht noch vermehren wollen, aber es ist Zeit, daß ich endlich rede. Vor Deinem Blicke steht Eleonore Guzmann als eine Heilige, ihr schmählicher Tod erscheint Dir als der Tod einer Märtyrerin, sie ist Dein Vorbild!

Du irrst, Alfons! — unterbrach ihn Catharina — Doch fahre fort, setzte sie ernst hinzu.

Mir steht diese unglückliche Schwester unseres Vaters nicht so hoch! — fuhr der Bruder fort — Sie liebte Alfons von Kastilien, den Gatten Maria's von Portugal, sie that Unrecht daran und starb, ein Opfer der Königin, durch Pedro, den Grausamen;

erst ihr Tod versöhnte ihre Schuld. Du liebst ihren Sohn, er war mein inniger Freund und ist jetzt mein geliebter Herr. Aber was kann er Dir seyn? — Er ist Dir nahe verwandt, die Gesetze der Kirche trennen Euch, der heilige Vater hat schon zweimal die verlangte Dispensation dem Könige versagt und ihm mit dem Banne gedroht. — Was kannst Du ihm seyn?

Der freundliche Traum seines Lebens! — erwiederte Catharina feurig — das Morgenroth, das ihm seine Nacht erhellt. Glaube mir, Alfons, ein Herz, das mit uneigennütziger Liebe und Treue an einem Könige hängt, hat der Seltenheit wegen einen unaussprechlichen Werth für ihn. — Doch das begreifst Du nicht, darum laß uns davon schweigen und trübe mir nicht die Freude des Wiedersehens.

Und doch muß ich es darauf wagen und Dich mit etwas bekannt machen —

Lieber Alfons, theurer, innig geliebter Bruder! — unterbrach sie ihn — kein Wort davon; ich weiß, was Du mir sagen willst.

Wie konntest Du es wissen?

Du glaubst, der schöne Mann, vielleicht der schönste Mann Kastiliens, müsse auf mein Herz Eindruck gemacht haben; — fuhr Catharina fort — auch hier irrst Du. Ich finde ihn schön, schöner selbst als Don Henrico, schöner als ich noch irgend einen Mann gesehen, ich mag ihn wohl, weil er bescheiden und Dein Freund ist und doch blieb mein Herz kalt, wird es stets bleiben, und wäre er der schönste Mann der Welt. O! Du kennst die Liebe nicht mit ihren Freuden, ihrer Qual, mit ihren Schmetterlingsflügeln und ihren ehernen, ewig ruhenden Schwingen. Mit Zaubergewalt dringt sie in's Herz; frage dieß, warum es ihr seine Pforten öffnete? Das Herz weiß es nicht, es folgte einer unbekannten Stimme, einer unsichtbaren Macht, es mußte! — Dort baut sie sich ein trauliches Hüttchen von Rosen, das jeder Westhauch bewegt, jede Thräne erschüttert und doch steht es fest und in seinem Grunde unerschütterlich, als ruhte es auf Granit, als wären seine Mauern von Marmor. Wahre Liebe wäget nicht sorgfältig Glück und Unglück, Kummer und Freuden, Opfer und Genuß, was ihr aus lie-

bendem Herzen wird, ist ihr Labung, und wäre es ein Becher voll Wermuth. Nur Untreue erduldet sie nicht, das ist der Wurm, der ihre Blüthe zernagt, das ist der Fluch, der den überschwänglichen Segen von ihr bannt. — Und sollt' ich Don Henrico untreu werden, sollt' ich ihm der Wurm, der Fluch seyn, der sein Herz zernagte, seine Kraft lähmte? Nein, mein Bruder, das will ich nicht, darum laß uns davon schweigen, versuche nicht, mich auf meiner Lebensbahn zurückzuhalten, ich habe mein Ziel unverrückt vor Augen, und dieß Ziel ist er.

Alfons war von dieser Sprache ergriffen; er sah die Thräne in der Schwester Auge und schwieg.

Donna Maria war die Absicht, warum Alfons sich von seinem Freunde begleiten ließ, nicht entgangen; sie suchte ihn auszuforschen, und selbst seine ausweichende Antwort auf ihre Fragen bestärkten sie in ihrer Vermuthung. Sie versuchte jetzt, wohl auf eine feinere Art als der Bruder, Catharina auszuforschen, um zu erfahren, welchen Eindruck Don Lara auf sie gemacht habe. Catharina wiederholte ihr aber freimüthig, was

sie dem Bruder gesagt, und die Dame, welcher eine Verbindung mit dem Hause der Lara höchst willkommen gewesen wäre, war nun, während des ganzen Tages mißlaunig geworden.

Am andern Tage trafen sie Gonsalv bei Molina, und ihre Begleitung war nun um so stattlicher, da mehre Edelleute aus Kastilien zu ihm gestoßen waren, und täglich mehrte sich noch ihre Anzahl. In Gueta angelangt, erfuhren sie, daß Don Pedro mit einem bedeutenden Heere von Burgos nach Toledo aufgebrochen sey; sie beeilten sich deßhalb, verließen das Ufer des Tajo, und sich mehr nach dem Guadalquivir wendend, nahmen sie den Weg auf Orgaz. — Hier konnte es Alfons dem in ihm dringenden Freunde nicht länger verhehlen, daß er nicht die kleinste Hoffnung auf den Besitz Catharina's nähren dürfe, gestand ihm offen, daß er die Schwester seinetwegen befragt und diese ihm geantwortet hätte: ihr Herz fühle nichts für ihn. Lara erwiederte kein Wort. Der Stolz des Kastilianers war durch des Freundes Vereiligkeit wie durch Catharina's Antwort beleidigt. —

Am Morgen, als sie von Orgaz nach Elestrella abreiseten, erfuhr Alfons, daß Lara mit seinen Freunden aufgebrochen sey und sich von Alfons getrennt habe; zugleich erhielt er durch einen Diener Lara's ein Schreiben folgenden Inhalts:

Mein theurer Alfons!

„Deine Freundschaft für mich hat zu übereilt Donna Catharina von meiner Leidenschaft unterrichtet, die mich verschmäht. Beides hat mein Ehrgefühl verwundet, meinen Stolz gekränkt, und es war mir unmöglich, in der Nähe der Sennora zu bleiben. Glaube nicht, mein Freund, daß ich Dir oder Deiner edlen Schwester zürne, ich zürne nur auf mich und mein schwaches Herz. Noch weniger glaube, daß kleinliche Rache mich bewogen hat, Euch zu verlassen. Ich ziehe Dir zur Seite, Dich vor Don Pedro zu schützen, von dem ich sichere Nachricht habe, daß er auf Toledo rückt. Weiß ich Dich und die Deinen in Albuquerque sicher, so gehe ich nach Cordova; wo Donna Catharina ist, kann ich fürder nicht mehr seyn. Lebe wohl; trennt uns auch ein wei-

ter Raum, soll doch nichts unsere Freundschaft trennen.

Gonsalvo de Lara.“

Dieser Brief beruhigte Alfons, der durch die plötzlige Entfernung seines Freundes an ihm irre geworden war, einigermaßen, doch war ihm der Verlust so vieler Ritter mit ihrem reisigen Gefolge in diesem Augenblicke unangenehm, und nur die Nachricht, die er in Elestrella durch Lara erhielt, Don Pedro würde erst morgen in Toledo einziehen, beruhigte ihn, da er einen Vorsprung von mehren Tagen vor dem Könige hatte. Den Frauen hatte er weislich die Gefahr verschwiegen, der er sich besonders seit Lara's Entfernung ausgesetzt glaubte, und diese setzten nun sorglos den Weg auf Truxillos fort.

Hier hatte ein Gerücht von der Annäherung Don Pedro's überall Schrecken verbreitet; Truxillos hing Don Henrico an, und die Einwohner baten Don Alfons, mit seinen Lanzen zu ihrer Vertheidigung bei ihnen zu bleiben. Er glaubte aber zu gewiß seyn zu können, Don Pedro sey in Toledo und würde dann ohne Aufenthalt nach Se-

villa rücken, daß er die Einwohner mit der Versicherung: der Tyrann werde sie nicht heimsuchen, tröstete. Er selbst, nur noch zwey kleine Tagereisen von Albuquerque, zog am Morgen getrost weiter.

Da, wo die Straße von Plazentia nach Merida sich mit der nach Albuquerque kreuzt, steht ein Brunnen, wie so häufig fromme, mitleidige Seelen armen Reisenden zur Erquickung an den Landstraßen angelegt haben; aus Granitfelsen sprudelt hier ein kühler Quell, der, in Röhren aufgefaßt, zur Labung von Menschen und Thieren, in ein großes steinernes Becken fällt, das Ahorn und immer grüne Eichen beschatten. Hier rastet der Wanderer gern, denn ein frischer Quell und ein schattiges Plätzchen sind freudige Erscheinungen unter diesem heißen Himmelstriche, und der Stifter solches Brunnens hat sicher mehr Segenwünsche geärntet als der Erbauer des stolzen Escurials. Hier in dem Dunkel der den Kreuzweg beschattenden Bäume lagerte sich auch Alfons, Sieste zu halten, und berathschlagte mit seinen Freunden, ob sie heute in Arrojo de Puerto Herberge nehmen, oder noch einige

nige Stunden weiter ziehen sollten. Indessen ward in der Eile für die Frauen ein Zelt aufgeschlagen, daß sie darunter ruhen und sich stärken möchten, während die Männer Rath hielten. Einmüthig ward beschlossen, noch weiter als Arojo zu ziehen, um morgen in den Mittagstunden Albuquerque erreichen zu können.

Eben waren Teppiche ausgebreitet, ein Schlauch mit Wein geöffnet und die mitgebrachten Vorräthe ausgepackt worden, als eine der ausgestellten Wachen herbeisprengte, meldend, daß aus dem Walde ein Haufen Bewaffneter heranzöge, ob Freund oder Feind, hätte er nicht unterscheiden können. Schnell ließ Alfons aufsitzen, befahl einem zuverlässigen Diener, die Frauen seitwärts hinter die Höhe zu führen und dort den weiteren Ausgang der Sache abzuwarten. Sollte er sehen, daß es Feinde seyen, solle er schnell Albuquerque zueilen.

Mit klopfendem Herzen verließen die Frauen Alfons, der mit seiner Schaar die Höhe hinauf ritt, und Donna Maria mochte in diesem Augenblicke wohl gern alle in Albuquerque sich geträumte Herrlichkeit auf-

geben und sich nach Nuestra Seunora de Herrera zurück wünschen.

Kaum waren sie eine Strecke vom Lagerplatze, als sie die Trompeten schmettern hörten, Alfons mit den Seinen die Lanzen einlegen und die Höhe hinunter traben sahen — jetzt war er ihren Augen entschwunden. Da bat ihr Führer dringend, die Maulthiere anzutreiben, da es keinem Zweifel mehr unterworfen sey, daß es Feinde wären, denen Alfons entgegen rücke; er zeigte ihnen eine nahe liegende Höhe, von wo sie den Ausgang des Kampfes besser und sicherer abwarten konnten, denn schon hörte man das Klirren der Waffen und das wilde Geschrei der Kämpfenden.

Immer den Blick rückwärts gewendet, jagten die Frauen jetzt die Höhe hinauf, aber noch hatten sie sie nicht erreicht, als sie die Flucht der Ihrigen deutlich sehen konnten.

Armer Alfons! waren die einzigen Worte, die Catharina ausstieß.

Nur Gott und unsere guten Thiere können uns retten! rief Donna Maria in der schrecklichsten Angst und trieb ihr Maulthier

so heftig an, daß es keuchend die Höhe zuerst erreichte, wo sie auch zuerst von einem Haufen kastilianischer Reiter ergriffen und gefangen wurde; Donna Catharina und der Diener hatten gleiches Schicksal.

Auf wessen Befehl greift Ihr wehrlose Frauen an? fragte Donna Maria mit dem ihr eigenen Stolze, denn mit der Entscheidung ihres Schicksales war auch der Muth in ihr zurückgekehrt.

Auf Befehl unseres Königs Don Pedro! erwiederte der Anführer.

So weiß ich, was mich erwartet; führt mich hin, wohin es Euch beliebt! sagte die Dame und zeigte sich in ihr Schicksal ergeben.

Nicht so Catharina. Das Schicksal ihres Bruders beschäftigte sie allein, an das ihrige dachte sie wenig, und Thränen entstürzten ihrem Auge.

Auch unter dem Schleier blinken Deine Thränen hervor! — sagte die alte Dame verweisend — Nie muß eine edle Kastilianerin den Feinden Thränen zeigen.

Aber Alfons! —

Gott wird ihn beschützen! — sagte sie zutrauenvoll; aber plötzlich murmelte sie

leiſe vor ſich — Er iſt der Letzte ſeines Stammes, es wäre ſchreckbar!

Der Anführer der Reiter bog jetzt mit den Frauen in den Weg nach Merida ein.

Ihr führt uns nach Sevilla? fragte Donna Maria.

Ich glaube! erwiederte er und ſuchte jedes Geſpräch zu vermeiden, obgleich er übrigens die Frauen mit aller Achtung, ſelbſt mit Ehrerbietung behandelte.

Jetzt ſahen ſie von fern einen bedeutenden Haufen, wohl an hundert Lanzen, ſeitwärts auf ſich zukommen. Der Führer der Frauen hielt an, ſie zu erwarten, und als die Andern näher kamen, ſah man, daß ſie mehre Gefangene in ihrer Mitte führten; bald erkannten ſie Don Alfons unter ihnen. Sein verwundetes Roß war gefallen, er, wehrlos gemacht, hatte ſich ergeben müſſen.

Der Anführer von Don Pedro's Leibwache, Don Jaime Mendoza, kam jetzt auf die Frauen zugeritten, begrüßte ſie ehrfurchtvoll, entſchuldigte ſich mit dem Befehle ſeines Herrn, bat, ſich nicht als Gefangene zu betrachten und in ihm nur ihren Be-

gleiter nach Sevilla zu sehen. Zugleich führte er Don Alfons ihnen zu.

Ich werde Euch nicht trennen! sagte er verbindlich.

Catharina hatte sich bei des Bruders Anblicke nicht freuen können. Das Blutgerüst ihres Vaters, ihres Bruders stand düster vor ihr und fast hätte sie gewünscht, Alfons wäre im Kampfe gefallen; nicht so Donna Anna, die den Stamm der Guzmann noch nicht ganz abgestorben vor sich sah. Doch war das Wiedersehen kein freudiger Augenblick. Scham und Verdruß malte sich auf dem Antlitz des Gefangenen, Schmerz und Kummer sprach sich in dem thränenvollen Auge Catharina's aus, Unmuth und gekränkter Stolz furchte die Stirne der alten Dame, die erst in diesem Augenblicke daran dachte, das ein Guzmann als Ueberwundener vor ihr stehe.

Als die Begleitung aus Achtung für die Gefangenen, damit sie sich ungestört unterhalten möchten, in einiger Entfernung blieb, konnte Donna Maria den Ergüssen ihres Herzens freien Lauf lassen, und sie benutzte den ersten Augenblick, ihren Unmuth auszu-

schütten. Unglückskind! — wandte sie sich zu Catharina — Dir genügten nicht zwei Opfer, auch das dritte muß durch Dich fallen. Hättest Du Gonsalvo de Lara nicht so schnöde zurückgewiesen, so hätte er uns nicht verrathen; er hat die Völker Don Pedro's geführt, sein beleidigter Stolz hat sich furchtbar gerächt. —

Glaubt das nicht, Muhme! — nahm Alfons schnell das Wort — Solch niedriger Rache ist Lara nicht fähig; Gott weiß, wer uns verrathen hat, er nicht, er wahrlich nicht! — Auch bitte ich Euch, — fuhr er nach einer Weile fort, da er der Schwester trauriges Antlitz sah — schont diese Unglückliche und seyd nicht hart gegen sie. Wer kann gegen das Schicksal kämpfen? Sie geht einem noch furchtbareren Loose entgegen als ich; mir droht der Tod, ihr —

Alfons! — sagte Catharina, die bisher geschwiegen und geduldet hatte — welches Schicksal könnte der Tod nicht abwenden, welche That er nicht versöhnen? Fürchte nicht für mich, ich bin auf Alles gefaßt — eher den Tod als Schande!

Das war ein christliches Wort aus dem Munde einer Guzmann! — fiel die alte Dame rasch ein — Das war aus meinem Herzen gesprochen. Aber Allem kannst Du vorbeugen — geh' in ein Kloster.

Immer nur der Unkenton! — sagte Alfons halb laut, doch so, daß Donna Maria es hören konnte, ergriff den Zügel von Catharina's Maulthier und führte es seitwärts. — Schwester! — sprach er — ich bin dem Tode geweiht, vielleicht noch heute schlägt die Stunde der Trennung, deßhalb muß ich zu Dir reden, als sey es das letzte Mal; denke, Du hörtest die Worte Deines sterbenden Bruders, Du hörtest seine letzte Bitte. Nimm diesen Dolch, den sie mir gelassen, thue ihn nicht von Dir, nicht bei Tag, nicht bei Nacht, er könnte Dein Retter in der Noth werden. Vergiß Don Henrico, Segen kann diese Liebe Dir nie bringen, und geh' in ein Kloster. — Versprich es mir, Schwester!

Alfons! erwiederte sie, doch in diesem Augenblicke unterbrach Trompetenschall ihre Rede und sie sahen einen kleinen Haufen Gewaffneter mit eingelegter Lanze auf sie

zu sprengen. Mendoza sammelte schnell seine Reisigen und ein alter Ritter übernahm mit den seinen die Bewachung der Gefangenen, während Mendoza die Glieder in aller Eil ordnete und den Feind, dem er um das Dreifache überlegen war, erwartete.

Sieh', Catharina! — raunte ihr Alfons im Zurückreiten zu — sieh' jenen Ritter, der in schwarzer Rüstung mit dem schwarzen Helmbusche voransprengt; irr' ich nicht, so ist es Lara, der uns zu befreien sich in den Tod stürzt. Seht Ihr, Muhme, wie unrecht Ihr ihm thatet!

Gebe ihm Gott den Sieg und uns die Freiheit! erwiederte sie, rückwärts nach dem Kriegvolke schauend, das schon im Handgemenge begriffen war.

O! könnte ich dort seyn, könnte ich kämpfen um Sieg oder Tod! — rief Alfons verzweiflungvoll — Mein treuloses Roß würde nicht zum zweitenmal unter mir stürzen. Aber sieh', ich sehe im Gewühl den schwarzen Helmschmuck nicht mehr. — Unsere Retter weichen — sie fliehen — sieh', das braune Roß, das ohne seinen Reiter, wiehernd, im vollen Jagen auf uns zu kommt,

es ist Gonsalvo's Roß, ich erkenne es. Armer, treuer Freund, Du sankst für uns! Möge Dir ein ehrenvoller Tod geworden seyn, nicht die Fesseln, nicht der schmachvolle Tod, der mich erwartet!

Furchtbar, furchtbar! — murmelte Catharina vor sich hin — Wer mich liebt, der ist einem finsteren Schicksale verfallen, wer mir naht, der ist dem Verderben geweiht!

Herr! — wendete sich jetzt Alfons zu dem alten Ritter — der Kampf ist beendet; dort auf dem Wahlplatze liegt, wie ich vermuthe, einer meiner Freunde; seyd menschlich, führt mich hin, daß ich ihn noch einmal sehen, und gehört er noch den Lebenden an, ihm Lebewohl sagen kann.

Es wäre grausam, Euch diesen Wunsch zu versagen, edler Guzmann; kommt! — erwiederte der alte Ritter — Aber sollen die Frauen Euch begleiten, oder hier zurück bleiben?

Ich begleite Dich! sagte Catharina, während Donna Maria abstieg und sich neben ein Kruzifix setzte.

Als sie dem Kampfplatze näher kamen, sah Alfons bald, daß er sich nicht geirrt habe.

Es war Gonsalvo, der zu ihrer Rettung herbeigeeilt war, der für Catharina den Tod suchte und ihn fand; ein Lanzenstoß war zwischen Helmkragen und Harnisch gedrungen, hatte ihn vom Pferde geworfen und tödlich verwundet. Bei seinem Anblicke sprang Alfons vom Rosse und eilte zu dem Freunde, Catharina blieb von fern. Mendoza winkte den Seinen, sich entfernt zu halten, und während Catharina das Aerntefeld des Todes um sich her mit Schauder betrachtete, nahte sich Alfons dem Freunde, der, an den Stamm eines Feigenbaumes gelehnt, mit mattem Auge ihn kommen sah und seinen Mund zum Lächeln zwang. Ich konnte Euch nicht retten, — sagte er, seine Hand nach Alfons streckend — ich konnte meine Schuld, Euch verlassen zu haben, nicht wieder gut machen, nur mit dem Tode konnte ich sie büßen. Verzeihe mir!

Freund! — sprach Alfons mit gepreßter Stimme, aber ehe er fortfahren konnte, fragte ihn Lara: Wo ist Donna Catharina, Deine Schwester?

Hier in der Nähe! erwiederte Guzmann.

Bitte sie, daß sie nur einen Augenblick bei dem Sterbenden verweile.

Alfons winkte der Schwester, die näher trat. — Donna! — sagte jetzt Gonsalvo, nachdem er sich mit Mühe gefaßt hatte — darf ich, indem ich vom Leben scheide, eine Bitte wagen, die Ihr dem Wanderer auf seiner langen Wallfahrt nicht versagen möget. — Catharina winkte bejahend. — So hebt Eueren Schleier, daß ich noch einmal Euer Angesicht schauen könne. — Catharina warf den Schleier zurück. — Er heftete starr sein Auge auf sie, das immer verklärter sie anschaute, sein Mund lächelte, aber schwieg. So saß er wohl Minuten lang unbeweglich, bis ein tiefer Seufzer seiner Brust entquoll, sein Auge brach, sein Haupt sank.

Schlummere sanft, edler Jüngling! — rief Catharina, und die Umstehenden nicht beachtend, knieete sie neben dem Entschlafenen nieder und drückte ihm die Augen zu. Du hast überwunden, wohl Dir! — seufzte sie auf — Der barmherzige Gott mag wissen, welche Hand mir die Augen zudrücken wird.

7.

Nach einigen Tagen trafen Alfons und die Damen, von Mendoza begleitet, in Sevilla ein, wo sie nicht, wie sie gefürchtet, in ein Gefängniß, sondern nach ihrem palastähnlichen Hause geführt wurden. Hier genossen sie alle Freiheit, nur durften sie es nicht verlassen und Niemand bei sich sehen; auch wurden sie von einer Anzahl Krieger bewacht und alle Vorsichtmaßregeln getroffen, daß sie nicht entfliehen konnten.

Don Pedro war noch in Toledo geblieben, doch täglich erwartete man seinen feierlichen Einzug in Sevilla, dann wußten die Unglücklichen, daß ihr Schicksal sich entscheiden, daß ein trauriges Loos ihnen werden würde. Am gefaßtesten unter ihnen war Donna Maria, deren Stolz sie über das Unglück erhob, auch Alfons hatte sich mit dem Tode vertraut gemacht und schien mit Ergebung in die Zukunft zu blicken. Nur Donna Catharina konnte sich nicht fassen. War nicht in Sevilla das Haupt ihres Vaters, ihres Bruders durch Henkershand gefallen; hatte sie ihnen nicht in jenem grauen-

Thurme, in dem schon tausend Opfer geschmachtet, Lebewohl gesagt? Blickten dort nicht die Zinnen der Königsburg herüber, wo sie vor dem wollüstigen Tyrannen mit standhaftem Muthe das Todesurtheil der Ihrigen herbeigerufen hatte? Ihre Zukunft erschien ihr grauenvoll, kein Mitleid, auch keine Hilfe war zu erwarten; die schreckliche Vergangenheit trat ihr hier blutig entgegen, wo alles sie an die theueren Geopferten erinnerte, sie war tief betrübt.

An dem nämlichen Tage, an welchem Don Pedro seinen Einzug in Sevilla gehalten hatte, ging Catharina des Abends mit Alfons schweigend im Zimmer auf und ab, jeden Augenblick die traurige Entwickelung ihres Schicksals erwartend. Ihre Gedanken schienen fern und doch waren sie nur bei den Familiengemälden, welche an der Wand des großen, prachtvollen Zimmers aufgehangen waren, denn unwillkührlich blieb jetzt der Bruder vor dem Bilde eines Mannes in voller Rüstung stehen, der den Helm zur Seite, auf sein Schwert gestützt, den Jüngling freundlich anzublicken schien, während das Auge der Schwester auf einem jungen Man-

ne in prachtvoller Kleidung ruhte, dessen kastanienbraunes Haar in üppigen Locken über Stirn und Schulter wallte! ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust.

Alfons mochte ihn vernommen haben, er wandte sich nach der Schwester.

Catharina, — sprach er, sie in seine Arme schließend — laß die Todten ruhen, ihnen ist wohl, sie sind bei Gott!

Die Jungfrau strich ihm freundlich die herabgefallenen Locken zurück und preßte mit Heftigkeit einen Kuß auf seine Stirn.

Du allein bist mir geblieben, und wie lange noch?! — sprach sie bewegt. — Ach, wir sind aus einem sehr unglücklichen Geschlechte; die Mutter begann den Todesreigen, ihr folgte Eleonore, den Vater und den Bruder trieb ich auf's Blutgerüst. — Gott sei meiner Seele, sei uns gnädig!

Beruhige Dich, Schwester! — unterbrach sie Alfons — Du stehest wie eine Heilige vor diesen Geopferten. Erinnerst Du Dich der Worte des Vaters, als er in Sevilla aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt wurde? Catharina, sprach er, Dich an sein Herz drückend: laß uns Alle getrost den To-

deswegen gehen, folgst Du uns nur dereinst als eine Reine, Makellose! — Gedenke der Worte Deines sterbenden Vaters. Auch ich rufe Dir zu: Nichts möge Deinen edlen Sinn beugen, nichts Dich von dem Pfade der Tugend locken, nicht Furcht vor dem Tode, nicht eine thörige Liebe.

Ich muß Dir meine Besorgniß mittheilen, Schwester! — sagte er nach einigem Bedenken. — Jede Stunde kann uns für immer trennen; in meinem Hause ein Gefangener, erwarte ich jeden Augenblick, in's Gefängniß geführt zu werden, da heute der Tyrann in Sevilla angekommen ist. In dem Augenblicke der Trennung frage ich Dich noch einmal: Wohin soll Dich Deine Leidenschaft zu Don Henrico führen?

Zweifelst Du an der Heiligkeit meiner Liebe? — unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. — Bange nicht für mich, mein Stolz ist dem Deinen gleich, meine Ehre mir das Höchste, Heiligste der Welt, ihr opfere ich Alles, Glück und Leben!

Bis jetzt warst Du des Vaters Befehlen eingedenk, — nahm Alfons das Wort —

Du widerstandest des Königs Bewerbungen —

Und des Vaters, des Bruders Haupt rollte blutend zu meinen Füßen! — fiel sie ihm schaudernd in die Rede. — Auch Deines sehe ich fallen, mein Alfons, auch Dein Haupt! Unersättlich ist des Tyrannen Blutgier, furchtbar seine Leidenschaft. Wo die Liebe den Menschen unter Rosen wandeln läßt, schreitet der Tiger mit wilder Begier auf blutigem Pfade ihr entgegen. Mich grauset vor der Zukunft.

Als sie dieß sprach, trat Donna Maria ein; Catharina schwieg bei ihrem Anblicke. Sie schritt langsam auf sie zu, warf Catharina's zurückgeschlagenen Schleier wieder über das jugendliche Antlitz und sagte mit ernst verweisender Stimme:

Möge Gott die Reize verderben, welche das Wehe über dieses Haus gebracht, möge ein ewiger Schleier sie decken!

Muhme! bat Catharina, ihre Hand küssend, während der Bruder unmuthig an's Fenster trat.

Nur in des Klosters öden Mauern ist noch Heil für Dich, nur unter Geißel und

Buße kannst Du von Gott Barmherzigkeit erflehen, nur wenn Du Dein sündhaftes Herz losreißest und es zu den Heiligen wendest, werden Dich dereinst die durch Dich Geopferten an des Paradieses Pforte empfangen.

Kann ich, Muhme, darf ich?! erwiederte die Jungfrau.

Ich sollte Dich, Halsstarrige, Deinem Schicksale überlassen — fuhr die Dame fort, die seit ihrer Gefangennehmung wieder nur an Kloster und Heiligenschein dachte — hätte ich nicht Deinem Vater, meinem geliebten Bruder feierlich versprochen, Dir Mutter zu seyn so lange ich lebe.

So seyd es auch, Donna Maria! — nahm Alfons mit Lebhaftigkeit das Wort — Seyd der Schwester eine liebende Mutter, an deren Busen sie ihren Kummer ausweinen kann; zeigt ihr ein Mutterherz, aber verwundet die Unglückliche mit Eueren harten Reden nicht noch mehr und verwünscht nicht die Reize, die ihr Gott gab.

So blick' hinein! — sprach die alte Dame mit furchtbarem Tone. — Blick' hinein! Aber diesen Augen folgt das Verderben, aus

ihnen leuchtet ein Basiliskenblick, der auch Dich verderben wird, deßhalb wehe ihnen, wehe uns, so lange sie noch strahlen! Sie leuchten wie Fackeln, Dir den Scheiterhaufen zu zünden.

In diesem Augenblicke trat ein Kämmerer des Königs, von Bewaffneten gefolgt, ein.

Verzeiht, Sennora, — sagte er, sich zu Catharinen wendend — daß ich einen strengen Befehl meines Königs vollführen und Euch, Don Alfons Guzmann, bitten muß, mir zu folgen.

Entschuldigt Euch bei meinem Bruder, — erwiederte sie — er ist, obgleich gefangen, doch hier der Herr, nicht ich.

Er ist jetzt mein Gefangener, — sprach der Kämmerer — doch ein Wort von Euch und er ist frei; ein Wort, ein freundliches, beglückendes Wort zum Könige wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Elender! rief Catharina und wandte ihm den Rücken, während Alfons ihre Hand ergriff.

Du kennst meine Gesinnung, Schwester! — sagte er muthig — ich fürchte nicht den

Tod, ich fürchte nur die Schande; ehrenvoll wird das Geschlecht der Guzmann untergehen, zittere deßhalb nicht für mich.

Der Kämmerer versuchte noch einmal für seinen Herrn zu sprechen, aber auch jetzt, als er den Befehl gab, den Bruder abzuführen, wies ihn Catharina mit Verachtung zurück. — Donna Maria hatte zu dem allen geschwiegen und unverwandt auf ihre Nichte das Auge gerichtet, als aber Alfons abgeführt werden sollte, trat sie zu ihm.

Alfons Guzmann, — sprach sie — noch ist ein Gott im Himmel, zu dem wende Dich, und muß es gestorben seyn, so stirb Deines Stammes würdig und — nun lebe wohl!

Unglückskind! — wandte sie sich, als der Bruder abgeführt war, zu ihrer Nichte — Der Letzte des edlen Stammes geht zum Tode, mit ihm stirbt er aus, nur Du lebst noch!

Noch lebt auch er! erwiederte Catharina vertrauenvoll zum Himmel blickend.

Wenn er nicht mehr ist, dann stehst Du allein! — fuhr Donna Maria fort. — Was wirst Du dann beginnen?

Gott wird mir schon ein Asyl zeigen, wohin ich fliehen, mich verbergen kann.

Wohlgesprochen, Kind! — sagte die ehrwürdige Dame. — Du folgst mir dann in das fromme Kloster.

Nein, nein! — unterbrach sie Catharina heftig — dorthin führt mich mein Weg nicht, dort ist jeder Liebe Grab. Nimmer ziehe ich in die öden, freudelosen Mauern, ich bedarf ihrer nicht; überall bewacht ein schützender Engel die Tugend, und noch liegt das Leben, wenn auch nicht eine lachende Flur, doch grünend vor mir.

Ja wohl! — sagte die ernste Frau mit bitterem Hohn — Grünend und blühend liegt es vor Dir, eine herrliche Landschaft. Dort auf jenem kahlen Felsen siehst Du Montesillos, das Schloß Deiner Väter, Binsen und Haidekraut wachsen auf seinen Höhen, der Epheu rankt sich um seine vorfallenen Mauern, Raben flattern aus seinen öden Gemächern und das Wild springt sorglos über die eingestürzten Zinnen seiner Thürme; kein menschliches Wesen geht dort ein noch aus, denn das Geschlecht, das es bewohnte, traf der Fluch des Herrn. Oede und men-

ſchenleer iſt es um Dich, der Reiher ſchwebt in langſamen Kreiſen um den verſiegten Fluß und ſucht vergebens die klare, einſt hier rieſelnde Fluth und ihre ſchuppigen Bewohner, und ſelbſt die Krähen flattern ſcheu von jenem Baume auf, denn ſie erblicken Dich, den unglückbringenden Geiſt ihres Geſchlechtes. — Sieh'ſt Du dort auf nacktem Hügel die vom Sturm entwurzelte Eiche liegen? Sieh'ſt Du die zwei jüngeren Bäume verdorrt neben ihr? Kein Lebensſaft rinnt mehr durch ihre Aeſte, es iſt aus mit ihnen; weißt Du, wen ſie bezeichnen? — Catharina, wo ein edles Geſchlecht untergeht, da weinen die Engel und ein Paradies wird zur Wüſte! — Darum wehe dem Unglücklichen, welcher Schuld an dieſem Untergange war, wehe dem, der die Schuld trägt, daß Vater und Bruder zum Richtplatze geführt wurden! Sieh', das iſt das Bild Deines üppig grünenden Lebens, eine öde Landſchaft iſt es, wo der Tod umherwandelt, um mit ſeinem kalten Hauche alles zu verpeſten.

Ich bin rein von Schuld! erwiederte Catharina gefaßt.

Was kann der Strahl der Sonne dafür, — fuhr Catharina nach einer Pause fort — wenn er die grüne Matte versengen muß? Was der Blitz, den die Hand Gottes sendet, dafür, daß er die Hütte zündet? In mir lag nicht der Wille, was kann ich für fremde, gräßliche That? Ich war das Werkzeug in der Hand des Schicksals, meine Tugend mußte ich opfern oder die Meinen. — Sie gaben nur das Irdische hin, ich hätte das Himmlische opfern müssen. Wie konnte ich anders handeln, was kann ich noch thun?

Büßen in Staub und in der Asche! — fiel ihr Maria in die Rede — Diese Reize vernichten, die wie ein böser Zauber all' das Unglück herbei führen, Gott Dich übergeben, damit die Menschen keinen Theil mehr an Dir haben.

Mich vernichten? — murmelte Catharina vor sich hin, jedoch so, daß die Dame es vernehmen konnte — das vernichten, was ihm so werth ist? — Allem entsagen, auch seiner Liebe? Nein, nein!

Ja, auch ihr mußt Du entsagen und sollte Dein Herz brechen! Du lässest Dich von ihr nach unerreichbarem Ziele treiben,

denn nie kann er der Deinige werden. Reiße Dich los von dieser thörigen Liebe, vergiß Don Henrico!

Ich soll ihn vergessen? Nein, nein, Muhme, das kann ich nicht! In dem öden, traurigen Bilde, das Ihr mir von meinem Leben maltet, trat mir aus der Nacht, die es umgab, eine Sonne hervor. Rosig strahlend und mild stieg sie im Osten auf, rollte die Nebel vor sich hin und als ihr erster Strahl den nackten Fels traf, sprudelte der Quell wieder freudig hervor, tausend andere, ihre Banden sprengend, vereinigten sich mit ihm, stürzten sich über Felsen in's Thal hinab und strömten nun wieder in einem Bette wogend dahin. Der Sonne warmer Hauch lockte Gras und Blumen aus dem kargen Schooße der Erde, ein bunter Teppich ward die öde Flur, Nachtigall und Lerche umschwirrten mich mit ihrem melodischen Gesange, und wo Rab' und Uhu aus verfallenen Gemächern scheu emporflatterten, da wogte ein reges Leben, Ritter und Knappen zogen ein —

Und erhob sich der entwurzelte Stamm in seiner alten Pracht? — unterbrach sie

Donna Maria finster — und rauschte das grüne Laub saftig an den Zweigen des Verdorrten? Vermochte Deine Sonne die Gräber zu sprengen und den Todten zuzurufen: Erwachet aus Euerem Schlafe, die Euch den Tod gab, ruft Euch zum Leben wieder?

Nur Gott vermag die Todten zu wecken! — erwiederte Catharina, und ihr Auge erhob sich sehnend nach dem Bilde ihres Vaters, ihres Bruders.

Und was könnte es nützen, wenn auch Dein Liebestraum in Erfüllung ginge? — fuhr die Donna fort — Das Weib ist dem Stamme eines Geschlechtes nur ein wuchernder Zweig, nie schlägt er Wurzel, nie treibt er den Stamm himmelwärts; ob er verdorrt oder grünt, ist gleichviel.

Ein heftiges Pochen unterbrach das Gespräch. — Donna Maria befahl, daß man die Hausthür öffnen solle, und ein Diener kam mit der Nachricht zurück, daß ein Herr sich draußen befände, der im Namen des Königs mit Donna Catharina zu sprechen wünsche.

Führ' ihn herein! befahl die alte Dame; — kurz darauf öffnete sich die Thür, und

bei'm Anblick des Eintretenden fuhren die beiden Damen erschrocken zurück, denn es war Don Pedro selbst, der Donna Catharina begrüßte. — Nach einigen verbindlichen Worten, welche er zu dem zitternden Mädchen sprach und wodurch er sich wegen der Verhaftung ihres Bruders entschuldigen wollte, wandte er sich zu Donna Maria und befahl ihr, sich zu entfernen. Sie gehorchte nicht; entrüstet befahl es ihr der König noch einmal, sie aber erwiederte mit Würde: Sennor! die Pflicht weis't mir meinen Platz bei meiner Nichte an, die keinen andern Schutz hat als mich —

Auch wenn Euer König befiehlt?

Auch dann.

Dame! — rief Don Pedro entrüstet, und selbst Catharinens Gegenwart mäßigte seinen Zorn nicht — ich glaube, Ihr kennt mich und wißt, daß König Pedro sich nicht ungestraft beleidigen läßt — deßhalb geht: —

Ich werde bleiben! — erwiederte sie mit Festigkeit — Nichts als mein Leben steht in Euerer Gewalt, und das opfert eine edle Kastilianerin stets, wenn es die Ehre gilt.

Nun, — sagte der König, höhnisch lächelnd — so bleibt! Ich werde denken, Ihr wäret nicht hier. — Hört, was Euere jungfräulichen Ohren, nur an fromme Gebete gewöhnt, beleidigen wird, mir gleichviel, nur schweigt und reizt meinen Zorn nicht von neuem, ich warne Euch! — Catharina, — wandte er sich nun zu dem Mädchen, das bis jetzt schweigend und in banger Erwartung da gestanden hatte — Es ist das dritte Mal, daß Euer König als ein Bittender vor Euch steht, obgleich es in seiner Macht steht, zu nehmen, wo er bittet, — weiset ihn jetzt nicht zurück, sprecht ein versöhnendes Wort, ein Wort der Liebe, theilt meinen Thron und Alfons Guzmann soll ihm dann unter allen kastilianischen Edlen am nächsten stehen.

Sennor! — erwiederte Catharina, indem sie nach dem Bilde ihres Vaters und ihres Bruders wies — Jene dort mögen statt meiner antworten.

Der König sah auf und schien von diesem Anblicke betroffen. Antwort können diese Todten mir nicht geben, aber Euch guten Rath! — erwiederte er kalt — Alfons ist in

meiner Gewalt und ihm könnte geschehen wie diesen. Ich erwarte die Antwort von Euch, was hab' ich mit den Todten zu thun? das Grab verschließt ihren Mund, lieber vernehme ich sie von Eueren rosigen Lippen, wo ich bei jedem Laute die Stimme eines Engels zu hören glaube. Sprecht, Catharina, beglückt mich und rettet Eueren Bruder!

Und was könnte es Euch nützen, wenn die Furcht, nicht die Liebe mich in Euere Arme führte? fragte sie zitternd.

Fragt nicht danach, so wenig als ich es thue! — erwiederte Don Pedro — Schließe ich Euch in meine Arme, so sehe ich einen Himmel voll Seligkeit vor mir offen und frage nicht, ob Furcht, ob Liebe die Pförtnerin war, die ihn mir öffnete.

Nein, König! — rief Catharina, über diese Rede entrüstet — Nein, nimmer werde ich in Eueren Armen ruhen, eher in den Armen des Todes! Laßt meinen Bruder auf dem Schafot bluten, laßt ihn heimlich im Gefängnisse durch Meuchelmörder umbringen, der Tod wird ihm so bitter nicht seyn als es die Schande seiner Schwester wäre! — Auf den Thron wollt Ihr mich erheben? Kann

der Thron Reiz für eine edle Jungfrau haben, seit Ihr die unglückliche Blanka von Frankreich, Euere rechtmäßige Gattin, im Kerker morden ließet und die leichtgläubige Johanna de Castro verstießet? — Nein, Don Pedro, nie werd' ich die Euere, Eueren blutbefleckten Purpur theile ich nicht mit Euch!

Wie ein blutgieriger Tiger auf seine Beute, so grimmig sah der König auf das Mädchen, das furchtlos vor ihm stand; seine Wuth wollte losbrechen, aber der Anblick ihrer Schönheit hielt ihn noch zurück; er kämpfte einen schweren Kampf, da trat er plötzlich vor sie hin. Ihr liebt Heinrich von Trastamara? sagte er mit furchtbar wildem Tone.

Catharina schwieg.

Ich will Antwort! — fuhr er auf — Catharina Guzmann, Ihr stehet vor Euerem Könige, antwortet ihm!

Was das Herz vielleicht selbst nicht kennt, was es in sich verschlossen, davon kann, davon darf die Jungfrau selbst dem Könige nicht Rechenschaft geben, erwiederte Donna Maria statt ihrer Nichte.

Ihr seyd stolz, Sennora! sagte Don Pedro hohnlachend zu Catharina, ohne die Worte der alten Dame zu beachten — und Euer Stolz befiehlt Euch, zu schweigen, Ihr schämt Euch, die Geliebte eines Bastards zu seyn, darum verbergt Ihr Euere Liebe, welche doch den Gassenbuben von Sevilla kein Geheimniß mehr ist, Ihr habt nicht den Muth, laut zu sagen: Des Königs Alfons Bastard, Trastamara, ist mein Buhle!

Ich hätte den Muth nicht, schämte mich, die Geliebte dieses Mannes zu seyn? — fiel Catharina dem Könige in die Rede — Ihr irret, Herr! Don Henrico ist eben so edel geboren, als Einer, der auf Kastiliens Thron saß; jedes Mädchen, das er würdigt, sie zu seiner Geliebten zu erheben, muß es mit freudigem Stolze bekennen, daß er der Mann ihres Herzens ist, und so vertraue ich Euch, Don Pedro, was ich noch Niemand vertraute, als ihm: Ich liebe ihn, und werde ihn lieben bis zum Grabe!

Der König, von dieser Kühnheit überrascht, fand nicht gleich Worte, ihr etwas zu erwiedern, aber auf seinem Antlitze spra-

chen sich seine aufgeregten Leidenschaften furchtbar aus, sein Auge glühte von Zorn.

Nun, so seht Ihr wohl, Sennor, — sprach sie nach kurzem Schweigen, und warf sich vor dem Monarchen nieder — Ihr seht, daß ich Eurer Liebe unwerth bin. Ein König muß ein ungetheiltes Herz besitzen, und das meine lebt und stirbt nur für ihn.

Steh' auf! — unterbrach sie Donna Maria entrüstet — Das ist Dein Platz nicht!

Ich flehe zu Euch, dem Gott die herrliche Krone beyder Kastilien auf sein Haupt setzte, — fuhr Catharina fort, ohne das Gebot ihrer Muhme zu beachten — habt Mitleid mit mir, wählt unter den Jungfrauen des Landes, und Ihr werdet tausend schönere finden, als mich, denkt nicht weiter an eine Unglückliche, deren fluchbeladenes Antlitz Vater und Bruder auf das Blutgerüst führte. — Gebt meinen Bruder frey, den einzigen, den Euere Grausamkeit mir noch ließ.

Hofft das nie! — sagte der König mit furchtbarer Kälte — Ich könnte den heuti-

gen Tag schon über Euch entscheiden lassen, allein als Beweis meiner Liebe gebe ich Euch noch den morgenden zur Ueberlegung; beharret Ihr in dem Starrsinne, so endet Euer Bruder gleich Euerem Vater auf dem Blutgerüste, und dennoch thue ich dann nach meinem Willen, was ich längst hätte thun sollen, denn ich bin nun des langen Harrens müde. Gehabt Euch wohl! — Dieß sagend, warf er noch einen lüsternen Blick auf das knieende Mädchen, und entfernte sich. Donna Maria hielt es für Pflicht, den König bis an die Thür des Hauses zu begleiten.

Als sie wieder in das Zimmer trat, fand sie Catharina noch knieend, sie betete zu Gott. — Donna Maria störte sie nicht; als sie sich aber erhob und an ihre Brust sank, sagte diese die strafenden Worte: Nur vor Gott darf eine edle Kastilianerin knieen, vor einem Menschen, und wäre es der König der ganzen Welt, nur das Knie beugen. — Glaubst Du Thörin, einen Tiger zu zähmen, eine Hyäne bändigen zu können? Hoffst Du, in Don Pedro's Brust nur einen Funken menschliches Gefühl auf-

zuregen, ſo irreſt Du. Nur die Zauberkünſte einer Maria Padilla, die Gott noch im Grabe verdammen möge! konnten, ſo lange er in ihren Armen lag, den Wütherich bändigen. — Wer, wie er, aus Blutgier mordet, den reizt wohl der Sinne Taumel, aber kein edles Herz. Hoffe nichts, fürchte alles! — Alfons iſt geopfert, Du vermagſt ihn nicht zu retten!

Ich verzweifle nicht! ſagte Catharina muthig. Und obgleich ich die klöſterlichen Mauern fliehe, nicht ſo fromm bin, als Ihr, Muhme, und Ihr mir deßhalb ſo oft gezürnt habt, ſo iſt doch mein Vertrauen zu Gott ſtärker, als das Euere. Was iſt der Wille eines Königs, wenn der König des Himmels es anders gebeut? Was vermag irdiſche Macht, wenn Gott mich ſchützt?

Wird er die Thörin ſchützen? — unterbrach ſie Donna Maria — Es geſchehen keine Wunder mehr.

Ja, wohl habt Ihr Recht, es geſchehen keine Wunder mehr, und meine Hoffnung muß mich verlaſſen; doch der Glaube an die

die Barmherzigkeit meines himmlischen Vaters verläßt mich nicht.

Er möge Dich stärken! sagte Donna Maria feierlich, und verließ das Zimmer.

8.

Der andere Tag ward eben so sorgenvoll, eben so schmerzhaft von den beyden Frauen durchlebt. Catharina schuf sich tausend Pläne, um sie als unausführbar wieder zu zerstören, auch schwand mit jeder Minute eine langgenährte Hoffnung nach der andern, und mit dem Sinken der Sonne sank auch ihr Muth. Nur das Vertrauen auf Gott breitete noch, gleich der Abendröthe, seine goldenen Flügel aus, und trug ihr Gebet himmelwärts, denn dort allein glaubte sie noch die Hoffnung suchen zu müssen, hier schien sie ihr verschwunden.

Als die Sonne sank, und die Dämmerung die Abendröthe umschleierte, trat der nämliche Kämmerer des Königs bey den Frauen ein, und wandte sich zu Catharinen.

Der König, mein Herr, ſchickt mich zu Euch, Sennora, — begann er — Euren Entſchluß zu vernehmen, er hofft ihn ſeit geſtern geändert.

Er irret! — erwiederte ſie — Was ich dem Könige geſtern ſagte, iſt auch heute und bleibt für immer mein unabänderlicher Wille.

Sennora! — ſagte der Kämmerer, und Mitleid ergriff ſelbſt den Höfling des Tyrannen — Ihr ſeyd ſo jung und ſchön, Euer Bruder ein ſo edler, hoffnungvoller Jüngling, Ihr verderbt ihn und Euch, und öffnet zwiſchen dem Könige und Don Henrico eine unüberſteigliche Kluft. — Fügt Euch in Euer Loos, der König bietet Euch Herz und Hand.

Nicht ſein blutgieriges Herz, nicht ſeine blutbefleckte Hand verlange ich! fiel ihm Catharina mit Heftigkeit in die Rede.

Ueberlegt es wohl, — fuhr der Kämmerer fort — auch das Edelſte muß oft der Gewalt unterliegen, Euer Bruder ſtirbt und Ihr —

Ich bitte Euch, ſchweigt! — unterbrach ihn die Donna. — Bringt dem Kö-

nige meine Antwort; Euch aber danke ich für Eure Theilnahme.

Iſt Euer Entſchluß unabänderlich, ſo muß ich ſchweigen — ſagte der Kämmerer — und muß mich dann eines andern Auftrages entledigen. Der König verlangt, daß Ihr morgen um die neunte Stunde mit Donna Maria Guzmann im Schloſſe vor ihm erſcheinet. Der Großmeiſter von Alcantara wird mit anſtändigem Gefolge kommen, Euch abzuholen. Darf ich dem Könige ſagen, daß Ihr dem Großmeiſter willig folgen werdet?

Ich werde des Königs Befehlen folgen, und morgen vor ihm erſcheinen.

Mit dieſem Beſcheide entließ ſie den Kämmerer.

Was will er von Dir? — fragte Donna Maria. — Was ſollen wir in ſeinem Palaſte? Fürchteſt Du Dich nicht, Dich in ſeine Gewalt zu geben?

Bin ich dieß nicht hier ſo gut, als dort? Erbarmt ſich Gott nicht meiner, ſo bin ich hier wie dort verloren.

Mir ahnet das Schrecklichſte! — ſagte jetzt die alte Dame, nachdem ſie lange ſin-

nend vor sich hin geblickt hatte. — Der Tod Deines Vaters, Deines Bruders konnte Deine Tugend nicht wankend machen, um Dich zu erschüttern, soll Alfons vor Deinen Augen sterben.

Das wäre furchtbar! rief Catharina.

Wenn Du nun das Schwert über des Jünglings Haupt geschwungen siehst, wenn Mitleid, wenn das Grausen des Todes Dich ergreift, dann hofft er, daß Dein Stolz sich beugen, Dein Muth, Deine Standhaftigkeit gebrochen seyn würde.

Dann möge Gott mich stärken, Muhme! — erwiederte die Jungfrau mit Fassung. — Was ich dann beginnen werde, wenn Eure furchtbare Ahnung in Erfüllung gehen sollte, weiß ich nicht. Wie kann mein frommer Sinn solch einen Gedanken nur fassen? Aber sorgt nicht für mich, ich würde selbst in diesem furchtbaren Augenblicke — Gerechter Gott! — rief sie händeringend — lehre mich das Schrecklichste ertragen, gib meinem Geiste die Kraft, daß er nicht unterliege. — Schütze mich vor Wahnsinn!

9.

Als Catharina, da es zu dämmern begann, von ihrem Lager aufſprang und die Morgenröthe hervorbrechen ſah, durchſchauerte es ſie grauſig. — Weckſt auch Du die Schauder in mir, die ſchon ſo lange das Erbtheil meiner freudeloſen Jugend waren? Wie gern rufte ich Dir entgegen: Sei mir gegrüßt! wie gern hieße ich den jungen Tag willkommen. — Aber was bringt er mir Armen, welche freudige Hoffnung führt er mir zu? — Iſt es mir doch, als ob ſtatt Dir, goldene Tochter des Himmels! Willkommen zuzurufen, ich Dir ein ewiges Lebewohl ſagen, für immer von Dir ſcheiden müßte. Aber nein, ich will nicht verzagen, wacht doch das Auge Gottes über mich! — Dieß ſagend faltete ſie ihre Hände und verrichtete in Andacht ihr Morgengebet.

Indeſſen war die Sonne höher geſtiegen, hell erglänzte der Tag. Da trat ſie vor den geſchliffenen Spiegel, ihr goldenes Haar zu ordnen, das in langen Flechten über Schulter und Nacken herabfiel, ihr großes, flammendes Auge beſchaute ſich ernſt und ſin-

nend. — Unglückliche Gestalt, verhängnißvolle Züge, welche die wilde Flamme in des Wüthrichs Brust angefacht haben! — rief sie schmerzvoll. — O, hätte doch eine mitleidige Hand Euch entstellt, hätte doch der Schöpfer Euch die Kraft benommen, das Herz des Tigers zu entflammen!

Sie ließ ihr Haar ungeordnet, setzte sich auf einen Sessel und überließ sich ihren düstern Gedanken; endlich sagte sie wehmüthig vor sich hin:

Als ich, noch ein fröhliches Kind, auf dem Schooße meines Vaters am rauschenden Balague spielte, als die Welt der aufblühenden Jungfrau ein Paradies erschien, dessen Blumen nie verwelken, dessen Himmel ewig wolkenlos bleiben müsse, o, wie freute ich mich damals unschuldigen Herzens, wenn mir der murmelnde Bach meine Gestalt, der Spiegel der Mutter mein Antlitz zeigte, wenn der Vater mich liebkos'te und die Brüder mir sagten, wie schön ich sey. — Mutter und Vater ruhen im Grabe, einer der Brüder schlummert neben ihnen, der andere wird auch bald zur Ruhe gehen; der Spiegel ist gesprungen und nichts ist geblieben als die

traurige, unglückbringende Mitgift der Natur — Soll sie der Schleier decken, daß Keinem die Hoffnung bleibt, sich daran zu ergötzen? — Auch ihm nicht — Henrico nicht? — Mann meines Herzens! — rief sie und streckte die Arme nach Osten — Für Dich schuf sie die Natur, Dir muß ich sie erhalten!

Sie rief jetzt ihren Frauen, sie anzukleiden.

Schmückt mich so schön Ihr könnt, — befahl sie ihnen — ich bin ein Opferlamm und Ihr wißt, das schmückte man sonst mit Blumen und schleppte es zum Altare, es zu morden. Auch jetzt noch, wenn die Jungfrau der Welt Lebewohl sagen muß, wenn sie aus der blühenden Flur in die dumpfen, klösterlichen Mauern sich verschließen soll, da winden sie noch einmal einen Kranz von Blumen in ihr Haar, das sie dann der heiligen Mutter opfern. So schmückt auch mich. — Bin ich auch keine Braut des Himmels, keine irdische Braut, bin ich doch ein Opferlamm, das man heute zur Schlachtbank führt.

Als sie nun in all' ihrer Schönheit wie eine Himmlische vor den weinenden Frauen stand, trat Donna Maria ein und zürnte mit ihr. — Warum schmückst Du Dich an diesem Tage? Ich erscheine vor ihm im Trauergewande, das nur ziemt noch einer Guzmann. Hoffst Du der Freude entgegen zu gehen? Fürchtest Du nicht, daß Dein weißes Gewand mit Blut befleckt werde?

Vielleicht mit dem meinigen! murmelte Catharina vor sich hin.

Wirf sie weg die Rose, die sich durch Dein Haar schlingt, birg Dein Antlitz unter dem Schleier der Trauer, daß man Deine Thränen nicht sehe, wenn das Haupt des Bruders zu Deinen Füßen rollt.

Bringt mir den Schleier! befahl Catharina, schaute noch einmal in den Spiegel und verhüllte ihr holdes, trauerndes Antlitz, dann verließ sie das Gemach und setzte sich im Prunkzimmer schweigend auf einen Sessel, mit Fassung ihr Schicksal erwartend.

Der Großmeister erschien jetzt mit stattlichem Gefolge, sie empfing ihn mit einer stummen Verbeugung, beantwortete seine Anrede nicht, folgte ihm aber ohne Weige-

rung und bestieg mit ihrer Muhme die für sie bereit stehenden, prachtvoll geschmückten Maulthiere.

So zogen sie durch die Straßen von Sevilla dem Schlosse zu; überall begleitete sie Theilnahme und Mitleid, denn Jedermann wußte, was ihrer im Palaste harrte, überall hörten sie fromme Gebete und Segenwünsche.

Jetzt führte sie ihr Weg an einem Kloster vorüber, sie hielt ihr Maulthier an, denn sie hörte das fromme Gebet und vernahm die hellen Töne des Meßglöckleins. — Erlaubt, Herr, — sagte sie zu dem alten Großmeister — daß ich hier eintrete, mein Herz zum Himmel zu erheben?

Thut das, Sennora! — sagte der Greis, der nur mit Widerwillen die Befehle des Königs erfüllte. — Wendet Euer Herz zu Gott, Ihr werdet seines Beistandes bedürfen.

Catharina trat, von Donna Maria begleitet, in das Gotteshaus, knieete lange, betete inbrünstig und erhob sich dann gestärkt.

Ich habe mich zu Gott gewendet — raunte sie ihrer Muhme zu — und ich habe

das Vertrauen errungen, er wird den Bruder retten!

Dieß sagend verließ sie die Kirche, bestieg von neuem das Maulthier und setzte nun, von einem Strahl der Hoffnung ermuthigt, den Weg nach dem Palaste der Könige von Kastilien fort.

Als zöge eine Königin ein, so ehrfurchtvoll wurde sie hier empfangen. Sie stieg ab, ging an der Hand Donna Maria's durch den äußeren Hof und mit Anstand durch die Reihen Gewaffneter schreitend, stieg sie die breite Treppe hinauf, wo sie die Kämmerer des Königs mit stummer Verbeugung empfingen. Kein Wort, kein Laut störte die Stille, nur manche Thräne, die sie fließen sah, verkündete ihr Trauriges. So trat sie mit Donna Maria in den getäfelten, weiten Saal, dessen Flügelthüren sich hinter ihnen schlossen.

Sie standen nun allein in diesem hohen Gemache, wo die Bilder der alten Könige von Kastilien, die in Lebensgröße an den getäfelten Wänden hingen, die einzigen menschlichen Gestalten waren, die sie hier sahen und die eben nicht geeignet schienen, ihnen

Muth einzuflößen. Niemand empfing sie hier, keine Seele sprach ihnen Trost ein, jeder Schritt, den sie vorwärts thaten, hallte furchtbar wieder, jeder Hall klang ihnen wie das dumpfe Dröhnen eines geschlossenen Sarges.

Du hast doch Deinen Dolch nicht vergessen, Catharina? fragte jetzt die Donna.

Er ruht an meinem Herzen, und wenn es die Ehre befiehlt, in meinem Herzen! erwiederte Catharina, als ihnen gegenüber eine Thüre sich öffnete und der König ohne alle Begleitung heraus trat, auf sie zuging, sie begrüßte, dann Catharinens Hand erfaßte und ohne ein Wort zu sagen, sie auf den Altan nach dem inneren Hofe zu führte.

Als ihn die Jungfrau betrat, erbebte sie. Alles war hier still wie es im Saale gewesen, keine menschliche Seele belebte den weiten Hof, aus keinem Fenster des hohen Schlosses sah ein menschliches Wesen, der Palast schien ausgestorben, aber das mit schwarzem Tuche behangene Blutgerüst, das dicht vor ihr aufgerichtet war, rief ihr deutlicher ihr verhängnißvolles Schicksal entgegen, als tausend Stimmen es hätten thun können.

Aus Liebe zu Euch — begann jetzt der König das tiefe Schweigen zu brechen — habe ich Euch hierher geführt. Für wen dieß Blutgerüst bestimmt ist, könnt Ihr leicht errathen. Euer Bruder hat als Anhänger des Rebellen Henrico den Tod verwirkt; noch ist es Zeit, ihn zu retten. — Aber hofft nicht, daß der Anblick Eurer Reize, und wenn Ihr sie auch entschleiertet, mich milder stimmen würde; sie würden meine Begierde, mithin meine Wuth nur noch mehr entflammen.

Thut was Ihr vor Euerem himmlischen Richter verantworten könnt! erwiederte Catharina mit Ergebung.

Und Ihr, alte Dame, die Ihr mit so übertriebener Liebe an Euerem Geschlechte hängt, wollt auch Ihr den letzten Zweig Eures Stammes fallen sehen? fragte der König, sich zu Donna Maria wendend.

Eher möge der Stamm verdorrt seyn als entehrt! erwiederte die Stolze.

Ein teufliches Lächeln umzog den Mund Don Pedro's, er gab ein Zeichen und der öde menschenleere Hof füllte sich mit Dienern und Kriegvolk, der Saal mit Schranzen; eine eiserne Thür im Hofe rasselte auf, Don

Alfons Guzmann, von Schergen geführt, trat heraus und bestieg muthig und stolz das schwarz behangene Gerüst. Sein Auge traf die Schwester, welche bei seinem Anblicke sich bebend an das eiserne Geländer des Altans halten mußte.

Zittere nicht, Catharina, fasse Muth, gedenke der Ehre unseres Stammes, gedenke der letzten Worte unseres sterbenden Vaters! rief er ihr zu. — Catharina nickte bejahend ihr schwarz umschleiertes Haupt und schwieg. — Da winkte der König von neuem und der Nachrichter entblößte das breite Schwert, Schergen nahten dem Jünglinge, ihn zu entkleiden, dieser aber wies sie zürnend zurück. Rührt mich nicht an! rief er, warf Mantel und Koller ab und entblößte seinen Hals. — Aber ehe ich den tödtenden Streich empfange, laß mich noch einmal Dein holdes Antlitz sehen! — rief er der Schwester zu — hebe den Schleier, daß ich noch einmal Dein Auge schauen kann!

Und Catharina warf den Schleier zurück und schön wie ihre heilige Namenschwester begrüßte sie mit Wehmuth den Bruder. Le-

be wohl! — rief sie — Gott möge Dein Rächer seyn!

Er wird es seyn! sprach Alfons, knieete nieder, der Nachrichter trat neben ihn, hob das Schwert — da rief das Mädchen im halben Wahnsinne ein kreischendes Halt! Nur auf einen Augenblick, Don Pedro, lasset einhalten! — Der König gab ein Zeichen und das Schwert des Nachrichters sank.

Fluch Dir, Catharina, wirst Du ein entehrtes Opfer für mich! rief der Jüngling aufspringend, aber sie hörte nicht auf seine furchtbaren Worte, faßte mit Kühnheit die Hand des Königs und zog ihn mit sich vom Altane in die Mitte des Saales unter die kriechenden Schranzen, welche das Ende eines gewohnten Schauspieles mit Gleichmuth abwarteten.

König! — sprach hier die Jungfrau, und ihr flammendes Auge sah stolz auf den lüsternen Wütherich — sagt, was Euch an mich mit so furchtbarem Zauber fesselt — nennt es mir!

Vuestros ojos negros, Sennora! *)

---

*) Eure schwarzen Augen, Sennora.

— sagte der König — in ihnen sehe ich einen Himmel voll Wonne, sie muß ich besitzen.

Nun wohl, — fuhr Catharina mit Ruhe und Würde fort und schien eine Verklärte des Himmels zu seyn — so schwört mir bei Gott und allen Heiligen bei Kastiliens Krone und der Ehre, die dem geringsten Edlen Eures Landes höher steht als das Leben, daß Ihr meinen Bruder, Don Alfons Guzmann, frei geben wollt und er ziehen darf, wohin er will, wenn ich, Euerem Wunsche gemäß, Euch das opfere, dessen Besitz Euch so werth, Euch zu blutiger That entflammt.

Ich schwöre es! — rief der König entzückt — ich schwöre es bei Gott, meiner Krone und meiner Ehre!

So erlaubt, daß ich in jenes Zimmer treten darf, nur wenige Minuten laßt mich dort allein, daß ich mich fasse und bereite, dann kommt und empfangt Euer Opfer.

Thut nach Euerem Willen, holde Dame! sprach der König, und Catharina sank an Donna Maria's Brust, die sie jedoch zornig von sich stieß. Unglückliche, die Schande und Schmach über uns bringt — rief die Erzürnte — geh', ich fluche Dir!

Segnet mich, Mutter, — sprach die Jungfrau, sich vor ihr beugend — segnet mich, ich bin Eueres Segens würdig! — Aber die Zornige wandte ihr den Rücken und ließ sie knieend und ohne Segen. Da erhob sich Catharina, schritt ernst und würdevoll durch die erstaunte Menge, ihr Schritt war fest, sie wankte nicht, und als sie an einem Spiegel vorbei kam, blieb sie vor ihm stehen, betrachtete eine Weile mit Wehmuth ihre holde Gestalt, dann öffnete sie die Thür des Zimmers und trat ein.

Donna Maria wollte jetzt dem Könige nahen, doch sie sank erschöpft und bewußtlos zu Boden; der König befahl, die Wahnsinnige wegzuführen. — Lange konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln, er ging, als kaum einige Minuten verüber waren, nach dem Zimmer, als ein Schrei, den er dort vernahm, seine Schritte beeilte; noch ein Schrei ward vernommen, und in ängstlicher Erwartung standen die Höflinge. Keiner wagte dem Könige zu folgen, nur Inigo Lopez, sein Vertrauter, wagte es, als der König mit verstörtem, bleichem Gesichte aus dem Zimmer trat, rasch auf die Hofleute

zu-

zuſchritt, den Günſtling bei der Bruſt packte und ihn mit dem Ausrufe: Elender! zu Boden ſchleuderte, verſtört wie ein Wahnſinniger durch die Menge ſchritt, auf den Altan trat und hinab ſchrie: Laßt den Gefangenen frei! — Don Alfons Feſſeln ſanken.

10.

Als Donna Maria durch königliche Trabanten bewußtlos nach ihrer Wohnung gebracht worden war, legte man ſie auf ein Ruhebett, wo ihre Frauen lange vergeblich bemüht waren, ſie in's Leben zurückzurufen; als ſie endlich die Augen aufſchlug, blickte ſie ſtarr um ſich, dann fragte ſie: Wo iſt meine Richte? Und ehe eine der Frauen darauf antworten konnte, ſchrie ſie hell auf: Strafe die Ehrvergeſſene, gerechter Gott! — Dann ſprang ſie von ihrem Lager und rang verzweifelnd die Hände, als die Thüre plötzlich aufgeriſſen wurde und Alfons, bleich, verſtört, einem Wahnſinnigen gleich, hereinſtürzte. Ich bin frei! — rief er, wild

auflachend, der vor Schreck Bebenden entgegen — frei für einen furchtbaren Preis!

Donna Maria fühlte dieß Schreckliche mit ihm, doch schenkte ihr der Himmel. in diesem Augenblicke Besinnung genug, um nicht ganz die Gefahr zu vergessen, der Alfons ausgesetzt war. Alfons! sprach sie nach kurzem Sinnen — Dir allein gehört nun noch mein Leben an, die Entehrte hat sich von dieser Brust losgerissen und sich selbst aus dem väterlichen Hause verbannt, Dir sey fortan alle meine Sorge geweiht. Deßhalb bitte ich Dich, Sevilla noch in diesem Augenblicke zu verlassen, ehe Dich seine Henker aufsuchen, denn nie, selbst nicht in den Armen der Buhlerin, wird Pedro Dir Deine Anhänglichkeit an Don Henrico vergeben. Fliehe diese, unserem Geschlechte so feindliche Stadt, ich folge Dir morgen und Du kannst mich im Kloster Nuestra Sennora de Herrera finden. — Alfons, obgleich noch betäubt, folgte diesem Rathe und verließ Sevilla noch in derselben Stunde.

Als Donna Maria ihn über den Hof sprengen sah, ihm Lebewohl nachrief und unn das Thor hinter ihm zurasseln hörte,

ward es ihr schauerlich einsam, sie verließ ihr Gemach und begab sich nach dem Zimmer, wo das Bild ihres Bruders und ihres Neffen hing. Traurig sah sie nach ihnen auf, doch linderte keine Thräne ihren dumpfen Schmerz. Vergib, Juan, — sagte sie endlich wehmüthig, das Bild des Bruders betrachtend — ich trage keine Schuld.

Ein Getöse auf der Straße störte sie in ihrem trüben Sinnen, doch was kümmerte sie das. — Es pochte an der Thür des Palastes und eine Stimme verlangte im Namen des Königs, daß man öffne. Es gilt Dir! — dachte sie — Ist es zum Gefängniß, dann seyd mir willkommen, ihr Schergen des Tyrannen; ist es zum Palaste, so soll mich nur Gewalt dahin führen.

Das Thor ward indeß geöffnet. Je näher das Geräusch dem Zimmer kam, desto muthiger sah Donna Maria ihrem Schicksale entgegen. Jetzt nahte es der Thüre — sie öffnete sich und Catharina, von zwei Frauen geführt, trat verschleiert ein und befahl diesen, sich zu entfernen.

Was willst Du Entehrte in dem Hause Deiner Väter? — rief die erzürnte Dame

der Bebenden zu — Kehre zurück in den Palast zu dem Tyrannen, der Dich wohl, wie Blanka von Bourbon, nach der ersten Stunde wieder verstoßen hat? — Meide mein Angesicht! — Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz und wendete sich von Catharinen ab.

Da schlug diese den Schleier zurück. Blick' her, stolze Frau! — rief sie, vom Schmerz überwältigt — sieh', was ich geopfert!

Die Dame sah auf, sah Catharina's Augen mit einer Binde bedeckt, unter der noch Tropfen Blutes hervorquollen. Jesus Maria! — schrie sie auf — was ist geschehen?

Das Licht meiner Augen habe ich ausgelöscht, das zerstört, was des Unmenschen Begierden entflammte, und so den Bruder gerettet! — erwiederte das heilige Mädchen — Darf die Blinde nicht eintreten in das Haus ihrer Väter?

Donna Maria, starr vor Entsetzen und doch von Bewunderung ergriffen, blickte sprachlos die Jungfrau an, die ihr in diesem Augenblicke größer, heiliger erschien als sie

sich je ein menschliches Wesen gedacht. Sie trat auf sie zu, beugte ihre Kniee vor ihr und sprach: Vergib, Heilige, meinen Frevel, vergib mir, Märtyrin der Tugend!

Nennt mich nicht so, Muhme! — erwiederte Catharina und tappte nach einem Sessel, sich zu setzen — Ich bin keine Heilige, bin ein sündhaftes Wesen, das über seine That Thränen weinen möchte, könnte ich andere weinen als blutige. Hin ist meiner Augen Licht, und ich werde ihn nicht mehr sehen, er wird nicht mehr in ihnen den Spiegel meines liebenden Herzens finden, er wird die Blinde vergessen, und ich, eine Verlassene, werde durch das Dunkel meines Lebens tappen, bis mir der Tod die Hand reicht, mich in eine lichte Welt zu führen, wo das erloschene Auge vom neuen Strahle erglühen wird. Bemitleidet mich, denn ich bin ärmer als eine Bettlerin, demüthig geworden wie eine gegeißelte Novize und elender als irgend ein Wesen, das Gottes Auge bewacht. Ich habe Alles verloren, Licht und Leben, Liebe und Glück!

Donna Maria fühlte des Mädchens Unglück nicht so ganz, wie sie wohl sollte; daß

eine Guzmann so heldenmüthig, so tugendhaft vor ganz Spanien gehandelt, so, von einem Heiligenschein umgeben, in den Augen der Welt strahlen würde, dieser Gedanke linderte ihren Schmerz. Stolzer als je sah sie fortan auf die Blinde, denn sie war nun die Glorie ihres Hauses, und fast hätte sie Gott dafür danken können. Aber mitten in den stolzen, thörigen Gefühlen ihres Herzens vergaß sie auch jetzt das Irdische nicht. Pedro's Rachgier kennend, ließ sie schnell Alles zu ihrer Abreise bereiten, und ehe der Tag noch graute, war sie mit Donna Catharina, die in einer Sänfte getragen wurde, von einem Wundarzte und einem kleinen Gefolge begleitet, auf dem Wege nach Aragonien.

Die Kunde von Catharina's That war ihnen schon überall vorangegangen, überall wurde sie wie eine Heilige empfangen, und ihre Reise, die Pedro nicht zu stören Gründe hatte, glich einem Triumphzuge. Dieß schmeichelte der alten Dame, sie theilte ihre Freude darüber Catharinen mit, doch diese nahm keinen Theil daran. Je dunkler es um sie war, desto heller breitete die Phantasie ihre strahlenden Schwingen aus. Nur an

Henrico denkend, hätte sie gern den Strahlenkranz, den fromme Seelen um ihr Haupt zu erblicken glaubten, mit einem Strahle ihres Auges vertauscht, noch einmal den Geliebten zu sehen; sie nahm wenig Theil an den Huldigungen, die ihr wurden, und tief betrübt betrat sie die Hallen des Klosters von Herrera.

Wie eine zärtliche Mutter nahm die Aebtissin sie auf und ward der Unglücklichen einziger Trost, denn sie verstand ihr Herz und fühlte mit ihr ihre Leiden; sorgsam pflegte sie die Kranke, und als sie nach Monden genas, während dessen manches Schreiben von Alfons, der seinen König in Frankreich aufgesucht und dort die Nachricht von dem Schicksale Catharinens erhalten hatte, auch von Henrico angelangt war, schlug sie ihr vor, die dumpfen Mauern des Klosters zu verlassen, um durch die balsamische Luft ihren siech gewordenen Körper zu stärken.

11.

Am Fuße des Berges, auf welchem Nuestra Sennora de Herrera liegt, schlängelt

sich ein anmuthiger Bach durch das Thal, welches von Wiesen durchschnitten und von Mandelbäumen umblüht ist; längs dem Thale ziehen sich Rebengelände und Anpflanzungen von Olivenbäumen die Höhe hinauf und das verschiedene Grün der Rebe und Olive, des Mandelbaumes und der hier durch Waldbäche stets bewässerten Wiesen, die man in Spanien so selten üppig und grün findet, thut dem Auge wohl. Ein Meierhof, den Don Bernardo de Cabrera erst seit wenigen Jahren der Abtei geschenkt, stand hier im Schatten hoher Kastanien und hatte ein gar freundliches, einladendes Ansehen, weßhalb auch die Einwohner des nahe gelegenen Darakos häufig an Sonn- und Feiertagen hierher wanderten, sich mit dem Ballspiele zu ergötzen. Dorthin führte die würdige Frau die Blinde, die von Donna Maria begleitet, an diesem reizenden Orte ihr ferneres Schicksal erwarten sollte. Sie konnte jetzt ruhig und unbesorgt hier wohnen, denn schon zog Don Henrico, von manchem tüchtigen Krieger begleitet, in Kastilien ein. Anfangs wollte ihm der König von Aragonien, der indessen Friede mit Don Pedro und

den Engländern geschlossen hatte, den Durchmarsch verweigern; aber Don Henrico achtete dieß nicht, rückte ungehindert durch Roussillon über die Pyrenäen nach Huesca und von hier in's Königreich Navarra vor, wo er bei Azagra über den Ebro setzte und während Don Pedro's Abwesenheit, der sich in Sevilla aufhielt, eben so schnell Altkastilien wieder eroberte, als er es verloren hatte; auch Leon und Asturien unterwarfen sich ihm. Nun rückte er nach Neukastilien und schritt zur Belagerung von Toledo.

Heute, an dem nämlichen Tage, wo sie die neue Wohnung bezogen, erwartete auch Catharina die Erfüllung eines lang' ersehnten Wunsches. Don Alfons hatte ihr geschrieben, daß er sie von Osma aus, durch das ihn zur Belagerung Toledo's sein Weg führe, besuchen und morgen eintreffen würde. Dieß beschäftigte Catharina's Seele ganz, und als sie aus der Sänfte stieg, war ihre erste Frage nach dem Wege von Calatayud. Als man ihr den Weg beschrieben hatte, bat sie Donna Maria, sie dahin zu begleiten, die nur wider Willen ihr den Arm reichte und über bunte Wiesen, zwischen wil-

den Rosen und duftenden Gräsern die Blinde leitete.

Da tappe ich nun in der Finsterniß einer lang' ersehnten Freude entgegen! — sagte sie traurig. — Wenn Ihr schon von weitem den Bruder seht und Euer Herz ihm freudig entgegen klopft, steh' ich noch in banger Furcht, ob er auch kommen wird. Wenn Ihr Euch an seinem flammenden Auge, an seiner herrlichen Gestalt weidet, muß ich auf den Ton seiner Stimme lauschen, ob er es auch sey, und das Glück das Euch ward, entbehren. Wir wandeln hier unter Blumen, und nur ihr Duft, nicht ihr Anblick ergötzt mich. Ach, es ist ein trauriges Loos, blind zu seyn.

Wohl Dir, daß Du diese unheilbringenden Reize zerstörtest! — sagte Donna Maria, — Was Du auf Erden verlierst, gewinnst Du tausendfach jenseits.

Seyd Ihr dessen so gewiß? — erwiederte Catharina. — O, so wäre ja der zerlumpte Bettler glücklich zu nennen, der Alles auf Erden entbehrt, um dort tausendfach zu genießen. Warum habt Ihr Eure Reichthümer nicht alle unter die Armen ver-

theilt? Warum seyd Ihr nicht von Hütte zu Hütte gegangen und habt Euch ein Stück Maisbrod gebettelt, wenn Ihr so gewiß waret, daß jedes Opfer dort oben tausendfältig wuchern wird? Ihr habt im Glanze Eures Reichthums, Eures Standes gelebt, nicht die Demanten von Euch geworfen, die in Euren Haaren strahlten, nicht Eure seidenen Kleider mit Lumpen vertauscht, Ihr habt Euch an den irdischen Dingen erfreut. — Und ich sollte mich freuen, daß die Sterne meiner Augen verloschen sind? Sollte jauchzen, daß ich, eine Blinde, umhertappe und der Tugend das Glück meiner Liebe geopfert habe? Nein, Muhme, freiwillig habe ich mein Auge nicht zerstört, nicht mein Antlitz entstellt, nicht das Geschenk der Natur in der Hoffnung eines ewigen Gewinnstes freventlich zertrümmert; an den Himmel habe ich dabei nicht gedacht, wohl aber an das Leben des Bruders, an die Hölle voll Schande, der ich entgangen bin. — Aber seht Ihr ihn denn noch nicht kommen? — fragte sie die Schweigende. — O, er weilt so lange, und schon muß Mittag vorüber seyn!

Ich sehe ihn noch nicht! — erwiederte Donna Maria, durch die Worte Catharinens betroffen. — Laß uns zurückkehren, Kind, ich bin müde und bedarf der Ruhe.

So wende ich schon wieder einer Hoffnung den Rücken! sagte die Blinde und folgte der Muhme nach dem Meierhofe.

Hier wartete sie den ganzen Tag vergebens, Alfons kam nicht; sie saß noch unter dem schattigen Kastanienbaume, als die Sonne sich schon längst hinter die Berge gesenkt hatte. Aufmerksam standen die zu ihrer Aufwartung bestimmten Mädchen, ihrer Befehle harrend, ihr zur Seite, aber sie schwieg, verlangte nur einmal einen Becher mit Wasser, sonst sprach sie kein Wort. Als es Nacht wurde, trat Donna Maria zu ihr und bat, mit ihr in das Haus zu kommen und sich zur Ruhe zu legen, sie aber verweigerte es.

Laßt mich hier! Ob die Sonne glüht, oder der Mond sein Silberlicht über die Erde breitet, ist mir gleich, für mich ist es ja immer Nacht. Hier unter diesem Baume ist es frisch und kühl; wenn die Augen mir brennen und die Sehnsucht mir das Blut rascher durch

die Adern jagt, dann kühlt mich der Nachtwind und seine Schwingen tragen mir die entschwundenen Bilder zurück. Laßt mich hier! Mitleidige Seelen werden mich schon bewachen und Alfons sieht, wenn er in dieser Nacht noch kommen sollte, wie sehnsuchtvoll ich ihn erwartet habe.

Kein Zureden, selbst nicht Aeußerung des Unwillens vermochte sie, den Bitten der Donna nachzugeben, sie hüllte sich in ihren Mantel und blieb unter dem Baume sitzen. Die Klosterleute und auch die Mädchen versprachen der Dame, die Nacht bei ihr zu bleiben, und so ging diese nach langem Kampfe mit sich endlich zur Ruhe, doch floh der Schlaf ihre Augen.

Während die rüstigen Landleute munter blieben, bald links, bald rechts spähend um den Hof herum gingen, damit kein Zufall die Schlafende stören, wohl gar ein Unglück sie betreffen könne, saßen die Mädchen in einiger Entfernung und sangen aragonische Lieder, wozu die Eine die Zyther spielte. Der Gesang erfreute Catharina und erinnerte sie an die vergangenen schönen Tage der Hoffnung; aber auch der Schlaf senkte sich

leise mit den Tönen des Gesanges auf sie nieder und brachte ihr statt der ungestillten Sehnsucht, liebliche Träume, die sie, ehe sie erwachte, verwirklicht sehen sollte.

Die Landleute waren eben auf der Straße von Calatayud eine weite Strecke gegangen, als sie von fern Pferdegetrappel hörten. Sie wurden aufmerksam und bald sahen sie im Mondlicht einen Haufen Reiter auf sich zujagen. Als die Reiter näher kamen, fragte der erste: Ob nicht ein Meierhof des Klosters in der Nähe sey, wo sich zwei kastilianische Frauen befänden? Der Landmann, der wohl wußte, daß Don Alfons erwartet werde, bejahete es und sagte ihnen, daß der Meierhof gar nicht weit von hier sey, bat aber zugleich die Herren, abzusteigen und zu Fuß den kurzen Weg zu gehen, da die jüngste der Frauen vor dem Hause unter einem Baume sanft schlummere.

So wollen wir absteigen — sagte der Fragende — und bloß Fernandez soll uns begleiten.

Drei der Reiter folgten nun mit eiligen Schritten den Landleuten, die übrigen blie-

ben mit den Rossen zurück. Bald standen Jene vor der Schlafenden.

Catharina hatte sie nicht kommen hören; ruhig lehnte sie ihr Haupt an den Baum, selbst das Aufspringen der erschrokkenen Mädchen weckte sie nicht, und der Mond, welcher die Schläferin beschien, ließ die Männer ihr Antlitz im Halbdunkel sehen.

Sie ist's! — rief der eine — Alfons, sie ist's!

Ich bitte Euch, mein König, nur leise! — bat der Jüngling. — Gönnt der Unglücklichen den erquickenden Schlummer, stört ihn nicht, kommt! — Kommt! — sagte er nach einer Weile, während dem Beyde sie mit Rührung angeblickt hatten — Kommt, gnädiger Herr! Ihr zittert, Ihr seyd nicht mehr Euer mächtig — mäßigt Euch — gönnt ihr die Ruhe, die Überraschung könnte ihr tödtlich seyn.

Der König folgte den Bitten des Freundes, und so schwer es ihm auch wurde, sich von dem Anblicke der Geliebten loszureißen, so folgte er doch, und setzte sich mit ihm un-

ter eine Ulme, die unfern der Schlummernden an dem rauschenden Bache stand.

Catharinens Unglück, ihr Heldenmuth, ihre freywillige Aufopferung waren der Stoff des Gespräches. Mit der Glut schwärmerischer Liebe schwur Don Henrico, sie in dem Blute Pedro's zu rächen. — Ewig werde ich sie lieben! — rief er begeistert. — Und ist das Licht ihrer holden Augen auch erloschen, bleibe sie mir doch das Schönste, Edelste der Erde! Ewig, das schwöre ich! —

Schwört nicht, mein König! — fiel ihm Alfons in die Rede — Schwört nicht, ehe Ihr sie nicht gesehen habt, Ihr könntet vor dem entstellten Antlitze erschrocken zurück beben.

Glaubst Du, Freund! — rief Don Henrico aufspringend — daß ihre holde Gestalt, ihr Flammenauge allein mich bezaubert hat? Muß sie mir jetzt nicht noch schöner erscheinen, nachdem sie mir und der Tugend dieß Opfer brachte?

Prüft Euch erst, gnädiger Herr! — sagte der Jüngling — Erst wenn Ihr sie gesehen, bestimmt über ihr Schicksal.

Bist Du aus kastilischem Blute entsprossen, Alfons? — rief Henrico — und kannst so kalt, so bedachtsam bey einer Sache seyn, wo mein Blut tobend durch die Adern jagt? Glaubst Du, die Schönheit allein könne mich bestimmen? Sieh', Freund, ich habe mir wachend und träumend Catharina oft schon gedacht, die Binde vor ihren Augen wie einen Wolkenstreif vor der glühenden Sonne; ich habe mich gefragt, habe mein Herz geprüft, und es hat sich treu bewährt. Sollte der Heiligenschein, der jetzt das dunkellockige Haupt der Märtyrin umfließt, sollte er mir nicht glänzender erscheinen, als selbst der Augen Licht? —

Ihr dauert mich, gnädiger Herr! — erwiederte Don Alfons — Ihr täuscht Euch.

Der Nachtwind rauscht durch die Bäume, — sagte Don Henrico, das Gespräch abbrechend — der Waldbach brauset, ich fürchte, das Rauschen und Brausen weckt die holde Schläferin. Horch, wie die Nachtigall aus jenem Rosengebüsche flötet, sie sitzt einsam und lockt die Geliebte herbey. — Gieb mir die Zither, Fernando! befahl er dem Diener, und ohne auf die Bitten Al-

ſons zu achten, ſang der feurige Fürſt der Kaſtilianer mit ſanfter, gedämpfter Stimme durch die Stille der Nacht:

Zwiſchen Blüthen ſingt der Vogel,
Durch die Blätter rauſcht der Wind.
Singe, Vöglein, ſanfte Weiſe,
Wehe, Weſt, nur ſtill und lind:
Die Geliebte ſchlummert leiſe
Wie ein ſanft entſchlaf'nes Kind.

Rauſchend ſtürzt der Bach vom Felſen,
Wälzt ſich über Klippen hin.
Fließe, Bach, durch Blumenwieſen
Zu der holden Schläferin,
Murmelnd nur mußt Du begrüßen
Meines Herzens Königin! —

Daß ſie ſchlumm're, daß ſie träume
Wie ein ſanft entſchlaf'nes Kind,
Singe, Vöglein, ſanfte Weiſe,
Murm'le, Welle, ſäuſ'le, Wind,
Die Geliebte ſchlummert leiſe,
Schlummert ewig — ſie iſt blind!

Welche Töne? — rief die Erwachte — War es ein ſüßer Traum, oder war es wirklich ſeine Stimme? Ich träumte ſo ſüß, träumte von ihm, da hörte ich ſeinen Geſang —

Bleibt zurück! — bat Alfons den Freund, der ihr zu Füßen stürzen wollte — Habt Mitleid mit ihr.

Wer spricht dort? fragte Catharina von neuem.

Kennst Du die Stimme Deines Bruders nicht mehr? fragte Alfons vortretend.

Alfons! — rief sie, streckte die Arme nach ihm, und lag an seiner Brust — Hast Du ihn gesehen? — fragte sie dann — Wo ist er? Sprich, werde ich seine süße Stimme bald hören — werde ich ihm sagen können, wie unaussprechlich ich ihn liebe?

Er ist in Deiner Nähe! erwiederte der Bruder.

Und liegt hier zu Deinen Füßen, Geliebte! rief der König, ihre Hand an seine Lippen pressend.

So war es kein Traum? — rief sie entzückt — So war es der Gesang Henrico's, den die Schlummernde vernahm? O, zu viel Wonne, gütiger Gott! — rief sie erbebend — Führe mich zu meinem Sitze, Alfons, meine Knice wanken! — Und als sie sich niedergesetzt, und noch immer

ihre Hand in der Hand des Geliebten fühlte, duldete sie gern, daß er sie an seine Lippen drückte, und hörte gern und willig den süßen Schmeicheltönen, die er mit der Glut der höchsten Liebe aussprach.

Sie hatte lange geschwiegen, ihre Empfindungen hatten nicht Worte gefunden; jetzt aber erhob sie sich. König! — sprach sie — die Kluft, die uns trennte, ehe Gott so Schreckliches über mich verhängt hatte, wohl kennend, habe ich mich nie trügerischen Hoffnungen ganz überlassen, wohl aber bin ich meinem Herzen nur zu leicht, zu willig gefolgt. Jetzt aber, da jede Hoffnung mich verlassen hat, ich eine irrende Pilgerin bin, die mit ewig geschlossenen Augen in der Wüste des Lebens umhertappen muß, jetzt bin ich aus meinem Traume erwacht, er ist zerronnen, und ich fühle, daß Euere Liebe, wenn Ihr sie auch jetzt noch treu für die Ewigkeit zu bewahren glaubt, leise wie der letzte Seufzer eines Sterbenden dahinschwinden wird. Ich bin darauf gefaßt, und darf es nicht anders erwarten. Und somit, Don Henrico, sagt Catharina Guzmann in dem Augenblicke des Wiederse-

bens Euch ein trauriges Lebewohl. Der Sohn der Eleonore Guzmann sey fortan mein Freund, der König mein Beschützer!

Catharina! — unterbrach sie Don Henrico mit Heftigkeit — wie könnt Ihr so Arges von mir glauben? Wähnt Ihr, meine Liebe sey nur ein wilder Sinnenrausch gewesen? Glaubt Ihr sie nicht edlerer Art?

In der Nacht, die mich jetzt umgiebt, — nahm Catharina das Wort — habe ich Muße, mein Innerstes zu prüfen; da habe ich mich selbst gefragt: Würdest Du Heinrich von Trastamara, wenn da, wo jetzt Leben und Liebe strahlt, ein paar dunkle Höhlen mich angestarrt hätten, noch mit der nämlichen Glut lieben können, wie jetzt?

Und was sagte da Euer Herz? fragte Don Henrico rasch.

Es sagte mir: die Liebe würde dann zur Freundschaft werden, mein Herz würde jeder andern Neigung verschlossen seyn, mein Leben würde ich ihm weihen, ihn pflegen, ihn leiten, und, ich fühle es, eben so glücklich seyn, als wenn ich mit glühender Sehnsucht in seinen Armen ruhte.

Nennt Ihr das Liebe? fuhr Henrico auf.

Nennt Ihr es, wie Ihr wollt, Henrico, nennt es Liebe, nennt es Freundschaft. Was die Herzen mit stürmischer Gewalt einander zuführt, was die Sehnsucht, was die Sinne umgaukelt, das gehört nur dem Irdischen an, und vergeht mit dem Irdischen; doch was noch unter uns bestehen kann, mein theurer Freund, was uns jetzt noch mit heiligen Banden an einander kettet, das ist das milde Geschenk, welches der Himmel dem Menschen gab, damit er hier schon die himmlische Wonne genieße. — Die Freundschaft allein schlinge fortan das Band um unsere Herzen.

Nein, nein! — rief der Leidenschaftliche — Nein, Catharina! Sieh', dort im Osten beginnt die Morgenröthe zu dämmern — so wie die heilige Sonne sich aus der Nacht wieder emporhebt, und im neuen Glanze die Welt erhellt, so kann auch meine Liebe zu Dir nicht vergehen, und wenn auch Nacht Dich deckte, ihre Strahlen brechen doch hindurch, und bleiben die Sonne meines Lebens!

Entfernt Euch, Don Henrico, entferne Dich, mein Bruder, — bat jetzt die Blinde — wenn man mir verkündet, daß der Tag anbricht, dann muß ich im Stillen mein Gebet zu Gott erheben; stört meine Andacht nicht. — Sie ließen sie nun auf ihre Bitten allein, die unter dem Baume sitzend die Hände faltete, und im Stillen ihre Andacht verrichtete.

Indessen war die Dämmerung gewichen, die Morgenröthe brach hervor, und ihre rosigen Strahlen beleuchteten die Gipfel der waldumkränzten Berge. Catharina seufzte tief auf, ihr Gebet war beendet, ihre Hände ruhten wieder in ihrem Schooße. Kaum gewahrte dieß der König, als er mit Alfons zu ihr eilte, denn jetzt sollte der Tag ihm die Geliebte zeigen, die durch Nacht und Dämmerung nur in dunklen Umrissen vor ihm geschwebt hatte. Sie erhob sich, als sie die Beyden nahen hörte, und da sie den Mantel abgeworfen, stand die herrliche Gestalt vor dem entzückten Fürsten. Freundlich lächelte ihm noch der liebliche Mund entgegen, üppig rollten die dunklen Locken, wie einst, über Stirn und Nacken

herab; es war ja die nämliche Gestalt mit ihrem schönen Ebenmaße, sie war es ja noch ganz, das schöne Mädchen, wie er sie das letzte Mal in Saragossa gesehen! Aber die Binde um die Augen — sie war nur ein bleicher Nebelstreif, der sich vor die Sonne gezogen, ihre Strahlen verbarg.

Blume meines Edens, Strahl meiner Sonne! — rief er begeistert — Nun habe ich Dich wieder und Du bist mein, unzertrennlich mein! — Er umfing sie und drückte sie stürmisch an sein Herz; sie duldete es in dem Augenblicke der Ueberraschung, bald aber entwand sie sich seiner Umarmung.

Laßt mich, Henrico, — bat sie — täuscht mich, täuscht Euch nicht. Eure Phantasie betrügt Euch! — Ich muß die Täuschung zerreißen, mich Euch zeigen wie ich bin.

Eben beleuchtete die Morgenröthe mit ihrem rosigen Strahle das Mädchen, welches bebend, wie eine vom West bewegte, in der jugendlichen Aurora rosig erglühte Lilie vor Henrico stand. — Es wird mir schwer, — sprach sie ängstlich, die zitternde Hand erhebend — schwer, mein Traumglück selbst zu zerstören, aber ich muß! Nun, so sey es!

— Blicke her, Unglücklicher, sieh' die zerknickte Blume Deines Edens, sieh den erloschenen Strahl Deiner Sonne! — Sie wollte die Binde lösen, er aber hielt ihre Hand zurück. Thue es nicht, Catharina, — bat er — bei allem was Dir heilig, bei unserer Liebe beschwör' ich Dich, thue es nicht. Laß die Binde um Deine Augen, laß mich in dem süßen Wahne, unter ihr leuchte noch immer Dein strahlender Himmelsblick.

Sagt' ich es Euch nicht, Don Henrico? — fuhr Catharina, durch seine Besorgniß nicht überrascht, aber dennoch tief verwundet fort — Sagt' ich es Euch nicht, daß die Liebe eine Erdgeborene, das Himmlische in ihr aber nur heilige Freundschaft sey? — Reicht der Freundin die Hand, vergeßt, daß statt der flammenden Augen die Binde zwei dunkle Augenhöhlen deckt. Ich wußte, daß es so kommen mußte, — fuhr sie wehmuthvoll fort — ich fühlte es, daß mein Himmel zerstört sey, deßhalb hätte es mich nicht überraschen sollen, und doch —

Traueſt Du meinem Herzen nicht, Geliebte? — Glaubst Du, es fürchte die Prüfung? Nimm die Binde ab, laß mich das

Schreckliche sehen. O, es muß grausig seyn, das Schönste der Erde zerstört, seinen Himmel so furchtbar geschlossen zu sehen!

Aber noch furchtbarer, blind zu seyn! sagte das Mädchen leise vor sich hin.

Tyrann! — rief jetzt Henrico und sein ganzes Wesen war verändert — Meine Mutter starb durch das Gift, das Du ihr reichen ließest, die Geliebte meines Herzens mußte das Licht ihrer Augen Deiner Wollust zum Opfer bringen, mich selbst verfolgtest Du mit Gift und Dolch, und mein Vaterland wird durch Dich Tiger zerfleischt! Nun, so schwöre ich hier bei diesem zertrümmerten Meisterwerke der Natur, bei dem Schmerz, der mich ergreift, denke ich dieser Augen Licht, so furchtbar gräßlich erloschen: Ich will die Bande des Blutes zerreißen, die mich an Dich fesseln, will vergessen, daß Du meines Vaters Sohn bist, und will nicht ruhen und rasten, bis ich meine Rache in Deinem Blute gekühlt habe!

So geschehe es: — rief eine weibliche Stimme. Es war Donna Maria, die dem Allen aus der Ferne zugesehen hatte und jetzt zu ihnen getreten war — Sohn meiner

Schweſter, Sohn des Königs Alfons von Kaſtilien! — ſprach ſie feierlich — ja zur Rache muß Dich dieſe Unglückliche entflammen, nicht zur Liebe! Ihr grauſiges Bild begleite Dich auf Deinem Zuge nach Sevilla, denn hoffentlich wird Dein Weg Dich dahin führen. — Du aber, Thörin, hoffe nichts mehr! — wandte ſie ſich zu Catharina — des Mannes Liebe iſt ein Sinnenrauſch, mit unſerer Blüthe welkt auch ſie.

Ihr möchtet Euch doch irren, — unterbrach ſie Don Henrico — glaubt nicht, Donna Maria, daß meine Liebe erſtorben ſey, ſie iſt, wie der Phönix aus der Aſche, mit ihren Schmerzen heiliger, reiner erſtanden. So lange ich lebe, wird auch Catharina in meinem Herzen leben, ſo lange ich athme, mein Herz für ſie ſchlagen, ſie wird die Heilige ſeyn, die ich anbete, und wenn ich einſt mit der Glut ſehnſuchtvoller Leidenſchaft in ihr Flammenauge ſah, werde ich jetzt anbetend auf ihr geſchloſſenes Auge blicken, wo ich, wenn auch nicht einen Himmel voll Wonne, wahrlich einen Himmel voll Seligkeit erblicke. — Er hatte bei dieſen Worten des Mädchens Hand ergriffen; ein ſanfter Druck

ſprach ihren Dank, ein tiefer Seufzer ihrer Bruſt den Schmerz aus, daß nicht ihr Blick ihn lohnen, eine Freudenthräne ihm ſagen könne, wie unausſprechlich glücklich ſie ſich, trotz ihrem traurigen Schickſale, fühle.

12.

Kurz nur konnte Don Henrico's Aufenthalt in Herrera ſeyn. Sein Heer war ihm voraus gegen Toledo gezogen und Don Pedro ſetzte ſich endlich auch in Bereitſchaft, ihm entgegen zu gehen. Faſt mehr für ſeine aufgehäuften Schätze in Sevilla als für den Thron Kaſtiliens bange, hatte er immer noch nicht Sevilla verlaſſen, jetzt aber, da Don Henrico bis an den Tajo vorgerückt war und der Prinz von Wallis ihm jede Hilfe verſagt hatte, mußte er thätig ſeyn. Er ſchloß mit dem Könige von Granada ein Bündniß, der ihm 6000 Mann zu Pferde und 30,000 Mann zu Fuße zuführte. Durch dieſe Hilfe verſtärkt, rückte er vor Cordova, dieſe, dem Don Henrico treu gebliebene Stadt zu belagern.

Don Henrico hatte in der Meierei des Klosters einen seligen Tag an Catharina's Seite durchlebt. Sie hatte ihre Binde nicht gelöst, ihn nicht enttäuscht, und er glaubte die Jungfrau überzeugt zu haben, daß sein Herz noch so glühend für sie schlage als einst. Sie schien nur es zu glauben, in ihrem Herzen stiegen noch immer Zweifel dagegen auf, und je mehr sie jetzt nur noch für ihn lebte, desto ängstlicher glaubte sie, seine Liebe müsse schwinden. In dieser Stimmung kam Don Henrico mit Alfons, ihr Lebewohl zu sagen. Um sich über seine schnelle Abreise zu entschuldigen, machte er sie mit der Ursache bekannt, erzählte ihr von seinem stattlichen Heere, den edlen Kriegern, die sich um ihn versammelt hatten, theilte ihr seine Hoffnungen mit und entflammte dadurch ihr Herz und ihren Muth.

Laßt mich mit Euch ziehen! — bat sie. — Gebt mir Euer Banner zu tragen; eine Blinde, will ich an der Spitze Eurer Völker ziehen, Euch zum Siege führen.

Nein, nein! — unterbrach sie Don Henrico. — Wie könnte Dein zarter Kör-

per dieſe Mühſeligkeiten erdulden, wie könnte ich Dich ſo großer Gefahr ausſetzen?

Welcher Gefahr? — unterbrach ſie ihn raſch. — Glaubt Ihr, ich fürchte den Tod? Was könnte mir Schöneres werden, als für Euch zu ſterben. Warum ſollte mir der Tod furchtbar ſeyn? Mir ſchlöſſe er die Augen nicht, die hat ſchon das Leben geſchloſſen.

Aber auch dieſe Worte konnten Don Henrico nicht bewegen, er verſagte ihre Bitte und ſie fühlte ſich deßhalb tief betrübt.

Mein König, — ſprach ſie — ſchon einmal rücktet Ihr an der Spitze eines furchtbaren Heeres dem Tyrannen entgegen und das Glück verließ Euch. Bannt es durch mich an Eure Fahnen. Wenn die Blinde, von ihrem Bruder geführt, das Banner in der Hand, dem Heere voranſchreitet, ſo glaubt das Kriegsvolk, eine Gottgeſandte ſchreite ihnen vor, das Vertrauen ruht in ihrer Bruſt und keiner weicht. Ich führe Euch zum Siege und die Krone Kaſtiliens ſchmückt von neuem Euer Haupt.

Der König blieb anfangs ſtandhaft und gewährte ihren Wunſch nicht; doch als er

den Schmerz sah, der sie ergriff, sagte er, sie zu beruhigen:

Nun wohl! Sollte Gefahr mir drohen, sollte ein Schlachttag über mein Schicksal entscheiden, dann rufe ich Dich zu mir, Du sollst mich begleiten und mein Banner tragen.

Dank, Dank! — rief sie und streckte ihre Hand ihm entgegen. — Dank Euch, Henrico! Nun erst bange ich nicht mehr um Euer Schicksal, nun ziehet mit Gott.

Er schloß sie in seine Arme, sagte ihr Lebewohl und eilte zum Heere.

Als sie allein war und den Hufschlag des sich entfernenden Rosses hörte, da seufzte sie tief auf.

Die Liebe ist in seinem Herzen erstorben, das Mitleid täuscht, die Erinnerung lockt ihn, er glaubt, er liebe mich noch und hintergeht sich selbst. Barmherziger Gott! — sprach sie in dem Ausbruche ihres Schmerzes — Was soll ich noch hier auf dieser Welt? Der feste Glaube allein, er liebe mich noch, konnte meine Nacht mir erhellen, und erglüht mir auch keine Morgenröthe, wird es nicht Tag vor meinen Augen, so wäre doch der Strahl seiner Liebe mir zum milden

Strahl des Mondlichtes geworden, der meine Finsterniß freundlich erleuchtet hätte. — So — bin ich überschwänglich elend; nur der Tod, der Tod allein kann mir die Ruhe geben. Das Auge ist mir schon geschlossen, das Herz schon gebrochen, was will denn das Leben noch von mir, was kann es mir noch bieten?

Viel, als Vorbereitung zu jenem Leben! — unterbrach sie die wohlbekannte Stimme des Klausners, der sie hier aufsuchte. — Verzweifle keiner, dem der Herr die Prüfung sendet, — fuhr er fort — sie wird enden, und wohl dem, der dann rein und standhaft befunden ward. Frevelt nicht, Catharina Guzmann, und ruft den Tod nicht herbei; er ist nur ein Sklave des Schicksals, seine Schritte sind gebunden und ihm die Minuten zugezählt, wann er kommen darf; er ist nur der Bote eines Höheren, der ihn sendet. Ergebt Euch in Euer Geschick, verlangt nicht das Unmögliche von Gott, Ihr habt den Spiegel Eures Herzens zertrümmert, wer kann noch hinein schauen? Jedem bleibe es fortan verschlossen.

Das ist furchtbar! rief sie unwillkührlich aus.

Doch gab Euch der barmherzige Vater — fuhr er fort — statt der vergänglichen Myrte einen Sternenkranz um Euer Haupt, statt der irdischen gab er Euch Anweisung auf die himmlische Krone. Nach oben wendet Euer Herz, lebt, sterbt für Euren König, doch hofft dabei nichts für Euer Herz, nichts von dem seinen. — Seyd mir gegrüßt, edle Dame! — sagte er nun nach dieser strengen Lehre. — Seyd mir gegrüßt, Märtyrin der Tugend. Ich habe Euch geliebt von dem ersten Augenblicke an, daß ich Euch sah, jetzt verehre ich Euch, denn Ihr habt der Tugend das Höchste geopfert, Schönheit ist des Weibes herrlichste Mitgift, Ihr habt sie schmerzvoll hingegeben zum Opfer, Gott wird diese That in dem himmlischen Buche der Vergeltung aufzeichnen, wenn Ihr Euer Schicksal mit Ergebung ertragt.

Ich wollte es segnen, ehrwürdiger Vater, — sagte Catharina, nachdem sie lange geschwiegen hatte — könnte ich es nur. — Ich scheuche die Hoffnung von mir, und will

sie entschwinden, halte ich sie wieder mit schmerzlicher Sehnsucht zurück. Die Zeit wird vielleicht den Schmerz, wird die Sehnsucht lindern und Gott wird mich stärken! — Daß Ihr die Blinde aufgesucht habt, möge er Euch lohnen. Nahet mir Henrico, so glaube ich, ein Strahl dränge in mein geschlossenes Auge, es der Freude zu öffnen; nahet Ihr mir, öffnet sich mein Herz dem Troste. Ich danke Euch dafür, ehrwürdiger Herr! Aber verlaßt mich nur nicht so bald, die Sehnsucht nach Eurer Klause treibe Euch nicht wieder von mir.

Gewiß nicht, — erwiederte der Klausner — denn Pedro's Trabanten haben sie niedergebrannt; Staub und Asche habe ich dort gefunden, zu einem Klumpen das helltönende Glöckchen geschmolzen und — Sonderbar! — sprach er lächelnd — Was dem Leben angehörte, haben sie mir genommen oder zerstört, was dem Todten werden sollte, haben sie mir gelassen. Die Gruft ist nicht eingestürzt, die ich mir zur Ruhestätte baute, der offene Sarg steht unversehrt, nur ist er zu früh mit Asche gefüllt, und so hoffe ich, wenn einst der Frieden das Vaterland beglük-

ken wird, daß man mich dort zum langen Schlafe werde betten können.

Catharina mußte nun dem Klausner umständlich ihre traurigen Begebenheiten in Sevilla erzählen. Sie that es mit blutendem Herzen; auch verschwieg sie ihm nicht, daß Don Henrico dagewesen sey und verbarg ihm die geheimste Falte ihres Herzens nicht. Er wirkte durch fromme Ermahnungen wohlthätig auf sie, und es gelang ihm, ihr aufgeregtes Gemüth in etwas zu beruhigen.

13.

Die Belagerung Toledo's ging indessen nur langsam von statten und Don Pedro hatte mit dem Könige von Granada eben so wenig Glück vor Cordova. Drei Mal hatten sie es gestürmt, die Mauren waren schon in die Stadt gedrungen, doch durch die muthige Besatzung wieder herausgeworfen worden; beide Könige Kastiliens versplitterten ihre Macht vor diesen Vesten; keiner rückte vorwärts. Catharina wurde bei diesen

Nachrichten für das Glück ihres Geliebten bange, schon seit mehren Wochen erwartete sie von Tag zu Tage die Nachricht von der Eroberung Toledo's, aber immer vergebens, und so ward ihre Unruhe von Tag zu Tage vermehrt. Die einzige frohe Nachricht, die ihrem gebeugten Geiste wieder Hoffnung gab, war die, daß Bertrand du Guesclin, von dem Prinzen von Wallis der Gefangenschaft entlassen, mit 500 Lanzen Don Henrico zu Hilfe im Anzuge sey.

Aber mehr als dieß erfreute sie ein Schreiben Alfons, welches ihr und Donna Marien den Wunsch des Königs mittheilte, daß sie sich auf ihr väterliches Schloß nach Montesillos begeben möchten, um Toledo, mithin ihm, näher zu seyn. Dieser Wunsch Henrico's stimmte zu sehr mit dem sehnlichsten Wunsche Catharina's überein, um nicht sogleich die alte Dame um dessen Erfüllung zu bitten. Donna Maria willigte ein, der Eremit von Soria versprach, sie zu begleiten, und so schieden sie zum zweiten Mal von ihrem freundlichen Asyle.

14.

Je näher sie Montesillos kamen, desto trüber wurde Catharina's Stimmung; sie hoffte, der König werde dort hinkommen, und doch fürchtete sie seine Nähe. Entfernt von ihm, war sie durch die Ermahnungen des Klausners Herrin ihrer Leidenschaften, aber sollte sie seine Stimme wiederhören, seine Nähe fühlen, so fürchtete sie die Sehnsucht erwache von neuem, ihre mühsam errungene Ruhe wäre dahin und sie fühle dann mit erneutem Schmerze ihren Verlust.

An dem Fuße des Berges von Montesillos angelangt, wo Catharina den steilen Felsweg hinaufgetragen wurde, war ihre Seele nun ganz in den Tagen hier verlebter Kindheit versunken. Sie wollte sich an dem Gedanken ergötzen, in dem freundlichen Garten, unter den schattigen Bäumen, am murmelnden Quell sich wieder zu vergnügen, wo sie einst mit Alfons so glücklich, so heiter gewesen war, als plötzlich der Gedanke sie unangehm überraschte: Du kannst ja nicht einmal die Plätze deiner kindlichen Spiele sehen, dir muß es gleich seyn, auf dem herr-

lichen Montesillos zu wohnen oder in den Einöden der Sierra Morena, um Dich breitet ja die Nacht eine ewige Wüste.

Mit diesem schmerzlichen Gefühle betrat sie die Hallen des väterlichen Schlosses, und als sie auf ihrem Zimmer allein sich befand, sank sie, vom Schmerz überwältigt, auf die Kniee. Herr, mein Gott! — rief sie — ende bald mit mir, laß die Sehnsucht, die mich ergreift, daß ich zu seinem Heile sterben darf, sich erfüllen. Was soll ich noch in dieser Welt? — Wandle ich doch hier wie in einem weiten Grabe und was mir theuer war, trennt das Schicksal, trennt die Nacht, die mich umgibt, grausig von mir!

So fand sie der fromme Klausner. Gott wird Euer Gebet erhören! — sprach er, sie aufrichtend — Ihr seyd eine geknickte Blume, die nur jenseit sich wieder erheben kann; aber so lange Ihr noch mit glühender Sehnsucht an dem Irdischen hängt, hält sie Euch hier fest, sie läßt die Seele nicht hinüber. Darum reißt Euch los von Allem und lebt nur dem Himmel —

Und ihm! — fiel sie dem Klausner in die Rede — Ach, alter Mann, vom Leben schei-

den ist leicht, aber von dem scheiden, was uns des Lebens Traum zu einem ewigen Morgenrothe schuf, das ist bitter und schwer. Läge nicht der Glaube in mir, ihn jenseit wiederzufinden, die Blinde klammerte sich so lange er lebte, fest an das Leben an und trennte sich ohne ihn nur mit Schmerzen von dieser Welt voll Jammer. Aber der Glaube gibt mir Muth, er gab mir Muth, als ich meiner Augen Licht auslöschte, denn ich hoffte, dort strahle es wieder, dort könne ich ihn wieder sehen in all' seiner Schönheit. Darum sehne ich mich nach dem Tode. Kurz soll ja der Schlaf im Grabe seyn, kurz die Nacht, die uns da umgibt, und ewig das Morgenroth der Auferstehung! — Seitdem ward Catharina immer stiller und zurückgezogener, gern war sie allein, um sich ihren Hoffnungen zu überlassen, und nur der Eremit von Soria, der am Fuße des Berges sich angesiedelt hatte, war ihr stets willkommen.

Der Bote, den Donna Maria in's Lager vor Toledo an den König gesendet hatte, ihm ihre Ankunft auf Montesillos zu melden, kam mit dem mündlichen Bescheide zurück,

daß der König in einiger Zeit dort eintreffen und seinen Besuch abstatten würde. — Catharinen schmerzte es, daß er nicht einmal einige herzliche Worte an sie geschrieben hatte. Der Glanz der Krone — seufzte sie — blendet ihn, er beachtet Catharina Guzmann nicht mehr. Donna Maria aber war beleidigt, sie erwartete von dem Sohne ihrer Schwester mehr Aufmerksamkeit, mehr Ehrerbietung, wenn er auch auf Kastiliens Throne saß. Aber Beide würden Don Henrico entschuldigt haben, hätten sie die Ursachen gekannt, die ihn in dem Augenblicke zu dieser kurzen Antwort vermocht hatten. Der Bote kam eben, als dem Könige die Nachricht wurde: Don Pedro ziehe mit dem Könige von Granada zum Entsatze Toledo's heran. Zu gleicher Zeit traf auch Bertrand du Guesclin mit der Verstärkung aus Frankreich im Lager ein.

Beides beschäftigte und erfreute Don Henrico zu sehr, um anderen Gedanken Raum geben zu können. Er hielt sogleich einen Kriegsrath, worin beschlossen wurde, den Erzbischof von Toledo mit einer starken Abtheilung des Heeres vor der Stadt stehen

zu lassen, mit dem übrigen Theile aber Don Pedro entgegen zu rücken und ihm eine Schlacht anzubieten.

Schon am anderen Tage brach das Heer auf und rückte bis Orgaz. Es bestand nur aus 25,000 Mann, meist Reiterei, aber es war auserlesenes Kriegsvölk. Von hier eilte Don Henrico nach Montesillos und überraschte Catharina, die, als sie seine Stimme hörte, Kummer und Schmerz vergaß und sich nach langer Zeit einmal wieder glücklich fühlte. Der König war aufgeregter, leidenschaftlicher als je, vielleicht mochte auch der Gedanke an die nahe Entwickelung seines Schicksals daran Theil haben, er liebkos'te Catharina, und innig, wie in jenen Tagen der Sehnsucht, sprach sich sein Herz gegen sie aus.

Catharina, im Vollgenusse ihres Glükkes, bat nun den König, ihr zu erlauben, ihm auch zu der kommenden Schlacht folgen zu dürfen und dem Heere voranzuziehen. Zwar schon oft betrog mich meine Ahnung, — sprach sie — aber heute, noch in diesem Augenblicke, raunt mir eine Stimme zu: Erst wenn Du für ihn gestorben bist, wird sein

Glück dauernd gegründet, die Krone auf seinem Haupte fest seyn. — Laßt mich mit Euch ziehen —

Aber der König verweigerte ihr die Bitte standhaft. Die Ahnung trügt! — sprach er — Warum sollte ich Dich solcher Gefahr aussetzen, warum mir noch einmal den Schmerz bereiten, Dich zu betrauern? Nein, Catharina, bleib auf deinem väterlichen Schlosse. Kehre ich siegend zurück —

So stiftet mit königlicher Freigebigkeit eine reichbegabte Abtei, — fiel ihm Donna Maria in die Rede — setzt Catharina Guzmann an die Spitze der Klosterfrauen, und so ende sie in Frieden ihr heiliges Leben.

Ist das der Wunsch Deines Herzens? fragte der König.

Das sollte meiner Liebe Ziel seyn? — erwiederte sie, empfindlich berührt — In ein Kloster könnte mich Henrico senden? Nein! — fuhr sie plötzlich auf — so endet meine Liebe, so endet Catharina Guzmann nicht! — Von diesem Augenblicke an war sie, so lange der König auf Montesillos sich befand, still und in sich gekehrt. Sie lächelte wehmüthig, wenn er mit Herzlichkeit zu ihr

sprach, wiederholte jedoch ihre Bitte nicht; ernst, als sey es das letzte Lebewohl, trennte sie sich von ihm.

Als der König Montesillos verlassen hatte, zürnte Donna Maria deßhalb mit ihr. Muhme, — sprach sie — gedenkt Euerer finsteren Worte, die Ihr an jenem verhängnißvollen Tage in Sevilla zu mir spracht. Jetzt sind wir in Montesillos, von dem Ihr sagtet, es würde öde stehen, kein menschliches Wesen dort aus- und einwandern, Raben würden aus seinen verlassenen Gemächern scheu aufflattern, denn sie sähen mich, den finsteren Geist meines Geschlechtes. Sagtet Ihr nicht, wo ein edles Geschlecht untergehe, da weinten die Engel und ein Paradies würde zur Wüste? Von alle dem geschah nichts! — Die Gemächer des Schlosses stehen nicht öde, die Raben flattern nicht scheu bei meinem Anblicke auf und das Geschlecht, das hier wohnte, ging nicht unter; aber die Engel weinten dennoch und ein Paradies ward in meinem Herzen zur Wüste! Nur Eins, was Ihr zu sehen glaubtet, ist wahr geworden. Vom Sturm entwurzelt liegt die

alte Eiche auf einem Hügel, ein junger Baum steht verdorrt neben ihr, und statt des andern, den Ihr sahet, wird bald ein Hügel sich erheben, niedrig und klein, er wird ein zerrissenes Herz decken, ohne daß der Tod der Schläferin die Augen zudrückte. Darum, Muhme, zürnt nicht über meinen stummen Schmerz, gönnt der Armen, so lange sie noch wachend träumt, den düstern Traum, nach wenigen Tagen ist sie entschlafen und träumt und sehnt sich nicht mehr.

Was sollen diese Worte? — fragte Donna Maria staunend — Sprich, Kind, was sollen diese geheimnißvollen Worte?

Denkt, sie wären die Worte einer Sterbenden, — erwiederte Catharina — und verzeiht mir, wenn es die letzten sind. Von diesem Augenblicke an ward sie verschlossener als je, und nur gegen den Einsiedler, mit dem sie häufig betete, schien sie theilnehmend zu seyn. —

15.

Das Heer Don Herico's hatte schon bei Calatrava die Guadiana überschritten und

rückte nun gegen die Gebirge vor, als der König erfuhr, Don Pedro sei mit einem Heere von 30,000 Spaniern und eben so vielen Mauren von Granada schon in der Ebene von Montiel angekommen und erwarte noch einige Verstärkung, weßhalb er sich dort gelagert, einen Theil seines Heeres in die umliegenden Schlösser und Städte gelegt habe und in dem Wahne wäre, Henrico stehe immer noch mit dem ganzen Heere vor Toledo. Auf diese Nachricht wurde einstimmig beschlossen, eiligst das Gebirge zu überschreiten, ihm in die Ebene entgegen zu rükken und ihn zu überraschen.

Ohne daß Don Pedro von seinem Anmarsche Nachricht erhielt, traf Don Henrico mit dem Heere in Val de Pennas ein, wo der Großmeister von St. Jakob aus Andalusien zu ihm stieß, dann rückte er in der Stille weiter vor und ehe noch der Morgen dämmerte, war er unbemerkt in die Nähe von Don Pedro's Lager gekommen. Eine Abtheilung Mauren stieß hier zufällig auf die Vorhut, und durch sie gelangte die erste Nachricht von dem Anrücken der Feinde zu

Don Pedro, der schnell seine Schlachtordnung bildete und Eilboten nach den nahe gelegenen Städten und Schlössern schickte, um die Besatzungen herbeizurufen; das Heer Henrico's, welches Du Guesclin befehligte, fand ihn daher nicht unvorbereitet.

Der erste Angriff, welchen die Vorhut der Franzosen auf die Völker des Königs von Granada machte, wurde zurückgeschlagen; doch als Du Guesclin mit seinen Geharnischten zu Hilfe kam und auf sie eindrang, flohen sie, setzten sich jedoch bald wieder und erneuten das Gefecht, so daß sie immer zurückweichend, sich bald wieder sammelten, und an Zahl Du Guesclin weit überlegen, ihm so viel zu thun gaben, daß er Don Henrico, auf den sich Pedro mit beispielloser Wuth geworfen hatte, nicht zu Hilfe kommen konnte.

Nach langem Widerstande mußte Henrico endlich der Uebermacht weichen und ward von Don Pedro's Scharen bis an den Fuß eines Hügels zurückgetrieben, auf dessen Höhe ein großes, steinernes Kreuz stand, das von der ganzen Ebene gesehen werden

konnte. Hier erneuerte sich der Kampf, Don Henrico suchte durch Worte und eigenes Beispiel den Muth der Seinen wieder zu erheben, die bei dem Anblicke der einzelnen Abtheilungen, welche dem feindlichen Heere immer noch aus den Schlössern zuzogen, das Vertrauen zum Siege verloren hatten. Auch die Mauren hielten, durch Pedro's Vortheil ermuntert, jetzt Stand und leisteten Du Guesclin tapfere Gegenwehr. Schon neigte sich der Sieg auf Don Pedro's Seite, selbst Du Guesclin verzweifelte fast daran, als plötzlich eine überraschende Erscheinung das Heer Don Pedro's in seinem Siegeslaufe aufhielt. Auf dem Hügel, nach welchem sich schon ein Haufen Flüchtiger drängte, erschien der Einsiedler von Soria und neben ihm die Blinde, eine Fahne in der Hand, auf welcher das Bild der Mutter Gottes, das Jesuskind im Arme, gemalt war.

Zurück, Ihr Feigen! — rief der Einsiedler mit donnernder Stimme und hielt den Fliehenden das Kruzifix entgegen. — Don Henrico ist der rechtmäßige König Kastiliens, so befahl mir Gott, Euch zu verkünden — zurück, Ihr Feigen, zum Kampfe für ihn!

Folgt mir! — rief Catharina begeistert, die Fahne schwingend. — Auf, zum Siege! Gott der Herr befahl es!

Und die Entmuthigten folgten der blinden Jungfrau, die an der Hand des Klausners sich furchtlos in's Kampfgewühl stürzte und wie mit einem Zauberschlage den Muth der schon wankenden Scharen belebte. Von neuem drangen die Krieger Henrico's auf den Feind, den die Erscheinung und die im dichtesten Gewühle flatternde Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes entmuthigte. Vergebens feuerte Don Pedro sie an, vergebens eilte er hin, wo alles von der Blinden erschrocken floh; auch Henrico suchte mit seinen Getreuen nach der Stelle zu dringen, wo die Fahne der Geliebten flatterte und der Kampf sich blutig erneute. Da sah er die weiße Fahne sinken, sein Herz bebte, doch schnell erhob sie sich wieder und in diesem Augenblicke sah er auch Du Guesclin mit den Franzosen zu seiner Hilfe herbeijagen. Da brach er sich durch Freunde und Feinde Bahn zu dem Orte, wo er die weiße Fahne flattern, die Feinde in völliger Flucht zerstreut

sah;

sah; jetzt hatte er sie erreicht — doch der Einsiedler, nicht Catharina, schwenkte sie mit kräftiger Faust und ermunterte die Krieger, den fliehenden Feind rastlos zu verfolgen.

Wo ist Catharina Guzmann? fragte der König, Unglück ahnend, den Einsiedler.

Dort ist der Feind! — erwiederte der alte Krieger, den die Schlacht verjüngt zu haben schien — dort flieht Don Pedro. — Auf, ihm nach, König von Kastilien!

Don Henrico verstand ihn wohl und folgte dem Rufe der Ehre und dem Feinde, der in wilder Unordnung nach allen Gegenden zu floh. Der Angriff Du Guesclin's, der, nachdem er die Mauren zerstreut, im Rücken des feindlichen Heeres einbrach, hatte die Niederlage vollendet und Don Henrico einen entscheidenden Sieg erfochten.

Am Abhange des Hügels, da, wo die Schlacht am mörderischsten gewüthet hatte, lag Catharina verwundet unter einem Ahorn, ein Lanzenstich hatte sie in der linken Brust getroffen, ehe noch ihr Bruder zu ihrer Rettung hatte herbeieilen können, der jetzt, über

sie gebeugt, ihr Trost zusprach. So traf sie der König.

Unglückliches Mädchen, rief er, bei ihrem Anblicke tief erschüttert, so hast Du doch den Tod gesucht und ihn gefunden!

Noch habe ich ihn nicht gefunden, Don Henrico! — erwiederte sie mit matter Stimme — Er naht mir noch nicht auf den Schwingen der kommenden Stunden; erst die kommenden Tage werden ihn herbeirufen, denn noch lebt der Tyrann.

Catharina! — sprach der König bewegt. — Wie schmerzt es mich, daß ich die Ursache Deines Todes bin, da ich Dir doch im Leben nur so wenig seyn konnte —

Und mir doch so viel hättet seyn können! — murmelte sie leise vor sich hin. — Aber verlaßt mich, König von Kastilien, nicht vor mir ziemt es Euch zu knieen, ich bin ja nur ein geknickter Halm auf diesem blutigen Aerntefelde des Todes. Jagt zu Euren Kriegern zurück, verfolgt Don Pedro und ruhet nicht, bis Ihr ihn in Eurer Gewalt habt, ich werde Euch folgen, meine Wun-

de erlaubt es mir, und auch Gott, zu dem ich mich im brünstigen Gebete gewendet habe.

Indem sie dieß sagte, erhielt der König von Du Guesclin die Nachricht, der Feind setze sich zu neuem Kampf am Fuße des Berges von Montiel; da streckte sie die Hand nach ihm: Eilt in den Kampf! bat sie, und Don Henrico, ihr Lebewohl zurufend, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Heere nach.

Sende Boten aus, mein Bruder, — sagte Catharina jetzt — daß der Einsiedler von Soria zu mir komme und seine frommen Hände das Kreuz statt des Schlachtschwertes ergreifen. Meine Ahnung könnte mich täuschen und der Tod mich übereilen, ehe ich gebeichtet hätte.

Don Alfons erfüllte ihren Wunsch; aber die Boten mußten dem Heere weit folgen, ehe sie den Klausner, die Fahne in der Hand, mitten im Kampfgewühle fanden. Sein Eifer hatte ihn in die vordersten Reihen geführt und er verfolgte immer noch den fliehenden Feind; jedoch bei der Nachricht, das Catha-

rina nach ihm verlange, hielt er plötzlich an und eilte zu ihr zurück.

Das Heer Don Pedro's hatte sich nicht bei Montiel gesetzt, sondern auf der Flucht zerstreut, die Ungläubigen bedeckten das Schlachtfeld, denn wen sein flüchtiges Roß nicht rettete, den mähte das Schwert der Christen nieder. Don Pedro hatte sich mit wenigen seiner Getreuen in das Schloß von Montiel geworfen, und da der Feind ihm auf dem Fuße folgte, sah er sich genöthigt, sich in dieses feste Bergschloß einzuschließen. Als Du Guesclin dieß erfuhr, ließ er das Schloß sogleich umzingeln und nahm die strengsten Vorsichtmaßregeln, daß ihm Pedro nicht entwischen konnte.

Indessen war auch Don Henrico vor Montiel angekommen und ließ nun sein ganzes Heer auf der Ebene vor dem Schlosse lagern, das mit einer bedeutenden Besatzung versehen und überdieß für uneinnehmbar gehalten wurde. Doch verzweifelte Du Guesclin, dieser Städtebezwinger, nicht an der Möglichkeit, es zu nehmen; als er aber am

andern Tage es umritt, fand er den Ruf des Schlosses begründet und ritt mißvergnügt in's Lager zurück, wo er die Krieger in ungewöhnlicher Bewegung fand.

Der Einsiedler von Soria zog nämlich mit der Verwundeten in's Lager, welche Don Alfons mit einigen Freunden begleitete. Franzosen, Kastilianer und Aragonier waren dem heiligen Manne und der Heldin entgegengezogen, die durch ihre Erscheinung in der gestrigen Schlacht so viel zum Siege beigetragen hatten. Auch Du Guesclin, den Muth des Mädchens ehrend, wendete sein Roß nach der Gegend, woher sie kam, und ritt ihr entgegen. Als sie nahete, begrüßte sie Trompetenschall und der Connetable befahl den Trägern, zu halten, er selbst stieg von seinem Rosse.

Donna! — sagte er vor allen sie begleitenden Kriegern und brach ein Reis von einem am Wege stehenden Olivenbaume — Erlaubt, daß ich Euch diesen grünen Zweig um Eure Schläfe winde; es sollte wohl ein Lorber seyn, allein ich finde hier keinen,

und dieß Sinnbild des Friedens ziemt eher dem Haupte einer Heiligen als der kriegerische Schmuck! — Bei diesen Worten schlang er den Zweig um ihre Schläfe und beugte die Kniee vor ihr.

Connetable von Frankreich! — nahm statt der Verwundeten der Klausner das Wort — Kein Lorber, kein Oelzweig muß ihr Haupt umgeben, ein Heiligenschein wird sie umstrahlen und ganz Spanien anbetend zu ihr aufblicken.

Da nahm Du Guesclin den Oelzweig von ihrer Stirn und legte ihn an ihr Herz; vielleicht glaubte der edle Krieger, dieses bedürfe des Friedens.

Sie waren indessen im Lager angekommen, wo der König ein kostbares Zelt neben einem blühenden Granatbaume für sie hatte aufschlagen lassen, vor welchem ihre Fahne mit dem Muttergottesbilde flatterte; der König, von seinen Offizieren umgeben, empfing sie hier feierlich. Als sie seine Stimme vernahm, streckte sie ihm die Hand entgegen, erwiederte aber auf all' das Herzliche, das

er ihr ſagte, kein Wort, und als ſie ſich mit ihm allein befand, bat ſie ihn, ſie zu verlaſſen, da ſie ihre Seele zu Gott erheben müſſe. Sie blieb dann mit dem Klausner allein, mit dem ſie betete und ihm beichtete; ihre Gedanken ſchienen von jetzt an ganz von dem Irdiſchen ab und zum Himmliſchen gewendet zu ſeyn, denn ſelbſt mit ihrem Bruder ſprach ſie nur wenig.

17.

Die Wundärzte hatten gleich anfangs erklärt, daß Catharina's Wunde tödtlich ſey und ihr nur noch wenige Tage Friſt gegeben; aber ſchon waren mehre Tage vergangen, noch hatte der Tod ſie nicht ereilt, und faſt hätte man glauben ſollen, ihre Lebenslampe brenne mit jedem Tage heller, denn ſie begann theilnehmender gegen ihre Umgebungen zu werden und empfing ſelbſt Donna Maria, die auf die Nachricht von ihrem Unfalle ſchnell von Monteſillos zur Pflege herbeige-

eilt war, herzlich. So sehr auch die Leiden Catharina's diese stolze Frau betrübten, so tröstete sie doch der Gedanke, daß eine Guzmann als Heldin sterben und sich ewigen Nachruhm erringen würde.

Das Heer lag indessen unthätig vor Montiel. Der König hatte zwar sogleich nach der Schlacht dem Erzbischofe von Toledo eine bedeutende Verstärkung zugeschickt, aber es lagen noch an 16000 kampflustige Krieger vor diesem Schlosse und doch wollte Henrico durch andere Unternehmungen das Heer nicht schwächen, da er immer noch fürchtete, Don Pedro könne dann durch irgend einen Zufall die Freiheit erlangen, oder durch seine Anhänger, die sich wieder in Andalusien sammelten, gerettet werden. Da brachte ein Ueberläufer aus dem Schlosse die erfreuliche Nachricht, daß es dort der starken Besatzung an Wasser zu mangeln beginne und das Schloß sich deßhalb kaum noch einige Tage halten könne. Auf diese Nachricht wurden die Wachen verstärkt und jede Vorsicht verdoppelt, da man vermuthen konnte, Don Pedro werde Alles anwenden, zu entfliehen.

Eines Abends, da mehre Ueberläufer das nämliche bestätigt hatten und du Guesclin besondere Vorsichtmaßregeln getroffen hatte, befanden sich Don Alfons und der Klausner bei Catharina allein, die kurz vorher die letzte Oelung empfangen hatte. Der Einsiedler, ihr nahes Ende erwartend, bereitete sie zum Uebergang in jene Welt, und Alfons, der den Gedanken noch nicht fassen konnte, sich von seiner geliebten Schwester zu trennen, saß ängstlich am Krankenlager. Da sagte Catharina, die bisher geschwiegen und dem frommen Alten andächtig zugehört hatte: Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr mich bis jetzt mit so viel Theilnahme zur Pilgerfahrt nach jener Welt vorbereitet und mir schon hier die Pforten des Paradieses geöffnet habt. Ich habe bis jetzt nur dem Himmel angehört, da ich aber mein nahes Ende fühle, so wird Gott mir wohl verzeihen, wenn ich die letzten Stunden meines unglücklichen Lebens noch der Erde angehöre und sie dem Manne weihe, der meinem Herzen das Theuerste war. Laß den König rufen, Alfons, — bat sie dann — ich wünsche ihn zu sprechen. Seine Stimme,

die, wenn ich sie in meiner Blindheit vernahm, mich sanft durchbebte, soll mir die Stimme des Engels seyn, der mich von dieser Welt abruft. Laß ihn rufen, Alfons.

Der Bruder gehorchte und bald erschien der König. Setzt Euch dicht neben mich, Don Henrico, — bat sie ihn — daß Ihr jedes meiner Worte vernehmen könnt. Ich habe Euch geliebt mit Leidenschaft, — begann sie dann — und ich that Unrecht; ich konnte ja nie die Euere werden und mit Euch den Thron Kastiliens theilen, deßhalb strafte mich Gott mit ewiger Nacht. Und auch in dem Augenblicke, wo ich vor seinen Thron treten muß, denke ich doch mit Wonne jener Zeit und segne die Tage der Hoffnung und Sehnsucht; sie waren die schönsten meines Lebens. — Ich, — fuhr sie nach einer Pause fort — ich habe Euch bis jetzt mit gleicher Glut geliebt wie einst; noch in diesem Augenblicke, wo ich die Pforten des Himmels vor mir geöffnet sehe, steht Euer Bild vor meinem geschlossenen Auge und ich wende mich von der Himmelspforte nach ihm — auch habe ich auf meinem Krankenlager mehr

für Euer Glück gebetet als für mein Heil; Gott möge es mir vergeben. Lebt wohl! — sagte sie dann mit matter Stimme und richtete sich auf. Wir sehen uns wieder! Aber eilt, eilt von hier — Don Pedro — dieß sagend sank sie erschöpft auf ihr Lager zurück.

In diesem Augenblicke trat ein französischer Ritter ein und ohne auf die Kranke zu achten, sagte er mit Hast. Sire, Du Guesclin läßt Euch zu sich in sein Zelt entbieten. Don Pedro ist gefangen und dort in Verwahrung.

Ich werde kommen! — rief der König, durch diese Nachricht erschüttert und legte bebend die Hand auf Catharina's Stirn. — Ich werde kommen, um Dich zu rächen, Unglückliche!

Seyd mild — vergebt! — stammelte sie kaum hörbar.

Leb' wohl! rief der König, stürzte aus dem Zelte und eilte zu Du Guesclin. Unter Weges berichtete ihm der Ritter, daß Don Pedro habe verkleidet aus Montiel

schleichen wollen und auf diese Weise gefangen worden sey — In Du Guesclin's Zelte fand der König die Feldobersten versammelt, doch sie beobachtete sein wild rollendes Auge nicht, es suchte Don Pedro, der im Hintergrunde des Zeltes, von Offizieren umringt, mit verbissener Wuth sein Schicksal erwartend, stand. So wie er Don Henrico erblickte, sprang er gleich einem verwundeten Tiger hervor, bahnte sich mit Riesenkraft einen Weg durch die Umstehenden, zückte den Dolch und stürzte auf seinen Bruder; dieser umfaßte ihn mit gleicher Wuth, und ehe noch Du Guesclin und seine Officiere die beiden Könige trennen konnte, hatte Henrico's Dolch die Kehle des Bruders durchbohrt, der sinkend ihn mit sich nieder zog.

Als Don Henrico aufsprang, den Leichnam Pedros vor sich liegen, die Umstehenden bleich und entsetzt das furchtbare Schauspiel anstarren sah, rang sich das Wort: Brudermörder! aus seiner gepreßten Brust, dann schleuderte er den Dolch weit von sich, faltete die Hände und sprach: Vergib mir, Gott, was ich zur Nothwehr that. Konnte

ich ihm nicht Bruder ſeyn, will ich doch meinem Lande ein milder Vater werden. — Tragt den Leichnam fort! — befahl er dann — Und wenn ich auch keine Thräne für ihn herbeirufen kann, ſoll er doch als der Sohn meines Vaters ehrenvoll begraben werden! — Dann drückte er Du Guesclin die Hand und kehrte langſamen Schrittes zu der Sterbenden zurück.

Sie iſt verſchieden! — rief ihm der Klausner entgegen — Nahet ihr nicht, König von Kaſtilien, an Eueren Händen klebt Bruderblut, entweihet die Heilige nicht! — Der König blieb ehrfurchtvoll am Eingange des Zeltes ſtehen. — Sie hat Euch geſegnet, Herr! — ſprach jetzt Alfons — Mit dem Ausrufe Eueres Namens entfloh ihre Seele.

18.

Am andern Tage ſtrömte das Volk herbei, die Heilige zu ſehen. Das Zelt wurde niedergelaſſen und Catharina lag, einen

Palmzweig in der Hand, auf prachtvollem Lager; über ihr wehte die Fahne, die sie in der Schlacht getragen, und Donna Maria nebst Alfons standen trauernd ihr zur Seite; zu ihren Füßen saß der Einsiedler von Soria, leise Gebete murmelnd. Die rohen Krieger standen andächtig um die Todte und beteten, drängten sich zu ihr, küßten die kalte Hand und verehrten sie wie eine Heilige. Auch Du Guesclin und die französischen Offiziere naheten sich ihr mit Ehrfurcht und der edle Bertrand sagte gerührt: Meine Freunde, sie war ein seltenes Weib, in ihr schlug ein edles Herz und ihrem Muthe ist wahrlich der unsere nicht zu vergleichen. Gott gebe uns Allen einen so seligen Tod und ihr eine fröhliche Auferstehung.

•

Als das versammelte Volk noch andachtvoll um die Todte stand, nahte sich der König in tiefer Trauer, kniete neben ihr nieder, ergriff dann ihre Hand, preßte sie an sein Herz, an seine Lippen und schämte sich der Thränen nicht, die er im Angesichte seiner Krieger der Geliebten weinte. — Mit aller Pracht ward die Leiche nach Burgos ge-

führt und in die dortige Kathedrale beigesetzt. Der heilige Vater zu Avignon sprach auf die Bitte Don Henrico's Catharina heilig, und noch wird sie in ganz Spanien und ihr Haupt in der Kapelle der Märtyrer zu Burgos als Reliquie verehrt.

Der König hielt das Wort, das er über den Leichnam seines Bruders gesprochen hatte, treulich. Er ward der Vaters seines Volkes und sein Stamm breitete seine Zweige fast über alle Throne Europa's aus. —

Gera, gedruckt mit Schumann'schen Schriften.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Achtes Bändchen.

Tschesme.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

Tſchesme.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

1.

Ein freundlicher Nordoſt ſchwellte im Jahre 1770 die Segel des engliſchen Kauffahrtei-Schiffes, die Hoffnung, und trieb es bei den Spalmadoren vorbei nach dem Hafen von Scio. Auf dem Verdecke befanden ſich zwei junge Männer in ganz verſchiedener Stimmung. Der Eine, Harry Dugdal, der Eigenthümer des Schiffes, ſtand an den Maſt gelehnt, in ſich verſunken, die Augen unverwandt nach der Inſel gerichtet, hinter deren Bergen die Sonne ſchon zu ſinken begann; ſein Freund, Paul Brand, ein Deutſcher, ging auf dem Verdeck auf und ab und beobachtete lächelnd den Ernſten. Endlich trat er zu ihm. Harry! ſprach er, ihn ſchüttelnd: ſag mir nur, was in aller Welt dich, ſeit wir in Smyrna gelandet, ſo ganz umgeändert hat. Auf unſrer Reiſe erfaßteſt du früherhin Alles mit Leben und Theilnahme,

schimpftest weidlich auf den Aristokratismus deines Vaterlandes, zürntest mit dem Schicksal, das dich vom Schiffsähndrich zum freien Kapitain deines eignen Schiffes gemacht hat; fandest aber bei alle dem Geschmack am Portwein; erfreutest dich der herrlichen Inselgruppe und konntest dich selbst zuweilen mit Handelsspekulationen beschäftigen. Eine der vielen schönen Griechinnen, dir wir in Smyrna sahen, kann dir den Spleen nicht angezaubert haben, sonst würdest du nicht mit solcher Uebereilung deine Geschäfte dort abgemacht und aus dieser herrlichen Stadt so schnell geeilt sein. Von dem Augenblick an, daß wir den Spalmadoren vorbei segelten und den Hafen von Scio mit dem Fernrohr ansichtig wurden, stehst du, den Blick nur dahin gerichtet, unbeweglich auf einer Stelle. Rede! Gib mir Antwort!

Paul! erwiederte der Engländer unwillig: störe mich nicht in meinen Träumen.

Ich will dich stören, Harry! sagte dieser gutmüthig: — Erwache! — was soll die Schwärmerei!

Du gemahnst mich jetzt wie ein tückischer Geist! unterbrach ihn Harry: der mir in

dem Augenblick, wo ich den Himmel offen sehe, die Augen schließt. An mir ging jetzt eine schöne Zeit vorüber, liebliche Bilder standen vor mir, frisch und lebendig wie die Mairosen im Morgenthau, und meine Seele tauchte aus dem Meer der Widerwärtigkeiten auf, in die mich mein Unstern, auch wohl ich selbst, gestürzt hat. — Wohl dem Menschen! fuhr er dann fort: der seine Freuden in der Gegenwart findet, den es immer vorwärts drängt, neue zu suchen, und der nicht rückwärts schauen muß, die sparsamen zu sammeln, um sich daraus einen Kranz zu flechten, der ihm die heiße Stirne kühlen, die Schmerzen einer wunden Brust lindern kann.

Viel Poesie und Sentimentalität für einen Handelsmann! sagte der Deutsche nicht ohne Spott.

Nennst du mich einen Handelsmann, Paul — mich? Gott weiß, wie glücklich ich mich hier fühle, wo ich sinnen muß, ob ich Feigen oder Rosinen als Rückfracht und wo am wohlfeilsten einkaufen soll. Ja sonst, da stand ich auf einer Fregatte und der Tod

im Gefecht neben mir, dann sah ich mit Lust die Wellen toben und das Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe schleudern, und uns doch Herren des Elementes bleiben; ich blickte zum Sternhimmel mit einem Gefühle empor, das mir das Herz hob und mir jetzt auf dem elenden Kauffahrer fremd geworden ist. Seit mein Starrsinn mich von der Marine in das Komptor meines Vaters führte, seit dem ist mein Muth zum Unmuth, meine Kraft zur Ueberspannung geworden, und ich möchte weinen wie ein Kind, wenn die kleinste Kriegsschaluppe an mir vorüber segelt.

Und was ist es denn, das den Kapitain eines Kauffahrers in so tiefe Träume wiegen konnte, daß er seinen Unmuth vergessen, und mit einem Gesichte nach jener Insel blicken konnte, auf dem sich, um mit dir zu reden, die Seligkeit des Himmels mahlte. Welche Erinnerungen von Scio traten vor dich?

Ich war noch nie auf dieser Insel; erwiederte Dugdal.

Noch nie? fragte Paul verwundert: erkläre dich deutlicher, theile mir mit, was du mir bisher verschwiegst.

Ich will es gern, sagte Harry bereitwillig: aber du wirst mich doch nicht verstehen, nicht begreifen.

Versuch es! meinte der Deutsche.

Als ich vor 4 Jahren mit der Iris im Hafen von Smyrna lag, ward ich krank, begann nun Harry zu erzählen: und ein bösartiges Fieber zwang mich, ans Land zu steigen. Ich hatte an einen Handelsfreund meines Vaters, Demetrios Nakari, mit welchem er bedeutende Geschäfte machte, Empfehlbriefe und ließ mich, die Gastfreundschaft des Orients kennend, in sein Haus bringen. Hier wurde ich gleich dem eigenen Sohne empfangen und gepflegt. Anfangs glaubte ich, es seien Handelsverhältnisse und Spekulation der Grund dieser Milde — du kennst ja den Handelsgeist und seine Aufopferungen — bald aber sah ich, daß die wahre Gutmüthigkeit, das Gefühl des Mitleids diese guten Menschen so sorgsam für mich machte, und ich fühlte, daß jeder Dank, den ich aussprach, zu schwach sei, um ihnen nur in etwas lohnen zu können. Bald genas ich unter ihrer Pflege und konnte nun mein Zimmer verlassen und mich dem Kreise ihrer

Familie anschließen, der nur klein war und aus Vater, Mutter und einer zwölfjährigen Tochter bestand. Der Vater, ein rüstiger Mann in seinen beßten Jahren, ganz seinen Geschäften lebend, die ihm aber nicht das Herz verschrumpft oder die Brust beengt hatten, die Mutter noch schön und jugendlich, ein Engel an Sanftmuth, das Mädchen — eine Knospe, die der erste Morgen-Sonnenstrahl entfalten konnte, ein stilles, in sich verschlossenes Kind, das oft mit ihrem dunkeln Auge sinnend an mir hing, und mir mehr als jedem Andern mit Herzlichkeit entgegen kam. Diesen guten Menschen danke ich frohe Tage, meine Gesundheit, vielleicht gar mein Leben, und sie soll ich in Scio, wohin sie von Smyrna gezogen sind, wieder sehen. Da rollte sich unwillkührlich der Vorhang vor mir auf, England mit seinem Nebel, die Admiralität mit ihren Kabalen, das Komptor meines Vaters, alles lag hinter mir und nur die lieben Menschen standen vor mir. Den Alten sah ich auf seinem Polster sitzen, wie er, ein Bild der ruhigen, behaglichen Besonnenheit, den regellosen Aufflug meiner Ideen und Gefühle zu mäßigen suchte,

sah die Mutter sorgsam und thätig ordnen, mit Liebe alles beginnend, mit Liebe alles vollendend, wie ein milder Engel durch das Haus gehen, sah — ja Paul, wie ich die Kleine so eigentlich gesehen habe, weiß ich selbst nicht recht. Ich hatte mir ein eignes Bild von ihr geschaffen, woran ich sie wohl wieder erkannt; doch muß ich selbst sagen, es ist das Kind nicht mehr, mit dem ich so gern sprach, und dessen ganzes Wesen für mich etwas so Anziehendes hatte, dessen Herz ich so gern theilnehmend gefragt hätte, was macht dich jetzt schon so traurig, wo noch keine Leidenschaft, kein Gram dich zerrissen hat? — Groß, schlank, schön habe ich sie mir gemahlt, und so, daß, wenn ich mich ihr nahen wollte, ihr Ernst mich zurückschreckte, ihre Schönheit mich anzog. Gewandert bin ich mit Vater, Mutter und Tochter durch alle Gemächer des Hauses und da that es mir so leid, daß sie mir alle fremd erschienen und es nicht mehr das alte Haus in Smyrna war. Ich bin mit ihnen die Terrassen des Orangengartens auf und abgestiegen, habe das Körbchen gehalten, worin Helene Feigen und Pfirschen pflückte und mußt' ich

dann zur Ruhe in mein ausgeschmücktes Stübchen gehen und der Balsamduft der Blüthen wehte mich an, da wurde es mir so schwer ums Herz, daß ich mich von ihr hatte trennen müssen, ich trat dann mit sonderbarem Gefühl an das Fenster und blickte in die sternhelle Nacht hinaus. Sieh! — so habe ich stundenlang geträumt, und fühlst du nun nicht selbst, daß es unfreundlich von dir war, mich geweckt zu haben? — Was kannst du mir als Ersatz für solche Träume bieten?

Ich? — so manchen! sagte der Andere lachend. Sieh dort hinüber nach der sinkenden Sonne, wie sie zum Abendgruß in den schaukelnden Wellen, die wie ein Feuerstrom in ihren Strahlen erglühen, ihr Haupt badet, sieh den magischen Nebel-Schleier, den der Abend über die Landschaft zieht, und die Sonne so prachtvoll mit Gold durchwirkt; mache dem Herzen die heilige Ruhe zu eigen, die sich über die schlummernde Natur breitet, und du wirst mit mir fühlen, daß in der Wirklichkeit, nicht in der Phantasie, im Wachen, nicht in Träumen das wahre Glück, der reine Genuß des Lebens liegt. Warte es ab, was du findest. — Wo Jahre sich

zwischen die Menschen rollen, verändert sich im Leben so viel, so leicht wie jetzt der Wind, der sich gedreht hat, und der uns, wenn wir nicht geschickt laviren, immer mehr von deinem so schön geträumten Ziele entfernen wird.

Paul Brand hatte recht, der Nordost hatte sich nach West gedreht, und trieb das Schiff von dem Hafen ab — Tiefer sank die Sonne, grauer ward der Nebel, die Nacht senkte sich herab, und trotz dem geschickten Steuermann und dem steten Laviren, mußten sie die hohe See halten, und dem ersehnten Ziele so nahe, konnten sie heute in den Hafen nicht einlaufen, denn schon sandte der Leuchtthurm sein warnendes Licht durch das Dunkel der Nacht, schon zeigte sich der Abendstern in seinem strahlenden Glanze, und sie waren noch fern. Der Westwind schwieg nun, kein Lüftchen regte sich mehr, die Wellen plätscherten nur leise an das ruhig schaukelnde Schiff; die Stille der Nacht senkte sich hernieder.

Sieh Paul! sagte Harry, als sie beide auf dem Verdeck saßen und der vor ihnen stehende Portwein beiden nicht gleich gut zu

munden schien: sieh, so geht es im Leben, dem Ziele nahe, wirft uns ein Windstoß wieder in das offene Meer zurück. —

Träume nur! unterbrach ihn dieser: in deinen Träumen kennst du nicht Zeit, nicht Raum, und dir ist es gleich, ob wir hier oder im Hafen still liegen.

Glaubst du, ich vermöchte unter diesem flammenden Sternhimmel, bei dieser heiligen Stille, die nur der eintönige Wellenschlag unterbricht, meine Träume wieder anzuknüpfen? Jene beiden Leuchten an dem grauen eckigen Thurm im Hafen meiner Wünsche könnten mir die Nacht meines Geistes erhellen? — Todt ist es um mich, die Flamme meiner Phantasie erloschen, die Nacht raubte mir die Träume, die mir der Tag freundlich gab. — Und woher dieser Widerspruch in mir, woher die Lähmung meiner Flügel? — Ist es Unmuth getäuschter Hoffnung, der mein geträumtes Paradies entzaubert, ist es der Riß, den der Westwind in mein aufgerolltes Bild that, der mich erschlafft hat? — Ich könnte jetzt schlafen, wie ein fauler Matrose, wenn mir nicht das leise Lüftchen mit seinem Fächeln,

und die Nacht mit ihrem prachtvollen Sternendome das müde Auge wach hielten.

Mich hält der Portwein jetzt noch wach; nahm Brand das Wort: mache es wie ich, Harry, trink! Der Wein ist mir die schöpferische Hand, die meiner hohltönenden Lyra die Himmelstöne entlockt. Habe ich so ein paar Flaschen guten Port geleert und blicke dann in die Nacht hinein, so funkeln die Sterne mir doppelt und tanzen vor mir an dem dunkelblauen Zelt, wie hüpfende Irrlichter; das ist meine poetische Zeit, dann erfasse ich die ganze Natur von ihrer erhabenen Seite, mag sie mir dann in ihrem düstern Sternmantel, oder im rosigen Morgengewand, in ihrem Mittagglanz, oder in ihrem dunkelgoldnen Abendgewölk erscheinen. — Mache es wie ich, trinke und begeistre dich, deine Phantasie wird ihre Flügel von neuem heben, und bist du des Fliegens müde, so leg dich zur Ruhe, träume von deinem schwermüthigen Kinde und du sollst sehen, die Nacht wird sie dir so freundlich ausschmücken, wie der Tag.

Ich kann nicht schlafen! sagte Harry aufgeregt.

Versuch es! meinte Paul.

Sonderbar! fuhr Harry fort: ich sehe heute Nacht statt des Stilllebens in meiner würdigen Griechenfamilie, nur die russische Flotte, wie sie in Port Mahon vor Anker lag.

Siehst du Freund, nahm Paul das Wort: so schwankend ist der Mensch, kurz sind die Stunden der Schwärmerei; was sie gebähren, zerstören sie schnell wieder, ihre Gaben sind Schaugerichte. Greift man nach ihnen, so verschwinden sie und statt der Engelköpfe, die man zu sehen wähnt, tauchen lauter Fratzen um uns auf, statt des lieblichen griechischen Kindes, grinzt dich ein russischer Matrose mit seinem Kalmucken-Gesichte an. Verzeih mir, Freund, daß ich dir es sagen muß, du bist noch nicht so recht mit dir selbst einig, obgleich du wohl die Jahre dazu hättest. Du bist Kaufmann und möchtest Soldat sein; als du Soldat warst, tratst du freiwillig von dem Verdecke deiner Fregatte in das Komptor deines Vaters, weil du glaubtest, der Lord der Admiralität habe dir Unrecht gethan und dein Verdienst nicht genug erkannt. Der Handelstand ekelt dich an, auf deinem Kauffahrteischiff ist es dir zu

eng,

eng, dann überlässest du dich deiner Phantasie, sie führt dich auf Abwege, steckt dir ein unerreichbares Ziel und so schwankst du hin und her, bist in ewiger Bewegung und kommst nicht vom Fleck, wie jetzt unser Schiff bei der Windstille. Sag mir nur Harry, was du eigentlich willst?

Was ich will, welch Ziel ich mir gesteckt habe? das weiß ich recht gut; ob ich es erreichen werde, das weiß ich freilich nicht. Aus dem Schlendrian des Lebens muß ich heraus, etwas Großes will ich unternehmen und vollführen, und die Leere meines Herzens ausfüllen, die mir lästig zu werden beginnt.

Hab' ich nicht Recht? unterbrach ihn Brand: hab' ich dir nicht oft gesagt: Verliebe dich! —

Armer Mensch! sagte Harry mitleidig lächelnd: als ob unser Herz ein Sack Mocka Kaffee wäre, den man verhandeln, verschleudern könnte, wie und wann es uns beliebte. — Was kann ich dafür, daß alle die weißen und rothen Gesichter von Alt-England, mit ihren vollen Backen und ihren nichtssagenden blauen Augen mich kalt ließen, daß

die procentreichen Jungfrauen, die mir mein alter Vater aus seinem Notizbuche vorschlug, mir eben deshalb als verlegene Waare erschienen und mißfällig waren? —

So ziehe hin zu deinem griechischen Mädchen! nahm Paul das Wort: du hast überdies Anlage zum Spleen und bist hierin wenigstens ein echter Engländer, wenn du es auch in so vielen andern Dingen nicht bist. Der Strahl der Morgensonne wird die junge Knospe wohl in den 4 Jahren schön entfaltet haben, auch scheinen mir deine Träume Ahnungen zu sein, folge ihnen, lande, eile hin, wirf dich zu den Füßen der neuen Helene, fühle das Glück der Liebe, führe sie heim und der Portwein wird dir wieder munden, du wirst den Anblick der herrlichen Natur nicht mehr verträumen, wirst für die Deinen schaffen, wirken, sorgen und in der Wirklichkeit ein glücklicher Mensch sein, da du es jetzt nur zuweilen im Traume bist.

Harry stand plötzlich auf und schritt auf dem Verdeck auf und ab, Paul leerte sein Glas. Ich gehe nun in die Kajüte und lege mich zur Ruhe; tauben Ohren und verstock-

ten Sündern ist schlecht predigen, sagte er und verließ den Freund.

2.

Ein leiser Ostwind begrüßte Aurora, die heute in ihrer ganzen rosigen Pracht dem Meere entstieg. Die Nebel theilten sich, Scios Thürme und Minarets traten mit ihren vergoldeten Spitzen und ihren Halbmonden glänzend hervor, und Stadt und Hafen lagen amphitheatralisch vor ihnen. Schon begrüßte der Steuermann den Leuchtthurm, der auf dem Felsen am Eingang des Hafens, ein festgebannter eherner Riese stand, schon konnte Paul auf der Citadelle den halben Mond unterscheiden, nur Harry sah nichts; mit dem Lichte des Tages war auch seine Phantasie erwacht, er sah nur den alten Nakari, die Mutter, die Tochter und hätte dem Schiffe die Flügel der Seemöve gewünscht, welche die schwellenden Segel kreischend umflog, um nur schneller an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Endlich lief das Schiff im Hafen ein, ein Boot brachte die beiden Freunde bald an das Land, ein dienstfertiger Lastträger versprach, sie nach dem Hause des ihm wohlbekannten Demetrios Nakari zu bringen, schritt rüstig durch die engen Straßen Scio's voran und bezeichnete ihnen ein hohes, pallastähnliches Haus, das noch aus den Zeiten der Genueser sein mußte, als die Wohnung des Primaten. Harry klopfte heftig ein, zwei, dreimal an, aber es dauerte lange, bis sie Jemand kommen hörten. Endlich ward die Thüre geöffnet, Harry stürzte hinein, Paul folgte. — Boris! Treuer, alter Diener, du mein Freund! rief er freudig, die Hand des alten Griechen, der die Thür geöffnet hatte, stürmisch erfassend: kennst du mich noch?

Nein Herr! erwiederte dieser verwundert.

Kennst du den Schifffähndrich, Harry Dugdal, deinen Kranken nicht mehr? — Geh hinauf, melde mich.

Heilige Athanasia! Sind Sie es wirklich, Herr? rief der Alte mit freudigem Staunen. Sein Sie mir von Herzen willkommen in diesem Hause.

Geh hinauf, melde mich! wiederholte Harry.

Ihr findet Niemand hier! sagte der Alte finster.

Nicht den Vater?

Der ist auf seinem Landhause am Meer.

Auch die Mutter nicht?

Sie schläft, Herr!

Und Helene, das liebliche Kind? — Sie muß sich herrlich entfaltet haben. —

O ja, Herr Dugdal, das hat sie! seufzte der Alte.

Wo ist sie?

Bei dem Vater, sagte der Alte und wandte sich ab. —

Führ uns hinaus.

Ich darf das Haus nicht verlassen, Herr! entgegnete er: ich will Ihnen aber gleich einen Knaben und zwei Maulthiere besorgen, denn zu Fuße würde es zu weit sein; treten Sie indeß in dies Zimmer, in einer halben Stunde soll alles bereit sein, auch der Kaffee, den ich Ihnen immer so schmackhaft zu bereiten wußte.

Die Fremden traten ein. Soll ich zurück auf's Schiff, um das Nöthige zu besor-

gen? fragte nun Paul: denn ich fürchte, einmal die Wallfahrt angetreten, möchtest du sobald nicht wieder zurückkehren.

Du mußt mich begleiten, aber geh und komm bald wieder, denn mich treibt es hinaus. Laß das Schiff vor Anker sich legen, der William mag sich nach den Preisen erkundigen und alles mag bleiben, bis wir zurückkehren.

Paul ging; Harry blieb allein und es dauerte eine geraume Zeit, bis der Alte mit der Schale Kaffee eintrat. Harry betrachtete ihn jetzt aufmerksamer. Ei, ei, Boris, sagte er: du hast in der Zeit, daß wir uns nicht sahen, sehr gealtert.

Meinen Sie? erwiederte der Grieche.

Deine Haare sind grau geworden, deine Augen liegen tief.

Das Alter, Herr! — Jeder zahlt ihm seinen Tribut!

Du scheinst mir so traurig, niedergedrückt. —

Ich glaube, der Knabe mit den Thieren ist schon da — ich will doch sehen — sagte er und eilte hinaus, ohne Harry zu antworten, der sich auf das Polster des Divans setzte

und, mit seinem Stock auf den marmornen Fußboden Buchstaben zeichnend, in Nachdenken verfiel.

Wenn der Mensch nach jahrelanger Abwesenheit nach einem Orte zurückkehrt, wo es ihm einst recht wohl gegangen, wenn er auf dem Wege dahin mit Liebe und Sehnsucht die vergangenen Tage sich ausmalt, die Menschen, die ihm werth waren, sich vielleicht verschönt zurück ruft, das Herz immer stärker klopft, je näher er dem Ziele kommt; er das Band, das ihn an die Menschen knüpfte, die er wieder zu finden hofft, durch die Zeit nicht zerrissen glaubt, und ihm ist, als ob es nur ein neuer Tag wäre, den er wieder in ihrem Kreise durchleben sollte, als ob nur Stunden, nicht Jahre zwischen dem Einst und Jetzt lägen und er dann eintritt und Alles still und öde findet; Niemand begrüßend ihm entgegenkömmt und er fremd geworden in dem Hause der alten Freunde, wo er überall nur die tiefgegrabenen Spuren der Zeit findet, da erkaltet plötzlich das warme, freudetrunkene Herz, alle Glut ist erstarrt, alle Bilder sind verwischt, alles Leben ist erstorben. So war es auch Harry, das Haus

war ihm fremd, der freundliche Diener ergrauet, ernst und still; Vater, Tochter im fernen Landhause, nur die sonst so thätige Mutter schlief noch. Dies Alles dämpfte die Freude. Ob auch Herz und Gesinnung der Zeit unterlegen haben? dachte er mißgestimmt, als der Grieche wieder eintrat und berichtete, daß alles zum Ritt bereit sei.

Mein Freund ist noch nicht zurückgekehrt! sagte Harry: du mußt mich noch länger beherbergen. Aber schläft denn die Mutter immer noch?

Ja, Herr!

Darfst du sie nicht wecken lassen, ihr nicht sagen, daß Harry Dugdal hier ist?

Nein, lieber Herr!

So grüße sie von mir, Boris, und bitte, daß sie doch auch nach dem Landhause komme.

Ein schmerzliches, fast bittres Lächeln verzog des Alten Mund. — Da kommt Ihr Freund, sagte er: eilt, ehe die Sonne zu hoch steht, Ihr findet nur wenig Schatten auf dem ganzen Wege.

Wider Willen schickte sich Harry zum Weggehen an. Grüß die Mutter, sobald du sie sprichst, sagte er zu Boris.

Das will ich, hoffentlich sehe ich sie bald! erwiederte der Alte, sagte dem Knaben, der die Maulthiere führte, einiges leise und sah noch lange Harry und seinem Freunde nach, die zu Fuß durch die Straßen gingen und die Thiere folgen ließen.

3.

Obgleich noch früh am Morgen, waren doch die Straßen Scio's schon belebt. Mit der Spindel oder ihren Stickereien in der Hand, saßen die Sciotinnen vor ihren Wohnungen, grüßten die Vorübergehenden freundlich und luden sie ein, in das Haus zu kommen, ihre Arbeiten zu bewundern und zu kaufen. Sonderbare Geschöpfe sind doch die Griechinnen auf dieser Insel! sagte Paul: was ich in Smyrna von ihnen hörte, finde ich hier bestätigt. Sieh nur Harry, wie sie die schönen Formen unter diesen widrigen, steifen, faltenreichen Gewändern verbergen, sieh die hohen Mützen auf diesen ovalen, lieblichen Gesichtern, wie können doch die Töch-

ter Hellas sich so verunstalten? Mit welcher Zudringlichkeit laden sie uns ein, bei ihnen einzutreten und ihre Waaren zu kaufen, man sollte meinen, sie wären Lockvögel, uns in ihr Garn zu locken, und doch sollen, wie man mir sagte, die Töchter dieses irdischen Paradieses Vestalinnen sein. Aber Harry, du hörst ja nicht auf mich, meine geistreichen Bemerkungen schweben ungehört und nutzlos im Hauche der Morgenluft an dir vorüber; du träumst gewiß wieder.

Harry schien nicht auf ihn hören zu wollen, so wenig als auf die freundlichen Mädchen, die sie immer noch in ihre Wohnungen luden und ihre schöne Arbeit priesen; er ging schweigend an ihnen vorüber, auch Paul wurde einsilbig und so gelangten sie endlich an das Thor, das zu dem Wege längs dem Meere hinführt.

Sie athmeten jetzt freier. Blumen und Pflanzen hauchten balsamische Düfte aus, ein leiser Morgenwind, der vom Meere her wehte, kühlte die Schwüle der Luft. Ihnen zur Linken lagen die Gärten und Landhäuser der Scioten mit ihren blühenden Orangen und Granatbäumen, wo sich die Weinreben

an den hohen Feigenbäumen emporschlängelten und das dunkle Laub dieser Bäume malerisch durchwirkten. Schlanke Cypressen um eine sorgliche Cisterne gepflanzt, wiegten ihre melancholischen Häupter, der traurige Oelbaum schaukelte seine grauen spitzen Blätter in dem Winde, und die Kräuter, die wild neben dem Wege sproßten, verbreiteten ihre balsamischen Düfte rings umher. — Zu ihrer Rechten wogte, von keinem Sturm bewegt, das ruhige Meer, nur hie und da brachen sich schäumende Wellen an den hervorragenden Klippen, die vielleicht schon Jahrtausende dem wilden Elemente getrotzt hatten; der Himmel war klar, kein Wölkchen schwebte an seinem blauen Dome vorüber. Dieser Anblick überraschte den Deutschen. — Hier möchte ich mir ein Hüttchen bauen! rief er freudig aus: hier, wo die Engel, wenn auch in garstiger Vermummung wandeln und das Paradies von neuem erstanden sein muß; hier, wo der reine unumwölkte Himmel auch die Wolken von der gefurchten Stirne jagt, die beengte, zusammengepreßte Brust in dieser reinen, balsamischen Luft freier athmet und das Herz lauter

und fröhlicher schlägt. Hierher schickte ich, wäre ich unumschränkter Gebieter von Albion, alle Narren und die mit dem Spleen Behafteten, und du, mein guter Harry, müßtest dich hier ansiedeln, und dieses Luftbad gebrauchen, wo jeder an die schöne Wirklichkeit gefesselt, vor Träumereien geschützt ist.

Harry lächelte und schwieg. Er athmete in dieser reinen Luft nicht freier, seine Brust war beengter als je, dunkle Ahnungen drückten wie der Alp auf sie, und die wenigen, schnell abgebrochenen Worte des alten Boris, über die er jetzt reiflicher nachdachte, ließen ihn fürchten, daß seit jenen Jahren ein finstrer Geist das gastfreie Haus dieser Familie durchschritten habe. Diesen Gedanken nachhängend, diese Furcht nährend, durchwanderte er theilnahmlos die herrlichen Gefilde, nahm, ohne die schönen Geberinnen zu beachten, Blumen aus den dargebotenen Körbchen, spendete dafür mechanisch Silbermünzen aus, bestieg endlich sein Maulthier und ritt rasch weiter.

Paul trabte kopfschüttelnd hinterdrein; der Junge lief, unbekümmert über die Eile der Herren, flink nebenher und so bogen sie

jetzt um ein Wäldchen mit hohen Fächer-Tannen und dicht belaubten Kastanienbäumen, als der Knabe rief: Haltet ein wenig an, Ihr Herren, und seht dort die Schule Homers, betrachtet jenen Felsen, der sich wie abgerissen in das Meer streckt, dort hat der alte Blinde gesessen und seine Lieder gesungen; ich habe ihn nicht mehr gehört, aber manche alte Leute erzählen noch von ihm. Auch seht dort, wo die beiden Palmen ihre Fächer breiten, da ist das Landhaus von Demetrios Nakari, wir sind gleich dort.

Harry trieb jetzt sein Maulthier, das seiner Sehnsucht nicht schnell genug traben wollte, stärker an, und so gelangten sie bald an die kaum vier Fuß hohe Mauer, welche, wie es auf Scio gebräuchlich ist, die Besitzung umgab. Hier stiegen sie ab.

Komm, komm! sagte Harry, des Freundes Hand erfassend: mich treibts dorthin! Dies sagend zog er Paul mit sich die Stufen hinauf, die längs der Mauer zu dem Landhause führten. Plötzlich blieb er stehen. — Sieh dort! raunte er seinem Freunde zu und zeigte nach einem von Rosengebüsch bekränzten Rasenplatz, auf welchem eine hohe Ulme

ihre runde Krone wie ein schirmendes Dach breitete. Ein Kreis junger Mädchen saß mit ihren Arbeiten emsig beschäftigt, dort auf dem Rasen, wo in ihrer Mitte eine Griechin, in der Tracht der vornehmen griechischen Frauen von Smyrna, auf einem reichgestickten Polster sitzend, sich an den Ulmbaum lehnte. Unter einem weißen, turbanähnlich gewundenen Tuche quollen die dunkeln Locken hervor, ein knapp anliegendes Leibchen ließ die schönen Formen des Körpers sehen und wie eine Fürstin unter ihren Sclaven, saß sie im Kreise der Jungfrauen da. Sie mochte jetzt die Fremden bemerken, denn sie warf einen ernsten aber flüchtigen Blick auf sie, stand auf und winkte den Mädchen ihr zu folgen.

War das etwa das schwermüthige Kind? fragte Paul.

Ich glaube es fast! erwiederte Harry.

Nun bei Gott, schön hat sich die Knospe entfaltet! sagte Paul, dem Freunde folgend, der immer noch vorwärts eilte.

Bald standen sie in dem mit Rasen und Kiesgängen reinlich ausgelegten Hof, auf welchem eine Menge zahmer Rebhühner her-

umliefen; ein junger Grieche trat ihnen entgegen und fragte nach ihrem Begehr, und als sie ihm ihren Wunsch mittheilten, den Primaten Demetrios Kakari zu sprechen, führte er sie in die Halle und ging, sie seinem Herrn zu melden. Harry klopfte das Herz stürmisch, er hätte vor Ungeduld vergehen mögen, bis der Grieche zurückkommend die Fremden in das Zimmer seines Herrn führte. Dugdal betrat es in unbeschreiblicher Spannung und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er einen alten Mann mit grauen Haaren und finsterem Ansehn erblickte, der bei ihrem Eintreten sich von seinem Polster erhob und ihnen entgegen kam. Was ist Ihr Begehr? fragte er. Bei diesen Worten, bei dem ersten Laut der Stimme überwältigte Harry sein Gefühl! Vater Demetrios! rief er, sich in die Arme des erstaunten Alten stürzend: guter, alter Vater!

Wer sind Sie Herr? fragte der Grieche, entwand sich Harry's stürmischer Umarmung und blickte ihn forschend an. — Dugdal! mein guter Dugdal! rief er dann plötzlich: He Nikola, Nikola! rief er, von neuem, den jungen Mann mit stürmischer Freude an

sein Herz drückend, dem eintretenden Diener zu: Rufe Helene! — Seh ich dich wieder, guter Mensch, sagte er dann, den vor Freude zitternden Harry betrachtend: ja, du bist es, bist indessen ein Mann geworden — und ich — ein Greis! — Doch still, ich höre Helene kommen.

Die Griechin trat ein. Wirf deinen Schleier zurück, Helene! sagte der Vater: du stehst vor einem Freunde unseres Hauses; erkennst du ihn wieder? Helene warf den Schleier zurück, ihr dunkles, ernstes Auge ruhte forschend auf Harry, der, im Anschaun des schönen Mädchens versunken, bebend vor ihr stand. Plötzlich färbte hohe Röthe ihre Wangen: Harry Dugdal! rief sie und eilte davon.

Laß dich das nicht an ihr irre machen, junger Freund, sagte der Vater, sein Staunen bemerkend. Sie ist jetzt still, verschlossen mehr als je, und manche Sonderbarkeit wird dir in ihrem Wesen auffallen, von der du dich nicht stören lassen mußt. Setze dich zu mir und erzähle, was dich hierher führt, jedoch sage mir vorher, wer ist dein Begleiter?

Die Augen immer noch ſtarr auf die Thür gerichtet, durch welche die Griechin ſich entfernt hatte, ſtand Harry unbeweglich und hörte auf des Alten Frage nicht, der ſie wiederholen mußte.

Ein Freund von mir! erwiederte er endlich: den ich Ihrer Güte empfehle.

Der Alte reichte Brand zum Willkommen die Hand. Verzeihen Sie, guter Vater, ſagte Harry, ſich zu dem Griechen ſetzend: daß ich ſo zerſtreut bin, aber mir geht es ſonderbar. Mit heißer Sehnſucht, eine Familie wieder zu ſehen, der ich ſo viel Liebe und Güte verdanke, trete ich in Smyrna in ihr Haus und erfahre, daß ſie die Stadt verlaſſen haben und auf Scio wohnen. — Vierzehn Tage halten mich meine Geſchäfte in Smyrna zurück und ſo lange muß ich meine Ungeduld zügeln — heute früh lande ich im Hafen, eile nach Ihrer Wohnung und finde Sie und Helene nicht, finde nur den alten grauegewordenen Boris, ſelbſt die Mutter konnte ich nicht ſprechen, denn der Alte ſagte mir, ſie ſchliefe.

Ja, ja! ſagte der Grieche mit Wehmuth: Sie ſchläft! — In der St. Victorial

Kirche ruht sie im kühlen Gewölbe, und schläft bis zur Auferstehung.

Sie ist nicht mehr! Und ich kann sie nicht wieder sehen! klagte Harry und die Thräne drang in sein Auge — Die gute Mutter ist nicht mehr! Armer Mann! —

Sie ging uns voran, sagte der Vater, und suchte vergeblich seine Wehmuth zu unterdrücken: der Herr sei gelobet, ihr ist wohl! — Aber was bringt dich her zu mir? begann er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: du weißt, mein Buch ist geschlossen, meine Thätigkeit zu Ende.

Ich war in Angelegenheiten unseres Hauses in Smyrna, da wollte ich —

Mich besuchen, fiel ihm der Alte in die Rede: und nun findest du alles so anders, alles zerstört, selbst Helene — doch verzeih, daß ich dich immer noch mit dem traulichen Du anrede wie sonst, ich sollte es wohl nicht, denn es ist doch nicht mehr, wie es sonst um mich war, setzte er traurig hinzu.

Nennen Sie mich nur immer so, Vater! bat Dugdal: das trauliche Du ruft mir jene Zeit zurück. Mein Vater läßt Sie grüßen; auch er ist alt geworden, und Sie würden

ſich beide wohl nicht mehr kennen, denn nun ſind es 20 Jahre, daß Sie ſich nicht ſahen.

An meinem Hochzeittage ſahen wir uns das letztemal! ſagte Demetrios und jene Zeit mochte vor ihn treten, denn ſein Blick hef=tete ſich auf den Boden, er ſchwieg und kei=ner wagte die ängſtliche Stille zu unterbre=chen. Da öffnete ſich die Thür und Helene trat ein: Verzeihen Sie mein plötzliches Verſchwinden! redete ſie Harry an. Ihr Anblick rief mir die Vergangenheit zurück und ohne Bewegung blicke ich nie nach ihr.

Auch ich nicht! unterbrach ſie Harry, ihre Worte wahrſcheinlich mißverſtehend.

Sie finden manches bei uns verändert, fuhr ſie mit anſcheinender Ruhe fort: die Mutter hat uns verlaſſen, der Vater iſt alt geworden, ſeine gute Laune iſt hin und ich —

Sie ſind zur Jungfrau aufgeblüht, die in ihrem reinen Lilienglanze wie eine Heilige vor mir ſteht! unterbrach er ſie. Helene ſeufzte tief auf. — Iſt denn aller Froh=ſinn aus dieſem Hauſe gewichen? fuhr er fort: iſt denn mit jenem Engel des Frie=dens jede Freude heimgegangen?

Jede! sagte Helene ernst — Aber lassen wir das, Harry! — Sein Sie mir willkommen, von Herzen willkommen — dies sagend reichte sie ihm die Hand. — Oft habe ich seitdem an Sie gedacht. Als Sie uns verlassen hatten, fühlte ich eine Leere um mich, die ich nicht beschreiben konnte. Keiner half mir mehr Kränze flechten, keiner saß mehr theilnehmend neben mir, ohne sich zu langweilen, wenn ich schwieg, mir fehlte mit Ihnen das Mitgefühl. Ich habe seitdem Ihrer immer gern gedacht und jeder Gruß, den Sie uns über ferne Meere und Länder sandten, stimmte mich freudig und war mir willkommen.

Und ist es auch der Gruß, den ich Ihnen heute bringe? fragte er, während Paul sich absichtlich mit dem Alten unterhielt.

Er ist mir doppelt werth, da Sie mir ihn selbst bringen; erwiederte Helene und ein sanftes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund.

Auch ich habe Ihrer oft gedacht! sagte er treuherzig. Bei Tag und Nacht haben Sie vor mir geschwebt, aber nie lebendiger, als seit ich den Archipel wieder beschiffe. Anfangs machte mich der Gedanke, die Hoff-

nung Sie wieder zu sehen, so froh; je näher ich aber Smyrna, je näher ich Scio kam, wurde meine stürmische Freude ernster und ich glaube, eine dunkle Ahnung von dem, was ich hier finden sollte, hat mich erfaßt.

Glauben Sie an Ahnungen, Harry? fragte die Griechin.

Von dieser Frage überrascht, wußte er sie nicht gleich zu beantworten. — Ich glaube nur, was mein Geist fassen, was er begreifen kann! sagte er endlich: und somit gehöre ich wohl zu den Ungläubigen.

Helene brach dies Gespräch schnell ab, führte Harry noch einige Zeit in die Vergangenheit zurück, aus der sie, mit so viel Innigkeit Begebenheiten, selbst Kleinigkeiten ihm schilderte, daß er oft getäuscht, noch das schwermüthige Kind vor sich zu sehen glaubte, wie es sich damals mühsam Blumenkränze flocht, um sie langsam wieder zu zerpflücken. Aber diese Rückerinnerungen erfreueten ihn nicht, das Bild des Kindes war ihm werthlos geworden, seit er die Jungfrau gesehen und die Gewalt, die das Aufschlagen ihres großen, seelenvollen Auges schon damals an ihm geübt, war jetzt

zu einer magischen Gewalt geworden, von der er fühlte, daß er ihr nicht widerstehen könne.

Häusliche Geschäfte vorschützend, entfernte sich Helene bald und ließ eine Leere für Harry zurück, welche so wenig die Unterhaltung des Vaters als die fröhliche Laune seines Freundes auszufüllen vermochte. Der Alte erzählte ihm nun manches, was ihm und den Seinen indessen begegnet und was ihn schon seit Jahren zu dem Entschluß gebracht hatte, sein Handelsgeschäft aufzugeben und von Smyrna nach Scio zu ziehen. Von dem, was ihm hier begegnet war, schwieg er und man sah deutlich, daß er über das letzte Jahr seines Lebens gern einen Schleier zog, den er vor seinem eignen Blick nicht lüften mochte.

In dem Laufe des Gespräches, das Brand mehr unterhielt als Harry, kamen sie auch auf die jetzigen Zeitbegebenheiten. Der Krieg Rußlands mit der Pforte, die Fortschritte, welche ersteres an der Donau machte, gaben der Unterhaltung Stoff, mehr aber als dieß die Flotte, die schon mehre Monate in Port Mahon lag. Proklamatio-

nen waren von Alexis Orloff, dem Befehlhaber dieser Expedition, durch ganz Griechenland und den Archipel ausgestreut worden, worin die Griechen aufgefordert wurden, die Fesseln der Osmanen zu zerbrechen und der alten Hellas gedenkend, unter Rußlands Fahnen die Freiheit sich zu erringen. Harry wurde nun lebendig und nahm Theil an dem Gespräch. Nehmen die Griechen diese Gelegenheit nicht wahr, sagte er mit Feuer: so wären sie der Freiheit nicht werth, die man ihnen bietet; jetzt ist der günstige Augenblick! Die russische Flotte ist bedeutend, ihre Siege zu Lande führen Schrecken vor ihr her, Truppen sind eingeschifft. Das griechische Volk stehe auf, es stoße zu den russischen Truppen, versammle sich um ihre Fahnen und Sieg und Freiheit wird ihnen! —

Harry! sagte der Grieche bitter lächelnd: haben denn die Jahre deine Phantasie noch nicht gezügelt, fliegst du immer noch, dem jungen Adler gleich, der glühenden Sonne entgegen, ohne des Adlers Auge, des Adlers Schwingen zu haben? — Wirst du noch immer von ihrem Glanze geblendet? — Glaubst du, Katharina sendete ihre Flotte

aus dem fernen Norden, um die Freiheit ihrer Glaubensbrüder zu erkämpfen? — Bietet ihr der Sultan die Krimm oder Beßarabien zur Erhaltung des Friedens, so legt sie die Waffen nieder, ruht, unbekümmert um die Leiden Griechenlands, auf ihren Lorbeeren, schläft sanft und das Unglück der armen Nation stört nicht ihre wollüstigen Träume. — Für Rußland, nicht für uns sollen wir die Fahne des Aufruhrs aufstecken, für Rußland sollen wir bluten und in den Kampf ziehen, wo wir nichts gewinnen werden als doppelte Fesseln, die uns die Osmanen anlegen werden, wenn unsre Beschützer heimzogen. — Thörig wäre der Hellene, der die Waffen ergriff, so lange nicht die Nation selbst, und aus sich selbst ihn dazu aufruft! —

Sie hängen, wie es mir scheint, sehr an der türkischen Regierung; sagte jetzt Harry unmuthig.

Junger Mann, beurtheile das Alter nicht nach deiner kurzen Erfahrung! unterbrach ihn Demetrios ernst: — ich hasse die Tyrannen meines Vaterlandes gewiß mehr als du! — Ich könnte — rief er aufsprin-

gend — Doch wozu die ohnmächtige Wuth, die mir nichts anders zu ſein dünkt, als wenn ein Knabe mit ehernen Ketten ſpielend, ſie raſſeln läßt. — Und glaubſt du denn wirklich, daß Alexis Orloff der Mann iſt, dem Meere zu gebieten, und das Joch des Archipels abzuſchütteln? Iſt er Seemann, beſtieg er ſchon ein Schiff? Während die Flotte in Port Mahon liegt, vergnügt er ſich in Livorno. —

Und Elphingſton, mein ehemaliger Kapitain iſt mit bedeutender Verſtärkung zum Admiral Spiritoff geſtoßen; unterbrach ihn Harry, — das iſt ein Seemann! —

Du meinſt wohl, weil er ein Engländer iſt? ſagte der Alte lächelnd: läßt dich deine Eigenliebe ſchon wieder in England das vollkommenſte der Welt erblicken?

Demetrios, Sie thun mir Unrecht; nahm Dugdal beſcheiden das Wort. Ich bin in ſo manchen nicht der Verfechter meines Vaterlandes. Unſere Freiheit iſt eine alte Charte, mit welcher der Ariſtokratismus nach Gefallen ſpielt; unſre Geſetze gleichen den Waffen in der Rüſtkammer, die für die jetzige Zeit unbrauchbar ſind; der Reichthum

unsers Landes ist wie eine Wüste, in der einzelne Fruchtpalmen stehen, die ihre Zweige üppig verbreiten, während rings umher das niedere Gesträuch verdorrt und Jammer und Elend ist; unser Edelmuth ist der der Kaufleute, die nichts geben, ohne dabei gewinnen zu wollen, und unsre hochgerühmte Freisinnigkeit, unsre Achtung des Menschenrechts, für die führen wir den Beweis in Indien. Aber unsre Flotte! — Rede ich von der, dann schwillt mir das Herz; auf dem Wasser schwimmt Brittanias Ehre, da kommt ihre keine Nation der Welt gleich.

Hätte nur Elphingston englische Schiffe und Matrosen, sagte Paul, die Apotheose der englischen Marine unterbrechend: dann wollte ich mit dir hoffen.

Ein Mann von Geist und Kraft vermag viel! entgegnete Harry: solch ein Geist theilt sich Allen mit, er entflammt die niedern Seelen zu höheren Thaten und das Zutrauen, welches er erweckt, belebt den Muth und die Kraft.

Gebe es Gott! sagte Demetrios: denn so wie ich erfahren habe, sind die Russen

schon in Morea gelandet, die Fahne des Aufruhrs ist schon aufgepflanzt.

Und was werdet Ihr dann auf Scio thun? fragte Harry, den diese Nachricht elektrisirt hatte.

Ruhig die Folge der Begebenheiten abwarten; antwortete Demetrios. — Doch, überlassen wir die Zukunft dem Schicksal und kommt mit mir zum Mittagmahl, vorher aber sendet Eure Thiere mit ihrem Führer in die Stadt zurück, denn ihr bleibt doch für einige Zeit meine lieben Hausgenossen; ich werde indeß Boris Ordre schicken, Euer Gepäck hierher bringen zu lassen.

Willig nahmen sie die freundliche Einladung an; und schon am andern Tage traf ihr Gepäck ein.

4.

Wochen waren vergangen und Harry hatte das Landhaus noch nicht verlassen, Paul allein war zuweilen abwesend, die nöthigen Geschäfte zu beenden, die im Gan-

zen nicht von Bedeutung waren. Dugdal hatte sich indeß unbesorgt seiner Phantasie und seinem Herzen hingegeben, und sprach dies unverholen aus.

In Helenens Brust schien nicht eine gleiche Flamme zu glühen, wenigstens hatte sie mehr Gewalt über sich, sie zu verbergen, als Harry. Sie zeigte, daß sie sich nur in Harry's Gesellschaft gefiel, duldete Paul mit seiner ihr so oft unangenehmen Fröhlichkeit und seinem neckenden Witze nur Harry's wegen, zeigte Herzlichkeit, innige Theilnahme für den Freund ihrer Jugend, aber bei aller dieser Annäherung, bei aller dieser Innigkeit blieb ihr Benehmen abgemessen, und die Glut, welche so leicht der Neigung eines jugendlichen Herzens in Blick und Wort entströmt, schien ihr fremd zu sein. Schwermüthig, oft in Gedanken und in düstre Gedanken versunken, war sie meist in sich verschlossen, und nur dann, wenn sich ihr Trübsinn Harry mitgetheilt, er nach und nach in gleiche Stimmung versetzt wurde, näherte sie sich ihm inniger, ihr Auge hing dann oft sehnsuchtsvoll an dem seinigen; sie ward dann weicher, ihre Stimme, jede ihrer Bewegun-

gen drückte die Tiefe ihrer Empfindungen aus. Aber wenn er dann im Gefühle seines Glücks nur durch einen leisen Handdruck, nur durch einen Blick, durch ein Wort die Hoffnung kund that, die in seiner Brust ihre Flügel hob, dann stand nur noch die wohlwollende Freundin ihm zur Seite, und Leben und Glut schien in ihr erstorben.

Paul war während dem auf einige Zeit in Geschäften nach Smyrna gereiset. Schon vor seiner Abreise hatte er das Wohlwollen seines Freundes für die Griechin zur Leidenschaft sich entflammen gesehen; auch glaubte er trotz Helenens abgemessenem Benehmen gegen seinen Freund ihre glühende Liebe deutlich zu gewahren, welche nur die Schwermuth und der Trübsinn ihres Gemüths nicht zur hellen Flamme ausbrechen ließ. Daß dies geschehen, bald geschehen werde, glaubte er gewiß zu sein, und war deshalb nicht wenig verwundert, als er bei seiner Rückkehr Helene noch immer als die Nämliche fand. Freundlich gegen ihn, innig, aber in engen, abgemessenen Schranken gegen Harry, zärtlich, aufmerksam gegen den Vater, strenge Herrin in dem Kreise der Mädchen, die sie

um sich hatte, war sie unverändert geblieben. Bei näherer Beleuchtung dieses so schönen, sonderbaren Mädchens glaubte Paul etwas Geheimnißvolles, Unheimliches in ihr, so wie in der ganzen Familie zu finden. Der Primat, in dem man sonst Offenheit des Charakters nicht verkennen konnte, brach zuweilen plötzlich auf eine schroffe, geheimnißvolle Weise das Gespräch ab, und Paul, der in diesem Kreise vielleicht der einzige Unbefangene war und mithin ruhig seine Bemerkungen machen konnte, fand, daß dies meist geschah, wenn das Gespräch auf den Tod der Mutter, oder die Tyrannei der Türken kam; beides vermied Helene zu berühren.

Paul glaubte nun sicher, daß hier irgend ein Geheimniß verborgen liegen müsse. Mißtrauisch von Natur, fürchtete er, daß irgend eine Schuld auf dem Vater laste. Das Aengstliche, das oft in Helenen lag, wenn sie glauben konnte, Harry's Leidenschaft würde sich in Worten aussprechen; des Vaters sichtbare Freude uber diese auflodernde Neigung, und doch wieder so manche väterliche Warnungen, mancher leise Fingerzeig, daß Dugdal keine Hoffnung nähren, nicht

nach einem ungewissen Glücke streben, seine Phantasie zügeln solle, bestärkten ihn in seinem Glauben. Paul theilte keine dieser Bemerkungen seinem Freunde mit; er wollte, ehe er warnte, erst Licht haben, und bisher waren alle Nachforschungen nach den nähern Umständen von dem Tode der Mutter vergeblich gewesen. Er erfuhr nichts, als daß sie plötzlich vor Schreck gestorben sei; was ihr diesen Schreck verursacht, konnte oder wollte ihm Niemand berichten. Boris, den er bei seiner Anwesenheit in der Stadt auf listige Weise auszuforschen suchte, schwieg Anfangs, als aber Paul immer mehr in ihn drang, sagte er endlich trocken: Bei uns, lieber Herr, genießt man Gastfreundschaft, ohne in die Geheimnisse der Familien eindringen zu wollen, das hieße für freundliche Aufnahme schlecht lohnen! Paul forschte nun nicht weiter.

Doch als er sah wie Dugdal, immer mehr von seiner glühenden Phantasie verlockt, von Tag zu Tage leidenschaftlicher an dem Mädchen hing, glaubte er dem Freunde eine Frage thun zu müssen, wenn sie ihn auch schmerzen sollte. Harry! sagte er ern-

ſter, als er ſonſt gewöhnlich zu ſein pflegte.— Du ſuchſt das ganze Glück Deines Lebens in Helenen, biſt Du denn auch ihres Herzens gewiß, ſpricht ſich ihr Gefühl ſo deutlich aus als das Deinige, und hat das Geſtändniß von ihren Lippen Dich ſchon über die Furcht vor getäuſchter Hoffnung beruhigt?

Bedarf es denn des Wortes, um ſich zu verſtehen, bedarf das Herz der Rede, um ſich zu öffnen? erwiederte Harry lebhaft. — Ein Druck der Hand, ein ſeelenvoller Blick, eine Thräne ſagen oft mehr, als der Mund vermöchte.

Eine Thräne? wiederholte Paul kopfſchüttelnd. — Lieber Harry, die unglückliche Liebe hat nur Thränen des Kummers; Freudenthränen ſind die Thautropfen beglückter Liebe, und dieſe ſah ich noch nie in Helenens Auge. Sei offen und verzeih dem Freunde, wenn er hier Dir zudringlich erſcheinen könnte. — Haſt Du ſchon Deine Gefühle ausgeſprochen, Helenen geſagt, daß Du ſie liebteſt?

Ja, Paul!

Und was erwiederte ſie?

Sie schwieg, reichte mir ihre Hand, drückte die meine, ihr Auge ruhte sehnsuchtvoll, feurig auf mir, bis die Glut in Thränen erlosch. —

Und dann? —

Höre mich an, begann jetzt Harry: ich will Dir Alles berichten. Es war gestern Abend, als ich mit ihr an der großen Cisterne saß. Wir hatten in der Vergangenheit wie zwei fröhliche Kinder umher geschwärmt, und uns manches freudigen Augenblicks, aber auch der Mutter erinnert; da ward sie plötzlich still und versank in Nachdenken, auch ich ward hierdurch in ernste Stimmung versetzt, und so saßen wir lange schweigend neben einander. Schon senkte sich die Sonne hinter dem Kloster Reamoni und bestrahlte golden das vor uns ausgebreitete Meer, schöner aber noch das Antlitz des Mädchens, als sie sich zu mir wandte, und plötzlich das Schweigen brach. Harry! sagte sie, und in ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, den ich Dir nicht beschreiben könnte, konnte ich mir ihn doch selbst nicht einmal deuten: Harry, das Schönste des Lebens geht unter, wie jene Sonne,

— aber es kehrt nicht wieder, wie diese, nie wieder! — das Scheiden ist für ewig! — Sie war, indem sie dies sprach, aufgestanden, ihr Auge blickte himmelwärts, und ihre Hände preßten kreuzweis gefaltet ihre Brust. So stand sie vor mir in der Glut der Abendsonne, schön, herrlich, es war mir — lächle nicht, kalter Mensch! — es war mir, als ob die Abendglut einen Heiligenschein um sie gewoben hätte, als ob ich zu ihren Füßen stürzen, sie anbeten müßte, aber ich vermochte es nicht; in ihrem Anschaun versunken, stand ich wie leblos, das Wort erstarb in unaussprechlichem Gefühle. Harry! sagte sie nun, das Auge nach mir senkend: was der Sturm des Schicksals einmal brach, ersteht nicht wieder in seiner Herrlichkeit, was Gott einmal uns nehmen ließ, kann selbst seine Allmacht uns nicht wieder geben! — Helene! unterbrach ich sie, Sie verloren viel, Mutter und Freundin zugleich; aus dem Grabe kann sie freilich nicht wieder erstehen. Aber der Himmel gab uns nicht nur einen Stern, uns in der Nacht des Lebens zu leuchten, fuhr ich tröstend fort, Millionen wandeln am Himmelsdome, und gebt uns auch der schönste

unter, steigen unzählbare wieder auf, uns zu bestrahlen; ging eine Freude zu Grabe, entsprießen andere aus der vermoderten Asche. Sie haben die Mutter verloren, der Vater blieb Ihnen noch, es blieb Ihnen der Freund! — Ja, Helene! rief ich, mich vergessend, ja, es blieb Ihnen der Mann, der des Kindes Bild in seinem Herzen als das Einzige treu bewahrte, was ihm theuer war, der — doch Freund, was ich ihr in dem Augenblicke sagte, weiß ich jetzt selbst nicht mehr, könnte es auch Dir nicht sagen, denn ihr Anblick allein konnte mir die Worte aus der Tiefe meines Herzens lösen. — Sie hörte mir aufmerksam, theilnehmend zu, fuhr Harry nach einer Pause fort: als wenn eine Nebelwolke vor der Sonnenscheibe vorüberzieht, und nun allmälich sich die Landschaft erhellt, so schwand der düstre Ernst von Stirn und Lippen, und ihr Auge glänzte in Freude. Sie reichte mir ihre Hand, drückte mir sanft die meine und schwieg, nur das Auge gab mir Hoffnung, das freudigleuchtend auf mir ruhte, — dann aber brachen Thränen hervor. — Guter Harry! rief sie bewegt, und entfernte sich schnell.

Sonderbar! sagte Paul. — Mir unerklärbar, räthselhaft — Dugdal! sprach er dann, den Freund an sein Herz drückend; — Waffne Dich gegen das Schicksal! Ja, ich glaube, Helene liebt Dich, ich bin es überzeugt, Helene liebt Dich glühend; doch warum hält sie die Flamme, die hervorbrechen möchte und doch nicht darf, in ihrem Herzen zurück? — Doch ich will nicht weiter warnen, nur rathen. — Glaubst Du der alleinige Herr Deines Schicksals zu sein, bist Du der Zustimmung Deines Vaters gewiß, hast Du den Muth, Dich über manche Verhältnisse hinwegzusetzen, so führe eine schnelle Entscheidung herbei, sprich mit dem Primaten, sprich mit Helenen, und dringe auf bestimmte Erklärung. Sie könnte ja die Verlobte eines Andern sein, Neigung zu Dir fühlen, und so Pflicht und Liebe in ihr kämpfen. Besser, Du siehst klar, selbst wenn Du am Abgrunde ständest, noch kannst Du Dich mit Manneskraft losreißen; treibst Du dies Spiel aber länger, übergibst Du Dich auch bei diesem ernsten Werke nur Deiner Phantasie, so würde mit jedem Tage die Trennung schmerzlicher. Du siehst, Dugdal, daß auch ich

ernst sein kann, fuhr er fort, da Harry ihm nichts erwiederte: Du siehst, wie ich meine Laune zu zügeln weiß, wenn es in den Ernst des Lebens eingreift. Folge meinem Rathe, Harry!

Ich werde! sagte dieser mit Bestimmtheit. — Noch heute, noch in dieser Stunde soll sich mein Schicksal entscheiden!

Handle mit Vorsicht, mit Ruhe, Harry! fuhr Paul fort: bleibe selbst in dieser verhängnißvollen Stunde besonnen, knüpfe oder zerreiß nicht das Band ungestüm, zerreiß es nicht für immer; Du siehst, ich stehe auch hier Deinem Herzen nicht feindlich gegenüber.

Harry besann sich noch einige Augenblicke, dann preßte er den Freund stürmisch an seine Brust, und ging, Demetrios aufzusuchen.

5.

Er fand ihn auf der Terrasse in Gedanken auf- und abgehen. Vater! unterbrach ihn Harry: ich komme in der wichtigsten An-

gelegenheit meines Lebens, Ihren Rath mir zu erbitten.

Komm in jene Laube, Harry! unterbrach ihn der Alte und führte ihn in eine Laube von Jasmin: setze dich; zur Ueberlegung bei wichtiger Angelegenheit bedarf man der Ruhe — so — nun sprich.

Was ich Ihnen zu sagen habe, Vater Demetrios —

Errath ich schon! unterbrach ihn von Neuem der Alte.

Ich liebe Helene!

Liebt sie dich?

Ich glaube es! erwiederte Harry, den diese Frage überraschte.

So gehe hin und befrage ihr Herz, dann kehre zu mir zurück; an meiner Brust wirst du dann Trost oder Rath finden. — Geh mein Sohn! fuhr er fort, als er das Erstaunen auf Harry's Gesichte las: es ist besser deine Zweifel lösen sich durch den Mund Helenens als durch den Meinen, ich wüßte dir keine Hoffnung zu geben, keine zu nehmen. — Du weißt, wie fest das Herz meines Kindes selbst mir verschlossen ist. Geh mit Gott! Der Alte stand auf, auch Harry.

— Ich glaube, du wirst sie bei den Cypressen an der Eisterne finden, da pflegt sie um diese Zeit gern zu verweilen. Dies sagend drückte er ihm theilnehmend die Hand und ging nach dem Landhause zurück.

Trost oder Rath soll ich bei dir finden, alter Mann? murmelte Harry vor sich hin: also Trost könnte ich bedürfen? und Rath? Und von deinem Segen, der mich beglücken soll, sagtest du mir nichts? Nun, wie Gott will! standhaft ring' ich nach diesem hohen Preise, muthig will ich um ihn kämpfen! — Guter Paul, du fürchtest, ich könnte rasch, könnte in Unmuth das Band zerreißen? — Habe ich nicht 4 Jahre mit mir und meinem alten Vater gekämpft, habe ich nicht Beharrlichkeit seinem Willen entgegengesetzt? und ich sollte so leicht den Kampf aufgeben? — Nein, bei Gott nicht! —

Mit diesem Gedanken durchschritt er den Garten und ging der wohl bekannten Eisterne zu. Hier fand er Helene auf einer Rasenbank sitzend, den Griffel und ein Blatt in der Hand, sie schrak bei seinem Anblick auf, erhob sich und kam ihm entgegen.

Helene, begann er, sie zu ihrem Sitze zurückführend: ich habe Ihnen gestern mein Herz aufgeschlossen, ich habe das in Worten ausgesprochen, was ich seit Jahren in meiner Brust genährt und sorgsam gepflegt habe, ich habe meine Wünsche, mein Glück an Ihr Herz gelegt und weiß nicht, ob Sie ihnen dort ein freundliches, ungestörtes Plätzchen gönnen. Sein Sie aufrichtig, geben oder nehmen Sie mir die Hoffnung.

Harry! erwiederte sie und über ihr ganzes Antlitz war ernste Ruhe, fast hätte man glauben können, kalte Ruhe gebreitet: ehe Ihr Mund mir gestand, daß Sie mich liebten, hat es mein Herz schon gefühlt; der Freund meiner Kindheit, der Mann, dessen Bild, das er mir beim Abschied zurückließ, nicht allein in meinem Zimmer sorgsam verwahrt wurde, das auch in meinem Herzen ein freundliches Plätzchen fand, ist zurückgekehrt, das frühere Wohlwollen ist zur Neigung, fast glaub' ich, zur Leidenschaft in Ihnen geworden, und doch kann ich nicht. —

Ist Hand und Herz versagt? unterbrach sie Harry bebend.

Nein, lieber Freund, Niemand hat Anspruch auf meine Hand, für keinen andern schlägt dieses Herz. —

So sind Sie frei! rief er in freudigem Entzücken.

Nein, Harry, mich bindet ein Gelübde! erwiederte sie bewegt.

Ein Gelübde? Und. welches? rief er leidenschaftlich.

Hören Sie mich ruhig an, prägen Sie jedes meiner Worte tief in Ihr Gedächtniß, prüfen Sie sich genau, und dann erst entscheiden Sie. — Aber forschen Sie nicht nach mehr als was ich Ihnen sage, das Geheimniß liegt in meiner, in meines Vaters Brust verschlossen, Niemand kennt es als wir.

Die Schuld an dem Tode meiner Mutter ist der Capudan Pascha, Hassan Bei, ihm habe ich an ihrem Grabe Rache geschworen und nur der Mann, der mich an ihm rächt, der ihn mir todt oder lebendig bringt, oder ihn wenigstens von der Höhe seiner Macht niederschmettert ins Elend, den kann, den wird mein Herz beglücken. Harry! sagte sie dann, ihn wehmüthig anblickend: Sie sehen, meine Hand kann nur durch Blut

errungen werden, und so muß ich das klopfende Herz zurückpressen, das liebend für Sie schlägt, schon seit lange geschlagen hat. — Keine Antwort jetzt, mein theurer Freund, fiel sie ihm in die Rede, — Ihr Entschluß muß das Ergebniß reifer Ueberlegung sein, wägen sie Gefahr und Preis — doch nein, das können Sie nicht — fragen Sie Ihr Herz, das allein muß bestimmen!

Helene! sagte nun Harry und sein Auge glühte, sein Herz pochte: mein schwärmerischer Sinn hat mich immer nach dem Außerordentlichen, nach dem Höchsten getrieben, deshalb warst du das Ziel, nach dem ich rang und das ich durch Blut und Thaten freudig erringen will. Was setz' ich ein gegen dich, du Hohe, Herrliche? — Ein Leben, das mir ja ohne dich werthlos ist! — Was wag' ich, indem ich nach dir ringe? Es ist so wenig gegen das, was ich gewinnen kann! — Aber ehe ich den blutigen Pakt mit Hand und Wort besiegle, gieb mir die Versicherung, daß auch du mich liebst, wahrhaft, innig liebst, denn selbst deine hohe Schönheit wäre ohne Liebe mir werthlos und dein Besitz wäre mir ohne dein Herz mit einem Tropfen Blu-

tes zu theuer erkauft. — Sprich, rede als ob du Gott von deinem Herzen Rechenschaft geben müßtest.

Ich liebe Dich mit der Glut der ersten, einzigen Liebe! rief die Griechin, ihre Arme nach ihm streckend, doch als er sie umarmen wollte, entwand sie sich ihm sanft. — Nicht also, Harry! sprach sie traurig — meine Lippen darfst Du nicht berühren, mein Herz darf nicht an dem Deinen schlagen. — Frage nicht nach dem Warum, suche nicht die Dämmerung zu erhellen, die mich umgibt. Was ich Dir sagte, ist wahr, meine Liebe zu Dir ist glühend, ewig! das schwör ich Dir bei den Gebeinen meiner Mutter! Aber ich muß diese Liebe dämpfen, — ich muß! — so schwer es mir auch wird. Ich bin eine Rose von Dornen umgeben, die Du nur mit blutiger Hand brechen kannst! — Und was sagt Dir nun Dein Herz, Harry, zieht Dich die Sehnsucht noch nach mir?

Mit magischer Gewalt! sagte er fest. Muß ich auch der Umarmung, muß ich des Kusses entbehren, bin ich nur Deines Herzens gewiß, so will ich mit Freuden Dich mit Blut mir erringen. Und so weihe ich mich der Liebe

und Rache! — Dein für diese Welt! — ob für jene, weiß nur Gott! —

Ein tiefer Seufzer entstieg Helenens Brust. Sie brach einen Zweig von der Cypresse, flocht ihn schweigend zu einem Kranze, und indem eine Thräne auf ihn nieder rollte, bekränzte sie den Mann ihrer Liebe mit dem dunkeln Laube. Harry, sprach sie: Rosen habe ich Dir nicht zu geben, so möge der Cypressenkranz Dich mir zu eigen machen, bis dereinst der Tod ihn um deine Schläfe drückt! — Und nun Freund, lieber, theurer Freund! komm zu dem Vater; ernst, wie der Kranz in Deinen Locken, wird der Segen sein, den er über uns spricht, ernst, wie die Zukunft, die vor uns liegt. — Aber ist auch dies vorüber, hat auch des Vaters Wort uns vereint, haben wir über der Mutter Grab die Hände zum ewigen Herzensbunde uns gereicht, — und das geschehe bald — dann wollen wir Vergangenes abschütteln, wie der Wanderer sein feuchtes, durchnäßtes Gewand, die Zukunft verhüllen, und Auge in Auge der seligen Gegenwart leben, denn — sie wird kurz sein. Dies sagend, schritt sie dem Landhause zu, wohin ihr Harry folgte.

Das Geständniß, daß sie ihn liebe, hatte ihn so unendlich glücklich gemacht, er hätte vor Freude aufjauchzen mögen, und doch löſete sich die Freude so schnell in Wehmuth auf, es war kein reines Wonnegefühl; hinter dem roſigen Schleier grinzte ihn tückiſch das Schickſal an, und es war ihm, als habe er ſich mit dieſer Stunde einem Himmel geweiht, den finſtre Dämonen, ihm den Eingang verweigernd, bewachten.

Als ſie Beide jetzt in das Zimmer traten, wo Demetrios, ſich ernſtem Nachdenken überlaſſend, auf ſeinem Polſter ſaß, und ſie Hand in Hand auf ihn zutraten, erhob er ſich, und kam ihnen entgegen.

Ich ſehe Euch vereint! ſprach er: Ihr tretet Hand in Hand vor mich, es ſoll alſo geſchehen? —

Helene bejahte es durch ein leiſes Ja.

So ſprich, fuhr Demetrios fort: ſprich, haſt Du Dich dem Manne ganz hingegeben, ganz ſo, wie Du biſt, unverſtellt, mit offenem Herzen und freier, unbeengter Bruſt?

Ich habe mich ihm gegeben, wie ich bin und wie ich kann. — Mich ihm verlobt, wie ich am Grabe der Mutter ſchwur, erſt dann

die Seine zu werden, wenn er uns an Haſſan Bei gerächt.

So haſt Du den Engel des Friedens von Dir gewieſen, und die finſtern Mächte herauf beſchworen! zürnte der Vater: — Vergebe Dir Gott!

So mußt' ich! — ſagte ſie mit feſter Stimme.

In dieſem Augenblicke, der für das ganze Leben über Euer Schickſal entſcheidet, frage ich Dich, Helene, fuhr der Grieche fort: liebſt Du Harry wahr, haſt Du Dich ſorgſam geprüft, zieht Dich keine andere Leidenſchaft nach ihm, als reine, innige Liebe?

Ich liebe ihn mit unverlöſchlicher Glut! ſprach ſie feurig: wäre ich minder beharrlich, minder ſtolz, ich hätte um ſeinetwillen meinen Schwur brechen können.

Und du, mein guter Harry, haſt du reiflich überlegt? — wandte er ſich zu dieſem: wirſt du ſie in jedem Verhältniß des Lebens lieben und ehren, Duldſamkeit und Mitleid an ihr üben? —

Ich werde ſie lieben und ehren, und die holde Roſe ſorgſam pflegen, bis die Zeit ſie entblättert. —

Bis die Zeit sie entblättert? wiederholte Helene rasch und fast heftig. —

Bis die Hand des Todes dich erfaßt und deine Blätter über deinen Grabhügel streut! sagte Harry, sie wehmuthvoll anblickend, denn es war ihm, als höre er jetzt schon den Todesengel über ihr rauschen.

Barmherziger Gott! Vater des Weltalls! sprach jetzt Demetrios, warf einen Blick voll Demuth gen Himmel und legte seine Hände auf das gebeugte Haupt der vor ihm Stehenden: blick gnädig herab auf sie, lehre ihn tragen, lehre ihr verzeihen! — Gieb ihr Muth wahr zu sein und ihr Herz zu enthüllen, denn ohne Wahrheit ist kein dauerndes Glück auf Erden. Ihm gieb Kraft und Muth, das Unabänderliche zu tragen. — Und so geschehe nun dein Wille! — Sei mir gegrüßt als Sohn, Harry Dugdal, sei mir gegrüßt als seine Verlobte, meine Helene! — Der Friede Gottes möge Euch begleiten durch das Leben, der Friede des Herzens Euch schirmen, auf rauher Pilgerfahrt.

Gott wird Euer Gebet erhören, Vater Demetrios; sagte jetzt Harry freudig umherschauend: warum diesen Trübsinn, mein Va-

ter, warum diese Thränen in deinen Augen, Helene? laß mich diese Himmelsterne ungetrübt sehen, dann sind sie mir die Polarsterne, nach denen ich mein Lebensschiff lenke. Weg mit den trüben Ahnungen, weg mit den Sorgen. Ich werde mein Wort lösen, wenn Gott es will; werde dich an Hassan Bei rächen, wie ich es vor Gott und mir selbst verantworten kann. Geh ich darüber zu Grunde? — Nun! so bin ich in Liebe zu dir gestorben und mein Tod war schön; dann traure um mich Helene, jetzt fühle der Liebe Seligkeit und laß uns die Stunden, die uns noch gegönnt sind, freudig genießen.

Morgen gehen wir nach Scio; dann erst, Harry, kann ich der Gegenwart leben; sagte Helene ernst.

Wie du es willst, geliebtes Mädchen! erwiederte er. Auch mich zieht es nach der Ruhestätte der Verklärten, und wie du es wünschest, wollen wir uns über ihrem Grabe die Hände reichen.

Wozu das? unterbrach ihn der Vater: wozu diese Schwärmerei, Helene; der Mutter Geist umschwebt dich hier wie dort, wo nur noch der Staub vermodert, warum mit dem

dem Irdiſchen Abgötterei treiben, das nur Tand der Welt iſt; weshalb unſer Gefühl durch dergleichen aufregen, das doch wahrlich ſolch kleinlicher Aufregung nicht bedarf, wenn es wahr und tief in unſerem Herzen liegt?

Helene ſchwieg; — Laß ihr ihren Wunſch, Vater! bat Harry: wird ihr bewegtes Gemüth dort Ruhe finden, ſo gönne ſie ihr. Für mich, der ich mir vielleicht die Todtenfackel ſtatt der Hochzeitfackel anzünde, hat dieſer Gang etwas ſchauerlich Ergreifendes. Kehren wir aus der Stadt zurück, dann ſoll kein gramvolles Antlitz, keine Thräne Euch mehr, bis zum Tage des Scheidens, betrüben.

Guter Harry! ſagte der Alte ſchmerzvoll lächelnd: wie wenig kennſt du des Schickſals giftiges Geſchoß! Liegt es denn in unſerm Willen allein, den Frohſinn herbei zu rufen und den Thränen zu gebieten? Oft, wenn wir den ſchmerzvollen Pfeil herausgeriſſen haben und die Wunde geheilt iſt, trifft ſchnell ein anderer ſchon die nämliche Stelle wieder und ſie blutet von Neuem. — Auch ſehe ich recht wohl, mein Sohn, daß du gutmüthig

mich täuschen, ruhig, heiter scheinen willst, und doch nicht vermagst, dein Glück in Freude zu genießen. — Doch, ich will schweigen. Hast du schon über das, was du unternehmen sollst, nachgedacht, mein Sohn? fragte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: — Auf welche Weise willst du dein Wort lösen?

Auf edle, offene Weise! antwortete Harry mit Feuer. Der Gedanke, den ich augenblicklich faßte, als mich Helene zur Rache an dem Befehlshaber der türkischen Flotte aufforderte, hat sich schnell in mir ausgebildet. Die russische Flotte ist, wie du mir gesagt, an der Küste von Morea angekommen, dahin schiffe ich. Elphingston, mein ehemaliger Kapitain, kennt mich, die Russen brauchen tüchtige Seeleute, sie werden mich als Freiwilligen gern auf ihrer Flotte annehmen. Dann stehe ich ihm gegenüber, und gibt mir Gott Glück, löse ich mein Wort als Soldat. Auf andere Weise, setzte er ernst hinzu: als Meuchelmörder — nein! — Nicht wahr, Helene! das könntest du nicht wollen?

Für ihn ist der schmählichste Tod noch Barmherzigkeit! erwiederte sie ernst, streckte

ihre Hand nach dem Cypreſſenkranze, und nahm ihn aus Harry's Locken: ich will ihn neben den Todtenkranz meiner Mutter hängen, ſprach ſie: gedenke ihrer, gedenke deines Wortes und auch meiner! Dies ſagend verließ ſie das Zimmer.

Der Vater ſchloß nun Dugdal in ſeine Arme: Gebe dir Gott eine frohe Zukunft, mein Sohn! ſprach er gerührt: ich hätte dir ein friedlicheres Loos gegönnt, —

Ward mir nicht ein herrliches? unterbrach ihn Harry lebhaft.

Schön, ja ſchön iſt es, aber es muß mit Blut erkauft werden; ſagte Demetrios düſter: und über Blut ſchweben nur finſtere, unheilbringende Mächte.

Dies Geheimnißvolle, Unglückverkündende von Vater und Tochter hatte zwar nicht den Muth Harry's gebeugt, aber ihn doch in eine düſtre Stimmung verſetzt, welche dem Freunde, trotz dem Feuer nicht entging, mit dem ihm Harry ſein Glück verkündete.

Nun, da du nicht mehr umwenden, ſondern gerade auf die Klippen zuſteuern mußt, ſagte Paul: ſo führe das Steuer geſchickt

und mit Besonnenheit, daß du ihnen ausweichen kannst und dein Schiff nicht zerschellt. Dring nicht weiter in das obwaltende Geheimniß, laß dich nicht von der düstern Laune anstecken, behalte deinen Muth, es komme was da wolle, und segle bald von hier, deiner neuen Bestimmung entgegen!

Ja Paul, bald soll der Wind die Segel der Hoffnung schwellen! rief Dugdal begeistert: alle meine Wünsche scheint das Schicksal erfüllen zu wollen. Das herrliche Mädchen ist mein; sie zu erringen steht mir eine schöne Laufbahn offen, im Pulverdampf auf dem Verdecke, den Osmanen gegenüber, werd' ich nach ihr ringen. Nicht wie ein gemeines Gut konnte ich sie erwerben; kämpfen muß ich um sie, wie es ein solcher Preis verdient. Jeder Tropfen Blut, den ich für sie vergieße, wird zum Rubin in der Krone meines Glücks. Ja Paul, wie ich geträumt, so ist es geworden, wie meine Phantasie sie mir vormalte, so steht sie vor mir. Nicht das liebegirrende Mädchen, die an meine Brust sich schmiegt und trunken an meinen Lippen hängt, nein, die ernste Jungfrau, die selbst im hohen Aufflammen der Liebe die Mutter

nicht vergißt, nicht ihren Schwur, die ihrer Pflicht getreu den Geliebten eher opfert, als ihre Rache!

Harry! unterbrach ihn Paul: deine Schwärmerei nimmt einen ernsten, neuen, wunderlichen Charakter an. Du fühlst dich glücklich, daß du einem dir Unbekannten feindlich gegenübertreten mußt, daß dich die Geliebte eher aufgeben würde, als ihre Rache. Ich gestehe dir, mir schaudert vor solcher Liebe, denn ist nicht noch Tieferes verborgen, so möchte mir vor dem Weibe grauen, die in dem Augenblicke, wo ihre Seele von Liebe überströmt, des Hasses und der Rache gedenken kann. Solch kindliche Liebe, solche mehr als männliche Kraft könnte mich abstoßen.

Ich glaube es dir wohl, Freund! daß du ein solches Gemüth nicht verstehen, nicht begreifen kannst! sagte Harry fast empfindlich: vor mir liegt es aber klar und in seiner Reinheit. Wohl mir!

Und hast du bei alle dem an deinen Vater gedacht? fragte Paul.

Er willigte ein, daß ich Helene als Gattin heimführen dürfe.

Und warst du dessen so gewiß? Konnte nicht in der Reihe von Jahren eine Neigung das Herz des Mädchens ergriffen haben? fragte Paul weiter.

Hierüber hatte mein Vater, wahrscheinlich dies hoffend, Erkundigung bei Demetrios eingezogen! erwiederte Harry: seine Geradheit, seine Wahrheitliebe verbarg es mir nicht, daß ihr Herz noch frei sei. Zwar erhielten wir seit einem Jahre keine Nachricht mehr, und dies trieb mich um so schneller hierher.

Nun, so bin ich wenigstens von dieser Seite beruhigt. Wenn gedenkst du von hier zu reisen? fragte Paul weiter.

In drei Tagen: erwiederte Harry: morgen gehe ich mit Helene und dem Vater nach Scio, da begleitest du uns wohl, und richtest dort alles zu unserer Abfahrt ein. —

Noch sind die Geschäfte nicht beendet, Harry! unter vierzehn Tagen kann unser Schiff nicht auslaufen, die Ladung ist noch nicht voll, und selbst am Tauwerke sind noch nothwendige Ausbesserungen zu machen. Laß mich deshalb hier. Ein Neapolitanischer Kauffahrer liegt segelfertig im Hafen; ich

weiß aus guter Quelle, daß er die russische Flotte aufsucht, und für sie geladen hat. Schiffe dich darauf ein, so kommst du am nächsten zum Ziele und die Geschäfte deines Hauses leiden keine Stockung.

Mir gleichviel, erwiederte Harry: ob auf meinem, ob auf fremdem Schiffe. Mein Ziel ist Admiral Elphingston!

6.

Am andern Morgen ritt Harry und Paul nach Scio, Demetrios wollte mit seiner Tochter erst am Mittag nachfolgen. Sie hatten dies deshalb so eingerichtet, daß ihr Zusammenkommen in der Stadt nicht auffallen und Harry Zeit haben sollte, einige Handelsfreunde zu besuchen, mit welchen Paul indessen Verbindung angeknüpft hatte.

Als sie in dem Hause des Primaten abgestiegen, Paul sogleich nach dem Hafen gegangen war, mit dem neapolitanischen Schiffskapitain das Nöthige über Harrys Reise zu besprechen, und dieser sich indessen mit

Boris allein befand, ſuchte der Grieche das Geſpräch auf Helene zu bringen. Es wurde ihm nicht ſchwer, denn Harrys lebhaftes Gemüth ergriff freudig die Gelegenheit, mit ſeinem alten Freunde und Pfleger von der Geliebten zu ſprechen, da er wußte, daß der alte Diener mit unverbrüchlicher Treue und Liebe an ihr hing. — Herr! ſagte er endlich: ich bin von allem, was ſich ſeit Eurer Anweſenheit in dem Landhauſe begeben hat, unterrichtet, weiß auch, was Euch hierher führt; muß Euch aber geſtehen, daß ich mich nicht darüber freuen kann. Warum dies noch? — Dächte Herr Demetrios wie ich, ſo verkaufte er, was er hier beſitzt, und folgte Euch und ſeinem Kinde nach England, und der alte Boris würde nicht zurückbleiben. Hier hält ihn keine freudige Erinnerung, keine Ausſicht auf eine gute Zukunft zurück. Warum Gott verſuchen und gegen ſeine Gebote handeln? Liebet eure Feinde, befiehlt der Herr, und das Gebot ſollte der Menſch üben.

Boris! unterbrach ihn Harry, von der Rede des Alten aufmerkſam gemacht: liebſt du mich wirklich wie du mir es ſagſt, ſo ma-

che mich mit den nähern Umständen von dem Tode der Mutter bekannt, über ihm ruht ein Geheimniß.

Laßt es ruhen! sagte der Alte sich vergessend.

Wüßte ich es, könnte sich vielleicht alles anders gestalten; meinte Harry: sei wahr, habe Zutraun zu mir und rede!

Herr, sagte der Alte, und seine Wange glühte, sein Auge funkelte: ich weiß von keinem Geheimniß, und wär' ich unterrichtet, so könntet Ihr wohl überzeugt sein, daß es der alte Boris mit sich in's Grab nähme. Ich war in Geschäften meines Herrn mehre Monate in Smyrna; als ich heimkehrte, fand ich die Mutter todt, und so viel ich vernommen, soll der Capudan Pascha die Ursache ihres so plötzlichen Todes gewesen sein; das Wie? blieb mir, so wie der ganzen Insel, ein Geheimniß. Dies ist alles, was ich von dem unglücklichen Vorfalle weiß.

Harry schüttelte ungläubig den Kopf, drang jedoch nicht weiter in den Alten, und machte nun mit Paul, der indessen zurückgekehrt war, die nöthigen Besuche. Zur Mittagzeit traf auch Demetrios und seine Toch-

ter in Sclo ein. Beide waren ernst und in sich verschlossen; es war das erstemal, daß Helene in die Gruft, wo ihre Mutter ruhte, steigen sollte, und so sehr es sie auch hinzog, konnte sie doch nicht ganz eines gewissen Schauders, der sie bei diesem Gedanken überfiel, mächtig werden. So verging der Mittag still und freudelos. Nach dem Mahle entfernte sich Vater und Tochter, und einige Zeit darauf folgte ihnen Harry mit dem Alten; Paul blieb absichtlich zurück.

Ein Diakon empfing Harry am Eingange der von den Genuesen erbauten Kirche St. Victorial, führte sie durch das hohe gewölbte Schiff hinter den Altar, gab ihnen den Segen und verließ sie dann. Boris leitete nun Dugdal mehre Stufen in die geöffnete Gruft hinab, wo sie bald ein enges Gewölbe betraten, in dessen Mitte Harry den Sarg der guten Mutter von einem schwachen Licht beleuchtet sah. Neben dem Sarge kniete Helene, welche in tiefe Andacht versunken sein mußte, denn sie schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Demetrios stand, mit der linken Hand auf den Sarg gestützt, in der rechten einen verdorrten Cypressenzweig haltend,

neben seinem Kinde, und begrüßte mit leichtem Kopfnicken die Eintretenden, von denen Boris sogleich die Stufen wieder hinauf ging.

Eiskalt durchrieselte es Harry bei diesem Anblicke. — Die dumpfe Todtenluft, die ihn umwehte, die Knieende, welche sich so ganz ihrem Schmerze überlassen hatte, der ernste Vater, der nach Fassung rang, der Sarg, bei dessen Anblick das Bild der Mutter lebendig vor ihn trat, alles dies mußte ergreifend auf seine Einbildungkraft wirken. Er wollte sich nun Helenen nahen, doch da er sie leise beten hörte, mochte er sie in ihrer Andacht nicht stören, und trat mit klopfendem Herzen in gespannter, angstvoller Erwartung auf die andere Seite des Sarges, ihr gegenüber. Jetzt erhob sie sich und erblickte ihn. Bist du da, mein Harry! sprach sie freundlich: sei mir willkommen in der Wohnung des Todes! — Hier in diesem Sarge ruht meine Mutter! sagte sie nun mit anscheinender Ruhe, doch während sie sprach, ward ihre Stimme immer zitternder, immer bewegter: — Du hast sie gekannt, hast den Engel der Milde und Güte gekannt, der segnend unter uns wandelte. — Eine

That, unerhört und schrecklich, vor welcher die Engel selbst ihr Antlitz bargen, riß sie aus unsrer Mitte, eine That, die nur durch Blut oder Verderben ausgelöscht werden kann, und die mich, — auch mich, Harry! — rief sie mit Heftigkeit, und ihr Auge glühte, ihre ausgestreckte Hand zitterte: auch mich grenzenlos unglücklich gemacht hat!

Bist du gesonnen die Rache an Hassan Bei, dem Capudan Pascha der Osmanen, zu übernehmen? fragte sie ihn jetzt ernst aber ruhig: bist du es, so reiche mir statt des Schwures deine Hand über dem Grabe dieser Heiligen, und dieser Handschlag, der dich zur Lösung deines Worts verbindet, verbinde zugleich auch unsre Herzen vor Gott! Sie streckte die Hand nach ihm, er ergriff und drückte sie heftig: Der Rache deiner Mutter weih' ich mich hier, so wie dir bis zum Tode! sagte er zusammenschaudernd: Aber nun komm, Helene! weg von dieser Stelle, wo der Tod uns mit giftigem Odem anweht und das Leben verdorrt wie der Cypressenzweig, den der Vater mit zitternder Hand kaum noch hält.

Kommt Kinder! sagte auch Demetrios: — Genug des Furchtbaren. — Möge Gott es Euch nicht zur Sünde anrechnen, daß Ihr unberufen in sein heiliges Richteramt greifet. Möge er Barmherzigkeit an dir üben, Helene! und mir meine Schwachheit verzeihen!

Schlaf wohl, Mutter, schlaf wohl! rief das Mädchen und warf sich bitterlich weinend über den Sarg. Ihr Schmerz lös'te sich nach einem kurzen Augenblicke in Thränen auf, dann erfaßte sie des Vaters und des Geliebten Hand und schritt gefaßt die Stufen hinauf. Als sie in die Kirche zurückgekehrt waren, schrak sie plötzlich zusammen: habe ich doch vergessen, diese Rose auf den Sarg der Mutter zu legen, trag sie hinunter, guter Boris und lege sie zu ihren Füßen. Dies sagend nahm sie eine schon entblätterte Rose von der Brust, blickte traurig auf die verwelkte, raunte dem Diener einige leise Worte zu und gab ihm die Blume; dann verließ sie die Kirche. Während des Heimrittes zwang sie sich, heiter zu sein und sich dem düstern Eindruck nicht hinzugeben, den diese Scene an dem Sarge auf ihr Gemüth gemacht hatte. Aber doch ward sie seiner

nicht ganz Herr, sie blieb in der Erinnerung versunken; auch Demetrios und Harry ritten schweigend ihr zur Seite und in ernster Stimmung trennten sie sich am Abend.

7.

Paul, der am andern Tage erst wieder in dem Landhause eintraf, brachte die Nachricht, daß der Neapolitaner bei günstigem Winde in zwei Tagen absegeln wolle und das Gepäck schon morgen eingeschifft werden müsse. Helene war von dieser Nachricht fast mehr überrascht als Harry selbst. Also nur zwei Tage gönnt mir der Himmel mein Glück! sprach sie: nun dann, mein Harry, so wollen wir auch diese kurze Zeit wie Geizige genießen und selbst dem Schlafe die Stunden, die Minuten abgewinnen, um die karg Gemessene zu verlängern. Von diesem Augenblick an schien sie heiterer, überließ sich ganz ihren Empfindungen, lebte nur allein der Gegenwart und schien jede trübe Erinnerung weit hinter sich zu lassen und keinen Blick in

die Zukunft zu thun. Unverstellt zeigte sie Harry ihr Herz, erzählte ihm mit kindlicher Unbefangenheit, wie sie schon als Kind ihn liebgewonnen, wie sein Bild sie seitdem stets umschwebt und sie das kleine Gemälde von ihm, das er ihr zurückgelassen, täglich mit frischen Blumenkränzen geschmückt habe. Sie gab sich ganz der Liebe hin, jedes Wort hauchte die Glut aus, die in ihr flammte, aber kein Druck der Hand, kein süßer Kuß beglückte Harry und öffnete ihm das Paradies. Man sah deutlich den Kampf, mit dem sie dem Geliebten die kleinste Gunst verweigerte, denn ihr Auge ward dann umflort, ihr Blick ernst, und Harry, der diesen Kampf, der den Schmerz sah, welchen sie dabei fühlte, wagte es nicht mehr zu fordern und ward Herr seiner Sehnsucht.

Der Vater befand sich nicht in gleicher Stimmung, er war in diesen Tagen ernster als je, schien das Benehmen Helenens zu mißbilligen und äußerte dies laut, obgleich er sonst in allem ein schwacher, nachgebender Vater gegen sie war. Paul beobachtete beide scharf, ihm blieb in Helenen etwas für ihn Abstoßendes, worüber er nicht Herr werden

konnte, so sehr er auch danach strebte. Harry hingegen sah nur das Engelantlitz des Mädchens, hörte nur ihre süßen Liebeworte, und wollte es ihm auch zuweilen dünken, ihr Verweigern der kleinsten, wohlerlaubten Gunst entspringe einer unfreundlichen Quelle, so schrieb er es doch bald dem jungfräulichen Sinn, dem reinen, heiligen Gemüthe des Mädchens zu.

So schwanden die wenigen Tage. Ein Nordwestwind erlaubte dem Neapolitaner, die Segel zu lüften und die Stunde der Trennung schlug. Demetrios war tief bewegt, es zeigte sich offenbar, daß er mit Harry allein zu sein wünschte, und als er es war, ward er ängstlich, schien eine Bürde von sich abwälzen zu wollen und hatte doch die Kraft nicht dazu; dann umarmte er Dugdal stürmisch, nannte ihn seinen Sohn, seinen einzig geliebten Sohn, und verließ ihn, ohne etwas zu sagen, mit thränendem Blick. Helene hatte sich, als die Stunde der Trennung nahte, entfernt und schien von einer qualvollen Unruhe umhergetrieben, doch jetzt, als die Maulthiere schon bereit standen, erschien sie plötzlich, ergriff mit Heftigkeit Harry's

ry's Hand, bat ihn zu folgen und führte ihn unter die Cypreſſen bei der Ciſterne. Harry! ſagte ſie hier und die Roſen ihrer Wangen erbleichten; ihr Auge, thränenlos und ſtarr, blickte faſt mit Wildheit auf den Mann ihrer Liebe; — Harry, wenn ich dir je weniger werth erſchiene, könnteſt du mich verlaſſen, mich von dir ſtoßen?

Helene! erwiederte er überraſcht: wie kannſt du mich fragen, mich in dieſer Stunde ſo fragen? Wie wäre dies möglich, wie könnteſt du mir je anders erſcheinen als das Lieblichſte der Welt. Selbſt wenn die Roſen deiner Wangen für immer erbleichten wie jetzt, und deine Schönheit wie jene Roſe, die du der Mutter opferteſt, würde doch meine Liebe zu dir ſich gleich bleiben, unverändert, ewig; denn nicht deine Schönheit allein iſt es, die mich dir ſo ganz zu eigen macht, auch die Reinheit, die Heiligkeit deines Gemüths, der fromme Sinn, die reine Jungfräulichkeit iſt es, der ich mein Leben weihe!

Komm, komm! rief ſie jetzt ſtürmiſch! komm Harry! — Unglücklicher, der ſich dem Tode geweiht, komm! — Nimm dieſen

Handdruck, er ist alles, was ich dir geben kann, und nun lebe wohl, Mann meines Herzens! Dies sagend preßte sie seine Hand an ihre stürmisch klopfende Brust und eilte davon.

Der Abschied von Demetrios war ruhiger, aber auch trauriger. Der Alte war tief betrübt, er segnete Harry und entwand sich nur mit Mühe seinen Armen. Als nun die beiden Freunde ihre Thiere bestiegen hatten und zur Stadt ritten, sprachen sie lange kein Wort — Harry wandte noch einmal sein Maulthier, sah finster nach dem Landhause zurück und ritt dann schweigend weiter.

Lieber Harry! unterbrach Paul, von dem auch heute der Frohsinn gewichen war, die Stille: ermanne dich, dem Lebewohl folgt gemeinhin ein freudiges Willkommen. —

Mir ahnet, nein! sagte dieser. — Ich scheide von hier nicht allein mit schmerzlich wehmüthigem, auch mit ängstlichem, ahnungschwerem Gefühl. Du hattest recht, es muß ein unglückliches Geheimniß auf ihr lasten, und Helenens Liebe scheint mir fast keine beglückende zu sein. Sie liebt mich, liebt mich mit Leidenschaft, aber es ist nicht die sanfte

Stimmung des Herzens, den Tönen der Aeolsharfe gleich, es ist der wilde Akkord, wenn der Sturm heulend die Wellen peitscht. Ich fürchte Paul, meine Liebe hat den Sturm nicht zu beschwören vermocht. — Aber sei es auch was es sei, ihr Besitz ist mein Ziel, ich will es erringen und dem Himmel mein Schicksal übergeben. Wer weiß, ob ihr zerrissenes Gemüth nicht meiner zur Stütze bedarf, ich will sie ihr sein und sollte ich selbst unterliegen.

Das mußt du! sagte Paul: gern hätte ich dich zurückgehalten, aber ich vermochte es nicht. Nun es so weit gekommen ist, darfst du nicht mehr umkehren und wäre auch der Pfad, der vor dir liegt, noch so rauh.

Als sie in Scio angekommen waren, betrat Harry sogleich sein Schiff, ohne erst das Haus des Primaten und den alten Boris zu besuchen, damit er von hier in dem Augenblick der Abfahrt sich nach dem neapalitanischen Kauffahrer begeben könne, wo sein Gepäck sich schon seit gestern befand. Paul hatte alle diese Vorsichtmaßregeln zu Gunsten des Primaten getroffen, damit Dugdal's Verbindung mit diesem, oder wenigstens

doch seine Fahrt zu dem Feinde verborgen bliebe.

Der Neapolitaner gab das Signal zur Abfahrt, die Anker wurden gelichtet und die Freunde mußten sich trennen. Der Wind schwellte die Segel, das Schiff flog dahin.

8.

Nach langer, beschwerlicher Reise, da widrige Winde ihre Fahrt in den Archipel aufhielten und sie in manchen Hafen einzulaufen nöthigten, gelangte der Neapolitaner endlich in den Hafen von Navarino, wohin er die Nachricht von der Vereinigung der türkischen Seemacht in dem Meerbusen von Napoli di Romania brachte. Hier fand Dugdal seinen ehemaligen Kapitain und Gönner, den Contre-Admiral Elphingston, der ihn freundlich empfing und sogleich dem Grafen Alexis Orloff vorzustellen und sich für ihn zu verwenden versprach. Orloff empfing ihn mit Auszeichnung, nahm sein Erbieten, als Freiwilliger bei der Flotte zu dienen, willig

an und gab ihm den Rang eines Schifflieutenants und die Erlaubniß, das Schiff zu wählen, auf welchem er dienen wolle. Was er hier erfuhr, bestätigte nur zu sehr Demetrios Meinung von diesem Kriege. Die Einwohner des Pelopones hatten die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, mehrere Tausende die Waffen ergriffen und sich dem kleinen Haufen der Russen, die kaum 1000 Mann stark waren, angeschlossen. Coron und Modon, so wie Tripoliza und das Schloß von Patras war von den Russen vergebens belagert worden. Bei Modon, wo die Mainotten sie treulos verließen, hatten sie den größten Theil ihrer Mannschaft verloren und Graf Orloff nun die Eroberung Morea's aufgegeben und es seinem Schicksal überlassen; Türken und Albanesen haußten nun mit fürchterlicher Grausamkeit in dem unglücklichen Lande und schwer büßten die Griechen ihr Vertrauen auf fremde Hülfe.

Graf Orloff beschloß nun, die türkische Flotte aufzusuchen, verließ das starkbefestigte Navarino, umsegelte Morea und traf den Capudan Pascha in dem Golf von Napoli, der sich jedoch nach einer lebhaften Kanonade

in den Hafen dieſer Stadt zurückzog; auch Orloff verließ den Golf, der Capudan Paſcha lief wieder aus und ſuchte, durch Giaffar Bei verſtärkt, die ruſſiſche Flotte nun ſelbſt auf. Als er aber erfuhr, daß dieſe von Trieſt aus gleichfalls durch 6 Schiffe verſtärkt worden war, vermied er jedes Gefecht und ſegelte der Küſte von Aſien zu.

Auf Scio ſetzte dieſe Nachricht die Einwohner in Schrecken. So wenig ſie ſich geneigt gefühlt hatten, mit ihren Glaubensbrüdern gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſo kannten ſie doch das Mißtrauen der Türken zu gut und wie wenig dieſe eine Gelegenheit ungenützt vorüber ließen, von den Griechen Geld zu erpreſſen; auch fürchteten ſie eine Landung der Ruſſen. Von allen griechiſchen Inſeln des Einſammelns von Maſtik wegen am ſchonendſten und mildeſten von ihren Herrſchern behandelt, war ihre Sehnſucht nach Freiheit nicht ſo heiß wie auf den andern Inſeln und dem Feſtlande Griechenlands, deshalb waren ihnen dieſe Beſchützer nichts weniger als willkommen. Am meiſten aber ſchien dieſe Nachricht in dem Hauſe De-

metrios Nakari Schrecken zu verbreiten. Dieser verließ in größter Eile mit Helenen sein Landhaus, ließ dort seine sämmtlichen Diener zurück und kam, ohne die mindeste Begleitung, in der Nacht mit der Tochter in seiner Wohnung an. Hier ließ er am andern Abend Paul, der noch mit dem Schiffe, die Hoffnung, im Hafen lag, in aller Stille zu sich entbieten. Schon früher war er aus Vorsicht mit ihm übereingekommen, gegenseitig jede Verbindung abzubrechen, weshalb dieser auch über das Geheimnißvolle der Einladung nicht im Mindesten erstaunt war. Freund meines Harry, redete er ihn an: der Capudan Pascha ist der Feind meines Hauses, seine Gegenwart auf Scio war mir furchtbar, und kann mir noch einmal Gefahr bringen. Finde ich und Helene im Fall der Noth auf Ihrem Schiffe eine Freistatt? — Ich weiß, wie sehr die Pforte den englischen Handel schützt, wie sehr sie in jetziger Zeit Alles vermeiden wird, gegen diese Macht feindselig zu handeln; ich wüßte daher keinen Ort, wo ich mich sicherer glauben könnte, als auf Ihrem Schiffe. Meine Diener auf dem Landhause glauben mich zu den Mönchen

nach Reamoni geflüchtet, Niemand weiß von meinem Aufenthalt in der Stadt als der treue Boris und der wird nicht zum Verräther an mir.

Gern versprach Paul, ihn und Helene auf seinem Schiffe aufzunehmen und Alles zu ihrem Empfange bereit zu halten und suchte diese zu trösten, die in einem sehr aufgeregten Gemüthszustande zu sein schien. Sie hörte ihn an, ohne ihm ein Wort zu erwiedern, des Vaters bittender Blick hieß sie schweigen, und so entfernte er sich mit dem Versprechen, morgen in aller Frühe Nachricht von der türkischen Flotte zu geben. Sie erschien am andern Tage nicht, man vernahm aber, daß sie auf der westlichen Seite der Insel in Mesta, um frisches Wasser einzunehmen, sich vor Anker gelegt, am andern Tage wieder entfernt habe und gegen Samos gesegelt sei; von der russischen Flotte wußte man nichts. Jedoch mehre Tage darauf erschien die türkische Flotte im Angesicht des Hafens, konnte aber, widriger Winde wegen, nicht einlaufen und da sich gegen Mittag ein heftiger Sturm erhob, der sie zerstreute und sehr beschädigt nach dem Golf

von Scala nova trieb, so war Demetrios Furcht für diesmal unnütz.

Mehre Tage vergingen in Ruhe, während welcher Paul, durch Demetrios angstvolles Benehmen bei Annäherung der türkischen Flotte noch aufmerksamer geworden, alles Mögliche, jedoch mit der nöthigen Vorsicht that, um Erkundigungen über dessen Verhältniß zum Capudan Pascha einzuziehen. Zu seinem großen Erstaunen erfuhr er aber von allen Seiten, daß Hassan Bei während seines Paschaliks zu Smyrna Freund des Demetrios gewesen sei, und da er erst einmal auf Scio gewesen war, den Tribut für die Pforte einzusammeln, und er damals, so viel man wisse, nichts feindliches gegen den Primaten unternommen habe, so stand dieser noch allgemein in dem Ruf, ein Freund des neuen Capudan Pascha zu sein. Diese Nachrichten setzten Paul nur noch mehr in Erstaunen, und verwirrten seine Vermuthungen noch mehr.

Endlich wurde nach einigen Tagen die russische Flotte von dem Vorgebirge Mastico signalisirt und die friedliche Insel bekam nun ein kriegerisches Ansehn. Der in der Cita-

delle befehlende Aga traf alle Vorkehrungen, schickte die nöthige Besatzung in das Fort St. Helena, wo alles zum Empfang des Feindes in Stand gesetzt wurde, und die Griechen selbst, durch das Beispiel Morea's gewarnt, trafen Anstalten, sich der Landung der Russen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen; aber alle Sorge war zu voreilig gewesen, die russische Flotte hatte nicht die mindeste Absicht auf Scio zu landen, ihr Zweck war blos das Auffinden der türkischen Flotte, die, vom Sturm zerstreut, an der Küste von Asien umherirrte.

Am folgenden Abend liefen aber zwei türkische Kriegschiffe unter Giaffur Bei in den Hafen ein. Sobald es finster wurde, begab sich Demetrios mit seiner Tochter in aller Stille auf den englischen Kauffahrer, wo Paul sie herzlich empfing und sie alles zu ihrer Bequemlichkeit bereit fanden. Helene schien dem Deutschen ganz umgeändert, das ruhige, kalte, fast männliche Benehmen der Griechin war verschwunden, statt dessen war sie ängstlich und unstet, und bebte schon bei der bloßen Nennung des Namens Hassan Pascha. Sie befragte jetzt Paul mehrmal

ängstlich nach den Gefahren zur See, er mußte ihr, so viel er selbst davon wußte, ein Seegefecht beschreiben, und sie verbarg hierbei ihre Besorgniß um Harry nicht; einmal selbst entschlüpften ihr die Worte: Ach, wäre ich doch meinem Herzen gefolgt, so durchsegelte ich jetzt fremde Meere mit ihm und schiffte seiner Heimath zu! Ich wäre dann fern, fern von hier! — Stundenlang saß sie in dem einsamen, für Jedermann verschlossenen, kleinen Kämmerchen neben der Kajüte und betrachtete das Gemälde Harry's, das sie nicht zurückgelassen hatte, und ihre Seele schien nur allein mit ihm beschäftigt. Paul störte sie nicht, ließ sich nur, wenn er ihnen eine wichtige Nachricht zu geben hatte, sehen, und selbst Demetrios, der mit ihr in dem engen Raume verborgen war, überließ sie ganz ihren Träumen.

An einem Morgen wurde jedoch die Ruhe gestört, die Flotte des Capudan Pascha ward von der Festung signalisirt und Giaffar Bei gab sogleich den Befehl, daß alle fremde Kauffahrteischiffe unverzüglich die Anker lichten, und den Hafen verlassnn sollten; den Befehl begleitete die Erlaubniß, in jeder

den her heftige Stürme kämen, einen ruhigen Ankerplatz finden würden. Die Nähe seines Landhauses, das hier dicht am Meere lag, zugleich die Nähe des Klosters Reamoni, dessen Abt sein vertrautester Freund und Verwandter war, und bei dem er im Falle der Noth einen Zufluchtort finden konnte, bewogen ihn, diesen Platz zu wählen, und Paul willigte ein. Boris wurde noch vor der Abfahrt von dem allen unterrichtet, und eilte sogleich nach Reamoni, den Abt dieses Klosters von der Noth seines Herrn zu benachrichtigen und ihn zu bitten, für diesen Fall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Die Hoffnung lichtete nun die Anker und verließ, als eben die türkische Flotte erschien, die von Samos heransegelte, den Hafen. Mit klopfendem Herzen sah Helene, die, seit sie auf dem englischen Schiffe war, männliche Kleidung angelegt hatte, diesem imponirenden Schauspiele zu. Als sie in der Ferne deutlich das Schiff des Hassan Bei mit seiner Flagge und den drei Roßschweifen erkennen konnte, schien ihre Furcht dem Zorne zu weichen: Dort auf jenem Schiffe, Vater! rief sie und zeigte nach dem türkischen Admiral-

schiffe: dort ist der Mörder meiner Mutter! —

Schweig, ich bitte dich, Helene! unterbrach sie schnell der Vater: selbst dem Schiffvolke muß wenigstens dein Geschlecht verborgen bleiben; mäßige deinen ohnmächtigen Zorn und bete lieber zu Gott, daß er das über uns schwebende Unglück gnädig abwende.

Das Schiff ging nun in der Bucht vor Anker, noch ein dänisches war ihm dahin gefolgt. Demetrios, diese Bucht genau kennend, bezeichnete Paul eine sichere Stelle, wo er sich dem Ufer am nächsten vor Anker legen könnte, was dieser auch that, und dann an das Land stieg, um von der Spitze des in das Meer hinausragenden Felsens die Flotte zu beobachten, welche er durch das Fernrohr deutlich im Hafen erkennen konnte. Schon am Mittage war sie, mit Ausnahme einiger Fregatten, die vor dem Hafen kreuzten, dort eingelaufen.

Der Tag verging in Ruhe, die russische Flotte, welche die Türken noch im Archipel glaubten, ließ sich nicht blicken. Die türkische Flotte nahm indessen Lebensmittel und frisches Wasser ein und besserte, so viel es

sich thun ließ, das Tauwerk aus. Der Capudan Pascha sandte sogleich nach allen Punkten der Insel Befehl, im Fall feindliche Schiffe sich sehen ließen, Signale zu geben und stellte überall Posten zu Pferde aus, die ihm schleunig Nachricht bringen konnten.

Gegen Abend, als Paul noch einmal den Felsen bestieg, um zu spähen, ob sich vielleicht seinem Zufluchtort irgend ein Schiff nähere, bemerkte er eine türkische Galeere, die von Scio her, gerade auf die Bucht zu ihre Richtung nahm. Er vermuthete sogleich ihre Absicht und täuschte sich auch nicht, denn sie zog der Bucht gegenüber ihre Segel ein und legte sich dicht an derselben vor Anker. Ein türkischer Officier bestieg mit zwei Soldaten das Boot und ruderte auf das dänische Schiff zu.

Paul, ahnend, in welcher Absicht die Galeere hier liege, und weshalb der türkische Officier das dänische Schiff bestieg, eilte zu Demetrios, ihn davon zu benachrichtigen. Sie suchen mich und mein Kind! sagte dieser erbleichend — setzt Euch wegen uns keiner Gefahr aus, das Schlimmste kann uns nicht mehr treffen.

Sie finden mich nicht unvorbereitet! sagte Helene, einen Dolch aus ihrem Kleide hervorziehend. Ich erwarte heute mein Schicksal mit Ergebung — vielleicht kann ich mein eigner Rächer sein! —

Während sie noch überlegten und auch Helene Paul bat, sich ihretwegen keiner Gefahr auszusetzen, kam das Boot mit dem Türken am Bord der Hoffnung. Paul bat die Griechen, sich nur ruhig zu verhalten, empfing den Officier auf dem Verdeck und fragte nach seinem Begehr.

Christ, hast du nicht zwei Griechen in deinem Schiffe aufgenommen? fragte der Muselmann.

Nein! erwiederte Paul mit Ruhe.

Führe mich in die Kajüte! sagte er dann in befehlendem Tone: Den Abgesandten des hohen Capudan Pascha empfängt man nicht wie einen gemeinen Matrosen auf dem Verdeck.

Wenn es Euch dort besser gefällt, als hier, Herr, gern! erwiederte Paul lächelnd, befahl Sorbet und Gebackenes zu bringen, und führte den Türken in die Kajüte, wo nur eine schmale Breterwand sie von den Griechen

trennte, die Wort für Wort ihre Unterredung hören konnten.

Christ! sagte der Türke, sich auf die bereitliegenden Polster setzend: läugne es nicht, wir wissen, daß du mit Demetrios Nakari in Verbindung standest, daß du ihm auf deinem Schiffe eine Freistatt versprochen und Wort gehalten hast; sein Diener selbst hat es uns unter Martern gestanden. Gieb die Hunde freiwillig heraus, daß sie gezüchtigt werden, wie sie es an unserem Herrn verdient. Der Capudan Pascha läßt dir überdies noch einen vollwichtigen Beutel zur Belohnung versprechen, wenn du sie ihm ablieferst. — Du lachst, spottest noch über mich? — Wehe dir, wenn ich sie bei Durchsuchung deines Schiffes finde, dann sollst du für sie und dein Lachen büßen, elender Christenhund; an deinen eignen Mastbaum lasse ich dich hängen!

Herr! erwiederte mit großer Ruhe, der türkischen Sprache vollkommen mächtig, der Deutsche. Ich führe ein englisches Kauffahrteischiff, und England wird wohl sattsame Macht haben, seine Flagge zu schützen und ihr Achtung zu verschaffen; ich widersetze mich daher der Durchsuchung meines Schif-

fes. Du haſt kein Recht dazu, kannſt ein Seeräuber, der mich plündern will und dein Vorgeben erlogen ſein. Was weiß ich von dir! — Nur der ſtärkern Gewalt weiche ich, dir und deinen beiden Soldaten ſetze ich mein Schiffvolk entgegen; — wage es nicht und lerne die engliſchen Seeleute beſſer kennen, als daß du hoffen könnteſt, ſie mit Drohungen zu ſchrecken.

Hund! rief der Türke aufſpringend und griff nach ſeinem Säbel, den er jedoch ruhig in der Scheide ließ, als Paul mit kaltem Blute das Terzerol aus ſeiner Leibbinde zog und es ſpannte.

Nun dann Giaur! rief er wüthend: wir wollen ſehen! — Aber wehe dir! — Dies ſagend, verließ er die Kajüte, beſtieg mit einem der Soldaten ſein Boot, den andern ließ er auf dem Boote des Kauffahrers zur Bewachung zurück, damit Niemand vom Schiffe ſich entfernen könne, und ruderte nach ſeiner Galeere zurück.

Keine Zeit iſt zu verlieren! ſagte Demetrios, der jetzt mit Helenen aus ſeinem Verſtecke trat: ſeid Ihr Eurer Leute gewiß, daß ſie Euch nicht verrathen, ſo iſt nur noch eine

Rettung möglich. — Die Nacht bricht heran, schon ist es dunkel, — das Boot, worauf der Türke Wacht hält, befindet sich glücklicherweise nicht auf der Seite des Ufers; — ich sowohl, als Helene können schwimmen, wir müssen uns den Wellen und Gott vertrauen. — Keine Einwendung; — Dank für Euer edles Benehmen — und lebt wohl! —

Sagt Harry, raunte nun Helene Paul'n zu: daß ich freudig dem Tode entgegen gegangen sei, sein Bild habe mich begleitet! — Sie drückte es noch einmal an ihre Lippen, dann stieg sie zuerst die Strickleiter hinab, Demetrios folgte, sie stürzten sich ins Meer.

In diesem Augenblicke, wo das Auge Pauls nur nach den mit den Wellen Kämpfenden gerichtet war, meldete ihm der Steuermann, daß das Boot der Galeere sich mit Bewaffneten nahe. Er kümmerte sich wenig um diese Nachricht, sah nur nach den Schwimmenden, die bald von den Wellen verschlungen, seinem Auge entzogen wurden, bald wieder empor getragen, gegen das Element kämpften. — Jetzt — das Ufer war nicht fern, — jetzt — sah er den Einen es erreichen. Im Dunkel der Nacht konnte er

nicht unterscheiden, ob es Vater oder Tochter sei, sah ihn davon eilen; — den Andern aber sah er nicht.

In diesem angstvollen Augenblicke nahte das Boot mit den Türken, welchen nun Paul ohne Widerstand das Schiff besteigen ließ. Nun Christenhund, sagte der Türke, von zehn Bewaffneten umgeben: wagst du noch, uns an der Durchsuchung deines elenden Fahrzeuges zu hindern? Nur die kleinste Widersetzlichkeit, und ich lasse dich hängen.

Ich wäre wohl ein Thor, solcher Gewalt zu widerstehen! erwiederte Paul: durchsuche das Schiff so viel du willst. Ich war es der Ehre meiner Nation schuldig, mich deinen Drohungen zu widersetzen. Morgen aber segle ich nach Smyrna und zeige den Vorfall dem Konsul meiner Nation an, der wird mir schon Genugthuung verschaffen; deshalb hüte dich, mich nicht in Schaden zu bringen, du bist dafür verantwortlich.

Der türkische Officier lachte zu dieser Warnung, ließ vier Mann auf dem Verdecke zurück, und begann mit den andern das Schiff zu durchsuchen; jede Kiste mußte geöffnet werden, der kleinste Fleck wurde mit

Laternen beleuchtet und durchsucht; aber alle ihre Mühe war vergebens, sie fanden nicht, was sie suchten, und erst gegen Mitternacht verließen die Türken unter Fluchen und Drohen das Schiff. —

9.

Es war Helene, welche Paul gesehen hatte, als sie das Ufer erreichend den Felsen hinauf klimmte. Die Wellen hatten sie von dem Vater getrennt, und als sie eine Strecke vom Ufer entfernt war und zurückschaute, den Vater ihr nicht folgen sah, sie das Schreckvolle ihrer Lage überdachte, durchrieselte es sie, als ob der Tod mit eiskalter Knochenhand sie erfasse. — Allein! — Verlassen! — Das war das dunkle Gefühl, das sie ergriff, als sie vor Kälte erstarrt, vom Meerwasser triefend auf einen Stein sich setzte. — Die Sterne sandten ihr glänzendes Licht auf sie nieder, es leuchtete ihr nicht, der laue Nachtwind wehte von den Bergen sanft sie an, sie bebte bei seinem leisen Fächeln. Sie sah hinter sich das verödete Landhaus

des Vaters, wie bei einem Feste erleuchtet, es kümmerte sie nicht; den Blick unverwandt nach dem Ufer gerichtet, hatte sie nur einen Gedanken, nur eine Hoffnung, nur ein stummes Gebet: den Vater zu erblicken; aber sie erblickte ihn nicht. Da rauschte es neben ihr im Gebüsch, sie sprang auf, lauschte, ein Reiher flatterte über ihr hin dem Gestade zu. Sie setzte sich wieder, von Frost durchschüttelt, auf den Stein nieder, und starrte gedankenlos von neuem nach dem Ufer hin. — Keines andern Gedankens, keines Willens war sie sich bewußt, als des, den Vater zu erwarten, der kommen müsse, sie von hier zu führen, ihr zu rathen, wohin sie fliehen solle; — aber er kam nicht. — Die Sehnsucht schwellte ihre Brust vergebens, ihr fester Wille, ihr unerschütterlicher Glaube brachten ihn nicht zurück.

Da vernahm sie plötzlich aus der Ferne das Schnaufen von Rossen, und es dünkte ihr, sie höre den Hufschlag näher kommen. Sie erschrak, der Schreck riß sie aus der dumpfen Gefühllosigkeit. Sie sprang auf, ihr Blick spähte ängstlich umher, da gewahrte sie das dunkle Gebüsch, aus dem der Reiher

empor geflattert war, und ſie eilte hin und verbarg ſich unter dem Laube der hier wuchernden Ziſtusroſen. Auch bald ſah ſie, daß ihre Vorſicht nicht unnütz geweſen war, denn ſie erblickte mehre Aſiatiſche Reiter dem Strande zu ſprengen, wo die Schiffe lagen, von da zurückkehren, und unter dem nämlichen Dornkirſchenbaum, unter welchem ſie geſeſſen hatte, ihre Roſſe anhalten. Deutlich konnte ſie hier jedes Wort vernehmen, das ſie ſprachen, und ſo erfuhr ſie, daß längs der Küſte durch Haſſan Bei Bewaffnete ausgeſchickt wären, ſie und ihren Vater aufzuſuchen, und erfuhr zugleich, es ſolle vor dem Aga zu Scio ein Geheimniß bleiben, der mit dem Capudan Paſcha in Feindſchaft ſtand. Sie ſchien nun an ihrer Rettung zu verzweifeln, und erwartete, den Dolch in der Hand, ihr Schickſal.

Aber bald verließen die Reiter den Ort, und jagten weiter. Dieſe Gefahr war nun vorüber, und ſie faßte nun, da die dumpfe Betäubung ſie verlaſſen, den Entſchluß, dem Landhauſe zuzugehen. Je näher ſie aber kam, deſto mehr wurde ſie gewiß, daß türkiſche Soldaten es beſetzt hielten, denn ſie ſah alle

Fenſter erleuchtet und die Schatten mehrer Männergeſtalten hin und her ſchwanken; ſie wagte deshalb nicht, an die Pforte zu klopfen. Da erinnerte ſie ſich einer kleinen Hütte auf der Höhe, welche der vorige Beſitzer zur Aufbewahrung ſeines Jagdgeräthes und ſeiner Hunde gebraucht, und die ihr Vater der Wittwe eines verunglückten Seemannes, der Helene ſelbſt oft wohlgethan, zur Wohnung überlaſſen hatte. Sie eilte die Höhe hinauf, klopfte an, und ſchnell machte die Alte, die noch wach war, die Luke des Fenſters auf, und fragte wer da ſei; aber kaum erkannte ſie die Stimme Helenens, als ſie ſchnell die Thüre öffnete, ſie einließ, und leicht das Vorgefallene ahnend, Reiſig und Olivenholz auf dem kleinen Heerde anzündete, und ohne nach Weiterem zu fragen, ſchnell die ärmliche Kleidung ihrer längſt verſtorbenen Tochter brachte, und Helene umkleiden half. Großer Gott! brach ſie endlich das bisher gehaltene Schweigen: hauſen doch die Ungläubigen dort drüben in Euerm Hauſe, als gehöre es keinem rechtgläubigen Chriſten. Alle Welt iſt erſtaunt, denn jedermann glaubte, der Capudan Paſcha ſei der Freund

Eures Vaters, und solch Verfahren ist auf Scio beispiellos; Eure Jungfrauen haben sich geflüchtet, Eure Diener sind gemißhandelt worden, und dem armen Boris, dem treuen Menschen, haben sie so lange Fußsohlenstreiche gegeben, bis er gestand, wo Ihr und Herr Demetrios Euch verborgen hieltet. — Gott sei gedankt, daß Ihr bis jetzt gerettet seid! — Aber wo ist der Herr — wo irrt er umher?

Bei dieser Frage stürzten die Thränen aus Helenens Augen, sie ward sich erst jetzt ihres Schmerzes, ihres Verlustes ganz bewußt. — Mein Gott, haben ihn die Türken in ihre Gewalt bekommen? fragte die Alte. Helene verneinte es. — Heiliger Georg, wo ist er denn?

Die Fluthen haben ihn verschlungen! jammerte die Unglückliche händeringend.

Gott und St. Georg mögen sich erbarmen! schrie die Alte auf. — Betet zu Gott, Helene! sagte sie dann schluchzend: betet für die Erhaltung Eures Vaters, und habt Ihr Euer Gebet vollendet, dann legt Euch auf mein ärmliches Lager; hier in dieser elen-

den Hütte kehren die Raubgierigen nicht ein, hier suchen sie Euch gewiß nicht!

Helene hörte auf Alles dies nicht, ihre Seele war bei dem Vater, der, wie sie ihn in dem letzten Augenblicke mit den Wellen kämpfend noch gesehen hatte, vor ihr schwebte, und das ganze Schreckvolle ihrer Lage stand vor ihr. Keine Mutter, keinen Vater mehr! — Alles mir genommen! — Blieb mir denn nichts? So gar nichts mehr? — Barmherziger Gott! rief sie, die Hände gen Himmel streckend: wodurch habe ich solch Elend verdient, warum mußte ich leiden, schuldlos leiden? — warum nahmst du mir Alles, Alles was mich noch an die Welt ketten konnte? Bei diesen Worten mochte sie Harry's gedenken: Ihn, ihn? sagte sie dumpf vor sich hin: Ihn stieß ich selbst von mir in Schlacht und Tod; — und es ist vielleicht gut, daß ich es that, es führt mich so vielleicht dem Grabe und meinen Eltern näher! — Ja, ja! murmelte sie vor sich hin, und ihr Auge starrte wild auf den Boden: — Ich könnte ja doch nicht die Seine werden! — Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, sie sank ermattet auf das Bin-

senlager nieder, auf welchem sie saß. Entkräftung schloß ihr brennendes Auge.

Die Alte bewachte ängstlich ihren Schlummer, den böse Träume stören mochten, denn er war nicht sanft; sie schrak oft auf und sprach abgerissene Worte, doch fand sie der Morgen noch schlafend. Plötzlich vernahm die Alte Lärm, sie eilte an das Fenster, wo sie an mehrern Punkten der Insel hohe Rauchsäulen emporsteigen, und die Türken, welche in dem Landhause so übel gehauset hatten, Maulthiere mit ihrem Raube bepacken, und sich zum Abzuge anschicken sah. Nicht lange, so erblickte sie von der Höhe, von welcher man das ganze Thal längs dem Meere übersehen konnte, mehre Abtheilungen Reiter der Stadt zu sprengen, und bald einen Haufen Fußvolk aus dem Landhause ihnen folgen; dann war plötzlich die Gegend wie ausgestorben. Sie wußte freilich nicht, was dies zu bedeuten habe, doch freute sie sich, daß die Türken das Landhaus und die Gegend verließen, und sie nun nichts mehr für ihre Wohlthäterin zu befürchten habe.

Endlich, da die Sonne schon hoch stand, erwachte Helene, schaute ängstlich forschend

umher, und hörte nicht auf die frohe Kunde, mit der die gute Alte sie zu erfreuen dachte. Er ist noch nicht hier! seufzte sie: Nein, nein! rief sie dann, von dem harten Lager aufspringend aus: — Nein, die Barmherzigkeit Gottes kann mich Unschuldige nicht so grausam strafen, er lebt noch! Er lebt gewiß! Hast du keine Nachricht vom Vater? wandte sie sich dann zu der alten Griechin: schleich hinunter nach unserem Hause, forsche, ob er vielleicht dort, ob er da gewesen ist. — Ach, wie wird er seine Tochter suchen, wie wird er um mich bangen und sich ängstigen!

Die Alte versprach hinunter zu gehen und machte sich sogleich auf den Weg, kehrte jedoch mit der trostlosen Nachricht wieder, daß sie den Herrn dort nicht gefunden, und keine Kunde von ihm bringe. Muß ich allein stehen, nun so will ich auch allein handeln! sagte nun Helene, und es schien, Muth und Festigkeit sei wieder zu ihr zurückgekehrt: die Muselmänner haben unser Haus verlassen, sagtest du? und als die Alte es bejahte, machte sie sich sogleich auf den Weg, und ging die Höhe hinab.

Als sie an der Pforte stand, hielt sie an, und es ward ihr beklommen um das Herz. Haus und Hof waren wie ausgestorben, kein Geflügel, kein Hausthier, kein Mensch, der ihr entgegen gekommen wäre. Zagend durchschritt sie den Hof und trat in's Haus, da fand sie einen alten, schwachen Mann, der nur zuweilen noch im Garten arbeitete, und dem Demetrios das Gnadenbrod gab, beschäftigt, das, was die Türken zerstört und zerstreut hatten, aufzusammeln. Seht nur, Herrin! sagte er, traurig auf die Trümmer zeigend: seht den Greul! — Nun Gottlob, wenn auch Alles zerstört ist, seid Ihr doch gerettet! — Helene grüßte ihn freundlich, und betrat dann die untern Zimmer, wo sie alles Hausgeräth zertrümmert, die Kisten geöffnet und geplündert fand; der freundliche Wohnsitz war öde, überall die Spuren der Verwüstung; es graute ihr in dieser todten Einsamkeit. Da vernahm sie durch die Stille ein leises Stöhnen, als wenn die Seele eines Sterbenden sich von der irdischen Hülle losreißen will, und sie ächzend die Flügel hebt; sie schauderte, eiskalt überlief es sie. — Ein Leidender muß hier in der Nähe sein!

— war jedoch der Gedanke, der bald ihre Furcht überwand, und der sie nach dem Orte führte, woher sie die Leidenstöne vernahm. Hier fand sie Boris auf einem Polster gekrümmt, jammernd liegen. Bei ihrem Anblicke erhob er sich, sein schmerzvolles Gesicht wollte lächeln, doch es konnte nicht. Daß Ihr gerettet seid, Herrin, vernahm ich; sagte er mit matter Stimme: Aber wo ist der Herr? — Ich habe ihn verrathen, ich habe Euern Aufenthalt entdeckt; ach, die Schmerzen waren zu furchtbar — ich unterlag. Verzeiht mir! bat er jetzt: verzeiht einem alten, schwachen Manne, dem die Kraft, dem der Muth gebrach! — Flucht mir nicht!

Quäle dich nicht, Boris, erwiederte Helene: auch den Vater wird ein schützender Engel über die Wellen getragen und ihn gerettet haben, wie mich. Armer Mensch, wie bist du gemißhandelt. — Gedulde dich nur einen Augenblick! Sie verließ ihn, eilte in das Kellergeschoß, suchte unter den Trümmern und fand glücklicherweise noch ein Fläschchen mit Weingeist, mit dem die Alte, die ihr gefolgt war, nun die Füße des armen

Jammernden waschen mußte; dann tröstete sie ihn, ging in das obere Stockwerk, durchschritt mit beklommenem Herzen die öden, verlassenen Zimmer und schaute, noch immer Hoffnung nährend, von dem Altan nach dem Meere hinab.

Hier erblickte sie die beiden Kauffahrteischiffe, die noch in der Bucht vor Anker lagen; auch sah sie zugleich einen Mann von dorther kommen. — Sie wähnte — ach, die Arme täuschte sich — es war ein Fremder, nicht der Vater, nicht einmal ein Grieche. Sie sah, wie er vorsichtig die Gartenmauer umschlich, sich jetzt dem Hause näherte, und sie erkannte nun in ihm den Diener Pauls. Eine frohe Ahnung durchzuckte sie bei seinem Anblicke, sie eilte hinunter, ihm entgegen. — bringst du mir Nachricht von ihm? rief sie, kaum ihrer mächtig.

Gottlob, daß ich Euch gefunden habe! sagte der Matrose sie begrüßend: Mein Herr läßt Euch ersuchen —

Lebt er noch? rief sie, auf nichts weiter achtend.

Er lebt und hat mir aufgetragen, im Fall ich Euch hier treffen sollte, zu bitten,

Euch auf sein Schiff zu begeben, die Gefahr wäre vorüber und —

Mensch, lebt mein Vater? rief sie außer sich: Antworte, steh mir Rede!

Von Herr Demetrios weiß ich nichts! erwiederte er gleichgültig.

Helene besann sich einen Augenblick, dann eilte sie so schnell hinunter, daß der Matrose ihr kaum folgen konnte, denn sie hatte Paul kommen gesehen, der ihr freudig entgegen rief: Wie unaussprechlich freue ich mich, daß Sie gerettet sind! Wie wird Ihr Vater sich beglückt fühlen!

Wo ist er? rief sie außer sich vor Freude.

Begleiten Sie mich nur! sagte er, nach dem Felsen gehend, der den Namen die Schule Homers trägt. Helene eilte ihm voran, lief die in den Felsen gehauenen Stufen hinauf, und sank dem Vater stürmisch an die Brust. Stumm war Beider Gefühl, kein Wort, kein Laut sprach ihre Empfindungen aus, sie ruhte beglückt in des Vaters Arm.

Setzen wir uns, Demetrios, damit Niemand uns bemerkt, oder besser, schleichen Sie, da die Gegend noch menschenleer ist, nach Ihrem Landhause; bat Paul, das freudige

dige Gefühl des Wiederfindens nur ungern störend. Ehe es dunkel wird, dürfen Sie nicht mein Schiff besteigen. Noch liegt die Flotte, wie ich durch mein Fernrohr sehen kann, im Hafen, und ehe sie nicht von der Insel sich entfernt hat, sind Sie nicht außer Gefahr.

Großer Gott, wie dank ich dir, daß du mir mein einziges, mein Schmerzenskind erhalten hast! sagte Demetrios gerührt: wie dank ich Ihnen, werther Freund, für Ihre Sorgfalt und Ihre Hülfe! Möge Gott Sie einst beglücken und Ihnen vergelten, da ich es, nicht vermag! — Komm Helene! wandte er sich dann zu der Tochter: wir wollen den Rath dieses treuen Freundes befolgen, und uns durch das Gebüsch nach unserm Hause schleichen, denn ich glaube, daß wir dort vor Entdeckung und Ueberfall sichrer sind, als hier. Paul versprach nun, wenn der Bote, den er nach Scio geschickt habe, zurückgekehrt sei, ihnen sogleich Nachricht zu geben. Dann trennten sie sich, und Helene erzählte auf dem Wege nach ihrem Hause dem Vater, auf welche Art sie gerettet worden sei.

Als Demetrios sein Haus betrat, drangen beim Anblicke der Verwüstung Thränen in sein Auge. Seinen Lieblingaufenthalt, den er so sorgfältig und mit so viel Liebe sich eingerichtet hatte, fand er zerstört, seinen treuesten Diener schmerzvoll darnieder liegend, die übrigen zerstreut. Er fand nichts mehr in dem Hause des Ueberflusses, kein Polster zu seinem Lager, kein Kleid, um das vom Seewasser verdorbene damit zu vertauschen, nicht Speis und Trank. — Ein Fremder dünkte er sich in seinem eigenen Hause, Unmuth und Schmerz übermannte ihn, doch als sein Auge die Tochter in dem ärmlichen, verunstalteten Kleide einer gemeinen Sciotin traf, waren Schmerz und Unmuth verschwunden. Haben die Wüthriche mir auch Alles genommen, rief er sie in seine Arme schließend freudig aus: so haben sie dich mir doch gelassen, und ich fühle mich noch reich! Aber fort, fort von hier, fort von dieser Insel, wo das Unglück wie eine schleichende Hyäne uns folgt. Fort, hin nach Ipsara, dort, zwischen den Bergen steht im einsamen Thale das Häuschen, wohin deine Mutter so gern wallfahrtete, ein-

ſam und klein, aber verſteckt; dort wollen wir hin, ein Boot führt uns von Melano ſchnell hinüber; — da finden wir ein Aſyl, bis der Sturm vorüber iſt.

Laßt uns noch hier bleiben, Vater! bat Helene: jetzt, wo, wie ich vernommen habe, die ruſſiſche Flotte in der Nähe iſt, jetzt möchte ich nicht gern von Scio. Erſt wenn ſie dieſe Gewäſſer verlaſſen hat, erſt dann —

Helene, du forderſt und wagſt viel! warnte der Vater: kaum gerettet und ſchon willſt du wieder der Gefahr trotzen? —

Und wie rettetet Ihr Euch aus den Fluthen? fragte ſie jetzt, durch die Worte des Vaters an die ſchreckenvolle Lage dieſer Nacht erinnert: O ſagt, erzählt mir, daß ich Gott danken kann!

Als die Wellen uns trennten, begann Demetrios ihre Bitte erfüllend: und mich die Fluth nordwärts ſchleuderte, verſuchte ich umſonſt, dich zu erreichen; jede Anſtrengung war vergebens, die Wellen, die ſich tobend an den Klippen brachen, trieben mich immer weiter von dir ab, dem Ufer zu. Jetzt erfaßte mich eine brauſende Woge, hob mich aus der Tiefe empor, und ſchleuderte mich

an das Land; ich glaubte an den Felsen zerschmettert zu werden, doch es war zu meinem Glück, denn ich erreichte die Felsen nicht, und blieb betäubt auf dem Rasen liegen. Hier mochte ich wohl lange gelegen haben, und als ich erwachte, raffte ich mich auf, eilte den Felsen hinauf, und erwartete, von Frost erstarrt, nur angstvoll an dich denkend, mein Schicksal. So saß ich hier während einer langen, qualvollen Nacht, ich glaubte dich verloren, und Verzweiflung ergriff mich. — Doch gefrevelt habe ich nicht, nicht mit Gott gerechtet, aber andachtvoll auf meinen Knieen gelegen, die erstarrten, triefenden Arme gen Himmel gehoben, und zu ihm gebetet. — Da dämmerte über Asiens Küste das Morgenroth, und mit den Strahlen der wiederkehrenden Sonne drang der Strahl der Hoffnung in meine wunde Brust, denn ich sah auf der westlichen Küste der Insel Rauchsäulen aufsteigen, die von Berg zu Berg die Ankunft der russischen Flotte verkündeten. Asiaten und Albanesen jagten mit verhängtem Zügel durch das Thal Livadia der Stadt zu, und endlich sah ich auch die Barbaren unsre Wohnung verlassen. In

diesem Augenblicke kam Paul Brand den Felsen heraufgestiegen. — Ach! wie that es mir so wohl, ihn zu sehen, wie freute er sich, mich hier zu finden, und wie stärkten mich die Worte des Trostes, die er sprach. Er sandte einen Boten nach dir — und nun habe ich dich wieder, Alles ist vergessen! Ich fühle mich so glücklich, daß du wieder mein bist, Helene, daß ich selbst meinem Feinde vergeben könnte! —

Thut das nicht, Vater, das Andenken an die Mutter sei Euch heiliger! sagte die Griechin feierlich: betet, daß Gott seine Donner sie zu vernichten sende, und die Vergeltung ihre Geißel über sie schwinge!

Demetrios schüttelte mißbilligend sein graues Haupt: Wer die Erinnyen ruft, Helene, zu dem gesellen sie sich! sagte er ernst: er kann ihre Schlangen nicht wieder abschütteln, sie umschlingen ihn, und lassen ihre Beute nicht wieder los! Doch irr' ich nicht, unterbrach er seine Unheil weissagende Rede, so sehe ich Paul sich nahen, seine Schritte sind eilend, er winkt mit dem Tuche, sicher bringt er gute Botschaft.

Er hatte sich nicht geirrt, Paul brachte die Nachricht, daß die türkische Flotte den Hafen verlassen, und der asiatischen Küste zugesegelt sei. Auch habe er vernommen, daß man die russische Flotte bei dem Vorgebirge Melano, ostwärts segelnd, gesehen habe. Ich glaube, sie wird die Spalmadoren umschiffen, und den Feind noch in diesen Gewässern treffen, der mit diesem Winde und seiner Unkunde der Schifffahrt wohl schwerlich den Kanal wird verlassen haben, und überdies noch, wie es mir dünkt, nordöstlich gesegelt ist: die Flotten müssen sich morgen begegnen. Wollen Sie Sich daher meiner Obhut noch einmal anvertrauen und mit mir in den Hafen von Scio zurückkehren, so beeilen Sie Sich, denn in einer Stunde lichte ich die Anker, der Nordwest ist mir günstig, und in der Bucht kann ich unter diesen Umständen nicht länger verweilen.

Ich bin bestimmt, mich einstweilen nach Ipsara zurückzuziehen, dort habe ich eine kleine Besitzung und bin da sicherer, als hier; erwiederte Demetrios, für das freundliche Anerbieten dankend.

Doch eher nicht, guter Vater, bat Helene schmeichelnd: bis das Schicksal der Schlacht entschieden ist. So lange die russische Flotte in diesen Gewässern ist, haben wir auf Scio nichts zu befürchten; die Türken haben sich in die Festung eingeschlossen, und kein Grieche wird Euch verrathen; überdies ist Aga Mustapha Euer Freund und des Capudan Pascha Feind.

Sie sehen, wandte sich nun Demetrios zu Paul: Harry hält sie hier fest, sie will nicht aus seiner Nähe sich entfernen. Schiffen Sie mit Gott allein, hier oder in Ipsara können Sie uns finden. Paul verließ sie.

Schon am Nachmittag konnte man auf dem Altan durch ein Fernrohr, welches ihnen Paul zurückgelassen hatte, die weißen Segel der russischen Flotte bei den Spalmadoren sehen. Sie lief mit vollem Winde in den Kanal ein und kam bald so nahe, daß man ihre Schiffe deutlich erkennen konnte. Freudig klopfte Helenens Herz, ihr Muth war wieder erwacht; nur an Harry denkend — der Vater stand ihr ja zur Seite — hatte sie nur Augen, nur Sinn für dieses herrliche Schauspiel. Wie Riesenschwäne, die über goldene

Fluthen dahin schwimmen, durchschifften die russischen Schiffe mit ihren schwellenden Segeln die im Schein der Abendsonne erglüthen Wogen des Meeres, und zogen dem Kampfe entgegen. — Ach! seufzte sie jetzt: wüßte ich nur, auf welchem Schiffe mein Harry wäre! Wie sehnsuchtvoll wird er herüber nach diesen Felsen, nach diesem weit in die Ferne leuchtenden Hause schaun, wie wird sein Herz bei dem Anblicke dieser Insel geklopft haben, laut, stürmisch, wie das meine ihm jetzt entgegen schlägt, wie wird er Alles um sich her vergessen und auch meiner gedacht haben! — Nur immer vorwärts, vorwärts, kühner Segler, der Feind ist dir nah, der Feind deines Glaubens — deines Glücks! —

So schwärmte sie bis die Nacht sich senkte und ihrem freudetrunkenen Blicke die Flotte verbarg.

10.

Der dämmernde Morgen fand sie schon auf dem Altan, das Auge nach Asien gewen-

det; aber nur noch in der Ferne konnte sie die Flotte wie dunkle Punkte am Horizonte sehen. Der Wind hatte sich nach Osten gewendet, und sie glaubte nun ihrem Ohre mehr vertrauen zu können, als ihrem Auge, sie lauschte und hoffte, der Donner des Geschützes würde ihr die begonnene Schlacht verkünden; aber sie lauschte vergebens. Im Westen nur rollte der Donner des Himmels, und schien des irdischen zu spotten. Mißmuthig verließ sie nun den Altan und suchte sich durch häusliche Beschäftigung zu zerstreuen. Schon am vorigen Abende waren mehre ihrer Dienerinnen, auch einige Diener zurückgekehrt, und so viel es sich thun ließ, beschäftigte man sich, wenn auch nur in etwas, die Ordnung wieder herzustellen, die Trümmer wegzuschaffen, und das Haus wieder bewohnbar zu machen. Aber trotz dieser Thätigkeit dacht: Helene nur an die Flotte. Bald trat sie auf den Altan, das Fernrohr in der Hand, bald stieg sie auf die Terrasse des Daches, und blickte nach dem jenseitigen Ufer, aber sie sah und hörte nichts, der Wind hatte sich von neuem gedreht und blies aus Westen und so war auch diese Hoffnung ihr verschwunden.

Am Nachmittag glaubte sie zwar dumpfes Rollen, wie Kanonendonner zu vernehmen, aber sie war zu aufgeregt, um sich nicht selbst sagen zu müssen, daß sie sich täusche. Als sie jedoch gegen Abend mit dem Vater in dem Garten lustwandelte, den die Türken noch verschont hatten, vernahmen sie plötzlich einen dumpfen Knall, der die Luft erschütterte — Er fliegt empor! Ich bin gerächt! rief Helene jauchzend, und stürzte nach dem Hause zurück, wo sie auf die Terrasse eilte, und hinüber nach der asiatischen Küste blickte; allein sie sah nichts. Den Horizont umzog Nebel, und schon begann es zu dämmern, da theilte noch ein gleicher Schlag die Luft, der wie ferner Donner in dem Gebirge verhallte. Als aber die Nacht sich senkte und es finster ward, erhellte eine feurige Glut das Dunkel, und an dem jenseitigen Gestade von Asien hatte die Schlacht zwei Fackeln gezündet, die wie feurige Meteore, Unglück verkündend, am fernen Horizonte flammten.

Helene gerieth bei diesem Anblicke in eine Art Begeisterung. Als habe sie die Gabe der Seherinnen, so fest behauptete sie, das

Schiff des Capudan Pascha sei in die Luft geflogen, er selbst habe den Tod in den Fluthen gefunden. Sie jauchzte auf, ihre Freude war lauter, wilder Jubel, der fast die Schranken der Weiblichkeit überschritt. Demetrios, deshalb unzufrieden, ermahnte zur Demuth, und den Ausgang des stattgehabten Gefechtes nicht kennend, und den Sieg nicht so gewiß den Russen zuschreibend, als Helene, sandte er nach Melano zu einem Gastfreund und ließ ihn bitten, ins Geheim ein Boot für ihn nach Ipsara bereit zu halten, Maulthiere wurden in der Eile gekauft, und als der im Stillen nach Scio zum Einkauf und Herbeischaffung der nöthigen Sachen gesandte Diener zurückgekehrt war, ward Alles so in Bereitschaft gesetzt, daß man zu jeder Minute abreisen konnte.

Während der ganzen Nacht trieb die Unruhe Helenen umher. Sie durchstrich den Garten, stieg in der sternhellen, heitern Nacht auf die Terrasse des Hauses, und ihr Auge blickte hinüber nach der jenseitigen Küste.

So fand sie am Morgen der Vater. Ich habe Nachricht von Scio, rief er ihr freudig

zu: Paul hat durch ein französisches Kauffahrteischiff, das gestern Abend noch spät im Hafen von Scio eingelaufen ist und aus der Ferne das Gefecht mit angesehen hat, die Nachricht erhalten, daß die türkische Flotte an der Küste unfern des Hafens von Tschesme von den Russen angegriffen worden sei. Die Russen haben die Schlachtlinie der Türken, die auf beiden Flügeln durch Klippen und Sandbänke gedeckt war, durchbrechen wollen; das Schiff des russischen Admirals Spiritoff, welches an der Spitze sich befand, ist gerade auf das türkische Admiralschiff los gesegelt, und hat zu entern versucht. Es gelang ihnen. Schon hatte ein Schifflieutenant*, ein Engländer, die Flagge des türkischen Schiffes herabgerissen — Harry! Gewiß mein Harry! jauchzte Helene. — schon lagen sie fest an einander gekettet, und der Kampf begann mit blanker Waffe, als die Russen Granaten und allerhand Feuerwerk auf das feindliche Schiff warfen, das auch bald in Flammen stand. Aber zu fest an einander gekettet konnten sie nicht schnell genug sich von dem türkischen Schiffe losmachen, dessen brennender Fockmast sich auf das ihrige stürzend, es

gleichfalls in Flammen ſetzte. Beide Schiffe brannten, da flog das Schiff des Capudan Paſcha auf —

Es flog auf! rief Helene freudig: Die Nemeſis ſchüttelte die Fackel über ihm! Es flog auf und Haſſan Bei mit ihm! — Glück auf! — Gott iſt gerecht! —

Mäßige deine Freude! ſagte der Vater, und ſein Antlitz umdüſterte ſich: auch das ruſſiſche Schiff St. Euſtachius ging in Flammen auf!

Und mit ihm auch mein Harry! ſagte ſie traurig vor ſich hin: Nun dann iſt der Zwieſpalt meines Innern gelöſ't, und ich bin am Ziele.

Helene! unterbrach ſie Demetrios: iſt das der Muth des Chriſten? Vor wenig Augenblicken jauchzeſt du auf, und jetzt überläſſeſt du dich dem dumpfen Schmerze? Biſt du denn gewiß, daß Harry auf dem Schiffe des Admirals Spiritoff war? Kann es nicht ein anderer Engländer ſein, deren es ſo viele auf der ruſſiſchen Flotte gibt, welcher die Flagge Haſſan Bei's niederriß; und war er es, kann er nicht gerettet ſein? — Nur für die Gewißheit ſpare deine Freuden, deinen

Schmerz; so lange wir das Schicksal nur fürchten, muß die Hoffnung uns immer zur Seite stehen.

Ihr zürnt mir, daß ich mich der Hoffnung so schnell, so ganz hingab, und die Verzweiflung mich nun so plötzlich erfaßt, unterbrach ihn Helene: Vater, kennt Ihr denn Euer Kind so wenig? Der stille Kummer war mein Erbtheil, und wenn mein Blut zu wallen beginnt und die lang verhaltene Flamme endlich sich Bahn bricht und in Worte ausströmt, dann hat ein Engel Mitleid mit der Trauernden gehabt, ihrer Phantasie die Flügel gelöst, und ihrem Herzen das Vertrauen, wenn auch nur für Augenblicke wieder gegeben. Gönnt mir diese kurzen, und zürnt nicht, wenn mein trüber Geist mich von neuem ergreift. Schon als ich noch ein Kind war, zürntet Ihr mit mir, fuhr sie wehmüthig fort: wenn ich allein saß und die Blumen zerpflückte, statt mit ihnen zu spielen; Eure Liebe trieb mich an zur Lust und ich fand sie nicht, wo meine Gespielen sie suchten. Da kam er in unser Haus, und mit ihm eine neue Welt für mich. — Sie war nicht heiter, kein reiner Aetherdom

wölbte sich über mir, keine Blumen sprieß-
ten auf meinem Pfade, kein Thau erquickte
die Sparsamen, die hier und dort mir duf-
teten; aber Thränen wurden mir, Thränen,
die mir wohl und wehe thaten, die mich trau-
rig stimmten, und meine Trauer doch so
wohlthuend auflös'ten, daß ich sie um nichts
hingegeben hätte. — Mir war das Leben
wie eine Abendlandschaft, wenn der Nebel
aufsteigt und die Glut der sinkenden Sonne
ihn golden röthet; sie liegt herrlich vor uns
und ist doch so trübe, die Sonne sinkt im-
mer tiefer, die Nebel steigen immer mehr,
bald ist es Nacht! So erschien das Leben auch
mir. — Damals eröffnete ich der Mutter mein
Herz, sie seufzte und drückte mich an ihre
Brust; So früh schon! sagte sie: so früh,
und in deinem verschlossenen Herzen? —
Armes Kind! Ich verstand die Mutter nicht,
ich ahnete nicht, daß es Liebe sei, die mir
ein Eden schuf, ich ahnete es nicht, selbst als
Harry uns verlassen hatte, und ich mich in
Euerm Arm, an der Mutter Brust so ver-
lassen und doch so glücklich fühlte, denn der
Gedanke an ihn rief mir das verlorne Para-
dies immer wieder zurück. Jetzt! — Sein

Anblick bringt mir das verlorne Paradies nicht wieder! rief sie aus: und mir hält nur zuweilen noch der Engel des Mitleids seinen magischen Spiegel vor, es darin wieder zu finden, und die Hoffnung mit ihrem lockenden Sirenensang übertönt meine Seufzer, und läßt mich nicht ganz untergehen!

Ermattet sank sie auf die Terrasse: — Könnte ich beten, sagte sie dann, so fände ich vielleicht Trost, aber das Vertrauen ist hin — und glücklich kann ich doch nimmer werden!

Helene! sagte Demetrios: obgleich ich dich von Schmerz durchdrungen sehe, muß ich ihn vielleicht noch mehren. Sage mir, wie kannst du mit der Ueberzeugung, allem Glück entsagen zu müssen, wie kannst du dich so ganz der Liebe hingeben, ihr, die doch nur an der Hand der Hoffnung wandeln sollte?

Weiß ich das, Vater? erwiederte sie: weiß ich, wie ich das kann? Ist das mächtige Eisen stark genug, dem Magnete zu widerstehen? — Es muß dem geheimen Zuge der Natur folgen, es muß der Kraft gehorchen, die es an sich zieht; — so geht es auch mir; — ich weiß, ich werde nicht glücklich

und

und kann ihn nicht beglücken. — Die Blumen sind verwelkt, mit denen ich ihn bekränzen sollte, und doch — laßt mich meine Laufbahn vollenden, überlaßt mich meinem Schicksale; der Schmerz hat im Grabe sein Ziel, wie die Freude, wie Alles auf dieser trüben Welt; — sorgt nicht, ich werde es erreichen. — Gönnt mir nur Ruhe! —

Sie folgte dem Vater hinunter, dann setzte sie sich auf den Altan, ihr Auge war nach den Sternen gerichtet, ihr Geist war bei Harry.

Am frühen Morgen traf Paul schon auf dem Landhause ein. Ich bringe gute Botschaft, und Ihnen einen Gruß von Harry! sagte er zu Helenen.

Er lebt, er fand nicht den Tod in den Wellen, er war nicht auf dem Admiralschiffe? rief sie freudig; ihre düstern Träume waren verschwunden, sie lauschte von neuem nach dem Sirenensang der Hoffnung.

Er war bei Spiritoff, war es, der die Flagge herabriß, und Hassan Bei auf dem

Schiffe aufsuchte und männlich gegen die Säbel der Ungläubigen und das verwüstende Feuer kämpfte; dann folgte er dem Admiral und Theodor Orloff, die sich auf einer Schaluppe retteten; kurz darauf flog das Schiff den Wolken entgegen, 40 Mann und Capitain Crouse wurden durch ausgesandte Boote gerettet, 700 Brave fanden im Meere ihr Grab.

Helene hatte während dieser Erzählung die Hände gefaltet und angstvoll vor sich hingesehen; jetzt hob sie das Auge dankend gen Himmel; doch plötzlich rief sie: Und Hassan Bei? —

Es war nicht das Schiff des Capudan Pascha, es war das des Contre-Admiral, auf welchem Hassan Bei seine Flagge aufgesteckt.

So ist doch nichts vollkommen auf dieser Welt, keine Freude, kein Glück! seufzte sie: nur das Unglück, das Unabänderliche, ist es! —

Ich danke Ihnen, Herr Brand! nahm jetzt Demetrios das Wort: Sie bringen, so oft Sie uns nahen, die Freude zu uns, denn auch ich fürchtete für Harry. — Doch über seine Rettung vergessen Sie nicht, uns das Weitere zu berichten.

Die Türken, von diesem Vorfalle außer Fassung gebracht, fuhr Paul fort, ohne daß Helene Theil an dem nahm, was er noch sagte: kappten die Anker, spannten die Segel auf, und eilten, den Hafen von Tschesme zu erreichen, die Russen sind ihnen gefolgt; der morgende Tag muß entscheiden, und bald sollen Sie wieder Nachricht von mir erhalten, denn ich besteige heute noch eine griechische Polakre, und schiffe zur Flotte.

Dann grüßen Sie ihn von mir! sagte Helene! sagen Sie ihm, was ich gelitten und daß meine Seele nur bei ihm sei; — sagen Sie ihm — doch wozu die Worte; er weiß ja, daß ich ihn unaussprechlich liebe! Paul! rief sie ihn bei Seite: sagen Sie ihm, daß trotz meiner ewigen Liebe ich nie die Sei-

ne werden könne! Er solle nicht für mich in den Tod gehen; der Preis sei der Aufopferung nicht werth. Dies sagend verließ sie ihn schnell.

Paul kehrte, über diese dunkeln Worte nachsinnend, nach Scio zurück. Die Nachrichten, die er gebracht, hatten Helenens Trübsinn nicht verscheucht. Schwermüthig wandelte sie den ganzen Tag umher, und nichts vermochte sie aufzuheitern; sie nährte ihren Kummer, und verschloß ihn in ihre wunde Brust.

11.

Paul traf mit allerhand Erfrischungen und mit mancher Erquickung für die Verwundeten noch bei guter Zeit bei der russischen Flotte ein, welche sich in einiger Entfernung vor dem Hafen von Tschesme vor Anker gelegt hatte. Nach manchen Nachfragen fand er Harry Dugdal, der sich sogleich auf die griechische Polakre zu ihm begab, auf

dem Schiffe des Admirals Elphingston. Als sei er ihm von neuem gegeben, so innig umarmte Paul den schon verloren Geglaubten, und machte ihn dann mit dem bekannt, was indessen auf Scio vorgefallen war, erzählte ihm, in welcher Gefahr Helene und Demetrios geschwebt, und wie der schöne Landsitz so ganz durch die Osmanen zerstört sei. Von dem, was Helene ihm beim Abschied gesagt, schwieg er.

Nun, vielleicht legt ihn heute Nacht Gott in meine Hand, daß ich alte und neue Schuld an ihm rächen kann! sagte Harry: Aber die Zeit verrinnt, das Amt, das ich übernommen, ruft mich auf meinen Posten, wir müssen uns trennen. Sollte Gott über mich verfügt haben, so sag meinem alten Vater, ich hätte seiner in dieser ernsten Stunde mit dankbarem, kindlichem Gemüthe gedacht, und bitte ihn, daß er mir den Kummer verzeihe, den ich ihm im Leben verursacht; grüße Demetrios und sage Helenen, ich hätte sie geliebt bis in den Tod, mit glühender Liebe! — Und nun leb wohl, bleib in der Nähe der Flotte, vielleicht daß diese

Nacht dir ein gar herrliches Schauspiel bereitet wird. Hierauf schloß er noch einmal den Freund in seine Arme, dann bestieg er das Boot, und schiffte nach Elphingston's Schiff zurück.

Dem Grafen Orloff hätte nichts erwünschter sein können, als die Flucht der türkischen Flotte nach dem Hafen von Tschesme. Er hatte sogleich die Admirale auf sein Schiff berufen, und sie mit seinem gefaßten Entschluß bekannt gemacht, den Feind im Hafen selbst anzugreifen, oder den Versuch zu machen, die Flotte durch Brander zu zerstören. Die Admirale hatten für Letzteres gestimmt, und so war beschlossen worden, vier Brandschiffe in größter Eil auszurüsten, und Dugdal war auf Elphingston's Vorschlag der Befehl über sie gegeben. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden zwei genommene türkische Schiffe dazu eingerichtet, die beiden schon verhandenen Brander in Stand gesetzt, und schon am andern Abend, dem nämlichen, wo Paul seinen Freund besuchte, waren sie so weit in Stand, daß man um Mitternacht das Unternehmen zu beginnen hoffen konnte.

Der Capudan Pascha hatte, von Giaffar Bei unterstützt, in Eil alles Mögliche gethan, den Eingang des Hafens zu vertheidigen, den die etwas entlegene Festung nicht hinlänglich deckte. Er ließ an der nördlichen Spitze eine Batterie von 24 schweren Kanonen errichten, ließ die schon an der südlichen Spitze befindliche ausbessern, so daß er den Eingang des Hafens hinlänglich gedeckt glaubte. Die Flotte selbst wurde in zwei Linien aufgestellt, die Transport- und Kauffahrteischiffe, die sich zufällig im Hafen vorfanden, bildeten die dritte. Kein Matrose, kein Soldat, kein Befehlhaber durfte an's Land, ein Jeder mußte, den Feind zu empfangen, auf seinem Posten bleiben, wenn er so kühn sein sollte, sie anzugreifen. Er selbst nahm mit seinem Schiffe von 80 Kanonen, auf welchem die drei Roßschweife und seine Flagge wehten, in der Mitte der ersten Linie seinen Platz. Einige Caravellen hielten vor dem Eingang.

Dem Admiral Greigh war der erste Angriff übertragen; Elphingston sollte ihn unterstützen. Beide hatten am Mittag mit

Dugdal eine Corvette bestiegen, und recognoscirten im Feuer der feindlichen Batterien, die noch nicht ganz beendet waren und überdies schlecht schossen, den Hafen. Harry hatte hierbei nur das Schiff des Capudan Pascha, das Ziel all seines Strebens, vor Augen, und mit Freuden erblickte er es in der ersten Linie; sein Plan war gemacht, sein Entschluß gefaßt.

Als es Nacht wurde, war alles auf der russischen Flotte in gespannter Erwartung, Jeder, bis zum gemeinsten Matrosen, ahnte den furchtbaren Schlag, der die Muselmänner treffen sollte, Jeder war frohen Muthes und des glücklichen Erfolges gewiß. Der Ratislav, der Retrone, die Europa waren schon am Tage gegen den Hafen weiter vorgerückt, sie legten sich hier, jedoch außer Schußweite vor Anker, in einiger Entfernung lag das Schiff die drei Primaten, auf welchem sich Admiral Greigh befand; zwei Fregatten, bestimmt, die den Eingang deckenden Batterien zu beschießen, lagen ihm zur Seite. Der übrige Theil der Flotte hatte sich in bedeutender Entfernung vor Anker gelegt.

Um Mitternacht war alles bereit, doch begünstigte sie der Himmel nicht. Der Mond schien hell, es war eine klare, herrliche Sommernacht, die dem Feinde jede Bewegung zeigte, und wohl Niemandem auf der russischen Flotte erwünscht war, als Harry, der nun sein Ziel nicht verfehlen zu können glaubte. Eine Stunde nach Mitternacht gab Greigh das Signal zum Vorrücken, und alle Schiffe setzten sich in Bewegung, die Fregatten legten sich den Batterieen gegenüber und begannen das Feuer — die Brander folgten den Linienschiffen, welche in Schlachtordnung vorrückten — die Europa ging zuerst vor, die Caravellen zogen sich zurück, und während die Batterieen mit den Fregatten beschäftigt waren, drang die Europa in den Hafen ein, die Brander folgten ihr, die andern Schiffe aber wurden durch mancherlei Widerwärtigkeiten aufgehalten, den Angriff der Europa gehörig zu unterstützen, die jetzt das Feuer von 4 feindlichen Linienschiffen aushalten mußte, das sie lebhaft und besonders mit Werfen von Brandkugeln, Feuerwerk und brennbaren Stoffen erwiederte, wodurch eine der Caravellen in Brand

gerieth, deren Befehlhaber die Fassung verlor, und sein brennendes Schiff auf die Schlachtlinie der Türken trieb, und sie dadurch trennte.

In diesem Augenblicke der Verwirrung gab Dugdal den Brandern das Zeichen zum Angriff, er selbst hatte den einen bestiegen, und ruderte auf das Schiff des Capudan Pascha zu, ereilte es, befestigte selbst, trotz des Musketenfeuers vom Verdeck und der furchtbarsten Anstrengung der Türken ihn abzuhalten, den Brander daran, warf mit einigen Freiwilligen brennende Pechkränze auf das Schiff, und immer noch nicht gewiß, ob sein Unternehmen glücken werde, verweilte er noch bei den Brandern, als schon alle Mannschaft auf ihrem Boote längst zurückgekehrt, und er dem Feuer der andern, nun gleichfalls in den Hafen gedrungenen Linienschiffe ausgesetzt war. Nur an den Capudan Pascha und an seine Rache denkend, verweilte er zu lange, der Brander zündete, die Explosion geschah, das türkische Schiff stand in Flammen, aber auch sein Boot ward zertrümmert; er stürzte, am

ganzen Körper verbrannt, in 's Wasser. Jedoch verließ ihn die Besonnenheit nicht, trotz der heftigen Schmerzen schwamm er der Europa zu, ihr Boot nahm ihn auf, und führte den Schwerverwundeten außer der Schlachtlinie.

Indessen hatten alle Brander nach und nach gezündet, die Feuerwerke, mit denen die Russen die dicht zusammengedrängte Flotte der Feinde beschossen, thaten ihre Wirkung, die Türken kappten in der Verwirrung ihre Taue, der Westwind trieb die Schiffe der Stadt und Festung zu — alles gerieth in Verwirrung und Flucht, die Batterieen wurden verlassen, das Feuer der Russen nicht mehr erwiedert, die ganze Flotte war in Brand, und Alexis Orloff mußte sämmtliche Schaluppen den im Hafen eingelaufenen Schiffen zuschicken, um sie an das Schlepptau zu nehmen, und so der Gefahr zu entziehen.

Jetzt begann ein furchtbar schönes Schauspiel. Der Hafen von Tschesme schien ein Feuermeer zu sein. Das Jammergeschrei der Tausende, die, den gewis-

sen Tod vor Augen, sich lieber den Wellen opferten, als den Flammen — das Krachen des sich selbst entzündenden Geschützes, das die eigene Stadt und Festung verwüstete — hier das Auffliegen eines Schiffes, das, seine brennenden Trümmer weit umherschleudernd, Tod und Zerstörung verbreitete — dort das Krachen der zusammenstoßenden Schiffe — das Jammergeschrei in der unglücklichen Stadt, die schon zu brennen begann, und zu alle dem ein tückischer Westwind, der sich brausend erhob, Flammen, Schiffe und Trümmer wild durch einander trieb, so daß kein rettendes Boot sich mehr nahen konnte. Alle Elemente schienen sich zum Untergange der Osmanen verschworen zu haben, was den Flammen entging, verschlang der weite Schlund des Meeres. Tausende fanden in der Schreckensnacht den Tod.

Als nun die Sonne blutigroth in Osten aufging, schien sie, vor dem furchtbaren Schauspiel bebend, hinter Wolken verweilen zu wollen; allein sie mußte ihre Bahn durchschreiten — sie muß ja unaufhaltsam fort, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen zu

lächeln, nur dem Todten darf sie ihre Strahlen entziehen. — Und als sie ihr Licht über das blutige Erntefeld des Todes breitete, drang mit ihren Strahlen das Erbarmen in des Menschen Brust, denn ein furchtbar herzzerreißendes Schauspiel zeigte sich nun dem Auge. Rauchende Trümmer, brennende Wracks, Masten und Tauwerk schwammen umher, und zwischen diesen Hunderte verstümmelter Leichen, die das Meer zurückgegeben hatte, und der Wind nun an das Ufer trieb. Hier streckte noch ein Lebender die zuckenden, verbrannten Arme aus der Fluth, und hoffte auf Rettung, dort fischten ausgesandte Boote einen noch lebend Geglaubten auf, und warfen den Todten wieder in die Fluth, den Fischen zur Speise. Auf der östlichen Seite des Hafens trieb das Schiff Giaffar Bei's und vier Galeeren, welche von den Flammen verschont, von aller Mannschaft verlassen waren, umher, und fielen in die Hände der Sieger.

Wellen und Flammen hatten sich überboten, wer die größte Beute zu machen vermöchte, der Sturmwind hatte treulich gehol-

fen, und so hatten die drei Elemente sich vereinigt, die Flotte der Muselmänner zu zerstören. Sie war nicht mehr!

12.

Das Boot der Europa hatte in der Nacht, auf Dugdal's Verlangen, die Polakre Paul's aufgesucht, und sie auch glücklich gefunden, da sie nicht weit von der Nachhut der Russen sich vor Anker gelegt hatte. Wie schmerzhaft wurde Paul überrascht, als er seinen Freund in dem bejammernswerthen Zustande traf. Schnell ließ er ihn auf sein Schiff bringen, ihm in Eil kühle Umschläge machen, und eilte nun, so schnell es der eben nicht günstige Wind zuließ, nach Scio zurück. Dort, wo man den Kanonendonner deutlich vernahm und die Flammen lodern sah, die fast den ganzen Kanal erleuchtet hatten, und das unglückliche Ereigniß ahnen konnte, war man in der größten Bestürzung, und man fürch-

tete eben so sehr den Angriff der Russen, als die Wuth der türkischen Besatzung. Paul kümmerte sich wenig um alles dies, ließ Harry in der Stille auf sein Schiff, die Hoffnung, bringen, und ging zu einem griechischen Wundarzte, den er kannte und welchen er durch eine bedeutende Summe vermochte, die Heilung seines Freundes zu übernehmen, und sie auf ihrer weitern Fahrt zu begleiten. Kaum war der Wundarzt auf dem Schiffe, so ließ Paul die Anker lichten, und folgte dem Beispiel vieler anderer Kauffahrer, die in der allgemeinen Bestürzung den Hafen verließen, und die offene See zu gewinnen suchten. Paul segelte jedoch längs der Küste, und lief in der ihm nun wohlbekannten Bucht, dem Landhause Demetrios gegenüber, ein. Hier stieg er schnell an das Land, eilte dahin, und fand es verlassen, nur die Wittwe des verunglückten Seemanns traf er dort, die aber von dem Aufenthalte des Herrn Demetrios und seiner Tochter nichts zu wissen vorgab. Paul drang nicht weiter in sie, kehrte auf das Schiff zurück, und segelte weiter nach dem Kap Melano; aber die Fahrt war beschwerlich, der

Wind nicht günstig, erst spät gelangten sie dort an, und konnten nur am andern Morgen die St. Elias Bai auf der Insel Ipsara erreichen.

Hier stieg Paul an das Land. Er hatte Harry, den die unsaglichen Schmerzen fast betäubt hatten, seine Vermuthung nicht mitgetheilt, Helene hier zu finden. Schon die getäuschte Hoffnung in der Bucht hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken gemacht, so daß er sich auf der Fahrt hierher sehr matt gefühlt hatte. Paul fürchtete, auch hier sich zu täuschen, und ging deshalb mit klopfendem Herzen nach einem der einzelnen Häuser, die zerstreut am Ufer lagen, Erkundigungen von dem Landhause des Primaten einzuziehen. Leicht erhielt er, da Ipsara nicht groß ist, Auskunft und einen Führer, der ihn zu Demetrios Wohnung begleiten wollte.

In einem engen, reizenden, von hohen Felsen umgebenen Thale, durch welches ein klarer Bach sich anmuthig schlängelte, sah er zwischen Orangen und Feigenbäumen ein kleines zierliches Häuschen, das eher der Aufent-

enthalt eines Weisen, als das Landhaus eines reichen griechischen Primaten zu sein schien. Ueber einen grünen, mit Rosengebüsch umgebenen Rasenplatz gelangte man zu dem Häuschen mit seinem flachen, durch Blumenterrassen bekränzten Dache, dessen Eingang zwei hohe Cedern zu bewachen schienen. Von hier sandte Paul seinen Führer zurück, und ging nun unter mancherlei Gedanken und bangen Sorgen dieser Wohnung des Friedens zu, fürchtend, den Frieden dort nicht zu finden. In der ganzen Umgebung des Hauses sah er Niemand, nur ein Knabe weidete auf der Höhe des Berges einige Ziegen; so kam er unbemerkt bis an das verschlossene Haus. Er klopfte an, und der nämliche Diener, der ihn und Harry auf dem Landhause von Scio empfangen hatte, öffnete ihm auch hier die Pforte, empfing ihn mit jauchzendem Willkommen, und führte ihn zu dem Herrn hinauf, den er im ernsten Gespräch mit Helene begriffen fand. Bei seinem Erscheinen sprang die Griechin auf, ging ihm rasch entgegen, und ehe noch Paul sie begrüßen konnte, rief sie ihm zu: Herr, verheimlicht mir nichts! — Harry ist nicht

mehr! — Ich bin auf Alles gefaßt, mein Entschluß ist fest — Redet!

Er lebt! erwiederte Paul.

Er lebt! — rief sie aufjauchzend.

Er lebt, aber furchtbar leidend — am ganzen Körper verbrannt, das Gesicht unkenntlich, von den Flammen zerrissen, ringt er mit dem Tode um ein qualvolles Leben.

Unglücklicher! seufzte Demetrios — Helene aber schwieg, keine Klage drang aus ihrer Brust. — Paul hatte sie, während er sprach, verwundert angeschaut. — Bei jedem Worte, das er sagte, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts. Anfangs sprach sich der lebhafteste Schmerz aus, dann ward es heiter, und ein sanftes Lächeln umwob ihren Mund, das endlich zur Verklärung wurde. So stand sie noch vor dem Staunenden, der dies für Fühllosigkeit haltend, mit Unmuth sagte: In der St. Elias Bai liegt er auf seinem Schiffe. —

Laß ihn hierher bringen, Vater, daß ich ihn pflegen kann! bat sie, doch ohne Hef-

tigkeit. Du hatteſt wohl Recht, als du auf die Abfahrt nach Ipſara drangeſt und meinteſt, er könne eher hier zu uns kommen, als in Scio. — Eile, lieber Vater, ich will indeſſen ſein Lager von den weichſten Polſtern in meinem Stübchen bereiten, will dies mit Blumen ſchmücken, Reſeda und Orangenblüthen ſollen ihm liebliche Düfte entgegen hauchen, und er trotz ſeiner Schmerzen ſich über ſeine Helene freuen, wenn er mich, wenn er dies Alles ſieht. —

Seine Augen, ſo wie ſein ganzes Geſicht ſind ihm verbunden; klagte Paul.

Das iſt ſchmerzlich für ihn, ſchmerzlich für mich! — ſo kann ich ſein frommes, ſeelenvolles Auge nicht ſehen, nicht durch Blicke können wir uns verſtehen und mit einander reden! — Aber glauben Sie mir, Paul, das Auge der Liebe ſieht durch Nacht und Dunkel, und wird es auch durch die Binde; die Flamme, die aus dem Herzen ſtrömt, erhellt ihr jedes Dunkel. Eile nur, Vater, ſchnell, ſchnell! — Du ſollſt ſchon Alles bereit finden. —

Demetrios machte ſich bald darauf mit Paul auf den Weg nach St. Elias Bai.

Harry, dessen Anblick den Griechen erschütterte, wurde nun an's Land gebracht, und von hier durch seine Matrosen nach der Wohnung Demetrios getragen. Der Wundarzt, ein Freund des Demetrios, von den obwaltenden Verhältnissen unterrichtet, begleitete ihn auch hierher. Schon am Eingange des Thales kam Helene dem Trauerzuge entgegen. Willkommen mein edler, mein geliebter Harry! rief sie dem Ermatteten zu, der kaum das Willkommen mit seinen brennenden Lippen erwiedern, aber keine Hand ausstrecken konnte, sie ihr zu reichen.

Helene hatte sich seinen Anblick grausenerregend, schrecklich gedacht, aber dennoch war sie überrascht, wie sie die Mumiengestalt, in weite Tücher gehüllt, vor sich auf der Trage liegen sah: Furchtbar, furchtbar! Dies waren die einzigen Worte, die sich aus ihrer wunden Brust rangen, denn während des ganzen Weges schwieg sie, sah unverwandt auf den Verwundeten, und als er auf dem für ihn bereiteten Lager ruhte, setzte sie sich zu seinen Füßen, und sagte mit Fassung: Harry, du hast viel für mich gethan und ge-

litten, mehr als ich verdiene, und ich kann dir mit nichts lohnen, nichts, gar nichts für dich thun, als dich pflegen; das will ich mit treuer Liebe, mit unermüdeter Sorgfalt! Und von diesem Augenblicke an verließ sie sein Lager nicht mehr, nur wenn der Wundarzt ihn verband, entfernte sie sich, und befolgte pünktlich, was ihr dieser befahl. Keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte ihr, sie saß schweigend an seinem Lager, weil der Arzt jede Unterredung, so wie Jedes untersagt hatte, was auf das Gemüth des Kranken wirken könne. Sie war still, gelassen, und wenn sie stundenlang die verhüllte Gestalt Harry's mit stiller Trauer betrachtete, drang keine Thräne in ihr Auge, keine Klage auf ihre Lippen. Nur selten ging sie in's Freie, wanderte im Thale umher, und bestieg die Berge. Hier athmete sie wohl die reine, erquickende Luft, aber ihr Gedanke war nur bei ihm, nur nach der Zukunft war ihr Blick gerichtet.

Eines Tages folgte ihr der Vater: Helene, sagte er: dein stilles, leidendes Wesen erschreckt mich, du brüteſt über einen finstern

Gedanken, oder hast ihn schon gefaßt; denke an die Pflichten, die dir Gott auflegte, denke an mich! — Dein Schmerz hat keine Worte, aber er zerreißt dein Inneres, dein Auge hat keine Thränen, aber es hebt sich auch nicht vertrauenvoll gen Himmel! —

Vater! unterbrach sie ihn: warum überlässest du mich nicht ungestört meinem Sinnen?

Soll ich so gleichgültig bei deinem Schmerze sein, als du bei den Schmerzen des Unglücklichen es zu sein scheinst? zürnte der Alte.

O wie irrst du dich doch, mein Vater! sagte sie sanft lächelnd: — glaubst du, mein Herz blute nicht bei seinem Wimmern, seinen Schmerzen? — Aber das Schicksal hat mich früh leiden gelehrt, es hat mich gelehrt, den Schmerz zu dulden, ohne zu klagen; und was ist körperlicher Schmerz gegen Seelenleiden? — Jenen heilet die Hand des Arztes oder der Tod, dieses nicht die Hand der Zeit und nur der Tod. — So lange man athmet begleitet es uns, so lange

man denkt rollt es die Schreckbilder vor uns auf, so lange man auf Erden wandelt windet es sich, Schlangen gleich, um des Wanderers Füße, und der Barmherzige mag es wissen, ob ich meinen Gram dem Tod lassen, oder ihn nicht noch dort hinüber nehmen muß.

Helene! rief der Vater bebend.

Und so bin ich denn auf Alles gefaßt! fuhr sie fort, ohne daß der Ausruf des Vaters sie störte: Unterliegt der edle Mann seinen Leiden, wohl ihm, wohl mir! Er ist dann des Kummers erledigt, der ihm noch bereitet ist, und mein Gram geht dann vielleicht zu Ende; übersteht er seine Leiden, nun dann —

Und dann? unterbrach sie Demetrios gespannt.

Dann wird Gott entscheiden; — Ich vermöchte es nicht, denn in mir streiten zu widerstrebende Gefühle, die ich nicht zu beruhigen verstehe. — Sie brach das Gespräch ab, und eilte an Harry's Krankenlager zurück.

13.

Wochen waren vergangen, Paul schiffte hin und her, um Nachrichten einzuziehen, die meist beruhigend lauteten. Graf Orloff hatte unter der Bedingung, daß die Türken keine Feindseligkeit gegen die Christen übten, dem Aga versprochen, Scio nicht anzugreifen, und war nach Lesbos gesegelt; die Nachricht, daß der Capudan Pascha gerettet sei und sich in Smyrna befinde, verheimlichte man Harry und Helene, so wie man überhaupt Hassan Bei zu nennen vermied. Der Wundarzt hielt den Verwundeten außer Gefahr; nur die linke Seite des Körpers, die den Flammen am meisten ausgesetzt gewesen, war noch nicht geheilt, und schon konnte der Kranke den rechten Arm gebrauchen, so daß der Wundarzt nun wagte, das fast geheilte Gesicht zu enthüllen. Noch schmerzten ihn Auge und Lippe, aber er freute sich doch, daß er nun wieder umherschauen, wieder Theil nehmen, wieder Einiges sprechen dürfe; nur trauerte er, daß der erste Blick, den ihm der Himmel wieder ge-

ſchenkt, nicht Helene getroffen habe, die beim Abnehmen des Verbandes nicht zugegen war.

Als ſie hereintrat und Harry, der ſie freundlich begrüßte, erblickte, erſchrak ſie. So entſtellt hatte ſie ſich ihn nicht gedacht; keiner der lieblichen Züge war mehr, in dem ganzen Geſicht reihte ſich Narbe an Narbe, nur das immer noch brennende Auge glänzte feurig und ſanft. Harry bemerkte ihr Erſchrecken, ſah ihren Schmerz und ſchwieg; aber tief in ſein Herz war von dieſer Stunde ein bitteres Gefühl gedrungen, das ihn nicht mehr verließ, und Helenens Thränen brannten ihn ſchmerzlicher, als ſeine Wunden. Dies Gefühl wirkte nicht wohlthätig auf ſeinen Körper, und der Wundarzt ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ſich das Fieber am Abende bei dem Kranken wieder einſtellte; er vermuthete eine Gemüthsbewegung, forſchte und erfuhr was vorgegangen war. Streng gebot er nun Helenen, bis zur völligen Geneſung ihre Gefühle zu unterdrücken; ſie gehorchte, und wenn Harry über ihr gegenſeitiges Verhältniß zu ſprechen beginnen wollte,

drückte sie ihm freundlich die Hand, und ihr Auge bat ihn, zu schweigen. Bald war aber auch dieser Bann gelöst, Dugdal's gute Natur hatte die Bemühung des Arztes unterstützt, der ihn nun verließ, und der Pflege Helenens allein übergab. Freudig sog der Genesende jetzt, so weit es ihm sein tiefer Kummer erlaubte, den Balsam der Blüthendüfte im milden Sonnenschein ein, und fühlte sich so gestärkt, daß er mit Ruhe die Nachricht vernehmen konnte, Hassan Pascha sei zwar gerettet, aber abgesetzt und in's Exil verwiesen.

So hast du dein Wort gelöst, Harry! sagte nun Helene, die, als ihnen Paul diese Nachricht brachte, eben gegenwärtig war: Du hast es mit Schmerzen und Blut und mit einer tapfern That gelöst, die deinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Sie reichte ihm bei diesen Worten freudig die Hand, als aber ihr Auge sein entstelltes Antlitz traf, mochte sie Wehmuth erfassen, und sie begann bitterlich zu weinen.

Dugdal's Auge starrte bei dem Anblicke der Thränen ernst auf Helene, dann winkte

er Paul, ſich zu entfernen. Holdes, liebliches Mädchen! ſagte er nun, und ſein Blick ward milder: als die Natur dich ſchuf, nahm ſie mit warmer Liebe ihren ſchönſten Stoff, das Herrlichſte der Erde zu ſchaffen; — mich hat mein Schickſal entſtellt, und ſo ſtehen wir nun ungleich neben einander. Du erſchrickſt vor mir, du beweinſt mein Schickſal. — Weine nicht! Ich will dich nicht unglücklich machen. — Unterbrich mich nicht, bat er: höre mich ruhig an! Ich glaube wohl, du würdeſt auch jetzt, treu deinem Worte, meine Hand nicht verweigern, die Narben meines Geſichts vielleicht überſehen, und nicht aus Mitleid, nicht aus Pflicht allein, auch wohl aus Liebe mir zum Altare folgen, du würdeſt ſuchen dich glücklich zu wähnen, und dich überreden, dies Glück werde ewig dauern — Nein, Helene, bald würdeſt du enttäuſcht ſein, deine Thränen würden fließen wie jetzt, und was du dir ſelbſt verbergen möchteſt, dein Gram würde wie vorhin offen vor mir liegen. Ich wünſchte nicht dieſen Anblick, dies Gefühl noch einmal zu haben. Ich klage dich deshalb nicht an — Schwärmeriſche Liebe hat nur

dauerndes Leben, wo sie Nahrung findet! — Bei meinem Anblick mußten ihre Flügel gelähmt, ihr Himmelsleben dahin sein. Deine Liebe, so wie deine Pflege würde ich für Mitleid, die Glut deiner Liebe, wenn sie an meiner Seite aufflammen könnte, für Selbsttäuschung halten; ich würde dich nicht glücklich machen, und könnte es auch nicht sein! — Deshalb, Helene, müssen wir uns trennen in Liebe — Laß uns glauben, wir hätten Beide einen schönen Traum gehabt, er sei nun vorüber, und wir dächten noch gern an ihn zurück. Sieh den Freund in mir; den Geliebten, den Verlobten wirst du leicht in meinem Antlitz vergessen können!

Harry! sagte Helene, nachdem sie erst lange nach Fassung gerungen hatte: Du sprichst das Wort Trennung so leicht aus? — Kennst du es auch? Hast du wohl schon früher empfunden, wie es ist, wenn man fühlt, sich von dem Liebsten auf Erden trennen, für immer trennen zu müssen? — Es ist schmerzhaft! fuhr sie fort: seit ich dich wieder sah, hat dies Gefühl mein Herz zerrissen, mein Auge getrübt! Sie hielt ein,

ihr Blick heftete sich regunglos auf den Boden; doch plötzlich hob sie das gesenkte Haupt: Harry! sagte sie mit Festigkeit und Ernst: Du verlangst, wir sollen scheiden? — So sei es! — Fast glaube ich, daß es auch gut sei. — Leb wohl! Die blühenden Lippen meines Harry haben die meinen nicht berühren dürfen, doch jetzt will ich ihnen den Abschiedkuß aufdrücken. Dies sagend preßte sie den Erstaunten mit Leidenschaft an sich, und der erste Kuß brannte auf seinen Lippen; dann sagte sie ihm ein wehmüthiges Lebewohl, und entfernte sich schnell.

14.

Helenens Lebewohl, der Kuß, der noch auf seinen Lippen glühte, der Gedanke an Trennung von ihr, die seines Lebens einziges Ziel gewesen und noch war, ließen Harry nicht im Zimmer. Es trieb ihn hinaus in die freie Natur, wo er über Berg und Thal schweifte, und doch nirgend Ruhe fand,

und von dem drückenden Gefühle begleitet wurde, daß er zu leidenschaftlich gehandelt, dem edlen Herzen des Mädchens zu wenig vertrauet habe. Mochte er sich auch überreden wollen, daß es nur edle Aufopferung gewesen sei, die ihn zum Entsagen vermocht habe, so mußte er sich doch gestehen, daß Mißtrauen und gekränkte Eitelkeit wohl auch ihr Theil an seinem Entschlusse gehabt hatten. Er fühlte sein Unrecht, aber der Stolz kämpfte gegen sein Herz. Doch wo die Liebe waltet, ist jede andere Macht ihr unterthan; auch sie gewann den Sieg, und er eilte nach dem Hause zurück.

Jedoch auf dem Heimwege wiederholte er sich die Worte Helenens; ihm schien, als ob ihr die Trennung nicht schwer geworden, sie seinem Entschlusse freudig entgegengekommen sei, sein Schritt wurde langsamer, sein Entschluß wankend. In dieser Stimmung betrat er das Haus, und eilte zu Paul, um an des Freundes Brust seinen Kummer auszuschütten, seine Zweifel zu lösen. Er fand ihn nirgend, und erfuhr auf seine Nachfrage, daß er schon seit mehren Stunden mit

Helenen das Thal verlassen, und sich wahrscheinlich mit ihr eingeschifft habe. Auch Demetrios war abwesend.

Diese Nachricht erschütterte Harry und ergriff ihn auf unangenehme Weise. — So schnell! dachte er: so schnell meinen in Leidenschaft ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen? — Das hätte ich nicht von Helenen geglaubt, die Trennung muß ihr leicht geworden, vielleicht ihr wohl gar willkommen gewesen sein. — Und auch Paul, auch Demetrios haben mich verlassen, und ich stehe nun einsam hier, wie ein Ausgestoßener! — Diese Gedanken raubten ihm den Schlummer und trieben ihn die Nacht und den folgenden Tag umher, an welchem Niemand zu seinem Troste erschien: die Einsamkeit war ihm drückend, und Schwermuth bemeisterte sich seiner. So fand ihn Paul, als er mit ernstem, verstörtem Gesicht bei ihm eintrat. Harry! redete er ihn an: ich habe indessen einen schweren Gang gethan, ich habe eine Unglückliche in das Asyl ihrer Ruhe geführt; — sie sendet dir diesen Brief, lies ihn, überlege als Mann; ich gehe, dich ungestört dei-

nen Gefühlen zu überlassen. Er entfernte sich.

Unglück ahnend hielt Harry den Brief, auf welchem er die Aufschrift: An Harry Dugdal, sogleich für Helenens Schriftzüge erkannt hatte, lange unerbrochen in der Hand; endlich faßte er Muth, erbrach ihn zitternd, entfaltete ihn und las:

Theurer Harry!

Dein Entschluß, mir zu entsagen, hat mich grenzenlos elend gemacht. Nicht, daß ich den Gedanken ewiger Trennung nicht fassen könnte, nein, ich hatte ihn schon lange genährt, denn schon in dem Augenblicke des Wiedersehens fühlte ich, daß ich nie die Deine werden könnte. Ich mußte Dir entsagen, und war doch so thörig, so schwach, so ungerecht gegen Dich, meinem Herzen nicht gebieten zu können, das mit unwiderstehlicher Zaubergewalt nach dem Deinen hingezogen wurde. Deinen edlen Freund bat ich, als er uns auf Scio verließ, Dir dies zu vertrauen, Dir zu sagen, daß ich nie die Deine werden könn-

könnte. Er that es nicht und that Unrecht daran; vielleicht würdeſt Du Dich dann nicht für mich in Kampf und Tod geſtürzt haben.

Du ſiehſt, ich bin mit dem Gedanken, uns zu trennen bekannt. Erfüllte ich aber jetzt meinen längſt gefaßten Entſchluß, jetzt, wo der einſt ſo ſchöne Mann entſtellt vor mir ſteht, die Sinne mich nicht mehr locken und Dein Anblick mich abſchrecken könnte, erfüllte ich jetzt Deinen Wunſch und trennte mich von Dir, müßteſt Du glauben, Du wäreſt mir nicht mehr ſo werth als einſt. Deshalb muß ich Dir mein Geheimniß, das mit Centnerlaſt ſchon lange mich drückte, und das Dir ewig verborgen bleiben ſollte, enthüllen. Ach, es wird mir ſo ſchwer, die Worte zu finden und ſie nieder zu ſchreiben — Aber ich muß — vernimm ſie! — Ich bin eine Entehrte! doch ſchuldlos wie die Knospe, die der Sturmwind brach, ſchuldlos wie die junge Pinie, die der Blitz zerſchmetterte. — Nicht Verachtung, nur Mitleid verdien' ich. Mehr kann ich Dir nicht ſagen, meine

Hand zittert, sie versagt mir den Dienst. — Der Vater wird Dir das Nähere mittheilen können.

Kannst Du Dich entschließen, mich nun noch die Deine zu nennen, fühlst Du noch Liebe, aber Liebe auf Achtung gegründet, in Deinem Herzen, so prüfe Dich, prüfe Dich streng, denn es gilt mein Glück und das Deine. Täusche Dich nicht! Laß Dich nicht von Mitleid, nicht von Schwärmerei hinreißen; Täuschung wäre für uns Beide fürchterlich! —

Fühlst Du aber die Kraft in Dir, Dich über mein Schicksal zu erheben, so kehr' ich von dem Orte meiner freiwilligen Verbannung in Deine Arme zurück, keine bußfertige Magdalene, ein stolzes Mädchen, stolz auf ihren edlen Verlobten, auch stolz noch auf sich selbst und den Werth ihres Herzens. Hat aber mein unverschuldetes Unglück eine trennende Kluft zwischen uns gestellt, so ziehe hin in Frieden, eine Reine, Unentweihte möge Dich so glücklich machen, als ich es wollte; mein Segen, meine Liebe begleite Dich, wohin Du auch ziehst! Leb' wohl,

Gott gebe Dir Ruhe und Deinem Geiſte Klarheit! — Harry! es gilt Dein ganzes Lebensglück, überlege wohl und denke dabei nicht an die unglückliche Helene, denke nur an Dich! —

Als Nachſchrift fand er noch unter dem Briefe:

Paul allein kennt meinen Aufenthalt, doch bindet ihn ein Eid, ihn nicht zu verrathen, forſche deshalb nicht weiter danach.

Langſam faltete Harry den Brief zuſammen und hielt ihn in ſeiner zitternden Hand, aus ſeinem himmelwärts gehobenen Auge rollten helle Thränen. So ſtand er lange, ſich keines klaren Gedankens bewußt; dann ſchritt er in dumpfer Abſpannung, ſein Haupt ſchüttelnd, im Zimmer auf und ab; er konnte die Möglichkeit nicht glauben, ihm ſchien es nur ein tückiſcher Traum zu ſein. Dann warf er ſich auf das Polſter, und ſtarrte immer noch gedankenlos vor ſich hin.

So fand ihn nach einer Stunde Paul, dem er bitterlächelnd den zuſammengekniffe-

nen Brief entgegen hielt: Lies, sagte er mit dumpfer Stimme: lies! — Ach, dem Schicksal ist kein Tempel heilig genug, um ihn nicht zu zerstören! Lies! —

Ich kenne den Inhalt des Briefes schon! unterbrach ihn Paul: Doch was hast du beschlossen?

Nichts! erwiederte Harry mit stumpfem Gleichmuthe.

Ermanne dich, Dugdal! Dem Manne ziemt Besonnenheit, nicht kraftloses Unterliegen! sagte Paul ernst.

Du brauchst mich nicht daran zu mahnen, Paul! erwiederte er: die Kraft, der Muth werden mich nicht verlassen, wie es das Glück that. — Ich soll über mein, soll über unser Schicksal entscheiden? — Gut, ich will es. Aber es bedarf ernster Ueberlegung, strenger Prüfung; — der morgende Tag soll mein Schicksal bestimmen! Jetzt aber hin zu Demetrios!

Erspare dem Tiefgebeugten diese qualvolle Stunde, sagte Paul, ihn zurückhaltend: Ich bin durch ihn von Allem unter-

richtet, und es könnte ihm nur bitter sein, noch einmal die so traurig tönende Saite zu berühren; setze dich und höre mit Aufmerksamkeit zu, es bedarf nur weniger Worte.

Harry setzte sich und von banger Erwartung bewegt, erglühte sein bleiches, entstelltes Gesicht.

Paul begann: Als Hassan Bei noch Pascha von Smyrna war, ward ihm Demetrios durch mancherlei Geschäfte bekannt, wobei der Pascha oft Gelegenheit hatte, ihm gefällig zu sein. Vor zwei Jahren ungefähr sah er Helenen im vollen Glanze ihrer entfalteten Schönheit. Sein Auge verweilte lange auf ihr, und als sie sich entfernt hatte, brach er gegen Demetrios in das Lob seines Kindes aus, und äußerte, daß seine Tochter so schön sei, daß sie wohl verdiene, den Harem eines türkischen Großen, selbst den des Beherrschers der Osmanen zu schmücken. Demetrios antwortete freimüthig, daß ihm diese Ehre nie willkommen sein würde, und er zu stolz sei, seine Tochter solch elendem Schicksale hinzugeben; damit war das Gespräch beendet. Hassan Bei

ſchien nicht im mindeſten über dieſe kecke Antwort entrüſtet, blieb nach wie vor der Freund und Beſchützer des Primaten, den dieſer Vorfall jedoch noch mehr beſtimmte, den ſchon längſt gefaßten Entſchluß auszuführen, ſeine Geſchäfte aufzugeben, und ſich mit Weib und Kind auf Scio zurückzuziehen.

Kurz darauf, als er dies vollführt hatte, ward Haſſan Bei zur Würde des Capudan Paſcha nach Conſtantinopel berufen. Im vorigen Jahre that er, um wie gewöhnlich den Tribut einzuſammeln, ſeinen erſten Schiffzug nach dem Archipel, und kommt auch nach Scio, bezieht ein Landhaus am Ufer des Meeres, unweit Maſticio, und beehrt ſeinen alten Freund Demetrios mit einem Beſuche. Er wird von dem Primaten ſeinem Stande gemäß feierlich auf dem Landhauſe, wo er ſich damals befand, aufgenommen, doch Helene bleibt für ihn verborgen; er fragt nicht nach ihr, und entfernt ſich, mit Herzlichkeit für die Bewirthung dankend.

Einige Tage darauf luſtwandelt Helene mit ihrer Mutter am Ufer des Meeres, da ſehen ſie ſich plötzlich von Türken umringt;

die Mutter schließt ihr Kind, das die Barbaren anfallen, in ihre Arme, sie entreißen es ihr gewaltsam, einer der Unmenschen stößt sie mit dem Kolben seines Gewehres zurück, sie taumelt nieder; ein anderer führt indeß die Sträubende auf ein am Ufer bereitliegendes Boot, und erst nach einigen Stunden fanden heimziehende Arbeiter die Mutter am Wege liegen, und brachten sie heim. —

Schrecklich, schrecklich! unterbrach ihn Harry.

Nach vieler Bemühung kam endlich die Mutter wieder zu sich, fuhr Paul fort: doch war ihr Zustand hoffnunglos, sie bekam den Blutsturz; der Schreck, der Verlust ihres Kindes hatten ihr ohnedies schwaches Nervensystem zu stark erschüttert; kaum vermochte sie noch ihrem Gatten im Geheim das Vorgefallene zu berichten. — Schnell eilte dieser, wohl ahnend woher dieser Schlag ihn träfe, zum Aga, einem würdigen, ehrenwerthen Manne, rief seine Hülfe an, wagte es jedoch nicht, ihm seine Vermuthung mitzutheilen.

Kehr zu deinem kranken Weibe zurück, sagte dieser mit Theilnahme: ich hoffe, dir

deine Tochter wieder geben zu können, doch weiß ich nicht gewiß, ob es in meiner Macht stehen wird; glücklicherweise ist deine Nation auf Scio im Harem zu Constantinopel begünstigt und auch der Höchste fürchtet diesen Einfluß. — Aber was geschehen ist, kann ich nicht ungeschehen machen. — Verbirg aller Welt, was vorgefallen und breite, so viel es sich thun läßt, einen Schleier über die traurige Begebenheit, das ist mein Rath, den du als ein kluger Mann deines Kindes wegen befolgen mußt.

Als Helene am andern Abend in ihr väterliches Haus wieder eintrat, fand sie die Mutter nicht mehr, konnte nur noch an ihrem Sarge weinen, und Rache Hassan Bei schwören, den des Aga's ernste Drohung, die Sache nach Constantinopel zu berichten, vielleicht auch Helenens Verzweiflung, bewogen hatte, seine Beute fahren zu lassen. — Du weißt nun Alles. — Verdammen kannst du die Unglückliche nicht, sie steht schuldlos vor dir und rein vor Gott. — Befrage nun dich selbst, und geh mit deiner Vernunft und auch mit deinem Herzen zu Rathe.

Harry erhob sich bei diesen Worten, drückte Paul mit Heftigkeit die Hand, und schritt, ein Tiefgebeugter, langsam dem Hause zu.

15.

Von diesem Augenblicke an hatte sich eine stille Wehmuth seiner bemächtigt; er vermied die Menschen, traf er Demetrios, so war ein Handdruck Alles, wodurch er sich aussprach. Am andern Tage wandelte er sinnend durch das Thal der St. Elias Bai zu; dort setzte er sich auf einen Felsen, blickte sehnsuchtvoll nach der Gegend seiner Heimath, oder nach dem Schiffe, das immer noch seiner harrend hier vor Anker lag; doch so wie es Abend wurde kehrte er heim.

Als nun der Vollmond über die waldbekränzten Berge emporstieg und sein Silberlicht über das einsame Thal breitete, winkte er Paul, ihm zu folgen, und führte ihn hin-

aus zu der Rasenbank unter den Platanen. — Paul, sprach er hier: die Stunde der Entscheidung hat geschlagen, gebe Gott, zu meinem Heil! Ich habe ernst über mich und Helene nachgedacht, fuhr er nach langem Schweigen fort: ich habe Alles gegen einander wohl geprüft und erwägt, das Vorurtheil, das oft so mächtig auf den Menschen wirkt, nicht zum Schweigen gemahnt, und mich ernst gefragt, wirst du auch für immer und in jeder Lage des Lebens, selbst wenn der Rausch der Leidenschaft vorüber ist, fest in deinen Grundsätzen bleiben? — Und da habe ich hier beim Säuseln der Platanen, beim Murmeln des vorüberrauschenden Baches einen Entschluß gefaßt, und ihn dann am Meerstrande, den Blick nach der Heimath und dem Vater gewendet, geprüft und geforscht, ob sinnliche, ob schwärmerische Liebe oder vielleicht Mitleid diesen Entschluß in mir reifen ließ, und nach langer Prüfung habe ich mich bestimmt! — Gehe hin, mein treuer Freund, führe Helenen zurück, führe sie in meine Arme! —

Und das sagst du mir so kalt! unterbrach ihn Paul aufspringend: mir, dem bei deinen

Worten schon die Brust vor Freude zerspringen, das Auge von Thränen überströmen möchte?

Eben diese Ruhe zeige dir, erwiederte Harry, und in seinem Auge glänzte der Himmel des Friedens: daß mein Entschluß fest und mit ernstem Bedacht aus der Tiefe des Herzens geschöpft ist. Das Glück der Seligen ist heiter wie der blaue Aether, ruhig und sturmlos; so auch das meine. Führe Helenen zurück und gieb ihr die Ueberzeugung, daß ich sie nie wahrer, nie inniger liebte als eben jetzt!

16.

Schon am andern Tage brachte ein Boot Helene von Nagose herüber, wo sie bei einer Freundin ihrer Mutter in Verborgenheit gelebt hatte. Als sie an Paul's Hand schöner, reizender als je, das Thal durchschritt, hielt sie plötzlich an: — Je näher ich ihm komme, sagte sie bebend:

desto ängstlicher wird es mir, desto schwerer lastet mein Schicksal auf mir. — Doch nur rasch vorwärts! rief sie dann plötzlich: rasch, jede harrende Minute ist eine geopferte Seligkeit!

Bald ruhte sie an Harry's Brust. — Kannst du mich noch lieben, mich noch an deine Brust drücken? rief sie, und als eine innige Umarmung ihre Zweifel lös'te, küßte sie sein benarbtes Gesicht: Laß mich die Narben küssen! rief sie begeistert: ihnen danke ich, daß du mein bist, daß ich dich edlen Menschen mein nennen kann; ohne sie wäre ich fern von dir geflohen, nimmer hättest du mein Schicksal erfahren, denn nimmer hätte ich mich deiner würdig geglaubt!

Demetrios legte nun mit freudigerm Herzen noch einmal seine Hand segnend auf sie: — Ehre Helenen, mein Sohn, wie ihr Herz es verdient! sagte er feierlich: das Irdische können die finstern Mächte zerstören, das Himmlische ruht unantastbar in Gottes Hand!

Bald darauf vereinte ſie des Prieſters Hand, und als am Morgen nach dieſem feſtlichen Tage Harry in die Roſenlaube des Gartens trat, fand er hier die junge Gattin, einen Kranz flechtend.

Der Kranz iſt für dich, rief ſie ihm zu: komm, daß ich dich heute mit Roſen bekränze, ſtatt, wie einſt auf Scio, mit dunkeln Cypreſſen. Ewig und unverwelklich werden ſie uns fortan blühen!

Ihre Ahnung betrog ſie nicht. Die Zeit glättete die Narben auf Harry's Antlitz, die Helene faſt ungern ſchwinden ſah, ſo lieb waren ſie ihr geworden; aber in Beider Herzen änderte ſie nichts, hier blühten die Roſen friſch und duftend bis in das ſpäte Alter.

Katharina, die Kaiſerin der Reußen, hatte dem muthigen Seemanne wahrhaft kaiſerlich gelohnt, ſie hatte ihn zum Contre-Admiral ernannt, und erſt zehn Jahre danach verließ er Rußland und zog mit Helenen in ſein Vaterland zurück.

Demetrios war in seiner Heimath zurückgeblieben. — Kurz vorher, ehe er seiner Gattin folgte, hatte er noch die Freude, Helene und Harry wieder zu sehen. Sie wallfahrteten hier vereint zum Grabe der Mutter, besuchten jede Stelle trauter Erinnerung wieder, und durchlebten noch einmal die Tage der Sehnsucht. Lange verweilte die Zeit bei ihrem Glücke, ehe sie dem Tode die Sense reichte; Paul, der stets ihr treuer Freund blieb, schloß Beiden die Augen, als der Tod seine Beute entführte.

Gera, gedruckt bei Fr. Schumann.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Neuntes Bändchen.

Die Flammengruft.

Das Mädchen im Hasli-Thale.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Der Christbaum.

In großen Flocken fiel der Schnee am 23. Decbr. des Jahres 1522 hernieder, und bedeckte Feld und Wald mit seinem weißen Gewande. Es war ein schauerlicher Winterabend. Der Wind heulte, und die kleinen Fenster in der Wohnung des Bergmanns Hanns Bungert bei Goslar klirrten schauerlich.

Die Glocke schlug Achte. Da griff dieser nach einem kurzen Beil, das in der Stube lag, nahm seine große Pudelmütze von der Wand, und wollte so eben hinaus schleichen in das finstere Wetter, als Barbara, seine Hausfrau, die er schon schlafend wähnte, aus den buntleinenen Vorhängen hervorlugte, und ihn ängstlich fragte, wohin er wolle.

Still! — rief der Hausherr: — still, daß die Kleinen nicht aufwachen, ich danke Gott, daß ich sie zur Ruhe gebracht habe!

Du kannst ja leicht denken, wohin ich will; hinaus in den Wald, einen Christbaum holen für die Kinder. Du weißt ja, wie sehr sie sich auf den heiligen Christ freuen. Muß doch was da sein, woran man Aepfel und Nüsse hängt, die wir so lange aufbewahrt haben, und die wir mit den Goldtäfelchen schön bekleben wollen, welche uns der Herr Obersteiger verehrt hat. Laß mich nur; in ein paar Stunden bin ich wieder hier, und bringe einen wunderschönen Baum mit, den wir mit Lichterchen zieren und schön ausschmücken wollen.

Herzlieber Mann — sagte nun die ängstliche Barbara, und hielt ihn am Rocke fest: — bleib daheim! du weißt, mein Stündlein kann alle Augenblicke schlagen, und sollte ich allein sein, ohne deine Hülfe, und dich draußen in diesem Wetter wissen, ich verginge vor Angst und Noth — thu' es nicht!

Aber die Kleinen haben so wenig Freude! — sagte Hanns — Du bleibst in Gottes Hand, und mein Gang ist doch lange nicht so ernst, als führe ich in den dunkeln Schacht, zur Hoffnung, ein. Laß mich, denk' nicht an Wind und Wetter, denk' an die Kleinen, denk' an Kurt, den muntern Jungen, an die

kleine Else und an deinen Joseph, wie sie sich freuen werden! — Er gab ihr noch einen herzlichen Kuß und ging.

Das Wetter war fürchterlich, die Wege verschneiet, doch konnte er den nahen Wald noch im düstern Grau vor sich liegen sehen. Er wanderte getrost nach der Waldspitze, wo er wußte, daß in einem jungen Gehege der Aufwuchs üppig stand, und er Christbäume in Menge finden würde. Er sang ein frommes Lied, und wanderte so, das Beil in der Hand, den Berg hinauf. — Ist es doch lange nicht so grausig da unten in der Erde als hier oben! — brummte er vor sich hin: Lassen uns nur die Wasser in Ruh', der Sturm quält uns da nicht! So ging er, kämpfend mit dem Schnee und dem Wetter, vorwärts, bis er vor dem Gehege stand.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Hunderte von jungen Tannen streckten ihre weißgepuderten Aeste gleich Armen aus, und boten sich an, die Lichterchen und die vergoldeten Aepfelchen und Nüsse zu tragen. Aber keiner war noch recht. Er suchte lange, klopfte mit dem Beile an die Stämmchen, daß der flockige Schnee herabfiel, und er die jungen Stämme

ganz in ihrer Schöne sehen konnte. Endlich fand er den rechten; schlank und gleich geästet, wie gezimmert, streckte er seine fünf Zweige unten aus, als sei er für die fünf Kleinen des Bergmanns gewachsen. Du bist mir recht! — sagte er, indem er das Bäumchen abhieb. Wie es nun fiel und vor ihm lag, seines Lebens beraubt, durch den einen Hieb, so recht im vollen Wachsthum, in der Blüthe seiner Jugend, da dachte er an die Kindheit daheim, daß die auch so fallen könnte, wenn die Hand des Schicksals sie träfe. Er schüttelte den Kopf, und sagte still vor sich hin: Es ist doch schade um das junge Ding!

Ja wohl ist es schade! rief eine dumpfe Stimme hinter ihm, und ein Jäger trat hin zu dem Erschrockenen und fragte: Wer erlaubt dir, Bergmann, hier in meinem Revier die jungen Bäume zu fällen?

Herr Jäger, stotterte der erschrockene Mann: nichts für ungut! Ich weiß, ich habe gegen die Waldgesetze gefrevelt, und der ehrbare Rath hat es streng verboten, den jungen Anwuchs zu schänden, aber daheim warten fünf Kinder auf den heiligen Christ, und ich habe keinen Stüber übrig, mir ein Bäum

chen zu kaufen; da ging ich heraus in Wind und Wetter, meinen Kleinen zu Liebe. Verfahrt nicht ſtreng mit mir, und bedenkt, daß mein Weib daheim mir noch ein Chriſtkindlein zur Weihnacht beſcheren kann, und daß ich nur ein armer Bergmann bin.

Dein Weib, ſagteſt du?

Ja, Herr Jäger, die erwartet von Gott eine gnädige Stunde, d'rum laßt mich eilen, daß ich nach Hauſe komme, und erlaubt, daß ich das Bäumchen mitnehme.

Nimm es in Gottes Namen! ſagte der Grünrock mik einem ſonderbaren Tone: Ich will dich ein Stück Weges geleiten, daß du nicht irrſt. Es iſt finſter geworden, du könnteſt dich nicht zurückfinden.

Vergnügt nahm Hanns Bungert ſein Bäumchen auf die Schulter, und wanderte mit dem Jägersmann der Stadt zu. Unterweges fragte ihn dieſer nach mancherlei, und beſonders nach den Kleinen, wie viel Knaben er habe, wie viel Mägdlein. Da erfuhr er denn, daß das Aelteſte ſeiner Kinder die braune Elſe ſei, dann folge Kurt, Gotthold, Hanns und Joſeph. Was Gott ihm jetzt beſcheren werde, wiſſe er zwar

nicht', doch hoffe er, daß es ein Mägdlein sei.

Das hoff' auch ich, und erfüllt der Himmel Euern Wunsch, so nennt sie Marie! sagte der Jäger. Hierbei drückte er ihm einen Albertus-Thaler in die Hand, und sagte gar freundlich: Ihr scheint mir ein braver, gottesfürchtiger Hausvater zu sein; da, nehmt den Thaler, gehet morgen auf den Markt, und kauft Spielsachen und Zuckerwerk für Eure Kleinen, aber gebt ja alles Geld für die Kinder aus!

Wie soll ich Euch für dieß große Geschenk danken? erwiederte der arme Bergmann gerührt.

Laßt den Dank! unterbrach ihn der Waidmann: und erlaubt mir, wenn es ein Mädchen ist, daß ich zum Kindtaufschmaus komme; meine Zehrung bringe ich mit. Doch eilt, es ahnet mir, Euer Weib bedarf Eurer. — Lebt wohl! Er kehrte wieder um.

Der heilige Abend.

Schwer beladen mit seinem zackigen Baume, kam endlich Hanns vor seiner Hütte an,

und als er sie öffnete, da schallte ihm die kreischende Stimme des neuen Ankömmlings hell entgegen. Er verwahrte seinen Baum, und eilte in das Kämmerlein, wo Barbara ihm ein kleines Mädchen entgegen reichte, das, ihn mürrisch anblickend, laut aufschrie.

Hast nicht nöthig, mich so zu bewillkommnen, kleiner Schreihals! sagte er, drückte es an sein Herz, und gab es dann zurück an der Mutter wärmende Brust. Dann faltete er seine Hände und betete, dem Herrn dankend für den Segen, den er über ihn ausschüttete. Nun erzählte er der lauschenden Mutter von dem Jäger und dem Albertus-Thaler, und sie freuten sich schon im Voraus auf alle die schönen Sachen, die er dafür einkaufen könne. Als nun am andern Morgen die Kleinen erwachten, und das Schwesterchen in der Wiege liegen sahen, meinten sie, das Christkindchen wäre schon angekommen, und es war Freude und Jubel in Fülle; aber als es schrie und die leeren Händchen nach ihnen ausstreckte, da sagte der pfiffige Kurt, es sei das Christkindchen nicht, der Klapperstorch sei einmal wieder eingekehrt.

Und Vater Bungert ging unterdessen und

kaufte für seinen Albertus-Thaler ein. Er hätte gern ein neues Wams für seine Barbara dafür eingehandelt, aber der Jäger hatte ja verlangt, daß es blos für die Kinder sein sollte, und gewissenhaft theilte er nun alles so ein, daß ein jedes gleich bekäme. Wie nun der Nachmittag heran nahte, da wurden die Kleinen zum Nachbar Görge geschickt, und der Christbaum in die Kammer der Wöchnerin gesetzt, und nun all das Herrliche und Schöne von ihr besehen und daran befestigt; sie ordnete es an, und der gute Ehemann folgte treulich und that ganz so, wie sie es verlangte; doch suchte er das Beste und Schönste für seine liebe Else, und den großen Hanswurst mit der bunten Jacke für den kleinen Joseph, den Liebling der Mutter, aus. Für Kurt hatte er einen schön ausgeputzten Reiter, für Gotthold einen Bergmann mit seinem Karren, der so stattlich aussah, wie der Vater selbst, und für Hannsen einen ehrwürdigen Pater Dominikaner, mit blendend weißer Kutte, sein Brevier in der Hand. Der vortrefflichen Pfefferkuchen-Männer nicht zu gedenken, wovon Elsen der schönste zu Theil wurde: ein gravitäischer Spa-

nier mit langem Degen und stattlichem Federhut.

Der Abend nahte. Die Lichterchen brannten, der Baum flimmerte lieblich mit seinen grünen Aesten, seinen vergoldeten Aepfeln, seinem Pater und seinem Hannswurst, seinem Bergmann und seinem Reiter. Die Kinder trippelten schon lange erwartungvoll vor der verschlossenen Kammer, und freundlich brach für sie der Hoffnungstrahl der Lichter durch die enge Spalte der alten Thür. Die Mutter, ihren Säugling an die Brust drückend, vergaß Weh und Schmerz, und lebte nur in der Freude der Kleinen, und in dem Genuß, den ihr die Erinnerung so lebhaft aus ihrer Kinderzeit wieder gab. Der Vater sah wohlgefällig auf den geputzten Baum; noch nie hatte der heilige Christ eine so reiche Gabe beschert, nicht seinen Kindern, nicht ihm.

Da sagte die Mutter: Laß die Kindlein herein kommen, sie vergehen draußen vor Ungeduld. Der Vater schloß leise die Thür auf, und die lang ersehnte Klingel gab das Himmelszeichen. Die Thüre that sich auf, und in den Himmel hinein starrten die Kinder

mit weit geöffneten Augen, und wagten es noch nicht, den Fuß über die Schwelle zu setzen, so überraschte sie der ungewohnte Glanz.

Endlich brach Kurt die Bahn; er stürzte auf seinen Reiter, der hoch in den Lüften schwebte, und dessen scheckiges Roß einen Goldapfel zu verzehren schien. Mein ist die Puppe! sagte ruhig die neunjährige Else. Zum Hanswurst hob der Vater den kleinen Joseph empor, und zog an dem Faden; der Kleine fuhr aber schnell mit seinen Händchen zurück, als die Hände und Füße des bunten Kerls sich krampfhaft einzogen, und Gotthold seinen Bergmann ergreifend, brummte still vor sich ein ernstes „Glück auf!“ Nur Hanns, der vierjährige Hanns, wagte sich nicht an seinen Pater, den er mit einer Art ehrfurchtvoller Scheu betrachtete. Hatte nun das Auge geschwelgt, mußte auch der Gaumen seinen Theil haben. Seines Pferdes Kopf verschluckte schnell der kecke Kurt, Joseph aß sein Zuckerherz mit freundlichem Lächeln, und reichte der kleinen Schwester eine Mandel. Dieser Abend ward ihnen Allen zum hellsten Rosentage der Freude, und der kalte Schnee,

den man noch in blitzenden Sternchen vor dem erleuchteten Fenster funkeln sah, konnte nicht die Blüthen decken, die warm und lustig in den Herzen von Alt und Jung heute sich entfalteten.

Die Kindtaufe.

Am dritten Weihnachtfeiertage war aber schon der größte Theil der herrlichen Sachen dahin; der Dominikaner hatte sein Gebetbuch verloren, der Bergmann seinen Karren zerbrochen. Des Reiters scheckiges Pferd hatte nur noch ein Bein, und der Hannswurst konnte seine Sprünge nicht mehr machen; nur Elsens Puppe ging noch unversehrt mit ihr zu Bett, und stand mit ihr auf. Was den Magen angesprochen hatte, war gespeis't, selbst der spanische Grande, seiner schönen Federn wegen, von unten auf verzehrt. Die Lichterchen waren ausgebrannt, und der Christbaum stand nur noch als ein freundliches Erinnerungszeichen da, das mit seinen kahlen, beraubten Zweigen Wehmuth, aber auch Hoffnung erweckte. Der kindliche Sinn hüpfte mit ihm leicht über das schleichende

Jahr hinweg, den künftigen Festen entgegen, und schmückte es schon jetzt wieder mit Bildern, Puppen und Lichtern, in der Erwartung des kommenden Christabends schwelgend.

Doch die Taufe, die heute statt finden sollte, war ein neuer Fest- und Freudentag. Else hatte sich vorgenommen, recht genau darauf Acht zu geben, damit sie ihr kleines Püppchen Marie eben so taufen könne; der kleine Hanns freuete sich schon auf den Pater Dominikaner, der kommen würde, und Gotthold auf den Vater, der in seinem Sonntagstaat als stattlicher Bergmann auftreten mußte, und Kurt meinte, der Jäger, den sie erwarteten, solle ihm gehören, statt des braunschweigischen Reiters. Alles war in Spannung, auch Barbara, die nun ihre ganze Liebe und Sorgfalt auf die Kleine wandte, die immer noch mürrisch und unfreundlich an ihrer Seite lag.

Die heilige Handlung war vorüber, das Kind Maria Barbara getauft, und die Gevattern, Bergleute aus der Grube zur Hoffnung, saßen bei dem Kruge Dünnbier und bei dem schlechten Gerstenkuchen; da öffnete

sich

ſich die Thür, der Jäger trat herein, hinter ihm ein Knabe, der einen ſchweren Korb hinſetzte und wieder fort ging.

Gott grüß' Euch zuſammen, wackere Bergleute! Gott grüß' Euch, junge Frau! Der Herr ſegne Euch und Eure Marie! ſagte der Waidmann, und reichte ihr die Hand. Ich komme mit Erlaubniß Eures Mannes, und Ihr werdet mir wohl ein Plätzchen unter Euch vergönnen. Er nahm den Korb, um den ſich die Kleinen inſtinktmäßig gelagert hatten, und holte einen Krug mit Wein heraus und trefflichen Waizenkuchen, worin die dunkeln Roſinen ſaftig prangten. Er ſetzte Alles auf den Tiſch, nahm auch aus ſeiner Taſche eine Tüte mit Zuckerwerk, öffnete ſie und ſagte faſt ernſthaft: Dir, Elſe, geb' ich hier den Zuckermann, das iſt für dich dereinſt das Beſte, was dir werden kann; verlier' ihn nicht, verſchlucke ihn lieber. Dir, Kurt, dieß Schwert von Marzipan. Dir, Gotthold, dieſen Hammer, dieſes Eiſen. Dir, Hanns, den Hirten mit dem bebänderten Stabe. Für dich, kleiner Joſeph, ſagte er und hob das Kind in die Höhe und küßte es: für dich hab' ich nichts, du gehſt leer

aus, du bedarfst auch nichts! Er schien innig bewegt. Und nun laßt uns eins trinken. Glück auf! Ihr wackern Bergleute! sagte er: Thut mir Bescheid!

Glück auf! rief Hanns und die andern Genossen: Und daß uns der Kobold nicht schaden möge da unten in der Teufe! rief der alte Nachbar Görge.

Laßt den ruhen, sagte der Waidmann: laßt die Geister schlafen und weckt sie nicht auf!

Nun, herzliebe Frau, wendet er sich zu Barbara: laßt mich das Mägdlein auch schauen, damit ich sehen mag, wie sie gestaltet ist. Die Mutter reichte ihm die Kleine, die ihn, nur ihn allein holdlächelnd mit großen blauen Augen anblickte. Er küßte das Kind, hob es mit gerührtem Blicke gen Himmel, als wollte er es dem Vater da oben zur Vorsorge empfehlen, und hing ein goldenes Kettchen, woran eine Schaumünze mit unscheinbarem Gepräge funkelte, um den Hals der Kleinen und sagte: Verwahrt dieß Kleinod sorgfältig, es ist zu Eurem, zu des Kindes Glück!

Er gab der Mutter das Kind zurück,

drückte dem Bergknappen die Hand, ſtreichelte dem kleinen Joſeph die rothen Bäckchen, und ging in ſtürmiſcher Nacht von dannen.

Die Zigeunerin.

Die Kinder waren zur Ruhe, die Gevattern, des ſüßen Weines voll, nach Haus gegangen. Hanns ſaß noch auf der hölzernen Bank am ſchaurigen Ofen, und dachte an den Jäger und ſeine Gaben, da hörte er draußen auf der Straße ein ſonderbares Wimmern. Er eilte hinaus, und nicht lange darauf kam er mit einem Weibe zurück, das an ſeinem Stocke ſich kaum noch fortbewegen konnte. Die Arme war auf dem Eiſe gefallen, und hatte ſich das Bein verwundet.

Lohn's Euch Gott! ſagte ſie zu dem gutmüthigen Bergmanne, der ſie auf die Bank am Ofen führte, den Reſt des Weines wärmte, und für ihr Bein Umſchläge davon machte. Barbara konnte ſie nicht ſehen, ermahnte aber immer ihren Mann, ja die arme Frau gut zu pflegen, und ordnete von ihrem Lager aus Alles an, was ſie nur als ſorgſame

Hausfrau bei dergleichen Gelegenheiten Nützliches wußte.

Die Schmerzen der Alten wurden gelinder, die Umschläge thaten Wunder, sie schlief auf der Bank ein, der Bergmann legte sich gleichfalls zur Ruh.

Als der Morgen graute, stand die Alte von ihrem Lager auf und trat, die Lampe in der Hand, vor's Bett. Ich komme, Euch zu danken, sagte sie: Ihr habt mich armes, verlassenes Zigeunerweib aufgenommen, und sorgsam gepflegt. Eine Gabe kann ich Euch nicht geben, ich bin arm und habe keine, als die der Weissagung. Gebt mir Eure Hand, junge Frau, sagte sie zu Barbara, welche das gelbe Gesicht mit den schwarzen, blitzenden Augen nur mit Schauder betrachtete: und Ihr auch die Eurige, guter Bergmann.

Sie reichten sie ihr. Mit der Lampe, deren Schein ihr Gesicht nur noch widriger machte, beleuchtete sie die Hände, und sagte nach einer Weile: Das Glück ist bei Euch eingekehrt, traut ihm nicht, haltet an Gott, und wenn Ihr dereinst enden sollt, wird Euer Tod sanft sein, und ein Grab Euch in der nämlichen Stunde decken.

Nun gebt mir Euer Kind! Sie beſah es, und beſonders fiel ihr die Münze auf, die ſie genau und aufmerkſam betrachtete. Das Kindlein, ſagte ſie nun: wird ſchön werden, wie ein Engel; wollt Ihr es behalten, wahrt es vor der Liebe. Das Kind, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: bringt Segen über Euch, haltet es in Ehren, und laßt es nie heirathen, ſonſt iſt es für Euch verloren.

Sie ſetzte ſchweigend die Lampe auf den Tiſch und ging.

Die Jungfrau.

Marie wuchs heran, mit ihr trat der Segen in's väterliche Haus; was Hanns Bungert angriff, gelang, wo er einſchlug, war er einer glücklichen Ausbeute gewiß und ſorgenlos, nicht reich, doch auch nicht arm, verbrachte die Familie in Friede und Einigkeit ihr einfaches Leben. Oft erinnerten ſie ſich des Waidmanns und der Zigeunerin, doch ſahen ſie ſeitdem Beide nicht wieder. Hanns hatte in der ganzen Gegend ſich nach ihm erkundigt, keiner wußte etwas von ihm; auch die Zigeunerin, die Jedermann früher

gekannt, kam nicht mehr nach Goslar. Die Kinder wuchsen heran. Else sorgte treulich für die Wirthschaft, und das fleißige Mädchen fand bald einen Knappen, den sie gern mit dem wohlverwahrten Zuckermann des Jägers vertauscht hätte. Kurt war schon im vorigen Jahre als Reiter unter Kurfürst Moritz nach Passau gezogen, Gotthold half dem Vater fleißig im Schacht, und Hanns lernte noch fleißiger, und wollte er auch kein Prediger = Mönch werden, denn in dieser Zeit war die Familie zum Lutherthume übergetreten, so hoffte er doch dereinst die reine Lehre zu verkünden; und der kleine Joseph, jetzt 17 Jahre alt, folgte seinem Vater überall, half treulich mit und widmete sich auch dem Bergbau. Marie, ein schönes Engelkind, war in ihrem 15ten Jahre eine volle Knospe, die der erste Strahl der Sonne entfalten mußte, groß und schlank, frisch und blühend; aber vor allem schön strahlte ihr großes dunkelblaues Auge himmlisch unter den langen Augenwimpern hervor. Hatte sie ihr gelbes Haar über der weißen Stirne züchtig gescheitelt, so glaubte man Elfenbein von dem Künstler in Gold gefaßt zu erblicken.

Ihr Wuchs war schlank, ihr Anstand jungfräulich und um das Ganze breitete sich ein überirdischer Glanz, so daß man sich ihr mit hoher Ehrfurcht nahen mußte. Von nah' und fern kamen die Maler herbei, die Jungfrau als Madonna zu malen, und in manchem Gemälde, das wir jetzt noch bewundern, prangt dieser Engel als Mutter Gottes. Trat diese züchtige Jungfrau aus der Kirche, den Blick gesenkt und mit jungfräulichen Schritten an der Seite ihrer Mutter daher, so sahen alle Augen auf sie, doch niemanden schien sie zu bemerken, und in ihr Kämmerlein zurückgekehrt, that sie anspruchlos bescheiden alle Dienste, welche die ältere Schwester ihr zu thun befahl, die ihr jedoch mit inniger Liebe zugethan war.

In der kleinen Familie, die jetzt in einem geräumigen, freundlichern Häuschen unfern der Stadt wohnte, war das Weihnachtfest immer das schönste, heiligste Fest im Jahre. Auch noch jetzt, wo Marie, das jüngste der Kinder, doch schon 15 Jahre alt war, wurde es mit Freude und Jubel erwartet, jeder gedachte noch des Christbaums, der vor langen Jahren so stattlich ausgeputzt

war, vor ihnen gestanden — und auch an diesem Tage sollte ein Familienfest den Tag verschönern. Else heirathete ihren fleißigen Knappen und legte am heutigen dritten Feiertage die Sorge der Wirthschaft in Mariens Hände.

Der Jäger.

Die Trauung war vorüber, die Gäste saßen beim Essen, Marie setzte eben einen tüchtigen Kuchen auf den Tisch, den sie selbst gebacken hatte, und den sie mit züchtigem Wesen vorlegte; als es leise an der Thür pochte und Vater Bungert: herein! rief.

Ein junger Jägersmann trat ein. Ich muß Euch um Verzeihung bitten, sagte er bescheiden, daß ich Euch noch so spät am Abend störe, das Wetter hat mich überrascht, und es ist doch gar zu grausig da draußen. Euer Licht, das ich brennen sah, lockte mich in das warme Stübchen, und die Knappen von Goslar sollen ja freundliche, gastfreie Leute sein. Deßhalb erlaubt mir, daß ich hier ein Stündlein verweile, bis der Sturm draußen sich gelegt.

Hanns hieß ihn freundlich willkommen, ob er gleich seine Hausfrau bei dem Anblick des fremden Mannes staunend ansah. — Man rückte zu und der Fremde nahm unten an dem Tisch neben Marien auf der Bank seinen Platz.

Wie man ihn nun so recht betrachtete, fand man wohl allgemein, daß es ein schöner, sehr schöner Jüngling sey, aus dessen Augen aber ein sonderbares Etwas strahlte. Am meisten fiel jedoch eine Aehnlichkeit im Haar und Auge mit Marien auf, die kaum die ihrigen aufzuschlagen wagte, seit der junge Mann an ihrer Seite saß. Als sie ihm jetzt ein Stück von dem Kuchen reichte und ihn dabei nothwendig ansehen mußte, blieb ihr Auge lange auf den seinen ruhen, und als ob sie ihn durchschauen wollte, so liebevoll sah sie den Jägersmann an. Er blieb freundlich und bescheiden, sprach mit Jedermann und schien sich nicht sonderlich mehr um Marien zu bekümmern, als um die Andern. Vater Bungert und seine Barbara betrachteten ihn immer noch sinnend. Vor 15 Jahren an dem nämlichen Tage war der alte Jäger bei ihnen eingekehrt, und ob

gleich dieser Jüngling auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem hatte, so war ihnen doch diese Erscheinung sonderbar.

Der Sturmwind ließ nach, das Schneegestöber wurde geringer, schon schlug es Ein Uhr, da erhob sich der Jüngling von seinem Sitze, dankte den Aeltern für freundliche Aufnahme, reichte der Braut ein elfenbeinernes Kreuz, das mit Silber künstlich eingefaßt war, zum Geschenk und schied von dannen. Marie leuchtete ihm bis an die Thür. Gehabt Euch wohl, Engelskind! sagte er ehrbar, reichte ihr die Hand zum Abschied und eilte in die Nacht hinaus.

Ein sonderbarer Schauer hatte Marien durchrieselt, als ihre Hand in der seinen lag, und lange noch, als alles um sie her schon schlief und sie, den Kopf in die Hand gestützt, in dem Kämmerlein saß und die Lampe fast erloschen war, fühlte sie noch seine Hand in der ihren, und ein behaglicher Schauer durchlief ihren ganzen Körper. Noch am andern Tage, wo Sorge und Geschäfte sie zerstreuen konnten, schwebte der Jägersmann immer vor ihr, und ihr schien es, als ruhte ihre Hand noch in der seinigen.

Wochen vergingen. Sein Bild begleitete sie überall, selbst an heiliger Stätte schien er ihr zu folgen. Sie wurde still und die ruhige Heiterkeit, die sie von kleinauf fast keinen Tag verlassen hatte, schwand ganz; traurig und tiefsinnig ging sie umher. Else bemerkte es zuerst, sie glaubte, die Geschäfte würden dem jungen Mädchen zu schwer allein zu besorgen, und so oft ihr Mann in der Grube war, kam sie auf Augenblicke zu den Aeltern, Marien zu helfen; aber diese blieb still und verschlossen.

An einem Nachmittag hatte sie die Schwester bis an ihre Wohnung begleitet. Sie kehrte wieder um, und die schöne, heitere Wintersonne strahlte ihr freundlich in das trübe Antlitz. Da tönte hinter ihr: Willkommen Marie! Sie sah sich erschrocken um; der junge Jäger stand neben ihr, zog seinen Hut und grüßte ehrerbietig! Habe Euch recht lange nicht gesehen, sagte er freundlich, ich war weit von Euch, und doch waret Ihr immer um mich. Schon wollte Marie ein Gleiches sagen, denn ihr war es ja eben so gegangen, als sie sich noch schnell besann, und ohne zu antworten, sittsam die Augen

niederschlug und weiter ging. Erlaubt mir, liebe Marie, fuhr der Jäger fort: daß ich Euch nach Haus begleiten darf? Warum nicht? sagte das Mädchen, doch ihr Blick, mit dem sie nach ihm sah, war beredter noch als ihr Mund, der diese Worte nur stammelte. Sie wandelten nun schweigend eine gute Strecke zusammen fort. Endlich fragte der Jüngling nach ihren Aeltern, nach ihrem Bruder Kurt dem Reitersmann, den er gar gut kenne und der jetzt in Passau sey, und nach Joseph, der ihr der Liebste unter ihren Brüdern war. Da öffnete mit dem Herzen sich der Mund; sie erzählte von den Aeltern, den Brüdern, dem guten Joseph, und ohne es zu wollen, war sie in ein Gespräch verwickelt, das gewiß lange nicht geendet hätte, wären sie nicht jetzt vor ihr Haus getreten. Der Jäger sagte ihr ein herzliches Lebewohl, seine Hand berührte wieder die ihrige, und wärmer noch, nur nicht so schaurig, als am Weihnachtabende durchrieselte es ihr Blut. Er ging; schnell eilte Marie in das Haus, auf den Boden, spähte zu allen Lucken hinaus, damit sie sähe, wohin er gegangen sei; er war verschwunden.

Die stummen Boten.

Der Schnee schmolz, von dem Harzgebirge strömte das Wasser fluthend herab, und schon drängte sich hie und da der grüne Teppich hervor, Veilchen hoben der warmen Frühlingsonne ihren Kelch zum Entfalten entgegen, und der eisige Winter machte dem freundlichen Frühlinge Platz. Da ging Marie mit ihrem Körbchen dem Schachte zu, denn die Mutter war unwohl daheim geblieben, und wollte dem Vater das Mittagessen bringen; vor ihr gingen Bekannte, die zu dem nämlichen Zwecke nach dem Schacht eilten, und die sie zu erreichen bemüht war. Sie stieg nun den Hügel hinauf, doch in dem kleinen Birkenbüschchen begegnete sie dem jungen Jägersmanne wieder; er sprach sie freundlich an:

Wohin des Weges, liebe Marie?

Zum Schacht, dem Vater und den Brüdern das Essen zu bringen, Herr Jäger! antwortete sie erröthend, und ihr Fuß wollte fort und konnte doch nicht, sie war so eilig und blieb doch wie gebannt stehen.

Gebt mir Euern Korb, ich will ihn an den Vater besorgen! sagte er bittend.

Wie dürft' ich das? Ihr seid der Fahrt im Schacht unkundig, Euch könnte ein Unglück wiederfahren, und dann gäb' ich mich mein Lebtage nicht zufrieden.

Gieb mir, liebe Marie! Ich weiß da unten Bescheid, ich bin auch eines Bergmannes Sohn — und du darfst heute nicht zum Schacht, du darfst nicht!

Das Mädchen sah ihn erstaunt an.

Glaub' es mir, gute Marie, fahre heute nicht ein, es ist ein böser Tag; ich besorge dein Geschäft treulich!

Aber lieber Herr! sagte das Mädchen.

Wenn du mich lieb hast, gute Marie, sagte der Jäger, sah ihr dabei recht herzlich in die Augen, ergriff ihre Hand, und es zuckte ihr wieder warm und wonnig durch alle Adern und Pulse: wenn du mich lieb hast, so bleibe hier, laß mich gehen, warte meiner, ich bin bald wieder hier! Er nahm der noch Träumenden den Korb aus der Hand, und eilte mit ihm schnell davon.

Sie wollte ihm nach und konnte nicht, Freude und Angst, am meisten aber wohl nur

neue, unbekannte Empfindungen, die ihr das Herz zu zersprengen drohten und die Brust stürmisch gegen das knappe Mieder drängten, hielten sie wie gebannt. Sie streckte unwillkührlich die Arme nach der Gegend, wohin er gegangen war, und, ihrer selbst unbewußt, wischte sie eine Thräne aus ihrem feuchten Auge, die sich da hineingepreßt hatte, sie wußte nicht wie. Und der arme Vater, wenn er nun sein Essen nicht bekäme? — wenn er auf sie zürnen müsse, und der arme Joseph! Sie wollte ihm nach, aber schneller als der Wind war er den Berg hinab, um die Felsen, jetzt mußte er schon dort sein. So eilten und kreuzten sich ihre Gedanken, und verfolgten den lieben Jäger, doch ihr Fuß blieb wie gebannt, und sie erwartete ihn hier. Er kam immer nicht, eine unnennbare Angst ergriff sie — konnte dem Kühnen nicht ein Unglück zugestoßen sein? Dieser Gedanke, die Besorgniß um die Ihrigen, trieb sie fort; doch kaum einige Schritte gegangen, da kam er den Hügel herauf gelaufen, keuchend, wie es schien.

Joseph wird den Korb mitbringen, rief er ihr zu: dem Vater hat es trefflich geschmeckt!

Aber Ihr seid so gelaufen, Herr Jäger! sagte Marie besorgt.

Glaubst du das? antwortete der Jüngling lächelnd, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Ach, heute bin ich gar gern gelaufen, das habe ich mit Freude und Lust gethan; aber bald, bald muß ich weit von hier, sagte er traurig: und das thue ich nicht gern.

Weit von hier! rief die erschrockene Marie.

Ja, sehr weit, zu meinen Eltern!

Und wann kommt Ihr wieder, lieber Herr?

Nie, gute Marie!

Nie? fragte das Mädchen, sah stumm vor sich hin, und zerpflückte die Veilchen, die an ihrer Brust hingen.

Da ergriff der Jüngling ihre Hand, und wollte ihr in's Auge sehen, sie sah aber nicht auf und zitterte. Bist du böse auf mich, liebe Marie? fragte er bewegt, daß du mich gar nicht ansiehest?

Ach nein! entgegnete sie und hob langsam die Augen auf, und sah mit feuchtem Blick den Jüngling wehmüthig an.

Was ist dir, gutes Mädchen? fragte er sorgsam.

Ihr geht, Marie bleibt hier! entgegnete sie traurig und schwieg.

Holdes, liebes Mädchen, rief nun der Jüngling, und drückte sie an sich: thut dir es weh, daß wir scheiden müssen?

Ihre Hand faßte unwillkührlich nach ihrem Herzen, und ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Liebe Marie, sagte nun der Jäger, und drückte sie heftig an sich: bist du mir gut? Sprich, sag' es mir, sprich! Da hob sie das Köpfchen, sah ihm lieblich in sein dunkelblaues Auge, nickte ihm freundlich zu und entfloh, wie das gescheuchte Reh, den Pfeil im Herzen.

Der Brautwerber.

Als Marie fast außer Athem in die Stube der Mutter gestürzt kam, und dieser um den Hals sank, bemerkte sie nicht den Herrn Obersteiger, der auf dem Ehrenplatze, im Lehnstuhle, saß, und mit der Mutter wichtige Dinge verhandelt zu haben schien.

Ei, ei, mein Kind, wer wird so laufen, du glühest, zitterst ja am ganzen Leibe; was

ist dir begegnet? fragte die Mutter: Sieh' doch hier den Herrn Obersteiger, verneige dich, und begrüß ihn, Marie!

Gott grüß' Euch in unserer Hütte! sagte sie stockend, denn fast gebrach ihr noch der Athem. Sie reichte ihm die Hand zum Willkommen, aber diese Berührung durchzuckte ihre Pulse nicht, als wenn die Hand des Waidmanns sie berührte.

Ich habe mit Eurer Mutter etwas Wichtiges verhandelt, das Euch vornehmlich betrifft! hob nun der alte, ehrwürdige Obersteiger an: Sprecht mit dem lieben Kinde, Mutter Barbara; gehabt Euch wohl, ich will mit meiner Gegenwart die Jungfrau nicht beängstigen. Er grüßte und ging.

Kaum war die Mutter, die ihn begleitet hatte, wieder in die Stube getreten, als sie Marien vom Kopf bis zu den Füßen besah, als wär' es das erstemal, daß sie ihr Kind erblickte. Sie streichelte ihre Wangen, spielte mit ihren langen Flechten, die über den schönen, weißen Nacken herabhingen, und schien ganz in ihrem Anschauen versunken. Ein frommes Kind, das der Himmel mit Reizen begabt hat, hob sie endlich an, ist doch ein

Segen für Vater und Mutter, sie ist der gute Engel, der dem Glücke Thür und Thore öffnet. Auch dir, meine Marie, steht ein Glück bevor, das du dir nicht träumen konntest.

Mir?! rief Marie hastig, und eine düstere Ahnung schien den jungfräulichen Busen zu durchfliegen.

Ja, dir, liebes, frommes Kind! sagte Barbara, und strich ihr über die trüben Augen: Eben hat der Herr Obersteiger für seinen Moritz um dich angehalten; denk' nur, den schmucken, wackern Jungen, dem kein Schöppe sein Kind verweigert hätte, der freiet um des armen Bergmanns Marie. Aber deine Frömmigkeit, dein tugendhafter Wandel, deine Züchtigkeit, die alle Männer bis jetzt floh, und deine Engelsgestalt, ei nun freilich, so etwas findet sich auch nicht überall, und in ganz Goslar — ich muß dir es nur sagen — heißt du auch die schöne Marie! Aber Gott! Kind! was ist dir? blaß wirst du ja, wie der Tod! erschrick nur nicht über dein Glück. Großer Gott! die Freude kann auch tödten; beruhige dich, fasse dich in Demuth!

Das Mädchen sank auf den Lehnstuhl, hielt sich krampfhaft an, und sah mit unverwandtem Blicke gen Himmel.

Ach du mein Gott! Kind, Marie! was ist dir? sprich nur ein Wort! rief die angsterfüllte Mutter, lief in der ganzen Stube herum, und faßte bald dieß, bald jenes an, und wußte selbst nicht, wonach sie in der Angst zuerst greifen sollte. Noch einmal trat sie vor die Ohnmächtige hin und rief: Kind, hast du nur noch ein Fünkchen Liebe für deine Mutter, so sprich nur ein einziges Wort!

Gute, liebe Mutter! sagte endlich Marie, und ließ das blonde Köpfchen auf ihre Schulter herabsinken.

Nun, Gott sei gedankt! rief diese, als sie ihren Mann und den Sohn in's Haus treten hörte: da bekomme ich doch Hülfe! Der Vater stürzte herein, auf Marien zu; Gotthold faßte ihre Hand, Joseph hing an ihrem Halse.

Ach helft mir! rief die Mutter: sie wird mir wieder ohnmächtig unter den Händen!

Gerettet! rief der Vater: Gott, habe Dank, daß du mir diesen Engel erhieltst!

Wie meint Ihr das, Vater? fragte Marie, und ihr ganzes Wesen schien in sonderbarer Spannung zu sein, als sie sich von dem Sessel erhob.

Ach, du bist gerettet, und die arme Gertrud und Nachbars Lene todt, zerschmettert, und die alte Mutter Klara hat Arm und Bein gebrochen.

Mein Gott, wo?! rief die Mutter.

Im Schacht! Wie sie einfahren wollen, bricht die Fahrt zusammen; alle Drei stürzen hinunter. Glücklich sind die Todten, aber die arme Klara!

Du großer Gott! rief Barbara.

Und im nämlichen Augenblicke, als dieß geschah, stand der Korb mit Essen vor uns, aber unser Kind war nirgend zu finden; wir haben alle Gänge, alle Strecken durchkrochen, vergebens! Da trieb's uns heraus — wir mußten nach Haus — aber wo ist denn Marie? rief der Vater.

Diese kniete in der Ecke des Zimmers, die Hände gefaltet, schickte sie ein dankbares Gebet zum Höchsten für ihre Rettung, und gedachte des Jägers. Als sie geendet, neugestärkt und muthvoll zu den Ihrigen getre-

ten war, da fragte sie der Vater, wie sie aus dem Schacht gekommen sei, dā es doch so lange gedauert, bis sie eine neue Fahrt angesetzt hätten? Sie schwieg, und bat den Vater, weiter keine Frage deshalb an sie zu thun, nur Gott zu danken, und nicht nach den Wegen seiner Weisheit zu forschen.

Während die Mutter den Vater und die Brüder mit dem neuen Glücke bekannt machte und von dem Herrn Obersteiger und seinen Bewerbungen erzählte, saß Marie am Fenster, und dachte über das alles nach, was ihr am heutigen Tage begegnet war. Da klopfte es hart an's Fenster, mit einem Schrei flog das Mädchen auf. Ein altes Zigeunerweib stand draußen und winkte ihr; doch Marie war zu erschrocken, um sie zu verstehen, und als der Vater hingekommen war, bat er die Alte, hereinzutreten, die er sogleich für das Zigeunerweib erkannte, das an Mariens Tauftage bei ihm gewesen war. Ihre Prophezeiung fiel ihm ein, das Mädchen vor dem Heirathen zu bewahren, und sonderbar mußte es ihm dünken, daß sie gerade heute in dem nämlichen Augenblicke wie-

der erſchien, wo ihn Barbara mit des Oberſteigers Bewerbung bekannt gemacht hatte.

Sie trat ein, vom Vater freundlich, von Barbara verdrießlich empfangen, denn dieſe gedachte auch der Prophezeiung.

Mit Euch, ſo hob ſie an, ſich an die Alten wendend: hab' ich nun eigentlich nichts zu theilen; aber deine Hand gieb mir, ſchönes, blondes Kind, heute iſt ein guter Tag, die Sterne ſtehen eben recht, heute kann ich dein Schickſal ganz genau leſen. Mehr aus Furcht als willig reichte ihr Marie die rechte Hand.

Nein, Kind, ſagte die Alte lächelnd: gieb deine Linke, die geht vom Herzen, und dein Herz zeigt mir heute deine Zukunft am deutlichſten. Sie beſah ſie und ſagte ernſt, aber ſich ängſtlich und ſcheu umſehend: Willſt du bei deinen Eltern und in der friſchen Jugendwelt bleiben, willſt du dich der Sonne erfreuen und des Mondes, ſo hüte dich vor dem Jägersmanne! Sie zitterte, als ſie dieß ſprach, und eilte ſchnell fort.

Der Bräutigam.

Marie schlich in ihre Kammer. Zwischen den beiden Eltern aber erhob sich in ihrer 25jährigen Ehe vielleicht der erste Streit. Er betraf die Zigeunerin und ihre Prophezeiung. Vater Hanns meinte, ihm wäre der Heirathantrag des Obersteigers gar nicht willkommen, da die Zigeunerin, wie er sich noch recht gut erinnern könne, ihm gesagt habe, Marien nie heirathen zu lassen. Da sie jetzt wiedergekommen, und das Mädchen noch vor dem Jägersmann gewarnt habe, müsse doch etwas an der Sache sein. Die Mutter meinte aber, daß solchem Geschwätze von alten Hexen nicht zu trauen sei; der Böse gebrauche diese, um Unkraut unter den Waizen zu säen, man müsse ihr gar nicht trauen, denn von Gott kämen ihre Sprüche nicht, sondern vom Teufel, mit dem sie im Bunde stände; keine Hexe, kein Mensch solle sie abhalten, ihr Kind dem Sohne des Obersteigers zu geben.

Mich peinigt eine traurige Ahnung um unser Kind, sagte nun der Vater: du glaubst nicht, wie mir heute in der Grube zu Muthe war, mir war immer, als ob ich sie verlieren

müsse. Laß dich von dem Hoffahrtteufel nicht blenden, Barbara!

Mutter, sagte Joseph, der zugegen war: warum streitet Ihr doch mit dem Vater; fragt Marien, ob sie den Bräutigam will, denn ohne ihren Willen —

, Was! fuhr die sanfte Barbara heftig gegen ihren Liebling auf. hier sollen wir die Närrin noch fragen, die ihr Glück vielleicht nicht einmal zu erkennen weiß?

Die Schwester ist immer so fromm und gut, erwiederte Joseph, fragt sie nur, befolgt ihren Willen, liebe Eltern!

Brav gesprochen! meinte der Vater, und Joseph ging, die Schwester zu rufen.

Höre Marie! hub der Vater an: du weißt von der Mutter, welcher Antrag dir gemacht worden ist. Du bist zwar noch jung, aber doch hübsch herausgewachsen, und könntest in Gottes Namen heirathen. Fühlst du Neigung dazu und zu dem Bräutigam, so sprich, rede offen, und sage uns, wie es dir um's Herz ist!

Marie hatte mit gesenktem Blicke vor ihren Eltern gestanden und ihren Reden zugehört; jetzt erhob sie sich, und gleich

einer geistigen Erscheinung trat sie vor die Erstaunten.

Seid Ihr Eures Kindes schon überdrüssig, daß Ihr mich aus Eurer Mitte stoßen wollt? rief sie mit ernster Stimme, doch setzte sie weicher hinzu: Mach' ich meine Sachen vielleicht nicht recht, geht die Wirthschaft unordentlich, seit Schwester Else nicht mehr hier ist, so habt Nachsicht mit mir, ich will ja Alles gern thun, so wie Ihr mir es sagt.

Gutes Kind, sagte die Mutter: wer spricht denn davon? Dein Glück wollen wir ja nur.

Mein Glück? sagte sie seufzend.

Ja, nur dein Glück, fuhr die Mutter fort: wir wollen dich nur durch eine ehrenvolle Verbindung zur reichen, angesehenen Frau machen, und, setzte sie betonend hinzu: dich vor thöriger Leidenschaft bewahren.

Marie erröthete. — Die Mutter hatte dieß so ganz verloren hingeworfen, doch das Erröthen des Mädchens ließ dieses Saamenkorn nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Schnell durchlief sie alle jungen Leute, keiner

paßte hierher. Da fiel ihr die Warnung der Zigeunerin ein.

Denn sieh', fuhr die Mutter fort: was willst du mit einem armen Jägersmanne, der nur seinen schmucken Rock und sein schmuckes Gesicht hat, flüchtig ist, wie das Wild, und ungetreu, wie Waidmanns Glück.

Wiezermalmt stand das Mädchen vor ihr.

Und überdem, fuhr sie fort: vergiß die Warnung der Alten nicht, hüte dich vor dem Jägersmanne.

Da stürzten die hellen Thränen aus des Mädchens Augen.

Laßt doch die Schwester! sagte fast unwillig Joseph, und streichelte die Geliebte, und suchte sie zu beruhigen. Sei wahr und offenherzig gegen die Eltern, liebe, herzige Marie, sagte er ihr schmeichelnd: sie haben dich ja so lieb. Sprich, willst du des Obersteigers Sohn zum Manne?

Nimmermehr! rief, als wäre sie plötzlich aus einem Traume erwacht, das aufgereizte Mädchen: Nun und nimmermehr!

Nur ruhig, mein Kind, und nicht so heftig! sagte der Vater, durch die Lebhaftigkeit erschreckt, die er noch nie an ihr

gesehen hatte: Ich will es mit der Mutter überlegen.

Was überlegen! rief diese aus: Der Bräutigam wird kommen, und Marie wird sich vernünftig darein schicken, und wenn sie nur erst den jungen, hübschen Mann wird näher kennen lernen, wird sich schon Alles finden. Er wird, er soll kommen!

In Gottes Namen! sagte Marie gelassen: Wollt Ihr, so laßt ihn kommen; ich erwarte ihn.

Moritz Schreiber, des Obersteigers Sohn, kam des andern Tages; es war ein Sonntag. Ein hübscher, braver, junger Bursche, den Mariens Sittsamkeit und holdes Wesen fast noch mehr als ihre Schönheit entzückt hatte, und der gewiß ein reines, frommes Herz, wie das Herz Mariens, verdient hätte, wäre es nur frei von dem Zauber der Liebe gewesen.

Joseph sah ihn von fern kommen, und benachrichtigte schnell seine liebe Schwester; diese stand auf, eilte vor die Thür, ging dem jungen Manne freundlich entgegen, und nöthigte ihn in die Hollunderlaube im kleinen Gärtchen, die eben erst ihre jungen Blätter

entfaltet hatte. Als sie sich nun mit dem freundlichen Jünglinge in dem grünen Hüttchen allein befand, wurde es ihr ängstlich und bang zu Muthe, und fast wäre ihr Vorsatz gescheitert. Doch da er gar zu bescheiden mit gesenktem Blick ihr gegenüber stand, erwachte ihr Muth. Herr Schreiber, sagte sie im freundlichsten Tone: Ihr habt durch Euern Vater um meine Hand geworben. Das arme Mädchen dankt Euch für diese Ehre. Sie vermöchte sie nicht anzunehmen in ihrer Armuth und in ihrer Unwürdigkeit. Euer Stand, Euer Reichthum, Eure Gestalt, setzte sie zögernd hinzu: werden Euch unter den Jungfrauen der Stadt gewiß eine Würdigere finden lassen als mich, die arme Bergmannstochter, die Euch nichts zu geben hat —

Als ein gutes, frommes, treues Herz! rief Moritz feurig aus: und dieß genügt mir, Marie!

Ich glaube es Euch, Ihr seid auch ein frommer Jüngling, so viel ich Euch kenne, und meint es brav und gut mit mir; aber —

Mir genügt Euer Herz, Marie! rief er noch einmal, und sprang von seinem Sitze

Könnte es Euch genügen so wie es ist? lispelte ängstlich Marie.

Gewiß! rief der Erglühte, und faßte nach ihrer Hand. — Da stand der junge Jägersmann zwischen ihnen; ein lauter Schrei entfuhr Marien, sie eilte in's Haus zurück.

Ein Schauer durchbebte den Sohn des Obersteigers. Verzeiht, sagte der Jäger mit freundlichem Tone, aber aus seinem Auge traf jenen ein glühender Blick: Verzeiht, wenn ich etwa störte!

Moritz sah ihn erstaunt an.

Geht ruhig heim, junger Mann! fuhr der Jäger fort: Ihr seid ein ehrenwerther, frommer Jüngling, deshalb sucht unter den Töchtern des Landes eine andere Braut, die gehört Euch nicht an.

Moritz wollte sich entfernen, als Barbara und der Vater herausstürzte.

Was wollt Ihr hier? fragte Barbara den Jäger in barschem Tone.

Ereifert Euch nicht, liebe Mutter! sagte er beschwichtigend.

Was treibt Euch zu mir? fragte der Vater ruhiger.

Der Zufall! entgegnete der Jäger, gleichfalls freundlich und bescheiden: Der Zufall führte mich vor Euerm Hause vorbei, ich kam, Euch nochmals zu danken für die freundliche Aufnahme von Weihnachten her!

Ist gar nicht von Nöthen, fuhr Barbara unfreundlich auf: und Ihr thätet wohl am besten, wenn Ihr in Euern Wald ginget, und dort dem Wilde nachstelltet, und uns in Ruhe ließet!

Wie Ihr meint! sagte der Jäger, und der freundliche, bescheidene Blick wurde zum glühenden, zermalmenden. Er trat aus der Laube, wo ihm Joseph begegnete, dem er freundlich die Hand reichte, und ging dem Walde zu.

Die Erschrockenen sahen sich erstaunt an; der Bräutigam nahm sein Baret, grüßte höflichst, doch das Zureden der Mutter konnte ihn nicht bewegen, bei ihnen einzutreten.

Der Besuch.

Die Mutter wollte nun mit Fragen auf Marien eindringen, doch Josephs Bitten, des Vaters ernstes Verweisen hielt sie zurück,

da sie scheltend ausbrechen wollte. Als aber das Mädchen am andern Morgen bleich und still da saß, kein Wort sprach, und düster vor sich hinblickte, da überwältigte die Mutterliebe den Zorn, sie fiel ihr um den Hals und bat sie, ihr Herz der Mutter aufzuschließen. Vergebens, sie schwieg. Als nun der Vater und die Brüder zur Grube zogen, und der alte Mann, als sei es für immer, ihr Lebewohl sagte, und sie an sein Herz drückte, als wolle er sie nicht lassen, als selbst der ernste Gotthold weichherzig geworden, ihre bleichen Wangen streichelte, und Joseph sich an sie hing mit aller Liebe, allem Schmerz, da sagte sie wehmüthig: Guter Vater, lieben Brüder, Ihr seht ja Eure Marie heut Abend wieder, und will's Gott, freudiger, als Ihr sie verließet! Aber ihr war es dem ungeachtet auch so, als ob sie den Abschied nicht lange genug verschieben könne, und nur unter Thränen trennte man sich.

Die Mutter ging heute zur Grube. Auch von ihr war der Abschied nicht wie sonst. Marie knieete vor ihr nieder und bat, ihr zu vergeben, wenn sie gestern ungehorsam gewesen sei und sie gekränkt habe; und die gerührte

rührte Alte vergab ihr gern allen Verdruß und Kummer, den sie ihr seit gestern verursacht hatte. Sie küßte ihr Kind, segnete es, bat es, ja sorgsam die Thür zu verriegeln, und schied.

Als Marie den Befehl der Mutter befolgt und nun auf ihr Kämmerlein zurückgegangen war, setzte sie sich sinnend auf ihr Bett, und dachte über ihr Schicksal nach. Schwankend über das, was sie thun solle, fühlte sie nur das Eine als fest und unabänderlich, daß ohne den jungen Jägersmann kein Glück für sie blühe, und doch waren es die Worte der Zigeunerin, war es eine innere ahnungvolle Stimme, die ihr abmahnend zurief; doch trat sein geliebtes Bild lockend vor sie, und wenn sie seiner Liebe gedachte, erfüllte sie ein Grauen; es stieß sie ab, es zog sie unwiderstehlich an. Da pochte es leise an der Hausthür; sie sah hinaus, er stand unten, und flehte mit bittendem Blick, ihn herein zu lassen, er flehte so lieblich; ihr Herz zog sie zu ihm, das Grauen, die Ahnung, die Worte der Prophetin, Alles war verschwunden, der Zauber, der sie hinunter nach ihm zog, war so stark, so unwiderstehlich; sie schlich hinab,

und stand mit klopfendem Herzen an der Thür; zitternd streckte sie die Hand nach dem Riegel, noch war er fest vorgeschoben, noch war die Pforte verschlossen; da tönte seine bittende Stimme, Sehnsucht ergriff sie, die Riegel knarrten, die Thüre öffnete sich, der Jüngling trat herein.

Erröthend stand die holde Jungfrau vor ihm, hoch glüheten ihre Wangen von Liebe und Scham, doch nur bescheiden und zart nahte sich ihr der Jäger, und sein sittsames Wesen, die scheue Achtung, die er vor ihr zu haben schien, gaben ihr den Muth wieder; sie bat ihn, zu folgen.

Sonderbar! — Sie führte den Glücklichen hinauf in ihr Kämmerlein, zum Tempel öffnete sie die Pforte.

Da stand er ihr nun gegenüber in seiner ganzen Schöne; hell strahlte sein Auge, die blonden Locken rollten um Nacken und Schultern herab. Ein Feuer glänzte in seinen Augen, glühend, aber wohlthuend. — Auch sie stand lieblich da, wie die junge Rose, die den Strahlen der Frühlingsonne ihren Kelch zum erstenmal öffnet, schweigend und in seinem Anschauen versunken.

Marie, ſagte endlich der Jüngling, wir ſollen uns trennen. Mich ruft meine Heimath, dich die Stimme deiner Eltern, die dich einem würdigen Jünglinge, der reich und wohlhabend iſt, zuſagten. Was bleibt mir übrig, als zu kommen, und dir Lebewohl zu ſagen? Der arme Jägersmann hat dir nichts zu bieten, als ſein Herz, und das iſt ja wenig.

Wenig? unterbrach ihn Marie, und ihre Stimme zitterte.

Ja, wenig in den Augen der Welt, in den Augen deiner Eltern.

Aber viel, viel für mich! rief Marie, ihrer unbewußt.

Gewiß, liebe Marie? ſagte der Jüngling: Nun dann, ſo reiche mir in dieſer heiligen Stunde ein Andenken, ein Pfand deiner Liebe. Dieſe Kette, die um deinen Hals hängt, mit dieſer Schaumünze, die ſo oft ruhte, wo ich zu ruhen mich ſo glücklich träumte.

Ach, Lieber! rief ſie: dieß iſt ein theures Vermächtniß eines guten Jägers, das er mir an meinem Taufſtage reichte. Nie

ſollte ich es fortgeben, hatte er geſagt; an dieſe Kette knüpfte ſich mein Glück.

Und meine erſte Bitte verſagſt du mir? ſprach der Jüngling traurig.

Da, nimm ſie! ſagte Marie: und gält es mein Leben; dir opfere ich Alles gern!

Entzückt nahm der Jüngling die Kette, und verbarg ſie an ſeiner Bruſt. Alles, alles opferſt du mir, Marie? rief er nun aus.

Alles, was Gott mir erlaubt! ſagte das Mädchen.

So fliehe mit mir! rief der Jägersmann raſch.

Meine Eltern ſoll ich verlaſſen?

Wenn ich dir ſchwöre, daß du ſie täglich ſehen ſollſt, folgſt du mir dann?

Wohin, wohin ſoll ich dir folgen? rief Marie, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig.

Wo die Liebe thront und das Glück! — Zum Zeichen meiner Treue nimm dieſe Kette wieder zurück, an meinem Herzen hat ſie jetzt geruht; ſie machte dich ja ſchon als Kind mir eigen; nimm ſie jetzt als Pfand meiner Treue. Und nun, holde Göttin, rief er aus, und

feuriger glänzte sein Auge: nimm den Kuß der Weihe!

Er drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn — leichte Schatten umschwebten sie, Luftgebilde wogten vor ihrem Blicke. Der Schlummer deckte mit seinen Mohnflügeln ihre müden Augen, und so fand sie die heimkehrende Mutter entschlummert.

Der Traum.

Mit dem Schlafe schwebte ein süßer Traum auf die Entschlummerte nieder. Es war ihr, als läge sie in ihrem Kämmerlein, welches mit Blumen lieblich ausgeschmückt war. Auf dem Strahle der Morgensonne, der durch die runden Scheiben des Fensters brach, schwebte ein warmer Lufthauch ihr entgegen, immer lauter und lauter wurde es um sie, immer wohlthuender wehete der Luftstrom sie an. Allmählig bildete sich aus diesem Hauch ein Nebel, gleich einem Silberflor; aus ihm trat, wie mit einem Schleier bedeckt, ein Engelkopf vor sie. Flügel, die vom Sonnenstrahl glänzend und buntfarbig gemalt wurden, bildeten sich aus dem

warmen Luftstrom, und deutlicher trat das Engelgesicht vor ihren Blick. Sie erkannte den Jüngling wieder, ganz den himmlischen Blick im Auge, als er sich beugte, ihre glühende Stirn zu küssen. Der Nebel gestaltete sich immer mehr und mehr — die Flügel bewegten sich, sie näherten sich ihr, bogen sich sanft unter ihren Körper, und hoben sie leise in die Höhe. — An einen warmen Busen gedrückt, fühlte sie sich schwebend auf dem Sonnenstrahl davon getragen. Geblendet schloß sie ihr Auge — höher und höher hob sich der Flug — auf dem höchsten der Berge ruhte die liebliche Gestalt, und ihre Flügel schlugen den mächtigen Granitfelsen. — Da öffnete sich die Erde, die Flügel entschwebten der Gestalt, die sie nun fester in ihre Arme schloß, und sich tief und immer tiefer in den gähnenden Abgrund hinabsenkte. — Nacht war es um sie her. — Nur das Schaustück auf ihrer Brust leuchtete, wie der freundliche Hesper, zur Fahrt in das schauerliche Dunkel.

Doch bald glänzte aus der Finsterniß ein blitzendes Feuer, als ob Myriaden Sterne am dunkeln Horizont in kalter Winternacht

glühen, so strahlte ein Leuchten ihnen entgegen, welches das Auge kaum zu ertragen vermochte. Aus einer düstern Höhle, an der sie vorüber sanken, glühte ein Feuermeer, als habe der Vesuv seine Eingeweide ausgespieen, und beleuchtete die Fahrt. Endlich sanken sie dem Sternendome näher. In einem hohen Gewölbe mit einer Kuppel von Krystallstufen, senkte sich der Jüngling herab, und legte sie dort auf moosiges Lager. Rings umher glänzte wie von tausend Sternen die zackige Wand, und der Krystall gab im Prisma den Feuerstrahl tausendfach wieder, der aus der Kuppel des Domes herabfiel. Schlummere sanft, Marie, in deiner unterirdischen Wohnung! lispelte die Gestalt. Ihre Augen schlossen sich. —

Als sie erwachte, saß ein lieblicher Jüngling in grünem Gewand, einen Kranz von Moos in seine gelben Locken gewunden, neben ihr. Es war der Jägersmann, nur lieblicher und schöner. Um ihn waren Zwerge, gnomenartig und gespenstig, und Jünglinge, an Gestalt ihm ähnlich, doch minder schön. Seht, Eure Herrin! rief er aus: beugt Euch vor ihr, und so lange ihr Herr

und der meine ihre Tage friſtet, ehrt ſie, gehorcht ihr als Eurer Königin! Alles beugte ſich vor ihr, der Jüngling winkte, die Geiſter verſchwanden. Da rieb ſich Marie die Augen, aus ihrem Traume wollte ſie erwachen, und immer blieb der Dom, der Feuerſtrahl und der Geliebte vor ihr, und lächelnd ſagte dieſer: Du träumſt nicht, holde Marie, du wachſt und ruheſt in dem Arm deines Geliebten.

Gerechter Gott, wo bin ich! rief ſie aus, und ſprang vom Mooslager auf.

Im Arme der Liebe, entgegnete der Jüngling, und drückte ſie an ſein Herz: in der Wohnung des Königs der Erdgeiſter, der dich von deinem Werden an umſchwebte, und dem dein reines Gemüth erlaubte, dich auf dieſen Thron zu ſetzen. Denn rein wie das Feuer hier unten, und keuſch wie das Eis da droben, muß die Herrin ſein, die der Luftwelt entzogen, das Lager mit mir theilen darf.

Grauſen ergriff die Arme und zog ſie von dem Buſen des Erdgeiſtes hinweg; doch die Liebe zog ſie wieder hin; innig, ſanft, hingebend ſchmiegte ſie ſich an den

Gatten, um auf ewig ganz sein eigen zu sein.

Das Wiedersehen.

Als am Abend Vater Hanns mit den beiden Söhnen nach Hause kam, war ihre erste Frage nach Marien. Sie schläft, sagte die Mutter: wir wollen sie nicht stören. Du hättest nur das freundliche, lächelnde Gesicht sehen sollen, mit dem sie da lag; sie mußte wohl eben einen recht schönen Traum haben. Der Vater und Gotthold folgten ihr in die Stube. Joseph, der herzliche Joseph aber schlich behutsam die Treppe hinauf, und horchte an der halb offenen Thür. Alles still; da öffnete er sie leise und schaute hinein — alles leer, doch schön geschmückt mit Myrthe und Rosen und Blumen war die Kammer, und ein Kranz von Rosenknospen, in dessen Mitte eine geknickte Lilie ihr Haupt senkte, lag auf dem Kissen, wo man noch deutlich die Stelle sehen konnte, wo Mariens Köpfchen geruht hatte. Erschrocken lief Joseph hinab und berichtete den Eltern, was er gesehen. Sie stürzten hinauf, sahen die

Blumen und den Kranz, und Joseph, ihn näher betrachtend, rief schmerzvoll: Seht die zerknickte Lilie, dieß ist das Bild unserer Marie!

Gotthold und der Vater, Beide ruhiger als die Andern, trösteten ihn und die weinende Mutter. Sie würde wieder kommen, meinten sie. Ach, ich habe sie in Verzweiflung gejagt und in's Elend! rief diese, verwünschte ihr Dasein und ihre Hoffahrt. Als aber am andern Morgen Marie noch immer nicht erschien, da betrauerten sie die Verschwundene, gleich als ob sie gestorben sei, und Joseph war untröstlich. Doch in der Grube, wohin des andern Tages trotz des Grams die unglückliche Familie wandern mußte, ergriff ihn ein unwiderstehlicher Schlaf. Er legte sich auf eine Erzstufe nieder, und siehe, da erschien ihm im Traume die geliebte Schwester, im weiß und grünen Gewande, schön geschmückt wie eine Fürstin, und sprach zu ihm: Tröste dich, lieber Joseph, mir ist es wohl, die Liebe beglückt mich, bald sehe ich dich wieder! Als sie heimkehrten, kam ihnen die weinende Mutter mit der Kunde eines Traums entgegen. Auch sie

hatte zur nämlichen Zeit den nämlichen Traum gehabt, wie Joseph. Dieß gab ihnen die Hoffnung, sie lebe noch, sie würden sie einst wieder sehen.

In die Schickungen des Himmels sich fügend, lebten sie nun in der verheißenen Hoffnung des Wiedersehens, und die Erinnerung an die holde Marie erheiterte manchen trüben Tag ihres mühevollen Lebens.

Indessen verschwanden Marien die Stunden, die Tage voll Wonne und Glück. Ihr Gemahl hing mit inniger Liebe und Seligkeit an ihr, und erfüllte ihre leisesten Wünsche. In den Granitfelsen, der sie von dem Schacht der Hoffnung trennte, fügte er eine Krystallader, so daß sie täglich ihren Vater, Mutter und Bruder und ihren geliebten Joseph sehen konnte. Da war es, wo sie ihrem Gemahle die Bitte that, mit Reichthum und Schätzen ihre Eltern zu überschütten. Ich könnte es, Marie, sagte dieser ernst: doch wäre es ein trügerisches Geschenk, das ich ihnen gäbe. Im Schweiße seines Angesichts muß der Mensch sein Brod essen, und Sorgen müssen seinen Uebermuth dämpfen. Die Geschenke der Unterwelt sind Gaben der finstern Mächte,

nicht heilbringend. Was sie beginnen, soll ihnen glücken, wo sie arbeiten, soll ihnen der Fleiß reichlich belohnt werden. Mehr ihnen zu reichen, wäre grausam.

Sehr traurig schienen die Eltern Anfangs um sie, doch die lindernde Zeit heilt jede Wunde. Sie sah bald die Ihrigen heiterer, der Vater wurde munter, und ein junges Weib brachte nun öfters das Mittagessen. Gotthold's Frau! sagte der Erdgeist zu Marien: ein treues, fleißiges Weib. Nach einigen Monden aber blieb diese aus. Die Mutter kam täglich wieder; doch nicht lange, so erschien auch Gotthold's Weib wieder in dem Schacht, und ein kleines freundliches Kind ruhte an ihrem Busen. Da warf sich Marie laut weinend an die Brust ihres Gemahls; er verstand ihre Thränen, ach, er konnte sie nicht lindern.

Nur die reine Jungfrau von Geist, Sinn und Gedanken durfte der König der Erdengeister zur Gattin wählen. Alles stand ihm zu Gebote, sie zu erlangen, aber war sie einmal der Unterwelt geweiht, trat sie auf ewig aus dem Kreise irdischer Wesen. Liebe mußte ihr Alles ersetzen, die süßen Gewohnheiten

des Jugendlebens, Mutterfreuden, Kindeslächeln — den Strahl der Sonne, den Schimmer des Mondes, ach, und doch konnte ihr die Liebe den höchsten Lohn nicht reichen. In ewiger Frühlingblüthe zwar lebte sie die ihr zugemessenen Tage, sie kannte hier nicht die zerstörende Zeit, aber auch nicht die schaffende Kraft, in der das Alter sich verjüngt und fortlebt bis zum Grabe. Kinderlos war die geistige Verbindung, kein Pfand der Liebe konnte sie an ihr Herz drücken; still stand sie in dem Kreislaufe der Zeit, nichts hatte sie zu hoffen, nichts zu verlieren — für sie spann die Parze nicht mehr den Faden, der bald zart, bald rauh durch ihre Hände geht, und Atropos zerschnitt ihn schön und frisch, wie Elotho ihn begonnen.

Das Kind auf Käthchens Arme erweckte die glühende Sehnsucht in ihrer menschlichen Brust. Seufzend drückte der Erdgeist sie an sein Herz, und fühlte sich arm gegen den elenden Erdenwurm, der mühsam nach den aufgehäuften Schätzen der Unterwelt gräbt, und wenn er müde und matt nach Hause kehrt, das geliebte Kind an seine Brust drücken kann. O, die Geisterwelt steht hoch über Euch Er-

denpilger! rief er schmerzvoll aus: sie sieht durch die Luftregionen hindurch in die unermeßliche Ferne des Himmels, und schwebt mit ihren Luftfittigen von Welt zu Welt; sie dringt in die Tiefe der Erde, und hebt ihre Schätze, und badet sich als Salamander in dem Feuerstrome des Aetna, und taucht als liebliche Undine in den Krystall des belebten Meeres; aber das Innigste, das den Menschen an das Leben kettet, Vaterfreuden und Mutterſorgen, das fühlt diese Geisterwelt nicht, die, unzerstörbar, sich selbst nicht bilden kann. Marie sank an seine wogende Brust, und schaute beruhigt und tröstend in sein trübes Auge.

Der Schlummer.

Jahre verstrichen; immer matter und trüber schwebte das Bild der entschwundenen Marie vor dem Blicke des Vaters und seiner getreuen Barbara, nur in Joseph's Herzen lebte es immer frisch und mit glühenden Farben, und die Sehnsucht nach ihr, der engelgleichen Schwester, wurde mit jedem Fluge der Zeit stärker und stärker. Aber die Sehn-

sucht übt nur vergebens ihre matten Schwingen gegen den Sturm des tosenden Schicksals, ermattet sinkt sie in den Schooß der Verzweiflung. Auch Joseph wurde trüb' und traurig, und nur gleichgültig sah er den täglich sich mehrenden Wohlstand der Eltern, ohne Neid sah er den fleißigen Gotthold als Steiger geachtet und im Wohlleben, und stumm ging er an den freundlichen Jungfrauen vorüber, die den stillen, lieblichen, schönen Jüngling sehnsuchtvoll anblickten; ach, keine glich doch seiner lieben Marie. Er war fleißig und thätig, aber still und untheilnehmend, und fing jetzt sogar an zu kränkeln. Schon mehrere Wochen war er aus der Grube daheim bei der Mutter geblieben; doch heute — in einem freundlichen Traume war ihm Marie erschienen — lockte ihn die warme Frühlingsonne hinaus, und nichts konnte ihn abhalten, seinem Vater in den Schacht zu folgen. Selbst Gotthold's Einladung, mit ihm zu dem Feste zu kommen, wobei die meisten Knappen der Grube zur Hoffnung gegenwärtig waren, schlug er aus, und begleitete seinen Vater, der sonst heute allein hätte einfahren müssen. Als nun Vater und Sohn

am Eingange der Grube ſtanden, falteten ſie ihre Hände, und hielten ihr ſtilles Gebet. Noch einmal bat der Vater den bleichen Joſeph, heim zu gehen; dieſer zündete aber lächelnd ſeine Lampe an, und fuhr, ein frommes Lied ſingend, getroſt vorauf. Die Arbeit förderte heute nicht, überall ſchlechte Anbrüche, und ſchon wollte der Vater umkehren, als Barbara mit dem Körbchen eintrat, und ſie ſich niederſetzten und aßen. Joſeph, der heute nur für die entſchwundene Marie Gedanken hatte, hob auch während des Eſſens an, von ihr zu reden.

Ach Gott, ſagte er: wo mag ſie wohl ſein, die gute Schweſter, wo mag ſie umherirren, vater- und mutterlos, ohne ihre Brüder, vielleicht der Noth, dem Elende preis gegeben!

Vertraue Gott! ſagte der Vater ſcheltend: vertraue ihm, der für ſeine Geſchöpfe ſorgt und ſie ſchützt. Laß das Klagen, faſſe Muth, und bete zu dem, in deſſen Hand Mariens und unſer Schickſal liegt. Der Alte nahm ſein Käppchen ab, faltete die Hände, und Barbara und Joſeph thaten ein Gleiches, und er ſprach: Vater im

Him-

Himmel, der du mit segnender Hand deine Kinder leitest und beschützest, deiner Güte und Barmherzigkeit empfehle ich unser verlornes Kind; führe sie zurück in unsere Arme, leite sie nach deiner Weisheit, und führe uns zu ihr.

Amen! sagte Joseph, und mit diesem Amen rollte es wie der laute Donner über ihnen, Felsen und Erde stürzten in Massen herab, verschüttet ward die Grube zum Grab.

Barbara rang die Hände.

Verzweifelt nicht, Mutter! sagte Joseph: Komm, Vater, wir wollen arbeiten, vielleicht bahnen wir uns einen Weg aus dieser Finsterniß! — Doch all ihr Mühen war vergebens, die Lichter erloschen, drückend wurde die Luft, laut jammernd sanken sie nieder.

Da stand der Jäger vor ihnen, so, wie er am Kindtauffeste ihnen erschienen war, eine Fackel in der einen, einen Strauß Mohnblüthen in der andern Hand.

Retten darf und kann ich Euch nicht, sagte er wehmüthig: aber einen qualvollen Tod in sanften Schlaf verwandeln. Er berührte ihre Stirn mit den Mohnblüthen, und sie entschlummerten zum ewigen Schlaf.

Der Tod.

Als am Mittag des nämlichen Tages Marie zu dem Orte ging, wo sie durch die Krystallspalte ihre Lieben sehen konnte, war der Krystall verschwunden, nirgend eine Spur mehr. Aengstlich sah sie sich um, ihr Gemahl war nicht um sie, und die dienenden Geister konnten ihr hiervon keine Kunde geben.

Endlich erschien er, still und traurig und in sich gekehrt. Er winkte den Geistern, sie entschwebten. Marie, sagte er nun bewegt: der Himmel schickt dir heute der Prüfungen größeste. Ich darf dich jetzt zu den Deinigen führen, du kannst um sie sein — und bleiben! setzte er dumpf hin-

zu. — Freude glänzte auf ihrem Gesicht, sie sank an des Gatten Brust, und wußte sich kaum zu fassen.

Mäßige deine Freude, Geliebte! sagte der Erdgeist: unter den Rosen lauscht für dich die Schlange. Wen mein Arm umfaßt, rief er feierlich: der ist der Unterwelt geweiht, nie kehrt er zur Sonne zurück, nie hat er Gemeinschaft mit den Lebenden, wohl aber mit den Todten!

Gerechter Gott! rief Marie: todt?

Ja, Theure, dein Vater, deine Mutter und Joseph schlummern einen ewigen Schlaf. Die Grube stürzte ein, und sie ruhen nicht fern von dir.

So geleite mich hin, daß ich die im Tode noch umfasse, denen ich mich im Leben nicht mehr nahen durfte.

Schweigend reichte er ihr die Hand, der Felsen theilte sich, hoch wölbten sich die Granitblöcke über ihnen, und sie wandelte an seinem Arme hindurch und trat in den Schacht, wo die Entschlafenen ruhten. Der Tod hatte nicht mit kalten Lippen,

dem Vampyr gleich, das Blut aus ihren Adern geſogen; blühend und friſch lagen ſie da und ſchienen zu ſchlummern. Marie wähnte immer noch, ſie ſchliefen, ſie dachte des wunderſamen Schlafes, der ſie in die unterirdiſchen Hallen geführt hatte, und ſchlich nur leiſe an ſie heran. Doch nein, kein lieblicher Traum umgaukelte die Armen, ihr Schlaf war der Tod.

O Vergänglichkeit, wie biſt du ſo furchtbar! ſagte Marie, als ſie ihre Lieben vor ſich ſah: zerſtörend biſt du und ſchrecklich! O, mein Geliebter, liegt es in deiner Macht, ſo gönne mir, daß unverweslich die Geliebten erhalten, daß ich ſie täglich an meine Bruſt drücken, und nicht vor den Theuren zurückſchrecken darf.

Was hier ruht, iſt in meiner Macht, das Todte gehört der Unterwelt! ſagte der Erdgeiſt, nahm eine Phiole, und träufelte Balſamtropfen auf die Entſchlafenen. Sie werden bleiben wie ſie ſind, und nimmer modern! ſagte er traurig.

Komm! bat Marie: und laß deine Diener Blumen für mich pflücken; Kränze wollen wir flechten, das Grab zu

ſchmücken; auch ihnen gieb ewige Friſche! —

Da erhob der Erdgeiſt ſeine Rechte, und es wölbten ſich über ihnen die Felsmaſſen, und eine Grotte bildete ſich, und von ewigem Feuer glühte eine Flamme in der Mitte der Gruft, als ſänke ſie vom Himmel herab.

Iſt das Feuer des Lebens erloſchen, ſo glühe mindeſtens die Flamme des Todes! rief er, und ſchritt mit der Gattin durch die zackigen Felſen zurück.

Schön mit Blumen hatte Marie des andern Tages die Grotte geſchmückt, aus Immortellen zwei Kränze gewunden, welche die Scheitel der Aeltern umſchlangen, doch den Kranz von ſchneeweißen Lilien flocht ſie in das Haar des geliebten Bruders.

Soll ich einſt hinüber zu ihnen, dann, Geliebter, dann ſchmücke ein Roſenkranz mit der zerknickten Lilie mein Haar, dann lege mich neben dieſe da zur Ruhe! ſagte ſie bewegt.

Der Erdgeiſt drückte ſie an ſeine Bruſt, und der Geiſt der Zukunft ſchwebte düſter an ihr vorüber.

Das Grab.

Seit mehren Jahren hatte man an der verschütteten Grube zur Hoffnung gearbeitet, sie war zu ergiebig gewesen, um nicht Alles daran zu wagen, sie wieder gangbar zu machen. Schon hatte man die Wasser gewältigt, schon hatte man die Schachte und Strecken gangbar gemacht, und man hoffte nach kurzer Arbeit am Ziele zu sein.

Es war am 26. Junius des Jahres 1563, als die Glocken in Goslar tönten, und, wie zu einem gottesfürchtigen Werke, Alt und Jung hinaus zog nach der verschütteten Grube. Voran schritt der stattliche Obersteiger Gotthold Bungert, an seiner Seite der ehrwürdige Pfarrer von Elbingerode, Johannes Bungertius, sein leiblicher Bruder, hinter ihm die löblichen Gewerke der Knappen, die Vorsteher der Gruben und dann Deputirte des edlen Raths.

Als man sich der Grube nahte, da trat der würdige Pfarrer in die Mitte der Versammelten, und hielt eine rührende Rede, worin er des Todes seiner geliebten Eltern und seines Bruders gedachte, die am nämli-

chen Tage vor 20 Jahren hier verschüttet worden waren. Er forderte die Zuhörer auf, ein Beispiel an den Verstorbenen zu nehmen, die stets einen Gott gefälligen Wandel geführt, und deshalb gewiß eines schnellen, sanften und seligen Todes verblichen wären; er ermahnte, ehe sie das wichtige Werk begönnen und dem Tode entgegen gingen, zu beichten, ihre Sünden zu bereuen, und dann nach einem stillen Gebete das Werk mit Gott zu vollenden.

Eine tiefe Stille erfolgte, laut sprach der Geistliche das heilige Gebet, und segnete die Versammlung, die auch nun schnell an's Werk ging. Die Knappen fuhren ein, die Uebrigen blieben in banger Erwartung oben.

Schon tönte es dumpf, rüstiger gingen die Eisen und Schlägel, da schlug der Obersteiger einen gewaltigen Schlag ein, hell tönte es wieder, und ein blinkendes Licht strahlte ihnen von unten entgegen.

Die Bergleute stutzten, Alles hielt ob dieser Erscheinung erschrocken ein, und wollte keine Hand mehr anlegen.

Diese Kunde drang nach Oben. Da fuhr der muthige Johannes, noch aus seinen

Kinderjahren dieſer Fahrt wohl kundig, die Bibel im Arme, ein in den Schacht; und als er zur Oeffnung gelangte, aus der das Feuer ſtrahlte, da wurde es auch ihm ſchauerlich zu Muthe, doch hub er mit kräftiger Stimme Gott vertrauend an: Wer du auch ſeiſt, Geiſt oder Kobold, ſo beſchwöre ich dich im Namen der heiligen Dreieinigkeit, dein Blendwerk zu laſſen, und die frommen Knappen nicht in ihrer Arbeit zu hindern! — Da dröhnten unter ihm die Felſenſtücken, der ganze Berg ſchien ſich zu bewegen, mit furchtbarem Geräuſch rollte ein Granitblock vor ihm hinab, und Gotthold und Johannes ſtanden an einem jähen Abgrunde, vor ſich ein hell erleuchtetes Gewölbe, auf Felsſtücken ruhend und mit den lieblichſten Blumen geſchmückt, und drinnen lagen freundlich und lächelnd Hanns Bungert mit ſeiner Barbara und Joſeph, und neben dieſem, den Kranz von friſchen Roſen im goldenen Haar, Marie, die Engel-Jungfrau, in lieblicher Schöne.

In einer Vertiefung ſaß ein Jüngling in grünem Gewande, einen Cypreſſenkranz

in den Haaren, der winkte drohend mit aufgehobener Hand; doch als Gotthold und Johannes niedersanken, und mit inbrünstiger Stimme die Namen der Theuern ausriefen, die hier unten schlummerten, da verklärte sich das Gesicht des schönen Jünglings, und er lächelte freundlich ihnen entgegen.

Alle Bergleute waren auf ihre Kniee gesunken, und beteten leise und andächtig. Da erhob sich der Jüngling, brach aus jedem Kranze eine Blume, und ein warmer Luftstrom führte die Blüthen zu den Füßen der beiden Geschwister. Als nun das Gebet vollendet war, und Alles sich erhob, da rollte es wie ein ferner Donner, ein Felsen stürzte herab', dicht vor die Erschrockenen, und verschloß ihren Augen das geschmückte Flammengrab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte, und einen verwegenen Schlag auf den Granitblock that, wankte der Felsen, und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft.

Alles eilte hinauf. Als der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde, und

mit furchtbarem Geprasſel ſtürzte die Hoffnung zuſammen.

So oft man ſpäterhin verſucht hat, die Grube zu befahren, ſtürzt bei Nacht wieder ein, was am Tage gearbeitet wurde. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Verſuch nicht wiederholt.

Das Mädchen im Hasli-Thale.

1.

Der Graf von Löwenberg war ein ſonderbarer Mann, dem das Schickſal auf mancherlei Weiſe gut und übel mitgeſpielt hatte. Sohn eines Landpredigers in Weſtphalen, hatte er ſich der Oekonomie gewidmet, da er keine Luſt, vielleicht auch kein Talent zum Studiren in ſich fühlte, ſich aber dadurch die Liebe des Vaters entzogen, der ihn dem jüngern Bruder weit nachſetzte. Dieſer hatte Talent zu Allem, trieb alle ſchönen Künſte, nur nicht die broderwerbenden; dennoch glaubte der Vater, daß die Capitalien, die er an dieſen Sohn verſchwendete, reichliche Zinſen tragen müßten, während der Aeltere ſich keiner Unterſtützung erfreuete, und mühſam als Verwalter auf dem Gute eines benachbarten Adeligen ſich durchhelfen mußte.

Hier hatte er ein junges Mädchen kennen gelernt, die Tochter eines unbedeutenden

Justizbeamten, ein armes, schönes, anspruchloses Wesen. Beider Charaktere sprachen sich an, die Lage Beider war sich ähnlich. Er wollte nun eine kleine Pachtung übernehmen, der Vater seiner Geliebten den letzten Sparpfennig dazu hergeben, doch reichte dies immer noch nicht. Da ritt Jakob zu seinem Vater, bat um einen Vorschuß von 500 Thalern, die er redlich wieder zu bezahlen versprach, erhielt eine abschlägige harte Antwort, und wanderte zurück zu seiner trostlosen Marie. Zwischen Hoffnung und Verzweiflung verlebte er den Winter. Jetzt erhielt er die Nachricht, sein Vater sei gestorben. Mit den Thränen, die er um ihn weinte, näherte sich die Hoffnung wieder. Der Vater hatte für einen bemittelten Mann gegolten, sein Erbtheil versicherte ihm die Hand seiner Geliebten; wer kann ihn verdammen, daß er getröstet diese Begebenheit als eine Schickung des Himmels ansah, und mit diesem Gefühle nach seinem väterlichen Hause eilte, um, mit der Erbschaft bereichert, in die Arme seiner Marie zurückzukehren.

Auch hier ließ das Schicksal seine Tücke

nicht. Die wenigen Capitalien, welche die Verschwendung des genialen Sohnes noch übrig gelassen hatte, fielen durch des Vaters Vermächtniß diesem allein zu, und dem älteren Sohne war nur ein kleines Pflichttheil mit der Klausel ausgesetzt, da er keiner Bildung, mithin auch keines Vermögens zu ihrer Erlangung bedürfe. Mit Ingrimm strich Jakob die 50 Thaler ein, welche ihm der Bruder übergab, und entsagte dem Glücke und seiner Geliebten auf immer.

Als auch diese ihn vergaß, durch Noth gezwungen einen benachbarten Beamten heirathete, und das Letzte, welches ihn noch an seine Heimath kettete, dahin schwand, da ward sie ihm zu enge, und am Morgen vor Mariens Trautage, ohne den Bruder, ohne das Grab seines Vaters, ohne die Geliebte wieder gesehen zu haben, folgte er dem Sohne seines Principals nach Amsterdam, und übernahm, auf dessen Empfehlung, die Stelle eines Plantagenaufsehers und Hofmeisters bei einem reichen Pflanzer auf Curaçao.

Mehre Jahre lebte er hier ein trauriges Leben. Sein Principal, abgehärtet, oder

vielmehr abgespannt durch Gewohnheit und durch das Klima dieser Zone, war ewig mit ihm unzufrieden, weil er die Sklaven als Menschen behandelte. Sein Zögling, ein Knabe von acht Jahren, ganz von der Natur vernachläßigt, konnte ihm nicht die Ermunterung geben, hier neue Lebenslust zu schöpfen. Das Betragen des Vaters von seiner frühen Kindheit an, mehr noch sein Testament, Mariens Unbestand, der doch sehr verzeihlich war, des Bruders engherziges, feindseliges Benehmen, Alles zog ihn von dem Frohsinn ab, und berührte nur das Feindliche in ihm. Still, eingezogen, fast menschenfeindlich lebte der junge Mann ein Sklavenleben unter Sklaven, und nur die Frau seines Principals, ein stilles, einfaches, gutmüthiges Geschöpf, bereitete ihm dann und wann einen freundlichen Sonnenblick des Lebens. Seine Untergebenen liebten ihn trotz seiner finstern Außenseite, denn er war menschlich gegen sie.

Auch das Glück hat Launen. Selten scheint dessen Sonne ewig, selten aber deckt auch dessen Nacht für immer den Lebenshimmel. Der Mensch findet immer Augenblicke,

wo es ihm lächelt, wenn er dieſe dann nur zu benutzen weiß. Ein ſchleichendes Fieber gab ſeinem Zöglinge, die nämliche Krankheit ſeinem Principal den Tod, und ihm einen freien Wirkungkreis für ſich, und mehr Mittel, ſeine Untergebenen mild und menſchlich zu behandeln. Ruhe und Friede ſchwebte jetzt über der Pflanzung, Heiterkeit ſah man dort auf jedem Geſicht. Dies that Frau Adrianen wohl, die Ruhe gefiel ihr, aber auch eben ſo ſehr der geſetzte, hübſche, wohlgebaute Mann, dem ſie dieſe Ruhe verdankte. Sie bot ihm Hand und Herz, und der arme Berg ward ein reicher weſtindiſcher Pflanzer.

Schon an dem erſten Tage ſeines Glücks, ſchon bei dem erſten Genuſſe ſeines bedeutenden Vermögens war ſein einziger Gedanke, ſein einziger Wunſch, wie er dem gleisneriſchen Bruder, der ihm die Liebe des Vaters und ſein väterliches Erbe geſtohlen hatte, fühlen laſſen könne, daß er jetzt der vom Schickſale Begünſtigte ſei. Briefe gingen in die Heimath an ſeine alten Bekannten, die ihn früher keiner Antwort gewürdigt hatten; jetzt aber erfolgte dieſe ſchnell. Der

Bruder habe des Vaters Stelle bekommen, geheirathet, und lebe, so hieß es, für einen Geistlichen wohl etwas zu weltlich. Kindersegen bliebe nicht aus, nur schien der Segen des Herrn sich nicht über die Wirthschaft zu breiten, der Rest des väterlichen Vermögens sei vergeudet, und Schulden drückten den Pfarrherrn. Endlich kam auch der erste demüthige Brief des Bruders, in welchem er den reichen Pflanzer um Unterstützung ansprach. Triumphirend zeigte ihn Jakob seiner Ehegenossin, die ihn innig bat, dem Bruder zu helfen. Doch ein hartes, strenges: Nein! schloß ihre Lippen. Sonderbar, der mildthätige, wohlhabende Jakob Berg, an den kein Nothleidender vergebens seine Bitte wendete, war nur gegen seinen Bruder hart; er konnte die Zeit der Jugend nicht vergessen.

Menschen, welche von der Natur mit keinem besonderen Verstande ausgestattet sind, haben oft fixe Ideen, die feste Wurzel schlagen, und sie nie verlassen. Dein Bruder ist dein Feind! war der Gedanke, mit dem Berg Europa verlassen hatte, er folgte ihm bis nach Curaçao, und ließ den

übrigens braven, guten Mann feindselig gegen den Bruder handeln, so daß er sich sogar über dessen Unglück freuen konnte. Er verwies ihn in seiner Antwort auf das Vermächtniß des Vaters, und beantwortete zuletzt die oft in Verzweiflung geschriebenen Briefe gar nicht mehr.

Aber so lange er sein Vermögen nur in Westindien genießen sollte, hatte es für ihn nur halben Werth. Im Vaterlande, da, wo man den armen Verwalter, den verstoßenen Sohn mit einem abgetragenen Rocke, sich quälend und kümmerlich sein Brod hatte erwerben sehen, da seinen Reichthum ausbreiten zu können, war der einzige Wunsch seines Herzens. Die Gattin, nachgebend und gutmüthig, folgte auch hierin seinem Willen. Vorkehrungen wurden getroffen, das Rittergut, wo er geboren und wo sein Bruder jetzt Prediger war, durch einen Anwalt gekauft, und nachdem alle Geschäfte in Ordnung gebracht waren, wurde die Reise angetreten.

2.

Sie endete glücklich. Er landete in Rotterdam, und setzte mit sehnendem Herzen die Reise nach dem Vaterlande fort. Unfern der Heimath ließ er halten, stieg aus, und als er mit seiner Gattin einen ihm wohlbekannten Hügel hinauf stieg, auf dessen Spitze er den Ort seiner Geburt überschauen, den alten Glockenthurm, die Kirche sehen konnte, in welcher der Vater so oft gepredigt, ihn eingesegnet hatte, als er das Schloß erblickte, das jetzt sein Eigenthum war, und wonach er in seiner Jugend nur mit scheuer Ehrfurcht gesehen hatte, klopfte ihm das Herz ungestüm, er drückte der Gattin innig die Hand, und eine Thräne quoll unter den Wimpern hervor. Versöhnung! rief die Gutmüthige aus, und schmiegte sich innig an ihn: Versöhnung, lieber Jakob! Doch schweigend ging er den Hügel hinab um die Waldspitze. Da blickte über den Erlenbusch das Pfarrhaus mit seinem Ziegeldache hervor, und die Kinderjahre traten in bunten Bildern und Farben vor ihn. Es trieb ihn dem Dorfe zu. Sehnsucht beflügelte seine Schritte. Die

erſte Hütte begrüßte er mit Freundlichkeit; die Leute, die ihm, mit ihrem Sonntagſtaate angethan, begegneten und ihn freundlich grüßten, kannte er nicht mehr. Da bog er um die alte Linde, die Kirche und das Pfarrhaus lagen dicht vor ihm, und dumpf tönten die Glocken vom alten Thurme.

Er ſtutzte. Auf dem Kirchhofe war Alles in Bewegung. Was bedeutet das Läuten? fragte er einen Vorbeieilenden. Wir begraben heute unſern Herrn Pfarrer! antwortete dieſer.

Zerſchmettert ſtand Berg da. Verſöhnung! rief er ſchmerzvoll aus, vergaß die Vergangenheit, eilte nach dem Sarge, riß den Deckel ab. Verſöhnung, mein Bruder! rief er noch einmal, und ſank neben die Leiche.

Schnell hatte der Bruder geendet; das Wie? blieb in Dunkel gehüllt. Der unglücklichen Wittwe und ihren drei Söhnen hinterließ er nur Schulden. Jakob bezahlte Alles, nahm die Verlaſſene mit ihren Kindern liebreich auf, und ſelbſt kinderlos, ward er ein treuer Vater dieſer Waiſen. Auch nach Marien, ſeiner ehemaligen Geliebten, wendete

ſich das verſöhnte Herz. Ihr Vater und auch ſie waren geſtorben, ihr Mann wegen Caſſendefecte flüchtig geworden, und das Schickſal raubte ihm auch hier das ſelige Gefühl der Verſöhnung, auch hier entzog es ihm die Erfüllung ſeiner liebſten Wünſche.

Nach einigen Jahren ſtarb die Wittwe ſeines Bruders; die beiden jüngſten Söhne folgten ihrer Mutter bald. Robert, der Aeltere, blieb ihnen nur noch allein. Aber ihm ward auch ganz die Liebe ſeines Onkels. Eine weitläufige Herrſchaft wurde gekauft, Robert adoptirt, und der Grafentitel, faſt nur ſeinetwegen, durch des Vaters bedeutendes Vermögen erworben. Auf dieſem Knaben ruhte jetzt all ſeine Liebe, und doch glaubte er, den die Erfahrung ſeiner eigenen Jugend nicht belehrt hatte, er müſſe ſeine Liebe unterdrücken, ſie dem Kinde nicht zeigen, und ihn, auch noch im Jünglingsalter, ſeine Abhängigkeit fühlen laſſen. Er zog deshalb mit ihm auf die Univerſität, damit er keinen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen bliebe. Deſto zärtlicher, deſto nachgiebiger und ſanfter war die Mutter, und ihren innigen Bitten verdankte er die Erlaubniß, nachdem

er die Universität verlassen, auf Reisen gehen zu dürfen.

3.

Das Posthorn schmetterte, noch einmal warf sich Robert in die Arme der weinenden Pflegmutter, drückte den gerührten Oheim an die Brust, und stieg in den bepackten Reisewagen, welchem der alte treue Philipp, der einzige Neger, der von Curaçao mit nach Europa gewandert war, auf dem Bocke zur stattlichen Zierde diente, sagte seiner Heimath auf lange ein Lebewohl, und fuhr durch das alte gewölbte Thor einer neuen Welt, einem neuen Leben entgegen.

Es war ihm sonderbar, als er sich zum erstenmal so unabhängig und allein befand, alles was ihn umgab sein Eigenthum war, und der herrische Sinn des Onkels seinen bescheidenen Willen nicht mehr zügelte. So wohl war es dem elternlosen Jünglinge nie geworden, und doch war es ihm so wehmü-

thig, dachte er an seinen alten, strengen, grämlichen Pflegevater und an die gutmüthige Mutter, die in ihrem holländischen Dialekte immer die rauhen Worte des Alten zu mildern wußte, und mit so viel Liebe an ihm hing. Aber kaum waren die Thränen des Abschiedes getrocknet, kaum der letzte Seufzer nach der Heimath gestillt, so trat das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit in vollem Glanze hervor, aber auch mit ihm der feste Wille, diese Freiheit weise zu benutzen, und sich nicht auf ihren ungebundenen Flügeln auf Irrwege leiten zu lassen.

Jedoch nicht lange begleitete ihn die ungetrübte Freude. Philipp, der treue Diener, der seinen jungen Herrn fast abgöttisch liebte, erkrankte. Schon in Frankfurt verließ er seinen Herrn, und begann die letzte Reise. Ein Fremdling mußte die Stelle des vertrauten Dieners ersetzen, und ein freundliches Blatt aus dem Buche seines Lebens, worauf die Zeit der Kindheit und so manche Rückerinnerung an Heimath gezeichnet waren, war ausgerissen und für ihn nicht mehr. Die anziehenden Gespräche im einsamen Wagen waren verstummt, und Jean mit seinem li-

stigen Gesichte saß statt des schwarzen zutraulichen Philipp auf dem Bocke.

War es Robert schmerzhaft, seinen Diener verloren zu haben, so war der Graf von Löwenberg unwillig, ihn ohne Mentor, Rebekka, ihn ohne treuen Pfleger zu wissen; doch da sie keinen ihrer Dienerschaft geeignet fanden, Philipp's Stelle zu ersetzen, so wurden ihm von der Mutter nur fromme Wünsche und ein ganzer Bogen voll Ermahnungen zugeschickt, wie er sich gegen den neuen Diener, den er ja nicht Jean, sondern Johann nennen solle, zu verhalten habe.

Diese Instructionen kamen zu spät. Der Diener hatte sich in den wenigen Tagen schon ganz in die Gunst seines Herrn zu setzen gewußt, und listig, wie er war, wurde es ihm nicht schwer, sein Zutrauen so schnell zu erwerben.

Herr und Diener kamen nach Wien; die Residenz hielt sie fest, Monate verstrichen, ehe die Reise nach Italien angetreten wurde. In einen Strudel von Vergnügungen gestürzt, verlor Robert sein zaghaftes, ungewisses Benehmen; jedoch erhielt er sich die Reinheit des Gemüths, und erkaufte seine

Freuden nur mit Geld und Zeit. Venedig, Mailand ward jetzt besucht, und was er hier sah, zog ihn immer mehr nach dem classischen Boden Roms.

Wir Erdensöhne wandeln zwar immer nur nach einem von uns selbst gesteckten Ziele; wie der Knabe, der mit verbundenen Augen den Hahn schlagen soll, sich fast immer von der Bahn verirrt, so geht es auch im höhern, ernsteren Spiele der Welt dem Menschen. Der Zufall, sein Schicksal, oft selbst sein innerer Wille führen ihn immer auf Abwege, und nur der Beharrliche oder der ganz Indolente wandelt fest oder mechanisch auf geraden Wegen seinem Ziele entgegen. Als Robert die lachenden Fluren der Lombardei durchstrichen, und sich den Apenninen genähert hatte, traf sein Blick rechts die Kette der hohen in Wolken gehüllten Alpen, und die Sehnsucht, die schon den Knaben nach den hohen Gletschern getragen hatte, ergriff jetzt das Herz des Jünglings, und zog ihn durch das Thal Aosta, dem Bernard zu.

4.

Der Frühling hatte auf den Fluren der Lombardei ſeine üppige Schönheit ſchon lange entfaltet; auf dem einſamen Hoſpice aber war es noch Winter. Da machte Jean ſeinem Herrn die bitterſten Vorwürfe, daß er dem Lande der goldenen Orangen ſo flatterhaft den Rücken gewendet, und ſich hier in den Eisbergen begraben habe; doch Robert ſetzte freudig ſeine Reiſe fort.

Die Schweiz hat für ein deutſches Herz unwiderſtehlichen Reiz. Die Sitten und Gebräuche der Einwohner, die ſteilen Felſen, die grünen Matten, das Rauſchen des Bergſtroms über hemmende Steinmaſſen, das ſanfte Glockengeläute der weidenden Heerden, alles erinnert uns an die verwandte Heimath, alles was hinter uns liegt finden wir hier, nur ſchöner, erhabener wieder. Wir ſind noch auf deutſchem Boden, nicht fremde Sitten beengen unſer Herz, nicht verſunkene Monumente, nicht Trümmer einer großen Vergangenheit, nicht ein erbärmliches, entartetes Menſchengeſchlecht erinnert uns nur an das, was war. Zwar

ruft uns hier kein Capitolium einen Jupiter tonans, keine Grotte zu Cumae eine Sybille und ihre Sprüche zurück. Menschen, noch kräftig wie ihre Altvorderen, reichen uns traulich die Hand, wir wandern hier furchtlos in einsamen Schluchten und Gründen, sehen mit staunendem Blicke den kühnen Alpenjäger von Klippe zu Klippe sich uns nähern, ohne daß unsere Hand nach der schüzzenden Wehr greift, ohne in dem freundlich nahenden Jägersmanne den Räuber oder Banditen zu erblicken. O ihr ruhigen Gefilde der Schweiz, ihr ewigen Tempel der Gottheit, schmucklos, aber groß, ihr unzerstörbaren Monumente der Zeit, wie viel höher schätz' ich euren Granit, als jene Marmorreste, die mich nur an die Zerstörung mahnen. Wie viel reizender sind mir eure Sennenhütten, aus denen mir der Aermste eurer Bewohner freundlich und zufrieden entgegen tritt, als jene Villen Italiens, die das Elend und die Verworfenheit umgibt. Wo aus Roms verödeten Mauern tausend in Lumpen gehüllte Bewohner mir ewig das fürchterliche: Hier war! entgegen seufzen, ruft mir in den Gefilden der Schweiz jede

rothwangige Dirne, jede freundliche Sennenhütte, jeder wogende See ein freundliches: Hier ist! entgegen.

Was sind Trümmer der Vergangenheit gegen die blühende Gegenwart? nur das, was die Wehmuth gegen die Wonne des Augenblicks ist, was die letzten Reste einer veralteten Matrone gegen die blühende Frische einer rosigen Jungfrau. Griffe der Mensch nicht mit thöriger Hast nur immer nach der Ferne, er würde nicht mit eitlem Sinne unter Banditen und Räubern und herzlosen Bettlern nach den Trümmern vergangener Größe suchen, die ihm nur ein todtes Bild von dem geben, was einst war. Glaubst du, stolzes Italien, die dunkle Bläue deiner Wolken, dein glühender Aether ziehe mich auf in höhere Welten? In den freien Bergen der Schweiz, wenn Wolken und Nebel auch den Horizont umziehn, und die lauten Donner von Berg zn Berg in tausendfachem Echo rollen, da öffnet sich mir der Himmel, ich schaue andachtvoll in das Allerheiligste. Die große Natur, der freie Mensch nur erhebt das Herz, und Sempach's Matte, Murten's Fluren, wo der freie Mann für

Freiheit kämpfte, erwecken hellere Gluth in meinem Innern, als der classische Boden Roms, wo die Tyrannen der Welt einst hauseten, wo die Freiheit der Gedanken, des Glaubens in Ketten geschmiedet verschmachtete, wo jetzt das hungrige, zerlumpte Volk an den Brocken naget, die von der Tafel seiner Vorfahren abfielen, und dabei verhungert.

Dies waren Roberts Gefühle als er in das freundliche, romantische Thal, den Gotthard hinab, nach dem vierwaldstädter See wanderte. Von früher Jugend an hatte die Schweiz seine Phantasie beschäftigt. Wenn ihm Philipp von den herrlichen Zuckerplantagen auf Curaçao erzählte, standen die hohen Gletscher vor ihm. Wenn sein treuer Mentor ihm die Ananas und Orangen pries, die in diesem Himmelstriche in üppiger Vegetation wachsen, so sah er ein Alpenröslein, einfach und bescheiden zwischen wohlriechenden Kräutern und Gräsern vor sich stehen. Malte ihm sein Lehrer mit gleichen Farben die Zeiten römischer Größe, mußte er mit ihm über den Rubicon schreiten, mit Caesar triumphirend in Rom einziehen, so schweiften seine Gedan-

ken nach der einsamen Ruttli-Matte, wo Werner und Stauffacher mit ihren Gefährten den Bund beschworen, den so manche Heldenthat befestigte. Die Schweiz war des Knaben Eldorado, die Schweiz war der Sehnsuchttraum des Jünglings.

5.

Schon mehre Tage waren sie von Ort zu Ort gewandert, den Stab in der Hand, den treuen Wegweiser vor sich, welcher das wenige Gepäck trug. Sie hatten den Rugi bestiegen, den vierwaldstädter See beschifft, waren in Brunnen bei Wilhelm Tell's Kapelle gelandet, und wollten nun westlich nach Bern sich wenden. Da führte sie der Führer eines Tages über rauhe, unwegsame Berge, ihnen eine freundliche Aussicht versprechend, hinab in ein enges Thal, von üppigem Grün und einzelnen Tannenwäldern umgeben. Ein Gießbach zu ihren Füßen stürzte den Felsen hinab, er rollte rauschend in's schweigende

Thal, wand sich durch Felder und Wiesen. Da, wo er über herabgewälzte Felsen sich schäumend stürzte, ein weites Becken bildete, und dann in geregeltem Laufe ruhig durch's Thal floß, stand ein einsames Haus, freundlich, nett und anspruchlos. Ein Akazienegebüsch beschattete es von der einen Seite, ein freundlicher Garten von der andern. Da hinunter! rief Robert seinem Begleiter zu, und eilte die schroffen Felsen hinab; doch schnell rief ihn der Führer zurück. Seitwärts führte er ihn, auf weniger gefährlichem Wege einem Walde zu, der sich von der Höhe herab fast bis in's Thal zog. Sie schritten in seinem Dunkel, kein Lüftchen wehte, nur von fern hörten sie das Geläute einer weidenden Heerde.

Der Wald öffnete sich, vor ihnen lag das Thal mit seinem einsamen Hüttchen ausgebreitet, sie konnten es deutlich durch die einzelnen Baumstämme sehen. Auch erblickten sie nun die Heerde, deren Geläute die einförmige Stille unterbrochen hatte; aber mehr als dies, mehr als Thal, Hütte und Geläute zog ein Hirtenmädchen die Aufmerksamkeit Robert's auf sich, das am Rande

des Waldes auf einer Rasenbank saß; den Rücken an eine Eiche gelehnt; neben ihr stand ein Jüngling, der eifrig mit ihr zu reden schien.

Robert winkte seinen Begleitern, zurück zu bleiben, und ohne zu wissen weshalb, schlich er zwischen den Bäumen hindurch ihnen näher.

Das Mädchen, ganz in die Tracht der Landleute ihres Cantons gekleidet, hatte ihren Strohhut, dessen rothen Bänder im Abendwinde flatterten, neben sich gelegt, und sah mit gutmüthigem Blicke auf nach dem Jünglinge, der den Hut tief in's Gesicht gedrückt, vor ihr stand. Robert konnte ihr Gesicht von der Seite deutlich sehen; es ergriff ihn wunderbar. Dunkelblau war das Auge, blendend die Haut, schwarz ihr gescheiteltes Haar, der Mund zum Küssen geformt, die Hand, welche in der Hand des Jünglings lag, niedlich, der Fuß, der unter dem kurzen Röckchen hervorblickte, zum Malen schön; Robert stand wie gebannt. Er hatte, seit er von der Höhe herabgestiegen, seiner regen Phantasie freien Spielraum gelassen; sie hatte ihm das Thal, das Hüttchen

so lieblich gemalt. Das herzige Lied von Salis: Wann, o wann wird endlich mir mein letzter Wunsch gewährt, hatte ihn auf dem steilen Wege hinab begleitet, und nur sie, das seufzt er leise: zur Gefährtin sie dazu! hatte er so sehnsuchtvoll gesprochen. Dieser Wunsch war so freundlich, zwar noch in Nebel gehüllt, vor ihn getreten, und nun saß sie vor ihm, lieblicher als seine Einbildungkraft sie ihm geschaffen hatte, das Hüttchen blickte mit seinem neuen Ziegeldache winkend aus dem Akazienbusche hervor, und die melancholischen Töne des Glockengeläutes stimmten seine Seele zu einem noch nie gekannten Tone, der ihn schon jetzt in Entzükken gesetzt haben würde, hätte nur nicht die liebliche Hand in der Hand des Jünglings geruht.

6.

Diese Stellung brachte ihn zur ruhigen Besinnung zurück. Daß nur die Liebe diesen

traulichen Verein gestatten konnte, war ihm nur zu gewiß. Ein unangenehmes Gefühl durchschauerte ihn, der Nimbus war schnell vor dem Hauche der Eifersucht verschwunden, er näherte sich, wer kann es ihm wohl verargen? um zu lauschen.

Lieber Jakob, lispelte jetzt der Rosenmund des Mädchens, und Robert sah genau, daß ihre Hand die seinige drückte: warum dieser unheilbare Schmerz? Ich bin dir gut, das weißt du, warum dieser Kummer, und warum ewig die Wunde aufreißen, wenn sie noch nicht vernarbt ist? Sei Mann, blick umher, guter Jakob, das Leben wird dich von allen Seiten anlächeln!

Ohne dich? rief der Jüngling schmerzlich, ließ ihre Hand fahren, und ein Hoffnungstern ging für Robert auf.

Auch ohne mich! sagte das Mädchen: Ich kann dir nur eine treue Schwester sein, sei du mein Bruder, unterdrücke die Wallung deines Herzens. Das meinige kann sich dir nicht hingeben.

O könnte ich nur, Barbel! rief der Jüngling aus: könnte ich nur, ich wollte ja gern Alles thun, was du willst. Ach,

fuhr er ſchmerzhaft fort: als ich dich zum erſtenmal ſah, war ich dir gleich gut, da fühlte ich ſchon, daß mir neben dir noch ſo Manches fehlte. Ich wußte ſo wenig, du ſo viel. Du laſeſt in ſchönen Büchern, ſpielteſt das Clavier, ich konnte nichts, als mein Paternoſter beten und zwei Liedchen auf meiner Schalmei blaſen. Da ging ich nach Einſiedeln zu dem Pater Rector und lernte, Gott weiß wie gern, und war fleißig und lernte viel, kann auch jetzt alle Lieder, die du ſingſt, auf der Flöte blaſen, und das Alles um deinetwillen; doch was hilft es mir, ich habe nicht gelernt, dir zu gefallen, und die Töne meiner Flöte verhallen im Winde.

Lieber Jakob, ſagte nun das Mädchen, erhob ſich von ihrem Sitze, und vor Robert ſtand eine herrliche Nymphengeſtalt: Liebe läßt ſich nicht gebieten; ſei mein Freund, mein treuer Freund in meiner Einſamkeit, ſei freundlich mit mir und meinem alten Vater, komm recht oft zu uns, und erheitere ihm ſeine trüben Tage. Doch jetzt wird es ſchon ſpät, ich muß mit der Heerde zurück; die Sonne iſt ſchon untergegangen. Geh nach Haus, guter Jakob, grüß deine Mut-

ter, beſuch uns auf den Sonntag! Sie ging — die Heerde ſammelte ſich auf ihren Ruf und folgte. Lange ſah Robert ihr nach. Auch Jakob ſtand immer noch auf der nämlichen Stelle, ſah unverwandt hinab in's Thal, faltete ſeine Hände, und nach einem leiſen Gebete — gewiß für die holde Jungfrau — ſchlich er ſeitwärts in den Wald.

Als Robert mit den Seinen aus dem Walde auf die Matte trat, hörten ſie im nahen Gebüſche die Töne der Flöte im Weſthauche immer leiſer und leiſer zittern, bis ſie endlich verhallten.

7.

Wohin ſoll ich Euch führen? fragte nun der Wegweiſer. Robert antwortete nicht, er ſah immer, nach den Tönen horchend, unverwandt hinunter, wo in Nebel gehüllt das Mädchen mit der Heerde ſeinem Blicke entſchwand. — Noch einmal fragte der Führer.

Wohin du willst, nur nicht weit von hier! sagte der junge Mann: nach der ersten Sennhütte, die wir treffen!

Hier auf den Matten ist keine Sennhütte, aber dort unten, unfern des rothen Hauses, wo der verdrießliche Peter Wanger sein Wesen treibt, hat eine arme Wittwe wohl noch ein freundliches Kämmerchen für Euch, wenn Ihr wollt.

Robert folgte. Die gute Alte nahm sie freundlich auf. Was ihre kleine Wirthschaft vermochte, gab sie willig her, und ihre geschäftige Gesprächigkeit ließ Robert hoffen, daß er hier Nachricht von der Jungfrau erhalten könnte, die immer noch vor ihm stand.

Bald erfuhr er auch von der guten Alten, daß vor ungefähr funfzehn Jahren der Peter Wanger sich hier angesiedelt habe, und seine Tochter, die nämliche, die er auf der Matte am Walde gesehen, damals kaum drei Jahr alt, zu aller Menschen Freude hier aufgeblüht sei. Viele Jünglinge der Umgegend, ohne sich von dem mürrischen Alten abschrekken zu lassen, hätten um Bärbchen gefreit, sie hätte aber noch keinen unter den Bewer-

bern gefunden, der ihr gefallen habe, und der Alte sei sehr stolz und hoffährtig, und obgleich selbst nur Landmann, habe er doch laut versichert, daß sein Kind, die doch täglich die kleine Heerde austreiben müsse, niemals einen Hirten heirathen sollte. Das Mädchen sei fromm, gut und wohlthätig und gar gelehrt, doch freundlich mit den Töchtern aus der Nachbarschaft, und gar nicht stolz gegen die jungen Bursche, die sich überall um sie versammelten.

Robert wußte nun genug, mehr als es sein aufgeregtes Gefühl bedurfte. Bärbchens Bild stand lieblich, frei und lockend vor ihm. Er eilte aus der Hütte und schlich längs dem Giesbache dem rothen Dache zu, das ihm, vom Mondlichte beleuchtet, entgegen strahlte.

8.

Und was willst du hier? wohin führt dich dein eilender Fuß? rief er sich zu, als er, an eine Ulme gelehnt, vor sich hin sah. Was

er wollte, wußte er nicht, wohl aber wohin ihn sein eilender Fuß führen solle — zu ihr. Und jetzt, am späten Abend? Nein, nein! rief seine Vernunft, verspar' deine Ungeduld bis morgen. Doch das Haus muß ich sehen, vielleicht zeigt der Schein des Lichts ihren Schatten am Fenster, vielleicht tritt sie selbst, in das Dunkel der Nacht nach den Sternen blickend, an selbiges. Er schritt vorwärts. Eine Brücke führte ihn über den Bach nach einer Hecke von Corneliuskirschen, die einen ziemlich bedeutenden Garten umgab; eine offene Thür lud ihn ein, nicht vorüber zu gehen. Er folgte der Ladung, schritt durch schmale Gänge hindurch, und sonderbar, statt dem Hause zu, schritt er immer tiefer in den Garten hinein, dessen regelmäßigen Gang ein kleines Bosket schloß. Eine Nachtigall flötete aus den dunklen Sträuchen, er sah sie im Mondscheine von Zweig zu Zweig flattern, und als wäre sie der Vogel der Feenwelt, folgte er ihren Tönen und trat in das Gebüsch. Nur wenige Schritte war er gegangen, so stand er auf einem freien Platze, mit Pappeln und Thränenweiden umgeben, in dessen Mitte von Granitstücken ein Hügel ge-

formt war, auf deſſen Spitze ein einfacher Würfel ruhte. Er näherte ſich dieſem Monumente, er wollte die Inſchrift leſen, aber Wolken verbargen das Mondlicht, es war ihm nicht möglich, die Worte zu entziffern. Da rauſchte es hinter ihm. Mechaniſch eilte er auf die andere Seite und verbarg ſich im Gebüſche. Neugierde war es nicht, die ihn dahin trieb, wahrſcheinlich das Gefühl des Unrechts, ſich in fremde Gehege eingedrängt zu haben. Doch ſtill war es um ihn. Er trat wieder vor, und das Erſte, was er erblickte, war ein Blumenkranz, von friſchen Feldblumen gewunden, den er auf dem Würfel liegen ſah. Er nahm den Kranz, drückte ihn innig an ſein Herz, und ſagte mit gepreßter Stimme: Wer du auch biſt, dem ich dieſen werthen Kranz raube, verzeihe mir!

Ohne nach dem Hauſe zu gehen, ohne zu verſuchen ſie zu ſehen, ging er langſam ſeiner kleinen Hütte zu und träumte — ihm waren ſeine Empfindungen neu und unbekannt. Er fühlte ſich hin zu dem Mädchen gezogen, und ſcheue Ehrfurcht hielt ihn doch zurück. Sie ſtand winkend vor ihm, und doch wagte er nicht, ſich ihr zu nahen. Er fühlte dunkel,

daß sein Lebensglück an sie gebannt sei, und wußte doch nicht, wie er es an sie knüpfen könne. Es waren die dunkeln Gefühle der ersten Liebe, zart und doch so fest, kräftig und doch so zagend.

Die Nacht senkte nicht den Schlaf auf seine müden Augen; der Morgen führte ihn hinauf nach dem Walde. Auf den Rasensitz, wo sie gestern geruht hatte, setzte er sich. Ach, ein düstrer Nebel verbarg ihm Thal und Hütte. Die Sonne trat nur langsam zwischen den hohen Bergen hervor. Lange saß er auf dem geliebten Platze ehe ihre goldenen Strahlen den Nebel theilten, und das rothe Dach des Häuschens ihm entgegen schimmerte. Sie zu erwarten war er hierher gegangen, doch sie kam noch immer nicht. Die Sonne trat höher hinter den Bergen hervor, beleuchtete glühend die fernen Gletscher. Alles still im Thale. Sein Herz klopfte laut, unruhig sprang er auf, ging den Weg ihr entgegen. Alles blieb einsam. Er setzte sich nun auf eine Rasenbank unter einer hohen Buche, an der ein klarer Quell vorbei floß, und lauschte — vergebens. Nur das laute Picken eines Spechts unterbrach die todte Stille, und zog seinen

Blick auf zu dem Geſchäftigen; da ſah er in dem Stamme der Buche den Namen: „Barbara Wanger“ eingeſchnitten. O die Thorheit der Liebe! er küßte die rauhe Rinde, ergriff ſein Meſſer, und grub ſchnell unter die theuren Züge ſeinen eignen Namen ein.

Als er „Robert“ beendet, hielt ſeine Hand bei dem G. inne: Graf von Löwenberg, rief er vor ſich: was ſoll der neben der lieblichen Hirtin des Hasli-Thales? und mit dieſem Gedanken trat ſein ernſter Ohm vor ihn und die flehende Mutter. Was dieſe eigentlich hier wollten, wußte er nicht, daß ſie aber finſter vor ihm ſtanden, und ihn von dem Baume, dem Namen, dem Hüttchen, von dem holden Mädchen wegzogen, das fühlte er, und mit dieſem Gefühle trat plötzlich der ernſte Gedanke vor ihn: was willſt du hier, was willſt du von dem Mädchen, von dem dich Alles trennt? Der Blick, der ſeit geſtern hoffnungs-, vertrauenvoll nur nach dem Himmel und ſeinem Engel geſchaut hatte, ſah jetzt in den jähen Abgrund hinab, der ſich vor ihm öffnete, und ſein reiner Sinn, ſein edles Gemüth riefen ihm zu: fliehe, noch iſt es Zeit! und der Name Robert blieb allein in

die Rinde gegraben. Kann ich dich nicht glücklich machen, liebes Wesen, rief er aus: will ich auch deine Ruhe nicht stören! Er sah noch einmal nach dem geliebten Namen: Barbara! seufzte er, und ging hinab seiner Wohnung zu.

Da tönten von fern die Glocken der Heerde, und wie die Töne der Geisterwelt hielten sie seine eilenden Schritte fest, seinen Fuß gebannt. Sein Herz schlug laut. Immer näher und näher, immer vernehmlicher schallte das Geläute, *nur wenige Schritte* und —

Da trat sie mit flüchtigem Fuße um die Hecke, und sang zu dem melodischen Geläute ein Schweizerlied, wand frische Blumen zu einem Kranze, und blickte nur manchmal sich um, ob die Heerde auch willig folge. Sie war heute wo möglich noch schöner als gestern, das knappe Mieder mit seinem geschlängelten Bande, dicht angeschlossen an den schlanken Leib, zeigte die schönen Formen; den niedlichen Fuß, das schlanke Bein deckte nur halb das kurze Schweizerröckchen mit seiner rothen Einfassung, und unter den blendend weißen Ermeln trat ein noch blendenderer Arm hervor. Der Strohhut, der nachlässig im Nacken hing, verbarg nicht die dunkeln Augen, die sinnend

auf die Blumen schauten, und sie doch nicht zu beachten schienen — und der Mund! — Armer Robert! er bannte dich fest, diese Rosenlippen hielten dich mit magnetischem Zauber, starr, aber sehnsuchtvoll nach ihr hinblickend, stand'st du immer noch gebannt und drücktest, unbewußt was du thatst, den Blumenkranz, den du gestern geraubt, an dein wallendes Herz.

Nur wenige Schritte noch, und sie stand vor ihm. Ein lauter Schrei, den sie ausstieß, weckte ihn aus seinen Träumen.

Verzeih, holdes Bärbchen! rief er aus, und ergriff ihre Hand: verzeih, wenn ich dich erschreckte!

Lieber Herr, sagte das Mädchen noch ganz außer sich: wer sind Sie, woher kennen Sie mich?

O, wer sollte nicht Barbara Wanger kennen?

Und wer sind Sie? wiederholte das Mädchen eifrig, zog ihre Hand aus der seinigen, blickte bedeutsam auf den Kranz, den er in seiner Hand hielt, und schlug erröthend die Augen nieder, da sie ihn als den ihrigen erkannte.

Ein Fremder, der dich gestern zum ersten Male mit Jacob dort oben am Walde stehen sah! antwortete Robert.

Mit Jacob? unterbrach ihn mit sonderbarem verlegenen Tone das Mädchen, und sprang schnell zu ihrer Heerde, die unterdessen seitwärts durch die Hecke gebrochen war.

Robert wollte folgen, doch Bärbchen rief ihm zu, um Gotteswillen sich ruhig zu verhalten, die Heerde kenne ihn nicht.

Bald war Alles wieder in Ordnung, der Zug ging den Berg hinauf, Robert folgte, und das Mädchen zerpflückte schweigend ihren erst geflochtenen Kranz. Als sie an die Buche kam, hielt die Heerde von selbst still, um aus dem Quell zu trinken, der frisch und murmelnd neben ihr sprudelte, und, wie gewohnt, ging Barbara der Buche zu. Zufällig blickte sie auf, sah den Namen: Robert unter dem ihrigen eingeschnitten, und ihr Blick wendete sich schnell nach ihrem Begleiter, der mit sehnendem Auge sie betrachtete, dann wand sie sich noch schneller, rief ihre Lieblingskuh, die auf ihren Ruf willig hörte, und eilte wie ein gescheuchtes Reh den Berg hinauf, wohin springend und brüllend die Heerde ihr folgte.

Noch einmal benutzte ſein Schutzgeiſt dieſen Augenblick zur Warnung. Sein Schickſal ſiegte, er folgte dem Mädchen.

9.

Auf der nämlichen Raſenbank, wo ſie geſtern geſeſſen, als ſie mit Jakob ſprach, fand er Bärbchen wieder. Sie ſaß ſinnend, ſchaute vor ſich hin, und ſchien in ſüße Träume verſunken. Er ging längs einer Hecke dem Walde zu, und, ſie nicht aus dem Auge verlierend, ſchlich er unbemerkt hinter ſie, die noch immer in Gedanken ſchweigend da ſaß.

Bärbchen! rief er endlich, und das Mädchen ſprang erſchrocken auf.

Bärbchen, zürnſt du mir?

Warum ſollt ich, Robert? antwortete ſie verlegen, eine hohe Röthe überflog ihr Geſicht. Ach, ſetzte ſie ſchnell hinzu: Verzeihen Sie, lieber Herr, daß ich Sie Robert nannte, ich war ſo erſchrocken, ich weiß ſelbſt nicht —

Und gereut es dich, daß du den Namen nanntest?

Das Mädchen schwieg.

Gereut es dich, holdes Bärbchen, daß du meinen Namen nanntest? fuhr Robert fort.

Ja Herr! sagte das Mädchen nach innerem Kampfe: ich weiß zwar nicht, ob es der Ihre ist, den ich in der Buche eingeschnitten sah, es ist mir aber nicht lieb, Sie so genannt zu haben.

Auch Robert war jetzt verlegen, er mußte sich die Worte des Mädchens nicht zu deuten, in welche sie allen ihr nur möglichen Gleichmuth gelegt hatte, während ihr Auge die regen Empfindungen ihres Innern verrieth. So standen sie einige Zeit neben einander. Die erste Liebe ist zaghaft, ihre Gefühle, ihr selbst noch zu neu, zu unbekannt, finden nicht schnell Worte, ihr bangt, sie ängstigt sich bei dem leisesten Wunsche, und verräth ihre Lippe nur leise die innere Gluth, so zieht sie beschämt sich wieder zurück und erröthet vor sich selbst, wie die Jungfrau bei dem ersten Kusse, der ihre schwellenden Lippen berührt, den sie nicht erwiederte, und nach welchem doch eine unbeschreibliche Sehnsucht zurück blieb.

End-

Endlich ſchlug Barbara ihr geſenktes Auge auf, die dunkeln, langen Wimper hoben ſich, ſie ſah mit ſeelenvollem Blicke den Jüngling an, der immer noch ſchweigend ihrem Auge begegnete. Dieſer Moment, ſo ſtumm und doch ſo beredt, gab Herz um Herz, Liebe um Liebe. Mein! Dein! ſchien er zu ſagen, und des Mädchens Blick, den ſie jetzt gen Himmel hob, ſchien dem Himmel zu danken, daß der Sehnſuchttraum ihres Herzens endlich erfüllt ſei.

Wer ſind Sie? fragte nach dieſer Pauſe das Mädchen mit innigem Tone: wer ſind Sie, der ſo warmen Antheil an einem unbekannten Schweizermädchen nimmt, was führt Sie hierher zu uns?

Mein günſtiges Geſchick, holdes Weſen! entgegnete ihr der glühende Jüngling: mein Glückſtern führt mich von Weſtphalen hierher zu dir —

Aus Weſtphalen? rief aufmerkſam Barbara: alſo ein Deutſcher? So ſind Sie mir doppelt willkommen! ſprach ſie, und reichte ihm die niedliche Hand, die er unwillkürlich an ſein Herz drückte. Sagen Sie mir doch, fuhr ſie nach einer Weile fort, von wem er-

hielten Sie den Kranz, den Sie jetzt noch so sorgfältig bewahren?

Die schönsten, liebsten Hände flochten und legten ihn gestern Abend auf ein Denkmal; ich stahl ihn dort, verwahre ihn an meinem Herzen, und gäb' ihn nicht um Alles in der Welt.

Barbara erröthete und schwieg.

Weißt du nicht, liebes Bärbchen, mir zu sagen, fuhr Robert fort: welches Denkmal da unten im Thale unfern des netten Häuschens im Garten steht?

Es ist ein Denkmal meiner guten Mutter geweiht, die ich kaum gekannt habe, antwortete das Mädchen, und wischte sich die Thräne aus dem Auge: Sie starb früh, wohl viel zu früh für mich.

Dein Vater lebt noch —

Er lebt, doch, setzte sie hinzu: ein stilles, freudenloses, einsames Leben.

Neben dir?

Bärbchen seufzte.

Neben dir! rief der Jüngling, und umschlang das Mädchen mit Feuer.

Ja, neben ihr! rief eine rauhe Stimme, und hinter ihnen stand ein Schweizer Landmann, mit finsterem Blicke auf Beide schauend.

Mein Vater! rief Bärbchen, und ſank in ſeine Arme — er ſchob ſie ſanft zurück.

Wer ſind Sie, mein Herr? fragte nun der Alte, ſich zu Robert wendend: was ſuchen Sie hier, und wer gibt Ihnen das Recht, mit ſolcher Zudringlichkeit ſich meinem Kinde zu nahen?

Der ſchneidende Ton, mit dem der Alte dies ſagte, erweckte Robert's Stolz. Ich bin ein Reiſender aus Deutſchland! antwortete er, ohne im mindeſten verlegen zu ſein: heiße Löwenberg, ſah dieſes holde Mädchen geſtern, heute, und liebe ſie.

Und lieben ſie? wiederholte hohnlächelnd der Alte: Die Liebe von geſtern und heute, mein guter Herr, iſt die Narrheit der Liebe; Ihnen gefällt mein Kind, ihre Lieblichkeit zieht Sie hin zu ihr!

Vater! unterbrach Bärbchen bittend den aufgeregten Alten.

Geh zu deiner Heerde und hüte ſie! befahl der Vater mit gebietendem Ernſt. Das Mädchen gehorchte. Ein bittender, tröſtender Blick traf im Gehen noch den Jüngling.

Sie glauben, fuhr der Alte fort: auf der Alp ein Röslein zu pflücken, das Sie für

jeden Vorübergehenden aufgeblüht wähnen. Junger Mann, meine Tochter ist keine Feldblume, wie Sie sie in diesem entarteten Lande von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte wohl finden können! Wer sie antastet, den sticht mein Dorn und — Robert wollte reden — hören Sie mich — Alles hat mir das Schicksal genommen, Alles, was mir das Leben werth und theuer machte, mein Weib, mein Glück, das Vertrauen zu mir selbst. Nichts ließ es mir als dies holde Kind, nichts als diese herrliche Blüthe, die sich hier unbemerkt unter rohen Hirten entfalten muß. Sie ist der Engel, der mich von der Verzweiflung rettet, wer mir diesen Engel entheiligte, rief er, und immer wilder und wilder rollte sein Auge: wer mir diese Unschuld mordete, den morde auch ich! —

Ruhig, wie das reine Gewissen, schaute Robert dem Manne in's rollende Auge, und ein wehmüthiges Lächeln umzog seinen Mund.

Was soll dieser Blick, was soll das Lächeln? rief der Alte zornig.

Euch sagen, unterbrach ihn Robert schnell: daß Ihr in Irrthum seid, unglücklicher Mann, daß in mir, weit entfernt, mit unreinem

Herzen vor Euch zu stehen, bei Gott, noch kein Gedanke aufgestiegen ist, der mich schuldbewußt Eurer Tochter näher brachte.

Nun so gehabt Euch wohl! rief der Alte rasch: geht mit Gott, und stört ferner meine Ruhe nicht! Er wendete sich schnell und ging zu seiner Tochter, die am Abhange des Berges in banger Erwartung neben ihrer Heerde stand.

Robert sah ihm nach. Er sah das liebliche Mädchen nach ihm aufblicken, er glaubte, so fern es auch war, sie sehe verlangend nach ihm, und des Vaters rauhe Worte tönten noch einmal in sein Ohr. Nun so gehabt Euch wohl! rief er vor sich hin. Ja, ja! besser wäre es, ich ginge, wenn ich nur könnte. Er nahm den Blumenkranz von seinem Herzen, sah ihn traurig an, und reihte an ihn Gedanken an Gedanken, Hoffnung an Hoffnung, Schmerz an Schmerz. Die Zukunft ging an ihm vorüber, doch mit dem Gedanken, er müsse sie fliehn, trat die Liebe gerüstet hervor und begann den Kampf. Wenn ich nur könnte! rief er noch einmal, und sein Herz trieb ihn hinunter zum Alten, der ihm entgegen trat.

Ich warn' Euch, junger Mann! sagte dieser ernst, aber nicht rauh: laßt mein Kind

in Ruh, fühlt Ihr Neigung zu ihr, so bedenkt, daß der Augenblick, daß die Sinne sie schufen, nicht das Herz; stört ihren Frieden nicht. Ihr Herz schlägt nicht rohen Trieben entgegen. Wir sind nicht was wir scheinen, nicht die Tochter eines Senn ist mein Kind. Geld kann hier keine Sünden bezahlen. Geld vermag viel über des Menschen schwaches Herz, doch hier vermag es nichts zur Tilgung des Verbrechens! setzte er heftig hinzu, und der freundliche Blick, während er gesprochen, verschwand, sein Auge rollte wild.

Geht mit Gott! rief er mit Heftigkeit: und tretet meinem Kinde nie wieder vor die Augen, ist Euch Euer Leben lieb, nie!

Nie? rief Robert.

Nie! entgegnete mit schneidendem Tone der Alte. Der Weg zu meinem Kinde geht nur über die Stufen des Altares oder in's Grab. Gehabt Euch wohl!

Er winkte, Bärbchen schritt mit hängendem Kopfe dem Thale zu, die Heerde folgte, der Vater schloß den Zug, und mit dem fernen Glockengeläute verhallte ein Ton der Freude nach dem andern, und löst'e sich in Wehmuth auf.

10.

Noch ſtand Robert am Abhange des Waldes, noch ſchwebte wie ein Traum das eben Durchlebte vor ihm, und mechaniſch ſchritt er dem Raſenhügel zu, auf welchem das Mädchen geſtern geſeſſen, wo er ihr heute mit der Glut der erſten Liebe ſein Herz geöffnet hatte. Chaotiſch ſtürmten die Gedanken durch ſein Inneres, der rauhe Vater, das ernſte, fürchterliche Wort, das er ausgeſprochen, tönte ſchneidend hervor, und zu ihm, zu dieſem Finſteren, geſellte ſich ſein Oheim. Freundlich verſöhnend trat dann Bärbchen zu ihm, er ſchloß ſie inbrünſtig in ſeine Arme, hohe Wonne durchſchauerte ihn bei dieſem tröſtenden Gedanken. Da riß der Schweizer, da ſtieß ſein Vater ſie von ihm und das furchtbare: Nein! donnerte ihm entgegen.

So früh ſchon! rief er endlich aus; und ſeine Gefühle löſten ſich in Worte auf: ſo früh ſchon deinen Kelch leeren, bittre Entſagung, ſo früh meinen Muth vergeuden gegen mich ſelbſt, meine Kraft benutzen, mir ſelbſt das Grab meines Glücks zu graben? Nun es ſei! Nimmer darf ein Hirtenmädchen die Gattin

des Grafen Löwenberg werden, nimmer würde es der strenge Sinn meines Oheims erlauben, und nur über die Stufen des Altares geht der Weg zu seinem Kinde, sagte der Alte, und er hat Recht. Zu einem Engel führt nur der Himmelsweg. Darum fort Robert, fort, da es noch Zeit ist!

Er kehrte heim, die Sonne stand schon hoch im Mittage. Ein ländliches Mahl erwartete ihn, er berührte es nicht, sein Jean beobachtete ihn, er schickte ihn hinaus, gab nur den Befehl, daß morgen ihre Wanderung weiter gehen sollte, und überließ sich seinen Empfindungen und seinen Träumereien. Gleich aufzubrechen vermochte er nicht. Noch einmal wollte er am Abend zum Denkmal der Mutter gehn, wollte das Geraubte wieder dort niederlegen, wollte nichts, nichts mit sich nehmen, was ihn an Bärbchen erinnern könne — so meinte er, und doch zog ihn nur die Hoffnung hin, sie noch einmal zu sehen. Er täuschte sich selbst.

Der Abend nahte, schon blickte der Stern der Liebe mit bleichem Lichte durch die Dämmerung, als Robert hinaus eilte. Ach es war noch zu früh, noch vergoldete der Wie-

derschein des Abendroths die hohen Gletscher, und überzog ihr weißes Gewand mit purpurnem Saume. Er mußte seine Ungeduld zügeln, warf sich unter einem Ahorn nieder und sah unverwandten Blickes nach dem leuchtenden Ziegeldache. Da tönte das Geläute der Heerde, und dieser Ton erweckte Sehnsucht und Wehmuth. Er sprang auf, lauschte und höher und höher klopfte ihm das Herz, als die Töne näher und näher kamen. Jetzt — nur noch einen Augenblick. Jetzt kam die Heerde den steilen Pfad herab, sie nahte. Sie — war es nicht, freundlich grüßte Jakob den Getäuschten, ging dann schweigend an ihm vorbei. Schmerzensbruder, dachte Robert, du stehst zu niedrig, ich zu hoch, um den Engel zu erreichen. Er sah ihm wehmuthvoll nach. Jakob! rief er endlich, und der Hirt wendete sich und trat näher.

Was wünscht Ihr, Herr?

Wer wohnt dort in jenem Hause?

Herr Wanger.

Und?

Seine Tochter Bärbchen, ein schmuckes, liebes Kind, das schönste Mädchen im ganzen Thale.

Kennst du sie?

Ob ich sie kenne, lieber Herr? ob ich sie kenne? wiederholte er traurig. Ich schließe sie ein in meinen Morgensegen und in mein Abendgebet, in jeden Gedanken meiner Seele, ihren Namen singe ich in jedem Liede, und jeder Ton meiner Flöte möchte zu ihr fliegen, wenn er nur könnte. Ach Herr, müßte ich meine Heerde nicht heim treiben, ich könnte Euch Stundenlang von ihr erzählen. Doch wollt Ihr hier warten, bald bin ich wieder bei Euch, dort hinter den Buchen ist meine Hütte. Wartet nur einen Augenblick.

Robert versprach es. Von Bärbchen nichts als Liebes und Gutes zu hören, und so die Zeit zu verbringen bis der freundliche Hesperus in voller Glut in die schwarze Nacht hernieder blickte, was konnte ihm wünschenswerther sein?

An sie denkend, Hoffnungträume einwebend in die hoffnungleere Wirklichkeit, erwartete er Jakobs Zurückkunft, der auch nicht lange verweilte, sich traulich neben ihn setzte und von Bärbchen, nur von Bärbchen schwatzte.

Finster ward es um sie her, doch Bärbchens Bild glänzte hell vor Roberts Blick, er

ſah nicht die ſchweigende Nacht ſich ſenken. Strahlend blickte der Abendſtern nieder, und nur aufwärts zu dem Sterne der Hoffnung ſah er. Da flötete im nahen Gebüſche die Nachtigall wieder, ihr Ton weckte ihn aus ſeinen Träumen. Sie lockte ihn wie geſtern zum Denkmale der Mutter. Gute Nacht, lieber Jakob! ſprach er, ihm ein Goldſtück in die Hand drückend: Dank dir für deine Erzählung, und nimm das zum Andenken. Jakob beſah das Goldſtück, lächelte und ſagte: Daran laß ich ein Ringlein machen und ſchenk es Bärbchen als Schaumünze. Dank, lieber Herr! ſagte er herzlich und ſprang raſch auf. Es wird auch für mich Zeit, ich muß auch fort!

Man wartet wohl auf dich zu Hauſe? ſagte Robert und ſtand auf, um ſeine Wallfahrt anzutreten.

Nein, lieber Herr! nach Hauſe geht mein Weg noch nicht; erſt geh ich hinunter zu Bärbchens Gärtchen, dort iſt eine dicke Fliederlaube dicht unter ihrem Fenſter, da ſchleich ich hinein und lauſche. Eh' ſie ſchlafen geht, tritt ſie immer an das offne Fenſter, ſchaut hinauf nach den Sternen und ſingt, ach ſo

ſchön, lieber Herr, daß Ihr es kaum glauben könnt. Da ſeh ich ſie denn im Mondſchein und höre ihre liebe Stimme, und wenn ſie das Fenſter zumacht, ſo iſt es mir, als ob die Himmelsthür ſich ſchlöſſe, und wenn ich dann ſtill nach Hauſe ſchleiche und denke, nun geht ſie zur Ruh — Herr, da wird mir ſo wehmüthig, ſo warm um's Herz, da tritt mir oft eine Thräne in's Auge, und ich weiß mich dann vor Unmuth und Unruhe gar nicht zu laſſen.

Armer Jakob! ſagte Robert theilnehmend, ſo unlieb es ihm auch war, zu ſeiner Wallfahrt einen Begleiter zu haben. Armer Menſch, und jeden Abend gehſt du hin?

Jeden!

Und weiß ſie, daß du lauſcheſt?

Bewahre! fiel der Hirt ihm in's Wort: Nie würde ſie wieder an's Fenſter treten und mein Glück hätte ein Ende. Kommt mit, lieber Herr, und hört ſelbſt das Mädchen ſingen. O, die Nachtigall, die dort im Gebüſche ſo lieblich ſchlägt, iſt nichts gegen ſie. Kommt nur, kommt, ſonſt verſäumen wir die Stunde!

Er nahm Roberts Hand und zog ihn mit ſich über die Brücke des Gießbachs dem Garten zu, in die heimliche Laube.

11.

Nicht lange ſtanden ſie dort in ſtiller Erwartung, als das Fenſter ſich öffnete, Bärbchen an daſſelbe trat, hinaus ſah in die dunkle Nacht, und ſchweigend das rothe Band aus ihren langen Flechten wand. Kein neidiſcher Hut deckte den ſanften Blick ihres Auges, das man deutlich im Mondlichte erkennen konnte, kein Band hielt die Fülle des wallenden Haares feſt, das jetzt rollend über die Schulter herab floß.

Sie ſingt heut nicht, ſagte traurig und leiſe Jakob zu ſeinem Begleiter: ſie ſcheint betrübt zu ſein. Robert ſeufzte. Sie tritt vom Fenſter zurück, fuhr er fort: wenn ſie nur nicht jetzt ſchon zur Ruhe geht.

Da ließen ſich leiſe Accorde einer Guitarre vernehmen. Horcht! rief Jakob, ſie greift

in ihre Laute; nun singt sie gewiß, wartet nur noch einen Augenblick, sie kömmt bald wieder. Er hatte Recht; die Guitarre im Arme, trat Bärbchen, schön wie eine Himmlische, an das Fenster, griff einige wehmuthvolle Accorde und sang:

Kaum erschienen, schon entschwunden;
Kaum daß Deine zarte Hand
Mir den Blumenkranz gewunden;
Kaum erschienen, kaum gefunden,
Reißt das erst geknüpfte Band.
Liebe, Liebe, deine Wunden
Heilet keine milde Hand.

Was, zum Ideal erkoren,
Mir im Jugendtraum erschien,
Was ich sehnsuchtvoll beschworen,
Kaum gefunden, schon verloren
Sah ich's meinem Blick entfliehn.
Ach für mich im Tanz der Horen
Keine Blumen mehr erblühn.

Lebe wohl, vergiß mein nimmer,
Trauter Jüngling meiner Wahl!
Scheint mir bei der Sterne Schimmer
Über meines Glückes Trümmer
Noch ein matter Hoffnungstrahl;
Fühl ich, du gedenkst noch immer
Bärbchen's in dem Hasli-Thal.

Robert war entzückt; er verstand den Sinn der Worte, er verstand den Wehmuthlaut des Lebewohls. Und als das Fenster sich schloß, nur noch hier und da ein leichter Schatten vor ihm schwebte, und nun das Licht verlosch, da war es ihm, als hätte der Himmel sich geschlossen, und seiner Hoffnung Licht sei ausgelöscht. Er drückte schweigend Jakob die Hand und verließ den Garten.

Dieser begleitete ihn bis nach seiner Wohnung. Herr! sagte er dort, und dies war das erste Wort, welches ihr Schweigen unterbrach: Herr, nicht wahr, sie singt recht schön, recht zum Herzen? Zum Herzen! murmelte Robert, als sei er sein Echo.

Ja! fuhr Jener fort: wer das Mädel kennt, wer ihr einmal gut war, der bleibt es sein Lebelang; hätte sie auch dies Häuschen nicht, hätte ich keine Hütte und keine Heerde, und ständen wir Beide arm und verlassen dort auf der rauhen Alp, ich würde sie mit festem Vertrauen zum Altare führen, wenn sie mir nur folgen wollte, denn ich wäre gewiß, Gott würde mich schon um dieses Engels willen nicht verlassen. Ach, wär sie mir nur gut, setzte er seufzend hinzu: so

recht gut, in der Tiefe des Herzens, und hätte der alte rauhe Vater nur nicht so bestimmt erklärt, er gäbe sie keinem armen Hirten, dann sollte mich nichts in der Welt von ihr trennen können.

Gute Nacht, armer Jakob! rief Robert plötzlich: gute Nacht! und ehe du morgen deine Heerde austreibst, komm zu mir, dann sag ich dir Lebewohl!

Er trat in die Hütte, war stumm auf die Fragen Johanns, hieß ihn gehen, und warf sich halb angekleidet auf sein stilles Lager. Doch nur kurze Augenblicke hielt es ihn fest. Er sprang auf, ergriff den Mantelsack, die Brieftasche und leerte beide. 233 Goldstücke baar und ein Wechsel von 2000 Thalern, dies war der Reichthum, den er von dem noch übrig hatte, was ihm sein Vater mitgegeben; doch ruhte ein Wechsel auf Bern, von 1000 Louisd'or, noch unangetastet in seiner Brieftasche, den ihm die besorgte Mutter als Nothpfennig heimlich zugesteckt hatte.

Er überzählte es, rechnete. Ja, ja! rief er endlich aus: diese beiden Wechsel, die ich gleich in Bern ziehen kann, reichen hin, den armen Jakob glücklich zu machen. Sie

ist

ihm gut, ſagte ſie es nicht ſelbſt? — murmelte er vor ſich, und blickte in die Nacht hinaus.

Bin ich denn verdammt, mir ſelbſt mein Grab zu graben? ſagte er plötzlich, rief Jean und befahl ihm, mit Tages Anbruch einen Boten zu beſtellen, der ſie nach Bern führe.

12.

Traurig ſaß Robert vor ſeiner Hausthür in der kleinen Laube am Giesbach, als Jakob, ſeine Flöte in der Hand, ſinnend über die Berge herab kam. Robert trat aus der Laube ihm entgegen und faßte ſeine Hand. Jakob, ſagte er wehmuthvoll: begleiteſt du mich wohl nach Bern?

Da muß ich ſchnell nach Hauſe und es meiner Mutter ſagen! rief der junge Mann und wollte fort.

Bleib! rief Robert: und höre mich. Sag mir, guter Jakob, wie viel iſt wohl die Wohnung werth und Alles, was der alte

Vater und Bärbchen besitzt, Heerde, Acker, Alles?

I nun, meinte Jakob: wohl ein 16,000 Schweizer-Francs.

Würde wohl der Vater sein Kind einem Manne geben, der eben so viel im Vermögen hätte wie er selbst? fuhr Robert fort, indem Beide immer unwillkührlich nach Bärbchens Wohnung zuwanderten; Jakob sah ihn starr an. — Nun sprich!

Wie meint Ihr das, lieber Herr? fragte Jakob staunend.

Wenn du nun 16,000 Francs hättest und hinträtest mit dem blanken Gold und um Bärbchen freitest, würde der Vater nein sagen?

Wohl nicht! antwortete Jakob: doch Bärbchen — Ach, lieber Herr, was nützte mir alles Gold der Welt, könnt' ich mir doch ihr Herz damit nicht erkaufen. Gebt mir ihre Liebe, und ich bin reich, und wär' meine Hütte noch kleiner, als sie ist, und hätt' ich gar keine Heerde zu führen.

Unvermerkt waren sie dem Garten näher gekommen. Hätt' ich nur ihre Liebe, so wär ich reich! wiederholte Robert für sich, und stand auf der Brücke, die über den Bach

führt, und sah sinnend in das klare Wasser, das sich murmelnd durch Felsenstücken drängte.

Herr! rief leise Jakob: dort — seht Ihr sie nicht — dort geht sie den Erdbeergang hinab. Ach seht nur, wie traurig!

Robert sah auf. Sie war es. Da durchzuckte ihn ein Gedanke, nur Augenblicke bedurfte er zum Entschluß zu reifen. Geh nach meiner Wohnung, Jakob, schicke den Boten zurück, der meiner wartet, ich bleibe noch hier! rief er schnell.

Immer noch staunend sah Jakob Robert an, der wie eine Bildsäule stumm vor sich in's Wasser blickte. Er ging kopfschüttelnd, seine Befehle auszurichten.

Und wenn ich nun Allem entsagte, was mir das Glück geboten, wenn nun des unglücklichen Predigers Sohn zu seiner Armuth zurück träte, nur behielte, was er jetzt hat, und was der Liebe genügt. Wenn — doch da stand der alte Graf, stand die gutmüthige, treue Pflegmutter traurig und verzweiflungsvoll, und sahen mit ihm ihres Lebens ganzes Hoffen verschwinden. Dort sah er das weinende, liebliche Mädchen — Er wankte; ob nach dem Garten, ob nach dem Felde

sein Fuß ihn führen würde, dies entschied über sein Schicksal, und — er stand vor Bärbchens Thür.

Guten Morgen, Vater! sagte er ruhig zu dem Alten, der ihm rasch entgegen trat: verzeiht, daß ich Euch so früh in Eurer Arbeit störe, doch mein Besuch gilt Euch, und ich bitte nur um einen Augenblick Gehör.

Der Alte führte ihn schweigend in ein geräumiges, freundliches Zimmer.

Und was wollt Ihr von mir? fragte er nun, und nöthigte Robert zum Sitzen.

Euch um die Hand Eures Kindes bitten. Der Alte sah ihn forschend an und schwieg. Ich liebe Euer Kind, gebt es mir zum Weibe.

Wer seid Ihr, junger Mann? fragte nun der Alte.

Eines Predigers Sohn aus Westphalen, Vater und Mutter starben schon früh, antwortete Robert. Der Alte lächelte. Mich trieb die Sehnsucht nach der Schweiz, es war mein Genius, der mich hierher führte — ich sah Eure Tochter —

Laßt das! unterbrach ihn der Alte: Ihr seid eines Predigers Sohn, habt was gelernt,

habt recht hübsche Kenntnisse, viel Gefühl, ein tiefes Gemüth, ein edles Herz? nicht wahr? Ihr saht mein Kind, sie glich dem Bilde Eures Jugendtraumes? — nicht wahr? da stieg das Blut Euch zum Herzen, Euren Traum sahet Ihr verwirklicht vor Euch stehen. Ein Genius stieg vom Himmel, Euch in's Hasli-Thal zu führen, dort die Rose zu finden, die Ihr entzaubern solltet. Alles in Ordnung, sehr natürlich, echt poetisch. Robert sah ihn verwundert an. Ihr sebt, fuhr er nach einer Pause fort: ich spreche Eure Sprache, ich fühle auch wie Ihr, und verdenke es einem jugendlichen, überspannten Herzen nicht, das Alpenröschen in seine Heimath gern verpflanzen zu wollen. Aber, junger Mann! fuhr er mit ernstem Tone fort, und das sarkastische Lächeln war von seinen Lippen verschwunden: des Menschen Glück ruht nicht allein im weichgeformten Herzen, das sich heut jedem Eindrucke so leicht hingibt, um sich morgen für ihn zu verschließen, es liegt nicht in dem stürmischen Willen der Jugendkraft, die jetzt für die Ewigkeit erfaßt, was sie schnell der Vergänglichkeit opfert. Noth ist das Grab der Liebe! rief er stürmisch,

sprang von dem alten Lehnstuhle auf, und sein Blick rollte wild. Noth mit Weib und Kind ist der fürchterliche Dämon, der selbst das Edelste mit seinen schwarzen Flügeln niederschlägt, dem beßten Menschen seine Ruhe, sein Weib, sein Paradies raubt — Junger Mann! fuhr er fort, und faßte Roberts Hand: vor Noth muß ich mein Kind bewahren. Eines Predigers Sohn hat nichts zu bieten als den guten Willen und ein frommes Gebet um Segen, und der bleibt dennoch oftmals aus — drum geht, und unterdrückt die Wallung des Augenblicks; denn gibt Euch das Schicksal dereinst Brot, so habt Ihr gewiß den Rausch verschlafen, Bärbchen vom Hasli-Thale wird längst vergessen sein, und eine ehrbare westphälische Dirne, die gut kochen und Euch pflegen kann, wird Euch in Prosa das Glück reichen, das Ihr einige Jahre früher hier poetisch suchtet. Drum geht, stört meine, stört meines Kindes Ruhe nicht! Das Schicksal hat sein Maaß reichlich über mich geleert. Es schlummert seit einiger Zeit, weckt es nicht auf!

Und wie viel, meint Ihr, Vater, ist nöthig, uns vor Noth zu schützen?

fragte nun Robert mit der ruhigsten Gelassenheit.

Der Alte sah ihn betroffen an.

Nun wie viel?

Dem Zufriedenen genügt wenig, der Ungenügsame bedarf viel! setzte der Alte seufzend hinzu. Mehr müßte Bärbchens Gatte haben, als sie ihm nach meinem Tode bieten kann. Denn was ich habe, das Häuschen, diese Heerde, muß ihnen nur ein anvertrautes Gut sein, das sie verwalten, denn, junger Mann! auf dieser Hütte ruht noch kein Segen.

Robert drückte ihm schweigend die Hand und verließ den Alten schnell.

13.

Als er nach zwei Tagen wiederkehrte, um die Waldecke bog, und das Geläute der Heerde ihm entgegen tönte, das immer weiter und weiter sich entfernte; als er auf der Brücke des Giesbaches stand, von wo er in

das offne Fenster von Bärbchens Stube sehen konnte, klopfte ihm noch einmal das Herz mit Zagen, noch einmal trat die Pflicht, die Dankbarkeit mahnend vor ihn hin, doch vergebens. Es war nun der letzte zagende Augenblick; er trat in das freundliche Haus seines Glücks, wo ihm der Alte verwundert entgegen kam.

Ohne auf ihn zu hören, zog ihn Robert mit sich in das Zimmer, schnallte eine gefüllte Geldkatze ab, und warf sie freudeglühend auf den Tisch. Genügt Euch dies? rief er aus: so bin ich glücklich!

Als das blanke Gold auf den Tisch rollte, erheiterte sich das Gesicht des Alten zusehends. Schweigend, ohne nur auf etwas Anderes zu blicken, überzählte er es schnell. So wie er 1400 Louisd'or gezählt hatte, schob er das Uebrige zurück und sagte dumpf vor sich: das genügt, die Seele zu retten. Er faltete die Hände, murmelte ein stilles Gebet vor sich hin, und trat nun freundlich zu Robert.

Ich glaubte nicht, daß Ihr wiederkommen würdet, sagte er, ihn auf einen Sessel nöthigend: Es ist mir lieb, Euch wiederzusehen. Setzt Euch und hört mich an.

Mein Kind liebt Euch — sie trauerte um Euch, und glaubte Euch schon fern — Ihr liebt sie, und ich will Eurem Glücke kein Hinderniß in den Weg legen, will Euch mit segnendem Herzen vereinen, jedoch nur unter zwei Bedingungen. Die erste ist, Ihr schwört mir, daß auf diesem Golde kein Fluch ruhet!

Robert war erschüttert. Ob dereinst kein Fluch auf diesem Gelde ruhen würde, dessen war er ungewiß; doch ermannte er sich plötzlich, da der Alte ihn mit forschendem Blicke betrachtete.

Ich schwöre Euch, rief er aus: daß das Geld mein freies Eigenthum ist, und bis jetzt gewiß kein Fluch darauf ruhet!

Ich will Euch glauben! sagte der Alte, den Jüngling immer noch scharf betrachtend. Die zweite Bedingung, fuhr er nun fort: wird Euch sonderbar scheinen. Ihr kauft mir mein Haus, meine Heerde, Alles, wie es hier steht und liegt, für 1400 Louisd'or ab, es ist dann Euer freies Eigenthum. Wollt Ihr dann noch für mich sorgen, wohlan, so will ich arbeiten und Euch nütz-

lich sein, wo nicht, so gehe ich in die Welt, und Gott wird helfen.

Robert sah ihn verwundert an.

Beantwortet meine Frage, junger Mann, und forschet nicht weiter nach der Ursache meiner sonderbaren Forderung.

Alles, lieber Vater, sei Euer, Alles, was ich habe. Nehmt mein Geld, behaltet Euer Haus, gebt mir nur Bärbchen!

Nein, Robert! sagte der Alte gerührt: nur die verlangte Summe bedarf ich zu meinem Glücke, das Uebrige nehmt zurück — Wollt Ihr?

Robert sank ihm an die Brust.

Nun ich sehe, Ihr liebt mein Kind redlich, kommt, sagte der Alte: sie ist draußen auf der Matte, wir wollen zu ihr!

Sie gingen und fanden Bärbchen auf der nämlichen Stelle, wo sie Robert zum erstenmal gesehen hatte. Mit welchen andern Empfindungen nahte er sich heute dem Mädchen, das freudig aufsprang und ihnen entgegen trat, da ihr des Vaters freudeverkündendes Gesicht ein fröhlicher Bote war; wie ganz anders waren seine Empfindungen jetzt, als da er sie an der Hand Jakob's zum erstenmal

hier sah. Liebe warb um Liebe, das Herz gab sich dem Herzen; der Bund war geschlossen, und Bärbchen Robert's glückliche Gattin.

14.

Auch Jakob schien zufrieden zu sein, als er Beide an den Altar treten sah. Konnte ich sie nicht glücklich machen, dachte er: bin ich doch zufrieden, daß sie es durch Robert wird, und bei dem ersten Zusammentreffen sagte er zu diesem: Betrübt Bärbchen nicht, macht sie glücklich, lieber Herr, dann schließ ich Euch alle Tage in mein Morgen- und Abendgebet neben ihr ein. Nur Jean war nicht zufrieden, daß er seinen Herrn verlassen mußte, da er nicht mehr zu dem kleinen Hausstande paßte. Er kehrte reichlich beschenkt nach seiner Heimath zurück.

Der mürrische Alte war seit dem Tage, da er das blanke Gold bekommen hatte, heiter und zufrieden. Was er damit gemacht,

wußte Keiner. Sein Haus, seine ganze Besitzung hatte er Robert gerichtlich übergeben, und Alles schien sich in dieser kleinen Häuslichkeit freundlich zu gestalten. Ach, die ersten Wonnemonde der Liebe sind so selig. Die ersten Früchte der Hoffnung schmecken so süß, und diese rosige Gegenwart schimmert uns dann für die Ewigkeit. Dies sind die köstlichsten Augenblicke, wo das Ideal sich im Leben verwirklicht, wo wir die Gaukelträume der Phantasie auch wachend noch fortträumen, wo das Schicksal uns noch kein ernstes: Erwache! zugerufen hat. Die Hoffnungblüthe, die bald darauf Bärbchen, schamhaft erröthend, ihrem Gatten reichte, erhöhete, idealisirte noch mehr ihr Glück, und seliger zu leben war nicht möglich, als die beiden Zufriedenen.

Nur eins betrübte zuweilen Robert's heitern Sinn. Er hatte seine Wohlthäter hintergangen, er betrog seine Gattin, der er seine Verhältnisse verschwiegen hatte. Einem jungen Manne in Bern, den er kennen gelernt, hatte er sich entdeckt; das Romantische der Sache zog diesen an, er ward der Hehler seines Vergehens. Auf Robert's Bitte

schickten die Eltern, die ihn schon längst in Italien glaubten, ihre Briefe zur weitern Besorgung dem Freunde nach Bern, und erhielten aus dem Hasli-Thale die Antwort von Rom und Neapel datirt. Alle Wechsel waren auf Bern adressirt, und so fehlte es dem Landmanne im Hasli-Thal nicht an Mitteln, seinem Bärbchen alle nur mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen. Sie trieb nicht mehr die Heerde, das Klimmen der Berge wurde ihr beschwerlich, das Häuschen wurde vergrößert, die innere Einrichtung bequemer, und in wenigen Wochen erwarteten sie, das Glück der Liebe in seinem ganzen Umfange zu genießen.

Da traf ein Brief des Vaters ein, der ihm den bestimmten Befehl brachte, Angesichts dieses, wichtiger Gründe wegen, nach Hause zurückzukehren. Ein zweiter machte Robert's Bitte, ihn noch länger in Rom zu lassen, vergebens. Auch die Mutter bat innig, ja nicht den Vater durch fernere Weigerung aufzubringen, und Robert war in Verzweiflung. Der Augenblick, der ihm Vaterfreuden schenken sollte, nahte heran:

der Augenblick der Entscheidung seines Schicksals trat vor ihn.

Oft hatte er den Entschluß gefaßt, nicht mehr auf die Briefe der Eltern zu antworten, todt für sie zu sein, und in dem stillen Wirken seiner glücklichen Häuslichkeit den ganzen Zweck seines Lebens zu finden. Aber da mahnte ihn sein gutes Herz, mahnte ihn die Dankbarkeit. Er konnte sich nicht entschließen, diesen Schritt zu thun, der die alte kränkliche Mutter dem Grabe nahe bringen, dem Vater das ganze Gebäude seiner Hoffnung zertrümmern konnte. Er hoffte noch immer, in der Folge das Herz der Eltern zu bewegen, er war es fest von der Mutter gewiß, und — wer kann ihn verdammen? Die Aussicht, seinem lieben Bärbchen alle die Annehmlichkeiten des Lebens zu erhalten, die er freiwillig opfern sollte, die Freude, sie im Glanze des Lebens zu sehen, dies bewog ihn auch jetzt, den Befehlen des Vaters sich zu unterwerfen, nach Hause zurück zu kehren, Alles den Eltern zu gestehen und — vielleicht — dies Vielleicht lag im finstern Dunkel vor ihm, er kannte den Starrsinn, den Stolz

des Vaters — doch es mußte gewagt sein, und koste es auch Alles.

Doch wie Bärbchen, wie ihren Vater auf diese Trennung und in diesem kritischen Augenblicke vorzubereiten? Er erhob so viel Geld er konnte auf seine erhaltenen Wechsel, legte nur das nöthige Reisegeld zurück, und übergab dem Vater eine nicht unbedeutende Summe, die er vortheilhaft unterzubringen suchen sollte. Bärbchen, sagte er: die Pflichten gegen einen Freund, die ihn zu einem undurchdringlichen Geheimnisse verbänden, zwängen ihn auf mehre Wochen zu einer Reise nach Deutschland. Auch der alte Wanger setzte keinen Zweifel in die Wahrheit dieses Vorgebens, da das redliche, liebevolle Betragen des jungen Mannes keinen Zweifel an seinen Worten erlaubte, und tadelte selbst die traurigen Ahnungen Bärbchens, die sich nicht von ihm trennen wollte. Doch der bestimmte Tag der Abreise nahte. Es mußte geschieden sein, und Bärbchen bat nur, bald zurückzukehren, ehe der Himmel über sie entschieden habe. Schuldbewußt verließ Robert das geliebte Thal, drückte noch einmal sein theures Weib an die Brust, und mit dem

festen Vorsatze, bald und vielleicht unter glücklichern Umständen zurückzukehren, sagte er ihr ein Lebewohl, und eilte der Heimath zu.

15.

Es war schon Abend, als er vor dem Schlosse des Vaters hielt. Alle Fenster waren erleuchtet, ein lautes Gewirr, ein Treiben der Bedienten im Schloßhofe zeigte ihm bald, daß man hier ein Fest feiere, wobei eine Menge Fremde versammelt sein müßten, und plötzlich erinnerte er sich, daß heute der Geburtstag der Mutter sei. Er sprang aus seinem Wagen, schlich eine Hintertreppe hinauf, hin nach ihrem Zimmer, wo er die alte Josephine, ihre treue Dienerin, fand, die nicht wenig erschrak, als er sie, plötzlich vor ihr stehend, bat, die Mutter zu rufen; doch nicht zu verrathen, daß er hier sei. Sie ging.

Da ſtand er nun in dem wohlbekannten Zimmer. Alles fand er noch ſo, wie er es verlaſſen hatte; dem Sopha gegenüber noch ſein Bild, über welchem jedoch ein friſcher Roſenkranz hing. Neben dem Bilde ſtand eine Staffelei, auf welcher die Copie des Gemäldes von einer Meiſterhand, wie es ſchien, angefangen war. Selbſt der alte Mops, der jetzt aus ſeinem weichen Körbchen hervorkroch, erkannte ihn und bewillkommte ihn freundlich. Der Papagei rief ihm einen: Guten Morgen! entgegen, und er war in dem kurzen Augenblicke ſo ſchnell in die Vergangenheit gezaubert, daß er, als er die Tritte der Mutter über den langen Corridor hörte, wie ſonſt mit ſcheuer Ehrfurcht ihr Erſcheinen erwartete.

Sie trat ein, der Jüngling ſank in ihre Arme, und kaum vermochte die alte gute Rebekka, ihre Freude zu ertragen. Rufe, meinen Mann! war der erſte Laut, den ihr die Ueberraſchung erlaubte: Ruf' meinen Mann, Joſephine, daß er meine Freude theile!

Als Robert nun die alte ehrwürdige Mutter im Arme hielt, und ſie mit verklärtem

Blicke auf ihn niederſah, ſank er im Gefühle ſeiner Schuld vor ihr nieder, und bat um ihren Segen, den ſie ihm willig ertheilte, ihn, den Liebling ihres Herzens, an ihre Bruſt drückte, und mit Rührung ausrief: Lieber Robert, daß du eben heute an meinem Geburtfeſte gekommen biſt, danke ich dir ewig, du haſt mich unbeſchreiblich beglückt, könnte ich dir eine Freude machen, ach hätteſt du einen Wunſch auf deinem Herzen, Alles, Alles wollt' ich für dich thun!

Alles, Mutter? rief Robert.

Alles, mein guter Sohn! rief ſchnell die bewegte Alte: Alles!

So verſprechen Sie mir, Mutter, meiner erſten Bitte, die ich an Sie thun werde, zu willfahren.

Gern, gern! ſagte die Gerührte, und drückte Robert an ihr klopfendes Herz.

Da trat der Vater in's Zimmer, und Robert flog an ſeine Bruſt, er fühlte ſein Herz ihm entgegen klopfen. Ach hätte es doch auch ſo weich, ſo ſanft geſchlagen, wie das Herz der Mutter.

Lieber Sohn, ſagte nun der Alte, nachdem er ihn vom Kopf bis zu den Sohlen mit

Wohlgefallen betrachtet hatte. Nun mach' schnell Toilette, komm in den Kreis unserer Gäste — du kommst heute wie gerufen, du wirst dort ein Wesen finden, das dich näher angeht, als du ahnen kannst, hier die Malerin, die dein Bild copirt — o erröthe nicht, Robert, ich kann mir die Ueberraschung denken — ist deine bestimmte Braut.

Meine Braut? rief Robert außer sich: meine Braut?

Ja, mein Sohn, unabänderlich deine Braut! unterbrach ihn der Vater ernst; doch, setzte er lächelnd hinzu: sieh sie nur erst, und dein Erstaunen wird in Jubel sich verwandeln. Kleide dich schnell an und komm herüber, ich werde dich anmelden. Er ging und ließ Robert mit der Mutter allein.

Mutter! rief dieser: nie wird diese mein Weib! Ich gehe, ich kleide mich an, ich schmücke mich wie das Opferthier, welches man zum Altar führt, aber mit ihr seht Ihr mich nie am Altar. Bei Gott nicht! Er stürzte aus dem Zimmer, und ließ die erschrockene Mutter allein.

16.

Als er in den hohen, gewölbten Saal trat, stand sein Vater ihm gegenüber, und neben ihm eine Jungfrau von herrlicher hoher Gestalt. Der Vater ging ihm entgegen, und stellte ihn der Gesellschaft als seinen Sohn vor. Das Fräulein von Rautenstein, sagte er bedeutungvoll, indem er ihm seine Nachbarin vorstellte: eine große Künstlerin, eine zweite Angelika Kaufmann. Robert fühlte den Sinn des Worts, er wußte, wer ihm gegenüber stand. Er schlug die Augen auf, und sah Bärbchen lebendig vor sich stehen. Ja sie war es, die sein starres Auge unverwandt betrachtete — und doch — nein, nein — größer war diese, ernster, das Grübchen am Kinn fehlte — Ach hier stand die Gestalt einer edlen Jungfrau vor ihm — die hoffende Mutter hatte er dort zurückgelassen. Nein, sie war es nicht — aber seinem geliebten Weibe, seinem Bärbchen, täuschend ähnlich. Es zog ihn nach diesem lieblichen Wesen, das mit unaussprechlicher Grazie hocherröthend ihm entgegen trat. Die Weichheit ihrer melodischen Stimme erinnerte an

Bärbchen. Die dunkelbraunen Locken, unter denen ihr blaues, sprechendes Auge hervorblickte, riefen ihm so manchen seligen Augenblick verschwundener Tage zurück, und, o was hätte er darum gegeben, hätte er den einfachen Strohhut ihr aufsetzen, sie damit ganz seinem Weibe ähnlich machen können. Vater und Mutter sahen mit Wohlgefallen, wie sein Blick auf ihr ruhete, sie sahen, wie er ihr den Arm bot, sie zu Tisch zu führen, wie er sich den ganzen Abend angelegentlich mit ihr unterhielt, und der ernste Blick, mit dem er sie zuweilen betrachtete, störte ihre Freude nicht, sie hielten diese Augenblicke für die Augenblicke der Vernunft, die die Gedanken um sich wieder versammelte.

Als das Fest vorüber und Robert wieder auf seinem Zimmer allein war, trat er vor das Bild seiner Eltern, faltete schweigend die Hände, und sah mit wehmuthvollem Blicke auf seine Wohlthäter. So manche traurige Gedanken stiegen in ihm auf, so mancher Blick in die Zukunft verdüsterte die freundlichen Züge der Beiden. Da fiel sein Blick hinunter auf ein Gemälde, das ein grüner Vorhang verbarg — er zog diesen

hinweg. Sie war es, Bärbchen war es, in der Tracht der Schweiz, den gelben Strohhut im Nacken. Er nahm das Bild von der Wand, drückte es an seine Lippen und rief mit lauter Stimme: Ewig dein!

Gelobt sei Gott! sagte die Mutter, die hinter ihm stand: Gelobt sei Gott, daß dein Herz dem Willen des Vaters entgegen kommt, und der erste Anblick dich schon nach dem lieblichen Wesen hinzieht. Du hast uns noch keinen trüben Augenblick gemacht, mein guter Sohn, fuhr sie fort, und legte wie segnend ihre Hand auf seine Stirn. Du hast mit Liebe und Gehorsam uns treulich gelohnt, was wir für dich thaten, und auch hier — Doch, sagte sie lächelnd: wer könnte auch dem Engel widerstehen, der so schön als gut ist, den ich liebe, als wäre es mein eigenes Kind? Sieh, lieber Robert, fuhr sie fort, und bemerkte nicht, daß dieser schweigend das Bild auf das Sopha gelegt und eine Thräne sich in sein Auge gedrängt hatte: sieh, lieber Sohn, schon seit drei Monaten ist Jakobine hier bei uns; ich wollte sie genau prüfen, ehe ich sie dir bestimmte, und obschon der Vater gleich Anfangs fest ent-

ſchloſſen war, daß du ſie heirathen müßteſt, ſo meinte ich doch, daß das Glück meines Roberts einer näheren, ernſteren Berückſichtigung verdiene. Doch ſeitdem ich das liebe Kind näher kennen lernte, ſeitdem mir der Vater verſicherte, die Ruhe ſeines Lebens, das Glück ſeiner alten Tage hänge an dieſer Heirath, ſeitdem iſt nur mein einziger, inniger Wunſch geweſen, daß Jakobine auch dir gefallen möge wie uns. Doch, lieber Robert, was iſt dir? du ſcheinſt die Freude nicht zu theilen; glaubſt du, du habeſt nicht gleichen Eindruck auf ſie gemacht? ſie wird dir nicht widerſtehen, ſie wird ſich fügen, und die flüchtigen Augenblicke einer vorübergehenden Neigung —

Einer vorübergehenden Neigung? rief Robert, und ſein Hoffnunganker fiel auf den Grund.

Darüber brauchſt du dich nicht zu kümmern. Ich weiß auch nicht, warum ich dieſe längſtgeſprungene Saite berührt habe. Sie hat vergeſſen, hat ſich deiner Ankunft gefreut, und hätte mir ſo gern dein Portrait zu meinem Geburttage gemalt, ſie wurde nur nicht fertig, und mußte mir ihr eigenes dafür ge-

ben, das ich auch gleich in dem Zimmer aufgehängt habe.

Mußte ihr Bild Euch geben? unterbrach ſie Robert, dieſe Worte vor ſich hin murmelnd.

Lieber Sohn! ſagte die verlegene Mutter: laß dich von keinem Zweifel quälen. Morgen ſchon erhälſt du das Jawort; morgen ſchon wirſt du, und machſt du uns Alle glücklich.

Ich! ſagte Robert, und fuhr wie aus einem Traume erſchrocken auf: ich machte ſie glücklich? — O, gute Mutter! rief er aus, und preßte ſeine Lippen feſt auf die dargereichte Hand: O, könnte ich das. — Jetzt iſt es zu ſpät. Das Fräulein kann nie die Meinige werden!

Robert!

Nie!

Großer Gott! rief die arme Geängſtigte und wankte nach dem Sopha — Nie?

Nie, gute Mutter! ſagte Robert mit weicher Stimme und bog ſich über ſie, ihr ängſtlich in's Auge blickend: Nie, denn ich bin verheirathet!

Schweigend, faſt wie leblos, faltete die ehrwürdige Matrone die Hände, ſah gen Himmel, und ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen. Robert war auf ſeine Knie geſunken, und verbarg ſein Geſicht in ihrem Schooße. — Robert! rief ſie endlich: das konnteſt du an uns thun? mit dieſem Kummer konnteſt du die Tage deiner alten Eltern trüben? Robert, das hätte ich nicht von dir erwartet! — Großer Gott, was wird der Vater ſagen?

Der darf es nicht wiſſen! rief Robert, plötzlich aufſpringend, aus: er würde mit rauher Hand in mein Leben, in mein Glück eingreifen, und das darf er nicht. Ihnen nur kann ich mich entdecken, zu Ihrem ſanften, guten Herzen habe ich das Zutrauen, daß Sie mein Glück Ihrem Eigenwillen nicht opfern, daß Vorurtheile nicht ſtärker ſind, als Ihr mütterliches Gefühl. Ich bin Gatte, vielleicht in dieſem Augenblicke Vater, ich bin Gatte eines unſchuldigen Engels, der durch ſonderbare Verkettung der für mich gewählten Braut zum Sprechen ähnlich iſt, eines Weſens, deſſen Blick, deſſen Wort Sie, gute Mutter, nicht widerſtehen könn-

ten, das Sie segnend an Ihr liebendes Herz drücken, versöhnt in Ihre mütterlichen Arme schließen würden.

Und wer ist sie? fragte nach einer stummen Pause die Mutter.

Sie ist die Tochter eines schlichten Landmanns, dessen Geist über ihren Stand gebildet, dessen Herz edler ist als ihr Stamm.

Und wo lebt sie?

Mutter, sagte Robert nach einigem Nachdenken: verzeihen Sie, wenn ich dies Ihnen verschweige. Sie könnten des Vaters Drohungen nicht widerstehen, Sie würden mich verrathen, mein Glück wär' dahin. Nein, meine gute Mutter, lassen Sie mich schweigen und gehen.

Wohin?

Dahin, wohin meine Pflicht mich ruft. Zurück zu meinem Weibe, meinem Kinde!

Und willst uns verlassen?

Ich muß, liebe Mutter. — Arm stand der Knabe dort auf dem Kirchhofe am Grabe seines unglücklichen Vaters, arm will ich noch einmal zu seinem Hügel wallen, will ihm und der Heimath Lebewohl sagen, und dann mei-

nen Wanderstab ergreifen, und auf immer von dannen ziehn.

Und kannst du das, Robert? fragte die Mutter und preßte ihn fest an sich.

Ich muß es können, Mutter! rief er gerührt: wenn es mir auch noch so schwer wird. Dort ruft mein Weib, mein Kind.

Und ich darf nicht mehr für dich sorgen, darf dich nicht unterstützen, weiß ich doch nicht, wohin du ziehst.

Ich habe durch Ihre Güte, Mutter, genug, um zu leben. Hier, geben Sie diesen Wechsel auf 4000 Thaler dem Vater zurück. Ich würde ihn bestehlen, rührt' ich ihn an. Und nun meine Bitte, deren Erfüllung Sie mir gestern versprachen. Er kniete vor ihr nieder. Ihren Segen, edle Mutter, mir, meinem Weibe, meinem Kinde. Er versöhne mich mit dem Himmel, that ich ihm Unrecht, er begleite mich auf meiner einsamen Lebensbahn.

Gott segne dich und die Deinigen! rief die Mutter aus, und Robert lag heftig erschüttert in ihren Armen.

Nun, Mutter! rief dieser: nun lassen Sie mich meinem Schicksale entgegen gehen.

Nur ein paar Worte des Dankes laß ich an den Vater zurück, dann schleich ich mich durch den Garten und eile hin, wo mich mein Weib erwartet. Jeder Augenblick, den ich hier länger verweile, ist Verrath an ihr. Dem Vater darf ich, kann ich nicht mit schuldbewußtem Herzen unter die Augen treten, drum leben Sie wohl, Mutter!

Die Mutter bat; er war entschieden, er blieb fest.

Wollen Sie mich zurückhalten, wollen Sie mich der Härte des Vaters preisgeben? Das führte nur zu gewaltsamen Schritten. Trösten Sie Sich, mir wird es gewiß gut gehen, Ihr Segen begleitet mich ja!

Nun denn, mein Sohn, sagte die Mutter gefaßt: ist es unabänderlich, daß wir uns trennen müssen, und daß mein Glück, meine Ruhe in dieser Nacht zu Grabe geht — so sei es. Erwarte mich noch einen Augenblick, bald bin ich wieder bei dir.

Mutter, sagte Robert: keinen Schritt, der mich in meinem Entschlusse hindern könnte!

Ach, wie wenig kennst du mein schwaches Herz! antwortete sie gerührt und verließ ihn.

Robert benutzte diesen Augenblick, seinem Pflegevater zu schreiben. Er dankte ihm für seine väterliche Güte, sagte ihm offen, daß er die Hand des Fräuleins nicht annehmen könne, und daß, da er seinen festen Sinn und seine Beharrlichkeit kenne, er sich lieber entfernt habe, als ihn durch Widersetzlichkeit aufzubringen. Er solle sein Benehmen nicht als Ungehorsam, sondern als eiserne Nothwendigkeit ansehen, und wenn er ihm auch zürnen müsse, solle er ihm doch nicht fluchen. Er versiegelte den Brief, ließ ihn auf dem Tische liegen, und packte ein kleines Reisebündel, als die Mutter eintrat, und ihm einen gefüllten Beutel mit Gold- und Schaustücken zusteckte. Sie hatte alles, was in diesem Augenblicke in ihrem Vermögen war, zusammengesucht, steckte ihm einen kleinen Ring von Brillanten an den Finger, und sagte ihm gerührt: Gieb dieses kleine Andenken deiner geliebten Frau und sag ihr, mein Segen begleite sie!

Er drückte noch einmal die Weinende an sich, entriß sich ihren Armen und verschwand.

17.

Als am andern Morgen der Diener, der das Frühstück brachte, den jungen Herrn nicht fand, statt dessen aber dem Grafen den auf dem Tische gefundenen Brief brachte, wurden von allen Seiten Boten dem Flüchtigen nachgesendet. Keiner traf ihn. Endlich kam man ihm auf die Spur nach Hamburg, sie war aber schnell wieder verschwunden. Robert hatte listig durch Kreuz- und Quergänge die Nachforschenden getäuscht, und sein Aufenthalt blieb ein Geheimniß.

Der Vater tobte, die Mutter jammerte; nur Fräulein Jakobine war bei der Nachricht, daß er sie verschmäht habe,

gleichgültig, und es schien, als wäre sein gefaßter Entschluß ganz mit ihren Wünschen übereinstimmend. Sie beendete mit vieler Kunst sein Portrait, und es schien fast, als sähe sie diese Kopie lieber vor sich als das Original.

Robert setzte unterdeß mit Kummer beladenem Herzen die Reise nach der Schweiz fort. Reichlich hatte ihn die Mutter beschenkt, so reichlich, daß es auf seine gegenwärtige Lage einen bedeutenden Einfluß haben konnte. Mit klopfendem Herzen nahte er dem geliebten Thale, das rothe Ziegeldach strahlte ihm schon von fern entgegen, sein Schritt beflügelte sich. Ueber die Brücke durch das Thor stürzte er in das Haus, wo ihm das Geschrei des neuen Ankömmlings schon von fern entgegen tönte.

Bärbchen hatte seine Tritte gehört, ihm entgegen hob sie die Kleine. Dein Kind, rief sie: mein Robert! und legte es ihm an das Vaterherz. Als ob sie sich neu gegeben wären, so innig ruhten sie Arm in Arm; zu dem Zauber der Liebe

gesellte sich noch das ernstere Gefühl der Vater- und Mutterfreuden. Innig hielten sie sich noch umfangen, als Bärbchens Vater herein trat. Dieser hatte oft an Roberts Treue, an seiner Rückkehr gezweifelt. Seht, Vater! rief das junge Weib triumphirend: hier ist er wieder, er verläßt mich nicht, nie, gewiß nie! rief sie mit Feuer, und schlang ihre Arme fest um seinen Nacken, als ob sie ihn nicht mehr lassen wollte. Der Vater lächelte und hieß ihn willkommen.

Auch für Euch bring ich etwas mit! sagte Robert freudig, und schüttelte das Gold auf dem runden Tische vor dem Alten aus. Auch dir, Bärbchen, soll ich von einer guten Frau diesen Ring zum Andenken geben — ihr Segen begleitet ihn.

Robert! sagte der Alte ernst, und sein Blick sah finster auf das Gold: du wähnst, weil ich im vorigen Jahre so gierig nach deinem Golde blickte, dieser Mammon wäre mein Gott? du irrst, behalte dies für dich. Wende es vernünftig für dein Weib, für dein Kind an, und führe mich

nicht

nicht in Verſuchung. Für mich hat das Geld keinen Werth mehr, ſeit mein Gewiſſen rein vor Gott ſteht.

Er ordnete das Geld, legte die Schauſtücke allein, und gab dann Alles an Robert zurück.

Nicht die Rückerinnerung an das Schloß auf Löwenberg mit all ſeiner Pracht, nicht an Fräulein Jakobinens holdes Antlitz, nicht an ihre Talente und ihre Grazie trübte jetzt manchmal Roberts Blick, nur der Gedanke an ſeine Eltern ſcheuchte zuweilen den Frohſinn von ſeiner Stirn; dann drückte ihn Bärbchen an ſich. Die kleine Marie bog ihre Aermchen um ſeinen Nacken, und in dem Genuſſe ſchwelgend, war aller Kummer, waren alle Sorgen vergeſſen. Das gewohnte Stillleben trat wieder ein, und Ruhe, Friede, die treuen Begleiter wahrer Häuslichkeit, wohnten ungeſtört in dem niedlichen Häuschen bei dieſen guten Menſchen.

Da ging eines Tages der Vater und Robert nach dem nah gelegenen Städtchen, den Kauf einer Wieſe zu berichtigen, denn

der kleine Hausstand und die Besitzungen hatten sich bedeutend vermehrt.

Die Knechte waren auf dem Felde oder mit der Heerde, und das Häuschen wie ausgestorben. Bärbchen, ihre Kleine auf dem Schooße, saß unten in der Wohnstube und sang aus einem frommen Buche ein Lied; da öffnete sich die Thüre und ein alter, finsterer Mann trat herein, und fragte die Erschrockene: „Wer seid Ihr?"

„Die Frau des Robert Berg!" sagte Bärbchen, sich neigend, und mit ängstlicher Scheu ihr Kind an sich drückend.

„Wo ist Euer Mann?" fragte der Fremde immer noch im rauhen Tone, jedoch mit Verwunderung sie betrachtend.

„Mit meinem Vater nach der Stadt gegangen, Herr! und was steht zu Eurem Dienste?"

„Kennt Ihr Euren Mann?" rief der Fremde zornig.

„Ob ich ihn kenne?" entgegnete Bärbchen fast lächelnd: „ich kenne ihn gar gut, lieber Herr, und weiß, wie brav er ist."

Brav? rief dieser: ein Betrüger ist er, der Euch hintergeht.

Nein, Herr! sagte die zürnende Frau: Ihr kennt ihn nicht, und ich bitte Euch, von ihm nicht so zu sprechen. Robert hintergeht Niemand, am wenigsten sein Bärbchen!

Arme Betrogene! sagte der Fremde, und sah mit Rührung auf sie und auf ihr Kind.

Herr! sagte Bärbchen, von diesem Blicke erschüttert, und ergriff seine Hand.

Arme Betrogene! sagte der Fremde noch einmal: du jammerst mich —

Herr! rief die Geängstigte: wer hat mich betrogen?

Robert! rief der Alte mit ernstem Blicke.

Er? schrie sie auf. Doch schnell sich fassend, nahm sie das noch aufgeschlagene Gesangbuch in ihre Hand, und sagte mit Ruhe: Hier steht es, lieber Herr:

Ein treu Gemüth hält fest an Gott,
Hält fest an seinem Glauben.
Ein treu Gemüth scheut nicht den Tod,
Er kann ihn nicht berauben.
Ein treu Gemüth, ein frommer Sinn,
Gibt sich nur stets dem Himmel hin.

Und treu, fromm und gut ist mein Robert, sagte sie, schlug das Buch zu: und Treue wird nie von Gott verlassen.

Frau! rief plötzlich der Fremde, mit starrem Blicke auf dies Buch blickend: von wem habt Ihr dies Buch?

Es ist das einzige Andenken von meiner verstorbenen Mutter, antwortete Bärbchen.

O gebt! sagte der Fremde, nahm es schnell, besah den Deckel, wo mit goldenen Buchstaben noch "zur Erinnerung des 15ten Mai's" zu lesen war. Von Eurer Mutter? rief er und schlug das Buch auf — las, und sein Auge füllte sich mit Thränen.

Und muß es auch geschieden sein,
Hat Alles uns verlassen,
So denke ewig, ewig mein,
Muß ich auch von Dir lassen.

Gedenke mein in Freud' und Noth,
Ich denke Dein bis in den Tod!

Ich denke dein bis in den Tod! rief er noch einmal, und sank auf den Lehnstuhl hin.

Was ist Euch, Herr? rief Bärbchen erschrocken, legte ihr Kind in die Wiege, und eilte nach ihm.

Da öffnete sich die Thür, und Robert trat herein, nach ihm ihr Vater. Willkommen, Bärbchen! rief er aus; doch mit dem Schrei: mein Vater! stürzte er vor dem Manne im Lehnstuhle nieder und ergriff seine Hand.

Steh auf, Robert, sagte dieser mit weichem Tone: steh auf, mein Sohn! Robert gehorchte — Wie hieß deine Mutter? fragte er, sich freundlich nach Bärbchen wendend.

Maria Berger, stammelte diese zitternd.

Maria Berger, wiederholte der alte Herr. Ja, Maria, ich denke dein bis an den Tod. Er stand auf, nahm die Kleine

aus der Wiege, besah bald das Kind, bald die Mutter, und sagte dann feierlich: Ich hatte ihm deine Tochter zum Weibe auserkohren, Marie, doch da hattest du ihm selbst die Aeltere zugeführt. Dein Wille geschehe. Er drückte beide an sein Herz. Des Vaters Segen, rief er: begleite den Segen der Mutter!

Herr! sagte nun der alte Wanger: Ihr spracht vorhin, so wie mir es schien, von einer jüngeren Schwester Bärbchens. Kennt Ihr noch ein Kind meiner verstorbenen Gattin?

Ja, sagte der Graf, und sah mit finsterem Blick auf den Alten.

O sagt, wo lebt sie? rief er freudig aus.

Das Kind, das der Vater verließ, es fremden Händen anvertraute, lebt, ist glücklich und in Ehren.

Ist Jakobine? rief Robert plötzlich.

Sie ist es, sagte der Graf immer noch ernst.

Der alte Wanger verließ das Zimmer. —

18.

Nach einer Stunde kehrte er zurück und trat zu dem Grafen, der gedankenvoll in einem Oberstübchen an dem Fenster allein stand, und, die Schickungen des Himmels bedenkend, nach den hohen Alpen blickte. Gnädiger Herr! sagte der Alte: ich weiß, welchen Theil Sie an meinem verstorbenen Weibe genommen, und wie Sie wohl oft mir gezürnt haben mögen, Ihnen muß ich beichten. Ich war ein Verschwender. Meine zerrütteten Umstände meiner Frau zu verbergen, griff ich die mir anvertraute Casse an, deckte eine Zeitlang das Fehlende. Guthmüthige, leichtgläubige Menschen liehen mir. Da nahm der Tod mir die Arme in dem Augenblicke, wo ich mir nicht mehr zu helfen wußte. Ein Tau-

send fünf Hundert Thaler hatte ich Cassendefect; Tausend Thaler war ich ausserdem noch schuldig. Dieses Verbrechen konnte ich nicht von mir abwälzen, die Sünde nicht wieder gut machen. Da trieb mich der Versucher, den Rest von fünf Tausend Thalern aus der Casse zu stehlen, zu flüchten. Mein kleinstes Kind, welches wir nach Euch Jakobine genannt hatten, noch zu klein zu der beschwerlichen Flucht, übergab ich einer armen, aber guten Frau, wendete mich hierher, baute von dem gestohlenen Gelde dieses Haus, ward Landmann, nährte mich redlich, und zahlte nach und nach im Stillen einen Theil meiner Schulden an die Armen, die mir vertrauenvoll geliehen. Doch daß ich nicht Alles zahlen, nicht den Cassendefect ersetzen konnte, peinigte mein Gewissen, und ich versuchte Gott, indem ich schwur, mein liebes Bärbchen, das einzige Wesen, das mich an die Welt kettete, keinem Manne zu geben, der mir nicht für diese Summe meine Besitzung abkaufen, und mein Seelenheil retten könne. Die Besitzung einem Fremden zu ver-

kaufen, das Geld zu zahlen, und mit meinem Kinde als Bettler in die Welt zu gehen, dazu hatt' ich nicht Muth, nicht Kraft, nicht Religion genug.

Gott hat meines frommen Kindes wegen mein Gebet erhört. Er schickte mir Euren Sohn. Mit seinem Gelde befreite ich mein Gewissen, seine Gegenwart hat Ruhe und Segen in mein Haus gebracht. Stört ihn nicht, gnädiger Herr, bedenkt, auch Euch hat Gott gütig geführt auf Eurer rauhen Lebensbahn, und nun, sagte er, da des Grafen Blick theilnehmend auf ihm ruhte: nun sagt mir, wo ist mein Kind, meine Jakobine?

Noch zürnte der Graf, denn er dachte an die Verlassene; doch bald trat völlige Versöhnung in sein Herz. Der alte Wanger erfuhr von ihm, daß eine würdige Dame das Kind zu sich genommen, es als das Ihrige erzogen habe, daß im vorigen Jahre der Graf durch Zufall das Schicksal Jakobinens erfahren, und, von der Lieblichkeit des Mädchens, von der

Erinnerung an seine Jugendgeliebte bewogen, sie seinem Pflegesohne bestimmt habe. Auch erfuhr jetzt Bärbchen, wie Robert, ihr Bild treu im Herzen bewahrend, die schönere Schwester geflohen sei.

Sei nicht zu stolz darauf, sagte dieser, da Alles sich nun so freundlich geordnet hatte: und rechne mir meine Treue nicht zu hoch an.

Mir dünkt, ich habe in den wenigen Augenblicken, daß ich Jakobine sprach, deutlich in ihrem Blicke gelesen, sie liebte, und meine Flucht war ihr gewiß ein frohes Ereigniß.

Ich glaube, du hast richtig beobachtet, sagte der Vater. Wenige Tage nach deiner Flucht gestand mir die Mutter, was sie von dir wußte; ich tobte, Jakobine blieb ruhig, und suchte mich zu trösten und auch mit dir auszusöhnen. Ich ärgerte mich über ihren Gleichmuth. Da kam in dieser Zeit dein Jean, den du in Bern verabschiedet hattest, und leitete mich

auf deine Spur. So kam ich mit ihm hierher. Nun aber auch schnell fort zu der armen Mutter, die sorgenvoll sich zu Hause ängstigt. Schnell wurde Alles zur Abreise besorgt, schon den andern Tag sollten sie ihr stilles Thal verlassen.

19.

Die Trennung Bärbchens von ihrem Vater, der, bis er zurück in seine Heimath kehren konnte, nach Bern zog, war schmerzhaft. Traurig die Trennung von dem guten Jakob. Am Morgen ihrer Abreise hatte ihn Robert zu sich geladen. Er nahte sich schüchtern, da er seinen Stand erfahren hatte, und wagte gar nicht mehr, Bärbchen anzublicken. Endlich reichte ihm diese die Hand und sagte nicht ohne Rührung: Lieber Jakob, du hast mich immer so treu geliebt, mir immer versichert, daß dein Glück nur aus meiner Hand dir kom-

men könnte. Nimm dies, auf eine andere Art kann ich zu deinem Glücke nicht beitragen. Sie reichte ihm ein Papier, sprang in den Wagen, wo schon der Vater saß. Robert umarmte ihn, der Wagen rollte fort.

Mit seinem Papiere in der Hand, stand Jakob da, und sah den Wagen durch's Thal rollen; lange blieb er unbeweglich stehen. Endlich löst'e ein Thränenstrom seinen Schmerz. Da zieht sie hin, rief er aus: lebe wohl, leb' wohl, Bärbchen! dich seh ich nun nicht wieder!

Endlich faltete er das Papier auseinander, es war die Schenkungurkunde der kleinen Besitzung, mit allem, wie es lag und stand, und ein Briefchen von Bärbchen, worin sie ihn bat, das Denkmal ihrer Mutter in Ehren zu halten, bald eine Jungfrau des Landes als sein treues Weib in ihre verlassene Wohnung einzuführ und ihrer dann mit Liebe zu gedenken. Er legte das Papier zusammen, setzte sich auf den Platz, wo sie immer zu sitzen pflegte, und sah stumm vor sich hin.

Bärbchen, beſſer, du wäreſt noch hier, und von allen dem Schönen wäre nichts mein! rief er aus.

Auch in den Armen eines guten Weibes hat er Bärbchen nicht vergeſſen, und das Denkmal der Mutter wird ſorgſam mit Blumen geſchmückt.

Robert hatte recht geſehen, Jakobine liebte, und der Graf, der ſich ihrer annahm, machte ſie glücklich. Das Geſangbuch, dieſer treue Vermittler, ward als eine Reliquie in der Familie aufbewahrt.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zehntes Bändchen.

Das Mädchen von Eßlingen

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Das

Mädchen von Eßlingen

von

A. von Tromlitz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

1.

Der wilde Jäger.

Der Sturm brauſte durch den Odenwald und ſchleuderte die mächtigen Stämme der hundertjährigen Eichen mit furchtbarem Krachen zu Boden. Schwarze Gewitterwolken, zornig ihrer Blitze ſich entladend, flogen über den dunkeln Wald hinweg, die Donner rollten, den furchtbar heulenden Flügelſchlag des Sturmes übertäubend, in tauſendfachem Echo durch die Berge. Kein kühlender Regen erquickte die feuerſchwangere Luft, drückend ruhte ſie über der Natur.

So war die Nacht, in der ſich aus den Ruinen des Schnellert's eine dunkle Geſtalt erhob. Immer höher und höher trat ſie über das verwitterte Gemäuer hervor, und ſchwebte dann, wie eine düſtre Nebelgeſtalt

über den Zinnen des alten Thurmes hinweg. Grauſig war ihr Anſehn; als habe der Sturm einer Gewitterwolke die Umriſſe einer Menſchengeſtalt gegeben, ſo geformt, und doch formlos, ſo körperlich, und doch körperlos, ſchwebte ſie, wie aus feuchtem Abendnebel gehaucht, über die Ruinen. Der Sturmwind vermochte nicht, die luſtig Schwebende zu jagen, ruhig zog ſie ſeinem rauſchenden Flügelſchlage entgegen, und ſelbſt der Donner ſchwieg, kein Blitz leuchtete mehr, nur der Mond breitete durch zerriſſene Wolken ſeinen ſilberſtrahlenden Schleier aus, der aber heute einem weißen Leichentuche glich.

Jetzt ſchwebte die Nachtgeſtalt über einer verdorrten, vom Blitz zerſchmetterten Eiche, auf deren kahlen Aeſten Rabe und Uhu, in banger Furcht, lautlos neben einander ſaßen, und aufwärts nach ihr blickten, die jetzt ihren feuchten Mantel, ihn wie einen Nebelſtreif abrollend, hinter ſich ziehen ließ, ſich zur Erde ſenkte und einen Schlafenden, den ſie in ihren Rieſenarmen trug, unter den verdorrten Baum niederlegte. Nicht mehr ſchwebend, eine furchtbare Geſtalt,

hoch über die Eiche, selbst über die jetzt scheu emporflatternden Nachtvögel ragend, stand sie, mit ihren Flammenaugen durch die finstre Nacht auf den Schlafenden blickend.

Dieser war ein Mann, in der Jagdkleidung der Ritter aus dem 14. Jahrhundert. Dunkles, schwarzes Haar rollte über die gefurchte Stirn, ein langer, krauser Bart machte das leichenbleiche Gesicht noch furchtbarer, und obgleich die Augen fest geschlossen waren, kein Glied sich rührte, kein Leben verkündender Athemzug die Brust hob, schien doch sein Schlaf unruhig, und die fest zusammengepreßten Lippen auf böse, schwere Träume zu deuten.

Während die Nachtgestalt, den Arm auf den Eichgipfel gestützt, unverrückt neben dem noch Schlafenden stand, schwieg der Donner noch immer; nicht des Blitzes Leuchten, nicht Mond, noch Sternenlicht erhellten das furchtbare Dunkel, und nur die drückende Schwüle hing noch mit ihrer Centnerlast über den Erdball gebreitet. Da tönte die Thurmuhr vom nahen Kloster, und mit ihrem ersten Schlage streckte die Riesengestalt den Arm über den Schläfer, und mit dem letzten eilf-

ten Schlag erschallte, als ob die Erde in ihrer Tiefe zürnend grolle, ein dumpfes: Erwache!

Bei diesem Rufe öffnete der Schlafende die Augen und starrte staunend in die dunkle Nacht hinein, wo er, trotz der Finsterniß, die Geistergestalt neben sich stehen sah.

Ach! rief der Erwachte, und fuhr von seinem feuchten Mooslager auf: Du hier? Und ich wieder zum Verderben erwacht? — Also noch kein Erbarmen, keine Vergebung? —

Keine hallte es im dumpfen Echo wieder; die Gestalt erhob sich, rollte zusammen, und zog, gleich einem Morgennebel, den der Wind über die Stoppel treibt, einer Gewitterwolke nach, die sich nun von neuem ihrer Blitze entlud.

Der Mann blieb allein unter dem verdorrten Baume stehen, den jetzt die Raben krächzend umflogen. Der Sturmwind heulte wieder furchtbar durch das Gestein der verfallenen Burg, und durchrauschte den langen flatternden Bart des Mannes. Er schien es nicht zu achten, sein Flammenauge starrte vor sich nieder, und die vorhin so ruhige

Bruſt hob ſich ſtürmiſch. Was mahnſt du mich ſo laut, du längſt vermodertes Herz? rief er endlich: Als ich noch unter den Lebenden wandelte, mahnteſt du mich nie! Was rufſt du mir jetzt zu, den Blick hinauf nach dem furchbaren, unerbittlichen Richter zu wenden, zu deſſen Ohr nur ein frommes Gebet dringt, das mir, dem Sünder, verſagt iſt? — Warum beginnſt du erſt jetzt menſchlich zu fühlen, da kein warmer Tropfen Lebensblut aus dir ſtrömt? Was quälſt und treibſt und drängſt du mich dort hinauf, wo ich, ein Verworfener, ausgeſtoßen ward? — Bin ich nicht an dieſe Erde gebannt, die längſt ihr Theil von mir zurücknahm, und muß ich nicht dennoch, Unglück verkündend, ein Todter unter Lebenden wandeln? — An mein Grab rütteln die Geiſter, daß mein Schlaf nicht friedlich ſei, von meinem wilden Leben träume ich dort unten immer, und wenn die Furchtbaren rufen: Erwache! dann treibt mich die Sünde hinaus, ich muß rennen durch Sturm und Nacht, muß jagen und jauchzen, und möchte jammern und ſterben!

Wie oft hab' ich nicht im Leben, wenn

meine frevelnde Hand den Dolch in des Unglücklichen Bruſt ſtieß, den Tod herbeigerufen, und jetzt, da ich ihn für mich erflehe, flieht er mich hohnlächelnd, ſeine Senſe beugt den verdorrten Halm, doch knickt ſie ihn nie. Ich lege mich in die Gruft, wie einſt auf mein Lager, und mir graußt vor dem Erwachen; denn meine Morgenröthe iſt finſtere Rabennacht! — Für mich allein iſt kein Todesſchlaf! —

Als er dies ſprach, ſchmetterten aus weiter Ferne Trompeten, Hörnerruf, widrig und kreiſchend, erſchallte durch das Brauſen des Sturmes, Rüden heulten, Roſſe wieherten, und deutlich konnte man das Dröhnen ihres Hufſchlags vernehmen. Biſt du auch ſchon in meiner Nähe, Unglücksgefährte? rief er, als er aus dem Walde zwei feurige Punkte, gleich zwei brüderlich nebeneinander hüpfenden Irrlichtern, ſich nahen ſah, biſt du auch ſchon hier, alter Greif, du mein treuer Gefährte und Vollſtrecker manch grauſamen Befehls? Naht ihr ſchon, ihr wilden Geſellen meiner Fehden und Jagden? Soll der Unglückverkündende Kriegzug ſchon wieder beginnen, und die

wilde Jagd durch Forst und Flur verwüstend ziehen? Naht ihr mir schon wieder, und behielt das Grab keinen von Euch zurück? — Nur sie erscheint mir nicht! — Ist dir endlich Ruhe geworden, Unglückliche? Schläfst du einen festen Schlaf, und wecken dich keine bösen Träume, und keine Geister mehr, arme Mathilde? Wohl dir! wenn dort oben Milde an dir, Unschuldige, geübt würde. — Du fehltest menschlich, ich — teuflisch! Starr sah er bei diesen Worten vor sich hin, da erblickte er eine graue Dogge winselnd zu seinen Füßen, und das Wiehern und Stampfen der Rosse, das wilde Gebell der Rüden schien immer näher zu kommen, immer lauter das Schmettern der Trompeten, und der Hörnerruf durch das Rauschen des Sturmes zu heulen. Aber auch Harfentöne, sanft und mild, drangen durch das höllische Chor, und auf den Zinnen des grauen Thurmes erschien eine lichte Gestalt, gleich einer weißen Friedentaube schwebte sie herab zu ihm, der, die luftigen Arme nach ihr ausstreckend, auch du hier? Unglückliche! — ausrief.

Ich träumte, du verließest mein Lager,

verließest mich, sprach die Gestalt, da erwachte ich angstvoll, und obgleich meine Wunde noch brennt, warf ich doch das Leichentuch um, nahm die Laute, suchte dich auf — und habe dich gefunden!

Unglückliche! sprach der Jägermann dumpf vor sich hin, Unglückliche! wiederholte er, kehre heim, zurück in deine Gruft!

Treibt mich auch kein Fluch aus meinem Grabe, öffnet es doch die Sehnsucht nach dir, erwiderte sie traurig, oder ist es die Strafe für mein Vergehen, daß ich dir im Tode so willig folge, wie ich es im Leben that?

Fliehe mich! rief er jetzt mit dem Tone der Verzweiflung, hörst du nicht das wilde Heulen und Jauchzen? — Die Gräber haben sich aufgethan, die Todten sind erstanden, der Kriegzug beginnt, die wilde Jagd ist los!

Fasse Muth! bat sie den Verzweifelnden, vertraue dem Barmherzigen! Wende dein Herz zum Himmel, sprich ein brünstiges, ein reuiges Gebet, es wird gewiß erhört!

Kann ich? fuhr er wild auf, kann ich dem Dämon, der mich erfaßt, gebieten:

Laß mich los! Oh! möcht' ich auch beten, ich kann nicht!

Otto! rief, vom Schmerz ergriffen, die Gestalt, frevle nicht, häufe nicht das Maß deiner Schuld noch mehr, des Herrn Barmherzigkeit ist groß.

Groß? rief er hohnlachend, während das wilde Krieggetöse immer näher kam, bewährt sie sich an dir, du Unglückliche? Läßt sie dich im Grabe schlummern, ward dir Vergebung? —

Aus meines Grabes Ruh zieht mich die Sehnsucht nach dir, mein Geliebter; mit dem Blute, das aus meiner Wunde floß, entquoll die Liebe meinem Herzen nicht. Laß mich dein guter Engel sein — vielleicht" —

Hoffe nichts, unterbrach er sie, und sein feuriges Auge rollte immer wilder, mich treibt der Fluch meines sterbenden Weibes: Auch noch im Tode zur Fehd' und Schlacht auszuziehen; und wenn dann die Krieger, bis die Friedensfahne weht, auf dem Rodenstein ruhen, treibt mich indeß die Sünde, mit meinen wilden Jagdgesellen hinaus in den Wald, dort über Flur und Saat, mit ihnen zu jagen. Wenn die

Schuld mit blutbefleckter Faust an mein Grab klopft, muß ich erwachen, wenn der Tod, dem ich, ein wilder Schnitter der Halme, so Manchen mähete, auf seinem klappernden Rosse voranzieht, muß ich folgen. — Die hohen Föhren, die hundertjährigen Eichen beugen sich dann unter dem Hufschlag meines Rosses, und die Nebel zertheilen sich vor dem Schnaufen der wilden Bestien, und dem gellenden Rufe meiner Hörner. — Was hilft mir der Wille, was hilft mir das dumpfe Gefühl der Reue? — das Schmettern der Hörner, der Jagdruf der Gesellen, übertäubt bald ihre leise Stimme. Zöge mein treuer Eckard nicht warnend vor mir her, wäre ich auch im Tode noch das Verderben der Menschen, wie ich es im Leben war.

Da tönte von dem Klosterthurm der erste dumpfe Schlag der Mitternacht, und auf des Sturmes Flügeln fuhren die vielen feurigen Gestalten einher; Ritter, schwarz geharnischt wie zur Schlacht, die Flammen-Lanzen in der Hand, einen feurigen Dornbusch statt Helmschmuck auf dem schwankenden Eisen-Helm, mit glühenden Augen aus

dem geschlossenen Visir blickend; Reiter im Jagdgewande, mit bleichen Todtengesichtern, auf schwarzen und fahlen Rossen jagend; Rüden, los und gekoppelt, stürzten mit wildem Geheul heran; Hörner- und Trompetenschall, gellend und widrig, schmetterte durch das Toben des Sturmes und scheuchte die Nachtvögel auf, welche krächzend und ängstlich die Burg umkreisten; der alte Leibknappe des Ritters, mit grauem, zottigem Barte, führte das schwarze, wiehernde Streitroß herbei, und Waffengeklirr und das wilde Hussa der Jäger erscholl durch Berg und Thal.

Da sank Mathilde vor dem Jägermann zusammen, bleib zurück, Otto! flehte sie, bleib zurück, laß sie ziehen — fasse Muth, und wende dein Herz zu Gott!

Ich muß! rief er, als der letzte Schlag verhallte, Unglückliche, ich muß! Mich treibt meine Schuld! — Er riß Helm und Lanze aus des Knappen Hand, schwang sich auf das bäumende, schnaubende Roß, und sprengte vor dem Kriegzuge her. Blast! Blast Trompeter! brüllte er, laßt die Hörner erschallen, ihr Jäger! laßt die Rüden los,

ihr Gesellen! — Seht ihr die Führer nicht nahen?

Und auf einem falben Rosse jagte rasselnd der Tod über sie her, ihm zur Seite, die lockende Gestalt der Sünde; sie ließen sich an der Spitze des Kriegzugs nieder, der unter Waffengeklirr und Trompetenklang, langsam und ernst gen Rodenstein zog. Vom Blitz geleuchtet, vom Donner begleitet, rauschten schweigend die luftigen Jagdgesellen in wilder Unordnung hinterdrein; denn erst vom Rodenstein aus begann ihre wilde Jagd.

Nur Mathilde blieb, die Harfe im Arm, unter dem Baume zurück, sah traurig dem Zuge nach, und achtete des Jünglings nicht, der, ihren luftigen Zelter haltend, sehnsuchtvoll nach ihr blickte. Wollt Ihr nicht aufsitzen, Herrin, und ihm folgen? fragte er endlich; doch sie hörte nicht auf ihn, knieete nieder, und ihr Schmerz sprach sich im frommen Gebete aus. — Da zerrann, bei ihren heiligen Worten, die luftige Gestalt von Diener und Roß, ein feuchter Nebelstreif zog über die Trümmer der Burg dahin; die Betende blieb allein.

Der Sturm hatte sich gelegt, das Gewitter war vorüber, unbewölkt warf der Mond sein Silberlicht über die Trümmer der Burg, hell glänzten die eckig gehauenen Steine des halb verfallenen Thurmes, und die Regentropfen funkelten wie Crystall vom Mondlichte bestrahlt. Der Nachtwind rauschte nur leise durch das alte Gemäuer, und das hohe Gras, das in der verödeten Kapelle die Gräber deckte, schwankte, von seinem kalten Hauche berührt, hin und her. Die Nachtvögel waren wieder zur Ruhe gegangen; die betende Geistergestalt störte sie nicht.

Diese hatte sich jetzt von der Stelle unter dem Baume erhoben, und schwebte zu den Trümmern der Burg zurück. Hier ließ sie sich auf einem hohen Steine, der wahrscheinlich einst der Altar der Kapelle gewesen war, nieder, die Stunde des angstvollen Schlummer, den ihr die Morgenröthe brachte, zu erwarten. Stunden waren an ihr vorüber gegangen, sie hatte es nicht bemerkt; ihre Harfe im Arm, ihr Auge nach den Sternen gerichtet, schwanden sie ihr unbeachtet. Doch jetzt, als sie aus der Ferne Rüdengebell und

Hörnerklang vernahm, fuhr sie auf, — barmherziger Gott, erhöre mein Gebet! rief sie, auf ihre Kniee sinkend, — vergieb mir meine Schuld, vergieb ihm seine Sünde, gieb ihm Kraft, sich zu dir zu wenden — gieb uns die ewige Ruhe! —

Und es rauschte über ihr, gleich dem Flügelschlag aufgescheuchter Nachtvögel; Schatten, grau und düster, schwebten über das Gemäuer dahin, und der Ritter von Rodenstein senkte sich aus den Lüften vor ihr nieder. Auf, auf! rief er, auf Mathilde! Im Osten beginnt der Tag zu grauen; die Jagd ist vorüber, klopf an die Pforte, daß sie sich öffne! —

Willst du dich wieder ohne Nachtgebet zur Ruhe legen? fragte sie traurig.

Auf meinem Jagdzuge habe ich das Beten verlernt — komm Liebchen! Komm ins kühle Bett, zwar nur eng und klein, schauerlich und kalt; doch zieht es mich hin. Mach auf die Pforte, du klappernder Thorwärter, rief er, mach auf, ich komme mit meinem Liebchen. Er streckte den Arm nach ihr — sie versanken.

2.

Magdalene.

Gevatter! Gevatter! sagte der kleine, verwachsene Stadtschreiber der freien Reichsstadt Eßlingen zu dem stämmigen Wirthe der Herberge zum schwarzen Adler, Allzu scharf macht schartig! Was soll der ewige Unmuth, was soll das Schmollen über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind!

Trinkt, Herr Stadtschreiber! erwiederte Benedikt Hegelin, der Wirth, laßt es Euch schmecken, kümmert Euch um die Wohlfahrt unserer Vaterstadt und nicht um meine Laune, die wird durch Eure gesuchten, wohlgesetzten Reden nicht geändert. Er schenkte ihm bei diesen Worten das Kelchglas wieder voll, dann sagte er mit Unmuth: es ziehen von neuem trübe Wolken, jenseits des Rheins über unser liebes Deutschland her; der französische König wirbt, aus allen Provinzen ziehen die Kriegsvölker der Grenze zu, und

kaum hat der harte Friede von Nimwegen den deutschen Landen einige Ruhe gegönnt, kaum sind die Brandstätten wieder bebaut, so droht der Krieg von neuem zu wüthen. Trinkt doch, Herr Stadtschreiber! unterbrach er seine politische Klagrede, trinkt, und seht mich nicht so seitwärts mit Euern blitzenden Augen an; Ihr wißt, ich liebe einen offnen, geraden Blick.

Ja! erwiederte der kleine Mann, mit dem größten Gleichmuthe aus dem frischgefüllten Kelchglase nippend, Ja, es scheinen trübe Zeiten einzutreten, deshalb muß auch alles in Fried' und Freundschaft zusammen halten, nur das allgemeine Wohl vor Augen haben, und Privatfeindschaft vergessen sein. Zugleich ist es gerathen, sein Haus zu bestellen, und Euch vorzüglich möcht' ich warnen!

Herr Stadtschreiber, fuhr Benedikt auf, — Ihr wißt, wie ungern ich mir ein Glas Wein, diesen edlen Trank, vergällen lasse, wie ungern ich in meinem Hause meinen Gästen, besonders solchen werthen Gästen, wie Ihr, Unfreundliches sagen mag.

Beruhigt Euch, lieber Nachbar, unterbrach ihn der Stadtschreiber beschwichtigend,

Gut Ding will Weile haben, und zu einem guten Entschluß gehört ein weiser Rath, deshalb bitte ich, werther Gevatter, hört mich ruhig an, und faßt die Ueberzeugung, daß nur wahre Freundschaft für Euch mich zu sprechen zwingt, besonders da ich weiß, wie leicht meine Reden einen so alten Freund gegen mich aufbringen könnten.

Nun so beginnt Euern wohlstudirten Sermon, sagte Benedikt verdrießlich, und setzte sich in seinem Lehnstuhl zurecht, nur erwartet nicht, daß ich Euch unterbrechen, oder wohl gar mich mit Euch in einen Wortwechsel einlassen soll; Eure Zunge ist gewandt, Ihr seid ein hochstudirter und zugleich ein listiger Mann; ich ein schlichter Reichsbürger, der nur das Herz, nicht Spitzfindigkeiten auf der Zunge hat, — wofür Gott ewig gelobt sei.

So bitte ich wenigstens für heute noch um geneigtes Gehör, begann nun der Stadtschreiber, dem gar nicht vor seines Gevatters Schweigen bange war. Ihr seid seit dem letzten Schwörungstage mit der Rathswahl unzufrieden, glaubt, Ihr wäret durch allerhand Ränke von der Wahl ausgeschlossen,

und Euch zu kränken, wäre der Burgemeister Beer, Euer bitterster Feind, gewählt worden.

Nun, ist dem nicht so? fuhr Benedikt auf, — hab' ich nicht — doch ich wollte Euch ja nicht unterbrechen — fahr nur fort!

Selbst mich, Euern bewährten Freund, hattet Ihr in Verdacht, daß ich aus kleinlicher Rache dazu beigetragen, und manchen von Euerm Anhang Euch abwendig gemacht hätte — Ihr irret —

Nun ja, ich irrte! unterbrach ihn der Adlerwirth von neuem — wenn Ihr es meint, nun ja! — aber nur weiter.

Ihr zürnt deshalb der Stadt, seid dem Rath in Allem zuwider, wiegelt Eure Freunde auf, dringt auf genaue Ablegung der Rechnungen, stört in jetziger Calamitätenvollen Zeit die so nöthige Eintracht, macht Euch dadurch die halbe Stadt zu Feinden, und versperret Euch, für das künftige Jahr, alle Aussicht zu Amt und Ehren.

Wie Gott will! sprach Herr Benedikt mit ruhigem Ernst, mögen doch alle Schufte, und die es nicht redlich mit der Vaterstadt meinen, mir Feind sein, oder werden, wenn

mir nur die wenigen rechtlichen Männer zu-zugethan bleiben, deren unſre Stadt noch manchen zählt; doch weiter, weiter, die Kanne iſt bald leer, ich muß ſonſt, ehe Ihr beendet habt, hinaus, ſie wieder zu füllen.

Darum rath' ich Euch, Euere Freunde zur Eintracht zu ermahnen, und ihnen mit gutem Beiſpiel voran zu gehen, fuhr der Stadtſchreiber fort, ohne ſich im mindeſten aus ſeiner kalten Ruhe bringen zu laſſen. Dies mein Rath in Hinſicht der Stadt; nun von dem, was mich perſönlich und näher angeht.

Das alte Lied! unterbrach ihn Benedikt mürriſch, während der Stadtſchreiber ſich durch einen Trunk zu ſeiner Rede ſtärkte.

Ihr habt mir nun ſchon zweimal Eure Tochter für meinen Sohn verſagt, begann er, ohne mir einen andern Grund anzuführen, als daß Ihr ihn nicht zum Eidam wollt. In jetziger Zeit, wo der politiſche Horizont ſo trübe wird, iſt jeder Jungfrau eine Stütze nöthig, und um ſo mehr, wenn Gott ſie mit Schönheit und Anmuth begabt hat, wie Euer Töchterlein; in Kriegszeiten iſt Schönheit nicht immer eine koſtbare Mit-

gift. — Und was könnt Ihr gegen meinen Sohn haben? Ist er nicht ein feiner, wohlgebildeter junger Mann, erlaubt Ihm sein einträgliches Geschäft nicht, ein Weib zu nehmen, und glaubt Ihr, der alte Mathias Keller würde seine Truhen unter Schloß und Riegel halten, wenn Jungfer Magdalene als Hausfrau in seines Sohnes Wohnung einzöge? Haltet mich nicht für so filzig! Ich gebe meinem Andreas ein gleiches Heirathgut mit, wie Ihr Eurer Tochter —

Der Mann im Lehnstuhle schwieg.

Nun, fuhr der Stadtschreiber fort, dem dies Schweigen die Hoffnung mehrte, nun, überlegt nicht lange — Mein Andreas ist jung, hübsch, reich, ein ehrenwerther Mann.

Ein unwillkührliches spöttisches Hm! das Herrn Benedikt entschlüpfte, unterbrach den glücklichen Vater auf unangenehme Weise in dem Fluß seiner Rede, — was soll der spöttische Ausruf bedeuten, Herr Gevatter? fragte er jetzt, den immer noch in Gedanken Sitzenden, zweifelt Ihr etwa, daß mein Andreas ein ehrenwerther Mann sei? —

Herr Stadtschreiber, nahm der Wirth zum schwarzen Adler das Wort, rückte sei-

nen Sorgenſtuhl näher, nahm ſein ſchwarzes Käppchen mit Heftigkeit ab, und legte es etwas zuſammen geballt neben ſich, Ihr habt mir im Leben manche Gefälligkeit erzeigt, zwar keine umſonſt, doch das thut nichts zur Sache, ſeid mein Nachbar, und bis jetzt haben wir immer in Friede und Freundſchaft neben einander gelebt, ich habe Euern Sohn, Ihr meine Tochter zur Taufe gehalten, und ſo beſtand ſeit vielen Jahren ein freundliches, wenn auch kein herzliches Verhältniß nnter uns beiden, das ich in meinen alten Tagen nicht gern geſtört ſehen möchte. Deshalb wich ich den Bewerbungen für Euern Sohn aus, ohne Euch reinen Wein einzuſchenken, ich glaube aber, ich that nicht gut daran, denn der gerade Weg iſt immer der beſte und darum will ich ihn jetzt wenigſtens gehen, und nun nichts für ungut, Herr Stadtſchreiber! Er ſetzte ſein Käppchen wieder auf und fuhr dann fort: was die Rathswahl anbetrifft, ſo weiß ich, daß Ihr mir, trotz Euren Verſicherungen, entgegen waret, Ihr hattet Eures Sohnes wegen einen Groll auf mich geworfen, und vergaßt darüber ſo Manches, was Ihr nicht

hättet vergessen sollen. Ich habe Euch vergeben; in der Leidenschaft handelt der Mensch nicht immer, wie er soll. Warum ich aber Euern Sohn nicht zum Eidam mag? Meine Magdalene mag ihn nicht zum Manne, ich wünsche mir ihn nicht zum Eidam. Seht, das sind von den mancherlei Ursachen die hauptsächlichsten, nnd es bedarf nun wohl keiner Rede mehr. —

Er schenkte bei diesen Worten die Kelchgäser wieder voll. Der Stadtschreiber, ohne sein Gesicht nur im mindesten zu verändern, hatte ihm ruhig zugehört, hatte ihm das leere Glas hingehalten, und erst, als der alte Reichsbürger das Zimmer verlassen, umzog ein teuflisches Lächeln seinen Mund, wobei er nachdenkend in das gefüllte Glas blickte. Jetzt mochte ihm ein böser Geist einen klugen Gedanken eingegeben haben, denn er sah, beifällig mit dem Kopfe nickend, auf, sein Entschluß schien gereift, und als der Wirth wieder eintrat, war des Stadtschreibers Gesicht so ausdrucklos, so flach und gleichgültig, als ob zwischen ihnen beiden nichts vorgefallen sei.

Nun dann, werther Gevatter! brach er

endlich das Schweigen, so hart Euer eben gesprochenes Wort auch für mich war, so sehr es mir auch alle Hoffnung für meinen Sohn genommen hat, soll doch Friede und Freundschaft ferner unter uns sein und bleiben. Auch wenn Eure Magdalene meine Schwiegertochter nicht wird, soll sie und Euer zukünftiger Schwiegersohn dennoch hoch leben, kommt, stoßt an!

Wie meint Ihr das, und wen meint Ihr? sagte Herr Benedikt, das Glas unberührt vor sich auf dem Tische stehen lassend, — aus Euern Augen, Gevatter, blitzt die Schadenfreude, erklärt Euch deutlicher.

Nun, Freund! Was bedarf es da weiterer Erklärung, nahm der Stadtschreiber das Wort, was die ganze Stadt weiß, werde ich doch wohl auch wissen können.

Was wißt Ihr, was weiß die ganze Stadt? fuhr Benedikt heftig auf.

Daß der Kaufmannssohn aus Gmünd, der bei dem Würtenberger Reiter-Geschwader in Tübingen steht, Eurer Tochter Herz schon längst gefesselt hat.

Aber das Meine nicht! unterbrach ihn der Vater, immer heftiger werdend.

Glaube es wohl, fuhr der Stadtschreiber fort, wie könnte auch ein so rechtgläubiger, lutherischer Christ sein Kind einem Katholiken geben wollen.

Nimmermehr, nimmermehr! fuhr Benedikt von neuem auf.

Und deßhalb dachte ich so nach meinem geringen Verstande, daß es doch wohlgethan und besser sei, der Sache durch eine anderweitige schnelle Heirath zuvorzukommen, ehe der Liebesteufel die Jungfrau ganz umstrickt, und sie von dem rechten Glauben abwendig macht. Er hielt inne, und beobachtete seinen Nachbar aufmerksam, der schweigend vor sich hin sah.

Ihr thatet überdies nicht wohl, Gevatter, fuhr er dann fort, das Feuer, das in des Alten Auge blitzte, noch mehr anschürend, das Mädchen nach Gmünd zu Eurer Schwägerin zu schicken, nach jener Stadt, wo das Licht Lutheri noch nicht geleuchtet, und wo in jenem Hause schon manches gläubige Herz verführt wurde — Ihr thatet nicht wohl daran! — Doch, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, nur für die Zukunft kann der menschliche Verstand sinnen und

grübeln, und ein guter, wohlgemeinter Rath nur dort Früchte tragen. Bei diesen Worten stand er auf, nahm sein Hütchen zur Hand, dankte höflich für gute Bewirthung, nnd verließ mit den Worten: grüßt Jungfer Magdalene freundlich von mir, das Zimmer.

Benedikt, der auf alle dies nur mit Kopfnicken geantwortet hatte, stand noch lange mit verschränkten Armen da, und sah gedankenvoll nach der Thür, aus welcher der Stadtschreiber gegangen war. Endlich seufzte er tief auf — sollt' es möglich sein! — Sollte mein Kind — murmelte er vor sich hin, meine fromme Magdalene wirklich von dem rechten Pfade gewichen, des Nachbars Rath eine warnende Stimme von Gott sein? — Nein, nein! rief er dann heftig, durch den Mund jenes gleißnerischen Mannes spricht Gott nicht zu mir, nur die Rache und eine böse Absicht sprechen aus ihm! Er setzte unmuthig das Trinkgeschirr wieder an seine Stelle, und ging, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn er mürrisch war, nach dem obern Stübchen, wo gemeinhin Magdalene bei ihrer kränklichen Mutter saß.

Heute fand er aber sein Weib nur allein,

er reichte ihr schweigend die Hand, und setzte sich auf Magdalenens Platz, ihr gegenüber. Eine geraume Zeit saßen sie so, der Vater in Gedanken, die Mutter den Ausbruch seines Unmuths befürchtend; da er aber sein Schweigen nicht brechen wollte, und mit der linken Hand auf dem Tische trommelte und unverständliche Worte murmelte, ein Zeichen, daß er mit etwas Unangenehmem beschäftigt war, so glaubte sie reden, und ihn auf Anderes bringen zu müssen. Es sind heute wohl keine Gäste in der Schenkstube, da du zu mir herauf gekommen bist? fragte sie deshalb.

Genug, erwiederte er, der Konrad wird sie schon bedienen — Aber wo ist Magdalene?"

Sie hat ihr Regentuch genommen, und ist zu ihrer Freundin gegangen.

Ich liebe es nicht, wenn ein sittiges Mädchen, gleich einem unnützen Pflastertreter, von Straße zu Straße herumläuft, sagte er finster, sage ihr das! Es ist besser, sie bleibt zu Hause und pflegt ihre kranke Mutter, arbeitet und steht der Wirthschaft vor, damit sie dereinst eine gute, tüchtige

Hausfrau werde, als daß sie von Straße zu Straße zieht. Sieh, alle der Schnak, den ich da auf dem Tische und in ihrer Arbeitslade sehe, gefällt mir nicht — Spitzen und Bänder, neumodisch Zeug, was über den Rhein zu uns gekommen ist, Firlefanz, von dem du und deinesgleichen in Eurer Jugend nichts wußtet. Was soll der Plunder? Was nützt eine solche Arbeit? Im Winter an den Spinnrocken, im Sommer das Linnen gebleicht und dann genäht, daß die Kasten voll werden, und wenn der Eidam die Tochter abholt, alles bereit ist, und dem Kinde nichts fehlt, als Gottes und der Eltern Segen, das ist Ordnung und Thätigkeit.

Die Mutter seufzte.

Ich verstehe deinen Seufzer, Gertrud, fuhr Benedikt fort, du möchtest den Eidam einziehen sehen, aber den, den du und das Mädchen wünschet; du kennst ihn, den Magdalene sich zu ihrem Verderben erkohren hat, bist schwach genug, der Thorheit deines Kindes nachzugeben, und siehst nicht die Kluft, welche sie trennt. Denk' an die Vergangenheit, Mutter! sagte er nun, mit Herzlichkeit

ihr die Hand reichend, denk' an unsere Jugend und ziehe dir die Lehre daraus, daß es nicht gut sei, wenn der Glaube störend in das häusliche Leben tritt. — Wir liebten uns gewißlich treu und wahr, fuhr er, in der Erinnerung an die Vergangenheit traulicher werdend, fort: in dir allein suchte ich mein ganzes Glück, ohne dich wäre mir das Leben verhaßt gewesen, und doch hätte ich den Muth gehabt, dir zu entsagen, wenn du dich nicht zur reinen Lehre bekannt hättest. Du thatest es anfangs mehr aus Liebe, als aus Ueberzeugung, und erst als du das Wahre vom Falschen sattsam unterscheiden lerntest und das Licht, hell und klar, dein Inneres erleuchtete, dankteſt du mir, daß ich dich recht geleitet. Und doch Barbara, doch hat, besonders in spätern Jahren, der Glaube uns so manche schöne Stunde getrübt, uud läugne es nicht, — Du bist, seit Gicht und Krankheit dich plagen, und Gott dir schwere Lasten auflegte, in deinem Glauben irre geworden, und zuweilen mag sogar ein Zweifel in dir aufsteigen, ob du recht thatest, dem Papstthum abzuschwören. Weine nicht, Mutter! sagte er, sie zu beruhigen

higen, faſſe dich, Gott iſt ein barmherziger Vater, er wird dir die Zweifel deines gedrückten Geiſtes vergeben, aber trotz ſeiner Barmherzigkeit würde er dir es nie verzeihen können, machteſt du unſer Kind in ſeinem Glauben irre, und raubteſt ihr ſo den Frieden ihres Herzens. Im Glauben allein iſt ewiges Heil, ſo wie im redlichen Wandel das irdiſche zu finden iſt. Ich warne Euch vor Sünde und Thorheit, denn wäre meine Furcht gegründet, ſo wäre auch mein Erdenglück dahin. Auch gebe ich nie meine Einwilligung zu der Heirath, fuhr er fort: des Mädchen Starrſinn ſetze ich meinen eiſernen Willen entgegen, und ſo wahr ich Benedikt Hegelin heiße, und ein redlicher Bürger von Eßlingen bin, rief er, heftig mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, der katholiſche Reiter-Lieutenant erhält mein Kind nimmermehr! Eben trat Magdalene ein.

Gut, daß du kommſt, ſprach er heftig auf ſie zugehend: doch die Mutter hielt ihn zurück, Benedikt! bat ſie, haſt du mir nicht ſo oft verſprochen, nie, wenn du heftig biſt, das zarte Kind zu betrüben; erſt beruhige dich, dann ſprich mit ihr.

Du hast recht, Mutter! sagte er, durch diese Mahnung besonnener geworden, es ist nicht gut, wenn der Mensch im Zorne redet, seine Vernunft ist dann gefangen, und seine Worte sind gemeinhin zu hart. Deshalb ein andermal, Magdalene, wenn ich ruhiger bin, sollst du erfahren, was ich dir sagen wollte. Er ging, ohne ihr die Hand zu reichen, an ihr vorüber.

Ich weiß schon was du willst, alter Vater! sagte das Mädchen ihm ernst und traurig nachsehend, fürchte nicht für dein Kind!

Komm, komm Magdalene! rief jetzt die Mutter, komm an mein Herz! Weine dich aus, an der Mutterbrust findest du die Thränen.

Aber Magdalene fand auch an der Mutterbrust die Thränen nicht, nur erst, als sie ihr Regentuch abgelegt, sich wieder zur Arbeit hingesetzt hatte, und die weinende Mutter vor sich sitzen sah, erhielt ihr Schmerz Worte: Weinet nicht um mich, Mutter! sprach sie mit weicher Stimme: Eure Thränen vermehren nur noch meinen Kummer, ehe der Zwiespalt in meinem Innern nicht gelöst ist, ehe nicht ein fester Entschluß in

mir Wurzel gefaßt hat, eher habe ich nicht Ruhe noch Rast. Ich habe die Muhme gesprochen, sie läßt Euch grüßen und ermahnen, beharrlich auf dem Wege fortzuschreiten, den Ihr betreten hättet. Mir hat sie einen Gruß und dies Brieflein von ihm gebracht, und mir manches gesagt, was mich betrübt. Sie meint, ich soll das Vaterhaus heimlich verlassen, nach Gmünd zu ihr kommen, dort mich mit Georg verbinden, und in dem Schoos der alleinseligmachenden Kirche Vergebung suchen.

Kind! rief die Mutter erschrocken.

Bangt nicht für mich, Mutter! fuhr Magdalene fort, gegen diesen Vorschlag sträubt sich mein Herz, ich verlasse den alten Vater nicht heimlich, trete ohne seinen Segen nicht zum Altar. Und drängt auch eine mächtige Sehnsucht mich nach der Kirche, wo ich nicht allein und verlassen mit meinen Fehlern und Sünden stände, wo die heilige Mutter als söhnende Vermittlerin, wo die Heiligen durch ihre Fürsprache für mich um Vergebung flehen würden, lockt mich auch das glänzende Gepränge, der Weihrauch und der feierliche Gesang, so wende ich doch mit innigem,

frommen Herzen mein Auge nach dem reinen, hellern Licht, das mich seit meiner Wiege umstrahlte, ich wage es nicht meinen Geist zu fesseln, und meinen Sinnen zu folgen.

Der Herr möge dich erleuchten, sprach die Mutter.

Ueberdies seh ich in Euch ein warnendes Bild, fuhr Magdalene fort. Noch im Alter steigen Zweifel in Euch auf, ob Ihr recht thatet, den Glauben Eurer Väter zu verlassen, und ich fürchte, auch mich könnte es gereuen, durch Liebe verlockt, dem Glauben zu entsagen, auf den meines Vaters redliches Herz so sehr baut, der ihm so schönen Trost, so kräftigen Muth im Unglück giebt, und den er mir von Kindheit an so tief in meine Seele geprägt hat; dann dünkt es mir auch zuweilen, als führe nur der fromme Wandel zum Himmel und die äußern Formen wären nur irdischer Tand, den man am Grabe ablegt, und von dem die Heiligen dort oben nichts wissen. So wird mein Inneres von Zwiespalt zerrissen, ich bin mir kaum eines festen Willens, eines bestimmten Wunsches mehr bewußt; nur das weiß ich,

daß ohne Georg das Glück des Lebens für mich dahin ist.

Er wird nie der Deine werden, armes Kind! sagte jetzt die Kranke, das Mädchen näher an sich ziehend, der Vater hat sich darüber bestimmt ausgesprochen, und du kennst seinen festen Willen.

Den kenne ich! sagte Magdalene mit Ergebung, ich werde mich vor ihm beugen, gehorsam sein, und lieber untergehen, als etwas thun, was mir Gott und der Vater verbietet, aber eben so wenig wird sein Wille mich vermögen, ihm zu entsagen, ihn zu vergessen. — Seht Mutter! Wären bei uns die frommen Asyle, wo ein zerrissenes Gemüth Fried' und Ruhe wieder finden könnte, nicht aufgehoben und zerstört, so stände mir ein Ausweg offen, nun aber schwank' ich zweifelnd zwischen Schmerz und Lust, zwischen Pflicht und Liebe, und weiß mir nicht mehr zu rathen.

Armes Kind! jammerte die Mutter, auch ich weiß dir keinen Rath, keinen Trost zu geben; geh in dein Kämmerchen und bete.

Ja Mutter, das thu' ich oft, wenn mir die Brust zerspringen will, bei Tag und

Nacht, in Freud' und Leid. Aber wenn ich dann, die Hände gefaltet, auf meinen Knieen liege und meine Worte so recht aus des Herzen Tiefe aufsteigen, so ist es mir doch zuweilen, als flüstre mir eine Stimme von außen zu: Dein Gebet dringt nicht hinauf zu Gott, die Lüfte tragen es nicht zu seinem heiligen Thron, und dann drängt es mich, das Muttergottesbild, das ich so sorgsam verberge, aus dem Schrein zu nehmen, und an sie, die Schmerzenmutter, mein Gebet zu richten. Oft habe ich es schon gethan, und da war es mir, wenn ich mein Auge nach ihr hob, als ob ich zu Euch, gute Mutter spräche und sie meine Sehnsucht verstände, und dann ward es mir leichter um das Herz. Zuweilen aber graußt mir vor dem Bilde, und es ist mir, als trieb' ich Abgötterei mit irdischen Dingen.

Sie schwieg und setzte sich zur Arbeit nieder, aber es dauerte lange, bis sie die Nadel zur Hand nahm, ihr Herz war zu bewegt. Mutter! sagte sie endlich, er hat mir geschrieben, daß er morgen hierher kommen würde, in unser Haus darf er nicht, und sprechen muß ich ihn doch, erlaubt Ihr, daß

ich zur Ruhme gehen darf? dort will er mich erwarten.

Kann ich dir deine Bitte verweigern? erwiederte die Mutter, mich dünkt zwar, ich thue Unrecht und auch du, wir sollten Beide nichts beginnen, was der Vater nicht wissen darf.

Ich will es ihm auch nicht verheimlichen, sagte Magdalene rasch, will es ihm offen gestehen, daß ich Georg sprach. Warum sollte ich es nicht, ist es ja nur ihm Lebewohl zu sagen, daß ich ihn noch einmal sehen will.

Hast du den Muth hierzu, Magdalene? fragte die Mutter besorgt, wird dein Herz nicht vor Gram brechen? —

Ja Mutter! erwiederte sie mit Ergebung, ich werde Georg nie vergessen, nie wird eine andere Liebe mein Herz beglücken, aber der Vater befiehlt und ich gehorche, ihm danke ich mein Leben, er legte den festen Grund der Tugend in meine Brust, er erwartet so ganz das Glück seines Alters aus meiner Hand, nie werde ich thun, was ihn betrüben könnte. Dies Herz wird brechen, doch soll es ihm verborgen bleiben, diese Augen werden weinen, er soll keine Thräne sehen,

nur an Eurer Bruſt ſoll mein Schmerz Worte finden, nur Euch ſoll mein blutendes Herz geöffnet ſein.

Die Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſie verſuchte ihr Kind von dem ernſten Entſchluſſe abzubringen, aber vergebens. Ich vergeſſe ihn nie, ſprach Magdalene mit Ruhe, aber geſchieden muß es ſein.

Am andern Morgen ſchlich ſie zu der Muhme, und fand dort den Geliebten ſchon ihrer harrend. Sie hatte am Morgen noch einmal offen mit dem Vater über ihr Verhältniß geſprochen, ſeine beſtimmte Weigerung ihrer Bitte, die furchtbare Verheißung ſeines Fluches, wenn ſie den Katholiken heirathe, hatten ihr gezeigt, daß keine Hoffnung mehr für ſie ſei, und ihr Entſchluß ſtand nun unerſchütterlich. Nicht Georgs Bitten, nicht der Muhme Ermahnungen, konnten ſie bewegen.

Wir müſſen uns für den Augenblick trennen, mein Geliebter! ſprach ſie, nur die Zeit kann Hoffnung wiederbringen, jetzt muß ſie für uns verloren ſein. Nicht mein Glaube, nicht der Deinige erlauben mir Kindespflicht zu vergeſſen, und kein Prieſter kann mich

von dem Vaterfluche losſprechen. Wir ſehen uns nicht wieder! Bleibſt du mir treu, ſo finden ſich unſre Herzen doch; ſei es hier, oder dort. Sie ſchied von ihm, ſeine Thränen, ſein Flehen hielten ſie nicht zurück.

Kaum war ſie wieder in ihr Haus getreten, als ſie den Vater von der Zuſammenkunft mit Georg, und von dem Lebewohl, welches ſie ihm geſagt, unterrichtete. Sie verſprach ihm, ſo lange er es wünſche, von dem Geliebten getrennt zu bleiben, geſtand aber eben ſo offen, daß ſie ihn nie vergeſſen, ihn ewig lieben werde. Und wenn dieſe Augen ſich ſchließen? unterbrach ſie der Vater, Wenn ich nicht mehr bin?

Magdalene ſchwieg.

Auf mein Grab bauſt du deine Hoffnung? fuhr er finſter fort, ich verſtehe dich! Mein Todtenkranz ſoll bei dir zum Brautkranz werden!

Vater! rief das Mädchen erſchüttert, Vater, nicht ſolche zerreißende Worte!

Nun, ſagte er beruhigter, wir wollen es der Zeit überlaſſen; ſie heilt ſo manches. Ich will deinen Worten vertrauen — aber Magdalene, wenn du auch dieſen Stein von mei

nem Herzen gewälzt hast, liegt doch noch ein schwererer darauf — wirst du deinem Glauben so treu bleiben, wie deiner Kindespflicht? Wirst du nie wanken, nie das Gelübde vergessen, das du an heiliger Stätte thatest? Denn wisse, nur um des Glaubens willen erscheint mir deine Liebe sündhaft, nur weil er ein Katholik ist, mag ich ihn nicht zum Eidam; beruhige mich auch hier.

Lieber Vater, erwiederte das Mädchen, und über ihr Antlitz breitete sich eine heilige Ruhe, was der Welt angehört, darüber vermag der menschliche Wille zu entscheiden, ich habe es nach Euerm Wunsche gethan; der Glaube aber gehört dem Himmel an, von dort kam er zu den Menschen, dort oben leuchtet das Licht, das seine Strahlen in unsre Brust wirft, Gott wird mein Herz lenken! —

Das möge er! sprach der Alte, und legte seine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt, Gott möge Barmherzigkeit an dir und mir üben, und dir das reine Licht seiner Lehre ewig in deinem Herzen leuchten lassen. Geh in dich!

Magdalene neigte sich ehrerbietig vor dem

Vater, legte die Hand auf ihr Herz, warf einen Blick gen Himmel, und ging der Thüre zu. Als sie diese eben öffnete, trat der Stadtschreiber mit Hast ein, wohin Jungfer Magdalene? sagte er freundlich und wollte sie zurückhalten, sie aber achtete seiner nicht, und schritt an ihm vorüber.

Eine stolze Dirne, Gevatter! sagte er ihr nachblickend, gebe Gott, daß es bei ihr nicht heißt, Hochmuth kömmt vor dem Falle!

Wie meint ihr das, Herr? fuhr Benedikt aus seinem Sinnen auf.

J nun Gevatter! erwiederte der Stadtschreiber heimlich lächelnd, der Mensch kann fleischlich, kann geistig fallen, das Letztere ist das Gefährlichste — doch — lenkte er schnell ein, von wichtigern Dingen. Wißt Ihr schon? —

Was soll ich wissen? fragte Benedikt ungeduldig.

Der nächtliche Kriegzug ist, so wie uns aus Erbach geschrieben worden, vom Schnellert nach dem Rodenstein gezogen, man hat amtliche Berichte darüber, der Lärm, das Getöse soll furchtbarer gewesen sein, als je.

Possen! unterbrach ihn Benedikt, wie könnt Ihr auf solches Geschwätz hören.

Possen nennt Ihr, was weltkundig ist? Der Amtmann von Erbach hat sich an Ort und Stelle begeben, Protokolle sind darüber aufgenommen, Zeugen verhört, von Heidelberg ist ein Rechtgelehrter hingeschickt, und der wird sich doch nicht blenden lassen?

Vom Teufel, Herr Stadtschreiber, lassen sich Gelehrte und Ungelehrte, Pfaffen und Laien blenden; so lange mich meine Augen, meine Ohren nicht überzeugen, bleibe ich hierin ein Ungläubiger.

Auch hat sich der wilde Jäger bei Türkheim wieder hören lassen — an dem alten Wartthurm auf dem Oehlenberge haben sie Halt gemacht, und eine höllische Fanfare geblasen.

Wie kann nur ein verständiger Mann an solchen Weiberschnak glauben? unterbrach ihn der Adlerwirth mit Unmuth.

Der Glaube macht selig! begann der Stadtschreiber schnell das Wort wieder ergreifend, was alle Welt glaubt, glaube auch ich, und das Ding mit dem wilden Jäger habe ich selbst aus der Ferne gehört, als ich einstmals

bei Nacht mit meinem Diener in wichtiger Angelegenheit von Stuttgart zurückkehrte. Das war ein Saus und Braus, ein Lärmen und Toben, man hätte meinen sollen, der Böse rücke mit der ganzen Hölle an. —

Habt vielleicht auf Rechnung der Stadt in Stuttgart einen Trunk über den Durst gethan, meinte der Alte.

Und bedenkt, fuhr jener fort, daß schon seit Jahrhunderten die Sage vom wilden Jäger und von dem Kriegzug vom Schnellert nach dem Rodenstein im Volke herumgeht, und solche Sagen sind ehrwürdig; Jung und Alt, Weise und Narren glauben daran, und nur Ihr allein zweifelt.

Benedikt lächelte bei diesen Worten; noch mehr würdet Ihr Euch über meinen Unglauben wundern, sagte er, wenn Ihr wüßtet, daß der wilde Jäger gewissermaßen zu meiner Sippschaft gehört, dessen ich mich aber nicht zu rühmen habe.

Zu Eurer Sippschaft? Ei, wie wäre das möglich Gevatter? fragte der Stadtschreiber, rückte sich einen Sessel zurecht und legte sein Hütchen vor sich auf den Tisch.

Ja, ja! sagte Benedikt lächelnd und

schob ihm ein Kelchglas zu, das er bald mit bleichem Ramsthaler füllte. In meiner Familie vererbte eine alte Urkunde vom Vater auf den Sohn, die gar sonderbare Dinge enthält; ein launiger Mönch mag sie wohl einmal aufgesetzt und einem meiner Vorfahren für ein Fuder alten Wein verkauft haben.

Ei Ihr macht mich sehr neugierig Gevatter, nahm der Stadtschreiber das Wort, zeigt doch die Urkunde, Ihr wißt, solche Antiquitäten halte ich für Schatzkästlein, aus denen man manche gute Historie schöpfen, manches lernen kann, für mich haben sie großen Werth, und Vieles wird durch sie berichtigt, was sonst im Dunkel geblieben wäre.

Benedikt lächelte, schloß einen Wandschrank auf und nahm eine alte, gelb gewordene Pergamentrolle heraus. Hätten auch mit dem theuern Pergamente etwas vernünftigeres thun können, als dergleichen Sagen aufzusetzen, und ihre Lügen bis auf die Nachwelt zu bringen, sagte er, sie entfaltend, da es Euch aber Freude macht, solchen Schnak zu hören, so sei es! Stärkt Euch mit einem

Trunke, und hört aufmerksam zu, es ist für Euern Gaumen ein wahrer Leckerbissen.

Der Stadtschreiber, abergläubisch und furchtsam, setzte sich zurecht und wagte kaum aufzuathmen, so begierig war er auf die alten Geschichten, obgleich es ihm schon jetzt vor alle dem Furchtbaren, was er vernehmen sollte, graußte. Der Wirth zum Adler begann nun zu lesen:

Die Eßlinger waren mit ihren Verbündeten gen Weil gezogen, dem Grafen Eberhard von Würtenberg, dem Todtfeind ihrer Stadt entgegen. Es war ein gar stattlicher Haufe, wohl an 5000 wackre Kriegleute, in mancher Fehde, in mancher Schlacht erprobt, Gmünd, Ulm, Nördlingen, Reutlingen, und andere schwäbische Orte, auch die von Nürnberg und Frankfurth hatten ihre reisigen Knechte geschickt, und die von Eßlingen allein 600 Bewaffnete gestellt. Unter ihnen befand sich Mar Hegelin der Wirth, ein gar ansehnlicher Kriegmann und wackerer Bürger. Dies Volk lagerte sich nun vor Dessingen, wo das Würtenberger Landvolk sich mit Haab und Gut auf den Kirchhof geflüchtet und sich dort verschanzt hatte. Die von den Städten

meinten, sie hätten leichtes Spiel, aber die Würtenberger wehrten sich tapfer, und wollten nichts von Uebergabe wissen, so, daß ihr Graf Zeit gewann, mit den verbündeten Fürsten und Edeln ihnen zu Hülfe zu ziehen.

Am 24. Tage des Augustmonats traf auch Graf Eberhard, benamset der Greiner, mit seinem Heere bei Oeffingen ein. Es waren zwar nur 600 Lanzen, aber lauter Grafen und Edle, wohlbewaffnet und muthigen Sinnes, und 2200 zu Fuß, meist Würtenberger Volk. Die Städter verluchten das kleine Häuflein und meinten, es solle ihnen geschehen wie zu Reutlingen, wo sie des Grafen Sohn, den Junker Ullrich, auf's Haupt schlugen, und manchen Edlen niederwarfen; stellten sich auch die von Reutlingen, eine kecke, verwegene Schaar voran, und erwarteten unter Hohngeschrei den Feind, der auch nicht lange säumte. Als Graf Ullrich das Stadtpanner von Reutlingen wehen sahe, gedachte er jenes unglücklichen Tages, der Zorn übermannte ihn, er legte die Lanze ein, Graf Heinrich von Werdenberg, Graf Erich von Zollern folgten. Sie drangen ein, warfen Alles vor sich nieder, doch als der

Wür-

Würtenberger ihr Panner erfaßte, ſtach ein Reutlinger ſein Streitroß nieder, es ſtürzte, die Bürger warfen ſich auf den Grafen und er und ſeine Freunde wurden erſchlagen.

Dies ſah der alte Greiner, ſein Muth ſank nicht, wohl aber ſtieg ſein Blutdurſt, denn er war ein gar wilder, aber ſtreitbarer Herr. Er ſprach den Seinen Muth ein, ſetzte in die von Eßlingen, auf welche er, wegen alter Unbill, am meiſten erbittert war, und nun begann ein blutiger, allgemeiner Kampf. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, die vom Adel fochten ritterlich, die aus den Städten als wackre Kriegsleute; da kam ein reiſiger Haufe unter wildem Geſchrei von der Höhe herab, denen von Frankfurth und Worms, ſo wie die Nachhut hatten, in den Rücken, drangen ein, die Städter ſtutzten, ihre Reihen trennten ſich, die Würtenberger bekamen neuen Muth, und Gott gab ihnen endlich den Sieg. 1500 der Städter blieben auf dem Wahlplatz, 600 wurden gefangen.

Wolf von Wunnenſtein, des Grafen Eberhard bitterſter Feind, aber ein noch größerer Feind der Städte, ein wilder Mann, hatte aus allen Gegenden ſeine tollen Freunde

und Zechbrüder aufgeboten, und so an 50 Lanzen zusammengebracht, unter denen sich auch der gottlose Junkherr von Rodenstein befand. Wolf vergaß für den Augenblick den alten Groll, zog mit ihnen Graf Eberhard zur Hülfe und entschied den Sieg. Nach der Schlacht kehrte er unversöhnt wieder heim, und seine Gesellen mit ihren Gefangenen, deren nicht wenig waren, auf ihre Burgen, und so führte das Schicksal Max Hegelin nach Burg Rodenstein, in die Gewalt des wilden Raubritter, vor dem der ganze Odenwald, wegen seiner Grausamkeit erzitterte. Wenn ihn die Landleute nahen sahen, schlugen sie, wie vor dem Bösen, ein Kreuz, denn er verwüstete mit seinen Gesellen schonunglos die Fluren, ließ aus tollem Uebermuth die Unglücklichen, welche er auf seinem wilden Jagdzug traf, von seinen Hunden zu todte hetzen und war in Summa schon bei seinem Leben der Hölle verfallen; Max Hegelin, der rechtliche Mann konnte in keine schlimmern Hände fallen, als in die des wilden Raubritter.

In den Städten war indeß Jammer und Noth, es gab kein Haus, wo nicht Thränen

und Wehklagen gewesen wäre. Auch in Max Hegelin Wohnung zu Eßlingen flossen der Thränen viel, und Herrn Max Töchterlein, ein frommes, gar liebes Kind, weinte und klagte zwei ganzer Tage. Am dritten bestieg sie ein Roß, und zog mit ihrer Amme, einem Diener und einem wohlgefüllten Seckel nach Heilbronn zu ihrer Muhme. Von dort schickte sie nach Rodenstein, um wegen des Lösegeld für den Vater zu unterhandeln; aber der Ritter verlangte so viel, daß das ganze Vermögen des Alten nicht hinreichte. Sie weinte und klagte nun von neuem, und härmte sich über ihren Vater ab, von dem sie nicht die mindeste Kunde erhielt. Da flüsterte der Böse ihr zu, selbst hinzuziehen ein frommes Werk zu thun und den Vater aus der Haft zu erlösen; sie folgte, legte das züchtige Gewand einer Jungfrau ab, kleidete sich wie ein Junkherr und zog nach dem Odenwalde.

Als sie in der Ferne die Thürme des Rodenstein gewahrte, sank ihr der Muth, sie hielt ihr Roß an, und gedachte des wilden, grausamen Ritter; denn also hatte man ihr den von Rodenstein beschrieben.

Ihr Herz bebte, denn sie stellte sich ihn, und mit Recht, gar fürchterlich und gottlos vor. Da wandte sie ihr Roß, wollte umkehren und wieder heimwärts ziehen, als sich plötzlich von nah und fern Hörner und Rüdengebell vernehmen ließ und ein flüchtiger Hirsch an ihr vorbeijagte, von Hunden und Jägern gefolgt, die sich jedoch wenig um sie und ihren Begleiter kümmerten. Nur einer, ein stattlicher, schöner Mann hielt sein Roß an. Wohin des Weges Junkherr? fragte er, wollt Ihr nicht mit uns hinter dem Hirsche drein? Kommt!

Aber das Mädchen dankte höflichst, und da der Jägermann ihr wohlgefiel, und er ihr Zutrauen schnell gewonnen hatte, glaubte sie, Gott habe ihn ihr gesandt. Herr, bat sie mit zitternder Stimme, mein Herz ist zu betrübt, um Theil an Eurer Jagd zu nehmen. Ich bin kein Junkherr, wie Ihr meint, sondern der Sohn eines ehrsamen Bürgers von Eßlingen, der auf dem Rodenstein gefangen sitzt. Ich kam, den Ritter um seine Freiheit gegen Lösegeld zu bitten, doch als ich die Burg in der Ferne sah, verging mir der Muth, und ich beschloß umzukehren.

Vermögt Ihr vielleicht etwas über den wilden Mann, so sprecht für mich ein gutes Wort. Gott wird Euch lohnen!

Der Jägermann blickte die Jungfrau unverwandt an, und mochte wohl die Mummerei durchschaut, und ihr Geschlecht errathen haben; denn er sagte gar freundlich: Reitet nur mit mir nach der Burg, ich glaube wohl, etwas über den Ritter zu vermögen. Sie ließ sich bethören, folgte ihm, und als die Zugbrücke hinter ihnen wieder aufgezogen war, sagte er ihr unverholen, daß er selbst der Ritter von Rodenstein sei, der längst gemerkt, daß sie Jungfer Mathildis, die Tochter des gefangenen Eßlinger wäre. Das Mädchen erröthete und konnte sich vor dem Ritter nicht länger verbergen, für den der Böse schon beim ersten Anblick ihr Herz gewonnen hatte. Und als nach einigen Tagen Max Hegelin das Gefängniß geöffnet wurde, er seine Tochter, die ihn gerettet, umhalste, konnte sie sich nicht freuen, und weinte bitterlich; auch folgte sie dem Vater nicht nach der Heimath; ihre Unschuld, ihr ewiges Heil war dahin, und ihr blieb nichts, als der Fluch des zornigen Vater.

Er traf sie auch schwer. Als sie die Strafe ihrer Sünde unter ihrem Herzen spürte, und dies dem Ritter gestand, den sie immer noch mit sträflicher Leidenschaft liebte, und nun auf die Erfüllung seines eidlich gethanen Versprechen drang, sie als sein ehelich Weib zu umfangen, da übermannte ihn der Zorn; vom Wein bethört, von dem Bösen verlockt, stieß er ihr den Dolch in das Herz. Sie starb mitten in ihren Sünden, wohl reuig, doch ohne Sakrament. Deshalb soll sie auch im Tode weder Ruhe noch Rast haben, zur Strafe ihrer sündhaften Lust, wenn ihn Fluch und Verdammniß austreibt, von ihrer Sehnsucht geweckt werden, dann um ihn trauern und klagen, und sich mit ihm wieder in das Grab legen.

Dies habe ich, Ambrosius, Mönch zum Kloster des heiligen Franziskus, der Welt zu Nutz und Frommen, den Jungfrauen zur Warnung aufgesetzt, wie es mir Herr Max Hegelin auf seinem Sterbebette gebeichtet und der ehrwürdige Abt es bestätigt hat.

Gott schütze die Frommen, und strafe, die vom rechten Wege wandeln.

Geschrieben zu Eßlingen im Jahre Christi 1400.

Nun hieraus seht Ihr, sagte Benedikt, der lächelnd das Pergament wieder zusammenrollte, daß der wilde Jäger zu meiner Sippschaft gehört, wenn auch auf eine etwas wilde Art.

Gevatter! nahm der Stadtschreiber, dessen Gesicht nach und nach wieder Ausdruck gewann, das Wort, Irr' ich nicht, so sagt auch in hiesiger Stadt ein Gerücht, daß den Jungfrauen Eures Geschlechtes das Glück nie recht zur Seite stehen will, ihr Ehestand zum Wehestand werde und schon seit vielen Jahren niemand aus hiesiger Stadt mehr gewagt habe eine Hegelin zu freien. Sein Auge sah hierbei schadenfroh auf den Alten, der nachdenkend in sein Kelchglas blickte. Es sind nun gerade 300 Jahr seit jener unglücklichen Schlacht, die Kriegsflamme leuchtet von neuem, mich dünkt, Ihr solltet das Schicksal nicht so arg versuchen. Ein Jahrhundert ist wie der Kreislauf des Blutes im Menschen, es kehrt immer, so wie es ging, auf die alte Stelle zurück, überdies ist die Zahl drei eine wichtige, heilige Zahl, und

ich war am 24. Auguſt, als dem Schlachttage von Deſſingen, für unſre arme Stadt ſehr bange, und werde noch in Sorgen ſein, bis das Unglücksjahr hinter uns iſt. Dennoch, ſagte er nach einer langen Pauſe, während welcher er Herrn Benedikt ſcharf beobachtete, will ich mich, trotz der Urkunde, und dem Böſen Gerücht, nicht abgeneigt zeigen, noch einmal für meinen Sohn um Jungfer Magdalene zu werben.

Herr Stadtſchreiber! erwiederte der Alte, von des Mannes Zudringlichkeit aus ſeinem Sinnen geweckt, Ihr glaubt ja ſo feſt an Sagen, achtet ſo leicht auf Gerüchte klatſchender Frauen, wie könnt Ihr es wagen, Euerm Sohn ein Weib aus meinem Geſchlechte geben zu wollen, wo die Mägdlein, wenn ſie auch nicht alle mit dem wilden Jäger herumziehen müſſen, zum Unglück, oder zur Ehelosigkeit verdammt ſind? Iſt Euer Glaube an dergleichen Poſſen feſt, ſo beachtet ſie; meine Tochter ſoll über Euer Geſchlecht kein Wehe bringen, und zum letztenmale bitte ich Euch freundlich, von dieſer Sache zu ſchweigen. Magdalene iſt die Letzte ihres Geſchlechts, mit ihr geht mein Stamm

aus, und vielleicht ist es gut, daß die Zweige verdorren, obgleich ich mich über das Schicksal nicht zu beschweren habe. Glück und Unglück wechseln in jedem Hause. In Euerm Geschlechte, Herr Stadtschreiber, scheint die Mitgift der Mägdlein glücklicher zu sein, als die der Knaben.

Ihr scherzet doch immer, Gevatter, unterbrach ihn der Stadtschreiber, seine Empfindlichkeit, so viel ihm möglich war, unterdrückend, selbst in dieser gefahrvollen Zeit ist Eure Laune die nämliche — Doch von etwas anderem. Wißt, es ist dem edlen Rath so eben die Nachricht zugekommen, daß die Franzosen Kaiserslautern besetzt haben und auf Speier und Mannheim rücken, auch sich bei Breisach zeigen sollen.

Und das sagt Ihr mir erst jetzt! fuhr Benedikt heftig auf, Plaudert vom wilden Heer und dergleichen Unsinn und beschwatzt mich, Euch mit der alten Urkunde die Zeit zu vertreiben! — Vom Rhein, nicht vom Odenwalde kömmt das wilde Heer. Der französische Ludwig, das ist der Ritter von Rodenstein, der mit seinen Gesellen verwüstend über deutsche Fluren und Wälder

zieht, dorthin muß jedes deutsche Auge schauen, jedes deutsche Ohr lauschen, nicht nach dem Sausen und Lärmen, wenn der Sturmwind durch den Buchenwald rauscht und der Furchtsame in der Angst seines Herzen Stimmen von Jägern und Hunden und Hörnergetön zu vernehmen glaubt. Der Churfürst von der Pfalz hätte besser gethan, das Ungewitter zu beschwören und einen tüchtigen Staatmann von Mannheim nach Paris zu schicken, als einen Rechtgelehrten von Heidelberg nach Erbach, den Teufelspuk zu untersuchen.

Auch sagt man, unterbrach ihn der Stadtschreiber, daß der Reichtag zu Regensburg, den Krieg für einen Reichkrieg erklären und die Stände deutscher Nation auffordern würde, ihre Contingente zu stellen. Auch unser gutes Eßlingen müßte dann dem allgemeinen Wohle das Opfer bringen, und bald würde es in dieser friedlichen Stadt sehr kriegerisch aussehen.

Daß Gott erbarm! rief Benedikt hohnlachend, Kriegerisch würd' es hier aussehen, wenn der Trommler mit seinem Kasten lärmend durch alle Straßen zieht, um die paar

Unglücklichen hervorzulocken, die in einen weißen Kittel gesteckt, für Freiheit und Vaterland ausziehen sollen? Gott erbarme sich über den jetzigen Kriegstand der deutschen Reichstädte; das ist ein jämmerlich Ding! So ein Reichherr sieht aus, wie eine Narrenjacke, aus hundert Flicken zusammengesetzt, überall pfeift der Wind durch, nirgend ein fester Halt. Ja sonst, Herr Stadtschreiber, rief er begeistert und packte den Kleinen gar unsanft bei der Schulter, sonst, wenn der Feind nahte, der Thürmer blies, die Trommeln rasselten, da verließ Jung und Alt die friedliche Wohnung, verließ Frau und Kind, eilte gewappnet auf den Marktplatz, zog von da nach seinem Posten, auf den Wall oder zu den festen Thürmen, auch wohl zur Stadt hinaus dem Feind entgegen. Da standen die Gewerke in brüderlicher Eintracht fest neben einander; kein Neid, keine Zwietracht mehr, alles stand für einen Mann, denn es galt die Wohlfahrt der Stadt, den eignen Heerd, die Bürgerehre. — Freudig stellte sich der Rath an die Spitze, jedermann folgte, und jetzt? — Sagt einmal selbst, Herr Stadtschreiber, solltet Ihr jetzt mit

hinaus und den kleinen Degen ziehn, der hin und her an Eurer Seite wackelt, Ihr stürbet ja vor Furcht, ehe Ihr nur einen Feind gesehen hättet. Jetzt, wenn die Trommel ruft, da werden die Gefängnisse geöffnet und die Hefe des Pöbel zieht zur Vertheidigung des Vaterlandes fort, und wohl der Stadt, kehrt keiner in ihre Mauern zurück. Ja, Herr! fuhr er immer heftiger werdend fort, seit dem schweren dreißigjährigen Kriege, sind die Städte gesunken, Handel und Wandel liegt, unser Muth ist gebrochen, und unsere ganze Sache nur noch eitel Flickwerk.

Ei, ei, werther Gevatter, unterbrach ihn endlich der Stadtschreiber, sich ein Herz fassend, rechnet ihr unsere Privilegia für nichts? Sitzen wir jetzt nicht sicherer in unserm Hause, als in jenen unruhigen Zeiten? Schützt die Feder uns jetzt nicht mehr, als damals das Schwert, und das Kammergericht nicht besser, als alle gewappneten Gewerke? Jetzt geht alles fein ordentlich und überlegt, ruhig wird alles berathen, alles geschieht bedächtig und mit Weile, damit die

heftigen Gemüther Zeit zur Beſinnung haben, und ein ſtudirter Mann —

Spricht und ſchreibt, wo ſonſt ein kräftiger Mann handelte und drein ſchlug, fiel ihm der Adlerwirth in die Rede. Nein, nein Herr, von all der Herrlichkeit, von all' unſrer Freiheit und unſerem Wohlſtand ſind nur noch die Fetzen übrig geblieben. Uns geht es, wie den alten Jungfern, die ſich nur noch an dem ergötzen, was ſie einſt waren, und nur auf längſtvergangene Reize noch ſtolz ſind. — Was iſt Augsburg, was Nürnberg, wo iſt ihr Handel, ihr Reichthum? Wo ſind die Kriegflotten der Hanſe? Alles iſt hin? keine Kraft, kein ſtarker, feſter Sinn mehr. Aus dem langen, dreißigjährigen Kriege ſind die Fürſten allein mächtiger erſtanden, die Städte ſind geſunken, es iſt aus mit uns!

Und doch ſchien es Euch wünſchenswerth, das Regiment der Stadt auch noch in dieſen elenden Zeiten zu führen erwiederte der Stadtſchreiber mit Bitterkeit, doch grollt Ihr uns, daß wir Euch nicht zur Stütze dieſes morſchen Gebäudes wählten, und gerne hättet Ihr mit dieſer alten, nur auf

vergangene Vorzüge eitlen Jungfrau den Reihen eröffnet. —

Ja, fiel ihm der Alte mit derber Stimme in die Rede, ja, ich wünschte es, um zu retten, was noch zu retten war, vorerst die Blutsauger zu entlarven, die an der Stadt Mark saugen, und nur verstehn, der Stadt Seckel zu leeren, und den ihrigen zu füllen. Solche Menschen wollte ich aus der ehrwürdigen Rathstube entfernen, fuhr er immer heftiger fort, solche Menschen, die nicht werth sind — doch, wozu dieser Eifer, trinkt nur Herr Nachbar, es ist ein guter Wein, zwar kein Eßlinger Gewächs, aber ächtes Brodwasser — Wißt Ihr, warum ich den Wein so nenne?

Nein! erwiederte der Stadtschreiber, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Ihro Gnaden, die Herzogin Sybille von Würtenberg, die jenseit des Waldes in Steten ihren Wittwensitz hat, kehrt, wenn ihr Weg sie nach Eßlingen führt, stets bei mir ein und ist mir und meinem Kinde gar wohl gewogen. Sie ist, wie Ihr wohl wissen

werdet, eine gar fromme und tugendſame Frau, liebt aber ein Gläschen Wein, und ſchämt ſich deſſen, was ſie doch nicht ſollte. Sie hat ſich nun deshalb Rauenthaler, weil er ſo bleich iſt, zu ihrem Leibtrunk gewählt, und fordert dann immer, ihres ſchwachen Magens wegen, Brodwaſſer zum Imbiß und Schlaftrunk. Seht, ſo macht auch Ihr es, Herr Stadtſchreiber, fordert von der Stadt, Eures ſchwachen Magens wegen, mit ſonderlicher Demuth Brodwaſſer, und wißt, ſtatt deſſen, geſchickt den beſten Wein in Euren Keller zu bringen — Nun nichts für ungut, trinkt, verſchluckt die Pille, ſie iſt wohlgemeint, und leert den Becher auf der Stadt Wohlfahrt, daß der Krieg ſchonend an ihr vorübergehe.

Sie ſtießen an, der Stadtſchreiber ergriff ſeinen Hut, denn er kannte des Nachbar derbe Sprache, wenn er auf dies Kapitel kam, das er übrigens nicht weiter erörtert zu ſehen wünſchte, und empfahl ſich, Rache im Herzen. Er ſchwur beim Nachhauſegehen dem Alten den nochmaligen Korb für ſeinen Sohn und die Stichelreden nie zu vergeben,

und sich dafür an dessen empfindlichster Stelle, an Magdalenen zu rächen.

Louvois, dieser allvermögende Minister Ludwig des 14., hatte, um den König von Frau von Maintenon abzuziehn, den Krieg eingeleitet. Das erledigte Churfürstenthum Cölln und die von Frankreich begünstigte, vom Papst verworfene Wahl des Kardinal von Fürstenberg, so wie die Ansprüche, welche das Haus Orlean an die Verlassenschaft des verstorbenen Churfürsten von der Pfalz zu haben meinte, gab Frankreich den Vorwand, ohne die mindesten, vorhergegangenen Verhandlungen, ein Heer in die Pfalz einrücken zu lassen. Schnell wurden die pfälzischen Länder, jenseit des Rheines besetzt, ein Heer von 30,000 Mann überschritt diesen Fluß, berennte Philippsburg, und gleich nach Ankunft des Dauphin begann, von Vauban geleitet, die Belagerung.

Deutschland war von Truppen entblößt. Noch waren die stehenden Heere nicht auf dem furchtbaren Fuß, wie späterhin, jeder Fürst hielt nur eine unbedeutende, die Kräfte

des Landes nicht überschreitende Kriegmacht. Durch Werbungen im In- und Auslande wurden bei bevorstehendem Kriege die Regimenter vollzählich gemacht, oder neue geworben, so, daß Ludwig der 14., der stets ein bedeutendes Heer zu seiner Verfügung hatte, bei diesem raschen Vordringen, besonders anfangs, ein großes Uebergewicht bekommen mußte; auch standen die Contingente der meisten Reichstädte unter Ludwig von Baden an der Grenze von Servien gegen die Türken. So fanden die Franzosen das deutsche Reich ganz unvorbereitet, das nach seiner dermaligen Verfassung ohne alle Vertheidigung war. Philippsburg, die einzige bedeutende Festung am obern Rhein, fiel nach kurzer Gegenwehr, und nun sendete der Dauphin nach allen Gegenden seine Horden, durch Brandschatzung, Plündern und Brennen, die nie zu vertilgenden Spuren dieses verderblichen Krieges in Deutschland zurückzulassen. Joyeuse rückte vor Mannheim, Monclar und mit ihm Melac nach Heidelberg und Heilbronn, von wo sie die Badenschen und Würtenberger Lande mit einem Einfall bedrohten.

Eine Schreckennachricht folgte der andern, ganz Schwaben bebte vor diesen zügellosen Horden, die auf ausdrücklichen Befehl ihres Königs, den Krieg verwüstender, als je führten und denen man kein Heer entgegen zu setzen hatte. Der Schreck lähmte jede Kraft, und die dringenden Befehle von Regensburg, in möglichster Eile die Contingente zu stellen, wurden, aus Furcht vor dem sich nahenden Feinde, nur lässig betrieben. Auch in Eßlingen hatte das Vorrücken der Franzosen alles in Schrecken gesetzt, jedermann flüchtete seine beste Habe jenseits der Donau; denn man war an jedem Tage der Ankunft des Feindes gewärtig, der schon den Nekar herab, gen Stuttgart zog. Auf der Straße nach Ulm wimmelte es von Wagen mit flüchtenden Frauen und Jungfrauen, die dort sich vor den Greuelthaten der Feinde zu retten suchten. Auch Frau Barbara bat jetzt ihren Eheherrn dringend, Magdalene einstweilen zu ihrer Muhme nach Gmünd, das doch in etwas entfernter liege, zu schicken, von dort könne sie im Fall der Noth ja leicht zu seiner Schwester nach Nördlingen kommen; aber Herr Benedikt war hierzu

nicht zu bewegen, er meinte, sein Kind sei nirgend besser verwahrt, als unter dem Schutze des Vaters, er gedachte an die Worte des Stadtschreibers, daß er nicht gut gethan habe, Magdalene in jene katholische Stadt zu schicken und schlug deshalb der Mutter ihre Bitte rund ab. Magdalene war bei diesen Verhandlungen ganz leidend geblieben, hatte weder den Wunsch geäußert zu gehen, noch zu bleiben, war seit ihrer letzten Unterredung mit dem Geliebten still und in sich verschlossen, und öffnete selbst der Mutter ihr Herz weniger, als sonst.

Indessen wurden trotz Sorg und Noth in der Reichstadt die Anstalten zur Stellung des Contingents getroffen. Der Reichtag zu Regensburg verfügte zur Vertheidigung des Vaterlandes die Bildung eines Heeres von 60,000 Mann, hierzu wurden 4 Römermonate ausgeschrieben, und Eßlingen hatte demnach 12 Reiter und 140 Mann Fußvolk zu stellen.

Als ob die Wohlfarth von ganz Deutschland davon abhinge, so wichtig wurde nun, trotz der Nähe der Franzosen, in der alten Reichstadt die Stellung des Contingents be-

trieben. Der Fähndrich der städtischen, aus 50 Mann bestehenden Besatzung, ein ganz stämmiger, schon bejahrter Mann, hatte auf dem Markt seine Fahne aufgepflanzt und ließ jeden Tag, mit dem Glockenschlag 11 weidlich trommeln, damit die krieglustige Mannschaft sich zu seiner Fahne stellen, und sich anwerben lassen sollte. Die alten, graubärtigen Sergeanten durchwanderten fleißig die Wirthhäuser, erzählten von ihren Kriegsthaten, malten nach ihrer Art das Soldatenleben recht lockend aus, und meinten in solch schweren Zeiten wär' es besser der Plagegeist, als der Geplagte, besser der Sack, als der Esel zu sein. Die 24 noch dienstfähigen Männer der alten Garnison wurden neu gekleidet, und zogen nun als Lockvögel auf den Gassen umher; aber alle diese Hülfmittel machten das Contingent nicht vollzählig; nur die Reiterei, welche sich in ihren blauen Röcken mit Panzer und runden, mit Federn geschmückten Hute gar stattlich ausnahm, war bald complett, das Fußvolk aber, trotz daß alle Gefängnisse geleert wurden, kaum bis zu 100 Mann angewachsen; auch fehlte es noch an Officieren, erst ein Lieutenant und

der alte Fähndrich waren in Pflicht genommen.

Mit Ingrimm sah Benedikt Hegelin dem Treiben in der Stadt, und dem Kriegfastnachtspiele, wie er es zu nennen pflegte, zu. Als Mitglied des Bürgerausschusses, dem die Aufsicht über das Zeughaus und die Bewaffnung oblag, ging er in den Rüstsaal, die noch tauglichen Waffen zur Ausrüstung des Contingentes auszusuchen, die alten Musketen hervorzuholen und sie dem Waffenschmidt zu übergeben, um Bajonette, eine damals noch neue, bei dem französischen Heere aber schon allgemein verbreitete Erfindung, daraus zu verfertigen. Den längst verloschenen Glanz der alten Reichstadt noch immer vor Augen, konnte er sich an die Erbärmlichkeit seiner Zeit nicht gewöhnen. Unmuthig stand er in dem hohen Rüstsaale, wo noch Pickelhaube und Panzer, Streitaxt, Partisane und Schlachtschwert aus jener kräftigen Zeit aufgehangen waren, und seine Brust hob sich bei diesem Anblick. —

Damals gab es noch Männer! rief er auf- und abschreitend aus, damals, als noch die Bürger hieher eilten, sich zu waff-

nen, kein Schwert, kein Panzer ihnen zu schwer war, und sie freudigen Sinnes auf Thurm und Mauer eilten — Jetzt? Nur trunkenen Muthes eilen sie zur Fahne, und wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, beben sie vor dem leichten Degen, den sie an ihrer Seite hängen sehn, und zittern, wenn die Trommel sie zur Waffenübung ruft. Das Geschlecht ist entartet! Seit man den Muth bezahlt, ist er hin — Bellen können wir noch, aber wahrlich nicht mehr beißen!

Ei, ei! unterbrach der Stadtschreiber, der schon eine ganze Zeit leise hinter dem, zwischen die ehrwürdigen Denkmäler kräftiger Vergangenheit hindurch Schreitenden geschlichen war, das Selbstgespräch, Ei, ei, werther Gevatter! So in Eifer? Wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über, Ihr seid immer nur bei unsern Vorfahren, und deshalb unwillig und unzufrieden mit unsrer Zeit. Aber so ging es auch damals, die alte, gute Zeit lobte man von Anbeginn der Welt an, und tadelte die Gegenwart, die doch um nichts schlechter ist.

Um nichts? — rief der Adlerwirth aufge-

bracht, riß ein Schlachtschwert von der Wand, und drückte es dem Stadtschreiber in die Hand, hebt doch das Schwert in die Höhe, weiser Herr, sagte er, sich vergessend, schlagt damit nur das Mäuslein todt, welches so eben zwischen Euren krummen Beinen durchgelaufen ist, Ihr vermögt es nicht einmal zu heben, und meint doch, die Altvordern wären um nichts besser gewesen, als wir!

Der Stadtschreiber legte das ihn fast erdrückende Schwert bei Seite und lächelte. Lieber Nachbar, sagte er, bleibt doch nicht immer in der irrigen Meinung, des Menschen Werth bestände nur in seinem Arm.

Der Meinung bin ich nicht, da irrt Ihr, sagte Herr Benedikt brummend, was nützt der Arm, wenn nicht ein männlich Herz ihn hebt? Im Herzen, in dem treuen, festen unwandelbaren Sinn, da liegt der Werth und die Stärke des Mannes. Glaubt Ihr, ich meine die Burgunder seien bei Murten und Granson kraftloser, der Arm deutscher Ritterschaft bei Sempach weniger stark gewesen, als der der Schweizer? Wahrlich nicht! — Aber das Herz, das für Freiheit und Vaterland schlägt, das ist ein andres Ding,

als ein Hasenherz, das, statt muthig nach dem Schwerte, ängstlich nach der Feder greift, sie zu zerkauen — Laßt mir meinen Glauben, meinen altdeutschen Sinn, und meinen grauen Scheitel, ich mißgönne Euch die Sitten und das Treiben nicht, das wie ein branstiger Geruch aus jenem Lande, wo Falschheit und Gleißnerei schon lange heimisch waren, zu uns herüber kömmt; tragt in Gottesnamen Eure Allongenperrücke, die Euch der Haarkräusler aus Straßburg geschickt, und die eher für einen Riesen, oder eine Mummerei, als für Euch paßte, was kümmert's mich! — Aber wehe thut es mir, daß der deutsche Mann zum Männlein, und das Männlein zu einem Affen wird, der sich in fremde Thorheiten kleidet, und die edle gehaltvolle, heimische Münze für schlechtere umtauscht, wenn sie nur einen fremden Stempel trägt.

Ereifert Euch nur nicht, lieber Freund! begann nun der Stadtschreiber, nichts weniger, als beleidigt scheinend, wir leben nun einmal in solcher Zeit, und müssen uns in sie fügen, der kluge Mann schwimmt stets mit dem Strome, nie ihm entgegen. Doch

bald hätte ich vergessen, weßhalb ich hieher gekommen. Ich bin von dem edlen Rath geschickt, fuhr er, eine Amtsmiene annehmend fort, Euch zu benachrichtigen, daß er, eingedenk Eurer vielfachen Verdienste um die Stadt, eingedenk Eurer hohen Einsicht in das Kriegswesen, eingedenk —

Laßt die vielen Worte, Herr Stadtschreiber, unterbrach ihn Benedikt — seid lieber eingedenk, daß die kurze Rede, immer die beste ist, und sagt mir, was der Rath von mir will.

Eingedenk Eurer tiefen Menschenkenntniß, setzte der Stadschreiber seine Rede fort, ohne sich durch Herrn Benedikts Unmuth stören zu lassen — hat der edle Rath beschlossen, Euch nach Stuttgart zu senden, wo Ihr Euch nach dem Krieg- und Defensionzustand unsrer werthen Nachbarn, der Würtenberger erkundigen, und zwei tüchtige Hauptleute und einen Lieutenant, der auch so halbweg sein muß, für unser Contingent werben sollt. Ich werde Euch einige Subjecte dazu denominiren, die dermalen außer Brod und Dienste sind, und deßhalb Euern Anerbietungen leicht Gehör geben werden.

Großer Gott! rief Herr Benedikt faſt in Verzweiflung, in Stuttgart, in der Hauptſtadt unſerer ehemaligen Todfeinde ſoll ich die Anführer unſrer Truppen werben, aus dem Würtenberger Lande herüberlocken, was ſie ſelbſt nicht mögen — So biſt du geſunken, alte Stadt, du, einſt das Schrecken deiner Feinde, die Zierde des edlen ſchwäbiſchen Bundes? Haſt in deinen Mauern keine mehr, deine Krieger anzuführen? O! mit dir iſt es aus! —

Nun, ſetzt Euch doch ſelbſt an die Spitze des Contingents, unterbrach der Stadtſchreiber den Ausbruch tiefen Schmerzes, der ſich der Bruſt des alten Reichbürgers entwunden hatte, ſtellt Euch an die Spitze, erneuert den alten Kriegruhm dieſer Stadt und die Ernennung zum Hauptmann ſoll Euch noch heute werden.

Herr Stadtſchreiber, fuhr bei dieſen höhniſchen Worten Benedikt Hegelin auf, Wißt, ich bin hier nicht in meiner Schenkſtube, noch in meinem Hauſe, wo die Gewohnheit mich höflicher ſein läßt, als ich es oft wohl ſein möchte, ich bin hier im Rüſtſaal, wo die Kraft gilt und der Muth. Hütet Euch,

daß mich der Unmuth nicht übermannt. — Aber nichts für ungut! fuhr er beſonnener fort, da der Stadtſchreiber einige Schritte vor dem Zürnenden zurückwich, Benedikt Hegelin meint es ſo böſe nicht, und ſein Jähzorn iſt bald vorüber, und nun Baſta! Sagt dem Rath, wo es der Stadt Wohlfahrt gälte, bliebe ich nicht daheim; ich würde nach Stuttgart reiten, würde ſeinen Auftrag ausrichten, ſo gut es in meinen Kräften ſtände, oder vielmehr, ſo gut es der Rath haben wollte. Sagt mir nur, wieviel ich den ſaubern Herrn dafür bieten ſoll, daß die Dienſtloſen bei uns Dienſte nehmen.

Jedem monatlich 25 Gulden, 1 Ration und 2 Portionen und ihre Diener mögen ſie ſich aus der Mannſchaft wählen, überdies jedem 10 Gulden Reiſegeld und ein neues Kleid erwiederte der Stadtſchreiber. Euere desfalſige Ausfertigung ſollt Ihr ſogleich erhalten.

Schon gut, ſagte Benedikt lächelnd, dafür ſchaffe ich Euch ein Dutzend Hauptleute von dem Schlage, wie Ihr ſie verlangt.

Ich werde noch heute hinreiten und morgen bin ich wieder zurück.

Auf Wiedersehn! sagte der Stadtschreiber, sich höflich verbeugend, war froh, daß er sich entfernen konnte, und schwur im Stillen, dem Nachbar nie wieder im Rüstsaale zu begegnen.

Dieser war indessen nach Hause gegangen, befahl dem Knecht, das Roß zu einem Ritt nach Stuttgardt bereit zu halten, und machte, während des Mittagessens, die Seinen mit der vorhabenden Reise bekannt. Magdalene schien deshalb unbesorgt, es waren ja nur wenige Stunden von Eßlingen bis dahin, die Mutter aber war ängstlich, und bat ihren Eheherrn, doch ja nicht bei Nacht zu reiten, man habe ihr erzählt, der wilde Jäger lasse sich wieder in der Gegend hören, und er wisse wohl, daß der Wartthurm von Ober-Türkheim nicht weit von der Landstraße liege. —

Nun Mutter! beruhigte sie Benedikt, was wäre es denn auch, wenn ich ihm begegnete? Solch luftiges Gesindel, wenn es nämlich dergleichen giebt, soll ja vor einem geschlagenen Kreuz und vor einem brünstigen

Gebet zerstäuben, wie Spreu im Wind. Es sollte mich freuen, wenn ich den Ritter von Rodenstein treffen könnte, ich wünschte wohl, ihn wegen der Unthat, die er an einer Jungfrau unsers Stammes verübt haben soll, zur Rechenschaft zu ziehen; doch die Freude wird mir wohl nicht werden, denn die Sage vom wilden Jäger ist ein Mährchen. Wenn der Sturmwind heult, und die Wolken an der Mondscheibe vorüberjagen, so hören die furchtsamen Seelen Geheul von Rüden und Hörnerschall, und die fliegenden Schatten der Wolken dünken ihnen gespenstige Gestalten, zu Roß und zu Fuß, und weiß Gott, was ihnen dann alles erscheinen mag. Ein frommes, unverzagtes Herz sieht dergleichen Dinge nicht; wo die Furcht das Auge nicht blendet, bleiben die Geister daheim, und die Todten steigen nicht aus ihren Gräbern.

Wenn du in die Gegend des Oehlenberges kömmst, und zu dem finstern Wartthurm, den der wilde Jäger zu seiner Rast erbaut haben soll, so bete nur ein Vater unser, bat Frau Barbara, glaube nicht, daß der Nekar dich schützt, die Geister schweben

über die Wasser so gut, wie über Berg und Thal.

Thorheit! meinte Herr Benedikt. Den Thurm ließen unsre Vorfahren als Lug ins Land erbauen, hauptsächlich um von hier den Würtenberg, unsrer Feinde Stammburg zu beobachten; du siehst, wie der Aberglaube alles deutet, und das Natürliche so gern zum Fabelhaften verunstaltet.

Wohl möglich, lieber Mann, nahm Frau Barbara wieder das Wort, aber zu meiner Beruhigung versprich wenigstens, solltest du, wie ich nicht verhoffe, des Nachts jener Stelle vorüberziehn, ein frommes Gebet zu sprechen.

Wenn es dich beruhigt, zaghafte Seele, gern! erwiederte der Eheherr. Du aber, wandte er sich zu Magdalenen, bleib hübsch daheim, warte und pflege die kranke Mutter, und zeige mir, wenn ich zurückkehre, ein freundlicheres Gesicht. In deinen Jahren muß das Antlitz eines Mädchens einem heitern Frühlingmorgen gleichen, unbewölkt und frei muß die Stirn sein, wie der klare, blaue Himmel, und der Blick des Auges sanft leuchten, wie die Maiensonne am

Pfingsttage. Wenn erst der Sturm des Lebens die Wolken jagt, wenn Sorge und Noth, diese hinkenden Lebenboten, einkehren, und manche schwere Prüfung den Menschen trifft, dann mag sich die Stirn furchen, und das Auge in Thränen schwimmen, aber nicht, wenn man einer sündhaften Lust Valet sagen, und der Vernunft und des Vaters Gebot folgen muß. Ich warne dich, Magdalene, fuhr er heftiger fort, vertraue meiner Langmuth nicht zu viel, dein stilles, verschlossenes Wesen beginnt mir lästig zu werden, und ich zweifle fast, daß ich es noch lange werde dulden können. Dies der gute Rath, den ich dir zurücklasse, und nun lebt wohl! Er gürtete sein kurzes Schwert um, bestieg sein Roß und trabte gen Stuttgart.

Dort angelangt, fand er Alles in der größten Bestürzung. Die Nachricht, der Feind würde von Heilbronn gegen die Stadt rücken, beunruhigte Alt und Jung, denn es waren kaum 1200 Mann dienstfähige Mannschaft im Lande, und diese noch überdies für die Generalstaaten geworben. Der Administrator des Herzogthums hatte sich schon aus der Residenz entfernt, und es war hier

an keinen Widerstand zu denken, der auf irgend eine Weise Eßlingen vor dem Besuch der Franzosen schützen konnte. Alle Nachrichten stimmten darin überein, und dem Eßlinger blieb daher am andern Tage nichts weiter übrig, als sich mit den Kriegleuten in Unterhandlung einzulassen, und schon spät am Abend war Alles in Richtigkeit. Herr Benedikt säumte nun keinen Augenblick, Stuttgart zu verlassen, aber die eilfte Stunde hatte schon lange geschlagen, als er bei dem herzoglichen Schlosse zum Thore hinausritt.

Es war eine sternenhelle Dezembernacht, Berg und Thal schon seit mehreren Tagen mit Schnee bedeckt, so daß die grünen Rebhügel zu seiner Linken, in ihrem flimmernden Winterkleide, die Wälder zu seiner Rechten, mit ihren weißen Lockenhäuptern schauerlich vor ihm lagen. Ein scharfer Ostwind, der durch das Nekarthal ihm entgegen pfiff, begrüßte ihn unfreundlich mit seinem kalten Hauche, und zwang ihn, sich in seinen braunen Mantel einzuwickeln. Vorsichtig, wie er immer war, untersuchte er seine, in der Halfter steckenden Pistolen, um in dieser unru-

unruhigen Zeit vor jedem Ueberfall gewaffnet zu sein, und ritt nun in kurzem Trabe auf dem ihm wohlbekannten Wege fort. Wohl zuweilen gedachte er der Bitte seines Ehegesponses, aber er lächelte hier eben so sehr über ihre Besorgniß, als daheim, und fürchtete mehr, irgend einen Schnapphahn hinter einer, der am Nekar stehenden Weiden zu treffen, als den wilden Jäger und sein wüthendes Heer. Hm! brummte er vor sich hin — Sollte es wirklich dergleichen Spuk geben, so wünschte ich wahrlich, ihm einmal zu begegnen; aber mein Wunsch wird wohl in diesem Leben vergeblich sein. Je mehr er nun diesen Gedanken nachhing, desto stärker ward die Begierde in ihm, auf etwas Gespenstiges zu stoßen, und seine aufgeregte Einbildungkraft gaukelte ihm allerhand Bilder vor; so trabte er, durch seinen Mantel gegen die immer steigende Kälte geschützt, guten Muthes Eßlingen zu. Die Stunde der Mitternacht war längst vorbei, als ihm jetzt über die weiße, flimmernde Landschaft der graue Wartthurm auf dem Oehlenberge aus der Ferne entgegen blickte. War es, weil er seit einiger Zeit so viel von diesem

Wartthurm gesprochen hatte, oder weckte der dunkle Riese, der auf der beschneiten Landschaft wie ein finstrer Geist einsam emporragte, die grausige Sage des wilden Jägers in ihm, es wurde ihm bei dem Anblick dieses alten Thurmes gar sonderbar zu Muth. Es war nicht scheue Furcht, die ihn frostig durchschüttelte, es war ein unwillkührlicher Schauer, der ihn für einen Augenblick erbeben ließ, als er da, wo das Thal sich biegt und er Ober-Türkheim gegenüber war, plötzlich ein Rauschen vernahm, als ob ein Schwarm ziehender Krähen über ihn weg flöge. Es konnte nicht der Wind sein, denn es kam ihm nicht entgegen, es rauschte hinter ihm her, und trieb ihm den flatternden Mantel über den Kopf. Auch sein muthiges Roß stutzte, und es bedurfte des Sporns, um es vorwärts zu treiben. Benedikt wurde durch dies Alles aufmerksam, und hielt bei einem hohen Stein am Ufer des Nekars, wo vor langer Zeit eine heimziehende Braut verunglückt war, sein Roß an und horchte. Immer noch rauschte es über und neben ihm, und es dünkte ihm, als hörte er vom Walde her Hörnergetön, das immer näher zu kom-

men schien. Deutlich vernahm er jetzt Jagdruf und Rüdengebell, immer stärker ward das Rauschen über ihm, und längs der Rebenhügel von West nach Ost zu, sah er über die Höhen Wolken, gar wunderbar, dem Sturm entgegen stehn, die, je länger sie zogen, sich immer mehr vor seinen Augen wie Menschen und Thiere gestalteten; sein Rappe mochte dies auch gewahren, denn er brauste und scharrte ungeduldig mit dem Huf in dem lockern Sand. Als der Lärm und das Toben näher kam, die grauen Wolken sich jetzt deutlich, als Roß und Reiter gestaltet, über den Wartthurm senkten, gehorchte das Roß des Reiters Faust nicht mehr, nahm das Gebiß zwischen die Zähne, und jagte, ohne daß es des Spornes bedurfte, mit hoch aufgehobenem Schweife und empor sich sträubender Mähne im vollsten Laufe dem Kloster Weil vorbei, der Stadt zu.

Benedikt versuchte es nicht das wilde Thier anzuhalten. Den Blick, wie durch Zaubergewalt rückwärts nach dem Oehlenberge gerichtet, wo er bald nichts mehr deutlich erkennen, nur noch das wilde Jagdgetös vernehmen konnte, ließ er, von

dem widrigen Rauſchen immer noch gefolgt, dem Roſſe freien Lauf. Sein Blut ſchien erſtarrt, nur zuweilen rieſelte es ihm kalt durch Mark und Bein; es dünkte ihm, als läge eine kalte Todtenhand auf ſeinem Nacken und treibe ihn vorwärts, und es war doch wohl nur der Nachtwind, der durch die Bergſchlucht ihn anwehte. Er war ſich ſeiner Gedanken, ſeiner Gefühle nicht bewußt, nur das wußte er, daß er das Jagen ſeines Roſſes nicht aufhalten, nicht wieder umkehren mochte, und könnte er damit ſein Leben retten.

Sein ſchäumendes Roß trug ihn, der bleich, wie die Sternennacht, die ihn ſchauerlich umgab, immer noch rückwärts ſchaute, auf wohlbekanntem Wege pfeilſchnell der Nekarbrücke zu — Hier ſtutzte und bäumte es ſich plötzlich. Benedikt, ſich nur mit Mühe im Sattel erhaltend, wandte den Blick und ſah da, wo zu damaliger Zeit auf dem ſteinernen Geländer der Brücke ein kleines Kreuz zur Erbauung für fromme Seelen ſtand, eine knieende, weibliche Geſtalt. Er ſuchte ſein ſchnaubendes Roß an ihr vorbei zu lenken; ſein Mühen war vergebens, nicht

Schmeicheln, nicht Sporn brachte es von der Stelle. Da erhob sich die Gestalt und winkte ihm. Er war jedoch wie fest gebannt, und mochte ihr nicht nahen, sie aber, die ihn starr anzublicken schien, schritt jetzt an ihm vorbei, nickte ihm freundlich zu, und in dem Augenblick that der Gaul einen so gewaltigen Sprung, der den Sattelfesten schier abgeworfen hätte, jagte in wilden Sätzen über die Nekarbrücke, rannte gegen das Thor der Blasien Au, und stürzte mit zerschmettertem Hirn zusammen.

Lange lag Herr Benedikt bewußtlos neben seinem Rosse, endlich mochte ihn doch die kalte Luft zum Leben zurückgerufen haben, er erhob sich, wie aus einem Traume erwacht, zwar unbeschädigt, aber seiner Sinne noch nicht recht mächtig, und klopfte an die Pforte. Der Thurmwart ward munter, und als er erfuhr, wer Einlaß begehre, schickte er sogleich zum Burgemeister, die Thorschlüssel zu holen.

Während dem stand Hegelin, in seinen Mantel gehüllt, von Frost erstarrt, eine bleiche Gestalt, neben seinem todten Gaule. Unverwandt schaute sein Auge immer nach

der Gegend des Wartthurms hin. — Er ſuchte ſeine Gedanken wieder zu gewinnen, ſich die grauſige Begebenheit geordnet in's Gedächtniß zurückzurufen, doch vergebens. Vor ſeinem Geiſte ſchwebte das, was er in dieſer Schreckennacht geſehen, ſo dunkel und unbeſtimmt, daß, hätte der todte Rappe nicht zu ſeinen Füßen gelegen, ihm alles nur ein Traum gedünkt hätte. Er lauſchte nun, ob er das Jagdgetös, den wilden Lärm und das Rauſchen noch vernähme, aber es war ſtill, nur der Fußtritt des Wächters unter dem gewölbten Thore ſchallte durch die ſchweigende Nacht; er ſah nach dem kleinen Kruzifix, und da war es ihm, als ſähe er die männliche weiße Geiſtergeſtalt wieder am Kreuze knieen. Benedikt, Benedikt! rief er, ſich ermannend, aus, Feige Seele, in Worten ſtark, bei der That aber ſchwach und muthlos, hab Vertrauen zu Gott, geh dem Spuk entgegen; was vermag ein hölliſcher Geiſt gegen ein gläubiges Herz! Er befahl ſeine Seele Gott, und obgleich wankend, ſchritt er nach dem Kreuze zurück, und wollte nun Licht ſuchen in der Finſterniß; aber gleich einer Nebelwolke zerrann die Geſtalt

vor seinen Augen. Die Furcht hat mich geneckt, sagte er in sich, meine tollen Gedanken haben mir tolle Bilder hergezaubert, alles war Selbstbetrug, und als er dies so dachte und in keckem Muthe an dem Kruzifix vorbei nach dem Oehlenberg zuschreiten wollte, war es ihm, als ob er neben sich einen Seufzer hörte, und als ob, gleich dem Abendwinde, wenn er durch die Zweige rauscht, die leisen Worte ertönten: Alter Mann, wahre Magdalene! — Bei diesen Worten, die ihn sein aufgeregter Zustand wohl nur vernehmen ließ, war all sein Muth dahin; eiskalt durchrieselte es ihn von Neuem, er eilte, als verfolge ihn die Geistergestalt, dem Thore zu, welches so eben geöffnet wurde.

Thomas, sagte er zu dem alten Thurmwart, der mit seinem Sohne herzutrat, laß deinen Buben derweile dein Amt versehen, und ihn Sattel und Zeug von meinem Gaul nehmen, du aber bringe mich nach meiner Wohnung, ich fühle mich zu schwach, um bis dahin allein zu gehen. Der alte Thurmwart, Herrn Benedikt gar wohl kennend, säumte keinen Augenblick, seinen Willen zu

erfüllen, schloß, nachdem Sattel und Zeug abgenommen war, das Thor wieder, und sandte die Schlüssel zurück; er selbst bot dem Adlerwirth den Arm, ihn zu leiten. Als sie ohnfern der Brücke kamen, welche Blasien Au mit der Stadt verbindet, konnte Benedikt fast nicht weiter. Thomas, laß uns einen Augenblick verweilen! bat er, sich auf eine Steinbank setzend, Ach, hätte ich nur zur Stärkung einen Becher Wein.

So spät es ist, kann hierzu doch noch Rath werden, erwiederte der Thurmwart, dort in dem kleinen Hause der Witwe des Messerschmidts sehe ich noch Licht, es ist eine gute, liebreiche Frau und hält auf ein gutes Gläschen; wartet nur einen Augenblick — Er ging, und pochte leise an einen kleinen Laden, der sich auch bald öffnete; hier trug er seine Bitte vor und man ließ ihn willig ein. — Nun gute Alte, gieb Wein, bat Thomas, den Ermatteten die Stufen hinaufleitend —

Geht nur in's obere Stock, lieber Herr, sagte die Magd, sich ehrerbietig vor Benedikt neigend, oben sind sie noch auf, und sitzen beim gefüllten Becher, Ihr werdet ge-

wiß willkommen ſein! Dieß ſagend winkte ſie dem Thurmwart zurückzubleiben, faßte Herrn Benedikts Arm, und leitete, die Lampe in der Hand, den noch Halbbetäubten die Treppe hinauf. Nur fein ſtille, daß meine Hausfrau nicht aufwacht, ſagte die Alte, folgt mir nur leiſe, und als ſie auf der obern Hausflur waren, führte ſie ihn, auf den Zehen ſchleichend, nach einer Thür, die ſie ſchnell öffnete.

Starr vor Schreck blieb Benedikt auf der Schwelle ſtehen, ihm war, als hörte er auch jetzt die Warnung der Geiſtergeſtalt; aber es bedurfte nur eines Augenblicks, um Kraft und Beſonnenheit wieder zu gewinnen. Fort von mir, Schlange! rief er, die ſeine Kniee feſtumklammernde Magdalene von ſich ſtoßend, fort Unglückliche! Dies ſagend, wandte er ihr den Rücken, warf die Thüre zu, entfernte ſich ſchnell, ſchritt kraftvoll die Treppe hinab und ſtand bald vor ſeinem Hauſe am Markt.

Sein ſtarkes Pochen führte die Diener ſchnell herbei. Er trat ein, und ging in ſein kleines Zimmer neben der Schenkſtube.

Weckt meine Frau nicht! befahl er, und

bringt mir einen Krug mit altem Weine, dann warf er sich in seinen Lehnstuhl, winkte dem Diener, der ihm den Wein gebracht hatte, sich zu entfernen, und überließ sich nun, bei dem matten Schein der flackernden Lampe, seinen Betrachtungen. Chaotisch traten die Begebenheiten dieser Nacht vor ihn, oft wollte es ihm dünken, Gott habe ihn, wegen des frevelhaften Wunsches, daß ihm etwas Gespenstiges begegnen möchte, durch diese Erscheinung strafen, seinen Hochmuth demüthigen wollen; aber da zwischen allen diesen Nebelbildern seine Magdalene hervortauchte, ihm die Wahrheit so bitter vorführte, und er die Worte der Betenden auf der Nekar Brücke, wahre Magdalene! immer noch zu hören glaubte, vereinigten sich alle seine Gedanken nur in dem Einzigen, in dem Gedanken an sein Kind, und ein bittrer Schmerz ergriff ihn. Er hatte dem Mädchen so fest vertraut, so fest auf ihr Wort und ihren Wandel, und nun fühlte er sich plötzlich so getäuscht, die einzige freundliche Hoffnung seines Lebens hatte ihn betrogen, er glaubte sein ganzes Erdenglück dahin, Aber endlich gewann die Natur den

Sieg über den lauten Schmerz, die frühere Abspannung trat wieder ein, immer verworrener schwebten die Bilder vor ihm, immer bleicher und geisterhafter erschien ihm Magdalene, die er nun kaum mehr von der Knieenden am Kreuze zu unterscheiden vermochte. Geist und Körper waren erschöpft, und der Schlaf konnte sich auf die matten Augenlieder senken; er schlummerte ein.

Als er am späten Morgen die Augen aufschlug, stand Magdalene neben ihm auf den Sorgenstuhl gelehnt, und sein erster Blick traf ihr umwölktes Auge, Ihr habt unruhig geschlafen, Vater, schwere Träume müssen Euch gequält haben, sprach sie mit kindlicher Sorge.

Wo warst du in dieser Nacht? rief, statt der Antwort Benedikt mit donnernder Stimme, Wo warst du? Unglückliche! —

Bei der Muhme aus Gmünd, und bei meinem Bräutigam.

Bräutigam? fuhr der Alte mit dem Fuße stampfend auf.

Ja Vater, bei meinem Bräutigam vor Gott, bei ihm, dem ich ewige Liebe und Treue schwur, die ich auch halten werde bis zum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18747/027

Tode. Vor Menschen ist er es freilich nicht, das wollt Ihr nicht, und mein Glück unter Gram und Thränen opfernd, gehorche ich Euch.

Und gegen mein Verbot, gegen dein Versprechen schlichst du, ehrlose Dirne zu ihm? eiferte der Alte.

Bei diesen Worten färbte hohe Gluth des Mädchens Wange, Ihr seid doch sonst ein so gerechter Mann, sagte sie mit Unmuth, und sollt, als Ihr das Richteramt bekleidetet, ein gerechter Richter gewesen sein, wie mögt Ihr nun Euer Kind verdammen, ohne es angehört zu haben? Die ehrlose Dirne, fuhr sie fort, als der Vater schwieg, wird gehen, ihr ziemt es nicht, länger unter einem Dache mit Euch zu wohnen. Bei diesen Worten ging sie der Thüre zu.

Magdalene rief der Vater.

Was befehlt Ihr! entgegnete sie umkehrend.

Tritt hierher! sagte er rauh, der Tochter ziemt es nicht, eher zu gehen, als bis der Vater es erlaubt. Tritt näher! Magdalene gehorchte. Du hoffst mit deinem festen unerschütterlichen Sinn mich glauben zu ma-

chen, du ständest, eine Unschuldige vor mir; du wähnst, mit der Drohung das väterliche Haus zu verlassen, vielleicht dich in die Arme deines Buhlen, wohl gar in die Arme des Papstthums zu werfen, mich zu erschrecken. Bist du, wofür ich dich halten muß, nachdem ich dich dort, in nächtlicher Stunde bei ihm traf, so geh, wohin dich die Sünde treibt, meide das Antlitz deines alten Vaters, dem du vor der Zeit das Grab geöffnet hast; mein Fluch soll dich nicht begleiten, aber auch mein Segen wird es nicht!

Magdalene war von diesem Worte erschüttert, ihr Auge ruhte finster anf dem Vater, dann hob es sich aufwärts gen Himmel — Schweig Stolz, schweig gekränktes, tiefgekränktes Herz, sprach sie vor sich hin, Der Vater ist mein irdischer Richter; steh ich rein vor Gott, will ich es auch vor ihm. Sie faßte nun in ihren Busen, holte ein Brieflein heraus und gab es dem Vater. Als ich gestern Abend mit der Mutter mein Gebet verrichtet hatte, und mich eben zur Ruhe legen wollte, fuhr sie, während der Vater las, fort, erhielt ich dies Brieflein, worin, wie Ihr lesen werdet, die Muhme

mich benachrichtigt, daß sie hier angekommen, plötzlich aber bedeutend krank geworden sei, und mich bat, eiligst zu ihrer Pflege zu kommen. Sie ist die Schwester meiner Mutter, sollte ich nicht gehen? Sie hat mir wohlgethan, ich bin ihr Dank schuldig.

Fahr nur fort, nur weiter! sagte der Alte, da Magdalene schwieg.

Als ich in die Wohnung der Muhme trat, fand ich sie wohl auf und auch Georg fand ich dort, der hierher gekommen war, mich noch einmal zu sehen. Heute brechen sie von Tübingen auf. Er kam, wie er mir sagte, mich um Gott und aller Heiligen willen zu bitten.

Um Gott und aller Heiligen willen? unterbrach sie Benedikt heftig.

Ja Vater, so sprach er, mich zu bitten, Eßlingen zu verlassen, zur Muhme nach Gmünd, besser, nach Nördlingen zu gehen, denn die Franzosen hauseten furchtbar, und ein ehrbares Mädchen dürfe nicht bleiben, wo ein solcher Feind sich blicken lasse; auch trug er mir auf, Euch dies vorzustellen, und Euch zu bitten —

Und du? unterbrach der Vater von Neuem.

Ich verſprach ihm, es Euch zu ſagen, doch Euch zu bitten, verſprach ich nicht. Ihr wißt ja am Beſten, was mir frommt.—

Meinſt du? zürnte der Alte, Wenn du das glaubſt, warum erfüllſt du meinen Willen nur mit Widerſtreben? Wärſt du von deines Vaters Einſicht, von ſeiner Liebe zu dir überzeugt, du würdeſt nicht gegen ſein Gebot handeln.

Thu' ich das Vater? fragte Magdalene, und in dem Tone, womit ſie dies ſprach, lag faſt ein Vorwurf, War ich nicht immer Euer folgſames Kind, ſelbſt gegen meine Ueberzeugung? Habe ich ihm nicht entſagt? Will ich mich nicht von ihm trennen, ſo lange es Euer Wille iſt? Oder glaubt Ihr, man könne dem Herzen ſo leicht gebieten, wie dem Munde? Man könne des Menſchen freie Gedanken in Feſſeln legen, wie einen Sclaven? Nein Vater, nur der Wille iſt uns unterthan, und mit ihm die That? unſerer Sinne lockenden Bildern, unſerer Sehnſucht glühenden Wünſchen ſind wir nicht Herr, wir unterliegen in ſolchem Kampfe. Hätte ich gewußt ihn dort zu finden, ſo wär ich um keinen Preis der Erde zur Muhme gegangen;

da ich aber unvorbereitet ihn fand und mich nicht gleich entfernen konnte, so hielten mich seine Bitten und das Bewußtsein, ich habe nicht ihn, nicht mich zu fürchten, dort zurück.

Und wolltest die ganze Nacht mit ihm vertändeln, unterbrach sie der Vater mit Heftigkeit; dachtest du nicht daran, daß es heute die ganze Stadt schon wissen wird?

Dieser Gedanke stieg wohl in mir auf, und verbitterte mir jede Freude, erwiederte sie erröthend, und darum bat ich ihn auch, sich bald zu entfernen, und eben als Ihr kamt, sagten wir uns ein Lebewohl. Seht Vater, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wir sind geschieden in Ehrbarkeit, wie zwei treue Freunde, ein Händedruck gnügte unserm Vertrauen, seine Lippen haben mich nicht berührt.

Als wolle er in ihr Innerstes schauen, so fest ruhte des Vaters Auge auf dem ihrigen, die sich keiner Schuld bewußt, seinem Blick frei und offen entgegen kam. Er reichte ihr versöhnt die Hand, die sie stürmisch an ihre Lippen drückte; da wollte Wehmuth den ernsten strengen Mann beschleichen, er aber ward ihrer Herr.

Magdalene, sagte er kopfschüttelnd, ich sehe in eine düstre Zukunft; was mir noch gestern verborgen war, ist mir heute enthüllt, was ich verspottete, das steht jetzt ernst und unheilbringend vor mir — Ich sehe in eine traurige Zukunft.

Auch mir erscheint sie nicht glücklich, sagte Magdalene.

Selbst die Geister haben mich gewarnt, fuhr Benedikt fort.

Die Geister? unterbrach sie ihn schnell, Auch mich — Doch lieber Vater, wie wäre das möglich; des Menschen Seele schwebt zum Himmel auf, sein Körper vermodert, und das feste Grab verschließt mit noch nie erbrochenem Riegel seine Beute — Auf Erden wandelt kein Geist, dort oben nur ist ihre Heimath.

So glaubt' auch ich! sprach Benedikt, und die vergangene Nacht stand mit all ihrem Schauder vor ihm — Doch was mir in dieser Nacht begegnet ist —

Und was? fragte sie immer gespannter.

Ich habe die wilde Jagd gehört, — Magdalene lächelte. —

Verspotte mich nicht — Während du mit

deinem Buhlen koßteſt, verfolgte mich das wilde Heer. —

Sonderbar! ſagte Magdalene unwillkührlich.

Eine weiße Geſtalt, die an dem Kruzifix auf der Brücke zu beten ſchien, winkte mir, als mein ſchnaubender Gaul nicht an ihr vorüber wollte — und als ſie an mir vorbeiſchritt, bäumte ſich mein Roß, ſprengte mit furchtbaren Sätzen über die Brücke der Stadt zu, und zerſchmetterte an den eiſernen Nägeln des Thores das Hirn. Draußen vor Blaſien Au liegt das arme Thier — Aber Kind, fuhr er plötzlich auf, was iſt dir, du erbleichſt, zitterſt.

Nichts, Vater! ſagte ſie ſich faſſend — Kommt hinauf zur Mutter, ſie iſt auf ihren Seſſel gebannt, kann nicht herunter, und ängſtigt ſich um Euch und mich.

Sag mir Magdalene, was iſt dir? — fragte der beſorgte Vater noch einmal.

Nichts mein Vater, wiederholte ſie ruhig, Eure Erzählung hat mich erſchreckt, ſonſt iſt mir gewiß nichts — Kommt nur, ſie erfaßte ſeine Hand — und darf ich der Mutter ſagen, daß Ihr mir nicht mehr zürnt?

Komm! erwiederte Benedikt, den das noch immer zitternde Mädchen besorgt machte, Komm mein einziges, mein unglückliches Kind! Nein, nein! rief er jetzt plötzlich, So lange die Tugend in deinem Herzen wohnt, bist du nicht unglücklich; Gott verlässet seine Engel nicht! Was kümmert mich Teufelsspuk und all die Fratzen mit ihren Prophezeihungen; du stehst unter seinem Schutz und nur er ist der barmherzige Lenker deines Geschicks. Der Alte nahm unwillkührlich sein Käppchen ab, faltete die Hände, blickte gen Himmel und aus geängsteter Brust stieg sein stummes Gebet empor. Magdalenens Auge ruhte auf dem alten Vater; aber beten konnte sie heute nicht mit ihm.

Endlich, nach mehreren Wochen war das Kontingent der Stadt Eßlingen an Officieren und Mannschaft vollzählig, und stand heute, der Stadt ein gar wichtiges Ereigniß, zur Heerschau vor dem Rathhause aufmarschirt; der ganze Marktplatz war mit Neugierigen angefüllt, alle Fenster der umstehenden Häuser waren besetzt, nur das Gasthaus zum schwarzen Adler war wie ausgestorben. Trotz der schon bedeutenden Kälte, trotz dem, daß

der ehrwürdige Rath auch hier sein weises „festina lente“ in Ausübung brachte und lange auf sich warten ließ, verminderte sich die Menge der Zuschauer nicht; nur schien dies Warten den Kriegern selbst nicht recht zu behagen, die heute, eine neue Erscheinung für die Stadt, zum erstenmal in gleicher Farbe, weiß und roth gekleidet, in der Ferne wirklich ein stattliches Ansehn hatten; nur in der Nähe durfte man diese Heldenschaar nicht beschauen. Außer dem alten Stamm der städtischen Besatzung, im Wachtdienst ergraute Trunkenbolde, war ein Theil aus den Gefängnissen genommen, unter denen es wohl manchen tüchtigen Raufbold gab, der sein Leben willig für seinen Sold, vielleicht für noch weniger einsetzte. — Die freiwillig Geworbenen waren Hungerleider und Müssiggänger, welche der Dezemberfrost in den warmen Saldatenrock gelockt hatte, die Uebrigen aber bettelndes, durchziehendes Gesindel, die mit einigen unglücklichen Schneidergesellen und Kesselflickern zur Fahne gepreßt, und wohl jetzt schon des Sinnes waren, sie so bald als möglich wieder zu verlassen. Die Officiere, im Dienst des Bachus bewander-

ter, als in dem des Krieggottes, waren ihrer Untergebenen würdig. Nur die Fähndriche mit den schön gemalten Fahnen der Stadt, welche sie bei den Aufzügen der Gewerke stattlich zu schwenken gelernt hatten, waren alte, erfahrene Kriegleute, wovon der eine schon im 30jährigen Kriege der Schlacht von Susmarshausen als Pfeifer beigewohnt hatte, der andere aber auch ein Funfziger war; beide gaben mit ihrem ernsten, militairischen Aeußeren und ihren flatternden Fahnen dem Ganzen ein ganz martialisches Ansehen. Am vortheilhaftesten jedoch nahmen sich die Trommelschläger und Pfeifer mit ihren gestickten breiten Bandelieren aus, die unverwandt den Blick auf den Eingang gerichtet hatten, um mit ihrem Spiel die gestrengen Burgemeister, so bald sie sich blicken ließen, zu bewillkommen.

Der Rath ließ sehr lange auf sich warten, und erst als der Pöbel unruhig und das Geschrei uud der Lärm immer stärker wurde, öffneten sich die Thorflügel, die Rathdiener in alter Schweizertracht, ihre schweren Hellebarden in der Hand, schritten den gestrengen Herren voran. Die drei Burgemeister,

von den übrigen Rathgliedern gefolgt, wurden sichtbar, das Rasseln der Trommeln wurde von dem wilden Jauchzen des Volkes übertäubt, und die Pfeifer thaten ihr Möglichstes, um mit dem gellenden Klang ihrer Instrumente durch den Lärm zu dringen; lustig schwenkten die grauen Fähndriche ihre Fahnen, und selbst der Sechzigjährige ließ die Seine in weiten Kreisen mit vieler Gewandtheit durch die Lüfte flattern. Mit stolzer Gravität traten nun die hochweisen Herren heran, begrüßten mit kaum bemerkbarem Kopfnicken die Kriegschaar, und gingen musternd die Reihen auf und nieder. Alles sorgfältig beschauend, die geringste Kleinigkeit mit Wichtigkeit tadelnd, untersuchten sie jedes genau, bezeigten huldreich ihren Beifall, und als sie dies in reichlichem Maaße gethan, ließen sie die Kompagnien einen Kreis bilden, und die Kriegartikel vorlesen. Dann hielt der Stadtschreiber eine kräftige Rede, die Halberstarrten zu erwärmen, brachte hierbei die Thaten ihrer Vorfahren in Erinnerung, und ermahnte sie, in Tapferkeit jenen gleich zu werden und sich für die Erhaltung und den Ruhm Eßlingens freudig

zu ofern. Die Söldner fühlten sich von dieser pathetischen Rede nicht erwärmt, äußerten durch ächt disciplinarisches Schweigen ihren Beifall, und zogen hungrig und erfroren unter Trommelklang und lustigem Pfeifengetön nach Haus, während der Rath, den wichtigen Tag zu feiern, sich zum festlichen Mahle setzte.

Benedikt, seit jener Nacht in sich gekehrter als je, hatte sich während des feierlichen Actus in ein Hinterstübchen verschlossen, und so war ihm der Lärm der neugierigen Menge nur wie das Summen eines Bienenschwarms zu Ohren gekommen; das Wirbeln der Trommeln weckte ihn endlich, jedoch nur für einen Augenblick aus seinem Sinnen. Aber so wie der Lärm vorüberzog, traten gegen seinen Willen die Bilder jener Nacht, besonders aber die Betende, wieder vor ihn und rollten ihm eine traurige, sorgenschwere Zukunft auf. Die Worte, welche er vernommen zu haben glaubte, erschütterten ihn noch jetzt, sie betrafen ja sein einziges, sein so heißgeliebtes Kind. Ach! seufzte er, wie kann ich sie gegen ihr Herz schützen, wie dieses zarte Mädchen vor dem Eindruck bewahren, den

der Papist auf sie gemacht hat, und die Geistergestalt, sicher die unglückliche Tochter jenes Max Hegelin, der in der Dessinger Schlacht gefangen wurde, forderte sie mich nicht auf, Magdalene zu hüten? — Gerechter Gott! rief er aufspringend aus und rang verzweifelnd die Hände, laß sie, laß mich sterben, nur bewahre mein Kind vor Schande, erhalte ihr Herz der Tugend, nimm sie lieber auf zu dir, und soll ich, wie Abraham dir ein Opfer bringen, ich will es, nur laß sie rein und unentweiht sterben.

Er sank, indem er dies sprach, ermattet auf seinen Sessel, der starke, an Seel und Körper kräftige Mann erlag fast dem Eindruck, den jene schauderhafte Begebenheit auf ihn gemacht hatte. Aber diese Abspannung dauerte nicht lange. Nein! rief er plötzlich — ich will nicht unterliegen, will als Mann meinem Schicksal, als Christ dem Flüstern entgegen gehn, der mir durch allerhand Geisterspuk meinen Glauben, meinen Verstand irre zu leiten gedenkt, will mich nicht mehr quälen, nicht ängstlich sorgen um mein Kind, will ihrer Tugend vertrauen, und keine dämonische Erscheinung, kein wil-

der Jäger mit seinem Heere soll mich ferner irre machen. Mit unwandelbarer Liebe wie sonst, will ich an meiner Magdalene hangen, und der Glaube an einen gerechten, barmherzigen Gott soll mich stärken und erhalten.

Indem er dies sagte, öffnete sich die Thür, Magdalene trat ein, und bei ihrem Anblick wäre fast jetzt schon sein Glaube dahin gewesen. Bleich wie der Tod, den ernsten, starren Blick auf den Vater gerichtet, blieb sie mit schwankendem Kniee regunglos an der Thüre stehen; ein schmerzliches Lächeln umzog ihren Mund, ihre Hand preßte sich fest auf das klopfende Herz und alles Leben schien von ihr gewichen. Kind, Magdalene! rief der erschrockene Vater, was ist dir begegnet?

Sie erwiederte auf seine ängstlichen Fragen nichts und blieb immer noch unbeweglich stehen. Plötzlich durchfuhr ein Gedanke den Alten, ist dir Mathilde erschienen? rief er ihr entgegen tretend — sie schüttelte verneinend den Kopf. Sprich, rede! Was es auch sein mag, ich bin gefaßt, bin wieder stark, das Schrecklichste zu ertragen, aber rede nur! bat er, sie in seine Arme schließend, Nicht

dieſen geiſterähnlichen Blick, nicht dieſe ſtumme Verzweiflung.

Er iſt nicht mehr! rang es ſich endlich aus Magdalenens Bruſt.

Wer? fragte der Vater verwundert, und leitete die Zitternde auf einen Seſſel.

Wie könnt Ihr noch fragen ſagte ſie, und der Unmuth trieb ihr das Blut zurück auf die Wangen, Euerer Sorge um mich ſeid Ihr nun quitt! den Papiſten zerſchmetterte eine feindliche Kugel die Bruſt —

Georg todt? rief der Alte, und ſein Auge ſah gen Himmel, heiliger Gott! —

Haltet ein Vater! zürnte das Mädchen, Danket Gott nicht, daß er Euer Kind unglücklich machte, preiſt ihn nicht, daß er Euer brünſtiges Gebet erhörte! Wofür Ihr Gott danken wollt, das hat mich grenzenlos elend gemacht; jubelt nicht, Eure Freude könnte mir das blutende Herz brechen.

Der Vater drückte bei dieſen, mit Unmuth und Schmerz ausgeſprochenen Worten, die Trauernde ſanft an ſich, wie könnte ich mich freuen, Magdalene, wenn du weinſt, ſprach er bewegt, wie könnte ich jubeln, wenn mein Kind trauert? — Faſſe dich nur,

des Herrn Wege sind wunderbar, das, von dem wir glauben, es führe uns an einen Abgrund, wendet seine Barmherzigkeit oft zu unserm Heil; oft beugt er den übermüthigen Sinn des Menschen, damit er aus der Prüfung geläuterter hervorgehe —

Was hilft mir Prüfung, was soll ich geläuterter hervorgehen! rief Magdalene in Verzweiflung, — für mich ist das Erdenglück dahin! Mein Herz ist gebrochen, die Welt ist mir todt, nur bei ihm wäre noch Glück für mich!

Nur bei ihm? wiederholte der Alte, und der Ton, mit dem er dies sagte, sprach deutlich seinen Schmerz aus — also bei deinem Vater fühltest du dich nicht glücklich? Das hab ich nicht um dich verdient.

Zürnt mir nicht, bat sie, was kann ich für mein Gefühl! Was die Pflicht gegen Euch mir gebietet, hab ich gethan, will es auch ferner thun; die Thränen, die mein Auge weint, sollen Euch verborgen bleiben, die Seufzer meiner Brust für Euch unbemerkt ihr entsteigen; aber der Reiz des Lebens ist mit ihm dahin, meine Sonne ging unter, für mich ist es Nacht, und nur dort kann

mir die Morgenröthe wieder aufgehn! Was kann ich dafür, daß es so ist? —

Frevle nicht? warnte der Vater, suche Trost in der Religion, halte fest am Glauben.

Mein Anker ist gebrochen, sagte sie traurig, mein Schiff schwankt hin und her —

Suche festen Grund, Magdalene!

Wo ihn finden? sprach sie, und das Vertrauen schien sie ganz verlassen zu haben, — Ach, schickte der Himmel mir ein Zeichen, nahte mir ein Engel der Offenbarung.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und die Muhme von Gmünd trat ein. Benedikt warf einen zornigen Blick auf sie, dann sagte er mit barschem Tone zu der Tochter, die mit freudefunkelnden Augen auf die Ankommende blickte, geh auf deine Kammer, Magdalene, denn das ist wahrlich kein Engel der Offenbarung. Geh!

Magdalene begrüßte im Vorbeigehen die Muhme, warf noch einen strahlenden Blick auf sie, und entfernte sich.

Was wollt Ihr hier? fuhr Benedikt jetzt die Matrone an.

Ich suche Zuflucht bei Euch, erwiederte sie.

Die Franzosen sind plötzlich von Schorndorf aus vor unsere Stadt gerückt, der Weg nach Ellwangen und Heidenheim war versperrt, es blieb mir nichts übrig, als über die Alp hierher zu flüchten. Die Priorin der Clarisserinnen mit den jüngsten Nonnen und den Novizen haben mich begleitet.

Glaubt Ihr hier sicherer zu sein? fragte er eben nicht verbindlich.

Ich hoffe es, und auf jeden Fall bin ich in Eurem Hause vor Mißhandlungen sicher; eine arme, verlassene Frau —

Warum bezieht Ihr Euere Wohnung auf der Blasien Au bei der Witwe des Messerschmidts nicht wieder? unterbrach er sie mit Unmuth, wie könnt Ihr noch, nach dem was vorgefallen ist, mein Haus betreten?

Die Wohnung auf Blasien Au überließ ich den frommen Clarisserinnen; überdies Schwäher, hat ja der Tod versöhnt, und eine Freistatt werde ich wohl in Euerem Hause erwarten können, da ich jahrelang Euer Kind in dem meinigen pflegte.

Besser, es wäre nicht geschehen! brummte Benedikt vor sich hin, reichte jedoch der Schwägerin zum Willkommen die Hand, und hieß sie

zu ihrer Schweſter hinauf gehen — Als ſie ſich aber entfernen wollte, hielt er ſie zurück. Frau! ſprach er, ihre Hand etwas unſanft ſchüttelnd, Ihr habt in Magdalenens Herz Unkraut geſäet, hofft nicht hier erndten zu wollen, verſucht nicht, das aufgeregte Gemüth des Kindes vollends zu berücken; denn wahrlich — Doch geht nur hinauf zu meinem Weibe, Gott möge Euern Eingang ſegnen.

Die Muhme ging, und ihre Ankunft verbreitete bei den Frauen mehr Freude, als Benedikt bei ihrem Anblick empfunden haben mochte, der, nachdem er das Nöthige angeordnet, ſchnell den Mantel umwarf, und, Erkundigungen einzuziehen, das Haus verließ.

3.

Melac.

Noch am nämlichen Tage marſchirte das Kontingent nach der Donau, Dillingen zu, und man hörte das Krieggetös und Wirbeln der Trommeln nicht mehr, wohl aber bald den Kanonendonner von Schorndorf her. Die aus der Pfalz und dem Würtenberger Lande eingegangenen Nachrichten waren wohl geeignet, die Gemüther friedliebender Bürger zu beunruhigen; denn die Franzoſen führten zwar jetzt nur Krieg gegen Bürger und Bauer, noch ſtand ihnen kein Heer entgegen, ſie führten ihn aber auf eine, bis jetzt unerhört grauſame Weiſe, ſo daß ſie in Rohheit und Beutedurſt die zügelloſen Horden des 30jährigen Krieges weit übertrafen. Nicht allein, daß ſie ſchwere Kontributionen ausſchreiben, ſie plünderten auch, nachdem ſie dieſe erpreßt hatten, Städte und Dörfer, zündeten ſie bei ihrem Abzuge an und zogen

dann, die Brandfackel in der Hand, von Ort zu Ort weiter. Der Generallieutenant Monclar rückte jetzt von Heidelberg aus nach dem Herzogthum Würtemberg, dies Land eben so, wie die Pfalz auszusaugen; unter ihm befehligte der Brigadier Melac, ein Mann, der Louvois und Monclars Befehle nur zu willig befolgte, und der jetzt vor Schorndorf stand, das er zur Uebergabe aufforderte. Aber trotz dem Befehl des Administrators von Würtemberg, den Franzosen die Thore zu öffnen, wehrten sich die Bürger, und Melac mußte nun die Stadt förmlich einschließen und belagern. Während dem war Monclar vor Stuttgart gerückt, wo die Bürger sich auch, jedoch vergebens, zur Wehre setzten. Die Stadt wurde noch am nämlichen Tage eingenommen und geplündert.

Unter diesen Umständen mußte man in Eßlingen täglich den Feind erwarten. Der Rath, in der Hoffnung, die drohende Gefahr abzuwenden, wenigstens das traurige Schicksal so viel als möglich zu lindern, schickte den Stadtschreiber in's französische Lager vor Schorndorf, mit Melac zu unterhandeln, von dem sie wußten, er habe den

Be-

Befehl, nach der Einnahme jener Stadt auf Eßlingen zu rücken. Der Stadtschreiber machte sich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen mit der tröstenden Nachricht zurück, daß Melac versprochen habe, wenn er auch dem Befehl zu Folge, Eßlingen besetzen würde, er die Stadt so schonend als möglich behandeln wolle; doch müsse man sich auch erkenntlich gegen ihn zeigen. Der Fuchs will mit dem Wolfe theilen, sagte bei dieser Nachricht Herr Benedikt, und doppelt Unglück wird über die Stadt kommen!

Von diesem Augenblick an schien die Sorge um das Wohl der Stadt ihn eben so, wie die Sorge um sein Kind, und Melac mit seiner zügellosen Schaar, ihn so sehr, als der wilde Jäger zu beschäftigen, der jetzt mehr als je, sein Wesen in der Umgegend treiben sollte. Nur das allgemeine Beste vor Augen, unterdrückte er seinen Groll gegen den Rath, und ermahnte seine Freunde zur Eintracht in der Stunde der Noth, und nahm wieder thätigen Antheil an den Verhandlungen der Bürger.

Magdalene verließ jetzt nur selten das Haus, sinnend, ihr Schicksal überdenkend,

ſaß ſie einſam auf ihrer Kammer. So überraſchte ſie die Muhme oft, die mit glühendem Eifer, wie alle Proſelytenmacher, das einmal ſich geſteckte Ziel, Magdalene zu bekehren, beharrlich verfolgte. Von Herzen gut, ohne Falſch, das Mädchen, dem ſie ihr ganzes Vermögen zugedacht, wie ihr eigenes Kind liebend, glaubte ſie Recht zu thun, und handelte mit der völligen Ueberzeugung, auf dieſem Wege allein für Magdalenens Heil ſorgen zu können. In genauer Verbindung mit ihrer Jugendfreundin, der Priorin des Clariſſen Kloſters zu Gmünd, befolgte ſie auch jetzt noch die Befehle dieſer herriſchen, launiſchen Frau, ſo wie ſie es ſchon in der Jugend gethan, ehe jene noch den Schleier genommen hatte. Frau Barbara und Magdalene, dieſe beiden ihr theuerſten Weſen der Erde, zum rechten Glauben zurückzuführen, war ihr eifrigſtes Beſtreben, und faſt glückte es ihr bei der Nichte beſſer, als bei der Schweſter. Dieſe, obgleich durch Gewiſſensbiſſe wegen ihres früheren Uebertritts zur proteſtantiſchen Kirche geängſtet, fürchtete durch einen Rückſchritt auf doppelte Weiſe ihr Gewiſſen zu beläſtigen, und hatte ſich reuevoll

der Gnade Gottes übergeben; Furcht und Liebe zu ihrem Eheherrn kämpften gegen die mahnende Stimme in ihrem Innern, und hielten sie, trotz ihrer Neigung, von jedem entscheidenden Schritte ab. Magdalene hingegen, die sonst dem an Geist und Körper kräftigen Vater mehr, als der schwächlichen Mutter angehangen hatte, fühlte sich, seit sie glaubte, die Liebe zu Georg habe sie dem Vaterherzen fremder gemacht, verlassen. Sie hatte kein Herz, dem sie das ihrige aufschließen konnte, Georg war todt, die Mutter bebte schon bei dem Gedanken an des Vaters Zorn, und wies ängstlich jede Theilnahme zurück, nur der Muhme allein konnte sie ihren Kummer vertrauen. Schon während ihres Aufenthalts in Gmünd war sie ihr lieb und theuer geworden, sie war dort die Vertraute ihrer Liebe gewesen, durch ihren Beistand hatte sie zuweilen den Geliebten gesehen und Briefe von ihm erhalten, was Wunder, daß das Saamenkorn von solch lieber Hand ausgestreut, keimen und Wurzel fassen mußte. Mehr aber, als alle Ermahnungen der Muhme, mehr, als die donnernden Worte der Priorin, führte eine glühende Phantasie das

Mädchen von ihrer ruhigen Bahn. Maria, die Großmutter, die holde Vermittlerin, ſtand ſo lieblich, ſo menſchlich göttlich vor ihren Augen, ſie wähnte in den Stunden der Schwärmerei und des Grames, in der Schmerzenreichen ein mitfühlendes Herz zu finden, und die mancherlei Gebräuche der katholiſchen Kirche, welche ſo leicht auf die Einbildungkraft eines aufgeregten Gemüthes wirken, ſtimmten auch ſie zur Schwärmerin..

Jetzt beſonders, wo das Schickſal ſie bitter prüfte, wo der Geliebte todt, ihr Herz zerriſſen, des Lebens Blumengarten für ſie zerſtört war, keine Blüthe, keine Hoffnung mehr für ſie entſproß, da ſuchte das gebrochene Herz Mitgefühl, der Schmerz Nahrung. Da, wo die Vaterbruſt für ſie geſchloſſen, das Mutterherz nur unter Bangen ihr geöffnet war, führte das Unglück ſie der Muhme näher, die theilnehmend ihre Thränen trocknete, mit ihr weinte, und mit ungeheucheltem Schmerz den Todten beklagte, der auch ihr theuer und werth geweſen war. Was die Welt Magdalenen entzog, ſuchte ſie jenſeits, Geiſt und Herz hatte ſie zum Himmel gewandt, und nie fanden die Worte der

Priorin, zu der sie zuweilen ging, die Pforten ihres Innern so offen als jetzt.

Wollte der Vater es nicht bemerken, was in ihrem Innern vorging, oder zogen ihn die Begebenheiten und Schreckennachrichten, welche sich täglich einander auf dem Fuße folgten, von den Seinen ab; seit die Muhme im Hause war, betrat er die obere Stube nur selten, selbst der Eindruck, den die Erscheinungen jener Nacht auf ihn gemacht hatten, wurde schwächer, und allmählich gewöhnte er sich an den Glauben, seine aufgeregte Einbildungkraft habe ihm einen Streich gespielt. In Georgs Tod wähnte er schon den Beweis zu finden, wie wenig er den Worten der Gestalt am Kruzifix zu vertrauen habe, und die Gefahr für Magdalene glaubte er nun vorüber. Daß die Warnung ihrem Glauben gelten könne, daran dachte er nicht, denn wie konnte wohl ein Geist der Finsterniß, und ein solcher konnte es ja nur sein, sich um das Seelenheil einer Irdischen bekümmern. Daß die Tugend seiner Tochter nur durch eine schwärmerische Neigung gefährdet werden könne, glaubte er gewiß zu sein, und diese hatte ja der Tod

gelöst. Er war deshalb für sein Kind ohne Sorgen, ihr kummervoller Anblick that ihm weh, aber er kannte die Zeit als eine zu gute, sichere Trösterin, um ihr nicht Magdalenens Herz vertrauungvoll zu übergeben. So beschäftigte ihn die Gefahr, welche seine Vaterstadt im jetzigen Augenblick bedrohte, fast gänzlich, und er meinte, ein jeder theile mit ihm die Furcht für den theuern Heerd der Väter, das Herz eines jeden sei nur von diesen Sorgen bewegt.

Der Stadtschreiber hatte seit seiner Rückkehr aus dem feindlichen Lager wieder mehrere Abende bei dem Nachbar eingesprochen und manchen Becher geleert, war jetzt freundlicher, schmiegsamer gegen ihn, als je, und hatte nur selten Magdalenens, desto häufiger aber des anziehenden Ungewitters erwähnt, das sich über die gute Stadt zusammen zog. Eines Nachmittags, als er wieder im schwarzen Adler saß, und des biedern Benedikts ängstliche Sorge um die Zukunft durch dunkle, zweideutige Reden zu vermehren suchte, fiel dies doch Benedikt auf. Aber Herr Stadtschreiber, unterbrach er ihn, nach dem, was Ihr Tröstliches aus dem Lager mitgebracht,

ſollte man wohl meinen, Ihr hättet mehr Muth; die Verſprechungen des feindlichen Heerführers, die Ihr doch am Beſten würdigen könnt, ſollten Euch doch wohl billig beruhigt haben.

Freund! erwiederte der Stadtſchreiber geheimnißvoll, dem Nachbar näher rückend, was ich öffentlich der ganzen Welt verbergen muß, will ich Euch, meinem einzigen Freunde, vertrauen. Benedikt lächelte über die zweideutigen Freundſchaft-Verſicherungen, und erwartete nicht ohne Spannung, was ihm der Stadtſchreiber offenbaren würde.

Ich habe kein Zutrauen zu General Melacs Verſprechungen, raunte ihm dieſer zu.

Nicht? fragte Benedikt verwundert, und doch habt Ihr dem Rath und der ganzen Stadt die Verſicherung gegeben —

Freund, unterbrach ihn der Stadtſchreiber, und rückte ſeine Perrücke zurechte, während Benedikt, auf dem Tiſch trommelnd, ſein Liedchen brummte, Freund! wie konnte ich anders? Ich habe in offener Sitzung dem Rath berichtet, was mir geſagt wurde, habe ihm deutlich meine Anſichten zu verſtehen gegeben, ihn im Geheimen gewarnt;

aber mich öffentlich auszusprechen, dazu bin ich zu klug.

Und weshalb? fragte der Adlerwirth verwundert.

Ihr fraget noch? fuhr jener fort, habt Ihr denn gar nicht vernommen, wie furchtbar, wie ungesittet die Herren von Ludwigs so galantem Hofe, überall mit denen umgehen, die nur im mindesten ihr Mißfallen erregen? Arretirt werden die Unglücklichen, in die finsterſten Kerker gesteckt, aus denen sie sich mit sauer erworbenem Gelde loskaufen müssen, wenn sie nicht nach Straßburg wandern wollen. Ach, es ist eine heillose Zeit. Heute ist sogar vom General Melac der Befehl an hiesigen Magistrat gekommen, Niemandem mehr Pässe zu geben, damit die Herren das Nest fein warm und in Ordnung finden.

Wer gehen will, wird dann ohne Paß wandern, erwiederte Benedikt.

Bei Leibe nicht! fiel ihm der Stadtschreiber in die Rede, dergleichen würde der Stadt nur Nachtheil bringen.

Wie so? meinte der Alte, wie könnte das sein? — Wenn ich nun mein Kind entfer-

nen wollte, und sie ohne Paß fortschickte, wie könnte der Rath dafür verantwortlich sein? Wie könnte er für etwas verantwortlich sein? von dem er nichts wüßte.

Der Stadtschreiber zuckte bedenklich die Achseln — im Kriege, werther Freund! sagte er warnend, gilt kein Recht, als das Recht des Stärkeren. Was kümmern sich die Kriegsleute darum, ob sie Gerechtigkeit handhaben oder nicht; sie handeln, wie es ihren Lüsten und ihrem Seckel am besten gefällt. Deshalb Nachbar, rathe ich, laßt jetzt Jungfer Magdalene hier; meine frühere, wohlgemeinte Warnung jetzt noch zu berücksichtigen, wäre Thorheit und brächte Euch in's Verderben, denn Ihr würdet das Opfer, würdet nach Straßburg geführt, Euer Haus stände leer, die Nahrung stockte, hörte auf, und der Adler, diese, in ganz Schwaben so wohl bekannte Herberge, wär verödet und würde sicher rein ausgeplündert.

Sorgt nicht für mein Haus, Herr Stadtschreiber! unterbrach ihn Benedikt unwillig, und trank den vor ihm stehenden Becher mit Hast aus, sorgt für den schwarzen Adler nicht, da werden ferner noch die Gäste aus-

und eingehen, und die Fremden, so von der Donau nach dem Rheinstrom ziehen, werden hier nach wie vor ihre Herberge nehmen, und Ihro fürstliche Gnaden, die Herzogin Sybille wird noch bei Benedikt Hegelin einkehren, wie sonst. Uebrigens bin ich gar nicht gesonnen, mein Kind jetzt, wo die Wege so unsicher sind, und das Soldatenvolk überall umherschwärmt, auf die Landstraße zu schicken; im Fall der Noth hätte ich für sie wohl einen nähern Zufluchtsort. —

Und der wäre? fragte der kleine Mann gespannt.

Der Fuchs verräth wohl nie seinen Bau, erwiederte Benedikt, und schenkte das leere Glas seines Gastes wieder voll, der von neuem eine Frage thun wollte, aber durch des Nachbars barsches Trinkt nur, Herr Stadtschreiber, trinkt nur! daran gehindert wurde.

Ich habe alle Vorsichtmaßregeln genommen, sagte dieser endlich, nachdem Benedikt nachdenkend geworden, und der Unmuth aus seinem Gesicht verschwunden war. Geld und Gut, alles was die lüsternen Blicke der raubgierigen Herren locken könnte, ist in

Sicherheit gebracht, nicht ein silbernes Becherlein ist daheim geblieben, und ich trinke meinen Wein jetzt aus einer zinnernen Kanne. Meinen Sohn —

O! laßt den nur in Gottesnamen daheim, fiel ihm Benedikt in die Rede, und sendet ihn nicht mit Euerm Gold und Silber fort, ich glaube schwerlich, daß sich die Franzosen an ihm vergreifen werden. Nun, was seht Ihr mich so feindlich an? — Trinkt, und laßt Euern Sohn aus dem Spiel, Ihr wißt, das Gespräch vergällt mir immer den Trunk; und der Wein ist eine zu köstliche Gottesgabe, die man mit freudigem Herzen genießen muß.

Indem er seinen Becher leerte, bließ der Thürmer —

Mein Gott! Sie kommen! rief der Stadtschreiber, ich muß eilen, Herr Gevatter, mich in Staat zu werfen, französische Gäste zu empfangen, denn an Widerstand ist doch nicht zu denken; nehmt Euer Töchterchen ja in Acht und gehabt Euch wohl. Dies sagend, eilte er fort.

Also wäre wirklich die Stunde gekommen, und der Feind vor den Thoren? — Nun

gilt es Muth und Festigkeit, aber auch Vorsicht, brummte Herr Hegelin vor sich hin, ich wollte doch, ich wüßte Magdalenen fern. Er traf schnell alle mögliche Anstalten, befahl seiner Tochter, die Stube der Mutter nicht zu verlassen, und nachdem er alles im Hause angeordnet, warf er seinen Mantel um und eilte hinaus, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Dieser hielt auf der Straße von Stuttgart in einiger Entfernung von der Stadt. Es war ein unbedeutender Haufen Reiterei, der sich zwischen Weil und Eßlingen am Neckar aufgestellt, und alle Vorsichtmaßregeln gegen die Stadt genommen hatte, doch keine Miene machte, weiter vorzurücken. Der Stadtschreiber schlug dem, sich auf dem Rathhause eilig versammelnden Rathe vor, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und so durch Willfährigkeit ihn zu gewinnen; die auf dem Markt versammelten Bürger aber widersetzten sich, schlossen die Thore und Benedikt, der sich an ihrer Spitze befand, meinte, daß es immer noch Zeit sei, die ungeladenen Gäste zu empfangen, wenn sie

in gehöriger Anzahl auf die Stadt anrückten. Er hatte für heute Recht; denn die kleine Abtheilung der Feinde kehrte bald wieder um und entfernte sich. Am andern Morgen aber rückten sie in bedeutender Menge auf der nämlichen Straße von neuem heran; ein Offizier mit einem Trompeter sprengte an das Thor, und verlangte eingelassen zu werden. Das Thor wurde ihm geöffnet, und er auf das Rathhaus geführt, wo er, im Namen des Brigadiers Melac, Quartier für ein bedeutendes Truppen-Corps verlangte. Zugleich sah man auf den Höhen, welche Eßlingen nördlich umgrenzten, Abtheilungen des feindlichen Fußvolkes in so bedeutender Menge in den Weinbergen aufgestellt, daß jeder Widerstand thöricht gewesen wäre. Der Rath ernannte nun eine Deputation, den Feind zu empfangen, und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und die Bürger, von den Mauern und Thürmen den anziehenden Feind erblickend, widersetzten sich heute diesem Beschlusse nicht, und blieben ruhig.

Einige Mitglieder des Raths, unter welchem sich auch der Stadtschreiber befand, zo-

gen nun, während die Bürger mit sorgenschweren Herzen in ihre Häuser zurückkehrten, den unwillkommenen Gästen entgegen. Der Brigadier Melac empfing die Deputation der Stadt mit vieler Höflichkeit, die mit seinem rauhen Aeußern in nicht geringem Widerspruch stand, versprach gute Mannzucht und rückte dann, sich in weiter keine Unterhandlungen einlassend, an der Spitze von 1500 Reitern, meistens Dragonern, und den beiden Regimentern d'Auvergne und Bretagne, zusammen mit 4000 Mann ein. Seine Persönlichkeit war eben nicht geeignet, den üblen Eindruck, den seine Dragoner auf die Bürger Eßlingens machen mußten, zu mildern; denn sein Anblick erweckte eher Grausen als Zutrauen. Er war von langer hagerer Gestalt, mit Panzer und Armschienen, wie die schweren Reiter damaliger Zeit, bewaffnet, seinen schwarzen andalusischen Hengst, der mehr wild als stolz unter ihm schnaubte, ließ er unbekümmert unter sich toben. Ein runder, auf einer Seite aufgestülpter, schwarzer Hut, mit einer einzigen, lang herabwallenden schwarzen Feder, deckte seinen spitzen, etwas zu kleinen Kopf und

die Narben seiner Stirn. Sein krauses, schwarzes Haar, nicht nach der Sitte von Ludwigs Hofe unter einer Perrücke versteckt, hing unordentlich über Hals und Schultern, und sein krauser Knebelbart verbarg den größten Theil des aufgeworfenen Mundes. Ueber die dunkeln, feurig blitzenden Augen wölbten sich zwei dicke, schattige Brauen, und gaben dem Ganzen ein finsteres, wildes Ansehen; nur die weiße, mit goldnen Lilien durchwürkte Feldbinde, und das gestickte Degengehenk, war glänzend, und stach von dem angelaufenen Küraß und den hohen gestülpten Stiefeln sonderbar ab. So war der Mann, vor dem die Pfalz gezittert hatte und von dem Eßlingen sein Schicksal erwarten mußte.

Jetzt hielt er auf dem Markte sein andalusisches Roß an und sah mit stolzer Haltung die Regimenter an sich vorüberziehen, von denen ein Theil der Reiterei durch die Stadt nach Ober-Eßlingen und Weil rückte, der Marquis de Prôle aber mit dem Regiment d'Auvergne die, auf einer Anhöhe gelegene, Burg der Stadt besetzte.

Als die Truppen an ihm vorüberzogen

waren, stieg Melac ab, sah sich forschend auf dem Markte um, und schien die Häuser zu mustern. Gleich darauf zog eine lange Reihe von Packwagen und Saumrossen ein, wohl meist geraubtes Gut, das die armen Landleute noch von Ort zu Ort schleppen mußten. Ein alter Reiter, von zwei ungeheuern Hunden begleitet, sprengte voran, stieg, als er den General ansichtig wurde, schnell ab, und während die Doggen ihren Herrn begrüßend mit wildem Gebell an ihm hinaufsprangen, hinkte der Reiter ihnen nach, neigte sich mit steifem Ernste vor dem General, und bat um die Befehle, wohin er das Gepäck führen solle.

Dort hinein, Constant, sagte Melac, auf den schwarzen Adler zeigend, aber nur das Nöthige abgepackt, wir bleiben nur so lange dort, bis ein anderes Quartier für mich in Stand gesetzt ist.

Constant verneigte sich mit steifem soldatischem Anstande, und ging, das Nöthige anzuordnen.

Melac ließ sich nun seine Saumrosse vorbeiführen, liebkoste einen zahmen Hirsch, der auf den Ruf: Hector, auf ihn zu lief, und die

die ihn neckenden Doggen mit seinem Geweih von sich abwehrte, betrachtete dann die vier schönen, holsteinischen Braunen, welche seine Karosse zogen, und ein unfreiwilliges Geschenk der Heidelberger waren, mit Wohlgefallen, und kümmerte sich wenig um die Deputirten des Raths, welche in scheuer Ehrerbietung hinter ihm, den günstigen Augenblick erwarteten, wo sie ihm den vergoldeten Pokal mit dem Ehrentrunk überreichen konnten. Jetzt gab er noch einigen umstehenden Offizieren Befehle, dann wandte er sich, wie zufällig, nach den immer noch wartenden Herren vom Rath, die sich nun ehrerbietig nahten, und ihm den Ehrentrunk kredenzten.

Gnädiger Herr! begann der Stadtschreiber als Wortführer, habt die Güte, den Ehrentrunk von hiesiger Stadt anzunehmen, den wir Euch mit schuldiger Submission bieten, und so wie dieser Wein, auf unsern Bergen gewachsen, rein und unverfälscht ist, so ist auch die Versicherung unserer Hochachtung und Ergebenheit, aufrichtig und wahr. Er überreichte dann mit zierlicher Reverenz den Becher, den der General ziem-

lich gleichgültig annahm. Auf Euer Wohl, Ihr Herren! sprach er, leerte ihn auf einen Zug und als der dienstfertige Stadtschreiber sich nahte, ihn aus Melacs Händen wieder zu empfangen, winkte dieser einem seiner Diener, und gab diesem den Becher.

Der Stadtschreiber war hierdurch, jedoch nur auf einen Augenblick außer Fassung gebracht, erlaubt Ihr, mein gnädiger Herr, sagte er dann, daß wir Euch auf das Rathhaus begleiten, um von Euch zu erfahren, was Ihr von unserer armen Stadt verlangt.

Damit übereilt Euch nicht, Ihr Herren, erwiederte Melac lachend. Sorgt nur einstweilen fur meine Soldaten, öffnet ihnen nur hübsch Küche und Keller, daß sie sich von ihren Strapatzen erholen mögen, lebt mit guter Eintracht, wie Brüder; für gute Mannszucht werde ich dann schon sorgen. Meine Soldaten sind wie diese Saufänger, friedlich mit jedem, der sie streichelt und ihnen vollauf giebt, aber neckt man sie, oder läßt sie hungern, so fletschen sie die Zähne und beißen. —

Wo ist mein Quartier? fragte er jetzt einen der ihn umgebenden Offiziere. —

Im Steuerhause, General! erwiederte dieser, doch —

Es ist noch nicht in gehörigen Stand gesetzt, den Herrn General nach Würden aufzunehmen, fiel der Stadtschreiber dem Offizier hastig in die Rede.

Schon gut! sagte Melac gleichgültig, so steige ich einstweilen in jenem Hause ab, das mir ganz anständig zu sein scheint. Auf Wiedersehen, Ihr Herrn vom Rath, in einer Stunde werde ich bei Euch eintreffen! Er grüßte sie und ging von einigen Offizieren gefolgt nach der Herberge zum schwarzen Adler.

In der Thüre empfing ihn Herr Benedikt. Ihr seid der Wirth vom Hause? fragte ihn Melac.

Ja Herr! Seid mir willkommen! erwiederte dieser.

Bin ich Euch dies wirklich? sagte der General im scherzenden Tone.

Herr! erwiederte der Alte treuherzig, — als Wirth bin ich gewohnt, jeden in mein Haus Eintretenden willkommen zu heißen.

Also nur dieser Gewohnheit danke ich Eure Begrüßung, unterbrach ihn Melac.

Nein Herr! entgegnete Benedikt mit Freimuth, meinen Willkommen sage ich von Herzen, und besonders Euch General!

Wie soll ich das verstehen? fragte Melac neugierig.

Bei jedem, der mein Haus betritt, steigt der Wunsch in mir auf, daß es zu meinem Wohle geschehen möge, und daß er mir ein willkommener, freundlicher Gast sei; dieser Wunsch, General, mußte auch, besonders bei Euch, in mir rege werden, deshalb bitte ich, seid mir ein freundlicher, werdet mir ein willkommener Gast.

Führt mich auf mein Zimmer, sagte Melac, dem Gespräch eine andere Richtung gebend.

Wie Ihr befehlt, Herr! erwiederte Benedikt, habt nur die Güte, mir zu folgen. Er ging voran, Melac mit seinen Doggen folgte, die Offiziere blieben zurück. Während er die Treppe hinaufstieg, sagte, der Wirth wohl mehr als Benedikt: Ihr müßt mit wenigen und geringen Zimmern fürlieb nehmen, ich kann Euch keine bessern geben, als die, welche meine gnädige Frau, die Herzogin von Würtenberg zu bewohnen pflegt,

wenn sie nach Eßlingen kommt, und worinnen sie sich immer wohl und bequem befindet.

Nur voran! unterbrach ihn mit barschem Tone Melac, zeigt mir nur die Zimmer, mir ist es ziemlich gleich, wer sich darinnen wohl befunden hat, oder nicht.

Benedikt schloß nun eine große eichene Thüre auf, und bat den General einzutreten.

Hm! meinte dieser, sich umsehend, es passirt zur Noth.

Womit kann ich Euch ferner dienen, Herr? fragte Benedikt mit einer tiefen Reverenz.

Womit Ihr mir dienen könnt, davon ein andermal, erwiederte Melac und blickte mit einem widrigen Lächeln auf den Alten, der, sein Käppchen in der Hand, die Befehle des rauhen Kriegsmannes erwartend, an der Thüre stand, dann, nach kurzem Schweigen fragte er ihn plötzlich,

Ihr seid kein Freund der Franzosen?

Diese Frage überraschte Benedikt, doch bald faßte er sich und erwiederte ein trockenes Nein!

Und das sagt Ihr mir mit so frecher Stirn? fuhr Melac auf.

Wolltet Ihr nicht die Wahrheit hören, General? erwiederte der Alte mit Ruhe. Würdet Ihr mir geglaubt haben, wenn ich Euch das Gegentheil geantwortet hätte? Wer könnte, wenn er redlichen Herzens ist, die Feinde seines Vaterlandes lieben? Wär' Euch das möglich General? — Gewiß nicht! —

Ihr seid ein sehr freimüthiger Mann, sagte Melac, mehr Spott als Ernst in diese Worte legend. So lange Ihr Euern Haß nur in Worten ausspricht, mag es ungestraft hingehen, hütet Euch aber, es in der That zu thun. — Habt Ihr Familie? fragte er weiter.

Eine kränkliche Frau und eine Tochter, die abwesend ist.

Abwesend? fuhr der General, Benedikt mit scharfem Blick beobachtend auf, — ich sehe, Eure Wahrheitsliebe ist nicht immer dieselbe. Er blickte hierbei den Alten durchdringend an, welcher, der ausgesprochenen Lüge wegen, erröthete, und mit sich kämpfte, ob er auf seiner Unwahrheit beharren solle

oder nicht, jedoch seinen offenen Charakter unter die Nothwendigkeit beugend, schwieg er.

Der General schellte.

Was steht zu Euerm Befehl? fragte der Wirth.

Schicke mir Constant herauf, daß er mich entwaffne, befahl er dem eben eintretenden Kammerdiener, die Offiziere mögen sich bereit halten mich nach dem Rathhaus zu begleiten. Ihr könnt gehen, wandte er sich nun mit barschem Tone zu Benedikt, der diesen Befehl auch schnell und gern befolgte.

Auf der Treppe begegnete er Constant, der mit seinem lahmen Beine, brummend herauf hinkte, ihn im Vorbeigehen scharf ansah, sich dann plötzlich wandte und ihm zurief: Wirth, auf ein Wort! Benedikt kehrte um, Constant winkte ihm näher zu kommen. Gab es da oben Sturm und Ungewitter? fragte er halbleise. Hegelin nickte bejahend. Wir wollen suchen, es zu beschwören, nur den Kopf nicht verloren, fuhr der Reiter ort, und schüttelte Benedikt treuherzig die Hand. Hast du eine hübsche Tochter, Alter,

raunte er ihm dann zu, so schicke sie fort, bei uns taugt sie nicht.

Constant! rief in diesem Augenblick der General die Thüre aufreißend, wo bleibst du?

Mein zerschossenes Bein, Herr, versagt mir auf dieser verdammten Wendeltreppe den Dienst, rief er ihm entgegen, und winkte Benedikt, sich schnell zu entfernen. Nur ein wenig Geduld!

Schnell! Geschwind! befahl Melac dem Eintretenden, und während dieser die Armschienen und den Küraß abschnallte, fragte ihn der General, hast du dich schon im Hause umgesehen?

Ja Herr!

Wie gefällt dir's?

Gut! — Wie sollte es auch nicht, der Wein ist hier so gut, wie im Elsaß.

Hast du die Tochter des Hauses schon gesehen? Es soll ein schönes Mädchen sein.

Nein General!

Der Alte will mich glauben machen, er habe sie fortgeschickt, fuhr Melac fort, und gestern erst erhielt ich Nachricht, daß sie noch hier sei; spionire, schleiche durchs ganze

Haus, forsche sie aus, mache den Alten treuherzig, trink mit ihm! —

Da lieg du alter Küraß, unterbrach Constant seines Herrn Rede, den Küraß unsanft auf einen Sessel werfend, ruh aus, altes Rüstzeug, das uns bei Consarbrück das Leben rettete, jetzt bedürfen wir deiner nicht mehr.

Constant! fuhr Melac auf.

Was Herr! fragte der Diener unbefangen.

Hast du verstanden, was ich dir vorher gesagt?

Ja General.

Es beherzigt?

Nein Herr, zu dergleichen, wißt Ihr ja aus mancherlei Erfahrung, tauge ich nicht. Ihr habt ja so manchen Spürhund um Euch, schickt die aus, und spart Constant zu redlichen Dingen auf.

Frecher Graukopf, fuhr Melac auf, packte den Alten und hob, während die Doggen aufsprangen, und ungewiß waren, wem von beiden sie beistehen sollten, den Stock, ihn zu schlagen.

Schlagt zu, Herr! sagte dieser gelassen. Müßtet lange auf die alte Karkasse losshäm-

mern, bis Ihr sie so würbe klopftet, wie die Lüneburger Reiter es thaten.

Melac ließ die Brust des Reiters los — Du erwähnst den Tag fast zu oft, Constant, sagte er unmuthig, du hast dir zwar ein gewisses Recht auf meine Nachsicht erworben, mißbrauche es aber nicht! — Nenne mir den fatalen Namen nie wieder!

Muß ich es doch, den bösen Geist zu beschwören, der Euch so oft übermannt, erwiederte er treuherzig, die an ihn aufspringenden Doggen streichelnd, es ist meine Beschwörungsformel, und ohne sie hätte mein redliches Bestreben, Euch wahrhaft und christlich zu dienen, schon oft den Lohn von Euerm spanischen Rohre bekommen.

Schweig! befahl ihm Melac, Du weißt, die Sittenprediger sind mir im Zimmer fast noch widriger, als auf der Kanzel.

Soll ich zu Allem schweigen, Herr! so schickt mich lieber von Euch — ich muß reden, muß warnen, muß dankbar für das sein, was Ihr an meinem Joseph thatet — Ja Herr! sprach er, und das vernarbte Gesicht des Alten erglühte in wehmüthiger Erinnerung, nie vergesse ich den Tag von Alten-

heim, wo Ihr meinen verwundeten Sohn, meinen Joseph auf Euer Roß hobt, ihn über den Rhein zurück schicktet, und ihm so die Freiheit, wenn auch nicht das Leben rettetet. Als ich Euch damals zu Fuß an der Spitze Eurer Brigade fechtend, über die Rheinbrücke ziehen sah, mein Sohn mir mit matter Stimme sagte: Vergeßt nie Vater, was mein Brigadier an mir gethan! da schwur ich Euch ewige Treue. Ja Herr! fuhr er fort, seine Stimme wurde weicher, seine Augen heller, an meinem Sohn habt Ihr wohl gethan, seid gegen Eure andern Mitmenschen doch auch milde, seid nicht so wild und grausam! Eine gute That wägt die tausend Seufzer und Verwünschungen nicht auf, die Euch folgen, seid menschlich und handelt als Christ — auch Euer Stündlein wird schlagen, und dann müßt Ihr Rechenschaft ablegen, an einen strengeren Richter als Euer Gewissen.

Bist du nun fertig, Bruder Dominikaner! begann jetzt der General laut auflachend — gieb dir doch nicht so viele unnütze Mühe mich zu bekehren. Wie die Kugeln der Lauenburger an meinem Küraß abprallten, so prallen

deine frommen Lehren an meiner verhärteten Bruſt ab. Ich habe ſchon längſt meine Rechnung ohne dich abgeſchloſſen. Was mir zu fordern übrig bleibt, kann mir dieſe Welt nur zahlen, alle meine Forderungen an jene vermach ich dir.

Läſtert nicht, Herr! bat Conſtant, denkt an die Ewigkeit!

Schwaches Hirn! ſagte Melac, ſeine Hand auf den kahlen Scheitel des Alten legend und ihn unſanft ſchüttelnd, Thor, der glaubt, was er nicht begreift und hofft, was er nicht erlangen kann. Wer gab dir Kunde von dort? Wer ließ dich glauben, daß der Körper, den die Würmer zernagten, die Knochen, mit denen die Hunde auf dem Kirchhof ſpielten, wieder auferſtehen, der Geiſt zum Himmel aufſliegen werde, den ein paar Flaſchen Burgunder hier ſchon zu Boden ziehn? Armer Teufel! Du hungerſt an einer beſetzten Tafel, und hoffſt auf einen köſtlichen Nachtiſch; mit der letzten Schüſſel, die du an dir vorübergehen läßt, hat die Mahlzeit ein Ende, und du legſt dich hungrig zu Bett — Genieße was die Welt dir bietet, ſpare den Appetit nicht zu

dem himmlischen Brode auf! Du wirst betrogen!

Constant schlug in der Stille ein Kreuz — Gott vergebe Euch, General, nur seiner Barmherzigkeit kann ich Euch empfehlen, nur beten kann ich für Euch.

Thu das, mein alter Kriegsknecht, erwiederte Melac lächelnd, dann hab ich das Gebet umsonst, bei den Pfaffen müßt ich es bezahlen.

Aber Herr! — Wenn dereinst Gottes Strafgericht. —

Wenn mein Stock über dich kommen wird, alter Schwätzer, unterbrach ihn Melac zornig, dann wirst du schweigen und gehen. Meinst du, weil mich deine frommen Sprüche wohl zuweilen belustigen, hättest du ein Recht mich zu langweilen? Weil du mich aus dem Feind heraus gehauen und dabei einige Hiebe wegbekommen hast, durftest du mir ein frecher Sittenrichter sein? Alter Narr, du thatest nichts, als wofür dich der König bezahlte. Pack dich!

Kommt Ihr wilden Bestien! brummte Constant und hinkte hinaus, kommt Ihr unvernünftigen Thiere. Hetzt er Euch auf die

Armen, so glaubt Ihr Recht zu thun, da Euch Gott den Verstand und den Glauben versagte. Hielt mich mein Joseph, hielt mich die Dankbarkeit nicht bei ihm, ich hätte schon längst meine zerhauenen Glieder nach der Piccardie in meine Heimath zurückgeschleppt, denn hier nimmt es doch kein gutes Ende.

Lieber Mann, sagte Frau Barbara, als Benedikt am Abend mit der Muhme und Magdalenen niedergeschlagen in dem kleinen Hinterstübchen saß, wo sich die Familie verborgen hatte, führe unser Kind von hier, reiße sie aus den Klauen dieses Böswichts — du kannst es bei Gott nicht verantworten!

Es ist keine Möglichkeit mehr, sie aus der Stadt zu bringen, erwiederte Benedikt mit Unmuth.

Hast du keinen Freund, bei dem du sie verbergen könntest, sollte denn die Unschuld keinen Zufluchtsort finden?

In jedem Hause ist Einquartierung, nirgends würde sie vor Nachstellung, vor Verrath sicher sein.

Dein Freund, der Rathsherr Steinbacher könnte wohl —

Er ist ein guter, aber schwacher, furchtsamer Mann, erwiederte der Vater.

Bei dem ehrlichen, braven Handelsherrn Helm in der Blasien-Au, das Haus liegt so versteckt —

Hier regiert die Frau, und wo das statt findet, bleibt kein Geheimniß verborgen, entgegnete Benedikt schon ungeduldig werdend.

Nun, so vertraue sie deinem Gevatter und Nachbar, dem Stadtschreiber.

Nein, nein! rief der Alte heftig aufspringend; doch setzte er sich bald wieder und verfiel in Nachdenken.

Magdalene und die Muhme hatten zu alle diesem geschwiegen. Das Mädchen war zu sehr in Erinnerung versunken, um sich über die drohende Gefahr zu kümmern. Die Muhme aber glaubte nicht länger schweigen zu dürfen. Lieber Schwager, sagte sie, Ihr fühlt gewiß mit uns, wie nothwendig es ist, daß Euer Kind, wenigstens so lange aus Euerm Hause entfernt wird, als der französische General darin haust.

Benedikt nickte ihr beifällig zu.

Ich wüßte wohl einen sichern Ort. —

Hm! brummte er vor sich hin, ohne jedoch den starren Blick vom Boden abzuwenden.

Bringt sie nach Blasien Au zu den frommen Schwestern, für gute Aufnahme will ich sorgen.

Rasch hob Benedikt das gebeugte Haupt und sah die Matrone starr und finster an.

Ich weiß wohl, fuhr diese unbekümmert fort, weshalb Euch mein Vorschlag nicht genehm ist; Ihr haßt die frommen Schwestern, fürchtet, sie möchten auf Magdalenens Gemüth wirken. Fürchtet doch nicht! Wäre der Glaube in der Brust Eures Kindes so wandelbar, daß ihn christliche Ermahnungen und ein frommes Beispiel erschüttern könnten, dann freilich hättet Ihr zu fürchten Ursach, aber dann auch hier so gut, als dort — sie schwieg, Benedikt erwiederte nichts, Magdalene schien auf alles dies nicht zu achten.

Ich meine nur, lenkte die Muhme wieder ein, daß wohl niemand die Wohnung der frommen Klosterfrauen belästigen würde, die auf ihre Bitten von jeder Einquartierung befreit sind. Niemand, wer Euern Haß gegen unsere Glaubensgenossen kennt, wird ahnen,

daß

daß Ihr, der eifrige Lutheraner, Euer Kind dorthin geſchickt — Schwager, bedenkt was Ihr thut! Iſt das Unglück geſchehen, hilft keine Reue und kein Jammern. Auf Euern Starrſinn allein fällt die Verantwortung, alles, alles kommt über Euch!

Willſt du zu den Klariſſerinnen? fragte jetzt der Vater Magdalene, die aus ihren Träumereien erwachend, den Vater erſt verſtand, als er ſeine Frage wiederholte, und dann ein freundliches Gern! erwiederte.

Gern? wiederholte der Alte unmuthig — I nun, das Haus deines Vaters iſt dir ja ſchon längſt fremd geworden, du verläßt es gern, und dorthin zieht dich vielleicht ein ſtärkerer Magnet — Magdalene ſank an ſeine Bruſt — Ich muß dich aus meinem Hauſe ſchicken, fuhr er, durch des Mädchens Schmerz weicher geſtimmt fort, zweimal habe ich heute deinetwegen eine Warnung erhalten, und wenn ich es ſo recht überlege, ſo wüßte ich auch für den Augenblick keinen Ort, wo du ſicherer und verborgener wäreſt — deshalb, ſo ſchwer es mir wird, ſo ſehr ſich auch mein ganzes Innere dagegen ſträubt — in Gottesnamen ziehe hin! —

Das ließ dich Gott sprechen! rief die Mutter freudig.

Oder der Böse, dem der Herr auch oft über die Herzen der Frommen Macht giebt — Kind! sagte er, sich dann feierlich zu dem Mädchen wendend, denke, du ständest jetzt vor dem Richterstuhle Gottes, vor dem Richterstuhle dessen, der die Herzen der Menschen in ihrer tiefsten Tiefe durchschaut: hängst du mit festem unerschütterlichem Glauben an der Lehre Luthers?

Vater! erwiederte Magdalene, Ihr fragt mich sonderbar. Wie könnt Ihr jetzt, wo Vergangenheit und Gegenwart so sehr mein Gemüth belasten, mich durch Eure Zweifel so bitter quälen — Wandelte ich auf meiner irdischen Bahn nicht immer Blick und Herz zum Himmel gerichtet? Fürchtet Ihr, Eure Magdalene werde diese Bahn verlassen, auf der Ihr, von frühster Jugend an, sie geführt? — Fürchtet nichts, Vater! ich bin, so lang Ihr lebt, Eure folgsame, Eure unglückliche Tochter!

Der Vater mußte diese letzten Worte überhört, oder wollte sie nicht gehört haben, denn er sagte mit anscheinender Zufrieden-

heit: nun, so geh mit Gott — um die eilfte Stunde führe ich dich hin, der Herr des Himmels wird dich schützen.

Während Melac seinen Rausch, mit dem er von dem Banket zurückgekehrt war, ausschlief, und alles im Hause sich zur Ruhe gelegt hatte, schlich Magdalene in einen Mantel gehüllt, von dem handfesten Knecht gefolgt, an der Hand ihres Vaters, aus dem Hause. Die Straßen waren wie ausgestorben, das Kriegvolk des Weines voll, schnarchte auf weichem Lager, und nur hier und da hörte man aus der Ferne das wilde Jauchzen einiger Trunkenen. Magdalene bebte, der Vater sprach ihr Muth ein, und zog die Zitternde mit sich fort bis auf die Brücke des Nekar-Armes, der die Stadt von Blasien Au trennt.

Hier kamen ihnen mehrere trunkene Reiter entgegen; ihnen auszuweichen war nicht mehr möglich — Nur muthig vorwärts, raunte Benedikt seiner Tochter zu, hülle dich fest in deinen Mantel und verliere die Besinnung nicht.

Heda! Kamerad, rief ihnen einer der Franzosen, wahrscheinlich ein Elsaßer zu,

wo geht der Weg nach des Bäckers Trautwein Hause? —

Hier immer die Straße fort, dann in die erste Seitengasse, erwiederte Benedikt.

Ei was! stammelte der Trunkene, das behalte der Teufel, aber kein Reiter vom Regiment Champagne — Kehr um, führ uns hin, solchem Bürgerpack muß es eine Ehre sein, den Soldaten des großen Königs als Bote zu dienen. Marsch!

Benedikt bedachte sich einen Augenblick, das Haus, worin die Klarisserinnen wohnten, war dicht bei der Brücke, die Gefahr bald überstanden, wenn er nur die trunkenen Gäste entfernen konnte. Konrad! rief er dem Knechte zu, führe diese Herren in ihr Quartier.

Schon folgten sie diesem und Benedikt beeilte sich, das Haus der Witwe zu erreichen, als die Reiter plötzlich andern Sinnes wurden, und der Wortführer Halt! rief. Benedikt hielt an, komm her zu uns. Der Alte gehorchte — warum führst du uns nicht selbst, und giebst uns deinen schäbigen Knecht als Boten mit? dünkst du dich zu gut, Reiter vom Regiment Champagne zu führen,

du elender Wicht! — Marsch! – Er packte ihn bei dem Mantel, und wollte ihn vorwärts treiben.

Unterstehet Euch mich anzugreifen, rief Benedikt mit donnernder Stimme, während Magdalene ihm mit dem Ausruf Vater, Vater! in die Arme sank, und ihn zu beschwichtigen suchte. Aber dieser Ausruf mochte ihr Geschlecht verrathen haben, denn indeß drei von ihnen sich an Herrn Benedikt machten, und ihn fest zu halten suchten, stürzten die andern auf Magdalene, packten sie und rissen ihr den Mantel von der Schulter, ha, wahrlich eine Dirne, und ein gar feines Vögelchen, Ihr Kameraden! rief der eine, die Sträubende umarmen wollend, doch Benedikt rasch die kurze Wehr ziehend, durchstach den Frechen, hielt die andern, die auf ihn eindrangen, von sich ab, und gab Magdalenen Zeit, über die Brücke der Wohnung der Klarisserinnen zuzueilen.

Benedikt hatte anfangs mit den Trunkenbolden einen schweren Stand. In der Führung des Schwertes noch von seiner Jugend her nicht unerfahren, vertheidigte er sich mannhaft und allein gegen ihren Angriff.

Der alte Knecht nahm keinen Theil an dem Gefecht, sondern sah, wie es schien, mit Wohlgefallen zu, wie sein Herr das Schwert so männlich führte. Endlich weckte ihn Benedikts Zuruf: so schlag doch zu, Maulasse! und mache mir Luft. Da erst gedachte er der Gefahr, in der sein Herr schwebte, hob seinen Dornenknippel und ließ ihn weidlich auf die Schädel der Trunkenen hämmern; auch Benedikt drang auf die Taumelnden ein, und bald waren sie in die Flucht gejagt.

Eile nach Hause und schweig, raunte er Konrad zu, der die Trunkenen nicht weit verfolgt hatte, steckte das blutige Schwert in die Scheide, und eilte nach der Wohnung der Klosterfrauen, wo er Magdalene zu finden hoffte. Er fand sie auch, aber bewußtlos vor der offenen Hausthüre, ohne Zeichen des Lebens liegen. Da umfaßte er sie mit seinen starken Armen, und trug sie in unnennbarer Angst die Treppe hinauf, in das geöffnete Zimmer, wo die anwesenden Nonnen, und die Muhme aus Gmünd, die sie schon lange erwartet hatten, sich sogleich bemühten, sie wieder zum Leben zurück zu bringen.

Ehrwürdige Frau, begann jetzt Benedikt sich zu der Priorin wendend, die ihn lange und forschend betrachtet hatte, ich übergebe Euch mein Kind! — Gott möge sie bald zum Leben wieder erwecken, ihre Seele aber fordere ich von Euch zurück, rein, wie ich sie Euch übergebe.'

Ihr wißt ja nicht einmal, Herr Hegelin, erwiederte die Klosterfrau mit scharfem, schneidendem Tone, ob die Seele Eures Kindes nicht schon für immer ihre irdische Hülle verlassen hat; seht, noch ist das Leben nicht in ihr zurückgekehrt. Benedikt sah bei diesen Worten starr auf die in Todesschlummer Liegende. Vater im Himmel, sprach er dann, hast du sie zu dir gerufen, ehe sie untergehen sollte im Glauben und in der Wahrheit, so sei dein Wille gelobt!

Schwager, unterbrach ihn die Muhme, lästert nicht! Der Name des Herrn sei gelobt im Glück, wie im Unglück, aber doch schaudert es mich, sehe ich Euch neben Magdalenens Leiche aus blindem Religionseifer dem Herrn danken, daß er Euer einziges Kind abrief.

Benedikt schien nicht auf sie gehört zu

haben. Er beugte ſich über die Schlummernde, und lauſchte, ob kein Lebensodem die Bruſt wieder hob. Wach auf, Magdalene! rief er endlich, wach auf, mein unglückliches Kind! verlaß mich alten Mann nicht ſo bald, kehre heim, ihm die Augen zuzudrücken, kehre zu mir zurück, meine gute Magdalene.

Und leiſe hob ſich die Bruſt, das geſchloſſene Auge zuckte, eine leiſe Röthe überflog die bleiche Wange und ein tiefer Seufzer rang ſich empor — Sie lebt, ſie lebt! rief der Vater, ſchließ auf dein Auge, mein geliebtes Kind, zeig mir deinen wehmüthigen, ſchmerzvollen Blick, ich will ja nicht mehr zürnen, wenn du auch nicht freundlich auf mich ſiehſt! – und ſie ſchlug, als habe ſie des Vaters Bitten vernommen, die Augen auf, ſah ſtaunend umher, erhob ſich ſchnell vom Lager und ohne auf etwas anders zu achten, beugte ſie das Knie vor der Priorin, heilige Frau! ſprach ſie, gewährt mir Schutz, gewährt meinem Herzen Troſt und Ruhe, nehmt mich auf! —

Steh auf mein Kind, ſagte die Priorin freundlich, Schutz und Troſt ſollſt du an

meinem Herzen finden. Benedikt sah bei diesen Worten finster und ernst auf die Klosterfrau, die Magdalene auf einen Sessel führte. Setze dich Kind, sprach sie mit sanfter, aber doch befehlender Stimme, erhole dich, und Ihr Herr Hegelin, sagt mir, was dem Kinde begegnet ist.

Benedikt erzählte nun das Vorgefallene, doch was Magdalene in jenen bewußtlosen Zustand versetzt hatte, davon wußte er nichts zu berichten.

Ei, ei! Lieber Herr, sagte die Priorin ängstlich, das ist ein böser Handel, der Euch und uns ins Verderben stürzen kann. Findet man morgen den Todten, so zieht dies eine strenge Untersuchung nach sich, und leicht könnte dadurch der Aufenthalt Eurer Tochter verrathen und Ihr zur Verantwortung gezogen werden, dann würde es mir und den frommen Schwestern gewiß Nachtheil bringen. Ich sehe kein anderes Mittel, dem zu entgehen, als bei dem Französischen General um die Erlaubniß zu bitten, nach Gmünd in unser Kloster zurückkehren zu dürfen. Da der Feind unsere Stadt verlassen und unser heiliges Haus verschont hat,

so haben wir dort nichts mehr zu befürchten, Magdalene kann uns im Gewand einer Klosterfrau folgen, niemand wird sie unter dem Schleier suchen, und in unsern Mauern ist sie vor jeder Nachstellung, jeder Entdeckung sicher.

Ehe Herr Benedikt auf diese, ihm mißfallende Rede antworten konnte, vernahm man auf der Straße einen wilden Lärm. Aux armes Camerades! erschallte es von der Brücke her, und das Toben kam immer näher — geschwind die Lampe weg, befahl die Priorin; aber diese Vorsicht kam zu spät, die halbtrunkenen Soldaten mußten das Licht gesehen haben, man hörte sie schon in das offen stehende Haus eindringen. Schnell in jene Kammer, befahl die Priorin. Ihre Linke ergriff die noch brennende Lampe, die Rechte erfaßte ein Kruzifix, sie ließ den Schleier sinken, und so trat sie den Anstürmenden entgegen.

Wer wagt es, uns in unserm frommen Gebete zu stören, redete sie die heraufstürzenden Kriegleute in französischer Sprache an, was wollt Ihr hier in einem Hause, das Euer General seines besondern Schutzes

würdigte; entfernt Euch und entweiht nicht die Klauſur frommer Kloſterfrauen.

Die wilden Krieggeſellen, von Ehrfurcht bei dem Anblick der ehrwürdigen Geſtalt ergriffen, neigten ſich vor dem Bilde des Heilandes, murmelten einige Entſchuldigungen, und ihr trunkener Muth ſchien ſie verlaſſen zu haben; nur einige drangen auf Durchſuchung des Hauſes, doch durch die Menge überſtimmt, wurden auch ſie beruhigt. Der Haufe zog ab, das Haus wurde hinter ihnen verſchloſſen, der Lärm zog weiter.

Ihr müßt hier verweilen, ſagte die Priorin, als Benedikt und ſeine Tochter aus ihrem Verſteck hervorgetreten waren, träf man Euch, ſo wäret Ihr verloren. Benedikt aber meinte, er kenne ſchon einen Weg, wo er unbemerkt über den Fluß und dann durch die Waſſerpforte den Berg hinauf, hinter die Dionyſius Kirche kommen könne, und von da ſei ſein Haus ja nur einige Schritte entfernt.

Thut, wie es Euch beliebt, ſagte die Priorin kalt.

Vater! raunte ihm Magdalene zu, als er ſchon ſeinen Hut ergriffen hatte, Vater,

ich muß Euch, ehe Ihr mich verlaßt, etwas vertrauen! — Benedikt kehrte wieder um, und die Priorin, welche dies gehört haben mußte, trat hinzu.

Darf ich das, was du dem Vater zu ſagen haſt, anhören? fragte ſie.

Vor Euch, ehrwürdige Frau, habe ich kein Geheimniß, ſo wenig wie vor meinem Vater, erwiederte Magdalene. Seit längerer Zeit, begann ſie, ſchon ehe mein Georg ſtarb, plagen mich ſchwere Träume, mein Schlaf iſt unruhig, mich dünkt, eine Centnerlaſt liege auf meiner Bruſt, und es iſt mir dann eben ſo, als wie die Leute von Alp erzählen, wenn er ſich tückiſch auf den Schlafenden ſetzt, ihn anſtarrt, und ihm ſo die ängſtlichen Träume bringt Wach ich dann auf, ſo iſt mir, als ſtände Gertraud, meine verſtorbene Schweſter, im Leichentuch gehüllt, ſo wie ich ſie im Sarge liegen ſah; vor mir. Ihr Antlitz iſt bleich, doch ihr Auge nicht geſchloſſen, das blickt freundlich auf mich, wie es immer im Leben gethan hat — Wenn ich nun aufſpringen, ihr entgegen treten will, vermag ich es nicht, mir mangelt die Kraft, dann winkt ſie mir, entfernt zu blei-

ben, nickt mir liebreich zu, beugt sich, ehe sie mich verläßt, freundlich über mich, und dann ist mir, als ob ich die leisen Worte vernähme: Wahre dich Magdalene, dir droht Gefahr!

Sie hielt ein, trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, erwiederte die Liebkosungen des Vaters nicht, dessen Auge ängstlich auf seinem Kinde ruhte, dann fuhr sie erbleichend fort: als ich während des Kampfes, vor Schreck zitternd, nach diesem Hause lief, öffnete mir eine weiße, verschleierte Gestalt die Thür und winkte mir, einzutreten. Anfangs glaubte ich, es sei eine der frommen Klosterfrauen, und gedachte nicht des schwarzen Gewandes; als ich aber ihre Hand fassen wollte und näher trat, erkannte ich meine Schwester Gertraud wieder. Der Schreck muß mich in diesem Augenblick übermannt haben, denn von da an bin ich mir nichts mehr bewußt.

Sonderbar! sagte der Vater, — Sollte die am Kruzifix Knieende die nämliche sein?

Betet für mich, Vater! bat Magdalene, auch Ihr, ehrwürdige Mutter, schließt mich in Euer frommes Gebet, mir ahnet, daß mir

Grausiges bevorsteht, und daß ich einer frommen Fürsprache bedarf.

Die Priorin lächelte, ohne etwas zu erwiedern, und statt Magdalene zu trösten, trieb sie den Vater an, sich zu entfernen, da sein Kind der Ruhe bedürfe. Das Herz von so mancherlei Sorgen gequält, schloß Benedikt Magdalene in seine Arme, ermahnte sie noch im Geheim, den Lockungen der Klosterfrauen ihr Ohr zu verschließen, und verließ sein trauerndes Kind.

Auf wohl bekannten Wegen gelangte er bald an die bewußte Stelle am Neckar-Ufer, löste den kleinen Kahn, der sich dort befand, schwang sich hinein, und gelangte, während das Kriegvolk noch immer auf den Straßen tobte und Rache an dem Mörder ihres Kameraden zu nehmen schwur, an das andere Ufer, stieg den Berg hinauf und kam unbemerkt in seine Wohnung, obgleich der Lärm auf den Straßen alles, und selbst Melac aus seinem tiefen Schlaf geweckt hatte.

Der Vorfall mit dem französischen Reiter, der zwar nicht todt, nur schwer verwundet war, schien für die Stadt traurige Folgen zu haben. Nach der Aussage der bei dem

Gefecht gewesenen, waren sie unbewaffnet auf mehrere Bürger gestoßen, die sie insultirt, und ihren Kameraden meuchlings niedergestoßen hatten. Bei einem besonderen Verhör aber, das der General selbst hielt, erfuhr er die Wahrheit, und aus manchem Umstande, zum Beispiel, daß den, welcher den Reiter niedergestoßen, ein junges, im Mantel verhülltes Mädchen begleitet habe, schien es ihm wahrscheinlich, daß sein Hauswirth, indem er die Tochter in Sicherheit bringen wollte, der Thäter sei. Diesen Argwohn ließ er jedoch nicht laut werden, überschickte dem Rathe ein Schreiben, worinnen er die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohte, wenn der Mörder nicht ausgemittelt und ihm zur Bestrafung ausgeliefert würde, traf jedoch im Geheim alle Maasregeln, die Gemüther seiner aufgebrachten Soldaten zu beruhigen, und Mannzucht zu erhalten, ließ aber demungeachtet einige vorgefallene Ausschweifungen der Soldaten unbestraft, so daß die Einwohner in nicht geringer Sorge waren.

Bei dieser Gelegenheit wurde der Stadtschreiber — das Organ, durch welches der

Rath mit dem General unterhandelte — mehremale an Melac geschickt, ihn zur Geduld, und wo möglich, zur Nachsicht zu bewegen. Ein Geschenk von 100 Ducaten, welches er, so unbedeutend es auch war, anzunehmen sich nicht weigerte, schien auch vor der Hand das Ungewitter von der Stadt abzuwenden, und der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß irgend eine strenge Maasregel ergriffen, oder sonst weiter nach dem Thäter geforscht worden wäre.

Auch in der Wohnung der Klosterfrauen schien der Friede wieder eingekehrt zu sein. Unter Gebet war der Morgen verbracht, wobei Magdalene mit Inbrunst ihr Herz zu Gott erhoben hatte; dann setzte die Priorin eine Bittschrift an den General auf, worin sie ihm den Wunsch meldete, in ihr Kloster nach Gmünd zurückzukehren, und deshalb um sicheres Geleite bat. Erst gegen Abend, als es schon zu dämmern begann, entfernte sie alles, und blieb mit Magdalenen allein.

Gebe mir der Herr der Heerschaaren Stärke, begann sie mit Salbung, daß meine Worte Eingang zu deinem Herzen finden mögen! Antworte mir offen und wahr auf

jede

jede meiner Fragen, Magdalene, und verschließe dein Herz nicht länger meinen Ermahnungen.

Mein Herz ist Euch geöffnet, fromme Frau! erwiederte das Mädchen nicht ohne Beklemmung.

Du liebtest?

Ja, ehrwürdige Frau!

Deine Neigung war gegen den Willen deines Vaters?

So war es! —

Der Sünde folgte die Strafe — Gott zerriß das Band, und mit ihm dein Herz! —

Ehrwürdige Frau! erwiederte Magdalene zweifelnd ihr Haupt wiegend, der barmherzige Vater kann kein so strenges Gericht halten!

Wen der Vater liebt, den züchtigt er, fuhr die Priorin mit ernstem kaltem Tone fort, Gott ist dem bußfertigen Sünder ein barmherziger, dem verstockten ein strenger, furchtbarer Richter; an dir hat er Großes gethan! Als du auf sündhaften Wegen wandeltest, schickt er den Tod, dich zu retten. Die Gräber öffnet er und sendet dir den Geist deiner Schwester, dich zur Buße

2. Sam. X. 2.

zu mahnen, und sie führt dich, als dein schützender Engel, in unsre Mitte, wo dir allein Vergebung werden kann. Lange genug hast du gezaudert, den Fehler deiner schwachen Mutter gut zu machen, lange genug der Welt gelebt, und nicht durch Kasteiungen dein Vergehen gebüßt; bedenke, daß der Herr die Sünden der Eltern straft bis ins vierte Glied, und niemand seinem Gericht entgehen kann. Mit deines Bräutigams Tod, mit diesem Fingerzeig Gottes, ist die Welt dir gestorben, deine Jugend ist verwelkt; du hast keine Ansprüche mehr an die Welt, sie keine mehr an dich! —

Du sinnst noch nach? Du eilst nicht, das rettende Boot zu besteigen, das unsere Kirche dir bietet? Du schwankst noch zweifelnd am Abgrund? — Unglückliche! Wenn er, der in Reinheit seines Herzens, seines Glaubens dir vorangegangen ist, deiner harrend an den offenen Pforten des Paradieses steht, dann mußt du der Himmels-Thüre vorüber, nach dem Orte der Verdammniß — Auch jenseits bist du für ewig von ihm getrennt.

Schreckbar! Schreckbar! rief Magdalene unwillkührlich aus, und versank in düstres

Nachdenken, aus dem die Priorin sie zu wecken nicht für gut fand. Des Mädchens Auge war fest auf den Boden geheftet, unbeweglich starrte sie hin, und außer dem leisen Athmen, das kaum merkbar ihre Brust hob, war kein Zeichen des Lebens an ihr. Als sei die Seele dem Körper entflohen, als sei sie in jenen fernen Regionen festgehalten, wohin die Worte der Priorin sie geführt, so leblos saß sie; und doch war ihr Gemüth von Zwiespalt zerrissen, doch stürmte das jagende Blut nach dem trauernden Herzen. Wie der Falke sein leuchtendes Auge unverwandt auf die flatternde Taube richtet, und so die sichere Beute umkreist, so blickte jetzt die Klosterfrau auf das Mädchen, das sie schon auf dem Altar ihres Glaubens, ein Sühnopfer, liegen sah; mit triumphirendem Lächeln sah sie auf Magdalene herab, die jetzt das gesenkte Haupt erhob, sich aufrichtete, einen Blick gen Himmel warf, und dann langsam und feierlich ausrief: Gott vergieb mir meine Schuld und richte mich gnädig!

Ehrwürdige Mutter, — sagte sie dann, sich zur Priorin wendend, Ihr habt den

Zwiespalt in meinem Innern von neuem geweckt, aber ich kann ihn noch nicht lösen. Ja ich fühle mich nach Eurer Kirche hingezogen, wo der wunden Brust milderer Balsam träuft, und das sündige Herz eher Vergebung erwarten kann; aber Gott mag mir vergeben, folgte ich meiner Sehnsucht, so würde dem alten Vater das Herz brechen, seine Tochter öffnete ihm das Grab. Das kann ich nicht, dazu fühle ich mich nicht stark genug im Glauben.

Schwaches Geschöpf, das auf den Altar des Herrn kein Opfer legen kann; das vor dem Zorn des irdischen Vaters erbebt, und das Wort des himmlischen nicht achtet! eiferte die Priorin, Abraham zuckte auf Moria das Messer gegen seinen Sohn —

Und Gott sandte seine Engel, daß das Opfer nicht vollbracht wurde, fiel ihr Magdalene ins Wort — O quält mich nicht mehr, heilige Frau, bat sie nun, und sank vor der Priorin nieder, nimmt der Herr über Leben und Tod den Vater zu sich, so schwöre ich Euch bei allen Heiligen und der gebenedeieten Mutter, daß ich in dem Schooße

Eurer Kirche Troſt, unter dem Schleier Eures Ordens Ruhe ſuchen werde!

Gedenke dieſes Schwures, ſonſt trifft dich des Himmels Strafgericht, ſprach die Priorin mit furchtbarem Ernſt. —

Wie Gott will! fuhr Magdalene mit Ergebung fort, was dem Menſchen zu tragen möglich iſt, mag er mir auflegen, ich will es in Demuth tragen, was er mir ſendet, ſei von mir geprieſen. Ein Opferlamm möchte ich ſein, das gleich einem Märtyrer, für das Wohl der Menſchheit ſterben könnte, unglücklich wünſch' ich hier zu ſein, um dort bei ihm ewig glücklich zu werden.

Ein leiſes Klopfen unterbrach Magdalenens Rede, und ehe ſie ſich noch entfernen konnte, öffnete ſich die Thüre und des Stadtſchreibers heimtückiſches Geſicht lugte herein; ein ſcharfer Blick traf Magdalene, dann wandte er ſich nach der noch offnen Thüre, und ſprach, ſich tief verbeugend, kommt nur näher, Herr! Auf dieſes Wort trat Melac ein, grüßte die Priorin flüchtig, und ſelbſt während dieſes kurzen Grußes war ſein ſtechender Blick auf Magdalene gerichtet.

Entfernt Euch, befahl die Priorin. Sie verließ mit klopfendem, angsterfülltem Herzen das Zimmer.

Was giebt mir die Ehre Eures Besuchs, redete sie nun mit Fassung und Würde den General Melac an, ich hatte Euch heute Mittag ein Schreiben gesandt —

Eben dies, würdige Frau, ist die Ursache meines Hierseins, fiel er, wenig Verbindlichkeit in Ton und Geberde legend, ihr in die Rede, hier dieser gute Mann hatte mir so Treffliches von Euch erzählt, daß ich begierig war, die frömmste Klosterfrau des Schwabenlandes von Angesicht zu sehen, und Euch selbst die Nachricht zu bringen, daß Ihr morgen ungehindert in Euer Kloster zurück gehen könnt. Alle Nonnen und Novizen, die mit Euch gekommen, mögen auch wieder mit Euch zurück kehren, nur warn' ich Euch, sagte er, und sein Gesicht, das sich bisher freundlich zu sein bemüht hatte, nahm wieder den gewöhnlichen Ausdruck an, niemand aus hiesiger Stadt mit zu nehmen — Ihr werdet mich wohl verstehen!

Die Priorin mochte wohl vom ersten Augenblick seines Eintretens an den Beweg-

grund seines Besuchs errathen haben, und der Blick, den er auf Magdalene geworfen, war ihr nicht entgangen; sie verbeugte sich, und sagte leise, wie Ihr befehlt, gnädiger Herr!

Für diesen Fall wird Euch eine Sauvegarde begleiten, die auch in Gmünd Euerm Kloster zum Schutz dienen kann.

Die Priorin dankte. Der General empfahl sich mit wenigen Worten, der Stadtschreiber aber blieb zurück, hatte noch eine lange Unterredung mit der Klosterfrau, und schlich sich dann fort.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, sah ihm die Priorin noch lange sinnend nach. Plötzlich schien ihr Entschluß gereift. Sie ist ein schwankendes Rohr, sprach sie, eine neue Liebe wird die alte verlöschen, und ihr Glaube fester stehen, wie je. Deshalb sollte ich sie verderben, dann wäre sie uns gewiß. — Aber nein! in das Rad des Schicksals greife der schwache Mensch nie, wenn er nicht muß — Ich will sie ihrem Schicksal und dem Himmel überlassen, will nichts zu ihrer Rettung, nichts zu ihrem Verderben thun. Sie rief Magdalene.

War dies Melac? fragte die Eintretende ängstlich.

Er war es! erwiederte die Priorin.

So schütze mich Gott! rief das Mädchen zitternd, solch furchtbares, schaudererregendes Gesicht, solchen Blick sah ich noch nie. So ist mein Aufenthalt verrathen! — Wo soll ich hin — wo mich verbergen?

Nach Gmünd willst du nicht, das Gewand einer Klosterfrau ist dir jetzt noch verhaßt; ich weiß dir nicht zu rathen, erwiederte die Priorin kalt.

Magdalene wurde nachdenkend, aber ruhiger. So muß ich mir denn selbst rathen rief sie plötzlich und verließ schnell das Zimmer.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Elftes Bändchen.

Das Mädchen von Eßlingen

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

Das

Mädchen von Eßlingen

von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

Am nämlichen Abend saß Herr Benedikt in seinem Trinkstübchen, neben ihm der Stadtschreiber, der so eben erst gekommen war und ihm mit Klagen über das Elend der Stadt seinen Abendtrunk verbitterte. Constant saß mit der übrigen Dienerschaft des General in der allgemeinen Wirthsstube und zechte von dem Weine, den Herr Hegelin in reichlichem Maaße spendete, als Konrad, der Knecht, sich ein Gewerbe in der Stube seines Herrn machte, und ihm hierbei einen Wink gab, herauszukommen. Das laute Jauchzen der lästigen Gäste gab Benedikt bald Gelegenheit, den Stadtschreiber verlassen und Konrad folgen zu können, wo er draußen die Magd, die ihm in jener Unglücksnacht die Thüre geöffnet hatte, fand. Sie gab ihm ein Briefchen. Es hat Eile! sagte sie und rannte schnell wieder fort. Benedikt öffnete es und erbleichte. Melac

war hier! schrieb Magdalene, ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht rettet!

Dieser Schlag traf den alten Mann zu hart. Wo sollte er sein Kind verbergen? Verzweiflungsvoll schritt er auf und ab. Gott verlässet seine Engel nicht! rief er dann plötzlich, sann noch einen Augenblick nach, befahl Konrad unter irgend einem Vorwand Constant heraus zu locken, und ihn zu ersuchen, heimlich auf die Kammer im Hinterhause zu kommen, bei dem Stadtschreiber aber ihn zu entschuldigen, da nothwendige Geschäfte ihn auf kurze Zeit aus dem Hause gerufen hätten.

Ein Wink gnügte, Constant, der heute, trotz seines lahmen Beines beweglicher als gewöhnlich war, von seinen Zechbrüdern weg zu locken, und ein freundliches Wort, ihn zu Herrn Hegelin zu führen; der Stadtschreiber mußte sich gedulden.

Was wünscht Ihr von mir? fragte der Reiter, fast ahn' ich es —

Herr Constant! begann Benedikt — Ihr seid ein guter, ein so edler Mensch —

Laßt das! unterbrach ihn der Franzos — ein Sünder bin ich und nichts mehr! —

Sagt mir lieber, was Ihr mir zu sagen habt, die Zeit möchte kurz sein.

Der General weiß meiner Tochter Zufluchtort!

Den wußte er schon heute Morgen.

Er hat sie gesehen —

Desto schlimmer, mir schien Magdalene so ganz nach seinem Geschmacke.

Was soll ich beginnen, rathet, helft mir!

Das erfordert einiges Nachdenken, erlaubt, daß ich mich setze, sagte Constant, rückte sich einen Sessel zurecht, und brummte ein Liedchen vor sich hin. Unterdeß ging Benedikt in unbeschreiblicher Angst auf und ab, seine Unruhe ließ ihn nicht schweigen. Herr Constant! sagte er nun in abgebrochenen Sätzen — Ihr habt bisher so freundschaftlich an mir und den Meinen gehandelt — habt mich von der Absicht Eueres Generals unterrichtet — mich gewarnt —

So schweigt doch, wenn ich einen klugen Gedanken fassen soll, fuhr Constant unwillig auf.

Benedikt schwieg, schritt aber immer unruhiger auf und ab. Lange jedoch vermochte er nicht, alles was ihm auf dem

Herzen lag, in sich zu verschließen — meine arme Magdalene! begann er wieder zu klagen. Mein armes Kind! — Ja wahrlich, eher den Dolch dir ins Herz gestoßen, als dich entehrt zu sehen!

Da habt Ihr recht, sagte Constant aufspringend, laßt sie nicht ohne Dolch! Aber nur für den Fall der Noth. — Doch alter Herr, fuhr er sich besinnend fort, stört mich doch nicht immer in meinem Nachdenken, ich kann eher 6 Becher Wein hinter einander leeren, als zwei Gedanken an einander knüpfen — wartet nur noch einen Augenblick. — Er setzte sich wieder, aber bald sprang er auf — so ist es! Dies der einzige Ausweg! rief er.

Welcher, Herr Constant — Welcher?

Ihr könnt für Euer Kind nichts thun, seid, ohne es zu wissen, Gefangener in Eurem Hause, ich selbst bin zu Eurem Wächter bestellt — und die Rettung muß noch in dieser Nacht geschehen, morgen ist es zu spät! In der Stadt darf sie nicht bleiben; der listige Fuchs, Euer Stadtschreiber, der so traulich bei Euch hinter seinem Becher sitzt, und dennoch Euer bitterster Feind ist,

der witterte sie doch wieder aus — Hütet Euch vor ihm! — Wißt Ihr keinen sichern Ort außer der Stadt?

Den wüßte ich wohl, aber wie sollte die Arme bei Nacht zum Thor hinaus kommen?

Dafür laßt Constant sorgen, er führt sie selbst hinaus. Heute sind die Schlüssel des nach Ulm führenden Thores bei der Wacht geblieben, da man eine, auf Kundschaft gesendete Abtheilung zurück erwartet, dort bringe ich sie hinaus, aber weiter kann das lahme Bein nicht.

Ich schicke Konrad mit — fiel ihm Benedikt in die Rede.

Das ginge wohl, meinte Constant, wenn er einen Reitermantel umnimmt, einen Hut mit der Feder aufsetzt, kann er mich begleiten. Den alten Constant läßt die Wache schon mit seinem Liebchen zum Thore hinaus, dazu kennen mich die Soldaten zu gut; und wenn sie mich auch einmal für des Generals Kuppler halten sollten, was schadet's, es geschieht ja eines guten Werkes wegen. Gebt nur Konrad ein Briefstein an Eure

Tochter mit, und ſagt mir, wohin ſie ſich flüchten ſoll.

Nach Steten, zur Herzogin Sybille.

In der Zeit der Noth, Herr Benedikt, ſind die durchlauchtigen Freunde nicht immer die ſicherſten. — Doch wie Ihr meint, dies überlaſſe ich Euch.

Und was würde Euer Schickſal ſein, guter Mann, wenn es Melac erfahren ſollte, daß Ihr mir geholfen? fragte plötzlich Benedikt, da er der traurigen Folgen gedachte, die hieraus für Conſtant entſtehen könnten.

Das weiß ich ſo eben nicht, erwiederte dieſer — hab ihm zwar ſchon manchmal dergleichen Streiche geſpielt und dann kam ich im ſchlimmſten Fall mit der Drohung einer Tracht Prügel davon. Nun werd' es dann auch ſo ſchlimm, wie es will, ſo habe ich doch vielleicht wieder eine Schuld aus meinem Schuldbuche getilgt. Aber lieber Herr, ſagte er mit Herzlichkeit, nun noch ein ernſtes Wort zu Euch — ſobald Eure Tochter den Händen des Generals entriſſen iſt, fallen ſie über Euch her — man weiß, daß Ihr den Reiter niedergeſtoßen, weiß, daß Ihr ein Franzoſen Feind ſeid, weiß, wo Ihr Euer

Geld, Euer Geschmeide verborgen, man schont Euch jetzt Magdalenens wegen, dann aber stürzt alles Unglück über Euch zusammen!

Wie Gott will, rettet nur mein Kind, sprach Benedikt mit Ergebung.

Man wird alle Mittel anwenden, Euch zu entlocken, wohin Ihr sie gebracht. Habt Ihr Muth, standhaft zu bleiben, selbst das Außerste, ja die Tortur auszustehn? —

Ich fühle dazu den Muth in mir.

Lieber Herr! sagte Constant bewegt — jetzt habt Ihr gut reden — Ihr glaubt Euch stark, wenn aber — ich habe schon manchmal Zeuge von solchen Auftritten sein müssen! Ach, wenn die Marterwerkzeuge vor Euch liegen, die Richter mit teuflischem Lächeln Euch den Schergen übergeben, Ihr eingespannt werdet, Eure Glieder ausgerenkt — O! laßt mich schweigen, schon jetzt überläuft es mich kalt, — dann möchte Euer Muth wohl gebrochen sein. Der Schmerz, lieber Herr, ist des Muthes bitterster Feind! Als sie mir Kugel und Splitter aus meinem Beine zogen, da hab ich wie ein Weib ge-

wimmert und mich geberdet, wie ein jammernd Kind.

Alles was den Menschen treffen kann, vermag der feste, männliche Wille zu ertragen, und ich werde es! sagte Benedikt gefaßt, nur zu einem fühle ich mich nicht stark genug — Schande ertrage ich nicht! Wahrlich, rief er mit edlem Stolz, das Blutgerüst ist mir ein geringer Preis, wenn ich damit die Ehre meines Kindes erkaufen kann.

So kommt ans Werk, sagte Constant, kommt armer Mann! Schreibt das Brieflein und laßt mich unter dem Schutze St. Georgs mit Eurem Kinde ziehen. Benedikt reichte ihm die Hand. Giebt es doch auch im deutschen Lande edle Herzen und männlichen Muth, sprach Constant, sie heftig drückend, glaubte, nur in der Piccardie wären diese beiden heimisch. — Rechnet auf mich; was ich vermag, will ich thun, ging auch der lahme Constant darüber zu Grunde. Mit einem herzlichen Händedruck schieden sie, das Nöthige anzuordnen.

Die Straßen waren schon ziemlich leer, und von dem schönen Frauenthurme hatte die Glocke eben eilf geschlagen, als Constant, sein Liedchen trällernd, Magdalene am Arm, deren trauerndes Antlitz ein Schleier verbarg, über die Neckarbrücke ging. Der schielige Konrad in zerlumptem Reiter-Mantel, den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, schritt ihnen zur Seite, und wahrlich, seit die Welt stand, hatte vielleicht noch kein so schönes Mädchen, neben ein paar so häßlichen Männern freiwillig, um Mitternacht, die Straßen durchzogen. Vor Neckereien der an ihnen Vorübergehenden schützten sie die Leibdoggen des Generals, die ihnen vorausſprangen, und so kamen sie dem Rathhause vorüber, bogen links die Straße ein, und gelangten glücklich ans Thor. Hier fanden sie einige Schwierigkeit; der Sergeant, welcher die Wacht hatte, wollte die Pforte nicht öffnen, da sich aber Constant zu erkennen gab und meinte, die Soldaten vom Regiment Bretagne würden doch einem altem Reiter seine nächtliche Wallfarth mit seinem Liebchen gönnen und noch hinsetzte, es dem lahmen Constant gönnen, dem Com-

mandanten von des Generals Bagage, so erwiederte endlich der Sergeant, wenn Ihr mir erlaubt, Kamerad, Eure Schöne zu beleuchten, und zu untersuchen, ob es auch der Mühe werth sei, daß ich mich um solch Schätzel incommodire, und daß Ihr im Schneegestöber mit Euerm lahmen Beine da draußen promeniren geht. —

Herr Sergeant vom Regiment Bretagne, nahm Constant das Wort, ist man in der Gegend von Nantes weniger galant, als bei Amiens? — Ich finde Eure Zumuthung unbescheiden, und hoffe, Ihr werdet so viel Hirn in Euerm Schädel haben, einzusehen, daß der alte Constant nicht zu seinem Vergnügen um die Zeit und bei dem Wetter dergleichen Promenaden macht. Seht, die Hunde haben eine bessere Nase, als Ihr, sie schnuppern schon an der Pforte und wissen, wer ihrer draußen wartet; zögert nicht länger und macht auf!

Gleich, gleich! Verstehe schon! sagte nun der Sergeant, ergriff sein Schlüsselbund und öffnete eiligst die Pforte. Constant führte nun Magdalene hinaus, Konrad folgte und so waren die Drei in Freiheit.

Nun, Mamſell Magdalene! ſagte der Alte, nachdem ſie mehrere hundert Schritte entfernt waren, nun ſag ich Euch Adieu, und übergebe Euch der Fürſorge Eures Knechtes, mehr noch der Fürſorge Gottes, der der Mutter Maria und des heiligen Georgs, meines beſonderen Schutzpatrons. Bewahrt Euer Herz vor Sünde und ſchließt Conſtant in Euer Gebet. Dies ſagend verließ er ſie.

Konrad führte ſie nun auf wohlbekannten Wegen durch die Weinberge um die Stadt der Burg vorbei, bis auf den Fußpfad, der durch den dichten Wald nach Steten führte, und den er ſchon oft mit Herrn Benedikt geritten war. Als ſie nun hinter die Höhe kamen, holte er die kleine Handlaterne unter dem Mantel hervor, ſchlug Feuer und zündete das Lämpchen an, damit er ſich nicht verirre. Magdalene, durch ihren Marderpelz gegen Sturm und Kälte geſchützt, ſchritt muthig neben ihm her, und als es ihr doch endlich in der dunkeln Winternacht grauſig zu werden begann, ſummte ſie, ſich zu ermuthigen, ein frommes Lied. So wanderten ſie getroſt durch den beſchneiten Forſt, und wenn auch die herabfallenden Schnee-

flocken sie zuweilen den Weg verfehlen ließen, ward Konrad doch bald den Irrthum gewahr und lenkte schnell wieder ein. Sie waren nun wohl schon einige Stunden gegangen, mancher Hirsch, manches Reh war durch das Dickicht an ihnen vorbei gerauscht, manchen Vogel hatte der Schein des Lichtes aufgeschreckt und immer waren sie noch nicht am Ziele, doch konnten sie ohnmöglich weit mehr von Steten entfernt sein. Endlich fürchtete Konrad, nicht mehr auf dem rechten Wege zu sein; der noch in dichten Flocken niederfallende Schnee hatte jede Spur bedeckt und Konrad war in nicht geringer Sorge, als er ein Getös zu vernehmen glaubte. Hört Ihr nichts, Jungfer Magdalene? fragte er diese, die bei diesem Zuruf angstvoll umherschaute und vor Müdigkeit kaum weiter konnte, horcht nur, mir ist, als hörte ich eine Schaar Krähen über uns wegziehen — hört das Geheul! — Barmherziger Gott! der wilde Jäger zieht vorüber! Um Gotteswillen legt Euch mit dem Gesicht auf die Erde, und betet ohn' Unterlaß das Vaterunser. Indem er dies sagte, löschte er die Laterne aus und warf sich platt nieder.

Mag-

Magdalene hörte wohl, jedoch nur in der Ferne das Schmettern der Hörner und das Gebell der Rüden, und ſchaute angſtvoll nach der Stelle hin, von woher es kam, aber alles blieb dunkel um ſie her, der Lärm kam nicht näher, er ſchien an ihr vorüber zu ziehn. So ſehr auch ihr Herz klopfte, ſo eiskalt es ihr durch die Adern rann, konnte ſie doch nicht Konrads Warnung folgen, und ſich auf die Erde niederlegen. Sie blieb aufrecht, blickte gen Himmel und befahl ihre Seele Gott.

Da rauſchte es plötzlich über ſie, die Bäume ſchüttelten ihre Schneeflocken auf ſie nieder und aus dem Dickicht trat eine hohe, dunkle Geſtalt auf ſie zu — Konrad! rief Magdalene den Knecht ſchüttelnd, aber er hörte nicht und ſchien erſtarrt, die Geſtalt kam indeß näher. Folge mir Magdalene! ſprach ſie mit freundlichem Tone und ſage mir, wohin du willſt, ich begleite dich.

Nach Steten zur Herzogin Sybille, erwiederte die Bebende, und ihr Auge ruhte angſtvoll auf dem alten Jägersmann, der jetzt, eine grauſige Geſtalt mit langem grauen

Barte und phantaſtiſcher Kleidung, deutlich, aber ſchreckbar vor ihr ſtand.

Folge mir! ſprach der Jäger.

Wer ſeid Ihr? Wie kann ich Euch folgen, den ich nicht kenne, Euer Anſehn iſt ſo furchtbar!

Ich bin dein Freund, Magdalene Hegelin — Du biſt vom Wege abgekommen, ich will dich auf den rechten Weg leiten.

Darf ich dir im Namen des barmherzigen Gottes folgen, erbebſt du nicht, wenn ich ſeinen heiligen Namen nenne?

Ein dumpfer Seufzer rang ſich aus des Mannes Bruſt.

Konrad! rief Magdalene angſtvoll von Neuem, und bog ſich über den Knecht, ihn aufzurütteln.

Laß ihn ſchlafen, und folge mir, ſonſt biſt du verloren, ſagte die Geſtalt.

Erſt ſprich den heiligen Namen Gottes aus, in deſſen heiligem Schutz ich ſtehe, ſagte Magdalene und der Glaube ſtählte ihren Muth.

Könnte ich! ſeufzte der Alte — Aber folge mir dennoch.

Wer bist Du? rief Magdalene noch einmal.

Ein Ausgestoßener, der gern den da oben mit sich versöhnen möchte. Darum folge mir, frommes Kind, schließ mich dann mit dankbarem Herzen in dein Gebet, vielleicht wird mir durch dich Vergebung —

So geh voran — ich folge dir unter Gottes heiligem Schutze. Der Alte schritt voran, Magdalene hinter ihm drein. Ihr war es nun, als ob ein Nordlicht ihren Pfad erhellte, der Wind ihre Schritte beflügelte. Auch schien es ihr, als schwebten die Bäume mit Blitzesschnelle an ihr vorüber, als durchschneide sie pfeilschnell die Luft, und doch hob sie nicht der Wind und trug sie dahin, sie schritt, wie immer, auf ungebahnten Wegen, der Gestalt nach, die, sich zuweilen nach ihr wendend, freundlich auf sie blickte. Jemehr sie vorwärts zogen, desto mehr vernahm sie auch das Jagdgetöse wieder.

Eile, eile Magdalene! sagte ihr Führer ängstlich, eile, daß wir den Wald verlassen, ehe das wilde Heer näher kommt. Ziehen sie über dich hin, so wirf dich zur Erde und

bete, wenn du beten kannſt. Bei dieſen Worten traten ſie aus dem Wald. Vor ihnen lag in nächtlicher Dämmerung Steten mit ſeinem Schloſſe, ſie eilten den Berg hinab, immer näher kamen ſie dem Ort der Rettung, aber auch immer näher kam ihnen die wilde Jagd. Deutlich vernahmen ſie jetzt ſchon das wilde Huſſa der Jäger, den kreiſchenden Ton der Hüfthörner, und als ſie an die Stelle des Berges kamen, wo auf dem Hügel die ſieben Linden den furchtbaren Bruderkampf bezeichnen, ward die Geſtalt des Führers leuchtender; wirf dich nieder, rief er mit Grauſen erregendem Tone, mein Geſchick reißt mich fort! Dies ſagend rauſchte er dahin. Magdalene warf ſich nieder, drückte ihr Antlitz feſt in den friſchgefallenen Schnee, und während es um ſie und über und neben ihr rauſchte, tobte und jagte, empfahl ſie Gott ihre Seele in brünſtigem Gebet.

Als der wilde Lärm vorüber war, und nun immer mehr in der Ferne verhallte, erhob ſich Magdalene, vor Froſt und Angſt erbebend. Der Schreck hatte ſie ſo ergriffen, daß ſie ihre Gedanken erſt ordnen mußte,

ehe ſie hinab nach dem nah gelegenen Schloſſe zu gehen vermochte. Aber kaum hob ſie den Fuß, als ſie, von Furcht gejagt, mit Blitzesſchnelle den Berg hinab und dem Schloſſe zu lief, das im Dunkel der Nacht wie ein finſteres Gewölke vor ihr lag. Immer noch glaubte ſie die Rieſengeſtalt des alten Jägers ſich zur Seite, ſeinen langen Bart im Winde flattern zu ſehen, immer noch glaubte ſie das Rauſchen der klatſchenden Flügel über ſich zu hören; ſie floh vor den Schreckengeſtalten ihrer entzügelten Phantaſie, und der Wunſch, ein menſchliches Weſen zu treffen, erfüllte ihre ganze Seele.

Sie fand es. Als ſie durch die hohe Linden-Allee dem Thore des Schloſſes zu eilte, kam ihr Konrad entgegen. Gelobt ſei Gott, daß Ihr kommt, rief er, vor Freude ſich kaum faſſend. —

Gelobt ſei Gott, daß ich dich treffe, erwiederte ſie, verwundert ihn ſchon hier zu finden, ach guter Konrad, klopfe an die Pforte, daß ſie uns aufgemacht werde, der Froſt ſchüttelt mich, ich vermag mich kaum mehr aufrecht zu erhalten.

Konrad warf ihr ſchnell den alten Reiter-

mantel um. Ach liebe Jungfer Magdalene, ſagte er ängſtlich, ich habe ſchon an Thor und Pforte geklopft, Niemand will hören, Niemand will uns einlaſſen, man läßt uns hier in Sturm und Schneegeſtöber ſtehen und achtet unſers Elendes nicht.

Das wäre ſchrecklich! ſeufzte Magdelene.

Ja ſchrecklich war die Nacht! fuhr der treue Diener fort. Ich habe alles vernommen, hörte wie der wilde Jäger Euch verlockte, ihm zu folgen, ich habe Euch mitten durch die dickſten Büſche dahin rauſchen hören, wollte Euch folgen, und konnte doch nicht, ich blieb wie feſt gebannt, das Geſicht im Schnee verborgen, liegen, und doch war es mir, als trüge mich ein Sturmwind mit meinem kalten Bette fort und in der Ferne ſcheine ein helles Licht, dem ich folgen müſſe. Ich glaube faſt, ich bin mir ſelbſt unbewußt, hinter Euch drein gelaufen. Denn als die wilde Jagd hier über die Höhe zog, ſtand ich ſchon bei dieſem Kreuze; da faßte ich wieder Muth und klopfte ungeſtüm an die Pforte.

Auch jetzt klopfte er von Neuem, aber auch jetzt wollte Niemand öffnen, es regte

ſich keine Seele im Schloſſe; Konrad verdoppelte die Schläge, aber immer gleich vergebens. Da rief Magdalene in Verzweiflung, iſt denn keine Barmherzigkeit mehr, daß Niemand hören, daß man uns hier vor Froſt umkommen laſſen will? Iſt denn aus dem Hauſe der Herzogin Sybille alles Mitleid gewichen? —

Bei dieſen mit Heftigkeit geſprochenen Worten öffnete ſich in dem Erker eines Seiten-Flügels ein kleines Fenſterchen und eine männliche, rauhe Stimme fragte, wer iſt da unten?

Unglückliche, die Einlaß begehren, erwiederte Magdalene, und während die Stimme von oben mit barſchem Ton antwortete: Ei ſo wartet bis es Tag iſt, bei jetziger unruhiger Zeit und bei dem furchtbaren Lärm im Walde, wird bei Nacht die Pforte Niemandem geöffnet. Da raunte Konrad Magdalenen leiſe zu, laßt mich reden, verrathet Euer Geſchlecht nicht, Euer Aufenthalt im Schloß muß außer der Herzogin jedermann ein Geheimniß bleiben.

Lieber Freund, oder wer Ihr da oben ſeid, begann er nun laut, für all Euer Re-

den thätet Ihr beſſer, Ihr kämt herunter und machtet auf. Wir bringen der Herzogin Botſchaft und müſſen ſie noch vor Tage ſprechen. Dürft Ihr nicht ohne ihren Befehl öffnen, ſo laſſt es wenigſtens die gnädige Frau wiſſen, daß ein Paar Leute hier ſind, die ihr Wichtiges zu vertrauen haben. Vor zwei Unbewaffneten werdet Ihr Euch doch im Schloſſe nicht fürchten?

Das Fenſter ſchloß ſich wieder und es erfolgte keine Antwort. Der Nachtwind begann immer ſtärker zu wehen, der Schnee kniſterte immer ſchärfer unter Konrads Tritt, der unmuthig und erſtarrt auf und ablief, der zerlumpte Reitermantel ſchützte die zarten Glieder des Mädchens nur wenig vor der ſich immer mehrenden Kälte, und ſo mochte wohl eine halbe Stunde in ängſtlichem Harren vergangen ſein, als ſie endlich im Schloßhofe Tritte hörten. Die Pforte öffnete ſich und der Kaſtellan mit einigen bewaffneten Dienern trat heraus und während dieſe in der Gegend vorſichtig umher lugten, leuchtete einer Konrad ins Geſicht, ich ſollte Euch kennen, ſagte er dann, ſeid Ihr nicht —

Still Herr! bat dieſer, nennt mich nicht

— Ja ich bin Herrn Benedikt Hegelins Knecht, der Euch, kehrtet Ihr bei uns ein, immer vom besten Weine brachte, aber hier ist ein Geheimniß, führt nur jenen dort zur Herzogin, an mir ist wenig gelegen; ein Plätzchen in der Küche am Heerd ist für mich hinreichend, und wenn Ihr menschlich sein wollt, so laßt ein Paar Reiswellen anzünden und mir einen Trunk geben. Nur rasch fort mit dieser oder vielmehr mit diesem da. Er zog Magdalene mit sich in den Hof, der Kastellan folgte, und hinter ihnen und den Dienern schloß sich die Pforte.

Ueber den Ruinen des Schnellerts schwebte Mathilde, die Harfe im Arm, und erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr des Ritters von Rodenstein. Sie war ihm heute nicht auf seiner Irrfahrt gefolgt, war traurig zurückgeblieben; noch hatten ihre Bitten, ihr Flehen es nicht über ihn vermocht, den wilden Zug allein ziehen zu lassen. Kehrte er des Morgens heim, so versprach er ihr, die wilden Gesellen nicht zu begleiten, und so wie das Grab sich in der Stunde der Mit-

ternacht öffnete, und sie aus allen Gegenden jauchzend heranzogen, riß es ihn wider Willen fort, und auch heute hatte er das Flehen der Trauernden nicht geachtet.

Der Morgen war nicht mehr fern, und noch war er nicht zu seiner Schlummerstätte zurückgekehrt; die Gräber standen noch offen und erwarteten mit Ungeduld die graue Dämmerung, deren erster Nebelschein sie wieder schloß. Auf leisen Harfentönen stieg ihre Klage, ihr Gebet zum Himmel auf, das von Erwachen zu Erwachen immer inniger, vertrauender wurde. Ach! rief sie und senkte sich auf die Zinne des alten Thurmes nieder — soll ich denn nie wieder die Morgenröthe über jene Berge erglühen sehen, oder nicht endlich jene himmlische Sonne erblicken, die in ewiger Klarheit den Himmelsthron des Höchsten umstrahlt? — Wie schön war dein Licht, du rosenfarbene Verkünderin des Tages, wie erquickend dein Strahl, wie schön dein Erwachen, wenn du dein Haar in den Millionen Thautropfen badetest — Wie dünkt dem der Tag so schön, der zur ewigen Nacht verdammt ist — — Nur einmal noch, Barmherziger! laß mich die Mor-

genröthe erblicken, daß ich auf ihren Strahlen mein Gebet und meine Reue zu deinem Throne senden, sie dort niederlegen darf! — Ach! die dunkle Nacht sendet keine Boten zum Himmel, ihre Sterne bleiben fern, ihr Strahl dringt nicht erwärmend zum Menschen, sie zeigen ihm nur das geschlossene Himmelzelt, die Sonne nur öffnet ihnen die Pforten! — Ach die Sehnsucht nach einem Strahle des Lichts, den Millionen um mich unbeachtet genießen, ist so groß in mir! — Ach nur einen Strahl, die Grabesnacht zu erhellen.

Was willst du noch einsamer Wanderer! Was hörst du auf meinen Ruf, du bleiche Leuchte der Nacht, und trittst hinter deinen Wolken hervor? Wähnst du, nach deinem Strahle zöge mich die Sehnsucht? — Bleib heim, oder hülle dich in deinen Nebelschleier, du breitest nur ein grausig Leichentuch über das weite Grab der Erde; der Geisterwelt nur gehörst du an, denn alles zeigst du in bleicher Schauergestalt. Einen Sonnenstrahl will ich, daß es Tag werde um mich, Nacht und Dämmerung schwinde, und Gottes Antlitz mir wieder im Himmelglanze leuchte.

Ach ich höre ihn noch nicht kommen! klagte sie nun, leise Töne ihrer Harfe entlockend, ruft ihn, ruft ihn Ihr Töne, er lauschte ja sonst zuweilen gern auf Euch und folgte Euerm lockenden Ruf! — Jetzt — wenn die Hörner gellen und die Rüden heulen, vernimmt er Euch nicht mehr.

Und als ihr Schmerz verstummte, der Nachtwind nur noch einzelne Töne der Harfe entlockte, sah sie aus dem Walde über das öde, schneebedeckte Feld etwas Dunkles den Trümmern nahn — Er ist's! ja er ist's! rief sie freudig, er durfte allein zurückkehren! — Gelobt sei Gott! — Sie schwebte ihm entgegen. Willkommen! Willkommen, mein Otto, rief sie, der Herr sei gepriesen, du kommst allein.

Ich hatte keine Freude mehr an der Jagd. Die Hunde zerrissen den borstigen Eber, ich mochte es nicht sehen. Meine Gedanken waren nicht bei der Jagd, sie waren bei dir; das mochten die Gesellen merken, da rasselte der Tod so lange mit seinem Gebein, die Sünde lachte so frech auf, daß mir die Gedanken vergingen; das ärgerte mich und ich verließ die Gesellen.

Habe Dank, Gütiger, habe Dank! rief Mathilde freudig aus, auch dieser Strahl der Hoffnung, Barmherziger, ist mir ein Strahl deiner Morgenröthe!

Noch weht die rauhe Nachtluft, sagte der Jägermann, noch dürfen wir hier verweilen. Der Morgen ist noch fern.

Wareſt du in meiner Heimath? fragte Mathilde.

Da es mich von dir trieb und ich über Wald und Flur jagen mußte, zog ich nach dem Nekar; dort weil' ich jetzt gern. Ein Jagdkumpan hauset jetzt in deiner Vaterstadt, würdig hinter mir, der Erste, durch den Forst zu ziehn; bei Tage jagt er, von seinen grauen Rüden und einem Zwölfender gefolgt, in dem nahen Forste, bei Nacht geht er auf die Pirsch in die Häuser der Bürger; Magdalene ist das Wild, das er umstellt. —

Die Arme! seufzte Mathilde, wir müssen sie schützen.

Sie irrte in der Nacht auf der Flucht vor ihm, von Frost und Wetter erstarrt, im Wald umher. Als ich sie von weitem erblickte, führte ich den Zug abwärts, verließ ihn und leitete sie durch den Forst —

Das thateſt du Otto? — rief Mathilde freudig.

Sie iſt deines Stammes, darum will ich ihr wohl! Bis an die ſieben Linden bei Steten brachte ich ſie, aber die Sünde witterte mich aus und kam mir mit dem wilden Jagdzuge nach und wußte mich an dem Orte des Fluches zu treffen, wo ſie Gewalt hat über mich; ich mußte ihr folgen, und mußte die Arme allein ihrem Verderben überlaſſen. Ach es iſt grauſig, den Willen zur guten That ſo raſch wieder verſchwinden zu ſehen! Ich habe heute kein Gefallen an der Jagd gehabt, ſo glücklich ſie auch war, fuhr er fort. Der Tod ritt ſein ſchnellſtes Roß, und ſelbſt die fahle Mähre der Sünde jagte heute wie toll zwiſchen den Schneewolken durch, und unſere Roſſe jagten wiehrend hinter ihr her; die Waidgenoſſen jauchzten und lärmten, auch trieb der Sturm manch luftiges Wild uns entgegen; aber ich hatte keine Freude daran, ich dachte nur an ſie und an dich.

Und nicht auch an ihn, der über den Sternen thront? Wagteſt du nicht, dein Auge zum Himmel zu heben? fragte ſie bewegt.

Mein Auge reicht noch nicht bis da hin auf, Mathilde! Sehe ich den Tod vor mir auf seinem magern Klepper, so habe ich mein Auge nur nach ihm gerichtet, ich sporne dann mein Roß und suche ihn zu ereilen. Aber wenn ich ihn erfaßt zu haben glaube, schwingt er die Sense, zeigt mir das Stundenglas, das immer läuft und läuft und nimmer verinnen will, drückt dem Klepper die spitzen Hacken in die Weichen und sprengt klappernd davon. Die Sünde konnte ich ereilen, den Tod noch nie! —

Laß Sünde und Tod, laß das wilde Heer und deine Gesellen, — fasse Muth, wende dein Auge empor zum Himmel, dort wohnt das Erbarmen!

Ich blicke hinauf und sehe nur Nacht — die Sterne, die den Menschen so freundlich leuchten, sind mir keine Boten des Friedens, sie begrüßen mich nicht, sie bergen hinter den Wolken ihr Antlitz vor mir. Die leuchtende Scheibe des Mondes erhellt nicht meine Finsterniß, nur die öde Nacht breitet ihren schwarzen Mantel vor mir aus; den Himmel sehe ich, aber nur seine Wolken und seine scheidenden Sterne; in das Innere des

Heiligthums dringt nicht mein Auge, nicht mein Geist, die Schwingen meiner Sehnsucht sind gelähmt.

Auf den Schwingen der Andacht dringst du bis zu seiner Pforte. —

Sie ist dem Sünder verschlossen, sagte er wehmüthig — dort oben ist nicht Zeit, nicht Raum; dort waltet die furchtbare Ewigkeit.

Und auch eine ewige Barmherzigkeit, unterbrach ihn Mathilde.

Barmherzigkeit? rief er verzweifelnd, warum bleib' ich dem Tode untertahn und der Sünde, warum treibt mich der Fluch ohne Unterlaß, und weshalb können sich meine dunkeln Wünsche nicht ordnen, mein reuig Gemüth sich nicht in Worte des Gebets aussprechen, wenn ich auch möchte? — Aber sieh dort nach dem Rodenstein hin — dünkt es dir nicht, daß der Tag zu grauen beginnt? — Mir ist als durchrausche mich die Morgenluft. — Komm, es zieht mich zum Ruhebett. — Mir ist, als würde ich die kurzen Stunden sanft schlafen, von Magdalenen träumen und von dir, meine Mathilde!

Sie

Sie schwebten zum Gemäuer — wie schön ist es doch, sprach er, als er sich an der offenen Gruft niedersenkte, daß ich mich neben dich betten ließ, nun schlaf ich doch nicht allein und du bist bei mir. Ach, die Sehnsucht nach Ruhe ist so mächtig in dieser tobenden Brust, und doch will der Morgen noch nicht grauen und die Stunde nicht schlagen, die uns hinabzieht. — Ich eile ihr voran, komm, folge mir Mathilde! — Er senkte sich in die Gruft, aber Mathilde folgte ihm nicht; sie griff in die Saiten ihrer Harfe, ein frommes Lied ertönte, schloß mit sanftem Flügel zum erstenmale sein müdes Auge und brachte ihm den Balsam der Ruhe. — Noch nie hatte ihn der Todesschlaf so sanft eingewiegt, stets hatte er gejagt, bis er Morgenluft gewittert und sein Verhängniß ihn gewaltsam zur Ruh gelegt; heute zum erstenmal brachten ihm die Töne den Schlaf. Noch einige Zeit vernahm man sie, dann wurden sie leise und leiser und aus der sich schließenden Gruft drang nur noch ein verhallendes Ave Maria herauf.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als der Stadtschreiber schon in das Vorzimmer des Generals trat, wo ihm die beiden englischen Doggen den Morgengruß so unfreundlich entgegen heulten, daß er erschrocken zurückfuhr. Nur näher, Männlein! rief Constant, der sich von seinem Ruhebett erhob, auf welchem er schon ganz angekleidet saß; denn er und die Hunde hielten stets im Vorzimmer ihres Herrn die Wacht — nur näher, die Bestien thun Eurer Perrücke nichts. — Was sucht Ihr hier schon so früh? Bringt Ihr gute Botschaft, dann möchtet Ihr vielleicht willkommen sein, sonst rath ich Euch lieber eine andere Zeit abzupassen. Der General ist spät zu Bett gegangen, hat lange zu ruhen, bis der Rausch von gestern ausgeschlafen ist, und ich fürchte, heute Vormittag ist wenig mit ihm anzufangen.

Ich danke für Euern freundlichen Rath, mein werther Herr Constant, erwiederte der Stadtschreiber höflich. Es ist eine gar glückliche Sache, zu Jedem den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Was ich dem Herrn General zu berichten habe, ist nichts Unange-

nehmes, es betrifft nicht das Allgemeine, nur den Herrn General selbst.

Darf man es wissen? fragte Constant treuherzig.

Möchte es doch dem Herrn General selbst mittheilen —

So? — Wäre es was Unangenehmes, so wette ich darauf, hieß es: hättet Ihr wohl die Güte, dem Herrn General zu gelegener Zeit zu melden — So aber — Ihr spielt ein garstiges Spiel, Ihr tragt auf zwei Schultern, hütet Euch!

'Constant! rief in diesem Augenblick der General.

Herr! erwiederte dieser, die Thüre öffnend.

Mit welcher Gans schnatterst du da, und störst mich in meinem Schlafe?

Mit keiner Gans, Herr! mit einem Fuchs, dem Herrn Stadtschreiber, erwiederte der Reiter, schnell einen goldnen Becher auf den silbernen Kredenzteller setzend, und den Morgentrunk, wie es seines Amtes war, dem General bringend.

Melac leerte den Becher, befahl, den Stadtschreiber herein zu lassen, und lieb-

koſte indeſſen die an ihm aufſpringenden Hunde.

Setzt Euch, ſagte er hierauf zu dem Eintretenden, und richtete ſich ein wenig im Bett auf, ſchäckerte mit ſeinen Lieblingen und ſchien ſich nicht ſehr um den kleinen Mann zu bekümmern, der indeß verlegen mit ſeiner Halskrauſe ſpielte. Endlich fragte er mit barſchem Tone, was führt Euch ſo früh hierher? Hättet auch wohl können zu gelegener Zeit kommen.

Ich wollte meinem gnädigen Herrn melden, begann der Stadtſchreiber, hielt jedoch ein und warf einen verlegenen Blick auf den noch anweſenden Conſtant.

Laßt Euch durch den nicht ſtören, ſagte der General, welcher dieſen fragenden Blick wohl verſtand, der iſt aus der Picardie, die ſind meiſt treu, aber dumm; vor ihm könnt Ihr reden was Ihr wollt! Sprecht nur!

Wenn Ihr befehlt, ſagte der Stadtſchreiber, durch Conſtants Anweſenheit aber immer noch in Verlegenheit geſetzt — ſo gehorche ich. Am frühſten Morgen ſind die Kloſterfrauen abgefahren; die Priorin, drei Nonnen in dem einen, in dem andern Wa-

gen die Schweſter Kellerin, zwei Novizen und eine Laienſchweſter, ſonſt war Niemand in den Karoſſen und nur ſo viel ſind wieder abgereiſt, als angekommen waren.

Seid Ihr deſſen gewiß? fragte der General.

So gewiß, als daß ich Ew. Gnaden ergebenſter Diener bin —

Magdalene iſt alſo zurückgeblieben!

Dafür bürg' ich —

Das Mädchen hat meine Erwartung übertroffen, und das geſchieht ſonſt in dergleichen ſelten, ſagte nun der General. Es iſt keine gewöhnliche Dirne, und wohl einer kleinen Mühe werth.

Es iſt eine ſtolze Dirne! meinte der Stadtſchreiber.

Stolz? — Bringt mich nicht zum Lachen, unterbrach ihn Melac, was kann ihr Stolz mehr verlangen, als ich ihr biete? Muß ſie ſich nicht durch meine Bewerbung geehrt fühlen? — Aber ſeid Ihr auch gewiß, daß die Nonnen ohne ſie abgereiſt ſind?

Sie iſt noch in der Stadt, dafür bürge ich mit meinem Kopf, betheuerte der Stadtſchreiber; in jenem oder in dieſem Hauſe

muß ſie ſein. Noch außer dem Thore hat einer meiner Aufpaſſer die beiden Wagen anbetteln müſſen, und Niemand, ohne die ſchon Benannten darin bemerkt.

Lauter Lügen, General! fiel jetzt Conſtant dem Stadtſchreiber in die Rede, alles iſt falſch, die Priorin hat dicht vor dem Thore den Wagen gebrochen, und iſt mit den Nonnen zurückgekehrt — und Jungfer Magdalene iſt weder in jenem Hauſe, noch hier; der Vater iſt in Verzweiflung —

Gnädiger Herr! — unterbrach der Stadtſchreiber den Bericht, aber ein rauhes Schweigt! das ihm Melac entgegen rief, hemmte den Fluß ſeiner Rede, fahr fort! befahl er Conſtant. Herr! ich bin zu Ende! — Die Nonnen ſind hier, das Mädel iſt fort, weiter weiß ich nichts.

Bei meinem Schwert! rief Melac wüthend und ſprang, ſich wenig um des Stadtſchreibers Gegenwart kümmernd, aus dem Bette, warf den Mantel um und ſchellte; bei meinem Schwerte! wenn dem ſo iſt, ſo ſoll der Teufel den holen, der daran ſchuld iſt! Der Kammerdiener trat jetzt ein, und während er ihn ankleiden half, wollte ſich

der Stadtschreiber wegschleichen, aber ein donnerndes Bleibt! hielt ihn zurück. — Ihr wolltet ja mit Euerm Kopf dafür stehen, daß das Mädchen noch hier sei, Stadtschreiber! sagte Melac, die großen Stülpstiefeln mit Hast anziehend. Hütet Euch, daß ich Euch nicht beim Worte halte, es könnte Euch leicht den Kopf kosten, denn wahrlich, bald dünkt es mich, Ihr Herren von Eßlingen wollt Euer Spiel mit mir treiben; wagt es nicht, Ihr würdet schwerlich dabei gewinnen. Kommt das Männlein zu mir nach Schorndorf, fuhr er fort, mit seinen langen, dürren Fingern unmuthig durch die herabhängenden Haare fahrend, verspricht mir goldne Berge und verspricht mir trotz dem besten Kuppler aus der Vorstadt St. Martin die schönste Dirne Eßlingens zur Zugabe, wenn ich ihn mit den Brosamen, die von meinem Tische fielen, füttern wollte. Lockt mich in den elenden Taubenschlag zum schwarzen Adler, wo ich kaum Raum habe, meine Reiterstiefeln zu stellen, und als ich eintrete, fliegt das Täubchen aus, und ich sitze im leeren Neste. Aber bei meinem Schwert! rief er, den Kopf

in ein tiefes Gefäß mit Waſſer tauchend, und die triefenden Haare ſchüttelnd, daß die Tropfen rings herum ſprützten, das Mädel wird mein, oder das Rattenneſt geht in Flammen auf!

Gnädiger Herr! begann jetzt, da der Kammerdiener eben die borſtigen Haare trocknete, der Stadtſchreiber in tiefſter Unterthänigkeit, erlaubt nur, daß ich mich von der Wahrheit der Sache überzeugen darf.

Nicht von der Stelle! befahl Melac — ſogleich will ich ſehen, ob Ihr im Komplott gegen mich ſeid, und ſeid Ihr es nicht, will ich Euch eine Stellung geben, ſo, daß Ihr ohne meinen Schutz unwiederbringlich verloren ſeid. Conſtant! Ruf den Wirth herauf.

Gnädiger Herr! Ihr wolltet — und in meiner Gegenwart, bat der Stadtſchreiber.

Ich will! ſagte Melac herriſch, band die Halskrauſe um, ſtrich den Knebelbart, warf das Kleid über, und ſtand nun angekleidet da — Franz! befahl er dann dem Kammerdiener, ſchick nach dem Adjutanten! Dieſer, der ſchon lange auf des Generals Erwachen gewartet, kam noch eher als Benedikt —

geh zu den Klariſſerinnen von Gmünd, befahl ihm Melac, thu' ihnen meinen Willen kund, daß ſie ohne meine Erlaubniß nicht wagen die Stadt zu verlaſſen. Der Offizier ging, Benedikt trat ein.

Wirth! fuhr ihn Melac an, Du biſt alſo der, welcher den Reiter tödtlich verwundet hat?

Ja General! Der bin ich, und auch der Vater Magdalenens, erwiederte Hegelin mit Stolz.

Was kümmert mich deine Tochter, Elender! Wie konnteſt du es wagen, einen Soldaten aus dem Heere des großen Königs meuchlings anzufallen?

Meuchlings fiel ich ihn nicht an. Ich ſtieß den Frechen nieder, da er mein Kind umarmen wollte; ich hätte es Euch gethan, General, hättet Ihr gewagt —

Beim heiligen Dionys und ſeinem Eſel! rief Melac halb in Wuth, halb von dieſer Keckheit überraſcht, ſolch frechen Graukopf ſah ich noch nie! Weißt du, was dir dem Kriegsgeſetz nach bevorſteht?

Der Tod! ſagte Benedikt gelaſſen, und hätte ich zehn Leben, ich würde ſie opfern,

mein Kind vor Schande und Entehrung zu retten.

Das soll dir werden! — rief der General. Heda, Wache! Indem er das rief, traf Benedikts Auge den Stadtschreiber, der sich vergebens seinen Blicken zu entziehen suchte, Ihr hier? — sagte er, beim heiligen Gott, so möchte ich nicht hier stehen, wie Ihr. Er warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, und wandte sich dann, als die Wache ihn abführen wollte, nach Melac, General! sprach er mit edlem Bewußtsein, mögt Ihr so ruhigen Herzens dereinst vor Euern Richter treten, wie ich vor Euch stehe, wandte ihm dann stolz den Rücken und folgte der Wache.

Sind noch mehr solcher Männer in Euern Mauern? fragte Melac den Stadtschreiber.

Mit Gott, keiner mehr! erwiederte dieser, sich tief neigend —

Da beklage ich Euch, fuhr der General fort, denn mich dünkt in dem Wirth steckt ein wahres Soldatenherz und so wenig ich auch den Großmüthigen gegen ihn spielen werde, so sehr muß ich mich wundern, einen solchen Mann unter Euch gefunden zu haben;

Ihr gleicht ihm nicht! — Doch von etwas Anderem. Bis nach der Tafel muß ich genau wissen, auf welche Weise und wohin Magdalene entkommen ist; von Euch fordere ich dies und auch das Mädchen, wenn Ihr nicht Euerem Freund ins Gefängniß folgen wollt. Beherzigt dies und nun Gott befohlen! Er winkte ihm, sich zu entfernen, Constant begleitete ihn hinaus.

Herr Stadtschreiber, sagte dieser nicht ohne Hohn, mit dem Teufel ist nicht gut Kirschen essen, er ißt das süße Fleisch und wirft Euch die Kerne an den Kopf — Ich fürchte, Ihr bezahlt mit Eurer Haut, wohl bekomm's! Er ließ den Erschrockenen stehen und kehrte zu seinem Herrn zurück, der nun an alle Thore und selbst zur Priorin schickte, um Erkundigungen einzuziehen, auf welche Weise sich Magdalene entfernt habe. Er erfuhr nun, daß am Abend zwischen 10 und 11 Uhr zwei Reiter im Namen des Generals bei der Priorin Einlaß begehrt hätten, wovon der eine Magdalene ein Briefchen übergeben und sie aufgefordert habe, ihm zu folgen, welches das Mädchen, nachdem sie den Brief gelesen, auch willig gethan habe.

Von den Thoren kam die Meldung, daß Niemandem in der Nacht das Thor geöffnet worden sei, außer Constant, der mit einem andern Reiter und einem Mädchen herausgegangen, sogleich aber, jedoch allein, zurückgekehrt sei.

Dieser Bericht brachte den General bis zur Wuth; er entfernte Alle um sich und ließ Constant rufen, der, obgleich ahnend, weshalb er zu seinem General kommen solle, dennoch furchtlos eintrat.

Undankbarer! rief Melac, die Faust gegen ihn ballend, glaubst du, daß die elenden Wunden dich vor meiner Ahndung, meinem Zorne schützen? Wohin hast du Magdalene geführt?

Ehe ich Euch hierauf antworte, General, sagte Constant mit Ruhe, muß ich mich erst über die Beschuldigung, ich sei ein Undankbarer, rechtfertigen.

Schweig! unterbrach ihn Melac drohend.

Wo es meine Ehre gilt, schweig ich nie, außer in Reih und Glied, weil ich da muß, fuhr der Reiter fort, und freimüthig zu reden, habt Ihr mir stets erlaubt. — Ihr nennt mich undankbar, weil ich ein braves

Mädchen dem Verderben entrissen habe? — Gott sei gedankt, sie ist nicht die erste — Ich that es zu Euerm Heil, Eure Seele zu retten, wenn Rettung noch möglich ist.

Schändlicher, frecher Bube, rief Melac, ihn anspeiend und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, Elender Hund!

Herr! rief Constant zurücktretend, ich bin Euer Sclave nicht, nicht Euer Hund; ich bin des Königs von Frankreich Soldat vom Reiter Regiment Orleans, war bisher aus Anhänglichkeit und Freundschaft Euer Diener, sage Euch hiermit den Dienst auf und trete, so lahm ich bin, in mein Regiment zurück. —

Schweig, Elender! rief Melac außer sich vor Zorn, oder bei Gott, ich lasse dich hängen.

Ich bin, Gott sei gedankt, kein armer Deutscher, über den der Krieg Euch Macht giebt, wie's Euch beliebt, ich bin ein Franzos, in Paulainville bei Amiens geboren, ehrlicher Leute Kind und nicht zum Galgen auferzogen. Ueber mich kann nur ein Kriegsgericht sprechen —

Noch ein Wort! rief Melac, nach seinem

Schwerte greifend, und ich renne dir das Schwert in den Leib.

Thut's, erwiederte der alte Reiter — hier ist meine Brust, werdet wohl noch ein Fleckchen finden, das unzerfetzt ist. Er riß bei diesen Worten sein Koller auf und stand starr und bewegunglos vor dem Wüthenden, den beide Hunde zähnefletschend im Auge behielten.

Melac stutzte. Fort Bestien! rief er und hieb mit der flachen Klinge den einen über den Kopf, doch in dem Augenblick sprang der andere an ihm auf und packte ihn — zurück! rief Constant, der Hund gehorchte. Melac schäumte vor Wuth. Todt lasse ich die Bestien schießen, und sogleich! Er faßte nach der Klingel.

Thut das nicht, sagte Constant auf ihn zutretend, thut es nicht! Ihr habt ja so wenig Freunde, und hier stehen vielleicht von den Wenigen Euere treuesten um Euch; erhaltet sie Euch, statt sie zu verderben.

Der treuherzige Ton, mit dem er dies sprach, der noch immer winselnde Hund, die Gewohnheit, oft bittere Wahrheiten von dem Alten zu hören, mochten nicht ganz ihre Wirkung verfehlt haben. Er schien beruhig-

ter. — Fort! rief er jedoch noch immer erzürnt, fort in Arrest! Hast du deine Strafe erduldet, dann schere dich zum Teufel, oder zum Regiment Orleans, mir gleich viel.

Wie Ihr befehlt, General! erwiederte Constant und ging, die Hunde mit ihm, selbst der Geschlagene kroch aus seiner Ecke hervor und blieb nicht zurück.

Constant! befahl der General, laß die Hunde hier.

Geht zu Euerm Herrn! Fort! Marsch! rief ihnen Constant zu, aber die Hunde drängten sich nach der Thüre. Werdet nicht böse, General, sagte er nun, ein Hund ist ein dankbares Vieh, ich gab ihnen zu essen und mißhandelte sie nicht, nun wollen sie mich nicht verlassen, auch wenn Ihr mich verstoßt.

Warum hast du dich heute deiner Zauberformel, der Lüneburger Reiter und Consarbrücks nicht bedient? fragte Melac ablenkend.

Dazu war ich zu stolz und zu tief gekränkt — erwiederte der Alte.

So schere dich zum Teufel, rief der General durch diese Antwort aufgebracht, und

von den Hunden begleitet, ging Conſtant nach der Wache.

Magdalene ſaß indeſſen in dem Schloſſe zu Steten auf einem einſamen Stübchen, wohin ſie gleich bei ihrem Eintritt in ihre Freiſtatt geführt worden war. Nachdem ſie ſich einer Kammerfrau der Herzogin als die Tochter Hegelins aus Eßlingen, die um Schutz und Verborgenheit bitte, kund gethan, hatte ihr die Fürſtin noch in der Nacht ſagen laſſen, beides ſolle ihr werden, ſie möge ſich nur zur Ruhe legen und guten Muthes ſein. Sie befolgte den Rath und obgleich ihr die Begebenheiten der Nacht noch immer grauſig und geiſterhaft vorſchwebten, verlangte die Natur dennoch ihr Recht, und es war ſchon Tag, als ſie erwachte. Eine junge, rothwangige Dirne brachte ihr das einfache Frühſtück, welches eben nicht von üppiger Lebensart in dieſem Schloſſe zeigte, und ſagte ihr, daß die Herzogin ſie vor dem Gottesdienſt noch zu ſprechen verlange. Magdalene ſäumte nicht lange, folgte dem Mädchen, das ſie durch einen langen Gang und

über

über eine kleine hölzerne Brücke führte, welche dieſen Flügel mit einem alten, kaum mehr bewohnbaren Gebäude verband. Durch dieſes gelangte ſie in den entgegengeſetzten Flügel, den die Herzogin bewohnte. Hier empfing ſie eine Kammerfrau, öffnete die Thüre und hieß ſie eintreten.

Es war ein finſtres Gemach, eine Art von Vorzimmer, worin ſie ſich nun befand. Ein großer eichener Tiſch mit einem wollenen Teppich bedeckt und einige Seſſel war alles, was ſie hier ſah, nichts von alle der geträumten fürſtlichen Pracht. Ihr müßt Euch ein wenig gedulden, ſagte die jetzt aus dem Nebenzimmer zurückkehrende Zofe, ſo bald Ihro fürſtlichen Gnaden angekleidet ſind, werdet Ihr vorgelaſſen werden. Auch könnt Ihr, um Euch zu zerſtreuen, die merkwürdigen Schildereien in jenem Zimmer, hier zur Linken, beſehen, ſie ſtellen die Könige von Schweden von der Sündfluth an, bis zu des jetzt regierenden Königs Majeſtät, vor, es ſind treffliche Schildereien, welche unſere gnädige Frau mit vieler Mühe geſammelt hat. Magdalene folgte der Dienſtfertigen, die ihr nun von den Bildern mit ihren furcht-

baren Bärten und Harnischen eine weitschweifige Erklärung zu geben begann, auf welche aber Magdalene wohl wenig achtete. Bald wurde jedoch die Zofe durch ein leises Schellen unterbrochen, kommt! sagte sie rasch, Magdalenens Hand erfassend, kommt zur Herzogin, sprecht offen und wahr und fürchtet Euch nicht, es ist eine gar gnädige Dame.

Die Thüre zu dem fürstlichen Gemache wurde geöffnet, und Magdalene trat erwartungvoll und mit beklommenem Herzen ein. Sie fand die Herzogin auf einem Ruhebette liegen, eine schon ältliche Dame saß neben ihr. Die Fürstin nickte Magdalenen freundlich zu. Sei mir willkommen Kind, sprach sie huldvoll und reichte ihr die Hand zum Kusse. Setze dich. Ich muß noch in meinem Andachtbuche lesen, dann will ich hören, was du mir zu sagen hast.

Magdalene, von diesem freundlichen Empfang ermuthigt, setzte sich auf einen kleinen Sessel, der zu den Füssen des Ruhebettes stand, nieder. Während die Fürstin las, und das Hoffräulein ein gleiches that, hatte sie Muße, sich im Zimmer umzusehn. Es war nicht groß, mit braunem Holze getäfelt,

wodurch es ein düsteres Ansehn erhielt, welches das sparsame Licht, das durch die kleinen runden Scheiben der Fenster drang, nicht erheiterte. Das grauwollne Zeug, mit weißem Garn blumenartig gestickt, womit das Ruhebett der Herzogin, wie alle Sessel im Zimmer überzogen waren, war auch nicht geeignet, dem Ganzen ein freundliches Ansehen zu geben. Ein kleiner Spiegel, ein, künstlich mit allerhand farbigem Holze ausgelegter Schrank, ein paar Tischchen waren das ganze Geräthe dieses fürstlichen Gemaches. Die Wände waren ganz mit Oelgemälden behangen, die fast alle biblische Geschichten, das jüngste Gericht und den Tod einiger Märtyrer vorstellten, nur einige waren anderer, aber ganz sonderbarer Art. Es waren todtenbleiche Personen, Kinder und Erwachsene, die, in der reichsten Kleidung in offenen Särgen lagen. Der Tod schien allen diesen Gesichtern noch nicht den Stempel der Verwesung aufgedrückt zu haben, nur der Sarg und die Blässe des Antlitzes erinnerten an diesen alles Zerstörenden.

Diese Bilder weckten in Magdalenen gar traurige Erinnerungen, sie wendete ihren

Blick von ihnen ab auf die Herzogin, deren freundliches leidendes Gesicht sie anzog. Die Fürstin war noch in ihren besten Jahren; früh Witwe geworden, lebte sie blos frommen Werken und heiligen Betrachtungen, hatte jeden fürstlichen Prunk von sich entfernt, und ein einfaches leinenes Kleid deckte auch heute, so wie fast immer, die noch schönen Formen ihres Körpers, so daß man sie eher für die Hausfrau eines bemittelten Edelmanns, als für eine Fürstin hätte halten sollen. Ihr gleich an Kleidung und Ausdruck des Gesichtes, war ihr Hoffräulein. Lange ruhte Magdalenens Auge auf den sanften Zügen der Herzogin, ihr Anblick war ihr wohlthuend, er schien den Sturm ihres Innern zu beruhigen und ihr den Frieden des Herzens mitzutheilen, der in seiner ganzen Klarheit der fürstlichen Frau geworden zu sein schien, die jetzt ihre Andacht vollendet, das Buch zur Seite gelegt hatte.

Sag mir, mein Kind, begann sie nun, was dich bei Nacht hierher zu mir führt. Was ist dir und deinem alten, würdigen Vater Schlimmes begegnet, denn Gutes kann es nicht sein, das dich zu Fuß, in solch

stürmischer Winternacht hieher treibt. Sei offen und wahr, verheimliche mir nichts, setze dich zu mir, daß ich alles genau hören kann und fasse dich kurz.

Magdalene berichtete nun die traurige Ursache, weshalb sie hierher geflüchtet, verschwieg der Herzogin nichts, nur die Unterredung mit der Priorin berührte sie nicht. Die Herzogin, welche sie nur selten durch einen unwillkührlichen Ausruf, nie durch eine Frage unterbrach, hörte aufmerksam zu, schüttelte lächelnd den Kopf, als sie von der Erscheinung auf der Brücke und von der wilden Jagd erzählte und erst als Magdalene zu dem Augenblick kam, wo der Vater sie zu den Klarisserinnen zu bringen sich entschlossen, unterbrach sie das Mädchen mit dem Ausruf: und er brachte dich hin? und da Magdalene es bejahte, schwieg sie, aber eine gewisse Unruhe schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie hörte jetzt fast noch aufmerksamer zu, als vorher, und kein Laut, kein Zeichen des Mißfallens störte das Mädchen, und selbst der Erzählung von dem wilden Jäger, der sie bis auf den Hügel begleitet hatte, setzte sie keinen Zweifel entgegen.

Als Magdalene geendet und mit thränendem Auge sich vor der Fürstin auf die Kniee nieder warf und um Schutz und Rettung flehte, befahl ihr die Herzogin, aufzustehen. Schutz soll dir werden, Magdalene! sprach sie ernst, so viel ich dir in diesen schlimmen Zeiten zu geben vermag. Vor einem Feinde, vor Melac, kann ich dich vielleicht schützen, aber vor dem, der tief im Geist und Herzen sich bei dir eingenistet hat, vermag es nur Gott. — Ich habe dich deines Vaters wegen geliebt, ich kenne durch ihn die Sorgen, die ihn seit lange deinetwegen drücken. Dich hat eine frühe Neigung, dich haben die Papisten zu Gmünd verlockt, du bist eine Schwärmerin geworden, die das wahre Vertrauen zu Gott verloren und in dem Irrwahn steht, sie brauche einen andern Fürsprecher im Himmel, als einen frommen Wandel und ein gläubiges Gebet. Du hast dich von der Welt und deiner thörichten Leidenschaft zur Begierde nach sündiger, irdischer Lust verlocken lassen, hierbei gegen den Willen deines Vaters gehandelt und den alten Mann tief gekränkt. Du fühlst dein Unrecht, und suchst Trost da, wo der Wahn

herrscht, das Wort eines sündigen Menschen könne dich lossprechen von der Sünde. Wahre Reue im Herzen ist kräftiger, als jenes todte, schnell verhallte Wort! — Weine nicht, Magdalene! sagte die fromme Dame, das Mädchen beruhigend, fürchte nicht, daß ich dir zürne, wir stehen alle nicht rein vor Gott, und der Mensch bedarf erst des Unglücks, um geläutert zu werden, er bedarf der Züchtigung des Vaters, um zur Erkenntniß zu kommen.

Glühenden, jugendlichen Gemüthern, fuhr sie dann belehrend fort, gnügt oft die einfache Herzenergießung unsers Glaubens nicht, sie sehnen sich nach sinnerweckendem Pomp; sie wähnen, der einfache Gesang steige nicht auf bis zu dem Himmelthron, den sie sich mit irdischen Bildern und mit Engeln schmücken, die ihnen die Phantasie aus irdischem Stoffe bildet. — Darum verdamme ich dich nicht, aber warne dich, kehre zu dem kindlichen Vertrauen zurück, das du verloren, und gedenke deines alten Vaters, der stark im Glauben zu Gott, auch stark in der Liebe zu dir ist.

Indem ſie dies ſprach, drangen Orgeltöne zu ihnen herauf — der Gottesdienſt beginnt, ſagte ſie zu ihrem Fräulein — öffne die Luke Sophie, und gieb ihr ein Buch, daß ſie den frommen Geſang mit anſtimmen kann. Komm, Magdalene, ſetze dich näher zu mir, damit du den Prediger ſehen, und ſeine Worte beſſer verſtehen kannſt. Magdalene war nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſen Befehl erfüllend, durch die Oeffnung blickte, und dicht unter ſich eine Kanzel ſah. Dieſe Zimmer waren von der frommen Fürſtin zu ihrer Wohnung gewählt worden, weil ſie ſich über der Schloßkapelle befanden, ſie hatte, ihrer Kränklichkeit wegen, die Einrichtung mit der Luke getroffen, damit ſie von ihrem Ruhebett aus den Gottesdienſt anhören, und den Prediger durch die Oeffnung ſehen konnte.

Als der Geſang begann, in welchen ſie mit einſtimmten, fühlte ſich Magdalenens leicht aufgeregtes Gemüth heute beſonders feierlich geſtimmt. Gedachte ſie des traurigen Schickſals, das ſie bedrohte, war es die ſonderbare Art des Gottesdienſtes oder die tröſtenden Worte des Geſangs, die ſo mäch-

tig zu ihrem Herzen ſprachen, ihre ganze Seele war bei Gott und es bedurfte keiner Hymnen, keiner feierlichen Meſſe, ihr Gemüth im Vertrauen und Glauben zu erheben. Als der Prediger, durch die jetzigen Zeitumſtände veranlaßt, von dem Muthe ſprach, womit die Religion den Menſchen im Unglück ſtärke, von dem Vertrauen, mit welchem das wunde Herz ſich zu dem barmherzigen Vater wenden könne, da hob Magdalene ihr feuchtes Auge und ein Himmelſtrahl des reinen Lichtes kehrte wieder in ſie zurück.

Die Herzogin mochte die Stimmung bemerkt haben, in welche die Worte des Predigers das Mädchen verſetzt hatten, ſie drückte ihr nach beendetem Gottesdienſt die Hand. Du biſt nicht verloren, Magdalene! ſprach die Gütige, du biſt ein verirrtes Lamm, das ängſtlich ſeine Heimath ſucht, und ſie auch finden wird. Vertraue auf Gott, er wird bald den Zwieſpalt deines Innern löſen, und dir die Pforten des Paradieſes öffnen. — —

Und an der Himmelpforte ſteht mein Georg und reicht mir die Hand ſagte Magdalene in Gedanken verſunken und nichts um

ſich her beachtend, leiſe vor ſich hin — ich ergreife ſie mit Inbrunſt, er führt mich ein zum Throne des Höchſten und meine Zweifel ſind gelöſt, der Zwieſpalt meiner Seele iſt geheilt — Liebe, heilige, fromme, glühende Liebe fühle ich in ſeinem Arm und der Bund iſt endlich geſchloſſen, endlich bin ich am Ziele. — Kein Prieſter, kein Prediger. — Der Engel einer legt mich an ſeine Bruſt und da ruht ſich's ſo ſanft. — Sie ſchwieg, die Herzogin hatte ſie nicht unterbrochen, ſie nur aufmerkſam beobachtet, auch jetzt wollte ſie nicht die Sinnende, die mit verklärtem Antlitz und glühendem Auge immer noch auf denſelben Fleck hinſtarrte, aus ihren Träumen wecken. Ach das Leben iſt eine drückende Laſt! ſagte Magdalene ſeufzend, und die Wehmuth ſprach aus ihren Zügen, wie bei Nacht der Alp, liegt es, wenn ich wache, centnerſchwer auf meiner Bruſt; der Tod wäre mir ein willkommener Gaſt, er brächte die Freude wieder in das verödete Haus; mir wäre wohl, denn ich zöge himmelwärts, und wäre bei ihm! Bei dieſen ſchmerzlich geſprochenen Worten ſprang ſie heftig auf. — Nein, nein! rief ſie; aber der Traum

war mit dieſem Ausruf verſchwunden, beſchämt ſank ſie vor der Fürſtin nieder. Verzeiht! flehte ſie, verzeiht, gnädige Frau, daß ich mich in Eurer Gegenwart vergeſſen konnte, ich hatte einen ſo ſchönen Traum.

Ueberlaß die Träume dem Schlaf, unterbrach ſie die Herzogin ernſt, doch nicht zürnend, wache Träume ſind gefährliche Freunde, ſie halten die Vernunft in ihrem Zaubernetz gefangen. Denke lieber an die Lebenden, als an die Todten.

Kann man das immer, iſt man immer Herr ſeiner Gedanken? fragte Magdalene, ohne zu ahnen, welche ſchmerzhafte Saite ſie bei der Herzogin berührte, die auch jetzt noch den verſtorbenen Gatten ſchmerzlich betrauerte.

Kind! ſagte die Herzogin bewegt, der Menſch vermag viel, wenn er nur redlich will. Den Todten iſt wohl, aber über die Lebenden ſchwirret oft des Schickſals giftiger Pfeil. — Wie mag es wohl deinem armen Vater gehn, ich habe einen Boten an ihn geſandt, ihn über dich zu beruhigen.

Mein armer Vater! ſeufzte Magdalene und die Gegenwart ſtand trübe vor ihr,

der Himmeltraum war dahin.“ Er wird um mich bangen, er liebt mich so innig, ich bin ihm das ganze Glück seines Lebens.

Hab' dies stets vor Augen, sagte die Herzogin, wenn der Sturm dein Herz erfaßt und es bald nach Ost bald nach West schleudert, dann wirf vertrauungvoll die Anker aus, sie werden auf sichern Grund fallen und festhalten an Gottes Barmherzigkeit. Er ist aller Menschen Vater, ist allen ein liebender, gütiger Vater, der die Strahlen seiner Sonne dem Reinen wie dem Sünder sendet. Er wird dich richten, nach deinem Wandel und nicht nach deinen Worten, folge der innern Stimme deines Herzens und weiche nicht von dem einmal betretenen Pfad, er ist einer der vielen, die alle zu einem himmlischen Ziele führen, und auf ihm begleitet dich der Segen deines braven Vaters. Nun geh auf dein Zimmer, beherzige, was ich dir gesagt!

Magdalene ging; aber die Einsamkeit gab ihr den Frieden nicht.

Schon an dem Tage seiner Arretirung war Benedikt vor ein Krieggericht gestellt und über die ihm schuldgegebene, beabsichtigte Ermordung des Reiters verhört worden; er läugnete nicht, sagte alles der Wahrheit gemäß aus und das Gericht erkannte den Tod über ihn. Aber kaum war er in sein Gefängniß zurück gebracht, als der Kammerdiener des Generals zu ihm kam und im Namen Melacs Begnadigung anbot, wenn er Magdalene ihm überliefern, oder wenigstens den Ort, wo er sie hingeführt, anzeigen wolle. Nur mit verächtlichem Schweigen beantwortete der gekränkte Vater diesen entehrenden Antrag, der Kammerdiener verließ ihn, aber bald kam ein andrer Abgesandter; dies war Constant.

Herr Benedikt, sprach er, ich komme nicht im Auftrag des Generals, mit dem ich entzweit bin, er hat mir nur die Erlaubniß gegeben, aus meinem Arrest zu Euch zu gehen. Ich glaube seine Absicht zu errathen. Ich soll Euch zureden ihm Euer Kind zu übergeben, und das kann ich nicht — Aber warnen muß ich Euch. Er soll den fürchterlichsten Eid geschworen haben, Euch in der

Stille, weiß Gott über was, aber gewiß Eurer Tochter wegen, peinlich verhören zu laſſen, und ich kenne ihn in dieſem Punct als einen beſſern Worthalter, als bei ſeinen Gläubigern; ihr könnt ihm nicht entgehen. Hätte er Eure Tochter nicht geſehen, vielleicht vermocht ich dann das Ungewitter zu beſchwören; ſo aber, da er auf ſeine Weiſe eine Art Leidenſchaft für ſie gefaßt hat, und ſein Stolz und alle Begierden in ihm rege geworden ſind, hält ihn nichts zurück, nicht Furcht vor Gott, nicht Furcht vor Verantwortung. Euer armes Land iſt ja dem Kriegvolk Preis gegeben, und was kommt es da auf eine arme unglückliche Dirne mehr oder weniger an. Auch fürcht' ich, ſie erpreſſen von Euch gewiß das Geſtändniß und die Schmerzen und die verrenkten Glieder habt Ihr dann umſonſt.

Mir ſollen ſie nichts erpreſſen, ſagte Benedikt gelaſſen, der Tod iſt mir willkommen, aber dennoch danke ich Euch, Herr Conſtant, für den gutgemeinten Rath, obgleich ich ihn nicht befolgen kann —

Lieber Herr! ſagte dieſer faſt bittend, ihr kennt die Schmerzen nicht, ſie ſollen hölliſch ſein.

Nein, Conſtant, und wären ſie noch furchtbarer, mein Kind übergebe ich ihm nicht! — Laßt mich — und bemüht Euch deshalb nicht mehr.

So nehmt dies Fläſchchen, ſagte der Reiter, nachdem er lange mit ſich gekämpft, es iſt ſchnell tödtendes Gift. Bei jedem Gefecht trägt es der General bei ſich, um es zu leeren, wenn er gefangen werden ſollte. Auch hat er mir oft verſichert, daß wenige Tropfen hinreichen, den Menſchen augenblicklich zu tödten. Nehmt es. Da ich gewiß bin, Ihr überſteht die Tortur nicht, ſo wollt' ich Euch wenigſtens einen ſanften leichten Tod damit bereiten.

Benedikt nahm das Fläſchchen und ſteckte es zu ſich. Ich werde wohl keinen Gebrauch davon machen, ſprach er, es ſtreitet gegen meine Religion, aber gut iſt es doch, wenn der Menſch in jedem Fall Herr ſeines Schickſals iſt. Ich danke Euch.

Ich will Meſſen für Eure Seele leſen laſſen, ſagte nun Conſtant theilnehmend, den letzten Sparpfennig will ich dem Prieſter geben.

Gebt ihn lieber den Armen, erwiederte

Benedikt, und überlaßt meine Seele ohne Messeleſen dem himmliſchen Richter. — Ihr ſagtet mir vorhin, brach er das Geſpräch ab, ihr wäret mit dem General entzweit, gewiß der menſchenfreundlichen Hülfe wegen, die Ihr meinem Kinde geleiſtet habt.

Je nun, es könnte ſein, ſagte Conſtant lachend, aber das ſind nur Regenſchauer, die bald wieder vorübergehn. Ich habe bis jetzt in Arreſt geſeſſen, und es mir dort wohl ſein laſſen, und Melac iſt ſchon wieder beſänftigt; aber ich nicht! — Wäre es nicht um Euch, armer Teufel, und um Euer Kind, ich wäre heute ſchon auf dem Heimweg; ſo aber will ich bleiben, bis ich hier nichts mehr nützen kann, will die Schande ertragen, und denken, die Juden ſpieen dem Heiland auch ins Geſicht, und er vergab ihnen und will nun wieder hin und lauſchen, wie es dort ſteht. Lebt wohl! Gott gebe uns ein fröhliches Wiederſehen! ſagte er dann weichherzig, drückte Benedikt die Hand, der ihm noch einen Gruß an ſein Weib auftrug und entfernte ſich.

Als er auf den Marktplatz kam, ſah er die Soldaten geſchäftig hin und her laufen, alles

alles ſchien in Bewegung zu ſein und auf ſeine Anfrage, was es gebe, erfuhr er, daß am andern Morgen das Regiment Dauphins und der größte Theil der Reiter, unter Befehl des Obriſten Prêle aufbrechen müſſe, den Marquis de Fenquieres auf einem Streifzuge gegen die Donau zu unterſtützen. Melac mit dem übrigen Theil des Corps bleibe zurück.

Nun da werde ich wohl keinen guten Empfang haben, dachte der Alte, aber in Gottesnamen! Er hinkte nach dem Steuerhauſe, wo Melac jetzt wohnte, und fand dort eine Menge Bedienten, die ihm mit Schüſſeln und Flaſchen auf der Treppe begegneten. Hm! brummte er vor ſich hin, ein Bankett! Noch ſchlimmer! Nun, was thut der Sünder nicht, um auch einmal etwas Gutes gethan zu haben. Er ging in das Vorzimmer, wo ihm aus der Ferne das wilde Getöſe der Zechenden entgegen ſchallte. Hier dachte er nach, was er, bei der ihm ſicher bevorſtehenden Inquiſition über Magdalenens Aufenthalt, dem General antworten wollte, ergriff eine volle Kanne mit Wein, die vor ihm ſtand, und that eben den erſten Zug daraus,

als er von fern die Tritte Melacs hörte. Dies wunderte ihn, denn nur ungern verließ der General eine wohlbesetzte Tafel; er stand auf, horchte, und bald hörte er, da die Thür nur angelehnt war, die krähende Stimme des Stadtschreibers.

Gnädiger Herr! sagte dieser — ich habe Magdalenens Aufenthalt erforscht — die eigene Mutter —

Was scheert mich die Mutter, fuhr ihn Melac an, der wohl schon einige Flaschen geleert haben mochte, wo ist sie? schnell! das Spanferkel wird kalt. —

In Steten auf dem Schlosse der Herzogin Sybille von Würtenberg.

Das ist verdrießlich! brummte Melac.

Zehn Reiter, und 20 Infanteristen hinaus geschickt und die Sache ist abgemacht, meinte der Stadtschreiber.

Ei, ei Männlein! Ihr seid ja immer für strenge Maasregeln, sagte Melac, habt Ihr denn wirklich so viel Muth? — Aber das geht nicht immer so schnell. — Ja, wäre auf dem Schlosse etwas für den König zu holen, machten wir wenig Umstände mit einer deutschen Fürstin, aber so! — Fuchs

denk' auf eine Liſt, wie wir das Hühnlein fangen.

Verſuchts nur, gnädiger Herr! die Herzogin iſt eine fromme, furchtſame Frau.

Verſuchen? Nun, das könnte man wohl durch Parlementiren — wird aber nicht viel helfen, doch das bis Morgen! Denke nur auf einen recht liſtigen, hämiſchen Streich, Stadtſchreiber! Komme mit mir hinüber zur Tafel und ſetze dich zu uns, du wirſt dich gar drollig unter uns ausnehmen. Ich will dir auch das Hirn von einem Kalbkopf braten laſſen, vielleicht kommt dir dann ein Einfall. Aber bei St. Dionys und ſeinem Eſel, das Mädchen wird mein, oder Eßlingen brennt an allen vier Ecken! — Nun komm, trink eine Flaſche Burgunder, dann werden die Gedanken ſchon kommen; beim vollen Becher iſt der Teufel mit einem liſtigen Einfall immer am bereitwilligſten.

So ſchamlos der Stadtſchreiber auch war, ſo konnte es ihm doch nicht gleichgültig ſein, ſich an einer Tafel, wo man das Mark ſeiner Mitbürger verpraßte, öffentlich zu zeigen. — Zitternd und verlegen folgte er dem General. — Ihr Herren! rief dieſer den Offi-

zieren zu, wovon schon mancher halbtrunken, sich kaum mehr auf seinem Sessel halten konnte. — Hier bring ich Euch eine Amphibie, Wirth und Gast zugleich; macht Platz und trinkt ihm wacker zu. Zwei lustige Gesellen, die ohnfern des Generals saßen, nahmen ihn in die Mitte und bald wurde der kleine Mann mit seiner großen Perrücke die Zielscheibe des allgemeinen Witzes. Der Eine forderte ihn auf, mit ihnen die Expedition nach der Donau zu machen, der Andere trug ihm dabei das ehrenvolle Amt eines Spions an, kurz der arme Stadtschreiber diente zur allgemeinen Belustigung. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch gekränkt, er sann auf Rache. Ihr Herrn, sagte er, einen gefüllten Pokal in seinem Unmuth auf einen Zug leerend — Ihr scheint an meinem Muthe zu zweifeln, weil ich klein, und ein friedlicher Bürger bin. Ich fordere Euch auf, ein Abentheuer zu bestehen, das ich schon ritterlich bestand. — Spottet nicht so früh, rief er den Lachenden zu, hört mich erst an. — Habt Ihr Herren wohl schon von dem wilden Jäger und seiner Jagd gehört?

Nein! riefen die Lärmenden, Erzähle! —

Ihr könnt, wenn Ihr sonst wollt, seine Bekanntschaft machen, fuhr er fort. Eben jetzt haust er in dieser Gegend und treibt fast jede Nacht nicht weit von hier, an dem Wartthurm von Türkheim sein tolles Wesen. Es ist ein gar stolzer Bursche, schickt wie ein großer Herr einen Kourier voraus, der den Weg rein halten muß, und wehe dem, der der Warnung nicht folgt. — Wagt es einmal, und bleibt ihm im Wege stehen, wenn er über Euch wegrauscht?

Pah! riefen die Mehr'sten, Ammenmährchen!

Stadtschreiber! fragte Melac und sein Auge glühte, sein Antlitz umdüsterte sich, was ist das mit dem wilden Jäger? Laßt es mich hören.

Gnädiger Herr, begann dieser räuspernd, schon seit Jahrhunderten geht die Sage: Ein Ritter von Rodenstein sei wegen seiner Grausamkeit im Kriege und seiner Unmenschlichkeit auf der Jagd, verdammt, keine Ruhe im Grabe zu haben. Jedesmal, wenn dem deutschen Lande ein Krieg droht, muß er mit seinen Fehdegenossen von der verfallenen Burg Schnellert, wo er begraben liegt, nach

dem Rodenſtein ausziehen, den Krieg zu verkünden. Erſt wenn er beendigt iſt, kehrt er in ſein Grab zurück. — So lange aber der Krieg dauert, treibt ihn das Verhängniß mit ſeinen Jagdgeſellen, ſeinen Hunden und Pferden über Berg und Thal, und durch die Forſten; dort jagt er das Wild, welches ihm der Böſe zutreibt. Faſt alle Nächte kommt er von Norden her, durch unſere Wälder gezogen, raſtet dann auf dem Oehlenberge bei dem Wartthurm und läßt dort die hölliſche Fanfare blaſen. Es iſt ein greulicher Lärm, den Jung und Alt ſchon oft gehört hat. Dies muß er nun, wie die Sage berichtet, ſo lange treiben, bis ein noch grauſamerer Kriegmann, ein noch wilderer, unmenſchlicherer Jäger ſeine Stelle einnimmt, dann erſt bekommt ſeine Seele Ruhe.

Stadtſchreiber! nahm jetzt Melac drohend das Wort, geht die Sage wirklich im Lande herum, oder iſt ſie von Euch erdacht, auf kluge Weiſe den Witz dieſer Herren von Euch abzulenken?

Gnädiger Herr! Davor bewahre mich Gott, daß ich dergleichen Frevelhaftes erſinne,

erwiederte der Stadtschreiber, vor dem ernsten, todbleichen Gesicht des Generals erschrocken, der jetzt einen Becher Wein nach dem andern hastig hinunter stürzte und den Nachtisch zu bringen befahl.

Der kleine Mann hatte nun über alle Erwartung seinen Zweck erreicht; Melac's ernstes verstörtes Wesen befremdete alle Anwesende, und die vorhin so laute, lärmende Gesellschaft war jetzt still und kaum wagte man mit seinem Nachbar zu sprechen. Melac saß finster und in sich gekehrt, leerte wohl noch manchen Becher, aber man sah es ihn an, daß etwas auf unangenehme Weise seine Seele beschäftigte. Die beiden Hunde, seine treuen Tischgefährten, beachtete er nicht und selbst als Hector, der muntere Hirsch, wie es sonst jeden Tag geschah, während des Nachtisches hereingelassen wurde, um Obst und Zuckerwerk aus der Hand seines Herrn zu speisen, bemerkte er ihn nicht; und als das Thier ihn mahnend mit seinem Geweih anstieß, fuhr er zusammen, und rief, den Liebling unsanft auf den Rücken schlagend, fort mit der Bestie! Der Hirsch, dem dies wahrscheinlich ungewohnt war, erschrack,

hob sich, sprang queer über den Tisch, warf mit dem Hinterlauf Gläser und Flaschen um, und sprang, die blutende Fährte zurücklassend, zum Saal hinaus.

Blut ist ein böses Zeichen! sagte der Stadtschreiber, es von seinem besprützten Gesichte wischend, während Melac aufsprang, die Tafel aufhob und rasch nach seinem Zimmer zu ging. Aber plötzlich wandte er sich wieder, sein Antlitz glühte. Ich wünschte wohl die Bekanntschaft des wilden Jägers zu machen, sagte er zu den Anwesenden, wer von Euch, Ihr Herren, das Abentheuer mit mir bestehen will, der kann mich heute Abend um 11 Uhr bei dem Wartthurm am Oehlenberge finden — Chanluc, rief er seinem Adjutanten zu, triff die nöthigen Vorsichtmaasregeln! — Ihr aber, Herr Stadtschreiber, habt wohl die Güte mich zu begleiten. Dies sagend verließ er das Zimmer.

4.

Die wilde Jagd.

Constant war, sobald er die Unterredung des Generals mit dem Stadtschreiber belauscht hatte, schnell nach dem Gefängniß gegangen, um Benedikt zu benachrichtigen, daß Melac leider den Aufenthalt Magdalenens wisse, mithin Alles, was ihm begegnen könne, jetzt nur noch leere Drohungen wären. Er wollte sich zugleich sein Fläschchen wieder zurück geben lassen, das jetzt dem Gefangenen ganz unnöthig war und ihm bei irgend einem Mißverständniß sogar gefährlich werden konnte. Aber alles Bitten, alle Vorstellungen, selbst das Vorgeben, daß er auf Befehl des Generals käme, waren vergebens; man verlangte einen schriftlichen Befehl Melac's und er mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen. Hier überließ er sich ganz der Verzweiflung, sein Gewissen beängstete ihn, er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er

Benedikt das Gift gegeben, und glaubte sich Schuld an dem Selbstmord dieses wackern Mannes.

In dieser Stimmung fand ihn der General, der eben von der Tafel kam. Anfangs schien er einen Augenblick betroffen zu sein, Constant hier zu sehn, sein finsterer Blick ruhte lange auf dem alten Reiter, der sich aber darüber wenig zu kümmern schien und ruhig den Küraß abstäubte, den er in der Hand hielt. Melac winkte, näher zu kommen, und als Constant vor ihm stand, reichte er ihm schweigend die Hand, welche dieser zwar ergriff, aber nicht, wie er es sonst zu thun pflegte, küßte. Melac mußte dies auffallend sein, denn er sagte ihm nicht ein Wort, ließ ihn stehen und schritt noch eine Weile im Zimmer auf und ab.

Heute Abend um 10 Uhr wird gesattelt, du begleitest mich! befahl er endlich.

Gut, General! den Andalusier oder den Normann? fragte Constant.

Keinen von beiden! Den schwarzen neapolitanischen Hengst —

Die wilde Bestie! fuhr Constant fort, hätte ich das gewußt, so hätte ich ihn heute

Nachmittag ein paar Stunden herumgetummelt. Seit wir hier sind, ist er nicht aus dem Stalle gekommen.

Desto besser! sagte der General, und begann wieder seine Wanderung im Zimmer, bald langsamer, bald schneller. Plötzlich stand er still, und fing höhnisch an zu lachen, Constant war über dies ungewohnte Benehmen verwundert; daß etwas Sonderbares bei seinem Herrn vorgehen müsse, war ihm klar, was es aber sei, blieb ihm räthselhaft.

Soll ich Lebensmittel mit nehmen? fragte er endlich.

Wein! nur Wein! — Auch sorge für Fackeln und Pechkränze.

Brandwerkzeuge? brummte der Reiter.

Narr! fuhr Melac auf, und seine Wanderung begann von Neuem. Constant wollte sich nun entfernen, ein kurzes, Halt! des Generals hielt ihn aber zurück; Constant! sagte er, sich auf den Sessel werfend, tritt näher! — Du siehst mich in einer sonderbaren Stimmung, ich bin aufgeregt, mein Blut wallt, mein Puls geht fieberhaft — Das ist nicht vom Wein, das ist — doch weiß ich es selbst? — Weißt du, wohin es

heute Abend geht? fragte er nach einer Weile.

Nein, Herr!

Wir wollen des wilden Jägers Bekanntschaft machen. Conſtant bekreuzte ſich. —

Haſt du von ihm gehört?

O ja, Herr! Der unglückliche Benedikt hat mir fürchterliche Dinge von ihm erzählt.

Poſſen! rief Melac mit ſonderbarem Lachen.

Was wird aus dem armen Mann? fragte der Reiter.

Mein Schwiegervater auf ein paar Tage, oder er wird gehangen, ſprach Melac kalt. — Aber was ſagte er dir vom wilden Jäger? fuhr er fort.

Großer Gott! Herr, wie könnt Ihr mich nach dergleichen fragen; hätte ich nicht bei Euch das Weinen verlernt, meine Thränen würden um den wackern Alten fließen, denn es iſt doch gar zu grauſam, wie Ihr mit ihm verfahrt.

Altes Weib! rief der General ungeduldig.

Je nun, ſagte Conſtant verdrießlich, alte Weiber ſprechen auch zuweilen die Wahrheit.

Wie meinſt du das, Schurke! Wie meinſt

du das? rief Melac heftig aufspringend, und packte den Alten bei der Brust.

Laßt mich los, Herr! Habt wenigstens Achtung für mein Alter, das mich doch wohl vor Mißhandlungen schützen sollte, sagte der Reiter, über diese Behandlung empört. — Was ist Euch? — Glaubt Ihr, Ihr wäret der wilde Jäger, daß Ihr alles um Euch zertreten und zermalmen könnt?

Starr sah bei diesen Worten Melac den Alten an, die Hand, die ihn gefaßt, ließ los, der Arm sank schlaff herab, Leichenblässe überzog sein Gesicht. Laß morgen den Hector todtschießen! befahl er kalt, sein Fleisch schick' in das Frauenspital — Doch nein rief er plötzlich, sein Gesicht erglühte von Neuem und zeigte den stolzen Uebermuth, der ihm so eigen war, laß ihn leben! Ich will mich dem Teufel und allen Prophezeihungen zum Trotz dem wilden Jäger entgegenstellen, die Teufelfratze beschauen, als ob es Magdalenens lieblich Gesichtchen wäre und zeigen, daß Melac wohl etwas überraschen, ihn aber nichts entmuthigen kann!

Herr! sagte Constant kopfschüttelnd, sagt mir nur, was ist Euch?

Der General bedachte sich einen Augenblick, dann setzte er sich wieder und sagte mit erzwungener Ruhe, mir ist vor kurzem bei Kaiserslautern etwas Sonderbares begegnet. Ich reite in meiner grünen Jagdkleidung, von Niemandem als von meinen Hunden und dem Hirsche begleitet, spazieren. Es war eben in der Brunstzeit, wo, wie du weißt, das gute Thier zuweilen unwirsch ist, da sehe ich aus dem Gebüsch eine schmucke Bauerndirne kommen, hinter ihr eine Alte, jede eine Tracht Reißholz auf dem Rücken. Neugierig, die Dirne in der Nähe zu sehen, sprenge ich hin, der Hirsch, die Hunde mir voran. Das Mädchen erschrickt, wirft, wahrscheinlich aus Angst, ihr Bündel ab und will mit einem Stecken die Thiere von sich und der Alten abwehren; da weiß der Teufel, was dem Hirsch einfällt, er setzt sich zur Wehre, faßt das Mädchen, spießt es durch und durch und schleudert es weit weg.

Schrecklich! unterbrach ihn Constant.

Mir erschien dies damals nicht so, es sah gar zu lustig aus, wie das Mädchen dahin flog, ich lachte aus vollem Halse; da sagte die Alte, sich über die sterbende Toch-

ter werfend — doch, was brauchst du das zu wissen —

Und was sagte sie? fiel ihm Constant zitternd in die Rede. —

Sie sprach, fuhr Melac fort, doch zeigte Sprache und Geberde, daß das, was er sagte, ihn tief erschütterte — Grausamer, wilder Mensch! — Ungeheuer! — Du verdienst es mehr noch, als der wilde Jäger durch unsre Wälder zu ziehen — Gott möge dich, gleich ihn verdammen, daß du nicht Ruhe und Frieden im Tode wie im Leben hast.

Und was thatet Ihr? fragte Constant ängstlich.

Ich strafte die Alte über ihre freche Rede nicht, wandte mein Roß und ritt lachend weiter. — Er schwieg, der Reiter stand mit gefalteten Händen vor ihm und sah mitleidig auf den Grausamen.

Ich habe seitdem nicht wieder an das alte Weib gedacht, und mich wenig um ihren Fluch gekümmert. — Heute erzählt der Stadtschreiber vom wilden Jäger, und — mir selbst ein Räthsel — tritt während der Erzählung die Alte mit der blutenden Tochter

ebendig vor mich; es war mir, als ſetzten ſie ſich neben mir zu Tiſche, als hörte ich die Alte mir fluchen. — Du weißt, Geiſter- und Geſpenſter-Spuk halte ich für Thorheit, für jämmerliche Kinder der Furcht und der Verrücktheit; einen gut treffenden Schützen fürcht' ich mehr, als hundert Geiſter, ich würde den Teufel ſelbſt verſpotten, wenn er mir erſchiene, aber ſo lebhaft ſah ich noch nichts, mir graußt es jetzt noch, denk' ich daran — und da kömmt das Bild ganz zu vollenden noch der Hirſch —

Und Ihr wollt heute den wilden Jäger aufſuchen?

Ja, Conſtant! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich, der ich nicht Gott, nicht den Teufel ſcheue, vor einem alten Weibe und ihrem Fluche zittern konnte; darum will ich hinaus und mir die Achtung meiner ſelbſt wieder gewinnen, die mir dieſer Augenblick der Feigheit entzogen hat. Ich will des Jägers Bekanntſchaft machen, wenn es einen giebt.

Fordert die Geiſter nicht auf, Herr! — bat Conſtant.

Willſt du heute Abend nicht mit, ſo bleib

zu Hauſe, ſagte der General, doch lag kein Vorwurf in dieſen Worten.

Ich begleite Euch nach dem Wartthurm, ſagte Conſtant raſch und Freude leuchtete auf ſeinem Geſicht.

Was geht in dir vor? fragte Melac verwundert.

Ihr werdet dem wilden Jäger begegnen, ſagte Conſtant zuverſichtlich; daß er Euch nichts zu Leide thut, dafür ſoll ſchon mein Schutzpatron ſorgen. Ihr werdet dann die Ueberzeugung erhalten, daß mit der Mahlzeit der Würmer nicht alles abgethan iſt und Strafe und Vergeltung auch dort noch walten — Gott wird mir meinen Vorwitz verzeihen, meine Abſicht iſt ja, eine Seele zu retten. Er ging freudigen Herzens, alles zu beſorgen.

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, ſchüttelte Melac lächelnd den Kopf. Ein Narr, ſagte er, dem die Pfaffen den Kopf verwirrten; glaubt, weil er bei Conſarbrück den Leichnam rettete, will er es auch mit der Seele verſuchen. Armer Conſtant! Käm' es hier zum Treffen, würde dir der Teufel mehr zu thun geben, als die Lüneburger

Reiter. Du überredeſt mich nicht, ſagte er ernſt vor ſich hin, daß es nicht mit dieſem Leben ein Ende hat. Wenn ſich der Leichnam ſchlafen legt, iſt es gleichviel, ob man den Tag über gezecht oder gebetet hat. Ich habe zu viel genoſſen, um mich ans Faſten gewöhnen zu können, und die Tage, die ich noch leben kann, will ich genießen, dem Teufel zum Trotz.

Ehe er ſich aber zum nächtlichen Abenthcuer anſchickte, ließ er den Stadtſchreiber rufen. Dieſer ſah jetzt wohl, jedoch zu ſpät, ein, welch ein gewagtes Spiel er ſpiele. Schon murrten die Bürger, nannten ihn einen Verräther und gern hätte er ſich, wenn es ihm möglich geweſen wäre, auch jetzt noch zurückgezogen. Er traf daher für jeden Fall ſeine Einrichtung und da er nicht mehr zurück konnte, ſchritt er, obgleich in Verzweiflung, den einmal betretenrn Weg trotzig weiter. Daß er Rache an Benedikt und Magdalenen nehmen könne, das war noch ſein einziger Troſt, die Rettung ſeines Vermögens, ſein einziges Ziel. Der General ließ ihn rufen, um mit ihm das Nöthige wegen Magdalenen zu beſprechen, wo dann

verabredet wurde, morgen in aller Frühe einen Offizier mit dem Gesuch an die Herzogin zu senden, Magdalene nach Eßlingen zu schicken, da sie, wegen des Vorfalls mit dem Reiter, als Zeugin bei dem Verhör nothwendig sei. Frei Geleite hin und zurück, sollte ihr zugesagt, aber freilich nicht gehalten werden. Der Stadtschreiber wollte überdies noch die Priorin, die er jetzt durch Drohungen und andre Mittel ganz für sich gewonnen hatte, bewegen, an Magdalene zu schreiben, und ihr die Gefahr zu schildern, in der ihr Vater schwebte; von ihrer Liebe zu dem Alten hoffte der Listige fast noch mehr, als von der Bereitwilligkeit der Herzogin. Auch müsse ins geheim Benedikt mit der Tortur, unter dem Vorwand bedroht werden, daß er einen Aufstand in der Stadt beabsichtigt habe, von welchem er die Mitschuldigen angeben sollte. Magdalene sollte ihm dann als Preis seiner Freiheit gestellt sein.

Unter diesen teuflischen Plänen verstrich die Zeit; die zum Ritt nach Türkheim bestimmte Stunde nahte. Der Neapolitaner wieherte schon ungeduldig, eine Reiterabthei-

lung war schon voraus, die nöthigen Vorsichtmaasregeln in der Umgegend des Oehlenberges zu nehmen und mehrere Offiziere, welche an diesem Abentheuer Theil nehmen zu müssen glaubten, versammelten sich vor dem Steuerhause. Fackeln, Pechkränze waren bereit, und als die Thurmuhr eilf schlug, schwang sich Melac auf seinen bäumenden Rappen, der Stadtschreiber auf sein geduldiges Rößlein und so sprengte Alles im vollen Jagen dem Oehlenberge zu.

Es war heute eine neblichte Nacht und hätte die Schneedecke nicht geleuchtet, wäre es eine Rabenfinsterniß gewesen. Ein scharfer Ostwind wehte unfreundlich über die Berge, und als sie bei dem alten Wartthurm ankamen, wurde schnell Anstalt gemacht, daß ein prasselndes Feuer sie erwärme. In verschiedenen Gruppen lagerten sich nun die Halberfrornen um das flackernde Feuer und der Becher ging fleißig in der Runde.

Die Gedanken der hier Versammelten mochten wohl sehr verschieden sein. — Melac in seinen Mantel gehüllt, schritt äußerlich ruhig auf und ab, gleich einem, der den Gegner zum Zweikampf erwartet. Constant,

das Bild St. Georgs in seiner Tasche, erwartete mit Ungeduld den wilden Jäger, in der Hoffnung, seinen Herrn von seinem Unglauben zu heilen; bangte gewissermaßen, aber fürchtete ihn nicht. Die Offiziere waren meist nur ehrenhalber mitgeritten, langweilten sich, froren und fühlten im Ganzen wenig Beruf, mit Geistern sich zu messen. Der Stadtschreiber zitterte vor Frost und Angst. — Nicht das flackernde Feuer, an welchem er sich, in seinen Mantel gehüllt, wie ein Knaul zusammenrollte, nicht der Wein, den er fast in zu starkem Maaße genoß, konnte ihn erwärmen, seine Angst war grenzenlos.

Mitternacht ging vorüber, der wilde Jäger ließ sich nicht blicken, alles blieb still, nur hier und da hörte man das Wiehern eines Rosses aus der Ferne, aber kein Rüdengebell, keinen Hörnerruf. Melac wurde ungeduldig.

Das ist ein langweiliges Abentheuer, begann er endlich, als die Glocke in Türkheim drei geschlagen hatte, ich glaube, Stadtschreiber, Ihr habt uns mit Euerm Mährchen gefoppt; kein wilder Jäger, keine wilde

Jagd erscheint. Kommt! Laßt uns aufbrechen!

Alle waren schnell bereit, denn Alle verwünschten den Stadtschreiber und seine Erzählung, die ihnen eine schlaflose Nacht gekostet und sie auf so kaltes, unfreundliches Lager gebettet hatte. Nur Constant war verdrießlich, daß seine Hoffnung vereitelt war; aber im festen Glauben, die Sage vom wilden Jäger sei gegründet, bat er den General, morgen den Versuch zu wiederhölen. —

Närrischer Mensch! erwiederte dieser, du siehst, daß es nur ein Mährchen ist und es unnütze Mühe wäre, die Herren noch einmal zu bemühen. Aber Constant bat so dringend, daß Melac es endlich versprach, morgen noch einmal den Ritt, aber mit ihm allein zu machen. Und, setzte er spottend hinzu, wenn der Herr Jäger mit seinem wilden Heere auch dann nicht erscheinen wird, erkläre ich ihn für einen feigen, ungalanten Ritter; jedoch so lange wie heute, warte ich wahrlich nicht auf ihn! Er setzte sich auf sein Roß und sprengte nach Eßlingen zurück.

In aller Frühe rückte Obriſt Préle mit ſeiner Abtheilung aus Eßlingen der Donau zu, und die auf den Dörfern liegende Reiterei wurde nun zur Stadt beordert, die Beſatzung zu verſtärken. Auch ſchlich, kaum daß es dämmerte, der Kammerdiener des Generals in das Gefängniß zu Benedikt, ſagte ihm ohne viele Umſchweife, daß man den Aufenthalt ſeiner Tochter in Steten wiſſe, auch ſchon ein Detachement abgeſchickt habe, ſie von dort abholen zu laſſen. Rettung wäre daher für ſie nicht mehr möglich, ſo wenig, wie für die Stadt, welcher das Schickſal von Speier, Worms und Heidelberg bevorſtände, wenn Magdalene ſich nicht freiwillig dem General übergebe; durch dieſe Aufopferung allein könnte er und ſeine Vaterſtadt gerettet werden. Benedikt hörte dies Alles, ohne den Kammerdiener zu unterbrechen, ruhig an. Es möchte wohl ſchwer ſein, ſagte er, mein Kind zu ſolchem Schritt zu bewegen, doch iſt ſie hier und der General will ſie zu mir ſenden, will ich thun, was meine Pflicht als Vater und als Bürger mir befiehlt. Mit dieſer zweideutigen Antwort mußte ſich der Abgeſandte begnügen,

denn Benedikt hörte, was er ihm noch zu sagen hatte, zwar ruhig an, erwiederte aber nichts weiter auf alle seine Drohungen.

Indessen war die ganze Stadt in Bewegung gekommen. Melac hatte am vergangenen Tage den Rath mit seinen Forderungen bekannt gemacht. 150,000 fl. Contribution, außer einem besonderen Geschenk für ihn und die beiden Obristen, Auslieferung des ganzen Zeughauses, Sprengung eines Theils der Hauptbefestigung der Burg und Niederreißung des größten Theils der Stadtmauer, überdies noch Bezahlung und Verpflegung der Besatzung, so lange es ihr beliebte in Eßlingen zu bleiben, dies waren seine harten Forderungen. Wurden sie auch erfüllt, so schwebte die Stadt dem ohngeachtet noch in Gefahr, geplündert und angezündet zu werden, wie das Beispiel so mancher pfälzischen Stadt sie lehrte. Auch die Nachricht von dem Urtheil, das einem ihrer achtbarsten Mitbürger das Leben absprach; ein Gerücht, das sich verbreitete, man würde Hegelin vorher noch auf die Tortur bringen, bewegte die Gemüther. Mehrere begangene Ausschweifungen der Sol-

daten und selbst die sich verbreitende Nachricht, die Tochter Benedikt Hegelins sei vor den Nachstellungen des Generals nicht sicher, befinde sich in seiner Gewalt und in heimlichem Gehorsam, empörte die Bürger, und durch den Abmarsch des größten Theils der Besatzung ermuthigt, rotteten sie sich zusammen, widersetzten sich der Besetzung des Zeughauses und ein bedeutender Haufe rückte vor das Steuerhaus, seine Beschwerden dem General vorzutragen. Als dieser Tumult begann, hatte Melac sogleich die Besatzung unter's Gewehr treten und alle Maasregeln treffen lassen, die Ruhe wieder herzustellen. Er schickte den Stadtschreiber, der sich eben bei ihm befand, an den versammelten Haufen, den er so lange mit Güte hinhalten sollte, bis die Abtheilungen der Reiterei von den Dörfern eingerückt wären. Der Stadtschreiber wurde jedoch von den Rottirern mit Schimpfreden zurückgewiesen und entging kaum thätlichen Mißhandlungen. Abgeordnete der Bürger drangen nun, von der Wache absichtlich nicht daran gehindert, in die Wohnung des Generals und verlangten vorgelassen zu werden.

Melac ließ sie zu sich kommen, hörte ihren Vortrag ruhig an, worinnen sie um Verminderung der Contribution und um Freilassung Benedikt Hegelins baten, sich der Auslieferung ihres Geschützes und der Demolirung der Burg und ihrer Mauern widersetzten, und nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie wohl, auf's Aeußerste gebracht, es auch auf's Aeußerste ankommen lassen würden. Melac, der nur Zeit zu gewinnen suchte, stellte ihnen dagegen die traurigen Folgen vor, ging, um das Gespräch in die Länge zu ziehen, in die kleinsten Umstände ein, sprach mit freundlicher Herablassung zu ihnen, bis ihm Trompetenschall die Ankunft seiner Reiterei verkündete. Packt Euch zum Henker, und macht, daß Ihr nach Hause kommt, verhaltet Euch ruhig oder bei Gott, Euer Nest brennt noch heute! brüllte er ihnen zu, wandte ihnen den Rücken und ließ sie stehen.

Die Reiterei jagte nun heran, der Pöbel ward bald, ohne Widerstand zu leisten, auseinander gesprengt, und die Straßen wurden wieder leer; aber Melac, ein Einverständniß mit den Landleuten befürchtend,

wagte doch nicht die Anführer des Tumultes zur Rechenschaft zu ziehen, er spielte den Milden, ließ blos mehrere öffentliche Gebäude besetzen, dort Pechkränze und Brennmaterialien aufhäufen und unter Trompetenschall bekannt machen, daß bei der ersten Unruhe Feuer an allen Ecken der Stadt angelegt werden würde. Er selbst aber beschloß noch am Abend auf der Burg sein Quartier zu nehmen, da die geringe Besatzung ihn bei der Weitläuftigkeit der Stadt nicht hinreichend schien, und er auf jeden Fall auf der Burg Herr der Stadt blieb.

Diese Unruhe hatte jedoch die gute Folge gehabt, daß an diesem Morgen nicht gegen Herrn Benedikt verfahren worden war.

Während dieser Tumult alle Gemüther, Freund und Feind beunruhigt hatte, war der nach Steten abgesandte Offizier dort angekommen und hatte der Herzogin das Verlangen seines Generals vorgetragen.

Sagt dem Brigadier Melac, gab die Herzogin zur Antwort, daß, wenn es nothwendig ist, Magdalene Hegelin zu verhören, ich ihn ersuchen lasse, daß es hier geschehe;

so lange das Mädchen unter meinem Schutze steht, kann sie nur mit Gewalt aus meinem Schlosse geführt werden. Der Offizier wollte noch einige Bemerkungen machen, die Herzogin aber sagte ihm unumwunden, daß dies ihr unabänderlicher Entschluß sei und bleiben werde. Er bat hierauf, ihm zu erlauben, Magdalenen ein ihr gewiß liebes Schreiben zu übergeben, worauf die Herzogin sie rufen ließ. Der Offizier übergab ihr einen Brief, empfahl sich der Fürstin und verließ unverrichteter Sache das Schloß.

Mit zitternden Händen erbrach Magdalene den Brief und erblaßte, als sie ihn flüchtig durchlas, richtete dann ihr Auge gen Himmel und seufzte tief auf.

Was ist dir, Kind? fragte die Herzogin besorgt, da sie nach der schon gestern erhaltenen Nachricht aus Eßlingen den Inhalt des Briefes leicht errathen konnte. Statt der Antwort reichte ihr Magdalene das Schreiben der Priorin. Die Herzogin las:

„Dein Vater ist wegen des Mordes an dem französischen Reiter zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung ist, so wie ich vernehme, nur Deinetwegen noch

aufgeschoben, man hat ihn zu noch Schrecklicherem aufgespart, wenn er nicht dem Verlangen des Generals in Betreff Deiner nachgiebt. O! es ist schändlich, mein frommes Kind, den armen Mann so zu quälen, nur Henkerknechte sind die Gottlosen, die schon Pechkränze und brennbare Stoffe überall in die Häuser gelegt haben, Deine Vaterstadt den Flammen zu opfern. — O! wer vermag Deinen armen Vater, wer die arme Stadt zu retten, als Du? ich glaube, als Deine mütterliche Freundin, Dich von allem unterrichten zu müssen, damit Du Dich zu Gott wendest, daß er Dich erleuchte, und Du einen edlen, großartigen Entschluß fassest.

Schließe mich in Dein Gebet ein, denn auch ich werde mit den frommen Schwestern gefangen gehalten — Gott und die heilige Mutter sei mit Dir!"

Kopfschüttelnd gab die Herzogin Magdalenen den Brief zurück. Fasse dich, mein Kind, sprach sie, was der Brief dir Wahres sagt, wußte ich schon gestern und verschwieg es dir, um dein überdies bewegtes Gemüth

nicht noch mehr zu erschüttern. Du kannst für deinen Vater nichts thun, überlasse es dem Himmel, er allein weiß das Schlimme zum Besten zu lenken. Ohne seinen Willen fällt kein Blatt vom Baum und gegen seinen heiligen Willen ist die Macht sündhafter Menschen nur schwach!

Magdalene schien auf die Rede der Herzogin nicht geachtet zu haben, denn als diese schon lange schwieg, stand sie noch immer, das Auge aufwärts gerichtet, sinnend da, bis Heiterkeit plötzlich das ernste Gesicht umzog und ein himmlisches Lächeln ihren Mund umschwebte. — So muß ich! rief sie unwillkührlich aus, und wandte sich zur Herzogin, die jeden Ausdruck ihres Gesichtes genau beobachtet hatte, erlaubt mir, daß ich Euch verlassen und nach Eßlingen zurückkehren kann.

Kind, was willst du dort? fragte die Herzogin, von dieser Bitte überrascht.

Meinen Vater, meine Vaterstadt retten!

Magdalene! rief die Herzogin erschrocken.

Ich weiß, gnädige Frau, was ich wage! erwiederte das Mädchen mit Ruhe, ich weiß,

daß ich meinem Verderben entgegen gehe, und doch muß ich!

Die Herzogin schüttelte bedenklich ihr Haupt und sah das Mädchen verwundert an. Ich nehme innigen Theil an dir, sagte die edle Frau, du bist kein alltägliches Geschöpf, die Natur legte in dich manchen schönen Keim, aber deine glühende Phantasie, dein ewig reger Geist — dein gebrochenes Herz — setzte sie theilnehmend hinzu, rauben dir den klaren Blick, mit dem der Mensch die Welt um sich her betrachten sollte. Dein kindlich frommes Gemüth wird von deinen Sinnen fortgerissen, du trachtest nach dem Höchsten, Unerreichbaren, und deshalb entbehrst du Alles! — Ach, du kennst die Welt noch nicht, sonst könntest du nicht freiwillig dem Verderben entgegen gehen. — Lies den Brief der Priorin mit Bedacht und du wirst finden, daß nicht Theilnahme, sondern irgend eine Absicht, und schwerlich eine gute, ihn schrieb. Wie konnte sie es wagen, in die Hand eines französischen Offiziers einen Brief voller Schmähungen auf den General zu legen? Mindestens mußte sie das auf seinen Befehl schreiben, wenn sie es nicht

freiwillig that. Du opferst Leib und Seele, Mädchen, und selbst deines Vaters Leben wägt solchen Verlust nicht auf.

Das habe ich mir alles gesagt, gnädigste Frau! nur glaub' ich nicht so Arges von der frommen Klosterfrau, erwiederte Magdalene. — Ich weiß, was mir bevorsteht, aber ich muß Alles, Bitten und List versuchen, meinen Vater zu retten, vielleicht erweicht Gott des Wüthrichs Herz. — Ich bin eine welkende Blume, der Tod des Geliebten hat sie geknickt, was schadet es ihr nun, ob sie langsam verwelkt oder ein frecher Bube sie vollends bricht. — Rein gehe ich zu ihm hinüber, dafür schützt mich der Dolch, den ich nie von mir lege — und je früher meine Stunde schlägt, desto eher hat dies stürmische Herz Ruhe und der Zwiespalt in mir wird gelöst sein. Meinen Vater zu retten, gebietet mir die Pflicht, meine Vaterstadt zu erhalten, die Liebe, die ich zu dieser Wiege meiner Kindheit fühle. Und ende ich auch auf dem Blutgerüst, ende ich doch als Märtyrin, und dies ist mein sehnlichster Wunsch, den mir Gott gewiß verzeihen wird.

Hast du ein Recht, so zu handeln? fragte nun

nun die Herzogin, darfst du freventlich das Schicksal zum Kampf auffordern? Hast du bedacht, daß du als Opfer fallen kannst, ohne dein Ziel, ohne deinen Zweck erreicht zu haben? Bist du Herrin deines Lebens, das du nicht als eine Märtyrin, das du als eine Thörin uninütz opfern kannst? Glaubst du, Melacs Tod werde deinen Vater, werde die Stadt retten? Zehnfach wirst du die Wuth des Kriegvolkes anfachen, zehnfaches Weh über Vater und Vaterstadt bringen! — O! wie wenig kennst du die Welt! — Ich habe kein Recht, deine Freiheit zu binden, deinem Willen Fesseln anzulegen, fuhr nach kurzer Pause die Herzogin fort, deshalb gehe, wenn du es willst, aber erst morgen! Du mußt Zeit haben, ruhig und ernstlich über das, was ich dir sagte, nachzudenken, denn so stürzest du dich nutzlos in Gefahr. Höre auf meine warnende Stimme — überlaß das Schicksal deines Vaters, deiner Vaterstadt dem barmherzigen Gott!

Magdalene ging auf ihr Zimmer, setzte sich dort auf den hohen Lehnstuhl, stützte ihr sorgenschweres Haupt und versank in düstres Sinnen. Vergangenheit und Zukunft

ſchwebten an ihr vorüber, aber nichts erſchütterte ihren Entſchluß, morgen nach Eßlingen zu gehen. Ob ſie recht thue, ob ſie es vor Gott verantworten könne, darüber ſollte der Ausſpruch der Priorin entſcheiden. Sterben, als Märtyrin ſterben, blieb der einzige Wunſch ihres blutenden Herzens.

Für Benedikt war der Tag ruhig vorüber gegangen. Melac wollte erſt die Wirkung abwarten, welche der Brief der Priorin auf Magdalene machen würde. Unbeugſam in Allem, was er ſich einmal vorgeſetzt, hier noch überdies von des Mädchens Schönheit auf eine Weiſe eingenommen, die ihm bisher fremd geblieben war, hätte er alles um ihren Beſitz geopfert. Obgleich er ſie nur einen flüchtigen Augenblick geſehen, hatte dieſer Augenblick, vielleicht auch der Widerſtand, eine wilde Leidenſchaft in ihm erweckt, die ihn alles andere vergeſſen ließ. Er, der ſonſt jedes Abentheuer mit Begierde ergriff, er hätte faſt über Magdalene den Ritt nach dem Oehlenberge vergeſſen. Aber Conſtant, der ſo manches Gute von dem wilden Jäger,

besonders für Benedikt und Magdalene erwartete, erinnerte ihn an sein gestern öffentlich gethanes Versprechen, spornte seine Eitelkeit, und brachte es endlich so weit, daß Melac, nur von Constant und einem andern Diener und seinen steten Begleitern, den Hunden gefolgt, seinen Rappen bestieg. Aber auch der Hirsch stellte sich heute ein, und wollte mit, und keine Drohung, kein Schmeichelwort konnten den sonst so folgsamen zurückweisen, so daß Melac ihn wider Willen folgen lassen mußte.

Bald hatten sie den Oehlenberg erreicht. Bauern standen schon unter Furcht und Angst bereit, das Feuer anzuschüren, das bald auf der Nordseite des Wartthurms hell aufflackerte und die sonderbare Gruppe erhellte. Melac lehnte, in seinen Mantel gehüllt, wie ein finstrer Nachtgeist an dem Gemäuer des Thurmes, das, wie mit lauter Brillanten besät, in der Glut des Feuers flimmerte; mit leuchtendem Auge blickte er in die Flamme, und seine hohe Gestalt schien in dieser sonderbaren Beleuchtung doppelt groß. Die Hunde lagen ihm zu Füßen, der Hirsch hatte sich dem Feuer näher hingestreckt, und

hob, als ob er auf etwas lauſche, den Kopf — Wer Melac ſo von ſeinen Hunden und dem Hirſch umgeben, hier geſehen, hätte ihn ſicher für den wilden Jäger ſelbſt gehalten. Ihm gegenüber hatte ſich Conſtant gelagert, warf von Zeit zu Zeit trockene Scheite in die Glut, daß die Flamme hell auſloderte, und die Funken kniſternd umher flogen und betete im Stillen manch Stoßgebet. Im Hintergrunde, an der Oſtſeite des Thurmes hielt der andere Diener mit den ſchnaubenden Roſſen und vollendete das grauſige Nachtgemälde. Die Bauern hatte Conſtant zurück geſchickt.

Treiben wir hier nicht Gaukelpoſſen? unterbrach Melac jetzt die Stille, lockſt du mich, der ich an ſolche Mährchen, an ſolchen Spuk nie geglaubt, und ſo gut den Teufel hier erwarten würde, als das wilde Heer, in kalter Dezember-Nacht hierher. Wenn die Glocke Eins geſchlagen, ſchwing ich mich wieder auf mein Roß, reite nach Hauſe und erkläre den Ritter von Rodenſtein und ſeine Geſellen für feige, unhöfliche Burſche.

Frevelt doch nicht, Herr! bat Conſtant, dem bei dem Schlage der zwölften Stunde,

die so eben feierlich durch die Stille der Nacht tönte, grausig zu werden begann. Wollt Ihr nicht länger hier bleiben, nun meinetwegen! Ich könnte auch nicht sagen, daß es mir hier so ganz behaglich wäre, aber neckt die Geister nicht, sie verstehen keinen Scherz!

Melac lachte. Wie kann doch so ein braver Soldat solch feige Memme sein? — sagte er scherzend und bemerkte nicht, wie seine Hunde unruhig wurden, sich dichter an ihn andrängten, der Hirsch die Ohren spitzte und auf etwas zu lauschen schien.

Herr! seht nur die Hunde, sie wittern etwas! unterbrach ihn Constant und griff unwillkührlich nach dem heiligen Georg.

Bestien! rief Melac den Hunden zu, und gab ihnen einen so derben Fußtritt, daß sie zu winseln begannen und in dem nämlichen Augenblick sprang der Hirsch auf, setzte mit einem Sprung über das Feuer, und ein alter Jägermann, eine Armbrust über die Schulter geworfen, einen Jagdspies in der Hand, kam keuchend den Weg von Türkheim herauf, winkte dem Diener mit den schnaubenden Rossen, sich zu entfernen, that ein

Gleiches an Melac und Conſtant und da der Erſte trotzig ſtehen blieb, der Andere ſich aber auf die Erde warf und betete, drohte er mit aufgehobener Rechte, berührte mit ſeinem Spies den flammenden Holzſtoß, der auch ſogleich erloſch. Dann ging er weiter.

Zünde das Feuer wieder an, Betbruder! rief Melac den Reiter aufrüttelnd — Raſch! — Was zitterſt du vor einem alten frechen Burſchen, den nur die Dunkelheit vor Züchtigung ſchützte. Heda! Auf, ſchlag Feuer an! — Geſchwind!

Conſtant ſprang auf, zündete Feuer an und kaum berührte der brennende Schwefel den verkohlten Holzſtoß, als die Flamme hell emporſchlug, und in einem Augenblick alles wieder brannte wie vorher —

Das war der treue Eckart, ſagte Conſtant noch bebend, der ſeinem Herrn voranzieht, die Unglücklichen, die er auf dem Wege trifft, zu warnen. Ich dächte, auch wir beherzigten die Warnung — Ihr habt jetzt die Ueberzeugung, daß mit dem Tode nicht alles vorbei iſt — Ich dächte, Ihr hättet an dieſem Beweis genug und wir ſetzten uns wieder zu Pferd und ritten raſch nach

Eßlingen zurück — Horcht nur, wie die Roſſe ſtampfen und brauſen, Paul kann ſie kaum mehr halten, die muthigen Hunde zittern wie Eſpenlaub und der Hirſch —

Den hat der Teufel geholt! ſagte Melac verdrießlich — Willſt du nicht hier bleiben, fuhr er dann brummend fort, ſo reite mit Paul zurück, ich will es dir nicht wehren. Ich aber bleibe. Noch nie bin ich meinem Gegner ausgewichen, ich ſtehe ihm, und käm' er mit ſeinem ganzen hölliſchen Heere — Ich muß klar ſehen in der Nacht, ich muß Licht haben, wenn es mir auch davor graußt!

Wollt Ihr bleiben, ſo bleib auch ich, ſagte Conſtant, trotz dem, daß er ſchon in der Ferne Getös und Lärm vernahm — Hört Ihr die wilde Jaad? Sie kommen! — Befehlt Eure Seele Gott und betet, ſo lange es dauert, ein Ave Maria nach dem andern, und du, heiliger Georg, Schutzpatron aller Kriegleute! ſprach er, das Bild aus ſeiner Taſche ziehend, ſtehe uns bei und ſchütze uns in dieſer Noth.

Als er dies ſprach, begann der Sturm ſich zu erheben und über ſie zu rauſchen,

riß ihm St. Georg aus der Hand und löschte im Nu das Feuer wieder aus. Constant warf sich nieder; Melac aber, wenn auch zusammenschaudernd, doch nicht entmuthigt, erwartete trotzig, was da kommen würde und stand, die Hand am Schwert, zum Kampf gerüstet an dem Wartthurm.

Der Lärm kam näher, da dünkte es Melac, als erblickte er Wolken auf sich zu jagen; aber bald sah er, daß es Gestalten waren, die jetzt unter Hörner-Ruf und Hussa-Geschrei heranzogen. Voran der Tod auf schwarzem, magern Roß, Stundenglas und Sense in der Hand; Melac beachtete ihn nicht, hatte er ihm doch schon oft dreist in das hohle Auge geblickt. Ihm folgte die Sünde, eine rüstige Jägerin, prachtvoll gekleidet, üppig und schön, die lockendsten Formen schimmerten unter ihrem Nebelgewand hervor; sie hielt die fahle Mähre an, betrachtete Melac mit leuchtenden Augen, nickte ihm, wie einem alten Bekannten, freundlich zu und jagte dann hohnlachend weiter. Ihr nach zog ein Schwarm krächzender Vögel, die in steten Kreisen und Schlägen um sie her flatterten.

— Nun erst folgte die Jagd, doch so in Wolken und Nebel gehüllt, daß die Gestalten nur wie Schatten vorüberzogen. Hirsche, auf deren zackigem Geweih blaue, matte Flämmchen leuchteten, Eber, aus deren aufrechtstehenden Borsten Funken sprühten, jagten von heulenden Hunden verfolgt, durch die leichtzertheilten Wolken. Jäger zu Fuß und Roß folgten, stießen in die kreischenden Hörner und ließen ihr Hussa mit widrigen Tönen erschallen. Keiner von ihnen kümmerte sich um Melac, welcher das Schwert halb gezückt, den starrenden Blick auf die Gestalten gerichtet, regunglos stand. Jetzt folgten auf hohen schwarzen Rossen, in prachtvolle Gewänder gekleidet seine Schaar Reiter, von denen einige seitwärts auf Melac zusprengten und ihn grüßend, die bleichen Todtenhäupter entblößten. Sie winkten ihm zu folgen, schon hob er den Fuß, als sie hohnlachend dahin jagten. Nun zogen Jäger, Hunde und Wild in buntem Gemisch vorbei, die eine gräßliche weibliche Gestalt, ihre Schlangengeißel schwingend, vorwärts trieb. Auch sie richtete ihr leuchtendes Auge auf Melac, schwang drohend ihre Geißel

nach ihm und folgte den Andern — Ihr folgte nichts mehr.

Melac war, während die wilde Jagd an ihm vorbeizog, unbeweglich am Wartthurm gelehnt, stehen geblieben. Nicht Furcht, Schauder, der auch den muthigsten Sterblichen bei dem Nahen der Geisterwelt überfällt, hatte ihn fieberhaft durchschüttelt. Auch ietzt noch, da die grausenhaften Fratzen längst vorüber waren, fühlte er eine Lähmung in allen seinen Gliedern, als ob ein Blitzstrahl ihn getroffen habe. Aber bald ermannte er sich, warf den Mantel zurück, schüttelte sich, als ob er die Bande, die ihn fesselten, abwerfen wollte, dann lachte er verächtlich und rief — Nichts weiter, als dies? Das verlohnte sich kaum der Mühe des nächtlichen Ritts — Hm! — Ist mir doch, als ob ich das Frauenbild auf fahler Mähre schon irgendwo gesehen hätte? — Aber — rief er, als er Constant noch unbeweglich auf der Erde liegen sah, lebst du, oder hat dich Memme der Schreck getödtet? Steh auf, steh auf! — Der Spuk ist vorüber! — Die Fratzen haben es nicht gewagt, sich mir

feindlich entgegen zu stellen, sie haben mich angegrinzt und nichts weiter.

Constant sprang auf — Laß die Rosse vorführen! Ich will nach Haus! Aber weder Rosse noch Diener waren zu finden; So müssen wir den Rückweg zu Fuße antreten, sagte Melac verdrießlich.

Laßt mich ins Dorf, bat Constant ziemlich kleinlaut, vielleicht finden sich die Pferde dort, wenn Ihr indeß allein bleiben wollt.

Warum sollt ich nicht! erwiederte Melac wieder zu dem von neuem aufprasselnden Feuer tretend, hab ich doch den wilden Jäger gesehen, und weiß nun, welch ein luftiger Wicht er ist.

Du hast ihn noch nicht gesehen! Jetzt erst steht er vor dir, hallte es dumpf neben ihm, und eine hohe Mannsgestalt, bleich, mit mehr schmerzvollem als Grausen erweckendem Gesichte trat auf Melac zu, während Constant sich bekreuzend davon eilte. Du hast mich aufgefordert, zu kommen — Hier bin ich!

Melac war überrascht. War es in Geist, war es ein Mensch, der sein feuriges und doch so umflortes Auge auf ihn heftete? —

Es durchschauerte ihn kalt, er begann zu beben; doch sein wilder Muth ward schnell Herr seiner Furcht — Du also bist der wilde Jäger? fragte er trotzig.

Der bin ich!

Warum versuchtest du dich nicht an mir und rauschtest mit deiner Jagd vorüber?

Ein Stärkerer als ich bin, beschützt dich, darum trieb ich meine Jagd nicht verwüstend über dich her.

Und wer ist der unberufene Schutzherr? fragte Melac.

Er, den du öfter anrufst, als den Barmherzigen!

Melac erbebte bei diesen Worten.

Du hast jetzt Böses mit Magdalene Hegelin und mit Eßlingen im Sinn; ich warne dich! Morgen um die Mitternachtstunde wird Gericht über dich gehalten werden! Mißbrauche die Gewalt nicht, die dir dein König zu edleren Zwecken gab — Laß das Mädchen ziehn und schone die Stadt!

Behalte deine Warnung für dich, Ohnmächtiger! zürnte Melac — Zieh deiner Jagd nach — mir sag nur noch, woher du kommst —

Aus dem Grabe!

Also doch! sagte er sinnend, aber plötzlich fuhr er mit Heftigkeit auf — Pack dich fort! — Mich friert's — Deine Nähe ist mir zuwider — Fort Ohnmächtiger!

Erdenwurm! drohte die Gestalt den dürren Arm erhebend, tritt nicht im Kampf gegen mich auf!

Fort, Ausbund der Hölle! schrie Melac zornig, zog in dumpfer Verzweiflung sein Schwert und führte einen furchtbaren Streich auf die Gestalt — Als theile der Stecken eines Knaben die prasselnde Flamme, so unverletzt blieb die Gestalt hohnlachend vor ihm stehen. Lebwohl, Jagdgenosse, wir sehen uns wieder! rief sie ihm zu und jagte auf einem Windstoß davon.

Also in seinem Schutze ständ' ich? Und mit dem Tode wär es nicht vorüber? sagte Melac vor sich hin. — Auf die kurze Nacht folgte der Tag und welch ein langer Tag? Das wäre schreckbar! — Rechenschaft sollte ich geben von jedem zu raschen Pulsschlage, die flüchtig genossenen Augenblicke mit ewiger Qual bezahlen? — So hätten denn wirklich die Pfaffen nicht gelogen und jen-

ſeits dieſes Sternenzeltes wäre noch ein Himmel und tief unter den Schachten der Erde, noch eine Hölle? — Der Tod zerdrückte uns nur das Herz, um uns auf ſeinem magern Gaule in ein andres Land zu führen? — Haſt du denn keine Senſe, klappernder Reiter, die auch die Seelen mäht, daß ſie nicht wieder auferſtehen, und im ewigen Schlafe gebunden liegen? — Biſt du nur ein unerbittlicher Bote, der uns zum furchtbaren Gerichte ladet? — Hu, mich friert! — Kälter als je pfeift mich der Nordwind an und ſchüttelt mich! — Wäre das Furcht? — Furcht? — Nein, beim Teufel, wenn er denn mein Schutzherr ſein ſoll, beim Teufel, nein! Muß ich vor den Richterſtuhl treten, ſo will ich es furchtlos, mit eiſerner Stirn und eherner Bruſt; denn wollte ich auch umkehren und ein Kloſterbruder werden, der Teufel erkennte mich doch unter der Kapuze und faßte mich! — Er ſchritt raſch auf und ab, dann ſagte er vor ſich hin: Die Würfel liegen und wär auch das Leben wie das Würfelſpiel, Treffer oben, Fehler unten, Fehler oben, Treffer unten, ich könnte den Wurf nicht mehr ändern. — Darum

will ich meinen Treffer hier ganz genießen, wenn ich auch für das Jenseits einen Fehler geworfen habe. Nur muthig bis ans Ziel, der Tod nur kann mich belehren.

Höre ich nicht Rosse wiehern? rief er plötzlich, ist es die wilde Jagd, die zurückkehrt, oder Constant? Ist es ein Nachtgespenst, oder mein treuer Diener? Ja es ist mein schwarzer Neapolitaner, ein ganz anderer Gaul, als das magere Gerippe, auf dem der klappernde Gerichtbote dahin jagte. — Gut, daß du kommst, Constant! rief er dem Alten zu, wird es einem doch erst wieder wohl, wenn man unter Menschen ist. —

Ach Herr was ist Euch begegnet? fragte der Reiter, seinen Herrn ängstlich betrachtend, der, von der Glut des Feuers beleuchtet, geisterhaft vor ihm stand, Ihr seht ja blaß aus wie der Tod und habt das gezogene Schwert in der Hand, lieber Herr, sprecht! —

Schweig! befahl Melac.

Wollt Ihr nicht aufsitzen? fragte er dann seinen Herrn, dieser Ort ist so unheimlich; mir ist, als sähe ich vor und hinter mir Geister. — Kommt!

Schweigend schwang sich Melac auf sein

Roß und sprengte den Berg hinunter, Constant und Paul folgten.

Aber kaum hatte er eine Viertelstunde gejagt, als er plötzlich sein Roß anhielt. Constant! rief er. Dieser sprengte vor, dort oben, wo jetzt die Sterne zu leuchten beginnen, ist noch eine Welt. Werden wir dort hinauf, oder dahinunter gehen? Constant bekreuzte sich.

Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben, und schlief ruhig auf meinem Pfühl, träumte von Genüssen des Lebens und sähe im Traume mit lachendem Muthe Eßlingen brennen. Ich habe an die Pforte der Geisterwelt gepocht, sie ward mir aufgethan — Nur zu, wilder Rappe, nur zu! rief er, dem edlen Thiere die Sporen in die Weichen drückend, jage, als trieb dich der Sturm, oder die Mezze mit ihrer Schlangenpeitsche, wir müssen ans Ziel — Heute ist es noch die alte Burg, die dort in der Ferne graut — morgen vielleicht das Grab — und dann! —

Er jagte über Stock und Stein dahin, keuchend sprengte der Rappe den Berg hinauf. Das Thor der Burg öffnete sich, Melac ritt ein, sprang vor einem kleinen Häus-

chen

chen ab, das noch heute nach ihm Melac's Häuschen genannt wird, legte sich ins Bett, aber nicht zur Ruh.

Auch dem Ritter von Rodenstein hatte sein Verhängniß noch nicht die Ruhe gegönnt, er schwebte über die sieben Linden bei Steten, den Blick nach dem gestirnten Himmelzelt gehoben, das ihm noch nie so strahlend gedünkt, das er noch nie so lange, so sehnsuchtvoll betrachtet hatte. Ihm war heute wohler, als seit Jahrhunderten, er nahm Theil an den Menschen und an ihrem Glück, und das Bewußtsein war ihm beruhigend, sein wildes Gemüth zum erstenmale bezähmt zu haben, als er den Wunsch, Melac zur Rettung Magdalenens zu vernichten, in sich unterdrückt hatte; dies verbreitete eine stille Heiterkeit über ihn. Von dem Himmelsdome wandte er jetzt den Blick nach dem alten Schlosse, schwebte dann herab, doch ihm nahen durfte er nicht. Das Kreuz am Eingange hielt Wacht, die heilige Kapelle im Innern duldete den Verstoßenen nicht, er blieb in der Ferne und wartete auf Mathilde,

nach der seine Sehnsucht heute stärker war als je. Sie säumte auch nicht lange, bald sah er sie, so wie es ihm schien, in lichterem Glanze als je, über das Schloß zu ihm herniederschweben, und Heiterkeit umstrahlte ihr sonst so schmerzenvolles, bleiches Antlitz.

Sei mir gegrüßt! rief sie ihm entgegen, Sei mir gegrüßt in dieser sternenhellen Nacht! Hast du ihm begegnet?

Ich habe dem Wilden gegenüber gestanden!

Und ihn zermalmt? fragte sie besorgt.

Ich vermochte es nicht! Eine Stimme rief mir zu: Ueberlaß ihn seinem Richter! Und obgleich die Stimme mir unbekannt war, folgte ich ihr doch, und ertrug seinen Hohn — Zwar ist nun Magdalene nicht gerettet —

Gott wird sie schützen! fiel ihm Mathilde beruhigend in die Rede — Ich habe ihr leise zugeflüstert, den entscheidenden Augenblick von Allem, was ihr begegnen möchte, bis auf die Stunde der Mitternacht zu verschieben, wo ich zu ihrem Schutze bereit sein werde. Morgen geht sie nach Eßlingen, den Vater zu retten — Gott möge ihr einen

Engel senden, der sie, während wir schlummern, beschütze. —

Als der Schlaf sich wieder auf Magdalenens mattgeweinte Augen senkte, fuhr Mathilde fort, schwebte ich über den Schloßhof, da zog es mich nach einem Thurm, in welchem eine Wendeltreppe sich aufwärts schlängelt, aber ich hob mich nicht hinauf. Ich fand eine offene Thüre, dahin zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich trat ein, und — o mein Otto! fühle mein Entzücken, ich stand in einer heiligen Kapelle, die Sünderin durfte in das Haus Gottes eingehen, niederknieen vor dem Altar des Höchsten, um Barmherzigkeit flehn! — Und als ich mein Gebet beendet, vernahm ich ein leises Gemurmel über mir, ich schwebte aufwärts und hörte nun deutlich das Gebet eines Engels — Herr! sprach er, sende deine Engel aus, die Unglückliche zu schützen, vergieb ihr ihre Schuld, lege die Barmherzigkeit auf deine strenge Waage und sei der Sünderin gnädig; denn, Herr, deine Güte reicht so weit, als die Wolken ziehn, und ewig, wie deine Macht, ist auch deine Barmherzigkeit. Die Pforten deines Hauses ste-

hen jedem verlornen Sohne und jedem reuigen Sünder offen; deine ewige Liebe verschließt sie nicht für ewig, selbst nicht dem Verdammten. Du bist der Gott der Liebe und des Erbarmens, sei allen Sündern gnädig und barmherzig!

Der Engel schwieg. Mein Gebet, daß er auch uns die Pforten des Vaterhauses nicht verschließen möge', stieg auf zu Gott. Es ist erhört, ich fandt es ja dem Gott der ewigen Liebe.

Sieh den Himmel, wie sternenklar! sagte jetzt der Ritter von Rodenstein, mich treibt es nicht heimwärts, ich möchte aufwärts schweben, immer höher und höher — Aber horch! Rauscht es nicht hinter uns, und treibt es dich nicht vorwärts? Es ist unser finsteres Verhängniß, noch dürfen wir nicht den Sternen entgegen — hinab zieht es uns in die Gruft. — Mich dünkt, ich höre das Krähen des Hahns, die Luft wird schneidend — Auf, auf Mathilde! — Nur das Grab steht uns offen, die Pforten des Vaterhauses sind noch verschlossen — fort, fort! — der nahende Morgen treibt mich hin!

Auf den Flügeln des Sturmes schwebte er fort; sie folgte ihm.

Es war am frühen Morgen, als es leise an die Thüre der Priorin klopfte; eine Laienschwester öffnete sie und Magdalene trat ein. Die Klosterfrau empfing sie mit offenen Armen, und drückte sie, wie es schien, mit Inbrunst an sich. Gelobt sei Gott, daß ich dich hier sehe! sprach sie, einen Kuß auf des Mädchens Stirn drückend.

Heilige Frau! sagte Magdalene, nachdem sie sich in etwas erholt hatte, ich komme Euch in wichtiger Angelegenheit um Rath zu fragen. Ihr schriebet mir, ich allein könne den Vater retten, sagt mir, sagt, auf welche Weise könnt' ich das? — Rathet mir!

Mein Kind! begann die Priorin, doch in etwas verlegen, mannichfaltig sind die Wege, auf welchen der Herr die Seinen führt; der Eine gelangt auf ebenem, gebahntem Pfade zum Ziel, der Andere muß über Klippen und Dornen wallfahrten, bis er das Ferne erreicht: Oft muß der Leib untergehen, um die Seele zu retten, oft ist das, was dem

umflorten Aug' als Sünde erscheint, dem Auge Gottes Tugend. Gepriesen seist du, Magdalene Hegelin, daß dich der Herr zur Märtyrin erkohr!

Ja heilige Mutter! unterbrach sie Magdalene, Gesegnet sei Gott, daß ich den Märtyrtod sterben darf!

Den Märtyrtod? rief die Priorin, dafür bewahre dich der Herr, du opferst deinen Leib für edlen Zweck; rettest deine Seele, denn die Entweihte findet in den stillen Mauern unsers Klosters Vergebung ihrer Sünde, und mit dem Schleier, der sie deckt, umstrahlt sie eine schönere, heiligere Glorie, als die der irdischen Tugend! — Geh hin, meine Tochter, rette deinen Vater, rette die Stadt, und gehe dann ein in den Schoos der Alles versöhnenden Kirche.

Starr, fast leblos sah Magdalene auf die Priorin. — Versteh ich Euch recht, sagte sie von unnennbarem Schmerz ergriffen. Entweiht soll ich in Eure Mauern fliehn, entweiht soll ich ihm dort begegnen, seiner unwerth den Geliebten dort begrüßen? Verstand ich Euch recht?

Mein Kind, nicht das Mittel, der Zweck

heiligt die That! — ſagte die Priorin, das Glück Tauſender, das Leben deines Vaters erhältſt du, opferſt nur Irdiſches; und gewinneſt das ewige Heil!

Nur Irdiſches? rief das Mädchen und hohe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, die Tugend iſt des Menſchen himmliſche Mitgift, ſie verlangt Gott nie zum Opfer! — Lebt wohl! Nun glaub ich Euch ganz zu verſtehen! Sie verließ die Priorin und eilte ihrem Ziele zu. Der Schleier war vor ihren Augen geſunken, ein reines Licht leuchtete ihr hell, und freundlich ſchwebte das Bild der frommen Fürſtin ihr zur Seite, die für ſie zu Gott gefleht, und deren Gebet Mathilde für das Gebet eines Engels gehalten hatte.

Unruhig ſchritt Melac in dem kleinen Stübchen auf und ab, das er in dem abgelegenen Häuschen auf dem Hofe der Burg jetzt bewohnte. Er hatte die Nacht durchwacht, bald hatte ihn die Unruhe aus dem Bette getrieben, bald der Unmuth ihn wieder hinein gejagt. Er war unzufrieden mit

sich, daß er eines drückenden Gefühls nicht Herr werden, nicht die Erinnerungen jener Nacht verscheuchen konnte, daß der wilde Muth nicht alles übertäubte, und er immer noch die Worte des wilden Jägers zu hören glaubte; er schämte sich, daß die fratzenhaften Gestalten seinen Unglauben an die Fortdauer nach dem Tode erschüttern, seinen frechen Muth wankend machen konnten. Jetzt beschloß er mit keckem Hohne dem Schicksal entgegen zu treten, dann fragte er sich wider Willen, ob es wohl noch Zeit sei, umzukehren auf der so lang durchirrten Bahn, und rief Constant, der ihn jedoch durch seine Ermahnungen bald langweilte. Zu sehr gewöhnt, mit trotzigem Muthe dem Schicksal entgegen zu gehen, den Tod, als das Ende seines Seins zu betrachten, waren die reuigen Gedanken nur vorüberfliegende Fieberschauer, und ehe der Tag graute, war Melac, der wilde, Gott verleugnende Mann, wieder der Alte, der trotz Himmel und Hölle, mit frecher Beharrlichkeit den einmal betretenen Weg, wo möglich noch wilder, zu verfolgen beschloß.

Schon war sein Morgentrunk hinunter

gejagt, ſchon der zweite Becher geleert, und der Befehl gegeben, daß, wenn Magdalene bis Mittag nicht erſcheine, Benedikt die erſten Grade der Tortur erleiden und, bis er das Mädchen zur Stelle ſchaffe, damit fortgefahren werden ſollte, als er Conſtant Wein zu bringen befahl, um ſeinen Unmuth hinunter zu ſpülen.

Auch das Gewiſſen? brummte Conſtant vor ſich hin, und ging Wein zu holen. Als er nun über den Burghof, dem Keller zu hinkte, ſah er ein Mädchen mit eiligen Schritten die hohen Stufen längs der Mauer, welche die Stadt mit der Burg verbindet, herauf kommen. Wie erſchrak er, als er gewahrte, daß es Magdalene ſei. Um Gottes und aller Heiligen willen! rief er ihr entgegen, wie kommt Ihr hierher, wie wagt Ihr Euch unter lauter Kriegvolk in dies Sodom und Gomorra?

Führt mich zu dem General, Herr Conſtant! bat Magdalene tief Athem holend.

Ruht Euch nur einen Augenblick aus, erwiederte Conſtant, Ihr ſeid ja ganz außer Athem. Aber bei St. Georg, ſagt mir,

was Ihr da oben wollt, Ihr rennt ja in Euer Verderben?

Den Vater muß ich retten! erwiederte sie gelassen, führt mich nur zu Melac.

Jungfer! sagte der alte Reiter kopfschüttelnd, kennt Ihr die Euch drohende Gefahr nicht, oder wollt Ihr sie nicht kennen?

Ich kenne sie, ehrlicher Freund! sagte Magdalene mit heiterer Ruhe — Nur geleitet mich zu ihm! — Unten in der Stadt vernahm ich, sie hätten die Marterwerkzeuge schon in das Gefängniß gebracht; darum hin zu ihm! Sie riß den Alten mit sich fort.

Geduldet Euch nur einen Augenblick, bat Constant, als sie jetzt vor Melacs Zimmer hielten, nur einen Augenblick. —

Er ging hinein. Herr! sagte er, am ganzen Leibe zitternd, ich trete vor Euch im Namen des barmherzigen Gottes und flehe um Menschlichkeit! Draußen steht Magdalene Hegelin!

Magdalene! rief Melac — Laß sie herein!

Erst versprecht mir —

Scher' dich zum Teufel, alter lästiger Narr! rief er, die Thür aufreißend, nur herein, Magdalene! Das Mädchen trat ein

— Constant wollte bleiben, Fort! befahl ihm der General; er mußte gehorchen.

Herr! sagte das Mädchen, von Melac mit glühenden Augen betrachtet, ich komme, Euch um das Leben meines Vaters zu bitten — Seid menschlich! —

Melac erwiederte nichts, sein Auge schwelgte in Magdalenens Reizen.

Herr! fuhr sie fort und stürzte zu seinen Füßen, erwartet Ihr einst Erbarmen von Gott, so erbarmt Euch meines Vaters! — Stellt einen Preis, was wir haben, Hab und Gut, alles nehmt, nur laßt mir den Vater — Seid menschlich!

Nur für einen Preis ist er zu retten, und der Preis bist du! erwiederte Melac mit teuflischem Lächeln, bog sich zu ihr nieder, hob sie auf und schloß sie schonunglos in seine Arme.

Rührt mich nicht an! rief sie, ihn zurückstoßend, noch bin ich Euch nicht verfallen! Rührt mich nicht an! wiederholte sie, und ihre Hand faßte nach dem verborgenen Dolch, es giebt Augenblicke, wo die Verzweiflung auch dem Schwachen Kraft giebt, und ein

ſolcher Augenblick brächte Euch um Eure Beute!

Melac, von dieſem unerwarteten Muthe des Mädchens überraſcht, trat einen Schritt zurück.

Noch einmal will ich bitten, General! rief ſie verzweiflungvoll, bei dem Schmerzentode unſers Heilandes, bei der Stunde des Weltgerichts flehe ich zu Euch, gebt meinen Vater frei! — Melac ſchwieg, noch einmal frage ich Euch, General, iſt kein Erbarmen in Eurer Bruſt, muß der Vater ſterben? —

Wenn du ihn nicht retteſt, ſchönes Mädchen, noch heute! erwiederte er kalt.

Nun ſo vergebe mir Gott, ich muß! — Jetzt, ſagte ſie ſtolz, jetzt laßt uns unſern Handel abſchließen, kalt und ruhig. Gebt Ihr meinem Vater die Freiheit, ſchwört Ihr mir bei Allem was Euch heilig iſt, bei Gott und Eurer Soldaten Ehre, daß Ihr meine Vaterſtadt ſchonen, ſie nicht plündern, nicht den Flammen preis geben, ſie mild behandeln wollt, ſo übergebe ich Euch meinen Leib und — meine Seele! ſetzte ſie zuſammenſchaudernd hinzu.

Euer Vater sei frei, die Stadt werde verschont! den Schwur leiste ich und werde ihn halten! rief Melac entzückt, und nun Liebchen —

Rührt mich nicht an! sagte sie nochmals ernst, und trat stolz zurück. Eher würde ich mich selbst vernichten, als jetzt die Eure werden. Was ich thun soll, ist ein finsteres Werk, und gehört nur der Nacht und ihrem Dunkel an — Ich muß beten und beichten, Abschied nehmen von Vater und Mutter und meinen Gespielen, muß zu meinem Gott flehen und dies muß ich mit reinem Herzen und kann es nur unentweiht. — Mein Vater hat einen Weinberg nicht weit von hier auf der Höhe, Serach nennt man den Ort — ein kleines Häuschen werdet Ihr dort finden und ein freies Plätzchen davor, wo ich oft gesessen, und nach dem Frauenthurm und der Burg geblickt und mich der herrlichen Natur und meiner unschuldvollen Jugend gefreut habe — dort auf diesem Freudenplatze meiner frühern Tage, dort sollt Ihr mich finden — dort will ich die Eure sein! —

Und warum nicht hier, warum dort, fern von der Stadt?

Wo die Blume aufblühte, wo sie in Jugendfrische prangte, will sie nicht entblättert welken.

Hm! unterbrach sie Melac nachdenkend. Oder fürchtet Ihr, mit einem Mädchen dort in der Einsamkeit allein zu sein, wo Eure Soldaten Euch nicht schützen, Eure Trabanten Euch nicht umgeben können? — Nehmt sie mit, stellt Wachen aus, laßt mich von Soldaten begleitet zu Euch führen, mir gleichviel; aber nur auf Serach — das schwöre ich bei dem allmächtigen Gott — opfere ich mich Euch; sonst nirgends!

Ein sonderbares Verlangen, sagte Melac spöttisch lachend — bist schon in meiner Gewalt, und willst mir noch Zeit und Ort bestimmen? Doch diese Sonderbarkeit hat den Reiz der Neuheit für mich — Und so sei's! — Also auf Serach! — Doch warne ich dich, spare jede List, du bleibst von diesem Augenblick, bis ich dich an dem bestimmten Ort treffe, von Soldaten umgeben. Dein Vater wird zwar noch in dieser Stunde das Gefängniß verlassen, aber in seinem Hause

ſtreng bewacht werden. Täuſcheſt du mich, ſo laſſe ich zünden und plündern und es iſt um Euch geſchehen — dann werde die Beute eines gemeinen Reiters.

Sorgt nicht! ſagte Magdalene mit feierlichem Tone, wenn die Glocke des Frauenthurmes Zwölfe ſchlägt wenn ihr letzter Schlag verhallt iſt, ſteht das Opferlamm bekränzt vor Euch. — Thut dann, was Euch recht dünkt!

Bei dieſen Worten ſchrack Melac zuſammen, er gedachte des wilden Jägers — warum wählſt du die Stunde der Mitternacht? ſagte er finſter, warum willſt du meine Ungeduld ſo lange zügeln?

So war es mir befohlen, erwiederte ſie.

Und wer gab dir dieſen Befehl? — fragte Melac geſpannt.

Eine Stimme von oben, ihr muß ich folgen.

Eine Stimme von oben? wiederholte Melac vor ſich hin, nun gut! ſagte er dann und ſuchte ſich zu faſſen — Sein Auge ſah nicht mehr auf die ſchöne Geſtalt der Jungfrau, es ſtarrte auf den Boden, es ſchwelgte nicht mehr in den Reizen des Mädchens, er

ſah nur den wilden Jäger vor ſich ſtehen, hörte nur die Worte: Um Mitternacht wird Gericht über dich gehalten! Schweigend ſtand er ſo eine Weile da, dann hob er plötzlich das geſenkte Haupt, blickte mit flammenden Augen auf das Mädchen, das vor dieſem Blick erbebend, auf Wiederſehen! ausrief, und ſchnell, als verfolge ſie ein Geiſt, davon eilte. Melac noch die Erſcheinung denkend, hielt ſie nicht auf, ſah lange noch ſinnend auf die Stelle, wo ſie vor ihm geſtanden, Ja! rief er endlich, Ja, um ſolch einen Preis wag ich den Kampf mit der Hölle! — Was kann ich dabei verlieren? Eine Schuld mehr oder weniger, das iſt ja gleich — Ich will mich nicht beugen, will nicht vor eitlen Drohungen erbeben, will enden, wie ich begonnen! rief er dann entrüſtet, ſie iſt des höchſten Preiſes werth. Er gab die nöthigen Befehle zur Befreiung Benedikts und verſuchte im Weine die Erinnerung zu tödten, und von den lockenden Bildern, die ſich ſeine Phantaſie jetzt ſchuf, die widrigen Fratzengeſtalten zu bannen, die ſie ewig umgaukelten. Aber vergebens, der wilde Jäger trat drohend vor ihn, der wahre Muth war in

ihm

ihm erloſchen, nur der Muth der Verzweiflung flammte noch wild in ihm auf.

Magdalene war von der Burg nach dem Vaterhauſe geeilt. Hier fand ſie Alles wie verödet, nirgends Leben, überall war es wie ausgeſtorben. Sie ſchlich die Treppe hinauf, nach dem Stübchen der Mutter und ihre Hand bebte, als ſie die Klinke ergriff, ſie zu öffnen; endlich trat ſie ein. Tiefgebeugt mit bleichem, kummervollem Antlitz ſaß die alte Frau allein auf ihrem Lehnſtuhl; bei dem Anblick ihrer Tochter erhob ſie ſich, wollte ihr entgegen, aber vermochte es nicht.

Habe ich doch noch die Freude vor meinem Ende, ſprach ſie, ihr Kind an die Bruſt drückend, habe ich dich doch wieder, meine gute Magdalene! Ach, wäre dein Vater nur hier, könnte er dich nur noch einmal ſehen, dich nur noch einmal in ſeine Arme ſchließen ehe die Schergen ihn morden. —

Sorgt nicht, Mutter! tröſtete ſie Magdalene — die Schergen werden den Vater nicht morden, er wird bald hier ſein, faßt Euch nur,

wenn er kommt, daß die Freude Euch nicht tödte — er iſt gerettet!

Durch dich? fragte die Mutter zitternd.

Ich glaube durch mich, ſagte ſie ergeben und küßte der Mutter die Hand. Da öffnete ſich die Thüre und Benedikt trat ein.

Vater, geliebter Vater! rief ſie und ſtürzte zu ſeinen Füßen. — Er aber ſtieß ſie von ſich, reichte ſchweigend der erſchrockenen Barbara die Hand, und achtete der Tochter nicht, die ſich jetzt langſam erhob und ſich dem Vater näherte. Ihr irrt Euch in mir, Vater! ſagte ſie mit Stolz. Benedikt warf einen verächtlichen Blick auf ſie und ſchwieg.

Wollt Ihr mein Richter ſein, fuhr ſie fort, ſo laßt mich wiſſen, weſſen Ihr mich beſchuldigt.

Danke ich dir meine Freiheit? fragte er zornig.

Ja, Vater!

So ſei die Stunde verflucht, wo man mir die Ketten abnahm, der Tag verflucht, der mich wieder das Licht der Sonne erblicken ließ! — Für ſolchen Preis lieber tauſendfachen Tod! — Magdalene wollte ihn unterbrechen, er aber fuhr entrüſtet fort.

Entehrt, mit Schande in das Grab ſich legen, dort zur Ruhe zu gehen! — O, wo wäre da Ruhe; nicht im Himmel, nicht in der Hölle, nicht in kühler Erde findet ſie der mit Schande Belaſtete. — Ich wähnte mich ein ſtattlicher, kraftvoller Mann, nun iſt mein Muth gebrochen, denn mein Kind iſt — entehrt,

Barmherziger Gott! ſchrie die Mutter auf, und barg mit zitternden Händen ihr weinendes Antlitz. Magdalene eilte hin zu ihr. Mutter! bat ſie, Beruhigt Euch. —

Ich mich beruhigen? ſagte die Alte, mich beruhigen, wenn ich dich entehrt weiß? Und doch kann ich dir nicht fluchen! — Das Mutterherz ſpricht zu laut. — Komm zu mir, ſagte ſie tröſtend, wenn dich der harte Vater verſtößt, ſo komm an das Mutterherz.

Mit Schande belaſtet, muß ich mich ins Grab legen! jammerte Benedikt tief gebeugt. O mein Kind, mein Kind!

Schon einmal, Vater habt Ihr mir Unrecht gethan, nahm Magdalene mit edlem Stolze das Wort. Auch jetzt! — Legt Euer Haupt, legt Eure grauen Locken zur Ruh! Wenn der Todesengel Euch ruft, wird Mag-

dalenens Schande Euch nicht hart betten, nicht Euern Schlummer stören. — Rein, wie die Lilie in der Hand der Engel, rein, wie Flocken des Schnees in der heiligen Nacht, steht sie vor Euch. Um Mitternacht erst schlägt die Stunde der Entscheidung, und glaubt Ihr, daß sie meiner Schande schlagen werde? Davor schützt mich der Dolch —

Heiliger Gott, Kind! was willst du beginnen? rief die Mutter erbebend, da Magdalene die Waffe aus ihrem Busen zog —

Was der Jungfrau ziemt! sagte Benedikt kalt. Eher Tod als Schande! — Magdalene, fuhr er fort, du hast wohl von jenem Römer gelesen — in dem Chronikenbuche steht es — der seinem entehrten Kinde auf öffentlichem Markte, vor versammeltem Volke den Dolch in die Brust stieß — so hätte auch ich dir gethan!

Magdalene lächelte, die Mutter aber erbleichte, harter Mann, sprach sie, fürchtest du nicht die Strafe des Himmels?

Gott opferte seinen eigenen Sohn für die Menschheit, erwiederte er, warum sollte der Mensch sein Kind nicht auch für die Tugend opfern können? — Und nun ver-

zeihe mir, Magdalene, daß ich an dir zweifeln konnte. Ich glaubte, deine Liebe zu mir habe dich bethört, komm an mein Herz! Er schloß sie in seine Arme.

Nehmt den Fluch zurück, sprach sie vor ihm niederknieend, segnet den Tag, daß er uns heilbringend werde.

Der Herr segne dein Vorhaben und beschütze dich, sprach er feierlich, denn dir steht Furchtbares bevor! Aber was es auch sei, das dich treffen könnte, so möge es dich in der Tugend stärken, daß du, eine Reine, eingehen mögest in dein Vaterhaus, hier oder dort! Und nun berichte mir, Magdalene, wie sich Alles begeben, und wodurch du meine Bande gelöst.

Sie erzählte ihm nun alles, was seit seiner Verhaftung vorgegangen, verschwieg ihm nichts, selbst das nicht, was zwischen ihr und der Priorin vorgefallen war. Er dankte im Stillen der edlen Herzogin für die mütterliche Liebe und die guten Lehren und Vermahnungen, die sie seinem Kinde gegeben hatte, die Priorin erwähnte er nicht. Und als ihm Magdalene von dem wilden Jäger berichtete, und ihm sagte, daß in

vergangener Nacht die Schweſter ihr wieder erſchienen ſei, und mit ihr gar freundlich geſprochen und ihr befohlen habe, die Entſcheidung von Allem, was ihr noch heute begegnen könne, bis zur Mitternachtſtunde aufzuſchieben, ſie wolle ihr dann zur Hülfe wieder erſcheinen, erheiterte ſich des Alten Geſicht und er ſagte mit Zuverſicht, nun verläßt mich die Hoffnung nicht ganz! Hierauf winkte er ihr, ihm in die Kammer zu folgen.

Was aber willſt du beginnen? fragte er hier, wenn du bei Melac biſt? Wie willſt du dem Wüſtling entgehen?

Noch weiß ich es nicht, Euch zu ſagen, erwiederte ſie — es ſchwebt mir nur dunkel vor. —

Magdalene! ſagte der Vater leiſe, es könnte dir der Dolch entwunden werden, ſolche Böſewichter ſind auf alle Fälle gefaßt, hier haſt du noch eine Waffe, die eben ſo ſicher trifft. Es iſt ſchnell tödtendes Gift, nur ein paar Tropfen, und die Lebensflamme verliſcht, gebrauch' es nur in äußerſter Noth, und nun bereite dich zum Tode, er könnte dich, ehe der Morgen graut, ereilen, und

er darf dich nicht unvorbereitet treffen. Der Mutter verschweig Alles, sie könnte sich nicht fassen, verginge vor Angst und verrieth es vielleicht gar ihrer Schwester und dann wärest du verloren. Wir beide wollen noch den Tag mit einander verbringen, ernst und gefaßt, als sei es der letzte!

Der Tag verging auch in ernsten Betrachtungen, der Abend kam, schon schlug die zehnte Stunde, da ließ Benedikt die Tochter allein, daß sie ihr Herz noch einmal in der Einsamkeit zu Gott erheben, und sich dann gleich einem Opferlamm schmücken könne; denn so wollte sie es. Er selbst ging hinunter in seine Stube, wo er den ganzen Tag über nicht gewesen, und während die Soldaten, denen er zur Bewachung übergeben war, zechten und jubelten, stand er dort mit beklommenem Herzen, schloß den Wandschrank auf und holte den kleinen Becher heraus, aus welchem er zu trinken pflegte. Da rollte ihm des Pater Ambrosius Pergament entgegen und unwillkührlich schauderte er zusammen, als er es wieder auf seinen Platz legte. Er gedachte der nächtlichen Erscheinung Magdalenens und stärker als je

wurde der Glaube, es sei Mathilde Hegelin, die ihr erschienen sei und die auch heute in der entscheidenden Stunde sie nicht verlassen würde. Er füllte sich nun den kleinen Becher, aber der Wein wollte ihm nicht munden, er schob ihn von sich, und versank in Gedanken. Da öffnete sich die Thür, der Kopf des Stadtschreibers lugte herein. Seid Ihr allein Gevatter? fragte er freundlich und trat näher, ich komme Euch Glück zu wünschen; Euer Name, der Name Eurer herrlichen, heroischen Tochter, der Jungfer Magdalene tönt durch die ganze Stadt — Jedermann weiß, daß sie sich für das Wohl der Stadt und für die Erhaltung Eures Lebens opfern wird, oder vielleicht schon geopfert hat. Nehmt meinen Glückwunsch!

Benedikt war starr vor Staunen und Entsetzen, er blickte den Mann unverwandt an, der solchen Glückwunsch wagen konnte, sein Zorn fand nicht Worte. Dies Schweigen ermuthigte den Stadtschreiber, der ohne die zechende Wache im Nebenzimmer wohl schwerlich gewagt haben würde, diesen Triumph über seinen Feind zu feiern, ja freilich! begann er von neuem, kann ich es Euch

nun nicht verdenken, daß Ihr meinen Sohn als Eidam ausgeschlagen habt, da Ihr morgen einen so vornehmen, allgewaltigen Mann als solchen begrüßen könnt. —

Elender! fuhr Benedikt auf und packte den Stadtschreiber mit kräftiger Faust so fest bei der Gurgel, daß er nicht aufschreien konnte, schändlicher Kuppler, sieh, ich erwürge dich, wenn meinem Kinde ein Haar gekrümmt wird. Aus diesem Hause kommst du nicht, bis meine Tochter zurückgekehrt ist; ich schleppe dich in den Keller, und schlage dir dort das Hirn ein, tritt mein Kind entehrt in mein Haus! Er hob den Erbärmlichen, der nur noch röcheln, nicht schreien konnte, und wollte ihn eben zur Thür hinaus, nach dem Keller schleppen, als ein Offizier hereintrat, der den Stadtschreiber aufsuchte und ihn in diesem jammervollen Zustande fand, aus dem er ihn schnell befreite. Ich soll Euch sogleich zu dem General führen, sagte der Offizier zu dem Halbtodten, nachdem er Benedikt der Wache zur besondern Aufsicht übergeben hatte, folgt mir! der Stadtschreiber, froh, aus Benedikts Händen gerettet

zu sein, folgte ihm mit freudigem Herzen nach der Burg.

Hier fand er Melac beim Becher allein sitzend, der Arbeiter ist seines Lohnes werth! rief ihm dieser entgegen, deshalb sollt Ihr mich auch nach Serach führen; weiß doch überdies niemand von meinen Leuten den Weg nach diesem Zauberschlosse. Dort sollt Ihr Zeuge meines Glücks bei Magdalenen sein; und da Ihr so redlich Wort gehalten, will ich auch morgen mit der Stadt wegen der Contribution handeln lassen. — Kommt, die Pferde stehen jenseit des Grabens bereit, für Euch steht ein Maulesel gesattelt.

Schon jetzt? fragte der Stadtschreiber verwundert.

Ich habe meine Gründe, weshalb ich so früh reite. — Ihr braucht Euch übrigens nicht zu fürchten, für List oder Ueberfall ist gesorgt.

Zitternd, und dennoch freudig folgte der Stadtschreiber. Der ganzen Stadt die Gewißheit geben zu können, daß er selbst Magdalene in nächtlicher Stunde bei Melac gesehen, war ihm, trotz der Lehre, die er so

eben von Benedikt erhalten hatte, ein zu groſser Triumph.

Von Fackeln geleuchtet machten sie sich auf den Weg. Melac jagte nicht wie sonst den Berg hinauf, sein stolzer Neapolitaner schritt heute langsam und gab Constant, der den General allein begleitete, sattsam Gelegenheit, seinen Unmuth in heimlichen Verwünschungen, besonders über den Stadtschreiber auszulassen, den er, und mit Recht, als den Stifter all dieses Unglücks ansah.

So kamen sie, Melac mit lüsternen Erwartungen, der Stadtschreiber zwischen Furcht und Schadenfreude, Constant den Tag verwünschend, auf Serach an.

Sie fanden dort Alles zu ihrem Empfange bereit. In den kleinen Zimmern brannten überall Kerzen, auf dem Tische standen Becher und gefüllte Kannen, und man hätte glauben sollen, die Freude wolle hier einkehren, nicht der Gram. Seht doch, gnädiger Herr! sagte der Stadtschreiber höhnisch, wie Jungfer Magdalene Küch' und Keller zu Euerm Empfange geöffnet und alles so feierlich geordnet hat, daß man meinen sollte, sie erwarte ihren Bräutigam.

Nun, ist dem nicht so? erwiederte Melac, einen Becher füllend — setzt Euch, Stadtschreiber, wir wollen auf des Bräutchens Gesundheit trinken, bis sie kommt. — Wir werden zwar noch lange warten müssen, denn sie wollte erst um Mitternacht hier sein.

Und weshalb, gnädiger Herr, seid Ihr so früh hierher geritten? fragte der Stadtschreiber mit hämischem Lächeln. — Melac antwortete ihm nicht — mir kam es sehr gelegen, fuhr jener fort, denn wenn die eilfte Stunde geschlagen hat, ist hier herum der Teufel immer los und es beginnt die wilde Jagd und um alles in der Welt möchte ich da nicht im Freien ihr begegnen. Er sah bei diesen Worten scharf auf Melac, der unmuthig den Becher hinsetzte und statt Antwort ihm ein barsches Trinkt nur! zurief.

Als die verhängnißvolle eilfte Stunde schlug, sank Magdalene ihrer Mutter um den Hals, welche den Blick gen Himmel richtend, keine Worte fand, ihr ein Lebewohl zu sagen. Immer fester schloß sie ihr Kind an sich, bis endlich Benedikt sagte: Ende

Mutter! Gott wird sie nicht verlassen! — Magdalene riß sich nun aus der Mutter Armen, reichte der Muhme die Hand und sagte zu dieser kalt, ich vergebe Euch und der Priorin! — dann wandte sie sich zum Vater, kommt Vater, sprach sie, kommt!

Ich darf dich nicht begleiten, erwiederte Benedikt, für mich ist mein Haus verschlossen, ich bin hier Gefangener, die Magd wird mit dir gehen.

Das ist hart! sagte Magdalene, nun, wie Gott will! — Ist der Küster benachrichtigt? Wird die Kirche offen sein? —

Ein schmerzliches, Ja! entwand sich der Vaterbrust.

Lebt wohl Mutter, schließt mich in Euer Gebet! rief sie dann, ergriff des Vaters Hand und zog ihn mit sich fort. Als sie draußen waren, sank sie vor ihm nieder. Sollte ich Euch nicht wieder sehen, Vater, sagte sie leise, damit es die weinende Mutter nicht hören sollte, so lebt wohl! verzeiht mir, wenn ich je gefehlt, Euch je betrübt habe, und gebt mir Euern Segen, daß er mich stärke und mich noch jenseits hinüber begleite!

Benedikt legte seine zitternde Hand auf Magdalenens Stirn — Er wollte reden, aber der Schmerz überwältigte ihn: der Herr sei dir gnädig und barmherzig! rief er endlich, schloß sein Kind in die Arme, Lebwohl! sagte er dann und eilte schnell zurück.

Magdalene ging jetzt von der Magd begleitet, der nahgelegenen Dionysius Kirche zu. Der Küster erwartete sie schon, ließ sie ein, und blieb unter dem gewölbten Eingang stehen, während Magdalene, vom Mondenlicht geleuchtet, in ihren Betstuhl trat. Hier, wo sie sich so oft zu Gott gewendet, warf sie sich in frommer Andacht nieder. Schon hatten die Glocken das erste Viertel verkündet, schon hallte das zweite feierlich durch die hohen Räume der Kirche, und mahnten Magdalene, daß sie der Entscheidung ihres Schicksals entgegen gehen müsse, als sie in der Tiefe ihres Herzens ausrief: Herr, erbarme dich meiner! — Vergieb mir, daß ich im Glauben wankte, und nicht fest hielt an dem kindlichen Vertrauen, das sich ohne Fürsprecher zu seinem Vater wendet. Gieb mir Muth und Kraft zum Vollbringen, und wenn auch mein Thun

nicht das rechte sein sollte, so vergieb mir meine Schuld, denn ich glaube recht zu thun. — Stärke mich Gott! Sie erhob sich, schritt der Pforte zu, drückte dem alten Küster dankend die Hand und verließ die Kirche. Als sie auf dem Marktplatz stand, warf sie noch einen Blick auf das Vaterhaus und begann nun, von Soldaten in einiger Entfernung gefolgt, ihren ernsten Weg.

Als sie sich aus dem Hohlwege rechts nach dem kleinen Winzerhäuschen wandte, von wo der Fußweg durch Obstpflanzungen und Weinberge die Höhe hinauf nach Serach führt, sah sie noch Licht in einem kleinen Häuschen. Sie blickte durch das Fenster, und sah bei dem Schein einer düstern Lampe, eine junge, ihr wohlbekannte Frau, die Spindel in der Hand, arbeiten und den Schlummer ihres Kindes bewachen. Weß Auge wird jetzt über mich wachen? seufzte sie auf, wandte ihr Auge weg und schritt, eine Verlassene, Hülflose die Höhe hinauf. Da vernahm sie die drei Schläge der Frauenglocke und schauderte zusammen. Wenn sie noch einmal tönten, die Zeit sie noch einmal mahnte, war es Mitternacht und sie

ſtand am Ziele. — Je höher ſie jetzt ſtieg, deſto langſamer, deſto wankender ward ihr Schritt, ſie fürchtete, vor der beſtimmten Stunde zu kommen und als ſie das Häuschen mit ſeinen erhellten Fenſtern durch die beſchneiten Bäume ſchimmern ſah, zog ſie den ſchon gehobenen Fuß zurück, kalter Schauer ſchüttelte ſie, aber ihr Muth verließ ſie dennoch nicht. Sie wandte ſich noch einmal, die Vaterſtadt zu ſchauen und ihr Schmerz ſollte noch einmal Thränen finden; denn als ſie die Burg, die Thürme, die grauen Dächer ihrer Heimath, vom Mondenlicht erhellt, vor ſich liegen ſah, ſtreckte ſie zum Lebewohl die Arme nach ihr und weinte bitterlich. — Da hallte die Stunde der Mitternacht — Vater im Himmel! rief ſie nun, Steh mir bei! ihr Thränenquell verſiegte, und ſie ging mit raſchem Schritt dem Hauſe zu. Auf dem freien Platze hielt Conſtant mit den Pferden, ſie grüßte ihn, er dankte, faßte ihre Hand und drückte ſie ſchweigend an ſeine Lippen. Jetzt ſtand ſie vor der offenen Thüre, trat ein, ihr Herz klopfte gewaltig, ihre Bruſt wollte zerſpringen, aber muthig ſchritt ſie die ſchmale Treppe hinauf,

wo ihr schon die laute Stimme Melacs entgegen schallte, und als sie die Thür öffnete, wehte es sie so eisig und todtenhaft an, als träte sie in ein Grabgewölbe.

Nun packt Euch fort, Stadtschreiber! rief Melac, als er das Mädchen erblickte, und schob den Schurken unsanft nach der Thür, der einen teuflisch-lächelnden Blick auf Magdalene werfend, an ihr vorbei schlich. — Willkommen Liebchen! rief Melac ihr entgegen tretend, willkommen, du ließest lange auf dich warten.

Habt Ihr noch kein Erbarmen mit einer Unglücklichen? bat sie, den Frechen abwehrend.

Keines! rief er wildauflachend, du bist zu schön, zu lockend, um Mitleid für dich fühlen zu können. Dies sagend umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell lachte er auf — das war verfehlt Jungfer! rief er höhnisch und ehe sie den Dolch in die eigene

Bruſt ſtoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden.

Ziere dich nun nicht länger Liebchen! rief er, ſie feſt umſchlungen haltend, was ſoll das Gaukelſpiel, ergieb dich in dein Schickſal, denn nun biſt du mein, trotz Himmel und Hölle!

Sie iſt nicht dein! rief eine furchtbare Stimme und vor ihm ſtand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberraſcht ließ Melac die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe ſtehende Ruhebett ſank.

Truggeſtalt der Hölle! rief er, du wagſt es, mich in meiner Luſt zu ſtören! Fort! er hob den Dolch, den er noch in ſeiner Rechten hielt, aber von der Geiſtergeſtalt berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, ſie hatte die Kraft verloren. — Ha! rief Melac von Wuth entbrannt, dem immer noch ernſt vor ihm Stehenden zu: Du hoffſt mich mit deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Du irrſt, Ohnmächtiger! Es giebt ja, wie du mir ſelbſt geſagt, einen Stärkern als du, in deſſen Schutz ich ſtehe, nun ſo rufe ich ihn, ruf' ich den Teufel an, mir zu helfen!

Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unschuld! sprach der Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel streckend, es ist Gericht gehalten über dich! Du bist verdammt.

Verdammt! rief Melac, sein Haar sträubte sich empor, sein Auge erglühte wie Flammen und suchte umher, ob sich keiner zu seiner Hülfe nahe. Niemand erschien, aber sein Erstarren war vorüber. Ha! ich fühle ja wieder die alte Macht und den alten Willen, jauchzte er auf. Nun, wenn keiner mir zur Hülfe naht und ich verdammt sein soll, will ich es auch ganz sein! — Rette sie, wenn du es vermagst! rief er in wilder Verzweiflung, stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht, die Treppe hinunter, riß den Zügel des Rappen aus Constants Händen, schwang sich fluchend auf das Roß, und jagte davon.

Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd. — Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melac drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde

durchsauſt, den blutigen Dolch hoch in ſeiner Rechten, den Rappen ſpornte, der in hohen Bogenſätzen über Stock und Stein dahin flog. Immer noch trieb er den Schnaubenden vorwärts, Schrecken und Furcht jagte ihn, er wollte der wilden Jagd, wollte ſeinem Geſchick entfliehen. Der Sturmwind braußte ihm entgegen, doch achtete er ihn nicht; der Schnee wirbelte ſich in Säulen empor und ſperrte ihm den Weg, er ſprengte hindurch. Immer näher und näher kam die Jagd, ſchon vernahm er das Schnaufen der Roſſe, ſchon hörte er das Raſſeln des Todes dicht hinter ſich, ſchon fühlte er die eiſige Hand in ſeinem Nacken, da drückte er verzweiflungvoll dem Roſſe die Sporen tief in die Weichen, es hob ſich noch einmal, ſetzte über den hohlen Weg, der vor ihnen lag und ſtürzte zuſammen. — Roß und Reiter lagen zu Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinſend weiter.

Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte ſich unter ſeinem Roſſe nicht mehr, der Rappe lag todt auf ſeinem Herrn, deſſen Sand verronnen war. Als aber Hirſch und Eber über ſie wegzogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreiſchende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erſcholl, da ſprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geiſter vernähme, mit Blitzesſchnelle auf, feſt ſaß der Reiter noch

im Bügel. Hussa! Hussa mir nach! rief er gebietend, der Rappe sprühte Flammen aus seinen Nüstern, und den blutigen Dolch schwingend, jagte Melac an der Spitze des höllischen Zuges dahin.

Niemand hat weiter von ihm gehört.

Als die wilde Jagd an Serach vorüber gezogen war, erhob sich Constant, der sich bei ihrem Heranzug niedergeworfen und gebetet hatte, und sah schaudernd nach der Gegend, wo sein Herr hin gejagt war; nirgends sah er eine Spur. — Die Rosse waren verschwunden und alles still wie das Grab um ihn her; nur ein leises Winseln vernahm er in der Nähe, er eilte hin; es war der Stadtschreiber, der, von dem Rosse zertreten, seinen Geist aushauchte. Constant ließ ihn ohne Theilnahme liegen, ihn drängte sein Herz nach dem Hause hin. Dort fand er Magdalene auf dem Ruhebett liegen. Ein Kranz weißer Rosen war durch ihre blonden Locken geflochten, eine geknickte Lilie deckte die Wunde ihrer Brust; über sie beugte sich eine bleiche Geistergestalt, küßte ihre erstarrten Lippen und winkte dann Constant näher zu treten, und als der letzte Athemzug die Lilie nur noch leise hob, er der Sterbenden das gebrochene Auge schloß, tönten Harfenklänge, und auf den eindringenden Mondesstrahlen entschwebte, ein leises Ave Maria noch lallend, die bleiche Geistergestalt.

ſtadt zu retten verſuchte. Das Mädchen fiel als Opfer, die Stadt iſt gerettet! Der Herr iſt barmherzig! — Ich habe reuig vor dem Kreuze gekniet, habe um Vergebung gefleht und ich fühle die Sünde von mir gewichen, und das Vertrauen in meine Bruſt zurückgekehrt. Ewig iſt Gottes Barmherzigkeit, das Vaterhaus ſteht dem reuigen Sünder offen —

Der Herr ſei gepriesen! ſprach Mathilde, und mit dieſem Wort ſank die Scheibe des Mondes hinter dem Walde, und um ſie ward es wieder finſter, doch immer bleicher und bleicher wurden die Sterne. Warum ſchwindet Euer Licht, Ihr Boten des Friedens? rief Mathilde, warum zieht Ihr Eure Strahlen ein, Ihr Kinder der Nacht? Wollt Ihr auch heimgehen, und uns allein laſſen, daß die Natur ganz öd' und düſter um uns ſei? —

Und als ſie' dies ſprach, vernahmen ſie Töne, wie leiſes Murmeln der Wellen, wenn ein ſanfter Weſthauch ſie bewegt, wie das feierliche Säuſeln des Nachtwindes, wenn er leiſe Blüthen und Blätter durchrauſcht. Sie wandten ſich nach Oſten, von woher die Töne kamen, die mit heiliger Ruhe ſie erfüllten. Und hinter den Bergen ergraute die Nacht, der Tag ſandte ſeine bleichen Strahlen, die Wipfel der Bäume traten hervor, und zwiſchen ihnen glühte die Morgenröthe in roſigem Schimmer hindurch.

Bei ihrem Anblicke ſanken ſie anbetend

nieder, jeder glühende Strahl ward ihnen zum Boten des Friedens — Gott hat vergeben! rief er aus, wir sehen sein heiliges Licht!

Flammend hob sich jetzt die goldene Scheibe, und sandte ihre Gluthen über die schlummernde Erde, die Töne verstummten, und ein heiliger Schauer durchbebte die Müden, als die Morgenluft sie anwehte, sie auf ihre Schwingen nahm, und an das offne Grab senkte. — Sie fanden es mit Palmenzweigen geschmückt, und blickten nicht mehr mit Schauder hinunter, nicht grausig erschien es ihnen mehr, es schien ihnen ein sanftes Ruhebette zu sein.

Zieht es auch dich hinab, mein Geliebter? fragte Mathilde.

Auch mich! erwiederte er, das Auge flehend gen Himmel erhoben — Da begannen Harfen zu ertönen, und eine Stimme, sanft, wie der Hauch eines Engels, hallte durch das himmlische Chor, und sie vernahmen die Worte des Trostes: auch mit dem reuigen Sünder hat die göttliche Liebe Erbarmen! Gehet ein zur ewigen Ruhe Ihr müden Leiber, gehet ein in das Vaterhaus Ihr reuigen Seelen! — Und sie senkten sich Arm in Arm in das Grab, legten die bleichen, müden Häupter auf die Palmen und bald schlummerten sie ein. Da drückte der Engel des Friedens den Kuß der Vollendung auf ihre Lippen und die Gräber schlossen sich über sie, bis zum Tage der Auferstehung.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zwölftes Bändchen.

Der Papagei.
Scenen aus dem Kriegsleben in Spanien.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

Der

Papagei.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

I.

Am schönsten Maimorgen war in einem sehr eleganten Hause zu Genf gegen Gewohnheit schon Alles früh auf. Kaum daß die Glocke fünf geschlagen, standen drei Damen in ihrem Morgenanzuge zum Ausgehen bereit, und warteten nur noch auf die Bedienten, welche ihnen mit dem zu einem ausgesuchten Frühstück Nöthigen folgen sollten.

Drei an Körper und Gemüth verschiedenere weibliche Wesen als diese Damen, konnte man nicht leicht finden. Die Aelteste war klein, und obgleich sie behauptete, in ihrer Jugend die Figur einer Nymphe gehabt zu haben, doch jetzt etwas verwachsen. Ein lebhaftes Auge blickte über eine ziemlich bedeutende Nase feurig hervor, der Mund zeigte noch zwei Reihen schöne Zähne, ob eigene

oder eingesetzte, darüber wagte Niemand zu entscheiden; ihr eleganter Anzug zeigte Reichthum, und besonders war die eben nicht mehr schöne Hand mit Ringen übersäet. So klein die Dame auch war, suchte sie doch, trotz des sehr bemerkbaren Fehlers ihrer Gestalt, durch stolzes Wesen und ein gewisses Kopf in die Höhe werfen ein imponirendes Ansehen zu gewinnen, welches ihr aber nicht recht gelingen wollte. Die Zweite war eine jener seltenen Gestalten, wo Mutter Natur in einer freundlichen Laune wohlwollend das Ebenmaß so recht abgewogen hatte. Hoch, ohne zu groß, schlank, ohne mager zu sein, waren alle Formen rund und der kleinste Theil ihres Körpers regelmäßig schön. Zu diesem stimmten die Züge ihres Gesichts. Waren die Augen auch nicht junonisch, lag auch etwas Gedrücktes in ihnen, so war doch der aus ihnen strahlende Blick so herrlich, fast möchte man sagen, so ermattet schmachtend, daß er mehr anzog als der feurigste Blick aus dunkelschwarzem Auge. Das Näschen war schön und lieblich geformt, der Mund, ja wahrlich, so wenig es zu wünschen ist, ein Papagei zu sein, so sehr hätte man doch das gute Papchen

beneiden müssen, der, von der jungen Schönen auf ihrer Hand getragen, oft diesen Mund küssend berühren durfte. Auch die dunkle Fülle ihrer braunen Locken, welche sinnreich geordnet, und gegen die das blendende Weiß ihrer Haut und das nur leis angehauchte Roth ihrer Wangen gar lieblich abstach, vollendete das reizende Bild dieser Frau, welche mit ihrer Grazie, Jugend und Lebendigkeit eben so leicht für ein blühendes Mädchen, als für eine vollendet schöne Frau gelten konnte.

Die Dritte — schwer ist es, sie zu beschreiben — war nicht groß, nicht klein; eher zu schlank, als zu voll, und auf diesem hübsch zu nennenden Körper saß ein sonderbarer Kopf, der etwas zu groß in seinen wohl zu starken Zügen mit der Gestalt nicht ganz im Einklang war, und eher auf den Rumpf eines Antinous als einer Hebe gepaßt hätte. Ein geistreiches Auge, eine gebogene Nase, ein freundlicher, obgleich zu großer Mund schreckte nicht ab, sich ihr zu nahen, da Geist und Herz sich überall aussprachen. Ueber dem Gleichmaß ihrer geistigen Vorzüge vergaß man gern den Mangel

an Symmetrie des Körpers, welcher deßungeachtet nicht ohne Liebreiz war.

Selbst bei der jetzt herbeikommenden Dienerschaft war ein gleich sonderbarer Kontrast. Die Zofe, welche der kleinen Dame den seidenen Mantel umgab, that es mit steifem Anstande, verbeugte sich ehrfurchtvoll, wünschte der gnädigen Frau eine glückliche Reise, als ob der Spaziergang von Genf nach petit Saconé mehre Tage Zeit erfordere, stand lange erwartungvoll, bis die Gebieterin ihr die knöcherne, von Brillanten strotzende Hand zum Kuß reichte, und blieb dann in einiger Entfernung, fernerer Befehle harrend, stehn. Sie mochte einmal eine ganz artige Soubrette und ein frisches Röschen gewesen sein, jetzt aber, trotz Schminke und Putz, war sie zur Rosette geworden, und gehörte nun zum Astergeschlecht. Die Andere, welche der jungen schönen Dame das vergessene Riechfläschchen nachbrachte, war ein freundliches, rothwangiges Geschöpf; Lebenslust und Gutmüthigkeit blickte unverholen aus ihren Augen. Sie war so eilig herbeigelaufen, daß sie, trotz der dastehenden Bedienten, in ihrem weißen Unterröckchen und knappen Nachtkamisölchen

unbekümmert und unbefangen ihre Nymphengestalt zeigte. Amüsiren Sie sich gut, gnädige Frau! sagte sie freundlich, die Hand der Herrin küssend: und kommen Sie recht bald wieder, mir wird sonst die Zeit gar zu lang.

Die beiden Diener, mit ihren Handkörben am Arme, bildeten die alte und neue Zeit. Der Eine, der sich hinter der ältlichen Dame unverrückt hielt und jeder ihrer Bewegungen folgte, stand ruhig in seinem perlfarbenen Rock mit rothen Aufschlägen, rother Weste und Unterbeinkleid, mit weißgepuderten Haaren da, und schien eben keinen großen Gefallen an der Partie zu haben. Der Andere, in elegantem blauen Frack, ganz modisch in englischem Geschmack gekleidet, hielt in der linken Hand, an welcher die braunen Glacéhandschuhe nicht fehlten, seinen Hut und einen Regenschirm, an dem rechten Arm trug er den Korb, über welchen er wohlweislich einen Reserveshawl der gnädigen Frau geworfen, damit Niemand sehen möchte, daß der elegante Jean einen Korb tragen müsse, vor dem er überdies, nach mancherlei Erfahrungen, eine große Scheu hatte. Ihm schien

die Frühpromenade Vergnügen zu machen, nur zeigte ein verſtohlener, auf das Kammermädchen ſeiner Dame geworfener Blick, daß er dieſes dabei vermiſſen würde.

Die alte Dame war die Tante der Schönen, dieſe die Witwe eines reichen Engländers, den ſie aus Vernunft und auf Bitten ihrer armen Mutter geheirathet, und ganz gut mit ihm gelebt hatte. Er hatte dies dadurch dankbar anerkannt, daß er ſie nach ſeinem bald erfolgten Tode zur Univerſalerbin eingeſetzt. Die Dritte war eine arme Jugendgeſpielin der Lady, auch jetzt noch ihre Herzenfreundin, und, gleich der alten Tante, ihrer Gardedame, ganz von ihr abhängend. Doch fühlten Beide dieſe Abhängigkeit nicht im mindeſten, nur wenn die Tante ſie ganz vergaß und mit ihren ſonderbaren Launen und ihrer Moral läſtig wurde, rüttelte die junge Witwe zuweilen ungeduldig an den Feſſeln, die ſie ihr anlegen wollte, und dieſer Ton brachte dann ſchnell Alles wieder ins Gleis.

Endlich, nachdem die Tante ihrer Zofe noch eine Menge Befehle zurückgelaſſen, beſonders ihre lieben Thierchen, die Hunde ihr

empfohlen hatte, setzten sich die Damen in Bewegung, um an diesem schönen Maitag in petit Saconé, jenseit der Rhone, einem Pickenick beizuwohnen, den mehre Fremde, der Sonderbarkeit wegen, schon am frühen Morgen veranstaltet hatten.

Auf den jetzt fast menschenleeren Straßen des sonst so lebhaften Genf fand die Tante, daß es doch Thorheit wäre, so früh aufzustehen, sich um den schönen Morgenschlaf zu betrügen, um durch öde Gassen zu wandern, wo kaum ein Gewürzladen offen, und noch kein Mensch am Fenster sei. Ich freue mich, sprach sie, als sie nicht mehr fern von der Rhonebrücke waren, daß wir nun bald aus der Stadt sind, denn wahrlich, hier ist es so todt, wie auf dem Kirchhof, vor dem uns Gott noch lange bewahren möge.

Aber kaum hatte sie dies Wort gesprochen, als sie nicht mehr Ursache hatte, sich über die grauenhafte Stille zu beschweren. Von der Rhonebrücke her vernahm man einen furchtbaren Lärm. Rettet Euch, rettet Euch! rief es von allen Seiten. Um Gottes willen, bringt Zucker, Brantewein, hörte man eine kreischende weibliche Stimme rufen, und zwi-

ſchen all dieſem Lärm vernahm man ein ſonderbares Gebrüll, faſt dem Ton einer ſchnarrenden Poſaune ähnlich. Schnell eilte der ſtets bewegliche, überdies noch von Neugierde getriebene Jean um die Ecke nach der Brücke, um, während die Damen angſtvoll ſeiner harrten, nach der Urſache dieſes Lärmes zu forſchen. Allein ſchon nach einer Minute kam er athemlos zurückgelaufen, rannte, Ehrfurcht, Formen und Anſtand vergeſſend, die ihm neugierig entgegentretende Tante um und um, und lief unter dem furchtbaren Geſchrei: der Elephant! der Elephant! unbekümmert um ſeine Herrſchaft davon.

Während die beiden jungen Damen und der alte Bediente, der ſeinen Korb vor Schreck mitten in die Straße hingeſetzt, mit der Tante beſchäftigt waren, hörten ſie ſchon in der Nähe das Gebrüll dieſes Thieres, das ſeiner Herrin wüthend folgte, und in kurzem Trott auf ſie zukam. Heiliger Gott, wir ſind verloren! ſchrie die Alte, während die junge Witwe beinahe ohnmächtig niederſank, und Auguſte, ihre Freundin, alle Faſſung verloren hatte.

Der Elephant kam mit wildſchwingendem

Rüssel gerade auf sie zu; allein in diesem Augenblick fühlte sich Konstanze, die junge Witwe, von zwei starken Armen umfaßt. Ein junger Mann, der selbst vor dem wüthenden Thiere floh, hatte sie ergriffen, war mit ihr über die Straße gesprungen, und rannte, da der Elephant nur noch wenige Schritte dicht hinter ihnen war, mit kräftigem Stoß die Thür eines Hauses ein, eilte mit seiner schönen Bürde die Treppe hinauf, öffnete eine Thür, trug sie in ein Zimmer, und setzte sie hier auf dem Sopha nieder. Ich danke Ihnen, lispelte die halb Ohnmächtige. Eilen Sie hinunter zu meiner Tante zu meiner Freundin, retten Sie, wenn es noch Zeit ist! Der junge Mann warf einen bedeutenden Blick auf sie und gehorchte. Nach einigen Augenblicken traten die zitternde Tante und die bleiche Freundin herein, der Retter aber nicht mit ihnen. Zu gleicher Zeit erschien durch die entgegengesetzte Thür ein anderer junger Mann in sehr anständiger Morgenkleidung, entschuldigte sich wegen seiner Toilette, bat die Damen, Platz zu nehmen, und fragte, womit er ihnen dienen könnte.

Wir bitten um Verzeihung, nahm Konſtanze das Wort, Sie ſo früh zu beläſtigen. — Ein unglücklicher Zufall — der wüthende Elephant — ein junger Mann, der die Hausthür ſprengte und mich herauftrug — dies Alles, oder vielmehr der Zufall iſt die Urſache, daß wir uns hier befinden. Erlauben Sie nur, daß meine Tante ſich einen Augenblick erholen darf, und wir werden Sie dann ſogleich verlaſſen.

Der junge Mann ſagte einiges Verbindliche, bat, ſich ſeinetwegen nicht zu geniren, ſein Zimmer wie das ihrige zu betrachten, und verließ ſie dann. Nach einiger Zeit kam ein ſehr anſtändig gekleideter Bedienter und präſentirte ihnen Kaffee und Chokolate, und die Damen mußten, um nicht unartig zu ſcheinen, ſtatt jenſeit der Rhone, hier ein kleines Frühſtück, ohne den Wirth, der nicht wieder erſchien, zu ſich nehmen.

Auguſte erzählte nun, wie in dem Augenblick, wo der unbekannte Ritter ſie gerettet, der Elephant ſchon ganz dicht bei ihnen geweſen, und ſie ihren unvermeidlichen Tod vor Augen geſehen hatten, als er plötzlich des Korbes mit Likör, den Michel in der

Angſt auf die Straße geſtellt, gewahrt, ihn mit ſeinem Rüſſel erfaßt habe, und in dieſem Augenblick von der Frau, welcher er wahrſcheinlich angehöre, durch einen Hut Zucker und den Geruch einiger geöffneter Flaſchen mit Rum weiter gelockt wäre — der junge Mann ſei in dieſem Augenblick wieder aus dem Hauſe zu ihnen gekommen, hätte ihnen mit einer Pantomime die offene Thür dieſes Hauſes gezeigt, und mit kurzen Worten geſagt, daß ſie eine Treppe hoch erwartet würden; dann ſei er verſchwunden.

Konſtanze ſchüttelte bei dieſer Erzählung den Kopf und wurde nachdenkend, die Tante aber erklärte, indem ſie ſich auf das Sopha warf, daß aus der unglücklichen Partie nach petit Sacconé nun nichts mehr werden könne, da ſie viel zu angegriffen ſei. Doch der immer zunehmende Lärm auf der Straße ließ ihr keine Ruhe, ſie eilte an das Fenſter, und ſah nun, wie das herbeiſtrömende Volk nach der nahgelegenen Kaſerne drang, als ob es ſie ſtürmen wollte; ſie zitterte vor Angſt, ihre aufgeregte Phantaſie mahlte ihr das Schrecklichſte, doch ſchien ſie Faſſung zeigen zu wollen, und ſetzte ſich nieder.

Wahrlich, sagte sie, nachdem eine Tasse Chokolate die schlummernden Lebensgeister wieder aufgeregt hatte: wahrlich! liebe Konstanze, wir kommen nicht nach Hause, wir müssen hier noch länger verweilen. Horch nur den furchtbaren Auflauf!

Ach Gott! sagte diese, statt zu antworten, das liebliche Köpfchen traurig hängen lassend: wo mein armer Jako wohl sein mag? In der Angst über den Elephanten ist er mir weggekommen.

Gott sei gedankt, daß der Schreihals fort ist! unterbrach die Alte ihre Klagen. Wenn mein Oberon, mein Hüon und meine kleine Rezia zuweilen zu bellen anfingen, so machte dieses unausstehliche Thier einen so schrecklichen Lärm, und ärgerte meine armen Hunde so sehr, daß ich ihn oft verwünscht habe.

Auguste lächelte bei diesen Worten, Konstanze aber ließ es ruhig über ihren Liebling ergehen, und mochte auch jetzt wohl mehr an ihren Retter als an den Papagei denken.

Sonderbar! redete Auguste die Träumende an, während die Tante wieder an das Fenster getreten war und auf den Pöbel, wie sie ihn nannte, ängstlich herabsah: —

son-

ſonderbar, daß heute die Herren ſo galant, und doch ſo unfein gegen uns ſind. Der Eine rettet Dich, und verſchwindet; der Andere, obgleich wir ihn aus ſeinem Morgenſchlafe geſtört, empfängt uns zwar ſehr artig, verläßt uns jedoch, und ſtatt ſeiner kommt Chokolate. Sind doch heut zu Tag die jungen Männer ganz anders, als wie ſie uns die Tante aus ihrer glücklichen Roſenzeit ſchildert: brav und bieder, aber wahrlich nicht galant.

J nun, erwiederte Konſtanze, und warf einen ſonderbaren Blick auf ihre Freundin: daß unſer Wirth ſich nicht wieder ſehen läßt, mag in ſeiner Beſcheidenheit liegen, und ich verdamme ihn deshalb nicht; er war nicht angekleidet —

Nun, ſo hatte er doch Zeit genug, es zu thun, unterbrach ſie Auguſte; denn in dieſer Zeit hätte er zehnmal Toilette machen können. Aber daß Dein Paris ſich nicht einmal die Mühe gibt, ſeiner ſchönen Helene ins Auge zu ſehen, das finde ich ſtark, und kann ihn deshalb zu den jungen Herren rechnen, deren man jetzt ſo Viele trifft, die ſich wohl für eine Dame ſchlagen, wenn ſie glauben,

ihre eigene Ehre verlange es, die aber viel zu bequem sind, um ihr nur eine leere Tasse aus der Hand zu nehmen.

So scheint es mir auch, nahm die Tante das Wort. Dein Retter, meine gute Konstanze war unstreitig ein Mensch von schlechter Lebensart, und mir ist es sehr lieb, daß er sich nicht wieder blicken läßt; denn statt Dankes wär' ich gezwungen, ihm Sottisen zu sagen. Daß er keine Lebensart hat, bewies er schon, als er die Achtung gegen mich vergaß; daß mir unter Euch die mehrsten Egards gehören, konnte er auf den ersten Blick sehen, und doch ließ er mich ruhig stehen, kümmerte sich nicht um mich und griff nach Dir. Ob mich der Elephant zertreten hätte oder nicht, das schien ihm gleich. Rücksichtlos erfaßte er das erste Beßte, was ihm in die Hand kam, und dachte nicht an das, was die Schicklichkeit und der Anstand gegen Damen meines Alters verlangen.

Gnädige Frau, unterbrach Auguste ihren Unmuth: ich glaube sie thun dem guten Mann Unrecht. Er hat vielleicht gerade nach der gegriffen, welche ihm die Schicklichste, sie in seine Arme zu schließen, dünkte.

Ma chère! fuhr die Erzürnte auf: Sie wissen, ich liebe das Vorlaute nicht, und auch Ihnen wär' es oft nützlich, wenn Sie noch in die Schule gingen, wo man Anstand und Achtung nicht sowohl für das Alter, sondern doch für einige Jahre ältere Personen lernt.

Tantchen! sagte Konstanze, mit ihrer freundlichen Gutmüthigkeit ihren Zorn abzulenken: Sie sind heute recht grausam gegen mich. Meinem Retter wollen Sie nicht einmal Dank sagen, meinem armen verlorenen Jako wünschen Sie, daß ihn die Katzen fangen möchten, und meine Herzensfreundin wollen Sie von mir weg in die Schule schicken. Wodurch hab' ich das verdient?

Nun, nun, liebes Kind, Du weißt ja, ich mein' es nicht böse, erwiederte die Alte: aber Du weißt auch, wie sehr ich an den Formen, und mit Recht hänge. Aller Glanz besteht nur in der Form — dies sagend warf sie sich in die Brust — und sowohl Dein Retter als das Paychen, Beide haben gefehlt; der Eine hat meine Würde übersehn, der Andere plaudert oft ungefragt und schreit, wenn ich rede, oder meine kleinen Lieblinge bellen. — Aber mein Gott! unterbrach sie sich:

welch' ein fürchterlicher Lärm! Sie trat wieder an das Fenster, die Andern folgten. Seht nur, Kinder! rief sie: immer mehr und mehr Menschen stürmen heran, es ist unmöglich, durchzukommen, hört nur das Geschrei! Ich glaube wahrlich, sie wollen die Kasernen stürmen, sie dringen mit Balken gegen das Thor, -schaffen Bruchstangen und Mordwerkzeug herbei. — Ach, du großer Gott! da rücken sie mit Kanonen an! Vier ungeheure Stücke! Seht nur, sie fahren bald den Pöbel um und um. — Jetzt biegen sie mit zweien in die Seitengasse, die zwei andern fahren sie gegen den Thorweg auf. Großer Gott! wären wir doch nur aus diesem Hause, aus diesem unglücklichen Genf! Ich wollte gern meinen Seelsorger, den frommen Mann, vermissen, und mein Herz und meine Sünden vor dem trockenen Beichtiger auf Deinem Schlosse ausschütten, wäre ich nur von hier. Ach! halte mir das Riechfläschchen vor, liebes Kind, und laß uns vom Fenster hinweg! Wenn der Kampf beginnt, so könnte uns eine Kugel treffen; und es wär' um uns geschehen!

Sie führten jetzt die Zitternde auf das

Sopha zurück, und hielten ihr das Riechfläschchen vor; aber auch dieser flüchtige Geist vermochte die gute Tante nicht zu stärken. Hört Ihr, sagte sie aufhorchend: hört Ihr, wie sie schon die Mauern einreißen? Ach Gott! Sie wiederholen den gottlosen Sturm auf die Bastille. Horcht, das Geschrei und das Gebrülle! Hört nur das Gerassel! Sie werfen Steine auf die Dächer! — Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Furchtsame, und auch Konstanze und Auguste schienen von ihr angesteckt, denn sie rückten ängstlich zusammen, und horchten auf jedes Geschrei, auf jeden Ton, der von der Straße zu ihnen heraufdrang.

Plötzlich theilte der dumpfe Knall eines Geschützes die Luft — Victoire! Victoire! schallte es von allen Seiten. Man hörte das Thor der Kaserne prasseln, es niederreißen und unter stetem Siegesruf das Volk hineinstürzen.

Gerechter Gott! betete die Alte in ihrer Todesangst: warum läßt du das über mich ergehen? Bin ich nicht fromm und andächtig gewesen in Worten, wenn auch nicht in Werken? Habe ich nicht Alles geglaubt, selbst

was ich nicht verstand? Habe ich nicht meinen Beichtiger für deinen Gesandten und seine Worte für das wahre Evangelium gehalten? Ach, war es nicht genug, daß ich in meiner Jugend den Schreckentag der Bastille erleben mußte, der alle Adeldiplome zerriß, die auf den festesten Felsen gebauten Schlösser zerstörte, und die Gottesfurcht von der Erde verbannte? Muß ich auch noch das erleben? — Kinder! sagte sie, auf ihre Knie sinkend: laßt uns beten! Laßt uns zum Herrn unser Herz erheben, daß er uns Stärkung gebe in unserer Todesstunde, daß er uns statt des wüthenden Elephanten das Lämmlein sende, uns aus diesem Gomorrha zu leiten! Kinder, betet doch! —

Aber die Neugierigen waren an das Fenster getreten, sahen dem wilden Getümmel zu, hörten nicht auf der Tante mystische Worte, und bemerkten nicht, daß die Thür sich öffnete, und ihr ungalanter Wirth mit dem Ruf: Er ist todt! hereintrat.

Todt? schrie die Tante, aufspringend, während die Damen sich vom Fenster wandten. Der König todt?

Ja, meine Gnädigste. Der Mächtige sank,

von einer Kanonenkugel getroffen. Wollen Sie ihn nicht sehen? Vielleicht, wenn das Volk, das jubelnd um ihn steht, sich verlaufen hat?

Ich, mein Herr? fragte die Dame, erschrocken zurücktretend: — Ich soll dem schrecklichen Schauspiel beiwohnen, soll mich unter den wüthenden Pöbel drängen, um zu sehen, wie ein Fürst, seinen Mördern zum Hohn in seinem Blute liegt? soll das grausame Gemetzel des wüthenden Pöbels mit ansehen?

Sie sind sehr gefühlvoll, meine Gnädige, begann der junge Mann, sich gegen die herzutretenden Damen verneigend. Sie haben sehr viel Mitleid, und das macht Ihrem Herzen Ehre. Auch mich hat der arme Elephant gedauert."

Der Elephant? fragte die Dame verwundert.

Ja, meine Verehrte! fuhr der junge Mann, etwas ungeduldig werdend, fort, und es schien nun, als wünsche er das Gespräch mit ihr abzubrechen: Der Elephant, der schon seit mehren Wochen, wie Sie wissen werden, hier zu sehen war, sollte heute abgeführt werden; auf der Rhonebrücke wird der sonst

so zahme wild, faßt seinen Wärter mit dem Rüssel, und schleudert ihn zu Boden, wendet um, und trabt der Stadt zu. Nur durch die Geistesgegenwart der Madame Garnier, seiner Führerin, die mit herbeigeschafftem Zucker und Brantwein ihn von Ihnen, meine Damen ab, und in den Kasernenhof lockt, wird er eingesperrt, und nach dem vergeblichen Versuch, ihn mit Gift zu tödten, wird, während er sich das Vergnügen macht, die im Hof aufgeschichteten Bomben und Kanonenkugeln auf das Dach des nahe stehenden Schuppens zu schleudern, ein Loch in die Mauer gebrochen, und er durch einen Kanonenschuß getödtet.

So? sagte die Dame, über das Mißverständniß erröthend — doch dieses Erröthen drang nicht durch den Purpur ihrer Wangen: so hab' ich mich geirrt, und meine Besorgniß war unnöthig. Jetzt aber bitt' ich Sie, die Güte zu haben, nach unserer Wohnung, Rue St. Madelaine, Nr. 18., zu schicken.

Wen hab' ich die Ehre bei mir zu sehen? unterbrach ihn der junge Mann.

Die Baroneſſe von Feuerbach.

Und dieſe jungen Damen? fragte der kecke Wirth weiter.

Dies iſt Lady Morton, meine Nichte, erwiederte ſie gravitätiſch, und betonte jedes Wort. Dieſe, ſprach ſie, den Ton fallen laſſend: Fräulein von Adlerfeld. Darf ich nun bitten, fuhr ſie fort, nachdem der junge Mann den Damen ein verbindliches Kompliment gemacht hatte: mir auch Ihren Namen zu ſagen, mein Herr?

Ich heiße Schröder, bin aus Straßburg, und wegen Handelsgeſchäften hier.

So! ſagte die Tante, und nun ſchien ſie ihre Worte nicht mehr abzuwägen. Schicken Sie hin, und laſſen Sie meinen Bedienten rufen, damit wir Jemand haben, der uns durch das Gewühl der Menſchen nach Hauſe begleitet; überdies geh' ich nie ohne Bedienten auf der Straße.

Wenn Sie erlauben, ſagte der junge Mann verbindlich: ſo werde ich die Ehre haben —

Inkommodiren Sie ſich nicht, Herr Schröder! unterbrach ihn die Dame, auf die letzten Worte einen ſcharfen Accent legend.

Wie Sie befehlen, meine Gnädigſte, erwiederte er lächelnd. Doch hab' ich nicht

nöthig, deßhalb nach Ihrer Wohnung zu ſchicken. Seit den zwei Stunden, daß ich das Glück habe, Sie in meinem Zimmer zu wiſſen, ſteht ein alter Bedienter, ſteif wie die hieſige Bürgergarde, an der Thür, und weder meine, noch meines Bedienten Aufforderung, ſeinen Poſten zu verlaſſen und zum Frühſtück zu kommen, hat ihn nur einen Schritt weit entfernen können.

O, daran erkenn' ich meinen Michel! rief die Tante zufrieden. Sie öffnete die Thür und ſah mit Wohlgefallen den alten devoten Diener immer noch daſtehen, der den Rücken beugend ihre Befehle erwartete.

Während ſie ihn ſeiner treuen Dienſte wegen lobte, hatte ſich der junge Straßburger Kaufmann mit den Damen in ein Geſpräch eingelaſſen, wobei er zufriedener zu ſein ſchien als bei der Unterredung mit der Tante, die nicht wenig erſchrak, als ihre Nichte beim Wegaehen den höflichen Mann bat, ſie in ihrer Wohnung zu beſuchen.

Dies war der guten Frau ſtark gegen die Formen und den Anſtand gefehlt; aber noch mehr kam ſie außer ſich, als ſie, kaum einige Minuten auf der Straße, Maria, Konſtan-

zens Kammerzofe auf ihre Dame zufliegen, ihr um den Hals fallen sah, und unter dem fröhlichen Ausruf: Gott sei gelobt, daß ich Sie wiederfinde! Was hab' ich für Angst um Sie ausgestanden! sie umarmte. — Sie schwieg. — Auf der Straße durfte sie ihrem Herzen nicht Luft machen.

Das war ein deplorabler Tag, Michel! sagte die arme Frau, nachdem sie zu Hause ihre Hunde geliebkoset und ihren Mantel abgelegt hatte. Ist uns doch auf dem kurzen Wege bis nach der Rhone-Brücke nur Plumpes und Unschickliches begegnet. Erst der Elephant, dann Mosje Jean der Windbeutel, gleich darauf ein junger ungeschliffener Mensch, der gar nicht that, als ob ich in der Welt wäre. Späterhin ein eben nicht polirter Kaufmanndiener, und am Ende gar eine Gurli von Kammerjungfer, die ihres Lärvchens wegen sich einbildet, Gott habe sie ihrer Herrschaft gleich geschaffen. Er allein, Michel, hat mir Freude und meiner vierzigjährigen Zucht Ehre gemacht; führ' er dafür auch zur Recreation die lieben Thierchen ein wenig promeniren; er sieht, wie ich treue Dienste zu schätzen weiß. — Michel ging mit

den Hunden, doch schien er eben nicht sehr von seiner Belohnung erbaut.

2.

Am Nachmittag saßen die beiden Freundinnen nachdenkend auf ihrem Zimmer. Beiden schien heute, außer dem Elephanten noch etwas Sonderbares begegnet zu sein, denn die muntere Auguste war still, und die heitere, Alles sonst von der leichten Seite auffassende Konstanze nachdenkend. Doch trotz diesem Ernste konnten Beide nicht unterlassen, sich gegenseitig zu necken.

Die Witwe meinte, der Kaufmann aus Straßburg müsse in seine Chokolate, aber nur in die Tasse, welche Auguste bekommen, einige Tropfen von einem Liebestranke geträufelt haben, denn sie könne nicht läugnen, daß ihre sonst so vorsichtige Freundin wohl ein wenig schneller, als die strenge Sitte es erlaubte, von der Liebe überwunden worden wäre; daß von diesem Tranke nichts in ihre Tasse gekommen, dafür wolle sie stehen, aber auch einen Eid ablegen, daß der Tante kein

Tröpfchen davon zu Theil geworden sei. Auguste versuchte, sich zu entschuldigen, und da sie dies nicht so ganz vermochte, suchte sie wenigstens den Pfeil zurückzusenden, und meinte, der unsichtbare Retter müsse sie etwas fest an sein Herz gedrückt haben, denn sie habe gar zu besorglich nach ihm gefragt, und schiene ihn noch jetzt zu vermissen und sich mit ihm zu beschäftigen.

Wie Du doch gleich Alles übel deutest! unterbrach sie Konstanze. Was mich traurig macht und was ich vermisse, ist nur mein Papagei. Du weißt, wie viel Freude mir das liebe Thier machte, wie gelehrig er war. Ich brauchte ihm nur einige Mal einen Namen oder sonst Etwas vorzusprechen, gleich konnte er mir es nachplaudern.

Nun, da möcht' ich fast mit der Tante sagen: Es ist gut, daß er weg ist, denn was würdest Du erst verdrießlich sein, ihm einen gewissen Namen nicht vorsagen zu können.

So neckten sich die beiden Freundinnen gegenseitig, und Beide mochten wohl Ursache haben, als der flüchtige Jean, dem die Tante wegen dieses Morgens fast übler mitgespielt

hätte als der Elephant selbst, die Unterredung störte, und Herrn Schröder aus Straßburg anmeldete, welcher die Ehre zu haben wünsche, den Damen seine Aufwartung zu machen.

Er wird mir willkommen sein, sagte Konstanze und lächelte, als sie Augustens Erröthen bemerkte. Sag' er auch der Tante, rief sie dem Bedienten nach: daß Gesellschaft gekommen sei. — Nun, nur Muth, Glückliche! wandte sie sich zu ihrer Freundin. Muth, edle Dame! deren Ritter naht! Auguste schien empfindlich, drohte eben mit dem Finger, als sich auf der einen Seite die Thür öffnete, und Herr Schröder, von der andern aber die Tante eintrat. Sie warf, während der junge Mann sich verneigte, einen zornigen Blick auf ihre Nichte, erwiederte seine Verbeugung, die doch nur den jungen Damen galt, wandte sich dann schnell und entfernte sich wieder.

Natürlich, daß das Gespräch sich bald auf die Begebenheiten des Morgens lenkte, wobei die Damen nochmals den jungen Mann um Verzeihung baten, daß sie ihn beunruhigt, und er das Gegentheil versicherte und

behauptete, noch nie so angenehm überrascht worden zu sein. Die Unterhaltung drehte sich um Artigkeiten und den Elephanten der Madame Garnier. Man belachte das Victoire, Victoire! der Konstabler, welches sie im Siegestaumel gerufen, und das ihnen vom Volk im wilden Chor nachgebrüllt ward, und spöttelte über das Protokoll, welches man über diese ganze Sache gerichtlich aufgenommen hatte.

Bei dieser Gelegenheit kam auch das Gespräch auf den jungen Mann, welcher Konstanzen so großmüthig gerettet und sich so stolz bescheiden zurückgezogen hatte. Sie bat Herrn Schröder, sich alle möglich: Mühe zu geben, ihn auszuforschen, da es ihr drückend sei, ohne ihm für solchen Dienst gedankt zu haben, Genf vielleicht verlassen zu müssen. Sie sagte dies ganz unbefangen, aber doch, ohne die Wärme, welche sie bei der Erinnerung an ihn empfinden mußte, verbergen zu wollen, und zeigte offen die dankbare Rührung für ihren Retter. Dann bat sie ihn noch, sich wegen ihres Papagei's Mühe zu geben, und seinen Verlust in die Zeitung setzen zu lassen. Sie beschrieb ihn genau,

und bemerkte, daß man ihn besonders an seiner Gelehrigkeit und daran erkennen könne, daß er bei dem Namen Jako stets mit dem Kopf eine nickende Bewegung mache. Herr Schröder versprach, sein Möglichstes zu thun, war überdies noch sehr unterhaltend, machte sich über den Mysticismus, der jetzt in Genf sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheine, lustig, und so verging ein Stündchen nach dem andern, bis der Fremde sich empfahl.

Bin ich nicht ein gutmüthiges Kind? sagte Konstanze: Gebe aus Gefälligkeit für Dich, durch meine Aufträge Deinem Ritter Gelegenheit, morgen schon wieder zukommen.

Wenn Dir diese Aufträge nur nicht selbst so sehr am Herzen lägen, erwiederte Auguste.

Liebe Freundin, sagte Konstanze ernst: statt zu witzeln, glaub' ich, thun wir besser, unsere Herzen auch hier wie sonst gegenseitig aufzuschließen. Dir mißfällt der junge Kaufmann aus Straßburg nicht, und Du scheinst ihm zu gefallen. Auf mich hat der Mann, welcher mich rettete, einen mir selbst unerklärbaren Eindruck gemacht. Ich weiß nicht, wie ich Dir meine Empfindungen beschreiben soll;

soll; Dankbarkeit ist es nicht, wenigstens nicht allein, warum ich mich für ihn interessire. Liebe — Du weist — war mir bis jetzt fremd. Auf Bitten meiner verstorbenen Mutter, der meine Erziehung und Erhaltung so schwer wurde, heirathete ich Lord Morton, und wenn mich auch sein edles Gemüth zur Achtung zwang, so konnten mir doch weder sein Aeußeres, noch seine Sonderbarkeiten Liebe einflößen. Während der kurzen Jahre seines Lebens hielt ich es für Pflicht, auch nicht den leisesten Eindruck in mich aufzunehmen, und seit dem Jahre seines Todes war ich immer auf meiner Hut, denn ich wußte wohl, daß man sich nach dem Entbehrten so unaussprechlich sehnt, und eine Witwe, deren glänzende Verhältnisse eine Menge Anbeter um sie versammeln, sich oft übereilt, um an der Hand der Liebe, wie sie wähnt, eine Verbindung zu knüpfen, da sie doch nur an der Hand des Eigennutzes an den Altar tritt. Und doch kann ich Dir nicht sagen, welch' sonderbares Gefühl mich ergriff, als er mich die Treppen hinauf in das Zimmer trug, mich dort auf das Sopha setzte, einen Augenblick, ja wahrlich nur einen kurzen Au-

genblick, mit ſeinen ſchwermüthigen Augen mich anſah, und auf meine Bitte, Euch zu Hülfe zu eilen, ſich ſchnell entfernte. Es lag Etwas in dem Ausdruck dieſes Mannes, das Ehrfurcht und zugleich Mitleid in mir erweckte. Irr' ich nicht, ſo iſt er ein Unglücklicher. — Gott! rief ſie dann aufgeregt: vielleicht iſt er in Noth, und mir würde es ſo leicht, ihm zu helfen; vielleicht iſt es Einer jener Unglücklichen, die mit Muth ihr Schickſal ertragen, aber zu ſtolz ſind, ſich irgend Jemand anzuvertrauen.

Du kannſt Recht haben, Konſtanze, unterbrach ſie Auguſte. Nach Deiner Beſchreibung bin ich ſelbſt neugierig, den Mann zu ſehen, welcher, nachdem er Dich in ſeinen Armen hielt, und in Deine Augen, wenn auch nur kurze Augenblicke ſah, ſich, ohne den Dank von Deinen wunderlieblichen Lippen zu vernehmen, entfernte. Entweder iſt er ein Narr, oder ein ſehr edler Mann.

Laß mich lieber das Letzte glauben, ſagte Konſtanze gerührt. In meinem Herzen ſpricht Alles für ihn.

Ich deklarire ihn für einen Narren, unterbrach die Tante, welche unbemerkt herein

geschlichen war, das Gespräch; sie glaubte, das eben Gesagte betreffe den Straßburger Kaufmann. Fast sollt' ich meinen, er hätte Euch angesteckt, denn wahrlich, durch eine solche Begebenheit so ganz aus dem Gleichgewicht zu fallen, und so wenig die Dehors und Formen zu beobachten, daß man mit einem jungen Manne, den man nur einmal gesehen, und der überdies nicht von Adel ist, ohne die Tante den Nachmittag und den ganzen Abend zubringt, ist unerhört, und ich kann es nicht verantworten.

Gute Tante, sagte Konstanze freundlich, aber doch in einem Tone, der ihr Uebergewicht fühlen ließ; Sie wissen, daß ich seit dem Augenblicke, wo ich meine gute Mutter verließ und mir selbst überlassen war, immer so gehandelt habe, wie ich es vor mir selbst verantworten konnte, und das hat mir bis jetzt genügt. Beruhigen Sie sich deßhalb, Sie kennen den Vertrag, den wir Beide damals mündlich abgeschlossen, als Sie die Güte hatten, zu mir zu ziehen. Sie übernahmen vor der Welt die Stelle meiner verstorbenen Mutter, und schützen mich durch Ihren Stand und Ihre Würde vor Verläum-

dung; ich richte mich dagegen mit Freuden nach Ihren kleinen Launen, und — werden Sie nicht böse, Tantchen — bleibe Herr meines Willens, und bin so eitel und eigensinnig, mich von Niemand gern zurechtweisen zu lassen, als von dem Richter in mir, von meinem sittlich-weiblichen Gefühle. Aber lassen wir das! Sie ergriff die Hand der Tante und küßte sie. Diese, klug und gutmüthig genug, um nicht die Empfindliche zu spielen, berührte die Sache nicht weiter, und trieb ihre Bereitwilligkeit zum Frieden selbst so weit, daß sie Jako's freundlich erwähnte und seinen Verlust bedauerte.

3.

Des andern Tages versäumte Herr Schröder nicht, zur nämlichen Zeit seine Aufwartung zu machen; aber die Nachrichten, welche er brachte, waren nicht befriedigend. Obgleich er ein Kaffeehaus nach dem andern besucht, wo natürlich nichts als von der Geschichte des Elephanten gesprochen wurde, hatte er doch von dem jungen Manne und der Ret-

tung der schönen Dame nichts vernommen, und nach der Beschreibung, welche sie ihm von ihrem Retter gemacht, war auch nicht zu hoffen, daß er sich seines Abenteuers öffentlich rühmen werde. Auch von dem guten Papagei war bis jetzt noch keine Nachricht eingegangen.

Die Gegenwart der Tante, welche nach der gestern erhaltenen Weisung heute nicht auf ihrem Zimmer geblieben, sondern Theil an der Gesellschaft genommen hatte, schien dem jungen Manne seinen Aufenthalt etwas unbehaglich zu machen; denn obgleich er bald die Schwäche der guten Frau entdeckt, und nicht unterlassen hatte, sich mit besonderer Höflichkeit gegen sie zu benehmen, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, ihm ohne Anmaßung und Stolz zu begegnen, und er empfahl sich heute früher als es wahrscheinlich seine Absicht gewesen war.

Aber am andern Morgen war er schon in aller Frühe wieder da, und verkündete mit großer Freude, daß der Papagei wieder gefunden sei, und er wahrscheinlich durch ihn auch den verborgenen Retter entdecken würde. Es hatte nämlich in der heutigen Zeitung,

als Antwort auf die Aufforderung wegen des Verlorenen, gestanden, daß der beschriebene Papagei aufgefangen und bei der Polizeibehörde um drei Uhr des Nachmittags abzuholen sei. Der Kaufmann versprach nun, sich vor drei Uhr dort einzustellen, um den Ueberbringer genau zu beobachten.

Er hielt Wort. Schon nach zwei Uhr machte er sich auf dem Büreau der Polizei einen Bewerb, wo er auch kurz darauf einen jungen Mann mit einem Papagei, in welchem er sogleich den Unbekannten erkennen mußte, eintreten sah. Sein großes schwermüthiges Auge, der ernste düstre Blick, mit welchem er den zahmen Vogel, nachdem er ihn noch einmal geliebkost, übergab, ließ ihn nicht einen Augenblick zweifeln, daß es der Rechte sei. Er folgte ihm, und redete ihn auf dem Platz St. Antoine, wo er ihn einholte, an.

Mein Herr, sagte er, Sie waren so glücklich, einen Papagei zu fangen, der schönen Händen entflohen ist. Kennen Sie die Dame, welcher er angehört?

Nein! erwiederte der Fremde.

Und wären auch nicht neugierig, sie kennen zu lernen?

Nein! sagte der Wortkarge.

Wissen Sie, daß es dieselbe Dame ist, welche Sie vor dem Elephanten retteten? fuhr der Kaufmann fort.

Wahrscheinlich hat der letzte Dienst mehr Werth für sie als der erste, sagte der Fremde bitter.

Die Dame ist Lady Morton, Witwe —

Das thut mir leid! unterbrach er den Gesprächigen.

Und weßhalb? fragte dieser.

Weil ich die Engländer hasse. Ich empfehle mich! Dies sagend, bog er in eine Seitengasse. Schröder folgte ihm; der Fremde trat in ein Haus; auch hierher begleitete ihn der Kaufmann.

Mein Herr! wandte sich der junge Mann plötzlich mit finsterm Blicke nach ihm: Sie scheinen mein Schatten sein zu wollen, das beginnt mir lästig zu werden, und ich muß Sie ersuchen, mich zu verlassen; führte Sie aber der Zufall mit mir gleichen Weg, so bitte ich um Entschuldigung.

Dies Alles hatte er zwar höflich, jedoch

in so bestimmtem, abschreckendem Tone gesagt, daß Schröder, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, es für räthlich hielt, seine ferneren Nachforschungen für jetzt einzustellen. Wußte er doch nun Straße und Hausnummer.

Nach einiger Zeit kehrte er in das nämliche Haus zurück, erkundigte sich bei dem Eigenthümer nach dem jungen Manne, war aber nicht wenig erstaunt, als kein Solcher sich unter den Hausbewohnern befand, auch Keiner von diesen ihn kennen wollte.

Mit dieser eben nicht tröstlichen Nachricht kam er am Abend zu Lady Morton, und berichtete, was ihm begegnet war.

4.

Der wieder auf Konstanzens weißem Arm sitzende Jako war heute, trotz seinem zutulichen Schmeicheln nicht im Stande, seine Gebieterin aufzuheitern, und selbst der Zofe lebendiges Wesen war mehr lästig als aufmunternd. Auguste, ganz mit sich und ihrem Herzen beschäftigt, schwebte zwischen Hoffen und Furcht, und nahm weniger Theil an der

Stimmung ihrer Freundin, als sie wohl sonst zu thun pflegte, und Konstanze selbst saß sinnend, die Stickerei in der Hand, auf dem Sopha. Alles vereinte sich aber auch, ihr Gemüth zu beunruhigen und sie zu spannen. Ihr Retter mußte ihr werth sein, theurer noch, da es ein schöner Mann war. — Sein Verschwinden, dieser Stolz oder dieser Gleichmuth war ihr, da die Männer sie bisher nur, wie die zudringlichen Motten das Licht, umflattert hatten, all einem Manne neu, und eben deßhalb desto interessanter; selbst wenn es Geringschätzung gewesen wäre, so machte dies ihre Eitelkeit rege und forderte sie zum Kampfe auf. Sein Benehmen gegen den Straßburger Kaufmann schien ihr so männlich, so kraftvoll, das Entziehen jedes Dankes so edel, ihre Phantasie fand in diesem Allen einen so weiten Spielraum, und dieser Mann stand dem so oft geträumten Ideale so nahe, daß der Gedanke an ihn ihre ganze Seele erfüllte.

Aber mehr als alles dies, mehr als die Bilder einer aufgeregten, bis jetzt unterdrückten Phantasie, beschäftigte und betrübte sie der Gedanke: Es ist ein Unglücklicher, und

vielleicht könntest du ihm helfen, ihn retten. Des Mannes abschreckende Gleichgültigkeit, welche doch nicht in jenem Blicke lag, mit dem er sie auf dem Sopha angesehen, ließ sie glauben, er müsse mit der Welt zerfallen, müsse der Verzweiflung nahe sein, und außer Herrn Schröder, der sich täglich einstellte und meist unwichtige Nachrichten brachte, wurde noch Marie, und selbst Jean, Erkundigung einzuziehen beauftragt. Letzterer ergriff vielleicht die besten Mittel: er wandte sich zuerst an die Polizei; aber auch sie, sonst ziemlich aufmerksam, konnte ihm keine Auskunft über den Mann geben, welcher den Papagei gebracht; dann versuchte es Jean auf anderm Wege; er führte alle Lohnbedienten nach der Reihe ins Gasthaus, und hoffte durch eine Flasche Neufchateller ihre ohnehin geläufige Zunge noch mehr zu lösen.

Hier traf er endlich, nach manchem vergeblichen Versuche, einen armen Schlucker, dessen Aussage ziemlich auf den Unsichtbaren anzuwenden war. In einem der unbedeutendsten Gasthöfe, so berichtete ihm dieser, hatte ein junger Deutscher in einem Hinterstübchen still und sehr ökonomisch mehrere

Wochen gewohnt. Eines Tages sei er mit einem Papagei nach Hause gekommen, der immer Konstanze gerufen, und mit dem sich der junge, sonst so stille Mann den ganzen Tag beschäftigt habe. Am dritten Tage sei er mit dem Papagei wieder ausgegangen, ohne ihn zurückgekehrt, den andern Morgen abgereis't, und, so viel er vermuthen könne, dem Chamounythal zugewandert.

Dies ließ nun keinen Zweifel mehr übrig, daß der Verborgene aufgefunden, aber auch wieder verschwunden sei, und Konstanze fand in diesem Berichte ihre Vermuthung bestätigt, daß der junge Mann ein Unglücklicher sei, der ihrer Hülfe bedürfe. Doch war sie offen genug, ihre Theilnahme nicht ganz auf Rechnung des Mitleids zu setzen, sondern der Neigung auch ihren Antheil zu lassen. Uebrigens verwickelte sich die Sache zu schön, sie war zu romantisch, und gab den Schwingen der Phantasie zu viel Freiheit, um nicht auch das Herz zu beschäftigen; selbst Augustens immer inniger werdendes Verhältniß mit dem jungen Kaufmann regte die Sehnsucht in Konstanzen auf, und zum ersten Mal fühlte die junge Witwe eine gewisse

Unruhe und Unbehaglichkeit, die ihr bisher fremd geblieben war.

Nach manchem ernsten Kampfe, nach manchem Ueberlegen mit Auguſten, wurde Jean, ohne jedoch in das Geheimniß gezogen zu ſein, nach dem Chamounythal geſchickt, den Verlorenen unter dem Vorwand aufzuſuchen, die Schuld des Dankes an ihn abtragen zu müſſen.

Bis zu deſſen Rückkehr ging Alles in Genf den gewohnten Gang. Immer enger ſchloß ſich das Band Auguſtens und des jungen Straßburgers, immer nachdenkender und ernſter geſtimmt wurde Konſtanze, und die Tante blieb gleich feindſelig gegen den Nichtadeligen geſinnt, der anfangs Alles gethan hatte, die Gunſt der alten Dame zu gewinnen; da es ihm aber nicht im Mindeſten gelingen wollte, und er das untergeordnete Verhältniß, in welchem eigentlich die gute Dame n dem Hauſe ihrer Nichte ſtand, kennen lernte, kümmerte er ſich wenig mehr um ſie, und war mit der Gewißheit zufrieden, Auguſtens Herz gewonnen und die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß die junge Lady ſeinen Wünſchen nicht entgegen ſei.

Er sprach nun, als die Zeit seiner Abreise nahte, gegen Auguste seine Wünsche deutlich aus, und diese, gar nicht die aristokratischen Ansichten der Tante theilend, sagte nicht Nein, und da er von seinen Aeltern nicht die mindeste Weigerung zu erwarten hatte, so reis'te er, mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren, nach Straßburg. Die Tante, vor welcher man nun kein Geheimniß mehr daraus machte, war außer sich; sie beschwor Himmel und Hölle, rief sogar ihren Beichtvater zu Hülfe auf, versuchte alle Mittel, welche ihr zu Gebote standen, das sündhafte Herz des Mädchens zu rühren; aber Auguste kümmerte sich wenig darum; ohne alle Verbindlichkeit gegen die Baronesse, war ihr deren Meinung ziemlich gleichgültig, die noch mehr aufgebracht wurde, als sie nach Jean's Zurückkunft erfuhr, daß ihre Nichte Genf verlassen und ein Landhaus in dem schönen Chamounythal beziehen werde.

Jean war es nämlich geglückt, nach manchem vergeblichen Umherirren, in einem einsamen Seitenthale in der Hütte eines dortigen Bergbewohners den Verborgenen aufzufinden. Die Nachricht, die er über ihn ein-

gezogen hatte, ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er der Rechte sei. Er lebte dort in einem kleinen Stübchen einsam, und seine Zeit bloß den Wissenschaften weihend, sehr eingeschränkt, ohne alle Bedienung, aß mit seinem Wirthe die ärmliche Kost eines Landmanns, trank von der kühlen, aus einem Felsen sprudelnden Quelle, und da er sich einige Meubles von Genf und eine Menge Bücher und Zeichnungen von fern her hatte kommen lassen, so ließ dies auf einen längern Aufenthalt schließen. Auch hatte er sich die Liebe der Familie, bei welcher er wohnte, ganz zu erwerben gewußt.

Jean suchte sich ihm unter der Maske eines reisenden Deutschen zu nahen, war höflich, jedoch kalt empfangen und, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich noch mehr zu nähern, kurz abgewiesen worden. Der listige Diener mochte wohl einen tiefern Blick in das Herz seiner Gebieterin gethan haben als sie vermuthete und es ihr lieb sein konnte, und er wollte deshalb seinen Auftrag nicht halb ausrichten. Ein in dem Chamounythal, ungefähr eine halbe Stunde von der Hütte des Unbekannten entferntes, angenehmes Land-

haus, welches so eben leer stand, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, daß es wohl der Lady nicht unangenehm sein könnte, einige Monate hier zuzubringen; etwas voreilig sprach er vor der Hand mit dem Eigenthümer deßhalb das Nöthige ab, und konnte nicht umhin, dies Alles mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, bei der Rückkehr nach Genf, seiner Dame zu berichten. Sie beschenkte und entließ ihn, doch ohne sich über das Landhaus weiter zu bestimmen, fuhr jedoch nach einigen Tagen selbst in das Thal, um sich die Wohnuug zu besehen. Sie fand die Lage reizend, das Haus bequem, der Preis war ihr gleichgültig, und so wurde dieses stille Plätzchen gewählt, einen Theil des Sommers, statt in Genf, dort zuzubringen.

Diese Nachricht und der Gedanke, daß sie mehre Stunden von ihrem geliebten Genf und ihrem Seelsorger entfernt sein sollte, setzte die Tante in Verzweiflung. Hätte sie die Ursache gewußt, weßhalb diese Veränderung stattfinde, sie wär' es noch mehr gewesen; so mußte sie sich aber fügen, und das Geschenk eines neuen Ringes schien sie auch

bald darüber zu trösten. Das Nöthige wurde hinausgeschafft, und nach wenigen Tagen schmückte eine neue liebliche Blume das Chamounythal.

5.

Zwischen Auguste und ihrer Freundin war jetzt oftmals eine lange Berathung, wie man sich dem Unbekannten nähern und auf schickliche Weise seine weitere Bekanntschaft machen wollte; doch immer fanden sie kein passendes Mittel dazu. Um keinen Preis wollte Konstanze irgend einen Schritt thun, der ihr Zartgefühl verletzt hätte; so sehr auch ihr Herz sie trieb, so wollte sie doch nichts übereilen, und ihre Eitelkeit war nicht stark genug, die Furcht ganz zu unterdrücken, ob sie auch das Herz des Mannes, zu dem das ihre sie zog, gewinnen könne, und selbst der Gedanke, ob er nicht schon verheirathet sei, ließ sie nur ängstlich jeden Versuch wagen, sich ihm zu nähern.

Aber während sie mit ihrer Freundin berathschlagte, die Tante betete, sang und dem Befehl ihres Seelsorgers zu Folge in ihren

von Salbung ſtrotzenden Büchern las, war der vorwitzige Jean auf weitere Kundſchaft ausgezogen. Leicht möglich, daß ſein Verhältniß zu der rothwangigen Marie von der Art war, daß ſie gegenſeitig keine Geheimniſſe hatten, leicht möglich, daß die Zofe einen noch tiefern Blick in das Herz ihrer Gebieterin gethan und dies ihrem Freunde mitgetheilt hatte. Beide glaubten, ſich der Lady gefällig zu zeigen, wenn ſie, ſelbſt gegen ihren Willen den Unbekannten ihr näher brächten. Jean hatte deßhalb ſeine Wanderung nach dem Hüttchen wieder angetreten, hatte von Genf allerlei Kleinigkeiten mitgebracht, wodurch er hoffte, ſich wenigſtens den weiblichen Bewohnern gefällig zu machen, traf nun ſo ausgerüſtet in der Hütte ein, und verfehlte ſeinen Zweck nicht; denn er wußte durch Geſchenke und Verſprechungen die gute Frau und ihre Tochter, die ſich allein zu Hauſe befanden, ſelbſt dahin zu vermögen, daß ſie ihm das Zimmerchen zeigten, welches der Fremde bewohnte. Er ward beim Eintreten durch Mehres überraſcht. Erſtens hatte er nicht die Reinlichkeit und Ordnung, welche er hier fand, erwartet; zweitens fiel ihm

auf, daß ein Bette in dem kleinen Zimmer ſtand, und er doch noch ein anderes daneben in dem offen ſtehenden Kämmerchen ſah, wo weibliche Kleidungſtücke hingen, die unmöglich dem armen Schweizermädchen gehören konnten, ſondern, wenn ſie auch nicht prachtvoll waren, das Eigenthum einer Dame von Stande ſein mußten. Als er ſich eben mit einer Frage deßhalb an die Mutter wenden wollte, that die Tochter einen lauten Schrei. Um Gotteswillen kommt! rief ſie, dort ſehe ich den Vater und die Fremden den Fußſteig heraufkommen. Träfen ſie uns hier, wir wären unglücklich! Schnell zog ſie Jean, der noch einen lüſternen Blick auf einen angefangenen, auf dem Tiſche liegenden Brief warf, mit ſich fort, und ſchob ihn zum Hauſe hinaus. Er konnte dem Blicke des alten Schweizers, der ſeinen Gruß nur finſter erwiederte, nicht mehr entgehen, hatte aber dennoch ſo viel gewonnen, an der Seite des Fremden eine junge, ganz hübſche, wohlgebildete Dame zu ſehen, welche ihren Arm traulich um ſeinen Nacken geſchlungen hatte. Dies war genug, um ſeine Schritte zu beflügeln. Er eilte in vollem Lauf mit dieſer

Nachricht nach Hauſe, war jedoch ſo vorſichtig, ſie erſt Marien zu vertrauen, die ſie dann auch ſogleich dem Fräulein mittheilte.

Auguſte war hierüber nicht wenig erſchrocken. Sie bedauerte die Freundin, welche zum erſten Mal Liebe fühlte und ſich getäuſcht ſehen ſollte. Seit zwei Monden ſchon hatte das Bild des jungen Mannes Konſtanze nicht verlaſſen, der Blick ſeines dunkeln, ſchwermüthigen Auges hatte lebhaft vor ihr geſchwebt, ſüße Träume einer glücklichen Zukunft hatten ſie umgaukelt, und das erſte Lächeln der Liebe ſollte ſo bitter ſein? Auguſte empfand dies doppelt, da ſie ſich ſelbſt ſo glücklich fühlte. Nach langer Ungewißheit hielt ſie es doch für das Beſte, Konſtanze von dieſem Vorfall zu benachrichtigen. Sie trug es ihr mit aller nur möglichen Schonung vor, und war erſtaunt, ſie ſo beruhigt zu finden. Konſtanze hatte ſich von früher Jugend an gewöhnt, ernſt über das Leben nachzudenken; während ihrer Ehe hatte ſie, obgleich lebhaft, doch mehr ihrem Verſtande als ihrem Herzen folgen müſſen, und ſo war ſie gewöhnt, Herr über ſich und ihre Empfindungen zu werden. Sie freute

ſich, daß ſie keinen weitern Schritt gethan und dem Unbekannten ihre Neigung zu ihm ganz verborgen geblieben war. Auch zürnte ſie ihm nicht; was konnte der Arme für eine frühere Neigung, was konnte er dafür, daß er ſchon verehelicht war? Sie dachte nun auf Mittel, wie ſie ſeine drückenden Verhältniſſe erleichtern, ihn unterſtützen und ſich ihm dankbar beweiſen könne. Sie glaubte hierzu den ſicherſten Weg einzuſchlagen, wenn ſie, ohne ihren Namen zu nennen oder den Beweggrund zu berühren, ihm eine bedeutende Summe von Genf aus, wohin ſie nun zurückzukehren beſchloß, überſchickte. Ohne ihre Wohnung in dem Landhauſe aufzugeben, kehrte ſie nun, zur großen Freude der Tante, obwohl mit kummervollem Herzen nach der Stadt zurück.

Die Hauptſchwierigkeit, welche ſie bei der Ausführung ihres Vorſatzes fand, war die Art und Weiſe, wie ſie das für ihn beſtimmte Geld in ſeine Hände bringen könne. Durch die Poſt ging es nicht, da ſie ſeinen Namen nicht kannte, und der Name Fiſcher, den er ſich gegeben und den Jean ausgekundſchaftet hatte, ſchien ihr ein angenommener zu ſein.

Sie wollte sich keinem Fremden anvertrauen, und obgleich sie auf die Ehrlichkeit ihres Jean's rechnen konnte, so scheuete sie sich doch, ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen. Auguste schlug ihr endlich vor, sich lieber der Tante anzuvertrauen, und sie zu bewegen, den alten ehrlichen Michel zu ihm zu senden, da Jean durch seine Voreiligkeit die Sache leicht verrathen und der Unbekannte ihn erkennen könne.

Die Tante, froh, daß diese für sie so beunruhigende Begebenheit durch eine Summe Geldes abgemacht werden sollte, übernahm gern die Sache, gab ihrem alten Diener die 500 Napoleons, mit dem Befehl, sie ohne zu sagen von wem, dem jungen Manne, welchen sie ihm so wie die Hütte deutlich beschrieb, zu bringen. Um das Zartgefühl ihrer Nichte zu schonen, stellte sie sich als ob sie das Geld aus eigenen Mitteln und aus Dankbarkeit dem Retter Konstanzens zuschickte, wobei der Diener, der ihre Vermögensumstände nur zu gut kannte, ungläubig den Kopf schüttelte. Der alte Michel ging nun in das Chamounythal nach der bezeichneten

Hütte, in welcher Herr Fiſcher, der junge Deutſche, wohnen ſollte.

Er fand ihn nicht zu Hauſe, wohl aber die Dame, und übergab ihr den Brief und das Geld, mit der Bitte, es ihrem Gemahl einzuhändigen. Die Dame ſchien bei dieſen Worten betroffen, nahm zwar das Geld an; doch bat ſie ihn, zu verweilen, da Herr Fiſcher bald zurückkehren müſſe, welches der gutmüthige aber nicht liſtige Alte auch that. Sie mochte ihm nun wohl ſo Manches abfragen, wodurch er mehr verrieth als er ſollte, und da der Unbekannte noch immer ausblieb und es ſchon zu dämmern begann, entließ ſie ihn, da ſie über das Geld und den Brief keinen Zweifel mehr hatte.

Michel kehrte, froh, ſein Geſchäft ſo vorzüglich ausgerichtet zu haben, nach Hauſe, wo man jedoch über Zweierlei nicht ganz mit ihm zufrieden war. Erſtens, daß er das Geld nicht in die Hände des Unbekannten ſelbſt gegeben, und zweitens, daß er ſich ſo lange dort aufgehalten und ſich wahrſcheinlich habe ausfragen laſſen. Michel läugnete zwar, daß er nur das Mindeſte verrathen habe, jedoch zeigte ſich ſchon am andern Tage,

daß er zu dergleichen Geſandtſchaften eben nicht ſehr tauglich ſei, denn ein Poſtbote brachte einen an Lady Morton adreſſirten Brief, mit 500 Napoleonsd'ors beſchwert. Des Briefes Inhalt war kurz und folgender:

„Geld hat in meinen Augen zu wenig „Werth, als daß es nur den kleinſten „Dienſt bezahlen könnte. Ueberdies hätte „ich, was ich für Lady Morton gethan, „jedem Bedrängten, auch dem Aermſten, „erwieſen."

Der Brief war ohne Unterſchrift.

Beſchämt legte ihn Konſtanze bei Seite; doppelt fühlte ſie in dieſem Augenblicke das Grauſame ihres Schickſals, denn ſelbſt durch dieſes ſtolze Verweigern war ihr der Unbekannte noch werther geworden. Ihr heiterer Sinn war getrübt, ſtill, in ſich verſchloſſen, nahm ſie wenig Theil mehr an dem Glück ihrer Freundin, deren Mitgefühl ſo wenig als die Troſtgründe der bigotten Tante, ihr die verlorne Ruhe wieder zu geben vermochte; ſie war mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſah ihre Thorheit ein und war doch nicht ganz Herr über ſie.

Um ſich vor der Welt keine Blöße zu ge-

ben, welcher das plötzliche Verlaſſen, nach ſo kurzer Bewohnung auffallend ſein mußte, beſuchte ſie zuweilen das Landhaus im Chamounythal, blieb, von der Tante und Auguſte begleitet, einige Tage dort, verließ aber dann ihre Wohnung nie. In dieſer Stimmung traf ſie der junge Kaufmann, der wieder von Straßburg zurückgekehrt war, und mit ihm für Auguſte die Beſtätigung ihres Glückes. Dieſer, nachdem er Alles, was ſeitdem vorgefallen war, erfahren und erwägt hatte, faßte zuerſt die Möglichkeit auf, daß die, den Unbekannten begleitende Dame vielleicht nicht ſeine Gattin, ſondern ſeine Schweſter ſei, oder vielleicht ein, durch eine thörige, leichtſinnige Liebe, ihm zugeführtes Mädchen. Er beſchloß, der Sache nachzuforſchen, jedoch ſollte dies Konſtanzen verborgen bleiben.

Ein Zufall leitete aber Schröders Bemühung ganz anders als er es gewollt. Er war eines Tages von einem ſeiner Handelsfreunde zu Tiſche geladen, und am Nachmittag mit dieſem nach einem öffentlichen Luſtort gefahren, wo eine Geſellſchaft von Spielern ſich im Geheim zu verſammeln pflegte.

Auch die beiden Freunde betraten das geheime, abgelegene Gemach, und nahmen, um nicht ganz müßig zu ſein, Antheil an dem Spiele. Neben ihnen ſaß ein ſchon bejahrter Mann, der ſehr bedeutende Summen ſetzte. Sein düſteres bleiches Geſicht verrieth keine der Leidenſchaften, welche in ihm rege ſein mochten, es war kalt, und doch ſchien dieſe Kälte mehr der Verzweiflung als der Ruhe anzugehören; ſein Auge war ſtarr auf die Hand des Banquiers geheftet, und nur, wenn eine ſeiner Karten gewann oder verlor, wurde ſein Geſicht lebhaft und drückte Freude oder Verdruß aus; er ſpielte mit Glück. Den jungen Mann zog dieſe Geſtalt an, er beobachtete den Alten genau und nahm mehr Theil an deſſen als an dem eigenen, nur unbedeutenden Spiele. Plötzlich aber wendete ſich das Glück. Der Haufen Goldes, den der Spieler anfangs vor ſich gehabt, war nach beendeter Taille ziemlich geſchmolzen; auch die neue war ihm nicht günſtig, er verlor drei Mal kurz hinter einander das Aß. und ſein Auge wurde immer ſtierer, ſein Geſicht immer bläſſer. Da hielt er in ſeinem Spiele ein, zog eine Karte nach der andern,

nahm jedoch keine, sah starr vor sich hin, und schien ungewiß, ob er das Spiel fortsetzen sollte oder nicht. In diesem Augenblick gewann das Aß. Ein höhnisches Lächeln umzog seinen Mund; sein Auge funkelte, er zog den Buben, setzte das letzte Rouleaux von 100 Louisd'or darauf, stand auf, und in diesem Augenblicke schien sein ganzes Gesicht verändert; kalte Ruhe und Gleichgültigkeit standen deutlich darauf geschrieben. Schröder, welchem er zur Linken stand, beobachtete ihn immer aufmerksamer, da der Bube lange ausblieb; aber trotz des langen Harrens, trotz der Qual gespannter Hoffnung und Furcht blieb das Gesicht des Alten unverändert. Die linke Hand auf den Tisch gestützt, die rechte in der Tasche seines Oberrocks, stand er, dem Glück nicht Vertrauen schenkend, aber dennoch muthig da. Nur noch wenige Karten lagen in der Hand des Banquiers; nur noch Eine konnte gewinnen, da fiel der entscheidende Bube, er hatte verloren. Lächelnd schob der Alte dem Banquier seine Rolle zu, zog die Rechte schnell aus seiner Tasche, und der aufmerksame Nachbar sah ein Terzerol in selbiger. Rasch

faßt' er zu, entwand es ihm, und ehe noch die hierdurch aufmerksamen Mitspieler sich von dem Vorgefallenen unterrichten konnten, riß er ihn, von seinem Freunde unterstützt, fast mit Gewalt aus dem Zimmer, hob ihn in den für sie bereit stehenden Wagen und fuhr mit ihm seiner Wohnung zu.

Der Alte hatte von dem Augenblick an, wo das Pistol seiner zitternden Hand entwunden war, kein Wort gesprochen, war mechanisch in den Wagen gestiegen und auf Schröders Einladung ihm die Treppe hinauf in seine Wohnung gefolgt. Hier schritt er einige Mal auf und ab, dachte über Etwas nach, das jedoch seine Seele nicht sehr zu beunruhigen schien, dann trat er auf Schröder zu. Junger Mann, sprach er: Sie haben mich vom Selbstmorde zurückgehalten. Glauben Sie, mir eine Wohlthat dadurch erzeigt zu haben? Sie haben mich dem Leben wiedergegeben, das heißt, dem Elend: steht es denn in Ihrer Macht, mir das, was Sie mir erhielten, wünschenswerth zu machen? Steht es in Ihrer Macht, das zu ersetzen, was Sie mir entzogen? Nur im Grab' ist Ruhe für mich, hier nicht mehr.

Ich kenne Ihre Verhältniſſe nicht, erwiederte Schröder: und weiß daher nicht, in wiefern Ihnen der Tod wünſchenswerth und das Leben verhaßt ſein kann; nur das weiß ich, daß ich Sie von einem Verbrechen abgehalten habe, für das Sie in jener Welt Rechenſchaft geben mußten. Glaube ich auch ſelbſt kaum, Etwas zur Verbeſſerung Ihrer Lage thun zu können, — denn, verzeihen Sie mir, einem Manne, der, wie Sie, Tauſende in Einem Tage verſpielt, iſt ſchwer zu helfen — ſo bin ich doch erbötig, da der Zufall mich nun einmal zu Ihnen geführt hat, Sie nach Kräften zu unterſtützen. Haben Sie Vertrauen zu mir, und entdecken Sie mir ganz Ihre Lage.

Mir iſt nicht mehr zu helfen, erwiederte er. Tauſend Louisd'or waren noch vor einer Stunde in meiner Hand, ihr Beſitz ſchien mir nur ein erbärmliches Loos, und wo fände ſich ein Menſch, der mir mehr bieten würde?

Nein, wahrlich! erwiederte Schröder unmuthig: einen ſolchen Thoren würden Sie ſchwerlich finden, und ich muß Ihnen auch jetzt offen geſtehen, daß ich nicht im Stande bin, ein Glück, wie Sie es wahrſcheinlich

verlangen, wieder herzuſtellen; doch hat mein Rath, meine Theilnahme vielleicht noch Werth für Sie, ſo würde es mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, wenigſtens durch Troſt zu Ihrer Beruhigung beitragen zu können.

Der Alte ſah bei dieſen Worten freundlich auf den jungen Mann, deſſen Offenheit und die Wärme, mit welcher er ſprach, ihn zu rühren ſchien. Wären wir allein, ſagte er: ſo könnte ich vielleicht das Vertrauen zu Ihnen faſſen, mich Ihnen zu entdecken. Schröders Freund verſtand den Wink und entfernte ſich.

Ich muß damit beginnen, ſprach nun der Alte: Ihnen zu ſagen, daß ich Ihrer Theilnahme nicht werth bin. Ich bin der eigene Mörder meines Glücks, das Schickſal trägt keinen Theil meiner Schuld. Ich war ein reicher Mann; was der thörige Menſch für des Lebens Annehmlichkeiten hält, Stand und Rang ward mir zu Theil, Güter, in den ſchönſten Gegenden Deutſchlands gelegen, waren mein, mich beglückte ein treues, gutes Weib, Kinder, die ich voll Hoffnung emporwachſen ſah, die Liebe der Meinen, die Liebe

der mir Untergebenen, Alles trug zu meinem Glücke bei. Da führte mich mein Schicksal, einer leichten Krankheit wegen, nach Pyrmont. Aus Langweil setzte ich mich an den Pharotisch, spielte ein kleines unbedeutendes Spiel und gewann. Ich versuchte es am andern Tage noch einmal, spielte höher, gewann wieder, und kehrte mit 100 Louisd'or Gewinn nach Hause. Die Sache fing an, mich zu interessiren; ich steckte, mit dem festen Vorsatz, auch nicht einen Groschen des Meinigen zu verlieren, das gewonnene Geld in die Tasche und ging am andern Morgen wieder nach dem Spielsaale; mein böser Genius ließ mich auch heute gewinnen, ich benutzte mein Glück, spielte höher und sprengte die Bank. Mit 2000 gewonnenen Louisd'or setzte ich mich, obgleich von einer inneren Stimme immer wieder nach dem Pharotisch gelockt, in meinen Wagen und fuhr heim.

Schon lange hatte ich den Plan gehabt, die alte baufällige Kirche auf dem Rittersitz, den ich selbst bewohnte, neu aufzubauen; allein der damalige, meine Einkünfte sehr schmälernde Krieg ließ mich die bedeutende Ausgabe scheuen, und ich sah jetzt diesen Ge-

winn als eine Schickung des Himmels an, meinen Lieblingplan auszuführen. Noch in dem nämlichen Jahre wurden die nothwendigen Materialien herbeigeschafft, und ohne meiner Frau oder sonst Jemand von meinem Gewinne nur ein Wort zu sagen, der Bau in kommendem Frühjahre begonnen.

Schon stand ein bedeutender Theil des Gotteshauses, als mich mein Arzt wieder in das Bad nach Pyrmont schickte; ich reis'te mit Widerwillen hin, und obgleich ich zur Vollendung meines Baues noch einer bedeutenden Summe bedurfte, und mir wohl zuweilen der frevelhafte Gedanke in den Sinn kam, Gott müsse mir zu dem frommen Werke noch einmal ein gleiches Glück schenken wie im vergangenen Jahre, hatte ich mir doch fest vorgenommen, nicht zu spielen, und das Geld, welches ich mitnahm, war nur für meine Bedürfnisse berechnet. Als ich aber in Pyrmont einfuhr, überlief mich eine Art von Schauer, es hielt mich schon den nämlichen Tag nicht mehr in meiner Wohnung, immer trieb es mich nach dem Spielsaale, und es kostete mir große Ueberwindung, mich der Versuchung zu entziehen. Endlich be-

ſtimmte mich der falſche Stolz, noch einmal dem Glücke zu vertrauen. Mehrere Badegäſte, deren Bekanntſchaft ich im vorigen Jahre gemacht, äußerten ſich ſpöttiſch, daß ich nicht den Muth habe, von Neuem mein Glück zu verſuchen, und das gewonnene Geld ſo feſt in meiner Taſche verſchloſſen hielt. Nur zu willig folgte ich den Einflüſterungen eines falſchen Stolzes, begann zu ſpielen, und in gleichem Maße, wie mich im vorigen Jahre das Glück begleitete, verfolgte mich in dieſem das Unglück. Was ich am erſten Tage verloren, wollte ich am zweiten wieder gewinnen, und, einer Schneelavine gleich, wurde mein Verluſt immer größer; an Kredit fehlte es mir nicht, und ich reiſte mit einer Schuldenlaſt von 15000 Thalern von Pyrmont nach Hauſe.

Ich hätte deßungeachtet, wie ich auch wirklich that, die Kirche ausbauen, meine Schulden bezahlen können, ohne daß dieſer Verluſt nur im Mindeſten meine Vermögensumſtände zerrüttet hätte. Aber das Samenkorn des Böſen hatte Wurzel geſchlagen, das Spiel war zur Leidenſchaft in mir geworden, und als ich in dem neuerbauten Gotteshauſe das

erſte

erste Mal mein Gebet dankend zum Himmel erheben wollte, fühlte ich den Frieden meines Herzens, die Achtung meiner selbst verloren; der Anblick meiner betenden Gattin erweckte nicht die Andacht in meiner Brust, und war mir mehr ein stiller Vorwurf. Die Rückkehr meines geliebten Sohnes von der Universität machte mir keine Freude, ich fürchtete, in ihm einen strengen Tadler meiner Handlungen zu finden. Ich reis'te in fremde Lande, Zerstreuung und mein Geld wieder zu gewinnen, suchte den immer mehr durch das Spiel herbeigeführten Verfall meiner Glücksumstände vor den Meinigen und der Welt zu verbergen, und ergriff eben deßhalb hierzu die kostspieligsten, verderblichsten Mittel. Ich fiel in die Hände der Wucherer, sank immer mehr, und endlich traten meine Gläubiger hervor, Wechsel verfolgten mich, ich floh, meine Güter fielen in die Hände der Gläubiger.

Dieses Unglück, sagte er ernst: erlebte meine Gattin nicht, die Verhältnisse ahnend, starb sie kurze Zeit vorher. Mein Sohn, welcher auf Reisen war und von dem Allen nichts wußte, hatte Neigung für die Tochter

eines reichen Engländers gefaßt, der trotz seines Nationalstolzes, sich es doch zur Ehre schätzte, sein Kind als eine reiche deutsche Gräfin zu sehen. Er sagte sie meinem Sohne zu, das Mädchen schien ganz in seiner Liebe zu leben, und, als mein Otto die Nachricht von der Zertrümmerung seiner Glücksumstände erfuhr und seiner Geliebten und ihrem Vater dies bekannt machte, traten Beide zurück, und mit zerrissenem Herzen kam er in seine Heimath, sah die Burg seiner Väter in fremden Händen und verließ Deutschland. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Seit diesem Augenblicke hatte ich nur einen Gedanken, nur einen Willen, den, ganz unterzugehen oder meinen Vermögensumständen den alten Glanz wieder zu geben; dies glaubte ich meinen Kindern schuldig zu sein. Was ich an Pretiosen und Juwelen noch hatte, verkaufte ich, zog unter fremdem Namen von Bad zu Bad, von Residenz zu Residenz, spielte mit abwechselndem Glücke, und lebte so ein Jahr, ohne daß die Hoffnung mich ganz verließ. Da erfuhr ich in Lyon, daß mein Sohn sich in Genf aufhalte; das Vatergefühl erwachte, freudiger hatte mich

ſeit langer Zeit keine Nachricht ergriffen, denn ich hatte ihn ſchon todt geglaubt. Zwölfhundert Napoleon in der Taſche, eilte ich hierher. Der Zufall führte mich in jenes Haus, ich verliere die Hälfte meines Geldes, der Gedanke an meinen Sohn macht mir den Verluſt doppelt fühlbar, Verzweiflung ergreift mich, und ich faſſe den feſten Vorſatz, die Bank zu ſprengen oder Alles zu verlieren, und, um nicht als ein Bettler vor meinen Sohn zu treten, mir das Hirn zu zerſchmettern. Das Weitere wiſſen Sie.

Haben Sie hier nähere Nachricht von Ihrem Sohn erhalten? fragte Schröder, ihn von der Erinnerung an die traurige Begebenheit abzulenken.

Nein! erwiederte der Alte.

Iſt Ihr Sohn verheirathet? fragte Jener weiter.

So viel ich weiß, nicht.

Welche Nachricht ließ Sie vermuthen, daß er hier ſei?

Ein alter Bekannter von mir wollte ihn in dem Gaſthauſe zur Sonne geſehen haben, und wiſſen, daß er von da in das Chamounythal gegangen ſei.

Mein Herr, ſagte der junge Mann plötzlich; faſſen Sie Muth. Eine ſonderbare Verkettung von Begebenheiten kann wohlthätig auf das Schickſal Ihres Sohnes, auf Sie wirken. Geben Sie mir als Mann von Ehre und als Chriſt das Verſprechen, keinen unüberlegten Schritt zu thun, vertrauen Sie mir Ihren Namen, und verſprechen Sie mir, meine Wohnung vor der Hand nicht zu verlaſſen.

Ihre Theilnahme zwingt mich zur Offenheit, ſagte jetzt der Unglückliche. Nehmen Sie die Hand des Grafen Bernſtein, und die Verſicherung, daß ich das, was Sie eben von mir verlangten, erfüllen werde. Habe ich ſo lange mein Schickſal ertragen, ſo machen ja ein paar Tage mehr nur wenig für dieſes elende Leben aus. Er reichte dem jungen Kaufmann die Hand, und dieſer, ohne noch irgend einen Plan gefaßt zu haben, eilte nun zu ſeiner Geliebten.

6.

Diese war über die Nachricht hocherfreut; sie theilte ganz seine Vermuthung, daß der Unbekannte der Sohn des Grafen sei, und nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, Konstanzen noch Alles zu verschweigen, bis man mehr Licht in der Sache erhielt. Vorerst suchte Schröder nun die Gewißheit zu erlangen, ob er sich nicht in der Person des jungen Grafen irre. Er ergriff hierzu das einfachste Mittel, und begab sich zu ihm, wo er ihn auf einem einsamen Spaziergange allein fand. Mein Herr, redete er ihn an: schon einmal hat mich der Zufall in Ihre Nähe gebracht, wo Sie mich auf eine eben nicht freundliche Art wieder von sich entfernten. Ich konnte es Ihnen damals nicht verdenken, daß Sie mich für einen Zudringlichen hielten, bitte aber, mich wenigstens jetzt nicht für einen Solchen zu halten, sondern mich ruhig anzuhören. Sie leben hier incognito unter dem Namen Fischer, und sind der Graf Bernstein.

Der Unbekannte schien von dieser Anrede betroffen. Wer ich auch sei, sprach er, seine

Empfindlichkeit nicht ganz unterdrückend: so hat wohl Niemand ein Recht, sich um meine Verhältnisse zu kümmern. Er wollte sich entfernen, allein Schröder hielt ihn zurück.

Verkennen Sie mich nicht, sprach er mit Wärme: mich führt die wohlmeinendste Absicht zu Ihnen. Der Zufall hat mich nun zwei Mal aufgefordert, mich Ihnen mit Herzlichkeit zu nahen, weisen Sie mich zum zweiten Male nicht wieder zurück.

Wer sind Sie? fragte der Fremde; und was bewegt Sie, so vielen Antheil an mir zu nehmen?

Ich bin der Kaufmann Schröder aus Straßburg, erwiederte er freundlich: und kannte weder Sie noch Ihre Familie. Der Zufall wollte, daß ich mit Ihren Verhältnissen genau bekannt wurde, und doch nicht so genau, um Sie nicht fragen zu müssen: Sind Sie verheirathet?

Nein! erwiederte der Andere.

Und wer ist die junge Dame, die mit Ihnen zusammen in einer Hütte wohnt? — Ehe Sie antworten, nehmen Sie die Versicherung, daß nicht die mindeste Neugierde,

nur eine gute Absicht mich zu dieser Frage bestimmt.

Der Fremde sah ihn lange und zweifelhaft an. Ich weiß von Ihnen nichts als Ihren Namen, sagte er endlich: kenne Ihre Denkweise nicht, und Sie verlangen von mir, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen? — Sie sagen zwar, meine ganzen Verhältnisse, meinen Stand und Namen zu kennen; dies soll ich Ihnen glauben, und soll Sie dennoch von meiner Lage näher unterrichten? — Sie verlangen ein sonderbares Zutrauen von mir.

Ich bin von Allem unterrichtet, antwortete der Kaufmann: weiß, daß Sie der Graf Otto von Bernstein sind, und durch die Schuld Ihres Vaters Ihre ganzen Vermögenumstände zerrüttet wurden; weiß, daß Sie nicht allein in dieser Art eine traurige Lebenserfahrung gemacht haben, sondern auch Ihr Herz tief verwundet ward. Auch ist es mir jetzt klar, warum Sie in Genf gegen mich äußerten, daß Sie die Engländer hassen. — Bei diesen Worten erröthete der Fremde. — Ich weiß noch mehr, fuhr Schröder fort: mehr, als ich Ihnen jetzt

sagen darf. Deßhalb verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals ersuche, mir meine Frage zu beantworten.

Nun wohl, erwiederte der junge Graf nicht ohne inneren Kampf. Ich bin der, für den Sie mich halten. Die Dame, welche bei mir wohnt, ist meine Schwester. Nun aber, mein Herr, da es unmöglich ist, daß Ihre Theilnahme absichtlos sein kann, bitte ich Sie, mich ferner nicht mehr zu belästigen oder mir frei und offen zu sagen, welchen Beweggrund Sie haben, so warmen Antheil an mir zu nehmen. Ich glaube wohl, daß manchem Unglücklichen Mitgefühl, selbst Mitleid wohl thut, mir aber nicht; ich habe zu traurige Erfahrungen gemacht, um nicht zu wissen, daß Egoismus allein die Handlungen der Menschen bestimmt. Wer mir etwas Gutes erzeigt, hofft gewiß auf irgend eine Weise doppelten Ersatz.

Herr Graf! nahm Schröder das Wort: kein größeres Unglück kann dem Menschen begegnen, als wenn er das Zutrauen an die Menschheit verliert. So jung, und so weit ich Sie kenne mit so edlem, gefühlvollem Herzen — wie ist es möglich, daß die Welt

und die Menschen Ihnen in einem so düstern Lichte erscheinen können!

Lassen Sie das! unterbrach ihn der Graf: und freuen Sie sich, keine Erfahrung gemacht zu haben, welche diesen Grundsatz in Ihnen befestigte. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Sie sehen, ich bin nicht gefühllos; aber dennoch muß ich bitten, mich zu verlassen. Er reichte ihm die Hand, drückte sie herzlich und schritt seiner Hütte zu.

Schröder, welcher den Hauptzweck, zu erfahren wer die Dame sei, erreicht hatte, versuchte nicht, ihn länger aufzuhalten, und kehrte nach Genf zurück, wo Auguste sogleich einen Plan entwarf. Während sich ihr Geliebter zu dem alten Grafen begab, und ihm die Aussicht, seinen Sohn aufzufinden, eröffnete, ward es dem Fräulein leicht, ihre Freundin zu bereden, auf einige Tage nach dem Chamounythal zu ziehen, die, wollte sie es sich auch verbergen, doch von einer geheimen Macht stets dahin gezogen wurde.

Schon am andern Tage dort angelangt, wurde dieses Mal Marie als Botin gesandt, und ihr ein Briefchen an die junge Gräfin mitgegeben, wozu sie auch bald, ihr es ein-

zuhändigen Gelegenheit fand. Der Brief enthielt nichts als die Bitte zu einer geheimen Unterredung auf einem bestimmten schattigen Plätzchen, welches ziemlich auf halbem Wege zwischen der Hütte und dem Landhause lag. Auguste kannte das weibliche Herz zu gut; auf einem einsamen Plätzchen eine geheime Unterredung mit einer Fremden hat zu viel Reiz für ein junges Herz, um widerstehen zu können; die Gräfin versprach auch, zu kommen, da ihr Bruder überdies eben heute nach Genf gegangen war, dort Mittel zu seiner Abreise aufzufinden. Schröder's offene Erklärung, welche ihm zeigte, daß sein Stand und seine Verhältnisse bekannt waren, hatte ihn dazu bestimmt.

Der jungen Gräfin, welche wohl in keiner Art so traurige Erfahrungen gemacht hatte als ihr Bruder, und wahrscheinlich nicht von solchem stoischen Sinn, war die Annäherung des Fräuleins willkommen, sie stellte sich zur bestimmten Zeit ein, und fand Auguste schon dort. Die Herzen ein paar junger Mädchen öffnen sich gegenseitig leicht, und da das Fräulein es überhaupt für das Rathsamste hielt, offen in dieser Sache zu

verfahren, der Gräfin geradezu gestand, daß sie ihre ganzen Verhältnisse, selbst das Drückende derselben kenne, so hatte sie leicht das Herz des jungen Mädchens gewonnen. Auch ließ sie die Gräfin ahnen, daß sie den Aufenthalt ihres Vaters kenne, verschwieg ihn aber, trotz der Gräfin inständigsten Bitten, aus wohlmeinender Absicht, machte sie mit der Begebenheit von Konstanzens Rettung, welche ihr Bruder ihr verschwiegen hatte, bekannt, und gab ihr zugleich nicht undeutlich zu verstehen, daß Lady Morton die Absicht und wohl auch die Mittel habe, ihrem Bruder aus Dankbarkeit für den geleisteten großen Dienst zu helfen. Alles dies konnte der Gräfin nur freundliche Botschaft sein, da sie sich in der kleinen Hütte dieses einsamen Thales, alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehrend, an der Seite ihres finstern schwermüthigen Bruders wohl nicht glücklich fühlen konnte. Sie versprach nun, ihren Bruder wo möglich von der plötzlichen Abreise zurückzuhalten, und im Fall der Noth ihr durch die Tochter des Hauswirths von Allem Nachricht zu geben. Für den morgenden Tag wurde wieder eine Zusammenkunft

an dem nämlichen Ort in der Frühstunde verabredet.

Als sie sich nach mehren angenehm verbrachten Stunden trennten, war eine wirkliche Zuneigung unter ihnen entstanden. Beide waren liebe, gefühlvolle Wesen, die Eine eine Unglückliche, die Andere eine zur Rettung Erbötige.

Auch war es der Gräfin nicht entgangen, so wenig auch Auguste darauf hingedeutet hatte, daß wohl mehr als Dankbarkeit die Lady zu dieser Theilnahme an ihrem Bruder vermöge; ihr war es jetzt klar, daß die von Otto, wider ihren Willen zurückgeschickte Summe aus dieser Quelle geflossen sei, und wie die Phantasie der Frauen leicht aufgeregt und beweglich ist, so sah sie für sich und ihren geliebten Bruder manche freundliche Hoffnung für die Zukunft aufblühen. Sie war nun auch begierig, die Lady zu sehen, und hatte nicht umhin gekonnt, ihre neue Freundin zu fragen, ob sie schön sei, welches diese bejahend beantwortet hatte. In diesen Gedanken verfolgte sie, statt nach ihrer Hütte zurückzugehen, den Weg, welchen das Fräulein nach dem Landhause ge-

nommen hatte, und war schon bis unfern des Gartens gekommen, als sie in der Ferne ihren Bruder erblickte. Er bemerkte sie nicht. Das Auge schwermüthig zur Erde gesenkt, kam er ihr entgegen, blieb einige Mal stehen, wandte sich nach dem Landhause und setzte nur langsam den Weg nach seiner Wohnung fort. Er war nicht wenig überrascht als ihn ein freundliches: Guten Abend, lieber Bruder! aus seinen Träumereien weckte; verlegen dankte er der Schwester.

Warst Du schon lange hier, liebe Cäcilie? fragte er. Hat Dich vielleicht auch der liebliche Gesang hierher gelockt?

Nein! Ich saß auf einem fernen Rasensitze, erwiederte sie lächelnd, und ihre Schlauheit errieth gleich das Geschehene.

Konstanze hatte nämlich, als der Graf, von Genf kommend vorüber ging, unter einem Ahorn an dem äußersten Ende ihres Gartens gesessen, und während ihr Papagei, trotz seinem goldenen Kettchen, gravitätisch neben ihr einherschritt, einige Lieder gesungen und sie mit der Guitarre begleitet. Doch nach Kurzem ließ sie das Instrument in ihren Armen ruhn, ward nachdenkend, lockte dann

ihren kleinen Liebling zu ſich, und nahm ihn auf den Arm. Singe du mir, lieber Jako! ſprach ſie zu ihm. So eintönig dein Geſang auch iſt, ſo lieb iſt er mir geworden.

Konſtanze! rief der Papagei, hüpfte auf ihren Arm und ſtreckte ſeinen Schnabel nach ihrem lieblichen Munde.

Du weißt ja Kleiner, fuhr Konſtanze fort: daß du für dieſen Namen keinen Kuß von mir erhältſt; und als ob der Vogel es verſtände, was ſeine Herrin wolle und warum ſie ihm ihre Lippen entzöge, rief er, ſich ſchmeichelnd hin und her wiegend, mehre Mal den Namen Otto. Konſtanze küßte ihn bei dieſen Worten, ſtreichelte das Thierchen, das, ſeines ſüßen Lohnes erfreut, den Namen, den ſie ſo gern zu hören ſchien, freundlich und oft wiederholte. Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt, ſie nahm noch einmal ihre Guitarre, griff mit Heftigkeit einige Akkorde, ſprang dann auf und ſagte unmuthig: Es ſoll ja nicht ſein! und ging dem Landhauſe zu.

Hätte ſie gewußt, daß von den ſüßen Tönen ihrer Stimme herbeigezogen, eben dieſer Otto hinter einem Strauch von wilden

Rosen gelauscht, jedes schmelzende Wort ihres Liedes vernommen, die Küsse gesehen, die sich der dankbare Papagei errungen, der seines Lehrers gedenkend, den Namen Otto ihr zuraunte, hätte sie ahnen können, daß dieser Moment die so lange vergebens unterdrückte Flamme seines Herzens von neuem angefacht, sie würde nicht mit Unmuth ausgerufen haben: Es soll ja nicht sein!

7.

Am andern Morgen bedurfte es nur einer leisen Andeutung der Schwester, daß sie sich nicht ganz wohl befände, um ihren Bruder sogleich zu bestimmen, für jetzt die Reise aufzugeben. Ihn selbst hielt ja ein Zauber gebannt, der seine Gewalt schon seit jenem Tage, wo er Konstanze vor dem Elephanten gerettet, an ihm ausgeübt hatte. Aber das weibliche Geschlecht, seit jener unglücklichen Erfahrung nur für treulos haltend, war er vor ihrem Anblick um so mehr geflohen, da er sie für eine Brittin hielt und die Gefahr für sein Herz erkannte. Er hatte nämlich

gegen seine Leidenschaft gekämpft, aber dennoch begleitete das Bild der reizenden Frau jeden seiner Schritte; ununterbrochen waren Herz und Gedanken nur bei ihr, nur das von Konstanzen mit so inniger Theilnahme überschickte Geld störte für einen Augenblick den Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Sein Stolz erwachte, es that ihm weh, daß da, wo seine Sehnsucht einen andern Lohn erwartete, ihm nur Gold werden sollte. Auch jetzt, wo ihm fast die Ueberzeugung ward, sie liebe ihn, wo er sich selbst sagen mußte, er liebe sie, war der Kampf in seinem Innern nicht beendet. Konnte er, arm und hülflos, sein Glück auf diesem Wege suchen? Er fühlte wohl, daß, wäre er noch des reichen Grafen Bernstein Sohn, er muthig um die Hand der schönen Witwe werben würde: so aber trieb ihn auch jetzt sein Stolz von hier, und dennoch freute er sich, daß der Wunsch und die Gesundheit seiner Schwester ihn gegen seinen Willen in ihrer Nähe zurückhielt.

Auch Konstanzens Gemüth war heute ganz anders, und man hätte glauben sollen, beruhigter als früher. Aber nein! Ihr Blut wallte stärker, ihre Unruhe war größer. Au-

guste

guſte hatte ihr, jedoch ohne ſie von dem Andern zu unterrichten, vertraut, daß die junge Dame die Schweſter des Unbekannten und nicht ſeine Gattin ſei. Mit dieſer Nachricht war die Hoffnung wieder bei ihr eingekehrt, ſtärker brach die ſo lang unterdrückte Sehnſucht hervor, und mit ihr eine peinliche Unruhe, die ſie nicht im Hauſe hielt. Sie ſchwärmte wider ihre Gewohnheit heute, wohl in der ſtillen Hoffnung ihm zu begegnen, in der Gegend umher, doch war ſie ſich dieſer Sehnſucht ſelbſt nicht klar bewußt.

Schon begann die Sonne ſich zu ſenken, als ſie mit Auguſten nach dem herrlichen Arpennas-Waſſerfall wanderte, der ſonſt um dieſe Tagzeit von Fremden häufig beſucht wurde; allein heute fand ſie die reizende Stelle menſchenleer. Das herrliche Schauſpiel erregte, trotz der Stimmung ihres Gemüthes, ihre ganze Bewunderung. Sie ſah, wie der Strahl der Abendſonne ſich in dem herabſtrömenden Waſſer brach, und mit den ſchönſten Farben die Strahlen des Regenbogens bildete. Der ferne Montblanc, von der Sonnenglut mit dunklen Farbentönen umzogen, ragte über die andern Berge wie ein

König über seine Vasallen empor, die rauschende Arve schlängelte sich zu ihren Füßen, und zu dem Brausen des Wasserfalls lispelte der Abendwind durch die Zweige der Ahorne. Auguste! sagte die Lady, von diesem Schauspiel ergriffen: gleicht dieser Wasserfall nicht dem Leben des Menschen? Unaufhaltsam muß er, wohin sein Geschick ihn führt, kühn stürzt er sich von der Höhe in eine unbekannte Tiefe hinab, wo die goldenen Strahlen der sinkenden Sonne sich in seinen Fluten brechen und seine Tropfen ihn mit den schönsten Farben schmücken; er glaubt, die Sonne leuchte ihm für immer, die Farben wären sein Eigenthum; aber unten rauscht er wieder farbenlos im engen Bette dahin und windet sich beengt durch Klippen und Felsen. Es war ein kurzer Augenblick des Entzückens, ein kurzer Traum von Glück; schnell ist das Erwachen, und lang sind dann die Tage der Enttäuschung.

Dein Gleichniß paßt nicht ganz, liebe Schwester, sagte Auguste lächelnd. Der Mensch stürzt sich nur in Verzweiflung von seiner Höhe hinab, und dann sind ihm die Strahlen der Sonne, ist ihm der Farben-

ton, den sie ihm geben, gleichgültig; er sucht das Dunkel und das Grab. Des Menschen Geist strebt aufwärts, und das ist es eben, was ihn über jedes Wesen der Erde so hoch erhebt. In die Tiefe hinunter vermag Alles sich zu stürzen, selbst der todte Stein, von eines Knaben Hand berührt, rollt in das Unermeßliche hinab. Die brausenden Wellen, die Alles zu zerstören drohen, ziehen immer abwärts in das weite Becken des Meeres; nur der Vogel mit seinen breiten Flügeln schwingt sich in den Lüften empor, und des Menschen Geist, von seinem Genius getragen, schwebt auf den Schwingen seiner Phantasie himmelwärts.

Konstanze lächelte. Dich scheint die Liebe begeistert zu haben, Auguste, sagte sie scherzend. Du, sonst immer so gleichmäßig auf der Erde wandelnd, schwingst Dich jetzt so kühn in höhere Sphären!

Ja, Freundin, sagte Auguste bewegt: der Liebe ward die Zaubermacht, den ruhigsten Geist so überschwenglich zu beglücken und ihn so hoch zu heben, daß der große Raum der Erde für seine Sehnsucht zu eng wird, und sie ihn immer nach oben zieht. Glaub'

es mir, Konſtanze, die Liebe allein iſt der Sonnenſtrahl, welcher die Millionen Augenblicke unſres Lebens, wie dieſe Tropfen des Waſſerfalls, mit lieblichen Farben verſchönt, und wenn auch dieſe Augenblicke in dem Strom der Zeit ruhig dahin fließen, den Fluthen, ſie durch die Klippen des Lebens freundlich leitend, die Bahn ebnet. Ach, wäreſt Du nur auch ſo glücklich wie ich. Dies ſagend ſank ſie an Konſtanzens Bruſt, und als ob eine zuverſichtliche Ahnung ſie in dieſem Augenblick erfaſſe, rief ſie begeiſtert: Auch Du wirſt es ſein, meine Freundin; denn an einem Herzen, wie das Deine, übt die Liebe ihr Recht und wird es beglücken. Ein tiefer Seufzer, aus Konſtanzens Bruſt ſich windend, war die einzige Antwort; ſie drückte der Freundin ſchweigend die Hand, und kehrte, das Herz von Sehnſucht, den Geiſt von Hoffnung bewegt, nach dem Landhauſe zurück.

Hier empfing ſie, als ob er das Geheimniß ihres Herzens errathen habe, ihr kleiner Liebling wieder mit dem freundlichen Zuruf, den ſie ihm ſonſt immer mit einem Kuß zu lohnen pflegte. Heute aber ward ihm dieſer

Lohn nicht. Sie ließ ihn auch ohne ſein Kettchen auf ihre Hand hüpfen, nahm die Guitarre, und ging nach ihrem Lieblingsplätzchen im Garten, dem nämlichen, wo Otto ſie geſtern belauſcht hatte. Ohne ſich um ihren Papagei zu kümmern, der ruhig auf ihrer Schulter ſaß und mit ſeinem Schnabel die Fülle ihrer Locken durchwühlte, blickte ſie hinaus in die ferne Gegend, ergriff dann die Guitarre, und hauchte ihre Empfindungen in wehmüthigen Liedern aus. Ganz in ihren Gefühlen verſunken, wußte ſie ſelbſt nicht was ſie ſang, ihr Inneres ſprach ſo laut, und die Worte ihres Liedes waren nur ein leiſes Echo von dieſem. Selbſt ihres Lieblinges Geſchrei ſtörte ſie nicht, ſie hörte nicht, daß er bald Konſtanze, bald Otto rief, und nur erſt, als er plötzlich davon und über die Hainbuchenhecke flog, erwachte ſie aus ihren Träumereien, ſah auf, und erblickte hinter dem wilden Roſenſtrauch den Unbekannten, zu welchem Jako geflogen war.

Beide waren verlegen. Der Graf glaubte ſich verborgen, und konnte nicht vermuthen, daß das dankbare Thier ihn verrathen würde.

Konſtanze ahnete nicht, daß eben dieſer Mann ihr Lied, ihre Seufzer belauſcht habe. Doch faßte ſie ſich ſchnell, als er mit dem Papagei ſich nahte, ihn ihr über die Hecke herüber zu geben; aber die Hecke war zu breit, der kleine Graben, der ſie umzog, trennte ſie noch mehr, und Jako ſchien nicht Luſt zu haben, die Hand ſeines alten Bekannten freiwillig zu verlaſſen. Konſtanze ſah ſich genöthigt, ihn einzuladen, in den Garten zu treten. Sie ging ihm entgegen, dankte, daß er ihr zum zweiten Mal den Liebling wiedergebracht, und als ſie ihn nicht ohne leiſes Zittern aus ſeinen Händen zurück nahm, flog das ſchelmiſche Thier auf ihre Schulter, bog Hals und Köpfchen herum, und indem er Otto! rief, küßte er ihren Mund. Konſtanze erröthete, der Graf bat um Verzeihung, machte eine ernſte Verbeugung und empfahl ſich; aber der Ausdruck, mit welchem ſein Auge hierbei auf ihr ruhte, ſagte deutlich, daß es ihm ſchwer würde, ſich zu entfernen, und Konſtanze mochte ihn verſtehen. Sie lud ihn ein, in das Haus zu treten, und als der junge Mann Schicklichkeit halber es nicht verweigern konnte und ſie

dahin begleitete, ward ihr der Muth, diesen Augenblick zur Abtragung ihres schuldigen Dankes zu benutzen.

Mein Herr, sprach sie leise, erröthend: Sie haben mir bis jetzt jede Gelegenheit entzogen, Ihnen Dank für meine Rettung zu sagen. Ich freue mich, daß sie mir endlich ward, und ergreife sie mit gerührtem Herzen. Sie mochten Ihre Gründe haben, warum Sie sich vor mir verbargen; allein mögen sie auch gewesen sein, welche sie wollen, so muß ich Ihnen gestehen, daß Sie mir dadurch wehe gethan haben.

Das war meine Absicht nicht, erwiederte er. Ich weiß nur, daß es eben so drückend ist, Dank zu sagen als Dank zu empfangen; deshalb wollte ich Ihnen und auch mir einen vielleicht peinlichen Augenblick ersparen, und konnte nicht ahnen, daß es Ihnen schmerzlich sein würde. Was ich gethan, war übrigens zu wenig als daß es noch eines Dankes bedarf.

Konstanze erwiederte nichts hierauf, auch er schwieg, und so waren sie bis an den Gartensaal gekommen, ohne daß Beide es gewagt hätten, das Gespräch fortzusetzen.

Sie traten ein und fanden den übrigen Theil der Familie verſammelt. Lächelnd empfing ſie das Brautpaar, ſtolz begrüßte ihn die Baroneſſe, welche ihn ſogleich wieder erkannte; doch als der junge Schröder ihn den Damen als den Grafen Bernſtein vorſtellte, ward das Geſicht der Baroneſſe plötzlich heiter und das frühere kaum bemerkbare Kopfnicken zu einer tiefen Verbeugung.

Der Graf blieb nur einige Augenblicke, empfahl ſich, verſprach jedoch, auf die Bitte der Tante, morgen ſeine Aufwartung zu machen. Schröder begleitete ihn.

8.

Als er in einer ſonderbaren Stimmung, wozu die Unterhaltung mit dem jungen Kaufmann wohl auch noch das Ihrige beigetragen haben mochte, und welche ſeiner Schweſter nicht entging, nach Hauſe kam, dieſe ihn ziemlich genau ausfragte, wo er geweſen ſei und was ihn ſo aufgeregt habe, konnte er ihr die Wahrheit nicht verbergen, und ſie, mit Scharfſinn und weiblicher Liſt begabt,

wußte leicht dem Geſpräch eine ſolche Wendung zu geben, mit ſo vieler Theilnahme nach Allem zu forſchen, daß er endlich offen mit ihr über das ganze Verhältniß zu Konſtanzen ſprach und ihr geſtand, daß er ſchon von dem erſten Augenblick an nur mit Mühe ſeine Neigung für die Lady habe bekämpfen können.

Und warum haſt Du ſie denn bekämpft? fragte die Schweſter: war es bloß, weil Du glaubteſt, ſie ſei eine Engländerin, da Dich ein Mädchen dieſer Nation einmal betrogen hatte? Für *eine* Treuloſe, glaub' es mir, Otto, findeſt Du hundert Treue; in des Weibes Bruſt ruht die Liebe reiner, ſicherer als in der Eurigen.

Cäcilie, erwiederte er freundlich: da ich Dir nun einmal mein Herz aufgeſchloſſen habe, ſo will ich Dir auch ſeine geheimſte Empfindung nicht mehr verbergen. Was Du glaubſt, war es nicht allein. Ich entzog mich ihr ſchon, ehe ich noch wußte, wer ſie war. Aber wehe dem Manne, der arm an Allem, was dem Leben wünſchenswerth erſcheint, vor ein reiches Mädchen tritt und um ihre Hand wirbt; nur die Leidenſchaft kann ſie bewe-

gen, ſeine Liebe zu erwiedern; denn wäre ſie ſchön wie eine Himmliſche, und eitel wie die Eitelſte ihres Geſchlechtes, müßte ihr doch eine innere Stimme zurufen: Es iſt dein Gold, nicht dein Herz, um das er wirbt! Und nun noch überdies ein Mann in meiner Lage, der alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehrt; mußte ſie von mir nicht glauben, ich wolle mit ihr wieder gewinnen, was das Schickſal mir nahm? Nein, Cäcilie, dies erlaubt mein Stolz nicht. Oder ſollt' ich vielleicht, wie es wirklich geſchah, ſtatt ein Herz zu gewinnen, mich mit Gold bezahlen laſſen? Dieſem konnte, dieſem wollte ich mich nicht ausſetzen. — Und doch hab' ich meinem Schickſal nicht entgehen können!

Und haſt Du jetzt noch nicht die Ueberzeugung, daß die Lady Dich liebt? fragte die Schweſter.

Dieſe Ueberzeugung, daß ſie Liebe für mich fühlt, hab' ich wohl, erwiederte er: wenn man das Liebe nennen darf, wenn Schwärmerei und der Reiz des Neuen die Sinne und mit ihnen das Herz verlocken. Wahre, unwandelbare Liebe, welche aus der innerſten Tiefe des Herzens nach außen, nicht

durch das Auge in da Herz drang, ſie, die allein den Menſchen beglückt und ihn nicht flatterhaft treulos verläßt, dieſe Liebe kann ſie für mich nicht fühlen, ſie kennt mich ja nicht,

Glaubſt Du nicht, Otto, nahm die Schweſter das Wort, und ihr freundliches Antlitz wurde ernſt: glaubſt Du nicht, daß ein Etwas aus des Menſchen Auge, von ſeinen Lippen ſtrömt, das mit magnetiſcher Kraft uns unwiderſtehlich anzieht oder abſtößt? Glaubſt Du nicht, daß dies das feſte Band iſt, welches Herz an Herzen kettet? Dieſe unſichtbare Zaubergewalt, die, ohne daß wir wiſſen woher ſie kam, uns wider Willen bannt, ſie iſt es, welche dem Auge der Liebenden in dem erſten Augenblick Herz und Gemüth des Geliebten frei und offen zeigt. Dieſe Kraft — Du weißt, wie ſehr ich ihr, trotz dem daß Du ſo oft meinen Glauben an ſie wankend zu machen ſuchteſt, vertraue — dieſe Kraft hat Euch Beide an einander gekettet, und wenn ſich auch Dein Stolz dagegen ſträubt, er muß unterliegen und Ihr werdet vereint.

Otto ſchüttelte zweifelnd den Kopf. Schwe-

ſter, ſprach er bewegt: Du wareſt von früher Kindheit an zur Schwärmerei geneigt; wenn ich in einer dunklen Höhle den müden Pilger von des Tages Laſt und Hitze ernſt und ſinnend ſah, dann blickteſt Du in eine roſenfarbene Zukunft, wo nur bunte, freundliche Liebesgötter Dich umflatterten. Mir fehlt Dein froher Sinn, und es wäre vielleicht gut, wenn wir Beide theilen könnten.

Ich danke für Deine Hälfte! erwiederte ſie freundlich: und was Du von mir zu haben wünſcheſt, Otto, den heitern Blick in das Leben, den wird Dir Konſtanze ſchon reichen.

9.

Wochen vergingen, und eigentlich hätte die Liebe nur Augenblicke gebraucht, den Knoten zu löſen, das Band zu ſchürzen — bis Otto Konſtanzen ſeine Liebe frei geſtand; vergebens hatte der Stolz in ihm gekämpft, er mußte unterliegen.

Der Schweſter freundliches, zutrauliches Wort, mehr aber noch das eigene Herz hatte

ihn bestimmt, nicht im stolzen Uebermuth ein Glück von sich zu weisen, das zugleich das Glück seines Herzens war, und Konstanzen das zu sagen, was er schon so lange für sie fühlte. Nach diesem ersten offenen Schritt machte er sie nun mit allen seinen unglücklichen Verhältnissen bekannt, wobei er jedoch nur mit Schonung der Schuld des Vaters gedachte. Er erwähnte seiner dabei so zart, hob die guten Seiten des Vaters so gern hervor, erzählte, welch ein liebender Gatte, welch zärtlich sorglicher Vater er gewesen sei, und wie er selbst, seit ihn diese unglückliche Leidenschaft ergriffen, noch mit wahrer Liebe an seinen Kindern gehangen und mit tiefgebeugtem Herzen an dem Sterbebett seiner Gattin gestanden habe.

Dieser Beweis von kindlicher Liebe rührte Konstanze tief. Sie haben mich mit Ihren Verhältnissen bekannt gemacht, ich halte es nun auch für Pflicht, Sie von den meinigen zu unterrichten, und Sie über Ihren Verlust zu trösten, unterbrach sie ihn. Ich bin reich, für Deutschland sehr reich, so daß an meiner Seite Ihre Umstände glänzender sein werden als sie es früher hätten sein können.

Ich habe genug, auch für Ihre Familie zu sorgen. Vergessen Sie was geschehen, laden Sie Ihren Vater ein, zu uns zu kommen, und er wird an mir eine liebende Tochter finden, die so viel sie es vermag ihm die verlorene Ruhe wiederzugeben bereit ist.

Bei diesen Worten drang eine Thräne in Otto's Auge. Ihre Güte thut meinem Herzen unaussprechlich wohl! sagte er. Aber wo der arme alte Mann umherirren mag, weiß nur der barmherzige Gott; ich habe vergebens nach ihm geforscht, hätte gern mit meiner Hände Arbeit ihm sein Leben gefristet, aber er ist verschollen; seit einem Jahre habe ich keine Nachricht mehr von ihm, und muß fürchten, er ist nicht mehr unter den Lebenden und hat sich selbst die dunkle Pforte geöffnet. Auf das Glück, ihn wieder zu sehen, seine Thränen zu trocknen, muß ich verzichten.

Als er dies sagte, öffnete sich die Thür, und Auguste trat, an der Hand eines bleichen, abgehärmten Greises ein, welcher, die Arme nach Otto streckend, ohnmächtig vor ihm niedersank. Kaum vermochte des Sohnes Stimme, ihn zum Leben zu wecken, kaum der Schwester Sorgfalt seinem starren,

verzweiflungvollen Gesichte ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Ich stehe vor meinem Richter! sprach er, mit starrem Auge den Sohn anblickend, der bei diesen Worten vor ihm niedersank, seine Hand an die Lippen drückte, und aus der Tiefe seines Herzens rief; Und ich kniee vor meinem herzgeliebten Vater! Der Alte beugte sich nach ihm nieder, der Sohn ruhte in seinen Armen, und, wie eine Heilige, die das reuige Herz eines Sünders vor den Thron des Allmächtigen trägt und um Erbarmen fleht, stand Konstanze vor Vater und Sohn und freute sich ihres Glücks.

10.

In der Kirche seiner Heimath, deren Bau mit dem unheilbringenden Golde begonnen wurde, sprach der Priester den Segen über die beiden glücklichen Paare. Der Gattin Reichthum ließ Otto die vergeudeten Besitzungen seiner Väter wieder gewinnen, und ihre kindliche Liebe erheiterte die letzten Tage des alten Vaters. Auch Cäcilie fand ihren

Glauben bestätigt; denn auch sie wurde bald durch magnetische Kraft, von der sie glaubte, daß sie mit so gewaltigem Zauber Herzen an Herzen kettete, an die Brust eines edlen Mannes gezogen. Der Elephant der Madame Garnier wurde noch oft gepriesen, und als nach langen Jahren, eines Morgens der gute Jako nicht mehr mit seinem freundlichen Guten Morgen, Konstanze! Guten Morgen, Otto! die Glücklichen begrüßte und todt in seinem vergoldeten Bauer lag, wurde er, zur Erinnerung an jenen Tag, unter einem Ahorn begraben, und Konstanzens Kinder pflanzten Blumen um den kleinen Hügel des traulichen Schwätzers.

Wie selten sind doch ein Elephant und ein Papagei die Boten der Liebe!

Scenen

aus

dem Kriegleben in Spanien,

aus dem Tagebuche eines teutſchen Officiers.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1834.

I.

Die Kapelle des heiligen Bruno.

Wer hat die Sehnsucht nach seinem Vaterlande nicht schon gefühlt, wenn ihn das Schicksal weit davon entfernt hatte? Wem ist nicht der Anblick der heimathlichen Berge schon einmal ein herzerhebender, freudebringender Anblick gewesen? Um wie viel mehr mußte diese Sehnsucht einen Kriegmann ergreifen, der schon seit Jahren, fern von den Seinen, in dem ungeselligen Spanien herumzog, wo ihm überall der Tod mit seinem verborgenen Geschoß tückisch entgegen grinzte, kein freundlicher Gruß ihn empfing, kein treuherziger Händedruck ihm sagte: Du bist willkommen! So war es auch mir, der ich nun schon seit Jahren unter diesen unglücklichen Menschen gelebt und ihnen oft

wider Willen hatte wehe thun müssen. Ich war dies Leben müde, wo man, wie der Vogel im Käfig, in seiner Kantonirung eingesperrt war und nicht ohne hinlängliche Bedeckung zum Thore hinausjagen und die freie Luft einathmen konnte. Willkommen war mir daher der Befehl, den ich in Madrid erhielt, nach Teutschland zurück zu gehen, wenn ich auch nur die traurige Perspective vor mir sah, die duftenden Berge Hispaniens mit den Steppen Polens und Rußlands zu vertauschen.

Ich schloß mich einem kleinen Convoi an, der in Burgos erst gehörig organisirt werden sollte, traf glücklich, ohne von den Guerillas angehalten zu werden, dort ein und setzte nach einigen Tagen, jedoch mit weniger Zuversicht, meinen Marsch nach Vittoria fort; denn statt der französischen Truppen hatten wir in Burgos ein polnisches Infanterie-Regiment zur Bedeckung erhalten, das, wenn auch eben so brav wie die Franzosen, doch nicht so kriegerfahren und in mancher Art leichter zu Excessen geneigt war.

Ein solcher Convoi ist ein interessanter Anblick. Alles, was die Armee verlassen,

in seine Heimath, oder seine Depots zurückkehren soll, Weiber, Troß und Gepäck versammelt sich an einem dazu bestimmten Orte, zieht in kleinen Märschen unter hinlänglicher Bedeckung der Grenze zu, und so vergrößert sich der Hause von Garnison zu Garnison immer mehr. Selten sieht man hier ein trauriges Gesicht; Jeder freuet sich, das Land des Knoblauchs und des Pfeffers zu verlassen, wo der Wein, statt aus Tonnen und Flaschen rein, golden oder purpurn zu perlen, aus einem schmutzigen, ausgepichten Schlauche von Bockhaut trüb und unrein läuft, wo die Butter von Eselmilch, in Därmen aufbewahrt, die Kartoffel, diese Lieblingspeise der Nordländer, nach Pfunden gewogen wird und ein krähender Hahn so selten ist, daß der Franzose bei diesen unmelodischen Tönen ausrufen möchte: o süße Musik vom Ufer der Garonne!

Aber freilich ist die Freude auf dem Heimwege nicht ganz ungetrübt. Solch ein Marsch ist höchst beschwerlich; denn der Weg führt häufig durch ein enges, von beiden Seiten mit hohen Felsen umgebenes Thal, wo öfters Halt gemacht werden muß, um den Volti-

geurs, die auf beiden Seiten des Zuges zur Deckung marſchiren, Zeit zu laſſen, die hohen Felſen zu erklimmen, in die Schluchten hinab und die Höhe wieder hinaufzuſteigen, ſo daß man bei einem Marſche von vier Stunden zuweilen den ganzen Tag gebraucht, ehe man in's Quartier kommt, wo Offizier und Soldat ſeine Portion empfängt, ſie ſich aber dann erſt ſelbſt zubereiten muß. Wie viel beſſer marſchirt ſich's da in unſerm lieben Teutſchland, wo man den gedeckten Tiſch und wenn auch nicht immer einen freundlichen Wirth, doch gemeinhin einen artigen findet! Ueberdies iſt der Marſch ſelbſt beſchwerlich, jeder hat ſeinen Poſten, den er nicht verlaſſen darf, die berittenen Officiere bilden die Pelotons der Cavallerie, und oft befehligt ein Diviſions-General ſolch' ein Peloton. Was zu Fuß iſt, Officier und Unterofficier, marſchirt bewaffnet in Reih und Glied, das Niemand verlaſſen darf. Der ganze Convoi, und wenn ein Marſchall ſich dabei befände, ſteht unter dem die Bedeckungtruppen befehligenden Officier, dem Jedermann gehorchen muß.

In dieſer Ordnung kamen wir glücklich

bis Vittoria. Hier aber murmelte man von der Nähe Minas, der mit seiner bedeutenden Guerilla in der Nähe stehen sollte und warnte uns, ja auf unserer Hut zu sein. Wir zogen am andern Morgen nicht ganz ohne Sorgen von Vittoria aus, um den langen Marsch bis Mondragon zu thun, und obgleich ich unsere Bedeckung schon vor dem Abmarsche etwas lebendiger wie gewöhnlich fand und es mir schien, als ob Wein oder Spiritus zum Frühstücke wohl schon zu viel genossen sey, so ritt ich doch an den Wagen einer französischen Dame, die mit ihrem Manne, dem Sekretair des damaligen Königs Joseph, nach Paris zurückreisete und tröstete die Zaghafte so gut ich konnte. Mich dauerte die junge niedliche Frau, die, kaum ein Jahr verheirathet, Madrid mit Paris hatte vertauschen müssen und nun unter Angst und Freude dem Anblick der Bidassoa entgegen sah.

Die Straße von Vittoria bis zu den Höhen von Salinas läuft durch eine Ebene, welche sich allmählig hebt; ehe man aber noch Salinas erreicht hat, zieht sie sich durch hohe, von tiefen Schluchten häufig durch-

ſchnittene Felſenmaſſen hin. Da, wo zwei dieſer aufeinander ſtoßenden Schluchten ein ziemlich weites Thal bilden, ſprudelt eine Quelle aus dem Felſen und wird, wie man es häufig an den ſpaniſchen Landſtraßen findet, in einem mit Kaſtanienbäumen umpflanzten Becken aufgefaßt, um den von der brennenden Sonne ermatteten Wanderer zu erquicken.

In dieſem Thale beſchloß der Kommandant der Bedeckung Halt zu machen und zu raſten. Bei ſolcher Gelegenheit gleicht der Convoi einer Karavane; die Glieder werden verlaſſen, Jeder ſucht ſeinen Bekannten auf, um mit ihm ſeinen Vorrath zu theilen; man lagert ſich, der grüne Raſen iſt der Tiſch, auf dem man ſeinen Vorrath bereitet, man ißt, plaudert und ſcherzt ein Stündchen. Die eine Hälfte der Pferde bekommt den Futterbeutel vorgehangen, die andere ſteht gezäumt, an der Hand ihres Reiters, zu jedem Vorfalle bereit. Während dem nimmt Vor- und Nachhut Poſten ein, von denen ſie die Gegend überſehen kann, die Seiten-Patrouillen werden verſtärkt, weiter vorgeſchoben und ihnen iſt beſonders die Deckung

der Schluchten anvertrauet. So gesichert, überläßt sich Jeder ruhig der kurzen Erholung; aber ein einziger Schuß ist hinreichend, Jeden auf seinen Posten zurück zu führen, alle Pferde zu zäumen, die Gewehre zu spannen und die ganze in Gruppen gelagerte Menge in Reihe und Glied zu bringen.

Ich saß, mein Pferd am Zügel, neben der französischen Dame und ließ mir ein Stück kalte Pastete gar trefflich schmecken, plauderte mit ihr von Paris und trank eben ein Glas Madeira auf glückliche Reise, als wir plötzlich ein wildes Geschrei und mehrere Schüsse hinter uns vernahmen. Ich sprang auf, schwang mich auf mein Pferd und sprengte, Dame, Pastete und Madeira im Stiche lassend, zu meinem Peloton, was zur Deckung der Bagage den Zug schloß. Bald waren wir unter beständigem Kugelregen geordnet und sahen zu unserm Schrecken unsere Bedeckung, die sich hatte überfallen lassen, von allen Seiten von dem Feinde verfolgt, nach den Wagen zu fliehen, sahen, daß die Spanier schon in die Spitze des Convois eingedrungen waren, hörten das jammervolle Geschrei der Weiber und

der Verwundeten und erblickten alles aufgelöst und in Flucht. Die im Thale aufgefahrenen Wagen wollten umwenden, warfen zum Theil um und versperrten uns den Weg; die aber, denen es geglückt war, kamen in vollem Jagen auf uns zu und drängten sich in den Felsweg, der nach Vittoria führt, aber da die Pferde bald, von den Kugeln der über die Felsen hervorbrechenden Feinde getroffen, sanken, war auch dieser Weg versperrt.

Noch hielten wir geschlossen und hofften, daß die zwei Grenadier-Compagnien, welche die Nachhut bildeten, zu uns stoßen und wir irgend etwas retten, oder uns mit ihnen nach Salinas durchschlagen könnten; aber sie erschienen nicht. Schon war Mancher unter uns verwundet und wir in einer schlimmen Stellung in der Schlucht, da, wo das Thal beginnt, eingesperrt und dem feindlichen Feuer von der Höhe ausgesetzt. Der Brigade-General, der uns befehligte, faßte nun den verzweifelten Entschluß, einzeln zwischen den Wagen vorzudringen und da, wo das Thal sich erweitert, uns zu formiren, auf die Plündernden loszubrechen und so vielleicht die Straße nach Mondragon zu

gewinnen; denn auf der Straße von Vitoria uns zu retten, schien unmöglich.

Es glückte uns auch, uns in dem Thale zu formiren und uns auf die Feinde zu stürzen. Anfangs gelang das Unternehmen; zerstreut und nur mit Plündern beschäftigt, überraschte der Angriff einiger dreißig Pferde die Spanier, sie flohen, klimmten auf allen Seiten die Felsen hinauf und ließen uns ungehindert, von den Kugeln begleitet, vorwärts dringen. Aber bald mußten wir unsre Glieder trennen; denn das Thal verengte sich und jeder suchte sich nun zwischen Karren und Bagagewagen über Kasten und Verwundete hinweg einen Weg zu bahnen. So gelangte ich zu dem Platze, wo ich gefrühstückt hatte. Hier ward mir ein grausenvoller Anblick; ich fand die Kutsche des königlichen Sekretairs abgespannt und geplündert, nicht fern davon lag seine Gattin, die mir nur ohnmächtig, aber nicht verwundet zu sein schien. Er selbst aber lag an der andern Seite schon blutend und ein Spanier stieß eben seinen Dolch ihm ins Herz. Ich sprengte auf ihn zu, er schoß sein Pistol auf mich ab, fehlte und floh.

Aber so schmerzhaft mir auch der Anblick dieser Unglücklichen war, so konnte ich ihnen doch keine Hülfe leisten; denn die Selbsterhaltung trieb mich zurück. Ein Haufen feindlicher Reiterei rückte auf uns an, das Fußvolk feuerte unaufhörlich aus den Schluchten und von den Felsen herab; retten konnte keiner etwas als sich selbst. Der Weg nach Mondragon war uns versperrt, wir mußten umkehren, drangen nun einzeln durch das Chaos hindurch und von der feindlichen Reiterei verfolgt, die im Verfolgen die nämlichen Hindernisse fand, wie wir auf der Flucht, suchte sich jeder, so gut er konnte, für seine eigene Person zu retten.

Wie ich so eigentlich über die todten Menschen und Pferde hinweg und durch die Bagage und umgestürzten Wagen neben so manchem plündernden Spanier vorbei und von keiner der tausend Kugeln, die mir nachgeschickt wurden, getroffen, durchgekommen bin, weiß ich nicht zu sagen. Ich gab meinem Pferde die Sporen, ließ ihm den Willen und gebrauchte meinen Säbel mehr als den Zügel, ergab mich in mein Schicksal und kam von meinem Glücke geführt endlich ins Freie.

Es ist ein herrliches Gefühl, sich aus einer augenscheinlichen Gefahr wie durch ein Wunder gerettet zu sehen, wieder frei aufathmen zu können und die drückende Last los zu sein, die uns die Brust beengt hatte. Auch ich empfand es, als ich und fünf meiner Cameraden, die sich zu mir gesellt hatten, uns nun auf der offenen Landstraße befanden und die 2 Grenadier-Compagnieen in der Ferne erblickten, an die wir uns bald anschlossen und so zurück nach Vittoria zogen. Die Freude uns gerettet zu sehen, war jedoch kurz und schwieg bald, als wir uns die furchtbaren Scenen, das grausenhafte Gemetzel zurückriefen, besonders war mir die Erinnerung an die ohnmächtig daliegende Frau und an ihren sterbenden Gatten, mit dem ich noch so eben gefrühstückt hatte, schaudererregend; vorzüglich aber stand das Bild des Spaniers lebhaft vor mir, wie er dem Unglücklichen den Dolch ins Herz stieß; fest hatten sich mir seine wilden Züge eingeprägt, ich hätte ihn unter Tausenden wieder erkannt. Sobald ich die Thürme Vittoria's gewahrte, gab ich meinem müden Gaule die Sporen und jagte nach der Stadt,

wo sich das Hauptquartier der französischen Nordarmee befand und wo ich den Vorfall dem Chef derselben, dem General Cafarelli meldete, der auch sogleich Maßregeln traf, um zu retten, was noch zu retten möglich sei und Truppen wurden entsandt, denen Wagen folgten, die Verwundeten einzubringen. Sie fanden den Wahlplatz von den Feinden verlassen und nichts als Trümmer, Leichen und selbst nur wenig Verwundete; denn der Feind hatte sie meist alle getödtet.

Ich hatte den General auch mit dem Schicksale des königlichen Sekretairs bekannt gemacht und genau die Stelle bezeichnet, wo der Wagen gestanden und ich sie wiedergefunden hatte. Der General, ein freundlicher alter Soldat, der den jungen Mann persönlich kannte, auch wohl aus Rücksicht für den König, gab wegen ihm besondere Befehle. Man fand auch die zertrümmerte Kutsche und den mit eilf Stichen durchbohrten Leichnam des Unglücklichen, den man in diesem Zustand zurückbrachte; seine Gattin aber hatte man nicht gefunden, die Spanier mußten sie mit fortgeschleppt haben.

Der General interessirte sich für sie, ließ mich am andern Tage rufen und fragte mich, ob ich mich wohl entschließen wollte, Mina aufzusuchen und mich bei ihm nach dem Schicksale der Dame zu erkundigen. So gefährlich dies Unternehmen auch war, zeigte ich mich doch dazu bereitwillig und erhielt nun von dem General meine desfalsige Instruction. Ein vor wenig Tagen eingebrachter Gefangener von Minas Guerilla's ward freigegeben und zu meinem Führer ernannt und so trat ich, von Niemandem begleitet, mit dem Spanier meine Reise an, nachdem zwei Priester sich für mich als Geißel hatten stellen müssen.

Ich mußte mich ganz der Leit ng meines Führers, eines jungen feurigen Basken, anvertrauen, mit dem ich, da das Baskische vom Spanischen sehr abweichend ist, mich nur schwer verständigen konnte; so viel machte er mir endlich doch begreiflich, daß er sich freue, daß ich ein Teutscher und kein Pole oder Franzose sei; denn uns haßten sie lange nicht so, wie die andern Nationen. Auf meine Frage, wo wir Mina

treffen würden, gestand er mir ganz offen, daß er es nicht wüßte, er glaube ihn in der Riora an dem Ebro zu finden, jedoch werde er dies bald erfahren. Schon in dem nächsten Dorfe, wo er Erkundigung einzog, änderte er den Marsch und wir gingen mehr südlich, Navarra zu. Wo wir durchzogen, erregte meine Uniform Aufmerksamkeit und es bedurfte oft zu meinem Schutze des schnellen Eingreifens meines Führers, mit dem ich seines freundlichen Benehmens und seiner Aufmerksamkeit wegen wohl zufrieden sein konnte.

Am dritten Tag, als wir in bedeutender Entfernung Salvatierra, wo französische Besatzung in einem Blockhause lag, vorbeigezogen waren, stießen wir auf ein paar Bauern, die hinter ihrem Pflug ihr Abendgebet murmelten. Mein Begleiter hatte, nachdem sie ihr Gebet beendet, sich mit ihnen in ein Gespräch eingelassen und während dem betrachtete ich mir die Leutchen genauer und staunte nicht wenig, daß die vor den Pflug gespannten Maulthiere gesattelt und aufgezäumt und in den Pistolenhalftern Pistolen staken. Daß ein krummer

Säbel

Säbel unter dem weiten braunen Mantel, der den Spanier gegen Hitze und Kälte schützen muß, hervorsah, überraschte mich nicht; denn ich wußte recht gut, daß die Landleute selten ohne eine verborgene Waffe ausgehen. Ich fragte meinen jungen Begleiter, was dies zu bedeuten habe, und er sagte mir, daß diese Landleute zugleich ihr Feld bearbeiteten und Vedetten wären, die auf diesem Punkte die Garnison von Salvatierra beobachteten; auch erfuhr ich, daß Mina in der Nähe sei.

Schon sah ich in der Ferne einzelne Posten aufgestellt, bemerkte wohl eine ungewöhnlich starke Bevölkerung in dem Orte, durch welchen wir zogen, sah aber außer der Wache vor dem Dorfe keinen Soldaten. Im nächsten Dorfe sah es jedoch kriegerischer aus und hier begegnete ich einer Abtheilung Spanier, die einige hundert gefangene Polen eskortirten und erfuhr, daß Mina hier sein Quartier genommen habe.

Während des ganzen Weges hatte ich mir ein Bild dieses Mannes entworfen, der, einst ein armer Schäfer, übermüthigen Franzosen bei Nacht als Bote dienen mußte,

von ihnen gemißhandelt wurde und deßhalb den Entschluß faßte, sich an ihnen zu rächen. Mit zwei Cameraden paßte er im Dickig auf die Durchziehenden, ermordete Einige, setzte sich in den Besitz ihrer Waffen, warb mehrere Landleute zu seinem Unternehmen an und stand jetzt an der Spitze von beinahe 10,000 Mann, die er in Bataillone vertheilt hatte und welche zum großen Theil aus polnischen und italienischen, auch teutschen Ueberläufern bestanden. Ich hatte mir diesen Mann wild, rauh, ungesittet gedacht, jetzt, wo ich dem Original meines Bildes so nahe war, trug ich noch grellere Farben auf und meine Erwartung war sehr gespannt, so wie die Furcht über das Schicksal der unglücklichen Frau immer größer wurde, je näher die Entscheidung kam.

Wir gelangten jetzt auf einen ziemlich großen Platz, auf welchem die Kirche stand. Hier bot sich mir ein sonderbares Schauspiel dar. Der ganze Platz glich einem Jahrmarkt, Soldaten waren die Verkäufer, Weiber und Landleute die Käufer; die Beute des vergangenen Tages war hier durch einander aufgehäuft, Kleidung, Waffen, Tzscha-

kos, Uniformen, Kreuze der Ehrenlegion, Frauenkleider, Wäsche und selbst silbernes Geräthe, das ein Dieb dem andern abgenommen hatte, lagen durch einander, es war ein reges Leben, man jubelte, lärmte, kaufte und verkaufte, erzählte bei dem Verkaufe seine Thaten und überall zeigte sich ein so lebendiger Freudetaumel, als ob bei Salinas Spanien gerettet worden sei.

Meine Ankunft fesselte für einen Augenblick die Aufmerksamkeit dieser Menge und mein Begleiter hatte voll auf zu thun, den Neugierigen über mich Auskunft zu geben, ehe wir vor das Haus gelangten, wo Mina sein Quartier hatte. Hier stiegen wir ab, mein Begleiter übergab mich und unsre Thiere der Wache, trat ins Haus und kam bald mit der Weisung zurück, daß mich der General erwarte.

Mir schlug das Herz, als ich die Treppe hinaufging, nicht vor Furcht, wohl aber vor Erwartung. Gewohnt, das ganze Wesen der Guerilla's, das ich hier so ganz in der Nähe sah, nur wie eine ephemere Erscheinung zu kennen, die kaum sich zeigend schon wieder verschwunden war, hatte es

etwas Unheimliches für mich, mich so von diesen Menschen umgeben zu sehen und vor den Mann zu treten, von dem so fabelhafte Gerüchte verbreitet waren und der, trotz daß er unser Feind war, mir doch schon oft Bewunderung seines kühnen Unternehmunggeistes abgenöthigt hatte. Noch in diesen Gedanken vertieft kam mir ein Offizier entgegen, mich zu Mina zu führen. Ich trat ein und ward auf unangenehme Weise überrascht, unter seinen Umgebungen den Mörder des Mannes zu sehen, dessen Gattin die Ursache meines Hierseins war. Den General fand ich mit Einigen seiner Offiziere am Tische sitzen. Er stand auf, die Offiziere folgten seinem Beispiele, begrüßte mich und fragte mit verbindlichem Tone, was mein Begehr sei? Ich überreichte ihm den Brief meines Generals und während er ihn durchlas, hatte ich Zeit, den Mann zu betrachten, der jetzt seine Truppen eben so klug und vorsichtig leitete, wie vor wenigen Jahren seine Heerde. Er war ein langer hagrer Mann zwischen 40 — 50 Jahren, sein Gesicht nicht außergewöhnlich und fast nichtssagend, hätte nicht sein Auge feurig unter

seinen dicken schwarzen Braunen hervorgeblitzt. Seine Haltung, wenn auch nicht edel, war doch anständig. Ich fand ihn zwar nicht meinem Bilde gleich, fand mithin das Imponirende nicht, das die Natur gewöhnlich ihren Schooskindern, die durch kühnen Geist sich aus niedrer Sphäre emporschwingen, aufdrückt, aber dennoch hätte dieser Mann bei einer großen Parade im Hofe der Tuilerien seinen Platz neben den Generalen Napoleons ausgefüllt; er trug die Uniform eines spanischen Generals und die rothe Feldbinde und das Ganze seines Aussehens war kriegerisch.

Als er den Brief gelesen hatte, gab er ihn dem neben ihm stehenden Offizier mit dem Zeichen, daß er ihn lesen möchte, dann wandte er sich zu mir. Es reuet mich, daß ich den Wunsch Ihres Generals erfüllen kann, — sagte er: — es freuet mich um so mehr, da die Art und Weise, wie der General diese Sache behandelt, mir angenehm ist. Sie sind der erste Parlementair, den man zu senden mich würdig hält, ich erkenne hierin die lojalen Gesinnungen des Generals und weiß sie zu schätzen; er wird mich bei jeder Gelegenheit zu gleichem Benehmen be-

reit finden. Ich bitte Sennor, sagen Sie ihm das! Ich machte eine dankende Verbeugung und er fuhr fort. Glauben Sie mir, hätten die französischen Heerführer uns mehr als Soldaten, weniger als Brigands betrachtet, so wäre dieser Krieg nicht so grausam geführt worden.

Warum verachten sie uns, die wir, unser Vaterland zu befreien, die Waffen freiwillig, ohne durch die Conscription dazu gezwungen zu sein, ergriffen? — Halten sie uns deswegen nicht für Soldaten, weil wir nicht geordnet fechten lernten? Mögen sie sich ihres Uebergewichts freuen, aber unsern Muth, unsere heiligen Zweck ehren! Während er sprach, wurden seine Bewegungen immer lebhafter, sein Auge leuchtete, jeder Muskel seines Gesichts drückte die Regung seines Gemüths aus. Sie sind ein Teutscher? fragte er mich dann und als ich es bejahete, reichte er mir die Hand und schüttelte sie mir treuherzig, ich beklage ihre Nation, ihre Hände sind durch den französischen Tyrannen gefesselt, die unsern zum Theil noch frei. Gott möge ihnen und uns helfen! Dies Letztere sprach er mit tiefer

Rührung. Das möge er! erwiederte ich mit gleichem Gefühle, die Stellung vergessend, in welcher ich ihm gegenüber stand und für welche diese Antwort wohl nicht passend war.

Er nickte mir hierauf freundlich zu, trat an einen Tisch, auf dem ein Kästchen stand, öffnete es, nahm eine mit seinem Namen und einem besondern Schriftzuge versehene kleine Charte heraus und gab sie mir. Meinen Namen habe ich während meiner Kriegführung zu schreiben gelernt, wie Sie sehen, sagte er lächelnd, nehmen Sie diese Charte und wo Sie in die Hände meiner Guerillas fallen — der Soldat kann oft nicht wissen, wie ihm das Schicksal mitspielt — so zeigen Sie sie vor und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie jeder frei ziehen läßt; selbst die Guerillas meiner Cammeraden des Empecinado, des Marquesito und des el Pastors achten dieses Zeichen meiner Freundschaft. Er ließ mir dann einen Becher mit Wein reichen, es ist Bordeaux, sagte er, die Herren Franzosen sind so gütig, uns für den schlechten Wein, den sie bei uns trinken, auch zuweilen mit gutem zu bewirthen. Ich werde

Sie zu der Dame, wegen welcher General Casarelli Sie hergesandt, führen lassen, fuhr er dann fort; ich hoffe, sie wird mit Ihrer Behandlung zufrieden sein. Wenn Sie mit ihr gesprochen haben, so bestimmen Sie, wann Sie abreisen wollen. Alles, was Sie zur Bequemlichkeit der Dame verlangen, soll Ihnen gereicht werden, auch werde ich Ihnen einen Brief an Ihren General mitgeben. Nun leben Sie wohl, noch heute ziehe ich von hier, Sie aber können sicher hier verweilen, Sie sind unter meinem Schutz. Er winkte einem Offizier, mich zu begleiten und ich verließ den Mann, der mir schon manche unruhige Nacht gemacht und mich jetzt auf so edle Weise empfangen hatte.

Ich fand die unglückliche Witwe, die nicht wenig erstaunte, mich hier zu sehen, tief trauernd in einem kleinen Stübchen der Pfarrwohnung sitzen. Mein Gott! rief sie, hat auch Sie das Unglück betroffen, gefangen zu sein? Ich erklärte ihr ihren Irrthum, machte sie mit allem bekannt und trotz dem tiefen Kummer, der die blühende Frau in den wenigen, aber so verhängnißvollen, Tagen so ganz entstellt hatte, blickte

bei dieſer Nachricht die Freude hervor. Sie beruhigen mich über mein Schickſal, ſagte ſie bewegt; hat man mich auch mit einer Schonung behandelt, die ich von dieſem Volke nicht erwarten konnte, ſo mußte ich doch in jeder Minute fürchten, daß ein ſchreckliches Loos mir werden könne. Wie bin ich Ihnen, wie dem General verpflichtet! Dann fragte ſie mit ängſtlicher Erwartung nach ihrem Manne und was ich ihr hiervon ſagen mußte, verſetzte ſie von neuem in tiefe Schwermuth und erſt nach langer Zeit hatte ſie ſich in ſo weit gefaßt, daß ich mit ihr über die Abreiſe ſprechen konnte, die dann auf morgen früh beſtimmt wurde.

Wir langten ohne alle Abenteuer den zweiten Tag in Vittoria an; der Kutſcher, welcher mich fuhr und der junge Baske, der mich wieder zurückbegleitete und mein Pferd ritt, mochten irgend ein äußeres Zeichen an ſich haben, woran ſie Jedermann für Leute von Mina erkannte, denn alle Landleute, ſelbſt die in den nächſten Dörfern von Vittoria grüßten freundlich und ließen uns ungehindert ziehen.

Als wir vor Vittoria ankamen, bat mich

der Kutscher auszusteigen, der Baske gab mir mein Pferd, setzte sich statt unsrer in den Wagen und fuhr zurück. Ich aber zog, den Zügel meines Pferdes um meinen linken, die Dame an meinem rechten Arm in Vittoria ein und ging ohne Verweilen in das Quartier des commandirenden Generals.

Diesen hatten aber dringende Geschäfte nach Burgos gerufen und da ich es für Pflicht hielt, ihm zu folgen und ihm von meiner Sendung Rapport abzustatten, so übergab ich die weitere Sorge der unglücklichen Frau einem Bekannten und benutzte die Escorte eines Kuriers, um noch in der nämlichen Nacht nach Burgos zu ziehen. So gefährlich auch diese Art zu reisen war, so durfte ich es wohl, meine Charte in der Tasche, wagen. Der General, den ich noch in dieser Stadt traf, war mit meiner Sendung zufrieden, besonders schien ihn das, was ich ihn über Minas Persönlichkeit sagen konnte, zu interessiren.. Er befahl mir, in Burgos einen neuen Convoi abzuwarten und damit ich hier nicht ganz unthätig sei, gab er mir das Commando der Reconvalescenten

der verschiedenen Regimenter, die hier gesammelt wurden.

So war ich denn wieder in Burgos, wo mir mein Geschick das Haus eines Priesters an der Kathedrale dieser Stadt, eines stillen alten Mannes zum Quartier bestimmte, der Ruhe über Alles liebte, die Pflichten seines Standes mit bewährter Treue übte, den Armen in der Stille Gutes that, so viel er vermochte, nur nicht gern über die Welthändel sprach, am wenigsten wenn sie sein Vaterland betrafen. Ihm war Blutvergießen, selbst das zur Ehre Gottes, ein Greuel, und hätte er sich ein anderes Loos wählen können, als das, womit er so ganz zufrieden war, Priester an dem Dome zu Burgos zu sein, so hätte er gewiß seinen Schöpfer gebeten, ihn zum Friedenengel zu machen; denn den Frieden des Herzens, so wie den Frieden der Welt stellte er höher als Alles. Deshalb, so sehr er auch an seinem Vaterlande, diesem Paradiese der Erde, wie er es nannte, hing, haßte er doch die Mittel, durch welche das unterjochte sich die Unabhängigkeit erkämpfen wollte, haßte er mit störrischem Eigensinne die Guerillas, die sei-

ner Meinung nach dem Lande und der guten Sache nichts nützten, wohl aber dessen Untergang beförderten.

Von ganz andern Gesinnungen war Isabella, seine Nichte, die seit dem Tode ihrer Mutter seiner Wirthschaft vorstand. An Herzengüte ihm gleich, war sie doch in allem andern gerade das Gegentheil ihres Ohms. Lebhaft und unruhig, nie mit dem Augenblicke zufrieden, sondern nur mit steter Regsamkeit nach der Zukunft blickend, die sie sich nicht farbenreich genug ausschmücken konnte, hing das Mädchen mit Schwärmerei an ihrem Vaterlande und blickte mit bitterm Haß auf die Fremden, die es zu unterjochen betreten hätten. Ewig von Leidenschaften bewegt und somit oft von dem rechten Wege geleitet, kehrte sie jedoch bald reuevoll auf ihn zurück. So war das Mädchen, die des alten Mannes Freude und doch auch sein einziger Kummer war, und welche die behagliche Ruhe störte, der er sich so gern ganz hingegeben hätte. Ueberdies war sie ein liebliches, grazienvolles Geschöpf, schlank und dennoch üppig, den schönsten Fuß, der sich mit dem kleinsten einer ächten Schönen

von Sevilla messen konnte, gern zeigend. Ein paar Augen, mehr Flammen als Sterne, blitzten zwischen langen dunklen Wimpern hervor, ein paar Lippen luden, wenn sie auch nicht Elfenbein verbargen, doch wie die aufgesprungene Kirsche den lüsternen Vogel zum Naschen, Jeden zum Küssen ein, und hätte zu diesem Allen der Frühling seinen Rosen- und Lilienduft über das siebzehnjährige Mädchen gehaucht, so wäre sie vollkommen schön zu nennen gewesen; so aber hatte der Süden ihr sein ins Dunkle fallende Kolorit gegeben, trotz dem sie auch für mich Nordländer ein reizender Anblick war, so daß ich gern und oft, vielleicht zu oft in das flammende Auge sah, das mich, der ich sonst nur das schmachtende Blau der Augen liebe, wider Willen anzog.

Bei meinem ersten Eintreten in das Haus, welches ohnfern der Stadtmauer, am Fuße des Berges, auf welchem der Dom liegt, mit seinem kleinen Gärtchen gar anmuthig lag, war ich von Isabella eben nicht freundlich empfangen worden; sie hatte mir durch eine alte Magdme in Zimmer mit einem Alkoven anweisen lassen und sich weiter nicht

um mich bekümmert. Wenn ich zuweilen zu dem Prieſter ging, um ihn über dieſes und jenes zu fragen, ſo verließ ſie jedesmal das Zimmer, ſo daß ich ſie faſt gar nicht ſah. Aber meine Einſamkeit langweilte mich und da ich an den rauſchenden Vergnügungen meiner Kameraden keine Freude fand, ſo machte ich deshalb allerhand Plane, mich meiner ſchönen Hausgenoſſin zu nähern. Ein Umſtand erleichterte es mir. Ich war ein Teutſcher und die Spanier hatten im Allgemeinen die gute Meinung von unſerer Nation, daß wir nur gezwungen Napoleons Fahnen folgten, wie ſie einſt unter Romana für ihn nach Polen hatten ziehen müſſen. Sie bemitleideten uns, hielten uns, und damals wohl mit Recht, für ſchon in das Joch geſpannt, gegen das ſie ſich noch muthig ſträubten, und ſo lag ihr Haß gegen Teutſche nicht ſo tief, wie der gegen die Franzoſen, und ein freundliches Benehmen von unſerer Seite verwiſchte ihn leicht. Dies hatte ſchon in den erſten Tagen das Feindliche Iſabellens in etwas gemildert und war die Urſache, daß die alte grämliche Köchin meinem Diener unter etwas weniger Brummen

Platz am Heerde machte, wenn er mein Mittagmahl bereiten mußte; denn mit seinem Wirthe konnte kein Soldat an einem Tische essen, so sehr ist die Kost dieses Landes von der des östlichen Europa's verschieden.

Mit jedem Tage wurde meine Hausgenossin freundlicher gegen mich, bald vermied sie mich nicht mehr, ließ sich in Gespräche mit mir ein und blieb sitzen, wenn ich in das Zimmer meines Hauswirthes trat, wo ich dann zuweilen sogar bemerkte, daß ihr feuriges Auge mich vom Kopfe bis zu den Zehen zu mustern schien. Dies betrachtete natürlich meine Eitelkeit als ein günstiges Zeichen und ich suchte nun, mich dem Mädchen immer mehr zu nähern.

Es waren auch kaum ein paar Wochen vergangen, als schon eine Art von Vertraulichkeit zwischen uns statt fand, die mich die Hoffnung nähren ließ, die unerträgliche Langeweile würde nun ein Ende haben. Sie saß ohne Scheu neben mir, erklärte mir die mir noch unverständlichen Stellen des Don Quixote, ward meine Schülerin in der französischen Sprache, die sie ziemlich verstand und lachte ausgelassen, wenn ich ihr schwere

teutſche Phraſen vorſagte, die ihr nachzuſprechen faſt unmöglich waren. Mit dem Alten war ich früher ſchon auf einem guten Fuße. — Ich politiſirte nicht mit ihm, ließ mir von ihm die kirchliche Verfaſſung Spaniens erklären und ging fleißig mit ihm in den Dom, dieſes herrliche Monument des Mittelalters, deſſen Merkwürdigkeiten er mir zeigte und über Alles Bericht erſtattete. Ich hörte ihm recht gern zu, obgleich er mit einer furchtbaren Weitläufigkeit mir Alles auseinander ſetzte. Nur zuweilen verging mir die Geduld, wenn wir in das Gewölbe traten, wo die Reliquien, die ſich hier in großer Menge befanden, nach Rang und Würden aufgeſtellt waren. Er kannte die Legende einer jeden und wie mir die Schädel und Knochen das Unintereſſanteſte in der Kirche waren, ſo war es ihm das Wichtigſte im ganzen Dome.

So vergingen mir die Tage ganz leidlich. Ich bewarb mich um Iſabellens Gunſt und um die Gunſt des alten ſonderbaren Prieſters, deſſen Herz ich durch die Geduld gewonnen hatte, mit der ich ihm zuhörte, und ſo ſchritt ich nun, meinem vorgeſteckten Ziele,

das

das Mädchen in eine Intrigue mit mir zu verwickeln, entgegen, und mit jedem Tage schien es mir, als ob ich ihm näher käme. Isabella vermied mich nicht mehr, und eben so sehr als ihr Oheim jedem politischen Gespräche ausweichend, suchte sie, sobald wir allein waren, unsere Unterredung auf diesen Gegenstand zu leiten. An die Unterdrückung meines Vaterlandes denkend, ward es mir nicht schwer, das ihrige zu beklagen und Grundsätze auszusprechen, die so ganz mit den ihrigen übereinstimmten, und ich glaube, diese Gleichheit der Meinungen brachte mich ihr näher, als alle meine schmachtenden Blicke und meine Galanterie es gethan haben würden.

Aber sagen Sie mir nur, fragte ich sie nach solch' einer Unterredung, weshalb ihr Ohm, ein doch sonst so braver und verständiger Mann, so wenig Theil an dem Schicksale seines Vaterlandes nimmt, und weshalb er jedes Gespräch, das nur im entferntesten diesen Punkt betrifft, so sorgfältig vermeidet? Trauet er mir nicht, und hat er Zweifel an meinen redlichen Gesinnungen?

Das eben nicht, meinte Isabella, obgleich ihm die Klugheit wohl zur Vorsicht räth;

der Hauptgrund liegt wohl darin, daß der gute Ohm seine Ruhe höher stellt als Alles, nur nicht die Religion, und sich den Grundsatz zu eigen gemacht hat, daß ein Diener Gottes nur Friede, nicht Krieg predigen, nur Wunden heilen, sie aber nicht schlagen müsse. Er gehört zu den frommen, duldsamen, phlegmatischen Menschen, welche wähnen, Gott werde schon allein für das Beste der Welt sorgen und mit dem Schwerdte in der Hand führe man kein ketzerisches Herz auf den rechten Weg zurück. Ueberdies glaubt er, dieser ganze Krieg werde nur der Religion wegen geführt und wir Spanier vertheidigten nur unsern Glauben, unsern Altar, nicht unsern Heerd und unsere Freiheit, und meint, man müsse es Gott überlassen. Die Guerillas, die wohl manchmal etwas grausam das Vergeltungrecht geübt haben, haßt er deshalb mehr, als man seinem sanften frommen Herzen hätte zutrauen sollen und glaubt, sie handelten aus Raubsucht, nicht aus wahrer Gottesfurcht so, und das Blut, daß sie vergossen, fließe nicht als Sühnopfer auf den Altar des Herrn, sondern nur aus sträflichem Blutdurst. Hat er doch meine

Schweſter alle Unterſtützung entzogen, weil ſie einen Offizier von Mina liebte.

Ich erwiederte hierauf nichts. Was ſollte ich auch, hatte ſie doch ſelbſt dieſes Thema erſchöpft, aber ſie ſchien damit nicht zufrieden zu ſein. Und Sie ſagen zu dem harten Benehmen meines Ohms kein Wort? Fühlen Sie denn nicht, daß es ungerecht von ihm iſt, deshalb zweien Liebenden feindlich in den Weg zu treten?

Ich gab ihr vollkommen Recht und verſprach, mit dem Onkel deshalb zu reden. Thun Sie es, ſagte ſie mit Lebhaftigkeit, aber ja nur im Allgemeinen, erwähnen Sie meine Schweſter nicht dabei, er iſt ſo aufgebracht auf ſie, daß er nichts von ihr hören mag, Sie würden ihr nur ſchaden.

Ich verſprach es zu thun, verſuchte auch einigemale, dies Kapitel zu berühren, fand aber den Alten ſo halsſtarrig, daß ich erſtaunte, wie ein ſo ſanfter, friedliebender Mann eine ſo feindſelige Idee ſo feſthalten könne, die doch im Grunde ſeinem Charakter ganz entgegengeſetzt war.

Mit Ungeduld wartete ich noch immer auf den Convoi, der diesmal ſehr bedeutend

werden mußte, da die Armee von Portugal alle unberittenen Kavalleristen nach ihren Depots schicken sollte; aber eben diese Maßregeln hielten den Abgang auf und noch immer hatten sich nicht Alle in Valladolid vereinigt und mir wurde die Aussicht, noch mehrere Wochen in Burgos zu bleiben. Ich nahm mir vor, meine Zeit gut anzuwenden, glücklicher als unsere Marschälle zu sein und wenigstens mit einer Eroberung Spanien zu verlassen. Ich suchte mich nun immer mehr in die Gunst Isabellens zu setzen und das wilde, lebendige Mädchen, das jeder Fessel zu trotzen schien, zu gewinnen, aber sie entschlüpfte mir, wenn ich sie erfaßt zu haben glaubte, und hatte sich schon losgerissen, ehe ich noch wußte wie.

Eines Abends saß ich mit ihr allein, sie war zerstreuter und unruhiger als gewöhnlich; in ihrem Blicke schien das Feuer gedämpft und doch glühete eine andere Flamme, wenn auch weniger aufflackernd, aber lebhaft in ihrem Auge, das oft verlangend an dem meinen hing. Ich konnte Anfangs nicht verstehen, was das sagen wollte; ich fühlte

wohl, daß etwas in ihrem Innern sie so auffallend bewegen müsse und meine Eitelkeit raunte mir zu, daß der Augenblick gekommen sei, wo ihre Neigung zu mir die Schranken brechen wollte. Dies machte mir Muth, ich glaubte den Augenblick nicht ungenützt vorübergehen lassen zu müssen und gestand ihr in leidenschaftlichen Ausdrücken meine Neigung. Sie schien nicht verlegen, verfiel jedoch, statt mir gleich zu antworten, in ernstes Nachdenken und nur zuweilen milderte ein sonderbar lächelnder Zug ihres Mundes den Ernst. Endlich sagte sie, und ihre flammenden Augen blickten scheu auf mich: Sie haben mich überrascht; ehe ich Ihnen antworten kann, muß ich mich selbst prüfen. — Ich will Ihnen wohl — dies zu wissen möge Ihnen für heute gnügen. — Die Hoffnung begleite Sie bis morgen Abend um diese nämliche Stunde, wo ich Sie hier erwarte, dann, eher nicht, will ich Ihnen mein Herz öffnen; jetzt aber bitte ich Sie, lassen Sie mich allein. Dies sagend reichte sie mir die Hand, ich fühlte einen leisen Druck, als ich sie aber an mich ziehen, sie umarmen wollte, schob sie mich sanft zurück

Morgen! lispelte sie, schlüpfte in das Nebenzimmer und ließ mich allein.

Also morgen! — sagte ich, als ich in meiner Stube am offenen Fenster stand — Morgen also! — Ach! eine lange Nacht! ein noch längerer Tag liegt zwischen jetzt und der seligen Stunde! — Meine Eitelkeit ließ mich gar nicht an dieser Seligkeit zweifeln, ich setzte mich ans Fenster und wie ich oft zu thun pflege, träumte ich mir ein Glück, das mir die Wirklichkeit versagte, durchlebte schon im Voraus den kommenden Abend und wahrlich! mein Glück hätte groß sein müssen, hätte es meinem Traume geglichen.

Die Nacht verging, den Morgen hielten mich Geschäfte außer dem Hause und als am Mittage bei meiner Zurückkehr Isabella mir begegnete, sah sie mich so schalkhaft an, grüßte mich so freundlich und ihr guten Tag, Sennor! war so zutraulich, daß ich mit neuen Hoffnungen mich zu Tische setzte, aber wenig oder nichts aß, denn ich war zu sehr mit meinem Glücke beschäftigt, um an Essen denken zu können.

Ich hatte meinen Bedienten hinausgeschickt, und während Weintrauben und Fei-

gen und rothbäckige Pfirsichen, rothbäckig wie das liebliche Mädchen, in ihrer saftigen Fülle unangerührt vor mir standen, sah ich mechanisch über die Stadtmauer hinaus, nach der mit einzelnen Bäumen bewachsenen Höhe, und träumte, wie man wohl zu thun pflegt, wenn die Erwartung uns spannt und die Hoffnung uns belebt. Nur zuweilen leerte ich gedankenvoll mein Glas und leerte es gewiß auf das Wohl Isabellens, ohne daß mein Mund den Namen dieses holden, lebhaften, neckenden Mädchens aussprach; kein Laut sollte meine Phantasie stören.

Aber etwas Anderes störte sie. So sehr ich auch träumte, sah ich doch auf der Höhe des Berges Soldaten marschiren und als ich genauer hinsah, blieb mir kein Zweifel, daß es Spanier, daß es Guerillas waren. Als wenn der Wind einen Schmetterling mit sammt der Rose, auf der er sich behaglich schaukelte, mit sich fortführt und die Blätter nach allen Weltgegenden hintreibt, so waren auch meine Träume, meine Hoffnungen verweht. Alle meine Gedanken vereinigten sich auf dieser langen Reihe Pelotons, die mit geregelten Schritten die kleine Besatzung

höhnisch herausfordernd um die Stadt zogen. Mir zeigte die Menge der Truppen und ihre Haltung, daß es Mina sei, den ich auch durch mein Fernrohr erkannt zu haben glaubte und an die Schwäche unserer Besatzung denkend, die erst heute früh durch ein Convoi, das der Armee von Portugal Artillerie, Munition und den General Tirelé zugeführt hatte, fast auf nichts gebracht, war ich nicht ohne Sorge. Ich befahl meinem Bedienten, zu packen, die Pferde satteln zu lassen und machte mich auf den Weg zu dem commandirenden General, um dort die nöthigen Befehle einzuholen. Als ich eben das Haus verlassen wollte, begegnete mir Isabelle. Heute Abend! lispelte sie mir zu, reichte mir traulich die Hand und so wenig ich mich auch aufhielt, konnte ich doch ihren schalkhaften Blick bemerken, und einen Zug von Ironie um ihre Lippen schweben sehen, so daß ich ganz irre an dem Mädchen wurde und zum erstenmale der Gedanke in mir aufstieg: sollte sie ihr Spiel mit dir treiben? —

Aber zu sehr mit ernsteren Dingen beschäftigt, vergaß ich bald Isabellen und das Rendezvous von heute Abend, war es ja doch

nur Sache der Eitelkeit, die mich gespannt hatte, nicht meines Herzens, und eilte nach der Wohnung des Generals. Ich glaubte die Stadt in Bewegung zu finden, glaubte die Trommelschläger Lärm schlagen zu hören, die Soldaten hin- und herlaufen zu sehen; nichts von allem dem. Die Einwohner, im Begriff ihre Siesta zu halten, hatten Häuser und Laden geschlossen, wie sie es um diese Zeit täglich zu thun pflegen, hier und da ging ein französischer Beamter in wohl etwas schnellerem Schritte, als gewöhnlich, über die Straßen, und nur selten sah man einen Soldaten mit Waffen nach dem Sammelplatze eilen. Mir fiel dies auf und erwartungvoll trat ich bei dem General ein, wo ich schon fast alle Stabsoffiziere versammelt fand. Gut, daß Sie kommen! — rief er mir zu — Ihnen wird heute ein besonderer und wohl kein angenehmer Auftrag. Nachdem er nun im Allgemeinen Ruhe und Fassung, und das man Alles vermeiden solle, was nur im mindesten Bestürzung oder Furcht wegen des freilich sehr ungelegenen Besuchs zeigen könne, anempfohlen hatte, gab er Jedem seinen besondern Auftrag, befahl, daß

die an dem verpalliſadirten Thore ſtehenden Wachen, aber nur nach und nach, verdoppelt werden ſollten, daß alle Beamte, Bediente, kurz jeder waffenfähige Mann, ſich in der Stille bewaffnen, jedoch nicht eher, als es dunkel würde, auf den Verſammlungsplatz kommen und dort ſeine Befehle erhalten ſollte. Zu gleicher Zeit ſollten alle in den Hoſpitälern befindliche Kranke, die nur im mindeſten im Stande wären, etwas zu leiſten, die Waffen ergreifen und auf den erſten Trommelſchlag bereit ſein. Sie aber, mit ihren 60 Reconvaleſcenten, — wandte er ſich nun zu mir — ſind für den Nothfall zur Verſtärkung des Schloſſes beſtimmt, verhalten ſich am Tage ganz ruhig in Ihrer Kaſerne; wenn es dunkel wird, ſo rücken Sie vor das Rathhaus, nehmen alle Prieſter, die ſich dem Befehl gemäß bei der kleinſten Unruhe dort verſammeln müſſen, in Empfang, führen ſie nach dem Dome, bewachen ſie dort genau, und ſollte das Schickſal wollen, daß der Feind, der gewiß am Tage nicht wagt, uns anzugreifen, bei Nacht in die Stadt dringt, ſo befehle ich Ihnen hiermit, ſie alle niederzuſtoßen und ſich auf das

Schloß zurück zu ziehen. Dies machen Sie den Prieſtern bekannt. Hier iſt die Liſte aller derer, die Sie dort finden müſſen. Der General ließ dann die Offiziere abtreten, gab mir aber einen Wink, zu bleiben, und als wir allein waren, erhielt ich noch eine geheime Inſtruktion von ihm.

Ich verfügte mich nun für einen Augenblick nach Hauſe, um wegen meiner Sachen die nöthigen Anordnungen zu treffen und begegnete Iſabellen wieder, die noch eben ſo freundlich und zuvorkommend war, aber auch noch eben ſo liſtig mich anſah, als vorher. Es iſt ja Alles ſo ruhig auf den Straßen? fragte ſie. Man hört ja keine Trommel, ſind denn alle Tambours mit nach Torquemada gezogen? Haben Sie denn die Guerillas nicht auf der Höhe vorbei ziehen ſehen?

Indem ſie dieſe Fragen raſch nach einander that, donnerten ein paar Zwölfpfünder auf dem Schloſſe, ſie erbleichte, ich aber wollte eben ihre Fragen erwiedern, als ſie ſchnell in ihre Stube ſchlüpfte und da ich gleich darauf wieder die Treppe herunter kam, ſah ich ſie das Haus verlaſſen und die Stufen hinauf dem Dome zu eilen.

Ich blieb, so lange es Tag war, in der Kaserne der Reconvalescenten; nichts störte die allgemeine Ruhe. Die paar Kanonenschüsse waren hinreichend gewesen, den pomphaften Zug der Guerillas hinter die Höhe zu verweisen, dort blieben sie, bis es finster wurde, und wagten nicht die Stadt anzugreifen, wo sie doch der Mehrzahl der Einwohner gewiß sein konnten. Als es aber zu dämmern begann, begab ich mich nach dem Rathhause, wo ich sämmtliche Priester in einem großen Saale versammelt fand. Ich verlas ihre Namen und zu meiner Verwunderung fehlte keiner. Der schon längst bestehende Befehl, daß, sobald die Glocke des Rathhausthurmes geläutet wurde, sämmtliche in der Stadt anwesende Priester sich dort versammeln mußten, war zur Sicherheit der Besatzung gegeben, um ein Pfand in den Händen zu haben, die Bürger in Ruhe zu erhalten. Jeder Priester, der diesem Befehl nicht nachgelebt hätte, wäre vor ein Krieggericht gestellt worden.

Ich ersuchte nun die geistlichen Herren, mir nach dem Dome zu folgen; schweigend zogen sie paarweise, Gebete murmelnd, und

von den Soldaten eskortirt, durch die öden Gassen, die jetzt nur von häufigen Patrouillen betreten wurden; denn kein Bürger durfte heute sein Haus verlassen. So stiegen wir die hohen Treppen hinauf, die zu dem prachtvollen gothischen Dome führten. Der ganze Zug hatte etwas Schauerliches. Um uns finstre, von keinem Sterne erhellte Nacht; nur auf den nahen Höhen flackerten die Wachtfeuer der Feinde und man sah dort die Menschen wie dunkle Schatten um die Feuer sich bewegen. Vor uns traten die ungeheuern dunkeln Steinmassen des Domes empor, dessen Schiff von vielen Kerzen erleuchtet war und über diesem herrlichen Denkmale der Vorzeit erhob sich auf dem höchsten Plateau des Berges, das alte Schloß der kastilianischen Könige, das, eine prachtvolle Ruine, von den Franzosen zur Citadelle umgeschaffen war. Der ganze Berg, an dessen Fuß die Stadt und auf dessen Mitte der Dom liegt, war verschanzt.

Als die Pforten des Portals sich hinter uns schlossen und ich meine Vorsichtmaßregeln getroffen hatte, versammelte ich die ehrwürdigen Priester um mich und machte sie, so

ſchonend als es mir möglich war, mit dem Befehl des Generals bekannt, und verſchwieg ihnen das Schickſal nicht, das ihrer warte, wenn der Feind in Burgos eindränge. Sie hörten mich mit Ergebung an und keiner murrte. Da das Schiff des Domes zu groß und weitläufig war, um die Gefangenen genau überſehen zu können, ſo hatte ich gleich anfangs beſchloſſen, ſie in irgend einer der vielen Capellen zu verwahren, welche wie kleine Kirchen die Mutterkirche in bedeutender Anzahl umgaben und wählte dazu die Kapelle des heiligen Bruno, groß genug, um die Prieſter alle zu faſſen. Als ich jedoch eben den Befehl dazu geben wollte, pochte es ſtark an dem Portale, vor welchem ich eine Wacht gelaſſen hatte und ich erfuhr, daß mein Diener mich ſprechen wolle. Ich nahm aus Vorſicht einige Mann Bedeckung mit mir, ging hinaus und fand meinen Bedienten, der mir zuraunte, daß nicht weit von hier Sennora Iſabella ſtehe und dringend wünſche, mich zu ſprechen. Ich ſchickte meine Begleitung zurück und folgte meinem Bedienten, nicht wenig erſtaunt, was das Mädchen wolle; denn daß ſie heute noch daran

dächte, ihr Verſprechen zu erfüllen, konnte ſelbſt meine Eitelkeit mich nicht träumen laſſen.

Mit raſchen Schritten ſah ich ſie jetzt auf mich zukommen und ohne ſich um die Gegenwart meines Dieners zu kümmern, der ſich auch ſchnell entfernte, ſtürzte ſie vor mir nieder. Sennor! rief ſie, Verzeihung! — Erbarmen! Ich war überraſcht, dies hatte ich nicht erwartet und kaum hatte ich ſo viel Gegenwart des Geiſtes, ſie aufzuheben und ſie zu fragen, was ſie zu dieſem leidenſchaftlichen Benehmen veranlaſſen könnte.

Sennor! ſagte ſie, ihren Schleier zurückwerfend, Ich habe ein grauſames Spiel mit Ihnen getrieben, können Sie mir verzeihen?

Sprechen Sie deutlicher, Sennora! unterbrach ich ſie. Ich verſtehe Sie nur halb. —

Ich wollte Sie für meine Abſicht gewinnen, deßhalb nahm ich den Schein an, Ihnen wohl zu wollen, fuhr ſie, oft innehaltend, fort; Sie wurden immer lebhafter, immer dringender — Ach! verzeihen Sie meiner Lebendigkeit, meinem Uebermuthe, es machte mir Vergnügen, mein Spiel mit Ihnen zu treiben. —

Sennora! fuhr ich auf.

Verzeihung! bat sie, Verzeihung einem thörigten, leichtsinnigen, eiteln Mädchen, dessen Ehre, dessen Leben jetzt in Ihrer Hand steht. Hören Sie Alles! Schon gestern wußte ich, daß Mina heute hier eintreffen würde, deshalb vertröstete ich Sie auf heute Abend, wo ich Sie schon fern von Bürgos geflüchtet glaubte. Es war ein thörigter Uebermuth, der mich so handeln, der Ihnen Hoffnung werden ließ und der um so sträflicher ist, da mein Herz längst gewählt hatte, und meine Hand, zwar gegen den Willen meines Ohms, längst versagt ist.

Und warum machen Sie mir heute, eben heute diese Entdeckung? fragte ich, meine Empfindlichkeit vergebens verbergen wollend. Was führt Sie eigentlich hierher? Hatte dies nicht Zeit bis morgen, oder sind Sie so gewissenhaft, daß Sie glauben, das einmal gegebene Wort, mir heute Abend Ihr Herz zu öffnen, noch halten zu müssen? Es hatte wahrlich Zeit bis morgen! Ich wandte ihr den Rücken und ließ sie stehen.

Sennor! rief sie, mir nacheilend; hören Sie mich, um Alles, was Ihnen heilig ist, beschwö-

beſchwöre ich Sie, hören Sie mich! — Ich hielt meine Schritte an, ſie bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte ſie gefaßt: mein Verlobter iſt bei dem Corps Minas; deshalb und noch aus andern Gründen verweigerte der Ohm ſeine Einwilligung und nur ins Geheim konnten wir uns zuweilen ſehen. Geſtern in aller Früh kam er als Bauer verkleidet hier an, wir ſahen uns in der Wohnung des Kirchners — er iſt noch hier — retten Sie ihn!

Eine ſonderbare Zumuthung! unterbrach ich ſie.

Sie ſehen, Sennor, wie ſehr ich Ihrem edlen Herzen vertraue! indem ich mein und ſein Schickſal in Ihre Hände lege. Mein Geliebter iſt in Ihrer Macht — iſt in dem Dome — und würden Sie ihn dort auch nicht finden, ſo gebietet ihm ſeine Dienſtpflicht, noch heute bei ſeinem General einzutreffen; dies zwingt mich, mich Ihnen anzuvertrauen und ich hoffe, der Mann von Ehre, der Soldat wird gegen ein unglückliches Mädchen edel handeln uud eine kleinliche Rache verſchmähen.

Ich war betroffen, was konnte ich für ſie,

was für den Menschen thun, der vielleicht nicht allein der Liebe, auch des Spionirens wegen sich nach Burgos geschlichen hatte; überdies sah ich deutlich, daß die Wachtfeuer der Feinde schwächer wurden und das Geräusch, welches ich vernahm, zeigte mir, daß bei den Spaniern irgend eine Bewegung stattfinden sollte. Ich war noch unentschlossen, als das Mädchen meine Hand erfaßte, sie in der Verzweiflung an ihre Lippen preßte und mich von Neuem bat, ihr zu helfen; da fiel mir ein Ausweg ein. Sennora, sagte ich, wo kann ich Ihren Bräutigam finden? — Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie leise: in der Kapelle des heiligen Bruno pflegt er sich zu verbergen, der Kirchner weiß es gewiß, wo er ist. —

Schon gut! tröstete ich sie. Gehen Sie nach Hause, mein Bedienter wird Sie begleiten; ich werde thun, was ich thun kann. Ich ging zurück, ohne den Dank zu empfangen, der mir hätte werden können, winkte, als ich wieder in den Dom getreten war, den Kirchner bei Seite und befahl ihm, St. Brunos Kapelle aufzuschließen. — Er zögerte — Oder ist der Verlobte der Nichte

des Paters Dominico nicht da, sagte ich, so führt mich zu ihm hin, ich weiß, daß er hier ist, Euer Leugnen würde nichts helfen. — Euch und ihm soll nichts Uebels geschehen. Zitternd erfaßte er die Leuchte und schritt vor mir her der Kapelle zu, die er öffnete. Sennor! rief er, tretet hervor, Ihr seid verrathen, aber Euch soll kein Leid geschehen!

Auf diese Worte trat eine lange Gestalt keck auf uns zu. Wer verlangt nach mir? fragte er mit festem Tone.

Hier dieser Herr! antwortete der Kirchner, auf mich zeigend.

Was wollen Sie von mir, der ich hier im nächtlichen Dunkel an den Stufen dieses Altars ein Gelübde erfülle? fragte der Spanier, unbesorgt auf mich zutretend.

Bei seinem Anblick, fuhr ich zurück; denn vor mir stand der Mann, den ich bei Salinas als Mörder des königlichen Sekretairs erblickt hatte und dessen Gesicht mir noch so grausig lebhaft vor Augen gestanden hatte. Wache! rief ich und 3 Mann traten hervor, während der Mann, stolz auf mich blickend, mich unverwandt ansah; aber eben dieser

Blick gab mir meine Beſonnenheit wieder. Ich winkte der Wache zurückzutreten und ſagte zu ihm: ich ſah Sie ſchon einmal bei Salinas. — Sie mordeten mit wahrer teufliſcher Begier. —

Den Mörder der Unſchuld meiner Schweſter, unterbrach er mich kalt; ihm hauptſächlich galt der Ueberfall.

So wenig auch unſre erſte Bekanntſchaft ſich dazu eignen konnte, als Freunde zu ſcheiden, fuhr ich fort, ſo will ich doch aus Menſchlichkeit, mehr noch Ihrer Braut wegen, mild gegen Sie handeln. —

Sind Sie der deutſche Offizier, der in dem Hauſe des Prieſters Dominico in Quartier liegt? fragte er raſch.

Der bin ich. — Seine Hand fuhr bei dieſen Worten ſchnell unter den Mantel. Keine Uebereilung junger Mann! ſagte ich erſt, ſonſt ſind Sie unwiederbringlich verloren. Ich habe den Befehl, fuhr ich ruhig fort, da auch er ſich gefaßt zu haben ſchien, ſämmtliche Prieſter, die Sie im Dome verſammelt ſehen, niederſtoßen zu laſſen, ſobald der erſte Mann von Minas Guerilla Burgos betritt. Halten können Sie ſich nicht in der

Stadt, die, sobald die Truppen zurückkehren, wieder in unsre Hände fällt — die Kriegcasse ist auf der Citadelle, was kann Ihrem General die Eroberung der Stadt nützen, als daß Sie einige schon halb Todte in den Spitälern ermorden; und dafür bluten 123 Priester und die Stadt wird von der Citadelle aus in Brand geschossen. Stellen Sie das Ihrem General vor, den ich zu grüßen bitte. Ich werde Sie bis zum Thor begleiten lassen, diese vom General unterzeichnete Karte öffnet es Ihnen. Ich gab hierauf Einem meiner Leute den Auftrag, ihn zu begleiten. Eilen Sie, sagte ich, daß Sie nicht zu spät kommen, meine Ordre lautet bestimmt; wider meinen Willen müßt' ich gehorchen. Er trat auf mich zu, drückte heftig meine Hand. Beruhigen Sie Isabella! bat er und schritt zwischen den Priestern hindurch, die erstaunten, einen Spanier um diese Zeit hier zu sehen. Meinen Bedienten schickte ich dann an Isabella mit ein paar tröstenden Zeilen.

Ich befahl nun, als ich wieder in den Dom getreten war, den Priestern, sich in die Kapelle des heiligen Bruno zu begeben

und ihr Schickſal dort abzuwarten. Sie gehorchten und traten in die nun hell erleuchtete Kapelle ein, nur der fromme Dominico blieb zurück, faßte meine Hand und führte mich bei Seite. — Kannten Sie den Mann, der ſo eben die Kirche verließ? fragte er mich.

Ich kenne ihn, ehrwürdiger Herr! Er ſteht ihnen, ſteht Iſabella nahe, erwiederte ich.

Mir nicht! fuhr er heftig auf, er hat mir ſchon viele Sorge gemacht, aber heute hat er mein Herz tief, unheilbar verwundet. Alſo mein heiliges Gotteshaus war der Zufluchtort ihrer unſeligen Liebe? — Er ſchien bei dieſem Gedanken ganz niedergebeugt. — Wiſſen Sie, wer der Mann iſt? fragte er weiter.

Ein Offizier Minas, der vielleicht zu Ihrer Rettung beitragen wird.

Zu unſrer Rettung? fragte er, mich verwundernd anblickend. Wie wäre das möglich? Herr! ſagte er dann, mit Wehmuth meine Hand faſſend, der Frömmſte iſt ein ſündhafter Menſch und wehe ihm, wenn ihn der Tod unvorbereitet findet. Sagen Sie

mir offen, sein Sie wahr, haben Sie wirklich den grausamen Befehl erhalten, oder ist es blos Drohung? Noch einmal bitte ich Sie, reden Sie offen.

Ich war erschüttert, der ehrwürdige Alte stand so traurig lächelnd vor mir, mein Herz war bewegt. Ich habe den Befehl erhalten; sagte ich und diese Worte trafen den Mann, als ergriffe ihn die kalte Hand des Todes. So sind wir dem Tode geweiht, denn um Mitternacht geschieht der Angriff! — Nun wie Gott will! — Sennor! fuhr er nach einer Weile mit heiterm, ruhigem Blicke fort, Sie gönnen doch so vielen Schlachtopfern eine ruhige Stunde, sich zum Tode vorzubereiten? Auch Ihre Stunde wird schlagen und wohl Ihnen, wenn Sie bereit sind.

Gern, ehrwürdiger Herr, will ich Ihnen Ruhe zu Ihrer Andacht gönnen, Niemand soll Sie belästigen, kein Tritt Sie stören! erwiederte ich.

So vergebe Ihnen Gott, was Sie, ein schwacher Mensch, ein blindes Werkzeug in des Tyrannen Hand, aus sclavischem Gehorsam thun zu müssen glauben; unser Blut komme nicht über Sie! Er schritt ernst und

ohne Wanken zu seinen Brüdern, versammelte sie um sich und sprach heimlich mit ihnen, dann befahl er dem Kirchner, die Sakristei zu öffnen, nahm mehrere Priestergewänder heraus und als acht unter ihnen sich mit dem priesterlichen Ornate bekleidet hatten, hörten sie der Andern Beichte und beichteten dann selbst unter einander, knieten nieder und hielten ein feierliches Todtenamt.

Ich hatte durch die Gitterthür dem Allen zugesehen und mich ergriff die feierliche Handlung wunderbar, mehr aber noch die ruhige Ergebung, mit welcher diese Menschen sich dem nahenden Tode weihten. Ich sah keinen, der gebebt hätte; nur als durch die feierliche Stille jetzt der Donner eines Geschützes über uns krachte und einzelne Flintenschüsse sich hören ließen, sah ich die Meisten erbleichen und die Todesfurcht sich auf ihren Gesichtern ausdrücken.

Ich konnte dies herzergreifende Schauspiel nicht mehr mit ansehen, trat in das Schiff der Kirche zurück und suchte mich von dem schauerlichen Eindrucke zu befreien. Aber Alles, was ich um mich sah, vermehrte nur

noch meine Stimmung; alle Gegenstände in feierlichem Halbdunkel umflort, trieben ihr Spiel mit meiner aufgeregten Einbildungkraft, selbst die in ihre Mäntel gehüllten Soldaten, welche, ihre Gewehre vor sich, in finstern Gruppen auf den Stufen der Altäre umher saßen, belebten, trotz ihrer regungslosen Stille, das schauerliche Bild. Sie saßen ernst vor sich hinblickend, und mochten wohl über ihr Schicksal nachdenken; denn ich sah manchen, der das Auge auf die Kapelle des heiligen Bruno gerichtet hatte, ein leises Gebet murmeln, aber keiner wagte die Stille, wagte das Gebet der Priester zu unterbrechen.

Ich ging indeß allein in der Kirche umher und überließ mich meinen ernsten Gedanken. Meine lebhafte Einbildungkraft malte mir, was ich vor mir sah, düster und grausig und ich hatte Mühe, mich des Schauderns zu erwehren, wenn ich so allein in den nur schwach erleuchteten hohen Gewölben umherschritt. Ich war dieses Gefühls wegen mit mir unzufrieden, schalt mich einen träumenden Thoren und um mich zu bestrafen, auch wohl mich zu prüfen, trat

ich in eine Kapelle ein, aus der ich ein mattes Licht schimmern sah; es war die Kapelle der Herzöge von Frias, der Connetable von Kastilien, die sie zum Begräbnißort ihrer Familie groß und prachtvoll erbaut hatten. Ich war schon einige Mal hier gewesen, deshalb hätte mir das, was ich sah, nicht überraschend sein sollen, und doch konnte ich meinen Blick nicht von der Madonna wenden, die ich über dem Altar bei dem Schimmer einer in der Mitte herabhängenden Ampel im Chor der Engel emporschwebend erblickte; mir war es, als lächelten mich die Engel an, als säh' ich sie die Himmelkönigin auf ihren Händchen tragen, als schwebten sie vor meinem Blick immer höher und höher himmelwärts. Ich senkte meinen Blick, um die Täuschung zu zerstören und mein Auge traf das Grabmal des Erbauers dieser Kapelle, wo er mit seiner Gattin schon lange sanft schlummert. In Marmor ausgehauen lag er in Lebengröße, das Schwert des Connetable in der Hand, auf seinem Grabe, als ob ihm der Tod nicht das Schwert entwunden hätte. Seine Gattin, ihren treuen Hund zu Füßen, mit dem

Witwenschleier halb ihr Gesicht verbergend, lag ihm zur Seite, im Tode vereint wie im Leben. Ich sah starr auf den kalten Marmor, dachte des mächtigen Mannes, der mit kräftiger Faust sein Vaterland gegen die Mauren beschützt hatte und jetzt vermodert in seinem Grabe ruhte, gedachte der riesenhaften Männer, die, einst das Schrecken der Feinde Kastiliens, in Stein gehauen an der Mauer der Kapelle, in thatloser Ruhe standen und da war es mir, als ob der Geharnischte sich langsam erhebe, starr seine Augenhölen auf mich richte und mich frage — Fremdling, was störst Du hier unsere heilige Ruhe? Weiche von hier! — Schon hob er den Fuß, schon hob er den Arm mit dem Connetable-Schwert, schon sah ich, wie die steinernen Ritter auf mich zu schritten, da tönte die dumpfe Glocke über mir und weckte mich aus meinen Träumen; der Herzog und sein Weib lagen wieder ruhig auf ihrem kalten Lager, die steinernen Ritter hielten wieder die Wacht an ihren Gräbern und die Engel trugen die Madonna ohne mit ihr aufzuschweben.

Die dumpfen zwölf Schläge mahnten mich

an die vom Pater Dominico bezeichnete Stunde des Angriffs und lähmten die schwirrenden Flügel meiner Phantasie. Ich eilte nach der Pforte, ließ sie öffnen und trat hinaus. Die kalte Nachtluft verwehte schnell alle Täuschung und kühlte mein erhitztes Blut. Ich sah hinüber nach dem feindlichen Lager, wo ich die Wachtfeuer erloschen fand. — Also der Angriff findet doch statt? — dachte ich, — und der bigotte Spanier setzt demnach das Leben seiner Priester auf ein ungewisses Spiel? Nun ich habe das Meine gethan! — Ich kehrte in den Dom zurück und fand die Priester in einer feierlichen Stimmung. Wo im Leben die Zwietracht geherrscht, trat die Versöhnung ein, wo man sich noch vor Stunden getrennt hatte, da gab man sich den Bruderkuß. Ein Friedenfest wurde gefeiert, das dem Opfer des Todes vorangehen sollte; nur Einer der Priester, ein Greis, saß von allen entfernt, neben der Statue des heiligen Bruno, des Stifters der Karthäuser, und sah finster vor sich hin, nahm keinen Theil an dem, was seine Brüder thaten und warf, wenn er aufsah, verächtliche Blicke auf sie.

Ich nahte mich ihm. Senñor, fragte ich, warum ſitzt Ihr hier ſo allein und ſcheint das Feſt der Verſöhnung nicht mit Euern Brüdern feiern zu wollen?

Mit den Schwachen? ſagte er höhniſch lächelnd, — glaubt Ihr, was ſie beginnen, geſchahe aus Frömmigkeit? Die Todesangſt läßt die Feigen beten, ſie verſöhnen ſich heute, und morgen, wenn ſie noch leben, haſſen ſie ſich, eben weil ſie ſich verſöhnten, noch bitterer. Es iſt ein jämmerlich Volk!

Mich intereſſirte der finſtere, menſchenfeindliche Mann. Und ſeid Ihr ſo rein von Sünde, fragte ich ihn, daß Ihr in dieſem entſcheidenden Augenblicke keiner Vergebung bedürft?

Ich bin mit mir im Reinen! erwiederte er ernſt; ſchon lange weiß ich, wie ich da oben ſtehe; denn mein Leben war nur der Ehre Gottes geweiht.

Seid Ihr ein weltlicher Prieſter?

Ich bin von dem Orden des heiligen Dominikus und ſtand vierzig Jahre meines Lebens bei dem hohen Tribunale der Inquiſition. Da ſieht man den Tod in allen Geſtalten und die Furcht vor ihm verliſcht;

man verlernt, ein Menschenleben so hoch anzuschlagen, wie es die gewöhnlichen Menschen in ihrem eiteln Wahne thun, und gewinnt höhere Ansichten über Belohnung und Strafe jenseits, über Tugend und Laster hier!

Indem er dies sagte, dröhnten drei Kanonenschüsse von der Citadelle, die Soldaten sprangen mit Geräusch auf, die Priester warfen sich auf die Kniee und murmelten ihre Gebete; der Dominikaner blieb gleichgültig sitzen — Kennt Ihr den Befehl, den ich erhielt?

Ja! sagte er kalt.

Und bereitet Euch nicht zur langen Wallfahrt?

Sennor! sagte er heftig, wer sich nicht während seines ganzen Lebens dazu vorbereitet, dem wird dieses kurze Gebet nichts nützen. Die Opfer, die ich dem Himmel gebracht, gnügen, um mir die Pforte des Paradieses zu öffnen.

Ich schauderte bei diesen Worten, wollte schon in meinem Unmuthe den furchtbaren Greis verlassen, als ich an ihn wohl aus

Neugier die Frage that, Ihr scheint unter den Priestern keine Freunde zu haben?

Viele, erwiederte er.

Und warum zieht Ihr Euch von ihnen zurück? — Er sah mich bei diesen Worten scharf an — schien mit sich zu kämpfen, dann sagte er rasch, ich erkenne sie nicht mehr, die Todesgefahr hat sie zu Memmen gemacht.

Ich sehe doch in dieser ernsten Stunde auf vielen Gesichtern den Muth des Christen.

Ja! den duldenden Muth, der sich binden und auf die Schlachtbank führen läßt, nicht den Muth eines Mannes, der mit dem Tode noch um die Sekunde ringt. Wir konnten unsere Leben theuer verkaufen — doch sie beten und singen. —

Er sprach so heftig und laut, daß ich, aus Furcht, meine Leute möchten es hören, das Gespräch abbrach, durch ihn gewissermaßen gewarnt, die in der Kirche umher Gelagerten mehr versammelte und wieder hinausging, um zu sehen, was der Feind beginne. Die Wachtfeuer waren verloschen und alles still, die Stadt unter mir schien wie ausgestorben, nur das Qui vive? der Schildwachen unterbrach die Stille der Nacht.

Ich ſchickte einen ſichern Mann hinunter, um Erkundigung einzuziehen; denn mir ſchien es nun faſt, Iſabellens Verlobter ſei nicht zu ſpät gekommen und meine Kriegliſt ſei gelungen. Der General hatte mir nämlich, als er mich zurückhielt, die Weiſung gegeben, daß ich in keinem Fall den grauſamen Befehl ausführen, mich, wenn die Spanier in die Stadt eindrängen, in die Citadelle ziehen, die Prieſter aber unangetaſtet zurücklaſſen ſollte; auch könnte ich einigen Prieſtern Gelegenheit geben zu entwiſchen, die dann gewiß ihre traurige, verhängnißvolle Lage dem feindlichen Anführer kundthun und ſo den Angriff der Stadt abwenden würden; denn den Tod von 100 Prieſtern auf ſich zu laden, thut kein Spanier.

Iſabellens Verlobter gab mir das ſicherſte Mittel an die Hand, dieſen Befehl auszuführen, ich freute mich, daß alles nach Wunſche gelungen ſei und ging nach St. Brunos Kapelle zurück, um dort die trauernden Gemüther mit Hoffnung zu beleben.

Indeſſen traf ein Adjudant des Generals mit der Nachricht bei mir ein, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach, Mina mit ſeinen

Trup-

Truppen abgezogen sei. Die aus dem Thore von Torquemada ausgesandten Kundschafter hatten dort nur die verlassenen Lagerplätze gefunden; Gewißheit, ob der Feind die Gegend ganz verlassen habe, konnten wir jedoch vor Anbruch des Tages nicht erhalten.

Endlich verbleichte das funkelnde Licht der Sterne immer mehr und die Morgenröthe stieg hinter den grauen Pyrenäen empor. Mit mehr Rührung ward sie wohl noch nie begrüßt, als von den frommen Priestern, denen sie heut ein Bote des Lebens war. Sie traten aus der Kapelle, warfen sich, dankbare Thränen im Auge, vor dem Altar nieder. Pater Dominico hielt hier ein feierliches Amt, die Pater-Organisten ließen die beiden herrlichen Orgeln vereint ertönen und auch aus meiner Brust stieg eine feierliche Hymne zu dem Vater der Welten empor.

Als die Priester im andächtigen Gebete vor dem Altar auf ihren Knien lagen, suchte mein Blick den Dominikaner; ich fand ihn hinter einer Säule knieend beten. Mehr als Dank und fromme Rührung sprach sein Blick aus, den er gen Himmel hob; eine wilde

Glut, wie nur die Flamme des Fanatismus sie auflodern läßt, blitzte aus ihm. Mir war sein Gebet nicht herzerhebend, sein Anblick empörend, er schien nur Gott zu danken, daß er ihm das Leben friste, damit er ihm neue Opfer auf seinem Altare weihen könnte. Der Mann war mir schreckbar, meine Pflicht gebot mir, seinetwegen dem Generale Meldung zu machen, der ihn auch späterhin, als er sich eines Mordes verdächtig gemacht hatte, verhaften ließ. Er starb im Gefängnisse.

Als ich die Priester entlassen und meine Dienstgeschäfte beendet hatte, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Indem ich vor Isabellens Zimmer vorbei ging, riß diese die Thür hastig auf, fiel mir um den Hals, statt Worte des Dankes drückte sie einen brennenden Kuß auf meine Lippen und eilte eben so schnell wieder in ihr Zimmer zurück. Dies Benehmen überraschte mich, noch mehr aber, als sie am Abende sich kalt und fremd gegen mich benahm und nie wieder das Vorgefallene, nie ihres Verlobten gegen mich erwähnte.

Mein Hauswirth, der mit seiner Nichte noch kein Wort gesprochen hatte, dankte mir

jedoch nicht auf eine so sonderbare Weise wie diese. Mit Herzlichkeit sprach er seinen Dank aus und schenkte mir einen kleinen silbernen Becher, den ich noch zu seinem Andenken aufbewahrt habe; dann fragte er mich, als Isabella hinausgegangen war, nach den nähern Umständen wegen des jungen, in der Kapelle des heiligen Bruno versteckten Mannes. — Ich erzählte ihm so viel ich wußte und weit entfernt, mich an Isabella rächen zu wollen, vielleicht auch schon des Kusses wegen, that ich alles Mögliche, den Alten für die Liebenden mild zu stimmen; aber schwerlich würde es mir gelungen sein, hätte ich ihm nicht vertrauet, daß der junge Mann die Priester gerettet und Mina bewogen habe, die Stadt nicht anzugreifen, um das Leben so vieler frommen Diener Gottes nicht auf's Spiel zu setzen. Obgleich, wie ich späterhin erfuhr, Mina Burgos gar nicht hatte angreifen wollen und meine Kriegslist ganz überflüßig gewesen war, so bestimmte dies doch den Alten, sich zu beruhigen, seiner Nichte zu vergeben und in der Zukunft weniger feindselig zwischen die Liebenden zu treten.

Isabellens Betragen änderte sich in Hinsicht meiner nicht. Sie vermied, mit mir allein zu sein, sprach nur mit mir, wenn sie es nicht umgehen konnte und so dankte sie mir meinen Dienst schlecht; denn sie machte mir den Aufenthalt in Burgos zum langweiligsten meines Lebens und um so mehr sah ich mit Freuden und Ungeduld dem von Valladolid kommenden Convoi entgegen. Er traf endlich ein, ich machte mich reisefertig, nahm am Vorabende meiner Abreise rührenden Abschied von dem alten Priester, sagte Isabella ein kaltes: Leben Sie wohl! und begab mich auf mein Zimmer, mit dem frohen Gedanken beschäftigt, morgen den Rückweg anzutreten und dies unglückliche Land verlassen zu können, wenn der Himmel mir nicht noch einmal Guerillas in den Weg sende.

Ich trat ans Fenster, sah hinaus in die helle Mainacht, blickte noch einmal nach den Sternen und es war mir, als ob ich Abschied von ihnen nehmen sollte, als wären sie nicht die nämlichen, die so oft in meinem Vaterlande mir freundlich entgegen gefunkelt hatten. Da klopfte es leise an die

Thür, ich öffnete sie und Isabella trat mit ihrem Verlobten ein. Wir kommen, Lebewohl zu sagen, Sennor, sprach er freundlich, und ich komme besonders, Ihnen die Versicherung zu geben, daß Sie mit Gott reisen können, Niemand wird sie auf dem Marsche nach Bayonne beunruhigen, theils führt Ihr Convoi nur gemeine Soldaten aus unserm Lande, denen wir überall Glück wünschen, nur nicht bei uns und so haben Sie nichts bei sich, was unsre Mühe lohnen und uns lüstern machen könnte und dann geschieht es auch Ihretwegen. Undank ist nicht des Spaniers Fehler; wo er Edelmuth findet, vergilt er ihn mit Großmuth. Deshalb habe ich mich heute mit einigen wit Wein beladenen Maulthieren hier eingeschlichen, Sie wissen wie leicht dies ist, um Sie über jede Gefahr zu beruhigen; auch Isabella, die ihr Unrecht gegen Sie, wie ihre Großmuth tief fühlt, steht hier vor Ihnen, um ihren Dank auszusprechen, den sie, wie sie mir gestanden, Ihnen bisher nur ausgedrückt hat. Mißdeuten Sie ihr Schweigen nicht, es kam aus lauterem Quell und ich trage wohl hierbei die meiste Schuld.

Aber auch heute war Isabellens Dank mehr stumm als beredt und so schieden wir bald. Ich zog heimwärts und gelangte ungestört in Bayonne an, auf diesem Marsche noch oft des Mädchens mit ihrem Flammenauge und ihrem lieblichen Munde gedenkend.

Als es Friede ward, Teutschland wie Spanien der Ruhe genoß, wendete ich mich an den Sekretair einer spanischen Gesandtschaft, um Erkundigung über Isabellens Schicksal einzuziehen. Nach einigen Monden erhielt ich durch ihn einen Brief des alten Priesters, welchen der leider bald hierauf von neuem getrübte Friede seines Vaterlandes verjüngt zu haben schien. Er schilderte mir mit den lebhaftesten Farben das Glück, das er jetzt in der Ruhe und in seinen Kindern fände, meldete mir, daß Isabella ihren Verlobten geheirathet und dieser Major in der königlichen Armee, Mina's Adjudant und in diesem Augenblick bei ihm sei. Auch dankte er mir nochmals und bat, auf seine Gesundheit und einen langen Frieden recht fleißig den kleinen Becher zu leeren.

Unter dem Briefe standen von Isabellens

Hand die Worte — Zürnen Sie nicht mehr auf mich — ich bin zu froh, zu glücklich, als daß Sie noch mit mir schmollen könnten!

Nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß der junge Mann, in das Schicksal Mina's verwickelt, sein Vaterland habe verlassen müssen; ob Isabella ihm gefolgt, was ihr ferneres Schicksal gewesen sei, habe ich, trotz meiner Nachforschung, nicht erfahren können.

2.

Der Pfarrer von Villarcajo.

Ich kam mit meinem Detaschement nach Villarcajo, um in der dortigen Gegend die Contribution an Geld und Lebenmitteln einzutreiben. Stumm und finster stand die Menge, die mit verhaltenem Grimm unsern Einmarsch ansah. Desto freundlicher empfing mich der Pfarrer, ein siebenzigjähriger Greis, von langer, majestätischer Gestalt, bei dem ich mein Quartier nahm. Nach einigen Worten, die sogleich herzlich wurden, da er erfuhr, daß ich ein Deutscher sei, trat der Alcalde in's Zimmer, um mit mir das Nöthige wegen meines Geschäfts zu verabreden. — Der Sennor Coronel ist kein Franzose! sagte der Pfarrer: er gehört einer Nation an, die schon das verloren hat, um welches wir noch kämpfen — die Freiheit! — die nächst Gott dem Menschen das Höchste sein muß. Er wird gewiß nur fordern, was ihm

aufgegeben wurde, und nicht vergessen, daß erpreßtes Gut keinen Segen bringt.

Sicher nicht mehr, als meine Ordre vorschreibt! fiel ich ihm in die Rede, zeigte ihm selbige, und in wenigen Minuten war das Geschäft beendigt; die Gelder wurden gezahlt und die Lebenmittel aufgepackt.

Wir setzten uns zu Tische. Es fiel mir auf, daß noch für einen Vierten gedeckt war, und ich wurde angenehm überrascht, als ein junges Mädchen in der National-Tracht in das Zimmer trat und neben mir am Tische Platz nahm. — Vittorina! sagte der Pfarrer, auf das Mädchen zeigend: meine Nichte und die Verlobte des Sohnes vom Sennor Alcalde. Sie pflegt mich mit kindlicher Liebe seit dem Tode ihrer guten Mutter, die mir als geliebte Schwester mein Alter versüßte, und der ich — der Wille des Höchsten geschehe! — nun wohl bald folgen werde. Froh will ich diese Welt verlassen, da ich das mir so innig anvertraute Pfand so gut versorgt weiß. — Er brach ab und das Gespräch wendete sich auf gleichgiltige Gegenstände.

Ich hatte nun Muße, das Mädchen näher

zu betrachten. Die schönen Formen ihres Körpers waren mir nicht neu, sie sind den meisten Spanierinnen eigen. Dieses Nymphenhafte und doch Graziöse, diese feinen Umrisse, und doch diese üppige Fülle, sah ich nur in diesem Lande. Aber die dunkelblonden Locken und ihr dunkelblaues Auge waren mir eine neue Erscheinung in dieser Zone; mehr aber noch als dies das Schwermüthige, Schwärmerische im Blick; nicht jenes Glühende, was unter dem Schleier der feurigen Spanierinnen hervor blitzt. Sie zog mich an und erinnerte mich an mein Vaterland; sie zauberte mich an die Seite meiner Gattin und meine Phantasie schwärmte auf heimathlichen Fluren. Ich sprach mit ihr voll inniger Herzlichkeit; der Ton meiner Stimme wurde weich, und mir war es, als wenn dieses holde Wesen mir näher angehörte; doch sie blieb einsylbig, in sich gekehrt und still, und was sie sprach, zeigte mir deutlich, die Stimmung sei Wiederhall ihres Gemüths, nicht ihres Geistes. Wir hatten unsere Mahlzeit beinahe geendet, als die Thür sich mit einigem Ungestüm öffnete und ein junger Mann herein trat, den Pfar-

rer, den Alcalden grüßte und, indem er sich gegen mich verbeugte, mich ernst, und fast möchte ich sagen, feindlich betrachtete. Ich erfuhr bald, er sei der Sohn des Alcalde und Vittorinens Verlobter. Auch er war ein schöner junger Mann, hager, aber kraftvoll. In seinem Gesicht war Leidenschaft der Hauptzug, und ein gewisses Unbändiges sprach, vortretend, sich finster aus. Der Pfarrer machte ihn mit mir bekannt, lobte gegen ihn die Freundlichkeit, mit der ich mein Geschäft abgemacht habe, sagte ihm, daß ich ein Deutscher sei, und daß die blonden Locken Vittorinens und ihre blauen Augen mich schmerzlich an die daheim gelassene Gattin und an meine Kinder erinnerten. Bei dieser kurzen Erzählung, deren Absicht mir leicht klar werden mußte, erheiterte sich allmählig das Gesicht des jungen Mannes; er näherte sich mir und drückte mir innig die Hand, doch blieb das Wilde in seinem Gesicht und verlor sich nicht ganz.

Er nahm zwischen Vittorinen und seinem Vater Platz, tändelte mit ihren Locken, verglich ihr Auge mit dem azurnen Himmel und versicherte endlich, von dem inneren glühen-

den Gemüth fortgerissen: So selten als diese Locken, so selten dies Auge auf kastilianischem Boden glühe, so selten sei eine Liebe der seinen gleich. Dich, Vittoria! rief er, oder den Tod! und drückte das schmachtend an ihm aufblickende Mädchen an sein Herz.

Fernando! sagte lächelnd der Alcalde; Du hast Dich versprochen! Vittorina, wolltest Du sagen, und rufst Vittoria! — Auch dies! rief der Jüngling, und stürzte einen Becher Wein hinunter. Vittoria und Vittorina, nur durch euch Beide kann dieses stürmische Herz glücklich werden! — Sennor Coronel! — so unterbrach der alte Pfarrer die Rede; verzeihen Sie einem jungen Verliebten den Ausbruch der Leidenschaft, der hier wohl nicht am rechten Ort ist.

Ich fühlte, was er sagen wollte, beruhigte ihn über meine Grundsätze und bald sprach der Deutsche zum Spanier. Unsere Herzen öffneten sich, der junge Mann wurde innig, herzlich, und ich, unvorsichtig, äußerte: daß jedem rechtlichen Deutschen das Herz blute, die Henkers-Befehle gegen ein edles Volk vollziehen zu müssen, das durch seinen Muth, seine Standhaftigkeit unsere Bewun-

derung verdiente. Da ergriff er Viktorinens Hand, führte sie zu mir und sagte mit feierlichem Ernst: Mädchen, holde Geliebte! laß zum ersten Mal eines Andern, als Deines Fernando Lippen, Deinen holden Mund berühren; Du dankst im Namen des Vaterlandes! — Ich küßte ihre Stirn, drückte das holde Wesen sanft an mich und sie ging schweigend aus dem Zimmer.

Das Gespräch ward jetzt ein allgemeines. Plötzlich sah Fernando aufmerksam zum Fenster hinaus, winkte dem Pfarrer und Beide entfernten sich. Nach einiger Zeit kamen sie wieder; der junge Mann sah aus, wie Jemand, der mit sich nicht einig ist; der Greis lächelte wohlwollend.

Ihr Detaschement, — sagte endlich der Pfarrer, während der junge Mann mit seinem Vater leise sprach — Ihr Detaschement scheint meist aus Deutschen zu bestehen?

Es sind lauter deutsche Truppen, entgegnete ich.

Kennen Sie die Gegend genau? fuhr er fort, und haben Sie wohl besonders den Fußsteig dort am Oliven-Wäldchen gut besetzt?

Mir fiel die Frage auf, sie schien mir verdächtig; doch that der Pfarrer, als ob er meine Verwunderung nicht bemerkte. Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er in's Nebenzimmer, und kam, mit einem Crucifix in der Hand, wieder heraus. Sennor! sagte er ernst und Fernando und der Alcalde näherten sich uns — ruhen wir Beide vielleicht auch nicht in dem Schooße einer Kirche, so glauben wir doch an einen Gott, und an ihn, der für uns am Kreuze starb. Hier auf dem Bilde des Erlösers fordere ich den Schwur von Ihnen, um das, was ich Ihnen sagen werde, kein Blut zu vergießen, Niemanden, er sei wer er wolle, deshalb unglücklich zu machen, und nie meiner hierbei zu erwähnen. — Auch Fernando trat jetzt hervor: Und bei dem Bilde Ihrer Gattin, das Ihnen heute Vittorinens Anblick so lebendig darstellte, schwören Sie auch mir denselben Schwur, und reichen Sie mir zur Bekräftigung Ihre deutsche ritterliche Rechte. — Ist es nicht gegen meine Ehre, gegen meine Pflicht, gern! erwiederte ich, reichte ihm die Hand und schwur.

Ein sonderbares Gefühl ergriff mich, da

ich den alten feierlichen Mann vor mir ſtehen ſah, da ich einen Schwur leiſtete, deſſen Sinn mir noch dunkel war, und den mir meine aufgereizte Phantaſie als etwas Hohes und Wichtiges malte. — Wie erſtaunte ich aber, als der Alcalde mich ganz ruhig bei der Hand nahm, mir durch die Scheiben des Fenſters eine gegenüber ſtehende Venta zeigte und zu mir ſagte: Sennor, ſchicken Sie einige Ihrer Leute in jenes Haus; Sie werden darin einen Mann finden, der ſich durch den Verluſt eines Auges ſo auszeichnet, daß er nicht zu verkennen iſt. Laſſen Sie ihn, wo möglich in der Stille, arretiren, bewahren Sie ihn ſorgfältig, und erſt, wenn Sie morgen früh weiter ziehen, geben Sie ihn mir zu fernerem, ſcharfen Verwahrſam, der freilich nur ſo lange dauern wird, bis ich Sie entfernt weiß! — Voll Verwunderung ſtand ich und der Pfarrer ſagte nun: Ich will Ihnen das Räthſel löſen. — Als wir vorhin im Geſpräch begriffen waren, ſah Fernando dieſen Menſchen dort hinein gehen, und wir kennen ja unſere Leute! Er iſt ein Spion unſeres braven Mina, der gewiß in dieſer Gegend angekommen iſt; denn wie die

See-Möwe uns den nahen Sturm ankündigt, so ist dieser Bote der Vorläufer eines Ueberfalls. Säumen Sie nicht, halten Sie ihn fest, bleiben Sie unter den Waffen; das Gewitter soll vorüber ziehen, und hoffentlich werden wir unsern Unglückgenossen, den braven Deutschen, auf diesem Zuge Ruhe verschaffen. Mögen unsere Landleute ihre Waffen gegen Jene wenden, die mit Freuden Sclaven sind, und freie Menschen in Sclavenketten legen möchten! — Doch, setzte er ernst hinzu, der Mann kehrt morgen unverletzt in unsere Hände zurück, und unsrer wird nie gedacht. — Noch einmal versprach ich es, und ging, Alles zu veranstalten. Der bezeichnete Mann wurde arretirt, und durch ausgeschickte Patrouillen erhielt ich die Nachricht, daß Mina wirklich in der Nähe sei.

Gegen Abend entfernte sich der Alcalde mit seinem Sohn, der, so oft ich ihn mit Vittorinen zusammen sah, ihr stilles Ergeben, ihre sanfte Liebe, mit der heißen Glut des Südens und mit der höchsten, gereizten Leidenschaft erwiederte.

Sie sehen — sagte in dieser Zeit der Greis,

Greis, als wir uns allein im Zimmer befanden — wie wir Spanier ſind; treu und bieder gegen die, die uns wohlwollen, aber feſt und unerſchütterlich gegen unſere Feinde. Der Kampf iſt noch lange nicht beendet, und Millionen vielleicht werden noch geopfert werden müſſen, bis der Tyrann aus unſern Leichnamen den Thron eines Korſen auf kaſtilianiſchem Boden errichten kann. O über die verblendeten Menſchen, die glauben, daß Alles, was uns ſeit früher Jugend theuer, gleichſam innig mit uns verwebt iſt, daß unſere heilige Religion und die feſten Bande, die das Volk an ſeinen vaterländiſchen König ketten, daß alle die ſüßen Gewohnheiten, die wir mit unſerer Muttermilch einſaugen, daß dies Alles durch den todten Buchſtaben, durch ein Machtwort eines Tyrannen aufgelöſ't, zerriſſen und vergeſſen ſein ſoll. O zu feſt hängt der Menſch an dem, was er von Kindheit an fühlte, verehrte, als daß er dies, und den Heerd ſeiner Väter, nicht willig mit ſeinem Blut vertheidigen ſollte. Und auch Euch — fuhr er im prophetiſchen Geiſte fort — auch Euch wird die Stunde der Erlöſung ſchlagen, und

2. Sam. XII. 23.

Eure Ketten werdet Ihr zerbrechen, werdet frei sein, frei bleiben!

Mich ergriff die feurige Rede des Alten; ich mußte ihn fragen, woher es käme, daß bei diesen Grundsätzen und bei dem Geiste, der in seiner Umgebung zu wohnen schien, diese Gegend doch stets durch Ruhe, durch Gehorsam sich auszeichne, und hier noch nie irgend eine Insurrektion ausgebrochen sei? — Ich habe Alles gethan, dies zu verhindern! entgegnete er; meine Pflicht ist, Geduld, Ruhe und Eintracht, nicht Mord und Krieg zu predigen; und noch ist die Saat nicht reif, noch wäre das Blut unnütz vergeudet, noch hat zu mir der Herr nicht gesprochen. Will er aber durchaus die Geißel seines Zorns schwingen lassen, will er, daß dieses freundliche Thal ein Raub der Zerstörung werde, und daß unser Blut für die heilige Jungfrau und unsern König fließen soll, so wird er uns ein Zeichen geben, das wir als sicher erkennen, und dem wir, Alles opfernd, willig folgen werden. — Er stand bei diesen Worten auf und ging in's Nebenzimmer, wo ich ihn leise beten hörte.

Ernſt, faſt ſchweigend wurde der Abend verbracht. Vittorina ſagte gute Nacht, der Pfarrer ging zur Ruhe und ich zu meinen Truppen, die auf dem Platze vor dem Pfarrhauſe bivouacquirten. — Es war ein kühler Abend, der Mond ſchien und die bewegte Luft führte einzelne Wolken an ihm vorüber und bedeckte ſein Licht. In meinen Mantel gehüllt ging ich auf und ab, als mir aus einem Garten, den ich für den des Pfarrers hielt, Töne einer Guitarre entgegen klangen, und eine Stimme, die mir Vittorinens Stimme zu ſein ſchien, Folgendes ſang, was freilich in ſeiner Urſprache glühender ſich bildete, als hier:

Schon in meinem Flügelkleide,
Schlich die Liebe in mein Herz,
Daß ſie nimmer von mir ſcheide;
Doch mit ihrem ſüßen Sehnen
Gab mir Wehmuth ſtille Thränen,
Und den ewig neuen Schmerz.

Auf des Lebens wilde Wogen
Führte mich ihr lecker Kahn;
Abgeſtoßen, angezogen,
Immer nur ein Spiel der Wellen,
Immer fürchtend, zu zerſchellen,
Kennt' er nicht dem Ufer nah'n.

Schwankend hin und her getrieben,
Nah't ich endlich meinem Ziel;
Ich war glücklich, ihn zu lieben,
Es ergriff mich neue Wonne,
Doch der Liebe Frühling-Sonne
Brannte heiß und drückte ſchwül.

Stößt mich ab ſein finſt'res Schweigen,
Zieht mich an ſein holder Blick;
Will geſchreckt die Lieb' entweichen,
Führet, wie durch Zaubermächte,
Schmeichelnd durch des Sturmes Nächte
Er die Flücht'ge ſchnell zurück.

Liebe, lind're dieſes Sehnen,
Stille dieſen ew'gen Schmerz;
Oder löſcht ihr meine Thränen,
Löſcht mit euren wilden Fluten
Meines Herzens Flammen-Gluten,
Tödtet, oder heilt dies Herz!

Der Ton verhallte, und gewiß, die Thränen, welche floſſen, heilten nicht das Herz. Vittorina ſtand jetzt lebhaft vor mir. Sie ſchien mir eine Blume, nicht in dieſem Klima gereift; ſie mußte bei den brennenden Strahlen dieſer Sonne verwelken, ihr Herz brechen, da man es nicht verſtand. Ihr ſtilles Gemüth beugte ſich, ſanft duldend, unter der Gewalt der wilden Leidenſchaft, und Fernando's Liebe war eine verzehrende Flamme.

Wehmüthig blickte ich nach der Stelle hin, wo die Töne verhallten, und meine Phantasie beschäftigte sich die lange Nacht hindurch mit dem holden Bilde des lieblichen Mädchens.

Als der Morgen graute, sagte ich meinem guten ehrwürdigen Pfarrer von Villarcajo ein herzliches Lebewohl, ergriff Vittorina's Hand, und der Wunsch trat aus meinem Innern laut hervor: daß, wenn ich je wieder nach Villarcajo käme, ich ihr Herz ruhig und sie glücklich an Fernando's Seite sehen möchte. — Der Himmel hat meine Wünsche erhört; als ich wieder nach Villarcajo kam, fand ich ihr Herz ruhig und sie gewiß glücklich an Fernando's Seite. O Schicksal, wie führst du den Menschen!

Ueber Berg und Thal, unter Freud' und Leid ging es auf dem düstern Berufwege vorwärts, in stetem Wechsel der Gegend und ihrer Bewohner, im ewigen Einerlei des Elends und seiner Klagen. Der frohen Menschen gab es wenige, der Trübgestimmten Tausende. Fluch erndtete ich, wo ich nicht gesäet hatte, und so trieb ich mich mehrere Wochen im Kreise herum, und dankte dem

Himmel, daß meine Höllen-Dienste bald beendet waren. Eines Abends saß ich unter einer grünen Eiche, die das letzte Haus eines Dorfes beschattete, im Kreis meiner Offiziere, als ein Landmann sich heran schlich und mir ein wohlbekanntes Zeichen gab. Ich entfernte mich unter irgend einem Vorwande von meinen Kameraden, und der Mann folgte mir in einiger Entfernung. Sich mir nähernd, gab er ein zweites Zeichen, und jetzt erst näherte ich mich ihm vertrauenvoll, da ich wohl wußte, daß ich nun von ihm, den ich als einen unserer Spione an seinem Zeichen erkannt hatte, nichts mehr zu befürchten hätte. Er reichte mir eine Cigarre und eilte in's Gebüsch. Bekannt mit dieser Post, rollte ich die Cigarre auseinander, nahm den darin eingewickelten Zettel heraus und las: „Die Gegend von Villarcajo ist in Insurrektion, der dortige Pfarrer an ihrer Spitze; Sie müßen sogleich aufbrechen und den Ort erreichen, ehe Mina mit dem Empecinado sich da vereinigt. Der Pfarrer sei Ihr besonderes Augenmerk; bekommen Sie ihn lebendig, desto besser. Uebrigens handeln Sie in der dortigen Gegend nach denen Ihnen

wohlbekannten allgemeinen Grundsätzen.“ — Vittorina! rief ich unwillkührlich aus und ging schweigend zurück.

Die Trompete rief, der Mond beleuchtete uns den Blutweg. Die ersten Strahlen der Morgensonne zeigten mir in weiter Ferne das Thal von Villarcajo und das vergoldete Kreuz seines Thurmes; noch wenige Schritte, und das Feuern der Avantgarde überzeugte mich, daß ich wirklich feindlich gegen den stillen Ort des Friedens zog, den ich so wehmüthig, so segnend verließ. — Da tönte die Sturmglocke im Thal, die Feuer flackerten auf den Höhen, und meine Reiter trabten in wildem Jauchzen den steilen Berg hinab, das Fußvolk kletterte einen nähern Fußsteig hinunter. Immer ging es nach Villarcajo hin; das Feuer wurde heftiger, auch die Tirailleurs auf den Flügeln waren in den Oliven-Anflanzungen engagirt. Ein Trupp Spanier brach hinter einem Meierhofe hervor, nahe genug, um das Gebrüll: „Viva la santa religio! Viva Ferdinando septimo!“ deutlich hören zu können. Die erste Escadron stürzt sich auf diese Masse, sprengt

ſie aus einander und Alles jagt in wilder Carriere nach.

Am Bilde des heiligen Stephan lag der Pfarrer, einen Lanzenſtich durch die Bruſt, ein Crucifix in der Hand, den Blick nach oben. — Gott vergebe Dir! ſagte er finſter, als ich vom Pferde ſprang und auf ihn zueilte. Gott vergebe Dir, Du haſt mir blutig gelohnt! — Aber, ſetzte er heiterer hinzu, Sie ſind unſchuldig, ich vergebe Ihnen gern, und auch dem, deſſen Lanze mich traf. — Ich rief einen Chirurgus, ihn zu verbinden; er wollte es nicht dulden. Gönnen Sie mir nicht den ehrenvollen Tod, der Ihrer nicht wartet, den Tod für das Vaterland? ſprach er zürnend; wollen Sie mich lieber meinen Henkern überliefern, auf der Esplanade von Burgos mich als ſchimpfliche Trophäe aufgeknüpft ſehen? Ich hielt Sie für menſchlicher! — Er ſchwieg. Da der Chirurgus nun auch verſicherte, die Wunde ſei tödtlich, Rettung unmöglich, ſo drang ich mit meinen Bitten nicht weiter in ihn; wohl aber ſprach ich: Mann des Friedens! Wie konnten Sie an die Spitze dieſer Menſchen ſich ſtellen und zum Blutrichter werden?

Laſſen Sie mich nur — ſo antwortete er, mild lächelnd — laſſen Sie mich nur in meine Kirche tragen und dort ſterben. Verſagen Sie mir dieſe Bitte nicht, es iſt ja die letzte für dieſe Welt — dort ſollen Sie alles erfahren! — Ich ließ ihn auf einer Trage durch meine Leute fortbringen; ſie thaten es willig, der ehrwürdige blutende Greis flößte allen Ehrfurcht ein.

Der Zug ging vorwärts; überall flohen die Spanier; Villarcajo war genommen und nur noch einzelne Schüſſe fielen aus den Häuſern, als wir einrückten. Schon brannte es an mehreren Orten, ſchon ſchlug die Flamme über der Wohnung des Pfarrers zuſammen, als wir über den Platz zur Kirche kamen, und unwillkührlich rief ich: Vittorina!

Bald ſind wir bei ihr! ſprach der Greis, und zeigte nach der offenen Kirche; dorthin, dorthin! vor den Altar, auf jenen friſch geſenkten Stein ſetzt mich nieder, meine Kinder! ſagte er, da laßt mich ruhig ſterben!

Ich trat vor den Altar, meine Blicke fielen auf den Stein zu ſeinen Füßen, und

mit groſser Schrift ſtand — o daß ich es leſen mußte! — Vittorina de Corrego y Fernando Almaſas darauf gegraben.

Dahin, dahin! rief der Pfarrer, immer nach dem Stein zeigend, den ſeine Sehnſucht nicht raſch genug ereilen konnte, und: Gottlob! ſeufzte er, da man ihn hinſetzte, und ihn mit dem Rücken an den Altar lehnte; Gottlob! bald bin ich bei Dir!

Junger Mann! ſagte er, indem er meine Hand feierlich ergriff; Gott gab mir ein Zeichen; durch die hier Ruhende ſprach der Herr zu mir, ich habe ſeine Stimme gehört und ſeine Befehle treulich befolgt! — Setzen Sie ſich neben mich — fuhr er fort — nur leiſe kann ich noch reden, und ich wünſchte doch ſo gern, Sie möchten es wiſſen, warum ich ſtarb; Ihre Thränen möchten auf dieſes Grab, auf meine Leiche fließen!

Ich ſetzte mich, er hub mit ſchwacher Stimme an!

Acht Tage nach Ihrem Abmarſch kam ein Detaſchement Franzoſen in unſer Dorf; auch zu mir kamen mehrere in's Quartier,

ſahen Vittorina, und, Hände und Füße dem Greiſe gebunden, Fernando gemißhandelt und geknebelt, entweihten vor unſerm Angeſicht den Engel der Unſchuld und eilten triumphirend über ihre Schandthat davon. — Schweigend ſtieg Vittorina vom Lager ihrer Schande und entledigte mich meiner Feſſeln, eilte zu Fernando, nahm einen Dolch, den er an ſeiner Bruſt verborgen hatte, ſtieß ihn in ihr Herz, noch ehe ich zu ihr eilen konnte, und unter dem Ausruf: Heilige Jungfrau, nimm mich Sündhafte gnädig auf! verſchied ſie. Fernando, ſeiner Bande entledigt, zog den blutigen Dolch aus dem Buſen der Märtyrin, ich nahm das Crucifix in meine Rechte, ſo ſtürzten wir auf die Straße, Rache der heiligen Jungfrau ſchwörend. Dem erſten Franzoſen, der uns begegnete, ſtieß Fernando den Dolch in's Herz. Die Sturmglocke tönte, meine Kinder verſammelten ſich um mich her. Viele fanden mit Fernando den Tod an meiner Seite, aber Gott triumphirte, wir ſiegten, und Gott ſei geprieſen! — hier richtete er ſich feierlich und furchtbar auf — Gott ſei geprieſen, Siebenzehn hat dieſe Hand gemordet zum

Sühnopfer für die —! Krampfhaft fuhr seine Hand nach dem Grabe und bleich und todt sank er auf den kalten Stein.

Ruhe und Friede seiner Asche! — Ruhe und Friede Vittorinen! — Gott aber die Vergeltung! —

In der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden und Leipzig

ſind folgende vorzügliche ſchönwiſſenſchaftliche Schriften erſchienen:

Bronikowski, A., Hippolyt Boratinski. Erſter und zweiter Theil. 8. 1825. 3 Thlr.

— — deſſen 3r und 4r Theil. 8. 1826. 3 Thlr. 12 Gr.

— — der galliſche Kerker. 2 Thle. 8. 1827. 2 Thlr. 16 Gr.

— — das Schloß am Eberfluß. 8. 1827. 1 Thlr. 6 Gr.

— — der Mäuſethurm am Goploſee. 8. 1827. 1 Thlr. 3 Gr.

— — Moina. 8. 1827. 1 Thlr. 3 Gr.

— — Olgierd und Olga, oder Polen im Eilften Jahrhundert. 1r und 2r Thl. 8. 1828. 2 Thlr. 18 Gr.

— — deren 3r und 4r Theil. 8. 1829. 1832. 3 Thlr. 6 Gr.

— — A., Olgierd und Olga, oder Polen im Eilften Jahrhundert. 5r Theil. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — die Frauen Koniecpolskie. 1r u. 2r Thl. 8. 1832. 3 Thlr. 6 Gr.

— — deren 3r Thl. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Eugenia. 1r — 3r Thl. 8. 1833. 4 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel: Schriften von A. Bronikowski. 1r — 17r. 19r — 21r. Bd. 29 Thlr. 10 Gr.

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 3te verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. 10 Bdchn. 16. 1831. broch. Prän. Pr. 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

Inhalt: 1s Bdchn. Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg. 2s Bdchn. Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Kopenhagen. 3s Bdchn. Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de France. 4s Bdchn. Reise von Nantes nach den Antillen und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. 5s Bdchn. Reise von London nach China und Rückkehr nach England. 6s Bdchn. Bemerkungen über England und Reise nach Sicilien. 7s Bdchn. Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. 8s Bdchn. Bemerkungen über Sicilien, Reise von Messina nach Aegypten und Rückkehr nach jener Stadt. 9s Bdchn. Reise von Messina nach Alicante, Iviza, Bona, Tarragona, Malta und Odessa, und Rückkehr nach Sicilien. 10s Bdchn. Reise von Messina nach Livorno, Genua, Savona, Catania, Neapel, Palermo und den ionischen Inseln, und über Malta und Triest nach Sachsen; nebst Erklärung der in dieser Reisebeschreibung vorkommenden nautischen Kunstausdrücke.

Schilling, G., sämmtliche Schriften. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. 16. 1828—1833. Prän. Pr. 12 Thlr. 12 Gr. (jede Lieferung einzeln 2 Thlr. 12 Gr.) Ladenpr. 20 Thlr. Erste Lieferung. 1r—10r Bd.

Inhalt: 1r Bd. Das Weib wie es ist. 2r Bd. Laura im Bade. 3r Bd. die Neuntödter. Gott lebet noch.

Seele was verzagst du doch? 4r, 5r Bd. Der Liebesdienst. 2 Thle. 6r Bd. Wie ich ward. Was ich ward. Der Ehrenfried. 7r Bd. Die Särge. Der Gallapfel. Der böse Feind. Nachtisch. 8r Bd. Die Geister des Erzgebirges. Das Verhängniß. Der selige Moritz. Die Lagergäste. 9r Bd. Das Modell. Der Landstand. Die Anfechtungen. Der Wundarzt. 10r Bd. Die Ignoranten. 1r Thl.

Schilling, G., sämmtliche Schriften. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Zweite Lieferung. 11r—20r Bd.

Inhalt: 11r Bd. Die Ignoranten. 12r Bd. Waltmann, der Schütze. Die Flitterwoche. Das seltsame Brautgemach. Die Commandantinnen. 13r Bd. Die schöne Sibille. 14r Bd. Das Orakel. Hänschens Engel und das Gebet des Herrn. Der Sachwalter. Der Festabend. 15r. Bd. Blätter aus dem Buche der Vorzeit. Das Brautgeschenk. Die Fehlschüsse. Blätter aus Waller's Lebenslaufe. 17r Bd. Der Roman im Romane. 18r Bd. Die Bedrängten. Das Burgverließ. Der Feldjäger. Drei Freier. 19r Bd. Bagatellen, von Z. Kuckuk. Vertraute Briefe. Die Einquartierung. Der Gevatterbrief. 20r Bd. Verkümmerung. 1r Thl.

— — deren dritte Lieferung. 21r—30 Bd.

Inhalt: 21r Bd. Verkümmerung. 2r Thl. 22r Bd. Der Beichtvater. 23r Bd. Flöckchen. der Königschuß Die Hanswürste, ein Schwank. Die zufällige Begegnung, eine Posse. Der Leckfisch, ein Mährchen. Die Freßdreier. Fünfchen. 24r Bd. Flöckchen. Die Wasserprobe. Wer liebt Sie? Ein Nachtstück. Die Kranken. Die Villa. Erinnerung. Antiquitäten. 25r Bd. Gotthold's Abenteuer. 26r Bd. Der Weihnachtabend. Die Nachwehen. 27r Bd. Die Wunder-Apotheke. Das Teufelshäuschen. 28r, 29r Bd. Irrlichter. 2 Thle. 30r Bd. Wallow's Töchter. 1r Thl.

— — deren vierte Lieferung. 31r—40 Bd.

Inhalt: 31e Bd. Wallow's Töchter. 2r Thl. 32r Bd. Daniel, der Bergknappe; Sage. Angiolo; Novelle. Die Schlittenfarth. Der Schatz; Novelle. Cölestine. Die Saite; Nachtstück. 33r Bd. Lottchens Freier. Die Aschenfrau. Das Nonnenbad. Der Bär und sein Führer. Die Opfer.

Malchens Eröffnungen. 34r Bd. Clärchens Geständniſſe. Die Heimſuchung. 35r Bd. Die Verſucherinnen. Die Kammerſänger. I. II. Die Fürſprecherinnen. Trudchen und Guſtel. Die Kränze der Mimi. 36r 37r Bd. Die Familie Bürger. 2 Thle. 38r Bd. Die Brautſchau. 39r Bd. Die Reiſe nach dem Tode. Schmerz und Heil. Goldſand. Der Fund. Das Dankfeſt. 40r Bd. Mondſteinwürfe. Die drei Sonntage.

Van der Velde, C. F., ſämmtliche Schriften. Rechtmäßige und wohlf. Taſchen-Ausgabe. 27 Bde in 3 Lieferungen. 16. 1830 — 1832. Prän. Pr 8 Thlr. Ladenpr. 12 Thlr. Jede Lieferung einzeln Prän. Pr. 3 Thlr. Ladenpr. 4 Thlr. Erſte Lieferung. 1r — 9r Bd.

Inhalt: 1r Bd. 1) Asmund Thyrsklingurſon. 2) Der Flibuſtier. 2r Bd. 1) Die Trude Hierbu. 2) Gunima. 3r Bd.) Die Tatarenſchlacht. 3) Axel. 4r 5r Bd. Prinz Friedrich. 2 Thle. 6r — 8r Bd. Die Eroberung von Mexico. 3 Thle. 9r Bd. Der Maltheſer. 1r Th.

— — deren zweite Lieferung. 10r — 18r Bd.

Inhalt: 10r Bd. Die Lichtenſteiner. 12r Bd. Die Wiedertäufer. 13. Bd. Die Patrizier. 14r Bd. Guido. 15r 16r Bd. Arwed Gyllenſtierna. 2 Thle. 17r 18r Bd. Der böhmiſche Mägdekrieg. 2 Thle.

— — deren dritte Lieferung. 19r — 27r Bd.

Inhalt: 19r Bd. Das Liebhaber-Theater. 20r 21. Bd. Chriſtine und ihr Hof. 2 Thle. 22r Bd. Das Horoscop. 23r Bd. Die Heilung der Eroberungſucht. 24r Bd. 1) Der Zaubermantel. 2) Die böhmiſchen Amazonen. 25r 26r Bd. Die Geſandſchaftreiſe nach China 2 Thle. 27r Bd. Van der Velde's Leben und Briefe mit ſeinem Portrait.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Dreizehntes Bändchen.

e Carrara.

ſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Die

Carrara.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Erſte Abtheilung.

Giacomo.

Schon ſeit Jahrhunderten hatte das Geſchlecht der Carrara in der Lombardei geglänzt und lange Zeit herrſchte es in Padua und den umliegenden Landen. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts war Francesco Carrara Fürſt von Padua, der mit mildem Scepter regierte, da er in früherer Zeit die Unbeſtändigkeit des Glückes erfahren hatte. Von Johann Galeazzo, dem Herzoge von Mailand, aller ſeiner Städte und Burgen beraubt, ſchmachtete er lange in deſſen Gefangenſchaft, rettete ſich durch die Flucht, und glückliche Umſtände benutzend, hatte er ſich durch Hilfe der Florentiner und Venetianer wieder in den Beſitz Padua's geſetzt, doch Vicenza, Belluno, Feltre und

mehre andere seiner ehemaligen Besitzungen mußte er dem Herzoge von Mailand überlassen.

Als der Herzog starb, hinterließ er seinen beiden unmündigen Söhnen die ganze Lombardei, einen beträchtlichen Schatz, ein wohlgeordnetes Heer und die ersten Kriegsobersten Italiens. Dieses schöne Land wurde in jener schmachvollen Zeit nicht mit dem Scepter, nur mit dem Schwerte regiert, Abenteurer durchzogen es an der Spitze ihrer Banden; sich dem Meistbietenden verkaufend, führten sie Krieg mehr gegen den friedlichen Bewohner als gegen das feindliche Heer, in dem sie, da es gleichfalls aus Söldnern bestand, mehr ihre Waffenbrüder als ihre Feinde sahen. Schlachten entschieden selten, man zählte wenige Todte auf der Wahlstatt, wohl aber wurden dem Sieger reiche Beute und viele Gefangene, die entwaffnet und gegen Lösegeld wieder freigegeben wurden. Wer Geld, mithin auch Waffen und Krieggeräth besaß, hatte Heere, denn die Gefangenen kehrten meist schon am andern Tage zurück, wurden von neuem bewaffnet, und so war das geschlagene Heer wenige Tage nach einer

Niederlage eben so zahlreich, eben so kampfgerüstet als vor der Schlacht.

Das platte Land wurde durch die ewigen Kriege verwüstet, die Städte, in immerwährender Fehde unter einander, oder heute diesem, morgen jenem glücklichen Condottiere unterthan, erlagen der Last der Abgaben und unter der Tyrannei ihrer Herrscher. Ueberall erhoben sich kleine unabhängige Fürstenthümer, die Anführer der Banden theilten sich sogar in die Staaten des Papstes und warfen sich zu Herren auf, obgleich sie doch meist der Hefe des Pöbels entsprossen waren.

Die Staaten des Herzogs von Mailand, des mächtigsten Fürsten Ober-Italiens, waren während der Minderjährigkeit der Söhne Johann Galeazzo's eine lockende Beute für die im Dienste des Herzogs stehenden Häupter der Söldlinge. Sie theilten sich friedlich in einen Theil des Nachlasses ihres Herrn, und auch Franz von Carrara glaubte, er dürfe die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, die verlorenen Städte wieder zu gewinnen. So erhielt er Belluno und Feltre, schlug das mailändische Heer, das einen

Ausfall aus Vicenza that, und belagerte nun mit Wilhelm della Scala, dem ehemaligen Herrn von Verona, dieſe Stadt, welche die Mailänder dieſem gleichfalls abgenommen hatten. Die Veroneſer, der Bedrückung der Mailänder überdrüſſig und mit Freuden unter die Herrſchaft ihrer alten Gebieter zurückkehrend, öffneten dem Fürſten von Padua die Thore, und Wilhelm della Scala ward ſo in den Beſitz ſeines Hauſes wieder eingeſetzt, genoß aber dieſes Glück nicht lange; 14 Tage nachher ſtarb er und ſeine beiden Söhne, Bruno und Antonio, übernahmen gemeinſchaftlich das Regiment der Stadt.

Der Fürſt von Padua zog nun mit ſeinem älteſten Sohne, Franceſco, vor Vicenza und ließ ſeinen zweiten Sohn, Giacomo, nebſt einer bedeutenden Beſatzung in dem Schloſſe San Felice, der Citadelle Verona's, zurück, was den beiden Herrſchern dieſer Stadt unangenehm ſein mußte, weshalb ſie auch gegen ihr Verſprechen, dem Fürſten von Padua zur Belagerung Vicenza's mit ihren Scharen nicht zuzogen und ſo den erſten Anlaß zur Zwietracht gaben.

Franz von Carrara hatte vier Söhne und

eine Tochter, welche dem Markgrafen von Ferrara vermählt war. Francesco, der älteste, war des Vaters Liebling und die Seele seiner Unternehmungen; er führte die Belagerung von Vicenza. Giacomo, der zweite Sohn, tapfer und kriegerfahren, aber mehr noch Künste und Wissenschaften liebend, war sanftrer Natur, ging deshalb auch nicht immer in die hochfliegenden Plane seines Vaters ein, und befand sich auch weniger um dessen Person, als sein älterer Bruder. Demungeachtet hatte ihm der Vater das wichtige Verona anvertraut, weil er in ihm die Gabe, durch sein Aeußeres und durch seine Leutseligkeit sich die Herzen zu erwerben, wohl kannte. Die beiden jüngeren Söhne waren noch in dem Alter, wo sie nicht thätig in das Leben eingreifen konnten.

I.

In Verona lebte Constanza Peralta, die junge Witwe eines Anhängers des Hauses della Scala, der seine Treue in Mailand auf dem Blutgerüste bewährt hatte. Wenn

auch nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre, war sie dennoch die Zierde Verona's an Schönheit und Tugend. Schon seit mehren Jahren Witwe, hatten sich die angesehensten Männer um die schöne reiche Frau beworben, aber keiner hatte einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, jeden hatte sie zurückgewiesen. Man hielt sie deshalb für stolz und kalt, was sie auch sein mochte, und nach und nach ward der Kreis der Bewerber und Bewunderer immer kleiner, worüber sie sich wenig zu kümmern schien, denn sie liebte den Umgang mit Künstlern, und der Dichter, der in Sonneten und Canzonen sie die Schönste Italiens nannte, war ihr lieber als der Bewerber, der sie mit Schmeichelworten zu verlocken suchte, und den vielleicht eben so sehr ihr Reichthum als ihre Schönheit anzog. So war das Haus der schönen Witwe der Sammelplatz aller geistreichen Männer, und wenn sich ihr Herz auch nicht gegen Eitelkeit ganz gewappnet hatte, so war sie doch gewiß eben so stolz auf ihren Geist als auf ihre Schönheit.

Bruno und Antonio della Scala, mehr wohl aus Rücksicht der treuen Dienste ihres

Gatten und der schönen Witwe wegen, als aus Liebe zu den Wissenschaften, besuchten oft ihr Haus und führten auch Giacomo Carrara bei ihr ein, der von Natur weichen, leicht empfänglichen Gemüths, nicht lange dem Geiste und der Schönheit Constanzens widerstehen konnte und sich, wie so Viele, bald in ihren Fesseln befand. War es der geschmeichelte Stolz, den Sohn des mächtigen Carrara zu ihren Füßen zu sehen, war es die männliche Schönheit des Jünglings, der helle, ausgebildete Geist, der, besonders in ihrer Gegenwart, seine Funken unaufhaltsam sprühete, oder war es das unerklärbare Etwas, das unser Herz unwiderstehlich zum Herzen zieht, Constanze fühlte zum ersten Mal mehr als Wohlwollen, aber obgleich sie sich dies endlich gestehen mußte, bestimmte sie dennoch ihr Stolz, wenn auch nicht das Herz, diese ihr bisher fremd gebliebenen Empfindungen in sich zu verschließen.

Lange behielt der Stolz die Herrschaft über sie, lange widerstand sie Carrara's Bewerbungen, und musterhaft verbarg sie der Welt, selbst ihm die Glut, die sie vergebens zu dämpfen sich bemühte; ein Zufall aber

untergrub ihr stolzes Gebäude, und vielleicht dankte sie dem Zufalle, sich von den sich selbst angelegten Banden befreiet zu haben.

Die Gebrüder della Scala hatten ein Fest zu Verona in ihrem Schlosse an der Etsch veranstaltet, bei welchem Giacomo und Constanze Peralta gegenwärtig waren. Das Schloß lag auf einem sanften Abhange an den Ufern der Etsch, deren tobende Wellen sich an den festen Mauern der Gartenterrasse brachen. — In diesem schöngelegenen Sommeraufenthalte, den selbst Galeazzo Visconti, der verstorbene Herzog von Mailand, sorgfältig hatte unterhalten lassen, zerstreute sich die Gesellschaft bei dem leuchtenden Scheine des Vollmondes, bald von den Ufern der Etsch oder vom Altan eines alten Thurmes, der am äußersten Ende des Gartens als Denkmal des Alterthums stehen geblieben war, die Musik zu hören, die in verschiedene Chöre vertheilt, die Abendstille belebte, bald den Gesang zu bewundern, der mit Begleitung einer Laute aus dunklem Gebüsche drang. Auch Carrara lustwandelte durch die mäandrisch verschlungenen Gänge und fand endlich, was er suchte, Constanzen, die am

Arme einer Freundin die Kühle des Abends genoß. Er schloß sich ihr an, und da in diesem Augenblicke die weißen Segel einer Menge Gondeln sichtbar wurden, welche die Fluthen der Etsch unter Gesang der Schiffer durchschnitten, so ging er mit den beiden Frauen die Terrasse hinab, das neue Schauspiel in der Nähe zu sehen. Bald waren sie unten, wo die Gäste im dichten Gedränge wogten, den Wettkampf der emsigen Ruderer zu sehen, die bei munterm Gesange den Preis, der ihnen vom nördlichen Ende des Gartens im Mondschein entgegen blickte, zu erringen bemüht waren. Da dieser bald gewonnen wurde, traten vier leicht, aber zierlich gekleidete Kämpfer auf den äußersten Rand der Gondeln; sie hielten mit Blumen umwundene Stangen in der Hand, mit denen sie ihre gegen sie heranrudernden Gegner in das Wasser zu stoßen sich bemühten. Dieser Lanzenkampf der nur leicht Bewaffneten auf den Gondeln, machte einen sonderbaren Contrast mit dem sonst so häufigen der schwer Geharnischten, die im vollen Jagen gegeneinander sprengten und wo der Besiegte sich nicht leicht von seinem Falle erheben konnte, hier

aber der in die Fluthen Gestürzte schnell wieder auftaucht, dem vorüberrudernden Schiffe nachschwimmt, es ereilt und mit behender Kraft sich wieder auf die verlassene Stelle schwingt, um sich zum neuen Kampfe anzuschicken.

Lange hatten Carrara und Constanze diesem Schauspiele voll Leben mit Wohlgefallen zugesehen, nach und nach aber hatten sie, fast unbewußt, sich in ein ernsteres Gespräch verwickelt, während sie unbemerkt das Gedränge verließen und nach der andern Seite des Gartens lustwandelten, wo sie endlich unter einem Ahorn anhielten. Hier bemerkte Constanze zuerst, daß ihre Gefährtin von ihr abgekommen sei. Die Frage Carrara's: Scheuen Sie, Signora, mit mir allein zu sein? war ihrem Stolze hinreichend, sie zu bestimmen, der Gefahr zu trotzen, und mit dem Manne, den sie im Stillen liebte, in der warmen Mondnacht allein zu bleiben. Sie setzte sich auf eine Rasenbank unter dem Ahorn, er nahm Platz an ihrer Seite, und ein Gespräch begann, das immer anziehender wurde. Die Stille der Nacht, das Rauschen der Wellen, das von dem Monde um sie her

verbreitete Zauberlicht, selbst das ferne Getöse der durcheinanderwogenden Menge, die jetzt, als das Kampfspiel der Gondeln beendet war, die Terrassen hinauf, der schallenden, sie zum Tanze einladenden Musik entgegenströmte, und ihnen die Gewißheit gab, daß ihre Einsamkeit nicht gestört werden würde, führte sie näher als je zusammen. Carrara ward mit jedem Worte feuriger, und Constanze sah mit klopfendem Herzen den Augenblick sich nahen, wo er die Empfindung seines Herzens deutlich aussprechen würde; sie fürchtete diesen Augenblick und doch erwartete sie ihn mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Als sie jedoch jetzt ihre Hand in der seinigen und einen leisen Druck fühlte, den sie, ohne es eigentlich zu wollen, noch leiser erwiederte, da trat die Vernunft mahnend in ihre Rechte, der Stolz gebot und sie ward Herrin über ihr Herz.

Ich glaube, gnädiger Herr! — begann sie, sich plötzlich erhebend — es ist Zeit, daß wir uns wieder der Gesellschaft anschließen; habt die Güte, mir Euren Arm zu reichen. — Kommt!

Carrara war überrascht, alle seine Er-

wartungen, seine Hoffnungen waren mit diesen stolz ausgesprochenen Worten verschwunden, er fühlte sich gekränkt und ohne sie zum Bleiben zu nöthigen, bot er ihr den Arm. In diesem Augenblicke hielt eine Gondel am Ufer, ein Mann sprang heraus und lief hastig auf sie zu, so daß Constanze kaum Zeit hatte, den Schleier fallen zu lassen. Gnädiger Herr von Padua! — rief er — ehe Ihr weitergeht, les't dieses Schreiben. — Er übergab ihm einen Brief. — Ich stehe mit meiner Gondel zu Eurem Dienste bereit! — Dies sagend eilte er zurück, sprang in das Fahrzeug, stieß es vom Ufer ab, blieb aber in der Nähe.

Das Alles war die Sache eines Augenblickes, aber ihnen um desto überraschender gewesen. Erlaubt — bat jetzt Carrara die Dame — daß ich das geheimnißvolle Schreiben lese! — Er öffnete und durchflog es, so gut es sich bei dem hellen Lichte des Mondes thun ließ.

Während er las, hatte Constanze ihn unverwandt angeblickt, sie wollte in seinen Zügen den Inhalt des Briefes erforschen, eine Ahnung sagte ihr, daß er nichts Erfreuli-

ches enthalte und ängstlich klopfte ihr Herz; sie dachte in diesem Augenblicke nicht mehr daran, die Gesellschaft wieder aufzusuchen, ihre Gedanken waren nur bei dem Schreiben, wobei mancherlei Argwohn in ihr aufsteigen mochte. Als daher Carrara den Brief zusammenfaltete, ihr den Arm bot, und zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit sagte: Ist es Euch jetzt gefällig, Signora? — da konnte sie ihre Theilnahme nicht mehr verbergen. Was enthält dieses Schreiben? — sagte sie ängstlich — seht, der Ueberbringer wartet noch unfern des Ufers auf Antwort; theilt mir den Inhalt mit, wenn Ihr ihn mittheilen könnt!

Warum nicht? erwiederte Carrara lächelnd, da ihn die unverhohlene Theilnahme freute; er gab ihr den Brief.

Und Ihr bietet mir sorglos den Arm? — rief sie aus, nachdem sie gelesen — wenn man Euch warnt, wenn man Euch vor Euren Feinden warnt, die Mörder gedungen haben, Euch niederzustoßen?

Warum nicht? Wie könnte ich solche entehrende Handlung Bruno und Antonio della Scala zutrauen, wie glauben, daß Män-

ner, die mir und meinem Vater so verpflichtet sind, die Gebote der Dankbarkeit und der Gastfreundschaft so ganz vergessen könnten?

In dieser bewegten blutigen Zeit fürchtet Alles! — unterbrach ihn Constanze. — In dieser Zeit, wo Italien mehr Beispiele von Treulosigkeit als Edelmuth aufzuzählen hat, wo der Bruder den Bruder, der Freund den Freund aus Eigennutz opfert und die furchtbarsten Greuelthaten begangen werden, wie könnt Ihr Männern Vertrauen schenken, denen Euer Aufenthalt in Verona und die Besetzung der Citadelle lästig ist? Wer herrscht, will auch allein herrschen, besonders den nicht zur Seite haben, dem er verpflichtet ist; denkt daran, gnädiger Herr, und laßt die Warnung nicht unbeachtet.

Ihr, Signora! — nahm nach kurzem Schweigen Carrara das Wort, während sie sich etwas vom Ufer entfernt hatten — Ihr weckt in mir Argwohn gegen einen della Scala?

Die Söhne gleichen nicht immer den Vätern! fiel sie ihm schnell in die Rede.

Ihr nehmt so warmen Antheil an mir, der mir bisher nicht von Euch ward, daß

ich Euch meinen innigsten Dank dafür sage, aber dennoch Euren Rath nicht befolgen kann. Ich mische mich jetzt unter die Gäste und gehe dann mit meiner kleinen Begleitung ruhig und unbekümmert nach der Citadelle zurück.

Thut es nicht, Herr! — Mir ahnet das Schrecklichste! bat Constanze ängstlich.

Und was könnte mein Schicksal eine Frau kümmern, die jedes aus meinem Herzen gesprochene Wort stets so streng zurückwies, daß es schon auf meinen Lippen erstarb? — Constanze mochte sich in diesem Augenblicke freuen, daß der Schleier ihr Erröthen verbarg. — Ueberdies, wollte ich mich durch diesen Brief schrecken lassen, würde ich in Euren Augen als ein Feiger erscheinen, und das möchte ich um Alles in der Welt nicht! — Er schritt bei diesen Worten die Stufen der Terrasse hinauf, Constanze aber ergriff seine Hand und hielt ihn zurück.

Gnädiger Herr! — sagte sie mit ängstlicher gedämpfter Stimme. Es treten in diesem Augenblicke Erinnerungen vor mich, ich gedenke manches hingeworfenen Wortes der Herren von Verona, so daß ich fast nicht

mehr zweifeln kann, das an Euch gerichtete Schreiben enthält die Wahrheit und ist wohlgemeint.

Hatte Carrara einen Blick in das Herz Conſtanzens gethan, und war er verſchlagen genug, ihre Angſt für ſich zu benutzen, er beharrte bei ſeinem Vorſatze, die Warnung unbeachtet zu laſſen, bis ſie endlich, ſein Verderben vor Augen ſehend, ihn bei Allem was ihm heilig ſey, bei ſeiner Liebe zu ihr beſchwor, ſich nicht muthwillig in die Gefahr zu ſtürzen, ihm ihr Herz öffnete und geſtand, daß ſie vor Schmerz vergehen müſſe, träfe ihn ein unglückliches Schickſal.

Carrara ſah ſich plötzlich am Ziele ſeiner Wünſche, und ſo konnte er dem liebenden Weibe ihre Bitte nicht verſagen. Führt mich bis zur oberſten Terraſſe — begann Conſtanze jetzt nach kurzem Nachdenken — dann werft einen Mantel um und wartet am Portal des äußerſten Hofes. Meine Sänfte ſteht zu jedem Augenblicke für mich bereit, meine Diener, auf deren Treue ich mich ganz verlaſſen kann, warten gewiß ſchon längſt auf mich, ſie ſollen Euch dort aufſuchen; weht einer der Diener mit einem Tuche, ſo iſt es

der meinige, benutzt dann die Sänfte zu Eurer Rettung.

Herr, wollt Ihr einſteigen und Euch mir anvertrauen, — ſagte der nämliche Mann, der den Brief gebracht und jetzt wieder an das Land geſtiegen war — ſo kommt, die Sache hat Eile, wartet die Mitternacht nicht ab!

Ich muß die Dame hinaufbegleiten, dann kehre ich zurück und bin bald wieder bei Euch — erwiederte Carrara — geduldet Euch bis dahin! — Er bot Conſtanzen den Arm und führte ſie eilig die Terraſſe hinauf.

Um aller Heiligen Willen, gnädiger Herr! — bat ſie — kehrt nicht zurück. Ich traue dem Manne nicht, vielleicht ſollte Euch die Warnung auf das Schiff locken, und ſo fielet Ihr ohne Gegenwehr in die Hände Eurer Feinde.

Sorgt nicht, ſchöne Frau! — erwiederte Carrara, dem es nicht in den Sinn gekommen war, das Schiff zu beſteigen — ich werde nicht ſo unüberlegt handeln, ich folge Euch und Euren ſüßen Worten.

Kommt nur eilig — bat Conſtanze — und ſchleicht Euch vorſichtig durch die Menge der

Diener, legt Euren Federschmuck ab, macht Euch unkenntlich so viel als möglich ist und seid auf Eurer Hut, ich fürchte, die heutige Nacht ist zu Eurem Untergange bestimmt.

Carrara gelobte ihren Rath zu befolgen, aber weniger aus Furcht vor Gefahr als durch den Gedanken belebt, in ihrer Sänfte auf der nämlichen Stelle zu sitzen, wo sie so oft gesessen hatte, ging er mit Freuden in ihren Vorschlag ein. Als er sich von ihr trennen mußte, als er ihr Lebewohl gesagt, erwiederte sie: Leb' wohl, Mann meines Herzens! Wir sehen uns bald wieder! — Staunend vernahm er diese süßen Worte und ahnete nicht, daß sie so bald in Erfüllung gehen würden.

2.

Als Carrara allein war, ging er in einen der dunklen Laubgänge des Gartens, nahm die Schwanfedern von seinem Hute ab, hüllte sich in seinen umgewendeten Mantel und schlich, jeden von Fackeln und Kerzen erleuchteten Ort vermeidend, durch die geschäf-

tige Dienerschaft und die wogende Menge neugieriger Gaffer glücklich bis zu dem innern Schloßhofe. Da, wo das Thor durch einen finstern Thurm in den äußern Hof führt, hielt er einen Augenblick, ungewiß, ob er schon am Ziele sei und hier die Sänfte erwarten oder den andern Hof noch durchschreiten müsse, als eine weibliche Gestalt, eine Maske vor dem Gesichte — etwas Gewöhnliches in diesem Lande — aus einer der Pforten des Thurmes trat, seine Hand erfaßte und leise sagte: Kommt, Herr, Signora Constanze erwartet Euch mit Sehnsucht! — Seine Phantasie, durch den Namen der Geliebten aufgeregt, zauberte sie ihm mit allem Liebreiz, mit dem er sie in der Wirklichkeit oder in seinen wachen Träumen gesehen, vor, und ohne zu überlegen, wie Constanze Peralta in den Thurm auf dem Schlosse der della Scala kommen könne, und ganz ihre Anordnung vergessend, folgte er seiner Führerin die steile Wendeltreppe hinauf. Oben angelangt, öffnete sie die Thüre eines kleinen Vorzimmers, ergriff eine auf der Fensterbrüstung stehende Blendlaterne, bei deren bleichem Scheine er eine reizende,

liebliche Gestalt vor sich sah, die sich in diesem Augenblicke nach ihm wandte, doch da der Schein der Lampe sein Gesicht traf, mit dem Schrei: Gott und alle Heiligen stehen mir bei! Ihr seid es? die Lampe fallen ließ und entfliehen wollte. — Carrara aber, die Fassung nicht verlierend, hielt das Mädchen fest. Mag ich sein wer ich will, so führst Du mich durch die Dunkelheit den nämlichen Weg hinunter, den ich herauf kam, oder ich durchbohre Dich. Geh' voran! — Das Mädchen, das die Wege gut kennen mußte, fand, obgleich zitternd, bald die offene Thüre und leitete ihn auf die Treppe, doch kaum in der Mitte derselben angelangt, stießen sie auf einen Heraufkommenden, der mit leiser Stimme rief: Bist Du es, Beatrice? — Herr, laßt mich los oder ich bin des Todes! raunte das Mädchen Carrara in's Ohr, riß sich los und entschlüpfte.

Jetzt stießen die beiden Männer auf einander, doch Giacomo Carrara, den auch hier die Gegenwart des Geistes nicht verließ und der den Vortheil auf seiner Seite hatte, stieß seinen unbekannten Gegner schnell die Treppe hinunter, und über den wahrscheinlich Be-

täubten hinwegklimmend, erreichte er, Trotz der Dunkelheit, glücklich das Thor und eilte nun durch den äußeren Hof, wo er auch unfern des Thurmes die Sänfte fand, deren Thür einer der sie begleitenden Diener, nachdem er das Zeichen gegeben hatte, mit der Bitte öffnete, einzutreten. Carrara säumte keinen Augenblick. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er Constanze darinsitzend fand, die ihm leise zurief: Kommt nur, es muß Platz für uns Beide sein! Er gehorchte mit Freuden; die Träger schritten vorwärts, und so klein auch das Plätzchen war, das er einnehmen konnte, so dünkte er sich doch im Paradiese zu sein; er hörte nur das leise Gestister ihrer melodischen Stimme und bemerkte es kaum, als die Wache am äußersten Schloßthore den Fackelträger mit der Frage anhielt: Wer sitzt in der Sänfte? — Signora Peralta! erwiederte Jener, und die Livree der Dame kennend, ließ sie die Wache ungehindert durch das geöffnete Thor.

Wenn ein weibliches Herz sich seit dem ersten Glimmen seliger Empfindung jedem Eindrucke verschloß, wenn es kalt, nur der Vernunft unterthan, bei dem Anblicke eines

Mannes nie stärker klopfte, nie wärmer fühlte, wenn der Tod das von Convenienz früh geknüpfte Band bald wieder trennte und die Liebe endlich in das Herz der jungen Witwe den zündenden Funken wirft, so wird er schnell zur verzehrenden Flamme, welche die lange verschlossenen Pforten zerstört und sich unaufhaltsam Bahn bricht. — Je länger das Herz sich verschloß, desto freudiger läßt es nun die Pforten offen, jede verlorene Minute bedauernd, will es keine kommende mehr verlieren, und es gibt sich, mit der Zeit geizend, damit ja keine Secunde ihm ungenossen entflicht, ganz seiner Leidenschaft hin. Sie fühlte sich an der Seite des so lange im Stillen geliebten Mannes gewiß so selig wie er, und zeigte sich ihm unverstellt und mit aller Glut flammender Leidenschaft, so daß sie es kaum für nöthig hielt, dieses sonderbare Zusammentreffen mit der unabänderlichen Nothwendigkeit zu entschuldigen, da sie keinen andern Weg zur Rettung habe finden können als diesen.

Aber bei alle dem mußte Carrara, der das Keuchen der Träger nicht bemerkt hatte, nicht wenig erstaunt sein, als die Sänfte

hielt, und ein lautes: Wer da?! von dem Walle der Citadelle ihn aus seinen Träumen voll Hoffnung weckte und er sich vor dem Thore der Citadelle befand, das sich auf seinen Befehl sogleich öffnete. Ihr habt mich grausam getäuscht! raunte er Constanzen zu, die mit einem innigen Drucke der Hand und einem leisen: Auf morgen! ihn zu trösten suchte. Schnell schloß sich jetzt die Sänfte und sein Glück, seine Hoffnung, sein Paradies und sein Himmel zog bei'm Fackelglanz immer ferner und ferner von ihm, bis er endlich über die niedergelassene Zugbrücke, zum Erstaunen seiner Soldaten, ohne irgend eine Begleitung in die Festung eintrat. Ein bestandenes Abenteuer, was es auch wohl wirklich war, mußte der Grund seines plötzlichen Erscheinens sein.

3.

In dem Familienkreise der Carrara lebte ein schon bejahrter Edler Antonio Blancardo im hohen Ansehen. Als Jüngling in die Dienste von Giacomo's Großvater getreten,

hatte er in allen Fehden und Schlachten an der Seite Franzens von Carrara gefochten, mit ihm die Gefangenschaft getheilt, und war ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen. Es hatte sich nach vielfach erprobter Treue zwischen ihm und dem Fürsten von Padua ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, das auch auf den Sohn überging; denn Giacomo liebte den alten Mann trotz mancher seiner Eigenheiten und trotz dessen störrischem Wesen wie seinen zweiten Vater. Deshalb hatte ihn auch der Fürst von Padua seinem Sohne in Verona zugegeben, um über ihn zu wachen, und ihn in wichtigen Fällen mit seinem Rathe zu unterstützen.

Unter den verschiedenen Sonderbarkeiten Antonio's traten zwei gar seltsam hervor. Er mied das ganze weibliche Geschlecht, vermied jedes Gespräch mit einem Weibe, und sogar wenn es sich thun ließ, die Gesellschaft, wo er sie zu treffen glaubte. Seinem jungen Freunde, der diese Abneigung nicht mit ihm theilte, suchte er das Geschlecht mit den schwärzesten Farben zu zeichnen, und dabei von der Stammmutter Eva bis zur Johanna von Neapel herab, alles Unglück, das die

Welt betroffen, den Weibern beizumeſſen. Dies änderte Giacomo Carrara's Anſichten freilich nur wenig, beſonders da er beobachtet haben wollte, daß der Alte, wenn er ſich unbemerkt glaubte, ſein blitzendes Auge oft lange und theilnehmend auf manche jugendliche Geſtalt geheftet hielt, ſo daß es ſelbſt zuweilen feucht zu werden ſchien. Die zweite Sonderbarkeit des alten Mannes war, daß er zwar nur ein Mal täglich zur Meſſe ging, aber oft ſtundenlang in der Stille auf ſeinen Knieen lag und unter heißen Thränen ſein Herz zu Gott erhob, jedoch die Pfaffen haßte, mehr vielleicht noch als die Weiber. Nur mit Widerwillen ging er zur Beichte, und geſtand ſeinen Freunden offen, er beichte Gott täglich alle ſeine Sünden, dem Prieſter aber ſage er nie, was ſein Herz drücke. Uebrigens war er trotz Weiber- und Prieſterhaß, und trotz ſeines anhaltenden Betens in jedem Geſchäfte thätig, ein theilnehmender Freund, ein unternehmender und tapferer Krieger.

Giacomo Carrara, obgleich ſchon in männlichen Jahren und mit Geiſt, Muth und Kraft begabt, unternahm nichts, ohne es

mit ſeinem väterlichen Freunde berathen zu haben, ſo verſchieden auch beide gewöhnlich in ihren Anſichten waren; denn Carrara liebte die Weiber und fand es viel bequemer, ſich gut mit den Dienern Gottes als mit Gott ſelbſt zu ſtehen. Vor Antonio hatte er nie ein Geheimniß, und ſo war dieſer auch der Einzige, den er am Morgen mit dem bekannt machte, was ihn in der vergangenen Nacht ſo früh und allein nach Hauſe geführt hatte.

Antonio ſchüttelte bei dieſer Erzählung bedenklich den Kopf, ließ ſich den durch den Gondelführer erhaltenen Brief zeigen, und ſtimmte der Anſicht Conſtanzens bei, daß die Warnung wohlgemeint, und den Brüdern della Scala nicht zu trauen ſei. Er rieth Giacomo, nicht ohne Panzer und ohne eine hinlängliche Begleitung auszugehen, und deshalb alle nächtlichen Abenteuer beſonders jetzt zu meiden; denn — ſetzte er hinzu — Alles Unglück kommt von dieſem Geſchlechte! — Auch vor Conſtanze Peralta, dieſer treuen Anhängerin der della Scala, warne ich Euch, die, wenn ich es genau überlege, ihren unbeſcholtenen Ruf, ihre ſtolze Kälte nur für

etwas Wichtiges opfern könnte; denn, junger Herr, so thörig seid ja nicht, zu glauben, Euer Liebreiz habe die kalte stolze Schöne umgewandelt. Sie ist eine Sirene, die Euch in ihre Fesseln schmieden, Euch umgarnen will.

Carrara belächelte dies zwar ziemlich zuversichtlich, doch konnte er sich bei ruhigem Nachdenken nicht bergen, daß Constanzens so plötzlich verändertes Betragen gegen ihn auffallend sei, und ein kleiner Argwohn stieg in ihm auf, den er jedoch gegen Antonio nicht laut werden ließ. Dieser berathschlagte nun mit ihm, was zu thun sei und rieth ihm, die ersten Tage sich krank zu stellen, auch mit einer plötzlichen Krankheit sein schnelles Verschwinden vom gestrigen Feste zu entschuldigen. So schwer es auch Carrara wurde, sich in dieser Zeit, wo ihm der Himmel geöffnet schien, in sein Zimmer zu verschließen, versprach er doch endlich, Antonio's Rath zu befolgen. Auch beschlossen sie, dem Fürsten von Padua von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, und unter irgend einem Vorwande einen der Brüder della Scala nach Padua zu senden, wo er, durch man-

cherlei Geschäfte aufgehalten, gewissermaßen so lange als Geißel dienen könne, bis sich der Grund oder Ungrund des Verdachtes näher aufgeklärt hätte.

Dies zu bewerkstelligen, wurde ihnen sehr erleichtert. Noch am nämlichen Tage kam Bruno della Scala, sich nach dem Befinden Carrara's zu erkundigen und ihm zugleich anzuzeigen, daß er in einigen Tagen nach Padua gehen werde, um sich dort bei dem Fürsten zu entschuldigen, daß er noch nicht mit der versprochenen Hülfe zu ihm vor Vicenza gestoßen sei. —

Kaum hatte er den Scheinkranken verlassen, als Antonio bitter lächelnd ausrief: Nun glaube ich fast, der Brief, die Gondel und Alles ist von Constanzen selbst angestellt, um mit Schicklichkeit die Katastrophe herbeizuführen; daß sie Euch zu sich in die Sänfte gelockt, läßt mir keinen Zweifel mehr, übrig, Alles war reiflich überlegt, Euch recht fest die Schlinge über den Kopf zu ziehen.

Und warum hätte sie mich denn hierher und nicht nach ihrer Wohnung gebracht? fragte Carrara, seine Geliebte entschuldigen wollend.

Hoffnung und Erwartung sind stärkere Fesseln als Sättigung, — erwiederte der Alte. — Das wissen die Weiber so gut als der Versucher, und üben dergleichen noch besser als er. Die Witwe Peralta ließ den Brief schreiben, schickte die Gondel, und die Heuchelei der Liebe, dieses alte doch nie verbrauchte Hausmittel, liebesieche Narren zu ködern, wendete die Veroneserin für ihre alten Herren Euch zum Verderben an. —

Hat sie vielleicht auch das Intermezzo im Thurme angeordnet? fragte Carrara spöttisch.

Wohl möglich! — erwiederte Antonio. — Es sollte vielleicht ein Versuch sein, sich Eurer auf eine schnellere Weise zu entledigen.

Ein Diener trat in diesem Augenblicke ein und brachte seinem Herrn einen Brief, den er mit Hast erbrach, ihn schnell durchflog und dann zu Antonio sagte: Dürfte ich so unrecht an einer Dame handeln, ihr Geheimniß einem Dritten anzuvertrauen, so würdet Ihr Euch überzeugt halten, mein guter Antonio, daß Constanze Peralta an alle dem, dessen Ihr sie anklagt, unschuldig ist.

So zeigt mir in Gottes Namen den Brief

und Ihr begeht durchaus kein Unrecht, wenn ſie dadurch in meinen Augen gerechtfertigt wird! — meinte Antonio. — Ich bin für das Geheimniß eines Weibes ein Stummer, ein Todter, obgleich ich behaupte, kein Weib kann länger als einen Mondwechſel ein Geheimniß bewahren; ihre Plauderhaftigkeit theilt es unter dem Siegel der Verſchwiegenheit der Freundin mit, dieſe einer Andern, und ſo wird es bald zum öffentlichen Geheimniß.

Während dieſer Rede hatte er die Hand nach dem Schreiben ausgeſtreckt, das ihm, vielleicht ſein Gewiſſen zu beruhigen, Carrara zwar nicht gab, doch ohne Gegenrede nehmen ließ. Antonio las jetzt:

Gnädiger Herr!

„Auch jetzt noch nenne ich Euch ſo, denn ſeit geſtern, wo ſich mein Herz Euch aufſchloß, ſeid Ihr wahrhaftig mein Herr geworden. Ach! ſeit geſtern iſt Stolz und Muth von mir gewichen, und ich ſtehe vor Euch, ein ſchwaches liebendes Weib. Gebe Gott, daß Euer Herz unwandelbar, mich nie meine Schwäche bereuen läßt. Eure

Sehnſucht mich zu ſehen iſt gewiß ſo groß als die meinige, obgleich ich fürchten muß, mir hat ſich eine neue Welt geöffnet, die für Euch ſich wohl ſchon öfter erſchloß. Doch laßt mir die Täuſchung, wenn mein Glaube, mein Vertrauen Täuſchung iſt! Wenn Ihr alſo meine Sehnſucht theilt, ſo bitt' ich, ſo beſchwör' ich Euch, mäßigt ſie, kommt heute, kommt morgen nicht zu mir, nicht eher, bis ich Euch ohne bange Furcht in meine Arme ſchließen kann. Ich bin ſeit geſtern manchem auf die Spur gekommen, ſeid vorſichtig und geht ohne Begleitung nicht aus.

„Wie ſchwer es mir wird, Euch darum zu bitten, könnt Ihr vielleicht mit mir fühlen, aber ich muß lieber Allem entſagen, um nur Euch nicht in Gefahr zu wiſſen.

„Lebt wohl! Möge der geſtrige Abend ein ſo freundliches Licht über Eure Zukunft breiten, als er es über die meinige thut. Er hat fortan meinem Leben ſein ſanftes Mondlicht, ſeinen ſtrahlenden Sonnenglanz geliehen; möge keine Wolke es umziehen, möge es nie ſchwinden. Lebet wohl, gedenket mein.

Conſtanze."

Nun, bei Gott, ein feines Brieflein! — ſagte Antonio es zuſammenlegend — faſt ſollte man meinen, es wäre Wahrheit was es enthält. Nun ſei es was es ſei, Vorſicht thut Noth, und wenn Ihr dann ſpäterhin die Thorheit nicht laſſen könnt, und wie ein blinder Auerhahn in das Netz fliegt, ſo muß ich doch, ſo widrig mir auch dergleichen iſt, Wache ſtehen und zu Eurem Schutze bereit ſein.

Drei Tage hielten Antonio's Bitten Carrara zu Haus, am vierten Tage aber, als es zu dämmern begann, ſchlich er ſich, zwar von Antonio und einer Menge Bewaffneter in der Ferne gefolgt, zu Conſtanzen, und dieſe Wanderung ſetzte er von dem Tage an faſt täglich fort.

Der Fürſt von Padua, wahrſcheinlich durch Antonio von allem, ſelbſt von dem Liebesabenteuer des Sohnes unterrichtet, warnte, gebot Vorſicht, und hatte Bruno della Scala unter mancherlei Vorwand in Padua zurückbehalten; denn auch ihm waren Verdacht erregende Anzeigen zu Ohren gekommen, daß die della Scala feindlich gegen ihn geſinnt wären. So hatte Antonio

hinreichende Sorge und auch hinreichenden Grund, auf die Weiber zu schmähen, denn das Haus der Signora Peralta lag am jenseitigen Ufer der Etsch, und Carrara mußte, um sie zu sehen, über die Brücke in den entfernteren Theil wandern. Diesem Uebelstande abzuhelfen und ganz dem Geliebten zu leben, beschloß die schöne Witwe, ihre prachtvolle Wohnung zu verlassen und eine reizende Villa, die dicht vor dem Thore an dem Ufer der Etsch lag, zu beziehen. Hier konnten sie sich unbemerkter sehen, eine Gondel ihn auf der Etsch, die am Fuße der Citadelle floß, zu ihr bringen, und das nahe, von seinen Soldaten besetzte Thor gab ihm bedeutend mehr Sicherheit, als er in dem entlegenen Quartiere der Stadt, trotz Antonio's Vorsicht, hätte finden können.

4.

Schon war seit jenem Abende, wo der Himmel der Liebe sich Carrara geöffnet hatte, ein Monat verflossen, und von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde wußte Constanze

immer mehr Liebreiz zu entfalten und die Bande unauflösbar zu knüpfen, mit denen ſie den jungen, leidenſchaftlichen, ſonſt ſtets flatterhaften Mann gefeſſelt hielt; täglich wanderte er, von ſeinem treuen Antonio begleitet, der Villa zu, öfter noch ſchwamm ſeine Gondel über die Wellen der Etſch zur Geliebten hin, wo auch dann Antonio ihn mit Bewaffneten begleitete. Seit mehren Tagen hatte Carrara immer nur die Gondel beſtiegen, um bei Conſtanzen die Stunden im Liebesrauſche zu verbringen, und hierzu bewog ihn freilich ein Etwas, das auf dem Wege zur Geliebten den Mann wohl nicht hätte bewegen ſollen, eine unbekannte Sängerin nämlich, die in einer der vielen am Fluſſe gelegenen Villa's jedesmal, wenn Carrara's Gondel vorbeiſchiffte, mit lieblicher Stimme zur Laute ſang. Der Geſang war ſchön, die Einbildekraft malte die Sängerin noch ſchöner, und ſo gingen Anfangs, kam die Gondel dem Aufenthalte der Signora näher, die Ruderſchläge immer langſamer, jetzt aber hielt ſie ſchon ſtill, und Carrara hätte gewiß oft Stundenlang dem holden Liede zugehört, wenn die eigenſinnige Sän-

gerin, die ſich nur hören, nie blicken ließ, nicht oft plötzlich den Geſang abgebrochen und ihn dann nicht wieder begonnen hätte.

So oft ſie jetzt an dem vom Ahorn umſchatteten freundlichen Hauſe ſtill hielten, lächelte Antonio. Schon wieder ein Netz, das man Euch zu fangen ausgeworfen hat! — ſagte er ſpottend. — Nun, in Gottes Namen; theilt ſich Euer Herz, ſo könnt Ihr wohl eine Zeitlang, ohne daß es Euch ſchadet, zappeln, und Ihr werdet dann der doppelten Schlinge deſto eher entgehen. Weiber ſind dem Manne ſtets Gift, und ſo mag auch hier Gegengift das Gift vertreiben. — Da er aber die Sache doch ernſter nahm als er es zeigte, ſandte er Kundſchafter aus, um zu erfahren, wer die Fremde ſei, und bald erhielt er Nachricht. Die Sängerin war die Tochter einer edlen Florentinerin, deren Vater von der herrſchenden Partei geächtet und in Venedig geſtorben war. Mutter und Tochter hatten ſich nach Verona zurückgezogen, um hier in Abgeſchiedenheit von der Welt zu leben; die Tochter machte das Gerücht zu einer vollendeten Schönheit.

Antonio, der im Grunde ſeines Herzens

die Witwe Peralta haßte, da er ſie immer noch zu der Partei der della Scala zählte, und dieſe noch nicht gerechtfertigt vor ihm ſtanden, Conſtanze auch überdies mehre Jahre älter war als ſein Schutzbefohlener und dies ihm bei der Liebe ein Unding zu ſein ſchien, faßte den Entſchluß, Giacomo, um ihn von der ſchlauen Witwe abzuziehen, die Schale mit dem Gegengifte zu reichen. Er fürchtete den hohen Geiſt der Witwe, die Feſtigkeit ihres Charakters ſo ſehr, daß er ſeinen jungen Freund lieber in den Händen der verſchmitzteſten Buhlerin geſehen hätte als in den ihrigen. Da er Carrara zu gut kannte, um nicht zu wiſſen, daß er ohne irgend ein Liebesabenteuer nicht ſein konnte, ſo hielt er es auch ſeiner Pflicht nicht zuwider, ſeinen Freund ſich in ein neues verwickeln zu laſſen. Er theilte ihm deshalb ſeine Nachrichten mit, die auch ſogleich in Giacomo den Wunſch erregten, die junge Dame wenigſtens zu ſehen, um das Gerücht Lügen zu ſtrafen und ſich zu überzeugen, Conſtanzens Schönheit verdunkle die Schönheit der unbekannten Sängerin.

Aber irgend einen Schritt zu thun — denn

es war ja nur die Neugierde, welche diesen Wunsch in ihm rege machte, — hielt er für strafbar noch bezähmte er deshalb seinen Wunsch und erwartete von dem Zufalle, was er nicht selbst herbeiführen wollte, erwähnte jedoch gegen Constanzen mit keiner Sylbe der Sängerin.

Eines Abends, als ihn dringende Geschäfte früher als gewöhnlich abriefen und er auf Constanzens Gondel heimwärts fuhr, war ihm der Zufall günstig. Er sah schon in der Ferne auf dem Balkon der Villa eine Dame, die, den Untergang der Sonne betrachtend, in Gedanken versunken zu sein schien. Er befahl dem Gondolier, dem Ufer näher zu lenken und längs dem Garten hinzurudern; und ehe die Dame ihn noch bemerkte, flog die Gondel dicht an dem Balkon vorüber. So kurz auch der Augenblick war, konnte er doch die Sängerin — denn daß sie es war, zeigte die Laute in der Hand — deutlich erkennen. Es war eine schlanke nymphenhafte Gestalt, zwei sprechende Augen flammten unter dunkeln Brauen und der lieblichste Mund, mit dem je eine Eventochter zum Kuß einladete, gab

dem holden, frischen Gesicht den Ausdruck von Schalkheit und Milde; die Knospe hatte sich eben entfaltet, kaum konnte sie 16 Jahre zählen. — Carrara war schon lange vorüber, als sein Auge, noch immer nach dem Gartenhause hingewandt, all' das Liebliche nur noch wie einen dunklen Punkt sah, bis auch dieser allmälig mit der Dämmerung verschmolz.

Flüchtig durchlas er den Brief seines Vaters, der ihn mit Mißhelligkeiten bekannt machte, die dem Fürsten von Padua mit der Republik Venedig bevorstanden, und die er gern vermeiden würde, wenn es sich nur mit seiner Ehre vertrüge. Auch warnte er den Sohn vor den Brüdern della Scala, da er den in Padua gewesenen nicht länger habe aufhalten können, befahl ihm, die Besatzung durch Werbung zu verstärken und seinem Bruder Francesco einiges Geschütz und Constabler zur Belagerung Vicenza's zu schicken. Dies alles las er, gab, ohne ein Wort darüber zu sagen, Antonio den Brief, warf sich auf einen Sessel und überließ sich seinen Träumen.

Antonio hatte indessen den Brief durch-

leſen und fand ihn zu wichtig, um nicht Stoff genug darin zu finden, mit ſeinem jungen Freunde darüber zu ſprechen; aber er bemerkte bald, daß deſſen Gedanken ganz wo anders waren. Ich kenne ihn ſchon, dachte er bei ſich ſelbſt: hat etwas ſeine Seele ergriffen, ſo muß man ihn ſeinen ſtillen Betrachtungen überlaſſen oder ihn zur Mittheilung bewegen, er iſt dann wie ein junges, ungezügeltes Pferd, das man austoben laſſen muß, ehe man es in ruhigen Schritt bringt. — Er ſchwieg und erwartete, Giacomo ſollte zu ſprechen beginnen, der aber blickte immer nach dem Fenſter, wo er den letzten Schein der Abendröthe allmälig hinter den Bergen verſchwinden ſah.

Junger Herr! brach endlich Antonio, ungeduldig werdend, das Schweigen — wo ſind jetzt Euere Gedanken? — Ich wollte wetten, nicht bei Euerem Vater, ſelbſt nicht bei Conſtanze Peralta, denn dazu leuchtet Euer Auge zu flammend und jugendlich, und der Gedanke an dieſe alternde Schöne könnte Euch unmöglich in ſolche Verzückungen verſetzen. Welchen Dämon von Weibe hat Euch denn der Böſe in den Weg geworfen? denn

daß es ein Weib ist, was Euch beschäftigt, deß bin ich gewiß.

Antonio! — rief Carrara aufspringend — sieh'st Du die letzten Strahlen der Sonne?

Mit meinen guten Augen sehe ich sie, Herr! — erwiederte der Alte — habt Ihr sie vor Augen gehabt, dann habt Ihr freilich an die Signora Constanze gedacht.

Denke Dir morgen diese Sinkende sich im schönsten Glanze jugendlicher, jungfräulicher Schönheit aus dem Wellenbett erhebend, wie sie aus der Ferne, Anfangs mit mattem Scheine, dann immer strahlender, immer glühender ihren rosigen Schimmer verbreitet, bis sie endlich in ihrer ganzen Schönheit hervortritt. So war auch sie. — Ich könnte sie zwar auch mit einer Rosenknospe vergleichen, welche bald der West, bald der Strahl der Frühsonne zu entfalten strebt, halb ist der Kelch mit seinen hundert Blättern geöffnet, ein warmer Frühlinghauch und die Herrliche steht in voller Pracht vor uns. Aber was ist eine Blume, was die Königin der Blumen gegen ein solches Geschöpf. Ein Sturm und sie ist zerknickt, ein heißer Tag und sie ist verwelkt, ein giftiger Mehlthau

und der Schmelz ihrer Farben, der Sammet ihrer Blätter ist hin!

Lieber junger Herr! — nahm Antonio endlich das Wort, der die Meinung hatte, man müsse einen Exaltirten um Alles in der Welt nicht unterbrechen, wenn man nicht den Flug seiner Phantasie bis in's Unendliche sehen wolle — mich dünkt, nach meiner wenigen Erfahrung, das Bild der Rose paßt besser als das der Morgenröthe, obgleich ich nicht weiß, wen ihr damit vergleicht. Die Sonne steigt auf in rosiger, herrlicher Pracht, das könnte passen, sie geht in wundersamer Pracht wieder unter — das paßt nicht; ein altes Weib, das der Tod zur Ruhe legt, möchte wohl nie den goldenen Strahlen der Abendsonne zu vergleichen sein, eben so wenig ein junges Mädchen, dessen Blüthe der Tod geknickt. Mit der Rose aber ist das Gleichniß recht. — Unbeachtet hängt die geschlossene Knospe am Stiel, erst wenn das grüne Blätterdach sich öffnet, wenn die ersten rosigen Blätter hindurchschimmern, blickt man wohlgefällig und hoffnungvoll auf sie hin — hat dann der buhlende West, hat die Glut der Frühsonne, haben warme Nächte die

Blätter gehoben, daß sie sich wölben und breiten und die Knospe dem Entfalten nahe gebracht, ja, dann gleicht sie einem lieblichen Kinde, das mit Sehnen und Hoffen, mit schalkhaftem und doch verlangendem Blicke aus einem unbefangenen Kinde sich zur Jungfrau entpuppt, um als Schmetterling davonzufliegen. Ihr seht, lieber Herr, ich habe Petrarca's Sonnete und Canzonen gelesen und den Dante studirt und kann auch zuweilen, doch nicht oft, poetisch plaudern. — Aber um Alles in der Welt, sagt mir nur, von wem Ihr sprecht?

Ich habe die Sängerin gesehen!

So! — erwiederte Antonio — nun, so schwimmt Ihr zwischen der Scylla und Charibdis. Aber vergeßt darüber nur nicht den Brief des Fürsten von Padua; Ihr wißt, so ein gütiger Vater er auch ist, erwartet er doch strengen Gehorsam. Soll ich den Constabler rufen, um Euch mit ihm über das Geschütz zu berathen; soll ich den Hauptmann Pandolfo zu Euch beordern, diesen geschickten Seelenkäufer, dessen Fahne das Kriegvolk herbeizieht wie ein Honigfladen die Wespen? Wollt Ihr nicht Vorkehrungen

treffen, daß die Herren von Verona so dicht von unsern Netzen umgarnt werden, daß wir sie zu jeder beliebigen Stunde in unseren Händen haben?

Ihr habt Recht, guter Antonio! — sagte Carrara nach einigem Nachdenken — Erst das Ernste des Lebens, dann seinen Scherz. Geht, bereitet Alles, daß morgen schon die nöthigen Anordnungen in's Leben treten können.

Ich will Euch gern Eueren Träumen überlassen, — sagte jetzt Antonio — will gehen und so viel ich es kann das Nöthige veranstalten. Entschließt Euch nur indessen, ob Ihr der Charibdis treu bleiben oder Euch der Syrene in die Arme werfen wollt. Ich glaube, da ich Eueren Wankelmuth kenne, Ihr streckt beide Arme aus, greift nach Beiden und werdet keine, oder vielmehr keine wird Euch festhalten.

Antonio schien wenigstens für den Augenblick Recht zu haben, denn Carrara ließ wirklich, kaum daß ihn Antonio verlassen hatte, Beide, die Geliebte und die neue flüchtige Erscheinung, an sich vorübergehen, wo ihm dann freilich bei der Letzteren seine

Phantaſie aushelfen mußte. Wenn einem liebenden Herzen das Geliebte nicht mehr das Höchſte, Heiligſte iſt, wenn es zu vergleichen beginnt und Schönheit und Liebreiz gegen einander wägt, ſo iſt ſchon der Nimbus verſchwunden, der das Herz mit feſten, unzerreißbaren Banden kettet, und gewöhnlich trägt die neue Erſcheinung den Sieg über die alte Neigung davon. — So war es zwar noch nicht in Carrara's Herzen; der Geſang der Unbekannten hatte ihn zwar gelockt, es war aber doch nur eine Stimme, die mehr zum Ohre als zum Herzen geſprochen hatte, es war nur ein ſo flüchtiger Augenblick geweſen, wo er ſie geſehen, ihr Bild ſchwebte in zu unbeſtimmten Umriſſen vor ſeinem Blicke, als daß er mehr als Sinnenreiz hätte erwecken können; Conſtanze hingegen trat mit allem Zauber hingebender Liebe vor ihn, in tauſendfachen Schattirungen ihre Rechte geltend machend, und ſo beſchloß er, der Charibdis treu zu bleiben, obgleich er ſich ſelbſt ſagen mußte, daß Neugierde, Theilnahme, weiß Gott, was alles noch, ihn den Morgenſonnenſtrahl, die aufbrechende Roſenknoſpe nicht ganz würde vergeſſen laſſen. —

5. Wäh-

5.

Während Giacomo Carrara der Liebe zu Conſtanzen ſich hingab, ſtand ſein älterer Bruder Franzesco mit dem Heere vor Vicenza, und erwartete das nöthige Geſchütz, es förmlich zu belagern. Schon ſeit undenklichen Zeiten hatte Haß zwiſchen Padua und Vicenza die beiden Städte gegeneinander erbittert, und hierdurch wurde es der geringen mailändiſchen Beſatzung möglich, ſich gegen die Macht des Fürſten von Padua zu vertheidigen; denn die Bürger fochten für ihren Herd, und hätten ſich lieber jedem andern Herrn, nur nicht dem von ſeinen Paduanern ſo ſehr geliebten, ergeben.

Dies wußte Franzesco wohl; deshalb hatte er, bis ihm die Mittel zu Gebote ſtanden, die Stadt mit aller Macht anzugreifen, ſie nur berennt und ihr die Zufuhr abgeſchnitten. Dies war jedoch in damaliger Zeit von wenig Nutzen; da die Städte mit ihren Nachbarn in ewiger Fehde lebend, keinen Tag ſicher waren, daß nicht irgend ein kleiner Fürſt oder eine eroberungsſüchtige Nachbarſtadt ſie mit Krieg überziehen könne,

so mußte jeder Bürger sich mit hinlänglichem Vorrath wenigstens auf ein Jahr versehen. Doch schlug dies nicht den Muth Franzesco's nieder; er war der Mann, der für sein Zeitalter geboren zu sein schien. Sein unternehmender kühner Geist kannte keine Gefahr, seine Beharrlichkeit kein Hinderniß, das Unerreichbare war ihm das Lockendste, und sein ernster Sinn suchte keine andere als ernste Beschäftigung; deshalb war er auch die Seele aller Kriegunternehmungen seines Vaters, der eine hohe Meinung von diesem Lieblingsohne hatte. Schon einige Jahre mit Eleonore Malatesta verheirathet, war ihm der leichte Sinnenrausch der Liebe fremd geblieben, und er verachtete jedes zartere Gefühl, was ihn von seiner ernsten Bahn hätte verlocken können. Seiner Gattin treu, deren edlen großartigen Charakter er achten mußte, war er nur bei ihr freundlich und mild, sonst überall ernst und streng, besonders gegen seinen jüngeren Bruder, den er als Bruder wahrhaft liebte, als Krieger schätzte, dessen Liebe zu den Wissenschaften, dessen Hang zu den Frauen er aber bitter und oft streng tadelte, so daß der Vater

die Brüder ſtets von einander entfernt zu halten ſuchte.

Den Fürſten von Padua drückten aber noch andere und ſchwerere Sorgen. Die Republik Venedig, die bisher immer nur ihren Blick jenſeit des Meeres, nur wenig nach dem feſten Lande gerichtet, und ſelbſt die immer wachſende Größe der Visconti auf dem herzoglichen Stuhle zu Mailand ruhig hatte heranwachſen ſehen, ſchien plötzlich eine andere Politik angenommen und ihr Auge nach dem Feſtlande gerichtet zu haben. Der Fürſt von Padua, den ſie bisher als einen ſie ſchützenden Wall gegen die Visconti betrachtet hatte, wurde der Republik zu mächtig, oder vielmehr ſeine Beſitzungen ſchienen ihr zu gelegen und waren ihr zu lockend, als daß ſie jetzt, da ſie einen eignen Wall um ihre Lagunen ziehen wollte, ihn nicht hätte zu demüthigen ſuchen ſollen. Willig ergriff die Republik die Gelegenheit, die ihr die verwitwete Herzogin von Mailand als Vormünderin ihrer Söhne bot, ſich in die Angelegenheiten Carrara's zu miſchen, und ihm von der Belagerung Vicenza's abzurathen. Da dieſe Mahnung den Fürſten

nicht von seinem Vorhaben abhielt, so begann sie zu drohen, und Carrara, dem Alles an dem guten Verhältnisse mit der Republik lag, hätte fast selbst gegen seinen Willen nachgegeben, wenn nicht sein Sohn Franzesco mit allem Einfluß, den er auf seinen sonst großartigen Vater hatte, gewirkt und ihn in seinem Entschlusse wankend gemacht hätte. Es wurden Gesandte nach Venedig und Florenz geschickt, dort das Ungewitter abzuleiten und einen versöhnenden Vertrag zu schließen, in Florenz für den Fall eines Angriffes Hilfe zu suchen.

Für alle Fälle rüstete sich der Fürst, den schweren Kampf mit Ehren bestehen zu können, ein Gleiches that sein Eidam, der Markgraf von Este; er nahm den berühmten Condottiere Manfredon Barbiono in Sold, und stieß mit mehren Tausenden zu dem Heere seines Schwiegervaters, das jetzt theils vor Vicenza stand, theils die Engpässe gegen Venedig beobachtete.

Auch in dem Lager vor Vicenza hatte der thätige Geist Franzesco's alles in Bewegung gesetzt; das Geschütz war von Padua und Verona herbeigeschafft und die Stadt sollte

in einigen Tagen beſchoſſen werden. Unglücklicher Weiſe erhielt Franzesco am nämlichen Tage einen Befehl ſeines Vaters, 1500 Mann an Giacomo nach Verona zu ſchicken, der Peſchiera am Garda-See überrumpeln ſollte. Die Abweſenheit dieſer Truppen benutzten die von Allem unterrichteten Venetianer ſo gut, daß ſie gegen alle beſtehenden Verträge in der Stille, ohne daß es die Paduaner bemerkten, 250 Schützen nach Vicenza warfen, die, vermöge einer Uebereinkunft mit Mailand, die Stadt für ſie in Beſitz nahmen.

Wie ſtaunte Franzesco, als er am andern Morgen ſtatt der Viper, dem Wappen der Visconti, den geflügeten Löwen von Vicenza's Thürmen wehen ſah, und gleich darauf ein Trompeter ohne weiteres vor ſein Zelt geritten kam, ihn in frechem Tone aufzufordern, alle Feindſeligkeiten gegen die Stadt einzuſtellen, da ſie ſich Venedig unterworfen habe.

Geh zurück, Elender! — rief der Erzürnte — und kehrſt Du ohne ſicheres Geleit wieder, laß ich Dich niederhauen!

Noch am nämlichen Tage kam der Trompeter wieder, ohne daß ſicheres Geleit für

ihn verlangt worden wäre, und als ihn Franzesco hart anfuhr, erwiederte er mit ächt republikaniſchem Stolze: Ein Herr von Padua wagt es wohl ſchwerlich, einen Trompeter, den ihm die Republik Venedig ſendet, niederhauen zu laſſen!

Daß Du Dich irrſt, ſollſt Du erfahren! erwiederte Franzesco auf dieſe ſtolze Rede, gab ſeinen Soldaten ein Zeichen, und im nämlichen Augenblicke lag der Freche zuſammengehauen zu ſeinen Füßen. Den Leichnam ließ er nach Vicenza zurückbringen.

Dieſe raſche That erbitterte die ſtolzen Herren Venedigs, und der Senat beſchloß, trotz den Vorſtellungen der Florentiner, den Krieg, wenn er auch noch nicht öffentlich losbrach.

Dies entging jedoch dem Scharfblicke Carrara's nicht, denn er war trotz des Schleiers, der jeden Beſchluß der Signoria deckte, von Allem unterrichtet, und ſo traf er ſchnell alle Maßregeln zur Vertheidigung.

Das Haus Carrara geht bei dieſer Fehde unter, oder es wird Herr der Lombardei! — ſagte Franzesco zu ſeinem Vater. — Nur

das Letztere glaubend wollen wir mit Zuversicht handeln.

Doch der Fürst theilte des Sohnes Zuversicht nicht und hoffte immer noch, das Ungewitter mit Ehren abwenden zu können.

6.

Giacomo Carrara war indeß in Verona gleichfalls thätig gewesen. Die geheime Unternehmung auf Peschiera hatte manche Anordnung erfordert, welche ihm Zeit und Gelegenheit geraubt, die Florentinerin öfter zu sehen. Ein einziges Mal hatte er sie auf dem Balkon überraſcht, wo ſie jedoch ſchnell den Schleier fallen ließ. Conſtanzen hatte er täglich beſucht, aber ſo theuer ſie ihm auch war, mußte er ſich doch geſtehen, daß oft, wenn er im traulichen Geſpräche neben ihr ſaß, das Bild der ſchönen Florentinerin ihm vorſchwebte.

Der Zug nach Peschiera unterbrach auf einige Zeit das Schwanken ſeines bewegten Herzens. Er hatte, da nur bei der äußerſten Verſchwiegenheit ein glücklicher Erfolg

zu erwarten war, Verona in aller Stille verlaſſen müſſen, ohne ſelbſt Conſtanzen ein Lebewohl zu ſagen. Nur weniges Kriegvolk der Beſatzung war ihm gefolgt, denn die neugeworbenen Völker und die Abtheilung, welche aus dem Lager vor Vicenza zu ihm geſtoßen, waren zu dieſem Unternehmen hinreichend, ſo daß Niemand ahnete, daß Carrara die Stadt verlaſſen habe.

Conſtanze gerieth in Sorgen, als die Stunde ſchlug, zu der er ſie zu beſuchen pflegte, und er nicht erſchien. Es geſchah ſo ſelten, daß er einen Tag nicht bei ihr war, und dann hatte er ihr ſtets einen Boten geſandt, ihr ſeine Entſchuldigung zu bringen, aber heute kam er nicht, kam nicht einmal ein Brief von ihm, ſie zu tröſten; als er aber auch am andern Tage ausblieb, trieb ſie die Beſorgniß, zu ihm zu ſchicken. Der Bote hatte den Brief einem Diener übergeben müſſen, den Herrn aber nicht geſprochen; ſie ſandte einen zweiten, der ſich genau erkundigen ſollte, ob Carrara abweſend oder krank ſey; da aber außer Antonio, der in dem Schloſſe San Felice zurückgeblieben war, nur Wenige von der Abweſenheit des

Herrn wußten, ſo erhielt ſie auch jetzt keinen weiteren Beſcheid und ihre Eiferſucht ward rege. Sie ließ die ganze Nacht jeden Zugang zur Citadelle ſorgfältig bewachen, aber auch am andern Morgen erhielt ſie keine Nachricht, keine Seele war durch das ſtrengverſchloſſene Thor aus- oder eingegangen. Erſt am Abende des dritten Tages, als die geglückte Einnahme von Peschiera kein Geheimniß mehr war, bekam ſie ein Schreiben Giacomo's, worin er ſich über ſein langes Schweigen entſchuldigte, ſie mit dem Vorgefallenen bekannt machte und bald nach Verona zurückzukehren verſprach. Aber auch dieſer Brief, ſo ſehr er ihren Argwohn verſcheuchen konnte, beruhigte ſie nicht ganz, er war ihr zu ruhig abgefaßt, zu wenig Leidenſchaft ſprach ſich in ihm aus, und die gute Signora bedachte nicht, daß der Mann von Kriegern umgeben, mit Anordnungen zur Erhaltung einer wichtigen Eroberung beſchäftigt, nicht ſeufzen und girren kann wie in den ſüßen Stunden des Lieberauſches.

Antonio war auch während Giacomo's Abweſenheit nicht ohne Unannehmlichkeiten geblieben. War er, einige Boten der Sig-

nora Constanze abgerechnet, auch ohne alle Berührung mit Frauen gewesen, so hatte doch das Schicksal seine Geduld auf andere Weise geprüft. Pater Stefano, ein Franciskanermönch, war nämlich von dem Fürsten von Padua nach Verona gesendet, dort das, in damaliger Zeit von den Ordensbrüdern in Italien häufig verwaltete Amt eines Spions zu übernehmen. Die von Venedig erhaltene Nachricht, daß die Brüder della Scala mit der Republik gegen ihn unterhandelten, vielleicht auch so Manches, was er von seinem Sohne erfahren, hatte ihn dazu bewogen. Daß der Pater dem Sohne so wie dessen Mentor unangenehm sein würde, wußte er im voraus, kümmerte sich aber wenig darum; da er keinen tüchtigeren Mann als Pater Stefano zu dergleichen Geschäften kannte.

Antonio, sein Vorurtheil gegen Alles, was eine Kapuze trug, nicht verleugnend, empfing den Pater kalt, fast abstoßend. Was ist Euer Geschäft bei uns? — fragte er ihn, und dieser, ohne das Unfreundliche, was in dem Tone dieser Frage lag, bemerken zu wollen, erwiederte: Signor, nur die Liebe

zu dem jungen Herrn trieb mich von Padua hierher. Ich wollte meinen ehemaligen Schüler besuchen und, thät' es Noth, ihn mit meinen Ermahnungen auf den rechten Weg zurückführen.

Mein guter Pater, Giacomo Carrara zählt fünf und zwanzig Jahre, unter denen schon manche thatenreiche zu finden sind, und steht jetzt an der Spitze einer wichtigen Unternehmung. Ein solcher Mann ist gegen seinen alten Lehrer in der Dialektik für ehemals erhaltene Lehren wohl dankbar, wollte er aber den Lehrkursus erneuen, würde er wenig Dank von ihm ärnten können; deshalb rathe ich Euch, spart Euere Ermahnungen für den Beichtstuhl auf, geht zu den preßhaften Witwen, denen der Zwang ihres Standes lästig wird, dort sprecht Euch aus, so viel Ihr wollt, hier sind Euere Ermahnungen in den Wind gesprochen.

Ei, ei, Signor! — nahm der Pater das Wort, und ein hämisches Lächeln unterbrach den Ausdruck von Salbung, den er meisterhaft seinem Gesichte geben konnte — sprecht Ihr, der Mentor des jungen Herrn, alle

Euere Ermahnungen in den Wind, so bedaur' ich Euch.

Die meinen kommen aus dem Herzen und finden deshalb auch im Herzen eine gute Statt; die Eueren — Habt Ihr sonst nichts in Verona zu thun?

Mancherlei! — Doch habe ich keinen Auftrag, es Euch zu berichten.

Ah, gewiß etwas, wozu eine feine Nase, die erste Eigenschaft eines Spürhundes, vonnöthen ist! fiel ihm Antonio in die Rede.

Wohl möglich! — erwiederte der Franziskaner. — Auch ein Spürhund ist seinem Herrn ein getreues, nothwendiges Thier.

Hundeseele! — brummte Antonio vor sich hin und befahl dann, daß man Wein, jedoch nur einen Becher, heraufbringe, denn mit einem Mönche trank er nie, und als Wein und Brod aufgetragen war, sagte er: Eßt und trinkt, denn Euer Bauch ist doch Euer Abgott! Dann entfernte er sich.

Sünder! oder vielmehr Narr, — murmelte Stefano, indem er den Becher leerte — der sich ein weiser Mann zu sein dünkt und den schon ein Weiberrock und eine Mönch-

kutte in Harniſch und um ſein Bischen Weisheit bringen kann.

Kaum hatte ihn Antonio verlaſſen, als ein Diener eintrat, mißtrauiſch im Zimmer umherſah und dann auf eine vertrauliche Weiſe, doch nur mit halber Stimme, den Mönch begrüßte, der mit einem behaglichen Kopfnicken dankte.

Was gibt's Neues in Verona? fragte Steſano, den eben geleerten Becher wegſetzend.

Nicht viel, ehrwürdiger Herr! Der junge Herr ſchwärmt von Blume zu Blume; bald iſt es eine ſtolze Witwe —

Ich weiß ſchon.

Jetzt wird er wahrſcheinlich in die Netze einer Florentinerin gerathen.

Einer Florentinerin? Wie kömmt die hierher?

Die Familie iſt verbannt, der Vater in Venedig geſtorben und Mutter und Tochter ſind hier.

Eine verbannte Florentinerin? Nun, das wäre ſo übel nicht! — ſagte der Mönch vor ſich hin. — Auf welchem Fuße ſteht der junge Herr mit ihr?

So viel ich weiß, auf gar keinem, denn bis jetzt hat ihn nur ihr Gesang bei'm Vorbeifahren auf der Gondel gelockt, und nur erst einmal hat er die Signora gesehen.

Wo wohnt sie?

In einem Landhause an der Etsch.

Kannst Du mich zu ihr hinführen?

Warum nicht. Bis zum Hause ganz wohl, in's Haus wohl schwerlich!

Der Pater schenkte den letzten Wein aus der silbernen Kanne und schlürfte ihn in langsamen Zügen hinunter, doch mochte diesmal der Wein weniger die Ursache sein, daß er nur nippte, als weil er in tiefe Gedanken versunken war. Plötzlich schien er mit sich einig und setzte den Becher wieder hin. Was machen die Herren della Scala? fragte er dann.

Der Eine liegt noch immer von einem Falle, den er irgendwo gethan, krank darnieder, der Andere schleicht, seit er von Padua zurückgekehrt ist, wie ein Wehrwolf umher.

Und die Veroneser?

Hängen immer noch mit Treue und Anhänglichkeit an dem eingeimpften Zweige der Bastarde ihrer alten Herren.

Alſo von denen iſt für uns wenig zu hoffen, Filippo?

Nichts — gar nichts!

Deſto beſſer! — ſagte der Mönch mit ſonderbarer Lebhaftigkeit und ſtürzte den Reſt des Weines hinunter.

Wie meint Ihr das, Ehrwürdiger? — fragte der Diener des Hauſes Carrara verwundert.

Wie ich das meine? — erwiederte der Mönch und ſein Geſicht war ſchnell wieder in den gehörigen Falten. — Wollte ich Dir das auch erklären, Filippo, ſo verſtändeſt Du es doch nicht. Die Politik der Großen geht oft gar ſonderbare Wege, dahin reicht Dein Verſtand nicht.

Filippo's Geſicht drückte bei dieſen Worten ſeinen Unmuth aus, und er konnte die Antwort nicht auf dem Herzen behalten. Habe ich denn wirklich ein Bischen zu wenig Mutterwitz bekommen, ehrwürdiger Herr, — fragte er empfindlich — warum gebraucht Ihr mich denn zu allerhand Dingen, bei denen man wahrlich ſein Bischen Verſtand zuſammen nehmen muß?

Komm' zur Florentinerin! unterbrach ihn Stefano, das Gespräch abbrechend.

Zu Wasser oder zu Lande? fragte Filippo, immer noch nicht versöhnt.

Zu Lande! — meinte der Pater und warf seine Kapuze über — Geh' nur fein langsam voran; sind wir an Ort und Stelle, so bleibe einen Augenblick stehen, dann entferne Dich.

Wie Ihr befehlt, ehrwürdiger Herr! — Ich werde so langsam voranschleichen, daß Ihr sattsam Zeit habt, rechts und links Alles gehörig zu beobachten und ehrbar einherzuschreiten. Kommt nur!

Sie wanderten jetzt, nachdem sie San Felice hinter sich hatten, in der Dämmerung zum Thore hinaus, das sich willig dem Diener in der Livree der Carrara öffnete, gingen auf dem menschenleeren Wege an den Villen vorüber, die mit ihren bunten Blumengärten wie ein duftender Kranz die schäumende Etsch umgaben. Keine Seele begegnete ihnen, die Häuser, von der Straße abwärts am Ufer gelegen, waren wie ausgestorben, nur hier und da zeigte sich jetzt ein einzelnes Licht, das bei dem hervorbrechenden Mond-

Mondſcheine nur matt flimmerte. Jetzt hielt Filippo vor einem Gitterthore an, ſchaute ſich nach dem Mönche um, und da er ihn dicht hinter ſich ſah, ging er wieder zurück und fragte ihn im Vorbeigehen: Soll ich hier auf Euch warten, ehrwürdiger Herr?

Geh' in Frieden, mein Sohn, — erwiederte der Mönch — der Diener Gottes bedarf Deiner nicht!

Filippo ging: der Mönch blieb einen Augenblick ſinnend an der Thüre ſtehen, dann hob er den eiſernen Klopfer und pochte an. Der Gärtner kam alsbald heran, und da er den Mann in der Kutte erblickte, öffnete er und fragte nach ſeinem Begehr.

Ich wünſchte die Signora zu ſprechen! — erwiederte Stefano, ſich auf eine Raſenbank ſetzend — ſeid ſo gut und fragt, ob ich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde eingelaſſen werden kann.

Der Gärtner ging und kehrte bald mit der Bitte zurück, ihm zu folgen.

Auf dem kurzen Wege bis zum Hauſe ſchweifte Stefano's Auge überall umher; nichts erſcheint einem Manne ſeines Schlages bedeutungslos. Der Garten war prunklos

aber mit Sorgfalt gepflegt, das Landhaus, in welches er jetzt eintrat, war zwar klein, doch geschmackvoll. Eine gewölbte Vorhalle, durch deren Bogenfenster ein spärliches Dämmerlicht drang, bot dem Eintretenden erquickende Kühlung, sonst nicht einmal einen Sitz sich niederzulassen; nichts als zwei in Vertiefungen stehende Statüen gaben dem Auge einen Ruhepunkt. Es blieb jedoch dem Mönche auch nicht lange Zeit zu Bemerkungen, denn bald öffnete sich die mittelste Thüre; eine Zofe, in dem Auge Stefano's vielleicht zu nymphenhaft gekleidet, trat heraus.

Wollt Ihr nicht eintreten, ehrwürdiger Pater? — sagte sie — folgt mir nur!

Der Mönch, das liebliche Mädchen mit durchdringendem Blicke betrachtend, in dem sich mehr Wohlgefallen als Unmuth aussprach, folgte in einen kleinen mit Gemälden ausgeschmückten Saal, wo ihm aus einem Nebenzimmer eine Matrone entgegen kam. — Was ist Euer Begehr, ehrwürdiger Herr? — redete sie ihn an.

Der Segen des Herrn breite sich über dieses stille Haus und seine Bewohner! — er-

wiederte mit Salbung Stefano. — Verzeiht, edle Dame! — fuhr er dann fort, nachdem die Signora ihm durch mehr steifes als vornehmes Kopfnicken gedankt hatte. — Ich hörte bei meiner Ankunft in hiesiger Stadt, Ihr wäret aus Florenz und eine der Unglücklichen, welche Parteienwuth aus ihrer Vaterstadt vertrieben hat. Ohne Euren Namen zu kennen bin ich überzeugt, Ihr gehört gewiß den Gibellinen an?

Ein kurzes Ja war die ganze Antwort. — Doch was führt Euch zu mir? setzte sie schnell hinzu.

Theilnahme, und soll ich es Euch gestehen, auch Neugierde. Auch ich bin aus Florenz gebürtig. Schicksale, wie sie einen armen Ordensbruder nur zu oft treffen, führten mich nach der Lombardei, konnten mir aber dennoch in den Lagunen Venedigs, an dem Bachiglione, zu Padua, an den Ufern der Etsch die Sehnsucht nach den sanft plätschernden Wellen des Arno nicht rauben. Was von Florenz kommt ist mir theuer, was mir Kunde von den edlen Geschlechtern geben kann, mir werth.

Und deshalb? —

Komme ich zu Euch, Signora, Euch Troſt in Eurer Verbannung zuzuſprechen und Euch zu bitten, mir Nachricht von den Meinigen zu geben. Ich bin, obgleich nur ein armer Franziskaner von dem Orden der Minoriten, aus dem Geſchlechte. —

Ich theile Eure Anhänglichkeit an Florenz nicht, — unterbrach ihn raſch die Signora. — Nicht in Florenz geboren, hat das Unrecht, das man meinem nun in Gott ruhenden Eheherrn gethan, mir nicht die Vorliebe für dieſe unruhige Stadt gewinnen können, doch meine Tochter theilt ſie vielleicht mit Euch. Tretet in jenes Zimmer, dort werdet Ihr ſie finden. — Sie wies hierbei nach einer offenen Thüre. — Ich werde gleich wieder bei Euch ſein! — ſagte ſie dann und ließ den erſtaunten Stefano allein.

Doch nicht lange blieb er in dieſem Erſtaunen; war doch die Tochter der Zweck ſeines Hierſeins. Er ſchritt auf das geöffnete Zimmer zu und trat ein. Was er hier fand, ſetzte ihn noch mehr in Erſtaunen als das ſonderbare Benehmen der Florentinerin. Eine junge Dame, mehr phantaſtiſch als reich gekleidet, denn ihr ganzer Anzug mochte wohl

mehr der Weiberlaune als der Sitte der Zeit angehören, saß nachlässig, den linken Arm auf ein Kissen gelehnt, auf einem Ruhebette von karmoisin Sammet, das in der Dämmerung und bei dem durch das hohe Fenster strahlenden Mondlichte, über ihr holdes freundliches Antlitz einen sonderbaren Zauberreiz verbreitete. Neben ihr stand auf hohem Postamente eine Vase mit duftenden Blumen, welche sicher die einfachen duftlosen Astern beneideten, die sich noch frisch im bunten Farbengemisch durch ihre dunkeln Locken wanden. Der Pater blieb bei diesem Anblicke staunend an der Thüre stehen und konnte kaum sein: Gelobt sei Jesus Christus! stammeln. Die junge Dame dankte mit einem kurzen Kopfnicken, und ließ ihr Köpfchen in dieser Stellung, indem sie den Staunenden mit ihren freundlichen sprechenden Augen, ohne es vielleicht zu wollen, so lockend anblickte, daß der gute Pater, gegen einen solchen Anblick nicht sattsam gewaffnet, unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes schlug.

Tretet nur näher, frommer Herr! — rief sie ihm lachend entgegen. — Ich bin weder der böse Feind, noch sonst ein Geist der

Hölle, daß Ihr das Zeichen des Kreuzes vor mir ſchlagt!

Schlagt Eure Augen nieder, Signora! — bat jetzt der Pater, der wohl fühlte, daß er in dieſem Augenblicke aus ſeiner Rolle gefallen war; — denn ich kann die meinigen nicht von Euch wenden, und in Eurem Blicke, ſo fromm er auch ſcheint, liegt doch etwas Diaboliſches, ſo daß es mich dünkt, indem ich Euch anſehe, ich ſey Sankt Antonius in der Wüſte.

Ihr irrt, frommer Herr, der ſeid Ihr wohl nicht: — nahm die Signora das Wort, erhob ſich mit einer leichten Bewegung von ihrem Sitze, und zeigte dem nun noch mehr Erſtaunten eine ſchlanke üppige Geſtalt, wie ſie kaum eine der Nymphen, die Hylas entführten, ſchöner gehabt haben mochte. — Was iſt Euer Begehr?

Der Mönch warf noch einen feſten durchdringenden Blick auf die Geſtalt und das liebliche Antlitz des Mädchens, ſog dieſe ſchönen Züge noch einmal raſch und begierig wie der Dürſtende ein, der von dem gefüllten Becher abgerufen, ihn raſch hinunterſtürzt, und fand nun Kraft genug, ſeinem Antlitz

die Salbung und ſeinen Worten den Ton der Frömmigkeit wieder zu geben.

Ich hörte — begann er und ſchien eben ſo gleichgiltig die einzelnen Schönheiten des Mädchens zu muſtern, als er vor wenigen Augenblicken das Ganze mit Erſtaunen und Begeiſterung betrachtet hatte, — eine Dame aus Florenz ſey mit ihrer ſchönen Tochter hier, und begierig, von meiner Vaterſtadt Nachricht zu bekommen, ſäumte ich keinen Augenblick, meinen müden Wanderſtab hierher zu ſetzen.

In weſſen Auftrag kommt Ihr? unterbrach ihn die Signora, und in ihrer Miene lag ein Gemiſch von Stolz und Schalkheit.

In weſſen Auftrag? wiederholte der Mönch verwundert.

Nun ja, ehrwürdiger Herr! Meint Ihr, ich könnte glauben, bloße Neugierde und Theilnahme an Eurer Vaterſtadt führten Euch hierher? In Verona lebt mancher Kaufmann, der Euch nähere und ſichrere Kunde von dorther geben könnte als wir; abſichtlos ſeyd Ihr nicht hier.

Ja, ſo muß ich wohl beichten, — nahm der Pater das Wort, und ſein Auge blickte

verschmitzt und fast frech in das Auge des Mädchens. — Ganz absichtlos bin ich nicht hieher gekommen. Ich hörte von Eurer Schönheit, und so trieb mich auch die Neugierde zu wissen, ob der Ruf, dieser Posaunenbläser, die Wahrheit verkündet habe oder nicht.

Nun?

Ich fand, daß er diesmal nicht gelogen habe und während ich Euch betrachtete, wendete ich mein stilles Gebet zu Gott, daß er der Zeit gebiete, diese holden Züge nicht zu früh zu zerstören, und die Versuchung von Euch abwende; denn wie eine schöne Rose seid Ihr mit Dornen umgeben.

Die den Frechen, der sich ihr naht, stechen werden! unterbrach sie ihn schnell, wandte ihm den Rücken, nahm ihre Laute, griff einige Akkorde, trällerte ein Liedchen und ließ den hämisch grinsenden Mönch unbeachtet stehen.

Wißt Ihr schon die Neuigkeit — sagte dieser gleichmüthig — daß Herr Giacomo Carrara beim Sturme auf Peschiera von einer Falkonetkugel tödtlich getroffen ward und gestorben ist?

Bei dieſen Worten entſank die Laute der Hand des Mädchens, ihr leichtfertiges Trällern verſtummte, und in dem, nach dem beſternten Himmel aufgeſchlagenen Auge ſchwamm eine Thräne.

Ja, er iſt einen ſchönen Heldentod geſtorben! — fuhr der Pater fort. — Er iſt zu beneiden, daß er das Elend dieſer Welt nicht mehr zu ertragen braucht.

Das Mädchen ergriff jetzt mit Heftigkeit die Laute, durchfuhr mit ihrer ſchönen Hand die Saiten, warf ſie dann mit Unmuth weg, und der ganze Ausdruck ihres Geſichtes war verändert, nicht ein Hauch von Melancholie, nur Verdruß ſprach ſich darin aus.

Sagte mir es doch gleich eine innere Stimme, als ich Euch wie einen lauernden Fuchs an der Thüre ſtehen ſah, daß Ihr mir nichts Freudiges bringen würdet! rief ſie dem Pater zu.

Schöne Florentinerin! — unterbrach der Mönch mit tückiſchem Lächeln die Aufwallung ihres Unmuthes — grämet Euch nicht, Ihr habt nicht mehr einen geſcheiterten Plan zu betrauern. Der Herr von Carrara lebt, mor-

gen zieht er siegreich in die Mauern von Verona ein.

Mönch! — fuhr die Florentinerin, der wohl das Schicksal noch nicht gelehrt hatte, ihren Leidenschaften den Zügel anzulegen, heftig auf. — Wer gibt Dir die Macht, mit mir solch kecks Spiel zu treiben? Was unterstehst Du Dich, durch Trug mein Innerstes ausforschen zu wollen?

Signora! — erwiederte Stefano bedeutsam lächelnd — Noch habe ich keinen festen Blick darein gethan und es noch nicht erforscht. Ich weiß wahrlich nicht, galt Euer Schmerz einer getäuschten Erwartung oder kam er aus dem Herzen. Aber das weiß ich — setzte er mit triumphirendem Lächeln hinzu — daß weder Ihr noch jene Matrone, die mich empfing, aus Florenz seid.

Wie so? unterbrach sie den Mönch und blickte so stolz auf ihn, daß sie ihn fast irre gemacht hätte.

Signora, Euch fehlt der weiche Dialekt der Florentiner; Ihr sprecht als wäret Ihr hier in Verona geboren.

Wohl möglich, daß mir die Aussprache der Florentiner fehlt! — erwiederte sie mit

Unmuth, jedoch mit Ruhe — denn ich sah Florenz seit meinem zweiten Jahre nicht mehr, und ward in Brescia, der Vaterstadt meiner Mutter, erzogen. Doch, Pater, wer gibt Euch ein Recht, in unser friedliches Haus zu dringen, und die Bewohner mit Eurer Gegenwart zu belästigen? — Ihr thätet besser, Ihr ginget in Euer Kloster zurück, betetet statt zu spioniren, und wäret ein Lamm statt eines Fuchses, schlüget Eure Augen lieber fromm zum Himmel statt sie frech auf mich zu richten, und ließet uns hier in Ruhe.

Sie wandte ihm den Rücken zu und wollte gehen, der Mönch aber hielt sie zurück.

Laßt uns in Frieden scheiden — sprach er — der Fuchs ist nicht so leicht zu täuschen wie ein girrender Tauber; kann er Euch nützlich sein, so findet Ihr einen treuen Gehilfen an ihm, dem Ihr vertrauen könnt.

Das Mädchen klingelte und warf einen verächtlichen Blick auf den Mönch, den er mit gleichmüthigem Lächeln erwiederte.

Leuchte dem Pater hinaus! — sagte sie zu der Zofe — schließe die Thüre hinter ihm und räuchere das Haus. Lebt wohl Pater!

Dies sagend trällerte sie wieder eine Barcarola, Stefano sprach den Segen über sie und verließ mit heuchlerischem Lächeln Haus und Garten.

Als er sich wieder auf der Straße befand, schritt er langsam dem Thore zu, dann blieb er plötzlich stehen. Sechszehn Jahre — brummte er vor sich hin — und so schön! Das wäre ein Köder für die Herren von Venedig!

Er wanderte nun stracks dem Kloster der Franziskaner zu.

7.

In der Villa Constanzens schien heute ein Festtag zu sein; Blumengewinde umzogen den Eingang des Hauses, prangten an den Marmorwänden der Vorhalle, im Innern duftete Rose und Jasmin, und die Orange glühte zwischen dunklem Laube, wie der Mond zwischen Wolken, leuchtend hervor. Was der Palast Prachtvolles geben konnte, war heute hier aufgestellt, die Villa zu schmücken; es war ja auch ein Tag der Freude, der Tag, an welchem Giacomo sei-

nen Einzug in Verona hielt, und wo er am Abende ſicher zur Geliebten eilen, in ihren Armen den Lohn ſeiner Thaten empfangen ſollte.

Vor Allem war das Kabinet, worin Conſtanze ſich aufzuhalten pflegte, herrlich geſchmückt. Die ſchönſten Blumen dufteten hier in etruriſchen Vaſen, mit neuem Sammet waren die Wände und Fenſter drapirt, und die Witwe Peralta ſchien in dieſem kleinen Gemache die Pracht ihres Reichthums wohl abſichtlich entfaltet zu haben. Am auffallendſten aber war eine zierlich gearbeitete und ſtark vergoldete Staffelei, auf der ein mit einem grünen Vorhange verdecktes Gemälde ſtand, ein blühender Roſenzweig bog ſich von oben herab über das Bild, während eine hohe, prangende Lilie ihre weißen, duftenden Blüthen nach dem verſchleierten Bilde hob, als ob ſein glänzendes Weiß dem Roth der Roſe begegnen wollte. Conſtanze ſelbſt war nur einfach, aber um deſto lockender gekleidet, und der verlangende Blick der Sehnſucht, dieſes Schmachten und doch feurige Erwarten gab ihrem Geſicht Friſche und Jugendblüthe und jenen Ausdruck ſanfter

Glut, welche das männliche Herz so wunderſam anzieht.

So ſaß ſie erwartungvoll auf ihrem Ruhebette. Bald trat ſie auf den Balkon und ſah über den wogenden Waſſerſpiegel nach der Stadt, und jedes Fahrzeug, das ſie nahen ſah, machte ihr Herz lauter ſchlagen; jeder Ruderſchlag, der die Gondeln an der Villa vorbeiführte, ließ in ihrem Herzen das bittere Gefühl getäuſchter Erwartung zurück. Mochte ſich heute die volle Mondſcheibe auch noch ſo lieblich in den Fluthen ſpiegeln, mochte das Siebengeſtirn auch noch ſo flimmernd ſich in den ſchaukelnden Wellen baden, ſie achtete es nicht, ſo wenig als den leiſe rauſchenden Weſt, der in ihren dunkel herabhängenden Locken ſpielte; ihr Auge, nur nach Verona gerichtet, war für die Schönheiten der Natur geſchloſſen.

Endlich ſah ſie in der Ferne eine Gondel und hörte den Geſang der Ruderer, den ſie jedesmal in der Nähe der Villa anzuſtimmen pflegten, wenn ſie ihren Herrn in der Dämmerſtunde herüberſchifften. Conſtanzens Herz ſchlug gewaltig, als ſie ſich nun überzeugte, es ſei die langerſehnte Gondel, und

als das Fahrzeug an den Treppen hielt, wo man zu landen pflegte, konnte sie kaum so viel Gewalt über sich gewinnen, ihm nicht entgegenzueilen.

Giacomo verließ das Fahrzeug, seine Gedanken nicht ganz so fest auf einen Punkt gerichtet wie die Gedanken Constanzens es sein mochten. Als er nämlich der Villa der Florentinerin vorbeifuhr, führte Absicht oder Zufall diese auf den Balkon, und da er den Gondolieren befohlen hatte, langsam zu rudern, konnte er sie heute deutlicher sehen als das erste Mal, obgleich sie heute wieder, da sie sich bemerkt sah, den Schleier fallen ließ und sich entfernte. Ihr Bild begleitete ihn zur Villa der Geliebten und verließ ihn erst, als Alles, was er um sich sah und was ihm festlich geschmückt begegnete, ihn an Constanze und ihre Liebe erinnerte. Dankerfüllt und in diesem Augenblick wohl nicht mehr an die Florentinerin denkend, eilte er in ihr Kabinet und sank an ihre Brust.

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo das Erdenglück zur Himmelwonne wird, wo der Mensch sich, mit Recht oder Unrecht, gleichviel, ein Gott dünkt, Augen-

blicke, die mit ihrer Himmelwonne kein Pinsel malen, keine Feder beschreiben, keine aufschwingende jugendliche Phantasie sich denken sollte. Solche Augenblicke schwanden Giacomo und Constanzen, und erst als sie aus ihrer Berauschung erwachten, öffnete manche Frage Herz und Mund, und manches Wort der Theilnahme, manch süßes Liebeswort gab dem Augenblicke des Wiedersehens neue Wonne. Da bemerkte Giacomo erst jetzt, wie festlich das Zimmer geschmückt sei, und vom magischen Mondlichte beleuchtet, erschien ihm dies alles, als sei er in einen Zaubergarten versetzt, wo Arabiens Düfte ihn umwehten, und das Rauschen der Wellen, das Flöten der Nachtigall, der Anblick der reizenden Fee selbst, die all dies Herrliche geschaffen, ihn in einen Zustand der Täuschung versetzte, den er mit nichts in der Welt vertauschen mochte. Auch fiel ihm das verhangene Bild auf der Staffelei in die Augen. Was verbirgt dieser Vorhang, an den sich Rose und Lilie so willig schmiegen? — fragte er Constanze — Ist es vielleicht Dein Bild, Geliebte?

Wäre es das, würden Rose und Lilie es

schmü-

ſchmücken dürfen? — unterbrach ihn Conſtanze, von dieſen Worten mehr verwundet als erfreut — Wäre es mein Bild, rankte ſich der treue Epheu darum, und vielleicht ſchmiegte ſich auch die herbſtliche Aſter, wo jetzt Lilie und Roſe glüht. Nein, Freund, es iſt nicht mein Bild. Ein junger, von Florenz hierher gewanderter Maler, der mir empfohlen war, hat es zum Dank für mancherlei Unterſtützung, die ich ihm zukommen ließ, gemalt. Dies Bild hat eine ſonderbare Entſtehung. Einſt ſprachen wir über das Ideal weiblicher Schönheit und ich behauptete, daß mir hierzu nicht allein Schönheit genüge, es müſſe der Ausdruck von Herzengüte aus feurigem Auge, aus lieblich geformtem Munde ſich ausſprechen, es müſſe ein Bild der Unſchuld und doch der Schalkheit ſein; wenn ſich alles dies in dem ſchönen Kopfe eines Weibes vereinige, dann erſt würde das Bild meinem Ideale gleichen.

Alſo Schalkheit und Unſchuld, Feuer und Herzengüte, Lilie und Roſe, — ſagte der junge Künſtler, bedenklich den Kopf wiegend. — Nun, ich will es verſuchen, ob es mir gelingt. — Geſtern brachte er mir das

Bild, ſtellte es, wie Ihr es ſeht, mit den Blumen auf die Staffelei, und da ich wohl auf ein Ideal nicht eiferſüchtig ſein kann —

Könntet Ihr es auf die Wirklichkeit ſein? — unterbrach ſie Carrara.

Gewiß, denn ich liebe Euch mit Flammenglut und bin Italienerin! — Doch laßt nichts Unfreundliches die Wonne dieſes Tages trüben. Nehmt dieſes Bild von mir zum Geſchenk! — ſagte ſie jetzt, ſich der Staffelei nähernd. — Ich wünſche, daß Ihr mit der Ausführung ſo zufrieden ſeid als ich es bin, und daß Euch der Anblick des Bildes überraſchen möge. — Bei dieſen Worten zog ſie den Vorhang weg, und ein lautes: Ah! das Giacomo unwillkührlich ausſtieß, konnte Conſtanze an ſeiner freudigen Ueberraſchung nicht zweifeln laſſen.

Das iſt kein Ideal, der Phantaſie des Künſtlers entſprungen, das iſt Wahrheit! rief er aus. Dieſe ſprechenden Augen müſſen mit ihrer Glut ſchon Herzen erwärmt, dieſe Purpurlippen ſchon ſüße Liebesworte geſprochen haben. Hier iſt Leben, glühendes Leben, hier iſt — Er ſtockte, ſein Auge ruhte

immer feuriger auf dem Gemälde. — Ja, ja, ſie iſt's! rief er plötzlich, ſich vergeſſend.

Wer iſt's? fragte Conſtanze erſtaunt.

Nein, nein! — lenkte er ſchnell ein und nahm den Schein an, als habe er Conſtanzens Wort überhört. — Jene hatte blonde Locken und dieſe rollen ſo braun über den Alabaſterhals. Nein, nein!

Löſet mir das Räthſel, Herr! — unterbrach ihn die Signora, faſt mehr im befehlenden als bittenden Tone.

Welches Räthſel, Conſtanze? Meint Ihr die Aehnlichkeit, die ich mit einer jungen Venetianerin, einer Freundin meiner Mutter, und dieſem Bilde finde?

Wie lange iſt Euere Mutter todt?

Schon zwölf Jahre betrauerte ich ſie. —

Und ſaht Ihr die Freundin der Mutter nicht wieder?

Oft noch in dem erſten Jahre nach der Mutter Tode, als der Vater in Venedig war. Doch wozu die Fragen, Conſtanze? Auch ich verſtehe Euch nicht; nur das weiß ich, daß ich Euch den Dank für dieſes liebe Geſchenk noch ſchuldig blieb! — Er drückte

sie bei diesen Worten an seine Brust und schloß ihren Mund für jede weitere Frage.

Der Vorhang deckte das Bild wieder und der Abend verstrich unter süßem Gekose, doch wollte Constanze bemerken, der Geliebte sei heute zerstreuter als gewöhnlich; sie verschloß jedoch diese Bemerkung in sich, und berührte das Bild und seine Aehnlichkeit den ganzen Abend nicht weiter.

Als Carrara in dem Pavillon seiner Gondel saß, das Bild auf der Staffelei vor sich, er jetzt den Vorhang hinwegzog, und es von dem matten Kerzenscheine erleuchtet mit glühenden Augen ansah, tönte eben die schmelzende Stimme der Florentinerin durch die Nacht ihm entgegen. Singt die Barcarole! — rief er den Ruderern zu — vielleicht lockt sie der Gesang hervor — vielleicht: — die Barcarole ertönte, aber die Gondel glitt langsam über die Fluth, das Mädchen erschien nicht, ihr Gesang war verstummt, auch der Gesang der Gondeliere schwieg. Es ist ihr Bild, sie ist es! — rief er jetzt. — Dieser Blick des Auges, so freundlich und doch so glühend, dieser zauberische Mund — sie ist es, nur sie kann so lächeln. Hat sie

mir denn schon gelächelt? fragte er sich. — Und was soll mir das Bild? Wie kam es in Constanzens Hand, und warum gab sie es mir? Das ist mir räthselhaft. — Will sie mich prüfen? Ist sie zu stolz um eine Nebenbuhlerin, selbst eine solche zu fürchten? Ahnet sie, was in meinem Herzen vorgeht, seit ich das Mädchen sah? — Diese Gedanken durchkreuzten sich in ihm und machten ihm eine schlaflose Nacht.

Am Morgen erschien Pater Stefano, den er als seinen alten Lehrer und als einen Vertrauten seines Vaters mit Achtung empfing, obgleich seine Gegenwart ihm selten Erfreuliches brachte. Der Pater war, wie er es immer zu sein pflegte, anfangs unterwürfig, dann nahm er im Laufe des Gespräches einen immer wichtigeren Ton an, bis ihn endlich Carrara durch einige ernste Worte in das gehörige Gleis zurückführte. Der Gegenstand des Gespräches hatte bis jetzt nur die allgemeine Politik der Staaten und das Verhältniß des Fürsten von Padua zu Venedig und den Markgrafen von Mantua berührt, jetzt fragte Giacomo, es abzukürzen, den

Mönch: Und was ist eigentlich Euer Auftrag an mich, Pater Stefano?

Ich trete in doppelter Gestalt vor Euch, gnädiger Herr! erst als Gesandter Eures edlen Vaters —

Da heiße ich Euch mit Achtung für den Fürsten von Padua willkommen.

Dann, ist dieser Auftrag beendet, wird Euch Euer alter Lehrer sich nahen.

Ob ich Euch da willkommen heißen werde, wird die Zeit lehren und Eure Bescheidenheit bestimmen. Beginnt also, denn mich rufen wichtige Geschäfte.

In die Gondel, um die Villen an der Etsch zu besuchen? Nicht? — fiel ihm Stefano wohl etwas dreist in die Rede.

Mönch! — drohte Carrara — dergleichen Auftrag gab Euch mein Vater nicht. Tretet nicht aus Euern Schranken.

Als ob nichts vorgefallen wäre, so ruhig und gleichmüthig begann der Pater, nachdem er sich demüthig vor dem Sohne seines Herrn geneigt und ihm mit Salbung seinen Segen ertheilt hatte, der Carrara ganz überflüssig dünken mochte. Der Fürst von Padua, mein gnädiger Herr, läßt Euch seinen

Gruß entbieten und Euch durch mich nochmals vor den Brüdern della Scala warnen. Er hat jetzt sichere Kunde, daß sie, wenn auch nicht auf Euer Leben, doch auf Eure Freiheit einen Anschlag hatten, und ihn auch jetzt noch nicht aufgegeben haben; er kennt den Treuen, der Euch warnte. Ihr möchtet ja auf Eurer Hut sein, und bei Euren nächtlichen Abentheuern, von denen er unterrichtet ist und die ihn eben nicht sehr erfreuen, — Giacomo rückte unruhig auf dem Sessel — Euch stets wie bisher vom Signor Antonio begleiten lassen. Auch sollt Ihr dem Hauptmann del Vigno mißtrauen, ihn mit seinen Leuten unter irgend einem Vorwande in's Lager vor Vicenza schicken, und in aller Eile Mannschaft werben, die Besatzungen von Verona und Peschiera zu verstärken.

Alles schon besorgt, Pater Stefano! — unterbrach ihn Giacomo. — Del Vigno steht in diesem Augenblicke schon vor Vicenza, Filippo von Pisa hat mir 500 Lanzen vor Peschiera zugeführt, mehre Hauptleute haben versprochen zu mir zu stoßen, und alles wird gut gehen, sendet der Fürst mir nur Geld.

Das kann Euch doch nicht fehlen! — nahm Stefano das Wort — Verona muß Eure Kassen gefüllt haben.

Glaubt Ihr, ich könnte durch Erpressungen die Herzen fremder Völker für uns gewinnen? Glaubt Ihr, die Herren dieser Stadt, die della Scala, würden sich mit den Brosamen begnügen, die von meinem Tische fallen? Sie bezahlen den Sold der Soldaten und Weiteres verlange ich nicht von ihnen. Das wenige Geld, das ich in Peschiera fand, habe ich unter das Kriegsvolk vertheilt.

Nun, wenn dem so ist — sagte Pater Stefano verdrießlich — so habe ich den Befehl, Euch die nöthigen Summen auszuzahlen.

Pater! — unterbrach ihn Carrara — schon oft habe ich Euch freundlich gebeten, doch ja zu vergessen, daß Ihr einst mein Lehrer waret, und Euch mit weniger Anmaßung gegen mich zu betragen. Wiederholt sich dies noch ein Mal, so schicke ich Euch zurück, so sehr ich auch gewohnt bin, die Befehle meines Vaters zu achten. Einem Franziskanermönche, wenn ihm auch der Fürst von Padua sein Vertrauen geschenkt hat, ge-

ziemt Demuth, und so hoch ich auch die Diener Gottes stelle und sie ehre, so wenig werde ich Euren Stolz ertragen.

Gnädiger Herr! Ihr deutet meine Worte und Handlungen immer falsch! — entschuldigte sich Stefano, und sein ganzes Wesen schien verändert — Sollte auch der alte Lehrer sich ja einmal vergessen und ein zu vertrauliches Wort gebrauchen, so müßt Ihr ihm verzeihen. Was ich in Hinsicht der Zahlung that, geschah auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten.

Schon gut! Fahrt nur fort, mir Euren Auftrag mitzutheilen.

Es läßt Euch der Fürst seinen Glückwunsch wegen der glorreichen Einnahme Peschiera's sagen — ich füge den meinigen bei — und läßt Euch ersuchen, ihm die nothwendigen Nachweisungen über den Zustand, die Lage und die Besatzung der Festung zu senden; ich bin beauftragt, sie ihm zu überbringen.

Das kann sogleich geschehen! — erwiederte Carrara, der vielleicht hierin eine Gelegenheit sah, den lästigen Mönch bald los-

zuwerden. — Alles liegt bereit! — Er ging in sein Kabinet, die Papiere zu holen.

Als Stefano allein war, sah er seiner Gewohnheit nach spähend im Zimmer umher, und erblickte auch das auf der Staffelei stehende Gemälde, welches Giacomo aus gutem Grunde bedeckt gelassen hatte. Was mag dies sein? — brummte er vor sich. — Gewiß wieder ein theueres Kunstwerk, zu dessen Anschaffung die Gelder Verona's vergeudet worden sind. — Er schlich hin und lüftete den Vorhang. Heilige Mutter Gottes! — rief er aus, den Vorhang schnell wieder fallen lassend — die Florentinerin mit ihrem diabolischen Blicke. Sind wir schon bis dahin gediehen, Signora? Nun, so wundert mich Euer Stolz nicht.

In diesem Augenblicke trat Carrara wieder ein, der Vorhang entsank der Hand des Mönches und sein Gesicht lag wieder in seinen gewöhnlichen Falten; er nahm, sich tief beugend, die Papiere. Meine Sendung an Euch, gnädiger Herr, ist nun beendet, und ich habe nur noch das bei denen della Scala mir Aufgetragene auszuführen. Ich will ver-

ſuchen, ob ich liſtiger bin als die Verbündeten Venedigs.

Nun, habt Ihr die Geſchäfte mit mir beendet, ſo beginnt wohl das alte Lied über meine Lebweiſe, — unterbrach ihn Carrara, der um Alles in der Welt ihn los ſein wollte, da ihn ein ganz anderes Geſchäft trieb. — Ich will Euch die Mühe ſparen und in aller Kürze es ſelbſt wiederholen. Meine Liebe zu den Künſten und den Frauen werden meine Geldangelegenheiten zu Grunde richten, ſo wie die Frauen überdies noch meine Geſundheit. Dann ſtellt Ihr mir Franzesco, meinen Bruder als ein würdiges Beiſpiel vor, verwebt die heilige Mutter, San Franzesco und San Giacomo, meinen Schutzpatron, mit hinein, und der Sermon iſt fertig.

Von alle dem nichts, gnädiger Herr, denn ich ſchwacher Menſch fühle mich heute wahrlich nicht würdig, einen ſolchen Sermon zu halten. Ich muß eigene Sünden büßen und darf daher keine Schwachheit an Anderen verdammen.

Stefano! — rief Carrara, hell auflachend — leid Ihr es wirklich, Mann mit dem ſalbungreichen Tone, mit dem frommen, gen

Himmel gewendeten Blicke? Welcher böse Feind ist Euch in den Weg getreten?

Hört mich an, gnädiger Herr, und Ihr werdet gestehen, Sankt Antonius bestand in der Wüste keine größere Anfechtung als ich.

Die Sache schien dem Herrn von Padua zu sonderbar, um zu ihrer Anhörung nicht einige Minuten zu opfern; er ließ sich nieder und, Trotz seiner Eile, bat er den Mönch, ein Gleiches zu thun.

Da Ihr meine Vorliebe für Florenz kennt, — begann dieser nun — so wird es Euch nicht wundern, daß ich mich bei der Nachricht, es wohnten am Flusse zwei vertriebene Florentinerinnen von der Partei der Gibellinen, sogleich dahin begab. — Giacomo wurde aufmerksam. — Ich traf die Mutter, eine ziemlich wohlgenährte Matrone, die mich bald in ein anstoßendes Kabinet an ihre Tochter verwies. Gnädiger Herr, was ich da sah —

Nun, was saht Ihr? fragte Carrara gespannt.

Eine Madonna, ehe sie noch der Engel begrüßte, eine Magdalene, ehe sie noch Buße zu thun nöthig hatte, die schönste der eilf-

tauſend Jungfrauen, ehe ſie zu Cöln enthauptet wurden, Summa das ſchönſte Weib, das mein Auge je in oder außer dem Beichtſtuhle ſah —

Weiter, weiter!

Ich blickte zufällig in ihr feuriges Auge, als ich mein: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! mit frommer Rührung ſprach, aber ich dankte Gott, daß dieſer Gruß ſo kurz iſt, ſonſt hätte ich ihn nur ſtammeln und dabei nur an Irdiſches denken können. Sie war freundlich und zutraulich gegen mich, und als ich neben ihr ſaß, fühlte ich zum erſtenmal, daß es eines ſehr feſten Glaubens bedürfe, ſein Herz und ſeine Sinne dem Eindrucke, den ein ſchönes Weib auf uns macht, zu verſchließen. Ich dachte an Euch, entſchuldigte ſo manche ſonſt gerügte Thorheit und betete zur Stärkung, während ſie ſprach, wohl zehn Ave Maria hinter einander.

Carrara lächelte, hörte aber immer aufmerkſamer zu.

Das Mädchen gewann Zutrauen zu mir, — fuhr Stefano fort — ſprach über Mancherlei und ich ſündiger Menſch hatte mein Wohlgefallen daran, dies liebliche Geſchöpf

anzusehen, anzuhören. Doch allmälig gab mir Gott Stärke, daß ich Herr meiner Thorheit wurde, und in den freundlichen Zügen des Mädchens nur todtes Fleisch und Bein sah und mir es recht lebhaft denken konnte, wie die Zeit aller dieser Lieblichkeit ihren runzligen Stempel aufdrücken und der Tod das Ganze den Würmern zur Speise darbieten werde.

Das ist an der Schönheit gefrevelt, Pater Stefano! unterbrach ihn Carrara.

Da habt Ihr Recht. Aber, gnädiger Herr, das ist die beste Panacee gegen die Lockungen unserer Phantasie; denkt nur immer bei'm Anblicke jugendlich blühender Wangen, eines feurigen Auges, runder, schöner, elastischer Formen, wie bald die Zeit alles dies zerstört. Denkt Euch, wenn Ihr — wofür Euch Gott und San Giacomo bewahren mag — ein schönes Weib in Eueren Armen hieltet und der Tod überraschte sie, wie sie nach kurzen Tagen nach der weisen Schickung des Himmels aussehen und Euch wahrlich nicht mehr entzücken würde; denkt alles dies in solch einer schwachen Stunde und Ihr werdet geheilt und entsündigt sein. Der

Kopf des schönsten Mädchens wird endlich ein Todtenkopf, der schönste Körper mit seinen elastischen Formen ein klapperndes Skelet.

Schweigt und lähmt die Flügel meiner Phantasie nicht auf so widrige Art!

Nun, ich fand das Mittel probat, — fuhr der Mönch fort — und konnte nun, ohne mein Gewissen zu verletzen, den schönen Mädchenkopf beschauen, in dem ich nur einen Todtenkopf sah, die zarten Hände betrachten, die mir ein Körbchen mit Früchten reichten und mir sie als klappernde Todtenhände denken, die sich nach mir ausstreckten, mich zu fassen. Ich hatte wieder Muth und Stärke, und Gott hatte nach seiner Barmherzigkeit dem Wankenden einen Stab gegeben, auf den er sich stütze, ich konnte nun als frommer Hirt das holde Lamm ruhig anhören, als es mir seine Fehler und Schwachheiten beichtete, ohne mir selbst menschliche Schwächen bekennen zu müssen. Da erfuhr ich denn Mancherlei.

Und was? fragte Giacomo rasch.

Unter andern sagte sie mir, sie habe Neigung zu einem jungen Manne gefaßt, der, obgleich über ihren Stand —

Sein Name?

Den nannte sie mir nicht; und ich hielt es für unbescheiden und auch für gleichgiltig, danach zu fragen. Sie habe es selbst gewagt, ihm ihre Neigung durch ein Geschenk zu verrathen, wo es vielleicht besser gewesen wäre, sie hätte es nicht gethan. — Der Pater stockte.

Nun, nur weiter! rief Carrara immer ängstlicher, immer gespannter werdend.

Sie habe ihm ihr Bild geschenkt.

Ihr Bild?! — rief Giacomo heftig aufspringend aus — Ich dank' Euch, Stefano, danke Euch! Doch mich rufen nöthige Geschäfte von hier. Verzeiht und lebt wohl; ehe Ihr Verona verlaßt, sehe ich Euch gewiß noch. Lebt wohl! — Dies sagend, stürzte er aus dem Zimmer und ließ den Staunenden allein zurück.

Stach ihn eine Tarantel, oder was ist ihm sonst begegnet? — brummte Stefano vor sich hin, trat vor das Bild und zog den Vorhang weg — Ja, bei San Franzesco, sie ist's, Zug für Zug! Aehnlicheres sah ich noch nie! — Aber was konnte ihn so aufregen? — Daß ich es wußte? — Er treibt ja sonst diese Geschäfte nicht so geheim, was

läg' ihm daran? — Daß ſie mir es ſagte? — Bah! wäreſt Du kein Sechsziger, Stefano, wäre es vielleicht etwas Anderes! Aber bei allen Heiligen! — fuhr er dann fort, auf das Gemälde zeigend — wenn ich auch wollte, könnte ich mir doch ſtatt dieſer üppigen Formen keinen Todtenkopf, dieſe liſtigen und doch frommen Augen nicht hohl denken. War Eva ſo ſchön als die Florentinerin, ſo wundert es mich, daß Satan ſie, und ſie nicht den Teufel verlockte! — Er bekreuzigte ſich hierbei. — Denn rufe ich mir das Original zurück, ſo geht es mir wie dem Durſtigen, der recht lebhaft träumt, er nähme den ſchäumenden Pokal vom Schenktiſche und ſetzte ihn an ſeine Lippen; er begnüge ſich, mit dem Felsquell ſeinen Durſt zu löſchen. — Nun, was iſt es denn weiter, — murmelte er vor ſich hin — wenn ich mir alles ſo recht lebhaft denke. Was in meinem Innern vorgeht, ſieht kein Menſch, wenn es nur nicht auf meinem Geſichte geſchrieben ſteht.

Mönch! — rief jetzt eine rauhe Stimme dicht hinter ihm, er fühlte eine derbe Fauſt auf ſeiner Schulter und fuhr erſchrocken zu-

ſammen — Beteſt Du hier vor dieſer Heiligen ein Ave Maria?

Würdiger Herr! — erwiederte Stefano, Faſſung ſuchend — Ich betrachtete dies Kunſtwerk.

Ja, mit flammendem, gierigem Blicke! — unterbrach ihn Antonio, denn er war es, der den Mönch aus ſeinen Entzückungen geriſſen hatte — Pater, das Kunſtwerk war es nicht, es war die Evenstochter, vor der Ihr in Entzückung ſtandet und wahrſcheinlich ein Gebet murmeltet.

Ich dachte, dieſe ſchönen Züge betrachtend, — erwiederte Stefano, das Auge heuchleriſch gen Himmel ſchlagend — nur an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Das Schönſte vergeht; auch dieſe Züge, wenn ſie einer Lebenden angehören, zerſtört die Zeit.

Wenn ein Pfaff und ein Weib, und wär' es nur ein abconterfeites, ſich gegenüberſtehen, beginnt ſicher der Kampf, wer einander betrügt. Gott bewahre einen, da der dritte Mann zu ſein. Adio, ehrwürdiger Herr, ich will Euch nicht länger in Eueren frommen Betrachtungen ſtören! — Dies ſagend, ließ er den Pater allein, der ihm tückiſch nachſah.

Kalter Schwätzer! — rief er dann und ballte die Faust — unter St. Markus Bleidächern sollst Du schon warm werden! Kommt Zeit, kommt Rath! — Er besah hierauf das Bild noch einmal mit glühenden Blicken, warf den Vorhang wieder darüber und verließ das Gemach.

8.

Pater Stefano begab sich nun nach dem Schlosse der Herren della Scala, dieser ehemaligen Burg der deutschen Kaiser. Er fand hier Antonio, zwar nicht mehr bettlägerig, doch noch mit verbundenem Kopfe, Bruno aber wohl und munter; deshalb wendete er sich hauptsächlich an diesen, der, obgleich der Jüngste, doch der Verschmitzteste und Unternehmendste war. Mancherlei Absichten führten ihn hierher, mancherlei ganz entgegengesetzte Zwecke wollte er erreichen.

Ich komme — begann er sie anzureden — von dem Fürsten von Padua, Ihr Herren von Verona, Euch zu begrüßen und Euch an Euer Versprechen zu mahnen, wozu Euch

Euer Wort und die Dankbarkeit verbindet, nämlich mit 500 Reitern und 200 Fußknechten zu Franzesco Carrara im Lager vor Vicenza zu stoßen. Es sind schon Monden vergangen und man hat Euch immer vergebens erwartet. Ihr selbst, edler Herr, versprachet noch bei Eurem neulichen Aufenthalte in Padua, sogleich Anstalt zu treffen, und so viel ich weiß, steht bis jetzt auch nicht ein Reiter bereit.

Da habt Ihr leider Recht, ehrwürdiger Herr! — nahm Bruno das Wort — aber wir sind nicht Schuld, daß wir unsere Verpflich:ung nicht erfüllen können. Während mein Bruder durch einen unglücklichen Fall krank danieder lag, hielt mich der Fürst von Padua in seiner Stadt auf, und wie hätte ich da Anstalt treffen können? Hierher zurückgekehrt finde ich kein Geld, und Ihr wißt selbst, ohne Geld wirbt man keine Soldaten; Giacomo Carrara hat es zu seinem Zuge nach Peschiera gebraucht. Wir besolden hier in Verona 1000 Reiter und eben so viel Fußknechte, uns zu bewachen, und ich sollte meinen, dies wäre für Verona genug.

Der Mönch lächelte. Genug und doch

zu wenig! — erwiederte er und sah listig auf den jungen Mann, von dem es ihn freute, daß er schon leidenschaftlich, mithin offen zu werden begann. — Hättet Ihr Herren von Verona ohne Hilfe der Carrara Verona den Visconti entzogen und Euch in Besitz gesetzt, so hättet Ihr als Verbündete Recht zu sagen: Wir thun genug, daß wir Euch 1000 Reiter und eben so viel Fußgänger besolden; da Ihr aber nur durch den Fürsten von Padua zu dem Besitze Eures Erbes gelangt seid, so ist Dankbarkeit und jede Aufopferung Euch Pflicht.

Auch die hat ihre Grenzen! — erwiederte Bruno. — Wir sind nur dem Namen nach die Herren dieser Stadt, während Giacomo Carrara es in der That ist. Uebergebt uns San Felice und überlaßt es uns, für die Sicherheit der Stadt zu sorgen, und mit Freuden ziehen wir mit unsern Völkern gen Vicenza.

Auf wessen Befehl? fragte Stefano.

Wir gehorchen Niemandes Befehlen! — fuhr Bruno della Scala auf. — Doch wie verstandet Ihr das? Wollt Ihr uns

etwa das künftige Schicksal der Abhängigkeit andeuten?

Mit nichten, — Herr! entgegnete der Mönch — Aber der Schwächere bleibt bei jedem Bündnisse gewissermaßen abhängig von dem Stärkeren, sei er Verbündeter des Fürsten von Padua oder der Republik Venedig.

Bei diesen Worten faßte Stefano den Herrn della Scala scharf in's Auge, der eine gewisse Verlegenheit nicht ganz verbergen konnte.

Gnädiger Herr! — fuhr hierauf der Mönch fort — Ich meine es gut mit Euch, Euer Vater hat mir oft Gutes gethan, und dem Himmel und der heiligen Mutter sei es gedankt, ich bin ein dankbarer Mensch, darum will ich nur alte Schulden bezahlen, indem ich Euch warne. Man weiß, daß Ihr an dem vor einem Monate gegebenen Feste Herrn Giacomo gefangen nehmen wolltet. —

Mönch! unterbrach ihn Bruno drohend, während Antonio auch unruhig auf seinem Sessel wurde.

Ereifert Euch nicht! — fuhr Stefano fort. — Soll ich Euch die näheren Umstände mittheilen, Euch sagen, wohin Ihr ihn als

Geißel schicken wolltet? Ihr, Herr Antonio, waret freilich in dieser Nacht mit etwas Anderem beschäftigt; Ihr hättet bald, obgleich friedfertiger als Euer Bruder, die Sache mit dem Schwerte geendet.

Wie meint Ihr das? fuhr Antonio auf.

Die schöne Dame aus Venedig, die in dem runden Zimmer des äußersten Thurmes — die Zofe, welche Giacomo statt Eurer zu ihr führte.

Das war Carrara, dem ich auf der Treppe begegnete und dem ich diese Wunde verdanke? rief Antonio erstaunt.

Er war es! — erwiederte Stefano. — Ihr seht also, Ihr Herren, daß dem Fürsten von Padua nichts unbekannt geblieben ist, und ich vielleicht noch mehr weiß. Doch genug hiervon. Mein wohlgemeinter Rath ist: Seid auf Eurer Huth, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, werbt Volk, zieht nach Vicenza oder —

Nun? fragte Bruno, dem das Betragen des Paters räthselhaft erschien.

Das Oder, werthe Herren! — fuhr dieser fort, auf den Ton seiner Stimme eine gewisse Bedeutsamkeit legend — galt keiner

Drohung, sondern — Doch Ihr werdet mich wohl ohne weitere Erklärung verstehen. Lebt wohl, Ihr Herren, der Segen des Himmels begleite Euch, welchen Weg Ihr auch wandeln möget! — Er verneigte sich und ging.

Lange sahen ihm die Brüder nach. — Der Mönch hat ein Bündniß mit dem Bösen! — rief endlich Antonio aus — oder er steht im Solde der Republik. Aber bei alledem hat er Recht, ich theile seine Meinung. Einen Weg müssen wir männlich einschlagen, entweder unserm Bündnisse getreu den Carrara zu Hilfe ziehen, oder feindlich gegen sie handeln und uns mit Venedig verbünden, und so das drückende Joch abwerfen, das uns von der Citadelle aus über den Nacken geworfen wird. Ich stimme für das Letztere.

Glaubst Du, daß das Joch der Signoria von San Marco weniger drückend sein wird?

Das eine fühlen wir schon — erwiederte Antonio — das andere haben wir erst zu erwarten.

Du lässest Dich, ohne es zu wissen, von der schönen Venetianerin leiten, Antonio!

Von meinem Ehrgefühle lasse ich mich bestimmen, sonst von Niemand. Aber laß

uns ruhig überlegen und des Versprechens eingedenk sein, das wir dem sterbenden Vater gaben, daß nichts uns entzweien sollte, nicht Ehrgeiz, nicht Eigennutz. Wir wollen unser Versprechen halten.

Das wollen wir! — sagte Bruno, dem Bruder die Hand reichend — wir wollen unser Schicksal nicht von einander trennen.

Die beiden Brüder hatten nach ihres Vaters schnellem Tode die Regierung Verona's gemeinschaftlich übernommen; aber die Oberherrschaft, welche sich die Carrara daselbst anmaßten, wenn auch Giacomo's sanfter Charakter sie so wenig drückend als möglich machte, ward ihnen mit der Zeit lästig, da sie die Bürger, um das Paduanische Kriegvolk zu bezahlen, mit schweren Auflagen belästigen mußten, und alle Gewalt in Carrara's Hand lag. Dies entging Venedig nicht, dessen Politik nichts unbeachtet ließ. Schon lange hatte diese stolze Republik den Wunsch gehabt, nicht allein an der Küste des adriatischen Meeres ihre Ländergier zu sättigen, sie wollte sich auch in den schönen Fluren der Lombardei ausbreiten,

und so ihre Inselstadt vor jedem Angriffe zu Lande sicher stellen. Schon war sie nördlich vorgedrungen; um ein Gleiches westlich thun zu können, lag ihr der Fürst von Padua mit seinem Länderbesitze im Wege; da er Padua mit einem bedeutenden Landstriche zwischen der Etsch und der Brenta, die Städte Belluno und Feltre besaß, Verona besetzt hielt, und im Begriff war, Vicenza einzunehmen; so umschloß er von Nord und Westen die Republik. Sonst hatten die Venetianer ihn als eine Schutzmauer gegen die Visconti unterstützt, nun, da deren Macht gebrochen zu sein schien, lagen ihnen die Besitzungen des Fürsten von Padua zu gelegen, zu nahe an ihren Lagunen, um nicht die begierigen Arme danach zu strecken. Während sie in Padua Spione, selbst unter der Hofhaltung Carrara's, besoldeten und dem Gesandten der Mailänder ein williges Ohr liehen, hatten sie Abgeordnete nach Vicenza geschickt, diese Stadt zu bewegen, sich mit Bewilligung Mailands ihnen zu unterwerfen, auch waren im Geheim Abgesandte nach Verona gekommen, die Herren della Scala von dem Bündnisse mit Padua abzuziehen

und sie zu vermögen, sich dem Senate in die Arme zu werfen.

Zu diesem Zwecke hatten sie nicht allein das Mittel der Ueberredung gebraucht, sondern auch noch andere weniger ehrenvolle. Den sinnlichen Charakter Antonio's della Scala kennend, war von ihnen dessen Neigung zu einer schönen Venetianerin benutzt worden, der es auch bald gelang, ihn auf ihre Seite zu ziehen; sie war es, die Antonio besuchen wollte, als er Carrara auf der Treppe begegnete; sie hatte das prachtvolle Fest eingeleitet, wozu Venedig das Geld gegeben, und alles angeordnet, daß Carrara, der unbesorgt nur mit weniger Begleitung erschienen war, gefangen genommen und als Geißel nach Venedig geführt werden solite. Bruno, obgleich heftiger, unternehmender als sein Bruder, war doch edleren Gemüthes und hatte es anfangs für unwürdig gehalten, die Pflichten der Gastfreundschaft so zu verletzen; doch auch bei ihm siegte endlich die Politik, mehr wohl noch eine, wenn auch unbedeutende Kränkung seines Stolzes, die er seiner Meinung nach von den Carrara erdulden mußte. Als aber Giacomo der ihm

drohenden Gefahr entgangen, und sein Benehmen gegen die Brüder auch jetzt noch freundlich und zutraulich war, wankte Bruno von neuem in seinem Entschlusse. Pater Stefano aber lenkte die Wage auf die Seite Venedigs, denn die Brüder konnten sich nun leicht sagen, daß wenn der Fürst von Padua einmal Verdacht gefaßt und von ihren Unterhandlungen mit der Republik unterrichtet sei, an eine wahre Aussöhnung nicht mehr zu denken wäre. War es daher Stefano's Wunsch, die Brüder mit dem Fürsten von Padua ganz zu entzweien, so hatte er sein Ziel erreicht.

9.

Während der Pater bei den Herren della Scala eine so zweideutige Rolle spielte, hatte sich Giacomo Carrara mit der Florentinerin beschäftigt. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß es ihn zu diesem schönen Mädchen hintrieb, aber wie zu ihr gelangen? Wollte er der Mutter einen Besuch machen, so war er zwar fest überzeugt, daß sie ihn

nicht zurückweisen würde noch könnte, aber er mußte schicklicherweise dies öffentlich thun, und wie es dann der Signora Peralta verbergen? und im Geheimen sich hinzuschleichen, wie hätte er dies bei einer stolzen Florentinerin wagen können, ohne sie zu beleidigen? Er hatte schon hin und her gesonnen, endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben.

Als es zu dämmern begann, bestieg er, von Antonio und mehren Bewaffneten, wie gewöhnlich, begleitet, seine Gondel, nach der Villa Peralta zu schiffen. Niemand wußte von seinem weiteren Vorhaben als der alte Gondolier, der das Steuerruder führte. Die Gondel stieß in der Abenddämmerung vom Ufer ab und glitt über den Strom, dessen Spiegel heute kein Lüftchen bewegte; der Abendstern trat schon hervor und begrüßte stolz, trotz seinem bleichen Lichte, den letzten Schein der sinkenden Sonne; die wilden Enten zogen in langen Reihen pfeilschnell ihrem sumpfigen Neste zu und der Gesang der munteren Ruderer schallte fröhlich durch die Stille des Abends. — Ihr habt doch viel verloren, — sagte Carrara zu dem alten

Antonio, der mit ihm im Pavillon der Gondel saß — daß Ihr die Frauen haßt. Sie sind es doch, die uns im Leben die schönsten Kränze winden und uns den Wermuthbecher mit süßem Labewein füllen. Sie sind die Engel, die der Himmel zum Trost, zur Erheiterung uns sandte, uns zu beglücken; ohne sie, glaubt es mir, Antonio, wäre diese Erde mit ihrer strahlenden Sonne und ihren Blüthengärten nur ein verödetes Paradies, die Nacht mit ihrem sanften Mondlichte und dem Sternendome eine finstere, durch eine matte Ampel erleuchtete Spelunke und weiter nichts.

Lieber junger Herr! — erwiederte Antonio lächelnd — mit welchen Augen seht Ihr doch diese Welt an, wie verhöhnt Ihr nicht die herrliche Schöpfung Gottes, da Ihr meint, die goldene Sonne borge ihre Strahlen von einem Paar feuriger Weiberaugen. — Nicht die Rosen allein, die sie uns bieten, haben Dornen, jede Blume, die sie in ihre Kränze winden, hat tiefverwundende Stacheln. Mit lüsternem Blicke setzen sie Euch den Kranz auf's Haupt und lachen des Blutes, das aus den Wunden quillt. Ihr glaubt, sie schüt-

teten den Wermuth aus dem Becher und kredenzten Euch einen Labetrunk; sie gießen einen Saft hinein, der Euch berauscht, und wenn Ihr den Rausch ausgeschlafen habt, dann erst schmeckt Ihr nur zu bitter, daß sie Euch Wermuth reichten, den sie für einen kurzen Augenblick versüßten. Ja, sie sind die Engel der Versuchung, die der Himmel auf die Erde sandte, daß wir uns ein Paradies träumen und beim Erwachen eine Hölle finden sollen. Glaubt es mir, ohne sie wäre die Erde ein ewiges Paradies und die Nacht würde nie zur finstern Spelunke.

Ein lautes Krachen unterbrach Antonio's Apotheose der Weiber. — Was war das? — rief er aufspringend und stürzte hinaus, während Giacomo lächelnd und ruhig sitzen blieb. Das Ruder war unfern der Villa der Florentinerin gebrochen und die Gondel genöthigt, dort an der Terrasse anzulegen.

Eine fatale Begebenheit, die uns hier lange aufhalten wird, — sagte Carrara — die Langweile und die Ungeduld wird mich tödten bis der Gondolier von der Stadt mit einem andern Fahrzeuge zurückkommt. Ich dächte, wir bäten die fremden Damen um

die Erlaubniß, einstweilen bei ihnen einzutreten. Habt die Güte, lieber Antonio, und bemüht Euch hinauf, fragt, ob man die Hölle betreten kann, in welcher diese Engel der Versuchung wohnen, und hütet Euch vor ihnen.

Antonio lächelte mitleidig. — Ich werde gehen, Euern Wunsch zu erfüllen, und mich dabei dreist der Versuchung aussetzen. Muß man unter zwei Uebeln wählen, neige ich mich immer auf die Seite der Jugend; die Alten sind noch mehr in den Künsten der Hölle eingeweiht. — Er ging und, wie es schien, nicht ungern und kehrte bald zurück. — Die Sirene ist ja das Original von dem Bilde, das in Euerem Gemache auf der Staffelei steht, — sagte er mit Ironie. — Habt Ihr die Copie mit dem Original zugleich eingehandelt, das Euch, so wie es scheint, mit Sehnsucht erwartet? — Ohne etwas darauf zu erwiedern, sprang Giacomo aus dem Schiffe und eilte die Treppe hinauf, dem Hause zu.

Die Signora empfing den Herrn von Padua in der Vorhalle, und nachdem er einige Entschuldigungen gemacht, sie ihm einiges

ges Verbindliche gesagt, öffnete sie die Thüre, führte ihn in den kleinen Saal, bat ihn, Platz zu nehmen, und die schöne Zofe brachte Erfrischungen. Die Signora ließ es sich sehr angelegen sein, ihren vornehmen Gast zu unterhalten, der dies jedoch nicht zu erkennen schien, sehr zerstreut war und bei jedem Oeffnen der Thür die holde Sängerin eintreten zu sehen hoffte. Aber eine Minute nach der andern verstrich, und obgleich der Gondolier, der ein anderes Fahrzeug holen sollte, den geheimen Befehl hatte, so lange als möglich auszubleiben, mußte Carrara dennoch befürchten, daß er zurückkäme, ohne daß er selbst das schöne Mädchen gesehen hätte.

Noch war die Signora im vollen Gespräche und erst bei ihrem Glückwunsche über die Einnahme von Peschiera, als Carrara sich Bahn brach. Signora! — sagte er, sie unterbrechend — schon mehre Mal sah ich, wenn ich in meiner Gondel bei Euerer Villa vorbeifuhr, eine junge Dame auf dem Balkon stehen, sehr oft hörte ich zwischen dem Rauschen des Wasse.s ihre liebliche Stimme; ist dies Euere Tochter, o so erlaubt, daß

ich der Schönheit wie der Kunst meine Huldigung bringen darf.

Obgleich meine Tochter sich nie öffentlich zeigt und sehr eingezogen lebt, darf ich wohl den Wünschen des Herrn von Padua nicht entgegen sein. — Sie stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Seitenthür und rief: Beatrice! Herr Giacomo Carrara wünscht Dich zu sprechen!

Giacomo war mit der Mutter zugleich aufgestanden und ihr gefolgt; er befand sich eben der geöffneten Thür gegenüber, als Beatrice erschien und sich hocherröthend vor ihm neigte. Nur zweimal hatte er das holde Antlitz, und nur flüchtig gesehen, das von Constanzen erhaltene Gemälde hatte seiner Einbildungkraft zwar neuen Schwung gegeben, aber was er jetzt sah, überflog weit seine Phantasie, denn die schlankste und doch üppige Graziengestalt, die sein Auge je erblickt, stand vor ihm; ein Auge, das zwar nur bei'm Begrüßen ihn einen Augenblick angeschaut, aber da sie es niederschlug und es die langen, dunkeln Wimpern bedeckten, einen Himmel ahnen ließ, ein Mund, der sich nicht zu öffnen brauchte, um beredt und

ockend zu ſein; alles das ſah er jetzt im riſchen, jugendlichen Leben vor ſich. So tanden ſie ſchweigend ſich gegenüber und es chien, als ob ſie ihr Auge nicht erheben, r es ewig auf ſie heften werde.

Endlich unterbrach die Mutter dieſe Stille. — Wollt Ihr nicht wieder Platz nehmen, nädiger Herr? — ſagte ſie zu Carrara — Ihr werdet uns wohl noch eine Weile das Vergnügen gönnen müſſen, Euch bei uns zu ehen; wird Euch die Zeit lang, mag Euch Beatrice ein Florentiniſches Liedchen ſingen.

Signora! — erwiederte Giacomo — es edarf nicht des Geſanges, um entzückt zu ein. Wenn die Signora nicht zu ſehr mit den Blicken ihrer dunkeln Augen geizte, würde ſie mir einen Spiegel zeigen, in dem ch eine Zauberwelt erblicken würde.

Unwillkührlich oder abſichtlich ſchlug jetzt Beatrice ihr dunkelbraunes Auge auf und begegnete dem Blicke Carrara's. Herr, Ihr ſchmeichelt einem Mädchen, — lispelte ſie ängſtlich — das der Schmeicheiei zu unge- wohnt, Euch weder dafür zu danken, noch ſich ihr zu entziehen verſteht.

Sie ſagte dies mit ſo viel Schüchternheit,

aber doch so freundlich, daß Giacomo wirklich in ihren Augen eine Zauberwelt zu erblicken glaubte und er, als jetzt die Mutter abgerufen wurde, noch in ihrem Anblicke versunken, schweigend neben ihr saß. Bald aber bedachte er, daß er die Minuten, die ihm das Glück bot, besser benutzen müsse. Erst zweimal war ich so glücklich, Euch zu sehen, — begann er. — Jeden Abend fuhr ich hier vorbei und lauschte auf Euren melodischen Gesang, aber nur zweimal konnte ich die Sängerin sehen, und dies nur auf kurze Augenblicke. —

Ich lebe sehr eingezogen, gnädiger Herr! erwiederte sie erröthend.

Aber dies dürfte Euch doch nicht hindern, zuweilen Euer holdes Antlitz zu zeigen, — fuhr er fort. — Warum waret Ihr so hart gegen mich? Ihr konntet wissen, daß ich es war, meine Gondel, meine Livree kennt Jedermann, Ihr entzogt Euch also absichtlich meinem Blicke —

Warum sollte ich — stammelte sie.

Das weiß ich freilich nicht, nur fühlte ich, wenn meine Gondel an Euerer Villa

orüber kam und ich Euch nicht ſah, meine
ehnlichſte Erwartung jedesmal getäuſcht.

Euere Gondel hätte Euch einer getäuſch-
en Hoffnung entgegengeführt? — fragte ſie
veniger ängſtlich, und ihr Auge leuchtete
chalkhaft unter den dunkeln Wimpern her-
or — Wohin führte ſie Euch, gnädiger Herr?

Jetzt wurde Carrara verlegen, endlich
agte er mit einem Tone, der unbefangen
ein ſollte, aber immer noch ſeine Verlegen-
eit verrieth: Ich fahre alle Abende zu der
Signora Peralta, dort verſammeln ſich Künſt-
er und Gelehrte und was Verona an Män-
ern und Frauen Vorzügliches hat.

Gnädiger Herr! — unterbrach ihn Bea-
rice lächelnd — das Gerücht ſagt, daß, ſeit
ie Signora die Stadt verlaſſen und ihre
Villa bezogen habe, ſie ſehr eingezogen lebe
nd nur noch den Herrn von Padua bei
ich ſehe.

Das Gerücht lügt, — erwiederte Giacomo
chnell — und hier in Verona, wo ich nur
Wenigen ein willkommener Gaſt bin, lügt es
uf meine Rechnung um ſo mehr und um
deſto lieber. Ja, zuweilen finde ich die
Signora wohl allein, meiſtens aber hat ſich

ein sehr ausgezeichneter Kreis von Künstlern um sie gebildet. So lernte ich vor einiger Zeit einen Maler dort kennen, einen in seiner Kunst sehr erfahrenen jungen Mann — ich glaube, es war Euer Landsmann, Signora!

So? unterbrach ihn Beatrice gespannt.

Er erzählte mir, er habe vor kurzem das Bild einer jungen Florentinerin gemalt, — Beatrice erröthete — das ganz das Ideal seiner glühenden Phantasie erreicht habe. „Leider, setzte er hinzu: malte ich es zum Geschenk für einen Glücklichen, den ich nur darum beneiden kann." — Kennt Ihr vielleicht Eueren Landsmann?

Vielleicht! — erwiederte das Mädchen, immer noch verlegen und einen ungewissen Blick auf Carrara werfend, der zu fragen schien: Scherzest Du oder meinst Du es ernst? — Nennt er sich nicht Pietro Pisano?

Mich dünkt, so hieß er! — antwortete Carrara und faßte das liebliche Mädchen dabei scharf in's Auge, das verlegen oder muthwillig mit niedergeschlagenem oder listigem Auge, gleich liebenswürdig neben ihm saß.

Da riß die mit Antonio eintretende Mutter ſie aus peinlicher Verlegenheit. — Herr! — redete dieſer Giacomo an — Pepo iſt mit der Gondel angekommen, Alles iſt zur Abfahrt bereit.

Sogleich! — erwiederte Carrara unmuthig — War't Ihr vielleicht die ſchöne Florentinerin, die dem Ideale des jungen Malers glich? fragte er halb leiſe, ſich nach Beatrice wendend.

Es könnte möglich ſein! erwiederte dieſe im gleichen Tone.

Und wer war der Glückliche, dem Ihr es beſtimmtet? — fragte er, von Eile und Eiferſucht getrieben.

Der Maler log! — erwiederte ſie raſch, wandte ſich, nahm ein Körbchen mit Früchten und bot ſie Antonio mit freundlich ſchalkhaftem Lächeln an. Der Weiberfeind, das Mädchen feſt in's Auge faſſend, nahm, ohne zu beachten, was er nahm, einige Feigen aus dem Körbchen und dankte, doch ſo, daß man ſah, ſein Geiſt ſei abweſend.

Die Schicklichkeit gebot nun Giacomo, ſich zu entfernen. Er entſchuldigte ſich bei der Mutter, daß er ſo lange beſchwerlich gefal-

len und war höchst erfreut, als diese ihn einlud, öfter ihre Villa mit seiner Gegenwart zu beehren, dann nahte er sich Beatrice. Der Maler log? fragte er rasch, während er sich vor ihr neigte. Sie aber erwiederte nicht ein Wort, ihr Mund schwieg, aber ein Blick ihres schelmischen Auges sagte mehr als tausend Worte es gekonnt hätten.

Auf der kurzen Fahrt zur Villa Peralta war Carrara stumm, selbst Antonio, der doch, wenn er unter Frauen hatte sein müssen, tausend Worte fand, sie zu verunglimpfen, war heute wortkarg, und in dieser Stimmung landeten sie bei der Villa Peralta.

Constanzen entging Carrara's Zerstreuung nicht, sie beobachtete ihn, ohne zu fragen, nur sprach sie ihre Verwunderung aus, daß er heute so lange geblieben sei. Er machte sie mit seinem Unfalle bekannt, und daß er an das Land treten und die Ankunft einer andern Gondel hatte erwarten müssen.

Und wo stieget Ihr aus?

Da, wo der Unfall uns traf, bei einer kleinen Villa —

Wer bewohnt sie? fragte Constanze schnell.

So viel ich vernahm, eine geflüchtete

Dame aus Florenz. — Sie nahm uns freundlich auf.

Und warum ſandtet Ihr nicht den kurzen Weg hierher, meine Gondel holen zu laſſen?

Damit Ihr Euch nicht ängſtigen ſolltet, Geliebte! — erwiederte er mit Beſonnenheit. — Es iſt ein freundlicher Aufenthalt dieſe kleine Villa — fuhr er gleichgiltig fort — nicht von großem Umfange, doch für die Wohnung einer Vertriebenen groß und anſtändig genug.

Habt Ihr die Tochter geſehen? begann Conſtanze das Geſpräch von neuem, das einen Augenblick geſtockt hatte.

Ich ſah ſie.

Sie ſoll ſchön ſein!

Erinnert Euch des Gemäldes, das Ihr mir verehrt habt; ſie gleicht dieſem Gemälde zum Sprechen, und mir ſcheint — ſetzte er ſcharf betonend hinzu — es iſt kein Werk der Phantaſie des jungen Malers, die Florentinerin hat ihm geſeſſen.

So muß ſie ſehr ſchön ſein! ſagte Conſtanze, halb ihre Rede zu Giacomo wendend, halb vor ſich hin.

Wer Conſtanze Peralta nicht kennt, würde ſie gewiß für eine Schönheit halten.

Schweigt, Carrara! — unterbrach ihn die Witwe — ſolche Schmeichelei, wißt Ihr, liebe ich nicht. Ihr thut mir wehe, wenn Ihr glaubt, ich ſei auf dieſe geringen Reize eitel. Schönheit des Weibes iſt eine Roſe im Sturm, jeder Lufthauch nimmt ein Blatt mit ſich fort, jede hingeſchwundene Stunde nagt an ihrer Blüthe. Wo nicht Geiſt und Herz die unvergängliche Anmuth gibt, wird die Zeit leicht und ſicher die Schönheit zerſtören.

Sie brach jetzt das Geſpräch raſch ab, doch die ernſte Stimmung, worin es ſie verſetzt hatte, blieb zurück; auch Giacomo war immer noch zerſtreut, und ſo ſchlug heute die Stunde der Trennung früher und Beiden weniger unangenehm als gewöhnlich.

Auch auf der Rückfahrt waren Giacomo und Antonio wortkarg; ſie ſtanden Beide am Steuerruder und ſchienen nur Sinn für die Schönheit der Nacht zu haben. Sie war feierlich und dunkel, im Weſten zogen finſtere Wolken heran, während im Oſten aus dem dunkeln blaugrauen Dome die Sterne

ihr funkelndes Licht vergebens ſandten, die Finſterniß zu erhellen. Kein Lüftchen wehte, ruhig floß die ſonſt ſo tobende Etſch durch den Kranz ihrer duftenden Gärten. Hier und da flimmerte noch aus einer Villa ein einſames Licht, oder es tönte ein Liebelied leiſe und ſchmelzend durch die ſchweigende Nacht. Kaum hörbar durchſchnitt die Gondel den ruhigen Waſſerſpiegel, und fuhr pfeilſchnell an der Villa Beatricens vorüber, wo kein Licht mehr flimmerte, kein Liebelied zu dem Lauſchenden drang.

Ob ſie wohl an mich denken mag? murmelte Carrara, noch einmal den Blick nach der Villa gewandt, vor ſich hin.

Gebe Gott, daß ſie Eurer nicht gedenkt! ſagte eben ſo unwillkürlich Antonio, doch laut genug, daß es ſein junger Freund hören konnte. Er hörte es auch, fragte aber nicht nach dem Warum und ſchwieg.

10.

In dem Schloſſe San Felice angelangt, trat Antonio gegen ſeine Gewohnheit noch

spät am Abende in Carrara's Gemach, der sinnend am Fenster stand und in die dunkeln Wolken schaute.

Giacomo! — begann der Alte, und der herzliche und wehmüthige Ton, mit dem er dies sprach, überraschte Carrara — ich habe Euch noch nie mit Bitten belästigt, heute muß ich es.

Redet, guter Alter! — entgegnete Carrara, seine Hand erfassend — Ihr scheint bewegt, scheint in einer Stimmung zu sein, die mir an Euch fremd ist. Was wünschet Ihr, was könntet Ihr wollen, das ich Euch nicht mit Freuden gewähren sollte?

Geht nie wieder in die Villa der Florentinerin!

Antonio! fuhr Carrara mehr überrascht als unmuthig auf.

Dacht' ich es doch, — sagte der Alte und Unmuth verdrängte den Ausdruck der Wehmuth — Wenn in der einen Schale die Reize eines Weibes liegen und in der andern liegt des alten Freundes blutendes Herz, so sind die Reize gewichtiger und das Herz, federleicht, wird unbeachtet in die Höhe getrieben.

Antonio! — unterbrach ihn Carrara —

verdien' ich dies harte Wort? Gibt es außer meinem Vater einen Mann, den ich höher in meinem Herzen stelle als Euch? Hänge ich nicht an Euch mit der Liebe eines Sohnes, höre ich nicht auf Euern Rath?

So hört auch auf meine Bitten. — Geht nicht wieder nach der Villa der Florentinerin!

Giacomo bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er traulich, seine Hand auf Antonio's Schulter legend: Mein väterlicher Freund, Ihr sehet wieder Gefahr für mich, wo gewiß keine ist. Dringt mit Euerer Bitte nicht weiter in mich, ich würde Euch ein Versprechen geben müssen, das mich gereuen, das ich nicht halten könnte; und wozu würde dies nützen? Seht dieses Engelbild an, — fuhr er fort, nachdem er den Vorhang vor dem Bilde Beatricens weggezogen hatte — seht diese Züge, kann man ihnen widerstehen?

Antonio erwiederte nichts.

Könnt Ihr auch bei diesem Anblicke kalt und gleichgiltig bleiben? — fuhr Carrara fort, sich nach Antonio wendend, der nichts weniger als kalt und gleichgiltig das Gemälde betrachtend da stand, mit jedem Augenblicke

wurden seine Züge bewegter, der Ausdruck seines Gesichtes wehmuthvoller.

Geht nicht wieder in die Villa der Florentinerin! rief er dann plötzlich, zog den Vorhang vor das Gemälde und trat rasch an das offene Fenster.

Carrara war erstaunt; nie hatte er Antonio Blancardo in ähnlicher Stimmung, nie den ernsten Mann so bewegt gesehen. Antonio, was ist, was bekümmert Euch, was fürchtet Ihr für mich? — fragte er dringend — sprecht Eueren Kummer aus, gebt Eueren Fragen, Euerer Furcht Worte, seid meiner Theilnahme gewiß, seid gewiß, ich werde, um Euch zu beruhigen, thun, was in meinen Kräften ist.

So geht nicht wieder zu der Florentinerin!

Und weshalb nicht? Sagt mir, warum Ihr so geheimnißvoll darauf dringt, vielleicht —

Blancardo warf einen Blick gen Himmel und preßte die geballte Faust auf sein Herz. Ja! — rief er dann aus — was Jahre lang verschlossen war, will ich Euch zu Liebe enthüllen. Konnte doch die Zeit meine Wunde nur verharrschen lassen, sie heilen, nein, das vermochte sie nicht! — Setzt Euch,

Herr! hört mich ruhig und theilnehmend an. Ich lüfte den Schleier einer düstern Vergangenheit, Freudiges habe ich Euch nicht zu berichten.

Acht und dreißig Jahre sind seitdem verronnen und die Zeit hat die Farben nicht gebleicht, — begann er nun. — Acht und dreißig kummervolle Jahre sind verronnen und ich bin noch nicht Herr dieses Herzens geworden, es martert mich noch mit seinem Klopfen, und ich errang mir in all' der Zeit nichts, als daß ich meinen Schmerz, meine Schwäche Andern verbergen lernte. Doch zur Sache!

Ich war in dem Alter strotzender männlicher Kraft, als ich mit Euerem Vater, damals ein aufblühender Jüngling, an den Hof des Herzogs Galeazzo Viſconti, wohin ihn wichtige Geſchäfte riefen, nach Mailand zog. Er war noch jung, lebensfroh und liebte die Weiber wie Ihr; mir war das Geſchlecht gleichgiltig, ich fürchtete es und warnt' ihn oft, er aber neckte mich öfter noch wegen meines Gleichmuthes und meines Haſſes; wir konnten uns auf dieſem Punkte nie einen.

Eines Nachmittags kam er in seine Wohnung zurück, und seine Diener trugen einen prachtvollen stählernen, mit Silber ausgelegten Harnisch, den ihm ein berühmter Mailänder Waffenschmied verfertigt hatte. Es war alles so künstlich gearbeitet, daß, obgleich ich die Geschicklichkeit der Mailänder Waffenschmiede wohl kannte, ich doch über die Zierlichkeit und Schönheit der Arbeit erstaunt war. Ihr kennt die Rüstung, am Schlachttage trägt sie der Fürst von Padua noch.

Nachdem ich sie lange bewundert hatte, sagte er lächelnd: Antonio, so schön die Rüstung ist, so sei sie Dein, wenn Du nicht noch etwas Schöneres in dem Hause des Waffenschmiedes findest als diesen Panzer und Helm. Komm morgen mit mir, und findest Du nicht, was ich Dir verheißen habe, so ist die Rüstung Dein. Ich folgte ihm am andern Tage in die Werkstatt des Waffenschmiedes, der vor dem Fürsten von Padua all' seinen Vorrath von Waffen ausbreitete; ich fand manches gute Schwert, manchen köstlichen Helm, doch Schöneres nicht als die Rüstung Franzens von Carrara.

Ich

Ich gestand ihm dies unumwunden, er aber lächelte, kaufte ein kostbares Schwert, machte es mir zum Geschenke, und der Waffenschmied, das Geld einstreichend, bat den Fürsten, auch heute sein Würzgärtlein zu beehren und den Trunk eines Mailänder Waffenschmiedes nicht verschmähen zu wollen. Ich war erstaunt, als Euer Vater dies, mir etwas frech dünkende Erbieten annahm und ich ihm in den Garten folgen mußte, wo er wie ein alter Bekannter unter einer schattigen Platane Platz nahm und, bis es dem Meister gefällig war, einen Trunk herbeizuschaffen, von gleichgiltigen Dingen mit mir sprach.

Doch nicht lange saßen wir hier, als wir hinter einem Rosengebüsche ein Geräusch vernahmen. „Hab' Acht, Weiberfeind!" rief Euer Vater lachend aus, und ich sah aus dem Gebüsche eine Dirne, ein Becken mit zwei Bechern in der Hand, hervortreten und auf uns zukommen.

Wüßte oftmal der Mensch, wie mächtig der kommende Augenblick auf sein ganzes Leben einwirkt, er würde ihn nur mit Grauen nahen sehen. Mir grauete nicht, als das

ſchöne Mädchen, den Fürſten freundlich grüßend, mich aber wenig beachtend vor uns trat, das Becken auf den Tiſch ſetzte und einen Becher Eurem Vater reichte. Trinkt, gnädiger Herr! ſprach ſie mit einer Stimme, in der für mich ein ſüßer Zauber lag, trinkt, und wenn Ihr es mit mir wohl meinet, ſo thut es auf meine Geſundheit. Sie nippte aus dem Becher und kredenzte ihn dem Fürſten, der ihn leerte und das Mädchen mit glühenden Blicken anſchaute. Auch mein Auge ruhte auf dem lieblichen Weſen; mir war, als ſähe ich die Pforte des Paradieſes geöffnet, ich Armer konnte nicht in den himmliſchen Blüthengarten eintreten, nicht der Eva nahen, die mit nie geſehenem Liebreiz lockend vor mir ſtand.

Kann Antonio ſchwärmen? unterbrach ihn bei dieſen Worten Giacomo lächelnd.

Der Greis beantwortete dieſe ihn verwundende Frage nur mit einem ernſten unmuthigen Blicke. Herr! — ſagte er dann — ſoll ich fortfahren, ſo unterbrecht mich nicht wieder! — Giacomo reichte ihm freundlich die Hand und der Alte fuhr fort:

„Haſt Du die Rüſtung gewonnen, Anto-

nio? fragte jetzt Euer Vater, als das Mädchen mit leichtem Schritte durch die Rosenhecke schwebte. Nicht wahr, sie bleibt in meiner Rüstkammer? Nicht wahr, die glühende Tochter des Waffenschmiedes ist tausendmal schöner als der kalte stählerne Panzer?

Ich antwortete nicht. Das Mädchen, obgleich entfernt, stand immer noch vor mir, ich sah sie immer noch schalkhaft auf Euren Vater blicken, sah noch das schöne Ebenmaß ihrer schlanken Glieder, ich war in den Gedanken an sie versunken.

Die Dirne scheint feuriger Natur, fuhr der Fürst lachend fort: ich hoffe sie zu gewinnen.

Das verhüte Gott! unterbrach ich ihn, denn diese Rede des Fürsten gab auch mir die Worte wieder, er aber meinte, das schönste Werk der Natur zerfalle ja, früh oder spät, von selbst in Trümmer, die schönste Rose werde entblättert, gleichviel ob durch Nordsturm oder Westhauch. Ich schwieg, und ein schwerer Kummer nagte fortan an meinem Herzen.

Dieser entging Eurem edlen Vater nicht.

Antonio! sprach er eines Tages zu mir, die Rinde, die sich über Dein Herz gezogen hatte, ist endlich geborsten; die Tochter des Waffenschmiedes hat dies Wunder bewirkt, Du liebst das Mädchen. Ich bejahte es. Bange nicht vor mir, ich will Deinem Glücke nicht hinderlich sein, will nicht der Sturmwind werden, der diese Rose knickt. Versuche Dein Glück, wirb um ihr Herz, und glaubst Du nach Deinem strengen Sinn, daß es sein muß, auch um ihre Hand; die Tochter des ersten Waffenschmiedes der Stadt Mailand ist wahrlich nicht zu schlecht für einen Edelmann. Ich hatte, als Du sie das erste Mal sahest, einen tiefen Blick in Dein Herz gethan, und habe deshalb schon das Mädchen seitdem nicht wiedergesehen. Ich ergriff des Fürsten Hand und wollte sie an meine Lippen drücken, doch er schloß mich in seine Arme. Das Opfer, das ich Dir bringe, Antonio, sprach Euer edler Vater, ist gegen Deine treuen Dienste nur gering, es wird mir nicht so schwer; geh' getrost Deinem Glück entgegen.

Ich ging meinem Glück entgegen; der schlichte, an der Seite des Fürsten von Pa-

dua kaum bemerkte Antonio ward freundlich aufgenommen. Der alte Waffenſchmied freute ſich, ſo oft ich kam, und Beatrice —

Hatte auch ſie dieſen zauberiſchen Namen? fuhr Carrara auf.

Auch ſie hieß Beatrice, ſie, der ich mit jedem Tage lieber und werther zu werden ſchien, und die mir meinen Aufenthalt in Mailand zum Himmel ſchuf. Denke ich jener Zeit, ſo dünkt es mir immer, ich ſäh' durch meines Lebens Nacht einen fernen Mondſchimmer, der mit ſeinem magiſchen Lichte meinen finſtern Pfad beleuchte;' es war der Lichtpunkt meines Lebens, ſchön, aber vergänglich.

Damals verließ Euer Vater, mit dem Herzoge unzufrieden, Mailand; mich ließ er dort zurück, um ſeine Geſchäfte ferner zu beſorgen. Ich erkannte ſeine Güte und benutzte meine Zeit. Täglich war ich um Beatrice, täglich ſah ich in ihr neue Reize aufblühen, neue Talente ſich entfalten; der Liebling, der Freund des Fürſten von Padua vielleicht mehr als Antonio Blancardo fand Gehör; ich warb um ihre Hand, ſie wurde mir nicht verſagt.

Antonio ſtand bei dieſen Worten auf und trat vor das enthüllte Gemälde der Florentinerin, ſah es lange an, und die Erinnerung mochte ihn dabei beglückt haben, denn mit verklärtem Antlitz verließ er es und ſetzte ſich wieder Carrara gegenüber.

Mein Stern ging unter! — fuhr er dann fort, und die Verklärung, die ſein Antlitz umſtrahlt hatte, war der ſtillen Trauer gewichen. — Ein Krieg zwiſchen Padua und Mailand entſpann ſich, und ich mußte Mailand verlaſſen, ehe ich Beatrice an den Altar führen konnte. Die Trennung ward mir ſchwer. Ich übergab die Verlobte der Fürſorge des einzigen Freundes, den ich dort zurückließ, meines Beichtvaters, eines Franziskanermönchs, der mir hoch verpflichtet war, und den ich in des Waffenſchmiedes Haus eingeführt hatte. Mit dem feierlichen Verſprechen ewiger Treue ſchied ich dann ſchweren Herzens von ihr und ging nach Padua ab. Die Fehde war kurz, Venedig trat als Vermittlerin des Streites auf, und nach der Abweſenheit einiger Monate kehrte ich in Geſchäften meines Herrn nach Mailand

zurück, den Becher seliger Hoffnung endlich zu leeren.

Es war Abend als ich einritt. Kaum in meiner Herberge abgestiegen, eilte ich in der Dämmerung zu Beatricens Wohnung. Schon in der Ferne hörte ich das Hämmern in der Werkstatt des fleißigen Meisters, sah ich die sprühenden Funken aus der rauchenden Esse; aber stärker als der Schlag der Hämmer pochte mein Herz, glühender als die Funken der Esse jagte das Blut durch meine Adern, mit jedem Fußtritte umschwebte mich eine neue Hoffnung, jeder Augenblick brachte mich meinem Glücke näher.

Habt Ihr es wohl je empfunden, Herr, wenn alle Gedanken, alle Sehnsucht, jeder Wunsch Euch nur nach einem Ziele drängte, und Ihr nach Harren und Sehnen den Fuß zum letzten Mal hebt, endlich das ersehnt Ziel zu erlangen? Das ist ein seliges, himmlisches Gefühl, es ist der Hoffnung Wunderblume, nach der man greift; es ist schmerzlich, furchtbar schmerzlich, wenn sie der Hand entschlüpft.

Ich trete in die Werkstatt ein, grüße die meist aus früherer Zeit mir noch Wohlbe-

kannten und frage nach Meiſter Filippo. Statt Antwort zeigt man ſchweigend auf die Thüre ſeines kleinen Zimmers neben der Werkſtatt, ich öffne ſie und finde den einſt ſo rüſtigen Alten bleich, abgehärmt, das greiſe Haupt auf den Arm geſtützt, auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen. Ich ſtutze bei dieſem Anblicke, er hebt das Auge, ſieht mich. — Auch das noch! ausrufend, birgt er das Geſicht in ſeiner Hand und murmelt mir ſtatt des Willkommens zu: Flieht das Haus des Unglücks, Herr, Ihr findet darin nicht, was Ihr ſucht!

Und Beatrice? rief ich mit bebender Stimme, den Tod des holden Mädchen fürchtend.

Sucht ſie nicht mehr bei ihrem Vater! erwiederte er dumpf vor ſich hin.

Soll ich ſie im Grabe ſuchen? fragte ich, das Schrecklichſte erwartend.

Sucht ſie auf dem Schloſſe des Herzogs von Mailand, wohin ſie freiwillig zog — und nun bitte ich Euch, lieber Herr, verlaßt mich, verlaßt dies Haus des Kummers, denn Euer Anblick thut mir wehe, und läßt mich mein Unglück doppelt fühlen.

Ich verließ den alten Mann, nachdem er mich mit den näheren Umständen bekannt gemacht hatte. Mein Freund — o, wer ist auch eines Pfaffen Freund — dieser Mann Gottes, dessen Aeltern ich bei dem Sturme von Cremona Gut und Leben rettete, dem ich selbst Wohlthaten erzeigt hatte, da er als Spion vom Galeazzo nach Padua geschickt und dort gefangen genommen wurde, dieser Mann hatte Beatrice durch goldene Versprechungen verlockt, und sie dem Herzoge verkuppelt.

Antonio war zu bewegt, um seine Erzählung fortsetzen zu können, er schwieg und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Aber sagt mir, Antonio! — begann nach einer allgemeinen Stille Giacomo, auf das Gemälde zeigend — was hat jene Beatrice, jene Buhlerin mit diesem Engelbilde gemein?

Viel, sehr viel! — antwortete hastig der Alte — gleiche Gestalt, gleiche Züge, der nämliche Ausdruck von Schalkheit und Herzengüte, und gebe Gott! nicht das gleiche Herz.

Und allein dieser Aehnlichkeit wegen warnt Ihr mich vor jenem Mädchen?

Die Aehnlichkeit ist zu groß, um mich nicht für Euch zittern zu lassen. Solch ein Weib, dem der Himmel die Gestalt eines Engels, das Herz eines Teufels gab, kettet uns mit unzerstörbaren Fesseln; ich habe es empfunden. Jahre sind über jene Zeit gerollt, ehe meine Wunde verharrschte, und der Anblick des Mädchens reißt sie von neuem auf und weckt die schmerzliche Erinnerung. Doch sie soll mich nicht entmannen, soll meinen Haß nicht tilgen; ich will Mann sein und aller Erinnerung spotten. Gute Nacht, Herr! Gott bewahre Euch vor Weibern und Pfaffen!

Bei diesen Worten verließ er Giacomo, der, immer noch den Blick auf das Gemälde gerichtet, sein Weggehen kaum bemerkt hatte. Nein! — sagte er, als der Alte schon lange entfernt war — Nein! solch Himmelantlitz kann nicht trügen!

II.

Während in Verona die liebliche Florentinerin so manches Herz, selbst das Herz des alten Antonio stärker klopfen ließ, hatten

ſich die Verhältniſſe mit Venedig ernſter geſtaltet. Die Republik verlangte die Aufhebung der Belagerung von Vicenza, das ihr der Herzog von Mailand abgetreten hatte, und nach langer Unterhandlung, die Pater Stefano in Venedig führte, ſah ſich der Fürſt von Padua, Trotz der Abmahnung ſeines Sohnes Franzesco, genöthigt, dies Opfer zu bringen. Aber dieſe Nachgiebigkeit machte die länderdurſtige Republik nur noch anmaßender und eine entehrende Foderung nach der andern traf in Padua ein. Der Fürſt ſah wohl, daß nur das Schwert entſcheiden konnte; er traf die nöthigen Vorkehrungen, warb Kriegvolk, nahm mehre berühmte Condottieri mit ihren Schaaren in ſeine Dienſte, ſandte ſeine beiden jüngſten Söhne und ſeine Schätze nach Florenz und ſuchte dort Hilfe.

Mit dieſen eben nicht freudigen Nachrichten und mit einer bedeutenden Summe Geldes kam Pater Stefano zu dieſer Zeit nach Verona. Sein Erſcheinen war Giacomo ſelten willkommen, denn meiſt war er der Ueberbringer unangenehmer Nachrichten oder bitterer Verweiſe des Vaters. Doch diesmal

war es anders. Die Aussicht eines Krieges, in dem Giacomo eine bedeutende Rolle zugedacht war, war ihm erwünschter, als sie es wohl sollte. Der Befehl, die Besatzung Verona's auf 6000 Mann zu bringen, das nöthige Geld, was ihm Mittel gab, dies in Stand zu setzen, ließ ihn auf einen Augenblick Constanze, selbst Beatrice, vergessen, und er sprach mit jugendlichem Leichtsinne Antonio Muth ein, der eine Fehde mit Venedig für unheilbringend für die Familie Carrara hielt. Auch beunruhigten Antonio die erneuerten Warnungen, die der Fürst von Padua in einem Schreiben seinem Sohne mitgetheilt hatte, das mit den ernsten Worten schloß: Ehe ich fürchten müßte, Dein Blut fließen zu sehen, mein geliebter Sohn, eher mag das Blut der della Scala fließen.

Giacomo schauderte bei dem Gedanken, daß die beiden jungen Edlen eines bloßen Verdachtes wegen bluten sollten, aber Antonio sowohl als der Franziskaner-Mönch, die diesmal, was wohl selten geschah, einerlei Meinung waren, fanden in den Worten des Fürsten nur den weisen Entschluß, den die Klugheit gebot.

Stefano hatte diesmal außer seinem Auftrage an Giacomo noch Mancherlei in Verona zu thun. Er begab sich zuerst zu den Herren della Scala, hatte eine lange Unterredung mit ihnen, und ehe es noch zu dämmern begann, schlich er sich nach der Villa der Florentinerin. Die Mutter empfing ihn freundlich, plauderte eine Weile mit ihm, dann führte sie ihn zur Tochter, die den Mönch mit fast noch mehr Geringschätzung als das erste Mal empfing und ihm unverhohlen zeigte, daß er ihr nicht willkommen sei. Aber was hilft dies bei einem Zudringlichen, besonders bei einem zudringlichen Mönche! So lange die Mutter gegenwärtig war, schien er sich wenig um die Tochter zu bekümmern; als Jene aber das Zimmer verließ, rückte er seinen Sessel dem Sitze Beatricens näher und begann nun im vertraulichen Tone, wie zu einer alten guten Bekannten, mit ihr zu reden.

Habt keine Scheu vor mir, schöne Signora! — fuhr er fort, ohne sich an den geringschätzenden Blick und die spöttische Miene der Florentinerin zu kehren — fürchtet nicht in mir den Freund und Vertrauten des Für-

sten von Padua, ich bin einer der Eurigen, und wer Euch nur einmal sah, muß in Euren Fesseln liegen und Euch wie Euer Schatten folgen.

Pater! — unterbrach ihn Beatrice, und ihre großen, dunklen Augen ruhten forschend auf Stefano — ich verstehe Euch nicht.

So mag Euch dies meine Worte verständlicher machen — sprach er, ein Kästchen aus dem Aermel seiner braunen Kutte hervorholend — dies senden Euch die, so Euch zur edlen Florentinerin umgeschaffen haben.

Staunend sah Beatrice bald auf das mit Sammet überzogene Kästchen, bald auf den Mönch, der es öffnete.

Seht nur, Signora, — sagte er widrig lächelnd — seht diese Schnur ächter Perlen; wär' es möglich, so würden sie die Weiße Eures Schwanenhalses noch heben; erlaubt dem Ueberbringer, daß er sie Euch umthue und wenigstens das Botenlohn sich gewinne, mit seinen Fingerspitzen Eueren schönen Nacken zu berühren.

Laßt sie nur ruhig in dem Kästchen liegen, — erwiederte Beatrice, der ein scharfer Beobachter es ansehen konnte, daß sie irgend

einen raschen Entschluß gefaßt haben mochte. — Mein Dank und die Erlaubniß, für mich beten zu dürfen, genüge Euch zum Lohn. Doch, mein guter Pater, — begann sie zutraulich — da Ihr in mein Geheimniß eingeweiht zu sein scheint, so sagt mir doch, wie stehen die Sachen, sind sie vorgerückt und ist der entscheidende Augenblick nahe?

Schöne Signora — erwiederte Stefano und rückte seinen Sessel noch näher — es liegt Alles in Euerer Hand, zieht Ihr das Netz zu, so ist er gefangen.

Ich? — fragte Beatrice verwundert — Erklärt Euch deutlicher.

Morgen, vielleicht schon heute, — erwiederte der Pater — wenn der girrende Tauber zu Eueren Füßen liegt, wenn —

Das eilige Hereintreten der Mutter unterbrach Stefano's Rede. Eben tritt Herr von Padua mit geringer Begleitung in den Garten, darf er Euch hier finden? fragte die Mutter.

Nicht um den Backenknochen San Franzesco's! — erwiederte Stefano schnell, indem er schon die Stimme Giacomo's in der Vorhalle hörte — Wohin verberge ich mich?

Dort hinten in jenen Alkoven! — sagte die alte Dame, welche die Thüre zu diesem Heiligthume öffnete, obgleich Beatrice nur mit Widerwillen den Mönch in ihr Schlafgemach schlüpfen sah — Behalte Fassung, — raunte ihr die Mutter zu — und komm, den Herrn von Padua in dem Saale zu empfangen. — Aber es war zu spät, ihn dort zu empfangen, Giacomo trat schon, sich entschuldigend, daß er unangemeldet erschien, in Beatricens Zimmer.

Beatrice erröthete bei seinem Eintreten, sah bald ängstlich auf die Thür des Alkovens, bald auf die Mutter, die mit sichtbarer Verlegenheit den Herrn von Padua willkommen hieß und ihn einlud, in den Saal zu treten.

Obgleich Giacomo's Seele nur mit Beatrice beschäftigt war, so war ihm doch die Verlegenheit Beider aufgefallen. Er mißtraute der dringenden Einladung, dankte und meinte, in diesem Zimmer wäre es zu schön, um nicht die wenigen Augenblicke, die ihm zu bleiben vergönnt wären, hier zuzubringen. Er sah sich, wohl etwas mißtrauisch geworden, im Zimmer um, und eben als die Mutter, wahrscheinlich, um ihre Ver-

legen-

legenheit zu verbergen, sich entfernte, fiel sein Blick auf das offene Kästchen. Er ergriff es, betrachtete die Perlenschnur, betrachtete Beatrice und es entgingen ihm ihre hochglühenden Wangen nicht. Perlen bedeuten sonst Thränen! — sagte er — diese aber scheinen eine andere Deutung zu haben.

Nein, werther Herr! — unterbrach ihn Beatrice leidenschaftlich — Auch sie bedeuten Thränen und ich werde mich nie mit ihnen schmücken.

Und warum nicht? Kommen sie nicht von liebenden Händen? fragte Giacomo scharf betonend.

Sie kommen nicht von lieben Händen, — antwortete sie schon gefaßter. — Es sind traurige Reste hingeschwundenen Wohlstandes, und schon deshalb rufen sie eher zu Thränen als zur Freude auf. Doch, gnädiger Herr! Ihr seht mich so sonderbar an, Euer Auge ruht so fest auf mir, als ob Ihr fragen wolltet: Was ist Euch? Ihr scheint mir so ernst. — Irr' ich nicht, so habt Ihr mir gesagt, Ihr liebtet die Musik und hättet schon oft auf meinen Gesang gelauscht; erlaubt Ihr mir, so will ich Euch gern ein kleines

Liedchen zur Zerſtreuung ſingen. Hört dabei, ich bitte Euch, mehr auf die Worte als auf die Töne! — Sie ergriff, ohne Giacomo's Antwort abzuwarten, die Laute und ſang:

Frage nicht, woher das Beben,
Dieſes Wallen meiner Bruſt;
Ach, es wechſeln Schmerz und Luſt
In des Menſchen regem Leben.
Liebe nur kann Wonne geben.
Aber auch den tiefſten Schmerz,
Duld' ihn nur, mein armes Herz!

Duld' und hoffe und verſchließe,
Was dich ängſtigt, was dich quält,
Haſt für's Leben ja gewählt,
Nun, ſo geize und genieße;
Oder, ward's beſchloſſen, büße!
In des Schickſals dunklem Schooß
Liegt geworfen nun dein Loos!

Liegt's enthüllt — warum noch ſchweigen,
Warum dieſe ew'ge Pein,
Muß es denn geſchieden ſein,
Will ich doch mein Herz ihm zeigen,
Meine Liebe ſender Gleichen,
Mein Gefühl in jedem Blick,
Stößt er mich auch kalt zurück! —

Stößt er mich auch zurück, ſo will ich ihn doch vor der Gefahr ſchützen und warnen! — rief ſie leidenſchaftlich, aber mit gedämpfter

Stimme, warf die Laute neben ſich und lehnte gedankenvoll das Haupt auf ihren ſchönen Arm; ihr Auge ſah dabei ſtarr auf den Boden und die ganze Geſtalt ſchien ohne Leben zu ſein. Giacomo hatte auf jedes Wort, was ſie geſungen und was ihm Worte, die der Augenblick ihr eingegeben hatte, ſchienen, genau geachtet und glaubte die Sängerin verſtanden zu haben. Waren es Worte des Herzens, oder war es Sirenengeſang? Dieſer Gedanke durchkreuzte ihn, als ein Gepolter im Alkoven ihn und Beatrice aus ihrem Sinnen weckte. Heilige Maria! — rief das Mädchen und eilte nach dem Alkoven, wohin ihr Giacomo folgte; plötzlich aber wandte ſie ſich. Kommt auf den Altan, Herr! — raunte ſie Giacomo zu, der aber, Auge und Ohr nur nach dem Alkoven gerichtet, ſich ſträubte, ihr zu folgen. Ein lauter Seufzer, der aus der Bruſt eines Mannes zu ihm drang, führte ihn nach der geſchloſſenen Thür; er riß ſie auf und Pater Steſano, aus einer Wunde am Kopfe blutend, lag vor ihm.

Helft mir, Herr! — ſtöhnte der Unglückliche — ich bin ſonſt des Todes!

Wie kommt Ihr hierher, hier in dieses Gemach, das, wie ich sehe, das Schlafzimmer der Signora ist? fragte Giacomo, ihn aufrichtend.

Um Eueres Besten willen bin ich hier! — stöhnte der Pater leise — Fragt nicht lange, weilt aber auch nicht länger hier, ich könnte Euch nicht mehr schützen; führt mich fort.

Staunend leitete der Fürst seinen alten Lehrer nach einem Sessel, sein Auge suchte Beatrice, die auf den Altan getreten war und in die Flut der Etsch hinabblickte. Signora! — fragte er, sich ihr nahend — erklärt mir, ich bitte Euch, erklärt mir dieses Räthsel; wie kam der Mönch in Euer Schlafgemach?

Warum noch schweigen? erwiederte Beatrice und ihr Auge ruhte hierbei leidenschaftlich auf Giacomo.

Muß es denn geschieden sein,
Will ich doch mein Herz ihm zeigen,
Meine Liebe sonder Gleichen,
Mein Gefühl in jedem Blick —
Stößt er mich auch kalt zurück!

Sprecht in Prosa, Signora; — unter-

brach sie Giacomo empfindlich — sprecht die Wahrheit!

Die Wahrheit? — erwiederte sie — Leset Ihr sie nicht in meinen Blicken, Herr, so ist mir nicht zu helfen.

Da ertönte die Barcarole seiner Gondoliere; er trat überrascht auf den Balkon, denn er hatte die Gondel nicht hierher beschieden; zu gleicher Zeit trat aber auch schon Antonio in das Zimmer. Als er den blutenden Stefano erblickte, fuhr er zurück. Also doch schon Blut geflossen? — sagte er — Gott gedankt, daß es Pfaffenblut ist! — Dann wendete er sich zu Giacomo. Gnädiger Herr! — sagte er ehrfurchtvoll — ich bitte Euch, mir zu folgen.

Folgt ihm, — raunte Beatrice dem Herrn von Padua zu — es ist zu Euerem Wohle.

Sagt mir, Antonio, — fragte jetzt Giacomo, der sich von seinem Erstaunen über die mancherlei Begebenheiten, die ihm in den vergangenen Stunden aufgestoßen waren, noch nicht erholen konnte — sagt mir, was ist geschehen, was bedeutet dies alles?

Was der Mönch mit blutendem Schädel hier macht, weiß ich nicht. Weshalb ich

Euch aber bitte, mir zu folgen, davon, sobald wir in San Felice sind; kommt nur, lieber Herr!

Folgt ihm! — bat Beatrice nochmal und küßte Giacomo's Hand — ich bitte, ich beschwöre Euch!

Nun, so sei es! — sagte nach langem Kampfe der Herr von Padua — Lebt wohl, Beatrice; Euerer Obhut übergebe ich den Pater. Lebt wohl, gebe Gott, daß ich mich nicht in Euch irre.

Ich glaube nicht! — sagte das Mädchen mit Feuer — Glaubt Gutes von mir und Ihr irret nicht! Sie begleitete ihn hierauf bis in den Saal. Hier ergriff plötzlich Antonio ihre Hand. Bist Du noch zu retten, Mädchen, so komm' zu mir! — rief er bewegt — ich will Dir Vater sein, wenn Du es noch verdienst. Aber nur dann, hörst Du?!

Das Mädchen lächelte sanft, wie ein Engel und nickte freudig mit dem Lockenkopfe. Wenn es Zeit ist, komme ich! — Dies sagend, ging sie, noch einen feurigen Blick auf Giacomo werfend, in ihr Zimmer zurück.

12.

Als die Männer die Gondel betraten, befahl Giacomo nach der Villa Peralta zu rudern. Herr! — bat Antonio — dort ist Euer Leben vielleicht so sehr in Gefahr als auf der Villa der Florentinerin; kommt nach San Felice.

Ich bin kein Knabe, den seine Amme am Gängelbande leitet, wohin es ihr beliebt! — entgegnete er verdrießlich. — Könnt Ihr mir über das, was mir begegnet ist, Aufschluß geben? Könnt Ihr mir sagen, wie der Pater in das Schlafgemach Beatricens, wie er zu der Kopfwunde gekommen ist? Könnt Ihr mir das Lied deuten, das sie mir sang? Dann will ich umkehren, wo nicht, so geht mein Weg nach der Villa; die Eifersucht sieht scharf, dort hoffe ich Aufklärung zu erhalten. — Antonio schwieg. — Nur eine Stunde, nur eine kurze Stunde bleibe ich dort, dann bin ich auf San Felice der Eure. Seid Ihr nun zufrieden?

Ich bin der Diener, Ihr der Herr! ich muß gehorchen! erwiederte der Alte.

Ihr seid empfindlich über meine Weiger-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18748/028

ung, Euch zu folgen. Aber gesteht selbst, Antonio, wer jenem Mädchen mit Sehnsucht in's Auge sah und den Funken der Liebe darin zu erblicken glaubt, der kann keinen andern Gedanken fassen, als den Gedanken an sie, dem ist ihr Besitz das Höchste der Erde.

Bewahre Euch Gott dafür! — sagte der Alte ernst. — Doch habt Ihr Euren Dolch bei Euch, tragt Ihr den Panzer unter Eurem Kleide?

Sorgt nicht dafür, guter Antonio! — beruhigte ihn Giacomo — Ihr wißt, ich gehe nie anders auf Abenteuer aus.

Wißt — fuhr der Alte fort — ich fürchte, schon morgen müßt Ihr den Befehl Eures Vaters vollführen und die della Scala gefangen nehmen.

Schweigt, schweigt, sprecht nur jetzt nicht von solchem Schrecklichen. Noch steht das blutende Haupt des Mönchs vor mir, und nur ihr Bild soll vor meinen Blicken stehen, nur von ihr will ich hören, nur die Worte ihres Liedes mir deuten. Ich will mich täuschen oder aus meiner Täuschung erwachen.

Wie Ihr wollt! — erwiederte Antonio

finſter — In einer Stunde mahne ich Euch zur Abfahrt.

Sie ſtiegen jetzt bei der Villa Peralta aus, Conſtanze kam ihnen wie gewöhnlich entgegen und führte Giacomo in ihr Gemach, während Antonio heute noch mehr Vorſichtmaßregeln als ſonſt traf.

Bei dem erſten Blicke, den Giacomo auf Conſtanzen warf, ſah er, daß ſie geweint hatte und noch ſehr bewegt war. — Was iſt Euch begegnet? fragte er ſie theilnehmend.

Ihr kommt von Beatrice und fragt mich noch?

Gut, daß Ihr ſie nennt! — ſagte jetzt Giacomo. — Ich kam heute beſonders in der Abſicht her, um mit Euch über die edle Florentinerin zu ſprechen. — Conſtanze lächelte bei dieſen Worten bitter, faſt hämiſch. — Es ſcheint — ſagte er, ſeine Rede ſtark betonend — man ſucht mich mit Netzen mancherlei Art zu umſtricken; die Florentinerin iſt mir räthſelhaft.

Liebt Ihr ſie? fragte Conſtanze raſch und brachte mit dieſer Frage Giacomo ſchnell aus der Faſſung.

Ob ich sie liebe? kenne ich sie doch noch zu wenig — erwiederte er endlich stockend.

O, die Liebe, Giacomo, gleicht leider in Allem der Schönheit. Ihre Frühlingtage sind die glücklichen, die Zeit nagt emsig an ihrer Blüthe und noch schneller als Schönheit ist sie dahin. Doch mich dünkt, die Stunde der Trennung schlägt für uns heute für immer. Ich will sie daher mit liebendem Herzen herbeirufen und auch jetzt noch beweisen, daß ich trotz meiner Schwachheit Eurer werth bin.

Ein getheiltes Herz genügt meiner Liebe, meinem Stolze nicht; die Frühlingblume, die man Euch zeigte, raubte der schon Entfalteten Duft und Glanz; Ihr fielt in das Netz und seid gefangen. Ich hätte Euch warnen können, doch vertraute ich anfangs mir selbst zu viel, auch Euch, und da ich sah, ich hatte mich betrogen, war ich zu stolz, Euch enttäuschen zu wollen. Ich wußte, gleich nachdem ich Euch ohne mein Wissen das Bild Beatricens gegeben hatte, daß Ihr Eure Gondel langsamer rudern ließet, wenn Ihr die Töne dieser Sirene hörtet, ich wußte daß Pater Stefano, Euer Vertrauter, bei dem Mädchen gewesen war, daß

Ihr sie besucht hattet, und schwieg. War es Stolz, Eifersucht oder Liebe, die mich bewog — ich schwieg. Jetzt aber, wo mein Schweigen Euch Gefahr bringen könnte, befiehlt mir mein thöriges Herz zu reden. Jene edle Florentinerin, hört es, Sohn des Fürsten von Padua, jene Beatrice, zu deren Füßen Ihr Euer Leben aushauchen möchtet, ist eine arme Waise aus Brescia, die die Signora Montalto, die stolze Venetianerin, aus Mitleid zu sich nahm, ist die nämliche Zofe, die Euch für Antonio della Scala hielt, und Euch an jenem für mich so verhängnißvollen Abende die Wendeltreppe des Thurmes zu ihrer Gebieterin hinaufführte. Die edle Florentinerin steht im Dienste der Venetianerin, diese im Dienste ihrer Republik, und in den Armen der Dirne sollt Ihr ein Opfer der Politik jenes Freistaates werden. — Versteht Ihr jetzt die Töne, die Euch lockten? Fühlt Ihr jetzt, weshalb Constanze Peralta zu stolz war, mit solcher Nebenbuhlerin um Euren Besitz zu ringen? Jener Engel in weiblicher Hülle, der das Herz eines wollüstigen Mönchs, selbst das des alten Antonio, Euer Herz bezaubern

konnte, ist eine feile Dirne, durch Geld bestochen, Euch den Banditen oder den Fesseln zu überliefern. Um solch elenden Preis habt Ihr mich verloren.

Constanze! — rief Giacomo zermalmt — ist, was Ihr sagtet, Wahrheit?

Wahrheit, die ich mit meinem Leben besiegeln will.

Dann verzeiht —

Verzeihen? Ja, Giacomo, ich habe Euch schon verziehen; wußte ich doch, daß die edle weibliche treue Natur der Liebe des Mannes gebricht. Meine Warnung kann Euch zeigen, daß ich Euch noch wohl will, und Euch ferner nützlich sein werde, wo ich nur kann. Wäret Ihr aber schwach genug, das Netz, das die edle Florentinerin um Euch geworfen, nicht zerreißen zu können, dann — ja dann, Giacomo, Haß statt Liebe! — Doch nein — Haß statt Freundschaft; denn was ich Liebe nenne, ist die reine heilige Flamme der Vesta, einmal verlöscht kann nur der Tod sie wieder anzünden.

Ihr habt Recht, nur der Tod, nur Blut! — sagte Giacomo ernst. — Für heute schlägt die Stunde der Trennung, ob für immer? —

Gewiß! — unterbrach ihn Conſtanze — Lebt wohl! — Auch für den herrlichen Traum, den Ihr mich träumen ließet, ſage ich Euch Dank, wenn Ihr mich auch grauſam aus ihm geweckt habt.

Er wollte ſie umarmen, ſie aber wies ihn ſtolz zurück. Zwiſchen meiner Bruſt und der eurigen, Signor, ſteht fortan Beatrice. Lebt wohl! — Sie entfernte ſich und ließ ihn allein.

Nach der Villa der Florentinerin! befahl Giacomo, als er die Gondel betrat, zum Schrecken Antonio's.

Was wollt Ihr dort, Herr? — fragte ängſtlich der Alte — Wollt Ihr Euch von neuem in Gefahr begeben?

Ich muß Gewißheit haben, ob dort Engel oder Teufel wohnen! — erwiederte Giacomo finſter. — Komm mit mir, Du ſollſt Zeuge und Richter ſein.

Bald waren ſie bei der Villa gelandet. Mit raſchem Schritte ging Giacomo von zwei Dienern mit brennenden Kerzen begleitet, voran, denn kein Licht ſchimmerte durch die im Mondenlicht glühenden Scheiben; Antonio umſtellte mit Gewaffneten das Haus,

dann folgte er schnell Es war offen, die Thüren standen weit auf, aber keine menschliche Seele kam ihnen entgegen. Sie durchschritten den Saal, überall gleiche Stille; Giacomo öffnete leise Beatricens Zimmer; da saß sie auf ihrem Ruhebett eingeschlafen; der sie bestrahlende Mond wob ein Zauberlicht, gleich einem Heiligenscheine, um ihr gebeugtes lockiges Haupt. Giacomo winkte den Dienern, ihm nicht zu folgen; nur Antonio trat mit ihm ein. Die Schläferin erwachte nicht, ihr Schlaf war so sanft, so ruhig wie der Schlaf eines lieblichen Kindes.

So schläft keine Sünderin! — sagte Giacomo leise zu Antonio. — Seht nur wie ruhig ihr Antlitz, und doch müssen wir sie wecken, welche heitere Träume sie auch umgaukeln mögen. Beatrice! — rief er jetzt ihre Hand erfassend — wacht auf!

Jesus Maria! — schrie das Mädchen, sprang vom Ruhebette, warf mit Hast die herabgefallenen Locken zurück und starrte Giacomo erschrocken an. — Ach, seid Ihr es, gnädiger Herr! Gott sei gedankt! Dacht' ich es doch, daß Ihr noch einmal hierher

kommen würdet; eilt aber nun ſchnell von hier und nehmt mich mit Euch nach San Felice; der Mann da will mir ja Vater ſein. —

Edle Florentinerin! begann Giacomo —

O, nennt mich nicht ſo, gnädiger Herr! ich bin keine Edle, bin eine Unglückliche. Nehmt mich wenigſtens aus Erbarmen mit Euch, wenn Ihr es nicht aus Liebe könnt. Aber eilt nur ſchnell von hier, überall ſchleichen Mörder umher, Eure Bruſt, nun auch die meine, zu durchbohren. Eilt, denn ſie kommen mit Macht, Eure Begleitung könnte zu ſchwach ſein; aber beſteigt die Gondel nicht wieder, auf der Etſch erwarten ſie Eure Heimfahrt, geht längs dem Ufer — eilt nach San Felice und nehmt Beatrice mit!

Sie hat Recht! — ſagte Antonio zu dem Herrn von Padua, der immer noch zweifelhaft war, was er thun ſollte. — Komm, Mädchen, gieb mir Deine Hand und folge mir, auf San Felice ſollſt Du Schutz finden. Kommt, Herr, hier iſt nicht zu ſäumen.

Giacomo, das Auge nur auf das Mädchen geheftet, folgte. Die Gondoliere führ-

ten die Gondel zurück, welcher übrigens kein Unfall begegnete; Giacomo erreichte gleichfalls ohne Abenteuer die Citadelle.

13.

Als Beatrice Giacomo's Zimmer betrat, seufzte sie tief auf. Heilige Mutter Gottes! — sprach sie dann, die Hände faltend — habe Dank, daß Du uns gerettet hast, daß ich — hier bei ihm bin. Dann schien sie einen Augenblick nachzudenken, erhob plötzlich, als sei ihr der rechte Gedanke gekommen, das gesenkte Haupt. Mein Schicksal ist entschieden, das Loos ist geworfen — unabänderlich! — Ihr, mein gnädiger Herr! — wandte sie sich jetzt zu Giacomo, der, in ihr Anschauen versunken, sie mit hoher Theilnahme betrachtete, auch Ihr, ehrwürdiger Mann, der, Trotz seinem finstern Ernste, so liebevoll an mir handelte, Ihr werdet mich fragen: Wer bist Du, Unglückliche, bist Du ein böser, bist Du ein guter Geist? Ach, ich bin eine arme, verlassene Waise, durch böse Menschen dicht an den Abgrund gebracht, vor dem, Gott gedankt,

dankt, mein Inneres erbebte und über den die Liebe mich erhob. Euch ſollte ich verderben, Herr, dieſe geringen Reize, die mir die Natur gab, ſollte ich gebrauchen, Euch zu locken, und ſeit ich Euch ſah, wollt' ich ſie nur gebrauchen, Euch zu gewinnen; meine Arme ſollten Euch umfangen, daß man Euch Feſſeln anlegen konnte, und ich wollt' Euch nur umfangen, Euch an das treu liebende Herz für ewig zu drücken. Nun wißt Ihr Alles. Venedig, die della Scala ſind Euere Feinde, Euer Leben, Euere Freiheit ſind in Verona in Gefahr.

Und Conſtanze Peralta? fragte Giacomo ſchnell.

Ich glaube, ſie liebte Euch redlich und hat keine Gemeinſchaft mit Eueren Feinden.

Und wer biſt Du? fragte jetzt Antonio.

Das Mädchen ſchien von dieſer Frage überraſcht, es bedachte ſich eine Weile, dann ſagte es; Ich habe meinen Vater nicht gekannt, nur meiner Mutter erinnere ich mich — ſie ſtarb jung — ich war acht Jahre alt, als ich weinend an ihrem Sarge ſtand.

Dein Name? fragte Antonio weiter.

Beatrice!

Der Name Deiner Mutter?

Francesca.

So nenne mir doch den Namen Deiner Familie.

Wenn im Orangenhaine der Sturm die Kronen mit ihren goldenen Früchten durchsauſ't, begann ſie mit Wehmuth — Blüthe, Blatt und Frucht herabreißt und durcheinander weit, weit wegtreibt, wie kann das welke Blatt, wie die Blüthe den Baum erkennen, dem es entſproß; es welkt dann heimathlos, und die Sehnſucht nach dem Stamme, dem es entknospete, bringt es nicht wieder an denſelben zurück. Ich kenne meinen Vater nicht, meine Mutter hat mir den Namen des ihrigen nicht genannt, und meine Großmutter nahm kurz nach meiner Mutter Tode das Geheimniß mit in's Grab.

Und weißt Du nichts von dem Geſchlechte Deiner Mutter?

Meine Großmutter war eine Mailänderin, eines reichen Waffenſchmieds Tochter, der ſie eines Fehlers wegen verſtieß.

Ahnung, Ahnung! — rief Antonio und preßte mit ſolcher Heftigkeit das Mädchen an ſeine Bruſt, daß ſie laut aufſchrie und

ſich ihm entwinden wollte — Sorge nicht, Kind! — rief der Alte tief bewegt — ich werde Dir ein treuer Vater ſein, Du ſollſt fremde Schuld nicht büßen! — Er küßte ihre Stirn und entfernte ſich, ſeine Thränen zu verbergen.

Und Ihr ſagt mir nichts, gnädiger Herr? — ſprach ſie jetzt zu Giacomo tretend — Hoffte ich doch, Ihr hättet mir immer viel, recht viel zu ſagen. Habe ich mich geirrt? Hat die arme Waiſe für Euch den Werth, den die edle Florentinerin hatte, ſo ſchnell verloren? O, ſo wäre es beſſer geweſen, ich hätte in der Villa mein Schickſal mit Ergebung erwartet.

Irre Dich nicht in mir, Beatrice! — erwiederte der Fürſt, freundlich ihre Hand erfaſſend — Dein holdes Antlitz, Deine ſchöne Geſtalt erſcheint mir immer noch als das Herrlichſte der Schöpfung!

Nur Euer Auge ſucht Beatrice, nur was es ſieht, ſpricht Euer Mund aus, nicht was Euer Herz empfindet?

Mädchen! — ſagte Giacomo ſanft und mit Schonung — laß dem Herzen, das die Begebenheiten dieſes Abends betäubt haben,

Zeit, sich zu fassen. Gieb mir Licht, daß auch Du wieder im reinsten Lichte vor mir stehst. Steh' mir Rede.

Gern, Herr!

Wie kam Stefano zu Dir?

Es ist das zweite Mal, daß der Zudringliche sich gegen meinen Willen bei mir eindrängte.

Brachte er Dir das Kästchen mit der Perlenschnur?

Ja, Herr!

Zu welchem Zwecke?

Ich glaube, zu Euerem Verderben.

Er? Unmöglich! Beatrice, sprich die Wahrheit!

Ich halte ihn für einen Spion Venedigs, mithin für Euern Feind!

Wie kam er in Dein Schlafgemach?

Das Weib, das die Rolle meiner Mutter spielen mußte, hatte Euch kommen sehen, sie wußte keinen andern Ort, ihn zu verbergen. Hier trieb ihn die Neugier, uns zu belauschen, auf einen Sessel, um so durch das Glasfenster zu lugen, das den Alkoven erleuchtet; er stürzte herunter und verwundete sich selbst.

Und was geschah, nachdem ich mich entfernt hatte?

Das von mir improvisirte Lied hatte mein Herz dem Mönche verrathen, er und die Frau fürchteten, Antonio möchte mit bewaffneter Macht zurückkehren und ich Euch Alles verrathen, deßhalb beschlossen sie, schnell die Villa zu verlassen und mich mitzunehmen. Ich mußte folgen, entsprang unter Weges, eilte nach San Felice und wurde nicht eingelassen. Da ergriff ich den verzweifelten Entschluß, in die menschenleere Villa zurückzukehren, und hoffte, wenn Ihr auch dort nicht wieder landen würdet, Euch durch meinen Gesang zu rufen und mich so zu retten.

Und bei solchen Umständen, mit solchen Gefahren umgeben, konntest Du so ruhig schlummern?

Beatrice erröthete und schwieg.

Wie war es Dir möglich, die Du mich und Dein Schicksal nur ängstlich erwarten konntest, Dich dem Schlafe zu überlassen?

Herr! ich saß im Mondlichte einsam und verlassen. Woran konnte ich denken — an mich, an mein Schicksal? Nein! nur bei Euch waren meine Gedanken, meine Wünsche,

all' mein Hoffen, und so baute ich mir ein Zauberschloß für die Zukunft, schloß die Augen, dachte an Euch, dachte — und wie sonst der Schlaf die Träume herbeiführt, brachten jetzt die Träume mir den sanften Schlummer, ich hatte einen schönen Traum.

Was träumtest Du?

Ich starb für Euch! — Doch laßt mich! — rief sie, sich aus seinen Armen windend, da er sie stürmisch umfaßt hielt — Ich habe Euch mein Herz mit seinen Schwächen und seiner Liebe offen gezeigt, edel wäre es nicht, wenn Ihr mein Geständniß auf solche Weise benutztet. Soll ich Euch ein Liedchen singen? brach sie schnell ab — Ich habe meine Laute nicht vergessen; oder soll ich Antonio rufen?

Laß nur, laß! — sagte Giacomo, sie zurückhaltend — Wozu bedürfen wir Antonio? oder glaubst Du auch hier Deine Zauberkraft an mir zu üben?

Dazu gebe mir die heilige Mutter Kraft! — rief sie begeistert — und Euch den Edelmuth, die unglückliche Lage eines Mädchens nicht zu seinem Verderben benutzen zu wollen, das Euch mit unaussprechlicher Sehn-

ſucht liebt, dem Ihr Alles auf dieſer Welt ſeid!

Und was könnte ich Dir dann noch ſein?

Sie ſchrak zuſammen. — Was Ihr mir dann noch ſein könntet? — wiederholte ſie, jedes Wort langſam dehnend — Wenn der Sturm die Roſe erfaßt, ſo knickt er ſie und ſie muß welken, dem ſchmeichelnden Weſt aber beugt ſie ſich freundlich entgegen und läßt ſich willig von ihm ſchaukeln, er knickt ſie nicht mit ſeinem zarten Hauche und ſie welkt nicht vor der Zeit. — Zürnt mir nicht, Herr! — ſagte ſie raſch, da Giacomo, wahrſcheinlich dieſem Bilde folgend, ernſt geworden war — Ohne Achtung wäre die Liebe, ja nur der perlende Schaum des Weines nicht der erquickende, geiſtige Labetrank.

Giacomo reichte ihr bei dieſen Worten freundlich die Hand, die ſie leidenſchaftlich küßte. Ich danke Euch, Herr! — ſprach ſie mit kaum hörbarer Stimme — ich fühle, daß Ihr mich verſtanden habt, die heilige Mutter ſei dafür gelobt! — Sie eilte jetzt auf den eintretenden Antonio zu. Habt Ihr für Euer Kind geſorgt, Vater, fragte ſie ihn.

Ja Beatrice, — erwiederte der Alte —

die Frau des Kastellans wird Dich in ihren Schutz nehmen; komm' folge mir.

Gute Nacht, Herr! rief Beatrice, warf noch einen seelenvollen Blick auf den Sinnenden und verließ mit Antonio das Zimmer.

14.

Diese Nacht war noch reich an Begebenheiten. Kundschafter, die Antonio ausgeschickt hatte, das Nähere zu erspähen, kamen mit der sichern Nachricht zurück, daß die Villa, worin Beatrice gewohnt, am Abende von Bewaffneten umschlichen worden sei, und zwei Fahrzeuge die Gondel Giacomo's anzugreifen bereit gewesen wären, wenn der Anschlag im Landhause nicht glückte. Ueberdieß hatte Giacomo schon früher die Gewißheit erhalten, daß von allen Seiten Kriegvolk in kleinen Haufen, und zum Theil unbewaffnet, sich Verona nähere. Antonio glaubte daher keinen Augenblick mehr versäumen zu müssen, und bestimmte endlich Giacomo, trotz dem, daß dieser sich in seinem Innern dagegen sträubte, die della Scala

gefangen nehmen zu lassen. Eine Anzahl Küraſſiere und Fußknechte rückten in aller Stille aus San Felice, vereinigten ſich mit dem in einigen feſten Plätzen in der Stadt liegenden Kriegvolke, umzingelten das Schloß der della Scala, drangen ohne bedeutenden Widerſtand ein und nahmen die beiden Brüder gefangen. Zu gleicher Zeit hatte Antonio in das Kloſter San Francesco geſchickt, den Pater Stefano nach San Felice entbieten zu laſſen; er erhielt aber die Antwort: Stefano ſei am Abend nicht in's Kloſter zurückgekehrt und man wiſſe nicht, wohin er ſich gewendet habe. Antonio war der Meinung, die Mönche hielten ihn in ihrem Kloſter verborgen, und Giacomo gab deßhalb die nöthigen Befehle, dieſes in der Stille zu bewachen.

In dem Schloſſe der della Scala fand man ſattſame Beweiſe der Verſchwörung gegen den Fürſten von Padua. Venedig hielt Kriegvolk in Bereitſchaft, das mit den Bürgern von Verona hinreichend war, die Beſatzung der Paduaner im Zaume zu halten. Hauptſächlich ſollte man ſich aber der Perſon Giacomo's bemächtigen und, jedoch

nur im Fall er Widerstand leiste, ihn tödten. Aus allen dem Vorgefundenen ging aber nichts hervor, das Pater Stefano angeklagt hätte; sein Name war nirgend genannt.

Giacomo vermied es, die della Scala zu sehen, und schickte sie noch in der Nacht unter starker Bedeckung nach Padua, Antonio unternahm es, sie dahin zu bringen und dem Fürsten die nöthige Aufklärung über Stefano zu geben, hauptsächlich aber dessen Befehle einzuholen, da ihm nun ein öffentlicher Bruch mit Venedig unvermeidlich schien.

Ganz Verona kam am folgenden Morgen bei der Nachricht, die geliebten Herren wären gefangen nach Padua geführt worden, in Bewegung. Die Bürger rotteten sich zusammen, einige erschienen selbst bewaffnet auf dem Marktplatze, und es schien zu ernsten, blutigen Auftritten zu kommen; aber bald zerstreute das Kriegvolk die Zusammengerotteten und Giacomo mischte sich unter sie, sprach freundlich mit ihnen und forderte sie auf, einige aus ihrer Mitte zu wählen, denen er die Beweise vorlegen wollte, daß nur Selbsterhaltung ihn zu diesem Schritte genöthigt habe. Auch versprach er ihnen, bei

dem Fürſten von Padua, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, dahin zu wirken, daß er mild mit den Gefangenen verfahre, und wenn der erſte Sturm vorüber wäre, er ſie bald wieder in ihre Mitte zurückſende. Das Volk hatte zwar wenig Glauben an die Gnade des Fürſten von Padua, doch beruhigte ſie das Wort Giacomo's, den ſie ſeiner Milde wegen liebten, und da ſie ſich nicht ſtark genug fühlten, die Söldner aus ihren Mauern zu treiben, gingen ſie murrend aber ruhig nach Hauſe. Dießmal war das Ungewitter vorübergezogen.

Antonio fand den Fürſten von Padua nicht zur Milde geſtimmt. Er hatte zu ſtarke Beweiſe in den Händen, daß die della Scala ſich gegen ihn mit Venedig verſchworen hatten und Freiheit und Leben ſeines Sohnes durch ſie gefährdet worden war; jede Rückſicht, die er ſonſt wohl gegen die mächtige Republik genommen hatte, ſchien ihm unter dieſen Umſtänden überflüſſig und er beſchloß, die beiden jungen Edlen ſeiner Politik und ſeiner Rache zu opfern.

Antonio, der des Fürſten ernſten feſten Charakter nur zu genau kannte, hatte dieß

gleich anfangs gefürchtet, und es war ein eben so starker Grund gewesen als der Verdacht, den er auf Pater Stefano geworfen, daß er in diesem gefährlichen Augenblicke Verona und Beatrice Giacomo allein überlassen und die Gefangenen selbst nach Padua gebracht hatte. Wie erstaunte er, als er einige Stunden nach seiner Ankunft zu einer Berathung in das geheime Gemach des Fürsten trat und dort den Pater Stefano im Gespräche mit Franzesco Carrara antraf. Von der Frechheit des Mönchs überrascht, stutzte er anfangs und war unentschlossen, was er thun sollte, faßte sich aber schnell und bat den Fürsten dringend, ehe über die della Scala etwas beschlossen würde, ihm eine geheime Unterredung zu gestatten.

Was Ihr mir zu sagen habt, Antonio! — erwiederte der Fürst — könnt Ihr dreist in der Gegenwart meines Sohnes und des ehrwürdigen Vaters sagen; für Beide habe ich kein Geheimniß, also redet offen.

So muß ich schweigen! — entgegnete Antonio — denn es gebot mir Euer edler Sohn Giacomo, es Euch, mein gnädiger Herr, nur wenn Ihr allein wäret zu sagen.

Und ich, Euer Herr, befehle Euch, es mir in Gegenwart dieſer Männer und ſogleich zu ſagen.

Ich würde gegen meine Pflicht handeln, erfüllte ich Euern Befehl; ich werde, ich muß ſchweigen, und da Ihr meine Treue, meinen oft erprobten Gehorſam kennt, werdet Ihr überzeugt ſein, daß ich nur zu Eurem Wohl es wage, Euern Zorn auf mich zu laden. Verzeiht mir, Herr, verzeiht einem alten Diener, dem Ihr bei Gott vertrauen könnt!

Zur Sache! — unterbrach ihn der Fürſt, der nicht weiter in ihn dringen wollte. — Laßt uns jetzt berathen, was mit den della Scala zu thun iſt; ſagt uns Eure Meinung zuerſt, Antonio!

Ich ſtimme für Milde! — begann dieſer. — Nicht allein, daß ſie einem edlen Fürſten mehr ziemt als Strenge und um ſeinen Thron einen himmliſchen Glanz verbreitet, auch weil es nach meinem Bedünken die Klugheit befiehlt. Mit dem Tode ihrer geliebten Herren ſind die Veroneſer unſere erklärten Feinde, ſo lange ſie leben ſind die Gefangenen uns ſichere Bürgen für die Ruhe Verona's.

Und Deine Meinung, Francesco? wandte sich der Fürst nun zu seinem Sohne.

Ein rascher Tod, wenn wir zuvor durch die Folter ihr Verhältniß zu Venedig haben kennen gelernt, entzieht uns einer langwierigen peinlichen Unterhandlung mit der stolzen Republik, der wir bisher nur zu sehr nachgegeben haben.

Euer Urtheil ist hart, Herr! — nahm Antonio das Wort — Soll ihr Blut fließen, warum erst die Folter?

Guter Alter! — erwiederte Francesco — in dieser bewegten Zeit taugen halbe Maßregeln nichts. Das Schrecklichste ist in Italien geschehen und das Gewöhnliche führt nie zum Ziele. Wir gehen großen Begebenheiten entgegen; ein Kampf mit Venedig ist ein Kampf auf Leben und Tod, und sender Florenz nicht Hilfe, so gilt es fast nur, ehrenvoll unterzugeben. Müssen wir nicht jedes Mittel ergreifen, auch das härteste? Steht uns nicht gleiches Loos bevor wie den thörigen Männern, die sich Venedig in die Arme warfen, wobei sie höchstens erwarten konnten, daß die Republik sie unter Zärtlichkeitversicherungen so lange an die kalte, eherne

Bruſt drücken würde, bis der letzte Odem ihnen entging, der letzte Flecken verloren wäre? O, ich kenne dieſe Signoria, dieſe ſtolzen Kaufmannſeelen, die Alles nach ihrem Nutzen berechnen und denen nichts ehrwürdig iſt als ihr Gewinn!

Laß uns davon ſchweigen, Francesco! — unterbrach ihn der Fürſt unmuthig, der in den Worten des Sohnes einen Vorwurf für ſich zu finden glaubte — Theilt uns jetzt Euere Anſicht mit, ehrwürdiger Vater! wandte er ſich zu Stefano.

So wenig es auch einem Diener Gottes ziemt, ein Bluturtheil zu ſprechen, ſo befiehlt mir doch meine Anhänglichkeit an das Haus Carrara, den Rath zu ertheilen, ehe noch Geſandte von Venedig ankommen können, über ihr Leben zu gebieten. Eine abſchlägige Antwort, der Republik gegeben, die ſich gewiß für die Gefangenen verwenden wird, würde die Stolze nur noch mehr reizen, daher ſtimme ich für ſchleunigen Tod.

Mönch! fuhr Antonio auf.

Ruhig, Antonio! — unterbrach der Fürſt den Ausbruch des Zornes ſeines alten, treuen

Dieners — Ich weiß, Ihr liebt Stefano nicht —

Gott gedankt, nein!

Und so ist Euer Urtheil befangen. — Ihr seht, Antonio, — fuhr der Fürst gelassen fort — diese Beiden sind gleicher Meinung mit mir, und so können Euere Worte dießmal keinen Eingang bei mir finden.

Die della Scala müssen sterben, und schon in dieser Nacht! — Verliert kein Wort mehr, Antonio, — wandte er sich zu diesem, der wohl noch Manches zu erinnern hatte — die Sache ist abgemacht, und so laßt uns von etwas Anderem reden! — Den Krieg mit Venedig sehe ich als unvermeidlich an, darum will ich mit Euch, als einem erfahrenen Krieger, und mit meinem Sohne berathen, was zu thun ist.

So laßt den Mönch abtreten, — unterbrach Antonio den Fürsten — was soll die Kutte hier, wenn von Schlacht und Kampf die Rede ist?

Antonio! sagte der Fürst verweisend.

Ja, Herr! was braucht Pater Stefano es mit anzuhören, wenn vom Kriegvolke die

Rede

Rede iſt? Es beängſtigt nur ein frommes Gemüth. Laßt ihn abtreten. —

Er bleibe! befahl der Fürſt ernſt und unwillig.

Nun dann, — ſprach Antonio mit Feuer — So gebe Gott meinen Worten Kraft, daß ſie in Euer Innerſtes dringen und Ihr ſie für Wahrheit erkennt! Was ich Euch, nur Euch ſagen wollte, ſage ich jetzt frei und offen in Gegenwart des Elenden ſelbſt: der Pfaff iſt ein Verräther!

Beweiſet! fuhr der Fürſt von Padua auf.

Ereifert Euch nicht, Herr! — fiel ihm Stefano mit ſcheinbarer Ruhe und heuchleriſchem Lächeln in die Rede — nicht böſer Wille, nur der Wunſch, Euer Beßtes zu befördern, führt den edlen Herrn zur Uebereilung. Laßt ihn ſagen, weſſen er mich beſchuldigt, und ich werde ihm Rede ſtehen.

So rede! befahl der Fürſt.

Wo habt Ihr die Wunde an Euerer Stirn bekommen? wandte ſich jetzt Antonio mit drohender Stimme zu dem Mönche.

Als ich zum Schutze Eures edlen Sohnes mich in die Villa der Buhlerin ſchlich.

Buhlerin?! — fuhr Antonio auf — O, wäreſt Du Elender ſo rein von Schuld wie dieſe Unglückliche! —

Vergeßt meine Gegenwart nicht! warnte der Fürſt.

Als ich zu Eueres Sohnes Schutz mich in der Villa verborgen hatte, ſchlug mich einer der gedungenen Mörder, der in dem nämlichen Zimmer verborgen lag; Euer edler Sohn rettete mich.

Wer gab Dir das Käſtchen mit der Perlenſchnur? fragte Antonio weiter.

Herr! wie käme ein armer Franziskanermönch zu dergleichen Kleinodien?

Wer gab Dir das Käſtchen, das Du dem Mädchen im Namen der dankbaren Republik anboteſt?

Der Eifer ſcheint Euere Sinne zu verwirren, Herr! — erwiederte der Mönch mit kalter Ruhe — Ich, der Republik Venedig geſchworener Feind, was könnte ich für Gemeinſchaft mit ihr haben? Wer hat Euch dieß berichtet?

Beatrice!

Guter Herr Antonio, — ſagte Stefano mit mitleidigem Lächeln — hat das Wort

einer Buhlerin mehr Werth für Euch als die so viele Jahre erprobte Treue eines Freundes des Hauses Carrara, so bedauere ich Euch.

Habt Ihr, mein gnädiger Herr, ihm dieſesmal den Auftrag gegeben, zu den della Scala zu gehen und mit ihnen zu unterhandeln? fragte jetzt Antonio den Fürſten.

Nein! erwiederte dieſer.

Und doch war er länger als zwei Stunden bei ihnen, — fuhr Antonio fort.

Ich wollte ſie ausforſchen —

Pater! — fiel ihm Francesco, ungeduldig werdend, in die Rede — Wie konntet Ihr, der Vertraute meines Vaters, hoffen, ſolche kluge Männer, wie die beiden Brüder, auszuforſchen, da ſie gewiß gegen Euch auf ihrer Hut waren?

Nun! — wandte ſich Francesco an den Fürſten — da ich ſelbſt noch Manches, das Kriegweſen betreffend, in Ordnung zu bringen habe, um Euch, mein edler Vater, Alles gehörig vorlegen zu können, ſo wollte ich, nur allein dieſer Urſache wegen, Euch bitten bis dieſen Abend die Verhandlung aufzuſchieben.

Wie Du es wünſcheſt, mein Sohn! —

ſagte der Fürſt, Francesco's Abſicht errathend — Wenn es zu dämmern beginnt, kommt wieder zu mir, ehrwürdiger Herr, und auch Ihr, Antonio, und bringt dann ein verſöhnliches Herz mit.

Kehrt gleich zurück, — raunte Francesco Antonio zu, als er ſich ihm empfahl und ſich mit Stefano entfernte.

Vater, ich traue dem Mönche nicht, traute ihm ſchon längſt nicht mehr; er iſt der Republik Venedig verkauft, — begann jetzt Francesco, das Schweigen zu brechen.

Um einem altem Diener, einem bewährten Freunde zu mißtrauen, bedarf es Beweiſe, Francesco! erwiederte der Fürſt — Du wollteſt Stefano nie wohl.

Nein, Vater, er iſt ein Heuchler! — Doch ich wage es nicht, Euch zu widerſprechen, nur thue ich Euch den Vorſchlag, alles, was dieſen Abend beſchloſſen wird, das Gegentheil von dem ſein zu laſſen, was wirklich geſchehen ſoll. Trifft dann Venedig Anſtalten, dem entgegenzukommen, was heute Abend beſchloſſen ward, ſo habt Ihr die ſichere Ueberzeugung, daß Euch der Pfaffe verrathen hat.

In dieſem Augenblicke trat Antonio ein. Der Fürſt that erſt mehre Fragen an ihn, ſeinen Sohn Giacomo betreffend, dann erkundigte er ſich, wer das Mädchen ſei, die der Mönch eine Buhlerin, Antonio, der Weiberfeind, einen Engel genannt habe. — Der Alte berichtete nun Alles, und als der Fürſt erfuhr, daß Beatrice freiwillig nach San Felice mit ihnen gegangen ſei, umdüſterte ſich ſeine Stirn. Entweder iſt Euer Verdacht gegründet oder Ihr beherbergt den Satan in Euerer Mitte. Seid vorſichtig mit dem Mädchen und traut ihm nicht zu viel, ich werde ein Gleiches mit dem Mönche thun!

Am Abende, wo die Drei ſich wieder bei dem Fürſten verſammelt hatten, trug Francesco ſeinem Vater den Beſtand der Kriegmacht vor, die er weit geringer angab als ſie wirklich war, machte dem Vater den Vorſchlag, nur mit wenigem Volke die Päſſe, die nach der Poleſina führten, zu beſetzen, mit dem Hauptheere aber, zu dem der größte Theil der Beſatzung Verona's ſtoßen ſollte, Vicenza von neuem zu belagern. Meine Ehre verlangt dieß! — fuhr er fort — Schon

einmal mußte ich von den Mauern dieser Stadt abziehen, gebt mir Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen.

Der Fürst widersprach anfangs, willigte aber endlich ein, Antonio war gleicher Meinung, nur Stefano meinte, daß durch die Belagerung Vicenza's der Krieg unvermeidlich würde, er hoffe noch immer mit kleinen Aufopferungen das Ungewitter zu beschwören.

So versucht es noch einmal! — unterbrach ihn der Fürst — Geht morgen nach Venedig, unterhandelt den Frieden; jedes Opfer, das ich mit Ehren bringen kann, bringe ich ihm gern. Indeß wollen wir alles Nöthige zur Belagerung Vicenza's anordnen, damit wir sogleich, wenn, wie ich fürchte, die Signoria meine Vorschläge verwirft, zur Belagerung schreiten können. — Der Pater, nachdem er noch über die Opfer, die der Fürst zu bringen gesonnen sei, Manches mit ihm verabredet hatte, entfernte sich.

Fast schöpfe auch ich Verdacht, — begann nun der Fürst. — Nur dünkt es mir räthselhaft, weßhalb er für den schnellen Tod der della Scala stimmte.

Verehrter Vater! — nahm Francesco das

Wort — dieß iſt mir leicht erklärbar. Er ſtimmte im Geiſte der ländergierigen Republik; nicht Padua allein iſt's, wonach ſie die gierigen Arme ſtreckt, Verona, das ganze Gebiet bis an die Etſch will ſie haben, und da kann ihr nichts gelegener kommen, als daß wir durch den Tod der Herren von Verona ihr das Spiel erleichtern.

Herr! — nahm jetzt Antonio nach Francesco das Wort — ich will jedes Pfaffen Freund, jedes Weibes Diener werden, wenn der Mönch kein Verräther iſt. Gebt Acht, ob er die Probe beſteht, ob nicht Venedig in kurzem die Beſatzung Vicenza's verſtärken und ſein Heer gegen die Poleſina zuſammenziehen wird, deren Päſſe es nur ſchwach beſetzt glaubt. Seid auf Euerer Hut und hört nur dieſes Mal auf meine Warnung, wollt Ihr auch nicht auf meinen Rath hören, den Brüdern della Scala das Leben zu friſten.

Die Warnung beherzigte der Fürſt, aber den Rath befolgte er nicht. Noch in der nämlichen Nacht rollten die Häupter der Brüder, vom Beile des Henkers getroffen, vom Blocke, und die Nemeſis ſchüttelte hohnlächelnd über

den blutenden Häuptern ihre ewig flammende Fackel. Antonio reis'te, die Jünglinge aufrichtig betrauernd, am dritten Tage nach Verona zurück.

15.

Der Liebe sind zuweilen drei Tage eine Ewigkeit, oft auch nur der Raum von Secunden; dem Glücklichen vergehen sie schnell, dem Unglücklichen schleichen sie mit Schneckengang vorüber. Drei Tage sind ein wichtiger Zeitraum, da wo ein Augenblick über das ganze Leben entscheiden kann, und die drei Tage von Antonio's Abwesenheit hatten so manches auf San Felice verändert. Ohne Sorgen um sein Pflegekind war der alte Mann nach Padua gereis't, hatte er sie doch der Obhut der Kastellanin übergeben, hatte er doch mit väterlichem Ernste zu ihr gesprochen, und sie ihm mit Hand und Mund versichert, seine Lehren, seinen Rath zu befolgen, und als er jetzt am Abende nach San Felice zurückkehrte und in Giacomo's Zimmer trat, fand er, trotz Warnung, trotz Rath,

Beatrice, den Arm um Giacomo's Nacken geſchlungen, vor ihrem Bilde ſtehen. Beide waren im Anſchauen ſo vertieft, daß ſie das Eintreten des alten Mannes nicht bemerkten.

Mit welcher ganz anderen Sehnſucht blickte ich noch vor wenigen Tagen auf dieß Gemälde — ſagte eben der Herr von Padua — es war Alles, was ich von Dir, Du reizendes Weſen, mein nennen konnte, und ich ſchwelgte in den Bildern meiner Phantaſie wie ein Berauſchter, dem man nur klaren Felsquell ſtatt köſtlichen Weines reicht. Jetzt biſt Du mein, jetzt halte ich Dich mit meinen Armen umfangen, feſt drücke ich Dich an meine Bruſt und fühle alle die geträumte Seligkeit tauſendfach ſchöner verwirklicht. Was fehlt uns noch zu unſerm Glücke?

Die Ewigkeit! — erwiederte Beatrice, ihr Haupt ſanft auf ſeine Schulter beugend. — Das Glück ereilte mich ſo ſchnell, eben ſo ſchnell kann es mich wieder verlaſſen. Die Liebe der Männer ſoll flatternd ſein wie die Flügel des Schmetterlings, die Blüthenzeit des Mädchens iſt ſo kurz, wenige Tage nur blickt die Roſe prangend unter ihrer grünen Blätterkrone hervor, und wie lange

hängt sie verwelkt, bis der Sturm sie ganz entblättert. Männerliebe soll sich nur nach der Blühenden neigen, der Welkenden aber gleichgiltig zur Seite stehen.

Woher diese Erfahrungen, Beatrice? fragte Giacomo verweisend.

Woher? Ach, wüßte ich, könnte ich Rechenschaft geben, woher mir seit kurzem so mancherlei Gedanken und Gefühle gekommen sind. Weiß ich doch nicht einmal, wie die Liebe in meine unbefangene Brust schlich. Der Gedanke an Liebe, jede Neigung war mir zuwider, seit ich der stolzen Venetianerin bei ihren mancherlei Abenteuern dienen mußte. Ach, nie hätte ich damals geglaubt, einen Mann lieben, so hingebend lieben zu können. Aber soll ich nicht zagen — fuhr sie jetzt erbebend fort — soll ich nicht für mein Schicksal bangen! Denke ich an die unglückliche Constanze Peralta, so erfaßt mich eine unnennbare Angst. Drei Tage harrt sie nun schon und Ihr kommt nicht, ihr thränenvolles Auge wendet sie nach der Etsch, jeder Ruderschlag bringt ihr die Hoffnung, jede vorbeisegelnde Gondel nimmt sie ihr wieder. Lebhaft kann ich mir sie denken, wie

dann ihr Stolz erwacht, sie Herrin ihrer Leidenschaft werden will, und es doch nicht vermag. Sie dauert mich, es muß ein trostloser Zustand sein, sich so verlassen zu sehen.

Es freute Dich wohl, wenn ich hinginge, ihre Thränen zu trocknen? unterbrach sie Giacomo mit feurigen Küssen.

Ob mich das freute, fragt Ihr mich? Ja, Giacomo, geht hin, geht noch diesen Abend hin, und könnt Ihr ihre Thränen trocknen, so thut es, ich will mich darüber freuen, nur kehrt zu mir zurück.

Sonderbares Mädchen! — sagte Giacomo — Wie soll ich das deuten?

Daß die Schlange Eva, und diese den ersten Mann zur Thorheit verlockte! rief Antonio, der seinen Zorn nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Die Liebenden fuhren erschrocken aus einander und Giacomo sagte unwillig: Ich liebe nicht diese Art mich zu begrüßen, selbst nicht von Euch, Antonio! — Beatrice aber sank mit dem Ausrufe: Mein Vater, ich bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich! an des alten Mannes Brust.

Glücklich wähnst Du Dich, Elende, Un-

glückliche! — sagte Antonio entrüstet und stieß sie mit Heftigkeit zurück. — Nennst mich Vater? Stehst Du eine reine makellose Jungfrau vor mir, oder eine Schuldige?

Eine glückliche stehe ich vor Euch, Antonio, durch Liebe glücklich!

Der Alte wandte ihr verächtlich den Rücken. — Ich bitte Euch, Herr! — bat er Giacomo — entweder diese Dirne zu entlassen, oder mit mir in Euer Kabinet zu kommen, damit ich Euch die Befehle Eures edlen Vaters mittheilen kann.

Herr! — unterbrach ihn Beatrice, ihn bei der Hand festhaltend, und ihr Blick ruhte so sonderbar mitleidig auf dem alten Manne, daß er sein Auge wegwenden mußte — Euch hat die Liebe wohl nie beglückt, sonst könntet Ihr unmöglich so hart gegen mich sein.

Die Erinnerung wurde bei diesen Worten in Antonio wach, ein Seufzer drang unwillkührlich hervor. — Sie hat mich noch nie beglückt, Unglückliche! — sagte er bewegt — auch Dir reichte sie nur einen gold'nen Becher mit Gift gefüllt.

Mit Gift? Heiliger Gott! — rief sie

aus und eine Purpurröthe umzog ihre Wangen; Antonio war dieß nicht entgangen.

Kommt, Herr! — sprach er, seine Hand aus Beatricens Hand reißend, die sie noch immer fest hielt — die Befehle des Fürsten von Padua sind dringend.

Giacomo, einen Blick voll Liebe auf das Mädchen werfend, folgte Antonio in das Kabinet.

Als Beatrice allein war, trat sie vor ihr Bild und betrachtete es aufmerksam. Gleiche ich diesem Bilde — sagte sie still für sich — o, so wünsche ich nur, daß ich ihm ewig gleichen möge, daß ewig dieß Auge so freundlich, ewig der Mund so lächelnd bliebe. Aber — ich fühlte mich noch vor wenig Augenblicken so glücklich und jetzt — da schwimmen ja die Thränen schon im Auge, und der Mund möchte klagen statt zu jauchzen. Aber Muth, nur Muth, Du hast Dich ja aus dem Elende emporgewunden, Du bist ja die Seine, darfst für ihn leben, handeln und wenn es sein muß, auch sterben! — Sie nahm die Laute, warf noch einen flüchtigen Blick auf ihr Bild und verließ das Zimmer, setzte sich dann auf einen Balkon, der über die Etsch herausragte und überließ sich ihren Träumen.

16.

Antonio, den heute eine unbeschreibliche Angst erfaßt hatte, kürzte seinen Bericht so viel als möglich ab, und Giacomo war erstaunt, als er den alten, sonst so besonnenen Mann so unruhig und so schnell ihn verlassen sah. Antonio eilte durch die Prunkgemächer und befand sich bald in dem kleinen Zimmer des nordwestlichen Thurmes, das der Kastellan Beatrice eingeräumt hatte. Kaum eingetreten, riegelte er es hinter sich zu, und nach kurzem Ueberlegen, ob auch das, was er thun wollte, recht sei, begann er Alles zu durchschauen, um ein Kästchen von braunem Holze zu finden, das, so wie er sich erinnerte, Beatrice sorgfältig aus der Villa mitgenommen hatte. Er fand es nirgend und hatte fast die Hoffnung verloren, als er in einer der Fensterbrüstungen ein verschlossenes Schränkchen bemerkte, dessen Schlüssel er nirgend sah. Ohne sich lange zu bedenken, zog er seinen Dolch, öffnete es mit Gewalt und fand, was er gesucht; das Kästchen blickte ihm entgegen. Er öffnete es, und begierig, wie der Räuber seine

Beute durchſucht, nahm er, was es enthielt, Stück für Stück heraus.

Das Erſte, was er fand, war eine feingearbeitete goldene Kette, gar vorſichtig in die Hälfte eines ſeidenen Tuches gewickelt. Bei dem Schloſſe der Kette fand er einen Zeddel, auf welchem von weiblicher Hand geſchrieben ſtand: „Geſchenk vom Herrn Antonio della Scala.“ Neben dieſer Kette lag eine Schnur kleiner Perlen von unbedeutendem Werthe, und gleichfalls ein Zeddel daran, worauf man von der nämlichen Hand die Worte las: „Von meiner Gebieterin für einen ſchrecklichen Dienſt, den ich ihr leiſten ſoll; mögen die Perlen nicht zu Thränen werden.“ Tiefer unten lag ein einfacher goldener Ring nebſt einem Zeddel, auf welchem ſtand: „Von dem Maler Pietro; der Ring wird eine Bedeutung erhalten.“ Unter dem Ringe fand Antonio ein ſchön gearbeitetes kleines Käſtchen mit der Aufſchrift: „Vom Herrn Bruno; ach, könnte ich das Herz treffen, dem er beſtimmt iſt.“ Er öffnete es, und ein Dolch vom feinſten Stahle, deſſen Griff trefflich und koſtbar ge-

arbeitet war, blinkte ihm entgegen. Bei seinem Anblicke grauſ'te es Antonio, noch mehr aber, als er ein kryſtallenes Fläſchchen fand, wo auf dem daranhängenden Zeddel, jedoch von fremder Hand, geſchrieben ſtand: „Zehn Tropfen wirken in wenigen Minuten."

Warſt du das Gift, was vorhin ihrer Wangen Glut ſo purpurn hervorlockte? — rief er aus — Nun gut, wir wollen den Verſuch damit anſtellen. Und was iſt da noch? — murmelte er vor ſich hin, als er in ſeiner Unterſuchung fortfuhr — „Haare von meiner Mutter," las er. Ha, ihr ſeid gut gebettet zwiſchen Gift und Dolch! — Und dieß? — fuhr er fort — dieß? Er las: „Eine Locke meiner Großmutter." Seine zitternde Hand öffnete ein kleines, zuſammengerolltes Päckchen, und eine kaſtanienbraune Locke rollte ihm entgegen. Lange betrachtete er ſie mit Wehmuth, da fiel ſein Auge auf den Namen: Beatrice, der auf dem Blatte geſchrieben ſtand. Ja, ich erkenne dieſe Züge, ſie ſind von ihrer Hand, dieß iſt eine der ſchönen Locken, mit denen ich ſo oft in der Geisblattlaube ſpielte, wenn der Mond, durch

durch die grünen Zweige dringend, ſie beſtrahlte. Ja, das Mädchen iſt jener Beatrice Enkelin — iſt, wie ſie, die Buhlerin eines Großen. — Fluch der Geſchlechter! — rief er jetzt ſchmerzvoll aus — warum verfolgſt du die unſchuldigen Opfer von Glied zu Glied? Fluch des Schickſals, warum weckſt du mich aus meinem Schlafe, warum mähſt du das Gras, das die mitleidige Zeit über die Gräber wachſen läßt? — Starr ſah er vor ſich hin, packte das Herausgenommene gedankenlos wieder in das Käſtchen, nur die Phiole mit Gift, den ſcharfgeſchliffenen Dolch und die Locke ſeiner Beatrice nahm er mit, ſagte dann dumpf vor ſich hin: Alſo Dolch und Gift für Giacomo? — Die Schändliche! — und ſchlich ſchweren, wehmüthigen Herzens in ſein Gemach zurück.

Dort warf er ſich in aufgeregter Stimmung in einen Seſſel und überließ ſich dem Nachdenken. Aber nicht lange ſollte er ſich ſeinen Gedanken überlaſſen. Die Thüre öffnete ſich und Beatrice trat ſchüchtern herein: Antonio war durch ihren Anblick überraſcht. Was wollt Ihr hier und ſo ſpät am Abend? rief er ihr mit einem Tone zu, der eben

nicht geeignet war, der Schüchternen Muth einzuflößen. Doch brachte dieser barsche Ton eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf Beatrice hervor, er gab ihr Muth und sie trat zuversichtlich auf Antonio zu.

Herr! — begann sie — denn so muß ich Euch anreden, da ich Euch nicht mehr Vater nennen darf. — Ihr habt mich vorhin tief gekränkt und ich fühle, daß es für meine Ruhe nothwendig ist, daß Ihr eine bessere Meinung von mir erhaltet. Hört daher mein Geständniß gütig an und verdammt mich, wenn Ihr dann noch könnt.

Antonio winkte, daß sie sich setzen möchte.

Beatrice fuhr fort: Ich verlor früh meine Mutter, um deren Verlust ich heiße Thränen weinte, ein Jahr später nahm mir der Tod die Großmutter, und ich glaube, Gott nahm mir mit ihr nicht viel. — Hohe Glut umzog Antonio's Antlitz. — Eine arme Waise, nur von der Milde der Nachbarn sich erhaltend, stand ich eines Morgens vor der Thüre des kleinen Hauses, das wir bewohnt hatten, und weinte; da ging Signora Montalta vorüber, sah mich, das weinende Kind rührte sie, sie erkundigte sich nach mir und

erfuhr mein trauriges Geſchick. Ich mußte ihr folgen, ſie brachte mich in ein Kloſter, ließ mich dort erziehen und war bis daher meine edle Wohlthäterin. Im vorigen Jahre nahm ſie mich aus dem Kloſter zu ſich. Ich war in ihrem Hauſe halb ihre Geſellſchafterin, halb ihre Dienerin, ſah bald in meinem neuen Verhältniſſe, das mir, gegen das Kloſterleben betrachtet, anfangs recht angenehm erſchien, ſpäter Manches, was die Achtung für meine Wohlthäterin nicht erhöhte; ich mußte oft hilfreiche Hand zu ihren Abenteuern reichen, oft mich den Nachſtellungen der Männer, die die Signora umſchwärmten, ausgeſetzt ſehen. War es, daß die ausſchweifende Lebensart meiner Gebieterin mir Ekel einflößte, war es Stolz, der, Gott gedankt, mich nie verlaſſen hat, nie verlaſſen wird, ich durchſchritt die gefährliche Bahn ohne Fehl, und wenn auch mein natürlicher Frohſinn, mein aufgewecktes Gemüth mich zuweilen verlocken wollten, ſo ließ mich ein richtiges Gefühl doch bald den ſicheren Mittelweg finden, den Männern zu gefallen, ohne gefallen zu wollen, und ſie dennoch in Schranken zu halten.

In dieser Zeit war es, — fuhr Beatrice nach einer Pause fort — als ich während des Festes, das die della Scala gaben, das mich so tief kränkende Amt übernehmen mußte, Antonio della Scala zu meiner Gebieterin in den Thurm zu führen. Ihr wißt, daß ich Giacomo Carrara statt seiner begegnete, wißt, daß ich meinen Irrthum erkannte, ihn aber theuer bezahlen mußte; denn mit dem Blicke, der mich meinen Irrthum und Giacomo erkennen ließ, traf mein Herz der ewig verwundende Pfeil. Erklärt mir dieß, Herr! Wie kann ein Augenblick, ein so schnell entschwundener Augenblick uns so mächtig ergreifen, wie kann sich das fest verschlossene Herz so plötzlich dem Bilde eines Mannes öffnen, der, kaum gesehen, auch schon wieder verschwunden war. Von diesem Tage an fühlte ich den Schmerz hoffnungloser Liebe, fühlte ihn noch bitterer, als ich erfuhr, Giacomo Carrara liebe die stolze Witwe Peralta und werde erhört. Herr, das waren fürchterliche Tage! — Aber bald webte die Hoffnung ihre ewig grünen Blätter in meine Dornenkrone. Eines Abends ließ mich meine Gebieterin rufen, Niemand war bei ihr als

die Brüder della Scala. Hier, nachdem ſie manches über mich geſagt, meine Liſt, meine Gewandtheit, ſelbſt das Talent des Gefallens an mir gerühmt hatte, machte ſie mir den Vorſchlag, der mich früher empört haben würde, jetzt aber heilenden Balſam auf mein wundes Herz träufelte. Ich ſollte das Werkzeug ſein, Giacomo zu verderben, ſollte ihn mit meinen Reizen umgarnen, und ihn ſo, lebendig oder todt, ſeinen Feinden überliefern. Da man wußte, er fahre alle Abende in ſeiner Gondel nach der Villa Peralta, wurde die Villa, wo Ihr mich getroffen, zum Schauplatze der Schandthat auserſehen. Ein mir widriges Weib, das ich früher nicht gekannt hatte, mußte die Rolle meiner Mutter ſpielen; ich wurde übrigens ſtreng beobachtet, und es war mir die genaueſte Vorſchrift gegeben, nach der ich und nicht anders handeln mußte.

Wäre mein Herz von jeder Neigung frei geweſen, ſo glaube ich wohl, ich würde, die traurige Entwickelung, die ich herbeiführen ſollte, vergeſſend, im jugendlichen Leichtſinn eine Rolle, die meiner Eitelkeit nur ſchmeicheln konnte, mit Luſt geſpielt haben. So

aber übernahm ich ſie aus ganz andern Gründen mit Freuden. Ich wollte ihn, den ich liebte, vom Verderben retten und, Euch will ich es geſtehen, ich hoffte dabei ſein Herz zu gewinnen.

Ich gewann es. Eure Vorſicht, lieber Herr, rettete ihn, wie ich glaube; denn ohne daß ich es ahnete, war, wie ich hernach aus des Weibes und des Paters Reden vernahm, dieſer Abend beſtimmt, ihn gefangen zu nehmen, oder mißglückte dieß, ſollte ich in der folgenden —

Beatrice ſtockte.

Und was ſollteſt Du in der folgenden Nacht? fragte Antonio mit Heftigkeit.

Nichts, lieber Herr!

Rede! fuhr Antonio immer heftiger werdend auf und faßte mit Ungeſtüm ihre Hand. Sie ſchwieg.

Mädchen! — ſagte der alte Mann und ſeine Hand zitterte — ſagſt Du mir nicht, was Deine bebenden Lippen verſchloſſen, ſo wagſt Du das Aeußerſte. Du kommſt nicht

lebendig aus diesem Zimmer, ohne es mir gesagt zu haben.

So erlaubt wenigstens, daß ich mich setzen darf, — sagte das Mädchen mit fester Ruhe und ihr ganzes Wesen war verändert; statt des kindlichen Blickes, des weichen bescheidenen Tones, sah sie ernst, fast finster auf den Alten, und Wort und Ton war bestimmt.

Du schweigst noch immer? fragte Antonio, von dieser Veränderung betroffen.

Signor Antonio! — erwiderte das Mädchen — Drohung stählt stets meine Brust. Bin ich auch auf San Felice, fühle ich mich dennoch frei und nicht Sklavin, am wenigsten Eure Sklavin zu sein. Leicht könnte ich Euch sagen, was ich zurückhielt, doch jetzt, da Ihr mir befehlt und droht, schweige ich. Ueberdieß hat hier Herr Giacomo Carrara zu befehlen, nicht Ihr, und wer weiß, wenn ich meine Reize in die eine Schale, Ihr Eure Verdienste in die andere legtet, welche von beiden in Giacomo's Hand steigen oder fallen würde.

Antonio mochte fühlen, daß der Eifer für das Wohl seines Herrn ihn zu weit ge-

führt hatte; er ſuchte einzulenken, Beatrice aber blieb einſylbig. Da ſtand er unter irgend einem Vorwande auf, verließ das Zimmer, kehrte jedoch nach kurzer Abweſenheit zurück.

Darf ich Euch nun verlaſſen? fragte Beatrice.

Verweilet noch einen Augenblick bei mir und verzeiht mir meine Heftigkeit, — erwiederte Antonio. — Wo es das Wohl Giacomo's gilt, da läuft Antonio's Herz oft mit dem Verſtande um die Wette, und das Herz gewinnt faſt immer den Preis. Sagt mir, was Ihr mir verborgen, oder ſagt mir es nicht, ich werde Euch darum nicht zürnen. Aber das ſage mir, Mädchen! — und ſeine Stimme wurde weich, ſein Auge naß — wenn Du, wie Du mir ſagteſt, in dem Hauſe venetianiſcher Lüſte Dein Herz, Deine Tugend rein bewahrteſt, wie konnteſt Du leichtſinnig einem Manne, auf deſſen Treue Du nur mit Zittern bauen kannſt, ſie opfern?

Langſam erhob ſich Beatrice von ihrem Sitze und ſtarrte verwundert und ernſt den Alten an. Ich verſtehe Euch, Herr! und doch

doch verſtehe ich Euch kaum. Was ich der Liebe opferte, das weiß ich ohne Euch, ich opferte ihr mein Glück, meine Ruhe; denn wer ſich jetzt den Carrara weiht, iſt, ich fürchte es, dem Unglück heimgefallen. Was die Liebe der Liebe giebt, was kümmert Euch das, was fragt Ihr danach, der die Liebe und ihre Opfer nicht kennt, und mithin ſie nicht zu würdigen verſteht? Warum beſchimpft Ihr Euren Herrn, indem Ihr ihn des Wankelmuthes zeiht? Ich bin nicht Conſtanze Peralta, ich bin eine friſche Roſe, blühend und duftend, ich habe nur den Thau, mich zu erquicken, nicht Thränen, mich zu beweinen, und meine Dornen dringen bis zum Herzen und klammern ſich dort feſt, bis der Tod ſie löſ't.

Und Dein Geruch, Roſe, iſt ein Gifthauch! murmelte Antonio, dem Mädchen unverſtändlich, vor ſich hin.

Nein, alter Herr! — fuhr Beatrice fort — er wird mich nicht verlaſſen. Eine Liebe wie die meine, uneigennützig, treu und feſt, die findet auch treue Gegenliebe. Die Zeit der Noth wird über das edle Geſchlecht Eu-

rer Herren kommen und im Unglück wird sich meine Liebe bewähren, im Unglück spinnt das Schicksal den ewigen Faden, den selbst der Tod nicht zerreißt. Auch Ihr werdet mich achten lernen!

Antonio hatte, während Beatrice mit Feuerglut gesprochen hatte, sie unverwandt angesehen; mit jedem Wort ward der Ausdruck seines Gesichtes milder, und als sie schwieg, übermannte ihn sein Gefühl. Unglückliche! rief er und schloß sie in seine Arme.

Da öffnete sich die Thüre und ein Diener trat ein. Herr Giacomo Carrara wünscht die Signora sogleich im Garten zu sprechen! — berichtete er — Ihr, Signor, möchtet sie begleiten.

So spät, und Ihr sollt mich begleiten? sagte Beatrice verwundert.

Ist das Euch so auffallend, vielleicht unangenehm? fragte Antonio.

Warum sollte es mir unangenehm sein? — erwiederte sie — Aber kommt nur! Ihr

geht ja dieſen kleinen Weg, als ob Ihr Euch zu einer Reiſe anſchicktet — ſagte ſie dann verwundert, als Antonio ſeinen Mantel umwarf und ſeinen Hut ergriff; er erwiederte jedoch nichts auf die Bemerkung und bot ihr den Arm. Sie war einen Augenblick unſchlüſſig ihn anzunehmen, dann ergriff ſie ihn und folgte Antonio.

Der Garten von San Felice war klein von Umfang und lag, von einer hohen Mauer beſchützt, an dem Ufer der Etſch, aber noch in dem Innern der Citadelle. Man mußte, um zu ihm zu gelangen, durch den innern Hof des eigentlichen Schloßgebäudes, welches Carrara bewohnte, nach dem äußern Waffenplatz gehen, wo die Beſatzung in gewölbten Gängen lagerte. Dicht am äußern Thore führte ein Pförtchen nach dem Garten. Dorthin, ſchon durch den Anblick mehrer geſattelten Roſſe, die am Thore hielten, aufmerkſam geworden, bog Beatrice ein.

Thut wie ich Euch ſagte! befahl jetzt Antonio, und in dem nämlichen Augenblicke erfaßten zwei Diener das Mädchen, verſtopften ihr den Mund und hoben ſie gewaltſam

auf das Roß. Das Thor öffnete sich, Antonio schwang sich auf seinen Streithengst und sprengte mit Beatrice, deren Roß zwei Reiter führten, über die niedergelassene Zugbrücke davon. Unweit San Felice hielt ein Trupp Geharnischter, der sie begleitete.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Vierzehntes Bändchen.

Die Carrara.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1835.

Die

Carrara.

Von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Zweite Abtheilung.

Beatrice.

Als Giacomo am andern Morgen erwachte, fand er drei Briefe ganz verschiedenen Inhaltes. Er faßte zuerst nach dem Briefe seines Vaters, den so eben ein Eilbote gebracht hatte, und öffnete ihn mit einer ängstlichen Unruhe. Der Vater benachrichtigte ihn, daß der Bruch mit Venedig unausbleiblich sei, er seine Maßregeln danach nehmen, so viel Söldner als möglich werben, und die Veroneser, die den Tod ihrer Herren zu rächen gern das Aeußerste versuchen würden, im Zaum halten solle. Er warnte ihn vor der Witwe Peralta und schloß mit der Ermahnung, in dieser ernsten Zeit sich ganz dem Ernste hinzugeben, und hierin seinem Bruder Francesco zu gleichen.

Giacomo legte empfindlich diesen Brief wieder auf den Tisch; denn es war ihm stets bitter, wenn der Vater ihm seinen ältesten Bruder, obgleich er ihn innig liebte, als Muster vorstellte, und griff hastig nach dem zweiten, dessen Aufschrift er sogleich für die Handschrift der Witwe Peralta erkannte. Er hielt ihn lange sinnend in der Hand ohne ihn zu öffnen, und überdachte, wie ungerecht er gegen diese Frau gehandelt habe, die sich ihm mit ganzer Liebe hingegeben hatte, aber der Gedanke an Beatrice, an dieses herrliche jugendliche Mädchen, verwischte bald die Reue, die sich seiner bemächtigen wollte, und er brach das Siegel.

Es sind nun vier Tage verflossen, — schrieb sie — seit ich Euch zum letzten Mal sah. Ich fühlte wohl in dem Augenblicke der Trennung, daß das Lebewohl, was ich Euch zurief, für immer sein werde. Ein edles Gemüth muß sich oft vor seinem zürnenden Schicksale beugen, wie viel mehr eine Sünderin, die es durch eigene Schuld herbeirief. Ja, Giacomo! treu und wahr, wie ich mich stets Euch zeigte, will ich auch jetzt noch sein, will mit diesen Zeilen die Pfor-

ten meiner Thorheit schließen, aber noch einmal Euch mein Herz öffnen, das dann auf immer für Euch und Jeden verschlossen bleibt.

Ich war stolz, tugendhaft zu sein; mein Stolz war Uebermuth, darum strafte mich der Himmel und sandte Euch mir. Ihr waret der erste Mann, der mein Herz bewegte, aber sicher hätte ich diese Bewegung zu unterdrücken vermocht, wäret Ihr nicht der Sohn des Fürsten von Padua gewesen; das schmeichelte meiner Eitelkeit, meinem Stolze und so konnte die Liebe auch an mir Gewalt üben.

Aber nicht lange solltet Ihr mich täuschen, denn Ihr wecktet mich früh aus meinem thörigen Traum. Wenn auch einmal gefallen, weiß ich mich doch wieder würdevoll zu erheben. Auch die Gebieter Verona's sind gefallen, der Tod hält sie fest in seinen kalten Banden, sie können sich nicht wieder erheben, der alte Stamm der della Scala liegt entwurzelt, den Stamm der Carrara erwartet ein gleiches Loos; ihn zu fällen, will ich selbst die Axt ergreifen, und aus jeder blutenden Wunde soll mir ein Balsamtropfen quellen, die Wunde meines Herzens zu hei-

len. Haß oder Freundschaft! rief ich Euch zum Abschiede zu. Der Tod der della Scala, das Leben Beatricens gebieten mir Haß, und ich spreche ihn unumwunden aus. — Constanze Peralta heuchelt nicht; sie heuchelt nicht Liebe, wo Liebe nicht mehr waltet. Mein Gebieter, mein gebrochenes Herz zu rächen, sei fortan der Zweck meines Lebens. Ihr wißt nun, was Ihr von mir zu erwarten habt, und nun lebet wohl!

Auch diesen Brief legte Giacomo neben sich und seine Gedanken wurden immer düsterer. — Sie hat nicht Unrecht! — rief er endlich aus — Ich habe nicht redlich an ihr gehandelt. Aber weiß Gott, mir grauet vor solch' einem Weibe, das mich mit unzerbrechlichen Ketten für eine Ewigkeit an sich fesseln will! Und da ich sie mit jugendlichem Leichtsinn zerreiße, schnell wie der Sturmwind sich wendet und Liebe in Haß wandeln kann. Nein, das könnt' ich nicht! Hassen werde ich sie nie! — Doch weg mit diesen finstern Bildern, hin zu Beatrice, auf deren Stirn mir der Himmel wolkenlos erscheint und zwei Sterne wonnekündend mir leuchten.

Er wollte schon hinauseilen, als sein Blick den dritten Brief traf. Von Antonio? — sagte er verwundert — Ist er nicht auf San Felice? Laß sehen! — Er öffnete und las:

Lieber theurer Herr!

Ich habe zu Eurem Wohle es gewagt, Euren Zorn auf mich zu laden; aber ich mußte rasch und eigenmächtig handeln, denn nie hättet Ihr meinen Rath befolgt und jede Stunde konnte Euch Gefahr bringen. Wenn Ihr dieses Schreiben erhaltet, ist Beatrice fern von Euch; faßt Euch als Mann, urtheilt nicht voreilig, nicht leidenschaftlich, in Kurzem bin ich wieder bei Euch; dann, wenn Ihr meine Rechtfertigung nicht achtet, biete ich mein graues Haupt Euch zur Sühne dar. Beatrice ist ein zweideutiges Wesen, das ich noch nicht durchschauen kann, und da ich Euer Leben in Gefahr glaube und gewiß bin, Ihr hättet Euch nicht von ihr losreißen können, mußte ich handeln, obgleich es mir schwer wurde, da eine Stimme in meinem Innern immer noch für das Mädchen spricht. Zürnt nicht Eurem väterlichen Freunde, der sie Euch, ist sie unschuldig, wenn

auch mit bekümmertem Herzen, wieder zuführen wird.

Antonio.

Starr vor Erstaunen hielt Giacomo den Brief in seiner zitternden Hand. Das wagtest Du, alter Graukopf! rief er, kaum seiner mächtig; dann schellte er heftig. — Schnell mein flüchtiges Roß gesattelt! — befahl er — Hundert Geharnischte sollen aufsitzen! Aber wo soll ich ihn finden? — fragte er sich, in etwas ruhiger geworden. — In dieser ernsten Zeit soll ich mich ja dem Ernsten weihen, verlangt mein edler Vater, und er hat Recht. Ich bleibe!

Herr! — trat Hauptmann Branconi unangemeldet in das Zimmer — die Nachricht von dem Tode der della Scala hat sich noch in der Nacht in Verona verbreitet; das Volk rottet sich zusammen, und vor dem Palaste ihrer ehemaligen Herren sammeln sich Bewaffnete.

Giacomo, dem dieß nicht unerwartet kam, gab die nöthigen Befehle, ließ einen Theil der Besatzung sich bereit halten und bestieg schnell das ihm vorgeführte flüchtige Roß;

die hundert Geharnischten, die auf seinen früheren Befehl bereit standen, folgten ihm.

Wie doch der Mensch so wenig Herr des künftigen Augenblickes ist! — dachte er, als er an der Spitze der Lanzenreiter dem Marktplatze zutrabte — Ich wollte das Roß besteigen, um Beatrice nachzujagen und trabe jetzt einem ernsteren Strauße entgegen.

Unter diesen Gedanken an der Ecke des Marktes angekommen, ließ er die Geharnischten halten, und nur von einigen begleitet wagte er sich unter die Haufen des Volkes, das ihm mit drohenden Blicken zurief: Gebt uns unsere guten Herren wieder, oder wenn die Nachricht gegründet ist, daß der Fürst von Padua sie hat hinrichten lassen, so erwartet das Aeußerste von uns!

Was mein edler Vater gethan, darüber ziemt dem Sohne nicht ein Urtheil zu fällen! erwiederte Giacomo mit der ihm eigenen Freundlichkeit.

Wir wissen wohl, Ihr seid ein milder Herr, Euch wollen wir schützen und schirmen, Euch lieben wir, obgleich nie ein Carrara unser Herrscher sein soll! — rief im wilden Durcheinander das aufgeregte Volk;

auch einige Stimmen riefen: Nieder mit dem Carrara! — Aber dieß Toben entmuthigte Giacomo nicht, er behielt Faſſung.

Beruhigt Euch! — bat er freundlich, ohne jedoch die Würde des Gebieters zu vergeſſen — glaubt meinen Worten. Die della Scala verdienten ihr Schickſal; ſie hatten ſich mit Venedig verbunden und dieſe freie Stadt der ſtrengen tyranniſchen Signoria verkauft.

Das lügt Ihr! riefen mehre Stimmen.

Bürger Verona's! — nahm bei dieſem Rufe Giacomo das Wort und zornig blickte er auf die Menge — Was bedürfte ich dieſes entehrenden Mittels, Euch zur Ruhe zu bringen? Ein Wink von mir, und wie dieſe Geharniſchten — er gab ihnen das verabredete Zeichen — Eure Haufen durchbrechen, ſo würden ſich die Tauſende meiner Söldner wie hungrige Wölfe auf Euch ſtürzen und die Karthaunen von San Felice Eure Häuſer zertrümmern. Doch da ſei Gott für, daß ich dieſe ſchöne, mir ſo werthe Stadt verderben wollte, ich liebe ſie zu ſehr. Darum geht nun ruhig an Eure Geſchäfte und tröſtet Euch über Euren Verluſt.

Da er ſah, daß das Volk, wenn auch

murrend, aus einander ging, ließ er die Geharnischten in der Entfernung halten, redete noch freundlich mit diesem und jenem, und glaubte schon, die Bürger würden beruhigt den Marktplatz verlassen, als eine unerwartete Erscheinung der ganzen Sache bald eine andere Wendung gegeben hätte.

Von der Straße, die vom Marktplatze nach der Brücke der Etsch führt, kam mit ansehnlichem Gefolge eine verschleierte, tief in Trauer gehüllte Dame, schritt langsam und feierlich durch die Volkhaufen, die ihr ehrerbietig Platz machten, und ging auf die Statue Mastino's della Scala, des ersten Beherrschers Verona's aus diesem Geschlechte, zu, warf sich vor ihr nieder und murmelte ein leises Gebet. Das Volk rottete sich, jedoch in einiger Entfernung, um sie, schien anfangs die Stille ihres Gebets nicht unterbrechen zu wollen und mit zu beten, nach und nach aber vernahm man einzelne Stimmen, die sich fragten: Wer ist denn diese Dame, Nachbar? Was mag sie an der Bildsäule Mastino's beten?

Auch Giacomo hatte sich mit seiner Begleitung dahin begeben, und kam in dem Augenblicke

an, als das Murmeln und Fragen die feierliche Stille unterbrach. Er konnte die Betende, die ihr Haupt gebeugt und den Rücken nach ihm gewendet hatte, nicht erkennen; er fragte deßhalb einen der Bürger, der ihm jedoch keine befriedigende Antwort geben konnte. In diesem Augenblicke erhob sich die Gestalt, schlug, ohne sich jedoch nach Carrara zu wenden, den Schleier zurück, und wohl hundert Stimmen riefen auf einmal: Die edle Witwe des Herrn Benedetto Peralta! — Die Geliebte Carrara's! setzten einige hinzu.

Ja! rief Constanze, die das Letzte nicht gehört haben mochte, und ehe noch Giacomo sich ihr nahen konnte. — Ja, es ist die Witwe Peralta, die an der Bildsäule des Ersten jenes edlen Geschlechtes für die Seelen der Gemordeten betete. Gott nehme sie auf in sein Paradies und strafe seine Mörder.

Er strafe sie! brüllte das Volk.

Constanze Peralta! rief eine ihr wohl bekannte Stimme hinter ihr, sie wandte sich, erblickte Giacomo, warf einen Blick voll Verachtung auf ihn und wandte sich wieder

um Volke. — Wer iſt unter Euch, — rief
e mit lauter Stimme — der nicht irgend
ne Wohlthat von dieſem edlen Geſchlechte
hielt, wer unter Euch hat nicht Urſache
r Andenken zu ſegnen, wem unter Euch
t es nicht Pflicht ihren Tod zu rächen?
uf Bürger Verona's!

Signora! — unterbrach ſie Giacomo —
eine Nachſicht hat ihre Grenzen —

Wie Eure Liebe! unterbrach ſie ihn höh-
iſch, doch ſo leiſe, daß nur er es verſtehen
onnte.

Geht ruhig in Eure Wohnung zurück und
ümmert Euch nicht um dergleichen Händel!
— fuhr Carrara fort. — Macht der Dame
Platz! wandte er ſich zum Volke.

Bleibt, wir beſchützen Euch! — ſchrie
ie Menge — Sprecht nur weiter, redet mit
ns von unſeren lieben ſchändlich gemordeten
Herren, wir hören gern von ihnen reden.

Doch ehe Conſtanze das Wort nehmen
onnte, raunte ihr Giacomo zu: Seid nicht
o grauſam gegen mich und zwingt mich
icht zu einer Handlung —

Bürger Verona's! — begann Conſtanze,
he er enden konnte — Hier bei der Bild-
ſäule

ſäule, Die Eure Vorfahren aus Dankbarkeit ihrem geliebten Herrn ſetzten, bei dieſem heiligen Denkmal fordere ich Euch auf —

Schweigt! — unterbrach mit Heftigkeit Giacomo die Rednerin, die ſtolz an ihm aufblickte. — Geht zu Hauſe, Bürger Verona's, und achtet meine Befehle.

Wir bleiben zum Schutze der Dame, Euch zum Trotze! riefen mehre Stimmen, deren immer mehr wurden, ſo daß zuletzt ein wildes unverſtändliches Geſchrei unter dem Volke entſtand. Da gab Carrara ſeiner Begleitung insgeheim einen Befehl; die Reiter neſtelten ſich an Conſtanze, ſo daß ihr niemand nahen konnte; zu gleicher Zeit ſchmetterten die Trompeten, raſſelten die Trommeln, und ehe noch die Veroneſer an Widerſtand denken oder es verſuchen konnten, ſich der Perſon Giacomo's und ſeiner geringen Begleitung zu bemächtigen, waren ſie durch das von allen Seiten anrückende Kriegervolk durchbrochen und flohen ohne Widerſtand.

Elendes Geſindel! — rief Conſtanze beim Anblick dieſer Flucht. — Wagt einer wohl ſein Leben für ſeinen Herrn?

Deßhalb miſcht Euch nicht in das Trei-

ben

ben dieſes Volkes, Signora! — nahm Carrara das Wort — und bedenkt, daß wenn Ihr ferner die Bürger gegen mich aufzuregen verſucht, ich, ſelbſt den Gefühlen meines Herzens entgegen, feindlich gegen Euch handeln müßte.

Den Gefühlen Eures Herzens entgegen? — unterbrach ihn Conſtanze und ihr Auge glühte zornig — Laßt Euer Herz und mich aus jeglicher Beziehung.

Dieß ſagend ſchritt ſie ohne alle Begleitung, ſo wie ſie gekommen war, wieder nach ihrer Wohnung jenſeit der Etſch zurück; ihr Landhaus hatte ſie gleich nach dem letzten Beſuche Giacomo's verlaſſen.

Während dieß in Verona geſchah, trabte Antonio mit ſeiner ſchönen Gefangenen von Lonigo, wo ſie einige Stunden geruht hatten, auf dem Wege nach Padua zu. Auf Beatricens Frage: Wohin führt Ihr mich, und weßhalb führtet Ihr mich gewaltſam von San Felice, von Giacomo hinweg? antwortete der Alte keine Sylbe, traurig ruhte ſein Blick auf dem Mädchen, in das mit der aufgehenden Sonne das Vertrauen und der Muth zurückgekehrt war. Man konnte

es Antonio anſehen, daß er mit ſich ſelbſt im Streite war und wohl ein Zweifel in ihm aufſteigen mochte, ob ſeine raſche Handlung, wobei er ſo ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſich bloß dem Augenblicke hingegeben hatte, weiſe geweſen ſei. Die unbegrenzte Liebe zu dem Geſchlechte, dem er ſeit ſeiner Jugend gedient, und die erwachte Neigung ſeines Herzens, die ihm das Mädchen werth machte, waren im Streite. Die Ruhe Beatricens, ihr ganzes Benehmen, der heitere, faſt zutrauliche Blick, mit dem ſie ihn anſah und der nur zuweilen Unmuth ausſprach, machten ihn in ſeinem Verdachte irre, und je näher er Padua kam, deſto mehr hielt er ſein Roß an und ſeine Ungeduld und Eile ſchienen jetzt gemäßigter zu ſein. —

Als ſie die Thürme von Padua erblickten und Beatrice erfuhr, welcher Stadt ſie zuritt, erbleichte ſie. Das iſt alſo die Stadt, die der Mann beherrſcht, der mit raſchem, blutigen Entſchluſſe über das Schickſal der unglücklichen della Scala entſchied? Zu dem ſtrengen Fürſten von Padua, zu ſeinem noch ſtrengeren Sohne Franceſco führt Ihr mich? — Herr Antonio! — fuhr

ſie nach einer Weile fort — mich ſchaudert bei dem Gedanken, vor den Mann zu treten.

Fürchtet Ihr ihn? fragte Antonio ſchnell.

Ja, Herr, denn ich fühle mein Unrecht!

So bekennt es, noch iſt es Zeit — vielleicht —

Vielleicht? fragte ſie geſpannt.

Vielleicht könnt' ich Euch noch retten! ſagte er raſch. —

Mich retten? Iſt mir denn die Gefahr ſo nahe? fragte das Mädchen, vor deſſen Augen ein furchtbarer Abgrund ſich öffnete.

Welch Unrecht thateſt Du? Bekenne es mir, armes Kind! ſprich hier, ſprich jetzt! bat Antonio, und Theilnahme ſprach aus jedem Worte.

Ich thöriges Mädchen habe mich in die blutigen Welthändel gemiſcht, die jetzt unſer armes Vaterland zerſtören — ſagte Beatrice traurig — habe mein Herz an einen Mann gehangen, der hoch über mir ſteht, der mich nie zu ſich hinaufziehen, deſſen Unglück ich theilen, deſſen Glück mich von ihm trennen wird. Herr Antonio! — fuhr ſie nach einer

Pauſe fort, da ſie die herabrollenden Thränen getrocknet hatte — wenn ich ſonſt in meiner einſamen Zelle ſaß, der Laute Töne entlockte, die mir Gedanken und Worte und gar ſüße Empfindungen brachten, da war ich ſo glücklich, mein Herz klopfte, meine Bruſt hob ſich, ich athmete beklommen und doch war es mir ſo wohl, ich fühlte mich ſo elig und wußte nicht warum; ich ſah dann Geſtalten vor mir ſchweben, aus denen meine Phantaſie die herrlichſte wählte, ich trat mit ihr in das Paradies meines Lebens, das mich ſo herrlich dünkte, wenn auch ein dichter Schleier es mir verbarg. Ich fühlte mich beglückt, das Glück war mir ſo neu, und ich doch ſchon ſo vertraut mit ihm, ich lebte ſicherer, ſüßer Hoffnung und wußte nicht welcher, ich hatte liebliche Träume und bei'm Erwachen ſchwanden ſie nicht, ſie begleiteten mich, wenn mich die Kloſterſchweſter zur Hora rief, ich in dem dunkeln Kreuzgange oder im Garten ging, den duftenden Roſenſtock begoß, den Myrtenzweig pflückte und ſinnend mir zum Kranze wand; und wenn der Schlummer meine Augen ſchloß, träumte ich wieder, aber es war nicht der nämliche

Traum, es war wieder ein anderer, ein eben so schöner, der mich umgaukelte.

Als ich nun fand, was ich mir ersehnt, was ich geahnet hatte, — fuhr sie nach einer Weile fort — als der Schleier zerriß, der mir das Paradies verhüllte, als ich ihn, von dem ich so oft, so lange geträumt, lebend und liebend vor mir sah, da wurde meine stille Sehnsucht zum quälenden Verlangen, in meine Gedanken woben sich Wünsche, in meine Träume fremde Bilder; ich überließ mich nicht mehr gläubig und vertrauend der verhüllten Zukunft, ich wollte sie leiten und lenken, steckte mir ein kühnes Ziel und alle meine Gedanken waren nur noch nach diesem einen Ziele gerichtet. Ich habe es erreicht, — sagte sie traurig — und kaum erreicht, ist es mir wieder so fern.

Horcht! — fuhr sie auf — Ist das nicht dumpfes Glockengeläute, das von den dunkeln Thürmen Padua's herübertönt? Grabgeläute und Todtensang empfängt mich! Seht, dort zieht nach jenem heiligen Gotteshause, welches außer den Ringmauern der Furchtbaren liegt, in aller Frühe ein Leichenzug. Seht nur, wie der Morgenwind so

lustig mit den Trauerfahnen spielt, als rauschte er gaukelnd durch ein Myrtengebüsch, wie die Morgenröthe das weiße Gewand der Brüder Dominikaner röthet, ihre Strahlen die goldene Stickerei der Grabtücher hell funkeln läßt, als wären Mönch und Grabgewand nur glühendes Leben und glänzende Hülle der Freude. — Wen mögen wohl die beiden Särge verschließen? — Was für ein Herz mag der Tod zerdrückt und dann so hart gebettet haben? — Ha! ich sehe den goldenen Falken in jener Fahne! Bist Du es, Antonio, Du Liebling der Frauen, Du Bruno, der nur finster und ernst auf mich blickte, weil ihm ein afrikanisch Weib prophezeihet hatte, ich brächte ihm den Tod. — Kommt, Herr! — bat sie Antonio — gebt Euerem Rosse die Sporen, laßt uns mitten durch den Trauerzug jagen, daß wir dem Tode entfliehen, der am frühen Morgen, wenn Alles zum Leben erwacht, so tückisch uns in den Weg tritt nnd uns vor Padua's düstern Mauern mit Grabgeläute und Grabgesang empfängt. — Aber Antonio hörte nicht auf ihre Bitten, er hielt, als sie dicht an den Zug kamen, sein Roß an, entblößte

sein Haupt, betete für die Seelen der Geopferten und ließ den Trauerzug an sich vorüber; erst dann setzte er seinen Weg fort und ritt, von Furcht und Ahnung gefoltert, mit Beatrice in das Thor von Padua ein.

Mit ungewissem Schritte betrat er den Palast des Fürsten, ließ Beatrice in einem der Säle und begab sich sogleich nach dem Gemache seines Herrn, das Mädchen anzuklagen, das allein sein verschlossenes feindliches Herz hatte zur Theilnahme bewegen können. Er trat, mit sich selbst unzufrieden und mit einer gewissen Hast unangemeldet bei dem Fürsten ein, den er mit seinem Sohne Francesco im ernsten Gespräche begriffen fand.

Was ist geschehen, Antonio? — rief der Fürst rasch aufspringend ihm entgegen — Was ist in Verona geschehen, das Euch in so gefährlicher Zeit hat bewegen können, meinen Sohn zu verlassen? Sagt es mir unverholen, aber schnell.

Herr! erwiederte Antonio, dem des Fürsten Worte eine Last mehr auf das Herz gewälzt hatten — geschehen ist bis jetzt in Verona nichts, was Euch beunruhigen könnte;

nur ein Unglück zu verhüten bin ich hier. Seid mir gegrüßt, mein junger Herr! — wandte er sich nun zu Francesco, der dem alten, von ihm hochgeehrten Manne, herzlich die Hand zum Willkommen reichte.

Nun zur Sache, Antonio! — unterbrach der Fürst die Begrüßung. — Berichtet uns, was Euch nach Padua führt. Setzt Euch, Ihr scheint von der Reise ermüdet.

Gnädiger Herr! — begann nun Antonio und wußte noch gar nicht, welche Wendung er der Sache geben sollte, wie er Beatricens vermeintliche Schuld weniger strafbar darstellen, und doch seinen Verdacht begründen sollte. Da er die Wahrheit nicht umgehen konnte, so blieb er ihr treu, erzählte wie das Erröthen Beatricens, als er zufällig von Gift gesprochen, Verdacht in ihm erweckt, wie er ihr Gemach durchsucht, und was er da gefunden habe, wobei er den Dolch und das Fläschchen mit Gift vorzeigte.

Weder der Fürst noch sein Sohn hatten ihn während der Erzählung mit einem Worte unterbrochen, jetzt aber, als er schwieg, sagte der Fürst halb lächelnd, halb mit Unmuth: Alter Weiberfeind! Ich glaube, Ihr habt

Euch von Eurem Haſſe gegen das Geſchlecht täuſchen, und Euch zu einem unüberlegten Schritte verleiten laſſen.

Auch glaubte ich, — nahm Antonio das Wort — daß es gut ſei, in dieſer ernſten Zeit das Mädchen von Eurem Sohne zu entfernen.

Darin könntet Ihr Recht haben! — meinte der Fürſt. — Doch ſagt mir, ſtand dieſe Beatrice mit der Signora Peralta in irgend einer Verbindung?

Ich glaube mit Gewißheit: Nein! ſagen zu können; wohl aber mit Signora Montalto, der Venetianerin.

Edler Vater! — unterbrach Francesco die eingetretene Stille, da der Fürſt nachdenkend im Zimmer auf- und abging, — mich dünkt, Antonio's Vorſicht iſt in vieler Hinſicht lobenswerth.

Wie ſo, mein Sohn?

Hauptſächlich freut es mich, daß meinem geliebten Bruder die Sirene entrückt iſt; er tändelt zu viel in dieſem ernſten Leben.

Weiter, weiter! ſagte der Fürſt, immer ſchneller auf- und abgehend.

Und dann ſcheint mir noch immer dieſes

Mädchen verdächtig. Wer in der fröhlichen Rosenzeit sich zu solch ernstem Spiele gebrauchen läßt, muß sehr leichtsinnig oder bösartig sein.

Du kannst Recht haben, Francesco! — unterbrach ihn der Vater — auch mir bleibt sie ein räthselhaftes Wesen.

Ueberdieß — fuhr Francesco fort — welch Unglück wäre es, wenn Antonio's Verdacht ungegründet ist? Was liegt an dem Glücke, an dem Leben einer gemeinen Dirne, wo das Glück unseres Geschlechtes, das Leben Tausender auf dem Spiele steht?

Das ist ein hartes Wort! — unterbrach ihn Antonio. — Möge Gott es nicht in Euer Schuldbuch eintragen.

Guter Alter! — fuhr Francesco fort — Ich bin vielleicht harter, aber gewiß nicht grausamer Natur; doch in einer Zeit wie die unsrige, wo jedes edlere Gefühl aus Italien verbannt zu sein scheint, wo Kunst und Wissenschaft wie ein wucherndes Unkraut in diesem verpesteten Lande nur allein noch wächst, während die Herzen verkrüppeln, Tugend welkt, und Mannskraft und Größe wie eine verdorrte Eiche, der ein Gifthauch

alles Leben nahm, blätterlos daſteht, in ſolcher Zeit verliert ein Menſchenleben ſeinen Werth, und Menſchenglück iſt nur noch ein dampfendes Opfer, dem Eigennutze gebracht.

Je länger ich nachdenke, je mehr glaube ich faſt — fuhr er nach einer Weile fort, während der Fürſt und Antonio über das Geſagte nachgrübeln mochten, — die Dirne ſpielt mit Stefano ein und daſſelbe Spiel. Wißt Ihr es, Antonio? Trotz des Fürſten Mahnung iſt er noch nicht von Venedig zurück. Was er uns von dorther wiſſen läßt, ſind zweideutige Hoffnungen, uns einzuſchläfern.

Dacht' ich es doch! — unterbrach ihn Antonio — Traue man nur Pfaffen und Weibern!

Und deßhalb dünkt es mich nothwendig, das Mädchen zu vernehmen, — fuhr Francesco fort — vielleicht kann ſie uns das ganze liſtige Gewebe entdecken, mit dem uns die Republik zu umſtricken ſucht, und geſteht ſie nicht freiwillig, dann möge die Folter —

Die Folter! — rief Antonio und ſprang heftig von ſeinem Sitze auf — Nein, ſo grauſam könnt Ihr nicht handeln.

Es ist ja nur ein Weib! — meinte Francesco — Was kümmert Euch das?

Herr! — wandte der Alte sich jetzt zum Fürsten, der, nachsinnend, auf das Gespräch nicht gehört haben machte, — nie im Leben, und siebenzig Jahre sind mir schon vorübergegangen — nie im Leben habe ich eine Handlung begonnen, die mir den Heimgang in jene Welt, die mir den Augenblick furchtbar gemacht hätte, wo ich vor den Richterstuhl des Barmherzigen treten muß. Duldet Ihr aber, daß das Mädchen gefoltert wird, so wälzt Ihr eine drückende Last auf mein greises Haupt, raubt mir die Ruhe meiner letzten Tage und stört meinen Grabesschlaf; denn ich bin des Mädchens Mörder. Uebergebt sie nicht Eurem Sohne, richtet sie selbst, denn Unglück hat Euer Herz dem Mitleid geöffnet, straft sie, wenn Ihr sie schuldig findet, aber laßt sie nicht auf die Marterbank werfen. Marter genug sendet das Schicksal dem Menschen, daß es wahrlich nicht nöthig ist, daß der Mensch den Menschen foltert, und der Schmerz das Geständniß unbewußter Schuld erpreßt.

Sagt mir, Antonio, was für ein Wun-

der ist geschehen, das Euch so für ein Weib bitten läßt? — fragte der Fürst, trotz seiner ernsten Stimmung fast lächelnd

Gnädiger Herr, habt Ihr je gehört, daß ich irgend Jemandem, und wäre es einem Pfaffen, das Urtheil sprach, auf die Marterbank geschleppt zu werden? Unter allem, was der menschliche Geist erfand, spricht nichts seine Tigernatur so furchtbar aus als dies verruchte Mittel, wodurch ein edler Mann sich selbst zum Bösewicht stempeln muß. Und ist es Euch ein Räthsel, daß mein gebrochenes Herz sich eines Weibes erbarmt, so wird es sich Euch lösen, sobald Ihr das Mädchen gesehen habt.

Mich verlangt jetzt nicht danach, — erwiederte der Fürst — sie würde mir nur meines Sohnes Leichtsinn in's Gedächtniß führen, und das möchte ich nicht. Ihr aber, alter treuer Diener meines Hauses, kehrt, sobald Ihr Euch ausgeruht habt, schleunig nach Verona zurück; ich fürchte dort Unruhen, und ohne Euch bangt mich für Giacomo.

Fürchtet nicht für ihn, mein gnädiger Herr! Ihm ist die Liebe nur die Blüthe des

Lebens, die Ehre seines Hauses dessen herrlichste Frucht; er pflückt jene in den Stunden der Ruhe, aber reißt sich freudig aus ihren Armen, wenn die Ehre ruft. Glaubt es mir, mein Fürst, Giacomo ist ein Mann, ein tüchtiger Mann, nicht allein muthig im Kampfe, sondern auch entschlossen, fest und besonnen, wenn es gilt. —

Es freut mich, dieß von Euch zu hören — sagte der Fürst — doch wünsche ich, daß Ihr schnell nach Verona zurückeilt.

Ehe des Mädchens Schicksal entschieden ist?

Noch heute!

So gebe Euch Gott ein mildes Herz, und auf Euch, Herr Francesco, möge Eure edle sanfte Gattin wirken und Euer Gemüth weicher stimmen, als es das Kriegleben gethan hat.

Wo ist das Mädchen? fragte der Fürst.

Sie erwartet unten im Saale Eure Befehle.

Carrara bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er rasch: Führt sie herauf!

Und hätte eine Stimme vom Himmel ihm die Freuden des Paradieses verkündet, sie hätte ihm nicht so lieblich tönen können, als

die Worte seines Fürsten Antonio tönten; Freude strahlte aus seinen Augen und er eilte sie zu holen.

Nachdenkend in einer Fensterwölbung sitzend, fand Antonio Beatricen. Sie blickte bei seinem Eintreten nicht auf, und so stand er, ohne daß sie es bemerkte, vor ihr und sein Auge betrachtete mit inniger Theilnahme das schöne, trauernde Mädchen. Beatrice! — rief er endlich.

Sie sprang auf. Ach, seyd Ihr es, Herr Antonio, ich meinte, Giacomo riefe mich! sagte sie traurig.

Fasse Muth! — sprach der Alte, sie beruhigen wollend — Fasse Muth, ich führe Dich vor einen milden Richter.

Habe ich denn ein Verbrechen begangen, dessen mich die Carrara zeihen könnten? — erwiederte sie im Gefühl ihrer Unschuld — Ich bin mir keines bewußt, als daß ich den Sohn des Fürsten liebe. Nun, ist Liebe ein Verbrechen, dann freilich bin ich strafbar.

Armes, unglückliches Kind! — sagte jetzt Antonio, von seinem Gefühl übermannt, und schloß sie in seine Arme — was Dir

auch Uebels begegnen möge, ſchiebe die Schuld nicht auf mich.

Waret Ihr es nicht, der mich gewaltſam hierher führte? erwiederte ſie, und in ihren Worten lag ein bitterer Vorwurf.

Ja, Mädchen! wie Dich die Liebe zu Giacomo das Schrecklichſte vollbringen laſſen würde, ſo ließ ſie auch mich Dich in's Unglück ſtürzen. — Komm'! die Stunde der Entſcheidung naht, ſie bringt Dir Wehe oder Wonne; was Dir wird, iſt auch mein Theil. Sey wahr, aber auch ſtandhaft. — Er ergriff jetzt heftig ihren Arm und zog ſie mit ſich fort.

Als ſie auf die Mitte der Marmortreppe kamen, fragte Beatrice, ihn zurückhaltend: Wohin führt Ihr mich denn?

Zu dem Fürſten von Padua! — erwiederte er dumpf vor ſich hin — Komm' nur, Beatrice, komm'.

Zu dem Fürſten von Padua? — wiederholte das Mädchen erbebend und folgte Antonio die Treppe hinauf wie das Opferlamm dem Prieſter zum Altare. Sie traten jetzt in das Gemach des Fürſten, wo Beatrice ſchüchtern an der Thüre ſtehen blieb.

Tritt näher! — rief ihr der Fürſt zu — tritt näher, Beatrice!

Das Mädchen faßte Muth und ging auf den Fürſten zu, der ſie genau in's Auge faßte; auch Francesco konnte das Wohlgefallen nicht verbergen, das er bei'm Anblicke des ſchönen Mädchens empfinden mochte.

Ich fordere Wahrheit von Dir! — begann nun der Fürſt und der Ausdruck ſeines Geſichts war mild — Was Du auch begangen haſt oder begehen ſollteſt, es iſt Dir vergeben, ſobald Du es offen bekennſt. Du warſt im Dienſt der Signora Montaldo?

Ja, Herr!

Sie ſtand im Dienſt der Republik?

Ich glaube es!

Du warſt von ihr und den della Scala abgeſchickt, meinen Sohn in Deinem Netze zu fangen und ſo ihn in's Verderben zu locken?

Ja — ich leugne es nicht!

Und verſprachſt es zu vollführen?

Das that ich mit Freuden, denn in meinen Armen, an meiner Bruſt glaubte ich Giacomo Carrara ſicher; ihn zu retten unternahm ich es.

Und wenn Du so viel Theil an ihm nahmst, warum entdecktest Du es ihm nicht gleich, warum triebst Du so lange das gefährliche Spiel mit ihm?

Beatrice erröthete.

Sprich! dein Schweigen, Dein Erröthen wird zur Anklage gegen Dich!

Herr! Alles, was mich umgab, hatte ein strenges Auge auf mich; es wäre mir nicht möglich gewesen, Euerem edlen Sohne irgend eine Nachricht mitzutheilen, — erwiederte das Mädchen stockend.

Und als er das erste Mal bei Dir war, Deine Mutter Euch verlassen hatte und Dir sattsame Gelegenheit ward, ihm Alles zu entdecken, warum thatest Du es da nicht?

Gnädiger Herr! — sagte sie mit einer Art Heftigkeit und legte dabei die Hand auf's Herz — ich wollte sein Herz durch Liebe, nicht durch Dankbarkeit gewinnen. Das Spiel war zu lockend und süß — ich wollte es mir nicht verderben; ich hatte Unrecht.

Kanntest Du Pater Stefano früher?

Nein, Herr!

Wie oft war er bei Dir?

Zwei Mal!

Trateſt Du mit ihm in irgend eine Verbindung?

Nein, denn ich hielt ihn für Giacomo's Feind!

Und biſt Du auch noch der Meinung?

Ja, Herr! ich glaube, er iſt im Dienſte der Republik und hat Euch verrathen. Er war von Allem unterrichtet, wußte, weßhalb ich in der Villa war, kannte die Abſicht der della Scala und bot mir im Namen der Republik eine Perlenſchnur an.

Die Du annahmſt?

Ich wies dies Geſchenk mit Verachtung zurück!

Aber nicht ſo die Kette, die Dir Antonio della Scala verehrte? fragte der Fürſt und ſein Antlitz wurde finſter.

Woher wißt Ihr, gnädiger Herr, daß ich von ihm eine Kette erhielt? — ſagte das Mädchen unbefangen — Ich mußte ſie annehmen und es that mir wehe, daß ich es mußte!

Und dieſe Phiole mit Gift und dieſer Dolch? — fuhr Herr Carrara fort und zeigte ihr beides, was Antonio ihm gebracht.

Wie kommt dieß in Euere Hände Herr?

— rief sie lebhaft — Hat man mir denn Alles genommen, was noch Werth für mich hatte?

Werth? unterbrach sie der Fürst.

Ja, Herr! Diesen Dolch erhielt ich von Herrn Bruno della Scala für Giacomo's Brust, das Gift von meiner Herrin für ihn, und beides verwahrte ich für mich.

Für Dich?

Ja, mein Fürst! — sprach das Mädchen, ihr Auge flammte und ein heiteres Lächeln umschwebte ihren lieblichen Mund — Wer wie ich ein so gefährliches Spiel spielt, der muß auf alles gefaßt sein. Ehe ich in den Bleikammern von San Marco meine Tage vertrauern soll, träufle ich lieber das Gift in meinen Morgentrank; ehe ich vielleicht in die Hände eines Pater Stefano fallen sollte, durchbohre ich mir lieber die Brust.

Dünkt es mich doch, wenn ich das Mädchen ansehe, als träte eine Erinnerung aus meiner Jugendzeit vor mich, als hätte ich das liebliche Gesicht schon einmal gesehen! — sagte der Fürst, sich zu Antonio wendend.

So wird es Euch leicht werden, das Räthsel zu lösen, was mich zur Theilnahme

an dem Mädchen bewegt, — erwiederte der Alte.

Ich sinne und sinne, — sprach der Fürst vor sich hin — und mein Gedächtniß will mir nicht zu Hülfe kommen.

Denkt an Mailand, gnädiger Herr, und an des Waffenschmieds Tochter.

Bei diesen Worten schrack der Fürst zusammen, sein Gesicht umwölkte sich, er brach das Gespräch schnell ab, schritt einige Mal im Zimmer auf und nieder, wie er wohl zu thun pflegte, wenn ihn etwas heftig bewegte.

Beatrice! — befahl er dann plötzlich — folge mir! — Ich will mit ihr allein sein! — sagte er im Weggehen zu seinem Sohne. Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf Antonio und folgte, wie es schien mit Widerwillen; Franzesco und Antonio sahen sich verwundert an, das Betragen des Fürsten war ihnen räthselhaft.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, ehe der Fürst, jedoch ohne Beatrice, wieder eintrat. Antonio! — sagte er, und er schien sehr aufgeregt zu sein — Ihr reitet sogleich nach Verona zurück, hundert Lanzen sollen

Euch noch unter dem Hauptmann Benedetto begleiten; sie mögen bei Giacomo bleiben, denn ich glaube, er braucht sie noch eher als wir. Die Venetianer verstärken sich in Vicenza, sie ziehen an der Polesina unter Malatesta ein Heer zusammen und alles scheint den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten zu verkünden. Seid auf Eurer Hut. Meinen Sohn grüßt von mir, sagt ihm, daß ich ihn bald in Verona heimsuchen würde, und nun reiset mit Gott.

Und Beatrice? fragte Antonio.

Sie bleibt hier.

Und ihr Loos, gnädiger Herr?

Ueberlaßt das mir —

Ach, wüßtet Ihr, warum mir das Mädchen so werth ist! sagte der alte Mann tief bewegt.

Ich weiß es, Antonio! — erwiederte der Fürst — darum ziehet in Frieden und habt keine Sorge um das Mädchen.

Darf ich sie nicht noch einmal sehen, ihr Lebewohl sagen? bat Antonio.

Der Fürst bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, doch schien es, es sei ihm

unlieb: Geht in mein Schreibzimmer, dort werdet Ihr sie finden.

Was bewegt Dich so mächtig, Du altes zerdrücktes Herz? — brummte Antonio vor sich hin, als er über eine kleine Galerie gegangen war und nun vor der Thüre des Schreibzimmers stand. — Was schlägst Du so laut? Was ist es denn weiter? — Sie ist ihrer Tochter Kind, und was kann mir jene Beatrice noch sein, die mich so schändlich betrog?

Durch diesen Gedanken verstimmt, trat er mehr unmuthig als freundlich in das Zimmer. Er fand Beatrice sinnend, ein kleines Oelgemälde betrachtend, das er schon oft bei dem Fürsten gesehen hatte; bei seinem Eintritte sprang sie auf, fiel ihm leidenschaftlich um den Hals und weinte bitterlich.

Was ist Euch, Beatrice? fragte er erschrocken.

Ihr geht nach Verona zurück und ich bleibe hier, erwiederte sie traurig.

Der Fürst von Padua ist ein edler Mann, fürchtet nichts! sagte Antonio, sie zu beruhigen.

Ich fürchten? — rief sie bitter lächelnd

und die Thränen ſchienen vertrocknet. — Der Hoffnungloſe fürchtet nichts, denn er hat nichts zu verlieren. Als die Venetianerin mich aus Erbarmen dem Elende entriß, ſtand ich, eine arme hülfloſe Waiſe, in der kleinen Straße von Breſcia, und wußte nicht, womit ich meinen Hunger ſtillen ſollte, und dennoch war ich damals reich gegen jetzt. Jetzt, alter Mann! — ſprach ſie und ihr Auge glühte, ihre Lippen bebten — jetzt bin ich ärmer als eine Bettlerin; denn das Einzige, was ich noch mein nennen konnte, auch das iſt mir geraubt! Ich bin elend, rettungslos verloren!

Beatrice, was iſt geſchehen! rief Antonio, das Furchtbarſte ahnend.

Was geſchehen wollt Ihr wiſſen? Fragt die Roſe, wenn ſie vom Sturm zerknickt auf feuchtem Boden liegt, was ihr geſchehen iſt. Mit mir iſt es aus — wird ſie Euch ſagen — ich werde welken und vergehen! Der Sonnenſtrahl, der mich einſt erwarmte und entfaltete, mir Freude und Leben gab, wird den letzten Lebentropfen aus mir ſaugen, ich werde welken und vergehen!

Sprecht deutlicher, Beatrice, ich bitte Euch!

Es giebt Dinge im Leben — erwiederte ſie feierlich — worauf ein Fluch ruht, ſie auszuſprechen, Dinge, die manchem ſo ſüß, mir eine bittere giftige Frucht ſind.

Antonio ſah ihr forſchend in das Auge, Verzweiflung ſprach aus dem ſonſt ſo freundlichen. Da fragte er, ihr Innerſtes zu erforſchen, ihr Innerſtes zu erſchüttern: Was ſoll ich Giacomo von Euch ſagen?

Bei dieſem Namen erbleichte ſie, ihre Kniee wankten, ſie mußte, um ſich aufrecht zu erhalten, den Seſſel erfaſſen; endlich ſprach ſie mit furchtbarer Ruhe: Bringt ihm ein ewiges Lebewohl — einen herzlichen Abſchiedgruß von mir.

Beatrice! rief der Alte erbebend.

Ja, alter Mann! — fuhr ſie mit anſcheinender Ruhe fort — es giebt Augenblicke im Menſchenleben, die alles umgeſtalten, die mit einem giftigen Hauche alle Wünſche, alle Gefühle verpeſten, die alles zerſtören, was die trügeriſche Hoffnung uns aufgebaut. — Als Ihr in der Stube des Waffenſchmieds erfuhret, Beatrice, meine Großmutter ſei auf dem Schloſſe Johann Galeazzo's, nicht wahr, da ſtahl dieſer Augenblick Eurer Bruſt

alle Seligkeit, nahm alle Hoffnungen auf seinen dunkeln Flügel, und fortan saht Ihr Euer geträumtes Paradies nicht wieder? — So ist es auch mir ergangen. — Mein Herz ist gebrochen, mein Herz ist Giacomo's Liebe verschlossen, ich darf nicht einmal mehr liebend an ihn denken, ohne zu erröthen, muß aus seinen Armen grausend zurückfahren, wenn er mich mit Feuergluth an seine Brust drücken wollte. Und so ist der Traum meines Lebens dahin, mein Paradies verödet und ich für dieses Leben elend, furchtbar elend!

Woher weißt Du, Unglückliche, daß Du mir durch Deine Großmutter so nahe stehst? fragte Antonio.

Ich weiß es, das genüge Euch!

Und kannst Du, darfst Du mir nicht sagen, was Dir begegnet ist?

Nein, Herr! Fragt mich nicht weiter; ich kann, ich darf Euch nicht anvertrauen, was mich unglücklich macht. Lebt wohl, grüßt Giacomo von mir. Ich will ihn, will Euch in mein Gebet schließen, und das Gebet der Unglücklichen soll ja der Himmel oft erhören!

— Sie trat auf ihn zu und küßte mit Rührung seine Hand.

Was Dir auch begegnet sei, so spricht jetzt mein Herz Dich frei von Schuld! sagte er tief erschüttert, schloß sie dann noch einmal in seine Arme und verließ sie.

Als er sich von dem Fürsten beurlaubte, gab ihm dieser ein Schreiben an seinen Sohn und die Warnung mit, ja die Veroneser streng im Zaume zu halten und Kundschafter nach Vicenza zu schicken, um von allem, was dort vorfiel, schnell unterrichtet zu sein.

Mit tief betrübtem Gemüthe ritt der Alte an der Spitze seiner Lanzen Verona zu. Was ihm seit drei Tagen begegnet war, hielt er fast für unglaublich, und doch war es wirklich geschehen. Daß sein Verdacht ungegründet gewesen, daß Beatrice mit voller Liebe an Giacomo hange, war er jetzt überzeugt, doch um desto schmerzlicher mußte es ihm sein, sich anklagen zu müssen, er habe sie durch seine übereilte gewaltthätige Handlung und daß er sie nach Padua gebracht, unglücklich gemacht. Dachte er, daß das, was er in Verona glaubte, in Padua ge-

geschehen sei, so überlief es den alten Mann eiskalt und sein Lebensmuth war dahin. Dachte er, daß er in seinen Jahren so unüberlegt gehandelt und auf einen bloßen Verdacht das Mädchen von ihrem Geliebten getrennt hatte, so quälten ihn die bittersten Vorwürfe. — Aber ging er bis in die Tiefe seines Herzens, so war eben diese Trennung der Hauptbeweggrund seiner Handlung gewesen. Nicht allein das Mädchen vom Verderben zu retten, denn das hielt er für zu spät, nein, auch einem dunklen Gefühle — war sie doch in allem seiner Beatrice so ähnlich — einem Gefühle, das ihn mit jeder Neigung des Mädchens unzufrieden gemacht haben würde, mußte er es zuschreiben, daß er sie von Giacomo zu trennen versucht hatte, und für je größere Thorheit er dieß dunkle Gefühl auch hielt, das er nicht Neid, nicht Eifersucht nennen wollte, desto tiefer fühlte er sein Unrecht, fühlte er, daß ein besonnener Mann, ein Greis, wohl mit mehr Ruhe und Ueberlegung hätte handeln müssen.

Als die Zugbrücke von San Felice vor ihm niederfiel, die Trompeten hinter ihm schmetterten und er mit seinen Lanzenreitern

durch das dunkle Thor einritt, das nämliche, durch das er Beatrice ihrem Verderben gewaltsam entgegengeführt hatte, demüthigte ihn der Gedanke, welch elendes Werkzeug der Mensch in der Hand des Schicksals sei. Hatte er nicht Beatrice retten wollen? — und sein finsteres Geschick lenkte dennoch sein Handeln zu ihrem Verderben.

Wohl eine Stunde mußte Antonio warten, ehe ihn Giacomo vorließ. Dieser war bei dem Schmettern der Trompeten an das Fenster getreten, hatte Antonio erblickt, und obgleich er sich in einer ruhigen Stunde gelobt, seinen so lang bewährten alten Freund, den gewiß nur eine gute Absicht vermocht haben konnte, ihm so wehe zu thun, ruhig anzuhören und nicht zornig zu empfangen, fühlte er sich doch bei seinem Anblicke und da er ihn ohne Beatrice zurückkommen sah, so heftig erschüttert, daß er erst Fassung suchen mußte, ehe er mit Ruhe und Haltung mit ihm sprechen konnte.

Antonio hatte in der Zeit des Harrens qualvolle Unruhe empfunden; er fühlte sich schuldig und dieß Gefühl drückte ihn nieder. Doch der Gedanke, er habe aus guter Absicht

gehandelt, hielt ihn wieder aufrecht, und so trat er getrost bei Carrara ein. Dieser empfing ihn ernst und kalt, erwiederte kaum mit leisem Kopfnicken die Verbeugung Antonio's, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Schreiben des Vaters einhändigte. Giacomo brach es auf, las es und blickte oft während des Lesens forschend auf Antonio, der gedankenvoll das Auge auf Beatricens Bild geheftet hatte. Sonderbar — räthselhaft! waren die Worte, die Carrara während des Lesens entschlüpften. Endlich trat er, den Brief in der Hand, auf Antonio zu. Was ist aus Beatrice geworden? fragte er in unfreundlichem Tone.

Sagt Euch der Brief Eures edlen Vaters nichts von ihr? entgegnete Antonio.

Mein Vater beliebt in Räthseln zu sprechen, die ich aufzulösen mich nicht gelaunt finde, — fuhr Giacomo fort. — Er schreibt mir — sagte er bitter lächelnd — ich solle Euch den wärmsten Dank sagen, statt Euch zu zürnen; weshalb und wofür sagt er nicht, und bei Gott und San Francesco, ich kann es nicht errathen, wofür ich Euch danken sollte.

Auch ich nicht! ſagte Antonio trocken.

Wo iſt Beatrice?

So viel ich weiß, an dem Hofe des Fürſten von Padua.

Und unter welchem Verhältniſſe?

Das weiß ich Euch nicht zu ſagen, gnädiger Herr!

Frei oder eine Gefangene?

Ich verließ ſie in dem Schreibzimmer des Fürſten, alſo wahrſcheinlich frei.

Und bringt Ihr mir nichts von ihr? fragte Giacomo, durch Antonio's Kälte, die er ganz falſch auslegte, zur Heftigkeit gereizt.

Ich bringe Euch wenig Erfreuliches! — erwiederte der Alte und ſein Geſicht glühte. — Ihr wißt, kein glücklicher Stern leuchtete bei meiner Geburt über mir, ich bin gemeiniglich ein Unglückbote.

Nun ſo redet, aber ſchnell. — So krächze, alter Rabe! rief Giacomo in ſeiner Heftigkeit, da Antonio noch ſchwieg.

Dieſe Sprache habe ich von Euch noch nie gehört, Herr, wohl auch noch nie um Euch verdient! ſagte der Alte beleidigt und ſchwieg ferner.

Redet, Antonio, ich bitte Euch! lenkte

Giacomo ein, ihm zur Verſöhnung die Hand reichend.

Ich ſoll Euch ein ewiges Lebewohl, ſoll Euch den Abſchiedgruß von Beatrice bringen — ſagte jetzt der Alte und in ſein Auge drängte ſich eine Thräne, da er Giacomo wie vom Blitze getroffen faſt leblos vor ſich ſtehen ſah.

Ermannt Euch, Herr! — ſagte Antonio, ihn beruhigen wollend. — Verſchließt Euer Herz der Leidenſchaft. Die Ehre ruft, die Waffen klirren, die Trompeten werden ſchallen, ſchwingt Euch auf Euer wieherndes Streitroß und erkämpft Euch den Lorbeer, ſtatt daß Ihr im Dorngebüſche die Myrthe ſucht.

Sie ſagt mir ein ewiges Lebewohl, ſendet mir ihren Abſchiedgruß! — rief Giacomo ſchmerzvoll, und die Wuth kämpfte mit der Wehmuth um die Beherrſchung ſeines Gemüthes. Endlich brach der verhaltene Schmerz in heftigen Worten aus: Wer hat das Mädchen von meinem Herzen geriſſen? rief er.

Ich, Herr! — unterbrach ihn Antonio mit Ruhe. — Ich glaubte, es ſei zu ihrem,

zu Eurem Heil, und ich kurzſichtiger Menſch irrte.

Ihr habt ſie aus meinen Armen, nicht von meinem Herzen geriſſen, Antonio! — ſagte Carrara, durch des Alten Selbſtanklage beſänftigt. — Ihr hättet mir nicht ſo wehe thun können, denn Ihr ſahet mich lieber an dem kindlich frommen Herzen des Mädchens hangen als in den Armen jedes andern Weibes. Nein, Ihr habt ihr Herz nicht von mir gewendet; wer war es, der mich ſo tief, ſo furchtbar kränken konnte?

Der Fürſt von Padua, Euer Vater! Mehr kann ich Euch nicht ſagen, denn — mehr weiß ich ſelbſt nicht — erwiederte Antonio. — Fragt mich nicht, wie und warum, ich könnte Euch nichts erwiedern, ich müßte ſchweigen. — Erlaubt, daß ich mich entferne, — fuhr er nach einer Weile fort — mein hinfälliger Körper bedarf der Ruhe, noch mehr mein krankes Gemüth.

Carrara, den Blick auf Beatricens Bild gerichtet, ſchien nicht auf ihn zu hören, ſein Geiſt war nur bei ihr, da ſchlich Antonio, ſein ferneres Befragen fürchtend, leiſe fort und ließ Carrara allein.

Antonio fand Manches in Verona verändert; die Gemüther waren aufgeregt und die Anhänger der vorigen Herrscher suchten diese Aufregung noch mehr zu nähren. Täglich wurden verdächtige Fremde ergriffen, mehre, die unter den Schmerzen der Folter gestanden hatten, daß sie von Venedig abgeschickt wären, das Volk von Verona gegen die Carrara aufzuwiegeln, waren schon hingerichtet worden, und, Trotz der Milde Giacomo's mußte er doch manchen Bürger in's Gefängniß werfen lassen, der zu laut und zu ungestüm seinen Haß gegen den Fürsten von Padua ausgesprochen hatte.

Bei der Witwe Peralta war der Versammlungort der Anhänger der della Scala, jetzt wohl eigentlich der Anhänger der Venetianischen Partei; ihr war es gleich, für wen sie handelte, handelte sie nur zum Verderben Giacomo's. Die gekränkte Liebe, vielleicht mehr noch der gekränkte Stolz, hatte ihr sonst so edles Herz ganz entartet. So kalt, so bedacht sie gewesen war, ehe die Leidenschaft zu Giacomo sie erfaßt, so heiß, so feurig ihr Herz in seinen Armen geschlagen hatte, so ungestüm, so wild schlug es jetzt

und trieb sie zur blutigen Rache. Durch ihre Kundschafter von Allem unterrichtet, was auf San Felice vorging, war ihr die gewaltsame Entführung Beatricens nicht unbekannt geblieben, und dieß war ihr erster Triumph! aber noch war sie nicht befriedigt, das Herz des Verräthers allein sollte nicht gekränkt werden, auch seine Ehre, sein ganzes Geschick, sein ganzes Haus sollte untergehen, und deßhalb hatte sie auch schon an jenem Tage, als sie vor der Bildsäule Mastino's geknieet, versucht, die Augen des Volkes auf sich zu ziehen und es zu überzeugen, daß sie jedes Band mit Carrara zerrissen habe. Jetzt verschleuderte sie ihre Schätze, das Volk aufzuwiegeln und es gegen die Söldner zu bewaffnen.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens, ihr Geld unnütz verschleudert. Die Bürger, zu schwach, sich gegen die starke Besatzung aufzulehnen, theilten zwar ihren Haß gegen die Carrara, obgleich sie Giacomo persönlich, seiner Freigebigkeit und Herablassung wegen liebten, doch fürchteten sie auch das Joch von San Marcus. Es entflammte sie zwar die Liebe zu ihren alten Herren und

sie hatten den Wunsch, ihren Tod zu rächen, aber diese Anhänglichkeit war nicht so stark, trieb sie nicht so unaufhaltsam an als das Gefühl gekränkter Liebe, gekränkten Stolzes, um, gleich Constanzen, das Aeußerste zu wagen.

Giacomo, von Allem unterrichtet, was Constanze gegen ihn unternahm, hatte sich überwunden, an sie zu schreiben und sie zu bitten, ihn nicht zu harten Maßregeln gegen sie zu zwingen. Sie hatte diesen Brief nicht einmal einer Antwort gewürdigt und nichts in ihrem Betragen geändert. Jetzt versuchte Giacomo das Letzte; er schickte Antonio zu ihr, sie zu warnen. Sie empfing ihn stolz, verschwieg es nicht, daß sie den Tod der della Scala tief empfunden habe, und wäre sie Mann, keinen Augenblick anstehen würde, ihn zu rächen, und wollte überdieß noch mit einer Art Hohn die Warnung Antonio's zurückweisen. — Dieser aber, sie zu wenig liebend, um dieß ungestraft zu dulden, sagte ihr ganz unumwunden, wie er wohl wisse, daß nicht der Tod der della Scala, sondern das Leben Beatricens der Grund sei, der sie zu unüberlegten Handlungen, zur Rache ver-

leite, und wenig geschickt, das aufgeregte Gemüth einer beleidigten Frau zu versöhnen, entflammte er durch manch bitteres Wort ihre Rache noch mehr.

Eines Nachmittags, als eben Antonio sich bei Giacomo befand und sich mit ihm über Mancherlei besprach, denn längst hatte Carrara dem Alten verziehen, störte der rasche Hufschlag von Pferden ihr Gespräch; Antonio blickte in den Schloßhof und erstaunte nicht wenig, den Fürsten von Padua mit einem bedeutenden Gefolge einreiten zu sehen. Dieß überraschte Giacomo gleichfalls, er ahnete nichts Freudiges, eilte jedoch schnell dem Vater entgegen. Dieser begrüßte ihn freundlich, schien heiter zu sein und erkundigte sich schon im Hinaufgehen nach diesem und jenem, den Zustand der Kriegvölker betreffend. Als sie in das Zimmer traten, wohin Niemand von dem Gefolge, nur Antonio sie begleiten durfte, umarmte er den Sohn nochmal herzlich und zeigte so unverstellte Freude, ihn so wohl zu sehen, daß dieser sich beruhigen zu können glaubte und die Hoffnung faßte, daß das Ungewitter ihn wenigstens nicht treffen würde. Plötzlich

aber, da der Blick des Fürsten das Bild Beatricens traf, wurde er ernst, wortkarg, nur nach und nach faßte er den abgebrochenen Faden wieder auf und begann allmälig auf den Zweck seines Hierseins zu kommen.

Der Krieg mit Venedig ist jetzt unvermeidlich! — begann er — Noch hält sowohl die Republik als ich mit den Feindseligkeiten ein, aber bloß, um die Heere zu verstärken. So lange Gonzaga den Waffenstillstand hält und Este mein Verbündeter bleibt, so lange das Heer mir treu und meine Söhne mir zur Seite stehen, so lange verzage ich nicht, obgleich ich fühle, daß ohne Unterstützung von Florenz oder ohne irgend einen glücklichen Zufall wir ein gefährlich Spiel spielen.

Dieß weiß der gerechte Gott! unterbrach ihn Antonio.

Alter! — sagte der Fürst — in unseren Jahren sehen wir die Zukunft immer düsterer, obgleich sie uns nicht mehr fern ist, denn unsere Laufbahn ist ja ohnedieß bald beendet. Deßhalb sollte dem Alter der Muth nicht fehlen, es setzt ja so wenig ein, mit einer Spanne verkrüppelten Lebens ist Alles abgethan. Darum, mein guter Antonio,

laßt den Muth nicht sinken! Ich sehe Eueren Blick wohl, der meinen Sohn trifft, ich fühle, was er sagen will; hier gilt es nicht ein Schloß, eine Schlacht zu verlieren, hier gilt es ein edles Geschlecht, das vielleicht seinem Untergange entgegen geht, hier gilt es vier hoffnungvolle Söhne! — Nun wie Gott will, er wird uns schützen! — Doch nun von dem, was Verona betrifft. Ich habe Briefe von dem Verräther Stefano an die Witwe Peralta aufgefangen, sie zeigen deutlich, daß sie für Venedig uns verderbliche Plane schmiedet. Sie muß dem aufrührerischen Volke ein warnendes Beispiel werden. Laß sie sofort gefangen nehmen und hierher führen.

Ich, mein Vater? fragte Giacomo erstaunt.

Du befiehlst in meinem Namen in Verona, — erwiederte der Fürst ernst — darum liegt es Dir ob, ausführen zu lassen, was ich befohlen. Ich kenne das Verhältniß, in welchem Du zu der Witwe Peralta gestanden hast, — fuhr er fort, da Giacomo noch zu zögern schien — ich weiß, daß dieß Verhältniß, was eine andere Thorheit trennte,

der Grund ihres Hasses gegen uns ist, aber das kümmere Dich nicht, gedenke nicht der alten Liebe, gedenke nur ihres jetzigen Hasses. Schicke Antonio; der Weiberfeind taugt am besten zu solchem Geschäfte.

Und wohin soll ich die Witwe führen? fragte Antonio, nachdem ihm Giacomo den Auftrag ertheilt hatte.

Nach San Felice! erwiederte der Fürst.

Gnädiger Herr, bedenket, hierher! wagte der Alte einzuwenden.

Ja, hierher, Antonio! Ist ihr Haß so fest eingewurzelt, daß die alte Liebe in seiner Nähe nicht wieder erwacht, so wird hoffentlich mein Sohn nicht mehr einiger Schäferstunden wegen ein Weib mit thöriger Milde behandeln wie bisher. Erwacht die alte Liebe in ihrer Brust, wirft sie wieder ihr Netz um den ewig Flatternden, desto besser, so hat sie sich selbst umstrickt und sie wird wieder eine der Unseren.

Vater, — unterbrach ihn Giacomo — hofft nicht —

Mein Sohn, — fiel ihm der Fürst lächelnd in die Rede — ich kenne Dein Herz und das Herz der Männer.

Mein Herz, begann Giacomo noch einmal —

Ist ein wandelbares Ding mit Schmetterlingflügeln, — unterbrach ihn der Fürst — weich wie Wachs', doch, Gott gedankt, in der Schlacht fest wie Erz. — Jedoch, Giacomo, an jene dort — er zeigte auf Beatricens Bild — denke nicht mehr, sie ist für Deine Leidenschaft unwiederbringlich verloren. Sie steht jetzt in meinem Schutze — sagte er scharf betonend — und nun kein Wort weiter von ihr, — setzte er ernst hinzu, dann gab er Antonio noch einige Befehle, die Verhaftung Constanzens betreffend, und begab sich in die für ihn bereiteten Gemächer.

Antonio! — sagte Carrara, seinem Vater mit Staunen nachblickend — ich verkenne ganz den Fürsten von Padua. Sonst im Betreff der Frauen so streng gegen mich, und jetzt! — Ist es Euch klar, was er damit will?

Ich glaube ihn zu durchschauen, — erwiederte Antonio, auf Beatricens Bild zeigend. — Von dieser will er Euch abziehen

und zugleich Constanze Peralta für seine Zwecke gewinnen.

Da irrt mein Vater in mir, — sagte Giacomo empfindlich. — Sie, die mir den Abschiedgruß gesandt, hat meine Schwingen gebunden, an ihr hängt das Herz auch hoffnunglos, und warum sollte ich die Hoffnung verlieren —

Hofft nichts mehr von ihr, — unterbrach ihn Antonio.

Nun wohl! — nahm Giacomo wieder das Wort — Ich versprach Euch, mich ganz meiner Pflicht zu weihen, so will ich meinem Herzen Schweigen gebieten. Geht zu Constanze, nehmt aber hinreichende Bedeckung mit, sie wäre nach dem, was sie vor einigen Tagen gethan, wohl im Stande, auf den Straßen das Volk um Hülfe anzurufen, und es würde, ich glaube fast, zu ihrer Befreiung herbeieilen. Auch bitte ich Euch, behandelt sie schonend, ich bin ihr Schonung schuldig, und mir ist es ein quälender Gedanke, die Frau, an der ich einst mit leidenschaftlicher Liebe hing, in meinem Schlosse gefangen zu sehen. — Sagt ihr, es solle ihr hier an keiner Bequemlichkeit fehlen, sie möge

eine Dienerin und alles mitbringen, was sie nur wünsche. Seid nicht hart gegen sie, ich bitte Euch darum.

Antonio versprach es, machte die nöthigen Vorkehrungen zu der Ausführung des ihm so unangenehmen Auftrages, und begab sich dann zu Constanzen. Als er bei ihr ohne alle Begleitung aber auch unangemeldet eintrat, fand er eine Menge angesehener Veroneser versammelt. Der schlaue Alte warf einen raschen Blick in dem Kreise umher, zu sehen, wer zugegen sei; dann verneigte er sich vor Constanzen und bat sie, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, da er im Auftrage des Fürsten von Padua vor ihr stände.

Ist es kein Geheimniß — nahm die Witwe das Wort, kaum die Begrüßung Antonio's erwiedernd — so mögt Ihr mir nur in Gegenwart meiner Freunde wissen lassen, was der Fürst von mir begehrt.

Ein Geheimniß ist es nicht, — erwiederte Antonio — denn in einer Stunde weiß es doch ganz Verona. Es ist bloß der Wunsch des Fürsten, daß Ihr künftig Eure Wohnung auf San Felice nehmen und mir jetzt dahin folgen sollt.

Dieß überraschte Constanze. Nieder mit dem Alten! — riefen Einige der Anwesenden, doch ein hereinstürzender Diener, der mit ängstlicher Hast verkündete, daß der ganze Palast mit Bewaffneten umringt sei, änderte plötzlich die Scene. Die Versammelten suchten sich davon zu schleichen, nur Constanze blieb ihrem Charakter treu. Ich folge Euch nicht freiwillig, — sagte sie stolz — ich weiche nur der Gewalt, damit Giacomo Carrara das Heldenwerk beginnen kann, ein Weib gewaltsam aus ihrem Palaste schleppen und zu sich führen zu lassen. — Thut was Euch befohlen ist.

Giacomo Carrara befahl mir, meinen Auftrag mit Schonung auszuführen, — unterbrach sie der Alte. — Er läßt Euch sagen, Ihr könntet alles Nöthige zu Eurer Bequemlichkeit, auch eine Eurer Frauen mit Euch nehmen, auf San Felice solltet Ihr alles zu Eurem Empfange bereit finden. Den Befehl, Euch gefangen zu nehmen, gab der Fürst, sein Vater, nicht er; Euer Stolz, Eure Widersetzlichkeit sind hier nicht angebracht. Ihr kennt mich, meine Jahre schützen mich vor dem Eindrucke, den ein schönes Weib auf ein Männerherz

machen könnte; mein Charakter ist nicht von weicher zärtlicher Art, darum fügt Euch in Euer Schicksal, folgt Eurer Vernunft, nicht Eurem Stolze; eine Sänfte steht bereit, Euch zu empfangen.

Constanze bedachte sich einen Augenblick. Von ihm also kam der Befehl nicht! — sagte sie leise vor sich hin, dann schellte sie und befahl dem eintretenden Diener Fiorella zu rufen. Das Mädchen erschien, und Antonio war von der schönen Gestalt, dem lieblichen Antlitz dieses reizenden, kaum sich entfaltenden Geschöpfes überrascht. Ordne alles, was ich zu meinem Anzuge und meiner Bequemlichkeit bedarf, — befahl sie ihr — und sorge, daß es sogleich nach San Felice gebracht wird, wohin Du mir folgst.

Ich, Signora? fragte das Mädchen, ängstlich auf Antonio schauend.

Ja, Du, in einigen Stunden erwarte ich Dich dort. — Nun kommt, Antonio! — sagte sie, ihren Mantel umwerfend — ich bin bereit, Euch zu folgen.

Wollt Ihr nicht vorher Eures Haushaltes wegen die nöthigen Anordnungen treffen? bemerkte dieser.

Laßt Euch mein Hauswesen nicht kümmern, — erwiederte sie und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Antonio bot ihr den Arm an, den sie nicht annahm; sie schritt durch die Menge trauernder Diener, tröstete sie, gab ihrem Haushofmeister noch einige Befehle und nahm in der bereitstehenden Sänfte Platz, ohne weiter ein Wort zu sagen. Auch während des ganzen Weges war sie still und redete keinen aus dem Volke an, und da in der Sänfte die Vorhänge herabgelassen waren, erkannte sie Niemand und sie gelangten, ohne irgend einen Widerstand von Seiten des Volkes, welches kaum ahnete, daß Signora Peralta in der Sänfte saß, nach San Felice.

Als sie am innern Schloßthore hielt und geöffnet wurde, war Constanze nicht wenig überrascht, Giacomo zu finden, der sie höflich begrüßte und ihr sagte: Er sei auf Befehl seines Vaters hier, sie zu ihm zu begleiten.

Es geschieht, wie es scheint, alles auf Befehl des Fürsten von Padua, — erwiederte sie mit Bitterkeit und nahm ohne Weigern den Arm an, den Giacomo ihr bot.

Ich würde nur durch Euch gezwungen, Signora, und wider Willen diesen harten Schritt gethan haben. Messet Euch die Schuld bei, daß ihn mein Vater thun mußte.

Constanze erwiederte hierauf nichts, folgte Giacomo und betrat das Gemach des Fürsten. Dieser empfing sie mit der Achtung, die er ihrem Stande schuldig war, gab seinem Sohne einen Wink sich zu entfernen, und bot der Witwe Peralta einen Sessel, sich zu setzen.

Signora! — redete er sie an — Euch zu sagen, weshalb Ihr in Haft seid, wäre überflüssig.

Ich weiß es, — erwiederte sie mit Ruhe. — Wäre ich Fürst von Padua, ich hätte ein Gleiches gethan; eben so gut bin ich aber überzeugt, könntet Ihr Euch denken, Constanze Peralta zu sein, Ihr würdet gehandelt haben wie ich.

Ich glaube kaum, — erwiederte der Fürst lächelnd. — Ich hätte zu viel wahren Stolz gehabt, als daß ich eines Ungetreuen wegen meinen Charakter verleugnet hätte. Wäre es Anhänglichkeit an Eure verewigten Herren, die Euch so unüberlegt handeln ließ,

würde ich Euch zwar gleichfalls zur Haft haben bringen lassen, aber Euch achten müssen; so aber ist es kleinliche Rache um ein zu früh abgebrochenes Liebesabentheuer, die Euch zu den thörigen Schritten verleitete.

Wer gibt Euch ein Recht, Fürst von Padua, so tief, so schneidend mein Herz zu verwunden? Gehört das auch vor Euren Richterstuhl? sagte Constanze, und ihr Stolz war noch ungebeugt.

Ich glaube, Signora! und das Recht gabt Ihr mir selbst, indem Ihr Euer Herz in die Politik Venedigs, mithin in meine Angelegenheiten verwebtet. Leset diese aufgefangenen Briefe und Ihr werdet Euch leicht überzeugen können, daß bloß die Fürsprache meines Sohnes mich abhält, gegen Euch mit Strenge zu verfahren. Ihr habt das Leben verwirkt.

Nach welchem Rechte, Herr? fragte Constanze kalt.

Nach dem Rechte der Selbsterhaltung, Signora! Ihr bemüht Euch mein Glück zu untergraben, nehmt dazu die Anhänglichkeit an zwei Undankbare zum Vorwande, die Ihr

selbst

ſelbſt verriethet, als Ihr in den Armen meines Sohnes laget. —

Der Tyrann wird ſich alles erlauben, der edle Mann aber weibliches Zartgefühl auf ſo unedle Weiſe nicht verletzen! — unterbrach ſie den Fürſten mit Unwillen. — Sprecht das Todesurtheil über mich, ich bin in Eurer Gewalt, ich verlange nicht Schonung, aber ſchont mein Ehrgefühl auch, dieſes Recht hat ein gefangenes Weib zu fordern.

Ich werde nicht das Todesurtheil über Euch ſprechen, dazu achte ich die Bitten meines Sohnes zu ſehr, nahm der Fürſt das Wort: — auch ſollt Ihr Eure Tage nicht im Gefängniſſe vertrauern, ſollt nicht auf San Felice die Annehmlichkeiten des Lebens entbehren und auch in guter Geſellſchaft ſein, wenn Ihr es wünſcht. Aber verzeiht, daß ich trotz Eurer Mahnung noch ein Mal eine mißtönende Saite berühren muß. Jene Beatrice, die ohne ihre Schuld Euch wehe gethan hat, wird Euch nicht mehr in den Weg treten, ſie iſt für Giacomo verloren.

Ich habe mit dieſer Dirne keine Gemeinſchaft! — erwiederte ſie mit Heftigkeit. —

Träfe ich ſie auf meinen Lebenswegen, würde ich ſie wie einen Wurm zertreten.

Ich möchte Euch faſt erwiedern, übt Euch in Eurem Kerker indeſſen an dem Gewürm, das Euch dort umkriechen wird! — ſagte der Fürſt, den dieſe kecke Aeußerung faſt zum Zorne gereizt hätte. — Signora! — fuhr er fort — Euer Stolz paßt nicht zu der Lage, in der Ihr Euch befindet; der Tod iſt es nicht allein, den Ihr zu fürchten habt, auch die Schande. Reizt mich nicht zu ſehr, ich habe es gut mit Euch gemeint und nicht Böſes mit Böſem Euch vergelten wollen; aber da Ihr aus den Schranken der Weiblichkeit tretet und Euch nur dem Rachegefühl überlaßt, ſo könnte ich faſt verſucht ſein, den Stolz zu demüthigen, der mir läſtig zu werden beginnt. Doch ich hoffe, Ihr geht in Euch und beſinnt Euch eines Beſſeren, ich will Euch Zeit dazu laſſen.

Dieß ſagend ſtand er auf, machte ihr eine leichte Verbeugung und ließ ſie allein. Aber ſie war es nicht lange, Giacomo trat ein.

Ich komme — begann er.

Wahrſcheinlich auch jetzt auf Befehl Eures Vaters.

Errathen, Signora! — erwiederte er durch dieſen kalten Hohn beleidigt. — Ich komme auf Befehl meines Vaters und als Herr dieſes Schloſſes, Euch in Eure neue Wohnung zu führen. Ihr werdet Eure Prunkgemächer, mehr noch Eure Umgebungen vermiſſen; jedoch was ich vermochte, Euch den Aufenthalt angenehm zu machen, habe ich gethan und werde es immer mit Freuden thun.

Ich danke Euch, Herr! — erwiederte ſie kalt. — Ich bin gefangen, bin in Eurer Macht und muß alles dulden, was Ihr über mich beſchließet. Kommt, ich folge Euch.

Er reichte ihr den Arm und führte ſie in das für ſie beſtimmte Gemach. — Sie warf einen raſchen Blick umher, trat dann an das Fenſter, welches die Ausſicht in den kleinen innern Schloßhof hatte, und wandte ſich, wahrſcheinlich unzufrieden mit der beſchränkten Ausſicht, ſchnell und unmuthig wieder weg. Dann ging ſie in ihr Schlafgemach, ſchien dieß genau zu betrachten, und als ſie in ihr Wohnzimmer zurückgekehrt war, rief ſie, ohne Giacomo Carrara zu beachten, ihre Dienerin Fiorella. Das Mädchen trat ein

Constanze fragte nach mehrem und schien absichtlich die Unterredung verlängern zu wollen, doch Giacomo's ernstes: Entfernt Euch! mit dem er dem Mädchen befahl zu gehen, ließ sie wieder mit ihm allein.

Signora! — sagte er nun, und Milde und Herzengüte, der Hauptzug seines Charakters, sprachen sich auch jetzt selbst in dem Tone seiner Stimme aus — unser gegenseitiges Verhältniß hat sich so sonderbar gestaltet, daß ich wahrlich verlegen vor Euch stehe. Ihr sagtet als ich das letzte Mal auf Eurer Villa war, Freundschaft oder Haß könne fortan nur zwischen uns walten; Ihr habt den Haß gewählt, so laßt mir die Freundschaft. Mir wäre es überdieß unmöglich Euer Feind zu sein, und deßhalb bitte ich Euch, vergeßt, was ich einstens war, denkt nicht mehr an mein Unrecht, das ich offen Euch bekenne. Vergeßt die Vergangenheit!

Könnt Ihr dieß? — unterbrach sie ihn rasch — könnt Ihr jene Tage vergessen? — Ich kann es nicht! Wie die aus dem Paradiese Verstoßenen blicke ich unverwandt nach jenem Eden, aus dem Ihr mich stießet, und wie jene der Schlange fluchten, fluche ich Euch!

Das ist bitter! sagte Carrara.

Nicht halb so bitter als der Schmerz, den ich empfunden habe, — sprach sie mit anscheinender Ruhe. — Gott gedankt! das Rachegefühl hat die zerstörende Flamme verlöscht, und ein Eisfeld umgiebt jetzt den ausgebrannten Krater, und mir ist wieder wohl!

Also keine Versöhnung?

Keine, keine! selbst nicht in jener Welt! — sagte sie finster — Doch nein! — fuhr sie fort, nachdem sie ihn lange und ernst angeblickt hatte — ich will es versuchen, ob es mir möglich ist, will mir wachend und träumend Eure Züge, Euer sanftes Lächeln, den mir einst so lieblich scheinenden Zug um den Mund zurückdenken, will mir alle süßen Stunden, jedes Liebeswort zurückrufen, will, wenn Ihr um mich seid, in Euer frommes Auge schauen, will mich täuschen, an diesem Blicke hängen wie in der Zeit der Wonne, ich will jeden Schwur wiederholen, den Ihr mir gethan, und wieder schwelgen in Eurem Anblicke. — Aber es hilft mir nichts, — sagte sie bitter — jeder Tropfen Seligkeit aus der Vergangenheit

geschöpft, wird mir zu Gift, mit jeder Umarmung, deren ich mich erinnere, drücke ich eine Natter an meine Brust, mit jedem glühenden Kusse, den ich noch auf meinen Lippen fühle, durchflammt mich die Rache. Nein, nein, es ist unmöglich! mein Herz ist zerdrückt, es kann nicht wieder in Liebe schlagen — ich bin den finstern Mächten geweiht! — Lebet wohl! — sagte sie dann, warf einen Blick, der alle Leidenschaften ausdrückte, auf Giacomo, und ging in ihr Schlafzimmer.

Des andern Tages ließ der Fürst von Padua das Volk von Verona auf dem Marktplatze versammeln, wo er mit Giacomo und einer starken Begleitung eintraf; alle Maßregeln waren getroffen, es im Zaume zu halten, die Besatzung stand unter den Waffen, und so glaubte er hinreichend gesichert zu sein, seine Absicht durchsetzen.

Er bestieg ein dazu erbautes Gerüst und redete das Volk an, legte ihm die Beweise von der Verrätherei der della Scala vor, schilderte deren Undank gegen ihn mit den schwärzesten Farben und zeigte für die Zukunft die Aussicht, entweder unter seiner

oder der Venetianer Herrschaft zu stehen. Hierbei schilderte er dem Volke, und er sprach die Wahrheit, wie glücklich sich Padua unter seiner Herrschaft befände, wie treu er der Stadt, obgleich er sie mit Gewalt wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht, ihre Gerechtsame gelassen und wie tyrannisch die Herrschaft der Signoria zu Venedig sei. Er versprach der Stadt Verona ihre alten Rechte und seinen Sohn Giacomo als Statthalter zu lassen und verlangte nun, daß sie ihn als ihren Herrn anerkennen und ihm den Eid der Treue leisten sollten.

Die Bürger waren durch diese Anrede überrascht, keiner hatte schon jetzt diesen entscheidenden Schritt erwartet. Durch die Gefangennahme der Witwe Peralta waren die Anführer der Partei della Scala in Furor gesetzt, die bei ihr gestern versammelt Gewesenen hatten sich, sobald die Ausgänge wieder frei waren, gleiches Schicksal fürchtend aus der Stadt begeben, und so stand das Volk ohne Anführer. Die wenigen unter ihnen, die den Carrara zugethan und vielleicht auch zu diesem Zwecke bestochen waren, bezeigten bei der Rede des Fürsten laut

ihren Beifall. Es lebe Francesco, Fürst von Padua! erschallte es von allen Seiten; die überraschten Bürger, denen ein Anführer, ein Sprecher fehlte, und denen das Joch der Venetianer fast noch mehr als das von Padua hart zu sein dünkte, stimmten zum Theil mit ein, der Eid, wenn auch gezwungen, wurde geleistet, und die Fahne von Padua flatterte nun nicht allein auf San Felice, sondern auch auf allen Thürmen der Stadt.

Nachdem der Fürst noch mancherlei Anstalten getroffen und seinem Sohne manchen weisen Rath gegeben hatte, verließ er am andern Tage Verona und kehrte nach Padua zurück.

Kurz vor seiner Abreise hatte er noch einmal gegen Giacomo Beatricens erwähnt und ihn aufgefordert, die thörige Neigung zu diesem Mädchen, diesen Sinnenrausch aufzugeben. Trau' meinem Worte, trau' meinem Schwure, Giacomo! — sprach er — Beatrice ist für Dich auf immer verloren, nie kann sie Dir mehr das sein, was sie Dir früher war. Keine Macht der Erde könnte das, was geschehen ist, ungeschehen machen. Jetzt folge allein dem Rufe der

Ehre, kehre, wenn es Dich gelüstet, in die Arme Conſtanzens zurück, mir ſind dergleichen Liebeabenteuer gleichgiltig, nur hänge Dein Herz nicht mit Leidenſchaft an ein Geſchlecht, das, liſtig und falſch, Dich von Deiner Pflicht abwenden, Dich in das Verderben locken könnte.

Auf Giacomo hatte dieſe Ermahnung nur geringen Eindruck gemacht. Er hatte zwar ſchon längſt den feſten Vorſatz gefaßt, jetzt nur der Ehre und der Wohlfahrt ſeines Hauſes zu leben, aber den Beſitz Beatricens aufzugeben, ſie zu vergeſſen, dazu hätte keine Macht der Erde ihn bewegen können. Noch nie glaubte er für ein Weib gefühlt zu haben, was er für Beatricen fühlte, noch nie hing ſein Herz mit ſolcher Beharrlichkeit an einem Mädchen, das, obgleich von ihm entfernt, doch bei Tag und Nacht ſtets vor ihm ſtand. Antonio war der Einzige, dem er hierüber zuweilen ſein Herz öffnete und der, ſo innigen Theil er auch an dem Mädchen nahm, doch mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden, die thörige Neigung, wie er ſie nannte, bekämpfte, und ſelbſt einige Mal ſeinen Verdacht über Beatricens jetzige

Verhältniſſe ihm andeutete; was indeſſen nichts half. Giacomo verſtand nicht, was Antonio damit ſagen wollte; den Blick auf Beatricens Bild geheftet, ſog er aus der Erinnerung immer neues Gift, und das entfernte Mädchen übte vielleicht ſtärkere Gewalt über ihn aus, als wäre ſie gegenwärtig geweſen.

Noch an dem Tage der Abreiſe ſeines Vaters glaubte Giacomo, daß es die Schicklichkeit verlange, Conſtanzen einen Beſuch zu machen. Er ging zu ihr, fand Fiorella, die Laute im Arm, im Vorzimmer und erfuhr von ihr, daß ihre Gebieterin ſich unwohl befinde und ſich zur Ruhe gelegt habe. Das Mädchen war ſchön, war lockend, aber Giacomo entfernte ſich, ohne nur ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben. Den folgenden Tag ging er wieder hin, fand wieder Fiorella im Vorzimmer, erhielt den nämlichen Beſcheid und ſagte dem Mädchen, wenn Signora ihn zu ſprechen wünſchte, möchte ſie es ihn wiſſen laſſen, er wäre jederzeit zu ihrem Befehle. Er ging nicht wieder hin, Conſtanze ſchickte nicht, auch lockte ihn der liebliche Geſang Fiorella's nicht, den er oft in der Dämmerſtunde hörte, es waren ja nicht

die ſüßen Töne Beatricens, die er nicht mehr vernehmen ſollte.

Es ſchien auch faſt, als habe ſich Alles gegen ihn verſchworen. Mehre Boten, die er nach Padua an Beatrice geſandt hatte, waren ohne Antwort zurückgekehrt; man hatte ihnen im Palaſte die Briefe abgenommen, und ein vertrauter Diener, den er gleichfalls mit dem Befehle hingeſchickt hatte, es koſte was es wolle, Beatrice zu ſprechen, kehrte unverrichteter Sache zurück. Er war bei ſeinem Vorhaben ertappt und ihm die Weiſung geworden, wenn er nicht Luſt habe, den Galgen zu zieren, das Spioniren in dem Palaſte des Fürſten künftig zu unterlaſſen. Doch wußte er ihm Manches von ihr zu ſagen. Sie lebe im Palaſte, habe dort mehre Frauen zur Bedienung, ſchmücke ſich mit den reichſten Gewändern, nur ließe ſie ſich wenig öffentlich ſehen, der Schloßgarten ſei der einzige Ort, wo ſie zuweilen luſtwandele, doch an der Tafel des Fürſten hatte man ſie noch nie geſehen; in ganz Padua wäre ihr Verhältniß zu dem Fürſten ein undurchdringliches Geheimniß.

Dieſe Nachrichten waren nicht geeignet,

Giacomo zu beruhigen, und Antonio bestärkten sie noch mehr in seinem Verdachte. Gern wäre der feurige Jüngling selbst nach Padua geeilt, würde er sich nicht dem gerechten Zorne des Vaters ausgesetzt haben, wenn er in dieser kritischen Zeit das ihm anvertraute Verona verlassen hätte. So mußte er seine Ungeduld zügeln und sich seiner Sehnsucht und freien Phantasie allein überlassen.

Ein Glück war es für ihn, daß die Kriegsrüstungen ihn beschäftigten. Es war in damaliger Zeit nicht leicht, ein Heer, und war es auch noch so klein, bei gutem Willen und sich treu zu erhalten. Ganz aus Söldnern bestehend, die ihren Hauptleuten, von denen sie geworben und besoldet wurden, allein anhingen, hatte die Macht, in deren Dienste das Heer stand, nur wenig Einfluß auf die Kriegvölker. Nur wenn der Fürst selbst ein tapferer und glücklicher Soldat war, konnte das Vertrauen in sein Feldherrntalent, so lange der Sold regelmäßig bezahlt wurde, ihm Achtung, Liebe und auch wohl Anhänglichkeit erwerben. War aber der Gegner ein besserer Zahler, bot er den Hauptleuten

vortheilhaftere Bedingungen, war obendrein noch die Dienstzeit abgelaufen, so fochten oft die Scharen, die heute dem Einen gedient, morgen in den feindlichen Reihen.

Carrara's Verhältnisse in Hinsicht Verona's gaben ihm mancherlei zu thun, aber auch manche Sorge. Er verfolgte auch bei der veränderten Lage der Dinge den einmal eingeschlagenen Weg der Milde und that alles Mögliche, den Bürger zu schonen und ihn nicht mit Abgaben zu belästigen. Aber das Kriegvolk verlangte Sold, der Vater hatte ihn zu dessen Zahlung auf Verona und das Veroneser Gebiet angewiesen, und so mußte er oft dem Mitleide das Herz verschließen und Geld erpressen, wo er selbst die Ungerechtigkeit seiner Handlung fühlte. Aber bei alle dem liebten ihn die Veroneser, glaubten in ihm ihren zukünftigen Herrn zu sehen, und seit die Anstifter der Unruhen sich entfernt hatten und Constanze ihrer Freiheit beraubt war, verhielt sich das Volk ruhig und Giacomo konnte sich ohne Besorgniß unter dasselbe wagen.

Antonio, gegen den Carrara auch jetzt noch so viel Rücksichten nahm als sonst, mit

dem er wie früher die wichtigsten Dinge überlegte und nichts ohne seinen Rath ausführte, fühlte dennoch, das seit Beatricens Entfernung die Herzlichkeit, mit der ihm sonst Giacomo entgegengekommen war, mangelte. Dieß that dem Alten wehe, und auch Beatricens Schicksal trübte ihm manche Stunde. Die Anwesenheit Constanzens auf San Felice, mehr noch die Anwesenheit Fiorella's, dieses jungen Mädchens, von dem er sich gestehen mußte, es könne wohl um den Preis der Schönheit mit Beatricen wetteifern, war ihm besorglich und unangenehm. Es schien ihm klar, daß die Witwe Peralta diese junge, sonst von ihrer Person entfernte Dienerin nicht ohne Absicht zu ihrer Bedienung mit hierhergenommen habe, und er glaubte ihre Absicht errathen zu haben. Daß Fiorella die Rolle Beatricens spielen solle, dessen war er gewiß, was aber Constanze dadurch bezwecken wollte, blieb ihm im Dunkel. Er hatte ein wachsames Auge auf Beide und freute sich, daß Giacomo das Mädchen so wenig beachtete und nur zuweilen auf ihren Gesang lauschte. — Seine Theilnahme für Beatrice hatte seinen Weiberhaß nicht verringert, eben

so wenig als sein Haß gegen die Pfaffen sich durch Pater Stefano's Betragen hatte mildern können. Dieser war immer noch in Venedig, täuschte von dort aus seinen Herrn durch falsche Nachrichten und wurde von diesem, der ihm nun sein ganzes Vertrauen entzogen hatte, eben so getäuscht, denn unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit theilte ihm der Fürst seine Plane mit. Hingegen fand Stefano, der schon mehre Mal den Befehl erhalten hatte, Venedig zu verlassen, immer eine Menge Gründe, seine Abreise zu verzögern. Das Mißtrauen, welches der Fürst in seinen ehemaligen Vertrauten setzte, war ein Triumph für Antonio.

Als der Fürst in Padua ankam, traf mit ihm die längst gefürchtete Nachricht ein, daß die Venetianer die Feindseligkeiten begonnen hatten. Zwar ließen sie immer noch dem Fürsten die Versicherung ihrer Liebe zum Frieden geben; selbst als ihr Feldherr del Vermo Feltre und Bellune, die nur von einer kleinen paduanischen Besatzung vertheidigt wurden, durch Ueberfall genommen hatte, behauptete die stolze Republik, daß sie auf diese Städte, die ihnen der Herzog

von Mailand verkauft, ein größeres Recht habe als der Fürst von Padua, sie sich mithin nur in den Besitz des Ihrigen gesetzt hätte, und sie meinte, daß dieß das gute Vernehmen zwischen ihr und dem Fürsten von Padua nicht stören solle.

Zu gleicher Zeit aber ließ del Vermo die Dämme der Brenta bei Anguillara durchbrechen, und dadurch die gesegneten Fluren des paduanischen Gebietes verheeren, und dieß wie das Vorhergehende ließ über die wahren Gesinnungen der Republik keinen Zweifel mehr.

Carrara, seit er sich wieder in den Besitz Padua's gesetzt hatte, war so umsichtig gewesen, der Stadt ihre alten Gerechtsame und Freiheiten zu lassen, und sie eher zu vermehren als zu verringern. Er hatte einen Volksrath eingesetzt, der aus den angesehensten Bürgern bestand, welche vom Volke selbst gewählt wurden, und die Angelegenheiten der Stadt mit ihrem Fürsten berathen; aber auch bei wichtigen Fällen hörte der Fürst auf ihren Rath und auch jetzt ließ er sie versammeln, trug ihnen seine Verhältnisse mit Venedig vor und forderte ihren

Rath

Rath und ihre Unterstützung. Einmüthig stimmten sie für Krieg, und versprachen im Namen der Stadt ihrem Herrn die thätigste Unterstützung. Sie hielten Wort; in kurzer Zeit stellten sie 500 Schwergeharnischte und 1200 Knechte; die kleineren Städte und das platte Land waren gleichfalls zur Hülfe erbötig, und so sah sich der Fürst in der Lage, durch das Landvolk die Schlösser zu vertheidigen, und mit Söldnern und Städtern den Venetianern den Einbruch in sein Gebiet zu verwehren.

Venedig hatte seit lange schon den Grundsatz angenommen, keinen Krieg durch seine Unterthanen, sondern immer nur durch fremde Söldner zu führen, keinen Eingebornen zum Feldherrn des Heeres zu ernennen, und nie zu erlauben, daß irgend einer dieser geworbenen Krieghaufen nach Venedig selbst kommen durfte. Durch diese Vorsichtmaßregeln kosteten ihr die Kriege nur Geld, und so lange die Schatzkammer von San Marcus gefüllt war, konnte sie am besten zahlen und ihr fehlte es nie an Miethlingen. Deßhalb war der Krieg mit Venedig gefährlich, denn

es brauchte nur den Krieg in die Länge zu ziehen, um des Sieges gewiß zu sein.

Aber trotz dem beschloß Carrara dem Unvermeidlichen ruhig entgegen zu gehen. Er sandte einen Herold nach Venedig, der Republik den Krieg anzukündigen, und zog mit seinem Sohne und Filippo von Pisa, seinem lange erprobten Feldherrn, an der Spitze des Heeres zur Vertheidigung seiner Grenzen. Aber auch Venedig stand schon gerüstet da. Ein furchtbares Heer unter Malatesta von Pesaro, der die vorzüglichsten Condottieri, Paolo Savelli und den Grafen von Aquila unter seinen Hauptleuten zählte, war zum Angriffe bereit. Carrara, als erfahrener Kriegmann die Schwäche seines Heeres wohl kennend, vermied es, in offener Feldschlacht sich den weit stärkeren Heeren der Venetianer entgegen zu stellen, und hatte deßhalb die Kanäle, welche das Land Venetia durchschneiden, sattsam verschanzt, wodurch er dem Feinde den Einfall in das Paduanische fast unmöglich machte. Die Stärke eines Heeres in der damaligen Zeit bestand aus der schweren Reiterei, die ihrer ungelenkigen Pferde und Rüstung wegen, in jedem von irgend

einem Hinderniſſe durchſchnittenen Lande, überhaupt wo ſie nicht auf ebenem Felde ſich bewegen konnte, faſt unbrauchbar war. So konnten die Kanäle und Verſchanzungen den Feind ſattſam abhalten. Doch dieß hinderte die Venetianer nicht, einen Angriff zu wagen, ſie wurden aber auf allen Punkten zurückgeworfen, Francesco drang ſelbſt mit ſeinen Geſchwadern über die Kanäle in das feindliche Gebiet, und eine Menge Geſchütz und Gefangene waren der Preis des Sieges.

Aber ein ſonderbarer Zufall gab der Lage der Dinge eine andere Geſtalt. Es erhob ſich ein furchtbares Gewitter; ſich vor Sturm und einem Wolkenbruch zu ſchützen, der in Strömen das Waſſer herabgoß, verließen die zur Bewachung der Kanäle ausgeſtellten Wachen ihre Poſten und zogen ſich in der Gewißheit, daß bei dieſem Wetter die Venetianer nichts unternehmen würden, in die nahe gelegenen Häuſer zurück. Einige feindliche Söldner, von dem Wetter begünſtigt, waren ausgezogen, ein unfern des Kanals gelegenes Bauernhaus zu plündern. Von hier aus bemerkten ſie, daß die Wache den Kanal verlaſſen hatte, ſie benutzten einen in

dem Hauſe gefundenen Balken, die Kühnſten ſetzten darauf über den Kanal, verſchanzten ſich, ſchnell wurden mehre herbeigerufen, und als die Wache auf ihren Poſten zurückkehrte, waren ſchon ſo viel Feinde herübergekommen, daß ſie, zu ſchwach, ſie wieder über den Kanal zu jagen, ſich zurückziehen mußten. Die Venetianer benutzten mit beſonderer Geſchicklichkeit dieſen an ſich kleinen Vortheil, und ehe Carrara mit dem Heere herbeieilen konnte, hatte das venetianiſche Heer über den Kanal geſetzt und Poſto gefaßt. Dem Fürſten von Padua blieb nun nichts weiter übrig, als ſich hinter einen andern gleichfalls verſchanzten Kanal zu ſetzen, und das ſchöne fruchtbare Land dem Feinde Preis zu geben.

Zu ſeinem Glücke hatte ſich der Anführer des venetianiſchen Heeres mit Paolo Savelli veruneinigt, der ſich mit den ihm gehörigen Scharen von ihm trennte. Der Fürſt benutzte das Mißverſtändniß eben ſo geſchickt als die Venetianer die Nachläſſigkeit der Wachen benutzt hatten, griff Savelli unvermuthet an, ſchlug ihn, und hob eine bedeutende, dem feindlichen Heere beſtimmte Zufuhr von Lebensmitteln auf.

Aber der Ablauf des Waffenstillstandes mit Gonzaga, dem Markgrafen von Mantua, der sich nun mit den Venetianern vereinigte, war für den Fürsten von Padua empfindlich; denn er wog bei weitem die errungenen Vortheile auf. Er mußte nun, da der Markgraf auf Peschiera zog, sein Heer theilen, Giacomo verstärken, sich dadurch schwächen, und sah nun, da die Hülfe von Florenz ausblieb, mit traurigem Blicke in die Zukunft.

An einem heitern Morgen ging ein kecker Bursche munter und lustig durch das Thor von Vicenza. Es schien einer jener jungen Tagediebe zu sein, die, am flatternden Bande ihre Laute über dem Rücken, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zogen, und mit einnehmendem Aeußeren und einer leidlichen Stimme, womit sie die Canzonen Petrarca's und auch andere Lieder vor einem Haufen Zuhörer absangen, Speise, Trank und einen guten Zehrpfennig verdienten. Es waren meistens muntere, pfiffige Bursche, selbst gern ein Liebeabenteuer bestehend, oder doch hülfreiche Hand dazu bietend. Ein solcher nun, von besonders einnehmendem Wesen zog jetzt in Vicenza ein

und trat in der kleinen, unbedeutenden Herberge zum Pelikan ab. Aber kaum hatte er sich durch Speise und Trank erquickt, als er auch schon seine Laute wieder umwarf und seine Wanderung begann. Auf der Straße seine Talente zu zeigen, mochte er für zu unwürdig halten, doch zeigte er eine besondere Vorliebe für die Krieger, denn wo er einen Haufen Soldaten in einer Herberge beisammen fand, ließ er gleich seine Laute erschallen, sang ein munteres Liedchen, sprach mit ihnen, erkundigte sich nach diesem und jenem, und wenn er sie wieder verließ, vergaß er oft, sich seinen wohlverdienten Lohn von ihnen einzusammeln. So schlenderte er von früh bis spät von einer Straße, von einem Hause zum andern, bis er des Abends in sein kleines Kämmerlein zurückkehrte. Auch den folgenden Tag trieb er es auf gleiche Weise, überall, wo Offiziere und Kriegvolk, auch die Bürger in den Herbergen versammelt waren, war auch er, und der Bursche mußte sehr neugierig sein, denn er erkundigte sich nach Allem, nahm besonders Theil an den Kriegbegebenheiten und mochte so Manches bei seinem Herumziehen erfahren

haben, das einem Andern ſicher verborgen geblieben wäre.

Er ſchlenderte eben über die Straße nach ſeiner Herberge zurück, als ein Offizier, der noch mit einigen vor einem Weinhauſe ſaß, ihn anrief und ihn aufforderte, mit ihnen hereinzukommen und ein Liedchen zu ſingen. Es ſoll Dir auch ein guter Trunk Wein dafür werden! — nahm der Krieger das Wort, ein graubärtiger Herr, der wohl ſchon mancher Schlacht mit beigewohnt haben mochte. Jeder giebt Dir gern eine kleine Münze zum Lohn, wenn Du nur ein Soldatenlied ſingen kannſt.

Der Lautenſpieler zögerte und wußte nicht, ſollte er der Aufforderung des alten Kriegers folgen oder ſich davonſchleichen, dieſer aber faßte ihn raſch bei der Hand. Komm' nur, Du unbärtiger Knabe, und fürchte Dich nicht, — ſagte er freundlich — ſind auch meine Geſellen ſchon ein wenig luſtig und wild, bin ich doch zu Deinem Schutze da, und bei Sankt Georg, dem edlen Lindwurmſtecher keiner ſoll Dir ein Haar krümmen! Was für ein Liedchen könnteſt Du uns wohl ſingen?

Wollt Ihr das vom tapfern Alberic de

Barbiano? sagte der Knabe schon ermuthigter.

Recht so, mein Sohn, ich habe selbst unter ihm gefochten und so ist mir das Lied von dem braven Feldherrn doppelt lieb! — erwiederte er — Komm' herein und fürchte Dich nicht vor dem Lärm, ich will bald Ruhe schaffen. — Er zog den Spielmann in das Haus und führte ihn in eine Stube, wo ein Dutzend Krieger von vornehmem Range um den Tisch saßen, zechten und zankten.

Hier bringe ich Euch einen Burschen, — rief er ihnen mit seiner lauten Stimme zu und Alle horchten auf — Er soll uns ein Lied singen von Alberic de Barbiano, horcht fein ruhig zu, und ein Jeder gebe ihm dann nach seinen Kräften und wie er es verdient.

Laßt mich heute ohne Singsang meinen Becher leeren! — unterbrach ihn ein junger, aber stattlicher Mann — Ihr wißt, ich liebe das Geklimper nicht, und wenn zwei Becher zusammenstoßen, ist es mir ein weit schönerer Klang als wenn die Saiten einer Zither beben wie das Herz eines alten Weibes, wenn Sturm geläutet wird.

Mir aber gefällt ein schöner Gesang und eine

Canzone von Petrarca beſſer als Euer wildes Geſaufe, Herr Taddeo del Vermo! — ſagte der Alte, die Linke auf ſeines Schwertes Knopf legend und den rechten Arm trotzig in die Seite ſtemmend — Stopft Euere Ohren zu, wenn Ihr den Burſchen nicht ſingen hören wollt; ich will ihn hören! — Sing', Burſche, und fürchte Dich nicht! — rief er dem verlegen an der Thür ſtehenden zu — Wen Polenta von Ravenna ſchützt, der kann ohne Zagen in Ruhe jedes Knöchlein einer Wachtel verzehren und Niemand wird ihn daran hindern! — Herr Taddeo lächelte verächtlich aber ſchwieg. — Der Alte von Ravenna brachte nun dem Sänger einen Seſſel und einen Becher. Erſt einen Trunk und dann Dein Lied! ſagte er freundlich, und während der Spielmann aus dem Becher nippte, ſetzte er ſich ihm dicht gegenüber, legte ſeine beiden Hände auf des Schwertes Knopf, ſtützte ſein Haupt darauf, daß der lange, eisgraue Bart wie Eiszapfen über die Fauſt herabhing und horchte aufmerkſam dem Geſange zu; auch die Anderen waren ſo ziemlich ſtill und aufmerkſam geworden.

Bravo, mein Junge! — rief der Krieger

entzückt, als der Sänger sein Lied geendet hatte — Möge die heilige Cäcilie Deine Kehle schützen! Komm', trink' noch einen Becher, Du hast ja kaum genippt. Zwar thust Du Recht, zu viel Wein verdirbt die Stimme. Nun, ruhe Dich aus!

Hat der Junge nicht wacker gesungen? — wandte er sich jetzt zu den Anderen, die, als kaum der Gesang beendet war, wieder tobten und lärmten — Wollt Ihr noch ein Lied von ihm hören?

Ich glaube gar, Ihr seid in den Jungen vernarrt und nähmt ihn mit vor Verona! sagte Taddeo del Vermo.

Bedacht, Bedacht! — unterbrach ihn der Alte verweisend — Junger Mann, Ihr vergeßt Euch!

Das ewige Hofmeistern habe ich satt! — rief Jener, vom Weine erhitzt — Schweigt und laßt mich reden, was mich gelüstet; ist es nicht wahr, daß wir nach Verona ziehen? — Heda, Bursche! packe Dich, suche das Weite, ich mag Dein Geklimper nicht mehr hören. Fort! — Der Sänger warf rasch die Laute über die Schulter und schickte sich an, zu gehen.

Du bleibst! — befahl der Alte und trat ihm in den Weg — Erst, Ihr Herren, zahlt; ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, auch der Bursche soll nicht sagen, daß er vor wackeren Kriegern gesungen habe und sie hätten ihm nicht einmal eine kleine Münze in seinen Becher geworfen. — Er nahm bei diesen Worten den Becher, den er dem Lautenspieler gereicht hatte, goß den noch darin befindlichen Wein auf die Erde, ging von Einem zum Andern für den Sänger einzusammeln und ein Jeder warf, wenn auch Einige unter ihnen mit Widerwillen, eine kleine Münze hinein. Als der Alte an Taddeo kam, ging er an ihm vorüber. Morgen, wenn Ihr ausgeschlafen habt, will ich die Zahlung für heute von Euch verlangen! sagte er finster.

Keine Beleidigung, Hauptmann! — rief Taddeo — Ich bin Eures Gleichen!

Dem Range nach, ja, sonst nicht, — sprach der Alte gelassen und ging weiter.

Taddeo del Vermo aber sprang auf und zog das Schwert, die Anderen fielen ihm jedoch in die Arme.

Laßt ihn nur, — sagte Polenta — sein

Schwert hat er nur in Wein getunkt, Komm! Knabe! Auch er zog nun sein Schwert, doch in dem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Gelobt sei Jesus Christus! — kreischte es zwischen den tobenden Lärm — Friede und Einigkeit, Ihr Herren, kein Blutvergießen zwischen Freunden!

Heda, Pater, Ihr kommt zu rechter Zeit, riefen Einige.

Wahrhaftig, immer zur Unzeit! — brummte Hauptmann Polenta vor sich hin und steckte sein Schwert mürrisch wieder in die Scheide — Der Mönch mit seiner grinsenden Teufelsmaske tritt mir doch immer in den Weg. — Aber wo ist unser Sänger? — fragte er die Umstehenden — Hm! solch ein Lautenspieler hat doch gemeinhin nur ein Hasenherz, wenn er ein blankes Schwert sieht, läuft er davon. Nun, meinetwegen mag er laufen, so weit er kann.

Meinet Ihr den Knaben, der bei meinem Eintritte sich so schnell entfernte?

Den mein' ich, Pater! erwiederte der Hauptmann von Ravenna.

Um den kümmert Euch nicht! — sagte

der Mönch lächelnd — Doch, Gott befohlen, Ihr Herren; ich muß heute noch manch Paternoster beten und manch weltliches Geschäft verrichten. Der Friede Gottes mit Euch! — Bei diesen Worten entfernte er sich.

Das ist Judas Ischariot, der seinen Herrn verräth; mag ihn Gott verdammen! brummte Polenta, bezahlte seine Zeche und unbekümmert um seinen Gegner, der wieder bei'm Becher saß, entfernte er sich.

Kurz nachdem dieses geschah befand der Lautenspieler sich schon wieder auf seinem einsamen Zimmer in der Herberge zum Pelikan; aber die Keckheit, mit der er sich unter das Volk und die Soldaten gemischt hatte, schien ihn verlassen zu haben. Niedergeschlagen und fast traurig packte er seinen kleinen Quersack, der alle seine Habe barg, legte ihn zur nahen Abreise zurecht, ging einige Mal auf und nieder, dann setzte er sich auf einen Sessel, nahm die Laute, und nachdem er lange Zeit nur einzelne Accorde gegriffen hatte und mit seinen Gedanken ganz abwesend zu sein schien, sang er:

Brennet nicht in meiner Bruſt ihr Flammen,
Thränen näſt mein wundes Auge nicht!
Jegliches Gefühl muß ich verdammen,
Ihn zu fliehen werde mir zur Pflicht.
Kann ich widerſteh'n dem mächt'gen Sehnen?
Hät' ich ihn zu fliehen wohl den Muth?
Ach, ſo trock'ne Flamme meine Thränen,
Oder Thränen löſcht der Flamme Gluth!

Er legte tief aufſeufzend die Laute neben ſich, dann ſtützte er die Arme auf das Knie, barg das trauernde Geſicht in beide Hände und überließ ſich in dieſer Stellung ſeinen ernſten Gedanken. Da öffnete ſich die Thüre, er hörte es nicht, hörte die Tritte des leiſe ſich Heranſchleichenden nicht, bis ihn ein lautes: Guten Abend! aus ſeinen Träumen weckte. Er ſprang erſchrocken in die Höhe, blickte auf und erbebte, denn er ſah den Mönch vor ſich ſtehen, der vor kurzem den Streit der Kriegleute durch ſein Erſcheinen verhindert hatte.

Guten Abend! — wiederholte der Mönch — Seid mir in Vicenza willkommen, holder Knabe, den ich den Friedenkuß auf ſeine friſchen Lippen drücken will, — ſagte er lächelnd und wollte den Lautenſpieler umfangen, der aber mit einem finſtern: Bleibt

fern von mir, Unhold! den Zudringlichen mit ernstem Blicke zurückwieß.

Seid nicht so wild! — sprach dieser, nicht aus der Fassung gebracht — Ich sollte meinen, Ihr kenntet Pater Stefano zu gut, um ihm nicht so viel Klugheit zuzutrauen, daß er die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen läßt. Ihr kennt mich zu gut, so wie ich Euch, schöne Beatrice, auch unter dieser Verkleidung gar wohl erkenne. Ihr seht, Ihr seid in meiner Gewalt, ein Wort von mir und Ihr werdet nach Venedig gebracht, dort unter den Bleidächern von San Marcus den Lohn Eurer Verrätherei zu ärnten; ein Wort von mir und Ihr seid den Soldatenhaufen Preis gegeben, die Ihr mit Eurem Liede vom Alberic de Barbiano, wahrscheinlich sie auszuforschen, so sehr ergötzt habt. Nun, Ihr seid ja ganz verstummt, ist der listigen Schlange die Zunge gelähmt oder fehlt ihr das Gift, es zu verspritzen?

Weder meine Zunge ist gelähmt, noch würde es mir an Gift fehlen, wollte ich welches verspritzen! — erwiederte Beatrice, denn sie war es wirklich. — Nur wunderte ich mich, wie Ihr, der Vertraute des Fürsten

von Padua, Euch hierher unter die Kriegsvölker der Republik Venedig wagen könnt.

Der Glanz der Carrara ist vorüber, — meinte Pater Stefano — und ich bin kein Thor, mich unter dem Schatten eines schon verdorrten Baumes erquicken zu wollen. Doch laßt das, Euch gegenüber vergißt man Carrara und Venedig. Ihr seid in meiner Gewalt, womit löset Ihr Euch, schöne Gefangene? — fragte er keck. — Seht nur nicht so zornig auf mich. Auch Euer Glanz ist vorüber; aus den Armen des Sohnes in die des Vaters gewandert, werdet Ihr wieder in den Armen eines frommen Klosterbruders von Eurer Sünde Euch reinigen können.

Mönch! rief Beatrice vor Zorn erbebend.

Schöne Schlange! rief der Mönch, mit lüsternen Blicken das Mädchen betrachtend.

Pater Stefano! — begann jetzt Beatrice und ihr Zorn schien sich in muntere Laune umgewandelt zu haben. — Ein sonderbarer Zufall gibt mich in Eure Hand, ich sehe wohl ein, daß Ihr mich in's Verderben stürzen könnt, wenn Ihr schlecht genug wäret, es zu wollen; doch ein heiliger Mann, wie Ihr, könnte mit solcher Unthat sein Gewissen

wissen nicht beschweren, Ihr wollt mich nur ängstigen, wollt für manche Neckerei auf der Villa an der Etsch Euch rächen. Nicht wahr, Ihr laßt mich ruhig ziehen und gebt mir Euren Segen noch mit auf den Weg?

Mit nichten, meine Tochter! — erwiederte der Mönch mit grinsendem Lächeln. — Sicher bringe ich Euch aus Vicenza, wenn Ihr mir den Lohn dafür zahlt, den ich verlange.

Ihr nähmet den Lohn und schicktet mich dann auf die Bleikammern, — sagte Beatrice, alle ihre Geisteskräfte anspannend, um einen Ausweg zu finden, sich aus der furchtbaren Lage zu retten.

Bei San Francesco und allen Heiligen sei es geschworen! — versicherte der Mönch — erfüllst Du mein Verlangen, so geleite ich Dich selbst, wohin Du willst.

Erst die That, dann den Lohn! meinte Beatrice, von der alle Verlegenheit gewichen zu sein schien.

Bei schlechten Zahlern erst den Lohn, dann die That! erwiederte der Mönch.

Und wenn ich nun bei allem, was mir

heilig ist, bei der Mutter Gottes und den eilftausend Jungfrauen schwöre —

Ich glaube Euch nicht und wäre ein Thor, Euch zu glauben! unterbrach sie Pater Stefano.

Und warum sollte ich Eurem Schwure vertrauen?

Weil Euch kein anderes Mittel zur Rettung übrig bleibt. In Eurer Lage müßt Ihr die Münze annehmen, ohne sie auf die Wagschale zu legen und zu untersuchen, ob sie ächt oder falsch ist. Deßhalb —

Und was verlangt Ihr denn eigentlich von mir? fragte Beatrice.

Kind! — erwiederte der Mönch lächelnd — wer von Verona nach Padua aus einer Hand in die andere gewandert ist, sollte doch —

Schon gut, ehrwürdiger Herr! — unterbrach sie ihn. — Nur erlaubt, daß ich erst durch ein frommes Gebet —

Ist hier ganz überflüssig, — erwiederte der Pfaff. — Doch findet Ihr Beruhigung darin, so betet, nur macht es kurz.

Beatrice knicete, dem Mönche den Rücken zugewendet, und murmelte unverständliche

Worte, die Stefano nicht, Gott aber wohl verstehen mochte; denn sie erhob sich gestärkt und erwartete mit Ruhe und Fassung ihr Schicksal. Der Mönch stierte sie an, und wie der hungrige Geier die flatternde Taube in seine tödtenden Krallen packt, umschloß er den schlanken Leib des schönen Mädchens, und sank vom Dolche Bruno's della Scala getroffen röchelnd zu Boden.

Vergieb mir, Gott, was ich gethan! — rief Beatrice, vor dem Anblicke des in seinem Blute sich wälzenden Mönchs erbebend und stürzte hinaus.

In qualvoller Angst rannte Beatrice durch die Straßen, die Nacht brach ein, die Thore waren schon verschlossen und keine Rettung aus der Stadt mehr möglich. Glücklich für sie, daß es finster war und Niemand den blutigen Dolch in ihrer Hand sehen konnte, von dem sie sich um Alles in der Welt nicht getrennt hätte, denn er war ihr in diesem furchtbaren Augenblicke noch der einzige Freund, noch der einzige Trost, der ihr blieb. Sie rannte von Straße zu Straße, immer von dem Bilde des blutenden Mönches verfolgt. Jedem, dem sie begegnete, wich sie aus, als

müſſe er die Mörderin in ihr erkennen. In dieſem qualvollen Zuſtande war ſie wohl ſchon eine Stunde umhergeirrt, als eine lange Geſtalt ihr entgegen trat, die ſie bei dem Scheine einer vorübergetragenen Leuchte zu erkennen glaubte. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte ſie.

Hauptmann Polenta! rief ſie mit angſtvoller, zagender Stimme dem ſchon Vorübergegangenen nach.

Was wollt Ihr von mir? wandte ſich der Krieger, der eben in ein Haus treten wollte.

Herr! — ſagte Beatrice, all' ihren Muth zuſammenfaſſend — Ich bin der Lautenſpieler, der Euerer Hilfe bedarf; rettet mich!

Ohne ſich zu bedenken erwiederte er, die Thüre des Hauſes öffnend: Komm' in meine Wohnung und ſage mir da, was Du mir zu ſagen haſt, hier möchte es nicht gut ſein. — Beatrice folgte zitternd, denn ein Augenblick war hinreichend, ihr das Beſorgliche der neuen Lage zu zeigen, es blieb jedoch keine andere Rettung übrig.

Ein Diener, der ſeinen Herrn ſchon erwartet hatte, leuchtete ihnen die Treppe hinauf. Gieb Dein Licht her, Toma, und geh'

in Deine Kammer, bis ich Dich rufen werde, — sagte jetzt plötzlich der Hauptmann. — Folge mir schnell! raunte er Beatricen zu; sie gehorchte mit Zittern. Das Wegschicken des Dieners, der ernste, finstere Blick des Kriegers, mit dem er dieß mit einer gewissen Hast befahl, machte sie noch besorglicher, und gern, als sie die Thür des Zimmers hinter sich schließen hörte, hätte sie sich wieder auf die Straße zurückgewünscht.

Bursche! — fuhr sie der Hauptmann an — was hast Du begonnen, was macht der blutende Dolch in Deiner Hand?

Herr, mich zu retten, habe ich Blut vergossen! erwiederte sie zitternd.

Sag' an, was ist geschehen, — wen hast Du gemordet?

Gott möge es mir vergeben — einen seiner Diener.

So sei Gott Dir gnädig! — unterbrach sie der Krieger — Aber bekenne mir Alles. Bist Du unschuldig, will ich Dir meinen Schutz nicht entziehen; ich kenne so manches Priestergewand, das einen Satan verbirgt.

Herr, es galt meine Ehre, da mußte ich —

Bube! — fuhr der Hauptmann auf — der Mann vertheidigt seine Ehre mit dem Schwerte, nicht mit dem Dolche!

Herr! — rief sie, außer sich, daß sie das Geständniß machen mußte — ich bin ein Weib, und nah't Ihr mir, und seid Ihr an Schlechtigkeit dem Mönche gleich, so stoße ich mir den blutenden Dolch in's Herz!

Gemach, nur gemach, — sagte er, sie beruhigen wollend — nun wird mir die Sache klar. Aber fürchte nichts! Wenn ich auch den Weibern nicht abhold bin, habe ich doch zu viel Achtung für das Unglück, als daß ich hier nicht meiner Leidenschaft Herr werden sollte. — Wer bist Du?

Ich bin eines Bürgers aus Verona Tochter, — sagte sie mit Fassung.

Wie kamst Du hierher, was suchtest Du hier?

Von einem Großen gewaltsam entführt, sollte ich nach Padua gebracht werden, ich entfloh unter dieser Verkleidung unter Weges, kam nach Vicenza —

Und was wolltest Du als herumziehender Lautenspieler hier!

Mir nur so viel verdienen, daß ich ein

Maulthier miethen und nach Verona zurückreiten könnte.

Hm! — brummte der Hauptmann, dem das alles wohl ein wenig verdächtig scheinen mußte — Kanntest Du den Mönch schon früher?

Ja, Herr!

Sein Name?

Pater Stefano vom Orden des heiligen Francesco! erwiederte Beatrice.

Bist Du es, Pfaff? Nun, wohl bekomm' es Dir! — rief er höhnend — Tröste Dich, Kind! — wandte er sich dann zu Beatrice — Wenn Dein Dolch ihn gut getroffen hat, so hast Du die Welt von einem Böſewichte befreit und ein gutes Werk geſtiftet. — Nach einigem Nachdenken fragte er Beatricen: Haſt Du wohl ſchon ein Pferd beſtiegen?

Nein, Herr!

Das iſt ſchlimm! Nun, ich will überlegen, was zu Deiner Rettung zu thun iſt, ein dürftig Lager ſoll Dir bereitet werden, und kannſt Du ſchlafen, ſo ſchlaf' wohl! — Er nickte ihr freundlich zu und ließ ſie ihren Sorgen überlaſſen allein.

Giacomo ſaß eben am ſpäten Abend in

Arbeit vertieft auf San Felice in seinem Zimmer allein, als ihm ein Eilbote aus dem Lager von Oriega, ein Schreiben seines Vaters brachte. Das Schreiben enthielt nichts besonderes als die Mahnung, ja auf seiner Hut zu sein und auf Vicenza ein wachsames Auge zu haben.

Auch habe ich ein Schreiben an Herrn Antonio Blancardo abzugeben, das mich in große Verlegenheit setzt, — begann der Bote zagend. — Ich habe den Befehl, es ihm gleich bei meiner Ankunft einzuhändigen, und nun erfahre ich, Herr Antonio ist zu irgend einer Unternehmung ausgezogen, und nicht hier. Darf ich nun gegen den Befehl meines Herrn, des Fürsten, handeln und Euch den Brief zurücklassen?

Gieb ihn mir, ich will es bei meinem Vater verantworten, — befahl Giacomo. — Wer weiß, was das Schreiben Wichtiges enthält, welche Anordnung der Fürst gemacht, die er dem alten treuen Diener mittheilt.

Nun so nehmt, Herr! — erwiederte der Bote — aber vertretet mich auch bei dem Herrn, ich bitte Euch.

Als der Bote das Zimmer verlassen hatte,

wiegte Carrara den Brief nachdenkend in seiner Hand. — Soll ich ihn, darf ich ihn öffnen? — fragte er sich — Mein Vater hat so viel Vertrauen zu Antonio, daß er ihm oft die wichtigsten Sachen mittheilt, sie mir vorzutragen. Meine Bescheidenheit könnte von üblen Folgen sein.

Er war im Begriff den Brief zu öffnen, als es leise an der Thür klopfte. Ist denn keiner meiner Diener im Vorzimmer, — sagte er verdrießlich — daß man bis zu meiner Thür gelangen kann und anklopft wie bei einem Handwerker? — Doch da es noch einmal leise klopfte, ging er hin zu sehen, wer da sei, öffnete die Thür und Fiorella trat schüchtern ein.

Verzeiht, gnädiger Herr! — begann sie — daß ich es wage, Euch noch so spät am Abend zu belästigen; meine Gebieterin schickt mich her, Euch zu sagen, sie wünsche Euch heute Abend noch zu sprechen.

Sonderbar! — unterbrach sie Giacomo — Es ist das erste Mal, daß die Signora mich zu sich verlangt, und dieß zu dieser Zeit?

Das Mädchen wurde bei dieser Bemer-

kung verlegen, glaubte Einiges zur Entschuldigung der Signora sagen zu müssen und stammelte fast unverständliche Worte, während dessen Carrara sie forschend ansah. Das Mädchen mochte es bemerken, erröthete und ward immer verlegener, aber auch immer schöner. Giacomo's Blick ruhte bald auf Beatricens Bilde, bald auf Fiorella; er fand zwar keine Aehnlichkeit, denn die Glut und Schalkheit in Beatricens Auge mangelte dieser, die mehr einer Madonna glich, aber beide waren schön. Carrara verglich, aber wohl nur als Kunstliebhaber.

Tritt näher, Fiorella! — sagte er dann; das Mädchen gehorchte zagend. — Setze Dich und stütze wie jenes Bild den Arm auf den Sessel; so.

Er betrachtete sie eine Zeit lang mit Wohlgefallen. Schön! — sagte er leise vor sich hin — Bei Gott, schön; aber der Zauber fehlt, der aus Beatricens Auge mir entgegenstrahlt und mich so wunderbar fesselte. Geh nur, Kind! — sagte er dann, ihr eine Zechine in die niedliche Hand drückend. — Sag' Deiner Signora, ich würde bald bei ihr sein.

Das Mädchen verneigte, wandte sich und schrie erschrocken auf, denn hinter ihnen stand ein junger Mann, der sich unbemerkt hereingeschlichen haben mußte.

Beatrice! — rief Giacomo und eilte auf sie zu, sie in seine Arme zu schließen; sie aber wieß ihn ernst zurück.

So hoffte ich Euch nicht wieder zu finden, Giacomo Carrara! — sagte sie traurig — ich ward bald vergessen.

Beatrice! — rief Giacomo erstaunt — welcher Willkommen. Ach! — rief er plötzlich und sah sich nach Fiorella um, die sich schon weggeschlichen hatte. — Ach, ist es dieß, was Dich beunruhigt, ist es das Mädchen, das Du hier sahst?

Ja, Giacomo, sie beunruhigt mich; ich stand schon lange hier und Ihr hattet mein eiliges Hereinstürzen nicht bemerkt, ich sah Eure Blicke, Eure Vertraulichkeit, und mein Fuß ward gebannt, ich konnte nicht auf Euch zustürzen, wie mein Herz es gewollt.

Du thust mir Unrecht, Beatrice! — sagte er und die Wahrheit lag in seinen Worten. — So wahr ein Gott über uns lebt, mir ist dieses Mädchen fremd. Zürne mir nicht,

trübe nicht den herrlichen Augenblick, nicht die Wonne des Wiederſehens. Komm in meine Arme, an meine Bruſt!

Was zürne ich auch, — murmelte ſie vor ſich hin. — Darf ich noch ein Recht an ihn haben? Darf ich ihn noch mein nennen?

Ich verſtehe Dich nicht, Beatrice! — rief Carrara, der zum Theil dieſe Worte gehört hatte, verwundert. — Laß alles Zweifeln, folge Deinem Herzen, komm in meine Arme!

Er zog ſie zu ſich hin, ſie duldete es, legte ihren Kopf zutraulich an ſeine Bruſt und ſah wehmuthvoll an ihm auf. Er beugte ſich, ſie zu küſſen, ſie widerſtand nicht, preßte ſich immer feſter an ihn, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und ihre Lippen begegneten den ſeinen. Plötzlich aber riß ſie ſich von ihm los: Vergieb, o Gott der Sünderin! — rief ſie aus, ſank weinend auf ihre Kniee und verbarg ihr holdes Antlitz.

Beatrice was iſt Dir? fragte Carrara erſchrocken und verſuchte ſie aufzuheben.

Laßt mich beten, laßt mich weinen, laßt mein zerriſſenes Herz bluten, und meinen

Schmerz aufschreien, er zersprengt mir die Brust! —

Beatrice sprich, rede, enthülle mir, theile mir mit, was Dich quält, Du ängstigst mich statt zu erfreuen!

Erfreuen? wiederholte sie, ihr Haupt erhebend, doch als das Auge ihn traf, senkte sie das Haupt wieder und murmelte ein leises Gebet.

Giacomo war von diesem Anblicke erschüttert. Was mußte diesem lebenfrohen Mädchen begegnet sein, was mußte sie begangen haben, das sie so tief beugte. Er sann und sann, aber sein Scharfsinn vermochte nichts zu erklügeln; schweigend und gerührt blickte er auf sie und störte ihr Gebet nicht. Endlich stand sie auf, das Gebet schien ihr Kraft gegeben zu haben. Giacomo! — sagte sie feierlich — das Schicksal hat uns getrennt, unwiderruflich getrennt. Ich komme zu Euch, nicht um in Euren Armen die verlorne Seligkeit wieder zu finden, nein, nur Euch vor einem nahen Unglück zu warnen.

Wer hat uns getrennt? — rief Giacomo außer sich. — Nenne mir ihn, daß ich mich ihm feindlich gegenüber stelle!

Gott! — erwiederte ſie mit Ruhe — und durch ihn der Fürſt von Padua. Forſchet nicht weiter, — bat ſie — mein Geheimniß muß in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben; Schwur und Fluch, dieſe zwei Furchtbaren, haben ſie verſchloſſen, verſuchet nicht ſie zu öffnen.

Und kannſt Du das Wort der Trennung ſo ruhig ausſprechen, Beatrice?

Nein, Giacomo, das kann ich nicht! Es wird mir ſchwer, furchtbar ſchwer, es iſt mir faſt unmöglich, nur den Gedanken zu faſſen, aber es muß geſchieden ſein; deßhalb höret ruhig an, was ich Euch zu berichten habe. Vergeßt in dieſem Augenblicke Beatrice, denkt nur an Carrara.

Er wollte ſie unterbrechen, ſie noch einmal in ſeine Arme ſchließen, aber ſchmerzvoll lächelnd duldete ſie es nicht.

Uebermorgen — begann ſie — vereinigt der Markgraf von Mantua ſich unweit dieſer Stadt mit del Vermo, die ſie dann in der Nacht zu überfallen gedenken. Seid auf Eurer Hut!

Laß ſie kommen! — rief er — Was habe

ich noch zu verlieren, wenn Du mir genommen biſt!

Giacomo Carrara! — unterbrach ihn das Mädchen zürnend — Seid Ihr ein Mann? Gehört Ihr dem Heldengeſchlecht an, von dem keiner je vom Schickſale entmuthigt ward? — Ermannet Euch! Was bin ich auf der Wagſchale der großen Begebenheiten, die Euer edles Geſchlecht vernichten können? ein Stäubchen, ein welkes Roſenblatt, das ein leiſer Lufthauch verweht.

Beatrice! — unterbrach ſie Giacomo mit wilder Heftigkeit, und ſo hatte ſie ihn noch nie geſehen, — mag der Fürſt von Padua über mein Leben, über mein Handeln gebieten, ich will ihm gehorchen, aber mein Herz laſſe er frei. — Was hat er für ein Recht an Dich?

Er hat ein großes Recht an mich, — erwiederte ſie — ein Recht, das mich unglücklich macht. — Sie ſtockte plötzlich und hohe Glut überzog ihr Antlitz.

Starr ſah Giacomo auf das Mädchen, das bebend vor ihm ſtand, und ein furchtbarer Gedanke ſchien ihn zu durchzucken. Wie iſt es möglich? — rief er — Wäreſt Du?

— Antonio, Antonio! nun verſtehe ich Dich, nun wird mir Alles klar! — Klar! — Nein, nein, unmöglich! — rief er und blickte vertrauenvoll auf das Mädchen — Du ſtehſt nicht als Sünderin vor mir, Du biſt eine Reine, Heilige, nicht wahr, Beatrice? — Er zog bei dieſen Worten die Bebende an ſich, die zu erſchüttert, zu ergriffen war, um ihn zurückzuweiſen. Mit der Glut leidenſchaftlicher Liebe preßte er ſie an ſeine Bruſt, die ſüßeſten Schmeichelworte drangen zu ihrem Herzen, ſeine Küſſe brannten auf ihren Lippen und die Unglückliche vergaß Vergangenheit und Zukunft, die lockende Gegenwart wiegte ſie wieder in den ſüßen Traum, den ſie für ewig verſchwunden glaubte.

Laß mich, laß mich, Giacomo! bat ſie mit kaum hörbarer Stimme; er aber preßte ſie noch heftiger an ſich, immer lockender wurden ſeine Worte. Giacomo! — bat ſie von neuem — hab' Mitleid mit mir, laß mich!

Nein, nein! — rief er, ſeiner kaum mehr mächtig — immer haſt Du Dich aus meinen Armen entwunden, wenn die Glut meiner Liebe

Liebe zur Flamme ward, und bei Gott, wenn Du mich liebst —

Ich darf Dich nicht lieben, Giacomo! — rief sie mit halberstickter Stimme — Um Gottes willen bitte ich Dich, laß mich, ich bin zu schwach!

Ich lasse Dich nicht und würde ein Engel vom Himmel zwischen Dich und mich treten, ich lasse Dich nicht Geliebte! rief er erglüht.

Du mußt! — rief sie — wenn Du mich wahrhaft liebst, so mußt Du! — Du siehst, ich kann nicht mehr widerstehen, Deine Küsse brennen — wie hölliſches Feuer auf meinen Lippen.

Ist das Liebe? rief er fast zürnend, als sie sich ihm zu entwinden suchte.

Es darf nicht Liebe sein! — Nun, so vergieb mir, Gott, daß ich meinen Schwur breche! — rief sie in Verzweiflung — Wende ab den Fluch, Mutter Gottes, der mich fortan verfolgen muß! — Giacomo, Alles ist hin, alle Hoffnung, alle Glut der Liebe!

Da, nimm den letzten sündigen Kuß von mir — von Deiner Schwester!

Beatrice! rief Carrara.

Nicht wahr, Giacomo, — sagte sie, und der Gram umwölkte ihre sonst so heitere Stirn — nicht wahr, mit diesem Worte trieb auch Dich der Engel des Verderbens aus Deinem Paradiese, mit diesem Worte öffnet eine unübersteigbare Kluft sich zwischen uns und tückische Gesichter der Finsterniß grinsen uns aus ihrer Tiefe an und rufen hohnlächelnd uns zu: Das war die Ewigkeit Euerer Liebe!

Du bist meiner Eltern Kind? fragte Giacomo, noch starr vor Entsetzen.

Deines Vaters Tochter, — erwiederte sie — Deines Vaters Tochter, dem ich den Schwur brach, sein Geheimniß verrieth und dessen Fluch mich verfolgen wird. —

Nun hab' ich Dich verstanden, Vater, — sagte nach langer Pause Giacomo — nun weiß ich Deine Worte zu deuten, als Du mir schriebst, ich sollte Antonio nicht zürnen, ich hätte ihm viel zu danken. — Gesegnet sei der Augenblick, wo er Dich nach Padua führte! — Was wäre ohne ihn aus uns geworden, Schwester?

Schwester! — Dieß Wort sprichst Du mit so viel Ruhe und Besonnenheit aus? Das

ſchmerzt mich, Giacomo! — ſagte ſie traurig — Ja, wohl iſt es anders in Deinem Herzen als in dem meinigen. Du biſt aus Deinem Sinnenrauſche ſchon oft erwacht; gewohnt, ihn oft zu verſchlafen, ſchlägſt Du ruhig die Augen auf, als wäre nichts geſchehen, und das Wort Schweſter, dieß kalte, zerreißende Wort, kühlt Blut und Leidenſchaft. Du biſt es gewohnt, Dich zu trennen — von Conſtanze Peralta, von Fiorella und tauſend Anderen — Ich nicht! — Du warfſt den erſten Funken in dieß Herz, ich habe verſucht, ihn auszulöſchen, ich konnte es nicht; ich habe verſucht, in Giacomo Carrara mir den Bruder zu denken, es gelang mir nicht. Was in des Weibes Bruſt erglüht, dämpft wohl die Pflicht, die Glut ganz zu verlöſchen, das vermag ſie nicht! — Ach! — ſagte ſie wehmüthig und eine lindernde Thräne trat in ihr Auge — was iſt Bruderliebe gegen die Liebe, die mir ſonſt aus Deinem Auge entgegenflammte? Der Gipfel der Gletſcher, die das Frühroth beſcheint, ohne ſie zu erwärmen, gegen das grünende Thal, wo es Myrte und Roſe zu neuem, glühendem Leben erweckt, das kalte

Mondlicht in den Wüsten Arabiens gegen die Strahlen der brennenden, Alles verzehrenden Sonne. Ach, ich bin sehr unglücklich, furchtbar elend!

Beatrice, geliebte Schwester, beruhige Dich! — bat er sie schmeichelnd und schloß sie in seine Arme — Ich fühle so tief als Du, was ich verlor, und wie wenig ich dafür gewann.

Du fühlst es, mein Giacomo? Nein, nein, Du fühlst es nicht! Doch danke Gott, der Dir Kraft und Muth gab, danke Gott für diese Kälte, für diese Ruhe. Es ist gut, daß Du so bist. Auch ich bin stark! — rief sie, immer bewegter werdend — Sieh, ich kann mein Haupt an Deine Brust legen und mir wird eiskalt, ich kann meine Lippen auf Deine Lippen drücken und sie brennen mich wie Feuer der Hölle; ich kann in Dein Auge blicken und denken, Du seiest meines Vaters Sohn. — Doch ruhig, Herz! — fuhr sie nach einem langen Kampfe mit sich selbst fort — Gott wollte es so, darum Fassung!

Ja, warum kam ich doch nach Verona? — fragte sie, wie aus einem Traume erwachend, und strich sich die Locken aus der

Stirn — Warum floh ich von Padua? Die Liebe zu Dir, die Angst um Dich trieb mich fort, die Besorgniß um Dich begleitete mich.

Ja, so war es! Setze Dich zu mir, mein Bruder. — Hast du dich endlich aus meiner Brust zwischen Liebe, Sehnsucht und Verlangen hervorgewunden, kaltes, mißtönendes Wort? — sagte sie wehmüthig — Nun ist mir leichter, die Brust freier geworden, seit ich dich so nannte. Komm', Bruder Giacomo, setze Dich zu mir! — sprach sie noch einmal, ihm die Hand reichend, die er mit Innigkeit an sein Herz drückte und sie sanft an sich zog — Keinen Kuß, Giacomo, — bat sie — keinen Kuß jetzt und noch lange nicht wieder. Setze Dich und höre mir zu, aufmerksam zu, denn es betrifft Dein Schicksal und das wird ewig mit dem meinen fest und unzertrennlich verbunden sein. —

Sprich, Beatrice!

Ja, nenne mich nur immer so, Giacomo, — fiel sie ihm freundlich lächelnd in die Rede. — Nennst Du mich so, ist es mir, als töne mir ein Echo aus vergangener glücklicher Zeit. Aber ich komme nie an's Ziel, unterbrich mich nicht wieder.

In Padua erfuhr ich während der Abwesenheit Deines Vaters, daß man in Vicenza Böses gegen Dich im Sinne habe. Zwei Kundschafter, die hingeschickt waren, das Nähere zu erforschen, wurden ertappt und büßten mit ihrem Leben. Da träumte ich eine Nacht, ich höre leise Töne, sanft und zart wie ich sie noch nicht gehört hatte, ich horche auf und Santa Cecilia tritt vor mein Bett, legt die Hand auf meine Stirn und spricht: Gehe hin nach Vicenza und rette Deinen Bruder. — Ich wachte auf und mir war es, als hörte ich die leise verhallenden Töne immer noch, aber als ich genau aufhorchte, war es der Gesang der Nonnen, die die Hora anstimmten. Seit dem Tage überfiel mich eine qualvolle Angst, die mich alle Nächte von Dir und der Heiligen träumen ließ und mich endlich in dieser Kleidung nach Vicenza trieb. — Sie erzählte ihm nun, was ihr da begegnet sei und fuhr dann fort: Der brave Hauptmann Polenta weckte mich am frühen Morgen, befahl mir, in einen Rüstwagen zu steigen und mich nur getrost der Leitung des Führers anzuvertrauen, gab mir, da ich ganz von Geld entblößt war,

eine Zechine und entfernte ſich, ohne meinen Dank abzuwarten.

Wahrlich, für den Hauptmann einer Söldnerbande edel gehandelt! rief Giacomo aus.

Zwei Stunden von hier hielt der Wagen an einer Herberge ſtill. Steigt aus, Burſche! waren die erſten Worte, die ich von meinem ſtummen Führer vernahm, der ein gezäumtes Maulthier, das hinter dem Wagen gefolgt war, losband und mir befahl, es zu beſteigen. Weiter als bis hierher darf ich mich nicht wagen, — ſagte er — nun ſieh ſelbſt zu, wie Du nach Verona kommſt. — Ich wollte ihm die Zechine in die Hand drücken, er aber weigerte ſich, ſie anzunehmen. Mein Hauptmann hat es mir ſtreng verboten, ſonſt nähm' ich ſie gern! ſagte er, wandte den Wagen und Ziehet mit Gott! mir zurufend, jagte er davon.

Ich kam glücklich hierher, man ließ mich auf San Felice ein, ich betrat das Schloß, ging mit klopfendem Herzen an meinem Stübchen vorüber, ſprang hinauf zu Dir, — ach, es war mir ſo freudig und doch ſo wehe, Dich wiederzuſehen, und blieb ſtarr vor Entſetzen an der Thüre ſtehen. — Doch wozu

dieß? Ich will von meinem Herzen ſchweigen, will Dich nicht länger aufhalten, Du mußt ja zu Conſtanze Peralta, und das muß mir ja jetzt gleichgiltig ſein. Doch nein, verweile noch, Giacomo, — ſagte ſie, ein Papier aus ihrem Baret nehmend, was ſie dort ſorgfältig verborgen hatte — lies dieſen Zettel, ich fand ihn in meines Retters Stube, es ſcheint mir das Verzeichniß des Heeres zu ſein, das gegen Dich anrückt. Lies, handle und vergiß Beatricen!

Giacomo betheuerte ihr mit leidenſchaftlichen Worten, daß er ſie nie vergeſſen würde.

Vergiß Beatrice — fuhr ſie fort — und gedenke mit Liebe der Schweſter. Ich will die heilige Mutter bitten, auch mir die Kraft zu geben, Giacomo zu vergeſſen und nur den Bruder mit brüderlicher Liebe zu empfangen. — Ich fürchte — Gute Nacht, Giacomo! — Mein Kämmerchen iſt wohl noch leer, die Kaſtellanin wird mich wohl wieder freundlich aufnehmen. Laß mich, — bat ſie, als Giacomo ſie zurückhalten wollte — laß mich, ich bedarf der Ruhe und ſehne mich, mein Gebet zu der heiligen Mutter zu erheben.

Schlaf wohl! — Sie reichte ihm die Hand, drückte die seine heftig und verließ ihn.

Giacomo befand sich in einer peinvollen Lage; er mußte alle seine Standhaftigkeit herbeirufen, um sich seinen Empfindungen nicht hinzugeben. Obgleich er sich mit dem Gedanken, daß Beatrice für ihn verloren sei, schon seit Antonio's Rückkehr beschäftigt hatte, war es ihm doch nicht möglich gewesen, sich mit ihm vertraut zu machen, und in dem Glück, sie als Schwester an sein Herz schließen, sie sein nennen zu können, fand er nur geringen Ersatz für das, was er verloren hatte. Er hatte es zwar vorhin über sich gewonnen, ihr nicht zu folgen, und mit aller Gewalt suchte er seine Gedanken von ihr loszureißen; aber wenn er an Schlacht und Kampf dachte, trat das trauernde Mädchen immer wieder vor ihn. Auch gedachte er jetzt, daß er der Signora Peralta versprochen habe, zu ihr zu kommen, doch dieß war ihm unmöglich; er schickte einen Diener ab und ließ sich mit dringenden Geschäften entschuldigen.

Dieß war auch Wahrheit; denn noch in der Nacht ließ er seine Hauptleute zur Be-

rathung sich versammeln. Er benachrichtigte sie von dem, was er durch Beatrice erfahren hatte, theilte ihnen das Verzeichniß des feindlichen Heeres mit, das sich auf 5000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk belief, wenn nämlich der Markgraf von Mantua zu del Vermo gestoßen war, und legte der Versammlung die Frage vor: ob es besser sei, den Feind in Verona zu erwarten, oder ihm kühn entgegen zu gehen und ihm ein Treffen zu liefern. Die Hauptleute erwogen reiflich das Für und Wider, und fast alle würden der Meinung gewesen sein, ruhig hinter Mauer und Wall den Feind in Verona zu erwarten, da bei der Stärke der Besatzung der Feind wohl eigentlich zu schwach sei, eine förmliche Belagerung zu unternehmen, wenn ihnen nicht Carrara bemerkt hätte, daß es ihm zu einer Belagerung an Munition für das Geschütz fehle, die er jedoch in einigen Tagen von Padua erwarte.

Ueberdieß — fuhr er fort — halte ich es für ehrenvoller und auch für angemessener, dem Feinde entgegen zu gehen, als ihn in einer Stadt zu erwarten, die feindlich gegen uns gesinnt ist, und wo wir mehr Wider-

ſtand als Hilfe von den Bürgern zu erwarten haben. Nur der Gewinn einer Schlacht kann die Veroneſer im Zaum halten, die, ſind wir unglücklich, gewiß unſere Feinde, im Glück vielleicht unſere Freunde ſein werden. Ich ſtimme daher für den Kampf im offenen Felde, ſind wir auch an Zahl die Schwächern, müſſen wir auch einen bedeutenden Theil des Fußvolkes, auf San Felice zurücklaſſen, fehlt uns, was freilich ſchlimm iſt, Antonio und die 1000 Lanzenreiter, die mit ihm zogen, ſo rücken wir doch dem Feinde mit 3000 ſchwerbewaffneten Reitern und 2000 Mann Fußvolk entgegen, ſind ihm gewiß an Geſchütz weit überlegen, und die Gegend iſt für uns zum Schlagen günſtig. Auch hoffe ich, Antonio kehrt vielleicht noch vor der Schlacht zurück, oder er hält Gonzaga auf, daß er ſich mit del Vermo nicht vereinigen kann. Zugleich muß ich bemerken, daß bei dem Heere von Venedig viel albaniſch Volk iſt, leichtes Geſindel, wenig geeignet den Geharniſchten zu widerſtehen. Was ſollen wir daher hinter Wall und Mauern uns einſchließen laſſen, beſſer muthig dem Feinde entgegen gegangen und ihm keck die Stirne

gezeigt; der Sieg folgt ſtets dem Kühnſten!

Dennoch würde Giacomo's Rede wenig Eindruck gemacht haben, wenn er die Condotterie nicht mit triftigeren Gründen überzeugt hätte; denn leider war es in der damaligen Zeit ſchwer, die Hauptleute eines Heeres zu begeiſtern und ſie zu einer kühnen That zu entflammen. Sie dienten nur des Soldes wegen, und jeder Verluſt an Mannſchaft, Pferden und Waffen war ihnen empfindlich, denn ſie mußten alles Fehlende erſetzen. Dieß wußte Carrara wohl und ergriff deßhalb das einzige Mittel, das, ſie zu einem gewagten Unternehmen zu beſtimmen, gemeinhin wirkte. Er verſprach nämlich ihnen den rückſtändigen Sold auszahlen zu laſſen und überdieß noch jedem ein Geſchenk, wenn ſie als Sieger nach Verona zurückkehren würden.

Dieß bewog endlich die Hauptleute einzuwilligen, und Carrara ſuchte nun am früheſten Morgen das Schlachtfeld aus, wo er ſein kleines Heer aufſtellen und den Feind erwarten wollte; denn ſich weit von Verona zu entfernen, hielt er nicht für rathſam, da-

mit er im Fall eines Aufſtandes der Bürger bei der Hand ſein, und im unglücklichſten Falle ſeinen Rückzug nach Verona nehmen könnte.

Von dieſer Unterſuchung zurückgekehrt gab er die nöthigen Befehle, ſchickte 100 Lanzen auf die Straßen von Vicenza und Peſchiera auf Kundſchaft aus, und nachdem die nöthigen Anſtalten getroffen waren, das Lager, das er am andern Tage beziehen wollte, zu verſchanzen, zog es ihn zu Beatrice hin.

Er fand ſie in ihrem kleinen Gemache traurig und niedergeſchlagen; bei ſeinem Anblicke wurden ihre Züge belebter, ſie erwiederte ſeinen Gruß mit mehr Haſt als Herzlichkeit.

Du haſt die Nacht wenig geruht, — ſagte ſie und ihr Auge richtete ſich forſchend auf Giacomo. — Haſt Du der Signora Dein Wort gehalten und biſt ihrer Einladung gefolgt? — O, ich weiß es, — ſagte ſie mit Heftigkeit — daß die Witwe Peralta auf San Felice nicht weit von Deinen Gemächern wohnt, ich weiß —

Beruhige Dich, liebe Beatrice! — bat er ſie liebkoſend — ich war geſtern nicht bei

ihr; wir blieben seit jenem Abende getrennt. Glaubst Du, wer Dein Bild, Dein geliebtes Bild in seinem Herzen trägt, daß der noch für Andere fühlen kann?

Beatrice lächelte schmerzvoll. Vergieb mir, mein Bruder! — bat sie — ich bin ein thörigtes Kind und kann mich noch nicht daran gewöhnen, daß nur Schwesterliebe in meinem Herzen wohnen darf; da erfaßt mich noch zuweilen die Eifersucht, und ich bin so schwach, mich ihr zu überlassen. Steh' mir bei, Giacomo, führe mich zurück, wenn ich auf Irrwege gerathe, sprich oft mit mir von unserm Vater, sei kalt gegen mich wie Alpenschnee, laß nie Deine Lippen die meinen berühren, und vergiß auch Du, was ich Dir einst war.

Könnte ich's! wand sich aus seiner Brust.

Du kannst es, Dich ruft die Schlachttrommete, Dich mahnt das Wiehern jedes Streitrosses an Thatkraft, selbst Deine Sorgen sind geschäftige Diener, die den Gedanken an mich verscheuchen, den Liebeschmerz lindern — und schnell heilen — setzte sie traurig hinzu. — Wenn Du mit Deinen Kriegern ausziehst, oder bei versammeltem

Volke für die Wohlfahrt der Stadt wacht, sitze ich allein in meinem Gemache, und der Gram, der an meinem Herzen nagt, so gefräßig er auch ist, vermag er doch nie das Herz ganz zu zerstören, da sind meine Schmerzen die geschäftigen Diener, die mir den Gedanken an Dich mit jedem Seufzer, jeder Thräne zurückführen; zuweilen, ja da führen sie mir auch süße Träume wieder vor. Ich höre dann das Rauschen der Wellen, höre den Ruderschlag der Schiffer, die Barcarola höre ich wieder, die sie sangen, wenn sie sich der Villa nahten, ich lausche hinter dem Vorhange, blicke erwartend hinunter, hoch klopft mir das Herz, die Gondel naht, ich sehe Dich! — Großer Gott! warum bricht nicht in solch seligem Augenblick der Täuschung mein gequältes Herz? warum kann ich dann nicht aus diesem freudelosen Leben gehen, denn süßer, sanfter könnte ich nicht hinüber schlummern als mit diesem seligen Traume! Aber so ist der Traum so kurz und das Erwachen so bitter, denn den Honig der Errinnerung schafft die Gegenwart mir zu Wermuth.

Glaubst Du, Beatrice, daß die Erinne-

rung mich nicht auch meinen Verluſt tief fühlen läßt? ſagte er bewegt.

Ich glaube wohl, Giacomo, daß Du oft meiner liebend gedachteſt, meiner noch liebend gedenkſt — entgegnete ſie — aber ich war' Dir nur ein Theil Deines Glücks; Ehre, Reichthum, Macht, Nachruhm hatten auch ihren Theil an Deinen Wünſchen. Du aber warſt mein Alles, ohne Dich hatte ich nichts, in Dir verſchmolzen all' meine Wünſche, und da Du mir genommen biſt, habe ich ja nichts, nicht einmal einen Wunſch mehr als den; bald zu ſterben!

Beatrice! — rief Giacomo, ſie in ſeine Arme ſchließend — liebe Beatrice, welches Herz habe ich an Dir verloren, welches treue Herz!

Das haſt Du nicht verloren, Giacomo! — ſagte ſie raſch, wand ſich aus ſeinen Armen und trat ermuthigt vor ihn. — So lange es ſchlägt, gehört es Dir, ſo lange ich athme, lebe ich nur für Dich. Sei mir Bruder oder Geliebter, Du bleibſt der Zweck meines Lebens, denn mir iſt als ſei ich bloß für Dich auf der Welt. — Sonderbar! — ſagte ſie nach kurzem Sinnen — wenn ich

mir

mir einen Spiegel vorhalte, in dem ich mich und mein Inneres beschauen kann, so sehe ich, daß ich Dich auf der Villa kaum den tausendsten Theil so geliebt habe als jetzt. Der schöne Mann fesselte meine Sinne, Dein freundliches Auge, Dein lieblicher Mund versicherten mir, Du habest ein sanft Gemüth, ein zärtliches Herz müsse Dein Erbtheil sein; aber als ich Dein Herz mein nennen konnte, als Dein Gefühl in Wort und Kuß sich aussprach, da war der Zauberkreis vollendet, aus dem — selbst die Schwester nicht mehr fliehen kann! — Aber ruhig, Herz! Ihm zu leben hast Du gelobt, erfülle Deine Pflicht, erschlaffe nicht durch Trauern und Klagen seine Kraft, stähle sie, denn er bedarf jetzt des Muthes. — Was hast Du zu thun beschlossen, Giacomo? fragte sie nun, sich von ihren schmerzvollen Gedanken losreißend.

Dem Feinde entgegen zu gehen, die Schlacht zu wagen!

Recht so, mein Bruder! Kühn dem Feinde entgegen, dem Kühnen folgt das Glück! — rief sie begeistert. — Ziehst Du hinaus, höre ich den Donner des Geschützes, höre

ich das Stampfen der Streitroſſe, das Klirren der Waffen, dann ſteige ich auf die höchſte Zinne dieſes alten Thurmes, wo die Fahne der Carrara weht, ergreife die Fahne unſeres Geſchlechtes, blicke hinüber, wo der Tod ſeine blutige Aernte hält, mein Gebet ſteigt für Dich auf zum Himmel, meine Wünſche, mein Segen umſchwebt Dich, Dein Glück bleibt Dir zur Seite — mir — das Unglück! Ja, jede Minute, die Du bei mir verweilſt, iſt ein Raub an Deinem Glücke. Geh, handle, vergiß keinen Augenblick, daß Du ein Carrara biſt, gedenke der Thaten Deiner Ahnen, lebe, und muß es ſein, ſtirb wie ſie!

Kannſt Du an meinem Entſchluß zweifeln? — erwiederte Giacomo und ſein Auge blickte feurig auf die Schweſter. — Habe ich nicht ſchon einen großen, wenn auch ſchmerzvollen Sieg errungen, daß ich mein Auge von Dir wenden und dahin richten kann, wo Ehre und Pflicht mich ruft?

Mir iſt, Giacomo, — unterbrach ſie ihn — als müßte ich mir ſagen, daß Dir der Sieg, dem liebenden Mädchen gegenüber, ſchwerer geworden wäre als an der Seite

der Schweſter. Die Glorie, die in Deinem Auge mich umſchwebte, hat, wenn auch nicht ihren Schein, doch ihre Glut verloren, und darum läßt Dich Beatrice jetzt kalt. — Und ſo muß es auch ſein! — Und wehe mir, daß mir die Ruhe noch nicht geworden iſt wie Dir. Die heilige Mutter wird ſie mir auch ſchenken, denn ich bete bei Tag und Nacht, und leite meine Gedanken ab von Dir und thue, was ein liebendes Herz zu thun vermag. Aber geh, mein Bruder, da unten wimmelt es von Kriegern. —

Er folgte gern ihrer Mahnung. Sie trennten ſich! er eilte hinab, Heerſchau über das Kriegvolk zu halten, und ſie verließ mit ängſtlich zagendem Schritte ihr kleines Gemach.

Langſam ging Sie die hohe Wendeltreppe des Thurmes hinauf und ſtand jetzt vor einer, von einem graubärtigen Krieger bewachten Thür: Was willſt Du eigentlich hier, mochte ſie ſich fragen, als die rauhe Stimme des Kriegers ſie in ihren Gedanken ſtörte, der ihr zurief: Was ſucht Ihr hier?

Ich will zu der gefangenen Signora erwiederte ſie erſchrocken.

Hier darf Niemand ohne Erlaubniß des Kaſtellans hinein! brummte der Söldner.

Ich komme im Auftrage Herrn Giacomo Carrara's! erwiederte ſie keck. Doch würde ihr dieſe Unwahrheit wohl ſchwerlich Eingang verſchafft haben, hätte nicht der Zufall den Kaſtellan herbeigeführt, der Befehl gab, ſie einzulaſſen.

Als ſie eben die Thüre öffnen wollte, hörte ſie Geſang und Lautentöne, ſie öffnete leiſe und lauſchte, es war Fiorella, die ſang.

Warum klopfſt Du doch ſo laut, mein Herz?
Warum dieſes Aengſten, dieſes Sehnen,
Warum dieſer bitterſüße Schmerz,
Dieſe Wolluſt unter heißen Thränen,
Dieß Gemiſch von ſüßer Luſt und Pein,
Dieſer Kampf von Zagen und Verlangen?
Sollte dieß der Liebe Zauber ſein.
Der in ſeinem Kreiſ' mich hält gefangen?

Was mir ſonſt ſo dunkel und ſo fern,
Seh' ich nah, von Himmelglanz umwoben;
Meine Nacht erhellte ſonſt kein Stern.
Millionen ſeh' ich jetzt da ſchweben.
Und bei ihres Glanzes goldnem Schein
Thut ſich auf für mich ein neues Leben.
Ja, es muß der Liebe Zauber ſein,
Der mir Schmerz und Luſt in eins gegeben.

Fiorella! — rief Beatrice, als das Mädchen geendet hatte.

Fiorella erschrak und fuhr auf. Ihr erschreckt mich doch immer! sagte sie unmuthig.

Kam das, was Du sangst, aus Deinem Herzen? fragte Beatrice.

Fiorella erröthete. Ich wüßte es Euch nicht zu sagen! — erwiederte sie — Es ist ein Lied, das ich erst kürzlich lernte und ich singe es jetzt so gern. — Doch, was bringt Euch hierher?

Ich wünschte D ine Gebieterin zu sprechen!

Ihr? — fuhr Fiorella verwundert auf — Ihr die Geliebte Giacomo Carrara's?

Diese Worte weckten in Beatrice Wehmuth und Trauer, sie erwiederte anfangs nichts, dann sagte sie fast unmuthig: Thue, was ich verlange und melde mich Deiner Gebieterin!

Fiorella ging. Beatrice mußte lange harren, bis sie zurückgekehrt war. — Signora Peralta erwartet Euch! berichtete sie und öffnete die Thüre zu dem Zimmer Constanzens.

So muthig auch Beatrice dieser Zusam-

menkunft entgegen gegangen war, es war ja ihr eigener Wunsch, so klopfte ihr Herz doch schneller, als sie in das Zimmer eintrat, wo sie auf einem Ruhebette Constanze sitzend fand, deren Wange hohe Röthe überflog, als sie dieses Mädchen vor sich sah, das ihr des Lebens Seligkeit geraubt hatte.

Was wollt Ihr, was sucht Ihr bei mir? fragte sie, die freundliche Begrüßung Beatricens nur mit stolzem Kopfnicken erwiedernd.

Ich komme, Euch meine Dienste anzubieten.

Ihr? — Ich bedarf keiner Zofe mehr, Fiorella ist mir genug.

Ihr versteht mich falsch, Signora! — sagte Beatrice, sich von diesem Worte verwundet fühlend, doch blieb sie freundlich und gelassen — Ich meine, wenn ich Euch sonst dienen kann, so will ich es gern thun. Gefangenen fehlt so Manches, und überdieß sollte dem Unglücklichen jedes theilnehmende Herz willkommen sein.

Dem Unglücklichen: Hältst Du Thörin Dich für glücklicher?

Wahrlich nein! entfuhr Beatricen.

Nicht! rief Constanze freudig und die

Freude über dieß Geständniß malte sich deutlich auf ihrem Antlitze.

Die Freiheit ist dem Menschen das köstlichste Gut, — nahm Beatrice das Wort. — Was sind ihm Schönheit, Reichthum und alle die glänzenden Gaben, die das launige Schicksal beut, wenn ihm die schöne Freiheit gebricht. Darum halte ich Euch für unglücklich. — Kann ich zu Euerer Freiheit mitwirken, sagte sie dann und ihr Auge ruhte im Bewußtsein einer guten That wie das Auge eines milden Engels auf der Gefangenen, so thue ich es mit Freuden.

Constanze schien anfangs von diesen Worten, von diesem Blicke gerührt zu sein; sie sah verwundert auf das Mädchen, das, wenn auch der Gram seine Wangen gebleicht hatte, doch noch in prangender Schönheit wie ein rettender Engel vor ihr stand. Aber eben diese Schönheit verwischte schnell jenen Eindruck, der Stolz behielt auch jetzt die Oberhand und ein finsterer, mißtrauischer Gedanke stieg in ihr auf. Ihr seid sehr gefällig, Beatrice! — sagte sie mit höhnischem Lächeln — Aber fürchtet meine Nähe nicht, ich bin zu stolz, mich zwischen Euch und

ihn zu ſtellen und keine Gewalt der Erde könnte mich ihm wieder näher bringen. Ihr kennt nun meine Geſinnung, — fuhr ſie fort und ſtreckte die Hand nach der geöffneten Thüre. — Gehabt Euch wohl und beläſtigt mich ferner nicht wieder mit Euerer Zudringlichkeit; es ziemt einer gemeinen Dirne nicht, und Euch am wenigſten, mir, ohne daß ich es verlange, vor Augen zu treten.

Bei dieſen Worten begann der Gleichmuth Beatricens zu wanken, ihr freundlicher Blick wurde ernſt, und doch lag in dem Tone ihrer Stimme noch mehr Beſcheidenheit als Stolz. Signora, — erwiederte ſie — Ihr irrt Euch in mir, in meinem Stande, in meinem Charakter. Von dem erſteren will ich ſchweigen, weil ich muß, doch braucht Ihr Euch ſeinetwegen nicht zu ſchämen, mir gegenübergeſtanden zu haben; was aber die gemeine Dirne betrifft, ſo ſteht ſie rein von jedem Makel vor Euch, der Gefallenen. Was Ihr Giacomo Carrara waret, war ich ihm nie, werde es ihm nie ſein!

Conſtanze ſprang heftig auf.

Uebereilt Euch nicht, Signora, — fuhr Beatrice mit Ruhe fort — was könnte Euch

das nützen, wozu dieß Euch führen? Ich kam in guter, freundlicher Absicht zu Euch, Ihr stoßet mich stolz, selbst unhöflich zurück und ich gehe; doch sage ich Euch noch, ehe ich Euch verlasse, bedürft Ihr meiner, so bin ich auch jetzt noch zu Euerem Dienste bereit. Ich habe Euch wehe gethan, ich will es gern wieder gut zu machen suchen; lebt wohl! — Sie ging.

Staunend, doch mit Wuth im Blicke sah ihr Constanze nach, nicht so Fiorella. Als diese ihr die Thür des Vorzimmers öffnete, drückte sie Beatricen leise die Hand und eine Thräne schwamm in ihrem Auge. Es gehe Euch wohl, Gottes Segen mit Euch! raunte sie der Weggehenden zu.

Giacomo hatte bei seiner Rückkehr erfahren, daß Beatrice bei der Gefangenen gewesen sei; dieß war ihm unlieb. Er warnte sie und fragte, was sie dort hin getrieben.

Neugierde, die Frau in der Nähe zu sehen, die mir, ohne daß ich sie kannte, früher so viele Sorge gemacht hat.

Carrara schüttelte ungläubig den Kopf, bat, nicht wieder zu ihr zu gehen und da er wieder von einem seiner Hauptleute abgeru-

sen wurde, schied er von Beatricen, welche den ganzen Tag über absichtlich seine Gegenwart vermied, um ihn nicht von den dringenden ernsten Geschäften abzuziehen; sie verließ ihr Gemach nicht und gab sich dort ihren düstern Träumen hin. Zuweilen führte sie der irre Flug ihrer Phantasie von ihrem blutenden Herzen zum Schlachtfelde, wo sie den Bruder ritterlich kämpfen, männlich siegen sah, und diese Augenblicke waren die Lichtpunkte dieses trüben Tages.

So verstrich er einsam. Als der Abend nahte, trat sie in Giacomo's Gemach. — Ich habe vergessen, Dich zu etwas aufzufordern, redete sie ihn an — zu etwas, an dem die Ruhe meines Lebens hängt. Schwöre mir bei Gott und allen Heiligen, bis unser Vater mein Gelübde löst, Niemand, wer es auch sei, das Geheimniß zu verrathen, was ich gezwungen Dir verrathen mußte; schwöre es mir bei unserer Liebe!

Carrara schwur, und sie ging, wenn auch nicht beruhigten, doch leichteren Herzens zur Ruhe.

Auch Carrara, von den Anstrengungen des heutigen Tages erschöpft, wäre gern zur

Ruhe gegangen, doch die gewisse Nachricht, die er von den ausgesandten Kundschaftern erhielt, daß del Vermo Vicenza verlassen habe und gegen ihn im Anzuge sei, bestimmte ihn, morgen in aller Frühe mit seinem kleinen Heere das abgesteckte Lager zu beziehen, und die nöthigen Anordnungen, die er deßhalb heute noch zu machen hatte, hielten ihn bis Mitternacht wach. Da störte ihn plötzlich Trompetenschall; es sei Antonio, wurde ihm gemeldet, der vor der Zugbrücke von San Felice mit seinen Lanzenreitern hielte und schnell Einlaß begehre. Freudigen Herzens eilte Carrara seinem alten Freunde entgegen, und erfuhr schon im Hinaufsteigen der Wendeltreppe von ihm, daß es ihm zwar nicht gelungen sei, Verstärkung in Peschiera zu werfen, wohl aber habe er die Heerabtheilung des Markgrafen von Mantua auf dem Marsche hierher getroffen, sie bei Nacht überfallen, einen Theil zerstreut und 300 Gefangene gemacht, die alle unter den Fahnen Carrara's Dienste zu nehmen entschlossen wären. Ich glaubte mich nun mit meinen Reitern hier nothwendiger als in Peschiera, — fuhr er fort — eilte, ohne von Gonzaga

verfolgt zu werden, nach Verona zurück, kann nun Theil an der Vertheidigung der Stadt nehmen, und Euch mit Rath und That zur Seite stehen.

Unter diesem Gespräche waren sie an das Gemach Giacomo's gekommen, der ihn nun von dem Vorsatze unterrichtete, dem Feinde entgegen zu gehen.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, — sagte der Alte bedenklich — Ihr setzt dabei Verona auf's Spiel. Aber in jetziger Zeit, wo es Leben oder Tod, Alles oder nichts gilt, ist wohl das Kühnste das Beste. Doch verweilt auch keinen Augenblick mehr, denn ich weiß es sicher, die Venetianer sind mit Anbruch des Tages vor den Thoren Verona's; Gonzaga ist um einen Tagmarsch durch meinen Angriff aufgehalten, und so habt Ihr Gelegenheit, mit del Vermo allein zu schlagen.

Während der Rede mochte Antonio's Blick zufällig auf Beatricens Bild fallen, Giacomo bemerkte es, gedachte des Mädchens und sagte mit sichtbarer Verlegenheit: Auch sie ist wieder hier, Antonio.

Beatrice? — fragte dieser verwundert — Schickte sie Euch Euer edler Vater?

Nein, sie verließ Padua ohne sein Wissen. — Doch bald hätte ich vergessen — brach Giacomo die Rede ab und holte des Fürsten Schreiben, das der Eilbote an Antonio hatte bringen sollen und das noch uneröffnet lag, — Euch dieß Schreiben meines Vaters zu übergeben.

Antonio nahm es mit Hast, brach es schnell auf und erbleichte, während er es las. Herr! — sagte er und drückte Giacomo's Hand mit Heftigkeit, — was ist, seit das Mädchen hier ist, zwischen Euch und ihr vorgefallen? — Ich bitte Euch, sagt es mir, hat der Teufel der Versuchung Euch verlockt, oder hattet Ihr Kraft genug, ihm zu widerstehen? — Lächelt nicht so bitter, Herr, — fuhr er in seinem Eifer fort — wo der alte Antonio vielleicht Thränen weinen muß, dürft Ihr junger Mann nicht lächeln, das ist nicht recht. Gebt mir lieber Beruhigung.

Die kann ich Euch, obgleich mit betrübtem Herzen geben, — beruhigte ihn Giacomo. — Rein wie der Engel der Unschuld

wird Euch das Mädchen entgegentreten, sorgt nicht für sie, nicht für mich. Ewig verbunden, sind wir doch ewig getrennt.

Wie soll ich das verstehen? fragte Antonio verwundert.

Forscht nicht weiter danach, guter Antonio! — erwiederte Carrara — ich müßte doch schweigen.

Nun sei es auch wie es will, Beatrice muß noch in dieser Nacht San Felice, Verona verlassen! — sagte der Alte mit Festigkeit. — Der Fürst von Padua befiehlt es; leset den Brief, leset ihn nur.

Giacamo las:

Beatrice ist in männlicher Tracht aus Padua geflohen, ich fürchte nach Verona. Wo Ihr sie trefft, und wäre es in Giacomo's Armen, nehmt sie in Verwahrsam und schickt sie in dem nämlichen Augenblicke unter Bedeckung nach Padua zurück. Ihre Gegenwart in Verona könnte meinem Vaterherzen den Todesstoß geben und meinem Hause ewige Schande bereiten. Ehe ich nicht die Wahnsinnige wieder in meinen Händen habe, die mir dann gewiß nicht wieder entschlüpfen soll, eher hat mein Herz keine Ruhe,

der ich doch in jetziger bewegter Zeit nur zu sehr bedarf. Sollte sich Giacomo Eurem Vorhaben widersetzen, so zeigt ihm meinen Brief, sagt ihm, der Fluch des Vaters würde ihn treffen, gehorchte er nicht meinem Befehle.

Ihr seht also, lieber Herr! — fiel Antonio schnell ein, als Giacomo geendet hatte — daß ich noch in dieser Nacht das Mädchen nach Padua schicken muß.

Nein! erwiederte Giacomo bestimmt.

Eures Vaters Befehl, gnädiger Herr! erinnerte der Alte und sein Auge sah bittend auf Carrara, denn furchtbar war ihm die Stellung zwischen Vater und Sohn gewesen.

Antonio, selbst der Fürst würde seinen Befehl jetzt widerrufen! — nahm Carrara das Wort. — Soll ich Beatrice unter Bedeckung nach Padua schicken, und diese und das Mädchen den Venetianern, die gewiß die Straße nach Padua besetzt haben, in die Hände jagen, soll ich die Unglückliche allein ihrem Schicksale Preis geben und sie, die schon einmal zu ihrer Rettung den Dolch gegen Stefano ziehen mußte, ohne Schutz von mir lassen?

Gegen Stefano zog sie den Dolch? fragte Antonio verwundert, und erfuhr nun, was zu Vicenza geschehen war. Es leuchtete ihm ein, daß er jetzt den Befehl des Fürsten nicht ausführen könne, da die Straße nach Padua nicht mehr sicher sei, und daß Beatrice nicht freiwillig allein nach Padua gehen werde; doch beruhigte er sich nicht eher, bis Giacomo ihm versprach, das Mädchen dem Vater zurückzuschicken, so bald es sich ohne Gefahr thun ließe, und ihre Tugend zu ehren.

Mitternacht nahte, tiefe Stille lag über Verona, der Schlaf scheuchte die Sorgen von den müden Häuptern der Schlummernden und jeder Kummer, jeder Gram schwand unter freundlichen Träumen aus den jetzt ruhig klopfenden Herzen. Die Stadt schien wie ausgestorben, kein menschlicher Tritt belebte die Straßen, kein Sturm trieb die knarrende Wetterfahne der hohen Giebelhäuser, daß sie mit ihrem Geräusche die Ruhe der Müden stören könnte, und nur die funkelnden Sterne blickten noch mit ihrem freundlichen Lichte vom dunklen Himmel herab, die Nacht zu erhellen. Da erscholl das Nachtlied des Thurmwarts, Mitternacht verkündend,

und

und mit dem Gesange, der durch die nächtliche Stille geisterhaft drang, schienen die Ruhenden aus ihrem Schlafe zum neuen thätigen Leben erwacht zu sein. Die Thore aller festen Häuser der Stadt, in welchen die Söldner wohl zu mehren Hunderten mit ihren Hauptleuten lagen, thaten sich auf und es zog das Kriegvolk, geordnet, ohne Trommel- und Trompetenschall heraus. Zugleich sanken die Zugbrücken von San Felice und die halben und ganzen Karthaunen rasselten über die eisenbeschlagenen Brücken, die Reiterei folgte, und so wie vor einem Augenblicke todte Stille sich über die Stadt gebreitet hatte, so bewegte sich jetzt ein Leben, ernst und still, da es dem Tode entgegen zog, durch die engen Straßen der Stadt den Thoren zu, die nach Vicenza und Padua führten.

Giacomo schritt eben gewappnet die Treppe herab, den Streithengst zu besteigen, als Beatrice durch einen Seitengang auf ihn zueilte. Gott mit Dir, Carrara! — sprach sie, ihm die Hand reichend — Verliere, wenn Gott im Himmel es beschlossen hat, die Schlacht, nur nicht die Ehre, die Dein Geschlecht bis jetzt so treu bewahret hat. Leb'

wohl! rief sie mit bewegter Stimme, drückte seine Hand mit dem eisernen Handschuh an ihre klopfende Brust und ging mit bangem Herzen in ihr Kämmerchen zurück.

Schweigend, fast lautlos zogen die Kriegerscharen bei Sternenlicht durch die dunkeln Thore dem Kampfe entgegen, die Reiter voran, das Geschütz in der Mitte, das Fußvolk folgend. Als das Heer den zur Versammlung bestimmten Platz erreicht und das Geschütz sich hinter den Verschanzungen aufgestellt hatte, — es mochte um die dritte Stunde des Morgens sein — setzte sich Giacomo an die Spitze der schwerbewaffneten Reiter, deren Geschwader durch Antonio's Rückkehr auf 4000 Mann angewachsen waren, ließ das Fußvolk mit dem Geschütz in den Verschanzungen zurück und rückte mit der Reiterei, in der Hoffnung, den Feind auf dem Marsche zu überfallen, rasch auf der Straße nach Vicenza vor.

Kaum waren die so viel als möglich dichtzusammengehaltenen Geschwader eine Stunde ihres Weges gezogen, als sie auf die Vorhut der Venetianer stießen. Rasch stürzte Giacomo auf sie ein und trieb die Ueberraschten,

die keinen Feind erwartet hatten, mit leichter Mühe zurück. Sie mit verhängtem Zügel verfolgend, befahl er, nur den Fliehenden zu folgen, um die Venetianer zu ereilen, ehe sie sich in Schlachtordnung stellen konnten. Er hatte es aber mit einem erfahrenen, vorsichtigen Gegner und einem wohlgeordneten Heere zu thun, denn kaum, daß das Morgenroth über die Berge hervortrat, als er auch schon das feindliche Heer, seine Schlachtlinie bildend, auf einer weiten Ebene erblicken konnte. Er mußte in seinem raschen Vordringen anhalten, um den übrigen Theil des Heeres zu erwarten, denn schon begrüßte ihn der Feind aus zwei halben Karthaunen, die er an einer Waldecke aufgestellt hatte. Ungeduldig eilte Giacomo zurück, trieb die Nachkommenden an, rasch zu folgen und bildete dem Feinde gegenüber in schräger Linie seine Schlachtordnung.

Del Vermo hatte, als ein kriegkundiger Feldherr, eine vortheilhafte Stellung gewählt, wo er schon vor Giacomo's Angriffe beschlossen hatte, sein Heer aufzustellen, um hier den Markgrafen von Mantua zu erwarten, dessen Unfall ihm noch unbekannt war.

Ein Moraſt deckte auf dem linken Flügel ſein Fußvolk, das ſich an eine Waldſpitze lehnte, an welcher das Geſchütz aufgeſtellt war. Von hier aus zog ſich die Reiterei über eine bedeutende Ebene, die nur hier und da durch kleines Geſtrippe unterbrochen war, mithin den Angriff der Geharniſchten erſchwerte. Hier wollte, keinen ſolchen erwartend, der Venetianiſche Feldherr ſein Lager aufſchlagen.

Carrara ſah mit dem erſten Blicke, daß die Venetianer dieſe Stellung nicht verlaſſen, ſondern ſeinen Angriff abwarten würden; er gab daher ſogleich den Befehl, daß ſein Fußvolk und Geſchütz zu ihm ſtoßen ſollte und zog ſich aus dem Bereiche der feindlichen Karthaunen, ſeine Krieger zu ſchonen, oder auch den Feind zum Vorrücken zu ermuthigen. Aber del Vermo ſchickte nur leichte Reiterei zum Scharmuziren vor und blieb feſt in ſeiner Stellung ſtehen.

Endlich, nach langem vergeblichen Warten rückte das Geſchütz und das Fußvolk heran. Bald war das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht, und während ſich Giacomo hinter einer Höhe, die ihn verbarg, mit der Reiterei immer mehr nach dem rechten Flügel

des Feindes hinzog, rückte das Fußvolk mit dem Geschütz vor, besetzte das Gestrippe und die Karthaunen beschossen von hieraus die Reiterei der Venetianer mit Erfolg. Del Vermo blieb nichts übrig als sich zurückzuziehen oder das hinter dem Gestrippe aufgestellte Fußvolk anzugreifen. Er beschloß das letztere, da es ihm schimpflich schien, sich vor einem Heere zurückzuziehen, das ihm an Zahl nicht überlegen war. Er ließ einen Theil der Reiterei vorrücken und der Angriff begann. Das heftige Feuer des Geschützes trieb zwar seine Geschwader bald zurück, doch nicht entmuthigt sammelte er schnell die Zurückgetriebenen wieder und ließ dann zwei Fahnen albanesischer leichter Reiter zerstreut einen Angriff auf das Geschütz machen, diesen folgte er mit dem Kerne seiner Gehar-nischten. Der Reiterhaufen, den Giacomo zur Deckung des Geschützes zurückgelassen hatte, that in diesem Augenblicke seine Schuldigkeit nicht, der Angriff der Venetianer gelang, das Fußvolk floh, das Geschütz ward genommen.

Doch fast zu der nämlichen Zeit brach Giacomo, der durch seine Bewegungen den

Feind überflügelt hatte, hinter der Höhe hervor, stürzte sich mit seiner ganzen Macht auf die Scharen der Venetianer, die noch in Schlachtordnung auf der Ebene hielten, durchbrach ihre Reihen, trieb sie in die Flucht, und obgleich del Vermo seine siegenden Scharen wieder geordnet hatte und den Fliehenden zu Hilfe eilte, wurden auch jene getrennt und in der allgemeinen Flucht mit fortgezogen. Das Fußvolk, von seiner Reiterei verlassen, konnte dem Angriffe der Paduaner nicht widerstehen und suchte in dem nahen Walde seine Rettung. Schlachtfeld und Sieg blieb Carrara, das feindliche Geschütz und eine Menge Gefangener fielen in seine Hände. Sich nicht zu weit von Verona zu entfernen und immer noch die Ankunft Gonzaga's fürchtend, verfolgte er den Feind nicht weiter, schickte das Geschütz und die Gefangenen sogleich nach Verona und folgte am Nachmittage mit dem ganzen Heere.

Die Bürger Verona's hatten ruhig den Ausgang des Treffens erwartet. Von den Anhängern der Venetianer, wohl nur die geringere Zahl, war die Nachricht, die einige Flüchtlinge in der Stadt verbreitet hatten,

das Venetianiſche Heer habe geſiegt, Carrara ſein Geſchütz verloren, mit lautem Jubel empfangen worden. Im Ganzen aber war es dem größeren Theile ziemlich gleichgiltig geweſen, wer von Beiden Sieger blieb; ſie fürchteten Venedig und haßten Padua. Als aber Giacomo an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres einzog, 1500 Gefangene, 6 Geſchütze und eine bedeutende Anzahl Roſſe als Preis ſeines Sieges mit ſich führte, da begrüßte ihn der Jubel der leichtbewegten Menge und vom jauchzenden Volke begleitet kam er auf San Felice an.

Hier empfing ihn Beatrice. Worte fand ihre Freude nicht, ſie hing an ſeinem Halſe, preßte den kalten, ſtählernen Panzer an ihre glühende, wallende Bruſt und ihr Auge blickte wonnetrunken nach dem Sieger. Gott hat mein Gebet erhört! — rief ſie endlich — Dir ward der Sieg, noch ging das Geſchlecht der Carrara nicht unter!

Giacomo liebkoſ'te ſie, nannte ſie ſeine liebe, liebe Schweſter, aber alle dieſe Schmeichelworte, dieſe Liebkoſungen ſtörten ihr die Wonne dieſes Augenblickes. In ihr glühte es zu heftig und Giacomo war ſo ruhig,

gab, sich ihren Armen entwindend, die nöthigen Befehle, und obgleich sie ihm deßhalb nicht zürnen konnte, that es ihr dennoch weh, daß ihr Glück, ihre Wonne ihm so wenig zu sein schien und er kalte, wenn auch freundliche Worte finden konnte, die stumme Sprache ihres glühenden Herzens zu erwiedern, und doch mußte sie sich sagen, daß sie ihn ja selbst aufgefordert habe, fortan sie zu vergessen und nur der Ehre zu leben.

Weniger freudig gestimmt vernahm Constanze Peralta die Nachricht von der gewonnenen Schlacht; mit diesem Tage war ihr wieder eine Hoffnung entschwunden. Aber ihr ewig reger Geist sann auf neue Plane, und wenn auch die Sorgen ihren Schlummer störten, stand sie doch am Morgen unentmuthigt, aber unzufrieden mit sich selbst von ihrem Lager auf, denn das Bild Giacomo's hatte oft ihren unruhigen Schlaf unterbrochen, auch erwacht stand es immer noch vor ihr, und sie vermochte heute nicht den Eindruck ganz zu verwischen, den es wider Willen auf sie machte und der zuweilen sogar die Sehnsucht wieder in ihr erweckte.

Unmuthig saß sie in ihrem Zimmer, ge-

dankenlos den Blick auf die alte gemalte Tapete gerichtet, welche die Hochzeit von Canaan vorstellte; da fiel ihr das Gesicht eines Mohren auf, der, eine Schüssel mit Obst tragend, sie höhnisch anzublicken schien; kein flammenderes Auge hatte sie noch gesehen als dieß, was von der verschossenen Tapete auf sie blickte, es erregte ihre Aufmerksamkeit, sie betrachtete es genau und der grelle weiße Punkt in dem einen Auge war ihr auffallend. Neugierig trat sie näher, bemerkte in dem Auge selbst eine kleine Erhöhung, berührte, drückte sie, zu ihrem Schrecken öffnete sich die Tapete und sie konnte nun in die Mauervertiefung treten, in welcher sie nach einigem Forschen den Punct fand, wo durch einen leisen Druck sich auch hier eine Thüre öffnete, die sie in eine Halle führte, deren Wände mit Waffen aller Art behangen waren.

Staunend sah sie sich plötzlich unter Waffen und Siegesfahnen, womit die della Scala die Halle geschmückt hatten; überall prangte der goldene Falke über den zwischen den Waffen aufgehangenen Bildern dieser alten unglücklichen Familie, von der so viele

eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Sie wandelte sinnend umher, blieb gedankenvoll vor dem Bilde Antonio's, des Großvaters der gemordeten Brüder, den die Nemesis so furchtbar ereilt hatte, stehen. Sein Bruder Bartolomeo, der hier friedlich an seiner Seite hing, war von ihm ermordet worden, er selbst durch Johann Galeaz, Herzog von Mailand, aus seinen Staaten vertrieben, starb an Gift einen qualvollen Tod. Welch schöne herrliche Züge! — sagte Constanze vor sich hin — welcher ruhige seelenvolle Blick! konnte ein Mann, den die Natur so trefflich ausgestattet hatte, zum Brudermörder werden? Doch wie oft — rief sie — tragen die Männer den Stempel des Edlen auf ihrem Antlitze und ihr Herz ist falsch und treulos!

In diesen Gedanken störten sie Lautenklänge, die wie aus weiter Ferne leise zu ihr herübertönten. Das ist Beatrice! — rief sie aus, nach der Stelle eilend, woher die Töne zu kommen schienen; dort lauschte sie. Da vernahm sie auch Gesang, ja es war Beatricens Stimme, das Mädchen mußte hier in der Nähe sein. Jetzt bemerkte sie, daß

ſie ſich gerade dem Eingange, durch den ſie gekommen war, gegenüber befand, und daß unter dem Bilde Maſtino's della Scala, des Stifters dieſes edlen Geſchlechtes, das Schild eines ſarazeniſchen Kriegers aufgehangen war. Eine Verbindung anderer Gemächer mit dieſer Halle, die übrigens noch einen Haupteingang hatte, vermuthend, nahm ſie das Schild von der Wand und fand auch hier den Punkt, wo durch einen Druck eine kleine Thür ſich öffnete, die durch mancherlei Waffen künſtlich verſteckt war, und auch hier in die Mauervertiefung führte. Weiter vorzudringen wagte ſie nicht. Der Geſang, die Lautentöne waren verhallt, nur hörte ſie dicht vor ſich ein Geräuſch, ſie lauſchte, konnte jedoch nur einzelne Töne, doch keine Worte vernehmen. Da gewahrte ſie an der einen Seite eine kleine Oeffnung, die abſichtlich dort gemacht zu ſein ſchien. Sie ſah hindurch und fuhr erbleicht zurück — ſie ſah Beatrice in den Armen des Mannes, ſanft an ſeine Bruſt geſchmiegt, an der ſie ſelbſt ſo oft liebend geruht hatte. Ihr Herz pochte, ihr Blut jagte wild durch die Adern, ſie wollte ſich entfernen, aber immer zog es ſie wieder nach

dem verhaßten Anblicke hin, der ſie mit tückiſcher Gewalt zu feſſeln ſchien. Endlich ward ſie Herr ihrer Leidenſchaft. Warum das Gift in mich ſaugen? — dachte ſie — warum dieſe Qual? fort von hier! — Sie drückte leiſe die Thür wieder zu, ſchritt raſch durch die Halle als jagte ſie ein Geſpenſt; als ſie aber an dem Bilde Antonio's della Scala vorüberkam, blieb ſie ſinnend ſtehen. — Dir gab Gift, einen furchtbaren Tod! Ja Gift! — murmelte ſie vor ſich hin, lächelte tückiſch und verließ nun die Halle, deren Eingang ſie wieder ſorgfältig ſchloß.

Als ſie ſich auf ihrem Zimmer befand, ſchritt ſie ſinnend auf und ab, dann warf ſie ſich mit Heftigkeit vor einem Muttergottesbilde nieder, wollte beten und vermochte es nicht. Sie ſprang auf, warf ſich in einen Seſſel, ſchien mit ſich im Kampfe und rief dann Fiorella: Geh zu Beatrice, und lade ſie ein zu mir zu kommen.

Fiorella ſah ſie bei dieſem Befehle verwundert an, denn noch am geſtrigen Abende hatte ſie ihr befohlen, Beatrice nie wieder vorzulaſſen, und überdieß war ihr Blick ſo ſtarr, ihre Wangen glühten, ihre Lippen

bebten, so daß das Mädchen erschrocken fragte: Ist Euch nicht wohl, Signora?

Geh' und thu, was ich befohlen! war die unfreundliche Antwort, die sie erhielt.

Als Beatrice der Einladung folgend in das Vorzimmer trat, fand sie Fiorella weinend. Trinkt — sagte diese, doch Constanze öffnete in dem Augenblicke die Thür, unterbrach das Mädchen, so daß es nicht weiter reden konnte und lud Beatrice ein, bei ihr einzutreten. Signora Peralta war heute freundlich und zuvorkommend und erst nach manchen Fragen über die gestrige Schlacht kam sie auf den eigentlichen Zweck, weßhalb sie ihrem Vorgeben nach, Beatrice habe bitten lassen, zu ihr zu kommen.

Ihr habt mir neulich, zu meiner Freiheit behilflich zu sein, auf eine edle Weise angeboten, — sagte sie zutraulich, doch konnte ein scharfer Beobachter ihr leicht den Zwang ansehen, freundlich scheinen zu müssen. — Ich nahm Euer Anerbieten nicht an, denn, ich gestehe es frei, ich hoffte Rettung von einer andern Seite; diese Hoffnung hat mir aber die gestrige Schlacht genommen, und

ich glaube auch jetzt noch, mich Euch anvertrauen zu können.

Beatrice versicherte, daß sie dieß gewiß thun könne, sie würde alle Mittel, die ihr zu Gebote ständen, mit Freuden ergreifen, ihr zur Flucht behilflich zu sein, nur möchte sie ihr mit Rath an die Hand gehen, wie es zu bewerkstelligen sei. Constanze machte ihr nun mancherlei Vorschläge, die sie aber alle schnell wieder verwarf; endlich wurde verabredet, daß sie in männlicher Tracht als Diener Beatricens San Felice verlassen sollte.

Constanze zollte nun dem edlen Mädchen heißen Dank, ihr Stolz schien sie verlassen zu haben, sie war freundlich, herablassend gegen die Bescheidene.

Fühle ich mich doch durch die Anstrengung meines Geistes erschöpft, — unterbrach Constanze endlich das Gespräch, rief Fiorella und befahl ihr, einen Becher mit Wein zu bringen. Doch kaum war das Mädchen bis an die Thür, als sie ihr nachrief: Bringe zwei Becher! — Auch Ihr werdet einer Erquickung bedürfen, — sagte sie, sich zu Beatrice wendend; — der Tag ist heiß und Ihr scheint gleich mir aufgeregt.

Beatrice nickte bejahend, ohne etwas darauf zu erwiedern.

Fiorella trat mit den beiden Bechern ein, ſetzte ſie vor ihnen auf den Tiſch und warf, zwar nur flüchtig, einen warnenden Blick auf Beatrice, den dieſe wohl nicht bemerkt haben konnte, da Conſtanze ſie eben auf die Tapete mit dem grellen Mohrengeſichte aufmerkſam machte und mit ihr aufſtand, es näher zu betrachten.

Beatrice beſah unbefangen das eben nicht ſchöne Gemälde und kümmerte ſich wenig um Conſtanzens Thun, die ſie den Mohren und die freundliche Braut ungeſtört beſehen ließ, dann ſetzte ſie ſich wieder zu Conſtanzen, die ihr den Rücken zugewendet mit Fiorella heimlich ſprach, und ſich dann wieder auf ihr Ruhebett ſetzte, den einen Becher, der ihr zunächſt ſtand, ergriff, den andern aber Beatricen reichte.

Ihr habt mir wehe gethan, Beatrice! — ſagte ſie dann in ſichtbarer Bewegung — doch ich verzeihe Euch, denn Ihr wollt es ja auf eine edle Art wieder gut machen. Sollte ich auch gegen Euch durch Wort und That gefehlt haben, ſo bin ich überzeugt,

auch Ihr vergebt mir; einer Gefangenen ziemt nicht der Stolz, darum bitte ich Euch um ein versöhnliches Wort.

Mit Freuden spreche ich es aus, Signora! — erwiederte Beatrice herzlich. Die Vergangenheit liege in Nacht und eine frohe Zukunft erhebe sich vor uns, rosig wie die Strahlen der Morgenröthe!

Das möge sie! sprach Constanze und ihr Herz schien beklommen; sie leerte den Becher und forderte Beatrice auf ein Gleiches zu thun.

Diese führte den Becher an ihre Lippen, doch plötzlich stellte sie ihn vor sich. Signora! — sagte sie mit anscheinender Ruhe und ihr listiges Auge blickte fest und durchdringend auf die Gefangene — verzeiht! Als Ihr vorhin mit Eurer Dienerin spracht, besah ich die niedlich gearbeiteten kleinen Becher und habe sie zufällig verwechselt —

Gerechter Gott! rief Constanze erbleichend.

Was ist Euch? — fuhr Beatrice erschrocken auf — war es vielleicht —

Nichts, nichts! — sagte die Signora erbebend — Nichts als die Hand der Vorsehung, die mich furchtbar erfaßt. Trinkt nur

Euren

Eueren Wein! — fuhr ſie mit Heftigkeit fort — trinkt ihn nur, er wird Euch ſicher bekommen!

Beatrice aber, ohne eine Wort zu erwiedern, öffnete das Fenſter, goß den Wein hinaus und verließ, einen verächtlichen Blick auf Conſtanze werfend, das Zimmer.

Schlange! haſt Du mich dennoch überliſtet? — rief dieſe, als das Mädchen ſich entfernt hatte — Nun, muß ich durch mein eignes Gift ſterben, will ich meine Seele Gott befehlen und Niemand ſoll es ahnen, wodurch ich ſtarb. Meinen Muth, meinen Stolz ſoll der Tod nicht beugen. Der Tod? Nein, der ereilt mich noch nicht! — rief ſie frohlockend aus. — Goß ſie nicht den Wein aus dem Fenſter? — Sie ergriff den Becher, den Beatrice ausgegoſſen hatte, und ſtarrte hinein. — Da unten ſehe ich noch den dunklen Todesſpender, ſie täuſchte mich und ich Thörin ging in die Falle. Du ſollſt es büßen, weiß ich doch nun den Weg in Dein Gemach. Ja, Deine Zukunft will ich Dir roſig wie die Strahlen der Morgenröthe malen, die Du morgen nicht mehr erblicken ſollſt.

Nach dieſem Selbſtgeſpräche ſchien ſie beruhigt, und verfiel in tiefes Nachdenken.

Als Beatrice wieder in ihr Gemach treten wollte, bemerkte ſie, daß Fiorella ihr gefolgt war. Signora! — bat dieſe und hielt ſie zurück — habt Erbarmen mit einer Unglücklichen, nehmt mich in Euere Dienſte, nehmt mich fort von jener Frau, die — doch ſie hat mir früher Gutes gethan, nur daran will ich denken — nehmt mich zu Euch, ich will Euch treu dienen, will thun, was Ihr mir befehlt, wie die niedrigſte Magd Euch bedienen. Schon damals, als ich Euch zum erſten Mal ſah, zog es mich zu Euch hin, und jetzt — o! ſeid mild gegen mich und verſtoßt mich nicht.

Beatrice überlegte nicht lange, ſie gedachte des warnenden Wortes, des warnenden Blickes, willigte gern in des Mädchens Geſuch und verſprach ihr, obgleich ſelbſt hilflos, für ſie nach Kräften zu ſorgen.

So hole ich meine Laute, meine wenigen Kleider und ſchleiche davon! rief Fiorella erfreut.

Und warum willſt Du es nicht Deiner

Gebieterin offen ſagen, daß Du ſie verlaſſen willſt?

Ich wagte viel, thäte ich dieß! erwiederte ſie und ſprang davon.

Beatrice war von alle dem, was an dieſem Tage vorgefallen, noch ſehr erſchüttert. Sie ſann nach, ob ſie Giacomo von dem Vorfalle bei Conſtanzen unterrichten oder es ihm verſchweigen ſollte; ſie beſchloß das letztere. Mit dieſem Vorſatze verließ ſie ihr kleines Gemach, um ſich in den Garten zu begeben, als ein Anblick ihr Innerſtes von neuem ergriff. Die in der Schlacht gefangenen Krieger wurden eben nach San Felice gebracht und zogen durch das finſtere Thor. An der Spitze des Zuges ritt auf einem mageren Klepper ein alter Mann mit langem, grauen Barte, ſein Kopf war verbunden, den rechten Arm trug er im Bande, und er ſchien noch aus mehren Wunden geblutet zu haben, denn bleich wie der Tod war ſein Antlitz und abgeſpannt und erſchlafft hing die lange Geſtalt nur noch auf dem Roſſe, das eben ſo matt als ſein Reiter durch das Thor wankte. Jetzt hob der Alte den geſenkten Blick, er traf Beatrice, die ihn aufmerkſam

betrachtete; das Geſicht des Verwundeten ſchien ihr, Trotz der Binde, die es halb verdeckte, bekannt; auch er betrachtete ſie aufmerkſam und murmelte plötzlich: Beatrice!

Herr! — rief das Mädchen, das es gehört haben mochte, und ergriff mit Heftigkeit den Zügel ſeines Roſſes — kennt Ihr mich? — Wer ſeid Ihr?

Er lächelte bitter.

Jeſus Maria! — ſchrie ſie jetzt auf — Herr Polenta von Ravenna, Ihr hier? — Gelobt ſei Gott, daß ich Gelegenheit finde, meine Schuld abzutragen! Dieß ſagend, leitete ſie ſelbſt ſein Roß ab von den Uebrigen nach dem inneren Schloßhofe und befahl einem Diener, Giacomo zu rufen.

Als dieſer kam, lief ſie ihm entgegen und führte ihn zu dem Verwundeten, den man auf einen Tragſeſſel geſetzt hatte, da er auch am Fuße, jedoch nur leicht verwundet war. Hier, Herr Giacomo Carrara! — rief Beatrice — hier iſt der Mann, der mich ſo menſchenfreundlich in Vicenza aufnahm und rettete. Erlaubt, daß ich für ſeine Pflege ſorgen und ſo einen Theil meiner Schuld be-

zahlen darf; auch bitte ich Euch, gebt ihm ohne Lösegeld die Freiheit.

Er ist nicht mein Gefangener, darum habe ich kein Recht an ihn, aber ich selbst will das Lösegeld für ihn zahlen! — erwiederte Carrara auf ihre Bitten — Auch für Euere Pflege soll gesorgt werden, edler Mann! — wandte er sich zu dem Gefangenen — Wir haben zwar nur wenig Platz hier im oberen Schlosse, aber ich bin Euch zu sehr verpflichtet, um Euch nicht als Freund gern in meiner Nähe zu haben; Ihr sollt bei uns wohnen und gehalten sein, als wäret Ihr mein Bruder. — Er gab die nöthigen Befehle und Beatrice dankte ihm herzlich, denn sie fühlte wahre Hochachtung für den Krieger, der, Trotz seiner Rauhheit, so edel an ihr gehandelt hatte. Der Hauptmann wurde hinaufgetragen und nahm nun einen ehrenvollen Platz unter den Bewohnern von San Felice ein.

An diesem Tage sollte Sturm auf Sturm Beatricens wundes Herz bewegen. Antonio kam zu ihr und machte ihr bekannt, daß sie schon morgen Verona verlassen und nach Padua zurückkehren müsse. Es ist des Fürsten

Wille, sein strenger Befehl, — sagte er ernst — dem nicht ich, nicht Ihr, nicht Giacomo widerstreben können. Obgleich ich Euere Verhältnisse nicht klar durchschauen kann, obgleich mir Manches räthselhaft bleibt, so sehe ich doch ein, daß ein längerer Aufenthalt auf San Felice nur trübe Folgen für Euch haben kann. — Der Himmel hat, wenn ich Giacomo's Worten glauben darf, Euch bis hierher beschützt, aber der Versucher wacht und das festeste Gemüth hat seine schwachen Augenblicke. Darum zieht nach Padua, der Fürst will es, und so muß ich gehorchen, obgleich ich Euch lieber an jedem andern Orte sähe als dort.

Schon morgen soll ich von hier? — fragte Beatrice tief erschüttert — Wollt Ihr denn immer der Engel mit dem flammenden Schwerte sein, der mich aus meinem Paradiese treibt? Doch der Fürst von Padua befiehlt, nun, da muß ich wohl gehorchen! — sagte sie dann mit Fassung — Bin ich doch gewohnt, oft den Becher an meine Lippen zu setzen, ohne ihn zu leeren, selbst den Giftbecher!

Sprecht nicht von Gift! — fiel ihr Antonio in die Rede — Mich schauert es, ver-

nehme ich dieſe Worte von Euch, denn ſie ſind Schuld, daß ich Urſache Eures Unglückes bin!

Meines Unglückes? — rief Beatrice — Ja wohl bin ich unglücklich, aber Gott ſei gedankt, daß Ihr mich von San Felice führtet. Quält Euch darum nicht, alter Mann, hier wäre ich unglücklicher geworden als dort! — Sie brach nun ſchnell das Geſpräch ab und verſicherte Antonio, daß ſie ſich in den Befehl des Fürſten fügen und ſich zur Abreiſe bereit halten wolle, nur den morgenden Tag wünſche ſie noch auf San Felice zu bleiben. Auch müſſe es ihr erlaubt ſein, die Dienerin der Witwe Peralta, die ihre Herrin verlaſſen habe, mit ſich zu nehmen.

Antonio ſchüttelte bedenklich den Kopf. Hütet Euch, eine Natter an Euerer Bruſt zu nähren! — warnte er. — Beatrice aber lächelte und bat ihn, ſich deßhalb zu beruhigen.

Als Antonio ſie verlaſſen hatte, begab ſie ſich zu dem gefangenen Hauptmann und entſchuldigte ſich, daß ſie ihre Pflicht fernerhin nicht erfüllen und ihn pflegen könne, da ſie morgen ſchon nach Padua abreiſen müſſe;

Giacomo Carrara werde aber gewiß dieſe Pflicht ſtatt ihrer erfüllen. Sie dankte ihm nochmal mit ſo viel Herzlichkeit, daß der alte Krieger ihr die Hand reichte und gerührt zu ihr ſagte: Beſchütze Euch Gott! Ihr geht, ſo wie ich ſehe, auf ſchlüpfrigem, gefährlichem Wege; Ihr ſeid ſchön, ſeid weichen Gemüthes, Euch gab Gott ein dankbares Herz, und das iſt eine ſeltene Gabe bei dem undankbaren Menſchengeſchlechte, aber was ich von Euch ſehe, könnte mich, wäret Ihr mein Kind oder ich Euer Seelſorger, wohl beunruhigen. Dem rauhen Krieger könnte zwar Euer Thun und Treiben gleichgiltig ſein, aber ich nehme zu herzlichen Antheil an Euch, um nicht mit traurigem Blicke auf Euch zu ſehen. Ich fand Euch als herumziehenden Sänger auf den Straßen Vicenza's, ſah Euch als Mörderin eines Pfaffen Hilfe bei mir ſuchend, und was würde aus Euch geworden ſein, wäre ich ſo rauh und zügellos geweſen wie die meiſten meiner Krieggenoſſen? — Hier finde ich Euch bei einem ſchönen, jungen Manne, mit dem Ihr in höchſter Vertraulichkeit lebt. Beatrice, Ihr dauert mich!

Beatrice hatte den alten Mann ruhig angehört, freundlich lächelnd ergriff sie, als er schwieg, seine Hand. Ich danke Euch, Herr, für Euere Theilnahme! — sprach sie gerührt — mein Schicksal ist traurig ohne meine Schuld. Und saht Ihr mich in Vicenza als umherziehenden Sänger, — fuhr sie lebhaft fort — hörtet Ihr mein Lied in den Herbergen und auf den Straßen, seht Ihr mich hier in Giacomo Carrara's Armen, an seiner Brust, so bleibe ich dennoch Euerer Theilnahme, Euerer Achtung werth.

Das höre ich gern! — erwiederte der Alte und drückte herzlich ihre Hand — Wer so wie ich durch die Welt gestürmt, manches Unkraut ausgerissen, aber auch manches Saatkorn zertreten hat, der schaut, wenn das Bischen Leben zu Ende geht, manchmal mit ernstem Blicke rück- und vorwärts; dort sieht er nicht viel Gutes gethan, und vorwärts bleibt ihm so wenig Zeit, Besseres zu thun, daß es ihm bangt, wie es dereinst da oben mit seiner Rechnung stehen wird, und so freut er sich, wenn sich ihm eine Gelegenheit bietet, einmal menschlich handeln zu können, da er so oft unmenschlich handeln mußte.

Darum nehme ich so warmen Antheil an Euch, Beatrice, und hoffe, Gott wird mir mit milder Hand Vicenza in das kleine Buch der guten Thaten einschreiben. — Aber — fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort und zog seine Hand aus der Hand Beatricens, die sie, von des Verwundeten herzlich gesprochenen Worten gerührt, an ihre Lippen drückte — die Laute versteht Ihr besser zu spielen als den Dolch zu führen. Ihr habt den Mönch schlecht getroffen, zwischen Fleisch und Rippe fuhr der Dolch und der Pfaff lebt noch —

Gott gedankt! rief das Mädchen.

Gott gedankt? wiederholte der Alte verwundert.

Ja, Herr! nun ist eine Centnerlast von mir genommen; mich grauste bei dem Gedanken, daß ich einen Mord begangen hätte, und war es auch zu meiner Rettung geschehen.

Thöriges Mädchen! — fuhr der Alte auf — ein solches Menschenleben wiegt nicht das Leben eines Maulthieres auf, das unter seiner Last zu Boden sinkt; ein solcher Mensch ist ein giftiger Pesthauch und eine Wohlthat

für die Welt, wenn ihn Jemand den Würmern zur Speise vorwirft. Wer einmal mit dem Teufel sein Spiel getrieben hat, der bleibt dem Teufel verfallen. Sicher brütet er jetzt schon auf Rache; hütet Euch vor ihm!

Gott wird mich schützen! — sagte Beatrice vertrauenvoll.

Nicht immer schützt er, Kind! — fiel ihr der Alte in die Rede — Gott ist darin zuweilen gar wundersam. Ich wendete mich vor jeder Schlacht immer an ihn und an San Giorgio, meinen Schutzpatron, und einige leichte Hiebe und Quetschungen abgerechnet, beschützte er mich auch immer; ich glaubte, mein Gebet müsse jedesmal erhört werden. Vor dem letzten Schlachttage betete ich mit rechtem Vertrauen, denn ich war mir einer guten That bewußt, und wie hat Gott mich geschützt? — Seht meine zerfetzten Glieder; zwei Hiebe auf den alten Schädel, die der Helm nicht abhalten konnte, ein Lanzenstich in's Bein, eine Quetschung an der linken Seite, als mein Gaul stürzte, und noch der Hieb in den Arm, der mich vollends wehrlos machte. Ist das nicht genug? Ward

meine Zuversicht belohnt? Was da oben beschlossen wird, erräth kein Verstand eines Erdgeborenen. Vertrauet nicht zu viel!

Beatrice seufzte tief auf, auch sie fühlte, daß das Schicksal der Menschen oft wunderbar und nicht freundlich führte, und noch trüber gestimmt als sie kam, verließ sie den Verwundeten wieder.

Der Sturm heulte gar grausig über den finstern Schloßhof hin, die Wetterfahnen kreischten, dunkle Wolken zogen vom Sturm gejagt über Verona, Blitze leuchteten und der Donner rollte im tausendfachen Echo ununterbrochen über die Berge hin. Aber trotz dem furchtbaren Wetter schliefen die zahlreichen Bewohner von San Felice ruhig unter ihrem sichern Obdach, nur Eines Auge wachte. Constanzen floh der Schlaf, sie stand im weißen Nachtkleide mit flatterndem Haar wie ein Geist, der um Mitternacht seinem Grabe entsteigt, am offenen Fenster und sah gedankenvoll in die Sturmnacht hinein.

Herz! — rief sie jetzt und blickte aufwärts nach den dunkeln vorüberziehenden Wolken — Herz, wie glichest Du sonst der heitern kühlen Sommernacht! wie gleichest

Du jetzt dem Sturm, der mein Haar erfaßt, als wären es Schwingen eines Nachtvogels, den Du flatternd umhertreibst! Herz, was bist Du bewegt, was gleichst Du der finstern Nacht, die nur Verderben aus ihrem Schooße schüttet, und das Unglück auf des Sturmes Flügeln versendet! Unglückliches Herz, wie leise und ruhig schlugest Du sonst, ehe ich in seinen Armen mich berauschte, ehe meine stille Liebe zur wilden Leidenschaft ward. Damals, wenn der Schlaf mich floh, konnte ich beten, ich hatte Worte, Gefühle, die ich zu Gott senden konnte; jetzt — Rache ist mein Gebet und meine Gefühle streben nicht mehr himmelwärts, sie gehören der Hölle an. Fortan ist keine Seligkeit für mich hier und dort! — Sie warf das Fenster zu und trat in das Zimmer zurück. — Kann ich denn nicht wieder heimkehren in das Land des Friedens? — jammerte sie — Sind mir denn die Pforten des Paradieses so fest verschlossen, daß ein ernster Vorsatz sie mir nicht wieder öffnen könnte? Ist denn der Wille schon die That? Fort mit dem Werkzeuge meiner Rache, fort mit dir, ich bin noch nicht so tief gesunken, um mich nicht

wieder aufrichten zu können. — Sie schleuderte einen Dolch, der auf dem Tische lag, weit weg und schellte Fiorella. — Ich muß unter Menschen! — sagte sie zusammenschauernd — die Einsamkeit ist eine Verschworene der Hölle! — Fiorella mochte fest schlafen, sie hörte nicht; Constanze schellte noch ein Mal. — O Du Glückliche! — sprach sie schmerzvoll — Dir bringt die Nacht den Schlaf, der Schlaf Dir die Ruhe; mir — die wilden Träume und weiter nichts. — Aber Fiorella hörte immer nicht; da ergriff sie unmuthig die Kerze, ging nach des Mädchens Bett, sie zu wecken, und fand Bett und Kammer leer.

Schweigend ging sie zurück, setzte die Kerze auf den Tisch und hob gedankenvoll den Dolch wieder auf. Auch sie hat mich verlassen! — sagte sie jetzt im dumpfen Schmerz. — Als mein schützender Engel weinend von mir ging, ging auch sie. Deßhalb ihre Thränen, als sie mich verließ. Nun stehe ich hier in der Sturmnacht allein, ihre Lautentöne, ihr Gesang sollte mein Herz beschwichtigen, und der Sturm brüllt mir der wilden Rache Geheul entgegen. O, Einsam-

keit, du bist die Verschworene der Hölle! — Sie setzte sich auf das Ruhebett, legte den Dolch vor sich hin, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und versank in tiefes Brüten.

Lange saß sie unbeweglich, dann erhob sie sich rasch, faßte den Dolch, faßte eine bereit stehende Blendlaterne und schritt auf den Mohr zu. — Blicke nur teuflisch auf mich, Dein Basiliskenblick bewacht nicht den Schatz, er öffnet die Riegel, die ihn verschließen.

Sie drückte an der verborgenen Feder, drückte noch ein Mal, trat in die dunkle Waffenhalle und — der erste Schritt zum Verderben war gethan.

Langsam, doch nicht bebend, denn der Entschluß war in ihr gereift, durchschritt sie die Halle. Da schien es ihr, sie vernähme ein leises Geräusch, sie stutzte, hob die Leuchte, blickte vorwärts, seitwärts; doch hinter sich, von wo das Geräusch zu kommen schien, wagte sie nicht zu schauen. — Spiel der Phantasie! — dachte sie und schritt getrost weiter, hob das Sarazenenschild, drückte die Feder und stand vor der eichenen Vermachung, die sie noch von Beatrice trennte. Vorsichtig sah sie durch die kleine Oeffnung,

rief ihr der Verſucher zu. — Morde die Tugend nicht, mit dieſem Herzen zerſtörſt Du Deine Seligkeit! — liſpelte ihr der Engel zu, der den Schlaf der Tugendhaften bewachte. Sie hörte die Stimme, der Engel lockte die Thränen des Mitleids in ihr Auge, ſie blickte auf das liebliche Antlitz der Schläferin, wandte ſich ſchnell, da die Schlummernde tief aufſeufzte, und eilte zurück.

Als treibe ſie ein Geiſt der Finſterniß, ſo ſchnell ging ſie durch die Halle, aber plötzlich war ihr eilender Fuß gebannt, zitternd blieb ſie ſtehen und ſah ſtarr vor Entſetzen nach einer Seite der Halle auf einen Punkt, wo langſam und grauſenhaft ſich eine lange rieſige Geſtalt erhob, und ohne Kopf, ohne Arm ſich jetzt auf ſie zu bewegte. Dolch und Leuchte entfielen ihrer zitternden Hand und ihre Kniee bebten, als ſie bei einem leuchtenden Blitzſtrahle die Geſtalt immer näher auf ſich zukommen ſah.

Wer biſt Du, Geiſt oder Menſch? — donnerte jetzt eine furchtbare Stimme, und ſie fühlte ſich mit kräftiger Fauſt gepackt. — Stehe mir Rede, oder, bei San Giorgio, ich erdroſſele Dich! Wer biſt Du?

Ein Weib! — erwiederte Conſtanze, der bei der Gewißheit, die Erſcheinung ſei ein menſchliches Weſen, Muth und Beſonnenheit zurückgekehrt war.

Was ſuchſt Du hier? — fragte der Unbekannte weiter.

Die Einſamkeit! Ich glaubte nicht ſolch zudringliche Geſellſchaft zu finden, — entgegnete ſie mit ſtolzem Tone. — Laßt mich los, ehrt mein Geſchlecht; auf San Felice iſt es Niemand erlaubt, Frauen ungeſtraft zu beleidigen.

Sagt mir, wer Ihr ſeid, dann geht wohin Ihr wollt, — fuhr der geiſterähnliche Wanderer fort, und ſeine Fauſt mochte hierbei Conſtanzen weniger feſt gehalten haben, denn ſie wandte ſich betend, entſchlüpfte, und ein leiſes Knarren der Thür zeigte, daß ſie in Sicherheit ſei.

Bei meinem lahmen Beine und bei allen Teufeln! — fluchte der Hauptmann von Ravenna, denn er war es, dem man aus Mangel eines andern Gemaches ſein Krankenlager in der Waffenhalle aufgeſchlagen hatte — Das Weib hatte nichts Gutes im Sinne.

Wäre ich ihr nur gleich gefolgt, als ich sie kommen sah!

Vor Frost zitternd, von Finsterniß umgeben, von den Schmerzen seiner Wunden geplagt, stand der Arme da und wußte nicht wohin, da erhellte ein Blitzstrahl die Halle, er sah sein nahes Lager und tappte mühsam darauf los; endlich fand er es, und das unbekannte Weib verfluchend, legte er sich zur Ruhe.

Am andern Morgen ließ Hauptmann Polenta Giacomo ersuchen, zu ihm zu kommen und theilte ihm, da Carrara nicht zu erscheinen säumte, das mit, was in der Nacht vorgefallen war. Durch den Dolch, den man in der Halle fand, überzeugt, Constanze sei die Nachtwandlerin gewesen, eilte Giacomo mit sorgenschwerem Herzen zu Beatrice, die er aber, wenn auch nicht heiter, doch wohl fand. Unbegreiflich war es ihm, wie Constanze in die Halle, mehr noch, wie sie in Beatricens Gemach gekommen sei. Er ließ deßhalb die Wand genau untersuchen, und man fand endlich die verborgenen Federn und die Oeffnung.

Die Erzählung des Vorgefallenen erschüt-

terte das Mädchen. Welche Absicht die Witwe Peralta gehabt, mußte ihr nach der Scene mit dem Giftbecher klar sein, und sie dankte Gott im Stillen, daß er sie zweimal aus so großer Gefahr gerettet habe; auf welche Weise dieß das letzte Mal geschehen sei, blieb ihr räthselhaft, doch bestimmte es sie zu einem sonderbaren Entschlusse.

Am Nachmittage, wo sie wußte, daß Giacomo mit Antonio mehre Zeit von San Felice abwesend sein würde, trat sie plötzlich in Constanzens Gemach. Signora! — sagte sie, als diese bei ihrem Anblicke erschrecken aufsprang — erröthet nicht, das Geschehene ist in Vergessenheit begraben. Ich komme in guter, freundlicher Absicht zu Euch, ich komme, Wort zu halten und Euch zur Flucht behilflich zu sein. Oeffnet die verborgene Thür, die in die Halle führt, und folgt mir in mein Zimmer, der Geist, der Euch heute Nacht erschreckte, wird uns jetzt nicht stören; kommt, nehmt mit, was Euch werth sein könnte, aber nur schnell.

Constanze war überrascht. Das Benehmen Beatricens war so ruhig und ernst, kein bitteres Wort, kein schneidender Ton, kein

stolzer Blick traf sie verwundend, und doch fühlte sie nicht den Edelmuth, der in dieser Aufforderung lag, oder vielmehr sie wollte ihn nicht fühlen. Ihr Stolz unterdrückte in diesem Augenblicke jede edle Regung ihres Gemüthes, und je tiefer sie sich neben Beatrice fühlte, desto mehr regte sich ihr Stolz. Sie konnte diese Demüthigung und von diesem Mädchen nicht ertragen. Ich nehme keinen Freundschaftdienst von Euch an, — sagte sie deßhalb trotzig — ich bleibe hier!

Signora! — nahm, von diesem Trotze überrascht, Beatrice das Wort — bis jetzt habe ich das, was gestern an dieser Stelle vorgefallen ist, in mich verschlossen, Niemand ahnet es, doch wer es wüßte, würde leicht den Schlüssel zu Euerer nächtlichen Wanderung finden können. Ihr folgt mir und Alles deckt ein Schleier; wo nicht, so erfährt es Carrara noch in dieser Stunde, und dann würde Euer Schicksal wahrlich nicht erfreulich sein!

Fürchtet Ihr immer noch meine Nähe? fragte Constanze mit Hohn.

Meinetwegen wahrlich nicht! — erwiederte Beatrice mit Stolz — Ein Wort von

mir und die letzte, leiseste Regung von Wohlwollen für Euch schwindet aus Giacomo's Herzen.

Und welche Absicht habt Ihr, mir die Freiheit zu verschaffen?

Böses mit Gutem zu vergelten! antwortete Beatrice und mochte bei diesen Worten wohl fühlen, daß sich ihre Wange röthete, denn der Hauptgrund, warum sie die Signora Peralta von San Felice entfernen wollte, war nicht mehr Mitleid, es war die Furcht, der Dolch des rachsüchtigen Weibes könne auch Giacomo treffen.

Constanze hatte einige Zeit nachdenkend vor sich hin geblickt; sie mochte wohl fühlen, daß ihre stolze Weigerung sie in's Verderben stürzen würde. Sie mußte glauben, daß, wenn Carrara, das was sie beabsichtigt hatte, erfahre, sie keine schonende Behandlung erwarten dürfe, wahrscheinlich würde er sie nach Padua schicken und dann war sie rettungslos verloren; der Fürst hatte nicht das sanfte, versöhnliche Gemüth seines Sohnes. Ihr blieb also nur übrig, den Vorschlag Beatricens anzunehmen, die geheime Thür zu öffnen und ihr in die Halle zu folgen.

Der Verwundete ſtutzte nicht wenig, als er die Wand ſich öffnen und die beiden Frauen, ihn begrüßend, durch die Halle nach Beatricens Zimmer gehen ſah; er dachte noch nach, was dieſe jetzt ſo friedlich zuſammenführen könnte, als nach einer Weile Beatrice allein zurückkehrte und den Hauptmann bat, es nicht zu verrathen, daß ſie die fremde Dame, welche ſchon in der Nacht ſie aufgeſucht, in ihr Zimmer geführt habe; dann ging ſie in Conſtanzens Gemach zurück, ſchloß die Thüren hinter ſich, verließ, um jeden Argwohn zu vermeiden, Conſtanzens Wohnung durch den gewöhnlichen Ausgang und kehrte von da in ihr kleines Gemach zurück.

Hier fand ſie die Signora beſchäftigt, die Sängerkleidung, mit der Beatrice von Vicenza hierhergekommen war, anzulegen. Ohne ihr weiter etwas zu ſagen, hing ſie ihr die Laute um und bat, nur dreiſt ihr zu folgen. Sie führte ſie nun die Wendeltreppe hinab durch den innern Hof, Niemand ſtörte ſie, die ganze Beſatzung kannte ja Beatrice und hielt ſie für des Herrn Geliebte; ſo kamen ſie bis an die äußerſte Wache. Oeffnet dem

Sänger die Pforte! — bat Beatrice den Krieger, der hier Schildwache ſtand und einen Augenblick zögerte, dann ſagte ſie zu Conſtanze: Kommt morgen um die nämliche Stunde wieder, Franceſco, und erfreut den Herrn Giacomo Carrara durch Euern Geſang, er hört ihn ſo gern. Nun öffnet nur, der junge Mann hat Eile! — Die Wache öffnete die Pforte, Conſtanze ſchritt über die herabgelaſſene kleine Zugbrücke und war frei.

Tief athmete Beatrice auf, als ſie ſie vom Thurme aus nach ihrem Landhauſe hineilen ſah. — So iſt ſie fort! — rief ſie freudig — und kein Giftbecher, kein Dolch mehr für Giacomo hier! Gott gedankt! — Erſt als ihr Auge ſie nicht mehr ſehen konnte, ſtieg ſie wieder herab, ging in ihr Gemach und erwartete mit beklommenem Herzen Giacomo's Rückkehr.

Er blieb lange aus, wichtige Geſchäfte hielten ihn und Antonio auf dem Rathhauſe zurück und es war ſchon ſpät, als er nach San Felice kam. Kaum hatte er Beatrice begrüßt, ſo traf auch ein Eilbote aus Padua ein, der ihm den Befehl ſeines Vaters

brachte, 3000 Reiter eiligſt nach Padua zu ſenden, da die gewonnene Schlacht eine Belagerung Verona's nicht mehr befürchten laſſe und das Heer der Venetianer den Fürſten hart bedränge. Antonio ſowohl als Giacomo waren über dieſen Befehl mißmuthig; die beſſere Hälfte der Beſatzung ſollten ſie wegſchicken — doch der Fürſt hatte befohlen, ihm mußte Gehorſam geleiſtet werden. Die Reiterei wurde beordert, und unter dieſer Bedeckung konnte Beatrice am ſicherſten nach Padua zurückkehren.

Dieſe hielt es nun für Pflicht, damit auf keinen Unſchuldigen der Verdacht falle, Giacomo zu geſtehen, daß ſie Conſtanzen zur Flucht behilflich geweſen ſei; ſie verſchwieg ihm nichts, was vorgefallen war, geſtand offen, daß ſie anfangs aus Mitleid, vielleicht auch aus überſpannter Großmuth ſie habe befreien wollen, jetzt aber die Furcht für ſein Leben ſie beſtimmt habe.

Da habt Ihr ein großes Unrecht gethan! — ſprach Antonio zürnend — Außerhalb San Felice vermag dieſes Weib uns mehr Schaden zu thun als hier! —

Beurtheilt ſie nicht ſo ſtreng, — unter-

brach ihn Beatrice. — Sie ward von uns tief gekränkt, Untreue muß einen unheilbaren Schmerz zurücklaſſen. Hätte ich Euch von Allem unterrichtet, ſandtet Ihr ſie nach Padua, dort war Tod oder ewiges Gefängniß ihr gewiß.

Und es war ihr verdienter Lohn! — meinte Antonio.

Giacomo aber ſchloß die Schweſter in ſeine Arme. Du haſt recht, Du haſt edel gehandelt, Beatrice! — ſagte er — Mögen auch die Folgen noch ſo unglücklich ſein, Du haſt Recht gethan!

Am Morgen trennten ſie ſich; mit Thränen im Auge beſtieg Beatrice ihr Maulthier; die Trennung von Allen, ſelbſt von dem Verwundeten, war ihr ſo ſchwer geworden.

Beatrice fand den Fürſten in Padua gegenwärtig. Er empfing ſie unfreundlich und zürnte mit ihr, daß ſie ſo unüberlegt gehandelt und ſich ſo leichtſinnig in Gefahr begeben habe, obgleich er ſich geſtehen mußte, daß ihr Aufenthalt in Vicenza von großem Nutzen für ihn geweſen ſei. Aber nach wenigen Tagen zog das Gewitter vorüber, er war ſo freundlich gegen ſie wie er es zuvor geweſen, denn

er fühlte wahre Zuneigung für sie, selbst als ihm Beatrice späterhin gestand, daß sie Giacomo das Geheimniß ihrer Geburt anvertraut habe, ließ er es ihr, der Ursache wegen, die sie dazu veranlaßt hatte, nicht entgelten; die Befreiung Constanzens aber tadelte er. Da hast Du als ein unerfahrenes Mädchen gehandelt! — sagte er — Vor ihrem Dolche und ihrem Gifte konnte sich Giacomo wohl schützen, nicht aber vor dem Einflusse, den sie an der Spitze der venetianischen Partei auf die Bürger von Verona, selbst abwesend ausüben wird. — Doch auch dieser Unmuth verschwand, und so gewöhnte sie sich bald wieder an die Stille auf dem Schlosse zu Padua, wo sie, wie früher, auch jetzt einsam und abgezogen leben mußte. Selbst ihre Gefühle wurden hier ruhiger. Dachte sie an Giacomo, so stand der Bruder freundlich vor ihr und die eiserne Nothwendigkeit, vielleicht auch die Zeit übte ihr Recht an ihr; aber ganz konnte sie doch ihrer Phantasie und ihrer Träume nicht Herrin werden, oft führten sie ihr den Bruder in anderer lockender Gestalt vor und die Leidenschaft wurde von neuem in ihrem Innern wach. In sol-

chen Augenblicken nahm sie zum Gebete ihre Zuflucht und fand darin auch die Kraft, der neu erwachten sündhaften Leidenschaft zu widerstehen.

Mit jedem Eilboten, der von Padua nach Verona ging oder von daher kam, wechselte sie Briefe mit Giacomo, die oft nur Freundschaft, öfter glühende Liebe aussprachen; seit einiger Zeit wurde jedoch die Verbindung mit Verona schwieriger. Die Venetianer hatten das Heer del Vermo's bedeutend verstärkt, der Markgraf von Mantua hatte frische Völker geworben, und da Giacomo nicht mehr im Stande war, im offenen Felde seinem Gegner die Spitze zu bieten, überschwemmte der Feind das Veroneser Gebiet und ein festes Schloß nach dem andern ging verloren.

Die Venetianer hatten nach Malatesta's Abgang dem Paul Savelli den Oberbefehl ihres Heeres anvertraut. Nie hatte in neuerer Zeit Italien ein solches Heer versammelt gesehen, das der Signora monatlich allein an 120,000 Ducati kostete; doch dieser reiche aristokratische Senat scheute keine Kosten, galt es nur Eroberungen zu machen. Paul

Savelli erhielt den Befehl, mit diesem Heere die Vertheidigunglinie der Paduaner anzugreifen. Er gehorchte und ward zurückgeschlagen, da verlegte er sein Heer in das Trevisaner Gebiet in die Winterquartiere; der Fürst von Padua, fürchtend, durch zu strengen Kriegdienst die Liebe seines treuen Volkes zu verlieren, schickte die Paduaner in ihre Heimath zurück. Dieß hatte der listige Savelli erwartet, dieß durch seinen verstellten Rückzug bewirken wollen, schnell zog er sein Heer, dessen Quartiere schon für diesen Fall passend gewählt waren, zusammen; Verräther führten ihn einen unbewachten Weg, er setzte über die Brenta, durchbrach die nur noch schwach besetzten Linien Carrara's, und trotz der tapfern Gegenwehr der Söldner, die allein zur Vertheidigung zurückgeblieben waren, wurde der Fürst von Padua geschlagen, mußte dem Feinde den fruchtbaren Landstrich der Pieve di Sacco überlassen, und sich, an der Hand verwundet, nach Padua zurückziehen.

Schwer schien jetzt die Hand des Schicksals auf ihm zu lasten. Die Venetianer schickten nach dieser für sie so glücklichen Be-

gebenheit eine Flotte auf dem Po gegen Ferrara, und zwangen den Markgrafen, Carrara's Eidam und einzigen Verbündeten, einen nachtheiligen Frieden mit der Republik zu schließen, und sich von dem Fürsten von Padua gänzlich zu trennen.

Dieser stand nun allein der mächtigen Republik gegenüber, alle seine Verbündeten waren von ihm abgefallen und Florenz, dieses Haupt der Guelphen, zögerte mit seiner schon oft zugesagten Hilfe. Er sah mit Standhaftigkeit das furchtbare Unwetter sich nahen, hörte den Sturmwind brausen, der den alten Stamm entwurzeln sollte; aber dennoch trotzte er muthig dem Geschicke, und auf die Treue seiner Paduaner bauend, beschloß er, in ihren Mauern den blutigen Ausgang abzuwarten.

Da erhielt er die Nachricht, die jeden Andern nur ihn nicht gebeugt hätte, daß Francesco Gonzaga und del Vermo sich Verona näherten, diese Stadt auf beiden Seiten der Etsch einzuschließen. Nach Padua war Verona der wichtigste Punkt, der noch in seiner Gewalt geblieben war, er mußte daher, die Stadt und seinen Sohn zu retten,

das Aeußerſte wagen. Deßhalb beorderte er 4000 ſchwerbewaffnete Reiter unter Philipps von Piſa Befehlen gegen Verona vorzudringen, und wenn auch dem erfahrenen Feldherrn mit ſeinen wenigen Streitkräften der Entſatz nicht gelinge, ſollte er wenigſtens ſuchen Verſtärkung in die Stadt zu werfen.

Kaum erfuhr Beatrice die Gefahr, in welcher ſich Giacomo befand, kaum erhielt ſie Nachricht von der Abſendung der Reiter, als ſie den Fürſten flehentlich bat, ſie mit nach Verona ziehen zu laſſen.

Und was willſt Du dort, thöriges Kind? fragte er, von dieſer ſonderbaren Bitte überraſcht.

Ich will Giacomo zu den edelſten herrlichſten Thaten begeiſtern, will ihm zur Seite ſtehen, ihn ermuntern, ihm Muth einflößen und — ſein Schickſal mit ihm theilen!

Wie könnte ich Dich ſolcher Gefahr Preis geben! unterbrach ſie der Fürſt.

Droht hier nicht die nämliche Gefahr wie in Verona? — erwiederte ſie beſonnen — Kann nicht mit jeder Stunde das venetianiſche Heer Padua ſo gut einſchließen wie

es jetzt Verona bedroht? Laßt mich hin zu ihm! — bat sie noch ein Mal und sank dem Fürsten zu Füßen. — Laßt mich zu meinem Bruder, zu ihm zieht mich mein Herz, laßt mich mit ihm sein Schicksal theilen.

Der Fürst schüttelte bedenklich sein ehrwürdiges Haupt. Mein Schicksal — sagte er verweisend — scheint wenig Werth für Dich zu haben, nur an ihn hängst Du Dein Herz.

Ehe ich ahnen konnte, daß Ihr mein Vater wäret, gehörte es ja schon ihm! sagte sie mit thränendem Auge an ihm aufblickend. Sie bat so dringend, zeigte so offen, daß sie das ganze Glück des Lebens in der Erfüllung ihrer Bitte suche, daß der Fürst endlich, zwar wie es schien wider Willen, nachgab und ihr erlaubte, mit Philipp von Pisa, jedoch in männlicher Kleidung, gen Verona zu ziehen. Wahrscheinlich hielt er das Unternehmen für schwer und zweifelte wohl gar an dessen Ausführbarkeit, und so glaubte er, würde sie mit dem kleinen Heere wieder nach Padua zurückkehren.

Mit schwerem Herzen trennte sie sich am andern Morgen von ihm, bestieg zum ersten

Mal

Mal muthig ein Roß und zog, von dem Fürſten Philipp von Piſa zur beſonderen Fürſorge empfohlen, mit dem Heere fort. Ihr Herz klopfte immer ſtärker, je näher ſie Verona kamen, immer lebhafter wurde die Sehnſucht, immer reger ihre leichtbewegte Phantaſie. Ohne die Unbequemlichkeiten eines Kriegzuges zu fühlen, ruhte ſie am Abend mit den Kriegern auf harter Erde und war eine der Erſten, die am andern Tage freudigen Herzens die Morgenſonne begrüßte.

Philipp von Piſa hatte die Anordnung getroffen, daß eine Schaar von 300 Freiwilligen, von einem des Landes ganz kundigen Krieger befehligt, ſich verſammelt hatte, um für den Fall eines unglücklichen Gefechtes ſich nach Verona zu ſchleichen, oder ſich mit Gewalt Bahn zu brechen. Zu ihnen geſellte ſich Beatrice, und Philipp von Piſa, in dieſem entſcheidenden Augenblicke wenig auf das Mädchen achtend, ließ es geſchehen.

Am Tage nach dem Abmarſche von Padua ſtieß das kleine Heer bald auf feindliche Abtheilungen, die, ohne ſich in ein Gefecht einzulaſſen, ſchnell die Flucht ergreifend, den Paduanern den Weg offen ließen. Aber

nicht lange, so stellten sich ihnen stärkere Haufen entgegen, die ebenfalls dem Andrange Philipps von Pisa weichen mußten. Ungehindert zog dieser nun weiter, aber kaum noch eine Stunde von Verona entfernt, fand er das ganze Heer der Venetianer in Schlachtordnung gestellt. Philipp, als ein erfahrener Krieger, ließ seine Schaaren hinter einer Höhe, wo der Feind ihre Stärke nicht gewahren konnte, Halt machen und begab sich zur Vorhut, um den Feind mehr in der Nähe beobachten zu können. Deutlich sah er hier, daß es die Völker Venedigs und des Markgrafen von Mantua waren, die hier eine so furchtbare Macht versammelt hatten, daß ein Angriff mehr als Tollkühnheit gewesen wäre. Da er jedoch aus der Vereinigung der beiden Heere schloß, daß Verona noch nicht auf dem andern Ufer der Etsch eingeschlossen sei, gab er dem Führer der freiwilligen Schaar den Auftrag, sich längs des Flusses zu schleichen, eine Furth aufzusuchen, durch diese auf das jenseitige Ufer zu setzen und so Verona zu gewinnen.

Während nun Philipp von Pisa das Unternehmen zu fördern und die Aufmerksam-

keit auf ſich zu ziehen, mit dem Feinde ſich in ein unbedeutendes Gefecht einließ, trabte Beatrice ohne Bangen auf ihrem raſchen Klepper mit den Geharniſchten immer längs der Etſch bis zu einer dem Führer wohl bekannten Furth. Als die Schaar hier Halt machte und Beatrice die Wellen der Etſch erblickte, die zum Glück ſehr ſeicht war, ſank ihr der Muth.

Nehmt mich in Euren Schutz, — raunte ſie dem jungen Führer zu — haltet mich, wenn mir ſchwindeln ſollte und geleitet mich durch den Fluß.

Der Führer ergriff willig den Zügel von Beatricens Roß, ſprach ihr Muth ein, als in der Mitte der Fluthen er ihr zu ſchwinden ſchien, und ſo gelangte ſie und die muthige Schaar bald an das jenſeitige Ufer, wo ſie zum Erſtaunen der Venetianer bald darauf unter Trompetenſchall in Verona einzogen; Philipp von Piſa hatte unterdeſſen in guter Ordnung ſich zurückgezogen.

Lieb war Giacomo die Hilfe, denn ſeine Beſatzung war bis auf 2000 Mann geſchmolzen; überraſchend war ihm die Ankunft Beatricens. Daß die Geliebte Leben und Frei-

heit für ihn wagen könne, war ihm einleuchtend; daß aber die Schweſter ſich ſo für den Bruder aufopfern würde, hatte er nie geglaubt. Obgleich ihm Beatrice deßhalb noch theurer wurde und er den hohen Beweis ihrer Liebe fühlte, ſo empfing er ſie doch ihrer Meinung nach nicht mit der Herzlichkeit, die ſie erwartet hatte.

Was für ein böſes Geſchick führt Dich nach Verona? — ſagte er nach der erſten Bewillkommung — Siehſt Du nicht die feindlichen Schaaren, die es umziehen; bleiben die Bürger mir nicht treu zur Seite, ſo iſt Verona, ſo bin ich verloren. — Was willſt Du hier?

Dein Schickſal theilen! — erwiederte ſie tief gekränkt.

Du willſt es mir nur noch verbittern! — fuhr er fort. — Allein hätte ich es ſtandhaft ertragen; trifft es aber auch Dich, ſo wankt mein Muth, den ich jetzt ſtark und kräftig bedarf!

Statt Antwort drückte Beatrice ſeine Hand, entfernte ſich, ſuchte die freundliche Kaſtellanin auf und bat ſie, ihr das kleine Gemach wieder zu öffnen, wo ſie ſo man-

cher Sehnsucht, so mancher freudigen Hoffnung nachgehangen, aber auch so manche Thräne geweint hatte. Hier suchte sie den Eindruck zu verwischen, den Giacomo's Empfang auf sie gemacht hatte; aber wenn auch der Verstand ihn zu entschuldigen versuchte, blieb das Herz dennoch schmerzlich gekränkt.

In dieser trüben Stimmung traf sie Antonio. Sie klagte ihm ihr Leid, sie hoffte Theilnahme, und der Alte sprach seinen Unmuth über ihr Wagstück fast noch bitterer aus als Giacomo. Er zürnte auf den Fürsten, daß er ihr die Erlaubniß gegeben habe, sich so tollkühn in die Gefahr zu stürzen.

Helfen könnt Ihr hier nichts, — fuhr er fort — aber wohl schaden. Wem hat wohl je ein Weib Hilfe oder Glück gebracht? Besser, Ihr säßet in Padua, die Nadel oder die Laute in der Hand, als hier, wo der Mann seines ganzen Ernstes, seiner ganzen Thatkraft bedarf, um sich über sein Schicksal zu erheben. Doch bald hätte ich vergessen, weßhalb ich hierher gekommen bin. Erstens um Dich zu sehen, liebe Beatrice, an der mein Herz sonderbarlich hängt, — sprach er, von seinem Gefühle überrascht, und

aller Unmuth war verſchwunden. — Sei mir willkommen, mein Kind, wenn ich auch vorher ein wenig brummte. Dann ſendet mich Giacomo, der von einem Poſten nach dem andern geht, zu unterſuchen, ob alles fein wachſam iſt, und um ſich ſeinen Soldaten auch in nächtlichen Stunden zu zeigen und ihnen dadurch Vertrauen und Muth einzuflößen. Er läßt Euch ſagen, Ihr möchtet ihn heute nicht mehr erwarten, möchtet Euch ſchlafen legen und ruhen, morgen früh würde er, Euch zu begrüßen, zeitig kommen. Schlaft wohl, Beatrice, ſchlaft ſanft; denn wahrſcheinlich iſt dieß die letzte ruhige Nacht, die uns auf lange Zeit gegönnt iſt.

Als der treuherzige Alte ſich entfernt hatte, überließ ſie ſich ihrem Schmerz. O, wäre ich nicht ſeine Schweſter, — rief ſie bitterlich weinend — ſo würden ihn nicht Wachen, nicht Sorgen abhalten, ſeine Beatrice nach ſo langem Entbehren in die Arme zu ſchließen. — Jetzt? —

Sie riß das Fenſter auf und blickte in die Mondnacht. Da ſah ſie vom Silberlichte des Mondes erhellt die Villa vor ſich liegen. Wie das Auge der Auferſtehenden

an dem sich öffnenden Himmel, so hing ihr Auge an diesem Landhause, wo sich alle Gefühle entwickelt hatten, die unbefriedigt geblieben und sie jetzt so unglücklich machten. Ach, wie war ich so glücklich als ich Dich bewohnte, stiller Aufenthalt! — rief sie aus — wie war mein Herz so sanft bewegt, wenn ich in Deinem Garten lustwandelte und das eintönige Plätschern der Wellen mich in süße hoffnungvolle Träume wiegte! Jetzt — kein Sturm, keine Fluth! — Ebbe ist's um mich; wo früher die Silberwelle schaukelnd fluthete und liebliche Sterne sich freundlich badeten, umgiebt mich ein ödes, kahles Ufer. Ach, die Zeit der Hoffnungen und Träume ging so schnell vorüber!

Sie schloß das Fenster, suchte auf weichem Lager die Ruhe, aber an ihn denkend fand sie die Trösterin nicht.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Funfzehntes Bändchen.

ie Carrara.

ritter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1835.

Die

Carrara.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Am andern Morgen, kaum daß die Sonne hervorbrach, breiteten sich die Schaaren von Venedig auf dem linken Ufer der Etsch aus, während man den Markgrafen von Mantua sein Heer auf das rechte Ufer über eine in der Nacht geschlagene Brücke führen sah. Die Bürger Verona's standen auf der Mauer und sahen mit angsterfülltem Herzen mehr als Zuschauer als zu ihrer Vertheidigung diesem für sie so ernsten Schauspiele zu. Was konnte ihnen eine muthige Vertheidigung nützen? Für die Carrara sich zu opfern war nicht ihr Wille; Giacomo zu retten, dem sie zugethan, war ihnen nicht dieß Opfer werth; es war ja nur Anhänglichkeit, nur Wohlwollen, was sie für ihn fühlten, und dieß führt wohl nie zur Begeisterung. Die venetianische Partei, die sich seit der Verminderung der Besatzung schon wieder geregt hatte, war thätig gewesen, das Volk aufzu-

wiegeln, die Geiſtlichkeit, wie von einem böſen Dämon getrieben, nahm plötzlich Partei für Venedig, und Geld, das im vollen Maße unter die ärmere Klaſſe, vielleicht auch unter die angeſehenſten Bürger ausgetheilt wurde, mehr aber als alles dieſes die Furcht vor einer langwierigen, die Stadt zerſtörenden Belagerung ſtimmten die Gemüther feindſelig gegen ihre jetzigen Beherrſcher. — Giacomo ſah das Gefahrvolle ſeiner Lage wohl ein. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder das Volk zu gewinnen und es zur Vertheidigung zu bewegen, oder ſich mit den Soldaten in San Felice und Caſtello-Vecchio einzuſchließen und ſo einen günſtigen Zeitpunkt zu erwarten, ſich wieder in den Beſitz der Stadt zu ſetzen. Giacomo ſtimmte für das Erſtere; ihm ſchien es ſchimpflich, die Stadt ohne Vertheidigung aufzugeben, und mit der Beſatzung allein war es unmöglich, ſie zu halten, überdieß fürchtete er, wenn er von Padua und Allem abgeſchnitten den Sold nicht zahlen könne, von den Söldnern verlaſſen zu werden. Antonio war entgegengeſetzter Meinung. Er wollte lieber nur San Felice vertheidigen

und einen Theil der Besatzung entlassen als das gewagte Werk unternehmen und sich den Bürgern Verona's anvertrauen. Die Nachricht, die Giacomo erst am vergangenen Tage erhalten hatte, daß man die Signora Peralta in Verona gesehen, auch Pater Stefano heimlich das Franziskanerkloster besucht und dort mehre Tage verborgen zugebracht habe, bestärkte den Alten nur noch mehr in seinem Mißtrauen gegen Verona's Bürger. Das Alter ist bedächtig und legt nur ungern Alles mit einem Mal auf die Wagschale, während die Jugend mit kühnem Leichtsinne Alles verlieren oder Alles gewinnen will.

So verstrichen mehre Tage, der Feind befestigte sich in seinem Lager; Giacomo hielt Thor und Wall mit den Söldnern besetzt, um jetzt, wo der Feind zum Angriffe noch nicht bereit war, die Bürger durch nutzloses Wachen nicht zu ermüden, die sich übrigens schon weniger nachgiebig und ruhig verhielten als früher. Da erhielt er eines Tages von unbekannter Hand ein Schreiben, worin ihm der Rath ertheilt wurde, mit den Vene-

tianern auf leidliche Bedingungen zu unterhandeln, das Volk von Verona sei für Venedig gewonnen, die Söldner bestochen, und Pfaffen und Weiber wiegelten die Bürger immer mehr auf; er solle nicht säumen, einen raschen Entschluß zu fassen, denn die Frist, wo es noch in seiner Macht stehe, zu handeln, sei nur kurz. Dieser Brief war in so treuherzigem, wohlmeinendem Tone geschrieben, daß er ihn besorglich machte und zu dem Entschlusse brachte, am folgenden Tage das Volk zu versammeln, um es zu einer bestimmten Erklärung aufzufordern, die alsdann seine Handelsweise bestimmen sollte.

Am Morgen dieses entscheidenden Tages beschworen ihn Antonio und Beatrice, nicht selbst nach der Piazza de' Signori zu gehen und mit dem Volke zu unterhandeln, sondern lieber Antonio zu schicken, dem die Bürger so oft Beweise ihres Zutrauens gegeben hätten. Doch nur den Thränen Beatricens und den Bitten aller um ihn versammelten Hauptleute gelang es, ihn zu bewegen, statt seiner Antonio zu senden. Aber bald kehrte dieser

mit der Nachricht zurück, das Volk verlange ihn, es wolle nur mit ihm in einer so wichtigen Angelegenheit sprechen.

Das habe ich gewünscht, das habe ich erwartet! — sagte Giacomo, als er dieß erfuhr — Nun, so will ich mich auch ganz zutrauenvoll in ihre Mitte begeben, ohne Gefolge, ohne Wache, möge dieß Zutrauen auch das ihrige befestigen. — Er bestieg sein Roß, und wies Antonio's Begleitung streng zurück. Du bist hier nöthig, wenn ich nicht wiederkehren sollte! sagte er, duldete jedoch, oder schien es vielmehr nicht zu bemerken, daß Beatrice in männlicher Kleidung sich unter die ihm folgenden Diener mischte.

Kaum waren sie über die Brücke der Etsch, als Beatrice sich an Giacomo's Pferd herandrängte. Seid auf Euerer Hut, Herr! — raunte sie ihm zu — An jenem Fenster habe ich die Signora Peralta erblickt, die hohnlächelnd auf Euch herabsah.

Sei auch Du auf Deiner Hut, Beatrice! — entgegnete Giacomo — Ich habe — doch er endete seine Rede nicht und setzte seinen Weg fort.

Kaum auf der Piazza de' Signori angekommen, wo ihm alles Volk ehrerbietig Platz machte und ihn freundlich, wenn auch nicht freudig begrüßte, ritt er, den Gruß des Volkes erwiedernd, mitten unter die wogende Menge.

Hört mich, Bürger Verona's! — rief er mit lauter, vernehmbarer Stimme, und das Volk war still und aufmerksam — Ich, Euer Beherrscher, aber auch Euer Vater, Euer Bruder, komme unter Euch, allein und ohne Bedeckung, denn ich darf zutrauenvoll und furchtlos unter Euch treten, Niemandem that ich wissentlich wehe, Vielen erzeigte ich Gutes. Auch komme ich nicht, Euch Befehle zu geben, nur Eueren Rath, Euere Willensmeinung will ich in einer Angelegenheit hören, die Euch so wichtig ist als mir. Da draußen lagert das Heer der Venetianer, Euere Stadt zu erobern, Ihr kennt das strenge Regiment von San Marco, Ihr kennt das milde, das ich geführt habe. Wählt zwischen Carrara und Venedig, benennt Abgeordnete, die in Euerem Namen sich mit mir berathen, wählt tüchtige Männer aus

Euerer Mitte, treu und ergeben dem Wohle der Stadt, nicht solche, die an Venedig verkauft sind!

Ein lautes Gemurmel unterbrach ihn. — Wollt Ihr dem Schwure treu bleiben, den Ihr auf dieser Stelle dem Fürsten von Padua, meinem edlen Vater leistetet, wollt Ihr, der Thaten Euerer Väter eingedenk, als tapfere Männer Euere Stadt vertheidigen, so wage ich Leib und Leben, Gut und Blut an Euere Vertheidigung, und es wird vereint uns leicht werden, dem Angriffe zu widerstehen. Seid Ihr aber entartet, wollt Ihr Euch entmuthigt unter das Joch von San Marco beugen und dem Feinde die Thore Euerer Stadt öffnen, so will ich es nicht gewaltsam hindern, in Eueren Straßen soll kein Blut fließen, und wenn ich mich in San Felice nach Krieggebrauch vertheidigen muß, soll absichtlich Euerer Stadt kein Leid geschehen.

Er schwieg. Tiefe Stille herrschte, doch plötzlich erhob sich ein leises Murmeln, das immer stärker und stärker wurde, bis es endlich in wildem Toben losbrach. Man sah, daß das Volk in seiner Meinung getheilt war, Viele

für Carrara, Mehre für Venedig gestimmt, und daß die Rede Giacomo's ihren Zweck ganz verfehlt hatte. Da traten in diesem Augenblicke drei Männer vor ihn; es war Taddeo Peralta, ein Adeliger, Marco Besso, einer vom Rath, und der Goldschmied Francesco Albano, die schon gestern als Abgeordnete des Volkes gewählt waren.

Herr! — nahm Marco Besso das Wort — die Frage, die Ihr so eben dem versammelten Volke gestellt habt, sind wir hier, Euch zu beantworten. Ihr habt ein milderes Regiment geführt als Ihr wohl solltet, dafür danken wir Euch; wenn wir auch Euer Geschlecht nicht lieben, sind wir doch Euch persönlich zugethan und Giacomo Carrara wird, wie es uns auch immer ergehen mag, in freundlichem Andenken unter uns bleiben. Aber so weit geht unsere Anhänglichkeit nicht, uns für Euch zu opfern; da muß die Liebe auf ältern, festeren Grund gebaut sein, und somit sagen wir Euch unumwunden, daß wir mit dem Proveditor der Republik wegen Uebergabe der Stadt unterhandelt, Euch und Eueren Söldnern die Freiheit, mit Geld und Gut nach Padua zu ziehen, ausgewirkt

haben und so Euch den Dank für so manches Gute gebracht, das Ihr uns gethan habt.

Bei diesen Worten lächelte Carrara schmerzlich. Lebt wohl, Bürger Verona's! — rief er mit Fassung und hatte Kraft, seinen Schmerz zu unterdrücken — Es gehe Euch wohl unter dem Löwen von San Marco! Lebt wohl! — Er wandte sein Roß und wollte sich hinwegbegeben, aber Taddeo Peralta faßte die Zügel. Mit nichten, Herr! — sagte er barsch — Wir versprachen, den Venetianern die von Euch besetzten Schlösser zu übergeben. Seid Ihr gesonnen, diese Bedingung zu erfüllen?

Nein! — erwiederte Giacomo mit Festigkeit — Laßt den Zügel meines Rosses fahren, laßt mich reiten, wohin es mir beliebt, oder erwartet das Aeußerste! —

Herr! — erwiederte der Veroneser gelassen — hab' ich und mein Geschlecht auch Ursach', uns an Euch zu rächen, so sei es fern von mir, diesen Augenblick dazu zu benutzen, deßhalb glaubt, daß ich es gut mit Euch meine. Ihr seht die Stimmung des Volkes, nur Wenige sind für Euch, die Mehrzahl

gegen Euch gestimmt, Gewalt könnte Euch nichts nützen, schnell ist die Wache an einem der Thore überfallen und es den Venetianern geöffnet, darum fügt Euch in Euer Schicksal. Wollt Ihr die Schlösser uns übergeben?

Nein, nimmermehr!

So seid Ihr unser Gefangener bis San Felice und die übrigen Kastelle in unserer Gewalt sind! — sagte der Veroneser, gab den Umstehenden ein Zeichen, Giacomo wurde schnell entwaffnet und unter dem Jauchzen des wetterwendischen Pöbels auf das Rathhaus geführt.

Beatrice hatte dem Allen mit klopfendem Herzen zugesehen; helfen konnte sie nicht, den Pöbel zur Befreiung Carrara's aufzuregen war unmöglich. In dem fernen Waffengeklirre, das sie eben vernahm, glaubte sie den einzigen, obgleich gefährlichen Weg der Rettung suchen zu müssen. Sie machte sich Bahn durch das Volk, schlüpfte, drängte sich hindurch, und schon glaubte sie einen offenen Weg vor sich zu sehen, um nach San Felice zu kommen, als Jemand sie festhielt und ihr leise zuraunte: Ohne mich ist keine

Rettung! — Sie wandte sich und Pater Stefano stand hinter ihr. Schnell riß sie sich los, stürzte sich von neuem unter die jubelnde Menge, verlor den ihr folgenden Mönch aus dem Gesichte, und endlich gelang es ihr, sich Bahn zu machen und nach San Felice zu kommen.

Athemlos berichtete sie Antonio, was auf dem Marktplatze geschehen sei, und ehe sie noch geendet, kamen Flüchtlinge und Verwundete nach dem Schlosse, welche die Nachricht brachten, daß der Pöbel die Wachen überfallen und nach kurzem Widerstande sich der Thore bemeistert habe.

Hier ist wenig mehr zu thun! — sagte Antonio, als ihn Beatrice von Allem genau unterrichtet hatte und ihn aufforderte, zur Rettung Giacomo's sich mit den Soldaten auf das Volk zu stürzen — Wo Weiber und Pfaffen die Hand im Spiele haben, da führt Satan das Regiment. Geht auf Euer Kämmerlein, Beatrice, betet dort für Giacomo, Ihr seht nun wohl, daß ich Recht hatte, es Thorheit zu nennen, als Ihr nach Verona kamet. Geht und wendet Euer Gebet zu Gott!

Ich ſollte beten? — rief ſie erglüht — Wie könnte ich?! All' mein Sehnen, alle meine Gedanken ſind ein ſtummes Gebet für ihn; was bedarf es noch Worte, was der Beugung des Kniees, wenn das Herz von einem Wunſche überſtrömt. Handeln muß ich für ihn, das iſt mein Gebet, thut ein Gleiches, das iſt Euere Pflicht! — Dieß ſagend, entfernte ſie ſich ſchnell.

Noch am Abende verſammelte Antonio die Hauptleute, ſich mit ihnen zu berathen. Wahrſcheinlich hatten ſich dieſe ſchon früher für dieſen Fall verabredet, und der alte Benedetto führte hierbei das Wort. Herr! — ſagte er zu Antonio — San Felice, Caſtello-Vecchio auch San Pietro ſind ſattſam mit Lebensmitteln und Kriegbedarf verſehen; die Beſatzung iſt hinreichend, San Felice hauptſächlich in gutem Vertheidigungſtande, mithin fragt es ſich nur noch: Habt Ihr Geld?

Hinlänglich den rückſtändigen Sold zu bezahlen, erwiederte Antonio.

Das iſt nicht hinlänglich, Herr! Hinter Wall und Mauer eingezwängt genügt die Hoffnung dem Krieger nicht, er will Gewißheit

heit. Muß ſich das Schloß ergeben, wer bezahlt ihm ſeinen Rückſtand?

Ihr wollt mich alſo in der Zeit der Gefahr verlaſſen? fragte Antonio.

Da ſei Gott für? — erwiederte der Hauptmann — Noch ſechs Monate dauert unſer Vertrag, und den werd' ich und meine Kameraden ehrlich halten. Aber die Soldaten! Ich fürchte, ich fürchte, Herr Antonio, es gibt Meuterei, ich habe ſchon kleine Vorbedeutungen gemerkt, und Ihr kennt die Herren der Signoria, wie geſchäftig ſie ſind, wenn es nur Geld koſtet. Ich rathe, übergebt die Schlöſſer, erhaltet Eurem Fürſten ein wackeres Häufchen Soldaten, und was mehr iſt als dieß — ſeinen Sohn!

Die Anderen ſtimmten mit ein, und Antonio, ihre Gründe als richtig erkennend, beſchloß, ſobald es ſich thun ließ, die Unterhandlungen anzuknüpfen, jedoch vorher einen Boten nach Padua zu ſenden, um des Fürſten Befehle einzuholen.

Am andern Morgen nach dieſem unglücklichen Tage zogen die Venetianer in Verona mit klingendem Spiele ein, der Markgraf von Mantua aber nicht; dieſer war zur Ver-

stärkung des Hauptheeres abgegangen. Die Fahnen von San Marco wehten von den Thürmen der Stadt, die Fahnen der Carrara von den Thürmen der Kastelle. Die Venetianer hatten der Stadt, ihre Freiheiten und Privilegien zu erhalten, keine Besatzung, sobald die Schlösser in ihren Händen wären, einzulegen versprochen, auch den schon früher bewilligten freien Abzug Carrara's und der Besatzung nach Padua bestätigt, und deßhalb einen Trompeter mit einer Aufforderung nach San Felice geschickt. Antonio weigerte sich, ohne den Befehl seines Herrn das Schloß zu übergeben, bat daher um vier Tage Frist und sicheres Geleit, um einen Vertrauten nach Padua zu dem Fürsten senden zu können, obgleich er schon am Morgen, den Tumult beim Einzuge der Venetianer benutzend, einen sichern Mann nach Padua geschickt hatte. Beides wurde ihm bewilligt.

Lauter Jubel ertönte nun in der Stadt; die Vertriebenen, die Geflüchteten kehrten zu ihrem Heerde zurück und Lust und Freude herrschte überall; denn Jedermann stand im Wahne, das Joch abgeschüttelt und Freiheit errungen zu haben. Diesen Jubel vernahm

Giacomo mit zerissenem Herzen. Er verwünschte das Volk, auf dessen Rechtlichkeit er gebaut und das sein Vertrauen so schändlich hintergangen hatte! er machte sich Vorwürfe, daß er nicht Antonio's Rath befolgt hatte und alle seine Gedanken mußten ihn in eine trübe Zukunft führen. Die wiederholte Aufforderung, den Befehl zur Uebergabe der Schlösser zu geben, verweigerte er standhaft. Wendet Euch an Antonio Blancardo, — erwiederte er — er befiehlt auf San Felice, nicht ich, den Ihr gefangen gesetzt!

Um keinen Preis in der Welt hätte er die Hand zu dieser entehrenden Handlung geboten; wußte er doch, wie wenig die Republik bei solchen Gelegenheiten Wort zu halten pflegte. Auch war er um Beatrice besorgt, von der er nicht die mindeste Nachricht haben konnte, da ihm alle Gemeinschaft mit den Seinen abgeschnitten war. Im Uebrigen war sein Gefängniß anständig und man ließ es ihm an nichts mangeln; die ihn bewachenden Bürger behandelten ihn mit aller Achtung, manche selbst mit Theilnahme.

Beatrice hatte eine furchtbare Nacht durch-

lebt. Tausend Plane, zu Giacomo's Rettung entworfen, durchkreuzten sich in ihr; aber immer, wenn sie einen Plan festzuhalten glaubte, trat das grinsende Bild Stefano's vor sie und störte jeden geordneten Gedanken. Fremd in Verona kannte sie niemand, dem sie sich anvertrauen konnte und mußte, so ungern sie es auch that, sich deßhalb mit Antonio berathen und ihn fragen, ob er denn keinen unter den Bürgern kenne, den Carrara durch Wohlthaten so verpflichtet habe, daß man hoffen könne, er werde zu seiner Befreiung wirken. Antonio lächelte bitter, meinte, Dankbarkeit solle sie nicht unter diesem Volke suchen, nannte ihr jedoch eine Menge Bürger, und machte sie mit der Art bekannt, wodurch Giacomo sie verpflichtet habe. — Euch aber, Beatrice, rathe ich, nichts zur Befreiung Carrara's zu versuchen; Ihr kennt meinen Grundsatz: wo Weib und Pfaff sich drein mischt, da hat die Hölle leichtes Spiel. Uebrigens bleibt auf San Felice; ich will zwar Euern Willen nicht gewaltsam hindern, denkt aber an Stefano, er schleicht umher, lauert auf Euch wie der Tiger auf Beute, Rache und Begierde

entflammen ihn, fürchtet ihn mehr als Alles.

Beatrice fühlte die Wahrheit dieser Worte, aber für Giacomo mußte sie ja das Furchtbarste wagen. Sie theilte den endlich gefaßten Entschluß Antonio nicht mit. Fiorella, die ihr auch hierher gefolgt, war ihre einzige Vertraute; mit ihr berathschlagte sie sich.

Unter denjenigen, die Antonio als Carrara hochverpflichtet bezeichnet hatte, war ein armer Weber, den auch Constanze unterstützt und dem Fiorella diese Unterstützung oftmal selbst gebracht hatte. Zu diesem ging dieses entschlossene Mädchen, das für Giacomo sich zu opfern im Stillen sich gelobt hatte, erinnerte ihn an die Wohlthaten, die er von Giacomo erhalten, und beredete ihn, vielleicht mehr durch Versprechung reichlichen Lohnes als durch Verpflichtung, thätig zu Carrara's Befreiung mitzuwirken, was um vieles schwieriger wurde, wenn erst die Venetianer dessen Bewachung übernommen hatten. Der Lohn von zweihundert Scudi, lockte den Armen, er versprach das Mögliche zu thun. Schon längst hatte er aus Mangel an den nöthigen Mitteln die

Weberei nicht mehr getrieben und durch allerlei Handreichungen und Dienste sich und den Seinen ein kümmerliches Brod gewonnen. Seit einiger Zeit war er von Wache zu Wache gegangen, und hatte da als eine Art Aufwärter und zu ihrer Belustigung gedient, da er trotz seiner Armuth heitern und aufgeweckten Gemüthes war. Hierdurch kannte ihn eine große Menge Bürger und er hatte sich ihre Gunst zu erwerben gewußt. Hierauf stützte er seinen Plan. Er ging noch am nämlichen Tage nach dem Rathhause, trug dort der Wache seine Dienste an, holte dem Einen dieß, dem Andern jenes, und suchte sich so bei ihnen einzuschmeicheln. Hierbei machte er sich mit der Oertlichkeit bekannt, fand unfern des Gemaches im obern Stockwerk, in welchem Giacomo gefangen saß, ein dunkles abgelegenes Kämmerchen, wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holz bestimmt, das er zu seiner Niederlage benutzen konnte, und brachte am Abende Mancherlei dahin, was die Ausführung seines Werkes befördern konnte.

Das Unternehmen war nicht leicht. Die Bürger Verona's hatten zwar Giacomo aus

alter Achtung und Liebe in kein Gefängniß geworfen, ihn jedoch in einem mit starker Thüre verschlossenen Zimmer, dessen Fenster eiserne Gitter hatten, verwahrt, in welchem zwei Mann bei Tag und Nacht zu seiner Bewachung sich befanden. Auf dem Vorsaale hielten außerdem noch acht Mann die Wache, so daß es sehr schwer war, bis zu dem Gefangenen zu dringen. Die einzige Hoffnung war, die Wache in der Nacht durch Wein oder einen Schlaftrunk zu berauschen, dann durch die dunkle Kammer, deren Schornstein mit dem in Giacomo's Zimmer in Verbindung stand, sich einen Weg zu dem Gefangenen zu bahnen und wo möglich ihn auf dem nämlichen Wege zu retten. Das Glück wollte, daß ein Knabe des Webers das Schornsteinfeger-Handwerk erlernte, und dieser und Fiorella sollten ihm behilflich sein.

Nachdem er einen Anzug von Lumpen, nebst einem guten Strick nach und nach heimlich in das dunkle Zimmer gebracht hatte, beschloß er den Abend an die Ausführung seines Unternehmens zu geben.

Er war den ganzen Tag von ausgezeich-

neter Laune, erzählte lustige Schwänke, unterhielt die Wache unten im Rathhause, so wie die, welche Giacon.o bewachte, trefflich, und munterte sie auf, nach Soldatenbrauch den Becher fleißig in der Runde gehen zu lassen; zugleich ließ er bei Gelegenheit mit einfließen; daß er eine recht artige Tochter habe, die ihn durch Lautenspiel und Gesang ernähren helfe. Er konnte leicht voraussehen, daß man ihn auffordern würde, sie, an deren Schönheit die meisten zweifeln wollten, heute Abend mitzubringen; er aber stellte sich über diesen Zweifel beleidigt, besonders da sie meinten, wenn das Mädchen nicht hübscher sei als der rußige Knabe, der ihn zu begleiten pflege, solle er nur seine Prahlereien einstellen. Sein Recht zu behaupten, versprach er, daß seine Tochter Fiorella am Abend ihnen ein Liedchen singen solle, doch müßte auch bei Gesang fleißig getrunken werden und sie ihm eine besondere Gabe für sein Kind versprechen. Dieß waren sie gern zufrieden, und so schied Nicola der Weber von ihnen, um Wein und die Zitherspielerin zu holen.

Beatrice, welche sich in Nicola's dürftiger

Hütte die Tage über verborgen, und Antonio, der überdieß mit Ungeduld die Rückkehr seines Boten von Padua erwartete, ihretwegen in Sorgen geſetzt hatte, ſandte Fiorella nach San Felice, ihren väterlichen Freund von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, damit Alles bereit ſei, Giacomo, im Fall er verfolgt würde, im Schloſſe aufzunehmen; zugleich erſuchte ſie ihn, ihr eine Quantität Opium zu ſchicken, die hinreichend ſei, zwölf Mann in feſten Schlaf zu bringen. Antonio, erfreut über dieſe Nachricht, ſandte das Verlangte und nahm ſich vor, vom Beginn der Nacht an ſelbſt an dem äußerſten Poſten auf die Entſcheidung des Schickſals ſeines geliebten Herrn zu warten.

Indeſſen hatte Nicola in den Wein, den er bereit hielt, um ihn der Wache zu bringen, ſorgfältig den betäubenden Trank geſchüttet und holte dann die ärmlich gekleidete Fiorella; auch hatte er gewußt, den Schließer des Gefängniſſes, der überdieß einige Mal kommen mußte, die in der Stube des Gefangenen befindliche Wache ablöſen zu laſſen, zu bereden, ſogleich mitzukommen und

an dem Weine und dem Gesange Theil zu nehmen.

Fiorella überraschte durch ihre Schönheit und ihren Gesang; Alle stimmten in ihr Lob ein, drängten sich um sie, jubelten, scherzten und zechten, so daß, als die bei Giacomo stehende Wache es vernahm, sie auch Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen verlangte und die Jubelnden den Schließer bewogen, sie herauszulassen. 'Dieß hatte Nicola erwartet, und kaum wußte er den Gefangenen allein, als der kleine Schornsteinfeger seine Wanderung beginnen und Giacomo einen Zettel bringen mußte, auf welchen Beatrice diese Worte geschrieben hatte:

„Wenn Du vor Deiner Thür Fiorella das Lied von dem blinden Spielmann singen hörst, so ist der günstige Augenblick zur Flucht da; klimme die kleine Höhe des Schornsteins mit Hilfe des herabgelassenen Strickes hinauf, laß Dich wieder durch den andern vorsichtig hinab, hülle Dich dann in die Lumpen Nicola's und schreite, auf den Himmel vertrauend, muthig durch Deine Feinde. Bei der Bildsäule Mastino's erwartet Dich Beatrice."

Der Knabe richtete ſeinen Auftrag gehörig aus, Giacomo hielt ſich bereit und wartete mit Sehnſucht auf das verheißene Lied. Er hörte wohl wildes Jauchzen, Becherge-klirre und manch liebliches Lied, oft durch läſtige Neckereien unterbrochen, doch das Lied von dem blinden Spielmanne hörte er immer noch nicht. Jubel und Bechergeklirre nahmen allmälig ab, nur noch Fiorella's immer leiſer werdender Geſang drang zu ſeinem Ohre, aber das Lied ſeiner Freiheit wollte immer noch nicht tönen. So unruhig wie er war auch Fiorella und der Weber. Der Wein ſo wenig wie der hineingeträufelte Schlaftrunk wollte ſeine Wirkung ganz thun; nickte der Eine, ſo wachte der Andere, weckte den Schlafenden durch Neckereien, drang ihm einen Becher auf und ſchon war es ſpät am Abende, da überfiel Nicola Angſt und Ungeduld, er gab Fiorella das verabredete Zeichen und ſie ſang:

Nun, wohin, Du blinder Leiermann?
Tappſt ja immer fort durch's düſt're Leben;
Haſt Du Niemand, der Dich führen kann?
Hat Dir Gott zum Treſt kein Weib gegeben?
In dem ſanften, kühlen Erdengrab,
Spricht er: ruht ſie, die einſt Gott mir gab.

Mußt Du denn verlaſſen und allein
Mit des Schickſals dunkeln Mächten ſtreiten?
Will denn Niemand Deine Stütze ſein?
Haſt Du keinen Knaben, Dich zu leiten? —
Was der Himmel mir aus Mitleid bot,
Meinen Knaben, ſprach er: nahm der Tod.

Armer Mann, ſo mußteſt Du ſo bald,
Was Dir werth und theuer war, verlieren;
Und Du wirſt hinfällig, biſt ſo alt,
Haſt Du keine Tochter, Dich zu führen? —
Nein! und ſeine Stirn umwölkte ſich:
Lieberglüht verließ die Tochter mich!

Aber dennoch will ich ihr nicht fluchen,
Segnen will ich ſie, wo ſie auch wallt!
Will vom Morgen bis zur Nacht ſie ſuchen,
Bin ich auch hinfällig, bin ich alt. —
Schmerzvoll iſt's, verlaſſen und allein.
Ohne Weib und Kind und blind zu ſein.

Während des Geſanges hatte ſich Nicola mit ſeinem Sohne in das dunkle Zimmer begeben, der Knabe den Strick da, wo beide Schornſteine ſich vereinigten, herabgelaſſen, und Giacomo war mit Hilfe deſſelben und Nicola's, der ihn heraufzog, auch glücklich wieder heruntergekommen. Raſch zog er die Kleider von Nicola an, der die ſchon geſtern mitgebrachten Lumpen umwarf, und ſchritt nun, einen leeren, an der Thüre ſtehenden

Weinkrug ergreifend, den Knaben an der andern Hand, über den Vorsaal.

Heda, Nicola! — schrie der Schließer — schenke mir noch einmal ein!

Giacomo drehte den Krug um, zum Zeichen, daß er leer sei, und schritt ohne Weiteres durch die Thür. Da er sein Gesicht so viel wie möglich unkenntlich gemacht und den alten Filzhut mit seinen breiten, zerrissenen Krempen tief in die Augen gedrückt hatte, auch durch den Knaben und den Weinkrug die Täuschung noch mehr erhöhte, gelangte er auch glücklich durch die Wachen am Thore des Rathhauses, wohin ihm Fiorella, ein Liedchen trällernd, folgte und, von mancher Neckerei beängstigt, die Aufmerksamkeit von ihm abzog, der sich bald auf dem Marktplatze und in Beatricens Armen sah.

Geschwind, Giacomo! — flisterte diese ihm zu — gürte dieß Schwert um, nimm diesen Dolch und komm', Eile ist uns nöthig. Folge uns, Fiorella! — Sie eilten nun fort, mußten verschiedene Umwege machen, da sie überall auf Kriegvolk stießen, das berauscht und lärmend durch die Straßen zog, endlich kamen sie an eine der Brücken; sie war von

Venetianern beſetzt. Sie mußten ſich deßhalb längs dem Fluſſe nach einer anderen ziehen; auch an dieſer fanden ſie Kriegvolk gelagert, keinen rettenden Kahn ſahen ſie am Ufer, nichts, was die ſchwindende Hoffnung beleben konnte. In höchſter Verzweiflung gingen ſie nach der letzten Brücke, die über den Fluß führt; auch hier waren ſie vom Caſtello-Vecchio abgeſchnitten; hinter ihnen wurde es immer lebhafter auf den Straßen und ſie konnten jetzt deutlich hören, wie man ſich von Haus zu Hauſe zurief: Carrara iſt aus ſeinem Gefängniſſe entflohen, auf, ihm nach!

Wohin uns wenden, barmherziger Gott?! rief Beatrice in der größten Verzweiflung und ſtieß, indem ſie Carrara in eine enge Seitengaſſe folgte, auf einen trunkenen Reiter, der ihr im Wege lag. Sie erſchrack und that einen Schrei; Carrara wandte ſich, ſah den Trunkenen, nahm ihm die Pickelhaube vom Kopfe, ſetzte ſie ſchnell auf und begann nun, ihm den Panzer abzuſchnallen. Aber hierbei erwachte der Trunkene und ſetzte ſich unter Hilferuf zur Wehre, ſo daß Carrara, von der Noth gezwungen, ihm den Dolch in die Gurgel ſtoßen mußte, um ſich

seines Panzers zu bemächtigen, den er zu seiner Sicherheit, auch sich unkenntlich zu machen, umschnallte. Nun fort! — sagte er — Wir müssen suchen, San Pietro zu erreichen. — Er ging immer tiefer in jenen Theil der Stadt, nach dem Schlosse zu, fand aber die Wege zu dem Kastell von Kriegvolk besetzt, das jetzt in geordneten Reihen durch die Straßen zog und mit den Bürgern gemeinschaftlich die Thore besetzt hatte. Jede Hoffnung war jetzt dahin. Eines der Kastelle zu erreichen oder aus der Stadt zu entfliehen, war nun unmöglich. Kein Zufluchtort blieb ihnen als die Hütte des Webers, und die schnelle Entdeckung von Giacomo's Flucht ließ vermuthen, daß dem Manne ein Unglück begegnet sei. In dieser Noth irrten die Drei, schon mehre Mal von den herumziehenden Schaaren angehalten, in den Straßen, als Beatrice, um eine Ecke beugend, plötzlich zurückprallte, Giacomo's Hand ergriff, Fiorella zurief: Rette uns vor dem Mönch! Giacomo mit sich fortzog und ihm zuraunte, daß Pater Stefano ihnen auf dem Fuße folge. Carrara wollte, von Rache entflammt, umkehren, den Nichtswürdigen zu durchbohren,

Beatrice aber, die Bewaffnete hinter ihm geſehen zu haben glaubte, bat ihn um aller Heiligen willen, ihr zu folgen, Fiorella werde ſchon den Mönch aufhalten. Giacomo! von allen Seiten Bewaffnete erblickend, die auf ſie zukamen, folgte ihr. Hier herein! — rief Beatrice freudig, auf die offene Pforte eines Hofes zeigend, als ſei es des Paradieſes Pforte — Hier herein! — Sie riß faſt Carrara, der immer noch nach den Bewaffneten blickte, mit ſich fort, warf die Pforte hinter ſich zu, verriegelte ſie und trat raſch in ein palaſtähnliches Haus.

Gelobt ſei Gott! — rief ſie, während Giacomo finſter vor ſich hinblickte — Noch ſind wir gerettet, dieſes Haus mag uns ſchützen, wem es auch gehöre!

Bei dieſen Worten ſah Giacomo auf und blickte in das von einer Ampel nur ſchwach erleuchtete Vorhaus. Weißt Du, wem dieß Haus gehört? Wir können Conſtanze Peralta um ein Nachtlager bitten, wir ſind in ihrem Palaſte.

Beatrice ſchrack zuſammen, doch ſchnell faßte ſie ſich. Deſto beſſer! — ſprach ſie — Verbirg Dich in jenem dunklen Gange, Niemand

mand wird Dich da finden, denn Alles ſcheint hier wie ausgeſtorben zu ſein; ich will einen Diener ſuchen, gib Dich nur Niemand zu erkennen. — Die Verzweiflung gab ihr Muth, ſie eilte die Treppe hinauf, fand im Vorſaale einen Diener auf einem Lehnſtuhle ſchlafend, weckte ihn und bat, ſie ſeiner Herrin zu melden.

Der Diener verweigerte es. Es ſei ſchon ſpät, — entgegnete er — die Signora habe ſich ſchon in ihr Betſtübchen zurückgezogen und ſei für Jedermann unzugänglich.

Beatrice aber verſicherte, daß das Glück der Signora in Gefahr ſtehe, wenn ſie ſie nicht ſpräche. — Dieß beſtimmte den Diener; er ging und kam bald mit dem Beſcheide zurück, einzutreten, führte ſie dann durch eine Reihe Zimmer und befahl ihr, in dem letzten zu verweilen. Gleich darauf that ſich die Thüre auf und Conſtanze trat, von ihrem Haushofmeiſter gefolgt, heraus, erblickte Beatrice, erkannte ſie Trotz der männlichen Tracht und befahl ſchnell dem Haushofmeiſter, ſie allein zu laſſen.

Im erſten Augenblicke war das Mädchen wohl hauptſächlich durch die Gegenwart eines

Dritten betroffen, als sie sich aber jetzt mit der Signora allein befand, und Constanze sie mit stolzem, fast verächtlichem Blicke fragte: Was wollt Ihr hier? hatte sie wieder Fassung und Muth gewonnen.

Ich will Euch Gelegenheit geben, Großmuth und gegen mich Dankbarkeit zu üben, — erwiederte sie. — Herr Giacomo Carrara ist in Eurem Hause!

Er! — rief Constanze, und mit jedem sie durchkreuzenden Gedanken, mit jedem streitenden Gefühle ihres Innern wechselten Farbe und Ausdruck ihres Gesichtes.

Ja er! — sagte Beatrice mit Ruhe. — Wir wurden verfolgt, die Pforte Eures Hofes stand offen und so traten wir ein, ohne zu ahnen, daß es Euer Haus sei.

Also es war nicht sein Wille, sich mir anzuvertrauen, bei mir Schutz zu suchen?

Nein Signora! Ich glaube, hätte er Euren Palast in der Eile der Flucht erkannt, er hätte sich eher von Venedigs Söldnern vor dessen Pforte niederhauen lassen, als daß er eingetreten wäre. — Constanze lächelte höhnisch. — Ihr scheint mir immer den Sieg überlassen zu wollen, Signora! — fuhr

Beatrice fort — selbst an Großmuth wollt Ihr, mir gegenüber, Euch nicht höher stellen. Erklärt Euch, aber fasset einen raschen, festen Entschluß! — sagte sie nach einer Pause, in welcher Constanze ungewiß und nachdenkend vor sich hingeblickt hatte. — Laßt den, der noch vor wenig Tagen Verona's Herr war, den Ihr vielleicht in diesem Zimmer selbst oft mit Sehnsucht erwartetet, nicht länger in Ungewißheit unten stehen.

Constanze ging bei diesen Worten, die Thüre ihres Kabinets zu öffnen, rief den Haushofmeister, der ihr ganzes Vertrauen besaß, sprach leise mit dem Eintretenden, wobei aus dem Erstaunen des Mannes Beatrice leicht sehen konnte, das es Giacomo betraf, und als er mit Hast das Zimmer verlassen hatte, wandte sich die Signora wieder zu der Harrenden. — Giacomo Carrara wird in meinem Hause eine Freistatt finden, so lange ich sie ihm zu geben vermag, — sprach sie. — Ich werde ihn verbergen und zu seiner Flucht behilflich sein, wenn es in meiner Macht steht; dieß zu wissen genüge Euch. Nun glaube ich doch, ist meine Schuld

an Euch abgetragen und ich stehe an Großmuth nicht unter Euch.

Nein, bei Gott nein! Ich bewundere Euch, edle Frau! — rief Beatrice, und tiefes Gefühl sprach sich in Wort und Blick aus, so daß Constanze wider Willen mit Theilnahme das Mädchen betrachten mußte; bald aber ward sie wieder ernst und stolz. — Nun könnt Ihr gehen! — sagte sie fast befehlend — doch allein dürft Ihr es nicht wagen! Wohin soll ich Euch geleiten lassen?

Mich? — erwiederte Beatrice — Mein Schicksal ist von Giacomo's Schicksal unzertrennlich; wo er ist, bleib' auch ich!

Das ist der Frechheit zu viel! — fuhr Constanze zornig auf. — Glaubst Du, Armselige, deren ganzes Sein von einem Worte von mir abhängt, ich würde ihm in diesem Hause seine Buhlerin zuführen?

Signora, könnten diese Wände sprechen, die wohl manchmal Zeuge Eurer Leidenschaft waren, würden sie Euch nicht zurufen können: Ihr selbst führtet Euch ihm zu?! — Doch schon ein Mal habe ich Euch versichert, mein Verhältniß zu Giacomo ist rein wie der Thränentropfen, den der tiefe Schmerz

aus meinem Auge preßt. Mich fesseln andere Bande, und wahrlich keine rosigen an den Mann und sein unglückliches Geschick. Darum bitte ich Euch, trennt mich nicht von ihm, ich würde vor Angst und Schmerz vergehen. Uebt auch gegen mich Edelmuth, da ich keine Dankbarkeit mehr verlangen kann!

Ehe noch Constanze antworten konnte, trat ein Diener ein, welcher den Pater Stefano anmeldete. Geht in mein Schlafgemach, Beatrice, und erwartet mich dort, sagte Constanze verlegen und befahl den Pater einzuführen.

Wißt Ihr es schon? Carrara ist aus seiner Haft entflohen! redete er die Signora an.

Ich weiß es!

Thörige Menschen wollen ihn in Euren Palast haben schlüpfen sehen, — fuhr Stefano fort und beobachtete Constanzen genau, an der er jedoch seine Meisterin fand; denn kein Zug verrieth sie, als sie ein gedehntes, Verwunderung ausdrückendes So! sprach.

Fast wäre ich selbst irre geworden, da ich seine Buhlerin Beatrice in männlicher Kleidung mit einem Krieger durch die Pforte

schlüpfen sah; fast hätte ich selbst geglaubt, Carrara habe bei Euch ein Asyl gesucht, da Beide unzertrennlich scheinen. Euch von ihrer lästigen Gegenwart zu befreien und Beatricen in Gewahrsam zu nehmen, habe ich den Befehl des Proveditors, und ersuche Euch daher, Signora, sie mir auszuliefern.

Pater! — fiel Constanze ihm in die Rede — Beatrice ist nicht hier! Wir Beide könnten wohl schwerlich nur eine Stunde unter einem Dache mit einander verweilen; aber wäre sie auch hier, nie würde ich sie Euch ausliefern. Ich weiß warum ihr Dolch Euch in Vicenza traf, und da ich dieß von Euch weiß und das Ziel meiner Rache jetzt erreicht habe, so könnt Ihr wohl denken, daß ich Eurer nicht mehr bedarf und Euch verachte. Bringt diese Antwort, wenn es Euch gelüstet, dem Proveditor und erkauft durch ein kluges Betragen mein Schweigen. Ueberdieß sind die Edlen Verona's nicht Sclaven venetianischer Willkür geworden, weil sie die Fahne von San Marco auf ihren Thürmen aufstecken ließen. Gute Nacht, Pater!

Ich gehe, Euch in mein Gebet zu schlie-

ßen, — ſprach Stefano mit geheuchelter Demuth.

Betet nur für Euch und überlaßt mir und meinem Beichtiger, mich mit Gott zu verſöhnen. Gehabt Euch wohl!

Stefano ging, Rache im Herzen.

Jetzt könnt Ihr in meinem Palaſte und unter meinem Schutze bleiben, — ſagte Conſtanze zu dem zitternden Mädchen, denn der Anblick des Mönchs ließ die ſonſt ſo Muthige ſtets erbeben. — Vor dem Pfaffen ſchütze ich Euch, — beruhigte ſie Conſtanze — das befiehlt mir die Pflicht des Weibes. Eine meiner Frauen wird Euch ein Zimmer anweiſen.

Sie ſchellte und gab die nöthigen Befehle dazu. Beatrice trennte ſich von dieſer Frau, deren Handelweiſe ſo verſchieden, ſo widerſprechend war, mit einer Art Hochachtung.

Als Nicola nach Giacomo's Flucht ſeine Lumpen angezogen hatte, war er keck aus dem dunklen Schlupfwinkel getreten und durch den Vorſaal geſchritten, wo ihn der Schließer und noch einige Halbſchlafende ſtaunend, als ſei er ein Geiſt, anſahen, denn eben hatten ſie ihn doch aus der nämlichen

Thüre herauskommen und durch jene hinausgehen geſehen. Sie ließen ihn demnach ungehindert durch, nicht ſo die Wache am Thore des Rathhauſes, der es auffallend war, daß ein und der nämliche Menſch zweimal, ohne zurückgekehrt zu ſein, durch das Thor gehen konnte. Sie ahnete Betrug, hielt ihn feſt, und obgleich man ihn als den bekannten Weber Nicola erkannte, ſollte er dennoch feſtgenommen und morgen zur weiteren Unterſuchung geführt werden. Zum Glück für den Armen, der ſchon die 200 Scudi und das Leben verloren gab, ſtürzte der Schließer halb taumelnd die Treppe herab und ſchrie aus voller Kehle: Herr Carrara iſt entflohen! — Dieſe Nachricht gab einen allgemeinen Aufſtand, den Nicola benutzend entſchlüpfte und im vollen Rennen über den Platz der Etſch zulief. Aber auch er fand die Brücken beſetzt, was die Venetianer, einen Ueberfall fürchtend, ſchon ſeit dem Abend gethan hatten, und da ihn die Todesangſt trieb, ſtürzte er ſich in's Waſſer, ſchwamm glücklich durch und gelangte bald an die äußerſte Zugbrücke von San Felice, wo er auf die Nachricht, daß er Kunde von

Herrn Carrara brächte, sogleich eingelassen wurde.

Nicht ganz so glücklich war es Fiorella ergangen. Sie hatte sich Stefano in den Weg gestellt und ihn durch allerhand Reden, selbst Lockungen aufzuhalten gesucht, aber sei es, daß so eben eine Wolke das Mondlicht verbarg und ihm die Schönheit des Mädchens entzog, oder die Rache stärker in ihm war als die Begierde, er suchte sich von ihr loszumachen und ging gerade auf den Palast Peralta zu. Noch einmal versuchte sie, ihn festzuhalten, da er sich aber nicht um sie kümmerte, sie Carrara nun entfernt genug glaubte und nicht ahnen konnte, daß er bei Constanze einen Zufluchtort suchen würde, ließ sie ihn ruhig in den Palast treten.

Aber wohin sollte sie sich nun wenden? Die Hütte Nicola's war das einzige Asyl, das ihr noch blieb, doch schon in der Ferne sah sie die Hütte mit Bewaffneten umgeben und kehrte schnell wieder um. Ein Kirchhof bot ihr während der Nacht einen Zufluchtort, und als der Tag anbrach, hatte sie den Muth, mit ihren Lumpen und der Zither durch die belebten Straßen zu ziehen und sich mit Ge-

ſang und Spiel ſo viel zu erwerben, daß ſie ihren Hunger ſtillen konnte. Zum Glück ward ſie von Niemand erkannt.

Als die Sonne hoch ſtand, die meiſten Einwohner ſich in ihre Häuſer zurückgezogen hatten und die Straßen verödet waren, verſuchte ſie es, durch das Mailänder Thor die Stadt zu verlaſſen. Die Thore waren zwar wegen Giacomo's Flucht noch für Jedermann geſperrt, ſie aber fand zum Glück an dem alten wachehabenden Offizier, der hier befehligte, eine weiche Seele, indem er auf die Vorſtellung, daß ſie vor dem Thore wohne, ihre armen Aeltern durch Spiel und Geſang ernähre und dieſe Hunger ſterben müßten, käme ſie nicht bald zu ihrer Unterſtützung zurück, geneigt ward, ſie herauszulaſſen. Ein Liedchen, das ſie ſang, vollendete, was ihr wehmüthiges Bitten ſchon halb erreicht hatte; der alte Krieger, in dieſem ärmlich gekleideten Mädchen nichts Verdächtiges findend, öffnete ihr die Pforte und ließ ſie hinaus. Sie bettelte ſich nun mit ihrem Lautenſpiele von Ort zu Ort und gelangte durch Umwege glücklich nach Padua.

Giacomo hatte ungeduldig in der Halle

Beatricens Rückkehr erwartet, ſtatt ihrer war der Haushofmeiſter gekommen, der ihn freundlich im Namen ſeiner Gebieterin einlud, ihm zu folgen. Er führte ihn in ein kleines Zimmer, deſſen ſchlechtes Geräth ſattſam zeigte, daß es lange unbewohnt geweſen war. — Verzeiht, Herr! — ſagte der Haushofmeiſter — daß ich Euch in einem Palaſte, wo Ihr ſo viele Prunkzimmer kennt, dieß kleine, elende Zimmer zur Wohnung anweiſe, aber es iſt das einzige, in dem ich Euch für ſicher halte. — Er zeigte ihm hierauf eine verborgene Thür, die ihn in ein finſteres Behältniß brachte, wo eine Fallthüre eine enge Wendeltreppe verbarg, die nach dem Garten führte. Hört Ihr Lärm, ſo flüchtet Euch hierher, ſchiebt den Riegel vor die ſtarke eiſerne Thüre, die lange jeder Gewalt widerſtehen und Euch Zeit geben wird, in den Garten und von da durch eine offenſtehende Pforte weiter zu kommen. Auch bitte ich Euch, zu verzeihen, wenn Ihr ſchlecht bedient werden ſolltet: Niemand als ich darf von Euerem Aufenthalte hier wiſſen, deßhalb bin ich der einzige Diener, den Ihr haben werdet.

Sagt lieber: der einzige Freund! unterbrach ihn Giacomo.

Der Haushofmeister verbeugte sich ehrerbietig, als ob er diese Vertraulichkeit ablehnen wolle. Ich werde Euch Speise und Trank und was Ihr sonst zu haben wünscht, mit Freuden bringen, — fuhr er dann fort, — nur keine Kerzen; die Fenster dürfen nicht erleuchtet sein, sonst ist Euer Aufenthalt sogleich verrathen.

Und wo ist Beatrice? fragte Giacomo.

Ich weiß es nicht, gnädiger Herr! erwiederte der Alte, verbeugte und entfernte sich.

Der Sohn des Fürsten von Padua setzte sich nun auf den einzigen morschen Sessel, den er in seinem Zimmer fand. Dunkle Nacht war es um ihn wie in ihm, denn dessen war er gewiß, daß wenn er in die Hände der Venetianer fiel, die Freiheit ihm für immer verloren sei. Diese finsteren Gedanken beunruhigten ihn, jedoch störte ihn bald der gutmüthige Haushofmeister, der eine Matratze, eine Decke und mehre Geräthschaften brachte, die er auf die Erde breitete, und gleich darauf einen Krug Wein und mancherlei Speisen herbeiholte. Auch überreichte er ihm an-

ständige Kleidung, daß der edle Herr die Lumpen Nicola's von sich werfen und sich wieder reinlich kleiden könnte. Vor morgen Abend seht Ihr mich nicht wieder, — sagte er dann — nur wenn es dunkel ist, darf ich es wagen, Euch das Nöthige zu bringen. — Hierauf verließ er ihn.

Während der biedere Alte ihm Trost eingesprochen und so freundlich für Alles gesorgt hatte, war auch Beatricen eine freundliche Wohnung angewiesen worden und keine der bei Giacomo nöthig geglaubten Vorsichtmaßregeln angewandt. Sie durfte den andern Tag ihr Zimmer verlassen und in dem Garten lustwandeln, nur erfuhr sie nicht, wo Giacomo war; sie lugte nach allen Fenstern, aber an keinem erblickte sie den Mann, an den sie mit so mächtigen Banden gefesselt war. Auch bemerkte sie im Palaste ein Hin- und Herlaufen, ein Kommen und Gehen, das etwas Wichtiges vermuthen ließ, und sah auf den meisten Gesichtern, denen sie begegnete, Verlegenheit und eine gewisse Scheu, sich ihr zu nahen, so daß sie sich die übrige Zeit des Tages in ihr Zimmer verschloß und es nicht wieder verließ.

Beatricens Vermuthung, daß die Unruhe im Palaſte Peralta von etwas Ungewöhnlichem, und wie ſie fürchtete, von nichts Freudigem herrührte, hatte Grund. Schon am Morgen des dritten Tages fand ſich der venetianiſche Proveditor bei der Signora ein, und verlangte die Auslieferung Giacomo's und ſeiner Geliebten. Conſtanze läugnete ſtandhaft, daß ſie ihn verborgen habe, obgleich ſie geſtand, daß Beatrice bei ihr ſei und ſie dem Mädchen Schutz verſprochen habe, den ſie ihr auch angedeihen laſſen werde, Niemand habe ein Recht, über das Mädchen zu gebieten, die mit Verona und den Angelegenheiten Venedigs nichts zu thun habe. Der Proveditor erinnerte zwar die Signora an Beatricens früheres Benehmen und ihren Verrath; dieſe meinte aber, daß es keine ſtrafbare Handlung ſei, dem Verrathe Verrath entgegen zu ſetzen. — Ich habe ſo viel für die Republik gethan, — ſagte ſie dann und ihr Auge flammte — zwingt mich nicht es zu bereuen, Signor! Auch frage ich Euch, was habt Ihr für ein Recht, Giacomo Carrara gefangen zu nehmen? Sind die Schlöſſer nicht in Eurer Gewalt? Und

seine Haft sollte nur so lange das Unterpfand sein, bis Ihr in ihren Besitz gesetzt würdet.

Die Schlösser kamen durch Meuterei der Söldner in unsere Hände, nicht durch freiwillige Uebergabe! — erwiederte er — Wir mußten dem Kriegvolke bedeutende Summen zahlen, und somit ist der geschlossene Vergleich, in diesem Punkte wenigstens, ungültig.

O, meine arme Vaterstadt! seufzte Constanze tief auf.

Krönt Euer Werk, Signora! — fuhr der Proveditor fort — liefert uns die Gefangenen aus.

Constanze maß das kleine schwarz gekleidete Männchen vom Fuße bis zum Scheitel und erwiederte nichts.

So werdet Ihr uns zwingen, Euer Haus durchsuchen zu lassen! fuhr der Venetianer fort.

Thut, was Ihr müßt! — sagte die Veroneserin mit Ruhe — ich werde mich dem nicht widersetzen, besonders da ich weiß, daß Ihr ihn nicht finden werdet.

Schon in der andern Stunde besetzte venetianisches Kriegvolk den Palast. Der Proveditor erschien am folgenden Tage mit mehren Gerichtpersonen und — oft spielt der Zufall sonderbar — auch mit Hauptmann Polenta von Ravenna, der nach seiner Herstellung von Giacomo die Freiheit erhalten hatte; ihnen folgte gleich darauf Stefano, der wahrscheinlich nicht ahnete, daß hier zwei Zeugen gegen ihn auftreten könnten.

Habt die Güte, Signora! — begann der Proveditor — irgend Jemand Eurer Leute zu beordern, der die Zimmer aufschließe und sich überzeuge, daß die, so Euer Haus durchsuchen, Euch keinen Schaden zufügen.

Constanze gab ihrem Haushofmeister den Auftrag, der Giacomo schon von der Ankunft des Proveditors benachrichtigt hatte.

Nun laßt Beatrice eintreten! befahl der venetianische Senator; sie erschien.

Ihr seid Herrn Giacomo Carrara zu seiner Flucht behilflich gewesen? fragte er.

Ich sah ihn nicht seit er San Felice verließ und ihn die undankbaren Veroneser gefangen

fangen nahmen! — erwiederte ſie mit Faſſung.

Und doch ſeid Ihr mit ihm in dieſen Palaſt geflohen! ſagte der Venetianer weiter.

Da ich ihn nicht geſehen habe, ſo wäre es wohl unmöglich, mich mit ihm hierher geflüchtet zu haben, Signor!

Wißt, Euch ſah jener fromme Mann mit dem Flüchtigen in dieſes Haus ſchlüpfen.

Jener fromme Mann? — wiederholte Beatrice, den Mönch jetzt erſt erblickend — Er kann nicht gegen mich zeugen! — fuhr ſie fort und überwand ihre Furcht; — er hat — ſie ſtockte — erlaßt mir es, die Urſache zu ſagen.

Signora! — wandte ſich jetzt der Venetianer zu Conſtanzen. Sie ſei ſchuldig oder unſchuldig, ſo verlangt die Republik, daß ſie unter ſtrenge Aufſicht geſtellt werde. Ich werde ſie vor der Hand in ein Kloſter bringen laſſen.

In das Kloſter der heiligen Agathe! fiel ihm Stefano in die Rede.

Ganz recht, nach San Agathe, sorgt einstweilen für ihre Aufnahme! sagte der Proveditor, als Hauptmann Polenta, der bisher nur zugehört hatte, den Senator unterbrach.

Herr, ehe Ihr über das Mädchen einen Beschluß faßt, erlaubt, Euch etwas zu vertrauen.

Der Proveditor trat mit ihm in eine Fensterbrüstung und schien aufmerksam auf das zu hören, was der Hauptmann ihm sagte, wobei er den Pater scharf in das Auge faßte. Bald darauf traten sie wieder zu den Andern und der Proveditor sagte, einen strengen Blick auf den Mönch werfend: Ich habe meinen Entschluß geändert, das Mädchen wird dem Hauptmann folgen und nicht nach Santa Agata gehen.

Beatrice lebte bei diesen Worten wieder auf; ehe sie dem Mönche gefolgt wäre, eher hätte sie sich den Dolch in die Brust gestoßen. Sie folgte, Constanzen einen kurzen Dank sagend, dem Hauptmann, während die Andern den Erfolg der Haussuchung wohl

mit ganz verschiedenen Hoffnungen abwarteten.

Der Schreiber des Proveditore, in dergleichen wohl bewandert, hatte mit seinen Sbirren den kleinsten Winkel des Palastes durchsucht, selbst das Schlafgemach der Signora war nicht verschont geblieben; auch hatte er das Zimmer betreten, worin Giacomo eine Zuflucht gefunden, doch da der vorsichtige Haushofmeister alles, was einen Bewohner hätte vermuthen lassen können, schnell in den, Carrara verbergenden Schlupfwinkel geworfen hatte, blickte der Schreiber nur flüchtig umher, verließ das Zimmer, und nachdem er Alles durchsucht, brachte er seinem Herrn den Bericht, daß der Geflüchtete nirgend zu finden sei.

Er muß in dem Hause sein! behauptete Stefano, den der verächtliche Blick Constanzens nicht aus der Fassung brachte.

Deßhalb — unterbrach ihn der Proveditor — bleibe der Palast besetzt und Ihr, Signora, seid verhaftet. Ist Giacomo Carrara nicht bis morgen um diese Zeit in unserer

Gewalt, so schicket Euch zur Reise nach Venedig an.

Nach Venedig? fiel ihm Constanze erstaunt in die Rede.

Ja, Signora! — fuhr der strenge Richter fort — Wer wie Ihr den Muth hat, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, sich dann im eiteln Wahne für getäuscht haltend, gegen ein Mitglied der Signoria mit Schmerz und Wuth ausrufen kann: O, meine arme Vaterstadt! den hält die Republik für nicht geeignet, in dieser armen Vaterstadt zu bleiben. Dieß mein fester Entschluß.

So wiederhole ich es und werde es tausend Mal wiederholen: O, meine arme Vaterstadt! rief Constanze mit kühnem Stolze.

Denkt dabei, ich bitte Euch, Signora, daß Venedig gerecht, aber unerbitterlich streng ist.

Constanze lächelte bitter und begrüßte mit Anstand den stolzen Venetianer, der sich nun schweigend empfahl und mit seiner Begleitung sie verließ.

Noch am nämlichen Abende als der treue Haushofmeister Giacomo benachrichtigte, daß er sein Versteck verlassen könne, erzählte er ihm, was in Verona und hier im Palaste vorgegangen war und welches Schicksal seine Gebieterin erwarte, rieth ihm auch zur größten Vorsicht, da alle Ausgänge von venetianischen Soldaten bewacht würden und Niemand aus und ein dürfe; selbst die Gartenpforte sei besetzt.

Und was sagt die Signora dazu? fragte Giacomo.

Kaum daß der Proveditor sie verlassen hatte, befahl sie mir, die nöthigen Anstalten zur Reise nach Venedig zu treffen.

Und welche Zeit hat der Venetianer zur Stunde der Entscheidung bestimmt?

Es war in der eilften Stunde, als er das grausame Wort sprach.

Und die Söldner empörten sich, — fragte Giacomo weiter — unterhandelten mit den Venetianern und übergaben die Schlösser?

Ja, Herr!

Schändlich, schändlich! O, mein armer Antonio!

So viel ich weiß, ist er nach Padua gegangen, tröstete ihn der Haushofmeister. — Die meisten Hauptleute und Offiziere haben Dienste bei der Republik genommen.

Käufliche, elende Seelen! — rief Giacomo empört — Doch wie läßt sich Treue von Menschen erwarten, die ihr Leben für einen Goldgülden verkaufen? Aber was zürne ich auf diese Elenden, Ernsteres steht mir bevor. Gute Nacht, alter Mann, schlaft ruhig, wenn Euch die Sorge schlafen läßt. — Er drückte dem Alten herzlich die Hand und warf sich sinnend auf den Lehnsessel; auch ihm raubten die Sorgen den erquickenden Schlaf.

Am andern Morgen hielt die Sänfte der Signora auf dem Vorhofe, sie selbst stand reisefertig im Kreise ihrer Diener, die, ihr Lebewohl zu sagen, sich um sie versammelt hatten, als die Thür sich öffnete und zu Aller Erstaunen Giacomo eintrat. Constanze erbleichte bei seinem Anblicke, ihre Kniee wankten, doch behielt sie Fassung genug, ihren

Dienern den Befehl zu geben, ſich zu entfernen.

Signora! — begann Giacomo — ich erfuhr von Euerem Haushofmeiſter, daß Euer Schickſal an das meine geknüpft ſei, und ſo halte ich es für Pflicht, es auf mich allein zu laden; ich bin hier, mich den Venetianern zu überliefern. — Conſtanze wollte ihn unterbrechen, doch ihr fehlte die Sprache, die Bruſt war ihr zu beengt. — Hofft nicht, meinen Entſchluß wankend zu machen, Signora; ich kenne die Pflicht des Mannes, ich kenne die Pflicht, Unrecht wieder gut zu machen. Verzeiht, — ſagte er, Conſtanzens Hand erfaſſend, die ſie auch in der ſeinen ließ — verzeiht, wenn ich eine wunde Stelle Eueres Herzens berühre, es iſt mir Bedürfniß, mich in dieſer Stunde frei, vielleicht zum letztenmal gegen Euch auszuſprechen. Ich habe Euch wehe, ſehr wehe gethan und Ihr hattet Recht, auf mich zu zürnen; Untreue iſt eine furchtbare Natter, die lange und gierig an dem blutenden Herzen nagt, und mit der wir Männer leichtſinnig und frevelnd ſpielen. Rache trat in

Euerem Herzen an die Stelle der Liebe und Ihr habt ihren Kelch bis auf den letzten Tropfen geleert, denn ich stehe elend, durch Euch elend vor Euch.

Giacomo! rang bei diesen Worten sich schmerzlich aus ihrer Brust.

Laßt mich enden, Constanze, — bat er — laßt mich enden! Ich kenne die Schwäche, die Leidenschaft des menschlichen Herzens, deßhalb vergebe ich Euch, vergebe Euch den Giftbecher, den Dolch und jene nächtliche Wanderung von ganzem Herzen, denn Ihr habt alles wieder versöhnt, da Ihr mir in Euerem Hause ein Asyl gabt und Beatrice großmüthig in Eueren Schutz nahmt. — Da ich nach Venedig geführt, wahrscheinlich von Freund und Verwandten, von Leben und Liebe, auch von ihr, die meinem Herzen doppelt theuer ist, mich für immer trennen muß, so fordere ich Euch in dieser ernsten Stunde auf, dieses Mädchen auch ferner zu beschützen, ihr Mutter, ihr Freundin zu sein.

Ich Beatricen, ihr? — rief Constanze und hohe Glut überflog ihre Wange.

Ja, Signora! — erwiederte Giacomo — dieſer Beatrice ſollt Ihr Mutter und Freundin ſein, ihr, Giacomo's Schweſter!

Heilige Mutter Gottes, Euere Schweſter?! — rief die Zerknirſchte — Du ſtrafſt mich furchtbar, Richter dort oben! Ihn habe ich in's Verderben geſtürzt, weil er ſeine Schweſter liebte, ſie wollte ich ermorden, weil ſie in den Armen des Bruders lag! — Vergeltung, o Vergeltung, du biſt furchtbar! — Und mit dieſem Augenblicke, Giacomo, — ſprach ſie außer ſich und bald rollte ihr Auge wild, bald ſchien es gebrochen — mit dieſem Augenblicke drängt die verſtoßene Liebe ſich wieder zu meinem Herzen, meine Pulſe fliegen, mein Herz ſchwellt von Sehnſucht, die Thräne glühender Liebe dringt in mein Auge. — Doch nein! es war ein Spiel der Phantaſie; glaubt nichts von dem, was ich eben ſagte. Trocken iſt mein Auge, ruhig, langſam ſchlägt der Puls, mein Herz — ſchlägt — nicht mehr! — Bei dieſen Worten ſank ſie zuſammen.

Giacomo ſchrie nach Hilfe; die Thüre öffnete ſich, der Proveditor trat ein. Ha! —

rief er bei Giacomo's Anblick freudig aus, der, nicht auf ihn achtend, sich nur mit der Ohnmächtigen beschäftigte, dann wandte sich der kalte Venetianer zu seinen Sbirren: Nehmt den Gefangenen und führt ihn in den Wagen, sie überlaßt der Obhut ihrer Frauen! —

Dritte Abtheilung.

Der Fürst.

1.

Der Hauptmann Polenta von Ravenna, ein Glied jener Familie, die schon lange in Ravenna herrschte, hatte bei dem venetianischen Heere bedeutenden Einfluß, da er 200 Küraſſiere und 300 leichte Reiter geworben und der Republik zugeführt hatte. Er war ein schlichter, in der Kriegkunst damaliger Zeit wohlbewanderter Mann, den seine Untergebenen liebten und wie ihren Vater ehrten. Seit früher Jugend Soldat, war ihm das Krieghandwerk zur Gewohnheit geworden, und obgleich sein weiches Gemüth an den Gräueln des Krieges oft Aergerniß nahm und er fast in jedem Gefechte verwundet wurde, wollte er sich doch immer noch nicht von seinen alten Krieggesellen trennen und in seine Heimat zur Ruhe gehen. Bei mehren Gelegenheiten hatte ihn der Proveditore

Moratori kennen gelernt, und es hatte sich, Trotz der Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere, eine Art Freundschaft unter ihnen gebildet, wie sie zwischen einem offenen, biederen Krieger und einem Gliede der niemals aufrichtigen Signoria möglich war. Dieser Freundschaft verdankte es Beatrice, daß sie nicht nach Santa Agata gebracht und dadurch in die Hände Stefano's gegeben wurde.

Sie war vertrauenvoll dem Hauptmanne nach seiner Wohnung gefolgt, der sie, nachdem Giacomo's Schicksal entschieden war, fragte, was sie nun thun wolle; er glaube ihr die Freiheit versprechen zu können, sie möge es genau überlegen. Auf Giacomo könne sie nicht mehr rechnen; einmal in die Hände der Republik gefallen, sei er für sie auf immer verloren, auch würde die Signora Peralta wahrscheinlich Verona verlassen müssen. Beatrice bedachte sich keinen Augenblick. Laßt mich zum Fürsten von Padua bringen! bat sie.

Was wollt Ihr dort? — fragte der Hauptmann, sie wohlmeinend warnend — Nur noch kurze Zeit sind die Thore von Pa-

dua frei, dann zieht Venedig mit aller Macht vor dieses letzte Asyl der Carrara und Ihr müßt Hunger, Elend und alle Gräuel der Belagerung dort erdulden.

Laßt mich nach Padua! wiederholte sie.

Nun, ich will bei dem Proveditore anfragen, ob ich es darf, denn hier sind mir bei der Geliebten Carrara's die Hände mehr gebunden als in Vicenza bei dem unbedeutenden Zitherspieler. — Geduldet Euch! —

Nach einigen Stunden kam er zurück und brachte Beatricen die Nachricht, daß sie aus jeder Art von Haft entlassen sei und sich nach Padua begeben dürfe. Er wolle sie dem Markgrafen von Mantua empfehlen und ihn zugleich ersuchen, sie, im Fall sie es wünsche, wieder frei aus Padua zu lassen. Hier aber rathe ich Euch, das Haus nicht zu verlassen, der Proveditor muß Stefano noch schonen und überall kann ich Euch nicht beschützen, darum eilt von hier. Constanze Peralta muß schon morgen ihren Palast verlassen und, obwohl frei, sich auf einige Zeit an einen andern Ort hinbegeben.

Schon am folgenden Tage trat Beatrice, von den Dienern Polenta's begleitet, die

Reiſe an und verließ mit wehmüthigem Herzen die Stadt, wo ihr das Glück ſo ſchnell geblüht, aber auch eben ſo ſchnell wieder verwelkt war. Geht lieber nach Ravenna, — bat ſie der Hauptmann noch bei'm Abſchiede. — Mein Bruder wird Euch freundlich ſchon um meinetwillen aufnehmen, lebt dort ein ſtilles, ſorgenfreies Leben, und vielleicht findet Ihr dann ein Herz, das Euch die Vergangenheit vergeſſen lehrt.

Mein Weg führt mich nach Oſten, nicht nach Süden, mein Schickſal zieht mich, ich ahne es, nach der Stadt der Lagunen, — erwiederte ſie traurig. — Die Ruhe iſt für mich hin, ich muß in das ſtürmiſche Leben hinaus; an den Unglücklichen bin ich gekettet mit unauflösbaren Banden. Ich danke Euch, Herr, für Euere Güte, zürnt nicht, daß ich ſie nicht annehme, mir iſt nicht mehr zu helfen. Wenn Euer Streitroß, das zähmende Gebiß verachtend, mit Euch über Höhe und Tiefe davonjagt, müßt Ihr nicht folgen und könnt Ihr es mit ſtarker Fauſt aufhalten? Das tolle Roß iſt mein wildes Geſchick, es treibt mich von der ſtillen Bahn des Lebens bergauf, bergab, ich muß folgen und wäre

mein Wille, ihm zu widerſtehen, noch ſo feſt. Habt Ihr nicht von den Baſilisken gehört, die mit ihrem Flammenblicke den Unglücklichen wider ſeinen Willen anziehen, er kann dem Unthiere nicht entgehen? — Habt Ihr von der Scylla gehört, die mit ihrem Geſange die Vorüberſegelnden lockt? Sie wiſſen, daß ſie ihrem Tode entgegenſchiffen, doch müſſen ſie das Fahrzeug den lockenden Tönen zulenken und dem Zauber folgen. So iſt's mit mir! Ich weiß, in Venedig findet, was den Carrara angehört, ſeinen Untergang, ich weiß, das Elend, der Gram erwartet mich dort, ich weiß, ich kann ihm nicht helfen und dennoch zieht es mich ihn, dennoch träume ich bei Tag und Nacht, ich könnte die eiſigen Herzen der Signoria erwärmen, obgleich ich weiß, daß ich ihn eher aus den Klauen des hungrigen Tigers retten könnte als aus den Gefängniſſen von San Marco. Darum lebt wohl, gedenket meiner freundlich, und ſollte mich der Tod früher abrufen als Euch, dann ſeid gewiß, dort oben bete ich an Gottes Throne für Euch, edler, braver Mann!

Nun ſo geh' mit Gott! — ſagte der alte

Krieger, der der Wehmuth, die ihn ergriffen hatte, ſich ſchämte — Leb' wohl, bleib' fromm und gut!

Still in ihren Schmerz verſunken war Beatrice die Zeit während ihrer kurzen Reiſe; erſt als ſie die Thore Padua's, als ſie das Lager der Venetianer erblickte, das die Stadt ſchon faſt eingeſchloſſen hatte, wurde ihr Schmerz lebendig und das Geſchehene trat ohne Traum und Hoffnung vor ſie.

Sie wurde jetzt zu Galeaz Gonzaga geführt, der ſie freundlich begrüßte als er den Brief Polenta's geleſen. Wollt Ihr die Stadt wieder verlaſſen, — ſagte er, — ſo wendet Euch nur an mich, Euer Wunſch ſoll um meines Freundes Willen Euch ſicher gewährt ſein. Er ließ ſie hierauf auf ihr Verlangen, bis an die Thore Padua's begleiten.

Als ihr endlich nach langem Harren hier ein Pförtchen geöffnet wurde und ſie den grauen Palaſt der Carrara erblickte, den ſie immer nur mit Grauen betrachtet und der ihr ſtets ein Gefängniß geſchienen hatte, überfiel ſie eine unausſprechliche Angſt; ſie wankte faſt durch die Straßen und konnte ſich das Gefühl von Muthloſigkeit nicht erklären,

klären, das ſich ihrer bemächtigt hatte. Ging ſie nicht dem Vater entgegen? Fand ſie nicht ſeine Arme offen, ſeine Bruſt frei, ſich daranzuſchmiegen? Aber auch dieſer Gedanke benahm ihr nicht die Angſt, die ſie ergriffen hatte; mit beklommenem Herzen ſchritt ſie durch das hohe Portal des Palaſtes, die Treppe hinauf nach dem Vorzimmer des Fürſten. Er war nicht im Schloſſe, ſie mußte ihre Ungeduld zügeln und ſuchte indeß Antonio auf.

Sie fand den alten Mann bleich und abgehärmt auf ſeinem Lager liegend. Giacomo's Schickſal hatte ihm den Muth gebrochen. Der unfreundliche Empfang des Fürſten, der ihm, und nicht mit Unrecht, einen Theil der Schuld an dem Unglücke ſeines Sohnes beimaß, hatte ihn ganz gebeugt. Kommſt Du allein? — fragte er die Hereintretende, und als ſie dieß bejahete, ſchien der letzte Strahl der Hoffnung in ſeinem matten Auge zu erlöſchen, er wandte Beatricen den Rücken und ſchwieg.

Beatrice war von dieſem Empfange tief und ſchmerzlich ergriffen. Sie ſetzte ſich an Antonio's Bett und ſah ſtarr auf die kalten

Züge des Mannes, in dem sie sonst ihren zweiten Vater zu erblicken geglaubt hatte. Giacomo ist gefangen nach Venedig geführt! sagte sie endlich. Bei diesen Worten lächelte er bitter. Die Schuld davon trag' ich! — murmelte er vor sich hin — O, erbärmliche Weisheit des Menschen! — fuhr er plötzlich auf und sein Auge blickte düster empor, als ob er mit dem Himmel zürnen wollte — Hätte ich meinem Herzen gefolgt und nicht meinem Verstande, hätte ich den Rath des alten Hauptmannes befolgt und den Bürgern Verona's die Schlösser übergeben, ehe del Vermo einrücken konnte, mit Freuden hätten sie mir Giacomo freigelassen und ich wäre mit ihm und dem Kriegvolke — das Gott seines Meineides wegen verdammen möge! — ungehindert nach Padua gezogen! Doch ein tückischer Pfaff und ein rachsüchtiges Weib mischten sich drein, und so mußte das Spiel verloren gehen!

Zürnt nicht auf Constanze! — unterbrach ihn Beatrice — Sie hat edel gehandelt, sie hat Giacomo eine Freistatt gegeben.

Thöriges Kind! nennst Du das Edelmuth, wenn Du einen Unglücklichen mit teuflischer

Freude in einen Abgrund stürzest, aus dem ihn nichts retten kann, und Du ihm dann die Hand zur Rettung nutzlos entgegenstreckest? — Seine Sünden bereuen, sie wieder gut machen wollen, ist wohlgethan, aber nicht Edelmuth, dessen überdieß ein Weib nicht fähig ist.

Nie, meint Ihr? — sagte Beatrice, ihn unterbrechend — Ich glaube doch —

Ja, wenn thörige Leidenschaft Euch ergriffen, Euere Sinne aufgeregt, Euer Blut in Wallung gesetzt hat, dann seid Ihr fähig, in einem Augenblicke des Rausches eine edle Handlung zu begehen, die Ihr im andern gethan zu haben bereuet. Wo aber ruhige Ueberlegung die Handlung bestimmen muß, wo aus Geist und Herz sie entspringt, nicht aus flüchtigem, wild rollendem Blute, da könnt Ihr listig, aber nicht edel handeln.

Gekränkt sah Beatrice vor sich nieder, die Worte des alten Mannes, den sie so hoch geachtet, schmerzten sie.

Du bist eine der Besseren Deines Geschlechtes, — fuhr Antonio fort, dem dieß nicht entging und der ihr nicht gern wehe thun wollte — und dennoch — Du hast brav

an Giacomo gehandelt, haſt viel für ihn geopfert, und was mehr noch iſt bei dem verdorbenen Geſchlechte, haſt es mit reinem Herzen geopfert, und doch — prüfe Dich ſtreng und Du wirſt finden, daß die Liebe, die ſinneerweckende Liebe allein Dich dazu vermochte, ſie, die Dir den ſchönen Mann bei Tag und Nacht mit glänzenden Farben ausgeſchmückt zeigte. Deine Phantaſie, die Dir das größte Opfer als das belohnendſte malt, iſt allein der Quell, aus dem Deine Handlungen entſprangen.

Beatrice mochte wohl fühlen, daß der Alte nicht ganz unrecht habe; ſie ſchwieg und wagte nichts zu erwiedern. Da trat ein Diener des Fürſten ein und brachte ihr den Befehl, ſogleich vor dem Herrn zu erſcheinen. Sie gehorchte, obgleich mit Zagen, und verließ Antonio. —

2.

Du kamſt allein? — redete der Fürſt Beatricen an, ſein Antlitz war ernſt und Sorgen umwölkten ſeine Stirn. — Was iſt aus meinem Sohne geworden?

Sie haben ihn nach Venedig geführt! erwiederte Beatrice, und wagte nicht, wie sie gewohnt war, den Fürsten mit kindlicher Herzlichkeit zu begrüßen.

Setze Dich! — sagte er nach kurzem Schweigen — und berichte mir alles, vergiß nicht den kleinsten Umstand, jeder hat Werth für mich; was ich von Antonio erfahren konnte, war so wenig.

Beatrice setzte sich mit klopfendem Herzen; der Fürst hatte ihr noch kein freundliches Wort gesagt, keinen Blick geschenkt, der aus dem Herzen zu kommen schien; sein Benehmen war kalt und abgemessen, und benahm eher Beatricen das Zutrauen, als daß es dieses in ihr erweckt hätte. Sie erzählte nun Alles, was seit ihrer Ankunft in Verona Giacomo begegnet war, und was sie, seit sie ihn nicht gesehen, von seinem Schicksale vernommen hatte.

Der Fürst hörte aufmerksam zu, unterbrach sie zuweilen, indem er sie nach diesem und jenem fragte; dann sagte er unmuthig vor sich hin: Sein Loos ist gefallen, mag sich auch das meine gestalten wie es will! — Durch wessen Hilfe erlangtest Du Deine

Freiheit? — fragte er dann plötzlich, und als Beatrice ihm sagte, daß Hauptmann Polenta sich ihrer angenommen und sie zu dem Markgrafen von Mantua habe geleiten lassen, überraschte er sie mit der tiefernie-drigenden, fast gleichgiltig gethanen Frage: Und welchen Preis mußtest Du dafür zahlen?

So auffallend dieß auch Beatricen sein mußte, so sehr regte es ihren Stolz, ihr Selbstgefühl auf. — Einen Preis! — sprach sie und konnte ihre Empfindlichkeit, ihren Schmerz nicht verbergen — Und flösse auch das Blut der Carrara nicht in meinen Adern, würde ich nimmer so tief sinken können!

Der Fürst stand bei diesen Worten rasch auf, warf einen mitleidigen Blick auf das Mädchen und verließ sie.

Auch das noch! — seufzte sie tief auf — auch noch diese Kälte von ihm und dieser Verdacht! Nun fülle nur immer den Becher bis an den Rand, tückisches Schicksal, ich will ihn dennoch muthig leeren?

Sie ging nach ihrem Zimmer und fand dort Fiorella, die, als sie kaum von ihrer Ankunft gehört hatte, sie aufzusuchen eilte.

Hier hat sich in wenigen Tagen manches

geändert! — sagte das treue Mädchen, nachdem sie laut ihre Freude ausgesprochen hatte, Beatricen wiederzusehen, der sie jetzt willkommener war als je. — Jedermann denkt hier nur an Krieg, spricht von dem Unglücke Verona's und Giacomo Carrara's, Niemand hat noch nach Euch gefragt und wie es Euch ergehe. Die ganze Stadt ist in Bewegung, jeder Bürger rüstet sich, und wie sie sagen, wird es ein furchtbarer Kampf werden. Aber Ihr hört nicht auf mich! — O sagt mir lieber wie es Herrn Giacomo ergeht, ich nehme so herzlichen Theil an seinem Geschicke.

Ja wahrlich, Mädchen, Du hast treulich und thätig Theil an seinem Geschicke genommen! erwiederte Beatrice, ihr Alles erzählend.

Signora !— unterbrach sie das Mädchen und hohe Glut röthete ihre Wangen — Jetzt ist es vorbei, ich werde ihn nie wiedersehen, darum kann ich sagen, was in meinem Herzen vorgeht. Ich habe nur so wenig für ihn gethan und hätte doch vielleicht auch mein Leben für ihn hingegeben, denn unter allen Männern, die ich noch sah, war er der Ein-

zige, den ich in mein Herz schloß, der Einzige, nach dem mein Herz sehnend schlug, obgleich er die arme Fiorella nicht beachtet hat.

Dieß Geständniß enthüllte Beatricen nichts, was sie nicht schon kannte. Seitdem sie Fiorella bei Giacomo überraschte, hatte ihr Scharfblick das Herz des Mädchens durchschaut, das Lied, das sie gesungen, als Beatrice zum ersten Mal zu Constanzen ging, hatte ihre Vermuthung bestärkt, und so wenig Ansprüche sie auch an das Herz Giacomo's noch machen konnte war ihr diese Entdeckung damals eben so wenig als jetzt gleichgiltig gewesen. Aber zürnen konnte sie dem Mädchen deßhalb nicht; fühlte sie doch selbst zu sehr, wie schwer es ist, Gewalt über sein Herz zu üben und es einer Neigung zu verschließen; sie sah in ihr nur eine Leidensgefährtin und darum wurde sie ihr um desto lieber.

Ich habe Euch oft beneidet, — fuhr das Mädchen fort — Euch oft belauscht, wenn Ihr in seinen Armen ruh'tet, und als meine Herrin, Gott möge es ihr vergelten, den teuflischen Vorsatz faßte, Euch durch Gift

zu verderben, da bangte ich für Euch als wäret Ihr meine Schweſter; ich haßte Euch nicht, wenn Ihr auch die Glückliche waret und ich die Hoffnungloſe.

Sag' mir, Fiorella, weißt Du den Grund, warum Signora Peralta Dich unter allen ihren Frauen wählte, ihr nach San Felice zu folgen? fragte Beatrice, um das Mädchen abzulenken.

Ich glaube es ahnen zu können, — erwiederte dieſe — ich ſollte Carrara verlocken.

Dieß ahnete auch ich! — ſagte Beatrice — doch die Zeit der Hoffnung und Sehnſucht iſt nun vorüber, die Furcht allein iſt uns geblieben. Ich glaube nicht, Fiorella, daß mich meine Unruhe lange hier in Padua verweilen läßt; was ſoll ich hier? Iſt mir auch das Geſchlecht der Carrara theuer, ſo weiß ich doch, hier kann ich ihm nichts nützen; mich treibt es nach Venedig.

Signora! rief das Mädchen erſtaunt.

Du meinſt, dort erwarte mich Gefahr? Ja, ich kenne ſie. Dort in der freien Republik iſt jeder ein von Kundſchaftern umgebener Sklav, jedes freie Wort wird zum Dolche gegen die eigne Bruſt, jede Handlung,

die der Signoria mißfällt, bringt ewige Gefangenschaft oder Tod. Ich weiß, daß ich mich dort für Giacomo nur opfern, wenig ihm helfen kann; aber wo wäre der Unglückliche, dem nicht noch ein matter Hoffnungsschimmer in seiner Nacht erschien? Und dann, Fiorella, was kann ich, die ich ihn verloren habe, noch verlieren? Ein Leben voll getäuschter Erwartung, ein zerstörtes Paradies, ein Blumenfeld, auf dem auch das kleinste Feldblümchen tückisch zertreten ist. —

Auch Stefano ist dort! — unterbrach sie Fiorella.

Auch ihn fürchte ich nicht mehr. Der Dolch, von dem ich mich nie trenne, schützt mich vor dem Furchtbarsten; für mich hat das Leben keinen Werth mehr. Willst Du mir nach Venedig folgen?

Gern, wohin es auch sei, auch in den Tod für ihn! erwiederte Fiorella.

Mit diesen Worten hatte auch sie sich dem dunkeln Schicksale Beatricens geweiht.

3.

Die Venetianer, durch das Belagerungheer von Verona verstärkt, umschlossen jetzt Padua von allen Seiten. Das ganze herrliche platte Land war den Carrara verloren; noch vertheidigten sich zwar die festen Schlösser; Monselice, das auf sieben Jahre verproviantirt war, sprach noch den Venetianern Hohn, Castel Baldo, Cittadella, Campo San Pietro vertheidigten sich mannhaft, und in Padua, wohin sich an 12,000 waffenfähige Landleute geflüchtet hatten, war Alles zur tapfern Gegenwehr bereit. 40 Stück schweres Geschütz standen auf den Wällen, Pulver und Kriegbedürfnisse aller Art waren in Menge aufgehäuft, Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden und 6000 Söldner, eine treuerprobte Schaar, hatten sich mit ihrem Heerführer Philipp von Pisa durch Eidschwur verpflichtet, Padua bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, aber mehr als dieß war die Liebe und Treue seiner Bürger, die freudig für ihren geliebten Herrn Gut und Blut zu opfern bereit waren, Carrara ein sicherer Bürge, daß er, wenn ihn auch alle Verbün-

deten verlassen hatten, sich doch noch kühn der stolzen Republik entgegenstellen könne.

Deßhalb, wenn auch mit sorgerfülltem Herzen, sah der Fürst von Padua freudigen Muthes seine Stadt vom Feinde umziehen; lieber wollte er sich unter ihrem Schutte begraben als sie den stolzen Venetianern übergeben. So wie er, dachte auch sein Sohn Francesco, der von gleichem Muthe beseelt, mit gleicher Festigkeit auf dem einmal gefaßten Entschlusse beharrte und alles that, was ihn in's Leben zu rufen hülflich war. Von Mitternacht bis zum Mittag übernahm der Vater die Vertheidigung, von Mittag bis zur Mitternacht sein Sohn Francesco; täglich wurde das Landvolk in den Waffen geübt, und selbst die Geistlichkeit unterließ nicht, durch fromme Ermahnungen das Volk zur Treue an seinen Herrn und zur tapferen Vertheidigung der Stadt aufzufordern.

Auf dem Siechbette zurückgehalten, mußte Antonio bei alle diesem unthätig bleiben, nur selten besuchte ihn der Fürst und theilte ihm seine Entwürfe und Ansichten mit. Dieser Mangel an Zutrauen that dem alten Mann wehe als die Schmerzen seiner Krankheit;

dieß und der Gedanke, das Geschlecht, dem er von seiner Jugend an gedient, mit dessen Schicksale das seinige so innig verwebt war, untergehen zu sehen, raubte ihm die letzte Lebenkraft. Zuweilen konnte Beatricens Gegenwart ihn, wenn auch nicht erheitern, denn sie bedurfte der Erheiterung ja selbst, doch wohlthuend auf ihn wirken; ihr Erscheinen führte ihn oft in die schöne vergangene Zeit zurück und ließ ihn seine Leiden vergessen. Glücklich war wohl keiner der Bewohner des Schlosses. Der Gedanke an Giacomo und an sein trauriges Geschick störte alle Freude, und der Blick auf das feindliche Lager, das mit jedem Tage die Stadt enger einschloß, zeigte nur eine trübe Zukunft.

Beatricen wurde dieß Leben voll Sorge und Noth, dieses unthätige Leben, wo sie für Giacomo nicht handeln konnte, von Tag zu Tage unerträglicher. Der Fürst, selbst wenn ihn die Vertheidigung der Stadt nicht beschäftigte und er in seinem Palaste von den Beschwerden des Tages ausruhte, berücksichtigte sie wenig, und nur wenn der Zufall sie zusammenführte, was gewöhnlich

bei Antonio geſchah, ſprach er einige Worte, und dieſe mit auffallender Kälte mit ihr. Selbſt Antonio entging das veränderte Betragen des Fürſten nicht, doch hütete er ſich, es gegen Beatrice zu berühren, da er ſah, daß es ſie tief ſchmerzen würde. Auch Francekco Carrara, ſo oft er ihr begegnete, ſchien es nicht der Mühe werth zu halten, eine Art Geringſchätzung zu verbergen, ſo daß Beatrice feſt glaubte, auch gegen ihn habe der Fürſt aus ihrer Geburt ein Geheimniß gemacht. Dieß alles ſtimmte ſie immer mehr zu dem Entſchluſſe, Padua zu verlaſſen. Daß ſie es jetzt nicht mehr heimlich und ohne den Willen ihres Vaters thun könne, ſah ſie ein; ſie entſchloß ſich daher, als dieſer nach einem kleinen, für die Belagerten glücklichen Gefechte vergnügter als gewöhnlich zurückgekehrt war und ſie ihn am Abende in ſeinem Zimmer allein wußte, zu ihm zu gehen und ihm die Bitte vorzutragen.

Mit klopfendem Herzen trat ſie in ſein Gemach, nahte ſich ihm ſchüchtern, beugte ihr Knie, ſah bittend an ihm auf und ſeine Hand küſſend ſprach ſie: Gnädiger Herr! — ſo mußte ſie ihn, ſelbſt wenn ſie allein bei

ihm war, nennen — ich komme mit einem Gesuche, von dem ich fürchte, es wird Euch gegen mich aufbringen.

Rede! unterbrach sie der Fürst.

Es wird mir hier in Euerem Palaste zu eng', zu beklommen, ich fühle mich hier so unthätig, so überflüssig, so verlassen, laßt mich hinaus. Ich will nach Rom zu dem heiligen Vater, nach Florenz zu Eueren Freunden, nach Venedig zu Eueren Feinden ziehen; die Tochter will für den Vater wirken, unterhandeln, für des Bruders Freiheit ihr Leben wagen.

Der Fürst lächelte, doch sah er freundlich auf das Mädchen nieder, dessen sonst so feuriges Auge jetzt thränentrübe an ihm aufsah.

Gebt mir einen treuen Diener mit, — fuhr sie fort und glaubte in des Fürsten freundlichem Blicke die Hoffnung leuchten zu sehen — daß ich nicht ohne männliche Begleitung reise; sagt mir, wohin ich mich zuerst wenden soll, nach Florenz oder Venedig, aber laßt mich bald von hier ziehen.

Der Fürst war von dieser sonderbaren Bitte zwar überrascht, aber nicht ungehalten. Was willst Du schwaches Mädchen in

Venedig, Florenz und Rom wirken, was kannst Du für mich, was für Giacomo thun? —

Ich weiß es selbst nicht, mein gnädiger Herr, aber Gott gab mir den Gedanken ein, eine unaussprechbare Sehnsucht zieht mich hin. Laßt mich fort von hier. Ziehe ich auch als eine Abenteuererin umher, weiß ja Niemand außer Giacomo und Gott, daß ich Euer Kind bin.

Bei diesen Worten umwölkte sich die Stirn des Fürsten, er wurde unruhig, sprach abgebrochene Worte und sagte endlich: In Florenz müßtest Du Hilfe, in Rom Geld für mich suchen. In Venedig? — Für Geld sind dort die Thüren der Gefängnisse selten offen, Schönheit aber öffnet sie zuweilen, dort könntest Du am ehesten nützen; befreie Giacomo, kein Opfer sei Dir dabei zu groß und ich will Dir ewig verpflichtet sein. — Bei diesen Worten, deren Bedeutung Beatrice nicht enträthseln konnte, stand er auf, nahm einen vollen Beutel mit Gold aus seiner Truhe und reichte ihn der Erstaunten, die ihn, als sei es eine milde Gabe, nur zögernd annahm. Gold ist Dir nöthig, darum

um nimm nur! — ſagte er — Zwei Diener zu Roß will ich Dir mitgeben, auch ein ſtattliches Maulthier für Dich, ſo wie Empfehlbriefe nach Rom und Florenz. Doch wie willſt Du durch das feindliche Lager kommen? Auf dem letzten noch offenen Wege haben ſie heute eine Schanze gebaut, auch er iſt geſperrt. — Beatrice vertraute ihm nun das Verſprechen des Markgrafen von Mantua. — Nun, ſo verſuche Dein Glück zuerſt bei ihm, könnteſt Du mir den Mann gewinnen, gewönneſt Du mir viel. Morgen in aller Frühe ſoll Alles bereit ſein! — ſagte er kalt — Sollte ich Dich nicht wiederſehen, ſo reiſe mit Gott und laß bald von Dir hören; mein Geheimſchreiber ſoll Dich unterrichten, wie Du Briefe an mich gelangen laſſen kannſt. — Dieß ſagend, winkte er ihr, ſich zu entfernen, er ſelbſt ſtand auf und ging ſeinem Schlafzimmer zu.

Vater! — rief Beatrice, von des Fürſten liebloſer Kälte ſchmerzlich verwundet — wollt Ihr Euch ſo von Euerem Kinde trennen, das einem ſicheren Tode entgegen geht? Scheidet nicht von mir, ohne mir Eueren Segen auf meine gefahrvolle Wallfahrt mit-

zugeben, seid nicht so hart gegen Euere Tochter! — Sie warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee; der Fürst hob sie auf. Ja, Beatrice, — sprach er — ich hätte fast unrecht an Dir gehandelt, ich hätte, um Dir nicht wehe zu thun, fast Dich einer Täuschung überlassen, die für Dich von bösen Folgen sein konnte. Setze Dich und höre mich ruhig an. — Sie setzte sich erwartungvoll, da sprach er die erschütternden Worte: Du bist nicht meine Tochter!

Giacomo! rief das Mädchen freudig aus und ein Himmel voll Wonne lag in ihrem Blicke.

Von dem Vatergefühle zu sehr ergriffen, sann ich in dem ersten Augenblicke nicht reiflich nach; Freude, eine Tochter wiedergefunden zu haben, die Sorge, Du möchtest mit meinem Sohne in einer strafbaren Verbindung stehen, beides, Freude und Sorge, beschäftigte mich zu sehr, als daß ich mit klarem Geiste Alles genau hätte überschauen können, auch hatte ich in den ersten Tagen zu sehr Gefallen an Dir, um Alles gehörig mit Ruhe zu prüfen. Als Du aber nach Vicenza flohest, stiegen Zweifel in mir auf,

Du erſchienſt mir zu jung, mein Kind mußte älter ſein, und ich ſandte einen vertrauten Mann nach Brescia, nähere Erkundigung über Deine Geburt einzuziehen. An dem nämlichen Tage, an dem Du nach Verona zogeſt, kam der Mann wieder und brachte mir die ſichere Nachricht, daß das mir von Deiner Mutter geborene Kind, welches über dem linken Auge ein kleines Mal gehabt habe, kurz nach der Geburt geſtorben ſei, eine zweite Tochter aber, deren Vater unbekannt geblieben, ſei von einer venetianiſchen Dame aus Erbarmen aufgenommen, was weiter aus ihr geworden, wiſſe man nicht. — Während der Fürſt dieß Beatricen erzählte, hatte ſich der Himmel von Wonne mehr und mehr getrübt; den Fürſten unverwandt anſehend, ſchien das Mädchen kaum auf das zu hören, was er ſagte; ſie wurde immer lebloſer, immer einer Leiche ähnlicher. Als der Fürſt ſchwieg und nach ihr aufſah, zwang ſie ihren Mund zum Lächeln, aber es war ein ſo ſchmerzliches Lächeln, daß es ſein Innerſtes ergriff. — Faſſe Dich, Beatrice! — ſagte er, ſie beruhigen wollend — Vor Mangel will ich Dich ſchützen, wenn Du auch nicht

mein Kind bist; in jetziger trüber Zeit ist es kein Glück, die Tochter des Fürsten von Padua zu sein. Ahntest Du nichts? Konntest Du denn glauben, ich hätte Dich, wärest Du meine Tochter, auf Abenteuer ausziehen lassen? Jetzt bist Du frei, nichts bindet Deinen Willen, nicht Stand, nicht Verhältnisse engen Deinen Wirkkreis ein. Da nimm! — sprach er und drückte ihr einen zweiten Beutel mit Geld in die Hand — Nun geh', sei dankbar und lebe wohl!

Statt Antwort, statt Dankes legte Beatrice das Geld schweigend auf den Tisch, ergriff mit Heftigkeit des Fürsten Hand, preßte sie an ihre Lippen und eilte hinaus.

Deine Thränen brennen mich, — sagte der Fürst gerührt, die Thräne von seiner Hand wischend — Du wärest es wahrlich werth, meine Tochter zu sein! —

4.

Als Beatrice in ihr Gemach trat, erschrack Fiorella bei ihrem Anblicke; bleich wie der Tod war ihr Antlitz, stier ihr Auge, wankend ihr Schritt.

Was ist Euch? — fragte das Mädchen ängstlich — Was ist vorgefallen?

Beatrice erwiederte nichts, sah starr vor sich hin und die hellen Tropfen rollten über ihre Wangen.

Redet nur, ich bitte Euch um aller Heiligen Willen, redet nur! — bat Fiorella — Was ist Euch begegnet?

Mir? — fuhr wie aus einem Traume erwacht Beatrice auf — Ja, Fiorella! — sagte sie und ihre Besinnung schien wieder zurückzukehren — mir ist Freudiges und Schmerzvolles in einem Augenblicke begegnet, man hatte mir die irdische Seligkeit gestohlen, mir einen Himmel voll Wonne gestört, ich habe gedarbt, wo ich schwelgen, ich bin vor Gram' vergangen, wo ich vor Freude aufjauchzen konnte, ich bin — nicht Giacomo's Schwester! — Erschrickst Du bei diesen Worten? Als ich sie vernahm, erschrack ich nicht; mein Herz schlug vor Freude laut, die Liebe winkte mir von neuem, ein Teppich blühender Rosen breitete sich vor mir aus, ich hob schon den Fuß, ihn zu betreten, da wurden die Rosen zu giftigem Gewürm, das in Giacomo's feuchtem Kerker kriecht, ihn zu pei-

nigen, da fühlte ich, daß die Zukunft mir nichts mehr geben kann, und mit Schmerz und Wehmuth sah ich zurück nach dem, was man mir in den vergangenen Tagen geraubt hatte.

Weine nicht, Fiorella! — fuhr sie fort und drängte die hervorbrechenden Thränen zurück — Ich hätte so glücklich sein können und war so elend; ich habe gegen mein Herz gekämpft mit Riesenkraft, die glühende, immer wieder hell auflodernde Liebe unterdrückt, und doch kämpfte sie gegen das ruhig lodernde Flämmchen der Bruderliebe, die sie bei jeder Umarmung, bei jedem Kusse zu verzehren drohte. Stundenlang habe ich dann auf meinen Knieen gelegen und die heilige Mutter um Kraft und Muth gebeten, dem Verführer zu widerstehen; geweint habe ich so manche Nacht auf einsamem Lager, daß er so ruhig, so gelassen sein Schicksal ertragen, mich so kalt an sein Herz drücken, so schnell die Glut dämpfen konnte, mit der er sonst mich umfing. O Mädchen, ich bin in diesem steten Kampfe furchtbar elend gewesen! Und nun, — fuhr sie mit Bitterkeit fort — nun, da ihn Riegel und Schloß und hohe undurch-

dringliche Mauern von mir trennen, vielleicht der Tod ihn schon abgerufen hat, und mir keine Hoffnung bleibt, das Verlorene je zu ersetzen, da zerreißt man die Bande, die mich von ihm trennten und ruft mir zu: Du bist frei, Beatrice, jetzt darfst Du ihn lieben! — Vermag irdische Macht das Verlorene zurückzubringen? Ach was die Zeit mit sich nahm, ist unwiederbringlich dahin; keine Minute, keine verlorene Sekunde kann selbst der Allmächtige zurückrufen, sie sanken in den Strom der Zeit und mit ihnen mein Glück.

Ihr seid ungerecht gegen das Schicksal! — nahm Fiorella das Wort — Blickt nicht allein nach dem was hinter Euch liegt, überlaßt Euch der Hoffnung, sie soll ja des Menschen Seele bis zu dem Augenblicke begleiten, wo sie himmelwärts steigt. Ein Lied, das ich oft singe, sagt es, und ich habe gar süßen Trost in dem Gedanken gefunden.

Du hast Recht, Fiorella! — sprach nach kurzem Sinnen Beatrice — Was die Schwester für den Bruder thun, was sie für ihn opfern wollte, muß mir ja jetzt tausendfach leichter werden; denn ich strebe nach einem

dankbaren Ziele. Ich danke Dir, Du haſt mit Deinem Worte mir die Hoffnung und mit ihr den Muth wiedergegeben. Die Stunden, die mir in Qual und Schmerz vorübergegangen, und wären es auch Stunden ſeliger Wonne geweſen, ſie ſind dahin. Ich will nur vorwärts ſchauen, und ſo lange er lebt, ſoll die Hoffnung mir zur Seiie ſtehen; hat er geendet, nun dann, ſo begleite ſie mich himmelwärts.

Ordne alles zur Abreiſe, vielleicht morgen ſchon ziehen wir von hier! — fuhr Beatrice fort und ſann nun nach, wohin ihr Weg ſie führen ſolle. Sie ſah wohl ein, daß ſie von jetzt an ruhig überlegen, ruhig handeln müſſe, daß jedes Ungeſtüm nutzlos ſei und ſie mehr ihrem Verſtande als der Stimme des Herzens folgen dürfe. Sie ging deßhalb auch mit ruhigerem Gemüthe zu Antonio, dem Kranken Lebewohl zu ſagen, und ſich mit ihm über die Zukunft zu berathen. Daß der Fürſt ſie für ſeine Tochter gehalten, daß er ſich getäuſcht habe, war und blieb ihm unbekannt, er war auch deßhalb nicht über den feſten Entſchluß verwundert, daß ſie morgen ſchon Padua verlaſſen

wolle, hatte sie doch schon oft mit ihm von ihrer Abreise gesprochen, überdieß wußte er es schon von dem Fürsten, der ihn so eben besucht und tausend Dukaten zurückgelassen hatte, sie ihr einzuhändigen. Nach ruhigem Ueberlegen, da sie wohl einsah, daß sie zu ihrem Vorhaben Geld bedürfe, und nach dem Rathe Antonio's nahm sie es an, erhielt noch von diesem manchen guten Rath und auch ein Schreiben an Signor Gritti, einen reichen Handelsmann, seinen Jugendfreund, das er mit zitternder Hand schrieb, und nachdem er, als sei es das letzte Mal, wo er sie sehe, sie feierlich gesegnet und an sein Herz gedrückt hatte, sprach er mit einer Rührung, die sie noch nicht an ihm gesehen: Zieh mit Gott, Beatrice, geh' muthig Deinem Geschick entgegen und wäre es der Tod, opfere alles für Giacomo Carrara, nur nicht Deine Tugend, und nimm den Trost mit auf den Weg, daß, seit Antonio mit Hilfe Gottes Dein Geschlecht verachten lernte, Du die Einzige bist, an der er mit Liebe hing. Du gleichst ihr — und wenn es mir auch oft gelungen ist, ihr Bild gewaltsam aus meinem Herzen zu reißen, so drängt es sich immer

wieder in das leicht zu beschwichtigende, und weckt die Erinnerung an jene schönen, längst vorübergegangenen Tage in Mailand. — Leb' wohl, Gott mit Dir!

Sie schied in wehmüthiger Stimmung von dem alten Manne, von dem sie nicht hoffen konnte, ihn wiederzusehen; der Tod hatte schon mit seinem kalten Hauche das Mark des Lebens in ihm erstarrt.

Nachdem ein sicherer Geleitbrief für sie von dem Markgrafen von Mantua angekommen war, bestieg sie ihr Maulthier, verließ, ohne den Fürsten noch einmal gesehen zu haben, das Schloß und ritt dem feindlichen Lager zu.

Der Bote, der ihr den Geleitbrief des Markgrafen eingehändigt, hatte ihr auch einen Gruß des Hauptmanns von Ravenna mit der Einladung gebracht, ehe sie nach Venedig gehe, zu ihm zu kommen, da er in das Lager eingerückt, und es ihr gewiß von Nutzen sei, ihn zu sprechen. Beatrice, die den alten Kriegmann liebgewonnen hatte und wohl wußte, welchen Theil er an ihr nehme, säumte nicht, der Einladung zu folgen. Der Markgraf verschaffte ihr von Carlo

Zeno, einem der bei dem Heere befindlichen Proveditori, einen Paß nach Venedig, und ließ sie zu dem alten Hauptmann bringen. Diesen fand sie in seinem Zelte schon ihrer harrend; er gab ihr drei Briefe.

Diese beiden übergebt gleich nach Eurer Ankunft in Venedig, — sprach er — der eine ist, wie Ihr seht, an einen Bekannten von Euch, den kleinen Proveditor, den Ihr bei der Signora Peralta sahet; der andere ist an den reichen Handelsmann Andrea Gritti.

Für ihn habe ich schon ein Schreiben! — unterbrach ihn Beatrice.

Desto besser! — fuhr der Hauptmann fort. — Den dritten, den ich Euch übergebe, bewahrt sorgfältig, gebt ihn nur ab, wenn Ihr Euch in großer Gefahr befindet, er sei Euch ein Talisman in der Noth, vergeudet seine Kraft nicht vergebens. Verbergt ihn und laßt ihn niemand sehen; er ist an den Doge Michelo Steno, einen mächtigen aber strengen Mann. Und nun wüßte ich nicht, womit ich Euch weiter meine Dankbarkeit beweisen könnte; Geld habt Ihr gewiß, sonst gebe ich es Euch, und meinen Rath, in Ravenna einen Ruheplatz zu suchen, wollt Ihr

nicht befolgen. Nun so lebt wohl! — sprach er, sie noch ein Mal mit Wohlgefallen ansehend, reichte ihr die Hand und als Beatrice ihren Dank stammeln wollte, unterbrach er sie mit den kurzen Worten: Es gehe Dir gut, Kind, keinen Dank!

Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen, bestieg ihr Maulthier und gelangte den andern Tag in der Stadt der Lagunen an.

Ihr Herz klopfte nicht als sie mit ihrem kleinen Gefolge die Gondel bestieg, nach der Wohnung des Andrea Gritti zu fahren. Sie betrachtete Venedig als das Grab ihrer Freude und war auf das Aeußerste gefaßt; deßhalb hatte jede Furcht sie verlassen. Aber neu, bemerkenswerth war ihr Alles, was sie hier sah; die Menge Paläste, an denen sie vorbeifuhr, die bunten Gondeln, die mit Gesang an ihr vorüberruderten, diese Stille in den Häusern, dieses Leben auf den Kanälen. Im Anschauen vertieft war sie überrascht, als die Gondel vor einem großen weitläufigen Hause hielt, welches der Gondolier als das des reichen Gritti bezeichnete. Sie ließ ihren Schleier fallen, stieg aus und betrat das von Dienern aller Art wimmelnde

Haus, wo, nachdem sie den Wunsch ausgesprochen hatte, Herrn Andrea Gritti zu sprechen, sie bald in ein weites hochgewölbtes Gemach geführt und höflichst gebeten wurde, hier zu verweilen.

Ihr Auge schweifte jetzt in dem weiten Gemache umher, das die Schreiberei Gritti's war. Wohl über funfzig Menschen saßen und schrieben, keiner sah nach ihr auf, keiner schien sich um den Andern oder die Anwesenden zu kümmern; Geldsäcke wurden hin und her getragen, eiserne Kisten geöffnet und geschlossen, und der Klang des gezählten Geldes war beinahe der einzige Ton, den man in dieser stillen Geschäftigkeit vernahm. Jetzt trat ein junger, aber sehr ernster Mann auf sie zu: Ihr wünscht Herrn Andrea Gritti zu sprechen, Signora? — Wünscht Ihr, daß es allein oder hier geschehe?

Ich habe ihm zwei Briefe zu übergeben, — erwiederte Beatrice.

Wollt Ihr sie mir anvertrauen, werde ich sie sogleich abgeben und Euch die Antwort bringen, — sagte der junge Mann und Beatrice stand keinen Augenblick an, ihm den Brief Antonio's und den des Hauptmanns

anzuvertrauen. Er empfing ſie, einen forſchenden Blick auf die Geberin werfend, und ging raſch zu einem mit grünem Tuche beſchlagenen grünen Schreibtiſche, an dem ein hagerer alter Mann ſaß, dem er, einige Worte ſagend, die Briefe überreichte. Während der Alte las, beobachtete ihn Beatrice genau, jeder Ausdruck ſeines Geſichtes war ihr wichtig; ſie ſah ihn bei Durchleſung des erſten anfangs lächelnd, dann kopfſchüttelnd, und jetzt haſtig nach dem andern greifen. Kaum hatte er dieſen erbrochen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als er dem jungen Manne einige Worte ſagte, der dann ſogleich zu ihr zurückkehrte und ſie erſuchte, ihm zu folgen. Er führte ſie in ein kleines freundliches Zimmer neben der Schreiberei, in das auch gleich darauf Andrea Gritti eintrat; der junge Mann entfernte ſich.

Ihr ſeid mir von zwei wackern Männern, meinen Freunden, empfohlen. — begann der Alte, auf deſſen Antlitz die Zeit und wohl auch ſein Geſchäft manche tiefe Furche gegraben hatten. — Ehe ich jedoch ein Weiteres mit Euch rede, muß ich Euch bitten, den Schleier zurückzuwerfen; das Antlitz des

Menſchen, beſonders ſein Auge, iſt der Spiegel der Seele, ohne darein geſchaut zu haben, mißtraue ich jedem.

Beatrice ſchlug den Schleier zurück und Herr Andrea ſah ſie forſchend an, der Ernſt ſeines Geſichtes ward zum freundlichen Lächeln.

Nun, bei San Stefano! — ſprach er — Gott hat Euch nicht allein ſchön, ſondern auch gut ausgeſtattet; ſeid mir willkommen und ſagt mir ohne Scheu, was Ihr wünſcht und was ich für Euch thun ſoll. —

Verſchafft mir eine Wohnung bei irgend einer rechtlichen Familie, wo ich mit meinem kleinen Gefolge ruhig leben kann! bat Beatrice.

Worin beſteht Euer Gefolge? fragte Herr Andrea.

Aus einem Mädchen und zwei Dienern mit ihren Roſſen! erwiederte ſie.

Hm! brummte der Alte für ſich, ſchellte und befahl dem Eintretenden, ſeinen Sohn zu rufen. Der junge bleiche Mann, der Abnehmer der Briefe, trat ein und ſchien bei dem Anblicke Beatricens, die ſchnell den Schleier fallen ließ, betroffen; der Alte lä-

chelte und befahl ihm, die Signora zu seiner Mutter zu führen, er selbst werde nachkommen.

Beatrice folgte ihrem Führer und war bald bei der Matrone. Sie fand in dieser eine würdige alte Frau, die sie freundlich, aber kalt empfing, und ohne sie nach irgend etwas sie Betreffendes zu fragen, über allgemein gleichgiltige Dinge mit ihr sprach; als aber ihr Ehegemahl eintrat und ihr sagte: Ich übergebe Dir hier eine Schutzbedürftige, sorge einstweilen für sie, bis ich das Weitere bestimmen werde! — da schien mit diesen wenigen Worten das Herz der Matrone geöffnet, und sie war und blieb von diesem Augenblicke an herzlich und theilnehmend gegen das Mädchen; dieß zutrauenerweckende Benehmen öffnete auch Beatricens Herz, so daß sie schon nach einigen Tagen die Signora Gritti mit ihrem ganzen unglücklichen Schicksale bekannt gemacht hatte.

Herr Andrea Gritti war ein wichtiger, einflußreicher, gutmüthiger, aber höchst vorsichtiger Mann; er kannte die Republik und wußte, wie streng sie jedes eigenmächtige Benehmen ihrer Bürger ahndete, wie mißfällig

fällig sie Jedes betrachtete, was irgend Jemand zu verheimlichen suchte. Er hatte daher sogleich den Brief an den Senator Muratori selbst übergeben und sich nach den näheren Verhältnissen Beatricens erkundigt, die Signoria mit deren Ankunft bekannt gemacht und von dieser die Weisung erhalten, daß man das Mädchen außer seinem Hause zu sehen wünsche, da sie streng beobachtet werden müsse und man ein so ehrenwerthes Haus wie das des Andrea Gritti durch dergleichen Aufsicht nicht belästigen wolle. Gritti ward daher genöthigt, bei einer verarmten, aber rechtlichen Witwe eines seiner ehemaligen Handelsdiener eine Wohnung für Beatrice zu besorgen und sie der Obhut dieser Frau zu empfehlen.

Mit Trauer verließ Beatrice sein Haus, mit Trauer zog sie in ihre kleine Wohnung ein. Nicht, daß der engere Raum, das einfache Geräth sie etwas entbehren ließ, sie entbehrte nur das Herz und die Theilnahme der Mutter, vielleicht auch die Theilnahme des Sohnes, der sich ihr als thätiger Freund bewiesen hatte, worüber die Mutter eine innige Freude zu fühlen schien.

Alfonso Gritti hatte am Vorabend seines Hochzeittages die Geliebte durch Meuchelmord verloren; Schwermuth hatte sich seitdem des sonst so heiteren Mannes bemeistert; er floh das weibliche Geschlecht hatte, dem Glücke der Liebe entsagt und sich dem Gefühle seines Unglücks ganz hingegeben; Beatricens Gegenwart schien ihn von neuem zu beleben, er suchte ihren Umgang, war zuvorkommend, gefällig gegen sie, jeden Wunsch von ihr suchte er zu erfüllen, aber dieß alles auf eine zwar herzliche, jedoch ruhige Weise, so das Jeder in seinem Benehmen Freundschaft, doch nicht Liebe finden mußte. Auch hatte ihn die Mutter, ihn jeder Täuschung zu entheben, mit Beatricens Verhältniß zu Giacomo bekannt gemacht, und in der nämlichen Stunde hatte er das Haus verlassen, Erkundigung von dem Gefangenen einzuziehen und die Gewißheit zu erlangen, ob er noch lebe.

Da erfuhr er denn, nachdem er manchen Tag vergeblich von Haus zu Haus, von Freund zu Freund gewandert war, daß Giacomo lebe und in dem Gefängnisse von San Marco streng verwahrt würde, daß ohne

ausdrückliche Erlaubniß des Rathes der Zehner es nicht erlaubt sei, ihn zu sehen und diese Erlaubniß noch Niemand erhalten habe. Er hatte Beatrice mit dieser Nachricht überrascht, denn alle ihre Nachforschungen waren vergebens gewesen, so streng wußte die Signoria das zu verhüllen, was sie mit einem Schleier bedecken wollte. Sie dankte ihrem jungen Freunde herzlich, und da sie die sprechendsten Beweise seiner Theilnahme hatte, war es ihr um so schmerzlicher, dieß Haus verlassen zu müssen, da in ihrer Lage ein Freund so vielen Werth haben mußte.

Die Bewohnerin des Hauses, in dem sie jetzt sich aufhielt, war eine alte, gutmüthige Matrone, die nur dem Andenken ihres verstorbenen Eheherrn unter Fasten und Beten lebte, einen Mönch höher hielt als den Dogen und sich gar nicht um die Welthändel kümmerte; sie sah Niemand als ihren Beichtvater, ging nirgend hin als in die Kirche, und so hatte ihr kleines, an einem Nebenkanale gelegenes Haus durch die neuen Bewohner erst ein gewisses Leben erhalten, obgleich Beatrice und die Ihrigen sehr still und eingezogen ihre Tage verbrachten. Alfonso

war der einzige Mann, den sie sahen, das Haus Gritti das einzige, welches Beatrice besuchte.

Doch lange konnte Beatricens Lebhaftigkeit dieß verschlossene Leben nicht ertragen. So nahe Giacomo zu sein und ihn nicht zu sehen, nicht zu sprechen, war ihr zu peinlich, um nicht irgend etwas zu wagen, ihr Ziel zu erlangen, und so sehr auch Alfonso sie zu überzeugen suchte, daß jeder Versuch vergeblich sei, so entschloß sie sich doch, am andern Tage zu Signor Muratori zu gehen und das Aeußerste zu versuchen, die Erlaubniß zu erhalten, Giacomo zu sprechen. Sie stand in dem Wahne, ein sicheres Mittel gefunden zu haben, das sie zum Zwecke führen könne, und mit dieser Hoffnung bestieg sie, von ihren Dienern begleitet, die Gondel.

Der Senator empfing sie ziemlich freundlich, fing selbst an, von dem Briefe des Hauptmanns Polenta zu sprechen, an dem sie, wie er sagte, einen warmen Fürsprecher habe. Er hat mir schon in Verona manches Gute von Euch gesagt und mich in seinem Briefe gebeten, Euch, wo ich nur könnte, nützlich zu sein. Ich bin nicht abgeneigt,

wo es mein Amt und meine Pflicht mir erlauben, seinen Wunsch zu erfüllen; begegnet Euch daher etwas Unangenehmes während Eueres Aufenthaltes in Venedig, oder habt Ihr sonst ein Anliegen, so wendet Euch an mich.

Das Vertrauen auf Euere Güte, Signor, hat mich hierher begleitet, — nahm Beatrice das Wort. Ich habe einen sehnlichen Wunsch, an dem das Glück meines Lebens hängt. Laßt mich Herrn Giacomo Carrara sehen und sprechen.

Und was wollt Ihr bei ihm? fragte der Senator, sie scharf beobachtend.

Euch darf ich vertrauen, — erwiederte Beatrice und hoffte, ihre List sollte ihr gelingen. — Ihr habt mir schon in Verona so viel Gutes erzeigt, daß ich glaube, Euch offen bekennen zu dürfen: Ich habe einen geheimen Auftrag von dem Fürsten von Padua an seinen Sohn.

Kind! — fiel ihr der Senator Muratori mit Hast in die Rede — um Gotteswillen schweig', ich verlange Dein Geheimniß nicht zu wissen. Auch warne ich Dich, keinem Menschen, wer es auch sei, zu verrathen,

welchen Auftrag Du haſt; die Folter würde Dir ihn ſchnell erpreſſen.

Ich danke Euch Herr! — ſagte Beatrice ſchamerglüht, daß ſie den Mann, der es ſo gut mit ihr zu meinen ſchien, mit Unwahrheit habe hintergehen wollen — Ich geſtehe Euch mein Unrecht und ſchwöre bei der heiligen Mutter Gottes, daß ich keinen Auftrag von dem Fürſten von Padua habe und es eine Liſt war, die Signoria zu vermögen, mich in ſein Gefängniß zu laſſen, um das zu erlauſchen, was ich ihm zu ſagen hätte. Glaubt meinen Worten, ich ſage Euch die Wahrheit! — Sie betheuerte dieß ſo aufrichtig, ſprach ſo treuherzig, daß der Senator ihr glaubte, und ſie nochmals vor jedem unvorſichtigen Schritt warnend, ihr verſprach, was in ſeiner Kraft ſtände, zu thun, ihr die Erlaubniß zu verſchaffen, Giacomo zu ſehen.

Mit neuer Hoffnung betrat Beatrice die Gondel, die ſie nach dem Hauſe des Andrea Gritti brachte. Hier theilte ſie der Mutter und Alfonſo ihre Hoffnung mit; Beide warnten ſie, ſich ihr nicht zu ſehr zu überlaſſen. —

5.

Am andern Tage als Beatrice auf ihrem Zimmer saß und dem Gesange Fiorella's zuhörend, wohl mehr an Giacomo als an das Lied dachte, welches das Mädchen sang, trat ein Diener mit der Einladung bei ihr ein, sobald es ihr möglich sei, zu Signor Muratori zu kommen; sie bestieg schnell die Gondel und eilte hin.

Signora! — begann der Senator, und in seinem Gesichte lag mehr Selbstzufriedenheit als Freude — Es ist mir über alle Erwartung geglückt, Euch gefällig zu sein. Ich habe Euch die Erlaubniß ausgewirkt, Giacomo Carrara in seiner Gefangenschaft besuchen zu dürfen, zwei Stunden sind Euch zu der Unterredung gewährt, benutzt sie weise und mit Vorsicht. Eine Gondel wird, so bald es finster ist, an Eurer Wohnung anlegen, man wird Euch in meinem Namen einladen einzusteigen, folgt, doch ohne die mindeste Begleitung.

Er entließ mit dieser Rede die Glückliche, die vor Entzücken kaum Worte des Dankes stammeln konnte, klingelte dann und ein

Diener trat im nämlichen Augenblicke herein.

Ha, Pandolfo, Du bist sehr bei der Hand! — sagte er — Begleite die Signora bis zu ihrer Gondel.

Beatrice verließ den Mann mit dankbarem Herzen.

Wie hatte die Gewißheit, den Geliebten wiederzusehen, ihn zu sprechen, an seiner Brust zu ruhen, die schlummernden Lebensgeister des Mädchens geweckt; ihr Auge flammte, ihre Wange glühte, ihr ganzes Wesen war verändert. So trat sie in ihre Wohnung ein, wo sie Alfonso fand, der schon bei ihrem Anblicke ihr entgegenrief: Was ist Euch Freudiges begegnet? Euer Auge, jeder Zug Eures Gesichtes spricht es aus. Theilt es mir mit!

Beatrice war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie das, was sie so sehr entzückte, in ihre Brust verschließen, oder es dem Freunde mittheilen sollte; sie that das Letztere und schilderte, indem sie alles Alfonso erzählte, ihr nahes Glück mit so lebhaften glühenden Farben, daß es die Erinnerung an die Verlorene in dem Manne erweckte und er, statt

Theilnahme zu äußern, still und traurig vor sich nieder sah. Doch plötzlich ermannte er sich.

Signora! — sagte er dann — wäre mir nicht der Senator Muratori als ein braver Mann bekannt, so würde ich Euch warnen Euch ohne Begleitung der Gondel anzuvertrauen, Venedig ist gar ein gefährlicher Ort; so aber glaube ich, daß keine Gefahr vorhanden ist. — Denke ich mir die Wonne des Wiedersehens, — fuhr er nach einer Pause fort — so beneide ich Euch, Euch ist diese Seligkeit so nahe — mir so fern! — setzte er wehmüthig hinzu. — Doch bei alledem seid auf Eurer Hut, beobachtet genau, und solltet Ihr das mindeste Verdächtige bemerken, so rufet um Hilfe.

Beatrice konnte nicht begreifen, wie man sich nicht ohne Furcht einem Manne wie dem Senator anvertrauen könne; Alfonso Gritti aber, den sein trauriges Schicksal mißtrauisch gemacht hatte, wiederholte, ehe er sie verließ, seine Warnung noch ein Mal.

Wie dünkten Beatricen die Stunden so lang, wir schlich ihrer Sehnsucht die Zeit, wie freute sie sich als sie die Sonne sinken

ſah. So bald es zu dämmern begann, ſetzte jeder Ruderſchlag ſie in Bewegung, jede knarrende Thüre, jeder Fußtritt ließ ſie freudig erbeben, ſie befand ſich in einer unausſprechlichen Unruhe, Fiorella in einer unausſprechlichen, ihr ſelbſt unerklärbaren Angſt. — Endlich, kaum daß es dunkel zu werden begann, hörte ſie ein leiſes Pochen; ein Diener in der Livree Muratori's trat ein und erſuchte ſie im Namen ſeines Herrn, ihm in die Gondel zu folgen. Von Freude und Sehnſucht getrieben, die Warnung Griti's vergeſſend, warf ſie den Schleier über und ſprang in die Gondel, die ſchnell abſtieß und pfeilſchnell dahinglitt.

Als ſie eine Zeitlang allein in dem kleinen, von dem übrigen Theile des Fahrzeuges abgeſchloſſenen Gemache geſeſſen hatte, das eine an der bunt gemalten Decke hängende Ampel nur matt erleuchtete, die Gondel mit raſchem Ruderſchlage mehren vorbeifuhr, ſich bald links, bald rechts wendete, jetzt ſich in dem großen Kanal, bald wieder in einem kleineren befand, die Häuſer mit den erleuchteten Fenſtern ihrem Blicke wie durch einen Zauber verſchwanden, ward es

ihr doch ängstlich zu Muthe, ihr Herz klopfte, sie gedachte der Warnung ihres Freundes, aber schnell verdrängte dieß der Gedanke an den Geliebten, und als das Fahrzeug vor einem hohen finstern Gebäude anhielt, das so ganz das Ansehen eines Gefängnisses hatte, sprang sie freudevoll aus der Gondel, folgte auf des Dieners Ersuchen diesem, ohne an etwas anderes als an Giacomo zu denken, und war nur noch wenige Schritte vor einer offenen Pforte, als ein gebieterisches: Halt! sie und ihren Führer festbannte, der jedoch leise ihr zuraunte: Eilt schnell hinein, Signora!

Doch ehe sich Beatrice besinnen konnte, stand schon Gritti zwischen ihr und ihrem Führer. — In wessen Namen seid Ihr hier? fragte er den Diener Muratori's.

Im Namen meines Herrn, dessen Livree ich trage! entgegnete keck der Diener.

Handelt Ihr hier im Namen der Republik?

Ja Signor! Wehe dem, der der Erlauchten in den Weg tritt!

Zeigt mir Eueren Befehl! sprach Alfonso im gebietenden Tone.

Wozu dieß? Sind wir Euch, Herr Alfonso Gritti, Rechenschaft schuldig? Geht in Eure Schreiberei, befehlt dort Euren Leuten; die Diener der Signoria laßt ungehindert gehen, oder fürchtet deren Ahndung. Ihr Freunde und Bürger! — rief er jetzt — Im Namen der Republik fordere ich Euch auf, schafft mir den Zudringlichen vom Halse, es ist nur eines Kaufmanns Sohn, kein Nobile, fort mit ihm in den Kanal!

Halt Bursch! — unterbrach Alfons sein Geschrei — Hier bin ich der Stärkere. Heda, Ihr meine Diener, schützt diese Dame und Euren Herrn!

Dieß rufend drängten sich mehre um ihn, andere sprangen aus der Gondel und zogen ihre Waffen; während dem, und da mehre Neugierige aus den vorbeirudernden Gondeln herbeikamen, war der Diener Muratori's im Gedränge verschwunden, und die Gondel, sich unter die andern mischend, war, ehe Gritti die seinige wieder besetzen und ihr folgen konnte, ihm aus dem Gesichte gekommen.

Er führte nun Beatrice in sein Fahrzeug

und gelangte auf ganz kurzem Wege zu ihrer Wohnung zurück.

Ihr hattet Recht, Signor! — sagte sie, als sie auf ihrem Zimmer sich endlich von dem Schreck erholt hatte — Venedig ist eine gefährliche Stadt. Wie bin ich Euch dankbar für Eure Fürsorge und Hilfe, obgleich ich nicht weiß, was eigentlich geschehen ist. Ach; ich war so nahe meinem Paradiese! —

Vor diesem Paradiese bewahre Euch Gott! unterbrach sie Gritti — Verschließt Euer Haus, laßt Niemand ein bis ich zurückkehre, und Du, Fiorella, sorge für Deine Gebieterin, die mir noch sehr angegriffen scheint.

Fiorella erzählte nun, daß gleich nachdem Beatrice abgefahren, eine zweite Gondel gekommen sei, die sie ebenfalls im Namen Muratori's habe abholen wollen.

Dieß ist gut, dieß freut mich! — rief Gritti — Nun fürchte ich nicht mehr!

Er empfahl sich, bestieg seine Gondel und war bald in dem Vorzimmer des Senators, der selbst herauskam, ihn in sein Gemach zu führen.

Gut, daß Ihr kommt, Signor Gritti! — sagte der alte Herr mit vieler Lebendig-

keit zu dem Eintretenden; wer ihn genau kannte, hätte leicht in seinem Gesichte lesen können, daß es sich um irgend eine Staatangelegenheit handeln müsse. — Ihr kommt gewiß von der Veroneserin? Ich weiß, Ihr besucht sie häufig. Was ist geschehen? Der Diener der Republik, der sie abholen und begleiten sollte, kam mit der Nachricht zurück, ein Anderer habe sie so eben abgeholt und meinen Namen und Livree dazu gemißbraucht.

Gritti erzählte nun dem Senator, wie er Böses geahnet, Beatricen in seiner wohlbemannten Gondel gefolgt sei, und da sie nicht bei den Gefängnissen von San Marco gelandet —

Woher wißt Ihr, daß Giacomo Carrara in jenem Gefängnisse gefangen gehalten wird? fragte Muratori schnell.

Ich vermuthete es! erwiederte Gritti unbefangen.

Wo landete die Gondel? fragte der Nobile weiter und schien mit dieser Antwort zufrieden.

In dem kleinen Kanal am Hintergebäude des Franziskanerklosters.

So, nun bin ich im Klaren! — meinte Muratori und wiegte lächelnd sein greises Haupt — Ich danke Euch, Signor Gritti, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — daß Ihr Euch zu mir bemüht und mich von Allem unterrichtet habt. Ich bitte Euch, Euerer Schutzbefohlenen zu sagen, daß es für heute zu spät sei, ihretwegen das Gefängniß öffnen zu lassen, morgen nach Sonnenuntergang aber würde ich selbst kommen, sie abzuholen! — Hierauf empfahl sich Gritti schnell, Beatricen die Trauerpost zu bringen. Aber kaum hatte er sich entfernt, so schellte Muratori; der nämliche Diener, der gestern Beatricen herunterleuchten mußte, trat ein.

Schurke! — redete ihn der Senator zornig an — ich fordere das Geständniß Deines begangenen Verbrechens, beichte auf der Stelle, oder zittere.

Was soll ich bekennen, gestrenger Herr? Bin ich mir doch keines Vergehens bewußt! erwiederte der Diener, bleich wie der Tod.

Willst Du hier nicht reden, sollst Du es auf der Folter, und damit Du hernach nicht leugnen und vorgeben kannst, der Schmerz habe Dir ein falsch Geständniß abgepreßt

ſollſt Du es aus meinem Munde und aus dem Munde Deines Richters nicht erfahren, weſſen Du beſchuldigt wirſt. — Bei dieſen Worten ergriff er die Klingel.

Herr! — bat, auf die Kniee fallend, der Diener — ich bin mir keines Verbrechens bewußt, gedenkt meines Weibes und meiner vier Kinder, ſeid barmherzig!

Bekenne, oder in einer Stunde biſt Du in der Marterkammer, geſtehſt Du aber Alles, ſo ſoll eine kleine Züchtigung als Strafe genug ſein. Nur noch zwei Minuten gebe ich Dir Bedenkzeit, wende ſie gut an.

Nun dann, — ſagte der Diener in einer Art Verzweiflung — ſo will ich Euch Alles geſtehen! Ich lauſchte, als das ſchöne Veroneſer Mädchen bei Euch war, dazu war ich von dem Pater Stefano, dem Franziskaner, aufgefordert, der ſie mir ſchon in Verona gezeigt und mir hier vier Ducati verſprochen hatte, wenn ich ihm Nachricht von ihr brächte. Ich that es. — Er ſtockte.

Weiter, nur weiter! — befahl der Senator.

Ich brachte ihm auf ſein Begehr einen alten,

alten, abgetragenen Rock von mir, Euere Livree, Signor.

Und zu welchem Behufe?

Das weiß ich wahrlich nicht! — erwiederte der Diener treuherzig — Zu etwas Bösem konnte ich nicht glauben, es war ja ein Mönch, der es verlangte.

Du hast den Galgen verdient, Schurke! — sagte jetzt der Senator — da Du die Geheimisse Deines Herrn ausgeplaudert hast, doch Du sollst meines Versprechens wegen mit gelinder Strafe davonkommen, wenn Du meinen Auftrag treu ausrichtest. Geh' in das Franziskanerkloster, wo Pater Stefano sich aufhält, entbiete ihm meinen Gruß und lade ihn ein, sogleich zu mir zu kommen; sage ihm, daß es Eile habe; verräthst Du aber ein Wort von dem, was eben jetz hier vorgegangen, dann wehe Dir!

Der Diener ging freudig, so wohlfeilen Kauf's davongekommen zu sein und war ganz erstaunt über die Milde des sonst so strengen Herrn, der ihn nach solchem Vergehen noch zu einer Dienstleistnng gebrauchte. Es war jedoch nicht Milde, die den Senator dazu bestimmte, wohl aber List. Er hatte die

feste Ueberzeugung, der Diener würde es dem schlauen Pfaffen nicht verschweigen können, er würde es für Christenpflicht halten, den geistlichen Herrn zu warnen, und das wollte der Senator. Es war immer ein unangenehmes Geschäft, mit dem Klerus zu thun zu haben; die Herren von der Signoria machten zwar weniger Umstände als irgend Jemand mit den Pfaffen, doch vermieden sie gern alle Collisionen mit ihnen. Deßhalb wünschte Muratori, Pater Stefano möchte, wenn er erfuhr, daß die Signoria sein Bubenstück kenne, sich bei Zeiten aus der Stadt und dem Gebiete der Republik entfernen, und somit würde die Sache abgethan sein. Aber wie erstaunte er, als statt des Dieners der Pater eintrat.

Ihr habt befohlen Herr! — redete ihn Stefano ruhig an — Was ist Euer Begehr?

Ihr kennt die Veroneserin Beatrice? fragte ihn der Senator mit der Würde eines venetianischen Nobile.

Ja, Herr!

Was hattet Ihr in Vicenza mit ihr zu thun?

Obgleich ich nur meinen geistlichen Obe-

ren von meinem Thun Rechenschaft zu geben nöthig habe, so will ich doch aus persönlicher Achtung —

Laßt die bei Seite, Pater! — unterbrach ihn Muratori finster — Euch fragt ein Rath der Zehner, und denen blieb noch Niemand, selbst ein Pfaff nicht, ungestraft Antwort schuldig.

Ich kannte die Veroneserin Trotz ihrer Verkleidung, — begann nun Stefano ruhig, als ob er dem alten Herrn ein gleichgiltiges Geschichtchen erzählte — und da ich ihr drohte, sie als Spionin der Carrara gefangennehmen zu lassen, versetzte sie mir, wahrscheinlich, um sich zu retten, einen Dolchstich und entfloh.

Und was bewog Euch, meinen Diener zu bestechen, und da Ihr, was ich zu thun beschlossen hatte, erfuhret —

Ich? unterbrach ihn der Mönch verwundert.

Ja Ihr? der sich unterstand, meine Livree zu beschimpfen und im Namen der Republik eine Gewaltthat auszuüben. Was wolltet Ihr mit dem Mädchen in Eurem Kloster?

Signor Muratori, ich bitte Euch, mäßigt Euere Rede und vergeßt nicht, daß mich mein Gewand vor jeder Mißhandlung in Wort und That schützt. Wer hat es gewagt, mir solchen Frevel anzudichten? Ich stehe ihm Rede vor dem geistlichen Gerichte.

Der Senator befahl Gennaro, den Diener zu holen, er war aber nirgend zu finden. — Pater! — sagte jetzt der Senator, der glaubte, sein Diener sei aus Angst entflohen — Ihr kennt wohl die Gesetze der Republik nicht, daß Ihr noch glaubt, die Kutte schütze vor dem weltlichen Arme? Ich warne Euch; die Sache, von der ich sprach, ist noch nicht abgemacht, im Palaste des Dogen ein Mehres davon; jetzt geht in Euer Kloster zurück.

Als der Pater in seine Zelle trat, lächelte er höhnisch. Laß nur alle Fische des Kanals einfangen, weißer Rath der Zehner! — rief er — Meinen Ankläger haben die schuppigen Thiere längst schon verspeis't, ein guter Stoß von dem Gondelbret und die beschimpfte Livree der Muratori ging mit Mann und Maus unter, da ihr ein tüchtiger Schlag mit dem Ruder nachhalf. Ihr weisen Her-

ren der Signoria, Pater Stefano überliſtet Euch doch.

6.

Am andern Tage ſtand der Pater vor dem Rathe der Zehner, und obgleich man ihm den Gondelier, der ihn gefahren hatte, gegenüber ſtellte und dieſer ausſagte, daß er am vergangenen Abend nach dem Kloſter der Franziskaner beſtellt worden ſei, und da er immer die Kloſterbrüder fahre, ſo ſei es ihm gar nicht weiter als etwas Beſonderes aufgefallen, zu dem Dienſte des ehrwürdigen Paters Stefano die Kanäle zu durchſchiffen, behauptete Stefano dennoch, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen, proteſtirte keck gegen das weltliche Gericht, da er nur ein geiſtliches über ſich anerkenne und zwang durch ſeine Beharrlichkeit im Leugnen, da das furchtbare Mittel der Folter bei ihm nicht füglich angewendet werden konnte, den Rath der Zehner, ihn vor der Hand zu entlaſſen.

Während dem hatte Beatrice in noch

größerer Angst als gestern den Tag verbracht. Mit dankerfülltem Herzen empfing sie am Abende den Senator, der sie selbst in die Gondel führte und hier einem einzelnen Manne übergab, der eben nicht geeignet war, Zutrauen zu erwecken. Sein struppiges Haar, der schielende Blick, ein Hieb, der über Nase und Mund bis zu dem spitzen, mit grauem Barte bewachsenen, Kinne ging, die beiden Dolche, die in seinem Gürtel staken und die große Dogge, die knurrend neben ihm lag, schienen eher einen Wegelagerer der Appenninen als einen Diener der Signoria zu bezeichnen.

Sorge für die Signora! — befahl der Senator — Zwei Stunden ohne Hin- und Herfarth sind ihr zugestanden, mehr nicht, richte Dich genau danach.

Eine nickende Beugung des entblößten Hauptes versicherte den Nobile, daß sein Befehl streng ausgeführt werden sollte, und als Muratori sich entfernte, stieß die Gondel ab und gelangte nach mancher Kreuz- und Querfarth an den Ort ihrer Bestimmung.

Habt die Güte mir zu folgen, — sagte der Benarbte, den Kopf durch den Vorhang

ſteckend, der das innere kleine Gemach von dem übrigen Theile der Gondel trennte. Beatrice trat heraus, der Diener der Signoria faßte auf eine drollig galante Weiſe ihre Hand und führte ſie, dem Hunde zurufend zurückzubleiben, über das Bret. Als ſie es überſchritten hatten, ſagte er; Gebt mir nur Eure Hand, damit ich Euch führe, es möchte Euch ſonſt ſchwer werden, mir folgen zu können.

Beatrice gab ihm nicht ohne Widerwillen ihre Hand und trat nun in eine finſtere mit ſtarken eiſernen Gittern verſehene Halle, die aber jetzt geöffnet war. Von dieſem Augenblicke an tappte ſie im Finſtern, kein Dämmerſchein, kein Sterngefunkel erhellte nur in etwas das Dunkel, Rabennacht war es um ſie.

Ei, wie Eure Hand in der meinigen zittert! — ſagte der Führer lachend — Ihr wißt, daß Euch der Ausgang aus dieſen Kerkern ſicher iſt, denkt Euch aber, daß Ihr Eurem ewigen Gefängniſſe entgegen ginget; wer dieß Gebäude betritt, der mag nur immer der Welt Valet ſagen.

Eiskalter Schauer überlief bei diesen Worten Beatricen, sie dachte nicht an sich, sie dachte an Giacomo und sein furchtbares Geschick.

Jetzt steigen wir eine Treppe hinauf, habt Acht, Signora! — unterbrach der geschwätzige Führer ihre düsteren Gedanken — Seht Euch vor, die Stufen sind hoch. Tausende hab' ich wohl schon hinaufgeführt, hinunter haben die Armen weniger Mühe, da werden sie getragen, und kein Geplärre, kein Heulen und Weinen stört ihren Heimgang, da geht alles hübsch still und ruhig zu, denn die Träger sind so stumm wie ihre Last. — Hier wenden wir uns links, da wir jetzt rechts um einen Pfeiler biegen, — fuhr er fort. — Da geht es wieder einige Stufen hinunter, aber dort bin ich noch nie gewesen und mag es auch nicht sein, da ist des Teufels Echo; denn alle Verbrechen, gethan oder nicht, schreiet dort der Unglückliche auf der Marterbank aus. — Kommt, kommt! mich grauset es stets, gehe ich hier vorüber, und mein Haar wird immer noch struppiger, sehe ich die Thür zu diesem Fegefeuer offen stehen. Gott bewahre Euch und jeden Chri-

ſten dafür, daß ſie ſich Euch öffnet. — Doch Eure Hand iſt ja ſo kalt wie Eis geworden! Nur Muth, wir ſind vorüber, bald wird ſich uns eine andere Himmelthür aufſchließen, nur Geduld.

Bei dieſen Worten ſchlug er drei Mal mit einem Hammer an eine eiſerne Thür, daß es laut in den Gewölben widerhallte und Beatrice erſchrocken zuſammenfuhr. Alsbald ließ ſich von innen eine Stimme hören: Biſt Du es, Bonifacio?

Ich bin es! erwiederte Beatricens Führer.

Schloß und Riegel ſprangen alsbald auf, die eiſerne Thür knarrte, ward geöffnet, ſie traten ein und raſſelnd flog die Thür hinter ihnen zu.

Madonna, ſteh' mir bei! — murmelte Beatrice vor ſich hin, als ſie bei dem matten Schimmer einer Blendlaterne die eiſerne Pforte hinter ſich geſchloſſen und ſich von der Welt getrennt ſah. — Armer Giacomo! — ſeufzte ſie — Werden dich auch die Stummen auf deinem Heimwege hier durchtragen?

Nun kommt nur, Signora! — unterbrach auch jetzt der graubärtige Führer ihr Sinnen — Ich habe bei Bartolo, dem Kerker-

meiſter, meine Leuchte angezündet, nun braucht Ihr meine derbe Fauſt nicht mehr und könnt im Lichte Eure Wallfahrt vollenden. Er muß Euch ſehr am Herzen liegen, der junge Herr, daß Ihr dieſen Gang wagt; ich habe ihn auch hier heraufgeführt, er ſchritt muthig und keck vor mir her. Gott laſſe es ihm wohlgehen.

Ihr führtet ihn hinauf? Ihr erfleht Gottes Segen für ihn? — unterbrach Beatrice den Plauderer; der Gedanke an Giacomo beflügelte ihre Schritte und ließ ſie die ſtummen Träger, die Marterkammer und Alles, nur ihn nicht vergeſſen. — Da, lieber Mann! — ſagte ſie, ihrem Führer einen Dukaten in die Hand drückend — da nehmt, trinkt auf des Gefangenen Geſundheit!

Nein, Signora, das wäre gegen meinen Eid! — unterbrach ſie der Führer und gab ihr das Goldſtück zurück — Ich darf im Dienſte der Republik von Niemand Geld nehmen, ich habe es beſchworen, und kein Prieſter dürfte mir Abſolution ertheilen, bräche ich meinen Schwur. Wollt Ihr aber — fuhr er fort und hielt die Eilende zurück — einem kleinen rothbackigen Knaben, der

Euch morgen früh in Eurer Wohnung um eine Gabe ansprechen wird, es geben, so mag es Euch Gott lohnen. Eilt nur nicht so sehr — nicht gerade aus, hier links, dort wo auf dem Gange die Ampel brennt, ist sein Gefängniß.

Kaum vermochte Beatrice sich aufrecht zu erhalten, so bebte sie. Den Blick nach der Thüre gewendet, schlich sie kaum hinter ihrem Führer, denn ihre Kräfte schwanden. — So komm' nur, Bartolo, und mache geschwind! — rief Bonifacio dem faulen Schließer zu — die Signora hat Eile! — Doch sie eilte nicht; vor einem Madonnenbilde, das in einer erleuchteten Vertiefung stand, war sie niedergesunken und betete, aber so wie sie das Knarren des Schlosses hörte, sprang sie auf, das Gebet war unterbrochen, der Gedanke an die Mutter Gottes dahin, der Gedanke an ihn erfüllte sie ganz, sie fühlte sich kräftig, froh, glücklich. Da öffnete sich die Thür, sie stürzte hin und — stand vor einer andern fest geschlossenen.

Geduld, Geduld! — murmelte sie — Fasse dich, Herz, brich nicht, denn ich muß ja

für ihn noch leben, handeln. — Ihr Auge starrte dabei unverwandt auf die Hand des Kerkermeisters, jede Bewegung beobachtete sie mit Gier. Da war das Schloß geöffnet — jetzt — der Riegel rasselte — die Thür öffnete sich — sie lag bewußtlos in Giacomo's Armen.

Wach' auf, wach' auf, Beatrice! — rief Giacomo, sie an sein Herz drückend — Wach' auf, Du mein Engel in dieser Hölle! — Aber nicht seine Worte, nicht das Zuschlagen der eisernen Thüren, nicht Schloß und Riegel, weckten die Ohnmächtige; erst als sein Mund ihre bleichen Lippen berührte, als sein Odem mit warmem Leben sie anhauchte, erst da öffnete sie die Augen und sah verklärt an ihm auf.

Habe ich Dich wieder?! — rief sie, sich fester an ihn schmiegend — Ruhe ich wirklich an Deiner Brust, bist Du es, mein Giacomo? Ja, Du bist's! dieß ist Dein Auge, dieß Dein freundlicher Mund — o sprich, laß mich Deine Stimme hören, daß ich Alles, Alles wiederfinde, was ich einst mein nannte.

Fasse Dich, geliebte Schwester!

Schweſter? nenne mich nicht ſo, die Winterzeit iſt vorüber, der Frühling bringt uns wieder Blumen, der Frühling, ſo ſchön — und ſo kurz! ſetzte ſie traurig hinzu.

Ich verſtehe Dich nicht, Beatrice.

Ich bin nicht Deine Schweſter!

Nicht? fragte Giacomo heftig erſchüttert.

Wir wurden getäuſcht! Ich bin nur Deine Beatrice, Dein liebendes Mädchen, die für Dich leben, ſterben will. — Ich will gehen von Land zu Lande, von Stadt zu Stadt, will Hilfe ſuchen, will betteln für Dich, wie der Hungrige um ein Stück Brod, will mich in die Gemächer der Großen drängen, mich unter das Volk miſchen und rufen: Rettet das edle Geſchlecht der Carrara! — Und muß es untergehen, mußt Du ſterben — o dann — ſeliger Gedanke, dann ſterb' auch ich!

Beatrice! — unterbrach ſie Giacomo — wohl Dir, daß noch die Flamme des Lebens in Dir glüht, wohl Dir, daß Dich die Hoffnung ſelbſt hierher begleitet, wo ſie nie gewagt hat, ihren Fuß über die Schwelle zu ſetzen.

Kalter Menſch! — zürnte Beatrice —

Warum haſt Du mich wieder zum Leben geweckt, warum hielteſt Du den Tod nicht feſt, der mich an Deiner Bruſt überraſchen wollte? In Deinen Armen fehlt mir nie Hoffnung und Seligkeit, an Deiner Bruſt denke ich nicht an das, was geſchah, was geſchehen wird; ich bin ja glücklich und wäre das Glück auch nur ein flüchtiger Traum.

Ich erkenne, was Du mir biſt, Beatrice, — unterbrach er ſie — fühle Deine uneigennützige Liebe und bewundere Deinen Edelmuth, aber hebe ich meine Schwingen, ſo iſt es zum Flug nach That und Rache!

Und nicht zum Himmel der Liebe? — ſagte ſie traurig — Ich verſtehe Dich, Giacomo, Du liebſt mich nicht mehr, in dem Kerker iſt die Glut erloſchen; Beatricens Lippen locken nicht mehr zum Kuß, und ihr Herz? Was kümmert Dich das?!

Sei nicht ungerecht, Beatrice, ſieh um Dich! — ſagte er ernſt — Sieh dieſe nackten, finſteren Wände, dieß ärmliche Strohlager, die eiſernen Gitter, jene kleine Oeffnung, durch die mich noch kein Sonnenſtrahl begrüßt hat, dieſer Raum iſt meine letzte Spanne Erde, von hier führt kein anderer

Weg als der Weg zum Grabe. Ich werde ihn gehen als Mann, und daß mein Heimgang nicht gar zu trüb' und schmerzlich sei, sandte mir Gott in Dir einen Engel, mir noch einmal den Himmel zu öffnen.

Sie erwiederte nichts, setzte sich auf den hölzernen Schemel und ihr Haupt sank tiefgebeugt wie das Entzücken ihres verwundeten Herzens.

Ich sollte Dich nicht mehr lieben, Beatrice, meinst Du? — fuhr er fort — In jeder Gestalt, in der das Schicksal Dich mir vorführte, warst Du meines Herzens Abgott und ich hing mit Sehnsucht und glühender Liebe an Dir; auch noch jetzt! — Aber die Einsamkeit kühlt oder entflammt die Leidenschaft und die Phantasie verwildert dann oder tritt geläutert aus ihrem Chaos hervor. Einst warst Du das Ziel meiner Wünsche, all' mein Sehnen, all' mein Denken warst Du. Jetzt — in diesem Kerker, aus dem mich nur ein Wunder retten kann — jetzt bist Du mir ein Engel, von Gott gesandt, mir noch einmal den Wonnebecher zu bringen. Habe Dank, milder Engel, habe Dank, Beatrice, und trauere nicht. Was dieß Le-

ben uns geben konnte, haben ſie uns genommen, die ſtolzen Gebieter Venedigs, was das Jenſeit uns bietet, kann keine Signoria, kein Doge uns rauben, — Beatrice hob jetzt das geſenkte Haupt und Thränen rollten über ihre Wangen. — Hoffe für dieß Leben nichts mehr, Geliebte, denke, wenn Du mir Lebewohl ſagſt, daß wir uns nur dort wiederſehen können, daß unſere Liebe nur auf jenſeit angewieſen iſt.

Nein, nein! — rief ſie außer ſich.

Die Hoffnung iſt noch nie bis hierher gedrungen, — unterbrach er ſie finſter — nicht über mir in jene glühenden Bleikammern, nicht unter mir in jene Hölle der Marter. — Sie hat mich verlaſſen!

Mich nicht! — rief ſie ermuthigt — Sie blieb mir treuer als die Liebe!

Nein, Beatrice! — ſagte er innig gerührt — Du täuſcheſt Dich in mir. Seit dem Augenblicke, wo ich Dich zum erſten Mal ſah, war mein ganzes Leben Liebe und iſt es noch. — Er zog ſie zu ſich, liebkoſ'te die Weinende, die, als er ſie innig in ſeine Arme ſchloß, ſich plötzlich losriß.

Du haſt Recht, Giacomo! — ſagte ſie ernſt

ernſt — Unter dieſem Sternendome wird uns kein Glück mehr blühen, über ihm aber gewiß! — Komm', ſetze Dich auf Dein Lager, höre mich ruhig an und laß uns die kurze Zeit noch nützen, ehe ſie verſtreicht. Dein Vater läßt Dich grüßen, hoffe nicht Befreiung von ihm, er wird untergehen, wie mir Antonio geſagt hat, und ſein Stolz wird Padua für des Sohnes Freiheit nicht opfern wollen.

Da thuſt Du recht, mein edler Vater! — rief Giacomo erglüht — Mein Leben iſt in Deiner Wagſchale nichts, Du haſt nur ein Padua und noch viele Söhne. Schamroth müßte ich von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt wandern, duldete ich, daß Du nur ein Schloß für meine Freiheit hingäbeſt.

Giacomo! — unterbrach ihn Beatrice verweiſend — hältſt Du die Freiheit, hältſt Du Beatrice nicht eines Schloſſes werth, dann — freilich dann —

Meine Liebe zu Dir ſteht hoch, — unterbrach er ſie — doch die Ehre meines Hauſes noch höher! — Iſt ſie hin, was könnte die

Liebe mir noch geben? Was könnte ich Dir noch ſein?

Alles, Alles, Giacomo, und wäreſt Du ein Bettler! rief ſie, ſich in ſeine Arme ſtürzend.

Armes Mädchen! — ſagte er, von ihrer überſchwänglichen Liebe gerührt — fühlte ich mich entehrt, irrte ich als ein Verbannter, Heimatloſer umher, riefe jeder Seufzer meines unglücklichen Vaters, jeder zornige Blick meines Bruders mir zu: Dich zu retten, haben wir Alles geopfert; damit Du lebeſt, ging der Glanz der Carrara unter! Glaubſt Du, daß mein Herz dann noch Liebe fühlen könnte? Ich ſtände ja erniedrigt vor Dir, das Leben wäre mir eine Pein, wie viel mehr die Liebe, der ich nicht würdig wäre!

Hoffnung, verlaß mich nicht, — ſagte Beatrice jetzt ſtill vor ſich hin — halte feſt bei mir, milde Tröſterin. — Sie ſchwieg, ſah betrübt vor ſich nieder, dann ſagte ſie, wie aus einem Traume erwacht: Weiteres wüßte ich Dir nicht zu ſagen. Die Bürger Padua's ſind voll Muth und hängen treu an Deinem Vater. Die Feſtungwerke ſind

im Stande, läßt Dir Antonio sagen, — Krieg- und Mundbedarf sei in Fülle da.

Was macht der gute Alte? fragte Giacomo.

Ihm ist wohl, — erwiederte Beatrice.

Wohl in dieser unglücklichen Zeit?

Ja, Giacomo, seine Lampe ist im Verglimmen, und mit dem Richter dort oben, vor den er bald treten wird, scheint er die Rechnung geschlossen zu haben.

Armer, edler Mann!

Nenne ihn nicht arm! — fiel ihm Beatrice mit Hast, fast mit Bitterkeit in die Rede — Wer in jetziger Zeit das Leben hingibt und dafür sich Ruhe gewinnt, ist reich zu nennen; arm, unglücklich ist nur der, der den Fall der Carrara überleben könnte! — sagte sie mit Bitterkeit — Doch ich höre die dumpfen Glockenschläge von San Marco, noch wenige Zeit bleibt uns, deßhalb —

Das Rasseln der Schlösser störte sie, sie fuhr erbleichend zusammen, als sie Bonifacio's Stimme hörte, der vor der inneren Thüre rief: Noch fünf Minuten, dann ist die Zeit vorbei!

Da sank Beatrice auf ihre Kniee. Santa

Maria! — rief sie außer sich — erhöre mein Gebet, höre das Flehen einer Unglücklichen und trage meine Schmerzenworte zu dem Throne des Allerbarmers. Dir nahmen sie den Sohn, Du fühlst mein Leid, meinen Schmerz, mater dolorosa! — Erbarme Dich seiner! Was bin ich nütze ohne ihn auf dieser Welt; rette ihn, sende einen Engel, den Kerker ihm zu öffnen, laß mich untergehen, laß mich statt seiner sterben! — Sie beugte ihr Haupt und betete im Stillen fort; Giacomo stand mit gefalteten Händen neben ihr, doch konnte seine Seele sich nicht zum Himmel aufschwingen, all' sein Denken war bei ihr. Da sprang sie plötzlich auf. Erhört ward mein Gebet nicht, das sagt mir eine innere Stimme, es drang durch dieses Kerkers Mauern nicht bis zum Throne des Erbarmers. Wohlan! Dein Wille geschehe, Herr! — Der Augenblick des Scheidens nahet, Giacomo, deßhalb erfülle mir noch die letzte Bitte. Sprich die lautere Wahrheit, denn Gott hört Deine Worte: Liebst Du mich noch von ganzem Herzen, wenn auch nicht mit der Glut wie sonst? Sprich, gib mir den Trost, gib der einsamen, ver-

lassenen Pilgerin diese Gabe mit auf den Weg.

Beatrice! — rief er — ich liebe Dich mit so reiner, heiliger Liebe wie ich Dich nie liebte. Komm' in meine Arme, Schwester, komm' an mein Herz, Geliebte, und so mögen die Schergen uns treffen; so, Arm in Arm, Brust an Brust mögen wir uns in jener Welt einst wiederfinden!

Amen! sprach sie leise während des Gerasſels der Riegel, blickte noch einmal auf nach dem Geliebten, lächelte und lehnte ihr ohnmächtiges Haupt an seine Brust; so traf sie der Kerkermeister und Bonifacio.

Hm! — brummte dieser — die Zeit ist vorüber, keine Minute darf ich zugeben. Muß ich zum stummen Träger bei diesem armen Kinde werden? Helft mir, Herr! — bat er Giacomo; doch dieser schloß sie immer fester an sich. — So hilf Du mir, Bartolo! Dieß sagend, umfaßte er sie, riß sie Trotz Giacomo's Sträuben aus dessen Armen und trug sie durch die Irrgänge in die Gondel hinab. —

7.

So zart als es einem Manne von Bonifacio's Art nur möglich war, legte er sie dort auf weiche Decken, und bespritzte sie mit Wasser, aber nichts brachte sie zum Leben zurück. Da gab er dem Gondolier Befehl, sich zu beeilen, nahm selbst ein Ruder in die Hand und arbeitete aus allen Kräften, so daß er in kurzem an Beatricens Wohnung landen konnte. Hier ergriff er sie noch einmal, trug sie hinein und übergab sie Fiorella, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwandte, sie zum Leben zurückzurufen. Nach vieler Bemühung gelang es ihr, Beatrice schlug die Augen auf, erkannte Fiorella, reichte ihr freundlich die Hand, drückte sie herzlich, aber schwieg. Auf die Bitten des Mädchens um Mittheilung dessen, was ihr begegnet sei, antwortete sie mit einem freundlichen Blick und verlangte nach Ruhe.

Die Erlaubniß, welche Beatrice erhalten hatte, verdankte sie Muratori allein. Er hatte unter dem Vorgeben, daß Beatrice, die so eben von Padua angekommen sei, sicher den Auftrag von dem Fürsten habe,

dem Gefangenen manche Aufklärung und manche Nachricht zu bringen, ihr Einlaß verschafft. Da nun fast jeder Kerker so eingerichtet war, daß der Gefangene belauscht werden konnte, so glaubten die Herren des Rathes der Zehner manches Geheimniß zu erfahren, und gaben ihre Einwilligung zu dem Besuche der Veroneserin bei Carrara.

Der alte Nobile, dessen Charakter in seinem Geschäftleben wohl mehr Härte als Sanftmuth angenommen haben mochte, fühlte dennoch Wohlwollen für Beatricen. Sei es, daß ihn sein Freund, der Hauptmann von Ravenna, günstig für sie gestimmt hatte, sei es, daß die Persönlichkeit des Mädchens, vereint mit ihrem Schicksale, vortheilhaft auf ihn gewirkt hatte, sie fand an ihm einen Mann, der gern Alles für sie gethan hätte, wenn es nur nicht gegen seine Pflicht war. So fühlte er sich bei Bonifacio's Erzählung gerührt; er sandte noch in der nämlichen Stunde seinen Schreiber zur Signora Peralta, die auf Befehl der Signoria vor der Hand Venedig zu ihrem Aufenthalte hatte wählen müssen, und ließ sie ersuchen, so viel als ihre Verhältnisse es erlaubten, sich

des verlassenen Mädchens anzunehmen. Constanze, von dem was vorgegangen war, unterrichtet, versprach den Wünschen des Senators entgegenzukommen und begab sich auch am andern Morgen nach Beatricens Wohnung, wo Fiorella bei ihrem Anblicke nicht wenig erschrack, da sie sie hier nicht vermuthet hatte. Sie erfuhr von dieser, daß Beatrice noch sehr angegriffen sei, jede Gemüthbewegung nachtheilig auf sie wirken müsse, und dieß, vielleicht auch durch Fiorella's Gegenwart verstimmt, war die Ursache, daß sie sich wieder entfernte, ohne Beatrice gesehen zu haben. Fiorella erwähnte gegen Beatricen nichts von dem Besuche.

Selbst gegen Alfons Gritti war Beatrice verschlossener als gewöhnlich und schien überhaupt ihr heiteres Gemüth, das sie bisher nie verlassen hatte, wenigstens für jetzt verloren zu haben; nur als Fiorella ihr sagte, daß draußen ein rothwangiger Knabe stehe, der sich nach dem Befinden der Signora erkundigt, aber auch erklärt habe, daß er nicht fortgehen wolle, ohne sie gesprochen zu haben, lächelte sie, ließ ihn hereinkommen und der Knabe schien ihr Freude zu machen.

— Sage Deinem Vater, — sprach sie — daß ich ihm für das Mitleid, das er mir bewiesen, danke, und hier nimm den doppelten Lohn.

Gott lasse es Euch wohlgehen! rief der Knabe und lief freudig davon.

Ob wohl der Himmel das Gebet eines unschuldigen Kindes eher erhört als das meinige? — sprach sie halb laut vor sich hin — ich glaube fast!

Seit dieser Zeit war sie theilnehmender und erzählte Herrn Gritti und Fiorella einen Theil von dem, was ihr begegnet war und was sie gesehen hatte; Giacomo erwähnte sie nicht, auch wagte Niemand nach ihm zu fragen.

Der Tag verging traurig, denn sobald Alfons Gritti sie verlassen hatte, saß sie wieder still und nachdenkend, hörte kaum auf Fiorella's Gesang, nahm zwar zuweilen selbst ihre Laute, griff einige Akkorde, legte sie aber bald wieder traurig weg.

Als der Abend kam bat sie Fiorella, sie allein zu lassen. Diese ging nun, um ihre Gebieterin durch nichts zu stören, in ein kleines Zimmer, das hinten im Hause lag.

Beatrice überließ sich in der Einsamkeit ihren Träumen und löschte, damit nichts sie unterbrechen sollte, das Licht aus. Da öffnete sich leise die Thür.

Signora! — bat eine jammernde Stimme — habt die Güte, zu meiner Mutter hinunter zu kommen, sie ist plötzlich krank geworden und niemand bei ihr als ich.

Beatrice, keine Gefahr ahnend, folgte dem Knaben zu der frommen Witwe; kaum aber vor der Thür ihrer Wirthin angekommen, fühlte sie sich von zwei starken Armen gepackt, und nach dem ersten Hilferuf war ihr Mund verstopft; in diesem hilflosen Zustande wurde sie aus dem Hause geschleppt. Aber auch heute war der Retter nicht fern. Ein Schlag auf den Kopf des Räubers zwang ihn, seine Beute fahren zu lassen, und Beatrice, wieder frei, hatte noch Besinnung genug, sich durch einen Haufen Bewaffneter hindurch zu drängen und ihr Zimmer zu erreichen. Hier rief sie Fiorella, die schnell mit einem Lichte kam, und über deren Schulter das häßliche Gesicht Bonifacio's grinste, der mit einem treuherzigen: Guten Abend, Signora, verzeiht, wenn ich Euch erschrecke!

eintrat. Beatrice, zwar anfangs bei dem Anblicke des benarbten Gesichtes wirklich erschrocken, beruhigte sich schnell, als sie ihren Führer von gestern erkannte, dankte ihm freundlich und fragte, zwar immer noch zitternd, nach seinem Begehr.

Ich will nichts von Euch, Signora! — sprach er mit behaglicher Selbstzufriedenheit — ich wollte Euch nur zeigen, daß ein Diener des edlen Rathes der Zehner auch ein dankbares Gemüth hat. Die Justiz in Venedig ist kurz und streng, und ich, oft ihr Vollstrecker, mache mit solchen Burschen wenig Federlesens. Der Euch entführen wollte, liegt, einen Stein um den Hals, in dem Kanal; wäre er kein Pfaff gewesen, hätten wir ihn schon an jenem Abende, wo er den Namen der Republik mißbrauchte, erdrosselt; so aber hat San Marco auch zuweilen Rücksicht mit den Bekutteten. Denkt Euch, als die Fischer heute Mittag am großen Kanal einen tüchtigen Fang zu machen glaubten, zogen sie statt Fische einen Diener des edlen Herrn Muratori, der gestern an Pater Stefano abgeschickt ward, mit zerschlagenem Hirnschädel aus dem Wasser.

Schweigt, ich bitte Euch! bat Fiorella, die sich vor dem Manne und seinen Erzählungen fürchtete.

Alles muß ein Ende haben, Kind, also auch meine Erzählung! — fuhr er fort. — Der weise Rath der Zehner, dem dieß vorgetragen ward, ahnete gleich den Thäter, ich bekam meine Instruction, umstellte in aller Stille das Kloster San Francesco und schlich hinter dem saubern Mönche her, den ich nun schon über eine Stunde begleitete. Als ich ihn in dieß Haus treten sah, sprach ich ihm gleich sein Todesurtheil, habe es redlich exekutirt und so, wie ich hoffe, die Gabe, die Ihr meinem Knaben gabt, auch reichlich bezahlt.

Schickt Euren Knaben morgen wieder her und habt Dank! — sagte Fiorella — aber gönnt meiner Gebieterin Ruhe; Ihr seht, was gestern und heute ihr begegnet ist, hat sie erschüttert, sie ist krank.

Gute Nacht, Signora! — sagte der Vernarbte — mein Knabe wird kommen.

Beatrice dankte durch ein leises Kopfnicken, denn sie vermochte sich kaum auf dem Sessel zu erhalten. Kaum daß der Diener

von San Marco sie verlassen hatte, legte sie sich zur Ruhe, aber Fieberträume störten ihren Schlaf, und am andern Morgn stand der Arzt mit bedenklicher Miene an ihrem Krankenbette.

8.

Während Beatrice in Venedig auf dem Siechbette lag und körperlich und geistig zermalmt, kaum mit ihrer Jugendkraft der Krankheit widerstehen konnte, hatte auch das Schicksal drohend an den Palast des Fürsten von Padua geklopft. Der Feind, sich immer mehr verstärkend, begann jetzt sein Geschütz aufzufahren und die Stadt zu beschießen. 20 ganze und 30 halbe Karthaunen, eine furchtbare, in damaliger Zeit fast unerhörte Menge, spieen Tod und Verderben auf das unglückliche Padua. Aber was am Tage zerstört ward, baute die Thätigkeit und der gute Wille der Einwohner während der Nacht wieder auf, so daß nach dreiwöchentlichem Beschießen nur der Thurm San Vincent zusammengeschossen und nicht

einmal in den Graben gestürzt war. Unverdrossen blieben die Söldner, frohen Muthes die Bürger und immer thätig die in die Stadt geflüchteten Landleute.

Bei Tag und Nacht war der Fürst oder sein Sohn, denn nie waren sie, für den Fall eines Unglücks, zusammen, unter dem Volke, bald stellten sie sich an die Spitze der ausfallenden Mannschaft, bald standen sie, das Grabscheit in der Hand, unter den Schanzenden, und wo es nur Arbeit oder Gefahr gab, waren gewiß auch die Carrara zugegen.

Aber auch die Venetianer führten die Belagerung als kriegerfahrene Männer; sie stellten ihr Geschütz vortheilhaft auf und thaten der Stadt vielen Schaden, nur gelang es ihnen nicht, Wall und Mauer zu zerstören, denn noch immer war keine Bresche, die sie zu stürmen wagen konnten.

Doch bald stürmte ein anderer furchtbarer Feind auf die unglückliche Stadt. Das Zusammenhäufen so vieler Menschen, die Menge des von den Landleuten hereingebrachten Viehes, der Umstand, daß alle Häuser, alle Klöster, selbst die Kaufhallen voll Menschen

und Vieh lagen, verpeſtete die Luft. Eine furchtbare Seuche entſtand, und da überdieß noch die Venetianer die Brenta von dem Kanale ableiteten, der die Stadt mit dieſem Fluſſe verband, alle Mühlen in der Stadt ſtill ſtanden, die Seuche auch das Vieh ergriff und wegraffte und Mangel an den nothwendigſten Lebenmitteln einriß, griff die Peſt ſo um ſich, daß in der Zeit ihres größten Wüthens täglich drei- bis vierhundert Menſchen ſtarben.

Der Anblick Padua's, wo kurz vorher noch viel froher Muth geherrſcht hatte, war nun traurig. Bleich, ermattet ſchlichen jetzt die Menſchen umher, jeder Frohſinn war von ihnen gewichen, nur der Muth nicht, denn rief die Sturmglocke die Streiter auf die Mauer, ſo ſchien neues Leben, neue Kraft dem Bürger wie dem Soldaten geworden zu ſein und Jeder kämpfte mit freudigem Sinn, er kämpfte ja für ſeinen geliebten Herrn, für ſeinen Herd, für Weib und Kind. — Aber war des Feindes Angriff abgewieſen, ſo kehrte ein Jeder niedergeſchlagen in ſeine Wohnung zurück, denn dort erwartete ihn nur Herzzerreißendes. So lange die allgemeine Gefahr

dauerte, hatte man die eigene Noth vergeſſen, jetzt aber, mit dem Eintritte in das Haus, eilte man zu dem Siechbette ſeines Weibes, ſeines Vaters oder Kindes, und ſtatt dem Rufe der Lyre zu folgen und Schwert und Partiſane in die Hand zu nehmen, nahm man das kleine Kruzifix von dem Betaltare und folgte dem indeſſen Geſtorbenen, der ohne weitere Ceremonie auf einen Wagen geworfen fortgeſchafft ward.

Es war ein ſchauerlicher, entmuthigender Anblick, dieſe zu jeder Zeit des Tages durch die Stadt ziehenden Leichenwagen zu ſehen, die ohne allen Prunk, ſtill und ernſt, wie es der Tod verlangt, die Todten zur Ruheſtätte brachten. Schon mit Anbruch des Tages begannen ſie die verödete Stadt zu durchfahren und die in der Nacht Geſtorbenen aufzuladen. Ein ſchwarzes Kreuz ſtand zum Zeichen ihrer Beſtimmung auf der Deichſel und über demſelben brannte ſtatt der Trauerkerzen ein ärmliches Lämpchen in einer Laterne; ein einziger Prieſter folgte, der, ſich als ein Opfer des Todes betrachtend, ſeine Seele wie die Seelen der Abgeſchiedenen Gott befahl; zuweilen ſchloß ſich ihm ein Verwandter

der

der Verstorbenen an. Aus jedem Hause, in welchem ein Todter lag, rief man, sobald der Wagen vorüberfuhr: Um Gottes Barmherzigkeit willen nehmt einen Todten auf! — und wenn 15 bis 20 aufgeladen waren, schellte der Priester, der Wagen hielt, er murmelte ein kurzes Gebet, sprach den Segen über die Todten und rief dann: Man führe die Todten zur Ruhestätte! — Der Zug ging nun auf den Friedhof; Reiche und Arme, Vornehme und Geringe wurden dort in eine Grube geworfen und kein Monument, keine besondere Grabschrift zeichnete der Nachwelt auf, wer hier ruhe. Ein einfaches schwarzes Kreuz, auf dem die Worte standen: „Opfer der Pest!" bezeichnete den Ort, wo der Tod seine Beute vergraben hatte.

Von 20,000 waffenfähigen Männern waren nur noch 8000 übrig; das Schwert der Feinde hatte nur wenige, die Pest die meisten weggerafft. Täglich sah Carrara das Häuflein seiner Treuen sich mindern, täglich wurden seiner Vertheidigungmittel weniger, und da eines seiner Schlösser nach dem andern in die Hände der Feinde fiel, so konnten diese immer mehr Streitkräfte in

dem Lager vor Padua verſammeln. Noch hielten ſich einige Burgen. Da verſuchte der Proveditor Carlo Zeno den Luca de Lione, den Befehlhaber auf San Martino, zu beſtechen; doch dieſer, ſeinem Fürſten treuergebene Mann verwarf mit Verachtung die ihm gemachten vortheilhaften Bedingungen, benutzte aber die dabei Statt gefundene Annäherung, für ſeinen Herrn zu unterhandeln, erhielt hierzu ein freies Geleit und kam nach Padua, ſich mit dem Fürſten zu beſprechen. — Dieſer, das Elend ſeiner treuen Stadt täglich vor Augen habend, entſchloß ſich nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt zur Unterhandlung. Er wollte gegen Freilaſſung Giacomo's, gegen Auszahlung von 100,000 Goldgülden und Beſtätigung aller als Fürſt gemachten Schenkungen, auch Zuſicherung ſeiner ſämmtlichen Habe, die Stadt und Regierung an Venedig übergeben.

Wer den Fürſten von Padua kannte, war über ſeine Bereitwilligkeit zu dieſem Vergleiche erſtaunt. Niemand erwartete, daß ſich ſein feſter, ſonſt ſo unbeugſamer Sinn ſo leicht beugen würde, und man ſah bewundernd auf ihn, denn Jedermann hatte die

Ueberzeugung, daß nur Liebe zu seinem Sohne und zu seinen Unterthanen ihn zu diesem Entschlusse gebracht haben konnte. Aber war es wirklich so, wollte er Alles für sein Volk, für seinen Sohn opfern, so hatte er doch zugleich noch einen andern Zweck. Während der Proveditor Carlo Zeno nach Venedig gegangen war, die Vorschläge Carrara's der Signoria vorzulegen, schien er einer gütlichen Uebereinkunft so gewiß zu sein, daß er die Wachen verminderte, den größten Theil der Posten auf den Thürmen und Wällen einzog und so den Schein der Sorglosigkeit gab. Im Innern der Stadt aber war Jedermann zum Empfange des Feindes bereit, im Fall dieser die scheinbare Ruhe benutzend, die Stadt überfallen wolle.

Aber die venetianischen Hauptleute der Söldner, dieser Belagerung schon müde und ihre Beendigung so nahe glaubend, fühlten gar keinen Beruf, etwas Gewagtes zu unternehmen, und man überließ sich deßhalb im Lager eben so sorglos der Ruhe wie man es in der belagerten Stadt zu thun schien. Dieß hatte der Fürst erwartet und seinen Plan darauf gebaut.

In der Stille ließ er die ganze Besatzung zum Ausrücken sich bereit halten, nur 1000 Mann, die er unter den Kraftlosesten aussuchte, blieben zur Vertheidigung der Stadt zurück. Mit 7000 Mann zog, ehe der Tag begann, sein Sohn Franzesco gegen das Lager Paolo Savelli's, das die Brenta von dem Lager Gonzaga's trennte, überfiel die sorglosen Wachen und drang in das Lager ein, wo gegen die Gewohnheit der italienischen Krieger keine Gefangene gemacht und Alles niedergehauen wurde. Selbst Paolo Savelli, der krank danieder lag, fiel in die Hände der Paduaner, und der Sieg wäre entscheidend, die Belagerung wahrscheinlich aufgehoben gewesen, wenn nicht Habsucht die Schaaren Carrara's bei'm Plündern des Lagers zerstreut hätte. Galeazzo Gonzaga gewann dadurch Zeit, seine Schaaren zu sammeln, über die Brenta zu setzen und sich mit seinen frischen Völkern auf die Plündernden zu stürzen. Paolo Savelli wurde mit einem großen Theile der Beute den Paduanern wieder abgenommen und sie nach langem Kampfe in die Stadt zurückgedrängt.

Der Fürst von Padua war mit dem Er-

folge der Unternehmung nicht zufrieden. Zwar war das feindliche Lager in vollen Flammen, die Angriffwerke zerstört, ein groſser Theil des Geſchützes vernagelt, ſelbſt einige halbe Karthaunen waren in die Stadt gebracht worden; zwar flatterte die Fahne von San Marco, dieſe Oriflamme der Venetianer, und die Fahne der Kapitanei in den Reihen der zurückkehrenden Bürger, aber immer war die Belagerung nicht aufgehoben, jedoch die Stadt mit Lebenmitteln verſehen, die man im feindlicher Lager gefunden, und die wohl auf mehre Wochen hinreichten, auch war dem Feinde gezeigt worden, daſs das Schwert der Carrara noch ſchneidend ſcharf, der Muth von Padua noch der alte ſei.

Den Venetianern zum Hohn flatterte noch am ſelbigen Tage die Sankt Markus-Fahne auf dem Thurme der Chieſa del Santo; die Einwohner aber hielten dieſen Spott für eine traurige Vorbedeutung, denn ſie meinten, bald würden die Venetianer ſelbſt die Fahne mit dem geflügelten Löwen dort aufpflanzen.

9.

Als der Proveditor mit den Vorschlägen Carrara's in Venedig eingetroffen war, versammelte sich die Signoria und es vergingen mehre Tage, ehe sie zu einem Beschlusse kommen konnte. Die gleich darauf eintreffende Nachricht des Ueberfalls ließ sie zwar an der Aufrichtigkeit des Fürsten von Padua zweifeln, doch war ihr der Besitz Padua's zu wichtig, um nicht Alles zu versuchen, was sie ohne bedeutenden Kostenaufwand in den Besitz dieser wichtigen Stadt setzen konnte. Der Rath der Zehner, durch Muratori darauf geleitet, glaubte ein Mittel zu diesem Zwecke gefunden zu haben und trug jenem die Ausführung auf.

Muratori begab sich kurz darauf zu Beatricen, die kaum von ihrer Krankheit wieder hergestellt war, sprach anfangs mit ihr von gleichgiltigen Dingen, dann kam er auf die Belagerung von Padua, wobei er ihr ohne Umschweife sagte, daß des Fürsten Halsstarrigkeit allein noch Giacomo in seinem Gefängnisse zurückhielte, daß die Signoria dem Fürsten die annehmlichsten Anträge machen

würde, wenn er ihnen Stadt und Land von Padua übergäbe, und Giacomo sodann sogleich seine Freiheit erhalten sollte.

Beatrice hörte diesem allen aufmerksam zu, es erweckte manche Hoffnung in ihr, doch hütete sie sich wohl, Giacomo's wahre Gesinnungen über diesen Punkt Muratori mitzutheilen. Sie suchte aber listig diesen Besuch zu ihrem Vortheile zu benutzen, ging in die Ansichten des Senators ein und meinte, wenn man ihr Gelegenheit gäbe, Giacomo und dann den Fürsten zu sprechen, sie, zwar nur ein unbedeutendes Mädchen, doch die Hoffnung habe, den Fürsten zu friedlichen Verhandlungen zu stimmen, indem sie ihm die Wünsche seines Sohnes vortrüge und ihm die Gewißheit gäbe, daß dessen Schicksal ganz in seiner Hand liege.

Beatrice kam hiermit den Wünschen der Signoria entgegen, und am Abende erschien Bonifacio bei ihr, sie noch ein Mal in die Gefängnisse von San Marco zu führen.

Giacomo war freudig überrascht, als er sie eintreten sah, obgleich er beim Anblicke des bleichen leidenden Antlitzes des Mädchens erschrack. Er erfuhr nun, daß sie seit jenem

Tage krank gewesen, und ihr ruhiges, leidenschaftloses Benehmen konnte ihm sagen, daß ihr Geist so wie ihr Körper noch angegriffen sei. Sie berührte sogleich den Zweck ihres Hierseins.

Was soll ich nun Deinem Vater von Dir sagen, mein Giacomo? — fragte sie ihn leise, nachdem sie ihn mit den Aeußerungen des Senators bekannt gemacht hatte. — Die Pest hat in Padua furchtbar gewüthet und rafft noch Menschen und Vieh hinweg, die Mühlen stehen still, Mangel herrscht, wo man auf Jahre Alles im Ueberflusse glaubte, und kaum bleiben dem Fürsten noch so viele Krieger übrig, daß er die Mauern vertheidigen kann. Soll er Alles, soll er das Leben seines Sohnes auf das ungewisse Spiel setzen? Soll er bei so weniger Hoffnung das Aeußerste wagen? Was soll ich ihm von Dir sagen, Giacomo? Was ihm rathen? Sag' es mir, jedoch leise, daß Niemand es hört.

Er möge seinen Sohn als einen Todten betrauern und handeln, als sei ich nicht mehr unter den Lebenden! erwiederte dieser.

Ich habe diese Antwort erwartet, so sehr

ſie auch mein Herz trifft und mir die letzte Hoffnung raubt! — ſagte Beatrice und ſchien in ihr Schickſal ergeben — Ich will Deine Worte dem Fürſten treulich berichten, nur verbirg ſie jedem Diener der Republik, ſie könnten Deinen Tod beſchleunigen.

Das Leben ohne Freiheit, Beatrice, iſt bitterer als der Tod! — rief Giacomo mit Heftigkeit — Mögen die Stolzen —

Schweig! — unterbrach ihn Beatrice — ich bitte Dich, ſchweig! In Venedig ſollen die Wände Ohren und ein Geheimniß doppelte Vorſicht nöthig haben. — Auch habe ich noch einen Auftrag an Dich, der, obgleich anderer Art, mir doch eben ſo ſchwer auszurichten wird als der erſtere.

Du ſpannſt meine Neugierde, Beatrice! Ich komme mit Gruß und Bitte von Conſtanze Peralta —

Von ihr? Wo iſt ſie? fragte Giacomo.

Hier in Venedig. Sie läßt Dich durch mich bitten, ihr zu verzeihen; ſie fühlt, daß ſie Schuld an Deinem Unglücke iſt, und obgleich ich ihr die Täuſchung benahm, daß ich Deine Schweſter ſei; fühlte ſie dennoch tief ihr Unrecht. Es iſt eine beklagenswerthe

Frau, die von Leidenſchaft, Eiferſucht und Rache getrieben, ſich zu einer unedlen Handlung verführen ließ, die ſie bitter und ſchmerzvoll bereut. Auch ihr Lebenglück iſt mit dem Deinigen dahin, auch ſie — doch ſprich, was ſoll ich ihr ſagen? — Nicht wahr, Giacomo, Du verzeihſt ihr?

Was ſie mir Leides zugefügt, verzeihe ich ihr mit Freuden, denn auch ich habe unrecht an ihr gehandelt; was ſie aber dem Geſchlechte der Carrara gethan, vergebe ihr Gott.

Die Arme! ſeufzte Beatrice.

Bedauerſt Du ſie?

Ja, Giacomo! Wer iſt in jedem Augenblicke des Lebens Herr über ſich? Wer kann, von Leidenſchaften beſtürmt, immer ſo handeln, wie er es bei ruhiger Ueberlegung gethan haben würde? Conſtanze Peralta iſt kein unedles Geſchöpf. Einmal geſunken erhob ſie ſich wieder, gab Dir, mir eine Zuflucht in ihrem Palaſte, den ſie deßhalb verlaſſen mußte, und war wochenlang Wärterin an meinem Krankenbette.

That ſie das, ſo ſegne ſie Gott! rief Giacomo.

O, vergib ihr von ganzem Herzen! — bat Beatrice — Auch Du haſt gefehlt und hoffſt dereinſt Vergebung.

Ich wiederhole es, Beatrice: Was ſie meinem Geſchlechte that, kann nicht ich, kann ihr nur Gott vergeben!

O ihr Männer! — rief das Mädchen unmuthig — glaubt das Geſchlecht, das durch Ruhm und Schlacht, durch Blut und Thränen gewaltſam und ungerecht ſich emporſchwang, es müſſe unantaſtbar auf der hohen Stelle ſtehen, die das Glück ihm anwies. Arme verwandtenloſe Beatrice, die du deinen Vater nicht einmal kennſt, wirſt Du dereinſt vor Gottes Thron neben dieſen Carrara treten dürfen? Wird Gott ihm gnädiger ſein, weil er aus edlem Geſchlechte ſtammte? Wird er ihm deßhalb die Ströme Blutes nicht in ſein Schuldbuch zeichnen, die bei Padua floſſen? Nicht den Tod der Tauſende, die Hunger und Peſt wegraffte?

Wie erſcheinſt Du mir heute, Beatrice? — unterbrach ſie Carrara erſtaunt. — Statt Liebkoſungen Vorwürfe?

Beatrice ſchwieg.

Du biſt verändert, Mädchen! die Glut,

mit der Du sonst an meiner Brust ruhtest, scheint erloschen. Bist Du es müde, einem Unglücklichen zu folgen?

Sie lächelte bei diesen Worten schmerzvoll. — Die Glut meiner Liebe flammt wie früher, Giacomo! — sagte sie tief betrübt — Dir in den Tod folgen zu dürfen, ist mein tägliches Gebet. Ich bin ruhiger geworden, Giacomo! so nahe dem Grabe wie ich stand, wirft man einen ernsten Blick rückwärts und durchschreitet bedachtsamer die Bahn, die vor uns liegt. Ich habe auf dem Krankenlager mit der Welt abgeschlossen, ich verlange nichts mehr von ihr; mein Sehnen, alle meine Wünsche, nur einen nicht, habe ich in meine Brust verschlossen.

Und dieser eine? fragte Carrara.

Ahnest Du ihn nicht, mag ich ihn auch nicht aussprechen — Gott kennt ihn!

Bonifacio trat in diesem Augenblicke ein, sie abzurufen. — Leb' wohl! — sagte sie, ihm die Hand reichend; doch da er die Arme nach ihr ausstreckte, sank sie an seine Brust, riß sich aber schnell wieder los und eilte fort. Den andern Tag reis'te sie von dem Proveditor Zeno begleitet, nach Padua.

10.

Die Signoria hatte alle Vorschläge des Fürsten genehmigt, nur um die 100,000 Goldgülden feilschte sie und wollte ihm nur 60,000 geben, wahrscheinlich mehr, um ihre Freude über diesen Vergleich zu verbergen, und aus Stolz, nicht Alles zu bewilligen, was Carrara verlangt hatte, als des Geldes wegen. Giacomo sollte gleich nach Unterzeichnung des Traktats frei sein, alle Schenkungen des Fürsten wurden als giltig erklärt, der Stadt Padua und dem Gebiete die Freiheiten und Privilegien versichert und dem Fürsten 30 bedeckte Wagen bewilligt, seine Habe darauf fortbringen zu lassen. Diese Bedingungen ihm vorzutragen bekam Beatrice den Auftrag, und da Muratori ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hatte, daß, wenn der Fürst diesen Vergleich nicht eingehe, Giacomo wahrscheinlich schnell ein Opfer der Halsstarrigkeit des Vaters werden würde, so hofften sie, daß sie Alles thun würde, den Fürsten zu bewegen und ihn von dem seinen Sohn erwartenden Schicksale zu unterrichten.

Den Fürsten überraschend erschien Beatrice in dem Palast zu Padua. Dein Aussehen sagt mir, Du bringst mir traurige Botschaft! — rief er ihr entgegen — Was führt Dich hierher?

Ich bin ein Friedenbote! — erwiederte sie — Leset dieß, es sind die Bedingungen, die Venedig Euch zugesteht.

Der Fürst las, ward nachdenkend, rief einen Diener und befahl, seinen Sohn zu holen, er solle kommen, wo er auch sei; dann wendete er sich rasch zu Beatrice. Weßhalb schicken sie Dich und keinen ihrer Nobili, mit mir zu unterhandeln?

Das weiß ich nicht! — erwiederte sie — Ich bin beauftragt, Euch dieß zu übergeben, und wäret Ihr, mein gnädiger Herr, nicht anderen Sinnes geworden und erbötig, den Vertrag zu unterzeichnen, so soll ich in das venetianische Lager zurückkehren und statt meiner wird der Proveditor erscheinen.

Wie vorsichtig, wie stolz doch die Herren von Venedig sind! — rief der Fürst — Aber dennoch müssen sie einen besonderen Grund gehabt haben, Dich zu schicken, — fuhr er fort. — Glauben sie vielleicht — doch was

vermuthen die Herren der Signoria nicht alles?! — Sahest Du meinen Sohn?

Ja, gnädiger Herr, zwei Mal.

Wo sitzt er gefangen?

Irr' ich nicht, in den Gefängnissen von San Marco.

In den Bleikammern?! rief Carrara außer sich.

Nein, Herr, in einem kleinen, ärmlichen Zimmer.

Gott sei gedankt! — seufzte er tief auf — Hat er keinen Auftrag an mich, Dir nichts für mich mitgegeben, kein Schreiben, nichts, gar nichts?

Dieß wäre ihm unmöglich gewesen! — erwiederte Beatrice — Er sagte bloß — — Franzesco, der eben hereintrat, unterbrach die Unterhaltung.

Da, lies! — sagte der Fürst, ihm die Vergleichpunkte überreichend — Das gewähren sie uns! — Dann wandte er sich zu Beatrice. Geh' auf Dein Zimmer, — befahl er — ich werde Dich hernach rufen lassen.

Beatrice verließ ihn und noch Hoffnung nährend betrat sie ihr Gemach, fand es noch

wie sie es verlassen hatte, und nachdem der ihr leuchtende Diener sich entfernt, setzte sie sich und ließ ihre matten Hoffnungen zu hellen Bildern sich gestalten. — Antonio! rief sie plötzlich, des alten, kranken Mannes gedenkend, nahm die Kerze, und sich Vorwürfe machend, daß sie nicht früher an ihn gedacht, schritt sie über den langen Gang, der zu seiner Wohnung führte.

In dem sonst von Menschen wimmelnden Palaste, wo Hunderte von Dienern hin und her liefen und die Leibwache des Fürsten in träger Ruhe auf allen Gängen, vor allen Pforten stand, war jetzt eine Todtenstille; der Palast schien verödet zu sein. Was der Wuth der Seuche entronnen war, stand auf Wall und Mauer, denn Niemand, der noch Kraft besaß, durfte jetzt der gemächlichen Ruhe pflegen, selbst Weiber hatten sich zur Vertheidigung bewaffnet. Die Stille, welche Beatricen in diesen hohen, von keiner Ampel erleuchteten Hallen umgab, war ihr schauerlich; sie schritt eilig hindurch, freute sich, als sie vor dem Gemache Antonio's stand, und mit dankbarem Gemüthe der

Liebe

Liebe dieſes Mannes gedenkend, öffnete ſie die Thüre und

Auf kleinem, ärmlichen Lager, das bleiche, von einer nebenſtehenden Kerze matt erleuchtete Antlitz der Thür zugewendet, lag der alte Mann ruhig und ſorglos entſchlummert. Aus Erbarmen hatte ihm der Tod die Augen zugedrückt, daß er nicht ferner das Verlöſchen des Glanzes der Carrara ſehen, daß er ihnen vorangehen und ſie an den Pforten der Ewigkeit empfangen könne, wie er es ſo oft an den Pforten dieſes Palaſtes gethan. Beatrice, anfangs von dem Anblicke erſchüttert, fand doch den Muth, ſich in dieſer Grabesſtille dem Todten zu nahen, der ſchmerzlos geſtorben ſein mußte, denn ſein Mund ſchien noch zu lächeln, die Züge ſeines Antlitzes drückten auch jetzt noch ſtille Ergebung aus. Sie beugte ſich über ihn, hauchte einen leiſen Kuß auf ſeine kalte Stirn und warf noch einen ſeelenvollen Blick auf den Entſchlafenen. Du alſo beginnſt den Todesreihen, alter Mann? Nun, ſo iſt Dein verwundetes Herz geheilt und Alles verſöhnt. Schlaf wohl! — Sie ſah noch einmal nach dem Todten, als ob ſie befürchte, ſie täuſche

ſich, aber das geſchloſſene Auge, das bleiche Antlitz ſagten ihr: er iſt hin! Da betete ſie ein leiſes Ave Maria und ging, dem edlen Manne eine Thräne weihend, zurück in ihr Gemach. Der Tod Antonio's hatte ſie weniger erſchreckt, aber ſie mit dem ernſten Schnitter der Saat vertrauter gemacht; ihr erſchien dieß Leben voll Qual und Sorge weniger lockend, ſeit ſie den ruhigen Schlaf des Todes geſehen.

In dieſen Betrachtungen ſtörte ſie ein Diener, der ſie zu dem Fürſten beſchied.

Da Du einmal in meinem Hauſe eine ſo ſonderbare Rolle ſpielſt, — ſprach er zu ihr — ſo will ich Dich auch als meinen Abgeſandten betrachten; ſchicke Dich an, morgen früh in das Lager der Venetianer zu gehen, ſage dem Proveditore, daß ich in meinem Entſchluſſe beharre, des Krieges müde bin, und wenn ſie außer den bewilligten Forderungen die Summe, die ich verlangte, zahlen, übergäbe ich die Stadt. —

Gott gelobt! ſagte das Mädchen.

Es wird mir ſchwer, mich von Padua zu trennen! — fuhr der Fürſt fort — Wäre Giacomo nicht in ihrer Gewalt, — doch Du

ſah'ſt ihn, erzähle mir von ihm. Erträgt er mit Geduld ſeine Gefangenſchaft? — Sprich, was läßt er mir ſagen?

Gnädiger Herr! ich habe ihm verſprochen, treu auszurichten, was er mir an Euch auftrug. Als ich ihn das erſte Mal ſah und ihm meine Vermuthung mittheilte, wie ich nicht glaubte, daß Ihr zu ſeiner Rettung unterhandeln und bedeutende Opfer bringen würdet, rief er aus: Da hat mein edler Vater Recht! Er hat nur ein Padua, aber noch viele Söhne!

Sagte er dieß? — rief der Fürſt und ſein Auge ſtrahlte vor Freude — Daran erkenne ich meinen Sohn! Was iſt das Leben, wenn es gilt, es dem Glanze des Geſchlechts zu opfern?

Als ich ihm das zweite Mal Lebewohl ſagte, ihn von den Vorſchlägen, die Ihr gethan, unterrichtete und er durch mich erfuhr, wie die Signoria ſie aufgenommen habe, befahl er mir, Euch zu ſagen, Ihr möchtet Eueren Sohn als todt betrauern und ſo handeln, als ob er nicht mehr unter den Lebenden ſei. — Beatrice ſchwieg und erwartete mit Zagen den Eindruck, den dieß auf den

Fürsten machen würde. Dieser war nachdenkend geworden und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Habe ich doch immer Giacomo für weichlich und unentschlossen gehalten, — redete er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin — seinen älteren Bruder ihm vorgezogen — wahrlich, er beschämt uns Beide! — Er murmelte noch einige unverständliche Worte, dann setzte er sich und stützte das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm. So traf ihn Francesco, der mit einem Schreiben in der Hand hereintrat.

So eben hat ein Bote, der sich glücklich durch die feindlichen Posten geschlichen, dieß von Florenz gebracht. — Er übergab das Schreiben dem Vater, der es schnell erbrach und mit Hast durchlas.

Keinen Vergleich! — rief er aufspringend — Bartelemi del Armi meldet mir so eben, daß Florenz zur Hilfe bereit sei. — Keinen Vergleich mehr mit Venedig!

Vater, — nahm Francesco das Wort — die Gefahr ist nahe, die Hilfe ist fern. Florenz eilte nie, wenn es nicht ihm selbst gilt.

Sollen wir weniger standhaft sein als

Giacomo, der mich ermahnen läßt, für seine Freiheit nichts zu opfern, ich hätte nur ein Padua und viele Söhne? — unterbrach ihn der Vater — Soll ich ihm an Standhaftigkeit nachstehen?

Ihn hat die Kerkerluft gebeugt; nicht Muth, Muthlosigkeit ließ ihn diese Worte sprechen. Habt Ihr nicht schon einmal Padua verloren und es wieder gewonnen?

Eben deßhalb, mein Sohn, mag ich nicht noch einmal heimatlos in die Fremde ziehen, fremdes Brod essen und vom fremden Mitleid zehren. Der König von Frankreich, der von Ungarn, Florenz haben mir Hilfe zugesagt. — Ich gehe den Vergleich nicht ein!

Thut nach Euerem Willen! — sagte Francesco unmuthig — Ihr seid der Herr und habt allein zu gebieten; ich werde im Unglücke treu Euch zur Seite stehen. Was aber werden die Bürger Padua's sagen, die sich der Hoffnung, ihr Elend nun bald geendet zu sehen, schon freudig hingaben? Werden sie diese Täuschung geduldig ertragen und mit gleicher Treue an Euch hängen

mit gleicher Ausdauer alle Schrecken des Krieges ertragen?

Das wird der morgende Tag lehren! — erwiederte der Fürst mit finsterem Ernst. — Francesco schwieg und entfernte sich; auch Beatrice, die ihre letzte Hoffnung entschwunden sah, war in sich gekehrt und sprach kein Wort.

Willst Du nach Venedig zurück oder hierbleiben? — fragte sie der Fürst — Was ich Dir hier bieten kann, gebe ich Dir gern, aber Freudiges darfst Du nicht erwarten.

Laßt mich zurück nach Venedig ziehen, — erwiederte Beatrice rasch — dort kann ich Euch vielleicht nützlicher sein als hier. Erlaubt, daß ich schon morgen — doch nein! ich möchte gern Antonio zur Ruhestätte geleiten; erlaubt, daß ich so lange bleiben darf, bis das Grab ihn aufgenommen hat.

Wie Du willst! entgegnete er und entließ sie.

11.

Am andern Morgen beſchied der Fürſt den Stadtrath und die angeſehenſten Bürger und machte ihnen ſeinen Entſchluß bekannt, die Verhandlungen mit Venedig abzubrechen. Er ſchilderte ihnen die Hilfe, die ihm von Florenz und Frankreich, vielleicht näher als er es ſelbſt glaubte, kommen ſollte, ſchilderte das Elend, das er in früherer Zeit, fern von ihnen, habe dulden müſſen, als er, ein Geächteter, Italien durchzog; berührte ſo manches Gute, was er ihnen gethan, und ſtimmte durch ſeine Beredſamkeit die Anweſenden, ihm das Verſprechen zu geben, mit Blut und Leben ihren Fürſten und die Stadt zu vertheidigen.

Nun ließ er durch Trommelſchlag das Volk auf dem Prado della Valle verſammeln und ſagte ihnen das Nämliche. Auch hier gelang es ihm die Anweſenden zu begeiſtern, und mit wildem Gejauchze durchzog das Volk unter dem Rufe: „Tod den Venetianern!“ die Straßen.

Aber dieſe waren auch nicht müßig. Als ſie die abſchlägige Antwort des Fürſten ver-

nahmen, ließen ſie an zwei Stellen, bei den Thoren Santa Croce und Portella, den größten Theil ihres Geſchützes aufführen, und machten ein ſo furchtbares Feuer wie noch nie. Bald ſtürzten Wall und Mauern, auch ſelbſt der Thurm der Portella ein, und damit die Paduaner nicht Zeit hätten, Graben und Wall hinter der Breſche aufzuwerfen oder dieſe auszubeſſern, beſchloß der Markgraf von Mantua, der während der Krankheit Paul Savelli's das Heer befehligte, einen allgemeinen Sturm. 8000 Reiter und 17000 Mann Fußvolk, das ganze Belagerungheer, rückten aus, und ſelbſt die Geharniſchten mußten abſitzen, um zu Fuß zu fechten. Um zwei Uhr des Nachts begann bei hellem Mondenſcheine der Angriff. Die Paduaner, von dem Angriffe benachrichtiget, ſtanden ſchlagfertig hinter der Breſche und erwarteten die Venetianer.

Doch nicht allein dieſem Orte galt es, auf allen Seiten begann der Angriff und die Sturmglocke rief alle Männer und Weiber auf die Mauern. Es war eine ſchöne, heitere wolkenloſe Mondnacht, nur die Menſchen ſchufen ſie furchtbar. Hundert Ge-

schütze donnerten von beiden Seiten, Blitz auf Blitz fuhr auf und Dampfwolken stiegen das Mondlicht verfinsternd, himmelwärts. Reihen bärtiger Krieger, Sturmleitern oder Faschinen tragend, rückten schweigend gegen die Stadt, nicht der neben ihnen Fallenden achtend, gingen sie, ihrem Glücke vertrauend, muthvoll vorwärts, warfen die Faschinen in den Graben, ihn zu füllen, und waren sie herüber, so setzten sie keck die Sturmleitern an der hohen Mauer an. Doch oft, schon ehe sie hinaufklimmen konnten, streckte Pfeil oder Bolze aus den nahen Thürmen geschossen sie nieder, sie sanken und machten den Folgenden Platz; hier folgte Mann auf Mann die feste Leiter hinaufklimmend, schon glaubten sie das nahe Ziel erreicht zu haben, da rollte ein Balken herab und nahm die Kühnen mit sich in den Abgrund; dort ergoß sich siedendes Oel oder Pech stromweise auf die Stürmenden und gab ihnen langsamen, aber schmerzlichen Tod.

Die Reiter, die vom Kopf bis zum Fuß gewaffnet, mit gesenkten Lanzen bei der Bresche leichteres Spiel zu haben glaubten,

denn hier hatte das Geschütz der Venetianer das der Belagerten endlich zum Schweigen gebracht, rückten jetzt in geschlossenen Reihen an. Pfeile, Bolzen, auch hier und da eine Falkonetkugel der hinter einem unvollendeten Erdwalle stehenden Paduaner, verwundeten, tödteten manchen, aber keine Karthaune riß mehr ganze Reihen nieder, und unaufhaltsam drangen sie vor, den kleinen Erdwall verspottend, der die Belagerten noch deckte, als sie sich plötzlich in ihrem Siegeslaufe aufgehalten sahen. Ein breiter Graben lag zwischen ihnen und der Stadt, und als thät sich die Hölle auf, so spieen vier in der Stadt selbst hinter Erdwällen aufgefahrene halbe Karthaunen Tod und Verderben; die Geharnischten wichen und Kugel auf Kugel begleitete sie auf ihrem Rückzuge.

Schon schwand der Sterne Licht, der Mond verbarg sich hinter den Bergen, die Morgenröthe brach hervor, und noch hatte der Feind keinen Fuß breit Erde gewonnen, noch keinen Wall, keine Mauer erstiegen. Beim Anbruch des Tages zog er sich jedoch nicht in sein Lager zurück, und Padua blieb

in banger Erwartung, ob der Angriff von neuem beginnen würde. Da donnerte nach kurzer Raſt eine große Bombarde und gab das Zeichen, von neuem zu ſtürmen; auf der ganzen Linie rückten die Venetianer mit dem Feldgeſchrei San Marco noch ein Mal gegen die bedrängte Stadt. Die Heerführer ſetzten ſich an die Spitze ihrer Völker, Galeaz Gonzaga ließ die Breſche ſtürmen, die Francesco Carrara vertheidigte. Hartnäckig war hier der Kampf, ſechs Mal ſtürmten die Feinde, ſechs Mal wurden ſie zurückgeworfen. Da ergriff Gonzaga, als er die Seinen muthlos werden ſah, eine Hellebarde, ſtieg in den Graben, ſetzte die Sturmleiter an den Erdaufwurf, klomm hinan und wurde von einem Lanzenſtoße Francesco's hinabgeſtürzt. An dem Thore della Croce, dem Hauptangriffpunkte der Venetianer, war der zweite Proveditor Bembo durch einen Bolzen ſchwer verwundet, und auch hier ſchien ſich der Sieg auf die Seite der Belagerten zu neigen, denn nichts glich der Ausdauer der Paduaner, deren Frauen, die Lanze in der Hand, ſich unter die Streitenden miſchten oder Oel und Pech ſiedeten, es auf die

Anstürmenden zu gießen. Selbst die Kinder brachten Bolzen und Pfeile und die spärlichen Lebenmittel herbei, trugen den Ermatteten Wasser zu und schleppten Waffen hinter sich her, sie den Streitenden zu geben; auch die Kranken verließen zum Theil ihr Lager und schlichen auf die Wälle, ihre letzten Stunden der Vertheidigung der Vaterstadt zu weihen.

Wo die meiste Gefahr war, war auch der Fürst von Padua zugegen. Er feuerte durch Wort und That die Streitenden an, öffnete seine Keller, theilte das Letzte mit seinen Bürgern und erhielt so den Muth und die Ausdauer seiner Getreuen.

Mit kurzen Unterbrechungen hatte nun der Sturm seit zwei Uhr des Morgens gedauert, Mittag war schon längst vorüber und immer ließ der Feind nicht nach; stets zurückgeworfen kehrte er stets wieder, und als ob an diesem Tage das Schicksal Venedigs gehangen hätte; so halsstarrig trieben die Anführer ihr Volk auf die Schlachtbank.

Endlich als die Sonne zu sinken begann, als Belagerer wie Belagerte entkräftet fast nicht mehr kämpfen konnten und sich nach

Ruhe sehnten, zogen sich die Venetianer nach einem Verluste von 2000 Todten in ihr Lager zurück. Aber so wohl durfte es den Paduanern nicht werden; sie mußten, so ermattet sie auch waren, in der Nacht noch an der Bresche arbeiten, doch der Ruhm, den sie erworben, stählte ihren Muth und gab ihnen hierzu neue Kräfte. Am andern Morgen war die Bresche wieder geschlossen, nutzlos hatten die Venetianer ihre Völker dem Tode entgegen geführt.

12.

Beatrice hatte an der Begeisterung der Paduaner keinen Theil genommen, ihr erschien die Handelweise des Fürsten, der, statt den Sohn zu retten, seine getreuen Bürger auf die Schlachtbank führte, als Sünde. Sie glaubte, nach dem was sie in Venedig vernommen hatte, daß Padua ohne Rettung verloren sei, und was sie hier sah, mußte dieß eher bestätigen als widerlegen. Sie war von dem Lärm in der Nacht geweckt, aufgestanden und an das Fenster ge-

treten, von wo sie die Aussicht nach Santa Croce hatte, und von hier konnte sie das furchtbare Schauspiel mit ansehen. Als es jedoch zu tagen begann, schlich sie durch die menschenleeren Hallen zu dem Verblichenen, setzte sich neben sein Sterbelager und überließ sich ihren düsteren Gedanken; dann ging sie zurück in ihr Gemach, blickte wieder hinaus, und was ihr der Tag zeigte, war kein so furchtbar schönes, aber ein herzzerreißendes Schauspiel. Sie sah die Verwundeten aus dem Gefechte zurücktragen, hörte ihr Jammern, und nichts hielt sie mehr im Palaste; sie eilte auf die Straße, war thätig, die Verwundeten zu unterstützen, schleppte Wein und Brod herbei und half, so viel sie es konnte, die Wunden verbinden.

Als der Fürst am Abend ermüdet den Palast betrat, sie ihn empfing, ihm über den erhaltenen Sieg Verbindliches sagen mußte, dankte er ihr und schien von seinem Siege nicht berauscht. Die Menge Todter und Verwundeter, die dieser Tag ihm gekostet, verminderte den Werth des errungenen Vortheils; noch so ein Tag und ihm fehlte die Macht zur ferneren Vertheidigung.

Erzähle meinem Sohne, wenn Du ihn in Venedig sehen solltest, — sagte er zu Beatricen — was hier geschehen, sage ihm, er soll nicht mehr auf Padua hoffen, es würde fallen, aber nur ehrenvoll würde sein Vater untergehen.

Als Beatrice am andern Tage Antonio zur Ruhestätte begleitet hatte, empfahl sie sich dem Fürsten, der, so gleichgiltig er bei ihrem Abschiede auch scheinen wollte, doch durch Mancherlei bewegt war. Leb' wohl, — sagte er, ihr die Hand zum Kusse reichend — und sollten wir uns je wiedersehen, so möge es in Frieden und an keinem so blutigen Tage geschehen als an dem gestrigen.

Dort, Herr! dort finden wir uns gewiß! — erwiederte Beatrice, seine Hand mit Heftigkeit an ihre Lippen drückend und verließ ihn mit beklommenem Herzen.

Der Markgraf von Mantua empfing sie auch diesesmal freundlich, der Hauptmann von Ravenna mit immer gesteigerter Theilnahme. Als sie jedoch nach Venedig kam, schien ihr der alte Muratori verändert zu sein, er nahm sie kalt bei sich auf, desto

herzlicher aber empfing sie Alfonso Gritti. Constanze Peralta war ihr eine treue Stütze geworden.

In Padua war seit dem fehlgeschlagenen Sturme eine drückende Ruhe eingetreten. Die Venetianer machten keinen weiteren Angriff, sie überließen es der Seuche und dem Hunger, Padua für sie zu erobern; sie hielten es seit Paolo Savelli's Tode, der einige Tage nach dem Sturme gestorben war, nur berennt, doch sannen sie immer, wie sie es stets zu thun pflegten, auf andere, weniger gefährliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nicht ohne alle Verbindung in der Stadt, suchten sie die Paduaner durch Versprechungen zu gewinnen, und da dieses mißglückte, schossen sie Pfeile in die Stadt, an welche Zeddel gebunden waren, die Padua mit blutiger Rache drohten, wenn es sich länger mit dieser Hartnäckigkeit vertheidigen würde, die Stadt sollte dann der Erde gleich gemacht werden und es den Einwohnern schlimmer ergehen als denen in Zara und Candia; sie gaben ihnen zehn Tage Bedenkzeit. Dieß erschütterte zwar die Treue der Paduaner nicht, doch äußerten sie laut

den

den Wunsch, der Fürst möge mit Venedig unterhandeln. Das letzte Pferd war aufgezehrt, geröstete Weizenkörner dienten ihnen als Brod und selbst der Fürst hatte, mit Thränen im Blicke, seinen Streithengst niederstechen lassen müssen, das letzte Fleisch den Kranken zu reichen. Aber dennoch blieb er fest auf seinem Entschlusse; er kannte die Unzufriedenheit, die im feindlichen Lager herrschte und wie es nur einer Anregung bedurfte, daß die venetianischen Söldlinge auseinander gingen; er wußte, daß auch dort die Seuche sich zeige und widerstand deßhalb selbst den Bitten seines Sohnes, der es nicht wie er auf das Aeußerste kommen lassen wollte.

So vergingen einige Wochen unter Sorge und Mangel. Das eintretende Regenwetter gab den Carrara die Hoffnung, die Venetianer würden die Belagerung aufheben müssen, aber was die Treue der Seinen so herrlich ihm erhalten, raubte ihm der Verrath eines Fremden. Giovanni Beltramino, ein Vicentianer und Hauptmann einer Schaar Söldner, ließ sich im Geheimen mit dem Markgrafen von Mantua in Unterhandlun-

gen ein, und da ihm die Bewachung der Vorstadt Santa Croce, des wichtigsten Vertheidigungpunktes, übertragen war, ließ er bei Nacht das Thor unter nichtigem Vorwande öffnen, wo dann sogleich funfzig feindliche Fußknechte eindrangen, die Wache und auch den Verräther niederstießen, und als mehre ihnen folgten, sich in der Vorstadt ausbreiteten.

Padua war in mehre Stadtviertel getheilt, wovon jedes seine besonderen Mauern und Thore hatte. Der Fürst, der eben die Wachen besuchte, hörte den Lärm, sammelte, was er in der Eile zusammenbringen konnte und suchte, wenn auch nicht den Feind aus der Vorstadt zu treiben, doch wenigstens ihn so lange zu beschäftigen, bis die Einwohner der Vorstadt sich mit ihrer besten Habe in die innere Stadt retten konnten. Aber sein Bemühen war vergebens. Die Nachricht, der Feind sei in der Stadt, erfüllte die sonst so tapferen Paduaner mit panischem Schreck; vergebens riefen die Sturmglocken von allen Thürmen zu den Waffen, Niemand hörte darauf, Jeder eilte, sein Kostbarstes vor der Plünderung zu retten, der Muth war

von Padua gewichen, die Carrara ſtanden verlaſſen, nur von wenigen Söldnern umgeben, dem andringenden Feinde entgegen.

Santa Croce war verloren und es blieb dem Fürſten nichts übrig, als ſich in die innere Stadt zurückzuziehen und zur Unterhandlung bereitwillig zu ſein. Aber im Beſitze der Vorſtadt und bei der augenſcheinlichen Entmuthigung der Bürger, wollten die Proveditoren ſich in keine Unterhandlung einlaſſen, und ſo mußte er, dem Rathe des Markgrafen von Mantua folgend, ſich unter ſicherem Geleite nach dem Lager begeben und dort perſönlich die Unterhandlung verſuchen.

Mit verhaltenem Grimme, doch noch ſeine Würde behauptend, ging der edle Fürſt den ſchweren Gang. Er fand bei dem Markgrafen die drei Proveditoren der Republik verſammelt. Da erklärte er ihnen, daß er unter ehrenvollen Bedingungen die noch in ſeiner Gewalt befindliche Stadt und die Schlöſſer übergeben wolle, nähmen ſie aber dieſe Bedingungen nicht an, ſo würde er ſich unter dem Schutte Padua's begraben.

Die Proveditoren entſchuldigten ſich mit Mangel an Vollmacht, jetzt noch mit ihm

zu unterhandeln, verlangten unbedingte Unterwerfung, und daß er dann nach Venedig gehen und mit der Signoria persönlich unterhandeln sollte. Dieß schlug er ab. Markgraf von Mantua, — wendete er sich an diesen — Ihr seid Soldat, Euch vertraue ich ohne alle Besorgniß meine Stadt und meine Schlösser an. Doch Ihr bürgt mir mit Euerer Ehre dafür, wenn ich mich mit der Republik nicht verstehe, mir Stadt und Schlösser in dem Zustande, wie ich sie Euch übergebe, wieder zurückzustellen. — Gonzaga versprach es mit seinem fürstlichen Worte und Handschlag, und der Tiefgebeugte kehrte nach Padua zurück.

Hier versammelte er den Stadtrath und die angesehensten Bürger. Euch vom Verderben und vor der Plünderung zu retten, opfere ich mich! — redete er sie an — Unterwerft Euch, sendet Deputirte nach Venedig, sucht von der Signoria Euere Freiheiten und Privilegien gesichert zu erhalten, ich werde auch Abgesandte schicken, für Euch zu unterhandeln; für mich will ich dann erst sorgen, wenn Euer Wohl gesichert ist. Sollte Venedig aber Euch das Sklavenjoch überwer-

sen wollen, dann laßt uns muthig den letzten Kampf wagen.

Die Anwesenden drückten ihm schweigend die Hand, sie fühlten seinen Edelmuth, aber der Muth fehlte, ihre Empfindungen feurig auszusprechen. Sie ernannten acht unter sich, die mit den zwei Abgesandten Carrara's noch am nämlichen Tage in Venedig eintrafen.

Die Signoria verweigerte den Botschaftern des Fürsten von Padua, vor ihr zu erscheinen, die Abgeordneten der Stadt hingegen empfing sie mit Huld, versicherte, daß wenn sie ohne Einmischung der Carrara freiwillig die Thore öffneten und sich der Republik unterwürfen, ihnen alle ihre Rechte bestätigt werden sollten. Die Noth zwang die Abgeordneten, diesen sie entehrenden Vergleich einzugehen, und zwei von ihnen machten sich sofort auf den Weg nach Padua zurück, um Volk und Rath zu vermögen, sich die Oberherrschaft wieder anzueignen und sich dann den Venetianern zu übergeben.

Diese Umwälzung ohne Widerstand und Zeitverlust zu bewerkstelligen, mußte Gon-

zaga auf Befehl der Signoria die Carrara zu einer wichtigen Unterredung zu sich in das Lager einladen, und das Schicksal wollte, daß, auf das Wort des Markgrafen bauend, Beide, was sie sonst nie zu thun pflegten, in das Lager kamen. Er hielt sie unter mancherlei Vorwand zurück, und als der Fürst, Böses ahnend, auf seine Rückkehr drang, führten ihn die Proveditoren vor das Zelt, um ihm zu zeigen, wie auf der Chiesa del Santo neben der Fahne von San Marco die Fahne mit dem rothen Kreuze, das Wappen der Stadt Padua, flatterte.

Nun kenne ich mein Geschick! — sagte der Fürst in sich gekehrt, warf noch einen Blick nach seiner Vaterstadt und ging, ihr den Rücken für ewig kehrend, in das Zelt zurück. — Markgraf von Mantua! — sagte er hier zu Gonzaga — wenn Fürsten ihr Wort brechen, wem soll da der Mann noch vertrauen? Bei Gott, meinem alleinigen Herrn, ich fühle mich in diesem Augenblicke höher, freier vor Euch zu stehen als Ihr vor mir, und möchte mit Euch meinen Platz wahrlich um alle Schätze der Welt nicht vertauschen!

Gonzaga zuckte die Achseln, warf einen bedeutsamen Blick auf die Proveditoren und schwieg. Noch in der Nacht wurden die Carrara, halb gezwungen, halb freiwillig, nach Mestre abgeführt.

In Padua herrschte indessen eine dumpfe Stille. Ein kleiner Haufe Meuterer suchte unter dem Rufe: Es lebe San Marco, es lebe das Volk, Tod den Carrara! das Volk aufzuwiegeln und die Paläste zu plündern, aber die Bürger hingen zu sehr an ihrem alten Herrn, um sein Unglück zu benutzen; sie hatten den Muth nicht, ihren Fürsten zu vertheidigen, doch liebten sie ihn zu sehr, um ihm wehe zu thun; sie verhielten sich ruhig und duldeten es, als der von den Meuterern erwählte Podesta den Venetianern am andern Morgen die Thore öffnete.

13.

In Mestre angelangt vernahm Carrara die Nachricht von der Uebergabe der Stadt, und daß die Söldner den Venetianern die Schlösser verkauft hätten. Er sah nun wohl

ein, daß an keine Unterhandlung mehr zu denken sei und alles nur noch von der Willkür der Signoria abhing, zu deren Großmuth er wenig Vertrauen haben konnte. Ihn kränkte das Betragen der Paduaner tief, ihn schmerzte der Verrath seiner Waffenbrüder, aber fast eben so sehr empörte ihn die Wortbrüchigkeit Conzaga's. Deßhalb war er erstaunt und erzürnt zugleich, diesen plötzlich bei sich eintreten zu sehen.

Trotz Eurem harten Worte, Carrara! — begann der Markgraf — komme ich, Euch den Rath zu ertheilen, nicht länger dem Schicksale zu widerstreben, freiwillig nach Venedig zu gehen und Euch der Großmuth der Signoria zu unterwerfen. Es bleibt Euch nichts weiter zu thun übrig. Noch lebt Euer Sohn Giacomo und ich habe die Hoffnung, er wird, so wie Ihr, in Freiheit gesetzt werden. Ihr habt mir gezürnt, daß ich mein Wort nicht gehalten; konnte ich es? — Ihr habt zu viel mit der Republik zu thun gehabt, um nicht ihre Handelweise zu kennen, und so müßt Ihr mich entschuldigen. Wir beide haben gefehlt, da wir die Signoria kannten; Ihr solltet meinem Worte

nicht vertrauen; ich sollte es Euch nicht geben.

Carrara blieb finster und unfreundlich.

Ich will Euch selbst nach Venedig begleiten, für Euch sprechen, kräftig sprechen, doch nur erst dann, wenn Eure Sache eine üble Wendung nimmt, sonst möchte ich Euch mehr schaden als nützen. Reicht mir Eure Hand zur Versöhnung und folgt mir freiwillig, sonst, ich sage es Euch offen, sonst werdet Ihr gewaltsam in die Lagunenstadt geschleppt.

Der Fürst besann sich einen Augenblick, er wollte nicht muthwillig den letzten Freund von sich stoßen, darum reichte er, wenn auch mit verbissenem Ingrimm, Gonzaga die Hand, und folgte ihm mit seinem Sohne Francesco in das bereit stehende Schiff.

Als sie durch das Georgen-Viertel in Venedig einfuhren, begleitete sie eine Menge Fahrzeuge, in denen sich die Hefe des Pöbels befand, der sie mit dem Geschrei: „Tod den Carrara!“ begrüßte. Doch gelangten sie ohne Mißhandlung in die für sie bestimmte Wohnung, wo sie genau bewacht,

jedoch mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung behandelt wurden.

Einige Tage darauf ward der Fürst und sein Sohn vor die Signoria geladen. Sie folgten dieser Einladung und traten in den Versammlungsaal, wo diese ihre Sitzungen zu halten pflegte. Hier konnten sie auf den Gesichtern der Senatoren sogleich ihr Urtheil lesen, denn obgleich der Doge Michelo Steno sie mit Achtung begrüßte und ihnen Plätze an seiner Seite anwies, so blitzte doch aus den Augen der stolzen Nobili so tückische Freude, die gefürchteten Herren von Padua als Gefangene vor sich zu sehen, daß auch der Kühnste den Muth verloren hätte; der Fürst von Padua verlor ihn nicht. Er antwortete mit Würde auf die Vorwürfe, welche der Doge ihm machte, bewies, wie er bloß durch ihre Handelweise wider seinen Willen gezwungen worden sei, gegen die Republik die Waffen zu ergreifen, der er aus früherer Zeit Dankbarkeit schuldig gewesen. Aber je mehr er bewies, daß sie die Schuld trug, desto mehr brachte er die Senatoren gegen sich auf.

Die Sitzung hatte bis zum Abende ge-

dauert und mit jeder dahinfliehenden Stunde ſchien das Verhängniß der Carrara ſich trüber zu geſtalten. Als die Nacht einbrach, entließ ſie der Doge mit dem trocknen Beſcheide: In wenig Minuten werdet Ihr unſern Beſchluß erfahren.

Sie wurden nun, als ſie den Saal verließen, nicht die hohe Treppe, die nach dem innern Schloßhofe des Palaſtes San Marco führte, ſondern durch ihnen unbekannte Gänge über eine Brücke geleitet, wo ein eiſernes Thor ſich öffnete und ſchnell ſich wieder hinter ihnen ſchloß.

Es geht zu Ende, Francesco! — raunte der Fürſt ſeinem Sohne zu — Wir gehen dem Tode entgegen.

Wie Gott will! — erwiederte dieſer. — Ich kannte unſer Schickſal noch ehe wir dieſe Stadt betraten, mich überraſcht es nicht; wehe dem, der Venedig vertraut!

Unter dieſem Geſpräche gingen ſie mehre Treppen hinauf.

Gut, daß der Winter vor der Thür iſt, — ſagte Francesco und die Verzweiflung ließ ihn über ſein Schickſal ſpotten — brennt

doch die Wintersonne nicht so heiß auf die Bleidächer!

Der Fürst aber schwieg, sein Muth war der Muth stiller Ergebung, er sah ruhig auf die Thür, die der Kerkermeister öffnete, doch als dieser eine zweite aufzuschließen begriffen war, sagte er zum Himmel blickend:

Nun komme, mein Grab. Ade Welt mit Deinem Glanze! — Unerschrocken trat er ein und lag in den Armen Giacomo's.

War es Mitleid, war es Grausamkeit, was die Signoria bewogen hatte, das Gefängniß Giacomo's auch zu dem des Vaters und Bruders zu machen? — Das Wiedersehen war herzzerreißend, so daß selbst Bartolo und Bonifacio, die auch hier ihr Amt verrichteten, obgleich Beide wohl an das Schrecklichste gewöhnt, ihr verzerrtes Antlitz wegwendeten und sich fortschlichen. Hinter ihnen schlossen sich die eisernen Pforten, und den Carrara war es, als hörten sie den dumpfen Schall auf ihrem Sarge tönen.

Lange war der Schmerz der drei Gefangenen stumm; in den ersten Augenblicken ließ die Freude des Wiedersehens einige lin-

dernde Tropfen in den Leidenkelch träufeln, aber bald brach er laut hervor.

Gott ist gnädig! — rief der Vater, seinen Sohn mit beiden Armen umfangend und an sein Herz drückend — läßt er uns doch vereint der Todesstunde entgegen gehen, und uns die wenigen Lebentage, die uns Venedig noch gönnt, beisammen bleiben. Nun wohlan, wir wollen sie genießen bis der Henker uns abruft. Wir wollen uns, als wäre es zum Kampfe, bereiten, daß wir muthvoll und ungebeugt können das Beil über unserm Haupte blinken sehen!

So freudig, als bereiteten sie sich zu einem Siegesfeste, blickten die Söhne zu dem Vater auf, und der Druck ihrer Hand, das freudige Auge sagten ihm so deutlich als Worte, daß sie gleich ihm dem Tode mit muthvoller Erwartung entgegen gehen würden.

Ich stehe schon dem Grabe nahe — fuhr er nach einer Pause fort und sah mit Wehmuth auf die Söhne, — ich habe dem Schicksale nicht viel Tage zu opfern, Ihr aber standet in der Kraft Eurer Jugend, Euch lachte die Welt freundlich entgegen, Euer Leben war noch die schöne Zeit der Aernte

reifer Thaten; Ihr jammert mich! Mein Schickſal hat Euch mit in's Verderben gezogen, ich gab Euch das Leben, ich gebe Euch den Tod! — Er drückte ſie mit Heftigkeit an ſich, blickte gen Himmel, dann auf die Söhne und fuhr fort: Ihr habt eine ſchöne, aber kurze Bahn durchwandelt, Ihr habt den Glanz unſers Hauſes in höchſter Glorie — habt ihn erlöſchen ſehen; deßhalb kann Euch der Tod nur ein freundlicher Bote ſein, der Euch in dem Augenblicke vom Leben abruft, wo das Leben keinen Reiz mehr für Euch hat. Darum ſei er uns willkommen, wir wollen uns auf ihn vorbereiten und ihn muthig erwarten.

Das wollen wir, Vater! riefen Beide, und von dieſem Augenblicke an ſagten ſie dem Leben und der Hoffnung Lebewohl, erwarteten nichts mehr vom Schickſale und hegten nur noch den Wunſch, an einem Tage zu ſterben.

14.

Die Nachricht von dem Falle Padua's hatte Beatricen den letzten Strahl von Hoffnung geraubt; — Gritti verſchwieg ihr das

unvermeidliche Schickſal der Carrara nicht. Je ungerechter die Republik handelt, deſto grauſamer iſt ſie! — ſagte er, ſeinen Unmuth nicht zurückhaltend — Gerechtigkeit, Gnade kennt ſie nicht; ergebt Euch in Euer Schickſal, ſo wie ich es thun mußte, und hofft nur noch auf jenſeit!

Mit ſolchem Troſte, der in dieſem Augenblicke ihrem Schmerze nur wenig Linderung gab, blieb ſie allein im einſamen Gemache; auch Fiorella, die ihr immer ſchweſterlich tragen half, war krank, und ſo ſaß ſie ganz verlaſſen, den düſteren Gedanken hingegeben. Lange blieb ſie ſo im Dämmerlichte, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufſtieg, auf den ein matter Strahl der Hoffnung ihr ward; ſie ſprang auf, befahl einem Diener, eine Gondel zu holen, warf den Mantel um, nahm die Maske vor das Geſicht und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als die Thür ſich öffnete und Conſtanze hereintrat.

Wohin ſo eilig, Beatrice? fragte dieſe, ſie zurückhaltend — Wohin?

Laßt mich, Signora! — unterbrach die eilende Conſtanze — Es gilt ſeine Rettung! Laßt mich!

Seine Rettung? — sagte Constanze schmerzvoll — Alle Wege, die in Venedig der List und der Gnade offen stehen, bin ich gegangen; von dem schielenden Bonifacio bis zum Doge bin ich geeilt, habe Bitten und Geld verschleudert, Jeder streckte die Hand aus, zu nehmen, für die Carrara wollte keiner etwas thun. Was mein ist, habe ich geboten, zehntausend Goldgulden dem elenden Kerkermeister geboten, und er, der das Jahr nicht einen Goldgulden in seine Tasche steckt, erschrack bei meinen Worten, bebte vor Furcht und ließ sich nicht bewegen. Nichts half, all' mein Mühen war vergeblich, und so habe ich nichts mehr für ihn, nichts mehr von der Welt zu hoffen. Ich komme daher, Euch Lebewohl zu sagen.

Lebt wohl! — erwiederte Beatrice zerstreut.

Ich sage morgen der Welt so wie heute Euch ein Lebewohl und gehe in ein Kloster, dort meine Sünden zu büßen.

Daran thut Ihr wohl! unterbrach sie Beatrice von neuem, an etwas ganz Anderes denkend.

Meine Sünden zu büßen — fuhr Constanze

ſtanze fort — und für mein Herz zu gewinnen.

Wähnt Ihr, hofft Ihr das? — ſagte Beatrice raſch, da ſie auf Conſtanzens Worte endlich geachtet hatte und ihre Gedanken bei ihr waren — O, wie irrt Ihr! Hier wollt Ihr noch Ruhe finden, hier unter dieſem Himmelsdome? Nein, edle Frau, Euch und mir gibt nur das Grab die Ruhe. Doch geht Eueren Weg, Gott möge Euch ſtärken, möge Euch lohnen, was Ihr mir an meinem Krankenlager Gutes erzeigt, und ſolltet Ihr in Eueren Kloſtermauern von ſeinem Tode hören, ſo betet für Beatricens ewiges Heil. Lebt wohl! — Sie küßte ſtürmiſch Conſtanzens Hand, drückte ſie an Ihr Herz, warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Erſtaunte und eilte fort.

Wohin ſoll ich Euch fahren, Signora? fragte der Gondolier die raſch in die Gondel Tretende.

Nach dem Palaſte des Dogen! erwiederte ſie.

Dorthin beeilten die Gondoliere ſelten die Schläge ihrer Ruder. Wer nach San Marco ſchiffte, wer die hohe Treppe zu des Do-

gen Wohnung betrat, hatte selten ein fröhliches Herz und bleiern hing sich der Kummer an das sonst so schwanke Ruder. Auch heute glitt die Gondel langsam durch die dunklen Kanäle, und als sie endlich auf dem Platze San Marco anhielt, Beatrice an's Ufer sprang und dem Gondolier zu warten befahl, brummte der alte Mann vor sich hin: Wirst auch einen vergebenen Gang thun, gute Signora.

Als Beatrice in den inneren Hof des Palastes trat, fragte sie einen Vorübergehenden, welcher Weg nach den Gemächern des Doge führe. Der Mann, wahrscheinlich ein Diener der Republik, war sogleich bereitwillig, sie zu führen, auch mochte er hier guten Bescheid wissen, denn er brachte sie durch labyrinthische Gänge, in denen sie keiner menschlichen Seele begegneten, in eine weite Halle, in der es von Dienern wimmelte; der dienstfertige Führer winkte einem derselben, sagte ihm Einiges leise, worauf der Diener sich Beatricen nahete.

Was ist Euer Begehr, Signora?

Den durchlauchtigsten Dogen zu sprechen.

Zu dieser Stunde können nur dringende

Sachen den Herrn zur Audienz bewegen. Könnt Ihr mir nicht sagen, was Ihr ihm vorzutragen habt?

Sagt dem Dogen, ich hätte ihm ein Schreiben des Hauptmannes Polenta von Ravenna zu übergeben, das von Wichtigkeit sei.

Der Diener ging und Beatrice sah sich nun der Neugierde der gaffenden Dienerschaft ausgesetzt, was sie mehr unwillig als verlegen machte.

Der sie Anmeldende kam bald zurück. Ihr seid zu einer guten Stunde gekommen, Signora! — sagte er — Der Herr erlaubt, daß Ihr bei ihm eintretet, doch bemerke ich, daß Ihr vorher die Maske ablegen müßt, denn es ist gegen die Sitte, mit einer Maske vor dem Doge zu erscheinen.

Beatrice folgte dem Diener, nahm im Vorzimmer die Maske ab und trat mit klopfendem Herzen in das Zimmer des Fürsten der Republik. Ein alter, langer Mann, von mehr strengem als ehrwürdigem Ansehen saß der Thüre gegenüber auf einem Lehnstuhle und winkte Beatricen, die, den Brief in der Hand, mit stürmischer Hast auf ihn zuging,

sich vor ihm auf die Kniee warf und ihm den Brief, ohne ein Wort sagen zu können, überreichte.

Steht auf, Signora, — sagte der Doge, das Mädchen scharf betrachtend — ich liebe diese Stellung nicht; steht auf!

Beatrice stand auf. Der Doge, ohne weiter nach ihr zu blicken, erbrach den Brief, und während er las, verwandte das Mädchen kein Auge von ihm. Obgleich sie den Inhalt des Briefes nicht kannte, so ließ sie doch der Befehl des Hauptmannes, nur bei dringender Gefahr ihn zu übergeben, wohl schließen, daß er von Wichtigkeit sein müsse; aber sie konnte auf des Dogen Antlitz nichts lesen; seine Stirn furchte sich nicht, sein Mund verzog sich zu keinem Lächeln, das Gesicht blieb kalt und ausdrucklos, nur schien es, als würde er nachdenkend; dann legte er den Brief wieder zusammen und verschloß ihn in ein kleines, von Ebenholz und Silber zierlich gearbeitetes Kästchen.

Ich danke Euch, Signora, für die Ueberbringung des Schreibens! — sagte er jetzt, sich von seinem Sitze erhebend — Solltet Ihr den Hauptmann Polenta früher sehen

als ich, so bringt ihm meinen Gruß. — Er gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen.

Beatrice war von dieser kurzen Abfertigung überrascht. Mein gnädigster Herr, sagte Euch dieser Brief nichts, was mich betrifft? fragte sie stockend.

Wünscht Ihr sonst noch etwas von mir, so tragt es mir vor, erwiederte der Doge eben nicht freundlich.

Herr! — rief Beatrice und sank von neuem ihm zu Füßen — seid barmherzig, gebt den Carrara Leben und Freiheit.

Signora! — fuhr der Doge überrascht und entrüstet auf, doch schnell besann er sich und Gleichmuth und Ruhe waren wieder auf seinem Antlitze — Steht auf, Ihr wißt, ich liebe dieß nicht! — Er beugte sich, indem er dieß sagte, zu Beatrice nieder, sie aufzuheben — Kennt Ihr den Inhalt des mir überbrachten Schreibens? fragte er dann die Aufgestandene.

Nein, gnädiger Herr!

Nun, gleichviel! — fuhr er nach einer Weile fort, während dem ein ruhigerer Beobachter als Beatrice leicht den Kampf hätte wahrnehmen können, der in seinem Inneren

vorgehen mochte — Ihr habt mir eine Bitte vorgetragen, die zu gewähren nicht dem Dogen, sondern der versammelten Signoria zukommt; wendet Euch an sie, die Gewährung liegt außer meiner Macht. Doch rathe ich Euch, besonders Euch, der Geliebten Carrara's, dieß nicht zu versuchen, es könnte für Euch von üblen Folgen sein. Habt Ihr aber sonst noch eine Bitte, die ich, ohne meine Würde und Pflicht zu verletzen, gewähren kann, so seid von meiner Bereitwilligkeit überzeugt.

Beatrice blickte, während der Doge sprach, ihm starr in's Auge und murmelte vor sich hin: Keine Hoffnung mehr für sie?

Keine! erwiederte der Doge kalt.

Ihr wollt mir einen Wunsch gewähren, gnädigster Herr, — begann sie nun in abgebrochenen Sätzen, wie Jemand, der in Gedanken versunken ist.

Ja, aber tragt ihn mir bald und kurz vor.

Müssen die Fürsten von Padua sterben, so laßt mich Tag und Stunde wissen, wann Giacomo Carrara enden soll.

Habt Ihr weiter keinen Wunsch! Nun, diese Bitte sei Euch gewährt, — sagte der

Doge — aber nun geht mit Gott! Er schellte und befahl dem eintretenden Diener, die Signora hinunter zu geleiten.

In sich vertieft, nur an die nahe Entscheidung ihres Schicksals denkend, durchschritt Beatrice die Reihe gaffender Diener, die dieß Mal mehr Stoff für ihre Neugierde fanden, da das Mädchen, viel zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt, die Maske vorzunehmen vergessen hatte. Schweigend durchschritt sie die dunkeln Gänge, folgte mechanisch dem Diener und seiner brennenden Fackel, und blieb, nachdem er sie am Fuße der hohen Treppe im innern Hofe verlassen hatte, sinnend stehen.

Wer weiß, wie lange sie, an Giacomo denkend, auf der nämlichen Stelle wie festgebannt stehen geblieben wäre, hätte nicht der rauhe Ton des Söldners, der hier Wache hielt, sie aus ihren Träumen geweckt: Hier ziemt es sich nicht, Signora, gaffend stehen zu bleiben! Entfernet Euch!

Die unfreundliche Mahnung des Kriegers weckte Beatricen aus ihrem Sinnen, sie ging schweigend übr den Hof und durch die Pfor-

te, wo sie ihren Diener ihrer harrend fand, der sie zur Gondel begleitete.

Ruhig, als habe der Doge alle ihre Wünsche erfüllt, wohl mehr in ihr Schicksal ergeben, sah sie jetzt in die Zukunft, die ihr nicht mehr von dunklem Nebel umhüllt, die ihr eine rosige Morgenröthe erschien; denn sie hatte in dieser kurzen Stunde mit dem Leben abgeschlossen. Als die Gondel in den Kanal bog, an welchem die Gefängnisse von San Marco lagen, blickte sie hinauf nach den kleinen dicht vergitterten Oeffnungen, aus denen nur hier und da ein bleiches Licht schimmerte, matt wie der Hoffnungsstrahl, der den Unglücklichen oben noch leuchtete.

Welches von allen den bleichen Lichtern scheint mir wohl aus Deinem Kerker, Giacomo? — dachte sie — Gedulde Dich nur noch kurze Zeit, mein Geliebter, und das himmlische Licht wird Dir aus Grabesnacht leuchten, Schmerz und Gram wird dahin, Padua, Verona, doch nicht Deine Beatrice vergessen sein. Gute Nacht!

Pfeilschnell glitt die Gondel an diesem Orte der Verdammten vorüber, und bald konnte Beatrice in ihre Wohnung eintreten.

Hier wurde sie durch einen alten Bekannten überrascht, den sie vorfand. Es war der Hauptmann von Ravenna, der während der Belagerung von Padua endlich einen Ekel an dem Kriegerleben gefunden hatte, und nach Venedig gekommen war, seinen alten Bekannten ein Lebewohl zu sagen, um von da am andern Morgen nach Ravenna in sein Ruhequartier einzurücken. Theilnahme trieb ihn nach der Wohnung Beatricens, und da er erfuhr, sie sei zum Dogen gegangen, ahnete er bald weßhalb, und erwartete neugierig ihre Rückkehr.

Beatrice empfing den alten ihr werthen Mann so herzlich, als ihr Seelenzustand es erlaubte. Kaum hatte er sie begrüßt, fragte er auch schon, was sie bei dem Dogen ausgerichtet habe; Beatrice erzählte ihm nun alles treu, und theilte ihm ihre Verwunderung über das sonderbare, ihr unerklärliche Benehmen des Doge mit.

Ich glaube es wohl, daß dieß Euch räthselhaft dünken mußte — sagte der Hauptmann. — Wenn ich morgen nicht diese Stadt und den Dienst der Republik verließe, würde ich es selbst nicht wagen, Euch das Räthsel

zu lösen, aber so kann es geschehen. Vor mehren Jahren, als ich im Dienste des Visconti von Mailand stand, hatten wir an der Adda ein heißes Treffen mit den Venetianern; wir siegten, verfolgten den Feind, und der Doge, damals noch Proveditor bei dem Heere, wurde von gemeinen Söldnern gefangen, die sich stritten, wem der Gefangene zugehören sollte, und weil sich die Unmenschen nicht darüber vereinigen konnten, sollte keiner ihn haben. Da ritt ich eben vorbei, als der Eine ihm schon den Helm vom Kopfe geschlagen und ein Anderer die Lanze auf ihn gerichtet hatte. Ich sprengte herbei, befreite ihn, und der vom augenscheinlichen Tode Gerettete gab mir unaufgefordert, wahrscheinlich noch in der Todesangst, das eidliche Versprechen, daß das Erste, was ich von ihm verlangen würde, und wäre es noch so groß, wenn es nur nicht gegen seine Pflicht und sein Gewissen sei, treu von ihm erfüllt werden würde. Ich habe mich seit dieser Zeit nicht um den Dogen Michelo Steno bekümmert und an sein Versprechen nicht gedacht; Euer Schicksal aber und das der Carrara ging mir zu Herzen, da erinnerte ich mich seines Ver-

sprechens, gab Euch das Schreiben, in welchem ich ihn an seinen Eid mahnte und ihn bat, Eure Bitte zu erfüllen, so daß ich gewissermaßen mein Recht an ihn Euch übertrug, und er hat sich als ein ächter Venetianer listig aus der Schlinge gezogen. Ich habe Euch helfen wollen, und es thut mir wehe, daß ich es nicht konnte.

Womit kann ich Euch Eure Güte danken? — sagte Beatrice gerührt. — Ich thäte so gern etwas, wodurch ich Euch beweisen könnte, wie werth Ihr mir seid, denn wahrlich es schmerzt mich sehr, Eure Schuldnerin zu bleiben.

Ihr habt mich in Verona schon im voraus bezahlt — unterbrach sie der Hauptmann. — Doch — sagte er — wollt Ihr mir wirklich Dank zollen, so singt mir noch einmal das Lied von Alberic de Barbiano, das Ihr uns in Vicenza sanget.

Wenn Ihr es wünscht! — erwiederte Beatrice und ergriff die Laute. Ach, ihr Herz war nicht zum Gesange gestimmt und ihre Seele nicht bei dem Liede. Als sie geendet, dankte Ihr der Alte, schloß sie in seine Arme und schüttelte ihr treuherzig die

Hand. Möge es Dir wohlgehen, armes Kind! sprach er gerührt und entfernte sich.

15.

Der Markgraf von Mantua hatte sich, seinem gegebenen Worte getreu, redlich für die Carrara verwendet und mit vielem Muthe von der Signoria verlangt, daß sie ihr Versprechen halten, den Fürsten und seinen Sohn in Freiheit setzen und ihm, bis die Unterhandlungen beendigt wären, die innere Stadt und die Schlösser von Padua wieder übergeben sollten. Aber seine Worte, so kräftig sie auch waren, verhallten im Winde. Der Doge gab ihm den Rath, sich nur um die Mannzucht seines Kriegvolkes, nie aber um die Beschlüsse des Senates zu kümmern, die Republik liebe nicht Zurechtweisung von ihren Dienern. Mit dieser harten Antwort wurde er entlassen und starb wenige Tage darauf; Wohlunterrichtete wollten wissen, die Republik zahle der Freimüthigkeit theuern Lohn. —

Beatrice lebte indessen ein einsames, stil-

les Leben. Alfonso Gritti blieb, Trotz mancher Warnung, ihr treuer Freund und besuchte sie fast täglich; über die Carrara vermochte er jedoch ihr keine weitere Nachricht zu geben; der Rath der Zehn, unter dem die Gefangenen standen, wußte ihr Schicksal in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Wochen, Monate waren so vergangen, Beatrice erfuhr nichts von Giacomo's Leben, nichts von der Carrara Tode. Da wanderte sie noch einmal nach dem Palaste des Doge, ward vorgelassen und erhielt den kurzen Bescheid: „Sorgt nicht, ich werde Wort halten!" und die Arme, welche die entscheidende Stunde fast mehr herbeiwünschte als fürchtete, kehrte, von einem matten Hoffnungstrahle begleitet, in ihre Wohnung zurück.

Constanze hatte Venedig verlassen und mit Erlaubniß der Republik in einem von ihr reich dotirten Kloster in Verona den Schleier genommen; Beatrice hatte sie nicht mehr gesehen. Von Allen war ihr nur noch Fiorella geblieben, die, weniger stark als ihre Gebieterin, nicht mit gleichem Muthe das Schicksal Giacomo's und das ihrer Herrin ertragen konnte; sie welkte, während

der Gram mit seinem zerstörenden Hauche auf Beatricens Antlitze die üppige Frische der Wangen nicht hatte verwehen können. Aber auf Beatricens Geist hatte er zerstörender gewirkt. Der Frohsinn war hin, kein freundliches Lächeln umzog mehr den lieblichen Mund, kein Lied der Liebe ertönte in den Stunden der Dämmerung, die Laute war verstummt, mit dem Liede von Alberic de Barbiano, das sie in Schmerz und Gram aus Dankbarkeit gesungen, sprangen ihre Saiten und nur der Gedanke an Jenseit erfüllte noch ihre ganze Seele. Aber kein Priester zeigte ihr den Weg dahin; ihr Priester war der Schmerz, sie bedurfte keines andern.

Eines Abends saß sie in der Dämmerung allein, Gritti hatte sie eben verlassen und Fiorella, mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt, war auch nicht zugegen, da klopfte es stark an ihre Thüre. Sie fuhr auf; es war ihr, als klopfe der Tod mahnend an die Pforte; — ein Mann trat ein, den sie bei'm Dämmerlichte nicht sogleich erkennen konnte. Signora! — sagte er, eine Leuchte unter dem Mantel hervorziehend,

und Bonifacio ſtand, das Auge niederſchlagend, vor ihr — der Doge läßt Euch ſagen, heute, in der Mitternachtſtunde! — Gott und ſeine Heiligen mit Euch! — Dieß ſagend, eilte er nach der Thüre und verſchwand.

Reglos ſah Beatrice ihm nach; eiskalter Todesſchauer durchzuckte ſie. Sie hatte ſich ſeit Monden auf dieſe Nachricht vorbereitet und der Schlag traf ſie doch ſo furchtbar, ſo unerwartet. In dieſem Augenblicke ſchlug die Glocke. Noch drei Stunden, drei lange und doch ſo kurze Stunden! — rief ſie zuſammenſchaudernd aus — Schrecklich iſt es, die Minute zu kennen, wo man ſich von dem ſchönen Leben losſagen und alle ſeine Blüthen in den Strom der Vergänglichkeit mit der ungewiſſen Hoffnung werfen muß, ſie dort verſchönert wiederzufinden. Um Mitternacht alſo, in der Stunde, wo der neue Tag anhebt, ſoll auch für ihn ein neuer Tag beginnen! Nun, er iſt gewiß bereit und auch ich bin es! — Als ſie ſich etwas beruhigt fühlte, ſandte ſie einen Diener zu Herrn Alfonſo Gritti mit der Bitte, eine halbe Stunde vor Mitternacht zu ihr zu kommen,

und zur nämlichen Zeit ließ sie eine Gondel bestellen. Dann schrieb sie noch Einiges, bat die eintretende Fiorella, sie allein zu lassen, verrichtete ihr Abendgebet und bereitete sich dann zu dem schweren Gange vor. — Gritti trat zur bestimmten Stunde bei ihr ein. Ich habe einen Gang zu thun, wobei ich Euere Begleitung wünsche, — redete sie ihn freundlich an, und er konnte in ihren heiteren Zügen nur Freudiges lesen. — Ich soll um diese Zeit zum Doge kommen und da begleitet Ihr mich wohl, denn mir graut es, so spät in den finstern Palast zu gehen, durch dessen Irrgänge ich mich nicht finden kann. — Dann warf sie, indem sie dieß sagte, einen weißen Schleier über. Leb' wohl, gute Fiorella! — sagte sie bei'm Weggehen mit Wehmuth dieser treuen Leidensgefährtin — ich sehe Dich sicher bald wieder! — Hierauf gab sie Gritti den Arm, bestieg mit ihm die Gondel und fuhr dem Marcus-Platze zu.

Als sie bei dem Gefängnisse vorbeischifften, blickte sie nach dem finsteren Gebäude hinauf — eben schlug die Glocke drei Viertel — da erfaßte sie unwillkührlich Gritti's Hand, kalt war die ihre wie eine Todtenhand. Was ist Euch? — fragte dieser — Um Gottes willen, was geht in Euerem Innern vor?

Dort, — sagte sie mit bewegter Stimme — dort schläft er — bald schläft er sanft! —

Sie

Sie stiegen jetzt am Landungplatze aus, schritten, vom pfeifenden Seewinde getrieben, über den menschenleeren Platz dem Palaste zu, wo sie den Saal der Signoria noch hell erleuchtet sahen. Hier sitzen Teufel zu Gericht! — raunte sie Gritti zu — Sie warten auf die Stunde, wo die Gräber sich öffnen und der Todtentanz beginnt. — Kommt, kommt!

Die Schildwache wollte sie nicht in den Palast einlassen, doch da Herr Gritti versicherte, sie kämen auf Befehl des Doge, wurde ihnen der Eingang erlaubt. Führt mich, ich bitte Euch, in die Halle, die von dem Saale der Signoria in des Doge Gemächer führt, — bat sie ihren Begleiter, den sie mit Hast mit sich fortzog, und als er ihr jetzt sagte: Hier ist der Gang, hier muß der Doge vorbei, — erwiederte sie hastig und ängstlich bittend: Weiter dürft Ihr mich um Eures Lebens willen nicht begleiten. Lebt wohl! — Er zauderte. — Verlaßt mich, wenn Ihr mich je geliebt habt! — bat sie dringend — Geht, um die Wunden des Heilandes bitte ich Euch, geht! rief sie dem immer noch Zögernden zu, und da er sich nicht entschließen konnte, sie in diesem Seelenzustande zu verlassen, zog sie den Dolch, den sie versteckt bei sich trug. So wahr Gott mein gnädiger Richter sein wird, — rief sie — so gewiß stoße ich den Dolch in diese Brust, verweilt Ihr nur noch einen Augen-

blick! — Gritti, ihre Festigkeit kennend, ging. — Beatrice setzte sich auf das Fußgestell einer Säule und betete — da schlug die Stunde der Mitternacht. —

Der Doge saß in der Versammlung der Signoria und horchte auf jeden Glockenschlag; bei dem letzten, der die Mitternacht verkündete, sagte er mit triumphirendem Lächeln: Nun erst gehört Padua der Republik. Der Glanz des alten Geschlechtes erlosch. So mögen alle Feinde Venedigs untergehen!

Da trat ein Schreiber des Rathes der Zehner ein. Tretet näher, Meister Ambrosio! — rief ihm der Doge zu — und berichtet uns.

Das Urthel ist vollführt! — sagte der Schreiber, — sich vor der Signoria verneigend — Der Vater und beide Söhne starben muthig, wie es Christen und Helden ziemt.

Gut! — war des Doge kurze Antwort, während die meisten Senatoren still und nachdenkend vor sich hin blickten — Unsere Sitzung ist für heute geschlossen, fuhr er dann fort — gehe Jeder heim und danke Gott für das, was zum Heil Venedigs geschah. Er stand auf und entfernte sich durch eine kleine Seitenthür, die in einige Zimmer führte, in deren letztem ein Diener mit brennender Fackel auf ihn wartete. Der Doge gab ihm einen Wink und er schritt dem Fürsten der Republik leuchtend voran in die Halle. Plötzlich aber that er einen

lauten Schrei, die Fackel entsank ihm und er entfloh, als verfolgten ihn hölliſche Geiſter. Der Doge erſchrack, zog das Schwert, blickte um ſich und ſah bei'm Glimmen der halberloſchenen Fackel eine weiße Geſtalt reglos am Fußgeſtell einer Statüe ſitzen. Er gedachte der Carrara und der Tod jagte ſeine eiſigen Schauer durch jeden erſtarrten Blutstropfen; er ſtand wie feſtgebannt, auf die Sitzende, die kein Zeichen von Leben gab, hinſtarrend. Da kamen Diener eilig mit Fackeln herbei; bei ihrem Anblicke ermannte ſich der ſtolze Doge. — Hierher! — rief er, immer noch bebend — Seht, wer dieß iſt?

Die erſte Fackel, die das bleiche Antlitz Beatricens beleuchtete, ließ den Doge ſie erkennen. Eine Wahnſinnige, die ſich ſelbſt gemordet hat! — ſagte er kalt und verächtlich — Nehmt und werft ſie in den Kanal, den Fiſchen zur Speiſe! — Schon packten ſie die Unmenſchen, den hölliſchen Befehl zu vollziehen, da ſah der Eine, daß ſie in ihrer linken Hand einen zuſammengerollten Zeddel krampfhaft feſt hielt und machte den Doge darauf aufmerkſam. Gebt! — befahl er — vielleicht iſt es ein mir allein anvertrautes Geheimniß. — Man nahm nun den Zeddel gewaltſam aus der Hand der Todten und übergab ihn dem Doge; er entrollte und las ihn, die Nemeſis hielt ihm dabei die Fackel.

„Doge! verſtatte mir und den Carrara

ein Begräbniß in geweihter Erde, ſonſt halte ich Wort wie Du mir gehalten und komme jede Stunde der Mitternacht, meine Bitte bei Dir zu erneuern.

Beatrice."

Halt! — rief der Doge den Dienern zu, die ſchon das ſchöne todte Mädchen nach dem offenen Fenſter ſchleppten — Nicht in den Kanal! Ich gönne ihr Sarg und Grab.

Am andern Tage wurden die Carrara und Beatrice in der Kirche Santa Maria della Salute in aller Stille beigeſetzt. Dort ſchläft Giacomo ſanft an der Seite ſeiner Beatrice. — Wenn aber die Glocke von San Marco ſchlägt und ihre dumpfen Schläge verhallen, fährt Michelo Steno aus ſeinem Schlafe, befiehlt ſeine Seele Gott und blickt ſtarr nach der Thüre, durch die er oft im Fieberwahne Beatrice eintreten ſieht. Von jener Mitternachtſtunde an war der Friede von ihm gewichen, ſo wie das irdiſche, das himmliſche Glück.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Sechszehntes Bändchen.

Die Blinde.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Die

Blinde.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1835.

Die Blinde.

Erzählung aus den Zeiten der Unruhen in den Niederlanden, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts.

1.

In seinem Landhause zu Jacatra auf Java saß Herr Adrian van Kuylen und rauchte in behaglicher Ruhe sein Pfeifchen. Vor ihm, am Teiche, saß Marie, seine blinde Tochter und warf Brod in's Wasser, welches die weißen Schwäne begierig verschlangen, und Eva, eine getaufte Malaiin, ihre Gespielin, flocht ein niedliches Körbchen; oft hielt sie jedoch mit ihrer Arbeit inne, und ihr dunkles, schwarzes Auge sah auf den Neffen des Hauses, Jan de Witte, der ihr gegenüber, mit der Angel in der Hand, sie wenig zu bemerken schien.

Wer kommt denn von dort her zu uns? fragte Marie und wendete sich: Ich höre Wilhelms Tritte, er ist aber nicht allein.

Sie hatte Recht. Wilhelm van Eyk trat mit einem Manne zu ihnen, den er als den Arzt der Schwalbe vorstellte, die, so eben aus Europa angekommen, auf der Rhede von Batavia vor Anker lag.

Herr Nolte bringt Briefe für Dich von Deinem Ohm aus Dortrecht! sagte Wilhelm zu Jan de Witte, der aufgestanden war, die Angel weggelegt hatte und dem Fremden entgegen kam.

Freundlich wurde der Arzt von dem Herrn des Hauses empfangen, und nahm neben ihm Platz, während Jan de Witte die Briefe las.

Marie, zu welcher sich Wilhelm gesetzt hatte, horchte gespannt auf die Rede des Arztes. Eva sah unverwandt nach Jan, welcher mit funkelnden Augen den Brief durchlas, der, so wie es schien, ihm Angenehmes verkündete. Sie war aufgestanden und trat, ohne es zu wollen, Jan immer näher, der sie aber nicht beachtete. — Als er beendet hatte, sagte er zu van Kuylen: Mein guter Ohm! Mein Ohm Cornelius in Dortrecht verlangt mich, mit der Schwalbe soll ich nach Europa zurück.

Reise dann mit Gott, mein Sohn! sagte

van Kuylen und klopfte seine Pfeife aus. Doch ein Schrei und ein Geplätscher im Wasser ließ ihn vor Schreck die thönerne Pfeife zerbrechen. Marie sprang ängstlich auf. — Mein Gott, was war das? sagte sie.

Nichts, nichts! rief Eva, die in's Wasser gesprungen war, und sang, mit den Schwänen um die Wette im Teiche plätschernd, ein malaiisches Liedchen, lachte dabei hell auf und schwamm zum andern Ufer fort.

Das ist nicht Freude, das ist Schmerz! sagte die Blinde zu Wilhelm leise in's Ohr! Was sie nur haben mag?

Die Najade schwamm immer singend, immer lachend an das andere Ufer, sprang an's Land und lief mit Blitzes Schnelle dem Hause zu.

Euch wird die Trennung von Batavia schwer, junger Herr! sagte Herr Nolte, der Arzt, zu Jan, der stier vor sich hin in's Wasser schaute, und ihn nicht zu hören schien.

Nicht im geringsten! erwiderte dieser nach einer Pause, wie aus einem Traume erwacht; der Arzt lächelte, Jan bemerkte es. — Verzeiht, sagte er finster: ich habe vielleicht nicht

recht gehört, was Ihr sagtet. Ich entsinne mich meiner Antwort nicht genau.

Ihr müßt in tiefen Gedanken seyn, sagte die Blinde: Ihr seid so zerstreut, daß Ihr uns eben die feine Schmeichelei gesagt habt, Euch würde die Trennung von uns nicht im mindesten schwer.

I nun! antwortete Jan: aus diesem trägen Leben heraus gerissen zu werden, um handeln und mit Thatkraft in der Welt auftreten zu können, muß mich auch freuen, und laß ich doch hier nichts zurück, was um mich trauert.

Nichts? sagte der Arzt, und sah ihm scharf in's Auge.

Ich stehe so ziemlich allein hier in unserm Familienkreise, fuhr Jan fort, und sein dunkles Auge wurde immer düsterer. Ich, asse nicht hierher, wo ich die Liebe meines guten Ohms nicht erkenne, hier diesen fremden Paradies-Vogel — auf Wilhelm zeigend — nicht genug ehren und mit meiner schönen Muhme nicht schwärmen, phantasiren und träumen kann.

Und immer alles feindselig von Dir abstößest! sagte Herr Adrian ernst, fast bitter.

Ich bin wie der Magnet, lieber Ohm! entgegnete Jan: das Eisen ziehe ich an und meine Sehnsucht ist immer nur nach dem Norden; hier unter Pfefferballen und Zimmetgerüchen tauge ich nicht — und das Vaterland — ich meine Holland — bedarf auch wohl meines Arms.

Nun, so gehe mit Gott, mein Sohn! sagte Adrian bewegt: Gebe der Himmel, daß Du Dich nie unter diese Palme zurück sehnst, nach dem Stillleben unserer Häuslichkeit. Du gehst einen schlüpfrigen Pfad — Deine beiden Ohme stehen auf hohen aber gefährlichen Posten. Johann de Witte, der Rathpensionair von Holland, regiert das Ganze; Cornelius, der Seemann, ist ein Kriegheld; im Rath, wie im Felde, kannst Du Dich tummeln. Nun, wie Gott will! Deine Sachen sollen schnell eingepackt seyn. Doch, Kinder, kommt in's Haus, wir müssen doch nach der tollen Eva sehen, die immer ausgelassener wird, und am Ende nichts als tolle Streiche macht. Das Mädchen gefällt mir seit einiger Zeit gar nicht. — Sie folgten dem Hausherrn in's Haus. Wilhelm leitete die Blinde.

2.

Herr Adrian van Kuylen war einer der reichsten Kaufleute in Batavia, fleißig in seinem Geschäft und ein braver, rechtschaffener, herzenguter Mann. In seinem dreißigsten Jahre hatte ihn seiner Mutter Bruder hier in Batavia zum Erben eines bedeutenden Vermögens eingesetzt, doch bald hätte sein Schicksal anders über ihn bestimmt.

Das Schiff, die Hoffnung, mit welchem er 1652 aus dem Texel segelte, scheiterte unfern des Cap Verd, und Herr Adrian konnte sich kaum noch mit seinen Papieren in das schon überfüllte Boot retten. — Da sprang sein Schreiber Jan van Eyk, ein Kind im Arme, auf das Verdeck, streckte den Kleinen bittend dem Kaufherrn entgegen und warf den Bewußtlosen in das wogende Boot.

In diesem Augenblicke zerriß die Brandung das Schiff, das Boot floh dem nahen Ufer zu und von Jan van Eyk, dem fleißigen, thätigen Schreiber, und von Mary, seiner Gattin, die am bösartigen Fieber darniederlag, wurde nichts mehr gehört.

Nach manchen Leiden kam Herr Adrian

endlich nach Batavia, dem Ort seiner Bestimmung, und brachte statt der eingekauften Waaren einen Knaben mit, an welchem er Vaterstelle üben sollte. Er that dieß auch treulich, und konnte es auch, denn Adrian van Kuylen war ja in Batavia sowohl, wie in Amsterdam, ein bedeutend reicher Mann, und der Verlust der Hoffnung war nur eine leichte Wunde, die ihm das Schicksal versetzt hatte. Noch war er ledig und schien sich auch nach dem Bedürfnisse des ehelichen Glücks gar nicht zu sehnen. Aber der Kleine verlangte Pflege, die alte malaiische Wärterin war gestorben und hatte ihm die kleine Eva zurückgelassen, für welche zu sorgen er der Mutter auf dem Todtenbette versprochen hatte. Da entschloß er sich endlich, auch hier sein Glück zu versuchen und das bedeutende Capital seiner gemüthlichen Ruhe an die Ehestand-Speculation zu wagen. — Er heirathete ein gutes, stilles Mädchen. Nach zwölf glücklich verlebten Jahren starb sie, und ließ ihn nun wieder allein mit Marien, seiner einzigen Tochter, die aber leider in ihrem sechsten Jahre blind geworden war, mit Wilhelm und Eva. Herr Adrian hatte zu viel an sei-

ner Ebegenoſſin verloren, um noch einmal dieſe Speculation zu wagen. Er blieb ledig und lebte nun ganz der kleinen Familie, die ſich um ihn gebildet hatte.

Marie, ſein einziges Kind, blind, aber ſchön wie ein Engel, war die herrlichſte Blume des Familien-Kranzes. Wilhelm des Schreibers van Eyk Sohn, 6 Jahr älter, hielt Herr Adrian wie ſeinen eigenen Sohn, ſo lieb hatte er ihn — weniger hing er an Jan de Witte, ſeiner jüngſt verſtorbenen Schweſter Sohn, einem Jüngling, einige Jahre älter als Wilhelm, von hoher, ſchöner Geſtalt und Geſichtbildung, aber heroiſchem, wildem Gemüthe, in dem die Thatkraft immer nach Höherem ſtrebte. Den Kranz ſchloß Eva, die Tochter jener malaiiſchen Frau, die Wilhelms erſte Pflegerin geweſen; ſie war mit ihm und Marien erzogen, und hatte alle Bildung europäiſcher Cultur genoſſen. Frau Gertrud, die bejahrte Witwe eines Harlemer Blumenhändlers, ſtand an der Spitze dieſer Haushaltung, und erfüllte mit regſamem Eifer ihre Pflichten gegen die Kinder und ihren Wohlthäter, den Herrn Adrian.

So lebten dieſe Menſchen ruhig, zufrie-

den und vergnügt auf Java. — Wilhelm, der ſchon als Kind der Geſpiele Mariens geweſen war, blieb es auch noch jetzt, und hing an dieſem lieblichen Mädchen nur noch mehr, ſeit es blind geworden. Er war ihr ſteter Begleiter, war ihr Lehrer und treuer Führer. Als das Kind zur Jungfrau herangewachſen war und die geahneten Bilder, die farbenlos ihr vor dem dunklen Auge ſchwebten, mit glühend ſchwärmeriſchem Gefühle ordnen und beleben wollte, da lieh der ſanfte, tieffühlende Jüngling der Blinden ſeinen Pinſel. Er tauchte ihn in die friſche Lebengluth und gab ihren Empfindungen und ihren Träumen Wahrheit und Farbe. Innig und inniger verſchmolzen Beide in Eins, und wenn die Brandung des Meeres das Mädchen mit ſchauervoller Ahnung erfüllte, wenn die Abendſonne ihre glühenden Wangen wohlthuend berührte, oder der Weſt ſie ſanft kühlte, dann malte Wilhelm dieſe Naturbegebenheiten, deren ſie ſich nur dunkel aus den Zeiten der Kindheit erinnern konnte, ſo lebhaft, ſo glühend, daß Marie, ergriffen von ſeinem Bilde, alles in der Nacht, die ſie umgab, deutlich und hell zu ſehen glaubte.

. Innige Liebe für die arme Blinde, deren erste Blüthe die Kindheit schuf, die durch Gewohnheit, durch die brüderliche Fürsorge und Theilnahme immer mehr genährt wurde, war in des Jünglings Brust erwacht. Die siebzehnjährige Marie stand vor ihm, wie die Madonna, die, zu heilig für diese sündhafte Welt, ihr Auge geschlossen hatte. Schön wie eine Himmlische, sanft und gut mit einer Engelmilde ihr Schicksal tragend, hing Marie mit dankbarem, schwärmerischem Gemüth an dem Jüngling, der mit unablässiger Geduld sie in die, ihr so grausam verschlossenen, Wunder der Natur einführte und ihr inneres Auge erhellte.

Herr Adrian sah freundlich dem Allen zu. — So reich er auch war, so viel Bewerber sich auch daher zu dem blinden Mädchen gefunden haben würden, so hätte er doch keinem sein Kind anvertraut, das nur ihres Geldes wegen gesucht werden konnte; doch der Gedanke, daß dereinst Wilhelm seine Marie ehelichen und diese zarte, verschlossene Blüthe mit Innigkeit durch's Leben führen würde, ließ ihn die Sorgen leichter tragen, die ihm sonst die blinde Tochter gemacht haben würde.

Jan, zwar schön und kräftiger als Wilhelm, aber rauh von Gemüth, hatte sich nie zu Marien neigen können. Ohne es zu wollen, stieß er das Kind unfreundlich zurück, das ihm überall im Wege war, und belächelte die schwärmerische Liebe Wilhelms, der immer nachgebend, aber nie mit ihm innig und brüderlich vereint gewesen.

Wie kannst Du nur an einem blinden Mädchen mit solcher Zärtlichkeit hangen! sagte er oft spöttelnd zu ihm. Ist es mir doch, als ob ich die Sonne schön finden sollte, wenn ein Nebel sie verbirgt — und ihr schöner Körper? — nun, den betrachte ich kalt wie die steinernen Figuren im Garten, die auch mit geschlossenen Augen leblos vor mir stehen und mich so kalt lassen, wie sie es selbst sind. Nur der Strahl des Feuerauges kann in mein Herz dringen, nur das Leben kann Liebe gebären. — Doch ich verdenk' es Dir nicht, setzte er schonunglos hinzu: eine blinde Frau hat auch ihr Gutes — und des Vaters Geld leuchtet heller, als ein Paar Augensterne.

Schmerzlich verwundet verließ ihn dann

Wilhelm, und nur um deſto inniger hing er an der verſpotteten Marie.

Doch nicht fühllos war Jan gegen die Liebe. Evens funkelnde Augen hatten den Weg zu ſeinem Herzen gefunden, und trotz ihrer bräunlichen Haut, war dieſes üppiggeformte Mädchen das Ziel ſeiner Wünſche, ſeiner Begierden — auch in ihr glühte eine wilde regelloſe Leidenſchaft für den ſchönen Mann.

So waren die Verhältniſſe dieſes Familien-Kreiſes, anziehend und abſtoßend. Innig hing Marie an Wilhelm und ſcheute den rauhen Jan — glühender, leidenſchaftlicher hing Eva an dieſem, und war mit treuer Liebe Marien ergeben, die ſie ſo freundlich, ſo ſchweſterlich behandelte.

In dieſer Epoche war das Schreiben, das Jan abrief, mit der Schwalbe gekommen, und nahm aus dieſem Kreiſe ein Glied. — Die Schwalbe blieb nur wenige Tage auf der Rhede und ſegelte mit Jan nach Europa.

3.

Herr Nolte fand in van Kuylens Hauſe eine freundliche Aufnahme, beſonders ſchien

Wilhelm Gefallen an seinem Umgang zu finden. Auch er faßte zu dem sanften, aber doch ernsten Jüngling, in dem er Bestimmtheit und Festigkeit zu bemerken glaubte, herzliche Neigung. Die innige Theilnahme des jungen Mannes für die blinde Jungfrau rührte ihn, und er fragte ihn eines Tages, ob Marie blind geboren sey oder erst später ihr Gesicht verloren habe.

Blind geboren ist sie nicht, mein werther Herr, antwortete Wilhelm: seit ihrem sechsten Jahr erst wurde sie es, und ich erinnere mich ihres dunkelblauen Auges noch recht sehr gut.

Lächelnd sah der Arzt ihn an und folgte ihm schweigend zu einem chinesischen Häuschen, worin Marie die Laute stimmend saß und eben zu singen beginnen wollte.

Wilhelm winkte seinem Begleiter, sie nicht zu stören. Sie sang:

Wenn die Abendröthe scheidend sinkt,
sanft ihr Strahl auf meinen Wangen glühet,
mich ein heiß Verlangen nach ihr ziehet,
Und mein innrer Genius mir winkt,
lauschet ahnungvoll die arme Blinde,
sehnt und hofft, ob nicht der Nebel bricht —
Ach, das Auge deckt die dunkle Binde,
ach, das Schöne, Holde sieht es nicht.

Und die Bilder, die ich mir geſchmückt,
die ich mühſam nur aus mir errungen,
ſind zu Nachtgebilden ſchnell verſchlungen,
Und, wie Nebel, meinem Geiſt entrückt.
Und die Sehnſucht nach den bunten Farben,
und die Sehnſucht nach dem hellen Licht,
läßt mein Auge, das geſchloſſ'ne, darben.
Ach, das Schöne, Holde ſieht es nicht.

Schweig' mit deinem Sehnen, armes Herz,
wandre duldend durch dein finſtres Leben;
nur vergebens iſt dein inn'res Streben,
biſt geweiht der Nacht und ihrem Schmerz.
Hoffnung, Hoffnung! flieh' die arme Blinde,
ausgelöſcht iſt deiner Fackel Licht —
Ach, das Auge deckt die dunkle Binde,
ach, das Schöne, Holde ſieht es nicht.

Der Arzt, innig gerührt, drückte dem Jüngling ſchweigend die Hand. Sie näherten ſich.

Liebe Marie, ſagte Wilhelm: hier iſt Herr Nolte; erlaubſt Du ihm wohl, Dein Auge zu unterſuchen? doch möglich, daß irgend eine Hülfe für Dich wäre.

Beßter Herr, ſeufzte Marie: mir iſt wohl nicht zu helfen; doch unterſuchen Sie meine Augen in Gottes Namen. Die Hoffnung muß uns ja nie verlaſſen.

Sie ſetzte ſich zurecht. Aengſtlich ſtand

Wilhelm neben ihr, die linke Hand faßte die ihrige, mit der rechten unterstützte er den zurückgebogenen Kopf.

Ich bin nicht Augenarzt, sagte Herr Nolte, um bestimmt über den Fall urtheilen zu können — aber mir scheint —

Was — was?! rief Wilhelm ängstlich.

Daß es der graue Staar ist, der wohl zu heilen möglich wäre; mir ist es selbst, je näher und mehr ich das Auge betrachte, wahrscheinlich.

O Gott! rief Marie bewegt aus: wär' es möglich, Sie könnten —

Ich nicht, liebes Fräulein, sagte der Arzt: meine Hand ist dazu nicht geschickt genug. Eine unglückliche Operation könnte Sie aller Hoffnung berauben; doch hab' ich einen Freund im Haag, der ein sehr geschickter Augenarzt ist, — ich glaube gewiß, er würde Ihnen helfen können.

Wilhelm war unterdessen zu Herrn Adrian gestürzt, und hatte ihm diese frohe Kunde gebracht. — Der Vater, fröhlich bei dem schwachen Schein der Hoffnung, kam eilig hinzu, und dieser Tag wurde in der Familie sogleich, als ein Freudenfest, gefeiert. Alt

und Jung, Groß und Klein, beeiferte sich, seine Freude auszudrücken; schnell hatte der Haushofmeister ein Fest angeordnet, und im schönsten Feuer prangte der Garten zu Jacatra.

Ach, gute Eva, sagte Marie, als sie am Abend mit ihrer malaiischen Freundin im hellerleuchteten Garten lustwandelte, ach, für mich ist es doch noch immer Nacht, wenn gleich die vielen tausend Lampen brennen, den Sternen ähnlich, die am blauen Himmel glänzen, und deren ich mich aus meinen Kinderjahren noch recht treu erinnern kann. — Ach, gute Eva, ach, welche Freude müßte es für mich seyn, all' das Herrliche zu schauen.

Wer weiß! seufzte die Malaiin.

Eva! sagte Maria halb unwillig: wie kannst Du nur so seyn, wie kannst Du noch zweifeln, daß ich mich glücklich fühlen würde, wenn ich das lang Entbehrte auch genießen könnte, so gut, wie Ihr. — Sieh', gute Seele, sagte die Blinde und hob ihr geschlossenes Auge gen Himmel: manchmal wird mir die Brust so beengt: und schau' ich andachtvoll hinauf zu Gott, und will ich mir dann den Himmel, den allbarmherzigen Vater und

seine Engel vor meine Seele stellen, will ich mir dann Alles recht deutlich malen, das blaue Gewölbe, die goldnen Sterne, den Himmelthron und die schönen blondgelockten Engel mit ihren azurnen Flügeln, so verwebt sich mein Bild schnell und verdüstert sich, und die lieblichen, freundlichen Gestalten schweben, wie finstere Nebel in einander; dann blutet mein Herz, eine Thräne drängt sich in mein Auge, aber kein erquickender Lichtstrahl. — Was weinst Du, Eva? fuhr sie fort, da sie das Mädchen schluchzen hörte. Weine nicht, freue Dich heute mit mir; erscheint mir auch nichts, liegt Alles todt vor mir, so schwebt doch die Hoffnung um mich. — Gute, treue Seele, sagte Marie nach einer Pause, und ihre Hand suchte das gebeugte Haupt der Freundin; Du bist jetzt gar nicht mehr so heiter wie sonst, Dich freuet, Dich ergreift nichts mehr. — Hör' doch den Lärm um uns dort beim Schall der Becken, da müssen sie wohl tanzen — dort hör' ich klopfen, was machen sie wohl dort?

Eva seufzte. Da kam Herr Nolte und setzte sich zu ihnen.

Bester Herr! sagte Marie: mir könnten

Sie nur mit Rath helfen, meinten Sie heute früh; da sitzt aber eine Kranke, die seufzt und stöhnt — vielleicht helfen Sie ihr mit der That.

Der Arzt sah der Malaiin in's dunkle, schwarze Auge, fühlte ihren Puls, nickte bedenklich, wie fragend, mit dem Kopfe und legte die Hand auf sein Herz. — Erröthend schlug das Mädchen die Augen nieder. — Auch ihr kann ich nur rathen, sagte Herr Nolte, und drückte der Armen freundlich die Hand.

Der Vater trat nun auch zu ihnen und unterbrach das Gespräch. Er war gerührt und aus seinem Auge strahlte freudige Hoffnung. Gute Marie, liebes Kind, sagte er: ach wie glücklich macht mich schon der Gedanke, daß ich das Licht Deiner Augen wieder glänzen sehen könnte! Bitte heute von mir, was Du willst, Dein Wunsch sey gewährt — bitte das Höchste, mit Freuden geb' ich es Dir, mein theures Kind!

Vater! sagte Marie: was könnte Deine Tochter für Wünsche haben, die du nicht alle schon befriedigt hättest?

Da zupfte sie Eva bedeutsam am Kleide: Komm mit mir einen Augenblick, lispelte sie

ihr in's Ohr; ich weiß eine Bitte. — Marie ſtand auf, küßte ihrem Vater die dargereichte Hand, und ging, von Eva geführt, durch den Tamarinden-Gang.

Bitte Deinen Vater, ſagte Eva: daß er Dir Deinen Wunſch auf längere Zeit hinauszuſchieben erlaubt — unterdeſſen, ſetzte ſie ſtockend hinzu: hat Deine arme Freundin etwas zu erbitten.

Nun, ſag' es doch jetzt, liebe Eva, — meinte Marie.

Nein, jetzt nicht! — nein, nein! rief die Malaiin heftig, ließ ihren Arm fahren und übergab ſie an Wilhelm, der ſie wieder zum Vater geleitete.

4.

Die Abreiſe nach Europa wurde beſchloſſen. Herr Adrian ſehnte ſich nach ſeinem Vaterlande, das er nun nach ſo langer Trennung wieder ſehen ſollte. Wilhelm, der ihn begleiten mußte, war außer ſich vor Freude — Marie in ſtiller Hingebung; nur Eva war ſtill und traurig.

Marie, ſagte ſie wenige Tage vor der Ab-

reiſe: ſchon jetzt muß ich Dich an Dein Verſprechen mahnen, für mich eine Bitte bei dem Vater einzulegen.

Und welche? fragte Marie geſpannt.

Daß ich zurück bleiben muß und nicht mit nach Europa gehen darf! ſchluchzte Eva.

Du willſt mich verlaſſen? Du, das einzige weibliche Weſen, an das die arme Blinde ſich gewöhnt hat?

O Herrin, ſagte auf einmal mit dumpfem Tone die Malaiin: ich kann Dir nicht folgen, und willſt Du nicht meine geſtrenge europäiſche Frau ſeyn, ſo forſche nicht weiter und laß mich zurück.

Wilhelm war erſtaunt — ſo erſtaunt über dieſe Bitte, wie Marie — er befragte Eva deßhalb. Vergebens! Ohne die leiſeſte Urſache anzugeben, beſtand ſie auf der Gewährung.

Ich glaubte, ſagte endlich Wilhelm! mit Freuden würdeſt Du die Segel geſpannt und das Schiff hin nach dem Lande fliegen ſehen, wo Jan de Witte jetzt lebt!

Finſter ſahen ihre ſchwarzen Augen den Jüngling an.

Nun ja, Eva, fuhr er fort, und ſchien

ihren Blick nicht zu bemerken: für ihn hattest Du nur Augen, als er hier war, und seit die Schwalbe wieder nach Rotterdam gesegelt ist, ist Dein Frohsinn verschwunden.

Wie heißt das Schiff, auf welchem der Herr mit Euch nach Europa segelt? fragte Eva, als wollte sie das Gespräch abbrechen.

Die Hoffnung! sagte Wilhelm, verwundert über diese Frage.

Die Hoffnung? fuhr sie eifrig auf und faßte van Eyk's Hand. — Die Hoffnung begrub Deinen Vater, Deine Mutter, die Hoffnung geht Dir noch einmal zu Grabe.

Mädchen! sagte Wilhelm erschüttert und sah sie ernst an.

Ja, Wilhelm! Du bist der gute, Jan ist der böse Geist, der über diesem Hause schwebt. Hüte Dich vor ihm, er ist der Gottlosen einer.

Arme Eva! sagte Wilhelm gerührt: nun verstehe ich Dich und Deinen Schmerz.

Du verstehst mich? sagte sie fast grinsend: Armer Mensch! Du kannst mich nicht fassen! — Krampfhaft drückte sie ihm die Hand und eilte von dannen.

Marie bat den Vater und er gewährte,

wiewohl ungern, die sonderbare Bitte der Malaiin.

Den Abend vor der Abfahrt saß Marie mit Eva, ihren Gedanken nachhängend, in ihrer Lieblingslaube, die Wilhelm von dem persischen Rosenbaum künstlich geformt hatte. Da trat dieser zu ihr. Schon von weitem erkannte sie seine Tritte, sie erhob sich und streckte die Arme nach ihm aus — Eva verließ sie.

Ach wie freue ich mich, daß Du kommst, lieber Wilhelm, sagte sie in heftiger Bewegung: noch nie hatte ich eine solche unwiderstehliche Sehnsucht nach Dir, als eben jetzt. Sag' mir, Wilhelm, sag' mir offen und wahr — liebst Du mich? — Noch nie hatte dieses Wort über ihre, wie über Wilhelms Lippen getönt, vielleicht war selbst der Gedanke, daß sie sich liebten, nie in ihnen aufgestiegen, um desto mehr mußte den Jüngling diese Frage überraschen.

Gute Marie, sagte er betroffen: wie kannst Du zweifeln, daß ich Dir von Herzen gut bin, daß Dich niemand mehr liebt, als ich.

Nein, Wilhelm, unterbrach sie ihn schnell: das mein' ich nicht, nicht die brüderliche Liebe

mein' ich, denn ich fühle wohl, daß niemand in der Welt, selbst mein Vater nicht, mich so gepflegt, so sorgsam mich gewartet hat, als Du, guter Mensch! aber sieh, ich meine — hier stockte sie, tappte nach ihrer Laute, die sie neben sich geworfen hatte, und griff einige wilde Akkorde! — sieh, ich meine — so glühend, so ganz hingebend, daß du ohne mich nicht leben, nicht sterben kannst — so mein' ich es.

Marie! rief der Jüngling ganz verwundert: wie bist Du heute!

Sieh, Dein Bild steht jetzt vor mir lebendig! ach, so lebendig, wie noch nie. Ich sehe Dich schön und herrlich, wie ich mir die Gottesengel träume, ich sinke an Deine Brust, umschlinge Dich — hier streckte sie die Arme nach ihm — und halte Dich fest für die Ewigkeit — wirst Du auch ewig so nach mir verlangen und Dich sehnen, wie ich es fühle in meiner Brust? Wird Dein helles, strahlendes Auge auch immer den Engel sehen, wirst Du mich auch dann noch innig lieben, wenn der europäische Arzt den Schleier von diesen Augen nicht wegreißen könnte?

Marie! sagte der Jüngling bewegt: wie

kannst Du Dich so grausam martern. Ja, holdes Wesen, ich liebte Dich ja schon von frühster Jugend an; das fühle ich auch jetzt, wo die Empfindungen meines Herzens geordnet vor mir stehen, ich liebte die blinde Marie, und wahrlich! ich könnte die mich zärtlich Anblickende nicht inniger, nicht herzlicher lieben.

Er drückte sie sanft an sein Herz; sie umschlang ihn mit Heftigkeit. Was sich Jahre lang im Innern verschlossen, hatte diese Stunde gelöst, hatte Eva hervorgebannt.

Noch lag das glühende Mädchen in seinen Armen, als sie sich plötzlich losriß. Wilhelm, die Männer sollen falsch und treulos seyn, darum schwöre mir, daß Du mich, bleibe ich blind, nie verlassen willst, bis an das Grab.

Gute, heftige Marie, wozu diesen Schwur.

Schwöre, rief sie heftiger.

Mit Freuden! sagte Wilhelm: Liebe bis in den Tod!

Liebe im Leben wie im Tode! sprach Marie. Und hier, sagte sie, indem sie hastig eine Scheere ergriff und eine blonde Locke, die sich über ihr Schattenauge rollte, abschnitt: hier

nimm, gieb mir eine Deiner Locken, wir tauschen sie um und bewahren sie treu.

Jesus, Wilhelm, was hast Du gemacht! schrie sie plötzlich auf, und neben ihr stand Eva mit wildem Blick und drückte Mariens blutenden Arm.

In Blut muß das Pfand getaucht werden, sonst endet die Untreue nicht blutig! rief diese fürchterlich, entriß Mariens Locke dem erschrockenen Wilhelm und tauchte sie in das rieselnde Blut, und indem sie sie ihm zurück gab, sagte sie ernst: Ihr, Herr van Eyk, habt wohl Muth genug, Euch selbst zu verwunden und Eure Locke mit Eurem Blute zu befeuchten.

Eva! sagte Marie zürnend, die bisher auf jedes ihrer Worte aufmerksam gehorcht hatte: wozu das?

Zum festen, ewigen Band! rief sie feierlich.

Wilhelm ritzte sich mit Mariens Scheere in die Hand und gab die blutige Locke der Jungfrau.

Bewahre sie auf Deinem Herzen treu und sorgsam, sagte Eva, als sie Marie des an-

dern Tages in's Boot geleitete: ſie iſt mit Blut getränkt.

5.

Die Hoffnung ſchwebte, gleich der Göttin, leicht und flüchtig über die Wogen, und traulich ſaßen die Liebenden in der Kajüte oder auf dem Verdeck zuſammen und träumten eine glückliche Zukunft. Der Vater ſah mit inniger Freude die aufgeregte Flamme, und obgleich beide gegen ihn von dem Vorgefallenen geſchwiegen, ſo ſah er doch deutlich, daß die kindliche, reine Geſchwiſterliebe zu einer andern, höhern Natur ſich umgebildet hatte. Er ſchwieg und überließ die jungen Leute ſich ſelbſt und ihrer Neigung, die ſo ganz mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmte. Wilhelm war ja ein fleißiger, thätiger, ordnungsliebender Mann, die Haupttriebfeder ſeiner bedeutenden Handlung; niemanden konnte er ſich daher ſicherer aſſociiren, als ihn und wer konnte ihm daher als Eidam willkommener ſeyn?

Nur noch den einzigen Wunſch nährte er, daß die Operation glücklich von ſtatten gehen möge;

möge; die Ungewißheit allein ließ ihn in Unruhe über das Meer zum Heerd seiner Väter schiffen.

Sein alter, treuer Jakob, der schon bei seinem Vater als ein treuer Diener des Hauses geachtet wurde, begleitete ihn auf dieser Reise. Obgleich nahe den Siebzigen, hatte er nicht zurück bleiben wollen, und sich schon lange kindisch gefreut, sein Vaterland wieder zu sehen und seinen lieben Gottesengel, die kleine Marie, wieder mit den hellen, blauen Augen zu erblicken, womit sie ihn sonst so freundlich angeschaut, wenn er sie auf seinen Knieen wiegte, — aber kurz vor der Abreise hatte der Humor des Alten sich geändert, und während der ganzen Reise war er still und einsylbig. Als sie der spanischen Küste sich naheten, als sie der ersehnten Heimath immer näher kamen, wurde er stiller und finsterer.

Herr! sagte er endlich: es preßt mir das Herz ab — laßt Euer Kind nicht operiren, versucht Gott nicht, — es ruht ein Fluch darauf. Will Gott ihr, zu ihrem und unserm Nutz und Frommen, das Augenlicht wieder geben, so wird seine Allmacht es können ohne

unser schwaches Zuthun. Laßt es, lieber Herr, und wie ich Herrn van Eyk kenne, so nimmt er Euer Kind gern zur ehelichen Hausfrau auch blind, wie sie ist.

Alter Thor! sagte Adrian fast unwillig: Du redest, wie ein Kind. Was? ich sollte dieß nicht versuchen? —

Ich habe das Meine gethan; — thut das Eure, wie es Euch am beßten dünkt, sagte der Alte. Aber die Eva, die Malaiin — habe ich ihr doch immer nicht recht getrauet, daß sie es mit Gott und der christlichen Kirche rechtschaffen meinte — die hat böse Dinge practicirt; ich glaube gar, sie hat den Glauben und die Zauberei ihres Landes noch im Herzen und im Kopfe, die — ja, sagte er und sah sich ängstlich in der Kajüte umher: die hat schon Manchen durch Sprüche geheilt und Manches in der Stille gethan.

Und was soll Eva? fragte Herr Adrian verdrüßlich.

Sie sagte mir am letzten Abend in Batavia, als sie in mein Kämmerlein trat, wo ich auf meinen Knieen lag und Gott laut und inbrünstig um eine glückliche Fahrt und um Gedeihen Eures sehnlichsten Wunsches bat —

Nun?

Sie sagte: die Hoffnung wird untergehen, und das Licht, was Mariens Auge trifft, wird Grabesnacht für sie. Hindere die Operation, Alter! —

Possen! sagte Herr Adrian. Deine Prophetin ist eine Närrin. Die Hoffnung soll untergehen? — Einmal zwar, am Cap Verd, da ging sie unter, fast mit Mann und Maus, aber wenn sie jetzt unterginge, wie könnte da meine Tochter das Licht ihrer Augen wieder bekommen? — Thorheit. Alter, schweig davon.

Aber auch Wilhelm wurde immer stiller und ernster, je näher sie der holländischen Küste kamen.

Hat Dich die Prophetin auch angesteckt? fragte Herr Adrian den Jüngling. Sieh', dort ist Calais, dort im Nebel ragt das graue Dover empor, bald sind wir am Ziel und statt zu jauchzen, statt mit mir altem Manne die Freude zu theilen, sitzest Du sinnend und traurig da. Pfui über den Mann, der an Weibergeschwätz glaubt!

Wilhelm schwieg: sein Herz war der Prophet, nicht Eva.

6.

Bei dem Herrn van der Moers, seinem Correspondenten und Handelsfreunde im Haag, war Adrian mit seiner Familie nach einer glücklichen Fahrt abgestiegen. — Sie fanden hier den jungen de Witte, der bei seinem Ohm, dem Rathpensionair, zum Besuche war und sich höchlichst zu freuen schien, seinen Ohm aus Batavia hier zu sehen, noch mehr aber, da er den Zweck der Reise erfuhr.

Wahrlich! sagte er zu Wilhelm: ich glaube, wenn aus dem Madonnen-Kopf der blinden Muhme die dunklen, großen, blauen Augen hervorblitzen, möchte ich wohl, statt Johannes, der Joseph seyn; doch, setzte er spöttisch hinzu: diese Sterne werden Dir wohl nie scheinen, Du träumender Sternkucker.

Du bist noch der Alte, wie es scheint, sagte Wilhelm mit finsterm Ernst.

Gott bewahre mich! Erst hier bin ich in's Leben eingegangen. Der Donner der Karthaunen auf der Schwalbe, welche die Dünkerker Waghälse angriffen, hat mich aus meinen Träumen geweckt, in die mich Euer All-

tagleben geschaukelt hatte. Nur neben dem Tode steht das wahre Leben in Wonne und Schöne da, nur, wenn man es stündlich zu verlieren bereit ist, schlürft man den kleinsten Tropfen Genuß mit durstiger Kehle; doch davon verstehst Du nichts; Dein Handlungbuch ist Dein Geschütz — der Gewinn Deine Ehre — das Geld der Zweck Deines Lebens.

Redlich zu seyn, gut und brav, das ist meine Ehre — ein reines Gewissen mein Gewinn, und mein Leben, Jan, setze ich daran, wenn es gilt, so gut, wie Du! antwortete Wilhelm mit Würde.

Werden es sehen — kannst es versuchen, ob der Kanonendonner so lieblich klingt, wie die Laute der malaiischen Sklavin. Nimm die Muskete, geh' nach Utrecht, da steht der Ludwig, fechtet zu Lande für's Vaterland, während ich zur See die Lorbeern ernte. Doch, armer Wilm! erschrick nicht vor dem Donner, es ist wahrlich keine schmelzende Lautenmusik.

Der Ton von Evens Laute schien doch auch Dir einst zu behagen, sagte Wilhelm, ihn beobachtend.

Einſt, ja! dieß ſind ſo die Lichtpunkte in der Bataviſchen Nacht. Die Närrin — gut, daß Ihr ſie nicht mitgebracht! wir lieben hier nicht das braune Colorit.

Jan! ſagte Wilhelm drohend. — Der Augenarzt kam, ihr Geſpräch ward unterbrochen, der Vater herbeigerufen und ſpäterhin Marie.

Der alte Wilmſen ſah mit Wohlgefallen auf das hereintretende Mädchen, das, von Wilhelm geführt, ſich näherte. — Es wäre ein Meiſterſtück, dieſes Meiſterwerk wieder in Glanz und Schöne darzuſtellen, ſagte der Arzt, bat Marie, ſich niederzuſetzen, und unterſuchte bedächtig und ſorgfältig ihre Augen.

Während der Unterſuchung ſtanden Herr Adrian und Wilhelm in ängſtlicher Erwartung, ihr Auge unverwandt nach dem Geſichte des Arztes gerichtet; jede Bewegung war ihnen wichtig und aus jedem Zucken ſeiner Geſichtmuskeln wollten ſie Hoffnung oder Verzweiflung leſen. Er hatte geendet. Aengſtlich ſahen ſie den alten Mann an. Er winkte, Marie zu entfernen.

Herr van Kuylen, begann nun der Arzt,

und kein Athemzug störte seine Rede: Hoffnung ist da. Vertrauen Sie mir auf acht oder mehrere Tage Ihr Kind an, es soll ihr in meinem Hause an keiner Pflege mangeln. Ich muß den Bau ihres Auges genau beobachten und selbst nach der Operation muß ich sie vorsichtig — wenn es mit Gott glückt — an das Licht gewöhnen; überdies darf nichts Leidenschaftliches sie ergreifen, nichts, was sie rühren, was ihr Herz bewegen, oder wohl gar ihr Thränen — wären es auch Freudenthränen — erpressen könnte! Wollen Sie das?

Mit Freuden! rief Herr Adrian, den Arzt umarmend.

Acht Tage? murmelte Wilhelm traurig vor sich.

Ja, acht Tage wenigstens, mein junger Herr, müssen Sie sich gedulden, sagte der Arzt: bis dahin mäßigen Sie ihre Unruhe. Sie am wenigsten dürften sich dem Fräulein nahen, setzte er lächelnd hinzu.

Allgemein war der Jubel, den Herrn Wilmsens Ausspruch verbreitete. Marie sank betend nieder und gelobte dann Ruhe und Geduld und Fassung, bis sie wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt sey.

Des andern Tages fuhr sie zum Arzt. Wilhelm begleitete sie — in der innigsten Umarmung lagen Hoffnung und Sehnsucht.

7.

Es war ein stürmischer Zeitpunkt, in welchem Adrian van Kuylen nach Europa gekommen war. Die französischen Heere hatten die Provinzen Geldern, Overyssel und Utrecht eingenommmen, und nach Gröningen drang Bernhard von Galen, der kampflustige Bischof von Münster. Nur auf das Meer und die Ueberschwemmungen sich verlassend, kämpften die Holländer fast entmuthigt.

Die Löwensteiner, an deren Spitze Johann de Witte, Rathpensionair von Holland, und Cornelius de Witte, Altbürgermeister von Dortrecht, standen, hatten seit 20 Jahren den Kampf gegen die Oranische Partei gekämpft, und gesiegt. Die Würde des Statthalters war für immer abgeschafft worden, und Wilhelm von Oranien schon als Kind von den Würden seiner Väter ausge-

schlossen. Das Kriegsheer wurde abgedankt, die alten treuen, erfahrenen Diener, die dem Hause Oranien anhingen, verabschiedet und in die Plätze junge Leute ohne Erfahrung als Commandanten gesetzt. Hierdurch wurde es Ludwig dem Vierzehnten leicht, diese drei Provinzen zu erobern und bis nahe vor die Thore Amsterdams zu dringen.

Die Gefahr erweckte die Vaterlandliebe. Es zu retten, wurde der 21jährige Wilhelm zum General-Capitain ernannt und ihm die Vertheidigung Hollands anvertraut.

In diesem kritischen Zeitpunkte kam van Kuylen nach dem Haag; ohne je an den politischen Händeln seines Vaterlandes Theil genommen zu haben, war es ihm ziemlich gleich, welche Partei die Oberhand behielt, die Löwensteinische oder die Oranische. Seinen Grundsätzen nach Oranisch, der Familien-Verbindung nach Löwensteiner, sah er dem Wogen und Treiben ziemlich gleichgültig zu. Nicht so seine Umgebungen. Jan de Witte, der Neffe des Rathpensionairs, hing mit glühend republikanischem Sinn an den Löwensteinern, der sanftere, aber feste Wilhelm folgte seinem Gefühle und hing an dem

Oranier. In den wenigen Tagen ihres Aufenthalts im Haag hatte sich der Parteigeist unter den beiden Jünglingen oft ausgesprochen. Seit früherer Jugend nicht einig, fast feindlich gesinnt, war es natürlich, daß dieser neue Zunder die Flamme wieder anfachen mußte, und Haß trat hier an die Stelle der Gleichgültigkeit, den verschiedene Umstände noch vermehrten.

Wilhelm hatte im vorigen Jahre in Batavia die Bekanntschaft von Peter van der Graaf, Sohn des Rathes von Holland, Jakob van der Graaf, gemacht und hier erneuert. Peter, nebst seinem Bruder Jakob, waren leidenschaftliche Anhänger der Oranischen Partei, und so war ihnen der junge Mann willkommen, den sein inneres Gefühl ganz auf ihre Seite zog. Sie wurden in den wenigen Tagen näher bekannt, Wilhelm fand in dem Umgange der Brüder Zerstreuung bei der Unruhe, die ihn um Marie quälte, welche eben jetzt für ihn unsichtbar war. Es war ihm daher willkommen, in ihrer Gesellschaft so manche belehrende Stunde verleben zu können; denn selbst beim Becher waren das Vaterland und seine Ret-

tung und die Erhebung des Prinzen von Oranien ihr einziges Gespräch.

8.

Unterdessen Wilhelm politisirte, saß Marie bei Herrn Wilmsen, dessen Frau und Tochter mit vieler Liebe die Blinde pflegten. Elisabeth wich nicht von ihr, sie saß oft stundenlang vor der armen Hoffenden, und betrachtete sie mit inniger Theilnahme und lauschte bei jeder Untersuchung, die der Vater mit den blinden Augen anstellte, nach einer Hoffnung versprechenden Miene. Elisabeth war eines jener reizbaren Wesen, die von allem schnell ergriffen, sich alles schnell zu eigen machen. Nicht zufrieden mit dem eigenen Schicksal, trug sie fremde Freude, fremden Schmerz so gern in sich über, und lebte der Freundschaft so treu, wie der Liebe. Daß bei diesem Charakter die blinde, engelschöne Marie schon im ersten Augenblicke sie einnehmen mußte, war gewiß, eben so, daß die Theilnahme Elisabeths, ihre zarte Pflege, so wie die Weichheit ihres Gemüths, den

mehr verschlossenen Charakter Mariens öffnen und das Geständniß ihrer Liebe zu Wilhelm ihr entlocken mußten.

Mit Feuergluth malte Marie den Jüngling, dessen Gestalt vor ihr, zwar nur als Bild ihrer Phantasie, stand, aber eben deßhalb mit desto reizenderen Farben geschmückt war. Sie erzählte ihr von seiner Herzengüte, seiner Anhänglichkeit schon seit ihren Kinderjahren, von seiner Pflege und Vorsorge in spätern Zeiten — alles dieß malte sie treu und zart — es war ja aus dem Leben, nicht aus der Phantasie gegriffen. — O, es muß ein herrlicher Mensch seyn! rief dann Elisabeth aus: der so innig an Dir armen Blinden hängen konnte. Lohne ihm auch mit treuer Liebe, meine Marie! —

So waren die kleinen, häuslichen Verhältnisse in Herrn Wilmsen's Hause, als dieser einen Nachmittag zur Operation bestimmte. Mutter und Tochter lagen auf den Knieen, während er mit Marien in seinem Kabinete war. — Wie die Stimme eines Engels tönte es in ihr Ohr, als der alte Vater, noch das Instrument in der Hand, heraus trat und rief: Es ist mir geglückt!

Marie saß mit verbundenen Augen, noch am ganzen Körper vor Freude und Bewegung zitternd, als Elisabeth sich ihr nahen durfte.

Ich sah das Licht der Sonne! rief sie aus und sank in die Arme ihrer Freundin: Bald, bald werde ich auch ihn sehen! — Der Vater unterbrach dieß Gespräch, Marie mußte zur Ruhe und alle Gemüthbewegungen wurden streng von ihm untersagt.

Als Herr Wilmsen in van Kuylens Zimmer trat, Freude auf seinem Gesichte glänzte, da stürzte der Vater an seine Brust.

Es ist geglückt! rief der Alte aus: ich sehe es an der Zufriedenheit, die aus Ihren Augen spricht.

Ja, beßter Freund, ja, mit Gott ist es meiner zitternden Hand gelungen! rief Wilmsen.

Wilhelm hing an dem alten Mann, küßte die segenbringende Rechte und benetzte sie mit seinen Freudenthränen.

Ich danke Euch, junger Mann, sagte der Arzt: ein solcher Lohn, aus dankbarem Herzen gereicht, gilt mir mehr als Gold und Juwelen — doch noch drei Tage müßt Ihr verziehen, fuhr er fort, und strich Wilhelm über die glühenden fragenden Augen:

dann bringe ich Marie geschmückt mit zwei blauen, recht schönen Augen wieder zurück.

Da muß sie wahrlich recht schön seyn, die Muhme! rief nun mit lauter Stimme Jan, der bis jetzt am Fenster gestanden hatte.

Wer ist dieser junge Herr, fragte der Arzt: der so viel Antheil an der Schönheit der Tochter nimmt?

Mein Neffe, Jan de Witte.

De Witte? murmelte er: Neffe, vielleicht—

Neffe des Johann und Cornelius de Witte! entgegnete der junge Mann mit Stolz.

Konnt' es fast denken! sagte Herr Wilmsen, drückte Wilhelms Hand und sagte nochmals zu dem Vater: In drei Tagen bringe ich sie Euch wieder.

Der dritte Tag nahte. Schon den Tag vorher hatte Wilhelm seine politische Gesellschaft nicht besucht und war aus einem Zimmer in das Andere gelaufen. Heute aber ordnete er Mariens Zimmer, wo möglich, eben so, wie es in Batavia gewesen war. Der alte Jakob mußte ihm helfen.

Nur nicht so eifrig und eilig! sprach auf einmal der Alte kopfschüttelnd. Euch muß wohler seyn, als mir.

Und was fehlt Dir? fragte Wilhelm.

Die Eva steht heute lebendig vor mir, und begleitet mich überall; seht, auch hier hilft sie mit.

Alter Narr! rief Wilhelm lachend: laß Eva, und tummle Dich.

Der Alte hatte eben einen Nagel in der Wand befestigt, und wollte Mariens Laute daran hängen, da mochte er die Saiten berühren, sie tönten; erschrocken ließ er sie fallen und sie lag in Stücken zu seinen Füßen.

Wilhelm sprang herbei. Das ist auch gar zu ärgerlich! sagte er im Unmuth.

Ja, ja! unterbrach ihn der Alte mit kalter Ruhe: wenn Marie das Licht ihrer Augen erhält, verstimmt sich der Ton ihres Innern — wie eine zersprungene Laute, hohl und traurig tönt dann ihr Gemüth, so sagte die malaiische Prophetin — und da liegt die Laute; der Teufel — Gott vergebe es mir — stimme sie wieder!

Ein Diener des Arztes trat ein und meldete, daß sein Herr mit der Jungfrau sogleich hier seyn würde.

Schnell, schnell, lauf! rief Wilhelm; besorge eine neue Laute! und indem er sich bückte,

die Trümmer des Instrumentes aufzulesen, fiel Mariens Locke aus seinem Busen, die er an einer goldenen Kette um den Hals trug. Er küßte dieses theure Pfand und eilte mit dem zerbrochenen Instrument hinaus zum Vater.

Jan de Witte war auch gegenwärtig. Mit ruhigem Ernst stand er am Fenster umd sah auf Wilhelm mitleidig herab, der mit Unruhe hereinstürzte.

Eure Oranischen Zechbrüder haben Euch gestern vergebens erwartet! sagte er höhnisch.

Ach, laßt, laßt das jetzt! entgegnete Wilhelm in Hast. Wo ist der Vater? —

Noch in seinem Kabinet. — Doch daß Ihr so eigentlich nicht zu der Familie Euch rechnen könnt, nicht den de Witte's angehört, zeigt Ihr ja jetzt durch Euern Umgang deutlich — wie sollte auch solch Blut in Euerem Adern fließen!

Stolz sah ihn Wilhelm an und ging schweigend in des Vaters Kabinet.

Ein Wagen rollte in den Hof. Wilhelm stürzte hinaus. Jan blieb am Fenster stehen und lachte hell auf.

Nun, was soll das? fragte Herr Adrian verdrüßlich.

Der arme Wilhelm! der arme, arme Junge! rief immer noch lachend de Witte, als schon Wilhelm an der Hand des Arztes hereintrat.

Habe wohl dieß Ungestüm erwartet, sagte dieser im Hereintreten: und deßhalb kam ich auch voraus. Meine Elisabeth wird Marie hergeleiten; dann bitt' ich aber, junger Herr, fein gelassen, alles Ueberspannte, Ergreifende muß in Euch verschlossen bleiben. Auch Ihr, werther Freund, müßt hübsch ruhig bleiben, sagte er, sich zum Vater wendend: jede Gemüthbewegung, jede Thräne in dem kaum geöffneten Auge ist Gift für selbiges. Deßhalb, Ihr Herren, kömmt Marie, wendet Euer Herz mit dankbarem Gemüthe zu Gott, faßt Euch, verschließt Eure stürmische Freude in Eure Brust und schonet die kaum Genesene.

Wilhelm versprach's durch einen Händedruck, der Vater mit ruhigem Ernst.

Der Wagen fuhr vor, die Bewegung im Hause verkündete es. Der alte Wilmsen drückte den jungen van Eyk in das Fenster zurück, worin Herr Adrian, den Blick dan-

kend zum Himmel gerichtet, ſtand. Die Thüre öffnete ſich, — da faßte Wilhelm, im Drange ſeines Herzens, de Witte's Hand und zog ihn mit ſich fort, Marien entgegen.

Mein Wilhelm! rief dieſe aus, warf den Schleier zurück — ein ungewiſſer Blick traf die beiden Jünglinge. Du biſt's! rief ſie — und ſank in de Witte's Arme.

9.

Noch berührten ihre glühenden Lippen den Mund des überraſchten Jan's, als Herr Adrian mit ausgebreiteten Armen zu ihr eilte und mit dem Ausruf: Mein Kind! mein innigſt geliebtes Kind! ſie in ſeine Arme ſchloß. — Kopfſchüttelnd ſtand Herr Wilmſen ihr zur Seite, während Eliſabeth die beiden Jünglinge ſchweigend und ſtaunend betrachtete. Der eine, größer und ſchöner, ſah mit feurigen, begehrlichen Augen nach der reizenden Marie hin; als ob ein Traum ſein Auge umſchwebe, ſo verwundert ſah er auf die himmliſche Geſtalt. Der Andere ſah mit ſeinem, von Blatternarben verſtellten Geſicht ſtarr und

ſtumm vor ſich hin; finſter war ſein Auge, ſchmerzvoll ſein Blick. Da hob ſich das Mädchen aus der Umarmung des Vaters empor — eine Bewegung ſagte dieſem, wohin ſie ſich wenden wollte.

Du irrteſt, ſagte Herr Adrian, ſie zurückhaltend: jener dort iſt Wilhelm van Eyk, dieſer, Dein Vetter Jan de Witte.

Dieſer, mein Vater, ſagte Marie verwundert, iſt Wilhelm van Eyk?

Verzeiht! ſagte ſie, indem ſie ſich ihm näherte und freundlich ſeine Hand faßte — in meinem Herzen war Euer Bild, nicht in meinen Augen.

Eva! rief mit hohlem Ton der alte Jakob, der am Kamine ſtand.

Alle ſahen ſich nach dem Unkenrufe um, nur Wilhelm, noch Mariens Hand in der ſeinen feſthaltend, ſah ſtumm vor ſich hin und achtete auf nichts.

Und Ihr ſagt mir kein freundliches Wort? fragte ihn nun Marie.

Er ſah auf in ihre großen, offenen blauen Augen. Die herrliche Geſtalt, durch den Götterſtrahl des Augenlichts verſchönt, ſtand freundlich vor ihm. Er drückte innig ihr

Hand, nahm die Locke von seinem Herzen, küßte sie und ging schweigend zur Thür hinaus.

Alles war in Bewegung. Elisabeth, die ihn mit gesenktem Haupt über die Straße gehen sah, zog die träumende Marie zu sich und sagte ihr zürnend: Was betrauerst Du jetzt? daß Du der Stütze Deiner Kindheit, Deinem Jugendfreund, Deinem Geliebten wehe thatest, oder daß Du Dein geträumtes Ideal nicht wieder fandest?

Ich hab' es gefunden! sagte Marie leise, als schauderte sie vor der Sünde.

Jener dort? fragte Elisabeth: jener mit dem stolzen, herrischen Blick?

Marie schwieg.

So wäre es besser, meines Vaters Hand hätte gezittert und Dich um Dein Augenlicht betrogen, als daß Dich Dein Auge um Deinen Himmel betrügt!

Wilmsen trat hinzu, er fühlte nach ihrem Puls — er ging heftig. — Zu Bette! sagte er besorgt. Und Du, Elisabeth, schweigst! Er nahm ein Tuch und band es um Mariens Augen.

Gute Nacht! sagte Marie, als die Binde

wieder Nacht um sie gebreitet hatte: Gute Nacht, Jan! sie streckte die Hand aus. Er ergriff sie, drückte einen glühenden Kuß darauf, und der leise Druck ihrer Hand verrieth ihm ihr Herz.

Zehn Uhr war vorbei und noch floh der Schlaf Mariens Augen. Elisabeth hatte sie verlassen, und nur Magdalene, ihr Mädchen, war noch bei ihr.

Ist er noch nicht zu Hause? fragte sie endlich. Das Mädchen ging, kam wieder und verneinte es.

Alles im Hause war noch auf. Mehrere Boten, nach dem jungen van Eyk geschickt, hatten ihn nirgend gefunden. Schickt nur zum Rath von Holland, zum alten van der Graaf, da wird er wohl seyn und für den Prinzen beten, sagte Jan höhnisch.

Man schickte hin. Auch da war er nicht. Mitternacht nahte, immer noch war er nicht da. Marie ließ den Vater bitten, zu ihr zu kommen. Mit Heftigkeit foderte sie von ihm, Wilhelm herbeizuschaffen. Ich habe ihn in's Elend gejagt, und das überleb' ich nicht! sagte sie, außer sich, und ergriff des Vaters Hand. Meine Kälte hat ihn zur Verzweif-

lung gebracht! Da schlug die Glocke Zwölf. Die Schelle des Hauses tönte stark. Marie fuhr zusammen, der Vater eilte hinaus.

Laßt mich! laßt mich! hörte jetzt Marie Wilhelm rufen. Laßt mich allein, ich kann sie jetzt nicht sehen!

Er ist wieder zurück! sagte Herr Adrian im Hereintreten.

Und will mich nicht sehen! schluchzte Marie.

Er schien verstört, mein Kind. Beruhige Dich, morgen sollst Du ihn sehen, sprechen; morgen wird sich Alles ordnen. Er verließ Marie und eilte zu Wilhelm.

Nach mancher durchweinten Stunde schlummerte Marie ein, und schon stand die Sonne hoch am Horizont, als sie erwachte.

10.

War er noch nicht hier? fragte Marie, als sie am Morgen die Augen öffnete und die Binde abnahm. — Aber mein Gott, Vater, was ist Dir? Auch Du, Elisabeth, auch Du so verstört! Was ist ihm geschehen?

Beruhige Dich, Marie, sagte Elisabeth,

die zu ihren Füßen gesessen: Er lebt — Händel, die sich bald wieder ausgleichen werden, haben ihn in Verdrießlichkeiten gebracht.

Gerechter Gott! rief Marie uud sprang vom Lager auf.

Beruhige Dich, er ist nur in anständigem Verwahrsam.

Gefangen? sagte Marie ganz ruhig scheinend — und weßhalb?

Der Vater winkte zu schweigen.

Warum es ihr verheimlichen, sagte Elisabeth, da ich fest überzeugt bin, die Sache ist ohne Folgen für ihn; er ist unschuldig. Höre mich ruhig an, Marie, und denke an Deine Augen.

Diese Nacht ist der Rathpensionair de Witte von Mördern überfallen und schwer verwundet worden. Den Einen haben sie erwischt, es ist Herr Jakob van der Graaf, die Andern sind entflohen. Wilhelm war gestern Abend unter ihnen, man hält ihn für einen Mitschuldigen.

Großer Gott! schrie Marie laut auf.

Beruhige Dich, mein Kind! sagte der Vater. Daß Wilhelm keinen Theil an diesem Frevel hat, des bin ich gewiß. Nur freilich

in dieſer verhängnißvollen Zeit iſt es ein gefährliches Spiel, ſich in die Parteien zu werfen. Doch die Unſchuld beſchützt Gott!

Die beſchützt Gott! murmelte Marie ſtill vor ſich, und verfiel in Nachdenken. — Plötzlich rief ſie aus: Laſſet Jan rufen, ich muß ihn ſprechen.

De Witte? fragte Eliſabeth.

Ja, ja, ihn! rief Marie ſchon ungeduldig werdend. — Nun, was ſiehſt Du mich ſo an, Eliſabeth? Ich will ihn ſprechen — er ſoll gleich kommen — geſchwind, ſchickt zu ihm.

Der Vater entfernte ſich, ihre Wünſche zu erfüllen. Er ging, um den alten Jakob zu rufen, dieſen fand er in ſeiner Stube knieend und ſtill vor ſich betend.

Herr van der Kuylen, Gottesfurcht ehrend, wo er ſie auch fand, blieb ſchweigend an der offenen Thüre ſtehen und wartete, bis der Alte geendet hatte. — Du beteteſt? fragte er ihn gerührt.

Ja, Herr! erwiederte der Diener und ſah noch bewegt gen Himmel; für unſeren jungen Herrn habe ich mein Gebet zum Vater da oben geſchickt.

Fürchte nichts für ihn, ſagte Herr Adrian:

wir wollen ihn ſchon bald wieder befreien und ſollte es die Hälfte meines Vermögens koſten.

Ach! dafür fürchte ich nicht! antwortete kopfſchüttelnd Jakob: Ich fürchte nicht die Macht der Weißen*), ich fürchte nur den Schwarzen, daß er keine Macht über ihn gewinne. Die Jungfrau hat ihm weh gethan, durch Eva — ach, mein Gott! da kommt mir dieſes verdammte malaiiſche Mädchen wieder vor die Augen — na — durch Eva kam Adam zum Falle, und wer weiß es nicht, was die Verzweiflung auf ein gereiztes Gemüth vermag. Ueberdies Herr! ſahen Sie denn nicht, wie Mariechen dem Jan, dem ſtolzen de Witte, in die Arme fiel und ihr Auge gar nicht wieder von ihm abwenden konnte? Der Rathpenſionair iſt ſein Ohm, auf ihn verläßt ſich der ſtolze Herr. Wenn nun —

Schweig', um Gotteswillen ſchweig', rief Herr Adrian: Du Unglückvogel! Du und Deine Prophetin.

Sprechen wahr! fiel Jakob ein: Iſt nicht ſchon Herzeleid genug über meinen guten

*) Anſpielung auf den Namen de Witte.

Herrn Adrian van Kuylen und sein Haus gekommen, seit den paar Stunden, daß die Jungfer wieder sehen kann? Wollte Gott, die malaiische Hexe hätte gelogen.

Laß das! unterbrach ihn Herr Adrian: Geh' zu dem Vetter Jan, und sag' ihm, er möchte gleich herkommen, meine Tochter wünsche ihn zu sprechen.

Zu de Witte soll ich gehen? — jetzt zu einem von Denen? — und Eure Tochter will ihn sprechen? — Lieber Herr, das thut kein gut, glaubt mir's, die beiden jungen Herren sind Feinde.

Adrian sah ihn starr an.

Ja, ja! fuhr Jakob fort: schon als Kinder paßten sie nicht zusammen. Als sie älter wurden, da trennten sie sich ganz — und jetzt, seit gestern Nachmittag, da möchte wohl die Feindschaft feste Wurzeln geschlagen haben.

Geh' und rufe ihn! sagte Adrian streng. Schweigend ging Jakob.

Elisabeth hatte Marie nicht verlassen, die mit sichtbarer Ungeduld Jan erwartete. — Elisabeth beobachtete sie, und zu genau mit dem weiblichen Herzen vertraut, lagen die

Empfindungen, die jetzt Mariens Herz bestürmten, unverschleiert vor ihr. Sie suchte das Gespräch auf Wilhelm zu leiten — vergebens — Marie vermied es, und brach kurz und schnell ab, wenn Elisabeth nur leise dahin deuten wollte. Sie schien sogar zu wünschen, daß ihre Freundin sie verlassen möchte, doch Elisabeth, hier so fest wie sie, schien es nicht zu merken und blieb.

Jan erschien. Freundlich ging er ihr entgegen. — Euer Wunsch, mich zu sprechen, schöne Muhme, hat mich von dem Sterbebette meines Ohms gerufen, den ich, um Euch Eure Bitte zu gewähren, verlassen habe. Was ist Euer Begehr?

Jan! sagte Marie und sah ihn mit den schönen Augen seelenvoll und lieblich an: Ihr wißt, Wilhelm ist gefangen — gewiß unschuldig — es bedarf nur eines Wortes von Euch bei Eurem Ohm.

Tausende, wenn Ihr es wollt! rief Jan von dem Strahl ihres Auges ergriffen. Doch, setzte er ruhiger hinzu: mein Ohm hat der Stunden vielleicht nur wenig noch zu leben, und wenige also, in denen er wirken kann.

Deßhalb eilt, eilt, den Armen zu retten! rief Marie.

Und ist er Euch denn gar so theuer? sagte de Witte und sah forschend und düster ihr in's Auge.

Ach eilt, lieber Vetter! unterbrach ihn das Mädchen, indem sie ihn mit sich nach der Thüre zog: Ihr wißt ja, ich dank' ihm so viel — er war mir Alles!

Er war? wiederholte Elisabeth unwillkührlich.

War! war! rief zugleich Jan mit Feuer: und ist — —

Großer Gott! unterbrach Marie ihn schnell: ängstiget mich nicht — erfüllt meine Bitte — geht!

Und was ist mein Lohn? sagte Jan, ihre Hand ergreifend.

Was Ihr verlangt! entgegnete Marie erröthend und mit ungewisser Stimme.

Nur mein Herz wird ihn fordern! rief Jan, drückte ihre Hand stürmisch an sich und eilte schnell von dannen.

Marie! rief Elisabeth, und aus ihrem ganzen Wesen sprach ernster Unmuth. Marie, sanfte, himmlische Blinde, was bist Du jetzt,

da Dein brennendes Auge leidenschaftlich umher schaut — schließe es wieder. Mit diesem Licht stahl ein finsterer Geist sich in Dein frommes Gemüth und zerstörte Deinen Himmel.

Marie trat würdevoll vor die Erzürnte hin und sprach mit festem Ernste: Kämpfen will ich für das Heilige, so lange ich kann, und sollte ich darüber vergehen. Aber Du Hartherzige, die Du alles, was Du empfunden, stets mit Deinen Augen zum Herzen gezogen hast, verdamme nicht freventlich die Blinde, die sich selbst Gebilde schaffen mußte, und — sich täuschte. — Ich bitte Dich nun, Elisabeth, fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie an der Freundin Brust sich ausgeweint hatte: schweig von ihm und überlasse mich meinem feindlichen Geschick.

11.

Des andern Tages trat Jan de Witte in Mariens Zimmer, so wie es schien, still und traurig.

Nun, Vetter! rief sie ihm mit Hast entgegen: nun? —

Erwartet von der Zeit, liebe Marie, laßt die Hoffnung nicht sinken, noch hält der Ankergrund fest. Ihn jetzt los zu geben wäre thörig — erst muß ja die Untersuchung beendigt seyn.

Kalter Mensch! unterbrach ihn Marie: Erst wollt ihr mein Herz zu Tode martern? — Nein, jetzt! — jetzt!

Jan zuckte mit den Achseln.

Seht! fuhr sie fort: Säßet Ihr im Gefängnisse, stände Wilhelm hier, und die blinde Marie hätte ihn bei ihrer Liebe beschworen, Euch zu retten — er hätte es gethan mit Aufopferung seines eigenen Glücks.

Glaubt Ihr, rief Jan, und sein Arm umschlang sie: glaubt Ihr, daß der Talisman Eurer Liebe nicht gleiche Macht über mich übt?

Nun, so zeigt es mit der That! entgegnete Marie und wand sich sanft und freundlich aus seinen Armen.

Wohlan! ich führe ihn her zu Euern Füßen, wenn Ihr es verlangt.

Ach, ist er nur gerettet, dies genügt mir schon! unterbrach ihn Marie, und erröthete über das, was sie eben gesagt.

Holde Marie! rief nun Jan, umschlang sie

im höchsten Entzücken, und drückte sie heftig an seine Brust. — Sie duldete den Kuß, den er auf ihre Lippen preßte, und den er triumphirend als Siegeszeichen davon trug.

Herr Wilmsen kam, Marie zu besuchen. Er ermahnte zur Ruhe und war nicht ganz mit den Augen zufrieden — doch brachte er die für Alle so angenehme Nachricht, daß der Rathpensionair auser Lebengefahr sey, da keine der Wunden tödtlich wäre. — Elisabeth erschien heute nicht.

Die Begebenheiten der vorigen Tage hatten die Ruhe und den Gleichmuth des Herrn Adrian erschüttert. Der Gedanke, daß sein lieber Sohn, sein Wilhelm, als Staatsverbrecher gefangen saß, war ihm fürchterlich. Er bot alles auf, benutzte jede Verbindung, die ihm sein Geld und seine Bekanntschaft in Menge gab, aber alles schien vergebens.

Zwar hatten selbst Löwensteiner, die jetzigen Conjunkturen berücksichtigend, den Rathpensionair gebeten, die Untersuchung gegen Jakob van der Graaf und Wilhelm van Eyk einstellen zu lassen und die Sache nicht aufs äußerste zu treiben. Man hatte ihm den Vorschlag gethan, den beiden jungen Leuten

die Gelegenheit zur Flucht zu geben; — vergebens! Der eiserne Republikaner bestand auf strenge Gerechtigkeit. Selbst sein Bruder, der finstere Seemann Cornelius, war für gelindere Maßregeln.

Und sollte ich unter des Henkers Beil meinen grauen Kopf legen, so müssen sie auf dem Blutgerüste sterben! sagte der Unbiegsame, — und die Untersuchung begann.

Jakob van der Graaf leugnete fest, daß Wilhelm van Eyk Theil an dem Ueberfall genommen habe. Er hatte, so sagte er aus: gleich, so wie sie im Weinrausch den Vorschlag gemacht, ur Rettung des Vaterlandes den Rathpensionair zu morden, seinen Abscheu heftig dagegen ausgedrückt, und als man ihn deßhalb verspottet, sey er schnell aufgebrochen und davon gegangen.

Den Richtern leuchtete es ein, daß Wilhelm, der seit vierzehn Tagen zum ersten Male aus Ostindien nach Holland gekommen, unmöglich aus Rachgier einen so mörderischen Plan gefaßt haben und durch seine Stellung zu wenig in die Verhältnisse der verschiedenen Parteien verknüpft seyn konnte, um aus politischen Gründen die Hand zu dieser blutigen

That

That geboten zu haben. Auch sprach für ihn, daß er nicht den mindesten Versuch, zu entfliehen, gemacht, und daß er, als man ihn in seiner Wohnung im Bette fand, von Erstaunen und Abscheu über diese That ergriffen gewesen sey.

Alle Richter des Hofs von Holland, der diese Sache leitete, waren für ihn wohlwollend gestimmt, schon ehe er selbst zum Verhör geführt worden war. Als er aber ihnen gegenüber stand, dumpfes Schweigen, kalte Gefühllosigkeit aus jeder Miene und jeder Gebehrde sprach, sein Auge nur starre Verzweiflung ausdrückte, und er nichts, auch gar nichts zu seiner Entschuldigung vortrug, da schüttelten die alten Herren die Köpfe und sonderbare Zweifel stiegen in ihnen auf. Daß eine böse That sein Gewissen belaste, schien ihnen gewiß, war es auch nicht das ihm angeschuldigte Verbrechen.

12.

Jan de Witte theilte in dieser Zeit seine Stunden zwischen seinem kranken Ohm und Ma-

rien. Ehrgeizig, wie alle Glieder dieſer Familie hatte er nur ein Ziel vor Augen, nach dem er ſtrebte; die Mittel, dahin zu gelangen, waren ihm gleichgültig. Reichthum und Ehre waren die Götzen, die er anbetete, aber beide vereint und ungetrennt. Früher in Batavia hatten ihn wohl die Reichthümer gelockt, die ihm mit Mariens Hand zuſtrömen konnten, aber das blinde Mädchen hatte ſeine leidenſchaftliche Sinnlichkeit zu wenig angeſprochen. Ueberdies hätte ihn dieſe Verbindung an das ſtille bürgerliche Leben und an das Gewerbe des Kaufmannes gebunden, und deßhalb ging er nicht in den Plan ſeiner beiden Ohme ein, durch dieſe Heirath ſein Glück zu gründen, ſo viel Mühe ſie ſich auch gaben, ihn dazu zu bewegen. Da alle Vorſtellungen vergebens waren, ſo riefen ſie ihn von Batavia nach Holland zurück, damit er hier eine neue Laufbahn betrete. Er wählte das Meer zu ſeiner Braut, und mit Recht; das Meer bot den meiſten Gewinn, die meiſte Ehre dar. Bei ſeinem erſten Probeſtück, als die Fregatte, die Schwalbe, mit welcher er von Batavia zurückkehrte, im Kanal von zwei franzöſiſchen Kriegſchiffen angegriffen wurde,

hatte er einen wilden, kühnen Muth bewiesen. Sein Oheim Cornelius pertraute ihm kurz darauf das Commando eines Kapers von zwölf Kanonen an, den mehrere Löwensteiner aus Dortrecht und Rotterdam ausgerüstet hatten. Er lief aus, enterte einen Dunkerker und brachte ihn im Triumph zurück. Alles dieß hatte ihm die Liebe, besonders von Cornelius de Witte, erworben.

Jetzt aber, da Marie im vollen Glanze einer üppigen Schönheit vor ihm stand, da der Kuß ihrer glühenden Lippen noch auf seinem Munde brannte, und er dieses schöne Mädchen in seinen Armen gehalten, an seine Brust gedrückt hatte, da stieg mit wilder Kraft der Gedanke in ihm auf, Marie zu besitzen, es koste, was es wolle. Daß ihre Sinne sich zu ihm neigten, hatte ihm schon ihr Kuß gesagt; daß er aber auch, um einen bleibenden, tiefen Eindruck auf ihr Herz zu machen, sein wildes herrisches Wesen ablegen mußte, dieß fühlte er im ersten Augenblick, und er fürchtete diese Klippe, denn Verstellung wurde ihm schwer.

Wie gelegen, so ganz zu seinem Plan passend, mußte ihm daher der meuchelmör-

derische Versuch auf die Person des Rathpensionairs kommen. Schnell benutzte er diese Begebenheit zu seinem Vortheile. Durch ihn erfuhr man die Verbindung Wilhelms mit den Brüdern van der Graaf; er war die Ursache seiner Gefangennehmung.

Mehr als je, und aus mehr als einem Grunde, war ihm Mariens Besitz jetzt wünschenswerth. Die Partei der Löwensteiner spielte nur noch ein gewagtes Spiel, das konnten sie sich selbst nicht verbergen; auch Jan sah den Abgrund sehr gut, an dem sie standen. Siegte Oranien, so galt es Ehre, Leben, Freiheit und Güter, und ihm blieb nichts — als sein Muth. Auf diesen Fall, im Schooße des Reichthums, im Arm eines schönen, herrlichen Weibes, sich nach Indien zurückziehen zu können und dort günstigere Zeiten abzuwarten, war freilich eine tröstende Aussicht, und fest beschloß er Wilhelms Untergang.

Mit einer Gewandtheit, die selbst dem alten Staatmann sein wahres Inneres verschloß, betrieb Jan die Sache. Den Bürgermeister von Dortrecht ließ er nun immer mehr und mehr in sein Herz blicken; zu ihm

hatte er mehr Zutrauen, denn er kannte deſſen wildes, unverſöhnliches Gemüth und fürchtete ihn weniger, als den achtenswerthen, feſten Charakter des Rathpenſionairs. Er entdeckte ſich ihm endlich ganz. Cornelius ging willig mit ihm in ſeine Pläne ein; er hielt die Verbindung ſeines Neffen mit Marien der Partei der Löwenſteiner ſowohl, wie der Familie, für zuträglich, und es kam ihnen beiden daher ſehr ungelegen, daß van der Graaf in ſeiner Ausſage für Wilhelm geſprochen und die Herren vom Rath von Holland, welche die Richter in dieſer Sache waren, für ihn geſtimmt hatten.

Man laſſe ihn entfliehen, ſagte Cornelius: iſt er einmal fort, darf er nie mehr zurückkehren, und Dir iſt bei Marien dieſer Weichling nicht mehr im Wege.

Ja, durch mich muß er ſeine Freiheit erlangen! rief Jan. Danken ſoll ſie mir, daß ich ihren Jugendfreund, ihren benarbten Geliebten, ſetzte er ſpöttiſch hinzu, gerettet habe. Dieſe edle Handlung ſoll die Liebeſieche in meine Arme führen.

Alles wurde verabredet. Cornelius übernahm es, auch ohne den Willen ſeines Bru-

ders, die Sache einzuleiten. Der Kerkermeister, den Cornelius leicht glauben machen konnte, es geschehe mit Vorwissen des Rathpensionairs, erhielt eine bedeutende Summe von Jan und bot willig die Hand.

13.

Das Schloß des Kerkers rasselte, die eiserne Thür öffnete sich, der Pharisäer trat in das enge, dunkle Gewölbe, wo Wilhelm den Kopf gestützt, und starr vor sich hinblickend auf einem Schemel saß. Er sah nicht auf und schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Der Kerkermeister entfernte sich. Jan stand stumm vor ihm, kämpfte mit sich selbst, und konnte die Gefühle seines innern bessern Menschen kaum überwältigen.

Wilhelm! rief er endlich, nachdem er wieder mit sich einig geworden war, und den Trauernden sanft bei der Schulter gefaßt hatte: Wilhelm, ich bin's!

Dieser wandte sich langsam, und als er ihn erblickte, überflog eine wilde Flamme das

ruhige, bleiche Gesicht. Du? rief er aus: was willst Du hier?!

Dir Deine Freiheit bringen! sagte Jan, indem er den Schlüssel nahm, die Ketten zu lösen.

Du? rief Wilhelm mehr grimmig als verwundert.

Nun ja, ich! Der Kerkermeister ist bestochen, die Thüren sind auf, draußen harret ein Diener mit zwei Pferden, eile nach Utrecht, Alles ist zu Deiner Flucht bereitet und geordnet. Während dem hatte er das Schloß der Kette geöffnet und sie fielen klirrend zu Boden.

Wilhelm erhob sich langsam von seinem Sitze.

Zögere nicht! sprach Jan mit Eile. Geschwind, die Zeit ist kostbar, es gilt Dein Leben! Hier, nimm dieß Geld!

Von Dir?! rief der Jüngling, und warf das Geld zu seinen Füßen. Durch Dich ist die Freiheit ein Kerker, das Leben nur Tod! Er drehte ihm den Rücken zu.

Wilhelm! sagte noch einmal Jan, von den Worten des Jünglings erschüttert: folge mir,

ich bitte Dich. Thu' es Marien wegen, die um Dich verzweifelt.

Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über Wilhelms Gesicht, doch bald verschwand es und mit bitterem Hohn rief er: Marie? Ja, ja um ihretwillen!

Nun, so komm, komm! sprach Jan und faßte seine Hand.

Geh! sagte Wilhelm, sie ihm entziehend. Geh' und sag' ihr, ich ginge mit Freuden in den Tod; blutig sei das Pfand gewesen, welches ich ihr gab, Blut soll es einlösen. Du zauderst? So geh' nur! wir haben ja doch keinen Theil an einander! Er warf einen stolzen Blick auf ihn, setzte sich an den Tisch, stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nicht mehr auf.

Noch einmal versuchte Jan, ihn aus dieser Starrsucht zu reißen und ihn zur Flucht zu bewegen. Nur ein verächtlicher Blick ward ihm zur Antwort.

Jan blieb noch sinnend vor ihm stehen, dann rief er grimmig aus: Wohlan! wenn ich das Brautbett besteige, stolzer Narr, dann besteige Du das Blutgerüst!

Die Thür flog hinter ihm zu, der Kerker wurde geschlossen.

14.

Des andern Morgens fand der Rathpensionair beim Erwachen einen anonymen Brief folgenden Inhalts: „Sein Neffe, Jan de Witte, habe sich durch Wilhelm van Eyk's Bitten bewegen lassen, ihn aus dem Gefängnisse zu führen. Der Kerkermeister sei bestochen und habe van Eyk's Briefe besorgt. Die vergangene Nacht sei zur Ausführung bestimmt und alles schon beredet, der Gefangene selbst schon entfesselt gewesen, als ein unvermuthetes Hinderniß eingetreten sei, das für den Augenblick das Vorhaben hintertrieben hätte. Die kommende Nacht sei zur Ausführung ersehen."

Der Rathpensionair ließ in aller Stille den Kerkermeister gefangen nehmen und das Gefängniß untersuchen. Man fand van Eyk ohne Ketten. Jan wurde zu ihm beordert — Cornelius trat mit ihm ein. Er gestand dem Rathpensionair sein Verbrechen Dankbarkeit

gegen seinen Ohm van Kuylen, Freundschaft für van Eyk, habe ihn dazu vermocht. Er spielte im Beiseyn mehrerer Anwesenden seine Rolle meisterhaft und ging demüthig und reuevoll auf sein Zimmer, wohin ihn der Rathpensionair verwies.

Er selbst war der Verfasser des anonymen Briefes gewesen.

Nach einer heimlichen Unterredung der beiden Brüder, in welcher Cornelius den Rathpensionair mit allen Verhältnissen bekannt gemacht, wurde der Kerkermeister auf freien Fuß gesetzt, jedoch sollte er vor der Hand den Haag heimlich meiden, und der Sache wegen der Flucht wurde nur als Beweis erwähnt, daß van Eyk mit unter den Verschwornen gewesen sei, und man daher alle mögliche Mittel versuchen müsse, hinter die Wahrheit zu kommen. Jan erhielt zum Schein vor der Hand Hausarrest.

Die edle Handlung de Witte's, seinen Freund aus dem Gefängnisse befreien zu wollen, durchlief schnell die Stadt; selbst über ihn, der jetzt nirgends mehr sichtbar war, kamen mehrere sonderbare Gerüchte in Umlauf, die wie eine Schneelawine von Mund

zu Mund sich vergrößerten. Auch Wilmsen hatte am Morgen die Begebenheit mit dem Zusatze vernommen, Jan de Witte wäre von seinem Ohm in Verwahrsam gebracht.

Elisabeth schüttelte ungläubig den Kopf zu dieser Nachricht. Einer solchen Handlung ist Jan nicht fähig, am wenigsten jetzt! sagte sie. In seinem wilden Blicke lauert die Hinterlist, er ist ein Bösewicht, und ich kann nicht begreifen, wie Marie, die holde, sanfte Marie, ihr Herz zu ihm wenden kann. — Sie ging mit ihrem Vater zu van Kuylen, um ihm die Botschaft zu bringen, wohl aber mehr, um Marie endlich dahin zu vermögen, offen mit ihr über ihre Verhältnisse zu sprechen.

Marie war bei dieser Nachricht außer sich. Ihr Gesicht glühte vor Freude und Schmerz — sie freute sich der edlen Handlung de Witte's und vergaß doch ganz den Lohn, den er dafür erwartete. Tief bekümmerte es sie, daß Wilhelm seine Rettung verschmäht hatte. Ach, wie gern hätte sie ihn gerettet, wie gern zu Schiffe gesehen; entfernt, ja entfernt, daß nicht mehr sein zürnendes Bild vor ihren Blick trete und sie an Treue mahne.

Sie war heute besonders weich gestimmt

und hörte ruhig zu, als Eliſabeth die Vergangenheit berührte, von Wilhelm mit Innigkeit und Wärme ſprach; und als ſie endlich ausrief: Du biſt mir ein Räthſel, ich verſtand Dich, als Du noch blind warſt, jetzt verſtehe ich Dich nicht mehr! — Da trat Marie mit ſchmerzlichem Lächeln vor ſie, ergriff ihre Hand und ſagte wehmüthig: Ich glaube es Dir wohl, Liebe! — verſtehe ich mich doch ſelbſt kaum!

Eliſabeth! fuhr ſie nach einer Pauſe fort: Ich habe es geſcheut, mir ſelbſt zu verrathen, was in mir vorgeht; meine Hand hat gezittert, den Schleier zu lüften, der ſich über mein Herz gebreitet hat — aber es zerſprengt mir die Bruſt. Ich will es wagen, will mir, Dir Rechenſchaft von meinem Innern geben.

Schon als Kind fühlte ich, Wilhelm liebe mich. Schon ſeit der Zeit arbeitete meine Phantaſie unaufhörlich, mir ein Bild von ihm zu ſchaffen — ſelbſt leidend und hülflos, ſchuf ich mir es kräftig und ſtark. Alles, an was ich mich aus den ſchönen Jahren der früheren Kindheit, noch ehe ich blind wurde, erinnern konnte, ſammelte ich damals, um mir ſein Bild daraus zu formen. Das Kind

ward zur Jungfrau, das Herz schlug nun lauter; sanfter schien mir nun der Druck seiner Hand, weicher der Ton seiner Stimme, und sein Kuß durchglühte mich jetzt mit einem flüchtigen, himmlischen Feuer, das wohlthuend meine Adern durchrann. Da wurde die Phantasie lebhafter — aus der Nacht, die mich umgab, stahl ich die Lichtfunken, die wie Sternschnuppen um mich her sanken — mein Ohr mußte ersetzen, was dem Auge gebrach; meine Phantasie stahl ihre Träume dem Gehör, dem Gefühl ab. Was ich nur hörte, alles, was Form und Gestalt hatte, erfaßte ich mit Gierigkeit und sammelte es wie die Biene den Blumenstaub, um Honig aus ihm zu bilden. So arbeitete mein Geist unaufhörlich an Formen, wozu der Stoff mir fehlte, die glühenden Bilder meiner Phantasie, phantastisch und überspannt, weil jeder Maßstab mir gebrach, verflogen so schnell wie sie geschaffen waren, und nichts Festes blieb zurück, nichts, als ein luftiges Nebelbild von unerreichbarer Schönheit.

Die Malaiin Eva, von der Du gehört haben wirst, an der ich mit schwesterlicher Liebe hing, erregte in dieser Zeit durch ihre son-

derbaren Erzählungen die Bilder meiner Phantasie noch mehr. Sie mußte wohl lieben und unglücklich seyn; denn in der Zeit hatte alles was sie sprach, Bezug hierauf. Sie war lebhafter, leidenschaftlicher, und noch in den letzten Tagen unsers Aufenthaltes in Batavia spannte sie meine Sinne auf die Folter. Wilhelm kam an einem solchen Morgen — ach, ich gestand ihm diese Gluth, die mich verzehrte — und — hier stockte sie, ihre Blicke flogen ängstlich umher — : wir schlossen den Bund für die Ewigkeit und die tolle, wahnsinnige Eva besiegelte ihn mit unserm Blute.

Sie hielt inne und sah geisterhaft vor sich. — Elisabeth schwieg.

Je mehr ich über mich selbst nachdenke, fuhr sie endlich fort, doch senkte sich ihr Blick hierbei zur Erde; desto klarer wird es mir, daß ich nur mein geträumtes Ideal liebte, nicht ihn — daß ich nur alles, was er mir Liebes und Freundliches that, herzlich und liebevoll annahm, als käme es von meinem Traumbilde. — Elisabeth! sagte sie nun mit einer unbeschreiblichen Wehmuth: Als der erste Lichtstrahl durch das geöffnete Auge in mein Inneres drang, da stand mein Traum-

bild herrlich-schön und kräftig da — es schwebte vor mir, als ich die Treppe hinauf ging in diese Wohnung, als mein Sehnen und Denken sich in dem einzigen Gedanken vereinte, an seiner Brust zu ruhen, ihn mit Feuerliebe an mein Herz zu drücken. Als die Thür sich öffnete, er vor mir stand, minder schön, aber doch herrlich und groß, dem Urbilde ähnlich, was ich mir aus dem Chaos meiner Nacht erkämpft hatte, zog es mich unwiderstehlich hin in seine Arme.

Und Wilhelm? fragte unwillkührlich Elisabeth.

Frage mich nicht darnach, Elisabeth! Täuschung ist bitter, sehr bitter. — Als mein Vater mir zurief: „das ist Wilhelm van Eyk", und der finstere, gebeugte Mann, mit seinem düstern Blicke auf den Boden geheftet, mich endlich anschaute wie die finstere Vergeltung; als er die blutige Locke an seine Lippen drückte und schweigend ging — da fühlte ich, daß er es nicht war, den ich Jahrelang in mein Herz geschlossen, der vor meinen dunklen Augen gestanden, — nach dem andern Jüngling zog es, zieht es mich noch hin. — Verdamme mich! rief sie plötzlich aus

und ſtand wie eine Verzweifelte vor Eliſabeth. Verdamme mich, wenn Du kannſt!

Ich verdamme Dich! tönte eine hohle Stimme in ihrer Nähe. Beide fuhren erſchrocken auf.

Wer ſpricht hier? rief die zitternde Eliſabeth.

Alles ſtill — nicht der leiſeſte Laut antwortete.

Sonderbar! rief Eliſabeth und ſchellte, da ſie Marie erbleichen ſah. — Jakob trat herein.

Was beliebt, Jungfer! fragte der Alte ſehr ernſt.

Ruft meinen Vater! ſagte ſchnell das Mädchen und unterſtützte Marie, die ſich krampfhaft an dem Tiſche hielt.

Das war eine Stimme von Oben! ſagte Marie endlich nach einer langen, ängſtlichen Pauſe. Wird er gerichtet und ſtirbt, dann bin ich verloren, auf mich fällt ſein Blut — darum muß ich ihn retten!

Herr Wilmſen kam, er fand ſie in heftiger Bewegung. Sie wurde zu Bette gebracht und alles von ihr entfernt.

Des Abends in der Dunkelheit kam Jan. Es freue ſie, daß er gekommen, ließ ihm

Marie

Marie durch ihr Mädchen ſagen — ſie wiſſe, was er für Wilhelm habe thun wollen, heute könne ſie ihn nicht ſprechen, aber morgen wünſche ſie ihn in aller zu Frühe ſehen.

15.

Jakob van der Graaf wurde des andern Tages von neuem in's Verhör geführt; durch die verbreitete Nachricht von van Eyk's Flucht waren die Richter mißtrauiſch geworden. Auf Verlangen der de Witte's wurde van der Graaf noch einmal, und hauptſächlich darüber vernommen, ob van Eyk bei dem mörderiſchen Anſchlage auf den Rathpenſionair gegenwärtig geweſen ſei. Der Jüngling läugnete ſtandhaft; da verlangte Cornelius de Witte ihn peinlich zu befragen, und das Marterwerkzeug wurde gebracht; er läugnete; die Marter begann; noch blieb er ſtandhaft — als aber die Schmerzen ſich immer mehrten, da erpreßten ſie das falſche Geſtändniß: van Eyk habe Theil genommen und ſei bei dem Anſchlage auf Johann de Witte's Leben gegenwärtig geweſen.

Gott sei mein Rächer! stöhnte der Unglückliche, als er abgenommen und weggebracht wurde, und sich gegen Cornelius wendend, sagte er mit gebrochener Stimme: Euch geschehe wie mir!

Wie konnte wohl diese Nachricht Herrn Adrian van Kuylen verborgen bleiben! — Kaum daß er es vernommen, als auch die Gewißheit in ihm fest wurde, Wilhelm sei unwiederbringlich verloren; selbst Wilmsen vermochte nicht, dem armen Freunde Trost oder Hoffnung zu reichen. Er hatte versucht, den Gefangenen zu sprechen, vergebens! er erfuhr nur durch den Wärter, daß Herr van Eyk nicht esse und trinke und in stummer Verzweiflung vor sich hin starre, ohne ein Wort zu reden.

Alles bangte nun für Mariens Leben, die gestern schon so angegriffen schien; doch Wilmsen wollte eben zu ihr gehen, als sie selbst in die Stube trat. Sie hatte alles von Margarethen vernommen, war aufgestanden und trat ernst in den Kreis der Ihrigen.

Er sei verloren, glaubt Ihr? rief sie aus: o nein! Ich rette ihn, bezahle was ich ihm schuldig bin — und dann sind wir quitt:

setzte sie stolz hinzu. — Man lasse Jan de Witte rufen! Alle sahen sie verwundert an, da man sich ihre Worte und ihr ruhiges Benehmen nicht erklären konnte, nur Elisabeth verstand sie und sah mitleidig, fast mit Verachtung auf sie herab. Marie bemerkte es, sprach kein Wort, stand am Fenster und erwartete so, wie es schien, Jan mit Ruhe. — Er kam.

Vetter! sagte sie, seine Hand ergreifend: daß ich Euch nicht gleichgültig bin, habt Ihr mir schon gesagt, was ich für Euch fühle, wißt Ihr gewiß — mein Besitz, meine Hand ist mit Wilhelm van Eyk's Leben innig verwebt. Ist er morgen frei, so schwöre ich Euch hier vor Gott dem Allmächtigen, ich bin des andern Tages Eure Verlobte. — Ihr, mein Vater, werdet nicht der Mörder Eures Sohnes werden, und ohne daß Ihr meinem Entschluß billigt, ist er verloren. Ihr willigt ein?

Ja! sagte mit gepreßter Stimme Herr Adrian.

Ihr habt es gehört, Jan! handelt darnach, denn eben so heilig schwöre ich Euch, Wilhelms Todesstunde ist auch die meinige.

Aus Jan's Augen blitzte die teufliſſche Freude, daß ſein Plan gelungen ſei. — Aber, fügte er der Ergießung ſeiner Liebe hinzu: will ich ihm auch zur Flucht behülflich ſeyn, ſo ſtößt er doch meine Hand zurück — er hat es geſtern bewieſen.

Marie ſtutzte, doch ſchnell faßte ſie ſich — Ordnet alles an, ſagte ſie: heute Abend wird mich mein Vater zu ihm geleiten; — meinen, ſeinen Bitten widerſteht er nicht; um 10 Uhr erwarten wir Euch!

Glück auf! rief Eliſabeth: Du haſt Dich dem Teufel verſchworen — Deine Seele iſt dahin!

Amen! ſagte Marie ruhig und ging.

16.

Dumpf tönten die Fußtritte durch die finſtern Gefängnißhallen. Eine Ordre der gefürchteten de Witte's öffnete die Riegel zu dem Kerker. Adrian und Marie traten ein.

Mein Vater! ſchluchzte Wilhelm und hing an ſeinem Halſe.

Mein Sohn! rief Adrian: Sehen wir uns hier wieder?

Ja wohl, Vater! antwortete Wilhelm, ſich von ihm loswindend.

Ihr hier? ſagte er mit Würde, als er Marie erblickte. Was wollt Ihr von mir?

Dich retten! rief Herr Adrian ſtatt ihrer, denn ſie ſtand ſprachlos und wagte nicht, den Gefangenen anzublicken.

Mich retten? ſagte er finſter. Mich rettet nur Gott!

Flieht! flieht! rief Marie: um Gotteswillen flieht, ſonſt ſeid Ihr verloren und ich mit Euch!

Ja, guter Sohn, flieh'! verbirg Dich in fremden Landen, bis Du wieder zu mir zurückkehren kannſt! bat Herr Adrian.

Ich habe nichts mehr zu verlieren, als meine Ehre, entgegnete Wilhelm ernſt: die ließ' ich im Kerker zurück, folgt' ich Euern Bitten. Fall' ich unter Henkers Hand, ſo komme mein Blut über meine Feinde!

Allbarmherziger Gott! ſchrie Marie und ſank auf den hölzernen Seſſel.

Sie klagt ſich als Deine Mörderin an,

mein Wilhelm! rief der alte van Kuylen, und unterſtützte ſeine zitternde Tochter.

Marie! ſagte Wilhelm, als ſie ſich erholt hatte, ernſt und feierlich: Was wir mit einander abzurechnen haben, iſt nicht mit blutigen Buchſtaben in Dein Schuldbuch geſchrieben. Du haſt keinen Theil an meinem Tode, er komme nicht über Dich! — Wir ſcheiden verſöhnt! fuhr er nach einer Pauſe fort und reichte ihr die Hand. Leb' wohl — leb' glücklich! — Auch Ihr, mein Vater, lebet wohl! rief er aus, indem er ſeine Hand küßte. Nehmt meinen Dank für Eure Liebe! lebt wohl! — Er trat an die kleine Oeffnung, durch die der Mond ſo eben freundlich blickte, ſchauete gen Himmel und ſammelte Muth.

Und Du willſt nicht folgen, willſt Dich ſelbſt dem Tode weihen, Wilhelm? ſagte nun Marie mit aller Weichheit ihrer Stimme und ſah ihn ſchmerzlich an.

Ach, Wilhelm, kennteſt Du das Opfer, das ſie für Deine Rettung bringen muß! rief Herr Adrian.

Opfer? fragte Wilhelm, es halb errathend.

Ja, mein Sohn! ſagte der unglückliche

Vater. Sie ist für die de Witte's der Preis Deiner R-ttung.

Da trat Wilhelm vor Marie, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr forschend in's Auge: Du brachtest mir dieß Opfer?! rief er aus. Du schlägst die Augen nieder? — Ich verstehe! — Hier, nimm die Locke zurück, ich bedarf ihrer nicht mehr — Du bist frei — und — ich sterbe!

Sohn! Wilhelm! rief Adrian. Stumm sank Marie zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee. Sei barmherzig und fliehe! Ach, nur noch kurze Augenblicke steht es in Deiner Gewalt. Flieh'! rette Dich — rette mein Kind!

Wilhelm! rief Marie und klammerte sich inniger an ihn an: fliehe!

Sie hat geschworen, jammerte der Vater: mit Dir zu sterben, und ich stehe kinderlos am Rande der Gruft.

So halte diesen Schwur treuer, wie den Schwur der Liebe, sagte Wilhelm, indem er sie sanft zu sich hob, und einen leisen Kuß auf ihre zitternden Lippen drückte: dann gehst Du rein und heilig mit mir hinüber — und bist mein für die Ewigkeit!

Marie lag noch in ſeinen Armen und ſah, wie in tiefen Gedanken verſunken, ihn verwundert an. — Dein werd' ich dann auf ewig? murmelte ſie ſinnend, und plötzlich fuhr ſie auf, ergriff des Vaters Hand und rief heftig aus: Er will meinen Tod mit dem ſeinen erkaufen! Nein, er lebe, dieſe Wonne werde Dir Selbſtſüchtigen nicht! — ſie zog ihren Vater mit ſich fort und verließ den Kerker.

Jan! ſagte Marie zu de Witte, der vor dem Gefängniß ihrer wartete: er will nicht folgen, er ſucht ſeinen Tod, da er weiß, ich falle mit ihm. Er kennt Marie. Morgen muß er durch den Mund der Richter freigeſprochen werden, und ich reiche Euch noch am Abend meine Hand, oder mir den Giftbecher. Wählt! — Jan wollte ſprechen. — Schweigt und handelt! ſagte ſie und ließ ihn ſtaunend ſtehen.

17.

In der nämlichen Nacht wurde Jakob van der Graaf noch einmal vernommen. Er be-

theuerte, daß ihm nur die Folter das falsche Zeugniß wieder van Eyk ausgepreßt habe. Sein Todesurtheil wurde gesprochen; das Urtheil über van Eyk bis auf den andern Tag verschoben.

Auf dem Marktplatze, dem Hause, wo van Kuylen wohnte, gegenüber, wurde in der Nacht Alles zu der morgenden Hinrichtung in Stand gesetzt. Als Marie am Morgen ihr brünstiges Gebet zum Himmel geschickt hatte, die Sonne, vielleicht zum letzten Male, begrüßen wollte, da stellte sich ihr das schwarze Gerüst mahnend entgegen. Sie erblickte es, sah die wogende Menge, und der Tod schien ihr von dort her zu winken.

Da stürzte Jan, durch die Menge sich windend, mit wehendem Tuche dem Hause zu. Er ist frei! rief er, als er eintrat. Eben hat der Rath von Holland ihn freigesprochen, nur — setzte er mit trauriger, heuchlerischer Miene hinzu — nur ist er nach Gröningen verwiesen und darf nie wieder das Gebiet von Holland betreten. Ihr, Herr Adrian, könnt ihn besuchen, doch thut es bald, in einigen Stunden wird er abgeführt.

Adrian fiel ihm, als sei er der Rettungs-Engel, dankbar um den Hals, steckte Geld, Wechsel und Kostbarkeiten zu sich und eilte davon.

Und Ihr, Marie, sagt mir kein herzliches Wort zum Dank? fragte Jan mißlaunisch.

Sie reichte ihm die Hand. Kann ich mich nicht so recht in meiner Lage fassen, sagte sie sanft: so verzeiht mir, mein guter Jan; es wird sich wohl finden. So nahe dem Rande des Grabes, spricht das liebliche Leben uns nicht gleich freundlich an — habt Geduld!

Herr Adrian war unterdessen zu einem Notar geeilt und trat mit ihm in das Gefängniß. Seiner Ketten entledigt, saß Wilhelm auf seinem Lager und begrüßte die Hereintretenden freundlich.

Gott sei gedankt! rief van Kuylen: Gott sei gedankt, Du bist frei!

Und verbannt! erwiederte Wilhelm.

Geh' nach Gröningen, mein Sohn! auch von dort führt der Weg nach Deiner Heimath, nach Batavia.

Wilhelm schüttelte den Kopf.

Ich folge Dir bald. Hier, sagte er eifrig und drang ihm das Geld, Wechsel und Ju-

welen auf: hier, nimm, — dieß sei für den Augenblick! — und dieß — er gab ihm mit thränenden Augen eine Schrift — sei für die Zukunft! Mein Sohn sollst Du seyn und bleiben!

Wilhelm las die Schrift flüchtig durch. Mein Vater! sagte er, nachdem er das Papier weglegte: ich danke Euch für den neuen Beweis Eurer Güte. Das Geld, die Wechsel, nehm' ich an zu meinem jetzigen Fortkommen, die Juwelen zum Andenken an Euch, mein werther Vater, aber diese Schrift, wodurch Ihr mich als Euern Sohn adoptirt, kann und werde ich nicht annehmen; durfte ich Mariens Herz nicht mein nennen, soll auch nichts mein seyn, was ihr gehört. Nehmt Euer Geschenk zurück!

Wilhelm, sagte van Kuylen ernst: sei nicht halsstarrig! Es ist eine bedrängte Zeit; wer weiß, in welche Noth Dich Dein Schicksal führen kann!

Dann wend' ich mich an Euch; Ihr stoßt mich gewiß nicht zurück! sagte Wilhelm, zutraulich des Alten Hand fassend, der dem Notar winkte, sich zu entfernen.

Und was willst Du jetzt thun, mein Sohn? was willst Du beginnen? fragte Herr Adrian.

Kämpfen für das Vaterland, es befreien von seinen Feinden, sterben, wenn Gott gnädig ist! rief er begeistert aus: und — setzte er zähneknirschend hinzu — mich an den Löwensteinern rächen!

Der Wagen fuhr vor. Der Offizier, der ihn begleiten sollte, trat ein. Sie trennten sich und der Verwiesene reis'te nach Gröningen.

18.

Die Lichter brannten schon lange im schön getäfelten Saale, die Bedienten gingen schweigend auf und nieder und erwarteten die kleine Anzahl von Gästen, die zum Verlobungfeste geladen waren — noch erschien niemand. Endlich rollten die Wagen. Es war Cornelius de Witte mit seinem Neffen, Beide prächtig geschmückt, jener in schwarzem Sammet, die Ehrenkette um den Hals, die ihm die Stände zum Dank für die Verbrennung der englischen Schiffe zu Chatham verehrt hatten, dieser in spanischer Tracht, in ganz

weißem Sammet mit goldenen Borden gekleidet, als Anspielung auf seinen Namen. Die anderen Gäste kamen auch, unter ihnen der alte Wilmsen. Dieser sagte bewegt zu Adrian van Kuylen, daß er mit mehr Muth die Lanzette zur Operation in die Hand genommen, als heute die Feder zur Unterschrift. — Noch fehlte die Braut und Elisabeth. — Man wurde ungeduldig. Der stolze Cornelius meinte: Sie ließe sehr lange auf sich warten. Die Bedienten liefen, alles sah zerstört aus, nur der alte Jakob stand Herrn Jan gegenüber, lächelte zufrieden und schien sich über das Ganze zu freuen. Endlich erschien auch Marie, schön wie ein Engel in hoher Pracht, neben ihr, einfach gekleidet und mit gesenktem Blicke, Elisabeth Wilmsen.

Cornelius de Witte ging mit gravitätischem Ernste der Verlobten entgegen, sagte ihr einige verbindliche Worte und führte sie zum Tische, wo der Notar saß.

Bevor dieser feierliche Akt vor sich geht, hub dieser an: mache ich die werthen, achtbaren gegenwärtigen Zeugen mit einer Dispositon des Herrn Adrian van Kuylen bekannt, nach welcher er Herrn Wilhelm van

Eyk an Sohnes Statt und als Compagnon seiner Handlung angenommen: dieß Document wird das Weitere besagen.

Alles war erstaunt und verwundert. Der stolze Bürgermeister von Dortrecht meinte: So etwas müsse man doch früher kund thun. — Alles, was von der Familie de Witte war, murmelte und gab mehr oder minder seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen, doch Herr Adrian kehrte sich nicht daran. Er erwiederte dem Bürgermeister ruhig, daß bei der Verlobung von Marie van Kuylen es wohl keines Handels bedürfe und sie kein Gut sei, um das man feilschen könne.

Jan wollte den ärgerlichen Auftritt enden, und bat den Notar, den Ehecontrakt zu verlesen. Es geschah. Die sämmtlichen Anwesenden bildeten einen Kreis; Jan ergriff die Feder, unterzeichnete und gab sie mit einigen verbindlichen Worten an Marie; sie setzte sich und nahm die Feder, doch als sie unterschreiben wollte, tönte es hinter ihr mit furchtbarer kreischender Stimme:

Unterschreibe nicht, Unglückliche!

Alles wendete erschrocken die Blicke nach diesem Rabengekrächze.

Da ſtand Eva hinter ihnen und hob ein liebliches, lächelndes Kind empor. Dieß iſt ſein Kind, ich bin ſein Weib vor Gott! rief ſie donnernd aus: Erkennſt Du mich nicht, Treuloſer? erkennſt Du Deine Eva nicht, die Du mit falſchen Schwüren hintergingſt?

Was willſt Du, Weib! rief Jan grimmig aus: packe Dich fort, ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen!

Laßt die Raſende binden, in's Gefängniß werfen! rief Cornelius de Witte.

Alter Graukopf! unterbrach ihn Eva: haſt Du denn die Macht, eine Mutter in's Gefängniß werfen zu laſſen, weil ſie dem Vater ſein Kind bringt? — Doch was ſagt Ihr, Marie? — Seid Ihr ſtumm geworden, ſeitdem Ihr ſehend wurdet?

Marie ſtand, an den Tiſch geſtützt, wie erſtarrt und ſchwieg.

Marie! rief die Malaiin. Unglückliche, treuloſe Verlobte, rief ſie in Wuth: ſieh, das iſt ſein Kind!

Gott! Gott! rief nun die Zitternde aus: dieß der erſte Donner Deines Gerichts! — Sie winkte Eliſabeth, ſie zu begleiten; der

alte Jakob unterstützte sie; sie entfernte sich. Ihr folgte Eva.

19.

Cornelius de Witte und dessen Bruder waren über diesen Vorfall und diese Beschimpfung außer sich, und überhäuften Jan mit den bittersten Vorwürfen, welcher aber standhaft läugnete, je der Malaiin die Ehe versprochen oder in strafbarem Umgange mit ihr gelebt zu haben. Er stellte ihnen die ganze Sache als eine List van Kuylens vor, um Wilhelm zu retten und der Neigung seiner Tochter Hindernisse in den Weg zu legen. Jan schwur die bitterste Rache; auch Cornelius, den dieser Schimpf, da er gegenwärtig gewesen, noch mehr in Wuth setzte, rieth zu gewaltsamen Maßregeln; doch der Rathpensionair bedachter, und auch wohl durch sein Krankenlager und seine Wunden geschmeidiger geworden, rieth zu friedlichen Unterhandlungen, um durch harte Maßregeln die Menge ihrer Feinde nicht noch zu vermehren. Noch dauerten ihre Berathschlagungen, als ein Eilbote

von

von Dortrecht kam und die Nachricht brachte, daß das Volk in Unruhe sei, daß es das Gemälde, die Verbrennung der englischen Schiffe zu Chatham vorstellend, worauf Herr Cornelius als Sieger abgebildet war, und welches dieser als ein Denkmal seiner Thaten aus Eitelkeit auf das Rathhaus zu Dortrecht hatte aufstellen lassen, herunter genommen, zerrissen, sein Bild herausgeschnitten und es an den Galgen geheftet habe.

Wüthend und Verlöbniß, Marie, Eva und alles vergessend, eilte er nach Dortrecht, die Unruhen zu stillen; Jan mußte ihn begleiten.

In van Kuylen's Hause herrschte nach dem Gewitter nur dumpfe Stille. Marie war wie vernichtet — ihr hoher Geist war gebeugt — sie lag duldend in ihrem Bette und befolgte kindlich alles, was der Arzt ihr vorschrieb. Eva durfte und wollte sie nicht sprechen, der Arzt fürchtete, der Anblick der Malaiin möchte noch zu erschütternd auf sie wirken. Aber nach dem Kinde hatte sie eine unaussprechliche Sehnsucht, und Elisabeth mußte es ihr bringen. Sie sah es lange und forschend an, als ob sie des Vaters Züge in ihm wieder finden

wollte, küßte es, drückte es an ihre Bruſt, und würde es noch länger mit zärtlicher Liebe umfangen haben, wenn es nicht laut geſchrieen hätte. Sie gab es Eliſabeth zurück.

Auch der Wurm krümmt ſich, wenn er mir naht! ſagte Marie ſchmerzhaft: wem ich mit Liebe entgegen komme, den weihe ich dem Schmerze!

Ein bedeutendes Fieber hielt ſie im Bette; Eliſabeth verließ ſie nicht. Eva zu ſehen äußerte ſie auch jetzt keinen Wunſch, doch täglich mußte der Kleine ſtundenlang um ſie ſeyn.

Herr Adrian, ſobald er von ſeinem Freunde Wilmſen die Gewißheit erhielt, daß für Mariens Geſundheit nichts mehr zu befürchten ſei, war im Ganzen mit der Störung des Verlöbniſſes zufrieden. Jan's herriſches, wildes, ausſchweifendes Weſen hatte ihn immer abgeſtoßen, er hatte ſich ſchon zu lange daran gewöhnt, ſich Wilhelm als ſeinen Eidam zu denken, und nur die überſpannte Liebe zu ſeinem Kinde konnte ihn vermögen, zu einer andern Verbindung ſeine Einwilligung zu geben. Niemand aber war fröhlicher, als der alte, treue Jakob, der gleichſam mit triumphirender Miene herum ging, ſeine Freude nicht ver-

bergen konnte und ſtolz darauf war, daß er die Hand mit im Spiele gehabt.

Den Tag nach Wilhelms unglücklicher Verhaftung ſaß er nämlich ſein Pfeifchen rauchend vor der Thüre des Hauſes, da trat ein altes Weib zu ihm und fragte nach ſeinem Namen und ob er nicht Herrn van Kuylen's, des Kaufmanns von Batavia, Diener ſei? Er bejahte es, und nun ſagte ihm das Weib, daß eine junge, hübſche Frau mit einem Kinde in ihrer Wohnung ſich befinde und ihn zu ſprechen wünſche; ſie iſt recht hübſch, ſetzte ſie hinzu: und wohl eine Liebſchaft von Euch aus Indien. — Er folgte dem Weibe und fand Eva dort, von Verzweiflung und Liebe nach Europa getrieben.

Der alte Jakob, der an allem mit Theilnahme hing, was zum Hauſe ſeines Herrn gehörte, freuete ſich aufrichtig, Eva zu ſehen und nöthigte ſie, doch gleich mit zu ſeiner Herrſchaft zu kommen, die ihrer ſehr bedürfe. —

Und Marie? rief Eva haſtig.

Hat das Licht ihrer Augen —

Und Jan de Witte?

Den ſah ſie das erſte Mal für Herrn van Eyl an und ſank ihm um den Hals.

Sie ſank ihm um den Hals? ſchrie Eva: Sie liebt ihn?

Unglücksrabe! ſprach Jakob, dem die Prophezeihung der Malaiin erinnerlich wurde.

Sie muß ihn lieben, denn Wilhelm iſt häßlich — Jan ſchön wie ein Gott! Ach, ich habe es geahnet, gefürchtet — es trieb mich her aus Batavia, wo ich im Verborgenen meine Schande tragen wollte. Sieh her, alter Jakob, ſagte ſie und hob das rothe Tuch vom Bette: das iſt mein — das iſt Jan de Witte's Kind!

Raſende, rief Jakob aus: was willſt Du beginnen?!

Dem Vater das Kind bringen — um ſeine Liebe betteln — und reicht er mir dieß Almoſen nicht — mich rächen!

Nun freilich — ſo taugſt Du nichts in unſerem Hauſe! ſagte der ehrliche Alte kopfſchüttelnd.

O, nur einmal laß mich ſie ſehen — ich muß ſie ſehen, wenn die Augen hell ſtrahlen und ſie im Glanze der Schönheit daſteht.

Eva! rief der Alte drohend.

O Du irreſt! — Ihn könnte ich morden, ſähe ich ſie liegen in ſeinem Arme, aber nicht

meine gute Herrin, der ich Alles, auch meine Liebe, mein Leben opfern könnte.

Jakob ging, versprach wieder zu kommen und unterdeß zu überlegen, wie die Sache zu bewerkstelligen sei. Als er aber schon am folgenden Tage die Verhältnisse näher durchschaut hatte, stieg der Gedanke in ihm auf, Eva zu gebrauchen, Mariens unglückliche Neigung zu Jan zu zerstören. — Evens Stimme war es, die an jenem Abende das fürchterliche: Ich verdamme Dich! ausrief — und auch Jakob hatte sie bei der Verlobung herbeigeführt.

20.

Noch hütete Marie das Bett, das Fieber hatte sie noch nicht verlassen, auch waren ihre Augen vom Weinen entzündet und Herr Wilmsen traf sorgsam alle Vorkehrungen dagegen. Elisabeth wich nicht von ihrer kranken Freundin, doch Eva blieb immer unsichtbar, Marie verlangte sie nicht. Von Wilhelm, von Jan kamen keine Nachrichten.

Am dritten Tage wurde es lebhaft auf den Straßen. Der Pöbel trat in Haufen zu-

sammen, Kutschen fuhren häufiger als gewöhnlich, Soldaten marschirten. Endlich kam Herr Wilmsen; Freude glänzte im seinem Antlitz. Meine Freunde! rief er aus: hört! hört! in Veere haben sie den Prinzen zum Statthalter erklärt; in Dortrecht sind sie diesem Beispiele gefolgt; die orange Fahne weht dort auf den Thürmen. Der stolze Cornelius hat, gezwungen, den Rathschluß mit unterschreiben müssen, und — Gott sei gedankt — er hat damit das Todesurtheil der de Witte's unterzeichnet. Ich erzähle Ihnen das, bester Freund, sagte er, plötzlich innehaltend, zu van Kuylen: weil ich weiß, daß Sie einer der Unsrigen, gut prinzlich sind, und sich den Henker aus Ihren stolzen Verwandten machen. Kommen Sie, Freundchen, bei einem Glase ächten Bordeaux lassen Sie uns des Prinzen Gesundheit trinken!

Vater! rief bittend Elisabeth.

Nun, was willst Du einmal wieder? fragte der Alte empfindlich, daß er in seinem Freudenrausche gestört wurde.

Vater! sagte noch einmal Elisabeth und wies auf Mariens Krankenbett.

Gott, vergib mir meine Unbedachtsamkeit!

brummte Wilmſen und ſetzte ſich ſchnell an's Bett, ergriff ihre Hand und fühlte nach ihrem Puls. Hm! ſagte er: Ihr müßt Euch das nicht ſo zu Herzen nehmen, Marie! In der politiſchen Welt geht es, wie in der Liebe, Ebbe und Fluth wechſelt, und der geſchickteſte Steuermann kommt am erſten in den Hafen. Und überdies, fuhr er ſich vergeſſend, fort: dächt' ich ſollte Euch doch der kleine Johannes, der da im Körbchen ſo freundlich Euch entgegenlächelt, ein kühlendes Tränkchen reichen können, das Euch von Euerm Fieber befreien müßte.

Eliſabeth winkte wieder. Marie ſchwieg, aber der Arzt fühlte, daß der Puls immer heftiger ging und ſie ſehr angegriffen war. Er verordnete Medizin, Marie blieb ruhig, nahm ſie, ſchloß die Augen und ſchien zu ſchlummern; doch Eliſabeth, die genau ihre Art und Weiſe kannte, ſchüttelte verneinend den Kopf. Man ließ ſie allein. Als Wilmſen am Abend wieder kam, befand ſie ſich nicht übler, nur ſchmerzten ſie die Augen.

So vergingen einige Tage. Eines Morgens, als Eliſabeth allein bei ihr war, ſie den Kleinen vor ſich auf dem Bette liegen

hatte, und das Kind zu schreien anfing, sagte Elisabeth, ganz absichtlos: Der Kleine dürstet, ich will ihn hinaus bringen.

Laß die Mutter kommen, antwortete Marie: sie kann ihn hier sättigen!

Elisabeth sah sie verwundert an.

Nun ja, liebe Elisabeth, laß sie nur kommen, ich wünsche es!

Elisabeth ging und kehrte mit Eva zurück.

Da, nimm! sagte Marie und reichte ihr das Kind.

Eva setzte sich schweigend auf ein Tabouret in der Ecke des Zimmers und stillte den Schreienden. Starr sah Marie auf sie hin, dann fing sie plötzlich an bitterlich zu weinen und streckte die Arme nach Eva aus — die Malaiin sank an ihre Brust.

Noch lagen sie so Arm in Arm, als die Glocken tönten und ein wilder Lärm sich auf dem Marktplatze verbreitete.

Eva sprang auf, Elisabeth mit, sie Beide stürzten an's Fenster. Das wilde Geschrei der Menge hallte ihnen entgegen, Trompeten schmetterten, Kanonen donnerten, die Orange-Fahne wehte vom Rathhause und: orange boven! schrie die tobende Menge.

Der Prinz hält seinen Einzug! rief der alte Jakob. Die Staaten haben ihn als Statthalter anerkannt. Der Rathpensionair hat seine Aemter niedergelegt. Seht nur zum Fenster hinaus, der Prinz muß gleich kommen!

Doch die Frauen eilten bald vom Fenster hinweg nach dem Krankenbette, wo sie Marie mit dem Kinde spielend fanden. Sie schien den Lärm und Tumult nicht zu beachten und ihre ganze Aufmerksamkeit nur dem Kleinen zu widmen. Für Elisabeth hatte diese Stille etwas Peinliches, und es war ihr nicht unlieb, als Adrian sie abrief, um den Einzug des Prinzen zu sehen. Eva wollte folgen.

Bleib', Eva! brach Marie das Schweigen. Setze Dich zu mir! Den Kleinen dürstet noch.

Eva nahm das Kind aus ihrer Hand und sah sie bewegt an. Eine düstere Stille folgte nun. Eva sah auf ihr Kind, Marie starr vor sich hin. Endlich brach sie das Schweigen.

Eva! sagte sie mit gedämpfter Stimme: liebst Du ihn noch?

Nein, Marie! entgegnete Eva und nahm den Kleinen mit Heftigkeit von der Brust.

Du liebſt ihn nicht mehr? ſagte Marie bewegt.

Nein! nein! rief Eva heftiger.

Ach und er iſt doch ſo ſchön! ſeufzte Marie.

Auch der Böſe tritt in Engelgeſtalt unter die Menſchen, will er ſie verführen! rief Eva, und ihr Auge glühte. Ich ahnete es — ich zitterte vor dem Augenblick, wo Euch Gott Euer Augenlicht wieder ſchenken und Ihr ihn ſehen würdet; Ihr maltet Euch Euern Wilhelm immer ſo reizend, Eure Sinne waren geſchäftiger, als Euer Herz: deßhalb trieb mich auch die Eiferſucht, die Rache, aus Indien! — Nach einer Pauſe fuhr ſie mit Bitterkeit fort: Ihr habt Wilhelm van Eyk recht wehe gethan; er verdiente es nicht um Euch, er liebte Euch ſo treu — Ihr gabt ihm die blutige Locke, er gab der Blinden die ſeine, getaucht in ſein Blut! Ja, blutig, blutig muß es enden! rief ſie, heftig aufſpringend, aus und ſtreckte ihr Kind hoch in die Höhe und zitterte am ganzen Körper.

Marie ſchrie laut auf.

Eliſabeth ſtürzte herein. Wie ein Geiſt, langſam und geſpenſtig, ſchritt Eva, den

Kleinen auf dem Arm, neben ihr zur Thür hinaus.

Laß mich nie wieder mit ihr allein, sagte Marie bebend.

21.

Unter den Wechseln, die Herr Adrian an Wilhelm eingehändigt hatte, fand dieser auch ein Schreiben an Rabenhaupt Baron von Loucha, den Commandanten von Gröningen. Dieser brave Soldat war mehrere Jahre, im Dienste der Compagnie, in Ostindien gewesen, und während seines Aufenthalts in Batavia hatte ihn van Kuylen gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen; sie waren innige Freunde geworden. An ihn empfahl er seinen Pflegesohn. Rabenhaupt empfing den jungen Mann mit herzlichem Wohlwollen, und da Wilhelm äußerte, sich dem Dienste des bedrängten Vaterlandes zu weihen, so war er dem Commandanten doppelt lieb, da er besonders in diesem Augenblicke braver Leute bedurfte. Nur aus 1200 Mann bestand die Garnison von Gröningen, und schon rückte

Bischof Bernhard mit einem bedeutenden Heere zur Belagerung heran. Als Freiwilliger trat Wilhelm unter die Fahnen.

Still und eingezogen, von allen übrigen Kriegleuten entfernt, lebte er allein für sich. Die Vergangenheit deckte manche freundliche Bilder vor ihm auf, doch die späteren Tage verwischten sie schnell. Jan an Mariens Hand trat aus dem Hintergrunde jedes Gemäldes der frohen Jugendzeit grinsend hervor — die Zukunft nur erschien ihm freundlich und tröstend — der Tod, den er zu finden hoffte, endete ja Alles, seinen Gram und Schmerz und auch die unaussprechliche Sehnsucht, die er nach der blinden Marie noch jetzt in seinem Innern fühlte. Die Nachricht, die nach Gröningen erscholl, daß der Prinz zum Statthalter ernannt, Johann de Witte seiner Aemter verlustig und die Löwensteiner Partei so gut wie überwunden sei, stimmte ihn nur für Augenblicke freudig; denn mit seiner erlangten Freiheit, wohl mehr noch mit dem Fall der de Witte's, war die Rache in seinem Herzen erloschen, er hatte für den Augenblick nur noch den einzigen Wunsch — den Feind nahen zu sehen.

Dieser Wunsch wurde ihm bald gewährt. Vor der Nordseite der Stadt lagerte sich Bernhard von Galen mit seinen Völkern, die Südseite umgaben die Truppen des Kurfürsten von Köln.

Der Einzige, der sich dem düstern, finstern van Eyk näherte, war Anselm Rabenhaupt, der Sohn des Commandanten, welcher eine Fahne Fußvolk befehligte; zu ihr gesellte sich Wilhelm.

Anselm, ein froher, lebenslustiger Mann, dem das Leben freundlich entgegen lachte, war Soldat aus Neigung und scheute wahrlich den Tod nicht, ohne ihn jedoch zu wünschen. Seiner Leitung übergab sich Wilhelm, und gleich bei dem ersten Ausfall, wobei der brave Commandant die Feinde aus den Trancheen trieb, focht er an seiner Seite. Ueberall, wo Freiwillige aufgefordert wurden, war van Eyk.

Neben ihm sanken Lebenslustige nieder — er stand unversehrt, unverwundbar — Wochen vergingen, der Tod hatte sich ihm so oft gezeigt — nie ihn gefaßt. Als der Bravsten einen erkannte ihn die Besatzung, und der mürrische, von allen früher gemiedene Jüng-

ling war nun geehrt, geliebt; denn nirgends wo man kämpfte, fehlte van Eyk, dem geringsten Scharmützel hatte er beigewohnt und mit verzweifeltem Heldenmuthe gefochten.

Wilhelm von Oranien schickte jetzt einen bedeutenden Heerhaufen zum Entsatze von Gröningen, da zog der Bischof schleunig ab. Rabenhaupt's Muth und Einsicht hatte Gröningen den Staaten erhalten und Bernhard von Galen in der vierwöchentlichen Belagerung den größten Theil seines Heeres und seinen Ruhm vor den Wällen dieser Stadt eingebüßt.

Gleich nach diesem Ereignisse beschied Rabenhaupt den van Eyk zu sich und gab ihm den Auftrag, mit seinem Sohne nach dem Haag zu gehen, um dem Prinzen die frohe Botschaft des Entsatzes zu bringen.

Ich halte es für meine Pflicht, diese Gelegenheit nicht vorbeigehen zu lassen, Euch, braver Jüngling, dem Prinzen zur Beförderung zu empfehlen. Reiset schnell ab mit meinem Sohne.

Diese Botschaft ergriff ihn sonderbar — gehorchen mußte er, und doch war ihm der Haag das Grab seines Glückes. Nie dahin zurückzukehren hatte er beschlossen, und schon

jetzt gebot das Schicksal anders. Er reiſte mit Anſelm Rabenhaupt ab.

22.

Mit ſchmerzlichem Gefühle ſah er die Thürme von Graafenhaag; immer raſcher rollte ſein Blut, je näher er dieſer Stadt kam, wo noch vor wenigen Wochen die Hoffnung ſeines Lebens zertrümmert, alle freundliche Träume ſeiner Jugend zerſtört worden waren. Er ritt ſchweigend und ſinnend zum Thore hinein. Der Weg führte ihn vor dem Voorpoort, dem Gefängniſſe, vorbei, wo er vor kurzem noch ſchmachvoll geſeſſen hatte. Alles war dort in Bewegung, der Pöbel hatte ſich in die Gaſſe gedrängt, er mußte halten und ſich bittend einen Weg bahnen. Da ſah er hinauf zu dem Fenſter ſeines Gefängniſſes und ihm ſchallte die laute Stimme des Stockmeiſters entgegen, der, ſein ſchwarzes Käppchen auf dem Kopfe, zu einem untern Fenſter durch das Gitter blickte.

J, guten Tag, Herr van Eyk! rief er herunter und nahm ſein Mützchen ab. Ei,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18749/029

ſieh da, wie ſtattlich! Gelt, auf einem frieſiſchen Roſſe da ſitzt ſich's beſſer, als hier oben bei mir?

Dank' Euch ſchönſtens, Dirks! rief ihm Wilhelm freundlich entgegen. Doch ſagt mir, was bedeutet der Auflauf?

Heute mir, morgen Dir! rief dieſer herunter — Haben den ſtolzen Cornelius de Witte eben aus der Kaſtellanei hierher gebracht — lebte nur der arme Jakob van der Graaf noch, jetzt krümmte ihm niemand ein Haar mehr. He da, Ihr guten Leutchen! rief er mit kreiſchender Stimme: macht dem Herrn da Platz, er iſt ein ächter Prinzlicher! — He da! ſo hört doch; hat auch hier geſeſſen von wegen der de Witte's.

Es lebe der Prinz! rief das Volk und machte ihm Platz. Wilhelm ſtimmte in ihren Ruf ein und gelangte ſo, jedoch nur mit vieler Mühe, durch die Menge.

Als er nun über den Markt ritt, wagte er es ſich nicht, hin nach dem Hauſe zu blicken, wo van Kuylen wohnte. Schau' doch dort links hinauf nach jenem Eckhauſe, ſagte er zu Rabenhaupt: in dem erſten Stocke im Erkerzimmer, ſiehſt Du da nichts?

Zwei Frauen stehen am Fenster, hinter ihnen ein junger Mann! erwiederte dieser.

Genug! rief Wilhelm, und gab seinem Friesländer die Sporen.

Halt! Halt! schrie es hinter ihnen: Halt, junger Herr!

Rabenhaupt hielt, und rief dem forteilenden van Eyk zu: So warte doch, der alte Mann kann ja nicht mehr.

Wilhelm wendete sein Roß, und vor ihm stand der alte Jakob, der seine Zügel faßte und das Roß nach van Kuylen's Haus zu führte.

Was machst Du, Alter! rief Wilhelm ärgerlich.

Nun, Sie werden doch vor Ihres Vaters Wohnung nicht vorbei reiten! sagte der Alte freundlich und zog das Pferd immer hinter sich her.

Wilhelm bat und fluchte, nichts half, der Alte ließ den Zügel nicht fahren. Endlich sagte Rabenhaupt: Laß los, Alter, oder Du bekömmst es mit mir zu thun! Wir haben Eile — der Herr hier muß zum Prinzen; wir kommen bald wieder, gedulde Dich nur.

Jakob ließ bei des Prinzen Namen den

Zügel ehrerbietig los, und Wilhelm sprengte fort.

Marie hatte mit Elisabeth und deren Bruder, der auf einige Zeit vom Heere nach dem Haag gekommen war, im Erker am Fenster gestanden, als diese Reiter über den Markt getrabt kamen.

Sehen Sie, rief der Offizier: die Herren bringen gewiß gute Botschaft; sie sind, wie mir deucht, aus Friesland und eilen gar sehr.

Welch eine Aehnlichkeit! rief Elisabeth.

Mit wem? fragte Marie, jetzt erst hinblickend.

Mein Gott! Ja! rief Elisabeth aus, indem sie das Fenster aufriß. — Sieh den alten Jakob, wie er läuft!

Er ist's! schrie Marie, und sank nieder.

Da trat Eva herein, ihr folgte van Kuylen, der den Schrei seiner Tochter gehört hatte — auch der alte Jakob keuchte hinterdrein und rief: Lieber Herr, lieber Herr! er ist da! er ist da!

Und wer? — mein Gott, was ist schon wieder? sagte der alte Herr.

Wilhelm, Euer Sohn! schrie der Alte, vor Freude trunken.

Wilhelm?! rief van Kuylen. Wilhelm?! jauchzte Eva, und schrie der ohnmächtigen Marie entgegen: Er ist da! er will sein blutig Pfand einlösen. Erwache Schläferin!

Fort, Eva, Du bist toll! rief Herr Adrian mit Unmuth. Du, Jakob, laß anspannen! und Ihr, Hauptmann Wilmsen, habt wohl die Güte, Euern Vater zu holen, er ist uns jetzt sehr von Nöthen!

Der Arzt kam. Marie war schon wieder zu sich gekommen und ging ihm freundlich entgegen.

Verzeiht, lieber Herr Wilmsen, sagte sie: mein guter Vater ist so besorgt um mich — mir ward nicht wohl, deßhalb schickte er so schnell — jetzt ist es aber schon vorüber.

Wilmsen ahnete gleich die Ursache von Mariens Uebelbefinden. Auch er hatte Wilhelm erkannt, da er sich durch das Gewühl des Volks an dem Voorpoort durchdrängte, und überdies wußte er, daß nach der Gefangennehmung des Bürgermeisters von Dortrecht Jan wieder zu seinem Ohm, dem Rathpensionair, nach dem Haag zurückgekehrt war und sich schon seit mehreren Tagen daselbst verborgen hielt. Er fürchtete von dem Zu-

sammentreffen dieser beiden Jünglinge unglückliche Begebenheiten, die auf Mariens Gesundheit nachtheilig wirken mußten. Um auf Beide den Eindruck zu mildern, wenn sie Marie wieder sehen sollten, hatte er schon auf dem Herwege einen Plan ausgedacht, wodurch er hoffte, die Gemüther abzuspannen. Mariens Augen litten sehr, er fand sie ungemein erhitzt; er verordnete kühlende Umschläge und eine Binde deckte von neuem ihre Augen, die er verbot, unter keinen Umständen, selbst bei Nacht nicht, abzunehmen. Theils befahl der Arzt diese Vorsicht, theils war es der sorgsame Freund, der dieß Mittel wählte, Marie den Jünglingen wieder so darzustellen, wie sie in Batavia gewesen war. Die Binde sollte der Schleier seyn, der die neuern Begebenheiten bedeckte.

Nun saß Marie wieder mit verbundenen Augen, wie in den Tagen von Jacatra, auf ihrem Sessel und hielt den kleinen Johann vorsichtig in ihren Armen — die sorgsame Mutter stand vor ihr mit schützenden Händen, daß ihrem Lieblinge kein Unglück begegne, und Elisabeth sah mit theilnehmendem Blicke auf die Gruppe nieder und dachte: wäre es

nicht glücklicher für Dich arme Blinde gewesen, Dir wäre nie das Licht deiner Augen wieder geworden!

Viel, sehr viel hatte sich während Wilhelms Aufenthalt in Gröningen in der äußern und innern Lage der Generalstaaten geändert. Die Franzosen machten immer noch bedeutende Fortschritte und das Vaterland hoffte nur Rettung von dem Oranier. Der Rathpensionair, die Seele der Löwensteiner Partei, lebte in stiller Eingezogenheit; das Volk beschuldigte ihn, wohl mit Unrecht, des Verraths an Frankreich. Cornelius, der Bürgermeister von Dortrecht, wurde sogar von einem zweideutigen Menschen, Namens Tichelaar, angeklagt, daß er ihn gedungen habe, den Prinzen von Oranien zu morden. Er wurde festgesetzt und, trotz der Protestation von Dortrecht, daß ihr Bürgermeister nicht anderswo, als bei ihnen gerichtet werden könnte, nach dem Haag in's Gefängniß gebracht.

So standen die Sachen, als Rabenhaupt und van Eyk nach dem Haag kamen, wo man eben Cornelius de Witte aus der Castellanei nach dem Gefängnisse des Voorpoort gebracht hatte.

Die beiden jungen Krieger wurden von dem Prinzen von Oranien sehr gnädig aufgenommen. Dem Ueberbringer einer frohen Botschaft wird gemeiniglich dieß Glück zu Theil, überdies hatte der alte Rabenhaupt so viel Gutes von Wilhelm in seinem Schreiben gesagt, seinen ausgezeichneten Muth, den er bei allen Gelegenheiten bewiesen hatte, besonders aber seinen Haß gegen die Löwensteiner gerühmt, so daß ihm der Prinz, für ihn eingenommen, eine Stelle bei seinen Leibtrabanten anbot.

Dankend schlug Wilhelm das Anerbieten aus. Er bat nur um die Erlaubniß, als Freiwilliger den Feldzug um die Person des Prinzen mitmachen zu dürfen. — Dieß konnte ihn ja früher und schneller seinem Ziele entgegen führen.

Der Prinz gewährte ihm diesen Wunsch und befahl ihm, hier zu bleiben und ihn zu erwarten, da er jetzt eben in's Lager sich begeben müsse, in wenigen Tagen aber wieder nach dem Haag zurückkehren würde, wo das Weitere dann seinetwegen geordnet werden sollte. Sein Freund Rabenhaupt aber nahm den Posten eines Hauptmanns bei der orani-

schen Garde, wie dieses Corps damals genannt wurde, mit Freuden an, und trat noch am nämlichen Tage an die Spitze der ihm zugetheilten Compagnie, die so eben im Haag im Quartier lag.

Auf dem Wege von Gröningen bis hierher hatte Wilhelm nur dem Gedanken nachgehangen: was wirst du im Haag beginnen? Sollst du deinen Wohlthäter, deinen Vater aufsuchen? Sollst du Zeuge eines Glückes seyn, das dein eigenes zerstörte — sollst du Marie in den Armen de Witte's ruhig sehen können, ohne daß Eifersucht und Wuth dich zu verzweifelnden Schritten treibe? Oder sollst du dich verbergen und niemand der Deinigen dich zeigen? Er hatte über diese Fragen nie mit sich einig werden können, und war es auch jetzt noch nicht, als er mit Rabenhaupt in das Gasthaus zum Elephanten gegangen war. Rabenhaupt ordnete das Gepäck. Wilhelm ging im andern Zimmer auf und nieder, und die peinliche Frage: was sollst du thun? stieg wieder quälend in ihm auf. Sich nicht zu rächen, nichts zu thun, was seines guten Pflegevaters Ruhe, was Mariens Glück stören könnte, das war

fest in ihm beschlossen, aber das war auch alles.

Doch schnell entschied das Schicksal selbst. Herr Adrian stürzte herein, drückte ihn an sein Herz, und Jakob, der alte, treue Jakob, küßte seine Hand.

Mein Sohn! mein lieber, mein guter, mein braver Sohn! rief schluchzend der alte van Kuylen. — Mein werther, lieber, junger Herr! der alte Jakob.

Rabenhaupt kam herbei, doch zog er sich ehrfurchtvoll zurück; er hielt es für Sünde, einen so seligen Moment zu stören.

Nun komm mein lieber Wilhelm! komm mit mir nach Hause; Jakob wird schon alles ordnen und packen, und Deine Sachen hinbesorgen. Dein Zimmer ist noch, wie es war, das Buch noch aufgeschlagen, in dem Du zuletzt lasest, und Dein Papagay ruft Dir gewiß gleich sein: Wilm, Wilm! komm, komm! entgegen. Geschwind, mein Sohn! Er zog ihn nach der Thür.

Guter Vater! antwortete Wilhelm und setzte heitere Ruhe dem Ungestüm des Alten entgegen: daß Ihr mich gern in Euerm Fa-

milienkreise sehen würdet, deß war ich gewiß, aber —

Alle! Alle! auch Eva! sie singt und springt und freuet sich, daß Du wieder da bist —

Und Marie de Witte? fragte Wilhelm stockend.

Was, de Witte? brummte der Vater: was de Witte? — Marie de Witte kenne ich nicht; Marie van Kuylen —

Marie van Kuylen? nicht Marie de Witte? unterbrach ihn Wilhelm.

Aus der Verlobung ist nichts geworden, viel weniger aus der Hochzeit, platzte Jakob heraus. Die malaiische Hexe kam mit einem bräunlichen Witte, und das habe ich gar pfiffig angefangen.

Ja, guter Wilhelm, Marie ist frei, unterbrach Herr Adrian den schnellen Gang von Jakobs Zunge.

Ihre Hand, Vater, wohl noch, doch ihr Herz? sagte van Eyk wehmüthig.

Schweigend senkte der Vater den Blick.

I was, unterbrach Jakob diese Stille: kommt Zeit, kommt Rath, — mit der Zeit bricht man Rosen, — alte Liebe rostet nicht,

— wählen Sie aus den drei schönen Sprüchelchen nur eins, und es ist schon zur Hoffnung genug. Kommen Sie nur.

Nun, wohlan! sagte Wilhelm: ich folge der innern Stimme, die mich hin zu ihr zieht; ist es zu ihrem Weh, so vergib es, mein Vater dort oben!

Als Herr Adrian und Wilhelm sich dem Zimmer näherten, tönten ihnen die wohlbekannten Töne einer Laute entgegen; leise öffnete Herr Adrian die Thür. Da zeigte sich Wilhelmen ein Bild der vergangenen glücklichen Tage. Marie saß am Fenster, die Binde vor den Augen, die Laute in der Hand, und vor ihr saß Eva, den Kopf in ihren Schooß gelegt — Alles, Alles so wie einst. Ach, die nahe, so trübe Vergangenheit war verschwunden, die glücklichen Tage von Jacatra, die seligen Stunden der Liebe traten zauberisch vor ihn; selbst die Melodie, die wohlbekannte — es war der Blinden Abendlied — tönte nur kannte er die Worte nicht; sie sang:

Holdes Licht du strahltest meinem Blick!
Ich erwachte aus dem langen Schlummer,
da umgab mein Lager Schmerz und Kummer,
und mein Jugendtraum entfloh dem ersten Blick!

Schattennacht! umgib die arme Blinde,
dein Gefieder lösch' der Augen Licht;
aber ach! die düst're, dunkle Binde
deckt ja doch die inn're Flamme nicht!

Es folgte eine ahnungvolle Stille. Weinet nicht, Marie! unterbrach Eva das Schweigen und sah theilnehmend an ihr auf: es schadet Euern Augen. Herr Wilmsen sagt es ja so oft, und Ihr könntet am Ende gar wieder blind werden.

Gott ist gerecht! rief Marie aus. Wie ich es verdiene, so wird es mir werden!

Herr Adrian trat vor. Eva sah sich um — Wilhelm! rief sie außer sich, und lag in des Jünglings Armen.

Ha! Ihr seyd's, Wilhelm? sagte Marie und stand auf, ihm entgegen zu gehen. Verzeiht, daß ich Euch so empfange; ich darf das Tuch nicht abnehmen, Herr Wilmsen hat es verboten. Setzt Euch zu mir, fuhr sie fort und streckte die Hand nach ihm; seyd mir willkommen — willkommen als mein Bruder!

Als Euer Bruder? fragte van Eyk, und ein Gemisch von Herzlichkeit und Bittere lag in seinem Tone.

Nun ja! rief der Vater übellaunig; doch

das nachher. Setzt Euch nur! Eva, bring' Wein und vier Gläser, wir alle müssen Wilhelms Gesundheit trinken.

Marie hatte nach Wilhelms Hand gefaßt und sagte verlegen: Erst an diesem Morgen habe ich die fatale Binde umthun müssen; meine Augen sind so entzündet, verzeiht ja!

Marie! sagte Wilhelm, aus seiner Besonnenheit gebracht: dieser Anblick ruft mir ja die frohen, herrlichen Tage von Jacatra zurück! Euer Gesang —

Ach! habt Ihr ihn gehört? fragte Marie.

Nun, laßt das! laßt das! rief der Vater und nahm den Teller mit den Gläsern und Flaschen Margarethen aus der Hand. Du darfst nur ein halbes Glas trinken, Marie, Deiner Augen wegen, aber herzlich gemeint ist demungeachtet deine Gesundheit, nicht, mein gutes Kind?

Ein leiser Druck ihrer Hand war für Wilhelm die beredteste Antwort.

Der Vater schenkte ein. Wo bleibt denn Eva? fragte er Margarethe. Geh', rufe sie; sie soll kommen und auf meines Sohnes Gesundheit trinken!

Eva kam, das Kind auf ihrem Arm; sie

reichte es Wilhelm entgegen. Küßt es, Wilhelm! rief sie. Küßt es! es ist Euer Schutzengel! Van Eyk entzog seine Hand Marien und nahm den Kleinen und liebkoſete ihn. Es ist de Witte's Kind! rief sie aus: sein Kind —

Schweig' und störe diese Freudenstunde nicht mit Deinem tollen Geschrei! unterbrach sie Herr Adrian sehr ernst.

Soll ich denn immer verbergen, wie es mir ums Herz ist? sagte sie finster, nahm das Kind von Wilhelms Schooße und ging.

Elisabeth kam. Sie stuzte, als sie Wilhelm hier sah; trat ihm freundlich entgegen und hieß ihn herzlich willkommen.

Da habt Ihr Euern Schützling wieder! sagte van Kuylen lächelnd. Elisabeth erröthete. Marie sprach nicht ein Wort, sie schien in Gedanken versunken. Elisabeth setzte sich zu ihr, und Herr Adrian winkte Wilhelm mit ihm zu kommen.

Auf seinem Zimmer erklärte nun Herr Adrian dem jungen Manne, warum ihn Marie vorhin als Bruder empfangen hätte. Es bedürfe nur seines Willens, das Geschenk anzunehmen, doch dringe er nun vor der Hand

nicht in ihn, denn wer weiß, setzte er freundlich hinzu, wie sich die Dinge alle noch anders und besser gestalten können. Wilhelm schlug sein Anerbieten wohl jetzt aus keinem andern Grunde aus, als den ihm die Ehre vorschrieb, und war durch nichts zu bewegen, seine alte Wohnung zu beziehen. Laßt mich jetzt, sagte er; bis sich der Horizont meines Lebens aufhellt, laßt mich fremder unter Euch werden, vielleicht, setzte er stockend hinzu, ist es so besser!

24.

An diesem nämlichen Abende ging Wilhelm mit Rabenhaupt auf der Straße, des schönen, hellen Mondscheins zu genießen. Sie sprachen von ihren Kriegbegebenheiten und der Zufall führte sie unbemerkt nach der Gegend der Voorpoort.

Sonderbar! sagte Wilhelm: Da oben, wo das matte Licht aus dem kleinen, vergitterten Fenster scheint, da saß ich vor sechs Wochen durch Jan de Witte's Rache. Sein Ohm Cornelius wendete alles an, mich auf das

Schaffot zu bringen, selbst der arme Jakob van der Graaf mußte wegen mir peinlich vernommen werden, und jetzt sitzt der nämliche allgewaltige Mann vielleicht in demselben Kerker, der sich hinter mir schloß — furchtbare Wendung des Schicksals!

Ja wohl! sagte Rabenhaupt: denn eben heute hat man den Bürgermeister auf die Folter gespannt, er soll bekennen, daß er den Prinzen durch Tichelaar hat wollen ermorden lassen. Ich glaube es nicht, dazu ist Cornelius de Witte zu groß, um Meuchelmörder zu dingen. Aber sonderbar und schrecklich ist es, daß der Fluch des van der Graaf so früh in Erfüllung gegangen ist, de Witte hat sich aber standhafter benommen wie jener. Während der Marter rief er seinen Richtern die Stelle aus Horaz entgegen:

> Justum ac tenacem propositi virum
> non civium ardor prava jubentium
> non vultus instantis tyranni
> mente quatit solida, *)

und bekannte nichts.

---

*) Den Mann, der gerecht ist und beharrlich in dem, was er sich einmal vorgenommen, erschüttert nicht die zügellose Wuth der gebietenden Bürger, nicht der Blick des drängenden Tyrannen, in seinem festen Sinn.

Groß, wahrhaft groß! rief Wilhelm: Und wird er wohl freigesprochen werden?

Morgen wird über ihn gesprochen, wer weiß?

Ich fürchte, er ist verloren! sagte Wilhelm.

Noch nicht! rief eine Stimme hinter ihnen — noch waltet die Gerechtigkeit in Holland, das der großen Männer jetzt wahrlich nicht zu viel hat, um die wenigen noch auf das Blutgerüste zu führen.

Jan! rief Wilhelm erstaunt.

Zitterst Du schon bei meinem Tone, Weichling? — so vergehe bei meinem Anblick! — Er warf den Mantel weg und rückte den tiefen, runden Hut aus seinem Gesichte, und vor ihm stand Jan bleich und hager, alle quälenden Leidenschaften in seinen bewegten Zügen ausgedrückt.

Jan! sagte Wilhelm gelassen: wüßt' ich doch nicht, warum ich vor Dir zittern sollte — mein Gewissen ist rein — Du bist mir fremd geworden, und was Du an mir verschuldet hast, sei Dir verziehen.

Verziehen? lachte Jan wild: Du armer Wicht! mir, einem de Witte, verzeihen wollen! Deine Feigheit ist sehr gnädig.

Herr

Herr Jan de Witte, fiel ihm Rabenhaupt in die Rede: Ihr sprecht in einem Tone, der nicht anständig ist.

Was kümmert Euch das, hat er Euch etwa gedungen, für ihn zu fechten? Die Krämerseele kennt keinen Dolch, als seine Zunge.

Jan! rief Wilhelm ernst und legte die Hand an den Degen: länger dulde ich Deine Schmähung nicht.

Ha ha! rief jener: hätte ich ahnen können, daß Du eine Wehre bei Dir gehabt, längst hätte meine spanische Klinge den Weg zu Deinem Herzblute gesucht. — Er zog; Wilhelm setzte sich zur Wehre.

Nun wohlan, de Witte! rief Wilhelm: versuche den Krämer!

De Witte! murmelte es hinter Jan. Er sah zurück, drei Vermummte traten hinter ihn.

Auf Morgen! rief Jan dem verwunderten Wilhelm entgegen, sprang an ihm vorbei und entfloh. Die Vermummten wollten ihm nach.

Halt! riefen Wilhelm und Rabenhaupt.

Halt, laßt ihn — Es ist ein de Witte! schrieen die Vermummten.

Sei er es! sagte Wilhelm bestimmt und

hielt seinen Degen vor. Was wir hier mit einander abzumachen hatten, war ein ehrlicher Streit, der Euch nicht kümmert.

Wer seid Ihr? rief der Eine trotzig.

Ich bin Heinrich Rabenhaupt, Hauptmann in der Oranischen Garde, und dieser mein Freund, Wilhelm van Eyk, Freiwilliger im Dienste des Prinzen.

Dann haben wir von Euch nichts zu fordern.

Und wer seid Ihr? fragte Wilhelm.

Das kümmert Euch nicht — morgen werdet Ihr uns schon kennen lernen! Sie gingen längs der Voorpoort und verschwanden in einer Nebengasse.

25.

Am andern Morgen in aller Frühe gab ein Unbekannter im Gasthofe zum Elephanten einen Brief an Wilhelm van Eyk ab. Er erbrach ihn, er war von Jan de Witte, der ihn vor die Amsterdamer Poort den Nachmittag um 3 Uhr mit seinem Secundanten bestellte, wo sie auf Leben und Tod die alte

Sache abmachen wollten. — Meine Losung sei: Marie! so endete der Brief.

Wilhelm faltete ihn ruhig zusammen und gab ihn an Rabenhaupt mit der Bitte, ihn heute zu begleiten.

Gern, mein guter van Eyk! sagte dieser: haben wir doch schon manchen blutigen Tag zusammen verlebt. Wollen mit dem Prahler schon fertig werden und ihn nicht ohne derbe Züchtigung von uns lassen. Doch Wilhelm nahm die Sache ernster. Ihm that es weh, dem Neffen seines Wohlthäters gegenüber zu treten, und Marie — ach, so manche Erinnerungen traten wieder hervor, er ertappte sich selbst auf so manche Schwäche. Nach einiger ruhigen Ueberlegung besprach er sich mit Rabenhaupt über das Weitere und beschloß, die übrige Zeit bis zur entscheidenden Stunde, vielleicht zum letzten Male, bei seinem guten Pflegevater zuzubringen.

Er trat ein. Marie war heiterer als gestern, hatte aber noch die Binde vor den Augen. Elisabeth war auch gegenwärtig; Eva saß still am Fenster. Da kam der alte Wilmsen schnell über den Markt gegangen. Mein

Vater bringt irgend eine Botschaft, rief Elisabeth: gebe Gott eine gute.

Kinder! rief der Arzt, als er athemlos in die Stube stürzte: bleibt zu Hause! Du, Elisabeth, bleibst hier, gehst nicht aus der Stube; ich fürchte Aufruhr. Das Urtheil des Cornelius ist gesprochen. Er ist seiner Würden entsetzt, aus Westfriesland und Holland verbannt. Der Pöbel ist in Bewegung. Eben ist der Rathpensionair mit Jan zur Voorpoort gefahren, sie wollen den Bürgermeister wahrscheinlich abholen.

Kaum hatte er geendet, so sah man auch schon Bewegungen auf dem Markte; die Häuser wurden geschlossen, Bewaffnete liefen durch die Straßen. Gesindel mit Aexten und Knüppeln strömten unter dem Rufe: „Es lebe der Prinz von Oranien! Es lebe der Admiral Tromp!" über den Marktplatz.

Schon ertönte die Sturmglocke. Ein Haufen Reiter sprengte nach der Voorpoorte zu, ihm folgte ein anderer. Jetzt kam eine Compagnie Bürgerwache, die Hüte mit orange Bändern geschmückt, doch hinter ihnen und um sie wogte der Haufe mit tollem, jauchzenden Geschrei: „Waffen! Waffen! Mord!

Verräther!" so strömte Alles über den Markt im wilden Getümmel.

Wilhelm hatte schon längst seine Wehr umgeschnallt und kämpfte gegen Wilmsen, den alten Jakob und van Kuylen, die ihn zurück hielten. Selbst Marie und die Andern beschworen ihn, sich nicht unter die Menge zu wagen; da er aber sich nicht zurückhalten lassen wollte, so rief Marie ihm in höchster Verzweiflung zu: Kannst Du die Rache nicht einem Höhern überlassen? Da sah er die Blinde mitleidig an und blieb wie gebannt am Fenster stehen.

Jetzt rückte Rabenhaupt mit der Oranischen Garde vor das Rathhaus; zwei Kanonen wurden aufgefahren. Der Lärm wurde immer stärker, die Menschenmasse wogte immer mächtiger nach der Voorpoort zu. Unter wildem Geschrei: „Nieder! nieder mit den de Witte's!" rückte jetzt ein geregelter Haufe über den Markt, den Rabenhaupt vergebens zu zerstreuen suchte. Da stürzte Wilhelm, als trieben ihn die Furien, zur Thür, zum Hause hinaus.

Da geht er! rief Jakob: Da spricht er mit dem Hauptmann der Garde, mein Gott,

mit sechs Andern eilt er fort! Seht, noch einmal blickt er herauf — nach der Voorpoort zu geht's!

Gerechter Gott, er läßt Jan morden! schrie Marie.

Bewahre der Himmel, Jungfer! sagte Jakob: Herr van Eyk ist ein frommer Herr, so etwas thut er gewiß nicht!

Dem falschen, treulosen, bösen Mann,
Dem werde die Freude zum Weh' —
Wer sich an dem Treulosen rächen kann,
Der singe ein Liedchen, Juchhe!

So sang jetzt plötzlich Eva das malaiische Lied, und tanzte wie wahnsinnig in der Stube umher. Stoß' nur zu, stoß' nur zu, in sein untreues Herz! rief sie: Thue es nur, Wilhelm, räche Dich und mich! Sie stieß den alten Jakob von sich, der sie in ihrem Treiben aufhalten wollte, und schien selbst die Drohung van Kuylen's nicht zu hören. Da nahm Wilmsen das Kind, das in der Wiege schlummernd lag, und reichte es ihr. Sie sah es an, drückte es an ihre Brust, weinte bitterlich und sank erschöpft Marien zu Füßen. Vergib, Herrin! rief sie aus: Ihr kennt den Schmerz der verstoßenen Mutter noch

nicht, verzeihe deiner Eva. — Marie streichelte ihre Wangen und suchte sie zu beruhigen.

Kommt, Kinder! sagte Wilmsen: kommt aus dieser Stube, vom Fenster weg, das ist kein Aufenthalt für Weiber; geht in des Vaters Zimmer, dort könnt Ihr ruhig seyn. Elisabeth, mehr noch Marie, sträubten sich. Ihr sollt alles erfahren, geht nur — ich bleibe schon hier! — Sie gehorchten, und Eva wurde auf ihrem Zimmer zur Ruhe gebracht.

26.

Der Lärm und Aufruhr wurde immer wilder. Jetzt kamen die Reiter in geordneten Haufen zurückgesprengt und jagten nach dem entgegengesetzten Thore. Rabenhaupt mit seinem Geschütz folgte. Man hatte ausgesprengt, die Bauern seien im Anzuge, den Haag zu plündern; so waren die letzten Truppen, mit denen man den Aufruhr vielleicht noch hätte stillen können, entfernt.

Wilhelm war indeß mit seinen Begleitern bis vor das Gefängniß gedrungen. Bedacht-

ſam hatte er ihnen verboten, in nichts dem Pöbel Einhalt zu thun, ihm nur blind zu folgen und Alles zu thun, was er thäte. Er fand vor dem Gefängniß die Kutſche des Rathpenſionairs, welche der Pöbel zurückwies. Die Reiter hatten bis jetzt noch leidliche Ordnung gehalten, aber ſo wie ſie abgezogen waren, wurden die Bürger-Compagnieen leicht überwältigt, die auch eben keine große Gegenwehr zu thun geſtimmt ſchienen. — Mit Aexten und Gewehren wurden die äußern Thore des Gefängniſſes beſtürmt. Wilhelm war mit den Seinen einer der erſten am Thor. Neben ihm arbeitete ein baumlanger Mann, der, ſo wie es ſchien, den Trupp der Anführer befehligte, denn man folgte überall ſeinem Wort; dieſer Mann ſah auf einmal Wilhelm und ſeine Soldaten ſcharf an. Seid Ihr nicht Herr Wilhelm van Eyk? rief er ihm zu.

Zu dienen! antwortete Wilhelm mit Entſchloſſenheit: und ich bin hier, mich an den de Witte's zu rächen!

Daß Ihr einer der Unſern ſeid, das wußt' ich ſchon ſeit geſtern Abend, da Ihr den Jan

vor Eurer Klinge hattet; er ist auch so ein weißer Vogel, der heute dran muß —

Den such' ich eben, rief Wilhelm mit fürchterlichem Lachen: das ist mein Mann, den überlaßt mir!

Bravo, Junge! sagte der Lange. Henrich Verhoef, der Goldschmidt, will Dir zu dem Spaße behülflich sein! He, Jungens! rief er: wacker dran! das alte Nest wackelt schon! Ein fürchterlicher Hieb mit der Axt, und die Thür klafft weit auf. Alles strömte hinein.

Halt, schrie Verhoef mit seiner Donnerstimme. Nur funfzig Bürger und hier der Herr mit den Soldaten! Die Uebrigen bleiben hier! Deckt uns den Rücken, wir bringen sie Euch heraus, die Prinzenmörder!

Zum Gefängnisse, wo Cornelius saß, stürmten sie hin. Die Thür wurde erbrochen. Der Bürgermeister lag krank im Bette; Johann de Witte, der Rathpensionair, saß schweigend, und las in der Bibel und schien den Tumult gar nicht zu beachten; vor ihm standen Jan und dessen Freund, der jüngere Ruwoard van Putten, mit gezogenen Schwertern. Wilhelm schoß, wie ein Geier auf seine Beute, auf de Witte, unterlief ihn und packte ihn

fest, die Soldaten halfen ihm; schnell war er niedergeworfen und gebunden. Ruwoard, nach tapferer Gegenwehr, wurde gleichfalls gefangen.

Meine Beute laßt mir! rief Wilhelm zu Verhoef, welcher den Bürgermeister bei den Haaren aus dem Bette schleifte: ich will sie auf dem Richtplatze schon abfinden!

Geh' mit Gott! schrie Verhoef. Wilm Tichelaar, geleite sie über den Platz, niemand soll sie molestiren, und sag' denen draußen, wir hätten sie!

Wilhelm ging schweigend mit seinen beiden Gefangenen ab. Jan knirschte vor Wuth. Elender, feiger Henker! rief er aus und achtete den Kolbenstoß nicht, den ihm einer der Soldaten gab. — Sie kamen an's Thor.

Freie Passage für Herrn van Eyk und seine Gefangenen im Namen Meister Verhoefs! schrie Tichelaar, der, als des Cornelius Angeber, am heutigen Tage in großem Ansehn stand.

Man machte Platz. Hier und da schlug ein wüthender Oranier nach den Gefangenen, flog ein Stein unter sie. Mehr wie einmal mußten Wilhelm und seine Begleiter sie mit

Gefahr ihres eigenen Lebens schützen. Endlich gelangten sie in die freie Straße und von da in eine kleine menschenleere Gasse, die gerade nach dem Richtplatze hinführte.

Nun mach' geschwind! schrie Jan. Was bedarf es des langen Weges! Kühle Deine Rache, feiger Frauenknecht! Es hilft Dir doch nichts, Marie liebt mich, und Dich haßt sie!

Schweig', Rasender! sagte ihm Wilhelm leise in's Ohr, nahm einem Soldaten die Schärpe von der Schulter, hing sie ihm um und ließ ihm die Fesseln lösen. Dem Ruwoard van Putten steckte er die orange Cokarde an den Hut und befreite ihn gleichfalls. Hundert Gulden einem jeden von Euch, sagte er zu den Soldaten: geleitet ihr ihn lebendig in meine Wohnung!

Dich soll ich tragen?! schrie Jan und riß die Schärpe vom Leibe und trat sie mit Füßen. Kein de Witte trägt dieses Zeichen der Knechtschaft. Da spannte einer der Musketiere sein Gewehr und schlug auf ihn an.

Im Namen Eures Hauptmanns! rief Wilhelm und warf das Gewehr zurück. Du bist

des Todes, wenn Du den Wahnsinnigen anrührst!

Seid nicht rasend! raunte Ruwoard ihm in's Ohr. Ihr verderbt Euch und mich!

Jan folgte nun schweigend, und sie gelangten durch Seitengassen auf den Markt. Durch ein Hinterpförtchen, das man zu verschließen vergessen hatte, kamen sie in van Kuylens Wohnung. Die Soldaten erhielten ihren Lohn und wurden entlassen. Wilhelm trat mit Beiden in sein für ihn bereitetes Zimmer. Erwartet uns hier, sagte er zu Ruwoard: und Ihr, Jan, kommt mit mir!

Marie saß mit Elisabeth in des Vaters Zimmer, der noch immer mit Wilmsen in dem Erkerstübchen stand und das Ende der Begebenheiten erwartete. Eva schlief noch. Da naheten Tritte.

Wohin führst Du mich? rief Jans Stimme draußen.

Mein Gott, er ist's! rief Marie, sprang auf, riß den Verband von den Augen und vor ihr standen Jan de Witte und Wilhelm.

Hier, nimm ihn aus meiner Hand zurück! sagte Wilhelm. Du siehst, ich überlasse einem Höhern, als ich bin, die Rache. Ihn

überlaß' ich Dir! Ein ernster, kalter Blick traf sie, indem er ging.

Schicksal! Schicksal! rief Jan: das ist der bitterste Kelch, den Du mir zu leeren reichst — von dem Knaben beschämt, da stehen zu müssen. Er sah mit dem Blick der Verzweiflung auf Marie, und sein struppiges Haar flog wild um seine finstere Stirn.

Meine Binde! bat Marie. Elisabeth legte sie um ihr schmerzvolles Auge.

Recht so, schöne, holde Jungfrau! lachte Jan. Ihr wollt mich nicht sehen! Ihr fürchtet den armen verbannten de Witte, oder noch besser, Ihr fürchtet Euch und Eure Augen! Ihr wähnt, sie ziehen Euch noch einmal an meine Brust! Die ist jetzt kalt, wie Eis, wund und schmerzvoll. Trüb' ist der Sinn, aber nicht gebeugt! fuhr er fort und trat voll Majestät vor die zitternden Frauen: denn ich bin stolz, daß ich mit der Freiheit des Vaterlandes untergehe!

Die Männer traten herein. Fort, fort, Kinder! rief Wilmsen und trieb die Weiber in das anstoßende Kabinet. Ihr, Jan, folgt mir.

Jan folgte schweigend. Man führte ihn

in ein kleines, abgelegenes Zimmer, wo Ruwoard sich zu ihm gesellte; dort überlegte man, was zu thun sei.

Flucht ist das Einzige! sagte Wilmsen. Verkleidet sucht nach Scheveningen zu kommen, und von da zu Schiffe nach Dunkerken, denn nach England wollt' ich nicht rathen. Vater Kuylen gibt Geld — und dann mit frohem Muth in der Fremde dort das Glück versucht, bis der Sturm hier vorüber ist.

Jan schwieg; Ruwoard fand den Vorschlag genehm. Wilmsen versprach Alles einzurichten.

Als es dämmerte, brachte Jakob Reiter-Wämse; Pferde standen unten, auch sollte ein Fischerboot in Scheveningen bereit seyn. Der alte van Kuylen gab Geld und Wechsel. Und nun fort! rief er: keine Zeit verloren — jeder Augenblick ist kostbar!

Ohne meinem Retter zu danken, geh' ich nicht von hier! sagte Ruwoard van Putten; ihn muß ich noch einmal sehen. Wilhelm kam. Ruwoard reichte ihm die Hand. Nie vergesse ich Eure edle Handlung! Wer so edel für die Rettung seines Feindes handeln kann, was muß der dem Freunde seyn können?

Lebt wohl! Gott vergelte es Euch, ich bleibe Euer Schuldner!

Es gehe Dir wohl, Jan! sagte Wilhelm und reichte ihm seine Rechte.

Ich danke Dir mein Leben, antwortete dieser finster: ja das ist wahr — rief er sich abwendend und schnell das Zimmer verlassend — dennoch haß' ich Dich bis in den Tod!

Die Flüchtigen schwangen sich auf die Rosse und eilten nach Scheveningen.

27.

Die Sonne ging nach einem blutigen Tage unter. Cornelius und Johann de Witte hatten geendet. Jener war unter vielen Martern erschlagen, dieser durch einen Pistolenschuß getödtet; Beide wurden nach dem Gerichtplatze geschleppt und aufgehangen.

Noch wogte des andern Tages die tobende Menge auf den Gassen und die Ruhe kehrte erst wieder, als der Prinz von Oranien in die Stadt kam. Die Staaten von Holland wollten die Mörder und Anführer vor Gericht stellen, auch Wilhelm van Eyk war als Rä-

delsführer mit angegeben und stand auf der Liste derjenigen, die in Verhaft genommen werden sollten. Da aber die Bürger vom Haag bei dem Prinzen mit einer Bittschrift einkamen, dieß zu hindern, und darin vorstellten, daß fast alle Bürger deßhalb im Aufsaufe begriffen wären, und es leicht schlimme Folgen nach sich ziehen könnte, so hielt es der Prinz von Oranien selbst für gefährlich, und die Untersuchung unterblieb.

Der alte Wilmsen, dem alle Neuigkeiten schnell zu Ohren kamen, eilte zu Wilhelm und bot ihm sein Haus an, um sich dort zu verbergen, bis das Gewitter vorbei seyn würde. Wilhelm schlug es ab, denn das Bewußtseyn, daß er an dem Aufruhre, viel weniger an dem Morde keinen Theil genommen, ließ ihn nichts fürchten; doch da ihm Wilmsen vorstellte, daß er bei dem ersten Verhöre die Sache treu erzählen, und dann mit seinen eigenen Handlungen prahlen und die häuslichen Verhältnisse seines Pflegevaters wahrscheinlich aufdecken müsse, da gab er den Bitten des Arztes nach und schlich am Abend in sein Haus.

Ein freundliches Stübchen, das die Aus-

sicht

ſicht nach dem Garten bot, war ſchon mit allen Bequemlichkeiten faſt eben ſo für ihn eingerichtet, als ſein Zimmer in van Kuylen's Hauſe geweſen war. Für die kleinſten Bedürfniſſe war geſorgt, und er fühlte in dem erſten Augenblicke ſchon, daß eine ſorgſame weibliche Hand hier gewaltet haben mußte.

Wilhelm dankte daher Eliſabeth freundlich, als er ſie des Abends auf des Vaters Zimmer fand.

Ach das thut ſie für Sie ſehr gern, beßter Herr van Eyk! ſagte der Vater, ohne zu bemerken, wie ſehr Eliſabeth erröthete. Und wer ſollte auch wohl, ſetzte er hinzu, für einen ſo edlen, braven Mann nicht gern alles mit Liebe thun? — Eliſabeth entfernte ſich. — So ſind die Mädchen, fuhr der Alte fort, der ſich wohl beſſer auf die Behandlung des Körpers, als der Seele verſtand: ſie zeigen laut ihre Empfindungen durch Handlungen an, und erröthen, wenn man es bemerken will. Doch, Freund, Sie haben in dieſem Punkt eine zu traurige Erfahrung gemacht — ſchweigen wir hiervon.

Drei Tage war nun ſchon Wilhelm in ſeinem Exil, das ihm die freundliche, gemüth-

liche Elisabeth so angenehm als möglich, zu machen suchte — als der Hauptmann Rabenhaupt zu van Kuylen kam, und ihn bat, wenn er etwas von dem Aufenthalte seines Freundes wisse, es ihm mitzutheilen. Der Prinz von Oranien wünsche diesen zu sprechen, und wäre über seine Abwesenheit ungeduldig, und da er vermuthen könne, daß Wilhelm wegen des Aufruhres sich verborgen hätte, so gäbe er ihm die Versicherung, daß jede Untersuchung niedergeschlagen sei.

Herr Adrian führte ihn zu Wilmsen's Wohnung und hier sahen sich die Freunde seit dem verhängnißvollen Augenblicke vor dem Rathhause zum ersten Male wieder.

Noch den nämlichen Abend wurde Wilhelm bei dem Prinzen eingeführt, der ihn gnädig empfing und, von dem ganzen Verhältnisse unterrichtet, ihm die Versicherung gab, daß er als braver, edler Mann gehandelt und hierdurch seine ganze Achtung sich erworben habe, und da es ihm Familien-Verhältnisse halber vielleicht lieb sein würde, den Haag bald zu verlassen, so könne er schon morgen zu Friedrich von Nassau, dem Herrn von Zuilenstein abgehen, der den Posten bei

Grevenbrügge befehligte; er würde dort Gelegenheit finden, seinen Muth gegen die Franzosen eben so zu proben, wie gegen die Bischöflichen.

Da er in aller Frühe abreisen mußte, so ging er zu van Kuylen, um dort Lebewohl zu sagen. Er hatte Marie seit der Zusammenkunft mit Jan nicht wieder gesehen, und fand sie sehr an ihren Augen leidend. Die steten Gemüthbewegungen, welche seit dem Augenblicke ihrer Heilung auf ihre Gesundheit gestürmt, die stillen Thränen, die sie geweint, hatten ihre Augen in dem Grade erhitzt, daß Wilmsen selbst für sie fürchtete. — Der Abschied war innig.

Wiedersehen werde ich Dich nicht, mein guter Wilhelm, sagte Marie beim Scheiden; denn Du wirst mich blind wieder finden — die Gnade des Lichts haben meine Augen verwirkt. Lebe wohl, Wilhelm! sagte sie, und reichte ihm den Mund zum Kusse. Er drückte einen Kuß auf die Binde, die ihre Augen bedeckte, und schied.

Eva flog ihm an der Treppe nach und umarmte ihn heftig. — Bleibe Deiner ersten

Liebe treu, guter Wilhelm, rief sie; nur das bringt Segen, Untreue bringt Fluch!

Herr Adrian begleitete ihn zu Wilmsen. Auch hier war der Abschied traurig — die beiden Alten liebten ihn väterlich, und sahen ihn nicht ohne Unruhe der Gefahr entgegen gehen, und Elisabeth, die ihre Thränen bis zum Moment des Scheidens zurückgehalten hatte, weinte bitterlich, als er ihr das Lebewohl sagte, drückte ihm herzlich die Hand und sagte mit Innigkeit: Kommen Sie recht bald wieder zu uns!

28.

Eine neue Welt öffnete sich nun seinem Blicke, als er im Lager vor Grevenbrügge ankam. Rings um sich Wasser, auf den einzelnen Dämmen Verschanzungen, auf jeder Höhe ein Lager — überall Krieg und Kriegsgetümmel. Die Hoffnung und der Muth, die Vaterlandliebe und der Eigennutz belebten hier die Menschen, die ihrer Pflicht oder ihrem Glücke folgten. Weniger düster wie in den Tagen vor Gröningen, war er doch

still und einsam für sich und nahm nicht Theil an den rauschenden Freuden, die den Krieger für so manche Entbehrungen entschädigen müssen, und die er gierig einschlürft, als wäre es die Neige des Lebens.

Durch die Empfehlung des Prinzen war er dem Herrn von Zuilenstein als ein braver Mann bekannt, und es schien, als habe der Prinz auch besonders seines verzweifelten Heldenmuthes erwähnt; denn gleich in den ersten Tagen hatte ihn dieser General zu mehreren sehr gefahrvollen Expeditionen gebraucht.

In der Mitte des Oktobers schickte er ihn gegen Utrecht, um die feindlichen Posten zu recognosciren. Kaum eine Stunde vom Lager traf Wilhelm einen feindlichen Trupp; er trieb ihn auf eine Höhe zurück und sah von dort die feindliche Armee in Massen anrücken. Eilig kehrte er um und brachte dem commandirenden General diese Nachricht. Alles rückte nun auf seine Posten und war zur Vertheidigung bereit. Es war der Herzog von Luxemburg, der Woerden zur Hülfe eilte und den Posten von Grevenbrügge angreifen wollte. Die Niederländer wehrten sich mit Heldenmuth. Von dem Besitze der großen

Redoute auf dem Woerdner Damme hing das Schicksal des Postens ab. Der Herr von Zuilenstein warf sich selbst hinein und beauftragte den van Eyk, die Freiwilligen zu sammeln und zu ihm zu stoßen. Er kam, nahm Theil an der heldenmüthigen Vertheidigung der Redoute, welche die Besatzung muthig gegen den andringenden Feind behauptete. Da sprang eine Granate — der General sank todt nieder — Wilhelms Arm war zerschmettert. Er mußte den Kampfplatz verlassen, und kurze Zeit darauf waren die Franzosen Meister des Postens.

Wilhelm ließ sich zu seinem Freunde Rabenhaupt nach dem Haag bringen. Doch kaum erfuhren es van Kuylen und Wilmsen, als sie Beide zu ihm eilten und jeder ihm sein Haus anbot. Der Pflegevater hatte wohl die nähern Rechte, aber für Wilmsen sprach die Vernunft. Die Gegenwart Wilhelms konnte nur übel auf Mariens Gesundheitzustand wirken, sie bedurfte ja selbst der Pflege, dagegen konnte freilich Herr Adrian nichts einwenden; er mußte deßhalb dem Arzte nachgeben, der ihn überdies noch in seiner Nähe zu haben wünschte, und Wilhelm wurde auf einer

Sänfte nach des Doctor Wilmsen's Hause gebracht.

Elisabeth empfing ihn freundlich und verbarg den Schmerz und die Besorgniß, die ihr seine Wunde verursachte. Ein Stück der Granate hatte den rechten Oberarm getroffen, den Knochen beschädigt, doch die Röhre nicht zerschmettert. Der Verlust des Arms war nicht zu befürchten, wohl aber, daß die Heilung langsam seyn würde.

Wilhelm ertrug seine Schmerzen standhaft. In Elisabeth's Gegenwart war er heiter und ruhig, brannte die Wunde auch noch so heiß. Sie wich wenig von seinem Lager, und was nur die gütige Schwester für den geliebten Bruder zu thun vermag, das leistete sie ihm mit Engelmilde und Geduld.

Auch Eva war fast täglich bei ihm, und seit der Rettung Jan's war er in den Augen dieser Beiden ein höheres Wesen geworden. Nicht, daß Eva Jan's Rettung erfreut hätte, nein, sie zürnte mit Wilhelm, daß er ihn nicht ihren Händen zur Rache übergeben hatte, aber edel und groß dünkte ihr doch auch diese Handlung. Nur auf Marie hatte sie nicht gleiche Wirkung gemacht. Der trotzige,

rachedürstende unglückliche de Witte, den ihr glühendes Auge im Glanze der männlichen Schönheit erblickt hatte, der einzige Mann, der bis jetzt dem Ideale ihrer Phantasie glich, stand nun neben dem anspruchlosen, von der Natur nicht begünstigten, aber edlen Wilhelm klein da — dieß that ihr weh. Sie fühlte sich selbst tief unter dem treuen, zartfühlenden Jüngling, und dieß Gefühl entfernte sie von ihm. Und doch — über das falteureiche weibliche Herz, in welchem sich so mancher Dämon verbirgt! — doch erwachte Eifersucht in ihrem Herzen, und sie fürchtete, Elisabeth möchte ihr Wilhelm's Liebe stehlen. Selbstsüchtig wünschte sie, er möge mit neuer Gluth an ihr hangen, ohne ihm doch ihr Herz bieten zu können, das, immer noch durch die Sinne verführt, sich zu Jan wendete.

Thörig schalt sie der Vater — verbrecherisch Eva, die ihr tausend Mal zurief: Man könne nur einmal lieben, die erste Liebe müsse mit uns in's Grab gesenkt werden. Sie hasse Jan; sich an ihm zu rächen sei ihr einziger Wunsch, ihr einziges Gebet, aber nie werde sie ihr Herz einer neuen Liebe öffnen — und — setzte sie hinzu — diese treue Liebe van

Eyk's, die Liebe ohne Gegenliebe, ohne Beispiel, dieses sich Aufopfernden für Dich, Du Ungetreue, o, es sticht grell gegen Deine Selbstsucht ab.

Auch Elisabeth berührte manchmal, jedoch nur leise, diese Saite — ihr antwortete Marie nur durch ein zweideutiges Lächeln.

29.

Habt Ihr denn gar keine Sehnsucht, ihn zu sehen? sagte nach mehreren Wochen Eva zu Marien.

Verlangt er doch nicht meiner; ihm genügt jetzt seine treue Wärterin, autwortete Marie gereizt.

Und wird und muß sie ihm am Ende nicht genügen, wenn er fühlen wird, daß er Euch ganz gleichgültig ist? sagte Eva mit Bedeutung.

Dieß hatte gewirkt. Des andern Tages trat Marie, von Even geleitet, an das Bett des Kranken. Verzeih', lieber Wilhelm, sagte sie mit dem sanftesten, einnehmendsten Tone; daß ich nicht früher kam. Herr Wilmsen ver-

bot mir Alles, was mich traurig stimmen, wohl gar Thränen aus meinen brennenden Augen pressen könnte. Ich brauchte Zeit, mich zu fassen, und mir mußte erst die Gewißheit werden, daß Du außer Gefahr seiest.

Freundlich sah sie Wilhelm an und reichte ihr seine linke Hand. Es genüge Dir heute die Linke, sagte er: die Rechte ist zerschmettert.

Kommt sie doch vom Herzen! rief Eva.

Ja, liebe Marie! jeder Druck meiner Hand kommt für Dich aus meinem Herzen.

Unwillkührlich legte Marie seine Hand an ihr Herz. Sie setzte sich an sein Bett und Wilhelm sah sie forschend an. Gebleicht waren die Wangen, aber immer war sie noch seine schöne, blinde Marie; er schloß die Augen, um recht lebhaft die vergangenen Zeiten sich zurückzuträumen.

Du bist ja so still, lieber Wilhelm? fragte sie, da Alles um sie schwieg.

Ich schwärmte, ich war jetzt in Batavia — ich saß in Jacatra am See und fütterte Deine Enten — ich war —

Nun, warum stockst Du?

Ich war zu glücklich! rief er bewegt und

drückte seine Augen fest zu, als wollte er die Pforten der Erinnerung schließen.

Von jetzt an kam Marie, wenn es ihre Augen und die Witterung erlaubten, täglich, man erwartete schon immer um zwei Uhr die Sänfte. Mehr und mehr näherte sie sich Wilhelmen, und was vielleicht, ihr unbewußt, die Eifersucht Anfangs bewirkt hatte, das führte die alte Neigung in das Herz zurück. Mit innigem Wohlgefallen sah Herr Adrian diese Veränderung, und als ihm einst Marie, da sie allein zu Hause waren, mit der Gluth der Leidenschaft ihre frühere Liebe zu Wilhelm geschildert hatte, da rief der Vater aus: Warum konntest Du diese Liebe in Deinem Busen tödten? warum liebst Du ihn nicht mehr?!

Da erröthete Marie und sagte nur stockend: Vater, die Liebe läßt sich nicht gebieten, sie kommt unverhofft, sie beherrscht uns, wir ahnen es kaum.

Auch Eva glaubte ihre Freundin geheilt, und mit diesem Glauben hatte eine ruhige Stimmung sie ergriffen. Wilhelm war innig und herzlich gegen Marie, und seit er das Bett verlassen konnte, war er wieder ihr

Führer und Freund, wie einst. Alles schien eine freudige, ruhige Wendung zu nehmen. Der kleine Familienkreis war heiter und sah in eine freundliche Zukunft.

Nur über Elisabeths Augen schwebte ein Schleier, nur sie schien wohl heiter, aber wehmüthig in die Zukunft zu blicken. Ihre Ahnung betrog sie nicht.

Ihr guter Vater wurde ein Opfer seiner Menschenliebe. Ein bösartiges, ansteckendes Fieber, in einem der Hospitäler, die er besuchte, sich eingeimpft, warf ihn auf's Krankenbett; er fühlte das Ende seiner Tage. Er versammelte seine Lieben um sich, tröstete seine Tochter, tröstete van Kuylen und gestand ihm nun offen, daß Marie ohne Rettung wieder blind werden würde. Die Begebenheiten in den ersten Tagen ihrer Genesung hätten den Organismus ihrer Augen zerstört, alle ärztliche Hülfe sei vergebens. Er bat nun seinen Freund, Vaterstelle bei Elisabeth zu übernehmen, drückte sein Kind an seine Brust und verschied in ihren Armen.

Wieder ein braver Mann weniger, sagte der alte Jakob, als er mit dem Leichenwagen zurück kam. Schenke mir der Himmel

nur so viel Thränen auf mein Grab, wie heute Alt und Jung an der Gruft des guten Wilmsen weinten.

30.

Der kleine Zirkel schloß sich nun enger zusammen. Da alle Aerzte, die Herr Adrian befragt, Mariens Augen für unheilbar erklärten, beschloß er nach Batavia zurückzukehren. Elisabeth gab seinen Bitten nach, ihn dahin zu begleiten, und auch Wilhelm entschloß sich dem Soldatenstande zu entsagen und zur Handlung wieder überzugehen.

Herr Adrian, mit der frohen Aussicht, bald wieder in seinem geliebten Batavia zu seyn und, entfernt von dem Getümmel des Krieges, ruhig sein Pfeifchen unter seinen Palmenbäumen rauchen zu können, hatte doch noch etwas auf dem Herzen, was ihn quälte. Er sah, wie Mariens Herz sich wieder zu Wilhelm neigte; es entging ihm aber auch nicht, wie Elisabeth im Stillen sehnsuchtvoll an ihm hing. Er sah Wilhelm Beide gleich theilnehmend und liebend behandeln, als wären sie

seine Schwestern. Er wünschte diese Verkettungen zu lösen, ohne einer oder der andern wehe zu thun. Ihm war es recht, welche sein Sohn nun wähle, denn war es Marie, so ward er sein Eidam; war es Elisabeth, so durfte er hoffen, daß Wilhelm in die Adoption willigen würde. Doch traute er sich nicht Klugheit genug zu, diese Sache gehörig einzuleiten; er wendete sich deßhalb an Eva, deren heftiges Gemüth doch wahrlich nicht geeignet war, leise aufzutreten und zu lauschen.

Kaum hatte ihr auch Herr Adrian sein Herz geöffnet und seine Zweifel und Sorgen vertraut und sie zu seiner Geschäftführerin ernannt, als sie auch noch an dem nämlichen Tage die Gelegenheit wahrnahm, da Wilhelm allein im Garten saß und las.

Lieber Freund! sagte sie mit einer Art Begeisterung: auf Eurem Lebenswege blühen zwei Rosen; die Eine, eine blühende Centifolie, verbarg sich, als Knospe, unter dem deckenden Blatt. Ihr pflegtet sie sorgsam und treu, bis ein Strahl der allbelebenden Sonne sie in voller Schönheit entfaltete; da verwundete ihr Dorn den treuen Freund, Wolken deckten nun die Sonne wieder, und die Rose

harret, wie einst, schmucklos der pflegenden Hand. Die Andere, ein anspruchloses, holdes Röschen, sich selbst bescheiden in ihre deckenden Blätter hüllend, schauet sehnsuchtvoll nach Euch. Welche von beiden —

Halt! rief Wilhelm: Dein Bild ist nicht vollkommen, Eva! Dort steht noch eine glühende Purpurrose, die Du vergessen hast. Ihre Dornen verwunden zwar immer den, der sich ihr naht, doch prangt sie lieblich und freundlich.

O schweigt! sagte Eva verdrießlich: ich meine es ernstlich! Welche wollt Ihr brechen?

Keine und Alle, antwortete er gelassen. Sie flechten sich vereint für mich zum freundlichen Kranz, und ich schmücke das Bild meines Lebens mit diesen Holdseligen.

Und Euer Herz?

Ist für die Liebe gestorben! sagte er wehmüthig: Die erste Liebe betrog — das Herz verschloß sich auf ewig!

Und wenn sie nun wieder nahte, treu, zärtlich wie einst?

Ein Hauch des Sturmwindes entblätterte die Rose — ein schuldvoller Augenblick ver-

ſchloß der Veſtalin den Tempel und löſchte das Feuer auf dem Altar der Göttin.

Eva's Augen funkelten. Sie reichte ihm wild die Hand und rief: Du haſt Recht! Untreue iſt der Sturmwind, der die Blüthen ſchüttelt! ſie fallen ab, und dieſe verwelkten Erſtlinge unſers Frühlings ſinken, als Todtenopfer, auf unſer Grab!

Er iſt Beiden Bruder und Freund! ſagte nun Eva zu dem forſchenden Vater. Sein Herz iſt der Liebe abgeſtorben, ſeine Hand greift nach keiner Blume mehr, ſeit Mariens Dorn ihn verwundet. Begrabt Eure Hoffnung, lieber Herr.

31.

Es war nun ein verhängnißvolles Jahr verfloſſen, ſeit Herr Adrian im Texel eingelaufen war. Am nämlichen Tage im Jahre 1670 lichtete er die Anker, um wieder nach Batavia zu ſegeln. Seine Begleitung hatte ſich in der Zeit um Drei vermehrt. Eliſabeth, die ihm nach Batavia folgte, und Eva mit ihrem Kinde.

Die Rückfahrt sollte etwas länger dauern, als die Herreise, indem er erst Geschäfte in Surinam abzumachen hatte, wo er einen bedeutenden Theil seiner Fracht zurücklassen wollte. Alles hatte sich in diesem einen Jahre verändert. Allen war eine Hoffnung entschwunden — Marie wieder blind — aber mit diesem Verlust hatte auch der entflohene Geist sie wieder umschwebt. Freundlich und sanft, schwärmerisch und hingebend lebte sie wieder in ihrem Jugendtraume, Wilhelm war ihr wieder Alles und die Eifersucht auf Elisabeth verschwunden. Auch für Wilhelm kehrten die vergangenen Zeiten zurück. Sein Arm führte sie wieder, er reichte ihr die Speise, unterrichtete sie von Allem, was vorging und beschrieb ihr Alles, was ihr geschlossenes Auge nicht sehen konnte. Elisabeth theilte mit ihm die Sorge für sie; ihr richtiges Gefühl, vielleicht auch Evas Voreiligkeit, hatten ihr einen klaren Blick in van Eyk's Herz thun lassen. Sie hing mit schwesterlicher Liebe an ihm. Eva war ruhiger und schien, seitdem sie auf dem Schiffe waren, schwermüthiger als je, und an der Stelle wilder, überspannter Prophezeihung mußte der alte Jakob ihre

2. Sam. XVI. 8.

ahnungvollen Träumereien anhören, die sie in seinem theilnehmenden Busen verbarg; und wenn der Alte manchmal sehnsuchtvoll nach Batavia blickte und ängstlich den Wunsch äußerte, daß sie doch erst ruhig auf Jacatra sitzen möchten, dann rief sie wehmuthvoll aus: Für Euch ist es eine glückliche Fahrt, nur den Liebenden drohet der Sturm! Der Alte lachte und meinte dann, sie würden wohl bei hereinbrechendem Unglücke es Alle gemeinschaftlich tragen.

Fünf Wochen waren sie nun schon unterwegs, als eines Abends Marie mit Elisabeth und Eva allein in der Kajüte saß. Das Meer war still, die Wellen brachen sich nur murmelnd an dem Schiffe — tiefe Ruhe herrschte — auch in ihrem Kreise schwieg Alles, selbst das Kind war auf seiner Mutter Schooße entschlummert. Plötzlich brach Marie dieses Schweigen. Vergeltung! Vergeltung! rief sie aus: Du hast Dein furchtbares Recht an mir geübt! Du gabst mir meiner Augen Licht, und ihr erster Strahl ward mir zum Fluch. Ich büßte hart. Der kurze Augenblick des Lichts hat mein Inneres mit ewigem Dunkel umhüllt. Sah ich auch einst nichts um mich,

war es doch lichtvoll und herrlich in mir. Jetzt — Nacht, Nacht überall — hier! dort! —

Dein innerer Friede, gute Marie, sagte die sanfte Elisabeth: wird die Finsterniß erhellen, sein reines Licht wird auch Dein Inneres erleuchten, es wird werden, wie es war.

Nein! nein! rief sie heftig aus: Nie! — Oft steht er wieder vor mir, wie einst, mit allen Farben meiner thätigen Phantasie geschmückt; höre ich seinen Ton, so zaubere ich mich wieder in die Tage von Jacatra zurück; ich fasse dann seine Hand, lege sie an mein klopfendes Herz, und da tritt der Wilde vor mich, preßt sie mir krampfhaft, reißt mich hin an seine Brust und drückt den glühenden Kuß auf meine Lippen. Ich fliehe den Versucher und stehe wieder allein. — Wilhelm streichelt die Locken von meiner glühenden Stirne — ich fühle es nicht; seine sanfte Stimme tönt mir theilnehmend entgegen — sie dringt nur wie ein kalter Hauch an mein glühendes Herz. Ich erwache aus meinem Jugendtraume! — Elisabeth! ich habe gefrevelt, geschwelgt nur einen Augenblick! rief sie nun aus, indem sie sich von ihrem Sitze erhob: und muß es büßen mit meinem ganzen Leben!

Auch ich habe gefrevelt und geschwelgt nur einen Augenblick! fuhr jetzt Eva auf und hob ihr weinendes Kind in die Höhe: und muß es büßen — vielleicht — ewig!

Schweig! rief Marie, zum ersten Male tief empört von Evas heftigen Worten. Wag' es nie, Dich neben mich zu stellen!

Du zürnst mir, Gebieterin! antwortete diese mit schneidendem Tone: Du erhebst Dich über mich. — Danke dem Geschick! — danke ihm! setzte sie heftig hinzu und stürzte hinaus.

Das war fürchterlich! sagte Marie nach einer Pause dumpf vor sich hin: Das war der letzte bittere Tropfen in meinen Kelch. Nun wird er bis an den Rand gefüllt, nun wird's ja wohl genug sein, Rachegeist! Sie schwieg, doch nach einigen Augenblicken rief sie nach Eva. Die Malaiin kam, auf ihrem Gesichte konnte Elisabeth deutlich lesen, daß sie mit sich selbst noch nicht einig war.

Gieb mir Dein Kind, Eva! sagte Marie sanft.

Eva legte es in ihre Arme, knieete vor ihr hin und verbarg ihre Thränen in Mariens Schooße.

Diese drückte das Kind an ihre wogende

Brust und legte die Hand auf das Haupt der Malaiin. Steh' doch auf, gute Eva! sagte sie versöhnt, als diese schluchzend sie immer noch umfaßt hielt. Doch die Arme klammerte sich fester an sie und Thränen hemmten ihre Worte. Endlich stammelte sie: Herrin! der Himmel muß Dir vergeben, weil Du der armen Eva vergiebst.

Da trat Wilhelm in die Kajüte.

Bist Du's, Wilhelm? rief Marie: Tritt näher, reiche mir Deine Hand; auch Du, Elisabeth! — Was mein' war, rief sie aus: was mein' seyn konnte, das gebe ich Dir, Elisabeth!

Du giebst ihr den Freund, sagte Wilhelm: den treuen Freund bis in den Tod!

Eva nahm das Kind.

Wohin! rief Marie und faßte nach dem Kinde, das auf ihrem Schooße gelegen hatte.

Hier taug' ich nicht, Herrin! Laß mich! — Sie ging.

Wilhelm! sagte nun Marie. Du willst mich nicht verstehen — sei ihr, was Du mir warst! — Ihre Hand suchte Elisabeth; auch sie war Eva gefolgt.

Laß mich! antwortete Wilhelm. Berühre

nicht dieſe Saite, ſie iſt geſprungen, und tönt nie wieder, meine gute Marie.

Meine rauhe Hand zerſprengte ſie.

Laß ſie — es iſt vorüber.

Herr Adrian ſtürzte in dieſem Augenblicke in's Zimmer. Land! rief er ihnen entgegen: Land! Ihr Kinder! Morgen ſind wir auf Surinam!

Land? rief Marie: Land? — nun, mir iſt es gleich — das Meer, das Land, Alles hüllt meine Nacht in Dunkel!

32.

Der Aufenthalt in Surinam wurde länger, als ſie geglaubt hatten. Manches Hinderniß trat ihnen in den Weg. Wilhelm war zwar der treue Gehülfe des alten van Kuylen, war wieder ganz der thätige Mann; doch vergingen Wochen, und die Geſchäfte waren noch nicht beendet. Aber je ſchwieriger ſich dieſe zu ordnen ſchienen, deſto freundlicher ordnete ſich Alles in dem kleinen Familienkreiſe. — Marie wurde ruhiger; ihr Verhältniß zu Wilhelm trat in die früheren Zeiten zurück,

wo noch keine Leidenschaft die innige Neigung aus ihrem kindlichen Schlummer geweckt hatte. Die Scene auf dem Schiff war der letzte Funke der Leidenschaft gewesen, und wie das Meer nach einem Sturm, der seine Wellen gepeitscht hat, nun ruhiger in spiegelglatter Fläche dahin wogt, so schien ein ruhiger, heiterer Geist die guten Menschen zu umschweben, nur Eva nicht; sie wurde mit jedem Tage finsterer und mürrischer; zwar schien sie nach jedem leidenschaftlichen Beginnen ihr Unrecht zu fühlen; sie suchte dann Alles hervor, es wieder gut zu machen, wobei sie von einem Extrem zum andern sprang.

Van Kuylen und Wilhelm waren im Hafen. — Marie saß mit Elisabeth in ihrem Zimmer und arbeitete, der Knabe der Malaiin lag zu ihren Füßen und spielte auf einem Teppiche. Eine schwermüthige Stimmung hatte Beide ergriffen und Marie sprach zum ersten Mal mit Eva über den Augenblick, wo sie wieder das Licht der Sonne geschauet hatte. Sie schilderte mit Wärme, aber doch mit Ruhe ihre Gefühle, die sie auf dem kurzen Wege von Elisabeths Wohnung bis zu ihres Vaters Hause durchbebt hatten.

Mir drängte sich, so fuhr sie fort, die ganze Vergangenheit auf diesen einen Punkt. All' mein Denken, alle Bilder meiner regen Einbildungkraft hatten sich seit meiner Kindheit in dem Bilde des Mannes vereint, den ich mir als treuen Gefährten meiner Jugend, dann als heiß geliebten so herrlich ausgemalt hatte. Ob ich mich getäuscht, ob mein Traum die Wirklichkeit übertroffen hatte, sollte mich der künftige Augenblick lehren, dieser Moment über mein ganzes Leben entscheiden. Sehnsucht trieb mich hin mit banger Eile, Furcht hielt die Beklommene zurück — ich streckte meine Hand nach dem langersehnten Gut und fürchtete den Schleier zu lüften, der es mir verbarg. So stürzte ich die Treppe hinauf — öffnete die Thür — da stand —

Eva stürzte in diesem Moment in's Zimmer, riß ihr Kind von der Erde auf. Er kommt! schrie sie, wie eine Rasende, und stürzte mit dem Knaben in's Nebenzimmer.

Was war denn das? fragte Marie: und wer kommt denn?

Ich! donnerte eine Stimme dicht vor ihnen und ein langer, hagerer Mann von wildem Ansehn stand in spanischer Tracht vor

Elisabeth. Schwarz war der Mantel, den sein linker Arm um sich geschlagen hatte, feuerfarben sein Kleid; ein breiter Hut, auf der vordern Seite nachlässig aufgekrämpt, war tief in das gebräunte Gesicht gedrückt und barg nur halb zwei funkelnde Augen, die unter ihm hervorblickten. Zwei weiße Federn, die den Hut schmückten, trugen die einzigen, freundlichen Farben seiner Bekleidung. Sein Gesicht, von einem fürchterlichen Hieb entstellt, grinzte verzerrt. Ein langer Stoßdegen hing in einem prächtigen goldgestickten Gehänge über seine Schulter, und aus der Oeffnung des Kleides blickte der silberbeschlagene Kolben einer Pistole hervor.

Wer seid Ihr? fragte die zitternde Elisabeth.

Bin Ich Euch so fremd geworden? erwiederte höhnisch lächelnd der Fürchterliche. Kennt Ihr mich nicht?

Ach wohl, schrie Marie! Ihr seyd —

Jan de Witte! unterbrach er mit rauhem Ton. Euer Ohr ist schärfer, als Euer Gesicht!

Und was wollt Ihr hier? fragte mit ruhiger Würde Marie und erhob sich von ihrem Stuhl.

Euch noch einmal sehen — noch einmal das Weib sehen, das mit Himmelslächeln sich in meine Arme warf, um mich mit Teufelhohn von sich zu stoßen!

Jan! rief nun Marie, vom Gefühl überwältigt: die Nemesis hat mir schrecklich vergolten, — ich bin wieder blind. Doch jetzt dank' ich ihr, daß sie mich Euer Gesicht nicht sehen läßt. Mein Friede ist dahin, stört ihn nicht mehr. Die blinde Marie hat ja doch für Euch den Werth verloren, setzte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu: deßhalb verlaßt mich!

Eine tiefe Stille erfolgte. Mariens Haupt hatte sich gesenkt, sie schien ahnungvoll die Antwort Jan de Witte's zu erwarten. Dieser betrachtete sie mit Blicken voll Wuth, doch zuckte manchmal ein Strahl von Rührung durch dieses Dunkel. Er schien mit sich zu kämpfen. Da schrie der Kleine im Nebenzimmer. Elisabeth glaubte einen Ruf des Himmels zu hören und eilte in die Kammer. Dort lag Eva auf ihren Knieen, das Kind mehrere Schritte von ihr auf dem Boden; sie betete, die Hände krampfhaft zum Himmel gestreckt, hielt sie einen Dolch empor, als ob sie ihn dem allmächtigen Vater zur

Rache darböte. — Schnell entriß ihr Elisabeth dieses tödtende Werkzeug, nahm ihr Kind auf und eilte in das Zimmer.

Noch stand Jan vor Marien, und der finstere Ernst seines Gesichts hatte sich zu höhnisch-grellen Zügen verzerrt.

Jan, sagte Elisabeth: wollt Ihr Euer Kind nicht sehen?

Jan warf einen ernsten, durchdringenden Blick auf den Kleinen und sah ihn forschend an. Mein Kind? rief er plötzlich aus: mein Kind? Nun ja, die Wahnsinnige hat es erzeugt, es lächelt so teuflisch, wie sie, mir entgegen! Gebt mir mein Kind! rief er plötzlich und riß es der erschrockenen Elisabeth vom Arm: Gebt mir's!

Doch, wie ein Geier auf seinen Raub, stürzte die Malaiin aus ihrer Kammer auf ihn zu, hing sich fest an ihn an und rang mit ihm. Meinen Dolch, flüsterte sie Elisabeth zu: gib mir meinen Dolch! Doch die starke Faust des Mannes schleuderte sie weit weg. Fluch Euch! rief er aus, und schritt, das Kind auf seinem Arm, der Thür zu.

Wilhelm und der alte van Kuylen traten in diesem Augenblick ein. Ohnmächtig lag

Marie — Elisabeth stand händeringend, wie eine Verzweifelnde — Eva lag betäubt am Boden.

Halt! rief Wilhelm. Nicht von der Stelle! Was ging hier vor?!

Ruhig zog Jan sein Pistol, doch schnell warf es Wilhelms Faust bei Seite — der Schuß ging vorbei.

Eva sprang auf. Mein Kind! schrie sie und riß es Jan vom Arm, mit dem in diesem Augenblick Wilhelm rang, da er ein zweites Pistol ergreifen wollte. Diener stürzten herein.

Jan! sagte nun der alte van Kuylen, als die Diener sich auf seinen Befehl entfernt hatten: Du lohnst mir schlecht, was ich an Dir that! Geh'! wohin Dich Dein Schicksal ruft! Auch dieß vergeb' ich Dir! — Geh'!

Jan stand, wie der Geist der Verdammniß, nicht erschüttert, nicht gebeugt, in dem stummen Kreise. Er wendete sich nach Marien, mit welcher Elisabeth beschäftigt war, sie in's Leben zurückzubringen, und trat ihr näher. Doch Eva, den Knaben fest in ihren Arm gedrückt, den Dolch hoch in ihrer Rech-

ten schwingend, stand vor ihr und donnerte ihm ein fürchterliches: Zurück! entgegen.

Jan sah auf sie mit einem Blick voll Verachtung; sein funkelndes Auge ruhte noch einmal auf der erwachten Marie und: Wir sehen uns wieder! rufend schritt er langsam zur Thür hinaus.

33.

Lustig und leicht schwamm das Schiff, die Hoffnung, durch's Meer; der größte Theil der Ladung war in Surinam zurück geblieben, und nur wenig eingeladen, da die Erscheinung des de Witte die Abfahrt beschleunigte. Dieser hatte sich zwar seitdem nicht wieder blikken lassen, doch war man nicht ohne Sorgen. Alle Erkundigungen nach ihm waren fruchtlos gewesen, und Niemand kannte Jan de Witte. Doch der Beschreibung nach konnte es der spanische Captiain Juan de Mataldo sein, der häufig hier landete, seine Waaren verkaufte und aus der Havannah zu kommen vorgab.

Die Fahrt ging mehrere Tage bei ruhigem Winde fort. Alle sehnten sich nach der ent-

fernten Heimath und jedes Fortſchreiten auf der weiten Fläche des Oceans war ein Fortſchreiten ihrer Hoffnung.

Die Morgenſonne ſtieg auch heute freundlich am Horizonte herauf, der Wind blies luſtig in die geſchwellten Segel. Wilhelm ſtand mit van Kuylen auf dem Verdeck und ſah dieſem herrlichen Schauſpiele zu. Eliſabeth und Eva ſpielten mit dem Kleinen. Da ſahen ſie in weiter Ferne ein Schiff laviren.

Eine niederländiſche Brigantine! ſagte van Kuylen, der durch das Fernrohr ſah.

Das Schiff ſteuerte auf ſie zu, Alle ſahen aufmerkſam nach ihm hin; denn auf der weiten, öden Fläche des Meeres iſt der kleinſte Gegenſtand wichtig und unterhaltend. Es kam ihnen näher; Wilhelm war in die Kajüte zu Marien gegangen, um ihr zu erzählen, daß ein befreundetes Schiff auf ſie zu ſegle.

Woher kommt es! rief ſie aufſpringend aus.

Von einer der kleinen Inſeln, die rechts nach der Küſte zu zerſtreut liegen! erwiederte Wilhelm.

Laßt alle Segel ſpannen — flieht! rief Marie aus: mich ergreift eine furchtbare

Angst! — O, mein Wilhelm! rief sie plötzlich und umschlang ihn innig: Du bist der einzige Mensch, dem ich wehe, dem ich Unrecht that — vergib mir.

Gutes, liebes Mädchen! sagte Wilhelm ängstlich, denn er fürchtete für ihren Verstand: Wie kommst Du jetzt auf die Gedanken?

Vergib mir! rief sie mit unaussprechlicher Angst, sank vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee.

Von Herzen! sprach er, beugte sich zu ihr und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn.

Da dröhnte der Kanonendonner, eine Kugel flog durch die Kajüte, dicht über Wilhelm hinweg. Marie sank nieder. Im nämlichen Augenblicke erscholl auf dem Verdecke ein furchtbares Getümmel. Ehe noch Wilhelm es erreicht hatte, war das Schiff geentert.

Bindet ihn! brüllte eine donnernde Stimme ihm entgegen.

Wilde, furchtbare Männer ergriffen den Unbewaffneten, warfen ihn nieder und banden ihn. Er sah nun wohl, in welche Hände er gefallen war. Flibustier hatten das Schiff genommen. Ihn grauf'te für das Schicksal der Frauen, als die nämliche furchtbare

Stimme auf dem Verdecke rief: Bringt die Frauen und die Gefangenen herbei!

Da ſtand Jan de Witte an den Hauptmaſt gelehnt, neben ihm Ruwoard van Putten. Schweigend wartete er die Ankunft Aller ab. Sie kamen, doch ohne Bande; nur Eva fehlte. Marie konnte kaum ſich aufrecht erhalten.

Habe ich Dich endlich, Elender?! ſagte Jan zu Wilhelm. Hoffe nicht, daß, weil ich Dir mein Leben danke, das Deinige Dir geſchenkt ſei! Und Ihr, meine blinde Schöne, fuhr Jan fort, ſich mit blitzenden Augen nach Marien wendend: Ihr könnt unter meinen Leuten den Bräutigam wählen. Eure zitternde Hand darf hier keinen Ehe-Contrakt unterzeichnen.

Ruwoard ſagte ihm leiſe etwas in's Ohr.

Schweig' und gehorche! erwiederte Jan: Rache habe ich Dieſen geſchworen und, bei Gott! ich halte meinen Schwur!

Auch ich! ſchrie Eva, die hinter dem Maſt vorſprang, ſtieß ihm den Dolch in's Herz und ſtürzte ſich in's Meer.

Teufel! ſtöhnte Jan nahm ſein Piſtol

aus

aus dem Gürtel, drückte es mit zitternder Hand ab und Marie sank mit ihm zugleich.

Halt! schrie Ruwoard den Flibustiern, welche auf die Gefangenen einstürmten, entgegen: Wage es keiner, diesen ein Haar zu krümmen — dem Manne dort verdanke ich mein Leben!

Sie murreten.

Ich bin von jetzt an Euer Hauptmann — wehe dem, der nicht gehorcht!

Während Alles sich um Marie und Jan beschäftigte, schwamm Eva um das Schiff herum. Ein Flibustier schoß nach ihr.

Auch diese verschont und helft ihr aus dem Wasser — Gott hat gerichtet, nicht sie! rief Ruwoard.

Jan war verschieden. — Auf der linken Seite nahe am Herzen! hatte die Kugel Marie getroffen.

Ich sterbe durch seine Hand! rief sie aus: Gott, Du bist furchtbar gerecht!

Eva wurde gerettet herbei geführt. Ernst blickte sie auf Beide, und ohne ihr eigenes Schicksal zu beachten, sagte sie feierlich: Blut schloß, Blut löst den Bund. Der Tod vereint — der Tod versöhnt!

Herr van Eyk! sagte jetzt Ruwoard van Putten: Ihr seid frei. Die Ladung gehört meinen Leuten, die darf ihnen nicht entgehen — Zieht mit Gott und Eurem Schiffe weiter.

34.

Mariens Wunde war nicht tödtlich, aber schmerzvoll. Der Arzt gab nicht alle Hoffnung auf, doch fürchtete er den Seelenzustand der Kranken. Was die Liebe, die höchste Liebe erfüllen kann, leistete Wilhelm an ihrem Krankenbette. Alles schien er vergessen zu haben, nur ihr Leben stand vor ihm als das Ziel des seinen. Sie war freundlich und duldsam, sie klagte nicht, sie schien zufrieden, daß sie mit ihrem Blut sich Versöhnung erkauft hatte, und hing mit schwärmerischer Liebe an Wilhelm; ihr ganzes Seyn schien sich in Liebe aufgelöst zu haben, selbst die Erinnerung an de Witte war versöhnend und schmerzlos.

So vergingen Wochen. Die Hoffnung ihrer Genesung war nicht verschwunden, doch schüttelte der Arzt immer noch bedenklich den

Kopf. Eines Abends saßen Alle um ihr Lager. Da faßte sie plötzlich Wilhelms Hand, drückte sie an ihre Lippen und sagte mit feierlichem Ton: Ihr wähnet mich bald wieder genesen, täuscht Euch nicht! ich bin dem Tode geweiht, denn für mich hat das Leben keinen Werth, ich habe seine Wonne verscherzt. Du liebst mich nicht mehr, guter Wilhelm! Du kannst mich nicht lieben, und — was Du mir auch sagen, was Du Dich auch überreden magst — all' Dein Trost, alle Deine Sorgfalt, Deine Innigkeit, Deine Pflege, ist nur Mitleid mit der Unglücklichen, ist nicht Liebe! — Auch Dir, mein Vater, bin ich nur ein mahnender Schatten von dem, was ich Dir seyn könnte. Du siehest mein Auge geschlossen und erkennst darin das Strafgericht des Himmels; Du siehest mich leiden und vermagst nicht zu helfen. Du siehest mein gebrochenes Herz und kannst es nicht heilen. Drum, wenn ich nicht mehr seyn werde, wird auch der Schmerz aufhören und sich bergen in meine Gruft.

Aber Du, meine Elisabeth, treues Herz, die Du für mich gekämpft hast, gegen Dich selbst und Deine Neigung, unterdrücke nicht

länger, was Du verborgen. — Vielleicht! rief sie aus und drückte die Binde ihrer Augen mit zitternder Hand: Vielleicht kannst Du ihm geben, was ich ihm nahm! Doch nein! nein, nein! mein wird er gedenken, bis er neben mir ruht! Ich kenne ihn, ich kenne sein Herz! — Doch Wilhelm sagte sie nach einer langen Pause, in welcher sie mit sich selbst zu kämpfen schien: willst Du mir den Trost geben, daß ich mit meinem Gott und meinem Schicksal versöhnt sterbe, so versprich mir, — Elisabeth durch Liebe zu lohnen!

Marie! bat Wilhelm: liebe Marie! was Du in diesem feierlichen Augenblick von mir verlangst —

Halt ein! rief die Unglückliche. Versprich mir nichts! Ich könnte es nicht ertragen! Kannst Du mich vergessen, Wilhelm, wenn ich nicht mehr bin, so ist es Gottes Wille — und ich will dann friedlich Euch umschweben. Sie sank ermattet auf ihr Lager zurück.

Als sie am Morgen sich ihr nahten, saß Eva an ihrem Bett und sang:

Schlaf wohl, schlaf wohl, mein trautes Lieb.
Schlaf wohl, den ew'gen Schlaf;

Entschlafen lag Marie da, Wilhelms Locke an ihr Herz gedrückt: war sie verschieden.

35.

Die Hoffnung warf auf der Rhede von Batavia die Anker. Schweigend stiegen Herr Adrian und die Seinigen in's Boot und fuhren nach Jacatra. Noch fanden sie Alles, wie sie es verlassen hatten; die alte Aufseherin hatte ängstlich dafür gesorgt, daß ein Jeder sein Zimmer in der alten Ordnung finden, Jeder sich gleich wieder wie zu Hause denken sollte. Das Leblose war da, so wie man es verlassen, das Lebende war nicht zurückgekehrt. Jedes Plätzchen erinnerte an Marie, und die vernarbte Wunde riß hier von neuem blutend wieder auf.

Wilm, Wilm! komm, komm! rief der Papagai, als ihn Jakob wieder auf seine alte Stelle gesetzt hatte; aber Wilm kam nicht, mit Elisabeth durchstrich er den Garten; am Teiche, wo sie die Enten fütterte, im chinesischen Häuschen, wo sie zum letzten Male der Blinden Abendlied gesungen, überall

weihte er ihrem Andenken eine wehmuthvolle Erinnerung. So Manches hatte Wilhelm an Elisabeth zu erzählen, jede Rasenbank, jedes von Palmen beschattete Plätzchen reichte eine Erinnerungblüthe und leise lös'te sich der Schmerz in Sehnsucht auf.

Nicht so bei Eva. Seit der Begebenheit mit den Flibustiern war dieß lebhafte, fast wilde Wesen in sich gekehrt und schwermüthig geworden. Sie spielte den ganzen Tag mit ihren schwarzen Locken, war folgsam, wie ein Kind, und freundlich gegen Jedermann, doch untheilnehmend. Selbst ihr Kind war ihr gleichgiltig, sie nahm es auf ihren Schooß, spielte wohl zuweilen mit ihm, aber das Bewußtsein, daß sie Mutter sei, schien sie gänzlich verlassen zu haben. Nur das Wort Rache weckte die schlummernden Geister, sie ward, so bald sie es vernahm, einer Wüthenden gleich.

So wechselten die Tage in Jacatra, wo sich jetzt Herr Adrian fast immer aufhielt, zwischen Geschäften und dem Andenken an die Heimgegangene. Sehnsuchtvoll sah er auf Elisabeth und Wilhelm, aber ein bitten-

der Blick von ihnen ließ ihm den Wunsch nicht laut werden. Innig, wie Brüder und Schwester, liebten sie sich, sie erheiterten Herrn Adrians alte Tage durch Liebe und Pflege. — Seiner ersten Liebe treu, entweihte kein Wunsch, keine Sehnsucht das Andenken an die arme Blinde.

Gedruckt in der Keimer'schen Buchdruckerei
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Siebzehntes Bändchen.

Der Alte von Furnatsch.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

BIBL

Der

Alte von Furnatſch.

Von

A. von Tromlitz.

UNIVERS: LIPS:
EX
DONO
CKERMANN

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Der Alte von Furnatsch,

Erzählung aus den Zeiten des Religionkrieges in Graubünden, 1637.

1.

Nicht fern von den Ufern des Inns, welcher das schöne Ober-Engadin im Bündner Lande durchströmt, zieht sich unfern der Gemeinde Scamf eine Thalschlucht in die Gebirge hinauf, welche die Einwohner in der romanischen Sprache Furnatsch nennen. Hätte sie der heilige Augustin gekannt, so würde er sie gewiß gewählt haben, um hier seine Einsiedelei zu bauen und seinen frommen Betrachtungen zu leben, denn die Natur schien diese Gegend recht eigentlich für ein stilles, in sich gekehrtes Gemüth geschaffen zu haben, das, von der Welt abgezogen, keine Freude mehr von der Gegenwart erwartet, die Schattenpunkte seines düstern Lebenbildes aus der Vergangenheit schöpft, die hellen Lichtpunkte aber in

der Zukunft sucht. Ein schmaler, mit wilden Rosen bewachsener, von kahlen Felsen überragter Eingang führt zu diesem Thale, das sich bald verengend, bald erweiternd aufwärts zieht und hier und da von hohen Tannen beschattet, oft auch von nackten, furchtbaren Felswänden eingeschlossen wird. Grüne Wiesen, zu welchen zuweilen das schüchterne Reh herabzusteigen wagt, unterbrechen die üppigen Baumgruppen, womit die Natur wie zum Schutz die Erdvertiefungen, die man für versunkene römische Gräber hält, malerisch umgeben hat. Weiterhin führt ein Fußpfad über schroffe Felsmassen nach einem Wäldchen von Lerchenbäumen, an dessen Ausgang sich ein weites Becken in dem Felsen gebildet hat, worin sich ein von der Höhe herabstürzender Giesbach sammelt, um sich dann zwischen Fels und Wiesen schlängelnd in den Inn zu ergießen. Das ganze Thal hat ein düster romantisches Ansehn; als habe ein verbannter Geist sich diesen Ort zum Aufenthalte gewählt, so einsam, so schaurig ist er.

In dieser, nur von dem Auerhahn und Birkhuhn, von Reh und Berghaasen, selten

von Menschen besuchten Felsschlucht stand da, wo hinter dem Lerchenwäldchen ein nur von Alpenrosen bewachsener Felsen das Thal zu schließen scheint, eine kleine schlichte Hütte verborgen, die ihren Bewohner nur spärlich gegen Sturm und Wetter schützen konnte. Von Fichtenstämmen kunstlos gezimmert, mit Rasen bedeckt, gab sie, wenn die Gewitterregen strömten, hinreichenden Schutz; wenn aber der Winter seine Schneeflocken schüttelte, der Giesbach auf des Berges Höhe erstarrt, nicht mehr gewaltsam herniederstürzen konnte und wie Krystallmassen an dem Gesteine hing, da bedurfte es eines stets unterhaltenen Feuers, die starren Glieder vor Frost zu schützen und nicht den Elementen zu unterliegen.

Diese elende, von der übrigen Welt abgeschiedene Hütte hatte sich ein Greis zu seinem Aufenthalte gebaut. Er schien sich in ihr so wohl zu gefallen, daß er sie nur selten verließ, selten Menschen sah und nur der Fremde, den die Neugier trieb, dies schaurige Thal zu besuchen, störte zuweilen seine Einsamkeit und war ihm niemals willkommen, wenn er auch dem Alten von Furnatsch, wie ihn die Landleute in der dortigen Gegend zu

nennen pflegten, reichlich Almoſen ſpendete. Er lebte ganz einſam und Manche glaubten ſogar, er ſtände mit dem Böſen im Bunde und hätte er nicht zuweilen die Nachmittagskirche in Scamf beſucht, wo er jedoch nicht ſehr andächtig zu ſein ſchien, ſo würde dieſe Meinung gewiß allgemein geworden ſein; wenigſtens hielten ihn ſeine Glaubenbrüder, die Reformirten, für einen Abtrünnigen.

Zuweilen, aber nur höchſt ſelten, wanderte er wohl auch nach Zutz, einem nahgelegenen, wohlhabenden, von vielen adeligen Familien bewohnten Orte, ging von einem Hunde begleitet mit ſeiner Zither, auf der er einige romaniſche Weiſen klimperte, die er mit ſeiner immer noch wohlklingenden Stimme begleitete, in die Häuſer der Vornehmen, jedoch nur derer, die dem Geſchlechte von Salis anhingen, vermied Alle, die mit denen von Planta befreundet waren und ſammelte hier wie ein Bettler Brod, Speck und allerhand Lebenmittel ein, die jedoch nicht weit reichen konnten; Geld nahm er nie.

Wenn es zu dämmern begann, kehrte er gemeinhin nach ſeiner Einſamkeit zurück, doch wollte man ihn auch nach dem Thurme

Planta, dieſem grauen Bürgen des Alterthums des einſt ſo mächtigen Geſchlechts haben wandern und ſich auf einen Felsblock ſetzen ſehen, wo er unverſtändliche Worte geſprochen und Verwünſchungen ausgeſtoßen haben ſollte. Dies Alles beſtärkte das Volk in der Meinung, er ſei ein Feind der Planta's und deshalb ließ ihn auch Jeder ruhig ſeinen Weg ziehn.

Am einem heitern Tage, die Sonne brannte heiß und kein Lüftchen kühlte die drückende Schwüle des Mittags, ſaß der Alte vor ſeiner Hütte, flocht aus Weidenzweigen ein kleines Körbchen, für ſeine rauhe Fauſt faſt zu zierlich, ſah auf den Waſſerfall, der ſich in buntem Farbenſpiel von Fels zu Fels herabſtürzte und brummte mehr als er ſang, ein Volklied. Neben ihm ſaß ſein treuer Hund, ihn unverwandt anblickend und geduldig wartend, bis er ein Stück aufgeweichtes Brod aus dem Kruge nahm, es ihm vorwarf und dann ſeine Arbeit fortſetzte. Plötzlich aber ſprang der Hund auf und lief mit freudigem Gebell einem Mädchen entgegen, das, einen Korb am Arme, den Fußpfad herauf kam. Der Alte kümmerte ſich wenig darum, flocht

ruhig weiter und erſt, als ihn das Mädchen mit einem: Grüß Euch Gott, Vater! bewillkommte, legte er ſeine Arbeit weg, ſah auf und erwiederte: Dank Dir, Marie!

Das Mädchen ſetzte nun ihren Korb auf die Raſenbank und kramte ihre Schätze aus. Ein Krug mit Wein, ein an der Luft gedörrtes Ziegenviertel und hartes Brod breitete ſie vor ihm hin und ſagte wohlgefällig: Da, guter Vater, nehmt, ich bringe Euch ſo viel ich vermochte.

Der Alte überflog die Gabe: Danke Dir, Kind! ſagte er ziemlich gleichgültig: Ich würde mich noch mehr freuen, wüßte ich, daß Du Dir das meinetwillen entziehſt, aber des Alten wegen geſchieht es nicht.

Vater! unterbrach ihn das Mädchen bittend.

Du thuſt unrecht, Marie, daß Du Deine Armuth mit mir theilſt: fuhr er fort: den Wein hätte Deine Mutter eher bedurft als ich, ſie iſt eine ſchwache, kränkliche Frau und auch ſie hat das Schickſal hart getroffen; überdies leide ich ja nicht Noth, dafür ſorgen meine Freunde ſchon. Darum nimm Alles wieder mit, bring' es Deiner Mutter zurück,

Du weißt, Almoſen nehme ich nur gern von meinen Feinden; pack' nur wieder ein.

Wollt Ihr mir ſo wehe thun, Vater? unterbrach ihn das Mädchen und zögerte zu gehorchen.

Nun, ſo laß es ſtehen — wehe will ich Dir nicht thun! ſagte er halb verdrießlich, halb freundlich: ſetz Dich zu mir und ſchäle die Weidenruthen, die dort liegen, das Körbchen hier wird für Dich.

Sie ſetzte ſich neben den Alten, ſchälte wie er befohlen hatte, die Weiden, warf zuweilen forſchende Blicke bald in die Hütte, bald nach dem Wege und ſchien eine Frage auf dem Herzen zu haben, die ihr jedoch ſchwer wurde, laut werden zu laſſen. Endlich faßte ſie Muth — War Konrad nicht hier?

Nein! erwiederte der Alte, ohne aufzublicken.

Wißt Ihr nicht wann er kommt? fragte ſie weiter.

Nein! erwiederte er in gleichem Tone.

Das Mädchen ſchälte nun die Weidenruthen immer haſtiger, endlich warf ſie ſie unmuthig hin: Ihr ſeid auch immer unzufrieden mit mir! ſagte ſie: was kann ich dafür,

daß die Katholiſchen, denen Gott es nie verzeihen möge, in Tirano meinen Vater erſchlugen, unſer Haus plünderten und zerſtörten und meine Mutter, arm an Hab und Gut, hierher flüchten mußte? Hätte ſich nicht die edle Frau von Travers und manche andere wackere Dame unſrer erbarmt, ſie hätte müſſen betteln gehen; aber noch einmal ſag' ich, Gott möge es den Katholiſchen nie verzeihn!

Kind! unterbrach ſie der Alte ernſt: fordre Gott nicht noch mehr zur Rache auf; der Mord der Proteſtanten im Veltlinerlande hat ſich furchtbar gerächt. — Schon ſind Ströme Bluts gefloſſen — der edle Herr Pompejus Planta fiel, ſeine Anhänger ſanken unter dem Schwerte ihrer Feinde, unter dem Beile ihrer Henker. Glaubſt Du, Unglückliche, es ſei noch nicht genug Blut zum Sühnopfer gefloſſen?

Staunend hatte Marie, während er ſprach, ihn angeblickt: Ihr redet denen von Planta das Wort und beklagt ihr Schickſal? ſprach ſie: Ihr, der Ihr die Wohnungen ihrer Freunde vermeidet, als wäre die Peſt dort heimiſch, der Ihr in der Dämmerung zu dem

alten Thurme hinaufsteiget, dort, wie die Nachbarn sagen, das Geschlecht zu verfluchen? Der mir deshalb nicht wohl will, weil ich im Hause der Frau von Travers, der Tochter des unglücklichen Pompejus, wohlgelitten bin?

Der Alte lächelte mitleidig, streichelte dem Mädchen gegen seine Gewohnheit freundlich die Wangen und sagte dann: Du irrst, Kind, wenn Du glaubst, ich wollte Dir deshalb nicht wohl; geh nur mit Gott immer zu der Frau von Travers und hänge Dein Herz an das unglückliche Geschlecht und diene ihr treu, was kümmert's mich? Die Geschlechter steigen und fallen, heute sind die von Salis oben, morgen die von Planta; Jedem schlägt seine Stunde.

Nun was habt Ihr denn gegen mich? fragte Marie: warum freut Ihr Euch nicht der treuen Liebe, die Euer Sohn für mich hegt?

Weil ich Dir, frommes, liebes Kind wohl will! erwiederte der Alte ernst: was soll Dir der rohe Krieger, der Dich schon als Verlobter so allein daheim lassen kann und der es noch mehr thun wird, wenn Du erst ein Weib bist und der erste Lieberausch ver-

flogen iſt. Du dünkſt mir zu gut für ihn; Konrad iſt ein wilder, toller Burſche, in deſſen Hand das Schwert, in deſſen Arm die Partiſane gar gut ſteht, an deſſen Herzen das Liebchen wohl auch gut ruhen mag, aber nicht die züchtige Haukfrau, am wenigſten ſo ein zartes, ſittiges Weſen wie Du. Er taugt nicht für Dich, Du dauerſt mich und deshalb ſeh ich nicht gern, daß Eure Herzen an einander hängen; das Schickſal hätte etwas Beſſeres thun können, als Euch Beide zuſammen zu führen.

Marie ſchwieg und trocknete ſich die Thränen — Laß gut ſein, Kind, und kümmere Dich deshalb nicht zu ſehr, fuhr er ſie beruhigen wollend fort: kannſt Du nicht von ihm laſſen, ſo folge Deinem Herzen; was das befiehlt, muß ja der Menſch gemeinhin thun. Du dauerſt mich dennoch; er iſt zwar gut und brav, aber —

Wißt Ihr wirklich nicht, wenn ehe er zurückkommt? fragte jetzt Marie, ihn ſchüchtern unterbrechend.

Wie kann ich wiſſen, erwiederte er halb unwillig: wenn er ſich in ſeine Heimath wagen darf, um ſeinen Vater, oder vielmehr

Dich

Dich zu ſehen? So ein Kriegmann iſt ſelten Herr ſeines Willens; wohin die Trommel ruft, dahin muß er und die Sehnſucht bleibt ſelten ſtark in ihm, wenn er ſie nicht gleich befriedigen kann. Ueberhaupt treibt er ein gefährliches Spiel und ſeine Gegenwart macht mir immer Sorge. Doch von etwas Anderem, unterbrach er ſich ſelbſt, da er wahrſcheinlich die angefangene Rede nicht weiter fortſetzen wollte: Wie geht es Deiner Mutter, wie der edlen Frau von Travers in Zutz, geht es ihnen noch wohl?

Meine Mutter kränkelt zuweilen, erwiederte Marie: doch iſt ſie heiter wie immer und lebenfroh.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. Dünkt mir doch ein wenig viel Lebenmuth, ſagte er: wenn man den Gatten in ſeinen Armen erdolchen, ſein Haus in Flammen hat aufgehen geſehn und von dem Ueberfluß zu dem Mangel niedergedrückt wird, dann noch Freude und Luſt an der Welt zu haben! — Nun, wohl dem, dem Gott ein ſolches Gemüth gab; mein Erbtheil iſt es nicht.

Wohl ihr und mir, lieber Vater, daß es ſo iſt! nahm Marie das Wort: wer hilfe uns

denn unsre Noth tragen, wenn es nicht der frohe Muth wäre, der uns durch das Leben begleitet?

Nun, nun! brummte der Alte: jedes Ding will sein Maß haben — Da, nun ist das Körbchen fertig, nimm es, Marie! sagte er, es ihr reichend: ich habe es mit Freuden gearbeitet und dabei immer an Dich gedacht und thu' ich das, so bin ich stets heitrer gestimmt. Morgen werd' ich bei Dir in Scamf einkehren, ich will einmal wieder die von Salis in Zutz besuchen und da führt mich ja der Weg bei Euch vorbei.

Thut das, wir freuen uns immer, so oft Ihr kommt, erwiederte das Mädchen, besah und bewunderte das niedliche Körbchen und schickte sich dann zum Heimgange an. Sollte Konrad indeß kommen, bat sie; so laßt Ihr mich es wohl wissen? reichte dann dem Alten die Hand zum Abschied und trat ihren Rückweg an.

Als sie fort war, nahm der Aite seine Zither aus der Hütte, klimperte darauf, stimmte sie und konnte heute gar nicht damit zu Stande kommen, immer war der Akkord nicht rein. Er legte sie verdrießlich neben

ſich und ſagte bitter lächelnd: ſind doch die Alle thörig, die ein ganzes Volk zu einer Weiſe ſtimmen wollen, nicht einmal dieſe paar Saiten laſſen ſich gleich ſtimmen, wieviel weniger eine ganze Völkerſchaft, ſo unbändig und ſelbſtſüchtig wie die Bündner ſind. Mein Herr war ein Thor und bezahlte ſeine Thorheit mit dem Leben und nun wähnt ein Anderer das undankbare Werk zu vollbringen; auch er wird es mit dem Leben bezahlen.

Als er noch ſo dachte, ſah er Marie eilenden Schrittes zurückkommen; Vater, Vater! rief ſie athemlos: Die Furnatſch wimmelt von Menſchen, am Eingange habe ich Roß und Reiter geſehen und längs dem Bache kommen zwei ſtattliche Männer mit ihren Dienern auf die Hütte zugegangen.

Geh hinein, ſchließ die Thüre hinter Dir, auch die Laden ſchließe und verhalte Dich ruhig! befahl der Alte. Marie gehorchte bebend, dann ſetzte er ſich auf die Raſenbank, klimperte von Neuem auf ſeiner Zither, ſummte ein romaniſches Liedchen und erwartete ſo die ungebetenen Gäſte.

Bald hörte er auch Tritte und das Klir-

ren von Sporen und vernahm eine Stimme, die in ehrerbietigem Tone ſagte: Hinter dem Vorſprunge des Felſens, dort bei dem Waſſerfall liegt die Hütte, gnädiger Herr.

Alſo mir gilt der Beſuch! ſprach der Alte, faßte nach dem, unter ſeinem zerriſſenen, grobtuchenen Kittel verborgenen Dolche, zog ihn aus der Scheide, als wenn er verſuchen wolle, ob er nicht eingeroſtet ſei, ſteckte ihn ſchnell wieder ein und begann von Neuem ſein Lied.

Jetzt kamen die Tritte näher, er lugte nach der Felsſpitze und die Zither wäre bald ſeiner Hand entfallen, als er die zwei ſtattlichen Männer um den Vorſprung des Felſens hervortreten ſah; doch ſchnell faßte er ſich, ſtand auf und ging ihnen entgegen.

Grüß Euch Gott, Ihr Herren! ſagte er ſich ehrerbietig neigend: was führt Euch hierher zu meiner einſamen Hütte, die ſo ſelten ein fremder Fuß betritt?

Dank Dir, Alter! ſagte der Eine, ein ehrwürdiger Greis, während der Andere, ein ſchöner Mann im reifen Mannesalter den Hüttenbewohner mit ſtechendem Blick anſchaute: mich trieb die Neugier, auch dieſen

verborgenen Winkel der rhätiſchen Alpen, die ich die Kreuz und Quer durchzogen habe, zu ſehn; aber wahrlich, ſolch ein einſames, romantiſches Plätzchen fand ich nirgend. Wie lange wohnt Ihr hier?

Schon mehre Jahre, Herr! erwiederte er.

Und was triebt Ihr früher, ehe Ihr Euch in dieſe Felſen verſchloßt? fragte der Andere.

Ich trieb das Geſchäft aller Menſchen, ich war Diener eines Herrn, ſagte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln: Jeder iſt Diener des Andern auf dieſer ſonderbaren Welt und der Fürſt iſt oft mehr Sclav' als der Troßbube der ſeine Roſſe ſattelt.

Ihr ſeht, gnädiger Herr, ſagte der ſo eben gefragt hatte: der Einſiedler von Furnatſch iſt ein Witzbold; aber ſag' mir Alter, wer war Dein Herr?

Er iſt todt, laßt ihn ruhen! erwiederte er mit Bitterkeit.

Seinen Namen verlange ich zu wiſſen! wiederholte jener mit gebietendem Tone.

Georg Jenatſch, wollte ich ihn Euch nennen, Ihr würdet Euch ſeiner nicht ſehr erfreuen, ſagte der Alte.

Du kennst mich und wagst mir dies zu sagen? rief der Oberst drohend.

Keine Uebereilung, Oberst! warnte der Andere.

Seht Ihr, edler Herzog von Rohan, nahm der Hüttenbewohner das Wort: das ist die gerühmte Freiheit, um die so viel Blut in unsern Bergen floß; man soll nicht einmal die Zunge binden können, wenn man nicht reden will; das ist die Freiheit, daß man statt eines Fürsten hundert Tyrannen hat, die nach dem eitlen Recht der Geburt, oder der errungenen Macht über uns schalten wollen, wie es ihnen gut dünkt; das ist die gerühmte, daß man nur das aussprechen darf, was die Machthaber erlauben.

Alter, Du gefällst mir, sagte der Herzog jetzt: wer in Lumpen gehüllt, nichts auf der Welt besitzt, als diese Hütte —

Ihr irrt! fiel ihm der Alte in die Rede: auch die Erinnerung ist mir geblieben —

Auch mir! sagte Oberst Jenatsch: Ich habe Dich schon irgendwo gesehen.

Auf Schloß Rietberg! sagte der Alte mit furchtbarer Stimme und schaute wie ein Ra-

chegeist auf Jenatsch, der mit der Hand nach dem Schwerte fuhr: Elender! rief er.

Vergeßt Euch nicht, Oberst Jenatsch, und bedenkt, daß ein wehrloser Greis vor Euch steht, sagte der Herzog von Rohan mit Würde: vergeßt nicht, daß ich hier bin und bedenkt — Da ward die Thüre der Hütte aufgerissen, Marie stürzte heraus und sank vor dem Herzoge nieder: Erbarmt Euch des alten unglücklichen Mannes bat sie: nehmt ihn in Schutz, gnädiger Herr!

Steh auf, mein Kind! sprach der Herzog, während Oberst Jenatsch aufmerksam das Mädchen betrachtete: Deinem Vater wird kein Leid geschehen. — Kommt Oberst, laßt uns zurückkehren.

Wer bist Du, Mädchen? fragte dieser die immer noch Knieende, während der Alte ihr ein Zeichen gab, daß sie schweigen sollte.

Ich bin Marie Imeldi, die Tochter einer armen Witwe in Scamf; erwiederte sie, das Zeichen des Alten nicht bemerkend. Der Oberst immer noch das Auge auf sie gerichtet, hob sie auf und sagte ihr einige verbindliche Worte, während der Herzog dem Alten ein Goldstück reichte. Dieser aber wies es zurück;

Mein gnädiger Herr! sagte er unmuthig: Geld nimmt nur der Bettler und der bin ich trotz meines zerlumpten Kittels, Gott sei gedankt, noch nicht.

Der Herzog über den Stolz dieses Mannes verwundert, grüßte ihn freundlich und verließ ihn; Oberst Jenatsch folgte, ohne, wie es schien, sich weiter um den Alten, noch um das Mädchen zu kümmern. Aber kaum waren sie eine kleine Weile fort, als ein Diener zurückkehrte und dem Alten zuraunte: Der Herzog läßt Euch rathen, dies Thal schnell zu verlassen.

Sagt Euerm edlen Herrn meinen Dank! erwiederte der Alte: ich würde seinen Rath befolgen.

2.

Oberst Jenatsch war einer jener außerordentlichen Menschen, welche die Natur nur selten und nur in einer eignen Laune zu schaffen scheint. Er war früher Geistlicher gewesen, aber von seinem unruhigen Sinne getrieben, hatte er bald statt der Bibel das Schwert

ergriffen und ſich dem kleinen Heere der Bretigäner zugeſellt, die mit Knütteln bewaffnet, die Freiheit Rhätiens zu gründen begonnen hatten. Schon als Prieſter war er die Seele der Reformirten, hatte von der Kanzel wie bei den Synoden die Herzen eben ſo entflammt, wie er jetzt ſeine Krieger begeiſterte. Nur ein hohes Ziel vor Augen, die Freiheit ſeines, von fremden Mächten, von innerer Zwietracht zerriſſenen Vaterlandes, lebte er nur in dieſem einen Gedanken, hatte er nur dies eine Ziel vor Augen und es zu erreichen war ihm auch kein Mittel zu ſchlecht, keines zu heilig. Als Reformirter war Oberſt Jenatſch Feind der ſpaniſchen Parthei, mit deren Hilfe die Walteliner in einer Nacht alle Proteſtanten ermordet hatten und wurde bald unter Rudolph von Salis einer der Anführer des Bündner Heeres, ſpäterhin Vertrauter des edlen Herzogs von Rohan, der die franzöſiſchen Hilfvölker befehligte und in Graubünden unumſchränkt, aber mit Milde gebot.

Die Natur hatte Jenatſch mit Allem ausgeſtattet, was Herzen zu gewinnen vermag. Er war, ſelbſt noch in reiferem Alter ein ſchöner Mann, freundlich, der Ton ſeiner

Stimme zum Herzen dringend, leutselig gegen Jedermann, wohlthätig, fast verschwenderisch gegen Arme. Niemand haßte er persönlich, aber er war ein unversöhnlicher, rachgieriger Feind dem Feinde des Vaterlandes, war jähzornig, ward eine seiner Leidenschaften rege, und liebte den Wein, die Tafel und die Frauen; aber wo es das Wohl des Vaterlandes galt, Alles andre vergessend, Alles opfernd war er zu dem Furchtbarsten fähig. Nicht Religion, nicht die natürliche Güte seines Herzens hielten ihn dann ab, grausam und blutdürstig zu sein und wie der Fanatismus unter Hymnen das Blut von Tausenden seinen Götzen opfert, so opferte auch Jenatsch Tausende auf dem Altar des Vaterlandes und glaubte Recht zu thun.

Die beiden Brüder, Rudolph und Pompejus von Planta, die Häupter ihres Geschlechts, waren seit der Vertreibung der Spanier und Oestreicher aus Bünden und Valtelin, aus ihrem Vaterlande verbannt. Pompejus war als ein zweiter Koriolan an der Spitze eines östreichischen Heeres zurückgekehrt, hatte das Münsterthal und Engadin verwüstet, den Bund der zehn

Gerichte von Neuem Oestreich unterworfen und war so der Unterdrücker seines Vaterlandes geworden. Die Salis hatten fliehen müssen und die kaum errungene Freiheit war verloren. Da, die Noth des Landes bedenkend, faßte Georg Jenatsch einen kühnen gräßlichen Entschluß. Verkleidet hatte er sich mit einigen seiner Vertrauten auf das Domleschger Schloß Rietberg geschlichen, den stolzen Pompejus durch Vorführung schöner, neapolitanischer Rösse auf den Schloßhof gelockt und ihn hier mit seinem Schwerte erschlagen. Durch schnelle Flucht rettete er sich mit den Seinen.

Von dieser Zeit an waren die Planta's seine geschworenen Feinde. Rudolph Planta rächte an der Spitze eines neuen kaiserlichen Heres blutig den Tod seines Bruders; das Ober-Engadin, Georg Jenatsch Vaterland, ward verwüstet und die Brandfackel in der Hand durchzog er, der den Glauben seiner Väter abgeschworen hatte, die Bündner Lande, bis die französische Hilfe erschien und das Vaterland von Neuem vom spanischen Joche befreit wurde.

Aber auch Richelieu leitete nur Eigen-

nutz, nicht lautere Absichten. Das Ziel des Kampfes der Bündner war die Oberherrschaft über das Valtelin und die Grafschaft Worms, die freie Ausübung der reformirten Religion in diesen von Graubünden abhängigen Landen und die Abwerfung des östreichischen Jochs in den Zehngerichten. Frankreich wollte sich nur in den Besitz der Engpässe, nicht Graubünden in den Besitz seiner Rechte setzen. Deshalb ließ es die Schanzen bei dem Passe von Reichenau erweitern, den St. Lucien Steig und Tirano befestigen und alle Pässe, die aus dem Mailändischen ins Oestreichische führten, in Vertheidigungstand setzen. Jenatsch durchschaute nur zu gut die Absicht Frankreichs und fühlte wohl, daß der Herzog von Rohan nur ein Werkzeug in der Hand Richelieus sei und sein persönlicher Werth, sein edles, freisinniges Gemüth dem Lande wenig Gewähr leisten könne. Da stieg in ihm der kühne Gedanke auf, von seinem Vaterlande die furchtbaren Feinde, die es umgaben, durch Bündnisse entfernt zu halten und den lästigen, herrischen Freund aus seinen Marken zu vertreiben.

Der Herzog von Rohan, dem er auf allen

Kriegzügen mit Rath und That beigeſtanden, an deſſen Seite er in den Schlachten von Groſſol im Freethale, wo man ihm und den Engadinern den Sieg verdankte, bei Talamona und Morbenn gefochten hatte, vertraute ſeiner Einſicht und Treue ganz, verbarg ihm nichts, was nicht Staatgeheimniß war und liebte ihn trotz ſeines oft ausſchweifenden Wandels. Jenatſch theilte von ganzer Seele die perſönliche Hochachtung, die ganz Bünden für den Herzog hegte, er fühlte ſelbſt kindliche Liebe zu dem edlen Greiſe, der in Frankreich ſo lange an der Spitze der Hugenotten für die Freiheit der reformirten Kirche gefochten hatte; aber dennoch glaubte er recht zu thun, auch ihn zu hintergehen, auch an dem väterlichen Freunde zum Verräther zu werden. Er und Peter Guler, ein freiheitliebender, unternehmender Mann, der das Zutrauen des Volks in hohem Grade beſaß, entwarfen den kühnen Plan.

Jenatſch bewohnte in dieſer Zeit ein neuerbautes Haus in Zutz, einem freundlich am Inn gelegenen Orte des Engadins. Hier wohnte auch die Frau von Travers, des von ihm erſchlagenen Pompejus von Planta Toch-

ter, eine ſanfte, ſtille Frau, die ſeit einem Jahre Witwe war und noch Reize genug hatte, das Herz eines für Schönheit empfänglichen Mannes feſſeln zu können. Die Unglückliche, die ſo früh Vater und Gatten verloren hatte, dauerte Jenatſch und das Gefühl ſeiner Schuld, vielleicht auch die Reize der Frau von Travers, hatten ihn in ihr Haus geführt. Anfangs ſchauderte ſie bei ſeinem Anblicke, doch rieth ihr die Klugheit, den allgefürchteten Mann nicht noch mehr gegen ihre Familie aufzubringen und als ſie Jenatſch näher und den Grund kennen lernte, der dieſen überſpannten Vaterlandfreund zu der Greuelthat bewogen hatte, vergab ſie ihm leichter, ſah ihn zuweilen und endlich ſogar nicht mehr mit Widerwillen.

Zwar wollte der böſe Leumund in dieſer Verſöhnlichkeit der jungen Witwe Arges finden, allein wer Frau von Travers näher kannte, wer ihr ſanftes, edles Gemüth verſtand, wer ihre Milde, ihre Güte zu ſchätzen wußte, der beurtheilte ſie nicht ſo ſtreng und fand in ihrem Betragen gegen den Oberſt Jenatſch höchſtens zu tadeln, daß die Klugheit und die Güte ihres Herzens die Stimme der

Rache zu leicht, zu sehr unterdrücke. Sie selbst konnte sich oft des Schauders nicht erwehren, wenn ihr Blick die Hand des Mörders traf, doch hatte sie, durch die Religion zur Versöhnung bewogen, noch ehe sie den Obersten gesehn, aller Rache entsagt und sie dem Himmel überlassen. Sie lebte übrigens, von der eignen Familie, die meist aus dem Lande hatte flüchten müssen, ganz getrennt, ein stilles eingezogenes Leben, that nach ihrem Vermögen den Armen Gutes und mischte sich in die Welthändel nicht. Sie war eine von den duldsamen, weiblichen Seelen, denen der Himmel reichlicher das Herz, als den Geist begabt hatte, die ihre Pflicht zur Richtschnur ihres Handelns nehmen und streng und gewissenhaft, was sie ihnen gebietet, erfüllen.

Sie saß heut' auf dem Altan ihres Hauses, von wo sie eine reizende Aussicht in das von hohen Felsen umkränzte Thal und über die wogenden Fluthen des Inn hatte, sah mit frommer Andacht die Sonne sich hinter die Berge senken und mochte wohl eben ernst über ihr Schicksal nachdenken, als ein leises Pochen an der Hausthüre sie störte. Zu dieser ungewöhnlichen Zeit erwartete sie keinen

Besuch und zögerte deshalb einen Augenblick, ehe sie die Thüre zu öffnen gebot; als aber das Pochen stärker wurde, befahl sie zu sehen, wer Einlaß begehre. Es war der Alte von Furnatsch, der die Dame zu sprechen verlangte, und die Diener, schon an seinen Besuch in der Abendstunde gewöhnt, ließen ihn, den Marie bis an die Thür begleitete, ohne Weiteres ein.

Als er zur Frau von Travers eintrat, kam sie ihm freundlich entgegen: Ei, mein guter Philipp! sagte sie mit der ihr gewöhnlichen Huld: Wie habt ihr endlich einmal Eure Einsiedelei verlassen können, um die Tochter Eures alten Herrn aufzusuchen? Hätten meine Diener, die ich an Euch schickte, mir nicht Kunde von Euch gebracht, ich wüßte nicht einmal ob Ihr noch lebtet. Es ist gar lange her, daß ich Euch nicht sah.

Seit der Oberst Jenatsch Euer Haus betritt, hab' ich's nicht betreten! erwiederte der Alte.

Die Frau von Travers fühlte, daß sie bei diesen Worten erröthete, doch sich keiner Schuld bewußt, sagte sie freundlich: kennt mich denn Philipp Bernisch nicht besser?

Wohl

Wohl kenne ich Euch, gnädige Frau, und weiß, daß Ihr zur Liebe, nicht zum Hasse geboren seid; erwiederte er ihre Hand lebhaft küssend: weiß ich doch, wie Ihr von klein auf nicht vermögend waret, irgend Jemandem wehe zu thun; und wäre ich Eures frommen Wandels nicht so fest überzeugt, kennte ich die reine Quelle nicht, aus der Euer Thun entspringt, so würde ich nicht hier vor Euch stehen. Aber bei alle dem, sagte er und seine Stirn furchte, sein Antlitz umdüsterte sich: ist es mir ein Greul, denke ich mir den Mann an Eurer Seite sitzend, der Euern edlen Vater, meinen Herrn und Freund meuchlings erschlug, denke ich mir, wie er Euch zum Willkommen und Abschied die Hand reicht, an der das Blut Eures Vaters klebt —

Schweigt Philipp! bat die Dame: weckt die Erinnerung nicht —

Ja, ich will sie wecken, das ist mir Pflicht, das ist mir Labsal! fuhr er heftig fort: Rache ist der Zweck meines ganzen elenden Lebens, der Grund, weshalb der Kastellan von Schloß Rietberg in Lumpen gehüllt vor den Thüren der Salis die Zither schlägt und an dem Tische

ihrer Diener die Reſte in ſeinen Sack ſteckt, die der Uebermuth des Geſindes ihm zukommen läßt; das iſt der Grund, warum ich, wie der Baſilisk in feuchtem Neſt ſein Ei brütet, in meiner elenden Hütte auf Rache brüte, mein einziges Kind nach Mailand unter die hiſpaniſchen Fahnen ſchickte und ſo hier in der Mitte unſrer Feinde, wie ein unſichtbarer finſtrer Geiſt, dem Schickſal trotzend, umher wandle, Böſes zu erſinnen und Böſes zu ſtiften. Wer, wie ich, im Wachen keinen andern Gedanken, im unruhigen Schlafe keinen andern Traum hat als den, der muß zürnen, daß Ihr, edle Frau, dem Mörder nicht Eure Thüre verſchließt und in ſein glattes, verführeriſches Geſicht ſchauen könnt.

Will Gott die Unthat rächen, ſagte Frau von Travers, als der Zürnende ſchwieg: ſo bedarf er nicht meines ſchwachen Armes, nicht meines verſöhnlichen Herzens; überdies kennte Ihr den Oberſt genauer, würdet Ihr ihn weniger haſſen. Er will das Wohl des Bündner Landes, mein Vater, ein Verbannter, kehrte mit einem Heere, die Brandfackel, das Racheſchwert in der Hand zurück —

Und das muß ich aus Euerm Munde

hören? unterbrach er sie mit Unwillen: Und hätte er alle drei Bünde zur Einöde gemacht, hätte er die Bernina Gletscher auf diese Thäler gerollt, wie der Conto über Plurs zermalmend rollte, hätte er die Fluthen des Inns und des Rheins mit den Leichen seiner Landleute gedämmt, doch wär' ich ihm gefolgt über alle Trümmer und Leichen und hätte gebetet: segne es Gott, was mein edler Herr gethan! — Und wär' ich sein Kind —

Schweigt und wenn Ihr dies nicht könnt, so entfernt Euch! befahl die Edelfrau: Gott ist mein Rächer, mein Richter — nicht Ihr!

Ich schweige, weil Ihr es befehlt, erwiederte der Alte: Worte helfen überdies wenig, die That spricht allein. — Ich komme zu Euch, gnädige Frau, ein Asyl in Eurem Hause zu suchen; begann er nach einer Weile in gemäßigtem Tone: versagt es mir nicht.

Ei, wie könnt Ihr daran zweifeln, mein guter Bernisch? erwiederte sie beruhigt.

Aber für Euch kann Gefahr daraus entspringen, fuhr er fort: In meiner Heftigkeit habe ich mich dem Jenatsch verrathen, der absichtlich oder zufällig, ich weiß es nicht, mit dem Herzoge von Rohan nach meiner

Hütte kam. Der Herzog, ein Menschenfreund, ließ mich warnen, nicht dort zu bleiben und so machte ich mich auf und bin hier.

Gern, gern sei Euch mein Haus ein Zufluchtort; sagte die Dame: nur bitte ich Euch, Philipp, setzte sie mit würdevollem Ernste hinzu: zügelt Eure Zunge und mäßigt Eure Rede.

Wie Ihr befehlt! sprach er sich verneigend und während Frau von Travers die nöthigen, seine Sicherheit betreffenden Befehle gab, war er in die offene Thüre des Nebengemachs getreten. Hier fand ihn die Dame mit verschränkten Armen vor dem Bilde ihres Vaters stehen, große Tropfen rollten über seine Wangen. Die edle Frau störte ihn nicht, obgleich er lange vor dem Bilde stand und es unverwandt ansah, endlich sagte er dumpf vor sich hin: Noch ist Deiner Rache Abend nicht gekommen, noch lebt Dein treuer Philipp, sorge nicht, guter Herr — Die Saat wird reif, die Sense ist geschärft, der Schnitter zieht aus zur Ernte.

Verzeiht! wandte er sich dann zu der Dame, die er erst jetzt gewahrte: verzeiht, daß ich in Euer Schlafgemach eintrat; ich

ſah durch die offne Thür jenes Bild, da zog es mich hin, ich mußte! Die Edelfrau reichte ihm ſtatt Antwort die Hand, er küßte ſie mit Inbrunſt, benetzte ſie mit ſeinen Thränen und verließ eiligſt das Gemach.

3.

Marie hatte, als ſie den Alten in Sicherheit wußte, eiligſt nach Scams zu ihrer Mutter zurückkehren wollen; aber ein Zufall hinderte ſie, ihren Vorſatz wenigſtens ſo raſch auszuführen, als ſie es gewollt. Als ſie nämlich ihrem Wohnorte zueilte, ſah ſie durch das Abenddunkel einen Mann mit langſamen Schritten auf ſich zukommen; ſie wollte raſch an ihm vorbei, er hielt ſie jedoch auf — Wohin ſo eilig, Kind? fragte er. Sie ſuchte ſich loszumachen, allein er hielt ſie feſt und ſah ihr in's Geſicht. Ei, ſeid Ihr es Marie Imeldi? Das Glück ſcheint mir günſtig. Wo wollt Ihr noch ſo ſpät am Abend und allein hin?

Nach Scams zu meiner Mutter, erwiederte die Erſchrockene, aber laßt mich los,

Oberst Jenatsch, laßt mich ungestört meinen Weg gehn.

Gern, gutes Kind: sagte er und ließ ihre Hand los: doch erlaubt, daß ich Euch bis nach Hause begleiten darf. Es ist finster, auch schleichen manchmal kecke Bursche umher und deßhalb ist ein Schutz zu dieser Zeit nicht zu verwerfen.

Marie dankte, doch ließ er sich nicht abschrecken, kehrte mit ihr zurück, sprach von gleichgültigen Dingen, fragte, woher sie käme und als sie ihm sagte, sie komme von Frau von Travers, redete er mit ihr von dieser würdigen Frau und ihrer Mutter, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und das auf so freundliche, bescheidene Weise, daß er bald Mariens Zutrauen gewann und sie einigermaßen dem Himmel dankte, daß er ihr in dieser finstern Nacht einen Beschützer geschickt habe, denn mancher junge Bursche, sein romanisches Liedchen trällernd, war schon neckend an ihr vorbeigegangen. So kamen sie nach Scams. Marie dankte hier ihrem Begleiter und bat ihn, sie allein nach ihrer Wohnung gehen zu lassen, allein Oberst Jenatsch ver-

ſicherte ſo beſtimmt, daß er ſie bis zu ihrem Hauſe begleiten würde, daß ſie es nicht ausſchlagen konnte.

Endlich vor dem Häuschen angelangt, fanden ſie die ängſtlich harrende Mutter in der Thüre ſtehen, die ihren Begleiter mit den Worten empfing: Ei Konrad, wo kommt Ihr noch ſo ſpät her?

Ihr irrt, Mutter! unterbrach ſie Marie verlegen: Es iſt der Herr Oberſt Jenatſch von Zutz, der ſo gut war, mich hierher zu begleiten.

Bei dieſem Namen verneigte ſich die Mutter tief. Tretet ein, edler Herr! ſprach ſie: ruht in meiner kleinen Wohnung aus; in Tirano hätte ich Euch freilich beſſer empfangen können. Sie ſchritt voran, der Oberſt folgte, Marie, der das Herz, ſie wußte ſelbſt nicht warum, laut klopfte, zögerte eine Weile, dann trat auch ſie ein.

Georg Jenatſch unterhielt ſich anfangs blos mit der Mutter, befragte ſie nach ihren früheren Verhältniſſen, bezeigte in ungekünſtelten Worten ſeine Theilnahme und bat, wenn er ihr in etwas dienen könne, ſich nur gleich an ihn zu wenden. — So ſehr Ihr

auch durch Euer unglückliches Schickſal die allgemeine Theilnahme verdient, ſprach er: ſo wißt Ihr doch zu gut, daß, wenn auch alle Bünde gewiß innigen Theil an dem traurigen Geſchick ihrer Brüder im Veltliner Lande genommen haben, es doch in einem Freiſtaate wie der unſrige, einer mächtigen Fürſprache bedarf, um Hilfe hoffen zu können. Habt Vertrauen zu mir und ſagt, womit ich Euch mit Rath und That dienen kann.

Die Mutter war über dieſen freundlichen Antrag entzückt, fand ſich geſchmeichelt, war aber zu überraſcht und zu wenig vorbereitet, um irgend einen Wunſch gleich zur Hand zu haben. Sie dankte ihm auf das Verbindlichſte, verſprach ſobald ſie irgend in Noth ſei, ſich an ihn zu wenden und nachdem er ſich, kaum daß er ein paar gleichgültige Worte mit Marien geſprochen hatte, empfahl und das Haus verließ, ſtimmte ſie ſein Lob an, denn er hatte ihr ganzes Herz gewonnen und ſie konnte nicht aufhören, über den ſchönen, freundlichen, leutſeligen Mann zu ſprechen, der in dem ganzen Bündner Lande ſo hoch in Ehren ſtand und doch ſo herablaſſend gegen Unglückliche ſei. — Und Du biſt ſo ſtumm

zu alle diesem? sagte sie dann unmuthig zu der Tochter: Du denkst nur an den spanischen Söldner und schon oft hab' ich Dir erzählt, daß das nämliche Regiment, unter welchem er dient, verwüstend in das arme Veltlin eindrang.

Mutter! Ihr erschreckt mich, erwiederte Marie: Könnte ich den Gedanken fassen, er habe seinen Glauben verleugnet, hange denen an, die, den Dolch, die Brandfackel in der Hand unsre Vaterstadt durchzogen, mein Herz müßte brechen; denn nie könnte ich dann die Seine werden.

So ist es recht, Marie! fiel ihr die Mutter in die Rede. Auch mein Segen würde Dir nicht folgen. Ich sehe sie noch mit ihrer blutrothen Fahne durch die Straßen von Tirano ziehen und mich überfällt ein Schauder, erblick' ich ihn mit seiner rothen Feder auf dem Hute —

Mutter! fiel ihr Marie in's Wort: ich sehe jetzt nur auf sein Herz.

Auch da wird es blutig aussehen! sagte die Mutter: denn mit dem Glauben ist es bei ihm nicht richtig, so wenig wie mit seiner Anhänglichkeit an das Geschlecht der

Salis. — Was macht er in Mailand bei dem Volke, wenn er redlichen Gemüthes wäre?

Weiß ich's, Mutter? Darnach fragt ein liebendes Herz nicht, meinte Marie: ich wollte er diente Niemandem und bliebe immer daheim.

Ja, der arme Schlucker! Muß er nicht dienen um Sold und Brod? brummte Frau Hanna. Dies eben ist mein Aerger und ich halte es für Thorheit, daß Du Dein Herz an diesen Mann hängst, dessen Vaterhaus eine Strohhütte und dessen ganze Habe sein Schnappsack ist —

Marie! fuhr sie nach einer Weile fort und die Erinnerung führte ihr die vergangenen, glücklichen Tage herbei: Du warst noch ein Kind, als ich dich aus dem brennenden Hause von der Leiche Deines Vaters wegtrug. Die Noth, die uns seit Tirano nicht verließ, ist Dir Gewohnheit geworden, Du kennst das Leben nicht anders; aber ich, die ich im Wohlstande erzogen, an der Seite eines reichen Handelmannes die Freuden des Lebens genossen habe, Noth und Mangel nie kannte, ich fühle sie drückend. Jeder harte Bissen Brod erweckt den Wunsch nach jener Zeit in

mir und bei jedem drückenden Mangel gedenke ich des Ueberflusses, in dem ich meine Jugend verlebte und das ist ein bitteres Gefühl. Mein fröhliches Gemüth kämpft vergebens gegen das Elend, selten wird es Herr, oft unterliegt es und so bin ich nun wohl nicht glücklich zu nennen —

Mutter, arme Mutter! rief Marie und sank weinend an ihre Brust.

Da hoffte ich nun freilich, fuhr Frau Hanna fort: daß Du, von Gott mit einer schönen Gestalt und einem hübschen Gesichte begabt, aus einer guten Familie stammend, einst durch eine glückliche Heirath den alten Wohlstand wieder in mein Haus führen solltest — und da hängst Du Dich an einen Bettler, der noch ärmer ist als wir, an einen Soldaten, der sein Leben und seine Glieder für einen elenden Sold einsetzen muß, der nicht einmal für unsern Glauben streitet und nimmst mir so alle Hoffnung auf ein sorgenfreies Alter. — Das habe ich nicht um Dich verdient.

Mutter, was kann ich für mein Herz? unterbrach sie Marie: gebietet dem Euren, den Spaniern anzuhängen und die Katholi-

schen zu lieben, die eine zweite St. Bartholomäi in unserm Vaterlande hielten, würdet Ihr es können? — Mein Herz hat sich dem Manne zugewendet, ich weiß nicht wie. Ich sah ihn und er gefiel mir, ich hörte ihn sprechen und ich ward ihm gut, er gestand mir seine Liebe und ich öffnete ihm freundlich mein Herz, und wenn ich auch gleich darauf erröthete und es gern wieder verschlossen hätte, was hätte es geholfen? Es war ja doch schon das Seine. So fühl' ich, Mutter, daß ich nicht von ihm lassen kann und wenn mir auch Eure Klagen das Herz brächen, es möchte lieber brechen, als untreu sein.

Nun nimm die Sache nicht so ernst! beruhigte sie die Mutter: lieb ist mir das Verhältniß nicht, aber was Gott zuließ, will ich nicht trennen und ein Mutterherz vermag eher für sein Kind alle Wünsche zu opfern, als ein kindliches Herz seine thörige Neigung für die Mutter hinzugeben. Nun weine nur nicht, Maria! sagte sie bewegt: ich weiß, daß außer Konrad, ich Dir das Liebste im Leben bin und das muß mir denn wohl gnügen.

Die Worte der Mutter hatten in Mariens

Herzen einen lange schon schlummernden Gram geweckt. Wenn sie in einsamen Stunden an die Zukunft dachte, fühlte sie wohl, daß sie ihr nicht rosig erscheinen könne; aber dann schwebte Konrads freundliches Bild an ihr vorüber und Sorge und Kummer waren verschwunden. Seine Gegenwart, oft kam er von Mailand herüber, glättete dann alle Furchen schnell aus und die Hoffnung, ihn bald als spanischen Officier und so, ihrer Meinung nach ihn einer glänzenden Laufbahn entgegen gehen zu sehn, ließ sie alle Sorge vergessen. Auch heut' trocknete die Erinnerung an ihn ihre Thränen und nur seiner gedenkend, legte sie sich zur Ruhe.

4.

Die Vorsorge des Herzogs von Rohan war nicht unnütz, denn schon am 'andern Morgen drangen mehrere Soldaten von Peter Gulers Regimente in Furnatsch ein, den Anhänger der Planta's gefangen hinweg zu führen. Sie fanden aber die Hütte leer und auch nicht das Mindeste darin, sich für ihre

Mühe zu bezahlen, denn selbst den Wein, den ihm Marie gebracht, hatte er ausgegossen, damit nur kein Anhänger der Salis ihn trinken sollte. Gerettet war nun der Alte wohl, aber was sollte weiter mit ihm werden? In dem Hause der Frau von Travers konnte er nicht bleiben, in sein Asyl durfte er nicht zurückkehren. Wohin aber seinen Fuß wenden? Ueberall hatten die von Salis die Oberhand, überall fand er Franzosen und wollte er nach Mailand oder Tyrol gehen, so mußte er seinem Plan, in der Stille für seinen Herrn zu wirken und zu kundschaften, entsagen. Die gute Frau von Travers zog ihn jedoch aus dieser Verlegenheit.

Als am andern Nachmittage der Oberst Jenatsch seinen Besuch bei ihr abstattete, leitete sie das Gespräch auf den Alten.

Kennt Ihr diesen Mann? fragte er sie mit Bedeutung.

Es war ja ein Diener meines Hauses; erwiederte sie freimüthig, denn sie wußte, daß er schon durch Philipp selbst von Allem unterrichtet sei: war Kastellan auf unserm Schlosse Rietberg und lebt meist von der Unterstützung, die ich ihm angedeihen lasse.

Ei, ei, Frau von Travers! sagte der Oberst scherzend: hätte ich doch von Eurer Frömmigkeit nicht geglaubt, daß Ihr unsern Feinden Vorschub leisten würdet.

Soll ich meine Familie ganz vergessen? So weit geht meine Ergebung nicht! erwiederte die würdige Frau.

Der Alte ist in Euerm Hause! — Die Edelfrau erröthete — Marie Imeldi hat ihn gestern zu Euch gebracht.

Nun ja, da Ihr es wißt, er ist hier; antwortete sie nicht ohne Verlegenheit.

So laßt ihn kommen, ich will mit ihm sprechen!

Oberst Jenatsch, fuhr die Dame auf: glaubt Ihr —

Glaubt Ihr edle Frau, erwiederte er: ich wisse nicht, daß ich bei Euch gut zu machen habe, nicht aber, daß ich das Maß meiner Schuld häufen solle? Vertraut mir! Wo Ihr, die Ihr mir so werth seid, mit in Berührung kommt, da könnte ich nicht feindlich handeln. Laßt ihn getrost kommen! — die Frau von Travers zögerte — Was hilfe es Euch, wollte ich unedel handeln, ein Wort von mir und Eure Nachbarn umzingel-

ten das Haus und schleppten ihn vor Gericht. Laßt ihn nur getrost kommen.

Die Frau von Travers gab nun, jedoch immer noch mit beklommenem Herzen den Befehl, den Alten herbei zu führen, der auch bald erschien.

Was wollt Ihr schon wieder von mir, Georg Jenatsch? fragte er furchtlos: wollt Ihr einen Triumph feiern, daß ich Euch hier in dem Hause der Tochter meines ermordeten Herrn sehe, oder ruft Ihr mich zu meiner Todesstunde ab? — Holt dann erst das Schwert, mit dem Ihr meinen Herrn niederstießet, und das bei Eurer eiligen Flucht auf Rietberg zurückblieb.

Schweigt, Philipp! sagte die Edelfrau zürnend: ich befehle es, schweigt!

Jenatsch hatte den alten Starrkopf mit Verwunderung betrachtet. Fast möchte ich mein Wort brechen und Dir thun, wie Du verlangtest, sagte er dann: Du bist ein gefährlicher Mensch, den man unschädlich machen sollte; aber kehre demungeachtet frei in Deine Einsiedelei zurück. Ich werde Dir einen Freibrief geben, der Dich gegen Jedermann dort, aber nur dort, schützen wird.

Kehre

Kehre zurück und lerne Deinen Groll mäßigen, Deine Rache zähmen und danke Deine Freiheit dieser würdigen Frau.

Wie theuer mußtet Ihr sie bezahlen? fragte er die Dame.

Deine Treue wird lästig! erwiederte sie zornig und wollte sich entfernen, er aber faßte ihre Hand, hielt sie zurück und sank vor ihr nieder. Edle Tochter meines Herrn! bat er: verzeiht und zürnt mir nicht, wendet Euer Antlitz nicht von mir, blickt huldreich auf den Alten, dem der Anblick dieses Mannes, dem die Erinnerung jenes blutigen Tages die Sinne so sehr verwirrte, daß er selbst in solchen Augenblicken an der Heiligkeit der Mutter Gottes zweifeln könnte. —

Steh auf! sagte die Dame: es sei Dir um meines Vaters willen vergeben. Geh, ich werde Dir den Freibrief des Obersten zustellen lassen.

Und Ihr wollt mich nicht mehr sehen, im Zorn wollt Ihr mich entlassen? sagte er aufstehend.

Geh nur Philipp, geh! erwiederte sie bewegt. Er gehorchte, noch einen furchtbaren Blick auf Jenatsch werfend.

Sagt Euch von der Gemeinschaft dieses Mannes los! warnte der Oberst: solch wildes Gemüth kann Euch in's Verderben stürzen und ich bin nicht immer bei der Hand, Euch zu schützen. Es ist ein gefährlicher Mensch, gewiß Alles zu unternehmen fähig.

Er war meines Vaters treuester Diener, erwiederte sie: ihn kann ich nicht verstoßen.

Thut wie es Euch beliebt, edle Frau, nur erlaubt, daß ich ein wachsames Auge auf ihn habe; sagte der Oberst und empfahl sich.

5.

Am andern Mittage saß Philipp Bernisch schon wieder nach alter Weise vor seiner Hütte, setzte seine Armbrust in Stand, schärfte die Bolzen und brummte sein Lied. Kann ich doch keinen Augenblick an etwas anders denken, als an den Mann, sagte er unmuthig: immer steht er vor mir mit seinen flammenden Augen und seiner hohen Gestalt. Ich wollte, Du hättest anders an mir gehandelt, daß ich Dir nichts, auch nicht einmal das elende bischen Leben zu danken hätte. Er

nahm die Armbruſt, warf die Taſche mit den Bolzen über und ſtieg den Felſen hinauf nach dem hohen Eichwalde, wo das Birkhuhn ſein Neſt hat und der Auerhahn auf hohen Föhren horſtet; hier ſchlich er umher Beute ſuchend. Wann werd' ich denn endlich einmal nach edlerem Wilde ausziehen, wann ihn treffen, um ihm den Bolzen durch das Hirn zu jagen? dachte er vor ſich, da rauſchte es über ihm, ein Birkhuhn flatterte durch die Zweige und ſetzte ſich keck vor ihm auf einen dürren Aſt. Wart! dachte er: du ſollſt mir das Zeichen ſein; treffe ich Dich, treffe ich auch ihn. Er legte an, die Sehne ſchwirrte, der Bolzen ſauſte, das Birkhuhn flog davon. Alſo Du ſollſt meinem Geſchoſſe entgehen? brummte er: auch gut, ſo nehme ich Dein eignes Schwert.

Verdrießlich wollte er nicht weiter jagen und ſtieg wieder nach ſeiner Hütte herab, nahm ſeine Zither, die er nebſt ſeinen Waffen verborgen hatte, ſetzte ſich an den Waſſerfall und begann zu ſpielen. Aber bald legte er ſie wieder weg. Dünkt mir doch heute das Rauſchen des Waſſerfalls viel lieblicher zu ſein, als meine Muſika, ſagte er: oder ſtimmt

das wilde Getöse so recht zu meinem Innern und widert mich heute das Geklimper der Saiten an? Er summte nun kein Liedchen mehr, seine Leier lag unberührt neben ihm, unverwandt sah er in die herabströmenden Fluthen und seine Gedanken schienen fern zu sein.

Da störte ihn ein Geräusch. Ein bärtiger Mann, gleich ihm in Lumpen gehüllt, kam, sich auf einen dicken Dornstock stützend, den Fußpfad herauf. Was will der Narr hier, will der Bettler beim Bettler einkehren? brummte der Alte und ging nach der Hütte, sein kurzes Schwert zu holen, denn in der Zeit mußte man jeden Augenblick die Gefahr fürchten. Als er nun heraus und dem zerlumpten Wandrer entgegen trat, warf dieser seinen Bart ab und stürzte auf ihn zu — Vater! rief er und Konrad lag in seinen Armen.

Wie kömmst Du zu dem Aufzuge? fragte der Alte verwundert: wo kommst Du her?

Von Mailand! erwiederte er: mich sendet der Graf Serbelloni, mein General, mit einer geheimen Botschaft an den Oberst Jenatsch —

Dich mit einer geheimen Botschaft an Jenatsch? fuhr der Alte unwillig auf.

Ja, Vater! erwiederte Konrad: Er ist jetzt einer der Unsern und mit Spanien in Unterhandlung. Ich bringe Euch den Befehl nichts gegen ihn zu unternehmen.

Und weshalb? fragte der Alte immer heftiger werdend.

Es gilt das Wohl des Landes, fuhr Konrad fort: das Wohl Eures Sohnes. Kommen die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende, so wird mir eine Fahne zum Lohn, eine glänzende Laufbahn steht mir dann offen und die Bündner Lande haben den Frieden.

Was kümmerst Du mich, was das Vaterland, wenn es dem Mörder meines Herrn gilt! — Was kümmert mich die Welt, wenn er in Glanz und Macht stolz darauf umher wandelt, während mein edler Herr von den Würmern zernagt, in tiefer Gruft vermodert? Meine Rache soll ich opfern, damit Du im seidenen Wamms prunken kannst und die Bündner in Ruhe ihre Goutta und ihre Plains verzehren können? Mögst Du in Lumpen einhergehen wie Dein Vater, mögen sie unter Angst und Sorge ihre Gerstensuppe essen,

was kümmerts mich? Vollende ich nur was mein Herz mir gebietet. Jahre lang habe ich mich von dem Glauben einschläfern lassen, daß ich dem Geschlechte meines Herrn bessere Dienste leiste, wenn ich hier kundschafte, heimlich Zwietracht nähre und wie ein böser Geist durch die Häuser ihrer Feinde schleiche, als daß ich ihn schnell morde. Aber ich sehe selbst, Rudolph Planta ist keines großen Gedankens fähig, ich muß allein handeln, Du — thue, was Dir befohlen ward.

Staunend sah der Sohn auf den zürnenden Vater. Ich verstehe Euch nicht ganz, sagte er: aber es wäre nicht gut, wenn meine Ahnung wahr würde. Ihr untergrübt Euer und mein Glück.

Hast Du schon Marie Imeldi gesehen?

Nein, Vater!

So geh' hin zu ihr, sie erwartet Dich! Dort kannst Du mit ihr kosen, kannst ihr von Deiner Fahne, Deinem seidenen Wamms erzählen und Dich einer lachenden Zukunft erfreuen; hier bei Deinem Vater ist es öd' und düster. In dem Lerchenwalde schlagen die Nachtigallen nicht, nicht einmal girren die Tauben in seinen stachligen Zweigen; nur die

Eule schreit hier bei Nacht und das Käuzchen kündet den Tod aus diesem nackten Gestein und da oben horstet Adler und Falke. Nirgend findest Du Liebetöne, selbst im Rauschen des Wasserfalls, der sich wie ein vom finstern Geschick Gejagter von der Felswand herabstürzt, hörst Du nicht die sanften Friedentöne, die Du in diesen Bergen so sehnlich zurückzuwünschen scheinst. Die Stille dieses Thales ist nicht die Ruhe des Friedens, es ist die Stille des Grabes! — Geh zu Marie, nimm die Zither mit und sing' ihr ein spanisches Liedchen vor, vielleicht wird es auch ihr gefallen.

Vater, ich erkenne Euch kaum wieder! unterbrach ihn Konrad: Euer stiller Gram ist zu lautem Unmuth, Euer festes Schreiten nach dem furchtbaren Ziele zur wilden Eile geworden. Was ist Euch begegnet, das Euch so umwandeln konnte?

Nichts, als daß ich jetzt klarer sehe als sonst, daß ich ein Thor bin, für die Lebenden mich zu opfern, die in dem Alten nur einen Wahnwitzigen sehen, daß ich es erleben muß, wie Rudolph von Planta meinen Sohn zu Georg Jenatsch sendet, den Frieden zu

unterhandeln und daß mein Sohn zu solchem Geschäft sich brauchen läßt.

Und warum nicht, Vater? nahm Konrad das Wort: wirke ich nicht Gutes, ist die Versöhnung der Geschlechter, der Friede von außen und innen nicht dem Lande heilsam? Ist es mir nicht Pflicht, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, die mich nach Höherem führt? Bin ich dies nicht Euch, nicht mir, nicht Marien schuldig?

Mir bist Du nichts schuldig als das Leben, Alles andere ist bezahlt — ich verlange keinen Dank! unterbrach ihn der Alte unmuthig: geh Du Deinen Weg, laß mich den meinen gehen.

Und ich ging ihn so gern an Eurer Seite, Vater, und bereitete Euch ein besseres Loos — Seh' ich Euch an, so fluch' ich über die Tücke des Schicksals. Einst ein so stattlicher Mann — jetzt in Lumpen gehüllt.

Freiwillig trag' ich sie, darum sind sie mir nicht drückend.

Sonst in wirksamer Thätigkeit, fuhr der Sohn fort: und jetzt das wilde Birkhuhn schießend, die Forelle fangend, auf der alten

Zither klimpernd, das ist Eure ganze Beschäftigung.

Und wenn ich das Birkhuhn beschleiche, so denke ich, ich schleiche hinter ihm, wenn mir die glatte Forelle nicht entschlüpfen kann, mein' ich, er sei's, den meine Faust gepackt hat, und greif' ich in die mißtönenden Saiten der alten Zither und summe ein Lied dazu, dann steigen hohe Gedanken in mir auf, mein alter Herr tritt vor mich, nickt mir freundlich zu und mein Herz klopft stärker als das Deine, wenn Du, eine todte Maschine, nach dem Takte der Trommel stolzirend einherschreitest. — Du verstehst mich nicht!

Konrad lächelte —

Wärst Du nicht mein Bube, so schlug' ich jetzt, ob dieses mitleidigen Lächelns die alte Zither an Deinem Schädel entzwei! rief der Alte ingrimmig: so aber weiß ich, daß wenn Du in Deinem Herzen ein Plätzchen für etwas anders hast als Deine Begierden, daß Du es für Deinen alten Vater bewahrest. Darum will ich meinen Zorn mäßigen; aber demungeachtet muß ich Dir sagen, daß Du auf unrechtem Wege wandelst. Ein falscher

Ehrgeiz treibt Dich, Du möchteſt gern ohne viele Beſchwerde höher klimmen, möchteſt Ehre, Geld und Gut erwerben, das ſchöne Mädchen freien und ſo das Leben genießen wie ein Schwelger; aber die wahre Ehre kennſt Du nicht. Tauſend Leidenſchaften, alle der Eitelkeit entſprungen, werden Dein Lebenſchiff raſtlos umhertreiben, ungeſättigt wird Dein Ehrgeiz bleiben; je höher Du ſtehſt, je ſtärker wird die Sehnſucht den höchſten Gipfel zu erreichen. Die Eiferſucht, das Kind der Eitelkeit, wird Deine Rache untergraben und ihr Gift Dir ſpenden; Du wirſt, im Beſitz eines ſchönen Weibes, verlangen, alle Welt ſolle Dich beneiden, ihr von ferne huldigen, keiner aber die Hand nach ihr ſtrecken. Um eine werthloſe Sache wird die Rache Dich Leidenſchaftlichen ergreifen und haſt Du ſie befriedigt, dann wirſt Du jammern und klagen, bereuen und büßen. Ewig ſchwankend, ewig ohne feſtes Ziel, wirſt Du durch das Leben irren — dieß iſt Dein elendes Loos! — O! wie ganz anders ſteh' ich, den Du mitleidig belächelſt, neben Dir. —

Anders wohl, Vater, ob aber glücklicher? — ich glaube kaum! unterbrach ihn der Sohn.

Wer ſagt Dir das? fuhr der Alte heftig auf. — Aber Du haſt recht! fuhr er beſänftigt fort: das Glück hat mich nicht begleitet; ich ſelbſt habe es von mir getrieben, denn wo die Schuld am Herzen nagt, da raſtet das Glück ſelten. — Du ſtehſt erſchrocken vor mir, blickſt mich ſtaunend an, daß ich mich ſelbſt anklage? — So höre, was ich Dir bisher verſchwieg, ſetze Dich her zu dem büßenden Sünder und vernimm ſeine Beichte!

Ich war ein feuriger Jüngling, Dir an Leidenſchaft, an Lebenluſt gleich, war des Herrn Leibjäger und ein ſchmucker, rüſtiger Burſche; da lernte ich ein Mädchen, die Tochter einer wohlhabenden Witwe aus Almenz kennen, ſchön wie Deine Marie. Sie wollte mir wohl, wir ſchwuren uns ewige Treue. Aber ich wollte noch höher ſteigen, ehe ich ſie heimführte, die Gunſt meines Herrn, der ſich des armen, elternloſen Knaben erbarmt hatte, gab mir Hoffnung dazu, und deshalb hielt ich noch unſre Liebe geheim. In dieſer Zeit ſandte mich Herr Pompejus mit geheimen Briefen nach Inſpruck und da ich die Antwort ſelbſt zurück bringen ſollte, mußte ich wochen-, mondenlang dort warten

und mein Herz war doch immer bei meiner Elsbeth. Endlich darf ich Tyrol verlassen, kehre in's Vaterland zurück, überschreite die Alpen, überschaue von den hohen Felsen meine Heimath, sehe das Schloß Rietberg mit seinen hohen Thürmen und wandre nun freudigen Herzens, mit meiner Armbrust über dem Nacken, an meine Elsbeth denkend, in's Thal hinab; da führt mich der Weg an einer kleinen, mir wohlbekannten Jagdhütte vorbei — ich höre drinnen reden, lausche zufällig und mich dünkt, Elsens Stimme zu vernehmen. Ja sie war es, ich konnte sie durch einen Ritz der Thüre sehen, konnte sehen, wie sie in den Armen meines Herrn liegt, der sie umfangen hält und sie an sich drückt und herzt. Das Blut starrt in meinen Adern — die Verzweiflung treibt mich fort, die Höhe hinunter, durch den Hohlweg und erst an der verdorrten Eiche, die noch jetzt den Eingang bewacht, bleibe ich halten, überdenke rasch mein furchtbar Geschick, und eben so rasch erfaßt mich ein teuflischer Gedanke; ich spanne meine Armbrust, lege den Bolzen drauf und so erwarte ich meine Beute.

Sie naht — Schöner als ich sie je gesehn,

kömmt Elsbeth, ein Körbchen am Arme, ſingend und wohlgemuth durch den Hohlweg herauf — ich lege an — kein ſchützender Engel ließ meine Hand erbeben, der Bolzen trifft ihr Herz, ſie ſinkt blutend nieder. Mich erſchüttert dies nicht, ich blicke kalt nach ihr hin, ſpanne das tödtende Geſchoß noch einmal, lege noch einen Bolzen darauf und mich wenig um die Todte kümmernd erwarte ich Sinnloſer mein zweites Opfer. Auch dieſes naht — der edle Planta ſieht die Unglückliche in ihrem Blute liegen, ſtürzt über ſie hin, ſchließt ſie jammernd in ſeine Arme; ich drücke los und ſtatt ihn trifft auch der zweite Bolzen ihre Bruſt. Er fährt auf, erblickt mich, zieht das Schwert, ſtürzt auf mich zu; ich fliehe nicht, wie feſtgebannt erwarte ich ihn, erwarte ich den Tod.

Unglücklicher! ruft er mir zu, das Schwert hoch geſchwungen: was bewog Dich zu der grauenvollen That?

Ich ſah ſie in Euerm Arm, Herr! — Sah, wie Ihr ſie herztet und da ſolltet Ihr Beide ſterben! ſprach ich in dumpfer Verzweiflung.

Und tödteſt mein Kind, mein liebes, frommes Kind, das mir ſo eben ihre Liebe zu Dir

gestand. Unglücklicher! jammerte er und der gehobene Arm sank. Auch ich sank zu seinen Füßen und bat, mich zu tödten — Steh auf! sprach er: ich will ihren Tod nicht rächen. Gott wollte so mein Vergehen strafen. Flieh hin, wo mein Arm Dich nicht finden kann; nach einem Jahre kehre zurück, vielleicht ist dann mein Schmerz gelindert. Ich küßte seine Hand. Ihr habt mir das Leben geschenkt, Herr! sprach ich: fortan sei es auch nur Euch geweiht! Ich warf mich über die Todte, aber mein Schmerz, mein Jammer rief das Leben nicht zurück — sie war dahin! Da trieb es mich in ferne Lande; aber nach der Heimath, nach ihrem Grabe zog es mich immer wieder und als ein Jahr verronnen war, stand ich barfuß und zerlumpt, wie Du mich jetzt siehst, ein Büßender an der Pforte des Schlosses und wartete auf den Herrn. Er kam und reichte mir die Hand. Geh hinein! sprach er: Diene mir treu! — Das hab' ich gethan. Elsbeth's Schwester ward mein Weib, ward Deine Mutter, über der Schwester Grab reichte sie mir die Hand; und nun sprich, Du mitleidig Lächelnder! — Hab' ich nicht ein furchtbares Ziel vor mir? Wunderst Du Dich noch,

daß ich dem Todten angehöre mit Seele und Leib und nicht dem Leben? Daß ich ihn rächen muß und sollte ich meine Seele der Hölle verschreiben? Nur eine Leidenschaft treibt mich, nur eine blutige Schuld habe ich im Leben zu zahlen — ich werde sie zahlen mit Blut und Leben! —

Thut das, Vater! fiel ihm Konrad rasch in die Rede: aber nur jetzt nicht, nicht eher als bis ich durch ihn mein Ziel erreicht habe, dann mordet ihn! ich will Euch hilfreiche Hand leisten; aber nur jetzt nicht.

Der Alte sah ihn verächtlich an, wandte ihm den Rücken und setzte sich, der Erinnerung sich überlassend, am rauschenden Wasserfalle nieder.

6.

Als es zu dämmern begann, verließ Konrad die Hütte und ging nach Scams zu seiner Marie. Er war heute nicht freudig gestimmt, denn die Erzählung hatte einen unangenehmen Eindruck zurückgelassen; doch an sein Mädchen denkend, erheiterte sich sein

Geiſt immer mehr, je näher er ihrer Wohnung kam. Mancherlei Gedanken, wie er ſie überraſchen wollte, wie ſie ihn empfangen, an ſeinem Halſe hängen würde, beſchäftigten ihn, als er, nicht mehr in Lumpen gehüllt, in dem ſchlichten Gewande eines Bündner Landmannes dem Hauſe zuſchritt, das ihm durch die Dämmerung entgegen ſchimmerte. Er beeilte nun ſeine Schritte, aber ehe er es noch erreicht hatte, öffnete ſich die Thüre, Georg Jenatſch von Marie und der Mutter begleitet, trat heraus und er vernahm, wie das Mädchen ihm gute Nacht ſagte und die Mutter ihn bat, bald wieder zu ihnen zu kommen.

Sah ich recht? dachte er, kaum ſeiner mächtig und zog den ſchon gehobenen Fuß zurück: war das Marie? — war das nicht Georg Jenatſch? — ja ich träumte nicht, ich habe ihn geſehn! Soll ich ſchon hier dem Vater meinen Arm leihen, ſeine Rache zu der Meinigen machen? — Nein! murmelte er vor ſich hin; ſo zerſtörte ich ja ſelbſt mein eignes Werk, zertrümmerte ſelbſt die Leiter, auf der ich empor ſteigen will. Darum mit Bedacht! — Und ſagte mein Vater nicht, die Eiferſucht

ſucht würde einſt die Ruhe meines leidenſchaftlichen Herzens ſtören, ihr Gift würde auch mein Erbtheil ſein? — Deshalb vorſichtig, nicht im Jähzorn gehandelt. Er hatte nun den Muth, ſein tobendes Blut zu kühlen, an dem Hauſe vorüber, Straß' auf, Straß' ab zu gehen; hierbei rief er ſich Mariens frommes, treues Gemüth in das Gedächtniß zurück und erſt als er ſich ganz beruhigt fühlte, klopfte er an die Hausthüre.

Die Mutter öffnete ſie ihm, aber ihr Empfang war nicht geeignet, den kaum unterdrückten Verdacht in ihm ganz zu dämpfen. Wo kommt Ihr denn ſchon wieder her und ſo ſpät am Abend? fragte ſie ihn eben nicht freundlich, aber kaum hatte er ihr: Willkommen Mutter Hanna! zugerufen, als Marie aus dem Zimmer ſtürzte und in ſeinen Armen lag — Ja Du biſt mein treues Mädchen! ſagte er, ſie mit Stolz und Freude betrachtend: Ja Du biſt es noch, biſt meine Marie! und ohne dieſe räthſelhaften Worte erklären zu wollen, ohne an das, was er geſehn, weiter zu denken, liebkoſ'te er ſie und hatte mancherlei Fragen an ſie zu thun, mancherlei ihr zu beantworten.

Er theilte ihr nun seine Hoffnungen mit, bald im Stande zu sein, sie zum Altar zu führen, erwähnte jedoch des Auftrags, der ihn hierher brachte, mit keinem Worte. So verging ihm der Abend unter süßem Gekose, auch die Mutter wurde allmählig durch seine Mittheilung freundlicher und die Stunde der Trennung schlug den Liebenden viel zu früh.

Am andern Morgen verließ er die Hütte schon wieder und ging nach Zutz, wo er am Hause des Oberst Jenatsch anklopfte. Der Diener, ihn für einen zudringlichen Bettler haltend, wollte ihn abweisen, er aber beharrte mit so störrischer Festigkeit, er müsse den Oberst sprechen, daß man ihn endlich einließ und ihm zu warten gebot, bis der Herr aufgestanden sei.

Er mußte lange harren, endlich wurde er zu ihm hinauf beschieden. Auf dem kurzen Wege dahin gedachte er seines Vaters, und der Mann, dem er Friedens-Botschaft bringen sollte, erschien ihm auf einmal feindlich. So gestimmt, trat er bei ihm ein.

Was willst Du? fuhr Jenatsch den Zerlumpten unwillig an.

Ich habe ein Anliegen, Herr! sagte Konrad sich demüthig neigend.

Trag' es vor! befahl der Oberst.

Ich kann es nur Euch allein anvertrauen! erwiederte der Zerlumpte.

Jenatsch besann sich einen Augenblick, dann winkte er dem Diener, sich zu entfernen, nahm jedoch Vorsicht halber ein an der Wand hängendes Pistol zur Hand: Nun rede, bleib aber auf jener Stelle stehen, machst Du die geringste Bewegung, schieße ich Dich nieder.

Konrad lächelte. Ich komme von Mailand, sagte er leise: mich schickt Graf Serbelloni, Euch ein Schreiben zu überbringen.

Und weiter hast Du mir nichts zu sagen? fragte Jenatsch gespannt.

Er läßt Euch grüßen und sagen, der Hahn würde nicht mehr lange in Euern Thälern krähen.

Nun verstehen wir uns, da Du die Losung kennst; sagte der Oberst und legte sein Pistol auf den Tisch: nun tritt näher und gieb, was Du mir zu geben hast.

Konrad zog ein Schreiben hervor und übergab es Jenatsch, der es eilig erbrach und

las. Sein Inhalt mußte ihm angenehm ſein, denn ſein Geſicht erheiterte ſich: Du biſt Soldat und aus hieſigen Landen? fragte er.

Ja, Herr!

Und was trieb Dich aus Deinem Vaterlande? fragte er weiter.

Herr! erwiederte Konrad: ich lief dem Glücke nach und ſo lange die Franzoſen hier hauſen, möchte es nicht in unſern Bergen zu finden ſein.

Haſt Du es in Mailand gefunden? fragte jetzt der Oberſt, ihn ſcharf ins Auge faſſend.

Ich glaube!

Du ſtehſt unter des Grafen Serbelloni Regiment?

Ja, Herr!

Dein Name?

Steht er nicht im Briefe, oder iſt meiner darin nicht gedacht? fragte der ſpaniſche Krieger.

Mit keiner Sylbe iſt Deines Namens gedacht, nur enthält er die Weiſung, daß ich dem Ueberbringer des Briefes die Antwort anvertrauen könne. Wie lange gedenkſt Du noch in hieſiger Gegend zu bleiben? fragte nun Jenatſch: ſogleich kannſt Du nicht von

hier, es bedarf erst mancher Anordnung, mancher Zusammenkunft der Freunde, ehe ich Dir die Antwort geben kann.

So lange Ihr es verlangt, Herr! erwiederte Konrad: ich blieb gern noch ein paar Tage hier, denn ich habe ein Mühmchen in hiesiger Gegend, ein liebes, freundliches Kind, bei der ich wohl gern etwas verweilen möchte; solltet Ihr sie nicht kennen? Jenatsch lachte über die Einfalt des Mannes.

Marie Imeldi aus dem Veltlin, jetzt in Scams wohnhaft, kennt sonst Jedermann in hiesiger Gegend —

Marie Imeldi ist Deine Muhme? fuhr Jenatsch betroffen auf. Ich kenne sie wohl, es ist ein feines, sittsames Mädchen, schön und gut —

Ich sollt' es meinen! sagte Konrad, durch dies Lob geschmeichelt. So viel ich weiß, fuhr er fort und sein Auge beobachtete Jenatsch scharf: ist sie schon verlobt, Herr!

Schon verlobt? fuhr Jenatsch auf.

Laßt Euch das nicht kümmern! sagte Konrad, ihn zu beruhigen: Mädchenlaune ist wie das Wetter auf dem hohen Beverin, verän-

derlich und launisch. Ist sie Euch vielleicht freundlich entgegen gekommen?

Grüß Dein Mühmchen von mir! erwiederte statt Antwort der Oberst, entließ den Mann und sandte sogleich Boten nach Chur und nach andern Orten, Peter Guler und noch einige seiner Freunde zu sich zu entbieten. Das Schreiben Serbelloni's enthielt gar wichtige, aber angenehme Nachrichten.

7.

Indessen Konrad nach Zutz gegangen war, hatte auch der Vater seinen Wanderstab ergriffen. Ihm war der Gedanke furchtbar, daß sein Sohn die Hand zum Wohle des gehaßten Jenatsch biete, daß dieser Mann über seine Feinde triumphiren sollte und selbst Herr Rudolph von Planta sich um seine Freundschaft bewürbe. Ich will Euern Bund zerstören! sagte er hohnlachend, nahm seinen Knotenstock in die Hand, seinen Quersack auf den Rücken, verließ Hütte und Thal und wanderte Reichenau zu. Erst am andern Abend traf er dort ein, ging sogleich zum

Herzog von Rohan und verlangte ihn zu sprechen. Sein Aeußeres war eben nicht geeignet, daß man ihn sogleich vorgelassen hätte; jedoch, da er vorgab, dem Herzoge wichtige Dinge vertrauen zu müssen, so durfte er endlich vor ihm erscheinen.

Als er eintrat, fand er den ehrwürdigen Greis allein in seinem Gemache; der Herzog stutzte, als er den zerlumpten Bettler erblickte. Seh' ich recht, sprach er, ihn näher betrachtend: so bist Du der Alte von Furnatsch; was bringt Dich zu mir?

Für's Erste Euch meinen Dank, daß Ihr so menschlich dachtet und mich warnen ließet, in Worten abzustatten, dann auch durch die That dankbar zu sein.

Das könnte nur auf wunderbare Weise geschehen; sagte der Herzog lächelnd: aber fahre nur fort.

Ihr seid von Verräthern umgeben, gnädiger Herr! begann der Alte.

Kannst wohl recht haben! meinte der Herzog und gab ein Zeichen, daß er weiter reden sollte.

Oberst Jenatsch steht in Unterhandlung mit den Spaniern! fuhr er fort.

Der Herzog lächelte — Nur weiter, weiter! sagte er.

Die Bündner wollen Friede mit Oestreich und Spanien schließen und die Franzosen aus dem Lande jagen —

Und Oberst Jenatsch stände an der Spitze der Verschwörung? sagte der Herzog immer noch lächelnd.

Ja, Herr! Ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß es so ist.

Alter! Deine Haare sind weiß, Du stehst dem Grabe so nahe, sprach der Herzog ernst: bald wirst Du, so wie ich, vor Deinem strengen Richter stehen, deshalb ist es doppelt strafbar von Dir, aus Rache einen Biedermann, der mit treuem Herzen an mir hängt, verläumden zu wollen, thörig ist es und schlecht — denn Du konntest doch nicht hoffen, daß Dein hämisches Wort erprobte Freundschaft aufwägen sollte? schäme Dich, nimm dies Zehrgeld, geh heim und bessre Dich, ehe Dein nahes Stündlein schlägt.

Philipp nahm das Geld, wog es in seiner Hand, besah es bald, bald betrachtete er den Herzog mit Rührung. Ich hasse Eure Nation, sagte er dann und legte das Geld auf

den Tisch: aber Euch ehre ich und deshalb bitte ich Euch, hört auf meine Warnung, meine Augen haben das Schreiben des Grafen Serbelloni an Georg Jenatsch gesehen.

Wer war der Bote, der es brachte? fragte der Herzog rasch.

Ich kenne ihn, darf und werde ihn Euch aber nicht nennen! erwiederte der Alte mit Festigkeit.

Schaffst Du ihn mir zur Stelle, giebst Du mir Gewißheit, so laß ich Dir 200 Livres auszahlen und will Dir glauben, sagte der Herzog.

Und ließt Ihr mir 2000 zahlen und versprächet mir, jedes meiner Worte zu glauben, doch verrieth ich den Mann nicht! erwiederte der Alte.

Du scheinst Scherz mit mir treiben zu wollen, begann Rohan nach kurzem Nachdenken und faßte den Alten scharf ins Auge. — Entweder Du bist ein Lügner, dann wehe Dir! — Oder sprachst Du die Wahrheit, dann geb' ich Dir mein fürstliches Wort, der Bote soll ungekränkt von hier ziehn. — Gnügt Dir das noch nicht?

Nein! antwortete Philipp: nichts in der

Welt kann mich vermögen, des Mannes Namen zu nennen.

Auch die Folter nicht? fuhr der Herzog auf und griff nach der Schelle.

Herr Herzog! sagte der alte Kastellan und die Bettlergestalt stand würdevoll vor Rohan: Auch Euer Haar ist gebleicht, auch Ihr steht dem Grabe nahe, bald werdet Ihr, so wie ich, vor einem strengen Richter stehen, deshalb fürchte ich nicht, daß der edle Herzog von Rohan, welchen Freund und Feind seiner Tugend wegen ehren, die morschen Gebeine eines alten Mannes wird auf die Folter spannen lassen. Und thätet Ihr es, Herr, so büßte ich nur alter Sünden Schuld; keine Klage, kein Wort würdet Ihr mir erpressen, aber wohl würde ich seufzen, daß ich durch die Folter mein Lebensziel verfehlt und so den Tod gefunden hätte. Nun beschließt über mich, es ist ein Gott, der über uns Beide wacht! — Macht mit mir, was Ihr wollt, nur verachtet meine Warnung nicht!

Der Herzog war von der Festigkeit des Mannes betroffen. Du bist ein edler Mensch, oder wenigstens kein gemeiner Bösewicht, auf jeden Fall aber ein Unglücklicher! sprach der

edle Greis: deshalb erregst Du mein Mitleid. Glauben kann ich Dir nicht, aber nimm hier den Lohn, als ob Du die Wahrheit mir berichtet hättest und dann ziehe in Frieden! Er reichte ihm eine gefüllte Börse, die der Alte jedoch nicht annahm. Für Geld thu' ich nichts, auch habe ich es nicht um Euch verdient; denn aus Liebe für Euch warne ich Euch nicht, nur aus Haß gegen den Mörder des Pompejus von Planta, sprach er: und nun Gott befohlen! Der Herr laß es Euch wohl gehen, denn in Euerm Herzen kann jeder Unglückliche eine Zuflucht finden.

Der Herzog nickte ihm freundlich dankend zu; der Alte, seinen Quersack zurecht rückend, wollte eben das Zimmer verlassen, als er sich noch einmal wandte. Herr! sprach er gerührt: hört auf meine Warnung und schlagt sie nicht ganz in den Wind; es würde mir auch um Euretwillen leid thun, wenn dem Kühnen sein Plan gelänge.

Wir wollen sehen! sagte der Herzog und entließ ihn.

Aber so nahe seinem alten Wohnsitze, konnte der Alte der Sehnsucht nicht widerstehen, noch einmal das Schloß zu sehen, wo

er seine Jugend verlebt, als Mann so manche traurige Erfahrung gemacht hatte. So müde er war, wanderte er doch noch einige Stunden weiter, übernachtete in der Hütte eines Landmannes und setzte, kaum daß der Tag graute, seinen Weg fort. Jedes Fußsteiges kundig, gelangte er bald auf den Rücken der Flimßer Berge und sah von hier den Aufgang der Sonne; andächtig verrichtete er sein Morgengebet und wanderte dann hinab in das Thal.

Als hätte ihn eine Zaubermacht umstrickt, so gewaltig zog es ihn wider Willen nach dem Jägerhüttchen hin. Die Feinde hatten es zerstört, nur hier und da sah man noch Ueberreste. Es that ihm weh und wohl, es zerstört zu finden und mit ängstlich klopfendem Herzen setzte er seine Wallfahrt fort. Als er an den hohlen Weg kam, bog er aus, ging an ihm vorüber; aber an der verdorrten Eiche, welche noch Sturm und Zeit getrotzt, konnte er nicht vorbei gehen und als müsse er hier die Frevelthat noch einmal büßen, lehnte er sich an ihren vernarbten Stamm und blickte nach der Stelle, die noch von einem kleinen Kreuze bezeichnet war.

Jahre waren über die That hingerollt, aber ihr raſcher Flügel hatte nichts zu verwiſchen gemocht. Wenn uns die Erinnerung Freude bringen ſoll, ſeufzte Philipp: ſo iſt ſie karg und träge, die Schmerzen aber, den Gram, die tiefgefühlte Schuld bringt ſie uns mit geſchäftiger Eile in reichen Spenden! Nun ſo will ich ihren Schmerzenkelch leeren! — und ſeiner Elsbeth gedenkend, ſchlich er nach dem Kirchhofe von Almenz, wo ſie an der Seite ihrer Schweſter ruhte. An ihrem Grabe wurde ſein Schmerz milder, er konnte für ihre Seele beten.

Von hier wanderte er nach dem Schloſſe. Hell glänzte wie ſonſt der vergoldete Löwe auf dem Thurme, noch rankte ſich der Epheu um die graue Mauer und Alles ſtand noch wie einſt. Die alte Linde rauſchte über dem Steinſitze, des Thurmwarts Lug ins Land ſchaute immer noch mit ſeinem ſpitzen Dache über die ſtarke Mauer in die Gegend umher und das Portal mit ſeinem ehrwürdigen Wappen ſtand noch unangetaſtet; und doch war nichts mehr wie ſonſt, kein Menſch den er kannte, ging dort aus noch ein, kein Planta ritt durch das hohe Thor. — Ein

raubgieriger Verweſer fremden Gutes hauſte dort mit ſeinen Geſellen, kein alter Freund, kein alter Diener war mehr dort.

Der Alte ſaß unbeweglich unter der Linde, ſein Auge ſtarrte hinauf und große Tropfen rollten über die welken Wangen. Endlich ſprang er unmuthig auf. Fort, fort von hier! rief er: wo die Erinnerung ſo ſchmerzhaft iſt! hin in mein einſames Thal, an meinen rauſchenden Waſſerfall!

Er ſtand auf und wollte heimwärts gehen, aber noch einmal umſchlich er die Burg, bis der Abend ihn überraſchte und die hohen Thürme nicht mehr vom Abendgold erglänzten und im Mondlicht wie graue Rieſen geiſterhaft dem Auge erſchienen.

8.

Konrads Argwohn war durch ſeine Unterredung mit Jenatſch eher vermehrt als vermindert worden; doch hatte ihn Marie beruhigt, da ſie ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt in ihr Haus gekommen, berichtet und ihm hierbei nicht verhehlt hatte, daß ſie

dem Manne nicht abhold sei, welcher der Mutter so sehr mit Rath und That an die Hand gehe und sich so bescheiden und zurückhaltend gegen sie benehme. Konrad, obgleich er den Plan des Obersten durchschaute, hielt es nicht für nöthig, oder sein Stolz verbot es ihm vielmehr, Marie warnen zu müssen, er sprach hierüber nicht weiter mit ihr und da er verborgen bleiben mußte und es nicht wagen konnte, eher als bis es finster wurde, zu ihr zu gehen und Jenatsch, so bald der Abend nahte, das Haus der Wittwe verließ, trafen sie sich nie, was überdies Konrad auch zu vermeiden gesucht hatte.

Aber in desto mehr Unruhe setzte ihn die Abwesenheit seines Vaters; als er ihn den ersten Tag nicht fand, kümmerte es ihn wenig, als er am Abend nicht zurückkehrte glaubte er, der Vater sei vielleicht bei der Frau von Travers und bleibe dort über Nacht, wie es wohl zuweilen geschah, als er aber am zweiten und dritten Tage nicht wiederkehrte, überfiel ihn bange Unruhe und er ging am vierten mit sorgenschwerem Herzen zu dem Obersten, seine Abfertigung zu holen.

Er fand ihn in Gesellschaft Peter Gulers

und noch einiger Vertrauten, die den Boten der Spanier aufmerksam zu beobachten schienen und von seiner Sendung unterrichtet sein mußten; denn sie sprachen laut und unverholen über diese Angelegenheit. Jenatsch nahm ihn hierauf bei Seite, gab ihm noch den mündlichen Auftrag, Herrn Rudolph von Planta zu sagen, daß, so bald der Vertrag mit Spanien unterzeichnet sei und die Franzosen das Land verlassen hätten, er und sein Geschlecht ungehindert in ihr Vaterland zurückkehren, sich in den Besitz ihrer Güter setzen und des Endes aller Verfolgung und jedes Familienzwistes sicher sein könnten.

Und was macht Euer Rühmchen? fragte er plötzlich, das ernste Gespräch abbrechend: habt Ihr sie von mir gegrüßt?

Ja, Herr! erwiederte Konrad: Sie läßt Euch schön danken. Auch nach ihrem Bräutigam hab' ich sie gefragt, dem scheint sie mit treuer Liebe anzuhängen und hofft, bald mit ihm von hier zu ziehen. Auch läßt sie Euch sagen, Ihr thätet wohl besser, ihr Haus zu meiden, damit ihr guter Ruf nicht vor den Leuten gefährdet werde.

Jenatsch schien über diesen Bericht nicht sehr

ſehr erfreut, doch äußerte er ſich nicht weiter darüber, und trat wieder mit Konrad zu den Uebrigen ins Zimmer.

Ehe wir Euch das Schreiben an den Herrn Grafen Serbelloni einhändigen, hob Peter Guler jetzt an: erſuchen wir Euch, uns Euern Namen zu nennen. Das Schreiben des Grafen bezeichnet Euch nur als einen Rottmeiſter ſeines Regiments, dem er es aus mancherlei Gründen, beſonders der Landeskunde wegen, anvertraut habe. Eure Kleidung, der Bart, der, wie es uns dünkt, falſch iſt, verſtellt zwar Euer wahres Anſehn, doch glaubt mancher unter uns, Euch zu kennen. Zeigt Euch offen, ſagt, wer ſeid Ihr?

Nun, kennen mich die Herren, was bedarf es dann noch, daß ich ihnen ſage, wer ich ſei? antwortete er keck: ich bin Rottmeiſter in des Grafen Serbelloni Regimente, mit einem Schreiben an Euch geſandt; das zu wiſſen gnüge Euch.

Ihr ſeid Konrad Berniſch, der Sohn des Alten von Furnatſch, und irr' ich nicht, ſo habt Ihr auch ein Liebchen in dieſer Gegend, ſagte Guler.

Konrad, zwar betroffen, verlor doch die

Fassung nicht. Nun ja! sagte er kaltblütig: ich bin der, für den Ihr mich haltet, habe ein feines Mühmchen, aber wahrlich kein Liebchen im Engadin. — Nun kennt Ihr mich und da ich heute Nacht noch weiter ziehen und am Tage das französische Kriegsvolk vermeiden muß, so fertigt mich bald ab und haltet mich nicht länger auf.

Euer Name ist kein Empfehlbrief, nahm Oberst Jenatsch das Wort: Der Alte von Furnatsch ist ein wilder, unversöhnlicher Mann und nicht mein Freund. Ich hoffe, der Sohn tritt nicht in die Fußtapfen seines Vaters.

Ich bin in Mailand, Ihr im Bündnerlande, Herr! sagte der Rottmeister: ich diene der Krone Spanien, Ihr befehligt ein Bündner Regiment, was kann Euch an mir liegen und warum sollt' ich Euch feind sein oder Euch fürchten? — Gebt mir die Antwort und laßt mich ziehen.

Jenatsch gab ihm das Schreiben und der Trotzige wurde entlassen. Der Graf hätte uns wohl einen andern schicken können, sagte Peter Guler: der Alte von Furnatsch ist noch

um des Pompejus Planta willen Euer persönlicher Feind, Georg! Seyd auf Eurer Huth!

Jenatsch lächelte. Solchen Wicht braucht man nur wie einen Wurm zu zertreten! erwiederte er stolz und achtete nicht weiter auf die Warnung seines Freundes.

Konrad war indessen auf seinem Heimwege bei Marie eingekehrt und während die Krieg-Obersten noch mit einander beratheten, saß er neben seinem Mädchen und malte ihr eine glückliche Zukunft mit glänzenden Farben aus. Aber mitten in seinen Hoffnungträumen und seinen traulichen Worten, drängte sich immer der Name Jenatsch auf seine Lippen und es war ihm, als ob er mit dem Mädchen über ihn reden, sie warnen müsse, jedoch hielt ihn stets die Eitelkeit zurück. Sie soll nicht ahnen, daß ich diesen Nebenbuhler fürchte, dachte er: sie soll die Schwäche meines mißtrauischen Herzens nicht kennen lernen! und so überwand er sich und verschloß seine Eifersucht in sich. Wie konnte er auch an des Mädchens Lieb' und Treue zweifeln, wie dem frommen, sanften, offenen Blicke aus diesem blauen Auge mißtrauen? Setzte sie doch ihr

ganzes Glück in ihn, sprach sie sich doch so offen darüber aus und verheimlichte ihm nicht, daß sie dem armen Rottmeister auch durch die ganze Welt folgen würde. — Das ganze Wesen Mariens war Liebe, hingebende Liebe, ihr einziger Gedanke war er. Dies fühlte er und doch beruhigte es ihn nicht und während Marie Lebensmittel für ihn zusammenpackte, zwang es ihn, der Mutter die Warnung zu geben, den Oberst Jenatsch fürder nicht in ihr Haus aufzunehmen, wenn ihr der Ruf ihrer Tochter nicht gleichgültig wäre.

Als die Stunde der Trennung schlug, tröstete Konrad die weinende Marie mit der Versicherung baldiger Wiederkehr.

Kehre mit treuem Herzen, fest an Deinem Glauben hangend, zurück! sagte Marie — Ich weiß nicht, Konrad, fuhr sie, sich fester an ihn schmiegend, fort: weshalb ich so ängstlich bin, weshalb Du mir, seit Du hier bist, anders erscheinst, weniger sanft, mich weniger liebend. Ach! verlaß die reine Lehre nicht; wer Gott die Treue brechen kann, wie sollte der sie einem armen Mädchen halten?

Wie kannst Du zweifeln? unterbrach er

ſie: wie Du mir ſchon einmal ſagteſt, wären wir ja dann für immer getrennt!

Ja Konrad! ſagte ſie ernſt: der Glaube würde unſere Herzen für ewig trennen. Und mein banges Herz klopft ſo ängſtlich, eine innere Stimme raunt mir zu: Konrad iſt nicht mehr der, der er war!

Seit Du ſo vornehmen Beſuch erhälſt, unterbrach er ſie mit Heftigkeit: gnügt Dir der arme Konrad wohl nicht mehr? — Das iſt's!

Marie ſah ihn verwundert an: Nein! ſagte ſie dann: Der Argwohn kann nicht in Deinem Herzen Wurzel faſſen, Du müßteſt mich ja nicht mehr achten, könnteſt mich ja nicht mehr lieben.

Er ſuchte ſie nun zu beruhigen und ſo trennten ſie ſich heute nicht wie ſonſt, in Beider Herzen blieb eine quälende Erinnerung zurück. Sie legte ſich zur Ruhe, ohne Ruhe zu finden, er ging nach Furnatſch zurück, in der Hoffnung, den Vater dort zu treffen.

Aber er fand ihn nicht, die Hütte war noch leer und Alles öde, der Giesbach allein rauſchte durch die Stille der Nacht und ſein eintöniges Brauſen war das einzige Leben Bezeichnende in dieſem einſamen Thale. Kon-

rad, den auch der Schlaf floh, setzte sich auf die Felsbank neben den Wasserfall und wollte Mariens gedenken, aber immer trat der Vater vor seine Seele, immer sah er die unglückliche Elsbeth in ihrem Blute schwimmen, immer den Vater starr und leblos an der verdorrten Eiche stehen. Es wurde ihm unheimlich — die dunkeln Schatten der Bäume, die im Mondlicht über den nackten Felsen schwankten, schienen ihm Geister und das Mondlicht selbst ein Leichentuch zu seyn, das durch die Nacht sich glänzend breite. Er nahm endlich seinen Wanderstab, sagte der moosbewachsenen Hütte diesmal ein feierliches Lebewohl und verließ sie.

Sein Weg führte ihn über Reichenau; er wollte hier verweilen, dann über den Splügen und Chiavenna seinen Weg nach Mailand fortsetzen und so die bedeutendsten Stellungen der Franzosen auskundschaften. Sein Bettlergewand schützte ihn vor Verdacht und im Fall der Noth führte er einen Paß des Oberst Jenatsch bei sich.

Auch ihn zog das Grab seiner Mutter nach Almenz, das Schloß Rietberg war es nicht, das ihn zu dieser Wanderung bewog,

denn nur die früheren Jahre seiner Jugend hatte er dort verlebt und der Tod der geliebten Mutter, die er hier verloren hatte, weckte nur traurige Empfindungen in ihm auf. Gleichgültig sah er von den Höhen auf das stolze Schloß hinab und nur nach dem Dörfchen das Auge gewendet, stieg er im Dunkel der Nacht die Felsen hinab und nach mühevoller Wanderung betrat er endlich den Friedhof, wo die Mutter ruhte.

Ein Schauder ergriff ihn bei dem Anblick der vielen, vom Mondlicht beleuchteten weißen Kreuze, die ihm in ihrem blassen Schimmer wie Todtengerippe erschienen, welche die Gräber gesprengt, sich aus ihren Särgen erhoben und hier um Mitternacht sich begrüßten. Als ob jedes fürchte, seinen Ruheplatz zu verlieren, so unbeweglich standen sie und keiner wollte den Todtentanz beginnen. Doch der Krieger erbebte nicht; trotz des kalten Schauers, der ihn überlief, schritt er getrost hindurch, dem Grabe der Mutter zu. Aber nicht das Kreuz allein hielt hier die Todtenwacht, noch ein anderes Wesen schien es zu schützen — Eine dunkle Gestalt saß auf seinem grünen Rasenhügel unbeweglich und schien

unbekümmert die Ankunft des nächtlichen Pilgers zu erwarten.

Konrad erfaßte bei dieſem Anblick den unter den Lumpen verborgenen Dolch und ſchritt, auf Alles bereit, dem Grabe zu. Aber wie erſtaunte er, als er den Vater hier entſchlummert fand; der Schlaf hatte ihn an den, das Grab beſchattenden Maulbeerbaum gelehnt, überraſcht. — Wohl ihm, führte er ihm auf dieſem Erndtefeld des Todes nur freundliche Träume zu.

Schläfſt Du ſo ſanft, alter Mann, ſchläfſt Du ſo ruhig neben Deiner Elsbeth, ſtört das böſe Gewiſſen Deinen Schlaf nicht? Alſo auch nach begangenem Morde ſchläft man ruhig? dachte er — Ach, der Himmel gab doch dem armen Menſchen nichts Milderes als den Schlaf mit ſeinen Träumen. Wen wachend die Ruhe flieht, zu dem geſellt ſie ſich oft, hat er die Augen geſchloſſen! Lange ſtand er ſo vor dem Schlummernden, bis der kühle Nachtwind, der in den Blättern des Maulbeerbaumes ſäuſelte, den Schläfer erweckte; er ſchlug die Augen auf und ſah einen im Mantel Gehüllten vor ſich ſtehen. Wer biſt Du? rief er mit donnernder Stimme.

Euer Sohn, Vater! erwiederte Konrad und reichte ihm die Hand.

Treffen wir uns hier bei diesen Gräbern? sagte der Alte ernst: Eine schlimme Vorbedeutung! Doch ist es mir lieb, daß ich Dich noch sehe, ich glaubte Dich schon jenseit der Alpen. Bist Du auf deinem Heimweg begriffen? — Der Sohn bejahte es — Nun so ziehe mit Gott, grüße den Freiherrn von Planta und sag' ihm — doch so lange er um die Freundschaft des Jenatsch buhlt, habe ich ihm nichts zu sagen. Zieh mit Gott Deinen Weg und verlaß mich, denn ich muß noch länger hier weilen. Er reichte dem Sohne die Hand, dieser, statt zu gehen, hielt sie fest. — Vater, sagte er: ich habe Euch noch etwas zu vertrauen; Euer Feind ist auch der Meinige geworden.

Gelobt sey Gott! Dann komm an meine Vaterbrust! rief der Alte und schloß ihn stürmisch in seine Arme. Konrad fuhr fort: er wirbt um Mariens Gunst, habt ein wachsames Auge und duldet nicht, daß ihr Ungebührliches begegne; auch ihren guten Ruf bewacht. Eure Rache ist von jetzt an auch die

Meinige, nur geduldet Euch bis ich wiederkehre und am Ziele bin.

Also dessen bedurfte es, Dich an Deine Pflicht zu mahnen? sagte der Alte bitter und auch seinen Mund umzog ein mitleidiges Lächeln: also Deine Ruhe ist jetzt schon hin? — Deine Vorsicht ist Thorheit! sagte er dann verweisend: einem Mädchen wie Marie kannst Du vertrauen und nimmst Du keine andere Sorge mit jenseit der Alpen, so ziehe getrost hinüber. Marie bedarf keines andern Schutzes als ihr Herz und ihre Tugend. Gedenke der Unglücklichen, die hier neben Deiner Mutter schlummert und laß Dich nicht von tollem Wahne bethören, wie Dein Vater. Nun geh, möge Gott Dein Unternehmen segnen, ich kann es nicht!

Konrad verließ den Friedhof, den Alten fand aber noch der frühe Morgen dort.

9.

Das Schreiben Serbelloni's an Jenatsch enthielt die Versicherung, daß, sobald die Bündner versammelt wären und der schon

lange vorbereitete Schlag, die Franzosen aus dem Lande zu jagen, geschehen sey, wolle der Herzog von Feria, Statthalter von Mailand, ihn, den Grafen von Serbelloni, mit 8000 Spaniern an die Grenze des Veltliner Landes schicken, um, im Fall der Noth, ihnen zu Hülfe eilen zu können; auch benachrichtete er sie, daß in Madrid Alles eingeleitet sey, um ihnen den Besitz von Veltlin, Bormio und Cleven zu versichern, wenn sie nur nichts gegen die freie Ausübung des katholischen Glaubens dort zu unternehmen versprächen.

Auf diese Zusicherung verbanden sich die Obersten der Bündner Regimenter zur gegenseitigen Hülfe, wählten Georg Jenatsch zu ihrem General, entwarfen den Plan, wie sie die Franzosen in ihren Quartieren überfallen wollten, wobei Jenatsch jedoch ausdrücklich bedung, daß wo möglich kein Blut fließen sollte und gingen dann auseinander, ihre Untergebenen ganz für sich zu gewinnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Jenatsch aber blieb dem Scheine nach unthätig in Zutz und täuschte so Rohan, den die Warnung des Alten zwar vorsichtig, doch nicht argwöhnisch

gemacht hatte. Er ließ Jenatsch zu sich entbieten.

Ehe dieser sich aber zum Herzoge begab, besuchte er noch die Wittwe Imeldi, die trotz der Warnung des jungen Rottmeisters, dem Obersten nach wie vor den Eintritt in ihr Haus gestattet hatte. Frau Hanna, früh verheirathet, war noch in ihren beßten Jahren, war von Natur leblustig und heitern Sinnes, nur hatte ihr unglückliches Schicksal ihren sonst so frischen Lebenmuth gedämpft, aber dennoch war ihre lebhafte Einbildekraft noch immer geschäftig genug, ihr eine lachende Zukunft zu malen. Deshalb war sie stets gegen die Verbindung mit Konrad gewesen, denn wenn auch alle seine Träume und Hoffnungen in Erfüllung gingen, so konnte ihr das wenig nützen, höchstens Marien an das Ziel ihrer Wünsche bringen; sie selbst blieb immer dürftig und abhängig von andern. Aber die Verbindung mit dem Oberst Jenatsch, diesem wichtigen Manne im Lande, dem Frankreich und Spanien Gold in Menge spendete, um ihn für sich zu gewinnen, konnte ihre ganze Lage ändern und mußte ihr deshalb in jeder Hinsicht wünschenswerther seyn. Sein edles, an-

ständiges Benehmen gegen Marie, manche hingeworfene Aeußerung, daß er wohl, trotz seiner 40 Jahre, sich noch bequemen könne, ein Weib zu nehmen und seine, durch mancherlei sich deutlich aussprechende Neigung zu ihrem Kinde, ließen die Mutter keinen Augenblick zweifeln, er habe ehrliche Absichten mit Marie und seine häufigen Besuche hätten nur diesen Grund. Daß Oberst Jenatsch in dem Rufe stand, die Frauen zu lieben, daß manche Mutter ihr Haus vor ihm verschloß, manche, die es nicht gethan, es später bitter bereuen mußte, war ihr wohl so gut wie dem ganzen Engadin bekannt, aber theils glaubte sie Mariens Tugend, theils seiner bescheidenen Bewerbung vertrauen zu können und so achtete sie die Warnungen nicht, welche von so manchen Seiten ihr zu kamen, denn sie hielt sie für Neid.

Marie aber ahnete von alle dem nichts; sich ihrer unwandelbaren Liebe und Treue bewußt, glaubte sie, obgleich ihre Liebe Geheimniß seyn sollte, Jedermann müsse gleiche Ueberzeugung von ihrem Herzen haben und Niemand würde sich die unnütze Mühe geben, es zu gewinnen. Ihr war der Besuch des Ober-

ſten nicht unangenehm, ſie hörte ihn gern ſprechen, ſeine Unterhaltung war lebhaft, er zeigte ihr mit beſcheidener Offenheit ſein Wohlwollen und auf eine ſo zarte Weiſe, die ihr bei einem Krieger von doppeltem Werthe ſeyn mußte; aber hauptſächlich dankte ſie ihm die gute Laune ihrer Mutter, die nicht mehr, wie wohl ſonſt oft zu geſchehen pflegte, verſtimmt war. Frau Hanna drückten jetzt keine Nahrungſorgen mehr, mancher ſchon lang' entbehrte Genuß ward ihr wieder, die Hoffnung, in Wohlſtand verſetzt zu werden, zeigte ſich ihr und dies erheiterte ſie, theilte ſich Marien mit und ſo konnte der Oberſt dem Mädchen nicht unangenehm ſeyn.

Der Beſuch Jenatſch war diesmal von gewöhnlicher Art. Er begann ſogleich den Frauen zu erzählen, daß er einen Vetter von ihnen habe kennen gelernt, der nicht genug das junge, ſchöne Mühmchen habe rühmen können.

Wüßte ich doch keinen meiner Verwandten in Engadin, unterbrach ihn Frau Hanna: Niemand, der uns auch nur im entfernteſten anginge.

Er iſt auch nur ſelten hier und nur der

Zufall führte ihn mir zu. Kennt Ihr ihn auch nicht? fragte der Oberst Marie: Ihr müßt ihn kennen, denn er versprach, von mir mit Euch zu reden.

Marie erwiederte ein verlegenes: Nein!

Sonderbar, daß Ihr Beide ihn verläugnet, fuhr Jenatsch fort: ist der Alte von Furnatsch nicht Euer Verwandter? oder, ich spreche vielmehr von seinem Sohne, der in Mailand unter den Spaniern dient —

Nicht im entferntesten ist er mit uns verwandt, nahm die Mutter schnell das Wort, da sie Marie hocherröthen sah: wir kennen ihn zwar seit lange schon, als er, noch ein rüstiger Bursche, bei dem Alten war —

Wo ich auch Eure Tochter zum erstenmal sah — unterbrach sie Jenatsch.

Nun ja, sie hat Mitleid mit dem alten Manne, fuhr Frau Hanna, ohne Verlegenheit zu zeigen, fort: oft theilt sie mit ihm unsre Armuth und bringt ihm dann einiges zur Erquickung; seinen Sohn aber sahen wir schon seit lange nicht.

Nicht, Frau Hanna? fragte Jenatsch, sie scharf in's Auge fassend.

Nein, Herr! erwiederte diese keck: was

kümmert uns der leichtſinnige Burſche, der zu den Katholiſchen geht und unter dem Regimente dient, das in Veltlin die Blutfahne aufſteckte! Es iſt ein vorwitziger Bube!

Nein, Mutter! brach Marie das Schweigen: nein, das iſt er nicht! — Warum wollen wir ihn verläugnen, warum den edlen Herrn hintergehen?

Schweig, unterbrach ſie die Mutter.

Laßt ſie nur reden, Frau Hanna! ſagte Jenatſch: die Wahrheit ſollte immer einen Freipaß haben. Fahrt nur fort! bat er Marie. Aber das Mädchen ſchwieg, die Sittſamkeit, das Zartgefühl hatte ſchnell ihren Eifer unterdrückt, ſie ſenkte verlegen ihren Blick.

Nun? fuhr Georg Jenatſch fort: fürchtet Ihr, mir ein Geheimniß zu enthüllen? Daß Konrad Berniſch Euer Verlobter iſt, weiß ich, weiß es aus ſicherem Munde; daß er alle Abende, wenn es finſter wurde und ich Euch verließ, zu Euch ſchlich und bis Mitternacht mit Euch koſte, davon habe ich genaue Kunde —

Nun ja, Herr! fiel ihm Marie in die Rede: da Ihr es einmal wißt, ſo will ich es Euch auch nicht länger verbergen und offen

geſtehen,

geſtehen, daß er mein Verlobter iſt, dem ich ſchon lange Herz und Hand weihte. Kenntet Ihr ihn nur, Herr! fuhr ſie freudiges Herzens fort, ohne der Mutter drohende Winke, ohne des Oberſten düſtre Stirn zu bemerken: kenntet Ihr ihn, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß ich mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen an ihm hange, daß ohne ihn kein Glück in der Welt für mich zu finden iſt und würdet, da Ihr ſo gut gegen uns geſinnt ſeyd, ihm helfen, wenn es in Eurer Macht ſtände.

Ihr ſcheint faſt zu ſehr an ihm zu hangen, unterbrach ſie Jenatſch: das Schickſal eines Kriegers iſt ungewiß, der Tod ſchüttelt ihm die Looſe und zieht ſehr oft, in's Glücksrad greifend, ein ſchwarzes Loos. Und wie dann?

Redet nicht ſo, lieber Herr, es macht mich traurig; bat Marie: daran habe ich noch nie gedacht und mag auch nicht daran denken. Nein! ſagte ſie freudig aufblickend: das hätte ich nicht verſchuldet, denn mit ihm wäre ja mein ganzes Lebensglück hin!

Könntet Ihr Euch keines ohne ihn denken? fragte Jenatſch theilnehmend.

Nein! erwiederte ſie treuherzig: ſo lange

ich ihn kenne, es ſind nun ſchon drei Jahre, habe ich nur einen Gedanken, nur einen Wunſch gehabt und müßte ich den aufgeben, ich glaube mein Herz würde brechen und ich im Elend vergehen. Wenn ich einſam ſitze und meine Spindel drehe und ſie fliegt ſo leicht und raſch im Kreiſe herum, ſo denk' ich: ſo luſtig und leicht werd' auch ich mit ihm durch's Leben fliegen; habe ich die Nadel in der Hand und muß tauſend Stiche machen, bis das Schweißtuch geſäumt iſt, ſo denke ich bei jedem Stiche: und wenn es auch langſam geht, ſo kommt das Ende doch und ſo wird auch der Tag des Glückes nach tauſend in Hoffen und Harren Verlebten mir kommen. Bet' ich mein Morgen- und -Abendgebet, ſo ſchließ ich es immer mit der Bitte an Gott, mich bald an ſeiner Seite glücklich werden zu laſſen und ſitze ich dann im Zwielicht, die Hände im Schoos und warte bis die Mutter die Lampe anſteckt, ſo denke ich nur an ihn, meine Seele iſt bei ihm und er ſteht in der Dämmerung ſo lebhaft und klar neben mir, daß ich oft auf meinem Seſſel, für ihn Platz zu machen, zurücke. Das iſt meine glücklichſte Stunde, da rufe ich mir lauter Glück und

Freude herbei, und ſie kommen auch immer; kein trübes Bild, kein ängſtlicher Gedanke umſchwebt mich, denn er erſcheint mir und ich bin ſelig. Kommt die Mutter mit der Lampe, bei deren Schein dann aller Zauber verſchwunden iſt und ich ſitze allein auf dem Schemel, nur der alte eichene Tiſch neben mir und die ſcheltende Mutter, dann nehm' ich traurig meine Spindel aus dem Schooße, drehe und drehe und mancher Faden rollt auf, ehe ich den zerriſſenen wieder anſpinnen kann.

Und wenn Ihr nun zur Ruhe geht? fragte Jenatſch lächelnd.

Da bin ich lange nicht ſo glücklich, wie in der Dämmerſtunde, da beſchleicht mich der Schlaf und meine Träume ſind nicht immer freundlich.

Hörſt Du bald auf mit Deinem Geſchwätz? unterbrach ſie die Mutter: glaubſt Du, Deine Thorheiten könnten den Herrn vergnügen?

Laßt Marie nur reden, ſagte Jenatſch, der Mutter ihre Härte verweiſend: ich höre ſie gern. Und wenn Ihr ihm nun entſagen müßtet, Marie, wenn der Tod ihn Euch raubte oder eine andere Liebe? fragte er ſie weiter.

Nein, nein! rief ſie mit Zuverſicht und

ſprang auf: er mich verlaſſen? — Nein, das kann er nicht, ſo wenig als ich es könnte. Mein ganzes Leben iſt in dem Seinigen verwebt, mein Glück an das Seinige gebunden, mein Herz ruht in dem Seinen und ſo müſſen wir mit einander leben und glücklich ſeyn, oder mit einander ſterben!

Ihr kennt die Welt und die Männer wenig, ſonſt würdet ihr nicht ſo zuverſichtlich ſprechen, ſagte der Oberſt, mitleidig auf das Mädchen blickend.

Ich will ſie auch nicht kennen, ich will nicht belehrt ſeyn, unterbrach ſie ihn mit Heftigkeit: ſo wie ich mir vertraue, will ich auch ihm, ſo wie ich ihn liebe, unerſchütterlich, ewig, will ich glauben, er liebt auch mich. — Und wäre es ein Traum? — Seyd nicht grauſam, weckt mich nicht, ich ſtürzte wie der Nachtwandler in den Abgrund und wäre für ewig verloren.

Jenatſch brach das Geſpräch ab und entfernte ſich bald hierauf.

Dich weck' ich nicht aus Deinen freundlichen Träumen, frommes Mädchen! ſagte er vor ſich hin, als er den Weg nach Zutz zurück ging, Du biſt mir zu heilig zum Opfer. Lohne Gott Dir Deine Liebe und bewahre

Dein frommes Herz vor Enttäuschung. Ich will nicht Deinen Frieden stören! — Indem er dies vor sich hin sprach, täuschte er sich selbst. Wohl war der Wille fest in ihm, seinen Plan, das Mädchen zu verderben, aufzugeben, wohl kam sein Wunsch aus edlem Herzen; aber in diesem Herzen stand auch das Bild des frommen, unschuldigen Mädchens mit so reinen, schönen Zügen, daß wohl nur die wilde Gluth der Begierde in inniges Wohlwollen, in wahre Liebe umgewandelt war. Fortan hing sein Herz noch mehr als je an Marien, seine Besuche wurden häufiger und der Mann, der Aller Herzen durchschauen konnte, täuschte sich in dem eigenen.

10.

Die Stimmung, in welche ihn dieser Abend versetzt hatte, war eben nicht geeignet, ihm den Ritt nach Reichenau angenem zu machen, wo er gegen sein besseres Gefühl einen Mann täuschen sollte, der ihn aus den Reihen der gemeinen Krieger bis zu ihrem Anführer erhoben, der ihn so väterlich, mit so viel Zu-

trauen behandelt hatte, daß er sich ihm dankbar verpflichtet fühlen mußte. Ihn sollte er täuschen? O! wie tief fühlte er sich bei diesem Gedanken unter dem frommen Mädchen stehen, das sich ihm so offen, so ganz ohne Verstellung, so treu ihr Herz gezeigt hatte. Aber der Gedanke: Es ist ja zum Wohl des Bündner Landes, für das Du schon zum Mörder wurdest, beruhigte ihn zwar nicht, hielt ihn aber dennoch fest bei seinem Entschlusse; denn auf dem Altare des Vaterlandes glaubte er Alles, selbst sein künftiges Heil opfern zu müssen.

Dieser Grundsatz, der in der Seele des Mannes unerschütterlich stand, gab ihm die Kraft, gegen sein besseres Ich zu handeln und sich zu verstellen. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit trat er zu dem Herzog von Rohan. Dieser, von seiner Vernunft, nicht von Mißtrauen bewogen, hatte ihn zu prüfen beschlossen, deshalb war auch er sich in seinem Benehmen gleich. Mit der nämlichen Herablassung wie sonst, bei der er doch immer die Würde seines Standes und seiner Verhältnisse zu behaupten wußte, empfing er den Obersten, fragte ihn nach dem Zustande der, im Solde

Frankreichs und Venedigs ſtehenden Bündner Regimenter, und nachdem ihm Jenatſch zu ſeiner Zufriedenheit über Alles genauen Bericht abgeſtattet hatte, rückte der Herzog ſeinem Ziele näher. Alſo 8000 Mann ſind wirklich unter Waffen? fragte er.

Der Oberſt bejahte es.

Und die Regimenter könnten wohl mit 4000 Landleuten in der Eile verſtärkt werden?

Jenatſch wurde durch dieſe Frage aufmerkſam, denn eben dies hatte man bei der letzten Zuſammenkunft in Zutz beſchloſſen, doch bejahte er es.

So wißt, fuhr der Herzog traulicher fort und ſchob ſeinen Seſſel ihm näher: wißt, daß ein großer Schlag im Werke iſt. Ihr ſollt von der läſtigen Nachbarſchaft der Spanier für immer befreit werden. Frankreich, Venedig und Savoien haben im Geheim ein Bündniß geſchloſſen; Herzog Bernhard von Weimar, der deutſche Held, rückt mit ſeinem Heere über Burgund nach Savoien, dort ſtoßen 6000 Mann zu ihm und mit dieſer Verſtärkung zieht er durch das Thal Aoſta gegen Mailand, indeß ich mit den franzöſiſchen Völkern durch das Veltlin breche, mich in Como

mit den Venetianern vereinige, und gleichfalls gegen Mailand rücke. Wo ich mich mit Herzog Bernhard vereinigen werde, müssen die Umstände lehren. Hierzu bedarf ich nun Eurer Hülfe, denn ich muß in Tirano, hier in den Rheinschanzen und am Luzienſteige Beſatzung laſſen und Ihr ſelbſt wißt, daß mein Heer nur klein iſt und ich kaum mit 4000 Mann würde ausrücken können. Kann ich hierbei ganz auf Euch rechnen, glaubt Ihr mit 8000 Bündnern zu mir ſtoßen zu können? Kann ich der Republik Venedig dieſe Verſicherung geben?

Jenatſch war überraſcht, dieſer Antrag kam ihm unerwartet. War es, wie ihm der Herzog ſagte und wie er es glauben mußte, ſo war die Ausführung ſeines eignen Unternehmens ſchwierig und auf die Hülfe der Spanier dabei gar nicht zu rechnen. Doch behielt er ſeinen Gleichmuth und ohne durch Blick und Wort ſich im mindeſten zu verrathen, verſicherte er dem Herzog, daß er glaube, für ſämmtliche Regimenter ſtehen zu können und daß ſie, ſelbſt gegen den Willen der Bünde mit ihm nach Mailand ziehen würden; auch hoffe er, die noch fehlende Mannſchaft werben zu können. Er ging mit dem Herzoge in die

kleinsten Details ein, entwarf den Plan, machte die nöthigen Anordnungen und täuschte so den Herzog völlig.

- Ihr habt vor einigen Tagen ein Schreiben des Grafen Serbelloni erhalten? fragte dieser das Gespräch plötzlich abbrechend.

Auch diese Frage brachte den Obersten nicht außer Fassung. Nein! sagte er keck: wie sollte ich in Briefwechsel mit einem Manne stehen, den ich gar nicht kenne?

Und doch ist mir hinterbracht worden, daß Ihr ein Schreiben erhalten habt, das Eure Verbindung mit Spanien bestätigt; Ihr wollt uns los sein und mich aus dem Lande jagen.

Gnädiger Herr! fuhr Jenatsch auf: wer Euch das berichtet hat, ist ein Lügner! — Wie könnte ich —

Ereifert Euch nicht, Oberst! unterbrach ihn der Herzog: Ich habe gleich anfangs die Nachricht für Verläumdung gehalten und thue es auch jetzt noch; jedoch befahl mir meine Pflicht, auch hierbei vorsichtig zu Werke zu gehen. Ich wollte Euch prüfen und ersann deshalb das Mährchen von dem Angriffe des Mailändischen. Herzog Bernhard sitzt in Paris und unterhandelt mit Richelieu und der

Herzog von Savoien ist nicht fähig solch einen großartigen Gedanken zu fassen.

Gnädiger Herr! nahm Jenatsch das Wort und er fühlte sich in der That gekränkt: wodurch hab' ich es verdient, daß Ihr für nöthig erachten mußtet, meine Treue und Anhänglichkeit an Euch auf die Probe zu setzen? Hat Euch mein Betragen je Ursache dazu gegeben, bin ich so tief in Euern Augen gesunken?

Jenatsch! sagte der Herzog, dem der ganze Vorfall leid that: wer, wie ich, so oft hintergangen wurde, sollte wohl mißtrauisch geworden sein und ich vertraue dennoch so gern dem Menschen, den ich wohl für besser halte, als er wirklich ist. Aber Euch habe ich nicht mißtraut, Ihr seid mir zu sehr verbunden, hängt mit zu wahrer Theilnahme an mir und Ihr müßtet ein undankbares, unedles Herz besitzen, könntet Ihr je an Eurem väterlichen Freunde zum Verräther werden. Nicht wahr, mein wackrer Schüler in der Kriegkunst, mein Waffengefährte in so manchem Kampfe! Auf Euch darf ich rechnen mit festem Vertrauen?

Bis zum Tode! sagte Jenatsch, doch bebte seine Stimme, indem er dies sprach.

Da ich nun Euerm Edelmuthe so sehr ver-

traue als Eurer Treue, so glaube ich auch, Euch vor dem Alten von Furnatsch warnen zu dürfen; fuhr der Herzog fort: Er ist Euer Feind und ein heimtückischer Mensch; hütet Euch, aber rächt Euch nicht an ihm.

Jenatsch versprach es dem Herzoge, mehr vielleicht Mariens als des Herzogs wegen.

Er blieb nach dieser Unterredung noch einige Tage in Reichenau und benutzte diese Zeit, den Herzog immer mehr von seiner Ergebenheit zu überzeugen, dann ritt er nach Chur zu Peter Guler, ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und Beide beschlossen nun, die Ausführung ihres Vorhabens nicht länger aufzuschieben, da sie jetzt um so mehr Verrath fürchten mußten und nur die höchste Verschwiegenheit ihn ausführbar machte.

Ich tadle den Grafen Serbelloni sehr, daß er den Rottmeister ins Geheimniß gezogen hat, sagte Jenatsch: wollten sie einen des Landes Kundigen wählen, so mußte es ein Bote sein, dem der Inhalt des Schreibens unbekannt bliebe. Sicher kommt diese Unvorsichtigkeit von Rudolph Planta, der den treuen Diener seines Hauses von ihrer baldigen Wie-

derkehr benachrichtigen wollte. Hätte der Herzog weniger Vertrauen zu mir, so waren wir verloren und der ganze Plan war vor der Ausführung gescheitert.

Eigentlich, sagte Guler: wenn ich die Sache genau betrachte, so sind wir Thoren, solch' ungewisses Wagstück zu übernehmen. Wir opfern ein gewisses Gut einem ungewissen, wollen das Vaterland retten und wissen nicht einmal, ob es Rettung verlangt. Zwei Parteien zerrissen es, Beide haben verschiedene Ansichten, Beide glauben, sie streiten für das Vaterland und streiten doch nur für sich; der Eigennutz ist der Hebel, der alle Kräfte in Bewegung setzt nicht Patriotismus, und das Volk, willig seine Hände dem Mächtigsten bietend, glaubt, es arbeite für sich und nützt doch nur im Kampfe seine Kräfte ab und man theilt nicht einmal den Gewinn mit ihm. Früher fochten wir für Frankreich, jetzt glauben wir für uns selbst zu kämpfen und wer giebt uns die Gewißheit, daß, wenn wir die Franzosen vertrieben haben, wir nicht zurück ins Joch der Spanier fallen, das wahrlich noch härter ist? Denn statt eines sanften, leutseligen Rohan kömmt eine Heerde Kapuziner

und die Geissel der Pfaffen verwundet Geist und Körper zugleich.

Ihr könnt Recht haben, Peter Guler! erwiederte Jenatsch: mit Zuversicht ergründet keines Menschen Geist die Zukunft, deshalb können wir uns nur Lehren aus der Vergangenheit schöpfen, um die Gegenwart mit Weisheit zu benützen, müssen aber so zuversichtlich handeln, als wären wir Herren der künftigen Ereignisse. Die Spanier sitzen ruhig in Mailand, die Oestreicher haben vollauf mit den Schweden zu thun, beide drücken uns nicht; aber die Franzosen breiten sich wie die Heuschrecken über unsere Fluren, verfolgen daheim die Hugenotten und wollen uns glauben machen, sie wären nur in unsre Gebirge gekommen, unsre Religion zu schützen. Unsre Pässe wollen sie besetzen, für elenden Sold unsre Arme, unsern Muth benutzen und statt unsre Freunde, unsre Bundesgenossen zu sein, sind sie unsre anmaßenden Herren. Für die Einzelnen mag es gut sein, daß ein edler Mann, daß Rohan an ihrer Spitze steht, dem Ganzen nützt es nichts, er kann ja doch nur handeln, wie es ihm Richelieu befiehlt. Deshalb müssen wir das Joch, das uns eben drückt,

abschütteln und uns waffnen, daß uns weder Spanien noch Oestreich ein neues anlegt.

Ich fürchte, Freund! unterbrach ihn Guler: man wird uns am Ende schlecht lohnen. Kehren die Planta durch unsere Vermittelung ins Land zurück, so werden uns die von Salis deshalb anfeinden und Jene dennoch nicht vergessen, was wir ihnen Leides thaten —

Glaubt Ihr, Peter Guler, daß ich auf eine glückliche Zukunft rechne, daß ich des Lohnes wegen handle? Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß Undank die einzige Münze ist, womit das Volk zahlt? Nicht auf Lohn, nicht auf Dank, nicht einmal auf Nachruhm rechne ich, denn selbst die Nachwelt, wie die Zeitgenossen, schätzen unsre Thaten nur nach dem Erfolge und wer sichert uns den? Ich folge einer innern Stimme, die mir gebietet, mich für das Vaterland zu opfern, die mir gebietet, mich wie ein Phönix dem Flammentode zu weihen, damit aus meiner Asche die Freiheit herrlicher hervorgehe — und hoffentlich werde ich so enden. Wer sein Geschick an das Große knüpft, muß untergehen früh oder spät, wer auf diesem Felde aussäet, wird nur sel-

ten sich der Erndte erfreuen, er muß sie Andern überlassen; was er erndtet ist Undank.

Aber dennoch, Freund! fuhr er fort und seine Stimme ward bewegter: dennoch wollen wir für das gemein Beßte handeln, als ob wir nur die Hand auszustrecken brauchten, um die Lorbeer- und Bürger-Krone zu erfassen, wir wollen das Vaterland lieben mit glühender Liebe, wenn es uns auch wie die treulose Geliebte zum Lohn unsrer Treue den Dolch in das Herz stößt und so das angefangene Werk freudig, muthig vollenden. Gebe uns Gott Glück und Sieg!

Guler reichte seinem Landsmanne treuherzig die Hand. Sie gingen nun mit Zuversicht ans Werk, theilten die Rollen aus und der Tag der Ausführung wurde bestimmt.

11.

Aber mitten in seiner rastlosen Thätigkeit vergaß Jenatsch Marie nicht ganz. Sobald er nach Zutz zurückgekehrt war, eilte er zu ihr. Liebe Marie! sprach er: Ihr seht den Alten von Furnatsch oft, gebt ihm dieses

Briefstein von mir, aber ich bitte Euch, gebt es ihm selbst. Marie versprach es und wanderte schon am andern Tage nach seiner Hütte, fand sie aber leer; doch noch am nämlichen Tage stand er selbst vor ihrem Hause, klopfte an das Fenster und als sie es öffnete, sprach er, sie weniger freundlich anblickend als sonst: Ich wünschte Euch allein zu sprechen, Marie Imeldi, wenn es dämmert, erwarte ich Euch in den Ruinen von Guardavall; und ehe noch die Jungfrau ihm das Briefstein geben konnte, hatte er sich schon entfernt.

Als die Sonne sich hinter die Berge zu senken begann, machte sie sich, nach dem Willen des Alten, auf den Weg. Der Abend war schön, die Sonne ging glühend unter, ein leiser Abendwind säuselte durch das frische Laub der Bäume, das Vieh, das nicht auf die Alp getrieben war, zog heimwärts und das schwermüthige Geläute seiner Glocken hallte melancholisch durch die Abendstille. In banger Erwartung — der finstre Blick des Alten deutete auf nichts Gutes — schritt sie die Höhe hinauf nach den Ruinen dieser einst so bedeutenden, jetzt von dem Feinde und der Zeit zerstörten Veste.

Schon

Schon von fern sah sie den Alten mit seiner Zither auf einem herabgefallenen Gemäuer sitzen. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, sah vor sich hin, grub mit seinem Knotenstock allerhand Zeichen in den Sand und schien in tiefe Gedanken versunken. Als ihn Marie begrüßte, fuhr er auf, dankte ihr und bat, sich bei ihr nieder zu setzen; doch ehe sie gehorchte, gab sie ihm das Briefchen des Obersten, das der Alte nur mit Widerwillen nahm und erbrach und während dem sagte: bin doch neugierig, was der von mir will.

Ihr habt mich bei dem Herzog verläumden wollen, las er nun: Ihr habt ihm die giftigsten Lügen von mir hinterbracht; statt dieses Briefes sollte ich Euch an Eurer eignen Hütte aufknüpfen lassen, aber ich habe dem Herzog versprochen mich nicht an Euch zu rächen und somit werde ich Wort halten; aber noch einen feindlichen Schritt von Eurer Seite und Ihr seid des Todes und Euer Sohn verloren. Beherzigt die Warnung!

Der Mann muß nie drohen, er muß schlagen! sprach er höhnisch lachend, zerriß den Brief und übergab die Stücke dem Winde. Warum er dich zur Botin wählte, ahn' ich,

ſagte er dann zu Marie: er wollte in Deinen Augen edelmüthig erſcheinen, um Dich deſto leichter zu bethören. Aber das ſoll ihm nicht gelingen, noch iſt das Schwert in meinen Händen — doch was rede ich in den Wind? Auch ich drohe wie ein Knabe! Komm, ſetze Dich zu mir, Marie, und achte genau auf das, was ich Dir ſagen werde.

Das Mädchen ſetzte ſich beklommenen Herzens und lauſchte mit banger Erwartung, was ihr der Alte zu ſagen habe.

Ich habe meinem Sohne verſprechen müſſen, Dich zu ſchützen, begann er endlich: Deine Tugend, Deinen guten Namen zu wahren. Beides iſt in Gefahr —

Wie meint Ihr das, Vater? fragte ſie halb erſtaunt, halb unwillig.

Der Oberſt Jenatſch geht bei Dir aus und ein, Deine Mutter ſcheint noch mehr Wohlgefallen an ihm zu haben als Du ſelbſt; das Gold, das er ſpendet, lockt die Thörin, ſeine gleisneriſchen, ſchmeichelnden Reden thun ihrer Eitelkeit wohl, ſie hofft, Du ſollſt Dein Herz von meinem Sohne wenden — gut wäre es, wenn es nur aus andern Gründen geſchähe — hofft, Du ſolleſt es ihm zuwenden, er ſolle

Dich zum Weibe begehren und glaubt dann Dein und ihr Glück gemacht.

Ihr irrt, Vater! unterbrach ihn Marie: Ihr thut der Mutter Unrecht, Ihr seid feindlich gegen sie und Oberst Jenatsch gesinnt.

Und sollt' ich nicht? fuhr er auf: doch das gehört nicht hierher. Du selbst, Marie, magst den Mann wohl leiden — fuhr er dann fort.

Ja, Vater! sagte sie mit Freimuth: warum sollt' ich nicht? Er ist bescheiden und freundlich gegen mich, steht der verlassenen Mutter mit Rath und That zur Seite, handelt wie ein Ehrenmann gegen uns, weiß, daß Konrad mein Verlobter ist. — Und da kann er doch keine weitere Hoffnung nähren? Warum soll ich nun den Mann fürchten?

Du kennst die Schlange nicht, die dich listig umwindet! unterbrach er sie ernst: schmeichelnd naht sie Dir mit ihren schönen schillernden Farben, windet sich in sanften Krümmungen zu Deinen Füßen, spritzt unmerklich ihr Gift auf Dich, das allmälig die Reinheit Deines Herzens tödtet und plötzlich umschlingt sie Dich dann und drückt ihren giftigen Stachel Dir ins Herz.

So kann ich mir Georg Jenatsch nicht den-

ken, Vater! sagte das Mädchen und Unmuth über des Alten feindliche Reden umzog ihren Mund.

Ich glaube es wohl, daß dem reinen Gemüthe auch das Unheilige heilig erscheint, fuhr dieser, unbekümmert ihres Unmuthes, fort: „da Du seine Absicht nicht ahnest, eben deshalb muß ich warnen. Konrad ist ein leidenschaftlicher Mensch, eifersüchtig, mißtrauisch, der Schein gnügt ihm dich zu verdammen —

Da verlör er meine Achtung, wär' er wie Ihr mir ihn schildert, Vater! unterbrach sie ihn: wie könnte ich ihn lieben, wenn er nicht meinem Herzen vertraute?

Und doch ist es so! fuhr der Alte fort: schon verbreiten die Nachbarn hämische Gerüchte über des Obersten häufige Besuche, schon untergräbt die Verläumdung Deinen guten Ruf —

Lieber Vater! fiel ihm Marie, sich von ihrem Sitze erhebend, in die Rede: Ich stehe rein vor Gott, rein vor meinem Geliebten, was kümmert mich die Welt? Begleitet mich stets ein gutes Gewissen, so kann ich Euerm Sohne furchtlos unter die Augen treten. Und

entfernte ich Georg Jenatsch aus unserm Hause, würde ich da mich nicht der Schuld bekennen? Auch thät ich ihm weh und das verdient er nicht um uns.

Und erfährt mein Sohn die hämischen Gerüchte? sagte der Alte, sein greises Haupt sorgenvoll wiegend.

Dann wird er den Verläumdern zürnen, seine Marie beklagen und sie desto inniger lieben; erwiederte sie mit Zuversicht.

Kind, Kind! warnte der Alte: Du kennst die Männer nicht, Du täuschest Dich.

Das wäre hart, wäre schmerzhaft! sagte sie traurig: dann hätte ich mich in allen meinen Hoffnungen getäuscht. Wie kann man wahrhaft lieben ohne Vertrauen, wie kann man sich glücklich in Liebe fühlen und für des Andern Herz zagen? Ich selbst zage ja nicht vor dem meinen; der Gedanke, ein Andrer als Euer Sohn könne mir gefallen, mir Liebe einflößen, kann nicht in mir aufsteigen, es wäre ja unmöglich, dem, den man liebt, untreu zu sein. Und so denkt auch Konrad gewiß, und dächte er nicht so, vertraute er dem Herzen seiner Marie nicht mehr, dann erlösche

meine Liebe, denn nur Vertrauen erhält ihre Flamme immer leuchtend und rein.

Du willst also meine Warnung nicht achten, nicht darauf dringen, daß Jenatsch Euer Haus meidet? fragte der Alte und erhob sich zürnend.

Nein! erwiederte sie bestimmt: dazu bin ich zu stolz. Verlangte Konrad, doch nur Konrad von mir, ich sollte aus irgend einem andern Grunde dem Obersten unser Haus verschließen und hielt ich auch seine Forderung für ungerecht, so thät ich doch willig wie er verlangte. Sein Wunsch wäre mir Befehl, was ihm Freude machte, würde geschehen, denn für ihn wäre mir kein Opfer zu schwer. Mißtraute er aber meinem Herzen, wohl gar meiner Treue, so zerriß er ein Band, das ich für mein ganzes Leben geknüpft glaubte.

Ich beklage Dich, Marie! sagte der Alte bewegt: warum legte der Himmel zu Deiner Engelgüte und Sanftmuth diesen festen, unbeugsamen Sinn, dieses stolze Vertrauen auf Dich? Es führt Dich nicht einem ruhigen Glücke entgegen.

O gewiß, Vater! rief sie feurig: gewiß! Ihr seid ein guter, aber mürrischer Mann,

seid oft mit Euerm Sohne unzufrieden, habt mir oft gesagt, er verdiene mich nicht. O, Ihr mißkennt ihn! Er ist nicht wie Ihr ihn schildert, er vertraut seiner Maria mit ganzem Herzen; er wußte ja, daß Georg Jenatsch bei uns ein und ausging und hat mich nicht gewarnt wie Ihr! und es mir nicht untersagt, ihn bei mir zu sehen.

Handle, wie Du glaubst, Recht zu thun, sagte nun der Alte: ich habe das Meine gethan. Hoffe aber nicht, alle Menschen seien so reinen Gemüths als Du, und bedenke, daß Du nicht in einem Paradiese von Engeln, daß Du auf dieser Erde unter schwachen, sündhaften Menschen wandelst. Lebe wohl Kind! Ich verlasse Dich heute mit ahnungschwerem Herzen.

Marie küßte ihm gerührt die dargereichte Hand und drückte sie mit Inbrunst an ihr Herz. Könnte diese Hand, welche einst die schwirrende Sehne spannte, noch Segen spenden, ich segnete Dich gern, frommes Mädchen! sprach der Alte: so kann ich nur für Dich beten, daß die Menschen Dein reines Gemüth erkennen mögen, wie es Gott erkennt. Geh, Marie, es wird schon spät, Deine Mut-

ter könnte sich über Dein Ausbleiben ängstigen; ich bleibe noch hier. Hier unter den Trümmern, wenn die Nacht sich senkt und der Sturm durch das Gemäuer heult, ist es mir wohl. Gute Nacht!

Marie ging mit sorgenvollem Herzen heim; die Worte des Alten hatten ihre Ruhe gestört.

12.

Der Tag der Ausführung des großen Unternehmens, wodurch das Bündner Land mit einemmal die verlorne Freiheit wieder erhalten und der Friede im Innern gesichert werden sollte, erschien. Rohan, der von manchen Seiten Nachricht erhalten hatte, daß Bewegungen im ganzen Lande statt fanden, hatte den Oberst Jenatsch noch einmal zu sich entbieten lassen, der aber unter mancherlei Vorwand zu kommen aufschob. Hierdurch noch mißtrauischer geworden, hatte der Herzog für alle Fälle seine Vorkehrungen getroffen, den in Worms, Chiavenna, Tirano und am St. Luzienſteige stehenden französischen Truppen den Befehl gesandt, auf ihrer Huth zu sein;

er selbst hatte das Schweizer-Regiment Schmid zu den französischen Truppen gezogen, welche die Rheinschanzen und Reichenau besetzt hielten, und so glaubte er leicht den Unzufriedenen widerstehen zu können, besonders da er auf die 6 Bündner-Regimenter, die im Solde Frankreichs und Venedigs standen, mit Sicherheit rechnete. Jede Warnung, die ihm von Seiten der von Salis zukam, dem Obersten nicht zu trauen, verlachte er, denn sein edles Gemüth konnte es nicht fassen, daß ein Mann, dem er so viele Wohlthaten erzeugt hatte, an ihm zum Verräther werden könne; selbst sein Ausbleiben weckte den Verdacht nicht.

Endlich brach der allgemeine Aufstand aus, Peter Guler mit dem Landvolke von Davos und Chur, nebst 3 regulären Regimentern rückte in das Veltlin und besetzte die Pässe nach dem oberen Bunde, die Mannschaft aus dem Engadin rückte zur Vertheidigung der Pässe nach Worms aus und die ewig thätigen Brettigauer beobachteten den Luzienſteig, Jenatsch aber mit dem Landvolk des Obern Bundes und den andern drei regulären Regimentern suchte die Rheinschanzen zu überrumpeln.

Es gelang ihm auch, einige zu nehmen, jedoch die Hauptverschanzungen dieses wichtigen Passes, den der Herzog in Person vertheidigte, blieben in den Händen der Franzosen. Da begab sich der Bürgermeister Meyer von Chur zu dem Herzoge, wegen friedlicher Räumung des Landes mit ihm zu unterhandeln. Er stellte ihm vor, daß dies das einzige Mittel sei, das Einrücken Serbelloni's, der mit 8000 Spaniern an der Grenze bei Fuentes stehe, zu verhindern und so den Bündnern die längst ersehnte Unabhängigkeit zu geben. Er zeigte dem Herzoge die Unmöglichkeit, seine Streitkräfte zu vereinigen, da er von den in Veltlin und am Luzienſteig stehenden Regimentern abgeschnitten sei, er in diesem Falle dem Schweizer-Regiment nicht ganz trauen könne und eine freiwillige Räumung das einzige Mittel sei, die französischen Völker seinem Könige zu retten. Rohan, der bei den Mißgriffen des französischen Kabinets diese Katastrophe längst vorausgesehn, aber nicht so nahe geglaubt hatte, sah wohl, daß er bei längerem Widerstande sein kleines Heer nutzlos aufopfern würde und willigte endlich in die Uebereinkunft, daß die Franzosen und die

in ihrem Dienſte ſtehenden Schweizer binnen 10 Tagen die Bündner Lande und das Veltlin in kleinen Abtheilungen räumen ſollten.

Nun glaubte Oberſt Jenatſch, der indeſſen zum General der ganzen Bewaffnung ernannt war, ſeinem Herzen gnügen und ſich bei dem Herzog über ſein Betragen entſchuldigen zu müſſen; er begab ſich deshalb mit den andern Verbündeten nach Reichenau, um die Kapitulation dem Herzoge zur Unterſchrift vorzulegen.

Rohan konnte bei ſeinem Anblick einer innern Bewegung nicht ganz Herr werden. Er empfing ihn kalt und zeigte den übrigen Abgeordneten der Bünde deutlich, daß es ihm unlieb ſei, dieſen Mann in ihrer Mitte zu ſehen. Jenatſch, nicht einen Augenblick die Hochachtung vergeſſend, die dem Herzog gebührte und die er ihm von ganzem Herzen bezeigte, blieb während des ganzen Geſchäfts in beſcheidener Entfernung; als dies aber beendet, der Vergleich unterſchrieben und ausgewechſelt war und die Abgeordneten ſich beurlauben wollten, trat er zum Herzog; Gnädiger Herr! ſprach er: gönnt mir in Euerm Kabinet einen Augenblick Gehör. Rohan, von

dieſer Bitte betroffen, ſchien einige Augenblicke ungewiß zu ſein, dann ſprach er gleichmüthig: Ich werde Euch erwarten! ſagte den Abgeordneten noch einiges Verbindliche über ſeine perſönliche Aufnahme in dieſem Lande, grüßte ſie freundlich und trat dann ab. Jenatſch folgte ihm nach einer Weile.

So ſehr der Herzog ſich auch Gewalt anthat, bei dem Eintritte dieſes Mannes, der ſein Vertrauen ſo ſchändlich gemißbraucht und an ihm zum Verräther geworden war, gleichmüthig zu bleiben, ſo vermochte er es doch nicht ganz. Er empfing ihn ſtehend, nöthigte ihn nicht zum Sitzen und gab, ſo viel er vermochte, dieſer Zuſammenkunft ganz das Anſehn einer feierlichen Audienz.

Was iſt Euer Begehr, General? fragte er ihn kalt: Ich bin hier, Eure Wünſche zu vernehmen.

Zuerſt, gnädiger Herr, komme ich als Abgeſandter der Bündner Lande, ihren Dank, ihre Hochachtung, ihre Bewunderung auszuſprechen. Was uns unter Eurem Regimente Uebles widerfuhr, kam von Richelieu, was uns Gutes geſchah, kam aus Euerm edlen Herzen. Jedermann in ganz Bünden erkennt

dies, ist Euch dankbar dafür und spricht seinen Dank durch mich willig und freudig aus; selbst daß Ihr die Räumung des Landes ohne Blutvergießen habt geschehen lassen, hat unsre Bewunderung vermehrt; Ihr habt hierbei mehr Euer Herz als Euern Muth befragt, Euerm Ruhme ungewisse Lorbern geopfert, um Euch eine Bürgerkrone zu verdienen und ewig wird Graubünden Euch dankbar sein, ewig wird es Eurer mit Liebe und Verehrung gedenken. Nehmt diese Ueberzeugung mit in Euer Vaterland, gnädiger Herr, und erinnert Euch freundlich eines Landes, wo Aller Herzen für Euch schlagen.

Ich danke Euch, General, für den Ausdruck der Gesinnungen Eurer Mitbürger, die ich, trotz der feindlichen Stellung, die sie gegen mich, ihren bewährten Freund, angenommen haben, immer noch liebe; erwiederte der Herzog, seine Rührung nicht verbergen könnend.

Und nun, begann Jenatsch und der ernste, würdevolle Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden und wie ein Sohn, der schuldbewußt vor dem Vater steht, trat er dem Herzog näher: nun spreche Jenatsch für sich! sagte er lebhaft: für sich suche er Verzeihung,

zu seiner Entschuldigung mag ihm Gott die Worte eingeben!

Des Herzogs ernstes Auge blieb, während Jenatsch dies sprach, unverwandt auf ihn gerichtet; kalt und ruhig war der Ausdruck seines Gesichts, man konnte eher Verachtung als Stolz darin lesen. — Ihr zürnt mir mit Recht! fuhr Jenatsch fort: ich habe Euch hintergangen, habe Euer Vertrauen, Eure Wohlthaten mit Undank gelohnt, aber bei Gott! es ward mir schwer so zu handeln, schwerer als selbst die Ermordung des stolzen Planta. Lange hat mein Herz gegen meine Pflicht gekämpft, reiflich habe ich meine Pflicht und meine Schuld erwogen; aber das Vaterland befahl und ich mußte —

Ihr zürnt dem Bittenden, würdigt ihn keiner Antwort? Fühlt Ihr nicht, Herzog von Rohan, welcher Schmerz des Mannes Brust zerreißen muß, wenn er sein Vaterland von fremder Macht unterjocht sieht? Fühlt Ihr nicht, daß, um es zu retten, kein Opfer zu groß ist, daß Vater, Mutter, Bruder, Freund, daß das eigne Kind, Alles auf dem Altare des Vaterlandes geopfert werden muß?

Gott gedankt, das fühle ich nicht! erwiederte Rohan stolz.

Nicht? Ist Euch die Wiege Eurer Kindheit, ist Euch der Boden nicht heilig, in dem Eure Väter ruhen? Würdet Ihr Frankreichs Wohl nicht Alles opfern?

Alles, nur nicht meine Ehre! erwiederte der edle Greis.

Diese Worte aus dem Munde solch eines Mannes trafen Jenatsch schwer. General! fuhr der Herzog fort: Ich habe Euch von dem ersten Augenblicke an, wo ich Euch in Dissentis sah, bis jetzt nie getäuscht und so will ich es auch jetzt nicht, will auch jetzt noch, obgleich Ihr Euch als Freund, als Sohn von mir losgerissen habt, als väterlicher Freund zu Euch sprechen und so Euch zeigen, daß selbst für tückischen Verrath meinem Herzen die Rache fremd ist. Hört mein letztes Wort, Georg Jenatsch, und beherzigt es.

Euer Vorbild ist Marius Junius Brutus, der den Dolch in die Brust seines Wohlthäters stieß, der, um das Vaterland zu retten, das Ungeheure that. Rettete er das Vaterland und begleitete ihn zur Schlacht von Phi-

lippi die Ueberzeugung, er habe Recht gethan? Was er durch die That erreichte, war ein Phantom, Octavian beherrſchte fortan tyranniſch das Reich, Brutus rettete die Republik mit ſeiner Gräuelthat nicht.

Ihr möchtet ihm gleichen, aber Ihr ſteht in Zweck und Mittel klein gegen den Römer. — Ihr beginget einen Meuchelmord, ſtießet einen Edlen nieder und täuſchtet einen Mann, der Euch ſein Zutrauen ſchenkte, Euch bis zu ſich erhob. Ob Ihr Euer Vaterland auch vom öſtreichiſchen, vom ſpaniſchen Joche, wie vom franzöſiſchen Einfluß befreien werdet, kann erſt die Zukunft lehren; aber wenn Ihr es auch rettet, edel habt Ihr dennoch nicht gehandelt. Auch als Befreier Eures Volkes wird Euch die Nachwelt ſtreng richten, denn nie, ich wiederhole es Euch, General! nie heiligt der Zweck das Mittel; wäre dies, ſo ſtändet Ihr nicht mehr unter den Lebenden. Man bot mir am Abende vor dem Ausbruch der Verſchwörung an, Euch zu morden. Ich kannte ſchon damals Euern Verrath, mit Eurem Falle ward die Sache aufgegeben, wenigſtens aufgeſchoben, mir ſtanden dann manche Maßregeln zu Gebote mich zu behaupten und

dennoch

dennoch empörte mich ein solches Anerbieten, ich wies es verächtlich zurück, denn, Gott gelobt! ich bin zu stolz, entehrender Mittel zu irgend einem Zwecke mich zu bedienen.

Und nun frag' ich Euch, wer von uns Beiden steht ehrenvoller da, der aus dem Lande gejagte Anführer fremder Kriegvölker, oder der Mann, der als Sieger sein Vaterland zu befreien glaubte? Ich tausche meinen Platz wahrlich mit dem Eurigen nicht!

Jenatsch stand zermalmt. Einigemal wollte seine Heftigkeit losbrechen, es dünkte seinem Stolze entehrend, wie ein Schulknabe, dem der Lehrer sein Benehmen verweist, dazustehen und zu schweigen; aber ein Blick auf die Silberlocken des Greises, ein Blick in das würdevolle Antlitz des edlen Mannes und er schwieg, sein Unrecht tief fühlend. Es wieder gut zu machen, war sein einziges Bestreben.

Ich habe gegen Euch, gegen mich selbst gefehlt, gnädiger Herr! brach er endlich das Schweigen: ich fühl' es und doch kann ich es nicht bereuen. Höher als Alles, als Leben, ja als die Ehre selbst steht mir das Vaterland, und sollte ich, um es aus seinen Banden zu

befreien, ein Sclav' in Ketten ſchmachten, ich duldete die Schmach mit Freuden!

Auch ich würde das können, Georg Jenatſch, unterbrach ihn der Herzog: denn Sclavenketten binden zwar des Mannes freien Willen, aber ſie entehren ihn nicht, trägt er ſie ſolch edler Sache wegen. Aber was Ihr gethan — Doch ich bin Euer Richter nicht, die Nachwelt wird Euch ob Euer Handelns an mir, die Planta's ob Eures Mordes richten!

Wie Gott will! ſagte Jenatſch feierlich: ich glaubte Recht zu thun, mehr vermag der Menſch nicht, als das Rechte zu wollen. — Kann ich etwas thun, was Euch gefällig iſt, ſagte er nun, das Geſpräch ablenkend: kann ich Euch vielleicht nützlich bei dem Abzug Eurer Völker oder bei Eurer Abreiſe ſein, ſo gebietet über mich.

Ich danke, General! erwiederte Rohan kalt: ich darf und mag keine Gefälligkeit von Euch annehmen, ſie könnte mir nur bitter ſein.

So muß ich von Euch ſcheiden, ohne Euch verſöhnt zu haben? ſagte Jenatſch gerührt.

Verſöhnt Euch mit Euch ſelbſt! erwiederte Rohan: Lebt wohl! Es gehe Euch, es gehe

dem Bündner Lande wohl, dies ist mein aufrichtiger Wunsch.

Jenatsch wollte die Hand des Greises ergreifen, sie an sein Herz zu drücken, aber sein Stolz erwachte plötzlich und hielt ihn zurück. Er verneigte sich und ging.

13.

Einige Tage darauf verließ Rohan mit den letzten Franzosen Reichenau, um durch die Schweiz nach Frankreich zurückzugehen. Nicht Fluch, nicht Rückzug, ein Triumph war sein Abzug zu nennen, denn von allen Orten strömte Alt und Jung herbei, den Mann noch einmal zu sehen, der sie zu so manchem siegreichen Kampfe geführt und so mild der Verwaltung des Landes vorgestanden hatte. Er nahm den Segenruf des Volkes mit sich und so ward ihm auch hier noch einer der schönsten Augenblicke am Abend seines thatenreichen Lebens.

Jenatsch hatte ihn seit jener Unterredung nicht wieder gesehn. Zu stolz, um sich noch einmal einer Demüthigung auszusetzen, hatte

er den Herzog vermieden und leitete das zum Abzug der Franzosen Nöthige, ohne in weitere Berührung mit ihm zu kommen. Im Geheim mochte er wohl eine Aufforderung des Herzogs, zu ihm zu kommen, erwarten; aber der Herzog schien gleich ihm eine Zusammenkunft zu vermeiden und so sahen sie sich nicht wieder.

Statt dessen traf aber ein Abgeordneter des Herzogs von Feria und einer von Inspruk in aller Stille bei ihm ein. Sie machten ihm den sonderbaren Vorschlag, den Herzog von Rohan aufheben und ins Schloß von Fuentes bringen zu lassen, 50,000 Kronen und eine seinem jetzigen Range gleiche Stelle im östreichischen Heere sollte der Lohn sein; aber Jenatsch verwarf mit Abscheu diese entehrende Zumuthung und die Abgeordneten mußten in Eile das Lager verlassen, um nicht von den Bündnern, die den Zweck ihrer Sendung erfahren hatten, gemißhandelt zu werden.

Aus dem Feldlager ging Jenatsch sogleich nach Chur, um dort an der Spitze der Regierung zu wirken und die Unterhandlung mit Spanien und Oestreich fortzusetzen, die auch nach einigen Monaten zur Zufriedenheit der

Bündner beendet wurden. Es wurde ihnen die Oberherrschaft über Veltlin, Worms und Chiavenna zugestanden und Oestreich versprach, wegen seiner Ansprüche an die 10 Bünde und das untere Engadin, sich freundlich mit ihnen auszugleichen; jedoch wurde von Seiten der Bündner allen, ihrer politischen Meinung wegen Verbannten, Amnestie bewilligt und sie in den Besitz ihrer Güter wieder eingesetzt.

Dieser Friede, der nicht von den mächtigen Geschlechtern, sondern von dem Volke ausgegangen war, mißfiel denen von Salis, sie sahen ihre ärgsten Feinde, die von Planta, wieder in alter Kraft und durch den spanischen Einfluß verstärkt, sich gegenüber schlagfertig stehen. Georg Jenatsch und Peter Guler, als die Anführer des ganzen Unternehmens, hatten hauptsächlich ihren Haß auf sich geladen, aber an der Spitze ihrer Krieger, vom Volke vergöttert, spotteten sie der ohnmächtigen Wuth dieser Patrizier, fuhren fort, für des Landes Beste zu sorgen und trafen zweckmäßige Anordnungen, die Ruhe im Innern zu erhalten und die Feinde von ihren Grenzen zu entfernen.

Den ersten Augenblick, wo es Georg Je-

natsch Geschäfte erlaubten, eilte er nun nach Zutz, um Marien näher zu sein. Er hatte, alle feindliche Verhältnisse vergessend, in Mailand seinen Einfluß benutzt, um dem Rottmeister eine bessere Laufbahn zu eröffnen und es war ihm auch geglückt. Konrad Bernisch führte jetzt eine Fahne statt der Pike und ihm fehlte nun nichts zu seinem Glücke, als zu Marien zu eilen, sie damit bekannt zu machen und sie als sein Weib nach Mailand zu führen. Aber ein feindliches Geschick ließ das Regiment des Grafen Serbelloni gegen Montferrat marschiren und er konnte in diesem Augenblick unmöglich seine Fahne verlassen; Jenatsch war daher der Ueberbringer dieser freudigen Botschaft und Marie, sich nun am Ziele ihrer Wünsche glaubend, fühlte dem Manne sich verpflichtet, der so viel zu ihrem Glücke und zu ihrer Ruhe beigetragen hatte.

Jenatsch täuschte sich noch immer in Hinsicht seiner, er glaubte Marie wie seine Tochter zu lieben und hatte auch wirklich uneigennützig und aus reinem Wohlwollen zu dem Mädchen für die Beförderung Konrads gearbeitet. Doch wurde er aufmerksam auf sich, als die lebhafte, unverholen ausgesprochene

Freude des Mädchens ihn unangenehm berührte. Er hatte ihr ja Freude machen wollen, wie konnte ihm ihr Entzücken, ihr Dank wehe thun? Und so fühlte er nun wohl, daß ihm das Mädchen von Tage zu Tage lieber, ihre Unschuld sie ihm werther machte; auch dachte er mit Unluſt an den Augenblick, wo ihn ſeine Geſchäfte nach Chur rufen und ihn von dem Mädchen trennen würden.

Er theilte dies der Mutter mit, welche dieſe Mittheilung raſch auffaßte, ihn zu einer beſtimmteren Erklärung zu vermögen. Aber ſeine Wünſche waren ihm ſelbſt noch ſo dunkel, der Zauber, den das ſittſame Mädchen an ihm übte, ſo neu, daß er die Mutter immer ſeiner Abſichten wegen in Zweifel ließ. Da ſie ſelbſt aber auch fürchtete, daß, wenn der General die Gegend verlaſſe, ſie viel werde entbehren müſſen, beſonders da Frau von Travers, ihre Wohlthäterin, gleichfalls nach Chur zog, ſo machte ſie dem General die Hoffnung, daß vielleicht Frau von Travers Marie, vielleicht auch ſie mit nach Chur nehmen würde.

Den andern Tag begab ſich Frau Hanna auch ſogleich nach Zutz zu ihrer Wohlthäterin,

klagte, daß sie sie verlassen wolle, schilderte ihre Hülflosigkeit, wenn sie so allein in Engadin mit ihrer Tochter zurückbliebe, ließ einige Worte von den häufigen Besuchen des Generals mit einfließen, die dem Rufe ihrer Tochter nachtheilig sein könnten, entdeckte ihr, daß Marie mit Konrad Bernisch verlobt sei und bat sie endlich, ihr Kind mit sich zu nehmen, bis der Bräutigam kommen und sie als sein Weib heimführen würde. Die Frau von Travers, welche Marien wohlwollte und noch überdies eine jener gutmüthigen schwachen Naturen war, welche der Augenblick hinreißt und die jede Thräne rührt, versprach es ihr sogleich. Vergnügt eilte Frau Hanna nach Hause und verkündete Marien ihr Glück, die es aber nicht als Glück erkennen und der es nicht so recht einleuchten wollte, daß sie ohne Wissen ihres Verlobten nach einem entfernten Orte ziehen sollte. Zwar verehrte sie Frau von Travers, wer hätte auch die sanfte, gutmüthige Frau, diese Wohlthäterin der Armen nicht lieben sollen? Zwar war es ihr eine freudige Aussicht, um diese Frau sein zu dürfen, auch wußte sie, wie hoch der Alte von Furnatsch sie schätze, wie werth Konrad sie

hielt; aber eine innere Stimme rief ihr zu, sich den Anordnungen der Mutter zu widersetzen, so wenig sie auch sich gestehen konnte, weshalb sie einen Widerwillen gegen diese Reise hatte.

Sie that daher alles mögliche, die Mutter zu bewegen, mit ihr in Scams zu bleiben, aber vergebens. Jenatsch, schon durch diese von dem glücklichen Erfolge unterrichtet, that alles mögliche, sie in seinem Interesse zu erhalten und durch Frau Hanna's Winke, daß Marie ihm gar nicht abhold sei, aufgemuntert, stieg auch jetzt wohl zuweilen von Neuem der Gedanke in ihm auf, Marie zu gewinnen, ob ihm gleich sein Stolz den Kampf mit Konrad Bernisch als verächtlich zeigte.

Er war dadurch vielleicht weniger zurückhaltend, weniger vorsichtig in seinem Betragen gegen Marie geworden, hatte sich vielleicht seinen Empfindungen zu sehr überlassen und mit zu viel Feuer sie ihr gezeigt, so daß es ihr auffiel, sie darüber nachdachte und wohl zum erstenmal der Verdacht in ihr aufstieg, sein Benehmen gegen sie sei mehr als bloßes Wohlwollen. Dies bestärkte sie noch mehr in ihrem Vorsatze, zu dem Alten von Furnatsch

zu gehen und ihre Zweifel und Sorgen ihm vorzutragen.

Sie eilte am andern Morgen hinaus, fand ihn nicht in der Hütte, doch mochte er sich nicht weit entfernt haben, denn seine Zither lag auf der Bank und ein Gebetbuch war noch aufgeschlagen. Ihn zu erwarten setzte sie sich an den Wasserfall und überlegte nun erst, was sie eigentlich dem Alten vertrauen wolle. Ihm ihre Zweifel an die Uneigennützigkeit des Generals mitzutheilen, schien ihr fast unmöglich, ihr Zartgefühl sprach dagegen, auch eine gewisse Eitelkeit hielt sie ab, dem Alten Recht zu geben und ihm zuzugestehen, daß sie jetzt gleicher Meinung mit ihm sei; aber von ihrer Reise nach Chur wollte sie ihn unterrichten, ihn deshalb um Rath fragen und hielt er es für unthulich, ihn bitten, es durch Frau von Travers zu hintertreiben.

Marie hatte wohl eine Stunde nachdenkend da gesessen, als sie den Alten von der Höhe herabkommen sah. Sie ging ihm entgegen und als sie ihn begrüßt und er sich neben ihr am Wasserfalle gesetzt hatte, theilte sie ihm die Nachricht mit, daß sie mit Frau von Tra=

vers nach Chur ziehen solle und fragte ihn deshalb um Rath.

Wo bleibt indessen Georg Jenatsch? fragte er sie.

So viel ich weiß, in Zutz, erwiederte Marie.

Das glaub' ich kaum; brummte der Alte vor sich hin: auch er geht sicher nach Chur — Doch zieh nur in Gottes Namen dorthin, fuhr er nach einigem Nachdenken fort: ich werde schon sorgen, daß Dir dort nichts widerfährt. Ueberdies seh' ich Dich lieber bei Frau von Travers als bei Deiner Mutter.

Marie ging, durch diesen Ausspruch beruhigt, nach Hause, fand ihre Mutter schon mit Einpacken beschäftigt und war nicht wenig erstaunt, als sie erfuhr, daß sie schon morgen mit der Edelfrau nach Chur abreisen sollte. Seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie das Junthal nicht verlassen, die Gletscher des Bernina, die Alpen des Albula hatten ihre Welt begrenzt, das nahgelegene Chur dünkte ihr weit, weit von ihrem heimathlichen, ihr so lieb gewordenen Thale entfernt zu sein. Aber auch der Gedanke, daß sie in dem Hause der begüterten Edelfrau, wo sie als Freundin,

nicht als Dienerin in der bedeutendsten Stadt des Bündner Landes auftreten sollte, ängstigte sie und doch freute sie sich auf alle die Herrlichkeiten, die ihr diese neue Welt bieten würde, die jetzt schon ihre Phantasie beschäftigten und wobei sie nur bedauerte, daß ihr Konrad alle das Schöne, das sie erwartete, nicht mit genießen konnte.

Mit einem Herzen voll Bangigkeit bestieg sie am andern Morgen den zweirädrigen Wagen, der sie nach der bischöflichen Residenz bringen sollte; während die Stiere langsam durch das Thal zogen, war ihr Blick nach dem Splügen gerichtet, war es ihr, als ob sie nach Italien, nicht nach den Bergen des Nordens ziehen sollte. Auf den Höhen des Albula blickte sie noch einmal nach dem friedlichen Thale, nach dem Wohnsitze ihrer Kindheit hinab und sagte nun den Fluthen des Inns, den Fluren des anmuthigen Scams ein schmerzvolles Lebewohl.

Als der Alte von Furnatsch am andern Morgen nach Zutz in das Haus der Frau von Travers kam, um mit ihr wegen Marien zu sprechen, war sie schon abgereist. Er verweilte noch im Orte, erkundigte sich nach

diesem und jenem und erfuhr, was er längst vermuthet, daß General Jenatsch am folgenden Tage nach Chur abreisen würde. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er kehrte eiligst nach seiner Hütte zurück, holte aus seinem Verstecke eine alte Jagdkleidung hervor, gürtete ein zweischneidiges Schwert, eine furchtbare Reliquie aus vergangener Zeit, um seine Hüften, warf die Armbrust über seine Schulter, versuchte mehre Bolzen, nahm die schwersten und schärfsten, füllte einen kleinen Schlauch mit dem wenigen Weine, den er noch hatte und verließ so gerüstet seine Hütte.

Das Glück hatte ihn nicht hierher geführt, der Friede des Herzens war ihm hier nicht geworden, aber doch war ihm dies stille Plätzchen lieb, wo er ungestört sich seinen Träumen und der Rückerinnerung hatte überlassen können, doch trennte er sich jetzt mit schmerzlichem Gefühle von ihm, setzte sich noch einmal zu dem Wasserfalle, klimmte die Felsen hinauf, besah den schattigen Ahorn, die hohe Fichte und als ob ihm jemand zugerufen hätte; Sieh Dich ja noch einmal um, Du alter Pilger, Du kehrst nicht wieder hierher zurück! blickte er wehmüthig in der Gegend

umher, als ob die Trennung von diesem Plätzchen der Ruhe für immer sey.

Aber einmal das Thal im Rücken, wanderte er wohlgemuth nach Scams, hielt sich nur einen Augenblick bei der Witwe Imeldi auf, die in einigen Tagen der Tochter nach Chur folgen wollte, fand hier die Gewißheit, daß Marie abgereis't sey, schlich dann unbemerkt nach Zutz, gelangte am Abende nach Pont und kaum daß der Morgen graute, war er schon auf dem Wege nach Weisenstein.

14.

Wenn der Wanderer den hohen Albula bestiegen hat, und die Straße, welche in das Thal hinabführt, verfolgt, sieht er zu seiner Rechten eine 100 Fuß hohe Felswand, die längs dem Wege eine weite Strecke fortläuft. Ungefähr in der Mitte dieser Felswand, welcher man den Weg abgetrotzt zu haben scheint, wölbt sich eine Felsspitze wunderbar über den Weg, da, wo er eine Krümmung macht, so daß man von hier aus die Straße ganz übersehen kann und besonders das Thal hinab sich dem Schauenden eine großartige Aus-

t bietet. Reisende, welche die rhätischen
en durchstreifen, versäumen nie, diesen
rlichen Punkt zu erklimmen, wohin nur
weiter Umweg über den Gebirgrücken
rt. Auf dem Felsen selbst steht, um
Seltene zu vollenden, eine Fichte, die
Wurzel in seine Spalten geschlagen,
kümmerlich fort kömmt, nicht hoch empor
achsen, aber als eine Merkwürdigkeit der
end bezeichnet ist. Da hinauf war der
gestiegen, lehnte sich an den Baum, nahm
Armbrust zur Hand, rieb eifrig die schlaffe
ne, sie vom Morgennebel zu trocknen und
sie neben sich. Dann zog er sein ver-
tes Schwert, küßte dessen breite Klinge:
Dir gilt dies Zeichen meiner Liebe, un-
liches Werkzeug; das Blut, das an Dir
e und das ich nicht abwischte, sondern
zur steten Erinnerung hier rosten ließ,
hren mit heiliger Ehrfurcht meine Lippen.
ollteſt auch das Werkzeug der Rache sein,
das Schicksal will es nicht; so sei es die-
Bolzen! Er zog einen aus seinem Rän-
pefühlte seine Spitze, ob sie auch scharf
g sey und nachdem er ihn neben die Arm-
gelegt und das Schwert wieder in die

Scheide gesteckt hatte, warf er sich auf seine Kniee; Herr, vergieb! betete er: wenn ich die Stimme, die mich so laut zur blutigen That mahnt, für Deine Stimme halte und ihr folge, wenn ich dem Drange nicht zu widerstehen vermag, meinen Herrn an seinem Mörder zu rächen. Warum hättest Du das Verlangen in mich gelegt, wenn ich es nicht befriedigen sollte? Warum die That geschehen lassen, wenn nicht eine andre blutige sie rächen sollte? Herr, mein Gott! fuhr er fort, nachdem er lange mit gebeugtem Haupte stumm gekniet hatte: ich bin zu dem Glauben meiner Väter zurückgekehrt, daß ich durch den Mund Deiner Diener Deinen Willen vernehmen könne. Sie haben mir befohlen, zu vollbringen, wonach meine Seele lechzt und mir in Deinem Namen Vergebung verheißen. Ihnen vertrauend soll es auch geschehen!

Er stand auf, bekreuzte Armbrust und Bolzen, setzte sich dann auf einen Stein, den ein müder Wanderer zum Ruhesitz dahin gerollt haben mochte und lauschte, wie der im Dickicht auf seine Beute lauernde Tiger, auf den Hufschlag von Rossen. Er harrte lange, denn noch war es früh, endlich hörte er das

Ge-

Getrappel von Pferden, er sprang auf, nahm die Armbrust zur Hand, drückte sich an den Baum und sein Auge blickte beutegierig die Höhe hinauf, von welcher die Straße herab ging. Da sah er einige Diener mit Saumrossen herankommen; er erkannte an dem schwarzen Andalusier, einem Geschenke Rohans, daß es die Rosse des Oberst Jenatsch waren und ließ sie vorüberziehn. Bald muß er kommen! dachte er und setzte sich wieder nieder, aber Stunden vergingen, er kam nicht. Mancher Reisende, der die Straße zog, äffte ihn und als die Sonne ihm heiß auf den Schädel brannte, die Schwüle des Mittags ihn drückte, öffnete er unmuthig sein Ränzel, nahm hartes Gerstenbrod heraus, zerschlug es mit einem Steine und erweichte es in dem Becher, den er sich aus seinem Schlauche mit Wein füllte. So gestärkt saß er unbeweglich auf seine Beute lauernd; aber auch die Stunden des Nachmittags vergingen, die Sonne kam immer dem Gipfel der Berge näher, immer röther wurden die Gletscher des Bernina und schon hörte er in der Ferne das Geläute der in die Sennhütten zurückziehenden Heerden. Die Sonne sank und immer erschien der

begierig Erwartete nicht, es ward Nacht und sein Muth, seine Beharrlichkeit blieb sich gleich; er legte das müde Haupt auf den Stein und schlummerte trotz dem Gekrächze der Raben ein, die über ihm auf der niedern Fichte ihre Nachtruhe halten wollten und forschend um ihn herflatterten, wähnend, der Tod habe ihnen eine Beute bereitet.

Ehe noch der erste Strahl des Tages die Berge zu röthen begann, weckte ihn schon der kühle Morgenwind. Er richtete sich empor, die Raben flogen erschrocken aus ihrer Ruhe auf und ihren kreischenden Ruf hielt er für ein sicheres Zeichen, daß seine Beute ihm heute nicht entgehen werde. Majestätisch trat jetzt die Sonne im Osten hervor, glänzend breitete sie ihre Strahlen über die Berge und drückte den Nebel in das Thal hinab, der vom Nordwest getrieben, wogend dahin rollte. Jetzt drangen ihre Strahlen hindurch und ein neues Leben schien mit dem neuen Tage zu beginnen; der Steinadler zog in weiten Kreisen über ihm, das Birkhuhn flatterte, den kühnen Jäger erschauend, ängstlich über die Felsen dem schützenden Dickicht zu, auch das

ſcheue Reh verließ die bethauete Wieſe und zog nach der waldigen Höhe hinauf.

Der Alte bemerkte von alle dem nichts. Seit der Nebel ſich verlor, die Straße ſich ihm zeigte, war ſein Blick nur nach den Höhen des Albula gerichtet, ſogar ſein Morgengebet hatte er in ſeiner Rachgier vergeſſen; nur ein Gedanke war in ihm wach, alle andere ſchlummerten. Aber auch jetzt noch ſollte er vergebens harren, nicht ein Roß zog die Straße und unmuthig ſetzte er ſich wieder auf den Stein, goß den letzten Tropfen Wein aus dem Schlauche, den Durſt zu löſchen, der ihn ſchon lange gequält hatte. Keine Quelle war in der Nähe, die anhaltende Dürre hatte ſelbſt alle Felsvertiefungen ausgetrocknet, der Wein ſtillte ſeinen Durſt nicht, höchſtens bis Mittag konnte er noch hier verweilen, dann mußte er auf weiten Umwegen hin nach Bergün, um ſich zu erquicken; alle Hoffnung, jetzt ſein Vorhaben auszuführen, war dahin. Unmuth, Verzweiflung ergriff ihn, er brummte Verwünſchungen vor ſich hin, da vernahm er endlich die langerſehnten Töne, denn er hörte den Hufſchlag mehrer Pferde deutlich, und feſt an den Baum gelehnt, den Blick unbe-

weglich auf die Landstraße geheftet, stand er, die Armbrust in der Hand. — Da sah er — freudig klopfte sein Herz, er zitterte vor Begier — da sah er Jenatsch von Dienern und Bewaffneten gefolgt, die Höhe herabkommen. Ein Weib ritt auf einem Maulthiere ihm zur Seite und als sie näher kamen, sah er, daß es Frau Hanna war. Ihr Erscheinen war ihm, er wußte selbst nicht weshalb, unangenehm, doch störte ihn das nicht in seinem Entschluß. Er verbarg sich hinter dem Baume, übersah noch rasch sein Geschoß, ob auch Alles in Ordnung sey und je näher seine Beute kam, je heftiger klopfte ihm vor Begierde das Herz. Jetzt war ihm Jenatsch schußgerecht, er legte an und in dem Augenblicke, da er losdrücken wollte, sah Frau Hanna hinauf zu ihm und rief seinen Namen. Er drückte los, aber von des Weibes Zuruf verwirrt, verfehlte der Bolzen sein Ziel, schnell nahm er einen zweiten, spannte die Armbrust, ehe er aber losdrücken konnte, hatte Jenatsch schon zugerufen: Schießt den Hund nieder! und die Kugel einer Muskete traf ihn im Schenkel, doch drückte er noch die Armbrust los, aber schon wankend, fehlte auch dieser Schuß und

er selbst sank hinter dem Baume zusammen. Die Diener wollten absitzen, den Felsen hinauf klimmen, aber Jenatsch, die Gegend genau kennend, verbot es ihnen, da sie wenigstens mehre Stunden gehen mußten, bis sie auf einem Fußsteig zu der Fichte gelangen konnten. Laßt ihn liegen! sagte er höhnisch: ist er nicht getroffen, so fangt ihr ihn doch nicht, ist er verwundet, kann ihn Gott nicht retten. Ein Gesunder gelangt kaum von da herab, viel weniger ein Verwundeter, dann werde er die Beute der Raben. Lerne besser treffen, alter Sünder! rief er hinauf und ritt die Straße weiter.

Die Kugel hatte dem Alten keinen edlen Theil verletzt, sie war nur durch den Schenkel gegangen, aber die Wunde blutete heftig. Wohl hatte er die Worte von Jenatsch vernommen und er fürchtete, daß sie in Erfüllung gehen und er eine Beute der Raubvögel werden würde, denn ohne Hülfe war es ihm unmöglich, weiter zu kommen. Er klagte nicht, so sehr ihn auch die Wunde schmerzte; der Tod, den er hier vor Augen sah, kümmerte ihn nicht, wohl aber, daß seine Bolzen nicht

getroffen, daß er allein, ohne Rache geübt zu haben, vor seinem Herrn erscheinen sollte.

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, der Tod sollte ihn so nicht treffen. Ein Sennhirt, der den Schuß gehört hatte und sehen wollte, ob der Jäger auch getroffen habe, sah den Alten unter dem Baume liegen und ahnete, was geschehen war; es mochte eine mitleidige Seele seyn, denn er eilte alsbald den Fußpfad hinunter, dem Verwundeten zu Hülfe. Wenn Ihr nur steigen könntet, Jägersmann! sagte er theilnehmend, als er zu ihm kam: meine Sennhütte ist die niedrigste auf der ganzen Alp und nicht fern von hier. Versucht's, ich will Euch unterstützen; da, trinkt einen Schluck Milch, nehmt einen Bissen Käse und nun versucht, ob Ihr gehen könnt. Er half ihm so gut er konnte die Wunde verbinden, unterstützte ihn, und wenn auch langsam und schmerzvoll, war es doch dem Alten möglich, die Höhe hinauf zu steigen.

Aber bald verließen ihn die Kräfte, er mußte ruhen und konnte nicht weiter. Sind wir einmal bis hierher, sagte der gutmüthige Senn: so will ich auch schon weiter helfen.

Auf dieſer Alp hütet auch mein Bruder, vielleicht hört er meinen Ruf und meine Pfeife und wir Beide tragen Euch gewiß hinauf; allein vermöchte ich es freilich nicht. Schnell wie eine Gemſe ſprang er die Höhe hinauf auf ungebahnten Pfaden, immer vorwärts und kaum war eine Stunde vergangen, ſo kam er mit ſeinem Bruder, einem rüſtigen Burſchen, zurück. Sie luden den Alten auf und gelangten glücklich zur Sennhütte.

Auch für ſchleunige Hülfe ſorgten nun die Gutmüthigen. Die Schweſter mußte nach Bergün, von dort einen klugen Mann zu holen, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit berühmt war und ſchon manche glückliche Kur an Verwundeten gemacht hatte. Er kam, fand die Wunde nur leicht, verband den Alten und da der Mann von Bergün geſprächig war und es bald ausgeſprochen hatte, daß er ein Anhänger der Familie Planta ſey, vertraute ſich ihm Philipp und bat ihn, Herrn Rudolph von Planta, der ſich eben zu Rietberg befand, von ſeinem Unfalle Nachricht zu geben.

15.

General Jenatsch, der den Tod schon oft vor Augen gehabt hatte, war von diesem Anschlage auf sein Leben nicht erschüttert; er setzte seinen Weg ruhig bis Alvenau fort. Frau Hanna aber, welche die Bolzen hatte sausen hören, war außer sich und konnte sich nicht zufrieden geben, besonders schien es ihr entsetzlich, daß es der Alte von Furnatsch, der Vater des Bräutigams ihrer Tochter gewesen war. Nimmermehr erhält er sie! rief sie in ihrem Zorne aus: stets war mir der Mensch zuwider und zu schlecht und wenn ihm Eure Gnade nicht zu einer Officierstelle verholfen hätte, wäre er noch Rottmeister. Sie suchte durch diese Reden den General zu einem Geständnisse zu verlocken, dieser aber wußte nur zu gut, daß er schon längst der Mutter gewiß seyn konnte, jede Erklärung mit ihr ganz unnütz sey und zu nichts führe. Er nährte aber doch die Hoffnung, daß der Vorfall Mariens Herz von dem Sohne eines Mannes abwenden würde, der eines beabsichtigten Mordes überführt war. Deshalb, da er den Alten für todt hielt, oder, war er noch am Leben, ihn

sicher in seiner Gewalt zu bekommen hoffte, war ihm der Vorfall nicht unlieb und nun stieg der Vorsatz fest in ihm auf, um das schöne Mädchen in Ehren zu werben.

Mit diesem Gedanken, mit dieser Hoffnung ritt er in Chur ein. Schon von Alvenau aus hatte er nach der leicht zu bezeichnenden Stelle ausgesandt, wo der Alte liegen mußte, aber er erhielt die Nachricht, daß man zwar die blutige Stelle, den Alten aber nicht, auch keine Spur gefunden, wohin er sich gewandt habe. Er schrieb daher sogleich an das Kriminalgericht des Ober-Engadins zu Summaden, berichtete ihm den Vorfall und forderte es auf, ein wachsames Auge auf Furnatsch zu haben, sich der Person des Philipp Bernisch zu bemächtigen und ihn zur Untersuchung zu bringen. Auch an die übrigen Gerichte der drei Bünde ging von Chur aus die Aufforderung und jeder Bündner wurde ermahnt, den Mann auszuliefern, der dem Retter ihrer Freiheit auf so tückische Weise nach dem Leben getrachtet habe.

Frau Hanna aber ergriff ein anderes Mittel ihren Schützling zu rächen. Sie eilte zur Frau von Travers und hinterbrachte ihr und

en Tod des Pompejus gern vergaßen und
s mit dem mächtigen Manne nicht verderben
ollten, bis sie selbst Macht genug hatten,
hm die Spitze zu bieten, wollte sie ihn nicht
um Feinde haben; überdies hatte sie durch
inige Glieder ihrer Familie erfahren, daß
eindlich gesinnte Menschen üble Gerüchte über
hr Verhältniß zu Jenatsch verbreiteten und
ie war so schwach zu glauben, durch eine
Verbindung Mariens mit Jenatsch ihnen am
eßten begegnen zu können und dem Mädchen
u nützen. Sie pflichtete daher der Mutter
ei und ermahnte Marie, ihren Konrad zu
ergessen und nicht mehr an diese Verbindung
u denken.

Marie erwiederte hierauf kein Wort und
o oft späterhin das Gespräch auf diesen Ge-
genstand kam, und das geschah zuweilen, be-
obachtete sie das nämliche Schweigen, war
aufmerksam gegen Frau von Travers, stieß
Jenatsch, der sich jetzt förmlich um sie bewarb,
nicht zurück und war höflich und bescheiden
gegen ihn; nur gegen die Mutter hatte sich
ihr Betragen geändert. Sie widersprach ihr
nie, befolgte ihre Befehle schnell und gern,
aber das kindliche Gefühl, das sich sonst so

laut bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, hatte von seiner Innigkeit verloren und ihr Benehmen gegen die Mutter ward augenscheinlich mit jedem Tage kälter.

Jenatsch, welcher Frau von Travers ganz für sich gewonnen hatte, setzte seine Bewerbungen bei Marien fort, denn die Ruhe, die stille Würde des Mädchens hielt ihn, selbst ihn, den kühnen Mann in scheuer Ehrfurcht zurück. Mit jedem Tage wurde ihm Marie werther, aber das Wohlwollen, das sie vom Anfange ihrer Bekanntschaft an für ihn gehabt, stieg nicht in gleichem Grade wie seine Neigung. Sie blieb sich gleich; höflich, aber nie zuvorkommend; freundlich, nie herzlich. Wenn er neben ihr saß, schien eine stille, ernste Ruhe, keine heitere sie zu umschweben und wo sie sich sonst unbefangen und freimüthig ausgesprochen hatte, schwieg sie jetzt, obgleich ihr Auge verrieth, daß sie nicht theilnahmlos sei. Auch vermied sie jedes Gespräch, das Konrad, oder den Alten von Furnatsch betraf, dessen Aufenthalt trotz aller Nachforschungen noch nicht entdeckt war. Sobald aber der General zugegen war, entfernte sie sich, so wie dieser Gegenstand berührt wurde.

Die Bewerbungen des Generals um die schöne Veltelinerin konnte in Chur nicht lange ein Geheimniß bleiben und jede Partei nahm Interesse daran. Die von Planta hofften durch Marie, welche sie ganz von Frau Travers abhängig glaubten, Einfluß auf Jenatsch zu bekommen, die von Salis den Haß der Mutter gegen die Spanier und die katholische Partei kennend, hofften das nämliche. Mehre Freunde des Generals, unter ihnen Peter Guler, der Marie kennen und schätzen gelernt hatte, wünschten die Verbindung und hofften, das häusliche Glück würde den Ehrgeiz und den Unternehmunggeist des Mannes zügeln und da sie dessen nicht mehr zu bedürfen glaubten, wohl aber ihn fürchteten, so konnte ihnen nichts erwünschteres kommen, als den ehrgeizigen Mann in den Banden der Liebe zu sehen.

Aber Wochen, Monate vergingen und der kühne Krieger, der mit wildem Muthe dem Tode so oft entgegen gegangen war, stand schüchtern vor dem einfachen, anspruchlosen Mädchen. Seine Eitelkeit, sein Selbstvertrauen war nicht groß genug, um ihn zu täuschen, um sich nicht zu sagen, daß er wenig

zu hoffen habe. Obgleich Marie mit keinem Worte Konrads erwähnte, obgleich ſie nicht durch die leiſeſte Andeutung verrieth, was in ihrem Herzen vorging, obgleich ſie freundlich gegen ihn war und nie bei ſeinem Eintreten zeigte, daß ſeine Gegenwart ihr unangenehm ſei, ſo fühlte er doch, daß die Liebe kein Fünkchen für ihn in ihr Herz geworfen; er war hiervon ſo überzeugt, daß er mit ſich ſelbſt zürnte, weil er nicht Muth in ſich fühlte, ſich ganz aus ihrem Zauberkreiſe zu reißen. Auch die Mutter quälte die Ungewißheit, ſie ärgerte ſich über Mariens Gleichmuth und ſo lange Jenatſch ſich noch nicht gegen die Tochter ausgeſprochen hatte, konnte ſie ſelbſt mit ihr füglich darüber nicht ſprechen und nichts thun, die Sache zu fördern; aber bald ſollte ſie aus der Ungewißheit geriſſen werden. Jenatſch mußte als Geſandter der drei Bünde nach Inſpruk gehen, um dort mit dem öſtreichiſchen Hofe zu unterhandeln. Wie lange er abweſend ſein würde, konnte er ſelbſt nicht beſtimmen und ſo ſah er nun wohl ein, daß ſein Schickſal ſich vor ſeiner Abreiſe entſcheiden müſſe; er beſchloß daher, ſich über

Marie ganz ins Klare zu ſetzen und mit ihr allein und offen zu ſprechen.

Die Gelegenheit wurde ihm nicht ſchwer, es bedurfte nur eines Wortes bei Frau von Travers und er ſah ſich am nämlichen Tage mit Marien allein; es war das erſtemal, denn bis jetzt hatte ſie es ſtets zu vermeiden gewußt.

Marie! redete er ſie an: der Zufall führt mich heute mit Euch zuſammen, ſchon lange wollte ich eine Frage an Euch thun, ſtets fürchtete ich aber, ſie würde Euch in Gegenwart Eurer Mutter oder der Frau von Travers in Verlegenheit ſetzen, aber heute — haltet mich nicht für unbeſcheiden — heute ſind wir allein und ſo muß ich ſie thun: hängt Euer Herz auch jetzt noch an Konrad Bernitſch?

Ja Herr! Warum ſollte es nicht? erwiederte ſie, zwar nicht verlegen, doch vor banger Erwartung bebend.

Nach dem was ſein Vater gethan, fuhr Jenatſch fort: glaubte ich, müßte eine Verbindung mit ihm —

Was kann der Sohn für die Handlungen des Vaters? fiel ihm Marie leidenſchaftlich

in die Rede: warum sollte er mir dadurch weniger theuer sein, selbst wenn sein Vater ein Böſewicht wäre? Mein Herz hat ihm Treue gelobt, hat ihm gelobt, Glück und Unglück mit ihm zu theilen und sollt' ich ihn verlassen, weil sein Vater auf dem Blutgerüste sterben kann? Was hat sein Tod mit unsrer Liebe gemein? Je mehr das Schicksal auf ihn stürmt, desto fester muß ich an ihm halten und obgleich ich ihn seit Monden nicht sah, nichts von ihm vernahm, obgleich meine Seele betrübt, und Ruhe und Heiterkeit von mir gewichen sind, vertraue ich ihm doch, vertraue seinem Herzen, vertraue Gott!

Und bedenkt Ihr nicht, welche Schande diese Verbindung über Euch und über Eure Familie brächte?

Nein Herr! erwiederte sie.

Den Sohn eines Mörders zu ehelichen, dem der Henker das Haupt vom Rumpfe trennt —

Entehrt eine Mordthat? fragte das Mädchen und ihr dunkles Auge ruhte ernst auf Jenatsch, der die Frage verstand und schwieg.

General! fuhr sie nach kurzem Schweigen fort: hätte sein Bolzen Euch getroffen und

wären

wären in dem Augenblicke der Verwirrung die Plantas an der Spitze eines ſpaniſchen Heeres in unſere Thäler ſiegreich gedrungen, hätten nicht die Sieger den Alten von Furnatſch ihren Retter, hätte ihn vielleicht nicht das Volk ſelbſt den Retter ſeiner Freiheit genannt? Vor Menſchen krönt der Erfolg die That, Gott allein richtet gerecht!

Ich wollte Euch nicht wehe thun, fuhr ſie fort: aber Ihr berührtet eine Saite, die zu ſchmerzhaft tönte, um meinen Schmerz nicht auszuſprechen. Ihr meint es gut mit mir und wollt mir wohl, ich bin Euch dankbar dafür. Ich habe Euch, trotz einer blutigen That, geachtet, weil ich glaube, die Quelle zu kennen, der ſie entſprang. Schenkt mir auch ferner Euer Wohlwollen, Herr!

Jenatſch ſchwieg, er war betroffen; zürnt mir nicht! bat das Mädchen noch einmal: der Gedanke wäre mir ſchmerzhaft, Euch wehe gethan zu haben. Bleibt mein Freund!

Ich glaube kaum! murmelte Jenatſch vor ſich hin, ſtand noch einen Augenblick, die Stirne gefurcht, ſinnend vor dem Mädchen, dann ſagte er mit unfreundlichem Tone: auf

Wiederſehen! und verließ ſie plötzlich. — Am andern Tage reiſ'te er nach Inſpruk.

16.

Er mußte doch Frau Hanna den Erfolg ſeiner Unterredung mitgetheilt haben, denn von dieſem Tage an war die Mutter ganz gegen ihr Kind verändert. Sie war launiſcher als je, ſuchte jede Gelegenheit auf, des Alten von Furnatſch und Konrads zu erwähnen, wobei ſie weidlich auf Beide ſchimpfte und erklärte nun ihrer Tochter beſtimmt, daß ſie nie ihre Einwilligung zu dieſer thörigen, entehrenden Verbindung geben würde. Das iſt hart, wohl grauſam! erwiederte Marie: ich werde Euch gehorchen, Mutter, ihm aber treu bleiben bis zum Tode. Beides iſt mir Pflicht.

Auch Frau von Travers ſchien unzufrieden mit ihr zu ſein, aber bei dieſer ſanften Frau hatte das Herz zu viel Gewalt, Marie ſah bald, daß ſie ihr nicht zürne und verdoppelte ihre Liebe, wie ſich ihr Herz immer mehr von der Mutter abzog.

Dies Alles wirkte feindlich auf die Heiterkeit des Mädchens. Sie suchte die Einsamkeit mehr als sonst und der große Garten, welcher das Haus umgab, das Frau von Travers bewohnte (das jetzt noch stehende alte Gebäude, der Familie von Salis gehörend), gab ihr Gelegenheit, in seinem Schatten einsam zu sitzen und ihren traurigen Gedanken nachzuhängen. Schon lange hatte sie von Konrad keine Nachricht, seit er nach Montferrat marschirt war, hatte sie keinen Brief von ihm erhalten; auch von dem Alten wußte sie nichts, er war wahrscheinlich geflüchtet und er so wenig wie Konrad konnte es wagen, in's Vaterland zurückzukehren. Da vermuthete sie, daß, wenn auch Konrad geschrieben hätte, die Mutter die Briefe zurück behalten habe und dies war noch ihr einziger Trost, ihre einzige Hoffnung; nnd so stärkte der feste Wille ihren Muth, es komme wie es wolle, treu zu bleiben und von ihrer Bahn nicht zu wanken. Wenn der Mensch nicht schwankt, sagte sie oft: wenn der Vorsatz, den er gefaßt, fest in ihm steht, dann geht er ruhiger dem Schicksal entgegen.

In solcher Stimmung saß sie, mehre Wo-

chen nach der Abreise Georg Jenatsch's, eines Morgens in der Fliederlaube des Gartens, nur mit Konrad und ihrer Zukunft beschäftigt, da schaute ein Engelkopf zur Laube herein; es war ein freundliches Mädchen, arm aber reinlich gekleidet, die sie in ihrem Sinnen störte und sie fragte: ob sie nicht Marie Imeldi sei?

Das bin ich, Kind! erwiederte Marie erstaunt.

Da, nehmt! sagte die Kleine, warf ihr ein Brieflein in den Schoos und sprang davon.

Marie erkannte die Hand Konrads, öffnete es begierig und las:

Herzliebe Marie!

Darf ich Dich noch so nennen? — Ich weiß es nicht, denn seit ich Dich in Scams zum letztenmal sah, habe ich keine Nachricht von Dir erhalten und was die Leute mir sagen, ist so wenig tröstlich für mich, daß ich es nicht glauben mag; aber dennoch beunruhigt es mein Herz und würde, wäre es möglich, die Sehnsucht, Dich zu sehen noch vermehren. Ich Armer darf hier nicht zu Dir kommen, das Haus der Frau von Travers ist mir verschlossen und Deine

Mutter haßt mich. — Was ſoll ich thun, um meinen heißeſten Wunſch zu befriedigen? Alle Mittage will ich meinen Zufluchtort verlaſſen, nach dem Mittenberge gehen und dort in St. Lutzi Höhle Deiner warten. Dreimal drei Tage ſoll mich die Hoffnung und das Vertrauen dahin begleiten, kommſt Du in dieſer Zeit nicht, dann weiß ich, daß die Welt wahr geredet hat und Dein Herz von mir abgewendet iſt; dann iſt mein Entſchluß gefaßt. Leb wohl! Gott leite Deine Schritte und führe Dich zu mir!

Dieſer Brief ſetzte das Mädchen in die quälendſte Unruhe. Zwar waren ihre Zweifel gehoben, die doch zuweilen, trotz ihres Vertrauens in ihr aufgeſtiegen waren, ſie hatte nun die Gewißheit, er lebe, er liebe ſie noch. Aber was für Gerüchte konnten ſich über ſie verbreitet haben, wodurch konnte das Mißtrauen in ſeiner Bruſt genährt ſein? Dies quälte ſie und auch ſie trieb die Sehnſucht, ihn zu ſehen, ſie mußte hin — aber wie? —

Als das Mahl vorüber war und Frau von Travers wie gewöhnlich ihre Mittagruhe hielt — glücklicherweiſe war eben die Mutter, die

in der Stadt wohnte, unwohl und heute nicht gekommen — warf sie ihr Regentuch über und verließ das Haus, schlich durch die entlegensten Straßen nach dem Thore und eilte nun von hier nach dem Mittenberge. Bei Jedem, dem sie begegnete, klopfte ihr Herz stärker und obgleich sie dicht verhüllt war, glaubte sie doch, jedermann müsse sie erkennen. So stieg sie angstvoll die Höhe hinauf, trat in die St. Lutzi Höhle, trat in die Kapelle ein und sah hier — vor dem Bilde des Heiligen Konrad knieen, beten und sich bekreuzen.

Ein lauter Schrei störte den Betenden in seiner Andacht, er sprang auf, stürzte auf sie zu und wollte sie in seine Arme schließen, sie aber hielt ihn ab und zeigte schweigend nach dem Altare, vor dem er geknieet.

Empfängst Du mich so, Marie? rief Konrad erstaunt: war meine Furcht gegründet? aber dann sage mir, was willst Du hier? Glaubst Du, aus Deinem Munde wäre mir die Gewißheit meines Unglücks weniger schmerzlich? — Nun so rede, laß mich den Kelch auf einmal leeren! Sprich es aus das furchtbare Wort: wir sind getrennt!

Schmerzvoll, mit thränenfeuchtem Auge sah das Mädchen auf den Mann ihres Herzens und vermochte nicht zu sprechen, immer zeigte sie nach jener Stelle hin und schwieg.

Rede, Marie! rief Konrad, den Grund ihres Schweigens nicht ahnend: rede, beruhige mich, oder brich mein Herz mit dem Worte: Wir sind getrennt!

Marie seufzte tief auf und mit diesem Seufzer lös'te sich der krampfhafte Zustand, der ihr die Sprache genommen. Konrad! sagte sie: hast Du Dich von dem Glauben Deiner Väter getrennt, so muß ich mich — auch von Dir trennen.

Todtenbläſſe überzog Konrads Antlitz. — Marien, die kein Auge von ihm gewandt, entging es nicht. — Du erbleichst? sagte sie: so ist es geschehen! — Du hast Deinen Glauben abgeschworen.

Wie kannst Du das denken! sagte er nach Fassung ringend: Du glaubst wohl, weil ich hier kniete? Der himmlische Vater hört die Bitte seiner Kinder an jedem Orte.

Mit durchdringendem Blicke beobachtete, während er sprach, Marie jede seiner Mienen, lauschte auf jedes Wort des Geliebten. —

Aber weder der Ausdruck seines Gesichts, noch seine Worte beruhigten sie. Konrad! sprach sie mit bebender Stimme: nie könnte ich die Deinige werden, wärst Du unserm Glauben abtrünnig geworden; schon einmal sagte ich es Dir. Zweifel beängstigen mich — deshalb schwöre mir hier an diesem Orte, wo Gott Deinen Schwur auch vernehmen wird, daß Du nicht von dem Glauben Deiner Väter gewichen und noch in ihm wandelst.

Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick überraschte diese Forderung Konrad, dann hob er die Hand zum Schwure. Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen! sprach er feierlich: daß ich der Religion meiner Vorfahren, daß ich der Religion, die mein alter Vater übt, anhänge und ewig anhängen werde! Und nun, Marie! rief er sie umfangend: nun komm in meine Arme, liebes Mädchen, zweifle nicht mehr an mir und meinem Herzen, drücke mich wie sonst liebend an Deine Brust.

Sie duldete seine Umarmung. Ich weiß nicht, Konrad, sagte sie traurig: warum ich mich, selbst in Deinen Armen, nicht wie sonst so recht von Herzen freuen kann. Eine Ahnung beklemmt mir die Brust und immer seh

ich Dich noch dort knieen und Dich bekreuzen.

Laß das! bat er: trübe den Augenblick des Wiederſehens nicht mit ſolch düſtern Gedanken, mit ſolch thörigen Zweifeln. Beruhige Du lieber mein Herz.

Das Deine? fragte ſie verwundert.

Ja, das Meine, Marie. — Die Welt ſagt, General Jenatſch werbe um Deine Hand, Du hätteſt des Vaters wegen mir entſagt — er ſei täglich, ſtündlich bei Frau von Travers, es gelte ihr oder Dir!

Bedarf es denn noch Worte, Dir meine Treue zu verſichern? erwiederte ſie gekränkt: blick' mir in's Auge! Den Schmerz ſiehſt Du wohl durch meine Thränen, die Untreue gewiß nicht. Sieh Konrad und hätteſt Du vorhin falſch geſchworen, wäreſt Du ein Abtrünniger unſeres Glaubens, ſo könnte ich nie die Deine, aber auch nie die Gattin eines andern Mannes werden. Schwach iſt das Herz, ſchwach, da Dein Schwur es ſo leicht beruhigt, aber wankelmüthig iſt es nicht, es kann nur einmal lieben! Müßte ich dieſe Liebe unterdrücken, ſo könnte ich ihre Flamme dennoch nicht löſchen; darum vertraue meinem Herzen. Wäre ich denn hier, wenn die treue

Liebe mich nicht hierher gezogen hätte? Würde ich den Muth haben, Dir an dieſem unheimlichen Orte zu begegnen, den ich bald verlaſſen muß, daß ſie daheim meine Entfernung nicht bemerken?

Nur noch einen Augenblick verweile, Marie! bat Konrad: höre, was ich Dir noch zu ſagen habe. Mein Regiment ſteht weit von hier, wird vielleicht noch weiter ziehen, immer länger wird die Trennung, immer ferner das Ziel ſein, und meine Unruhe, mein Mißtrauen fern von Dir nie ganz ſchwinden. Fliehe von hier, folge mir, kröne mein Glück, nimm mir dadurch jeden Zweifel an Deiner Liebe, kette Dein Schickſal feſt an das Meinige. Morgen, wenn es zu dämmern beginnt, erwarte ich Dich hier, Roſſe ſtehen bereit, bald ſind wir auf Schweizer Boden und von da iſt der Weg ins Tyrol ſo kurz — Du ſenkſt den Blick? — Deine Wange glüht? — Du ſcheinſt noch ungewiß? — ſinkſt nicht mit freudigem Entzücken an meine Bruſt? — Bebſt? — Ungetreue!

Nenne mich nicht ſo! ſagte das Mädchen, das geſenkte Haupt erhebend: ehre meine Unentſchloſſenheit.

Wer ſagte, wer ſchwur mir, nie von mir zu laſſen, ehe möge das Herz brechen?

Das ſchwur ich! ſagte Marie ernſt: und würde mein Wort halten, würde freudigen Herzens Dir folgen, wohin Du verlangſt, hätte ich nicht dort Dich bekreuzen geſehen. Dein Schwur hat meine Zweifel nicht gelöſ't; ein Schwur, den Ketzern gethan, ſoll die Katholiſchen nicht binden, ſo ſagte man mir und ehe ich nicht die Ueberzeugung habe, Gott ſieht auf uns gnädig herab, wenn ich Dir folge, eher kann ich es nicht, ſo laut mich auch mein Herz mahnt, denn auch die Stimme der Natur mahnt mich davon ab. Und überdies, wohin willſt Du mich führen? In katholiſche Lande, wo kein Prediger uns erbauen, kein Nachtmahl uns erquicken kann?

Wohin mich mein Schickſal führen wird, iſt freilich ungewiß; erwiederte er: hoffentlich, wenn Gott gerecht iſt, bleiben wir in hieſigen Landen und der Troſt der Kirche bleibt Dir —

Mir? Und nicht auch Dir? unterbrach ſie ihn.

Warum dieſe Worte? ſagte er finſter: liebſt Du mich, ſo folge mir. — Zweifelſt

Du noch, daß ich Deiner Kirche angehöre, so ſchwöre ich Dir von Neuem —

Schwöre nicht, Unglücklicher! tönte es hinter dem Altare und ein Kapuziner trat hervor und nahte ihnen. Schwöre nicht, Meineidiger! ſagte er: Du gehörſt der rechtgläubigen Kirche an und darfſt die Heilige nicht verläugnen.

Vater! rief Konrad zornig: Was kümmert Euch mein Thun? Welches Recht habt Ihr —

Das Vaterrecht währt ewig! erwiederte der Alte zornig: noch mehr das Recht, das der Mann über den ſchwankenden Knaben übt. Hatte ich nicht Recht, Marie! ſagte er dann, ſich zu der Zitternden wendend: als ich Dich vor ihm warnte? Hatte ich nicht Recht, Dir nicht Glück, nicht Frieden zu prophezeien?

Marie ſtarrte den Mönch regunglos an: Erkennſt Du mich nicht? fragte er theilnehmend: entſtellt mich das fromme Gewand ſo ſehr? Erkennſt Du den Alten von Furnatſch nicht in mir?

Ich erkenne Euch wohl! ſagte ſie mit gebrochener Stimme: erkenne auch mein furcht-

bares Schickſal. — Lebe wohl, Konrad! ſprach ſie, dann die Kräfte ihres Körpers, ihrer Seele zuſammen raffend — Gott vergebe Dir, wie ich Dir vergebe! — Flieht, alter Mann! wandte ſie ſich dann zu dem Alten: man glaubt Euch in dem Schloſſe des Biſchoffs verborgen, fänd' man Euch, könntet Ihr Euerm Tode nicht entgehen.

Der Alte lächelte, Konrad aber hatte Marien ſcharf ins Auge gefaßt und als ſie noch ein ſchmerzliches Lebewohl ihm ſagte und die Kapelle verlaſſen wollte, ſtürzte er auf ſie zu, umfing ſie mit ſtarken Armen und trug ſie zurück. Nicht von der Stelle, rief er: ehe der Prieſter nicht den Segen über uns geſprochen hat! Bei dieſen Worten ſetzte er ſie auf die Stufen des Altars nieder und trat mit wildflammenden Augen vor ſie hin.

Marie war von dieſer unerwarteten Gewaltthat überraſcht, ſie ſah ſtaunend auf den Mann, den ſie ſo treu geliebt, den ſie noch liebte, ſchauderte vor ſeinem wilden, verſtörten Blick und fragte, während der Alte mit verſchränkten Armen als ruhiger Zuſchauer da ſtand: was willſt Du von mir, Konrad?

Dich beſitzen, und muß ich Dich zum Altare ſchleppen! rief er in ſeiner Wuth.

Es wacht ein Gott über uns! ſprach das Mädchen, den Blick gen Himmel hebend: er kennt mein Herz, kennt mein blutendes Herz und wird mich richten; die Deine werd' ich nie, aber auch nie das Weib eines Andern.

Nie? rief er und fuhr mit der Hand nach dem Dolche, doch der Alte faßte ſeine Hand und hielt ſie zurück. — Mir ſtand kein Vater zur Seite, als ich im Hohlwege die Armbruſt ſpannte! ſprach er: danke Gott, daß ich Dich vom Verderben rette! Dies ſagend, entwand er dem Sohne den Dolch und trat zwiſchen ihn und das Mädchen. Jetzt geh, frommes, unglückliches Kind! ſagte er bewegt: ich will Wache vor dem Tieger ſtehen; eile, beflügle Deine Schritte.

Es hält mich feſt, Vater! ſagte das Mädchen: ſo kann ich mich nicht von ihm losreißen, ſo kann ich ſein Bild nicht mit in mein Elend nehmen — Konrad! ſprach ſie: ich liebe Dich noch! — ich weiß, auch Du liebſt mich, wenn gleich Deine Hand den Dolch auf mich zückte; nur der Glaube trennte uns, nicht unſre Herzen. — Gott wollte es ſo,

darum laß uns ſcheiden in Frieden! Laß mich die Blume ſein, die Du unter Thränen knickteſt, die Du mit Liebe an Deine Bruſt legteſt, daß ſie dort verwelke. Laß mich nicht das Veilchen ſein, das Dein wilder Fuß zertritt; laß uns ſcheiden in Frieden! Sie ſtreckte die Hand nach ihm, ihr Himmelsblick traf den ſeinen, er erfaßte die Hand, zog ſie ſtürmiſch an ſich, ſie lag an ſeiner Bruſt, noch einen Kuß drückte er auf ihre Lippen, dann wand ſie ſich aus ſeinem Arm — Leb wohl! rief ſie: leb wohl für immer! und eilte davon.

Dein Engel iſt von Dir gewichen! ſagte der Alte feierlich zu ſeinem Sohne: mit ihm Dein Glück.

17.

Kaum vermochte Marie vor Ermattung das Haus der Frau von Travers zu erreichen, wo ſie ſich in ihr Stübchen verſchloß, ganz dem düſtern Nachdenken ſich zu überlaſſen. Sie fühlte ſich unausſprechlich unglücklich, hoffnunglos und verlaſſen.

Von diesem Tage an war ihre Heiterkeit hin; sie hatte reiflich über ihr Schicksal nachgedacht, wohl erwogen, ob die Verschiedenheit des Glaubens sie auch trennen müsse, ob sie nicht Unrecht thät, einer Menschensatzung ihr ganzes Lebensglück zu opfern. Aber wenn sie auch fühlte, daß sie wohl an Konrads Seite hätte glücklich sein können, hätte er von Kindheit an dem fremden Glauben angehangen, so konnte sie es ihm doch nie vergeben, daß er ein Abtrünniger geworden war, daß er es ihr verheimlicht und sie durch einen hinterlistigen Eid habe täuschen wollen. Auch trat sein gewaltsames, leidenschaftliches Betragen, das Zucken des Dolches trennend zwischen sie und obgleich ihr Herz noch für ihn sprach, fühlte sie doch, daß sie ihm entsagen müsse.

Düster und in sich gekehrt schlich sie umher, die dunkle Fliederlaube schien jetzt besonders ihr Lieblingaufenthalt zu sein; sie war gegen Jedermann verschlossen, am meisten gegen ihre Mutter, von der sie mit Vorwürfen überhäuft wurde und selbst Frau von Travers, der es wehe that, das Mädchen leiden zu sehen und die ihr jetzt mehr Zuneigung

als

als je zeigte, konnte nicht ihre Theilnahme gewinnen; sie blieb verschlossen, ward immer schwermüthiger und die Rosen ihrer Wangen bleichten.

Da trat eines Morgens Jenatsch in ihr Zimmer. Marie! redete er die Ueberraschte an: seit dem ersten Augenblick, wo ich Euch sah, gewann ich Euch lieb, ich wünschte Euch zu besitzen, doch war ich, als ich sah, wie sehr Ihr Euern Verlobten liebtet, nicht unedel genug, Euch unglücklich machen zu wollen. Ich gab alle Hoffnung auf und hätte mich in dieser Zeit gefreut, wenn Ihr an Konrads Seite glücklich geworden wäret. Als jedoch der Alte von Furnatsch mir nach dem Leben trachtete und ich hoffen konnte, dies würde Euch von dem Sohne abwenden, als ich nähere Erkundigungen von ihm eingezogen und erfahren hatte, daß er ein ehrgeiziger, leidenschaftlicher, wilder Mensch sei, der, um sich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, seinen Glauben abgeschworen habe, da begann ich meine Bewerbungen von Neuem und meinte es ehrlich und redlich mit Euch und verschwieg Euch sogar das, was ich von Konrad wußte. Ihr wieset mich zurück und ich verließ Euch —

ich will es gestehen, mit dem Wunsche, mich auf irgend eine Weise an Euch zu rächen. —

Ich kehrte zurück, fuhr er nach kurzer Pause fort: beobachtete Euch aus der Ferne, und der Gram, der sich in jedem Eurer Züge aussprach, weckte das alte Wohlwollen, wenn auch nicht die thörige Liebe. Ich habe Euch bisher beobachtet und die Ueberzeugung gefaßt, Ihr fühlt Euch unglücklich. Bin ich die Ursache, so sagt es mir offen, ist Euch mein Antlitz lästig, so will ich dies Haus nicht mehr betreten; fürchtet Ihr mich, haltet Ihr mich für einen Wüstling, dem nichts heilig ist, so schwöre ich Euch: Ihr seid mir heilig, Ihr, die einzige Eures Geschlechts! Ihr habt, bei Gott und meiner Ehre sei es geschworen von mir nichts zu befürchten!

Er hielt inne, sein Auge ruhte auf dem Mädchen, das jetzt den gesenkten Blick nach ihm erhob und ihn wehmüthig anblickte.

Ist Euch etwas begegnet, Marie? begann er von Neuem: kann ich Euch mit Rath und That helfen, dann öffnet mir Euer Herz und betrachtet mich als Euern Freund, als Euern uneigennützigen Freund. Senkt Euern Gram

in mein Herz, es soll ihn so treu bewahren als wär' es Eure Liebe.

Es thut mir wohl, Euch so sprechen zu hören; nahm Marie das Wort: Eure Rede war mir eine freundliche Stimme in der Wüste und ich danke Euch dafür. Den Gram, der an meinem Herzen nagt, kennt Ihr schon; ich habe Euch deshalb nichts zu vertrauen und bedarf Eurer Hülfe nicht, denn das Geschehene kann Gott selbst nicht ungeschehen machen, dem Abtrünnigen kann ich meine Hand nicht reichen!

Armes Mädchen! sagte Jenatsch mit innigem Gefühl, da der Gram sich so tief auf ihrem Antlitz ausdrückte: ist denn der Glaube eine so weite, unübersteigbare Kluft?

Ja! erwiederte sie feierlich: unübersteigbar! — Wer das Gefühl, das seit früher Jugend in seiner Brust lag, wer den Glauben, der ihn stärkte im Unglück, der ihm den Muth zum Guten, der ihm die Hoffnung gab, noch jenseit das wieder zu finden, was er hier verlor, wer seinen Gott vergessen, sich von dem Glauben seiner Väter losreißen kann, was sind dem die Bande irdischer Liebe? Jeder Abtrünnige seines Glaubens dünkt mir

ein schwankendes Rohr, auf ihn mag ich mich nicht stützen —

Ihr seht, lieber Herr! fuhr sie fort: mit mir ist's vorüber! Ich hatte in meinem kindlichen Sinne nur eine Hoffnung, diese eine ist hin. — Ich bin für diese Welt verloren, vielleicht ersetzt es mir Gott doppelt in jener. Deshalb ist mir nicht zu rathen, nicht zu helfen, laßt mich still meinen Weg gehen, er wird mit Gott nur kurz sein. Euch aber sag' ich offen, daß ich Euch nicht zürne, daß mir Eure Theilnahme wohlgethan hat und ich Eurer stets freundlich gedenken werde; auch bitte ich Euch, behaltet das, was ich Euch vertraute, in Eurer Brust verschlossen.

Jenatsch versprach es und verließ das Mädchen, das, sobald er sich entfernt hatte, hinunter in den Garten ging und sich heute weniger betrübt als sonst in ihre Lieblingslaube setzte. Es hatte ihr wohlgethan, in dem Manne, dem sie nie ganz abhold gewesen war, einen theilnehmenden Freund zu finden und sie suchte diesem tröstenden Gedanken nachzuhängen, aber sie vermochte nicht, ihn fest zu halten, und versank bald wieder in ihre Schwermuth. Da weckte sie das nämliche

Mädchen, das sie schon einmal in ihren wachen Träumen gestört hatte, auch jetzt aus ihrem dumpfen Sinnen. Grüß Euch Gott! sprach sie: da habt Ihr wieder ein Briefstein von dem jungen, hübschen Manne. Dies sagend, warf sie ihr den Brief zu und eilte wie das erstemal schnell davon.

Marie hielt lange den Brief in der Hand, ehe sie ihn zu öffnen wagte. Was kann er mir bringen als neue Schmerzen? sagte sie, ihn endlich erbrechend: was kann er mir sagen, als was mein Herz verwundet? Sie las:

Liebe Marie!

Ich habe zwar Dein Vertrauen und Deine Liebe verloren und vielleicht glaubst Du meinen Worten nicht, aber meine Pflicht und mein Herz befiehlt mir, Dich zu warnen. Dir droht Gefahr! Morgen ist ein großes Gelag bei Frau von Travers, die Planta's sind geladen, auch die von Salis, man will ein Versöhnungfest feiern, dem Georg Jenatsch beiwohnen wird. Friede will man schließen bei gefüllten Bechern und Du sollst dann das Opfer sein. Nach Mitternacht, wenn Alles vom Weine trunken ist, sollen Dich seine Schergen gewalt-

sam entführen und Dich nach Marschlins, dem Schlosse der Salis, schleppen, wo Du in seiner Gewalt und verloren bist. Sei auf Deiner Huth, gehe an diesem verhängnißvollen Abend nicht auf Dein Kämmerlein, verlaß das Schloß. Ich bitte, ich beschwöre Dich! Alles ist schon zu dem Bubenstücke bereit.

Er warnt mich? sagte Marie, den Brief zusammenlegend: warnt mich vor dem Manne, der mir so eben mit so treuherzigen Worten seine Freundschaft versicherte? Wem soll ich trauen? — Keinem! fuhr sie auf und zerriß den Brief. Keinem! Mißtraue Beiden, mißtraue der ganzen Welt Du armes, betrogenes Herz! Dann eilte sie ins Freie, durchstreifte die Bogengänge des Gartens und mit sich selbst in Zwiespalt konnte sie keinen festen Entschluß fassen.

18.

Noch am nämlichen Abende bemerkte Marie die Zubereitungen zu dem morgenden Feste und auf ihr Befragen, wem das gelte, fand

ſie von Frau von Travers Alles das beſtätigt, was Konrad ihr geſchrieben hatte; dies überraſchte ſie und rieth ihr zur Vorſicht. Am andern Tage ſchützte ſie ihre traurige Stimmung vor, nicht bei dem Feſte erſcheinen zu dürfen und beobachtete es nur von fern. Wirklich war der Salis von Marſchlins, den ſie vorher noch nie im Hauſe der Frau von Travers geſehen hatte, bei dem Feſte zugegen, wo anfangs die Gegenwart der Frauen den wilden Ausbruch der Freude zurückhielt; als ſich aber dieſe in die Zimmer der Hausfrau zurückzogen und die Männer bei dem Becher allein gelaſſen, ward es lauter, eine allgemeine Verſöhnung, ein allgemeines Vergeſſen des Vergangenen wurde unter Becherklang beſchloſſen und der Mund der Planta und Salis ſprach Frieden aus, wenn auch im Herzen der Haß noch flammte.

Marie, von dieſem Lärm erſchreckt und Konrads Warnung eingedenk, verließ in aller Stille ihr Zimmer und ſchlich in den Garten hinab. Aber auch hier betrat ſie aus Vorſicht ihre Lieblingslaube nicht, ſondern verbarg ſich in einem kleinen Häuschen, das, der Ausſicht wegen, auf einer Erhöhung über die Mauer

ragte und mit einem Labyrinth, der höchsten Zierde der Gärten damaliger Zeit, in Verbindung stand. Hier glaubte sie sich sicher, denn das Häuschen hatte außer dem gewöhnlichen Eingange noch eine Thüre, die nach dem Labyrinthe führte, durch welche sie im Nothfall entschlüpfen konnte.

In ihren Pelz gehüllt, saß sie angstvoll da. Je mehr die Stunde der Mitternacht heran rückte, desto mehr glaubte sie der Warnung Konrads, desto rascher klopfte ihr Herz. Da hörte sie an der äußeren Gartenmauer mehre Menschen leise mit einander reden, sie trat an die Fensteröffnung, horchte und vernahm wie der eine sagte: schon seit einer Stunde stehen die Rosse hier unten bereit, bis nach Marschlins ist es so weit nicht, wir werden bald dort sein.

Wenn nur das Mädchen den schnellen Ritt aushalten kann, sprach ein Anderer.

Wenn's zur Hochzeit geht, erwiederte jener: da läuft Keiner das flüchtigste Roß zu schnell. — Aber still! unterbrach er sich, zu Marie hinaufblickend: da oben ist es nicht geheuer. — Kommt!

Diese Unterredung ließ sie keinen Augen-

blick mehr an der Wahrheit von Konrads Warnung zweifeln. So wäre denn keine Rettung mehr für mich! rief sie angstvoll. — Nein! fuhr sie fort: das Furchtbare geschehe nicht an mir, lieber den Tod erdulden, lieber den Tod geben! Bei diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, den sie zu ihrer Schutzwehr zu sich gesteckt hatte und verließ das Häuschen, wo sie sich verrathen glaubte.

Indessen saßen die Herren oben beim Becher und zechten wacker; manches Kelchglas war schon auf Fried' und Freundschaft und auf das Wohl der Bündner Lande geleert und eben hatte Jenatsch in einer kräftigen Rede zur Eintracht im Innern, zum tapfern Widerstande gegen Außen ermahnt, als sein Diener eintrat und ihm zuraunte, daß so eben ein Bote zu Pferd mit wichtigen Briefen von Inspruk in seinem Hause angekommen sei; er habe ihn mit hierher gebracht und der Bote warte unten auf seine Befehle.

Laß ihn verziehen, ich komme gleich! befahl ihm Jenatsch, erhob sich dann von seinem Sitze, entschuldigte sich bei den Anwe-

ſenden, daß er ſich auf einen Augenblick entfernen müſſe und verließ den Saal.

Daß etwas Wichtiges vorgefallen ſei, welches den General bewege, das Bankett zu verlaſſen, konnten die Anweſenden leicht vermuthen; jeder war neugierig, jeder hatte ſeine eigenen Gedanken darüber und theilte ſie ſeinem Nachbar mit, als plötzlich ein Diener mit dem Angſtgeſchrei hereinſtürzte: helft, helft, Ihr Herren, der General liegt ermordet im Hofe!

Alle ſprangen auf und ſtürzten mit gezogener Wehr hinunter. Nach dem Garten flohen die Mörder! rief der Diener, der ſich über den Leichnam ſeines Herrn geworfen hatte, ihnen zu und Peter Guler, an der Spitze derer von Salis, eilte dahin. Hier ſahen ſie bei dem Scheine des eben aufſteigenden Mondes eine dunkle Geſtalt durch die aufgeſprengte Gartenpforte, die nach Außen führte, davon eilen. Einige folgten ihr, die Andern durchſuchten den Garten und fanden — Marie in einem dunklen Bogengange mit fliegenden Haaren, Blutflecken an ihrem Gewande, ein bluttriefendes, kurzes Schwert in ihrer Hand, da ſtehend, bleich wie der Tod.

Auf alle Fragen, mit denen man ſie beſtürmte, gab ſie keine Antwort, zeigte mit der Hand nach der offenen Pforte und als man ihr zu folgen befahl, gehorchte ſie willig und ſchritt zwiſchen Peter Guler und Rudolph von Salis wankend dem Hauſe zu.

Als ſie auf dem Hofe bei dem Ermordeten vorüber kamen, an dem der herbeigeeilte Wundarzt ſeine Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, verſchwendete, erfaßte Salis ihre Hand und führte ſie zu dem Todten. Blick' her, Mörderin! rief er mit donnernder Stimme und zeigte auf den von zehn Wunden durchbohrten Leichnam. Sie aber, einen Blick auf den Ermordeten werfend, that einen lauten Schrei, ſchleuderte das blutige Schwert über ihn hin und ſank leblos nieder.

19.

Als ſie erwachte, befand ſie ſich in einem ihr unbekannten, ärmlichen Gemache, wo durch ein kleines vergittertes Fenſter die Morgenſonne freundlich auf ihr Lager ſchien. Sie ſprang auf — Wo bin ich? rief ſie: Blut

an meiner Hand, Blut an meinem Kleide? Die Erinnerung mochte ihr in diesem Augenblicke das, was ihr in vergangener Nacht begegnet war, vorführen, denn sie fing bitterlich an zu weinen, ging händeringend auf und ab und setzte sich auf einen Sessel, stützte ihr gebeugtes Haupt und schien so die Begebenheiten an sich vorüber gehen zu lassen. Endlich stand sie auf, hob die Hände gen Himmel und sprach: Auf Dich, mein Gott, steht mein Vertrauen unwandelbar! Du vergiebst dem reuigen Sünder, vergieb auch mir wenn ich fehlte!

Als sie dies gesprochen, rasselte die Thüre auf und der Kerkermeister trat, von zwei Rathsdienern begleitet, ein. Folgt mir! befahl er ihr; sie gehorchte, schritt zwischen den Männern eine Wendeltreppe hinauf und wurde dann über einen langen Gang nach dem Vorplatze des Gerichtsaales geführt, der von vielen hundert Neugierigen angefüllt war. Seht! das ist die Mörderin von Georg Jenatsch, dem Retter unsers Landes, das ist sie, die ihn niederstach, weil er sie nicht ehelichen wollte! — Warum gab sie sich ihm hin! rief ein Anderer. — Sieh, noch klebt sein Blut

an ihrem Kleide! — Schlagt sie todt! rief ein Dritter. — Richtet nicht, auf daß auch Ihr nicht gerichtet werdet! sprach jetzt ein Greis, der sie lange genau betrachtet hatte. Ihr Bürger! sagte er dann und Alles ward still: in dem Gesichte des Mädchens steht die Unschuld geschrieben, verdammt sie nicht voreilig, Gott ist ihr Richter, nicht Ihr! — Schmäht die Arme nicht und hätte sie die That vollbracht, blieb sie immer eine Unglückliche und mit dem Unglück muß man Mitleid haben.

Marie hatte sich bei den Verwünschungen der Menge tief verwundet gefühlt, die Worte des Greises erhoben ihren Muth; sie dankte ihm mit wehmüthig lächelndem Blicke, er aber legte seine Hand auf ihre Stirn. Bist Du unschuldig, Mädchen, sprach er: so möge Gott Deine Richter erleuchten, daß sie recht richten! Bist Du schuldig, so thue Buße und Gott möge Dir ein barmherziger Vater sein! Die Thüre öffnete sich. Man kommt, Dich vor Gericht zu führen, sei wahr, durch offenes Bekennen milderst Du Deine Schuld!

Sie ward jetzt in den Richtsaal eingeführt, die Thüren schlossen sich hinter ihr.

An einem halbrunden, mit schwarzem Leder beschlagenen Tische saßen die Richter in ihrer schwarzen Kleidung und ihren langen Mänteln. Obenan der Stadtvoigt, ihm zur Rechten die fünf Oberzunftmeister, zur Linken die fünf ersten im Stadtgericht sitzenden Zunftmeister; alte, ernste, in der Gerechtigkeitpflege ergraute Männer, denen Alter und Gewohnheit das Herz gegen Mitleid gepanzert, das Auge für Schönheit theilnahmlos, unempfänglich gemacht hatte. Mehr gewohnt, das Verbrechen als die Unschuld zu finden, glaubten sie auch, versammelt zu sein, nur die Schuld zu strafen, nicht die Unschuld zu entschleiern. Der Anblick dieser ernsten, kalten Gesichter, aus denen das Mitleid, das Menschliche verbannt zu sein schien, war nicht geeignet, Marien Hoffnung und Zutrauen zu erwecken. Ihr schien, als grinse ihr aus jedem theilnahmlosen Auge der Tod entgegen, als schwebe auf jeder bleichen Lippe das furchtbare: Schuldig! ihr entgegen.

Tritt näher! rief ihr jetzt der Stadtvoigt zu: Marie trat bis an die Schranken, welche sie von den Richtern trennte, befahl ihre

Seele Gott und rang nach Muth, der ihr auch ward.

Dein Name? fragte jetzt der Stadtvoigt.

Marie Imeldi. erwiederte sie.

Dein Geburtort?

Tirano im Veltlin.

Als der Schreiber dies niedergeschrieben hatte, that der Stadtvoigt noch mehre allgemeine Fragen an sie, wo sie bisher gewohnt, was sie getrieben, ob ihre Eltern noch lebten und mehr andere, wovon keine das Vergehen der Angeklagten betraf. Endlich fragte er sie, nachdem er die Wahrheit zu sagen sie ermahnt: Marie Imeldi, bekennst Du freiwillig, gestern um Mitternacht den edlen, allgemein betrauerten Herrn Georg Jenatsch, General sämmtlicher Bündner Regimenter meuchlings ermordet zu haben?

Nein, das hab' ich nicht! erwiederte sie mit Fassung.

Wie kam das Schwert in Deine Hand? fragte er weiter.

Ein fremder Mann warf es neben mich und entfloh; ich hob' es auf —

Wie kamst Du um diese Zeit in den Garten? fragte der Richter von Neuem.

Herr! begann Marie nach kurzem Nachdenken: ich erhielt am Tage vorher ein Schreiben. —

Von wem? fragte der Stadtvoigt.

Es war ohne Unterschrift. — Der Voigt gab ein Zeichen, daß sie fortfahren sollte. — In dem Schreiben wurde ich gewarnt, fuhr sie fort: um Mitternacht nicht in meinem Zimmer zu bleiben, indem mich General Jenatsch entführen und nach Marschlins bringen lassen würde; mich trieb daher um die eilfte Stunde die Furcht in den Garten, dort hörte ich Männer an der äußern Gartenmauer mit einander reden und vernahm deutlich wie sie sagten, daß die Rosse schon seit einer Stunde bereit ständen und sie bald in Marschlins sein würden; Einer von ihnen mochte mich jedoch gewahrt haben, denn sie entfernten sich und ich eilte in der tödtlichsten Angst zurück, wollte aus dem Garten, wohin? weiß ich selbst nicht. — Da hörte ich ein Geräusch, sah Männer auf mich zu kommen, verbarg mich hinter dem Gebüsche; aber der Eine mochte mich erblickt haben, er kam auf mich zu, warf das Schwert neben mich hin und entfloh;

floh; ich hob es auf, vor Schreck meiner Sinne nicht mehr mächtig.

Und was sagte Euch der Mann?

Er sagte — sagte mir kein Wort; stotterte sie.

Kanntet Ihr den Mann?

Nein!

Ihr kanntet ihn nicht?

Nein, Herr!

Der Stadtvoigt winkte, man brachte eine Bibel. Marie Imeldi! begann er: schwört auf diese heilige Schrift, die das Wort der Wahrheit enthält, daß Ihr den Mann nicht kanntet!

Marie erbleichte. Herr! sagte sie, nach Fassung ringend: ich schwöre nicht! Rein stehe ich vor Gott und so soll ein falscher Eid mich nicht zur Sünderin machen. Ja, ich erkannte den Mann, aber nie werd' ich ihn Euch nennen!

Hätten wir doch in Euch nicht eine so verstockte Sünderin vermuthet, Marie! nahm jetzt der Stadtvoigt zürnend das Wort: wir hofften, Ihr würdet Eure Schuld, die manches frühere Verhältniß vor Gott, wenn auch

nicht vor Menschen, vielleicht entschuldigen mag, frei und offen bekennen und dadurch Eure Strafe zu mildern suchen. Wir glaubten, da, so wie wir vernommen, Ihr früher mit dem General in sträflicher Verbindung gestanden, er Euch die Ehe versprochen, und da er Euch nicht Wort gehalten, Ihr ihn aus Rache mit Eurem Gehülfen erdolcht hättet.

Wer giebt Euch ein Recht, mir Unglücklichen solch' Hartes, Entehrendes zu sagen? sprach sie mit Würde: mich öffentlich vor meinen Richtern eines Verbrechens zu zeihen, das mich schändet? — Georg Jenatsch warb um mich in Ehren, ich versagte ihm meine Hand und noch an dem Tage vor seinem unglücklichen Ende sprach er als treuer Freund zu mir, ob wahr oder verstellt, mag Gott wissen, und wir schieden in Fried' und Freundschaft. Daß Ihr mich des Mordes anschuldigt, dazu habt Ihr ein Recht, denn das Mordschwert, das Ihr in meiner Hand fandet, giebt es Euch und so bin ich der blutigen That verdächtig; daß Ihr mich aber als eine Ehrlose anklagt, wer gab Euch das Recht? Steht das auf meinem Antlitz geschrieben?

Hat mein vergangenes Leben dieſes Brandmal verdient?

Und wie kam das Blut an Eure Hand und an Euer Gewand? fragte der Stadtrichter, ohne ſich um ihr tiefgekränktes Gefühl zu kümmern.

Ich weiß es nicht, Herr! Ich muß mich mit dem Schwert befleckt haben, erwiederte ſie hocherröthend.

Der Stadtvoigt befahl nun, ſie bis auf weiteres abzuführen; aber kaum, daß ſie ſich in einem Nebengemache einige Augenblicke erholt hatte, als ſie ſchon wieder in den Richtſaal geführt wurde. Marie Imeldi! begann der Stadtvoigt: Deine Jugend berückſichtigend, wollen wir Dir bis morgen Zeit zum reiflichen Nachdenken laſſen. Du willſt Deinen Mitſchuldigen nicht angeben und geſtehſt doch, daß Du ihn kennſt? Du trotzeſt dem Gerichte, das Nachſicht mit Dir und Deiner Jugend hat und Dich nicht ſogleich in die Marterkammer führen läßt, wie Du es wohl verdienteſt. Wenn aber morgen Dein Herz noch immer verſtockt, Dein Mund verſchloſſen bleibt, ſo wird ihn Dir die Folter ſchon öffnen und das Geſtändniß hervorrufen. Jetzt

geh in Dein Gefängniß zurück, überlege und erwarte die grausamste Marter, wenn Du nicht bekennst.

Nach diesen mit Ruhe und Gleichmuth gesprochenen Worten befahl er, sie zurück zu führen.

In ihr Gefängniß zurückgekehrt, überließ sie sich dem Nachdenken; der Tod war es nicht, den sie fürchtete, war ihr doch das Leben bittrer als der Tod, die Schande drückte sie nieder, der Gedanke, als Mörderin von dem Leben zu scheiden, das war es, was ihren Muth, ihre Standhaftigkeit beugte. In dieser Stimmung fand sie der Prediger der St. Regula-Kirche, den man, ihr Gewissen zu schärfen, zu ihr geschickt hatte. Man hatte ihn absichtlich gewählt, da er ein alter frommer Mann war, dessen Worte tief in Herz und Gemüth eindrangen und der schon manchen Sünder zur Buße und Besserung, manchen Verstockten zum Bekenntniß gebracht hatte.

Ich komme zu Euch, Jungfrau! begann er, als die Unglückliche sich ehrfurchtvoll vor ihm geneigt hatte: ich komme nicht als Euer Richter, nur als Freund zu Euch, Euch zu

rathen, zu ermahnen. Ein reuiges Gemüth vor dem Himmliſchen, ein aufrichtiges Herz vor dem irdiſchen Richter mildert die Strafe hier und dort; auf dieſem Wege allein kann der Sünder Vergebung hoffen. Ich komme zu Euch, Euch zu ermahnen, den Keim des Guten, der in Euch gewiß nur ſchlummerte, wieder zu erwecken. Ihr ſeid ſo jung, Gott gab Euch eine ſo einnehmende Geſtalt und mehr noch als dies, drückte den Stempel der Tugend auf Euer Antlitz, ſo daß man gern in Euer Auge ſchaut und im Anſchaun gern verweilt; auch Euer früherer Wandel ſoll untadelig geweſen ſein. Sagt, wie kamt Ihr zu dieſer That? Er hielt inne, auch Marie ſchwieg, den Blick zur Erde geſenkt.

Iſt es wahr, fuhr der ehrwürdige Geiſtliche fort: daß Ihr mit Georg Jenatſch in ſtrafbarem Verhältniſſe gelebt?

Nein! rief ſie und hob das thränenvolle Auge auf zum Himmel: nein, ſo wahr Gott meiner Seele gnädig ſein mag, dieſe Schuld haftet nicht auf mir!

So hat er vielleicht durch ſein unziemliches Benehmen Euern Zorn erregt, oder vielleicht in dieſer Unglücksnacht in der Trunkenheit

Euch Ungebührliches zugemuthet und Ihr habt Euch nur durch die blutige That retten können?

Nein, ehrwürdiger Herr! Georg Jenatsch hat sich mir stets als ein edler Mann, zuletzt als ein wahrer Freund bezeigt; ich kann seinem Andenken nur eine Thräne weihen!

Hat Euch die Nachricht, er wolle Euch nach Schloß Marschlins gewaltsam entführen, vielleicht zur Rache gereizt?

Ich glaubte die Nachricht und glaubte sie nicht und blieb zweifelhaft, erwiederte sie: jetzt bin ich überzeugt, es war Verläumdung.

Und wodurch habt Ihr diese Ueberzeugung? fragte der Geistliche.

Herr! erwiederte sie verweisend: Ihr sagtet mir vorhin, daß Ihr nicht als Richter zu mir kämet, mithin wozu diese Fragen? Wollt Ihr mein Herz stärken, daß es vertrauenvoll zu Gott sich wende, so seid mir willkommen, ich will glauben Ihr wäret ein Bote des Friedens, der mich zur ewigen Ruhe begleiten solle, und will Euch wie meinen Vater anhören, will Eure Worte tief in Geist und Herz einprägen, mit Euch beten, mit Euch mich zu Gott erheben, der mich nicht von sich stoßen wird; aber befragt mich nicht weiter.

Der Geiſtliche hatte, während Marie geſprochen, ſie genau beobachtet und als ſie ſchwieg, faßte er ihre Hand. Aus Deinem Auge, aus Deinem Worte ſpricht die Unſchuld, ich kann nicht glauben, daß Du eine Mörderin biſt. Solch Vertrauen zu Gotte Barmherzigkeit liegt nicht in einem ſchuldigen Herzen, das liegt nur in einem frommen, kindlichen Gemüthe. Schließe mir Dein Herz ganz auf, entdecke mir Alles und ſo wahr ich an Gott und ſeine Barmherzigkeit glaube, ſchwör' ich Dir, was Du mir vertrauſt, bleibt in meinem Herzen verſchloſſen!

Statt Antwort trat Marie an das Gitterfenſter, faltete ihre Hände, blickte hinauf nach dem Himmel und mochte leiſe beten, dann verweilte ſie noch einen Augenblick auf der nämlichen Stelle, ſchien über etwas nachzudenken und trat wieder zu dem Geiſtlichen. Herr! ſagte ſie mit heiterer Ruhe: ja, ich will Euch mein Herz öffnen, Euch will ich mich entdecken. — Ich habe Georg Jenatſch ermordet!

Der Geiſtliche fuhr erſchrocken zurück. Das hab' ich nicht erwartet! ſagte er ernſt: konnte die Hand eines Weſens, das an Seel' und

Leib einem Engel gleicht wie Ihr, eine so blutige That vollbringen? Konnte mich ein solch' frommes Auge täuschen? — Was bewog Euch dazu, Unglückliche?

Ich bin eine Sünderin! unterbrach ihn Marie, ohne seine Frage zu beantworten: ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes, betet zu ihm, daß er hier bald mit mir enden lasse, damit ich bald in sein Himmelreich eingehen kann.

Seid Ihr dessen so gewiß und fürchtet Ihr Euch nicht vor dem Jenseit? fragte der Geistliche noch immer von Schauder ergriffen.

Nein, Herr! sagte sie mit Wehmuth: schon seit einiger Zeit gehöre ich der Welt nicht mehr an. Mein Herz war gebrochen und ich hing nur noch am Leben, wie eine geknickte Blume am Stengel, ihr Leben ist ein langsamer Tod, jeder Tag läßt sie mehr verwelken, bis der Wind sie entblättert. So auch ich! — Ach, lieber Herr! sagte sie dann und Thränen entstürzten ihrem Auge: ich war ein so fröhliches Kind, die Welt war mir ein Paradies voll Engel, ich war so ein heitres Mädchen, im Träumen und Wachen umschwebten mich bunte, freundliche Bilder und Thrä-

nen hatte ich nur, wenn ich Andere weinen ſah. Seit kurzem ward es anders; ich blieb fromm und gut und doch war kein Friede mehr für mich auf der Welt.

Märtyrin! rief der ehrwürdige Greis, ihre beiden Hände erfaſſend: ſchau mir in's Auge, laß mich in Deinem Blicke das dunkle Geheimniß errathen. So, Marie — ſo iſt's recht! — Das iſt ein Blick voll Vertrauen und Wahrheit! — Du biſt des Lebens ſatt, ſprach er ernſt: wünſchest den Tod und willſt für einen Andern ſterben! —

Das Mädchen erbebte, aber faßte ſich. Ich bin Georg Jenatſch Mörderin — Gott möge mir meine Schuld verzeihen! ſprach ſie mit feſter Stimme: ich werde dies dem Gerichte ſagen, wie ich es Euch geſagt!

Und die Richter werden das: Schuldig! über eine Schuldloſe ausſprechen! ſprach der Geiſtliche: und die Sünde, die ſie dann begehen werden, kommt über Dich!

Sie werden ſprechen nach ihrem Wiſſen, nach ihrer Pflicht! erwiederte Marie: und Gott iſt barmherzig!

Der theilnehmende Greis verſuchte noch manches, ſie zu einem andern Geſtändniſſe zu

bewegen; er mußte ſie verlaſſen, nachdem er noch mit ihr manche fromme Betrachtung angeſtellt, manches Gebet zu Gott geſendet hatte, ohne ſeinen frommen Zweck erreicht zu haben, ſie blieb auch gegen ihn verſchloſſen und klagte ſich allein als die Mörderin des Generals an.

Obgleich der Geiſtliche zu dem Stadtvoigt und faſt zu allen andern Gliedern des Gerichts ſich begeben und ihnen ſeine Zweifel an der Schuld Mariens mitgetheilt hatte, glaubten doch die Richter, daß ihnen kein andrer Weg übrig bliebe, ſie zum Geſtändniſſe zu bringen, als die Folter. Sie wurde noch einmal vorgeführt, da ſie aber auf ihrer geſtrigen Ausſage beharrte, brachte man ſie in die Marterkammer. Nach einer kräftigen Ermahnung, die Wahrheit zu bekennen, wurden ihr alle Werkzeuge vorgelegt und durch den Henker ihr auf's Gräßlichſte der Gebrauch und die Wirkung eines jeden erklärt. Marie hörte unerſchüttert dieſem Allen zu. Es bedarf dieſer Werkzeuge nicht, mich zum Geſtändniſſe zu bringen! wandte ſie ſich zu den Richtern: ich bekenne lieber freiwillig, da Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, den Mord

begangen zu haben, als mich martern zu laſſen, um dann erſt unter Qualen es zu bekennen.

Auf dies Geſtändniß wurde ſie in den Gerichtſaal zurückgeführt, wo ſie das, was ſie bekannt hatte, unumwunden wiederholte, die Fragen: ob ſie Mitgehülfen gehabt, ſtandhaft verneinte und als man auf den Eid drang, ſchwur, bei dem, was ſie an jenem Abend begangen, keinen Mitgenoſſen gehabt zu haben.

Als ſie den Richtern die näheren Umſtände der That erzählen ſollte, ſagte ſie gelaſſen: Erſpart mir dieſe Erinnerung, werthe Herrn! — Er iſt todt, ich verübte die That, mein Schwert, mein Dolch waren die Werkzeuge. Auf die wiederholte Drohung, daß ſie mit der Folter zu dieſem Geſtändniſſe gebracht werden ſollte, erwiederte ſie: Führt mich hin, vor dieſen Marterwerkzeugen werde ich Alles eingeſtehen, was Ihr nur verlangt.

Sie wurde für heute nicht mehr inquirirt und in ihr Gefängniß zurückgebracht.

20.

Der Tod des Generals hatte ganz Bünden in Bewegung gesetzt, jeder deutete diesen Mord nach seinem Privatinteresse. Die Salis gaben ihn denen von Planta, diese wiederum jenen Schuld, die spanische Partei klagte die französische des Mordes an, diese hingegen die spanische; doch ward er allgemein im Volke betrauert, wobei der Adel mit einstimmte. Aber hierin kamen gewiß die französische wie die spanische Partei überein, daß sie froh waren, dieses unternehmenden Mannes, dieses Volksfreundes entledigt zu sein, wahrscheinlich nahmen sie auch deshalb warmen Antheil an Marie Imeldi.

So viel Einfluß beide Parteien aber auch auf das Gericht haben mochten, so viel Mühe sich auch in der Stille Herr Rudolph von Planta gab für sie zu wirken, so konnte Niemand, nachdem sie den Mord eingestanden, den Spruch der Richter mildern; nur das gelang ihnen — doch bedurfte es hierbei das Ansehn Peter Gulers, der von Mariens Unschuld völlig überzeugt war — die Folter von ihr abzuwenden und die Untersuchung zu

schließen. Nach einigen Wochen, nachdem sie in mehrern Verhören stets fest in ihrer Behauptung beharrte, daß sie allein die That verübt, sprachen die Richter einstimmig über sie das Todesurtheil und daß sie mit dem Schwerte gerichtet werden sollte.

Sie hörte dies Urtheil mit Standhaftigkeit an, murrte nicht, ergab sich in den Willen Gottes und bat nur die Richter, ihr den ehrwürdigen Prediger von St. Regula zur Erbauung und zur Vorbereitung zum Tode zu senden. Auch bitte ich Euch, meine gütigen Richter! bat sie: schiebt die Vollziehung des Urtheils nicht lange auf, ich bedarf nur weniger Stunden, um vorbereitet vor dem Throne meines himmlischen Vaters zu erscheinen! Auch diese Bitte wurde ihr gewährt.

Von diesem Tage an durfte sie Jedermann sehen und mit jedem sprechen. Sie verlangte sogleich nach ihrer Mutter, die auch alsbald erschien. Marie erschrak bei ihrem Anblick, bleich, abgefallen, wankte sie wie eine vom Siechbette Erstandene; keine Lebensfrische, kein Lebensmuth mehr in ihren Zügen.

Vergieb mir, Marie! war das erste Wort,

das ſie ſprach, als dieſe ſie mit Heftigkeit in ihre Arme ſchloß, denn aller Unmuth, aller Groll war nun verſchwunden und das Herz der Tochter, das Herz der Mutter floß über von Liebe. Lange ruhten ſie Arm in Arm, da faßte ſich Marie zuerſt: beruhigt Euch, liebe Mutter! ſprach ſie: und weinet nicht um mich! — Ich gehe freudig hinüber ins Land der Ruhe und laſſe hier nichts zurück, das mir werth wäre, als Euch!

Nichts? fragte die Mutter erſtaunt.

Nichts, liebe Mutter! — Wäret Ihr nicht, ſo könnte mich nichts auf dieſer Welt zurückhalten, wo ich an Freuden ſo arm bin und an Schmerzen ſo reich!

Und bleibt nicht Konrad?

Schweigt, ſchweigt! Nennt mir dieſen Namen nicht! unterbrach ſie ihre Mutter mit Heftigkeit: Die Erinnerung iſt trübe, nennt mir ihn nicht!

Die Mutter wollte nun noch weiter in ſie dringen, fragte und forſchte; aber ſie blieb auch gegen die Mutter verſchloſſen.

Frau von Travers kam, ſie zu ſehen, auch ſie glaubte Schuld an ihrem Unglück zu ſein und klagte ſich an, aber auch hier war Marie

eine milde Tröſterin, wälzte alle Schuld von ihr ab und trug ſie allein.

Der fromme Prediger von St. Regula war täglich bei ihr, ermahnte ſie, ihm die Wahrheit, den richtigen Verlauf der Sache zu geſtehen, ſuchte alle Gründe der Religion hervor, ſie zu bewegen, zeigte ihr das Strafwürdige, wenn der Menſch abſichtlich den Tod ſuche, wenn er gewaltſam die Gelegenheit ergreife, ſeines Lebens, das ihm Gott zur Prüfung gegeben, ledig zu werden; ſie aber beharrte in ihrem Schweigen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde wurde ihr Herz weicher, hingebender, blieb aber immer, auch dieſem würdigen Manne verſchloſſen; mit jedem Tage wandte ſie ihr Herz inniger zu Gott und das Vertrauen, daß er ſie in die Gemeinſchaft der Seligen aufnehmen werde, ward immer ſtärker in ihr. Gebe Gott jedem Chriſten ein ſolch frommes Ende, wie dieſer Sünderin! ſagte der Prediger, als er vor ſeiner Gemeinde in einer herzergreifenden Rede der Mörderin erwähnte: ſolch gottesfürchtiges Gebet, ſolch kindliche Andacht ſah ich noch nie!

Am Tage vor ihrer Hinrichtung verlangt

Marie auch Herrn Rudolph von Planta zu ſprechen, der eben in Chur gegenwärtig war. Er kam, wohl ahnend, was ſie von ihm wolle.

Edler Herr! ſagte ſie: ich weiß, daß Ihr in Verbindung mit dem Alten von Furnatſch ſteht und ſeinen Sohn Konrad kennt und ihm wohl wollt. Ich habe eine Bitte an Euch. Grüßt den Alten von mir recht herzlich, er hat mir immer wohl gewollt und deshalb gedenke ich ſeiner auch in der Todesſtunde mit Liebe. — Dem Sohne ſagt, fuhr ſie fort und erbebte: — daß ich ihm vergebe — ich wolle ihn nicht anklagen vor Gottes Thron!

Marie! rief der von Planta.

Euch, edler Herr, unterbrach ſie ihn: Euch ermahne ich, zur reformirten Kirche zurückzutreten und auch Konrad dazu zu bewegen. So nahe dem Tode öffnen ſich die Pforten des Jenſeit dem ſündigen Menſchen und das Irdiſche wird klein vor ſeinem Blicke. Wehe dem, der um das Zeitliche das Ewige hingab! Darum ermahne ich Euch, kehrt zurück zur wahren Lehre, daß Gott Euch verzeihe! — Lieber Herr! ſprach ſie dann: wirkt auch auf ihn, er iſt nicht böſen Herzens — aber — Ein

Thrä-

Thränenſtrom brach hervor und hemmte ihre Rede.

Ich glaube Dich zu durchſchauen, Marie! ſagte Rudolph von Planta erſchüttert: und doch darf ich nicht ſprechen! — Mir fehlt Dein Heldenmuth.

Eure Worte kämen zu ſpät, Herr! ſagte ſie: deshalb ſchweigt und gönnt mir einen freudigen Tod. Ich habe mich von Allem losgeſagt, Alles hat ſich von mir losgeriſſen, was ſoll ich noch auf dieſer Welt? Ich gehe mit Freuden hinaus. — Beherzigt die Worte einer Sterbenden! bat ſie dann noch einmal: und lebt wohl! Sie küßte ſeine Hand, trat an das Fenſter und ſchaute hinaus, wo die finſtern Wolken am Himmelsdome vorüberzogen. Rudolph von Planta ſchied mit zerknirſchtem Herzen, aber auch mit Bewunderung von ihr.

21.

An dem Vorabende des zur Hinrichtung beſtimmten Tages, kam die Mutter und Frau von Travers in das Gefängniß, ſie noch ein-

mal zu sehen. Beide waren trostlos, Beide glaubten sich schuldig und statt die Verurtheilte zu trösten, mußte Marie die Worte des Trostes sprechen. Als jedoch am Abend der Geistliche kam, sie zu dem ernsten Wege vorzubereiten, bat sie die Mutter und Frau von Travers, sich zu entfernen und ihr nicht weiter das Herz schwer zu machen. Lebt wohl, Mutter! sagte sie mit standhafter Ergebung: bald sehen wir uns wieder! — Vergebt mir, wenn ich gegen Euch gefehlt habe, vergebt mir den Kummer, den ich Euch jetzt verursache. — Euch, Frau von Travers, wandte sie sich zu dieser: Euch dank' ich für die vielen Wohlthaten, die ich von Euch genoß und die ich mit Kummer und Sorgen gelohnet habe; verzeihet mir! Sie küßte ihr die Hand, sank der Mutter weinend um den Hals: solltet Ihr ihn wieder sehen — so grüßt ihn von mir — sagt ihm — ich scheide mit treuer Liebe zu ihm vom Leben — Lebt wohl!

Der Prediger mußte fast gewaltsam die Frauen hinausführen, dann kehrte er zurück. Gönnt mir einen Augenblick Ruhe, eh' Ihr beginnt! bat sie: ich bedarf ihrer; die Sekle windet sich nur langsam, nur schmerzvoll von

dem Irdiſchen los. Noch einmal ziehe die Vergangenheit an mir vorüber, noch einmal trete das Leben mit ſeinen freundlichen Farben vor mich, dann gehör' ich dem Tode, gehör' ich dem Jenſeit an! Sie ſetzte ſich und überließ ſich der Erinnerung. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, Seufzer entſtiegen ihrer bewegten Bruſt, ſie ſchien ſie nicht zu achten, aber plötzlich erhob ſie ſich. Nun iſt es vorüber! ſprach ſie: ich habe der Welt mein Lebewohl zugerufen und mich von ihr losgeriſſen. Das Irdiſche liegt hinter mir — jetzt gehöre ich dem Himmel allein noch an!

Sie hörte nun andächtig auf die frommen Worte des Predigers, betete mit Inbrunſt zu Gott, hatte das feſte Vertrauen zu ſeiner Barmherzigkeit und erſt um Mitternacht verließ ſie der Prediger. Sie legte ſich nun auf ihr hartes Lager, ſchloß die brennenden Augen, der letzte Schlummer beſchlich ſie, doch bald weckte die Morgenröthe ſie wieder.

Sie ſprang vom Lager auf, warf ſich auf die Kniee und ſtreckte die Arme den Strahlen der Morgenſonne entgegen, die mild durch das Eiſengitter des Fenſters drangen. Du begrüßeſt mich noch einmal, heiliges Licht! rief ſie

begeiſtert: kömmſt, der Sterbenden Dein Lebewohl zu bringen? — Ach, warum ſind Deine Strahlen nicht bleich wie das Grablicht des Mondes? Warum ſind ſie auch heute roſig, wie meine Jugend war? — Sie liegt hinter mir, verblüht, verwelkt — mir blieb nichts von ihr, keine Sehnſucht, nur eine traurige Erinnerung! — Aber nein, nicht nach ihr will ich rückwärts ſchauen, aufwärts nach Dir hebe ſich mein Blick, Sonne des Morgens, die uns der Barmherzige als Wahrzeichen der Auferſtehung ſendet! Deine Strahlen wecken in des Menſchen Bruſt die Ahnung, den Glauben, daß er wie Du aus der Nacht des Grabes herrlicher erſtehen werde, daß ein Leben jenſeit ihm wird, rein wie Deine Strahlen, heilig wie Dein himmliſches Licht! Sei mir gegrüßt, Du Bote der Auferſtehung, ſei mir zum letztenmal gegrüßt! — Wenn Du zur Ruhe gehſt, ſchlummre auch ich im Arme des Todes! —

Sie erhob ſich, ſammelte ihre Gedanken, verrichtete dann ihr Morgengebet und erwartete nun mit Sehnſucht, daß ſich ihr Kerker öffne und ſie zum Tode geführt werde. Als er ſich aber öffnete, zwei der Richter mit dem

Geiſtlichen eintraten, der ſie fragte: Marie Imeldi, ſeid Ihr zum Tode bereit? forderte die menſchliche Natur, ſo nahe dem geöffneten Grabe ihr Recht, der Tod erſchien ihr furchtbar und ſie ſtammelte bebend ein leiſes: Ja! Aber nicht lange, ſo dünkte er ihr wieder der Bote des Friedens, der Bote der ewigen Ruhe.

Ich bin bereit! ſagte ſie jetzt, als das Geläute der Glocken begann und ihre dumpfen Töne ſie zum langen, langen Heimgange mahnten. Ich bin bereit! ſagte ſie ſtandhaft, obgleich der Tod ihr Gebein durchrieſelte und nur der feſte Glaube, der Blick gen Himmel, der ihr die Pforten des Paradieſes offen zeigte, ſie ſtärkte und ihr Muth gab. Sie verließ nun an der Hand des Geiſtlichen das Gefängniß und ſchritt feſten Schrittes durch die Gaſſen, zwiſchen der herbeiſtrömenden Menge des Volkes hindurch. Kein Auge, das bei ihrem Anblick thränenlos geblieben wäre, kein Herz, das nicht ängſtlich geklopft hätte. Wer hätte ſie auch ſehen können dem Tode entgegen gehen, ſie, die dem freundlichſten Leben anzugehören ſchien, ohne nicht von Mitleid durchdrungen zu ſein? Wer hätte ohne

Mitgefühl die schöne, schlanke Gestalt im schneeweißen Kleide, mit aufgebundenem Haar, einen Rosmarinstrauß in der Hand erblickt, ohne daß die Wehmuth ihn beschlichen, wenn er das milde, heitere, fromme Antlitz sah, auch zum Tode noch mild und freundlich, wenn er das leise Gebet murmeln und zwischen der furchtbaren Stille das Todtengeläute vernahm, das das liebliche Mädchen zum Richtplatz begleitete?!

Jetzt nahte sie dem Hochgericht — sie hob den gesenkten Blick und erbebte, als sie das Schwert in der Hand des Nachrichters erblickte. Gott stärke Dich im Glauben und in der Hoffnung! sprach der Geistliche: fasse Muth, fromme Seele, die Engel warten Dein!

Vergebe ihr Gott! — Sei ihr gnädig und barmherzig, Vater im Himmel! hörte man Viele unter dem versammelten Volke beten, als sie mit wankendem Schritte die Stufen hinaufstieg. — Jetzt stand sie oben, hob ihr Auge gen Himmel, überschaute mit wehmüthigem, doch freundlichem Blicke die Menge, kniete nieder und betete, dann erhob sie sich, schauderte zusammen, legte, ehe sie zu sprechen

vermochte, die Hand aufs Herz und sagte dann mit fester, lauter Stimme zu dem versammelten Volke: Ich sterbe mit Freuden — aber ich sterbe unschuldig! — Dies sagend, küßte sie die Hand des Priesters, kniete vor ihm nieder, er legte die Hand auf ihre kalte Stirn und vermochte vor Wehmuth kaum die Worte zu sagen: Gehe ein, Du frommes Kind in das Himmelreich, das Dir bereitet ist; der Segen des Herrn begleite Deine Seele!

Da durchlief, von Mitgefühl und Schauder ergriffen, ein dumpfes Gemurmel die Menge. Gnade, Gnade! riefen viele Stimmen, aber die Gnade war fern, das Todesschwert nahe, und mit freundlichem Lächeln dankend, nahm sie ihr Schweißtuch, an dem sie tausend Stiche genäht und band es um die schönen Augen, die sich nun für immer schließen sollten.

Eine schauerliche Stille trat ein, Jeder glaubte das Rauschen des Todes zu vernehmen und Niemand wagte zu athmen, als der Nachrichter das Schwert entblößte. Nur eine donnernde Stimme schrie in dem Augenblicke ein furchtbares: Halt! Haltet ein! Ein Mann,

in der Kleidung eines Reiters, machte sich gewaltsam Platz und drang nach dem Hochgericht. — Halt ein! rief er dem Nachrichter zu: Du mordest eine Unschuldige! — Ich bin der Mörder! Ich durchstach Georg Jenatsch, nicht sie! Er stürzte die Stufen des Hochgerichts hinauf. — Herunter mit der Binde! rief er, das Tuch ihr von der Stirne reißend — und der Alte von Furnatsch stand vor dem Mädchen, das der Tod schon mit seinem kalten Odem angehaucht hatte.

Was ruft Ihr mich zum Leben zurück? sagte sie die Augen weit öffnend: was ruft Ihr mich zurück? Ich schwebte schon aufwärts —

Ihr Herrn! sagte der Alte jetzt zu denen vom Gericht, die gegenwärtig waren: Laßt mich ins Gefängniß führen, bringt mich zum Verhör und Ihr werdet bald vernehmen, daß sie unschuldig, unwissend an dem Morde ist; nur gebt sie frei.

Die Richter befahlen jetzt bis auf weitere Untersuchung mit der Vollziehung des Urtheils einzuhalten, den Alten, der sich selbst angeklagt, in Banden zu legen, Marie aber ins Gefängniß zurückzuführen. Da vermochten,

während Marie niedergekniet war und leise betete, die Soldaten kaum das Volk zurückzuhalten, das über diesen Ausspruch unwillig wurde und gern gesehen hätte, daß dem Alten von Furnatsch sogleich seine Strafe, dem unschuldigen Mädchen aber ihre Freiheit werden müsse. Die weisen Richter aber und selbst der Prediger von St. Regula beruhigten sie und machten ihnen verständlich, daß auf jeden Fall eine Untersuchung erst stattfinden müßte, ehe das Mädchen frei gegeben, der Alte gerichtet werden könne.

Ihr habt nicht wohlgethan! wendete sich jetzt Marie, die ihr Gebet beendet hatte, zu dem Alten: warum Euch dem Verderben weihn, um mich zu retten?

Glaubt Ihr! rief er feurig: daß der Alte von Furnatsch Euch an edlem Sinne, an Muth nachsteht? Daß er sein finstres Leben um solch edlen Preis sich erkaufen möchte als Ihr seid? Bis zum letzten Augenblick hoffte ich, daß Euch Gnade würde, so lange hielt mich die Lust zum Leben zurück, dann aber, da ich sah, daß Ihr harten Herzen verfallen waret, rief ich mein donnerndes Halt! Denn der Tod ist mir nichts gegen ein ehrloses Le-

ben und überdies war mit seinem Tode meine Laufbahn beendet, mein Ziel erreicht.

Die Schergen trennten sie jetzt, die Soldaten führten den Alten zum Thurm am Metzgerthor ab, die Richter des Kriminalgerichts, von der jubelnden Menge begleitet, führten Marie nach der Stadt zurück.

Still, traurig ging sie an ihrer Seite, das Leben war ihr nicht werther geworden, seit der Tod seine Hand nach ihr gestreckt. Gott wollte es so, noch länger will er mich prüfen! sprach sie zu dem Geistlichen und preßte den Strauß Rosmarin, den sie noch in Händen hielt, an ihre bleichen Lippen: Der Wille des Herrn geschehe!

Da drängte sich ein junges Mädchen aus dem Haufen hervor, nahm eine blühende Rose von ihrem Hute: Marie! sagte sie freundlich: nimm diese Blume statt des finstern Rosmarins, sie kleidet Dich besser! Marie dankte, nahm die Blume unter dem Jauchzen der Menge. Meinem Leben wird keine Rose mehr blühen! sagte sie und legte sie neben den Strauß von Rosmarin. Sie sei das Bild meines vergangenen Lebens, der Rosmarin das meines künftigen.

Als ſie wieder ins Gefängniß trat, fand
e ſchon die Mutter dort; die Nachricht ihrer
ettung war ihr vorangegangen und hatte
as troſtloſe Mutterherz mit unausſprechlicher
reude erfüllt. Sie ſank an ihre Bruſt. —
Die zerknickte Blume wird nimmer wieder er-
lühen, Mutter! ſprach ſie wehmüthig. Das
iedergegebene Leben war ihr werthlos; ſie
atte es ja willig hingeben wollen.

22.

Noch am nämlichen Tage wurde der Alte
on Furnatſch verhört. Er ſagte aus, daß
r, wie man wiſſe, ſchon einmal die Abſicht
ehabt habe, Georg Jenatſch zu morden, um
en Tod ſeines Herrn, des edlen Pompejus
on Planta zu rächen — Lange habe ich, fuhr
r fort: in der Verborgenheit auf eine Gele-
enheit gelauert. Endlich drang mein Sohn,
er jetzt mit ſeinem Regimente nach den Nie-
erlanden marſchirt iſt, in mich, mein Vor-
aben ſchnell und noch während ſeiner Anwe-
enheit auszuführen. Er hatte hierbei die Ab-
icht, die ich erſt ſpäterhin erfuhr, Marie

Imeldi, seine Verlobte, bei dieser Gelegenheit gewaltsam zu entführen, wozu er auch Alles Nöthige bereitet hatte. Ich, hiervon nichts ahnend, von meiner Rache getrieben, befolgte seinen Rath und wählte den Tag des Gastmahls, der mir der schicklichste zur Ausführung dünkte.

Als die List mit dem Boten, der von Inspruck gekommen sein sollte, gelungen war und Georg Jenatsch in die Falle ging und herunter auf den Hof kam, durchstach ich ihn mit dem nämlichen Schwerte, womit er Pompejus von Planta gemordet hatte. Der erste Stoß mußte schon tödtlich gewesen sein, denn er sank vor mir nieder; da brachte ich ihm in toller Wuth noch mehrere Wunden bei und blieb wie gebannt vor dem Leichnam stehen, den Todten höhnend. Aber mein Sohn, der an der Ermordung keinen thätigen Antheil genommen hatte, entriß mir das Schwert und befahl seinen Mitgenossen, meist lauter spanischen Soldaten, die ihn hierher begleitet hatten, mich mit Gewalt von dem Todten wegzureißen. Sie thaten es und führten mich, trotz meines Sträubens durch die aufgesprengte Gartenpforte ins Freie.

Mein Sohn blieb, wie er mir ſpäterhin ſagte, im Garten zurück, Marie aufzuſuchen, er fand ſie auch und wollte ſie nun bereden, mit ihm zu fliehen; ſie aber weigerte ſich, da umfaßte er das Mädchen, ſie mit Gewalt fortzuführen; Marie ſträubte ſich, rang mit ihm und da in dem Augenblicke mehrere Bewaffnete in den Garten drangen, mußte er ſeine Beute zurücklaſſen und entkam auf ſchnellem Roſſe ſo wie ich. —

Die Richter, welche fürchteten, daß manche angeſehene Perſon in dieſe Sache verwickelt ſein könnte, forſchten nicht weiter nach den näheren Umſtänden, fragten den Alten nicht, wo er ſich in dieſer Zeit aufgehalten habe und ſchienen zufrieden zu ſein, ein Opfer zu haben, das für Georg Jenatſch bluten ſolle; nur hielten ſie es zur Rechtfertigung Mariens für nöthig, ſie noch einmal zu vernehmen, um zu ſehen, ob ihre nunmehrige Ausſage mit der des Alten übereinſtimme. Jedoch ſchickten ſie erſt den Prediger von St. Regula zu ihr, der ſie ermahnen mußte, jetzt nicht mehr die Wahrheit zu verhehlen. Sie verſprach es und ihre Ausſage war in ſo weit mit der des Alten übereinſtimmend; auch geſtand ſie, daß

Konrad Berniſch ſie an dem Abend vorher durch einen Brief vor Georg Jenatſch gewarnt, ſie ſich deshalb in dem Garten verborgen habe und Konrad der Mann geweſen ſei, der ſie habe gewaltſam mit ſich fortführen wollen. Sie habe ſich hierbei mit allen Kräften dagegen geſtemmt, wobei ihm das blutige Schwert entfallen ſei, das ſie, ohne zu wiſſen warum, aufgehoben habe. Auf die Frage, ob er mit dem Schwerte ſie vielleicht ſelbſt habe verwunden wollen, ſchwieg ſie und ſagte endlich, ſie glaube es nicht.

Erſt acht Tage hierauf ward Marie von aller Schuld frei geſprochen und ihres Kerkers entlaſſen. Ihr Austritt glich einem Triumphzuge. Von den Rathsherrn der Stadt Chur, von der Geiſtlichkeit und den angeſehenſten Männern des Bündner Landes begleitet, wurde ſie aus dem Gerichtſale in die Hauptkirche zu St. Martin geführt, wo der Prediger in einer herzergreifenden Rede von der Barmherzigkeit Gottes ſprach, welche in dem Augenblicke der Noth die Unſchuld der Angeklagten ſo wunderbar an das Licht gebracht. Dann ging der Zug, den Bundeswaibel voraus, der mit lauter Stimme die Unſchuld des

Mädchens dem Volke bekannt machte, nach dem Platze vor dem Kornhause. Hier bildete das Volk, nach üblich alter Sitte im Bündner Lande, einen Kreis um die Losgesprochene und ein junges Mädchen, das nämliche, welches auf dem Heimgange vom Richtplatze die rothe Rose von ihrem Hute genommen und sie Marien gegeben hatte, trat, eine weiße Rose in der Hand, an sie heran. Marie Imeldi, sprach sie: im Namen der drei Bünde reiche ich Dir, von jeder Schuld an dem Morde Georg Jenatsch Freigesprochene, die Unschuldrose; trage sie als Symbol Deiner Schönheit, Deiner Unschuld, aber auch der Vergänglichkeit, die Alles Irdischen Erbtheil ist! — Ein lautes Jauchzen des Volkes begleitete die Worte des Mädchens und hallte noch immer, als Marie schon längst in ihrem kleinen Gemache im Hause der Frau von Travers saß, wo auch ihre Mutter jetzt wohnte.

Aber es hielt sie nicht lange in ihrem Zimmer, sie eilte ins Freie, eilte nach dem Garten, nach der Linde, wo sie zuletzt Konrad gesehen hatte. Die Rose in der Hand, stand sie unter ihren breiten Aesten und die Begebenheiten der vergangenen Tage gingen mah-

nend an ihr vorüber; wehmüthig blickte ſie auf die Vergangenheit zurück und eine tiefe Rührung ergriff ſie, als ſie des Mannes gedachte, an dem ihr Herz ſo ganz gehangen, der ihr Alles auf Erden geweſen war und der ſich auf ſo grauſame Weiſe von ihr losgeriſſen hatte. Traurig blickte ſie auf die Roſe und lächelte ſchmerzvoll. Du bringſt mir den verlornen Frieden nicht wieder, Du vergängliches Zeichen meiner Unſchuld! ſprach ſie: wenn ich Dich ſehe, ſo dünkt mich, ich ſehe die Blume meiner Liebe gebleicht und ich möchte bei Deinem Anblick weinen, ſtatt mich zu erfreuen. In meinem Herzen ſollſt Du bis zum letzten Klopfen blühen, Blume der Unſchuld, an meiner Bruſt wirſt Du ſchnell verwelken, da findet das Leben den Tod!

23.

Am andern Tage ſuchte ſie um die Erlaubniß nach, den Alten von Furnatſch in ſeinem Gefängniſſe ſprechen zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihr geſtattet und ſie trat mit klopfendem Herzen zu dem Alten.

Daß

Daß Du zu mir kommen würdeſt, Marie, war ich gewiß, ſagte er, ihr freundlich entgegen kommend: daß Du dem alten Manne nicht zürnſt, wenn er auch wochenlang den Tod Dir mit ſeiner Senſe gegenüber ſtehen ließ, konnte ich von Deinem Herzen erwarten und ſo iſt es mir lieb, daß ich Dich noch einmal ſehe. Setze Dich zu mir, denke wir wären in meiner moosbedeckten Hütte und Du brächteſt mir Stärkung — Ja, Du bringſt ſie mir auch und ich bedarf ihrer hier mehr als ich ſie dort bedurfte, denn der Weg zum luftigen Grabe iſt doch ſchauderhafter als ich glaubte.

Wie hätte ich Euch ohne Troſt laſſen können? nahm Marie das Wort: wie hätte ich den Mann in ſeiner Todesſtunde verlaſſen können, der auch in der meinen mich nicht verließ?

Berühre das nicht, Marie! fiel er ihr unwillig in die Rede. Du mahnſt mich an eine böſe Zeit in meinem Leben, an eine Zeit, wo ich nicht war, wie ich hätte ſein ſollen und das Leben mich umklammert hielt, als hätte es noch tauſend Reize für mich. So wie Du gefangen genommen wurdeſt, hätte ich mich

2. Sam. XVII. 8.

anklagen müssen und ich that es nicht! — Bald hoffte ich, Du würdest die Wahrheit sagen und die Richter Dich frei sprechen und als ich vernahm, wie standhaft Du seist, wie Du Konrad, den Du für den Mörder hieltest, retten wolltest; da flüsterte mir der Böse ein: Sie wünscht den Tod, das Leben ist ihr eine Last, es wäre grausam, ihrem Wunsche entgegen zu sein. Selbst als ich Dich zum Richtplatze gehen sah und Du schon eine Verklärte, mehr dem Himmel anzugehören schienest als dieser Erde, da wankte ich erbärmlicher Mensch und zweifelte, ob ich Dir die Himmelspforte schließen dürfe, und nur der Anblick des blitzenden Schwertes konnte mir den Muth geben, zu thun was Recht war.

Ihr erkauftet mir ein freudeloses Leben mit Euerm Tode! sagte sie bewegt.

Wohl möglich! unterbrach er sie heftig: mich aber hab' ich vor einem schmachvollen Leben bewahrt, wo mich Dein Bild ewig verfolgt haben würde und jetzt, da es geschehen ist, geh' ich ja dem Tode freudig entgegen. — Was hab' ich noch hier? — Meine Rache ist gesättigt. — Mein Sohn? — hat seinen Himmel zerstört und selbst meine Hütte haben

sie abgebrannt und für meinen edlen Herrn, für den ich lebte, zu sterben, war ja mein einziger Wunsch! Und so ist ja Alles erfüllt, was ich seit Jahren hoffte und wünschte. Was will ich mehr? — Du aber jammerst mich! — Dich hatte Gott so lieblich geschaffen, so reichlich mit allem Guten ausgestattet; da hängst Du Dich an meinen Sohn und der Friede Deines Herzens ist hin, wenn Du ihn nicht vergessen, wenn Du nicht Liebe in Verachtung umwandeln kannst. Denk' er sei todt! Wende zur Hoffnung Dein Auge, sie verläßt Keinen, und wisse, die Zeit lindert Alles; was in ihrem Schoos ruht, vermodert zu Staub!

Nein, nein! sagte Marie: ich kann, ich will nicht vergessen! — Es ist ein trübes Bild, was ich rückwärts schauend erblicke, aber doch ein liebes Bild — Es ist das zerstörte Paradies meiner Jugend, ich will es nicht lassen.

Ja! brummte er dumpf vor sich hin: Alles vermodert nicht im Schooße der Zeit, die Erinnerung bläst das verlöschende Fünkchen wieder an und der Schmerz brennt von Neuem. Aber Du pflegst einen Wurm, der Dein Herz

zernagen wird und Du thuſt Unrecht, unterbrach ſie der Alte: Er verdient nicht, daß Du an ihn denkſt. Sie erwiederte nichts und ſchwieg.

Vater! brach ſie endlich das Schweigen: wißt ihr nicht wo Konrad weilt? Iſt er außer Gefahr?

Er iſt, wie ich ſchon vor Gericht ſagte, in den Niederlanden; vergiß ihn!

Ich habe ihm Treue geſchworen bis ins Grab, ſagte ſie wehmüthig: auch fern, auch getrennt von ihm und ſeinem Herzen will ich meinen Schwur nicht brechen!

Auch da er das Schwert hob, Dich — doch ich will das Furchtbare nicht ausſprechen.

Auch da noch! erwiederte ſie feſt: weiß ich doch, daß er den Mord nicht verübte und ſo iſt er doch rein von einer Schuld.

Unglückliche! rief der Alte und ſchloß ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme: Du warſt eines beſſern Looſes würdig! — Aber jetzt — geh Marie, Du ſtimmſt mich weich und das taugt nicht für mich. — Leb wohl! — Kehre nicht zu mir zurück, Dein Anblick weckt meine Schuld und drückt mich zu Boden. Leb wohl, iſt Gott barmherzig, ſo ſehen wir uns dort

wieder und ich darf eingehen in die Wohnung, die Dir längst bereitet war. Er küßte ihre Stirne, drückte sie an sein Herz. — Sie sah ihn nicht mehr!

Einige Wochen darauf ward er zum Richtplatze geführt; muthig betrat er den Rabenstein. Ich komme, Herr! sprach er feierlich: Nimm mich auf in Deine himmlische Wohnung, ich habe Dir treu gedient bis zu meinem Tode! Keine Klage entschlüpfte ihm, standhaft duldete er den schmählichen, schmerzvollen Tod. — Wie auf dem Felsen des Albula schwebten Geier und Raben über dem treuen Diener seines Herrn; er wurde ihre Beute. —

24.

Noch ehe die Hinrichtung vollzogen wurde, hatte Frau von Travers Chur verlassen und ihr väterliches Schloß Rietberg zu ihrem künftigen Wohnsitze gewählt. Marie und ihre Mutter begleiteten sie dahin und lebten dort ein stilles, freudeloses Leben. Am Tage der Hinrichtung des Alten setzte sich Marie auf

die Bank am Eingange des Schlosses, sah nach Chur hinüber und betete für die Seele des Unglücklichen. Fortan, obgleich in ihr Schicksal ergeben, welkte ihr Herz wie ihre Wange dahin; aber wenn auch ihre Jugendfrische bleichte, ihr Körper siech; und ihr Herz für keinen frohen Eindruck mehr empfänglich war, blieb doch der Tod, dem einmal sein Opfer entrissen war, tückisch ihr fern; sie mußte ihre Mutter in das Grab legen und ihre Sehnsucht nach dem Jenseit blieb ungestillt, ihr Grab blieb verschlossen.

So vergingen Jahre, und immer floh die Ruhe das Herz der Dulderin. Ihre Jugend war ihr freudelos verschwunden und das reifere Alter schwächte die Erinnerung nicht, sie lebte immer nur in jener unglückvollen Zeit.

Da saß sie eines Abends in der Dämmerung mit Frau von Travers unter der Linde an des Schlosses Pforte, wo der Alte von Furnatsch nach beendeter Wallfahrt in Lumpen gehüllt, ein Büßender, seines Herrn gewartet hatte, als ein Reiter auf wildem Rosse die Höhe herauf sprengte, das wilde Thier vor den Frauen anhielt und starr sie an-

blickte. Marie! rief er. — Sie ſchrak auf — Kennſt Du mich nicht mehr?

Konrad! ſchrie ſie und ſank zermalmt vor dem bäumenden Roſſe nieder; aber der Gedanke an ihn regte alle Lebensgeiſter in ihr auf, ſie erhob ſich. —

Dich wollte ich noch einmal ſehen! rief er ihr zu: von Dir hören, daß Du mir vergiebſt, damit der Fluch ſich von mir wende, der mich durch das Leben jagt.

Ich habe Dir lange vergeben, Konrad! ſagte ſie mit leiſer Stimme: Ich blieb Dir treu!

Lohn' es Dir Gott! rief der Reiter, wandt' ſein Roß und ſprengte davon.

War er es ſelbſt oder war es ſein Geiſt? ſagte Marie — Rief er mich ab zur Heimath der Ruhe? — Ja, nun ich ihn noch einmal geſehen habe, edle Frau! ſagte ſie zu Frau von Travers: nun kann ich ſterben, nun iſt die Sehnſucht geſtillt und ſie kann mich nicht mehr hier feſt halten. — Gottlob, ich bin am Ziele!

Ihre Ahnung betrog ſie nicht. Nach wenigen Wochen ruhte ſie neben der unglücklichen Elsbeth. —

Gedruckt in der Keimer'schen Buchdruckerei
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Achtzehntes Bändchen.

Der Herzog von Buckingham.
Reise-Abenteuer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der

Herzog von Buckingham.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Der Herzog von Buckingham,

Anekdote aus dem Leben der Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs XIII.

Der Hof Ludwigs XIII. war in langer Zeit nicht so glänzend gewesen, als im Jahre 1622. Der Herzog von Buckingham, Liebling Karls I. von England, hatte mit einem glänzenden Gefolge in Paris einen feierlichen Einzug gehalten, im Namen seines Herrn sich Henrietten von Frankreich, Schwester des Königs, antrauen zu lassen. Maria von Medicis, des Königs Mutter, die in dieser Zeit Ludwig XIII. völlig beherrschte, hatte Alles, was Frankreich Schönes an Männern und Frauen aufweisen konnte, am Hofe versammelt; aber alle Frauen überstrahlte die Königin Anna von Oesterreich, alle Männer der Herzog von Buckingham.

Anna, damals in voller Blüthe ihrer Schönheit, (sie war 21 Jahre alt) hatte eine volle, schöne Gestalt; ihr sprechendes Auge, ihre frischen Farben, ihr volles kastanienbraunes lockiges Haar, der liebliche Mund, der selbst, wenn sie schwieg, etwas Freundliches zu sagen schien, die schön geformte blendend weiße Hand machten sie zur schönsten Frau ihres Hofes, ihre majestätische Haltung zur Königin der Frauen. Von ihrem Gemahle vernachlässigt, von ihrer Schwiegermutter, die dennoch ihren Einfluß auf den König fürchtete, gehaßt, lebte sie eingezogen und still, und der Hof der Königin Mutter war weit glänzender und leblustiger als der ihrige.

Die Schönheit der Königin hatte schon manches Herz entflammt, der Herzog von Montmorency, selbst der alte Marschall Bellegarde, dieser Liebling zweier Könige und Verehrer der Frauen, hatten ihr Herz nicht vor dem Eindrucke bewahren können, den diese jugendliche, schöne Königin unter ihren Umgebungen verbreitete. Allein weder des jungen feurigen Herzogs Bewerbung, noch die Courtoisie des alten erfahrenen Höflings, konnten Annas Herz so wenig als die ihrer

anderen Anbeter aus seinem ruhigen Gleichgewichte bringen, sie wieß jeden mit kaltem Stolze auf seinen Platz zurück und lebte, trotz der Vernachlässigung des Königs, trotz seiner Galanterie gegen Eine ihrer Hoffräulein, Madame d'Hautefort, eingezogen und jeder Neigung fremd.

Dieses Fräulein, das wohl seiner Schönheit wegen mit der Königin in die Schranken treten konnte, war, ehe es an den Hof kam, mit ihrem Ohm einige Zeit in London gewesen, hatte dort den Herzog von Buckingham kennen gelernt, und der Ruf war ihm vorangegangen, daß er ihr dort ausgezeichnet den Hof gemacht habe. Der Ruf hatte nicht gelogen. Dieser schöne aber eitele Mann, gewohnt, daß ihm kein Weiberherz widerstand, hatte sich um die Gunst des Fräuleins beworben, das zwar seine Bewerbung nicht ungünstig aufnahm, ihn aber immer mit Besonnenheit in solchen Schranken zurückhielt, die dem Wüstling zu beengt schienen. Zum erstenmal fand er hier einen unerwarteten Widerstand, und kurz vor ihrer Abreise von London zog er sich wirklich zurück. Als er aber jetzt, genau von den Verhältnissen des fran-

zösischen Hofes unterrichtet, erfuhr, daß der König, sonst eben nicht gegen die Frauen galant, ihr den Hof mache, reizte dies seine Eitelkeit; mit dem Könige um solch schönen Preis zu werben, hatte viel zu viel Reiz für ihn und er beschloß, die schon einmal abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Er schrieb deshalb an die Dame Hautefort, versicherte, daß blos die Erinnerung an sie ihn bewogen habe, den lästigen Posten eines Abgesandten anzunehmen, und sie würde in ihm noch einen eben so würdigen Verehrer in Paris finden, als er es in London gewesen sey.

Das Fräulein von Hautefort, als Dame d'atour der Königin, jetzt Madame d'Hautefort genannt, zeigte diesen Brief der Königin, mit der sie, trotz der Auszeichnung, die ihr der König angedeihen ließ, auf einem sehr guten Fuße stand, und Anna befahl ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken zu antworten. Dies gab ihr Gelegenheit, oft mit der Königin von dem Herzoge von Buckingham zu sprechen und ihre Eitelkeit unterließ nicht, ihn ihrer Gebieterin als den schönsten Mann Englands zu schildern. Die Königin und ihre Favorite, die Herzogin von Chevreuse,

wurden dadurch neugierig und gespannt, den Mann zu sehen, dem der Ruf vorausging, er sey unwiderstehlich.

Unter diesen Umständen hatte der Herzog seinen Einzug in Paris gehalten, der Alles übertraf, was man bis jetzt dort an Pracht und Aufwand gesehen hatte; König Karl von England selbst hätte nicht glänzender erscheinen können. Ein großer Theil des reichen englischen Adels befand sich in des Herzogs Gefolge; die Reiter, die zu seiner Wache ihn begleitet, waren in hell politem Stahl gepanzert, seine zahlreiche Bedienung in grünen Sammet mit goldenen Tressen gekleidet, sein Gefolge übertraf Alles, sogar das Reitzeug Vieler funkelte von Edelsteinen, so daß man hätte glauben sollen, dieser wohl eine Stunde lange Zug von Reitern, Carossen nnd Fußgängern sey ein Zug aus der Feenwelt, den mächtigen König der Franzosen zu begrüßen. In der Mitte alles dieses Glanzes strahlte wie der Mond unter den ihn umgebenden Sternen, Buckingham auf einem andalusischer Apfelschimmel, der, stolz auf seinen Reiter laut wiehernd unter ihm courbettirte. Ein prächtige, mit Perlen gestickte, karmoisin sam

meine Decke hing tief über des Hengstes Croupe herab, den sein Reiter mit leichter sicherer Hand führte. Er selbst war ein Bewunderung erregender Anblick. Der schöne, in männlicher Kraft stolz daher reitende Mann mußte auf jedes Frauenherz Eindrücke machen. Sein Auge war feurig, die Nase gebogen, der Mund freundlich, dunkelblonde Locken rollten über seinen Nacken und unter dem karmoisin sammetnen Hute, den eine von funkelnden Diamanten festgehaltene Reiherfeder schmückte, üppig hervor, und deckten nur wenig die schön geformte Stirn. Ein reiches Schloß von Brillanten hielt den spanischen Mantel von gleicher Farbe fest, und sein weißes mit goldenen Sternen gesticktes Oberkleid funkelte von Edelsteinen; denn Carl von England hatte die Schwachheit gehabt, seinem Günstlinge die königliche Schatzkammer zu öffnen, und mit den Juwelen der Krone seiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen.

Unter dieser Masse von Glanz und Pracht bemerkten die auf Alles aufmerksamen Höflinge eine verwelkte Rose, die unter der reichen Agraffe des Hutes steckte. Als der Zug den Louvre betrat und der Herzog sich später

in den Saal begab, in welchem Ludwig und die Königinnen den Herzog unter einem Thronhimmel feierlich empfingen, bemerkte auch die Dame d'Hautefort die Roſe und erröthete. Sie hatte dem Herzoge in einem Augenblicke des Vergeſſens in London eine Roſe verehrt, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, ob es wohl dieſelbe ſey, die er ſo ſorgfältig aufbewahrt, oder ob er ſie vielleicht, ſie zu myſtifiziren, erſt kürzlich irgendwo gepflückt habe. Ihre Eitelkeit glaubte das Erſtere und fand ſich geſchmeichelt.

Als Buckingham dem Könige das Schreiben Carls I. übergeben hatte, nahete er ſich der Königin, und ſein Auge ſuchte Adele d'Hautefort, aber es traf Anna von Oeſterreich, die den überaus eitlen Mann, ſeiner Einbildung nach, vielleicht zu aufmerkſam betrachtete. Ihr Anblick ergriff ihn. Eine ſchöne Frau auf dem Throne iſt in dem Auge eines Eitlen, Ehrſüchtigen doppelt ſchön. Sein Auge ruhte nur auf ihr, der feſte männliche Ton, mit dem er ſie anredete, wurde ſtockend, er konnte eine Art Verlegenheit nicht verbergen, oder er wollte ſie vielmehr zeigen. Der Königin entging dies nicht, die weibliche

Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, doch blieb ihr Herz bei dem Anblicke des schönen Mannes, wie immer, kalt, und als er seine Anrede beendet hatte, dankte sie ihm so gleichgültig freundlich, daß gewiß nur Buckingham allein in dieser Freundlichkeit etwas Ermunterndes finden konnte.

Als die Audienz geendet war und Buckingham sich entfernte, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, ob absichtlich oder zufällig, ward nicht bekannt.

Mehre der Perlen, mit welchen das Kleid des englischen Herzogs gestickt war, gingen los, rollten auf den Boden, und da anfangs einige königliche Pagen herzusprangen, sie auflasen und dem Herzoge einhändigen wollten, nahm er sie nicht an, schritt ruhig und unbekümmert um seinen Verlust durch den Saal und säete mit jedem Schritte neue Perlen. Jetzt vergaßen sich die Hofleute so sehr, daß sie sich bückten und hinter ihm die Perlen auflasen, was dem Bischof von Lauzun, dem nachherigen Cardinal Richelieu, zu der beißenden Bemerkung Anlaß gab, der Herzog von Buckingham habe zur Ehre der neuen

Königin von England unter den Pöbe Perlen ſtatt Scheidemünze geſtreut.

Niemand verließ den Audienzſaal unbefriedigter als Adele d'Hauteſort, welche, als der Herzog von Buckingham die Königin Anna verlaſſen hatte, um ſeine Anrede vor der Königin Mutter zu halten, die verwelkte Roſe zu den Füßen Anna's erblickte. So wenig auch ihr Herz für den Herzog ſprach, war dies ihr doch ein Dolchſtich; ſie ließ geſchickt ihren Handſchuh darauf fallen und hob ſie unbemerkt auf.

Adele war eine jener ſtolzen Schönen, die ihre Tugend nur ihrer Kälte verdanken und deren Fehler hauptſächlich aus einer unbegrenzten Eitelkeit entſprangen. Dieſe Kälte war es wahrſcheinlich, was den König an ſie zog und alle Hofleute von ihr entfernte. Ludwig, keiner Leidenſchaft fähig, hatte ſich ihr wohl mehr aus Langweile als aus Neigung genähert. Sie war die Schönſte in den Umgebungen der Königin, ſtand in dem Rufe der Sittſamkeit, hörte mit kalter Reſignation die wenigen Schmeicheleien an, die er ihr ſagte, und ſo verſtrichen ihm die Stunden, die er der Etikette wegen in den Zimmern der Kö-

nigin zubringen mußte, durch sie so leidlich. Eine innigere Annäherung, die auch die Dame d'Hautefort gewiß streng zurückgewiesen hätte, fand nicht statt. Deshalb entzog auch die Königin der dame d'atour ihre Gunst nicht; denn sie kannte ihren Gemahl zu gut, um für ihn zu fürchten. Adelens Stolz aber war es nicht gleichgültig, sich der Welt als die Dame zeigen zu können, die der abgemessene kalte Ludwig XIII. auf eine an ihm bisher ungewohnte Art auszeichnete. Ganz Frankreich sollte es wissen, daß der König ihr den Hof mache, aber auch die Würde und den Anstand sehen, womit sie diese Auszeichnung empfing. Bei diesem Charakter, dem die Eitelkeit Alles, das Herz nur Nebensache war, war es sehr leicht zu erklären, weshalb ihr Buckinghams Benehmen mit der Rose nicht gleichgültig seyn konnte. Sie durchschauete den Mann nur zu leicht, dessen Hauptzug des Charakters dem ihrigen glich, vergab ihm diese Kränkung nicht, hob die Rose sorgfältig auf, und beschloß, sich zu rächen.

Die Herzogin von Chevreuse, die vertrauteste Freundin der Königin, mußte ihr, ohne es zu wollen, dazu behülflich seyn. Froh und

leblustig,

lebluſtig, in der zarteſten Jugend mit dem Connetable von Luines vermählt, gleich darauf Witwe geworden, war ſie zu einer Heirath mit dem Herzog von Chevreuſe aus dem Hauſe Lothringen leichtſinnig geſchritten, und lebte der Königin mehr als ihrem Gemahl. Ihr lebendiger Geiſt, ihr durchdringender Verſtand, ihre ſeltene Schönheit und Anmuth machten ſie zum Abgott der Männer, doch wußte ſie ſie immer in den gehörigen Schranken zu halten, ohne welches ſie ſich nicht in der Gunſt der ſtrengen Anna von Oeſterreich erhalten haben würde, obgleich ihr Herz nicht immer unempfindlich blieb.

Am Abende der Audienzſcene kam, wie wohl natürlich, in dem Kabinette der Königin, wo die Herzogin und die Dame d'Hautefort allein zugegen waren, das Geſpräch auf Buckingham. Die Herzogin von Chevreuſe ließ ihrer muntern Laune freien Lauf und ging zuerſt das Aeußere des Herzogs Zug für Zug, durch, malte es mit ſchönen lebendigen Farben aus und verlockte am Ende die Königin zu dem Ausrufe: wahrlich der Herzog von Buckingham iſt der ſchönſte Mann, den ich noch geſehen habe!

Gelobt sey Gott! fiel ihr die Herzogin in die Rede, daß Eure Majestät endlich einmal einen Mann schön findet und es ausspricht! Anna lächelte, vermied jedoch ferner ein Urtheil über den Herzog zu fällen, für Adele war es aber hinreichend, auf diese leicht hingeworfenen Worte ihren Racheplan zu bauen. Sie beobachtete seit diesem Augenblicke den Herzog und die Königin genau. Das Betragen des Herzogs gab ihr und dem ganzen Hofe bald die Gewißheit, daß er die Königin verehre, er zeigte es zu deutlich, und es schien, als wünsche er es der Welt zu zeigen, daß er der Königin von Frankreich den Hof mache. Die Königin indessen blieb immer kalt und abgemessen gegen ihn, obgleich das scharfsehende Auge der Dame d'Hautefort bemerken wollte, daß der Blick der Königin, glaube sie sich unbemerkt, zuweilen mit Theilnahme auf dem Herzoge ruhe, zuweilen seine schöne Gestalt mit Wohlgefallen mustere. Sie lenkte jedesmal, wenn sie mit der Königin und deren Vertrauten allein war, das Gespräch auf den Herzog und seine Vollkommenheiten, ertrug geduldig die oft verwundenden Näckereien der Herzogin von Chevreuse über ihre frühe-

ren Verhältniſſe mit Buckingham in London, vermochte jedoch nicht, der Königin nur ein Wort der Theilnahme oder der Bewunderung über ihn zu entlocken, ſie blieb ſich dem Anſcheine nach gleich, obſchon Buckingham vielleicht der erſte Mann war, bei deſſen Anblick ihr Herz nicht gleichgiltig ſchlug.

Der Herzog mußte entweder tiefer in das Herz der Königin zu blicken verſtehen, oder ſeine Eitelkeit führte ihn diesmal zufällig den rechten Weg. Er trat bei allen Feſtſpielen und Turnieren in der Farbe Anna's von Oeſterreich auf, und ſo unlieb dies auch der Königin war, ſo gewiß ſie auch täglich die Farbe ihrer Kleidung wechſelte, ſo ſah ſie doch ſtets zu ihrem Verdruſſe auch Buckingham beim Turniere oder am Abende beim Tanze in die nämlichen Farben gekleidet. Dem ganzen Hofe fiel dies auf, und es war beinahe nicht möglich, daß dies ohne Anna's Bewilligung geſchah, und ſo ſehr die Hofleute auch der ſtrengen Sittlichkeit ihrer Königin vertrauten, ſo wurden ſie doch durch dieſen unerklärbaren Umſtand faſt irre an der Gebieterin. Auch der Königin Mutter war dies nicht entgangen, und ſie, die keine Gelegen-

heit vorbeigehen ließ, ihrer Schwiegertochter wehe zu thun, machte den König darauf aufmerksam.

Eines Abends, als die königlichen Musiker eine große Musik in dem Saale der Tuilerien aufführen sollten, wozu der ganze Hof geladen war, schickte der König seiner Gemahlin, die eben ihre Toilette beendet hatte, den Befehl, statt des rosenfarbenen Kleides, welches sie schon angethan hatte, ein blaues anzuziehen. Die Königin, welche den Grund dieses Befehls ahnete, gehorchte, und erschien etwas spät in dem Kreise der Hofleute; auch Buckingham erschien heute später als gewöhnlich und zur Verwunderung aller derer, die darum wußten, gleichfalls in Blau gekleidet.

Die Königin erröthete, als sie ihn eintreten sah; vielleicht war es gut, daß der König noch nicht gegenwärtig war; denn so wenig er sonst zur Eifersucht geneigt war und fest der Tugend Anna's vertraute, so würde er doch, wenn er dies Erröthen bemerkt hätte, wankend in seinem Vertrauen geworden seyn. Adelen war es nicht entgangen, auch der Königin Mutter nicht, die sich gleich darauf Anna'n von Oesterreich näherte und leise zu ihr

ſprach: Wahrlich Madame, zwiſchen Euch und dem Herzoge von Buckingham muß eine ſonderbare Sympathie ſtatt finden; denn täglich, ſelbſt heute, wo der König Euch in einem andern Kleide zu ſehen wünſchte, trägt er Eure Farbe.

Waret Ihr, Madame! von dem Wunſche des Königs unterrichtet? unterbrach Anna ſie mit Ruhe, oder war es vielleicht gar Euer Wille?

Warum ſoll ich es läugnen, ja! erwiederte eben ſo gelaſſen Maria von Medicis. Ich war neugierig zu ſehen, ob der unſichtbare Geiſt ein raſcher Diener ſeiner Herrin ſey. — Ich muß Euch warnen, meine Tochter, ſetzte ſie mit geheuchelter Theilnahme hinzu. Ihr habt unter Euren Dienern entweder einen ſehr Treuen, Gefälligen, oder einen ſehr Kecken, Unbeſcheidenen. Seyd auf Eurer Huth, der König faßt Verdacht.

Dies fürcht' ich nicht und werde nie es zu fürchten Urſache haben! erwiederte Anna ſtolz und brach kurz das Geſpräch ab.

Die Worte Mariens von Medicis waren in doppelter Hinſicht wahr. Des Königs Blick traf bei ſeinem Eintritte den Herzog;

von dem Augenblick an war er noch verſtimmter als er ſonſt zu ſeyn pflegte, und ließ durch einige hingeworfene bittere Worte der Königin ſeine Laune fühlen. Auch darin hatte die Königin Mutter recht, daß in der Umgebung Anna's ein treuer oder ein kecker Diener ſeyn müſſe.

Während eines Banketts war der Herzog bei einem ſpaniſchen Tanze der Tänzer der Dame d'Hautefort geweſen, wobei die Tanzenden ſehr viel Ruhepunkte, mithin Zeit zur Unterhaltung, hatten. Dieſe benutzte Buckingham, um mit Adele, die ſich bisher ſehr freundlich gegen ihn benommen, und mit keinem Worte ſein früheres Benehmen in London mit ſeinem jetzigen verglichen hatte, über die Königin zu ſprechen. Er that es anfangs befangen und auf eine feine Weiſe, allmälig machte ihn aber die Theilnahme, mit welcher die Liſtige ſeine Geſpräche anzuhören ſchien, treuherziger und verwickelte ihn immer tiefer. Er vergaß ſich ſo weit, ſich über ſein jetziges Benehmen gegen Adelen entſchuldigen zu wollen, und dieſe kam ihm mit den freundlich geſprochenen Worten zuvor: Keine Entſchuldigung, Herzog von Buckingham! ohne Un-

muth verbirgt sich der bescheidene Stern vor den glänzenden Strahlen der Sonne.

Ihr wäret nur ein Stern? fuhr der Herzog auf und wollte ihr eben eine Galanterie sagen, als Adele ihn lächelnd unterbrach. Herr Herzog! ich war Euch nie ein Stern, habe Euch nie glänzend erscheinen wollen, und ihr wißt, wie sehr mein Herz, wenn auch Eure Aufmerksamkeit nicht ohne Werth für mich war, bei Euren Bewerbungen ruhig geblieben ist; deshalb fürchtet nicht, daß ich Euch zürne. Ich wollte Euch in London wohl und will es noch in Paris; laßt uns Freunde bleiben, und kann ich Euch nützlich seyn, so will ich es gern.

Mit Freuden ergriff Buckingham die sich so schön darbietende Gelegenheit zur Aussöhnung, und so kamen sie sich immer näher, so daß noch am nämlichen Abende der Herzog die Bitte an sie zu thun wagte, ihm jedesmal wissen zu lassen, von welcher Farbe das Kleid sey, das die Königin bei den Festen tragen werde. Laßt mich es nur durch ein Paar Zeilen wissen, ich will den Boten königlich belohnen, bat er.

Mit nichten! erwiederte die Schlaue lách-

elnd. — Kein Mann, am wenigsten Ihr, sollt mit einem Briefe von mir prunken können. — Aber dennoch will ich Eure Wünsche erfüllen. Schickt täglich einen Eurer Diener meinem Fenster gegenüber; welche Farbe die Blume hat, die er vor demselben erblicken wird, die Farbe trägt an diesem Tage die Königin. Wollt Ihr nie irren, so laßt ihn von früh bis Abend stehen, damit, wenn die Laune meiner Gebieterin sich ändern sollte, ich es Euch kund thun kann.

Durch diese Blumenpost erfuhr der Herzog die Farbe der Königin, und dadurch war es ihm auch an dem heutigen Tage möglich geworden, in gleicher Farbe mit ihr zu erscheinen.

Die vielen Feste, welche vor und nach der Vermählung der Prinzessin Henriette den Glanz des französischen Hofes den stolzen Engländern zeigen und sie verdunkeln sollten, waren nun zur Freude des Königs, den diese Hoffeste von Jagd und Vogelfang abhielten, beendet und die junge Königin von England schickte sich an, ihre neue verhängnißvolle Laufbahn zu beginnen. Oft hatte Buckingham bei diesen Festen Gelegenheit gehabt,

seinen Reichthum sowohl als seine Geschicklichkeit zu zeigen, und fast aus jeder Rennbahn trat der Ritter der Königin, wie man ihn spottweis nannte, als Sieger, oft den Preis aus der Hand seiner Dame empfangend, hervor. Zuweilen hatte ihm das Glück wohlgewollt, daß er allein mit der Königin sprechen konnte, und Buckingham war nicht der Mann, solche Augenblicke unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Anna blieb jedoch auch hierbei sich immer gleich, hörte ihn mit Ernst und Ruhe an; oft verwieß ihm ein strenger Blick seine, vielleicht mit zu viel Wärme ausgesprochenen Worte; oft mochte aber auch ein beifälliger Blick ihm verrathen, daß das, was er eben gesagt, der Königin nicht unangenehm gewesen sey, und so setzte er seine Bewerbung immer fort, und die ihn genau kannten, waren der Meinung, daß es denk Herzoge weniger um die wirkliche Gunst der Königin, als darum zu thun sey, daß ganz Frankreich und England glauben sollte, er wäre der Mann, der das stolze Herz der spanischen Anna überwunden habe.

Wahrscheinlich überredete er sich selbst, was er Andern glauben machen wollte, und Adele

d'Hautefort trug nicht wenig dazu bei, ihn in diesem eiteln Glauben zu bestärken. Ohne eben die Pflichten gegen ihre Gebieterin zu verletzen, ohne sich deutlich aussprechend irgend eine Unwahrheit zu sagen, entschlüpfte ihr doch absichtlich manches Wort, das, seinen thörigen Wahn nährend, ihm trügerische Hoffnung geben konnte, und so ward mit jedem Tage seine Feindin mehr und mehr die Vertraute, der er die geheimsten Falten seines Herzens aufschloß.

Seine größte Hoffnung setzte Buckingham auf den kurzen Aufenthalt zu Amiens, bis wohin die beiden Königinnen die Gemahlin Karls I. begleiten wollten. Nur ein kleiner Hofstaat folgte; der König selbst reisete nach Fontainebleau, sich durch Fuchsjagd von der drückenden Last der Repräsentation zu erholen, und so versprach Adele dem Herzoge, dort eine schickliche Gelegenheit aufzusuchen, daß er die Königin in Geheim allein sprechen könne. Mit Ungeduld erwartete Buckingham den Tag der Abreise nach Boulogne, der denn endlich auch erschien. Mit großem Gepränge, den Staatswagen, der ihre junge reizende Königin dem Gemahl entgegenführte, in ihrer

Mitte, zogen die Engländer nach Amiens voran; die beiden Königinnen folgten mit den Franzosen.

In dem Gefolge der Königin Anna befanden sich nur ihre Oberhofmeisterin, die alte Gräfin Lanoy, die Herzogin von Chevreuse und Adele d'Hautefort, nebst dem Stallmeister von Putange; dies waren die Einzigen ihres Hofstaates, die sie umgaben. Desto glänzender war der Hof der Königin Mutter; denn auch in Amiens fehlte es nicht an Festen, und nur der letzte Tag ihres dortigen Aufenthalts war dem Abschiede geweiht, wo die Königin Mutter an diesem Tage sich mit ihrer Tochter einschloß und ihr noch manche Lehre für ihr künftiges Leben mit über das Meer gab. Diesen Tag bestimmte der Herzog, nachdem er an den frühern vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet hatte, zur Entscheidung. Durch Adele unterrichtet, daß die Königin täglich nach dem Mittagmahl in einem weitläufigen Garten zu lustwandeln pflegte, wählte er diesen Augenblick zur Ausführung.

Er hatte sich zwar schon am Morgen in feierlicher Audienz von beiden Königinnen beurlaubt, doch gestattete ihm die Hofsitte, bei

jeder Königin noch einmal und insbesondere Abschied zu nehmen, um vielleicht Aufträge für seinen Monarchen von ihnen zu empfangen. Er wählte hierzu die Stunde, wo die Königin Anna im Garten zu lustwandeln pflegte. Mit der an ihm gewohnten Dreistigkeit folgte er dem anmeldenden Kämmerer auf dem Fuße. So sehr die Königin diese Kühnheit überraschen mußte, da ihr keine Zeit mehr blieb, ihn an einem andern schicklicheren Orte zu empfangen, so fand er sie doch nicht außer Fassung, da sie wahrscheinlich sein Erscheinen geahnet hatte, und sie empfing ihn in gewöhnlich ernster Stimmung. Nur die Herzogin von Chevreuse und Adele wollten eine gewisse Aufregung in ihrem ganzen Benehmen schon seit dem Morgen und auch jetzt bemerken, was sie der Trennung von Buckingham zuschrieben. Sie mochten wohl nicht Unrecht haben; denn es kostete der Königin viel Gewalt, eine wehmüthige Empfindung zu unterdrücken, die sie bei dem Gedanken fühlte: er zieht von hier!

Nach der ersten Begrüßung und den allgemeinen, bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Complimenten, hatten sich die beiden jungen

Damen — die Oberhofmeisterin war nicht zugegen — unbemerkt zurückgezogen und der Königin folgte Niemand als ihr Stallmeister. Buckingham an ihrer Seite, ging sie, nichts ahnend, zwischen den Buchenhecken des Gartens und hörte auf das, was ihr der Herzog noch von seinem Könige zu sagen hatte. Jetzt, hob Buckingham den Ton seiner Stimme, und wandte sich, indem er sprach, so, daß der Stallmeister es hören mußte: jetzt habe ich Eure Majestät mit einem geheimen Auftrage meines Königs bekannt zu machen. Putange, zu sehr Hofmann, um diesen Wink nicht zu verstehen, blieb zurück und Anna, deren Gedanken, wenn auch nicht abwesend, doch gewiß nicht bei König Karl waren, bemerkte die Entfernung ihres Stallmeisters eben so wenig, wie sie die ihrer Damen bemerkt hatte, folgte in Gedanken Buckingham, der immer das Gespräch fortsetzend in einen Seitengang bog, wohin ihm die Königin in ihrer Zerstreuung folgte.

Der längst ersehnte Augenblick war erschienen, die hohen düstern Buchenhecken verbargen sie vor jedem spähenden Auge; der Blick der Königin, obgleich gedankenvoll zu Boden

gesenkt, verrieth dennoch die Bewegung ihres aufgeregten Innern. Buckingham durchbrach mit Keckheit die Schranken und mit allem Feuer der Leidenschaft sprach sich sein von Liebe und Ehrgeiz erglühtes Herz aus. Anfangs hörte ihn die Königin, wie aus einem süßen Traume erwacht, staunend an, ihr Auge ruhte freundlich auf dem schönen Manne, der, vor ihr knieend, ihre Hand erfaßt und sie an seine Lippen gedrückt hatte. Plötzlich aber verschwand der trügerische Zauber. Steht auf Herzog! rief sie, doch war der Ton ihrer Stimme mehr bittend als befehlend. Steht auf Herzog von Buckingham!

Aber Buckingham hielt ihre schöne Hand nur noch fester und preßte sie mit Ungestüm an seine Lippen. Das ist zu viel! Ihr wollt mich verderben! sagte sie jetzt unmuthig, ihre Hand mit Heftigkeit aus der seinen ziehend. Putange! rief sie dann mit lauter Stimme ihren Stallmeister, der, kaum daß Buckingham aufgesprungen war, auch schon mit den beiden Damen aus der Allee herbei eilte.

Ich liebe nicht, so nachlässig bedient zu werden! sprach sie, ihre Verlegenheit hinter Zorn verbergend. Ein andermal bleibt um

meine Perſon. Geht, Putange! zu der Königin Mutter, fuhr ſie dann mit großer Geiſtesgegenwart fort: und meldet den Herzog von Buckingham an, der ſich Ihrer Majeſtät vor ſeinem Abſchiede noch einmal zu Füßen legen will.

Bei dieſen Worten konnte ſie ſich eines zweideutigen Lächelns nicht enthalten, als ihr Auge den Herzog traf. Und nun Herzog von Buckingham, wandte ſie ſich zu dieſem, empfehlt mich Eurem Könige, reiſet mit Gott, und wenn es Euch in Frankreich wohlgefallen hat, ſo kehret bald wieder dahin zurück. Sie zog den Handſchuh von ihrer ſchönen Hand, die er vorher ſchon ſo feurig an ſeine Lippen gedrückt hatte und die er jetzt beſcheiden und demuthvoll küßte. Schweigend und ohne ein Wort zu ſagen, verbeugte und entfernte er ſich, blieb jedoch nach einigen Schritten ſtehen, wandte ſich noch einmal nach der Königin, ſich ehrerbietig neigend, und hier traf ihn ein Blick, der ihm ein herzliches Lebewohl zu ſagen ſchien, und ihm die bitter getäuſchte Hoffnung verſüßte. — Die Königin eilte gleich nach dieſem Auftritte in ihr Kabinet und

mochte sich wohl in ihrer Einsamkeit manchen Träumen überlassen.

Indeß Anna von Oesterreich in ihrem entfernten Kabinette sich verschlossen hatte, saßen die Herzogin von Chevreuse und die Dame d'Hautefort im Vorzimmer und lachten in fröhlicher, ausgelassener Lust. Die Herzogin war von der Dame d'Atour in das Geheimniß Buckinghams gezogen worden und nun malte sich jede mit der grellsten burlesken Farbe die Augenblicke aus, wo der Herzog, wie sie nicht anders denken konnten, bei dem Rufe der Königin nach dem Stallmeister, in höchster Verlegenheit hätte seyn müssen. Frauen, wovon die Eine von beleidigter Eitelkeit, die Andere von sprudelndem Witz und Schalkheit getrieben wird, ihrem Spotte freien Lauf zu lassen, sind unerschöpflich in ihrer witzigen Laune, und so gab ihnen der Herzog sattsamen Stoff, die einsame Stunde im Vorzimmer munter zu verplaudern, und sich über seine weitere Mystifikation zu berathen.

Während sie noch ungestört beisammen saßen, erhielt Adele d'Hautefort ein Billet; sie las es schnell durch und gab dem Diener, der es überbracht hatte, den Bescheid, dem

Ueber-

Ueberbringer nur ein kurzes: Ja! ſtatt Antwort zu ſagen.

Was iſt Euch, Adele? fragte die Herzogin, da jene mit einiger Heftigkeit von ihrem Sitze aufgeſtanden war. Was enthält das Billet?

Die Einladung zu einem Rendez-vous! erwiederte das Fräulein mit einer gewiſſen Unruhe.

Iſt der König plötzlich eingetroffen? fragte die Herzogin raſch.

Ihr wißt, gnädige Frau, erwiederte die Dame d'Atour: daß über dieſen Punkt jeder Scherz mich verwundet. Ich ſah den König noch nie unter vier Augen.

Und wer wagt es, die ſtrenge Veſtalin zu einem Rendez-vous aufzufordern?

Könntet Ihr es nicht errathen?

Niemand als der kecke Herzog von Buckingham könnte es ſein! erwiederte die Herzogin. Entweder er will das Lied von der alten Minne wiederholen, da er in dem von der neuen unterbrochen wurde, oder der Tollkühne hat noch nicht die Hoffnung verloren,

und will noch einmal sein Glück bei der Königin versuchen. Ich fürchte fast, der Königin Worte waren ernster als ihre Blicke; sie sind oft beredter und man hat sie nicht immer in seiner Gewalt.

Ich fürchte dies auch! sagte Adele — Ich habe ihm das Rendez-vous zugesagt, und ich bin gewiß, er sucht die Gelegenheit noch einmal, die Königin zu sehen. Müßte ich den Zorn der Königin nicht fürchten, so sollte sie ihm werden, auf eine ausgezeichnete Art werden!

Dafür laßt mich sorgen! unterbrach sie die Herzogin. Ich kenne Anna's Herz, es verzeiht leicht. Theilt mir nur Euren Plan mit; denn dieser eitle Narr, den sein Uebermuth glauben läßt, nur Königinnen seien eines Blickes von ihm werth, verdient die Züchtigung aller Frauen.

Adele theilte der Herzogin den Plan zu ihrer ausgezeichneten Rache mit, und als der Befehl der Königin sie zu ihrer Gebieterin rief, war er von der Herzogin genehmigt, und seine Ausführung beschlossen worden.

Am andern Tage, nachdem die Königin von England feierlich dem Herzoge von Buckingham übergeben worden war, nahm sie Abschied und reiſete, nur von den Engländern begleitet, nach Boulogne ab, dort dem trauten Heimathlande Lebewohl zu ſagen, und unter fremden Menſchen einer ungewiſſen, ſorgenſchweren Zukunft entgegen zu gehen. Ach hätte die Unglückliche dieſe Zukunft ahnen können, ſie hätte nur zitternd den Fuß in das Fahrzeug geſetzt, das ſie nach England tragen ſollte!

Die beiden Königinnen von Frankreich waren in Amiens zurückgeblieben, wo ſie noch zwei Tage verweilen, und dann nach Paris zurückkehren wollten; denn ihnen ſchienen dieſe beiden Tage der Ruhe zu ihrer Erholung nothwendig; ſie verließen ihre Zimmer nicht.

Am andern Tage, als die Königin Anna noch im Bette lag, doch längſt erwacht war, hörte ſie mehre Reiter im ſtarken Galopp durch die Straße jagen. Was iſt das für ein Lärm, wer iſt das? fragte ſie, den Vorhang ihres Bettes wegziehend, Adelen d'Hautefort, welche die Neugierde an das Fenſter gelockt hatte.

Der Herzog von Buckingham! erwiederte dieſe, nur mit Mühe ein Lächeln verbergend.

Der Unſinnige! murmelte die Königin vor ſich hin, beſann ſich einige Augenblicke und befahl dann, daß die Herzogin von Chevreuſe zu ihr kommen ſollte.

Denkt nur, Herzogin! rief ſie der Eintretenden entgegen: denkt Euch die Frechheit Buckinghams; er hat Pflicht, Anſtand, Alles vergeſſend, die Königin von England verlaſſen, und ſprengt ſo eben durch die Straßen Amiens!

Wer weiß, welche wichtigen Geſchäfte ihn herführen, ſagte die Herzogin, die in der Sache nichts Freches zu finden ſchien.

Wichtige Geſchäfte? wiederholte die Königin verdrießlich. — Führten ihn dieſe her, ſo gält ſein Hierſein nur der Königin Mutter, nicht mir.

Und woher weiß meine Königin, daß es Ihrer Perſon gilt? — Die Königin ſchwieg. — Und wäre er auch von Boulogne nach Amiens gekommen, Euch noch einmal zu ſehen, ſo wäre es zwar eine Thorheit, die ihm

aber Eure Majestät dennoch verzeihen würden und müßten. Der Herzog wagt viel, einen ernsten Blick von Euch sich zu gewinnen, und setzt die Gunst seines Königs, seine Stelle, seine Ehre, Gott weiß was Alles auf's Spiel.

Gewinnen wird er wenig, er setzt Alles auf's Spiel, um — eine Niete zu ziehen! unterbrach sie die Königin mit Heftigkeit: D'Hautefort! wandte sie sich dann zu dieser: gebt den Befehl, daß Niemand vorgelassen werde und schickt nach der Oberhofmeisterin.

Die Dame gehorchte, nicht ohne eine kleine Verlegenheit zu zeigen, die der Königin nicht entgangen war; denn sie wandte sich wieder zur Herzogin von Chevreuse und sagte mit einem Tone, der Mißtrauen verrieth: mir scheint Adele heute unruhiger als gewöhnlich, bei dem geringsten Geräusche trat sie an das Fenster und lauschte, als ob sie Jemanden erwarte. — Doch die Herzogin wußte durch manchen launigen Einfall die Königin zu zerstreuen und sie von diesem Gedanken abzulenken, und da sie beschlossen hatte, vor der Tafel das Bett nicht zu verlassen, so ließ sie ihre Kammerfrauen rufen, da sie ihre Toilette

im Bette machen wollte. Dies zerſtreute ſie auch ſo, daß das Fräulein d'Hautefort Zeit hatte, der Herzogin von Chevreuſe zuzuraunen: unſer Plan iſt gelungen; er ging in die Falle! — Auch bei der Toilette waren nun die Herzogin und die Dame d'Atour geſchäftig, und als ſie beendet und die Kammerfrauen das Zimmer verlaſſen hatten, konnte ſich die Herzogin nicht enthalten, auszurufen: wahrhaftig! faſt ſollte ich wünſchen, der Herzog ſtürmte herein und ſähe Eure Majeſtät in dieſem reizenden Negligé!

Aber ſtatt des Herzogs trat die Oberhofmeiſterin herein, verbeugte ſich der Etikette nach dreimal und ſetzte ſich dann auf den ihr gebührenden Platz am Haupte des Bettes, während die Herzogin und die Dame d'Atour jede auf einer Seite des Bettes, jedoch zu den Füßen deſſelben ſtanden. Wohl möglich, daß trotz dem ernſten Verbote, Niemand einzulaſſen, im Herzen Anna von Oeſterreich lieber den Herzog von Buckingham als die alte Gräfin von Lannoy an ihrem Bette hätte ſitzen geſehen, die in abgemeſſenen Worten die Königin fragte, wie ſie geſchlafen habe, wäh-

rend die Herzogin von Chevreuſe der Königin mancherlei in's Ohr raunte, was ihr zu hören nicht unlieb ſein mochte; denn ihr lieblicher Mund verzog ſich zu dem unwiderſtehlichen Lächeln, das ſie ſtets ſo reizend machte.

Nach einem Auftrage der Königin hatte ſo eben die Dame d'Hautefort das Zimmer verlaſſen, ſo daß nur noch auf der Seite nach der Thüre die Gräfin Lannoy ſaß, auf der anderen Seite aber die Herzogin ſtand, als ſich ein lautes Geräuſch und ein Wortwechſel im Vorzimmer vernehmen ließ. Die Gräfin Lannoy ſprang auf, die Königin richtete ſich in die Höhe, die Herzogin von Chevreuſe aber konnte kaum vor Lachen der Königin zuraunen: ich wollte wetten, es iſt Buckingham!

Kaum hatte ſie dies geſagt, als der Herzog auch ſchon die Thür aufriß und mit Ungeſtüm in's Zimmer trat.

Verzeihen Eure Majeſtät! rief er: daß ich die Sitte vornehmer franzöſiſcher Damen, in ihrem Schlafzimmer Fremde zu empfangen, benutze. Ein Auftrag meines Herrn führte mich zur Königin Mutter, mein Herz führt

mich hierher! Bei dieſen Worten warf er ſich am Fuße des Bettes auf ſeine Knie, erfaßte die mit Lilien geſtickte Decke, die zum Staate über das Bett der Königin geworfen war, und bedeckte ſie mit Küſſen, wobei er wie im Wahnſinn halb abgebrochene leidenſchaftliche Worte ausſtieß.

Für einen ruhigen Beobachter hätte es ein intereſſantes Schauſpiel ſein müſſen, dieſe Gruppe zu ſehen. Die Königin war mehr überraſcht als erſchrocken und konnte, gewiß wider ihren Willen, ihr Auge, in dem ſich Theilnahme und Mitleid ausſprach, nicht von dem Knieenden wenden, der ihr ſelbſt in dieſem Augenblicke, wo ſich ſeine Leidenſchaft ſo lebhaft ausdrückte, nicht gleichgültig war. — Auf der einen Seite des Bettes ſtand die Herzogin von Chevreuſe, die alles Mögliche that, die Luſt zum Lachen zu unterdrücken; denn der Herzog wie die Königin, am meiſten aber die Gräfin Lannoy, gaben ihr hinreichenden Stoff. Dieſe ſtand anfangs von Schreck gelähmt hinter Buckingham, ſtreckte die zitternden Hände nach ihm und ſchöpfte vergebens nach Odem, um ihren Zorn in Worten

auszusprechen. Endlich gelang es ihr. Herzog von Buckingham! rief sie mit drohender Stimme: vergeßt Ihr ganz was Sitte ist? Stehet auf und entfernt Euch!

Der Herzog aber, ohne auf sie zu hören, küßte die Decke immer glühender, schien selbst das jetzt sehr streng gesprochene: Entfernt Euch! der Königin nicht zu beachten, und sprach im Tone eines Ritters der Tafelrunde sein Herz vor der Königin in glühenden Worten aus.

Noch einmal versuchte die Oberhofmeisterin den Wüthenden zu vermögen, sich zu entfernen, aber es war auch diesmal vergebens; da übermannte sie die Angst, sie glaubte es ihrer Stelle schuldig zu sein, das Aeußerste zu wagen, und versuchte, den Herzog von dem Bette der Königin wegzuziehen. — Hier in Frankreich, Herzog von Buckingham! ist solch unziemlicher Ausbruch der Leidenschaft nicht Sitte! rief sie dabei: entfernt Euch, oder ich brauche Gewalt!

Ich bin Engländer, was kümmern mich Frankreichs Sitten! entgegnete ihr Bucking-

ham, ſich gegen ſie ſträubend. Ich weiche nicht von dieſem Platze, bis die Königin ihrem Ritter ein Zeichen ihrer Gunſt, ein Andenken oder ſonſt ein Geſchenk giebt, daß er auch im fernen Lande ſie anbeten, und der Dame ſeines Herzens mit Freuden gedenken kann!

Seid ihr von Sinnen! rief die Oberhofmeiſterin, nicht mehr ihres Zornes mächtig, während die Herzogin von Chevreuſe der erſchrockenen Königin etwas in das Ohr raunte. Wie könnt Ihr ſo frech ſein, dergleichen von einer Königin von Frankreich zu begehren!

Und wäre es Eure heilige Maria, die Mutter des Heilandes, zu deren Füßen ich betend läge, ich wankte nicht, bis ſie meine Bitte erfüllt und mir ein Zeichen ihrer Huld gegeben hätte!

Nun wohlan, es ſei Euch gewährt! unterbrach die Königin plötzlich den Streit, ergriff die neben ihr ſtehende Klingel und ſchellte. Eure Majeſtät, ich bemerke, ſagte die Gräfin Lannoy, ſich verbeugend.

Bemerkt nur, gute Dame! fuhr die Köni-

gin fort: bemerkt nur, ich bitte Euch selbst darum. Adele! wandte sie sich nun zu der eintretenden Dame d'Atour, bring dem Herzoge ein Andenken, er verlangt es und will nicht eher von hier. — Das Fräulein verneigte und entfernte sich. — Geduldet Euch nur einen Augenblick, Herzog von Buckingham, sagte jetzt die Herzogin: Ihr werdet sicher erhalten, was Ihr wünscht.

Während die Dame d'Atour etwas lange auf sich warten ließ, sah die Königin zweifelhaft bald auf die Herzogin, die ihr Muth zusprach, bald auf Buckingham, dessen Antlitz vor Freude und Hoffnung glänzte. Der Blick der Oberhofmeisterin schweifte von einem zum andern, während sie unmuthig den Kopf schüttelte; denn sie war mit allen Dreien unzufrieden.

Endlich trat Adele d'Hautefort ein, trug ein grünes Sammetkissen, über welches ein Tuch gebreitet war, und trat, während Alle still und gespannt waren, vor den Herzog von Buckingham. Da flisterte die Herzogin der Königin schnell noch etwas in's Ohr.

Empfangt zur bleibenden Erinnerung, was

das Tuch verdeckt, Herzog von Buckingham! sprach jetzt die Königin. Adele reichte dem Herzog mit einer Verbeugung das Kissen, von dem er rasch das Tuch wegzog und nach einer verwelkten Rose griff, die es bedeckt hatte.

Nehmt zur Erinnerung, Herr Herzog! sagte Fräulein d'Hautefort: nehmt nur, sie ist dornenlos und wird Euch künftig nicht mehr lästig sein.

Wie vom Donner gerührt, stand der Herzog da. Ich bedaure Euch, gnädiger Herr! unterbrach die Herzogin von Chevreuse die Stille: und hoffe, nun werdet Ihr Euch doch entfernen. — Ihr seht — keine Rose ohne Dornen; auch diese verwelkte hat sie noch für Euch.

Buckingham warf einen Blick auf die Königin, der zu fragen schien: und dies konntest Du an mir thun? Die gutmüthige Anna von Oesterreich antwortete mit solch freundlich herzlichen Blicken, daß sein ganzes Gesicht sich plötzlich erheiterte. Er nahm die Rose vom Kissen. Keine Rose ohne Dornen,

ſprach er: dies beweiſ't auch Ihr, Fräulein d'Hautefort, aber die Dornen ſtechen nur einen Augenblick, ich fand den Balſam, meinen Schmerz bald zu heilen. Dieſe Roſe kommt von meiner Gebieterin und ſo nehme ich ſie mit Freuden. Er verbeugte und entfernte ſich und ſah Anna von Oeſterreich nicht wieder.

Unter dem Vorwande eines unbedeutenden Geſchäftes bei der Königin Mutter, war der Herzog durch das Verſprechen der d'Hautefort beſtimmt, die Königin in ihrem Kabinet allein zu finden, nach Amiens zurückgekehrt, und er fand ſich bitter getäuſcht. Aber dieſer gewagte Scherz dieſer beiden Damen blieb nicht ohne unangenehme Folgen. Der König mochte es ſpäterhin erfahren haben und Beide wurden vom Hofe verwieſen, ſelbſt die Dame d'Hautefort, obgleich ſie das Herz des Königs auf einen Augenblick gefeſſelt hatte, fiel in Ungnade. Buckingham verſuchte es nach Jahren wieder, in Aufträgen ſeines Monarchen nach Paris zu kommen, Ludwig XIII. verbat ſich aber ſeine Perſon in den beſtimmteſten Ausdrücken. Das beleidigte den eiteln Mann

ſo ſehr, daß er König Karl I. zur Unterſtützung der Rocheller vermochte. Er ſelbſt übernahm das Kommando der Flotte, die Expedition mißglückte, er wurde geſchlagen und verlor alles Zutrauen des engliſchen Volkes.

Reise-Abenteuer.

1.

Der Graf von Wildenſee hatte ſich mit ſeinem Jugendfreunde, dem Baron von Liebenſtein nach Pyrmont beſtellt. Seit vielen Jahren waren die Freunde getrennt; aber deſſen ungeachtet hatten ſie das Project einer Heirath zwiſchen dem Sohne des Barons und der Tochter des Gafen, das ſchon in früherer Zeit beſchloſſen war, nicht aufgegeben. Dieſer Jugendplan war die Veranlaſſung ihrer Zuſammenkunft im Bade; doch ſchien es, als ob der Himmel dieſer Verbindung ſeine Einwilligung verſagen wollte; denn Gräfin Clotilde mußte in Caſſel bei einer Tante krank zurückbleiben, und der gute Baron fand am Abend vor der Abreiſe ein Billet auf ſeinem

Nachttiſch, worin ihm ſein Wildfang meldete, daß er unumgänglich einen kleinen Abſtecher zur Beendigung eines Abenteuers machen müſſe, jedoch nicht lange ausbleiben werde, da ſeine Finanzen ihn bald wieder in die Arme ſeines gütigen Vaters nach Pyrmont führen würden.

Ohne Bräutigam kam der Baron, ohne Braut der Graf. Doch dieſer führte ſeine junge Gattin und Fräulein Clementine von Seedorf mit ſich, die als Jugendfreundin und Verwandte der Gräfin ſeit ihrer Verheirathung bei ihr war. Herzlich war das Wiederſehen der beiden Alten nach ſo langer Trennung, ſchmerzlich aber die Erfahrung, die ſie dabei machten, ſich als abgelebte Männchen wieder zu finden, da ſie ſich doch als rüſtige Männer getrennt hatten.

Beſonders war dies der Fall bei dem Baron. Mit dem Grafen in ziemlich gleichem Alter, hatte die Zeit bei ihm tiefere Furchen gegraben; es ging ihm, wie den Weintrauben des Archipelagus, die, an der Sonne getrocknet, zur Roſine ſchrumpfen, und nur die Süßigkeit aus früherer Zeit mit hinüber nehmen. So auch der gute Baron, der das Süßliche

der Galanterie seiner Zeit treu mit sich hinüber genommen hatte.

Der Graf, zwar rüstiger und mehr mit dem Tone der Zeit fortgeschritten, hatte dafür aber auch die Thorheit begangen, sich im verhergehenden Jahre mit einem jungen, zwanzigjährigen Mädchen zu verbinden, das eher Clotildens Zwillingschwester, als ihre Mutter sein konnte. Er war überdies noch ein sonderbarer Mann in seinem Hause; Despot gegen sein Kind und seine Untergebenen war er Sklave seiner jungen Frau. Aber diese Schwäche hielt ihn nicht ab, dem Tone der Residenz gemäß eine Operntänzerin zu unterhalten, und Fräulein Natalien förmlich die Cour zu machen.

Viel humaner war der Baron. Schwach bis zum Lächerlichen gegen seinen Sohn, bei dessen Thorheiten er immer das Register seiner eigenen Jugendstreiche aufgeschlagen sah, onnte Ferdinand die tollsten Streiche machen. Sobald sie nur mit Genie ausgeführt wurden, waren sie dem Vater willkommen, so daß selbst die projectirte Heirath den sonderbaren Mann befürchten ließ, Ferdinand

möchte in den Banden der Ehe ein vernünftiger Mann werden.

Die ersten Tage ihrer Zusammenkunft vergingen schnell. Die beiden Alten saßen bei der Flasche, nahmen ihr Jugendleben durch, und belogen sich weidlich, selbst bei Begebenheiten, wo sie Beide gegenwärtig gewesen waren. So etwas vergißt sich; die Lieblingsanekdoten der Jugend, so oft im Leben wieder erzählt, bekommen bei jeder Wiederholung eine kleine Mitgift; wie die Gletscher nehmen sie von Jahr zu Jahr zu, und die Erzähler können selbst nicht mehr Falsches vom Wahren unterscheiden. Dies gab nun freilich öfters Stoff zu kleinem Wortwechsel. Der Graf erzählte eine lustige Geschichte aus ihren Universitätsjahren, der Baron wollte sie berichtigen, der Graf behauptete, sie besser zu wissen; der Baron lächelte mitleidig, der Graf erhitzte sich, wurde heftig, laut und Clementine mußte die Fehde endigen. Der Baron erzählte von einem vier Ellen langen Schweine, das er in seinem Forste geschossen, der Graf behauptete, so lang sei kein Schwein, er habe sich versprochen, der Baron bestand auf seiner Sache, der Graf lachte ihn aus,

der Wein erhitzte den armen Alten, er gerieth in Zorn, und die Gräfin mußte das Feuer löschen. Aber wehe, wenn die Damen auf der Promenade waren, oder die Kramläden besuchten, oder eine neue Bekanntschaft sie irgendwo festhielt; dann ward der Streit heftiger, die Versöhnung aber auch herzlicher.

So verstrichen drei Tage, während welcher die alten Herren nur sich und der Vergangenheit gelebt, die Frauen aber die Gelegenheit begierig aufgefaßt hatten; denn eine neue Bekanntschaft, ein Vergnügen folgte dem andern. Aber unter allen Bekannten waren ihnen Frau von Wallwitz und ihre Schwester die interessantesten. Die junge Witwe, das sanfte, stille, siebzehnjährige Mädchen ketteten sich bald an sie, und die gute Tante, unter deren lahmen Flügel sie nach Pyrmont gekommen, war gar nicht geeignet, den jungen Leuten irgend eine Freude zu verderben. Frau von Wallwitz erwartete hier den Bruder ihres im vorigen Jahre verstorbenen Gatten, der, eben von einer langen Reise zurückkommend, ihnen und selbst der Tante gänzlich unbekannt war. Von ihm hofften sie erst das wahre Leben in ihrem klei-

nen Cirkel, und wer weiß was noch Allek, denn er sollte liebenswürdig und schön sein, und war ihnen als das Muster eines soliden jungen Mannes geschildert worden; überdies war er der Erbe der bedeutenden Majorate des älteren Bruders, und durch eine Heirath, meinte die Tante, könnten alle die streitigen Verhältnisse, in welchen ihre Nichte als Witwe zu ihm stand, ausgeglichen werden.

Die beiden Alten hatten sich ausgeplaudert und mischten sich nun in die Cirkel der Damen; doch kaum diesem Zauberkreise genaht, hatte auch schon der kleine, blinde Gott, der seine stumpfen Pfeile auch wohl zuweilen auf verwelkte Herzen abdrückt, die gute Vergangenheit verscheucht und den armen Baron zu den Füßen der lieblichsten Gegenwart, der schönen Frau von Wallwitz, geworfen. Ein Podagrist, den die Liebe, oder vielmehr die Galanterie zu den Füßen einer jungen Frau legt, ist sehr übel daran; das Aufstehen wird ihm sauer, und erscheint nicht bald eine hülfreiche Hand, so liegt der arme Coridon und weiß sich nicht zu helfen. Dies Unglück widerfuhr aber dem guten Baron nicht; denn kaum eine Stunde darauf, nachdem er die

schöne Witwe in zierlicher, wohlgesetzter Rede mit seinen Sentiments bekannt gemacht hatte, traf ein Brief seines Sohnes folgendes Inhalts ein:

Unangenehme Vorfälle, zu weitläuftig, sie Ihnen, bester Vater, im Detail zu berichten, haben mich genöthigt, nach Aachen zurückzukehren, wo ich ohne Geld, ohne Freund in unserm alten Quartiere hülflos liege. Ich hoffe, mein gütiger Vater wird mich nicht verlassen, und wenn ihn auch seine Liebe zu mir nicht nach Aachen zieht, so wird er mir doch so viel Geld schicken, als ich zu meiner Wiederherstellung nothwendig brauche.

Pyrmont, der Jugendfreund, die schöne Wittwe, Alles war durch diesen Brief vergessen. Ein böses Omen! sagte er zum Grafen, dem er sich empfahl. Deine Tochter muß in Kassel bei der Tante zurückbleiben, mein Ferdinand liegt in Aachen darnieder: es ist, als ob das Schicksal die beiden Leutchen nicht zusammenbringen wollte. Empfiehl mich den schönen Damen aus der Wetterau. Lebe wohl! Deiner Frau Gemahlin meinen unterthänigen Respekt. Der Wagen hält schon vor der Thür. Gebe Gott, daß ich meinen Sohn nicht schlech-

ter finde als ich hoffe. Der alte Mann warf sich in seine Chaise und nahm mit ängstlicher Sorge den Weg nach Aachen.

Die Damen waren höchst erstaunt, als sie den Abend von einer Partie zurückkamen und erfuhren, daß der Baron abgereis't sei. Da sieht man, sagte die liebliche Helene: wie flatterhaft die Männer sind! Selbst die Zeit kann ihnen die Schmetterlingsflügel nicht stuzzen. Kaum zeigt mir der gute Baron, mir, der verlassenen Witwe, einen Strahl von Hoffnung, kaum haucht er seine Liebe zu meinen Füssen aus, so flieht er mit der Liebe und der Hoffnung davon; und was Wunder, wenn der Glaube an dieses treulose Geschlecht ihm folgt! Alle lachten herzlich über die Laune, mit welcher die Witwe ihre sapphischen Klagen vortrug; doch freute sich eigentlich Niemand über seine Abreise. Der gutmüthige, galante Alte hatte ihnen in den paar Tagen, wo er sich ihnen angeschlossen, manche Stunde als Stichblatt ihres Witzes verkürzt.

Sie sollten jedoch nicht lange ohne Ersatz bleiben. Der Bediente, der sie in der Allee aufsuchte, brachte die Nachricht, daß so eben der Herr von Wallwitz angekommen sei, seine

Visite gemacht habe, und wiederkommen würde.

Es wurde daher einstimmig der Rückweg beschlossen, und die Gräfin und Clementine eingeladen, heute Abend den Thee bei ihnen zu trinken. Sie erschienen und wollten eine kleine Veränderung an Helenens Toilette bemerkt haben; überhaupt war die Spannung unverkennbar, in welche die Ankunft des Herrn von Wallwitz die Damen versetzte.

2.

Er erschien. Musternd schweiften Aller Augen nur flüchtig an ihm vorüber, und doch hatte dieses ihnen sattsam gezeigt, daß er ein schöner, sehr schöner Mann sei, und daß die Fama, sonst immer Alles mit ihrem Sprachrohre vergrößernd, hier viel zu wenig gesagt habe. Er nahm seinen Platz zwischen der Gräfin und der Tante, war gegen Beide sehr artig, vergaß jedoch nicht im mindesten die Frau vom Hause, die mit zierlicher Eleganz den Thee einschenkte und bei diesem häusli-

chen Geschäft mehr die graziöse Frau als die gute Wirthin zeigen zu wollen schien.

Noch war keine Stunde vergangen, so hatte er der Tante die Hände geküßt, der Gräfin etwas Schönes über die Fülle ihrer braunen Locken gesagt, den Thee köstlich gefunden, der aus den Händen einer Hebe zum Nektartrank werden mußte, wobei er freilich Helenens Wittwenstand vergaß, hatte ein förmliches Magazin von Butterschnitten vor sich aufgethürmt, die ihm Constanze präsentirte, und dabei nicht verschweigen können, daß, von so schönen Händen gereicht, die Ungenügsamkeit zur Tugend würde; auch hatte er Clementinens üppige Grazienfigur mit solch einem Kennerblick gemustert, der mehr und deutlicher sprach als alle schönen Worte, die er an die anderen Damen verschwendet hatte.

Das Gespräch wurde allgemeiner; von Wien, von seinen Reisen wollte man wissen, und er war nicht im mindesten karg mit seinen Erzählungen. Er sprach viel und gut; er wußte den geringfügigsten Dingen eine artige Wendung abzugewinnen, und in Wien und Paris, selbst in Constantinopel Stoff zu finden, mit dem er die dortigen Merkwürdig-

keiten mit Feinheit an etwas knüpfte, das seinen schönen Zuhörerinnen interessant war; und als die Tante nach manchem vergeblichen Versuche endlich so glücklich war, das Wort zu erhalten und das Thema der lieben Familienangelegenheiten zu bearbeiten, wußte er mit äußerster Zartheit darüber hinwegzuschlüpfen, da es nicht allgemein interessant sein und selbst dem Theil, den es anging, unangenehme Eindrücke zurücklassen konnte. Kurz, als er sich wieder empfahl, war nur eine Stimme: daß er ein schöner, liebenswürdiger, unterhaltender Mann sei, der ihnen in Pyrmont willkommen sein könnte. Nur, meinte Clementine, die früher von Helenen so gerühmte Bescheidenheit könne sie bis jetzt noch nicht an ihm finden, er scheine eher zu wenig als zu viel zu haben.

Diesen Vorwurf Clementine, rief lächelnd die junge Wittwe; hat er sich gewiß durch einen Blick verdient, mit welchem er Deine Nymphengestalt musterte. Erröthe nur nicht, Du stille Sentimale: ich habe seinen Blick und Deine Verlegenheit wohl belauscht.

Nur auf die liebe Familie wollte er sich gar nicht einlassen; meinte Tante Erdmuthe:

darüber ging der junge Herr flüchtig hinweg.

Dazu hatte er vielleicht seine guten Gründe, entgegnete die Gräfin, während auf Constanzens Lippen ein ironisches Lächeln schwebte, die übrigens auch die Einzige war, welche in sein Lob nicht mit einstimmte.

Wenn ein junger Mann, dem die Natur die Gabe zu gefallen verliehen, in einen Damenzirkel tritt, so ist dieser gemeiniglich zerstört. Leise lösen sich die Glieder der Kette und das fest Vereinte geht aus einander. Diese sonst so allgemeine Erscheinung fand hier nicht statt, die Kette war aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, daß sie fester hielt als gewöhnlich, und fast könnte man sagen, sich inniger an einander reihte als sonst.

Frau von Wallwitz, ein frohes, leblustiges Wesen, in Dürftigkeit erzogen, von einem hektischen jungen Greis ihres blühenden Aeußeren und ihrer frohen Laune wegen zur Gattin gewählt, hatte an dem Siechbett ihrer Mutter, dann an dem Krankenlager ihres Gatten die Knospenzeit des Frühlings verlebt, und hoffte nun im Glanz der Wohlhabenheit

und ihrer eigenen Sonne lustig und fröhlich sich entfalten zu können. Rein von Sitten und Gemüth, wollte sie nun aus dem Kelch des Genusses schlürfen, ohne sich zu berauschen, und mit freiem Herzen die verlornen Jugendstunden zurückrufen und genießen.

Nicht so die Gräfin Emilie. Durch Familienverhältnisse an einen alten Mann gekettet, fand sie in dem Reichthum, der sie umgab, auch nicht den kleinsten Ersatz; er war ja schon das Erbtheil ihrer Jugend. In der Gewalt über das Herz des schwachen Mannes fand sie gleichfalls keine Entschädigung, es war ihr gleichgültig, und ihr besseres, edleres Ich hätte viel lieber sich die Gewalt über das eigene Herz gewünscht, das mit seiner Ueberspannung sie in so manche Verwickelung hineinzog, aus welcher sie ihr reiner Sinn nur mit Mühe wieder herausriß. Von Jugend auf mit der großen Welt, ihren Thorheiten und ihren Schwächen bekannt, ließ sich ihr offenes Herz nur zu leicht von ihrem schwärmerischen Geist auf Wege leiten, wo der Ton der Gesellschaft Rosenblüthen über die Dornen gestreut hatte, und die Sehnsucht, die Romane zu spielen, welche sie so häufig

geleſen, führte die ſchöne junge Frau an manchen Abgrund, wo jedoch Clementine als ſchützender Engel ihr die Hand der Freundſchaft bot.

Dieſe, mit gleichem reizbaren Gemüth, lebte im Reiche der Wirklichkeit, wenn Emilie, ihrer glühenden Phantaſie folgend, in das Reich der Ideale ſchwebte. Seit ihrer Kindheit an Entſagen gewöhnt, hatte ſie vorſichtig ſich und ihre Gefühle bewacht und eine Herrſchaft über ſich erlangt, die oft die glühendſten Empfindungen kalt und todt erſcheinen ließ. Sie ward mit ihrem hellen Verſtand der Schutzgeiſt ihrer Freundin, mit ihrem tadelloſen Wandel ihr Vorbild.

Conſtanze, rein wie der friſchgefallene Schnee, doch nicht kalt wie er, war eines jener glücklichen Geſchöpfe, die von Allem nicht zu viel und nicht zu wenig von der Natur erhalten haben. Mit hinreichendem Verſtand begabt, richtig über ſich und ihre Verhältniſſe urtheilen zu können, fehlte ihr Helenens leichter Sinn, Emiliens Schwärmerei und Clementinens tiefer Blick in das Herz; doch hatte ſie Gefühl genug, einem jungen Manne, deſſen Verhältniſſe aber noch nicht

völlig geordnet waren, ihr Herz zu schenken und war auch consequent genug, diese Verbindung vor der Hand Jedem, selbst ihrer Schwester, zu verbergen. Sie war daher die Einzige in diesem Kreis, die unbefangen und gefangen war.

Welch ein Feld für einen gewandten, jungen Mann, der mit Talenten und Aeußerem ausgestattet, sich in einem solchen Zauberkreise bewegen soll. Ihm standen drei Herzen offen; das vierte war ja verschlossen, und Niemand hinderte ihm den Eingang, nicht einmal Mißgunst oder Neid. Emilie und Clementine sahen ihn als Helenens Zugedachten an. Clementine war zu stolz, um unter diesen Umständen Auszeichnung zu wünschen; für Emilie schien er zu flüchtig, um sich mit ihr in höhere Regionen schwingen zu können, und Constanze führte den Namen mit Recht. Aber auch Helenen schien das fürchterliche: und er soll Dein Herr sein! noch in den Ohren zu klingen; sie pflanzte schon bei der ersten Tasse Thee, die sie ihm reichte, den Freiheitbaum vor ihr neugieriges Herz, um es vor den Strahlen der neuen Sonne zu schützen.

Herr von Wallwitz hatte mit seinem schar-

fen Auge ſchnell die Verhältniſſe durchſchaut und ſah, daß er im Cirkel dieſer Schönen nur den allgemein höflichen Mann ſpielen, unter vier Augen aber mit Helenen in ſeiner natürlichen Laune bleiben, bei der Gräfin den gemüthlichen Schwärmer, bei Conſtanzen den Gleichgültigen und bei Clementinen den ſoliden Mann machen müſſe. Dies letztere wurde ihm wohl am ſchwerſten, und deßhalb ſchien es auch wohl den mehreſten Reiz für ihn zu haben und ihn am meiſten anzuziehen.

So drehte ſich der junge Mann wie ein Kreiſel in dieſem Zirkel herum, überall angezogen, oft abgeſtoßen. Mit ſich ſelbſt uneins, heute zur blonden Helene, morgen zur braungelockten Emilie, jetzt zur graziöſen Clementine, gleich darauf zur kalten Conſtanze hingezogen, faßte er nirgend feſten Fuß; doch ſchien ihn ſeine Beleſenheit in der neueren Literatur und ſeine lebendige Phantaſie, ihn ſelbſt täuſchend und ihn auf ihren bunten Flügeln entführend, öfter zu der Gräfin hinzuziehen, und endlich ſchien er ſich in dieſen Träumereien ſo wohl zu gefallen, daß ihm dieſes Streben und Entbehren anziehend genug wurde, um der ſchönen Frau in dem Maße

ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als er ſie den Andern entzog.

3.

Der Geburttag eines deutſchen Fürſten gab die Gelegenheit zu einem glänzenden Feſt, welches die Bewohner ſeiner Staaten den Badegäſten gaben; ein Ball ſollte es beſchließen.

Wallwitz war zu dieſem mit allen vier Grazien eingeladen. Doch den Cotillon, dieſen Barometer der Herzenstemperatur, ſollte Gräfin Emilie an ſeiner Hand dahin ſchweben, ſo auch den erſten Walzer und die Française. Der dritte Walzer und die Quadrille ward Clementinen zu Theil, der zweite Walzer Helenen, und in dem Fall, daß ein Cotillon getanzt werden ſollte, bat er Conſtanzen um die Ehre, ihn mit ihr tanzen zu dürfen. Dieſe Tanzkarte hätte für den ſpähenden Beobachter wohl das Repertoir ſeines Herzens ſein können, und dem erfahrnen Grafen entging es nicht, daß ſeine Hausgenoſſin oben an, die liebe Familie aber nur unten

ſtand. Doch ein galanter Mann iſt ſchon zufrieden, wenn er nur unter zwei Uebeln das kleinſte wählen darf, und ſo ſah er lieber die Gattin als Clementine den erſten Platz einnehmen, und hoffte, daß in der kurzen Bade-Saiſon nicht recht viel zu fürchten ſei.

Der Ball begann. Die Damen erſchienen, und es war nicht zu läugnen, daß ihr Eintritt imponirend war. So mancher Witzling bedauerte, daß Viere waren, und deßhalb weder mit den Grazien, noch mit den Göttinnen verglichen werden konnten, die der glückliche Paris als Anatomiker belauſchen und mit ſeinem befangenen Ausſpruch ſich zur Freundin oder zur Feindin machen müßte.

Halt! rief ein vorlauter Jüngling, der mit ſeiner Lorgnette dieſe Holden beäugelte: ich weiß Hülfe! Vergleichen Sie ſie nur immer mit den Göttinnen. Dort die Große und Ernſte, die jetzt etwas zurückſteht, ſei unſere Minerva, die mit Brillanten geſchmückte Blauäugige unſere Juno, die einfach mit einem leichten Bouquet Gezierte, welche eben mit ihrem Tänzer dahin ſchwebt, ſei — nein, ſie iſt die Venus — und ich, als Paris, greife nach der Vierten und führe die Helena

zum Tanz; denn mir gehört sie als Preis meines witzigen Einfalls.

Paris forderte Helene auf und schwebte, sonderbar genug, da Frau von Wallwitz wirklich Helene hieß, mit ihr durch den Saal.

Sehen Sie nur, Herr von Wallwitz! sagte die Gräfin zu ihrem Tänzer: wie unsere junge Witwe leicht dahin fliegt; tanzt sie nicht wunderniedlich, als wäre sie die jüngste Hore?

Und vermochte doch nicht, mir der Freuden so viele zu reichen, antwortete der junge Mann: als ihre ernste Schwester, die ich in meiner Hand festhalten möchte, damit sie mir nie entfliehen könnte. War es nicht natürlich, daß bei dem Gedanken an das Festhalten ein leiser Druck seiner Hand ihr verständigte, daß sie die ernstere sei? Sie verstand, sie erwiederte ihn.

Die Reihe des Walzens kam an den Jüngling und seine Hore; sie schwebten dahin und als sie Paris und Helene vorbeieilten, rief diese unwillkürlich: Ein schönes Paar!

Kennen Sie die Tänzerin? fragte der Hirt von Ilion.

Es ist die Gräfin Wildensee.

Und der Tänzer?

Ist Herr von Wallwitz!

Herr von Wallwitz? fragte nochmals der Trojaner verwundert: O, wissen Sie nicht, woher, meine Gnädige?

Aus dem Hause Sonnenberg! antwortete Helene, die rasch vorwärts schritt, da die Reihe an ihnen war, sich en parade im Kreis zu drehen. Die Musik endete, sie verbeugte sich, hing sich an Clementinens Arm und ging mit ihr durch den langen Saal auf und ab.

Hast Du unsern Ritter gesehen, Clementine? fragte sie jetzt: er tanzt ganz allerliebst, und ich freue mich recht auf den dritten Walzer! Nur glaub' ich, meine kleine Figur paßt nicht so gut zu seiner herkulischen, als die Figur der Gräfin. Es war ein reizendes Paar!

Clementine schwieg.

So stumm und auf einem Balle? Mit wem hast Du denn getanzt?

Mit einem Fremden, den ich nicht kenne?

Und mein Tänzer, wer war dies? Kannteſt Du ihn nicht?

Mir ist er völlig unbekannt. Doch, dort spricht er mit Constanzen, von der können wir es leicht erfahren.

Helene winkte ihr. Sie verbeugte ſich vor dem Herrn und kam auf ſie zu. Es iſt der Graf von Blankenberg; antwortete ſie der Fragenden: ein junger Mann mit liebenswürdigen Talenten — Dichter, Maler, Componiſt!

Großer Gott, ſchweig! unterbrach ſie Helene: denn ich müßte dieſem Talentregiſter noch zuſetzen: vortrefflicher Tänzer! — Aber woher kennſt Du ihn denn?

Mein Tänzer —

Apropos! wer war denn dieſer ernſte, beſcheidene Seladon, der Dich kaum mit ſeinen Fingerſpitzen zu berühren wagte?

Conſtanze erröthete. Nur friſch heraus! rief haſtig Helene.

Der Aſſeſſor von Bergen! antwortete ſie ſtotternd, und hinter ihr bat eine weiche Stimme Clementine um die Ehre, die Françaiſe mit ihr tanzen zu können — und der Aſſeſſor ſtand neben der glühenden Conſtanze.

Schweſter! Schweſter! rief drohend die Muthwillige. Dein Gleichmuth wird mir jetzt verſtändlich. — Schon wieder? ſagte ſie zu ihrem Schwager und hob drohend den Finger, als dieſer die Gräfin vor ihr vorbeiführte. Schon wieder, das iſt doch ein wenig zu arg!

Der Graf ſchien auch die nämliche Bemerkung gemacht zu haben, er ſtand ihr gerade gegenüber und ſeine Blicke verfolgten bald die Gräfin, bald Clementine. Da trat ein junger Mann zu ihm und fragte mit dem höflichſten Ton: Mein Herr! Sie ſcheinen das Paar dort genau zu kennen, darf ich Sie wohl fragen, wer die Dame in dem Spitzenkleide iſt?

Meine Frau! antwortete der alte Herr halb verdrießlich.

Und der junge Mann, der mit ihr tanzt?

Ein Herr von Wallwitz, der Schwager jener hübſchen Blondine, die dort eben mit dem Huſarenofficier antrat.

Herr von Wallwitz? ſagte der Graf Blankenberg; denn dieſer war der Fragende: Sonderbar! — Er bat um Entſchuldigung und ging.

Der Graf war froh, daß er ihn los wurde, denn die peinlichſte Unruhe trieb ihn. Er wollte bei den Touren einen leiſen Handdruck der Gräfin und im nämlichen Moment einen Blick Clementinens bemerkt haben, der den glücklichen Wallwitz traf, und der ihn noch mehr aus ſeiner Faßung brachte.

Der zweite Walzer begann, welchen He-

lene mit ihrem Schwager tanzte. Wie gefällt Ihnen heute die Gräfin Wildensee? fragte sie ihn neckend: nicht wahr, sie tanzt allerliebst?

Reizend, reizend! meine Gnädige! antwortete ihr Wallwitz sehr zerstreut, sah auf Clementine, die eben vorbei walzte, und drückte seiner Schwägerin die Hand. Sie zog sie aus der seinigen. Ja, fuhr er fort, ohne dies bemerkt zu haben: sie ist sehr reizend, und das einfache weiße Kleid, dies schlichte Bouquet —

Von was reden Sie denn? unterbrach ihn Helene unter Lachen. Das schöne Spitzenkleid der Gräfin ein einfaches, und die Guirlande in ihrem Haar ein schlichtes Bouquet zu nennen!

Verzeihen Sie! sagte Wallwitz einlenkend: ich meinte, das Kleid und das Bouquet, welches Fräulein Clementine ziert, werde die schöne Frau gewiß so lieblich kleiden als der gewählte Pariser Anzug. Staunend sah ihn Helene an; er umschlang sie und schwebte rasch mit dieser verwitweten Sylphide dahin.

Er fühlte, daß er zerstreut, sehr zerstreut gewesen war und glaubte es nur durch die höchste Artigkeit wieder gut machen und sich

vor Rückfällen bewahren zu können. Er war daher während des ganzen übrigen Theils des Walzers höchst galant gegen die liebliche Frau; doch suchte sein Blick — und das entging der Feinen nicht — ein paar Augen, von denen er nicht gern jetzt bemerkt zu werden wünschte. Helene ward irre an ihm: wem galt es, Clementinen oder der Gräfin?

Der Walzer endete; der Cotillon sollte beginnen. Wallwitz, der in ein Nebenzimmer getreten war, kam eben in den Saal zurück, um die Gräfin aufzusuchen, als der Graf Blankenberg sich ihm näherte und ihm mit barschem, unfeinem Tone sagte: mein Herr! ich wünschte einige Worte mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen; ich ersuche Sie deßhalb, mir auf die Allee zu folgen. Wallwitz sah ihn verwundert an; der Ton mißfiel ihm, er kannte den jungen Mann gar nicht.

In diesem Augenblick habe ich keine Zeit, ich muß den Cotillon tanzen, nachher stehe ich zu Befehl; denn ich darf wohl voraussetzen, daß die Geschäfte, die wir abzumachen haben, keiner Eile bedürfen. Er ließ ihn stehen, näherte sich der Gräfin und trat mit ihr in den Kreis, der sich bildete.

Ihm gegenüber ſetzte ſich Helene, die nicht tanzen zu wollen ſchien. Der alte Graf trat neben ſie, doch kaum begann der Tanz, ſo nahm der neue Paris den Platz auf der andern Seite neben ihr ein. Helene, der es nicht entgangen war, wie ſehr der Graf Clementine auszeichnete, machte ſich den Scherz, ihn auf die Blicke des Herrn von Wallwitz aufmerkſam zu machen, mit welchem er dieſe verfolgte. Ob ſie dies, um ihn zu necken, that, oder ob ſie die gute Abſicht hatte, den Grafen von der Beobachtung ſeiner Gattin abzuziehen, bleibt unentſchieden. Kurz, ſie erreichte auf jeden Fall ihren Zweck. Der Graf wurde nachdenkend und ſeine Augen verließen Clementine keinen Moment.

Doch bald nahm ihr Geſpräch eine andere Wendung. Der Graf Blankenberg ſuchte die Unterredung auf etwas Anderes zu ziehen und von gleichgiltigen Dingen, die einen gewandten Mann immer zu ſeinem Ziele führen, ging er zu Artigkeiten über, die er der ſchönen Witwe beſcheiden, aber herzlich vortrug, und am Ende kam er auch auf ihren Tänzer vom vorigen Walzer. Er fragte, ob ſie ihn kenne; Helene entgegnete ihm, daß er

der Bruder ihres verstorbenen Mannes sei, und indem der Graf eine neue Frage thun wollte, stand Wallwitz selbst vor ihnen und holte Helene zu einer Tour.

Das Gespräch war abgebrochen. Der Graf Wildensee fing, als Helene ihren Platz wieder eingenommen hatte, mit ihr wieder an, von Wallwitz zu sprechen; Paris aber entwand dem alten Herrn nach viertelstündigem Kampfe sehr geschickt den Faden der Unterhaltung, und als er eben die Frage von vorhin: kannten Sie den Herrn von Wallwitz schon früher? an Helene thun wollte, stand der Störenfried wieder vor ihnen und holte die Schöne ab. Ungeduldig drehte sich der junge Mann auf dem Stuhle hin und her, während dem alten Herrn diese Attention gegen die Schwägerin ganz wohl zu gefallen schien. Noch einmal wiederholte sich das Spiel. Helene entschlüpfte an Wallwitzens Hand dem Frager schon wieder, doch konnte sie dem zu artigen Schwager nicht unbemerkt lassen, daß seine ihr bewiesene Aufmerksamkeit wohl auch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregen würde.

Wider Vermuthen endete der Cotillon frü-

her als gewöhnlich, und als der Graf Blankenberg eben noch einmal die Frage wagen wollte, ſtand Wallwitz vor ihm und ſagte mit der größten Unbefangenheit: Sie wünſchten mich zu ſprechen, mein Herr; ich ſtehe zu Dienſten.

Verzeihung, meine Gnädigſte! ſagte dieſer, der ſich ſchon wieder geſtört ſah, verneigte ſich und folgte.

Was ſteht zu Ihren Dienſten? fragte Wallwitz, als ſie in die Allee kamen.

Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?

Ich bin der Baron von Wallwitz — und Sie?

Der Graf Blankenberg!

Na, ſo weit wären wir — und weiter?

Sind Sie der Bruder des verſtorbenen Herrn von Wallwitz?

Nun ja!

Des verſtorbenen Herrn von Wallwitz, deſſen Witwe hier im Bade iſt?

Zu dienen!

Mein Herr, dieſen Herrn von Wallwitz habe ich die Ehre zu kennen.

Er hat aber nicht die Ehre, Sie zu kennen; und die Bekanntſchaft eines Inquiſitors,

die er eben durch Sie macht, ist nicht geeignet, daß er ihre Fortsetzung wünscht. Er wollte gehen.

Nein, mein Herr! rief der Graf. So wohlfeilen Kaufes kommen Sie nicht fort — ich muß —

Sie bitten, mir nicht länger beschwerlich zu fallen! unterbrach ihn Wallwitz schnell. Ich bin zum nächsten Tanz engagirt und habe Eile. Morgen früh um zehn Uhr stehe ich im Wäldchen zu Ihrem Dienste, auf Pistolen oder Degen, wie Sie wollen; denn Ihre unbescheidenen Fragen lassen mich voraussetzen, daß ich durch diese Einladung Ihren Wünschen entgegengekommen bin.

Punkt zehn Uhr werde ich mich einstellen! entgegnete der Graf. Sie schieden.

Schon im Hereintreten kam Helene Wallwitzen entgegen und fragte ihn mit ängstlichem Ton: Sie haben doch keine Unannehmlichkeit gehabt?

Für wen zittert die schöne Helene? fragte er lachend: für ihren Paris oder ihren Menelaus?

Ich habe keinen Menelaus! entgegnete sie gereizt: und danke für den Paris, wie für

die unfeine Vergleichung. Doch, fuhr ſie ſchnell einlenkend fort: der Walzer hat ſchon eine geraume Zeit begonnen, und dort ſitzt eine verlaſſene Schöne, die ihren Schäfer, ſo wie es ſcheint, ſehnſuchtvoll erwartet. — Sie zeigte auf Clementine, die, nach ihnen Beiden blickend, jetzt die Augen niederſchlug.

Wallwitz eilte ſchnell, den Fehler wieder gut zu machen und ſchwebte mit Clementinen, zum großen Aergerniß des Grafen dahin, der jetzt zwiſchen ſeiner Gemahlin und Frau von Wallwitz ſaß, die ihn Beide, als hätten ſie ſich verabredet, auf das ſchöne Paar anfmerkſam zu machen ſuchten. Die Quadrille that auch noch das Ihrige, den guten Herrn völlig zu verſtimmen und alle Artigkeiten, die Wallwitz ſpäter Helenen und der Gräfin darbrachte, vermochten nicht, ihm den Gleichmuth wieder zu geben.

Ein alter Verliebter iſt ein lächerliches Geſchöpf. Ohne ſich geſtehen zu wollen, daß blos das Gefühl ſeiner Nichtigkeit in ihm Mißtrauen und Eiferſucht erregt, ſchreibt er dies peinigende Gefühl auf ſeine Erfahrung und die Kenntniß des weiblichen Geſchlechts, das nach ſeiner Meinung nur treulos mit den

heiligsten Gefühlen spielt; er vergißt hierüber ganz, daß nie von Treue die Rede sein kann, wo nie Liebe war. So auch der gute Graf, der, ohne nur die leiseste Ahnung haben zu können, daß ihn Clementine liebe, das arme Mädchen mit seinen Süßigkeiten und seinen Prätensionen verfolgte.

4.

Um zehn Uhr waren Wallwitz und der Graf Blankenberg auf dem bestimmten Platze.

Sie geben sich hier für den Herrn von Wallwitz aus? sagte dieser: und doch —

Bester Graf! unterbrach ihn Wallwitz schnell: auf jedem Stellort halte ich mehr vom Handeln als vom Sprechen. Sie haben sich, ohne daß ich Sie kenne, ohne je in Berührung mit Ihnen gekommen zu sein, unanständig gegen mich benommen; dies fordert Genugthuung. Bestimmen Sie — Degen oder Pistolen.

Pistolen! rief der Graf in Wuth. Die Secundanten schritten ab, die Barrière wurde gesteckt. Der Graf schoß zuerst; er fehlte.

Man sah ihm an, daß er nicht bei kaltem Blute war. Wallwitz blieb stehen. Schießen Sie! rief der Graf ungeduldig.

Ich habe Zeit! antwortete jener ganz ruhig.

Schießen Sie, oder bei Gott! Wallwitz blieb in seiner ruhigen Stellung stehen. Blankenberg drückte ab und fehlte wieder. Lächelnd setzte Wallwitz seine Pistolen in Ruhe und legte sie auf den Rasen.

Ich bitte, mich künftig nicht mehr auf diese Art zu incommodiren! sagte er höflich, jedoch ohne Bitterkeit zu dem Grafen, der staunend vor ihm stand, empfahl sich freundlich und kehrte mit seinem Secundanten nach Pyrmont zurück.

Die Frauen saßen vor der Wohnung des Grafen, als Wallwitz ganz ruhig die Allee herunter geritten kam. Die Nachricht des Duells hatte sich schnell verbreitet, so geheim es auch beide Theile gehalten hatten. Die Erscheinung des Herrn von Wallwitz machte daher Aufsehen, am meisten aber unter dem kleinen Cirkel, bei dem sich bis jetzt noch der Graf aufgehalten, den aber nun die Neugierde trieb, weshalb er den Herrn von Wall-

witz, zum Frühstück einladend, abzusteigen bat.

Ruhig, als ob nichts vorgefallen, folgte Wallwitz dieser Einladung. Man ging mit der gespanntesten Erwartung in das Haus, setzte sich um den runden Tisch, und forschend schaute der junge Mann auf die verschiedenen Gesichter der Frauen, in denen sich ganz widersprechende Empfindungen ausdrückten. Die Augen der Gräfin glühten vor Entzücken. Frau von Wallwitz schien in peinlicher Unruhe zu sein; Constanze gleichfalls; wußte sie doch, daß der Assessor den Grafen Blankenberg hatte secundiren sollen; sie blieb jedoch mehr Herr ihrer Empfindungen als ihre Schwester. Nur auf Clementinens Gesicht schwebte eine heitere Ruhe. Der Graf, von Neugierde geplagt, vielleicht auch von seiner Gemahlin angespornt, that nun Kreuz- und Querfragen; es half ihm nichts; Wallwitz antwortete unbefangen, und des Vorfalls von heute früh gedachte er mit keiner Sylbe. Da ergriff die Neugierde, vielleicht auch die Angst, die schöne Witwe, sie preßte ihr die Frage aus: Haben Sie sich denn nicht, so wie es allgemein heißt, mit dem Grafen Blankenberg geschlagen?

Mit dem Grafen, der hier auf dem Schimmel courbettirend durch die Allee reitet? fragte er erſtaunt.

Alles flog an's Fenſter. Der Graf und der Aſſeſſor ritten wohl und munter vorbei, grüßten ehrerbietig, während Wallwitz eine Taſſe Chokolade ſchlürfte und endlich ausrief: Vielleicht weiß der gute Mann mehr als ich. Befehlen Sie, meine Damen, ſo will ich ihn herauf nöthigen! Doch die Damen verbaten dies, und als Wallwitz ſich ihnen empfohlen hatte, ſtimmten ſie das gewöhnliche Klagelied an: daß man doch in einem Bade nie etwas glauben müſſe.

5.

Während der gute Wallwitz ſich im Kreiſe der Schönen in Pyrmont ſo wohl befand und immer noch zweifelhaft ſchien, welcher der Glücklichen er den Apfel zuwerfen ſolle, und der alte Baron Liebenſtein ſeinem todtkranken Sohn angſtvoll entgegeneilte, hatte die ſorgſame Pflege der guten Tante in Caſſel die Roſen auf Clotildens Wangen wieder zurück-

gerufen. Sie hatte sich sehr bald wieder erholt, so daß die Tante alle Tage von der Reise nach Pyrmont sprach, Clotilde aber nach jeder solchen Unterredung sich unwohler fühlte. Der Gedanke, daß Baron Liebenstein der Mann sei, den sie lieben solle, war schon hinreichend, ihr einen Widerwillen gegen diese Verbindung einzuflößen; seit aber auch die geschäftige Fama mit ihrer Posaune ihr so manches Anekdötchen von des jungen Barons genialen Streichen zu Ohren gebracht hatte, war er ihr unausstehlich. Von ihrer verstorbenen Mutter einfach und still erzogen, hatte sich ein ruhiger Ernst über ihr Jugendleben gebreitet, der für die große Welt und zu den Umgebungen ihres Vaters nicht paßte und welcher durch die ihr nicht ganz unbekannt gebliebene Lebweise ihres Vaters noch vermehrt wurde. Konnte daher eine Verbindung, die nicht aus gegenseitiger Neigung, nur aus der Jugendfreundschaft und aus dem Interesse ihres Vaters entstanden war, konnte wohl eine solche Verbindung mit einem Wüstling, der schon das Leben bis auf seine Hefen geleert hatte, die stille, einfache und doch tief fühlende Clotilde beglücken? Sie sah mit

Schaudern der Zusammenkunft in Pyrmont entgegen, und wer weiß, ob nicht, bei aller Reinheit und Wahrheit des Gemüths, die Krankheit, die sie in Cassel bei der gütigen Schwester ihrer Mutter zurückgehalten, ein wenig Verstellung war.

In die Brust dieser würdigen Frau schüttete sie ihr Herz aus und fand innige Theilnahme. Beide erschraken daher nicht wenig, als sie eines Abends bei ihrer Nachhausekunft von einer Spatzierfahrt, eine Karte und die Nachricht fanden, daß der junge Baron Liebenstein da gewesen und seine Aufwartung habe machen wollen; er werde morgen wieder kommen.

Wie ein unerwarteter Donnerschlag scheuchte die Nachricht die Tante und Nichte aus ihrer geträumten Ruhe, und Rath wurde gepflogen, was nun zu thun sei. Clotilde brachte Unwohlsein in Vorschlag; die klügere Tante meinte aber, daß sie doch einer Zusammenkunft früh oder spät nicht entgehen könne, und daß es daher am beßten sei, den Unausstehlichen hier zu empfangen, wo sie unbeobachtet und ohne Leitung ihres Vaters in ihr Betragen gegen den Baron so viel Ab-

stoßendes legen könne als sie nur wolle. Als er sich daher am andern Morgen melden ließ, nahm ihn die Tante an, ließ Clotilde rufen und konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken, als sie diese, dem weiblichen Charakter getreu, im gewähltesten Morgenanzug eintretrn sah. Der Baron erschien. Er war ein sehr schöner Mann, der mit Bescheidenheit, fast könnte man sagen, mit Aengstlichkeit sich den Damen näherte, auch während der ganzen Unterhaltung in dem nämlichen Tone blieb. Von den Familienverhältnissen, von dem Project, was ihm gewissermaßen ein Recht gab, sich Clotilden mehr zu nähern, sprach er kein Wort und nach einem kurzen Aufenthalt empfahl er sich und bat um die Erlaubniß, ferner seine Aufwartung machen zu dürfen. Die gutmüthige Tante, von der Bescheidenheit des jungen Mannes überrascht, noch mehr aber von der Aufmerksamkeit eingenommen, welche er ihr in den wenigen Augenblicken, in denen er um sie war, selbst mit Vernachlässigung Clotildens gezeigt hatte, bat ihn für den Abend zum Thee, worüber Clotilde nicht wenig erschrak.

Als er sich entfernt hatte, wollte diese mit

der Tante schmollen. Aber die alten Frauen sind gar gutmüthige Seelen; mit Achtung und Aufmerksamkeit gewinnt man sie sehr leicht, und Bescheidenheit verfehlt selten den Eingang zum Herzen. Nun! sagte sie ganz freundlich: so hatten wir uns den Baron nicht vorgestellt. Die böse Welt vergrößert doch Alles; hat ein stiller, bescheidener, junger Mann nun auch vielleicht einige Genieſtreiche gemacht, gleich schreit man und erklärt ihn für einen Wüstling; und diesem jungen Mann, setzte sie zuversichtlich hinzu: dem thut man gewiß Unrecht.

Wer weiß, entgegnete Clotilde: ob das nicht Maske ist; die Männer sind falsch!

Großer Gott! rief die Tante lächelnd: woher willst Du das wissen, da Du ohne alle Erfahrung in diesem Punkte bist! Nein, mein gutes Kind, falsch ist der Baron nicht; das war keine Verstellung; ich möchte fast sagen, seine Bescheidenheit war Aengstlichkeit.

Clotilde bekämpfte noch einige Zeit die Meinung der Tante, doch ehe der Abend und mit ihm Baron Licbenstein kam, der ihr eigentlich gar nicht mißfallen hatte, schien sie durch den unterbrochenen Sermon der Tante überzeugt.

Der Freier war, wo möglich, am Abend noch bescheidener als am Morgen; kein Wort von seinen Hoffnungen und seinen Wünschen, aber desto mehr Blicke, die sein Inneres verriethen. Fast ausschließend mit der Tante beschäftigt, die auch die Unterhaltung recht festhielt, blieben ihm kaum Augenblicke für Clotilde übrig. Das Gespräch drehte sich um die allgemeinen Begebenheiten des Tages; sein Urtheil war bestimmt, aber bescheiden. Die Tante rückte näher, sie sprach von seinem Vater — eine hohe Röthe überzog sein Gesicht, er schien die Folge dieser Frage zu fürchten und vermied mit vieler Zartheit Alles, was auf die ängstlichen Verhältnisse zwischen ihm und der Gräfin führen konnte.

Er will nur durch sich allein, nicht durch das Gebot der Eltern, meine Hand gewinnen; er schweigt bescheiden und übt das Recht nicht aus, was ihm das Project meines Vaters eingeräumt — dachte Clotilde, und der schöne, bescheidene, unterrichtete Mann war ihr schon jetzt nicht mehr unwillkommen.

Wie thörig ist doch der Mensch mit seinen Wünschen! sagte Abends beim Schlafengehen

die Tante: fürchteten wir uns nicht gestern noch vor dem wüsten Bräutigam, als wäre er der Böse? Wollte sich nicht die ängstliche Braut sogar krank stellen und das Bett hüten? Wünschten wir ihn nicht auf den Blocksberg? Und ein lieber, artiger Mann tritt auf, der an einem Tage alle die bösen Eindrücke verwischt, die wir schon seit lange aufgefaßt hatten, und der, wie es mir scheint, sich schnell in dem Herzen meiner guten Clotilde ein Hüttchen gebaut hatte.

Und die gute Tante hatte Recht. Eine stille Neigung blühte in Clotildens Herzen auf, die jeder neue Tag immer mehr und mehr entfaltete. Die Musik, dieses Zauberband gefühlvoller Seelen, kettete sie noch mehr, und kaum waren einige Wochen vergangen, so gestand der Mund, was die Augen schon längst verrathen hatten.

6.

In Pyrmont schienen die Verhältnisse sich auch ordnen zu wollen. Herr von Wallwitz huldigte fast ausschließend der Gräfin Wilden-

see. Natalien ward wohl hier und da, führte sie der Zufall allein zusammen, ein inniges Wort, was der Tiefe des Herzens entquollen zu sein schien. Helenen mußten die gewöhnlichen Artigkeiten genügen, doch der Graf Blankenberg wußte sie hinreichend für diesen Verlust zu trösten. Constanze wurde, so wie die Tante, ganz übersehen.

Niemand schien sich hierbei besser zu befinden als die Gräfin, welcher die Eitelkeit sagen mußte, sie habe diesen Wildfang zum schmachtenden Adonis umgeschaffen; denn still, melancholisch irrte jetzt der arme Wallwitz in den einsamen Promenaden umher, und sein Humor, blickte er auch einmal mit seinem Feuerstrahl durch die düsteren Nebel, schien doch ganz verschwunden zu sein. Er seufzte mit der Gräfin, las mit ihr das Vergißmeinnicht und Mimili, Werther's Leiden und die Wahlverwandtschaften, und sein großes, blaues Auge sah oft düster vor sich hin, wenn er an ihrer Seite saß und ihre süßen Zauberworte ihn umstrickten.

Daß er liebe, war gewiß; denn nur dieser allgewaltige Gott konnte den leichten Sinn dieses Wildfangs gezügelt haben; und wer

verdammt eine junge, schwärmerische Frau, welche an die Seite eines alten, geckenhaften Mannes geschmiedet ist, daß sie sich dem süßen Gedanken hingab, diese Umwandlung in dem Jüngling hervorgebracht zu haben, der gute Genius zu sein, der den Verirrten auf die reinen Pfade des Lebens zurückführt. Ach! die Eitelkeit ist eine mächtige Fee, sie zaubert Alles um uns her, wie die Phantasie es malt, und nirgend ist sie verführerischer, als wenn sie an der Hand der Liebe den Verirrten in das ideale Land der reinen, heiligen Gefühle zurückführt. Was Wunder, daß die Gräfin, indem sie mit mütterlicher Hand dem jungen Manne diese Pforten öffnete, das eigene Herz der Liebe zu verschließen vergaß?

Aber eben dieser Gedanke, von Eitelkeit erzeugt, mit Liebe ausgeführt, gab auch diesem, sonst strafbaren Gefühle eine Reinheit, die in ähnlichen Verhältnissen nur zu selten ist und deren Schnee so leicht, an der Gluth der Sinnlichkeit geschmolzen, vergeht. Ein reines, überspanntes Gemüth vertraut sich selbst mit Heldenmuth, es eilt mit ritterlichem Sinn dem Kampfe entgegen und ist dann oft das Opfer seiner Schwärmerei.

Schon sehnte sie sich nach der Einsamkeit, schon betrog sie sich selbst, wenn sie die Gelegenheit benutzte, die der Zufall gab; noch erröthete sie, wenn ein unvorsichtiges Wort die Gelegenheit andeutete, ihn allein zu sehen, zu sprechen. Aber wie das Gute nur langsam und schwerfällig in unser oft verschlossenes Herz den Eingang findet, so schleicht sich, zwar auch nur leise aber um desto sicherer, das Sündhafte in das geöffnete ein und spät oder früh hat es uns ergriffen. Bald suchte sie schon die Gelegenheit, sich unter vier Augen das was man empfinde, sagen zu können; bald vereinten sich Beide, diese Gelegenheit aufzusuchen, und eine treue, gewandte Kammerzofe bot ihre hülfreiche Hand.

Für Wallwitz hatte diese Situation den Reiz der Neuheit und war ihm um so anziehender. Im Flug zu erobern oder bei ernstem Widerstand sich schnell in guter Ordnung zurückzuziehen, dies war die Maxime, durch welche er im Kreise der Frauen so manchen Sieg errungen und nach so mancher Niederlage sich unverspottet zurückgezogen hatte. Hier that sich eine neue Welt vor ihm auf. Er wurde geliebt, und obgleich Sieger, schmück-

ten ihn doch keine Trophäen — er mußte an der Himmelspforte dürstend schmachten, und die Arme, die ihn sehnsuchtvoll umfaßten, stießen ihn auch ernst wieder zurück. Ob dies Spiel ihm auf die Dauer genügt, ob er nicht, des ewigen Abstoßens und Anziehens müde, sich endlich auch in guter Ordnung zurückgezogen hätte, ist sehr wahrscheinlich, da es dem strengen Beobachter nicht entgehen konnte, daß er sich auf diesen Schmetterlingsflügeln nur emporschwang, um den Flügeln der ernsteren Psyche zu entgehen, die ihm an Amors Hand in Clementinens Gestalt entgegen trat. Er wollte dem ernsteren, wahren Gefühl entfliehen und gab sich dem sentimentalen, frivolen hin.

Mit dem Grafen Blankenberg schien er jetzt auch auf dem vertrautesten Fuße zu sein. An dem Nachmittage des Duells war er zu ihm gekommen, und hatte ihm mit der größten Artigkeit gesagt, daß er jetzt sehr gern erbötig sei, ihm seine Fragen zu beantworten, wobei ihm nur der Ton unangenehm gewesen wäre. Daß ich mit Recht als Herr von Wallwitz auftrete, kann Ihnen dieser Brief beweisen, der für Sie ein sicheres Document

sein wird. Der Graf las, bat ihn inständig um Verzeihung wegen seiner unbescheidenen Zudringlichkeit, und da Wallwitz wohl die wahre Ursache von des Grafen Benehmen ahnete, gab er ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er seinen Wünschen nicht im geringsten in den Weg treten würde. Schon am nämlichen Abend erschienen Beide Arm in Arm auf der Allee, und Wallwitz führte seinen neuen Freund in den Cirkel seiner Familie und des Grafen Wildensee ein, und nicht lange, so schien es, als habe Paris Helene, wenigstens ihr Herz entführt.

Der Assessor, der durch den Grafen nun auch Zutritt im Hause bekommen hatte, gefiel der Tante vorzüglich, obgleich er Constanze nur ausschließend unterhielt, während Wallwitz mit der Gräfin in höheren Regionen schwärmte. So blieb der armen Clementine entweder die Tante oder ihr Fortepiano, im schlimmsten Fall der Graf übrig, der sich über diese Anordnungen nicht wenig freute und seiner Gattin gern die ästhetische Unterhaltung des Herrn von Wallwitz gönnte.

7.

So verstrichen Tage, Wochen. Da kam ein Brief des alten Barons, folgenden Inhalts:

Mon cher frère!

Mit der schrecklichsten Angst im Herzen verließ ich Dich und Deine liebenswürdige Frau Gemahlin, welcher ich mich unterthänigst zu empfehlen bitte, und reis'te nach Aachen, meinen Wildfang aufzusuchen, sein Schiff mit meinem Golde wieder flott zu machen, und wäre er wirklich krank, ihn zu pflegen. Ich komme an; statt seiner find' ich einen Brief. Er ist nur einen Augenblick in Aachen gewesen, denn er hat schnell nach Frankfurt abreisen müssen. Ein Freund von ihm, der mir diesen Brief übergibt, hat ihm hundert Louisd'or geliehen, die er mich zurück zu zahlen und ihm nach Frankfurt zu folgen bittet, wo meine Gegenwart von der äußersten Wichtigkeit für ihn sei.

Ich bin im Begriff, ihm zu folgen. Doch entre nous soit dit: ich fürchte, lieber Bruder, aus unserer projectirten Heirath

wird nichts. Sein Freund, der nämliche, dem ich das Geld ausgezahlt habe, hat mir zu verstehen gegeben, daß meinen Sohn eine Herzensangelegenheit nach Frankfurt getrieben hätte, und ich ja eilen möchte, ihm dahin zu folgen. Du weißt, besteht mein Sohn auf seinem Kopf, so wird es mir schwer, ihn anders zu stimmen; ich verzweifl' aber noch nicht ganz. Hat er doch Gräfin Clotilde noch nicht gesehen, die ihrem Portrait nach ein wahrer Engel sein muß. Ich halte es aber dennoch für meine Schuldigkeit, Dich in Zeiten zu präveniren, damit Du Deine Arrangements darnach machen kannst.

Morgen reise ich ab. Ich hoffe auf einen Brief von Dir im Schwan zu Frankfurt. Sehnsuchtvoll erwarte ich den Augenblick, wo ich Dich wieder sehe; Du mußt mich daher nur wissen lassen, wann Du Pyrmont verläßt und wo wir uns dann treffen können.

Den schönen Damen, besonders Deiner Frau Gemahlin, meine Devotion.

Liebenstein.

Der Graf säumte keinen Augenblick, ihm Folgendes zu antworten:

„Hätte ich doch nie geglaubt, daß Du ein so schwacher Mann sein und Dich so ganz von den Thorheiten Deines Sohnes leiten lassen könntest. Wir Väter müssen befehlen, die Kinder müssen gehorchen. Ich für meinen Theil würde auf den Willen meiner Tochter nicht im mindesten achten, wenn es ihr etwa einfallen sollte, gegen die Heirath mit Deinem Sohne Einwendungen zu machen. Thue mit Deinem jungen Liederlich ein Gleiches. Sei kein Thor, und bezahle ewig seine Schulden, und documentire dadurch Deine Schwäche. Ohne Geld werden diese Herrchen so kirre, wie die Vögel ohne Futter. Merke Dir diese wohlgemeinte Lehre, beherzige sie, und vergiß nicht, daß Graf Wildensee ein Lieblingsproject, welches er seit seiner Jugend sich freundlich ausschmückte, nicht so leicht wieder aufgibt.

Ich hoffe, Dich und Deinen Sohn spätestens in der Residenz bei mir zu sehen, wohin ich in acht Tagen von hier abgehe. Wahrscheinlich wird uns Frau von Wallwitz mit ihrer Schwester begleiten — meine Frau

will es so, und Du weißt, wie schwer es mir wird, ihrem Willen entgegen zu sein — obgleich es mir der Zugabe wegen nicht angenehm sein kann. Da ist nämlich ihr Schwager in Deiner Abwesenheit angekommen; ein unausstehlicher, arroganter Mensch, der allen Weibern und Mädchen die Cour macht und allen die Köpfe zu verdrehen scheint — der wird nun natürlich seiner lieben Schwägerin folgen, die mit einem Grafen Blankenberg, einem Landsmann von mir, sich engagirt zu haben scheint.

Meine Frau hat es zwar jetzt übernommen, den jungen Sausewind zu bilden; ich hoffe auch, es wird ihr gelingen; denn was vermöchte nicht eine so liebenswürdige Frau! — doch ist und bleibt mir der Mensch unausstehlich. Bei dieser Gelegenheit hat unsere Clementine von neuem ihren schönen Charakter gezeigt; mit Würde und Anstand wies sie den Zudringlichen ab, und zeigt immer mehr und mehr, daß eine solide Unterhaltung sie weit mehr anspricht als das fade Geschwätz unserer Modeherrchen.

In Cassel treffen wir heute über acht Tage ein. Hoffentlich hast Du bis dahin

Deinem

Deinem jungen Herrn den Kopf zurecht geſetzt, und ſo würde es uns und der Tante gewiß recht viel Freude machen, Dich dort zu finden; wo nicht, ſo erwarte ich Dich doch beſtimmt in der Reſidenz. Auch Clotilde wird und muß ſich freuen, ihren Bräutigam kennen zu lernen. Komme ja nach Caſſel; dieſe Attention wird uns Alle verpflichten. Der Deinige

Wildenſee."

Die letzten Tage in Pyrmont wurden köſtlich benutzt und die Neige der Badezeit bis auf den letzten Tropfen geleert. Zwiſchen dem Grafen Blankenberg und der Witwe ſchien eine Erklärung nahe, Conſtanze und der Aſſeſſor waren ja längſt im Reinen, und dieſe Viere hatten daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als vereint zu luſtwandeln und ſich recht bald, der eine Theil hierhin, der andere dorthin unter irgend einem Vorwande zu trennen. Herr von Wallwitz und die Gräfin ſuchten die einſamſten Partien auf; dort ſaßen ſie, ſprachen über den Magnetismus der Seele, über die unwiderſtehliche Kraft, welche die reinen Herzen ſo mächtig anzieht, und für die Ewigkeit verbindet,

während Clementine, die arme Verlassene, an dem Arm des alten Herrn, durch die Alleen schleichen und seine faden Schmeicheleien aus dem Wörterbuch des Hoftons von Anno 70 anhören mußte. — Glücklich für sie, wenn die Tante für würdig gehalten wurde, sie zu begleiten!

Diese hatte nun die Hoffnung aufgegeben, durch eine Heirath die streitigen Punkte, welche der Erbschaft wegen zwischen ihrer Nichte und dem Herrn von Wallwitz obwalteten, auszugleichen, und glaubte nun zu einem andern Mittel schreiten zu müssen. Sie bearbeitete die Gräfin, und erhielt auch das Versprechen — jedoch nach mancher Versicherung, daß sie gar keinen Einfluß auf den Herrn von Wallwitz habe — ihn zu einem günstigen Vergleich mit seiner Schwägerin zu bereden, und besonders das, was ihr als Witwe ausgesetzt war, zu einer Leibrente auf Lebenzeit, selbst auf den Fall, daß sie wieder heirathen würde, umzuschreiben.

Die Sache war kitzlich, das Object nicht unbedeutend — die Gräfin aber sah hierin für ihren Geliebten die Gelegenheit, eine edle Handlung auszuüben; sie machte es sich da-

her zur Pflicht und ging, jedoch mit Zagen ans Werk.

Es war kurz vor der Abreise, die Gesellschaft hatte eine Landpartie gemacht und wollte dann im Mondschein wieder nach Hause fahren. Alles hatte sich zerstreut, der Eine hier-, der Andere dorthin, und diesmal war die Tante bei der Gräfin geblieben; doch da auch der Graf Clementine bat, ihn zu begleiten, und die Arme keinen schicklichen Vorwand mehr auffinden konnte, es abzuschlagen, schlich die kluge Tante mit ihnen fort, nachdem ein bedeutsam bittender Blick der Gräfin als Erinnerung ihres Versprechens gedient hatte. Sie ließ sie in der Rosenlaube mit Wallwitz allein.

Das Bewußtsein einer edlen Handlung entgegen zu gehen, gibt Muth. Die Gräfin trug nach mancher zärtlichen Einleitung ihre Bitte vor, doch wie erstaunte sie, als Wallwitz stockend und zagend unter tausend Ausflüchten die Sache abzulehnen, und endlich, da sie ihn zu dringend bat, nur Aufschub zu gewinnen suchte — doch Alles vergebens. — Ein weiblich Herz, interessirt es sich für etwas, geht mit eiserner Beharrlichkeit seinem

Ziele entgegen, und achtet der Hinderniſſe nicht, auf die es ſtößt. Inniger, herzlicher wurden daher nun die Bitten der Gräfin, ernſter, gewichtiger ihre Vorſtellungen, gründlicher ihre Beweiſe und hingeriſſen von der guten Sache, von ihrem Willen und ihrem Eigenſinn, wurde ſie immer lebhafter, vergaß ſich, ihre Verhältniſſe, und ſank, den Dank voraus zahlend, in die Arme des Geliebten; der erſte Kuß lohnte dem Glücklichen, der jetzt nicht länger widerſtehen konnte, und nun Alles mit einer Leichtigkeit und Eilfertigkeit zugeſtand, welche nur durch die Wonne des Augenblicks begreiflich wurde. Die Gräfin jedoch, welche, durch ihr Gefühl überraſcht, die Schranken überſchritten hatte, trat ſchnell in ſie zurück. Ihr Mund dankte herzlich, innig — aber nicht wieder ſüß; und freundlich, doch nicht ganz mit ſich zufrieden, trat ſie aus der Laube, ſuchte die andere Geſellſchaft auf, und bat während deß den ganz verwunderten Wallwitz, doch ja morgen ſeinem Verſprechen die gerichtliche Beſtätigung geben zu laſſen.

Aber dieſer fand jetzt tauſend Ausflüchte, dies bis zur Ankunft in der Reſidenz zu ver-

ſchieben, und war durch nichts zu bewegen ſeinen Willen zu ändern. Die Gräfin wurde lebendiger, ſie wollte es durchſetzen. Es ſchien ſogar, als ſchmiege ſich ihr Körper inniger an ihn, als ſenke ſich der Lockenkopf, als verhießen die Purpurlippen noch einmal den ſüßeſten Lohn — vergebens, er blieb ſtandhaft! Jedoch gab er ſein Ehrenwort, in nichts den Forderungen und Wünſchen der jungen Witwe entgegen zu ſein.

Die ganze Geſellſchaft fuhr zu gleicher Zeit von Pyrmont ab. In der Reſidenz wollten ſie ſich wieder finden; doch Wallwitz konnte nicht gleich folgen, da er noch vorher nach Franken reiſen mußte; Alles trennte ſich mit der ſüßen Hoffnung des baldigen Wiederſehens; nur der arme Aſſeſſor war troſtlos, ihn rief ſein Beruf nach dem Rh[illegible]

Amor konnte mit ſeinen Geſchäften zufrieden ſein, als er die Vereinten den Badeort, dieſen Tummelplatz des kleinen Gottes, verlaſſen ſah. Hatte er doch ein Paar Verliebte hier vereint — einer jungen Witwe das Verlorne reichlich wieder erſetzt — einen alten Narren in ſeiner Thorheit beſtärkt, und ſei-

nen eifrigsten, nimmersatten Priester mit einem sentimentalen Kusse abgespeis't.

8.

Der gute Baron Liebenstein kehrte bestelltermaßen in dem Schwan zu Frankfurt ein und erkundigte sich gleich nach seinem Sohne — Niemand wußte von ihm. Er musterte an der Tafel alle jungen Leute, die in dem nämlichen Hotel wohnten — umsonst! Sein Sohn, sein verlorner Sohn war nicht unter ihnen. Keinen Brief, nichts, gar nichts fand er, was ihm nur den kleinsten Fingerzeig hätte geben können. Er durchlief die ganze Stadt; der goldene, der rothe Schwan, selbst der bis zur Kneipe gesunkene, gerupfte wurden durchkrochen, überall tönte ihm der Schwangesang: Er ist nicht da! Endlich fiel es ihm ein, zu seinem Banquier zu gehen, welchen Ferdinand recht gut kannte und den er schon manchmal heimgesucht hatte; war er da nicht gewesen, so hatte sein irrer Fuß gewiß nicht in Frankfurt verweilt. Aber auch dort war sein Suchen vergebens, und hoff-

nunglos kehrte er in den weißen Schwan zurück, dem Schiffer gleich, der nach mühevoller Fahrt seinen Compaß verloren, ungewiß auf dem Meere herumirrt, ohne die Straße zu kennen, auf welche er sein Schiff führen soll.

Vielleicht kommt er noch! Diese Hoffnung gab ihm während einiger Tage leidliche Ruhe. Aber auch sie schwand, und er sah sich genöthigt, der Einladung des Grafen zu folgen, und nachdem er noch einen Brief an seinen Sohn, für den Fall, daß er nach ihm ankommen sollte, bestellt hatte, nach Cassel abzureisen.

Von Pyrmont nach Aachen, von da über Frankfurt nach Cassel, hatte ihn seines Sohnes Thorheit getrieben; und wenn die Angst und Sorge um ihn nicht noch stärker gewesen wäre, als sein Verdruß, hätte er diesmal ernstlich auf ihn zürnen können; so aber war seine Bekümmerniß, und die Furcht, daß ihn irgend ein unglückliches Abenteuer in Unannehmlichkeiten verwickelt haben könnte, zu groß, als daß er seinen Verdruß anders als in Klagen hätte auslassen können.

Kaum in Cassel angekommen, eilte er zur Frau von Kolb, der Schwester von Clotildens

Mutter. Mit wahrer Herzlichkeit wurde er dort aufgenommen, und gleich nach den ersten Höflichkeitbezeugungen erhob die gute Tante auch schon das Lob seines Sohnes, der sie vor wenigen Minuten verlassen hatte.

Mein Sohn! mein Ferdinand ist hier? — rief der alte Herr in Extase aus. Verzeihung, meine Gnädige! daß ich forteile, ihn aufsuche und ausschelte. — Doch halt, nein. Da thät' ich ihm Unrecht; wo könnte ich ihn lieber finden als hier, eben hier!

Ueberdies, unterbrach ihn die Tante: wird er nicht lange ausbleiben; er trinkt den Thee bei uns und jetzt ist es schon fünf Uhr; spätestens in einer Stunde ist er wieder hier. Sie finden ihn wahrscheinlich nicht zu Hause, denn er wollte vor das Thor spazieren gehen.

Der alte Baron ließ sich bereden, legte Hut und Stock wieder hin und führte mit galantem Anstand die Tante in ein Fenster. Nun, meine Gnädige, fragte er mit Selbstzufriedenheit: wie hat Ihnen denn mein Sohn gefallen?

Ganz vortrefflich!

Nicht wahr, meine Gnädigste? unterbrach

der überglückliche Vater die gute Dame und präsentirte ihr eine Prise.

Sittlicher, artiger, fuhr sie fort: habe ich noch keinen jungen Mann gesehen. So viel hübsche, gründliche Kenntnisse mit so viel Bescheidenheit —

Bescheidenheit? unterbrach sie der Alte wieder.

Nun ja, bester Herr von Liebenstein! Nie sah ich einen solideren, ernsteren, gebildeteren Mann —

Sprechen Sie von meinem Sohne, meine Gnädige?

Von wem sonst?

O dann sind Sie zu gütig in Ihrem Urtheil.

Man sieht, mein bester Baron, daß Ihr Sohn dem Muster Ihrer Bescheidenheit gefolgt ist.

Und wie lange hat er das Vergnügen, von Ihnen gekannt zu sein?

Seit vierzehn Tagen!

Und in dieser Zeit hat er sich Ihnen immer als ein stiller, ernster, bescheidener, anspruchloser junger Mann gezeigt?

Immer!

Coquin! rief der alte Herr. Freude ſtrahlte auf ſeinem Geſicht über die Genieſtreiche ſeines Ferdinands. Die ganze Spazierfahrt von Aachen nach Caſſel war ihm verziehen.

Auch wird es Sie, als Vater gewiß freuen, ſagte Frau von Kolb: daß meine Nichte, die ſie dort ſo ſüß verſchämt mit ihrer Arbeit ſitzen ſehen, dieſes Urtheil mit mir theilt, und daß ſie Ihren Wünſchen gewiß kein Hinderniß in den Weg legen wird.

O charmant! charmant! rief der alte Herr und trippelte auf Clotilden zu: ich freue mich, ſchöne Gräfin! hob er galant an: daß, wie mir ihre Frau Tante geſagt hat, mein Sohn Ihnen nicht mißfällt. Wenn dem ſo iſt, woran ich auch gar nicht zweifle, ſetzte er mit Selbſtbewußtſein hinzu: ſo kommen Sie meinem heißeſten Wunſche entgegen, und ich trete vor ſie mit der herzlichſten Bitte, an der Hand meines Sohnes mir alten Mann die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, zu verſüßen. Er hatte hierbei ihre Hand ergriffen, und, vom Gefühl übermannt, war er ganz aus dem Tone der Galanterie gefallen und die ſchön geſetzte Rede war ganz ver-

gessen, auf die er von Frankfurt bis Cassel studirt hatte.

Clotilde küßte seine Hand, schlug die Augen nieder und stand mit tiefer Rührung vor dem alten Manne, dem auch die Thränen in die Augen getreten waren. Doch nur kurz war der Moment der Rührung. Embrassez moi, Comtesse! rief er jetzt pathetisch aus, streckte seine dürren Arme ihr entgegen, drückte einen ehrbaren Kuß auf ihre Stirn und sprach galant: ich übernehme das Geschäft meines Sohnes und reiche Ihnen, meine Gnädigste, diesen Ring als Zeichen der Vereinigung; möge es für uns Alle Heil und Segen bringen!

In diesem Augenblick schellte es im Vorsaal. Er kommt! rief Clotilde, sprang der Thüre zu und der alte Herr wie ein steifes Böcklein in das Nebenzimmer, indem er bat, ihn ja nicht zu verrathen.

Mon fils, petit coquin! rufend, stürzte er aber bald wieder heraus, da er seine Ungeduld nicht länger mäßigen konnte und streckte seine Arme einem jungen Manne entgegen, der eher einem Kellner, als dem Baron Liebenstein ähnlich sah, und der demüthig der Frau von

Kolb einen Brief einhändigte. Der alte Herr prallte zurück. Verdammt! rief er aus, und still für sich murmelte er zwischen den Zähnen: Hol' Dich der Henker! als Frau von Kolb dem Demüthigen ein Trinkgeld gab und dieser sich entfernte.

Mein lieber Baron! hob diese jetzt an: Eine sonderbare Begebenheit stört unsere Freude. Mit einem Mißverständniß, das mir unerklärbar ist, macht mich dieser Brief bekannt. Er ist von Ihrem Sohne, der mir schreibt, daß er zu Hause die traurige Nachricht gefunden: Sie lägen in Frankfurt sehr krank danieder. Er sei deßhalb in größter Eile dahin abgereis't, und bedauere sehr, daß er sich nicht habe empfehlen können; doch hoffe er bald wieder hier zu sein.

Da muß ich suchen, ihn noch einzuholen! rief der alte Herr, nahm Hut und Stock, empfahl sich und eilte nach Hause. Sein Kammerdiener mußte gleich Postpferde bestellen, und der gute Baron lief unterdeß wohl hundertmal die Stube auf und ab. Was das nun wieder zu bedeuten haben muß! brummte er. Eben jetzt, da er wissen kann, daß der

Graf hier eintreffen wird, so sans façon davon zu laufen! Nein, was zu arg ist, bleibt zu arg! Als er eben diesen Monolog geendet hatte, trat sein Kammerdiener ein und meldete ihm mit der größten Ruhe: er habe keine Postpferde bestellt; denn die Mühe, den jungen Herrn einzuholen, würde wohl vergebens sein, indem dieser vor zwei Stunden schon mit Courierpferden nicht nach Frankfurt, sondern nach Eisenach abgereis't sei. In Frankfurt würden sie nur wieder sämmtlichen Schwänen einen vergeblichen Besuch machen. Dies war dem Baron einleuchtend. Aber was wollte der tolle Mensch in Eisenach? — Von da vielleicht nach Leipzig? — Aber was dort? Die Messe ging ja lange noch nicht an. — Halt! rief er endlich aus: könnte er nicht von da nach der Residenz gegangen sein? Er wußte ja, daß die Braut in einigen Tagen dahin käme. — Aber wozu der Brief und die schnelle Abreise, ohne sich hier zu empfehlen, und die Lüge von meiner Krankheit? — Geniestreiche! wieder einmal Geniestreiche! weiter nichts. — Ich komme nach der Residenz, setzte er beruhigter hinzu: finde dort meinen Jungen, freue mich des genialen

Streichs, mit dem er mir entgegen kommt, und —

Finden ihn am Ende doch nicht da! brummte der Kammerdiener.

Na, na, Jean! Diesmal hab' ich recht. Doch es ist gut, daß Du keine Pferde bestellt hast. Wir bleiben vor der Hand ruhig hier.

Er ging wieder zur Frau von Kolb und benachrichtigte diese, daß er eine Stafette nach Frankfurt an seinen Sohn geschickt habe, um ihm den Irrthum über seine Krankheit zu benehmen, in den ihn wahrscheinlich ein unnützer Spaßvogel gesetzt habe.

9.

Am andern Tage kamen die Reisenden von Pyrmont in Cassel an. Ma foi! bester Bruder! rief der alte Baron dem Grafen Wildensee entgegen: wie glücklich bist Du, in Vergleich gegen mich. Ich armer Teufel reise von Pyrmont nach Aachen, Frankfurt, bis hierher, ganz allein, nur die Angst um meinen Wildfang in mir und meines Kammerdieners Kalmuckenphysiognomie vor mir. Du

kommſt hingegen, wie Ali Paſcha, mit vier Circaſſierinnen angefahren, ohne noch die Kammerzofen zu rechnen, die wahrlich auch als Damen paſſiren können.

Wo iſt Dein Sohn? unterbrach ihn der Graf.

Er war hier, hat die ſchönſte, die brillanteſte Eroberung gemacht. Er hat im Fluge das Herz der Comteſſe Clotilde errungen.

Deſto beſſer! meinte der Graf und freute ſich nicht wenig, als die Tante ihm dies gleichfalls beſtätigte und hinzufügte, daß er ſich zu ſeinem ſoliden, verſtändigen, intereſſanten Schwiegerſohne gratuliren könne.

Ich glaube wahrhaftig, Bruder! ſagte der Graf lächelnd: die Alte heirathete ihn ſelbſt noch, ſo ſcheint ſie von ihm eingenommen.

Und was das ſpaßhafteſte iſt, unterbrach ihn der Baron: ſo irrt ſie ſich verteufelt in dem Jungen. Liebenswürdig, intereſſant, das iſt er; er müßte ja auch mein Sohn nicht ſein! — Aber ſeine Solidität, ſein verſtändiges Benehmen muß Maske geweſen ſein, nichts als Maske, womit der Wolf im Schafpelz die Tante düpirt hat.

Nun? fragte der Graf verwundert.

Komm ich hier an, erzählt mir die Frau von Kolb Wunderdinge von meinem Jungen, wie solid, verständig, bescheiden — höre nur, bescheiden! — er sich benommen, wie schüchtern er sich Clotilden genähert — ganz wie das Teufelskind mit Beiden eine complete Komödie gespielt hat. Na, mag er sie meinetwegen bis zur Hochzeit fortspielen; dann will ich ihn aber bitten, die Larve abzulegen und den alten Ton wieder anzustimmen.

Nun, alter Freund, da bin ich doch nicht ganz Deiner Meinung! sagte Graf Wildensee: Solidität ist im Ehestande recht gut, nützlich und anständig.

Höre, alter Jesuit! unterbrach ihn der Baron: wenn Du mir das sagst, dann muß ich lachen. Eine junge Frau, eine Operntänzerin, und außerdem noch eine Liebschaft! — wenn das solid, gut, nützlich und anständig ist, dann vergeb' es mir Gott, dann könnte ich auch noch auf meine alten Tage solide werden.

Der Graf schwieg, er schien empfindlich geworden zu sein.

Die Reiseanstalten waren gemacht, und die zwei alten Herren theilten sich brüderlich

in die Damen. Der Graf fuhr mit Helenen, Clementinen und Conſtanzen; der Baron mit der Gräfin, der Frau von Kolb und Clotilden; die Tante war von Pyrmont aus allein nach Hauſe gereiſ't; ſo fuhren ſie wohlbehaglich zum Thor hinaus, jeder der beiden Alten mit ſeinem Looſe zufrieden.

Ohne Abenteuer kamen ſie in Gotha an und ſtiegen im Mohren ab. Aus Langweile durchblätterte der Graf das Fremdenbuch, und — ſonderbarer Zufall! — Graf Blankenberg, Baron Liebenſtein, Herr von Wallwitz paradirten hier im ſchönſten Verein — kommend von Caſſel — gehend nach — Dieſe Rubrik war nicht ausgefüllt.

In Naumburg desgleichen. Alle drei hatten hier im blauen Hecht gewohnt. In Leipzig — ja, wo ſo viele Hotels ſind — hier mußte der arme Jean vom Hôtel de Bavière nach dem Hôtel de France, nach dem Hôtel de Russie, de Saxe, de Prusse, kurz, in ganz Europa herumlaufen; nirgend fand der Arme eine Spur von ihnen. Hier theilte ſich überdies die Straße, und hier entſtand die große Frage: iſt das Kleeblatt nach Dresden, iſt es nach Berlin gereiſ't? Aber mehr als dies

ſetzte ſie es in Erſtaunen, wie der Baron Liebenſtein, der doch nach Frankfurt gereiſ't ſein ſollte, zu den beiden Andern gekommen war, wovon der Eine nach Mecklenburg auf ſeine Güter, der Andere zu einem Onkel nach Franken reiſen wollte. Niemand zerbrach ſich mehr den Kopf hierüber als Frau von Kolb; Niemand war ernſter als Clotilde; Niemand verdrießlicher als der Graf und Niemand vergnügter als die Gräfin und Frau von Wallwitz. Clementine ſchien, wie immer, gleichmüthig.

Die Frau von Kolb fing nun an, an der gerühmten Solidität des Freiers etwas zu zweifeln. Der Baron, ſtatt ſeinen Sohn zu entſchuldigen, gab ihr vollkommen recht und meinte die Karthäuſermiene ſeines Ferdinands wäre auch nur eine Maske geweſen, und wenn er erſt in ſeiner wahren Geſtalt ſich zeige, würde er der Comteſſe zehnmal beſſer gefallen. Clotildens trübes Auge ſchien dem zu widerſprechen.

Auf den andern Stationen fanden ſie nirgend eine Spur der irrenden Ritter, und mit ganz entgegengeſetzten Empfindungen ſtieg die

holde Gesellschaft vor der Wohnung des Grafen aus.

10.

Tage vergingen — kein Ritter erschien. Endlich ließ Graf Blankenberg sich melden. Man empfing ihn mit der größten Spannung; er wurde Frau von Kolb und Gräfin Clotilde vorgestellt, und kaum daß er Platz genommen hatte, that der Graf die verfängliche Frage an ihn: ob er Alles auf seinen Gütern in Ordnung gefunden habe.

Alles! entgegnete er unbefangen. Zwar habe ich mich nur kurze Zeit dort aufhalten können; ich eilte zu sehr hierher, und habe deshalb Alles nur flüchtig beobachtet.

Und wo haben Sie den Herrn von Wallwitz gelassen? fuhr der Graf fort.

Wir trennten uns bald.

Und meinen Sohn? platzte der Baron heraus, und verdarb damit das ganze Protokoll des Inquisitors: meinen Sohn, der mit Ihnen und dem Herrn von Wallwitz bis Naumburg gereist ist? O, wir haben Sie

alle drei im Fremdenbuche eingeschrieben gefunden!

Für den Grafen Blankenberg blieb dieser Fingerzeig nicht ungenutzt. Der Herr von Wallwitz ging nach Franken und Ihr Herr Sohn — directe hierher! antwortete er.

Hierher? und hätte noch nicht seine Aufwartung gemacht? rief der Baron aus: das wäre étonnant!

Ich wundere mich selbst ihn hier nicht gefunden zu haben. Er versprach so gewiß, mich gleich zu besuchen, wenn er hier ankäme; denn so kurz unsere Bekanntschaft in den zwei Tagen, die wir zusammen reis'ten, auch war, so ist er doch ein zu interessanter junger Mann —

Nicht wahr, mon ami? unterbrach ihn der Baron: interessant, sehr interessant, voll Feuer und Leben! Hört Ihr's, hören Sie's, gnädige Frau?

Aber, mein werther Herr Graf, hob diese an: der junge Baron von Liebenstein hatte mir doch geschrieben, daß er seinen kranken Vater, den Sie hier, Gottlob! ganz gesund sehen, in Frankfurt besuchen müsse. Wissen

Sie nicht, wie es kam, daß er seine Reiseroute veränderte?

Der Graf wurde verlegen; doch schnell ermannte er sich. Ich glaube, wenn ich nicht irre, von ihm gehört zu haben, daß er unterweges eine Stafette bekam, die ihn von irgend einem Irrthum unterrichtete. Er kehrte um, traf zufällig mit uns in Cassel ein, am nämlichen Tage, da sie abgereis't waren, und weil wir die erste Nacht durchfuhren, so haben wir Sie wahrscheinlich überholt.

So, so! sagte die Tante kopfschüttelnd.

Es ist erlogen! lispelte ihr Clotilde ins Ohr.

Der Graf Blankenberg war froh, sich so gut herausgezogen und nun freies Feld zu haben, sich Helenen nähern zu können. Man sah ihn in der ganzen Gesellschaft als den zukünftigen Eheherrn der jungen Witwe an, und Jedermann war gefällig genug, dieses liebende Paar nicht zu stören. Blankenberg suchte den Faden wieder anzuknüpfen, wo ihn die Abreise von Pyrmont zerrissen hatte; es wollte ihm aber nicht recht glücken. Hatte die Abwesenheit, hatte die Zeit ihr mehr Stoff zum Nachdenken gegeben, sie schien

kälter, zurückhaltender geworden zu ſein. Wenig mit ſeinem Glücke zufrieden, empfahl er ſich, und mehre Tage vergingen, ehe er wieder erſchien.

Ein alter Jugendfreund des Barons hatte in dieſer Zeit an ihn geſchrieben und ihn auf ſein, mehre Meilen von der Reſidenz gelegenes Gut eingeladen. Dem ewig Reiſefertigen war jetzt dieſe Einladung nicht unwillkommen, da ihm die Unruhe über ſeinen Sohn den Aufenthalt in der Reſidenz verleidete und Alles ſich ſeit ſeinem Hierſein trübe geſtimmt hatte. — Die Gräfin wurde mißlaunig — Clementine immer ernſter — Helene ſchien mit ſich ſelbſt uneins — Conſtanze ruhig und einſylbig, wie immer — Clotilde ſchwermüthig — die Tante bitter. Ein ſolcher Frauenzirkel iſt nicht lockend, wenn ihn auch die Grazien bildeten. Er hatte deßhalb die Einladung angenommen; der Wagen fuhr vor, er empfahl ſich auf einige Tage und bat, ihn ja gleich zu benachrichtigen, wenn der verlorne Sohn einpaſſire.

Doch im Buche des Schickſals ſtand geſchrieben, daß er diesmal nicht reiſen ſolle; denn als er eben in den Wagen ſteigen wollte,

zupfte ihn der alte Bediente der Frau von Kolb am Rock und sagte ihm leise ins Ohr: Gnädiger Herr, der junge Herr ist hier, ich habe ihn gesehen.

Wo? wo? rief der Baron und zog den steifen Fuß zurück, den er eben mühsam in den Wagen gehoben hatte. —

Ich weiß das Hotel, wo er wohnt — in — in — ja, hab' ich den Namen rein vergessen; doch finden thu' ich es gewiß.

So führe mich hin! rief der alte Herr, stieg wieder in den Wagen, und durch die langen Straßen der Residenz über Plätze und Märkte ging es hindurch, bis sie an's Hôtel de Brandebourg kamen.

Hier sind wir! rief Jakob und öffnete den Schlag. —

Wohnt hier ein Baron Liebenstein? fragte der Baron.

Zu dienen! sagte der Thürsteher: in Nr. 6 und 7. So schnell das Fußwerk es dem Baron erlaubte, lief er die Treppe hinauf. Doch Jakob, schneller als er, eilte vorauf, öffnete die Thür, um seiner Sache gewiß zu sein, und rief nun dem freudetrunkenen Vater entgegen: hier ist er!

Mein Ferdinand! mein Wildfang! rief der alte Mann, streckte beide Arme aus, und ein ganz fremder, junger Mann stand, sich ehrerbietig neigend, vor ihm.

Mein Herr! stammelte der erschrockene Baron: ich muß um Entschuldigung bitten; ich glaubte meinen Sohn, den Baron Liebenstein, hier zu finden.

Mein Gott! der kennt seinen leiblichen Sohn nicht mehr! brummte der alte Jakob, während der Fremde in höchster Verlegenheit schweigend vor ihnen stand.

I Du mein Gott, gnädiger Herr! rief Jakob: das ist ja der junge Herr Baron, der bei meiner gnädigen Frau und der jungen Comtesse täglich war! Erkennen Sie ihn denn nicht?

Lieber Johann, sei Er so gut, sagte nun der Fremde: entfern' Er sich einen Augenblick und laß Er mich mit dem Herrn da allein.

Jakob zögerte. Der Baron winkte; er ging.

Darf ich bitten, Platz zu nehmen? hob nun der Fremde an, als sie allein waren: ich habe die Ehre, den Herrn Baron von Liebenstein vor mir zu sehen?

Zu dienen! sagte der Baron verdrießlich.

Ich heiße von Wallwitz, fuhr dieser fort: bin ein Freund Ihres Sohnes, und stehe beschämt hier vor Ihnen. Durch meinen Freund, durch mein Herz ließ ich mich zu einer Thorheit verleiten, die von bittern Folgen für mich sein kann.

Der Baron rückte näher. Reden Sie! sagte er ängstlich.

Im vorigen Winter sah ich hier bei verschiedenen Gelegenheiten die Gräfin Clotilde von Wildensee. Sie kennen vielleicht aus früheren Zeiten die Macht, die ein Augenblick oft auf unser Herz ausübt. Ich sah nur Gräfin Clotilde, und mußte, ohne sie gesprochen zu haben, ohne ihr näher gekommen zu sein, ihr Bild mit mir nehmen; denn nur wenige Tage konnt' ich noch hier bleiben. Meine Vernunft hoffte zu siegen; ihr Bild schwebte nur noch als eine freundliche Erinnerung um mich, ohne mich doch schmerzvoll zu berühren. In dieser Stimmung traf ich Ihren Sohn in Aachen, in der nämlichen Zeit als ich nach Pyrmont reisen wollte, um mit der Gattin meines verstorbenen Bruders dort zusammenzutreffen, Familienverhältnisse zu

ordnen, und vielleicht, ich gestehe es frei, die Wünsche meiner Familie zu erfüllen und um ihre Hand zu werben. Daß mir diese Verbindung nicht wünschenswerth sein konnte, da Clotildens Bild mich immer noch umschwebte, können Sie leicht denken und ich vertraute mich Ihrem Sohne und machte ihn mit meiner Lage bekannt.

Aha! unterbrach ihn der Baron, rückte immer näher und sein Gesicht heiterte sich auf: nun wird Ferdinand zum Succurs anrücken, ich merke es schon!

Ich erstaunte nicht wenig, fuhr Herr von Wallwitz fort: als er mir laut lachend versicherte, daß eben diese Gräfin Wildensee die Braut sei, welche die beiderseitigen Eltern ihm bestimmt hätten, und da die ganze Heirath ihm zuwider wäre, er noch gar keine Lust habe, sich ins Ehestandjoch zu spannen, besonders wenn man ihm nicht einmal die freie Wahl lasse, so machte er mir den Vorschlag, die Rollen zu vertauschen. Ich als Baron Liebenstein sollte um die Gräfin Clotilde, er als Herr von Wallwitz wolle um die junge Witwe freien.

Bravo! rief der Baron aus: daran erkenn'

ich meinen Sohn. Doch fahren Sie fort, die Sache wird interessant.

Er schrieb deßhalb, fuhr er fort: den ersten Brief an Sie; doch statt nach Frankfurt zu reisen, blieb er bei mir; ein zweiter Brief lockte Sie nach Frankfurt. Wir trafen zur nämlichen Zeit in Pyrmont ein, das Feld war rein; aber die Gräfin Clotilde war nicht da. Ich eilte nach Cassel; dort unter dem Namen Ihres Sohnes habe ich Clotildens Liebe errungen, die glücklichsten Tage meines Lebens genossen.

Und mein Sohn?

Fand, so wie es scheint, keinen Ersatz in meiner Schwägerin; daß er aber mit ganz freiem Herzen von Pyrmont zurückgekehrt ist, daran zweifl' ich.

Ich auch, und glaube wenigstens die Gewißheit zu haben, daß er ein Herz erobert hat, und er müßte mein Sohn nicht sein, wenn er nicht dankbar dafür wäre. Aber wo ist er jetzt?

Von Ihrer Abreise unterrichtet, ist er wahrscheinlich in dem nämlichen Augenblick, wo Sie abfuhren, unter meinem Namen bei dem Grafen Wildensee eingetroffen. Ich kenne

seine Pläne nicht, doch schwört er hoch und theuer, mich glücklich zu machen. Ich aber fürchte, wir haben uns compromittirt und ich habe mein Glück für immer verscherzt.

Der Baron erhob sich, ging einige Mal nachdenkend auf und ab; endlich sagte er zu Wallwitz: was Ihnen mein Sohn versprochen hat, das wird er auch gewiß halten — da verlassen Sie sich nur auf ihn. Spielen Sie nur noch einige Zeit seine Rolle, und in diesem Augenblick selbst müssen Sie mein Sohn sein. Jakob! rief er, und der alte Bediente der Frau von Kolb trat herein. Ich habe meine Gründe, warum mein Sohn einige Tage noch unerkannt bleiben muß. Hier, er gab ihm Geld: nehm' Er das und schweig' Er. Verrath' Er seiner gnädigen Frau nicht, daß mein Sohn hier ist. Sie weiß doch noch nichts?

Nicht das Mindeste!

Nun, so schweig' Er, der Kutscher mag umwenden — meine Reise ist aufgeschoben — ich fahre nach der Wohnung des Grafen zurück. Lebe wohl, mein Sohn! a revoir!

11.

Ehe der Baron an die Wohnung des Grafen kam, ließ er halten, stieg aus und befahl dem Kutscher, nach einem Weilchen ihm langsam zu folgen. Er schlich in das Haus, die Treppe hinauf und stand plötzlich im Zimmer, wo er seinen Sohn neben Clementinen in Gesellschaft der Uebrigen um den Arbeittisch fand. Alle sprangen auf, erstaunt, den kaum Abgereis'ten wieder hier zu sehen; am meisten aber war Ferdinand erschrocken, der für dieses Mal wenigstens die Fassung verloren zu haben schien. Der Baron ging seinem Sohn entgegen. Wahrscheinlich, Herr von — —

Herr von Wallwitz! Baron von Liebenstein! sagte der Graf, sie gegenseitig vorstellend.

Viel Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr von Wallwitz! wendete sich der Baron zu seinem Sohne, der ihn sprachlos anstaunte; ich habe hier von meinem Freunde und von diesen Damen so viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, daß ich wahrlich sehr erfreut bin, endlich einmal Ihre Bekanntschaft zu machen und in Ihrer Nähe mich

zu befinden. Lassen Sie sich nicht stören, meine schönen Damen; wenn Sie erlauben, setze ich mich zu Ihnen. Er nahm einen Stuhl, setzte sich zwischen Clementine und Clotilde, und als ihn Ferdinand fragend anblickte, hätte auch der feinste Beobachter nicht die kleinste Antwort auf seinem Gesichte lesen können.

Aber in aller Welt, was führt Dich denn wieder hierher? fragte ihn der Graf.

Laune, Unbeständigkeit — vielleicht gar die Ahnung, hier den Herrn von Wallwitz zu finden. Der Kutscher war gefällig, er hielt, kehrte um, und hier bin ich.

Aber, wie ich sehe, nur allein! sagte Frau von Kolb. Ihr Herr Sohn erzeigt uns immer noch nicht die Ehre, aus seinem Incognito hervorzutreten; er muß wichtige, geheime Dinge hier zu verhandeln haben.

O, meine Gnädigste! unterbrach der Baron den Fluß ihrer Rede: ich bin diesmal auch nicht wenig aufgebracht auf ihn. Er ist ein Vaurien, der einen so nachsichtigen Vater als ich bin, gar nicht verdient, vielweniger eine so liebenswürdige Braut, wie hier unsere schöne Comtesse. Finden Sie es nicht

auch sehr indiscret von ihm, Herr von Wall-
witz? sagte er nun, sich zu Ferdinanden wen-
end: daß der Unverschämte nun schon seit
cht Tagen hier ist, ohne seine Aufwartung
n dem Hause seines künftigen Schwiegerva-
ers zu machen? Reden Sie frei, sagen Sie
hre Meinung unverholen, geniren Sie sich
icht!

Es ist abscheulich, unverzeihlich! antwor-
te Ferdinand, ohne die mindeste Verlegen-
eit zu zeigen: er verdient Ihren ganzen
orn.

Und welche Strafe dictiren Sie ihm?

Daß er das Körbchen, welches seine lieb-
he Braut ihm gewiß reichen wird, demüthig
nehme und damit vor fremde Thüren bet-
ln gehe.

Sie hören es, meine schönen Damen! rief
r Baron, dem die Begebenheit immer pi-
nter wurde: und würde Eine von Ihnen
esem verstoßenen Bettler wohl die kleinste
abe reichen?

Gewiß keine! sagte Helene.

Und Sie, Frau Gräfin?

Ich gäb' ihm nicht einmal ein Helfgott!

Und Fräulein Clementine?

Ich gäb' ihm einen Zehrpfennig zur weiteren Reise!

Und er würde diesen Zehrpfennig als Amulet an seinem Herzen tragen! rief Ferdinand sich vergessend. Alle sahen ihn verwundert an. Ja, meine Gnädige, das würde der Arme! fuhr er einlenkend fort: Alles verstieß ihn, seine Braut gab ihm den Korb, Niemand, selbst nicht meine liebe, gutmüthige Schwägerin reichte ihm eine Gabe; nur Fräulein Clementine giebt dem armen Verlassenen einen tröstenden Zehrpfennig, der ihm zu der weiten Reise des Lebens wohlthun soll; muß er diese Gabe nicht hochschätzen, nicht an seinem Herzen bewahren?

Bravo! Bravissimo! rief der Baron aus. Gesprochen, als hört' ich meinen Sohn, mein Ebenbild! — Und was würden Sie sagen, fragte er nun die hocherröthende Clementine: wenn er oder der Herr von Wallwitz nun hier diese Gabe an sein Herz drückte und Ihnen in das große, schöne, himmelblaue Muttergotteslauge sähe?

Hebe Dich weg, Satan, und plage mich nimmermehr! rief sie scherzend aus und belachte ihren eigenen Einfall. Sie wollte aber

wohl

wohl nur ihre Verlegenheit weglachen, in die sie des Pseudo-Wallwitz Feuerworte versetzt hatten.

Das Gespräch drehte sich nun hin und her. Ferdinand fand Gelegenheit, sich Clementinen zu nähern. Ich danke Ihnen nochmals im Namen meines Freundes für ihr Mitleid; vielleicht ist ihm der Zehrpfennig tausendfacher Ersatz für den Korb — und noch ehe sie eine Antwort auf diese sonderbare Rede finden konnte, entfernte er sich. Doch so schnell als möglich folgte ihm der durch diesen Aufbruch sonderbar beunruhigte Baron, und kaum sah er sich mit ihm auf der Treppe allein, so rief er hinter ihm: he! holla! Bursche! Nicht so geschwind! Nur nicht noch einmal echappirt! — Hier herein vor Gericht! Er öffnete sein Zimmer, nöthigte höflichst Ferdinand hinein und schloß die Thüre ab.

12.

Nun, Windbeutel? sagte der Vater, wollte einen barschen, ernsten Ton annehmen, und sah so kalt und verdrießlich als es ihm nur möglich war den lächelnd dastehenden Ferdinand an: nun, was soll die Maskerade wieder sagen?

Daß ich Ihr würdiger Sohn bin! entgegnete dieser gelassen.

Mein würdiger Sohn?

Ja, lieber Vater! Könnt' ich wohl ritterlicher, galanter, mithin mehr in Ihrem Geiste handeln, als indem ich meiner aufgedrungenen Braut einen Mann zusende, der sie liebt, da ich auch nicht das Mindeste für sie fühle? Kann ich wohl zarter gegen die Erwählte meines Herzens handeln, als wenn ich mich ihr incognito nahe? Denn schon der Name Ihres Sohnes ist eine Anweisung, die jede Dame honorirt.

Und meine Promenaden nach Aachen und Frankfurt?

Waren zu meinem Plan nothwendig und für ihre Gesundheit nützlich. Das Sitzen in Pyrmont wäre für Ihren Körper lange nicht

o zuträglich gewesen als die Reisen, und ich
estehe, da ich Ihnen noch nie Kummer und
Sorgen gemacht hatte, wollt' ich Sie auch
inmal ein wenig ängstigen.

Charmant! charmant! rief der Baron hef-
ig, dem doch diesmal die Kühnheit des ge-
iebten Sohnes etwas zu stark zu sein schien:
Nun, fahre fort! fahre fort? —

Ich bin zu Ende und bitte nur noch mei-
en gütigen Vater, nicht böse auf mich zu
ein. Der Sklave sucht seine Ketten abzu-
hütteln, kann man ihm dies verdenken?
nd der Jüngling schüttelt die Ehestandketten
, die man ihm anlegen will; kann man es
m verargen, daß er es thut, wenn es noch
eit ist?

Aber, sagte nun der Baron in gemäßigte-
m Tone: die Gräfin ist doch liebenswürdig,
hön und die reichste Partie im Lande.

Alles wahr, lieber Vater; aber ich sollte
e heirathen, dies war schon genug, um sie
cht zu wollen; und ist meine Ahnung
cht gegründet gewesen, daß wir nicht für
nander passen würden? Sehen Sie, wie sie
n ernsten, bescheidenen, soliden Wallwitz
ebt, und der ist doch so ganz das Gegen-

bild von mir. Nie wäre aus unſerer Ehe etwas Kluges geworden. Was hätten Sie nun lieber geſehen, mein beßter, gütigſter Vater, daß ich mir vielleicht einen anſtändigen Korb geholt hätte, oder daß ich einen galanten ausgetheilt und mit einem genialen Streich den Knoten gelöſ't habe?

Na! ſagte der Alte und reichte ihm die Hand zum Zeichen der Verſöhnung: genial war der Anfang, aber wie ſoll es enden?

Als Luſtſpiel, um Gottes willen nicht ernſt; Wallwitz heirathet Clotilde, Conſtanze den Aſſeſſor, Blankenberg Helene, und ich —

Wohl gar die Gräfin Emilie; denn dieſer ſcheineſt Du ſehr die Cour zu machen!

Mit nichten; denn es wäre ja unmöglich — ich? — ich heirathe gar nicht!

So? ſagte der Baron lächelnd: mein guter Sohn, Du kannſt Deinen nur allzu zärtlichen Vater wohl nach Pyrmont, nach Aachen und Frankfurt ſchicken; aber blind wirſt Du ihn ſchwerlich machen.

Blind? unterbrach ihn Ferdinand verwundert.

Ja, blind und taub! fuhr der Vater fort: glaubſt Du, ich wäre taub für Deine unvor-

sichtigen Exclamationen gewesen, die Dich verrathen mußten? Glaubst Du, ich habe die Röthe nicht gesehen, die Clementinens Gesicht überzog, als Du ihren Zehrpfennig als Amulet an Dein Herz drücken wolltest?

Mein Vater! sagte Ferdinand gerührt.

Na, Friede und Versöhnung! Ich habe gegen das Mädel nichts. Es ist hübsch, hat Anstand, Tournüre, den feinen Ton, den man jetzt so oft vermißt. Daß es kein Vermögen hat, schadet nichts — hast Du doch genug.

Gütigster, bester Vater! rief Ferdinand und fiel ihm um den Hals.

Halt! halt! schrie dieser laut auf: so weit sind wir noch nicht. Mit dem Vater wärest Du fertig. Wie stehst Du aber mit Clementinen?

Ich hoffe, gut.

Die Hoffnung trügt bisweilen die eitlen Herrchen. Hast Du mit ihr darüber gesprochen?

Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme —

Da haben wir es! als ob noch kein eitler Narr an diesem Köder gefangen worden wäre. Da weiß ich es besser. Clementine ist mit

ihrem Cousin, dem Herrn von Thalheim versprochen. Familienverhältnisse nöthigen bis jetzt noch, die Verbindung geheim zu halten. Ich hoffe auch, Du wirst mich nicht compromittiren, und Dir nichts davon merken lassen, da es dem Grafen sehr unangenehm sein würde, weil er mir dies unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat. Ich glaubte aber, Dich von diesen Verhältnissen unterrichten zu müssen, damit Du Deine unnützen Bewerbungen einstellst, da ich sicher weiß, daß Clementine ihren Cousin unaussprechlich liebt.

Ich! rief Ferdinand aus: ich sollte mich von einem solchen Hinderniß abhalten lassen, den Kampf zu wagen? Nein, Vater, dann wär' ich Ihr Sohn nicht! Der Alte lächelte. Doch als Ferdinand sich nach einigem Nachdenken plötzlich entfernen wollte, hielt er ihn auf. Höre! sagte er ganz gelassen: keine Uebereilung — vielleicht — ich habe einen Plan. Geh' zu dem Herrn von Wallwitz und suche ihn zu bereden, daß er nur auf zwei Tage noch seine Rolle fortspiele. Er muß noch als mein Sohn und Du als Herr von Wallwitz auftreten. — Adieu! morgen früh erwarte ich Dich bei den Damen! — Ferdi-

nand ging, Unruhe und Eifersucht im Herzen; der alte Herr aber freute sich innig, an seinem Sohne eine kleine Revange genommen und ihn in wohlverdiente Unruhe gesetzt zu haben.

13.

Der Baron trat wieder zur Gesellschaft, wo das verlegene Betragen des Pseudo-Wallwitz, als der Baron vorhin plötzlich erschienen, allgemein aufgefallen war. Er mußte jetzt ein scharfes Examen aushalten; doch spielte er den Unbefangenen meisterhaft und versicherte, den jungen Mann früher gar nicht gekannt zu haben. Der Graf befreite ihn aber bald aus den Händen der Inquisitoren; er bat, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er ihn allein zu sprechen wünsche. Kaum dort angelangt, so hob er leise auftretend an, das Verhältniß des Herrn von Wallwitz und seiner Gemahlin zu berühren, doch immer nur so, daß der Baron wohl sah, es sei dies nicht das Hauptziel der Unterredung. Er fühlte recht gut, daß die langen Pausen,

welche hier und da eintraten, Aufforderungen waren, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; doch er rührte sich nicht und überließ es schadenfroh dem Grafen. Endlich war dieser doch gezwungen, den Namen Clementine auszusprechen und sich über den Herrn von Wallwitz zu beschweren, welcher diesem reizenden, unschuldvollen, liebenswürdigen Mädchen auf eine Art den Hof mache, die deutlich zeige, daß er es blos thue, um sich die Zeit zu vertreiben; denn wenn er solide Absichten hegte —

So hättest Du gewiß nichts dawider? fiel ihm der Baron in die Rede.

Nein, nein! sagte der Graf verlegen: obgleich —

Nun, ich wüßte doch nicht, unterbrach ihn nochmals der Baron: was Du dagegen einwenden könntest. Rang, Reichthum, äußere Vorzüge sind sein Erbtheil, und ich würde an Deiner Stelle mit Freuden die Gelegenheit zur Versorgung des armen Mädchens ergreifen. — Der Graf wurde verdrießlich. Er hatte von seinem Freunde einen Rath, der in seine frivolen Ansichten einging, erwartet und er fand gerade das Gegentheil. Ja, sagte er

endlich nach einer langen Pauſe, während welcher ihn der Baron triumphirend anblickte: wenn er ſie wirklich liebte.

Liebt ihn denn das Mädchen? fragte der Baron.

Das iſt es eben, was mir Sorge macht. Ich glaube, ja! — Ich muß es Dir nur geſtehen — ſie liebt ihn — ich habe ſie beobachtet — es iſt ja meine Pflicht — ſie liebt ihn von Herzen; deshalb ſucht ſie ihr Gefühl zu verbergen, und es tritt doch bei jeder Gelegenheit offen hervor. Du weißt, welchen Tact ich für dergleichen habe, und wie oft mein Scharfblick richtiger ſieht als der Deinige.

Hm! meinte der Baron: nur dieſes Mal biſt Du blind.

Ich blind? rief der Graf. Wollte Gott, Du hätteſt Recht!

So? ſagte der Baron, und dehnte dieſe kurze Sylbe, bedeutſam lächelnd: nun erſt ſehe ich klar. Armer alter Herr, Du biſt verliebt! Die Liebe macht blind, ergo —

Hör' auf mit Deinem Witz! unterbrach ihn der Graf ſehr verdrießlich: wo ich mich irre, triffſt Du den Weg ſicher nicht.

Du irrſt! rief pathetiſch der Baron. Ein

spöttisches Lächeln, ein mitleidiges Achselzucken war die Antwort: Du glaubst, Herr von Wallwitz liebe Clementine? — fehlgeschossen. Sag' mir nur, alter Freund, wo hast Du Deine Augen? Da hab' ich einen sicherern Faden in meiner Hand, da sieht mein Auge schärfer. Nun freilich meine Erfahrung in diesem Punkt! Der Irrthum ist Dir zu verzeihen!

Das hieß den armen Grafen auf seinem empfindlichsten Fleck verwunden. Wie? rief er heftig: meine Erfahrungen, mein Savoir faire, die Routine auf dem Tummelplatz der Coquetterie, die unzähligen Abenteuer, welche ich ehrenvoll bestand — Alles dies sollte die Paar Jahre nicht aufwiegen, welche Du älter bist als ich!

Nun, prahle so viel Du willst, unterbrach ihn der Baron: diesmal übertrifft der Schüler seinen Meister. Herr von Wallwitz liebt Deine Tochter!

Bist Du rasend? rief der Graf: während des Augenblicks, daß sie sich vorhin sahen, haben sie kein Wort zusammen gesprochen; immer saß der Unausstehliche neben Clementinen.

Und ich, entgegnete der Baron mit anmaßender Zuverſicht: habe in dem kurzen Augenblick genug geſehen, um meinen Satz zu behaupten.

Höre, Brüderchen! ſagte nun der Graf und fühlte an des Barons Stirn: ich fürchte, hier iſt es nicht richtig.

Laß meinen Kopf in Ruh und ſorge nur für Dein Herz, antwortete dieſer. Biſt Du aber Deiner Sache ſo gewiß, wie ich der meinigen, ſo wird unſer Disputiren nichts entſcheiden. Laß uns wetten!

So hoch Du willſt!

Aber in aller Form; denn Du haſt meine Eitelkeit zu ſehr gereizt, um nicht eine glänzende Genugthuung verlangen zu können. Darum höre! Ich behaupte: der Herr von Wallwitz, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Sonnenburg, Schwager der ſchönen Witwe Helene von Wallwitz, liebt Fräulein Clemenine nicht im Geringſten; und macht ihr ſo wenig die Cour, wie Deiner Frau Gemahlin, ſondern liebt Deine Tochter —

Daran iſt kein Wort wahr! unterbrach ihn der Graf.

Gut! fuhr der Baron fort: iſt dem nicht

so, so verliere ich 1000 Louisd'or, die ich deponiren werde.

Ich setze die gleiche Summe dagegen! rief der Graf hitzig.

Mit nichten! unterbrach ihn der Baron; Du zahlst, im Fall daß Du verlierst, nur die Hälfte, verweigerst aber dem Herrn von Wallwitz die ersehnte Hand Deiner Tochter nicht.

Höre, mein guter Liebenstein, Deine Wette wird mir bedenklich! sagte nun der Graf nach einigem Sinnen: ehe ich einschlage, muß ich mir ein Stündchen Bedenkzeit ausbitten; beträf' es blos Geld, würd' ich keinen Augenblick zaudern, so aber betrifft es mein Kind, und mir fällt es auf, daß Du Dich so für den Herrn von Wallwitz interessirst. Verzeihe daher, daß ich Dich einen Augenblick allein lasse.

Den ich benutzen werde, den Notarius holen zu lassen; denn in gehöriger Form muß unsere Wette abgefaßt werden; 1000 Louisd'or sind keine Kleinigkeit. Doch, mein guter Bruder, Dein Zögern zeigt mir, wie wenig Vertrauen Dein Savoir faire, Deine Routine

und Deine unzähligen Abenteuer Dir geben. Du würdeſt ſonſt —

Der Graf eilte, ohne das Ende dieſer Rede abzuwarten, hinaus. Der Baron ſchellte und ſchickte nach einem Notar.

Der Graf war ſchlauer Natur. In früherer Zeit hatte er ſchon zu oft den gutmüthigen Baron überliſtet und immer ein gewiſſes Uebergewicht über ihn ausgeübt. Seine Eitelkeit war daher äußerſt gereizt, da der Baron ſo beſtimmt und faſt höhniſch jetzt widerſprach und zur Wette aufforderte. Aber bei alledem war das Object zu bedeutend, welches auf dem Spiele ſtand, und ſo ſehr er auch zu verlieren wünſchte, ſo war ihm doch das Opfer, welches er dafür bringen ſollte, zu groß, und er ſah ſich faſt in der peinlichen Lage, auf jeden Fall verlieren zu müſſen. Deßhalb wollte er ganz ſicher gehen, und eilte zur Tante, um von dieſer noch beſtimmtere Nachrichten einzuholen. Dieſe verſicherte ihm aber, daß ſeine Tochter den Baron Liebenſtein liebe, daß ſie ſelbſt geſtern noch einen Brief von ihm erhalten habe, und ſo weit ſie die Nichte kenne, hätte dieſe zu viel Charakterfeſtigkeit, um von der einmal gefaßten

Neigung sich abbringen zu lassen. Nun war der Graf beruhigt; er kehrte zurück und fügte nur noch die Bedingung hinzu, daß seine Tochter freiwillig in die Verbindung mit dem Herrn von Wallwitz einwilligen müsse. Der Baron war dies zufrieden; der Notar erschien und in bester Form wurde die Schrift aufgesetzt, unterschrieben und vidimirt.

14.

In einer Weinlaube, welche die kleine englische Partie des Gartens schloß, saßen Gräfin Emilie und Clementine schweigend neben einander. Clementinens Arbeit ruhte in ihrem Schooß, Emiliens Buch lag aufgeschlagen an ihrer Seite. Beide hatten sich etwas zu sagen, keine wollte beginnen; auf Emiliens Gesicht drückte sich Schmerz, auf Clementinens die Hoffnung aus. Endlich, nachdem die Gräfin ihre Freundin lange und schweigend angesehen hatte, und diese, es wohl bemerkend, nicht aufzublicken wagte, sagte Emilie rasch, doch traurig: Du liebst, Clementine! Diese schwieg, nicht ein Seufzer,

nicht ein lautes Athmen unterbrach die schwüle Stille. Clementine, warum willst Du mir, Deiner Freundin verbergen, daß Du ihn liebst? Clementine drückte ihr die Hand. Warum, fuhr die Gräfin stockend fort: warum es verbergen wollen? Glaubst Du, Du träfest mein Herz mit dieser Kunde? Gute Seele, das hat am Traualtar seine Wünsche und Sehnsucht niedergelegt und sie seiner Pflicht geopfert. Sprich, sei wahr! Clementine fiel ihr um den Hals und weinte laut schluchzend. — Nicht so, mein gutes Mädchen! rief sie nun: trübe den Himmel Deiner Liebe nicht mit Deinem Schmerz um mich; der Funke, den Du mir stahlst, wäre für mich nur zum Blitz geworden, der in meinem Herzen gezündet und es zermalmet hätte.

Emilie! begann nun Clementine und trat wehmuthvoll vor sie: ich habe gekämpft, aber vergebens; die erste Liebe ist zu mächtig, um nicht gegen die Vernunft, gegen die Schwesterliebe den Sieg zu gewinnen. — Vergieb! — da öffnete sich mein Herz seinem Bilde.

Und fürchtest Du seinen Wankelmuth nicht? unterbrach sie die Gräfin schnell.

Die Liebe fürchtet nicht, meine Emilie, ſie hofft nur.

Und weiß er es, daß Du ihn liebſt?

Mein Mund ſchwieg, mein Auge verrieth das Herz.

Und biſt Du ſeiner Gegenliebe gewiß?

Trügt die Ahnung nicht, erwiederte Clementine: lügt nicht die innere Stimme —

Sie lügt nicht! rief der hervorſtürzende Ferdinand, den die Unruhe über des Vaters Nachricht ſchon früh nach dem Garten getrieben und in die Laube geführt hatte. Sie lügt nicht, die Ahnung! rief er, zu Clementinens Füßen ſinkend.

Clementine und die Gräfin ſtanden erſchrocken vor ihm.

Und Ihnen, holde, engliſche Frau, fuhr er fort, ſich zur Gräfin wendend: wie kann ich Ihnen genug danken? Sie löſ'ten die Bande, welche die Lippe der Jungfrau ſchloſſen, Sie reichten mir die Hoffnung, der ich nur zagend entgegen ſah.

Und reiche Ihnen das Beſſere noch, als die trügeriſche Göttin! erwiederte die Gräfin, Clementinens Hand ergreifend und ſie in die ſeine legend: ich reiche Ihnen die Liebe!

Und

Und meine Clementine? bat nun Ferdinand, dem des Vaters Worte in dieſem Augenblick vorſchwebten. Sie liebt mich wirklich, und der Couſin Thalheim?

Couſin Thalheim? fragte die Gräfin verwundert: den Vetter kenn' ich nicht, was ſoll der? In dieſem Augenblick trat der alte Baron in die Laube, und brachte die frohe Nachricht, daß endlich ſein Sohn angekommen ſei, und wünſche, das Glück zu haben, der Frau vom Hauſe ſeine Aufwartung zu machen. Sie ſollten ihn nur ſehen, fuhr er fort: einen ſo beſcheidenen, liebenswürdigen, aber kecken Jüngling ſahen Sie noch nie; ich glaube, er hat in dieſem Augenblick ſchon ein Herz erobert. Sie können mir gratuliren!

Nun, da müſſen wir wohl ins Haus zurück, um dies Wunder der Natur zu ſehen, ſagte die Gräfin mit einem Lächeln, das ihre Verlegenheit verbergen mußte. Sie bot dem Baron den Arm, Ferdinand und Clementine folgten von fern. Bei dieſem kurzen Gange kam der Couſin Thalheim wieder zur Sprache, und Ferdinand merkte nun wohl, daß der alte Herr ihn dieſes Mal auch ein wenig auf Reiſen geſchickt hatte.

Herr von Wallwitz wurde der Gräfin als Baron Liebenstein vorgestellt. Es war wohl ganz natürlich, daß die Verhältnisse den bescheidenen Mann zum verlegenen machen mußten; er nahte sich Clotilden nur zagend, die ihn jedoch herzlich und offen empfing und von ihrer Neigung kein Geheimniß machen zu wollen schien. Auch war der Pseudo-Wallwitz von Clementinen unzertrennlich, und in ihren Augen las man nun deutlich, was in ihrem Herzen vorging, so daß der Graf nun wohl mit innerem Unmuth sehen konnte: er habe seine Wette gewonnen, Clementine aber verloren. Noch kämpften die 1000 Louisd'ors gegen die Eitelkeit, als man zur Tafel ging, wobei sich denn Alles freundlich paarte. Der Baron führte die Gräfin, der Graf die Tante, Wallwitz Clotilde, Ferdinand Clementine, der Graf Blankenberg Helene; nur die arme Constanze ging schweigend, doch mit ihrem Loose zufrieden, allein hinter den Gepaarten; denn ein Bedienter hatte ihr eben einen Brief des Assessors überbracht, der ihr die frohe Nachricht gab, daß ihr Geliebter zum Rath ernannt und nun kein Hinderniß ihrer Verbindung im Wege sei. Helenen

wurde der Brief heimlich mitgetheilt, und als am Ende der Mahlzeit der alte Baron, ein Glas mit Champagner in der Hand, ein lautes: Was wir lieben! ausbrachte, konnte Helene ihre Freude nicht länger in sich verschließen, und sie trank die Gesundheit des glücklichen Brautpaares. Was wohl bei dieser Gesundheit Clotilde und Wallwitz, Ferdinand und Clementine und selbst Helene und der Graf Blankenberg empfinden mußten? — als die Gläser geleert waren, wollte der Graf Wildensee noch eine Flasche öffnen lassen; doch der Baron rief: Halt! diese versparen wir bis hernach; Du wirst erlauben, lieber Bruder, daß sie mit neun Gläsern in das Wohnzimmer gesetzt, mir zur Disposition überlassen wird. Der Graf sah ihn verwundert an. Es betrifft die Wette!

Nun dann, sagte der Graf: für 1000 Louisd'or eine Bouteille Champagner, das kann ich mir wohl gefallen lassen.

15.

Man stand auf. Der Caffee wurde getrunken, die Gesellschaft ging in den Garten,

Alles gruppirte sich, wie bei Tafel. Der Graf machte seine Gemahlin mit der sonderbaren Wette bekannt, die ihm aber die zweideutige Frage that: ob er sie zu gewinnen oder zu verlieren wünsche? Der Graf wurde verlegen. Sie werden auf jeden Fall bei dieser Wette gewinnen, sagte sie endlich: beruhigen Sie sich nur. Aber dies: „Beruhigen Sie sich nur" und der sarkastische Ton, mit dem sie dies sagte, beunruhigte ihn nur noch mehr. Wie auf der Folter stand er daher am Abend, als der Baron einen kleinen Tisch mit den Flaschen und Gläsern zum Theetisch rückte und die Gläser vollschenkte. Möge auch der Wein verrauchen, sagte er ernst: verraucht nur die Liebe nicht, auf deren Gesundheit diese Gläser geleert werden sollen! Nehmen Sie, meine Herren und Damen! setzte er freundlich hinzu und bot Jedem ein Glas. Alle Einwendungen halfen nichts, nicht der Einwurf der Damen, daß es ja nicht schicklich sei, während des Thee's Wein zu trinken; sie mußten ihr Glas nehmen und er hob nun an: Mit diesem einem Glas Champagner wollen wir die Gesundheit zwei so glücklicher Paare, vielleicht auch des dritten,

trinken, wenn nämlich unſere ſchöne Helene es erlaubt. Ich bitte daher, die Gläſer in die Hand zu nehmen. Alle thaten es zitternd und erwartungvoll; nur der Baron und Conſtanze ergriffen es mit ſicherer Hand. — Die Geſundheit der Gräfin Clotilde und ihres geliebten Bräutigams, des Herrn von Wallwitz!

Halt! rief der Graf. —

Ich muß bitten! ſagte Gräfin Clotilde ernſt.

Und ich! hob nun der Baron mit Stentorſtimme an: muß bitten, mich ausreden zu laſſen. Alſo die Geſundheit der Gräfin Clotilde und des Herrn von Wallwitz! Die Geſundheit des Fräuleins Clementine von Seedorf und ihres geliebten Bräutigams, Ferdinand von Liebenſtein!

Herr Baron! ſagte Clementine, mit Würde ihm entgegentretend: Ihr Herr Sohn —

Bitte ganz gehorſamſt, unterbrach ſie der überglückliche alte Herr: ich habe noch nicht geendet. Alſo Gräfin Clotilde und Herr von Wallwitz! Fräulein Clementine und mein Taugenichts! Und wenn es die ſchöne Helene erlaubt, Frau von Wallwitz und Graf Blankenberg! — Helene ſchlug die Augen nieder

und schwieg. — Sonderbar! rief der alte Baron: hier allein unterbricht mich kein Einwurf! Alle sahen sich staunend an. Endlich trat Clotilde aus dem Kreise, und sagte mit Ernst, doch nicht ohne Verlegenheit: Sie wollen vielleicht durch diesen Scherz ein Verhältniß ordnen, dessen Gestaltung Sie als Vater wünschen; ich glaube nicht schneller, aber auch nicht kindlicher Ihren Wünschen entgegen kommen zu können, als wenn ich Ihre väterliche Hand küsse!

Danke für die Ehre! rief der Baron: sie gebührt mir nicht.

Die 1000 Louisd'or sind verloren, mein guter Baron! sagte die Gräfin. Mein Mann bestimmt sie zu Clotildens Aussteuer.

Muß mir dies unterthänigst verbitten! unterbrach sie der Baron: ich brauche mein Geld für meines Sohnes Einrichtung und für Fräulein Clementine.

Herr Baron! sagte diese empfindlich: Sie erzeigen mir viel Ehre; doch muß ich, um Mißverständnisse zu heben, Ihnen allerseits declariren, daß ich seit heute früh die Braut des Herrn von Wallwitz bin!

Und ich, sagte Clotilde: mit Erlaubniß

meines Vaters die Braut des Baron Liebenstein! Hoffentlich werden Sie nichts dagegen einzuwenden haben, Herr Baron.

O viel, sehr viel! sagte der alte Herr im vollen Lachen: wollen Sie denn wirklich meinem Sohne Ihre Hand reichen?

Nur ihm! sagte Clotilde fest und bestimmt.

Und Sie, mein Fräulein, sagte er, sich zu Clementinen wendend: wollen Sie meinen Sohn ihrer Freundin abtreten und dafür den Herrn von Wallwitz von mir annehmen? —

Sehr gern! erwiederte diese.

Nun, meine Herrn, so bitte ich, die Plätze zu wechseln! sagte er lächelnd, indem er seinen Sohn zu Clotilden, den Herrn von Wallwitz aber zu Clementinen führte.

Was ist das nun einmal wieder für eine Thorheit! rief der Graf, den Clementinens Erklärung schon zu heftigem Ausbruch gereizt haben würde, hätten ihn die ernsten Worte seiner Gemahlin nicht zurückgehalten.

Dies, fuhr der Baron ganz kaltblütig fort, auf Ferdinand zeigend: ist mein wohlgerathener Sohn, und dies — der Herr von Wallwitz. Die Damen haben nun zu wählen. Aber die Herren warteten die Wahl nicht ab; ein jeder trat auf den vorigen Platz, und flehte mit einer reuigen Armensündermiene die Geliebte um Vergebung.

Die Namen thun wohl nichts zur Sache, fuhr der Baron fort: deshalb ertheilen Sie nur Pardon, meine schönen Damen, und

auch Sie, Frau von Wallwitz, beglücken Sie Ihren Gefangenen, der zagend, jedoch nicht hoffnunglos, an Ihrer Seite steht. Uebrigens, sagte er, sich zu dem Grafen wendend: habe ich meine Wette gewonnen. Dies Papier gibt der Gräfin Clotilde freie Disposition über ihre Hand und mir über die verlornen 500 Louisd'or, die ich hiermit zu einem brillanten Hochzeitfest bestimme.

Der Graf verbiß seinen dreifachen Aerger, denn die Gräfin und die Tante nahmen den Herrn von Wallwitz in Schutz, und über Clementinens Hand hatte er nicht zu gebieten, und da die Damen ihren Geliebten Verzeihung angedeihen ließen und selbst Helene ihrem Paris die niedliche Hand reichte, so war Alles glücklich geordnet. — Mon ami! sagte nun der Baron zum Grafen, ihn bei Seite führend: das Savoir faire, die Routine auf dem Tummelplatze der Coquetterie, die eigene Erfahrung nützen zu nichts; sobald man selbst eine Rolle im Stücke spielt, kann man nur schlecht die Schauspieler beurtheilen. Merke Dir das, schlage Chamade, und bekenne, daß diesmal der Schüler seinen Meister übertraf.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Neunzehntes Bändchen.

Der Brauer von Gent.

Erste Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der

Brauer von Gent.

Von

A. von Tromlitz.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Erste Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Der Brauer von Gent,

Erzählung aus den Zeiten der flandriſchen Unruhen zu Ende des 14ten Jahrhunderts.

Erſte Abtheilung.

1.

In einem einsamen Stübchen seines weitläufigen Hauses saß zu Gent der junge Brauherr Philipp Artevelde. Tiefer Unmuth furchte seine Stirn, Gram nagte an seinem Herzen, aber nicht der stille Gram der Schwermuth, es war der zurückgepreßte Schmerz tiefgekränkter Gefühle, der, wenn er ausbricht, alle Leidenschaften aufregt und zur Rache entflammt. Bis jetzt war dieser junge ernste Mann von dem wilden Treiben seiner Vaterstadt entfernt geblieben, die sich schon seit längerer Zeit gegen ihren Herrn, den Grafen Ludwig von Flandern empört hatte, und Niemand wußte sich dies theilnahmlose Betragen zu erklären. Einige meinten, das Schicksal Arteveldes, seines Vaters, der an der Spitze

der Genter stehend, sieben Jahre Flandern fast unumschränkt beherrscht hatte und endlich als Opfer gefallen war, hätte ihm eine blutige Warnung gegeben. Andere, die ihn näher zu kennen glaubten, meinten, daß er den von seinem Vater geerbten Ehrgeiz nicht freiwillig unterdrückte, nicht freiwillig dem Einfluß entsagte, den ihm das Andenken an seinen Vater, und sein großes Vermögen sicher unter seinen Mitbürgern verschafft haben würde. Nur wenige kannten den wahren Grund, weshalb er, obgleich von glühendem Ehrgeize durchdrungen, mitten in den Unruhen, die seine Heimath bewegten, dennoch in stiller Abgezogenheit lebte.

Alice Everwein, die Tochter eines reichen Handelherrn zu Gent, der, wie die meisten wohlhabenden Bürger dieser Stadt, mehr der alten ruhigen Ordnung der Dinge zugethan war, als der Regierung einer zügellosen Horde, hatte Philipp Artevelde, ohne es zu wollen, mit ihren Zaubernetzen umstrickt. Schon seit einem Jahre warb er um ihre Gunst, doch sie, stolzen, obgleich edlen Gemüths, hielt sich eines Grafen werth und haßte überdies den Sohn des Mannes, der so viel Un-

heil, über Gent gebracht hatte. Auch war ihr Herz schon von einer andern Neigung befangen und so behandelte sie diesen sonst so schönen Mann gleichgültig und kalt, jedoch mit Schonung, die ihr bisher der vorsichtige Vater unter den obwaltenden Umständen dringend anempfohlen hatte.

Heute aber, da er auf das Bestimmteste, selbst auf schonungslose Weise von ihr zurückgewiesen war, wurde der gekränkte Stolz Herr der so lang genährten, thörichten Neigung; alle Leidenschaften wurden rege, sein finsterer Geist brütete Rache und eine sich ihm noch gestern dargebotene Gelegenheit, sie zu befriedigen, würde ihm heute willkommen gewesen sein.

Nach dem Treffen bei Nivelles, in welchem die Genter, von dem Heere des Grafen geschlagen, zwei ihrer Anführer verloren hatten, blieb nur noch Peter Dubois, ein gebornner Brabanter, an der Spitze ihrer Kriegsmacht, der, ein schlauer, leidenschaftlicher Mann, nur seinen eigenen Vortheil vor Augen habend, sich wenig um das Wohl der Stadt kümmerte. Er war früher in Dienst Jean Hyons getreten, der mehre Jahre nach Jakob

Arteveldes Tode das Regiment der Stadt übernommen und durch die Chaperons, einer von Artevelde aus der Hefe des Pöbels zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten errichteten Verbrüderung, welche zum Abzeichen einen weißen Hut trugen, unterstützt, sich zum unumschränkten Gebieter Gents emporgeschwungen hatte. Nicht lange blieb die Brauchbarkeit Dubois von ihm unbemerkt, er hob ihn mit Hülfe der Chaperons von Stufe zu Stufe und verschwendete sein Zutrauen an keinen Undankbaren, denn Dubois blieb ihm bis an seinen Tod mit Leib und Seele ergeben. Hyons traf bald das Schicksal aller derer, die sich an die Spitze des Volkes stellen; er wurde ein Opfer seines Ehrgeizes und Gift warf ihn in der Mitte seiner glänzenden Laufbahn ins frühe Grab. Dubois hatte sich indessen bis zu einem Befehlhaber der bewaffneten Macht empor geschwungen, und stand jetzt, von den Chaperons unterstützt, allein an der Spitze der Genter. Aber zu klug, um nicht aus Erfahrung zu wissen, daß Volkgunst ein schwankender Grund ist, um das Gebäude seines Glücks darauf zu bauen, sah er sich, da die Gefahr von Außen, so wie die Unruhen im

Innern mit jedem Tage anwuchsen, nach einem Manne um, der das Zutrauen beider Parteien, der Reichen und der Armen, gewinnen und den er nach Wohlgefallen lenken könnte. Er glaubte, in Philipp Artevelde den Mann, so wie er ihn brauchte, gefunden zu haben; er war so reich, daß er es dem reichsten Kaufherrn gleichzuthun im Stande war, näherte sich als Brauherr jeder Klasse der Gewerke, war durch seinen Vater, dessen Andenken in den Herzen Aller noch lebte, von Jedermann geliebt und so schien er ihm geeignet, an der Spitze des Regiments zu stehen, um so mehr, da seine bisherige Abgezogenheit wenig Ehrgeiz, wenig Thatkraft verrieth und er deshalb für sich wenig zu befürchten glaubte. Er hatte gestern Artevelde unter der Hand den Vorschlag gemacht, der jedoch von ihm abgelehnt worden war.

Dubois, nachdem er näher geforscht und Artevelde's Verhältniß zu Alice Everwein, so wie das, was er heute erdulden müssen, erfahren hatte, eilte zu ihm und kam, so sehr Artevelde es auch zu verbergen suchte, heute willkommen.

Nun, mein junger Freund! redete er ihn

traulich an: Ihr seht mich noch einmal hier, noch einmal mache ich Euch den Vorschlag, Euch an die Spitze des Stadt-Regiments zu stellen. Ich wiederhole nochmals, was ich schon früher gesagt. Der Graf von Flandern zieht von Neuem gegen die Stadt, sie bedarf eines Mannes, zu dem die Chaperons und die kleinen Gewerke Zutrauen haben, und den die Reichen und Kaufleute nicht hassen. So sehr ich mir auch die Kraft und den Muth zutraue, ferner, auch in dieser gefahrvollen Zeit, das Ruder zu führen, so liegt mir doch die Sache, für die wir streiten, zu sehr am Herzen, als daß ich ihr nicht Alles, selbst mich und mein Ansehn opfern könnte. Ihr seid zwar bisher unthätig geblieben, habt für das allgemeine Beste wenig gethan; statt Euer Blut zu opfern, habt Ihr nur Euern Seckel geöffnet; aber ich kenne den Grund, er liegt in Euerm schwachen bethörten Herzen, nicht in Euerm edlen Gemüth. Deshalb fürchte ich keinen Augenblick, daß Ihr nicht von Eurem Vater den Muth und die Liebe zu Eurer Vaterstadt geerbt haben solltet. Sein Andenken steht noch hoch in den Herzen der Genter, darum wählte ich Euch und halte Euch für den Mann, der

die Sache zu einem guten Ende zu führen vermag.

Und wie sollte mir, der ich bis jetzt allen Geschäften fremd blieb, das Vertrauen werden, solchem gefährlichen Unternehmen vorzustehen? fiel ihm Artevelde in die Rede.

Ich werde Euch gern mit Rath an die Hand gehen, ich kenne Eure Vaterstadt. Seid Ihr das Haupt, will ich die Seele des Unternehmens sein! erwiederte Dubois.

Werther Herr! sagte Philipp und schien nachdenkend, obgleich er den Plan Dubois längst durchschaut hatte. Laßt mich in meiner Abgezogenheit, ich tauge nicht zu höhern Dingen; der Ehrgeiz meines Vaters hat sich nicht auf mich vererbt, wohl aber sein Stolz, der ihm befahl, das, was er war, ganz zu sein.

Thörigter Jüngling! unterbrach ihn Dubois: vergeßt Ihr denn, daß Euch jetzt nur noch zwischen dem Herrscherstab und dem Henkerbeile die Wahl bleibt? Glaubt Ihr, Peter Dubois und seine Chaperons würden Euch durch ihren Antrag ehren und sich dann ohne sich zu rächen mit Verachtung zurückweisen lassen? Kennt Ihr so wenig Eure Vaterstadt

und saht Ihr nie die Ströme Bluts, welche der Freiheit schon geflossen sind?

Der Jüngling hatte den wilden Anführer jener zügellosen Bande ruhig angehört, sein Blick war frei, fast stolz auf ihn geheftet geblieben. Was mir bevorsteht, weiß ich, erwiederte er. In solcher bewegten Zeit, Herr Peter Dubois, muß jeder sein Leben einsetzen und jeder kann, wenn er sich zur Ruhe legt, dem Himmel danken, daß er ihn noch einmal die Abendröthe sehen ließ. Ich war schon bei Euerm ersten Eintritt in mein Haus auf dergleichen gefaßt; aber Drohungen schrecken und bestimmen mich nie!

Ihr waret heute bei Roger Everwein, oder vielmehr bei seiner stolzen Tochter Alice? fragte der Hauptmann der Chaperons gleichgiltig scheinend.

Ich war da, aber was soll die Frage?

Ihr seid, soviel in der Stadt verlautet heute mit Euerm Gesuche dort förmlich abgewiesen worden?

Ziemt Euch, mir diese Frage zu thun? fuhr Artevelde auf.

Sie ziemt Jedem, der an Euch Theil nimmt! sagte Dubois kalt: es hat uns ge-

ſchmerzt, daß der Sohn des edlen Jakob ſo verächtlich von dem ſtolzen Handelsherrn behandelt ward. Lebte er noch in ſeiner Kraft und Macht, ſo führten heute die Chaperons den frechen Alten zum Richtplatz, ſo aber darf er es wohl wagen, den unbedeutenden Brauherrn ſtolz abzuweiſen. Dem Anführer der Genter hätte weder der alte Roger noch ſein Kind ſo ſchnöden Beſcheid zu geben gewagt.

Dieſe Worte reizten den Jüngling. Verſchmähte Liebe, gekränkter Stolz, beleidigte Eitelkeit bewegten ſein Gemüth, ein böſer Geiſt durchrauſchte ihn und fachte die Flammen wilder Leidenſchaft von Neuem in ihm zur Gluth an. Er bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er ſtolz: wenn mir das Volk die Stelle meines Vaters mit vollem Vertrauen anbietet, will ich ſie annehmen und will dann Euern Rath befolgen, Peter Dubois, da er, wie ich hoffe, ſtets zum Beſten meiner Vaterſtadt ſein wird; jedoch thue ich keinen Schritt, mich bei dem Volke darum zu bewerben.

Dubois ſah den Jüngling forſchend an, der mit einem Vertrauen zu ſich ſelbſt, mit

einer Festigkeit ihm Bedingungen vorschrieb, die er nicht erwartet hatte. Einen Augenblick wankte er in seinem Entschluß, er überlegte, ob Artevelde auch der sei, den er suche, denn er sollte ja nur das Werkzeug in seiner Hand sein. Doch seine Stellung berücksichtigend, an die Macht denkend, die in seinen Händen lag, sagte er sich, daß ein Wort von ihm hinreiche, den so hoch Gehobenen schnell wieder in sein Nichts zurückzuweisen und ihn zu verderben; deshalb erwiederte er lächelnd, daß er es morgen so einleiten würde, wie Artevelde es wünsche, und sich guten Erfolg versprächе. Hierauf verließ er ihn.

Aber in des Jünglings Brust ließ er einen Stachel zurück, der alle Elemente wilder Leidenschaft in ihm aufrief und ihn aus dem Traume seiner Liebe furchtbar weckte. Schon ehe Dubois zu ihm gekommen war, hatte er mit Mühe den Geist der Rache bekämpft, sein besseres Ich hatte ihm die Zurückweisung Alice Everweins mit Stolz zu dulden geboten; nun aber war ihm der Gedanke, an der Spitze der mächtigen Stadt Tausenden zu befehlen, tausend Arme zu finden, die seine Schmach rächen könnten, zu süß, um ihn nicht mit

neuer

neuer Schwungkraft zu beleben und ihn zur Rache zu entflammen. Die Erinnerung an den traurigen Tod seines Vaters mahnte ihn nicht ab, nur seine Thaten, sein mächtiger Einfluß, die furchtbare Gewalt, die er über Gent und ganz Flandern geübt hatte, traten in glänzendem Lichte vor ihn und auch sie riefen ihn zur Rache an dessen Mörder auf. So durchlebte er eine schlaflose Nacht und auch der Morgen brachte ihm die Ruhe nicht wieder; denn schon in aller Frühe hörte er vom Rathhause die Bürger zur allgemeinen Versammlung durch die Glocke rufen, und feierlicher als je tönte sie ihm heute, es war als riefe sie ihm den Namen seines Vaters zu. Tausend Pläne brütend, erwartete er nicht ohne Unruhe die Stunde der Entscheidung.

Sie erschien. Peter Dubois hatte seine Freunde schon im Voraus für seinen Schützling gewonnen und an diesem Morgen die Bürger zur allgemeinen Berathung zusammen berufen lassen. Jedes Gewerk rückte nun wohlgeordnet und wohlbewaffnet von seinem Sammelplatze nach dem Markte.

Es war ein schöner und doch so ernste Betrachtung erregender Anblick, die einzelnen

Gewerke, Mann an Mann in kriegerischer Ordnung und die Menge der Chaperons zu sehen, die theils in besondern Haufen, theils in den niedern Gewerken vertheilt, mit ihren weißen, mit einer schwarzen Hahnfeder geschmückten Hüten ein wildes Ansehn hatten. Selbst in den Reihen der Kaufleute, der Schiffsrehder und Goldschmiede sah man Einzelne, welche das Zeichen der furchtbaren Verbrüderung trugen; es waren jene schwachen Seelen, die sich aus Furcht vor dem Teufel, dem Teufel selbst ergeben hatten. Aber die wohlhabenden, rechtlichen Bürger dieser blühenden Handelstadt, unter denen sich auch Roger Everwein befand, trugen nach wie vor ihr schwarzes Barett, und würden sich für entwürdigt gehalten haben, wenn jenes Zeichen der Volkswuth und der Blutgier sie bedeckt hätte.

Als sämmtliche Gewerke versammelt waren, geboten drei Schläge an ein metallnes Becken Ruhe und Stille. Peter Dubois bestieg das von seiner Bedeckung umgebene Gerüste, von welchem herab er die Versammlung anredete. Zuerst schilderte er unumwunden die Gefahr, welche den Einwohnern der Stadt drohe, er-

hob ihren Muth durch Aufzählung der bedeutenden Hilfsmittel, die ihr zu Gebote ſtänden, ermahnte ſie zur Eintracht und zu feſtem Vertrauen auf ihre Kraft, dann ging er liſtiger Weiſe auf den Erhalter ihrer Freiheit, den Retter Flanderns, Jakob Artevelde über, pries ſeine Thaten, ſchilderte mit Thränen im Auge ſein blutiges Ende und ſchloß dann mit den Worten: Bisher habt Ihr mir Euer Vertrauen in allen Kriegsſachen geſchenkt, mich auch in andern Dingen zu Rathe gezogen und meinen Rath befolgt; aber die Zeiten werden mit jedem Tage bedenklicher, der Graf von Flandern zieht mit einem neuen Heere heran, Frankreichs König ſcheint ſeinen alten Groll gegen ihn vergeſſen zu wollen und es thut mir weh, Euch ſagen zu müſſen, in Euern Mauern ſelbſt giebt es Viele, die dem Feinde unſrer Freiheit gewogen ſind und ihn gern mit ſeinem Kriegsvolk anrücken ſehen. Andere giebt es unter uns, die es zwar redlich mit der Stadt meinen, jedoch das eigne Wohl dem allgemeinen vorziehn; auch ſolche könnt Ihr in Euern Mauern finden, denen Geld und Gut höher ſteht, als die Freiheit und die Privilegien ihrer Vaterſtadt. Des-

halb bin ich, ein schlichter Krieger, ohne in Eurer Mitte Haus und Hof zu haben, ein Fremdling unter Euch, nicht mehr mächtig genug, dem allem zu widerstehen und die Verräther in Zaum zu halten. Ihr müßt einen Mann an Eure Spitze stellen, dem Ihr Euer Vertrauen ganz schenken könnt, der reich und mächtig genug ist, denen mit schwarzen Baretts die Waage zu halten und es ihnen gleich zu thun, und herablassend genug, das Vertrauen der Chaperons, dieser Stütze der Stadt, zu gewinnen. Ihr müßt ihm völlige Gewalt in Kriegs- und Verwaltungssachen geben, die weisen Syndici der Gewerke werden ihm dann schon, der Verfassung nach, mit Rath und That beistehen.

Nenne uns einen solchen Mann, Peter Dubois! riefen mehrere Stimmen aus den Gewerken der Weber, Schmiede und Fischer: Nenne uns ihn!

Wie Jakob Artevelde für den Ruhm und die Freiheit Gents lebte und starb, rief jetzt Dubois mit lauter Stimme: so wird auch Philipp Artevelde, sein Sohn, als Euer Anführer, für seine Vaterstadt leben und sterben! Eine allgemeine Stille herrschte bei

dieſen Worten; der größte Theil der Verſammlung ſchien durch das Unerwartete dieſer Rede überraſcht. Plötzlich aber brachen Dubois Freunde hervor und riefen: Ja, Philipp Artevelde iſt der Mann und keinen andern wollen wir! und wie ein Lauffeuer hallte es durch die ganze Verſammlung: Philipp Artevelde ſei unſer Führer. Die weißen Hüte wurden nun auf Piken und Schwerter geſteckt und zum Zeichen des Beifalls hoch empor gehoben, und das Murren der Kaufleute und ihre Vorſtellungen durch wildes Geſchrei übertäubt. Kaum vermochte Dubois die Ruhe in ſo weit wieder herzuſtellen, daß man ſeinen Vorſchlag vernehmen konnte, die Syndici der Gewerke und ihre Hauptleute an Artevelde abzuſchicken, um ſich mit ihm zu verſtändigen und über das Nöthige zu beſprechen. Die Chaperons, denn Jakob Artevelde war es ja, der ihre Verbrüderung errichtet hatte, ſchienen durch den Namen Artevelde in wilden Freude-Taumel verſetzt und mit tumultuariſchem Gejauchze folgten ſie dem feierlichen Zuge, der ſich nach der Wohnung des jungen Brauherrn in Bewegung geſetzt hatte.

Dieſer, durch einen ausgeſandten Diener

von dem Vorgefallenen schon unterrichtet, war vorbereitet und empfing die Abgeordneten mit ruhiger Würde. Die Syndici trugen ihm nun den Wunsch der Bürger vor, sagten ihm, daß die Liebe und das Vertrauen, welches sie zu seinem Vater gehabt, auf ihn übergegangen sei und sie bestimmt hätte, ihn an die Spitze des Stadtregiments zu stellen; auch gelobten sie im Namen sämmtlicher Gewerke unbedingten Gehorsam.

Artevelde hatte, ohne nur durch Blick oder Wort die Freude laut werden zu lassen, die ihm dieser Vortrag machte, sie ruhig angehört, als aber der älteste Hauptmann der Chaperons, der das Wort geführt, schwieg, erwiederte Artevelde mit Ernst und mit umdüstertem Blicke:

Werthe Mitbürger! Ihr sagt, daß die Liebe zu meinem Vater, daß das Andenken an das, was er für die Stadt gethan, Euch bewogen habe, mich zu Euerm Oberhaupte zu wählen? Trotz Jakob Arteveldes großen Verdiensten um Eure Freiheit, trotz seiner Thaten habt Ihr ihn dennoch gemordet! Wie kann mir, dem Sohne, diese Erinnerung ein Pfand Eurer Neigung, Eures Dankes sein?

Ihr werdet immer so gut berathen werden, daß Jedermann mit Euch zufrieden sein wird! fiel ihm Peter Dubois in die Rede: nur eigenmächtiges Handeln und thöriges Zutrauen zu sich selbst, waren Ursach an dem blutigen Tod Eures Vaters.

Artevelde beantwortete diese Unterbrechung nur mit einem stolzen Blick, und fuhr fort: Aber trotz dem, daß ich weiß, daß es mein Herzblut kosten wird, nehme ich dennoch das ehrenvolle Amt an, welches Ihr mir mit so vielem Zutrauen antragt. Mit Freuden opfre ich mein Blut für die Freiheit Gents, mit Freuden meine Ruhe für das Wohl dieses Landes, der Tod meines Vaters sei aus meiner Erinnerung verwischt, über ihn breite ich einen Schleier; und so bin ich der Eure im Leben und Tod! Er schwieg, ging im Kreis umher, reichte Jedem die Hand und drückte sie, dem Armen wie dem Reichen, gleich herzlich; nur an Roger Everwein, dem Syndikus der Rehder ging er kalt vorüber. Dann ließ er Becher bringen und jedem einen silbernen, mit köstlichem Weine gefüllt, reichen. Nun wollen wir noch diese Becher auf treue

Verbrüderung leeren! sprach er. Und somit weihe ich mich Euch mit Hab und Gut, mit Leib und Seele! Die Abgeordneten thaten ein Gleiches und schieden dann von ihm, den noch versammelten Gewerken Artevelde's Entschluß zu berichten. Ein Tag hatte den stillen, friedlichen Bürger zum Haupt der Empörung gemacht.

Dubois allein war zurückgeblieben, um schon heute sein Amt bei Philipp anzutreten und ihm Rath zu ertheilen, wie er sich in seiner neuen Lage zu benehmen habe. Nun, Philipp Artevelde! sprach er mit wichtigem Tone: nun seid Ihr hoch erhoben an der Spitze der Genter Macht Rasch seid Ihr durch mich, Euern zweiten Vater, hinaufgestiegen, sorgt nun auch, daß Ihr nicht eben so rasch von Eurer Höhe herabsinkt. Schmeichelt den Pfaffen, haltet Euch mehr zu den kleinen Gewerken als zu den größeren und Reichen; jene sind weniger zum Widerstand geneigt, sie haben bei Unruhen nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Vergeßt nie, daß die Chaperons Euch die Macht in die Hände gaben und diese allein sie Euch erhalten können. Vergeßt

nie, daß Ihr durch mich stieget, durch mich fallen könnt.

Ich werde thun, was ich muß! war Arteveldes kurze Antwort.

Dann, fuhr Dubois fort, frage ich Euch Philipp: Könnt Ihr hochfahrend, könnt Ihr grausam sein? Artevelde lächelte. — Denn wißt, ein Mann niedern Standes wie wir, auf einem Platz stehend, wohin wir uns selbst gestellt haben, taugt da wenig, würde er nicht seiner Härte und Grausamkeit wegen gefürchtet. Die Flamänder wollen auf diese Weise regiert sein und bei ihnen muß in unsern Zeiten ein Menschenleben nicht höher stehen, als in der Zeit der Stoppeln das Leben einer Lerche.

Haltet ihr mich für so fromm, daß Ihr mir diese Frage thut? erwiederte Artevelde, und sein Auge leuchtete feurig. Glaubt Ihr, weil der Löwe ruhig in seiner Höhle lag, er sei nicht ein Löwe? Er schlummerte nur, Syrenengesang wiegte ihn ein, aber die Stimme des Volks hat ihn geweckt und in wilder Kraft bricht er nun hervor.

So ist es recht, Artevelde! rief Dubois freudig aus, und sein Auge ruhte mit Wohl-

gefallen auf ſeiner Schöpfung. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß hinter der ruhigen Stirn ſolche Gewitterwolken ſich thürmen könnten! Nur immer friſch voran auf dieſem Wege, er führt zum Ziel!

Deshalb bitte ich Euch, Peter Dubois, ſagte Artevelde nun ernſt, daß Ihr mir nie auf ſelbigem feindlich entgegen treten möget, denn einmal vorwärts ſchreitend, hält mich, gleich dem zügelloſen Roſſe, nichts mehr auf, ſelbſt des Freundes Leiche nicht.

Dubois ſtutzte, Artevelden entging es nicht, daß ihn der Augenblick zu weit geführt, er zu offen geſprochen habe, er ergriff traulich Dubois Hand: deshalb bitte ich Euch Peter, ſagte er einlenkend, ſteht mir immer väterlich zur Seite, nie möge ich Euch feindlich mir gegenüber ſehen.

Sie ſchieden, dem Aeußern nach als Freunde, im Herzen bereute es Dubois wohl jetzt ſchon, den Knaben, wie er ihn nannte, erhoben zu haben. Ein Tag hat ihn zum Manne gereift! ſagte er am nämlichen Abend noch zu einem ſeiner Vertrauteſten; ich glaube, ich habe mich in ihm geirrt.

2.

Mit finſterm, niedergeſchlagenem Blick und geſenktem Haupte kehrte Roger Everwein in ſeine Behauſung zurück, trat in ſeine Schreibſtube, legte ſein kurzes Schwert ab und gab dem alten David, ſeinem Diener, ſchweigend ſein Barett, der eben ſo ſtumm es nahm und ihn unverwandt und forſchend anſah. Endlich ängſtigte ihn der Gram zu ſehr, der ſeinen ſonſt ſo muthigen Herrn nieder zu beugen ſchien, er brach das Schweigen.

Was bekümmert Euch Herr? fragte er, jedoch nur halblaut. Es muß ſchwer auf Euch laſten, da es Euch ſo ganz niederdrückt. Was iſt in der Verſammlung der Bürger vorgefallen? Darf ich es wiſſen, ſo theilt es mir mit, Herr!"

Die Chaperons triumphiren! ſagte Herr Roger und ballte krampfhaft die Fauſt.

Lieber Herr! unterbrach ihn der Diener, Gönnt ihnen ihren Einfluß, ſie verdienen ihn und erhalten ſie nicht die Freiheit der Stadt? Gewiß, ſie werden ſie noch ferner ſchützen. Trag ich doch auch den weißen Hut und ge-

höre ich doch auch zur Brüderschaft und dennoch dien' ich Euch mit Leib und Seele!"

Sie haben einen Anführer mit unumschränkter Gewalt gewählt, fuhr Herr Roger fort.

Gewiß einen aus ihrer Mitte, vielleicht Peter Dubois, den Fremdling, oder Jakob Michelles, den Fleischhauer, fiel ihm der Diener in die Rede.

Ach wär' es einer von diesen! sagte Roger, bekümmert sein Haupt senkend, den Philipp Artevelde haben sie gewählt!

Ja freilich, dann wehe Euch und uns! sagte der alte David. Ich traute ihm nie und jetzt, nach dem, was zwischen Euch vorgefallen ist, noch weniger. Es liegt zwischen seinen Augenbrauen ein finstrer Zug, der immer mein Herz von ihm abgewendet hat, es blitzt etwas Heimtückisches aus seinen Augen. Ich fürchte. ich fürchte!

Geh hinauf zu der Frau und der Tochter und bereite sie auf die Schreckennachricht vor, befahl nun Everwein. Ich bin zu verstimmt, zu gebeugt, um mich so ihnen zu zeigen. Geh David!

Der Alte ging und Herr Roger blieb indessen sorgenvoll in seiner Stube, rief seinen

Buchhalter und gab ihm den Befehl, die Rechnungbücher in Ordnung zu bringen, und Alles so einzurichten, als ob er morgen Rechenschaft geben müßte, dann glaubte er sich hinlänglich gestärkt, um zu den Seinen hinauf zu gehen.

Er fand sie beruhigter, als er gefürchtet. Die Mutter hatte geweint und saß, das Haupt in der Hand, auf ihrem Sorgenstuhle und Alice stand mit heiterm, ruhigem Blick vor ihr. Als der Vater zu ihnen trat, streckte die Mutter ihm die Hand entgegen, die Tochter holte ihm einen Sessel und rückte ihn zurecht; keines berührte das Vorgefallene.

Weißt Du es schon, Mutter? fragte Herr Roger endlich.

Ich weiß es!

Und Du bist so ruhig Alice? wendete er sich zur Tochter.

Unser Schicksal steht in Gottes Hand! sagte diese mit Ergebung.

Aber auch zunächst in der Hand Arteveldes, den Du noch gestern so schnöde zurückwiesest.

That ich das Vater? Das thut mir leid! Schnöde wollt' ich ihn nicht zurückweisen, ihm

nicht wehe thun. Ich mußte mich jedoch endlich seinen Bewerbungen entziehen, die mir längst schon lästig waren. Ihr wißt ja Vater, mein Herz ist nicht mehr frei; war es da nicht Pflicht, ihm alle Hoffnung zu nehmen?

Ich kann Dich nicht tadeln, Dir nicht zürnen, sagte der Vater, aber Deine Liebe zu Walter von Enghien wird Dich und uns ins Verderben stürzen.

Und hätte ich auch ihn nicht geliebt, Vater, so hätte ich doch Philipp Artevelde nie mein Herz zugewendet, ihm nie meine Hand gereicht. Uns trennt eine weite Kluft. Der Zauber, der so gewaltig das Herz des Menschen anzieht, der in dem ersten Augenblicke, da ich Walter sah, mich an ihn fesselte, fehlt ihm. Ist die Gluth, die aus seinen Augen strömt, eine magnetische Kraft, so bin ich nicht das Eisen, das sie anzieht; sie stößt mich ab. Wir sind zwei feindliche Naturen; ich offen und wahr, er zurückhaltend und versteckt. Ich fürchte, Vater, das Schrecklichste und bin auf Alles gefaßt. Arteveldes Leidenschaft ist eine wilde Flamme, keine zarte

Neigung des Herzens, sie wird hervorbrechen und uns vernichten!

Und dennoch glaub' ich, Kind, begann jetzt die Mutter, daß wir auf alle Fälle denken müssen. Sollte sein Stolz nicht zu tief gekränkt, er nicht zu schwer beleidigt sein, sollte er noch einmal um Dich werben, so laß, Alice, Deinen Verstand mehr sprechen, als Dein Herz. Das Heer des Grafen rückt heran, vielleicht gestalten sich hier die Verhältnisse bald anders. Verstelle Dich, gieb ihm Hoffnung, setze die Erfüllung seiner Wünsche weit hinaus, so gewinnen wir Zeit.

Das kann ich nicht! erwiederte Alice bestimmt, Verstellung ist mir fremd, täuschen werd' ich Niemand.

So wirst Du uns verderben! klagte die Mutter.

Ich hoffe, nein! sprach die Jungfrau feierlich. Es waltet ein Gott über uns, barmherzig und allmächtig. Will er uns nicht untergehen lassen, was vermag ein schwacher Mensch, was vermag der elende Anführer eines blutgierigen Haufens? Zaget nicht, Mutter, fasset Muth, Vater, vertrauet Gott und dann komme, was da will! Dem Mu-

thigen nahet das Schicksal nicht unvorbereitet, sein Pfeil trifft ihn nur halb. — Finstre Wolken umziehen meine Lebenssonne, sprach sie jetzt wehmüthig, eine düstre Ahnung sagt mir, sie wird mich nicht mehr mit ihrem goldnen Himmelsglanze bestrahlen, aber dennoch, liebe Eltern, zag' ich nicht. Ich werde jeden Weg, den mir Gott bezeichnet, getrost gehen; denn, sei er kurz, oder winde er sich durch viele unglückliche Jahre, sei er mit Blumen bestreut oder dornenvoll, er führt ja immer nach einem Ziele, zum Grabe, und da deckt die Erde das bewegte Herz, da schlummert auch das blutende sanft!

Als schwebe eine dunkle Ahnung über die sorgenvolle Familie hin, so schauerlich wurde sie von den düstern Worten Alice's ergriffen. Vater und Mutter schlossen ihr Kind in die Arme und es war ihnen, als preßten sie zum letztenmale das Opferlamm an ihre Brust.

3.

Unter Glockengeläute zog am andern Tage Artevelde, von sämmtlichen Gewerken begleitet,

tet, auf das Rathhaus, dort den Eid zu leisten und von den Syndicis den Handschlag und das Versprechen unbedingten Gehorsams zu empfangen. Das Volk war in allgemeiner Bewegung, denn man murmelte von ungünstigen Nachrichten, die von Außen eingelaufen sein sollten. Den Blick jedoch auf den schönen männlichen Jüngling gerichtet, schaute Jedermann freudig den Balkon hinauf, von welchem er die Versammlung anredete. Wer seinen Vater gekannt, glaubte ihn in dem Sohne wieder zu sehen, der, die Streitart in der Hand, das Zeichen der Chaperons auf seinem Haupte, ein jugendlicher Krieggott vor ihnen stand.

Mit der Nacht des vergangenen Tages waren alle schlummernden Leidenschaften in ihm rege geworden, und mit diesem einen Tage, schien es, habe die Natur ihn zum Herrscher gestempelt, so stolz, so herrisch stand er auf dem Altan und redete zum Volke. Er ermahnte es zum muthigsten Widerstande, zum blutigsten Opfer, wenn es das Vaterland heische und zur strengen Befolgung seiner Befehle. Dann sagte er, die Streitart schwingend: Nur durch Kraft kann das Kräf-

tige erhalten werden, nur indem man der Freiheit selbst blutige Opfer bringt, kann man das Heilige in seiner Reinheit ungeschmälert bewahren. Jener Platz, den schon das Blut so manches Treulosen tränkte, ist ihr Tempel, auch ich werde ihr, als ihr treuester Priester, die Opfer bringen, wenn sie es verlangt. Hauptsächlich wende ich mich noch zu Euch, die ich mit dem ehrenvollen Zeichen unsrer Freiheit hier unten geschmückt sehe, Ihr meine Brüder, Euch fordere ich insbesondere auf, sich fest an mich zu schliessen, Euch vertraue ich allein, denn ihr waret und seid noch die Säulen unsrer Wohlfahrt, wanktet Ihr, so stürzte das heilige Gebäude zusammen, und Gent, das freie Gent, vor dem Könige und Fürsten zitterten, würde die Beute des raubgierigen Adels.

Und nun meine Freunde! rief er, Trauer milderte die flammenden Blicke, seine Wildheit schien in milden Ernst überzugehen, nachdem ich Euch Treue gelobt, Euch zur Eintracht und zum Gehorsam ermahnt, hier auf dieser Stelle feierlich der Vaterstadt Blut und Leben geweiht und so meine Pflichten als Bürger erfüllt habe, will ich sie auch als

Sohn erfüllen und zur Grabstätte meines Vaters wallfahrten, dort mein Gebet zu verrichten. Wem sein Andenken heilig, wer mir gewogen und mein Freund ist, der folge mir!

Dies sagend, verließ er den Altan und von allen Gewerken gefolgt, von seiner Leibwacht, die er, 400 an der Zahl, sich aus den verwegensten Chaperons gewählt hatte, umgeben, zog er über den Markt nach der Kirche St. Bavons, auf deren Friedhof die Gebeine seines Vaters ruhten.

Die Geistlichen, schon früher hiervon benachrichtigt, empfingen ihn an dem großen Portale wie einen Fürsten, führten ihn zu dem für ihn bereiteten Sitz, und das Volk, so viel die Kirche fassen konnte, drängte sich, den feierlichen Exequien beizuwohnen, die zum Andenken Jakob Artevelde's gehalten werden sollten. Als sie beendet waren, begab er sich auf den Friedhof, wo schon die Priester der geistlichen Orden das Grab seines Vaters umgeben hatten und Gebete und Weihrauch gen Himmel sandten. Dorthin wanderte jetzt der Sohn; sein eilender Fuß schritt über Gräber hinweg und als er, von der Menge gefolgt, an die mit einem einfachen

Steine bezeichnete Ruheſtätte des Vaters gelangte, kniete er nieder und betete im Stillen. Wie das ferne Toſen des Meeres in ſtiller, ſchauerlicher Nacht, wie das Rauſchen des Sturmes in dem entfernten Eichwalde, ſo vernahm man auch jetzt das dumpfe Gemurmel der Betenden, das immer ſtärker und ſtärker über die Gräber hallte, denn jeder der hier Verſammelten ſandte ſein Gebet für die Seelen der Abgeſchiedenen zum Himmel; und war es auch nicht für die Seele Jakob Arteveldes, ſo hatte der Tod wohl für Jeden eine liebe, theure Erinnerung hier niedergelegt. Einen feierlichen, ſchauerlichen Anblick gewährte dieſe Verſammlung. Der knieende Jüngling, die Mönche, die mit ihren brennenden Kerzen das Licht des Tages zu verſpotten ſchienen und lauter als die Uebrigen ihre Gebete murmelten, die zahlloſe Menge mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen, die lebend über den Todten ſtehend leiſe beteten, die 400 Gewaffneten mit ihren Hellebarden und Streitäxten, die Eiſenhauben in der Hand, die wilden, blutgierigen Blicke andachtvoll gen Himmel richtend und zwiſchen dieſem ſchauerlichen Murmeln das feier-

liche Lauten der Glocken, das von Thurm zu Thurme wiederhallte, der dumpfe eintönige Schlag, der auf diesem Felde des Todes den Sterblichen an den raschen Flügelschlag der Zeit erinnern zu wollen schien, dies Alles mußte selbst in der Brust der Fühlloseſten Andacht oder doch Schauer erweckend sein.

Jetzt erhob sich der Knieende und den Blick gen Himmel gerichtet, die Rechte nach den über ihn dahin ziehenden dunkeln Wolken gestreckt, stand er mit leuchtendem Auge gleich einem Rachegeiste neben dem Grabe des gemordeten Vaters. Die Gebete verstummten, selbst die Mönche wagten es nicht, in solch schauerlichem Augenblick ihre Worte zum Himmel zu senden, die Chorknaben, die Becken mit Weihrauch schwingend, vergaßen bei dem Anblick der furchtbaren Gestalt den Weihrauch zu streuen, und keine Dampfwolken stiegen auf, als Artevelde die drückende Stille brach, die wie schwere Gewitterluft über den Versammelten lag.

Geist meines Vaters! rief er: wo Du auch wandeln magst, im Fegefeuer oder in den himmlischen Gefilden, ich schwöre Dir hier

im Angesicht des versammelten Volkes, im Angesicht Gottes, bei dem heiligen Gebete der frommen Priester, Rache an Deinen Mördern zu nehmen, damit Du Ruhe findest im Grabe, und ich auf Erden!

Amen! schallte es aus dem Munde der 400. Amen! wiederholten die wilden Rotten der Chaperons, während mancher der Anwesenden, des Racheschwurs gedenkend, die leere Stelle auf welcher er stand und die morgen vielleicht schon sich zum Hügel über ihm wölben konnte, mit Schauder betrachtete.

Da trat ein alter Priester aus der Mitte der Franziskaner hervor. Philipp Artevelde! sprach der Greis feierlich, als sei er ein Gott Gesandter; liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch hassen! So sprach unser Herr und Meister. Du thust nicht wohl, hier an dieser heiligen Stätte, der Ruhe und der Versöhnung geweiht, Dein Herz zur Rache zu entflammen. — Sündiger Mensch, wagst Du die Rathschläge Gottes zu meistern? Bete in Demuth zu dem barmherzigen Vater, daß auch Deine Stunde nicht vor der Zeit schlage, und Du früh abgerufen werdest, Re-

chenschaft zu geben. Störe nicht durch solchen Frevel die Ruhe der Todten!

Artevelde hatte mit scheinbarer Demuth den Greis angehört. Blutgierig, wie die Hunde eines Räubers, die auf den Wink ihres Herrn den Gefangenen zu zerreißen lauren, so schauten die Trabanten auf ihn, seine blutigen Befehle erwartend. Aber er faßte sich schnell, neigte das Haupt vor dem Priester, kniete vor ihm nieder, und ergriff seine Hand, sie ehrfurchtvoll küssend. Ehrwürdiger Vater! sprach er mit lauter, vernehmbarer Stimme, vergebt, daß ich, ein sündiger Mensch, mich erkühnte, das Schwert Gottes ergreifen zu wollen. Vergebt und sprecht mich frei von diesem Frevel, den ich innig bereue. — Segne mich, Pfaff! raunte er dann dem Priester leise zu: Oder Du bist noch heute des Todes!

Gott erbarme sich des Sünders! sprach der Franziskaner, durch diese Drohung nicht geschreckt, wendete Artevelde den Rücken und schritt ruhig und würdevoll zu seinen Brüdern zurück.

Ein lautes Murmeln erhob sich; Peter Dubois lächelte mitleidig über die Thorheit

des unerfahrnen Jünglings, der seinen Rath so bald vergessen hatte. Artevelde, schnell die Folgen des Fehlers überblickend, der nicht mehr gut zu machen war, gab das Zeichen, daß die Trompeter zum Aufbruch blasen sollten. Sie schmetterten und übertäubten das Gemurmel, die Gewerke ordneten sich wieder und von seiner Leibschaar umgeben, zog er unter Trompetenschall und Glockengeläute nach seiner Wohnung zurück.

Schon am Nachmittage hielten zwei Fuhren mit Bier und ein Fuder Wein vor der Kellnerei des Franziskaner-Klosters, und ein Diener Arteveldes brachte zwei köstlich gearbeitete silberne Leuchter für den Altar der Kirche dieser frommen Väter, mit der Bitte, seinen Herrn in ihr Gebet zu schließen. Aber demohngeachtet mußten sie nach einigen Tagen den kühnen Greis zur Stätte der Ruhe begleiten.

4.

Ei, ei, mein werther Herr Philipp! sagte am nämlichen Abend Peter Dubois, als er

in der Dämmerung in Arteveldes Zimmer trat, Ihr habt Euch in große Gefahr, mich in große Unruhe versetzt. Auf Rechnung er Freiheit laßt bluten, so viel Ihr wollt und es Euch gut dünkt, für eigne Sache nicht eine Fledermaus. Ihr müßt mich recht verstehen, mein junger Freund, fuhr er fort als er Arteveldes Stirn sich furchen sah; rächt den Tod Eures Vaters, laßt alle die reichen Handelherrn, die ihn morden ließen, auf den Richtplatz führen, aber für Jeden findet einen andern Grund, was Euch nicht schwer werden kann; denn wo Zwietracht und Gesetzlosigkeit herrscht, da ist Jedem ein Verbrechen aufzubürden, besonders den Reichen, die der Pöbel so gern beerbt. Ueberhaupt, junger Freund, müßt Ihr Euch mehr verstellen lernen, nie, auch nicht dem Unbedeutendsten den Fehdehandschuh offen hinwerfen, nie öffentlich drohen, wohl aber im Geheim schlagen!

Ich danke Euch, Herr Peter Dubois, für Eure weisen Lehren, die mir aber nicht alle einleuchtend sind, erwiederte Artevelde mit Geringschätzung. Der Tiger schleicht hinter seiner Beute, der Löwe geht seinem Feinde

offen entgegen. Nach Eurer Weise geht der Tiger einen sicheren, der Löwe einen gefahrvolleren Weg.

Nun, wie Ihr meint! sagte Dubois höhnisch lächelnd; seid Ihr in diesen Tagen so rasch gereift, daß Euch mein Rath überflüssig dünkt, so behalte ich ihn künftig für mich.

Mit nichten, werther Freund! fiel ihm Artevelde in die Rede; in allem, was das allgemeine Wohl betrifft, werd' ich nichts thun, ohne mich mit Euch berathen zu haben; aber auch da müßt Ihr mir es nicht verargen, wenn ich zuweilen meinen eignen Weg gehe, was doch bei Eurer Einsicht und langer Kriegerfahrung wohl nur selten geschehen könnte. Bei dem aber, was mich selbst betrifft, bin ich gewohnt, auf mich allein zu sehen.

Wie Ihr wollt! erwiederte Dubois; ich dringe Euch meinen Rath nicht auf, und werde ihn Euch auch nicht versagen, wenn Ihr ihn verlangt. Nur würde es mich schmerzen, wenn Euer Betragen den Hoffnungen nicht entspräche, die ich und meine Freunde von Euch nährten.

Sorgt nicht dafür, antwortete Artevelde

trocken, füllte die leeren Becher und nöthigte Dubois zum Trinken. Hierauf begann er, das vorige Gespräch abbrechend, die Verhältnisse der Stadt zu dem Grafen, ihre Hilfsmittel und die Gefahr, die sie bedrohe, auch seine eigne Stellung so klar und sicher darzustellen, daß Dubois über den Geist des jungen Mannes erstaunte und ihm dies Erstaunen auch nicht verbarg.

Da Ihr nun, wie ich höre, besser als ich die Klippen kennt, an der Ihr Euer Schiff vorüber lenken müßt, sagte er dann, denn Volkgunst ist ein Vulkan, auf dem keiner sicher steht, so wundert es mich, wie Ihr heute, verzeiht mir Artevelde, auf so unvorsichtige Weise Alle, die an dem Mord Eures Vaters Theil haben, gegen Euch aufbringen und ihnen damit die Weisung geben konntet, auf ihrer Huth zu sein.

Dubois! erwiederte der Jüngling und sein Antlitz wurde ernst. Von dem Augenblicke an, als ich Euern Antrag annahm, und die Abgeordneten der Gewerke mich zu ihrem Anführer ernannten, betrachtete ich mich als dem Tode geweiht. Auf meinem Lager sterbe ich nicht, Gott müßte mich denn sehr bald zu

meinen Vätern abrufen. In der Schlacht, auf dem Schaffot oder durch eines Mörders Hand werd' ich enden. Glaubt nicht, daß ich hoffe, Gent siegreich aus dieser Fehde sich erheben, mich bis in späte Zeiten an der Spitze der Städte Flanderns zu sehen! Es ist gegen die Ordnung der Welt, daß eine einzelne Stadt, ein kleines Land wie Flandern, das nur Reichthum, nicht die Natur gegen seine Feinde schützt, daß ein Land, welches rings von Fürstenthümern und Königreichen umgeben ist, selbstständig, eine freie Stadt bleibe. Fürsten und Adel, selbst die neidischen Nachbar-Städte werden sich gegen uns verbinden und die Sache des Grafen von Flandern wird die Sache aller Fürsten werden. Deshalb, wer an die Spitze sich stellt, hat nur zweierlei zu erwarten, den Undank seiner Mitbürger, oder die Rache des Grafen.

Und wenn Ihr so denkt, sonderbarer Mann, fiel ihm Dubois in die Rede, warum stelltet Ihr Euch an die Spitze und vergeudetet nicht ferner in Abgezogenheit Eure Reichthümer, wie Ihr bisher gethan?

Wäre Alice Everwein in dies Haus gezogen, würde mich keine Gewalt der Erde

vermocht haben, das Haupt der Rebellen zu werden; so aber war mein Lebenschiff | gescheitert, mein Herz zerrissen, mein Stolz, meine Eitelkeit gekränkt, mir blieb nichts als ein düstres Leben und somit setzte ich wenig aufs Spiel. Und Dubois, kennt Ihr das süße Gefühl der Rache? Sie hat mich bestimmt, um ihr blutig zu opfern ist mir die Macht, wenn auch nur die Macht des Augenblicks, ein köstliches Gut! Schon seit langer Zeit that ich an dem Grabe meines Vaters im Geheim das Gelübde, welches ich heute öffentlich wiederholte und der Gedanke, den hochfahrenden Roger im Kerker schmachten, die stolze Alice zu meinen Füßen zu sehen, ihr Herz vielleicht noch schmerzlicher zu verwunden, als sie das meine, dieser Gedanke giebt allen meinen Kräften neuen Schwung, er bestimmte fast mehr noch meinen Entschluß, als die Liebe zur Vaterstadt. Ihr seht, daß ich schon wieder Eurer Lehren, mich zu verstellen, nicht eingedenk war, und mich offen gebe, wie ich bin. Auch jetzt noch will ich meinen Fehler wiederholen und Euch über Euch selbst so reinen Wein einschenken, als dieser Claret es ist, den ich in Euern Becher

giebe. Auf gutes Verständniß, sagte er, mit Dubois anstoßend, so setzte er sich neben ihn, legte traulich seine Hand auf die breite Schultor des Kriegmannes und sah ihm, während er sprach, offen und frei ins Auge.

Ihr suchtet einen Mann, so begann er, dessen Namen und Verhältnisse die locker gewordenen Bande der Eintracht in dieser Stadt wieder fest knüpfen könnten, wolltet in dieser bedenklichen, unruhigen Zeit, da Ihr die Macht des Grafen und die Gesinnungen des französischen Hofes fürchtet, einen Andern an die Spitze Gents stellen, der bei schlechtem Erfolge mit seinem Kopfe büßen, bei glücklichem die Beute mit Euch theilen würde. Unter seinem Namen wolltet Ihr die Zügel in fester Hand behalten, an der Spitze der Chaperons und der bewaffneten Macht bleiben und so im Trüben fischen. Ihr glaubtet mich dazu passend und, auch Ihr fehltet, werther Herr Dubois, machtet mir auf sehr leichtsinnige Weise, ohne mich näher zu prüfen, den Antrag und habt Euch in mir geirrt. — Bleibt ruhig, ich bitte Euch, leert den Becher, den ich Euch mit gutem Herzen und freundschaftlichen Gesinnungen als einem

Biedermanne reiche. Wo ich stehe, stehe ich gern allein! fuhr er dann fort: wo ich handle, handle ich gern durch mich selbst, meiner eignen, nicht fremder Kraft vertrauend, und nur dem Geist, der mich beherrscht, folgend. Ihr seht, auf diese Weise taug' ich nicht zum Werkzeug in Eurer Hand, Ihr wohl zu solchem in der meinen!

Eure Offenheit ist ein wenig stark und beleidigend, unterbrach ihn Dubois, mit Heftigkeit aufspringend; glaubt Ihr schon so fest zu stehen, mir drohen, mich verspotten zu können?

Ja, Dubois! Das glaub' ich, und mehr noch, ich bin es gewiß! Deshalb ereifert Euch nicht, setzt Euch und laßt mich ruhig enden. Schon in diesem Augenblicke rufen die Chaperons, welche die Tonnen meines Gerstensaftes umlagern, meinen Namen mit wildem Jauchzen aus. Die Armen, die ich schon seit Jahren unterstützte, die Hilfsbedürftigen, denen ich heute Geld austheilen ließ, die Syndici, die ich zu gewinnen wußte, habe ich vielleicht in diesem einen Tage fester an mich gebunden, als Ihr in Jahren; denn Geld, werther Herr, ist der sicherste Köder

für das gemeine Volk, und Geld will ich verschleudern, nicht gewinnen. Hier, Peter Dubois, ist der Punkt, wo wir uns in Fried' und Freundschaft begegnen, nicht in Führung des Regiments. Ihr seid ein Fremdling unsrer Stadt, nicht Vaterlandliebe, nur der Wunsch Geld und Gut zu gewinnen, führte Euch zu uns, Euer Muth, Eure Kriegerfahrung leistete uns treffliche Dienste, welche die Stadt auch trefflich lohnte. Gehet das Glück dieser Stadt unter, muß sie sich unterwerfen, so zieht Ihr im Stillen mit Euern Schätzen von dannen, Euch wenig um unser ferneres Schicksal kümmernd. Deshalb hat die Macht nur Werth für Euch, um Schätze zu häufen. Nun, so fließe diese Quelle nur für Euch! Häuft Gold und Schätze, ich überlasse Euch meinen Theil; aber nicht einen Schein von Macht, diese gehört mir allein!

Ich glaube, Ihr habt mich verstanden, sagte er nach kurzem Schweigen und reichte Dubois die Hand, welche dieser auch rasch ergriff und drückte. Nun, so wäre der Vertrag unter uns abgeschlossen, und wir ständen als Freunde einander gegenüber, und ich hoffe, nie als Feinde! Doch zweierlei muß

ich

ich Euch noch ſagen; Erſtens, daß ich auf Euern Rath, beſonders in Kriegſachen viel Werth lege; und Zweitens, daß ich mich in jeder Lage, in die wir gegenſeitig kommen könnten, dankbar gegen Euch beweiſen werde; denn Undank iſt das ſchwärzeſte Laſter auf Erden!

Nun da gewöhnt Euch bei Zeiten daran, ihn zu erdulden, denn Dankbarkeit iſt ſelten eine Bürgertugend! ſagte Dubois bitter; aber da Ihr mir ſo offen und mit ſo viel Freundſchaft entgegen gekommen ſeid, ſo muß ich auch wohl Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſuchen, und mich wenigſtens zu einem Freundſchaftdienſte anbieten: Soll ich vielleicht morgen als Brautwerber zu Alice Everwein gehen?

Nein! antwortete Philipp kalt.

Ihr wollt das Amt wohl ſelbſt übernehmen? fragte Dubois, auf weitere Antwort lauernd; aber Artevelde erwiederte wie vorhin ein trockenes Nein!

Nun, obgleich Ihr Euch meinen Rath in Euern Angelegenheiten verbeten habt; ſo muß ich ihn doch in dieſer Sache Euch nochmals aufdringen. Artevelde ſchwieg und ſchien ge-

neigt ihn zu vernehmen. Uebereilt Euch nicht hierbei, zähmt Eure Leidenschaft, Eure Begierde. Ich kenne Roger und seine Tochter, ihn würde die Liebe zu seinem Kinde, ihn würde sein Vatergefühl nie vermögen, Alice zu zwingen. Das Mädchen selbst — doch Ihr kennt sie ja gewiß besser als ich —

Fahrt nur fort! bat Philipp.

Sie ist ein seltsames Wesen, sanft und fromm, wie eine Heilige, aber auch fest und beharrlich. Tugend stellt sie über Alles und da sie Euch gestern, Nein! gesagt, würde sie es heute noch um so mehr sagen. Darum laßt ihr Zeit sich zu bedenken, zeigt erst, daß der Löwe auch blutgierig sein kann, laßt einige Köpfe, die den Chaperons verhaßt sind, fliegen, wenn sie auch den kleinsten Theil an dem Morde Eures Vaters hatten. Füllet die Kerker und laßt das Schwert des Nachrichters über hundert Häupter schweben, erfüllet die Herzen mit banger Furcht und Todes Schrecken und dann erst treffe Eure Rache Roger Everwein. — Der Vater im Gefängniß, die Mutter auf dem Siechbette, die Tochter angstvoll von dem Krankenbette nach dem feuchten Strohlager des Vaters wankend — dann ihr

die Hand gereicht und ſie wird ſie als einzigen Stab ergreifen, ſich zu ſtützen, den Vater zu retten.

Als einzigen Stab wird ſie meine Hand ergreifen? murmelte Artevelde halblaut; nur um den Vater zu retten würde ſie mein Weib? Gott hätte mich umſonſt mit dieſer Geſtalt, mit Reichthum und Macht begabt, und mir, mir ſelbſt dürfte ich nicht einmal mein Weib verdanken?

Laßt die Grillen! unterbrach Dubois das Selbſtgeſpräch, oder laßt das Mädchen! Denn nie werdet Ihr Euch doch ſagen wollen, um Eurer ſelbſtwillen ſie gewonnen zu haben?

Artevelde ging ſinnend im Zimmer auf und ab und erwiederte nichts, dann trat er raſch auf Dubois zu: Laßt uns davon ſchweigen, die Zeit wird's lehren, was ich zu thun habe.

Mehrere Syndici traten in dieſem Augenblick ein und gaben raſch dem Geſpräch eine andere Richtung.

5.

Wochen vergingen in Ruhe, Artevelde war nur bemüht, die Gemüther zu gewinnen und das Nöthige zur Vertheidigung der Stadt anzuordnen, da das Heer Graf Ludwigs von Flandern sich von Neuem zusammen zog. In allen Versammlungen, bei denen Herr Roger gegenwärtig sein mußte, hatte er ihn zwar kalt, aber nicht feindlich behandelt und schon glaubte dieser, das Ungewitter würde an ihm vorüberziehen; Alice jedoch theilte diese Hoffnung nicht, obgleich Artevelde nicht den mindesten feindseligen Schritt gegen sie gethan, und sich ihr in dieser Zeit nicht genaht hatte. Er war selbst bei einer feierlichen Gelegenheit, wo der Zug ihrer Wohnung hätte vorüber gehen müssen, einen andern Weg gezogen, und hatte es verschmäht, sich ihr in seinem Glanz, in seiner Macht zu zeigen.

Aber als er sich durch Freigebigkeit ganz der Gemüther der Chaperons und des übrigen Volkes versichert hatte, und nun keiner Mäßigung weiter zu bedürfen glaubte, da begann er sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen und sein am Grabe des Vaters gethanes Gelübde

zu erfüllen. Das Anrücken des feindlichen Heeres gab ihm sattsamen Grund, manchen angesehenen Bürger als Freund des Grafen und als Verräther an der Vaterstadt zu bezeichnen. Mehre Einkerkerungen fanden jetzt statt und mit kaltem Gleichmuthe sah er das erste Blut auf dem Richtplatze zur Sühne seines Vaters fließen. Die wohlgesinnten Bürger bebten und in dem Hause Roger Everweins verbreiteten die schnell auf einander folgenden Hinrichtungen Schrecken und als eines Tages auch der alte Max Everwein, der Ohm Herrn Rogers, gefänglich eingezogen wurde, da man einen Boten mit einem Brief von ihm an den Grafen, erdichtet oder wahr, aufgefangen hatte, der wirklich von einem genauen Verständnisse zeigte, so sah Herr Roger den eignen und der Seinen Untergang vor Augen.

Der Ohm, ein ehrwürdiger, patriarchalischer Greis, von dem ganzen Geschlecht der Everwein als das Haupt betrachtet, stand in der Stadt in hohem Ansehn, aber noch fester stand er in dem Herzen Alice's, die ihn wie ihren zweiten Vater liebte. Sie eilte, unbekümmert um die Folgen, zu ihm ins Gefäng-

niß, ihm wenigstens den Troſt der Theilnahme zu bringen, und für die Bedürfniſſe zu ſorgen, welche dem Greiſe mangeln konnten. Sie erſchien auch dem Alten, wie der milde Engel der Theilnahme und erhellte ihm eine trübe Stunde.

Auf dem Heimwege, ſchon begann es zu dämmern, wollte ſie bei den Klariſſerinnen ihr frommes Abendgebet verrichten und ging, nur von einem Diener begleitet, durch den Kreuzgang der Kirche zu, da begegnete ihr Artevelde. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob ſie ſich nicht hier an dieſem einſamen Orte ihm zu Füßen werfen, und um das Leben ihres Ohms flehen ſollte, aber ihr Stolz hielt ſie zurück, ſie ging kalt an ihm vorüber und auch er grüßte ſie nicht. Aber dieſer ſtolze Blick, wohl noch mehr die himmliſche Geſtalt, welcher er noch lange nachblickte, das lieblich reizende Antlitz, auf dem ſo eben ſein Auge begehrlich geruht, beſchleunigte ihr dunkles Geſchick. Uneingedenk der Warnung Dubois, die er noch vor wenig Augenblicken zu beachten feſt entſchloſſen geweſen war, ſandte er noch am nämlichen Abend ſeine Trabanten, Herrn Roger Everwein, als Theilnehmer des

Einverständnisses mit Graf Ludwig von Flandern, gleichfalls in das Gefängniß zu führen. Der Anblick Alice's hatte alle Leidenschaften, alle Begierden in ihm erweckt und rasch fortgeschritten in seiner Gewalt, nirgend Hindernisse seines Willens findend, glaubte er auch keiner weitern Mäßigung zu bedürfen. Schnell wollte er sein Glück herbeiführen oder bald das Opfer seiner Rache bluten sehen.

Als Herr Roger sich von den Seinen trennen mußte, die Mutter, als sei es das Letztemal, daß sie den Gatten umarme, jammernd von ihm Abschied nahm, da reichte Alice, die Einzige noch Unentmuthigte, dem Vater die Hand. Vertrauet Gott! rief sie ihm zu: Er läßt die Seinen nicht untergehen; verliert den Muth nicht, sucht Zeit zu gewinnen und sollte't Ihr Euch vor dem Wüthrich beugen, darum bitt' ich Euch in dieser feierlichen Stunde! Kaum war der Vater ihren Armen entrissen, als sie zu dessen Freunden eilte, sie zum thätigen Widerstand und zur Rettung der Ihrigen aufzufordern, aber nirgend fand sie tröstende Hoffnung, überall nur bange Furcht. Da eilte sie zu dem Syndikus der Fischer, zu dem der Weber und Schiffer, mit denen ihr

Vater viel Verkehr hatte, sie schilderte mit so traurig ergreifenden Worten ihre unglückliche Lage, wußte das, was ihr Vater für ihre Gewerke gethan, mit so lebendigen Farben zu malen, ließ keine Waffe unversucht, welche die Natur dem Weibe gab, die Herzen auch der rohesten Männer zu rühren, so daß es ihr glückte, bei diesen wilden Menschen das zu erbetteln, was Verwandte und Reiche ihr muthlos entsagten, sich nämlich für ihren Vater bei Artevelde zu verwenden. Selbst einer unter ihnen gab ihr ins Geheim den Rath, bei dem Hauptmann Dubois nicht vorüber zu gehen, der noch immer mächtigen Einfluß habe.

So schwer es ihr auch wurde, sich an diesen Mann zu wenden, so wollte sie doch diesen Schritt tausendmal lieber thun, als die Milde Arteveldes anflehen und sandte daher, kaum daß der Morgen graute, nach ihm. Er säumte auch nicht, zu ihr zu kommen.

Herr! redete sie ihn an: Ihr seid Arteveldes Freund und Rathgeber; durch Euch ist er zu der hohen Macht gelangt, die er so furchtbar übt; an Euch wende ich mich und bitte Euch, rettet meinen Vater, meinen Ohm! Nennt die Summe, die Ihr verlangt, sie soll

Euch werden und mein Dank Euch noch obendrein durchs Leben folgen.

Holde Jungfrau! erwiederte Dubois, nicht unempfindlich gegen des Mädchens Schmerz: daß hier meine Macht an Arteveldes Willen scheitern würde, müßt Ihr Euch selbst sagen, wodurch könnte ich ihn bewegen?

Durch Gewalt! fuhr Alice rasch auf und ein Strahl des Lichtes schien ihr von oben herab gekommen zu sein: Ihr waret seid der Schlacht von Nivelles der erste, der einzige Befehlhaber in Gent und ich frage Euch, was seid Ihr jetzt? Ein Werkzeug in der Hand eines Mannes, der noch vor wenig Wochen sich vor Peter Dubois, wenn er ihm begegnete, tief bücken mußte! Beliebt es ihm morgen, so stempelt er Euch zum Verräther, es ist um Euch geschehn und Eure Freunde, die Chaperons werden Euch wahrlich nicht gegen ihn beschützen, der mit vollen Händen giebt und noch blutgieriger als diese Blutgierigen ist. Noch ist es Zeit, Herr Dubois, ein schnell mit Muth benutzter Augenblick und es ist um ihn geschehn.

Dubois schüttelte bedenklich den Kopf. Alice Everwein! sagte er dann: das geht

nicht und es würde mir und Euch nichts nützen, wollte ich auch so gewagtes Spiel spielen. So wie die Sachen stehn ist Euer Ohm und Euer Vater unwiederbringlich verloren und auch Ihr, wenn Ihr nicht das letzte Mittel ergreift, das, ich glaube es wohl, Euch bitter aber sicher zu Eurem Heile ist.

Ich verstehe Euch, Herr Dubois! unterbrach ihn das Mädchen mit Stolz: ich kenne das Mittel!

Vorausgesetzt, fuhr er fort: daß keine andere Meinung Euer Herz abwendet, so sehe ich doch auch kein so großes Unglück dabei; Philipp Artevelde ist ein schöner, reicher, mächtiger Mann, Ihr würdet an seiner Hand hoch über allen Frauen Gents stehen —

Tief, tief unter ihnen würde ich mich fühlen! rief sie schmerzvoll.

Ueberdies soll die Liebe, so sagt man, späterhin oft da einkehren, wo sie vorher kalt vorüber ging. Gewohnheit, Vernunft, selbst die Pflicht thun oft viel. — Auch bedenkt, fuhr er fort und hoffte nun den verwundbaren Fleck ihres Herzens getroffen zu haben: daß Ihr mit der Gewalt, die Euch gewiß über ihn werden wird, manche Thräne trock-

nen, manche blutige Hinrichtung abwenden und Euch ſo den Dank von Tauſenden und den Himmel ſchon hier auf Erden verdienen könnt. Rechnet zu alle dieſem die Glorie, Euern Vater gerettet, Euch für ihn geopfert, die Märtyrerkrone errungen, oder in dem Arme Eures jungen Gatten ein kaum geahnetes Glück gefunden zu haben, ſo glaub' ich kann Euerm edlen frommen Herzen die Wahl nicht ſchwer werden.

Peter Dubois, ſagte Alice, die ſchon eine Weile ſinnend vor ihm geſtanden hatte: meint Ihr es wirklich gut mit mir?

Gewiß! erwiederte er, und wohl möglich, daß er in dieſem Augenblick die Wahrheit redete.

So verſprecht mir wenigſtens, könnt oder wollt Ihr auch nichts für mich thun, nichts gegen mich und die zu unternehmen, die mir in der Noth beiſtehen würden.

Wie ſoll ich das verſtehen? fragte Dubois lauernd.

Sein forſchender Blick mußte Alicen nicht entgangen ſein, denn ſie lenkte ſchnell ein und ſagte gleichgültig: Nun, war es mir unmöglich, Euch zum Freunde zu werben, wünſche

ich doch, daß Ihr nicht mein Feind sein möget.

Für Dubois Verschlagenheit war diese Antwort nicht genügend, er versuchte ferner sie auszuforschen, doch gelang es ihm nicht und so ergriff er endlich die Gelegenheit, sich entfernen zu können und eilte zu Artevelde, ihm Nachricht von dieser Unterredung zu geben, denn ihm war daran gelegen, daß Artevelde Alice besäße, da er hoffte, die Liebe würde dessen Thatkraft lähmen und ihn geschmeidiger machen.

Artevelde hörte ihn ruhig an und es schien als ob ihm diese Nachricht mehr freudig als unangenehm sei. Was Ihr mir so eben von Alice erzählt, ist mir lieb; sagte er: zu den Schönheiten ihres Körpers, zu der Anmuth ihres Geistes gesellt sich noch ein herrlicher Muth und ihr Besitz ist mir deshalb doppelt werth. Was Ihr mir aber von Freunden sagt, die für sie aufstehen und handeln könnten, so glaub' ich nicht daran. Wer sollte es wagen?

Roger und die ganze Sippschaft der Everwein ist in Gent hochgeehrt und geliebt, entgegnete Dubois: unter den Schiffern, Fischern, selbst unter den Webern haben sie

großen Anhang und ich möchte faſt die Fleiſchhauer dazu rechnen und ſollten dieſe vier Gewerke aufſtehen, ſo fürchte ich, die Chaperons laſſen Euch im Stiche, ſie gehören meiſt zu ihnen. Ihr habt in der kurzen Zeit Eures Regiments den Bogen ſchon zu ſtark geſpannt. Die Reichen, die Kaufleute, ſelbſt die Fremden ſind aufgereizt. Gefahr droht von Außen und von Innen, nehmt die Sache nicht ſo leicht!

Artevelde aber lachte: ich glaube dies Volk und dieſe Stadt beſſer zu kennen als Ihr. Ein raſcher Entſchluß, eine ſchnelle Ausführung und Alles iſt geordnet. Heute Abend nach der Vesper läutet die Glocke zur Verſammlung und bis dahin benutze ich die gewöhnlichen Mittel, füttre die Tagediebe auf den Plätzen und am Ufer und wo ſich meine Freunde, die Chaperons, gütlich zu thun pflegen, da ziehen meine Tonnen vorüber und die Spunde ſind ihnen nicht verſchloſſen. Das Volk, werther Herr Dubois, iſt leicht geködert, der Magen iſt ſein Gott, und ſorgt man nur für den, ſo iſt man geborgen.

Nun, nun! meinte Dubois: Eure Meinung vom Volke ſcheint mir doch etwas zu.

gering zu sein. Beachtet meine Warnung und vertraut nicht zu fest auf Eure Macht, bedenkt, sie liegt nicht allein in Eurer Faust, sie liegt in den Händen der Tausende, die Euch heute hoch leben lassen und morgen höhnend an Euerm gemordeten Leichnam vorüber gehen. Ihr spielt ein gefährliches Spiel, junger Mann! sagte er nach einer Pause: Ihr, sonst ein so stiller, sorgloser Mensch, werdet plötzlich aus Eurer Schlafsucht geweckt, tretet keck auf der gefährlichen Bühne auf und steht unerschütterlich da, als sei dieser Platz Euer rechtlich erworbenes Erbe. Euer Spiel kann glücklich, aber es wird wahrlich nur kurz sein.

Ihr nehmt gar vielen Antheil an mir! unterbrach ihn Artevelde: seid Ihr wirklich so besorgt um mich, oder ist Euer Werkzeug zu rasch Eurer Hand entgleitet, hat es sich schon zu hoch geschwungen?

Ich dächte Artevelde! erwiederte Dubois gelassen: wir hätten uns hierüber verständigt, Euch ist die Macht geworden und Geld und Gut soll mir erst werden; deshalb, da wir Freunde sind und es auch mit Gott bleiben werden und ich wahrscheinlich mit Euch stehe

oder falle, so kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn Ihr blind in Euer Verderben rennt.

So trennt Euer Schicksal von dem meinigen, Peter Dubois, sagte Artevelde kalt: Ihr wißt ja, wem ich mich weihte, als ich mich an die Spitze des Volkes stellte — und wer den Tod nicht scheut, dem ist Alles im Leben ein leichtes Spiel.

Wäre es damit zu Ende, Philipp! sagte Dubois und sein stechender Blick umdüsterte sich — aber dort —

Je nun! antwortete der Jüngling mit Feuer: was jenseits liegt, ist in Dunkel gehüllt, es kümmre uns nicht.

6.

Am Nachmittag, ehe noch das furchtbare Glöckchen läutete, waren die Syndici der drei Gewerke, welche Alice zu ihrer Rettung aufgefordert, zu Artevelde gegangen, hatten ihn aber nicht zu Hause gefunden. Sie gingen noch einmal hin, auch da trafen sie ihn nicht, denn wahrscheinlich schon von ihrem Vorhaben

unterrichtet, wollte er sie in seinem Hause nicht sprechen.

Erst gegen Abend ließ Artevelde das Zeichen geben, daß das Volk sich versammeln solle und verließ, von seiner Wacht begleitet, das Haus. Er trat heute nicht mit der gewöhnlichen Pracht unter das Volk. Ein einfaches, schwarzwollenes Oberkleid, wie es der geringste Bürger zu tragen pflegte, um das er sein breites Schwert gegürtet hatte, war nebst dem weißen Hute der Chaperons sein einziger Schmuck, nur deckte das einfache Gewand einen Panzer, ohne den er sein Haus nicht mehr verließ.

Mit ernstem, fast finsterm Gesichte trat er heute in die Versammlung, welche ihn zwar freudig, aber nicht mit gleicher Begeisterung wie sonst, empfing. Sein Auge schweifte rasch im Kreise umher und da erblickte er bald, daß die Zünfte der Weber, Fischer und Schiffer wider Gewohnheit zusammen standen und zahlreicher als gewöhnlich waren; aber dies beunruhigte ihn nicht, nur war es ihm unangenehm, Peter Dubois nicht auf der Stelle zu finden, wo er gewöhnlich in seiner Nähe zu sein pflegte; er sah ihn nirgend.

Mitbürger und Freunde! begann er, als der dreimalige Anschlag an dem Becken Stille geboten und er die kleine Erhöhung betreten hatte, von welcher er gemeinhin das Volk anzureden pflegte: ich habe Euch heute hier versammelt, um Euch kund zu thun, daß der Graf von Flandern von Neuem mit seinem Heere gegen unsere Stadt anrückt. Ein Jeder setze daher seine Waffen in Stand und mache sich zum Auszug bereit, denn ich hoffe nicht, daß wir ihn hinter unsern Mauern erwarten wollen; die Genter sind zu höfliche Leute, um ihm nicht entgegen zu gehen, deshalb, wer mir zu einem Kriegzuge außer den Mauern der Stadt folgen will, der lasse sich einschreiben, doch über 10,000 streitbare Männer bedarf es nicht zur Ausführung meines Vorhabens. Auch haben Verräther wieder geheime Verbindungen mit dem Grafen angezettelt, Männer, die den Kreis ihrer Mitbürger zu gering halten, um in demselben ihre Reichthümer zu genießen, die lieber an der Tafel der Großen, von ferne demüthig stehen und zusehen, wie sie das Mark des Landes verprassen, als daß sie am eigenen, wohlbesetzten Tische ihren Ueberfluß mit der Armuth theilen

sollten. Ich sehe noch Mehre in dieser Versammlung, fuhr er dann fort, sich nach der Zunft der Kaufleute wendend: die auf der Stelle, wo ich stehe, lieber den gestrengen Grafen als den Volkfreund sähen; aber wehe ihnen! Besser, Hunderte von ihnen sterben unter dem Henkerbeil, als daß ein ächter Sohn des Vaterlandes blute!

Philipp Artevelde! sprach jetzt der rüstige, schon bejahrte Syndikus der Schiffer und trat aus der Mitte seiner Zunft hervor: nennt uns die Namen der Verräther; wir kennen unsre Mitbürger, wissen, wem wir vertrauen, wem wir mißtrauen können. Auch unter den Reichen giebt es viele Biedermänner, die in der Zeit der Noth des armen Bürgers nicht vergaßen und unsre Stadt mit Leib und Blut, mit Hab und Gut freudig beschützten. — Nennt uns die Verräther!

Max und Roger Everwein! rief Artevelde und trat keck bis auf den äußersten Rand der Erhöhung vor. Ein leises Murren begann wie ein ferner Sturm durch die verschiedenen Haufen zu wogen und ward immer stärker und stärker. Die drei Zünfte der Weber, Fischer und Schiffer rotteten sich zusammen, der

Lärm wurde allgemein — da drang der laute, hellklingende Ton des metallnen Beckens durch das Getöse und gebot Schweigen.

Was soll dies Gemurre? rief Artevelde: murrt Ihr, daß das Blut der Verräther fließen soll? Wer wagt es, für sie zu sprechen? — Er trete vor!

Ich stehe schon hier, sagte der Syndikus der Schiffer: um für sie zu sprechen und Euch zu fragen: habt Ihr auch sichre Beweise gegen die beiden Männer in Händen, die wir nur als wackre Bürger kennen? Seid Ihr von ihrer Schuld überzeugt, dann legt uns die Beweise vor, die sie zu Verräther stempeln sollen; aber richtet nicht aus eigner Macht!

Ich richte aus der Macht, die mir das Volk gab! erwiederte Artevelde mit fester Ruhe.

Sollen diese Männer, fuhr jener fort: die Todtenopfer Eures Vaters vermehren, dann dächte ich, Herr, daß er, wenn er im Himmel ist, sich dieser Opfer nicht freuen könnte, schmachtet er aber in der Hölle, wofür Gott sein möge, so würden auch sie ihn nicht aus der Verdammniß retten. Ich dächte, es wäre

besser, das Blut flöße, wenn es denn fließen soll, für das allgemeine Wohl, als für die Rache des Einzelnen.

Schweig! donnerte Artevelde ihm entgegen und schwang die Streitaxt: oder fürchte meinen Zorn!

Ich muß enden! rief der Kühne: hört mich Bürger von Gent! Nicht des Verraths wegen schmachten die Everweine im Gefängniß, nein! — Weil Alice Everwein seine Hand verschmähte, deshalb —

Ein mächtiger Streich von Artevelde's Streitaxt spaltete des Redners Haupt, er sank zu Boden. Als die Zünfte den Syndikus stürzen sahen, zogen sie ihre Waffen, ein allgemeiner Tumult begann, doch Artevelde, unentmuthigt, ergriff die hinter ihm flatternde Fahne der Stadt, schwang sie hoch in die Höhe und rückte mit seiner Leibwacht auf die drei Zünfte an, zu denen sich die Kaufleute gesellten, die andern Gewerke aber folgten ihm — Halt! rief er jetzt mit donnernder Stimme: halt, Ihr Freunde, daß an diesem Tage kein Bürgerblut mehr fließe! — Vertrauenvoll trete ich in Eure Mitte, sprach er dann, die Fahne in seiner Linken, die Streit-

art in seiner Rechten, unter die Fischer tretend: warum zürnt Ihr mir? Zürnt Ihr, daß ich einen frechen Verläumder strafte, der mir Schuld gab, aus kleinlicher Rache wollte ich unschuldige Bürger verderben? — Alice Everwein ist meine Verlobte, und dennoch, so schmerzlich es mir war, ließ ich zu Euerm Wohl ihren Vater und Ohm ins Gefängniß werfen.

Du lügst! riefen einige Stimmen: Alice Everwein haßt Dich und ist nicht Deine Verlobte!

Arteveldes flammendes Auge suchte aus der Menge die Sprecher aufzufinden, die, da die Gewerke sich zu beruhigen schienen, schwiegen. — Der Stadt Wohlfahrt steht mir höher, als mein Glück, nahm er nun wieder das Wort: Euch habe ich es mit Freuden geopfert und Ihr wollt, daß ich mir hier öffentlich von einem Frechen Hohn sprechen lassen soll? So lange ich noch diese Streitart führen kann, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, lebe und sterbe ich für Gent und für Euch! — Wer will um des Getödteten willen Blutrache an mir üben! rief er nach einer Pause: er trete vor! — Keiner trat vor.

Da begann er listig von einem Kriegzuge nach Oudenarde zu sprechen und forderte die Bürger auf, mit ihm dort Ruhm und Ehre zu theilen. Ein lautes Beifallrufen ertönte über den ganzen Markt, selbst die Schiffer den Tod ihres Anführers bald vergessend, stimmten mit ein und unter Trommel = und Pfeifenklang und dem Jauchzen der Menge ward Artevelde von dem Volke nach seiner Wohnung begleitet.

7.

Mit gesenktem Haupte saß Alice Everwein in ihrem Zimmer, die Spindel ruhte in ihrem Schooße, in welchen die Thräne aus dem Veilchenauge rollte. Ihr gegenüber saß die Mutter, warf zuweilen einen Blick nach ihrem Kinde und seufzte tief; jetzt stand sie auf. Da, nimm Dein Schweißtuch, Kind, und trockne Deine Thränen, sprach sie, mein Herz blutet, wenn ich Dich so bekümmert sehe. Alice nahm das Tuch, wischte die Thräne von der Wange und wollte lächeln, aber vermochte es nicht.

Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kind! sagte die Mutter: bedenke —

Liebe Mutter! sprach sie bewegt: ich habe Walter ewige Treue geschworen, kann es mir gut gehen auf Erden, wenn ich den Schwur breche?

Und kann es Dir wohlgehen, zürnte die Mutter: wenn bei Tag und Nacht Deines Vaters blutiges Haupt zürnend vor Dich tritt, wenn seine bleiche Todtengestalt zwischen Dich und ihn sich stellt und der Gedanke Dich verfolgt: ich konnte meinen Vater retten und that es nicht!

O schweigt, Mutter, schweigt! bat Alice: füllt nicht den Schmerzensbecher bis zum Rande; ich bin ja schon unglücklich genug. Gern möchte ich mich opfern, ich fühle sogar, es ist meine Pflicht; aber — Mutter, Mutter! jammerte sie: es ist so schwer, sich von dem loszureißen, dem man sich so mit ganzem Herzen hingegeben hat, dem süßen Traum des Lebens für immer Lebewohl zu sagen und so ganz allein, freudelos auf dieser schönen Welt zu stehen, wo uns nichts bleibt, als das traurige, feindliche Leben, das man nicht abschütteln darf!

Bleiben Deine Eltern Dir nicht, Alice? sagte die Mutter: muß unser Dank, muß das Gefühl, Du habest recht, habest edel gehandelt, Dir nicht Beruhigung geben? Ist Dir denn Walter Alles?

Alles! seufzte Alice.

So blicke auf zu Gott! Befrage ihn, den gütigen Vater, den strengen Richter, was Du thun sollst. Er wird Dir gebieten, Dich zu opfern, um Deinen Vater zu retten. — Alice sah schweigend vor sich nieder. — Unter diesem Herzen hast Du gelegen, fuhr die Mutter immer wehmüthiger werdend fort: unter Schmerzen hab' ich Dich geboren, unter Angst und Sorgen Dich groß gezogen, Nächte an Deinem Krankenbette gewacht und als der Tod seine Hand nach Dir streckte, hab' ich ihm freudig die eigne Brust geboten, Dich zu retten; und Du willst nicht Deine Liebe für den Vater zum Opfer bieten?

Mein Leben, Mutter! — Gern, tausendmal! — Freudig würde ich für den Vater das Blutgerüst besteigen, aber das Ziel des ganzen Lebens hingeben und noch dies qualvolle Leben vielleicht durch so viele Jahre fortschleppen müssen, Tag für Tag die Marter dul-

den, Tag für Tag das Geopferte betrauern, das ist ärger als tausendfacher Tod. Mit dem Sterben ist ja Alles vorbei, sanft ruht sich's im Grabe, aber in seinen Armen, in Arteveldes Armen, da ruht sich's fürchterlich!

Da klopfte es leise an die Thüre, Alice schrack zusammen, es war ihr, als müsse es ein Todesbote sein; es war Peter Dubois.

Ich habe Euern Wunsch erfüllt, Jungfrau, sagt' er und erschrak als er das bleiche Antlitz des Mädchens sah. Da ich nichts für Euch thun konnte, habe ich wenigstens nichts gegen Euch gethan und da Ihr mich jammert, komme ich hierher, Euch zu sagen, daß die Stunde der Entscheidung nicht mehr fern ist; noch heute wird Artevelde um Euch werben, dann liegt Herrn Max und Roger Everweins Schicksal in Eurer Hand. Aber zögert nicht länger, denn ehe die Sonne über den Zinnen der St. Bavons-Kirche steht, bluten morgen Vater und Ohm auf dem Schaffot, wenn Ihr nicht noch heute seine Verlobte seid.

Er wird heute noch kommen, sagtet Ihr? fragte Alice vor sich hinstarrend, ohne auf Dubois zu blicken, der ruhig wiederholte, was er eben gesagt.

Und kein Ausweg, keine Rettung?

Keine! sagte der Krieger: Euer Vater ist verloren, das Volk jubelt, es ist rasend in seiner Gunst, wie in seinem Hasse. Niemand könnte es wagen, für Euch zu sprechen.

So mag er kommen, sagte plötzlich das Mädchen, aus ihrem Sinnen auffahrend. Ich bin gefaßt! — Wie eine Verklärte stand sie vor Dubois, das leuchtende Auge gen Himmel gehoben, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt. Der rauhe, wilde Krieger mußte sie mit Staunen und Ehrfurcht betrachten.

Jungfrau! sagte er dann, und ein freundlicher Zug milderte sein rauhes Aussehen: Ihr dauert mich! Ich nehme Theil an Euch! — Hört, was ich Euch sage, es ist die Warnung eines Mannes, dem sonst der Krieg das Menschliche in seiner Brust erstickt hat, den aber Euer Anblick wunderbar bewegt. — Ihr scheint einen verzweifelten, kühnen Entschluß gefaßt zu haben; dieser könnte nur zweierlei sein. Ihr wollt Euern Vater retten und ist er frei — sterben! — Das nützt Euch zu nichts, er will Euch in Eurer Jugendblüthe, und über die todte Braut hinweg würde er

dennoch den Vater zum Richtplatz führen lassen. — Oder Ihr wollt ihm bei der ersten Umarmung den Dolch in die Brust stoßen und so Euch rächen und den Vater retten. — Versucht das nicht; wo sein Herz schlägt, da ist es kalt, es schlägt nur unter dem ehernen Panzer, den er nie ablegt; Euer Dolch glitte ab, und Ihr und Alle die Euern würden unter seinem Beile bluten und selbst, wenn es Euch gelänge, würde die Volkwuth Euch zermalmen. — Hofft also nichts!

Herr! nahm Alice das Wort und sah freundlich und mild in Dubois Auge. Wie irrt Ihr doch in mir! Ich bin ein Opferlamm, kein Tiger! — Gott gab mir die Kraft, das Bitterste zu dulden, das herbste Loos zu ertragen, aber zur Rache gab er mir nicht den Muth, gegen sie sträubt sich noch mein Herz. — Geht, lieber Herr! sagte sie dann und wollte die Thränen zurückpressen, die jetzt unaufhaltsam hervorbrachen. Ich habe mich in diesem kurzen Augenblicke von Allem losgerissen, was mir das Leben lieb und freundlich machte! Denkt Ihr hättet Kriegsruhm, Ehre, Geld und Gut von Euch geworfen und ständet alles Glückes ledig, arm

wie ein Bettler da, so steh' auch ich jetzt. Die Welt mit ihrem Glücke hat mir die Pforte verschlossen, was ich geträumt, gehofft, gewünscht, ist dahin — und er allein, Philipp Artevelde — ein reißender Tieger, streckt seine Krallen nach mir und ich bin seine Beute! —

Noch bin ich frei, noch gehört das Leben mir! sagte sie jetzt, und die Wehmuth schien sie statt des Grames zu erfassen. Noch fesselt mich keine Pflicht — deshalb darf ich noch einen Augenblick glücklich sein, dann übergebe ich das Liebste, was ich habe, Euch, den ich bis' jetzt haßte, Euch übergebe ich das Theuerste, was ich im Leben hatte und somit sage ich dem Glücke ein ewiges Lebewohl! Sie nahm aus dem Wandschrank ein kleines Gemälde und preßte es an ihre Lippen. Noch einmal darf ich Dich sehen, noch einmal Dich küssen! sprach sie — dann gab sie es an Peter Dubois.

Irr' ich nicht, so ist dies das Bild des Grafen Walther von Enghien! rief dieser.

Nehmt es, denn fortan muß dies Bild aus meinem Herzen verbannt sein und mein Auge darf sich nicht mehr daran erfreuen. Wenn ich Artevelde's Braut bin, und das

werde ich, sobald er es verlangt, dann ergreift die erste Gelegenheit, es dem Grafen zu senden. Ihr seid sein Feind, aber dennoch trau' ich Euch so viel Edelmuth zu, meine Bitte zu erfüllen.

Ich werde es, verlaßt Euch auf mein Wort! erwiederte Dubois: es ist mir zwar ein ungewohnter Auftrag, nie hab' ich mich in Liebeshändel gemischt, aber auch das, was ich hier fühle, ist mir neu — Ich werde es ihm ehrlich zustellen. Aber sagt mir, fragte er dann, weiß Artevelde, daß Ihr den Grafen liebet? Ich und keiner ahnete es.

Er weiß es nicht! erwiederte Alice.

So verheimlicht es ihm, sagte er dringend, reizt seine Eifersucht nicht.

Kann ich, darf ich? wollte Alice eben antworten, als von der Straße her Trompeten schmetterten und Trommeln und Pfeifen sich hören ließen.

Was ist das für ein Lärmen, für ein wildes Jauchzen? fragte die zitternde Mutter.

Philipp Artevelde naht, erwiederte Dubois. Er kommt, Gent zu überzeugen, daß er die Wahrheit sprach, als er dem Volke verkündete, Alice Everwein sei seine Verlobte.

Er komme! sagte das Mädchen gefaßt und kaum hatte sie das Wort gesprochen, als die Thür sich öffnete und Artevelde, jedoch nur allein, hereintrat.

Seid gegrüßt! sprach er, sich vor Mutter und Tochter neigend, und Euch, Peter Dubois, ersuch' ich, uns zu verlassen.

Dubois erfüllte seinen Wunsch und ging.

Ihr habt mir bisher auf schnöde Weise Eure Hand verweigert, sagte Artevelde, sich zu Alice wendend und wollte kalt scheinen, aber der flammende Blick, der das Mädchen traf, sprach deutlich seine leidenschaftlichen Gefühle aus: doch komme ich, noch einmal um Eure Hand zu werben, mehr, weil ich vor dem versammelten Volke in der Heftigkeit der Rede Euch als meine Braut bezeichnete und mich nun nicht Lügen strafen will, als daß ich noch nach Euerm Besitze so gar lüstern wäre. Daß ich Euch liebe, habe ich Euch seit Jahren bewiesen, aber die Liebe erstickte in der eignen Gluth, da nicht der leiseste Hauch der Gegenliebe ihre Flamme anblies, Euer Hohn ließ sie ganz verlöschen und dennoch biete ich Euch meine Hand und mit ihr das Leben der Euren! — Entscheidet! —

Alice hatte, während er sprach, die Fassung wieder zu erlangen gesucht, mit der sie ihn empfangen hatte; aber mit jedem Worte, das die Entscheidung näher brachte, war sie mehr und mehr geschwunden. Sie stand vor ihm, bleich wie der Tod, vor ihrem umflorten Auge schwebte nur Walters trauerndes Bild, nur ihr finstres Schicksal und so stand sie noch, als Artevelde schon längst geschwiegen hatte. Da hob sie den gesenkten Blick, er traf die Mutter, die händeringend zur Seite stand und sich jetzt in der Angst ihres zerrissenen Herzens auf ihre Kniee warf.

Philipp Artevelde! sprach die Jungfrau und Gott gab ihr Kraft: gnügt Euch meine Hand ohne mein Herz?

Hab' ich auch früher Euer Herz zu gewinnen gesucht, erwiederte Artevelde von dieser Frage betroffen: so habe ich doch heute von demselben nichts verlangt.

Und wenn es nun schon einem Andern angehörte? sagte Alice.

Ein wilder Blick traf das Mädchen, die in ihr Schicksal ergeben fortfuhr: Herr Philipp Artevelde, antwortet mir auf diese Frage, seid so wahr gegen mich, als ich es gegen

Euch bin. — Iſt Euch meine Hand noch wünſchenswerth?

Sie iſt es noch! ſagte er raſch.

Nun, ſo hört mein Geſtändniß! unterbrach ihn Alice.

Schweigt! rief er mit Heftigkeit: nennt mir den Namen nicht, nennt mir ihn nie! — Ich mag ihn nicht wiſſen, mag ihn nie kennen. — Es würde nur blutig enden.

Blut könnte nicht fließen, denn er iſt fern, fern von hier, ſagte ſie, durch ſeine Worte bewegt, dann ging ſie zu der betenden Mutter und hob ſie auf. Gott hat Euer Gebet erhört, raunte ſie ihr leiſe zu: kommt, liebe Mutter! Sie trat mit ihr vor Artevelde. Ehrt meine Eltern, wie es einem redlichen Sohne gebührt! ſprach ſie dann: behandelt mich mit Schonung. — Naht mir nie mit bluttriefenden Händen — dann — will ich die Eure ſein — bis zum nahen Tode! — Dieß ſagend, ſtreckte ſie die Hand nach ihm, doch ehe er ſie ergreifen konnte, ſank ſie bewußtlos vor ihm nieder.

8.

Als ſie aus ihrer Betäubung erwachte, hörte ſie von Neuem das wilde Jauchzen des Volkes. Peter Dubois und die Mutter ſtanden neben ihr. Was iſt geſchehen? fragte ſie, bin ich wirklich ſeine verlobte Braut? — Was bedeutet der wilde Lärmen? Gilt es mir?

Es iſt Artevelde, den das Volk zwang, Vater und Ohm ſeiner Verlobten noch heute ihrer Haft zu entlaſſen. Sie nahen; bald werden ſie bei Euch ſein.

So eilt, werther Herr Dubois, bat Alice, erſucht Artevelde, mich nur eine kurze Zeit mit dem Vater allein zu laſſen. Ich möchte den alten Mann ſo gern allein ſprechen, ehe er uns ſeinen Segen ertheilt. — Geht, ich bitte Euch! Dubois gehorchte, und bleich, abgehärmt trat der Vater ein — den kranken Ohm hatten ſich nach ſeiner Wohnung getragen — ſein Haar hatte ſich in den wenigen Tagen gebleicht, ſein feſter Schritt war ſchwankend geworden, Alice ging ihm, von der Mutter geführt, entgegen. Schweigend reichte ihr der Vater die Hand, die ſie ergriff, an

ihr Herz, an ihre Lippen preßte und dann ſchluchzend an ſeine Bruſt ſank.

Opfer dem Verderben geweiht! ſprach Herr Roger Everwein feierlich, und legte ſeine Hand ſegnend auf der Tochter Haupt: wacht das Auge des Himmels über der irdiſchen Welt, thront dort oben der Vergelter, ſo ſuche Deinen Lohn bei ihm, hier auf Erden wirſt Du ihn nicht finden, nicht einmal der Dank Deines Vaters wird Dir! — Der Preis für mein Leben iſt mir zu hoch, Dein Glück iſt mir mehr werth, als die paar kummervollen Tage, die ich noch in Jammer und Elend verleben werde; denn was kann mir das Leben noch ſein, wenn ich Dich unglücklich weiß?

Nicht ſo, mein Vater! unterbrach ihn Alice: von dem Augenblicke an, als ich ihm die Hand reichte, iſt mir der Muth geworden, mein Geſchick ſtandhaft zu ertragen — Euer Kind iſt nicht ſo elend als Ihr glaubt! Das Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben, wird mich über mein Schickſal erheben, die Blume meines Glückes, die ich freiwillig brach, wird verwelken, die Zeit wird ihren Staub verweben aber mich auch vergeſſen lehren. Wenn es mir gelingen ſollte,

manches Bluturtheil abzuwenden, manche Thräne zu trocknen, so muß ich ja Gott danken, daß er mich unglücklich werden ließ.

Hast Du Dich streng geprüpft, Alice? fragte jetzt der Vater: Glaubst Du Deiner Liebe entsagen, den Grafen Walter ganz vergessen, ihm, dem Wüthrich, eine treue Gattin sein zu können?

Ja, Vater! Dazu bedurfte es keiner Prüfung, erwiederte sie: recht zu thun, meine Pflicht zu üben, lehrtet Ihr mir ja von Jugend auf. Treu dem Gatten zu sein im Wandel, das wird mir nicht schwer werden, ihm treu zu sein in meinen wachen Träumen, nicht mehr an Walter zu denken, sein Bild ganz aus meiner Erinnerung zu verwischen, dazu muß freilich Gott mir Stärke geben und er wird es. Ich will ja thun was ich vermag. — Aber nun Vater bitte ich Euch, laßt allen Groll fahren, seid gütig gegen den Mann, an den Eure Alice ihr Schicksal ketten soll, erbittert ihn nicht, und wenn Ihr auch in dem, was die Wohlfahrt Gents betrifft, mit ihm nicht gleichgesinnt seid, so nehmt ihn in Euerm Hause freundlich auf. — Und nun laßt ihn kommen.

Artevelde trat ein. Herr! sprach Alice, ihm entgegen tretend, ich danke Euch, daß Ihr den Vater seiner Haft entlassen habt, er willigt ein, daß ich die Eure werde.

Ist es Euer Wille, Roger Everwein? fragte Artevelde.

Ob es mein Wille ist, fragt Ihr mich? erwiederte Roger: wie es der Wille des Unglücklichen ist, wenn der Hagel seine Saaten zerschlägt, die Flamme sein Haus verwüstet — Vater! bat Alice, aber Everwein fuhr fort: Nehmt mein Kind, sie will Euch folgen, aber bei Gott! lieber sähe ich das Schwert des Nachrichters über meinem Haupte blinken, als diese Hochzeitfackel meiner Tochter flammen. — Artevelde's Hand fuhr nach dem Dolche, doch Alice warf sich ihm entgegen. — O bedenkt, Herr! rief sie: bedenkt, daß ihm seine Ketten noch schmerzen, daß es ihm so schwer wird, sich von seinem einzigen Kinde zu trennen. — Seid nachsichtig mit Alicens Vater.

Euch zur Liebe biete ich die Hand zur Sühne, sagte Artevelde; Roger Everwein! fuhr er fort, da dieser die dargebotene Hand zu ergreifen zögerte: seht in mir nun den

Verlobten Eures Kindes. Ich habe sie geliebt und werde sie lieben, obgleich ich weiß, daß sie mich haßt.

Ich hasse Euch nicht, Artevelde, sagte Alice rasch.

Nicht? fragte er ihre Hand erfassend und sein Auge glühte.

Nein, so wahr ein Gott mich schützen mag, ich hasse Euch nicht, wenn ich Euch auch jetzt nicht liebe!

Herr! sagte die Mutter, und trat zu Artevelde: macht mein Kind glücklich und unser Segen wird Euch begleiten. Es ist eine zarte Pflanze, keiner rauhen Wartung gewohnt, geht schonend mit ihr um. Es ist ja so leicht, ein Herz zu gewinnen, wenn die Pflicht es schon mit festen Banden umschließt.

Sorget nicht, Mutter! erwiederte Artevelde, ich will ihr ein liebender Gatte, Euch ein guter Sohn sein, aber glättet die Furchen von Eures Mannes Stirn, sie rufen mir so manche bittre Stunde zurück, die ich in Euerm Hause verlebte.

Die Zeit wird sie glätten! sagte die Mutter versöhnend: reiche ihm die Hand, Roger, und bereite durch offenes Entgegenkommen un-

ferm Kinde eine freundliche Aufnahme bei ihrem zukünftigen Eheherrn.

Herr Everwein, seines Kindes gedenkend, reichte Artevelden die Hand und die Versöhnung war geschlossen, wie es unter zwei solchen einander feindlich gegenüberstehenden Menschen möglich war.

Die Zeit, die wir durchleben, ist gar wandelbarer Natur, begann nun Artevelde: was heute blüht, ist morgen verwelkt, deshalb muß man die Stunden weislich nützen, und darum möchte ich auch mein Glück nicht lange verschieben. Schon morgen führ' ich sie als Weib in mein Haus.

Hohe Gluth überzog bei diesen Worten Alicens bleiches Gesicht. — Schon morgen? wiederholte sie; nun, wie Ihr befehlt.

Aber, werther Herr! begann die Mutter, wie wäre das möglich, wie könnte ich alle nöthigen Vorbereitungen treffen? Nichts ist in Ordnung —

Sorgt dafür nicht, Mutter, erwiederte Artevelde, wem so viele tausend Hände zu Gebote stehen, wie mir, der hat nicht zu sorgen.

Und dann kennt Ihr ja selbst den Mangel,

der in unsrer Stadt herrscht, fuhr die Mutter fort: wenn man es mit Gold aufwiegen wolle, ließe sich kein prachtvolles Mahl, wie es sich zu solchem Tage schickt, in so kurzer Zeit anordnen.

Laßt mich für Alles sorgen und kümmert Euch nicht, fiel ihr Artevelde in die Rede.

Herr! sagte jetzt Roger, bedenkt wenigstens das Elend und die Noth der Stadt. Die Lebensmittel fehlen, schon leidet der Arme Mangel. Es würde sich nicht ziemen, wenn wir zu diesem Feste schwelgen wollten und der Arme darbte. Ueberdies ist es ja kein Freudenfest.

Wie es Alice wünscht, erwiederte Artevelde, ohne das Letztere zu beachten.

Laßt den morgenden Tag, wenn er denn bestimmt sein soll, still und ruhig hingehen, bat das Mädchen: kein rauschendes Fest, kein eitles Gepränge! Laßt es ein Fest der Vereinigung sein, ein Fest sein — rief sie aus gepreßter Brust: das die Thränen trocknet und das Racheschwert in der Scheide hält.

Ich glaube, Alice, Ihr vermögt viel über mich, sagte Philipp, und sein Arm umschlang sie: ich glaube, Eure Engelsmilde

wird den Weg zu meinem Herzen nicht verfehlen.

Das wolle der barmherzige Gott! sprach sie.

Und nun, so reiche mir auch den bräutlichen Kuß, Alice, bat Artevelde: noch steh' ich ein Dürstender an der Himmelsquelle, entziehe mir nicht länger mein Glück. Alice verneigte sich zitternd vor ihm, reichte ihm die hocherröthende Wange; er aber preßte das Mädchen stürmisch an sein Herz und küßte sie feurig. Sie duldete es, entwand sich aber schnell seinen Armen und eilte fort.

Arteveldes zorniges Auge starrte ihr nach. Zürnt nicht mit ihr! bat die Mutter: für die zarte Jungfrau waret Ihr zu stürmisch.

Wohl möglich! erwiederte er beruhigt scheinend, doch war seine Eitelkeit verletzt, er reichte Vater und Mutter die Hand zum Abschied. Lebt wohl! sagte er dann: Morgen um die zehnte Stunde bin ich wieder hier, die Braut abzuholen. Grüßt mir Alice!

Als er sich entfernt hatte, warf sich Roger Everwein in den Sorgenstuhl und bedeckte sein Gesicht mit bebender Hand. Also so

weit wäre es gekommen — er würde mein Eidam?

Ja wohl ist es ein trauriges Loos, jammerte die Mutter, statt eines Grafen einen Brauer einziehen zu sehen!

Und diesen Menschen, den Sohn jenes Artevelde, der mir so wehe that, der mir Feind war bis an seinen Tod!

An dem Du doch unschuldig bist, Roger?

Wäre ich rein von Schuld, so würde ich nicht jammern, entgegnete er: so aber sehe ich die furchtbare Vergeltung ihre Geißel über mich schwingen. O, hättet Ihr mich nur im Kerker gelassen, so blutete ich morgen auf dem Richtplatze, statt daß ich in der Stadt zum Hohne zum Hochzeitfeste meiner Tochter in die Kirche ziehe. Seht! — werden die Buben rufen — die Tochter hat sich für ihn geopfert, sonst hätte er sterben müssen! — Die Jungfrauen werden Alice beklagen und mich verfluchen, der aus Feigheit sie um ihren Geliebten gebracht, die Männer mich verachten, daß ich solch' Opfer für mein elendes Leben annehmen konnte und meine Freunde mich aus ihrer Mitte stoßen, daß ich mein Kind einem Gemeinen, einem Chaperon

gab. — — Und nun noch — o das Bitterſte verſchwieg ich, Mutter, nun noch zu Alle dieſem die Thränen meines Kindes, die ihren ganzen Himmel zerſtört hat, um mir noch ein elendes Plätzchen auf dieſer Erde zu erhalten. — O, ich bin ein unglücklicher Mann!

Sei ruhig, Roger! bat die Mutter, ich höre Alice kommen. Trockne Deine Thränen, daß ſie nicht ſieht, daß Du geweint haſt. Zeig' ihr, daß Du ſo gefaßt biſt, wie ſie.

Alice trat ein, ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, Ergebung ſprach aus Blick und Wort. Iſt er fort? fragte ſie: nun Gott gelobt, daß er mir heute noch Ruhe und Zeit zur Faſſung ſchenkt! Weinet nicht Vater, ſagte ſie ihn liebkoſend, es wird Alles noch gut werden. Iſt nur die Wunde erſt vernarbt, ſo ſchmerzt ſie nicht mehr, und die Zeit, wohl mehr noch die Pflicht, wird ſchon den Balſam auf mein Herz träufeln; Ihr ſollt ſehen, es wird gewiß noch Alles gut werden! Ihr Antlitz ſchien dabei ſo heiter wie die Sonne, wenn ſie durch Regenſchauer blickt; der Mund lächelte, das Auge weinte.

Sie konnte dem Vater nicht Trösterin sein, denn sie bedurfte des Trostes noch mehr als er.

9.

Murmelnd rauschten die Fluthen der Lys, funkelnde Sterne spiegelten sich in ihren schaukelnden Wellen und der Mond beschien glänzend die hohen Giebeldächer der alten Stadt, über welche die Nacht ihre dunkeln, silberschimmernden Flügel breitete. — Alles schlief, nur Alice wachte. Der Kummer ihres Herzens ließ den erquickenden Schlaf nicht auf ihr brennendes Auge sinken. Es war für sie eine lange, lange Nacht, deren Minuten, Gram beladen, nur langsam dahin schlichen, und doch, gedachte sie des kommenden Tages, so glaubte sie, die Nacht eile für sie noch viel zu schnell dahin.

Von Unruhe, von qualvoller Angst getrieben, sprang sie von ihrem Lager auf, warf ihr Morgengewand um und trat auf den Altan, unter welchem die Lys rauschte; aber die Frische der Nacht kühlte nicht ihr wallendes Blut, die heilige Ruhe, die sie umgab, hemmte

nicht das laute Klopfen ihres Herzens, die Thürme des alten Doms, die wie zwei geharnischte Riesen, vom Mondlicht bestrahlt, ihr entgegen glänzten, mahnten sie an das Fest des kommenden Tages, an das Todtenfest ihres Glückes. Noch — rief sie, noch gehören der Nacht Minuten, Stunden, und so gehören sie auch mir! Wenn der Tag erwacht, die Morgenröthe mich begrüßt, dann ist der Traum vorüber und ich übergebe der scheidenden Nacht mein Glück und meinen Frieden! Das Haupt gesenkt, starr in die Dämmerung hinausblickend, saß sie, die letzten Tropfen des Glücks zu saugen, noch eine kurze Stunde der Vergangenheit zu leben, und wär' es ihr möglich den süßen Traum ihres Lebens noch einmal zu träumen.

Der Himmel gönnte ihr dies Glück. Sie hörte nicht das Rauschen der Wellen, hörte nicht den dumpfen Schlag der Uhr, der vom St. Bavons-Thurme einsam durch die schweigende Nacht tönte, die Zeit rauschte unbemerkt an ihr vorüber, der Mond sank hinter der St. Johanniskirche, die Sterne wurden immer bleicher und schwanden wie das geträumte Glück des Mädchens. — Sie be-

merkte es nicht. Da wehte plötzlich ein kalter Morgenwind von der Schelde herüber und verwehte alle ſüßen Träume, alle ihre lieben Bilder, er hauchte die Erglühte kalt und unfreundlich an und ſie erwachte. Tief ſeufzend erhob ſie ſich, blickte hinaus in die Nacht und ſah unverwandt nach der Gegend, wo die Dämmerung hervorzubrechen begann. So wäre es denn dahin! rief ſie ſchmerzvoll: all' die Freuden meines Lebens hin, und das Licht, das ſegensvoll in Oſten hervorbricht, brächte nur mir, mir allein den Fluch? — Vater, in Deine Hände lege ich mein Herz! Führe es zum Guten, laß mich nicht untergehen im Schmerz! Als ſie dies ſprach, ſank ſie betend nieder. — Wohl ihr, wenn das Gebet ihren Schmerz zu lindern vermochte!

Während Alices frommes Herz ſich zu dem Vater im Himmel wandte und ihr Gebet durch die ſinkende Nacht emporſtieg, öffnete der Tag ſeine Pforten, die Morgenröthe ſendete ihren Silberſchein voraus, der ſich immer glänzender und roſiggefärbter zeigte, und herrlich, majeſtätiſch, wie das Auge Gottes ſtrahlend, rollte die Sonne über die neblichten Hügel empor.

So bist Du da, Bote des Unglücks! rief Alice sich erhebend. Heilige Sonne, die ich so oft mit andachtsvollem Gemüthe, mit frommen Gebeten begrüßte! So bist Du da und mit Dir der Tag meiner Vernichtung. Alle meine freundlichen Träume, alle meine Hoffnungen, meine Sehnsucht, meine Liebe, Alles weih' ich Dir! — Nimm es mit Dir auf Deine leuchtende Bahn und wenn Du zur Ruhe gehst, übergieb es der Nacht, daß sie es in ihrem finstern Schooße verberge und meine Träume bewahre, meine lieblichen Bilder — sein Bild in ihren dunklen Schleier hülle und sie in ein ewiges Grab versenke — Nimm Alles, woran Herz und Seele hing! rief sie die Arme emporstreckend: nimm Freude und Glück, Hoffnung und Liebe, ich opfre es Dir — Gott will es! —

Es ist geschehen! sprach sie gefaßt: Alles habe ich von meinem Herzen gerissen, und ich stehe nun vor Dir, mein Gott, arm, wie eine elternlose Waise, der nichts blieb als ihr Schmerz, den sie am Grabe des Verlornen ausschreiet. Mir blieb nichts, als ein einfacher Epheukranz, den er mir als Symbol seiner Treue gab, das ist Alles, was ich

von meinem Glücke mit hinüber nehme! Aber nein! rief ſie und eine Thräne rollte herab: noch blieb mir Vertrauen zu Dir, Vater im Himmel, blieb mir das Gefühl, daß ich recht gehandelt habe, und es ſoll mich erhalten und ſtärken. Du willſt die Demuth Deines Kindes prüfen. Wohlan! Ich beuge mich vor Deinem Willen, ſei mitleidig, ſei barmherzig!

Alice! rief es hinter ihr, mein Gott, Kind, in der rauhen Morgenluft ſteheſt Du ſo leicht gekleidet hier auf dem Altan? Komm herein! Es war die beſorgte Mutter, welche die Unruhe früher als gewöhnlich vom Lager getrieben und die das Bette der Tochter verlaſſen, die Kammer leer, die Thüre, welche nach dem Altan führte, offen gefunden hatte. Eine furchtbare Angſt trieb die Arme hierher, ſtürmiſch drückte ſie Alice an ihr Herz und liebkoſte ſie. — Armes Opferlamm! ſprach ſie dann, armes, unglückliches Kind!

Beruhigt Euch, Mutter, erwiederte Alice: ich bin gefaßt.

Auf Alles, Kind?

Auf Alles!

Selbst auf sein rauhes, hartes Benehmen?

Auch darauf.

Hofft Du das Verlorne ganz vergessen zu können? Auch der Gedanke ist sündhaft und ein unglückliches Geschick heiligt nicht ungeziemte Wünsche.

Mit dem Ja am Altare, Mutter, sagte Alice mit bebender Stimme, mit dem furchtbaren Worte bin ich die Seine mit treuem, wenn auch mit gebrochenem Herzen.

Erfülle Deine Pflicht als ein redliches Weib, fuhr die Mutter fort: vielleicht erkennt er es und seine wilde Leidenschaft wird durch Sanftmuth und Treue gezähmt.

Ach, Mutter! seufzte sie auf: das ist das Schreckliche meiner Lage. — Je liebevoller er mich behandelt, desto unglücklicher werde ich mich fühlen. Stieß er mir in wildem Zorne den Dolch in die Brust, dann wäre es mir wohl!

Frevle nicht! zürnte die Mutter, treibe diese Gedanken von Dir. — Komm, der Vater wartet schon ängstlich Deiner. Suche heiter zu scheinen, wenn es Dir möglich ist.

Er,

Er, für den Du das Opfer bringst, leidet noch mehr um Dich, als ich. Komm!

Alice folgte der Mutter; als sie jedoch den alten Mann weinen sah, war Vorsatz und Fassung dahin, sie sank an seine Brust, preßte ihn stürmisch an ihre klopfende Brust, keine Klage entstieg ihr, stumm war ihr, stumm war sein Schmerz.

Da erscholl von der Lys her Zimbel und Pfeifengetön und störte die stille Trauer. Ein Kahn, gar niedlich mit Blumen geschmückt, schwamm auf seinen Fluthen daher, die Ruderer hatten Kränze im Haar, ihre Ruder waren mit Blumen umwunden, und statt Flagge flatterte ein Myrthenkranz am niedern Maste. Reichgekleidete Diener stiegen bei Herrn Everweins Behausung aus und brachten von Philipp Artevelde der Braut kostbare Geschenke, die sie nicht beachtete. Die besonnene Mutter aber nahm sie in Empfang und belohnte die Diener reichlich. Es war das Brautgewand, das Artevelde in unglaublicher Schnelligkeit von den kostbarsten Stoffen hatte verfertigen lassen, Perlen und Edelsteine, von seinem Vater aus der Zeit seines Glanzes geerbt, von seiner früh verstorbenen Mutter

getragen, lagen dabei. Alice warf keinen Blick darauf, als die geschäftige Mutter es auspackte, aber als sie ihr den Myrthenkranz mit goldenem Bande umwunden reichte, schauderte Alice. — Es klebt Blut daran, Mutter! rief sie; windet mir einen andern Kranz, diesen trag' ich nicht. — Seht nur, dort auf jenen Blättern die rothen Flecken — Walter, Walter! Ja wohl wird dein Herz bluten über diesen Kranz. — Weg mit ihm, windet mir einen andern! Sie warf den Kranz in die rauschende Lys, er schwamm schaukelnd dahin. Die Mutter zürnte mit ihr, daß sie unvorsichtig dieses Geschenk so schnöde behandle. Wer weiß, was es Dir dereinst für Schaden bringen kann, wenn es Artevelde erfährt, sagte sie; der Vater aber suchte sie zu beruhigen; es dauerte jedoch lange, bis sie wieder Fassung gewinnen konnte.

So verging der Morgen in stiller Trauer; je näher aber die Stunde der Entscheidung kam, desto gefaßter schien Alice zu sein. Sie duldete willig, daß die Mutter sie mit dem Kleide schmückte, das ihr Artevelde gesandt, schlang die sechsfache Perlenschnur um ihren blendenden Hals, und befestigte das Schloß

von Juwelen an ihr knappanliegendes Mieder; nur als ihr die Mutter einen frischen, gleichfalls mit einem goldenen Bande durchschlungenen Myrthenkranz in die Locken flocht, bebten ihre Kniee, und mit einem tiefen Seufzer entrang sich noch einmal der Name: Walter!

Trompetenschall verkündete jetzt Arteveldes Ankunft, Alice erbleichte, aber behielt Fassung. Von seinen Freunden begleitet, betrat er das Haus, während die Gewerke von dem Hause Roger Everweins bis zu dem Dome in feierlichem Aufzuge standen; selbst die Kaufherrn hatten es nicht gewagt, zurück zu bleiben. Er trat bei Alice ein, schön und glänzend, aber nicht wie zu einem Hochzeitfeste geschmückt. Ein feuerfarbner Wappenrock, so reich gestickt, daß der Graf von Flandern ihn bei einem Turniere nicht zu gering gefunden haben würde, deckte seinen kraftvollen Körper, ein Degengehenk mit Perlen gestickt, das die Städte Flanderns nebst dem funkelnden Schwert, das an seiner Seite hing, einst seinem Vater verehrt hatten, hing über seine Schulter, und zu dieser Pracht rollte unter dem weißen schlichten Hut der Chaperons sein

langes, schwarzlockiges Haar herab; in seiner Linken hielt er die Streitart.

Sein Anblick, obgleich sein flammendes Auge, als er sich ihr näherte, milder als gewöhnlich auf ihr ruhte, überraschte und erschreckte Alice. Die Rose ist gebleicht! sprach er ihr die Hand reichend, aber sie ist noch um desto schöner geworden. Wahrlich! rief er in ihrem Anschaun versunken, die Macht von ganz Flandern lag in der Hand meines Vaters, in der Meinen liegt noch höheres Gut. Komm, Alice, folge mir zum Altare, werde unter den Frauen Gents der Würde nach die Erste, wie Du es schon immer an Schönheit warst. Ich bitte Euch, Mutter, um ein einfaches Mahl, wandt' er sich jetzt zu dieser, die Stadt wollte mir auf dem Rathhause ein köstliches Ehrenmahl bereiten, aber der Noth der Armen und Alice's bescheidenen Sinnes gedenkend, habe ich es von mir gewiesen, nur durfte ich die Begleitung der Zünfte nicht verschmähen, die zu unserm Empfange bereit stehen. Komm Geliebte und kröne mein Glück!

Laßt, wenn ich Euch begleiten soll, die Streitart zurück! bat die Jungfrau.

Und warum soll ich das Zeichen meiner Macht von mir legen? fragte er verwundert.

Klebt nicht das Blut des Mannes daran, der für mich sprechend, ein Opfer seines Mitleids wurde?

Eine hohe Röthe überflog Arteveldes Antlitz, er warf einen zornigen Blick auf Alice, doch eben so rasch warf er die Streitart von sich. Nun komm! rief er, ergriff mit Hast ihre Hand und sie mußte ihm folgen.

Trompetengeschmetter empfing sie. Von der Leibwacht Arteveldes umgeben, von Vater und Mutter, aber von keiner Gespielin begleitet, durchzog sie unter lautem Jubel des Volkes die belebten Straßen. Mancher Segenswunsch folgte ihr. denn man hoffte, die Liebe würde das wilde Gemüth des Mannes zähmen, und viele Jungfrauen beneideten die Bemitleidenswerthe. So schritt sie unter dem rauschenden Jubel der Menge, ein geschmücktes Opferlamm, dem Dome zu.

Mit ihrem Eintritt in die Halle des Gotteshauses, wo die Geistlichen in ihrem Ornate das Brautpaar empfingen, belebte der wankende Muth sie von Neuem. — Herr, Dein Wille geschehe! betete sie leise für sich,

und mit Ergebung sprach sie das für ewig bindende Wort.

Es war geschehen! Sie war Artevelde's Weib, war für immer von des Geliebten Brust gerissen, das verdoppelte Jauchzen des Volkes rief es ihr mit tausend Stimmen entgegen. Als sein Weib, gebunden für immer, für ewig ihrer Hoffnungen beraubt, betrat sie das väterliche Haus.

Laßt mich mit meinem Eheherrn allein, bat sie die Umstehenden, entfernt Euch nur für einen Augenblick, liebe Eltern! — Und als sie nun mit Artevelde allein war, mußte sie sich einen Augenblick sammeln, dann erfaßte sie mit Innigkeit seine Hand: Philipp Artevelde! sprach sie und ihr Auge ruhte so seelenvoll, so sanft und mild auf ihm, daß er in seinen Himmel zu sehen glaubte: ich habe Euch schon gestern gesagt, daß mein Herz nicht frei sei, daß ich einen Andern liebe — O, hört mich an! hört mich ruhig an, dämpft die Gluth, die aus Euerm Auge flammt! bat sie, da sie seine Stirn sich umwölken sah, so engelmild, daß er freundlich sagte: Fahre nur fort, Alice, ich will Dich ruhig anhören. — Sorgt nicht! fuhr sie nun

fort, ich habe Alles von mir geworfen, keine Rückerinnerung, keine Sehnſucht wird mein Auge trüben, ich werde Euer treues Weib ſein bis in den Tod. Gebt mir Gelegenheit Euern edlen Sinn zu achten, handelt menſchlich und die Liebe wird der Achtung folgen. Meine Pflicht werde ich üben in Noth und Tod, treu Euch zur Seite ſtehen, wenn auch das Unglück über Euch hereinbräche und ſomit nehmt meine Hand zum Pfande, daß ich die Wahrheit mit redlich treuem Herzen ſprach, habt Vertrauen, habt Nachſicht mit mir und Gott wird ſchon Alles zum Beſten lenken.

Edles Weib! rief er, und ſchloß ſie mit wahrer Herzlichkeit in ſeine Arme: ich bin nicht ſo bös von Natur wie ich Dir erſcheinen mag, denn ich erkenne ja mein Glück; aber vertraue auch meinem Herzen und erwiedre die Gluth meiner Liebe nicht ſo kalt.

Verlangt dies nicht von mir, Herr! Ihr verlangt jetzt zu viel! entgegnete Alice: es giebt Dinge in der Welt, die nur die Zeit uns bringen kann; habt Nachſicht! — Er reichte ihr freundlich die Hand und während des ganzen feſtlichen Tages ſchien er nur mit ſeinem Glück und ſeiner jungen Gattin be-

schäftigt zu sein, und er war wieder der Philipp Artevelde, der er vor seiner Gelangung zum Stadtregiment gewesen war.

10.

Auch Alice schien sich in ihr Schicksal zu finden; ihr Vater vernahm keine Klage, nur an der Mutterbrust weinte sie sich zuweilen aus, wenn sie mit ihr auf dem einsamen Stübchen saß und sie sich wider ihren Willen die Vergangenheit zurück rief. Aber auch gegen sie klagte sie nicht, denn ihr Gatte kam ihr mit Liebe entgegen, unterdrückte jede Aufwallung seines jähzornigen Gemüths, und wo er hart zu handeln müssen glaubte, verbarg er es dem Auge seines Weibes. Er liebte sie mit Leidenschaft und allmählig lernte er auch den Werth ihres edlen Herzens schätzen. Auch Alice erkannte sein Bestreben, sie beglücken zu wollen, und es entging ihr nicht, wie oft, wie sehr er sich bemühte, seinen Zorn zu bändigen und den wilden Ausbruch seiner Leidenschaften zu mäßigen; sie erkannte es dankbar

und dies Gefühl erleichterte ihr die Ausübung ihrer Pflicht.

Ohngeachtet Artevelde manche Sorge, mancher Kummer drückte, ließ er es Alice nicht fühlen und wenn er aus der Versammlung des Volkes kam, wo das Ungestüme ihn mit tausend Klagen und Forderungen belästigt hatte, ward er doch bald, Alice gegenüber, heiter. Selbst Dubois, den gleichfalls mancherlei Sorgen drückten, der aber jetzt fester mit Artevelde verbunden war, als je, sagte einstmals zu der jungen Gattin: bei Gott und St. Georg, holde Frau! Ihr habt ein Zauberwerk vollführt, Ihr habt den Tiger gebändigt. Ganz Gent preist Euch deshalb und tausend Segenswünsche steigen täglich für Euch zum Himmel auf. — Diese Worte Dubois, thaten ihr wohl und der Gedanke, Gutes zu bewirken, linderte ihren Kummer, ihr beharrlicher Wille Alles zu vergessen, ihr strenges Pflichtgefühl ebneten ihr die rauhe Bahn, und so fühlte sie sich allmählig weniger unglücklich.

Wochen und Monden vergingen, immer freundlicher gestaltete sich Alices Verhältniß zu ihrem Gatten; nicht daß dieser die früher so lang unterdrückte Wildheit seines Gemüths

ganz abgelegt hätte, oft brauste sie von Neuem hervor und nur die Engelsmilde Alice's, die ihn mit keiner Klage belästigte, stets ihm ein heitres Gesicht zu zeigen suchte und duldsam sich in alle seine Launen fügte, konnte ihn entwaffnen. Treu ihrem Vorsatze, suchte se zu vergessen, und als einst Anna, ihre reue Magd, es wagte, einen Brief Walters von Enghien ins Geheim zu bringen, sande sie ihn unerbrochen zurück und zürnte der Botin lange.

Oft, wenn das Bild des Einstgeliebten vor sie trat, konnte sie fast mit sich zürnen, daß sie nicht treu genug ihre Pflicht erfüllte; doch allmählig ward sie ihr nicht mehr schwer, und die Scheu, welche sie noch immer von ihrem Gatten entfernt hatte, verschwand; sie ward traulicher gegen ihn, und wer nicht in die geheimsten Falten ihres Herzens schaute, sie in schwachen Stunden Zuflucht zum Gebet hatte nehmen sehen, hätte glauben müssen, es stände eine glückliche Gattin vor ihm.

Nur machte ihr der Einfluß Dubois, dessen Herzen sie nie ganz traute, viel Kummer. Er hatte immer mehr Artevelde für sih zu gewinnen gewußt und verübte manche Erpres-

sung unter dessen Namen. Alice, den verderblichen Einfluß zu untergraben, war ihm offen entgegen getreten und hatte sich so Dubois zum Feinde gemacht, auch warnte sie Artevelde vor dem gefährlichen Manne. Der Liebe ihres Gatten gewiß, fürchtete sie nicht seine Ränke, und wurde nicht müde, durch Bitten und Vorstellungen Artevelde zu bewegen, sich ganz von ihm loszureißen.

In Artevelde's Brust nagte trotz seines häuslichen Glückes ein bittrer Kummer. Die Lage der Stadt ward mit jedem Tage trauriger; nicht die Kriegmacht des Grafen von Flandern, nicht den Wankelmuth des Volkes hatte er zu fürchten, ein furchtbarer Feind, der Hunger, hatte sich in ihre Mauern eingeschlichen. Der Graf, der sich in dem ihm treugegebenen Brügge mit einem Theil seines Heeres aufhielt, hatte diesen Plan entworfen, die rebellische Stadt zu unterjochen. Was das Schwert seit Jahren nicht vermocht hatte, sollte der Hunger thun; die Mißerndte des vorigen Jahres bot ihm die Hand. Schon lange war vom Meere her Gent alle Zufuhr abgeschnitten, das neidische Brügge bot zu Allem willig die Hand und Brabant sperrte

die Schelde. Der Graf von Hennegau, des Grafen von Flandern naher Verwandter, so wie der Herzog von Brabant, verboten ihren Unterthanen jede Art von Zufuhr, und wenn auch manche Städte gern Gent mit Lebensmittel versorgt hätten, konnten sie es nur unter der Hand und nicht in dem Maaße, um dem Uebel abzuhelfen. Das Heer des Grafen von Flandern hielt kleinere Städte, die Gent umgaben, besetzt, und so ward es fast unmöglich, die Stadt gehörig zu verproviantiren, die schon selbst die Speicher der Klöster in Beschlag genommen hatte. Das noch vorräthige Getraide ward nun in gleichem Maße an Arme und Reiche ausgetheilt und den Reichen blieb es nur überlassen, mit Hülfe ihres Geldes sich hier und da aus der Ferne zu versorgen.

Die Genter ertrugen mit Beharrlichkeit und ohne Murren den Mangel; Artevelden konnten sie das Uebel nicht zu Last legen, denn, als er die Ruder der Stadt übernahm, fand er die Speicher schon leer. Er hatte gegeben was er vermochte, Alles angewendet und oft mit gewaffneter Hand der Stadt Lebensmittel zugeführt. Ihre einzige Hoffnung

ſetzten ſie noch auf England, wohin ſie Abgeordnete zur Schließung eines Bündniſſes geſandt hatten, da ihnen von Frankreich aus Gefahr drohte; allein die ſchwache Regierung Richard II. ließ Gent nur wenig Hülfe hoffen, das Volk murrte endlich und der Vorſchlag der reichen und wohlgeſinnten Bürger, den Frieden mit dem Grafen zu unterhandeln, drang endlich durch.

Niemand war hierüber aufgebrachter als Peter Dubois. Beglückte der Friede die Stadt, trat ſie unter die Herrſchaft des Grafen zurück, ſo war er, wenn auch nicht geopfert, doch am Ende ſeiner Laufbahn. Er ſuchte anfänglich die Chaperons aufzuwiegeln, allein die Noth traf die ärmere Klaſſe am meiſten, daher bewirkte ſie auch, was eine verlorne Schlacht nicht vermocht hätte, die Gemüther dieſer wilden, an Unordnung gewöhnten Menſchen friedlich zu ſtimmen, und ſeine Bemühungen ſcheiterten. Auch Artevelde vermochte er nicht durch Vorſtellungen und Spott zu beſtimmen, das Aeußerſte zu wagen; Alicens Bitten, ihre Vorſtellungen fanden willigern Eingang, er neigte ſich auf die Seite der Gutgeſinnten, und da der Herzog von Brabant, der Graf

von Hennegau und der Bischoff von Lüttich sich zu Vermittlern anboten, so war er nicht dagegen, daß einige Bürger nach Harlebecque, den Frieden zu unterhandeln, abgesandt wurden.

Während dieser Unterhandlung glaubten die Fürsten das Verbot der Zufuhr nicht so streng nehmen zu müssen, und so kamen auf der Schelde mehre Schiffe mit Getraide von Antwerpen nach Gent, auch die Bewohner der Grafschaft Alost brachten wieder Lebensmittel und selbst eine Heerde Vieh, welche die Lütticher hatten hertreiben lassen, kam glücklich in der Stadt an und somit war dem drückenden Mangel für mehrere Monate abgeholfen. Zu spät sah der Graf seinen Fehler ein und traf Gegenanstalten; aber das Uebel war geschehen und die Sehnsucht der Genter nach Frieden bedeutend vermindert. Auch hatten die reichen Handelherrn die Rückkehr des Grafen zu sicher erwartet, um ihre Freude darüber nicht laut werden zu lassen und hatten selbst Arteveldens Ehrgeiz nicht sattsam geschont, so daß, als die Abgeandten von Harlebecque zurückkehrten, sie die

Stadt in einer ganz andern Stimmung fanden, als da sie sie verlassen hatten.

Dubois war indessen thätig gewesen, die Gemüther in Bewegung zu setzen und noch an dem nämlichen Morgen, an welchem die Abgeordneten zurückkehren und dem Volke Bericht ihrer Unterhandlung abstatten sollten, begab er sich zu Artevelde.

Nun, Philipp! sagte er spottend: legt Eure Streitaxt auf den Heerd, daß die Weiber fortan Holz damit spalten können, zieht den bunten Wappenrock aus, und nehmt an seiner Statt das Schurzfell vor, wenn Ihr Eure Tonnen schrotet; mit dem Regimente hat es ein Ende!

Wie Gott will! erwiederte Philipp: die Freiheit ist ein köstliches Gut, muß sie aber mit dem Elende der Menschheit erkauft werden, dann ist sie nur eine schöne Frucht von Außen, deren Saft gallebitter ist. Ich ziehe mich in meine Verborgenheit zurück: an der Seite meines Weibes will ich schon meine Macht entbehren lernen.

Thöriger Mensch! unterbrach ihn Dubois: denkt Ihr, man lasse Euch in Ruhe?

Der Graf soll ein redlicher Mann sein! entgegnete Artevelde: dem sein Wort heilig ist.

Philipp Artevelde! unterbrach ihn Dubois: nicht Brief und Siegel giebt wahre Sicherheit, der Mund verspricht leicht, das Pergament ist geduldig, aber der Haß hat tiefe Wurzel in die Herzen geschlagen. Läßt Euch auch der Graf von Flandern ruhig in stiller Abgezogenheit leben, so habt Ihr doch so vielen Geschlechtern wehe gethan, die Euch nie das Blut der Ihrigen vergeben werden. Und glaubt Ihr, das Volk werde Euch schützen? Ihr kennt es noch nicht! Sind Eure Fässer, ist Euer Seckel leer, so hat es Eure Wohlthaten vergessen; heute trägt es Euch, gleich einem Könige im Triumph umher, morgen zertrümmert es seinen Götzen. In einem Jahre wissen sie nichts mehr von Euch, Ihr seid vergessen! Deshalb rath' ich Euch, nehmt Eure Leibwacht mit auf den Marktplatz, ich will die verwegensten Chaperons um Euch sammeln, hört, so auf Alles gerüstet, die Abgeordneten an und sind die Bedingungen hart, so verwerft sie, damit Niemand sage: Unter Philipp Arteveldes Regierung beugte sich Gent

unter

unter das Joch! Dann thut wie ich thun werde.

Die Worte Dubois hatten nicht ganz ihre Wirkung auf Artevelde verfehlt, sein Ehrgeiz war rege, aber gedachte er der Bitten Alicens, ward er ungewiß. Da verwundete ihn Dubois auf unheilbare Weise. Artevelde! sagte er: Ihr scheint meinem Rathe kein Gehör geben zu wollen, Ihr schwankt? Ist Eure gerühmte Festigkeit in der Umarmung Eures schönen Weibes wankend geworden? — O, Ihr thöriger Mensch! Erst rennt Ihr dem Ehrgeiz nach, nun der Liebe und eben weil Ihr so rennt, verfehlt Ihr um desto gewisser das Ziel. Wißt —

Was wollt Ihr mich wissen lassen? — Sprecht! fuhr Artevelde heftig auf.

Ihr kennt, wie Ihr mir einmal sagtet, den Namen des Mannes nicht, an dem Alicens Herz einst hing — vielleicht noch jetzt —

Schweig Unglücklicher! rief Philipp zornig: lästre die Tugend nicht!

Was ich rede, ist Wahrheit und Eure Drohungen schrecken mich nicht ab, sie auszusprechen, erwiederte Dubois mit kalter Ruhe: der Mann, den Eures Weibes Herz wählte, ist

einer der Barone am Hofe des Grafen, ei
der heftigsten Feinde dieser Stadt. Er z
mit dem Frieden ein und deshalb entsagt a
Alice gern ihrer Eitelkeit, legt willig Ma
und Hoheit ab und stimmt Euch zur Un
werfung. Sie findet ja Ersatz in ihrem hä
lichen Glück! setzte er höhnend hinzu.

Der Schlag traf, die Flamme flackerte a
Artevelde erwiederte nichts, aber die Hef
keit, mit der er Dubois Hand schütte
sprach deutlich seine Gesinnung aus; Dub
verließ ihn triumphirend.

11.

Ohne Alice noch gesehn zu haben, ver
er das Haus und begab sich an der Sp
seiner Leibwacht, auf den Markt. Schw
gend, in banger Erwartung empfing ihn
Volk, kein Jubelruf begrüßte ihn; fin
durch die Menge schreitend, betrat er den
höhten Platz, wo seine Wacht einen Kreis
ihn bildete, in welchem Peter Dubois,
Versammluug beobachtend, stand.

Ihr Bürger der freien Stadt Gent, die Ihr von Euern Mitbürgern zur Unterhandlung des Friedens nach Harlebecque gesandt wurdet! rief nun Artevelde mit lauter Stimme: tretet her zu uns und berichtet dem versammelten Volke, welche Uebereinkunft Ihr mit dem Grafen von Flandern getroffen habt, oder ob er keinen Frieden will!

Werther Herr! Theure Mitbürger! begann nun einer der Abgeordneten, ein Kaufherr, der andere war ein reicher Weber: wir haben lange und mühsam in Harlebecque unterhandelt, haben anfangs, wie uns aufgetragen war, mit stolzer Zuversicht die Bedingungen des Friedens vorgeschrieben, aber die Fürsten kannten nur zu gut unsre Noth und spotteten unsers Stolzes; da traten wir offen vor den Grafen, unsern ehemaligen Herrn und stellten ihm vor, wie er nicht seine herrlichste Stadt ganz verderben und untergehen lassen sollte und erweichten sein Herz, so daß er uns endlich den Frieden bot. — Aber es wird uns schwer, die harten Bedingungen zu sagen. Er hielt inne, eine furchtbare Stille herrschte in der Versammlung, jeder lauschte gespannt; Dubois war vielleicht der Einzige,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WITZLEBEN,K.A.F.VON

3-598-53207-5
FN. 18750/030

der mit lächelndem Antlitz der Entscheidung entgegen sah.

Der Graf von Flandern verlangt — hört es, meine Mitbürger! fuhr nun der Abgeordnete fort: er verlangt unbedingte Unterwerfung und 200 Geisseln, die er selber sich unter uns wählen darf, doch gab er uns die Hoffnung, nicht alle sterben zu lassen.

Eine lächelnde Hoffnung! rief Dubois zornig: aber wie habt Ihr es gewagt, solch' entehrende Bedingung zu unterzeichnen? Tausendmal eher soll Gent untergehen, als sich solcher Schmach unterwerfen. Man sieht, weder Ihr noch Eure Freunde würden unter den 200 sein, wohl aber wir, die das Zeichen der Freiheit schmückt. Ihr habt Euern Vortheil trefflich bedacht, wir wollen auch den unsern nicht vergessen! Dies sagend, stieß er dem Abgeordneten den Dolch in die Brust, zu gleicher Zeit zerschmetterte Artevelde das Haupt des Andern mit seiner Streitaxt und rief: Verrätherei! Zu den Waffen!

Bei diesem Rufe drängte seine Leibwacht sich um ihn, die Chaperons schwangen zu seiner Vertheidigung ihre Streitäxte und Niemand wagte die Mordthat zu rächen. Trium-

phirend ging er vom Marktplatz; der Friede war gebrochen und ferner als je.

Finster und wild betrat Artevelde seine Wohnung, das Gerücht seiner That war ihm vorausgegangen. Ohne bei Alice einzukehren, wie er doch sonst immer zu thun pflegte, ging er nach seinem Zimmer; das Gefühl seiner That trieb ihn. Aber sie, die schon lange auf seine Tritte gelauscht hatte, eilte zu ihm und fand ihn, wie er eben das Blut von seiner Streitaxt wischte.

So ist es denn wahr? sagte sie weinend: so ist wieder Blut und von Deiner Hand geflossen? Artevelde! Wie konntest Du so freveln, so mich betrüben?

Friede taugt für Gent, taugt für mich nicht! erwiederte er rauh: soll die freie Stadt sich wieder unter's Sclavenjoch beugen? Soll ich in die Verborgenheit zurücktreten, dem Glanze, der mich umgiebt, entsagen, die Macht niederlegen, die ich übe und so den Pfeilen meiner Feinde ausgesetzt sein? Nein, der Friede taugt nicht für Gent, nicht für mich! — Ist doch kein Friede in meiner Brust!

Artevelde! unterbrach ihn Alice: wehe dem,

dem diese Himmelsgabe fehlt, wehe mir, ruht nicht der Friede in Deiner Brust!

Nein! sagte er rauh und sein feuriges Auge heftete sich so fest an Alicens Blick, als ob er sie durchbohren wollte: soll ich etwa meinen Hals geduldig dem Henkerbeile bieten? Ich glaube wohl, mein Tod käme Manchem hier und am Hofe des Grafen gelegen. — Meinst Du nicht auch?

Ich verstehe Dich nicht! erwiederte sie mit Ruhe: Du hast sicher hier und dort Feinde, die Dich beneiden —

Um mancherlei! fiel er ihr mit Heftigkeit in die Rede: um Ehre, Ruhm, um Macht, meines Geldes, auch meines schönen Weibes wegen, nicht wahr Alice? — Aber unter dem Witwenschleier lugt das dunkle Auge noch schmachtender, wallen die Locken noch üppiger hervor. Du bist auch noch als Witwe ein schönes Weib —

Versteh' ich Dich recht, Artevelde! sagte Alice und ihr Selbstgefühl sprach sich mit Stolz aus: so hat ein giftiger Argwohn in Deinem Herzen Wurzel gefaßt. Dubois säete ihn aus. — Artevelde, höre nicht auf ihn, weis' ihn von Dir, den gefährlichen Mann,

der Dich mit mancherlei Netzen listig umschlungen hat. Du wähnst, er sei Dein Diener, nein, wahrlich! das ist er nicht, er ist Dein Herr, der Dich an dem Bande Deiner Leidenschaften leitet, wie sein Vortheil, nicht wie es der Deine will.

Du wagst viel, mir das zu sagen! Ich warne Dich, Alice, zwinge mich nicht —

Philipp! unterbrach sie ihn und ihr frommes Auge hing bittend an ihm: höre mich nur jetzt, die ich es redlich mit Dir meine. Ich bin kein böser Geist, der Dich verderben will.

Du bist mein guter Engel, das weiß, das fühl' ich! sagte er, von dem Ton ihrer Stimme bewegt: es wäre wohl oftmals gut, folgte ich Deiner Warnung und nicht meiner Leidenschaft — Rede!

Dubois hat Dir den Namen des Mannes genannt, dem sich mein jugendlich Gemüth hingab, begann sie.

Nein, Du irrst! unterbrach er sie schnell.

Und doch konnte der Argwohn so leicht Wurzel fassen, Du konntest von mir glauben — doch ich wag' es nicht einmal den Gedanken auszusprechen, vor dem ich schaudere.

...Dubois hat nicht ehrlich an mir, nicht als Freund an Dir gehandelt, er, dem ich mich anvertraute, der es weiß, daß ich mich von Allem losgerissen habe, was mir meine Pflicht erschweren konnte. — Meide den falschen Freund, Artevelde! zerreiße die Bande, womit er Dich fesselt! Laß uns fliehen, fern von hier, nach Frankreich oder nach einer der blühenden Handelstädte Deutschlands, fern von hier wird der Argwohn Dir nicht folgen, Deine Feinde werden uns ein ruhiges Asyl gönnen müssen. Komm! Alice begleitet Dich gern! Sie will von ihrer Heimath ziehen, den Ort meiden, wo ihre Jugend sich freundlich entfaltete, Vater, Mutter verlassen und nur Dir leben.

Du bist ein braves Weib! unterbrach er sie und sein Herz mochte es fühlen, was sie ihm opfern wollte. Du kannst, in dem beengten Kreise, den Du überschaust, recht haben, mir das zu rathen; aber des Mannes Auge schaut weiter, sein Wille beschränkt sich nicht auf sein Haus, er strebt höher; die Welt ist sein Eigenthum. Nicht blos die, welche seinem Herzen nahe stehen, die Menschheit umfaßt er mit seinen Armen. In dem Munde

des Volkes will er leben, für die Nachwelt will er bauen! Glaube mir, Alice, wen der Ehrgeiz einmal erfaßte, den läßt er nicht los, er reißt ihn mit sich fort, er muß ihm folgen, über Dornenpfade, durch Sturm und Wetter.

Alice hatte ihn mit keinem Worte, mit keinem Seufzer unterbrochen, aber der Kummer rief die Thräne in ihrem Auge hervor. Artevelde bemerkte es — Alice! sagte er weniger stürmisch, als er das Vorige gesprochen: es war eine Zeit, wo ich diesen Dämon beschworen hatte; still trauernd saß ich hier auf dieser Stelle, unbekümmert, ob ich freie Männer durch die Straßen Gents stolz einherschreiten, oder die Sclaven des Grafen von Flandern knechtisch schleichen sah, blickte in das Gärtchen hinunter und mir war Alles gleich, meine Gedanken waren ruhig, wie die Träume eines schlafenden Kindes, denn in jeder Blume da unten, sah ich nur Dich! Auch wurde damals mein Auge naß, als die Hoffnung mir schwand, aber dennoch meine Liebe nicht! Glücklich hätte ich mich in der ärmsten Hütte an Deiner Seite gefühlt und ich wäre gewiß ein guter Mensch geworden, hätte ich schon damals an Deiner Brust ge-

ruht. — Aber es sollte nicht sein! Du stießest mich zurück, da erfaßte mich der Sturm, ich gab mich ihm willig hin, denn nur auf seinen Flügeln konnte ich zu Deinem Besitze gelangen, nur mit Blut Dich erringen. Jetzt ist's vorbei, die Zeiten kehren nicht wieder! — Du bist mein! — Ich fühle mein Glück, fühle, daß mir der Himmel mehr gab als ich verdiene, aber die Hölle legte ihr Theil daneben, und macht mir oft mein Glück zur Pein. Der Argwohn ist die Natter, die sie an mein Herz legte, ewig zischt sie mir zu: Sie liebt Dich nicht, sie liebt einen Andern, sie erfüllt nur ihre Pflicht, weil das Gesetz es will, nicht weil es ihres Herzens Wunsch ist! — Sprich, beruhige mich hierüber! rief er heftig ihre Hand erfassend. Liebst Du mich wahrhaft, wie das Weib den Mann lieben soll, mit glühender Liebe?

Bei diesen Worten bebte Alice erbleichend.

Du bebst, erbleichst? rief er zornig.

Philipp! bat sie: laß mich los! — An Deiner Haud klebt Blut — auch an der Meinen seh' ich blutige Flecke!

Er blickte hin, sah das Blut auf ihrer, auf seiner Hand. Warum erschreckst Du so?

sagte er, doch selbst bei dem Anblick der blutbefleckten Hand erschüttert: Wo Ströme fließen, was sind da wenige Tropfen? Wo Tausende sinken, was ist da ein Menschenleben? Es verliert den Werth! Geh, trockne es ab und es bleibt keine Spur —

Alice ging und er gedachte seiner Frage nicht mehr, oder wollte vielmehr ihrer nicht gedenken, aber dennoch hatte Alicens Himmelsblick den Pfeil nicht ganz aus seiner Wunde gezogen, sie blutete, sie schmerzte ihn noch immer.

12.

In Brügge, wo der Graf von Flandern sein Hoflager hielt, hatte der Vorfall in Gent und das Zerreißen jedweder Friedensunterhandlung die Gemüther empört. Der Graf war entrüstet, der Stolz des Adels fühlte sich durch dieses rücksichtlose Betragen der Genter gekränkt und selbst die Einwohner von Brügge, die seit lange schon mit neidischen Blicken auf den Wohlstand Gents sahen, äußerten laut ihr Mißfallen. Alle Mittel, der

Stadt die Zufuhr abzuschneiden, die während der Friedenunterhandlung nur nachlässig und mild ausgeführt worden waren, wurden nun in neue Thätigkeit gesetzt und der Graf schwur, der Stadt nur unter den härtesten Bedingungen den Frieden zu geben.

Mehr als alle Ritter seines Hofes, theilte der Graf Walter von Enghien seinen Haß gegen Gent. Er, einer der edelsten, tapfersten Ritter Flanderns, hatte schon von früher Jugend an die Gunst seines Herrn in vorzüglichem Grade genossen, so daß die allgemeine Sage sich verbreitet hatte, 'er sei Graf Ludwigs von Flandern Sohn. Jung, schön, reich, von Stufe zu Stufe durch die Gnade seines Herrn immer höher gelangt, hätte er Ansprüche auf die Hand der reichsten Erbin Flanderns und Brabants machen können; aber die Liebe trieb ihr Spiel mit ihm. Er sah Alice Everwein in Brügge bei ihrer Muhme, und die Tochter des reichen Handelherrn, aus einem der ersten Geschlechter, hieß ihn willig alle seine Ansprüche aufgeben. Ihr Stand schien ihm kein Hinderniß; der Adel der damaligen Zeit achtete in Flandern den Handel, welcher den Wohlstand über das

Land verbreitete, zu sehr, um es für entehrend zu halten, die Tochter eines reichen Kaufherrn zu sich zu erheben und selbst der Graf von Flandern, dem er seine geheime Liebe entdeckte, setzte nur wenig den Wünschen seines Lieblings entgegen, da er die Familie der Everweine, die stets mit treuer Anhänglichkeit ihm ergeben gewesen war, hochachtete...

Alice hatte mit schwärmerischer Liebe an dem jungen Manne gehangen, hatte nur in ihm das Glück des Lebens gesucht, nur für ihn leben zu müssen geglaubt; er füllte ihre ganze Seele und nichts schien ihr den heitern Himmel zu trüben. Ihre Eltern, durch diese Verbindung geehrt, verlangten hierüber nur das tiefste Schweigen, bis die Unruhen in Gent gestillt und sie die Verbindung mit dem Liebling des Grafen, ihres Herrn, offen kund thun könnten, ohne sich der Wuth des Volkes auszusetzen. Der Tod ihrer ältern Schwester rief in dieser Zeit Alice von Brügge nach Gent zurück und sie mußte sich von ihrem Geliebten trennen. Die Trennung war schmerzvoll, aber die Hoffnung stand ihr tröstend zur Seite. — Ach die Hoffnung trügt so oft!

— Zwei Jahre blieb sie ihr eine treue Gefährtin, um sie plötzlich und für immer zu verlassen.

Der Graf von Enghien trug sein finsteres Geschick als ein Mann. Treulos ward Alice nicht, wohl aber unglücklich! rief er: Ich will ihr Rächer sein! — Ohne Ruh und Rast arbeitete er nun an dem Verderben Gents, da er früher oft bei dem Grafen der Fürsprecher dieser Stadt gewesen war; unaufhörlich durchschwärmte er die Gegend, hemmte die Zufuhr und überall, wo die Genter ein nachtheiliges Gefecht bestanden, hatte man auch den schwarzen Ritter mit seinem flatternden Banner gesehn. Oft warnte ihn Graf Ludwig von Flandern, da er immer kühner wurde und selbst bis unter die Mauern Gents mit den Seinen streifte, aber nichts hielt ihn zurück. Dort wohnte Alice, dort war die Unglückliche in verhaßte Bande geschmiedet, ihm schlug schon das Herz höher, wenn er nur die Thürme der Stadt sah und freudig rief er dann seinen Waffenbrüdern zu: dort wohnt sie, die gewiß auch als Gattin eines Andern in ihrem Herzen die Treue nicht brach, die sie

mir gelobte, für die ich leben, für die ich sterben will!

Wohl ihm, daß Artevelde es nicht ahnete, daß der schwarze Ritter Alicens früherer Geliebter war, er würde ihn noch wilder, noch rachgieriger verfolgt haben, als er es jetzt schon that, und den Preis von 50 Mark Silbers, den er schon jetzt dem versprach, der ihn todt oder lebendig einbrächte, gewiß noch erhöht haben. Auch würden Graf Walter seine Waffenbrüder und seine 100 Lanzen wenig genützt haben, denn die Macht der Genter war trotz der Hungernoth noch furchtbar, so daß selbst der Graf von Flandern es nicht wagte, mit seinem Heere sich der Stadt zu nähern, wo jedoch von Tage zu Tage die Noth drückender wurde.

Mit beispielloser Standhaftigkeit ertrugen die Genter alle Entbehrungen und murrten nicht. Nur die Hälfte des nöthigen Brods wurde noch ausgetheilt: Fleisch genossen sie fast gar nicht mehr und doch zogen sie noch muthig gegen die Schaaren des Grafen, wenn sie in der Nähe der Stadt sich zeigten; kein Pferd, kein Hausthier ward mehr in der verödeten Stadt gesehen und demohngeachtet

sammelten sie sich willig um ihre Fahnen und sahen dem sichern Tode mit freudigem Blick entgegen, wenn er sie nur als freie Männer treffen sollte. Aber der Hunger ist das sicherste Schwert, es mäht die allmählig welkende Saat nieder und ist seiner Erndte gewiß. Schauder erregend war der Anblick der Stadt, die Verzweiflung bemächtigte sich mancher Gemüther, schon sprachen einige Wahnsinnige, ihre Vaterstadt in Brand zu stecken und sich eher mit Weib und Kind dem Flammentode zu weihen, als sich dem Grafen zu übergeben.

Artevelde sah dem finstern Ende dieses Trauerspiels mit kalter Ruhe entgegen. Der Tod endet Alles! war sein Wahlspruch und der Saame des Argwohns von Dubois ausgestreut, von Dubois, den er seiner Kriegerfahrung wegen nicht von sich thun konnte, gepflegt, hatte seine Seele so umdüstert, daß die Engelsanftmuth Alicens nur noch für Augenblicke auf ihn zu wirken vermochte. Zwar sah er die Gefahr, die ihn umschwebte, er kannte den Abgrund, an dem er mit dem Untergange der Stadt stand, denn er stand allein in der Mitte seiner Mitbürger, die nur

noch im Dulden Muth zu zeigen vermochten; schon triumphirten seine Feinde, schon fürchteten seine Freunde, aber dennoch verlor er den Muth nicht, und sein schaffender Geist war nicht niedergedrückt.

Unter der Anführung Ateamanns, eines der Hauptleute, ließ er vorerst 12000 bewaffnete Männer mit Weiber und Kinder ausziehen, Lebenmittel mit Güte oder Gewalt, durch Geld, Drohung oder Bitten aufzutreiben und mit gewaffneter Hand nach Gent zu führen. Ein gewagtes Unternehmen! 24000 Seelen konnten geopfert und höchstens für den Augenblick den Bedürfnissen der Stadt abgeholfen werden. Wir müssen das Letzte versuchen, sagte er in der Versammlung des Volkes: jeder der Freiheit gerettete Tag ist ein heiliger Gewinn.

Als seien sie dem Tode geweiht, als sähen sie ihre geliebte Vaterstadt nie wieder, so traurig zogen die 12000 mit Weib und Kind aus den Thoren Gents und stürzten wie ein Schwarm Heuschrecken über das nahe Brabant. Alle Thore waren ihnen verschlossen, überall der Befehl gegeben, ihnen keine Lebenmittel, als nur so viel sie zu ihrer eignen

Nothdurft bedürften, zu reichen. So kamen sie wie irrende Pilger bis vor die Thore von Brüssel; nirgend hatten sie Gewaltthätigkeit geübt, entweder was man ihnen zuführte, bezahlt, oder was ihnen das Mitleid gab, dankbar angenommen.

Auch die Stadt Brüssel mußte ihnen ihr Gesuch abschlagen, so gern sie auch ihrer Nachbarstadt geholfen hätte. Aber der Herzog von Brabant hatte es streng verboten und seine Gegenwart in Brüssel hielt selbst das Mitleiden der Einwohner zurück; da begab sich Atemann, bis zur Verzweiflung getrieben, zur Alles vermögenden Herzogin und erhielt endlich Lebenmittel für 2 Tage und die Versicherung, bei ihrem Vetter von Flandern sich thätig des Friedens wegen zu verwenden. Von hier zog er weiter ins Lüttticher Land; hier, wo der Bischof weniger Gewalt hatte, wurden die Genter gastfreundlicher aufgenommen und Atemann trat mit 500, mit Getraide beladenen, mit Ochsen bespannten Wagen seinen Rückweg an, die jedoch der Vorsicht wegen von den Lüttichern als ihr Eigenthum geführt wurden. War der Graf von Flandern nicht davon unterrichtet, oder wollte

er mit den Lüttichern dieſes für die volkreiche Stadt ſo geringen Vorraths wegen nicht in Streit gerathen, Atemann zog mit ſeinen 500 Wagen unter Glockengeläute und lautem Jubel des Volkes ein und hatte noch unterwegs eine bedeutende Menge der Frauen und Kinder bei Freunden und Bekannten zurückgelaſſen. Für kurze Zeit war Gent gerettet.

13.

Artevelde theilte den lauten Jubel nicht, der in der Stadt herrſchte; er berechnete leicht, daß die Zufuhr nur für Wochen helfen konnte und ſah immer noch in eine trübe Zukunft. Die Macht Gents erlahmte an dem vorſichtigen Benehmen des Grafen von Flandern, der jedes entſcheidende Gefecht vermied, ſeine Streitkräfte in die ihm ergebenen Städte vertheilte und mit dem Kern ſeines Heeres in Brügge das Ende des Streites ruhig abwartete. Mehr aber noch als dies verfinſterte der Kummer, der an Artevelde's Herzen nagte, ſein Gemüth, Alice war ſeit einiger Zeit ſtiller, nachdenkender geworden und oft wollte

er Thränen in ihrem Auge bemerkt haben. Sein Argwohn ward immer reger und doch verbot ihm sein Stolz, offen mit seinem Weibe zu sprechen und sie nach dem Namen des Mannes zu fragen, der ihn so sehr beunruhigte; er würde vielleicht ruhiger geworden sein, hätte er ihn gekannt, denn jetzt glaubte er in jedem der Großen, die den Hof des Grafen in Brügge bildeten, einen Nebenbuhler zu sehen und so wurde sein häusliches Verhältniß immer trüber und es wurde Alice jetzt immer schwerer, ihn aufzuheitern. Dies verstimmte allmählig auch sie und selbst die Sorge um ihre Vaterstadt, die Sorge um ihren Gatten, wenn sich Gent unterwerfen mußte, ängstigte sie; vielleicht beunruhigte sie der Gedanke am meisten: er kehrt mit dem Grafen von Flandern zurück — ich werde — Walter wiedersehen!

Wochen waren vergangen und keine fernere Zufuhr füllte die Speicher der Stadt; der Herzog von Brabant verweigerte den Lüttichern jeden weitern Durchzug und ließ die Genter wissen, daß er jedes Einrücken in Brabant mit den Waffen in der Hand zurückweisen werde. Einige Schiffe mit Ge-

traide waren in Antwerpen angehalten worden und die Stadt hatte kaum noch auf 14 Tage Lebenmittel. Da entschloß sich Artevelde, den gefaßten Entschluß auszuführen, und sich für die Vaterstadt zu opfern. Er versammelte am Abend das Volk auf dem Marktplatze, stellte ihm vor, daß keine Rettung mehr möglich sei und er selbst nach Brügge zum Grafen wollte, den Frieden zu unterhandeln. Vielleicht versöhnt ihn mein Blut! sprach er: gern will ich meinen Kopf auf den Block legen und sterben, ist es nur zum Heil meiner Vaterstadt. Schon ist mir frei Geleit versichert. — Morgen, wenn es Euer Wille ist, reise ich; Peter Dubois übernehme indessen den Befehl statt meiner.

Diese Rede machte einen herzergreifenden Eindruck auf alle Gemüther, ängstlich war ihnen der Gedanke, daß Philipp Artevelde sie verlassen sollte, er, der so uneigennützig für sie gesorgt, der nur gegeben, nie von ihnen genommen hatte und an der Spitze des Regiments fast ein Bettler geworden war. Ein allgemeines Jammergeschrei ertönte. Bleibt, bleibt bei uns, Artevelde! vernahm man von allen Seiten: Verlaßt uns nicht! Aber er

blieb ſtandhaft. — Die Zeit iſt kurz! rief er: die Hilfe muß bald erſcheinen oder ſie kommt zu ſpät. — Morgen zieh' ich von hier und bring' Euch hoffentlich den Frieden — wenn auch nicht die Freiheit! ſetzte er ernſt hinzu.

Traurig ſchlich ein jeder nach Hauſe, Artevelde allein ſchritt unentmuthigt durch die Menge hindurch ſeiner Wohnung zu. Der Gedanke, ſich für ſeine Vaterſtadt zu opfern, war ihm zu erhebend, und nicht mehr Alicen vertrauend, hatte ja dies Leben überdies all' ſeinen Glanz für ihn verloren.

Ich werde Dich auf einige Zeit verlaſſen, Alice! ſagte er ihr ernſt: ich gehe morgen nach Brügge, den Frieden zu erbetteln.

Nach Brügge, an das Hoflager des Grafen? rief Alice erbleichend.

Fürchteſt Du, daß ich den Mann dort ſehen werde, der meines Lebens Ruhe mir raubt? ſagte er mit Bitterkeit. — Nenne mir ſeinen Namen nicht! fiel er ihr in die Rede, da ſie ſeinen Namen zu ſprechen beginnen wollte: ich glaube, kennt' ich ihn! ich würde ihm, und ſtände er dem Grafen zur Seite, den Dolch ins Herz ſtoßen. Ordne mein Gepäck, die köſtlichſten Kleider nehme ich mit, ich will

dort im Glanz erſcheinen, daß wenigſtens er nicht glauben ſoll, Philipp Artevelde ſei ein gemeiner Brauer, der mit dem Schurzfell angethan, ſein Weib herze — Ob ich wiederkehren werde? fuhr er nach einer Pauſe fort: das weiß nur Gott! Oft halten die Fürſten nicht ihr gegebenes Wort und der Graf hat oft vor mir, mehr noch vor meinem Vater gezittert und für ſo etwas haben ſie ein zu gutes Gedächtniß, als daß er mich nicht tödtlich haſſen ſollte: deshalb habe ich über mein Hab' und Gut beſtimmt. — Was noch mein iſt, gehört Dir! Viel iſt mir nicht geblieben, aber auch das Wenige nimm; ich gebe es Dir mit gutem Herzen.

Alice ſank weinend an ſeine Bruſt, er ſchob ſie ſanft von ſich, hob ihr geſenktes Haupt und ſchaute ihr finſter ins thränenbethaute Auge. Nein! ſagte er endlich und drückte ſie heftig an ſich: das ſind nicht Freudethränen, das ſind Thränen des Schmerzes. Verzeih mir, Alice! Aber ein düſtrer Geiſt umrauſcht mich, ſein Odem weht mich giftig an und verpeſtet die Gefühle meines Herzens! Dies ſagend, ſtürmte er hinaus und ließ die Weinende in ihrem Schmerz zurück.

Kaum daß der Morgen graute, als ihr Artevelde ein ernstes, aber herzliches Lebewohl sagte. — Sollten wir uns nicht wiedersehen, Alice! sprach er bewegt: so vergieb mir, daß ich Dich zwang, mein Weib zu werden. Dies sagend riß er sich von ihr los und drückte ihr heftig die Hand. Auf Wiedersehen, hier oder dort! rief er und schwang sich auf sein Roß.

Als er mit einem stattlichen Gefolge von Dienern, die aus Mangel an Rossen nur zu Fuße ihm folgen konnten und von einer Menge Volks begleitet, über den Markt vor der Wohnung Peter Dubois vorbei ritt, trat dieser aus seinem Hause und hielt Artevelde's Roß an. Auf ein Wort, werther Freund! sprach er: Ehe Ihr weiter zieht, kehrt noch einen Augenblick bei mir ein. Artevelde war erstaunt, stieg ab und trat ein.

Ihr glaubt gewiß, Philipp, ich hätte Euch wichtige Sachen zu vertrauen? begann Dubois lächelnd: Ich habe nur eine sonderbare Bitte an Euch: Nehmt dieses Bild mit nach Brügge, dort werdet Ihr das Original am Hofe des Grafen finden, wahrscheinlich unter seinen Pagen, denn es scheint ein junger Fant

zu sein; gebt es ihm mit dem Bescheid: Man schicke ihm dies aus gutem Herzen und mit freiem Willen.

Ein sonderbarer Auftrag! sagte Artevelde verdrießlich: in dieser verhängnißvollen Zeit um so sonderbarer. — Wer gab Euch das Bild, wem soll ich es geben?

Mir gab es eine holde Jungfrau, verbot mir aber, Euch den Namen zu sagen, erwiederte Dubois: Ihr wißt, ich bin kein Frauenknecht, aber doch zuweilen den schönen Frauen gern gefällig. Thut es mir zu Liebe, es wird Euch sicher nicht gereuen.

Artevelde nahm das Bild, betrachtete es genau und seine Stirn umwölkte sich. Nehmt es nur! fuhr Dubois dringender fort: vielleicht bringt es Euch mit dem, dem es gehört, in freundschaftliche Verbindung und da er vielleicht von Einfluß ist, könnt' es uns nützen. Erkennen werdet Ihr ihn im Gefolge des Grafen leicht.

Artevelde rief einen seiner Diener, gab ihm das Bild in Verwahrung und immer noch über die sonderbare Zumuthung Dubois nach-

denkend, bestieg er sein Roß und verließ seine Vaterstadt.

14.

Die Nachricht, Philipp Artevelde, der Beherrscher des stolzen Gents, der Sohn jenes mächtigen Mannes, der ganz Flandern zu seinen Füßen sah, ziehe in ihre Mauern ein, setzte ganz Brügge in Bewegung, das auch hier seinen Haß gegen Gent nicht unterdrükken konnte. Manches beleidigende Wort traf Artevelde, während er durch die Straßen zog, manchen bittern Hohn mußte er dulden, doch war er zu stolz, um darauf zu achten und dankte, wer ihn freundlich grüßte, denn unter den kleineren Gewerken schlug auch in Brügge manches Herz für die Freiheit. Als er jedoch auf den Markt kam und bei den Fleischhauern und Fischhändlern vorbei mußte, die hier in langen Reihen aufgestellt waren, hielten sie ihm spottend Fische und Fleisch entgegen. — Nehmt dies mit, Graf von Gent! riefen sie ihm spottend zu: Ihr armen Leute dort könnt es gebrauchen!

Ich werde Eures freundlichen Anerbietens zu seiner Zeit gedenken! erwiederte Artevelde und ritt, Wuth im Herzen, weiter.

In seiner Wohnung angekommen, ließ er dem Grafen sogleich seine Ankunft melden und auf sein Anfragen, wenn er ihm die Bitten der Stadt vortragen dürfe, erhielt er die Weisung, sich nur 8 Tage von seiner Reise zu erholen, dann wolle man ihm den Tag schon bestimmen. Ueber diese Antwort entrüstet, ließ er den Kanzler wissen, daß er nur 3 Tage in Brügge bleiben könne und der Friede in dieser Zeit geschlossen sein müßte. Wäre dies unmöglich, so bäte er um freies Geleite zur Rückreise. Die Noth zwang ihn zu dieser trotzigen Forderung, denn als er Gent verließ, waren nur noch wenige Lebenmittel und fast gar kein Brod mehr da.

Die Gesandten von Brabant und Hennegau, besonders die von Lüttich, verwendeten sich für ihn bei dem Grafen, den sie unbeugsam fanden, da er Gent schon für verloren hielt, bewirkten jedoch endlich, daß Artevelde am andern Tage vor ihm erscheinen konnte.

Ehe er den schweren Gang begann, betrachtete er noch einmal das ihm von Peter

Dubois mitgegebene Bild lange und genau. Oft hatte er es schon auf seiner kurzen Reise und auch schon hier besehn und immer machte der Anblick desselben einen unangenehmen Eindruck auf ihn, obgleich die jugendlichen Züge ihn eigentlich ansprachen. Der Gedanke, sollte dies Bild das jenes Mannes sein, an dem Alicens Herz noch hängt? war zwar schon in ihm aufgestiegen; aber eine Jungfrau hatte es Dubois gegeben, er würde ihn nicht belogen haben und so ließ er den Gedanken nicht Wurzel fassen. Nun, ich werde ja wohl heute das Original sehen! sagte er, als er den reichgestickten, blauen Waffenrock umwarf und das Wehrgehenk und Schwert seines Vaters umhing: und die Beklemmung, die das Bild mir macht, wird dann wohl gehoben sein.

Von zwei Kämmerern und den Bogenschützen des Grafen begleitet, verließ er Brügge, um sich nach dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Schlosse Male zu begeben. Hier, wo der Graf von Flandern geboren war, hielt er sich gemeinhin auf; es war sein liebstes Schloß, das er prächtig eingerichtet und fast ganz neu aufgebaut hatte.

Auch heute wollte er hier, unter einem Thronhimmel sitzend, als sei er ein unumschränkter König, von seinen Vasallen und dem Adel Flanderns umgeben, den Abgesandten der rebellischen Stadt empfangen, Zuschauer, so viel der weite Saal fassen konnte, drängten sich herbei, Zeuge der Demüthigung der stolzen Stadt zu sein, die so viele Jahre ganz Flandern beherrscht hatte, Zeuge zu sein, wie der Sohn des nie gebeugten Jakob Artevelde, als Haupt der Rebellen, sich vor seinem rechtmäßigen Herrn demüthigen müsse.

Als Artevelde in den Saal trat, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, aber keines schaute ihn so durchdringend, so feindselig an, als das Auge Graf Walters von Enghien, der seitwärts des Grafen von Flandern stand. Kühn, muthig und würdevoll schritt nun der Genter bis an die Stufen des Thrones, durch die gaffende Menge, die dem schönen, stolzen Manne laut Bewunderung zollte, dort beugte er dreimal sein Knie, dann trat er einige Schritte zurück, die Worte des Grafen zu vernehmen.

Was bittet Gent von mir? sagte jetzt mit finsterm Ernste der Graf, der nur mit be-

merkbarem Kopfnicken Artevelde's ehrerbietige Begrüßung erwiederte.

Es bietet Euch den Frieden! erwiederte der kühne Bürger.

Es bietet mir den Frieden? rief der Graf zornig: Und das wagt Ihr mir zu sagen?

Mein Vater ließ ihn Euch auf der nämlichen Stelle bieten und Ihr nahmt ihn willig an! erwiederte Artevelde unerschrocken.

Erkennt Ihr mich für Euern Oberherrn? fragte der Graf weiter.

Sobald Ihr den Frieden unterzeichnet habt, Ja!

Ihr unterwerft Euch also unbedingt meiner Gnade?

Die Noth ist groß in unsrer Stadt, erwiederte Artevelde mit Ruhe: Ihr kennt sie, gnädiger Herr, sonst würdet Ihr nicht so Hartes von uns verlangen. Deshalb will ich nichts fordern, sondern das Schicksal Gents Eurer Gnade anheim stellen, uns bleibt nichts übrig, als Unterwerfung oder Verzweiflung. Zwingt uns nicht zu dieser und macht uns jene leicht.

Warum nahmt Ihr den Frieden nicht an,

den ich Euch vor Monden bot? unterbrach ihn der Graf.

Ich wollte keinen Frieden, mein ist die Schuld! Laßt es der Stadt nicht entgelten, was ich that! erwiederte er muthig.

Nun dann, so wißt meinen unabänderlichen Entschluß, den, bei Gott und der heiligen Jungfrau schwöre ich, nichts wankend machen kann! Nur unter der Bedingung könnte Euch Gnade werden, wenn alle Einwohner Eurer rebellischen Stadt, vom funfzehnten bis zum sechzigsten Jahre, baarfuß, baarhaupt, in leinenem Hemde, einen Strick um den Hals auf den halben Weg von Gent nach Brügge mir entgegen kommen und sich meiner Gnade unterwerfen.

Mit jedem Worte, das der Graf sprach, ward die hohe Gestalt Arteveldes noch majestätischer, ein stolzes Lächeln umzog seinen Mund, jedermann war auf seine Antwort gespannt.

Das wird nicht geschehen, Graf von Flandern! war alles, was er erwiederte.

Die ganze Versammlung war über die Keckheit erstaunt und murrte; nur der Bailli von Hennegau trat hervor. Ich rathe Euch,

diesen Antrag anzunehmen, Herr Philipp Artevelde! sprach er: Der Graf wird nicht alle tödten, die ihm entgegenkommend sich ihm unterwerfen, er wird mitleidig sein und Ihr habt schon Proben seiner Milde!

Euch will ich ausnehmen, Philipp Artevelde! nahm Graf Ludwig das Wort: Ihr sollt mir nicht entgegen kommen. Ich begnadige Euch hiermit, wenn Gent die Bedingung erfüllt, schon hier, und Ihr könnt alsdann mit Hab' und Gut ziehen, wohin Ihr wollt.

Bei diesen Worten drang eine Thräne in Arteveldes Auge, es war nicht die Thräne der Rührung, der verhaltene Schmerz, der gekränkte Stolz erpreßte sie. Steh' ich denn so tief in Euern Augen, gnädiger Herr? sprach er stolz: Ist denn mein Ruf nicht höher durch Flandern erschollen, als daß Ihr mich solcher Handlung fähig glaubt? Haltet Ihr mich von den Bürgern Gents für einen der Schlechtesten? Denn wahrlich, nur Wenige würden so ehrlos sein, nicht mit ihren Mitbürgern Noth und Tod theilen zu wollen. Dürstet Euch nach Blut, so nehmt das meine, ich gebe Euch Euer Wort, das mir frei Geleite verhieß, zurück. Laßt mich auf den

Schloßhof

Schloßhof führen, ein Block wird ja parat ſtehen, ein Henker zur Hand ſein; mein Haupt rolle hin, giebt mein Tod der Vaterſtadt nur ehrenvolle Bedingung.

Als Artevelde ſchwieg, entſtand ein Gemurmel in der Verſammlung, das nicht Mißfallen ausdrückte, jedoch ein finſtrer Blick des Grafen gebot Ruhe. Ich ehre Euern Muth! ſprach er: wollt Ihr aber meine Gnade nicht erkennen, ſo behaltet Euern Kopf auf dem Rumpfe und hängt den Strick darum, mir gleichviel. Mein Wort ſteht unabänderlich, ich habe es bei Gott und der heiligen Mutter geſchworen und ſo kann es keine menſchliche Macht ändern; nur wenn Ihr, wie ich geſagt, mir entgegen kommt, begnadige ich die Stadt.

Ich muß dieſe Gnade im Namen Gents zurückweiſen; erwiederte Artevelde: doch will ich, was Ihr mir geſagt, meinen Mitbürgern berichten, mögen ſie handeln nach ihrem Willen.

Thut das! ſagte der Graf, erhob ſich plötzlich und verließ, von ſeinen Hofleuten gefolgt, den Saal. Da trat ein junger Mann von feinem Anſehen und prachtvoll gekleidet aus

der Menge hervor auf Artevelde zu, blieb aber plötzlich stehen und sah ihn lange an. Artevelde gewahrte ihn und ging ihm entgegen: Herr! sprach er: ich habe einen Auftrag an Euch.

An mich? fragte der flandrische Ritter verwundert.

Ja, an Euch! Sagt mir Eure Wohnung in Brügge und nennt mir Euern Namen, daß ich noch heute mich seiner entledigen kann, denn morgen in aller Frühe reise ich von hier.

Ich bin Graf Walter von Enghien! erwiederte dieser und hohe Röthe überflog sein Antlitz: meine Diener werden Euch nach meiner Wohnung führen. Ich bin wohl neugierig, welchen Auftrag Ihr an mich haben könnt. Dann grüßte er ihn kalt und entfernte sich.

Ein stolzer Mann! sprach Artevelde vor sich hin: So stolz und düster erscheint er auf seinem Bilde nicht. Dann blickte er noch einmal im Saale umher, lächelte und schritt von denen, die ihn hierher begleitet hatten, wieder hinunter geführt, auf den Schloßhof. Hier besah er das prachtvolle Schloß, wie es

ſchien, mit Wohlgefallen. Nicht wahr, Herr! ſagte einer ſeiner Begleiter. Es iſt ein herrliches Gebäude, das der Herr hier aufgeführt hat, feſt und ſtark, der Ewigkeit trotzend.

Und die Flamme erfaßt es, der Sturmwind heult, jagt ſie über die Zinnen empor und es ſtürzt in Trümmer! ſagte Artevelde finſter. Gent ſtand hoch, dies Schloß ſteht neben der herrlichen Stadt, wie des Klausners Hütte neben Antwerpens heiligem Dome und doch wird es untergehen und die Flamme wird es vernichten. Aber kommt, Herr! Es faßt mich ein finſtrer Geiſt, ich muß ihm entfliehen! Dies ſagend, ſchwang er ſich auf ſein Roß und jagte Brügge zu.

Kaum war er dort angelangt, als die Thür ſich öffnete und der Graf von Enghien hereintrat.

Ich komme, Euch die Mühe zu erſparen, mich in meiner Wohnung aufzuſuchen, ſprach er: was iſt Euer Auftrag an mich?

Euch Euer Bild mit den Worten zuzuſtellen: Man ſchicke es Euch mit gutem Herzen und aus freiem Willen! erwiederte Artevelde und holte das Bild.

Der Graf von Enghien nahm es und ſein

Blick ruhte wehmuthvoll auf diesem theuern Pfande hingeschwundener Liebe. Auch von dem Bilde konntest Du Dich trennen? rief er: Das konntest Du, Alice?

Alice? fuhr Artevelde auf.

Nun ja, ist es nicht Alice Everwein, die es mir sendet? fragte der Graf.

Ihr seid Graf Walter von Enghien und wahrscheinlich der Mann, an den mein Weib einst ihr Herz gehangen hatte? sagte Artevelde und seine Kniee bebten, seine Hand zitterte.

Der bin ich! — Alice Everwein war meine verlobte Braut! erwiederte der Graf in gleicher Stimmung.

Schweigend standen die beiden Männer sich gegenüber, beider Hand hatte unwillkührlich nach dem Griff ihrer Schwerter gefaßt.

Graf Enghien! begann Artevelde, das Schweigen brechend: wir sind also Feinde und werden es bleiben, so lange noch ein Athemzug in uns ist. Wär' ich nicht Gents Abgeordneter, müßte ich nicht Rechenschaft ablegen und hing an meinem Leben nicht das Leben von Tausenden, so würde ich Euch den

Kampf anbieten auf Tod und Leben, denn ich haſſe Euch, haſſe Euch von ganzer Seele.

So theilen wir gleiche Geſinnung! nahm der Graf von Enghien mit kalter Ruhe das Wort: obgleich ich nicht weiß, warum Ihr mich haßt. Ihr raubtet mir auf tückiſche Weiſe mein höchſtes Glück, ich bin Euch durch nichts verſchuldet.

Durch nichts? rief Artevelde heftig: ich entriß Euch ein Glück, Ihr trübtet es mir in jeglicher Stunde. Rechnet Ihr das Gefühl für nichts, das Gefühl der quälenden Eiferſucht, den Zweifel, ob Gegenliebe die glühende Liebe lohnt? Rechnet es für nichts, daß Ihr geſpenſtig durch mein Haus ſchleicht und wie ein finſtrer Dämon mir den Frieden des Herzens raubtet und mich an der Liebe meines Weibes zweifeln ließet?

That ich das? fragte Graf Walter hohnlachend.

Das thatet Ihr! — Ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen! — Triumphirt! Ich gönne Euch den Triumph. Will es das Schickſal, daß ich zum Wohle meiner Vaterſtadt leben ſoll, ſo werden wir uns wohl auf dem Schlachtfelde treffen und dann triumphirt der

Sieger! Und gehe ich mit Gent unter, so feiert Ihr doch keinen Triumph über mich. Hoch wird in dem Munde der Nachwelt Philipp Artevelde leben, wenn man des Grafen von Enghien kaum mehr gedenkt. — Auch hofft nicht, auf meinem Grabe Rosen zu pflücken; ich nehme sie mit hinunter, wo die Schönheit modert und das Herz gar bald zu Staub wird. —

Philipp Artevelde! sagte Graf Walter betroffen: Als Ihr so kühn und männlich vor dem Grafen von Flandern standet, mußte ich Euch bewundern, obgleich ich Euch haßte; jetzt — Ihr liebt Alice nicht, wißt den Werth dieses Engels nicht zu schätzen, sonst hättet Ihr Vertrauen zu ihrem Herzen. Sinnenrausch und Selbstsucht ist Eure Liebe und somit bedaure ich Euch — mehr aber noch sie! Laßt den Dolch an Eurer Seite ruhn, Ihr seid mir als Abgesandter Gents eine heilige Person, sonst hätte längst schon das Schwert des schwarzen Ritters geblitzt, so aber versparen wir dies auf gelegenere Zeit. Auch schwöre ich Euch, daß ich, was ich über unsern Herrn vermag, thun werde, Gent mildere Bedingungen zu verschaffen, Euch aber

das Leben zu erhalten, damit ich noch die Wonne genießen kann, Euch mit dem Schwerte in der Hand gegenüber zu stehen. Bis dahin gehabt Euch wohl, ich hoffe, der Himmel erfüllt meine Wünsche bald. Er wandt' ihm den Rücken und verließ ihn.

Komm her zu mir, treue Gefährtin! rief Artevelde, als sich seine starre Wuth gemäßigt hatte und griff hastig nach seiner Streitaxt: das Blut, das auf Dich tropfte, habe ich bisher sorgfältig abgewischt, sein Blut soll auf Dir rosten, die Flecke will ich ihr täglich, stündlich vorzeigen, denn fortan habe ich mir selbst eine Kluft zwischen Dir und mir geöffnet, Alice! — Er weiß und weiß es durch mich, daß Du ihn noch liebst, er triumphirt — und der Gedanke kühlt die Gluth meiner Leidenschaft und mein Glück ist dahin!

Schon am andern Morgen hatte er sein Roß bestiegen und mit Sorg' und Kummer belastet, das Leben nur noch um der Rache willen liebend, ritt er seiner Vaterstadt zu.

15.

Schon war es dunkel, als er dort einritt. Er fand Alice nicht zu Hause, sie war bei ihren Eltern. Wie ein Lauffeuer durchrann die Nachricht von seiner Rückkehr die Stadt, jedermann drängte sich nach seiner Wohnung, sein Schicksal von ihm zu vernehmen; aber er vertröstete Alle auf morgen, wo er dem Volke sich in der Frühe auf dem Marktplatze zu versammeln befahl. Alice, die auch mit ihrem Vater herbeigeeilt war, empfing er kalt, doch nicht lieblos, sie tröstete sich mit dem Gedanken, das Schicksal der Stadt bekümmere und laste schwer auf ihm, und ließ ihn bald mit Peter Dubois allein.

Was habt Ihr mit Euerm, mir gegebenem Auftrage gewollt? fragte ihn Artevelde herrisch: Was sollte das Fastnachtsspiel?

Laßt das ruhen! unterbrach ihn der Hauptmann: sprecht von ernsteren Sachen. Was habt Ihr bei dem Grafen ausgerichtet?

Erst steht mir Rede, denn, bei Gott! ich nehme den Scherz ernst! sagte Artevelde, sich dennoch mäßigend: Wann gab Euch mein Weib das Bild?

Am Vorabend des Tages, wo sie Euer Weib wurde, erwiederte Dubois gelassen: da gab sie es mir, mit der Bitte, es dem Grafen von Enghien zuzustellen. Ich fand keine Gelegenheit dazu, und da ich weiß, daß Walter von Enghien viel bei dem Grafen von Flandern vermag, so hoffte ich, Ihr würdet ihn dadurch kennen lernen und er vielleicht, schon um Alicens willen, sich unserer Stadt annehmen. Meine Absicht war gut, was kann ich dafür, wenn sie vielleicht verfehlt ist?

Eure Absicht gut? sagte Artevelde verächtlich: Doch lassen wir das bis auf andre Zeit. — Ich bringe der Stadt keine tröstliche Nachricht! fuhr er fort und seine Stirn umwölkte sich: Nur Gott kann uns retten! — Zieht Ihr einen ehrenvollen Tod der Schande vor, Dubois?

Wie könnt Ihr noch fragen? erwiederte dieser und als er die entehrenden Bedingungen erfuhr, unter welchen der Graf Gent begnadigen wollte, sagte er bitter lachend: Bei St. Georg! der Graf hat so unrecht nicht und so wäre es mit mir und uns Allen zu Ende. Aber erst das Gebiß zwischen die Zähne genommen und das Aeußerste versucht, ehe

man sich auf die Schlachtbank liefert. Wir müssen einen verzweifelten Entschluß fassen, in wenig Tagen muß Gent die berühmteste Stadt der Christenheit oder die beklagenswertheste der Welt sein. Sprecht morgen zu dem Volke, Artevelde! Es liebt Euch, folgt sicher Euerm Rathe und geht mit Euch freudig in den Tod.

Ich hoffe es, sagte Artevelde, und deshalb gebe ich noch nicht Alles verloren; den Muthigen verläßt die Hoffnung nie! So schieden sie.

Der Morgen traf Artevelde noch wach, auch Alice war nicht zur Ruhe gegangen und hatte ihren Ehegemahl vergebens erwartet. Als es Tag war und er nicht erschien, trieb sie eine unbeschreibliche Angst zu ihm hinunter. Sie fand ihn allein in seinem Zimmer sitzen, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt. Er schien sie nicht zu bemerken, erst als sie vor ihm stand, fuhr er auf. Ha, Du hier, Alice! sagte er gleichgültig: meine Stunden gehören heute der Vaterstadt, jeder meiner Gedanken muß ihr geweiht sein, darum überlaß mich meinem Sinnen, ich könnte Dir doch nichts Erfreuliches sagen.

Er reichte ihr die Hand, sie drückte, küßte sie und verließ ihn betrübt. Sie hatte immer das Zusammentreffen Walters und Arteveldes gefürchtet und ahnete nichts Gutes.

Die Genter versammelten sich allmählig auf dem Marktplatze. Bleiche, abgehärmte Gestalten schlichen einher, keiner grüßte den andern, still und in sich gekehrt traten sie hin, als ständen sie auf dem Richtplatze, nicht auf dem Platze, von wo sie so oft ganz Flandern Gesetze vorgeschrieben hatten. Wo war der Stolz der übermüthigen Chaperons, wohin die Kraft der Zünfte, deren Fahnen heute selbst von keinem Lüftchen bewegt, nicht einmal lustig flatterten? — Die Leibwacht Arteveldes, bis zur Hälfte geschmolzen, vermochte kaum noch die schweren Waffen zu tragen und stellte sich, mit finstern Blicken, vor dem Rathhause auf. Alle Kraft war von dem mächtigen Gent gewichen; nur die Reichen, die hier und da Gelegenheit gehabt hatten, sich durch ihr Geld Lebensmittel zu verschaffen, sahen noch rüstig aus und die allgemeine Noth rührte sie wenig, da sie meist dem Grafen zugethan und der Herrschaft der Chaperons längst schon überdrüssig waren. Auch Weiber

und Kinder schlichen herbei, die Entscheidung ihres Schicksals zu vernehmen; kein Fenster war leer, niemand war daheim geblieben, jeder wollte den Sterbetag seiner Vaterstadt feiern.

Jetzt erschien Artevelde, betrat aber heute nicht seinen gewöhnlichen Platz, sondern trat auf den Altan des Rathhauses. Von hier aus machte er das versammelte Volk mit dem traurigen Ausgange seiner Unterhandlung bekannt und schloß mit den Worten: Jetzt ist es an Euch, Ihr guten Leute, zu bestimmen, ob Ihr die entehrende Forderung des Grafen eingehen wollt, oder nicht.

Ein allgemeines Jammergeschrei begann. Männer, Weiber und Kinder weinten und rangen verzweiflungvoll die Hände. Wäre der Graf von Flandern Zeuge dieses Schauspiels gewesen, er hätte sich gewiß der unglücklichen Stadt erbarmt. Artevelde sah von oben herab den Jammer, er war nicht fühllos, doch blieb er besonnen, ließ den ersten Schmerz vorüber gehen, dann gab er das Zeichen, daß das Becken ertönen sollte und auf diesen hellklingenden Schall hörten die Klagen auf und es ward still wie im Grabe.

Es bedarf eines raschen Entschlusses, meine Mitbürger! begann er nun: Wir haben keine Lebenmittel mehr und wohl an 30,000 unter Euch haben seit 14 Tagen keinen Bissen Brod genossen und auf die Gnade des Grafen von Flandern dürft Ihr nicht rechnen. Deshalb schlage ich Euch dreierlei vor: Wir schließen unsere Thore, versammeln uns in den Kirchen, beichten, empfehlen unsere Seele Gott und erwarten so den Tod als Märtyrer der Freiheit, da man uns alle Barmherzigkeit versagt hat. — Oder, wir ziehen Alle, Männer, Frauen, Kinder, baarfuß, einen Strick um den Hals gen Brügge und flehen den Graf von Flandern um Gnade; er ist nicht so hartherzig, um mit seinen Unterthanen, wenn er sie in solch' elendem Zustande sieht, nicht Mitleid zu haben; ich selbst will ihm meinen Kopf zur Sühne bieten. Das Letzte, was uns bleibt, ist — 5 bis 6000 derjenigen Männer, welche noch kraftvoll genug sind, die Waffen zu tragen, unter uns auszuwählen, und sie wohlbewaffnet gegen den Grafen nach Brügge zu führen. Finden wir den Tod, so sterben wir doch ehrenvoll und Gott wird sich auch schon des Muthes wegen unserer Seelen

erbarmen. Siegen wir aber, so sind wir das ruhmwürdigste Volk der Welt. — Welchen dieser drei Vorschläge haltet Ihr für den beßten?

Rathet uns, Herr! schrie die Menge: Wir setzen unser ganzes Vertrauen auf Euch.

Nun wohl! rief Artevelde: So wahr uns Gott helfe! meine ich, wir ziehen dem Grafen mit gewaffneter Hand entgegen.

Wir ziehen mit Euch! rief es von allen Seiten und Muth belebte die Genter von Neuem. Artevelde ließ gleich die Thore der Stadt schließen und machte die nöthigen Anordnungen, die Konstabler jedes Kirchspiels mußten die tüchtigsten Leute auswählen; 5000 Mann traten unter die Waffen, 200 Wagen wurden mit den erst kürzlich in Lüttich gekauften Pferden bespannt und da, wo sie nicht reichten, von Menschen gezogen, das große und kleine Geschütz darauf geladen und Alles so angeordnet, daß der Kriegzug am frühsten Morgen ausrücken konnte.

16.

Die Sonne ging glühend über Gent auf, kein Nebel, kein Wölkchen trübte den Himmel, als die 5000 sich auf dem Freitagmarkt versammelten. Von allen Seiten ertönte ein schmerzvolles Lebewohl! Ein neunzigjähriger Greis hatte sich in die Mitte des versammelten Kriegvolkes tragen lassen, um noch einmal den aufsteigenden Löwen in den Fahnen Gents flattern zu sehen. Ihr seht, in welchem Zustande Ihr uns zurücklaßt! sprach er zu den Kriegern: nur als Sieger kehrt zurück, sonst seht Ihr uns nicht wieder; denn sobald uns die Nachricht wird, Ihr seid überwunden, stecken wir die Stadt in Brand und begraben uns unter ihren Trümmern!

Betet für uns zu Gott! Hoffnung und Muth haben uns nicht verlassen! erwiederten freudigen Muthes die Krieger.

Artevelde war während des ganzen Tages mit den Anordnungen beschäftigt und wenig zu Hause gewesen; traf er Alice, so war er gleichgültig gegen sie, aber auf eine Art, die ihr wehe thun mußte. Nur als er Lebewohl sagte und sie weinend an seine Brust sank,

übermannte ihn das Gefühl. Lebe wohl, Alice! sagte er bewegt und verließ sie dann schnell.

Die Trompete rief zum Aufbruch, Artevelde führte das kleine Herr, unter ihm Ateмann und Peter Dubois. Als wären sie des Sieges gewiß, so muthig zogen sie aus den Thoren und nahmen, um sich zu stärken, alle Lebenmittel mit, die noch in Gent zu finden waren; 5 Wagen mit Brod und 2 Faß Wein war alles, was ihnen wurde, denn auf weniges gesalzenes Fleisch, Wurzeln und Wasser waren die Einwohner schon lange beschränkt gewesen. So zogen die Ermatteten, zwar nur in kleinen Tagemärschen, nach Brügge.

Am Mittag des dritten Tages langten sie eine Stunde vor Brügge an und verschanzten sich sogleich hinter ihre Wagen, dann knieeten sie nieder, beteten und empfahlen ihre Seele Gott. Sieben Priester des Minoriten-Ordens predigten an verschiedenen Punkten und belebten, den Beistand Gottes versprechend, den Muth der Streiter, die alsdann das Nachtmahl des Herrn nahmen und sich zum Tode vorbereiteten.

Es war eben ein Feiertag; eine Menge Volks war nach Brügge geſtrömt und Fremde aus allen Gegenden Flanderns waren in der Stadt verſammelt, als die Nachricht erſcholl, ein kleines Häuflein Genter ſei im Anmarſch und ſtehe in Schlachtordnung ohnfern der Stadt. Sind die Leute toll? rief der Graf von Flandern bei dieſer Nachricht aus: Treibt ſie die Verzweiflung in ihr ſicheres Verderben? — Nun, ſie ſind mir auf dieſe Weiſe eben ſo willkommen, als mit dem Strick um den Hals. Auf und haut ſie nieder!

Der Bailli von Hennegau, der eben gegenwärtig war, ein beſonnener, friedliebender Mann, wagte es, den Grafen zu warnen. Gnädiger Herr! ſagte er: die thörichten Menſchen haben keine Lebenmittel und ſind ermattet, bald ſinkt die Sonne, laßt ſie ruhig vor den Thoren ſtehen. Mögen ſie kommen und an den Mauern und Thürmen Brügges ihren tollen Muth kühlen, ſie ſind Euer ohne Schwertſchlag. Ruft die Verzweiflung nicht auf, ſie giebt oft dem Schwachen neue Kraft!

Aber der Graf hörte nicht auf dieſe Warnung, die Einwohner von Brügge verſpotteten ſie. Sollen wir uns von einer Handvoll

trotziger Genter vor unsern Mauern Hohn bieten lassen? riefen sie: Sollen wir uns wie Feige hinter unsre Mauern verstecken, während sie, die überdies stets in dem Wahne standen, sie müßten Flandern regieren, vor unsrer Stadt stehen und uns höhnen? — Oeffnet die Thore! schrie die Menge und stürzte hinaus, der Graf folgte mit seinem Adel.

Während dessen hatte Artevelde die Genter um sich versammelt. Er hielt ihnen alle ihre Vergehungen gegen den Grafen vor, die dieser ihnen nie verzeihen könne, führte ihnen in Erinnerung, wie oft sie sich schon hätten unterwerfen wollen und wie oft man durch entehrende, grausame Bedingungen ihre Unterwerfung zurückgewiesen und sie gezwungen habe, die Waffen wieder zu ergreifen. Jetzt bleibt Euch keine Wahl als zwischen ehrenvollem Kampfe und dem Hungertode. Siegen wir! schloß er seine Rede: so finden wir Lebenmittel in Fülle, werden wir besiegt, einen ehrenvollen Tod! — Seht, die Thore öffnen sich, Eure Feinde, die von Brügge, rücken heraus, Gott Lob, daß sie kommen!

Jeder trat nun auf seinen Posten, jedem

ward zur Erquickung ein Stück Brod und ein Schluck Wein gereicht und sich dem heiligen Bavonius, dem Schutzpatron Gents empfehlend, erwarteten sie festen Fußes den Feind.

Die Brügger bildeten in der Ebene ihre Schlachtordnung. Wohl an 20,000 rückten sie, ohne das Heer des Grafen abzuwarten, das in Eile ihnen nachzog, heran. Die Genter standen unbeweglich vor ihrem Geschütze. Plötzlich, als die Brügger kaum noch tausend Schritte entfernt waren, demaskirten die Genter ihr Geschütz und unterhielten ein so furchtbares Feuer, daß die Glieder der Brügger sich trennten. Dies gewahrend rückte Artevelde in dichtgeschlossenen Massen unter dem steten Schlachtruf: Gent, Gent! vor, stürzte auf den Feind und trennte seine Reihen. Ein panischer Schrecken ergriff in diesem entscheidenden Augenblicke die Männer von Brügge, sie wichen, drängten nach der Stadt zurück, warfen sich auf die Reiterei des Grafen, trennten die noch nicht geordneten Fahnen und ließen sich fast ohne Gegenwehr niedermetzeln. Selbst der Graf von Flandern ward in dem Getümmel vom Pferde geworfen und entkam nur mit Noth. Alles drängte sich dem Thore zu,

Freund und Feind drang zugleich in die Stadt ein, wo der Graf mit den Seinen den Markt zu behaupten suchte. Aber als er einige Haufen gesammelt und mit ihnen vorrückte, ward es Nacht. Die Genter hatten indessen den Markt schon besetzt und waren Herren der Stadt, auch hatten sich viele, fast alle kleineren Gewerke Brügges zu ihnen gesellt; die Leute des Grafen zerstreuten sich und er selbst entkam nur verkleidet und unter großer Gefahr.

Artevelde hatte während des ganzen Kampfes gehofft, auf den schwarzen Ritter zu stoßen, aber sein Falkenauge sah ihn nicht; wo nur ein schwarzer Helmbusch wogte, nur ein dunkel Geharnischter hervorbrach, drängte er sich hin, aber nirgend traf er den, welchen er suchte und nur für Gent, nicht für sein verwundetes Herz konnte er heute die Streitart schwingen.

Die Genter waren nun Sieger, waren Herren von Brügge; mit stolzem Gefühl begrüßten sie die Morgensonne und der kleine Hause, nur wenig durch das Schwert des Feindes verringert, übte nun auf grausame Weise das furchtbare Recht des Siegers.

Schiffe mit den Vorräthen der Brügger, Wagen, so viel man auftreiben konnte, mit Getraide bkladen und mit den vorgefundenen Pferden des Grafen und der Ritter bespannt, gingen nach Gent ab; aber auch das Racheschwert wüthete. Auf dem Markte wurden zwei Stangen aufgerichtet, an der einen ein junger geschlachteter Stier, an der andern ein Stör aufgehangen, mehrere Fleischerblöcke darunter gesetzt und die Unglücklichen, die zu der Innung der Fleischhauer und Fischhändler gehörten, aus ihren Häusern geschleppt und unter dem Zuruf: Nehmt dies mit, ihr Herrn von Brügge, Ihr armen Leute könnt es auf Eurer Reise gebrauchen! durch den Büttel enthauptet. Auch in der Innung der Gerber und Glashändler floß Blut, denn sie hatten es mit dem Grafen gehalten, ihre Häuser wurden geplündert, so wie die der Reichen. Dies Alles duldete das mächtige, volkreiche Brügge, duldete es von einer Handvoll, kaum dem Hungertode entronnenen Volkes; aber ein panisches Schrecken hatte sich ihrer bemeistert, keiner wagte sein Haus zu verlassen, keiner das Schwert zur Vertheidigung zu ergreifen. Zwölfhundert wur-

den auf dieſe Weiſe ein Opfer des gegenſeitigen Haſſes der Städte und ſo rächte Arteveldе blutig den Hohn, den er vor wenigen Tagen, auf der nämlichen Stelle erfahren hatte.

Aber noch erhob ſich in herrlicher Pracht ein Ort, wo ſein Stolz gedemüthigt worden war; das Schloß Male, dieſer Lieblingsaufenthalt des Grafen ſtand noch. Es zu zerſtören, gab er nun den Befehl; die Brügger ſelbſt mußten ihn vollführen und bald ſtand dieſes prachtvolle Gebäude, mit allem Luxus damaliger Zeit ausgeſtattet, in Flammen und ſeinen prophetiſchen Worten verlieh er ſelbſt die Erfüllung.

Wie ſehr hatte ſich die Lage Gents in dieſem einen Tage geändert, wie ſehr aber auch das Gemüth Artevelde's. Jede von Alicens Hand ſanft geſtimmte Saite ſeines Herzens war geſprungen, nur rauhe und wilde Akkorde tönten noch und wie Blut den Tiger immer noch blutgieriger macht, ſo weckten auch die unaufhörlichen Hinrichtungen die Begierde nach ſtärkeren Grauſamkeiten in ihm auf. Selbſt die Genter murrten und ſo hielt der Blutdürſtige ein, gab Atemann den Befehl

über Brügge, ließ eine ſtarke Beſatzung daſelbſt und ſchickte hinlängliche Geiſſeln nach Gent, ſich der Treue der nun durch Blut Verbündeten zu verſichern. Er ſelbſt beſchloß, nach Gent zurückzugehen.

Den Abend vor ſeiner Abreiſe ritt er, von ſeinen Trabanten begleitet, nach den Trümmern von Male, ſich an dem Schauſpiel der Zerſtörung zu weiden. Er ſtieg von ſeinem Roſſe, ſetzte ſich auf einen Schutthaufen und ſtarrte auf die Trümmer, während ſein Gefolge ſich zerſtreut hatte. Sein Auge ſchweifte in dem eingefallenen Gemäuer umher, um die Stelle zu finden, wo er ſein Knie vor dem Grafen hatte beugen und um Gnade für Gent flehen müſſen und die hohen eingefallenen Bogenfenſter, der weite Raum zeigten ihm bald den Ort, wo der prachtvolle Ritterſaal mit ſeinem ſammtenen Thron geſtanden hatte. Er ſah unverwandt auf dieſe Stelle. Schickſal, Schickſal! rief er: Wie treibſt Du doch Dein launiges Spiel mit dem Menſchen? Noch hat der Mond ſeine Bahn nicht vollendet, ſeit ich dort ſtand, ein kraftloſer Bettler, dem man den Strick um den Hals legen wollte und jetzt — Da ſauſte ein Bolzen an

ihm vorüber, er sprang auf, noch einmal schwirrte die Senne, der Bolzen streifte ihm den linken Arm: Herbei! Erfaßt den Mörder! rief er. Seine Trabanten eilten herbei, durchsuchten die Trümmer und zogen einen jungen Mann hervor, der noch die Armbrust in der Hand sich unverholen als den schlechten Schützen angab, der ein so edles Wild, einen Tiger gefehlt habe.

Die Trabanten wollten ihn bei diesen Worten niederhauen, aber Artevelde hielt sie ab. Was bewog Dich, Unglücklicher! mich meuchlings morden zu wollen? fragte er den Jüngling, der ruhig vor ihm stand.

Was mich bewog, Wüthrich? rief der Gefangene: Die Rache! Meinen Vater, zwei meiner Brüder hast Du enthaupten lassen, meine Braut haben die Deinen entehrt und so wollte ich das Vergeltungrecht üben. Aber ich weiß besser das Netz auszuwerfen als die Armbrust zu führen, ich schauderte bei dem Gedanken an Dich, da bebte meine Hand und ich fehlte —

Herr! unterbrach ihn ein alter Krieger, auf dessen benarbtem Gesichte das Menschliche längst schon verwischt war: Laßt uns den

Vorwitzigen dort in jenen Keller werfen, da raucht es noch, dort glimmt noch die Asche, da mag er braten.

Und sterben? sagte Artevelde: Nein, er lebe! — Es giebt eine Qual, die furchtbarer ist, als die Flammen der Hölle — ich kenne sie! murmelte er vor sich hin — Sie verfolge ihn durchs Leben. — Wenn er die Entehrte sieht und der Dämon der Eifersucht die Verzweiflung in ihm weckt, da fühle er die Schmerzen des Fegefeuers und der Hölle zugleich. — Dies sei meine Rache! — Geh!

Der Jüngling starrte ihn eine Weile an, dann nahm er seine Armbrust, warf sie Artevelde vor die Füße, daß der stählerne Bogen sprang. Ungeheuer! sagte er: Gieb mir den Tod, mein Bolzen fehlt nicht immer, ich könnte mich üben — gieb mir den Tod!

Artevelde lachte: Daß ich ein Thor wäre, Deinen Wunsch erfüllte, Dich niederhauen ließ und Dir ein ehrenvoller Tod würde.

So mög' er auch Dir nicht werden! rief der Brügger ingrimmig: Nicht auf dem Siechbette, nicht auf dem Bette der Ehre mögest Du sterben, nicht einmal von eines Mannes Hand möge Dich der tödtende Stoß treffen.

Das ist mein Gebet zu Gott! Er wandt' ihm den Rücken und ging.

Hätten die Brügger nur tausend solcher kecken Bursche gehabt! sagte Artevelde ihm nachsehend: wir wären so guten Kaufs nicht Herren der Stadt geworden.

17.

Die Nachricht des Sieges hatte sich schnell in Gent verbreitet. Die Priester an ihrer Spitze, zogen sie den Wagen mit Lebenmitteln entgegen, die ihnen Artevelde von Brügge sandte; Glocken läuteten, Dankgebete stiegen gen Himmel, als die mit Blumen umwundenen Wimpel der Schiffe flatterten, und wie die hungrigen Wölfe auf ihre Beute, stürzten die Erschöpften auf die Lebenmittel, die sie so lange entbehrt hatten. Der Jubel war allgemein, der Name Philipp Artevelde, der Retter der Stadt, wurde laut gepriesen und Alt und Jung drängte sich nach seiner Wohnung, seiner Gattin Freude und Dank zu zollen.

So wenig auch Alicens sanftes Herz die wilden Ausbrüche der Volkwuth billigte, so

gern sie auch gesehen hätte, daß Gent in den Zustand der gesetzlichen Ordnung zurückgekehrt wäre, so wenig wie ihr Herz mit Liebe an ihrem Gatten hing und nur das Pflichtgefühl sie an ihn band, hatte sich doch in dieser Zeit des Ruhmes ein stolzes Selbstgefühl ihrer bemächtigt, wenn sie dachte, daß sie die Gattin des gefeierten Helden des Tages sei. Der muthige Mann ist ja stets den Frauen werth, auf den muthigen Gatten ist das Weib stolz, wenn sie ihn auch nicht liebt. Dies Gefühl hob auch Alicens Brust und vielleicht zürnte sie zum erstenmale nicht mit dem Schicksale, daß es sie diesem Manne zum Weibe gegeben hatte.

Mit einer Art Schwärmerei hing sie jetzt diesem Gedanken nach, denn sie kannte die Blutscenen von Brügge noch nicht; es that ihr wohl, einen Anker gefunden zu haben, an dem ihr Lebenschiff sich halten konnte. Mit ängstlicher Sorgfalt hielt sie diesen Gedanken fest und ihre Phantasie mußte geschäftig ihr Arteveldes Bild hervorzaubern, wie er den kleinen Haufen der Genter zum Siege anführte. Mit diesem Bilde beschäftigt, saß sie eines Abends einsam auf ihrem Zimmer, als

ſich die Thüre öffnete und ein Mönch hereintrat, deſſen bleiches Geſicht ſie bei dem matten Scheine der Kerze nicht ſogleich erkennen konnte. Er ſchritt auf ſie zu und ſprach mit dumpfem Tone ſein: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!

In Ewigkeit! erwiederte Alice, vor der unerwarteten Erſcheinung erbebend.

Der Mönch trat ihr näher. Was iſt ſo ſpät noch Euer Begehr, ehrwürdiger Herr? fragte ſie ihn ſtarr anſehend.

Kennt mich Alice Everwein nicht mehr? rief eine ihr wohlbekannte Stimme; der Mönch warf ſeine Kapuze zurück und Walter von Enghien ſtand vor ihr.

Was wollt Ihr hier, Herr Graf? fragte die Ueberraſchte und ihr Herz, von tauſend Empfindungen berührt, klopfte laut.

Was ich will, Alice? rief er leidenſchaftlich: Dich noch einmal ſehen!

Und dazu wählt Ihr dieſe Zeit, dieſen Ort?

Ich hoffte, das Schickſal Gents und auch das Deine würde ein anderes ſein! ſprach er bitter: Meine Hoffnung betrog mich wie immer; aber noch einmal mußte ich Dich ſehen,

und so ergriff ich den Zeitpunkt, wo er abwesend und Gent in Freude trunken ist.

Euer Wunsch ist erfüllt, Graf Walter! sagte die Erbleichte: und nun entfernt Euch.

Und so sollt' ich von Dir gehen, Alice? rief er, die Arme nach ihr streckend.

So müßt Ihr von mir ziehen! erwiederte sie bittend.

Nie, nimmermehr! rief er, seiner kaum mächtig.

Hat Walter von Enghien mich wahrhaftig geliebt, liebt er mich noch — setzte sie mit gebrochener Stimme hinzu: so wird er Alice so hoch achten, daß er sie verläßt und den Frieden ihres Herzens nicht stört. — Entfernt Euch, Walter, ich bitte Euch!

Noch stand er ungewiß, was er thun sollte— Walter, bei den vergangenen glücklichen Tagen beschwör' ich Euch, verlaßt mich!

Leb wohl, Alice! rief er: Habe ich doch Dein Engelantlitz noch einmal geschaut, nehm' ich doch den Trost mit mir, Du liebst mich noch! Dies sagend, warf er die Kapuze über, entfernte sich und ließ das unglückliche Weib in einer peinlichen Stimmung zurück. Als wenn die Posaune des Weltgerichts erschallt,

die Gräber sich öffnen und die Todten nach langem Schlummer erstehen, so waren auch durch ihn alle Gefühle der früheren Neigung wie durch einen Zauberschlag in ihr von Neuem erwacht. Ihr ganzes Jugendleben, mit all' seinen Blüthen und Kränzen geschmückt, stand wieder vor ihr, die Sehnsucht hob von Neuem ihre Brust, der Seufzer floh ihm nach und ein leises: Dahin! rang sich aus ihrem Innern empor und sprach das bange Gefühl ihres zerrissenen Herzens aus.

Ist es denn so arge Sünde, seiner zu gedenken? sprach sie leise, als ob sie selbst es nicht hören dürfe: Darf ich denn nicht eine Stunde, eine kurze Stunde meines Lebens ihm weihn? — Vergebe es mir Gott! rief sie dann und löschte die Kerze aus, die schon halb verglimmt, nur trübe noch brannte, setzte sich auf den Sessel am Fenster und vor sich hinstarrend übergab sie sich ihren Gefühlen. Da stand er vor ihr, schön wie ein junger Gott, sein großes blaues Auge leuchtete ihr freundlich entgegen und alle holden Träume ihrer Jugend umgaukelten sie und bekränzten ihn mit den duftendsten Blüthen. — Alle ihre Hoffnungen standen ihm zur

Seite, alle ihre geheimen Wünsche lagen erfüllt in seiner Hand, sie war für Augenblicke Schöpferin ihres eignen Glücks. Da wollte sie Gott für diese Seligkeit danken, hob den Blick himmelwärts und er traf die bleiche Scheibe des Mondes, der sein gespenstiges Licht durch die bemalten Fenster warf; Todtenschauer überlief sie, Arteveldes düstre, bleiche Gestalt schwebte im Schimmer des Mondlichts an der dunkel getäfelten Wand ihr vorüber, blickte zürnend und drohend auf sie — das freundliche Bild war verschwunden, nur der zürnende Gatte stand noch drohend vor ihr.

Habe ich denn wirklich gesündigt? rief sie bewegt: Darf ich denn keinen Augenblick glücklich sein? Kann ich denn die Erinnerung so ganz verbannen, selbst wenn mein Schicksal ihn mir entgegen führt? — Nein! Ich bin der Himmlischen Keine, ich bin nur ein schwaches Erdengeschöpf, dem der Wille nicht mangelt, wohl aber die Kraft, keines Haarbreits vom rechten Pfade zu wandeln. Vergebe mir Gott meine Schuld!

Zweifel quälten sie von diesem Augenblicke an, ob sie des Grafen Besuch ihrem Gatten

verheimlichen, oder es ihm frei gestehen sollte. Sie entdeckte sich ihren Eltern, aber auch sie lösten ihre Zweifel nicht, die Mutter meinte, sie müsse es dem argwöhnischen, rauhen Manne verbergen, der Vater rieth ihr, es ihm offen zu gestehen, wenigstens würde sie sich dann bei sich selbst beruhigt fühlen. Ueberhaupt waren Herr Roger Everwein und seine Gattin in Hinsicht ihres Eidams nicht übereinstimmend; der Vater haßte ihn und hielt ihn für eine, von Grund aus böse Natur, dessen Liebe nur Sinnentaumel, dessen seltne Funken von Gefühl nur der Regbarkeit seiner Nerven entsprängen, er glaubte Alicens sanftes, duldendes, liebevolles Betragen sei an ihm verschwendet. Die Mutter hingegen hoffte immer noch, Alicens Sanftmuth würde wohlthätig auf ihn wirken, sie hielt seine Leidenschaft für wahre Liebe und ließ sich durch manche Aufmerksamkeit bestechen, die er ihr zuweilen, dem Vater nie bewies.

So fand Alice auch hier keinen Trost, keinen Rath. Nun, wenn er zurückkehrt, will ich handeln, wie es mir Gott eingiebt! sagte sie, er wird mein Herz wohl zum Besten lenken!

18.

Artevelde hielt einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in Gent. Alles was nur Volkgunst Schmeichelhaftes erdenken konnte, wurde zu seinem Empfange bereitet und als zöge der Messias ein, so laut war der Jubel, mit welchem man ihn empfing. Die ganze Klerisei ging ihm in feierlicher Prozession entgegen, die Zünfte in ihren Festgewändern, Weib und Kind zur Seite, standen mit fliegenden Fahnen auf der Straße nach Brügge zu seinem Empfange bereit und Gent war in dieser Stunde wie ausgestorben.

Auch in seinem eignen, mit Blumengewinden geschmückten Hause war Leben, aber ein düstres, trauriges Leben. War auch Alice einen Augenblick stolz gewesen, den Helden des Tages ihren Gatten nennen zu können, so freute sie sich heute dennoch nicht, ihn an ihr Herz zu drücken. Die Nachricht von dem Blutgerichte, das er in Brügge gehalten, war ihm vorangegangen und hatte Alice mit finsterer Ahnung, mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie kannte sein wildes Gemüth, wenn Leidenschaft es erfaßte und fürchtete seine von Neuem er-

wachte Blutgier; auch drückte sie das ängstliche Gefühl, als müsse sie ihm schuldig entgegen treten, obgleich sie sich sagen konnte, daß sie das kühne Wagstück des Grafen nicht habe hindern können und sie gewiß streng gegen ihn, wie gegen sich selbst gewesen sei. Aber doch klopfte ihr Herz ängstlich bei dem Gedanken: er wird kommen! doch zitterte sie, als sie in der Ferne Trompetenschall und das wilde Jauchzen des Volkes hörte, das immer näher und näher kam; doch es zog vorüber nach dem Marktplatze, wo Artevelde dem Volke von seinem Unternehmen Bericht erstattete und lauten Dank erndtete.

Von hier ging er nach dem Dome und erst als er Gott für die wunderbare Rettung der Stadt gedankt, begab er sich nach seinem Hause, wo ihn Alice empfing, sich vor ihm neigte und mit bebender Stimme ihn mit den Worten begrüßte: Sei mir als Retter meiner Vaterstadt doppelt willkommen!

Ohne etwas zu erwiedern, sah er seiner Gattin scharf und durchdringend ins Auge. Du bist in der Zeit, daß ich Dich nicht sah, bleich geworden, Alice! sagte er ernst: oder ist meine Ankunft etwa die Ursache? — Du

zitterst? — Was ist in meiner Abwesenheit vorgefallen?

Er ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und zog sie in sein Wohnzimmer. Nun steh mir Rede!

Er weiß es schon! war der erste Gedanke Alicens, doch das Gefühl ihrer Unschuld gab ihr Muth. Artevelde! sagte sie: der Graf von Enghien war hier. —

Hier bei Dir? rief er und griff nach dem Dolche.

Ja, Artevelde! — Als ich vor einigen Tagen des Abends allein auf meinem Zimmer saß, trat ein Mönch zu mir ein; ich erschrak, aber noch mehr, als ich in ihm den Grafen Walter erkannte.

Weiter, weiter! unterbrach er sie heftig.

Ich fragte, was er hier wolle: Euch noch einmal sehen! war seine Antwort —

Und? —

Ich bat, beschwor, befahl ihm, sich zu entfernen; — er gehorchte!

Weib! rief Artevelde und zog sie mit Ungestüm zu sich: Was ist weiter unter Euch vorgegangen? Beichte, verschweige mir nichts!

Ich weiß schon Alles —

Was könnte zwiſchen mir und einem fremden Manne vorgegangen ſein, was Ihr nicht wiſſen dürftet? erwiederte ſie würdevoll.

Beichte! rief er wüthend und hob den gezückten Dolch: Berührten Dich ſeine Lippen?

Nein! So wahr Gott meiner Seele gnädig ſei! erwiederte ſie.

Berührten ſie Dich nie? fragte er weiter.

Laß den Schleier über mein früheres Leben, heb' ihn nicht auf, Artevelde! ſagte ſie ernſt: Mahne mich nicht an das, was hinter ihm liegt.

Antworte mir, ſtehe mir Rede! rief er, ſeiner Sinne faſt nicht mehr mächtig: Berührten ſeine Lippen Dich nie?

Wie kannſt Du glauben, erwiederte ſie: daß Liebe nicht duldet und giebt! — Bei dieſen Worten ſchleuderte er den Dolch weit von ſich. Fort, fort, Werkzeug des Todes! murmelte er vor ſich hin: Deine Rache trifft zu ſchnell, ſie gnügt mir nicht! — Geh' auf Dein Zimmer! befahl er dann mit feindlicher Kälte: Und erwarte dort das Weitere. Als er nun allein war, ſchritt er heftig im Zimmer auf und ab. Mein Glück hat mich ja noch nie verlaſſen! rief er: Nun ſo wird es

mir auch wohl den frechen Burschen lebend in die Hand geben, ihn, den Räuber meines Glückes, und so wahr St. Georg mir beistand. — Rasch öffnete sich in diesem Augenblicke die Thüre und Peter Dubois trat ein.

Was giebts? fragte ihn Artevelde unmuthig.

Je nun, erwiederte dieser höhnisch lachend: daß wir nicht zu übermüthig werden, legt uns das Schicksal einen Kappzaum an. Haben wir an Brügge eine neue Eroberung gemacht, so ist uns dafür die einzige Stadt, die uns von unserm alten Glanze noch blieb, entrissen worden. Die Feinde haben Grammont überfallen.

Wer hat es überfallen? fuhr Artevelde auf.

Der schwarze Ritter, so viel ich vernahm, der Teufel weiß, wer es ist! erwiederte Dubois.

Ich kenne ihn recht gut, sehr gut! sagte Artevelde vor Wuth zähneknirschend: Auch Ihr kennt ihn, werther Dubois, gabt Ihr mir doch sein Bild.

Der Graf Walter von Enghien ist es? rief Dubois verwundert: Hätte ich doch dem

Milchgesichte solch' furchtbare That nicht zugetraut. Die Stadt hat er anzünden lassen, 500 Männer, Weiber und Kinder sind in den Flammen umgekommen. Vergeltung für Schloß Male! hat er ausgerufen, als er die Stadt in Asche gelegt und ist dann mit seinen Rittern nach Oudenarde zurückgekehrt.

Artevelde versank in Nachdenken, plötzlich fuhr er auf: Wie viel Pferde sind mit von Brügge herüber gekommen?

Sechshundert! erwiederte Dubois.

Ist schon Roß und Mann gerüstet? fragte er weiter.

Ja wohl! In den funkelnden Harnischen des flandrischen Adels, welche wir in Brügge eroberten! erwiederte Dubois.

Haltet sie morgen früh in der Stille bereit, beordert zugleich 1000 tüchtige, wohlgerüstete Männer zu Fuß, 4 kleine Stück Geschütz sollen sie mitnehmen. Ich werde sie führen —

Und wohin? fragte Dubois.

Nach Oudenarde.

Philipp! Die Stadt ist fest — warnte Dubois: An 300 vom Adel sind noch mit ihren reisigen Knechten hineingezogen. Es sind nicht

alle so thöricht wie die von Brügge und nicht alle Tage so glücklich wie jener Schlachttag. Ihr zerschellt Euch an Oudenarde den Kopf.

Thor! Wer will Oudenarde mit einer Hand voll Leute nehmen? unterbrach ihn Artevelde: Es gilt ein anderes Ziel; doch geht und besorgt das Nöthige und sorgt, daß Niemand erfahre, wohin der Zug gehe. Dubois gehorchte, denn als Hauptmann lag es ihm ob, die Anstalten in jedem Kriegzuge zu treffen.

Artevelde war während des übrigen Tages still und in sich gekehrt, jedoch nicht heftig, noch rauh gegen Alice, erwähnte des Vorfalls von Grammont mit keinem Worte, vermied die Eltern Alice's zu sehen und als der Morgen graute, bestieg er, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, sein Roß, empfahl Dubois die Bewachung der Stadt, setzte sich an die Spitze des Kriegvolkes und zog die Straße gen Oudenarde.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei
in Grimma.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweite Sammlung.

Zwanzigſtes Bändchen.

Der Brauer von Gent.

Zweite Abtheilung.

Die Belagerung von Antwerpen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Der

Brauer von Gent.

Von

A. von Tromlitz.

Zweite Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1836.

Der Brauer von Gent,

Erzählung aus den Zeiten der flandrischen Unruhen zu Ende des 14ten Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

1.

Unfern Schwalem, einem, einige Stunden von Oudenarde gelegenen Orte, ergießt sich ein kleiner Fluß in die Schelde, an dessen Ufer ein dichtes Gebüsch diesen Strom von der Landstraße trennt; auf der andern Seite der Straße zieht sich ein bedeutender Morast, wie man ihn in Flandern gar häufig findet. Hier traf Artevelde mit seinem Haufen bei Tagesanbruch ein und verbarg das Fußvolk und einen Theil der Reiterei in das Gebüsch, mit 200 zog er aber nach Schwalem und ließ sie hier rasten. Er hoffte, daß man von hier aus dem gräflichen Volke in Oudenarde sogleich Nachricht von seiner Ankunft geben werde, denn das platte Land war ganz dem Grafen ergeben und fürchtete die Macht der

Städte. Auch hatte er sich in seiner Hoffnung nicht betrogen, denn kaum war er nach guter Rast wieder aufgesessen und eine halbe Stunde weiter gezogen, als er auch schon auf einen Trupp feindlicher Reiter stieß. Das Scharmützel begann, die von Oudenarde wurden zurückgedrängt, doch nicht rasch verfolgt. Sie setzten sich bald wieder und schienen Verstärkung zu erwarten, die auch bald erschien, und hoch klopfte Arteveldens Herz, als er den schwarzen Ritter mit dem wallenden Federbusch an der Spitze seiner Lanzen anrücken sah. Ihm entgegen zu gehen wäre Tollkühnheit gewesen, er zog sich daher langsam, vom Feind verfolgt, zurück, und erst hinter Schwalem machte er auf der Höhe Halt. Da stürmte der Graf von Enghien mit gesenkter Lanze heran, Artevelde wartete den Angriff nicht ab, floh mit verhängtem Zügel, der Feind verfolgte ihn bis über das Gebüsch hinaus, worin das Fußvolk verborgen stand; dies brach jetzt vor, das Geschütz feuerte, die Reiterei hieb ein, und Artevelde bot den Ueberraschten die Stirn, die nun rings eingeschlossen, an keine Flucht, an keine Rettung denken konnten. Ergebt Euch! rief man nun

von allen Seiten den Rittern zu, während das Geschütz unter ihnen wüthete, die Armbrustschützen ihnen ihre Bolzen sandten und die überlegene Reiterei auf sie eindrang. Aber Walter von Enghien ließ hoch sein Banner schwingen: an Rettung ist nicht mehr zu denken, meine Freunde! rief er mit donnernder Stimme, so laßt uns unser Leben wenigstens theuer verkaufen! Da machten die Ritter das Zeichen des Kreuzes, empfahlen sich St. Georg und kämpften männlich. Das Geschütz riß ganze Reihen nieder, die eisernen Bolzen drangen durch die festesten Harnische, sie kämpften unerschrocken, immer kleiner wurde der Haufe, immer wüthender der Angriff der Genter. Endlich siegte die Uebermacht, das Schlachtfeld blieb denen von Gent und keiner der Ritter überlebte den Tag.

Nur halb war für Artevelde der Sieg, denn unter den Todten war auch Graf Walter von Enghien, und er hätte ihn so gern lebend gehabt. Lange stand er vor dem aus mehreren Wunden blutenden Leichnam seines Feindes. — Er ist einen zu schönen Tod gestorben, sprach er, denn meine Streitaxt gab ihm im wilden Eifer den Todesschlag. Nun! An ihr klebt

noch Blut, das soll auch daran rosten. Dann gab er die nöthigen Befehle. Die Ritter wurden auf Wagen geladen und mit nach Gent genommen, die Knechte aber blieben auf dem Wahlplatze liegen. Hierauf zog er in Eile nach Gent zurück, zufrieden mit seiner Rache, zufrieden, denen von Grammont ein blutiges Opfer gebracht zu haben."

Die Genter erstaunten, als sie den Zug von fern ankommen sahen und die Neugier trieb eine Menge Volks nach dem Thore, denn Niemand wußte, wohin Artevelde mit dem so unbedeutenden Haufen gezogen war. Aber freudig schlug ihr Herz, als sie die Nachricht des neuen Sieges erfuhren, und lauter Jubel empfing den sonderbar feierlichen Zug. Voran zog Artevelde mit der Reiterei, ihm folgte ein mit Blumen geschmückter Wagen, auf welchem das schwarze Banner mit dem goldnen Greif flatterte, der Graf von Enghien lag entwaffnet, bleich und todt mit blutender Wunde da, seine schwarze Rüstung wurde zur Schau hinter dem Wagen hergetragen. Bei dem Anblick ihres wüthenden Feindes schwieg jedoch das laute Siegesjauchzen; sein Anblick und der der geharnischten Todten er-

füllte Aller Herzen mit ernstem Grauen, denn auf 23 mit grünem Reisig geschmückten Wagen, lagen jedesmal zwei und zwei vom Adel, unter dem Haupte einen Bündel grünes Reisig, die Hände kreuzweis über die Brust gefaltet, in völliger Rüstung ausgestreckt. Der Zug ging nun nach St. Petri-Abtei, dort wurden sie entwaffnet, ihre Waffen über dem Altar aufgehangen, die Körper aber in dem Kreuzgange zur Schau niedergelegt, damit ihre Angehörigen sie erkennen und auslösen konnten.

Nur der mit Blumen geschmückte Wagen, auf welchem das schwarze Banner flatterte, hatte eine andere Bestimmung. Während Artevelde sich nach seinem Hause begab, mit liebevoller Umarmung sein Weib begrüßte, sie unter freundlichem Gespräch nach seinem Zimmer führte und ihr dort von seinem Kriegzuge erzählte, wobei er jedoch des Grafen von Enghien nicht gedachte, war der Wagen zu seiner Bestimmung gelangt.

Ein Diener trat nun ein und sagte: Herr, es ist geschehen, wie Ihr befohlen habt! Bei diesem Worte umdüsterte sich Arteveldes Stirn. Wie ein freundlicher Sonnenblick rasch verschwindet, wenn der Sturm die trübe Ge-

witterwolke vor die glühende Scheibe jagt, so war der milde Ausdruck seines Antlitzes verschwunden; feurig, feindlich glühte sein Auge und der Ton seiner Stimme, mit dem er das heftige Komm! aussprach, die rohe Weise, mit welcher er die Hand Alice's ergriff, und sie mit sich fortzog, mußten ihr Unglück verkündend sein.

Ich habe Dir von meinem Kriegzuge ein kostbares Geschenk mitgebracht; sagte er höhnisch lachend, während er durch die Prunkzimmer nach dem Ihrigen ging: gewiß für Dich das Köstlichste, Theuerste der Erde! — Ich hoffe, Du wirst mir dankbar dafür sein! Dies sagend, öffnete er die Thüre ihres Gemachs und ihr gegenüber lag, den Myrthenkranz, welchen sie einst in die Fluthen der Lys geschleudert hatte, in der Hand, Graf Walter von Enghin vor ihr.

Kein Schmerzenlaut, kein Aufruf des Staunens entfuhr ihr. Starr und unverwandt sah ihr Auge auf den Todten, und allmählig, wie der Sarg immer tiefer und tiefer in das Grab sinkt, bis er den Schoos der mütterlichen Erde erreicht, so sank Alice zu den Füßen des Todten bewußtlos nieder.

Als ſie erwachte, war es Nacht. Der Schein einer matten Lampe erhellte ihr Gemach, ihre treue Anna ſaß weinend vor ihrem Lager, und der Mann ihres Herzens, Walter Enghien, lag, ein Kiſſen unter dem Haupte, noch auf ſeinem Todtenbette, ihr gegenüber. Sie fuhr auf, ihr Haar ſträubte ſich, alle ihre Pulſe ſchlugen fieberhaft, heftig ſtieß ſie die Dienerin von ſich, welche ſie zurückhalten wollte, ſtürzte auf den Todten zu und warf ſich neben ihm auf ihre Kniee. — Gott, mein Gott, erhöre mein Gebet! ſchrie ſie auf: erhöre es, und ſteigt es auch nicht aus reinem, frommen Herzen empor. Gieb mir Kraft und Muth, daß ich nicht unterliege, gieb meinem Herzen Stärke, daß es nicht bricht. Schenke mir noch Tage, viele Tage des Lebens, wende den Tod ab, daß er mich nicht erfaßt. — Laß mich leben, um dieſen Todten zu rächen!

Sie ſenkte ihr Haupt und ſchwieg. Herr, mein Gott vergieb! begann ſie nach einer Weile von Neuem: vergieb mir meine Schuld Mein guter Engel iſt von mir gewichen, mein Herz hat ſich gewendet, ich bin nicht mehr Dein frommes, duldſames Kind. — Ich habe

Deiner Prüfung unterlegen — Du haſt es ſo gewollt! — Dies ſagend, ſprang ſie auf, warf ſich über den Todten und bedeckte ihn mit Küſſen. — Ja! rief ſie aufjauchzend: nun haben Deine Lippen mich berührt, nun hat der Wüthrich ein Recht, mir den Dolch ins Herz zu ſtoßen, nun habe ich meiner Liebe geopfert und ſeinem bleichen Todtenbilde die Pforten des Herzens geöffnet. Fortan lebe ich nur ihm! —

— Schlaf ſanft, ſchlaf wohl, Mann meiner Seele! ſagte ſie, ſeine kalte Hand an ihre Lippen preſſend und drückte ihm die halbgebrochenen Augen zu: träume von Deiner Alice, wenn der Tod, als er Dir das Schwert aus Deiner verwundeten Fauſt riß, Dir nicht auch die Träume nahm. Du haſt wacker gekämpft, braver Ritter, dieſer Bolzen und dieſer traf die Bruſt, dieſer Schwertſchlag ſpaltete Deine Armſchienen, und dieſer, der ſo furchtbar Deine Stirne traf — Gott — ihn ſchlug Arteveldes furchtbare Streitart, mir ſagt es die weit aufklaffende Wunde, daß er den Streich führte. — Nun, die Wunden werden vernarben, wenn meine Thränen darauf tropfen, die Wunde aber, die in meinem

Herzen brennt, Walter! sie vernarbt nicht hier, nicht dort, sie schlug das Schicksal für ewig!

Wie kömmt der Brautkranz in Deine Rechte? fragte sie jetzt: trugen ihn die Fluthen zu Dir? O dann waren sie die geheimen Boten meines Herzens. Nun, so soll er Dein Todtenkranz werden! Sie nahm ihn aus seiner krampfhaft geballten Faust und wand ihn um seine blutige Stirn: jetzt schmücke er Deine Locken im Tode, da er die meinen im Leben nicht schmücken sollte. Dann drückte sie noch einen Kuß auf seine kalten Lippen, ihr Auge blickte freundlich auf den Todten, ohne daß eine Thräne rann; so stand sie in seinem Anschaun versunken. Da gewahrte sie, daß er um seinen Hals ein Amulet trug. Wozu dies Zeichen Dir auch nützen mochte, sprach sie, es war Dir werth, deshalb sei es auch mir theuer und ich will es bewahren bis an meinen Tod; sie nahm es, so wie seinen Dolch und verbarg Beides sorgfältig, dann setzte sie sich auf ihr Ruhebett und verfiel in tiefes Sinnen.

Der Morgen fand sie noch hier, der erste Strahl der Sonne, der sie begrüßte, mahnte

sie zum Gebet, aber er brachte ihr auf seinen strahlenden Schwingen die Andacht nicht; ihr Herz war bei dem Todten, nicht bei Gott.

Bald darauf ging sie hinunter zu ihrem Gatten, ihre Tritte schwankten nicht, ihr war ein furchtbarer Muth geworden; das gebrochene Herz fürchtete nichts mehr. Ihr habt ein grausames Spiel mit mir getrieben; sagte sie kalt: laßt den Todten aus meinem Zimmer schaffen, seine Schlummerstätte muß in geweihter Erde, nicht in dem Gemache Eures Weibes sein.

Staunend hörte Artevelde auf diese Rede; er hatte Alice in Thränen zerfließend zu finden geglaubt, und sie stand kalt und gleichmüthig vor ihm. Hat der Schmerz ihr Gefühl gelähmt, ist sie ihrer Sinne beraubt? dachte er; aber als sie noch einmal sagte: Laßt den Todten aus meinem Gemache schaffen, oder ich verlasse Euer Haus! da sah er wohl, daß sie ihrer Sinne mächtig und Herrin ihres Gefühles sei.

Ich dachte Dir eine Freude zu machen, Alice, sagte er spottend, Du hast Dich ja seit einem Jahre nur nach ihm gesehnt, wie

kann

kann ich liebevoller gegen Dich sein, als wenn ich ihn Dir bringe?

Laßt den bittern Scherz, Artevelde! erwiederte sie ernst: mein Schicksal hatte schon früher alle Bande getrennt, nun hat es auch der Tod und wohl auch in Euern Augen; Euer Herz hat nun Ruhe und Eure Zweifel sind gehoben.

Ihm war Alicens Benehmen räthselhaft, ihr Gleichmuth war ihm unangenehm, und er versuchte, sie zum Zorn zu reizen. Weißt Du, wessen Blut das ist? sagte er, ihr seine Streitaxt vorhaltend.

Es klebt das Blut so manches Edlen an dieser Waffe, wie soll ich wissen, wessen Blut hier rostete? erwiederte sie.

Es ist Walters Blut! rief er hohnlachend, erkennst Du es nicht? Alice wandte sich ab und wollte gehen.

Weißt Du, wie der Myrthenkranz, den ich Dir schickte, in seine Hände kam? fragte er sie zurückhaltend.

Wie kann ich das wissen? Ich warf ihn in die Lys, weil ich keine Myrthe von Euch in mein Haar flechten wollte, antwortete sie gleichgiltig.

Und ein geschäftiger Fischer fing ihn zu Antwerpen auf, als eben der Graf am Ufer lustwandelte, fuhr Artevelde immer heftiger werdend fort — er besah ihn genau, fand meinen Namen in dem goldenen Bande gewirkt, kaufte ihn und der Narr hat ihn getragen; wir fanden ihn auf seiner Brust, dicht bei der Wunde, die ihm der Bolzen schlug.

Und jetzt umschlingt er seine Stirn und die Wunde, die Ihr ihm schlugt! sagte sie finster, entzog ihm ihre Hand, die er noch fest hielt und entfernte sich — ging jedoch nicht wieder hinauf, sondern in die Wohnung ihrer Eltern, von wo sie Artevelde sagen ließ, daß sie nicht eher sein Haus wieder betreten würde, als bis des Grafen von Enghien Leichnam hinweg geschafft sei.

Herr Everwein und seine Gattin waren über das schonungslose Betragen Arteveldes empört, der Vater wollte ihn vor dem versammelten Volke zur Rede stellen, wollte ihn bei den Syndici's verklagen und verlangte von Alice, daß sie das Haus des Unmenschen nicht wieder betreten solle. Alice aber suchte den Vater zu beruhigen. Seit gestern, sprach

ſie, bin ich eine Andere geworden und fürchte Arteveldes Zorn und Wuth nicht mehr. Mein Ziel iſt geſteckt, laßt mich ruhig meinen Weg verfolgen. Sie bat ſo lange bis der Vater ſich beruhigte.

Alice harrte ſchon ſeit mehreren Stunden vergebens auf die Nachricht, daß der theure Todte hinweg geſchafft ſei. Endlich, es war ſchon ſpät am Tage, rief ein Lärmen auf den Straßen die Mutter ans Fenſter, Glockengeläute ertönte von St. Bavons Kirchthurme und ein feierlicher Leichenzug kam über den Marktplatz der Straße zu, wo ihre Eltern wohnten. Geiſtliche, das Kruzifix tragend, gingen voraus, die Leibwacht Arteveldes folgte, einen Wagen mit einem offenen Sarg begleitend, in welchem der Graf von Enghien zur Schau lag. Hierauf trug ein Herold die ſchwarze Rüſtung, welche die Genter gar wohl kannten; Reiſige und Bürger folgten dem Zuge.

Als Alice den Grabgeſang vernahm, ſprang ſie auf: Er kommt! rief ſie und riß das Fenſter auf, blickte hinab, als eben der Todte dem Hauſe vorbei gefahren wurde: fahr wohl, fahr wohl, Du treues Herz! murmelte ſie

vor sich hin; warf noch einen Blick auf den Geliebten und wandte sich dann ab; nun senken sie alle meine Hoffnungen in die Gruft sprach sie traurig. Ach könnte ich ihm nur eine Thräne nachsenden! Aber der Quell ist versiegt, ich kann nicht weinen. Sie kehrte, trotz der Bitten ihrer Mutter, kaum daß der Zug vorüber war, nach ihrer Wohnung zurück und ging, ohne sich um Artevelde zu kümmern, in ihr Gemach.

Indessen war der Leichenzug, dem sich Herr Everwein angeschlossen hatte, weiter nach der Kirche St. Bavons gezogen. Hier wurde er beigesetzt, und konnte auch Alice ihm keine Thränen nachsenden, so flossen doch Thränen an seinem Grabe, denn viele Jungfraun, die den Jüngling beklagten, folgten dem Zuge, und auch mancher Segenswunsch sank mit ihm in die Gruft, denn die Krieger, wovon viele ihn hatten fallen sehn, mußten auch im Feinde die Tapferkeit ehren. Späterhin ließ der Herzog von Burgund dem jungen Helden ein prachtvolles Denkmal setzen, das zur Zeit Karls V. noch stand; es wurde jedoch mit der Kirche St. Bavons zerstört, als der

Kaiser auf der nämlichen Stelle eine Citadelle bauen ließ.

2.

Artevelde saß indessen einsam in seinem Gemache; Alicens muthiges Benehmen hatte ihn nachdenkend gemacht und ihn, er wußte selbst nicht weshalb, verstimmt. Ein drückendes Gefühl, das ihm die Brust beklemmte, hatte ihn vermocht, das feierliche Leichenbegängniß seines Todfeindes zu veranstalten, den er noch gestern den Raubthieren vorzuwerfen gesonnen war. Er hatte sich gleich darauf, als ihn Alice verließ, den Triumph nicht versagen können, seinen gefallenen Feind noch einmal zu sehen; aber sein Triumph wurde ihm verbittert; die klaffende Stirnwunde, der Myrthenkranz, der sie umschlang, das bleiche, ernste Todtengesicht hatte ihn, der sonst mit Blut und Tod zu spielen gewohnt war, furchtbar erschüttert. Wird mir dereinst, sprach er, als er mit verschränkten Armen neben dem Todten stand: wird mir dereinst eine liebende Hand die Myrthe um

meine kalten Schläfen winden, eine treue Hand mir die Augen zudrücken? — Ich glaube kaum! — Er verließ den Todten und als ihm die Botschaft von seiner Gattin kam, gab er sogleich den Befehl, in aller Eile den Grafen mit möglichstem Gepränge zur Erde zu bestatten.

Als er am Abend erfuhr, Alice sei wieder zurückgekehrt, sei, ohne ihn zu begrüßen, auf ihr Zimmer gegangen, ward er unruhig, es war ihm unangenehm und doch hielt ihn ein gewisses Etwas zurück, sie aufzusuchen. Es war das erstemal, daß er sich scheute, ihr unter die Augen zu treten, und er zürnte mit sich selbst, daß er die mahnende Stimme nicht unterdrücken konnte, die ihm zurief: er habe Unrecht an ihr gehandelt.

In dieser Stimmung traf ihn Peter Dubois; Artevelde! sprach er im Hereintreten: ich habe noch gar nicht Gelegenheit gehabt, Euch Glück zu wünschen; nun so geschehe es jetzt. Das Unternehmen ist Euch auf eine glänzende Weise gelungen, und der Sieg, den Ihr über das Häuflein Edle davon getragen habt, ist freilich dem glänzendsten Siege gleich

zu achten, denn er hat Euch von einem glücklichen Nebenbuhler befreit.

Schweigt! rief Artevelde unmuthig: berührt diese Saite nicht mehr, wenn Ihr mich nicht zum Zorne reizen wollt.

Er soll wacker gefochten haben, erzählen die Kriegleute, die zugegen waren, fuhr Dubois, unbekümmert seines Zornes, fort: wie ein Eber, dem der Bolzen in den Weichen sitzt, soll er sich gestellt und manchen von Eurer Leibwacht niedergeworfen haben. —

Er wehrte sich brav! fiel ihm Artevelde in die Rede, durch die Rückerinnerung an den Kampf von seinen düstern Gedanken abgelenkt: Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er auf seinem hohen Streitrosse saß — ich hatte ihn immer im Auge — hättet sehen sollen, wie er und die Seinen die Lanzen einlegten und durchzubrechen suchten. Aber die Konstabler schossen gut, die Armbrustschützen zielten, wie ich es ihnen befohlen, nach den Pferden und kein Schuß fehlte; die eigenen in dem engen Wege gefallenen Rosse hinderten sie, mit Macht auf uns einzudringen, aber auch mich, meinen Feind aufzusuchen. Immer lichter wurden nun ihre Reihen, hier stürzte

ein Roß und erdrückte im Gewühl seinen eigenen Reiter, dort drang der eiserne Bolzen durch den Harnisch und immer dichter rückten die Unsern an. Da sprang ich ungeduldig von meinem Rosse, nur ihn im Auge behaltend, drängte ich mich über Leichen hinweg und bemerkte, wie sein Roß wankte, stürzte und er mit ihm; aber rasch sprang er wieder auf, mähte Alles vor sich nieder und während sich mir die Seinen entgegen warfen und uns trennten, machte er sich Bahn durch meine Leibwacht, setzte sich an die Spitze der Seinen und; hierher, Artevelde! rufend, drang er auf mich ein. Ich erwartete ihn stehenden Fußes, warf, wie auch er gethan, mein Visir zurück, schwang meine Axt, er sein Schwert, aber ehe sein Streich mich treffen konnte, trafen ihn zwei Bolzen zugleich, er taumelte und meine Streitart schmetterte ihn vollends zu Boden.

Das hätte ich nicht gethan! fuhr Dubois rasch auf.

Und warum nicht?

Den sinkenden Feind hätte ich verschont, sagte Dubois, wohl mehr Artevelde zu kränken, als aus edeln Gefühlen.

Großmüthiger Mann! unterbrach ihn Artevelde mit Verachtung: Ihr wäret zufrieden gewesen, hättet Ihr seine Rüstung und die goldene Kette bekommen, die an seinem Halse hing. Ihr sollt Beides haben, Rüstung und Kette sind Euer.

Ich danke, Artevelde! erwiederte Dubois; die Rüstung soll künstlich ausgelegt und von trefflichem Stahle, die goldene Kette schwer an Gewicht sein: habt Ihr mir jedoch dies Geschenk in Unmuth gegeben, so behaltet es.

Was ich gebe, hoff' ich, nimmt man an, ob ich mit Lust oder mit Unlust es gab.

Ereifert Euch nicht, Artevelde! fuhr Dubois gleichmüthig fort: ich nehm' es an, sorgt nicht. — Aber warum treffe ich Euch in solch' aufgeregter Stimmung? — Ihr solltet froh sein, daß er todt ist; nun habt Ihr Ruhe und Friede und braucht ihn Eures Weibes wegen nicht mehr zu fürchten; aber daß Ihr ihn nach Euerm Hause, und, wie man im Volke murmelt, in das Gemach Frau Alice's habt bringen lassen, daran thatet Ihr Unrecht, deshalb zürnt Euch das Volk, das übrigens Eure Thaten so hoch ehrt.

Mögen sie murren und mir zürnen! sagte

Artevelde stolz: ich trete unter sie und das Zucken meiner Braunen ist hinreichend, ihr Murren zu stillen. Was kümmert mich der Pöbel? Ich bin sein Herr und er kümmere sich nicht um mein Richteramt! — Aber Dubois, ich wünschte doch, ich hätte es nicht gethan, ich hätte ihn mit den Andern nach St. Petri geschickt. Es hat mein Weib furchtbar erschüttert und was sollte auch der Todte bei ihr? — Was das Grab deckt, was da unten ruht, damit ist es aus und man sollte sich nicht weiter darum bekümmern und es den Würmern überlassen. Ja, mit dem Todten sollte man Alles begraben, Erinnerung und Rache.

Wer das könnte! brummte Dubois vor sich hin.

Unversöhnliches Herz! unterbrach ihn Artevelde.

Dubois lachte bei diesen Worten grimmig auf: War es mir doch, Philipp Artevelde, als Ihr eben dies fromme Wort spracht, als hörte ich eine gesättigte Hyäne der andern zurufen: Vielfraß! — Laßt die frommen Reden, sie passen nicht in Euerm Munde.

Herr Peter Dubois! fuhr Artevelde auf:

Und ich ermahne Euch, die frechen Reden zu lassen, wollt Ihr mich nicht endlich auch zum Zorn reizen. Ich sagte Euch in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft, daß Ihr mich stets dankbar finden solltet und ich glaube, ich habe es durch die That bewiesen! Peter Dubois hat, während Philipp Artevelde so arm wurde, daß er fast nichts mehr zu geben hatte, Gold in Fülle nach England gesandt und ich habe geschwiegen. Ihr habt oft meinen Zorn gereizt, ich habe ihn unterdrückt — Ihr habt heute absichtlich eine mißtönende Saite berührt, ich habe es überhört. — So glaube ich, daß ich meine Schuld bezahlt habe und somit wären wir quitt und unsre Rechnung ist zu Ende! Von dieser Stunde an werd' ich Euch nicht anders halten als jeden Andern, treue Dienste werd' ich lohnen, freche Worte strafen. Ich durchschaute Euch schon längst, Dubois! fuhr Artevelde, während dieser finster ihn ins Auge gefaßt hatte, fort: hütet Euch! beim heiligen Bavon! Noch ein beleidigendes Wort und die Chaperons schützen Euer Haupt nicht vor dem Blocke. Lebt wohl und beherzigt, was ich Euch sagte!

Dubois ging — Stolzer! murmelte er auf

der Gasse: tritt nicht mit mir in die Schranken! Alles Gold, was Gent mir bieten könnte, wäre nicht genug, Dich zu retten! — Hm! brummte er nach einer Weile höhnisch lächelnd, wie es so seine Art war, wenn ihm ein guter Gedanke aufgestiegen war: hm! Wer solch' verwundbaren Fleck hat, wie Du, gegen den bedarf es keiner offenen Fehde, um ihn tödtlich zu treffen.

3.

Wenn auch so mancherlei Geschäfte Artevelden nicht viel Zeit ließen, an sich selbst zu denken, so fühlte er doch, daß der Friede in seinem Hause gestört sei. Alice war seit jenem Auftritte still und ernst, keine Klage, kein Vorwurf belästigte ihn, aber die Sanftmuth, das freundliche Dulden, die zarte Weiblichkeit, mit der sie sonst seine Furchen zu glätten, seine üble Laune zu verscheuchen gesucht, war hin. Sie sprach wenig, schien sich wenig um seinen Zorn, gar nicht um seine Liebkosungen zu kümmern, saß einsam in ihrem Gemache, blickte hier oft stunden-

lang nach der Stelle, wo Walter gelegen und war selbst gegen ihre Eltern verschlossener geworden. Auch schien ihr Aeußeres sich zu verändern, der himmlische Zauber verlor sich, der Liebreiz, der um ihre Lippen gespielt hatte, der Madonnenblick ihres großen dunkeln Auges war nicht mehr, finster und ernst starrte oft ihr Auge, und der Mund, wenn er auch schwieg, sprach doch deutlich den bittern Schmerz der Verzweiflung aus, die an ihrem Herzen nagte.

Lange ertrug Artevelde diese Stimmung mit Ruhe, das Gefühl seiner Schuld mochte ihn duldsam machen, auch war mit des Grafen von Enghiens Tode der Dämon der Eifersucht von ihm gewichen und er hätte sich jetzt so gern mit aufrichtiger Liebe Alice angeschlossen, aber sie kam ihm nicht mehr entgegen wie sonst, vermied jede Herzenergießung und brach das Gespräch kurz ab, wenn er diese Saite berühren wollte. Die Gewitterwolke zog lange am Himmel, ehe sie sich entlud, aber endlich brach Artevelde's Jähzorn los, sie setzte ihm Gleichmuth entgegen; er drohte und sie reichte ihm selbst den Dolch und sagte kalt: Füllet das Maas mit dem Blute Eures Wei-

bes, vielleicht ſeid Ihr dann geſättigt! Artevelde, dem in ſeinen unruhigen Träumen die 1200 von Brügge oft blutig erſchienen, gegen den die Freunde ſelbſt die grauſige That rügten, den todten Enghien in das Gemach ſeines edlen, frommen Weibes gelegt zu haben, hatte zuweilen den Willen, das Geſchehene wieder gut zu machen, ſprach deshalb ſelbſt mit Roger Everwein und ſuchte die Eltern zu ſtimmen, Verſöhnung herbeizuführen; aber es ſchien auch dieſen nicht zu gelingen. Laßt mich! bat Alice: ich bin mit mir ſelbſt noch nicht einig und das Schwanken von einem Ziele zum andern läßt mich noch keinen klaren Blick auf mein Leben werfen. Laßt mich ruhig meinen Weg gehen, Gott wird mein Herz ſchon lenken.

Artevelde ward ungeduldig, ſeine Leidenſchaft für Alice war zwar noch nicht verſchwunden, noch glühte die wilde Flamme, aber ſeine Gattin ſuchte auch nicht mit dem kleinſten Hauche ſie zu erhalten. War ſie auch im Anfang ihrer Ehe nur duldend gegen ihn geweſen, ſo hatte ſie doch, beſonders ſpäterhin, Alles gethan, ihm das Leben zu erheitern und ihm Wohlwollen zu zeigen, wenn

sie ihm auch nicht Liebe für Liebe geben konnte. Jetzt aber war ein fast feindliches Verhältniß eingetreten und dies konnte Artevelds wildes, leidenschaftliches Gemüth nicht länger ertragen. Alice seiner Rache zu opfern, dazu liebte er sie noch zu sehr, hielt sie noch zu sehr für die Schönste, Herrlichste der Frauen, aber er suchte sich Gleichmuth zu erringen, suchte selbst ihre Eifersucht rege zu machen und da ihm nichts gelang, warf er sich ganz in den Strudel der Geschäfte, führte den kleinsten Kriegzug selbst an und ergriff begierig jede Gelegenheit, die ihn aus Gent, wenigstens aus seinem Hause führte.

Nach der Einnahme von Brügge hatte sich die Lage seiner Vaterstadt ganz anders gestaltet; alle Städte, die, während das mächtige Gent immer mehr und mehr an Ansehn und Macht verlor, es mit ihrem Herrn, dem Grafen, gehalten hatten, verließen diesen nach der Schlacht bei Brügge. Ypern, Menin, Dendermonde, Alost, Hulst und andere mehr verjagten die Besatzung des Grafen und schlossen sich Gent an, das nun wieder als der Mittelpunkt der Kraft Flanderns zu betrachten war; nur Lille, wo der Graf sich

befand, und Oudenarde, das der flandrische Adel besetzt hatte, waren die einzigen Städte, die es treu mit ihrem Oberherrn hielten und noch in seiner Gewalt waren. So stand Philipp Artevelde mit gleicher Macht, wie sein Vater, an der Spitze von ganz Flandern und sein Ehrgeiz fand sattsame Nahrung in der Huldigung dieser reichen, mächtigen Städte.

Aber in der Ferne zog sich ein Ungewitter zusammen; Karl V. von Frankreich hatte des Beistandes wegen, den der Graf von Flandern in den verschiedenen Kriegen den Engländern öffentlich und ins Geheim geleistet hatte, einen Groll auf ihn und hatte ihm deshalb jede Hülfe gegen seine rebellischen Unterthanen verweigert. Nach dem, kurz vor der Schlacht bei Brügge erfolgten Tode dieses Königs hatten sich aber die Sachen in Frankreich ganz anders gestaltet, die Oheime des jungen Königs und hauptsächlich der Herzog von Burgund, Schwiegersohn des Grafen Ludwig und künftiger Erbe Flanderns, beherrschten das Reich, die französischen Städte Paris, Rouen, Orleans waren aufgestanden, London selbst hatte sich unter Wat Tyler gegen die königliche Gewalt aufgelehnt, im Hennegau und

dem

dem Lütticher Lande, selbst in Brabant wollten die Städte nicht mehr gehorchen, so daß die Fürsten aufmerksam wurden und endlich die Sache des Grafen von Flandern als die Ihrige betrachteten. Hauptsächlich trieb der Herzog von Burgund den jungen, noch unmündigen König, mit einem Heere nach Flandern zu rücken, er selbst bot den Adel von Burgund auf und warb ein Heer dem Grafen von Flandern zur Hülfe.

Aber Artevelde war gleich thätig. Zuerst brachte er die noch schwankenden Städte unter Gents Gewalt, benachrichtigte die Befreundeten von der drohenden Gefahr, ermahnte sie zu schleuniger Rüstung und sandte noch einmal eine Gesandtschaft nach England, die versprochene Hülfe zu fordern; dann rüstete er sich, Oudenarde anzugreifen und hier mit einem Schlage den dort vereinten Adel Flanderns zu vertilgen. Es schien ihm ein Leichtes zu sein, diese nicht bedeutende, aber wohlbefestigte Stadt zu erobern. Niemand zweifelte an dem Gelingen und selbst der Graf von Flandern ermahnte den Adel, die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Aber dieser verweigerte zu gehorchen und rüstete sich zu

tapferer Gegenwehr, so wie Artevelde, eine ritterliche Vertheidigung erwartend, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Eroberung dieser Stadt aufbot.

Ehe er zur Belagerung abging, wollte er noch ganz Flandern durchreisen, um die Gemüther zu gewinnen und zu entflammen. Alice sollte ihn begleiten; er hoffte durch den Glanz, mit dem er sich umgab, durch die Ehre, die ihm, mithin auch ihr überall werden würde, ihr Herz zu blenden; sie aber verweigerte standhaft ihm zu folgen, denn der äußere Glanz hatte keinen Reiz für sie und fern von ihm in stiller Einsamkeit war es ihr wohl; der fürstliche Prunk, mit dem er sich umgab, war ihr lästig.

Er hatte seit einiger Zeit den Titel eines Regenten von Flandern angenommen, sein einfaches Hauswesen umgestaltet, das nun ganz dem eines Prinzen glich, hatte das väterliche Haus verlassen und das Schloß des Grafen bezogen; seine Diener waren in das feinste Tuch gekleidet, seine Tafel verschwenderisch besetzt, er speis'te täglich auf dem Silbergeschirre des Grafen, das er in Brügge und Male gefunden und Trompetenschall rief,

wie bei fürstlichen Gelagen, die Gäste zur Tafel. Der Mann, der noch vor Monaten die letzte Brodrinde mit seinem Mitbürger theilte, der Alles hingebend zum Bettler geworden war, vergeudete jetzt als unumschränkter Gebieter die Reichthümer Flanderns; nur von seiner Vaterstadt nahm er keinen Heller zu alle diesem.

Auf Alicens Herz machte dieser Prunk wenig Eindruck. Wie ein geschmücktes Opferlamm erschien sie bei den Festen und wenn ihres Gatten Herz sich bei dem Anblick ihrer Schönheit freute, trauerte das Ihre beim Genusse der so blutig erkauften Pracht. Mit Widerwillen und stiller Trauer vertauschte sie ihre Wohnung mit dem Schlosse und verließ nur unter Thränen ihr Gemach, das ihr durch Walters Schlummerstätte so theuer geworden war und das unverändert bleiben mußte. Oft schlich sie dahin, setzte sich auf das Ruhebette und sah nach der Stelle, wo er gelegen hatte. Nur die wenigen Stunden, die sie bei ihren Eltern zubrachte, oder diese bei ihr, waren zuweilen ungetrübt, doch zog sich ihr Herz allmählig auch von der Mutter ab, die sich in der königlichen Pracht, die ihre Tochter

umgab, glücklich zu fühlen begann, und über den Juwelen und Perlen, die Alice schmückten, Alicens Thränen zu vergessen schien. Ihr Herz wandte sich ganz zu dem Vater, dem dieser Glanz ein Greuel und der zu stolz und treu war, um das Scepter seines Oberherrn mit dem Henkerbeile seines Eidams vertauschen zu wollen.

Der Tag der Abreise nahte, den Abend vorher ging Artevelde in aufgeregter Stimmung zu Alice. Sie empfing ihn kalt, fast abstoßend. Alice! rief er endlich, und man sah deutlich den Kampf, den die immer noch glühende Liebe gegen seine Heftigkeit bestand: ich habe Dich geliebt, wie wohl wenig Menschen lieben werden — Alice seufzte bei diesen Worten tief auf — habe, um zu Deinem Besitze zu gelangen, mich aus meinem stillen, friedlichen Leben herausgerissen und — Gott mag es mir verzeihen! — Dich mit Blut und einem furchtbaren Leben erworben. Zu Deinem Besitze gelangt, habe ich mir keinen Augenblick sagen können: Ich werde wieder geliebt! Zwar benahmst Du Dich mit Engelmilde gegen mich, Dein frommer, heiliger Sinn wirkte wohlthätig auf mein wildes Ge-

müth, aber da rissen mich die Leidenschaft und die Ereignisse mit sich fort. Blut floß von Neuem und Du bist nicht mehr der gute Engel, der mir zur Seite stand, meinen wilden Geist zu bezähmen, Alice ist nicht mehr das fromme, duldende Weib!

Eine Thräne entquoll bei diesen Worten ihrem Auge, ein schmerzvoller Blick traf ihn und drang in sein Herz. Ich habe Unrecht an Dir gehandelt! fuhr er in sichtbarer Bewegung fort: habe Deine erste Liebe zerstört, Dein zartes Gemüth oft rauh behandelt und mit Deinem Herzen ein grausames Spiel getrieben. Ich gestehe mein Unrecht! Aber, so wahr mir Gott die Unzahl meiner Sünden vergeben mag, ich habe Dich immer geliebt und liebe Dich noch! Du hast meine Liebe nicht verstanden, Du wolltest eine heilige, ich konnte nur die irdische bieten. Aber fühle mit mir die Qual, zu lieben und zu wissen, man ist gebabt, den Mann zu kennen, an dem Dein Herz mit Sehnsucht und Treue hing und an dem es noch hängt, an den Du in meinen Armen sowohl, als wenn ich fern von Dir war, dachtest, so sehr Du Dich auch bestrebtest zu vergessen. Denke Dir diese

Höllenpein und dann verdamme mich! Deshalb vergiß, Alice, vergieb!

Sie schwieg, ihr Blick war in ihren Schoos gesenkt, ihre Wange ward bald bleich, bald glühend, auch in ihr schienen die Gefühle zu kämpfen.

Noch vor Niemanden stand ich bittend! fuhr er ernster fort und die Ruhe, mit der er sprach, war der Vorbote eines nahen Unwetters: noch Niemand habe ich um Vergebung gefleht, außer Dir. Erkenne in diesem Opfer meine Liebe und verstumme nicht, wenn Deines Mannes Herz so laut spricht.

Ich bin wahr, Artevelde! brach jetzt Alice ihr Schweigen: Verstellung ist mir fremd. Was soll ich, was kann ich demnach Euch sagen? Vergeben kann des Menschen Herz, aber vergessen kann des Menschen Geist nie, und wenn die Erinnerung, diese geschäftige Botin aus vergangener Zeit, uns mit jedem Pendelschlag die blutigen Bilder vorhält, wie kann da das betrübte Herz vergeben? Wenn ich in schlafloser Nacht erwache, die matte Lampe einen düstern Schein durch das Gemach wirft und ich den Schlaf vergebens bitte, das Klopfen meines Herzens zu stillen, da

steigen finstre Schatten vor mir auf, sie gestalten sich mehr und mehr, und sein todter Leichnam liegt wieder vor mir; ich sehe den Myrthenkranz in seiner Hand, sehe die klaffende Stirnwunde, bebe, fahre auf, suche Hülfe, wende mich, wende mich zitternd nach Euch und sein Mörder liegt neben mir und schlummert so sorglos, als ob ein Engel seinen Schlaf bewache, nicht ein finsteres Gespenst —

Auch ich sehe ihn zuweilen, sagte er, mit Hast Alice unterbrechend: auch mir zeigt er die klaffende Wunde seiner Stirn — aber ich spotte des Trugbildes meiner Einbildungkraft.

Ich spotte der Erscheinung nicht! nahm Alice wieder das Wort: Unaussprechliche Sehnsucht vermag wohl die Gräber zu sprengen; für sie sind des Todes Bande nicht fest genug und wie Engel zu uns niedersteigen, können auch Geister der Abgeschiedenen uns umwehen.

Artevelde war nachdenkend geworden, auch Alice schien zu sinnen, doch bald hob sie das gesenkte Haupt. Mein Gemahl, sprach sie: ich verspreche, Euch fortan mit meiner Trauer

nicht mehr zu beläſtigen; gebt mir nur die Freiheit, mich, wenn der Schmerz mich übermannt, in mein Gemach zurück ziehen zu dürfen. Zeig' ich mich öffentlich, will ich heiter ſein ſo viel ich vermag. — Ihr werdet fortan mit mir zufrieden ſein!

4.

Artevelde, von ſeinem Triumphzug durch Flandern nach Gent zurückgekehrt, ſäumte nun nicht länger, zur Belagerung Oudenardes auszuziehen; 6000 von Gent ſollten ihn begleiten, die übrige Mannſchaft ſtellten die verſchiedenen flandriſchen Städte, ſelbſt aus dem Lütticher Lande und dem Hennegau trafen wohl an 1000 Freiwillige ein, denn die andern Handelſtädte ſahen dieſe Belagerung als einen allgemeinen Kampf gegen den Adel an. Auch Brügge, das noch immer dem Grafen ergeben war, mußte Mannſchaft und Geſchütz ſtellen.

Aber auch der Adel hatte alle Mittel zur Vertheidigung angewandt, Wall und Mauer in Stand geſetzt, neue Thürme gebaut und

schweres Geschütz, das der Gräf von Lille her gesandt hatte, auf die Wälle gebracht und als ob mit ihrem Falle der ganze Ritterorden zu Grunde gehen müßte, zogen, wie die Städter nach Gent, von Brabant und Hennegau die Ritter nach Oudenarde, diese Stadt vertheidigen zu helfen. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Als die, von den verschiedenen Städten entsendeten Haufen in Menin und Courtray sich versammelt hatten, bereitete sich auch Artevelde, Gent mit seinem Volke und bedeutendem Geschütze zu verlassen. Er mahnte am Abend das vor dem Rathhause versammelte Volk noch einmal zur Ruhe und Ordnung und begab sich dann in St. Bavons-Kirche, dort am Grabe seines Vaters seine Andacht zu verrichten. Nach kurzem Gebete erhob er sich, um, dem Gebrauche damaliger Zeit gemäß, dem Heiligen ein Opfer zu bringen, trat vor den Hochaltar, überreichte dem Priester knieend einen güldenen Kelch und erhielt dafür Vergebung seiner Sünden und das Versprechen, daß man an heiliger Stätte für den Sieg seiner Waffen Gott anrufen würde. Aber diese Vergebung hatte sein Herz nicht

so sehr beruhigt, daß ihn nicht eine eherne Platte, welche ihm an einem, der heiligen Mutter geweihten Seitenaltar ihrer Neuheit und zierlichen Arbeit wegen auffiel, erschüttert hätte. Er blieb vor ihr stehen und las die Inschrift: Hier ruhet in Gott Walter, Graf von Enghien. Ein Feind ließ ihn hier bestatten, ein Freund ihm diesen Grabstein legen. Gott sei seiner Seele gnädig!

Wer ließ diese Platte hierher legen? fragte er die Geistlichen, die ihn begleiteten.

So viel wir wissen Ihr selbst, Herr! erwiederten sie: Es geschah auf Euer Geheiß.

Auf mein Geheiß geschah es nicht! Nehmt sie weg! befahl er: Laßt die Quader wieder darauf legen wie früher und jede Erinnerung an den, der da unten liegt, werde vernichtet.

Gnädiger Herr! erwiederte, jedoch mit Zittern, ein alter Priester: das, was in geweihter Erde liegt, ist dem Herrn geweiht, man gönne ihm die Ruhe. — Laßt dem Todten, was ihm gegeben ward, stört seinen Schlummer nicht.

Artevelde warf noch einen finstern Blick auf das Grab und sagte dann: Laßt Alles wie es ist! und verließ die Kirche schnell.

Am andern Morgen zog er mit denen von Gent nach Oudenarde, 500 Wagen, auf welche das Geschütz geladen war, folgten. Die Zubereitungen waren, als wenn es der Belagerung der größten Stadt gegolten hätte, denn Artevelde sah sehr gut voraus, daß sich der Adel aufs Aeußerste vertheidigen würde. Auch hatte sich dieser mit einem Eide verbunden, bis auf den letzten Mann die Stadt zu vertheidigen, denn auch sie wußten recht gut, daß, fielen sie in die Hände der Städter, kein anderes Loos sie erwarte, als der Tod. In Werteghem vereinigte sich nun das Heer unter Arteveldes Befehl und rückte am andern Tage vor Oudenarde.

Rasch begann der Angriff und war wüthend. Auf der Nordseite, wo die Genter standen, wurde die Stadt aus 30 Stück groben Geschützes beschossen, eine ungeheure Zahl in damaliger Zeit; Maschinen, Thürme wurden erbaut, und Alles, was die Belagerungskunst, damals noch ganz in ihrer Kindheit, anzuwenden verstand, wurde gegen die Stadt gebraucht. Aber der von Hallwyn, welcher in der Stadt befehligte, ein alter, in den englischen Kriegen ergrauter Kriegmann, hatte

so zweckdienliche Maaßregeln getroffen, daß jedes Unternehmen scheiterte. Das, was am Tage von der Mauer niedergeschossen war, wurde während der Nacht wieder ausgebessert.

Artevelde hatte solchen Widerstand nicht erwartet; er versuchte nun ein anderes Mittel, die Besatzung zu schwächen. Er ließ aus allen befreundeten Städten starke Haufen ausziehn, um die Schlösser der Adeligen anzugreifen und zu zerstören. Die muthigen Vertheidiger sahen von den Thürmen von Oudenarde die hellen Flammen durch das ganze Land leuchten, dennoch verließ keiner die Stadt, seiner Veste zu Hülfe zu eilen. Da vereinigte Artevelde alles Geschütz auf einen Punkt, gegen den Thurm am Genter Thore; der Thurm stürzte, aber fiel nicht in den Graben, sondern in die Stadt. Er beschoß die Mauer, sie stürzte ein, aber die Belagerten hatten hinter der Bresche eine neue aufgeführt und schlugen den Sturm ab; das Glück schien Artevelde nicht nach Oudenarde begleitet zu haben. Er bot nun dem von Hallwyn die vortheilhaftesten Bedingungen an, und erhielt die spöttische Antwort: Sie kümmerten sich wenig um die

Vorschläge eines Bierbrauers, und würden bis zum Tode das Erbe ihres Herrn, des Grafen von Flandern, vertheidigen.

Diese Antwort brachte Artevelde in Wuth. Das Heer war durch Krankheiten und durch die häufigen Ausfälle der Besatzung und die wiederholten Angriffe bedeutend geschmolzen, es begann an Munition zu fehlen; deshalb schickte er Dubois nach Gent, frisches Volk und die nöthigen Krieggeräthschaften herbei zu schaffen.

Dubois reiste ab, besorgte Alles pünktlich, nicht um Arteveldes willen, denn er haßte ihn schon längst, der ihn so stolz, so anmaßend behandelte und ihn durch Macht und That in den Augen der Genter, selbst in den Augen der Chaperons verdunkelte, sondern seines eignen Nutzens wegen. Er that noch mehr, ging auch zu Alice, forschte nach ihrem Thun und Treiben, und da entging ihm nicht, daß in Alice's Seele etwas vorgehe, das die Ruhe ihres Gemüths untergrabe und es ward ihm leicht, die richtige Saite bei ihr zu berühren. Er begann von dem Kampfe bei Schwalem zu sprechen, die grausame Weise zu tadeln, mit welcher Artevelde sich hernach

gegen sie benommen habe, und obgleich Alice auf dies nichts erwiederte und sich nicht in sein Gespräch einließ, so hielt ihn dies doch nicht ab, noch manches hinzu zu setzen, was Alice's ohnedies reizbares Gemüth noch mehr aufregen konnte. Endlich sagte er im treuherzigsten Tone: wenn Ihr auch schweigt, edle Frau, und keinen Theil an dem zu nehmen scheint, was ich zu Euch sprach, so weiß ich doch von Euch selbst, welchen Antheil Ihr früher an dem Grafen von Enghien genommen habt, und wahrlich! trotz Eures frommen Bestrebens, war es Euch nicht gelungen, sein Andenken aus Eurer Erinnerung, sein Bild aus Euerm Herzen zu verbannen, und dem Todten, so dünkt mir, hängt Ihr mit neuem Leben an, weil hier Eure Pflicht Euch nicht in den Weg tritt. Deshalb, um Euch zu zeigen, wie sehr ich Euch gewogen bin, bringe ich Euch hier sein Schwert. Es muß Euch eine theure Reliquie sein. Gedenkt seiner, wenn Ihr es anblickt und lebt wohl! Bei diesen Worten verließ er das Gemach, das Schwert aber ließ er zurück.

Alice nahm es, küßte seinen Griff: du hast ihn im Tode begleitet, treuer Gefährte mei-

nes Walters, Du hast ihn oft geschützt in der Gefahr, bis die Sense des Todes ihn mähte; so begleite auch mich, wenn ich, Deines Herrn gedenkend, den Tod suche oder bringe. Sei mir, wie jenes Amulet ein blutiger Mahner! Sie verschloß hierauf das Schwert und schien durch diese Reliquie beruhigter geworden zu sein.

Bald darauf kam Dubois mit frischer Mannschaft, Lebenmittel und Munition ins Lager vor Oudenarde zurück, und als ihn Artevelde nach Alice fragte, erwiederte er, daß sie wie immer sehr eingezogen lebe, Niemanden bei sich sähe und sein Pallast jetzt wie verödet sei; aber alle Abende, so wie es zu dämmern beginne, besuche die Andächtige die Kirche St. Bavons und verrichte dort, wohl während einer Stunde ihre Andacht.

Artevelde wußte recht gut, für wen sie dort bete; selbst an dem Todten hängt sie mit Liebe, den Lebenden stößt sie kalt zurück! rief er sich vergessend aus, und Dubois freute sich, von Neuem diesen Stachel in sein Herz gedrückt zu haben.

Aber bald zerstreuten ihn ernstere Dinge, denn er erhielt in dieser Zeit die Nachricht,

daß es dem Grafen von Flandern durch den Herzog von Burgund gelungen sei, den noch unmündigen König zum Kriegzug gegen Flandern zu bewegen. So wenig Artevelde auch das französische Heer fürchtete, so sehr er auch, seinem Glücke vertrauend, bei dieser Nachricht nicht verzagte, so glaubte er doch Alles anwenden zu müssen, das Unwetter zu beschwören. Er sandte deshalb noch aus dem Lager vor Oudenarde Abgesandte mit ehrerbietigen Schreiben an den König und an die Herzöge von Berry und Burgund, worin er diese bat, die Vermittler zwischen den Städten und dem Grafen zu sein; auch gab er jenen den geheimen Auftrag, den immer Geld bedürftigen Herzog von Berry durch eine bedeutende Summe für sich zu gewinnen. Nachdem er dies besorgt hatte, und er sah, daß sich die Belagerung in die Länge ziehen würde, übergab er, unter dem Vorwand, daß seine Gegenwart in Gent nothwendig sei, Dubois den Befehl des Heeres und ging nach Gent zurück.

5.

Hier traf er, als es ſchon zu dämmern begann, in aller Stille ein; Niemand erwartete ihn, es war das erſtemal, daß er von einem Kriegzuge heimkehrte und der Jubel des Volkes ihn nicht empfing, aber er fühlte ſelbſt, daß er keinen Triumph verdiente, denn vor Oudenarde war ſein Glück geſcheitert und ſein Selbſtvertrauen durch die muthige Vertheidigung erſchüttert. Ohne in ſeinem Pallaſte zu verweilen, warf er einen Mantel um und ging, nur von ſeinem getreueſten Diener begleitet, nach St. Bavons-Gotteshauſe, das er offen und den Kirchner an der Thüre fand. — Schweig, wenn Dir Dein Leben lieb iſt! raunte er dieſem zu, ließ den Diener zurück und ſchritt nun durch das hohe Schiff dem Altare zu, wo die ewige Lampe vor dem Bilde des Heiligen brannte. Da ſah er ſeitwärts auf dem Altare der Mutter Gottes die Kerzen angezündet und nicht weit davon zwei weibliche Geſtalten knieen. Er ſchlich leiſe, wie der Marder, der ſeine Beute ſchon im Auge hat, durch die gewölbte

Seitenhalle und stand unbemerkt hinter dem Pfeiler, neben welchem die Frauen knieten.

Die Eine hatte ihr Haupt andachtvoll gebeugt, die Hände kreuzweis über die Brust geschlagen und betete leise. Es war Alice; der matte Kerzenschein zeigte ihm ihre hohe Gestalt, zeigte ihm das Grab Walters von Enghien, an dem sie kniete. Er lehnte sich vor Wuth zitternd an die Säule, seine Hand zuckte krampfhaft und er suchte seines Zornes Herr zu werden; aber vergebens. Steh' auf, Treulose! rief er nun mit donnernder Stimme, trat auf die Betende zu und zückte den Dolch. Alice fuhr erschrocken auf und sah Artevelde vor sich, bleich, bebend vor Zorn, den gezückten Dolch gehoben, stehen.

So überrascht sie auch war, verlor sie die Fassung nicht, warf den Schleier zurück, riß das Regentuch auseinander und sagte mit fester Ruhe: stoßt den Dolch in meine Brust! Auf dieser Stelle ist mir der Tod doppelt willkommen! — Er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, war im Begriff ihren Wunsch zu erfüllen und drang auf sie ein, aber die treue Anna warf sich zwischen ihn und ihre Herrin,

fing den Stoß auf und sank, von Artevelde's Dolch getroffen, auf dem Grabe nieder.

Auf diesen Lärm eilte der Kirchner herbei — Schafft die Verwundete in aller Stille hinweg und reinigt die blutige Stelle, daß keine Spur zurück bleibt, befahl ihm Artevelde; und wehe Dir, erfährt eine lebende Seele was hier geschah! — Nun komm! wandt' er sich zu Alice.

Diese war jedoch zu sehr, um auf seine Worte zu achten, mit der Unglücklichen beschäftigt, die ihr leise zuraunte: sorgt nicht für mich, sorgt nur für Euch; der Stoß traf nur meinen Arm!

Hörst Du nicht? fragte mit rauhem Tone Artevelde und zog Alice von der Verwundeten weg, überlaß die Sorge für sie dem Kirchner und meinem Diener und folge mir.

Philipp! antwortete Alice und ihr schützender Engel mußte ihr den Gedanken zugeflüstert und dem Tone ihrer Stimme den weichen, unwiderstehlichen Schmelz wieder gegeben haben, dem selbst Artevelde nicht widerstehen konnte — Philipp! bat sie, wollt Ihr Euch nicht auf Eure Kniee werfen und Gott um Vergebung bitten, daß Ihr in seinem

Hause Blut vergossen? Wollt Ihr nicht reuig das Gotteshaus verlassen, daß der Herr der Heerschaaren nicht dereinst den verstockten Sünder auch verlasse?

Hier an diesem Grabe mag ich nicht beten! erwiderte Artevelde mit rauher Stimme, rief seinen Diener und befahl ihm, mit dem Kirchner die Verwundete hinweg zu schaffen, dann eilte er, ohne sich zu kümmern, ob Alice ihm folge oder nicht, raschen Schrittes, als ob ihn jemand verfolge, nach dem Hochaltar, warf sich dort auf den Stufen nieder und wollte beten, aber plötzlich sprang er auf, riß die hinter ihm knieende Alice mit sich fort und eilte, scheu um sich blickend, zur Kirche hinaus dem Pallaste zu.

Sein Weib an der Hand, die ihre Seele Gott befahl, denn sie sah ihre Todesstunde nahen, raunte er, keinen seiner Diener, die ihm entgegen kamen, beachtend, durch die finstern Gemächer bis in das Gemach Alicens, wo noch einige Kerzen brannten. Da ließ er sie los, die sich auf die Kniee warf und in der Todesangst ausrief: Herr, vergieb ihm seine Schuld, mir die sträfliche Begier! Dies

sagend, bedeckte sie ihr Gesicht und erwartete den Todesstoß.

Aber er traf sie nicht. Sie richtete nach einer Weile das gesenkte Haupt empor und sah Artevelde starr vor sich blickend, in einem Sessel sitzen. Sie erhob sich nun und ging langsam und ungewiß auf ihn zu: — Komm, Alice! sagte er, jedoch ohne sie anzublicken, denn immer noch war sein stieres Auge auf den nämlichen Fleck gerichtet: komm zu mir und bete für mich, daß er mich verläßt.

Was ist Euch, mein Gemahl? fragte sie bei dem furchtbaren Anblick Arteveldes zusammenschaudernd, wer soll Euch verlassen?

Bring' mir einen Becher Wein! befahl er statt Antwort. Sie schellte, gab die nöthigen Befehle, und als der Diener den Becher mit Wein brachte, reichte sie ihn Artevelden, der sich Stirn und Augen rieb, hastig nach dem Becher griff und den Wein hinunterstürzte: Gott Lob! sagte er dann, tief Athem holend, Gott Lob, nun ist's vorüber! — Setze Dich zu mir her, Alice.

Sie gehorchte, und als sie neben ihm saß, ergriff er ihre Hand, sie erschrak und entzog sie ihm schnell.

Warum entziehst Du mir Deine Hand? fragte er, sie starr anblickend.

Eure Hand, Herr! ist kalt wie eine Todtenhand! erwiederte sie schaudernd.

Und Dein Antlitz bleich, als wärest Du eben dem Grabe entstiegen, fiel er ihr in die Rede.

Auch ich bin dem Tode entronnen, sagte sie nicht ohne Vorwurf, nur die Treue meiner Magd —

Laß das ruhen! rief er finster, wirf einen Schleier darüber, Alice! — Laß es ruhen! Ich habe gefehlt, an Dir und an meinem Gott; fuhr er beruhigt fort: da schickte er mir die Furcht als Strafe, sie begleitete mich in der Gestalt des schwarzen Ritters zum Altare, stand drohend vor mir und störte mein Gebet, trieb mich aus dem Gotteshause, schlich auf der Straße hinter mir drein — O! Ich höre noch das Klirren seiner Sporen! — schritt dann durch die Gemächer mir voran und stand dort, dort. — Siehst Du nichts Alice?

Den Schatten Eurer ausgestreckten Hand sehe ich, mein Gemahl, sagte sie bebend, und

auch ihre Einbildungkraft ließ ſie das Bild des Todten ſehen.

Du haſt Recht, ſprach er lächelnd: es war der Schatten meiner Hand und das Ganze nichts, als das böſe Gewiſſen, das meinem wilden Sinne die Flügel losband, daß er irr umher flattern konnte — trügeriſch Gaukelſpiel, weiter nichts! — Was der Tod einmal umfaßt hat, das hält er feſt; den Deckel des Sarges ſprengt nur das Schmettern der Poſaune, wenn der Engel das Zeichen zum furchtbaren Weltgerichte giebt. — Geh, Alice! fuhr er dann fort und ſchien ruhiger geworden zu ſein: aber laß mich nicht lange allein, geh und ſieh, ob mein Diener noch nicht wieder zurück iſt, ich wünſchte gern Kunde von Anna zu haben, ſie dauert mich. Sende meinen Wundarzt zu ihr, er ſoll ſie verbinden, ich will ſie in der Nacht hierher bringen laſſen, daß Du ſie pflegen kannſt. Geh, aber kehre bald wieder.

Alice ging, fand den Diener und erfuhr von ihm, daß Anna's Wunde nicht gefährlich ſei; ſie eilte mit dieſer Nachricht zurück, und fand Artevelde mit ſtarken Schritten in dem

Gemache auf und abgehen. Alice theilte ihm dieſe Nachricht mit.

Gut! erwiederte er ziemlich gleichgiltig, gieb ihr 10 Goldgulden Schmerzengeld und ſo iſt die Sache abgemacht. Alice, über die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen war, erſtaunt, ſah ihn verwundert an. Der Menſch iſt doch ein erbärmliches Ding! fuhr er fort, Sclave ſeiner Leidenſchaften, Sclave ſeiner Sinne. Des Menſchen Körper aber iſt das Gebrechlichſte unter der Sonne; habe ich doch Nerven und Kraft, das ſtärkſte Schlachtſchwert zu ſchwingen um einen wilden Stier zu fällen, und ein Geſpenſt, von mir ſelbſt erſchaffen, läßt mich erbeben, der ich vor keinem menſchlichen Weſen, ſelbſt nicht vor dem heiligen Vater in Rom zittern würde. Du wirſt über mich lächeln, fuhr er dann fort: thue es nicht, danke lieber Gott, daß er Dich gnädig bewahrt hat. — Aber bete nicht wieder an jenem Grabe, Du rufſt die Dämonen dort hervor, die mich umſtricken, meine Sinne benebeln, und nicht immer möchte eine treue Dienerin bereit ſein, ſich für Dich zu opfern, nicht immer meine Einbildungkraft geſchäftig

genug, Dir ein Trugbild zum Schutz hervor zu zaubern. Gute Nacht, gute Nacht, Alice! sagte er dann, ohne sie anzublicken und verließ das Gemach; Alice stand noch lange, staunend über das, was sie gehört, was sie gesehen hatte.

Auf Arteveldes Gemüth hatte der Vorfall in St. Bavons-Dome einen stärkeren Eindruck gemacht, als er es sich gestehen wollte. Er fühlte sein Unrecht, das Bewußtsein, an heiliger Stätte Blut vergossen zu haben, ließ ihn vor dem Strafgericht Gottes erzittern, denn, trotz seines wilden Sinnes, fürchtete er die Strafen der Hölle, hing sclavisch an den Worten der Priester und war zum Aberglauben geneigt, so gern er auch jeden Glauben, jede Furcht aus seinem Herzen verbannt hätte, so sehr er oft das Schrecken der Priester war. Auch mußte er alle seine Kraft zusammen fassen, um sich von dem Gedanken loszumachen, es sei kein Phantom seiner Einbildungkraft, es sei der Geist Walters von Enghien gewesen, der ihn verfolgt habe, und nur sein stolzer Sinn ward endlich Herr dieses Glaubens. So schwankte er zwischen dem Aberglauben seiner Zeit und dem Unglauben,

den ſtarke, wilde Seelen ſich ſo gern zu eigen machen möchten.

Im Ganzen hatte die Begebenheit wohlthuend auf ihn gewirkt; das an heiliger Stätte vergoſſene Blut hätte ihn demüthiger geſtimmt, die Bilder ſeiner aufgeregten Einbildungkraft aber ihm ſein Unrecht auf erſchütternde Weiſe vorgehalten. Er war von dieſem Tage an weniger rauh gegen Alice, nur verbot er ihr ſtreng, je wieder die Kirche des heiligen Bavons zu betreten.

6.

Artevelde blieb mehrere Wochen in Gent, wo ſich Abgeordnete aller verbündeten Städte vereinigt hatten, um auf den Fall, daß ein franzöſiſches Heer in Flandern einrücke, zur Gegenwehr gefaßt zu ſein. Die Nachrichten, welche er hier von den nach Frankreich geſchickten Abgeordneten erhielt, waren nicht tröſtlich und für ſeinen Stolz höchſt kränkend. Man hatte in dem Rathe des Königs über ſein Schreiben geſpottet und der Herzog von Berry, des unziemlichen Anerbietens wegen,

die Abgesandten ins Gefängniß werfen lassen, so daß keine Aussicht mehr war, in Frieden mit Frankreich zu bleiben. Nun dann, so müssen wir uns an England anschließen, sagte Artevelde: mithin noch einmal Gesandte nach London schicken, die unsre Lage dem Könige vorstellen; sollten wir auch keine Hülfe von dort erhalten, so beruhigen wir doch Frankreich durch diese Unterhandlung und es kann, England fürchtend, nicht seine ganze Macht gegen uns senden.

Die vereinigten Städte Flanderns schickten nun noch einmal Abgeordnete nach England, welche diesmal doch so viel bewirkten, daß die Besatzung von Calais verdoppelt und dadurch das Land zwischen Calais und der Lys gedeckt wurde. Die Städte beschlossen dann, sich auf die Vertheidigung der Schelde und Lys einzuschränken. Vor allen Dingen aber galt es Oudenarde noch vor Ankunft des feindlichen Heeres, dessen Sammelplatz Arras war, zur Uebergabe zu zwingen; Artevelde beschloß auch deshalb, sich wieder dorthin zu begeben, Alice sollte ihn dahin begleiten, aber auch diesmal verweigerte sie es.

Noch an dem nämlichen Tage seiner An-

kunft vor Oudenarde erhielt Artevelde die Nachricht, daß Abgesandte von Frankreich und Burgund in Tournay angekommen wären, um wegen des Friedens zu unterhandeln, zugleich berichtete man ihm auch, daß die französischen Krieger schaarenweise nach Arras strömten, besonders viele Banner der bretagnischen Großen ihrem Landsmanne, dem Konnetable Clisson, folgten; auch die Burgunder zögen mächtig heran und schon sei ein bedeutendes Heer beisammen. Diese Nachricht schwellte den Stolz Arteveldes noch mehr, denn er sah die von Neuem eingeleiteten Friedensunterhandlungen als einen Beweis von Schwäche an und glaubte, das französische Heer ziehe sich nur aus Furcht vor den in Calais gelandeten Engländern, auf deren thätige Mitwirkung er rechnete, in Arras zusammen. Er sendete demnach Gesandte nach Tournay, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, zu erklären, daß, ehe nicht Oudenarde übergeben sei, wobei jedoch dem Adel freier Abzug bewilligt werden sollte, sie sich in keine weitern Friedenkunterhandlungen einlassen dürften.

Die französischen Abgesandten waren über diese stolze, anmaßende Erklärung empört,

aber dennoch ſandte der Biſchof von Beauvais das Haupt der Geſandtſchaft,, Artevelde ein Schreiben, worin er ihm auf höfliche Weiſe wegen ſeiner ſonderbaren Forderung Vorſtellungen machte, aber nicht als Regent von Flandern, ſondern nur als Hauptmann der Stadt Gent an ihn ſchrieb, wie er es auch den Hauptleuten von Menin und Ypern gethan. Dieß beleidigte den Stolz Artevelde's ſo, daß er gegen Kriegsgebrauch den Herold, der ihm den Brief gebracht hatte, in Ketten werfen ließ und die ferneren Unterhandlungen abbrach.

Der Angriff Oudenards begann nun mit verdoppeltem Eifer, man wußte, daß allmählig die Lebensmittel in der Stadt zu mangeln begannen und Artevelde hoffte von dieſem furchtbaren Feinde, den er nur zu gut kannte, Alles. Er gedachte der Hungersnoth in Gent; denn hätte damals ein Feind vor den Thoren geſtanden und die vor Hunger ermatteten Bürger raſtlos angegriffen, ſie hätten, trotz ihrer Beharrlichkeit, endlich unterliegen müſſen. Aber die vom Adel, von der Annäherung des franzöſiſchen Heeres unterrichtet, theilten bei guter Zeit ihre Lebensmittel ein,

und entbehrten weislich lieber früher etwas, um nicht am Ende ganz hülflos zu sein. Sie ließen sich von dem erneuerten Angriffe und Stürmen der Städtischen nicht entmuthigen.

Noch einmal hatte sich bei einem allgemeinen Sturm Artevelde an die Spitze der Genter gesetzt, aber er war auch wieder zurückgeschlagen worden und der Muth der Vertheidiger blieb unerschütterlich; da ließ er Ateмann von Brügge kommen, übergab ihm den Befehl des Belagerungheeres, das freilich sehr geschmolzen war und ging mit Peter Dubois nach Gent zurück, um von hier aus die Anordnung zu dem bevorstehenden Kriege zu machen.

7.

Ganz Flandern war in Bewegung, in allen Städten sah man die Bürger unter Waffen; statt in ihren Werkstätten zu sitzen, übten sie sich auf den öffentlichen Plätzen in Führung der Pike und des Schwertes und schossen in den Gräben mit der Armbrust nach dem Ziele; Konstabler setzten die in damaliger Zeit

noch sehr unvollkommenen Geschütze in den Stand und die Zünfte, ihre Rottmeister und Hauptleute an der Spitze, versammelten sich des Sonntags, wo sie sonst ihren Vergnügungen nachzugehen pflegten, auf den grünen Angern vor den Thoren, um sich in allerlei Kriegbewegungen und Stellungen zu üben.

Zwischen Menin und Courtray versammelten sich nun die Flandrer. Alle Städte mit Ausnahme Tournays, Lilles und Oudenardes, ließen ihre Mannschaft an die Lys rücken. Brügge schickte sein Kriegvolk nur gezwungen und selbst mehrere kleine Städte hätten gern den Krieg beendet gesehen, wenn sie auch, dem Frieden zum Opfer, sich ihrem rechtmäßigen Herrn hätten unterwerfen müssen, denn ob Artevelde, oder der Graf von Flandern sie regierte, war ihnen nach gerade ziemlich gleich geworden, da sein Regiment, wenn es auch weniger drückend an Abgaben, doch blutiger und tyrannischer war als das andere.

Der Graf von Flandern hatte gleich bei seiner Ankunft in Arras alle die aus den Städten Flanderns genommenen Geisseln frei gegeben und diese dadurch zu gewinnen gesucht, auch verfehlte er seinen Zweck nicht

ganz. Belebte auch noch der alte Muth das flandrische Volk, so hatte doch die Erbitterung gegen ihren Herrn nachgelassen und es war nicht mehr der frohe Muth, mit dem sie einst zur Schlacht von Courtray gezogen waren. Doch machten die Genter hierin eine Ausnahme, sie ergriffen die Waffen mit Freuden, zogen mit Begeisterung aus, denn sie, die andern Städte fast unumschränkt beherrschend, sahen sich als die Fürsten Flanderns an und der ärmste Handwerker dieser mächtigen Stadt dünkte sich mehr als der reichste Kaufherr des unterjochten Brügge, und der Schlacht bei dieser Stadt gedenkend, zweifelten sie keinen Augenblick, das französische Heer zu vernichten.

Artevelde theilte zwar ihren Muth, aber ihr stolzes Vertrauen nicht. Durch die hartnäckige Vertheidigung Oudenardes, dessen Belagerung den verbündeten Städten so viel Blut gekostet hatte und noch kostete, war das Vertrauen zu seinem unwandelbaren Glück erschüttert worden. Eine innere Stimme rief ihm zu, daß mit der Ermordung der 1200 in Brügge und dem Tode des Grafen Enghien sein Stern untergegangen sei und obgleich

seine

seine Macht seit jenem Tage wie ein reißender Bergstrom immer mehr angewachsen war, so konnte er sich seines Glücks nicht recht freuen und es umschwebte ihn ein finstrer Geist, der ihm das Vertrauen raubte und seinem festen Sinne etwas Schwankendes gab. Seine rege Einbildekraft, durch sein wildes, leidenschaftliches Gemüth noch mehr gereizt, neckte ihn noch oft mit dem Todtenbilde Graf Walters und wenn er im Zwielicht sinnend auf dem Sessel saß und seine kühnen Pläne durchdachte, war es ihm oft, als trete der schwarze Ritter, von den gemordeten Brüggern gefolgt, aus der getäfelten Wand hervor, schreite auf ihn zu, zeige die breite Wunde seiner Stirn und drohe ihm oder lache höhnisch. Dann, obgleich er sich wohl sagen konnte, daß es nur Spiel seiner Einbildekraft sei, fühlte er immer eine Abspannung an Geist und Körper und am folgenden Tage ging er ernst umher, nicht fähig, etwas mit Ruhe zu überlegen oder zu ordnen, denn immer schwebte noch, wenn auch nur wie der Schatten des Schattens, das düstre Bild vor seinem Auge.

Aber auch in der Wirklichkeit zog ein fin-

ſtrer Geiſt heran. Die Nähe des franzöſiſchen Heeres hatte den Muth derjenigen Bürger von Gent belebt, die, ihrem Herrn getreu, nur mit Unmuth das blutige, tyranniſche Joch ertrugen, in das Artevelde die freien Bürger geſpannt hatte. Die Reichen, ſelbſt die Schiffer, welche den Tod ihres Syndikus nicht vergeſſen konnten, auch die Geiſtlichkeit, verbanden ſich im Geheim und ſelbſt Peter Dubois, ohne wirklichen Theil daran zu nehmen, begünſtigte in der Stille die Verſchwörung, an deren Spitze Herr Roger Everwein ſtand.

Sobald als Artevelde Gent mit dem Kriegvolke verlaſſen haben würde, wollten ſich die gutgeſinnten Bürger in den Beſitz der Stadt ſetzen, Hülfe ſollte ihnen von Antwerpen werden, ſo daß ſie den Ausgezogenen, wobei ſich alle Chaperons befanden, die Rückkehr in die Stadt verwehren zu können hofften. Roger Everwein, nicht ahnend, daß Alice diesmal ihrem Gatten ins Feldlager folgen würde, glaubte ſich auch von dieſer Seite geſichert und zweifelte nicht mehr an dem glücklichen Ausgange des Unternehmens.

Aber nur ſelten ſchläft der Verräther. Ei-

ner der Schiffer benachrichtigte Dubois von dem, was vorgehen sollte und da dieser, der von der ganzen Sache genau unterrichtet war, sah, daß sie nicht geheim bleiben würde, entschloß er sich, Artevelde selbst davon in Kenntniß zu setzen, um doch wenigstens auch hierbei, wo es über den Seckel der Reichen hergehen mußte, zu gewinnen.

Er ging zu Artevelde, überraschte ihn zwar mit der Nachricht der Verschwörung, doch brachte sie ihn nicht außer Fassung und fast schien es, als durchschaue Artevelde Dubois und ahne seine Mitwirkung. Ruhig hatte er dessen Bericht angehört, ihn mit keinem Worte unterbrochen und als dieser beendet, rief er einen Diener und befahl ihm, Herrn Roger Everwein hierher zu entbieten; dann traf er die nothwendigen Anordnungen, deren Ausführung er Dubois, wohl gegen dessen Wunsch, übertrug. Er glaubte in diesem entscheidenden Augenblicke, wo er der allgemeinen Anstrengung der Genter bedurfte, kein Blut vergießen zu müssen und dies bis nach der ersten gewonnenen Schlacht zu versparen, deshalb ließ er nur die Angesehensten verhaften, der ganzen Zunft der Schiffer aber be-

fahl er, gewaffnet auszurücken und ihn ins Lager von Courtray zu begleiten.

Herr Roger! redete er den Eintretenden an — Ihr steht an der Spitze einer Verschwörung gegen mich, Eure Mitgenossen werden in diesem Augenblicke verhaftet, Euch aber sei, um Eurer Tochter willen, verziehen. Geht nach Hause, verlaßt mit keinem Tritt Euer Haus, sehet, sprechet Niemand als Alice, der ich es erlauben will, zu Euch zu gehen. So wie ihr diesen Befehl übertretet, seid Ihr des Todes. Richtet Euch darnach!

Unentmuthigt hatte Roger Everwein ihn angehört. Artevelde! sagte er stolz: Durch Euch hat mich Gott tief gebeugt und Ihr wähnt, durch Großmuth mich noch tiefer zu beugen; Ihr irrt, Eure Schonung ist Verstellung, der Tiger läßt seine Beute fahren; und verstellt Ihr Euch nicht, hätte wirklich der Himmel ein Wunder bewirkt und einen Funken Mitleid in Euer Herz gesenkt, er würde doch verlöschen, ehe er zur reinen Flamme aufschlüge. Deshalb zeigt Euch, auch gegen mich, unverstellt, denn Eure Großmuth verachte ich und Eure Schonung wäre mir nur bitter. Laßt mich das Loos der edlen

Männer theilen, denen die Herrschaft des Pöbels unerträglich ist und denen Ihr ein Greuel seid!

Artevelde lächelte ingrimmig: Geht und thut, wie ich euch befohlen! sagte er kalt, ließ den Alten, ihn seinem Schmerz überlassend, allein stehen und ging zu seiner Gattin.

Alice! sprach er und sein Gesicht; das freundlich scheinen wollte, war dennoch umdüstert: Diesmal begleitest du mich ohne Widerrede ins Feldlager von Courtray.

Wie Ihr befehlt, Herr! erwiederte sie.

Von dieser Nachgiebigkeit überrascht, wurde sein Mißtrauen wach: Wie kommt es, daß Du jetzt so bereitwillig bist und sonst so hartnäckig mir ins Feldlager zu folgen verweigertest? fragte er, forschend.

Weil ich glaube, Artevelde, daß ich diesmal muß! erwiederte sie mit Ruhe: Die nächste Schlacht entscheidet über Euer Schicksal, es zu theilen dünkt mir Pflicht.

Weißt Du, was indessen hier vorgegangen ist? fragte er, sie scharf beobachtend.

Ich weiß es nicht mein Gemahl, sprach sie gleichgültig: Die Neuigkeiten dringen nicht bis in meine Einsamkeit.

So geh zu Deinem Vater, er kann Dir das Weitere berichten. Uebermorgen verlassen wir Gent! fuhr er fort: Sorge dafür, daß Du Dich mit aller Pracht an meiner Seite zeigen kannst. Hierauf verließ er sie und ging, um zu sehen, ob Dubois seine Befehle pünktlich befolgt habe, sie aber begab sich zu ihrem Vater.

Ich komme, Vater, auf Befehl Arteveldes hierher, Kunde von dem, was vorgefallen ist, bei Euch einzuziehen; Freudiges mag es nicht sein, sonst hätte er mich nicht zu Euch gesendet.

Ja wohl ist es nichts Freudiges! erwiederte er: Gent ist verloren und auch ich und meine Freunde sind dem Verderben geweiht. Seiner Schonung traue ich nicht und mag sie auch nicht; ihm will ich nichts verdanken.

Alice's Gesicht erheiterte sich, indem der Vater sprach. Beruhigt Euch, Vater! sagte sie freudig: Reizt seinen Zorn nicht und erwartet Alles von der Zukunft. Ihr sollt nicht fallen unter seinem Henkerbeil, Gent nicht unter seinem blutigen Joche seufzen!

Alice! unterbrach sie der Vater: Was geht in dir vor? — Was willst du beginnen?

Nichts Vater, was Euch betrüben könnte! erwiederte sie mit Ruhe.

Du warst sonst mein frommes, duldsames Kind, fuhr er mit bewegter Stimme fort, hast bisher in Frömmigkeit gewandelt, keiner Sünde Schuld hat auf Dir gelastet — Und jetzt willst Du Dich selbst verderben? Du brüteſt über eine furchtbare That, der Zwiespalt Deiner Seele raubt Dir bei Nacht den Schlummer, versenkt Dich bei Tage in wache Träume.

Vater! erwiederte Alice: Meine sternenhelle Bahn hat sich verdüstert, das reine Blau des Himmeldoms ist mit Nacht bedeckt und doch muß ich vorwärts, meinem Ziele entgegen. Ihr seht, ich gehe meinen Weg ruhig; bete als fromme Christin zu Gott, theile Almosen aus und beschenke die Kirchen, mehr kann ich nicht; meinen Weg muß ich gehen, stört mich nicht.

Ist es auch ein Gott gefälliger, den Du wandelst? fragte der Besorgte.

Mein Herz liegt in der Hand Gottes, zwar ist es nicht mehr wie es war, sanft und duldend, es klopft stärker, lauter, stürmischer, aber es liegt noch immer in Gottes

Hand. Quält mich nicht, Vater! bat sie: Ich bin mit mir und, wie ich glaube auch mit Gott einig.

Mit Gott einig? fiel er ihr in die Rede und schüttelte sorgenvoll sein greises Haupt. Und warum nimmst Du denn zu unnatürlichen Dingen Deine Zuflucht? Du trägst abgöttische, zauberische Dinge an Deinem Körper; auf Deiner Brust, ich weiß es, ruht ein Amulet, worauf cabalistische Zeichen geschrieben sind. Wer solcher Dinge bedarf, um sich gegen das Schicksal zu waffnen, der ist für den Himmel verloren!

Quält Euch nicht unnütz, Vater! erwiederte sie mit himmlischer Ruhe: Was in und auf meinem Herzen ruht, das gehörte Walter. Welche Zeichen auf dem Amulet geschrieben stehen, weiß ich nicht; es hing um seinen Hals und das ist genug, es mir werth zu machen; nur deshalb trag' ich es. Fürchtet nicht, daß ich mich damit gegen mein Schicksal waffnen will, das hat mein Herz ja längst schon zum Tode getroffen und jeder Widerstand wäre vergebens. Noch steh' ich makellos vor Euch, alle Hülfe hoffe ich von oben, Gott werd' ich befragen in meiner

Noth, der heiligen Mutter will ich meinen Kummer an das Herz legen und wie ſie mir befehlen, ſo werd' ich thun.

Alice! ſagte der Vater betroffen: glaubſt Du denn, der himmliſche Vater, die heilige Jungfrau würden Wunder thun um Dich zu erleuchten, würden ihren heiligen Willen Dir kund thun?

Habt Ihr nicht mehr Vertrauen zu dem Himmel, Vater? erwiederte ſie und ihr Auge erglänzte von heiligem Lichte: Wen er ſo geprüft hat wie mich, gegen den iſt er auch barmherzig und das Gebet aus gebrochenem Herzen dringt ſicherer zum Throne, als das aus freudigem.

Unglückliche Verblendete rief der Vater: Doch in den letzten Augenblicken meines Lebens kann ich nur warnen, darf nicht mit Dir zürnen. Ueberlaß mich meinem Schickſal, vergiß den blutigen Leichnam Walters von Enghien und übergieb Gott allein die Rache!

Alice ſchwieg, ſank an ſeine Bruſt und verließ ihn ſchnell.

8.

Artevelde theilte nun am andern Tage den Hauptleuten seine Befehle aus, sandte Dubois mit dem Haufen von Brügge und den westlichen Städten nach Comines, dort den Uebergang über die Lys zu vertheidigen, bestellte die Hauptleute, die in Menin und Courtray ein Gleiches thun sollten und sendete Eilboten an alle Städte mit der Aufforderung, in großer Eile alle waffenfähige Mannschaft und ihr Geschütz in das Lager zu senden, das er bei Rosebecque beziehen wollte; auch gab er den grausamen Befehl, keinen vom Adel gefangen zu nehmen, Alle nieder zu hauen, überhaupt keinen Franzosen und Burgundier zu schonen. Dann hielt er Musterung über die Genter und sandte die der Verschwörung wegen in Verhaft genommenen Bürger nach Courtray voraus.

Seiner Gattin überreichte er einen künstlich gearbeiteten Helm und Panzer, der leicht genug war, daß sie ihn über ein knappanliegendes Wamms tragen konnte, überließ sie dann den ganzen Tag sich selbst und war nur mit den kriegerischen Anordnungen beschäftigt.

Nach dem Mittagmahle ging Alice zu ihren Eltern, ihnen Lebewohl zu sagen. Hier setzte sie sich in das Kämmerchen, das sie als Jungfrau bewohnt hatte und ließ noch einmal die Tage ihrer Jugend an sich vorüberziehn. Jede Kleinigkeit, die sie hier fand, hatte Werth für sie und wie ein fröhliches Kind ergötzte sie sich an dieser Täuschung und erst als sie das Kämmerchen verließ, auf dem Altan an der Lys stand, da schwebte der Traum ihrer Liebe an ihr vorüber, nicht mit Schmetterlingsflügel, mit düsterm, melancholischem Flug zog er über sie hin. Dann kehrte sie zu ihren Eltern zurück, schien auf den nahen Abschied gefaßt, doch als es zu dämmern begann und sie sich zum Weggehen anschickte, war ihr Muth hin; als wäre der Abschied für ewig, so schmerzvoll warf sie sich an die Brust des Vaters, ruhte sie in den Armen der Mutter und es ward ihr schwer, sich von ihnen loszureißen. Aber es mußte geschieden sein. Der Vater segnete sie, die Mutter versprach, für sie zu beten. So verließ sie das elterliche Haus, wo der Friede ihrer Jugend sie freundlich begleitet hatte.

So will ich heute den Kelch ganz leeren!

sagte sie, als sie noch einen traurigen Blick auf das Vaterhaus geworfen hatte; und blos von Anna gegleitet, deren Wunde schon lange geheilt war, betrat sie Arteveldes Haus, das jetzt unbewohnt stand. Hier traten nur schmerzliche Erinnerungen ihr entgegen und sie eilte nach ihrem Gemache, wo sie sich sogleich auf das Ruhebette setzte und nach der Stelle hinsah, wo Walter von Enghien gelegen hatte. Lange saß sie hier und sein bleiches Todtenbild schwebte vor ihr, freundlich und mild, wie er so oft im Leben vor ihr gestanden hatte. Laß uns zu seiner Ruhestätte wallfahrten, Anna! sagte sie jetzt zu der Dienerin, hab' ich auch bisher meines Eheherrn Verbot streng nachgelebt und die mir so heilige Stätte nicht wieder betreten, so kann ich doch nicht von Gent scheiden, ohne noch einmal und wohl zum letztenmale an seinem Grabe zu beten.

Fürchtet ihr nicht? — fiel ihr Anna bittend in die Rede.

Was hab' ich noch zu fürchten? — Komm! erwiederte sie, warf ihr Regentuch um und schritt durch die Dämmerung nach St. Bavons-Kirche, ließ dort die Kerzen am Altar der heiligen Jungfrau anzünden und kniete an dem

Grabe Walters nieder; Anna jedoch blieb entfernt, denn ihr grauſte vor dem Orte, wo ſchon einmal ihr Blut gefloſſen war. Lange betete Alice, ſchon hatte ſich die Nacht geſenkt und ſie lag noch auf ihren Knieen und Anna mußte oft mahnen, ehe ſie ihr folgte.

Endlich erhob ſie ſich, weihte der heiligen Mutter eine kleine Perlenſchnur und warf ſich dann anbetend vor ihr nieder, Himmelkönigin! ſprach ſie, ich habe oft ſtundenlang vor Deinem heiligen Bilde gekniet, habe zu Dir gefleht, meinen irren, ſchwankenden Geiſt auf rechte Bahn zu leiten, meinem aufgeregten Gemüthe die Ruhe wieder zu geben, meinem Herzen den Frieden zu ſchenken, aber mein Flehen war umſonſt; mein Geiſt ſchwankt immer noch ungewiß hin und her und weiß nicht, was er beginnen ſoll, mein Gemüth iſt nicht beruhigt, mein Herz hat ſeinen Frieden nicht wieder gefunden. Nun, ſo fleh' ich noch einmal zu Dir und weihe Dir das Liebſte, was ich außer meinem Epheukranze noch habe, dieſe Perlenſchnur, die ſeine Lippen berührt haben; gieb ein Zeichen, Gebenedeite, ſieh finſter auf mich, iſt es Dir nicht wohlgefällig, was ich vollbringen will, lächle mich freundlich an, gehe ich den

rechten Weg. Sie beugte bei diesen Worten ihr Haupt und betete leise, dann erhob sie es und blickte auf zur Mutter Gottes — Du lächelst freundlich mir entgegen, Gnadenreiche! rief sie freudig, Blickst huldreich auf mich herab! So thue ich recht, Gott Lob!

Sie eilte nun, durch diesen Wahn gestärkt, aus dem Gotteshause, drückte dem Kirchner noch eine Gabe in die Hand und verbrachte den Abend heiter und allein. Am andern Morgen zog sie mit Artevelde nach Courtray.

9.

Die schleunige Zusammenziehung des flandrischen Kriegvolkes war auch nothwendig, denn das Heer König Karl's VI. war schon bei Arras versammelt und bereit nach Flandern aufzubrechen. Gegen Ende October war der König nach St. Denis gezogen, die Oriflamme zu holen, die dem Seneschall Villiers anvertraut wurde und hatte sich dann sogleich zum Heere begeben! das er in einem herrlichen Zustande fand. Alle Großen des Reichs waren mit ihren Vasallen zugegen, der ganze Adel

Frankreichs war herbei geeilt. Der Herzog von Burgund hatte seinen ganzen Schatz geleert, um ein furchtbares Heer zu werben und die von Artois waren mit gutem Willen ihrem neuen Landesherrn, dem Grafen von Flandern, zugezogen, auch hatte sich eine bedeutende Menge flandrischen Adels und Landvolks um ihn gesammelt. Das Heer zählte an 60,000 Streiter.

Das Heer der vereinigten Städte war noch stärker, aber auf mehreren Punkten vertheilt. Ein guter Geist beseelte die meisten, denn sie wußten, daß sie zu sehr gegen ihren Fürsten gefehlt hatten, um nicht das Aeußerste wagen zu müssen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; aber der Geist der Zwietracht herrschte auch unter einigen von ihnen und viele wären lieber in ihren Mauern geblieben und hätten sich unterworfen, als ihr Schicksal einer Schlacht anvertraut. Artevelde war voll kecken Muthes, sah zwar nicht mit Geringschätzung auf das französische Heer, rechnete jedoch hauptsächlich auf die späte Jahreszeit, die dem Feinde nicht erlauben würde, lange beisammen zu bleiben und daß sie keinen Ort finden würden, wo sie

in Flandern eindringen könnten; er ließ deßhalb auch alle Brücken über die Lys abwerfen.

Der Konnetable Clisson, ein alter, in der Schule des Krieges ergrauter Held, sah alle diese Hindernisse wohl ein und so sehr er auch dem Muthe seines Heeres vertrauen konnte, so ließen sie ihn fast an dem Gelingen des großen Unternehmens zweifeln. Die häufigen Regen hatten die Straßen sehr unbrauchbar gemacht, nur mit der äußersten Mühe war das Geschütz fort zu bringen, keinen Uebergang über die Lys fand er unbesetzt, alle Brücken abgebrochen, so daß sich ihm mit jedem Tage neue Hindernisse in den Weg legten. Er berief deßhalb einen Kriegrath zusammen, wo mancherlei Vorschläge gemacht wurden. Der eine wollte die Lys umgehen, der andere längs der Schelde auf Oudenarde rücken, dessen Belagerung die Genter aufgeboben hatten; aber beide Pläne bedurften zur Ausführung zu viel Zeit und der Herbst nahte seinem Ende. Endlich wurde beschlossen, gegen Comines vorzurücken und hier den Uebergang zu erzwingen.

Während die Führer berathschlagten, waren eine Menge vom Adel ohne Befehl, unter Anführung eines unehelichen Sohnes des Gra-

fen

fen von Flandern zusammengetreten, hatten durch die Lys gesetzt und die Flandern überfallen. Allein diese, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, eilten mit Macht herbei, umzingelten die Ritter und hieben sie, Arteveldes Befehle gemäß, Alle nieder. Dieses erste glückliche Gefecht belebte den Muth der Flandrer ungemein, und sie zogen nun mit freudiger Zuversicht zu dem Heere, das sich allmählig bei Rosebecque versammelte.

Das französische Heer stand nun Comines gegenüber, welches Peter Dubois mit 12,000 Mann vertheidigte. Die Brücke, wovon die Pfeiler noch standen, war abgebrochen, alle Fuhrten waren wohl verschanzt und alle Fahrzeuge auf das linke Ufer gebracht. Der Konnetable befand sich in nicht geringer Verlegenheit, der Winter war nahe, im Innern Frankreichs wurden die Städte unruhig, in Rheims, Orleans, Blois, selbst in Paris fanden Unruhen statt und was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Aber die Bannerherrn seiner Vorhut rissen ihn aus dieser Verlegenheit. Mehrere von ihnen hatten mit großer Mühe drei kleine Fahrzeuge von Lille kommen lassen und schickten sich an, über die Lys zu setzen. Der

Marschall von Sancerre wurde auf diese Nachricht von dem Konnetable hingeschickt, um zu sehen, was sie gegen seinen Befehl begönnen und fand sie schon im Uebersetzen begriffen; so gefährlich dies Unternehmen auch war, denn nur 9 Mann nahm ein Fahrzeug auf, konnte er es doch nicht mehr hindern. Da auf diese Weise 100 Geharnischte auf das linke Ufer gesetzt waren, hielt er es gegen seine Ehre, zum Konnetable zurückzugehen und ließ sich selbst übersetzen, um an ihrem Wagstück Theil zu nehmen.

Der Konnetable, der indeß mit den Armbrustschützen einen Scheinangriff auf die Brücke von Comines gemacht hatte, sah zu seinem Schrecken auf der andern Seite die wehenden Banner der Dugueselin, Lavals, Rohans, und des Vicomte von Meaux. Er glaubte die Blüthe des bretagnischen Adels verloren und begann nun an der Wiederherstellung der Brücke mit doppeltem Eifer arbeiten zu lassen, wobei selbst die Schilde der Ritter, da wo es an Bohlen fehlte, aushelfen mußten. Er selbst war überall zugegen, feuerte den Muth der Seinen an und zeigte ihnen hierbei die flatternden Banner ihrer Kameraden auf dem jen-

seitigen Ufer; doch die Nacht machte seinen Sorgen ein Ende. Die französischen Ritter, welche übergesetzt waren, hielten sich während der Nacht geschlossen, ließen, um den Feind glauben zu machen, sie wären in weit größerer Anzahl übersetzt, das Feldgeschrei fast aller französischen Bannerherrn erschallen und hielten sich so vor jedem Ueberfall geschützt.

Gegen Morgen ließ Dubois die Flanderer in aller Stille ihnen entgegen rücken, traf sie jedoch, die in der Nacht noch mehrere Verstärkung erhalten hatten, auf ihrer Huth. Er hatte Alles gethan, den Muth der Seinen zu beleben, sogar den Aberglauben der damaligen Zeit benutzt. Ein Weib, das im Rufe der Heiligkeit stand, war dem Heere gefolgt und da ihr prophetischer Geist dem Kriegvolke versicherte, daß, wenn das erste französische Blut durch sie vergossen würde, der Sieg ihnen gewiß sei, so hatte ihr Dubois das Hauptbanner übergeben und sie an die Spitze der Angreifenden gestellt. Zum Unglück aber ward sie in dem ersten Anlaufe getödtet, das Banner sank, die Flanderer, durch diesen Umstand entmuthigt, geriethen in Unordnung. Dubois eilte herbei, stürzte sich mitten in die Feinde,

das verlorne Banner wieder zu gewinnen, wurde aber hierbei verwundet und mußte sich aus dem Gefechte bringen lassen. Ein panisches Schrecken ergriff nun die Flanderer, die von Brügge kehrten zuerst um und die Bretagner metzelten Alles nieder und gaben gleichfalls kein Quartier. Der Konnetable hatte auch während dem die Brücke beendet, kam aber erst an, als der Sieg schon errungen war. Comines wurde nun erstürmt und geplündert.

Das französische Heer zog nun gegen Ypern, wo die Bürger die Besatzung der Genter vertrieben und den Franzosen die Thore öffneten; alle die am Meere gelegenen Städte folgten ihrem Beispiele und unterwarfen sich dem Sieger.

Artevelde traf nun Anstalt, alle Streitkräfte eiligst im Lager von Rosebecque zusammen zu ziehen, die saumseligen Städte wurden unter Drohung aufgefordert, Mannschaft und Geschütz zu schicken; sie gehorchten und so befand er sich bald an der Spitze von 50,000 Mann und einer Menge Geschütz, während die Franzosen mit jedem Tage durch Krankheit und die Besatzungen der Städte geschwächt wurden und in den schlechten Wegen ihr Ge-

schütz nicht fortbringen konnten. Auch war der Muth der Flanderer durch das Gefecht bei Comines nicht gesunken, denn wo die Genter versammelt waren, da wehte immer das Siegespanier.

Dubois hatte sich ins Lager von Rosebecque bringen lassen und gleich nach seiner Ankunft schloß sich Artevelde zur Berathung mit ihm ein; Dubois, der die Macht der Franzosen gesehen, zweifelte, daß die städtischen Völker ihnen im offenen Felde würden gewachsen sein und gab deßhalb Artevelde diesesmal den klugen Rath, das französische Heer in der festen Stellung von Rosebecque nicht zu erwarten und das Schicksal Flanderns nicht auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht zu setzen. Der Winter ist vor der Thüre, zieht das Heer in die Städte zurück, so muß es in dieser Jahreszeit auseinander gehen und Ihr seid die Franzosen ohne Schwertschlag los. Aber Arteveldes Stolz machte ihn taub gegen diesen weisen Rath.

Glaubt Ihr, ich würde dem Felde den Rücken weisen, wie Ihr? Glaubt Ihr, eine elende Wunde würde mich bestimmen, das Schlachtfeld zu verlassen? sprach er, geht zurück nach

Gent, dort seid Ihr vor den Franzosen sicher, die Ihr so fürchtet; dort macht Euch auf die Verantwortung gefaßt, die Ihr mir über Euer Betragen in dem Gefechte von Comines zu geben habt.

Dubois schwieg und verbiß seinen Grimm; doch konnte er seine Wuth nicht ganz unterdrücken, rächen mußte er sich und war die Rache auch noch so klein. Bei ihrer letzten Zusammenkunft, als das französische Heer ihnen schon gegenüber stand, sagte er mit verstellter Theilnahme: Artevelde, habt Ihr auch meinen Rath in Hinsicht der Schlacht nicht beachtet, so hört doch jetzt auf die Warnung, die ich Euch zurücklasse: Hütet Euch vor dem Schwerte, das Euer Weib trägt, es könnte Euch gefährlich sein, denn es ist Walters von Enghien Schlachtschwert, mithin eine schlimme Vorbedeutung für Euch. Nun lebt wohl, auf Wiedersehen, entweder in dieser oder in jener Welt! So schieden sie, die so lange vereint zu einem Zwecke arbeiteten und doch gegenseitig feindlich gesinnt waren.

Artevelde hatte die letzten tückischen Worte Dubois wenig beachtet; zu sehr mit ernsteren Dingen beschäftigt, zu sehr das Wohl seiner

Vaterstadt am Herzen, wohl mehr noch sein eigenes, hatten ihn seine steten kriegerischen Beschäftigungen in dieser verhängnißvollen Zeit von Alice abgezogen, die nur mit Schauder den Grausamkeiten zusah, mit denen er jetzt wieder seine Macht übte. Alle Gefangenen wurden hingerichtet, bei dem geringsten Verdachte, bei dem geringsten Vergehen floß das Blut seiner Landsleute; 12 der in Courtray im Gefängniß sitzenden Bürger von Gent wurden hingerichtet und es schien fast, als ob mit dem Aufrollen der Fahnen die alte Blutgier noch furchtbarer aufgewacht sei. Ueberdies verstimmte ihn manche Widerwärtigkeit, denn eine unangenehme Nachricht folgte der andern, so daß er wieder ganz in die alte Rohheit, in das unfreundliche Betragen verfiel, wodurch er sonst Alice so wehe gethan hatte und sie jetzt dadurch ganz von sich entfernte.

Er versammelte am andern Nachmittage sämmtliche Hauptleute. Meine Freunde und Waffengefährten! redete er sie an, hoffentlich haben wir morgen einen heißen, aber schönen Tag; der König von Frankreich steht mit seinem Heere uns gegenüber und irr' ich nicht, so ist morgen der Tag der Schlacht. Kämpft

tapfer, denn Ihr streitet für die gerechte Sache, entsetzt Euch nicht vor den vom Haupt bis zum Fuß Bewaffneten, unsere Streitärte dringen durch ihr Eisen und unsere Schwerter spalten ihre glänzenden Helme. Zagt nicht, weil die Engländer uns verlassen haben, wir stehen nun allein und uns allein bleibt der Ruhm des Sieges. All' seine Kräfte hat der König uns entgegen gestellt, nichts, wodurch er sich verstärken könnte, hinter sich gelassen, als mit uns gleichgesinnte Städte, die uns für das vergossene französische Blut danken werden, denn es ist nur das Blut tyrannischer Herren oder feiler Knechte, nicht das Blut freier Männer. Deshalb schont Niemand außer den König, er ist noch ein Kind, das wir nach Gent führen müssen, ihn flammändisch sprechen zu lehren; aber alle Herzöge, Grafen und Herren haut nieder, Frankreich wird es Euch Dank wissen. Auch vergeßt nicht, wofür Ihr streitet und daß der morgende Tag entscheiden wird, ob Ihr freie Männer oder Sclaven seid. Und nun zeig' ich Euch noch die Thürme von Courtray, dort brachen unsere Altvordern schon einmal den Stolz der französischen Großen, folgt ihrem Beispiel!

Ich werde morgen mit den Gentern die Mitte nehmen, die Flüchtlinge von Comines, die von Brügge mein' ich, werde ich in die Reihen der Genter ſtellen, daß ſie an der Seite dieſer Tapfern kämpfen und ſiegen lernen und ſo dem franzöſiſchen Heere gegenüber ſtehen; Ihr von Ypern und den weſtlichen Städten, deren Städte ſchon in die Hände der Feinde gefallen ſind, werdet unter Atemann denen von Burgund gegenüber ſtehen; Ihr von Menin, Dornik, Aloſt und den nördlichen Städten unter Jan von Hogſtraten den Grafen und den flandriſchen Adel bekämpfen. Bleibt geſchloſſen, füllt ſchnell die Lücken aus, welche das Geſchütz in Eure Reihen machen könnte, dringt unaufhaltſam vor, blickt nach dem Löwen von Gent und folgt ſeiner Siegesbahn. Nun gebt zu Euerm Kriegvolke, ermuthigt ſie, ſorget, daß ſie ſich mit Speis und Trank zum Kampfe ſtärken und lebt wohl! — Nach der Schlacht hoffe ich, Euch ſiegekrönt wieder begrüßen zu können. Er verließ ſie und kehrte in ſein Zelt zurück, das an dem Abhange eines kahlen Hügels lag, von dem die Sage ging, es ſei das Grab irgend eines bataviſchen Anführers aus aller Zeit.

10.

Hier fand er Alice in frommer Andacht. Sie kniete vor einem auf ihrem Bettisch aufgestellten Mutter Gottesbilde und schien sein Kommen nicht zu hören. Endlich ward er ungeduldig und störte sie auf rauhe Weise, aber sie blieb in sich gekehrt, suchte die Einsamkeit und vermied selbst seinem Blicke zu begegnen. Bald verließ sie das Zelt und trat ins Freie; da nahte ihr ein Kriegmann: Edle Frau! raunte er ihr zu, Euch sendet Peter Dubois dies Briefstein. Seid Ihr meiner bedürftig, so könnt ihr mich stets finden, ich bleibe in Eurer Nähe.

Wer seid Ihr? fragte Alice mißtrauisch.

Ich bin ein Fischer von Brügge. — Mein Vater, meine Brüder waren unter den 1200, die Euer Gemahl enthaupten ließ, meine Braut ward an jenem Tage entehrt und irrt jetzt wahnsinnig umher. — Auf mich könnt Ihr rechnen! Dies sagend, entfernte er sich schnell.

Ich bedarf Deiner nicht, Unglücklicher! sagte Alice wehmüthig lächelnd, öffnete den Brief Dubois und las:

So eben erhalte ich den Befehl, Euern

Vater Roger Everwein, hinrichten zu lassen. Drei Tage will ich das Bluturtheil aufschieben. Leicht könnt Ihr in drei Tagen Euern Vater, Eure Vaterstadt retten und Walter von Enghien rächen; deshalb gab ich Euch sein Schwert.

Alice zerriß den Brief, Du bist barmherzig, Gott! sagte sie still vor sich hin, Du milderst meine Schuld durch sein Vergehen! Ich bin Deiner Verzeihung gewiß! Sie kehrte nach dem Zelte zurück, und da Artevelde eben so abgespannt war, wie sie, legten sie sich bald zur Ruhe.

Artevelde! von der Anstrengung des Tages erschöpft, schlief, trotz dem, daß die kommende Schlacht seinen Geist beschäftigen mußte; Alice aber floh der Schlaf, ihr Gemüth war zu bewegt, ihre Einbildekraft zu rege, um ruhen zu können. Sie stand leise von ihrem Lager auf, kleidete sich an, schlang den Epheukranz um ihr Haar, gürtete das Schwert um, ergriff ihren Dolch und trat ans Bette — Alice! rief eben Artevelde im Traum. — Sie schrak zusammen, stürzte hinaus und schritt den Hügel hinauf.

Es war eine stürmische Novembernacht, der

Wind trieb die dunkeln Wolken an der Mondscheibe vorüber, die nur bleich wie ein Nebelgeist durch die ziehenden Wolken schimmerte. In der Ferne flackerten, den Horizont erhellend, die Wachtfeuer des französischen Heeres, tiefe Stille herrschte im Lager der Flanderer, die nur das Rufen der Schildwachen unterbrach. Alice, das Schwert an ihrer Seite, doch ohne Helm und Panzer, stand mit wildflatternden Haaren auf dem sandigen Hügel wie eine Druide, die ihr Wehe über das Heer ausspräche und es der Vernichtung weihte. Sie hatte gehofft, die Nachtluft würde die Gluth in ihrem Innern kühlen, aber ihr Blut jagte immer noch die Pulse und ihre Seele war noch stets von traurig ängstlichen Bildern gequält; da wollte sie Trost im Gebet suchen, aber sie konnte nicht beten, sie konnte nicht auf ihren Knien ihr Herz zu Gott erheben; ihre Seele war tief betrübt, aber von wilden Gefühlen ohne Ruhe und Rast getrieben. Sie sprang wieder auf — Herr! sagte sie und streckte ihre Rechte nach den Wolken empor, Du hattest mich fromm und duldsam geschaffen, mein Herz hob sich in heiliger Andacht zu Dir, und die Welt

war mir nur der Vorhof Deines Paradieſes, meine Tage die Sproſſen der Himmelleiter, um zu dem ewigen Heile zu gelangen, meine Liebe nur das Vorgefühl Deiner ewigen Liebe. Da ſandteſt Du Deine Stürme über mich, mein Himmel umdüſterte ſich, meine Sonne verloſch, der Stern all' meiner Hoffnung ging unter und dennoch blieb mein Auge nach Dir auch durch Wolken gerichtet, mein Herz rein, mein Wandel fromm, meine Demuth groß. Da ließeſt Du das Ungeheure geſchehen! Sein blutiger Leichnam, ſeine klaffende Wunde riefen mich auf zur Rache, ich ſchwur, und mit dieſem Schwure ward es Nacht in mir, mein Glaube zerriſſen, das Vertrauen mir genommen und nun iſt meine Ruhe hin, unwiederbringlich hin! Bin ich denn nicht mehr Alice, Dein frommes Kind? Gott, mein Gott, warum ließeſt Du es geſchehen!

Ihr Haupt ſank, ihr Auge, von dem dunkeln Himmel abgewendet, ſtarrte auf die finſtre Erde; der Gedanke, aus dem Himmel der Seligen geſtoßen zu werden, wie ſie aus dem Himmel der Glücklichen geriſſen worden war, beugte ſie nieder: — Haſt Du denn

keine Thräne mehr für mich, Barmherziger? sagte sie dann wehmüthig, sind auch diese lindernden Tropfen mir genommen und darf mein Auge nur brennen wie mein Herz und sich nicht mit sanftem Thau erquicken? — Doch verzage nicht, Alice! rief sie ermuthigt, ich habe Gott befragt, habe das Lächeln der heiligen Mutter gesehn! Warum zag' ich noch, warum zag' ich, so nahe dem Ziele? Ja, Walter! fuhr sie auf und ihr Auge leuchtete wie der entwölkte Stern durch die Rabennacht, Ja, Dein Blut floß, auch das Seine fließe! Dein Haupt war gespalten, auch das Seine werde es; und ist es Sünde, wenn ich die Erde von einem Ungeheuer befreie, das sie mit Blut tränkt? Ist es Sünde, daß ich den Vater, so viele Edle, meine unglückliche Vaterstadt rette? Und schrieb der strenge Richter die That in mein Schuldbuch, was schadet es mir? Du bist sicher der Himmlischen einer, Du schwebst in die Wohnungen der Seligen und meine Sehnsucht, meine unaussprechliche, allgewaltige Sehnsucht nach Dir dräng' doch durch die Thore der Hölle und öffnete mir die Pforte des Paradieses; der Tod muß uns

vereinen! — Und somit sei es unabänderlich beschlossen, er falle!

Sie wandte sich, den Hügel hinab zu gehen, die grausame That zu vollbringen, da rief eine ängstliche und dennoch furchtbare Stimme von unten herauf: Alice!

Wer ruft mich? fragte sie erschrocken zusammenfahrend.

Wo bist Du? rief es noch einmal.

Auf dem Hügel, Artevelde! erwiederte sie, da sie vernahm, daß es die Stimme ihres Gatten war. Komm nicht herauf, hier ist es schauerlich und kühl, die Wachtfeuer der Feinde flackern hell in die Nacht, die Wolken jagen sich, als trieben sie Kurzweil mit einander und die Schildwachen wandeln gespenstig umher, wie Geister der Nacht.

Dem Weibe ziemt es nicht, in Sturm und Nacht umher zu irren! erwiederte er heftig: komm herab und folge mir ins Zelt. Er rief seine Diener, ließ Fackeln anzünden und trat hinein, Alice folgte ihm.

Was trieb Dich von meiner Seite? fragte er, sie bei der Hand nehmend und sie bis ins Innerste des Zeltes führend, was trieb Dich hinaus in die stürmische Nacht?

Die Unruhe, erwiederte sie gleichmüthig, ich konnte nicht schlafen, die Brust war mir beengt.

Treiben Dich auch böse Träume, grausige Gestalten vom Lager auf?

Nein! antwortete sie, meine bösen Träume verfolgen mich im Wachen, und die blutige Gestalt, vor der mir grauſt, steht beim Sonnenlichte vor mir.

Er schien ihre Worte nicht zu beachten, denn er sah, ohne ihr etwas zu erwiedern, ernst vor sich hin: ich hatte einen schweren Traum, sagte er nach einer Weile, ich träumte die Schlacht beginne, die Franzosen weichen, und, völlig geharnischt, wie am Tage von Schwalem, stelle sich mir Walter von Enghien entgegen und wolle mich in meinem Siegeslauf aufhalten; doch ich spotte der Erscheinung, meine Streitaxt spaltet ihm den Helm, die Rüstung rasselt nieder und ein Todtengerippe steht grinsend vor mir. Ich erschrecke, erwache, will Dich wecken und statt Deiner liegt das Gerippe neben mir. Ich springe auf, werfe meinen Mantel um, fasse nach meinem Schwerte und langsam, aber immer die hohlen Augenhöhlen auf mich gerichtet,

mit

mit der klappernden Hand auf den gespaltenen Schädel zeigend, hebt es sich vom Lager empor. Mich schaudert, ich fühle mein Blut erstarren, mein Haar sträubt sich, ich eile hinaus, der Todte folgt mir mit seinen Gebeinen rasselnd, und als ich am Eingange des Zeltes Muth fassend mich umschaue, stehst Du hinter mir und zerrinnst in Nebel, da ich nach Dir greife.

Grausig! sagte Alice vor sich hin.

Ja wohl grausig, wenn es auch nur ein tückischer Traum war. Aber oft schicken die finstern Mächte dem Menschen böse Träume, um seinen Muth zu tödten und ihn mit Furcht zu umstricken; oft sollen auch die Engel, welche dem Menschen zur Seite stehen, im Traume ihn warnen. Begegnete Dir das nie?

Nein! erwiederte Alice zerstreut, mein Herz war bisher immer mein warnender Engel, aber seit Kurzem schweigt es.

Einen Becher Wein! rief er nun mit lauter Stimme; ich will meine Thorheit mit dem Wein hinunterschlürfen, und das Gespenst soll meinen Muth nicht mehr zügeln, ich will es

auffordern, mir heute, beſſer noch morgen in der Schlacht zu erſcheinen.

Thut das nicht, Artevelde! warnte Alice, er aber leerte den Becher und befahl noch einen zu bringen.

Warum ſollt' ich nicht? ſagte er wildlachend, ein Traum überraſcht mich nicht mehr, denn ich lege mich nicht wieder zur Ruhe, und wenn erſt die Kriegmuſik beginnt, das Schlachtgewühl mich umtönt, die Schwerter klingen, und die Streitaxt, dieſer Hammer des Todes, auf die ehernen Harniſche fällt, dann ſteht der Tod in ſo mancherlei Geſtalt vor mir, daß er mir auch als Gerippe nicht mehr grauſig erſcheint. — Wein! rief er von Neuem, ich muß ſeinen rothen Saft hinunter jagen, als wär' es die Neige des Lebens, als wär' er das Blut meiner Feinde! Er leerte noch einen Becher, dann verſank er in Nachdenken, auch Alice, die ihm gegenüber ſaß, war ernſt und in ſich gekehrt und ſtörte ihn nicht. So ſaß er eine Weile faſt bewegunglos, dann ſtützte er das Haupt auf das Gefäß ſeines Schwertes, ſtarrte und ſprach vor ſich hin: Was iſt denn das Leben anders, als ein mühevoll durchlebter Tag

und der Tod anders als der Schlaf, der uns dann überrascht und die Augen schließt? — Am Morgen erwachen wir wieder und ein neuer Tag beginnt und ein Leben, das wir noch nicht kennen; höchstens bleibt uns die Erinnerung von dem, was da war und weiter nichts! Und fänd' ich den Tod in der Schlacht, was verlör' ich mit dem Leben? Wenig, bei Gott wenig! Meine Macht kann nur sinken, nicht mehr steigen, mein Ruhm ist groß und ihn bekränzte dann der Siegestod. Mein Weib? — Der Rausch der Leidenschaft ist ausgeschlafen, und will ich Thor zuweilen auch von Neuem zu schlummern beginnen, so rasselt er mit seiner schwarzen Rüstung oder seinem weißen Todtengebein hinter mir und ich sehe mein Weib in seinen Armen!

Bei diesen Worten sprang Alice erschüttert auf und das Schwert an ihrer Seite rasselte nieder; da erschrak auch er, fuhr aus seinen Träumen auf und faßte hastig nach dem Schwerte. Ha! rief er, es hoch in die Höhe haltend: Bist Du es? Komm Walter von Enghien, komm gespenstiger Unhold, der im Leben wie im Tode meine Ruhe stört, komm

und entreiß mir das Schwert, wenn Du Muth haſt! Ringen will der Lebende mit dem Todten, komm herauf aus Deiner Grabesnacht, wenn die Pforten des Todes Dir nicht verſchloſſen ſind; ich ſpotte Dein! Du kommſt nicht? rief er höhniſch lachend, während Alice vor Schauder bebend vor ihm ſtand; hat Dich der Hieb meiner Streitaxt für ewig ſchlafen gelegt, hat Dich der Tod gebrochen, wie meine Fauſt dies Schwert bricht? — Blick' her, Alice! rief er, das Schwert zerbrechend, ſo ſpotte ich Deiner Reliquien! Er warf das Schwert ihr zu Füßen: Da nimm das Zertrümmerte, heb' es auf, drücke es an Deine Lippen, treibe Abgötterei mit dem Todten, ich gönne es Dir! Meine Liebe iſt verraucht, die wilde Flamme hat ſie zu Aſche gebrannt und die übergebe ich den Winden.

Alice hob ruhig das zerbrochene Schwert auf: ich werde thun, wie Ihr befahlt, mein Gemahl, ſprach ſie kalt, Gott hat jetzt durch Euch zu mir geſprochen, ſein Wille geſchehe! ſagte ſie freudig.

Was ſehe ich hier für ein Amulet an Deinem Halſe? fragte er jetzt, kabaliſtiſche Zei-

chen ſtehen darauf. Iſt das vielleicht der Zauber, mit dem Du mich bethörteſt?

O! wär' es dies geweſen, längſt hätte ich es ſchon von mir geworfen und den unglücklichen Zauber gelöſt, ſagte ſie bitter, nein, dies Amulet hat nur Zauber für mich, denn er trug es auf ſeiner edlen Bruſt! Da, nehmt und vernichtet es, heut' opfre ich der kurzen Lebensſtunde noch Alles!

Artevelde beſah das Amulet: Tand, womit der Aberglaube ſpielt! ſagte er und warf es verächtlich weg, ich ſollte Dich für Deine Frechheit ſtrafen, fuhr er fort und warf einen zornigen Blick auf ſie, Du ſcheinſt mir trotzen zu wollen; doch ich verſpare es bis morgen, aber — horch! fuhr er auf, hörſt Du nicht den Schlachtruf der Franken? Mon Joye, St. Denis! tönt es von ihrem Lager herauf! Dies ſagend, eilte er hinaus. Aber ſtill war die Nacht; nur der Sturm heulte den Schlachtruf, nur die Wolken jagten heran. Da ſchritt er den Hügel hinauf und ſchaute um ſich. Hell flammten die Wachtfeuer der Feinde, in tiefer Ruhe lagen die Flanderer und nur hie und da ſchritt zwiſchen den Feuern eine dunkle Geſtalt umher. Da ſetzte ſich Artevelde auf

einen Stein und versuchte den morgenden Schlachtplan zu ordnen; aber sein finstrer Geist störte stets seine Gedanken und er hatte lange mit ihm zu kämpfen, bis er die Schlachtlinie vor sich sah und sein Geist mit raschem Fluge die Linie ordnete.

Alice war indessen im Zelte zurückgeblieben, hatte das Amulet von der Erde genommen und es neben das zerbrochene Schwert gelegt. Was bedarf ich noch Eurer? sagte sie heiter lächelnd, morgen bin ich ja bei ihm, morgen bin ich am Ende meiner rauhen Bahn! da traf ihr Auge die Streitart Arteveldes, die neben seiner Rüstung hing, sie nahm sie herab, besah die rostigen Flecke, küßte sie und hing schnell eine andere, ihr ähnliche, die sie unter seinem Waffengeräthe fand, an deren Stelle. Ja, Du sollst es sein! sprach sie, nun so will ich auch seinen Dolch zu den übrigen Reliquien legen und mich von Allem trennen, was mir von ihm blieb, nur nicht von Dir, Unvergängliche, von Dir, heilige Erinnerung, die ich im thörichten Wahne von mir reißen wollte, die aber zu treu war, um mich Unglückliche zu verlassen. Als sie jedoch den Dolch zu den andern hinlegen wollte, steckte

ſie ihn raſch wieder zu ſich; nein, nein! rief ſie, von Dir kann ich mich nicht trennen, Du mußt mein bleiben bis zum Tode! Sie küßte noch einmal die blutigen Flecke der Streitaxt und verbarg ſie dann ſorgfältig.

11.

Indeſſen brach der Tag heran. Es war ein feuchter, neblichter Tag, die Strahlen der Sonne vermochten nicht, durchzudringen, wohl aber das Schmettern der Trompeten, welches die Völker unter ihre Fahnen rief. Artevelde trat jetzt aus ſeinem Zelte, der prächtige Waffenrock, den er in der Schlacht von Brügge getragen, deckte ihn heute nicht, einfach, wie ein gemeiner Krieger gerüſtet, beſtieg er, die Streitaxt in der Hand, jedoch nicht ſeine alte Glücksgefährtin, ein frieſiſches Roß, das er bei der Zerſtörung von Male erbeutet hatte. Auch Alice, den Helm auf dem Haupte, ein kurzes Schwert und Walters Dolch an der Seite, beſtieg ihren Zelter und begleitete ihren Eheherrn; ein Diener, die Streitaxt an ſeinem Sattel hängend, folgte ihr. So durch-

ritt ſie die Reihen der Krieger mit Artevelde, der jedem Haufen ſeinen Platz anwies, das Volk zum muthigen Kampfe anfeuerte und ſie an das Blut ihrer Väter, das ſchon in Strömen für ihre Freiheit gefloſſen ſei, erinnerte. Wenn heute die Sonne untergeht, rief er ihnen zu, ſo ſeid Ihr Sieger und freie Männer, oder überwunden und Leibeigene des Adels; wählt, Euer Muth entſcheidet! Die von Brügge ermahnte er, die Scharte von Comines auszuwetzen; wendet Ihr auch heute dem Feinde den Rücken, ſagte er mit furchtbarem Ernſte, ſo wendet auch dem Vaterlande den Rücken, denn Ihr würdet dann verbannt aus Flandern und geächtet aus Eurer Stadt. Ihr aber Bürger von Gent!« ſprach er zu dieſen, als er an ihren dichtgeſchloſſenen Reihen herunter ritt: Euch erinnere ich nur an Euern alten Ruhm, zeigt Euch auch heute Eurer werth. Gedenkt meines Vaters, Jakob Arteveldes, und verſprecht mir, mit mir zu ſiegen oder zu ſterben! Ein lauter, freudiger Zuruf gab ihm die Verſicherung ihrer Treue. Nun ſtieg er vom Pferde, denn zu Fuß wollte er an ihrer Spitze fechten, ſtellte 800 Freiwillige, die

aus den Chaperons genommen waren, vor sich auf, er selbst aber nahm seinen Platz vor seiner Leibwacht, Alice, die Streitaxt in der Hand, stand ihm zur Seite, und so rückte er auf die Anhöhe, welche man in der dortigen Gegend den Goldberg nennt.

Hier gab er das Zeichen zum Gebet und während die Trompeten des Feindes schmetterten und zum Angriff bliesen und der Schlachtruf: Mon Joye, St. Denis! mit furchtbarem Gebrüll erscholl, sanken die Flanderer auf ihre Kniee, beichteten Gott ihre Sünden und weihten sich dem Tode.

Die Franzosen rückten nun durch den Nebel verdeckt heran. Sie hatten ihre Schlachtordnung verändert, in der Mitte stand jetzt das französische Fußvolk und die vom Adel, welche zu Fuße fochten, vor ihnen zog die Vorhut aus burgundischem und bretagnischem Adel, auf der linken Seite standen die von Burgund, auf der rechten die von Flandern und Artois, auf den beiden Flügeln aber die Gensd'armen, der Kern des Heeres. Die Schlachtordnung der Franzosen war nicht so tief als die der Flammänder, doch überflügelten sie sie auf beiden Seiten.

Als das Gebet beendet war, die dunkeln Massen der Feinde am Fuße des Goldberges durch die Nebel sichtbar wurden, gab Artevelde dem Geschütz das Zeichen zum Feuern — die Franzosen rückten aber unaufhaltsam vor. Nun befahl er den Gentern in die Feinde einzubrechen; keilförmig war der Angriff. Die 800 Chaperons an der Spitze, setzte sich die ganze Schlachtordnung in Bewegung, das Geschütz schwieg. Die Chaperons stießen zuerst auf den bretagnischen Adel, ein mörderisches Gefecht begann, die Flanderer mußten weichen; da drang Artevelde in dichtgeschlossener Masse langsamen Schrittes vor, drückte die Ritter zurück und drang in die Glieder des königlichen Fußvolks ein. — Seht Ihr den schwarzen Ritter dort? raunte ihm in diesem entscheidenden Augenblicke Alice zu, auf einen Ritter in schwarzer Rüstung zeigend. Ich sehe ihn wohl! erwiederte Artevelde, und wär' es der Teufel selbst, spotte ich hier seiner! Dies sagend, drang er auf ihn ein, spaltete ihm mit seiner Streitart Helm und Haupt, der Ritter sank in seinem Blute schwimmend zu seinen Füßen; die Franzosen wichen. Gent, Gent! ertönte es jetzt von

allen Seiten. — Mir nach! rief Artevelde, der Sieg ist unser! Da faßte Alice, die Flucht der Feinde gewahrend, mit beiden Händen die Streitaxt: vergieb mir meine Schuld, Herr des Himmels und gieb mir Kraft! rief sie, als der Brügger, der ihr den Brief gebracht, sie ihr entriß: — Ich treffe besser! rief er und traf mit solch mächtigem Schlage Artevelde über den Helmkragen, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Die Seinen stutzten, ihr Muth war beim Anblick ihres fallenden Führers gebrochen, die Feinde benutzten den Augenblick, sammelten sich, auch überflügelte zu gleicher Zeit die Reiterei die Flanderer, drangen in ihre Reihen ein, und obgleich diese sich wie Verzweifelte wehrten, trieb der flandrische Adel die von Menin und Courtray in die Flucht. Von allen Seiten umzingelt, flohen auch die Brügger, die von Gent mußten weichen, die Flucht war allgemein.

Aber die Sieger verherrlichten ihren Sieg nicht durch Milde, tausend der Flüchtigen sanken unter ihrem Schwerte, sie verschonten keinen und würgten mit beispielloser Grausamkeit.

12.

Als der junge König am Abend, von seinen Ohmen und dem Grafen von Flandern begleitet, über das Schlachtfeld ritt, sagte der Graf, als er die dichten Reihen der Chaperons liegen sah, welche die Schlacht wie eine dichte Saat gemäht hatte, hier standen die Genter, hier muß auch Artevelde liegen, wenn Gottes Gerechtigkeit ihn strafte. Man suchte nun überall, konnte ihn aber nicht finden. Endlich sah man einen noch lebenden, schwer Verwundeten, ihn fragte der Graf, ob er von dem Schicksale Arteveldes nichts wisse, da zeigte der Verwundete auf den todten Feldherrn, der neben ihm lag. Dort liegt er, sagte er, vor dem Ihr so viele Jahre gezittert habt, doch Ihr habt ihn nicht geschlagen, Gott schlug ihn durch Meuchelmord!

Und neben ihm sah der Graf einen Leichnam liegen, der aus einer Herz-Wunde blutete und einen Dolch noch in der krampfhaft

geschlossenen Hand hielt. Gerechter Gott! rief er und nicht auf die Gegenwart des Königs und der Fürsten achtend, sprang er vom Rosse, erfaßte den Dolch und besah ihn aufmerksam. — Ja, es ist Walters von Enghien Dolch, den ich ihm gab, und dies — ist sicher Alice Everwein! Er nahm den Helm von ihrem Haupte und die bleiche Lilie lag gebrochen da, der Tod, den sie selbst herbeigerufen, hatte ihre Leiden geendet, den Zwiespalt des Innern gelöst.

Der junge König, der lange die Riesengestalt des furchtbaren Mannes, vor dem die Fürsten gezittert, mit ernstem Auge betrachtet hatte, wandte bei diesem Ausruf den Blick nach Alice — bei Gott und St. Denis! sprach er, es ist schade, daß solch' holdes Frauenantlitz hier unter dem wilden Kriegsvolke liegt. Hüllt sie in einen Teppich und tragt sie zur nächsten Kirche, daß sie dort in geweihter Erde ruhen möge! Und als er die Geschichte ihres unglücklichen Lebens erfuhr, befahl er den Troubadours seines Hofes, den Tod Alice Everweins zu besingen. Noch lange sangen die Troubadours der Pro-

vence, wenn sie die Herzen der Frauen rühren wollten, das Lied von Alice.

Der Graf, Roger Everwein hochachtend, sandte ihm am andern Tage die Leiche seines Kindes. Der Vater ließ sie in St. Bavons-Kirche, am Fuße des Altars der heiligen Mutter, neben Walter von Enghien begraben, damit sie doch im Tode vereinigt ruhen möchten.

Den Körper Arteveldes befahl der Graf den Thieren zu übergeben, aber sein Eidam und Erbe, der Herzog von Burgund, ließ ihn heimlich wegbringen, sandte ihn in der Stille den Gentern, und erwarb sich damit ihre Liebe und Dankbarkeit.

So endete Alice, so beschloß ein Engel an Güte und Milde blutig seine dornenvolle Erdenbahn. Vergebe ihr Gott! —

13.

Die Franzoſen nahmen, ſtatt die erſte Beſtürzung zu benutzen und auf Gent vorzurücken, Courtray ein, wo in der Kirche noch die goldnen Sporen der in jener Schlacht erſchlagenen franzöſiſchen Ritter als Siegeszeichen aufgehangen waren und verbrannten die Stadt, halfen dem Grafen Brügge und mehrere andere Städte erobern und zogen dann nach Frankreich zurück. Die Empörung war mit Strömen Bluts geſtillt und ganz Flandern, mit Ausnahme Gents, ſeinem rechtmäßigen Herrn unterworfen. Aber dieſe Stadt verlor durch alle dies den Muth noch nicht, widerſetzte ſich ſtandhaft und zog die Engländer zu ihrem Schutze herbei. Der Graf Ludwig von Flandern konnte ſeinen Schwur erfüllen, ihnen nie zu verzeihen, denn er ſtarb ein Jahr nach der Schlacht von Roſebecque, und erſt mehrere Monate nach ſeinem Tode ſchloß Roger Everwein mit ſeinem neuen Oberherrn, Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, für ſeine Va-

terſtadt einen ehrenvollen Frieden, der unter manchen milden Bedingungen, eine allgemeine Amneſtie enthielt. Peter Dubois benutzte ſie und zog mit ſeinen aufgehäuften Schätzen nach England.

Die

Belagerung von Antwerpen.

---

2. Sam. XX. V.

In ihrem Zimmer saß Ignez Nunez, einsam, den Kopf auf ihren Arm gestützt, und blickte hinaus in das weite Bett der tosenden Schelde. Da öffnete sich die Thür; ein Landmann trat herein, sah spähend im Zimmer umher, reichte ihr ein Briefslein, und schlich sich geheimnißvoll wieder fort.

Ignez öffnete den Brief, ihre Hand zitterte wie sie die Unterschrift las. Da trat finster und in sich gekehrt Federico Gianibelli, ihr Gatte in das Zimmer; sie ging ihm entgegen und reichte ihm schweigend das Schreiben.

Von Deinem Vater? murmelte Gianibelli und las:

Du bist Deinem Vater, Deinem Glück entflohn. Sein Fluch verfolgte Dich über

das Meer, als Du am Thore der Ketzer-Königin eine Zuflucht suchtest, sein Fluch trifft Dich hier, wo Dein sündhaftes Herz Dich an den Verräther kettet, der seinem Gott, seinem Fürsten ungetreu, für die ketzerischen Rebellen kämpft. Kehre zurück! — Auf dem Fort Santa Maria weht Deines Vaters Fahne, welche ihm der tapfere Herzog, dessen großes Herz noch immer für die Sünderin schlägt, großmüthig anvertraute. Verzeihung wartet Deiner.

Fernando Nunez.

Stumm faltete Federico den Brief zusammen, und fragte, Ignez ernst und forschend anblickend: Woher kam Dir dieses Schreiben? Sie erzählte ruhig die geheimnißvolle Art, mit welcher sie es empfangen hatte; er verließ schweigend das Zimmer.

Ignez Nunez war die Tochter eines unbemittelten Spaniers, der das Krieghandwerk mit wenig Glück getrieben und mit ihm nach Madrid gekommen war, um Kriegdienste unter Alexander, Herzog von Parma, der die spanische Armee in den Niederlanden befehligte, zu suchen. Der Zufall wollte, daß der

Herzog dieſes ſchöne Mädchen im Prado ſah. Nicht gleichgültig gegen weibliche Reize, noch weniger gegen die Vorzüge eines treffſichen Geiſtes, erglühte die Liebe in der Bruſt des jugendlichen Helden.

Der Geiſt eines Farneſe, ergreift nie etwas leicht. Sinnlichkeit, von den ſchönen Formen ihres Körpers erweckt, hatte ihn zu dieſem ſchönen Mädchen hingezogen, Hochachtung aber und wahre Liebe durchbebten ſeine Bruſt, als er die edle Würde des Mädchens bewundern mußte, mit welcher ſie ſeine Bewerbungen zurückwies, und ihn ahnen ließ, daß dem Helden vielleicht geworden wäre, was dem Prinzen verſagt wurde — ihr edles Herz. Die Leidenſchaft wurde glühender, je mehr Widerſtand ſie fand.

Der Vater, von dieſen Verhältniſſen ſein Glück erwartend, unterſtützte des Prinzen Bewerbungen, der nun täglich ſobald die Nacht einbrach, nach der kleinen Wohnung des Kriegers ſchlich, doch immer mit beſcheidener Zurückhaltung — dem ſichern Merkmale reiner Liebe — ſich Ignez näherte. So heimlich aber auch dieſe Beſuche machte, ſo wenige Vertraute er auch in ſein Geheimniß

eingeweiht hatte, entging es doch den spähenden Blicken von Philipps Spionen nicht; und eine ernste Weisung des Königs machte den Prinzen vorsichtiger und seine Besuche seltener. Doch über Parmas Herz konnte der kalte Philipp nicht gebieten, und dieser Zwang gab der immer mehr wachsenden Neigung noch mehr Nahrung.

Unter den nähern Umgebungen des Prinzen befand sich auch ein junger Italiener aus Mantua, Federico Gianibelli, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, welcher trotz seiner Jugend sich schon als ein trefflicher Ingenieur in dem niederländischen Kriege ausgezeichnet, und sich die Gunst des Herzogs in einem hohen Grade erworben hatte. Alles Gigantische, alles Große hatte für ihn Reiz, nur das Gefährliche war ihm willkommen. Aehnlichkeit der Charaktere, und das so häufige Zusammentreffen der Ideen hatten ihn dem Herzog nahe gebracht, hatten Gianibelli bestimmt, diesem zur Belagerung Antwerpens nach Flandern zu folgen.

Aber auch auf den geheimen Wanderungen der Liebe war er des Herzogs Begleiter und Vertrauter. Hier sah er Ignez Nunez, sah die-

se schöne Spanierin, wie sie nicht unempfindlich gegen die männlichen Vorzüge des Helden, mit Stolz und Würde seine Bewerbung zurückwies, sah wie sie den Drohungen ihres Vaters eben so fest widerstand, wie den Bewerbungen des liebenden Fürsten, und er konnte ihr seine Bewunderung nicht versagen. Auch Ignez fühlte sich zu dem kräftigen Manne hingezogen, und unbemerkt begegneten sich ihre Herzen.

Eines Abends, wo Gianibelli, ohne noch seine Liebe zu ahnen, in innigem traulichem Gespräch mit ihr versunken, allein neben ihr auf dem Zimmer saß, trat unvermuthet Alexander herein. Verlegen ging Gianibelli dem Herzog entgegen, während Ignez von dem Augenblick überrascht, unbedachtsam in ein Nebenzimmer entschlüpfte.

Die Blume, die Alexander Farnese liebend pflegt, steht durch ihn zu hoch für eine gemeine freche Hand! — sagte der Herzog erzürnt. — Ihr könnt gehen!

Gianibelli ging, Rache und Wuth im Herzen. Von diesem Augenblick an trat sein Verhältniß zu Ignez vor ihn. Der beleidigte Stolz erweckte die schlummernden Gefühle

seines Herzens. Der Drohung des Herzogs, so wie dessen Ungnade spottend, die er von diesem Tage an deutlich aus allem erkennen mußte, faßte er mit mächtigem Willen den kühnen Entschluß, der Nebenbuhler Alexander Farneses zu werden. Liebe, die er jetzt erst erkannte, die er früher kaum geahnt hatte, mächtig aufgeregt von seinem Ehrgeiz, ließ ihn alles wagen.

In der Blüthe der Jugend, geschmückt mit männlicher Schönheit, ausgerüstet mit dem alles mit sich fortreißenden Feuer der kühnsten Phantasie, trat er in die Schranken neben seinen Fürsten, und bot nun offen sein Herz und seine Hand, er bot die Gluth einer reinen Liebe, einer ewigen Treue.

Auch Ignezens Busen klopfte stärker, wenn Gianibelli an ihrer Seite stand. Er war bis jetzt der einzige Mann, der sie mit sympathetischem Zauber gefesselt hatte. Mit der Gluth der ersten Liebe einten sich ihre Herzen. Dem wachsamen Auge des Vaters entging diese Neigung nicht lange, die seine Pläne, seine Hoffnungen zerstören konnte; auch Parma durchschaute das mühsam verborgene Geheimniß. Federico kannte den Herzog zu gut, er

kannte seine eiserne Beharrlichkeit und fühlte nun wohl, daß er von der Zeit und den Verhältnissen nichts für seine Liebe zu erwarten habe, und nur schnelle Flucht sie retten könne.

Von ihrem Vater bestürmt, des Herzogs Macht und Leidenschaft fürchtend, von Federico unwiderstehlich fortgezogen; willigte Ignez nach kurzem Widerstand ein; sie flüchtete mit ihm nach St. Ander, von wo ein Schiff sie nach England brachte.

Die Neigung, die Gianibelli einst zum Herzog von Parma hingezogen hatte, die Liebe und Bewunderung, mit welcher er an ihm gehangen, die hohe Achtung für den gewaltigen Helden, hatte des Herzogs bittrer Hohn, hatte die Liebe in Haß verwandelt. Zur Eroberung Antwerpens durch seine Talente mitzuwirken, war Gianibelli früher durch seinen Ehrgeiz getrieben worden, jetzt trieb ihn die Rache zu Antwerpens Vertheidigung.

Der Königin Elisabeth war er als ein verdienter genialer Soldat willkommen, sie unterstützte ihn mit Geld und gab ihm ein Empfehlung-Schreiben an den Prinzen von Oranien, welcher ihn als einen, ihm schon längst bekannten talentvollen Mann mit Freu-

den aufnahm. Hier machte er die Bekanntschaft des tapfern Marnix von St. Aldegonde, Bürgermeister von Antwerpen, und eilte mit diesem und seiner ihn bis zur Anbetung liebenden Gattin nach Antwerpen, mit dem festen Entschlusse, in diesem Kampfe, wie in der Liebe den Farnese zu besiegen, oder unter den Trümmern der Stadt sich zu begraben.

Mit hoher Erwartung, mit kühnem flammendem Muthe betrat er an St. Aldegondens Seite die Stadt. Fest auf die Hülfe von außen vertrauend, die ihm der Oranier zugesagt, fest vertrauend auf die seeländische Flotte, mit welcher ihm die Schelde eine freie Verbindung zu sichern schien; noch fester aber auf die Hülfquellen bauend, die ihm Muth und Genie darboten, zweifelte er keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgang des Kampfes.

Doch an dem Tage, an welchem Liefkenhoek, diese so bedeutende Schanze auf der Insel Doel, welche die freie Schifffahrt auf der Schelde deckte; in die Hände der Spanier gerieth, sank auch der Retter des Vaterlandes, Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord; mit ihm die schönsten Hoffnungen der treuen Vertheidiger der Freiheit.

Auch Gianibelli fühlte nun wohl, daß das Unglück mit rächendem Arme, auch in das Gebäude seiner Hoffnungen eingreifen und es zertrümmern könne. Mehr aber als alles dies verstimmte ihn der Geist von Antwerpens Bürgern, die kaufmännisch alles nur nach ihrem eignen Vortheil berechnend, nie zu großen Aufopferungen bereit waren und immer zagend, seine hohen Pläne als Chimären verwarfen.

Alexander von Parma, dem schon früher Kundschaft geworden war, daß Gianibelli von Ignez begleitet, sich zur Vertheidigung der Stadt in Antwerpen geworfen hatte, fühlte bei dieser Nachricht einen doppelten Reiz, sein Heldenwerk, die Eroberung dieses Bollwerks von Brabant und Flandern zu beginnen. Im Kriegfach fast von allen seinen alten Generalen Widerspruch findend, hob er sich kühn über alle Hindernisse und Gefahren hinweg, die sich seinem durchdringenden Blick bei der Belagerung Antwerpens überall zeigten, und er begann von Liebe, Rache und Ehrgeiz getrieben, das Riesenwerk mit Riesenkraft.

Da er trotz der Einnahme von Liefkenhoek seinen Zweck, die Schelde der Seeländischen

und Antwerper Flotte zu verschließen, durch Telignys tapfere Vertheidigung des auf dem brabantischen Ufer des Flusses gelegenen Forts Lillo vereitelt sah, entwarf er den kühnen Plan, durch eine Brücke den Strom zu sperren. Er ließ zwischen Kallao und Ordon, da wo die Schelde eine Krümmung bildet, an beiden Ufern, die Forts Santa Maria und Sant Philipp aufführen, um die Arbeiter an der zu bauenden Brücke zu schützen. Die größten Schiffe mußten ihre Masten hergeben, die in den siebzig Fuß tiefen Fluß gerammelt wurden, um ein Pfahlwerk zu bilden, das künstlich an einander befestigt, den tobenden Fluthen und den sich heran wälzenden Eismassen widerstehen konnte. Den noch offenen Zwischenraum füllte eine Schiffbrücke aus, wozu er die Schiffe nach der Eroberung von Gent von dort herkommen ließ; hierzu mußten Schleußen geöffnet, das Land unter Wasser gesetzt und so diese Schiffe von dort her in die Schelde geführt werden.

Während nun der hohe Geist Parmas, sein Heldensinn und seine Eifersucht, diese Riesenarbeit im Angesicht Antwerpens vollführte, rastete auch Gianibellis kühner schaffender Geist

nicht. Die Festungwerke wurden vermehrt, weit hinaus starke Schanzen aufgeworfen, daß keine feindliche Kugel die Ruhe der Bürger stören konnte, und alles in Vertheidigungsstand gesetzt. Aber nicht die gewöhnlichen Mittel allein, die jeder tapfere, jeder kluge Soldat auch ergriffen haben würde, konnten Antwerpen retten; die Schelde mußte wieder geöffnet, die Brücke zerstört werden. Wenn auch seine richtig berechneten Entwürfe, die nur von einem kühnen Geiste, gleich dem seinigen ganz beurtheilt und gefaßt werden konnten, von dem egoistischen kleinlichen Sinn der Bürger Antwerpens nicht verstanden wurden, so war doch St. Aldegondens Scharfblick zu sicher und sein Einfluß damals noch bedeutend genug, ihm wenigstens zum Theil, die Mittel zu verschaffen, seine Pläne auszuführen, und Gianibelli erhielt 2 Schiffe, jedes von 100 Tonnen, und eine Anzahl platter Fahrzeuge zu seinem Plane.

In dieser Epoche, eben als die Nachricht, daß die Brücke beendet sei, in Antwerpen eintraf, und dort alle Gemüther beunruhigte, hatte Ignez den Brief ihres Vaters erhalten,